I

HORATII

Als
eines wohlerfahrnen
Schiffers,
treu-meynender Zuruf
an alle Wolſianer;
Entworfen
von
X. Y. Z. dem Jüngern.

II

Sendſchreiben

eines ANONYMI aus Anſpach,
An einen
Fränkiſchen Cavalier,
Darin berichtet wird,
Was ſich ohnlängſt mit Herrn X. Y. Z. dem
Jüngern zu getragen, als derſelbe wegen der
Lehre von der BESTEN WELT
zur Verantwortung gezogen worden.

Gedruckt im Jahr MDCCXL.

Vorbericht.

Wofern der geneigte Leſer etwa zu wiſſen verlangen ſollte, warum die erſte von denen in gegenwärtigen Tractätlein enthaltenen zwo Schriften, von neuen gedrucket worden, ſo dienet darauf zu beliebiger Nachricht, daß der Verleger derſelben vornehmlich durch zweyerley Uhrſachen dazu bewogen worden:

Er hat eines theils bemerket, daß der Ausgeber der erſten Auflage, den Namen des Verfaſſers, nehmlich des Ehrwürdigen S. T. Herrn Magiſtri *X. Y. Z.* NB. des **Jüngern** auf dem Titul-Blatte weg gelaſſen, und ihn dadurch der Ehre, in der Gelehrten Welt gleich ſeinem ältern Herrn Bruder, bekannt zu werden beraubet hat:

Andern theils aber ſtehet er in den Gedanken, die zweyte dieſer beyden Schriften, ſo er dem gemeinen Weſen vor zu enthalten, ſich ein Gewiſſen gemachet, werde von den wenigſten recht verſtanden werden, wann ſie die erſtere, durch welche die andere veranlaſſet worden, nicht zugleich mit vor Augen hätten.

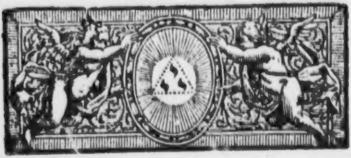
Anbey aber wird der geehrte Leſer geziemend erſuchet, obgedachte beyde Gebrüdere nicht etwa vor eine Perſon zu halten, ſondern verſichert zu ſeyn, daß ſie, ungeachtet ihres faſt gleichförmigen Naturels, perſöhnlich von einander unterſchieden, und nicht einmal an einem Orte anzutreffen ſind, wie dann auch der Aeltere (ich meine den bekannten reſpectivé Vertheidiger und Lob-Redner des (S. T.) Herrn Magiſter Siewers, des weiland ſo berühmten Herrn Profeſsor Philippi, und der geſamten elenden Scribenten:) ob er ſich gleich Reverendi Miniſterii Candidatum in Nieder-Sachſen nennet, bishero meines wiſſens keinen gradum Academicum angenommen hat; Dahergegen

Vorbericht.

Herr Magiſter X. Y. Z. der **Jüngere** bereits vor etlichen Jahren als Meiſter der freyen Künſte, in Nieder-Schleſien, und ſeit einem halben Jahre als Prediger zu N. in dem ganzen Anſpachiſchen Lande bekannt iſt.

HORATII
als
eines wohlerfahrnen
Schiffers
treu-meynender Zuruf
an alle Wolfianer,
In
Einer Rede
über die Worte der XIV. Ode
des 1. Buchs Horatii betrachtet.
Wobey
zugleich die neuere
Wolfiſche Philoſophie
gründlich wiederlegt wird,
von
X. Y. Z.
dem Jüngern.

Anno MDCCXL. Menſ. Februarii.



Hor. Lib. I. Od. XIV. v. 1. ſeq.

Wo denkſt du hin? ſoll dich des Wetters Macht
Aufs neue nun in Sturm und Wellen führen?
Armſeelig Schiff! nimm deinen Port in acht;
Sonſt wirſt du Steur und Ruder bald verliehren!
Dein Maſtbaum wird in kurzem brechen müſſen,
Die Stangen und die Seegel ſind zerriſſen.

Wohin ihr **böſen Leute**? Mit dieſem Zurufe, allerſeits hochzuehrende Herren, ſuchte vormals Horatz den aufrühriſchen und blutdürſtigen Römern das Mordſchwerdt aus den Händen zu winden; und ſie zum Frieden und zur Einigkeit anzumahnen. **Wohin ihr böſen Leute**? ſpricht er: Wie wir ſolche Worte leſen in der VII. Ode ſeines V. Buches, ſonſt Epodon genannt, und daſelbſt im erſten Vers. Der junge Pompejus und ſeine Anhänger hatten den Frieden, welchen Auguſtus und Antonius nach der Philippiſchen Schlacht mit ihnen errichtet, ſchändlich gebrochen, und zuckten nunmehro ihre Schwerdter zu Fortſetzung eines bürgerlichen Krieges. Dieſes ſchändliche Verfahren nun verweiſet ihnen hier unſer Dichter mit dem Zurufe: **Wohin ihr böſen Leute;** In dem Grund-Texte ſtehet das Wörtlein quo; und zwar mit einer doppelten Wiederholung, quo, quo ſceleſti ruitis! welches nicht, wie einige Ausleger fälſchlich vorgeben, blos des Sylbenmaaßes wegen, ſondern aus einem beſondern heftigen Eifer, geſchehen iſt. Quo, quo! ruft er aus; als wollte er gleichſam ſagen: Wo denkt ihr doch hin? Was wollt ihr beginnen? Seyd doch nicht ſo unſinnig! er nennet aber den jungen Pompejum und ſeinen Anhänger, böſe Leute; anzuzeigen, daß ihr Verhaven böſe und verwerflich ſey: Allermaaßen freylich böſe Leute nichts gutes vorzunehmen pflegen, und ein arges verſtocktes Herz immerfort auf lauter Bosheit und Schalkheit ſinnet. In der Grund-Sprache ſtehet hier das Wort ſceleſti, welches ſo viel als verwegne, ruchloſe, tollkühne, tückiſche, boshafte, vermeſſene Waaghälſe andeutet. In der Franzöſiſchen Ueberſetzung finde ich das Wort ſcelerats, welches ich, noch langem und mühſamen Nachſchlagen, mit dem Lateiniſchen ſceleſti, einerley zu ſeyn, befinde. Unſer ſeeliger **Weidner** aber, hat es durch das Wörtlein böſe nicht recht nachdrücklich gegeben, und wohl beſſer ſagen mögen: **Wohin ihr tollen, kühnen, frechen Leute?** Man könnte ſich hier den **Horatz** unter dem Bilde einer erfahrnen und vorſichtigen Gluckhenne vorſtellen, welcher man Enten-Eyer auszubrüten gegeben hat: Denn ſo wie dieſe mit der gröſten Angſt an dem Waſſer ſtehet, darein ſich dieſes junge Vieh voller Unbedachtſamkeit ſtürzet, und ſelbiges ernſtlich ermahnet, dieſes ihr ſo gefährliche Element zu meiden: Alſo ſtehet auch hier unſer **Horatz**, ruft und warnet ſeine verwegnen **Römer**, von ihrem böſen Unterfangen abzulaſſen, und locket ſie mit den freundlichen Worten: **Wohin ihr böſen Leute?**

Hochzuehrende Herren! ach daß wir nur zu unſern Zeiten nicht auch ſolche Leute wiſſen möchten, denen man wohl mit Recht zurufen mag: Quo, quo ſceleſti ruitis! **Wohin ihr böſen, verruchten, verwegenen Leute?** Sie können leicht denken, von wem ich rede. **Es** ſind die tollkühnen, verblendeten, und unbeſonnenen **Wolfianer**, die ſich durch ihre Vermeſſenheit in das gröſte Unglück ſtürtzen. Ach! ſollte unſer **Horatz** dieſe Leute kennen; ſollte er aus ſeiner Grube aufſtehen; wie würde er nicht gegen dieſelbigen das quo, quo ſcelesti ruitis, erſchallen laſſen! da dieſes aber unmöglich iſt; ſo ſehe ich mich verbunden, heute mein äuſſerſtes zu verſuchen, dieſen Leuten ihr gottloſes Verfahren ungeſcheut unter die Augen zu ſagen, und ſie, wofern es möglich iſt, aus ihrem Unglücke wie einen Brand aus dem Feuer, zu reißen.

Und eben zu dem Ende ſind wir an dieſem Orte, wo die wahre Einſicht ihre Wohnung hat, verſammlet und zuſammen gekommen. Ich erinnere mich aber dabey, bald Anfangs, meiner Schwachheit in der Kunſt von ſo hohen Dingen zu reden; erſuche dahero dieſelben allerſeits, mit meinen Fehlern eine geneigte Gedult zu tragen, und vielmehr auf meine gute Sache, als auf deren geſchickten Vortrag zu ſehen: Warum ich dieſelben inſtändigſt gebeten haben will.

Die Worte welche wir zu unſerer Betrachtung ausgeſetzt haben, ſtehen geſchrieben bey dem Horaz, in dem erſten Buche ſeiner Oden, und daſelbſt in der XIV. Ode, im 14. 15.16. Vers, und lauten nach der Ueberſetzung des ſeeligen Weidners in unſrer Mutter⸗Sprache wie folget, alſo:

Kein Schiffmann traut auf ein bemahltes Boot:
Iſt dirs ein Ernſt dem Unglück zu entfliehen;
So fleuch das Meer, den Urſprung aller Noth.

Eingang.

Wann dorten Horatz die Gefahr dererjenigen zu verſtehen geben will, welche ſich auf die **Wolfiſche** Philoſophie, als auf ein **ungeſtümes Meer** begeben; ſo läſt er ſich folgendergeſtalt vernehmen: **Wann dieſer ſich aus ſeinen Schranken erhebet, durch der Römer wanken; wenn jener ſeinen Acker egt, der ihm viel hundert Garben trägt: So wird ſich niemand unter ihnen aufs wilde Meer zu gehn erkühnen; trüg' ihnen gleich ein Steuermann des reichen Attals Güter an.** So groß und ſo wichtig kömmt unſerm **Dichter** die Gefahr und das Elend dererjenigen vor, die ſich der **neuern** Philoſophie ergeben, **daß** er auch ſichs nimmermehr einbilden kan, wie ein Menſch, der ſeinen **Acker** egen, und viel tauſend **Garben** einſammlen kan; daß heiſt im verblümten Verſtande, der ohne Philoſophie vergnügt leben, und ein einträgliches Amt verwalten kan, ſich um viel Gold und Geld, ja um die gröſten Schätze ſollte bereden laſſen, das ungeſtüme Meer der Wolfiſchen Philoſophie zu betreten, und ſich der Wuth ſeiner Wellen anzuvertrauen. Darum ſpricht er nun: **Wenn jener ſich aus ſeinen Schranken erhebet, durch der Römer wanken; wenn dieſer ſeinen Acker egt, der ihm viel tauſend Garben trägt: So wird ſich niemand unter ihnen aufs wilde Meer zu gehn erkühnen: Trüg' ihnen gleich ein Steuermann des reichen Attalo Güter an.** Wie wir ſolche Worte leſen, in der erſten Ode des erſten Buchs, und daſelbſt im 7. und folgenden Verſen. Attalus war ein ſehr reicher König in Pergamo, deſſen große Schätze ſo berühmt waren, daß man in Rom ein Sprichwort daraus gemacht hatte, und ein Attaliſcher Reichthum ſo viel hieß, als ein ſehr großer unbeſchreiblicher Reichthum. Daraus ſehen wir nun, was Horatz für einen höchſtgefährlichen Begriff von der Wolfiſchen Philoſophie müſſe gehabt haben, daß er auch einen Attaliſchen Schatz, eine große unzehlbare Menge Geldes drauf ſetzet, einen Menſchen ausfindig zu machen, der ſich dieſer argen Noth ergeben wollte. Ach! du guter Horatz! ſollteſt du unſere Zeiten erlebt haben, was würdeſt du wohl ſagen, da ſich ſo viel verwegene Leute, nicht etwa um großer Reichthümer willen; ſondern umſonſt, und noch mit Zuziehung der Verfolgung, des Haſſes, der Armuth, und aller Drangſaal, in dieſes ungeſtüme Meer werfen?

Und dieſer erſchrecklichen, mit Thränen nie genug zu beweinenden Unachtſamkeit weiter nachzudenken, wollen wir nach Anleitung unſeres Textes in möglichſter Kürze und Einfalt mit einander erwegen:

Eines erfahrnen Schiffers wohlmeynenden Zuruf an einen auf dem Meere der geſunden Vernunft ſchiffenden Wolſianer:

Wir ſehen dabey:

I. Das bemahlte Boot. Zum
II. Den Schiffer dem er droht. Und
III. Die zu beſorgende Noth.

Wo denkſt du hin? ſoll dich des Wetters Macht
Aufs neue nun in Sturm und Wellen führen?
Armſeelig Schiff! nimm deinen Port in acht;
Sonſt wirſt du Steur und Ruder bald verliehren.
Dein Maſtbaum wird in kurzem brechen müſſen
Die Stangen und die Seegel ſind zerriſſen.

Und alſo haben wir denn zu unſerer Betrachtung ausgeſetzt: Eines erfahrnen Schiffers wohlmeynenden Zuruf an einen auf dem Meer der geſunden Vernunft ſchiffenden Wolfianer, und ſehen dabey vors erſte auf das gemahlte Boot.

In unſerm Horatz, und überhaupt in allen alten Poeten finden wir vielerley Benennungen eines Waſſer-Fahrzeuges. Zu Anfange derjenigen Ode, aus welcher unſere Textworte genommen ſind, ſtehet das Wort navis; ein ordentliches Schiff. In der dritten Ode des erſten Buchs, im 9 Vers nennet ers fragilem ratem; ein zerbrechliches Holz. Ovidius nennet es mit dem Namen Carina; wie nachzuſchlagen Triſt. Libr. I. Eleg. 10. im 6. v. und in eben derſelben Elegie nennet er es abermal prora. Hier aber bey unſerm Poeten heiſt es dismahl ein Boot; und wird darunter nichts anders verſtanden, als die Wolfiſche Philoſophie. Wie kan man denn aber dieſe Philoſophie mit einem Boote vergleichen? Sehr wohl! ein Boot iſt ein Werk der Menſchen; die Wolfiſche Philoſophie auch, allermaaßen ſie von Menſchen erdichtet, durch Menſchen ausgebreitet worden iſt, auch noch täglich durch Menſchen fortgepflanzet wird. Ein Boot iſt von Holz; die Wolfiſche Philoſophie mag man wohl recht höltzern nennen; es iſt ja eine Lehre die weder Saft noch Kraft hat, die ganz trocken und abgeſchmackt iſt, und zu nichts als zum Feuer tauget. Ein Boot iſt zerbrechlich, ein Sturm kan es zertrümmern, eine Welle kan es zerſchlagen; Die Wolfiſche Philoſophie kan auch leicht ein Ende nehmen; ſie wird auch nicht ewig währen; ſie muß auch einmal zu Grunde gehen. Ein Boot wird mit Rudern fortgetrieben; die Wolfianer mag man wohl die rechten Ruderknechte dieſer Philoſophie nennen, welche Tag und Nacht rudern, ärger, als wenn ſie zu den Galeeren verdammt wären, welche ſich keine Mühe verdrieſſen laſſen, dieſes unglückſeelige Boot fort zu bringen, bis ſie dereinſt, ſich mit ſamt ihrem Fahrzeuge in den Abgrund rudern werden. Ein Boot iſt von auſſen verpicht und vernagelt, damit es an einander halte; die Wolfianer verpichen auch ihre Philoſophie mit der Mathematiſchen Methode; ihre Nägel ſind die Definitionen womit ſie ihr Fahrzeug verkeilen und vernageln: Allein, laſt ſie nur nageln, laſt ſie nur verpichen; laſt ſie nur verkeilen; ihr Fahrzeug, ihr Unglücks-Boot, ſoll und wird noch einmal leck werden, und zu Grunde gehen; da wir hingegen, ob GOtt will, auf dem, zwar ſchwer zu bewegenden, doch ſichern Prahme unſrer Einfalt geborgene Leute bleiben wollen.

Du fragſt: Warum nennt aber **Horatz** allhier die **Wolfiſche** Philoſophie eben ein gemahltes **Boot**? Ich antworte, erſtlich weil es zu einer Zeit eben wie itzo die Mode war, ſolche Fahrzeuge von auſſen mit allerley bunten Bildern zu bemahlen. So ſtehen in unſerm Texte in der Grundſprache die Worte, nauita pictis puppibus, das **bemahlte Hintertheil**; und im Ovidio finden wir, daß an dem Schiffe auf welchem er ins Elend gefahren iſt, der Helm der Minervæ gemahlt geweſen. Vid. Triſt. Lib. I. Eleg. IX. v. 2. item ibid. Eleg. III. v. 110.

Zum andern wird dieſe Philoſophie ein gemahltes **Boot** genennet; weil auf dieſem **Wolfiſchen Boote** allerley Hirngeſpinnſte gemahlt ſind. Laſt doch ſehen was denn an dieſem Philoſophiſch-Wolfiſchen Fahrzeuge alles gemahlt iſt? Da werden ſie ſehen, meine Herren, erſtlich die **Lehre von der beſten Welt**: Ein böſes verzweifeltes Bild! ein rechtes garſtiges Fratzen-Gemählde. Sie ſagen: GOtt habe ſich unter allen möglichen **Welten** die beſte erwählt; und daß ſey die jetzige Welt; dieſes elende Jammerthal!

Lachen ſie doch werthen Freunde! Ja, ſprechen ſie, daß iſt der Allmacht und Weisheit des Schöpffers am gemäſſeſten: Denn nach dieſer, hat er unmöglich das ſchlechtere dem beſſern vorziehen können; nach jener aber, hat ihn nichts an der Wahl des beſſern hindern können. Iſt das nun nicht ein lächerliches Gemählde? Als wenn GOtt die **Wolfianer** belehrt hätte, was er hat thun oder laſſen wollen. Oder, als wenn er ſchuldig wäre, ihnen von ſeinen Handlungen Rechenſchaft zu geben?

Zum andern ſehen wir an dieſes **Wolfiſche Boot** gemahlt, die ſo genannte Harmoniam præſtabilitam. Ein garſtiges Bild, meine Herren! diſes erklähren ſie ſo: Es geſchehe in der Welt alles nach einer gewiſſen **vorherbeſtimten Ordnung**, ſo, daß eines aus dem andern folgen müſſe. Aber glauben ſie es nicht lieben Freunde! dis Bild iſt wiederum ganz lächerlich und abgeſchmackt. Was brauchen z. E. die Bewegungen des Leibes vorherbeſtimmet zu ſeyn, da wir vorlängſt gelernet haben, daß ſie durch den natürlichen Einfluß der Seele in den Cörper, auf eine zwar unerweißliche, aber doch leicht zu glaubende Art verurſachet werden?

Drittens finden wir dran gemahlt den zureichenden Grund. Nach dieſem Bilde ſoll alles was geſchieht ſeine hinlängliche Urſache haben; ja, die ganze Natur ſoll ſich nach dieſem phantaſtiſchen Gemählde richten. Da ſoll kein Korn ohne Saat wachſen; da ſoll kein Stuhl von ſelbſten gehen können, (wie wir doch ausdrücklich im **Homer** im 18 **Buche** ſeiner Ilias leſen) kurz da ſoll alles natürlich zugehen. Das laſt mir nun ein Gemählde ſeyn! als wann dis alles nicht möglich wäre wenns GOTT ſo hätte haben wollen? Könnte er nicht den Zirkel viereckigt gemacht haben? und wenn er gewollt hätte, daß viermal vier, zwölfe ausmachen ſollten; was hätten die Wolfianer anfangen wollen? Sie würden es ihm doch nicht verwährt haben.

Vierdtens haben ſie an ihr **Boot** gemahlt, die **Lehre von mehr als einer Welt**. Sie ſagen es könne wohl mehr als eine ſolche bewohnte Welt ſeyn, wie unſre Erde iſt. Sie können es ſich nicht einbilden, daß ein ſo großes Welt-Gebäude, blos um der Hand voll Menſchen, die auf unſrer Kugel wohnen, ſollte erſchaffen ſeyn. Es könnten ja wohl auf den Planeten und andern Welt-Körpern auch Menſchen ſeyn. Aber, meine werthen Freunde! glauben ſie doch das nicht! Ich weiß es beſſer! Ich habe auch die Aſtronomie ſtudiert, und manche Nacht den Mond betrachtet; allein ich habe mein lebetage keinen Menſchen darinnen geſehen. Es iſt wahrhaftig wahr, daß unſre Erde allein bewohnt iſt! ich würde es ja nicht ſagen, wenns nicht wahr wäre. Sagen ſie mirs alle nach, meine Herren; derjenige kan nimmermehr ein **ehrlicher Mann** ſeyn, der **mehr als eine bewohnte Welt** glaubt.

Das fünfte Bild ſo die **Wolfianer** an ihr **Philoſophiſches Boot** gemahlt haben, iſt, daß **der Wille des Menſchen dem Verſtande unterworfen** ſeyn ſoll. In dieſem Bilde machen dieſelben wieder alle wohlhergebrachte Lehren unſerer Vorfahren, den Verſtand zum Herren, und den Willen zum Knechte. Jener ſoll die Sache prüfen, ob ſie gut ſey, und was er für gut hält, daß ſoll der Wille vollbringen. So ſoll z. E. niemand ins Feuer ſpringen; weil ihm ſein Verſtand ſagt, er werde ſich verbrennen. Und wenn ja, ſagen ſie, jemand eine Handlung thut die böſe iſt, oder die etwas übles nach ſich ziehet; ſo hat er höchſtens nur einen klaren, aber keinen deutlichen Begriff ſolcher Handlung und ihrer Folgen gehabt: Das heiſt, ihrer Meynung nach: ſein Verſtand hat die Sache nicht gnugſam eingeſehen; er hat ſich in dem Urtheile von denen Folgen betrogen, und dadurch hat er den ihm immer folgenden Willen

len verleitet. Iſt das nicht, frage ich, wiederum ein wunderbares Gemählde? Haben wir dann keinen freyen Willen? Wie könte er aber frey heiſſen, wann er unter der Fuchtel des Verſtandes ſtünde? Wann das wahr wäre; ſo müſte ich meine Rede jetzo auch unterwegens laſſen; weil ich, nach denen klaren und deutlichen Begriffen meines Verſtandes, gewiß weiß und vorher ſehe, daß ich mir dadurch eine gefährliche Folge, nemlich den Haß aller **Wolfianer** zuziehen werde. Aber ich will deswegen von meinem Vorſatze nicht abſtehen! Die Freude ſollen ſie nicht erleben. Ich will ſie durch mein eigenes Exempel überführen, daß der Wille auch ohne Verſtand zu Werke gehen kan! und ihnen zum Poſſen will ich jetzo meine Rede ganz zu Ende aus herleſen! Hernach wollen wir die lieben Herren mit ihrer Unterwerfung des Willens auslachen.

Wer iſt denn aber der ſchöne Zimmermann, der dieſes Boot zuſammen geſetzt hat? Daß ſind ihrer zwey, meine Herren! Der erſte war der böſe **Leibnitz**; der hat zuerſt die Bretter zu dieſem unglücksvollen Boote zuſammen getragen, und zugeſchnitten. Der andre iſt **Wolf**; der hat ſie aneinander geſetzt, feſtgenagelt, und ſich ſelbſt zu deſſen **Steuermann** aufgeworfen. Nun fährt er damit, zu groſſem Vergnügen aller **Wolfianer**; bald lenkt er es ſo, bald lenkt er es anders, bis er einmal an eine Klippe kommen, und ſich zu Schanden fahren wird.

Ich ſehe es ihnen an den Augen an, meine Herren, daß ſie von mir wiſſen wollen, und gleichſam fragen: Warum fährt er denn, mit ſamt ſeinem Anhange? Warum können die Leute nicht auf der Erde bleiben? Wer hat ihnen befohlen, auf das ungeſtüme **Meer der geſunden Vernunft** zu gehen? Ach meine Herren! ach, daß ichs ihnen nicht ſagen dürfte! warum ſie es thun! aber ich muß es ihnen ſagen; mein Gewiſſen treibt mich dazu. Daß weiß ich, daß wir ſies nicht geheiſſen haben: Unſertwegen hätten ſie wohl im trocknen bleiben mögen. Sie ſagen zwar wir haben Schuld daran: In der alten Philoſophie habe alles ſo wüſte und unordentlich ausgeſehen, daß ſie wohl hätten müſſen auf dieſes neue Lehr-Gebäude verfallen. Aber glauben ſie daß nicht, meine Herren! der Hochmuth und der Eigenſinn die verleiten ſie dazu; daß ſind die zween unglückſeeligen Winde, die ſie auf dieſes **Meer** geworfen haben: Die werden ihnen aber auch noch einmal den Reſt geben. Gedenken ſie an mein Wort, meine Herren; die werden ihnen noch einmal das Licht ausblablaſen. Denn die Welt muß untergehen, wo dieſes Philoſophiſche Boot nicht untergeht. Wie fahren denn aber die unglückſeeligen Wolfianer auf dieſem Meere? Sie fahren ſicher und ſchnell Sie denken nicht, daß ſie ihrem Verderben nahe ſind. Sie glauben nicht, daß die Vernunft mit ihren Wellen ihnen ſchaden könne. Aber ſie werden es ſchon noch erfahren! Ihr Boot wird zu trümmern gehen, und alle ihre Demonſtrationen, womit ſie es hier und da verbeſſern wollen, werden ihnen nichts helfen. Da wird es ihnen ergehen wie Virgilius ſagt:

Excutitur, pronuſque Magiſter,
Voluitur in caput. Aſt illam ter fluctus ibidem
Torquet agens circum, & rapidus vorat æquore vortex.
Apparent rari nantes in gurgite vaſto. d. i.

Der Steuermann fällt mit dem Kopfe voran ins Waßer. Aber die Fluht drehet das Schiff dreymal in die Runde, und ein ſchneller Strudel verſchlingt es in der See. Man ſieht nur hie und da noch einen in dem weiten ungeheyren Wirbel ſchwimmen: Wie zu leſen in ſeiner Æneid. im 1. Buche v. 115. ſeq. Der Topf gehet ſo lange zu Waſſer bis er den Henkel verliert, iſt ein Sprichwort; aber auch ein Warwort.

Das **Wolfiſche Boot** wird auch ſo lange zu Waſſer gehen, bis es Ruder, Steuer und Maſtbaum, nach der Prophezeyhung unſers **Horatz**, verliehren wird. **Armſeelig Schiff! nimm deinen Port in acht, ſonſt wirſt du Steur und Ruder bald verliehren! Das heiſt:** Ziehe bey Zeiten dein' Seegel ein. Lenke dich nach dem ſichern Hafen der eclectiſchen **Philoſophie**, ſonſt wird es dir gehen wie dem Henkeltopfe.

Wenn und zu welcher Zeit fahren denn die **Wolfianer** mit ihrem **Boote**? Ach meine Herren! ſie ſind zu allen Zeiten gefahren! ſo lange die Welt geſtanden hat, ſind ſie auf dem **Meere der geſunden Vernunft** herumgeſchwommen. Im goldenen, ſilbernen und ehernen Welt-Alter ſeegelten ſie ſchon. Nur daß es je länger je ärger wird. Deswegen hat ihnen auch **Horatz** allhier zugerufen: **Iſt dirs ein Ernſt dem Unglück zu entgehen; ſo fleuch das Meer, den Urſprung aller Noth.**

Und hievon eben werden wir in dem andern Theile unſerer Rede handeln, wenn wir mit einander betrachten: **Die Drohung des Horatz, wie er dem Schiffer droht.** Es heiſt: **Fleuch das Meer!** dieſes **Meer** meine Herren, iſt **die geſunde Vernunft** und iſt wohl zu merken, daß unſer **Poet** dieſelbe ſo gar unvergleichlich mit einem **Meere** vergleichet. Ein **Meer** iſt die geſunde **Vernunft** zu nennen, in der **Stille**. Denn ſo wie ſtillen Waßern, nach dem gemeinen Sprichworte, nicht viel zu trauen iſt; ſo darf man auch der geſunden **Vernunft** niemals trauen. Jene haben tiefe Gründe; Die Gefahr die bey der Vernunft iſt, iſt auch unergründlich. Wie mancher iſt nicht durch dieſelbe ſchon zu Unglück gekommen, der ſich auf ihre äuſſerliche ebene und ſchöne Fläche verlaſſen hat; aber man ſoll ihr deswegen doch nicht trauen: Denn **Horatz** ſpricht: **Fleuch das Meer den Urſprung aller Noth.**

Einem **Meere** iſt die geſunde **Vernunft** zu vergleichen, in **Winden** und in **Stürmen**. Daß es auf dem **Meere** ſtarke Winde und brauſende Stürme giebt, das lehrt die tägliche Erfahrung; und daß ein Sturm auf der See noch mehr Schaden thue als auf dem Lande, das kan man leicht begreifen; wenn wir bedenken, wie viel betrübte Geſchichte wir bisher in allen Zeitungen von den anhaltenden großen Stürmen gehabt haben. Was iſt das aber gegen die erſchrecklichen **Wirbel-Winde** der **Wolfiſchen** Philoſophie? Im vorigen Seculo hat ein gewaltiger Sturm in unſerem **Breslau**, an der **Eliſabeths-Kirche** ein großes **Stücke** vom Thurme herunter geworfen: Was hat daß anders bedeutet, als daß ein unruhiges

Breslauiſches Stadt-Kind, welches auf dieſem Gymnaſio ſtudirt hatte, einige Jahre hernach das herrliche Gebäude der alten Philoſophie einreiſſen, und greulichen Unfug anrichten würde. Solche wunderwürdige Phænonema geſchehen niemals umſonſt. In Solothurn hat ſich neulich ein erſchreckliches Luft-Zeichen in Geſtalt eines Halbfiſches ſehen laſſen. Gewiß iſt die Wolfiſche Philoſophie daſelbſt auch ſchon eingeriſſen! das wird ſo ein Halbfiſch ſo ein Ungeheuer aus dem Meere der geſunden Vernunft geweſen ſeyn. Wir leſen im Homero in ſeiner Odyſſea im X. Buche und daſelbſt im 19. und 20. Verſe, daß Ulyſſes von dem Æolo Wind geſchenkt bekommen, den er in der Haut eines neunjährigen Ochſen aufgehoben hat. Die Wolfianer mag man wohl die rechten Æoliſten, die rechten Wind-Verkäufer unſrer Zeit nennen. Wie windigt ſieht es nicht mit der Vernunft und ihrer Philoſophie aus. Da ſind lauter Erdichtungen, lauter ſüſſe Träume, und kurz lauter Wind. Wer nun dieſen Wind nicht für Wahrheit annehmen will, der geräht in die gräulichen Stürme dieſer wilden See. Dem brauſet die Vernunft mit lauter gedrechſelten Schlüſſen, mit einem Zuſammenhange von Spitzfündigkeiten, mit Demonſtrationen und Beweiſen um die Ohren,

ren, daß einem Hören und Sehen vergehet, und man froh ſeyn muß, daß man nur mit dem Leben davon kömmt. Da möchte man wohl ausrufen:

> Me miſerum, quanti montes voluuntur aquarum!
> Jam, jam tacturos ſidera ſumma putes.
> Quocumque adſpicias nihil eſt niſi pontus & aër,
> Fluctibus hic tumidus, nubibus ille minax. d. i.

O ich elender! wie viel große Waſſerberge welzen ſich daher! man ſollte meynen ſie würden alle Augenblicke die höchſten Sterne berühren. Wohin man nur ſiehet, da iſt lauter Meer und Luft; jenes ſchwillt von Fluthen, dieſes drohet mit Wolken. Wie zu leſen in dem 1. der Libr. Triſt. des Ovidii in der 2. Eleg. und daſelbſt im 19. v.

Einem Meer iſt die geſunde Vernunft zu vergleichen, in Ungeheuern. Ich leſe bey dem Virgilio in dem 6. Buche ſeiner Æneis und daſelbſt im 729. v. daß es ſchon zu ſeiner Zeit in der See erſchreckliche Ungeheuer gegeben habe. Wie er ſich denn an beſagtem Orte folgendergeſtalt vernehmen läßt:

Et quæ marmorea fert monſtra ſub æ-
quore pontus. d. i.

Und was die glatte See unter ihren Fluthen für Ungeheuer hegt. In der Wolfiſchen See ſind auch allerley ſchädliche Ungeheuer; da iſt Sicherheit, Verwegenheit, Unglauben und dergleichen mehr, die manches unſchuldige Gemüthe ins Verderben ſtürtzen. Wir finden bey dem Homer, in ſeiner Odyſſ. Lib. 12. v. 167. daß Ulyſſes auf ſeiner Farth die gefährlichen Sirenen angetroffen, welche gewohnt waren die Menſchen durch ihre ſchöne Stimmen an ſich zu locken, und hernach lebendig zu verſchlingen; weswegen er ſeine Leute mit großer Behutſamkeit aus dieſer Gefahr ziehen muſte, wie an angezogenem Orte weiter nachzuleſen iſt. Solche Sirenen giebt es auf dem Wolfiſchen Meer auch; die es einem ſo ſüſſe vorſingen können, wie viel Vergnügen das Studium Philoſophicum mit ſich bringe; wie angenehm es ſey die Natur im Ganzen, und in ihren großen Werken zu betrachten; wie nöthig es ſey ſich ſelbſt kennen zu lernen; wie edel es für eine vernünftige Creatur ſey, die Abſichten, die Weisheit und Güte GOttes näher zu kennen; was man für Ehre davon haben werde, u. ſ. f. Aber laſſen ſie ſich nicht verführen meine Herren! Sirenen-Stimmen ſind es, die ihre Unſchuld zu verſchlingen ſuchen. Werden ſie ſich verführen laſſen; werden ſie glauben, es ſey doch beſſer ein **Wolfianer** als ein dummer Kerl zu ſeyn: So wird es ihnen ergehen wie geſchrieben ſteht:

> Incidit in ſcyllam, qui vult vitare Charybdim. d. i.

Der wird aus dem Regen in die Trauffe kommen. Darum denken ſie bey dieſer gefährlichen Lockung gleich an unſers **Dichters Worte: Fleuch das Meer, fleuch die geſunde Vernunft, den Urſprung aller Noth.**

Einem **Meere** iſt dieſelbe zu vergleichen, in **Klippen und Sandbänken.** Wie mancher iſt nicht ſchon durch die **Vernunft** in das gröſte Unglück gekommen. Socrates lebte wohl noch, wenn er nicht vernünftiger geweſen wär als die andern **Athenienſer.** Cicero, Seneca, und ſo viel andere haben ihren Tod nur ihrer **Vernunft** zu danken. Und warum nennt man noch dieſe Stunde die Leute des Alterthums, blinde **Heyden**? Blos weil ſie ſo vernünftig geweſen ſind. O! daß ſie ſich mit der **Vernunft** unbemengt gelaſſen httäen! O! daß ſie keine **Wolfianer** geweſen wären! ſo hielten wir ſie noch in Ehren! So wären ſie nicht um ihr Geſichte gekommen! ſo würden wir ihre Mühe und Arbeit, ihre Geſchicklichkeit, und ihren Verſtand

ſtand verehren, da wir ihnen jetzo keinen Dank dafür wiſſen! erinnern ſie ſich alſo, meine Herren, nochmals der Worte: **Fleuch das Meer den Urſprung aller Noth!**

Was iſt denn nun das für eine **Noth** die wir fliehen ſollen? daß werden wir nach dem dritten Theile unſerer Rede ſehen, welcher heiſt: **Die zu beſorgende Noth.** Dieſe **Noth** nun iſt erſtlich eine erſchreckliche **Leibes Noth**. Was denn für eine **Leibes-Noth**? Sie ſtudieren ſich krank, ungeſund; ja, welches ſchrecklich zu ſagen iſt, oftmals gar gebrechlich. Wir wiſſen daß ein geſunder Leib eine große Glückſeeligkeit iſt. Sollten wir nun denſelben nicht auf alle Weiſe zu unterhalten ſuchen? Sollte unſere Geſundheit nicht der vornehmſte Endzweck unſers Lebens ſeyn? Ja freylich, meine Herren, Geſundheit verlohren, alles verlohren! Es ſchmeckt einem kein Eſſen, es nützet kein Schlaf, es hilft kein Geld noch Gut, wo die liebe Geſundheit verlohren iſt. Ich finde in einem alten Geſchichtſchreiber, daß ein gewiſſer König geſagt haben ſoll: Es wäre nichts köſtlichers, als die edle Geſundheit. Aber daß bedenken die **Wolfianer** nicht. Die ſtudieren ſich krank und elend; ſie verſäumen Speiſe und Trank über ihrer Philoſophie. Ovidius, der auch ſonſt ſchlechtweg nur Naſo genennet wird, ſchreibt in ſeiner Metamorph.

morph. im 3. und folgenden Verſen des XI. Buchs, es ſey ein König mit Namen Midas geweſen, vor deſſen Munde alle Speiſe zu Gold geworden iſt. Gelt! meine Herren! daß war ein Wolfianer. Denn man kan wohl ſagen, daß dieſen Leuten ihre Speiſe; nicht etwa wie jenem zu Golde; ſondern gar zu Stroh und ungeſchmackten Stoppeln wird. Ihre Leckerbiſſen ſuchen ſie alle in ihren Wolfiſchen Grillen; die ſollen ihnen ihre Ruhe, ihr Trank und alles ſeyn; die ſollen ſie kleiden, die ſollen ihnen die Stube heitzen, u. ſ. f. O Thorheit! aber was ſitzen ſie denn? Was ſpintiſiren ſie denn aus? Ach meine Herren! irgend einen Mathematiſchen Beweis, eine Definition; irgend einen algebraiſchen Calculum von den möglichen Welten. Wie dann ſchon Horaz ſich über dieſe Leute beſchwert, wenn er ſchreibt: Nil mortalibus arduum eſt, cœlum ipſum petimus ſtultitia. d. i. Nichts iſt den Wolfianern zu ſchwer, ſie wollen den Himmel ſelbſt durchſuchen: Wie zu leſen in der 3. Ode des 1. Buchs, und daſelbſt im 37. und 38. Vers. Da haben ſie Aſtronomiſche Rechnungen, wie groß der Comet geweſen iſt, der die Sündfluth verurſacht haben ſoll; da ſpintiſiren ſie, wenn er wiederkommen werde: Ja! er wird ein Narr ſeyn, und ihnen wiederkommen wenn ſie es haben wollen! da wollen ſie ausgrubeln, ob unſere **Erde** wie eine **Citrone**, oder wie ein **Pommeranzen-Apfel** ausſieht: Als wenn uns nun daran was gelegen wäre! als wenn wir nicht Menſchen bleiben würden, und wenn ſie auch viereckicht wäre! Da rechnen ſie aus, wie breit und lang ein **Einwohner des Jupiters** ſey; und hundert ſolche Poſſen mehr, die mir jetzt nicht alle beyfallen. Daß dieſes alles aber viel Mühe und Nachſinnen koſte, und daß ein ſolches Grübeln der Geſundheit ſchade, daß kan man leicht erachten. Ich kenne viel ſolche neue Mathematicos, die ſich entweder von allem ſtudieren krum und lahm geſeſſen haben; oder doch durch ihr Grübeln, ſo abſtract geworden ſind, daß ſie oftmals nicht gewuſt haben, ob ſie noch in der Welt wären. Hat nicht der große, mächtige, Engliſche Aſtronomus, Newton, in ſolcher Abweſenheit des Geiſtes, einmal in einer großen Geſellſchaft, den kleinen Finger einer vornehmen Dame ergriffen, und ſich damit die Pfeife ſtopfen wollen? Hat nicht ein eben ſo großer **Weltweiſer** unſrer Zeiten, da er einmal mit einem großen Herren von ſeinen Alfanzereyen geſprochen, demſelben die Knöpfe vom Kleide gedreht? Haben ſich nicht viele blind und taub ſtudiert? Glauben ſie mirs, meine Herren; wo nicht, ſo ſchlagen ſie den ganzen Ludovici nach: Kein **Wolfianer** iſt noch hundert Jahre alt geworden; und ſie werden auch in der Blüthe ihrer Jahre erſaufen, wofern ſie ſich auf das gefährliche **Wolfiſche Meer** begeben. Bleiben ſie ja immer Feinde dieſer Philoſophie! da dürfen ſie nicht viel ſtudieren, da dürfen ſie ſich die Köpfe nicht zerbrechen; da wird ihnen ihr Frühſtück und ihr Abendeſſen gut ſchmecken. Der verfaulte **Leibnitz** geht ſie nichts an! **Wolf** hat ihnen nichts zu befehlen! Und wenn alle ſeine Anhänger ſich werden zu Tode ſtudiert haben; denn wollen wir ihnen mit Lachen zu Grabe folgen. Nun! das war die **Leibes-Noth**.

Nun kömmt noch eine ärgere **Noth**, nemlich, die **Nahrungs-Noth**. Hören ſie das Donner-Wort, meine Herren: Kein Wolfianer kriegt **Beförderung**! Solche ſuperkluge, ſpitzfindige und wunderliche Köpfe mag man heute zu Tage, ſonderlich bey dem Lehrſtande, in keinem Amte mehr haben. Sie lieben die Neuerungen, nichts iſt ihnen gut genung, als was einen zureichenden Grund hat; alles wollen ſie nach dieſem wunderlichen Grunde reformiren; das alte ſteht ihnen nicht an. Ariſtoteles hat viel falſches geſagt; die ſcholaſtiſche Philoſophie taugt nichts; deswegen kommen ſie mit einer neuen aufgezogen, und denken doch nicht an das Sprichwort: Omnis novitas periculoſa eſt.

Wer mag aber mit ſolchen unruhigen Leuten was zu thun haben? Man begehrt ſie in kein Amt; man vertraut ihnen nichts an: Und man handelt hierinnen ſehr billig. Merken ſie ſich das, meine Herren; wofern ſie Wolfianer werden, und ſonſt nichts im Vermögen haben; ſo ſteht es ihnen frey, Hungers zu ſterben. Sind ihnen alſo ihre künftige Mahlzeiten; ſind ihnen ihre gute Gläſer Wein; ſind ihnen ihre Frau Gemahlinnen; ſind ihnen ihre Hofnungs-vollen Herren Söhne, die ſie einmal zu küſſen wünſchen; iſt ihnen, ſage ich, dis alles lieb: So fliehen ſie die Wolfiſche Philoſophie; den Urſprung aller, und dieſesmal der Nahrungs-Noth!

Nun kömmt die allerärgſte Noth! eine rechte groſſe Noth! eine Noth! über alle Noth! eine Noth, dovor ſich die ganze Natur entſetzen möchte. Ach, meine Herren, daß ichs nicht ſagen dürfte! aber ich muß es ſagen; es iſt die Seelen-Noth. Ach wohl eine erſchreckliche Noth! Wenn ich dran gedenke, ſo iſt es nicht anders als wenn mich jemand mit kaltem Waſſer begöſſe. Woher entſteht aber dieſe arge Seelen-Noth? Ach meine Herren! die Wolfianer glauben nichts; ſie wollen, daß man ihnen alles durch richtige Schlüſſe begreiflich machen ſoll! einer meiner verſtorbenen Lehrer; der zwar die Wolfiſche

fiſche Philoſophie nimmer anzuſehen gewürdiget, ſonſt aber vortrefliche Gaben hatte; hat mirs einmal; da ihm ein Wolfianer in einem wichtigen Amte war vorgezogen worden; hoch und theuer zu geſchworen, die Wolfianer glaubten keinen GOtt. Der ſeelige Mann wird mirs nicht übel nehmen; aber daß will ich ihm nun wohl nicht eher nachſagen, als bis es mir auch einmal ſo gehen wird. So viel aber iſt gewiß, ſie glauben keinen Teufel der Hörner und Klauen, Hahnenfüſſe, und einen langen Schwanz hat. Sie glauben nicht, daß er den Leuten Geld bringe, die ſich ihm verſchreiben, und ſie hernach hohle, wenn ihre Zeit um iſt. Sie glauben nichts von beſeſſenen. Sie glauben nichts von Hexereyen. Sie glauben keinen Drachen; keine brennende Schätze; keine Geſpenſter. Und warum glauben ſie daß alles nicht? Ja, ſprechen ſie, wir haben nichts von dem allen geſehen. O ihr Thoren! ich habe auch nie etwas davon geſehen; ſie auch nicht, meine Herren: Und dennoch glauben wirs; und wer will es uns wehren? Genug, daß es unſere Großmütter; genug daß es unſere Ammen vor gewiß geſagt, und vermuthlich geſehen haben. Erwegen ſie nur, meine Herren, was die Wolfianer für ehrvergeſſene Leute ſind; ſo viel Erkenntlichkeit haben ſie nicht gegen die, die ſie gezeugt und erzogen haben, daß ſie ihnen ſo eine Kleinigkeit blindlings glauben ſollten. Aber ſie werden es ſchon einmal zu ſpät inne werden. Der Glaube wird ihnen ſchon in die Hand kommen. Sie werden ſchon noch an mich gedenken, wenn ihnen einmal; und vielleicht auf ihrem Sterbe-Bette; nicht anders zu Muthe ſeyn wird, als wenn der Teufel zu ihrem Haupte ſtünde; ein Schatz zu ihren Füßen brennte; alle Hexen in ihrem Zimmer herum tanzten, und alle Geſpenſter in ihrer Stube Herberge hielten. Schrecklicher Zuſtand! unausſprechliches Elend! wollen ſie, meine Herren, nicht auch einmal darein fallen; ſo fliehen ſie das **Wolfianiſche Meer der geſunden Vernunft; den Urſprung aller Leibes- Nahrungs- und Seelen-Noth.**

Und alſo hätten wir denn, in aller Kürze und Einfalt, mit einander betrachtet: **Eines wohlerfahrnen Schiffers wohlmeynenden Zuruf an einen auf dem Meere der geſunden Vernunft ſchiffenden Wolfianer.** Wir haben dabey geſehen: I. Das bemahlte **Boot. II. Den Schiffer** dem er droht. III. **Die zu beſorgende Noth.**

Hieraus lernen wir nun daß **Horatz** kein **Wolfianer** geweſen iſt. Dieſes mögen

gen wir uns wohl merken, meine Herren; denn er war eingeſcheidter Mann; ein Mann der es beſſer verſtanden hat, als wir alle mit einander. Hätte er geſehen, daß dieſe **Philoſophie** was taugte; daß mit ihr was anzufangen wäre, er hätte ſich gewiß darauf gelegt; er hätte ſeinen **Römern** nimmermehr zugerufen: Quo, quo ſceleſti ruitis? **Wohin ihr böſen Leute?** aber er ſahe wohl, daß kein gutes Haar an ihr war, und deswegen hat er ſie ſo ernſtlich davon abgerathen. Ich leſe in einem alten bewährten Scribenten, daß **Horatz** ſeinen Namen nirgend anders her habe, als weil er hier gleichſam ſagen wollen: O, RATIO! **o du Gottloſe, böſe, ſchädliche Vernunft!** welche Anmerkung ſich gar wohl hören läſt. Ja ſprichſt du, unglaubiger **Wolfianer**, es iſt kein Wunder daß **Horatz** nicht von unſrer Parthey geweſen iſt; zu ſeiner Zeit wuſte man ja noch nichts von der **Wolfiſchen Philoſophie**, und alſo kan er auch unmöglich in unſerm **Texte** von derſelben geredet haben. Aber tritt doch her, du ſuper kluger **Wolfianer**, nimm doch den **Horatz** in die Hand, und ſchlage die Stelle auf, wo unſer **Text** ſteht: da wirſt du finden, navita pictis puppibus, ein gemahltes **Boot**. Was iſt denn das anders, als die **Wolfiſche Philoſophie**? Was hätte unſer **Dichter** anders mit dem **Boote** haben wollen? Wiſſen ſie es, meine Herren, ſo ſeyn ſie ſo gut und ſagen mirs: ich weiß es nicht. Daß iſt aber nur die Meynung unſerer Feinde, uns den ganzen Horaz zu verdrehen, und verkehrt auszulegen; ja ich wette, daß ſie dieſe Stelle gern mit vielem Gelde heraus kaufen möchten. Aber die Freude ſollen ſie nicht erleben. Sie ſollen es mir nicht heraus kratzen, und wenn ſich alle **Wolſianer** auf die Köpfe ſetzten.

Wir ſehen aber auch aus unſerm **Texte**, wie **höchſt gefährlich, Leibes- Nahrungs- und Seelen ſchädlich** es ſey, ein **Wolſianer** zu ſeyn. Ein ſolcher Menſch hat kein Stern kein Glück. Er kriegt einen ungeſunden Leib; er ſtudirt ſich alt und grau vor der Zeit; er führt ein elendes Leben; er ſtirbt in der Blüte ſeiner Jahre; er kriegt keine Beförderung, kein einträgliches Amt: er muß den Bettelſtab ergreifen; alle Menſchen haſſen ihn; alle Leute fliehen ihn; er kriegt große Gewiſſens-Scrupel ſein Unglaube kömmt ihm zuletzt in die Hand; die Hexen tanzen in ſeiner Stube herum; kurtz, er iſt von ſeiner Wiegen an, bis ins Grab unglücklich.

Merkt euch das, ihr **Wolſianer**, die ihr immer auf eurer ſtürmiſchen See ſicher herum ſchwimmet, und euer Unglück nicht bedenket. Erweget, daß ihr dem Untergange nahe ſeyd. Glaubt nicht, daß weil es euch bisher noch ſo ziemlich ergangen iſt; weil etwa einige von euch hier und da ein Aemtgen erſchlichen haben, daß ihr alle auch noch wohl eure Verſorgung finden werdet. Irret euch nicht ſo gröblich! meine Worte werden eintreffen. Man wird euch härter antaſten. Man wird es euren Kindern und Kindes-Kindern gedenken. Ja man wird euch gar aus dem Lande verweiſen. Bey dem Limnæo de J. P. finde ich, Lib. 7. C. 35. n. 14. Daß Kayſer Ludovicus IV. Anno 1320. den **Nürnbergern** die Freyheit ertheilt habe, ihre Kinder zu carceriren und nach geſtalten Sachen gar zu erſäufen. Mit euch wirds nicht beſſer gehen! ihr werdet alle in eurer unglückſeeligen See der **Vernunft** erſaufen, und elendiglich umkommen. O wohl ein ſchmälicher Tod! darum kehret bey zeiten um. Thut wie Horatz in ſeiner XXXIV. Ode, des 1. Buches ſagt: Parcus deorum cultor, & infrequens, inſanientis dum ſapientiæ conſultus erro: nunc retrorſum vela dare, atque iterare curſus cogor relictos: d. i. Ich, der ich ganz verblendet den Vorſchriften einer närriſchen Philoſophie gefolgt bin, der ich liederlich war, und den Göttern nicht den gehörigen Dienſt leiſtete, lenke jetzund meine Seegel, und will die vormals verlaſſene Bahn

wieder laufen. Wollt ihr dieſes aber nicht thun; ſo fahret immer zu, ihr hochmüthigen, ihr eigenſinnigen, ihr verſtockten **Wolfianer**! fahrt hin in euer Verderben!

Sie aber, liebſten Freunde! ſie allerſeits hochzuehrende Herren, erſuche ich, werden ſie doch um alles was ihnen in der Welt lieb iſt, nimmermehr keine **Wolfianer**! Laſſen ſie ſich doch ja nicht auf das ungeſtüme **Meer der Vernunft** locken! ſie werden doch ihr zeitlich Glücke ſo ſehr nicht haſſen, daß ſie es um dieſer **ſtrohernen** Philoſophie halber verſchleudern ſollten? Ihr geſunder wohlgewachſener Leib wird ihnen doch lieber ſeyn, als die magre Demonſtrations-Künſteley? Ihre Beförderung wird ihnen doch mehr zu Herzen gehen, als die præſtabilirte Harmonie? Ihre Gemüths-Ruhe, als das beſchwerliche Rechnen der Mathematicorum? Ich hoffe es wenigſtens von ihnen. Ich verſpreche mirs von ihrer Klugheit. Man ſage mir doch, was gewinnet man durch die Vernunft? Was haben wir davon, wann wir alles was wir hören; ſo ſorgfältig unterſuchen? Wann wir alles verwerfen wollen, worin wir, nach vielem Nachſinnen, etwa einen Widerſpruch entdecken? Dadurch lerne ich, ſpricht ein **Wolfianiſcher Vernunfts-Diener**; dadurch lerne ich das Wahre von dem Falſchen unterſcheiden; dadurch werde ich meiner Sache gewiß: Dadurch benehme ich mir allen Zweifel. Elender Menſch! wer heiſt dich zweifeln? Wer heiſt dich unterſuchen, was dir von ſo viel glaub- und ehrwürdigen Leuten; was dir mit ſo ausdrücklichen, mit ſo dürren Worten, als eine ausgemachte Wahrheit öffentlich vorgeſaget wird? Welcher von uns beyden iſt wohl glücklicher; du, in dem du mit vieler Mühe erweiſeſt, daß z. E. die gegenwärtige Welt die beſte ſey? oder ich, da ich mit ſo viel tauſend ehrbaren Männern und Matronen, in ſtiller Einfalt das Gegentheil glaube, und mir, weder um des zureichenden Grundes willen, noch dem Grunde des Wiederſpruchs zu gefallen, das geringſte graue Haar wachſen laſſe? Jener mahlte einen Felſen mitten in einer wilden See, mit der Ueberſchrift: Allidor, non elidor; welches man zu teutſch kürzlich ſo geben kan: **wenn Wind und Sturm ſich regen, laß ich mich nicht bewegen.** Machen ſie es auch ſo, meine Herren; ſtehen ſie, wie ein Fels, mitten unter den ſtürmiſchen Anfällen der **Vernunft.** Sie wird doch endlich ausgetobt haben müſſen. Ihre wird Wuth doch einmal ein Ende nehmen. Durate, & voſmet rebus ſervate ſecundis; rief dorten Æneas ſeinen Geſellen zu. **Haltet geduldig aus, ſparet euer Leben auf glücklichere Zeiten;** Virg. Æneis.

Lib. I. v. 207. Dieſes laſſen ſie ſich auch geſagt ſeyn, meine Herren; ſpahren ſie ihr Leben auf die glückſeelige Zeit, da die **Vernunft** nichts mehr zu ſagen haben wird. Solte aber ja, welches ich nimmermehr hoffen will, jemand unter ihnen gefunden werden, der ſich zu dieſer ſchädlichen Secte ſchon hätte werben laſſen, der kehre bey Zeiten um; der laſſe ſich meine Warnung zu Herzen gehen. Der ziehe ſeine Hand noch heute von dieſem gefährlichen Werke ab. Sehr ſchön ſchreibt Johann. Thaddæus in ſeiner Ethic. Chriſtian. p. m. 232; daß ein gewiſſer Jüngling von ſeinem Lehrmeiſter wäre gerufen worden, da er eben im Schreiben begriffen geweſen, und den Buchſtaben O geſchrieben hätte; als er nun den Ruf gehöret, habe er den Cirkel des Buchſtabens nicht einmal zugezogen, ſondern ſey ſo gleich aufgeſprungen, um dem Worte ſeines Befehlshabers nach zu kommen. Machen ſie es auch ſo, meine Herren; ſollte jemand von ihnen gleich eine Algebraiſche Aufgabe; eine Demonſtration; ein wichtiges Experiment unter Händen haben, der laſſe alles ſtehn und liegen; er folge meiner Warnung, und denke an die Worte unſers Textes: **Fleuch das Meer, fleuch die Wolfiſche Philoſophie, den Urſprung aller Noth.**

Werden ſie dieſes thun, meine Herren; werden ſie das gefährliche **Wolfiſche** Unweſen meiden: So werden ſie denn auch den Troſt haben, daß es ihnen in ihrer Wohlfahrt glücken werde. Ich werde die Ehre haben, ihnen, zu guter Geſundheit, zu wichtigen Aemtern, zu einem vergnügten und ruhigen Leben, von Herzen Glück zu wünſchen. Sie werden in dieſer ſchlechten **Welt**, Braten eſſen, und Ungerſchen Wein trinken, wenn die **Wolfianer** in ihrer beſten nicht das liebe Brod haben werden. Sie werden in ihrem Kaſten mehr Ducaten beſitzen, als mögliche **Welten** jene auf ihr Papier mahlen können. Sie werden unverhofft, und ohne zu wiſſen warum, mehr Ruhm erwerben, als jene, wenn ſie einen noch ſo zureichenden Grund anführen können, warum man Urſache habe ſie zu ehren. Sie werden fett und ſatt ſeyn, wenn jene Hunger und Durſt leiden werden; wie ihnen ſchon Horatz prophezeyet hat: Vile potabis modicis ſabinum cantharis; d. i. **Du wirſt ſehr ſchlechten Wein aus kleinen Bechern trinken müſſen:** Wie zu leſen in der XX. Ode des 1. Buchs, und daſelbſt im 1. und 2. Vers. Dieſes werden die Vortheile ihres Haſſes gegen die **Wolfiſche** Philoſophie ſeyn. Dieſes iſt der Lohn, den ich ihnen verſpreche. Solch einen Dank werden ſie dem Horatz ſchuldig ſeyn, mit deſſen güldenen Worten ich meine Rede beſchlieſſen will.

Wo denkſt du hin? ſoll dich des Wetters Macht
Aufs neue nun in Sturm und Wellen führen?
Armſeelig Schiff! nimm deinen Port in acht;
Sonſt wirſt du Steur und Ruder bald verliehren.
Dein Maſtbaum wird in kurzem brechen müſſen;
Die Stangen und die Seegel ſind zerriſſen.

Schreiben
an den Herrn von N.
darinnen berichtet wird,
Was
ſich ohnlängſt
mit
X. Y. Z. dem Jüngern
zu getragen.

Hochwohlgebohrner Herr!

Sie haben mir befohlen, denenſelben einen Bericht von demjenigen abzuſtatten, welches ſich vor kurzem bey uns mit dem jüngern *Magiſter X. Y. Z.* zugetragen hat. Ungeachtet ich nun von der ganzen Sache lieber ſchweigen möchte; weil ſie denenjenigen die wenigſte Ehre gemacht hat, welche die meiſte davon zu tragen dachten: So ſehe ich mich doch genöthigt Ew. Hochwohlgebohrnen Befehl zu folgen. Bevor ich aber auf die Sache ſelbſt komme, welche ſo viel Lärmen gemacht hat; muß ich zuvor die Begebenheit erzehlen, durch welche ſelbige veranlaſſet worden iſt.

Der jüngere *Magiſter X. Y. Z.* hatte vor einiger Zeit eine Schrift verfertigt, über welche verſchieden geurtheilet wurde. Einige hielten ſie für eine gründliche **Wiederlegung** der **Wolfiſchen** *Philoſophie*; andere hingegen, die aufgeweckte Gemüths-Art des *Magi-*

ſtri beſſer kannten, für eine Satyre auf die ſo genannten *Anti*-Wolfianer: Sie glaubten auch um ſo viel mehr zu dieſer Muthmaßung berechtiget zu ſeyn, da die ganze Schrift in der gewöhnlichen *homiletiſchen Methode* abgefaſt iſt, welches allerdings in einer profanen Schrift ſehr lächerlich klinget. Dem ſey wie ihm wolle, mir kömmt dieſer Grund, die Schrift für eine Satyre anzuſehen, ſehr ſeichte vor: Denn da *X. Y. Z.* ein Theologus iſt; ſo iſt ihm ja die Beredſamkeit, deren Quelle die Vernunft iſt, unbekannt.

Dieſe Schrift nun machte viel Aufſehens. Vielleicht iſt ſie Ew. Hochwohlgebohrnen ſchon zu Geſichte gekommen; der Titul heiſt: *Horatii*, **als eines wohlerfahrnen Schiffers treu-meynender Zuruf an alle Wolfianer, in einer Rede, über die Worte der IV. Ode des 1. Buchs betrachtet. Wobey** die neuere Wolfiſche *Philoſophie* **gründlich wiederlegt wird, von** *X. Y. Z.* **dem jüngern.** So bald nun dieſe Schrift einigen Amts-Brüdern des *Magiſter X. Y. Z.* zu Geſichte kam, ergrimmten dieſelben heftig; machten einen Auszug davon, zogen inſonderheit die Vertheidigung der Lehre von der beſten Welt und aller ihrer ſchädlichen Folgen, heraus, und ſchickten dieſen Aufſatz, nebſt einem Schreiben, welches der ſtrengſte Ketzermachermacher-Eifer aufgeſetzt hatte, ſeinem und ihrem Oberhaupte dem wegen ſeiner großen Gelehrſamkeit allenthalben berühmten Herrn *Decano* **Weismüllern** in **W**aßertrudingen zu. Dieſer würdige Mann erſchrack davor, als vor dem jüngſten Gerichte. Nimmermehr hätte er ſichs träumen laſſen, daß *X. Y. Z.* ein **Wolfianer** ſeyn ſollte; ja er laſ' die Anklage wohl zehnmal durch, ehe er es glauben konnte, daß die Rede von ihm wäre. Der Herr **Weismüller** indeſſen, welcher nur gar zu gut weis, wie wenig man ſeinen Mit-Brüdern verſagen dürfe, wofern man ſich nicht die ärgſte Verfolgung zu ziehen will, ja der auch ſelbſt damals ein abgeſagter Feind der **Wol**fiſchen *Philoſophie* war, antwortete ihnen in einem höflichen Schreiben, verſprach, die Sache genau zu unterſuchen, und ihnen alle mögliche Satisfaction zu verſchaffen.

Er ließ auch würklich den *Magiſter X. Y. Z.* zu ſich kommen, verwieß ihm, kraft ſeines ihm anvertrauten hohen Amts, daß er ſich unterfangen die ſchädlich- und ſchändlichſten Irrthümer zu defendiren, und drohte ihm mit den härteſten Strafen. *Magiſter X. Y. Z.* welchem die Orthodoxen nur gar zu gut bekannt ſind, als daß er nicht wiſſen ſollte, wie man ſie niemals ungeſtraft beleidigt, und daß man, zum mindeſten von ihnen verdammt wird, wofern man ſich unterſtehet, ihren Meynungen zu wiederſprechen; hörte ſeine Geſetz-Predigt mit einer demüthigen Dorf-Prediger-Mine an: Indeſſen erſchrack er doch gar nicht vor der Stimme ſeines aufgebrachten *Decani*; ſondern antwortete ihm ganz beſcheiden: „Bewahre mich GOtt! daß ich Ketzereyen vertheidigen ſollte. Zum wenigſten kan ich Ew. Hochwohlehrwürden verſichern, daß dieſes mir niemals in den Sinn gekommen iſt. Sollte mir aber ja in der Eile etwas aus der Feder gefloſſen ſeyn, welches übel ausgelegt, und folglich anſtößig werden könnte; ſo iſt es wieder mein Wiſſen und Willen geſchehen. Ich erſuche daher Ew. Hochwohlehrwürden mir diejenigen Irrthümer bekannt zu machen, die man mir ſchuld giebt, damit ich ſie nochmals mit meiner Schrift zuſammen halten könne, von welcher ich verſichert bin daß ſie von allen Irrthümern frey iſt; und wofern ich etwas darinnen finde, welches ſich nicht vertheidigen läſt; ſo will ichs künftigen Sonntag öffentlich auf der Kanzel wiederruffen, und durch meine Predigt diejenigen erbauen, die ich durch meine Unvorſichtigkeit beleidigt haben mag.„

Der Herr Licentiat ließ ſich, wieder ſeine Gewohnheit, durch die Demuth des *Magi-*

ſter X. Y. Z. beſänftigen. Er gab ihm den Aufſatz ſeiner Orthodoxen Herren Collegen; dieſen aber Bericht, was vorgefallen wäre. Sie freuten ſich über ihren Sieg, und ſchrien die künftige Abbitte des *X. Y. Z.* in der ganzen Stadt aus.

Ew. Hochwohlgebohrnen können denken, ob ſie nicht den beſtimmten Sonntag alleſamt nach N. in die Kirche führen! ſie brachten ſo gar alle ihre Anhänger mit, und ſetzten ſich gerade der Kanzel gegen über, um die Verwirrung des Predigers deſto beſſer wahrzunehmen. Diejenigen aber ſo den *X. Y. Z.* beſſer kannten, zweifelten gar nicht daß nicht bey dieſer Gelegenheit etwas luſtiges mit unterlaufen ſollte. Und daher verurſachte die Liebe des einen Theils zur ſtrengen Orthodoxie, und die Neubegierde des andern, das Ende dieſer Sache abzuwarten, ein ſehr zahlreiches Auditorium.

Magiſter X. Y. Z. kam denn auf die Kanzel, und, nachdem er die Eingangs-Worte geſagt, ſprach er: „Lieben Freunde! ehe ich „meine Predigt anfange, ſo erlaubet mir, euch „einen Traum zu erzehlen, den ich dieſe Nacht „gehabt habe. Haltet mich nicht gleich deswegen für einen Fanaticum, daß ich euch „einen Traum erzehle. Es iſt mir ſelbiger

„ ſehr ſeltſam und bedenklich vorgekommen. Vielleicht verurſachet er auch bey einem oder dem andern unter uns ein reiferes Nachdenken und ein wohlgegründetes Urtheil. „

Dieſer Eingang erweckte bey allen eine große Aufmerkſamkeit. „ Lieben Freunde, fuhr er fort, mir träumte die vergangene Nacht, daß der HErr über Leben und Tod mich von der Welt gefordert hatte, und daß ich von meinem Thun und Laſſen Rechenſchaft geben ſollte. Meine Richter waren, der ſeelige *Calovius*, **Scherzer**, **Fecht** und **Wernsdorf**, für welche ich, wie ich nachmals merkte, deswegen war gefordert worden, weil man mich, als einen Menſchen der die **Wolfianiſchen Irrthümer** vertheidigte, angeklaget hatte, und dieſe Männer beſonders zu Unterſuchung dieſer Sache waren befehliget worden. Ihr könnet leicht denken, lieben Freunde, wie fürchterlich mir der Anblick dieſer ehrwürdigen, und, wie es ſchien, auf mich ganz zornigen Männer, geweſen iſt. Inſonderheit erſchrack ich als *Calovius* mit einer heftigen Stimme zu mir ſagte: **Komm her** *X. Y. Z.* **der Herrſcher aller Welt hat uns befohlen, dich wegen deiner Lehren zu befragen, und dich zu richten. Biſt du nicht ge-**

„ ſandt worden die Gemeine zu *N.* die „ lautere göttliche Wahrheit zu lehren; „ und wie wir vernehmen, ſo trägſt „ du ihr Irrthümer und Ketzereyen vor? „ Ich? theurer *Caiovius!* ich ſollte Ketzereyen „ gelehrt haben? Ich verſichere aufs „ Heiligſte, daß dies niemals meine Meynung „ geweſen iſt! haſt du, fuhr er fort, „ nicht gelehrt, daß dieſe Welt von dem „ HErrn unter allen möglichen Welten „ erwählet worden iſt, weil ſie die beſte „ geweſen? Haſt du alſo hiermit nicht „ behauptet, daß das Böſe was in der „ Welt iſt, auch mit zur beſten Welt gehöre? „ und daß dieſe Welt alſo nicht die „ beſte geweſen ſeyn würde, woferne nicht „ das Böſe darinnen geweſen wäre? Haſt „ du alſo nicht die Allmacht GOttes eingeſchränkt, „ in dem du behauptet haſt, „ daß er keine beſſer Welt hätte machen „ können, wenn er gleich gewolt hätte? „ Großer Mann! antwortete ich, es iſt „ wahr ich habe dieſes alles gelehrt und geglaubt; „ aber das hätte ich mein Tage nicht „ gedacht, daß dieſes Ketzereyen ſeyn ſollten: „ Denn ich habe dieſe Lehre bey einem großen „ Manne unſerer Kirchen gefunden. Und „ wer iſt denn der große Mann? fragte „ der ſeelige *Calovius.* Das iſt, erwiederte „ ich, der große *Buddeus.* Dieſer trefliche

„Mann, zu deſſen Füßen ich in Jena geſeſſen,
„und deſſen Meynung ich nur von Wort
„zu Wort vorgetragen, ſchreibt von der göttlichen
„Weisheit alſo: (a) Wie es aber der
„Weisheit eigen iſt, das Gute von dem
„Böſen zu unterſcheiden, jenes aber zu
„erwählen und zu ergreifen: Alſo muß
„ſie auch in dem allerhöchſten Grade
„GOtt zugeeignet werden; weil er allezeit
„das beſte erwählet, daſſelbe gut
„heiſt, und alles auf eine, uns Menſchen
„zwar unbegreifliche, ſeiner höchſten
„Vollkommenheit aber gemäſſe Weiſe ſo
„einrichtet, daß es unfehlbar geſchieht.„

„Oh, ho! ſagte Calovius, was iſt das?
„iſt unſer *Buddeus* auch ein Wolfianer?
„Man rufe ihn her! komme her *Buddeus!*
„iſt es wahr daß du gelehrt haſt: Die
„göttliche Weisheit erwählte allezeit
„das beſte, und wenn es die Menſchen
„gleich nicht ergründen könnten, ſo wäre
„es doch der göttlichen Vollkommenheit
„gemäß?

(a) Ut autem ſapientiæ eſt bonum a malo diſcernere, illudque eligere & amplecti; ita & eminentiſſima quadam ratione Deo tribuitur, quoniam is ſemper quod optimum eſt eligit, idque approbat & ut eveniat cuncta modo quodam hominibus quidem non ſemper perſcrutabili, ſumme tamen ejus perfectioni convenienti dirigit. *Buddeus. Inſtit. Theol. Lib. II. Cap. I. §. 25.*

„ gemäß? Saheſt du denn nicht das daraus
„ folgen würde dieſe Welt ſey auch
„ die beſte, weil GOtt dieſelbe erwählet
„ hat? Ja! ſprach *Buddeus* hierauf, es iſt
„ wahr, ich habe das gelehrt; allein ich habe
„ es von dem ſeeligen *Dorſchæo* gelernet.
„ Du weiſt wohl lieber *Calovius*, mit was
„ für treflichen Gaben der Herr dieſen Mann
„ ausgerüſtet hat, und mit welchem Eifer er
„ ſich allezeit befliſſen, GOtt und der Kirche
„ zu dienen. Er aber ſchreibt, wenn er von
„ dem göttlichen Willen handelt: (a) **Es**
„ **könne derſelbe auch genannt werden ein**
„ **Vorſatz von der ganzen Regierung, wodurch**
„ **GOTT von Ewigkeit her alle**
„ **mögliche Dinge voraus geſehen, und ſich**
„ **aus denſelben eine gewiſſe Ordnung der**
„ **Dinge ausserſehen, die ſich auf die ganze**
„ **Dauer dieſer Welt erſtrecken ſollte.**
„ **Jn dieſem ſeinem Vorſatze nun hätte**
„ **ſich ſeine göttliche Güte, der unerſchöpfliche**
„ **Reichthum ſeiner ewigen Macht,**

(a) Poteſt enim vocari propoſitum de univerſâ gubernatione Dei, quo ab omni æternitate, præviſis *omnibus poſſibilibus* determinarit certum rerum ſeriem, in quâ decurreret & totius mundi duratio, in quo propoſito divina inprimis bonitas & in exhauſtæ plane divitiæ cum potentiâ æternâ & infinitâ ſapientiâ, ſuaviter omnia diſponente pate fierent. *Dorſchæus. de Volunt. Dei Sect. I. Cap. II. pag. 73.*

„ und ſeine unendliche Weisheit, die alles
„ aufs lieblichſte eingerichtet, offenbaret.
„ Was? ſprach der ehrliche *Calovius*, *Dorſchæus*
„ hat ſolch Zeug geſchrieben? Laſt
„ ihn herkommen! komm her *Dorſchæus!*
„ haſt du denn gelehrt, daß GOtt von Ewigkeit
„ alle Dinge vorher geſehen, und
„ alles aufs lieblichſte und beſte eingerichtet?
„ ſo, daß es nicht beſſer ſeyn könnte?
„ iſt das wahr? Ja, ſprach *Dorſchæus*, ich leugne
„ es nicht, das habe ich gelehrt; aber das
„ kan unmöglich irrig ſeyn: Denn ich habe
„ es von dem ſeeligen Johann Gerhard, der
„ von allen für einen der vornehmſten Pfeiler
„ der Evangeliſchen Kirche gehalten wird. Er
„ ſchreibt aber alſo: (b) GOtt kan wohl etwas
„ anders machen als was er gemacht
„ hat: Denn, wer zum größern Kraft
„ genug beſitzt, der kan auch wohl etwas
„ machen wozu nicht ſo viel Kraft erfor-
„ wird; folglich könnte es GOtt nach ſeiner
„ unendlichen Kraft wohl machen;
„ aber

(b) Poteſt Deus aliter facere, quia ſumma in poteſtate minor quoque comprehenditur poteſtas. Ex *immenſitate* igitur *potentiæ* poteſt. At ex *ſumma bonitate*, quæ eſt potentiæ regula, neque a potentia eſſentia diverſa, non vult minus poſſe, quam bene; quia ſummo bono ſimpliciter non poteſt, niſi *ſummum bonum* in uno quoque *genere aut ordine* entium proficiſci. *Gerh. in Loc Theol. de Provid.* §. 45

„ aber nach ſeiner höchſten Güte, welche
„ das Regelmaaß iſt, wornach die göttliche
„ Kraft wirket, und welche von ſolcher
„ Kraft weſentlich nicht unterſchieden
„ iſt, will GOtt das, was er recht gut
„ machen kan, nicht geringer machen; in
„ dem von dem höchſten Gute, bey allen
„ Arten, und bey der Ordnung aller
„ Dinge ſchlechterdings nichts anders
„ herrühren kan, als was das allerbeſte
„ iſt. „

„ Was nun der große Johann Gerhard,
„ bey dem ich ein ſo großes Maaß des göttlichen
„ Geiſtes gefunden, gelehret hat, das
„ habe ich gleichfalls nicht angeſtanden zu lehren
„ und zu glauben. Was hör ich? ſagte
„ *Calovius*, iſt Gerhard auch von der neuen
„ *Philoſophie* eingenommen geweſen? Komm
„ her Gerhard! iſt es wahr daß du gelehrt
„ haſt: GOtt hätte die Welt deswegen
„ erwählet, weil ſie die beſte geweſen, und
„ daß er, wenn er gleich gekonnt, keine
„ ſchlechtere hätte machen wollen? Ja,
„ theurer *Calovius!* verſetzte Johann Gerhard,
„ daß habe ich gelehrt; und warum
„ hätte ich es nicht thun ſollen, da ich es von
„ einem der treueſten und eifrigſten Knechte
„ GOttes, dem ſeeligen *Luthero* gelernet
„ habe? Was dieſer Mann, dem die Wahr-

„ heit ſo ſehr zu Herzen gegangen iſt, daß er
„ ſie auch mit Leib und Lebens-Gefahr vertheidigt,
„ geglaubt und geſchrieben hat, das
„ hat ja mir nicht anſtößig ſcheinen können.
„ Nun ſetzt er ja in ſeinem Commentario über
„ das C. des 1 B. Moſes, als eine ausgemachte
„ Sache durchgehends voraus, daß GOtt
„ die Welt vollkommen erſchaffen habe, und
„ füget dem hinzu; es werde von einigen nur
„ dieſe unnöthige Frage dabey aufgeworfen,
„ ob GOtt die Welt auf einmal, und in einem
„ Augenblicke; oder in einer Zeit von 6.
„ Tagen, nach und nach NB. vollkommen
„ gemacht habe? Endlich aber beſchleußt er
„ dieſe Materie mit folgenden Worten: (a)
„ Die ſind es die GOtt erkennen in den
„ Creaturen, daß ſie ſagen müſſen, ey!
„ wie ein freundlicher lieber GOtt iſt
„ das! iſt er doch nichts denn eitel Süßigkeit
„ und Güte! daß er uns alſo ſpeiſet
„ unnd tränket! dieſe ſehen nichts anders
„ an den Creaturen, denn daß GOtt daran
„ ſiehet; er ſieht aber nichts daran
„ denn Gutes. Darum haben ſie alle Luſt
„ und Freude daran; die andern aber ſo
„ da böſe Gewiſſen haben und nichts glauben,
„ ſollen wohl vor dem geringſten
„ rauſchenden Blatte erſchrecken, wenn
„ ſie

(a) *Luth. Comment. in Genes. Cap. 1. v. 31.*

„ ſie fühlen, daß GOtt ſo nahe iſt, und mögen keine Creatur leiden, wie gut ſie immer iſt. „

„ Was? ſagte *Calovius*, *Luther* ſollte ſolch Zeug gelehrt haben? das glaube ich nimmermehr! laſt ihn herkommen! wir wollen wenigſtens hören, von wem er es hat. Wer hat dich denn gelehrt, **Luther**! daß alle Creaturen gut ſind, und daß GOtt nichts als lauter gutes daran ſehe? Von wem ich dieſe Lehre habe? Antwortete **Luther**, eine feine Frage! von wem anders, als von dem Chriſtlichen **Weltweiſen** *Boëthio*, in ſeinem ſchönen Büchlein *Conſolatio Philoſophiæ* genannt. Ihr feinen Geſellen! ſollts doch auch wohl geleſen haben! habt ihr denn die herrliche *Philoſophiam* ſchon ſo gar vergeſſen? Ich dächte **Meiſter** *Philipp* hätte ſie euch deutlich genug eingetrichtert! in dieſer *conſolatione Philoſophiæ* aber, ſchreibt *Boëtius* alſo: (a) **GOtt regieret alles durch das Steuer-Ruder ſeiner Gütigkeit, alles iſt ihm auch willig und gehorſam, und iſt nirgend etwas weſentliches Böſes in der Natur.** Weil aber der Ausſpruch dieſes Chriſtlichen Philoſophi bey euch

---

(a) *Libr. III. p. 150. Edit. Lüneburg.*

„ vielleicht nicht gnug gelten, oder ihr ihn
„ etwa nicht für voll anſehen möchtet: So
„ will ich euch noch eine härtere Nuß aufzu-
„ beiſſen geben: Der heilige Auguſtinus,
„ mein geweſener Ordens-Patron, ſchreibt ja
„ ausdrücklich: (b) Daß alle erſchaffene Din-
„ ge gut ob zwar nicht einzeln im höch-
„ ſten Grade oder unveränderlich; aber
„ im Zuſammenhange wären ſie überaus
„ gut. So gar daß was man böſe nennt,
„ wäre auch wenn es recht geordnet wür-
„ de, dienlich das Gute deſtomehr zu er-
„ heben. Denn auch die Heyden geſtünden,
„ daß der gütige und allmächtige GOtt,
„ nicht geſtatten würde, daß in ſeinen
„ Werken etwas böſes wäre, wenn er
„ nicht

(b) Aug. Enchirid. de fide, ſpe & caritate. Cap. III. Ab hac ſummé, & æqualiter & immutabiliter bonâ Trinitate creata ſunt omnia, & nec ſummé, nec æqualiter, nec immutabiliter bona, ſed tamen bona etiam ſingula: Simul vero univerſa valde bona; quia ex omnibus conſiſtit univerſitatis admirabilis pulchritudo. In qua etiam illud quod malum dicitur, benè ordinatum & loco ſuo poſitum, eminentius commendat bona, ut magis placeant, & laudabiliora ſint, dum comparantur malis. Neque enim Deus omnipotens, quod etiam infideles fatentur, rerum cui ſumma poteſtas, cum ſumme bonus ſit, ullo modo ſineret mali aliquid eſſe in operibus ſuis. niſi usque adeo eſſet omnipotens & bonus, ut benè faceret & de malo.

„ nicht ſo gütig und mächtig wäre auch „ aus dem böſen was gutes zu machen. „ Und an einem andern Orte ſchreibt er: „ (c) Daß auch die Sünden der Men„ſchen, wenn ſie nur geſtraft würden, „ die Welt, und die Ordnung aller Din„ge, nicht verunehren, ſondern zieren und „ ſchmücken. Habt ihrs denn nicht geleſen? „ Ihr feinen Herren! „

Der gute *Calovius* hörte dem ehrlichen *Luthero*, welcher ſeine altteutſche Art zu reden noch nicht verlernet hatte, ganz geduldig zu, und als er ausgeredet, ſprach er zu ihm: „ Erzürne dich nicht, theurer Mann, über „ meine Frage. Wir ſitzen ja hier nicht aus „ unſerer eigenen Macht; ſondern auf Be„fehl des HErrn aller Welt. Es iſt wahr, „ wir haben die Stelle auch geleſen; allein „ in der langen Zeit daß wir hier ſind, iſt ſie „ uns wieder entfallen. Wir müſſen alſo den „ *Auguſtinum* ſelbſt vernehmen, von wem er „ dieſe irrige Meynung gelernet hat.

„ Komm her *Auguſtinus!* und erkläre dich, „ von wem du den irrigen Satz gelernet haſt „ daß alle erſchaffene Dinge gut wären, und „ daß GOTT durch das Böſe ſelbſt das

---

(c) De Libero Arbitr. Lib. 3. Cap. VIII. §. 26.

„ Gute deſtomehr erhebe! ja daß auch die
„ Sünde ſelbſt die Ordnung der Welt nicht
„ verunehre, ſondern ziere und ſchmücke? Das
„ habe ich, ſprach dieſer große Mann, von
„ dem Jeſus Sirach gelernet! der ſchreibt
„ in ſeinem Buche: (a) GOtt hat von An-
„ fang ſeine Werke wohl geordnet, und
„ erhält ſie für und für in ſolcher Ord-
„ nung: Item ſpricht er: Der da aber ewig
„ lebet, alles was der macht, das iſt ſehr
„ vollkommen. „ Was iſt denn das alles
für ein Weſen? ſprach der ehrliche *Calovius*, der Himmel iſt ja voller Wolfianer! man rufe den Syrach her!

„ Komm her Syrach! mit was für einem
„ Rechte haſt du denn Lehren können, daß
„ GOTT ſeine Werke gleich Anfangs
„ wohl geordnet, und ſie in dieſer Ord-
„ nung beſtändig erhielte? Warum hätte ich
„ denn daß nicht lehren ſollen, ſprach Sy-
„ rach; ich habe es ja von dem Knechte
„ GOttes, dem Moſe gelernet. Dieſer, da
„ er das große Werk der Schöpfung be-
„ ſchreibt, ſagt ausdrücklich: GOtt hätte an-
„ geſehen alles was er gemacht hatte, und
„ es wäre ſehr gut geweſen. „

Als nun der Syrach ſich auf Moſen berief;

(a) Cap. 16. v. 25. & 27. Item Cap. 18. v. 1.

tief; ſo ſtunde die Commiſſion bey ſich ſelbſt ſehr an, ob ſie ſich die Freyheit nehmen dürften, dieſen großen Mann vorzufordern. Endlich aber wurde der ſeelige **Wernsdorf**, als der jüngſte Aſſeſſor, an denſelben abgeſchickt um ihn zu erſuchen, daß er ſichs gefallen laſſen möchte zu erſcheinen, damit man aus dieſer Confuſion herauskommen möchte. Er kam auch in der That, und auf die Frage: mit was für einem Rechte er hätte ſagen können, daß GOTT bey Anſchauung ſeiner Werke dieſelben alle ſehr gut befunden hätte? antwortete er: „Das habe ich von GOtt ſelbſt gelernet. Vierzig Tage und Nächte „bin ich auf dem Berge Sinai, in ſeiner „Schule geweſen, und da habe ich erfahren, „daß GOtt, nach ſeiner höchſten Weisheit „und Güte, nicht anders als alles aufs beſte „machen kan und will.„

Auf dieſe Erklärung des Mannes GOttes muſten wir alle unſern Abtritt nehmen, und nachdem ſich die Commiſſion ein wenig unter einander beredet, auch ohnfehlbar weitern Befehl eingehohlt haben mochte: So wurden wir wieder vorgelaſſen, und der alte Calovius redete ihn folgendergeſtalt an:

„Wir ſehen wohl wo das ganze Uebel „herrühret. Man rufe uns den alten Au-

„guſt Hermann Franken her! „ Dieſer ehrwürdige Mann ſtutzte zwar anfänglich über dieſe unvermuthete Citation, indem er ſich einbildete, daß man ihn wegen ſeines bekandten Wayſen-Hauſes zur Rede ſtellen würde. Er erſchien aber doch; und der alte *Calovius* redete ihn folgendergeſtalt an:

„Komm her Auguſt Hermann Franke!
„du biſt immer eine ehrliche Haut geweſen,
„und haſt es gut genung gemeynet. Aber
„du haſt eine Brut, und Züchtlinge hinter
„dir verlaſſen, welches eigenſinnige, hochmüthige,
„herrſchſüchtige, rachgierige Köpfe
„ſind, die unter dem Scheine der Religion,
„der Liebe und Sanftmuth, lauter Bosheit
„und Argliſt im Herzen tragen: Die alle
„Wahrheit, auch mit Verletzung der Ehre
„GOttes zu unterdrücken trachten, und da
„ſie ſelbſt der Vernunft entſagen, auch keinem
„andern verſtatten wollen ſich dieſes herrlichſten
„göttlichen Geſchenkes zu bedienen. Wir
„tragen dir hiermit das Amt auf, ſelbige zu
„dehmüthigen und vernünftig zu machen.
„Wir wiſſen wohl, daß die Sache ſehr
„ſchwer, wo nicht für menſchliche Kräfte gar
„unmöglich iſt: Aber wir tragen dir es hiermit
„auf, verſuche dein Heil, ob du ſie noch
„ändern könneſt, damit nicht ein ſtärckerer
„über ſie komme, und ſie gänzlich vernichte.„

Lieben Freunde! ſprach hierauf *Magiſter X. Y. Z.* dieſes iſt mein Traum geweſen. Weil es aber nur ein bloßer Traum iſt; ſo dürft ihr davon nicht mehr glauben als euch beliebt.

Und dieſes war nun die ganze Abbitte. Die Orthodoxen giengen mit voller Bosheit aus der Kirche, und wer weiß was ſie dem guten *X. Y. Z.* für ein Bad zurichten werden. Dem ſey wie ihm wolle, bey ihrem Hochehrwürdigen Oberhaupte werden ſie wenig ausrichten: Denn ich muß Ew. Hochwohlgebohrnen noch melden, daß der Herr *Licentiat* **Weismüller** durch dieſe Predigt ſo ſehr gerührt worden iſt, daß er den *X. Y. Z.* Tages darauf zu ſich kommen laſſen, und nachdem er mit ihm von einigen ſchwürigen Puncten der Wolfiſchen und Leibnitziſchen *Philoſophie* geſprochen, ſich auch einige Scrupel, die ihm noch der *D.* Hautſch beygebracht haben mag; auflöſen, und völlig heben laſſen, ſich völlig zur Wolfiſchen *Philoſophie* bekannt, und ſeine *Pytagoriſch Platoniſche Philoſophie* gänzlich verſchworen. Er hat auch einem von meinen Freunden vor wenig Tagen ein poetiſches Sendſchreiben vorgeleſen, welches er an den Herrn Wolf will abgehen laſſen, darinnen er dieſes nochmahls vor der ganzen ehrbaren Welt bekennet, und von ſeinen *Spiral-* und Schnecken-Linien, Hunde-Seelen, u. ſ. w. ganz und gar abſteht.

Zu gleicher Zeit hat er an den *Profeſſor Ludovici* in Leipzig ein ſehr höfliches Abbittungs-Schreiben abgehen laſſen, darinnen er alles wiederruft, was er in ſeiner letzten Schrift wieder dieſen Mann ausgeſtoſſen; und ihn erſuchet, daß, da er jetzo die Beſorgung des Univerſal-Lexici über ſich genommen, er doch nicht vergeſſen möchte, bey dem Buchſtaben *W*, den Herrn *Licentiat* Weismüller unter die Wolfianer zu ſetzen; zu welchem Ende er ihm nicht nur die wahren Umſtände ſeiner jetzigen Gemüths-Aenderung, ſondern auch ein Bekenntniß, daß er es mit der neuen *Philoſophie* und ſeiner Ehren-Erklärung an obgemeldeten Herrn *Profeſſor* ehrlich meyne, überſenden will. Ich habe das Schreiben durch die dritte Hand ſelbſt geleſen, und kan verſichern daß es mit ſo vieler Vernunft abgefaßt iſt, daß man nothwendig ſchlieſſen muß, es ſey bey dem Herrn *Licenciaten* eine große Veränderung vorgegangen.

Dieſes iſt alles was ich Ew. Hochwohlgebohrnen von der Sache berichten kan. Ich empfehle mich in Dero beharrliche Gnade, und habe dir Ehre mit aller Hochachtung zu ſeyn.

Ew. Hochwohlgebohrnen

Anſpach,
1739

gehorſamſter
N.

Geſchichte

der königlichen Akademie
der ſchönen Wiſſenſchaften
zu Paris,

darinnen zugleich
unzählige Abhandlungen aus allen
freyen Künſten, gelehrten Sprachen,
und Alterthümern, enthalten
ſind.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Erſter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

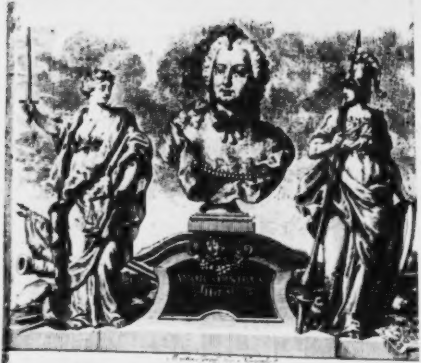
Mit
einer Vorrede ans Licht geſtellet
von
Johann Chriſtoph Gottſcheden, P. P. O.
der königl. preuß. wie auch der bononiſchen Akademie
der Wiſſenſchaften Mitgliede.

Mit Königl. Poln. und Churfürſtl. Sächſiſ. allergn. Freyheit.

Leipzig 1749
verlegts Johann Paul Krauß,
Buchhändler in Wien.

Der
Allerdurchlauchtigſten, Großmächtigſten
Fürſtinn und Frau,
Frau
Marien Thereſien,
Römiſchen Kaiſerinn,
Königinn in Ungarn, Böheim, Dalmatien,
Croatien und Sclavonien ꝛc. ꝛc.
Erzherzoginn zu Oeſterreich, Herzoginn zu Burgund, und Markgräfinn zu Mähren,
Herzoginn zu Lützelburg, in Schleſien, zu Braband, Mayland, Steyer, Kärnthen, Crain, auch Würtemberg und Teck,
Fürſtinn zu Schwaben, Markgräfinn in der Ober- und Niederlauſitz,
gefürſteten Gräfinn zu Habſpurg, Tyrol, Pfierd, Kyburg und Görz,
Landgräfinn im Elſaß, des H. R. R. Markgräfinn ob der Ens, und zu Burgau,
Frau auf der Wendiſchen Mark, zu Portenau, und Salins,
Herzoginn zu Lothringen und Bar, Großherzoginn zu Toſcana ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Meiner allergnädigſten Kaiſerinn, Königinn,
und Frau.



O Kaiſerinn, voll aller Pracht,
Die aus Menſchen Götter macht;
Königinn erhabner Frauen!
Schmuck der Zeit und deutſchen Welt!
Höchſte Frau! Wenn Dirs gefällt
Fremden Witz und Fleiß zu ſchauen;
O ſo zürn auch itzo nicht,
Daß ein Fremdling mit Dir ſpricht.

Deutſchland thut durch meinen Mund
Itzt ſein Glück Europen kund,
Das allein von **Dir** entſpringet;
Weil ihm, nächſt der Freyheit Schutz,
Auch der ſchönſten Künſte Putz
Bloß auf **Deinen** Wink gelinget:
Da ihm **Deiner** Gnade Kraft
Wachsthum, Flor und Anſehn ſchafft.

Freylich kann der Waffen Blitz,
Schwerter, Lanzen und Geſchütz,
Die erſchrockne Welt betäuben:
Ganzen Völkern fällt der Muth,
Vor Bellonens Mord und Wuth,
Die der Erden Abſcheu bleiben;
Außer, wenn ein wahrer Held
Staat und Gränzen ſicher ſtellt.

Aber Wiſſenſchaft und Kunſt
Kamen von des Himmels Gunſt,
Die verheerte Welt zu ſchmücken.
Geiſt und Witz ziert Stadt und Land,
Wenn der wirkende Verſtand
Rauhe Völker darf beglücken:
Dann entweicht das Mordgeſchrey
Der verhaßten Barbarey.

Wodurch konnte ſich Athen,
Aſien zu Trotz, erhöhn,
Als durch ſtiller Muſen Werke?
Woher zog der Tyberſtrom
Und der Erden Kleinod, Rom,
Aller ſeiner Wunder Stärke?
Anfangs zwar durch Krieg und Macht;
Schöner durch der Künſte Pracht.

Auch der kühnen Deutſchen Schwert
Hat die halbe Welt verheert,
Ja der Römer Reich verſchlungen.
Ihrer ſtrengen Tapferkeit
War kein Land zu ſtark und weit,
Ganz Europa ward bezwungen:
Bis nach überwundner Welt,
Witz und Kunſt ſich eingeſtellt.

Hier nun ſtieg des Reiches Flor
Ungleich ſtärker, als zuvor,
Da nur wilde Waffen fochten.
Hier hat ſich der Deutſchen Hand,
Durch Erkenntniß und Verſtand,
Einen edlern Kranz geflochten;
Als ein roher Kriegesmann
Sich im Streit erwerben kann.

Kaiſerinn! Dein eignes Haus
Theilte ſelbſt die Lorbern aus,
Die der Künſte Meiſter ſchmückten.
Oeſterreich vergalt die Müh
Der erhabnen Poeſie,
Als dem Celtes Kränze glückten:
Als den edlen Theuerdank
Pfinzings Heldenlied beſang.

Carl und Maximilian
Haben hier ein Werk gethan,
Das ſchon Rudolph abgezielet,
Rudolph, der den Grund gelegt,
Daß noch Habſpurg Kronen trägt,
Und den Zeiten vorgeſpielet;
Wo Thereſia allein
Größer kann, als alle ſeyn.

Gleichwohl lag der Sprache Werth,
Der ſich Kaiſer hold erklärt,
Damals faſt noch in der Wiegen:
Und ſo hoch auch ſeit der Zeit,
Einſicht und Gelehrſamkeit
In Germanien geſtiegen:
So geſteht man zweifelsfrey,
Daß dieß Oeſtreichs Wohlthat ſey.

Unter Dir, erhabne Frau!
Wird Minervens Hand den Bau
Ihres Tempels feſter gründen.
Phöbus ſelbſt erblickt in Wien,
Daß Melpomenens Bemühn
Schutz und Beyfall könne finden.
Und wer macht ihm ferner Muth,
Wenn es Deine Hand nicht thut?

Deine Hand, o Kaiſerinn!
Deren himmelhoher Sinn
Reich und Freyheit ſtandhaft ſchützet:
Die der Nachbarn Stolz bekämpft,
Und der Herrſchſucht Triebe dämpft,
Doch zugleich die Künſte ſtützet:
Dir, Du Schmuck von Oeſterreich,
Schätzt die Nachwelt keine gleich.

Auch der ſchönſten Künſte Flor
Steiget unter Dir empor,
Wird faſt täglich mehr erhoben.
Was beym zweyten Ferdinand
Opitz ſonſt für Gnade fand,
Durch der edlen Dichtkunſt Proben;
Das erhält nun unter Dir,
Wahrlich, doppelt größre Zier.

O wie lange mußte ſie
Sonſt, mit halb verlohrner Müh,
Sich in fremden Sprachen zeigen!
Wälſch und galliſch zu verſtehn,
Dünkte ſonſt den Großen ſchön:
Deutſch blieb nur dem Pöbel eigen.
Gleichwohl iſt dir, **deutſches Reich!**
Sonſt kein Reich auf Erden gleich.

Deutſcher Witz! biſt du ſo ſchwach?
Welchem Volke giebſt du nach,
Das den Künſten hold geweſen?
Griech und Römer gieng voran:
Deutſchland folgt, ſo friſch es kann,
Giebt der Welt manch Werk zu leſen;
Das dereinſt die ſpäte Welt
Gar für griechſch und römiſch hält.

Große Frau! auf Dein Geheiß,
Wird der freyen Künſte Preis,
Noch zum höchſten Gipfel ſteigen.
Liebt Dein Hof ein deutſches Spiel,
Winkſt Du ſelber, o wie viel
Wird der Witz noch Früchte zeigen!
Was bisher noch unreif war,
Stellt ſich künftig reifer dar.

Selbſt dieß Opfer, Luſt der Zeit!
Das die Unterthänigkeit
Zitternd Dir zu Füßen leget:
Selbſt dieß Lied, das Deinen Ruhm,
Im geſchützten Kaiſerthum,
Bis auf ſpäte Zeiten träget;
Beut nun unter Deinem Schutz
Allen fremden Muſen Trutz.

Dieß.

Dieſsmal preiſ' ich nicht den Schluſs,
Den die Welt bewundern muſs,
Zeitig auf den Krieg zu ſinnen.
Klüglich in Bereitſchaft ſtehn,
Stündlich in das Feld zu gehn;
O! das heiſst den Ruhm gewinnen,
Den ſich Pallas beygelegt,
Die ſtets Schild und Lanze trägt.

Auch erſchallt hier nicht das Lob,
Das noch niemand recht erhob,
Wie Du ſelbſt das Ruder lenkeſt;
Wie Du Recht und Handel liebſt,
Beyden neue Regeln giebſt,
Beyden neue Kräfte ſchenkeſt;
So, daſs ſich Dein Unterthan
Lauter Heil verſprechen kann.

Künftig wird der Muſen Fleiß
Deinen-himmelhohen Preis,
In geſtärkten Tönen ſingen:
Um die Weisheit Deines Raths,
Zur Beſchützung Deines Staats,
Auf ein ewig Blatt zu bringen;
Das, weil es Dein Ruhm erfüllt,
Künftig für ein Muſter gilt.

Freund, und Feind, und Unterthan,
Sehn es für ein Wunder an,
Daß Dein Thron und Reich beſtanden.
Recht und Großmuth krönten Dich;
Selbſt der Himmel zeigte ſich
Als den Schutz von Deinen Landen;
Hieß die Habſucht hinterm Rhein
Armer Völker Geißel ſeyn.

Möchte doch des Himmels Schluß
Dir den völligen Genuß
Deiner hohen Tugend ſchenken!
Möchte doch der Zwietracht Wuth,
Und der Kriegesfackeln Glut,
Sich ins tiefſte Meer verſenken!
So wird Wien und Oeſterreich
Auch an Kunſt und Wiſſen reich.

Möchte doch Prinz Joſephs Sinn
Deinen Geiſt, o Kaiſerinn!
Deinen edlen Trieb behalten!
Möcht Er doch der Künſte Schutz,
Wider Barbarey zu Trutz,
Als ein Muſaget verwalten;
Sich daheim den Muſen weihn,
Und im Felde ſchrecklich ſeyn!

Auch Franciſcus, Dein Gemahl,
Dem des Reiches freye Wahl
Kaiſerthum und Macht gegeben;
Müſſe ſich, zur Luſt der Zeit,
Deren Heil Er ſich geweiht,
Täglich mehr und mehr erheben!
Dann, ſo werden, höchſtes Paar,
Aller Deutſchen Wünſche wahr.

Eurer Kaiſerlichen und Königlichen
Majeſtät

Kaiſer Karls Bad
in Böhmen,
Im Auguſt 1749.

allerunterthänigſter
allergehorſamſter Knecht
Gottſched.

Vorbericht.

Geneigter Leſer,

Wenn du die freyen Künſte, und ſchönen Wiſſenſchaften nur einigermaßen liebſt, ſo wirſt du es mir Dank wiſſen, daß ich dir hiermit den 1 Band der ſo betitelten Hiſtoire de l'Academie Royale des Inſcriptions et des belles Lettres, in deutſcher Sprache liefere. Es enthält dieſe, nebſt denen damit verbundenen Memoires derſelben Akademie, einen rechten Schatz der angenehmſten Gelehrſamkeit. Alles, was das griechiſche und lateiniſche Alterthum; die ägyptiſchen, phöniziſchen, karthaginenſiſchen, hetruriſchen und pelasgiſchen Ueberbleibſel, ja ſo gar die alten galliſchen Denkmäler, merkwürdiges und nachdenkliches in ſich faſſen; alles, was in den Schriften der alten Dichter und Geſchichtſchreiber ſchweres, in alten Münzen und Aufſchriften ſinnreiches, und in Gebäuden, Bildſeulen, und halberhobenen Schnitzwerken tiefſinniges anzutreffen iſt; das wird in dieſem Werke zulänglich erkläret, erläutert, oder doch auf eine zulängliche Art beſchrieben. Kurz, wer das gelehrte Alterthum kennen zu lernen, und daraus eine der angenehmſten Arten der Wiſſenſchaft zu faſſen begierig iſt, der wird hier eine völlige Beruhigung ſeines gelehrten Hungers antreffen.

Da alſo dieſes Werk in ſo mancherley Abſichten nützlich und angenehm ſeyn kann; und unſere Landesleute ſeit einiger Zeit nur gar zu geneigt geweſen ſind, die Schriften unſerer Nachbarn zu überſetzen: ſo hat es mich ſeit einiger Zeit ſehr Wunder genommen, warum ſich noch niemand, an dieſe **Geſchichte der königlichen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften** gemacht hat. Ein Werk von dieſer Art, würde ſonder Zweifel ungleich mehr Nutzen geſchaffet haben, als eine Menge abgeſchmackter Romane, davon faſt alle Buchläden wimmeln. Allein bey einigem Nachdenken, waren die Urſachen davon ſo ſchwer eben nicht zu errathen. Einige davon ſind bey den Ueberſetzern, andere bey den Verlegern, und noch andere bey den Leſern überſetzter Schriften zu ſuchen. Ungeachtet ich ſie nun ziemlich eingeſehen zu haben glaube; ſo will ich ſie doch hier mit Bedacht nicht entdecken:

aus Furcht, man möchte das, was ich davon ſagen würde, für eine Satire auf alle dieſe drey Claſſen unſrer Mitbürger anſehen.

Hier haben ſich indeſſen zu gutem Glücke allerley erwünſchte Umſtände vereinbaret, die uns endlich eine Ueberſetzung dieſes ſo trefflichen Werkes befördert und zu Stande gebracht haben. Ich kann davon deſto freyer reden, da ich ſelbſt, gleichſam nur die Hebamme dieſer neuen Geburt abgegeben, und eigentlich zu reden, gar keinen Theil daran habe. Meine akademiſchen Arbeiten, meine nunmehr zum zweytenmale ausgefertigte deutſche Sprachkunſt, und die unter Händen habende Hiſtorie der deutſchen Sprache und Poeſie, beſchäfftigen mich, nebſt dem monatlich fortgehenden Büchersaale der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſten, viel zu ſehr, als daß ich das Herz hätte faſſen können, mich an die Verdeutſchung eines ſo weitläuftigen Werkes zu machen. Es hat ſich aber die fleißige Feder meiner Freundinn und Gehülfinn derſelben deſto williger unterzogen; da es ſo wohl ihrer Neigung als Fähigkeit überaus gemäß war, ſich in ein Feld zu wagen, wo bey jedem Schritte neue Blumen der Gelehrſamkeit hervorſprießen; die einem Geiſte, der die ſchönen Wiſſenſchaften liebet, den angenehmſten Zeitvertreib, und die unſchuldigſte Beluſtigung verſprechen. Ihr allein hat man nämlich bisher ſchon die Verdeutſchung aller derjenigen

Stücke zu verdanken, die ich aus dieſer Hiſtorie der königlichen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften nach und nach in den neuen Bücherſaal eingerücket habe. Dieſe köñen daher als abgelegte Proben ihrer Geſchicklichkeit zu dieſer Arbeit angeſehen werden.

Indem ich alſo die nöthige Nachricht von dieſem Werke kürzlich ertheilet habe: ſo könnte ich dieſer Vorrede ein unvermuthetes Ende machen. Allein eins iſt übrig, wovon ich darinnen noch handeln muß; um viele unſerer deutſchen Leſer, aus einer Verwirrung zu reißen; in welche ſie gerathen, wenn von den gelehrten Geſellſchaften oder Akademien zu Paris die Rede iſt. Sie wiſſen ſich nämlich in die Unterſchiede, der **franzöſiſchen Akademie**, der **Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften** und der Akademie **der Wiſſenſchaften** ſchlechthin, nicht zu finden. Sie halten ſelbige daher, entweder alle für eine und dieſelbe gelehrte Geſellſchaft; oder verrücken doch ihre Gränzen öfters dergeſtalt, daß man nicht weis, wo man iſt, wenn man ſie von dieſer oder jener reden höret. Dieſer Vermengung inskünftige vorzubeugen, will ich mir in dieſer Vorrede angelegen ſeyn laſſen. Ich will von allen dreyen pariſiſchen Akademien einige hiſtoriſche Nachricht geben, und den Unterſcheid bemerken, der ſich in ihren allerſeitigen Beſchäfftigungen findet. Wird man dabey den großen Eifer des franzöſiſchen Hofes zu **Ludwigs** des

XIVten Zeiten, in Beförderung der Gelehrſamkeit gewahr werden: ſo werde ich auch zugleich bemerken, was unſere Nation in eben dieſen Abſichten geleiſtet hat; und die Urſachen anzeigen, warum die deutſchen Anſtalten, die man in gleichen Abſichten gemacht hat, nicht eben den guten Fortgang gehabt haben.

Die eigentlich ſo genannte **franzöſiſche Akademie** (Academie Françoiſe) oder die Akademie der franzöſiſchen Sprache, iſt die erſte und älteſte von allen. Sie iſt bereits vor mehr als hundert Jahren, nämlich 1635, durch ein königliches Edict aufgerichtet und beſtätiget worden, nachdem ſie ſchon fünf oder ſechs Jahre vorher gleichſam in der Stille angefangen hatte. Ungefähr im 1629ſten Jahre, traten einige gelehrte Freunde zuſammen, die in verſchiedenen entlegenen Theilen von Paris wohneten. Nichts war ihnen beſchwerlicher, als daß ſie, einander zu ſprechen, einen ſo weiten Weg zurück legen mußten, und doch wohl Gefahr liefen, vergebens zu gehen; indem ſie einander nicht allemal zu Hauſe antrafen. Sie wurden alſo ſchlüſſig, ſich wenigſtens wöchentlich einmal, bey einem aus ihrer Zahl zu ſprechen, der etwa mitten in der Stadt wohnhaft wäre, und alſo den entlegenern den Weg verkürzen könnte. Dieſes geſchah nun wirklich, und Herr **Godeau**, nachmaliger Biſchof von Graſſe, Herr von **Gombauld**, Herr **Giri**, Herr **Habert**, der Artillerie Commiſſar, der Abt

Cériſy, Herr **Sériſay** und Herr von **Malleville**, verſammelten ſich bey dem Herrn **Conrart**, deſſen Wohnung gleichſam im Herzen der Stadt gelegen war. Hier giengen ſie vertraulich miteinander um, wie es bey andern Beſuchen zu geſchehen pflegt. Man ſprach von Geſchäfften, von Neuigkeiten, und von den ſchönen Wiſſenſchaften: und wenn ein Glied dieſer Geſellſchaft etwas ausgearbeitet hatte, wie es denn oft geſchah, ſo las er es den übrigen vor, die ihm ihre Gedanken davon eröffneten. Auf dieſe Unterredungen nun folgte entweder ein Spaziergang, oder ein kleines Abendeſſen: und dieſe Zuſammenkünfte währeten, wie gedacht worden, vier oder fünf Jahre, mit dem gröſſeſten Vergnügen und Nutzen ihrer Mitglieder. Sie waren in aller Freyheit, ohne Geſetze, ohne Zwang und ohne Pracht; und genoſſen untereinander alles, was die Uebereinſtimmung der Gemüther, und ein vernünftiger Umgang aufgeweckten Köpfen für Süßigkeit und Anmuth verſchaffen konnte.

Sie waren eins geworden, ihre Zuſammenkünfte heimlich zu halten. Der erſte, der dieſes Schweigen brach, war der Herr von **Malleville**; der dem Herrn **Faret** etwas davon ſagte, welcher eben ſein Buch, l'Honete Homme, herausgegeben hatte. Als dieſer die Erlaubniß erhielt, ſich in ihrer Verſammlung einzufinden, ſo überreichte er derſelben einen Abdruck davon; und war ſowohl mit denen Urtheilen, die er darüber vernahm, als mit dem übrigen Bezeigen der Geſellſchaft ſehr zufrieden. Er redete davon gegen die Herren **des Marets**, und **Boisrobert**. Der erſte erſchien auch in der Geſellſchaft und las den erſten Band ſeiner **Ariane** vor, die er unter Händen hatte. Der andere wünſchte auch, ſich dabey einfinden zu dörfen; und man konnte es ihm aus verſchiedenen Urſachen nicht abſchlagen. Als dieſer ſah, wie gründlich man hier von Schriften urtheilete, und daß es nicht auf bloße Schmäucheleyen und Lobſprüche angeſehen wäre: ſo war er vor Freuden und Verwunderung außer ſich. Er ſtund damals bey dem Cardinale **Richelieu** in großen Gnaden, und ſuchte demſelben bey müſſigen Stunden, durch ſeinen aufgeräumten Geiſt, auf eine angenehme Art die Zeit zu kürzen; indem er ihm alles, was bey Hofe und in der Stadt neues vorgieng, auf eine muntere Art zu erzählen wußte.

Unter dieſen Neuigkeiten nun, ermangelte Herr **Boisrobert** nicht, auch die Nachricht von der gelehrten Verſammlung zu miſchen, der er beygewohnet hatte. Er erzählte nicht nur die Namen der Perſonen, daraus ſie beſtund, ſondern machte auch eine vortheilhafte Abbildung von ihren Beſchäfftigungen. Der Cardinal, welcher von Natur zu großen Dingen geneigt war, und die franzöſiſche Sprache liebte, weil er ſie ſelbſt ſehr wohl ſchrieb: lobte dieſer Geſellſchaft ihr Vorhaben, und fragte Herrn **Boisrobert:** ob dieſelbe nicht geneigt wäre, ſich als ein durch öffentliche Geſetze beſtätigter Körper, zu ordentlichen Verſammlungen zu verbinden? Auf ſolchen Fall, wolle er ſelbſt die Beſchirmung dieſer Geſellſchaft übernehmen; und ſie durch ein königliches Patent dazu beſtätigen. Herr **Boisrobert** verſprach, ſolches der Geſellſchaft vorzutragen, und verſicherte ſchon zum voraus, ihre Einwilligung. Dieſe erfolgte auch, nach vorgängiger Berathſchlagung. Herr **Boisrobert** brachte dieſe Antwort dem Cardinale, und erhielt Befehl, der Geſellſchaft zu vermelden: ſie möchte ſich nur nach wie vor verſammeln, und ihre Zahl nach eigenem Gutachten verſtärken; auch zugleich die Geſetze entwerfen, die zu ihrer künftigen Einrichtung nöthig ſeyn würden.

Wenn es meine Abſicht hier wäre, die völlige Hiſtorie dieſer Geſellſchaft zu beſchreiben; ſo könnte hier noch ein vieles davon beygebracht werden. Allein zu der gegenwärtigen Abſicht iſt es genug, daß man den Urſprung dieſer franzöſiſchen Akademie, in der Verſammlung gelehrter Freunde; ihre Beſtätigung durch die großmüthige Neigung eines ſtaatsklugen Miniſters, des Cardinals **Richelieu**, und die Zeit ihrer Stiftung, nämlich das 1635ſte Jahr, bemerket. Die Beſchäfftigungen derſelben kann man aus dem angeführten auch zur Gnüge abnehmen, nämlich die Ausübung und Verbeſſerung der franzöſiſchen Sprache; ſo wohl in gebundner als ungebundner Schreibart. Von wie großem Erfolge die Arbeiten derſelben in Zeit eines Jahrhunderts geweſen, das lehret die Erfahrung; indem die franzöſiſche Sprache dadurch faſt in ganz Europa allgemein, ja beynahe eine von den gelehrten Sprachen geworden; deren Keñtniß itzo weder ein Hof- und Weltmann, noch ein Gelehrter entbehren kann.

Gleichwohl dörfen ſich die Franzoſen nicht rühmen, daß ſie zuerſt auf dieſen glücklichen Einfall, ihre Sprache auszuputzen gekommen ſind, und in dieſer Abſicht eine Geſellſchaft geſtiftet haben. Nein, ſie ſind beynahe die ſpäteſten darinn geweſen, und haben nichts mehr gethan, als daß ſie den Wälſchen, und uns Deutſchen eifrig nachgefolget ſind. Die Akademie der **Humoriſten** zu Rom, war ſchon vorher, auf der Hochzeit eines römiſchen Edelmannes **Lorenz Mancini**, gleichſam von ungefähr entſtanden: wo man, dem Frauenzimmer ein Vergnügen zu machen, und weil es eben im Carneval war, zuerſt aus dem Stegreiſe, hernach aber auch mit Vorbedacht, allerley Sonnete, Comödien, Reden u. d. g. machte. Daher erhielten die Glieder davon anfänglich den Namen der belli humori, d.i. der ſchönen oder guten Köpfe; woraus aber hernach der Namen der **Humoriſten** entſtund [*].

---

[*] D. Giov. Bapt. Alberti, nel Diſcorſo dell' Academie, Parte II. p. 80.

Bey uns in Deutſchland iſt die berühmte **fruchtbringende Geſellſchaft** gleichfalls ſchon im Jahre 1617 den 24 Auguſt, auf dem alten herzoglichen weimariſchen Schloſſe, Hornſtein in Thüringen, welches itzo Wilhelmsburg genannt wird, und zwar auch bey Gelegenheit eines fürſtlichen Beylagers entſtanden. Den erſten Anſchlag dazu hat ein thüringiſcher Ritter, Caſpar von Teutleben, damaliger weimariſcher Oberhofmarſchall, gegeben und ſie iſt in kurzem zu einer ſolchen Hoheit und Größe angewachſen, daß nicht leicht eine andere Geſellſchaft in der Welt, eine größere Anzahl fürſtlicher, gräflicher, und anderer anſehnlicher Perſonen aufzuweiſen haben wird, als dieſe erlauchte Geſellſchaft hat aufweiſen können *. Vor hundert Jahren, und etwas ſpäter, iſt faſt kein Herzog zu Sachſen, kein Markgraf zu Brandenburg, kein Herzog zu Braunſchweig und Holſtein, kein Landgraf von Heſſen, kein Fürſt zu Anhalt, oder Herzog zu Meckelnburg geweſen, der nicht ein Glied der fruchtbringenden Geſellſchaft geweſen wäre; ſo vieler vornehmen Reichsgrafen, Freyherren, Ritter und Gelehrten voritzo zu geſchweigen. Es iſt auch kein Zweifel, daß dieſe erlauchte Zunft, außer dem Nutzen, den ihr Exempel wirklich geſtiftet hat, noch vielmehr gefruchtet haben würde, wenn der Schutz des allerhöchſten

---

* Man beſehe davon Neumarks deutſchen Palmbaum, wo alle Namen und Beynamen der Mitglieder und ihrer Durchl. Vorſteher zu finden ſind.

ſten Hauptes im Reiche, ihr eine beſtändige Dauer verſchaffet, und ſie vor dem Untergange geſichert hätte.

Doch ich halte mich zu lange bey dieſer erſten und älteſten gelehrten Geſellſchaft zu Paris auf. Etwa dreyßig Jahre neuer iſt der Zeitordnung nach die Akademie der Wiſſenſchaften geweſen, die ſich die Verbeſſerung der Naturlehre, Zergliederungskunſt, Kräuterkunde, Chymie, und Mathematik zum Zwecke gewählet hat. Auch hierinn haben die Franzoſen, die Engländer mit ihrer königlichen Societät zu Vorgängern gehabt; zu geſchweigen, daß auch in Wälſchland die florentiniſche Akademie, und in Deutſchland die Academia Naturae Curioſorum Caeſarea, ihr an Alter nicht viel voraus gegeben haben. **Ludwig** der XIVte ſtiftete jene im 1666ſten Jahre, auf Veranſtaltung des ſo berühmten Staatsbedienten **Colberts**. Sie beſtund anfänglich nicht nur aus bloßen Naturforſchern und Meßkünſtlern, ſondern auch aus ſolchen Männern, welche ſich auf die Geſchichte und die ſchönen Wiſſenſchaften befliſſen. Allein dieſe letztern trennten ſich bald von ihr, und es blieben nur noch ſechs oder ſieben Meßkünſtler übrig, welche ſich im Brachmonate des gedachten Jahres verſammelten: nämlich **Carcavy, Hugens, de Roberval, Frenicle, Auzoult, Picard** und **Buot**. Dieſen geſellte man gegen das Ende des Jahres noch folgende in der Naturlehre, Chymie, Zergliederungskunſt und Kräuterkunde erfahrne Männer zu, als **de la Chambre, Perrault, du Clos, Bourdelin, Pecquet, Gayen** u. **Marchant**; und ſie wurden eins, ſich künftig gemeinſchaftlich zu verſammeln, doch ſo, daß des Mittewochens die mathematiſchen, des Sonnabends aber die phyſikaliſchen Sachen vorgetragen werden ſollten *. Ob ſie nun wohl ihre Verſammlungen eine Zeitlang ununterbrochen fortſetzten: ſo ſchien dieſe Akademie doch einmal gleichſam ermattet, und halb erſtorben zu ſeyn; bis ſie kurz vor dem Anfange dieſes Jahrhunderts, nämlich 1699 wieder erneuret, oder vielmehr erſt zu ihrer rechten Verfaſſung gebracht ward. Ihr erſter Secretär war **Johann Baptiſta du Hamel** geweſen, und der berühmte Herr von **Fontenelle** ward ſein Nachfolger, auf viele Jahre; bis ihn Herr **Mairan** ablöſete, der ſich aber dieſes Amtes bald wieder begab, welches ſich nunmehr in den Händen des Herrn **de Fouchy** befindet. Dieſen gelehrten Männern haben wir die trefflichen Memoires, oder Nachrichten, nebſt der **Hiſtorie der Akademie der Wiſſenſchaften** zu danken, davon wir neulich ſchon etliche Bände in deutſcher Sprache zu leſen bekommen haben.

Darf ich auch hier meine Gedanken einſchalten, warum bey uns weder die kaiſerliche Akademie der

---

* Siehe *Jo. Baptiſtae du Hamel* Regiae ſcientiarum Academiae Hiſtoriam, p. 4 ſqq.

Naturforſcher, noch auch die im Anfange dieſes Jahrhunderts zu Berlin geſtiftete preußiſche Societät der Wiſſenſchaften, es in ihrem Ruhme und in dem allgemeinen Nutzen ihrer Schriften eben ſo hoch gebracht, als die pariſiſche: ungeachtet nicht minder gelehrte Männer in beyden geweſen, und durch gründliche Schriften ſich hervorgethan: ſo iſt es bloß dieſe, daß man ſich bey Abfaſſung und Bekanntmachung ihrer geſellſchaftlichen Arbeiten, nicht der deutſchen Sprache bedienet hat. Unſere Landesleute haben unglücklicher Weiſe für ihr Vaterland, geglaubet: alles, was gelehrt ſeyn und ausſehen ſolle, das müſſe auch in der ſogenannten Sprache der Gelehrten abgefaſſet ſeyn. Daher ſind ſie von den löblichen Exempeln ihrer Nachbarn der Wälſchen, Engländer und Franzoſen abgewichen, und haben lieber in einem ſchlechten, und oft barbariſchen Lateine, als in einem guten Deutſch ſchreiben wollen. Weit gefehlt aber, daß ſie dadurch bey unſern Nachbarn viel Dank verdienet hätten; ſo haben ſie vielmehr ihr Vaterland um einen viel allgemeinern Nutzen ihrer Schriften gebracht. In Frankreich nämlich, hatte kaum die franzöſiſche Akademie die Sprache ausgeputzet, als Weltweiſe, Naturforſcher, Kräuterkundige, Zergliederer, Chymiſten, Sternſeher, Erdbeſchreiber und Meßkünſtler ſich dieſer ihnen dargebothenen Vortheile bedienten, und ſelbſt durch den Vortrag der tiefſinnigſten Wahrheiten, das Ihrige zur Bereicherung ihrer Mutterſprache beytrugen. Dadurch iſt nun dieſelbe gleichſam zu einer dritten gelehrten Sprache geworden; und man kann es nicht gänzlich in Abrede ſeyn, wenn ſie ſich deſſen in öffentlichen Schriften rühmen; wie noch vor kurzem der Abt **Goujet** in ſeiner Bibliotheque Françoiſe gethan hat. Unſere deutſchen Gelehrten aber haben ihre einheimiſche Ehre muthwillig vernachläßiget; und lieber in einer abgeſtorbenen Sprache, die ſie mehrentheils noch ſehr ſchlecht beſeſſen, ſchreiben, als ihren meiſten Landesleuten verſtändlich werden, und ihrer Mutterſprache den Titel einer gelehrten Sprache erwerben wollen. Eben daher aber, haben auch unſere gelehrten Geſellſchaften weniger Aufſehens gemacht, und ungleich weniger Nutzen ſchaffen können.

Nun ſoll ich auf die dritte pariſiſche gelehrte Geſellſchaft kommen, und dieſelbe nach ihrer Stiftung und Abſicht beſchreiben. Allein, was würde überflüßiger ſeyn, als dieſes; da dieſer erſte Band ihrer Schriften, die ich ans Licht ſtelle, die Geſchichte derſelben in ſich hält. Dahin verweiſe ich billig meine Leſer, weil ſie hier aus der Quelle ſelbſt ſchöpfen können. Ich will nur dieſes hinzuſetzen, daß es uns auch in Deutſchland nicht an einer gelehrten Geſellſchaft von dieſer Art gefehlet hat, die gewiſſermaßen der pariſiſchen an Alter noch vorgeht. Wer weis es nicht, daß der berühmte Herr von Leibnitz, bey Stiftung der königlich preußiſchen Societät der Wiſſenſchaften, auch darauf gedacht hat, daß dieſelbe nicht nur den mathematiſchen und phyſikaliſchen, ſondern auch antiquariſchen, philologiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften gewidmet ſeyn ſollte? Was heißt aber dieſes anders, als eine Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, zugleich mit einer andern Societät der ernſthaften Wiſſenſchaften, verbinden? Da aber dieſe preußiſche Societät 1701, die pariſiſche hingegen erſt 1716, unter dem Herzoge Regenten von Orleans zu ihrer rechten Verfaſſung gekommen: ſo ſieht wohl ein jeder, daß jene viele Jahre vor dieſer geweſen, ob ſie wohl, aus obigen Urſachen, den rechten Nutzen in Gemeinmachung der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte nicht hat haben können.

Doch wer weis, wo noch das Glück, dieſer Art von angenehmer Gelehrſamkeit, auf eine beſſere Art blühet! Vielleicht findet ſich noch ein hohes Haupt, welches Großmuth und Liebe des Vaterlandes genug beſitzet, ſich einen in Deutſchland ſo neuen Weg zur Unſterblichkeit zu bähnen. Die Liebe zu unſerer Mutterſprache ſcheint mit ihrer bisher ſtark angewachſenen Vollkommenheit und Anmuth, faſt überall merklich zugenommen zu haben. Auch in denen Landſchaften, wo man ſie bisher gar nichts geachtet, fängt man an, auf ihre Schönheiten aufmerkſamer zu werden, und ſich um eine mehrere Fertigkeit darinn zu bewerben. Was laſſen uns ſolche glückliche Vorbothen nicht hoffen?

An der Fähigkeit der deutſchen Sprache, die gelehrteſten Sachen, von welcher Art ſie auch ſeyn möchten, deutlich, nachdrücklich, lebhaft, ja ſchön und anmuthig vorzutragen, laſſen uns ja die trefflichen Schriften der gelehrteſten Männer in allen Gattungen nicht zweifeln, die in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts ans Licht getreten ſind. Und wenn es gleich an dem allen fehlte, ſo würde doch ſchon die überſetzte Hiſtorie der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, nebſt dieſer nunmehr folgenden Geſchichte der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, allein vermögend ſeyn, ein Zeugniß davon abzulegen. Die Ausländer ſelbſt ſehen unſere Sprache nunmehr ſchon für eine der ſchönen und nöthigen europäiſchen Sprachen an, die ſie lernen müſſen; und der zu einem vollkommenen Ruhme weiter nichts, als die Liebe ihrer eigenen Landesleute, fehlet.

Lebe wohl! geneigter Leſer; und bediene dich dieſes Werkes zu deiner Ergetzung, ja zu deinem Nutzen. Ermuntert es dich aber auf die Abfaſſung eben ſolcher Unterſuchungen und gelehrten Abhandlungen in deutſcher Sprache zu ſinnen: ſo werde ich einen von meinen ſehnlichſten Wünſchen erfüllet ſehen. Ja ich will noch mehr thun. Da in Ermangelung einer ſolchen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften

ſchaften in Deutſchland, wo man deutſche Abhandlungen ans Licht ſtellet, keine gute Gelegenheit vorhanden iſt, ſolche Ausarbeitungen an den Mann zu bringen, und zum gemeinen Nutzen bekannt zu machen: ſo erbiethe ich mich, bis ſich etwa ein beſſeres Mittel findet, in dem neuen Bücherſaale der ſchönen Wiſſenſchaften, dieſen gelehrten Unterſuchungen einen Platz zu widmen. Ich habe bisher ſchon unvermerkt den Anfang gemacht, alles, was mir von dieſer Art, und in ſolcher Abſicht zugeſandt worden, einzurücken: ich werde auch ferner mit deſto größerm Vergnügen fortfahren, ſolches zu thun; je eifriger ich darauf bedacht bin, die Ehre der Deutſchen ans Licht bringen zu helfen, ſo wenig ich auch ſelbſt im Stande bin, ſie zu befördern.

— — Fungar vice cotis; acutum
Reddere quae ferrum valet, exſors ipſa ſecandi.

Nächſte Meſſe erwarte abermal einen Band, und auf Oſtern gleichfalls einen, wenn Gott der Ueberſetzerinn Leben und Geſundheit verleihet. Mir wird es ein Vergnügen ſeyn, wenn ich ferner bey der Ausfertigung einer ſo nützlichen Arbeit hülfliche Hand leiſten, und auch dadurch zu deinem Vergnügen etwas beytragen kann.

Geſchrieben im Carlsbade
1749
den 12ten Auguſt.

Joh. Chriſtoph Gottſched.

Vorrede,
des franzöſiſchen Herausgebers.

Der Endzweck dieſer Vorrede geht gar nicht dahin, die Wichtigkeit der Arbeiten der Akademie zu erheben. Verdienen dieſelben einigen Ruhm; ſo werden ſie ihn ſich ſelbſt erwerben, ohne daß ſie ſich zu der Dreiſtigkeit verbindlich erachten dörfen, die einige Leute beſitzen, in ihrer eignen Sache Zeugen zu ſeyn: Eine Dreiſtigkeit, die auch ſelbſt alsdann, wenn ſie den Beyfall des gemeinen Haufens ſchnell dahin zu reißen ſcheint, dennoch diejenigen Kunſtrichter, deren Stimmen man gewöhnlichermaßen, ſo gar ſchwerlich erhält, nur deſto mehr zu erbittern pflegt.

Eben ſo wenig wird es ſich geziemen, oder auch nöthig ſeyn, von der Nutzbarkeit der Akademien überhaupt, weitläuftig zu handeln. Man muß vorausſetzen, daß dieſe Nutzbarkeit, heute zu Tage, eine allenthalben bekannte Sache iſt; oder man muß mit guter Art, ſich der Fähigkeit verzeihen, daß man ſolches jemals erweislich machen könne.

Die verſchiedenen Geſellſchaften dieſer Art, welche wir in ganz Europa erblicken; ja die ſich auch bis in den äußerſten Norden erſtrecken, nachdem nämlich die daſigen Einwohner mit den Wiſſenſchaften und der Menſchlichkeit bekannter zu werden anfangen; die beweiſen unſtreitig, beſſer als alles, was man ſagen kann; daß, ſobald wir in uns eine Seele, das heißt, einen Geiſt, eine Kraft bemerken, die fähig iſt, unſere Glückſeligkeit zu befördern, wir uns auch verbunden achten, dieſelbe zu bearbeiten und derſelben eben ſowohl, als der Nothdurft des Körpers, zu

Hülfe zu kommen. Daß wir eben ſo begierig ſind, und eben ſo viel Vergnügen darinn finden, ihr auch die ihr gehörigen Nahrungsmittel zu verſchaffen; und daß dieſer Vorzug, faſt einen eben ſo großen Unterſchied unter den geſitteten und barbariſchen Völkern mache, als die Natur ſelbſt, unter den Menſchen und den andern Thieren zu machen gewußt hat.

Man ſetzet ſich lediglich vor, allhier von der Einrichtung und Anordnung derer gelehrten Stücke Rechenſchaft zu geben, die man gegenwärtig der Welt mittheilt; derjenigen Welt, welche auf das Anſehen des alten Namens der Akademie, lange Zeit geglaubet hat, und vieleicht noch jetzt glaubet, daß ſie bloß mit Ausklaubung der Aufſchriften und alten Schaupfennige; oder mit Erfindung neuer Sachen dieſer Art, beſchäfftiget ſey; da ſie doch faſt mit allen Theilen der Gelehrſamkeit zu thun hat: mit allem, was die alte und neuere Geſchichte nur dunkeles oder ſonderbares hat; mit allem, was die Critik, gründliches und angenehmes hat; mit allem, was in der Zeitrechnung ſchwierig oder nützlich iſt, und was die Denkmäler, welche wir von verſchiedenen Jahrhunderten und Ländern, noch übrig haben, nur unterrichtendes und ſinnreiches darbiethen können.

Dieſe Arbeiten ſind gleichſam in vier Claſſen abgetheilet. Die erſte betrifft die allgemeinſten Stücke der alten Geſchichte, und enthält diejenigen Stücke, welche mit dem Urſprunge der Wiſſenſchaften bey verſchiedenen Völkern, mit dem Dienſte ihrer Gottheiten, mit der Beſchreibung ihrer Spiele und Leibesübungen, mit der Kenntniß ihrer Geſetze, Gebräuche, Lehrgebäude u. ſ. w. eine Verwandtſchaft haben.

Die andere enthält, Charactere und Vergleichungen der Schriftſteller; kritiſche und grammatikaliſche Abhandlungen; Verbeſſerungen, oder Wiederherſtellungen der Originale; Nachrichten von Handſchriften; unbekannte Ueberbleibſel; Auslegungen ſchwerer Stellen; chronologiſche Streitigkeiten, u. ſ. w.

In der dritten, wird man die Erklärung verſchiedener ſonderbaren Denkmäler, Aufſchriften, Schaumünzen, geſtochenen Steine, u. ſ. w. finden.

Die vierte endlich beſteht, aus Abhandlungen und Erläuterungen, verſchiedener Schwierigkeiten in der mittleren Geſchichte, inſonderheit in der franzöſiſchen; aus andern, die unſere erſten Dichter, Romanſchreiber, und andere Schriftſteller, betreffen.

So iſt auch der Grund und die Einrichtung der **Nachrichten**, das heißt, derer Stücke ſelbſt beſchaffen, die man ganz nach der Länge hat abdrucken laſſen wollen, und ſo wie ſie in der Akademie, von denen Mitgliedern vorgeleſen worden ſind, deren Namen ſie führen.

Eben dieſe Ordnung hat man in dieſem Theile der **Geſchichte** beobachtet, welche aus verſchiedenen Auszügen anderer Stücke beſteht, die man weder ganz mittheilen, noch ganz und gar vertilgen wollen; und dann, in dem Inhalte einiger akademiſchen Unterredungen, die man der Mühe werth gehalten, daß ſie geſammelt würden.

Es wäre etwas ſehr leichtes geweſen, daß man die Nachrichten der Akademie, ſeit der Erneuerung von 1701 bis 1710 bis auf drey oder vier Bändchen, von der Größe des gegenwärtigen, getrieben hätte; wenn nur die Regiſter der fünf oder ſechs erſten Jahre, in der Abſicht wären aufgeſetzt worden, daß ſie gedruckt werden ſollten. Man begnügte ſich aber damals nur damit, daß man die Titel der Abhandlungen und die Namen der Verfaſſer, hineinſetzte; und die wenigen gedruckten Stücke von denſelben Jahren, ſind ſehr ſchwer wieder zu finden geweſen. Aus eben dieſem Grunde, hat man ſich nicht der Schwierigkeit unterworfen, von jedem Stücke den Monatstag an den Rand zu ſetzen, wie man in der Folge thun wird. Die Lücke würde gar zu merklich geweſen ſeyn, und man hätte ſie einer Unthätigkeit der Geſellſchaft zuſchreiben; oder die Stücke ſelbſt für mittelmäßig halten mögen.

Indeſſen ſind auch ſelbſt diejenigen, deren man ſich nicht bedienet hat, bey weitem nicht alle der Vergeſſenheit würdig. Allein, einige davon, ſind nur bloße Entwürfe oder Anfänge, denen erſt alles Folgende beygefügt werden muß, ehe ſie zum Vorſcheine kommen können. Andere ſind denenjenigen gar zu ähnlich geweſen, die man bereits dem Drucke beſtimmt hatte. Noch andere endlich, ſchienen ſich von dem Hauptzwecke der Akademie gar zu weit zu entfernen; entweder, weil die Naturlehre die Oberhand über die gewöhnliche Litteratur hatte; oder weil ſie vielmehr zur Rechtsgelahrtheit und zur Staatslehre, als zur Geſchichte gehörten; oder weil ſie mehr in die Gottesgelahrtheit, als in die bloße Critik, einſchlugen.

Dergleichen ſind noch eine Menge lateiniſcher und franzöſiſcher Gedichte, welche, da ſie einige Sitztage auf eine angenehme Art beſchäfftiget und zu Geſprächen oder, was in einer Akademie faſt eben ſo viel iſt, zu gelehrten Streitigkeiten Anlaß gegeben hatten, die den Schwung und die poetiſchen Einfälle, und die Ausdrücke und Redensarten betrafen, gleichwohl namentlich von dieſer Sammlung ausgeſchloſſen worden ſind; aus Furcht, daß dieſe Art von Arbeiten, deren Reizungen ſo verführeriſch ſind, nicht dereinſt über eine ernſthaftere und nöthigere Arbeit die Oberhand behielte.

Perſonen indeſſen, die nur einige Bücherkenntniß beſitzen und bey denen dieſe Kenntniß mehrentheils die Stelle aller andern Studien bekleidet, werden ganz gewiß bemerken, daß in dieſen Nachrichten einige Sachen vorkommen, die ſchon anderwärts abgehandelt worden; und dieſes werden ſie der Akademie als ein Verbrechen anrechnen. Kaum werden ſie zugeſtehen, daß es ſchon etwas auf ſich habe, wichtige Materien auch in unſerer Sprache abzuhandeln, die gleichwohl, bloß wegen des Unterſchiedes der Sprachen, faſt nicht zu berühren waren. So weit wird man ſie aber nie bringen, daß ſie ſagen ſollten: dieß hieße dieſe Materien gleichſam von neuem erſchaffen, wenn man ihnen, indem man ſie aus einer Sprache in die andere verſetzt, alle die Richtigkeit und Methode läßt, welche den Liebhabern der Alterthümer, in den zwey vorigen Jahrhunderten, ſo gar unbekannt geweſen.

Wie viel ſchwieriger aber werden ſie nicht noch ſeyn, alles dasjenige zu unterſuchen und zu empfinden, was man der Ordnung und Nettigkeit noch hinzugeſetzet hat, die man in den erſten Schriftſtellern noch vermißte; die Betrachtungen, welche man aus einander gewickelt, und welche die verſchiedenen und oft einander entgegengeſetzten Begriffe, die ſie über einen und denſelben Punct der Geſchichte oder Critik hinterlaſſen, erweitern oder verbeſſern; bekräftigen, vernichten, oder vereinigen!

Hätte man lauter Leſer von dieſer Art zu gewarten, ſo würde man ſehr wenig, oder, welches noch beſſer wäre, ganz und gar nicht ſchreiben. Sie wiſſen alles, und der Beweis, den ſie davon geben, iſt dieſer, daß ihnen nichts gefällt.

Eine Geſellſchaft aber, die ſich der Aufnahme der Wiſſenſchaften treulich widmet; und welche die Wiſſenſchaft der Leute bloß nach dem Tone abmißt, aus welchem ſie reden, verfolgt deswegen doch eben ſo gelaſſen ihren Zweck. Weit gefehlt, daß ſie diejenigen tadeln ſollte, die, da das gemeine Beſte ſie treibt, beſtändig die Sichel in das allgemeine Feld der Wiſſenſchaften legen; ſo getraut ſie ſich vielmehr zu ſagen, daß dieſe Freyheit die einzige Quelle ſey, aus welcher ſich die allgemeinen Kenntniſſe, der Geſchmack und die Urtheilskraft, welche den wahren Vorzug der Völker ausmachen, ſo gar bis auf den Pöbel ausbreiten.

Die Welt weis es ſchon, und gleichwohl iſt es nicht unnützlich zu wiederholen, daß keine Akademie, auch diejenigen ſelbſt nicht, deren Endzweck überall die Erfahrung und Demonſtration zu ſeyn ſcheint, für diejenigen Meynungen Bürge iſt, die man in denen verſchiedenen Nachrichten findet, die ſie drucken läßt; ja daß ſie auch alle Beurtheilungen, nicht anders, als mit den Einſchränkungen des Pyrrhonismus, annimmt; daß aber ein jedes Mitglied der Akademie, insbeſondere, gewiſſermaßen für ſeine Arbeit ſtehen müſſe, und daß die Art von Genehmhaltung, welche die Akademie ihr ertheilet, indem ſie ſelbige drucken läßt, keinesweges eine Verbindlichkeit ſey, ſie auch zu vertheidigen.

Inhalt der Stücke dieſes erſten Theils.

I. Geſchichte der Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, ſeit ihrer Stiftung, bis ins 1717te Jahr Seite 1
II. Königl. Patent, wodurch die Errichtung dieſer Akademie beſtätiget wird 26
III. Chronologiſche Tafel derer Veränderungen, welche ſeit der Verordnung vom 16 Julio 1701 bis auf das 1717te Jahr vorgefallen 32
IV. Verzeichniß der Mitglieder dieſer Akademie 37

In der Geſchichte der Werke der Akademie von 1701 bis in das 1710te Jahr ſind enthalten:

I. Des Abts Boiſſy Abhandlung von den Sühnopfern oder Ausſöhnungen bey den alten Griechen und Römern 41
II. Boiſſy und Morin von den Menſchenopferungen 49
III. Simon, von den Vorbedeutungen 57

IV. Vaillant und Valois von den Neokoren 64
V. Valois von den römiſchen Cenſoren 67
VI. Simon von der Höflichkeit der Römer 74
VII. Fraguier von dem Alterthume der Malerey 81
VIII. Bürette von den Leibesübungen der Alten 97
IX. Galland von dem Urſprunge und Gebrauche der Trompete bey den Alten 114
X. Valeſius von dem Urſprunge des Glaſes 119
XI. Boze von den Belohnungen und Ehrenzeichen, welche die Griechen und Römer denenjenigen zugeſtanden, die ſich in den Wiſſenſchaften oder im Kriege hervorgethan 124
XII. Simon von den Zurüfen 126
XIII. Simon von den Glücksſpielen, die bey den Römern gebräuchlich geweſen 131
XIV. Tilladet von den Rieſen 137
XV. Valeſii Erklärung einer Stelle des erſten Buchs Moſe 142
XVI. Boivin über eine Stelle des X Buchs der Odyſſee 145
XVII. Ebendeſſ. Erklär. einer Stelle im Horaz 150
XVIII. Valeſii Erklärung des 77ſten Verſes aus Juvenals 4tem Strafgedichte 154
XIX. Morins Muthmaßungen über einer Stelle im Joſephus 157

XX.

XX. Boivins Erklärung einer Stelle im Sueton 163
XXI. Pinart von dem Namen der Stadt Karthago 166
XXII. Von dem Beynamen Aſphalius, den die Griechen dem Neptun gegeben 169
XXIII. Boindin von den Namen der Römer 172
XXIV. Vaillant von den Wörtern Plebs und Patricius 177
XXV. Moreau de Mautour von dem Worte Sportula 180
XXVI. Vertot von der Bedeutung des Worts Regnum bey einigen Geſchichtſchreibern des verfallenden Reichs 182
XXVII. Fraguiers Erklärung des platoniſchen Urtheils von der Dichtkunſt 189
XXVIII. Ebendeſſelben Betrachtungen über Virgils Aeneis 193
XXIX. Boivin von dem Streite unter Homers und Virgils Anhängern 200
XXX. Boivin (der ältere) von der Juliſchen Zeitrechnung 204
XXXI. Ebenderſelbe von den verſchiedenen Arten ein Jahr zu datiren, nach dem Cenſorin 212
XXXII. Baudelot von der Nacktheit der Athleten in den griechiſchen Spielen 217
XXXIII. Pouchard von den Prachtkegeln 219

XXXIV.

XXXIV. **Simon** von den Tempeln im alten Rom 226
XXXV. Anmerkungen über einige Aufſchriften in hetruriſcher, puniſcher und palmyreniſcher Sprache 232
XXXVI. Aufſchrift eines alten Aſchenkruges 237
XXXVII. **Boze** Vertheidigung einer Aufſchrift vom Kaiſer Albin 240
XXXVIII. **Baudelot**, Beſchreibung eines alten Siegels vom Kaiſer Gordianus Pius 244
XXXIX. **Oudinet**, von den athenienſiſchen Münzen 247
XL. Ebenderſelbe von den lacedämoniſchen Münzen 257
XLI. **Boze**, von den krotoniſchen Münzen 266
XLII. **Baudelot**, von den Wagen, die auf den conſulariſchen Münzen vorgeſtellet werden 270
XLIII. **Tilladet**, von den Anreden der römiſchen Kaiſer auf den Münzen 272
XLIV. **Vaillant**, (der ältere) von den Congiariis 276
XLV. **Pinart**, von einer Münze mit der Aufſchrift HELENA 281
XLVI. **Gallond**, von des Domitius Domitians, Conſtantins des jüngern und des Conſtantius Gallus Münzen 285

XLVII.

XLVII. **Oudinet**, von einigen andern alten Münzen 292
XLVIII. **Galland**, von der verſchiedenen Bedeutung der Formel S. C. oder EXS. C. Senatus Conſulto auf den alten Münzen 295
XLIX. **Vaillant**, von den Buchſtaben CONOB und COMOB in dem Abſchnitte gewiſſer goldenen Münzen 298
L. **Moreau de Mautour**, über einen Carniol, den man des Michel Angelo Perſchaft nennt 307
LI. **Oudinet**, über einen Agath der königlichen Sammlung 310
LII. Ueber zween andere Agathe aus eben derſelben Sammlung 313
LIII. Muthmaßungen über einen alten geſchnittenen Stein 317
LIV. **Boze**, von den obſidionaliſchen Münzen 321
LV. Ueber einige neuere beſondere Schaupfennige 325
LVI. Von der alten Stadt der Viducaſſier 330
LVII. Von der alten Stadt der Curioſoliten 335
LVIII. Von dem Zeitpuncte der franzöſiſchen Monarchie 340
LIX. **Vertot**, Vertheidigung einer Stelle im Fredegar 343

LX. Maſſieu, Geſchichte der franzöſiſchen Dichtkunſt 351

LXI. Auszug aus der Könige Carls des V. VI. und VII. Bücherverzeichniſſe 352

LXII. Boindin, über den beſondern Titel eines Buchs aus Carls des Weiſen Bibliothek 371

LXIII. Der Akademie verfertigte Sinnbilder, Aufſchriften und Münzen 376

LXIV. Verzeichniß von des Hn. Charpentier Werken 383

LXV. Des Herzogs von Aumont Leben 384

LXVI. Herrn Pavillons Leben 388

LXVII. Herrn Düchee Leben 395

LXVIII. Herrn Pouchards Leben 396

LXIX. Herrn Barats Leben 399

LXX. Hn. Vaillants (des Vaters) Leben 400

LXXI. Dom Mabillons Leben 410

LXXII. Hn. Vaillants (des Sohnes) Leben 426

LXXIII. Des Paters de la Chaiſe Leben 431

LXXIV. Des Herrn Präſidenten von Lamoignon Leben 438

LXXV. Herrn Thomas Corneille Leben 446

Ge-

RERUM GESTARUM FIDES.
A. Nunez f.

Geſchichte
der königl. franzöſiſchen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften.

So hoch auch der Grad der Ehre iſt, zu welchem ſich Frankreich unter den letzten Regierungen, und ſonderlich nach dem pyrenäiſchen Frieden und nach der Vermählung **Ludwigs des** XIVten geſchwungen: ſo hatte es ſich doch noch nicht angelegen genug ſeyn laſſen, wie dereinſt ein völliger Begriff von dieſer ſeiner Größe, der Nachwelt übergeben würde. Die trefflichſten Heldenthaten, die denkwürdigſten Begebenheiten wurden vergeſſen, oder ſtunden doch in Gefahr vergeſſen zu werden; weil man es verabſäumete, deren Andenken in Erz und Marmor einzugraben. Kurz, man ſah wenig öffentliche Denkmäler, und die kleine Anzahl derſelben, war bis dahin gleichſam der Unwiſſenheit und der Leichtſinnigkeit ſehr weniger Privatperſonen anheim geſtellet geblieben.

Der König ſah alſo die Aufrichtung einer Akademie für einen Vortheil ſeines Volks an; einer Akademie, die an den Aufſchriften, Sinnſprüchen, und Münzen arbeiten, und bey allen dieſen Denkmälern, den guten Geſchmack und die edle Einfalt einführen ſollte, darinnen ihr ganzer Werth beſteht. Anfangs (*) beſtund dieſe Geſellſchaft aus einer kleinen Anzahl erleſener Männer, die zugleich Mitglieder der franzöſiſchen Akademie waren. Sie fingen an, ſich in dem Bücherſaale des Herrn **Colberts** zu verſammeln, als durch welchen ſie die Befehle des Königs erhielten.

Der Tag zu den Zuſammenkünften war nicht gewiß ausgemacht: allein der gewöhnlichſte, zum mindeſten im Winter, war die Mittwoche; die dem Herrn **Colbert**, welcher faſt allezeit zugegen war, am gelegenſten fiel. Im Sommer führte dieſer Staatsmann die Akademiſten oftmals nach Sceaux: um ihren Zuſammenkünften mehr Anmuth zu ertheilen, und ſelbſt einen geruhigern Genuß davon zu haben.

Zu den erſten Arbeiten der Akademie zählet man den Entwurf zu den Zeichnungen der königlichen Tapezereyen: ſo wie man ſie in der Sammlung von Kupferſtichen und Beſchreibungen ſieht, die davon herausgekommen ſind.

Hierauf ward dem Herrn **Perrault** ins beſondere aufgetragen, eine Beſchreibung des Carouſſels zu machen: welche, nachdem ſie die Muſterung der Geſellſchaft ausgeſtanden hatte, auf gleiche Weiſe mit Kupfern gedruckt ward.

Man fing auch an, Sinnbilder zu dem Gelde des königlichen Schatzes, und Deviſen von allerley Vorfällen, von Gebäuden und vom Seeweſen zu machen, und lieferte alle Jahre einige neue.

Endlich unternahm man gar, eine ausführliche Geſchichte der vornehmſten Begebenheiten der Regierung des Königes, in Münzen, zu machen. Die Materie war reich und prächtig, allein es war ſchwer, dieſelbe wohl auszuführen. Die Alten, von denen wir ſo viele Münzen übrig haben,

---

(*) Im 1663ſten Jahre.

haben, haben uns hiervon keine andere Regeln gelaſſen, als ihre Münzen ſelbſt: die man bis dahin gar aus keiner andern Urſache, als wegen ihrer ſchönen Arbeit aufgeſucht, und nur zu mehrerer Kenntniß der Geſchichte, erforſchet hatte. Die Neuern, welche ſeit zweyen Jahrhunderten ſo viele Schaupfennige geſchlagen, hatten ſich wenig um die Regeln bekümmert; ſie waren keiner gefolgt, und hatten keine vorgeſchrieben: und in den Sammlungen von dieſer Art, fand man kaum drey oder vier Stücke, wo das Naturell ſo glücklich geweſen war, der Methode zu Hülfe zu kommen.

Die Schwierigkeit nun, eine Kunſt, die ſo lange verabſäumet gelegen, auf einmal zur Vollkommenheit zu bringen, war nicht die einzige Urſache, wodurch die Akademie verhindert ward, unter dem Herrn **Colbert**, mit der Geſchichte des Königes in Münzen, merklich fortzurücken. Er brauchte die Einſicht der Geſellſchaft noch zu tauſend andern Dingen. Sie mußte beſtändig allerley Riſſe zu Schildereyen, oder Bildhauereyen erfinden oder unterſuchen, womit man **Verſailles** auszieren wollte. Sie mußte die Wahl und Ordnung der Bildſäulen angeben. Sie gieng über die Verzierungen der Springbrunnen und Luſtlauben, und über alles zu Rathe, was nur zur Auskleidung der Zimmer, und zur Verſchönerung der Gärten, in Vorſchlag gebracht ward.

Man hatte ferner der Akademie anbefohlen, den Grundriß und die Hauptausſichten der königlichen Häuſer, in Kupfer ſtechen zu laſſen, und Beſchreibungen dazu zu machen. Die Stiche waren auch ſchon weit gekommen, und die Beſchreibungen faſt fertig, als Herr **Colbert** mit Tode abgieng.

So ſollte auch der Grundriß, und die Lagen der eroberten Plätze, in Kupfer geſtochen; und eine Geſchichte jeder Stadt und ihrer Eroberungen hinzugefüget werden: allein dieſer Anſchlag gerieth, gleich dem vorigen, ins Stecken.

Als Herr **Quinault** vom Könige Befehl bekam, an den muſikaliſchen Trauerſpielen zu arbeiten: ſo befahlen Se.

Majeſtät ihm ausdrücklich, die Akademie um Rath zu fragen. Allhier wurde der Inhalt erwählet, die Handlungen und Auftritte eingerichtet und zugetheilet, und die Zwiſchenbeluſtigungen an gehörige Stellen geordnet. So wie nun jedes Stück nach und nach in der Ausarbeitung wuchs; ſo zeigte Herr **Quinault** die Stücke davon dem Könige, welcher allemal fragte: **was ſagt die kleine Akademie dazu?** denn ſo nennete er ſie. **Alceſtes, Theſeus, Atis, Iſis, Phaeton** ꝛc. ꝛc. ſind die Früchte dieſer Bemühungen geweſen. Auch alle andere Werke, von welchen die Akademie im Stande war zu urtheilen, mußten ihrem Gutachten unterworfen werden: und ſowohl des ältern Herrn **Felibiens** Wörterbuch der Künſte, als deſſen Geſpräche über die Malerey, ſind erſt nach überſtandener Beurtheilung der Geſellſchaft, an das Licht getreten.

Die erſtern Mitglieder der Akademie waren nur vier an der Zahl, und allerſeits Glieder der franzöſiſchen Akademie. Herr **Chapelain**, der Abt **Bourzeis**, Herr **Charpentier** und der Abt von **Caſſagnes**.

Herr **Perrault**, Gegenrechner oder Mitaufſeher der Gebäude, ein Mann, auf welchen Herr **Colbert** ſein Vertrauen ſetzte, ward in den Zuſammenkünften zwar zugelaſſen; doch ohne daß er in der Zahl der Mitglieder geweſen wäre. Er führte ſo gar die Feder dabey, damit er dem Miniſter allezeit Nachricht geben könnte, was man beſchloſſen hätte. Allein, da er einige Zeit hernach in die franzöſiſche Akademie aufgenommen ward: ſo nahm man ihn auch in die kleine auf, und er erſetzte die Stelle des Abts von **Caſſagnes**.

Der Abt **Bourzeis** ſtarb im 1672 Jahre, und **Chapelain** im 1674. Ihre Stellen wurden durch den Abt **Tallemant** den jüngern, und den Herrn **Quinault** erſetzt, die beyde Mitglieder von der franzöſiſchen Akademie waren.

Zu Anfange des 1682 Jahres, legte Herr **Perrault** ſein Amt bey den Gebäuden nieder: und da er bey dem Herren **Colbert** nicht mehr ſo viel, als ehemals galt; ſo hörte er auf, ſich bey den Zuſammenkünften der kleinen Akademie einzufinden. Hingegen kam der Abt **Gallois** hinein, und hatte ſowohl die Brieftaſche des Miniſters, als ſeine Befehle, mit ſich. Zuweilen brachte er auch einen ſeiner Freunde, den Abt **Michaut** mit, einen ſcharfſinnigen Mann, der auch einige Kenntniß von den alten Denkmälern beſaß. Allein die Abweſenheit des Herren **Perrault**, dem die Arbeiten der kleinen Akademie ſehr geläufig waren; die Beſchäfftigungen des Abts **Gallois**, und noch mehr als alles dieſes, die wichtigen Verrichtungen, mit welchen Herr **Colbert** gleichſam überladen war, machten, daß die Uebungen der Akademie faſt achtzehn Monate lang matt, und ihre Zuſammenkünfte ſparſamer wurden.

Herr **Colbert** ſtarb: und der Marquis von **Louvois** folgte ihm in dem Amte eines Oberaufſehers der Gebäude. Da nun dieſer Miniſter erfuhr, daß dem Abte **Tallemant** die Aufſchriften aufgetragen waren, die man unter die Gemälde in die Gallerie zu **Verſailles** ſetzen ſollte, und dem Könige bey ſeiner Rückkunft zeigen wollte: ſo ließ er ihn ſo fort nach **Fontainebleau** kommen, wo der Hof damals war, um ſich den Zuſtand der Sache genau beſchreiben zu laſſen. Der Abt **Tallemant** ſtattete ihm Bericht ab, und zeigte ihm die Aufſchriften, die ſchon ganz fertig waren. Herr von **Louvois** ſtellte ihn hierauf dem Könige vor: welcher ihm ſelbſt befahl, dieſe Aufſchriften ſogleich in **Verſailles** aufſtellen zu laſſen. Sie ſind aber nachmals verſchiedene male geändert worden.

Die Herren **Charpentier** und **Quinault** kamen den Morgen darauf nach **Fontainebleau**, und warteten dem Herrn von **Louvois** auf: der ſie gleich nach dem Zuſtande der kleinen Akademie fragte, und aus wie viel Perſonen ſie beſtünde. Sie ſagten ihm: ſie wären nur ihrer vier; indem nebſt ihnen, nur der Abt **Tallemant** und Herr **Perrault** Mitglieder wären. Herr von **Louvois**, der ganz wohl unterrichtet und vermuthlich nicht willens war, den Herren **Perrault** zu gebrauchen, antwortete ihnen: ſie wüßten ja wohl, daß er ſchon lange kein Mitglied mehr davon wäre; und begehrte, daß ſie ihren vierten Mitbruder nennen ſollten. Er drang in ſie, und ſie beſannen ſich in der Verwirrung auf den Abt **Gallois** gar nicht, vielweniger auf den Abt **Michaut**; ſondern da ſie Herrn **Felibien** den Vater bey ſich ſahen, der auch wirklich einigemal in die Zuſammenkünfte der Geſellſchaft gekommen war, wenn nämlich ſeine Arbeiten unterſuchet worden waren: ſo nennten ſie ihn dem Herrn von **Louvois** mit, der ſichs gefallen ließ, und ihnen ſagte: ſie ſollten nur wieder nach Paris zurückkehren, allwo ſie bald, wegen der Fortſetzung ihrer Arbeiten fernern Beſcheid erhalten ſollten.

Herr von **Louvois** hielt anfangs einige Zuſammenkünfte der kleinen Akademie bey ſich zu Paris, und in **Meudon**. Nachmals aber wurden ſie auf das **Louvre** angewieſen, und zwar an denſelben Ort, wo die Verſammlungen der franzöſiſchen Akademie ſind. Er ſetzte auch feſt, daß man ſich wöchentlich zweymal, nämlich Montags und Sonnabends, von fünf Uhren des Nachmittags, bis um ſieben Uhr, verſammlen ſollte.

Als nun Herr **Chapelle**, anſtatt des Herren **Perrault**, Mitaufſeher der Gebäude geworden war: ſo bekam auch er Befehl, ſich in den Verſammlungen einzufinden, um die Rathſchlagungen aufzuſchreiben; und folglich ward er das fünfte Mitglied. Bald darauf ſetzte Herr von **Louvois** noch zweene hinzu, deren Beyhülfe er der Akademie, zur Geſchichte des Königes, ſehr nöthig zu ſeyn erachtete. Dieß waren nun Herr **Racine** und **Deſpreaux**. Endlich kam noch der achte hinzu, nämlich Herr **Rainſſant**, ein in der Münzwiſſenſchaft ſehr geübter Mann, und Aufſeher des Antiquitäten Cabinets des Königes.

Unter dieſem neuen Miniſterio nun, nahm man die Arbeit der königlichen Geſchichte in Münzen, wieder mit Eifer vor, die in den letzten Jahren des Herren **Colberts** unterbrochen worden war. Man ſchlug verſchiedene Schaupfennige von allerley Größe; aber faſt alle größer, als man ſie ſeitdem geſchlagen: daher kömmt es, daß man ſie noch heute zu Tage **Schaupfennige der großen Hiſtorie** nennet. Die Akademie fieng auch an, Sinnbilder, zu den gewöhnlichen und außerordentlichen Kriegsmünzen zu machen, über welche man ſie noch nicht zu Rathe gezogen hatte.

Herr **Quinault** ſtarb im October des 1688ten Jahres, und Herr **Rainſſant**, der einsmals in dem Parc zu **Verſailles**, längſt dem Waſſerſtücke ſpazieren gieng, welches man das **Schweizerſtück** nennt, fiel unglücklicher Weiſe hinein, und ertrank den 7 Junii 1689. Dieſe zwo Stellen wurden erſt 1691 nach dem Tode des Marquis von **Louvois** beſetzt.

Das Amt eines Oberaufſehers der Gebäude bekam der Herr von **Villacerf**: allein die Aufſicht über die Akademien ſonderte der König davon ab. Se. Maj. übergaben dieſelbe dem Herrn von **Pontchartrain**, damaligem Obergegenrechner und Staatsſecretär (indem er des Königs Rechnungen führte), und nachmaligem Kanzler von Frankreich.

Dieſer Herr, der von Natur viel Verſtand beſaß, und einen ſo ſtarken Trieb zu den Wiſſenſchaften hatte, den gar keinerley Geſchäffte hätten vermindern können, nahm ſich der kleinen Akademie mit beſonderer Sorgfalt an: die unter dem Namen einer **königlichen Akademie der Aufſchriften und Münzen**, noch bekannter wurde. Er verlangte, daß der Graf **Pontchartrain**, ſein Sohn, öfters in die Verſammlungen kommen ſollte, die er auf Mittwoche und Sonnabend feſtſetzte. Endlich ſo gab er die Aufſicht über dieſe Geſellſchaft dem Abte **Bignon**, ſeinem Neffen, deſſen Verſtand und Fähigkeit bereits allenthalben bekannt waren.

Die durch den Tod des Herrn **Rainſſant** und des Herrn **Quinault** erledigten Stellen, wurden durch den Herrn von **Toureil** und den Abt **Renaudot** erſetzt.

Alle Münzen, zu welchen man, unter des Herrn von **Louvois** Aufſicht, die Zeichnungen ausgemacht hatte; ja ſelbſt diejenigen, die ſchon fertig und geſchnitten waren, wurden nochmals ſorgfältig unterſuchet. Viele derſelben wurden geändert; viele andere wurden hinzugefügt: man ſetzte ſie alle auf eine gleiche Größe, und die Geſchichte des Königes ward alſo, bis auf die Gelangung des Herzogs von **Anjou**, ſeines Enkels, zur ſpaniſchen Krone, fortgeſetzt.

Herr **Coypel**, der anjetzt erſter königlicher Maler iſt, führte die verſchiedenen Gedanken, die die Akademie zu den Münzen entworfen hatte, mit einer Geſchicklichkeit aus, die dem Ruhme, welchen er ſich bis dahin erworben hatte, vollkommen gemäß war. Man ließ die geſchickteſten Meiſter von ganz Europa an den Stämpeln und Kupferſtichen arbeiten. Die akademiſchen Mitglieder vertheilten unter ſich die Beſchreibung, derer auf den Münzen angegebenen Vorfälle, und giengen dieſe Beſchreibungen wieder mit einander durch. Damit aber der Druck davon deſto ſchöner würde, ſo ließ man eine neue Schrift ſchneiden, und jeder Schaupfennig mit ſeiner Erklärung ward in einen überaus ſchönen Rähmen eingefaßt.

In währender dieſer Arbeit verlor die Akademie drey Mitglieder, den Herrn **de la Chapelle**, der die Feder führte, den Herren **Felibien**, und den Herren **Racine**.

An des Herren **de la Chapelle** Platz, kam der Herr **de la Loubere**, und der Abt **Tallemant** folgte ihm, als Secretär. Herr **Dacier** ward an die Stelle des Herrn **Felibien** ernennet; und anſtatt des Herrn **Racine** wählete man den Herrn **Pavillon**. So beſtand denn die Akademie wiederum, ſo wie zur Zeit ihrer Einſetzung, aus lauter Mitgliedern der franzöſiſchen Akademie. Die ſtärkere Anzahl der Geſellſchaft war der ganze Unterſchied.

Im Monate September des 1699 Jahres, ward Herr von **Pontchartrain** zum Kanzler erwählt. Der Graf von **Pontchartrain** ſein Sohn aber, überkam deſſen völliges Amt, als Staatsſecretär, worauf er ſchon ſeit langer Zeit die Antwartſchaft gehabt hatte: und die Akademien fielen ſeiner Aufſicht anheim. Allein der Herr Kanzler, dem die Geſchichte des Königs in Münzen ungemein am Herzen lag, und der ſelbige auch durch ſeine eigene Einſichten ſo weit befördert hatte, behielt die Aufſicht über dieſes Werk für ſich zurück; und hatte die Ehre Sr. Majeſtät die erſten Sammlungen davon zu überliefern, die man eben prägte, und die erſten Abdrücke des Buchs, die deren Zeichnungen und die Erklärung enthielten.

Die Errichtung der Akademie der Aufſchriften, mußte unfehlbar in dieſem berühmten Buche einen Platz finden; in welchem keine von den andern Akademien mit Stillſchweigen übergangen war. Die Münze, welche von dieſer Sache eingerücket ward, ſtellet einen ſitzenden Mercur vor, der mit einem Griffel nach alter Art, auf eine ſtälerne Tafel ſchreibt. Er lehnet ſich mit dem linken Arme auf eine Urne, die voller Münzen iſt: und zu ſeinen Füßen liegen einige Schaupfennige auf einer Pappe in Ordnung. Die Schrift rund herum: RERVM GESTARVM FIDES, und der Abſchnitt: ACADEMIA REGIA INSCRIPTIONVM ET NVMISMATVM INSTITVTA M. D. C. LXIII. bedeuten; daß **die königliche Akademie der Aufſchriften und Münzen, welche 1663 geſtiftet worden, den folgenden Zeiten ein getreues Zeugniß der großen Thaten ablegen ſoll.**

Es ſchien, daß mit dem Buche von den Münzen, faſt die ganze Beſchäfftigung der Akademie ein Ende nehmen könnte: denn die neuen Vorfälle und die Deviſen der Zahlpfennige jedes Jahres, waren keine hinlängliche Beſchäfftigung für acht oder neun Perſonen, die wöchentlich zweymal zuſammen kamen. Der Abt Bignon, ſah die böſen Folgen dieſer Unthätigkeit wohl ein, und zog ſeinen Vortheil davon. Allein, aus Furcht bey der Geſellſchaft ſelbſt Schwierigkeiten zu finden, verheelte er ſo gar den Mitgliedern einen Theil ſeiner Abſichten; die durch die mindeſte Beſorgniß einer Neuerung in Furcht würden geſetzt worden ſeyn. Er ſtellte ihnen daher nur vor, daß da die

Geſchichte in Münzen fertig wäre und ſchon gedruckt würde; der König aber mit dem, was er davon geſehen, ſehr wohl zufrieden wäre, man keine günſtigere Zeit erwählen könnte, den König zu erſuchen: daß Se. Majeſtät geruhen möchten, die Akademie und ihre Verfaſſung durch irgend eine öffentliche Acte, die unmittelbar von dem königlichen Anſehen herrührete, zu beſtätigen. Er führete ihnen die Akademie der Wiſſenſchaften zum Beyſpiele an, die, da ſie wenige Zeit nach der Akademie der Aufſchriften errichtet worden, und ebenfalls noch keine öffentliche Beſtätigung ihrer Verfaſſung gehabt, anitzt von Sr. Majeſtät eine eigenhändig unterſchriebene Einrichtung erhalten; darinn die Zeit und der Ort ihrer Zuſammenkünfte beſtimmt, ihre Beſchäfftigungen feſtgeſetzt, und die fernere Auszahlung ihrer Gehalte gewiß gemacht wären.

Der Vorſchlag des Abts **Bignon** fand ungemeinen Beyfall. Man ſetzte ſogleich eine Bittſchrift auf. Der Herr Kanzler und der Graf von **Pontchartrain** wurden erſuchet, dieſelbe bey dem Könige zu unterſtützen; und ſie thaten dieſes um ſo viel lieber, als ſie von den Abſichten des Herrn **Bignon** vollkommen unterrichtet, und ſelbſt für die Aufnahme der Wiſſenſchaften ſehr eifrig waren.

Der König bewilligte das Geſuch der Akademie, und in wenigen Tagen erhielt ſie nachſtehende Verordnung.

Verordnung des Königes

für die königliche Akademie der Aufſchriften und Münzen.

„Da der König geſonnen iſt, der **königlichen Akademie der Aufſchriften und Münzen** noch ferner die Proben ſeiner Zuneigung zu ertheilen; ſo haben Se. Majeſtät gegenwärtige Verordnung beſchloſſen, welche dieſelben genau beobachtet wiſſen wollen.

1.

„Die königliche Akademie der Aufſchriften und **Münzen** bleibt allezeit unter dem Schutze des Königes; und erhält, ſo wie die Akademie der Wiſſenſchaften, deſſen Befehle, von demjenigen Staatsſecretär, der die Beſorgung des königlichen Hauſes hat.

2.

„Die Akademie ſoll allezeit aus vierzig **Mitgliedern** beſtehen, nämlich, zehn **Ehrenmitglieder**, zehn **beſoldete**, zehn **Beyſitzer**, und zehn **Schüler**: keiner aber wird ohne die Wahl und Genehmhaltung des Königes, hinein genommen.

3.

„Die **Ehrenmitglieder** müſſen alle wegen ihrer Gelehrſamkeit in den ſchönen Wiſſenſchaften und durch ihre Kenntniß der alten Denkmäler, ſchätzbar ſeyn. Einer von ihnen iſt allemal **Präſident**, und keiner von ihnen kann unter die Zahl der beſoldeten Mitglieder kommen. **Zweene** derſelben können auch **fremde** ſeyn.

4.

„Die **beſoldeten Mitglieder** und die **Schüler**, müſſen alle in Paris ſeyn; und ſobald es ſich füget, daß jemand von ihnen zu einem Amte, oder zu einer Beſtellung gerufen wird, die ſeinen Aufenthalt außer Paris erfordern: ſo wird man ſeine Stelle eben ſo beſetzen, als ob ſie durch den Tod erlediget wäre. **Viere** von den **Beyſitzern** können **Fremde** ſeyn; einer von den **Beſoldeten** iſt **Secretär**, und noch ein anderer **Schatzmeiſter**.

5.

„Um die Ehrenſtellen zu beſetzen, ſo wählet die Geſellſchaft durch die mehreſten Stimmen einen Mann, den ſie dem Könige zur Genehmhaltung vorſchlägt.

6.

„Zur Beſetzung der beſoldeten Stellen erwählet die Akademie drey Perſonen, unter welchen nur zween Beyſitzer oder Schüler ſeyn können. Dieſe werden dem Kö-

„nige vorgeſchlagen, damit Se. Majeſtät einen davon er„wähle.

7.

„Um die Stellen der Beyſitzer zu beſetzen, wählet die „Akademie zween Perſonen, von denen nur einer aus der „Zahl der Schüler ſeyn kann. Dieſe werden dem Könige „vorgeſchlagen, damit er einen davon wähle.

8.

„Um die Stellen der Schüler zu beſetzen, kann jeder „der Beſoldeten ſich einen wählen, den er der Geſellſchaft „zur Ueberlegung vorſtellet; und wenn derſelbe die mehre„ſten Stimmen erhält, ſo wird er Sr. Majeſtät vorge„ſchlagen.

9.

„Niemand kann dem Könige, zu irgend einer von be„nannten Stellen der Akademie, vorgeſchlagen werden, deſ„ſen gute Sitten und Redlichkeit nicht bekannt ſind.

10.

„So kann auch keiner vorgeſchlagen werden, der ein „Ordensmann iſt, und mit einem Orden der Religion in Ver„bindung ſteht: es müßte denn nur zu Erſetzung einer „Ehrenſtelle ſeyn.

11.

„Keiner kann dem Könige zum Beſoldeten oder Bey„ſitzer vorgeſchlagen werden, der ſich nicht durch irgend ein „anſehnliches Werk bekannt gemacht hätte.

12.

„Niemand kann zum Beſoldeten oder Beyſitzer in „Vorſchlag gebracht werden, der nicht wenigſtens fünf und „zwanzig Jahre alt iſt.

13.

„Keiner kann zum Schüler vorgeſchlagen werden, der „nicht wenigſtens zwanzig Jahre alt iſt.

14.

„Die ordentlichen Verſammlungen der Akademie ſol„len im Louvre, alle Dingstage und Freytage geſchehen.

„Fällt aber an dieſen Tagen irgend ein Feſt ein, ſo wird die „Zuſammenkunſt den folgenden, oder vorhergehenden Tag „gehalten.

15.

„Die Verſammlungen währen jedesmal wenigſtens „zwo Stunden, nämlich von drey bis um fünf Uhr.

16.

„Die Feyertage der Akademie fangen den 8 September „an, und währen bis zum 11 November; außer dem wird „ſie auch vierzehn Tage um Oſtern, die Pfingſtwoche, und „von Neujahr bis heil. drey Könige eingeſtellt.

17.

„Die Mitglieder ſollen ſich bey allen Sitztagen fleißig „einfinden; und niemand von den Beſoldeten kann ſich in „ſeinen eigenen Angelegenheiten, und außer den obigen Ferien, länger als zween Monate, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königes, entfernen.

18.

„Außer denen Werken, an welchen die ganze Akademie gemeinſchaftlich arbeiten kann, ſoll jedes Mitglied ſich „einen beſondern Gegenſtand ſeines Fleißes wählen, und „durch die Nachricht, die er der Akademie davon geben ſoll, „alle die in derſelben zugegen ſind, durch ſeine Einſichten bereichern, und ſich ihre Anmerkungen zu nutze machen.

19.

„Die Akademie ſoll ſo gleich gefliſſen ſeyn, auf die „vornehmſten Begebenheiten der franzöſiſchen Geſchichte unter allen Regierungen, bis auf den erſten Urſprung der Monarchie, Münzen zu verfertigen, und die hiſtoriſchen Beſchreibungen dieſer Begebenheiten, auf welche die Münzen „verfertiget ſind, aufſetzen. Auch ſoll ſie ferner unverzüglich an der Erklärung aller großen und kleinen Münzen, „Steine und anderer alten und neuern Seltenheiten des „königl. Cabinets arbeiten; imgleichen die Beſchreibung aller Alterthümer und Denkmäler in Frankreich aufſetzen.

20.

„Da beſagte Akademie inſonderheit darum aufgerichtet iſt, daß ſie an den Aufſchriften und andern Denkmälern arbeiten ſoll, die gemacht ſind; oder die man noch „machen wird, um das Andenken berühmter Männer und „ihre edlen Thaten zu erhalten: ſo ſoll ſie auch ferner an allem arbeiten, was beſagte Werke betrifft; dergleichen ſind „die Bildſäulen, die Grabmäler, die Grabſchriften, Schaupfennige, Zahlpfennige, Aufſchriften auf öffentlichen Gebäuden, und alle andere Werke von dieſer Art. Sie ſoll „auch ein wachſames Auge auf die Vollkommenheit dererjenigen haben, die man noch machen wird; und ſowohl auf „deren Erfindung und Zeichnung, als auf die Auf- und Unterſchriften ſehen. Desgleichen ſoll ſie ſich die Beſchreibung aller dieſer bereits fertigen, oder noch zu verfertigenden Werke, und der hiſtoriſchen Erklärung derer Begebenheiten angelegen ſeyn laſſen, auf welche ſie ſich beziehen. Und ſo wie die Kenntniß der griechiſchen und lateiniſchen Alterthümer, und der Schriftſteller dieſer zwo Sprachen, einen Menſchen am geſchickteſten macht, es in dieſer „Art von Arbeit weit zu bringen: ſo werden auch die Mitglieder ſich alles das vornehmen, was dieſe Art von Gelehrſamkeit in ſich ſchließt, als Gegenſtände, die vor allen „andern ihrer Bemühung würdig ſind.

21.

„In jeder Zuſammenkunft ſollen einige beſoldete Mitglieder, nach der Ordnung herum, einige Schriften von „ihrer Arbeit mitbringen. Die Ehrenmitglieder, Beyſitzer und Schüler ſollen auch dazu eingeladen werden; und „ein jedes von den Anweſenden, ſoll ſeine Meynung von dem, „was vorgeleſen worden, eröffnen.

22.

„Alle Schriften, die die Mitglieder in die Zuſammenkünfte bringen, müſſen von ihnen noch denſelben Tag „in den Händen des Secretärs gelaſſen werden, damit er „ſie im Nothfalle nachſchlagen könne.

23.

„Alle Neuigkeiten, die irgend einer von der Akademie verbringt, müſſen, wo möglich, in den Sitztagen erwieſen und beſtärkt werden: oder, zum mindeſten muß es gegen einige Mitglieder insbeſondere und daheim geſchehen.

24.

„Die Akademie ſoll genau darauf ſehen, daß in denen Gelegenheiten, wo zween Mitglieder verſchiedener Meynung ſind, keiner gegen den andern verächtliche, oder bittere Ausdrücke gebraucht, es ſey in Reden oder in Schriften. Ja ſelbſt, wenn ſie eines andern Gelehrten Meynung beſtreiten, er ſey auch, wer er wolle, ſo ſoll die Akademie ſie zur Beſcheidenheit ermahnen.

25.

„Die Akademie ſoll einen fleißigen Briefwechſel mit den verſchiedenen Gelehrten in Paris und in den Provinzen des Königreichs, ja ſelbſt fremder Länder, unterhalten; damit ſie bald erfahre, was daſelbſt merkwürdiges in Abſicht auf denjenigen Endzweck vorgehe, den die Akademie ſich vorgeſetzet hat: in den Wahlen, zur Erſetzung lediger akademiſchen Stellen aber, ſoll ſie denjenigen einen großen Vorzug ertheilen, die bey dieſem Briefwechſel am fleißigſten geweſen.

26.

„Die Akademie ſoll irgend einem Mitgliede auftragen, diejenigen wichtigen Schriften zu leſen, die in der Art der Wiſſenſchaften, zu welchen ſie eingeſetzt iſt, in Frankreich, oder anderwärts heraus gekommen ſind: und derjenige, dem dieſe Arbeit aufgetragen iſt, ſoll der Geſellſchaft einen Bericht, ohne alle Critik, davon erſtatten; und nur anmerken, ob etwas darinn enthalten iſt, das man nutzen könnte.

27.

„Die Akademie ſoll von neuem alle wichtige Entdeckungen unterſuchen, die man an allen Orten gemacht hat; und in ihren Büchern den Unterſchied unter denſelben, und den ihrigen, aufzeichnen.

28. „Die

28.

„Die Akademie ſoll die Werke unterſuchen, die die „Mitglieder wollen drucken laſſen; und ſoll ihre Einwilli„gung zum Drucke nicht eher geben, als bis dieſe Unterſu„chung durch diejenigen geſchehen iſt, denen ſie dieſe Be„mühung übertragen. Keiner aber von den Mitgliedern, „ſoll auf dem Titel ſeines Buches, ſich den Namen eines „Mitgliedes der Akademie geben können: woſern ſein Werk „nicht von derſelben genehm gehalten werden.

29.

„Wenn der König, oder irgend eine Privatperſon, an „einer Aufſchrift, oder an einem Denkmaale wollen arbei„ten laſſen, und die Akademie zu Rathe gezogen wird: ſo „ſoll ſie ſich ſorgfältig angelegen ſeyn laſſen, eine baldige und „hinlängliche Antwort zu ertheilen.

30.

„Die Ehrenmitglieder, Beſoldeten, Beyſitzer und „Schüler, ſollen bey ſolchen Ueberlegungen, die bloß die Wiſ„ſenſchaften angehen, auch mitſtimmen.

31.

„Wenn es aber die Wahl der Mitglieder, oder die „Sachen, die inſonderheit die Verfaſſung der Akademie be„treffe, angeht, ſo ſollen nur allein die Ehrenmitglieder, „und die Beſoldeten ſtimmen, und dieſe Wahl geſchiehe „durch Zettel.

32.

„Diejenigen, die keine Mitglieder der Akademie ſind, „können bey den ordentlichen Zuſammenkünſten weder zu„gegen ſeyn, noch zugelaſſen werden; woſern ſie nicht von „dem Secretär eingeführet werden, um irgend eine neue „Entdeckung vorzutragen.

33.

„Zu den öffentlichen Verſammlungen kann ein jeder „zugelaſſen werden; und dieſe werden jährlich zweymal ge„halten, einmal, den Tag nach Martin, und das andremal, „den erſten Tag nach Oſtern.

34. „Der

34.

„Der Präſident ſitzt mit den Ehrenmitgliedern am oberſten Ende, die Beſoldeten und Beyſitzer an beyden Seiten, und die Schüler am unterſten Ende.

35.

„Der Präſident ſoll mit größter Aufmerkſamkeit bey jeder Zuſammenkunft, auf die genaue Beobachtung der guten Ordnung halten, und auf alles, was die Akademie betrifft; er ſoll Sr. Maj. davon genauen Bericht erſtatten; oder in Ermangelung deſſen, demjenigen Staatsſekretär, dem die Beſorgung beſagter Akademie anbefohlen iſt.

36.

„In allen Verſammlungen, ſoll der Präſident über verſchiedene Materien rathſchlagen laſſen, und die Meynungen derer ſammeln, die ein Recht zu ſtimmen haben. Sie ſtimmen nach der Ordnung, wie ſie ſitzen, und er fället den Ausſpruch nach den mehreſten Stimmen.

37.

„Der Präſident wird den erſten Jenner jedes Jahres von dem Könige ernennet: allein, ungeachtet er jedes Jahr von neuem ernennet werden muß; ſo kann er doch, ſo lange es dem Könige gefällt, bey dieſem Amte bleiben. Füget es ſich aber, daß er Krankheit, oder ſeiner Geſchäffte wegen, zuweilen einige Verſammlungen verſäumete, ſo werden Se. Maj. zugleich einige andere Mitglieder ernennen, die an der Stelle des Präſidenten den Vorſitz haben.

38.

„Der Secretär ſoll ſorgfältigſt, alles, was vorgetragen, überlegt, unterſucht und beſchloſſen worden, zuſammen tragen, es in die Bücher der Akademie, nach den Tagen der Zuſammenkünfte, einſchreiben, und die vorgeleſenen Schriften hinzufügen. Er unterſchreibt alle Acten, die aus denſelben, entweder an die Mitglieder, oder an andere abgefolget werden, denen daran gelegen iſt; und zu Ende des Decembers jedes Jahres, ſoll er einen Auszug dieſes Tagebuchs, oder eine critiſche Geſchichte desjenigen dru-

„cken laſſen, was in der Geſellſchaft merkwürdiges vorge-
„gangen iſt.

39.

„Die Tagebücher, Vorrechte und Schriften der Aka-
„demie, bleiben allezeit in den Händen des Secretärs; dem
„ſie voritzt unverzüglich, nach einem neuen Verzeichniſſe,
„welches der Präſident davon zu verfertigen hat, übergeben
„werden ſollen; und im Monate December jedes Jahres,
„ſoll beſagtes Verzeichniß von de[illegible]äſidenten, von neuem
„überſehen, und alles hinzugefü[illegible]erden, was ſich von dem
„Jahre wiederum geſammlet hat.

40.

„Der Sekretär behält ſein Amt beſtändig; und wenn
„er, wegen Krankheit, oder anderer wichtigen Verhinde-
„rungen, der Zuſammenkunft nicht beywohnen kann; ſo muß
„er eins von den Mitgliedern, das er für geſchickt dazu
„hält, ſtellen, an ſeiner Stelle das Buch zu führen.

41.

„Der Schatzmeiſter ſoll unter ſeiner Verwahrung,
„alle Bücher, Hausrath, Marmor, Zahlpfennige, und an-
„dere der Akademie zugehörige Merkwürdigkeiten, haben.
„Sobald er ſein Amt antritt, übergiebt der Präſident ihm
„dieß alles nach einem Verzeichniſſe, und im Monate De-
„cember jedes Jahres, überſieht der Präſident beſagtes Ver-
„zeichniß von neuem, um es mit allem zu vermehren, was
„in dem Jahre hinzugekommen iſt.

42.

„Wenn die Gelehrten etwas von denen dem Schatz-
„meiſter anvertrauten Sachen zu ſehen begehren, ſo ſoll er
„es ihnen zeigen: allein er ſoll nichts von allem, aus denen
„Sälen tragen laſſen, allwo es aufgehoben wird, ohne
„ſchriftliche Erlaubniß der Akademie.

43.

„Der Schatzmeiſter behält ſein Amt beſtändig; und
„wenn er, wegen einer erlaubten Verhinderung, nicht allen
„Pflichten ſeines Amtes eine Gnüge thun kann; ſo ernennet
„er ein anderes Mitglied an ſeine Stelle.

44. „Um

44.

„Um den Druck derer verſchiedenen Schriften zu erleichtern, die die Mitglieder verfertigen könnten: ſo erlauben Se. Maj. der Akademie, ſich einen Verleger zu erwählen, dem der König, in Anſehung dieſer Wahl, die nöthigen Befreyungen wird ausfertigen laſſen, die Schriften derjenigen Mitglieder zu drucken und zu verhandeln, die dieſelbe genehm gehalten haben wird.

45.

„Um die Mitglieder zu fernerem Fleiße in ihren Arbeiten zu ermuntern, wird Se. Maj. ihnen nicht nur ferner das gewöhnliche Gehalt reichen laſſen, ſondern ihnen auch, nach dem Werthe ihrer Arbeiten, außerordentliche Belohnungen ertheilen.

46.

„Um auch den Mitgliedern ihre Studien zu erleichtern, ſo wird der König ferner die Koſten zu den verſchiedenen Unterſuchungen hergeben, die jedes Mitglied wird anſtellen können.

47.

„Um die beſtändige Gegenwart bey den akademiſchen Verſammlungen zu belohnen, wird Se. Maj. bey jeder Zuſammenkunft vierzig Schaupfennige* an alle gegenwärtige Mitglieder austheilen laſſen.

48.

„Es ſoll allezeit unter der königl. Akademie der Wiſſenſchaften, und unter der Akademie der Aufſchriften und Münzen, eine beſondere Vereinigung ſeyn; und jede erſte Verſammlung nach den öffentlichen Zuſammenkünften, ſollen dieſe zwo Akademien zugleich gehalten werden, um durch die Secretarien, eine von der andern zu erfahren, was in einer jeden geſchehen iſt.

---

* Dieß iſt eine ſilberne Münze eines Livres werth, die jedem Mitgliede ſo oft es in die Verſammlung kömmt, gegeben wird.

49.

„Se. Maj. will, daß dieſe Verordnung in der nächſten Zuſammenkunft vorgeleſen, und in das Tagebuch eingetragen werde, um daß ſie in allen Stücken genau beobachtet werden könne. Sollte aber irgend ein Mitglied auf einige Weiſe dawider verſtoßen, ſo werden Se. Maj. ſolches nach Beſchaffenheit der Sache, zu ahnden wiſſen. Gegeben zu Verſailles den 16 Julii ſiebenzehn hundert eins.„ Unterſchrieben **Ludwig.** Und weiter unten **Phelypeaux.**

Dieſe Verordnung, die der Akademie und ihren Beſchäfftigungen eine ganz neue Geſtalt gab, war mit einem Briefe von dem Grafen von **Pontchartrain** begleitet, welcher die Abſätze, die die jährliche Ernennung der obern Stellen und die Wahl der Schüler betreffen, noch mehr erläuterte. Es iſt des Zuſammenhanges dieſer Geſchichte wegen, nöthig, daß wir ihn hieher ſetzen.

Schreiben
des Herrn Grafen von Pontchartrain
an den Herrn Abt Bignon.

Mein Herr,

„Da der König begierig iſt, mit den Proben ſeiner Huld gegen die kön. Akademie der Aufſchriften fortzufahren, und ihr zu zeigen, wie zufrieden er mit derjenigen Arbeit iſt, worauf ſie ſich bisher befliſſen: ſo haben Se. Maj. geruhet, ihr beygehende Verordnung zu ertheilen, durch welche ihr Anſehen größer wird, als es bisher geweſen, und ſie eine edlere und dauerhaftere Geſtalt erhält. Se. Maj. haben mir zugleich befohlen, euch, mein Herr, zu melden, daß ſie euch, ſo lange es nöthig iſt, als ein Ehrenmitglied beſtätigen, und daß ſie zu Erſetzung der übrigen Ehrenſtellen, neun Perſonen von Stande erwählet, an deren

„ren jede ich auf dero Befehl bereits ſchreiben müſſen. Se. „Maj. wünſchen, daß ihr auf den Reſt dieſes Jahres, und das „folgende Jahr hindurch, **Präſident** bleiben möget, und haben den Abt von **Caumartin**, zum **Vicepräſidenten** auf „eben dieſe Zeit, ernennet. Was die beſoldeten Stellen betrifft, ſo wollen Se. Maj. noch zur Zeit, die Herren „**Charpentier**, den Abt **Tallemant**, **Deſpreaux**, **Toureil**, „den Abt **Renaudot**, de la **Loubere**, **Dacier** und **Pavillon** beybehalten wiſſen, und ernennen zu den zwo andern, die Herren Abt **Boutard** und **Felibien**, den Herrn „**Deſpreaux** zum **Director**, den Herrn **Toureil** zum **Unterdirector**, auf dieſes und das folgende Jahr. Den „Abt **Tallemant** zum **Sekretär**, und den Herrn **Felibien** „zum **Schatzmeiſter**.

„Was die Stellen der Beyſitzer betrifft, ſo haben Se. „Maj. zehn beſonders gelehrte Perſonen erwählet, an deren „jede ich auf dero Befehl geſchrieben.

„Die Schülerſtellen betreffend, ſo hat der König mir „befohlen, euch beſtens zu empfehlen, daß die Akademie deren Ernennung ſogleich vornehme.

„Ich bitte euch, den Herren von der Akademie überhaupt zu ſagen, und einem jeden insbeſondere, daß ich „ſehr froh bin, daß der König eben mir die Ausfertigung „dieſer Verordnung übertragen, die ich mit Vergnügen und „mit dem redlichſten Vorſatze aufgeſetzt, bey Gelegenheit der Akademie meine Dienſte zu leiſten, als die ich „vollkommen hochſchätze. Ich bin

Mein Herr,

Verſailles den 16 Julii
1701.

euer demüthiger und ſehr geneigter Diener

Pontchartrain.

Die vom Könige ernennten Ehrenmitglieder, waren; auſſer dem Abte **Bignon**, dem Abte **Caumartin**, von dem in obigem Briefe gemeldet iſt, und dem Grafen von **Pontchartrain**,

die Herren:

Der Prinz **Armand Gaſton von Rohan**, Coadjutor und nach der Zeit Biſchof von Straßburg, und Cardinal.

Fabio Bruscard de Sillery, Biſchof von Soiſſons.

Der Pater **Franciſcus de la Chaiſe**, Beichtvater des Königs.

Jacob Marquis von Berinchen, Ritter der Orden des Königs, und erſter königlicher Stallmeiſter.

Der Pater **Dom Johann Mabillon**, Benedictiner.

Ludwig Maria, Herzog von **Aumont**, Pair von Frankreich, Oberkammerjunker des Königes.

Michael le Peletier de Souzy, ordentlicher Staatsrath und Beyſitzer des königl. Raths.

Nicolaus Joſeph Foucault, Intendant der Generalität zu Caen, und nachmaliger ordentlicher Staatsrath.

Das Verzeichniß dieſer Ehrenmitglieder ward nach alphabetiſcher Ordnung ihrer Taufnamen gemacht; und eben ſo hielt man es mit den zehn Beyſitzern, welche waren,

die Herren:

Antonius Oudinet, Aufſeher über des Königs Schatzkammer von Alterthümern.

Bernhard von Fontenelle, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und Sekretär der Akademie der Wiſſenſchaften.

Carl Rollin, ehemaliger Rector der hohen Schule zu Paris, und königlicher Profeſſor der Beredſamkeit.

Honorius von Quiqueran von Beaujeu, nachmaliger Biſchof von Caſtres.

Johann Baptiſta Couture, ehemaliger Rector der hohen Schule, und königlicher Profeſſor der Beredſamkeit.

Johann Foy-Vaillant, Doctor der Arzneykunſt, und Antiquarius des Herzogs von Maine.

Johann Maria de la Marque Tilladet.

Julian Pouchard, königlicher Profeſſor der griechiſchen Sprache.

Renatus D'Auber de Vertot, Doctor des Kirchenrechts.

Thomas Corneille, Mitglied der franzöſiſchen Akademie.

Die acht alten Beſoldeten blieben in derſelben Ordnung, wie ſie aufgenommen worden; die zween andern bekamen den Rang, ſo wie ſie in dem Briefe des Grafen von **Pontchartrain** ernennet worden.

Ein jeder Beſoldeter wählte ſich einen Schüler, wie in der Verordnung befohlen war, und zwar erſah man

die Herren:

Antonius Galland, königlicher Profeſſor der arabiſchen Sprache.

Franciſcus Bourdelin, Rath bey dem Chatelet.

Johann Baptiſta Rouſſeau.

Johann Franciſcus Simon, Doctor der Rechte, und nach der Zeit Aufſeher über des Königs Sammlung der Alterthümer.

Johann Prevoſt, Canonicus von Gerberoy.

Johann Renatus Allaneau de la Bonnodiere.

Joſeph Düche.

Ludwig Boivin, Parlementsadvocat.

Nicolaus Hentrion, Sachwalter bey dem Parlement, und nach der Zeit beyſitzender Doctor der Juriſtenfacultät.

Philibert Bernhard Moreau de Mautour, Rechnungsauditeur.

Herr **Coypel**, der ſich um die Akademie ſo verdient gemacht hatte, bekam gleichwohl keine ausdrückliche Stelle darinnen; allein der Graf von **Pontchartrain** ſchrieb an die Geſellſchaft, die Meynung des Königes gienge dahin, daß Herr **Coypel** allemal gern darinn geſehen ſeyn ſollte; und die Mitglieder fügten dieſem noch einhällig bey, daß er auch an der Austheilung der jedesmaligen Münzen Theil haben ſollte. Nach der Zeit aber iſt er recht unter die beſoldeten Mitglieder aufgenommen worden.

Die vom Könige den 16 Julii 1701 anbefohlene Verordnung, fieng den 19 deſſelben Monats an vollzogen zu werden, da nämlich die Akademie ihre erſte beſondere Zuſammenkunft, nach der vorgeſchriebenen Weiſe hielt. Die Zuſammenkunft des folgenden Novembers, als der erſten nach dem Martinstage, war eine öffentliche Verſammlung nach der Vorſchrift des 33 Artikels beſagter Verordnung. So ſchwierig es nun zu ſeyn ſchien, auf einmal einen Körper in Bewegung zu bringen, der dem Anſehen nach, aus gar zu verſchiedenen Theilen beſtand, als daß man hätte hoffen ſollen, der akademiſche Sinn würde ſie alle gleich ſtark einnehmen: ſo haben gleichwohl die Uebungen der Geſellſchaft ſeit der Zeit keine merkliche Unterbrechung erlitten. Es iſt wohl wahr, daß man, um dieſes Uebel zu verhüten, unter den Mitgliedern, ſonderlich in den erſten Jahren, ziemlich wichtige Veränderungen vornehmen müſſen. Einige, die vor der Erneuerung der Akademie derſelben Mitglieder geweſen, und auf nichts weniger gedacht hatten, als daß ſie jemals einer mehrern Arbeit unterworfen ſeyn ſollten, begehrten, man möchte ſie für Bejahrte erkennen: und man that es auch. Eben ſo mußte man es mit einigen neuen Mitgliedern machen, die nicht den ganzen Umfang ihrer Verbindungen eingeſehen hatten, oder auch nicht im Stande waren, ihnen nachzukommen. Andere Stellen erklärte man für erlediget; und ſo kam man nach und nach dahin, daß man in die Geſellſchaft nur lauter ſolche Leute nahm, die ihren Beſchäfftigungen ganz ergeben, und von allen wichtigern Sorgen frey waren.

Dieſe Veränderungen machen allerdings einen Theil der Geſchichte dieſer Akademie aus: allein, da es eben nicht der wichtigſte iſt, ſo wird es genug ſeyn, wenn man in einer Art einer chronologiſchen Tafel dieſelben bezeichnet: nachdem man zuvor alles beygebracht hat, was die Akademie überhaupt angeht und wichtiger iſt, und ehe man ſich in irgend eine nähere Beſchreibung dieſes Werks einläßt.

Bis zu der Verordnung vom 1701ten Jahre, hatte die Akademie keinen andern Ort zu ihren Verſammlungen gehabt, als eben denſelben Saal, den die franzöſiſche Akademie hatte. Der König wies ihr nunmehr im Louvre ein beſonder Gemach an, das bequem und groß war, und mit Bruſtbildern ſowohl als Schilderenen ausgezieret ward. Hierzu kam noch ein kleiner Büchervorrath, darunter die meiſten alten Schriftſteller und die beſten Bücher von Münzen und Alterthümern, befindlich ſind.

Bey den erſten Sitztagen war die Frage, was man für ein Siegel und für ein Sinnbild zu der Austheilungsmünze der Akademie erwählen ſollte?

Was das Siegel betrifft, ſo gefiel dem Könige, daß die Akademie das franzöſiſche Wapen ſelbſt mit einer goldenen Münze in der Mitte nehmen ſollte, in welche Sr. Majeſtät Bildniß geſtochen wäre.

Die Austheilungsmünze aber anlangend, ſo ſchien nichts geſchickter zu ſeyn, als daß man auf derſelben eine Muſe vorſtellete, die in der Hand eine Lorberkrone hielt, und hinter ſich Denkmäler und Prachtkegel hätte. Zur Ueberſchrift aber wählete man **Horazens** Worte: vetat mori!

Im 1713ten Jahre ward die Errichtung der Akademie der Aufſchriften ſowohl, als der Akademie der Wiſſenſchaften, durch eine noch öffentlichere Urkunde beſtätiget, als alle vorhergehende geweſen. Dieß geſchah durch ein Patent, welches im Monate Februar zu **Marly** ausgefertiget, und hernach bey dem Parlemente und bey der Rechnungskammer eingeſchrieben ward. Man wird es hier nach der Länge herſetzen, weil es ſchwer ſeyn würde, ſolches abzukürzen.

Königliches Patent,

wodurch die Errichtung der königl. Akademien der Aufſchriften und der Wiſſenſchaften, beſtätiget wird.

Wir **Ludwig, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra,** entbiethen allen und jeden, jetziger und künftiger Zeiten unſern Gruß. Da die Sorgfalt für die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte allezeit zum Flore der Staaten beygetragen, ſo hat der verſtorbene König, unſer hochgeſchätzter Herr und Vater, im 1635ſten Jahre, die Aufrichtung einer franzöſiſchen Akademie befohlen, um dadurch die Sprache, Beredſamkeit und Poeſie auf denjenigen Grad der Vollkommenheit zu bringen, den ſie endlich unter unſerer Regierung erreichet haben. Wir erwählten im 1663ſten Jahre unter den Mitgliedern, aus welchen damals die Akademie beſtand, eine kleine Zahl ſolcher Gelehrten, die in der Geſchichte und den Alterthümern am erfahrenſten waren, um an den Aufſchriften, Sinnbildern und Münzen zu arbeiten, und in allen Denkmälern von dieſer Art, denjenigen Geſchmack und die edle Einfalt einzuführen, die deren wahren Werth ausmachen. Als wir nun nach der Zeit unſer Augenmerk ins beſondere auf die Wiſſenſchaften und Künſte gerichtet, ſo errichteten wir im 1666ſten Jahre eine Akademie der Wiſſenſchaften, aus ſolchen Männern, die in allen Theilen der Meßkunſt und Naturlehre, die geſchickteſten waren; und im 1667ſten Jahre, ließen wir das berühmte Gebäude eines Obſervatorii erbauen, allwo diejenigen von ihnen, welche ſich der Sternkunde widmen, bereits ſo viel berühmte und nützliche Erfindungen entdecket haben. Dieſe zwo Akademien, die unter unſerm Schutze zuſammen gebracht, und durch Wohlthaten erhalten worden, die keine ſchwierige Vorfälle der Zeiten jemals haben unterbrechen können, haben alles, was wir von ihnen gehoffet, auf eine ſo glückliche Art erfüllet, daß wir, ſo bald der ryswickiſche Frieden ganz Europa wieder in Ruhe geſetzt, drauf gedacht haben, wie wir ihnen ein öffentliches Zeichen unſerer Zufriedenheit geben möchten. Wir gaben ihnen Verordnungen mit unſerer eigenhändigen Unterſchrift, wodurch die Abſichten und Form ihrer Uebungen feſtgeſtellet wurde: und damit wir ſie noch auf eine ſonderbarere Weiſe unterſchieden, ſo befahlen wir, daß ihre Verſammlungen auf unſerm Louvre gehalten werden ſollten. Die Hochachtung und der Ruhm, den dieſe Geſellſchaften ſeit der Zeit erlanget haben, verbinden uns je mehr und mehr der bisherigen vortheilhaften Einrichtung noch eine beſtändigere und dauerhafte Forme zu geben. Derowegen haben wir aus ſonderbaren Gnaden, voller Macht und königl. Anſehen, durch gegenwärtiges eigenhändig unterſchriebene Patent, die Verſammlungen und Zuſammenkünfte der Mitglieder beſagter Akademien, erlauben, billigen und bevollmächtigen wollen; erlauben, billigen und bevollmächtigen ſelbige hiermit, wie wir ſie außerdem, ſo viel als nöthig, eingeſetzt und geſtiftet haben: wie wir ſie durch gegenwärtiges nochmals einſetzen, die eine unter dem Namen einer **königlichen Akademie der Aufſchriften und Münzen**, die andere unter dem Namen der **königlichen Akademie der Wiſſenſchaften**; welche fernerhin ihre Verordnungen von demjenigen Staatsſekretär empfangen ſollen, der die Beſorgungen unſers Hauſes hat. Wollen auch ferner, daß ſie ihre Verſammlungen in denen Zimmern halten ſollen, die wir ihnen auf dem Louvre angewieſen haben, und zwar zu denen Stunden und an denen Tagen, die in unſern Verordnungen vom 26 Jenner 1699, und vom 16 Julius 1701 benennet ſind; davon die Abſchriften unter dem Gegenſiegel unſerer Kanzeley hier beygehen, die wir in ihrer Forme und Inhalt gehalten wiſſen wollen. **Wir befehlen** alſo unſern lieben und getreuen Räthen und Bedienten bey dem Parlemente zu Paris, daß ſie dieſen offenen Brief daſelbſt vorleſen,

leſen, bekannt machen und regiſtriren laſſen, und deſſen Inhalt aufheben und beobachten ſollen: **daran geſchieht unſere Meynung.** Und damit dieſes alles feſt und gewiß ſey, haben wir dieſem unſerm Briefe unſer Inſiegel anhängen laſſen. Gegeben zu **Marly** im Hornung, des Jahres Chriſti **ſiebenzehn hundert und dreyzehn**, und unſerer Regierung im **zwey und ſechzigſten.** Unterſchrieben **Ludwig**, und auf der Gegenſeite, im **Namen des Königes, Phelypeaux.** Viſa, **Phelipeaux.** Das Siegel war das große in grünem Wachſe mit rothen und grünen ſeidenen Schnüren.

Die Regiſtratur des Parlements zu Paris war vom dritten May 1713 unterſchrieben

Dongois.

Die Regiſtratur der Rechnungskammer war ebenfalls vom dritten May 1713 und unterſchrieben

Noblet.

Es hatten ſich ſchon ſeit einiger Zeit verſchiedene verdienſtvolle Gelehrte fremder Länder merken laſſen, daß ſie in einer genauen Verbindung mit der Akademie zu ſtehen wünſchten, und in die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen ſeyn möchten. So viel Vortheil man nun auch von einer ſolchen Verbindung hoffen konnte: ſo war es doch ſchwer, ja nicht einmal zuträglich, dieſelbe einzugehen, ſo lange noch der Krieg ganz Europa ſo heftig in Bewegung ſetzte. Dieſes war eben das Hinderniß, warum man in der Erneuerung von 1701 keine Fremde hineingeſetzt hatte, wie man doch 1699 bey der Akademie der Wiſſenſchaften gethan. So bald aber der Friede die zerrütteten Gemüther der Nachbaren vereiniget hatte, ſo ließ es der König den Wiſſenſchaften auch an dieſer neuen Probe ſeiner Gunſt nicht fehlen. Er erlaubte der Akademie, zu der Abtheilung der Ehrenſtellen noch einige auswärtige Mitglieder hinzuzufügen, die wegen ihrer Gelehrſamkeit berühmt wären; damit durch dieſes Mittel, die Geſellſchaft die Ehre ihrer Arbeiten deſto bequemer auch auswärts ausbreiten könnte, und zugleich im Stande wäre, die erſte Frucht derer Entdeckungen zu ſammeln, die man an den entfernteſten Oertern und Ländern gemacht haben möchte. Zufolge dieſer Erlaubniß nun, wählete die Akademie im 1715ten Jahre, drey Ehrenmitglieder, deren erſter, der Cardinal **Gualteri**, der andere **Dom Anſelmus Banduri**, Bibliothekar des Großherzogs, und der dritte, Herr **Cuper**, Bürgermeiſter zu **Deventer**, war.

Wenige Zeit nach dieſer Vermehrung ſtarb der König; und wenn etwas vermögend war, die Akademie über den Verluſt ihres erlauchten Stifters zu tröſten: ſo war es dieß, daß ſie unter einer geruhigen und hoffnungsvollen Minderjährigkeit, die höchſte Verwaltung des Staats, in den Händen eines Prinzen ſah, dem dieſelbe ſowohl wegen ſeiner perſönlichen Verdienſte, als wegen des Vorrechtes ſeiner Geburt, zugehörig zu ſeyn ſchien. Dieſer Herr, der ſchon ein öffentlicher Beſchützer der Gelehrſamkeit und ſchönen Wiſſenſchaften war, ließ nichts von dem allen zu wünſchen übrig, was ihm noch den Namen eines Vaters des Vaterlandes, zuziehen konnte.

Zu noch mehrerem Glücke, ward die Fürſorge für die Akademie dem Herzoge von **Antin** ſo übergeben, wie die Herren **Colbert** und von **Louvois**, Oberaufſeher der Gebäude, ſie gehabt hatten. Und in dieſem neuen Mäcen fand ſie allen Beyſtand, der ihre Arbeiten berühmter, nützlicher und der Wohlthaten des Prinzen würdiger machen konnte.

Der Herzog von **Antin** nahm ſeine Oberſtelle bey der Akademie ein, als ſie das erſtemal hingieng, dem Herzoge von **Orleans** ihre tiefe Ehrfurcht zu bezeugen. Se. kön. Hoheit empfieng ſie mit vieler Gnade, ja wenn man es ſagen darf, mit Zärtlichkeit. Es ſchien, als ob er die Muſen ſelbſt empfienge. Da ihm alle Verrichtungen der Akademie bekannt waren: ſo ſprach er auch auf eine ſolche Art davon, daß er die Bewunderung aller Mitglieder erregte.

Er kannte nicht nur die Vornehmſten unter ihnen; ſondern auch diejenigen, die ſich am meiſten dem Umgange der Welt entzogen hatten, und ſich ins geheim mit einer ihnen theuren Vergeſſenheit ſchmäuchelten.

Bey dieſer Audienz, die die Leutſeligkeit des Prinzen faſt in ein vertrautes Geſpräch verwandelte, gab Se. königl. Hoheit der Akademie zu verſtehen, daß der Titel **Akademie der Aufſchriften und Münzen**, nur einen kleinen Theil ihrer Abſichten ausdrückte, und diejenigen, die ſie nicht kenneten, veranlaſſen könnte, ſich einen ſehr unvollkommenen, ja vielleicht nachtheiligen Begriff, von ihr zu machen. Dieſe Anmerkung gab zu einem Befehle Anlaß, der den 4ten Jenner 1716 aus dem königl. Staatsrathe ausgefertiget ward, und durch welchen, der Name der **königl. Akademie der Aufſchriften und Münzen**, in den Titel, der **königl. Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften**, verändert ward. Man hätte zwar auch noch die **Aufſchriften** weglaſſen können, als die dem Titel der **ſchönen Wiſſenſchaften** eben nichts neues hinzufügen; allein man ſah es auch nicht ungern, daß man noch einen alten Namen beybehielt, der den Urſprung der Akademie deſto genauer anzeigte. Zudem ſo wußte ſie wohl, daß die Welt, die nur gar zu geneigt iſt, die Titel zu unterdrücken, inſonderheit wenn ſie unnütz oder gleichgültig ſind, ſie doch nicht viel anders, als die **Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften**, nennen würde, wie es auch die Erfahrung jetzund zeigt.

Der Befehl des Staatsraths vom 4ten Jenner 1716, wirkte noch eine andere Veränderung in der Akademie. Durch dieſen Befehl nämlich, ſchaffte der König die Claſſe der **Schüler** ab, als deren bloßer Name ſchon alle Leute, die gewiſſe Verdienſte beſaßen, abſchreckte. Se. Majeſtät verordnete, daß die Claſſe der **Beyſitzer**, noch mit zehn Perſonen vermehret werden ſollte, und daß dieſelben dem Könige auf die gewöhnliche Art vorgeſchlagen werden ſollten: nämlich man ſollte zu jeder Stelle, durch Stimmzettel,

zettel, dem Könige zwo Perſonen in Vorſchlag bringen, deren Wahl Se. Majeſtät ſich vorbehielt; und dieß ward ſogleich vollzogen.

Endlich ergieng den folgenden 23ſten März ein anderer Befehl aus dem Staatsrathe, der die **bejahrten** Mitglieder betraf. Ihre Zahl war größer, als ein Drittheil der wirklichen Mitglieder. Da nun der verſtorbene König geglaubet, daß dieſe Menge der **Bejahrten**, der guten Einrichtung der Geſellſchaft nachtheilig ſeyn könnte, ſo hat ſchon er im 1714ten Jahre befohlen, daß ſie bey den Wahlen und andern, die Akademie beſonders betreffenden Berathſchlagungen, keine Stimmen mit haben ſollten; ausgenommen die vier älteſten von ihnen, die ſich in der Verſammlung finden würden. Um aber allen Folgen, die daraus entſtehen könnten, deſto nachdrücklicher vorzubeugen; ſo befahl der König, auf Anrathen des Herzogs von **Orleans**, Regenten des Königreichs, durch einen neuen Befehl: daß der Titel eines **bejahrten** Mitgliedes, künftig nur ſolchen wirklichen Gliedern der Akademie ertheilet werden ſollte, welche, nachdem ſie, wenigſtens zehn Jahre lang, der Akademie nützliche Dienſte geleiſtet, außer Stande ſeyn würden, und gewiſſer maßen eine Unmöglichkeit vor ſich ſähen, ihre Arbeiten in derſelben weiter fortzuſetzen. Um nun die Wahrheit eines ſolchen Vorgebens darzuthun, ſollten diejenigen von den Mitgliedern der Akademie, die den Titel eines **bejahrten** Akademiſten ſuchten, ſich ſogleich an die Akademie wenden, die darüber durch Zettel, ſo wie bey den Wahlen geſchieht, ſtimmen ſollte. Fände ſichs nun, daß derjenige, der dieſen Titel ſuchte, zwey Drittheile der Stimmen für ſich hätte, ſo ſollte der Entſchluß der Akademie Sr. Majeſtät zur Entſcheidung eingeſandt werden. Was aber die Beywohnung der **Bejahrten**, bey der Akademie beträfe, ſo befahlen Se. Majeſtät, daß nur die vier Aelteſten von ihnen bey den Wahlen und andern beſondern Sachen, die die Akademie betreffen, mitſtimmen ſollten; ohne daß ſie irgend ein ander **bejahrtes**

Mitglied, das nicht ſo alt wäre, an ihre Stelle ſchicken dörften, wenn ſie nicht ſelbſt bey der Verſammlung erſcheinen könnten.

Nachdem nun alles eingerichtet war, was zur guten Ordnung, oder zur Ehre der Geſellſchaft gereichen konnte; ſo dachte man auf die gedruckte Geſchichte und Nachrichten der Akademie, die hier gleich nach der chronologiſchen Tafel derer Veränderungen folgen werden, welche ſeit der Verordnung vom 16ten Julio 1701, bis auf gegenwärtige Zeit, mit den Mitgliedern der Akademie vorgegangen.

Im 1702ten Jahre

ſtarb Herr **Charpentier**, ein beſoldetes Mitglied, und Herr **Vaillant** kam an ſeine Stelle.

Herr **Boivin** ward an Herrn **Vaillants** Stelle zum Beyſitzer ernennet, und Herr **Vaillant**, der Sohn, ward Schüler, an die Stelle des Herrn **Boivin.**

Im 1703ten Jahre

ſtarb der Herzog von **Aumont**, Ehrenmitglied der Akademie, und der Präſident von **Lamoignon** bekam ſeine Stelle.

Im 1705ten Jahre

ſtarb Herr **Pavillon**, ein beſoldetes Mitglied.

Die Herren **Deſpreaux**, **Toureil** und **de la Loubere**, die alle beſoldet waren, wurden für bejahrte Mitglieder erkläret.

Starb Herr **Pouchard**, ein beyſitzendes Mitglied. Die Herren **Corneille**, **Rollin**, der Biſchof von **Caſtres** und Herr von **Fontenelle**, die alle Beyſitzer waren, wurden für Bejahrte erkläret.

Der Herr **Düche**, Schüler, ſtarb.

Die Herren **Bourdelin** und **Rouſſeau**, die ebenfalls Schüler waren, wurden für Bejahrte erkläret, und die Schülerſtelle, die Herr **de la Bonnodiere** beſeſſen, ward für leer erkannt.

Die Herren, Abt **Tilladet**, **Couture** und **Vertot**, wurden zu beſoldeten Mitgliedern ernennet.

Herr **Simon** ward in dieſem Jahre zum Beyſitzer, und hernach zum beſoldeten Mitgliede erkläret.

Die Herren **Moreau** von **Mautour**, der Abt **Fraguier** und **Baudelot**, wurden zu Beyſitzern ernannt.

Die Herren **Danchet**, von **Boze**, **Maſſieu**, von **Valois**, der jüngere **Boivin** und **Bürette**, wurden zu Schülern aufgenommen.

Im 1706ten Jahre

wurden die Herren von **Boze**, **Maſſieu**, der jüngere **Boivin**, **Prevot** und **de Neufville**, zu den noch leeren Beyſitzerſtellen ernennet. **Villefore**, der Abt **Nadal**, **Barat**, und **Boindin** aber, wurden zu Schülern aufgenommen.

Der Abt **Tallemant**, beſoldetes Mitglied und Secretär der Akademie, ward zum bejahrten Mitgliede erkläret.

Herr **Vaillant**, der Vater, ein beſoldetes Mitglied, ſtarb.

Barat, ein neuer Schüler, ſtarb auch.

Herr **Boze** rückte in die beſoldete Stelle des Abts **Tallemant**, und auch in das Amt als Secretär.

Der Abt **Fräguier** ward ein beſoldetes Mitglied, an Herrn **Vaillants**, des Vaters, Stelle.

Die Herren **Danchet** und **Galland** bekamen die Beyſitzerſtellen der Herren **Boze** und **Fraguier**.

Morin, der Abt **Pinart**, und **le Roi**, wurden zu Schülern aufgenommen.

Im 1708ten Jahre

ſtarb der Pater **Mabillon**, ein Ehrenmitglied, und ſeine Stelle ward mit dem Abte **Louvois** erſetzet.

Der Sohn des Herrn **Vaillant**, ein Schüler, ſtarb. Die Schülerſtelle, welche Herr von **Villefore** beſeſſen, ward, weil er ſie, wegen ſeiner ſchlechten Geſundheit, niederlegte, für leer erkannt.

Le Roi, und der Abt **Mongault**, nahmen ihren Sitz als Schüler ein.

Im 1709ten Jahre

ſtarben der Pater **la Chaize** und der Präſident Herr von **Lamoignon**, beydes Ehrenmitglieder. Die Stelle des erſtern beſetzte Herr **Bignon**, Staatsrath und Präſident der Kaufmannſchaft; die andere erhielt der Pater **le Tellier**, Beichtvater des Königes.

Im 1710ten Jahre

ward der Abt **Boutard**, ein beſoldetes Mitglied, zum Bejahrten erkläret, und der Abt **Maſſieu** trat in ſeine Stelle.

Herr **Henrion** ward an die Stelle des Herrn **Maſſieu** zum Beyſitzer ernannt, und der Abt von **Boiſſy** ward Schüler.

Wenige Zeit darauf ward Herr **Henrion** für bejahrt erkläret, und der Abt **Anſelme** bekam ſeine Beyſitzerſtelle.

Im 1711ten Jahre

ſtarb Herr **Deſpreaux**, ein beſoldetes bejahrtes Mitglied. Der Abt **Renaudot**, der auch beſoldet war, ließ ſich für bejahrt erklären. Herr **Baudelot** trat an die Stelle des Abtes **Renaudot**. Der Abt **Mongault** erhielt die Beyſitzerſtelle des Herrn **Baudelot**, und Herr **Sevin** trat als Schüler in des Abt **Mongaults** Stelle.

Wenige Zeit darauf, wurden der Abt **Mongault** und Herr **Oudinet** für Bejahrte erkläret. Die Herren **Valois** und **Burette** erhielten ihre Stellen als Beyſitzer, und die Herren **Blanchard** und **Hardion** wurden Schüler.

Im 1712ten Jahre

ſtarben, der Abt **Tallemant**, bejahrtes und beſoldetes Mitglied, und Herr **Oudinet** auch, ein Beyſitzer und Bejahrter.

Herr **Simon**, ein beſoldetes Mitglied, ward für bejahrt erklärt.

Die Stellen des Herrn **Prevot**, Beyſitzers, und des Schülers **le Roi**, wurden für leer erklärt.

Herr **Moreau de Mautour** kam in die beſoldete Stelle des Herrn **Simons**; der Abt **Nadal** aber in des Herrn

Mautours Beyſitzerſtelle, und Herr **Boindin** an des Herrn **Prevot** ſeine.

Fameres, **Godeau** und **Mandajors** wurden Schüler.

Im 1713ten Jahre

ward Herr **Danchet**, ein Beyſitzer, für bejahrt erkläret, und Herr **Pinart** ward Beyſitzer an ſeiner Statt.

Wenige Zeit darauf, ward eben dieſer Herr **Pinart** auch für bejahrt erkläret, und Herr **Morin** ward Beyſitzer an ſeiner Statt.

Bannier und **Fourmont** wurden Schüler.

Herr **Küſter** ward zum eilften Beyſitzer ernannt.

Im 1714ten Jahre

ſtarb der Biſchof von **Soiſſons**, Ehrenmitglied, und Herr von **Bercy**, Aufſeher der Finanzen, ward an ſeiner Stelle erwählet.

Herr von **Toureil**, ein beſoldetes und bejahrtes Mitglied, ſtarb.

Herr **Neufville**, Beyſitzer, ward für bejahrt erkläret, und durch den Herrn **Küſter**, der über die Zahl war, erſetzt.

Die Herren **Boindin**, der Abt **Nadal** und **Boiſſy**, wurden für Bejahrte erkläret.

Die Herren **Sevin** und **Blanchard** wurden Beyſitzer.

Die Schülerſtelle des Herrn **Godeau** ward für erledigt erklärt, indem er ſie niederlegte, nachdem ihn die hohe Schule zu ihrem Rector ernennet hatte.

Die Herren **Freret**, der Abt **Fontenü** und **Goulley** wurden Schüler.

Im 1715ten Jahre

ſtarb der Abt **Tillader**, beſoldetes Mitglied, und Herr **Bürette** ward an ſeine Stelle aufgenommen.

Jmgleichen ſtarb Herr **Galland**, Beyſitzer.

Die Herren **Fourmont** und **Mandajors** bekamen die erledigten Beyſitzerſtellen der Herren **Galland** und **Bürette**.

Wenige Zeit darauf ward Herr **Mandajors** für bejahrt erkläret, und Herr **Hardion** an ſeine Stelle zum Beyſitzer ernannt.

Sallier ward Schüler.

Im 1716ten Jahre

ward die Claſſe der Schüler abgeſchafft, und die Beyſitzer um zehn Perſonen vermehret, deren Namen in folgender Liſte ſtehen.

Der Abt **Anſelme** ward zum Beſoldeten, über die Zahl, ernannt, und kam einige Zeit darauf in Herrn **Felibiens** Stelle, die für leer erkläret ward.

Der Beyſitzer, Herr **Küſter**, ſtarb, und der Abt von **Antin** ward an ſeine Stelle ernannt.

Herr **Cuper**, ein auswärtiges Ehrenmitglied, ſtarb.

Im 1717ten Jahre

ward der Cardinal von **Polignac** zum Ehrenmitgliede über die Zahl ernannt.

Herr **Bourdelin**, bejahrter Beyſitzer, ſtarb.

Wie auch Herr **Pinart**, ebenfalls ein Bejahrter und Beyſitzer.

* * *

Verzeichniß der königl. Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften im 1717ten Jahre.

Ehrenmitglieder ſind, die Herren:

Camille le Tellier de Louvois, Abt von Bourgueil und Vauluiſant, Mitglied der franzöſiſchen Akademie und der Akademie der Wiſſenſchaften, Aufſeher des Büchervorraths Sr. Majeſtät. Iſt Präſident.

Johann Franciſcus Paul le Febüre de Caumartin, ernannter Biſchof zu Vannes, einer von den vierzig Mitgliedern der franzöſiſchen Akademie, Abt zu U. L. F. von Buzay. Iſt Vicepräſident.

Johann Paul Bignon, Abt zu St. Quentin, Dechant zu St. Germain L'Auxerrois, ordentlicher Staatsrath, einer von den vierzig Mitgliedern der franzöſiſchen Akademie, Präſident der Societät der Wiſſenſchaften.

Der Prinz Armand Gaſton Cardinal von Rohan, Commenthur der Orden des Königes, Großalmoſenier von Frankreich, Biſchof und Fürſt zu Straßburg, einer von den vierzig Mitgliedern der franzöſiſchen Akademie.

Jacob von Beringhen, Ritter der Orden des Königes, Graf von Chateauneuf, Oberſtallmeiſter des Königes, Gouverneur der Citadellen zu Marſeille.

Michael le Peletier de Souzy, ordentlicher Staatsrath.

Nicolaus Joſeph Foucault, ordentlicher Staatsrath.

Hieronymus Bignon, ordentlicher Staatsrath, ehemaliger Vorſteher der Kaufmannſchaft.

Michael le Tellier, aus der Geſellſchaft Jeſu, Beichtvater Ludwigs des XIV.

Carl Heinrich Malo von Bercy, ehemaliger Aufſeher der Finanzen.

Melchior, Cardinal von Polignac, Mitglied der franzöſiſchen Akademie.

Die beſoldeten Mitglieder ſind, die Herren:

Andreas Dacier, beſtändiger Secretär und Schatzmeiſter der franzöſiſchen Akademie, Bücheraufſeher des königlichen Vorraths. Iſt **Director.**

Johann Baptiſta Couture, ehemaliger Rector der hohen Schule zu Paris, königlicher Profeſſor der Beredſamkeit, Director des königl. Collegii. Iſt **Unterdirector.**

Renatus Auber von Vertot, Prediger, und Doctor des Kirchenrechts.

Claudius Gros von Boze, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, Aufſeher der Sinnbilder und Aufſchriften der königlichen Gebäude. Iſt **Secretär** und **Schatzmeiſter.**

Claudius Franciſcus Fraguier, Mitglied der franzöſiſchen Akademie.

Wilhelm Maſſieu, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, und königlicher Profeſſor der griechiſchen Sprache.

Carl Cäſar Baudelot, Sachwalter bey dem Parlamente, und Mitglied der paduaniſchen Akademie der Ricovrati.

Philibert Bernhard Moreau von Mautour, königlicher Rath, und Auditeur bey der Rechnungskammer.

Peter Johann Bürette, Mitglied der pariſiſchen Facultät, königlicher Profeſſor der Arzneykunſt.

Antonius Anſelme, Abt zu St. Sever, Cap von Gaſcogne, ordentlicher Prediger des Königes.

Antonius Coypel, erſter königl. Maler, wie auch Hofmaler von Sr. kön. Hoheit dem Herzoge von Orleans.

Die Beyſitzer ſind, die Herren:

Ludwig Boivin, Sachwalter bey dem Parlamente.

Johann Boivin, von Villeneuve, königl. Profeſſor der griechiſchen Sprache, einer von den Wärtern des königlichen Büchervorraths.

Carl von Valois de la Mare, königl. Antiquarius.

Henrich Morin.

Franciſcus Sevin.

Elias Blanchard.

Stephan Fourmont, königl. Profeſſor der arabiſchen Sprache.

Jacob Hardion.

Nicolaus Mahudel, Doctor der Arzneykunſt.

Anton Bannier, der Rechten Licentiat.

Ludwig Franciſcus de Fontenü, Doctor der Gottesgelahrheit.

Nicolaus Freret.

Alexander Goulley von Boisrobert, Aufſeher über den Büchervorrath des Marſchalls von Eſtrees.

Claudius Sallier.

Peter Paul Lormande, Prieſter, Doctor der Gottesgelahrheit, Prior zu Puy-Chevrier ꝛc. ꝛc.

Johann Baptiſta Henrich Dütrouſſet von Valincourt, Mitglied der franzöſiſchen Akademie und der della Cruſca, Oberſecretär des Seeweſens und der Befehlshabereyen des Grafen von Thoulouſe.

Nicolaus Gedoyn, Domherr der heiligen Capelle.

Camillus Falconet, Doctor der mediciniſchen Facultät zu Paris.

Carl von Riencourt, Advocat bey dem Parlamente.

Peter von Pardaillan von Gondrin D'Antin, Domherr zu Straßburg, Abt von Lyre und Montirame.

Auswärtige Ehrenmitglieder ſind:

Der Cardinal Gualterio.

Don Anſelmus Banduri, Benedictiner und Bibliothekar des Großherzogs.

Bejahrte Beſoldete ſind, die Herren:

Der Abt Renaudot.
Herr de la Loubere.
Herr Abt Boutard.
Herr Simon.

Bejahrte Beyſitzer ſind:

Der Biſchof von Caſtres.
Herr Rollin.
Herr von Fontenelle.
Herr Henrion.
Herr Danchet.
Der Abt Mongault.
Der Abt Nadal.
Der Abt von Boiſſy.
Herr de la Neufville.
Herr Boindin.
Herr von Mandajors.

Geſchichte
der Werke der Akademie
von
# ihrer Erneuerung an, bis ins
1710te Jahr.

I.
Des Abts Boiſſy,
Abhandlung von den Söhnopfern, oder Ausſöhnungen bey den alten Griechen und Römern.

Nachdem ſich der Götzendienſt an die Stelle des wahren Gottesdienſtes eingeſchlichen, ſo ward die Reinigkeit der Religion gar bald verderbet. Indem man ſich Götter erſann, wie ſie entweder die Furcht, oder die Hoffnung angab; ſo führte man ihnen zu Ehren auch einen Dienſt ein, bey welchem dieſe zwo Leidenſchaften ihre Rechnung fanden: allein der Begriff von einer Vorſehung ließ ſich doch nicht ganz erſticken. Man blieb überzeugt, daß die Götter ein wachſames Auge auf die Thaten der Menſchen hätten, daß ſie ſich über deren Laſter erzürnten, und daß ihr Zorn öffentliche und beſondere Drangſalen nach ſich zöge. Alle Vorfälle alſo, die dem Laufe der Natur zuwider zu ſeyn ſchienen, Wunderzeichen, Ungeheuer, Zeichen in der Luft, alles dieſes ſah man für Merkmaale des Zorns der Götter an; und um deren Wirkung zu vermeiden, ſo erſann man ſich gewiſſe andächtige Gebräuche, die man zu deren Abwendung für tüchtig hielt. **Wenn irgend ein vom Stolze aufgeblaſener Sterblicher**, ſagt **Homer**, (Iliad. 9. v. 495.) **unglückſeliger Weiſe in ein Laſter geräth, weis er denn nicht, daß ſich die Götter durch Weihrauch, Gebeth und Opfer erweichen laſſen?** Auf dieſen Grund, und vielleicht auch auf die Kenntniß von den Gebräuchen des moſaiſchen Geſetzes, gründeten die Heiden ihre verſchiedenen Arten der Ausſühnungen, von welchen der Abt **Boiſſy** im 1709ten und 1710ten Jahre, die Akademie einigemale unterhalten hat.

Wenn man genau reden will, ſo verdienten nur die groben Verbrechen allein, eine Ausſühnung. Gleichwohl wurden die Sühnopfer noch bey hundert andern Gelegenheiten gebrauchet: und man findet faſt keinen Stand, er ſey in öffentlichen Aemtern, oder im Privatleben, der denſelben nicht unterworfen geweſen. Man mochte die Feldherrnſtelle über ein Kriegsheer annehmen, oder öffentliche Spiele anſtellen wollen; bey Feſten, bey Verſammlungen, ließ man allezeit die Gebräuche der Ausſühnung das erſte ſeyn. Will man ſich in die Beſchreibung des häuslichen Standes einlaſſen, ſo wird man finden, daß die Alten, ſich nicht nur ſehr gewiſſenhaft wegen der mindeſten Fehler gereiniget; ſondern auch noch bey Gelegenheit aller derer Gegenſtände, die ein toller Aberglauben, ihnen als unglückliche Verbothen vorſtellete. So bedeuteten die Wörter expiare, luſtrare, purgare, februare, ſehr oft nichts anders, als gewiſſe andächtige Gebräuche vornehmen, um irgend ein Unglück

glück zu entfernen; welches einem durch himmliſche Zeichen, oder durch die Begegnung irgend eines übelbedeutenden Gegenſtandes angedrohet worden: ungeachtet in der genaueſten Bedeutung, ein ſolches Wort nur bloß zur Ausſöhnung großer Verbrechen hätte gebraucht werden ſollen.

Von allen Arten der Ausſöhnung waren diejenigen die feyerlichſten, durch welche man einen Mord tilgen wollte: und wenn der Mörder ein vornehmer Menſch war, ſo hielten ſichs die Könige ſelbſt wohl nicht für zu ſchlecht, die Feyerlichkeiten dabey zu verrichten. So findet man im **Apollodor**, daß **Copräus**, der den **Jphites** umgebracht hatte, von dem **Euryſthäus**, Könige zu **Mycene**, ausgeſöhnet worden. Jm **Herodotus** kömmt **Adraſtus**, und läßt ſich von dem **lydiſchen** Könige **Cröſus** ausſöhnen. Eben ſo unterwarfen ſich auch **Herkules**, **Theſeus**, und einige andere Helden, den Gebräuchen der Ausſöhnungen.

Apollodor iſt der einzige, welcher uns eine große Beſchreibung davon macht (Argonaut. Lib. 4). Nachdem **Jaſon**, der Anführer der **Argonauten**, das güldene Vlies, zuſammt der **Medea**, entführet hatte: ſo ward er von dem jungen **Abſirthus**, einem Bruder dieſer Prinzeſſinn, verfolget. Die Furcht der **Medea**, in ſeine Hände zu gerathen, brachte ſie auf den grauſamen Anſchlag, denſelben ermorden zu laſſen. Da ſie ihn alſo durch ſchmäuchelhafte Verſprechungen auf eine benachbarte Jnſel locket, ſo überfällt **Jaſon**, der ſich allda verſtecket hatte, dieſen jungen Prinzen, welcher nicht auf ſeiner Hut war, und entleibete ihn. Sogleich ſchnitt er dem todten Körper die äußerſten Gliedmaßen ab, und leckte dreymal das daraus fließende Blut: nach der Weiſe der Mörder, die, wie derſelbe Dichter anmerkt, ſich hiedurch auszuſühnen vermeynten. Nach dieſer grauſamen That, kamen **Jaſon** und **Medea**, auf das Ufer der Jnſel **Aea**, um von der **Circe**, deren Beherrſcherinn, ausgeſöhnet zu werden. Dieſe Prinzeſſinn, eine Baſe der **Medea**, nahm ſie ſehr wohl auf, ohne beyde zu kennen. Sie kamen beyde mit niedergeſchlagenen Augen auf ſie zu, und giengen nach der Weiſe der Supplicanten, ohne ein Wort zu ſagen, bis zum Opferherde, allwo **Jaſon** daſſelbe Schwert, womit er ſeiner Frauen Bruder entleibet hatte, in die Erde ſteckte. Ihr Stillſchweigen und ihre Stellung gaben der **Circe** leichtlich zu erkennen, daß ſie Flüchtlinge und eines Menſchenmordes ſchuldig ſeyn müßten; daher machte ſie ſich zu ihrer Ausſöhnung fertig. Sie ließ gleich ein noch ſaugendes Ferkel bringen, und nachdem ſie es erwürget, rieb ſie mit deſſen Blute **Jaſons** und der **Medea** Hände. Hierauf folgten einige Wein- oder Milchvergieſſungen zu Ehren des **ausſöhnenden Jupiters**; worauf ſie, nachdem ſie das übrige vom Opfer hinauswerfen laſſen, auf dem Altare gewiſſe Kuchen von Mehl, Salz und Waſſer gebacken, verbrannte; und dieſe Handlungen alle mit den gehörigen Gebethen vereinigte, welche den Zorn der grauſamen **Eumeniden** beſänftigen konnten. Sobald dieſes alles vorbey war, hieß **Circe** ihre Gäſte auf prächtigen Seſſeln niederſitzen, um ſie herrlich zu bewirthen. Es iſt hier aber unnöthig zu ſagen, daß ſie, nachdem ſie ihre Nichtel erkannt, dieſelbe aus ihrem Schloſſe getrieben, ohne daß ſie ihr gleichwohl ſonſt etwas leides thun dorfte: indem **Medea**, da ſie noch in dem ſchuldigen Stande geweſen, ſie um ihren Schutz angeflehet.

So waren die Gebräuche bey der Ausſöhnung eines Menſchenmordes beſchaffen: die aber nicht allezeit ſo beſchwerlich geweſen ſind, weil es in den erſten Zeiten genug war, wenn man ſich nur in einem laufenden Waſſer badete, wie uns **Ovidius** berichtet. Nachdem dieſer Dichter (Faſtor. Lib. 2.) verſchiedene Helden erwähnet hat, die auf ſolche Art ausgeſöhnet worden; ſo verdammet er dieſe Gewohnheit, da man geglaubet, man könne im Waſſer dasjenige Blut abwaſchen, womit die Menſchenmörder ſich beflecket hätten:

Ah! nimium faciles, qui triſtia crimina caedis,
Fluminea tolli poſſe putatis aqua!

Die **Römer** hatten eine beſondere Art von Ausſehnung, deren Beſchreibung man im **Dionyſius von Halikarnaß** nachſehen kann: indem er von derjenigen redet, welche man bey dem **Horaz**, wegen des Mordes gebrauchet, den er nach ſeinem Siege begangen. Inſonderheit war dieſe Art von Ausſöhnung nach den Schlachten gebräuchlich. **Achilles** reinigte ſich, wie **Athenäus** (Lib. 2. cap. 6.) bezeuget, auf dieſe Art zu **Miletus**, nachdem er den **Strambelus**, einen König der **Leleger**, getödtet hatte. Als **Aeneas** aus der trojaniſchen Verheerung gieng, ſo dorfte er nicht eher ſeine Hausgötter auf ſich nehmen, als bis er ſich im Waſſer gereiniget hatte.

> Tu, genitor, cape ſacra manu, patrioſque Penates.
> Me bello a tanto digreſſum et caede recenti
> Attrectare neſas.
>
> *Aeneid. Lib. 2.*

Zu den Formalien bey der Ausſöhnung der Mordthaten, ſetzt der Abt **Boiſſy** noch dasjenige hinzu, was bey den **eleuſyniſchen** Geheimniſſen beobachtet ward. Weil man überzeuget war, daß diejenigen, denen dieſe Geheimniſſe mitgetheilet wurden, ein unſchuldiges, heiliges und ſtilles Leben führeten, in der Hoffnung eines ſeligen Zuſtandes ſtürben; und daß die erſten Stellen in den elyſiſchen Feldern für ſie aufbehalten würden (*Ariſtophanes. Plato 2. de Rep.*), und daß hergegen diejenigen, die zu dieſen Geheimniſſen nicht geweihet wären, einer ewigen Finſterniß ausgeſetzt blieben: ſo war es wohl billig, daß auch dergleichen Vorzüge, deren man durch die Einweihung fähig ward, etwas koſteten. Uebrigens ſchien nichts ſo vernünftig zu ſeyn, als daß man nach der Ausſöhnung der ehemaligen Verbrechen, ein neues Leben anfienge. Dieß war alſo auch der erſte Schritt, den man zu thun hatte. Gleich anfangs opferte ein Prieſter, der, wie **Heſychius** ſchreibt, bey dieſer Handlung **Ydranos** genennet wurde, dem **Jupiter** eine trächtige Sau: und nachdem er deren Leder auf die Erde ausgebreitet, ſo ward derjenige, der gereiniget werden ſollte, drauf geſetzt. Die Gebethe waren mit dieſer Handlung verbunden, und eine ſtrenge Faſten war vorher gegangen. Endlich und nach einigen Abwaſchungen, die mit Meerwaſſer geſchahen, krönete man denjenigen, der auf ſolche Art gereiniget worden war, mit einem Blumenkranze; welchen **Heſychius** ἰμέρα nennet: und nach allen dieſen verſchiedenen Proben, konnte man erſt auf die Initiatenwürde hoffen, die man denen ertheilete, welche zu den heiligen Geheimniſſen zugelaſſen zu ſeyn wünſcheten.

Die Ausſöhnungen und andern Gebräuche, die man beobachtete, ehe man das Orakel des **Trophonius** befragen gieng, waren noch verdrießlicher, als diejenigen, die bey den kleinen Geheimniſſen der **Ceres** üblich waren: denn die Neugierde war bey denſelben allezeit ſchlimmer daran, als die Andacht. **Trophonius** und **Agamedes** waren Brüder und Söhne des **Erginus**, eines Königes der **Orchomenier** (ſiehe den **Pauſanias**). Ihre Geſchicklichkeit zur Baukunſt, machte, daß verſchiedene Prinzen ſich um ſie bewarben, auf deren Befehl ſie denn auch einige Tempel und Paläſte aufführeten. In demjenigen nun, welchen ſie für den Hyrieus erbaueten, richteten ſie einen gewiſſen Stein dergeſtalt zu, daß er des Nachts weggehoben werden konnte, und giengen durch denſelben hinein, um diejenigen Schätze wegzuſtehlen, die daſelbſt aufbehalten wurden. Der Prinz, welcher bemerkte, daß ſein Geld abnahm, und gleichwohl keine Verletzung der Schlöſſer oder Siegel verſpürete, ſtellete Fallen um ſeine Kaſten herum, und als **Agamedes** darinnen gefangen ward: ſo enthauptete ihn **Trophonius**; aus Furcht, man möchte auch ihn durch die Martern entdecken, die man dem **Agamedes** angethan hätte, wenn er lebendig wäre ertappet werden. **Trophonius** entfernete ſich hierauf den Augenblick, und daher ſprengete man aus, die Erde hätte ihn ſogleich und auf derſelben Stelle verſchlungen; ja der ruchloſe Aberglaube gieng ſo weit, daß man ihn gar in die Zahl der Halbgötter und Helden verſetzte, und ſein Orakel mit ſo beſchwerlichen als geheimnißvollen Ceremonien befragte.

Gleich anfangs mußte man in eine dem guten Genio geweihete Capelle gehen: dieß währete einige Tage, die zur Reinigung beſtimmet waren. Man faſtete daſelbſt, und enthielt ſich vom Weine, ja ſo gar von warmem Waſſer; man badete ſich aber oft in dem Fluſſe Hercyna. Man brachte dem **Trophonius** und ſeinen Söhnen, dem **Apollo, Jupiter** und der **Juno**, verſchiedene Opfer. Indeſſen unterſuchten die Aruſpices fleißig die Eingeweide der Opferthiere, um zu ſehen, ob der Gott verſöhnet ſey. In derſelben Nacht endlich, in welcher das Orakel befraget werden ſollte, opferte man dem **Agamedes** einen Widder: und auch dieſes Opfer mußte noch gute Vorbedeutungen anzeigen. Hierauf führten die Prieſter denjenigen, der das Orakel befragen wollte, an den nächſten Fluß, allwo zween junge Knaben, welche deswegen **Mercurii**, das heißt, **Bediente**, genannt wurden, nachdem ſie ihn mit Oele gerieben, und ihm den ganzen Leib gewaſchen hatten, ihn zu den Quellen des Fluſſes führeten, die nicht weit davon entfernet waren; und nachdem ſie ihm aus der einen das Waſſer **Lethe**, oder der Vergeſſenheit, zu trinken gegeben, ſo mußte er aus der andern, das Waſſer **Mnemoſyne** trinken, damit er ſich desjenigen, was er nunmehr ſehen und erfahren würde, erinnern möchte. Der um Rath Fragende war endlich in Leinen gekleidet, und mit Gürteln gebunden. Seine Füße waren nach der daſigen Landesart bekleidet, und in dieſer Tracht ward er in die Höle des **Trophonius** geführet, wovon **Pauſanias** die Umſtände erzählet.

Die vierte Gattung öffentlicher Ausſöhnungen war diejenige, deren man ſich bey Reinigung ganzer Städte bedienete. Die meiſten Städte hatten einen zu dieſer Ceremonie feſtgeſetzten Tag; welches bey der Stadt Rom der fünfte Februar war. Das Opfer, was man dabey brachte, ward Amberbale, oder nach dem **Servius**, Amburbium, genannt, und die Opfer, welche man dabey gebrauchte, hießen nach dem **Feſtus**, Amburbiales. Außer dieſem Feſte, gab es noch eines, welches alle fünf Jahre gehalten ward, um alle Bürger der Stadt auszuſöhnen: und dieſer Zeitraum hieß Luſtrum, von dem Worte luſtrare, ausſöhnen. Es gab auch noch andere Gelegenheiten, bey welchen man dieſe feyerlichen Ausſöhnungen vornahm, dergleichen war eine, als man die Tarquinier verjagt hatte, wie wir ſolches vom **Dionyſius von Halikarnaß** erfahren. Man unterwarf nicht nur die ganze Stadt den Ausſöhnungen; ſondern man bediente ſich derſelben auch bey ganzen Ländern, wenn man ſie für beflecket hielt. Die Ausſöhnung der Kreuzwege hieß Compitalia.

Die Athenienſer hatten den Aberglauben noch weiter getrieben als die Römer. Denn außer dem zur Ausſöhnung der Stadt angeſetzten Tage, an welchem ſie die unmenſchliche Gewohnheit hatten, einen Mann und eine Frau zu opfern, ſo hatten ſie auch noch Ausſöhnungen für die Schauplätze und für diejenigen Oerter beſtimmet, wo die öffentlichen Zuſammenkünfte gehalten wurden. Selbſt das Feld war von dieſen Ausſöhnungen nicht frey, die man bey den Römern Ambervalia nannte.

Die fünfte Art von Ausſöhnungen endlich war diejenige, die die Kriegsheere betraf, welche vor und nach der Schlacht ausgeſöhnet wurden; daher man ſie auch Armiluſtrium nannte. **Homer** beſchreibt im erſten Buche der **Ilias**, die feyerliche Ausſöhnung, welche **Agamemnon** mit ſeinem Heere vorgenommen. Die Zahl dieſer Art öffentlicher Ausſöhnungen indeſſen, kömmt gar nicht an die Menge derer, die ein jeder Privatmann vornahm, und man würde nicht fertig werden, wenn man ſich in dieſe Sache einlaſſen wollte Es konnte weder eine Hochzeit noch Begräbniß ſeyn, noch ſonſt etwas geſchehen, das von einiger Erheblichkeit war, wo man nicht allemal zuvor die Ceremonien der Ausſöhnung vornahm. Alles was in dem Rufe ſtand, daß es eine üble Bedeutung hätte, der Anblick einer Wieſel, eines Raben, oder eines Haſen, ein unverhoffter Sturm, ein Traum, und hundert andre Zufälle, zwangen damals die Menſchen ihre Zuflucht zur Ausſöhnung zu nehmen.

> At natum in curas hominum genus omnia noctis,
> Farre pio placant et ſaliente ſale.

Allein es iſt auch gut zu merken, daß man bey dergleichen häuslichen Ausſühnungen, nicht allezeit zum Opfer ſchritt, und daß es zuweilen am bloßen Waſchen, oder an Auswechſelung der Kleider genug war. Das Seewaſſer ward allezeit dem Flußwaſſer vorgezogen, und das laufende Waſſer dem ſtillſtehenden. **Prokopius** von Gaza belehret uns überhaupt *(in Deut.)*, daß man bey dergleichen beſondern Ausſöhnungen, Waſſer, Salz, Gerſte, Lorbern und das Feuer gebraucht, durch welches man diejenigen gehen ließ, die man reinigen wollte.

II.

Der Herren Boiſſy und Morin Abhandlung von den Menſchenopferungen.

Es iſt kein Wunder, daß in Sachen, die lediglich auf Muthmaßungen beruhen, die Gelehrten unendlich vielerley Meynungen haben, die auch oft einander ſchnurſtracks entgegen laufen. Allein dieſe Verſchiedenheit der Meynungen iſt in Abſicht auf gewiſſe hiſtoriſche Dinge ſehr ſelten, welche von den alten Schriftſtellern einhällig erzählet werden, und die auch alle Neuern als wirklich geſchehene, vorausgeſetzt zu haben ſcheinen. Dergleichen ſind die Opfer, bey welchen man Menſchen ſchlachtete. Gleichwohl hat dieſe Materie, im 1710 Jahre die Akademie mit zwoen einander widerſprechenden Abhandlungen bereichert.

In der einen hat der Abt Boiſſy eine erſtaunliche Menge von Zeugniſſen zuſammen getragen, welche die Einſetzung dieſer Opfer betreffen, deren Gebrauch ſich faſt in alle Welttheile verbreitet hat; unter den Griechen, dieſer ſo gelehrten und geſitteten Nation, eben ſowohl, als unter den wilden und blutgierigen Scythen; unter den ſo weiſen und verſtändigen Römern nicht minder, als unter den ungeſittetſten und barbariſchſten Völkern.

In der andern, unterläßt Herr **Morin** nichts, wodurch er die Ehre des menſchlichen Geſchlechts, über einen ſo wichtigen Punct retten kann.

Dem Abte **Boiſſy** iſt es eben nicht ſchwer gefallen, ſeine Zeugen zu nennen. Sie ſtellen ſich ſelbſt in Menge dar. Es ſind, **Manethon, Sanchoniaton, Herodotus, Pauſanias, Joſephus, Philo, Diodor von Sicilien, Dionyſius von Halikarnaß, Strabo, Cicero, Julius Cäſar, Makrobius, Plinius,** die mehreſten griechiſchen und lateiniſchen Dichter, und außer ihnen, noch eine Menge Kirchenväter.

Aus allen dieſen Ausſagen nun zuſammen genommen, erhellet, daß die **Phönicier, Aegyptier, Araber, Kananäer,** die Einwohner zu **Tyrus** und **Karthago,** die **Athenienſer** und **Lacedämonier,** die **Jonier,** alle Griechen in den Inſeln, die **Römer,** die **Scythen,** die **Albanier,** die **Deutſchen,** die **Engländer, Spanier** und **Gallier,** alle gleich tief in dieſem grauſamen Aberglauben geſtecket: wovon man wohl ſagen kann, was **Plinius** ehemals von der Magie ſagte, ſie habe die ganze Welt durchwandert; und ihre Einwohner, ſo fremde ſie auch ſonſt einander ſelbſt und ſo verſchieden übrigens ihre Begriffe und Meynungen wären, ſtimmten doch alle in dieſer unſeligen Ausübung überein: Illa toto mundo conſenſere, quamquam diſcordi et ſibi ignoto. *Lib. 30. Cap. 1.*

Es war dem Abte **Boiſſy** nicht genug, daß er nur die Gewißheit dieſer Opfer bewieſen; er hat auch nach deren Urſprunge geforſchet, und trägt kein Bedenken, ſelbigen von einer unvollkommenen Kenntniß des **abrahamiſchen** Opfers herzuleiten. Die **Kananiter,** ſagt er, die **Amoriter**

riter und andere Völker, die nahe an diejenigen Oerter gränzeten, wo dieſer Patriarch ſein Leben zugebracht, hatten unfehlbar den Eifer und die Standhaftigkeit dieſes heiligen Mannes rühmen hören, der den Empfindungen der Zärtlichkeit, gegen dieſen ſeinen einzigen Sohn, keinen Augenblick Raum gab. Sie hatten etwas von den Belohnungen erfahren, die Gott ſeiner Treue verſprochen, und glaubten, daß die Nachahmung einer ſo heldenmüthigen That, ihnen auch einen gleichen Segen des Himmels zuziehen würde. Sie wußten aber nicht, daß Gott, der mit **Abrahams** Gehorſame zufrieden war, anſtatt des menſchlichen Opfers einen Widder geſchafft hatte; oder ſie wollten etwa die That des Patriarchen noch höher treiben, indem ſie wirklich ihre eigene Kinder opferten.

Nach den Dichtern und Geſchichtſchreibern iſt **Saturnus** der erſte geweſen, welcher die verfluchenswürdige Gewohnheit eingeführet, Menſchen zu opfern (Siehe den **Bochart**, **Voſſius** und **Huetius**). Nun iſt der heidniſche **Saturnus**, nach dem Urtheile der beſten Kunſtrichter, kein anderer als Abraham. Ein mangelhaftes Stück **Sanchoniatons**, welches **Euſebius** *(Praep. Euang. Lib. 1)* anführet, ſcheint die Sache außer allen Zweifel zu ſetzen. „**Saturnus**, ſchreibt er, welchen die **Phönicier** **Iſrael** „nennen, ward nach ſeinem Tode unter die Götter verſetzet, und zwar unter dem Namen desjenigen Geſtirns, „welches noch itzund **Saturnus** heißt. Zu der Zeit, als „dieſer Prinz in **Phönicien** regierte, erzeugte er mit einer „Nymphe, Namens **Anobret**, einen einzigen Sohn, den er „**Jeud** nannte, ein Wort, welches noch heut zu Tage im **Phöniciſchen** einen einzigen Sohn anzeiget. Als nun ſein Land „in einen gefährlichen Krieg verwickelt ward, ſo zierete er „ſeinen Sohn mit dem königlichen Schmucke, und opferte „ihn auf einem Altare, den er mit eigener Hand erbauet „hatte." In einem andern Stücke aus dem **Sanchoniaton** findet man, daß eben dieſer **Saturnus** ſich ſelbſt beſchnitten, und alle die Seinigen gezwungen, es auch ſo zu machen.

Nicolaus Damaſcus, **Juſtinus**, und andere Schriftſteller, legen dem **Abraham** die königl. Würde bey. Die heil. Schrift ſelbſt bemerket, daß er Bündniſſe geſchloſſen, und ſich andern Königen gleich geſtellet; zu geſchweigen, daß die Patriarchen bey ihrem Hausgeſinde alle Vorrechte der Könige beſaßen. **Beroſus** ſetzet im **Joſepho** noch hinzu, daß **Abraham** eine große Kenntniß in der Sternkunde beſeſſen: und **Eupolemus**, macht ihn, im **Euſebius**, zum Erfinder der chaldäiſchen Wiſſenſchaft. Mehr brauchet es nicht, um ſich zu überreden, daß die Phönicier ihn in die Zahl der Götter und der Geſtirne haben ſetzen können. Sie nannten ihn **Iſrael**, entweder weil ſie den Großvater mit dem Enkel vertauſchten; oder weil ſie ihm den Namen desjenigen Volkes gaben, welches von ihm herſtammete. Der Name **Jeud**, ein **einziger Sohn**, iſt einerley mit dem Namen **Iſaac**: **Anobret** aber, bedeutet nach dem Herren **Bochart**, ex gratia concipiens, und es iſt nichts leichters, als die Deutung dieſes Namens auf die **Sara**. Endlich aber, und zum letzten Merkmaale der Gleichförmigkeit, ſo beſchneidet **Saturnus** ſich ſelbſt, und bringt ſeine Hausgenoſſen ſoweit, daß ſie es auch thun müſſen: ein merkwürdiger Umſtand! und der ſich ganz allein auf den **Abraham** ſchicket.

Um nun, wo möglich, aus den Geſchichten dergleichen verhaßte Sachen auszutilgen, deren Schande auf die Menſchlichkeit ſelbſt zurück zu fallen ſcheint: ſo verwirft oder ſchwächt doch zum mindeſten Herr **Morin** dieſe große Menge von Zeugniſſen, die man ſo gar leicht wegen der Menſchenopfer aufbringen kann.

1. Weigert er ſich dergleichen Dinge, ohne einen unleugbaren Beweis anzunehmen. Er begehret Augenzeugen, die glaubwürdig wären: ja auf gewiſſe Weiſe wünſchete er das Bekenntniß der Angeklagten ſelbſt. Nun iſt es aber gewiß, daß unter ſo vielen Schriftſtellern, welche

die Gewißheit ſolcher Opfer bezeugen, kein einziger bekennet, er habe eines geſehen; ſondern ſie führen ſich nur einer dem andern an. Die allerälteſten geben die entfernteſten Sagen zum Beweiſe an, und allerſeits reden mit Abſcheue davon.

2) Die **Aegyptier** ſind durch den **Horus** von dieſem Gräuel losgezählet: denn derſelbe verſichert, daß, weit gefehlet, daß ſie hätten Menſchen ſchlachten ſollen, ſie in den älteſten Zeiten kaum Thiere ſchlachten dörfen; und daß ſie nur erſt unter der Regierung der **Prolomäer**, angefangen, zu Ehren des **Serapis**, Thiere zu opfern.

3) Wenn **Abraham** derjenige iſt, der zu dieſem Aberglauben Gelegenheit gegeben haben ſoll, er aber ſeinen Sohn nicht erwürget hat, und der Herr mit einem Widder zufrieden geweſen: ſo wird auch **Saturnus**, deſſen Opfer mit **Abrahams** ſeinem einerley geweſen ſeyn ſoll, nicht unmenſchlicher geweſen ſeyn: und Herr **Morin** kann nicht glauben, daß die Nachahmer **Abrahams**, oder **Saturns**, auf Koſten der allerbeliebteſten Gegenſtände, weiter hätten gehen wollen, als ihr Vorgänger. Sie mögen wohl ihre Kinder zum Altare geführet, und ſie hernach durch Darbringung einiger Thiere gelöſet haben, eben wie die **Jſraeliten** die Erſtgebohrnen löſeten. Die weltliche Antiquität beuth uns ja andere Beyſpiele von dieſer Art des Tauſches dar. **Plutarch** ſaget, daß, nachdem ein Orakel, denen von der Peſt gequälten **Lacedämoniern** befohlen, eine Jungfer zu opfern; und das Loos auf ein junges Mägdchen, Namens **Helena**, gefallen wäre, ein Adler das geweihte Meſſer weggeführet habe, und es auf den Kopf einer jungen Kuh geleget, welche man an jener Statt erwürget. Eine faſt gleiche Veränderung trug ſich in Italien bey den **Phaleriern**, in der Perſon der **Valeria Luperca** zu: und als **Pelopidas**, ein Oberhaupt der Athenienſer, im Schlafe, die Nacht vor einer Schlacht gegen die **Lacedämonier**, ermahnet worden, den Schatten der Töchter des **Scedaſus**, eine reine weiße Jungfer zu opfern; als welche an eben dem Orte von den jungen **Lacedämoniern**

waren geſchwächet und ermordet worden: ſo ſchien ihm, ſagt **Plutarch**, dieſer Befehl grauſam und unmenſchlich zu ſeyn. Die meiſten von dem Kriegsheere urtheileten eben ſo davon, und behaupteten, daß ein ſolches Opfer dem Vater der Götter und Menſchen unmöglich angenehm ſeyn könnte; woſern es aber gewiſſe Weſen gäbe, die an dem Blute der Menſchen ein Wohlgefallen hätten: ſo müßten ſolches böſe Geiſter ſeyn, die ganz keine Aufmerkſamkeit verdieneten. Als ſich nun ihnen zu eben der Zeit eine junge rothe Stutte zeigte; ſo that der Wahrſager **Theokrit**, den Ausſpruch, dieß ſey das Opfer, welches die Götter begehrten: ſie ward auch wirklich umgebracht, und es folgte auf dieſes Opfer ein völliger Sieg. An den meiſten von denen Oertern endlich, allwo dergleichen Opfer gebräuchlich geweſen ſeyn ſollen, haben ſie ſich doch allezeit mit dergleichen Vertauſchungen geendiget. In **Aegypten** geſchah es auf Befehl des **Amoſis**, welcher geboth, daß man anſtatt der Menſchen, ſich an menſchlichen Figuren begnügen ſollte. Auf der Inſel **Cyprus** verordnete **Diphilus** an deren Statt die Opferung der Ochſen. In Italien legte **Herkules** das Orakel des **Apollo**, welches ſie in Irrthum geführet hatte:

Καὶ κεφαλὰς Αἴδῃ καὶ τῷ πατρὶ πέμπετε Φῶτα,

ſo aus, daß dieſe zweydeutigen Ausdrücke, erſtlich wächſerne Köpfe anzeigten, die ſeitdem unter dem Worte oſcilla, bekannt geworden; und das andere Fackeln bedeuteten, welche nach ſeiner Zeit einer der größten Zierrathen der **Saturnalien** waren. Wenn nun die Alten auf keine andere Weiſe Menſchen geopfert, ſo war ja die Sache eines ſo großen Lärmens nicht werth.

Die Fabel ſtimmet ebenfalls hierinnen mit den Geſchichten überein. Nach dem Bekenntniſſe der berühmteſten Mythologiſten, lief die vorgegebene und von den Dichtern ſo ſehr beſungene Opferung der **Iphigenia**, mit einem Kunſtgriffe ab, der den obigen gleich kömmt.

Suppoſitam fama eſt, quondam pro virgine ceruam. *Martial.*

Und wenn die Opferung des **Jephta** das Urbild der Opferung der **Jphigenia** ſeyn ſoll: ſo darf man billig glauben, daß ſie eben nicht ernſtlicher vollzogen worden, und daß ſie nur durch die Einſperrung der Tochter geſchehen; wie auch die meiſten chriſtlichen und jüdiſchen Ausleger glauben. Das Beyſpiel des Königes der **Moabiter**, der mit eigner Hand ſeinen Sohn auf den Mauren der Hauptſtadt, vor den Augen der Könige von **Jſrael** und **Juda**, erſtach, ſcheint zwar deutlicher zu ſeyn. Allein dieß geſchah von einem Menſchen, der in Verzweifelung gerathen war; deren wahre Urſache aber der heilige Schriftſteller nicht erkläret. Vielleicht war es eine Strafe für irgend einen Verrath ſeines Sohnes, deſſen Verſtändniß mit den Feinden er etwa entdecket haben mochte; oder vielleicht wollte er dieſen Feinden nur ſeinen ſtandhaften Entſchluß beweiſen, er wolle alles, bis auf das äußerſte ertragen. Der Ausgang wies auch, daß dieſe vorgegebenen Menſchenopfer damals nicht ſo gewöhnlich geweſen, als man meynet; indem dieſe zween Könige davor dermaßen erſchracken, daß ſie ſogleich die Belagerung aufhoben.

Was die berühmten Opfer betrifft, die man dem **Baal** und **Moloch** brachte, von denen das gemeine Vorurtheil will, daß bey denſelben die Väter ſelbſt ihre eigenen Kinder zum Brandopfer bringen müſſen: ſo erklären die Rabbinen **Jarchi**, **Kimchi**, und **Maimonides**, in ihrer Ueberſetzung des **Talmuds**, ſolche durch einen bloßen Durchgang durchs Feuer: Non quod comburebant ipſos, ſed tantum traducebant illos per ignem.

Thaten aber ja die Heiden bey gewiſſen Vorfällen etwas mehreres, und geſchah es zuweilen bey ihnen, daß ſie wirklich ihre Altäre mit Menſchenblute beſudelten; ſo geſchah dieſes doch, nach dem Herren **Morin**, nur durch Beſprengung, und ohne daß es jemanden das Leben gekoſtet hat. Die heilige Schrift ſtellet uns die Prieſter des **Bels** vor, wie ſie mit lauter Stimme ihren Götzen beſingen und ſich ſelbſt Wunden ſchneiden: **und ſie riefen laut, und**

ritzeten ſich mit Meſſern und Pfriemen, nach ihrer Weiſe, bis daß ihr Blut hernach gieng. 1 Buch der Kön. 18. v. 28.

Die Scythen und Griechen machten es im Abſehen auf ihre **tauriſche Diana** eben ſo, wie **Pauſanias** und **Plutarch** bezeugen, welche uns verſichern, daß die Väter in Gegenwart dieſer Göttinn ihre Kinder bis aufs Blut geſtäupet; mit dieſem Blute aber hätten ſie ihren Altar beſtrichen, um dieſe Kinder, entweder wegen ihrer begangenen Uebelthaten öffentlich zu züchtigen; oder auch nur um ſie zur Geduld zu gewöhnen.

Soll man endlich die Wahrheit gerade heraus ſagen, und bekennen, daß ſie wohl auch zuweilen ihren Göttern Menſchen geopfert haben; ſo wird man doch, ſagt Herr **Morin**, bey genauer Unterſuchung der Sachen befinden: daß es Kriegesgefangene geweſen, die ſie aus Rache, oder zur Wiedervergeltung erwürget, oder um die Schatten derjenigen zu befriedigen, die im Kriege geblieben waren; und dennoch brachten ſie ſolche noch nicht einmal alle um. Die **Scythen**, ſolche Scythen ſie auch waren, begnügten ſich am hundertſten Manne, wie ihnen **Herodot** das Zeugniß giebt: andere Völker aber nahmen mehrere oder weniger, nachdem ihr erlittener Verluſt groß oder geringe war.

Waren es nun nicht Feinde, die man dergeſtalt opferte, ſo waren es oftmals Verbrecher, die von der Obrigkeit verdammet worden. Die gewöhnliche Art der Alten, wenn ſie die Verbrecher ſtrafeten, war, daß ſie dabey Opfer an die rächeriſchen Götter anſtelleten, um das Blut der Unſchuldigen von ſich abzuwenden. Die Bedienten des Altars waren mit bey dieſen halb andächtigen und halb politiſchen Handlungen; entweder um die Verurtheilten zum Tode zu bereiten, oder um daſelbſt gewiſſe Gebethe zu verrichten: ſupplicia, a ſupplicando, ſagen alle Etymologiſten; oder auch um die Werkzeuge zur Todesſtrafe, ſelbſt in die Hände der Vollſtrecker zu überliefern: Veteres enim eodem gladio victimas et nocentes immolabant; oder auch endlich um deren

Eingeweide zu unterſuchen, und die Vorbedeutungen daraus zu ziehen. Man kann leicht begreifen, ſetzt Herr Morin noch hinzu, wie fremde Reiſende, wenn ſie alle dieſe äußerliche Handlungen angeſehen, ſich dabey wirkliche Opfer vorſtellen können. Es wäre eben nicht unmöglich, daß irgend ein Irokeſer, oder Chineſer, wenn er einem Auto di fé beywohnen ſollte, welche in Spanien und Portugal dann und wann, mit ſo vieler Pracht gehalten werden, und wobey ſo viele geiſtliche Ordensleute zugegen ſind, eben ſo davon urtheilen müßte.

Auf dieſe Art findet man, wie Herr Morin im Schluſſe ſagt, wenn man dergleichen Dinge, die noch ſo ſehr bewieſen zu ſeyn ſcheinen, etwas näher unterſuchet: daß die Bosheit, das Vorurtheil, oder die Unwiſſenheit, bey den meiſten Geſchichtſchreibern, ſehr unrichtige Begriffe erwecket haben, die auch der bloße Abſcheu ſchon hätte verwerfen ſollen.

* *

III.

Herrn Simons Abhandlung von den Vorbedeutungen.

Die Begierde der Menſchen, die ſie allezeit angetrieben, das Zukünftige gern zu wiſſen, welches ihnen doch die Vorſehung weislich verborgen, hat dieſelben in verſchiedene Irrthümer geleitet, welche die Schwäche ihres Verſtandes zur Gnüge entdecken. Die meiſten unter den alten Weltweiſen, welche zwar ein höheres Weſen erkannten, bey welchem alle Zeiten gegenwärtig ſind; die ſich aber nicht einbilden konnten, daß die ungemeine Entfernung, wodurch es über alle Menſchen erhaben iſt, demſelben erlaubete, ſich bis auf ſie herunter zu laſſen, untergaben ihm gewiſſe Gottheiten, die unmittelbar von ſeinem Lichte erleuchtet würden: und dieſelben verbreiteten wiederum dieſes Licht über gewiſſe mindere Geiſter in allen Elementen, die ihnen wiederum untergeben wären. Dieſe, ſagten ſie, könnten leichter mit den Menſchen Umgang haben, und machten ſich ein Vergnügen daraus, ihnen dasjenige mitzutheilen, was ſie von dem Zukünftigen wüßten, und ihnen Ahndungen wegen deſſen zu verſchaffen, was ihnen begegnen ſollte.

Der Pöbel folgte faſt eben dergleichen Begriffen; es müßte denn ſeyn, daß er, da er ſich nicht ſonder Schwierigkeit bis zu der Kenntniß eines erſten Weſens erheben konnte, faſt ſeine ganze Religion, bey dem Gottesdienſte der ſogenannten unſterblichen Götter bewenden ließ; die er als die Urheber der Orakel, des Geſchickes, des Vogelgeſchreyes, der Wunderwerke, Träume und Vorbedeutungen, anſah.

Dieſe letzte Art von Weiſſagungen, hat Herr Simon in einer Abhandlung vorzunehmen geſuchet, die er zu Ende des 1710ten Jahres in der Akademie vorgeleſen.

Unter dem allgemeinen Begriffe des Wortes Vorbedeutung, verſteht er nicht nur die beſondere Aufmerkſamkeit auf alle unverhoffte Wörter; es ſey nun, daß ſie von den Göttern, oder von den Menſchen zu kommen ſchienen, und welche man als Zeichen zukünftiger Begebenheiten anſah: ſondern er verſteht darunter auch noch die Anmerkungen, welche man über gewiſſe menſchliche Handlungen, über unverhoffte Begegnungen, über gewiſſe Namen und Zufälle anſtellete, aus welchen man vortheilhafte Vorurtheile auf das Zukünftige zog.

Des Herrn Simons Abhandlung von dieſen Vorbedeutungen beſteht aus vier Theilen. Der erſte handelt von deren Urſprunge; der andere, von ihren verſchiedenen Arten; der dritte, von denen Gelegenheiten, wo man ſie zu Hülfe genommen; und der vierte, von den nothwendigen Bedingungen, um ſie gültig zu machen, oder zu vernichten.

Es iſt wahrſcheinlich, daß die Wiſſenſchaft der Vorbedeutungen ſo alt iſt, als die Abgötterey, und daß die erſten

ſten Urheber des Götzendienſtes, auch die Urheber der Achtſamkeit auf die Vorbedeutungen geweſen ſind. Zum mindeſten iſt es gewiß, daß die erſten Einwohner des gelobten Landes, ſchon zu **Moſes** Zeiten, von dieſem Aberglauben angeſteckt waren: denn **Moſes** verbeuth den **Iſraeliten**, dem Beyſpiele derer Völker zu folgen, deren Länder ſie in Beſitz nehmen ſollten, und die, ſagt er, auf Zeichendeuter und Weiſſager achten. Eine der Haupturſachen dieſer Aufmerkſamkeit ſind die Neugierde und Ungeduld der Menſchen, wenn ſie in gewiſſen ſchweren und gefährlichen Begebenheiten, mit ihrer Klugheit allein nicht auskamen, und zu einem höhern Weſen ihre Zuflucht nehmen mußten, das ihre Ungewißheit ſtillen konnte. So bittet **Ulyſſes**, im **Homer**, da er nicht weis, ob die Götter mit allem dem zufrieden ſind, was er bey ſeinem Herumirren ausgeſtanden; und ob er auch mit ihrer Einwilligung wieder in ſein Vaterland zurückgekommen ſey, den **Jupiter**, er wolle ihm die Stimme irgend eines Menſchen, in ſeinem Schloſſe hören laſſen, und ihm außen irgend ein Zeichen ſchicken, das ihn gewiß mache. Dergleichen Zeichen nun, die ſich manchesmal von ungefähr und doch zur rechten Zeit zutrugen, indem man ſie eben erwartete, befeſtigten die Menſchen in ihrem Irrthume, und überzeugten ſie, daß die Götter aufmerkſam wären, ihnen auf ihr Nachfragen zu antworten. Die **Aegyptier** haben es in der Wiſſenſchaft der Vorherſagungen allen andern Völkern zuvorgethan; ſo gar, daß es bey ihnen eine rechte Kunſt war, und daß ſie, aus ihren geſammelten Beobachtungen, rechte Regeln davon gemacht hatten. Man hat auch Urſache zu glauben, daß die erſten ägyptiſchen Colonien dieſe Kunſt nach Griechenland gebracht; allwo ſie zur Zeit des trojaniſchen Krieges ſehr im Schwange gieng. Die **Hetrurier**, ein altes italiäniſches Volk, welches in den Vorbedeutungen, wie in allen andern Arten der Weiſſagungen ſehr geſchickt war, ſagten, daß ein gewiſſer **Tages** ſie zuerſt gelehret, die Vorbedeutungen auszulegen. Was die Römer davon wußten, das hatten ſie von den **Hetruriern** gelernet; und verſchiedene Jahrhunderte hindurch ſchickte der römiſche Senat einige junge Leute aus den vornehmſten Geſchlechtern, nach **Toſcana**; um allda eine Wiſſenſchaft zu erlernen, die ſie zur Erhaltung des Staats für ſo wichtig hielten.

Dieſe Vorbedeutungen nun waren von verſchiedener Art, die man auf ſieben der hauptſächlichſten ſetzen kann: nämlich

1. **Die unverhofften Worte**, welche die Griechen Φήμην oder κλήδονα nannten, und die Lateiner nennten ſie omen anſtatt oremen, wie **Feſtus** ſchreibt. Dieſe ungefähren Worte nun, hieß man **göttliche Stimmen**, wenn man nicht wußte, von wem ſie kamen. Dergleichen war die Stimme, welche die Römer von der Annäherung der **Gallier** benachrichtigte, und der man einen Tempel unter dem Namen, Aius loquutius, erbauete. Eben dieſe Worte aber wurden auch **menſchliche Stimmen** genannt, wenn man nämlich wußte, von wem ſie herrühreten; und wenn man nicht dafür hielt, ſie kämen unmittelbar von den Göttern. Ehe man eine Sache unternahm, ſo gieng man aus dem Hauſe, um die Worte der erſten Perſon zu ſammeln, die man begegnete, oder man ſchickte einen Sklaven, zu hören, was draußen auf der Straße geredet ward; und auf ſolche von ungefähr entfahrene Wörter, die ſie aber auf ihre Vorſätze deuteten, ergriffen ſie zuweilen ſehr wichtige Entſchließungen.

2. Die **Erſchütterung** einiger **Glieder** des Leibes, inſonderheit des Herzens, der Augen, und der Augenbraunen. Das Herzklopfen ward für ein böſes Zeichen gehalten, und bedeutete inſonderheit, nach dem **Melampus**, den Verrath eines Freundes. Das Beben des rechten Auges und der Augenbraunen hingegen, war ein glückſelig Zeichen. Das Einſchlafen des kleinen Fingers, oder das Zucken des linken Daumens bedeutete nichts Gutes.

3. Das **Ohrengällen** und ein Lärmen, was man zu hören glaubte. Die Alten ſagten, wenn ihnen die Ohren

gälleten; wie man noch heute zu Tage ſaget: es redete jemand von ihnen in ihrer Abweſenheit.

4. Das **Nieſen.** Deſſen Vorbedeutung war zweifelhaft, und konnte, nach Beſchaffenheit der Umſtände, gut oder übel ſeyn. Daher grüßte man die nieſende Perſon, und that Wünſche für ihre Erhaltung, deren Formel Ζεῦ σώσον! hieß; und das deswegen, um alles Widrige abzuwenden. Das Nieſen vor Mittage, das heißt, von Mitternacht an, bis zu Mittage, ward nicht für gut gehalten; den übrigen Tag aber, war es beſſer. Unter dem Nieſen nach Mittage, hielt man das, was von der rechten Seite kam, für das beſte: allein den Verliebten wußte die Liebe, wenn man dem **Catull** glauben will, daſſelbe zu aller Zeit vortheilhaft zu machen.

5. Die **unverhofften Fälle.** Als **Camillus** nach der Eroberung von **Veja**, die große Menge Beute ſah, die man gemacht hatte: ſo bath er die Götter, ſie möchten doch durch irgend ein geringes Unglück den Neid abwenden, den ſein oder der Römer Glück erwecken könnte. Indem er nun dieſe Bitte that, ſo fiel er, und dieſen Fall ſah man nachmals für die Vorbedeutung ſeiner Verbannung, und der galliſchen Eroberung von Rom an. Die Bildſeulen der häuslichen Götter des **Nero**, waren einmal am erſten Jenner umgefallen, und man zog daraus die Vorbedeutung des nahen Todes dieſes Prinzen. Wenn man im Ausgange durch eine Thüre mit dem Fuße an die Schwelle ſtieß, oder den Riemen am Schuh zerriß; oder wenn man vom Stuhle aufſtehen wollte, und mit dem Rocke hängen blieb, ſo ward dieß alles für ein übles Zeichen gehalten.

6. Die **Begegnung** gewiſſer **Menſchen** oder **Thiere.** Ein Mohr, ein Verſchnittener, ein Zwerg, oder auch ein ungeſtalter Menſch, dem ſie des Morgens, wenn ſie aus dem Hauſe giengen, begegneten, erſchreckte ſie, und nöthigte ſie, umzukehren. Der Anblick einiger Thiere war glücklich, z. E. des Löwen, der Ameiſen, der Bienen: allein andere Thiere bedeuteten lauter Böſes, als z. E. die

Schlangen, die Wölfe, die Füchſe, die Hunde und Katzen, u. ſ. w.

7. Die **Namen.** Bey den Feyerlichkeiten der Religion, und in öffentlichen und beſondern Geſchäfften, bediente man ſich ſorgfältig ſolcher Namen, deren Bedeutung etwas Gutes mit ſich brachte. Die Kinder, welche bey den Opfern halfen, die Bedienten, welche bey der Einweihung eines Tempels die Ceremonien verrichteten; und die Soldaten, welche man zuerſt anwarb, mußten allerſeits glückliche Namen haben. Hergegen verabſcheuete man diejenigen Namen, welche etwas trauriges und unangenehmes anzeigten.

Allen dieſen Vorbedeutungen nun, kann man noch die Beobachtungen des **Lichts** und der **Lampe** beyfügen; aus denen man die Vorbedeutungen der veränderten Witterung, ja ſelbſt den Erfolg der Unternehmungen, herleitete. Man kann auch den kindiſchen Gebrauch noch hinzuſetzen, mit Blättern in den Händen zu klatſchen, oder Aepfelkerne zwiſchen den Fingern zu drücken, und an die Decke zu preſſen, um zu verſuchen, ob man von ſeiner Gebietherinn geliebet werde.

Was nun die **Gelegenheiten** betrifft, da man zu den Vorbedeutungen ſeine Zuflucht nahm; ſo gab es gar keine Zeit, da man glauben dorfte, man könne ſie ungeſtrafet hindanſetzen: inſonderheit aber beobachtete man ſie, zu Anfange alles deſſen, was man unternahm. Daher kam der in Rom übliche Gebrauch, daß man den erſten Jenner von lauter angenehmen Dingen redete, einander allerley verbindliche Wünſche that, die man mit kleinen Geſchenken begleitete, inſonderheit aber mit Honig und andern ſüßen Sachen. Dieſe Aufmerkſamkeit auf die Vorbedeutungen hatte bey allen Religionsübungen und öffentlichen Handlungen Statt, welche zu dem Ende, allemal mit folgender Formel anfiengen: Quod felix, fauſtum, fortunatumque ſit. Eben ſo behutſam beobachtete man dieſelbe in beſondern Fällen, als bey Heirathen, Geburten der Kinder, bey Reiſen, Mahlzeiten, u. ſ. w.

Allein es war nicht genug, daß man auf die Vorbedeutungen nur acht gab; man mußte ſie auch, wenn ſie günſtig zu ſeyn ſchienen, annehmen, damit ſie ihre Wirkung thäten. Man mußte den Göttern dafür danken, die man für deren Urheber hielt, und ſie um deren Erfüllung, ja um neue Vorbedeutungen anflehen, durch welche die erſtern beſtätiget würden. War aber die Vorbedeutung übel, ſo verwarf man den Entſchluß mit Abſcheue; man bath die Götter, deren Wirkung abzuwenden, wenn dergleichen Vorbedeutung ſich von ungefähr zugetragen: denn hatte man ſie begehret, ſo war kein andrer Rath, als daß man ſich dem Willen der Götter unterwarf.

Man beugte den Vorbedeutungen auf vielerley Art vor. Eine der gemeinſten um die Wirkung einer Rede, oder eines widrigen Gegenſtandes abwendig zu machen, war, daß man geſchwinde ausſpie; und auf ſolche Weiſe dachte man auf einige Weiſe das Gift, welches man eingeſogen, von ſich zu werfen. Wenn man nicht vermeiden konnte, ſich einiger Worte von widriger Bedeutung zu bedienen: ſo gebrauchte man die Behutſamkeit, mit einer ausdrücklichen Verabſcheuungsformel, welche dem Gemüthe angenehmere und lieblichere Bilder erweckte, ſolche Ausdrücke zu mildern. Anſtatt daß man alſo ſagte, ein Menſch wäre **todt**; ſo ſagte man: **er hat gelebt**. So nennten auch die **Athenienſer**, das Gefängniß, das **Haus**, οἴκημα; den Henker, den **öffentlichen Mann**; die Furien, die **Eumeniden**; oder die kläglichen Göttinnen; und ſo das übrige.

IV.

Vaillant und Valois von den Neokoren.

Es iſt wenigen unbekannt, daß man bey den Griechen diejenigen Neocores nannte, denen die Wache aufgetragen war, und inſonderheit die Wache über die Reinlichkeit des Tempels: wie aus dem Namen Νεωκόρος ſelbſt erhellet, der aus Νεὼς, Templum, und aus κορέω, verro, **(ich kehre)** zuſammengeſetzet iſt. Man weis auch noch, daß dieſes anfänglich niedrige und knechtiſche Amt, ſich nach und nach erhob, und endlich ſehr wichtig ward, als der Reichthum der Geſchenke, auch anſehnliche Hüter erforderte; als die Unkoſten bey den Feſten und öffentlichen Spielen ganze Völker betrafen, und als die Schmäucheley der Griechen gegen die römiſchen Kaiſer, ihre neuen Herren, dieſelben bewog, ihnen Tempel zu bauen, und ſich ſelbſt mit dem Titel der **Neokoren** ſolcher Tempel zu beehren. Nun waren es keine bloßen Tempelknechte, oder auch nur gemeine Prieſter mehr: man machte die vornehmſten Prieſter aus ihnen, denen ganz allein das Recht zuſtand, Opfer darzubringen, entweder in denen der Schutzgottheit des Landes gewidmeten Tempeln; oder auch in denen, die man nicht nur zu Ehren der römiſchen Kaiſer, die bereits in der Zahl der Götter waren, ſondern auch denen zu Ehren erbauet hatte, die noch wirklich regiereten.

Es haben ſo viele Schriftſteller von den **Neokoren** gehandelt, daß man geglaubet hat, man ſey von ihren verſchiedenen Bedienungen hinlänglich unterrichtet geweſen: und es ſchien, als wenn die einzige Schwierigkeit, die unter den Gelehrten noch übrig blieb, nur hierauf ankäme, daß man nämlich wüßte, wie man den Namen **Neokores**, welcher auf den Münzen, einer und derſelben Stadt beygeleget wird, erklären ſoll. Ob das Volk, welches ſich auf denſelben, zum andern, dritten und viertenmale **Neokores** nennet, von einem einzigen Prinzen mit dieſer Würde begnadiget worden; oder ob es dieſelbe erſt nach und nach von verſchiedenen Regenten erhalten. Herr **Vaillant**, der Vater, welcher dieſe Sache beſonders durchforſchet hatte, übergab im 1703ten Jahre eine Abhandlung von den **Neokoren**, in welcher er, nachdem er die verſchiedenen Meynungen der Kenner des Alterthums, ſeiner Vorgänger, unterſuchet hat, feſtſetzt, daß die griechiſchen Städte ſich auf ihren Münzen ſo oft **Neokoren** der römiſchen Kaiſer genennet haben, ſo oft ſie neue Vollmacht vom Senat erhalten hatten, daß ſie zu Ehren derſelben neue Tempel erbauen dorften. Wir entübrigen uns hier nur deswegen einer ausführlichern Beſchreibung der Beweiſe des Herrn **Vaillant**, weil man ſeine Schrift der Länge nach, in dem zweyten Bande der **Nachrichten** finden wird. Allein wir müſſen hier noch etwas von einer andern Abhandlung gedenken, welche Herr **Valois** im 1706ten Jahre von eben dieſer Materie gemachet hat, ohne daß er etwas von des Herrn **Vaillant** ſeiner wußte. Auf die Hauptſchwierigkeit ſind dieſe zween Schriftſteller beyderſeits gekommen. Beyde führen verſchiedene **Neokorate** der griechiſchen Städte auf verſchiedene Rathsſchlüſſe zurück, die ihnen dazu die Freyheit ertheilet hatten. Sie beweiſen beyde durch einerley Zeugniſſe und faſt durch einerley Beobachtungen, daß die Städte oder Völker, welche ſich auf den Münzen zum andern, dritten und viertenmale **Neokoren** nennen, ſolches nur nach und nach, und unter verſchiedenen Kaiſern, gethan.

Allein die Abhandlung des Herrn **Valois** hat dieſes beſonders voraus, daß ſie uns zwo Verrichtungen der **Neokoren** lehret, welche bis dahin, dem Forſchen der Kunſtrichter entwiſchet waren.

Die erſte von dieſen Verrichtungen der **Neokoren** war, daß ſie alle, die in den Tempel kamen, mit Weihwaſſer beſprengeten.

Die andere war, daß ſie mit eben dieſem Waſſer auch das Fleiſch beſprützten, welches auf die Tafel des Prinzen getragen ward, und daß ſie auf gewiſſe Weiſe ſeine Almoſenierer waren.

Dieſe zwo Verrichtungen hat Herr **Valois** im **Theodoret** entdecket. Folgende Stelle zeiget die erſte an:

Wenn **Theodoret** (Lib. 3. Cap. 16) von **Valentinian** dem Iſten redet, der nur noch erſt Hauptmann bey der Leibwache Kaiſer **Julians** war, ſo lobet er den Eifer, welchen er bey einer feyerlichen Gelegenheit und in Gegenwart des Kaiſers ſelbſt, für das Chriſtenthum blicken ließ. „Einsmals, ſagt er, wollte dieſer unverſtändige Prinz, „(**Julian der Abtrünnige**) mit großer Pracht in den „Tempel des öffentlichen Schutzgeiſtes der Stadt **Antiochia** gehen; **und die zu beyden Seiten ſtehenden „Neokoren des Tempels beſprengten den hineinkommenden mit dem Weihwaſſer, wodurch ſie ihn zu „heiligen vermeynten.** Als nun **Valentinian**, der als „Hauptmann der Leibwache **Julians**, unmittelbar vor „ihm hergieng, gewahr wurde, daß ihm ein Tropfen von „dem Waſſer auf ſein Kleid gefallen war, ſo ſchlug er den „einen **Neokor** mit der Fauſt, und ſagte, er habe ihn beſudelt, an ſtatt daß er ihn reinigen wolle. Ein ſolches „Verfahren mußte ihm nun nothwendig den Haß eines ſolchen „Herrn zuziehen; er empfand auch ſogleich die Proben davon: denn er ward auf ein Schloß mitten in der Wüſteney „verbannet, allwo er, nachdem er ein Jahr und einige Monate daſelbſt geblieben war, zum Lohne ſeiner Frömmigkeit „das Kaiſerthum erlangte.„

Der Ort, welcher das andere Amt der **Neokoren** bemerket, ſteht in des 3 **Buchs** 14 **Capitel**, wo **Theodoret** die Geſchichte eines jungen **Neokors** erzählet, den eine **Diaconiſſinn** zum chriſtlichen Glauben bekehret hat, und zwar unter dem Kaiſer **Julian**. Er ſchreibt ſo: „Wenige Tage darauf, da dieſer junge Menſch der Diaconiſſinn verſprochen, er wolle zu ihr kommen, ſich von ihr unterrichten laſſen, und ihr die Sorge für ſeine Seele auftragen, gieng **Julian der Abtrünnige** nach **Daphne**, „allwo er ein öffentliches Feſt anſtellen wollte. Der Vater „dieſes jungen Menſchen, der ein Prieſter war, und insgemein den Kaiſer begleitete, war mit auf der Reiſe, und „nahm unſern jungen Menſchen nebſt noch einem ſeiner „Brüder mit, weil ſie beyde Neokoren waren, **und als „ſolche gewohnet waren, das Weihwaſſer auf die „Fleiſchgerichte zu ſprützen, die dem Kaiſer vorgeſetzt wurden.** Dieſes Feſt zu **Daphne** währete ſieben „Tage, und von dem erſten Tage an, nachdem unſer junge **Neokor** vor dem Kaiſer ſtehend, nach Gewohnheit „das Weihwaſſer auf die Fleiſchgerichte geſprenget, begab „er ſich heimlich davon und gieng nach Antiochia „zur Diaconiſſinn, u. ſ. w.„

* *

V.

Valois von den römiſchen Cenſoren.

Ungeachtet das Cenſeramt in Rom ſehr anſehnlich war, ſo hat doch noch niemand von der Einſetzung und den Verrichtungen dieſer obrigkeitlichen Würde gründlich genug gehandelt, um den Herrn **Valois** von einem dergleichen Unternehmen abzuhalten. Er hat im 1707ten Jahre der Akademie eine vollſtändige Geſchichte davon mitgetheilet, welche vornehmlich folgendes enthält.

Servius Tullius, der ſechſte römiſche König, war der erſte, welcher, zu Anfange ſeiner Regierung, Schatzung oder Muſterung einführete, und dieſes aus zwo ſo weiſen als nützlichen Urſachen; einmal, um ſogleich die Kräfte ſeines Reiches einſehen zu können; dann aber, damit ein jeder Unterthan gehalten würde nach ſeinem Vermögen, der Nothdurft des Staats zu Hülfe zu kommen. Er befahl allen Bürgern, daß ſie kommen und ihre Namen einſchreiben, ihr Alter entdecken, den Stand ihrer Väter und Mütter angeben, die Namen ihrer Frauen und Kinder melden, und ein genaues Verzeichniß alles ihres Vermögens einliefern mußten. Damit nun dieſer Befehl deſto hurtiger vollzogen würde, ſo machte er ein Geſetz kund, welches enthielt, daß derjenige, der ſich nicht an dem bemeldeten Tage einſchreiben käme, mit Ruthen gepeitſchet und als Sklave verkaufet werden ſollte. Die Römer eileten daher, dem Befehle des **Servius Tullius** zu gehorchen. Dieſer Prinz theilte ſie in Claſſen und Centurien ein, und auferlegte ihnen einem jeden nach ſeinem Vermögen, eine gewiſſe Summe zur Nothdurft des Staats zu zahlen. Darauf befahl er ihnen, ſie ſollten alleſamt mit dem Anbruche des Tages in dem Felde des **Mars** in Waffen ſeyn, und zwar die Reuterey und das Fußvolk, jedes zu hunderten eingetheilet. Da er nun in eigner Perſon dieſes Kriegsheer allda in Schlachtordnung geſtellet, muſterte er ſelbiges und reinigte es durch das Opfer Solitaurilia, oder Suovetaurilia genannt, welches man dem **Mars** zu Ehren hielt, und wobey ein Stier, ein Widder und ein Schwein geopfert ward, nachdem man ſie dreymal um das Kriegsheer herum geführet. Ein Gebrauch, den man ſeit der Zeit allemal bey dem Schluſſe einer Muſterung beybehalten, indem **Dionyſius von Halicarnaß** verſichert, daß noch zu ſeiner Zeit, die Cenſores im Gebrauche gehabt, die Römer auf dieſe Weiſe zu reinigen, nachdem die Muſterung vorbey geweſen, und daß ſie dieß in ihrer Sprache luſtrum nennten.

Nachdem **Brutus** die Könige verjaget hatte, ſo kam die Macht Schatzung aufzuerlegen, mit allen andern königl. Verrichtungen, in die Hände der Conſulen. Dieſe vornehmſten obrigkeitlichen Perſonen blieben 67 Jahre im Beſitze die Bürger zu ſchätzen. Da aber das römiſche Volk nach der Zeit mit beſtändigen Kriegen beſchweret ward, und die Conſuls, welche an der Spitze der Kriegsheere ſeyn mußten, faſt keinen beſtändigen Wohnplatz mehr in **Rom** hatten, ſo fieng man auch an die Schatzungen zu vernachläßigen, und ſtellte 17 Jahre nach einander gar keine an. Im 312ten Jahre **Roms**, ſchlugen **M. Geganius Macerinus**, und **T. Q. Capitolinus**, beydes Conſule, vor, man ſollte einen eigenen Magiſtrat erwählen, der die Schatzung der Bürger beſorgte. Dieſer Vorſchlag wurde beliebt, und der Senat befahl, man ſollte zu dem Ende zwo redliche Perſonen, aus patriciſchen, ja mehrentheils gar aus conſulariſchen Häuſern, erwählen. Dieß beobachtete man auch bis ins 402te Jahr, da **C. Martius Rutilus**, der erſte unter den **Plebejern**, der bis zur Dictatur gekommen war, um das Amt eines Cenſors anhielt, es auch überkam, und den **Cn. Manlius Imperioſus**, einen Conſul, zum Collegen hatte. Um aber wieder auf die erſte Einſetzung dieſes obrigkeitlichen Amtes zu kommen, ſo wurden **L. Papirius Mugillanus** und **L. Sempronius Atratinus**, beydes conſulariſche Perſonen, zuerſt durch die Stimmen des Volks, damit bekleidet; und da ſie ganz beſonders erwählet worden, um die Schatzung zu beſorgen, ſo wurden ſie **Cenſores** genannt.

Die vornehmſten Römer hielten gleich anfangs dieſes Amt zu ſchlecht für ſich; allein es ward gar bald eine der vornehmſten obrigkeitlichen Würden, weil die Gewalt der Cenſoren ſich ſo weit erſtreckte, daß ſie nach Belieben ein- und abſetzen konnten, wen ſie wollten, es mochte nun im Senate ſelbſt, oder unter dem Ritterſtande ſeyn. Sie waren auf einige Art Herren der öffentlichen Einkünfte, der Zölle und Pachte des römiſchen Volks; ſie hatten die Aufſicht über das Bauweſen und die öffentlichen Gebäude; wie auch die Aufſicht über die Lebensart und über die Sitten aller Stände, und die Ehre oder Schande eines jeden ins beſondere, ſchien völlig in ihrer Macht zu ſtehen.

Viele Gelehrte haben den Ort, wo die Schatzung geſchah, von demjenigen unterſchieden, wo die Einſchließung geſchah, indem ſie vermeynet, die Cenſores hätten die erſtere, auf dem Markte zu Rom, in Foro, und den Schluß auf dem Campo Martis vorgenommen. Andere hingegen haben geglaubet, daß ſowohl die Schatzung als die Muſterung auf dem Felde des Martis geſchehen. Herr **Valois** begnüget ſich in dieſer Sache die Worte des **Livius** anzuführen; nämlich, daß im 319ten Jahre Roms, die Cenſores **C. Furius Pacilus** und **M. Geganius Macerinus**, zum erſtenmale die Muſterung der Bürger in einem großen Schloſſe vorgenommen, welches ſie bloß zu dem Ende auf dem Martisfelde bauen laſſen, und Villam publicam genennet haben. Das in Zünfte abgetheilte Volk verſammelte ſich alſo auf dem **Martisfelde**; und der öffentliche Abrufer, ließ ſie einen nach dem andern an das Tribunal der Cenſoren kommen, in deren Gegenwart ſie ihre Erklärung thaten, welche ſogleich durch die Gerichtsſchreiber in die öffentlichen Regiſter eingetragen ward. Allein, ſo bald es den Cenſoren im mindeſten ſchien, daß jemand ihnen die Wahrheit in irgend einem Stücke vorenthielte, ſo nahmen ſie ſeine Erklärung nicht an. Die abweſenden Bürger dorften ihre Erklärung durch einen Gevollmächtigten thun laſſen, nur mußten ſie hierzu einen redlichen Mann nehmen, und einen hinlänglichen Grund ihrer Abweſenheit anzugeben wiſſen.

Varro hat uns in ſeinem fünften Buche von der lateiniſchen Sprache, die Formel aufbehalten, deren die Cenſores ſich bedienet, und ſaget, er habe ſie aus den cenſoriſchen Büchern gezogen. Wenn nun die Schatzung vorbey war, ſo verſammelten die Cenſores das Kriegsheer der Stadt, das heißt, die zur Wache von Rom beſtimmten prätoriſchen Soldaten, auf dem Martisfelde; daſelbſt ordneten ſie ſie zu hunderten, und muſterten ſie, worauf das Opfer Suovetaurilia folgte, und womit ſich die Muſterung ſchloß. In Abſicht auf dieſes Opfer indeſſen, muß man zwey Stü-

cke

che nicht vergeſſen. Erſtlich, daß man zu Führern der Opferthiere allezeit mit großem Fleiße ſolche Leute ausſuchte, die einen Namen von guter Bedeutung hätten, damit dieſes ſogleich dem Feſte Gutes andeutete. Zum andern, daß man für die Erhaltung und Glückſeligkeit von **Rom** Gelübde that; das heißt, daß man daſelbſt die bey der vorigen Muſterung gethanen Gelübde bezahlte und auf die nächſte Muſterung, neue that.

Nach Endigung dieſer feyerlichen Gelübde, gab derjenige von den Cenſoren, welchem durch das Loos der Schluß der Muſterung anheim gefallen war, und welcher eine Praetextam anhatte und einen Blumenkranz auf dem Haupte, ſelbſt mit dem Beile den Opferthieren den erſten Schlag, wie **Athenäus** uns erzählet. Nachdem nun endlich dieſes Reinigungsopfer vorbey war, mußte der Cenſor die prätoriſchen Soldaten wieder nach Rom und unter ihre Fahnen führen. Was aber die Schatzungsverzeichniſſe betrifft, ſo verſichert **Livius** uns, daß ſie in dem römiſchen Archive, neben dem Tempel der Freyheit, auf dem aventiniſchen Berge, aufbehalten worden.

Hatte jemand einen falſchen Schwur gethan, ward ein Richter angeklaget, er habe einen Rechtshandel für Geld entſchieden; hatte einer oder der andere Bürger ſein Vermögen verkaufet oder zur Ungebühr verſetzet, ließ ein anderer etwa zu viel drauf gehen, ſo kamen alle dieſe Sachen vor die Cenſores, welche unumſchränket darüber urtheileten. Auch die Verlöbniſſe, ſponſalia, gehörten noch vor dieſelben, ſowohl als die Heirathen. Man weis, daß bey den Schatzungen die Cenſores gewohnet waren einen jeden Bürger zu fragen, **ob er verheirathet wäre?** Die Frage, die ſie bey ſolcher Gelegenheit thaten, war in folgenden Ausdrücken abgefaſſet: Et tu, ex animi tui ſententia vxorem habes, liberorum quaerendorum cauſa? Wer nun keine Frau hatte, der gab eine gewiſſe Summe Strafe, welche aes vxorium (Weibergeld) hieß. Und derjenige, welcher eine Frau geheirathet hatte, die ſich unfruchtbar befand, mußte dieſelbe verſtoßen und eine andere nehmen, von der er Kinder haben konnte.

Das anſehnlichſte Amt der Cenſoren war, daß ſie das Recht hatten, nicht nur diejenigen zu wählen, aus denen der Senat beſtehen ſollte, ſondern auch das Oberhaupt deſſelben, den man Principem ſenatus nannte, zu ernennen, und diejenigen Mitglieder des Senats zu beſtrafen, welche einen Fehler begangen hatten; denſelben aber ward ihr Rang als Senator genommen. War der Fehler eines Senators noch größer, ſo kam er nicht einmal ſo wohlfeil davon, denn alsdann ſchloß ihn der Cenſor nicht nur vom Senate aus: ſondern verſetzte ihn auch aus ſeiner Zunft in eine geringere, indem er ihn in die Zahl derer ſetzte, die man Aerarios, oder die **Zinsbaren** nannte.

Die Aufſicht über die römiſche Ritterſchaft fiel ebenfalls den Cenſoren anheim. Die gemeinſte Beſtrafung, welche ſie denen Rittern zuerkannten, die eines Fehlers ſchuldig waren, war, daß ſie ihnen das Pferd nahmen, welches die Republik für ſie unterhielt, und den goldenen Ring, als die einzigen Zeichen ihrer Würde; das hieß, ſie waren aus der Ritterſchaft ausgeſchloſſen. Allein, wenn ihr Vergehen wichtiger war, ſo verlor der Ritter nicht nur ſein Pferd und den Ring; ſondern er kam auch in eine geringere Zunft, und ward ein bloßer **Zinsbarer**.

Alle römiſche Ritter, mußten alſo, wenn ſie von dem allgemeinen Abrufer gefordert wurden, ſich vor den Cenſoren ſtellen, um ihnen von ihrer Aufführung Rechenſchaft zu geben, und ihnen zu zeigen, ob ihr Pferd in gutem Stande wäre. War nun ein Pferd mager und abgefallen, ſo entzog der Cenſor, um die Nachläßigkeit des Ritters zu beſtrafen, demſelben die Auszahlung des Geldes aes hordearium (Gerſtengeld) genannt. Dieſe Strafe war mit dem mindeſten Schimpfe verbunden, und hieß Impolitia, oder als wenn man ſagen wollte, die Beſtrafung der Vernachläßigung. Bey dieſer Gelegenheit erzählet **Aulus Gellius**, daß **Scipio Naſica** und **M. Pampilius**, als ſie Cenſores geweſen und die Muſterung der römiſchen Ritterſchaft gehalten, unter andern einer vor ſie gekommen, der außerordentlich fett geweſen, deſſen Pferd aber nur Haut und Knochen gehabt. Als nun dieſer Ritter von den Cenſoren befraget worden, wie er ſo fett und dick, ſein Pferd hingegen ſo mager wäre? ſo habe er geantwortet, die Urſache ſey leicht zu errathen: denn ſagte er, ich nehme mir ſelbſt die Mühe mich zu füttern; mein Pferd aber wird nur von meinem Knechte gefüttert. Auf dieſe ungeziemende Antwort, ward er aus der Ritterſchaft geſtoßen und mußte ein gemeiner Zinsmann werden; da er doch ohne dieſe Naſenweisheit, mit dem Verluſte des zur Erhaltung ſeines Pferdes beſtimmten Geldes, davon gekommen wäre.

Für diejenigen Fehler, die der Pöbel begieng, war, im Abſehen auf die Cenſores, nur eine einzige Beſtrafung. Allerdings war es auch wohl die größte, die er erdulden konnte, indem man ihm mit dem Rechte zu ſtimmen, zugleich alle Mittel benahm, jemals zu einem Amte zu gelangen. Derjenige alſo aus dem Volke, den die Cenſores, wegen irgend eines Fehlers, in die Tabulas caeritum einzeichnen ließen, der ward ein Zinsmann, und war weiter in keinem Stücke ein Bürger, als in ſofern er die ihm auferlegten Abgaben bezahlete, wie die andern Bürger auch thaten.

Bey den Pflanzſtädten, bey den Stadt- und landrechtsgenoſſen und bey den Bundsgenoſſen des römiſchen Namens, hatte jede Stadt ihre beſondern Cenſores, welche die Namen und Güter aller Einwohner in beſondere Bücher einſchreiben ließen.

Das Cenſoramt war gleich anfangs fünfjährig. Nachmals ward es auf ein und ein halb Jahr, von dem Dictator **Mamercus Aemilius** eingeſchränkt, im 320 Jahre Roms, das heißt, acht Jahre nach der Einſetzung dieſes obrigkeitlichen Amtes, welches faſt 400 Jahre beſtanden hat, und erſt damals ein Ende nahm, als **Julius Cäſar**, nachdem er ſich des römiſchen Reichs bemächtiget, das Cenſoramt, unter dem Namen einer Praefectura morum, mit zu der beſtändigen Dictatur ſchlug. Gleichwohl erzählet **Dio**, daß **Auguſtus**, nachdem er mächtiger und unumſchränkter geworden war, als **Julius Cäſar** jemals geweſen, er ausdrücklich auf fünf Jahre zum Cenſor gewählet worden; welches man allem Anſehen nach, ſo lange er gelebet, bey jedem **Luſtro** wiederholet; weil wir nicht finden, daß es unter den Kaiſern noch andere Cenſores gegeben, als die Kaiſer ſelbſt: denn dieſe Prinzen hielten es nicht für rathſam, in einem monarchiſchen Staate eine ſo mächtige Obrigkeit zu dulden. Man weis nur von dreyen Kaiſern, die ſich auch auf den Münzen **Cenſores** haben nennen laſſen; nämlich **Veſpaſian** und ſeine zween Söhne, **Titus** und **Domitian**.

* *

VI.

Simon, von der Höflichkeit der Römer.

Sobald die Menſchen angefangen ſich in Städten zu verſammeln, um in denſelben ein bequemeres und nicht ſo wildes Leben zu führen; ſo gab auch die Vernunft ihnen ein, daß einer gegen den andern eine gewiſſe Hochachtung haben mußte, und dieſe war nach der Gemüthsart eines jeden Volks, unterſchieden.

Die Morgenländer, die eine lebhafte Einbildungskraft, ein zärtlich Herz und einen weichen Sinn hatten, waren zu gleicher Zeit, nachdrücklich, rührend und demüthig in ihren Höflichkeiten. Die Art, wie **Abraham** und **Loth** die Engel aufnahmen, die von ihnen für Menſchen gehalten wurden; die Demüthigung der **Abigail** um **Davids** Zorn zu beſänftigen, und dieſes Prinzen ſeine Freundſchaftserklärungen gegen den **Saul**, nach der Begebenheit in der Hele, das alles ſind Beyſpiele derjenigen morgenländiſchen

Höflichkeit, die von den **Chaldäern**, **Medern** und **Perſern** aufs höchſte getrieben ward, als welche alle unter der Abhänglichkeit von einer unumſchränkten Regierung gebohren waren, die man bis zum Anbethen verehrete.

Die europäiſchen Völker, die einen ernſthafteren Geiſt, eine ehrgeizigere Seele, ein nicht ſo biegſames Gemüth hatten, und ſich in eine unumſchränkte Regierungsform nicht ſo leicht finden konnten, drückten auch die Empfindungen ihrer Freundſchaft, ihrer Hochachtung und Ehrfurcht auf eine ungekünſteltere und nicht ſo niederträchtige Art aus.

Die alten **Griechen**, welche an eine gewiſſe Gleichheit gewohnet waren, die in freyen und republicaniſchen Ländern herrſchet, verwarfen alſo, als eine unerträgliche Niederträchtigkeit, die demüthige Ehrerbiethung, welche die perſiſchen Könige von ihnen begehreten, in deren Dienſte ſie doch ihr Leben auf eine ſo heldenmüthige Weiſe in Gefahr begeben.

Ungeachtet die Sitten der **italiäniſchen** Völker ſich durch die Untermiſchung ſo vieler griechiſchen Pflanzſtädte ſehr gemildert hatten, ſo ſchien es doch, daß ſie ſich unter einander mehr der Redlichkeit, als der Ceremonie befliſſen.

Rom, welches aus dem Haufen dieſer ungeſitteten Völker beſtand, war auch anfangs ziemlich ungeſittet. Die Arbeiten des Krieges und Landlebens, unterhielten auf lange Zeit deren natürliches bäuriſches Weſen; endlich aber fieng die Policey an ſie geſitteter zu machen. Die Nothdurft lehrte die Niedern demüthig und ehrerbiethig ſeyn. Der Ehrgeiz machte die Großen leutſelig. Kurz, der Ueberfluß, die Pracht und die Wiſſenſchaften, nebſt dem Umgange mit den Griechen, deren alte Tugend in Höflichkeit abgeartet war, trieben gegen das Ende der Republik und zu Zeiten der erſten Kaiſer, die römiſche Höflichkeit bis auf den höchſten Gipfel. Nachmals verfiel ſie wieder allmählich, und ſchlug unter dem Verfalle des Reichs, in ein abgeſchmacktes niederträchtiges Weſen aus.

Herr Simon, der dafür gehalten, eine ſolche Materie ſey ſo vieler Anmuth fähig, als geſchickt ſie zum Unterrichte iſt, wählete ſich dieſelbe im 1709 Jahre, und handelte verſchiedene male davon. Allein, da er erwog, daß von dieſen verſchiedenen Zeitpuncten der römiſchen Höflichkeit, der erſte ſeinem Nachforſchen zu wenig Stoff darbiethen, und der dritte wenig Würdiges zu haben ſcheinen würde; ſo hielt er ſich an den andern, als denjenigen, der der wahren Höflichkeit unfehlbar am günſtigſten iſt. Um nun ordentlich zu verfahren, ſo beſchreibt er gleich anfangs die gewöhnlichen Merkmale der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit der Niedern gegen die Oberen. Hierauf nimmt er die Bezeugungen der Freundlichkeit und Herunterlaſſung der Obern gegen die Niedern; und endlich die Geſetze der Artigkeit und des Wohlſtandes, die man gegen ſeines gleichen beobachtete. Alle dieſe Puncte berühren wir hier nur ſo obenhin, weil ſie zum Theile ſchon ſehr umſtändlich in denen dreyen Abhandlungen **von dem häuslichen Leben der Römer** vorkommen, die in dem erſten Bande der **Nachrichten** dieſer Akademie ſtehen.

Die Großen, welche zur Zeit der Stiftung Roms nicht anders von den Geringern unterſchieden geweſen, als daß ſie deren Beſchützer waren, und dieſelben auch nicht anders, als durch das Band der Erkenntlichkeit an ſich zogen, wurden zu Ende der Republik die Herren von einer unendlichen Menge freywilliger Sklaven, geiziger Bürger, und eigennütziger Clienten. Damals alſo erſtreckten die Niederträchtigkeit von dieſen, und der Stolz der andern, das Ceremonial überaus weit.

Es war eine faſt unvermeidliche Schuldigkeit, daß man ſich alle Morgen bey dem Aufſtehen derer Großen, zu welchen man gehörte oder denen man ergeben zu ſeyn ſcheinen wollte, einfinden mußte. Der Bürger, ja oftmals auch obrigkeitliche Perſonen, liefen von einer Thüre zur andern, den Großen einen guten Morgen zu wünſchen, der auch wieder ſeiner Seits dieſe Ehre einem noch größern erzeigen gieng.

Indem man den guten Morgen wünſchte, legte man die Hand auf den Mund und näherte ſie demjenigen, den man begrüßen wollte; woher das Wort adorare kömmt, weil man auch die Götter auf dieſe Weiſe begrüßte, nur mit dem Unterſchiede, daß man vor den Göttern das Haupt nicht entblößete, vor den Groſſen aber mußte man mit bloſſem Haupte erſcheinen.

So war es auch ein Zeichen der Ehrfurcht, daß man die Hand desjenigen küßte, den man grüßte. Die Kriegsleute begrüßten mit Niederſenkung ihres Gewehrs, wenn ſie eins hatten: allein man ſpüret nicht, daß der gewöhnliche Gruß mit irgend einer Verbeugung des Leibes, oder der Knie verbunden geweſen. Dieſe Arten von Erniedrigungen riſſen erſt lange Zeit nach dem Verfalle der Republik ein.

Zu den morgendlichen Begrüßungen kam man im Feyerkleide, das heißt, mit der weiſſen Toga, die eine den Römern eigene Kleidung war. Der Vorſaal war der Ort zur Verſammlung, allwo die Clienten unterdeſſen einander ihre Höflichkeiten vorſagten, bis der Gönner ſichtbar war, oder daß ſie höreten, er wäre ihren Höflichkeiten durch die Hinterthüre aus dem Wege gegangen. Gieng er aber öffentlich aus, ſo theilte ſich das Gefolge der Clienten um ſeine Sänfte, oder um ſeinen Tragſeſſel herum. Da wies ſich nun der Eifer der einen darinn, daß ſie das Gedränge abwehreten; der andern ihrer aber, daß ſie ſich zunächſt an dem Gönner hielten, um ihn zu ſehen und von ihm geſehen zu werden.

Ueberhaupt zu reden, ſo ſtund ein Niederer allemal auf, wenn irgend ein Großer in eine Verſammlung kam, er blieb in ſeiner Gegenwart mit unbedecktem Haupte, er ließ ihm die Mittelſtelle, welches die vornehmſte war, er gab ihm im Gehen die rechte Hand, er blieb ſtehen, wenn der Große ihn vorüber gieng, er gieng ihm aus dem Wege und ließ ihm den Mittelſtein, wenn er ihn auf der Gaſſe antraf.

Stattete man einen Beſuch ab, ſo mußte man ſich mit einer gewiſſen Formel melden laſſen, und dann ward man durch eine Art von Einführer in das Zimmer geführet. Nichts als die Vorrechte einer beſondern Vertraulichkeit konnten einen von dieſem Zwange loszählen; es wäre denn an gewiſſen Feyertagen geweſen, dergleichen der erſte Jenner und der Geburtstag des Patrons war, weil er ſich alsdann von ſelbſt den Glückwünſchen aller Leute darſtellete. Es wäre unnöthig, allhier von denen bey ſolchen Gelegenheiten üblichen Höflichkeiten zu handeln, es ſey in Abſicht auf die Kleidung, welche ſauber und zierlich ſeyn mußte, als ein ſtummes Zeugniß, daß man im Sinne hatte, zu gefallen; oder in Abſicht auf den Wohlſtand im Geſpräche, von welchem **Cicero** in ſeinem erſten Buche von der menſchlichen Pflicht, ſolche weiſe Geſetze gegeben hat.

Die Mahlzeiten waren nicht minder, als die übrigen Handlungen des Lebens, den Regeln der Höflichkeit unterworfen, und die deswegen eingeführten Geſetze ſind gar zu bekannt, als daß man nöthig hat, ſie hier anzuführen. Hatte man die Ehre einen Großen zu bewirthen, ſo überließ man ihm die Wahl der Gäſte; und bath dieſelben auch in deſſelben Namen. Ward man aber zu ihm eingeladen, ſo ſtellte man ſich im Feyerkleide ein. Die Höflichkeit beſtand daſelbſt nicht darinn, daß man ſich auf den unterſten Platz ſetzen wollte, ſondern daß man diejenige Stelle nahm, die der Herr für einen jeden auserſehen hatte. Ein Vorſchneider zerlegte das Fleiſch auf eine künſtliche Art, oftmals auch wohl bey dem Schalle der Inſtrumenten, und überreichte ſie alsdann den Gäſten, denen **Ovidius** verſchreibt, wie ſie dieſelben mit den Fingern auf eine wohlanſtändige Art nehmen ſollen, weil man damals noch nichts von Gabeln wußte.

Die allgemeinen Beobachtungen des Wohlſtandes, welche die Vernunft und Gewohnheit in dem Umgange mit vornehmen Leuten eingeführet hatte, war auch noch in denen Briefen üblich, die man an ſie ſchrieb. In **Cicerons**, des Seneca und Plinius Briefen, findet man vollkommene Muſter, dieſer den Römern ſo eigenen Höflichkeit. Man bemerket in ſelbigen, mit wie vieler Zärtlichkeit ſie ſich um die Hochachtung und Zuneigung derer Perſonen bewerben, in deren Gunſt ſie zu ſtehen wünſchten; man ſieht die geſchickte und wohlgeſittete Art ihre Freunde zu empfehlen; die höflichen, ehrerbiethigen und ſchmäuchelhaften Ausdrücke, deren ſie ſich bedienet, um ſich ihren Schutz auszubitten, um ihnen zu einem glücklichen Erfolge Glück zu wünſchen, oder ſie im Unglücke zu tröſten. Gleichwohl erhielt der Schatten der Freyheit, der noch bey den Bürgern zu bleiben ſchien, eine lange Zeit, und trotz dem gewaltigen Unterſchiede, welchen das Anſehen und der Reichthum unter ihnen machte, in ihren Briefen eine gewiſſe Einfalt, die uns vielleicht die übertriebenen und lächerlichen Ausdrücke verweiſen würde, worinnen zuweilen die ganze Güte unſerer Briefe beſteht. Ein angenehmer Wunſch im Anfange, und ein zärtliches **Lebe wohl** am Ende, das war das ganze Ceremoniel derſelben.

Man muß zur Ehre der Römer noch geſtehen, daß ſie gegen Greiſe eben ſo ehrerbiethig waren, als gegen die Großen; und daß ihre Ehrfurcht gegen ihre Verwandten bis auf gewiſſe Grade, ſo weit gieng, daß man nie einen Vater oder Schwiegervater geſehen, der ſich mit ſeinem Sohne oder Eidame gebadet hätte.

Weil man nicht anders zu Aemtern kommen konnte, als durch die Stimmen des Volks, welches ſich nicht allezeit durch das vornehme Geſchlecht oder den Stand blenden ließ, ſo mußten die Standesperſonen nothwendiger Weiſe leutſelig ſeyn. Der Ehrgeiz, ja ſelbſt die Eitelkeit, machte ſie gefällig.

Diejenigen nun, die um ein Amt warben, mußten auch dem geringſten Bürger ſchmäucheln. Nachdem ſie alſo alle diejenigen, die ihnen des Morgens die Aufwartung gemachet, wohl aufgenommen hatten, ſo giengen ſie in einem weiſſen Kleide, von ihren nächſten Anverwandten, Freunden und Clienten begleitet, durch die Stadt. Die vornehmſten Rathsperſonen, die ſich eines Candidaten annahmen, begleiteten ihn ebenfalls, und empfahlen ihn dem Volke. Der Candidat ſeiner Seits, der von einem Nomenclatore unterrichtet ward, begrüßte einen jeden bey ſeinem Namen, und umarmete alle die ihm begegneten, oder die er auf dem öffentlichen Markte fand. Durch dergleichen gütiges und höfliches Bezeigen ſchwang man ſich vornehmlich zu Aemtern und erhielt ſich auch beliebt dabey. Die erſten Kaiſer machten ſich aus dieſer Leutſeligkeit eine Ehre. **Auguſtus** ſchlug mit wirklicher Verachtung den Titel **Herr**, aus, den das Volk ihm gab. Er ließ ohne Unterſchied alle Bürger zu ſeiner morgendlichen Begrüßung vor, und nahm es ſo übel, wenn man ihn mit einigem Scheine der Furchtſamkeit anredete, daß er auch einemals im Scherze einem Bittenden verrückte, er übergäbe ihm ſein Bittſchreiben, als wenn er einem Elephanten ein Stück Geld darreichen ſollte.

Der öffentliche Markt war ein Verſammlungsort, allwo die Einwohner ſich einander beſtändig allerley Höflichkeiten, Schmäucheleyen und Verſicherungen von Dienſtfertigkeit erwieſen. Der Eigennutz und Wohlſtand unterhielten dieſen Umgang; der Vortheil und die Ehre der Republik waren ſelbſt zuweilen damit verknüpfet, oder ſie waren dennoch der Vorwand dazu; denn viel mehr Ehrlichkeit, als anderwärts, war eben nicht dabey. Diejenigen, die ſich noch ſo liebreich umarmeten und küſſeten, waren deswegen eben nicht die beſten Freunde.

Dieſe Art zu grüßen, welche gewöhnlich war, ward endlich durch die Menge der widerlichen Leute, denen man ſich Preis geben mußte, ſehr beſchwerlich: denn die Höflichkeit erlaubte nicht ſich jemanden zu verſagen; ſo daß auch **Tiber** endlich genöthiget wurde, dieſen Gebrauch durch einen öffentlichen Anſchlag zu verbiethen. Allein dieß Verboth ward unfehlbar nicht lange gehalten, weil **Martial** ſich noch über dieſer Gewohnheit, als über einer ſeltſamen Plage beſchweret, und zu einem gewiſſen **Poſtumus** frey heraus

ſaget,

ſoget, daß er ein wenig mindere Ehre einer ſo unangenehmen Höflichkeit vorzöge.

Die übrigen Pflichten, welche der Wohlſtand im bürgerlichen Leben eingeführet hatte, beſtanden darinnen, daß man ſeinen Freunden an ihrem Geburtstage Geſchenke zuſchickte, dieſe Tage mit ihnen in Freude und Luſt zubrachte, ſie auch ſonſt ernſthaft beſuchte, und ihnen bey allen erforderlichen Gelegenheiten beſondere Glückwünſchungen abſtattete. Daß man ſich bey den Zuſammenkünften der Familien, bey Hochzeiten und Gaſtmahlen einfand, wenn man dazu geladen war, die Geſundheiten gleichſeitig, ja oftmals aus demſelben Glaſe, einander zutrank, und auch der abweſenden und anweſenden Freunde Wohlſeyn, einander zubrachte.

Die Hochachtung, welche man in Rom gegen das Frauenzimmer hatte, giebt uns Anlaß zu ſchließen, wie hoch ſie die Höflichkeit gegen daſſelbe werden getrieben haben. Herr Simon giebt hiervon nur die hauptſächlichſten Vorzüge an, deren ſie genoſſen, z. E. daß ſie ſich durch die Stadt in Sänften tragen ließen, daß man ihnen in den Schauſpielen ganz beſondere Plätze angewieſen, und das Rechte, was ſie hatten, daß ſie nach ihrem Tode mit Leichenreden dorften beehret werden.

* * *

VII.

Fraguier von dem Alterthume der Malerey.

Alle diejenigen, welche von einer gewiſſen Kunſt reden, fangen gemeiniglich dabey an, daß ſie deren Urſprung unterſuchen; und dieſes erfordert auch die natürliche Ordnung: denn, außer daß die Kenntniß von den Anfängen irgend einer Sache, dem Verſtande eine Genüge thut, und die Materie, welche man erklären will, in ein groſſes Licht ſetzet; ſo dienet ſie auch ſehr zu der Entdeckung ihres wahren Werthes.

Eben hierdurch nun hat der Abt Fraguier geglaubet, er könne der **Malerey**, als einer Kunſt, die ſchon an ſich ſelbſt ſo ſchön iſt, einen neuen Glanz ertheilen. Von dem Alter dieſer Kunſt alſo, las derſelbe im 1709 Jahre, der Akademie eine Abhandlung vor, deren die Frau **Dacier** in ihren Noten über **das dritte Buch von Homers Ilias**, mit Ruhme gedenket.

Es iſt moraliſcher Weiſe wahr, daß, je älter eine Kunſt iſt, je vortrefflicher iſt ſie auch; dieſe Vortrefflichkeit beſtehe nun in einer Aehnlichkeit und Verhältniß mit der Natur, davon ohnedem eine jede Kunſt nur eine Nachahmung oder ein Zuſatz iſt; oder dieſe Aehnlichkeit und Verhältniß habe die Nothdurft des Lebens zum Endzwecke. Nun kann man nicht zweifeln, daß nicht ſchon die Natur von ſich ſelbſt, zu allen den Dingen geneigt geweſen ſey, die ihr nothwendig oder angenehm waren; und daß ſie ſich nicht auf das geſchwindeſte und eifrigſte daran gemacht haben werde, nachdem nämlich die Nothwendigkeit, oder das Vergnügen ſo ſie daran gehabt, größer oder kleiner geweſen ſind: eben ſo wie man aus der Unentbehrlichkeit gewiſſer Dinge, oder aus dem Vergnügen, welches die Menſchen empfinden, faſt unfehlbar auf deren Alterthum ſchlieſſen kann. Wenn man alſo findet, daß dieſer oder jener Gebrauch, ſchon ſeit den erſten Zeiten gewöhnlich geweſen: ſo kann man vernünftiger Weiſe ſchlieſſen, daß dieſer Gebrauch der natürlichen Verfaſſung der Menſchen ſehr gemäß, und ihnen entweder zu ihrem Leben ſehr nöthig, oder daß er doch ſehr angenehm geweſen ſey.

In dieſe letzte Claſſe, das heißt unter die Sachen, die bloß angenehm ſind, muß man auch, wie es ſcheint, die Malerey ſetzen: indem dieſelbe, da ſie gar kein Verhältniß mit allem dem hat, was man eigentlich die Nothwendigkeiten des Lebens nennet, ganz allein zur Luſt der

Augen und des Verſtandes dienet. Das Vergnügen, welches aus der Nachahmung, und gleichſam aus einer Art von Wiederhervorbringung und Vermehrung derſelben Gegenſtände entſpringt, hat ſeinen Grund in uns ſelbſt: allein dieſer Grund iſt nicht ſo leicht zu errathen. Vieleicht hängt er einigermaßen mit dem ſo geheimen und ſo natürlichen Vergnügen der Unſterblichkeit zuſammen, welches die göttliche Vorſehung nicht nur dem Menſchen, ſondern überhaupt allen Weſen, die einer Empfindung fähig ſind, eingepräget hat.

Die Dichtkunſt, die ſowohl als die Malerey, eine Tochter des Vergnügens iſt, hat gleich ihr, nur das Vergnügen zum Endzwecke. Nun hat zwar in der Folge der Zeit die Tugend, um den Menſchen einen angenehmern und lebhaftern Eindruck zu machen, die Reizungen dieſer zwo Schweſtern entlehnet: eben wie **Homers Juno** den Gürtel der **Venus** borgete, um den Augen ihres **Jupiters** deſto liebenswürdiger vorzukom̃en. Wenn alſo die Tugend verſuchet hat, den Werth der Dichtkunſt und Malerey auf dieſe Weiſe zu erhöhen; ſo iſt dieß eine Wohlthat, die dieſe zwo Künſte nur ihr zu danken haben, und die ihnen im Grunde ganz und gar fremde iſt.

Sie haben beyderſeits einerley Endzweck, und ſuchen an und für ſich ſelbſt nur zu gefallen. Die Nothwendigkeit hat ſie auch nicht hervorgebracht, und ſie haben derſelben ihren Urſprung nicht zu verdanken: man müßte denn aus einer ſehr gewiſſen Muthmaßung ſagen, daß die Nothwendigkeit des Vergnügens, in unſern Seelen nicht minder ſtark und wirkſam ſey, als dasjenige, was man ſonſt ſchlechterdings Nothwendigkeit nennet; wenn man dieſes Wort in einem nicht ſo edeln und in genauerm Verſtande nimmt. Und unfehlbar iſt es in dieſer Abſicht geſchehen, daß **Sokrates in Platons Göttermahle**, der **Liebe** die **Dürftigkeit** zur Mutter giebt.

Dieſe Aehnlichkeit, dieſe ſo ausdrückliche Verſchwiſterung, geben dem Verfaſſer Gelegenheit, im Vorbeygehen zu unterſuchen, ob die Dichtkunſt, oder die Malerey älter ſey? Man giebt zu, daß ſie Schweſtern ſind. Sie haben auch einerley Abſichten: die Mittel, die ſie erwählen, um zu ihrem Endzwecke zu gereichen, ſind einander auch ähnlich, und weichen nur dem Gegenſtande nach von einander ab. Malet nämlich die eine für die Augen, bähnet ſie ſich durch die Augen einen Weg, um den Verſtand zu rühren und ihm zu ſchmäucheln: ſo malet die andere unmittelbar für den Verſtand, und erfüllet ihn, durch den Eindruck, den ſie auf denſelben machet, dermaßen; daß dieſer Eindruck bis in die Sinne geht, ſogar; daß er dasjenige zu ſehen ſcheint, was er ſich doch nur einbildet. Allein die Malerey zieht die Seele an ſich und nimmt ſie durch Beyhülfe der Sinne gefangen; und vielleicht iſt dieß im Grunde das ſicherſte Mittel, ſie an ſich zu ziehen und zu fangen. Sie bedienet ſich der Macht aller Sinne, unter denen das Geſicht der lebhafteſte und geſchwindeſte iſt; und folglich hat ſie, den Augenblick da ſie ſich zeiget, auch ihre Wirkung gethan. Die Wirkung der Dichtkunſt hingegen iſt langſamer und nicht ſo allgemein. Eine auserleſene Schilderey gefällt allen Menſchen, ja die Thiere ſelbſt ſind, nach ihrer Art, dabey empfindlich. Alles was Augen hat, wird dadurch gerühret; dahingegen die Dichtkunſt, welche keine andern Reizungen hat, als die Worte, auch nur diejenigen Menſchen rühren kann. die den meiſten Verſtand haben, und die Sprache vollkommen verſtehen, deren ſie ſich bedienet.

Welches iſt denn nun aber die älteſte von dieſen Schweſtern? und was kann man bey der Finſterniß entfernter Zeiten, darinn ſie ihren Urſprung genommen, wohl für ſichere Wege erwählen, um zur Kenntniß ihrer Geburt zu gelangen, und hernach einer von dieſen zwo Schweſtern den Vorzug vor der andern zu geben? Weil die Denkmäler des Alterthums uns nichts davon lehren, ſo muß man einigermaßen bis auf die älteſten Zeiten zurücke gehen, und die Menſchen in demjenigen Zuſtande betrachten, darinnen ſie geweſen, als ſie noch in voller Unwiſſenheit waren, und zuerſt anfiengen Betrachtungen anzuſtellen, und durch Erfindung der Künſte dasjenige zu erſetzen, was dem Elende ihrer Natur abgieng. Dieſes iſt eine Freyheit, die man ſich bey Unterſuchungen von dieſer Art nehmen muß, deren Folgen die wirklichen Dinge auf gar keine Weiſe angehen: indem diejenigen, die von den Geſetzen und der Staatskunſt handeln, gleichfalls anfangen, die Menſchen vor dem Stande der gleichſeitigen Verbindlichkeiten zu betrachten. Sie ſchränken den Umfang ihrer Freyheit, bis auf die Zeit ein, da die Geſetzgeber ſie dem Joche der Geſetze unterworfen haben. Wir wollen uns hier eben dieſes Rechts, bey einer Frage von viel geringerer Wichtigkeit und dabey man viel weniger Gefahr läuft, wenn man ſich auch gleich betrüget, bedienen.

Der erſte Zuſtand der Menſchen hat ſo kurze Zeit gewähret, daß man die erſten Zeiten der Welt, als das Reich der Barbarey und als die Zeit der Unwiſſenheit anſehen kann. Der Menſch wußte noch nichts von der Vortrefflichkeit ſeiner Natur; und ohne, daß er ſich desjenigen Theiles ſeiner ſelbſt, deſſen Würde ihn einigermaßen der Gottheit gleich machte, bediente, ſo dachte er nur allein auf ſeine Erhaltung. Seine Gedanken erſtreckten ſich nicht viel weiter, als auf die Nothdurft ſeines Körpers. Die Dichter, deren Kunſt alles verſchönert, haben dieſe rohen Zeiten, in Zeiten voller Unſchuld und Glückſeligkeit verwandelt: ja ſie haben ihr goldenes Weltalter daraus gemacht. Um aber wieder auf die rechte Einfalt zu kommen, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die Menſchen, welche nach dem Vorgeben der Dichter, Eicheln gegeſſen, ſich noch nicht ſonderlich über den übrigen Theil der Thiere erhoben gehabt. In dieſem Stande nun, legte ſich der Menſch, der zum Nachahmen gebohren iſt, und in welchem die Neigung alles nachzumachen, vieleicht eben keine Tugend iſt, von ſich ſelbſt auf die Nachahmung. Alles in ihm both dieſer Neigung die Hand. Die Unwiſſenheit ſtärkte ihn, wie ſie ihn noch heute zu Tage bey den Kindern und bey denjenigen Leuten ſtärket, bey welchen die Einſicht des Verſtandes und der Urtheilskraft, nur eine mittelmäßige Stärke haben. Die Gegenſtände, die er vor Augen hatte, ſchienen ihn zum Vergnügen der Nachahmung einzuladen, und die Natur ſelbſt, die durch Beyhülfe des Lichts und Schattens, alle Sachen, entweder im Waſſer, oder auf denen Körpern malet, deren Oberflächen glatt ſind, lehrte ihn durch die Nachahmung, ſeinem Geſchmacke eine Genüge thun. Der Menſch thut demſelben auch zu gleicher Zeit zwiefach eine Genüge, weil er, indem er die Körper nachahmet und nachzeichnet, zugleich die Natur nachahmet, die dieſelben auf ſo vielerley Weiſe bezeichnet und abbildet. So lehrte denn nun die Sonne, welche **Plato**, auf eine ſinnreiche Art, den geſchickteſten von allen Malern nennet, die Menſchen, die erſten Anfänge zur Malerey.

So war allem Anſehen nach, der erſte Entwurf dieſer Kunſt beſchaffen. Denn man muß ſich nicht bey gewiſſen Begebenheiten aufhalten, die man insgemein erzählet, wenn man von dem Urſprunge der Malerey redet. Man ſagt z. E. daß eine Schäferinn um das Bildniß ihres Geliebten zu bewahren, denjenigen Schatten mit ihrem Schäferſtabe nachgezeichnet, den das Geſicht dieſes jungen Menſchen in dem Sande gemachet. Es giebt noch tauſenderley ſolche Erzählungen, die ſich ein jeder nach ſeiner Einbildungskraft erſinnen kann, und welche, ſie mögen nun wahr oder falſch ſeyn, dennoch zu nichts anderm dienen, als zur Beſtärkung deſſen, was ich geſagt habe; ja, die nur beſondere Anwendungen eines allgemeinen Grundſatzes, und gleichſam Mährchen ſind, die man zur Erklärung einer Wahrheit erfunden.

Sind nun dieſe Betrachtungen nicht ſonder allen Grund, ſo kann man mit eben demſelben Grade der Gewißheit daraus ſchließen, daß die Malerey älter ſey, als ihre Schweſter, die Dichtkunſt; ja daß ſie um ein gutes vor ihr hergegangen ſeyn müſſe. Denn nach dieſer Art zu ſchließen, die gänzlich in der Natur gegründet iſt, hat diejenige Nachahmung, die durch Beyhülfe des Schattens und Lichtes geſchieht,

ſchieht, diejenige Nachahmung, die ſogar aus verſchiedenen Zügen entſteht, dieſe Züge mögen nun gefärbet geweſen ſeyn oder nicht, vor denen Zügen und Characteren hergehen müſſen, deren man ſich bedienet hat, um die verſchiedenen Töne der Stimme auszudrücken, und daraus die Schrift zu bilden, welche noch älter ſeyn muß, als die Poeſie. Man hat ganz gewiß verſucht Körper zu malen; man hat ſie vorgeſtellet, indem man ſie nachgeahmet, ehe man die Gedanken und Empfindungen, durch Züge vorgeſtellet und gleichſam gemalet hat. Selbſt die Natur beobachtet in allem, was ſie thut, eben dieſelbe Ordnung. Sie fängt bey demjenigen an, was am leichteſten und nicht ſehr koſtbar iſt: ſie hält ſich ſogar ziemlich lange dabey auf, ehe ſie ſich an das koſtbarere und ſchwerere waget. Wir können alſo unſern Ausſpruch ſicher zum Vortheile der Malerkunſt einrichten, und ſelbiger den Rang vor der Dichtkunſt einräumen. Allein dieſer Rang kömmt, wie es oftmals bey den größten Häuſern geht, bloß dem Alterthume zu: da die Dichtkunſt nichts anders ſeyn können, als eine Frucht der guten Sitten, die durch die Bemühung zu ſchreiben, gebeſſert worden. Dahingegen die Malerey ihren Urſprung mitten in der Barbarey, und in derjenigen Zeit hat nehmen können, (auch allem Anſehen nach wirklich genommen hat) da die Menſchen noch, weder an die Schrift, noch an die Sittlichkeit gedacht haben.

Doch dieß iſt genug, und vielleicht ſchon zu viel von einer Sache geredet, davon man gar keine hiſtoriſche Gewißheit haben kann. Um nun auf etwas richtiges, im Abſehen auf das Alterthum der Malerkunſt zu kommen, ſo verſuchet der Abt **Fraguier** in den älteſten weltlichen Schriften dasjenige zu entdecken, was man davon wiſſen kann. Unter den älteſten weltlichen Schriften verſteht er die zwey Bücher vom **Homer**, deren Inhalt ſo reich iſt, daß, wenn man ſich bemühete ſie mit Fleiße zu durchforſchen, man, wie Herr **Fraguier** ſaget, finden würde, daß ſie allein hinlänglich ſeyn würden, uns zu erkennen zu geben, was zu ſeiner

Zeit die Religion, die Staatskunſt, die Polizey der Städte, die häusliche Zucht, die Künſte, ſowohl diejenigen, die zum Kriege dienen, als diejenigen, die inſonderheit im Frieden blühen, geweſen ſind: ſo entdecket man einen unerſchöpflichen Reichthum darinnen, und bereuet einigermaßen, alle die Zeit, als verloren, in welcher man bey dem **Homer** nur den Dichter, und nicht auch den Geſchichtſchreiber, geſuchet hat.

Wenn er übrigens den **Homer** für den älteſten von allen weltlichen Schriftſtellern hält: ſo begehret er ſich nicht mit denen in Streit einzulaſſen, welche glauben, daß **Heſiodus** ſchon lange vor ihm gelebet habe. Er weis gar wohl, was man von dieſer Sache ſagen kann; er weis auch, daß man aus einigen Stellen der h. Schrift, vieles Licht haben könnte. Allein er hat ſich vorgenommen, ſich lediglich an den **Homer** zu halten, und aus verſchiedenen Stellen ſeiner Gedichte zu entdecken, ob die Malerey zu ſeiner Zeit üblich geweſen; es ſey nun, daß **Homer** wenige Jahre nach der Belagerung von **Troja**, davon er einige Begebenheiten erzählet, oder lange Zeit hernach, gelebet habe.

Es iſt nicht nöthig anzumerken, daß der Verfaſſer unter dem allgemeinen Namen der **Malerey**, ſowohl von dem Riſſe als von den Farben redet: denn wenn der Riß die Seele der Malerey iſt: ſo ſind die Farben deren Leib. Nach des **Plinius** Zeugniſſe iſt das Kupferſtechen von der Zeit der trojaniſchen Belagerung an, im Gebrauche geweſen; allein er ſcheint nicht zu glauben, daß man damals ſchon etwas von der Malerey gewußt. Nach dieſem Grundſatze erſtaunet er, daß dieſe Kunſt, da ſie ſo ſpäte angefangen, nachmals in ſehr kurzer Zeit, auf einen ſo hohen Grad getrieben worden: Nullam artium celerius conſummatam, cum Iliacis temporibus non fuiſſe eam appareat. *Plin. Lib. 35.* Wir haben es nicht nöthig vom **Plinius** zu erfahren, daß das Kupferſtechen, ja ſo gar die Bildhauerkunſt, ſchon im Gebrauche geweſen, als die Griechen **Troja** belagerten. Man kann daran gar nicht zweifeln, wenn man nur ein wenig Acht auf die groſſe Menge geſtochener und gehauener Werke hat, von welchen **Homer** redet. Dergleichen ſind, die Bildſeule der **Minerva**, auf deren Knie die Trojanerinnen auf **Hektors** Befehl, einen koſtbaren Schleyer breiteten, den ſie ihr weiheten, um ſich die Gunſt dieſer Göttinn zu erwerben. Dieſe Stelle ſteht im 6 Buche der **Ilias** im 302 Verſe:

Ἡ δ' ἄρα πέπλον ἑλοῦσα Θεανὼ καλλιπάρῃος.
Θῆκεν Ἀθηναίης ἐπὶ γούνασιν ἠϋκόμοιο.

Dieſes hat **Virgil** in folgenden Verſen, aus dem erſten Buche der **Aeneis**, abgemalet:

—— Ad templum non aequae Palladis ibant
Crinibus Iliades paſſis, peplumque ferebant
Suppliciter triſtes et tunſae pectora palmis.

Dergleichen ſind auch die güldenen Bildſeulen in dem Saale des **Alcinous**, die in ihren Händen Fackeln hielten, um des Nachts dieſen Ort zu erleuchten. Die Beſchreibung davon ſteht im 7 Buche der **Odyſſee** im 100 Verſe:

Χρύσειοι δ' ἄρα κοῦροι ἐϋδμήτων ἐπὶ βωμῶν,
Ἕστασαν, αἰθομένας δαΐδας μετὰ χερσὶν ἔχοντες
Φαίνοντες νύκτας κατὰ δώματα δαιτυμόνεσσι.

Dieſes hat **Lucrez** im Anfange ſeines zweyten Buchs, ſo überſetzt:

Si non aurea ſunt iuuenum ſimulacra per aedes,
Lampadas igniferas manibus retinentia dextris,
Lumina nocturnis epulis vt ſuppeditentur.

Dergleichen iſt, in ſeiner Art, auch des **Achilles** Schild, auf welchen **Vulkan** ſo viel verſchiedene Sachen gegraben, deren Verbindung ſo ſchwer auszufinden iſt. Dergleichen iſt auch **Agamemnons** Harniſch, und viel andere dergleichen Werke, die uns nicht zweifeln laſſen, daß die Kunſt in Kupfer zu ſtechen, und die Bildhauerkunſt nicht ſchon zu **Homers** Zeiten, ja gar lange zuvor erfunden und von groſſem Nutzen geweſen ſey. Da nun dieſe beyden Künſte das Zeichnen zum Grunde haben: ſo iſt es offenbar, daß das Zeichnen, welches ſchon zuvor da ſeyn müſſen, eine ſehr alte Kunſt ſey.

Allein, war denn auch die Kenntniß der wahren Malerey, die Kunſt nämlich, einen Riß mit Farben auszumalen, oder mit Farben zu zeichnen, in jenen entferneten Zeiten ſchon üblich? Es iſt wahr, daß die griechiſchen Wörter γράφειν und ζωγράφος, welche man ſo oft in denen Dichtern findet, die nach dem **Homer** geſchrieben haben, weder in der **Jlias** noch in der **Odyſſee** ſtehen. ζωγράφος wird darinnen gar nicht gebraucht, und wenn man ja γράφειν darinnen findet; ſo iſt es doch nicht in dem Verſtande von **malen**, ſondern es heißt zum höchſten nur **ſchreiben.** Allein aus gewiſſen Betrachtungen, die man über verſchiedene Stellen dieſer zwey Gedichte machen kann, ſcheint es, man könne ſchließen; daß, wenn ja der Name nicht da iſt, dennoch die Sache ſelbſt da ſey, und daß diejenige Malerey, die im Zeichnen und in Farben beſteht, ſchon zu **Homers** Zeiten, und wahrſcheinlicher Weiſe, ſeit dem **trojaniſchen** Kriege gebräuchlich geweſen. Um hievon überzeugt zu werden, muß man einige Anmerkungen machen, und zwar erſtlich über diejenigen Sachen, die auf des **Achilles** Schilde geſtanden; zum andern, über die Tapetenarbeiten, womit das Frauenzimmer ſich damals beſchäfftigte, ſo wie ſich noch heute zu Tage das unſrige damit beſchäfftiget.

Der Abt **Fraguier** redet von **Achillens** Schilde ſo: es iſt wahrſcheinlich, daß man gemalet habe, das heißt, daß man zur Vorſtellung gewiſſer Gegenſtände ordentliche Farben gebrauchet, ehe man dieſelben Gegenſtände mit derjenigen Farbe vorgeſtellet, die die Wirkung des Feuers auf die Metalle ihnen giebt. Denn das eine iſt viel leichter, als das andere, und die Art von Malerey, die durch den

Eindruck des Feuers entſteht, und die man gewiſſermaßen enkauſtiſch nennen kann, iſt nur eine Nachahmung derjenigen Malerey, welche mit Pinſeln und Farben geſchieht. Nun findet man auf dem Metalle, woraus **Achillens** Schild beſtanden, verſchiedene Gegenſtände, die durch die Macht des Feuers gefärbet worden ſind. Es folget daher ziemlich wahrſcheinlich daraus, daß **Vulkans** Arbeit nur eine Nachahmung der Malerey geweſen, und daß folglich die Malerey ſchon zu Homers Zeiten bekannt und im Gebrauche geweſen; wofern anders **Vulkan** dieſen Schild wirklich gemacht hat. Man darf ſich auch in der That gar nicht wundern, daß **Homer** allhier von einer unbekannten Sache redet, oder eine neue Kunſt entdecket habe; und obgleich der Werkmeiſter ein Gott iſt, ſo doch der Dichter, welcher ſelbſt dieſer Gott war, nur einer bereits erfundenen Kunſt folgen dörfen.

Nunmehr iſt es nicht ſchwer zu beweiſen, daß viele von denen Sachen, die man auf dieſem Schilde geſehen, durch Farben unterſchieden geweſen. Man darf nur die Beſchreibung davon leſen. Man bemerkte z. E. darauf, einen Ackersmann, der auf dem Felde Furchen machte. Nach dem Maaße nun, wie die Pflugſchaar die Erde theilte, ſchien dieſe Erde, ungeachtet ſie von lauterm Golde war, ſchwarz zu werden, und zeigte ſich ſo, als ſie wirklich wird, wenn der Pflug durchfähret:

Ἡ δὲ μελαίνετ' ὄπισθεν, ἀρηρομένῃ δὲ ἐῴκει
Χρυσείῃ περ' ἐοῦσα.

Wenn der Dichter hierauf von einem Weinberge redet, welchen **Vulkan** auf dieſem Schilde vorgeſtellet, ſo ſagt er, daß die Weintrauben ſchwarz geweſen, ungeachtet der Weinberg an ſich ſelbſt von Golde war:

Ἐν δ' ἐτίθει σταφυλῇσι μέγα βρίθουσαν ἀλωὴν,
Καλὴν, χρυσείην· μέλανες δ' ἄνα βότρυες ἦσαν.

welches nicht anders ſtatt haben kann, als daß das Gold durch die Vermiſchung mit einem andern Metalle braun geworden iſt, und daß das Feuer auf beyde ſeine Wirkung gethan.

Vulkan hat ſich auch der bloßen Farben der Metalle bedienet; und wenn er die jungen Kühe recht natürlich ſchildern wollen, ſo hat er Gold und Zinn, das heißt weiß und **gelb**, genommen:

Αἱ δὲ βόες χρυσοῖο τετεύχατο κασσιτέρουτε.

Zweene Löwen zerreißen einen Ochſen, ſie ſaugen deſſen Blut in ſich und dieſes Blut iſt ſchwarz: μέλαν αἷμα λαφύσσετον: es ſey nun, daß dieſe Farbe durch die Gewalt des Feuers auf irgend einem Theile des Metalls entſtanden iſt, oder daß dieſes Metall von ſelbſt ins Schwarze gefallen.

Man könnte noch über andere Stellen dieſes Schildes eben dergleichen Betrachtungen machen; allein auch dieſe ſind ſchon zureichend, uns auf die Meynung zu bringen, daß, ſo wie die amulirten Werke, ſchon zu **Homers** Zeiten, ja noch vor denſelben, bereits bekannt geweſen; ſo auch die Malerey bekannt geweſen ſey.

Ob nun gleich dieſe Probe ſtark genug zu ſeyn ſcheint, zu beweiſen, daß die Kunſt zu malen älter ſey, als man denkt, und als **Plinius** ſelbſt es geglaubet hat: ſo iſt es doch nicht undienlich, daß man auch noch die Beweiſe dazu nehme, die man aus dem Tapetenwirken ziehen kann; allwo man ſieht, daß das Frauenzimmer, welches ſich mit dieſer Arbeit beſchäfftigte, und die ſich ſo wohl für ſie ſchickte, daß man deren Erfindung gar einer Göttinn zugeſchrieben, verſchiedene Farben gebrauchet habe.

Um bey der klärſten Stelle den Anfang zu machen, welche gleichſam zum Schlüſſel aller andern dienet, ſo bemerket der Abt **Fraguier**, daß, als **Paris** und **Menelaus** im Begriffe geweſen, durch einen Zweykampf den trojaniſchen Krieg zu endigen, die **Iris**, welche der **Helena** davon Nachricht geben will, eine fremde Geſtalt annimmt, und dieſelbe bey einer Tapezereyarbeit antrifft, in welcher ſie denjenigen Krieg vorſtellete, daran ihre Reizungen ſchuld geweſen:

———————————, ἡ δὲ μέγαν ἱςὸν ὕφαινε
Δίπλακα, μαρμαρέην. πολέας δ' ἐνέπασσεν ἀέθλους
Οὓς ἕθεν εἵνεκ' ἔπασχον ὑπ' Ἄρηος παλαμάων.

Wenn **Telemach** vom **Menelaus** abreiſet, ſo ſchenkt ihm **Helena** ein Stück von ihrer Arbeit, deren ſie eine große Menge hatte, die alle von ihrer eigenen Hand war.

Nun darf man nicht glauben, daß dieſe Art von Tapeten aus einer einzigen Farbe beſtanden, und daß die Arbeit der Helena unſern Damaſten ähnlich geweſen, oder demjenigen geglichen, was man in der Malerey einfarbigt nennet. Denn man gab ſich gewiß nicht minder Mühe, Feldſchlachten, als Früchte vorzuſtellen. Und man findet im 22 B. der **Jlias**, daß in dem Augenblicke, da die **Andromacha** den Tod ihres Gemahls **Hektors**, erfuhr, ſie an einem Stücke Tapezerey gearbeitet, davon der Dichter ausdrücklich ſaget, daß ſie Blumen von verſchiedenen Farben hineingewirket:

Ἀλλ' ἥγ' ἱςὸν ὕφαινε μυχῷ δόμου ὑψηλοῖο,
Δίπλακα, μαρμαρέην. ἐν δὲ θρόνα ποίκιλ' ἔπασσε.

und wenn in dem 4 B. der **Odyſſee**, die Spindel, welche man der **Helena** bringt, nur allein mit violetter Farbe bewunden iſt:

——————————— ἰοδνεφὲς εἶρος ἔχουσα.

ſo folget doch daraus noch gar nicht, daß ſie nur allein mit Wolle von ſolcher Farbe gearbeitet habe, als der Dichter hier gewählet hat; indem das griechiſche Wort ἰοδνεφὲς, ein ſehr ſchönes Wort iſt; und da auch das Violet eine Art von Purpur iſt, ſolches ſich ſehr gut für eine ſolche Perſon

ſon ſchickte, als **Helena** war. Allein, weil wir ſehen, daß in dergleichen Tapezereyen, verſchiedene Farben gebrauchet worden ; ſo muß man von einer auf die andern ſchließen und glauben, daß der koſtbare Schleyer, welcher im 6 B. der **Jlias** von den Trojanerinnen der **Minerva** gebracht wird, und welcher eine Arbeit des ſidoniſchen Frauenzimmers war,

> ——————— ἔργα γυναικῶν
> Σιδονίων.

auf eben die Art gearbeitet geweſen. **Homer** ſcheint dieſes ausdrücklich zu ſagen : denn da er überhaupt von denen Stücken Zeug redet, von welchen **Hekuba** eine große Menge beſaß, ſo ſaget er:

> Ἔνθ᾽ ἔσαν οἱ πέπλοι παμποίκιλοι.

wenn er aber ins beſondere von demjenigen redet, welchen die **Hekuba** auserleſen, um ihn der Göttinn zu bringen, ſo heißt es:

> Ὃς κάλλιστος ἔνη ποικίλμασιν.

und er ſetzet hinzu, daß dieſes Werk gleich einem Sterne geglänzet, ἀστὴρ δ᾽ ὣς ἀπέλαμπεν. Eben dieſes wiederholet er in der **Odyſſee**, bey Gelegenheit der Arbeit, welche die **Helena** dem **Telemach** geſchenket.

Dieſes kömmt ziemlich mit der Art von Panieren überein, worinn die Streite der Götter vorgeſtellet waren, und die man mit großen Umſtänden, bey den **panathenäiſchen** Feſten, durch die Stadt **Athen** herumtrug : wie viele alte Schriftſteller, inſonderheit aber **Plato** in ſeinem Geſpräche **Eutyphron** betitelt, anmerken. Eben das muß man von dem Mantel der **Juno** ſagen, welchen **Minerva** ſelbſt ſich die Mühe gegeben auszuputzen, wie **Homer** im 14 B. der **Jlias** ſchreibt:

> Ἀμφὶ δ᾽ ἀρ᾽ ἀμβρόσιον ἑανὸν ἕσαθ᾽, ὃν οἱ Ἀθήνη
> Ἔξυσ᾽ ἀσκήσασα, τίθει δ᾽ ἐνὶ δαίδαλα πολλά.

Dieß macht uns auch von dem Gürtel der **Venus** einen Begriff, von welchem man in eben dieſem Buche der **Ilias** eine ſo ſchöne Beſchreibung findet, allwo **Homer**, wenn er von der **Venus** redet, ſo ſchreibt:

—— ἀπὸ ϛήθεσφιν ἐλύσατο κεϛὸν ἱμάντα,
Ποικίλον. ἔνθα δέ οἱ θελκτήρια πάντα τέτυκτο, etc.

und von der Arbeit der **Circe**, im 5 B. der **Odyſſee**:

Ἱϛὸν ἐποιχομένη, χρυσείῃ κερκίδ' ὕφαινεν,

und von den Täpeten, welche **Priamus** dem **Achilles**, für den Leichnam ſeines Sohnes **Hektors** gab. Unfehlbar iſt es auch einer ſolchen Arbeit wegen geſchehen, daß im 6 B. der **Odyſſee**, die **Aretea**, eine Mutter der **Nauſikaa**, ihre Spulen mit purpurfarbener Wolle bewunden hat:

Ἠλάκατα ϛρωφῶσ' ἁλιπόρφυρα θαῦμα ἰδέσθαι.

und im 18 B. eben dieſes Gedichts, findet man unter den reichen Geſchenken, welche die Liebhaber der **Penelope** derſelben ſchenken, einen Schleyer von verſchiedenen Farben:

———————— περικαλλέα πέπλον
Ποικίλον.

Dieſe Kunſt, ſolche ſchöne Arbeiten zu machen, hat **Minerva**, die Töchter des **Pandorus** gelehret, wie **Homer** im 20 B. der **Odyſſee** ſaget:

Ἔργα δ' Ἀθηναίη δέδαε κλυτὰ ἐργάζεσθαι.

Aus allen dieſen Umſtänden von der Tapezereyarbeit nun, machet man eben den Schluß, als aus den Anmerkungen über **Achillens Schild**. Es iſt wahrſcheinlich, daß man auch ſelbſt die Farben zum malen gebrauchet, ehe man noch mit denſelben die Wolle gefärbet, um damit etwas auszurichten, das einer Malerey gliche. Es iſt unſtreitig natürlicher und leichter, die Farben mit dem Pinſel zu brauchen, als eine Kunſt zu erfinden, welche durch die vielfach gefärbten Fäden, die mit Mühe einer neben den andern geleget werden, dasjenige ausrichtet, was ſich mit den Farben auf der Palete, mit geringerer Mühe und Schwierigkeit thun läßt. Gleichwohl ſieht man dieſe Kunſt zu **Homers** Zeiten, ſchon an vielerley Orten im Schwange, und er redet davon als von einer Sache, die ſchon ſeit dem trojaniſchen Kriege ganz bekannt geweſen. Denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie in der Zwiſchenzeit entſtanden ſey, welche ſeit dieſer berühmten Belagerung bis auf **Homers** Zeiten verfloſſen iſt, und daß dieſer Dichter, nach dem Rechte, welches die Dichtkunſt uns ertheilet, die Sachen zuweilen zurück zu ſetzen, dieſelbe auf eine ſpätere Zeit verleget habe. Die Kunſtrichter ſind im Abſehen auf das Alter derer Sachen, welche **Homer** erzählet, ziemlich eins: und es iſt auch wahrſcheinlicher, daß das damalige Frauenzimmer, wie noch heute zu Tage unſere beſten Künſtler, eines gemalten Vorbildes zur Tapetenwirkerey nöthig gehabt, wenn ſie in dieſer Arbeit, Blumen oder Figuren vorſtellen wollen. Wenn man alſo ſchon in denen Zeiten, Zeuge und Tapeten findet, auf welchen Blumen vorgeſtellet geweſen, und worinnen man Schlachten ſieht; ſo muß man glauben, daß das Frauenzimmer, welches dergleichen Arbeiten gemachet, auch gewiſſe Muſter, oder gefärbte Zeichen, vor Augen gehabt. Dieſes ſind nun nichts anders als Bilder geweſen; folglich iſt die Malerey, wider die Meynung des Plinius, ſchon zur damaligen Zeit erfunden geweſen: welches gleichwohl die entfernteſte Zeit iſt, davon wir noch, durch Beyhülfe der weltlichen Schriftſteller, einige Kenntniß haben.

Der wahre Urſprung dieſer Kunſt und aller andern Künſte, ſteckt in einer ungemeinen Dunkelheit. Es iſt genug, wenn man nur ziemlich wahrſcheinlich gezeiget hat, daß die Malerey ſo alt ſey, daß man ihren erſten Urſprung nicht entdecken kann, als welcher vielleicht bald auf den Anfang der Welt gefolget iſt.

Der Abt **Fraguier** hat wegen des Alterthums der Malerey, nur allein das Zeugniß des älteſten von allen weltlichen Schriftſtellern angeführet. Denn in denen Dichtern, die nach dem **Homer** gefolget ſind, iſt ſie ſchon ganz bekannt und gebräuchlich, und man hat gar keine Mühe, ſie zu ſuchen. Dieſes kann man gleich aus dem **Anakreon**, **Euripides**, **Aeſchylus** und den andern Dichtern ſehen, die nach denſelben geblühet haben.

Virgil, welcher **Homers** Gedichte mehr geleſen und beſſer unterſuchet hatte, als jemand, hat keine Schwierigkeit gemacht, wenn er von dieſen Zeiten redet, die Malerey ſchon als erfunden und in aller Stärke voraus zu ſetzen. Er hat ſich nicht gefürchtet die Wahrheit oder den Gebrauch zu verletzen, wenn er in den Tempel der **Juno** zu **Karthago** Bilder ſetzet, und vorgiebt, ſein **Aeneas** habe ſich ſelbſt allda unter denen abgemalten Helden erkannt:

Se quoque principibus permiſtum agnouit Achiuis.

und damit man nicht zweifeln möchte, daß dieſe Figuren gemalet geweſen, ſo ſagt er ausdrücklich:

——————— Animum pictura paſcit inani.

* *

VIII.

Herrn Bürette Abhandlung von den Leibesübungen der Alten.

Herr Bürette hat, in der Abſicht die Kenntniß des Alterthums mit der Aufmerkſamkeit auf eine ſo ernſthafte Wiſſenſchaft, als die Arzneykunſt iſt, zu verbinden, die alte Gymnaſtick, oder diejenige Kunſt zur Abhandlung ſeiner erſten akademiſchen Arbeiten vorgenommen, welche den verſchiedenen Leibesübungen vorſtund. Dieſe Kunſt ſcheint ſchon von einer Seite, im Abſehen auf die Regeln, welche ſie wegen der geſchickteſten Bewegungen vorſchlägt, die den menſchlichen Körper ſtark, fett, geſchmeidig und hurtig, oder die Leibesgaben vollkommener machen können, gänzlich zur Arzneykunſt zu gehören. Allein ſie eröffnet auch zugleich den Nachforſchern des Alterthums ein weites Feld, die ſich gern aus dem Grunde, von den verſchiedenen Arten und allen Umſtänden dieſer Leibesübungen, unterrichten und wiſſen möchten, wie die Alten ſelbige getrieben, und wozu ſie ſolche gebraucht, es ſey nun bey der Religion, oder im Kriege, oder nur zur bloßen Luſt.

Es haben bereits viele Neuere von dieſer Materie, theils überhaupt, theils ſtückweiſe gehandelt. Von dieſer Zahl ſind **Hieronymus Mercurialis** (de arte Gymnaſtica) **Peter dû Faur** (Agoniſtic.) **Lorenz Joubert** (de Gymnaſiis) **Marſilius Cagnatus** (de ſanitat. tuend.) **Voſſius** der Vater (de IV. artib. popularib.) **Meurſius** (de Orcheſtra) und einige andere. Allein, außer daß **Joubert**, **Cagnatus** und **Voſſius** dieſelbe gleichſam nur obenhin berühret; ſo haben auch ſelbſt diejenigen, die ſie noch ſo mühſam unterſuchet, weit gefehlet, daß ſie ſie hätten erſchöpfen ſollen, noch verſchiedene Stücke zu erklären gelaſſen, gewiſſe Sachen vergeſſen, die doch nicht hätten ſollen unberühret bleiben, andere Dinge vorgegeben, ohne ihre Gewehrsleute zu nennen, und ſich auch in einigen Stücken geirret. Man ſchweiget hier noch der ungemeinen Unordnung, die in einigen von dieſen Werken herrſchet, in welchen die Gelehrſamkeit recht aufgehäufet, aber gar nicht recht verdauet zu ſeyn ſcheint; daher dieſelben für alle diejenigen, welche zu dieſer Art von Studien nicht gewohnt ſind, ſehr unnützlich und mühſam zu leſen ſind. Dieſes bewog denn vollends den Herrn **Bürette** ſeinen Vorſatz ins Werk zu richten. Allein, ob er gleich über der **Gymnaſtick** arbeitet, ſo begehrt er dennoch nicht ein vollkommenes Werk davon zu verfertigen. Sein Vorſatz iſt nur, einige genauere und ordentlicher eingerichtete Nachrichten zu verſchaffen, als die meiſten von denen ſind, die unſere neuern Sammler von demjenigen zuſammen getragen, was bey einer ſolchen Sache merkwürdig ſeyn kann, und was auch zu gleicher Zeit zu mehrerer Kenntniß ſowohl der alten griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, als der Aufſchriften, Münzen, geſtochenen Steine, erhabenen Arbeiten, Gebäude und anderer Denkmäler, gereichet, die wir von dieſen alten Völkern noch übrig haben.

Er hat geglaubet, er müſſe dieſe Materie mit einer Abhandlung von der Gymnaſtick überhaupt anfangen, worinnen er ſich bemühet, den Urſprung dieſer Kunſt auszufinden, ihrem Wachsthume nachzugehen, die Denkzeiten zu bemerken, da ſie ſich unter drey verſchiedene Stände vertheilte, nämlich unter die Soldaten, Arzneykunſt, und unter die Fechter; ferner die zu den Leibesübungen beſtimmten öffentlichen Oerter zu beſchreiben, das Amt derer Bedienten anzuzeigen, die denſelben vorgeſetzt waren, und die verſchiedenen Arten der Leibesübungen zu erzählen, welche den Griechen und Römern bekannt geweſen.

Herr **Bürette** iſt überzeugt, daß die Leibesübung faſt ſo alt ſeyn muß, als die Welt. Denn da alle ihre Uebungen ſich auf drey Hauptpuncte belaufen, nämlich auf die Vertheidigung des Leibes und alles deſſen was davon abhängt, auf die Erhaltung der Geſundheit und auf die bloße Zeitkürzung: ſo darf man nicht zweifeln, daß die Menſchen nicht ſchon zu allen Zeiten zu allem dem ſollten geneigt geweſen ſeyn, was ihnen dieſe Vortheile verſchaffen kann. Es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, daß gleich bey der Aufrichtung der erſten menſchlichen Geſellſchaften, die Menſchen, welche die Nothwendigkeit dieſer kriegeriſchen Künſte eingeſehen, um die Anfälle ihrer Nachbarn dadurch abzutreiben, dergleichen Spiele verordnet, und zugleich gewiſſe Preiſe aufgeſetzet, um die Jugend zu dergleichen Uebungen zu ermuntern.

Allein, was ſeiner erſten Einrichtung nach nur ein Zeitvertreib und ein Spiel war, das ward endlich eine ſo wichtige Sache, daß die berühmteſten Städte und ganze Völker, Theil daran nahmen. In der That ſah man es für die größte Ehre an, die nur zu erlangen ſtehe, wenn man in dergleichen öffentlichen Spielen als Sieger, ausgerufen und in Gegenwart aller ſeiner Mitbürger gekrönet ward. Man glaubte ſo gar, daß die Götter und Helden ſich desjenigen annehmen könnten, was die Menſchen ſo angenehm ſchmäuchelte; daher führte man bey den Feyern der Religion, das heißt, bey dem Gottesdienſte ſelbſt und bey den Leichengeprängen, die man den Geiſtern der Verſtorbenen zu Ehren hielt, die mehreſten von denen Uebungen ein, die bis dahin nur bloß dazu gedienet hatten, die Menſchen in der Kriegskunſt zu üben. Da es nun ſchwer war, alle dieſe Uebungen höher zu treiben, ohne ſie gewiſſen Geſetzen zu unterwerfen, oder in gewiſſe Regeln einzuſchränken, ſo machte man aus allen dieſen Dingen ein gewiſſes Lehrgebäude, ſo man die **Gymnaſtick** nannte, weil darinn alles enthalten war, was die Leibesübungen betraf.

Herr **Bürette** findet die Spuren dieſer Kunſt ſchon ſeit dem **trojaniſchen** Kriege; welches er mit vielen Stellen aus dem **Homer** und inſonderheit mit dem 23 **B.** der **Ilias** beweiſet, allwo dieſer Dichter die Spiele beſchreibt, womit man das Leichenbegängniß des **Patroklus** gefeyert. Es erhellet aus dieſer Beſchreibung, die das älteſte Denkmaal iſt, was wir von den griechiſchen Leibesübungen haben, daß dieſes Volk ſich ſchon zu der Zeit mit dem Wagenrennen, Klopffechten, Ringen, Wettlaufen zu Fuße, Gefechte auf Leib und Leben und mit geſchliffenem Stahl, Tellerwerfen, Bogenſchießen und Wurfſpieße zu werfen, geübet hat. Es erhellet ſo gar aus der Beſchreibung, welche **Homer** von einer jeden dieſer Leibesübungen machet, daß ſchon zu der Zeit, der Gymnaſtick, zu dem Namen einer Kunſt wenig mehr gefehlet. Hieraus nun ſchließt Herr **Bürette**, daß, wenn **Galenus** vorgiebt, die Gymnaſtick ſey zu **Homers** Zeiten noch unbekannt geweſen, und erſt um **Platons** Zeiten üblich geworden; ſo verſtehe er nur die mediciniſche Gymnaſtick.

Dieſe entſtand allerdings ſpäter, als die kriegeriſche; das heißt, erſt damals, als die Krankheiten, die eine Frucht der Unmäßigkeit und des Müßigganges ſind, die Menſchen in die betrübte Nothwendigkeit verſetzte, die Aerzte zu ſuchen. Dieſe waren überzeuget, daß nichts ſo viel zur Erhaltung und Wiederherſtellung der Geſundheit beytrage, als eine Bewegung, die der verſchiedenen Leibesbeſchaffenheit, dem Alter und Geſchlechte gemäß ſey; und da ſie übrigens die Neigung der Leute zu allem dem kannten, was nur zur Leibesübung gehöret, ſo ſtunden ſie gar bey ſich nicht an, ſich alles deſſen zu bedienen, was ihnen dieſe Kunſt vortheilhaftes an die Hand geben konnte, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Nach des **Plato** Zeugniſſe hat der Arzt **Herodikus** zuerſt und kurz vor des **Hippokrates** Zeiten, die Leibesübungen mit zur Heilungskunſt gezogen. Die Aerzte, ſo nach ihm kamen, und aus der Erfahrung überzeuget wurden, wie nützlich dieſe Vereinigung wäre, bemüheten ſich dieſe Kunſt immer höher zu treiben. **Hippokrat** hat uns in ſeinen Büchern, de Regimine, die Proben davon gelaſſen, indem er von den Leibesübungen überhaupt redet, und in Abſicht auf die Geſundheit, die Wirkungen des Spazierens, der verſchiedenen Gattungen des Wettlaufens, zu Fuße oder zu Pferde, das Springen, Ringen, das Spiel mit dem aufgehängten Balle, Corycus genannt, die Taſchenſpielerkunſt, das Salben, Reiben, das Umwälzen im Sande, und dergleichen beſchreibt.

Herr **Bürette** bemerket ferner, daß, da die Aerzte nicht alles überhaupt angenommen hätten, was zur Gymnaſtick gehöret; unter ihnen und denen Meiſtern, die in der Kriegskunſt Unterricht gaben, oder die Kämpfer auslehrten, eine Theilung entſtanden ſey; und daß es dieſe letzte Gattung von Leibesübung ſey, welche **Galenus** mit ſo viel mehrerem Rechte, die fehlerhafte nennet, weil, da ſie ſich bloß dabey einſchränkt, daß ſie gute Kämpfer zieht, indem ſie ihnen eine Diät verſchreibt, die ihre Kräfte und Fleiſchichkeit bis aufs höchſte treiben kann, ſich wenig darum bekümmerte, ob der Leib in einer vollkommenen Geſundheit und vor den Krankheiten geſichert bliebe.

Nachdem nun Herr **Bürette** den Fortgang der dreyerley Gymnaſticken der Griechen, das heißt, der kriegeriſchen, der ringeriſchen und mediciniſchen, unterſuchet; ſo erkläret er, welchergeſtalt ſie dieſe letztern zwo Arten der Leibesübungen, den Römern mitgetheilet; wie dieſe, alles was die Uebungen des Leibes, die Spiele und Schauſpiele betroffen, noch weit höher als die Griechen, ja bis auf die äußerſte Vollkommenheit und Pracht getrieben. Kurz, wie der Verfall des Reiches, auch den Untergang der freyen Künſte und unter andern der Leibesübungen und der Arzneykunſt nach ſich gezogen, welche letztere allmählich diejenigen Rechte fahren ließ, die ſie über die erſteren, mit ſo gutem Grunde erworben hatte; und die ſie nach ihrer Wiederherſtellung, abermals an ſich zu bringen verabſäumet.

Hierauf ſchreitet Herr **Bürette** zu der Beſchreibung der öffentlichen Gebäude, allwo diejenigen, welche unterrichtet ſeyn wollten, allen möglichen Beyſtand fanden. Dieſe Oerter hießen Gymnaſia, wegen der **Nacktheit** der Klopffechter; Palaeſtra, wegen des **Ringens**, welche Uebung unter allen daſelbſt am meiſten getrieben ward; ja bey den Römern hießen ſie auch zuweilen Thermae, weil die Abtheilung der Bäder und Badſtube einer der Haupttheile dieſer Oerter war.

Herr **Bürette**, welcher im Sinne hat an einem andern Orte die Bauart dieſer Gymnaſien beſonders zu unterſuchen, geht nur hier, nach dem **Vitruv** und einigen andern Schriftſtellern, die davon gedenken, die verſchiedenen Stücke durch, aus denen dieſe großen Gebäude beſtunden, und die ungefähr auf zwölfe gerechnet werden können. Dieſelben waren nun, 1) die äußeren Vorhöfe, allwo die Philoſophen, Redner, Meßkünſtler, Aerzte, und andere

Gelehrte, öffentliche Vorleſungen und Diſputationes hielten, oder auch wohl ihre Werke ablaſen. 2) Das Ephebium, allwo die Jugend bey frühem Morgen zuſammen kam, um daſelbſt die Uebungen ins beſondere und ohne Zuſchauer, zu erlernen. 3) Das Corycaeum, Apodyterion oder Gymnaſterion, welches eine Art von Kleiderkammer war, allwo man die Kleider, entweder zum Bade, oder wegen der Leibesübungen, ablegte. 4) Das Elaeotheſium, Alipterion oder Vnctuarium, welches zum Salben beſtimmet war, und entweder vor oder nach dem Bade, dem Ringen, oder dem Geſchwindekämpfen, gebraucht ward. 5) Das Coniſterium oder Coniſtra, allwo man ſich mit Sand oder Staub bedeckte, um das Oel oder den Schweiß zu trocknen. 6) Der eigentliche Kampfplatz, wo man ſich im Kämpfen, Fechten, Ringen, und andern Uebungen verſuchte. 7) Das Sphaeriſterium oder **Ballhaus**, welches zu denen Uebungen aufbehalten ward, zu welchem man einen Ball gebrauchte. 8) Die großen ungepflaſterten Gänge, welche den ganzen Platz beſetzten, der zwiſchen den Vorhöfen und denen Mauren war, welche das ganze Gebäude umſchloſſen. 9) Die Xyſten oder Xyſti, welches Portici waren, unter welchen die Klopffechter ſich im Winter und bey ſchlimmem Wetter übten. 10) Andere Xyſten, Xyſta, welches offene Gänge waren, die für den Sommer und das ſchöne Wetter beſtimmet, und deren einige ganz frey, andere aber mit Bäumen beſetzt waren. 11) Das Behältniß zu den **Bädern**, welches aus verſchiedenen Abtheilungen beſtund, deren Beſchreibung Herr **Bürette** in eine andere Abhandlung verſparet. 12) Das Stadium, ein großer weiter Platz, halbcirklicht, ſandigt und mit kleinen Staffeln, für die Zuſchauer der Uebungen, umgeben.

Dieſe Beſchreibung von den Abtheilungen der Gymnaſien führet den Herrn **Bürette** von ſelbſt darauf, daß er auch ein Wort von den **Bedienten** ſagt, in deren Aufſicht ſie ſtanden, und welche 1) der **Gymnaſiarch** waren, oder der Oberaufſeher über das ganze Gymnaſium. 2) Der

Xyſtarch, oder der Vorſteher über die Xyſten und das Stadium. 3) Der **Gymnaſt**, oder der Uebungsmeiſter, dem die verſchiedene Beſchaffenheit der Uebungen bekannt war, und welcher ſie nach den mancherley Leibesbeſchaffenheiten der Kämpfer einzurichten wußte. 4) Der **Pädotriba**, oder **Fechtmeiſter**, welcher die Uebungen nur auf mechaniſche Art lehren mußte, ohne daß er deren Eigenſchaft im Abſehen auf die Geſundheit, wiſſen dorfte. Unter dieſen vier Oberbeamten ſtund nun eine Menge niederer Leute, deren Benennung ihre verſchiedene Verrichtungen anzeigete.

Herr **Bürette** endiget ſeine Abhandlung mit einer Erzählung der verſchiedenen Gattungen von Uebungen, welche er ſogleich in zwo Claſſen theilet, nachdem ſie nämlich bloß auf die Bewegung des Körpers, ankommen, oder auch noch äußerlicher Beyhülfe dazu erfordern. Ueber dieſe zweyte Claſſe geht er nur ſo hin, allein bey den Uebungen der erſtern, hält er ſich länger auf, und bringt ſie auf zwo Hauptgattungen: nämlich auf die Orcheſticam und Palaeſtricam. Die Orcheſtica war von dreyerley Art: 1) Das **Tanzen**. 2) Das Cubiſticum, oder die Kunſt zu burzeln. 3) Das Sphaeriſticum, oder **Ballſpiel**, worunter alle Uebungen begriffen waren, dazu ein Ball erfordert wird. Zur paläſtriſchen Art gehörte alles, was in den Palaeſtris getrieben ward, z. E. das **Ringen**, **Kämpfen**, **Fechten**, die **Hoplomachie**, das **Laufen**, **Springen**, **Tellerwerfen**, das Spiel mit dem **Wurfſpieße** und das **Reifenſpiel**, Trochus. Weil Herr **Bürette** indeſſen ſich vorgeſetzet hat von den wichtigſten dieſer Leibesübungen aus dem Grunde zu handeln, und zu jeder eine ganze Abhandlung anzuwenden, ſo iſt er in gegenwärtiger Schrift zufrieden, daß er ſie nur durchläuft, und einigen Begriff davon machet.

Die Verbindung, in welcher das Baden mit den Leibesübungen überhaupt ſtund, und der anſehnliche Raum, welchen die Bäder in den Gymnaſiis einnahmen, gaben dem Herren **Bürette** zu einer zweyten Abhandlung Anlaß, in welcher er dieſe Materie weitläuftig abhandelt, die er in der vorhergehenden nur obenhin berühret hatte. Dieſelbe nun theilet er in 4 Abſchnitte ein, welche 1. von dem **Urſprunge** der Bäder, 2. von ihrer **Bauart** bey den Griechen und Römern, 3. von ihrem **Geräthe** und den **Bedienten**, die dabey gebraucht wurden, und 4. von der **Polizey** handeln, die daſelbſt beobachtet ward.

1. Erſtlich kann man, wie Herr **Bürette** ſaget, nicht zweifeln, daß die Gewohnheit ſich zu waſchen und zu baden, ſehr alt ſey, indem ſie ſich auf eine Nothdurſt gründet, die ſo unentbehrlich iſt, als die reinliche Unterhaltung des Leibes, die Verwahrung deſſelben vor übermäßiger Hitze, und deſſen Erfriſchung nach den Beſchwerlichkeiten der Arbeit, oder nach heftigen Bewegungen. In den erſten Jahrhunderten, nahm man hierbey keine andern Regeln zu Hülfe, als die Nothwendigkeit oder das Vergnügen; und ſuchte auch keine andern Umſtände oder Zubereitung dabey, als bloß ein friſches und reines Waſſer, ſo wie die Quellen, und Flüſſe, oder die andern Waſſerſchätze, welche die Natur darbeuth, es verliehen. Dieſe Natur, welche aus verſchiedenen Orten Quellen von heißem ja gar kochendem Waſſer laufen ließ, lehrte allem Anſehen nach die Menſchen, dem Waſſer ihrer Bäder, ebenfalls verſchiedene Grade von Hitze zu geben. In dieſer Abſicht erſannen ſie ſich allerley Gefäße, oder Waſchbecken, deren Nutzen ſo groß zu ſeyn ſchien, daß nicht nur die bemitteltſten Privatleute ſich dieſe häusliche Bequemlichkeit anſchafften, ſondern daß auch die Fürſten und andere Obrigkeiten ſich angelegen ſeyn ließen, Bäder für das gemeine Volk zu verordnen.

Herr **Bürette** iſt verſichert, daß der Gebrauch der Bäder von den Morgenländern, auf die abendländiſchen Völker gekommen ſey; allein er mag deren Wachsthum und Aufnahme bey den erſtern nicht unterſuchen, ſondern begnüget ſich zu unterſuchen, auf was für Art die Griechen und Römer ſich bemühet haben, dieſelben in Aufnehmen zu bringen. In Griechenland waren die warmen Bäder ſchon zu **Homers** Zeiten bekannt: denn in der That gedenket dieſer Dichter derſelben an verſchiedenen Orten, und unter andern in der **Odyſſee**, indem er das Wohlleben beſchreibt, welches in dem Pallaſte des **Alcinous** geführet ward, und auch da wo er erzählet, wie die Zauberinn **Circe** den **Ulyſſes** aufgenommen. Dieſe Art ſich zu baden nun, beſtund damals darinnen, daß man in einem großen Gefäße von drey Fuß, Waſſer warm machte, und es alsdann zu verſchiedenen malen auf den Kopf und die Achſeln derjenigen Perſon goß, die im Bade ſaß, und welche man mit Oele ſalbete, wenn ſie wieder aus dem Bade gieng. Herr **Bürette** bemerkt nach dem **Thucydides**, daß die andern Griechen, von den **Lacedämoniern** die Gewohnheit entlehnet, bey den öffentlichen Spielen nackend zu erſcheinen, ſich bey den Leibesübungen zu ſalben und mit Sand zu reiben, und endlich dieſe Spiele mit dem Bade zu beſchließen; die **Lacedämonier** aber hätten dieſe verſchiedenen Gebräuche von den **Aſiatern** erlernet. Er bemerket ferner, daß es zu Zeiten des **Hippokrates**, was ſeltenes geweſen, bey Privatperſonen Bäder zu finden, und daß dieſer Arzt geſtehe, daß er in Erwägung deſſen ſehr oftmals dieſes Mittel zu Heilung verſchiedener Krankheiten nicht brauchen könne, für welche es doch überaus dienlich geweſen wäre. Was aber die öffentlichen Bäder betrifft, ſo waren ſie gemeiniglich mit den Gymnaſiis und Palaeſtris verbunden, wie man ſehr leicht aus der Beſchreibung abnehmen kann, welche **Vitruv** von dieſen Gebäuden machet.

Die Römer, fähret Herr **Bürette** fort, fiengen erſt ziemlich ſpät an, öffentliche und beſondere Bäder bey ſich zu errichten; es ſey nun, daß ſie ſich gefürchtet, die Pracht und Weichlichkeit dadurch bey ſich einzuführen; oder daß die Schwierigkeit daran ſchuld geweſen, in die verſchiedenen Theile einer Stadt, die faſt auf lauter Hügeln gebauet war, Waſſer zu leiten. Nur erſt im 441 Jahre der Erbauung **Roms**, leitete man zuerſt das Waſſer aus dem tuſculaniſchen

ſchen Gebiethe durch eine Waſſerleitung hinein, welche der Cenſor **Appius Claudius** beſorgte, nach deſſen Namen auch dieſes Waſſer, Appia, genannt ward. Nach dieſer Zeit vermeheten ſich die Waſſerleitungen, und man bauete an etlichen Oertern der Stadt, kalte und warme Bäder, die aber noch der ehemaligen Einfalt ähnlich ſahen, wie man aus der Beſchreibung ſehen kann, welche uns Seneca von denen Bädern hinterlaſſen, welche **Scipio Africanus** bey **Linternum** hatte. Nichts aber, ſagt Herr **Bürette**, hat mehr zu der Vollkommenheit und Vermehrung dieſer Gebäude beygetragen, als die Gewohnheit ſelbige mit den Gymnaſiis und Palaeſtris zu vereinigen, (an welchen Orten der Zulauf des Volks zu den Leibesübungen, die Bäder unumgänglich nothwendig machte) und dann der häufige Gebrauch der Aerzte, welche ſie bey verſchiedenen Krankheiten verordneten. Jedoch fiengen die Römer erſt unter **Auguſts** Regierung an, dieſen Gebäuden das große und prächtige Anſehen zu geben, welches man noch heute zu Tage, an den Ueberbleibſeln, die man hier und dort davon erblicket, mit Erſtaunen gewahr wird. **Ammian Marcellin** vergleicht dieſe Gebäude wegen ihrer ungeheuren Größe, mit ganzen Provinzen: Potius Prouinciarum inſtar, quam vllius Aedificii forma; und man wird ſich darüber nicht wundern, wenn man bedenkt, daß ſie in ihrer Ringmauer eine ungeheure Menge von Zimmern, langen Gängen, Seulengängen, unter welchen die Klopffechter ſich zu üben pflegten, Teiche mit quellendem Waſſer, Erdwälle, Gärten und Wälder, gehabt. Hr. **Bürette** geht die vornehmſten dieſer römiſchen Bäder durch, z. E. des **Agrippa**, eines Eidams des **Auguſtus**, ſeines, welches von gemalten und glaſurten Steinen gebauet geweſen, wie **Plinius** ſchreibt; ferner das Bad des **Nero**, in welches er nicht nur ſüßes Waſſer, ſondern auch ſogar Seewaſſer, leiten ließ; die Bäder des **Caracalla**, welche mit 200 marmornen Seulen, und 1600 dergleichen Sitzen gezieret geweſen; das Bad des **Diocletianus**, welches an Größe und Pracht alle andern übertraf und ſich auch beſſer auf unſre Zeiten erhalten hat, als die übrigen, indem es anjetzt ein Carthäuſerkloſter iſt, und den Namen der H. **Maria der Engel** führet.

2. Nach dieſer Unterſuchung von dem Urſprunge und Wachsthume der kalten und warmen Bäder bey den Griechen und Römern, machet Herr **Bürette** eine genaue Beſchreibung dieſer Gebäude. Die Bauart derſelben war nicht einförmig; das heißt, man verlegte die verſchiedenen Stücke, aus welchen ſie beſtanden, an unterſchiedene Orte, nachdem man dergleichen Bäder entweder dem öffentlichen Gebrauche, oder nur der Bequemlichkeit gewiſſer Privatperſonen widmete; nachdem man ſie entweder mit den Gymnaſiis und Palaeſtris verband, oder ſie ganz abgeſondert bauete. Dieſe Verſchiedenheit nun zwingt den Herren **Bürette**, zuerſt diejenigen Bäder zu beſchreiben, die einen Theil der Gymnaſien ausmachten, und welche in Anſehung der Griechen, für die wichtigſten zu halten ſind, hierauf beſchreibt er auch die von den Leibesübungen abgeſonderten Bäder, und entlehnet dieſe zwo Beſchreibungen vom **Vitruv**.

Aus demjenigen, was dieſer berühmte Baumeiſter uns von der erſten Art dieſer Bäder nachgelaſſen hat, erhellet, daß ſelbige in den griechiſchen Palaeſtris aus ſieben verſchiedenen Theilen beſtanden haben, die mehrentheils von einander abgeſondert gelegen, und mit einigen zu den Uebungen gewidmeten Stücken unterbrochen geweſen. Dieſe ſieben Stücke aber waren: 1. das **kalte** Bad, Frigida Lauatio, griechiſch Λουτρὸν genannt; 2. das Elaeotheſium, das heißt das **Zimmer**, wo man ſich mit **Oele** einrieb; 3. der **Kühlungsort**, Frigidarium; 4. das Propnigeum, das heißt, der Eingang, oder der Vorſaal des Hypocauſti, oder der **Stube**; 5. die gewölbte **Schwitzſtube**, oder das **Schwitzbad**, welches Concamerata Sudatio, oder Tepidarium, genennet ward; 6. das Laconicum, oder die **trockne** Stube; 7. das Bad von **heißem Waſſer**, Calida Lauatio genannt.

Von denen Bädern, die von den Palaeſtris abgeſondert waren, kann man aus dem **Vitruv** folgendes merken.

1. Daß dieſe Bäder mehrentheils doppelt waren, die eine Hälfte für die Männer, und die andere für das Frauenzimmer. 2. Daß die zwey warmen Bäder ſehr nahe beyſammen gelegen, damit die Oerter, allwo die Wannen beyder Bäder ſtunden, mit einem Ofen geheizet werden konnten. 3. Daß in dem Mittel dieſer Bäder ein großes Becken geweſen, in welches das Waſſer aus verſchiedenen Röhren gequollen, und worein man durch einige Stufen gekommen, die mit einem Geländer umgeben waren, hinter welchem eine Art von Gang geweſen, den man Schola genannt, und der einen ziemlich großen Platz abgegeben, auf welchem diejenigen geſtanden, welche auf den Ausgang der erſten Badgäſte gewartet. 4. Daß dieſe Bäder dergeſtalt gewölbet geweſen, daß das Licht nur von oben hinein fallen können, damit das Bad durch diejenigen, die drum herum ſtunden, nicht verdunkelt würde. 5. Daß die zwo Stuben Laconicum und Tepidarium genannt, aneinander geſtoßen. 6. Daß dieſe Oerter cirkelrund geweſen, damit die Kraft des heißen Dampfes, der ſich in ihrer ganzen Holung verbreitete, von allen Seiten gleich ſtark nach der Mitten dränge. 7. Daß ſelbige ſo breit als hoch geweſen, vom Anfange des Gewölbes an zu rechnen, in welchem eine Oeffnung gelaſſen war, damit das Licht hinein fiele, und in dieſelbe hieng man mit Ketten einen ehernen Schild an, vermittelſt deſſen, wenn man ihn aufzog, oder niederließ, die ſchweißtreibende Hitze vermehret oder gemindert werden konnte. 8. Daß der Fußboden dieſer Stuben hol und erhöhet geweſen, damit er die Hitze des Hypocauſti einlaſſen könnte, welches ein, darunter gemauerter Ofen war, in welchen man fleißig Holz und andere verbrennliche Dinge legte, und der ſeine Hitze durch den leeren Raum, welcher unter den Fußböden war, den Stuben mittheilete. 9. Daß dieſer Ofen nicht nur zur Heizung der zwo Stuben gedienet, ſondern daß er auch noch eine andere Kammer, Namens Vaſarium erwärmet, die nahe an erwähnten Stuben und den warmen Bädern gelegen, und darein man drey große eherne Gefäße ſetzte, wel-

che Miliaria genennet wurden, weil ſie viel in ſich faßten, und deren eines zum heißen, das andere zum laulichten, und das dritte zum kalten Waſſer dienete. Dieſe Gefäße waren ſo geſtellet, daß, durch Beyhülfe verſchiedener Krahne, das Waſſer aus einem in das andere laufen konnte, und nachmals durch einige Röhren in die nahgelegenen Bäder gelaſſen ward, nach dem die Badenden eins oder das andere nöthig hatten.

Dieſe zwo aus dem Vitruv entlehnte Beſchreibungen, können, wie Herr Bürette ſaget, zu verſtehen geben, auf was Art in den warmen Bädern der Römer, die Einrichtung und Lage der verſchiedenen Badezimmer beſchaffen geweſen. Gleich anfangs erblickte man ein großes Becken oder einen Teich, im Griechiſchen κολυμβήθρα oder βαπτιστήριον, lateiniſch aber Natatio oder Piſcina genannt, welches im Norden lag, und worinnen man ſich nicht nur baden, ſondern darinnen man auch ſehr gemächlich ſchwimmen konnte. Herr Bürette bemerket, daß auch der Privatperſonen ihre Bäder bisweilen ſolche Fiſchhalter gehabt, und daß des Cicero und jüngern Plinius ihre von dieſer Art geweſen. Das Gebäude der Bäder, war bey den warmen Bädern ordentlich nach der Mittagsſeite gelegen, und von fornen ſehr breit, in deſſen Mittel die Stube oder das Hypocauſtum war, welches zu ſeiner Rechten und Linken eine Folge von vier Stücken hatte, die auf beyden Seiten einander gleich und dergeſtalt eingerichtet waren, daß man gar leicht aus einem in die andern kommen konnte. Dieſe Stücke, welche überhaupt Balnearia hießen, waren die Stube, das warme Bad, das kalte Bad, und das Tepidarium. Herr Bürette macht verſchiedene Anmerkungen wegen der Figur und des Gebrauchs dieſer Stücke. Er bemerkt, z. E. daß der Saal des warmen Bades, noch einmal ſo groß geweſen als die andern, wie man ſehr leicht aus den Ueberbleibſeln, die wir noch von dieſen Gebäuden haben, abnehmen kann, und dieß geſchah, wegen des großen Zulaufs des ankommenden Volks, und weil man ſich insgemein lange Zeit daſelbſt aufhielt. Er bemerket auch, daß der Geſchmack der Römer in Abſicht auf die Hitze dieſer Bäder abgewechſelt; daß ſie ehemals mit einem mäßig warmen Waſſer zufrieden geweſen, nach der Zeit aber ſolches faſt ſiedend haben wollen. Ferner, daß die kalten Bäder, welche **Antonius Muſa**, des **Auguſtus** Leibarzt, mit gutem Erfolge als Heilungsmittel gebraucht, und ſie zur Geneſung dieſes Fürſten glücklich angewendet hat, in übeln Ruf gekommen, nachdem **Marcellus** an eben dieſem Mittel geſtorben war. Nachmals kamen ſie unter der Regierung des **Nero**, und zwar durch die Sorgfalt eines Arztes von **Marſeille**, Namens **Charmis**, wieder in Aufnehmen. Ferner, daß derjenige Ort, welcher zur Kleiderkammer diente, mit Namen Apodyterion oder Tepidarium, in den warmen Bädern des **Diocletianus** vor ihrer Zerſtörung, von einer ſehr prächtigen Baukunſt geweſen. Es war ſelbiger ein groſſer achteckigter Saal, von länglichter Figur, an jedem Ende halbcirklicht und deſſen Gewölbe durch verſchiedene Reihen ungemein hoher Pfeiler unterſtützet ward. Herr **Bürette** bemerket noch, daß der Ueberfluß und die Pracht, ſich nicht nur in dieſen öffentlichen warmen Bädern, ſondern auch in den Bädern der Privatleute gezeiget, in welchen die koſtbarſten Spiegel, Marmor und Metalle, recht verſchwendet geweſen; und dieſes beweiſt er mit verſchiedenen Stellen aus dem **Seneca**, **Plinius**, **Martial**, **Statius** und **Lucian** ꝛc.

3. Kömmt Herr **Bürette** auf die Beſchreibung der Gefäße und übrigen Werkzeuge, welche die Nothwendigkeit oder die Wolluſt bey den Bädern eingeführet hatten. Die Badwannen waren die vornehmſten und theils unbeweglich, theils beweglich. Unter dieſen letztern waren einige mit Fleiß ſo gemacht, daß ſie in der Luft aufgehangen werden konnten, damit man zugleich bey dem Baden, das Vergnügen genießen konnte, gewieget zu werden, indem man die Wanne in Schwung brachte. Nachdem Herr **Bürette** die unſcheinbarſten Gefäße durchgegangen, deren einige zur

Erhitzung des Waſſers, und die andern zu Ausſchöpfung und Ausgießung deſſelben dieneten; ſo wendet er ſich zu der Beſchreibung gewiſſer Werkzeuge Strigiles genennet, die nicht nur in den Bädern ſelbſt, ſondern auch in den Uebungsplätzen ſehr nützlich waren, um die Haut der Kämpfer und derer, die ſich badeten, zu reiben und zu kratzen. Dieſe Werkzeuge waren aus Horn, Elfenbein oder Metall gemacht. Man unterſchied zween Theile daran; das Heft, capulus, welches gemeiniglich ein rechtwinklichtes Parallelepipedum ausmachte, hol und länglicht war, und in deſſen Hölung man in den Seiten die Hand anſetzen konnte, womit man das Inſtrument angriff; und denn die **Zunge**, ligula, welche halbcirklicht gekrümmet, auf Rinnenart ausgehölet, und auf dem von dem Hefte entfernteſten Ende abgerundet war; welches zu einer Art von Ablaufe des Waſſers, Schweißes, oder Oeles und der andern Unſauberkeiten der Haut dienete, indem dieſe Art von **Striegel** immer beweget ward. Dieſe Beſchreibung zieht von ſelbſt die Erklärung der Salbungen und des Reibens nach ſich, welches in den Bädern üblich war; ſo wie auch der Gebrauch der einzelnen, oder zuſammengeſetzten Arzeneyen. Zuletzt folgt eine Erzählung aller derer Bedienten, die an dieſen Oertern aufwarteten.

4. Herr **Bürette** beſchließt die Abhandlung alles deſſen, was die Bäder betrifft, mit einer Unterſuchung desjenigen, was man deren Polizey nennen könnte, das heißt, gewiſſe Geſetze, welche entweder durch obrigkeitliche Gewalt, oder durch die Gewohnheit eingeführet worden, und welche entweder den Wohlſtand, oder den Unterſchied des Ranges, oder des Alters und Geſchlechtes, oder die Zeit und Stunde zum Baden, und das Geld, welches man den Badern zahlte, betraf. Er bemerkt, daß die **Lacedämonier** die einzigen unter den Griechen geweſen, welche den Gebrauch der Bäder und Uebungsplätze für beyde Geſchlechter zugleich eingeführet. Die alten Römer hätten ſie hierinnen nicht nachgeahmet, weil ſie nicht einmal glaubten, daß

die Schamhaſtigkeit auch nur einem Vater erlaubte, ſich mit ſeinen Söhnen oder Eidamen zu baden: daß ſie aber nach der Zeit auch hierinn leichtſinniger geworden, ſogar daß die Kaiſer von Zeit zu Zeit Verordnungen machen müſſen, durch welche die Gemeinſchaft der Bäder für beyde Geſchlechter zugleich unterſaget worden. In dieſen öffentlichen Orten habe eine ſolche Freyheit, im Abſehen auf Stand und Würde geherrſchet, daß man Leute von allen Ständen aufgenommen, und daß ſelbſt die Kaiſer, welche ſich dem Volke beliebt machen wollten, ſich zuweilen öffentlich mit dem Volke badeten. Die gemeinſte Badſtunde bey den Römern iſt ungefähr die 8 oder 9 des Tages geweſen, kurz vor der Abendmahlzeit, und ward durch eine Art von Glocke angemeldet, welche die Kämpfer und alle diejenigen zuſammen rief, die ſich des heißen Bades bedienten; denn wenn dieſe Stunde vorbey war, ſo mußte man kalt baden. Außer daß man ſich nun bey den öffentlichen Bädern an die Stunde binden mußte, ſo mußte man auch ein gewiſſes für den Einlaß bezahlen; allein das war ſo wenig, daß ein jeder mit dem vierten Theil eines Aſſis, Quadrans genannt, davon kam, welches ungefähr drey Häller unſers Geldes macht. Das freye Bad gehörte mit unter die Freygebigkeiten, die der Kaiſer dem Volke erzeigen konnte, wenn irgend eine öffentliche Feyer einfiel; bey ſchweren Zeiten aber, beſchnitt man dem Volke dieſe Bequemlichkeit, ſowohl als das Vergnügen der Schauſpiele.

Nach dieſer Abhandlung hat Herr **Bürette** noch zwo vom **Tanzen** (ſiehe **Nachr.** 1 Th.) eine von der Sphaeriſtica, oder dem **Balle** (ebendaſ.) und drey von der **Geſchichte der Kämpfer** überhaupt verfertiget (ebendaſ.) um zu einem Vorberichte oder zu einer Einleitung der Unterſuchungen zu dienen, die er von den athletiſchen Uebungen, noch machen will, dergleichen, das **Ringen**, **Fechten** und **Wettlaufen** ſind. Von dieſen ſechs Stücken wollen wir hier nichts ſagen, ſondern die Leſer an den erſten Theil der **Nachrichten** verweiſen.

IX.

Galland, von dem Urſprunge und Gebrauche der Trompete, bey den Alten.

Da dieſe Materie dem Herrn **Galland** der Unterſuchung eines Liebhabers der Alterthümer ſehr würdig zu ſeyn ſchien; ſo hat er einen weitläuftigen Tractat verfertiget, davon er in dem 1706, 1707 und 1708 Jahre, der Akademie verſchiedenes vorgeleſen. Das ganze Werk iſt in drey Haupttheile abgetheilet.

In dem erſten, worinnen der Verfaſſer inſonderheit den Urſprung der Trompete und deren verſchiedene Arten feſtſetzen wollen, zeiget er, daß dieſelbe ſchon vor **Moſis** Zeiten bekannt geweſen. Den Beweis zieht er aus dem zehnten Capitel des vierten Buchs **Moſe**, allwo Gott dem **Moſes** befiehlt, zwo Trompeten zu machen, die von Silber ſeyn und einen verſchiedenen Klang haben ſollten, und wodurch die Befehlshaber das Volk und deſſen Bewegungen ordnen könnten. Da nun Gott in dieſer Stelle, zum **Moſes**, nur von dem Metalle zu dieſen Trompeten, und von den verſchiedenen Zeichen redet, die ſie geben ſollen, von ihrer Figur aber gar nichts ſaget; ſo kann man daraus ganz natürlich ſchließen, daß dieſe Form dem **Moſes** ſowohl, als den Iſraeliten bekannt geweſen. Und wo hätten ſie wohl dieſe Kenntniß hergenommen, als aus Aegypten? Daraus folget nun, nach Herrn **Gallands** Lehrgebäude, daß die Trompete unfehlbar daſelbſt, entweder vom **Mizraim**, oder von einem ſeiner erſten Nachkommen, erfunden ſeyn müſſe. Was dieſe Meynung noch mehr beſtärket, iſt, daß die Griechen ſelbſt erkannt haben, es ſey **Oſiris**, einer der erſten ägyptiſchen Könige, Erfinder davon. Freylich haben einige andere dieſe Erfindung der **Minerva** zugeeignet; allein wenn man die Sache hiſtoriſch unterſuchet, ſo fehlt ſehr viel, daß der Gebrauch der Trompete bey den Griechen ſo alt ſey, als er bey den Aegyptiern und Iſraeliten geweſen, weil ſie nicht einmal bey der **trojaniſchen** Belagerung bekannt geweſen zu ſeyn ſcheint. Was aber **Homers** Zeiten betrifft, ſo iſt es gewiß, daß man ſich in den Schlachten der Trompete bedienet hat, wie man dieſes mit dem ſinnreichen Gedichte von dem Froſch= und Mäuſekriege, beweiſen kann. Hieraus nun lernen wir, daß, wenn **Homer** den Griechen und **Trojanern** keine Trompeten giebt, es darum geſchehen, weil man ſich damals derſelben noch nicht bedienet hat, und dieſer große Dichter ſich dem Tadel ſeiner Landesleute nicht ausſetzen wollen, welche ſo gut wußten als er, wie neu der Gebrauch der Trompete noch in Griechenland war.

Virgil iſt in dieſem Stücke ſo behutſam nicht geweſen als **Homer**, welcher letztere, weil er älter war, die Gebräuche jener Zeit auch viel beſſer kannte. Man findet nämlich in der **Aeneis**, daß **Miſenus**, ein Sohn des **Aeolus**, bey der **trojaniſchen** Belagerung ein berühmter Trompeter geweſen, der ſich oftmals an **Hektors** Seiten hervorgethan. Nach einigen Schriftſtellern, ſind die **Tyrrhenier** die Erfinder der Trompete. **Athenäus** ſagt ausdrücklich, daß dieſes Volk τὰ κέρατα καὶ σαλπίγγας, die gekrümmte und die gerade Trompete, erfunden habe. Andere, z. E. **Pauſanias**, eignen deren Erfindung, nicht den **Tyrrheniern**, ſondern deren Anführer dem **Tyrrhenus**, einem Sohne des **Herkules** und Bruder des **Lydus**, zu.

Der Urſprung der Trompete ſcheint bey den Griechen, und Römern einerley zu ſeyn, und der Gebrauch dieſes Inſtruments, geht bey allen beyden, nicht über **Herkuls** Zeiten hinaus. Dieſes Spiel machte einen Theil der feyerlichen Spiele aus, die man in Griechenland hielt, und es ſtand auch ein Preis drauf.

Die griechiſchen Schriftſteller geben nichts ſonderliches von der Trompete ihres Landes an die Hand. Von den Trompeten der Römer aber, findet man mehreres und ſie unterſcheiden ſich von den Griechen darinn, daß ſie dreyerley Arten derſelben gehabt haben.

Die erſte war diejenige, welche man Tuba nannte, von Tubus, weil ſie einer Röhre glich. Dieſe Trompete war gerade, und hieß auch Tuba directa, Aes rectum. Oben am Anſatze war ſie enge, hernach erweiterte ſie ſich allmählich und endigte ſich mit einer cirkelförmigen und geſchicklichen Rundung, auf eine Art, die derjenigen völlig gleicht, welche noch heute zu Tage unter uns gebräuchlich iſt.

Die andere Art römiſcher Trompeten war kleiner als die erſte. Sie gieng gegen das Ende zu krumm, faſt wie ein Vogeldeuterſtab, von welchem ſie auch den Namen Lituus hatte. Zuweilen hieß ſie auch Tuba curva.

Die dritte Art endlich von Trompeten, welche bey den Römern gebräuchlich war, nannte man Buccina oder Buccinum. Dieſe war faſt ganz krumm und cirkelförmig. Sie gieng dem Trompeter unter dem linken Arme weg, und krümmte ſich dergeſtalt herum, daß die äußerſte Oeffnung, von eben der Geſtalt als der geraden Trompete ihre, ſich von vernen, eben über der Achſel zeigte, als ob ſie ſich wieder zum Mundſtücke fügen wollte.

In dem andern Theile dieſes Tractats unterſuchet Herr **Galland**, wozu man die gerade Trompete, welche die Griechen σάλπιγξ. und die Lateiner Tuba nennen, am gewöhnlichſten gebrauchet. Dieß geſchah nun im Kriege um die Soldaten zu ermuntern, oder ſie zur Fahne zurück zu rufen, wenn ſie ſich in der Hitze des Treffens davon verirret hatten.

Die gerade Trompete in den Kriegsheeren, war inſonderheit dem Fußvolke beſtimmet; und diejenigen, welche ſie blieſen, hießen Tubicines: ſie diente ebenfalls zu Fuße; es müßte denn bey gewiſſen Gelegenheiten geweſen seyn, da man ſie zu Pferde ſetzte. Wenn die Heere gegen einander rückten, ſo blieſen die Trompeten zum Anmarſch, das heißt, ſie gaben das Zeichen zur Schlacht. Allein, eben ſowohl als ein gewiſſer Ton der Trompete bedeutete, man ſolle den Feind anfallen; ſo gab ein anderer auch den Abzug zu verſtehen.

Es war ein alter Gebrauch bey den Römern, die Stadtmauren bey Trompetenſchalle zu ſchleifen. Ein anderer beſonderer Gebrauch der geraden Trompete aber, war, daß ſie im Felde den Soldaten die Zeichen zu ihren verſchiedenen Verrichtungen ertheilte.

Unter dem Schalle eben dieſer Trompeten, hielten auch die **Dictatores**, **Conſuls**. **Prätores** und andere Heerführer, ihr Siegsgepränge. Sie giengen vor dieſen feyerlichen Aufzügen her, und erfülleten die Luſt mit einem Geklirre, welches die Freude des Volks verdoppelte. Uebrigens war die gerade Trompete dem Kriege doch nicht ſo gar vorbehalten, daß man ſie nicht auch noch zu andern Dingen gebraucht hätte, die gar keine Verbindung damit hatten. Die Römer bedienten ſich derſelben, ſo wie die Griechen thaten, bey der Feyer einiger ihrer heiligen Spiele, und unter andern auch, bey den floraliſchen Spielen.

Zuweilen bediente man ſich ihrer auch bey den Leichengeprängen, das heißt, bey dem Leichenzuge, und ſo lange die Spiele währeten, welche man rund um den Holzſtoß eines Verſterbenen zu Ehren ſeines Begräbniſſes anzündete. Nach dem **Servius** hat man ſich der geraden Trompete nur bey den Leichenbegängniſſen bejahrter Perſonen bedienet, zum Unterſchiede mit den jungen Leichen, vor deren Gepränge Flöten vorher giengen. Ungeachtet dieſer Unterſcheidung dieſes Sprachlehrers aber, iſt es doch gewiß, daß man ſehr oft den Klang der Trompeten auch mit Flöten vermiſchet hat, und zwar bey den Leichenbegängniſſen der Großen und der Kaiſer. Man könnte gar, überhaupt zu reden, ſagen, daß bey allen Leichengeprängen der Römer, ſie mögen ſeyn geweſen wes Alters und Standes ſie wollten, allemal auch Flöten gebraucht werden; indem man bey allen Begräbniſſen diejenigen Trauerlieder geſungen, welche man Naenias genannt, und die gewiß mit Flöten haben müſſen begleitet werden.

Auch bey gewiſſen Opfern war die gerade Flöte noch üblich; inſonderheit bey dem Feſte der Muſterung des Gewehres.

In dem dritten und leſten Theile endlich, handelt Herr **Galland** von der krummen Trompete, Lituus genannt, und von der Buccina, als den zwo leztern Arten der Trompeten, die den Römern eigen geweſen. Die krumme Trompete, oder Lituus war für die Reiterey. Dieſes giebt Horaz in den zwey erſten Büchern ſeiner Oden klar genug zu verſtehen, als daß man daran noch zweifeln ſollte. Wenn die römiſchen Kaiſer zum Kriegsheere kamen, und an die Soldaten eine Rede halten wollten, ſo ließen ſie ſelbige durch die krumme Trompete zuſammen rufen, wie **Ammian Marcellin** bezeuget. So wie die gerade Trompete dem Fußvolke zum Zeichen des Angriffs und der Zurückziehung diente, ſo diente der Lituus zu eben der Sache bey der Reiterey. Auch bey den siegsprangenden Einzügen ward ſie gebraucht; wiewohl man dieſes nur von den Geſchwadern der Reiterey verſtehen muß, durch welche der Siegszug verſchönert ward. Denn das Fußvolk, welches an der Spiße dieſes Gepränges gieng, hatte allezeit ſeine Tubicines vor ſich, welche auf der geraden Trompete blieſen, die eigentlich Tuba genennet ward.

In Anſehung der andern Trompete mit Namen Buccina, ſo war ſie dem Fußvolke mit der geraden Trompete gleich gemein. Mit dem Schalle der Buccina wurden auch im Lager die verſchiedenen Nachtwachen angemeldet, die erſtern Wachen von den folgenden abgelöſet u.ſ.w. Zu dieſen Dingen brauchte man die Buccinam lieber als die gerade oder krumme Trompete, weil der Ton der Buccina ſchärfer war, und ſich auch in die Ferne deutlicher hören ließ.

Zu Zeiten des **Vegetius**, der unter **Valentinian** dem jüngern gelebet hat, bedienten ſich die Römer noch einer vierten Art von Trompeten. Dieſes waren die Hörner des **Büffels**, oder der **Auerochſen**, welche damals in Deutſchland häufig zu finden waren. Dieſes Horn, welches am Mundſtücke mit Silber beſchlagen worden, ſoll, wie dieſer Schriftſteller ſchreibt, einen ſo deutlichen und hellen Ton von ſich gegeben haben, als keine von allen andern Trompeten gethan.

* *

X.

Valeſius von dem Urſprunge des Glaſes.

Der Gebrauch des Glaſes iſt ſehr alt, und nach dem **Plinius** hat man deſſen Erfindung einem ungefähren Zufalle zu danken. Gewiſſe Kaufleute, die mit Salpeter handelten und durch **Phönicien** zogen, ſollen, als ſie an dem Ufer des Fluſſes **Belus** Fleiſch ſieden wollen, und keine Steine finden können um einen Dreyfuß aufzurichten, an ſtatt derſelben, etliche Stücke von ihrem Salpeter hingeſtellet haben. Dieſe Materie entbrannte, vermiſchte ſich mit dem Sande und zerfloß in kleinen Strömen von einer durchſichtigen Materie, welche da ſie hie und da gerann, die Art Glas zu machen anwies, welche man ſeit der Zeit unendlich höher getrieben. Aus dieſer Stelle des **Plinius** nun, wie auch aus einer Stelle des 2 Aufzuges aus **Ariſtophans Wolken**, ſchließt man, daß dieſe Entdeckung des Glaſes ungefähr tauſend Jahre vor **Chriſti Geburt** hergegangen ſey.

Es haben auch einige neuere Schriftſteller von dem Glaſe gehandelt, und unter andern **Anton von Nery** in einem Buche de arte vitraria, der **Pater Kircher** in ſeinem Mundo ſubterraneo, und **Salmaſius** in ſeinen Auslegungen über den **Solin**. Allein da ſie bey weitem dieſe

Materie noch nicht erſchöpfet haben, ſo hat Herr **Valeſius** einen ganzen Tractat davon geſchrieben, von welchem er der Akademie im 1709 und 1710 Jahre verſchiedenemale vorgeleſen.

Einer der vornehmſten Puncte läuft darauf hinaus, ob es nämlich, jemals Glas gegeben, das ſich mit dem Hammer ſchmieden läßt, wie uns **Plinius** und einige andere Alte überreden wollen. Er zeiget, daß, da **Plinius** der älteſte iſt, welcher davon redet, und die andern, als **Petronius**, **Dio Caſſius**, **Iſidorus von Sevilien**, denſelben nur abgeſchrieben, indem ſie zu ſeiner Erzählung noch viel eigenes hinzugefüget; dieſe letztern daher, in dieſer Sache, auch nur als Wiederhälle des **Plinius** anzuſehen ſind, welcher ausdrücklich bekennet, daß dieſe Sage mehr Lärmen als Richtigkeit hätte. **Plinius** ſelbſt alſo ſtellte dieſer Geſchichte wenig Glauben zu, und das vorgegebere Schmieden, des Glaſes, iſt ein Hirngeſpinſt, welches von der geſunden Naturkunde ſchlechterdings zernichtet wird.

Hierauf theilet Herr **Valeſius** die Geſchichte der vornehmſten Werke von Glas mit, welche die Alten, öffentlich oder daheim gemachet haben. Er fängt von den öffentlichen Werken an, als von den anſehnlichſten und findet nur zwey von dieſer Art, deren das Alterthum Erwähnung gethan hätte.

Der Schauplatz des **Marcus Scaurus**, eines Eidams des **Sylla**, iſt das erſte und älteſte dieſer Denkmäler. **Plinius** ſaget, **Scaurus** habe unter ſeinem Bauherrnamte, das prächtigſte Werk verfertigen laſſen, welches jemals von Menſchenhänden verfertiget worden. Dieß war ein Schauplatz, deſſen Bühne drey Steck hoch und mit 300 Seulen gezieret waren. Das erſte Stockwerk der Schaubühne war von lauterm Marmor. Das andere war ganz mit einer muſiviſchen Arbeit von Glas vertäfelt; eine Art von Pracht, die damals noch unbekannt, und in den folgenden Zeiten ſelbſt nicht gebräuchlich war. Der dritte und letzte Stock war von vergoldetem Holzwerke. Die

Seulen des erſten Stockwerks waren 38 Fuß hoch. Drey tauſend metallene Bildſeulen, die zwiſchen den Seulen ſtanden, trieben die Pracht des Anblicks auf den höchſten Gipfel. Der Schauplatz ſelbſt aber war ſo groß, daß er achtzig tauſend Menſchen gar bequem faſſen konnte.

Das zweyte öffentliche Denkmaal von Glas iſt aus dem 7 Buche der Recognitionum des H. **Clemens** genommen. Daſelbſt lieſt man, daß als St. **Peter** erſuchet worden, er möchte ſich in einen Tempel der Inſel **Aradus** begeben, um ein bewundernswerthes Werk zu ſehen, (dieß waren gläſerne Seulen, deren Höhe und Dicke außerordentlich war) dieſer Fürſt der Apoſtel ſich mit ſeinen Schülern dahin begeben und die Schönheit dieſer Seulen mehr bewundert habe, als die vortrefflichen Bildſeulen des **Phidias**, mit welchen der Tempel ausgezieret war.

Nachdem Herr **Valeſius** die Geſchichte dieſer zwey öffentlichen gläſernen Denkmäler angeführet, ſo geht er auf den beſondern Gebrauch, wozu das Glas den Alten gedienet.

Zuerſt redet er von dem Gebrauche der Glastafeln und Spiegel in den Zimmern der Alten. Der Beweis den er davon giebt, iſt aus dem 26 und 36 Buche des **Plinius** genommen, in welchen dieſer Schriftſteller ausdrücklich ſaget, daß die Stadt Sidon ehemals wegen der Kunſt Glas zu machen, ſehr berühmt geweſen, und daß ſie auch zuerſt das Geheimniß erfunden, Spiegel daraus zu machen. Etliche Zeilen tiefer aber, da er von dem ſchwarzen Glaſe redet, welches als eine Nachahmung des Agtſteines gemacht wird, ſaget er, daß man mit Fleiß dergleichen unter diejenigen Glastafeln genommen, womit die Stubenwände bekleidet geweſen, und das, um diejenigen zu betriegen, die ſich darinnen ſpiegeln kämen, und in Hoffnung ſich ſelbſt zu erblicken, mit Erſtaunen ſähen, daß ſie nur einen Schatten gewahr würden.

Zum andern zeigt Herr **Valeſius**, daß das Glas kein geringer Zierrath der Schenktiſche geweſen. Auch dieſen Umſtand erzählet uns **Plinius**. „Unter **Nerons** „Regierung, ſchreibt er, fieng man an, gläſerne Gefäſſe „und Becher zu machen, die ſehr durchſichtig waren und „dem Bergcryſtalle völlig gleich kamen. Dieſe Gefäſſe, „die man gemeiniglich aus **Aegypten**, und ſonderlich aus „der Stadt **Alexandria** holete, wurden von den Groſſen „ſehr hoch geſchätzt, und theuer bezahlet.„

Drittens zeiget er, daß das Glas auch in den Bücherſälen ſtatt gehabt. **Die Sphäre**, oder **Himmelskugel** iſt der anſehnlichſte gläſerne Zierrath, welcher die Bibliotheken der Alten gepuzet. Man verſichert, daß der berühmte **Archimedes** Erfinder davon geweſen; und es ſcheint auch, troz der gemeinen Meynung, daß ſie ſowohl als wir, die Kunſt beſeſſen, Vergrößerungsgläſer zu machen, wofern wir es nicht gar erſt von ihnen gelernet haben. In der That lieſt man, daß ein ägyptiſcher König **Ptolomäus**, einen Thurm oder ein Obſervatorium bauen laſſen, und zwar auf derſelben Inſel, wo der alexandriniſche **Pharus** ſtund, und daß er oben auf dieſen Thurm Ferngläſer ſtellen laſſen, die ſo ſehr weit trugen, daß er die feindlichen Schiffe, welche in der Abſicht kamen eine Landung auf ſeinen Küſten zu thun, **ſechs hundert** Meilen weit entdeckte.

Viertens bemerket er, daß man das Glas auch bey einigen Spielen der Alten gebraucht. Das erſte, davon Herr **Valeſius** redet, iſt das Spiel mit dem **gläſernen Balle**, oder vitrea pila. Bey dieſem Spiele hielten die Spieler die Hände in der Luft, um mit einer den geworfenen Ball zu fangen und mit der andern ihn weiter zu ſchlagen. Die ganze Geſchicklichkeit bey dieſem Spiele beſtand alſo darinn, daß man ſehr aufmerkſam und behende ſeyn mußte, den Ball nicht fallen zu laſſen. Wer nun dieſe Geſchicklichkeit beſaß, der war Sieger. Eine Aufſchrift, die in **Gruters** Samlung angeführet wird, lehret uns, daß der Erfinder dieſes Spieles ein **Römer**, Namens Vrſus Togatus geweſen. Das andere Spiel iſt das Schachſpiel, welches, nach dem

Zeugniſſe unſerer beſten Schriftſteller gemeiniglich von Glas geweſen.

Fünftens beweiſt er, daß eben dieſe Alten das Geheimniß beſeſſen, das Glas mit verſchiedenen Farben zu malen, und die meiſten Edelgeſteine recht gut nachzuahmen: welches unter andern, auch **Plinius** mit klaren Worten ſaget.

Sechſtens zeiget er, daß die Heiden und erſten Chriſten auch bey den Begräbniſſen Gläſer gebraucht. Man hat noch bis jetzo wenig alte Gräber eröffnet, worinn man nicht Thränenurnen, oder kleine Gefäße gefunden, die faſt allezeit von Glas ſind, in welche die Römer, aus Aberglauben, die Thränen auffiengen, welche ſie um die Verſtorbenen vergoſſen, und die ſie mit eben dieſen Leichen in ein Grab verſchloſſen. Nach der Einführung der chriſtlichen Religion aber, iſt von dieſen Thränengefäßen nichts mehr zu finden. In den Gräbern der Märtyrer findet man kleine Flaſchen, oder andere gläſerne Gefäße, in welche die erſten Chriſten mit großem Eifer das Blut geſammelt, welches dieſe heiligen Kämpfer für den Glauben vergoſſen.

Endlich unterſuchet Herr **Valeſius**, was denn eigentlich der Lapis ſpecularis ſey, aus welchem die Römer ihre Fenſter und Sänftengläſer gemacht. Die Gelehrten ſind hierüber ſehr uneins. Einige behaupten, dieſer durchſichtige Stein der Römer ſey eben derjenige, den die Griechen σχιστὸς nannten. Andere wollen, daß es der ἀργυροδάμας der Alten geweſen, weil er der Gewalt des Feuers widerſtanden. Einige wollen, es ſey der Stein σεληνίτης, dem die Römer den Namen Lapis ſpecularis gegeben, weil er ſo durchſichtig geweſen. **Salmaſius** behauptet, der Lapis ſpecularis und der φεγγίτης wären einerley. Da nun dieſe Verſchiedenheit der Meynungen zur Gnüge anzeiget, daß der Lapis ſpecularis heute zu Tage nicht ſehr bekannt iſt; ſo iſt Herr **Valeſius** ſehr geneigt zu glauben, daß er nichts anders geweſen, als dasjenige, was man in Deutſchland und Frankreich noch heute zu Tage Talkſtein, Talc, nennet; nicht aber der Talkſtein, der in den meiſten von unſern Steinbrüchen gefunden wird; ſondern das ganz weiße und durchſichtige Marienglas, davon noch heutiges Tages eine ſo große Menge in Moſcau iſt.

Das gemeinſte, wozu die Römer ihren Lapidem ſpecularem brauchten, war, daß ſie ihre Fenſter damit ſchloſſen. **Seneca** erwähnet dieſer Fenſter, als einer ſchon vorlängſt üblichen Sache; welches Anlaß giebt zu muthmaßen, daß ſie ſchon von der Republik an im Schwange geweſen. Von eben dieſem durchſichtigen Steine wurden auch die Gläſer in den bedeckten Sänften der römiſchen Damen gemachet.

Was die gläſernen Fenſter betrifft, dergleichen anjeßt die unſrigen ſind, ſo ſind ſie ſchon im fünften Jahrhunderte gebräuchlich geweſen, weil der H. **Hieronymus** ihrer Erwähnung thut.

* * *

XI.

Herrn von Boze Abhandlung
von den Belohnungen und Ehrenzeichen, welche die Griechen und Römer denenjenigen zugeſtanden, die ſich in den Wiſſenſchaften oder in der Kriegskunſt hervorgethan.

So ſchätzbar auch die Tugend an ſich ſelbſt iſt, ſo hat man doch faſt zu allen Zeiten dafür gehalten, daß ihr Name und ihre Reizungen allein, nicht zureichend wären die Menſchen zu deren Ausübung anzutreiben. Dieſes erſte Geſtändniß der menſchlichen Schwachheit hat den Gebrauch der Belohnungen und der äußerlichen Kennzeichen von Ehre und Vorzug eingeführet. So ward denn die Ehre der gewöhnliche Weg zur Tugend, trotz dem Begriffe jenes weiſen Römers, welcher, als er einer jeden von dieſen Gottheiten einen Tempel bauete, ſie neben einander ſetzte, und zwar auf eine ſolche Art, daß man in den Tempel der Ehre nicht anders, als durch den Tempel der Tugend kommen konnte.

Man würde ſich alſo in keine fruchtloſe und magere Unterſuchung einlaſſen, wenn man nach einer gewiſſen Ordnung die verſchiedenen Arten der Belohnungen oder Ehrenzeichen durchgienge, welche ſowohl die Griechen als Römer denenjenigen zugeſtanden, die ſich durch eine gründliche Weisheit, einen richtigen Verſtand oder durch eine geprüfte Tapferkeit, berühmt gemacht; dergleichen Tractat nun hat Herr von **Boze** im 170ſten Jahre unternommen, und der Akademie verſchiedene Stücke daraus vorgeleſen.

Der erſte Theil deſſelben enthält den Urſprung und gewiſſermaßen die Geſchichte der Bildſeulen, Aufſchriften und Münzen.

Der andere handelt von der Pracht des Siegsgepränges und der ſiegreichen Wiederkunft, von den Triumphbögen und Tropheen, von den verſchiedenen kriegeriſchen Kronen, von der Austheilung der Halsbänder, der goldnen Schilde, der Wurfpfeile, der geſtickten Fahnen, u. ſ. w.

Der dritte erſtrecket ſich auf den Gebrauch der öffentlichen Ausrufungen, auf die glorreichen Beynamen, ſo daraus entſtunden und wohl zuweilen auch noch auf die Nachkommen dererjenigen fielen, welche dieſelben zuerſt erworben hatten, auf die Leichenreden, auf das Recht der Ahnenbilder, auf die Vergötterungen der Kaiſer u. ſ. w.

Der vierte endlich, beſteht in einer Vergleichung aller dieſer uns von den Alten bekannten Belohnungen, mit denjenigen, welche in den letzten Jahrhunderten üblich geweſen, oder auch noch unter uns zu finden ſind.

⁂

XII. Herrn

XII.

Herrn Simons Abhandlung von den Zurüfen.

Die Zurüfe ſind zwar zu aller Zeit und in allen Ländern üblich geweſen; allein niemals weder ſo häufig noch ſo ſonderbar als unter den römiſchen Kaiſern. Das römiſche Volk, welches faſt ganz allein von der Freygebigkeit des Prinzen leben mußte, und der Rath, der nur noch einen bloßen Schatten ſeines ehemaligen Anſehens übrig hatte, ſuchten dem Regenten ihre Ergebenheit durch die ſchmäuchelhafteſten Lobſprüche und durch die herrlichſten Benennungen zu bezeugen. Dieſe Verderbniß ſchlich ſich ſo gar in die Uebungen der Gelehrten ein, welche bey der öffentlichen Vorleſung ihrer Arbeiten, Beyfall ſuchten.

Man kann daher dieſe Zurüfe auf drey folgende Arten einſchränken: auf die Zurüfe des Volks, des Senats und der Verſammlungen der Gelehrten; und in dieſer Ordnung hat Herr **Simon** ſie im 1705ten Jahre bey der Akademie abgehandelt.

Aus den gewöhnlichen Vorrednern und Schlüſſen der alten Luſtſpiele, erhellet, daß die Zurüfe, ſo gar in den Schauſpielen und von Anfang der Republik an, nichts unbekanntes geweſen; allein ſie waren ungekünſtelt, Plauſus tunc arte carebat, ſagt **Ovidius**. Es war nur ein undeutliches Geſchrey; nach der Zeit aber ward es eine Art von Concert. Der Geſang von welchem **Phädrus** redet, Laetare incolumis Roma ſaluo Principe, welcher für den **Auguſt** war gemacht worden, und das lächerliche Verſehen eines Flötenſpielers, Namens Princeps verurſachte, bemerket zur Gnüge, daß die muſikaliſchen Zurüfe ſchon zu **Auguſts** Zeiten gewöhnlich waren. Reuertentem ex provincia modulatis carminibus proſequebantur, ſagt Sueton, welcher von **Tibers** Zeiten noch ein ander Beyſpiel darbeuth. Die falſche Nachricht von des **Germanicus** Geneſung, breitete ſich kaum in Rom aus, als das Volk hauſenweiſe, mit Fackeln und Opferthieren ins Capitol drang und Salua Roma, ſalua Patria, ſaluus eſt Germanicus, dazu ſang.

Nero, der die Muſick bis zur Ausſchweifung liebte, ließ ſich auch angelegen ſeyn die muſikaliſchen Zurüſe zu verbeſſern. Die Harmonie bezauberte ihn, womit die **Alexandriner**, welche zu den Spielen gekommen waren, die man in **Neapolis** feyerte, ſein Lob abgeſungen hatten; er ließ alſo ihrer noch mehrere kommen, um gewiſſe junge Leute zu unterrichten, die man aus dem Ritterſtande und dem Volke ausſuchte, und ſie die verſchiedenen Arten der in **Alexandrien** üblichen Zurüſe zu lehren.

Dieſe muſikaliſchen Zurüſe hörten auch mit **Nerons** Tode nicht auf; ſondern währeten noch bis an **Theodorichs** Regierung. Allein das Volk machte nicht allezeit nur einen einzelnen Chor aus: zuweilen waren es ihrer zween, die einander wechſelsweiſe antworteten. Wenn alſo **Nero** auf dem Schauplatze die Leyer ſpielte, ſo gaben **Burrhus** und **Seneca**, die zu ſeiner Seite ſtanden, das Zeichen durch Händeklopfen. Hierauf ſtimmten fünftauſend Soldaten, Auguſtales genannt, ſein Lob an, welches die Zuſchauer, und inſonderheit die Standesperſonen, wiederholen mußten. Alles dieß geſchah unter der Anführung eines Muſickmeiſters Mezochoros oder Pauſavius genannt.

Die Lobeserhebungen folgten den Zurüſen, und waren von dreyerley Art. Die erſte hießen Bombi, weil ſie das Geſchwärme der Bienen nachahmeten. Die andern hießen Imbrices, weil es einen Laut gab, der dem Lärmen gleich kam, welches der Regen macht, wenn er auf die Dächer fällt. Die dritten hießen Teſtae, weil ſie den Schall der Muſcheln oder Caſtagnetten nachahmeten. Alle dieſe Lobeserhebungen wurden nach dem Tacte eingerichtet. Allein zuweilen wurden ſie durch das Landvolk geſtöret, welches mit zu den Schauſpielen kam und nicht gut unterrichtet war.

Es gab auch noch viele andere Arten, ſeinen Beyfall zu bezeugen. Z. E. daß man aufſtand, beyde Hände an den Mund legte, und ſie alsdann gegen diejenigen ſtreckte, die man ehren wollte, und dieſes nennte man adorare, oder baſia iactare; ferner erhob man die zuſammengefügten Hände, und legte die Daumen kreuzweiſe, und endlich ſchwänkte man auch einen Zippel von der **Toga**. Allein da dieſes beſchwerlich war, ſo ließ der Kaiſer **Aurelian** dem Volke gewiſſe Streifen von Zeuge zu dieſem Endzwecke austheilen.

Die Ehre ſolcher Lobeserhebungen erzeigte man ſonderlich den Kaiſern, ihren Kindern, ihren Lieblingen und denen obrigkeitlichen Perſonen, die den Spielen vorſtunden. Zuweilen ertheilte man ſie auch beſonders verdienten Perſonen, wie es dem **Cato** und **Virgil**, nach **Quintilians** Berichte wiederfahren. Die gewöhnlichſten Formeln dabey waren dieſe: Feliciter, Longiorem vitam, Annos felices. Selbſt die Schauſpieler, welche ſich beſonders hervorgethan, und diejenigen, welche in den circiſchen Spielen den Sieg davon getragen, waren davon nicht ausgeſchloſſen.

Den Erhebungen der Schauſpiele kann man noch diejenigen beyfügen, die die Soldaten und das Volk bey den Siegesgeprängen anſtelleten. Das ſiegreiche Kriegsheer begleitete ſeinen Feldherrn, gieng mit großem Gepränge ins Capitol und unter denen Verſen, die es ihm zu Ehren abſang, wiederholete es etlichemal das io Triumphe; das Volk aber antwortete darauf mit eben dieſem Freudengeſchrey.

Mit eben dergleichen Zurufen ertheilten auch die Soldaten ihren Feldherren den Namen Imperator, nach einer beſonders ſiegreichen Schlacht; er behielt dieſen Namen aber nur bis an das Siegsgepränge. Da indeſſen Julius Cäſar ihn beybehielt, nachdem er ſich des Reichs bemächtiget, ſo ward er nachmals ein eigener Name ſeiner Nachfolger und ihrer unumſchränkten Oberherrſchaft.

Die Zurüfe des Senats ſcheinen in der That ernſthafter zu ſeyn, als die Zurüfe des Volks; allein ſie kommen doch aus eben dem Urſprunge, das heißt, aus der Begierde, ſich entweder dem Fürſten, oder denenjenigen gefällig zu machen, in die er ſein Vertrauen ſetzte, und ſie hatten auch mit jenen einerley Endzweck, es ſey nun; um ihm die allgemeine Einwilligung und den Eifer der ganzen Verſammlung zu bezeugen, oder ihm wegen ſeiner Siege Glück zu wünſchen, oder um ihm endlich neue Verſicherungen der Treue zu geben.

Dieſe Zurüfe geſchahen gemeiniglich, nachdem derjenige Senator, welcher den Bericht abſtattete, ausgeredet hatte. Alle andere bezeugten ihre einhällige Einwilligung, durch den Zuruf: Omnes, Omnes; oder Aequum eſt, Iuſtum eſt. Zuweilen fieng man auch von den Zurüfen an. Zuweilen endigte man auch, ohne alles fernere Rathſchlagen, damit. Auf dieſe Art iſt es bey allen denen Wahlen und Ausrufungen der Kaiſer zugegangen, wobey das Anſehen des Raths etwas zu ſagen hatte; wie denn die Geſchichtſchreiber von ſolchen Beyſpielen voll ſind. Die Lobeserhebungen, welche man ſolchen Fürſten gab, ſind in prächtigen Ausdrücken abgefaßt. Allein die Schmäucheley und die Umſtände der Zeit, ertheilten ſelbige ohne Unterſcheid den Guten und Böſen: Für diejenigen, die ſie verdienten, war es freylich eine Ehre; und denen, die ihrer unwerth waren, war es ein wahrer Schimpf.

Eben das kann man von denen Zurüfen ſagen, womit man diejenigen Schriftſteller beehrete, die ihre Werke öffentlich ablaſen. Dergleichen Vorleſungen und Reden wurden mit groſſen Umſtänden an öffentlichen Orten gehalten; z. E. im Capitol, in den Tempeln, und im Athenäo, welches eine Art von Akademie war, oder auch in den Palläſten

ſten der großen Herren. Man ſchickte allenthalben Zettel herum, um eine anſehnliche Verſammlung zuſammen zu bringen. Die Hauptſorge gieng dahin, wie man eine große Anzahl Leute zuſammenbrächte, die ihren Beyfall gaben, und daß die Zurüfe ſo ordentlich und anſehnlich geſchähen, als möglich. Die Reichen, welche gern witzig ſeyn wollten, hielten dergleichen Leute in ihrem Solde, und liehen ſie auch wohl ihren Freunden. Andere ſuchten ſich ihre Gunſt durch Geſchenke und Mahlzeiten zu erwerben. **Philoſtratus** erzählet von einem jungen Menſchen mit Namen **Varus**, daß er den Gelehrten Geld geliehen, und denen, die ihn bey ſeinen Uebungen loben kamen, die Zinſen geſchenket hat. Es war etwas gefährliches, dieſe feile Lobredner zu erzürnen, indem ſie fähig waren die beſten Stücke zu ſtürzen.

Bey dieſen Zurüfen ward es faſt eben ſo gehalten, als bey den Zurüfen der Schauſpiele, ſowohl was die Muſick, als das Einſtimmen betrifft. Sie mußten ſich aber auf die Sache und auf die Perſonen ſchicken. Es gab andere für die Weltweiſen, andere für die Redner, andere für die Geſchichtſchreiber und noch andere für die Dichter; es würde aber ſchwer ſeyn alle dieſe Formeln anzuführen. Eine der gewöhnlichſten war die Sophos, welche man dreymal wiederholete. **Martial** ſchließt einige andere ziemlich übliche in dieſen Vers ein:

Effoete, grauiter, cito, nequiter, euge, beate.

Die Römer waren in dieſem Stücke ſo fruchtbar als die Griechen. Sie verſchwendeten ſo gar die Namen der Götter, oder doch wenigſtens der berühmten Männer ihre, an diejenigen, die ſie erheben wollten. Es war auch nicht genug, daß dieſes nur bey jedem Satze der Rede geſchah, und inſonderheit nach dem Eingange; ſondern man wiederholte die Zurüfe bey allen ſchönen Stellen, oftmals auch bey jedem Abſatze, und die Schriftſteller wurden zuweilen dadurch ſo ſehr beläſtiget, daß ſie die Zuhörer bitten mußten, ſtille zu ſchweigen. Hingegen waren ſie auch nicht zu tröſten, wenn der Lesort nicht ſo, wie ſie wohl wünſcheten, von ihrem Lobe erſchollen. So beſcheiden auch der jüngere **Plinius** war, ſo zornig iſt er doch auf gewiſſe boshafte Gemüther, die ſich recht beſtrebten keinem beyzufallen. **Paulus von Samoſata** aber zog ſich die Sache noch mehr zu Gemüthe, und ſchimpfte ſo gar, wenn das Volk, welches in ſeiner Predigt war, ihn nicht loben wollte, und die Schnupftücher nicht mit genugſamem Eifer in die Luft ſchwang: denn dieß war eine Art von Beyfall.

Dergleichen Zurufe nun waren denen, die öffentlich redeten, nicht nur rühmlich, ſondern ſie kamen ihnen auch ſehr zu ſtatten, wenn ihnen etwa das Gedächtniß verſagte. Denn alsdann verdoppelte man dieſelben, damit ſie Zeit gewännen, ſich wieder zu erholen.

* *

XIII.

Herrn Simons Abhandlung von den Glücksſpielen, die bey den Römern gebräuchlich geweſen.

Ungeachtet die Glücksſpiele durch die römiſchen Geſetze verbothen waren, ausgenommen in währenden **Saturnalien** nicht, ſo ſcheint es doch, daß man über dieſes Verboth ſchlecht gehalten haben müſſe, oder daß es nur die öffentlichen Häuſer betroffen. **Cato** der Cenſor, hat geglaubet, wie **Cicero** berichtet, daß die Würfel- und Knöchelſpiele ein Zeitvertreib wären, der ſich für Betagte wohl ſchickte; und man bemerkt, daß der berühmte Rechtslehrer **Scävola** demſelben ſehr ergeben geweſen. Unter den Kaiſern nahm die Spielſucht zu, als welche ſelbſt ein Beyſpiel dazu gaben. Auguſt verlor in einem Abende

20000 Seſterzen, (etwa 833 Thl. 8 ggr.) im Spiele, und **Nero** wagte 400000 (etwa 16666 Thl. 16 gr. wenn man wie oben, ein Seſterz zu 1 ggr. rechnet) auf einen einzigen Wurf. Der Kaiſer **Claudius** aber war ein Erzſpieler.

Herr **Simon** theilte im 1703ten Jahre der Akademie eine Abhandlung mit, in welcher er ſorgfältig alles geſammelt hat, was uns die Alten von dieſer Art von Spielen, die unter den Römern üblich geweſen, am merkwürdigſten hinterlaſſen haben.

Die unter dem Namen Alea begriffenen Glücksſpiele, können in zwo Hauptarten eingetheilet werden; nämlich in die **Knöchel**, Tali genannt, und in die **Würfel**, Teſſerae.

Das Knöchelſpiel war nach dem Homer (*Iliad.* 23) den Griechen ſchon von der Zeit des trojaniſchen Krieges an bekannt. Sie nannten dieſe Knöchel *ἀϛράγαλοι*, von einem Knöchelchen, welches in dem Gelenke einiger Thiere zu finden iſt, und von ihnen zu dieſem Spiele gebrauchet ward.

Die Knöchelchen hatten eigentlich nur vier Seiten, auf welchen ſie bequem konnten liegen bleiben, indem die zwo äußerſten Ecken zu rund dazu waren; dennoch war auch dieſer außerordentliche Fall nicht unmöglich, und man nennte ihn Talum rectum. Von den vier Seiten nun waren zwo platt und breit, deren eine ſechs galt, und von den Lateinern Senio, von den Griechen aber χῷος genannt ward; die gegen über ſtehende galt nur eins, und man nennte ſie Canis oder Vulturius. (*Cicer. Lib.* 2 *de Fin. n.* 54) Dieß iſt eben die Seite, welche die Griechen κύων oder χῖος nennen; daher denn das Sprüchwort kam: χῖος πρὸς χῷον, eins gegen ſechſe. Von den zwo engern Seiten war eine convex, Suppum oder Supinum genannt und galt drey; die andere war concav, ſie hieß Pronum und galt vier. Zwey und fünfe hatte man auf den Knöcheln nicht.

Insgemein ſpielte man mit vier Knöchelchen, welche nur auf 35 Arten fallen konnten; nämlich, viermal ſo, daß die vier Vorderſeiten beyſammen waren; achtzehnmal ſo, daß zwo Seiten einerley Zahl zeigten; zwölfmal ſo, daß ihrer drey gleich waren, und ein einzigmal, wenn alle Knöchel unterſchieden waren; dieß war der glücklichſte Wurf und hieß Venus. Die Griechen hatten allen dieſen verſchiedenen Würfen, die Namen der Götter, der Helden, der berühmten Männer, ja auch wohl der Buhlſchweſtern, gegeben.

Der Venuswurf hieß auch Baſilicus, weil man ihn treffen mußte, um bey Tiſche König zu werden. (*Horat. Lib. 2 Od. 7*) Der gegenſeitige Wurf waren die 4 Eins, Damnoſi Canes genannt. (*Perſ. Sat. 3 Plaut. Curc. Act. 2 Sc. 3*) Unter den übrigen Würfen waren einige glücklich, andere unglücklich und noch andere gleichgültig. Unter den Spielern war es gebräuchlich, daß ſie die Götter, oder ihre Gebieterinnen um Beyſtand anriefen, bevor ſie die Knöchel auswurfen.

Um die Kunſtgriffe, oder das Kneipen, zu vermeiden, ſo bediente man ſich der Becher, aus welchen man die Knöchel warf. (*Martial.*) Dieſelben waren rund, in Geſtalt kleiner Thürme, unten weiter als oben, und der Hals daran war enge. Man nannte ſie Turris, Turricula, Orca, Pyrgus, Phymus. *Iuuenal.* Sie hatten keinen Boden, aber inwendig verſchiedene Fächer, auf welchen die Knöchel einigemal auf- und abfallen mußten, ehe ſie auf den Tiſch fielen:

Alternis vicibus quos praecipitante rotatu
Fundunt excuſſi per caua buxa gradus. *Auſonius.*

Dieß geſchah nun mit groſſem Schalle; und von demſelben nannte man den Becher auch Fritillus. (*Lucian.*)

Unter den Griechen waren die Knöchel ein bloſſes Spiel für Kinder. Daher ſchickte **Phraates**, König der **Parther**, dem **Demetrius**, Könige von **Syrien**, goldene Knöchel, um ihm ſeinen Leichtſinn vorzurücken. Gleichwohl ward dieſe Zeitkürzung bey den Weiſſagungen, die nach dem Loos der Würfel oder Knöchel geſchahen, zu einer ernſthaften Sache. So befragte man den **Herkules** in einem Tempel, den er zu **Achaia** hatte, und ſo wurden die **geryoniſchen** Orakelſprüche bey dem Brunnen **des** zu **Apona**, nahe bey **Padua**, ertheilet. (*Pauſanias in Achaic.*)

Das Würfelſpiel, Teſſerae genennt, war in Rom nicht minder gebräuchlich, als das Knöchelſpiel; ſein Urſprung war auch eben ſo alt, wenn man dem **Sophokles**, **Pauſanias** und **Suidas** glauben will, welche deſſen Erfindung dem **Palamedes** zuſchreiben. **Herodotus** rechnet ſie den **Lydiern** zu, die er zu Erfindern aller Glücksſpiele machte, und zwar zur Zeit **des Alis**, eines Sohns **des Manes**.

Die alten Würfel waren viereckigt wie die unſrigen, und daher nannten die Griechen ſie κύβοι. Sie hatten alſo auch ſechs Seiten:

> Hic mihi biſſeno numeratur teſſera puncto. *Martial.*

Dieß iſt von denen Würfeln zu verſtehen, mit welchen man zuweilen ſpielete. Das gemeinſte Spiel war mit dreyen Würfeln, nach dem Sprüchworte ἢ τρεῖς ἓξ, ἢ τρεῖς κύβοι, entweder **drey Sechſen**, **oder drey Eins**, **oder alles oder nichts**.

Es gab dreyerley Arten mit Würfeln zu ſpielen. Die erſtere hieß πλειστοβολίνδα, in welcher derjenige, der die meiſten Augen warf, alles bekam was auf dem Spiele ſtand. Der beſte Wurf war der **Paſch** mit allen Sechſen. Dieß Wort kommt her von ῥαῶς ἀφελών, der leicht gewinnt. Man nennte dieſen Wurf auch **Venus**, wie im Knöchelſpiele. Der ſchlechteſte waren die drey Aß, Canes oder κύβοι genannt. Daher ſagt **Epicharmus**, daß man im Heirathen, wie im Würfelſpiele, zuweilen alle drey Sechſen, und zuweilen die drey Eins träfe. Außer dem, was auf dem Spiele ſtand, bezahlten diejenigen die verloren, auch noch für jeden unglücklichen Wurf etwas.

Da nun die Würfel ſechs Seiten hatten, ſo machte dieß 56 Würſe: nämlich ſechsmal Paſch; dreyßig wo zween Würfel einander gleich waren, und zwanzig, wo ſie alle drey von einander unterſchieden waren.

Die andere Art zu ſpielen hieß *προαιρέσιμον*. Wenn einer der die Würfel hatte, den Wurf den er wünſchte, nannte, bevor er noch geſchmiſſen hatte, und er traf ihn; ſo gewann er das Spiel; oder er überließ auch dieſe Wahl ſeinem Gegner, und alsdann traf ihn das Schickſal, dem er ſich unterworfen hatte:

> Et modo tres iactet numeros, modo cogitet apte
> Quam ſubeat partem callida, quamque vocet.
>
> *Ouid. de arte amand. Lib. 2.*

Die dritte Art von Spiel hieß *διαγραμμισμος* bey den Griechen, und Duodena ſcripta bey den Lateinern. Der Tiſch auf welchem man ſpielte, war viereckicht. Selbiger war mit 12 Linien abgetheilet, auf welchen man die Plätze nach Gutdünken ordnete, jedoch ſo, daß man ſich nach den Augen der Würfel richtete die man geworfen hatte. Dieſe Plätze Calculi genannt, waren auf jeder Seite funfzehn an der Zahl, und von verſchiedener Farbe:

> Diſcolor ancipiti ſub iactu calculus aſtat,
> Decertantque ſimul candidus atque niger:
> Vt quamuis parili ſcriptorum tramite currant,
> Is capiet palmam quem ſua facta vocant.

Es herrſchten alſo das Glück und der Verſtand gleich ſtark im Spiele, und ein geſchickter Spieler konnte durch ſeine Fähigkeit die böſen Würſe, die er getroffen, gar leicht verbeſſern, wie folgende Stelle lehret: Ita vita eſt hominum quaſi cum ludas teſſeris, Si illud quod maxime opus eſt iactu non cadit; Illud quod accidit, id arte vt corrigas. (*Terent. in Adelphis*) Aus eben dieſer Urſache

ſache konnte man auch, aus Gefälligkeit gewinnen laſſen, wenn man das Würfelſpiel ſchlecht ſpielte. Dieſen Rath giebt Ovid einem Liebhaber der mit ſeiner Geliebten ſpielet:

> Seu ludet, numeroſque manu iactabit eburnos;
> Tu male iactato, tu male iacta dato.

de Arte am.

Wenn man einen Würfel ausgeſetzt hatte, welches dare calculum hieß, und gewahr ward, daß man übel geſpielet hatte; ſo konnte man, mit Erlaubniß ſeines Gegners, noch einmal werfen, welches reducere calculum hieß; Dieß erkläret **Cicero** ſo: Itaque tibi concedo, quod in duodecim ſcriptis ſolemus, vt calculum reducas, ſi te alicuius dati poenitet. *in Frag. Hortenſ.*

Die zwölf Linien waren durch eine Queerlinie durchſchnitten, welche Linea ſacra hieß, und die man ſonder Zwang nicht überſchritt. Daher kam das Sprüchwort: *κινήσω ἀφ᾽ ἱερᾶς*; das heißt: ich will über alles hinweg fahren. Wenn nun die Würfel bis an die letzte Linie kamen, ſo ſagte man, ſie wären ad incitas. Man bediente ſich dieſer Metaphor, um zu ſagen, daß eine Perſon ſich nicht mehr zu rathen oder zu helfen wüßte.

> *Sy.* Profecto ad incitas lenonem rediget, ſi eas abduxerit;
> *Mi.* Quin prius diſperibit ſaxo, quam vnam calcem ciuerit.

Plautus Paenulo, Act. 4 Sc. 2.

Der *διαγραμμισμος* der Griechen, hatte nur 10 Linien und 12 Steine.

Die übrigen Regeln dieſes Spiels weis man nicht, und man muß ſelbiges nicht, wie die mehreſten Ausleger gethan, mit dem Damen- oder Schachſpiele vermengen, welche gar nicht auf den Ausſchlag der Würfel ankommen. Dieſes Spiel kömmt eigentlich nur mit unſerm Tricktrack überein, mit welchem man die Vergleichung gar leicht anſtellen kann.

* * *

XIV.

Des Abts Tilladet Abhandlung, von den Rieſen.

Die Frage von dem Daſeyn der Rieſen, welche man ſo oft aufgeworfen hat, ſcheint eben keine ſo gar ſchwere Aufgabe zu ſeyn. Das ganze Alterthum gedenket gewiſſer ungeheuren Leute, deren Länge außerordentlich geweſen, und die man zu verſchiedenen Zeiten geſehen hat. Selbſt die heilige Schrift redet an etlichen Orten davon: die weltlichen Geſchichtſchreiber aber, die Reiſenden, und inſonderheit die Dichter, erzählen uns erſtaunliche Dinge von ihnen. Gleichwohl, wenn man alle dieſe Zeugniſſe näher unterſuchet; wenn man die Worte der heil. Schrift, derer ſie ſich in dieſer Sache bedienet, in ihrer natürlichſten Bedeutung nimmt; wenn man die poetiſchen Vergrößerungen auf einen vernünftigen Verſtand bringt; wenn man die Geſchichtſchreiber und Reiſenden bey demjenigen hält, was ſie ſelbſt wirklich geſehen, oder doch von glaubwürdigen Zeugen gehört haben; ja wenn man endlich der weiſen Analogie der Natur nachgeht; die in demjenigen, was ſie hervorbringt, faſt immer einförmig bleibt: ſo ſieht man wohl, daß die Sache ſo gar leicht nicht zu entſcheiden iſt, als man es anfangs geglaubt hatte.

Der Herr Abt Tilladet hat der Akademie im 1704 Jahre ſeine Betrachtungen hierüber mitgetheilet. Die Schriftſteller, welche vor ihm davon geſchrieben, haben verſchiedene Meynungen ergriffen. Einige, die gar zu leichtgläubig geweſen, haben ſich von den meiſten Träumereyen der Dichter und Rabbinen verführen laſſen; und wenn ſie gleich nicht geglaubt haben, daß die Rieſen den Berg Oſſa auf den **Pelion** getragen, um den Himmel zu erklettern:

ſo haben ſie doch zum mindeſten geglaubt, es habe Menſchen gegeben, die ſo ungeheuer groß geweſen, daß ihre Länge, anderer Leute ihre, etliche mal übertroffen.

Einige klügere und behutſamere Schriftſteller, die nicht gänzlich leugnen konnten, daß es Leute gegeben, die viel größer geweſen, als diejenigen ſind, mit denen wir anjeßt leben, haben ſich bemühet, die Bücher, welche davon handeln, mit critiſchen Augen zu betrachten. Sie haben hierinnen auch der anſehnlichſten, z. E. der heil. Schrift ſelbſt, nicht verſchonet, und da ſie das Maaß der Rieſen, deren dieſelbe Erwähnung thut, z. E. **Ogs**, des Königes zu **Baſan**, **Goliaths**, und einiger andern, auf das genaueſte genommen; ſo haben ſie gefunden, daß dieſe ungeheuren Menſchen, gleichwohl nicht über zwölf bis funfzehn Schuhe lang geweſen. Das Bette des erſtern, wovon die **Rabbinen** ſo viel ausſchweiſendes Zeug erzählen, hat ſelbſt nach den eigentlichen Worten der heil. Schrift nur neun Ellen, das heißt, zwölf oder dreyzehn Schuhe in der Länge gehabt. Sie haben auch gar wohl geſehen, daß die Wörter **Nephilim** und **Gibborim**, welche von den **ſiebenzig Dollmetſchern** durch **Rieſen** überſeßt worden, eigentlich nur Leute bedeuten, die in abſcheuliche Laſter verfallen, und durch ihre Unbändigkeit noch viel abſcheulicher ſind, als durch ihre Länge. So haben **Theodoret**, der **H. Chryſoſtomus**, und nach ihnen, unſere gelehrteſten Neuern, dieſe Wörter überſeßt. Man ſieht übrigens wohl, daß der Grund, weswegen **Joſephus** und einige andere Kirchenväter nach ihm, geglaubet haben, es hätte Rieſen gegeben, offenbar falſch iſt: weil ſie vorausſeßen, dieſelben wären aus dem Umgange der **Engel** mit den **Töchtern der Menſchen** entſprungen; welches Mährchen ſich auf ein Exemplar der ſiebenzig Dollmetſcher, und auf das Buch **Enochs** beziehet, als welche anſtatt der **Kinder Gottes**, das heißt, der Nachkommen **Seths**, die ſich mit Cains Töchtern verheirathet, das hebräiſche Wort durch **Engel** überſeßt.

Es iſt nicht ſchwer geweſen, alles, was die übrigen Schriftſteller von den Rieſen berichten, auf einen eben ſo vernünftigen Sinn zu bringen: da die meiſten von ihren Zeugniſſen, ſich nur auf falſche Nachrichten, oder auf ungetreue Erzählungen ſtützen.

Wenn der Abt **Tilladet** indeſſen hierbey keine andere Abſicht gehabt hätte, ſo würde ſeine Abhandlung vielleicht eben nichts neues in ſich enthalten; allein er denket von dieſer Sache auf eine andere Art, die ihm ganz eigen iſt. Er glaubt nicht nur, daß es wirklich Rieſen gegeben, ſondern daß es ſo gar ganze Rieſenvölker und Rieſenſtädte gegeben; daß unſere erſten Aeltern dergleichen geweſen; insonderheit aber die hauptſächlichen Anführer der erſten Völkerzüge. Nach dieſem Lehrgebäude muß **Adam** ein wahrhafter Rieſe geweſen ſeyn; und dieſes iſt ein Vorrecht, welches man ihm um ſo viel lieber einräumet, da man ſich beſtrebet, aus phyſikaliſchen Urſachen zu beweiſen, daß der Vater und die Mutter der Rieſen, ſelbſt Rieſen ſeyn müſſen. Man könnte aus den Rabbinen ſehr ſeltſame Urſachen von dieſer Materie entlehnen: allein man iſt ſo verſtändig geweſen, daß man dieſe Wahrheit vorausgeſetzt hat, ohne fernern Beweis davon zu geben, als die Unmöglichkeit, daß eine Mutter, die ſelbſt nur 5 oder 6 Schuh hoch iſt, ein Kind bey ſich tragen ſoll, welches, da es zu einem Rieſen beſtimmt iſt, wahrſcheinlicher Weiſe bereits wenige Tage nach der Empfängniß, zum mindeſten ſchon 5 bis 6 Schuh haben muß.

Wofern nun **Adam** ein wirklicher Rieſe geweſen; ſo haben die Patriarchen gewiß eben daſſelbe Vorrecht gehabt: und man ſieht nicht, wie z. E. **Noah**, die **Arche** anders hätte bauen können, worinnen das ganze menſchliche Geſchlecht von der Sündfluth errettet worden; und welche nicht einmal fähig geweſen wäre, alle Thiere zu faſſen, die er hinein nahm, wofern man die **Ellen**, deren die heil. Schrift erwähnet, nicht für **Rieſenellen** annimmt. Man ſieht auch nicht, wie die Baumeiſter des **babyloniſchen**

Thurns, dieſes Werk hätten unternehmen können, wenn ſie nicht wahre Rieſen geweſen wären. Endlich hat man die Annehmung dieſer Meynung noch nöthig, um das lange Leben der Patriarchen zu erklären, und man bedient ſich dieſes Grundes, daß, da das Leben in der urſprünglichen Feuchtigkeit (humido radicali) und der Tod, in der Verſchwindung derſelben beſteht, daſſelbe auch bey einem Rieſen länger dauren müſſe, als bey einem andern Menſchen. Man könnte zwar wohl einwenden, daß, da die Verzehrung dieſer urſprünglichen Feuchtigkeit bey einem Rieſen größer iſt, als bey einem Zwerge, derſelbe auch nichts länger leben dörfe: ſo wie es gewiß iſt, daß, wenn die Dochte eine gewiſſe Verhältniß haben, ein Wachsſtock eben ſo lange brennen muß, als eine dicke Kerze. Allein, man muß dem Urheber einer neuen Meynung, der vielleicht nicht alles ſogleich voraus geſehen haben mag, nicht ſogar ſcharf zuſetzen. Herr Tilladet wickelt ſich aus dem Einwurfe, den er ſich ſelbſt, wegen der ſo merklichen Abnahme der Menſchen macht, ſo heraus, daß er, um dieſer Schwierigkeit zu entkommen, ſeine Zuflucht zu der Güte der damaligen Lebensmittel, und zu der Fruchtbarkeit der damals noch ganz neuen Natur nimmt.

Von den Patriarchen, kömmt Herr Tilladet auf die Stifter der Monarchien, und auf die Anführer der erſten Colonien. Er vergißt hierbey den **Nimrod** ſo wenig, als diejenigen, welche die Stadt **Hebron** erbauet, die man die **Rieſenſtadt** nennet. Dieſes waren ſonder Zweifel Leute, die ihrer Länge nach ſehr ungeheuer waren: indem ihre Nachkommen, **Achiman**, **Siſai** und **Tholmai**, gegen welche Caleb, der das Land auskundſchaften ſollte, ſtreiten mußte, wirkliche Rieſen waren. Kurz, das ganze Land, welches von den **Enackskindern** bewohnet ward, gegen welche die Jſraeliter ſich wie Heuſchrecken hielten, war ein Rieſenland (Terra Gigantum). Die Colonie, welche das Königreich **Baſan** ſtiftete, war ebenmäßig ein Rieſengeſchlecht. **Og**, der letzte König deſſelben, war wie ſchon geſagt, ungeheuer von

Geſtalt. Man kann, ſetzt Herr **Tilladet** hinzu, von den **Ammoniten**, und von verſchiedenen andern Völkern eben das ſagen, und ſeiner Meynung nach, müſſen wohl diejenigen, welche das Land **Virginien**, die **magellaniſchen Inſeln**, und einige andere Länder bevölkert haben, allwo die Menſchen noch jetzo groß ſind, ſelbſt wirkliche Rieſen geweſen ſeyn. Denn, nach ſeiner Meynung können die Menſchen wohl immer kleiner werden, und werden es auch wirklich noch immer: allein um ein anſehnliches zunehmen, das können ſie nicht.

Der Verfaſſer hätte ſeine Muthmaßungen noch weiter treiben können. Er hätte leicht noch mehrere Heerführer von der begehrten Geſtalt gefunden. **Antheus**, der ſich in **Lybien** geſetzt, war 60 Ellen hoch, wenn man nach demjenigen geht, was man von ſeinem Körper erzählt, den man dem **Sertorius** gezeiget hat. **Pallas**, **Evanders** Sohn, der aus **Arkadien** nach Italien gekommen, war länger von Leibe, als die Mauren zu **Rom**. **Herkules**, der nach den gemäßigſten Schriftſtellern, zum mindeſten ſieben Schuh lang war, und auf eine Mahlzeit einen ganzen Ochſen verzehrte, könnte ja wohl für einen Rieſen gelten. Und was hindert uns vom **Cekrops**, dem Stifter der Stadt **Athen**, eben das zu glauben? Der Zuname διφυής, den man ihm gab, und das Land **Phönicien**, daraus er entſproſſen war, das nach dem **Bochart** dieſen Namen vom **Enack**, dem Vater der Rieſen, angenommen hatte, würde dieſe Muthmaßung ſo wahrſcheinlich machen, als es nöthig iſt, um den andern Beweiſen gleich zu kommen.

◆

XV.

Herrn von Valois Erklärung einer Stelle des erſten Buchs Moſe.

In dem 36 Capitel des erſten Buchs Moſe zeiget ſich eine ziemliche Schwierigkeit, indem daſelbſt von gewiſſen Königen geredet wird, die in Edom regieret haben, bevor die Kinder Iſrael noch irgend einen König gehabt.

Die Frage kömmt darauf an, ob dieſe Könige in Edom, vor, oder nach dem Eſau regieret haben; und wenn ſie nach ihm regieret haben, ob ſie von ſeinem Geſchlechte geweſen ſind oder nicht?

Herr von Valois, der im 1705 Jahre dieſe Schwierigkeit unterſuchet hatte, ſetzet feſt, daß Moſes im Sinne gehabt, in dieſem Capitel hauptſächlich dreyerley Sachen zu bemerken.

Die erſte iſt, die genealogiſche Geſchichte des Hauſes Eſau. Die andere, ſeine Wohnung und das Land, welches der Herr ihm zum Theil angewieſen. Die dritte endlich, die Namen derer Fürſten, die dieſes Land regieret haben.

Was den erſten Punct betrifft, nämlich die genealogiſche Geſchichte des Hauſes Eſau, ſo iſt es gut, wenn man bemerket, daß Moſes, in der Erzählung von den Nachkommen Eſaus, nur bis ins dritte Glied geht, und nicht weiter. Nun ſcheint es zwar ſchwer zu ſeyn, von dieſer Auslaſſung der heil. Schrift einen Grund anzugeben; es müßte denn ſeyn, daß ſie darum nicht für nöthig gehalten, eine genaue und umſtändliche Beſchreibung aller Nachkommen Eſaus von Vater auf Sohn zu machen, weil Eſau war verworfen worden, und die Nachkommen ſeines Geſchlechtes, dereinſt, entweder ganz ausgerottet werden ſollten, wie die Amalekiter, oder doch dem Volke Iſrael unterworverworfen werden ſollten; dieß geſchah zur Zeit **Davids**, und noch lange Zeit hernach unter der Regierung **Hircans**, der die **Edomiter** unters Joch brachte, und dieſelben zwang ſich der Beſchneidung und Beobachtung der jüdiſchen Ceremonien zu unterwerfen; wie **Joſephus** ſolches berichtet.

Was nun den andern Punct betrifft, nämlich **Eſaus** Aufenthalt, ſo lehret uns **Moſes**, daß dieſer Patriarch, nachdem er ſeinem Bruder **Jacob** das Land **Canaan** abgetreten, welches für ſie beyde nicht groß genug war, indem ſie eine ſo große Menge Vieh hatten, ſeine Wohnung auf dem Gebirge Seir aufſchlug und dieſer ganzen Landſchaft ſeinen Zunamen **Edom**, gab.

Was aber endlich den letzten Punct anbetrifft, nämlich die Erwähnung der verſchiedenen Namen derer Prinzen, die nach und nach das Land **Edom** beherrſchet haben, ſo berichtet **Moſes**, daß, nachdem **Edom** vom **Eſau** erobert worden, erſtlich von Anführern oder Prinzen, Ducibus, beherrſchet und in drey Fürſtenthümer abgetheilet worden. Das erſte davon hieß **Eliphaz**, nach dem älteſten Sohne **Eſaus**; das andere **Rahuel**, nach ſeinem zweyten Sohne; und das dritte endlich **Oolibama**, nach dem Namen der dritten Frauen des **Eſau**, von welcher dieſer Erzvater drey Kinder hatte, die alle drey in dieſem Lande, ein jeder in ſeinem Sprengel regierten.

Allhier nun muß man einerley bemerken; daß nämlich Moſes dem **Eliphaz**, ſo wenig als dem **Rahuel**, ſondern nur ihren Kindern, den Namen eines Anführers oder Prinzen giebt; indem die Väter ſich allem Anſehen nach damit begnüget, daß ſie nur ein jeder ihren Provinzen ſeinen Namen gegeben.

Was nun die jüngern Brüder des **Eliphaz** und **Rahuels** betrifft, ſo gaben ſie, da ihr Theil, wie leicht zu erachten, das kleinſte geweſen, ihrer Provinz den Namen ihrer Mutter, **Oolibama**, und nahmen den Titel Prinzen an, indem ihre Kinder zum Regimente noch zu jung waren. Hierauf läßt ſich **Moſes** in eine Beſchreibung der genealogiſchen Geſchichte der Kinder des Seir ein, welche Herren dieſes Landes geweſen, bevor ſich **Eſau** deſſelben bemächtigte. Nun haben zwo Urſachen dieſen heil. Schriftſteller bewogen, dieſes Geſchlechtregiſter vom Hauſe Seir zu machen. Erſtlich weil Seir ein Herr jenes Landes geweſen. Zum andern, weil **Oolibama**, die dritte Frau des **Eſau**, von dem Seir abgeſtammet war. Man könnte auch noch hinzuſetzen, daß **Thamna** das Kebsweib des **Eliphaz**, eine Tochter des Seir war. Dieſe Betrachtungen ſind es unfehlbar, die den **Moſes** bewogen, in erwähntes Capitel, das Geſchlechtregiſter Seirs des **Horiten** abzufaſſen und die Namen derer Prinzen zu nennen, die vorhin ehe **Eſau** ſeine Wohnung in dieſem Lande aufgeſchlagen, daſſelbe beherrſcht hatten.

Nach dieſer Ausſchweifung von den **Horiten**, kehret **Moſes** wieder zu ſeiner Geſchichte von den **Edomitern**, und bemerket, daß ſie nach der Zeit von Königen, und nicht mehr von Anführern oder Prinzen, beherrſchet worden, und er ſetzt hinzu, daß dieſe Könige in dem Lande **Edom** eher geherrſchet, als die Kinder **Iſrael** einen König gehabt. Hieraus folget, in der natürlichen Ordnung der Geſchichte, daß dieſe Könige in **Edom** ſeit **Eſaus** Zeiten regieret haben, und daß ſie Abkömmlinge dieſes Patriarchen geweſen ſind. Der Beweis, daß es im Lande **Edom** Könige gegeben, ehe es noch welche unter den Kindern **Iſrael** gab, erhellet unter andern, aus dem 20 Cap. des vierten **B. Moſ.** darinnen **Moſes** ſaget, er habe dem Könige zu **Edom** Bothen geſandt, um den Durchzug durch ſein Land anzuhalten. Was kann man aber daraus anders ſchließen, als daß dieſer König zu **Edom** ein Nachkömmling vom **Eſau** geweſen, welcher, wie man weis, den Namen **Edom** geführet und ihn dieſem Lande ertheilet, ſobald er es eingenommen.

Uebrigens ſind die Schriftſteller, welche über das erſte Buch **Moſe** geſchrieben, in dieſem Puncte alle eins, daß die Könige von **Edom**, deren in dieſem Capitel erwähnet wird, Eſaus Nachkommen geweſen. Dieſer Meynung iſt der heil. **Auguſtin** in ſeinen **Fragen** über das 1 B. Moſe. Eben das glaubt auch der heil. **Hieronymus**, in ſeinen Tradit. Hebr. in Paralip., und in ſeinen Quaeſt. Hebr. in Gen. ſagt er, es hätten viele Schriftſteller geglaubt, daß **Jobab**, welcher in dieſem Capitel vom **Moſes** in die Zahl der edomitiſchen Könige geſetzt wird, **Hiob** ſey, der, wie bekannt, nach **Eſaus** Zeiten gelebet hat. Dieß iſt auch die Meynung des heil. **Epiphanius**, in ſeinem erſten Buche wider die Ketzerey; und **Theodorets** ſeine in ſeinem 39 Capitel der Quaeſt. in Geneſ. Dieß ſtimmet auch ſehr wohl mit dem Buche **Hiobs** nach der Ueberſetzung der ſiebenzig Dollmetſcher überein, in welcher ausdrücklich bemerket wird, daß dieſer heilige Mann ehedem **Jobab** ein Sohn des **Zara** genennet worden, der **Eſaus** Enkel und König von **Edom** geweſen.

Nach dieſem allen nun ſcheint es nicht erlaubt zu ſeyn, daß man noch zweifele, daß dieſe Könige von **Edom**, deren **Moſes** im 36 Capitel ſeines erſten Buchs gedenket, in dieſem Lande ſeit **Eſaus** Tode regiert haben, und daß ſie Abkömmlinge dieſes Patriarchen geweſen.

* *

XVI.

Herrn Boivins

Abhandlung über eine Stelle aus dem X Buche der Odyſſee.

81. Ἑβδομάτῃ δ' ἱκόμεσθα Λάμου αἰπὺ πτολίεθρον
Τηλέπυλον Λαιστρυγονίην, ὅθι ποιμένα ποιμὴν
Ἠπύει εἰσελάων, ὁ δέ τ' ἐξελάων ὑπακούει.
Ἔνθα κ' ἄϋπνος ἀνὴρ δοιοὺς ἐξήρατο μισθούς.
85. Τὸν μὲν βουκολέων, τὸν δ' ἄργυφα μῆλα νομεύων.
Ἐγγὺς γὰρ νυκτός τε καὶ ἤματός εἰσι κέλευθοι.

Dieſe an ſich ſelbſt ſchon ſchwere Stelle, iſt durch die lateiniſchen Dollmetſcher ziemlich vernachläſſiget worden, deren Ueberſetzung noch dunkler iſt als der Text ſelbſt, und die Ausleger hätten wiederum eines Auslegers nöthig um verſtändlich zu werden. Dieſe Urſachen hatten den jüngern Herrn **Boivin** bewogen, im 1708 Jahre dieſelbe in einer Abhandlung zu erklären, in welcher er ſich bemühet, **Homers** wahren Sinn feſtzuſetzen, indem er den Text und die Auslegungen ſelbſt erkläret. Weil die Frau **Dacier**, welche ſeit der Zeit **Homers Odyſſee** franzöſiſch herausgegeben, faſt in allen Stücken, ſowohl was ihre Ueberſetzung, als was ihre Noten betrifft, die ſie hinzugefüget hat, mit dem Herrn **Boivin** übereinkömmt, ſo verweiſet man die Leſer auf ihre Arbeit, und ſetzt hier nur diejenige Ueberſetzung her, die Herr **Boivin** von obiger Stelle und zwar etwas weitläuftig gemacht hat, damit ſie deſto deutlicher werde. „Wir reiſeten, ſagt **Ulyſſes**, ſechs „ganzer Tage, und kamen den ſiebenden Tag in der hohen „Stadt **Lamus**, zu **Telepylus** dem Sitze der **Läſtrigoni-** „**er** an, allwo die Schäfer einander ablöſen, und wechſels- „weiſe verſchiedene Heerden weiden, und wo in einem Au- „genblicke einer hineinkömmt, der andre hinausgeht. Der- „jenige der hineingeht, rufet den der in der Schäferey ge- „blieben iſt, und dieſer geht ſogleich hinaus und gehorchet „der Stimme, die ihn ruft. Allhier würde ein Menſch, „der ſich des Schlafes enthalten könnte, einen doppelten Lohn „gewinnen können; einmal, daß er des Nachts Ochſen hü- „tete, und dann, daß er des Tages Schafe weidete; denn „er hätte eben keinen weiten Weg zu dieſen zwo Reiſen, die „eine des Nachts und die andere des Tages.

Die Hauptſchwierigkeit kömmt auf den letzten Vers an:

Ἐγγὺς γὰρ νυκτός τε καὶ ἤματός εἰσι κέλευθοι.
Denn die Wege des Tages und der Nacht ſind nahe.

Wenn man die Wege des Tages durch die Weide erkläret, darauf man im Tage eine gewiſſe Art von Vieh trieb, und durch die Wege der Nacht, eine andere Weide, dahin man des Nachts andere Heerden trieb, ſo begreift man gar leicht, warum dieſe zwo Arten von Weiden nahe an einander gelegen, daß ein Menſch, der ſich des Schlafes enthalten könnte, eben nicht weit haben würde, um die Reiſen des Tages und der Nacht zu thun, und daß es ihm folglich was leichtes ſeyn würde, einen doppelten Lohn zu gewinnen.

Außer dieſer Erklärung ſchlägt Herr **Boivin** noch einen andern Sinn dieſes letzten Verſes vor, der ihm ſehr gut zu ſeyn ſcheint, ungeachtet er ſich auf das Anſehen keines Scholiaſten ſtützet. Nämlich daß ein Menſch einen doppelten Lohn gewinnen könnte, wofern er ſich nur des Schlafes enthielte, weil die zwo Reiſen, die er zu thun hätte, die Reiſe des Tages und des Nachts, gar zu nahe auf einander folgten, um ihm Zeit zum Schlafen zu laſſen.

Herr **Baudelot** macht hingegen ein ganz ander Lehrgebäude wegen dieſer Stelle und der Wohnung der **Läſtrygonier**, die **Homer** darinnen beſchreibt:

Er will erſtlich, daß die Stadt der **Läſtrygonier**, *Λάμου αἰπὺ πτολίεθρον*, nichts anders geweſen, als eine lange Reihe aneinanderhängender Hölen; welche die eine in die andere gebrochen waren, und worinnen die **Läſtrygonier** mit ihrem Vieh zugleich herbergten. Daß die Schäfer, die von den Weiden zurück kamen, die andern Schäfer rieſen, die nach ihnen hingehen ſollten, und daß dieſe gar leichtlich den Ruf gehöret, indem eine Höle mit der andern zuſammen hieng. Dieſe ſeine Meynung ſtützet er auf die Verſe, welche im **Homer** auf dieſe Erzählung des **Ulyſſes** folgen:

Ἔϛην δὲ σκοπιὴν ἐς παιπαλόεσσαν ἀνελθών.
Ἔνθα μὲν οὔτε βοῶν οὔτ' ἀνδρῶν φαίνετο ἔργα.
Καπνὸν δ' οἶον ὁρῶμεν ἀπὸ χθονὸς ἀΐσσοντα.

„Ich ſtieg, fährt **Ulyſſes** fort, auf eine Höhe, von „dar ich gar keine Arbeit mit Ochſen oder von Ackerleuten „gewahr ward; ich ſah nur Rauch, der aus der Erden „kam,„ das heißt, der aus den unterirdiſchen Wohnungen der **Läſtrygonier** aufſtieg. Und dieſer Rauch allein hatte den **Ulyſſes** auf die Gedanken gebracht, daß dieſe Berge bewohnet wären: denn er ſah kein Haus, ſondern nur Berge.

2. Setzet Herr **Baudelot** dieſe Reihe von Hölen längſt der Küſte, ſo, daß es zwiſchen dem Meere und den Bergen nur ein enges Thal gegeben, darinnen die Viehweiden der **Läſtrygonier** geweſen, und hierbey führet er eine Stelle aus dem **Silius Italicus** an, welcher ſaget, daß die Wohnung des **Antiphatus** von dem Meere ſehr eingeſchloſſen geweſen:

——————domusque
Antiphatae compreſſa ſreto.

Endlich glaubt Herr **Baudelot**, daß man durch die **Wege der Nacht**, den Ocean verſtehen müſſe, in welchem die Sonne die Nacht über zur Ruhe geht, wie die Dichter meynen; und durch die **Wege des Tages**, die Erde, welche im Tage von den Sonnenſtralen erleuchtet wird, und um derentwillen die Sonne den **Ocean** verläßt und wieder zum Himmel ſteigt, wie **Homer** in dieſen Verſen des 3 Buchs der **Odyſſee** zu verſtehen giebt:

Ἠέλιος δ' ἀνόρουσε λιπὼν περικαλλέα λίμνην,
Οὐρανὸν ἐς πολύχαλκον, ἵν' ἀθανάτοισι φαείνῃ,
Καὶ θνητοῖσι βροτοῖσιν ἐπὶ ζείδωρον ἄρουραν.

„Die Sonne verläßt den Schoß des **Oceans** und „ſteigt zum Himmel, um die Götter und Menſchen zu er„leuchten, und ihr Licht über die Erde auszubreiten.„

Wenn alſo **Homer** ſagt, daß in dem Lande der **Läſtrygonier**, die Wege des Tages und der Nacht ſehr nahe beyſammen ſind, ſo will er nur bloß ſagen, daß das Land und die See einander nahe ſind, und um noch deutlicher zu reden, daß die Erde daſelbſt von dem Meere eingeſchloſſen wird, und daß folglich ihre Viehweiden nicht groß genug ſind, daß die Hirten ſich weit verlaufen könnten. So daß ein Menſch, der den Schlaf entbehren könnte, und doppelten Lohn verdienen wollte, nicht weit zu gehen hätte, um eine Heerde in die Schäferey heimzuführen, und ſogleich mit einer andern wieder auf die Weide zurück zu kehren: welches einigermaßen mit der erſten Meynung übereinſtimmet, die Herr **Boivin** angegeben.

Indem nun die Akademie mit der Prüfung dieſer verſchiedenen Erklärungen beſchäfftiget war, ſo ſchlug der Abt **Fraguier** gleich zur Stelle eine neue Erklärung des letzten Verſes

Ἐγγὺς γὰρ νυκτός τε καὶ ἤματόν εἰσι κέλευθοι.

vor, die er durch folgende lateiniſche Worte überſetzte, pares diebus noctes ſunt, oder noch genauer, prope, proxime accedunt noctes et dies. Es giebt, ſagt er, ſo viel Tage als Nächte in einem Jahre; und obgleich zu einer Zeit die Nächte länger ſind als der Tag, und zu einer andern, die Tage länger als die Nacht, ſo ſteht doch zu Ende des Jahres alles in gleicher Verhältniß. Es kann daher **Homers** Sinn wohl dieſer ſeyn, daß, in einem an Viehweiden ſo fruchtbaren Lande, als das Land der **Läſtrygonier** geweſen iſt, welches dem Viehe Tag und Nacht Futter genug darbiethen konnte, ein Hirte der ſich des Schlafes enthalten könnte, und den Tag über einerley Art von Vieh, des Nachts aber eine andere auf die Weide führete, am Ende des Jahres doppelten Lohn verdienen würde, weil, wenn man es recht bedenkt, die Zeit der Nächte und Tage einander gleich iſt.

* * *

XVII.

Herrn Boivins Erklärung der Stelle im Horaz:

Qui Muſas amat impares,
Ternos ter cyathos attonitus petet, etc.
Carm. Lib. III. Od. 19.

Es kömmt darauf an, ob derjenige, der ternos ter cyathos getrunken, neunmal oder einmal getrunken hat? Da nun dieſe Frage in der Akademie aufgeworfen worden, ſo übergab der jüngere Herr **Boivin**, um ſeine Meynung zu beweiſen, der die allermeiſten zugethan waren, im 1708 Jahre, eine Abhandlung, deren Inhalt folgender iſt:

Cyathus war keine Schale, ſondern ein ſehr kleines Becherchen, womit man den Wein oder das Waſſer maß, welches in die Schalen gegoſſen ward.

Der **Sextarius** war ein Maaß, welches zwölf Cyathos enthielt, und gerade ſo viel war, als ein mäßiger Menſch ordentlicher Weiſe bey Tiſche an Weine zu ſich nahm. Sextarius, ſexta pars Congii. Congius, octaua pars Amphorae.

Auguſtus trank nur zween Cyathos Wein auf einmal, und ſein gröſtes Maaß auf eine ganze Mahlzeit, war der Sextarius. Man ſagt aber nicht, wie viel Waſſer er darunter gemiſchet hat.

Der **Cyathus** war in Abſicht auf den **Sextarius**, was die **Unze** im Abſehen auf das **As**, oder ein **Pfund** war. Daher gab man auch den Theilen des **Sextarius** eben die Namen, welche man den Theilen des **Aſſis** gab. So war z. E.

Der zwölfte Theil des **Sextarius** ein **Cyathus** oder Vncia,

Zween Zwölftheile, duo Cyathi, oder Sextans.
Das Viertheil, tres Cyathi, oder Quadrans.
Das Drittheil, quatuor Cyathi, oder Triens.
Fünf Zwölftheile, quinque Cyathi, oder Quincunx.
Die Hälfte, ſex Cyathi, oder Semis.
Sieben Zwölftheile, ſeptem Cyathi, oder Septunx.
Zween Drittheile, octo Cyathi, oder Dodrans.
Zehn Zwölftheile, decem Cyathi, oder Dextans.
Eilf Zwölftheile, vndecim Cyathi, oder Deunx.

Wenn Horaz allein aß, ſo hatte er gemeiniglich auf ſeinem Tiſche, oder vielmehr auf ſeinem Schenktiſche, zwo Schalen und einen Cyathum:

——————Et lapis* albus
Pocula cum Cyatho duo ſuſtinet.

Der Cyathus dienete dazu, daß man damit den Wein oder das Waſſer in eine von beyden Schalen goß.

Torrentius merket, nach dem Turnebus, über dieſe Stelle folgendes an: *Delphicam* menſam plurimis poculis onerari ſolere, ſed numèro ſemper pari. Vnde et *Cicero*, SCYPHORVM PARIA COMPLVRA. At *Horatio*, qui ſolus accumberet, par vnum ſatis erat, vna cum *Cyatho*, quo certa menſura vinum et aquam à vaſis haurirent, et defunderent in pocula, quod κυαθίζειν *Graeci* appellabant: quique id faciebant, ad *Cyathos* ſtare dicebantur.

Der Gebrauch des kleinen Bechers Cyathus genannt, hatte indeſſen auch ſeine Unbequemlichkeit: denn derjenige, welcher zu trinken einſchenkte, mußte, um eine einzige Schale zu füllen, vielemale und faſt neun bis zehnmal in den Crater, welches ein großes Gefäß voll Wein war, ſchöpfen. Hierbey ward nun den Durſtigen die Zeit lang. Ja ſelbſt der Wein, welcher aus dem Crater in den Cya-

---

* i. e. Abacus, der Schenktiſch, welcher gemeiniglich von Marmor war. *Hor. Sat. IV. Lib. I.*

thus und wieder aus dem **Cyathus** in die Schale gegoſſen ward, konnte indeſſen verrauchen und ſeine Stärke verlieren.

Um alſo dieſen kleinen Beſchwerlichkeiten vorzubeugen, ſo erfand man den Gebrauch der **ungleichen Schalen**. Man ließ deren, kleine, mittlere und große machen.

Die kleinen waren:

Der Sextans,	enthielt	2	Cyathos,
Der Quadrans,	—	3	—
Der Triens,	—	4	—

Die mittlern waren:

Der Quincunx,	enthielt	5	Cyathos,
Der Semis, oder Hemina,	—	6	—
Der Septunx,	—	7	—
Der Bes,	—	8	—

Die großen waren:

Der Dodrans,	enthielt	9	Cyathos,
Der Dextans,	—	10	—
Der Deunx,	—	11	—

Torrentius, der oben angeführet worden, bringt bey dem horazianiſchen Verſe pocula cum Cyatho etc. eine Stelle aus dem **Athenäus** bey, aus welcher erhellet, daß die Griechen ſowohl als die Römer, die Cyathos und ungleichen Schalen gebraucht haben. **Athenäus** führt nämlich einen Menſchen ein, welcher ſich zehn Cyathos Wein in eine einzige Schale gießen ließ, und denſelben läßt er ſo reden: παῖ, τὴν μεγάλην δὸς, ὑποχέας φιλίας κυάθους. τῶν παρόντων τέτταρας. τοὺς τρεῖς δ᾽ ἔρωτος. προσαποδώσεις ὕστερον καὶ Ἀντιγένου τοῦ βασιλέως νίκης καλῶν. καὶ τοῦ νεανίσκου κύαθον Δημητρίου. φέρε τὸν δέκατον φίλης Ἀφροδίτης. Du Mundſchenk! bringe eine große Schale. Schenke die Cyath hinein, die man auf des Geliebten Geſundheit zu trinken pflegt. Viere für diejenigen, die hier bey Tiſche ſind, und drey für die Liebe. Geuß auch noch einen *Cyathum* für den König Antigonus hinein. Hola! noch einen für den jungen Demetrius (*). **Nunmehro** geuß den zehnten zu Ehren der liebenswürdigen Venus ein. Das ſind nun zehn Cyathi in eine einzige Schale gegoſſen, um auf einmal ausgetrunken zu werden.

Wenn man zu **Martials** Zeiten bey den Römern die Geſundheit eines Freundes, oder einer Freundinn trinken wollte, ſo forderte man ſo viele Cyathos als Buchſtaben die Perſon im Namen hatte, welcher zu Ehren man trinken wollte. Dieß iſt der Sinn folgendes Sinngedichts aus dem **Martial**:

Naevia ſex Cyathis, ſeptem *Iuſtina* bibatur,
Quinque *Lycas*, *Lyde* quattuor, *Ida* tribus etc.

Dieß iſt auch der Sinn folgender zwo Zeilen aus eben dem **Martial**:

Quincunces, et ſex Cyathos, beſſemque bibamus,
Caius vt fiat, *Iulius* et *Proculus*.

Aus allem was bisher angemerkt worden, erhellet alſo, daß, wenn **Horaz** geſagt hat:

Qui Muſas amat impares
Ternos ter Cyathos attonitus petet
Vates. Tres prohibet ſupra
Rixarum metuens tangere Gratia;

er ſo viel ſagen wollen: ein guter Trinker, der ein Freund der Muſen iſt, muß zu Ehren dieſer neun Göttinnen, auf einmal neun Cyathos trinken; die Huldgöttinnen aber erlauben nicht, daß man mehr als drey Cyathos auf einmal trinke.

Nun iſt es ein großer Unterſchied, ob man neun Cyathos oder ob man neunmal trinkt. **Neun** Cyathos trinken, das heißt nur eine Schale trinken; neunmal aber trinken, das hieße neun Schalen trinken.

* * *

(*) Der Sohn des Königes Antigonus.

XVIII.

Herrn von Valois

Erklärung des 77ten Verſes aus Juvenals 4tem Strafgedichte.

Pegaſus *attonitae* poſitus modo Villicus *vrbi.*

Peter **Petav**, **Lubinus**, **Brittannicus**, **Grangäus**, **Autumnus** und **Nicolas Rigaltius**, ſind alleſamt in einer Sache eins, die auch gewiß iſt; nämlich daß der **Pegaſus**, von welchem **Juvenal** hier redet, der berühmte Rechtsgelehrte ſey, welcher zu **Alba** gebohren war, von dem ein gewiſſes Senatus conſultum den Namen führet, und deſſen **Pomponius** im letzten Abſatze Tit. 2 der Dig. de Origine Iuris gedenket. Er war vom Kaiſer **Veſpaſian** zum Praefecto Villarum gemacht worden, welches unſern Dichter veranlaſſet zu ſagen:

Poſitus modo Villicus vrbi.

Einige ſeiner Ausleger erklären das Wort Villicus durch Cuſtos, welches eben ſo viel als Praefectus, oder **Verweſer** heißt. Andere wollen, daß **Juvenal** ſich hier des Wortes Villicus in ſatiriſchem Verſtande bedienet habe, um anzuzeigen, daß **Domitians** Grauſamkeit und Tyranney die Stadt **Rom** ſo entvölkert und durch die Hinrichtung unzähliger Standesperſonen, dermaßen verwüſtet habe, daß man ſie damals vielmehr für einen Meyerhof, oder für ein Luſthaus dieſes Prinzen, als für die Hauptſtadt der Welt hätte halten ſollen. Es ſcheint auch, daß dieſe letztern den Sinn des Dichters beſſer getroffen.

Die ganze Frage kömmt darauf an, **was die Wörter** Vrbi attonitae **an dieſem Orte bedeuten?** Man erklären alle Ausleger, ſonder Ausnahme, dieſelben, durch die Niedergeſchlagenheit und allgemeine Beſtürzung der Stadt **Rom**, welche aus der tyranniſchen Regierung dieſes Kaiſers entſtanden. Allein, ungeachtet dieſe Erklärung bald anfangs natürlich genug zu ſeyn ſcheint, ſo kömmt ſie dennoch dem Herrn **Valois** gar zu unbeſtimmt und allgemein vor, indem ſie ſich eben ſo gut auf **Tibers**, des **Caligula** und **Nerons** Zeiten ſchicket, die alle gewiß nichts beſſer waren, als **Domitian**. Er hat alſo im 1706ten Jahre in der Geſchichte eine beſondere Urſache geſuchet, weswegen **Juvenal** allhier der Stadt **Rom** den Beynamen attonita giebt, und er glaubet dieſelbe gefunden zu haben.

Juvenal, ſagt er, will zu verſtehen geben, daß, da der verwundernswürdige **Plateis**, deſſen er zu Anfange ſeines Strafgedichtes gedacht, im **adriatiſchen** Meere gefangen, und dem **Domitian** gebracht worden, **Pegaſius**, der Statthalter zu Rom, welcher als ein ſolcher, einer der erſten Beyſitzer des Raths war, ſich eiligſt auf das Schloß begab, um daſelbſt mit dem Kaiſer und den Großen, die Art zu überlegen, wie dieſer ſehr große Fiſch geſotten und auf die Tafel des Kaiſers gebracht werden ſollte. Er giebt der Stadt **Rom** den Beynamen attonita, einer **abgematteten**, um auf eine feine Art **Domitians** Weichlichkeit anzuzeigen, der die Zeit mit Berathſchlagung über dergleichen Ausſchweifungen, und zwar in einer ſolchen Zeit verſchleuderte, da die ganze Stadt über der traurigen Nachricht erſchrocken war, daß man den Aufſtand des **Lucius Antonius** in Deutſchland erfahren. Eine Sache die nichts minders vermuthen ließ, als daß man von dort aus einen ſchweren Krieg würde auszuſtehen haben. Dieſes iſt nun nach Herrn **Valois** Meynung, der eigentliche Verſtand dieſes Verſes und der einzige den man ihm beylegen muß; weil er zu allem Glücke mit der Geſchichte ſo gut übereinſtimmet. Die ganze Entdeckung aber hat er dem **Plutarch** zu danken: denn nachdem derſelbe in **Paul Aemils** Leben, vieler Siege gedacht hat, davon die Nachrichten gleichſam als durch ein Wunderwerk eingelaufen waren, ſo ſetzet er unter deren Zahl, auch die Empörung des **Lucius Antonius**, ungefähr in folgenden Worten: „Eine Sa„che die zu unſerer Zeit geſchehen iſt, kann alle dieſe Wun„derdinge glaubwürdig machen. Als **Lucius Antonius** „ſich wider den Kaiſer **Domitian** auflehnete, ſo war die „Stadt Rom darüber ſehr erſchrocken, weil man von „Deutſchland her einen ſchweren Krieg zu gewarten hatte. „In dieſer Verwirrung und allgemeinen Beſtürzung indeſ„ſen, breitete ſich plötzlich unter dem Volke ein Gerücht „aus, daß **Lucius Antonius** geſchlagen und ſein ganzes „Heer in Stücke zerhauen ſey.„ Dieſe Nachricht ward für ſo wichtig und gewiß gehalten, daß auch viele Mitglieder des römiſchen Senats, die demſelben Glauben beymaßen, den Göttern Opfer brachten, um für dieſen Sieg zu danken. Da man indeſſen unterſuchte, wer dieß Geſchrey zuerſt ausgebracht hätte, ſo wollte ſich keiner melden: einer ſchob es auf den andern; ſo daß ſich ſolches unter der Menge des Volkes, als in einem tiefen Meere, verlor. So verſchwand denn dieſe Zeitung aus **Rom** wieder eben ſo geſchwinde, und mit eben ſolcher Ungewißheit, als ſie hinein gedrungen war. **Domitian** indeſſen, der ſich mit ſeinen Legionen auf den Weg begeben, um dem **Antonius** entgegen zu ziehen, fand unterwegens Briefe und Schnellbothen, die ihm ganz gewiſſe Nachricht von dem Siege brachten, und es fand ſich, daß ſelbiger an eben dem Tage war erfochten worden, da ſich das Geſchrey davon in **Rom** ausgebreitet hatte, ungeachtet dieſe Stadt hundert und funfzig Meilen davon entfernet war. So muß man die Worte, *δισμύριους ςάδιους* auf dieſer Stelle im **Plutarch** überſetzen; denn es iſt hier ein ganz ſichtbarer Fehler: weil, wenn man ſie dem Buchſtaben nach überſetzt, **Plutarch** geſagt haben würde, daß von Rom bis Deutſchland zwölf hundert und funfzig Meilen wären, welches ganz abgeſchmackt iſt.

* * *

XIX. Herrn

XIX.

Herrn Morins Muthmaßungen über einer Stelle im Joſephus.

Dieſe Stelle iſt ganz bekannt, ſie ſteht im vierten Capitel des andern Buchs wider den **Appion** und lautet nach des **Dandilly** Ueberſetzung ſo:

„**Appio** hat ſich unterſtanden, auf das Wort des **Poſidonius** und **Apollonius Molo**, zu ſagen, daß die „Juden in ihrem heiligen Schatze einen Eſelskopf hätten, „der von Golde und ſehr viel werth wäre; dieſen betheten „ſie an, und **Antiochus** habe ihn gefunden, als er den Tem„pel zu **Jeruſalem** geplündert ꝛc. ꝛc.„

Es kömmt hier nicht darauf an, daß man dieſe Läſterung widerlege. Der jüdiſche Schriftſteller hat ſolches ſelbſt auf eine ziemlich ſtarke Art gethan, und viele andere nach ihm ebenfalls, indem ſie gezeigt, daß das jüdiſche Volk, weit gefehlt, daß ſie dieſes Thier verehren ſollten, es vielmehr zu den unreinen Thieren zählten; und daß es auch außerdem durch das Geſetz verbothen war, irgend ein Bild zu machen oder anzubethen. Es kömmt hier nur darauf an, daß man den Urſprung und den Grund dieſer Fabel unterſuche. Denn man traue nun denen Schriftſtellern, die den Juden ſolches nachgeſagt haben, ſo viele Bosheit zu als man wolle, ſo iſt es doch nicht zu vermuthen, daß ſie eine ſolche Sache ohne allen Vorwand ſollten erdichtet haben. Und eben dieſes hat Herr **Morin** ſich vorgenommen in einer Abhandlung zu unterſuchen, die er im 1706ten Jahre in der Akademie vorgeleſen hat.

Plutarch, ſagt Herr **Morin**, giebt davon eine ziemlich gute Urſache an; wenn ſie nur wahr wäre. Er ſagt, daß die Juden, da ſie in der Wüſten herumgeirret, und kein Waſſer gehabt, wodurch ſie in der größten Nothgeweſen, durch eine Heerde wilder Eſel daraus geriſſen worden, welche, da ſie zu der Zeit wenn dieſe Thiere gewohnt ſind zu ſaufen, vor der Spitze des Lagers vorbey gezogen, ſich auf einen Fels begeben, der mit Bäumen und Gebüſchen umgeben war. **Moſes** als Anführer der Juden, habe bald geſchloſſen, daß die Eſel dieß nicht ſonder Urſache thäten, er ſey ihnen alſo gefolget und habe allda einen friſchen Waſſerquell gefunden, der ihrer dringenden Noth ein Ende gemacht; um nun in der folgenden Zeit das Andenken dieſes Zufalls zu erhalten, ſo hätten ſie in ihrem Tempel einen goldenen Eſelskopf aufbewahret. **Cornelius Tacitus** erzählet eben dieſelbe Fabel, allein er vernichtet ſie auch ſelbſt, ohne daran zu denken, an zween Orten, indem er nämlich im 3 Buche bekennet, daß ſie durchaus weder eine Bildſeule noch ein Bild, in ihrem Tempel, in ihren Städten, ja nicht einmal in ihren Häuſern geduldet: und im 8 Buche, wenn er von des **Pompejus** Feldzuge redet, der die Juden unter die Herrſchaft der Römer gebracht hatte, ſetzt er hinzu, daß dieſer Feldherr aus Neugierde in ihren Tempel gegangen und kein Bild darinnen gefunden: *Nulla* intus Deum *effigie*, vacuam ſedem et inania arcana. Es iſt jedoch wahr, daß **Antiochus** ſchon lange Zeit vor ihm da geweſen war, und daß freylich **Pompejus** dasjenige nicht mehr darinnen finden können, was jener daraus weggenommen hatte.

Der gelehrte **Bochart** giebt hierüber zwo Muthmaßungen an die Hand, die aus der heiligen und aus der ägyptiſchen Sprache genommen ſind. Die erſtere gründet ſich auf den Ausdruck בדד, eine der göttlichen Eigenſchaften, die ſeine **Einigkeit** anzeiget, und auf das Wort בודד welches aus eben der Wurzel herrühret und einen wilden **Eſel**, ein ziemlich einſames Thier bedeutet. Er will, daß die Gleichförmigkeit dieſer zwey Wörter, den Unwiſſenden oder boshaften Spöttern Gelegenheit gegeben haben könne, zwo ſo entfernte Bedeutungen mit einander zu vermengen, um nur das jüdiſche Volk, wiewohl mit Un-

Unrecht, lächerlich zu machen. Allein, ohne ſich lange bey dieſer Erklärung aufzuhalten, ſo ſchreitet er zur andern, welche auch dem Urheber der Läſterung, der ein Aegyptier war, anſtändiger iſt, und welcher im Sinne hatte, die Juden den Einwohnern zu **Alexandria** verhaßt und verächtlich zu machen, allwo ſie mit allen Vorrechten der andern Bürger geduldet wurden. Er merket alſo nach dem **Pater Kircher** an, daß in der ägyptiſchen Sprache III'Ω. einen Eſel bedeutet habe; und da dieſes Wort viel Verhältniß mit dem פי יהוה Pi-iao, das heißt der **Mund des Herrn** hätte, welches Wort die heilige Schrift zuweilen gebraucht um Gott ſelbſt anzudeuten, ſo hätten die Feinde dieſes Volks daher Gelegenheit genommen, ihm eine ſo abgeſchmackte und höchſt verächtliche Andacht zuzuſchreiben.

Ein anderer Schriftſteller, der mit dem Herrn **Bochart** einerley Profeſſion hat, und faſt eine ähnliche Litteratur beſitzt, deſſen Meynung wie es ſcheint, Herr **Morin** weder tadeln noch loben darf, indem es Herr **Stephan Morin**, ſein eigner Vater iſt, glaubt, er treffe es beſſer, wenn er den Grund dieſes Irrthums in der Gelte des Manna ſuchet, die gewiß von Gold geweſen, und im Heiligthume ſorgfältig aufbewahret wurde. Dieſes Gefäß hieß auf Ebräiſch חמר, und benanntes Thier חמור, zwey Wörter, deren Aehnlichkeit augenſcheinlich iſt. Nach dieſem ſchließt er, daß die ganze Figur dieſes Gefäßes mit den zwoen Handhaben, von weitem, eine Aehnlichkeit mit dem Kopfe und den Ohren eines Eſels gehabt haben mag.

Heinſius, der in einem kleinen Werke, welches unter dem Titel Laus Aſini bekannt iſt, vorausſetzt, daß die Griechen die erſten Urgeber dieſer Läſterung geweſen, hat geglaubt, daß einige unter ihnen, nachdem ſie in den Nachrichten von **Judäa** geleſen, daß dieſes Volk nichts anders verehre als τὸν ὄνον, das heißt, nach ihren alten Verkürzungen τὸν οὐρανὸν, **den Himmel, den Gott des Himmels**,

mels, ſie, entweder aus Unachtſamkeit, oder aus Schalkheit, dieſes abgekürzte Wort in ὄνον verwandelt, welches einen Eſel bedeutet.

Herr **le Fevre**, hat ſowohl als **Heinſius**, den Urſprung dieſes gemeinen Irrthums bey den Griechen geſucht, allein bey den **ägyptiſchen** Griechen, und hat eine ſehr ſinnreiche Benennung davon an dem Tempel des **Onias** gefunden, den dieſer ſchismatiſche Opferprieſter nahe bey **Memphis**, auf Erlaubniß des **Ptolomäus Philometor** und der Königinn **Cleopatra**, nach dem Muſter des Tempels zu **Jeruſalem** bauen ließ. Dieſer Tempel hieß im Griechiſchen Ὀνίȣ ἱερὸν, und oftmals Ὀνιεῖον; das umherliegende Land, welches durch offene Befehle den Juden eingeräumet ward, und Ὀνίȣ χώρα hieß, und die Hauptſtadt ſelbſt, welche ehedem unter dem Namen **Heliopolis** bekannt war, vertauſchte dieſen Namen mit Ὀνίȣ μητρόπολις, alle dieſe Benennungen aber hatten eine Verwandtſchaft mit dem Thiere davon die Rede iſt. Mehr brauchte es nun nicht bey einem ſolchen Volke als das **alexandriniſche** war, dem die Satire natürlich war, und welches einen alten Groll auf die Juden hatte, um den Gegenſtand ihres Gottesdienſtes lächerlich zu machen und in der Welt auszubreiten, daß ſie um keiner andern Urſache willen εἰς τὸν Ὀνιεῖον giengen, als um allda τὸν ὄνον, zu verehren. In der That, wenn dieſe Muthmaßung nicht wahr iſt, ſo kann man doch nicht leugnen, daß ſie ſehr wohl erſonnen iſt.

Der berühmte Herr **Huet**, ehemaliger Biſchof von **Avranche**, beuth noch eine andere Entdeckung dar, die ſich auf eine Stelle aus dem Aelian gründet; allwo er, nachdem er angemerket, daß die Anhänger des Gottes **Serapis**, die Eſel verabſcheuet haben, ja daß ſie nicht einmal den Schall der Trompeten vertragen können, weil ſie in demſelben einige Aehnlichkeit mit der Eſelsſtimme fanden. *(de Anim. Lib. X. c. 28.)* Er ſetzt hinzu, daß ein perſiſcher König, Namens **Ochus**, der auf die Aegyptier erzürnt geweſen, ſich ihres Landes bemächtiget, und nachdem er mit eigener Hand den Ochſen **Apis** getödtet, dieſelben gezwungen, einen Eſel an deſſen Stelle zu ſetzen und ihm eben dieſelbe Ehre zu erweiſen. Wenn man dieſe hiſtoriſche Wahrheit vorausſetzt, ſo iſt es leicht zu begreifen, wie die Griechen und Römer, welche oftmals die Juden mit den **Aegyptiern** vermengten, den erſtern eine Abgötterey beymeſſen können, die nur den letztern zukommen konnte.

Allein warum ſucht man denn die Juden ſo ſehr zu ſchonen, ſagt Herr **Morin**, ihre Irrthümer ſind ja zur Gnüge bekannt. Man weis, daß trotz aller Behutſamkeit des **Moſes**, trotz allen Flüchen des Geſetzes wider die Abgötter, ſie gleichwohl in tauſend Fällen ausgewichen, man weis, daß ſie den wahren Gott verlaſſen, um ein goldenes Kalb, den **Baal**, den **Moloch**, **Aſtaroth**, **Beelzebub**, und **Baalpeor**, anzubethen. Man weis auch, daß dieſer letzte Götze, nichts anders geweſen, als der ehrloſe Götze, welcher ſeitdem unter dem Namen **Priapus** ſo berühmt geweſen, und an deſſen Seiten man gemeiniglich, den Eſel als ſein Leibthier, vorzuſtellen pflegte.

Wenn man nun nach allem dieſen, die Träume der Rabbinen noch nach der Schärfe unterſuchen wollte, ſo würde es was leichtes ſeyn Hirngeſpinſte darinnen zu finden, welche zu dieſer Beſchuldigung mögen Anlaß gegeben haben. Haben ſie z. E. nicht geſagt, daß eins von den zehn privilegirten Geſchöpfen, welche dem Schöpfer gefallen zu Ende des ſechſten Tages zu erſchaffen, **Bileams** Eſel geweſen? Daß der Patriarch **Abraham** ſich eben dieſes Thieres bedienet, um das zu Iſaacs Opfer beſtimmte Holz zu tragen? Daß lange Zeit hernach **Moſes** ſich deſſelben bedienet, um ſeine Frau und ſeinen Sohn in der Wüſten zu tragen? Daß dieſes Wunderthier noch jetzund, wer weis in was für einem eingebildeten Raume lebe, allwo es ſorgfältig ernähret und bis zur Zukunft des **Meſſias** aufbewahret wird, der darauf reiten ſoll, um ſich die ganze Welt unterwürfig zu machen? Sind alle ſolche Vorzüge nicht hinreichend dieſes Thier zu vergöttern?

Allein was noch ſtärker und viel erſtaunlicher zu ſeyn ſcheint, iſt, daß die **Gnoſticker**, judänzende Chriſten, in den erſten Jahrhunderten der Kirche ihren Gott **Zebaoth** in der That unter der Geſtalt eines Eſels abbildeten (*St. Epiphan. de Haereſibus*) und vorgaben, daß der **Zacharias**, von welchem in den Evangelien des St. **Matthäus** und **Lucas** geredet wird, der zwiſchen dem Tempel und dem Altare geſtorben iſt, nur deswegen vom Volke auf der Stelle ermordet worden, weil er in das Allerheiligſte gehen wollen, um nach Gewohnheit, den Weihrauch zu opfern, und der Gott **Zebaoth** ſich ihm offenbar unter ſeiner wahren Geſtalt dieſes Thieres gezeiget, und daß der über dieſem ſeltenen Geſichte erſtaunte Prieſter, ſich gewiſſenswegen verbunden gehalten, dem Volke dieſes zu berichten, um ihm einen Abſcheu davor zu erwecken, und ihm zu ſagen, daß das was ſie anbetheten, nicht anbethenswerth wäre; die Opferprieſter aber, aus Eifer und Verdruß, daß er ihre Geheimniſſe entdeckte, hätten ihn zu den Füßen des Altars umgebracht.

Gewiß, wenn es unſelige Leute gäbe, die närriſch genug wären, ſolche alberne Sachen zu lehren, ſo muß man ſich nicht ſehr wundern, wenn die Heiden, die nicht eben verbunden waren deren Ungrund zu unterſuchen, ſowohl den Juden als Chriſten, die ſie gemeiniglich mit einander vermengten, dergleichen Ausſchweifungen ſchuld gegeben.

XX.

Herrn Boivins Erklärung einer Stelle im Sueton.

Sueton redet in **Nerons** Leben von einem Comödianten, welcher, da er zur Zeit dieſes Kaiſers ein Poſſenſpiel vorſtellen helfen, darinnen die Worte vorkamen: **lebe wohl mein Vater, lebe wohl meine Mutter**, durch ſeine Geberden eine Perſon nachgeahmet, die da trinkt, und eine andere die da ſchwimmet; womit er auf den Tod des **Claudius** und der **Agrippina** zielete; als er aber an die Worte kam: Orcus vobis ducit pedes, ſo kehrete er ſich gegen die Senatoren, als ob er ihnen zu verſtehen geben wollte, daß **Nero** auch ſie bald würde tödten laſſen.

Dieſe Worte, Orcus vobis ducit pedes, ſind in einer franzöſiſchen Ueberſetzung, die im 1611ten Jahre zu **Paris** herausgekommen iſt, ſo gegeben worden: **Pluto begleitet eure Schritte**; als nun einer von den Mitgliedern der Akademie glaubte, er könne ſich eben dieſer Worte bedienen, ſo fanden viele von den andern, daß dieſelben weder nachdrücklich, noch treu genug überſetzet wären. Dieſer Meynung wurden ſie bald allerſeits, und Herr **Boivin** unterſtützte dieſelbe mit grammatikaliſchen Anmerkungen, welche feſtſetzen, daß man, um die ganze Stärke des Lateins, Orcus vobis ducit pedes, auszudrücken, ſo überſetzen müſſe: **Pluto zieht euch bey den Füßen: Pluto dehnet euch die Füße aus.**

Orcus vobis ducit pedes, iſt ein Spaß, eine ſprüchwörtermäßige Art zu reden, welche von einem Schauſpieler bey der Vorſtellung eines Poſſenſpiels gebraucht worden, dergleichen die Spiele waren, die man **Atellaniſch** nannte. Was iſt es doch wohl für ein Spaß, wenn man ſagt:

Pluto begleitet eure Schritte? Würde wohl ein Comodiant, ein Menſch der ſcherzen wollte, ſo reden? Uebrigens ſagt man zwar in recht gutem Lateine: pedes me ducunt; **meine Füße führen mich.** Allein, würde man auch wohl ſagen: aliquis mihi pedes ducit, und zwar in dem Sinne, daß jemand meine Schritte begleitet?

Das Wort ducere iſt in der Bedeutung von verlängern, ſehr zierlich: ducere collum ſagt man von denen, die ſich ſelbſt erhenken und durch dieſe grauſame That ſich den Hals ausrecken:

—— Potes hac ab orno
Pendulum zona bene te ſecuta
Ducere collum.

ſagt **Europa** in der Ode des **Horaz.** So ſagt man auch funem ducere, ſtamina ducere, etc.

Pluto iſt ein unterirdiſcher Gott, der unter den Füßen der Lebendigen wohnet. Der Urheber des Sprüchworts, oder des ſo ausgelegten Spaſſes, welcher den Senatoren zu verſtehen geben wollte, daß **Nero** in kurzem ſie alle würde umbringen laſſen, und daß ſie ſchon mit einem Fuße im Grabe ſtünden, ſagt alſo, **Pluto** ſey unter ihren Füßen, er ziehe ſie ihnen, er verlängere ſie, um ſie in ſein Reich zu ziehen. Dieſes Bild iſt ſcherzhaft, und die lateiniſchen Worte, Orcus vobis ducit pedes, drücken ſolches ſehr wohl aus.

Dieſer Ausdruck iſt auch um ſo viel richtiger, da es gewiß iſt, daß die Füße der Sterbenden ſich ausdehnen und verlängern. Dieß weis alle Welt, ſowohl als **Perſius** es auf eine ſehr bündige Art ausdrückt, wenn er, da er von einem todten Menſchen redet, ſaget:

—— Tandemque beatulus alto
Compoſitus lecto, craſſisque lutatus amomis,
In portam rigidos *calces extendit.*

Man könnte zwar einwenden, daß ducere ein in den Begräbnißaufſchriften veraltetes Wort ſey, und daß, ſo wie man in gutem Lateine ſagt, ducere funus, wenn man ſagen will, **die Leiche begleiten**, oder vor den Leichenbegleitern hergehen; ſo könne man auch von demjenigen, der gleich vor der Baare gieng, ſagen, daß er ducebat pedes, **die Füße der Leiche begleitete**: weil man in der That die Leichen mit den Füßen voran trug: Per pedes enim mortui efferebantur.

Allein man ſieht nicht, warum hier der Schauſpieler vorausſetzen ſollte, daß **Pluto** gewohnt ſey gleich vor der Baare zu gehen, und die Füße der Leichen zu begleiten. Uebrigens, wenn man auch vorausſetzt, daß das Wort ducere, allhier den Leichenzug bedeute, und daß man gewohnt geweſen, dem **Pluto** den Platz anzuweiſen, welchen man ihm in dergleichen Fällen einräumen würde; ſo ſcheint es doch, daß man, um dem lateiniſchen Ausdrucke im Franzöſiſchen einen luſtigen und ſcharfſinnigen Schwung zu geben, ſolchen dennoch durch, **Pluto zieht euch bey den Füßen; oder Pluto hält euch bey den Füßen,** überſetzen müßte, nicht aber durch die ungewiſſen und traurigen Worte, **Pluto begleitet eure Schritte.**

* *

XXI.

Des Abts Pinart

Abhandlung von dem Namen Byrſa, den man dem von der Dido erbaueten Schloſſe der Stadt Karthago beygeleget.

Der Herr Abt Pinart hat in einer Abhandlung, die er im 1708ten Jahre der Akademie vorgeleſen, unterſuchet, welches doch wohl eigentlich der Grund einer alten Fabel seyn könnte, die faſt von allen Geſchichtſchreibern angenommen wird, und welcher zu folge man will, daß **Dido**, nachdem ſie nach dem Tode ihres erſten Mannes nach **Afrika** geflüchtet, daſelbſt von den Einwohnern des Landes, ein Stück Feld ſo groß es eine Kuhhaut umgeben könnte, gekauft oder ſonſt erhalten, und nachdem ſie dieſe Haut in ſehr dünne Riemen zerſchneiden laſſen, damit den Umfang des ganzen Raumes der großen und berühmten Stadt Karthago gezogen, der man, wegen dieſes Kunſtgriffs, den Namen Byrſa, welches Wort im Griechiſchen Leder bedeutet, gegeben haben ſoll. **Virgil** drückt ſich ſo aus:

> Mercatique ſolum, facti de nomine BYRSAM;
> Taurino quantum poſſent circumdare tergo.
>
> *Aeneid. I.*

Wenn dieſer Ausdruck ſich nur in einem Dichter und bey deſſen Auslegern finden ließe, ſo wäre ſolches allerdings nicht genug, die Wahrheit zu befeſtigen; allein **Livius** führet dieſe Sache eben ſowohl an als **Virgil**, und man findet ſie ſo gar im **Appian**, **Juſtin**, **Herodian** und vielen andern Schriftſtellern.

Gleichwohl ſagt **Polybius**, der viel älter und vielleicht auch viel richtiger war, **Polybius**, der eine Beſchreibung von **Karthago** macht, und ſich nebſt dem **Scipio** bey der Belagerung dieſer berühmten Stadt und ihrer Citadelle befunden, nicht ein Wort von dieſer Ledergeſchichte. **Diodor aus Sicilien**, **Pomponius Mela**, **Strabo** und **Pauſanias**, ahmen dem **Polybius** in dieſem Stillſchweigen nach, ungeachtet ſie ſehr vieles von **Karthago** und von den **Karthaginenſern** ſagen.

Donatus hat eine neue Meynung von dem Worte **Byrſa** auf die Bahn gebracht. Nach ihm, iſt dieſer Name der Citadelle von **Karthago** darum gegeben worden, weil **Dido** das Geld dafür in lederner Münze bezahlet; allein er führet keinen Beweis ſeiner Meynung an. Er beweiſet nicht einmal, daß die lederne Münze zu Zeiten der **Dido** im Gebrauche geweſen, noch viel weniger daß dieſe Prinzeßinn ſich damit ſollte beladen haben, ſie, die bey ihrer ſchnellen Flucht, Mühe genug hatte das Gold und Silber einzuſchiffen, welches **Pygmalions** Begierde erregte:

——————— Naues, quae forte paratae,
Corripiunt, onerantque auro. Portantur auari
Pygmalionis opes pelago———————
Aeneid. I.

ein Umſtand, der zugleich die Meynung derer zernichtet, welche glauben, daß der Boden von **Karthago** und der Citadelle, gegen eine gewiſſe Anzahl Ochſen vertauſchet ſeyn könnte, die man von **Tyrus** mitgebracht hatte.

Der gelehrte **Bochart**, welcher gewohnt iſt durch Beyhülfe der morgenländiſchen Sprachen die mehreſten etymologiſchen Schwierigkeiten zu entſcheiden, hat gefunden, daß der Name Byrſa aus der **phöniciſchen** Sprache herkäme, oder doch von den **Hebräern** ihren Nachbarn, und daß die **Griechen** Βύρσα für בצרה Boſra, gebraucht, welches ſchlechtweg **Befeſtigung** andeutet, von dem

Worte בצר munire, befeſtigen. Dieß bringt die Art und natürliche Gelindigkeit der griechiſchen Sprache mit ſich, die nicht leidet, daß vor dem Ρ das Σ hergehe, und alſo ΒΥΡΣΑ, anſtatt ΒΥΣΡΑ, ausgeſprochen hat. Allein, da Herr **Bochart** ſich keine Mühe gegeben, ſeine Muthmaßung anders als mit analogiſchen Gleichheiten zu befeſtigen, ſo ertheilet Herr **Pinart** demſelben durch ſeine Betrachtungen eine neue Kraft.

Er bemerket alſo zuvörderſt, daß, weder die **Phönicier**, welche zuerſt die Citadelle von **Karthago** gebauet, noch die **Afrikaner**, auf deren Grund und Boden ſie angeleget worden, derſelben einen griechiſchen Namen geben können, ſie, die die Griechen und deren Sprache erſt einige Jahrhunderte nach Erbauung der Stadt **Karthago** haben kennen lernen. Es ſey alſo viel natürlicher, daß die nachmaligen Griechen, einen **phöniciſchen** Namen auf ihre Art verſtümmelt und ſo zu ſagen griechiſch gemacht haben, den ſie ganz eingeführet fanden und deſſen Veränderung nicht in ihrer Macht ſtund.

Er bemerkt ferner, daß, wenn man das **Capitol** ausnimmt, welches alſo genannt worden ſeyn ſoll, weil man in deſſen Grunde einen Menſchenkopf gefunden, und welches ſeinen Namen auch wohl, wie das Acropolum, bloß von dem einzigen Vorrechte der Höhe herhaben mag, man in den Schriftſtellern faſt gar nicht findet, daß die Feſtungen eigene Namen gehabt hätten. Sie werden, ſonder Unterſchied, Feſtung, Schloß und Citadell genannt, nachdem ſie groß waren und nachdem ihre Einrichtung war.

Endlich ſetzt er noch hinzu, daß die **Hebräer** überhaupt alle Schlöſſer und feſte Städte Boſra genannt; und wenn man hier nur bloß die heilige Schrift anführen will, ſo nennet ſie zwo der vornehmſten Städte in **Edom** ſo, eine in **Arabien**, die andern in **Judäa** und in dem Lande der **Moabiter**: **Die Strafe iſt über das ebene Land gangen, über Kirioth, Bozra, und über alle Städte im Lande Moab.** Jerem. 48 Cap. 24 v.

* * *

XXII.

Abhandlung von dem Beynamen Aſphalius, den die Griechen dem Neptun gaben.

Der Beyname ΑΣΦΑΛΕΙΟΣ oder ΑΣΦΑΛΙΟΣ, den die Griechen dem **Neptun** gegeben haben, kömmt von dem Worte ἀσφάλης, welches feſt, ſtandhaft, und unbeweglich heißt. Es kömmt demjenigen zu, der dergleichen Eigenſchaften ertheilet, und gleicht dem Stabilitor der Lateiner.

Plutarch erkläret in dem Leben des **Theſeus**, die geheimnißvollen und in Zahlen verſteckten Urſachen, welche aus der Lehre der **Pythagoräer** hergenommen, und nach ihm, Urſache ſind, daß man dem **Neptun** den Namen Aſphalianus zugegeben, den man im **Cornutus**, **Oppian** und in viel andern Schriftſtellern findet.

Cornutus ſagt, daß man ihm dieſes Titels wegen geopfert, um von ihm zu erhalten, daß die Erde in ihren Grundfeſten unbeweglich bleiben möchte, (*de nat. Deor.*) und **Servius** bemerkt bey dieſer Stelle aus **Virgils** 2 Buche der **Aeneis**:

> Neptunus muros, magnoque emota tridenti
> Fundamenta quatit.

daß die Grundfeſten dem **Neptun** inſonderheit heilig geweſen.

Man findet in den griechiſchen Scholiaſten über **Ariſtophans Acharnienſer**, daß der aſphaliſche **Neptun** einen Tempel auf dem tenariſchen Gebirge in **Laconien** an dem Eingange der Grotte gehabt, durch welche die Mythologen vorgaben, daß man in die Hölle ſtieg.

Strabo verſichert im 1 Buche, daß auch die **Rhodier** den aſphaliſchen **Neptun** verehret, und er leitet den Urſprung dieſes Dienſtes auf einen Zufall zurück, der ſich vor kurzem wieder zugetragen, und zwar bey der plötzlichen Entſtehung einer Inſel von zwölf Stadien groß im ägäiſchen Meere, zwiſchen den Inſeln **Thera** und **Theräſia.** Nachdem das Meer, ſagt **Strabo**, vier Tage lang mit lauter Flammen bedeckt geweſen, die es gewaltſam bewegten; ſo kamen mitten aus den Flammen, und durch die unermeßliche Tiefe des Waſſers, eine Menge brennender Felſen hervor, die als ſo viel Theile eines Körpers, ſich neben einander ſtellten, und die Geſtalt einer Inſel annahmen. Die **Rhodier**, welche damals zur See ſehr mächtig waren, kamen auf das Lärmen, welches dieſe Inſel machte, indem ſie hervor kam, hinzugelaufen; ſie ſtiegen auf derſelben aus, und baueten ſogleich darauf dem **Neptun**, unter dem Namen Aſphalion einen Tempel, Ποσειδῶνος Ἀσφαλίου ἱερόν. Herr **Galland** brachte im 1710 Jahre, in der Akademie einen neuen Beweis von dieſem Zunamen des **Neptunus** vor, und dieſer Beweis war noch auf gewiſſe Weiſe dem Zeugniſſe der Geſchichtſchreiber nöthig.

Dieß iſt ein metallener Schaupfennig, der von den **Rhodiern** unter dem **Antoninus Pius** geſchlagen worden. Auf einer Seite ſieht man darauf den Kopf dieſes Prinzen mit der gewöhnlichen Umſchrift: ΑΥΤ. ΚΑΙϹ. ΑΝΤΩΝΕΙΝΟϹ ΕΥϹ. ϹΕΒ. Auf der Gegenſeite ſteht **Neptun** neben einem Altare, und hält mit der rechten Hand einen Delphin, und mit der Linken ſeinen Dreyzack. Neben dem Dreyzack iſt noch ein andrer Delphin mit dem Kopfe nach unten, und den übrigen Leib vorlängſt dem Dreyzack hinauf geſtreckt. Um dieſes Bild aber herum, lieſt man: ΡΟΔΙΟΝ ΠΟϹΙΔΑΩΝ ΑΣΦΑΛΕΙΟϹ.

Dieſer Schaupfennig ſchien deſto merkwürdiger zu ſeyn, da man ſehr wenige findet, die die **Rhodier** unter den Kaiſern hätten ſchlagen laſſen, und da dieß das einzige Denkmaal

maal dieſer Art iſt, auf welchem Neptun den Zunamen Aſphalios, wie bey den Schriftſtellern hat. Man ſchließt daraus mit einiger Wahrſcheinlichkeit, daß ſich die **Rhodier** nicht damit begnügt ihm einen Tempel dieſes Namens auf der neuen Inſel Hiera oder Automata, gebauet zu haben, ſondern daß ſie es auch in ihrer Stadt gethan, allwo der Dienſt des **Neptunus**, mit der groſſen Seemacht der Völker übereinſtimmen ſollte: Ασφαλειος iſt auf dem Schaupfennige mit EI geſchrieben, zum Unterſchiede von den Schriftſtellern, in denen dieſer Name faſt allezeit mit dem ſchlechten I ſtehe.

Pauſanias ſagt (*in Achaic.*) daß der **aſphaliſche Neptunus** neben dem Hafen **Patras** auch einen Tempel gehabt, und zwar nicht unter dem Namen Ασφαλῖος, ſondern Ασφαλιαῖος, welches eben ſo viel bedeutet, und denſelben Urſprung hat. Ασφαλῖος iſt aus dem Adjectivo Ασφάλης, und Ασφαλιαῖος von dem Nennworte Ασφαλία, gemacht worden.

Wenn endlich **Makrobius** von dieſem Beynamen des **Neptunus** redet, ſo ſchreibt er ihn Ασφαλίων (*Saturn. Lib. 1*) und bemerket bey dieſer Gelegenheit, daß die Götter oftmals wegen einer und derſelben Sache, die von ihrer Gewalt abhieng, entgegengeſetzte Titel gehabt; wie z. E. **Neptun**, den man Ασφαλίων genannt, wegen ſeiner Macht die Erde zu befeſtigen; und den man auch zu gleicher Zeit Ενοσίχθων nannte, weil er ſie erſchüttern konnte. Vt Neptunum quem alias Ενοσίχθονα, id eſt, terram *mouentem*, alias Ασφαλίωνα, id eſt *ſtabilientem* vocant.

◆

XXIII.

Herrn Boindins Abhandlung, von den Namen der Römer.

Man weis, daß die Römer dreyerley Namen gehabt, deren einer den Urſprung des Geſchlechts, und die beyden andern die Zweige und verſchiedenen Perſonen, derſelben angezeiget. Der Gebrauch dieſer Namen iſt ſo bekannt, daß, wenn man ſie alle drey in der natürlichen Ordnung und ſonder Abkürzung findet, es keinem eine Schwierigkeit machen wird ſie zu erkennen. Allein da es bey den Römern oft geſchehen, daß ſie entweder abgebrochen, oder verſetzet worden, oder daß man auch verſchiedene andere Benennungen hinzugeſetzt, um ihre Häuſer und die Perſonen deſto beſſer zu unterſcheiden, ſo haben dieſe verſchiedenen Gebräuche allerley Schwierigkeiten verurſachet, die Herr **Boindin** ſich im 1709 Jahre zu unterſuchen vornahm.

Die erſte Schwierigkeit betrifft die Abkürzung der unbekannteſten Vornamen. Z. E. die Vornamen Decimus und Numerius, waren nicht leicht anderwärts als in dem Geſchlechte Iunia und Fabia gebräuchlich, und wurden beyde mit einem einzelnen Buchſtaben D. und N. geſchrieben. Der gemeinſte Fehler, den man in Anſehung des erſten begeht, iſt, daß man Decius anſtatt Decimus lieſt, und dem ganzen Zweige **Junius Brutus Scäva** einen Familiennamen ſtatt eines Vornamens giebt. Bey der Abkürzung des Namens Numerius betriegt man ſich eben ſowohl. Einige leſen Nonus, ungeachtet **Nonus** niemals ein Vorname geweſen iſt. Einige leſen Cnaeus, und gründen ſich auf eine Stelle im **Valerius**, welcher uns lehret, daß das Fürwort anfangs mit einem G geſchrieben worden, und daß man nachmals

mals das G weggelaſſen, um die Ausſprache zu mildern. Allein es giebt gar keinen Beweis, daß man dieſen Vornamen mit einem einzigen N geſchrieben, und man beweiſet mit einer Stelle aus dem **Feſtus**, daß Numerius nicht anders abgekürzet worden. Numeri praenomen litera N notatum est etc. Eben ſo hat man ſich mit der Abkürzung des Vornamens Manius betrogen, den man mit einem M und einem Häkchen dran M' abkürzte, um ihn von dem Vornamen Marcus M. zu unterſcheiden. Da nun dieſes Abkürzungshäkchen in den Quadratbuchſtaben, eine kleine gerade Linie war, die ein wenig auf den folgenden Buchſtaben hinabſank, z. E. M/, ſo hat man dieſelbe für ein halbes V angeſehen, deſſen andere Hälfte verloſchen wäre, und hat Mutius geleſen, welches doch niemals ein Vornamen geworden iſt; zu geſchweigen, daß die Geſchichte und Denkmäler in Anſehung des Namens Manius, übereinſtimmen.

Der andere Irrthum wegen der drey Namen, kömmt von ihrer verſchiedenen Stellung her. Ungeachtet es gewöhnlich war, erſt den Vornamen, dann den Namen, und zuletzt den Zunamen zu ſetzen, ſo hat man doch auch zuweilen den Namen vor den Vornamen, und manchmal auch den Zunamen vor die zween andern geſchrieben. Um ſich nun bey dieſen Verſetzungen nicht zu irren, muß man bemerken:

1. Daß alle Familiennamen ſich auf ius endigten. Man könnte hiervon zwar **Pompeus** und **Peducäus** ausnehmen, allein es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß auch dieſe zween Namen anfänglich mit einem i geſchrieben worden, und man **Pompeius** ausgeſprochen.

2. Giebt es zwar Vornamen, die ſich mit ius endigen, allein ihre Anzahl iſt ſo klein, daß man ſie gar leicht erkennen kann. Die Römer hatten, wie **Varro** ſagt, nur 30 Vornamen, und von dieſen 30 giebt es nur 8, die ſich wie die Geſchlechtsnamen endigen, nämlich, **Appius**, **Cajus**, **Lucius**, **Manius**, **Numerius**, **Publius**, **Servius**, **Tiberius** und **Merius**. Alle Namen alſo, die nicht von dieſer

ſer Zahl ſind, und ſich nicht auf ein ius endigen, ſind gewiß Zunamen.

3. Gab es auch Zunamen, die ſich mit ius endigten, und was noch mehr iſt, ſo übertrifft ihre Zahl die Zahl der Geſchlechtsnamen. Man hat kein gewiſſes Merkmaal, woran man ſie erkennen kann, und wenn ſie verſetzt ſind; ſo kann man ſie, ohne eine große Kenntniß der römiſchen Geſchlechter, ſchwerlich erkennen.

Die dritte Schwierigkeit rühret daher, daß die Römer zuweilen zween Geſchlechtsnamen, oder zum mindeſten den Namen eines Geſchlechts und den erblichen Zunamen eines andern hatten. Dieſer Gebrauch galt in dreyerley Fällen. 1. Wenn ein Bürger aus einem Geſchlechte durch Aufnehmung an Kindesſtatt, in ein anderes trat. 2. Wenn ein Sklave von ſeinem Herrn frey gelaſſen ward; und 3. wenn ein Fremder durch den Beyſtand irgend eines Bürgers das römiſche Bürgerrecht erhielt.

Im erſten Falle, nahm derjenige, der als Kind aufgenommen worden war, den Namen, ja auch wohl den Vornamen und Zunamen derjenigen Familie an, in die er trat; aber, um doch auch etwas von ſeinem Urſprunge zu behalten, ſo fügte er den Namen desjenigen Geſchlechts, welches ihn aufgenommen hatte, den Namen des Geſchlechts bey, aus welchem er entſproſſen war, oder doch einen von den Zunamen, die zur Unterſcheidung der abſtammenden Zweige dieneten: denn es war bald ſo, bald anders gebräuchlich. Einige begnügten ſich damit, daß ſie ihrem neuen Namen, den Namen ihres erſten Geſchlechts beyfügten und ihm das Anſehen eines Zunamens gaben. **Auguſtus** z. E. der vor ſeiner Aufnahme an Kindesſtatt **C. Octavius** hieß, ließ ſich **C. Julius Cäſar Octavianus** nennen. Andere wollten den Namen ihres Geſchlechts ohne alle Veränderung beybehalten. Z. E. **C. Cäcilius**, welchen **Plinius Secundus** an Kindesſtatt aufnahm, nannte ſich ſeitdem **C. Plinius Cäcilius Secundus** und nicht **C. Plinius Secundus Cäcilianus**. Andere endlich behielten von ihrem erſten Geſchlechte nur den Zunamen des Aſtes, aus welchem ſie abſtammten. Wie z. E. **P. Cornelius Scipio**, den **Q. Cäcilius Metellus Pius** an Kindesſtatt aufgenommen hatte, ſich **Q. Metellus Scipio** nannte.

In dem Falle der Freylaſſung, hatten die Sklaven, welche, außer ihrer allgemeinen Benennung, die aus den Namen ihrer Herren gezogen war, z. E. **Lucipores, Marcipores, Quintipores**, noch eine Art von Zunamen, die dazu diente, daß ſie ſich von einander unterſchieden; dieſen Zunamen nun behielten ſie bey, und ſetzten ihn zu dem Namen und Vornamen ihrer Herren. So ward **Andronicus** der Dichter, welchen **M. Livius Salinator** freygelaſſen hatte, **M. Livius Andronicus** genannt. Waren ſie aber auf jemandes Fürbitte losgelaſſen, ſo ſetzten ſie zuweilen dem Geſchlechtsnamen ihrer Herren, noch den Vornameñ desjenigen bey, der ihnen die Freyheit erbethen hatte. So machte es **M. Pomponius Dionyſius**, ein Freygelaſſener des **Atticus**, von welchem in **Cicerons** Briefen an den **Atticus** geredet wird (*Lib. 4 epiſt. 6*).

Wenn endlich ein Fremdling römiſcher Bürger ward, ſo hielt er es für ſeine Pflicht, den Vornamen und den Namen desjenigen anzunehmen, der ihm dieſe Wohlthat zuwege gebracht hatte. So nahm **Demetrius Megas**, von welchem **Cicero** redet, den Namen und Zunamen des **Dolabella** an und nennte ſich **P. Cornelius**.

Man muß bemerken, daß im erſten Falle, diejenigen, die an Kindesſtatt aufgenommen waren, den Stand desjenigen erhielten, der ſie aufnahm, und daß ſie alſo Patricier wurden, wenn ſie in ein patriciſches Geſchlecht aufgenommen wurden; in den zween andern Fällen aber, blieben die Freygelaſſenen, oder die als Bürger aufgenommen wurden, allezeit **Plebeier**.

Dieß iſt nun das merkwürdigſte bey dem verſchiedenen Gebrauche, den die Römer von dieſen dreyerley Namen hatten. Sie hatten aber auch noch verſchiedene andere Benennunnennungen, um ihre Geſchlechter und Perſonen noch deutlicher anzumerken.

1. Fügten ſie ihren Namen, den Namen ihres Vaters, Großvaters, ja wohl auch ihres Aeltervaters bey, und zuweilen ſetzten ſie den Zunamen des Vaters, anſtatt des eigenen Namens, inſonderheit wenn dieſer Zuname rühmlich war, z. E. Quintus Fabius Maximi F. T. Quinctius Capitolini.

2. Die Römer bezeichneten ſich durch ihre Aemter, Würden und andere Titel, wodurch ſie ſich unterſcheiden konnten. Wenn nun dieſe Namen der Würden ganz ausgeſchrieben ſind, ſo hat es gar keine Schwierigkeit; allein wenn man ſie abgekürzet findet, ſo kann man nur aus der Uebung draus klug werden.

3. Bezeichneten ſich auch die Römer mit den Namen ihrer Zünfte. Dieſe Namen waren nun alle weibliches Geſchlechts, und die Römer ſetzten ſie oftmals zwiſchen ihren eigenen Namen und den Zunamen; wie z. E. *Serg. Sulpicius* Lemonia *Rufus*. Weil man ſie aber für Weibernamen, oder wenn ſie abgekürzet waren, für Zunamen hätte halten können, ſo unterſchieden die Römer ſie entweder durch die verſchiedene Größe der Buchſtaben, oder durch deren verſchiedene Geſtalt. Doch haben ſie dieſe Regel nicht allezeit in acht genommen, und heute zu Tage vernachläſſigen die Buchhändler ſolches im Drucke auch ſehr. Das beſte alſo was man thun kann, damit man ſich nicht betriege, iſt, daß man ein Verzeichniß, dieſer Zünfte herſetze.

Livius lehret uns, daß von denen drey Zünften, die **Romulus** eingeführet hatte, und die man **Ramnenſes**, **Tatienſes** und **Luceres** nannte, **Servius Tullius** vier gemachet, denen er die Namen der 4 Hauptquartiere in Rom gegeben; nämlich **Suburana**, **Eſquilina**, **Collatina** und **Palatina**. **Dionyſius** von **Halikarnaß** ſchreibt demſelben **Servius Tullius** die Einrichtung der erſten Landzünfte zu. Das ſind ohne Zweifel die acht Zünfte, welche **Romilia**, **Cruſtumina**, **Lemonia**, **Pupinia**, **Veientina**, **Galeria**, **Pollia** und **Voltinia**, hießen: denn die neun andern, welche die Zahl 21 voll machen, und nach dem **Livius** im 259 Jahre Roms voll gemacht würden, führen den Namen derer Conſuln oder Decemvire, die dieſelben aufrichteten: **Claudia**, **Aemilia**, **Cornelia**, **Fabia**, **Horatia**, **Menenia**, **Papiria**, **Sergia** und **Veturia**. Nach dieſem führte man noch vier andere für die neuen Bürger, und zwar im 337 Jahre ein; **Stellatina**, **Tromentina**, **Sabatina**, und **Arnienſis**. Im 397 Jahre noch zwo andere, **Promptina** und **Poblitia**. Zwo im 423 Jahre, **Mäcia** und **Scaptia**. Zwo im 436 Jahre, **Ufentina** und **Falerina**. Zwo im 453 Jahre, **Anienſis** und **Terentina**. Und endlich im 510 Jahre die zwo letzten, **Velina** und **Quirina**.

In dem erſten Bande der **Nachrichten** wird man eine beſondere Abhandlung von den römiſchen Zünften finden.

* *

XXIV.

Herrn Vaillants Abhandlung von den Wörtern Plebs und Patricius.

Die Erklärung des Wortes Plebs, welche **Aulus Gellius** nach dem **Capito** anführet, hat den Gelehrten ſchon viel zu ſchaffen gemacht. **Juſtus Lipſius** iſt einer von denen geweſen, die ſelbige als falſch, oder doch als ſehr dunkel verworfen haben. **Die Erklärung** lautet ſo: *Plebs* vero dicitur in qua Gentes civium *Patriciae* non inſunt, und folget, ſchreibt **Lipſius** davon an einen ſeiner Freunde: Obſcurum mihi, imo Falſum. Omnesne in *Plebe*, qui non ſunt *Patricii!* Vniuerſi ergo Equites et plerique e ſenatu *Plebs* ſunt.

Herr **Vaillant** will in einer Abhandlung, die er im 1704 Jahre in der Akademie vorgeleſen, behaupten, daß des **Capito** Erklärung wahr und ſehr richtig ſey, und daß ſich folglich **Juſtus Lipſius** in ſeinem Urtheile, was er davon fället, betrogen. Die Erklärung dieſer Frage kömmt auf die Kenntniß der Eintheilungen an, welche man unter dem römiſchen Volke machte. Selbiges nun ward vom **Romulus** in 3 Claſſen getheilet, in Senatoren, Ritter und in das römiſche Volk. **Romulus** ſelbſt erwählte den Senat, und die Ritter, und ſonderte das Volk von ihnen ab. Alle Einwohner der Stadt, die nicht in dem Orden der Senatoren, oder Ritter begriffen waren, die nannte man **Plebs**. Des **Capito** Erklärung nun, kann dieſer erſten Eintheilung des römiſchen Volks nicht zukommen, nach welcher dasjenige, was **Plebs** genennt wird, weder Rath noch Ritterſchaft iſt; ſondern ſie kömmt dem Unterſchiede zu, welchen man nach der Zeit, zwiſchen den **patriciſchen** und **plebeiſchen** Römern machte.

Diejenigen nannte man **Patricier**, welche von den hundert Vätern oder Senatoren abſtammeten, aus denen **Romulus** den Senat machte, oder auch noch von denen, welche die Könige, ſeine Nachfolger noch hinzugeſetzt hatten. **Plebeier** hieß man alle die, welche von dieſen erſten Senatoren nicht abſtammeten. Ein **Plebeier** konnte zwar durch die Wahl der Cenſoren, auch Senator werden; allein er hörte darum nicht auf ein **Plebeier** zu ſeyn; weil er nicht von jenen alten Rathsherren abſtammete. So konnte auch ein **Patricier**, wenn er nicht Geld genug hatte, daß er Rathsherr werden konnte, von den Cenſoren wohl in die Claſſe der Ritterſchaft aufgenommen werden, und hörte deswegen doch nicht auf ein **Patricier** zu ſeyn, weil er aus einem **patriciſchen** Geſchlechte abſtammete. Endlich war ein **Patricier**, der weder ein Ritter noch ein Rathsherr war, nothwendig in der Claſſe des Volks, ohne dennoch ein **Plebeius** zu ſeyn; ſo daß ein römiſcher Einwohner, zu gleicher Zeit **Patricius** und unter dem Volke, **Patricius** und Senator, oder auch alles zugleich **Patricius**, Senator und Ritter, oder **Plebeius** und im Volke u. ſ. w. ſeyn konnte.

Wenn alſo **Capito** ſagt: Plebs vero dicitur in qua Gentes ciuium Patriciae non inſunt, ſo hat er ſagen wollen, daß diejenigen, die keine **Patricier** ſind, nothwendig **Plebeier** ſind, weil es in Rom keinen Bürger gegeben, der nicht entweder ein **Patricier** oder **Plebeier** geweſen. Wenn nun **Lipſius** vorgiebt, es folge aus **Capitons** Erklärung, daß alle römiſche Ritter Plebs geweſen, ſo giebt er nicht acht, daß es viele römiſche Ritter gegeben, die **Patricier** geweſen, weil es viele **Patricier** gegeben, die nicht 800000 Seſterzen im Vermögen hatten, welches ſie nothwendig haben mußten, um in den Orden der Senatoren zu kommen; und es iſt keinesweges ungereimt, wenn man ſaget, daß es verſchiedene Senatoren gegeben, welche **Plebeier** geweſen.

Urſprünglich beſtand der römiſche Adel ganz allein aus den **Patriciern**; allein in der folgenden Zeit wurden die **Plebeier**, welche man zu den großen Bedienungen der Republick erwählete, zu gleicher Zeit adlich und hatten das Recht, die Bilder und Bildſeulen ihrer Voraltern zu haben. Dieſe großen Bedienungen nun waren, das **Conſular**, die **Prätur**, das **Bauherrnamt**, und die andern, welche ihnen das Recht ertheileten auf Räderſtühlen zu ſitzen. Diejenigen, welche eine von dieſen großen Würden beſeſſen hatten, erhielten das **Bildſeulenrecht**, ius imaginum, und dieſelben nannte man nouos, das heißt, neue **Edelleute**; dahingegen diejenigen, welche die Bilder ihrer Ahnen hatten, Nobiles hießen. Diejenigen endlich, welche weder von ihren Ahnen noch von ſich ſelbſt welche hatten, das waren gemeine Leute, oder was wir anjetzt unter dem Pöbel verſtehen.

* *

XXV.

Herrn Moreau von Mautours Unterſuchung des Worts Sportula.

Herr Moreau de Mautour hat im 1708 Jahre den Urſprung und die verſchiedenen Bedeutungen, des Wortes Sportula unterſuchet.

Dieß Wort iſt ſonder Zweifel die Verkleinerung des Wortes Sporta, allein es würde ſchwer ſeyn, deſſen wahre Wortableitung auszufinden. Einige leiten es von aſportare ab. Andere von ſpartum, welches eine Art eines gemeinen Geſträuches iſt, und inſonderheit in Spanien, allwo man es Eſpuerta nennet. Andere wollen, daß man von dem griechiſchen Worte σπυρὶς, σπυρίδα, Sporta, quaſi Sporida, gemacht, indem man das δ in ein t verwandelt, ſo wie man aus ἔνδον, intus gemacht hat. Andere endlich leiten das Wort Sportula im Griechiſchen σπυρίδιον von πυρὸς her, triticum, um ein gewiſſes Maaß von Korn anzudeuten. Dem ſey wie ihm wolle, ſo haben Sporta und Sportula urſprünglich in der lateiniſchen Sprache einen Korb bedeutet, der von Binſen, Rohr oder Weidenzweigen geflochten und gewunden geweſen. **Plautus, Varro, Saluſtius** u. a. m. biethen viele Beyſpiele dieſer Bedeutung dar.

Hernach hat man es ſo weit erſtreckt, daß es alle Gefäße oder Maaße bedeutet hat, die geſchickt waren Brod, Fleiſch und die andern Eßwaaren zu faſſen, die man in gewiſſen Gelegenheiten austheilete. Da es nun bey den Großen in Rom gebräuchlich ward, ihren Clienten und denen, die ſich um ihre Gunſt bewarben, gewiſſe Portiones zur Nahrung reichen zu laſſen, ſo wurden dieſe Portiones, die man in Körbe that, durch eine Metonymie Sportulae genannt.

Hernach brauchte man dieß Wort auch eine Art eines öffentlichen Gaſtmahls anzudeuten, welches von denen unterſchieden war, die man coenas rectas nennte, welches Mahlzeiten waren, die auf Befehl gegeben wurden, und wozu nur auserleſene Leute gelaſſen wurden. Dergleichen waren die Mahlzeiten, welche **Auguſtus** gegeben, wie **Sueton** beſchreibt: Conuiuabatur et aſſidue, nec vnquam niſi recta, non ſine magno ordinum hominumque delectu. **Caſaubonus** erkläret dieſes Wort recta durch ἐντελὲς δεῖπνον, und ſetzet ihm die Mahlzeit entgegen, die man Sportula oder δεῖπνον ἀπὸ σπυρίδος nannte, wozu man alles Volk ſonder Unterſchied einlud, und wo ein jeder ſein beſtimmtes Theil in einem Korbe empfieng.

Die Austheilungen, welche von Privatleuten ihren Clienten gereichet wurden, beſtanden bald in Gelde, bald in Fleiſche, und hießen allemal Sportulae. Endlich hat man das Wort Sportula ohne Unterſchied zu allen Arten von Geſchenken und Austheilungen gebraucht, ſie mechten beſchaffen ſeyn wie ſie wollten.

XXVI.

Des Abts Vertot

Abhandlung, von der Bedeutung des Wortes Regnum, bey einigen Geſchichtſchreibern des verfallenden römiſchen Reichs, inſonderheit bey denen, die von dem franzöſiſchen Reiche geſchrieben haben.

Es iſt gewiß, daß einige Geſchichtſchreiber des verfallenden Reiches, inſonderheit diejenigen, die von Frankreich geſchrieben haben, durch das Wort Regnum oft nichts anders ſagen wollen, als eine **Krone**. Allein es kömmt darauf an, daß man entſcheide, ob nur bloß von dieſem Zierrathe, als von einem Kleinode die Rede ſey; oder ob der Begriff und die Wirklichkeit einer Oberherrſchaft damit verknüpfet iſt, und ob derjenige, der dieſe Krone ſchicket, durch dieß Geſchenk ſtillſchweigend die Unabhänglichkeit desjenigen zuzugeben ſcheint, dem er es ſchickt; und endlich, ob eine Krone ſchicken, eine Huldigung und ein Unterpfand eines Unterſaſſen an den Landesherrn ſey, oder ob es ein Geſchenk eines unumſchränkten Herrn an einen andern, iſt.

Eine Stelle im **Fredegarius**, eine andere im Bücheraufſeher **Anaſtaſius**, und noch eine dritte im **Hincmar**, Erzbiſchofe zu **Reims**, haben dieſen Zweifel veranlaſſet, über welchen der Abt **Vertot** die Akademie im 1709 Jahre zu Rathe gezogen.

Wenn **Fredegar** von dem bürgerlichen Kriege redet, welchen **Reinfried** und **Carl Martel** in Frankreich wegen

des

es Amtes eines Schloſsmeiſters (Maire du Palais) erreget atten, ſo ſagt er, nachdem **Reinfried**, welcher **Chilperich** den II. gefangen hatte, eine Schlacht verloren, ſo hätten dieſer Staatsbediente und der Prinz, den er als das einzige Unterpfand ſeines Glücks in Verwahrung behielt, ihre Zuflucht zum **Eudes** Herzoge von **Aquitanien** genommen, und um denſelben auf ihre Seite zu ziehen und ihn zu verbinden, daß er ſich wider den **Carl Martel** erklären möchte, ſo hätten ſie ihm Geſchenke und eine Krone geſchickt: *Chilpericus* itaque et *Ragaufredus* Legationem ad *Eudonem* Ducem dirigunt, auxilium poſtulantes, rogant, Regnum et munera tradunt.

Soll dieſes Regnum, oder dieſe **Krone** hier nur als ein ſehr koſtbarer Zierrath angeſehen werden? oder war es ein ſtillſchweigendes Geſtändniß von des **Eudes** Oberherrſchaft? ja vieleicht gar ein Zeichen von **Chilperichs** Huldigung, die er, als der ſeiner Staaten beraubet war, leiſtete, um ſeinen Schutz zu erlangen?

Der **Pater le Cointe** will in ſeinen *Annalib. Eccleſiaſticis*, daß dieſes Regnum, welches **Chilperich** dem **Eudes** zugeſchickt, nur ein koſtbares Geſchenk und eine nackte Krone geweſen, wenn man ſo reden darf, und keinesweges eine Zurechnung irgend einer Oberherrſchaft.

Er gründet ſich hierbey darauf, daß die meiſten unſerer Geſchichtſchreiber, dem **Eudes**, vor und nach dieſer Begebenheit, nur den bloßen Titel eines Herzogs von **Aquitanien** geben, und daß ſie nur von den köſtlichen Geſchenken des **Chilperichs** reden, ohne dieſer **Krone** zu gedenken.

Der Annaliſt von **Metz** erkläret ſich von dieſer Sache ſo: *Chilpericus* et *Ragenfredus* Legationem ad *Eudonem* Ducem *Aquitaniae* dirigunt, eiusque auxilium poſtulant; et vt *Carolo* cum eis reſiſteret, magnis muneribus inuitabant.

Die alte Chronick unſerer Könige, ſagt: *Childericus* et *Raganfredus* contra *Carolum*, *Eudonem* Ducem *Aquitanum* expetunt in auxilium.

Veimar von Chabannes ſchreibt: *Chilpericus* itaque et *Ragenfredus Eudonem* Ducem *Aquitaniae* expetunt in auxilium, et munera multa ei tribuunt.

Der Verfaſſer der **Thaten der Könige von Frankreich**, ſchreibt: *Chilpericus* et *Ragenfredus Eudonem* Ducem expetunt in auxilium.

Ueberdieß ſo nennen alle franzöſiſche und ſpaniſche Geſchichtſchreiber, den **Eudes** nicht anders als Herzog. Von dieſem Regno, oder von der **Krone**, haben ihrer wenige geredet, und noch wenigere haben ſie für ein Sinnbild der Oberherrſchaft gehalten. Dieſem muß man noch hinzufügen, daß dergleichen Kronen unter den erſten franzöſiſchen Königen, wenig im Gebrauche geweſen, als die ſich nur eines bloßen Gewebes in Geſtalt eines Stirnbandes bedient haben, und man weis, daß **Pipin** der erſte geweſen, welcher ſich vom heil. **Bonifaz**, dem päbſtlichen Legaten, krönen laſſen.

Herr **Valeſius** hingegen behauptet, daß die Zugeſtehung der Oberherrſchaft mit dieſer Krone verknüpft geweſen, und daß Reinfried den **Eudes** nicht anders als durch einen ſo großen Bewegungsgrund auf **Chilperichs** Seite ziehen wollen. Inuenio, ſagt er, (*Rerum Francicar. Lib. 23. t. 3 p. 434*) in Appendice Chronici *Fredegarii* a *Chilperico* et *Ragenfredo* per Legatos Regnum cum muneribus *Eudoni* Aquitanorum Duci traditum eſſe; quo nomine indicari puto Coronam *Eudoni* miſſam atque delatam, aut potius, (nam ne Regibus quidem noſtris tum in vſu Corona erat) permiſſum eſſe ei, vt ſuo ſummoque iure ac Regia poteſtate in Aquitania dominaretur, Prouincia Regiae Ditioni exempta.

Ferner muß man bedenken, daß es in dieſem bürgerlichen Kriege, nicht allein darauf ankam, wer das Amt eines **Maire des Schloſſes**, als wer die Krone des Königreichs **Neuſtrien** haben ſollte. **Carl Martel**, dem die unverbrüchliche Ergebenheit der alten Franzoſen gegen das Blut des **Clodoväus** bekannt war, und wohl ſahe, daß ſein Mitwerber **Reinfried**, ſich der Perſon **Chilperichs** des II. bemächtiget hatte, ſetzte ſeinerſeits einen jungen Prinzen auf den Thron, den einige zu einem Sohne **Thierry** des III. und andere **Clodoväi** des II. machen, und bediente ſich ſeines Namens um die Franzoſen auf ſeine Seite zu lenken, und **Chilperichs** Partey zu Schanden zu machen. Es iſt alſo kein Wunder, daß dieſer Prinz, der in **Cambreſis** eine große Schlacht verloren hatte und gar nicht im Stande war, einem ſo mächtigen und furchtbaren Feinde als **Carl Martel** war, zu widerſtehen, ſich erbothen hätte, den **Eudes** für einen unumſchränkten Oberherrn zu erkennen; damit er nur Luſt bekäme, ſich mit ihm gegen einen jungen, tapfern, glücklichen und kühnen Helden zu vereinigen, der ganz **Auſtraſien** in ſeiner Gewalt hatte, der vor kurzer Zeit **Neuſtrien** verheeret, und ſelbſt **Aquitanien** bedrohete, wofern man ſich ſeinen ſiegreichen Waffen nicht bey Zeiten widerſetzte.

Die Chronick des **H. Maxentius** bringt mit ſich, daß dieſer **Eudes**, Herzog oder Statthalter von **Aquitanien**, ſich aus eigener Macht zum unumſchränkten Beherrſcher aufgeworfen hätte: Eodem anno 731. *Carolus* perrexit *Waſconiam* contra *Eudonem* Principem, qui Tyrannidem aſſumpſerat.

Rhegino, bemerket in ſeiner Geſchichte unter dem 735ſten Jahre, wenn er von dem Kriege redet, den **Carl Martel** mit dem **Eudes** geführet, daß er ihm das Königreich und das Leben genommen: *Carolus* autem anno Vigeſimo Regni ſui iterum cum valida manu *Vaſconiam* ingreſſus eſt, et *Eudonem* Regno ſimul et Vita priuauit.

Da iſt nun das Reich des **Eudes** feſt gegründet: Regno et Vita priuauit. Allein zu allem Unglücke legt der Verfaſſer dem **Carl** eben denſelben königl. Titel bey: Anno Vigeſimo *Regni ſui*, und gleichwohl iſt es ausgemacht, daß **Carl** die königliche Würde nicht angenommen, und daß er Frankreich nicht anders als Fürſt der Franken, Maior Domus, und Verweſer des Königreichs, regieret hat; allezeit aber im Namen und unter dem ſcheinbaren Titel irgend eines Prinzen aus dem merovingiſchen Stamme, deſſen er ſich als eines Schattens der königl. Würde bedienete.

Catel führet in ſeinem Buche, welches den Titel hat, **Nachrichten von der languedockiſchen Geſchichre**, eine Aufſchrift an, die den **Eudes** König nennt, und die er in der Chronick der Päbſte und in **Niclas** des III. Leben gefunden haben will, welches der Bruder **Bernhard Guido** aufgeſetzt hat, der ausdrücklich ſagt, er habe einen Befehl oder eine Nachricht geſehen und geleſen, welche man zu St. **Maximin** in dem Grabe der H. **Magdalene** gefunden, und deren Inhalt dieſer iſt: Anno natiuitatis Domini Septingenteſimo decimo, ſexto die menſis Decembris, in nocte ſecretiſſime, Regnante *Odoiino* piiſſimo Rege Francorum, tempore vaſtationis Gentis perfidae Sarracenorum, translatum fuit corpus hoc Beatiſſimae ac Venerandae Beatae *Mariae Magdalenae* de Sepulcro Alabaſtri in hoc Marmoreo, timore dictae Gentis perfidae.

Aus dieſen Zeugniſſen und inſonderheit aus des Herrn **Valeſius** ſeinem, welches in unſerer Geſchichte ein ſo großes Gewicht hat, ſcheint nun zu erhellen, daß das Wort Regnum mit dem Namen der **Krone** auch die Zugeſtehung der Oberherrſchaft verknüpfe. Allein, wenn dieſe Meynung den Vorzug haben ſoll, wie wird man denn **Fredegars** Stelle, mit demjenigen zuſammen reimen können, was **Anaſtaſius** der Bücheraufſeher und **Hincmar** nach ihm, von einem gleichen Regno oder einer **Krone** berichten, die **Clodoväus**, wie dieſe Geſchichtſchreiber melden, dem Pabſte **Horsmid**, nach der Niederlage der **Weſtgothen** und der Eroberung von **Languedoc** geſchickt haben ſoll?

Eodem tempore, ſagt **Anaſtaſius**, venit Regnum cum gemmis pretioſis a Rege Francorum *Clodouaeo* Chriſtiano donum Beato Petro Apoſtolo; und **Hincmar** im Leben des **H. Remigius:** *Clodowichus* Rex glorioſus Coronam auream cum Gemmis, quae Regnum appellari ſolet, Beato Petro, Sancto *Remigio* ſuggerente, direxit.

Ganz gewiß hatte **St. Peter**, oder die Päbſte ſeine Statthalter, damals keine Herrſchaft die ihnen ein Recht gab, zeitliche Kronen zu tragen, und man kann nicht ſagen, geſetzt auch daß **Clodowäus** dieſe Krone wirklich dem Pabſte zugeſchickt, daß er durch dieſes Geſchenk die ſeinige und ſeine Siege von ihm zu Lehne genommen, welche unſere Könige allezeit nur Gott und ihrem Schwerte verdanket.

Soll denn das Wort Regnum, oder **Krone**, in **Fredegars** Stelle den Begriff der Oberherrſchaft mit ſich führen, und ſoll hergegen im **Anaſtaſius** und **Hincmar** eben daſſelbe Regnum nur für ein Kleinod und für ein freundſchaftliches Geſchenk gelten?

Es giebt gleichwohl verſchiedene Schriftſteller, die Herr **dû Cange** anführet, welche von der Sache ernſtlicher reden, und wollen, daß dieſe Krone ein Zeichen der kaiſerlichen Würde geweſen ſey, und daß ſich die Päbſte derſelben und ihres Biſchofshuts, bedienet haben, um beyderley Gewalt anzuzeigen. Einige treiben es gar bis auf eine völlige Herrſchaft über den ganzen Occident, die ſich auf **Conſtantins** Schenkung beziehen ſoll, die er dem Pabſte **Silveſter** gethan, welchem er, indem er Rom verlaſſen, wie dieſe Schriftſteller vorgeben, alle Königreiche von Europa, die das römiſche Reich erkannten, geſchenkt haben ſoll: Romanus Pontifex, ſagt **Durand**, in ſignum Imperii vtitur Regno, id eſt, Corona Imperiali; et in ſignum Pontificii vtitur Mitra; ſed Mitra vtitur ſemper et vbique, Regno vero non ſemper; nam eo non vtitur, niſi certis diebus et locis, nunquam intra Eccleſiam, ſed extra. *Lib. 3. ration. c. 13. n. 8.*

Das römiſche Ceremoniel im 1 Buche: Tiaram quod Regnum appellant, et triplici Corona ornatam Pontifices capiti imponunt. Eſt praeterea Tiara triplici Corona ornata, quod Regnum appellatur, per quam ſignificatur Sacerdotalis et Imperialis ſumma dignitas atque poteſtas. Hac Tiara vtitur Pontifex in maximis ſolemnitatibus, eundo ad Eccleſiam et redeundo; ſed nunquam illa vtitur in Diuinis. *Lib. 3.* [illegible]

Es iſt hier nicht nöthig **Conſtantins** Schenkung zu unterſuchen, noch zu zeigen, daß der im 511ten Jahre verſtorbene **Clodoväus** dieſes Regnum dem Pabſte **Horsmid** nicht ſchicken können, der nicht eher auf den päbſtlichen Stuhl gekommen als gegen das 515te Jahr. Es kömmt hier nur darauf an, daß man die Bedeutung des Worts Regnum in dieſen und einigen ähnlichen Stellen, bemerke.

Die Meynungen ſind hierinnen nicht getheilet geweſen. Es iſt offenbar, daß in einigen Geſchichtſchreibern das Wort Regnum noch ſeine alte Bedeutung, **Reich, Unabhänglichkeit. Oberherrſchaft**, behält. Und daß in andern, dieſes Wort, in einer beſondern Abſicht, nur ein ſehr koſtbares Geſchenk, bedeute, welches Perſonen von einem gewiſſen Stande einander ſchickten und gemeiniglich in reichen Kronen beſtand.

Wer nun dergleichen Zeugniſſe anführen will, der muß die ſeinem Schriftſteller gewöhnliche Art zu reden fleißig unterſuchen, ſowohl was die Zeit betrifft, in welcher er geſchrieben, als die Sache von der er handelt. Er muß das vorhergehende und nachfolgende erforſchen, um hernach, im Abſehen auf andere hiſtoriſche bekannte Wahrheiten, den natürlichen Verſtand gewiſſer Wörter entſcheiden zu können, die von der Unwiſſenheit oder dem Misbrauche, ſehr weit von ihrer alten und wahren Bedeutung abgeführet worden ſind.

◆

XXVII.

Des Abts Fraguier Erklärung des platoniſchen Urtheils von der Dichtkunſt.

Einige Zeit darauf als der Abt **Maſſieu** ſeine **Vertheidigung der Dichtkunſt** abgeleſen hatte, welche in dem 2 **Bande der Nachrichten** dieſer **Akademie** zu finden iſt, und in welcher er anzugeben ſcheint, **Plato** habe aus ſeiner Republick durchaus alle Poeſie verbannen wollen; ſo unternahm der Abt **Fraguier** (von welchem in eben dem 2 **Bande** eine Abhandlung ſteht, wozu **Plato** die Dichter brauchet) **Platons** wahre Meynung von dieſer Sache genauer zu unterſuchen. Er behauptet, daß dieſer Weltweiſe nicht, wie man gemeiniglich glaubt, ein Feind der ganzen Dichtkunſt überhaupt geweſen; ſondern daß er nur den rechten Gebrauch dieſer Art der Nachahmung feſtſetzen wollen; ſo wie er diejenige Art von Nachahmung beſtimmet hat, die aus der Tonkunſt und dem Tanzen entſteht. **Plato** hat auf nichts gedacht, als wie er die Menſchen vollkommener machen möchte, und hat kein Mittel verworfen, was dazu dienlich ſeyn kann. Da nun die Nachahmung des Guten, welches dieſe Vollkommenheit vermehret, eins der beſten Mittel iſt: ſo war **Plato** gar nicht geſonnen, das Gute zu verwerfen, welches aus der Dichtkunſt entſteht. Wenn man daher glaubt, er habe ſie ganz und gar verworfen, ſo behauptet man, nach des Herrn **Fraguier** Meynung, daß man eine ſo ſchöne Geſchicklichkeit nicht anders, als auf eine verderbliche Weiſe gebrauchen könne; daran aber hat **Plato** niemals gedacht. Er kennet zwar etwas das noch viel beſſer iſt, als die Dichtkunſt, ſich allein an die Nachahmung zu halten:

nämlich wenn man ſelbſt etwas thut, das nachahmenswürdig iſt: allein er ſchließt auch nichts von der Nachahmung aus, als das, was ihm böſe vorkömmt. Inſonderheit hat er ſich bemüht den Misbrauch der Dichtkunſt und Redekunſt zu zeigen; weil diejenigen, welche entweder Dichter oder Redner waren, ihre Gaben insgemein ſehr übel anwendeten und ſich gleichwohl einbildeten, ſie wären über alles erhaben; da ſie doch nicht bedachten, daß dasjenige, welches die Menſchen wirklich über alles erhebt, nichts anders ſeyn kann, als die Tugend, deren Anführung der größten natürlichen Geſchicklichkeit erſt den rechten Werth ertheilet; welche Geſchicklichkeit an und für ſich ſelbſt, weder Lob noch Tadel verdienet, und dennoch eines oder des andern würdig wird, nachdem man ſie gut oder ſchlecht anwendet.

Man kann hieraus urtheilen, daß der Herr Fraguier, dieſe neue Abhandlung ſowohl in der Abſicht unternommen, **Platons** Unwillen gegen die Dichtkunſt, zu vertheidigen, als auch ihn mit den Dichtern auszuſöhnen. Um nun zu beweiſen, daß **Plato** wirklich die Dichtkunſt erlaube, ſo ſetzet er folgendes feſt.

1. Habe **Plato** gewollt, daß man ſich zum Unterrichte der Menſchen, der Fabel bedienen ſolle; ja da er ſelbſt ſich ihrer an ſo vielen Stellen ſeiner Werke bedienet, ſo behalte er ja dasjenige bey, was eigentlich den Grund der Dichtkunſt ausmacht und das rechte Weſen davon iſt.

2. Da er den Gebrauch der Geſänge und Lieder zu Ehren der Götter und Menſchen vorgeſchrieben: ſo behalte er auch das erhabenſte bey, welches der wahren Schönheiten und der Begeiſterung einer Seele, die voller ſchönen Empfindungen iſt, am fähigſten iſt.

3. Erlaubt er den Dichtern, von den Laſtern zu reden, um deren Häßlichkeit zu zeigen, und die Guten durch das Beyſpiel der Böſen, in der Tugend zu beſtärken.

4. Will er nur, daß ein poetiſches Werk, es ſey neu oder alt, der obrigkeitlichen Unterſuchung unterworfen ſeyn

ſoll; damit in ſeinem Staate dasjenige vermieden werde, was ſich täglich bey uns eräuget: daß die Geſetze von der Gottesgelahrtheit und Sittenlehre, eine Sprache reden, von welcher die Sprache des Dichters gerade das Widerſpiel iſt.

Freylich würden, nach dieſer vorgeſchriebenen Prüfung, gar wenige von denen Dichtern beybehalten werden, die vor dem **Plato** gelebet haben: allein, eine gute Verfaſſung des Staats, könnte doch wohl den Sinn der Dichter auf die Grundſätze der Weltweisheit lenken, und machen, daß der Jnhalt ihrer Arbeiten eben ſo nützlich wäre, als deren äußere Geſtalt bewundernswerth iſt.

Hierauf läßt ſich Herr **Fraguier** in eine ziemlich weitläuftige Beſchreibung derer Urſachen ein, die den **Plato** bewogen, die theatraliſche Dichtkunſt ganz und gar auszuſchließen. Er ſagt,

1. Wenn man die Leidenſchaften ſo erreget, als das Trauerſpiel thut, ſo heiße das nach Platons Meynung, dieſelben nur verſtärken. Dieſer Weltweiſe habe ſich nicht einbilden können, daß man die Leidenſchaften beſänftigte, indem man ſie errege. Dieſe Meynung wäre für den **Ariſtoteles** aufgehoben geweſen, deſſen Erklärung dieſes Puncts, ſo wie vieler andern, bey ſeinen Auslegern nicht allemal gleich iſt: und nichts ſey demjenigen mehr entgegen, was **Plato** im **Phädon** und im 9 und 10 Buche ſeiner **Republick** ſaget.

2. Daß die komiſche Nachahmung, deren Ergetzung **Plato** in dem **Philebus** verwirft, ihm, als einem freygebohrnen Menſchen, unanſtändig vorgekommen, und ſich nur für niederträchtige Sklaven zu ſchicken geſchienen. Herr **Fraguier** beſtärket alle dieſe Sätze mit **Platons** eigenen Worten, die er mehrentheils aus den Büchern von der **Republick** und von den Geſetzen, hergenommen. *Plato de Rep. Libr.* 2. 3. 5. p. 468 und 10. *de Legib.* 7. p. 800. C. 801. 802. B. 816. E. 829. E. 834. E. 835. etc. de

Legib. 11. p. 937. D. 12. p. 947. B. *in Phileb.* p. 48. 49. etc. etc.

Hierauf berühret der Herr Abt auch noch, was die Beredſamkeit betrifft; weil Herr **Maſſieu** auch davon geredet hatte, und beſchließt: daß **Plato** ſo wenig die ganze Poeſie und Beredſamkeit aus ſeiner Republick verbannet habe, als ein Prinz darum alles Gold und Silber aus ſeinen Staaten verbannen würde; weil er etwa nur lauter ſehr reines Silber und Gold eingeführet wiſſen wollte.

Hiernächſt warf der Abt **Couture** die Frage auf, **welches denn nun eigentlich Platons wahre Meynung von der Dichtkunſt geweſen?** Seine Abſicht hierbey gieng auf eine Unterſuchung, ob der Abt **Fraguier**, oder der Abt **Maſſieu Platons** Sinn am beſten getroffen? Es kam unter ihnen auf die Frage an, ob **Plato** die ganze **Poeſie** aus ſeiner Republick verbannet habe? und Herr **Couture** glaubt, daß er es allerdings gethan. Er gründet ſich hierinn auf folgende Urſachen.

Plato ſchließt alle diejenigen aus, welche, weil ſie von einer poetiſchen Begeiſterung eingenommen werden, nicht mehr Meiſter ihrer Einbildungskraft ſind, deren Feuer ſie in ſehr lebhafte Schildereyen und zu Nachahmungen alles deſſen verleitet, was ſie beſchreiben ſollen; in zwar bekannte, aber doch ſeltſame Ausdrücke von den Göttern, und in eine Sittenlehre, die eben ſo ungemäßigt iſt, als ihre Gottesgelahrtheit unrichtig iſt.

Nun ſteht es mit einem jeden wahren Dichter nicht anders! Dieſe Schlußrede, deren Theile Herr **Couture** ſehr gelehrt beweiſet, giebt unzählige Sachen von **Platons** Abſicht, von dem Weſen eines Dichters, von der poetiſchen Begeiſterung, u. ſ. w. an die Hand.

Herr **Fraguier** gab den erſten Satz zu; allein er erklärte einen gewiſſen Gebrauch der Begeiſterung, (welcher nichts anders iſt als die Einbildungskraft, die von einem ſchönen Feuer regieret wird) deren Stärke bey einem Dichter, der voller tiefſinnigen und praktiſchen Wahrheiten iſt, nichts anders hervorbringt, als die Nachahmung edler Sachen, wahre und richtige Begriffe von der Gottheit, und Sätze, die aus einer ſehr weiſen Sittenlehre fließen. Dergleichen nun ſind z. E. die Chöre in der Eſther und Athalia: der Lobgeſänge in der heiligen Schrift und der Pſalmen, zu geſchweigen; welche noch von einer erhabneren und ganz göttlichen Art ſind.

* * * * * * * * * * * * * *

XXVIII.

Des Abts Fraguier Betrachtungen über Virgils Aeneis.

Man muß ſich billig wundern, daß Homer, in einer ſo großen Anzahl von Verſen, nicht die mindeſte Spur, von ſeinem Urſprunge, oder von der Geſchichte ſeiner Zeit hinterlaſſen hat. Denn ungeachtet man glauben kann, daß er den älteſten Zeiten die Sitten beygeleget, an die er gewohnt war, und die Gebräuche, die er vor Augen hatte; ſo würde es dennoch ſchwer werden, da man keine Gewißheit davon hat, in dieſer Sache einen Ausſpruch zu thun. Er bleibt ganz und gar bey der Erzählung einer Sache ſtehen, die faſt vierhundert Jahre vor ſeiner Zeit geſchehen iſt. Die Ilias enthält nur wenige Tage; die Odyſſee faſt eben ſo viele: und in dieſen zwey Gedichten, aus denen man einen Theil desjenigen erfähret, was vor Troja vorgefallen iſt, und einen Theil deſſen, was ſich ſeit der Einnahme dieſer Stadt, bis zu des Ulyſſes Wiederkunft auf der Inſel Ithaka begeben, findet man ferner nichts, was ſich bis auf die Zeit zugetragen, in welcher Homer gelebet hat. Dieſer Dichter iſt lediglich bey ſeiner Materie ſtehen geblieben und hat niemals in ſeinem eigenen Namen geredet: er hat auch gar keine vorzügliche Neigung zu irgend einem Theile von Griechenland blicken laſſen, woraus man ſchließen könnte, er nähme mehr Theil an einer Gegend, als an der andern. Dieſe Unabhänglichkeit iſt eine Folge derjenigen Freyheit, deren zu ſeiner Zeit die meiſten Staaten, es ſey in klein Aſien, (allwo er ſchrieb) oder auch in Griechenland, genoſſen. Denn man muß ſich nicht einbilden, daß er nur, um denen Prinzen zu gefallen, die in Theſſalien regierten, und folglich einige Verwandtſchaft mit dem **Achilles** haben konnten, eben dieſen **Achill**, und keinen andern, zu ſeinem Helden erwählet habe.

Mit dem **Virgil** hergegen iſt es ganz anders beſchaffen; der in ſeiner **Aeneis** ſich ſelbſt ehren wollen, indem er Italien Ehre erwies, und ſich die Gnade des Auguſtus zuzuziehen trachtete, indem er deſſen Ehrgeize ſchmäuchelte. Aus dieſer Urſache hat er ſonder Zweifel in ſeine Aeneis alles eingeſchaltet, was er nur in der italiäniſchen Geſchichte von den älteſten Zeiten an, bis auf die Zeit, da Aeneas daſelbſt angekommen, ſchönes und merkwürdiges finden können; und die Kunſt ausgefunden, auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe alles hinein zu bringen, was man in der römiſchen Geſchichte von des Aeneas Ankunft in Italien, bis auf die Schlacht bey Actium, die den Auguſt in den Beſitz des römiſchen Kaiſerthums ſetzte, merkwürdiges leſen kann.

An Homers Ehre nahm ganz Griechenland Theil; und viele Städte ſtritten ſich um den Vorzug dieſen großen Geiſt hervorgebracht zu haben. **Virgil** hat die Neigung der Menſchen an mehr als einem Orte zu rühren gewußt. Das an groſſen Männern ſo fruchtbare Italien, hat ihn, für den größten Dichter angeſehen, den es hervorgebracht hat; allein, außer dieſer Urſache die es hat ſtolz zu ſeyn, hat es auch die Aeneis mit eben den Augen angeſehen, damit es ſo viele Helden anſah, die in ſeinem Schooße gebohren waren; und hat dieſes treffliche Gedicht eben ſo lieben müſſen, als lieb ihm ſeine eigene Ehre war. Vieleicht iſt es eben dieß, was dem **Properz**, in Abſicht auf die **Ilias**, zu folgendem Verſe Anlaß gegeben:

Neſcio quid maius naſcitur *Iliade.*

Da es nun erlaubt iſt, von einem ſo großen Dichter als **Virgil** war, oft zu reden, ſo hat der Herr **Fraguier**, welcher die Akademie ſchon öfters von ihm, inſonderheit von der Art wie er den **Homer** nachgeahmet, unterhalten, auch geglaubt, es würde ihr nicht zuwider ſeyn, wenn er ſie einer andern Abhandlung erinnerte, davon wir hier Nachricht geben wollen. Sie handelt von demjenigen, was **Virgil** von der alten Geſchichte ſeit den erſten Zeiten, von denen man eine Kenntniß hat, bis auf den **Aeneas** beybehalten; und was er von dem **Aeneas** an, bis auf die Schlacht bey **Actium**, hauptſächliches hinein gerücket hat. Hier liegt unfehlbar der große Schatz ſeines Gedichts verborgen; und wenn er in der Art dieſe verſchiedenen Sachen herbey zu holen, oder zu erzählen, zwar den **Homer** nicht aus dem Geſichte verloren: ſo hat er doch den Grund dieſer Sachen, und den Anſchlag, der ihm ſo ſchön gelungen iſt, nämlich, ſeinem Vaterlande und ſeinem Fürſten Ehre zu machen, bloß ſich ſelber zu danken. Auf dieſer Seite iſt er dem **Homer** nichts ſchuldig, indem ihm **Homer** hiervon kein Beyſpiel gelaſſen. Von allem was Herr **Fraguier** deswegen anführet, wollen wir nur folgendes erwähnen, welches auch ſonder Zweifel das merkwürdigſte iſt.

In dem 8 Buche der **Aeneis**, erzählet **Virgil**, es habe **Aeneas**, da er die **Tyber** aufgefahren, um **Evanders** Beyſtand zu begehren, dieſen alten König und ſein Hausgeſinde, mit einem feyerlichen Opfer, zu Ehren des **Herkules**, beſchäfftiget gefunden, als deſſen Tapferkeit, das Land von den Streifereyen eines berühmten Verwüſters

ſters befreyet hatte. Dieſer ſo glücklich gewählte Augenblick, den **Aeneas** und **Evander** einzuführen, und der uns eine ſo edele und prächtige Sache vor Augen ſtellet, iſt offenbar aus dem **Homer** genommen; allein was der Kenntniß der römiſchen Alterthümer durch dieſe Zuſammenkunſt zuwächſt, das iſt lediglich vom **Virgil**.

Evander wohnte nämlich gerade an demſelben Orte, wo nach der Zeit **Rom** gebauet ward. Dieſer Anfang von **Rom** aber war, wie der Anfang aller großen Städte, von demjenigen Prachte und Reichthume ſehr weit entfernet, in welchem ſich **Rom** zu **Virgils** Zeiten befand. Dieſer Dichter, welcher gar wohl wußte, daß das Widerſpiel einem Gedichte nicht minder Anmuth ertheilet, als einer Schilderey, ſah wohl ein, daß er gewiß gefallen würde, wenn er in ſeinem Gedichte den Römern zeigte, aus was für einer Niedrigkeit ihre Vorväter die Stadt **Rom** zu demjenigen Grade der Herrlichkeit erhoben hätten, darinnen es damals ſtand. Eine ſolche Vergleichung beſchäfftiget auch in der That ſowohl die Weiſen, als diejenigen, welche ſich bloß durch die Pracht blenden laſſen. Denn vernünftige Leute, betrachten die Armuth und Einfalt ihrer Voraltern, als die wahren Quellen der bürgerlichen und kriegeriſchen Tugenden, die die Hoheit eines Staates zuwege gebracht haben: die andern aber, da ſie glauben, ſie hätten ihre Erhöhung lediglich ſich ſelbſt zu danken, halten ſich für deſto größer und wichtiger, als ihre Ahnen, weil ſie reicher und wollüſtiger ſind. Dieſes hat unfehlbar den **Virgil** bewogen, in ſeine **Aeneis** die Beſchreibung der Stadt **Rom** ſo anzubringen, wie ſie zu **Evanders** Zeiten geweſen.

Virgil erzählt alſo, daß den Morgen, nach dem dem **Herkules** zu Ehren angeſtellten Opfer, **Aeneas** von ſelbſten Gelegenheit gefunden, **Evandern** auf das Geſpräch von den Inwohnern und Gebräuchen des Landes zu bringen, wo er ſich aufhielt. Dieſer König nun, der ſo hoch anfängt als er nur kann, erzählet ihm die alte Geſchichte des römiſchen

Gebiethes, und den Zuſtand darinnen dieſe Gegend geweſen, ſeitdem er aus **Arkadien** gekommen, um die Ländereyen längſt dem Ufer der **Tyber** zu bewohnen. Dieſe Wälder, ſagt er, waren ehemals von **Nymphen** und **Faunen** bewohnet, die ihren Urſprung keinem andern Lande zu danken hatten; die Menſchen waren plump und grob, wie die Bäume der Wälder daraus ſie entſprungen waren. Sie waren von allen artigen Sitten ſo weit entfernet, daß ſie auch nicht einmal die Ochſen vor einen Pflug zu ſpannen, noch von demjenigen zu leben wußten, was ſie doch hätten einerndten können. **Saturnus**, den ſein Vater aus dem Himmel gejaget hatte, flüchtete nach **Italien**, und das war ein Glück für dieſes Volk. Er verſammelte die Menſchen, welche zuvor auf den Bergen zerſtreuet umher irreten, und gründete, durch Beyhülfe der Geſetze, die er ihnen gab, diejenige glückſelige Zeit, welche von den Dichtern das **goldene Weltalter** genennet wird. So regierte nun **Saturnus** die Menſchen in der Ruhe und in einem vollkommenen Frieden. Seine Flucht und ſeine Rettung dahin, gaben dieſem Lande den Namen **Latium**: allein die Wuth des Krieges und der Geiz, änderten endlich eine ſo glückſelige Verfaſſung. Das Volk aus **Auſonien** und die Einwohner von **Sicilien**, bemächtigten ſich einiger Oerter des Landes, und verurſachten, daß ſelbiges ſeinen Namen mehr als einmal veränderte. Das Volk ward endlich Königen unterworfen, unter welchen derjenige, den man **Tybris** nennet, ſeinen Namen dem Fluſſe gab, der ehedem **Albula** genannt ward. Hierauf erzählet **Evander**, wie das Verhängniß ihn nach Italien geführet, und welches diejenigen Denkmäler wären, an welchen die ganze Nachkommenſchaft ſich ſeiner Ankunft daſelbſt erinnern würde.

Nachdem er nun dem **Aeneas** einige beſondere Oerter gezeiget, ſo führte er ihn, ſagt **Virgil**, auf den Ort, wo anjetzt das **Capitol** ſteht, und welcher damals noch voller Wurzeln und Sträucher war. Ein gottsfürchtiges

Schrecken, ſagt er, nahm ſogleich dieſe Männer bey dem Anblicke dieſes Ortes ein; der Fels ſelbſt und das Holz mit welchem er bewachſen war, erweckte ein heiliges Schaudern. Dieſer Wald, ſagte **Evander**, und dieſer Hügel auf welchem die Bäume einen ſo dichten Schatten machen, die werden von einem Gotte bewohnet. Man weis nicht was für ein Gott es ſey: die **Arkadier** glauben, daß ſie oftmals den Jupiter ſelbſt da geſehen, wenn er mit der Rechten den Donnerkeil bewegt, und in den Lüften ein Donnerwetter erregt. Bemerke nur, ſagt **Evander** zum **Aeneas**, die Trümmern von zwey alten Schlöſſern, deren eines, welches Janus gebauet, Janiculum, das andere, welches Saturnus bauen laſſen, Saturnia genennet worden.

In dieſem Geſpräche, ſagt **Virgil**, wären **Evander** und **Aeneas** zu **Evanders** Hauſe gekommen, und hätten das Brüllen der Ochſen gehöret, welche an demſelben Orte geweidet, wo nachdem der berühmte römiſche Markt geworden. Indem nun **Evander** nach Hauſe kam, ſagte er zum **Aeneas**: **Herkules** der Ueberwinder ſo vieler Feinde, hat dennoch dieſes Haus nicht verſchmähet und keinen andern Pallaſt bezogen; verachte daher auch du, erlauchter Fremdling, den Glanz der Herrlichkeit, und bequeme dich den Sitten desjenigen Gottes, den wir an dieſem Orte angenommen: gieb uns ſo wenig als er es gethan, die Armuth unſerer Hütten zu bemerken.

Unter den verſchiedenen Betrachtungen, die dieſe Stelle zu veranlaſſen ſcheint, bleibt Herr **Fraguier** bloß bey derjenigen ſtehen, wo **Virgil** ſich ſo bemühet hat, das **Capitol** zu beſchreiben: gleich als wenn Jupiter, der nach dieſem **Jupiter Capitolinus** genennet worden, ſchon von den älteſten Zeiten her ſich dieſen Ort vor allen andern erwählet hätte, um ſich daſelbſt als ein furchtbarer Gott, welcher die ganze Welt mit Ehrfurcht erfüllen könnte, ſehen zu laſſen. Dieß **Capitol** war nach des Volks Meynung die Stütze und der Grundſtein des ganzen römiſchen Reiches. Von daraus entſprang dieſe unumſchränkte Gewalt,

der

vor welcher alle Völker erzitterten. Juno ſelbſt drücket in der Rede, welche Horaz ſie an die Götter thun läßt, die römiſche Größe nicht anders aus, als mit dieſen Worten: Stet *Capitolium* fulgens; und gleich als ob von des Capitols Dauer des ganzen Reiches Glück abhienge, ſo ſetzet ſie noch hinzu: Triumphatisque poſſit Roma ferox dare iura Medis; und um die ewige Dauer des römiſchen Reichs zu bemerken, ſo redet Horaz von des Capitols Dauer ſo:

> Dum *Capitolium* ſcandet cum tacita virgine Pontifex.

und Virgil:

> Dum domus Aeneae *Capitoli* immobile ſaxum
> Accolet, Imperiumque Pater Romanus habebit.

Horaz aber, anſtatt zu ſagen, das römiſche Reich, ſagt ſchlechtweg, das Capitol: Dum *Capitolio* Regina demenſas ruinas, funus et Imperio parabat. Virgils Ausdruck allhier, iſt einer von denen, die ihm eigen ſind, und die, da ſie mit keiner Stelle im Homer etwas gemein haben, ihm alle Ehre laſſen, die einem großen Geiſte gebühret; ohne daß man ihr etwas durch den Vorwurf, daß ſie ein Diebſtahl oder eine Nachahmung ſey, rauben könne.

XXIX.

Herrn Boivins Abhandlung, von dem Streite über Homers und Virgils Anhängern.

Der jüngere Herr **Boivin**, verfertigte im 1706ten Jahre eine Geſchichte von dem Streite, der ſich in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts unter den **Platonikern** und **Ariſtotels** Anhängern entſponnen; und dieſe Geſchichte ſteht im 2 Bande der **Nachrichten** dieſer Akademie gedruckt.

Die Aehnlichkeit der Materien veranlaſſeten eben dieſen Herrn **Boivin** im 1707ten Jahre, eine Geſchichte von derjenigen Art eines andern bürgerlichen Krieges zu verfertigen, der ſich vielleicht nicht ſo bald endigen wird, nämlich der Streit, zwiſchen **Homers** und **Virgils** Anhängern. Dieſes zweyte Stück hätte eben ſowohl können gedruckt werden, als das erſte, wenn nicht der Verfaſſer ſelbſt gefürchtet hätte, daß dasjenige, was damals neu und merkwürdig zu ſeyn ſchien, anjetzund altväteriſch und gemein zu ſeyn ſcheinen möchte; nachdem ſeit drey oder vier Jahren, bey Gelegenheit der neuen **Ilias**, ſchon ſo viel davon geſagt und geſchrieben worden.

Es wird hier alſo genug ſeyn, wenn man nur anmerkt, daß des Herrn **Boivins** Werk, eine Sammlung und critiſche Unterſuchung der Zeugniſſe ſolcher Schriftſteller ſey, welche einem oder dem andern von dieſen zween Fürſten der Dichter, günſtig geweſen. Dieſe Zeugniſſe nun ſind in zwey Hauptſtücke eingetheilet, davon das erſte, das Urtheil der Dichter, und das andere, das Urtheil der proſaiſchen Schriftſteller enthält.

Die Zeugniſſe der Dichter ſind einem jeden bekannt, wenn man einige dunkele Poeten ausnimmt, deren Beyfall nicht mit gerechnet zu werden verdienet. Uebrigens ſind auch die poetiſchen Urtheile weder gründlich noch zuverläßig. Sie mögen loben oder tadeln; ſo treiben ſie die Sachen zu hoch, und bekümmern ſich wenig darum, das was ſie ſagen, auch zu beweiſen. Die Zeugniſſe der proſaiſchen Schriftſteller ſcheinen alſo ſicherer zu ſeyn.

Indeſſen muß man unter denſelben abermal die Alten von den Neuern unterſcheiden. Die alten Schriftſteller vom **Vellejus Paterculus** anzurechnen, welcher unter dem **Tiber** lebte, und welchen **Virgil** noch haben mag, bis auf die Schriftſteller des fünften Jahrhunderts, ſind alle für den **Homer**; oder es ſcheint doch, daß ſie dem **Virgil** ungemein haben ſchmäucheln wollen, wenn ſie ihn mit dieſem griechiſchen Dichter in eine Reihe geſetzt.

Nach dieſem hat man faſt tauſend Jahre lang, ſie gar nicht mehr mit einander verglichen, bis **Floridus Sabinus** ſeine Vertheidigung der lateiniſchen Schriftſteller ans Licht gab. Er iſt damit nicht zufrieden, daß er den **Virgil** von denen Vorwürfen rechtfertiget, die **Laskaris** und **Makrobius** ihm gemacht haben; ſondern er ſchimpfet auch den **Homer** über die Maaßen, als wenn **Virgils** Ehrenrettung dadurch etwas gewönne. Vergleicht er ihn ja mit dem **Virgil**: ſo ertheilet er doch alles Lob bloß dieſem lateiniſchen Dichter, und der Schimpf fällt ganz allein auf den griechiſchen: Virgilius, ſaget er, artem ab eo rudem acceptam lectioris naturae ſtudiis atque iudicio ad ſummum extulit faſtigium perfectionis, quodque perpaucis datum eſt, multa detrahendo fecit auctiorem. Fudit Homerus, hic collegit; ille ſparſit, hic compoſuit. Quantum a Plebeia muliercula Matrona diſtat, tantum ſummus ille Vir a Diuino noſtro ſuperatur. Quae ſunt magnifica in Homero, non aequant magnitudinem Virgilii. Virgilius Magiſter eſt, Homerus Diſcipulus. Facit Diuina ex humilibus Homeri, Homerus humilia et humiliter;

Virgilius grandiora et magnifice. Opprimit et obruit Homerum; relinquit eum poſt ſe. Narratio alterius aurea, alterius plumbea. Hic verus Poëta, ille foraneus Narrator. Homerus moles quidem eſt, ſed rudis et indigeſta: Virgilius autem Deus eſt, et melior natura.

Der Geſchichtſchreiber dieſes Streites, den ein ihm ſo unbillig ſcheinender Vorzug verdreußt, kann ſich nicht enthalten, ſich ſelbſt ein wenig mit ins Spiel zu miſchen, und wiederum eine Abbildung vom **Scaliger** zu machen, die mit dem hohen Begriffe gar nicht übereinſtimmt, den viele Leute von ſeiner Critick haben. **Scaligers** Namen hintergeht uns, ſagt Herr **Boivin**. Er iſt ein ſehr witziger Kopf, der fertig Latein ſchreibt, ein überaus beleſener Gelehrter: aber er iſt ein Starrkopf, und aus Liebe zu ſeinen Lateinern, dermaßen wider die Griechen eingenommen; daß er bey den erſtern nur lauter Gutes, und bey jenen nur lauter Schlimmes ſieht, oder vielmehr zu ſehen glaubt. Auf ſeine Critick kann man ſich ſehr ſchlecht verlaſſen: und wer wollte auch wohl auf eines Mannes Urtheil bauen, der das Gedicht von **Leander** und **Hero**, dem alten **Muſäus** zuſchreibt? Welch ein entſetzlicher Schnitzer! da dieſes kleine Gedicht von einem Sprachlehrer des ſechſten Jahrhunderts gemacht worden, auch nach einem ganz neuen Geſchmacke geſchrieben iſt, und den guten und unverfälſchten Arbeiten der Alten gar nicht ähnlich ſieht.

Der Pater **Rapin** iſt der letzte Schriftſteller, deſſen Zeugniß vom **Homer** und **Virgil** Herr **Boivin** unterſuchet. Da nun derſelbe, nachdem er dem griechiſchen Dichter überhaupt ein ſehr großes Lob ertheilet, ſelbigen hernach auf eine vieleicht noch boshaftere Weiſe tadelt, als **Scaliger** ſelbſt gethan: ſo rückt ihm unſer Geſchichtſchreiber alle Vorwürfe auf, die ſein Anſehen vermindern können. „Wenn der P. **Rapin**, ſagt er, die **Ilias** ſo fleißig durchblättert hätte, als er es mit der **Aeneis** gemacht, ſo würde „er nicht geſagt haben, daß die **Ilias**, welche nur eine Zeit „von funfzig Tagen enthält, acht oder neun Monate ent-

„hielte:

„ſpielte: und wenn er den Quintilian recht geleſen hätte; „ſo würde er nicht vorgeben, daß dieſer Kunſtrichter dem „Virgil mehr Lob ertheilet, als dem Homer.„

Der Verfaſſer beſchließt ſeine Unterſuchung mit folgender Betrachtung. Die Ilias und Odyſſee ſind zwo große Schildereyen, deren Auszug die Aeneis iſt. Dieſe muß man alſo genauer betrachten. Alles muß darinnen vollkommen ſeyn. Die großen Gemälde ſieht man von weitem an; es iſt alſo nicht nöthig, daß alle Züge darinnen eben ſo gar ausgearbeitet und fleißig ſeyn müſſen. Ja bey einer großen Schilderey iſt ſolches vielmehr ein Fehler, wenn ſie gar zu mühſam ausgearbeitet iſt. Oftmals hält man dasjenige für eine wahre Schönheit, was doch nur ein Putzwerk und ein fremder Zierrath iſt. In des größten Künſtlers ſchönſten Schilderey giebt es keine Stelle, der man nicht noch irgend eine Schönheit beyfügen könnte. Man laſſe ſie aber lieber wie ſie iſt; ſie wird doch allemal ein vortrefflich Stück ſeyn. Beſſert man daran; ſo wird es vielleicht wohl gezierter, aber mit allem dem minder ſchön werden, als es vorhin war.

Virgil hat denen Zügen, die ſein Vorbild ihm dargebothen, einige neue hinzugefügt. Dieſe Zuſätze aber ſind noch nicht zureichend, daß das Original der Copie weichen müſſe; denn das Original brauchte ihrer nicht, und ſie haben in ſelbigem gar vielleicht nicht angebracht werden müſſen. Die wahre Schönheit beſteht nicht darinn, daß man eben alles ſaget, ſondern daß man dasjenige, was man ſagt, gut ſage. Sie beſteht nicht ſowohl darinnen, daß man große Wahrheiten ſage; als daß man geringe Sachen vortrage, ohne kriechend zu ſchreiben. Es ſcheint, daß an vielen Stellen im Virgil, mehrere Kunſt und Pracht zu finden ſey, als im Homer. Allein, alle dieſe Kunſt und Pracht können es noch einer wahren Erhabenheit nicht zuvor thun, die mit einer ſo glänzenden Einfalt verbunden iſt, welche auch in ihrer Nachläßigkeit gefällt.

XXX.

Des ältern Herrn Boivins Abhandlung von der juliſchen Zeitrechnung.

Die Chronologie iſt eine nützliche und nothwendige Wiſſenſchaft; daher muß man in ſelbiger zuweilen einen ſchwierigen und widerlichen Zeitpunct ausſtreichen; zumal wenn er darinnen unnütze iſt. In ſolchen Fällen, in welchen man ſich nicht einmal auf die Kirchenväter berufen darf, gilt die Meynung großer Männer vollends gar nichts. Uebrigens kann man vortrefflichen Schriftſtellern kein aufrichtigeres Merkmaal ſeiner Hochachtung geben, als daß man ihre Werke verbeſſert: denn hierinnen thut man, was ſie ſelbſt wünſchen, und was ſie ſelbſt würden gethan haben, wenn ſie gekonnt hätten. Dieß iſt ein Grundſatz, den man ſich um ſo viel mehr in Abſicht auf unſere geſchickteſten Zeitrechner, Scaliger und den Pater Petav, zu Nutze machen muß, da dieſe zween Gelehrte ſelbſt ihre Meynung ſehr oft geändert, und ſich ſogar bis in ihren Regiſtern widerſprochen haben.

Herr Boivin der ältere, hat ſich aller dieſer Freyheit bedient, und der Akademie im 1703 Jahre eine Abhandlung vorgeleſen, deren Endzweck dahin geht zu beweiſen, daß das Lehrgebäude der juliſchen Zeitrechnung, unnütz, verdrießlich und voller Fehler ſey. Er hat nicht geglaubt, man könne ihm einwenden, daß die juliſche Zeitrechnung allenthalben angenommen worden; denn es haben ſie nicht nur verſchiedene Chronologiſten nicht angenommen, und die meiſten unter ihnen ſind ſelbſt in ihrer Art ſich derſelben zu bedienen, uneins; ſondern die allgemeine Meynung iſt auch ſehr oft ein allgemeiner Irrthum. Es erfordert eben nicht eines jeden

den Menſchen Schuldigkeit, zu wiſſen, was die juliſche Zeitrechnung iſt; und es wird alſo gut ſeyn mit einem klaren und deutlichen Begriffe davon, den Anfang zu machen.

Zuerſt muß man ſich erinnern, daß es zwo Arten der Zeitrechnung giebt, eine hiſtoriſche und lehrende, und eine künſtliche, die nur auf die Art und Weiſe geht, wie man dieſe Wiſſenſchaft erlernen kann. Die juliſche Zeitrechnung iſt von dieſer letzten Art. Es iſt eine neue Art zu datiren, die **Joſeph Scaliger** im 1582 Jahre erfunden. Er nennet ſie Periodum; weil es ein großer Kreis von Jahren iſt, der von 7980 Jahren bis wieder zu 7980 Jahre fortläuft. Er giebt ihr den Zunamen Iulianum, weil ſie genau aus 365 Tagen und ſechs Stunden beſteht, ſo wie es **Julius Cäſar** bey der Verbeſſerung des römiſchen Calenders feſtſetzte: denn Scaliger wollte mit Fleiß, wie faſt alle Reformirte thun, die Verbeſſerung nicht annehmen, welche der Pabſt **Gregorius** der XIII, gemacht hat.

Uebrigens hätte dieſer gelehrte Mann ſeine Zeitrechnung noch, die ſcaligeriſche benennen ſollen, um aller Zweydeutigkeit vorzubeugen; indem es noch viel mehrere juliſche Zeitrechnungen giebt, das heißt ſolche, die nach juliſchen Jahren, alter Art, beſtehen. Scaligers juliſche Zeitrechnung, iſt alſo ein Lehrgebäude von 7980 juliſchen Jahren; und ſo erkläret er ſie ſelbſt. Das erſte Jahr dieſes Lehrgebäudes iſt das 4713 vor der gemeinen Zeitrechnung unſers Heilandes. Alſo iſt das erſte Jahr unſerer gemeinen Zeitrechnung das 4714 Jahr derjenigen, welche Scaliger aus zwo Urſachen erfunden hat. Erſtlich um einen mathematiſchen gewiſſen Zeitpunct zu haben, welcher ſtatt des Zeitpuncts der Schöpfung dienen, das heißt, ein Zeitpunct aller Zeitpuncte ſeyn könnte. Ein jeder weis, daß die Zeitrechner, über dem Zeitpuncte der Schöpfung nicht eins werden wollen. Einige ſetzen denſelben nur viertauſend Jahre, andere fünf bis ſechs, oder wohl gar ſiebentauſend und noch mehr, vor Chriſti Geburt hinaus. Die andere Urſache

um

die den Scaliger bewogen dieſen Zeitpunct zu erfinden; war dieſe, daß er jedes Jahr ſo genau bezeichnen wollte, daß man in den ganzen 7980 Jahren, eins niemals mit dem andern verwechſeln könnte.

Um nun dieſes zu verſtehen, ſo iſt es nöthig, daß man die Art wiſſe die Scaliger beobachtet hat, um das Lehrgebäude dieſer großen Zeitrechnung zu machen. Ein jedes juliſches Jahr iſt ein Cirkel von 365 Tagen und 6 Stunden, ohne daß man ſich in die Minutenbrüche einläßt. Die Indiction iſt ein Cirkel von 15 juliſchen Jahren. Die güldne Zahl, oder der Mondcirkel iſt ein Cirkel von 19 Jahren. Der Sonnencirkel oder die Sonntagsbuchſtaben Biſſextilis, iſt ein Cirkel von 28 Jahren. Die Oſterrechnung, oder der beweglichen Feſte, iſt ein Cirkel von 532 Jahren, und entſteht, wenn man den Cirkel von 19 Jahren in den von 28 Jahren multipliciret. Anianus, ein gelehrter Mönch zu Alexandrien, der im 407 Jahre U. H. ſchrieb, erfand dieß Lehrgebäude, deſſen ſich die Kirche ſeitdem jederzeit bedient hat, bis auf Gregors des XIII, Verbeſſerung des Calenders.

Scaligers juliſche Zeitrechnung nun, von 7980 Jahren, iſt ein großer Cirkel, aus 15 ſolchen Oſterrechnungen von 532 Jahren, eine jede zuſammengeſetzt. Es iſt eine Multiplication von 15 oder dem Indictionscirkel, und von 532 oder der Oſterrechnung, eine durch die andere. Kurz, 7980 Jahre ſind 15 Zeitpuncte von 532 Jahren, und dieſes iſt das ganze Geheimniß von Scaligers juliſcher Zeitrechnung. Nunmehro muß man nur noch wiſſen, wie Scaliger einen Zeitlauf und Characterismos daraus gemachet hat.

Der Hof zu Rom hat, um denen Falſchheiten vorzubeugen, die ſich in den Anwartsbriefen auf die Pfründen einſchleichen könnten, wenn man in ſelbigen das Datum änderte, das Mittel ausgefunden, den Datum darinnen zu vermehren, und den großen und gewöhnlichen noch kleinere hinzuzufügen, denſelben Datum aber fünf oder ſechsmal auf verſchiedene Weiſe zu wiederholen. Das große Datum iſt das jedesmal laufende Jahr J. C. und des regierenden

Pabſts. Die kleinen Data ſind die laufenden Jahre der drey kleinen Cirkel, von denen wir geredet haben, das heißt, der Indiction, der güldnen Zahl und des Sonnencirkels: und dieſe Behutſamkeit iſt vortrefflich. Denn wenn der Verfälſcher nur einen Theil dieſer Zahlen ändert; ſo wird er durch alle andere widerlegt, die ihm widerſprechen; ändert er ſie aber alle, ſo wird es unmöglich ſeyn, daß man ſolches nicht merken ſollte, wenn man es genau anſieht.

Aus eben der Urſache hat Scaliger geglaubt, daß dieſe drey kleinen Data ſehr geſchickt ſeyn würden, jedes chronologiſche Jahr zu bezeichnen, und daß dieſes drey Charactere der Zeit ſeyn würden, die einem jeden Jahre eigen wären und deſto eher verhindern würden, daß ſolches nie mit einem andern verwechſelt würde. In dieſer Abſicht nun hat er unterſucht, welches denn eigentlich die drey laufenden Zeichen des Jahres wären, in welchem er ſchrieb, und hat eine chronologiſche Leiter gemacht, indem er von derſelben durch die jährlichen Veränderungen dieſer drey Zeichen, bis auf das erſte Jahr unſerer gemeinen Jahrrechnung zurück gegangen iſt. Durch dieſes demonſtrative Hinaufſteigen hat er gefunden, daß dieſes erſte Jahr zehn Sonnencirkel, 2 Mondencirkel und 4 Indictionscirkel, hätte; und hat dieſelben dieſem erſten Jahre zu Zeichen gegeben, welches das einzige Jahr iſt, das in einer Zeit von 7980 Jahren die drey ſelbigen Charactere hat. Ferner iſt Scaliger noch weiter hinauf geſtiegen, bis er ein Jahr von einem Sonnencirkel, eins von einer güldnen Zahl und eins von einer Indiction gefunden. Dieſer ſeltene Umſtand, da drey Einheiten zuſammen treffen, hat ihm würdig geſchienen einen Zeitpunct daraus zu machen, von welchem alle Welt ſich ſelbſt überzeugen könnte: und dieß iſt eben was man den Zeitpunct der juliſchen Zeitrechnung nennet.

Die juliſche Zeitrechnung verſpricht nur zweyerley. Erſtlich, einen Zeitpunct anzugeben, der aller Zeitpuncte Zeitpunct iſt, indem man unterwärts in natürlicher Folge fortrechnet, und den alle Chronologiſten zugeben müßten.

Zum andern, jedes Jahr ſo eigentlich zu bezeichnen, daß man niemals eins für das andere nehmen könnte.

Herr Boivin hergegen will, erſtlich, daß die juliſche Zeitrechnung keine von dieſen zwo Wirkungen habe. Zum andern, daß die Jahre unſers Heilandes, beydes vollkommen bewerkſtelligen; und dieſe Beweiſe theilet er in vier Artickel ein.

Der erſte enthält, daß der Zeitpunct der juliſchen Zeitrechnung nicht weit genug hinaus gehe, und 4713 Jahre nicht zureichen, alle verſchiedene Meynungen von dem Zeitpuncte der Schöpfung in ſich zu faſſen.

Der andere, daß die Kennzeichen dieſes Zeitpuncts nicht über 4713 Jahre hinauf gehen, und folglich zu einer Verwirrung, in Abſicht auf einen andern Zeitpunct, Anlaß geben.

Der dritte, daß die Jahre unſers Heilandes, da ſie mit aller mathematiſchen Gewißheit ſo hoch gehen als man nur will, allenthalben wo man will, einen Zeitpunct aller Zeitpuncte beſtimmen können, welchen alle Zeitrechner werden zugeben müſſen, und auf welchen man ſich leicht wird fußen können, wenn man in natürlicher Ordnung, eben wie bey der juliſchen Zeitrechnung, wieder hinunter fährt.

Der vierte, daß die gewöhnliche Jahrzahl jedes Jahres, ein numeriſcher Unterſchied iſt, und folglich daſſelbe ſo genau bezeichnet, daß in einer ganzen Ewigkeit nicht zwey Jahre gefunden werden können, die einerley Zahl hätten.

Dieß iſt in wenig Worten der Inhalt des boiviniſchen Lehrgebäudes. Nunmehro wollen wir ſeine Gründe ſtückweiſe betrachten.

Der erſte Fehler, den Herr Boivin in der juliſchen Zeitrechnung findet, iſt, daß ſie nicht hoch genug aufſteigt, um alle fabelhafte Geſchichte und alle Zeitpuncte in ſich zu faſſen, die wir von der Schöpfung, nach den verſchiedenen Meynungen der älteſten und berühmteſten Zeitrechner, haben. Ein jeder geſteht zu, daß das erſte Jahr der gemeinen chriſtlichen Zeitrechnung das 4714 Jahr jener Zeitrechnung iſt, ein Jahr, welches zehn Jahre des Sonnencirkels, zwey des Mondencirkels und vier der Indiction hatte. **Scaliger** läßt freylich die Welt, nach ſeiner beſondern Zeitrechnung, **J. C.** im 3959 Jahre der Welt gebohren werden, das heißt, 755 Jahre ſpäter, als der Zeitpunct ſeiner Zeitrechnung iſt. Viele Neuern zählen ſogar noch weniger Jahre als er gethan, zwiſchen der Schöpfung und der Geburt **J. C.** Allein dieß iſt ganz gewiß, daß alle Alten, vor dem ehrwürdigen **Beda**, mehr als 4713 Jahre darzu gerechnet haben. **Beda** ſaget ſelbſt, er ſey der Ketzerey verdächtig geworden, weil er **J. C.** nicht im ſechſten Tauſende der Welt gebohren werden laſſen. Alle Gläubigen zur Zeit der Apoſtel rechneten volle 6000 Jahre der Welt, vor der Geburt des **Meſſias**. **Joſeph** rechnet nach ſeiner Beſchreibung mehr als 6000 Jahre. **Julius Africanus** 5500. **Euſebius** und der H. **Hieronymus** 5200. Andere zählen zum mindeſten 5000 Jahre; des fabelhaften oder wahren Alterthums nicht zu gedenken, welches die Chaldäer, Aegyptier, Phönicier, und viel andere Völker ſich beylegen; weit gefehlet, daß ſie ſich auf die 4713 Jahre dieſer neuen Zeitrechnung einſchränken ſollten.

Man ſage nicht, daß man die juliſche Zeitrechnung nur wiederholen dörfe, und zwar ſo oft, daß man zum höchſten Zeitpuncte kömmt, den man der Schöpfung der Welt, oder dem Urſprunge der Fabeln ſetzen will: dieſer Umlauf von Perioden, iſt in der Chronologie, ein unerträgliches Ungeheuer. Und überdieß brauchte man hierzu auch keiner juliſchen Zeitrechnung. Es giebt keine Zahl, ſie ſey welche ſie wolle, die nicht durch oftmaliges Wiederholen, zum höchſten Gipfel ſteigt, den man nur begehren kann; und könnte man ſie ins Unendliche vermehren, ſo würde ſie einen bis zur Ewigkeit führen.

Der andere Fehler, welchen Herr **Boivin** an der juliſchen Zeitrechnung bemerket, und wodurch deren Gebrauch ſo beſchwerlich als unnütz wird, iſt die Zahl von verſchiedenen Characteren, deren man ſich zu gleicher Zeit bedienen muß, um eines und daſſelbe Jahr zu bezeichnen. In der That unterſcheidet ſie nichts ſo gut von einander, als ihr numeriſcher Unterſchied. Das 1702 Jahr ſeit Chriſti Geburt, kann nicht für das 1703, von eben dieſem Termin an gerechnet, genommen werden; und man braucht hierzu nicht, daß man ſie mit dem Sonnencirkel, der güldnen Zahl, der Indiction, ja wenn man noch will, mit dem Sonntagsbuchſtaben und allen andern Merkmaalen, bezeichne, die man noch von neuem erfinden könnte. Dieſe Zeichen richten lauter Verwirrung an, wo ſonſt keine ſeyn würde. Es iſt ein widerlicher Ueberfluß, der unnütz iſt, und folglich verworfen werden muß.

Mit eben ſo ſchlechtem Grunde würde man hier einwenden, daß dieſer Gebrauch, die Jahre durch ſo viele verſchiedene Merkmaale zu bezeichnen, in der römiſchen Art zu datiren, genau beobachtet wird. Denn da iſt es nur eine weiſe Vorſicht gegen die Verfälſcher, welche das Datum der Briefe verändern wollten, die der päbſtliche Stuhl ausfertiget; weil es zu nützlicher Bedienung eines ſolchen Betruges, nicht genug wäre, ein einzig Datum zu verändern, ſondern auch alle andere, die eine ſo genaue Verhältniß damit haben, daß ſie unter einander nur ein einzig Jahr ausmachen. Wenn man aber in einer einzigen Schrift ſo viel Veränderungen vornehmen will, ſo wird der Betrug viel ſchwieriger gemacht und die Verfälſchung wird ſichtbarer. Eben als wenn man bey den gerichtlichen Schriften die Stücke paragraphirt, damit ſie weder ausgetauſchet noch unterſchlagen werden können. Allein giebt es in der Chronologie auch wohl einen einzigen Schriftſteller, der die Jahre verfälſchen wollte? und was würde er auch für Nutzen davon haben?

Herr **Boivin** findet noch eine dritte Sache an der juliſchen Zeitrechnung auszuſetzen; nämlich daß ſie denen nicht dienlich ſeyn kann, die der **gregorianiſchen** Verbeſſerung folgen, welche anjetzt überall, als die richtigſte angenommen wird. Die Antwort würde auch ſchlecht ſeyn, wenn man ſagen wollte, das juliſche Jahr ſey nur um wenige

nige Minuten von dem gregorianiſchen unterſchieden, indem dieſe Minuten, wenn ſie ſich häufen, nach einiger Zeit einen ſo wichtigen Unterſchied ausmachen, daß ſie, ſeit dem nicäiſchen Concilio, welches im 325 Jahre gehalten worden, bis an des Calenders Verbeſſerung im 1581 Jahre, das frühjährige Aequinoctium, um zehn Tage zurück geſetzt hatten. Daraus ſieht man nun, wie viel in der Zeitrechnung auch auf Minuten ankömmt.

Nachdem nun Herr **Boivin**, die Unnützlichkeit und Fehler der juliſchen Jahrrechnung erwieſen, ſo giebt er ein ſo leichtes als natürliches Mittel, an deren ſtatt, an die Hand. Er iſt überzeuget, daß in der Zeitrechnung nichts gewiß iſt, als das laufende Jahr, welches ſo zu reden, fühlbar und deutlich iſt. Daher will er, daß ſolches der Grund zu einer chronologiſchen Leiter werde, und daß man von demſelben zu zählen anfange und immer höher zurück, bis auf J. C. Geburt gehe, welche der Mittelpunct dieſer Leiter ſeyn ſoll; ſo, daß wenn man ſagt, dieſes oder jenes habe ſich in dem und dem Jahre nach C. Geburt zugetragen, man ſelbiges viel eher erkennen wird, als durch alle Kennzeichen der juliſchen Zeitrechnung. So auch, wenn man den Zeitpunct derer Sachen feſtſetzen will, die ſich vor J. C. Geburt eräuget haben, ſo darf man nur die Zahl deſſelben Jahres vor ſeiner Geburt ſetzen, in welchem es geſchehen war. Dieſer einzige Unterſchied in Zahlen, wird kräftiger ſeyn, als alle Charactere zuſammengenommen; und die gemeine Jahrrechnung ſey nun wahr oder falſch, ſo kann man bis zum höchſten Gipfel hinauf kommen. Dieß wird auch nicht verhindern, daß wenn man die verſchiedenen Meynungen der Zeitrechner von einer gewiſſen Sache bemerken will, man nicht hinzuſetzen könne, dieß ſey z. E. das tauſendſte Jahr nach dieſem oder jenem Lehrgebäude und das neunzehnhundertſte nach einem andern, u. ſ. f. Dieſe Art zu zählen aber iſt ſehr ungekünſtelt. **Scaliger** ſelbſt hat ſie auch vorgeſchlagen, ungeachtet er ſich nicht für dieſelbe erkläret, weil die juliſche Zeitrechnung ſeine Erfindung war. Der Pater Petav, und die Bibel von Vitre, ſchlagen ſie ebenfalls vor, und ein ziemlich im Schwange gehender Gebrauch, ſcheint ſolche faſt von ſelbſt eingeführet zu haben. Wenn aber der allgemeine Gebrauch von den Regeln der Critick unterſtützet wird, ſo iſt es ſehr gefährlich von demſelben abzuweichen.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

XXXI.

Des ältern Herrn Boivins Abhandlung, von den verſchiedenen Arten ein und daſſelbe Jahr zu datiren, nach dem Cenſorin.

Die chronologiſchen Grundſätze, welche Cenſorin uns hinterlaſſen hat, werden überall hochgeſchätzet. Sein Buch enthält nur 24 kleine Capitel. Die vierzehn erſtern handeln von andern Materien; die zehn letztern handeln nur von der Zeitrechnung.

Der ältere Herr Boivin, der ſich beſonders darauf geleget hat, glaubte, es würde nicht unnützlich ſeyn, der Akademie die verſchiedenen Arten vor Augen zu legen, womit dieſer Schriftſteller eines und daſſelbe Jahr bezeichnet, um deſſen Zahl feſtzuſetzen: und dasjenige was er im 1704 Jahre von dieſer Sache vorbrachte, lief auf folgendes hinaus.

Cenſorin ſchrieb in dem 238 Jahre nach C. Geburt, nämlich in dem erſten Jahre der Regierung des jungen Gordianus. Nun will er dieſes Jahr recht gut bezeichnen. Tempus hodiernum - - - quam potero lucidiſſimis notis ſignabo (*Cap. 16*). Er ſchickt ſein Buch dem

Q. Cerellius zum Geſchenke, an ſeinem Geburtstage, und nennet es, **von dem Geburtstage**, de Die natali.

Tempus hodiernum, iſt der Datum deſſelben Tages. Notae luciдiſſimae, ſind die Merkmaale der bekannteſten Zeiten. Hieraus nun werden wir, die gebräuchlichſten Arten zu datiren erſehen. Im 238 Jahre unſers Hellandes, waren **Ulpius Crinitus** und **Proculus Pontianus** Conſuls. Hic annus, cuius velut index et titulus quidam eſt Vlpii et Pontiani Conſulatus. *Cap. 21.* Er nennet das jährliche Conſulat, den Anzeiger und Titel eines jeden Jahres, indem nichts die Länge eines Jahres beſſer bezeichnet, als die Dauer eines gewöhnlichen Conſulats. Dieß war das 2 Jahr der 254 Olympias: Nunc ducenteſima quinquageſima quarta Olympias numeratur, eiusque annus hic ſecundus (*Cap. 18*), oder das 1014 der Olympiaden, wenn man das erſte im Sommer, an denen Tagen anfängt, da man die olympiſchen Spiele feyerte: Ab Olympiade prima milleſimus eſt et quartus decimus, ex diebus duntaxat aeſtiuis quibus Agon Olympicus celebratur (*Cap. 21*). Dieſe Art nach dem erſten Jahre der Olympiaden, jahrweiſe zu rechnen, iſt viel richtiger und chronologiſcher, als wenn man nach Olympiaden, oder von vier zu vier Jahren rechnet. Cenſorin hat alſo der Sache recht nachgedacht und das Beſte erwählet. Die Olympiaden fangen ungefähr um die Zeit des längſten Tages an.

Dieß war das 991 Jahr der Erbauung der Stadt Rom, von den Parillen anzufangen: a Roma autem condita 991, et quidem a Parilibus, vnde Vrbis anni numerantur. *Ibid.* Die Parilien ſind der 21 April; und Cenſorin erkläret ſich, daß er dem **Varro** folge. Die römiſchen Jahre ſind darinnen beſchwerlich, daß ſie mit dem 21 April anfangen; allein im gemeinen Leben fängt man ſie mit dem erſten Jenner an.

Dieß war das 986 Jahr von **Nabonaſſar**, vom erſten Tage ſeiner Regierung an zu zählen. Die nabonaſſariſchen oder aſtronomiſchen Jahre, haben einen ungewiſſen Anfang, ohne alle Einſchaltung. Bey den Aegyptiern ſind dieſelben gebräuchlich: Ab Aegyptiis quidam anni in litteras relati ſunt, vt quos Nabonnazaru nominant, quod a primo eius anno conſurgunt, quorum hic 986. **Nabonaſſar** war ein babyloniſcher König in **Chaldäa**; und ſeine Jahre ſind die Art, deren die Sternkundigen oder Meßkünſtler ſich bedienen.

Dieß war das 562 Jahr von **Alexanders** des Großen Tod an, oder von denen Jahren, die man die **philippiſchen** nennet, das heißt, vom **Philippus Aridäus, Alexanders** Bruder. Oder von dem Jahre der ägyptiſchen **Ptolomäen**, welches eigentlich von **Alexanders** Tode anfängt. Auch dieſe Art zu datiren iſt von den **Aegyptiern** genommen. „Jedes **philippiſche** Jahr fängt mit dem Aufgange des Hundsſternes in **Aegypten** an, welches allezeit der erſte Tag des Monats iſt, den ſie **Thoth** nennen, und auch beweglich iſt, wie **Nabonaſſars** Jahr. Der **Thoth** dieſes Jahrs war der 25 Junii. Vor 100 Jahren war es der 21 Julius, welches **Antonini Pii** Conſulat zum zweyten male und des **Bruttius Präſens** Conſulatsjahr war.„ Anni Philippi ab exceſſu Alexandri Magni numerantur et ad hunc vsque perducti annos 562 conſummant. Sed horum initia ſemper a primo die menſis huius ſumuntur, cui apud Aegyptios nomen eſt Thoth; quique hoc anno fuit ante diem 7 Kal. Iul. cum abhinc annos centum, Imperatore Antonino Pio II. et Bruttio Praeſente Conſulibus, iidem dies fuerint ante diem XII. Kal. Auguſti, quo tempore ſolet canicula in Aegypto facere exortum (*Cap. 21*). Wenn **Cenſorin** allhier 100 Jahre zwiſchen ſein Jahr, welches J. C. 238 iſt, und **Antonini Pii** Conſulat ſetzet, welches J. C. 139 Jahr iſt; ſo betrüget er ſich entweder, oder es ſteckt ein Irrthum in unſern römiſchen Calendern, nach welchen das hundertſte Jahr, des **Sulpicius Camerinus** und des **Quintus Niger Magnus** Conſulatsjahr iſt.

„Es folget daraus, ſagt Cenſorin, daß dieß das hundertſte laufende Jahr von dem groſſen 1460ten Jahre iſt, „welches, wie geſagt worden, das Sonnen- oder Hundstags- oder göttliche Jahr genannt wird.„ Quare ſcire etiam licet anni illius magni, qui, vt ſupra dictum eſt, et ſolaris et canicularis et Dei annus vocatur, nunc agi vertentem annum centeſimum. *Cap. 21.* Dieß große Jahr hatte alſo unter **Antoninus Pius** und des **Bruttius Präſens** zweytem Conſulate angefangen; das heißt, der Hundsſtern im erſten Tage des **Thoth** aufgegangen war. Propterea quod initium illius ſumitur, cum primo die eius menſis, quem vocant Aegyptii *Thoth*, Caniculae ſidus exoritur (*Cap. 18*). Man muß daher das 18 und 21 Cap. in Anſehung des großen Jahres zu Hülfe nehmen. Aegyptiorum annum magnum Graece, Κυνικὸν, Latine Canicularem vocamus. Eorum annus ciuilis ſolos habet dies 365 ſine vllo intercalari, eoque fit vt anno 1461 ad idem reuoluatur principium. *Ibid.*

Cenſorins Jahr iſt das 283 vom erſten Tage des Jenners an zu rechnen, wie **Julius Cäſar** gethan hat. Eorum vero annorum, quibus *Iulianis* nomen eſt 283, ſed ex die Kal. Ian. vnde Iulius Caeſar anni a ſe conſtituti fecit principium. *Cap. 21.* C. Caeſar Pontifex Maximus, ſuo III. et M. Aemilii Lepidi Conſulatu, annum ciuilem ad ſolis curſum formauit, etiamſi non optime. *Cap. 20.*

Dieß iſt das 265 Jahr von denen, die man die auguſtiſchen nennet, und die ebenfalls mit dem erſten Jenner anfangen, ungeachtet es der ſiebenzehnte Tag dieſes Monats war, da auf des **Munacius Plancus** Anrathen dem **Kaiſer Cäſar Auguſtus**, in ſeinem ſiebenden Conſulate, welches **M. Vipſanius Agrippa** drittes Conſulat war, der Name **Auguſtus** von dem Senate und Volke beygeleget ward. At eorum qui vocantur anni Auguſtorum 265 perinde ex Kal. Ian. quamuis ex ante diem 16 Kal. Februarii Imperator Caeſar D. F. ſententia L. Munacii Planci a Senatu caeteriſque Ciuibus, Auguſtus appellatus eſt ſe VII. et M. Vipſanio Agrippa III. Coſſ. (*Cap. 21*). Allein nach den Aegyptiern war es das 267 auguſtiſche Jahr, weil ſie zwey Jahre eher waren unter das Joch gebracht worden, als Auguſt dieſen Namen trug. Sed Aegyptii, quod biennio ante in Poteſtatem ditionemque populi Romani venerunt, habent hunc Auguſtorum annum 267. *Ibid.* Es ſcheint zwar wunderbar, daß das auguſtiſche Jahr in Aegypten zwey Jahre eher angefangen, als noch dem Auguſt der Name Auguſtus beygelegt worden. Allein der Sinn geht dahin: daß man in Rom auf den Namen, in Aegypten aber, auf die Sache ſelbſt geſehen. Die Auguſti ſind nichts anders als die römiſchen Kaiſer, welche mit dem Tode der Cleopatra anſiengen; die Römer aber verſtehen unter den auguſtiſchen Jahren, diejenigen Jahre, in welchen ihre Kaiſer den Namen Auguſti geführet. Die Aegyptier bedienten ſich alſo dieſes Namens nicht eher als er erfunden war; ſondern ſie zogen ihn nur in der Folge zwey Jahre zurück, indem ſie ſagten, die Auguſti wären in Aegypten auf die Prolomäer gefolget.

Dieß war das 39 Jahr der capitoliniſchen Spiele, welche Domitian in ſeinem zwölften Conſulate geſtiftet, da er den Servius Cornelius Dolabella zum Collegen hatte. Capitolinorum Agonum primus a Domitiano inſtitutus fuit duodecimo eius et Ser. Cornelii Dolabellae Conſulatu. Itaque hoc nunc anno qui celebratus eſt Agon, vndequadrageſimus numeratur. *Cap. 18.*

Cenſorin hat ſein Jahr nicht mit des jungen Gordians Regierung bezeichnet, welcher in ſelbigem Jahre anfieng allein Kaiſer zu ſeyn; und dieß rühret unfehlbar daher, weil er es an dem Feſttage des Q. Cerellius noch nicht geweſen. Allein er ſagt auch nichts von den Kaiſern Balbin und Pupian. Er nennet nicht einmal den Namen noch den Tag des Feſts oder der Geburt des Q. Cerellius: Das Datum zeigt alſo nur das Jahr an.

XXXII.

Herrn Baudelots Abhandlung, von der Nacktheit der Athleten in den griechiſchen Spielen.

Der Herr Tournefort zeigte im 1706 Jahre bey ſeiner Rückkunft aus der Levante, einigen Mitgliedern der Akademie, und unter andern dem Herrn Baudelot, die Zeichnung von einem halberhabenen marmornen alten Schnitzwerke (Bas-relief), welches er in einer von den archipelagiſchen Inſeln geſehen. Selbiges ſtellte einen kleinen Tempel vor, dahin ein nackter Menſch anzugelangen ſchien, der nur bloß eine Art von Hut auf dem Kopfe hatte. Dieſem Menſchen folgte ein Pferd und dem Pferde eine Frauensperſon mit einem Kleide in langen Falten, bekleidet. Nachdem nun Herr Baudelot vielerley Muthmaßungen angegeben, um die wahre Sache feſtzuſetzen, die man auf dieſem Marmor ausdrücken wollen, ſo hielt er ſich am meiſten bey folgender auf; nämlich, daß ſelbiger einen jungen Athleten vorſtellete, der, in Begleitung ſeiner Frauen oder Mutter, erſt ein Opfer thun gienge, ehe er ſich zu den olympiſchen Spielen verfügete. Da er nun ſeine vornehmſten Beweiſe aus der Nacktheit des Menſchen und aus der Art von Hute, πέτασος genannt hernahm, die die jungen Athleten beſonders zu tragen pflegten, ſo bemühete er ſich auch ſonderlich den eigentlichen Zeitpunct ihrer völligen Entblößung bey den griechiſchen Spielen, feſtzuſetzen.

Man giebt zu, daß Herkules, als er die olympiſchen Spiele eingeſetzt, den Athleten das Geſetz gegeben nackend zu erſcheinen. Gleichwohl verhinderte dieß Geſetz ſie nicht, dasjenige, was die Schamhaftigkeit zu verdecken befiehlt, mit einer Art von Scherſe, zu bedecken. Weil nun dieſer Gürtel ſich zuweilen auflöſete und den Kämpfern großen Verdruß zuzog, ſo ward er durch eine Verordnung der **Helladonicker** unterſagt, und man will, daß ein gewiſſer lacedämoniſcher **Acanthus** der erſte geweſen, welcher, ganz nackend, und ſo wie es das neue Verboth verordnet hatte, um den **Preis des Wettlaufes** bey den olympiſchen Spielen ſtritte, welches **Dionyſius von Halikarnaß** in die XV **Olympias** und **Dio** in die XXXII ſetzet. Allein, wie wird man nun ihrer beyder Anſehen mit dem **Thucydides** vergleichen? der ſich von dieſer Neuigkeit ſo ausdrückt: **Ehedem, ſagt er, hatten diejenigen, die in den olympiſchen Spielen ſtritten, aus Schamhaftigkeit Gürtel, διαζώματα genannt, und es ſind noch nicht viele Jahre verfloſſen, ſetzet er hinzu, daß dieſer Gebrauch aufgehöret hat:** καὶ ὐ πολλὰ ἔτη ἐπειδὴ πέπαυται.

Thucydides redet als ein Mann, der der Sachen vollkommen kundig war; ja er redet außerdem von Sachen, die ſich faſt zu ſeiner Zeit zugetragen hatten. Nun aber ſchrieb **Thucydides** gegen die 90 **Olympias**, und der **peloponneſiſche** Krieg, deſſen Geſchichte er uns beſchrieben hat, iſt erſt in der 87 angegangen.

Da nun im Abſehen auf dieſen Zeitpunct zwiſchen dem **Thucydides** und **Dionyſius von Halikarnaß** faſt drey Jahrhunderte Unterſchied ſind, ſo veranlaſſet ſolches den Herrn **Baudelot** zu glauben, daß man anſtatt ἐπὶ πέντε καιδεκάτης Ὀλυμπιάδος, in dem **Dionyſius** leſen müſſe: ἐπὶ τῆς πέντε καὶ ἑβδομηκοστῆς, gegen die 75 **Olympias**; oder vielmehr, daß da ſich in den Handſchriften nichts ſo leicht verſtümmelt als die Zahlen, **Dionyſius von Halikarnaß** vielleicht ἐπὶ ΔΔΠ ὀλυμπιάδος geſchrieben, und da einige Abſchreiber eines von den zwey Δ ausgelaſſen, die 15 Olympias an die Stelle der 75 gekommen iſt, welches den **Dionyſius** von einem Fehler reiniget, den man ihm wegen ſeiner Richtigkeit in allen andern Stücken, auch allhier nicht zutrauen kann. Wollte man gegen den Herrn **Baudelot** einwenden, daß Euſtathius und Heſychius gleichwohl die Lesart angenommen, die er hier beſtreitet, ſo würde er unfehlbar antworten, hieraus folge nur, daß zur Zeit dieſer Sprachlehrer, des Dionyſius Text bereits verſtümmelt geweſen und daß ſie nicht recht acht darauf gegeben haben.

Daß übrigens die völlige Blöße der Athleten in der 75ſten Olympias feſtgeſetzt werden müſſe, davon glaubt Herr Baudelot einen gewiſſen Beweis an Gelons und ſeines Bruders Hiero Münzen zu finden; dieſelben ſind einigemale in den olympiſchen Spielen, und zwar ſeit der 73ſten bis zur 76ſten gekrönet worden. Auf den erſten Schaupfennigen dieſer Prinzen, welche man daran kennt, daß ſie ſich darauf noch nicht Könige nennen, und nur Lorberkronen auf haben, hat der auf der andern Seite vorgeſtellte Sieg, eine Scherſe um. Auf den letzten Münzen eben dieſer Prinzen, die man nicht nur an dem unterſchiedenen Alter, ſondern auch an dem königlichen Titel kennet, der ihnen damals war beygeleget worden und an der Königsbinde die ihre Stirn umſchließt, iſt die Victorie ganz und gar nackend.

XXXIII.

Des Herrn Pouchard Abhandlung, von den Prachtkegeln.

Nachdem ſich Seſoſtris König von Aegypten des größten Theils von Aſien und Europa bemeiſtert, ſo befliß er ſich zu Ende ſeiner Regierung auch ſeine Unterthanen glücklich zu machen, und zur Zierde des Landes und dem Nutzen des Volkes öffentliche Gebäude aufzuführen. Dergleichen ließ er nun auch verſchiedene machen; die merkwürdigſten aber waren Tempel, die er in allen

Städten erbauen ließ, und die er demjenigen Gott einweihete, den jeder Ort verehrete. Zu Erbauung dieſer großen Gebäude wollte er nicht die Aegyptier ſeine alten Unterthanen brauchen, ſondern er hielt die Gefangenen aus denen Völkern die er überwunden hatte, dazu an. Daher ließ er auch auf den vordern Obertheil dieſer Tempel dieſe Aufſchrift ſetzen: **Zu dieſem Werke iſt kein Aegyptier gebraucht worden.** Vor dem Vulkans-Tempel zu Memphis, ließ er ſechs Bildſeulen aufrichten, eine für ſich, eine für die Königinn ſeine Gemahlinn und die übrigen für ſeine vier Prinzen. Die erſtern zwo waren dreyßig Ellen hoch und die andern zwanzig. Eine jede war aus einem einzigen Steine. Dieſe nun, an ſich ſelbſt ſchon anſehnlichen Werke, ſcheinen dennoch nichts beſonders zu ſeyn; wenn man ſie mit zween Prachtkegeln vergleicht, welche eben dieſer König in der Stadt Heliopolis aufrichten laſſen. Und bey Gelegenheit dieſer zween Prachtkegel und einiger andern, die wie uns die Geſchichte lehren von des Seſoſtris Nachfolgern aufgerichtet worden, hat Herr Pouchard im 1701ten Jahre hiſtoriſche Betrachtungen über dieſe Art von Denkmälern, die wir noch übrig haben, oder deren Andenken ſich doch noch erhalten hat, aufgeſetzt.

Des Seſoſtris zween Prachtkegel ſind von einem überaus harten Steine, welcher aus den Steinbrüchen der Stadt Syena in Aegypten geholet, ganz aus einem Stück und ein jeder 120 Ellen hoch war.

Nachdem der Kaiſer Auguſt Aegypten zu einer Provinz gemachet hatte und dieſe zween Prachtkegel nach Rom bringen laſſen, ſo ließ er einen in den großen Circum und den andern auf das Martisfeld ſtellen. Auf das Fußgeſtell aber ließ eben dieſer Kaiſer folgende Schrift ſetzen:

CAES. D. F. AVGVSTVS PONT. MAX.
IMP. XII. COS. XI. TRIB. POT. XV. AEGYPTO
IN POTESTATEM POPVLI ROM. REDAC.
SOLI DONVM DEDIT.

Dieſe ganzen Prachtkegel ſind mit hieroglyphiſchen Figuren, oder ſymboliſcher Schrift bedecket, welche, nach dem **Diodor** von Sicilien die große Macht dieſes Königes, die Erzählung der Zölle die man ihm geben mußte, und die Zahl der Völker enthielt, die er überwunden hatte. Einer von dieſen Prachtkegeln iſt anjetzt zerbrochen und mit Erde bedeckt; der andere welchen **Auguſt** mit eben der Aufſchrift in den Circum ſetzen laſſen, iſt vom Pabſte Sixto dem V, im 1589ſten Jahre an das Thor del Populo geſetzet worden.

Des Seſoſtris Nachfolger, den **Herodot Phero**, und **Plinius Nuncoreus** nennet, ließ auch gleich ſeinem Vater einen Prachtkegel aufrichten. Die Geſchichte davon iſt ſonderbar.

Man ſagt, daß als ſich zu ſeiner Zeit der Nil außerordentlich ergoſſen, er das Land dermaßen überſchwemmet, daß das Waſſer achtzehn Ellen hoch geſtanden. Der König ſchoß aus Zorn einen Pfeil in die Fluthen, gleich als ob er den Fluß ſtrafen wollte; und ſogleich ward er blind und blieb es auch zehn Jahre lang. Endlich bekam er einen Götterſpruch aus der Stadt **Butis**, der ihm anzeigte, er könne wieder zu ſeinem Geſichte gelangen, wenn er ſich die Augen mit dem Harne einer Frauensperſon wüſche, die nie einen andern Mann erkannt als den ihrigen. Er machte ſogleich den Verſuch mit dem Harne ſeiner Frauen; allein das half nicht: nachmals verſuchte man es noch mit vieler andern Frauen ihrem, allein mit eben ſo ſchlechtem Erfolge. Endlich da man eine geſunden die dem Könige half, ſo ließ er alle andern in eine Stadt treiben, dieſelbe anzünden, und verbrannte ſie alle. Nach dieſer That ſchenkte er in alle Tempel ſehr wichtige Opfer, und weihete in dem Sonnentempel zween Prachtkegel von hundert Ellen hoch und acht Ellen im Durchmeſſer. Es ſteht noch heute zu Tage einer von dieſen Prachtkegeln vor der Peterskirche zu Rom, allwo der Pabſt **Sixtus** der V, ihn aufrichten laſſen. **Cajus Cäſar** ließ ihn aus Aegypten kommen und zwar auf einem Schiffe, das ſo ſonderbar gebauet war, daß man nach des **Plinius** Berichte niemals dergleichen geſehen; und dieſer Prachtkegel iſt ganz glatt, ſonder alle Hieroglyphen.

Rameſſes ein anderer ägyptiſcher König, weihete ebenfalls der Sonnen einen ſehr hohen Prachtkegel. Man ſagt, es haben zwanzig tauſend Mann an deſſen Zuhauen gearbeitet, und den Tag da man ihn aufrichten ſollen, habe der König ſeinen Prinzen an die Spitze binden laſſen, damit die Ingenieurs ihre Maſchinen richtig genug einrichten mußten, um dem Prinzen das Leben zu retten und zugleich ein ſo mühſam verfertigtes Stück zu erhalten. **Plinius**, der dieſe Sache erzählet, ſetzt hinzu, daß nachdem **Cambyſes** die Stadt **Heliopolis** eingenommen, und dieſelbe anzünden laſſen, er gleich befohlen daſſelbe auszulöſchen, da er geſehen, daß es bis an dieſen Prachtkegel drang.

Nachdem **Auguſtus** ſich **Aegypten** unterwürfig gemacht hatte, ſo wollte er ſich doch an dieſem Prachtkegel nicht vergreifen: es ſey nun, daß es aus Andacht geſchehen, oder weil er zu viel Schwierigkeit gefunden, ein ſo großes Stück wegzubringen. **Conſtantin** hergegen war nicht ſo blöde; er nahm ihn fort, um damit die neue Stadt zu zieren, die er hatte erbauen laſſen. Er ließ ihn auf dem Nilſtrome bis nach **Alexandrien** bringen, allwo er ein eigenes Werk erbauen laſſen um ihn nach **Conſtantinopel** zu führen. Allein ſein Tod der ſich um die Zeit herum eräugete, verſchob dieß Unternehmen bis in das 357ſte Jahr Chriſti.

Damals ließ ihn **Conſtantius** auf ein Schiff bringen und längſt der **Tyber** bis auf ein Dorf drey Meilen von

Rom bringen, von wannen man ihn mit Maſchinen in die große Rennbahn brachte, allwo er mit demjenigen aufgerichtet ward, welchen **Auguſt** lange Zeit vorher daſelbſt aufrichten laſſen. Seit des **Conſtantius** Zeiten alſo, gab es zweene Prachtkegel im Circo; und von eben denſelben redet **Caſſiodor**, doch auf eine ziemlich unrichtige Weiſe, wenn er ſaget, einer ſey der Sonne und der andere dem Monde geweihet geweſen, und die darauf eingegrabenen Charactere wären chaldäiſche Buchſtaben, wodurch die heiligen Sachen der Alten angedeutet würden. Dieß ſchmeckt ein wenig nach der Unwiſſenheit des verfallenden Reiches.

Dieſer Prachtkegel endlich, welcher umgefallen war, iſt von dem Pabſte **Sixtus** dem V, vor der St. **Johannskirche** im **Lateran**, im 1588ſten Jahre wieder aufgerichtet worden; nämlich 1231 Jahre, nachdem er vom **Conſtantius** hingebracht, und 2420 Jahre, nachdem er auf des **Rameſſes** Anordnung war gehauen worden.

Hermapion hat ehedem eine griechiſche Dollmetſchung der hieroglyphiſchen Figuren gemacht, die auf dieſem Denkmaale ſtehen; woraus man ſehen kann, daß man zu ſeiner Zeit dieſe Figuren noch verſtanden haben muß. Dieſe Ueberſetzung ſteht im **Ammian Marcellin**, der einen Theil davon aufbewahret hat, und ſehr prächtige Titel zu Ehren des Königes enthält: **Rameſſes ein Sohn der Sonnen, den die Sonne und alle andern Götter lieben, dem ſie die Unſterblichkeit gegeben haben, der ſich ganze Völker unterwürfig gemacht hat, und der der Herr der Welt iſt, u. ſ. w.**

Pater Kircher verwirft dieſe hermapioniſche Ueberſetzung, und fügt hinzu, daß die hieroglyphiſchen Figuren, gar nicht zur Erhebung des Lobes und der Siege der Könige gemacht ſind; daß ſie eine idealiſche und metaphyſiſche Lehre enthalten und daß dieſe Ueberſetzung vom **Hermapion** ganz und gar von der Schreibart und dem wahren Charactere der Hieroglyphen unterſchieden ſey. Es wäre zu wünſchen, daß **Pater Kircher** dieſes Vorgeben mit einigen Gründen und Zeugniſſen befeſtiget hätte; allein da er keines anführet, ſo iſt es ſicherer, ſich auf den **Ammian Marcellin** zu verlaſſen, der mit den Alten übereinſtimmt. **Proclus** ſagt, in ſeiner Auslegung über den **Timäus**, daß die vergangenen Dinge bey den Aegyptiern alle gegenwärtig ſind, daß deren Andenken durch die Geſchichte erhalten, und die Geſchichte bey ihnen auf Seulen geſchrieben werde, auf welchen man ſorgfältig alles aufzeichnet, was die Bewunderung der Menſchen verdient, es mag nun in Thaten, oder in neuen Erfindungen die Künſte betreffend, beſtehen.

Germanicus reiſete, wie **Tacitus** uns berichtet, durch **Aegypten**, um die Alterthümer kennen zu lernen. Er wollte die Ueberbleibſel von der alten Stadt **Theben** ſehen; und es war noch nicht lange, daß ſie zerſtöret worden war: denn ſie ward erſt unter dem **Auguſt**, von dem **Cornelius Gallus** dem erſten Befehlshaber in **Aegypten** zerſtöret. **Tacitus** ſagt, daß man noch auf den Seulen gewiſſe Buchſtaben geſehen, die **Aegyptens** große Schätze und Reichthümer angezeiget; und da **Germanicus** einem Prieſter des Landes geſagt, er ſolle ihm doch dieſe Hieroglyphen erklären, ſo habe ihm dieſer Prieſter geantwortet, daß dieſe Buchſtaben anzeigten, daß es ehedem in dieſer Stadt ſiebenmal hundert tauſend Menſchen gegeben, die alle in dem Alter geweſen, daß ſie die Waffen tragen können, und daß der König **Rameſſes** eben mit dieſem Kriegsheere ſich des ganzen **Lybiens**, **Aethiopien**, der **Meder**, **Perſer**, **Bactrier**, **Scythen**, des **Syriens**, **Armeniens** und **Cappadocierlandes** bemächtiget, ja ſein Reich bis an die Küſten von **Bithynien** und **Lycien** erſtrecket. Man las auch auf eben dieſen Seulen die Schatzungen, welche man von dieſen Völkern gezogen, das Gewicht des Goldes und Silbers, die Zahl der Kriegsheere und Pferde, das Elfenbein, die wohlriechenden Rauchwerke, das Korn und alle andere Abgaben, die jedes Volk bezahſen mußte; welche alle, wie **Tacitus** ſchreibt, eben ſo herrlich und reichlich geweſen, als was die **Parther** oder **Römer** ſich zu ſeiner Zeit geben laſſen.

Aus dieſen Zeugniſſen nun erhellet, daß die hieroglyphiſchen Zeichen nicht nur dazu gedienet, daß man bloß idealiſche und metaphyſiſche Sachen damit ausgedrücket, ſondern daß ſie auch die wahre Geſchichte des Volks enthalten. Und eben aus dieſen Denkmälern, hat **Manethon**, der ſo berühmte Geſchichtſchreiber, der zu Zeiten des **Ptolomäus Philadelphus** gelebet, die Materialien gezogen, aus welchen er ſeine Geſchichte zuſammengeſetzt.

Herr **Pouchard** war überzeugt, daß wenn die Forſcher des Alterthums ſich annoch ernſtlich auf dieſe Hieroglyphen legen wollten, ſie vielleicht, durch Beyhülfe des Stückes Aufſchrift, welches **Ammian Marcellin** aufbewahret, und aus einigen andern Stellen der Alten, worinnen von dieſen Charactern und deren Bedeutung gehandelt wird, nach und nach zu einer ziemlich richtigen Kenntniß dieſer ſymboliſchen Schrift gelangen könnten, welche uns unvergleichliche Dienſte thun würde, die alte ägyptiſche Geſchichte, dieſes ſo gelehrten Volks wieder herzuſtellen, von welchem die Griechen alles gelernet haben, was ſie uns von Künſten und Wiſſenſchaften hinterlaſſen.

XXXIV.

Herrn Simons Abhandlung, von den Tempeln im alten Rom.

Dieſe Materie iſt im 1705ten Jahre von dem Herrn Simon abgehandelt worden, der ſich nur vorgeſetzt hat, einen allgemeinen Begriff von dem Urſprunge der römiſchen Tempel, von ihrer Einweihung und von ihrer Bauart zu geben.

Die alten Römer ſind ſehr andächtig geweſen. Es konnte ihnen ſelten etwas glücklich von ſtatten gehen, daß nicht der Bau eines Tempels drauf folgte. Der Name der den Göttern geweihten Tempel, nimmt ſeinen Urſprung von dem auguraliſchen Tempel; das heißt von einem eingeſchloſſenen Raume, in welchem die **Augures** den Vogelflug beobachteten. Alle Oerter die von den **Auguren** abgeſtecket wurden, waren, ob ſie gleich nicht zum Gottesdienſte beſtimmet waren, ebenfalls Tempel genannt. Die erſten Menſchen, welche in Wäldern lebeten, hatten keine andern Tempel, als die geweihten Hayne, welche insgemein auf Anhöhen gepflanzet waren; und weil man ſich in denſelben nur des Nachts verſammelte, ſo wurden ſie mit vielem Lichte erleuchtet, welches ihnen dann den Namen Lucos zuzog.

Nachmals fieng man an die Tempel in die Städte zu bauen. Einige Völker, als die **Perſer**, **Indianer**, **Gothen** und **Dacier** indeſſen, blieben noch bey dem alten Gebrauche. Sie glaubten nicht, wie **Cicero** ſchreibt: parietibus includendos Deos, quibus omnia deberent eſſe patentia.

Einige ſchreiben die Erbauung der erſten Tempel in Italien dem **Janus** zu, bey deſſen Anrufung ſich alle Opfer anfiengen; andere aber dem **Faunus**, daher das Wort Fanum kömmt. Dieſe erſten Tempel waren allem Anſehen nach nichts, als geheiligte Wälder; indem nach **Varrons** Berichte, die Römer ſich hundert und ſiebenzig Jahre ohne Tempel beholfen haben. Es müſſen alſo vermuthlich des feretriſchen **Jupiters** und **Jupiters Stators** Tempel nicht geweihet geweſen ſeyn, und des **Janus** Tempel iſt nur als ein Denkmaal der Vereinigung zwiſchen den **Römern** und **Sabinern** anzuſehen, in welchem die Bildſeule dieſes zweyköpfichten Gottes, nur ein Sinnbild war, ſo wie ſie es auch vom Frieden und Kriege war.

Die zu der Erbauung eines wirklichen Tempels erforderlichen Gebräuche, waren, das Anſehen der Geſetze, die Beobachtung der Vorbedeutungen, und die Feyerlichkeiten der Einweihung.

Eine Obrigkeit die einen Tempel zu bauen angelobet hatte, zog die Republick, nicht ohne deren Einwilligung, mit dazu. Wenn die Erbauung des Tempels im Senate beſchloſſen war, ſo ward ein Geſetz oder ein Schluß des Volks zur Ausführung des Vorſchlages erfordert. Unter den Kaiſern aber galt ihr Wille ſtatt aller Geſetze.

Nachmals fragte man die Vogeldeuter um Rath, die ſich auf Verordnung der **Zweymänner**, das heißt, derer zu Ausführung des Werkes ernannten Bevollmächtigten, verſammelten. Die Vogeldeuter, fiengen bey der Ausſuchung des Grundes und Bodens an, wobey ſie auf die Natur und Verrichtungen desjenigen Gottes acht hatten, dem der Tempel geweihet werden ſollte. Nach des **Vitruvius** Anmerkungen, mußten **Jupiters**, der **Juno** und **Minerva** ihre Tempel auf Höhen erbauet werden, weil dieſe Gottheiten über alle Geſchäffte des Staats die Aufſicht hatten; derer ſie ſich beſonders annahmen. **Merkur, Iſis,** und **Serapis**, als Götter des Handels, hatten ihre Tempel nahe an den Märkten. **Mars, Bellona, Vulkan** und **Venus**, waren außer der Stadt: denn man ſah ſie als unruhige oder gefährliche Gottheiten an. Doch iſt es auch wahr, daß man dieſe Umſtände nicht allezeit beobachtet hat.

Nachmals nahmen die Vogeldeuter die Vorbedeutungen vor; und wenn dieſe günſtig waren, ſo zogen ſie den Grundriß des Tempels; und dieß nannte man effari oder ſiſtere Templum. Der erſte Stein ward noch mit mehreren Feyerlichkeiten geleget. Die **Veſtalen**, welche von jungen Knaben und Mägdchen begleitet wurden, die Vater und Mutter hatten, begoſſen einen ſolchen Ort mit dreyerley Waſſer; den man auch noch durch das Opfer eines weißen Stiers und einer Kuh reinigte. Der Oberprieſter rief diejenigen Götter an, denen der Tempel gewidmet war. Der Stein auf welchem die Namen der Obrigkeit und des Oberprieſters eingegraben waren, ward in den Grund mit goldenen, ſilbernen und ſolchen Münzen gelegt, die von rohem Metalle ſo wie es aus der Erde kömmt, geſchlagen waren, und dieß alles geſchah unter dem Zurufe des ganzen Volks, welches ſich zudrang dabey behülflich zu ſeyn.

Wenn nun der Tempel gebauet war, ſo weihete man ihn ein. In den erſten Zeiten kam dieſes Amt dem oberſten Magiſtrate zu. Nachmals nahm man, wegen der vielen Uneinigkeiten die es hierbey gab, ſeine Zuflucht zu der Macht des Volks. Endlich überließ man dieſe Veranſtaltung dem Rathe, doch mit Zuziehung der **Tribunen des Volks**, welche unter den Kaiſern nichts mehr damit zu thun hatten.

Der Einweihungstag eines Tempels war ein feyerliches Feſt, mit außerordentlichen Freudensbezeugungen verbunden. Man opferte Thiere auf allen Altären; man ſang Geſänge unter dem Klange der Flöten; der Tempel war mit Blumen und Schnüren gezieret. Die obrigkeitliche Perſon welche die Feyerlichkeit vollzog, legte die Hand auf die Pfoſten der Thüre, und rief mit lauter Stimme dem Oberprieſter um ihm bey dieſem Amte behülflich zu ſeyn, indem er ihm die Einweihungsformel vorſagte, die der Oberprieſter von Wort zu Worte wiederholete. Sie waren in Abſicht auf die Ausſprache dieſer Worte ſo gewiſſenhaft, daß ſie ſich einbildeten, ein einziges ausgelaſſenes Wort oder eine Sylbe die vergeſſen oder undeutlich ausgeſprochen würde, verderbte das ganze Geheimniß. Daher übte ſich der Oberprieſter **Metellus**, welcher ſtammelte, verſchiedene Monate, damit er das Wort Opiferae recht ausſprechen möchte. Die Trauer konnte mit dieſer Feyerlichkeit nicht beſtehen; und man legte ſie ab, um in weißer Tracht dabey zu erſcheinen. Unter dieſem Vorwande kamen des **Horatius Pulvillus** Feinde, indem er den capitoliniſchen Tempel einweihete, und ſtörten die Ceremonie, da ſie ihm die falſche Nachricht von ſeines Sohnes Tode brachten; allein er hörte ſie unbewegt an, und fuhr in dem was er angefangen, fort.

Ein Tempel konnte nicht ohne die Bildſeule desjenigen Gottes eingeweihet werden, der in der Mitte geſtellt werden ſollte. Zu deren Füßen war ein Altar, auf welchem das erſte Opfer was man brachte, in Waſſer gekochte Hülſenfrüchte waren, und eine Art von Brey, den man unter die Arbeiter austheilete, die ihn aufgerichtet hatten.

Die Namen der obrigkeitlichen Perſonen waren oben in das Vordertheil derer Tempel gegraben die ſie eingeweihet hatten. Diejenigen aber die ſolche dereinſt wieder aufbaueten, ließen, darum daß ſie neue Schriften drauf ſetzten, dennoch die alten Aufſchriften der Stifter nicht austilgen.

Da die Tempel dem Gottesdienſte geweihet waren, ſo ſah man bey ihrer Bauart auch auf die Natur und Verrichtungen, die ihnen beygelegt wurden. Es mußten daher, nach des **Vitruvius** Berichte, des donnernden **Jupiters**, des Himmels, der Sonnen, des Mondes und des Gottes Fidius Tempel, ohne Dach ſeyn. Eben dieſes beobachtete man bey den Bauordnungen. Der **Minerva**, des Gottes **Mars** und **Herkuls** Tempel mußten von **doriſcher** Ordnung ſeyn, als deren Majeſtät den ſtarken Tugenden dieſer Gottheiten anſtändiger war. Zu den Tempeln die für die **Venus**, **Flora**, **Proſerpina** und für die **Waſſernymphen** beſtimmet waren, nahm man die **corinthiſche** Ordnung; indem der Zierrath des Laubwerks, der Blumen und Schnüre, womit ſie annehmlich gemacht wird, der zärtlichen und feinen Schönheit dieſer Göttinnen gleicht. Die **ioniſche** Ordnung, welche zwiſchen der ſtrengen **doriſchen** und zärtlichen **corinthiſchen** das Mittel hält, brauchte man zu den Tempeln der **Juno**, **Diana** und des **Bachus**, bey denen man eine gehörige Vermiſchung, von Anmuth und Majeſtät erblickte. Die Landart (Opus ruſticum) ward für die Grotten der Feldgötter aufbewahret. Alle Zierrathe der Baukunſt die man in den Tempeln ſah, zeigten ſogleich die Gottheit an, welche ihnen vorſtund.

Der Anblick berühmter Tempel war prächtig. Zuerſt ſah man einen großen Platz mit bedeckten Gängen nach Art der Schwibbögen, an deren äußerſtem Ende man den Tempel erblickte, deſſen Figur mehrentheils viereckicht war. Gemeiniglich beſtand er aus vier Theilen, nämlich aus einem Seulengange oder Vorſaale, der einem andern ähnlichen Stücke der Gegenſeite, zum Giebel diente, aus zween Flügeln, welche zu beyden Seiten aus verſchiedenen Seulenreihen beſtunden, und aus dem rechten Tempel ſelbſt, der Cella oder Naòs genennet ward: die drey erſten Theile aber fand man nicht bey allen Tempeln. Die von allen Seiten mit Seulen beſetzten Tempel nannte man Peripteres; hatten ſie aber eine doppelte Reihe von Seulen, ſo hießen ſie Dipteres.

Die mehreſten von dieſen Stücken fand man in den Baſilicis, welches öffentliche Rathhäuſer und Zunfthäuſer waren, deren meiſte man in Kirchen verwandelt hat.

Der Tempel ſelbſt war ohne Fenſter und empfieng das Licht nur durch die Thüren, oder von oben, wenn es kein Dach hatte.

Ungeachtet der Theil des Tempels, welcher Cella hieß, dem Gottesdienſte gewidmet war, ſo handelte man doch auch nach dem Opfer, von weltlichen Sachen darinnen, indem man Vorhänge vorzog, die die Bildſeulen und den Altar bedeckten. Die Tempel konnten nicht mehr als einer Gottheit auf einmal heilig ſeyn, es müßten denn ſolche ſeyn, die ſich nicht trennen laſſen, z. E. Caſtor und Pollux; allein viele Götter konnten ein jeder den ſeinigen unter einerley Dache haben, und alsdann hieß ein ſolcher Tempel Delubrum; wiewohl dieß der Name einer ganzen Gattung iſt.

Die Bildſeule des Gottes war zuweilen in einer Höle oder Tabernakel mit Namen Aedicula aufgeſtellet. Sie kehrte ſich nach dem Abende, damit diejenigen ſo ſie anbethen kamen, ſich nach dem Morgen kehren mußten. Rund herum war das Heiligſte. In den Tempeln waren gemeiniglich drey Hauptaltäre; und der wichtigſte ſtand zu den Füßen der Bildſeule. Er war ſehr erhaben und aus dieſer Urſache hieß er auch Altare. Auf demſelben nun verbrannte man das Rauchwerk und die wohlriechenden Sachen, und verrichtete auch die Ausgießungen. Der andre Altar ſtand vor der Thüre des Tempels und diente zu den Opfern. Der dritte war ein beweglicher Altar, Namens Anclabris, auf welchen man die Opfer und dazu gehörigen Gefäße legte. Die Altäre der himmliſchen Götter waren höher als die andern; der irdiſchen Götter ihre aber waren niedriger, und die Altäre der unterirdiſchen Götter waren ſehr vertiefet. Es waren allezeit eine große Anzahl von Tiſchen, allerhand Arten von Geräthſchaft und heiligen Gefäßen in den Tempeln. Man hieng die Gaben und Geſchenke an das Gewölbe, Tholus genannt, an. An die Pfeiler hieng man die Beuten der Feinde, die gelobten Bilder, und die Waffen der abgedankten Klopffechter. Alles was dem Tempel diente, als die heiligen Bette, Puluinaria genannt, und die Geſchenke ſo man hineingegeben, wurden in einer Art von Schatzkammer Donarium genannt, aufgehoben. Die Einwohner legten auch wohl ihr Vermögen hinein.

Die Bildſeulen berühmter Leute, ihre halberhaben geſchnitzte Bildniſſe in Rahmen gefaſſet, und Clypei votivi genannt, und die Bilder, auf welchen ihre Heldenthaten und Siege vorgeſtellet waren, machten die Zierrathe der Tempel aus. Das Gold, und Erz, der Porphyr und Marmor, waren dermaßen darinnen verſchwendet, daß man wohl ſagen kann, die Pracht dieſer Gebäude, ſey der Größe und Herrlichkeit des alten Roms gemäß geweſen.

* *

XXXV.

Anmerkungen über einige Aufſchriften, in hetruriſcher, puniſcher und palmyreniſcher Sprache.

Man hat die Akademie verſchiedene male wegen gewiſſer hetruriſcher, puniſcher und palmyreniſcher Aufſchriften zu Rathe gezogen; theils um einige Denkmäler zu erklären, die bereits in verſchiedenen Schriftſtellern zu finden ſind; theils auch bey Gelegenheit einiger neuern Entdeckungen.

Was die hetruriſchen Denkmäler betrifft, ſo ſind ſie in ziemlicher Anzahl, und die mehreſten gut geſtochen und erhalten. Sie beſtehen in Aufſchriften, die entweder auf bloßen Steinen, oder auf kupfernen Tafeln, oder auf Gräbern ſtehen, welche zuweilen Opfer, Kämpfe der Klopffechter, oder andere dergleichen Dinge vorſtellen. Endlich giebt es noch einige, die auf dem Fußgeſtelle einiger erzenen Bilder und auf den Bildern ſelbſt befindlich ſind.

Wenn man dieſe verſchiedenen Aufſchriften, mit einander vergleicht, ſo ſieht man, daß es einerley Züge ſind, und daß ſie viel Aehnlichkeit mit den alten ioniſchen Buchſtaben haben, die den phöniciſchen, oder alten hebräiſchen ziemlich ähnlich waren. Man ſieht auch noch aus den

Züge

Zuge dieſer Buchſtaben, daß ſie von der Rechten zur Linken haben müſſen geleſen werden; wie die **phöniciſchen**; und ſie ſind einhällig für **hetruriſch** erkläret worden, weil man dergleichen Denkmäler nur an ſolchen Oertern gefunden, die unfehlbar zum Gebiethe des alten Hetruriens gehöret haben, z. E. zu **Peruſa**, zu **Sanſoſta**, und **Eugubio** ꝛc.

Die Gelehrten der zwey letzten Jahrhunderte, glaubten, ſie unterſchieden alle Buchſtaben dieſer Aufſchriften zur Gnüge, um ein Alphabet daraus machen zu können, welches **Gruter** in ſeine Sammlung eingerücket hat. Gleichwohl kann man ſich wohl um vier oder fünf Buchſtaben betrogen haben. Indeſſen ſteckte die größte Schwierigkeit nicht darinnen, daß man ſie unterſcheiden, noch auch leſen können ſollte; indem die eugubiniſchen Tafeln, welche **Gruter** ebenfalls herausgegeben hat, alle mit lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben ſind. Die Leſart iſt unveränderlich; und jemehr ſie es iſt, jemehr iſt man verbunden zu bekennen, daß dieſe Sprache durchaus von allen denen unterſchieden ſey, die wir kennen, und gar keine Verwandtſchaft mit ihnen habe. Daher hat auch **Scaliger**, der ſie alle kannte, oder ſie doch faſt alle zu kennen vorgab, geſtehen müſſen, daß das, was wir vom **Hetruriſchen** übrig haben, unverſtändlich ſey. Die gelehrteſten Männer in **Toſcana**, inſonderheit diejenigen, welche ſich bemühet haben die Alterthümer ihres Landes zu erklären, z. E. **Vincenz Borghini** ein ſehr vernünftiger Schriftſteller, haben eben ſo davon geurtheilet, und dieß mit deſto mehrerem Rechte, da aus dem Zeugniſſe der alten Griechen und Römer erhellet, daß die **Hetrurier** eine Sprache und Buchſtaben von ganz beſonderer Art gehabt, und dieſelben keinem Fremden erkläret haben, um ſich deſto leichter in dem anſehnlichen und einträglichen Vorrechte zu erhalten, nach welchem ſie bey ihren Nachbarn die Tempel und Ringmauern der Städte einweihen, die Wunderdinge erklären, ſelbige wieder ausſöhnen, und faſt alle Feyerlichkeiten von dieſer Art verrichten mußten.

Die **puniſche** Sprache ſah der **phöniciſchen** ungemein ähnlich und vieleicht war es einerley Sprache: denn es iſt in beyder Zügen wenig Unterſchied, die man auf einer großen Menge alter Münzen findet, welche zu **Tyrus**, **Sidon**, **Syracuſa**, **Palermo**, **Karthago** und an verſchiedenen **ſpaniſchen** und **africaniſchen** Orten geſchlagen hat. Dieſe Züge ſind deutlich und wohlgezogen und oftmals mit griechiſchen Aufſchriften begleitet, welche ſich vermuthlich darauf beziehen. Allein, wenn wir auch nichts mehr davon übrig hätten, als den Auftritt des Pœnulus im **Plautus**, deſſen lateiniſche Ueberſetzung gleich auf den **puniſchen** Text folget, ſo ſcheint es, daß man dieſe Sprache mit Beyhülfe der **hebräiſchen** wieder hätte aufleben können, die doch bekannt genug iſt und der, wie man geſteht, die **phöniciſche** ſo nahe gekommen iſt. Gleichwohl ſind **Scaliger**, **Bochart**, **Samuel Petit**, **Selden** und alle diejenigen welche dieſen berühmten Auftritt haben auslegen wollen, unter ſich in der Erklärung die ſie davon geben, uneins; und daraus iſt leicht zu ſchließen, ob man ſo gar viel auf das Alphabet dieſer Sprache bauen könne, welches der **D. Ed. Bernard**, Profeſſor zu **Oxford**, und nach ihm **Clericus** und **Spanheim** in dem erſten Bande ſeines Buches, de Praeſtantia et vſu Numiſmatum, geliefert haben.

Was wir von der **palmyreniſchen** Sprache noch übrig haben, das beläuft ſich auf eine ſehr kleine Zahl Aufſchriften, deren nur eine oder zwo von **Grutern** und dem Herrn von **Spon**, vor der Sammlung herausgegeben worden, welche 1698, unter dem Titel Inſcriptiones Graecae Palmyrenorum, zu **Utrecht** herausgekommen ſind.

Herr **Halifax** und einige andere Engländer, die dieſe Aufſchriften nach den **palmyreniſchen** Ruinen abgeſchrieben, machten gleich eine Beſchreibung davon, die ungemein fähig war, die Neugierde zu erwecken; und gaben große Hoffnung zu näherer Kenntniß dieſer unbekannten Sprache; allein dieſe vortrefflichen Verheißungen brachten auch nicht einmal ein Alphabet zu wege. Man gab nur bloß die Aufſchriften, mit einigen Muthmaßungen über die vermeynte Uebereinſtimmung dieſer Sprache in einigen Wörtern, mit dem **Hebräiſchen, Syriſchen, Griechiſchen** und **Arabiſchen** heraus.

Da es indeſſen nur wenige Leute giebt, die fähig ſind von dergleichen Betrachtungen zu urtheilen, und eine ſo beſondere Materie ſchon ihrer bloßen Seltenheit wegen, denen die es wagen davon zu handeln, ſchon ein ſehr gelehrtes Anſehen giebt: ſo hat ſich die Akademie auch oftmals der Unterſuchung dieſer unnützen Arbeiten unterziehen müſſen; und man kann auf das Zeugniß welches ſie hiermit öffentlich giebt, ſich künftig nur ganz ſicher eine dergleichen Mühe erſparen: man müßte denn durch eine Art von Wunderwerke, in irgend einer von dieſen Sprachen vollſtändige Manuſcripte, ja wohl gar eine Art von Sprachlehre und ein Wörterbuch der damaligen Zeiten entdecken.

Im 1706ten Jahre brachte der Pater de la Chaize, der Akademie die vermeynte Erklärung einer **hetruriſchen** Aufſchrift, welche Herr **Spon** auf der 87 Seite ſeiner Miſcellaneorum Eruditae Antiqu. etc. bekannt gemachet hat. Hier iſt die Abſchrift davon:

LERPIRIOR. SANTIRPIOR. DVIR. FOR.
FOVFER. DERTIER. DIERIR. VOTIR. FARER.
VEF NARATV VEF PONI SIRTIR.

Der Schriftſteller, welcher dieſe Erklärung unternommen, (denn ſie war nicht vom Herrn de la Chaize) hatte ſo viele Wörterbücher nachgeſchlagen, und ſich dermaßen gewöhnet Wortableitungen zu erzwingen, oder gewiſſe Buchſtaben, welche ihm in einigen Wörtern beſchwerlich fielen, zu verändern, daß er ſie endlich alle aus dem Griechiſchen herleitete. Seine Erklärung hatte allerdings keinen zuſammenhangenden Sinn und keinen tüchtigen Grund; allein ſie war ihm deswegen nicht minder lieb. Den alten Römern, welche doch unfehlbar auch Griechiſch verſtunden, und ziemlich zeitig Herren von Hetrurien geworden ſind, würde allem

Anſehen nach die hetruriſche Sprache auch bekannt geweſen ſeyn; wenn ſonſt keine mehrere Schwierigkeit dabey geweſen wäre. Wenn **Dionyſius von Halikarnaß** beweiſen will, daß die **Hetrurier** weder von den **Pelasgern** noch von den **Lydiern** abgeſtammet, ſo gründet er ſich hauptſächlich darauf, daß ſie weder in Sitten, noch in der Sprache, mit irgend einem Volke in Italien überein gekommen. Und indem er von der That des **Mucius Scävola** redet, ſo bemerket er, daß er ohne Schwierigkeit in das Gezelt des **Porſenna**, Königes der **Hetrurier** gekommen, weil er zu allem Glücke ein wenig **Hetruriſch** verſtanden, indem er es von ſeiner Amme erlernet, die daher geweſen. Würden auch wohl überdem **Scaliger**, **Salmaſius**, **Aleander**, **Peireſcius** und ſo viel andere Gelehrte des letzten Jahrhunderts, welche nach vielem vergeblichen Bemühen, dergleichen Unterſuchungen mit guter Art entſaget, mitten auf einem ſo gebahnten Wege innen gehalten haben?

Die **puniſchen** Aufſchriften, oder vielmehr etliche Wörter derſelben, die man auf einigen Münzen antrifft, haben gewiſſen Leuten nicht minder zu ſchaffen gemacht, die unfehlbar begieriger nach dem Wiſſen, als wohl unterrichtet geweſen. Man hat der **Akademie** unzählige ſolche Erklärungen vorgelegt, deren keine einige Richtigkeit, oder nur einen Schein der Wahrheit gehabt; alle aber hatten dieſen Fehler, daß, trotz dem wenigen Verſtande, den man darinnen antraf, man gleichwohl auch nicht einmal ſo weit gekommen war, ohne jeden Augenblick die urſprüngliche Geſtalt der Buchſtaben zu verändern.

Ein ſo glücklicher **Oedipus** nun als erwähnte Männer, trug im 1706ten Jahre eine neue Erklärung der **palmyreniſchen** Aufſchrift vor, mit welcher Herrn **Spons** Miſcellan. Antiq. anfangen, und bey welcher **Samuel Petit** bereits Schande eingelegt hatte. Mit eben ſo glücklichem Erfolge ſtrich Herr **Galland**, welcher ſich ehedem Herrn **Petits** ſogenannten Erklärung widerſetzt hatte, wie man aus ſeinem lateiniſchen Schreiben erſieht, welches **Spon** ebendaſelbſt einrückt, eben dieſelben Urſachen heraus, die noch für ſich beſtanden.

Kurz darauf ſandte Herr **Poullard**, franzöſiſcher Conſul zu **Tripolis** in Syrien, dem Herrn Grafen von **Pontchartrain**, noch andere **griechiſche** und **palmyreniſche** Aufſchriften zu, die von den alten **palmyreniſchen** Ruinen neuerlich abgeſchrieben waren, und bey dieſer Gelegenheit, ermahnte der Herr **Pontchartrain** die Akademie, auf dieſe Denkmäler von neuem Acht zu haben; der Abt **Renaudot** aber nahm deren Unterſuchung auf ſich. Er ſah gar bald, daß dieſes eben dieſelben Aufſchriften wären, die man im 1698ſten Jahre herausgegeben; und um denjenigen einmal für allemal die Augen zu öffnen, die man auf ſolche Weiſe zu hintergehen ſuchet, indem man ihnen Erklärungen verſpricht, die zur Kenntniß der **palmyreniſchen** Sprache führen ſollen; ſo erkläret er ſich von den Aufſchriften überhaupt, in einer Schrift, die man im zweyten Bande der **Nachrichten** finden wird.

In gewiſſen gelehrten Materien weis man alles, was man davon wiſſen kann, wenn man deren enge Gränzen weis.

* *

XXXVI.

Anmerkungen über die Aufſchrift eines alten Aſchenkruges.

Der Pater la Chaize ſchickte alles, was er ſonderbares fand und was einiger Aufmerkſamkeit würdig zu ſeyn ſchien, ſehr ordentlich an die Akademie. Die Regiſter derſelben erwähnen ſehr oft geſtochener Steine, alter und neuer Münzen, und anderer dergleichen Sachen, die er der Geſellſchaft mitgetheilet und gemeiniglich mit Anmerkungen oder den Betrachtungen anderer geſchickten Männer begleitet hat, mit denen er in Verbindungen ſtand. Im

Junio des 1706ten Jahres brachte er der Akademie einen Aſchenkrug, oder eine Art eines kleinen viereckigten Grabmaals von weißem Marmor, deſſen Vordertheil und die beyden Seiten, mit erhabener Arbeit verſehen waren.

Man lieſt in einem viereckigten Schnitzwerke, welches über der Vorderſeite ſteht, folgende Schrift, in ſchönen römiſchen Buchſtaben, und zwar in folgender Ordnung:

D. M.
SVLPICIO
NOTO ADESTE
SVPERI.

Die Seltſamkeit bey dieſer Aufſchrift, beſteht in den zweyen Worten, adeſte Superi, welches eine Anrufung an die himmliſchen Götter zu ſeyn ſcheint, die man Superos nannte, um dem **Sulpicius Notus** zu ſtatten zu kommen; der, da er todt war, und folglich unter der Gerichtsbarkeit der unterirdiſchen Götter ſtand, die man Inferos nennete, von der himmliſchen Vorſehung weiter gar nichts zu hoffen hatte.

Dieſe Betrachtung bewog einige Mitglieder zu glauben, **Sulpicius Notus**, deſſen Grabmaal dieſes iſt, möchte wohl ein Chriſt geweſen ſeyn; und die Worte, Adeſte Superi! wären eine Anrufung an Gott und die Heiligen. Die zween Anfangsbuchſtaben aber D. M. könnten ſich eben ſo gut durch Deo Magno erklären laſſen, als durch Diis Manibus. Sie unterſtützten dieſen Gedanken mit einigen Beyſpielen aus **Mabillons** Museo Italico, wo man Grabſchriften von Leuten findet, die unſtreitig Chriſten geweſen, und gleichwohl dieſe zween Buchſtaben D. M. führen: und da der Ueberreſt der Aufſchrift ein ganz heidniſches Anſehen hat; es ſey nun, daß die Familie dieſer verſtorbenen Chriſten noch in der Finſterniß des Heidenthums verwickelt geweſen, oder daß etwa die Furcht vor einer Verfolgung ſie abgehalten, auf dergleichen Denkmäler ein öffentliches Bekenntniß der Religion zu ſetzen, die ſie heimlich angenommen hatten. Allein jene Grabmäler, die **Mabillon** beſchreibt, ſind nicht ſo ſehr gezieret, als dieſes iſt; welche Zierrathe ſowohl als die Aufſchrift, das lautere Heidenthum verrathen. Es ſind auch nicht ſolche Aſchenkrüge wie dieſer; welcher, da er ſonſt zu nichts dienet, als Aſche in ſich zu faſſen, bey den Chriſten gar nichts nütze war, als die ihre Leichen nicht verbrannten.

Andere glaubten, die Worte adeſte Superi machten einen beſondern Sinn aus, und es wäre etwa ein ſchmerzlicher Ausdruck des Vaters, der Mutter, oder Frauen dieſes **Sulpicius Notus**, welche, nachdem ſie ihm den letzten Dienſt erwieſen, ausriefen: **ihr hohen Götter ſteht mir in meiner Betrübniß bey!** Wie man auch bey andern Grabſchriften wohl eine Mutter ſieht, die die Deos Manes bittet, ihre Aſche, ja bald mit der Aſche ihrer Kinder zu vereinigen; oder eine Frau, die ihnen ihren Mann anbefiehlt; ja noch andere, wo man Klagen wider das Schickſal, ja wohl gar Flüche, antrifft.

Allein, da dieſer vermeynte Ausruf eines Vaters, einer Mutter, oder Ehgattinn, weit gefehlet, daß ſie durch irgend einen Punct, oder durch eine beſondere Linie von dem Namen des Verſtorbenen abgeſondert ſeyn ſollte, vielmehr durch die Ordnung der Zeilen recht genau daran gefüget zu ſeyn ſcheint:

SVLPICIO
NOTO ADESTE
SVPERI.

und es übrigens in dergleichen Aufſchriften ſehr gewöhnlich iſt, daß der Verſtorbene die Freunde ſo er hinterläßt, oder die Vorübergehenden, ja zuweilen gar den Stein oder die Erde anredet, davon er bedecket wird; ſo war auch die Meynung der mehreſten dieſe, daß die Wörter adeſte Superi, eine Art eines Gebethes wären, welches der Verſtorbene an die Lebenden thäte, die ihn vorübergiengen, um nicht ſeine Knochen zu zertreten, oder um irgend ein Opfer für ihn zu geben. Denn die Lebenden ſind im Abſehen auf die Todten, Superi, ſo wie die himmliſchen Götter es im Abſehen auf die Menſchen ſind, ſuperasque euadere ad auras. Supera parens etc.

Gleichwohl iſt es wahr, daß, man lege nun die Worte, adeſte Superi aus wie man wolle, es gleichwohl keine in ſolchen Schriften gewöhnliche Formel iſt. Dieß iſt die erſte, wo dieſe Wörter ſtehen, und wir führen ſie ſowohl wegen ihrer Neuigkeit, als auch darum an, damit wir Gelegenheit haben mögen zu bemerken: daß ein Ausdruck, der neu und ſonderbar zu ſeyn ſcheint, nicht allemal große Geheimniſſe in ſich faſſe, und ſich ziemlich leicht auf den gemeinen Weg bringen laſſe, wenn man ſich es nur nicht gar zu feſt vorgenommen hat, etwas ſonderbares daraus zu machen.

* *

XXXVII.

Herrn von Boze Vertheidigung einer Aufſchrift vom Kaiſer Albin.

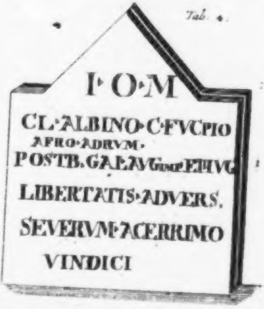
Herr von **Boze** hat im 1705ten Jahre eine alte und ſonderbare Aufſchrift vom Kaiſer **Albin**, wider Hn. von **Spons** und **Meneſtriers** Verdacht und Tadel, vertheidiget.

Dieſe Aufſchrift ward vor ungefähr hundert Jahren, nahe bey Lion an einem Orte ausgegraben, den man **Albigny** nennet, und der, wie man glaubt, ſeinen Namen von dem langen Aufenthalte hergenommen haben ſoll, den **Albins** Kriegsleute daſelbſt gehabt, *Albiniacum*, quaſi *Albini Caſtrum.* Dieſe Aufſchrift war ſo beſchaffen, wie ſie auf beyſtehendem Blatte No. 1. zu ſehen iſt.

Herr von **Seve**, der Eigenthümer dieſes Ortes, hatte einige Kenntniß von den Geſchichten, und glaubte, er würde dieſes Denkmaal noch ſchätzbarer oder verſtändlicher machen, wenn er durch fünf oder ſechs abgebrochene Worte, einige

Umſtände hinzufügte, die er aus dem Leſen des Lebens Albins gelernet hatte. Dieſe hinzugeſetzten Wörter beſtehen aus magern dünnen Buchſtaben, die kaum den Marmor berühren, und halb zwiſchen den Linien, halb in den Buchſtaben ſelbſt der alten Aufſchrift ſtehen, die groß, dick, und tief eingegraben ſind. Dadurch nun bekam die Aufſchrift diejenige Geſtalt, welche No. 2. zu ſehen iſt.

Herr **Spon**, der eine Abſchrift von dieſer verfälſchten Geſtalt bekam, und noch darzu eine ſehr unvollkommene Abſchrift, ſtellte dieſelbe in ſeinen Recherches d'Antiquité ans Licht. Hier iſt ſie nach allen Zügen.



Der Pater Meneſtrier, welcher nach dem Hn. Spon geſchrieben, hat ſich eben dieſer Platte bedienet, und beyde haben ein Haufen Urtheile von dem Originale gefället, welches ſie nie geſehen; indem ſie nicht den mindeſten Verdacht von den Zuſätzen haben, die darzu gekommen ſind, und die ſie im erſten Anblicke würden gemerket haben.

Indeſſen hat Herr **Spon** ſich damit begnügt, daß er ſagt, einer ſeiner Freunde, dem er dieſe Aufſchrift abgeſchrieben mitgetheilet, hätte ſie für verdächtig gehalten, und in der That ſchienen ihm die Λ, welche man darinnen eben mit einem Häkchen erblicket, nicht aus dem recht guten Alterthume zu ſeyn.

Der Pater **Meneſtrier** hat den Tadel noch weit höher getrieben; allein ſelbiger iſt ganz allein aus den übel beſchaffenen ſchlecht abgeſchriebenen, und noch ſchlechter verſtandenen Wörtern, hergenommen.

Das albinziſche Haus, wo dieſe Aufſchrift vorhanden war, fiel an einen nahen Anverwandten des Herrn von **Boze**; dieſer bath ſich ſogleich eine richtige Zeichnung davon aus, und ließ nach dieſem das Stück Marmor ſelbſt kommen, auf welchem die Aufſchrift, ohne dieſe untergeſchobenen Wörter, recht gut geordnet iſt, und ſich ganz ungezwungen ſo leſen läßt:

Iovi Optimo Maximo
CLodio ALBINO Conivratorvm
FVGatis copiis
PROtectori GALliarvm AVGvsto
ET LVGdvnensivm
LIBERTATIS ADVERSvs
SEVERVM ACERRIMO
VINDICI.

Die hinzugeſetzten Wörter, auf welche man gar keine Acht haben darf, ſind dieſe CEIONii POSTumi Filio AFRO. ADRVMetino IMPeratori; welche anzeigen, daß der Kaiſer **Albin Ceſonii Poſtumi Sohn**, zu **Adrumeto** in **Africa**, gebehren worden.

Man weis, daß **Albinus** ſich anfänglich mit dem Titel **Cäſar** begnügen laſſen, und daß er den Titel **Auguſtus** erſt angenommen, nachdem er die Abſichten entdecket, welche **Severus** wider ihn hatte, ja ſogar nachdem er die Bothen aufgehoben, welche **Severus** ausgeſandt hatte ihn zu tödten. Damals gieng **Albin**, der in England geweſen war, mit einem zahlreichen Heere nach **Gallien** über: er näherte ſich bis an **Lion**, welcher Ort ſich für ihn erklärete und er trug im Anfange über des **Severus** Verweſer ziemlich anſehnliche Vortheile davon. Unter andern ſchlug er bey **Lion** und vieleicht ſelbſt an dem Orte, den man Albigny nennet, den **Lupus**, welcher ein großes Theil des Kriegsheeres anführete. Unfehlbar war es zu der Zeit, als die **Lionenſer**, welche **Albins** Glück auch mit betraf, dem **Jupiter** dieſes Denkmaal ſeiner erſten Heldenthaten weiheten, von denen ſie ſo viel Gutes hoffeten.

Albins Schaupfennige biethen noch eine neue Probe von der **Lionenſer** Ergebenheit gegen ſeine Perſon dar und von dieſes Kaiſers erſten Siegen, die ſie alle dem **Jupiter** verdanketen. Folgendes ſind die Schaupfennige:

Auf dem erſten ſieht man auf der Gegenſeite von **Albins** Kopfe, den Schutzgeiſt der Stadt **Lion**, mit der Ueberſchrift: GENio LVGduni COS. II. Auf den andern lieſt man um den **Jupiter**, oder der **Victorie** ſelbſt herum, IOVI VICTORI. IOVIS VICTORIÆ, VICToria AUGuſti. Und, was vieleicht noch ſeltſamer zu ſeyn ſcheinen wird, ſo haben die eingegrabenen Λ auf dieſen Münzen, ſo wie die in erwähnter Aufſchrift, oben ebenfalls das Häkchen, weswegen Herr **Spon** und der Pater **Meneſtrier** ſie geſchwänzte A nennet, und weswegen ſie dem erſteren verdächtig vorgekommen ſind.

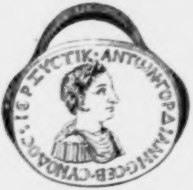
Der Marmor auf welchen dieſe Aufſchrift gegraben iſt, hat ungefähr zween und einen halben Schuh in der Höhe, und achtzehn Zoll in der Breite, ſieben bis acht Zoll aber in der Dicke. Anjetzund iſt er bey dem Staatsrathe Herrn **Foucault**, welchem Herr von **Boze** ihn gegeben hat.

◆

XXXVIII.

Herrn Baudelots Beſchreibung eines alten Siegels vom Kaiſer Gordianus Pius.

Die Aufſchriften, Münzen und die gewöhnlichen geſtochenen Steine, ſind eben nicht die ſeltenſten Denkmäler, welche wir von den römiſchen Kaiſern übrig haben. Ihre wirklichen Siegel, und inſonderheit die alten Petſchafte, auf welchen man die Köpfe dieſer Prinzen mit irgend einer Umſchrift findet, ſind viel ſeltnere Denkmäler. Hier iſt eins von ſolcher Art, welches Herr Baudelot zu Anfange des 1708 Jahres in der Akademie vorzeigte und welches wenige Zeit zuvor in Smyrna war gefunden worden.



Dieß Petſchaft iſt von Erz, von der Größe und Figur dieſer Zeichnung.

Der Kopf ſo darauf geſtochen iſt, iſt Gordians des III. Kopf, den man gemeiniglich Gordian den Frommen nennet. Die völlige Aehnlichkeit dieſes Kopfes mit denen Münzen, die wir von dieſem Prinzen noch übrig haben, giebt gar keinem Zweifel hierinnen ſtatt. Die Aufſchrift aber iſt nicht ſo leicht zu beſtimmen, und eben bey derſelben hat ſich Herr **Baudelot** am meiſten aufgehalten. Er will, man ſoll ſie ſo leſen: ΙΕΡΑ ΞΥϹΤΙΚΗ ΑΝΤΩΝ. ΓΟΡΔΙΑΝΙ ΙϹ. ϹΕΒ. ϹΥΝΟΔΟϹ: Sacra Xyſtica Antonii Gordiani praeſtantiſſimi, oder fortiſſimi Auguſti ſynodus; woraus ganz ungezwungen folget, daß dieſes das Siegel einer gewiſſen Zunft von Kämpfern geweſen, die von dieſem Kaiſer **Gordian** entweder eingeſetzt worden, oder die ihn doch als ihren Wohlthäter angeſehen. Seitdem die Kaiſer nach dem **Auguſtus** ihre Bildniſſe in die Pettſchafte ſtechen laſſen, deren ſie ſich bedieneten, ſeitdem iſt es nicht wahrſcheinlich, daß irgend eine Geſellſchaft, ohne eine beſondere Erlaubniß ein gleiches thun dörfen. Es iſt wohl wahr, daß auch Privatperſonen oftmals das Bildniß ihrer Regenten auf ihren Ringen hatten; wie z. E. derjenige, dem man zu **Tibers** Zeiten ein Verbrechen daraus machte, daß er einen ſolchen Ring an einen ehrloſen Ort gebracht: allein es iſt nicht ſo ausgemacht, daß es dergleichen Ringe hohl eingegraben gegeben, um zum Innſiegel, und noch weniger zum Pettſchaft zu dienen.

Nachdem nun Herr **Baudelot** auf die Umſchrift kömmt, ſo ſagt er gleich, daß das Wort ΓΟΡΔΙΑΝΙ vielleicht nach Art der Römer ausgedruckt ſeyn könnte; daß dieſer Gebrauch den Griechen ſeit langer Zeit eigen geweſen, wie man aus dem Worte ΑΥΓΟΥϹΤΟϹ ſieht, ſo man in den Büchern und auf den Denkmälern findet. Dieſe Völker gaben zuweilen ihren eigenen Worten ein lateiniſches Anſehen, wie ſolches viele Aufſchriften beweiſen und unter andern die 313 Seite im **Gruter**, allwo ARCHIERI mit lateiniſchen Buchſtaben, anſtatt Magno Pontifici ſteht.

Allein Herr **Baudelot** war von dieſer Meynung nicht ſo ſehr eingenommen, daß er ſie für unſtreitig ausgeben wollte. Vielmehr ſchlug er vor, man ſollte die Wörter ΑΝΤΩΝ. ΓΟΡΔΙΑΝΙ ΙϹ für ſo viel abgekürzte Beywörter nehmen, und die Umſchrift ſo erklären: ΙΕΡΑ ΞΥϹΤΙΚΗ ΑΝΤΩΝΙΑΝΗ ΓΟΡΔΙΑΝΗ ΙϹΕΛΑϹΤΙΚΗ ϹΕΒΑϹΤΗ, oder

CEBACMIOC CTNOΔOC: Sacra Xyſtica Antoniana Gordiani Iſelaſtica Auguſta, oder Auguſtalis ſynodus. Es ſchien ſogar, daß dieſe letztere Erklärung ihm wahrſcheinlicher vorkäme, und er ſuchte dieſelbe durch viele merkwürdige Betrachtungen über die Verfaſſung der Kämpfer, zu beſtärken.

Er glaubte nicht, daß dieſe Geſellſchaft der Kämpfer, welche gegenwärtiges Siegel ſtechen laſſen, zu **Smyrna** gewohnet habe, allwo dieß Denkmaal gefunden worden. Er glaubt vielmehr, daß ſie in Rom zu Hauſe geweſen, allwo ſich zu **Trajans**, **Hadrians** und **Antonins** Zeiten, beſtändig eine aufgehalten. Dieſe Kaiſer wieſen derſelben gewiſſe Oerter an, allwo ſie ſich verſammeln und ihre Archive aufbewahren konnte; welches aus einer großen Menge von Aufſchriften erhellet. Das Recht der **Iſelaſtiker** beſtand darinnen, daß ſie auf Koſten des Fürſten, oder der Städte ernähret wurden. Kaum hatte der Kaiſer **Trajan** dieſes Vorrecht zum Behuf einiger Spiele ausgemacht, die an andern Orten als zu **Olympia** eingeſetzt waren, ſo entſtand eine Schwierigkeit, worüber der jüngere **Plinius** den **Trajan** zu Rathe ziehen mußte. Die ſiegenden Athleten begehrten, daß von dem Augenblicke an, da ſie gekrönt wurden, ihnen die Livrey, wenn man ſo reden darf, zukäme. Der Kaiſer aber antwortete, die **Iſelaſtiker** könnten des von dieſem Titel abhangenden Rechts nicht eher genießen, als nachdem ſie ihren herrlichen Einzug in ihrem Vaterlande gehalten hätten, wie ſolches auch der Titel ausweiſet.

Wenn man, bey Gelegenheit dieſes Wortes **Iſelaſtiker**, dem Herrn **Baudelot** ſtreiten wollte, daß die Buchſtaben IC, welche auf dem Petſchafte nach ΓΟΡΔΙΑΝΙ eingegraben ſind, auch durch ICEΛACTIKH gegeben und erkläret werden könnten, weil, da dieſes Wort von εἰσελαύνειν, im Triumph geführet und aufgenommen zu werden, herkömmt, es auch mit EI wie im Stammworte, geſchrieben werden ſollte: ſo würde er unfehlbar antworten, daß die Aphaereſis, oder Abkürzung der Buchſtaben, eine bey den Griechen gemeine Figur iſt. Daß, ſeitdem dieſe bey den Römern gelebet, ſie ſehr viel von ihrer Art zu ſchreiben angenommen. Er würde noch hinzuſetzen, daß dieſe Veränderung ſogar der Art der griechiſchen Sprache nicht ſchädlich ſeyn könne, wenn dieſes Siegel von denjenigen verfertiget worden iſt, die die ioniſche Ausſprache annahmen; und daß ſie gewöhnlichermaßen alles in ein I verwandelt haben, was anderwärts wie ein E ausgeſprochen oder geſchrieben wurde. Sie ſagten: ICTIH anſtatt ECTIA; und in einem **ſmyrniſchen** Marmor, den Herr **Spon** bekannt gemacht hat, werden die den Iſelaſtikern eigenen Gebräuche ΙΣΗΛΑΤΣΙΑ genannt. Es iſt augenſcheinlich, daß dieſes Wort für ΕΙΣΗΛΑΤΣΙΑ, geſetzt worden, wie es die Ausſprache der **Jonier** erforderte.

XXXIX.

Herrn Oudinets Betrachtungen über die athenienſiſchen Münzen.

Wir haben eine ziemlich groſſe Menge **athenienſiſcher** Münzen; allein wir haben keine, die den Stämpel der römiſchen Kaiſer führen: und man muß glauben, daß entweder die Liebe zur Freyheit die **Athenienſer** abgehalten habe, die römiſche Oberherrſchaft auch auf ihren Münzen zu bekennen; oder daß ihre Gottesfurcht ihnen nicht verſtattet, etwas anders als ihre Götter darauf zu prägen.

Dieſe Völker *(Strabo Lib. 9)* waren bey allen ihren Vorrechten erhalten worden, als die Römer **Achaja** erobert hatten; und **Sylla**, der ſie ſechzig Jahre drauf ſo grauſam züchtigte *(Plut. in Sylla)*, weil ſie des **Mithridates** Waffen Vorſchub gethan, verletzte dennoch deren Freyheit nicht, welche ſeiner Rachgier entwiſchet waren. Als nun in Italien die bürgerlichen Kriege angiengen, ſo nahmen die Athenienſer ſehr hitzig die Partey des **Pompejus**, der für die Republick fochte. **Julius Cäſar** rächete dieß nur mit der einzigen Erklärung, daß er ihnen in Anſehung ihrer Voraͤltern vergäbe *(Dio Lib. 47)*. Nach **Cäſars** Ermordung aber, vergaßen ſie, aus Liebe zur Freyheit, ſeiner Gnade. Sie richteten dem **Brutus** und **Caſſius** Bildſeulen auf *(Dio Lib. 47)*, die ſie nahe zu **Harmodius** und **Ariſtogitons** Seulen, als zweener alten Erretter der Stadt **Athen** ſetzten, und riſſen ſie nicht eher um, als auf **Marcus Antonius** Bitten, der ihr Freund, ihr Wohlthäter und ihre Obrigkeit geworden war.

Als **Auguſtus** im neunten Jahre ſeiner Regierung nach Griechenland kam, ſo nahm er ihnen die Inſel **Aegina**, die **Marcus Antonius** ihnen geſchenket hatte, und verboth ihnen zugleich das athenienſiſche Bürgerrecht zu verkaufen, welche Freyheit ſie ſchon ſeit langer Zeit gemisbrauchet hatten *(Dio Lib. 54)*. Allein, es ſey nun, daß **Auguſt** nur von einer Begierde zu Neuerungen angetrieben worden; oder daß er ſich noch ſo wohl der Ehrenſeulen erinnert, die die Athenienſer ſeines Vaters Mördern aufgerichtet, als auch der Ergebenheit, mit welcher ſie ſeinem Mitwerber zugethan waren: ſo ſcheint es doch nicht, daß dieſer Kaiſer ihre Vorrechte noch auf andere Weiſe angegriffen, ſo lange er auch regieret hat; ungeachtet die Geſchichte die **Athenienſer** beſchuldiget, daß ſie ſeine Regierung unruhig zu machen geſuchet haben.

Man kann nicht eigentlich wiſſen, wie es ihnen unter **Auguſts** Nachfolgern ergangen ſey, die ſo gar viele Aenderungen in **Achaja** vorgenommen. Allein des jüngern **Plinius** 24ſter Brief im 8ten Buche, giebt uns eine genaue Nachricht von dem Zuſtande der Stadt **Athen** unter dem **Trajan**. Folgendes ſchreibt er an den **Maximus**, der zum Statthalter dieſer Provinz ernennet war: „Stelle dir, mein „lieber **Maximus**, vor Augen, daß du nach **Achaja**, nach „dem wahren Griechenlande gehſt: dieß iſt das rechte eigent-

„liche Griechenland; von dortaus ſind die guten Sitten
„und die Wiſſenſchaften gekommen; ſelbſt der Ackerbau iſt
„hier, der allgemeinen Meynung nach, erfunden worden. Bedenke,
„daß du geſandt biſt Städte und Menſchen zu regieren,
„die ſo frey ſind, als es jemals welche gegeben; ja die
„durch ihre Tugenden, Thaten, Bündniſſe, Verträge und
„durch ihre Religion, ſich die Freyheit zu erhalten gewußt
„haben, die ſie von der Natur erhalten hatten. Verehre
„die Götter, als ihre Richter, verehre ihre Helden, die alte
„Ehre dieſes Volks, das geheiligte Alterthum ihrer Städte,
„die Würde derſelben, die groſſen Thaten, ja ſogar die Fabeln
„und den Stolz dieſes Volks. Bedenke, daß eben dieſes
„die Quellen ſind, aus denen wir unſere Rechte geſchöpfet
„haben. Erwäge, daß wir nicht ihnen unſere Geſetze
„aufgedrungen, nachdem wir ſie überwunden hatten; ſondern
„daß Griechenland uns ſeine Geſetze mitgetheilet habe,
„als wir es darum gebethen, und bevor es noch die Macht
„unſerer Waffen empfunden hatte. Kurz, du gehſt nach
„**Athen!** **Lacedämon** iſt der Ort, dem du gebiethen ſollſt.
„Es würde unmenſchlich und barbariſch ſeyn, ihnen dasjenige
„zu rauben, was ſie von ihrer alten Freyheit noch übrig
„haben.„

Wenn **Plinius** in ſeinem Briefe dieſe zwo berühmten Städte gleich nicht genennet hätte, ſo würde man ſie dennoch gar leicht an ſeinen Ausdrücken erkennen; inſonderheit die Stadt **Athen**, von welcher das ganze Alterthum eben ſo geredet hat, als dieſer Schriftſteller *(Lucretius Lib. 6. Diod. Sicul. Lib. 13. Cicero pro Flacco)*. Allein was in ſeinem Briefe zu unſerm Zwecke am meiſten dienet, iſt dieß, daß wir einen berühmten Hofmann ſehen, der ſelbſt in **Trajans** Rathe ſaß, welcher die Ueberbleibſel der athenienſiſchen Freyheit noch verehret, und uns eben dieſes Volk ſo beſchreibt, wie es noch von der ehemaligen Herrlichkeit und den Wundern ſeines Urſprungs entzücket iſt. Es iſt allezeit voll von ſeinen Göttern und von ſeiner Gottesfurcht, allezeit eifrig auf ſeine Vorrechte und Vorzüge, und unter der Herrſchaft der **Römer** noch eben ſo ſtolz, als bey dem höchſten Grade ſeiner Macht, und da es nach nichts geringerm, als der Herrſchaft über ganz Griechenland, ſtrebte.

Hadrians heftige Neigung zu den Künſten und Wiſſenſchaften, machte ihm die Stadt **Athen** beliebt, die noch damals eine öffentliche Schule derſelben war *(Spart. in Hadriano)*. Er war von **Trajans** Regierung an, **Archont** davon geweſen, und nachdem er ſelbſt zur Regierung gekommen war, ſo verwaltete er noch immer bey außerordentlichen Feyern die Verrichtungen eines **Archonten**, um ſich den **Athenienſern** angenehm zu machen. Kurz, die öffentlichen Gebäude, mit welchen er ihre Stadt verſchönerte, inſonderheit des **olympiſchen Jupiters** prächtiger Tempel, den ſo viele Regenten nicht zur Vollkommenheit hatten bringen können, und den er die Ehre hatte einzuweihen, nachdem er die letzte Hand daran gelegt hatte; ſeine Ehrfurcht gegen ihre Religion; die Akademien, die Büchervorräthe, die heiligen Spiele welche er bey ihnen einführte; ſeine Einweihung zu ihren Geheimniſſen, ihre Geſetze, die durch ſeine Fürſorge nach **Drakons** und **Solons**, ihrer ehemaligen Geſetzgeber, Vorſchrift, gebeſſert wurden *(Euſeb. Chronic.)*, alles dieſes machte, daß man ihn für einen andern **Theſeus** hielt. Sie nannten ein gewiſſes Vierthel ihrer Stadt nach ſeinem Namen, ſetzten ihm unzählige Ehrenſeulen, und wollten, daß er mit dem **Jupiter** die Ehre ſeines Tempels theilen ſollte. Allein, ſo groß auch theils die Erkenntlichkeit der **Athenienſer**, theils ihre Ehrerbiethung oder Schmäucheley gegen den **Hadrian** geweſen ſeyn mag: ſo ſiehe man doch nicht, daß ſie, weder dieſen Kaiſer, noch irgend einen von ſeinen Nachfolgern auf ihren Münzen verehret hätten, ſondern ſelbige waren zu allen Zeiten lediglich ihren Göttern heilig.

Herr **Oudinet**, dem die Akademie im 1705ten Jahre aufgetragen hatte, die athenienſiſchen Münzen zu unterſuchen, welche in des Königes von Frankreich Cabinette ſind, berichtete, daß die mehreſte Zahl derſelben in ſilbernen einförmigen Münzen beſtände, die alle auf einer Seite der **Minerva** Bruſtbild hätten, und auf der Gegenſeite eine Krone von Oelblättern, in deren Mitte eine kleine Eule auf einem umgeworfenen und mit einem griechiſchen Buchſtaben bezeichneten Gefäße ſäße. Der Aufſchrift *ΑΘηναιων* ſind die Namen verſchiedener Magiſtratsperſonen hinzugefüget, und dieß iſt, nebſt gewiſſen kleinen Symbolis, die unten im Abſchnitte ſtehen, alles, was dieſe Münzen unterſcheidet, deren Jahrzahl man übrigens eigentlich nicht recht beſtimmen kann.

Man weis, wie groß **Minervens** Gottesdienſt in Athen geweſen, und was das Alterthum davon bekannt gemacht hat *(Pauſan. in Attic.)*. Das athenienſiſche Gebieth war dieſer Göttinn bey dem berühmten Streite zugetheilet worden, den ſie deswegen mit dem **Neptun** gehabt, allwo der Oelbaum den ſie hervorgebracht, dem Pferde vorgezogen wurde; andere ſagen, er ſey dem Seewaſſer vorgezogen worden, welches **Neptun** aus einem Felſen ſpringen laſſen, den er mit dem Dreyzack geſchlagen *(Herodot. Lib. 8)*. Nichts wird von den alten Schriftſtellern ſo oft wiederholet, als dieſe Fabel, die, wie **Plutarch** in des **Themiſtokles Leben** ſchreibt, nur dazu erfunden worden, daß die **Athenienſer** aus dieſen Symbolis lernen ſollten, ſie müßten den Frieden dem Kriege, und den Ackerbau der Schifffahrt vorziehen. Doch **Euſebius** will in ſeiner **Chronik**, daß dieſer Streit vom **Cekrops**, dem erſten Könige zu Athen, geſchlichtet worden. **Auguſtin** ſagt, im 18 Buche **von der Stadt Gottes**, die **Athenienſer** ſelbſt hätten ihn entſchieden, die man deswegen mit ſammt ihren Frauen zuſammen gerufen, ſo wie das Orakel es befohlen: und endlich ſagt noch **Apollodor** im 3ten Buche, die Götter ſelbſt hätten den Ausſpruch gethan, welche **Jupiter** zu Schiedsrichtern dieſes Streites erwählet. Alle aber ſind darinnen eins, daß hievon, ſowohl der Name Athen, als auch die beſondere Verehrung dieſer Göttinn bey den Athenienſern herkomme, die ſie als ihre Beherrſcherinn anſahen.

Die Feſtung **Athen**, oder die **Akropolis**, wie die Schriftſteller ſie nennen, war ihr inſonderheit gewidmet. Denn dieſe war das Streitfeld, allwo ſie über den **Neptun** geſieget, und man zeigte daſelbſt noch zur Zeit des **Pauſanias**, Zweige von ihrem Oelbaume, die Eindrücke von **Neptuns** Dreyzacke am Felſen, und den Reſt vom Waſſer, das daraus entſprungen war. Es ſcheint, daß dieſer Schriftſteller, der es ſelbſt geſehen haben will, ſich inſonderheit bemühet habe, an dieſem Orte dasjenige zu beſchreiben, was **Minerven** angeht; ihre beſondern Tempel; diejenigen, die ſie mit dem **Vulkan** und **Neptun** in Gemeinſchaft hatte; ihre mancherley Ehrenſeulen; die Einſetzung ihrer Feſttage und Prieſterinnen; die Denkmäler ihrer geheimnißvollen Geburt und ihres Sieges; die Ehrenbezeugungen, welche man ihr unter dem Namen **Hygia**, **Venus** oder **Victoria**, erwies; und kurz ſogar ihren Wagen und die güldene Lampe, welche allezeit vor ihren Altären brannte.

Die mehreſten von denen, die von **Akropolis** gehandelt, haben eben daſſelbe berichtet: und kurz, die griechiſchen Muſen ſowohl als die lateiniſchen, haben um die Wette die Andacht der **Athenienſer** gegen ihre Göttinn, erhoben. Nichts aber bemerket die Größe und Dauer dieſer Andacht ſo ſehr, als ihre Münzen, auf welchen man allezeit, auf der einen Seite **Minervens** Kopf, und auf der andern eine Eule, in einem Kranze von Oelblättern, als der **Minerva** gewöhnlichen Zeichen, erblicket.

Der Oelbaum gehörte ihr mit allem Rechte, inſonderheit ſeit ihrem Siege; und außer dem **Jupiter**, welcher bey den olympiſchen Spielen zuweilen damit gekrönet worden *(Sophocl. in Oedipo)*, hat keine andere Gottheit ihn der **Minerva** ſtreitig machen können. Das Wunderwerk, welches ſie in **Akropolis** zu des Oelbaumes Beſten gethan, bezeuget zur Gnüge, wie eifrig ſie ſich ſeine Erhaltung angelegen ſeyn laſſen. **Herodot** erzählet im 8ten Buche, daß, da dieſer Baum mit dem Tempel, bey welchem er geſtanden, in die Aſche geleget worden, er nach einem Opfer, ſo man der Göttinn gebracht, wieder Kräfte bekommen, und in minder als Tagesfriſt ein Reis hervorgetrieben, welches zwo Ellen lang geweſen.

Was die Eule betrifft, ſo hat man ſie ihr als ein Zeichen der Klugheit gegeben; da dieſes Vogels Kenntniß vom Zukünftigen, von den Alten geglaubet worden. Daher zieht **Dio Chryſoſtomus** in der 12 *Orat.* des **Aeſopus** Fabeln an, um zu zeigen, daß eben aus dieſer Urſache, die Eule, der weiſeſten von allen Göttinnen gefallen. Dieß ſind ſeine eigenen Worte, die der **Minerva** mehr Ehre bringen, als die Einbildungskraft derjenigen, die ihr Eulenaugen beygelegt haben, um dieſes Zeichen zu beſtätigen. Allein vieleicht hat dieſes Bild auch einige Verhältniß mit den **Athenienſern** ſelbſt? Die Eule war, wie **Antiphanes** im **Athenäo** ſagt, ein in ihren Gegenden ſehr gemeiner Vogel; und übrigens darf man ohne Bedenken zugeben, daß dieſe Göttinn mit der Stadt **Athen** einerley Kennzeichen gehabt. Das iſt gewiß, daß man den Namen der Eule auch den attiſchen Münzen gegeben. In dieſem Sinne ſagt eines reichen **Lacedämoniers** Sklave, daß unter dem Dache ſeines Herren eine gewaltige Menge von **Eulen** niſtete.

Allein, warum ſtehen die Eulen in dieſen Münzen auf umgeworfenen Gefäßen, die durch verſchiedene Buchſtaben bezeichnet ſind? Sollten wohl die **Athenienſer**, wie die meiſten Alterthumsforſcher bisher geglaubt haben, dadurch andeuten wollen, daß ſie zuerſt die Verfertigung der irdenen Gefäße erfunden? Dieſe Ehre macht ihnen niemand ſtreitig. Man weis vielmehr, daß ſie eben deswegen **Prometheen** genennet worden. Sie haben aber wohl wichtigere Sachen erfunden, und doch auf den Münzen damit nicht gepralet.

Was die kleinen Nebendinge betrifft, die dieſe Gegenſeiten von einander unterſcheiden, als, ein Donnerkeil, ein Dreyzack, eine Aehre, ein Geyer, ein **Pegaſus**, der Sonnen Kopf, der **Victorie** Wagen, und der **Ceres** Fackel; ſo könnte alles dieß ebenfalls ſeine Erklärung finden, und zwar in der Athenienſer Religion ſelbſt, als viele andere Kennzeichen ihrer übrigen Götter; allein die Hauptfigur zeigt doch ihren wahren Gottesdienſt an.

Noch eines iſt, was in den ſilbernen Münzen einige Aufmerkſamkeit verdiente, nämlich die verſchiedenen Namen, ΑΘη. Λυσανδρος. Οινοφιλος. Θεολογος. Ηλιοδος. Μενεφρων etc. wodurch man ſie von einander unterſcheidet. Es iſt kein Zweifel, daß dieſes eben ſo viele Namen von athenienſiſchen Magiſtratsperſonen ſind; allein es fraget ſich nur, ob es die gewöhnlichen athenienſiſchen Archonten, oder andere Bediente geweſen, die dem Münzweſen vorgeſetzt ſeyn mochten. Die Unterſuchung und Vergleichung ihrer Namen könnte zur Entſcheidung einer Schwierigkeit dienen, an welche bisher noch niemand gedacht hat.

In den athenienſiſchen metallenen Münzen, herrſchet nicht minder **Minervens** Gottesdienſt, als in den ſilbernen. Außer einem einzigen Kopfe vom **Jupiter**, ſieht man allenthalben **Minervens** Bruſtbild, und allezeit mit dem Helme, ja zuweilen mit Helm und Schild zugleich; allein die Gegenſeiten ſind mannigfaltiger als in den ſilbernen Münzen. Wir wollen die merkwürdigſten allhier beſchreiben.

Auf der erſten (ſ. d. I. **Num.**) ſteht ein **Mars** auf einer Galeere. Auf dem linken Arme trägt er ein Siegeszeichen, und ſtreckt die Rechte nach dem Vordertheile, allwo eine Eule ſitzet, als das eigentliche Zeichen eines Sieges zu Waſſer, oder der Rückkehre eines Helden nach einem Zuge über Waſſer, wobey die Weisheit das Ihre gethan.

Aus der athenienſiſchen Geſchichte kann man die Wahl haben. Dieſe Stadt hat ſich vor allen andern viele Jahrhunderte lang, durch ihre Seemacht hervorgethan; allein, weder die Athenienſer, noch die andern griechiſchen oder aſiatiſchen Völker, haben ſich der Münzen bedienet, um ihre Thaten kund zu machen. Höchſtens ſieht man etwas von ihren Stiftern, oder fabelhaften Helden darauf. Alſo muß man auch nicht in den Geſchichten, ſondern in den Fabeln von Athen, dieſer Münze Urſachen ſuchen; und vieleicht

leicht findet man, daß ſich nichts beſſer dazu ſchicke als des Theſeus Wiederkehre, nach verrichteter That auf der Inſel Creta.

Die andere Münze (ſ. d. II. Num.) ſtellet eine **Minerva** dar, faſt eben ſo wie **Phidias** dieſelbe in der ſchönen Seule vorgeſtellet, die er auf der **Athenienſer** Bitten, nach der Schlacht bey **Salamis** machte. Sie ſteht, hat den Helm auf, und iſt mit einem langen Rocke gekleidet, der ihr bis auf die Füße geht: ſie hat einen **Meduſenkopf** auf der Bruſt, eine Lanze in der Rechten und eine **Victorie** in der Linken.

Auf der dritten (ſ. d. III. Num.) iſt abermals eine **Minerva**, die einer um einen Oelbaum geſchlungenen Schlange zu eſſen darreicht. Dieſes nun, kann ſich entweder auf den Drachen ſchicken, der ihren Tempel bewacht, und von einer ihrer Prieſterinnen ernähret ward; oder auf den **Erichton**, der, wie die Schriftſteller ſagen, von ihr unter einer Schlangen Geſtalt ernähret worden.

Die IV. Nummer, enthält einen Oelbaum zwiſchen einer Eule und einem Gefäße.

Auf der V. ſtehen **Jupiter** und **Minerva**, einer mit dem Donner, und die andere mit ihrem Schilde gerüſtet. Sie ſcheinen einander an den Seiten eines Oelbaums die Hände zu geben. Auf dem Baume ſitzt eine Eule: unten aber liegt eine Schlange um den Stamm herum, deren Kopf nach unten liegt.

Die V. und VI. Nummer, ſetzen **Jupiters** und der **Minerva** gemeinſchaftlichen Gottesdienſt ganz beſonders feſt. Auf der einen ſieht man eines theils dieſes Gottes Kopf, und die Göttinn an der andern Seite ſtehend, wie ſie einen Oelzweig und eine Eule hält. Die andere Münze zeiget auf einer Seite **Minervens** Bruſtbild, auf der Gegenſeite aber einen mit Blumenſchnüren gekrönten Stierkopf, als ein dem **Jupiter** geſchlachtetes Opfer.

Es gab auch in **Athen** viel andere Denkmäler, auf welchen dieſe Götter ſo vereiniget ſtanden (*Pauſan. in Attic.*).

Ein dem **Jupiter** zu Ehren errichteter Altar, in der **Pandroſa** Tempel neben **Minervens** Altare. Wiederum einen Altar in der **Aglaura** Tempel, der **Pandroſa** Schweſter, allwo man dem **Jupiter** und der **Minerva**, als den Landesgöttern opferte. Noch einen Tempel den ſie gemeinſchaftlich neben dem öffentlichen Schatze, unter dem Namen der **Erhalter** hatten: und endlich noch Ehrenſeulen, die ihnen beyden in dem **Prytaneo** unter dem Namen der **Senatoren**, oder **Richter**, aufgerichtet waren.

Wir kennen noch einige andere **athenienſiſche** Münzen, allein es ſteht lediglich eine **Minerva** darauf. Die **Athenienſer** konnten auch der Göttinn der Weisheit nie zuviel Ehre beweiſen, von welcher ſie glaubten, daß ſie den Rathsverſammlungen vorſtünde, über ihre Obrigkeit wachte, ihren Kriegern Muth einflößete, ihre Dichter begeiſterte, ihren Redner zöge, und ihren Weltweiſen ſelbſt beyſtände.

Allein es wäre zu wünſchen, daß eben dieſe Göttinn (ihren eigenen Nutzen bey Seite geſetzt) die Münzmeiſter auch etwas beſſer unterrichtet hätte. Andere Völker haben uns wenigſtens durch ihre Münzen, etwas von ihrer Regierungsforme, von ihren Vorrechten, Bündniſſen, öffentlichen Spielen, Feſttagen, von ihres Landes Seltenheiten, und von den Zeiten gelehret, wann dieſe Münzen geſchlagen worden. Nur die **Athenienſer** haben für gut befunden, ihnen hierinn ſo wenig nachzuahmen, als in der Gewohnheit den römiſchen Kaiſern zu Ehren Münzen zu ſchlagen. Sie waren ganz in ihre Religion eingeſchloſſen, und vernachläßigten alle ſolche Denkmäler: ja, man kann von denjenigen, was wir von den **athenienſiſchen** Münzen noch übrig haben, eben das ſagen, was man von den Ruinen der Stadt ſagt, die ehemals ſo blühend und prächtig, ein Schauplatz der menſchlichen Weisheit und Tapferkeit, und die öffentliche Schule der Wiſſenſchaften und Künſte geweſen:

Quid *Pandioneae* reſtat, niſi nomen *Athenae*!

XL.

Herrn Oudinets Betrachtungen über die lacedämoniſchen Münzen.

Das erſte was wir angemerket haben, da wir von den athenienſiſchen Münzen redeten, war dieſes, daß in der Folge der Münzen dieſes Königreichs keine mehr davon gefunden werden. Man hat daſelbſt geſaget, daß der große Eifer der **Athenienſer** für ihre Religion und Freyheit, allem Anſehen nach die Urſache wäre, welche ſie abgehalten, die Bildniſſe der römiſchen Kaiſer auf ſolche Denkmäler zu prägen, die nur allein den attiſchen Gottheiten gewidmet zu ſeyn pflegten.

Hier aber ſehen wir ein anderes Volk, das eben ſo andächtig und eben ſo frey war und ſich dennoch nach dem Beyſpiele der **Athenienſer** nicht gerichtet hat. Die **Lacedämonier** nämlich, die freyeſten von allen Griechen, wie das Alterthum ſelbſt ſie nennet, *(Philoſtrat Lib VI. Cap. 13.)* und die in der uns bekannten Welt, ihrer Geſetze und Gebräuche am längſten genoſſen haben; dieſes Volk blieb der römiſchen Republick allezeit treu, welche, nachdem ſie ſich ganz Achaja unterwürfig gemacht hatte, ſelbigem das Regiment wieder gab *(Strabo Lib. 8)*; welches ſich auch die Hochachtung und Freundſchaft ſeiner Ueberwinder, bis ans Ende zu erhalten wußte *(Pauſan. Lib. 3)*. Die **Lacedämonier** erbaueten dem **Julius** und **Auguſtus** zu Ehren Tempel, ſo bald ſie eine neue Wohlthat empfangen hatten; inſonderheit aber waren ſie dem **Tiber** ſehr ergeben, deſſen Vorfahren ſeine offenbaren Gönner geweſen *(Dio Lib. 54. Sueton. in Tiber. Cap. 6)*. Kurz, **Sparta** hielt es ſich für keinen Schimpf, viel weniger glaubte man den **lakoniſchen** Göttern eine Schmach anzuthun, wenn es ſeine Münzen mit dem Stämpel der Nachfolger ſeiner Prinzen zierete.

Herr **Oudinet**, der im 1705ten Jahre, alle **atheniensiſche** Münzen aus dem königlichen franzöſiſchen Vorrathe unterſuchet hatte, nahm ſich auf das folgende Jahr, eben dieſelbe Arbeit mit den **lacedämoniſchen** Münzen vor. Er hat alſo einige gefunden, die mit **Hadrians**, **Antonini Pii**, **Marci Aurelii** und **Commodi** Namen und Köpfen geſchlagen geweſen. Herr **Vaillant** führet auch eine vom **Nero** an, die in der königlichen Sammlung nicht iſt; und obgleich **Nero** niemals nach **Sparta** gehen wollen, weil ihm **Lykurgs** Geſetze zu ſtrenge waren, vor welchen er ſich eben ſo ſehr gefürchtet haben ſoll, als vor den **atheniensiſchen** Furien (*Dio Lib. 63*): ſo muß man dennoch glauben, daß die **Lacedämonier** ihm nichts deſto minder zu liebkoſen geſuchet, als er ſich in den griechiſchen Spielen hervorgethan. So viel iſt gewiß, daß **Caſtors** und **Pollux** Köpfe, die Herr **Vaillant** auf der Gegenſeite der **neroniſchen** Münze, welche er geſehen hat, angiebt, ſich mit den übrigen **ſpartaniſchen** Münzen vollkommen wohl vertragen; bey welchen nur von dieſen alten **lakoniſchen** Königen die Rede iſt, welche durch die Fabeln berühmter ſind, als durch die Geſchichte.

Auf der **hadrianiſchen** Münze werden dieſe berühmten Zwillinge, zu Pferde, mit geſenkter Lanze vorgeſtellet, wie man ſie gemeiniglich auf den **conſulariſchen** Münzen erblicket, und eben ſo wie ſie dem **Dictator Poſtumius** in der Schlacht erſchienen, die er wider die Lateiner gewann.

Die zweyte Münze zeiget den **Antonin**, und auf der Gegenſeite ſtehen die **dioſcuriſchen** Mützen. (*Feſtus Lib. 4.*) Das Alterthum ſtellte ſie mit Mützen dar, weil die **Lacedämonier** mit einer ähnlichen Art von Helmen in die Schlachten giengen. A pileatis nona fratribus pila, ſagt **Catull** im 37 **Carm.** indem er vom **Caſtor** und **Pollux** ſpricht.

Was die Sterne betrifft, die oben auf dieſen Mützen ſchweben, ſo kann man ſie für Weihungszeichen halten. Jedermann weis, daß die alte Aſtrologie aus dieſen zween Brüdern das Himmelszeichen der Zwillinge gemacht hat; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Gebrauch, Sterne über ihre Gräber zu ſetzen, ſeinen Urſprung hiervon genommen. **Cicero** redet im 1 B. *de Diuinat.* von zween goldenen Sternen, die ihnen zu **Delphis**, nach **Lyſanders** Siege gewidmet worden, der für die **Lacedämonier** ſo glorreich war, und welche einige Tage vor der **leuktriſchen** Schlacht, die eben dieſem Volke ſo nachtheilig war, von ſelbſten fielen. Allein, man könnte dieſen Gebrauch auch auf die Flammen deuten, welche über dem **Caſtor** und **Pollux** nach einem Ungewitter zu ſehen waren, davon das Schiff der **Argonauten** beſtürmet ward, und weswegen man diejenigen Feuer nach ihrem Namen genennet, welche ſich zuweilen nach den Ungewittern an die Maſten der Schiffe hängen:

> Quorum ſimul alba nautis
> Stella refulſit. *Horat. Carm. Lib. I.*

Die folgende Münze vom **M. A. Antonin**, betrifft auch noch die Dioſcuros. Sie werden auf ſelbiger ſtehend, in Geſtalt zweener Jünglinge von gleichem Alter, von einerley Anſehen, Stellung und einander vollkommen ähnlich, vorgeſtellet. Dieſen Begriff hatte man ſich von dieſen zween Brüdern gemachet, deren Vereinigung ſo berühmt geworden. Man ſagte, daß **Pollux**, der aus beſondern Urſachen allein unſterblich geweſen, vom **Jupiter** erhalten, daß **Caſtor** dieſe Unſterblichkeit mit ihm theilen, und ſie beyde wechſelsweiſe leben und ſterben möchten:

> Si fratrem Pollux alterna morte redemit,
> Itque reditque viam toties. *Virg. Aen. 6.*

Dieſe Erdichtung hatte, wie **Servius** ſaget, keinen andern Grund, als die weite Strecke und Lage des Zeichens der Zwillinge, davon ein Theil bereits auf dem Geſichtskreiſe iſt, indem man den andern noch gar nicht erblicken kann. Allein, die Fabel gründe ſich nun worauf ſie wolle, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie von des **Pollux** Freundſchaft gegen ſeinen Bruder, keinen höhern Begriff machen können. Konnten wir nicht auch ſagen, um noch näher zu unſerm Zwecke zu kommen, die **Lacedämonier** hätten auf dieſer Münze, auf des **Verus** Beygeſellung zum Regimente geſehen? **Antonin** hatte ihn nur an **Kindesſtatt** angenommen, ohne ihn zum Kaiſer zu erklären: **da aber nach Antonins Tode, Marcus Aurelius Herr allein geworden war;** ſo gab er ihm den Titel Cäſar und **Auguſtus**, und nahm ihn in der Oberherrſchaft zum Mitgenoſſen an, ſo wie er es bereits im Conſulate geweſen. Damals ſah man zum erſtenmale zween Kaiſer auf dem römiſchen Throne beyſammen; und dieß ſchien ſo was neues zu ſeyn, daß auch dieſes Jahr in den **Faſtis**, durch das Conſulat der **beyden Auguſte**, bemerket ward (*Spart. in Vero*). Ja, es fehlte nicht viel, ſo hätte man davon eine neue Jahrrechnung in dem ganzen Reiche angefangen.

Es ſcheint, **Dio** habe im 71 Buche zu verſtehen geben wollen, **Marcus Aurelius** habe ſich nur deswegen eines Theiles der Regierung entledigen wollen, um ſeiner Geſundheit zu ſchonen, die ſehr ſchwach war, oder ſich der Philoſophie, die er über die Maßen liebte, deſtomehr zu ergeben. Allein **Ariſtides** giebt (*Orat. 16*) einen viel edlern Bewegungsgrund dieſer Handlung an. **Was** Marcus Aurelius **hier gethan,** ſaget er, **das iſt die edelſte That, die jemals ein Regent vollführet hat. Er hat dadurch ſeine Unterthanen und alle Menſchen lehren wollen, daß man nach ſeinem Beyſpiele, unter einander als Brüder leben, und einer dem andern Ehre erweiſen ſolle, um alle Zerrüttung und Uneinigkeit aus der menſchlichen Geſellſchaft zu verbannen.**

Auch andere haben des **Marcus Aurelius** Selbſtverleugnung in dieſem Stücke, und die unter ihm und dem Verus waltende Freundſchaft gelebet, davon er ſelbſt in ſeinem Leben ein Zeugniß giebt. Jedoch iſt das Zeugniß der Münzen und Aufſchriften nicht ungültiger, als daſſelbe.

Die **Lacedämonier** hatten unter ihren Göttern ein gar zu großes Beyſpiel der brüderlichen Liebe, als daß ſie eine ſo ſchöne Gelegenheit hätten vorbey laſſen ſollen, dieſelbe mit ihren Regenten zu vergleichen: und **Caſtors** Beygeſellung gab hier eine ganz ungezwungene Vergleichung ab. Ja ſo gar die Namen dieſer Völker, ſchienen durch die mit den Figuren durchflochtenen Buchſtaben, allhier nichts anders als Eintracht und Uebereinſtimmung anzudeuten.

Man ſetzet auch noch unter **Marci Aurelii** Zeiten eine Münze von **Lacedämon** und **Sagalaſſus**, auf welcher die Schutzgeiſter dieſer zwo Städte mit ihren Namen ΛΑΚΕΔΑΙΜΩΝ, CΑΓΑΛΑCCΟC vorgeſtellet werden: der eine, unter dem Bilde des Kaiſers, der andre unter der Geſtalt einer Frauen, die dieſen Prinzen krönet, und ein Horn des Ueberfluſſes hält. **Lacedämon**, welcher die **Sparta**, des **Eurotas** Tochter geheirathet hatte, gab dieſem Lande ſeinen Namen, welches ehedem **Lelegia** geheißen, und den Namen ſeiner Gemahlinn legte er der Hauptſtadt bey: und eben daher kömmt es, daß man die Namen **Sparta** und **Lacedämon** immer vermenget hat. **Sagalaſſus** aber war eine Stadt in **Piſidien**, deren Bürger für die tapferſten Leute dieſer kriegeriſchen Provinz gehalten wurden; welches ſich auch ziemlich gut für Völker ſchickte, die mit den **Lacedämoniern** im Bündniſſe ſtunden, ja allem Anſehen nach von ihnen herſtammeten: wie z. E. die **Selgäer**, eine andere Stadt in **Piſidien**, welche **Strabo** im 12 Buche, für eine lacedämoniſche Pflanzſtädte erkennet; und von welcher man unter dem **Decius** ebenfalls eine ſolche Beygeſellung anführet. Jedoch wir wollen wieder auf unſere Münzen kommen.

Die vierte ſtellet den jungen **Commodum** vor. Die Keule auf der Gegenſeite, zwiſchen zwoen Mützen mit Sternen, zeiget an, daß man in **Lakonien** den **Herkules** zugleich mit den **Dioſcuren** verehret habe.

Die **Lacedämonier** ſchmäuchelten ſich dermaßen mit dem Schutze dieſer Götter, daß ſie auch glaubten, derſelbe erſtrecke ſich ſo gar auf ihre Bundsgenoſſen. Man erzählet, daß, als die **Lokrier** gekommen, ſie um Hülfe wider die **Crotoner** anzurufen, man ſie ohne Bedenken an den **Caſtor** und **Pollux** verwieſen habe. Die **lokriſchen** Abgeſandten wären damit auch zufrieden geweſen, und hätten dieſen Göttern in dem nächſten Tempel geopfert: darauf aber wären ſie mit ſo völliger Gewißheit des Sieges in See gegangen, als ob ſie den **Caſtor** und **Pollux** ſelbſt mit zu Schiffe hätten.

Juſtinus, der im 4ten Capitel ſeines 20ſten Buchs, dieſe Sache in allem Ernſte erzählet, fähret ferner fort und ſaget, daß, als einige Zeit hernach, funfzehntauſend **Lokrier**, bey der berühmten Schlacht zu **Sagra**, in **Italien**, ein Heer von hundert und zwanzig tauſend **Crotonern** geſchlagen; zween unbekannte Jünglinge, von heldenmäßigem Anſehen, mit purpurfarbenen Kleidern und ganz ſonderbaren Waffen, für die Ueberwinder gefochten, und daß der Ruf von dieſem großen Siege, ſich zu **Athen**, **Korinth** und **Lacedämon**, an eben demſelben Tage ausgebreitet hätte.

Wir haben auch noch eine Münze vom **Commodus** unter dem Namen der **Beygeſellung von Smyrna** und **Lacedämon**; allein ſie iſt zu **Smyrna** geſchlagen. Der ſitzende **Jupiter** hält mit der rechten Hand eine **Victorie**, und ſtellet auf dieſer Münze den Schutzgeiſt von **Smyrna**; **Minerva** hingegen, oder die ſtehende und gewaffnete **Venus**, den **lacedämoniſchen Schutzgeiſt** vor.

Minerva herrſchete in **Lakonien** nicht ſo unumſchränkt, als im attiſchen Gebiethe *(Pauſan. Lib. 3)*: allein ſie hatte ihren Tempel zu **Lacedämon**, wie zu **Athen**, an einem über die ganze Stadt erhabenen Orte. **Tyndarus** legete den Grund dazu, und **Caſtor** und **Pollux** arbeiteten auch mit daran. Sie baueten auch *(Ibid.)* den Tempel der **Minerva Aſia**, nach ihrer Rückkehr aus **Kolchis**; und außer denen Tempeln, die ihr noch ſonſt in **Lakonien** gewidmet waren, iſt der Tempel der Mineruæ Ophthalmitidis annoch merkwürdig *(Plut. in vita Lycurgi)*. **Lykurgus** weihete ihn unter dieſem Namen auf der Burg **Alpium**; weil dieſer Ort ihm zur Zuflucht vor **Alkanders** Zorne gedienet hatte, der mit ſeinen Geſetzen nicht zufrieden war, und ihm die Augen wollte ausſtechen laſſen *(Plut. in Inſtit. Lacon.)*.

Eine ſehr merkwürdige Sache auf der fünften Münze, iſt dieſe, daß **Minerva** nicht im Rocke iſt, wie man ſie gemeiniglich ſiehet; ſondern in allen Stücken bewaffnet ſteht, und dem Gotte **Mars** ziemlich gleich kömmt. So bildeten die **Lacedämonier** ihre Götter und Göttinnen ab, in der Ueberzeugung, daß es ſich für ein ganz kriegeriſches Volk nicht ſchicke, unbewaffnete Gottheiten anzuflehen; und daß die Götter ſelbſt nicht in ſolchem Stande an Oertern geſehen werden müßten, allwo man keine größere Tugend erkannte, als die Tapferkeit. Vielleicht wollte dieſes Volk, welches in allen Stücken von andern Völkern unterſchieden war, auch im Gottesdienſte ſelbſt etwas beſonders haben. Genug, es war ein unverbrüchliches Herkommen in **Lacedämon**, daß alle Gottheiten gewaffnet ſeyn mußten. Selbſt **Venus** war nicht ausgenommen:

> Armatam Venerem vidit Lacedaemone Pallas.
>
> *Auſon. Epigr. 41.*

Sie hatte gar daſelbſt einen Tempel unter dem Namen der **gewaffneten Venus**; und dieß kann zu einem Zweifel Anlaß geben, ob ſie es nicht, an ſtatt der **Minerva** ſey, welche man auf dieſer Gegenſeite erblicket.

Nach dem **Commodus** findet man, in den Münzen des römiſchen Reichs, ferner nichts von **Lacedämon**. Kaum daß die Geſchichte der folgenden Jahrhunderte einmal von dieſer Stadt redet, ungeachtet ſie unter den **Anto-**

ninen noch ſo blühend war. **Herkules** iſt in den meiſten ganz lacedämoniſchen Münzen die Hauptgottheit; das heißt in denen, daran die **Römer** keinen Theil hatten: ſie mögen nun zur Zeit der Republick, oder ſeit der Errichtung des Kaiſerthums, geſchlagen ſeyn, dergleichen die ſechſte, ſiebende und achte auf beygehendem Kupferblatte ſind.

Wir haben ſchon geſaget, daß **Herkules** den Weihrauch der **Lacedämonier** mit dem **Caſtor** und **Pollux** getheilet: und dieſe Theilung war auch ſehr billig; denn er hatte **Lakonien** ſehr große Dienſte geleiſtet. Seine Nachkommen hatten daſelbſt in einer Folge, ſeit ihrer Rückkunſt in **Peloponneſus**, bis auf **Lykurgs** Zeiten regieret, und die **Lacedämonier** hatten ſich ein Gewiſſen gemachet, keinen andern Königen zu gehorchen, als die vom **Herkules** abſtammeten. Alſo konnten dieſe Helden auch auf die Ehre ihrer Münzen eben ſowohl einen Anſpruch machen, als die **Dioſcuren**.

Die achte Münze ſtellet ihn auf einer Seite mit der Löwenhaut auf dem Kopfe vor, und auf der andern ſieht man zwey Gefäße mit Schlangen umwickelt, welches ſich ziemlich ungezwungen auf ſeine erſte Arbeit und auf diejenigen Gefäße ſchicket, die das Alterthum ihm gewidmet hat. Die mit Schlangenſtäben verbundenen Keulen auf den folgenden Gegenſeiten könnten auch in **Herkuls** und der **Minerva** Gottesdienſte ihre Deutung finden. Allein dieſe Symbola und die Lorberkronen, womit ſie umgeben ſind, ſcheinen vielmehr anzudeuten, daß die **Lacedämonier** ſich durch ihre großen Thaten furchtbar gemacht, ſo wie auch **Herkules** gethan, und daß ſie dadurch Schiedsrichter des Krieges und Friedens geworden.

Nun ſtünde es noch dahin, ob der bärtige Kopf, um welchen auf beyden Münzen ΛΥΚΟΥΡΓΟΣ ſteht, Jupiters oder **Lykurgens** Kopf ſey? Vielleicht war es den Lacedämoniern nicht unlieb, wenn die Nachkommen ſich hierinn irren könnten. Die meiſten Geſetze, welche **Lykurgus** gegeben, gleichen des **Minos** Geſetzen, den älteſten, die man in ganz Griechenland gehabt, welche man auch gemeiniglich dem **Jupiter** zuſchreibt. Man ſagte, **Lykurgus** ſey auf der Inſel **Creta** geweſen, um ſie deſto beſſer zu faſſen, in der Zeit, da er des ſpartaniſchen Königes **Charilaus** Vormund war. Dieß geſtunden die **Lacedämonier** ſelbſt, und **Plato** ſagt es gerade heraus *(3. de Legib.)*, daß des **Minos** und **Lykurgs** Geſetze Geſchwiſter wären. Da nun die gemeine Meynung wirklich dahin geht, daß **Jupiter** dem **Minos** die cretiſchen Geſetze eingegeben *(Cicero Tuſc. Quaeſt. Lib. II.)*; ſo kann man aus allem dieſen ungezwungen folgern, daß die **Lacedämonier** bis auf die Quelle zurück gehen, und ihren Geſetzgeber, dem ſie bereits einen Tempel gebauet, und öffentlich göttliche Ehre erwieſen hatten, für einen andern **Jupiter** ausgeben wollen *(Plut. in Vita Lycurg.)*.

Golzius führet zwo Münzen von zween alten lacedämoniſchen Königen, dem **Ageſilaus** und **Polydorus** an; allein die Lorberkronen kommen ihnen auf keinerley Weiſe zu, und das übrige noch weniger. Wir halten uns daher nur an die Münzen, von welchen wir Rede und Antwort geben können. Sie gehen zwar nicht bis auf die eiſernen Münzen zurück, welche zu **Lykurgs** Zeiten einzig und allein üblich waren; allein ſie ſehen noch dem ausdrücklichen Verbothe goldener und ſilberner Münzen ähnlich, welches die **Lacedämonier** ſo beſtändig beobachtet. Kurz, dieſe Völker haben uns nur küpferne Münzen gelaſſen, und alles was darauf ſteht, das geht die **lakoniſchen** Gottheiten an, wie bey den **athenienſiſchen**, die attiſchen Götter. Mehr muß man in demjenigen nicht ſuchen, was dieſe zwo ſo berühmten Republicken betrifft, die ſich einander die Herrſchaft über Griechenland ſtreitig gemacht, bis ſie mit Griechenland ſelbſt unter das römiſche Joch gerathen ſind.

XLI.

Herrn von Boze Betrachtungen über die crotoniſchen Münzen.

Einige Denkmäler, die der Akademie im 1710ten Jahre mitgetheilet wurden, bewogen dieſelbe, die crotoniſchen Münzen eben ſowohl zu durchforſchen, als man einige Zeit im zuvor Abſehen auf die athenienſiſchen und lacedämoniſchen gethan hatte.

Herr von **Boze**, dem man ſolches auftrug, macht anfänglich eine genaue Beſchreibung aller derjenigen, die man in den verſchiedenen Sammlungen der Alterthümer findet: darauf zeigt er verſchiedene in der Natur ſelbſt, die er aus ſeiner Sammlung genommen, und welche beyſtehendes Kupferblatt darſtellet.

Des Herrn von **Boze** allgemeine Betrachtunigen über die crotoniſchen Münzen, ſind folgende:

1. Daß er niemals andere als ſilberne geſehen; daß aber Golzius eine von Gold anführet, zum Unterſchiede von den lacedämoniſchen, die gewiß alle von Erz ſind, und auch der athenienſiſchen, davon man faſt eine gleiche Zahl von Silber und von Erz, und gar keine güldene hat.

2. Daß man keine einzige Münze findet, die von den Crotonern zu Ehren der römiſchen Kaiſer wäre geſchlagen worden, ſo wie man auch keine einzige athenienſiſche, in der ganzen Felge der kaiſerlichen Münzen findet; dahingegen es der lacedämoniſchen ſehr viele giebt.

3. Daß, ſo wie man aus den athenienſiſchen Münzen erſieht, daß der Athenienſer hauptſächlichſter Gottesdienſt den Jupiter und die Minerva betreffen; und aus den lacedämoniſchen, daß Herkules und die Dioſcuren der Gegenſtand ihrer öffentlichen Andacht geweſen: man

gleichermaßen aus den crotoniſchen Münzen erſehe, daß die Crotoner inſonderheit die **Juno**, den **Apollo** und den **Herkules** verehret haben.

Um nun dieſe Anmerkungen deſto angenehmer und nützlicher zu machen, ſo endigte Herr von Boze dieſelben mit einigen hiſtoriſchen Betrachtungen über die crotoniſchen Münzen, welche derſelbe auf die beſondere Erklärung derer Münzen zurückbringt, deren Zeichnung man allhier erblicket.

Dionyſius von **Halikarnaß** und **Strabo**, die beyderſeits von der Erbauung von **Crotona** reden, leiten ſelbige, ein jeder, vom **Myſcellus** dem Anführer der **Achäer** her: und **Dionyſius** von **Halikarnaß**, welcher deren Zeitpunct feſtſetzet, beſtimmet dieſelbe auf das dritte Jahr der XVII **Olympias**, welches, nach ihm, mit dem vierten Jahre von des **Numa** Regierung übereinkömmt.

Myſcellus war nach **Delphis** gereiſet, des **Apollo** Orakel wegen des Ortes zu befragen, dahin er die Stadt bauen ſollte, und fand daſelbſt den **Korinthier Archias**, welcher in eben der Abſicht hingekommen war. Der Gott hörte ſie günſtig an, und nachdem er ihnen den Ort angezeiget, welcher zu ihren Erbauungen der vortheilhafteſte war, ſo ſchlug er ihnen noch verſchiedene Vortheile vor, und überließ ihnen, unter andern, die Wahl zwiſchen dem Reichthume und der Geſundheit. Den **Archias** rührte der Reichthum, **Myſcellus** aber bath um die Geſundheit, und **Apollo** hielt einem jeden Wort. **Archias** gründete **Syracuſa**, die in kurzer Zeit die reichſte Stadt in Griechenland ward. **Myſcellus** erbauete **Crotona**, welche wegen des langen Lebens und der natürlichen Stärke ihrer Einwohner ſo berühmt geworden, daß man, wenn man von einem ſehr geſunden Orte reden wollte, allwo die Luft überaus rein wäre, gemeiniglich zu ſagen pflegte Κρότωνος ὑγιέστερος, ſalubrior Crotone: *(Strabo Lib. VI)*.

Der Name **Crotona** ward dieſer Stadt keinesweges von ungefähr gegeben. **Diodor** von **Sicilien** ſchreibt in ſeinem 6 Buche, daß **Herkules** durch dieſes Land gekommen und von einem Helden Namens **Croton** aufgenommen worden, und aus Eifer auf einen Straßenräuber **Lacinius**, der ihm dann und wann einige von ſeinen Ochſen geſtohlen, den **Croton** aus Verſehen erſchlagen. **Herkules** dem dieſe That überaus leid ward, erzeigte dem Andenken ſeines unglücklichen Wirthes alle mögliche Ehre. Er ließ ihm ein Grab an dem Ufer des Fluſſes **Aeſarus** aufrichten, und weißagete zugleich, daß an eben dieſem Orte dereinſt eine große Stadt entſtehen würde, die man nach dem Namen des Verſtorbenen nennen würde.

Nun war **Crotons** Grabmaal noch vorhanden und **Herkuls** Weißagung noch nicht vergeſſen, als **Apollons** Orakel den **Myſcellus** in dieſen mittäglichen Theil von **Italien** verwies. Man will ſogar, **Myſcellus** wäre im Traume ermahnet werden, ſeiner neuen Stadt den Namen **Crotona** zu geben, woſern er wollte, daß **Herkules** einer ihrer Beſchützer ſeyn ſollte. Einige Meilen davon ſtand auch der **Juno** Tempel mit dem Zunamen **Lacinia**, welchen dieſer Held erbauete, nachdem er den Räuber **Lacinius** nachdrücklich geſtrafet hatte. **Livius** machet uns einen herrlichen Begriff von dieſem Tempel, wenn er, nachdem er von dem blühenden Zuſtande der Stadt **Crotona** geredet, im 34 Buche, hinzuſetzet: Sex millia aberat ab Vrbe nobile Templum ipſa Vrbe nobilius, Iunonis *Laciniae*, Sanctum omnibus circa populis. Hierauf beſchreibt er den der Göttinn geweihten Wald, und die Viehweiden, allwo die unzählbaren Heerden ganz allein weideten, ohne daß man von der Wildheit der Wölfe, oder von der Bosheit der Menſchen etwas für ſie fürchten dorfte, und zu Ende ſeiner Beſchreibung bemerkt er, daß in dem Tempel eine ganz goldene Seule geſtanden, und daß er nicht minder wegen ſeiner großen Reichthümer, als wegen ſeiner Heiligkeit, berühmt geweſen. Anderwärts ſaget er, daß **Hannibal** daſelbſt mit griechiſcher und puniſcher Schrift die Geſchichte ſeiner Siege beygeleget: und an einem andern Orte, erzählet er auf eine prächtige

Weiſe des Cenſors Fulvius Flaccus und ſeiner zween Söhne Tod, weil ſie ſich unterſtanden, einen Theil von der Decke dieſes Tempels wegzurauben, den doch die größten Feinde des römiſchen Volks allezeit verſchonet hatten.

Der Crotoner Gottesdienſt gegen die Juno Lacinia, iſt auf ihren Münzen ganz deutlich ausgedrückt. Dieſer Göttinn Haupt iſt faſt allezeit darauf gepräget, und man ſieht keine andern Köpfe darauf. Man findet auch Dreyfüße und Lorberzweige, als die gewöhnlichen Preiſe der griechiſchen Spiele darauf, in welchen die Crotoner ſich durch eine große Menge Siege hervorgethan hatten. Die Gegenſeite endlich nimmt mehrentheils Herkules ein.

Was nun den Herkules betrifft, von dem hier faſt mehr die Rede zu ſeyn ſcheint, als von irgend einer andern Gottheit, ſo begreift man gar leicht, daß er in einer ungemeinen Verehrung bey einem Volke müſſe geſtanden haben, welches wegen ſeiner natürlichen Stärke ſo berühmt und beliebt war. Dieſes Crotona iſt es, welches den berühmten Milo, den Iſchomachus, den Tiſikrates, den Aſtylus und ſo viel andere vortreffliche Kämpfer hervorgebracht hat. In einer einzigen Olympias, ſaget Strabo, wären ſieben Crotoner bey den olympiſchen Spielen gekrönet worden, und hätten alle den Wettlaufpreis davon getragen. Sie wurden von der Wiegen an für Herkuleſſe gehalten, und es ward gar bald zum Sprüchworte, daß der Schwächeſte von ihnen, der Stärkeſte unter den Griechen wäre:

Κροτωνιατῶν ὁ ἔσχατος πρῶτος ἦν τῶν ἄλλων
Ἑλλήνων.

XLII.

Herrn Baudelots Abhandlung, von den Wagen die auf den conſulariſchen Münzen vorgeſtellet werden.

Die Erforſcher des Alterthums ſind alle der Meynung, daß die auf der Gegenſeite der mehreſten conſulariſchen Münzen gegrabenen Wagen, ſo viele Sinnbilder derer Siege ſind, welche von denen römiſchen Conſuln erhalten worden, deren Namen dieſe Münzen führen. Herr Baudelot theilte im 1706 Jahre eine eigene Abhandlung mit, um dieſes Vorurtheil zu widerlegen, und feſt zu ſetzen, daß dieſe Wagen auf den conſulariſchen Schaupfennigen, welche mit zwey, drey oder auch mit vier Pferden beſpannet zu ſeyn ſcheinen, nichts anders bedeuten, als die Rennen in denen Spielen, welche die obrigkeitlichen Perſonen, denen die Aufſicht über das Münzweſen anvertrauet war, unter ihrem Bauherrnamte den Römern gegeben, angeſtellet hatten. Dieſerwegen nun bemerket er:

1. Daß dieſe Arten von Rennen mit zwey, drey oder vierſpännigen Wagen, in Rom dermaßen gewöhnlich war, daß ſich mit denſelben faſt allezeit die Pracht der Spiele beſchloß, wie Dionyſius von Halikarnaß ſolches ausdrücklich ſagt.

2. Daß die Namen der Magiſtratsperſonen, die man auf den meiſten Münzen die dergleichen Wagen darſtellen, erblicket, keine, in der römiſchen Geſchichte ſo ſonderlich merkwürdige Namen ſind, daß ſie irgend einen Vortheil über die Feinde der Republick ſollten davon getragen, viel minder in Rom die Ehre des Siegsgepränges erhalten haben.

3. Daß die Ehre des groſſen Siegsgepränges, das heißt desjenigen, da die Sieger auf den Wagen ſtiegen, eine

zu Rom überaus ſeltene Sache geweſen, indem zu deren Erlangung ſehr viele Bedingungen erfordert wurden. Daß aber nichts gemeiner geweſen als die auf den conſulariſchen Münzen vorgeſtellten Wagen, indem es deren faſt in allen Familien und zuweilen noch darzu eine große Anzahl, giebt.

4. Daß die Wagen der Sieger, nach des **Florus** Berichte, nicht verändert werden dorften, und allemal vierſpännig waren, die Wagen aber auf den conſulariſchen Münzen, faſt alle der Figur nach, von einander abweichen. Daß in dem Siegsgepränge die vor den Wagen des Siegers angeſpannten Pferde, mit langſamen majeſtätiſchen Schritten giengen, und die Pferde auf den Münzen insgemein in einem ſo ſchnellen Schritte begriffen ſind, daß ſie faſt die Erde nicht berühren und zu fliegen ſcheinen.

Um allen dieſen Beobachtungen noch ein neues Gewicht zu geben, ſo durchlief und unterſuchte Herr **Baudelot** insbeſondere einige von denen **conſulariſchen** Münzen, welche **Fulvius Urſinus**, **Patin**, **Beger**, und endlich auch Herr **Vaillant**, durch ſogenannte Siegsgepränge erkläret haben, und die dennoch nach der Geſchichte und den Faſtis, nicht die mindeſte Verwandtſchaft damit haben können. Endlich beſchrieb er eine Münze aus der Familie **Domitia**, wo man zwiſchen den Beinen der vor den Wagen geſpannten Pferde, einen Menſchen ſieht, der einem Löwen eine Lanze vorhält, und erkläret dieſelbe mit einer Stelle aus dem **Plinius**, welcher ſaget, daß als **Domitius Ahenobarbus** Bauherr geweſen, er den gewöhnlichen Rennen des Circi noch ein Schauſpiel von hundert Löwen und ſo vieler Mohren beygeſetzt, welche letztern abgerichtet waren, mit ihnen zu kämpfen.

* * *

* * *

XLIII.

Des Abts Tilladet Abhandlung, von den Anreden der römiſchen Kaiſer auf den Münzen.

Die Gabe oder Geſchicklichkeit Reden zu halten, war bey den Alten viel gebräuchlicher als ſie unter uns iſt. Sie ſahen dieſelbe nämlich als eine Geſchicklichkeit an, die einem Feldherrn unumgänglich nothwendig wäre: ja die römiſchen Kaiſer haben ſie ſo ſehr hoch gehalten, daß ſie ſich auch auf öffentlichen Denkmälern dadurch Ehre erwerben wollen, ſo oft ſie nur Gelegenheit gehabt, dieſe Geſchicklichkeit an der Spitze der Kriegsheere zu zeigen. Dergleichen Kriegsreden nun nannte man **Anreden**, und die gewöhnliche Aufſchrift auf denen bey dieſer Gelegenheit geſchlagenen Münzen, iſt die Allocutio.

Der Herr Abt Tilladet theilte im 1705ten Jahre der Akademie eine chronologiſche Geſchichte dieſer auf den Münzen der römiſchen Kaiſer bezeichneten Anreden mit. Die erſten ſind vom Caligula. Dieſer Prinz wird auf ſelbigen in einem langen Kleide auf einer Tribune vorgeſtellet, von welcher er vier Soldaten anredet, die als rüſtig zum Streite den Helm auf dem Kopfe, und die Schilder in Händen haben. Auf dem Abſchnitte lieſt man: ADLOC. COH. d. i. ADLOCutio COHortium.

Die zweyte ſtellt den **Nero** vor, auf deren Gegenſeite man ungefähr eben daſſelbe Bild und dieſe Schrift ADLOCUT. COH. findet. Die dritte iſt vom Galba, der auf einer Seite in kriegeriſcher Tracht vorgeſtellet wird, wie er die Soldaten anredet, wobey in dem Abſchnitte nur das einzige Wort ADLOCUTIO, ſteht. Die vierte zeigt den **Nerva** auf der Gegenſeite einer von dergleichen Münzen, ſtehend, in einem langen Kleide, wie er auf einem Rednerſtuhle

ſtuhle nahe an einem Tempel ſteht, der vier Seulen hat, und vier Soldaten anredet. Hinter dem Kaiſer ſieht man zwo andere Perſonen, ebenfalls in langen Kleidern, und im Abſchnitte ſteht ADLOCUTIO AUG. Die fünfte ſtellet den Trajan vor. Auf einigen von ſolchen Münzen ſteht er in einer Kriegstracht und redet ſeine Soldaten an; allein, anſtatt der Aufſchrift ADLOCUTIO lieſt man nur die zwey Worte IMPERATOR VIII. darauf.

Hadrian iſt der ſechſte Kaiſer, von dem wir allerley Bilder der Anreden haben. Auf einer von ſolchen Münzen wird er in einer Kriegstracht auf einem Rednerplatze dargeſtellet, von wannen er ſeine Soldaten mit dem Worte ADLOCUTIO, anredet. Auf einer andern, wo man den Praefectum Praetorii hinter dem Kaiſer ſtehen ſieht, lieſt man ADLOCUTIO COH. PRAETOR. Auf einer dritten, die eben dieſes Bild zeiget, lieſt man: COH. PRAETOR; jedoch ohne das Wort ADLOCUTIO. Auf zehn andern Münzen endlich, auf welchen **Hadrian** in Kriegstracht, und mehrentheils zu Pferde vorgeſtellet wird, wie er ſeine Soldaten anredet, die vor ihm ſtehen, lieſt man: EXERCITUS BRITANNICUS, CAPPADOCIUS, DACICUS, GERMANICUS, HISPANICUS, MAURETANICUS, MAESIACUS, NORICUS, RHAETICUS, SYRIACUS.

Marcus Aurelius iſt der ſiebende Kaiſer, auf deſſen Gegenſeite man das Bild der Anreden findet. Eine Münze dieſes Regenten ſtellet ihn uns in Kriegstracht vor, wie er ſeinen Praefectum Praetorii und einen andern Bedienten hinter ſich hat, auf einem Rednerſtuhle ſteht, und ſeine Soldaten anredet, mit folgender Schrift: ADLOCVTIO AVG. COS. III. Der achte Kaiſer iſt **Lucius Verus**, auf deſſen Gegenſeite man lieſt: ADLOCVTIO AVG. und das Bild iſt demjenigen faſt ähnlich, was wir vom **Marcus Aurelius** beſchrieben haben. Der neunte Kaiſer, auf deſſen Münzen wir das Bild der Allocution finden, iſt **Commodus**. Dieſe Münze kömmt mit des **Marcus Aurelius** und des

Verus ihren faſt überein. Der Unterſchied beſteht nur in den Wörtern der Schrift: FID. EXERCIT. P. M. TR. P. XI. IMP. VII. COS. V. P. P.

Der zehnte Kaiſer iſt **Septimius Severus**; das Bild iſt dem vorigen gleich, und es ſteht nichts mehr darauf, als P. M. TR. P. XVIII. COS. III. P. P. Der eilfte iſt **Caracalla**, der mit ſeinem Vater einerley Bild hat, mit dieſer Ueberſchrift: P. M. TR. P. XVII. IMP. III. COS. IV. Der zwölfte iſt **Geta**, mit demſelben Bilde, als ſein Bruder **Caracalla** und der Aufſchrift: PONT. TR. P. II. COS. II. **Makrin** iſt der dreyzehnte Kaiſer, der auf den Münzen ſeine Soldaten anredend vorgeſtellet wird, mit dieſer Aufſchrift: PONTIF. MAX. TR. P. Der vierzehnte iſt **Severus Alexander**, den man auf der Gegenſeite einer ſeiner Münzen, in Kriegstracht auf einem Rednerſtuhle ſtehen ſieht, wie er ſeine Soldaten anredet, mit der Aufſchrift: ADLOCVTIO AVGVSTI COS. P. P.

Der funfzehnte iſt **Gordianus der Fromme**, der mit dem vorigen einerley Bild hat, und die Aufſchrift heißt: ADLOCVTIO AVGVSTI. Der ſechszehnte und ſiebenzehnte ſind die zween **Philippen**, Vater und Sohn, die uns auf einigen von ihren Münzen, beyde zugleich auf einem Rednerplatze, die Soldaten anredend, vorgeſtellet werden. Eine andere metallene Münze, die ſehr ſelten iſt, zeiget auf einer Seite **Valerians** und **Gallienus** Köpfe, einander gegen über, mit der Schrift: CONCORDIA AVGVSTORVM; und auf der Gegenſeite ſtehen dieſe beyde Prinzen auf einer Rednerbühne; hinter ihnen aber ſteht der Praefectus Praetorii, der ihre Soldaten anredet, mit der Schrift: ADLOCVTIO AVGVSTOR.

Poſtumius iſt der zwanzigſte Kaiſer, auf deſſen Münzen wir dreyerley verſchiedene Bilder der Anreden finden; jedoch ohne das Wort ADLOCVTIO; anſtatt deſſen man auf der erſten EXERCITVS AVG., auf der andern EXERCITVS ISC., und auf der dritten EXERCITVS VAC. findet. Auf allen dreyen ſitzet **Poſtumius** in Kriegstracht

in

zu Pferde, mit dem Helme auf dem Haupte, und redet ſeine vor ihm ſtehenden Soldaten an. **Tacitus** iſt der ein und zwanzigſte Kaiſer, der das Bild der Anreden beybehalten hat. Dieß ſehen wir aus einer ehernen Münze von dieſem Kaiſer, auf deren einer Seite ſein Kopf, und auf der andern dieſer Prinz in Kriegstracht auf einer Rednerbühne ſteht, von wannen er ſeine Soldaten anredet, und auf eben dieſer Bühne ſeinen Praefectum Praetorii hinter ſich ſtehen hat, mit der Schrift: ADLOCVTIO AVG.

Der zwey und zwanzigſte iſt **Probus**, von welchem eine ſehr ſchöne eherne Münze, auf einer Seite das Bruſtbild dieſes Prinzen, auf der andern aber dieſen Kaiſer in Kriegstracht vorſtellet, wie er auf einer erhabenen Rednerbühne ſteht, und zehn Soldaten anredet, mit der Umſchrift: ADLOCVTIO MILITVM. Man findet auch noch von dieſem Kaiſer zwey oder drey andere Bilder der Anreden, die aber theils der Zahl und Stellung der Figuren, theils der Schrift wegen, ganz unterſchieden ſind. **Numerianus** iſt der drey und zwanzigſte Kaiſer, auf deſſen einer ehernen Münze, wir das Bild der Anreden finden; auf deren Gegenſeite ſteht dieſer Prinz und ſein Bruder **Carinus** auf einer erhabenen Rednerbühne, und haben hinter ſich den Praefectum Praetorii: ſie reden vier Soldaten an, die vor der Bühne ſtehen, und die Schrift heißt: ADLOCVTIO AVGG.

Der vier und zwanzigſte endlich iſt **Maxentius**, von dem uns, noch eine überaus ſeltene Münze die Anreden zeiget. Auf ihrer Gegenſeite lieſt man die abgekürzten Worte: ADLOC AVG. und im Abſchnitte R. F. P. Auf der Mitte dieſer Münze ſteht eine Art von Rednerbühne, auf welcher der Kaiſer ſtehend; und der gleichfalls hinter ihm ſtehende Praefectus Praetorii, zu ſehen iſt. Der Kaiſer redet einen Haufen Soldaten an, die gewaffnet vor der Bühne ſtehen, und rund herum eine Art von Kreis ſchließen. Vorn ſteht die Figur eines bittenden Menſchen, an den der Kaiſer das Wort zu richten ſcheint, um ihm entweder ſeine Untreue zu verweiſen, oder ihm ſein Urtheil zu verkündigen. Es iſt nur ſchwer, die Veranlaſſung zu dieſer Münze zu errathen. Der Herr **Tillader** war ſehr geneigt zu glauben, daß dieſe Anrede des **Maxentius**, ungeachtet man ihr dieſen Namen giebt, viel minder eine Rede an die Soldaten, als eine in ihrer Gegenwart an den **Severus** gehaltene Rede, und entweder an dieſen, ehe er erdroſſelt worden, oder an den afrikaniſchen Tyrannen **Alexander**, gerichtet ſey, der, da er vom **Maxentius** überwunden war, endlich auf Befehl dieſes Prinzen erſticket worden.

* *

XLIV.

Des ältern Herrn Vaillant Abhandlung von den Geſchenken (Congiariis),

die auf den Münzen der römiſchen Kaiſer abgebildet ſind.

Unter dem Worte Congiarium verſteht man diejenige Art von Freygebigkeit, welche die römiſchen Kaiſer dann und wann dem Volke erwieſen, und bey welcher es gebräuchlich war, einem jeden Bürger, eine gewiſſe Summe Geld und daneben ein gewiſſes an Fleiſch, Wein, Oel, u. ſ. w. auszutheilen. Ja ſelbſt aus dieſer letzten Art von Spende, hat das Wort Congiarium ſeinen Urſprung genommen, nämlich von Congius, welches ein zu fließenden Sachen beſtimmtes Maaß andeutet, und etwa drittehalb Kannen enthielt.

Dieſe Art von Freygebigkeit nun ſind oftmals auf den alten Münzen angedeutet, zuweilen mit dem Worte Congiarium und noch öfterer mit dem allgemeinern Worte Liberalitas.

Herr **Vaillant**, der Vater, hatte eine Geſchichte dieſer Art von **Congiarien** unternommen, die auf den Münzen angemerket ſind; ja er hat ſogar im 1705 und 1706 Jahre der Akademie einige Stücke davon mitgetheilet; allein es waren noch nicht zwey Drittheile des Werks fertig, als der Verfaſſer ſtarb.

Um ſich davon einen richtigen Begriff zu machen, ſo muß man ein wenig höher zurück gehen als die Münzen. **Julius Cäſar** gab nur ein einziges **Congiarium**; allein es war, wie **Sueton** berichtet, auch ſo anſehnlich, daß außer zehn Scheffeln Getreide, und zehn Pfunden Oel, noch ein jeder Bürger vierhundert Seſterzen oder etwa zwölf Thaler baar Geld bekam. Das ancyriſche Denkmaal lehret uns, daß **Auguſtus** dem Volke ſieben **Congiarien** gegeben. **Tiber** hergegen war in einer drey und zwanzigjährigen Regierung nur zweymale gegen daſſelbe freygebig. **Caligula**, ſein Nachfolger, that in einer Regierung von drey Jahren und zehn Monaten eben ſo viel. **Claudius**, des **Caligula** Vätter und Nachfolger, gab in ſeiner zwölfjährigen Regierung dem Volke nur zwey **Congiarien**. **Nero** hergegen ſein angenommener Sohn und Nachfolger, theilte dem Volke drey **Congiarien** aus. Unter dieſes Kaiſers Regierung, fieng der Senat an, ſolches auf Münzen ſetzen zu laſſen. **Nerons** ſeine drey **Congiarien** ſind alſo die drey erſten, welche den Münzen einverleibet worden, und auf denſelben durch die verſchiedenen Zahlen I. II. III. beſtimmet ſind. Das Bild iſt faſt allezeit daſſelbe. **Nero** wird auf der erſten Münze auf einer erhabenen Bühne ſitzend vorgeſtellet, wie er neben ſich, aber auf einer niedrigern Bühne, eine ebenfalls ſitzende und mit einem langen Kleide bekleidete Perſon hat. Zur Rechten ſieht man das Bild von **Rom**, mit dem Helme auf dem Kopfe und in der Hand eine **Victorie** haltend. Gegen über ſteht ein junger Menſch aufrecht, und hält in der Hand die Tafel Teſſera genannt; ein Bürger aber ſteigt die Stufen hinan, um die Wohlthat des Kaiſers zu empfangen.

Der erſte Kaiſer, welcher nach dem **Nero** ein **Congiarium** gegeben, iſt **Veſpaſian**: und dennoch findet man nur eine einzige Münze, die in dieſer Abſicht geſchlagen worden. Aus derſelben nun erhellet, daß ſeine Söhne, **Titus** und **Domitian**, an dieſer Freygebigkeit ebenfalls Theil gehabt; oder daß wenigſtens **Veſpaſian** dieſes **Congiarium** ihrentwegen austheilen laſſen; indem ſie auf der Gegenſeite beyderſeits genennet und vorgeſtellet werden, wie ſie ſitzend dieſe Spende austheilen.

Wenn des **Titus** Schaupfennig, welchen **Mezzabarba** mit der Umſchrift CONG. TER P. R. DAT. anführet, wahr iſt; ſo ſcheint es, daß dieſer Kaiſer drey **Congiaria** austheilen laſſen; indem die Münze auf ſeine erſte Austheilung allen Forſchern des Alterthums bekannt iſt: dahingegen man die Münze von ſeinem andern **Congiario** bisher noch nirgend geſehen.

Was den **Domitian** betrifft, ſo findet man, ungeachtet **Sueton** berichtet, daß er drey **Congiarien** gegeben, dennoch auf den Münzen dieſes Kaiſers nur zwey derſelben. Die erſte unter ſeinem zweyten Conſulate, und die andere unter ſeinem eilften Conſulate; keine aber von beyden zeigt die Zahl des Congiarii an.

Nerva ſein Nachfolger regierte ſo kurze Zeit, daß er nur ein einziges **Congiarium** geben konnte, wie wir aus ſeinen Münzen ſehen, deren Umſchrift COS. II. DES. III. bemerket, daß es bey ſeiner Gelangung zum Throne geſchehen ſeyn muß; indem dieſer Prinz zum andernmale mit dem **Domitian**, im 843 Jahre Conſul geweſen.

Trajan, des **Nerva** angenommener Sohn, theilte dem Volke in ſeiner drey und zwanzigjährigen Regierung, drey **Congiarien** aus, wie die deswegen geprägten Münzen beweiſen. **Hadrian** regierte faſt zwanzig Jahre und ſchenkte dem Volke ſieben **Congiaria**. **Antonin der Fromme**, **Hadrians** aufgenommener Sohn, theilte dem Volke in einer Regierung, die zwey und zwanzig Jahre und acht Monate währete, neun **Congiarien** aus.

Marcus Aurelius, **Antonins des Frommen** aufgenommener Sohn und Eidam, regierte neunzehn Jahre und gab dem Volke ſieben Congiarien. Des **Lucius Verus** Münzen, den **Marcus Aurelius** mit zur Regierung gezogen, berichten uns, daß dieſer Kaiſer vier **Congiarien** gegeben, aber mit ſeinem Collegen gemeinſchaftlich: denn es ſind eben des **Marcus Aurelius** ſeine vier erſten, davon die letzte in das 920 Jahr **Roms** zwey Jahre vor des **Verus** Tode fällt.

Commodus, der nach dem **Marcus Aurelius** folgte, theilte dem Volke in dreyzehn Jahren die er regierte, ſieben **Congiarien** aus. Jndeſſen gehören die zwey erſten, ungeachtet ſie auf des **Commodus** Gegenſeite gegraben ſind, dem **Marcus Aurelius** zum mindeſten eben ſowohl zu, der ſeinem Sohne zu Liebe die Koſten dazu hergab; und zwar das erſtemal, im 925 Jahre Roms, als dieſer junge Prinz den Mänrerrock anlegte, und das anderemal, im 930 Jahre, als er die **Criſpina** heirathete. **Helvius Pertinax**, welcher nach des **Commodus** Tode zum Kaiſer erwählet ward, regierte nur vier Monate, und konnte folglich auch nur ein einziges Congiarium geben, welches bey ſeiner Gelangung zum Throne geſchah, und deſſen Andenken uns auf den Münzen von allerley Metallen, die dieſer Regent hat ſchlagen laſſen, aufbehalten worden. **Septimius Severus**, des **Didius Julianus** Nachfolger, regierte ſiebenzehn Jahre und acht Monate, und theilte dem Volke acht Congiaria aus, wie ſeine Münzen ausweiſen. Und bey dieſem Kaiſer hört Herrn **Vaillants** Werk von den Congiarien auf.

Hätte er nun daſſelbe weiter bis auf den letzten Kaiſer führen können, welcher dem Volke Congiarien ausgetheilet hat; ſo würde er gezeiget haben, daß **Caracalla** und **Geta**, des **Septimius Severus** Söhne, welche nach ihrem Vater mit einander regieret haben, verſchiedene Congiarien ausgetheilet. Man zählet derſelben unter dem **Caracalla** neune, und unter dem **Geta** fünfe. Das erſte vom **Caracalla** iſt das vierte vom **Septimius Severus**, welcher die Freygebigkeit gemeinſchaftlich mit ihm ausrichtete, als er ihm den Titel **Auguſtus** beylegte, und ihn mit der **Plautilla** vermählete. Es ſind alſo von des **Caracalla** neun Congiarien, die fünf erſtern, ſeines Vaters fünf letztern, an denen er Theil gehabt und ſie folglich ſich zugerechnet.

Was den **Geta** betrifft, ſo fängt die erſte von denen fünf Freygebigkeiten, die man von ihm hat, von des **Septimius Severus** ſeiner fünften an, die er bey der Feyerlichkeit der ſäcularischen Spiele austheilte, und an deren Austheilung **Geta** mit dem Kaiſer ſeinem Vater und dem **Caracalla**, Theil hatte. **Makrin**, der dem **Caracalla** folgte, ließ bey ſeiner Gelangung zum Kaiſerthume dem Volke ein Congiarium austheilen. Unter ſeinem Nachfolger **Heliogabalus** zählt man deren drey, und unter dem **Severus Alexander** fünf. **Maximin** ließ ebenfalls bey ſeiner Gelangung zum Throne dem Volke ein Congiarium austheilen. Nachdem **Balbin** und **Pupian**, von dem Senate zu Kaiſern waren erkläret worden, ſo gaben ſie beyde gemeinſchaftlich dem Volke ein Congiarium. Nach ihrem Tode kam **Gordian** mit dem Zunamen **der Fromme**, zum Kaiſerthume, und theilte in einer noch nicht ſechsjährigen Regierung fünf Congiarien aus. **Philippus** ſein Nachfolger, theilte drey aus, und **Trajanus Decius** ein einziges, wenn man ſich auf deſſen Münzen verläßt. **Trebonianus Gallus** und ſein Sohn **Voluſianus** theilten ebenfalls ein jeder für ſich, oder beyde gemeinſchaftlich, einige aus; denn auf dieſer beyden Prinzen Schaupfennigen, ſteht die Umſchrift: Liberalitas Augg. Gleichwohl könnte man muthmaßen, daß, da **Trebonianus Gallus** ſogleich durch die Stim̃en des Raths, mit dem **Hoſtilianus** zugleich als Kaiſer erkannt worden, er auch zwey Congiaria hätte austheilen müſſen; das erſte, bey ſeiner Gelangung zum Throne, und das andere, als er nach **Hoſtilians** Tode ſeinen Sohn **Voluſian** für einen Auguſt erklärte. Die Münzen lehren uns, daß **Valerian** und **Gallien**, ſein Sohn, drey gemeinſchaftliche Congiarien unter das Volk ausgetheilet haben. Claudius der Gothiſche zugenamet, theilte wenigſtens eines aus, indem ſeine Münzen nicht die Zahl des Congiars bemerken und nur bloß dieſe Schrift führen: Liberalitas Aug. Was ſeinen Bruder Quintillus betrifft, ſo erlaubte ihm die kurze Zeit ſeiner Regierung nicht, mehr als eines auszutheilen; welches bey ſeiner Gelangung zum Throne geſchah, wie ſolches aus denen Münzen erhellet, die die Ueberſchrift Liberalitas Aug. führen. Dieſer Prinz iſt der letzte unter denen Kaiſern, die dem Volke ein Congiarium gegeben haben: denn unter den nachfolgenden wird keiner ſolchen Austheilung mehr gedacht: es ſey nun daß die Münzer von der Zeit an aufgehöret haben, dergleichen Freygebigkeit, in Münzen vorzuſtellen; oder welches viel wahrſcheinlicher iſt, daß dieſe Prinzen nicht im Stande geweſen, dergleichen große Ausgaben länger herzugeben; da ihre Einkünfte kaum zulangten die anſehnlichen Kriege zu führen, welche das Reich verheereten.

* * *

XLV.

Herrn Pinarts Gedanken über eine Münze von der Helena mit der Aufſchrift HELENA N. F.

Herr Pinart brachte der Akademie im Auguſt des 1709 Jahres, eine kleine ſonderbare Silbermünze, welche auf einer Seite einen Frauenkopf mit der Umſchrift HELENA N. F. auf der andern aber einen Stern in einem Eichenkranze, ſonder Umſchrift, vorſtellte.

Dieſe Münze ſchien, ob ſie gleich aus dem verfallenden Reiche war, von ziemlich gutem Geſchmacke zu ſeyn und aus einer Münzſtäte herzurühren, die des großen Conſtantins ſeiner ganz ähnlich iſt. Allein es kam darauf an, daß man noch genauer wüßte, wer dieſe Helena eigentlich geweſen ſey, und was die zween Buchſtaben N. F. bedeuten.

Ein gewiſſer gelehrter Alterthumsforſcher will, daß es eine Helena gegeben, die des Kaiſers Phocas Gemahlinn geweſen, und auf den Münzen HELENA NOVA genannt würde; allein da man auf den Grund dieſer Meynung gegangen iſt, ſo hat man gar keinen Beweis davon gefunden. Zudem ſo ſcheint auch, daß man das Beywort Novus oder Noua niemals auf den alten Münzen gebraucht hat, als mit noch ſolchen Zunamen, die deſſen eigentlichen Verſtand deſtomehr erheben konnten, z. E. Dea Noua, ΘΕΑ ΝΕΩΤΕΡΑ. Gleichwohl wenn die Münzſtäte wo dieſer Schaupfennig geſchlagen werden, es zuließe, daß man ſie auf des Phocas Zeiten rechnete, ſo würde man ganz bequemlich HELENA Noua Focae haben leſen können; und dieß war auch anfangs Herrn Pinarts Meynung. Er ſchloß, daß dieſe Helena nichts anders als des großen Conſtantins Mutter ſeyn könnte; da er nun nachdachte, daß auf den Münzen und andern alten Denkmälern das F insgemein die Abkürzung des Namens Filius oder Filia iſt: ſo entſchloß er ſich endlich dieſe Münze ſo auszulegen: HELENA Numeriani, oder Nepotiani Filia. Hierinnen nun nahm er die Meynung einiger Schriftſteller an, welche, wider die gemeine Meynung, behauptet haben, die heilige Helena ſey aus einem ſehr vornehmen Geſchlechte geweſen.

Herr Galland ſchlug vor, man ſolle HELENA Nobilis, oder Nobiliſſima Femina leſen; allein Herr Pinart und einige andere wendeten wider dieſe neue Erklärung ein:

1. Man ſähe nicht, warum der Titel Nobilis oder Nobiliſſima Femina eben ſo beſonders des großen Conſtantins Mutter zukäme.

2. Stünde dieſer Titel nur in einigen Aufſchriften und gar keinmal auf Münzen.

3. Würde man, um alle Zweydeutigkeit im leſen aufzuheben, zum mindeſten NOB. FEM. nach der gewöhnlichen Art geſetzet haben, wie die kaiſerlichen Münzen zu der Zeit abgekürzet wurden, deren Umſchrift insgemein mit NOB. CAES. ſchließt, ungeachtet auch zuweilen nur ein N und ein C ſtehe.

Dieſe Schwierigkeiten trieben den Herrn **Galland** einige Tage darauf, umſtändlichere Beweiſe ſeines Vorgebens anzuführen, die auf folgendes hinaus lieſen:

Als **Diocletian** und **Maximian** den **Conſtantius Chlorus** und den **Galerius Maximianus** mit dem Titel Cäſar beehrten, ſo zwungen ſie dieſelben ihre Gemahlinnen zu verſtoßen. Daher verſtieß **Conſtantius Chlorus** die **Helena**, um die **Theodora** eine Tochter aus des Kaiſer **Maximians** erſter Ehe, zu heirathen; und **Galerius Maximianus**, der gleichfalls ſeine Gemahlinn verſtieß, heirathete **Diocletians** Tochter, **Valeria**. Da nun jene Gemahlinnen der **Cäſars** keinen Theil an dieſem Titel hatten, ſo mußten ſie wohl freylich einen andern haben, der ihren Stand andeutete. Dieſer Titel nun mußte Nobiliſſima Femina ſeyn, welcher mit dem Nobiliſſimus Caeſar ihrer Männer von **Philippus** dem Sohne an, übereinkömmt, welcher der erſte geweſen, der das Beywort Nobiliſſimus zum Titel **Cäſar** hinzugefüget hat. Man kann alſo muthmaßen, daß da die Gemahlinnen der Kaiſer den Titel **Auguſt** geführet; ſo auch die Gemahlinnen der **Cäſaren** den Titel Nobiliſſimae gehabt, und daß man ſelbigen in allen öffentlichen Handlungen und Denkmälern gebrauchen müſſen, um den Rang anzudeuten, welchen ſie im Reiche hatten.

Weil uns der **Theodora** und **Valeria** Münzen dieſe Prinzeſſinnen, nur mit dem Titel Auguſtae vorſtellen, ſo iſt dieß ein Zeichen, daß man ſie zu ihren Ehren nicht eher geſchlagen, als da **Conſtantius Chlorus** und **Galerius Maximianus**, durch **Diocletians** und **Maximians** freywillige Abdankung, wirklich Kaiſer geworden und Conſtantin, des **Conſtantius Chlorus** Sohn, zum Cäſar erkläret war. Damals ward alſo Helena, die wegen der Verſtoßung ohne alle Titel geblieben war, Mutter eines Cäſars. Sie hatte zwar ihre Würde einer Gemahlinn des Kaiſers **Conſtantius Chlorus** verloren, allein der Titel von Conſtantin Cäſars Mutter konnte ihr nicht genommen werden; und ſo wie **Theodora** durch des **Conſtantius Chlorus** Erhebung zum Throne, den Titel **Auguſta** erlanget hatte und man ihr dieſen Titel auf den Münzen gab: ſo beweiſet Herrn **Pinarts** Münze von der Helena, daß Conſtantin die Mutter ſeiner Brüder andrer Ehe nicht mit dem Titel **Auguſta** beehret ſehen wollen, ohne auch ſeiner eigenen ſo viel Ehre zu erweiſen als ihm möglich war; und dieß that er ſo lange durch dergleichen Münzen mit dem Titel Nobiliſſima Femina, bis er ihr auf eben dieſen Denkmälern auch den Namen Auguſta würde geben können, welches er auch nicht unterließ, ſobald er durch ſeines Vaters **Conſtantius Chlorus** Tod das Reich ererbte.

Was aber beweiſt, daß gegenwärtige Münze von der Helena zu gleicher Zeit mit denen geſchlagen worden, auf welchen **Theodora** den Titel **Auguſta** führet, iſt dieſes, daß man Münzen von dieſer Kaiſerinn findet, die von eben dem Geſchmacke und aus eben der Münzſtäte ſind, ja auch eben die Gegenſeite haben, als der Helena ihre.

Der **Theodora** Münzen helſen uns nicht nur der heiligen Helena ihre erkennen, ſondern ſie lehren uns auch noch, daß diejenigen, deren Aufſchrift F. IUL. HELENA AVG. heißt, und die ein Frauenbild vorſtellen, deſſen Kopf eben ſo gezieret iſt, als der **Theodora** ihrer, nicht Münzen von der Helena, **Julians** des Abtrünnigen Gemahlinn ſind, welches bisher die meiſten Alterthumsforſcher geglaubt haben, ſondern ſie ſind von der heiligen Helena, **Conſtantins** des Großen Mutter, ſo wie alle Münzen, auf welchen nur bloß HELENA AVGVSTA ſteht.

Noch ein Beweis, daß die Münzen, die einer Helena, **Julians** des Abtrünnigen Gemahlinn zugeſchrieben werden, lediglich der heiligen Helena zugehören, iſt dieſer, daß die Buchſtaben in den Abſchnitten dieſer Münzen auf keiner einzigen julianiſchen Münze ſtehen, in des großen Conſtantins aber und ſeiner Kinder ihren ſtehen ſie faſt allemal. Dieß zeigt an, daß ſie unter einer und derſelben Regierung und unter einerley Schranken der Herrſchaft, geſchlagen worden. Dieſem muß man noch beyfügen, daß dieſe Münzen von der Helena und die von dem Julian, aus ganz verſchiedenen Münzſtäten ſind.

* *

XLVI.

Herrn Gallands Abhandlung, von Domitius Domitians, Conſtantins des jüngern, und des Conſtantius Gallus Münzen.

Man iſt gewohnt des **Domitius Domitians** Münzen gleich nach den aurelianiſchen zu ſetzen. Allein Herr **Galland** will in einer Abhandlung, die er im 1705 Jahre der Akademie vorgeleſen, daß man ſie mit zu den Münzen derer Tyrannen zählen müſſe, die ſich wider den Kaiſer **Diocletian** empörten.

Zoſymus iſt des Herrn **Gallands** Meynung ganz zuwider; denn er ſagt ausdrücklich, daß unter **Aurelians** Regierung, **Epitimius**, (oder **Septimius**, wie er in **Victors** Epitome genennet wird,) **Urbanus** und **Domitianus** ſich empöret hätten und auch bald dafür wären geſtraft worden. Allein man weis, daß **Zoſymus** eben nicht ſehr richtig iſt, und ſein Anſehen kann, wie Herr **Galland** ſagt, wider die Gegeneinanderhaltung der domitianiſchen

Münzen mit der Kaiſer **Diocletian** und **Maximian** ihren, nichts ausrichten.

In der That ſehn dieſer zween Fürſten Münzen, ihrer äußern Geſtalt, dem Stämpel, dem Metalle, den Aufſchriften und andern Umſtänden ihrer Gegenſeiten nach, einander ſo ähnlich, daß man gleichſam gezwungen wird, bey dem Anblicke ſo vieler überzeugenden Kennzeichen, ſich gefangen zu geben.

Des **Domitius Domitianus** zwo Münzen, welche **Mezzabarba** anführet, haben beyderſeits auf der Gegenſeite einen ſtehenden Schutzgeiſt, der mit einer Hand eine Opferſchale und mit der andern ein Füllhorn hält, nebſt der Umſchrift: GENIO POPVLI ROMANI; von dieſem Zeichen und der Schrift findet man kein einziges Beyſpiel auf den Münzen der Regenten vor dem **Diocletian.**

Die erſte dieſer Münzen vom **Domitius Domitianus** ſtellet einen Altar zu den Füßen eines Schutzgeiſtes dar, der Buchſtabe Γ ſteht im Felde; und im Abſchnitte ſteht ALE. Γ. Auf der andern, ſieht man ſtatt des Altars einen Adler zu den Füßen eines Schutzgeiſtes. Im Felde ſteht zur Linken der Buchſtabe Γ. und im Abſchnitte ALE. ohne Γ. Der Staatsrath, Herr **Foucault**, welcher dieſe letztere Münze in ſeiner Sammlung beſitzt, hat noch zwo andere, gleichfalls ganz ähnliche vom **Diocletian**, nur mit dem Unterſchiede, daß auf der einen im Felde die Zahl XX zur Rechten, und zur Linken $\frac{\Delta}{I}$ ſteht; auf der andern aber ſteht ein B zur Rechten und $\frac{B}{P}$ zur Linken.

Er hat auch drey vom **Maximian Herculius**, die eine mit der Zahl XXI zur rechten, und einem B zur linken Seite: die andere mit der Zahl XXI zur Rechten und Γ zur Linken; die dritte mit einem Δ zur Linken. Im Abſchnitte einer jeden von dieſen Münzen lieſt man ALE. eben ſo wie auf des **Domitius Domitians** Münzen.

Nach dieſen verſchiedenen Anmerkungen unterſuchet Herr Galland, in welches Jahr von **Diocletians** Regierung die Zeit von **Domitius Domitians** Regierung treffe. Allein da die Buchſtaben A.L.E. welche im Abſchnitte von dieſes Tyranns Münzen ſtehen, keinen Zweifel laſſen, daß ſie nicht zu **Alexandria** geſchlagen worden, als er daſelbſt den Titel **Auguſt** annahm, ſo ſetzt er gleich zum Grunde, daß ſie nicht eher daſelbſt geſchlagen worden, als gegen die Zeit, da man auch anfieng **Diocletians** und **Maximians** Münzen daſelbſt mit römiſchen Buchſtaben zu ſchlagen. Dieſen Punct wird man zugeben müſſen, wenn man betrachtet, daß unter dem römiſchen Reiche weder zu **Alexandrien** noch in **Aegypten**, irgend eine lateiniſche Münze, in Erz eher geſchlagen worden, als im ſechszehnten oder gar achtzehnten Jahre von **Diocletians** Regierung. Dieß iſt nicht ſchwer zu beweiſen; erſtlich aus den zehn erſten Jahren von **Diocletians** Regierung, die alle in einer ununterbrochenen Folge, auf denen zu **Alexandrien** geſchlagenen griechiſchen Münzen dieſes Kaiſers angemerket ſtehen; zum andern aber aus des **Achilleus** ſechsjährigen Regierung, welcher nach des **Euſebius** Zeugniſſe, ſich im zehnten oder zwölften Jahre von **Diocletians** Regierung wider ihn auflehnte.

Uebrigens kann man nicht ſagen, daß man zu einerley Zeit zu **Alexandrien** lateiniſche und griechiſche Münzen unter dem **Diocletian** geſchlagen. Denn wenn dieſes wäre, ſo würde man einige lateiniſche Münzen vom **Achilleus** haben, als der ſich ſechs Jahre lang zu **Alexandrien** mit dem Titel **Auguſtus** erhalten hat; dahingegen die Münzen, welche wir von dieſem Tyrannen noch haben, alle griechiſch ſind und folglich zu derſelben Zeit geſchlagen worden, da noch in dieſer Stadt **Diocletians** und **Maximians** ihre mit griechiſchen Buchſtaben geſchlagen wurden.

Nach verſchiedenen Anmerkungen zeiget Herr Galland noch mit dem **Eutropius** an, daß **Diocletian**, bey Gelegenheit des Sieges, den er über den **Achilleus** erhalten, viele ſchöne Verordnungen in Aegypten gemacht, welche nach dem Zeugniſſe des Geſchichtſchreibers, noch zur Zeit da er geſchrieben, beobachtet worden. Er muthmaſſet ſogar, daß eine dieſer Verordnungen dieſe geweſen, daß man in Aegypten keine Münzen mit griechiſchen Buchſtaben mehr ſchlagen ſollte; ſondern nur mit lateiniſchen und auf eben die Art, wie ſie in den übrigen der römiſchen Herrſchaft unterworfenen Provinzen verfertiget wurden. Ungeachtet nun die Schriftſteller dieſer Aenderung nicht gedenken, ſo hindert dennoch ihr Stillſchweigen nicht, daß ſie nicht unleugbar ſeyn ſollte, indem die Münzen ſelbſt ſolches beſtätigen. Was übrigens **Herrn Gallands** Meynung im Abſehen auf des **Domitius Domitianus** Münzen, noch vortheilhafter iſt, iſt dieſes, daß man deren Zeit höchſtens nicht früher, als in das ſechzehnte Jahr von **Diocletians** Regierung; oder aufs ſpäteſte vor das achtzehnte Jahr derſelben, ſetzen kann. Nach dieſer Verordnung in Anſehung der Münzen alſo, und allem Anſehen bald nach **Diocletians** Abreiſe aus **Alexandrien**, hat ſich **Domitius Domitianus** wider dieſen Kaiſer erſt aufgelehnet und ſich den Titel **Auguſtus** beygelegt. Daher kömmt es, daß dieſe Münzen **Diocletians** und **Maximians** ſeinen ſo ähnlich ſehen, ſo wie ſie auch mit des **Conſtantius Chlorus** und des **Galerius Maximus** ihren übereinkommen, die zu eben dieſer Zeit in **Alexandrien** nach **Diocletians** neuer Verordnung verfertiget worden. Die wenige Anzahl der Münzen endlich, welche wir noch vom **Domitius Domitianus** übrig haben, zeigt zur Gnüge an, daß ſeine Regierung nur kurze Zeit gewähret hat; indem **Diocletian** unfehlbar in Aegypten irgend einen geſchickten General hatte, der dieſe Empörung in der erſten Geburt erſtickte. Aus allen dieſen Urſachen ſchließt Herr **Galland**, daß man, anſtatt des **Domitius Domitians** Münzen, wie bisher geſchehen, nach **Aurelians** ſeine zu ſetzen, dieſelben viel beſſer in die Folge der übrigen Münzen derer Tyrannen verſetzt, die ſich wider den **Diocletian** empöret haben; indem **Domitius**

Domitianus der letzte von den römiſchen Feldherren geweſen, welche die Regierung der Kaiſer **Diocletian** und **Maximian** beunruhiget haben.

Auf eben dergleichen Beweiſe hat Herr **Valeſius** in einer andern Abhandlung, die er im 1710 Jahre der Akademie vorgeleſen, behaupten wollen, daß diejenigen Münzen, welche zur Seiten des Hauptes die Schrift haben: FL. CL. CONSTANTINUS IUN. N. C. nicht vom jüngern **Conſtantin**, des großen **Conſtantins** Sohne wären, dem man ſie gemeiniglich zueignet, ſondern daß ſie von **Conſtantin** dem älteſten Sohne aus des **Conſtantius Chlorus** anderer Ehe ſind, eines Prinzen, deſſen außer dem **Zonara** niemand gedacht hat.

Die vornehmſten Urſachen, welche den Herrn **Valeſius** bewogen, dieſes neue Lehrgebäude anzunehmen, ſind, der Unterſchied des Alters dieſer zwo Prinzen, die Verſchiedenheit ihrer Geſichtszüge, und der Unterſchied der Arbeit an ihren Münzen. Der jüngere **Conſtantin** des großen **Conſtantins** Sohn, wird auf denen Münzen, auf welchen er nur noch **Cäſar** heißt, mit einem ſehr jungen Geſichte vorgeſtellet; auf denen aber die ihn am älteſten abbilden, ſcheint er dennoch höchſtens nur ſechszehn bis achtzehn Jahre zu haben. Allein mit dem FL. CL. CONSTANTINVS IVNIOR, von welchem hier die Rede iſt, verhält es ſich ganz anders. Alle ſeine Münzen, keine ausgenommen, ſtellen ihn uns als einen wenigſtens dreyßig oder fünf und dreyßigjährigen Mann vor. Da aber der Beweis dieſer Entdeckung annoch auf vielen Umſtänden beruhet, deren Ausführung mit des Verfaſſers ununterbrochenen und eigenen Worten geleſen werden muß, ſo leſe man ſeinen Aufſatz ſelbſt in dem zweyten **Bande** der **Nachrichten** durch.

Des **Cäſar Conſtantius Gallus** Münzen gaben zu einer neuen Art von Schwierigkeit Anlaß, die Herr **Galland** aber vollkommen gehoben hat. Bisher haben die Alterthumsforſcher das Vorurtheil gehabt, daß der Name

GALLVS auf den Münzen dieſes Prinzen ſtehen müſſe; ſie eigneten ihm daher nur zwo zu, deren eine **Strada von Rosberg**, die zweyte **Triſtan** anführen. Sie haben auf der Seite des Kopfes dieſe Schrift: D. N. CONSTANTIVS GALLVS NOB. C. auf der Gegenſeite ſteht der geharniſchte Prinz zu Pferde, unter deſſen Füßen ein Barbar liegt, mit der Umſchrift: GLORIA ROMANORVM. **Occo**, welchem **Mezzabarba** gefolget iſt, hatte dieſen beyden noch eine mit der Umſchrift hinzugefüget: IMP. C. GALLVS P. F. AVG. Dieſe Schrift ſteht um den Kopf herum, und auf der Gegenſeite ſteht ein Frauenbild, welches zu ſeinen Füßen auf einer Seite einen Löwen und auf der andern einen Ochſen hat.

Was die erſten zwo Münzen betrifft, auf deren Gegenſeite Gloria Romanorum ſteht, ſo will Herr **Galland**, daß, da die Schrift auf der Kopfſeite unfehlbar nicht mehr recht leſerlich iſt, dieſe zween Alterthumsforſcher, D. N. CONSTANTIVS GALLVS NOB. C. anſtatt D. N. CONSTANTIVS PIVS FEL. AVG. geleſen, welches eigentlich darauf geſtanden; indem dieſe zwo Münzen dem Kaiſer **Conſtantius** des großen **Conſtantins** Sohne, und keinesweges dem **Conſtantius Gallus Cäſar**, zugehören. Von der dritten Münze endlich die zuerſt vom **Occo**, hernach aber vom **Mezzabarba** bekannt gemacht worden, zeiget Herr **Galland**, daß ſie dem **Conſtantius Gallus** durchaus nicht zugehören kann, der niemals die Würde eines **Auguſti** beſeſſen, ſondern dem **Trebonianus Gallus**, wie das Bild der Gegenſeite beweiſt, welches der **Colonie Viminacium**, einer Stadt im obern **Möſien** zugehöret, und nicht über **Galliens** Regierung hinaus reichet.

Sobald **Gallus** zum **Cäſar** war gemacht worden, nannte er ſich nicht andes als **Conſtantius**, welchen Namen ihm ſein Vätter der Kaiſer **Conſtantius** mit dieſer Würde zugleich ertheilet. Man brauchet zwar hierzu keines fernern Beweiſes, als folgender Stelle aus dem **Aure-**

lius **Victor**: Magnentius Fratri Decentio Gallias, Conſtantius Gallo, cuius nomen ſuo mutauerat Orientem, Caeſaribus commiſerunt. Allein es überführen uns auch noch überdieß alle Münzen, die wir von dieſem Prinzen nur haben, von dieſer Wahrheit. Es iſt daher ſehr unnöthig den Namen Gallus auf denen Münzen zu ſuchen, die zu dieſes Cäſars Ehren geſchlagen worden. Und wenn man je künftig eine Münze von dieſem Prinzen mit der Umſchrift CONSTANTIVS GALLVS finden ſollte, ſo müßte man dieſen Fehler dem Münzmeiſter zuſchreiben, der in dieſem Stücke wider des Kaiſers **Conſtantius** und des **Conſtantius Gallus** Abſicht ſelbſt, gehandelt haben würde. Die Geſchichtſchreiber hätten billig eben ſo verfahren ſollen; allein, wenn ſie ihn **Gallus** nennen, ſo iſt es in der Abſicht geſchehen, ihn mit dem Kaiſer **Conſtantius** wegen der Zweydeutigkeit der Namen nicht zu vermengen.

Dieſe Urſachen nun haben den Herrn **Galland** bewogen, dem Kaiſer **Conſtantius Gallus** alle diejenigen Münzen zuzueignen, die die Aufſchrift führen D. N. CONSTANTIVS IVN. NOB. C. Indem der Kaiſer **Conſtantius**, **Conſtantins** des Großen Sohn, in Anſehung ſeines Großvaters **Conſtantius Chlorus**, nicht Iunior heißen können, als welcher eher geſtorben als dieſer noch **Cäſar** geweſen.

Herr **Galland** bemerkt noch einerley; nämlich, daß es zwo Fabricken von Kaiſer **Conſtantins** Münzen giebt; die eine, welche allen Münzen vom großen **Conſtantin** gemein iſt, inſonderheit in den kleinen ehernen, wie auch allen Münzen vom **Delmatius**, **Criſpus**, **Conſtantin** dem jüngern und vom **Conſtantius**: die andere ſpüret man an denen Münzen, deren einige dem Mittelerze und die andern dem kleinen Erze nahe kommen, und beyderſeits auf der Gegenſeite die Schrift führen: FEL. TEMP. REPARATIO. Nun giebt es keine Münze vom großen **Conſtantin**, **Delmatius** und **Criſpus** aus dieſer letzten Fabrick. Vielweniger wird man von dem jüngern

Conſtantin welche, weder mit dem Titel Cåſar, noch mit dem Titel Auguſt, finden. Vielmehr ſieht man ſowohl von ſeinem Bruder Conſtans, als vom Conſtantius welche. Noch eins iſt zu bemerken; nåmlich, daß man keine Münze aus dieſer Fabricke finden wird, das heißt mit der Schrift: FEL. TEMP. REPARATIO, die entweder den Conſtans oder Conſtantius, mit dem Titel Cåſar, vorſtellen, ſondern ſie haben allezeit beyderſeits auf ihren Münzen den Titel Auguſt.

Die Folge, welche Herr Galland hieraus zieht, iſt dieſe, daß dieſe letzte Fabrick erſt nach des jüngern Conſtantins Tode und in der Zeit eingeführet worden, als Conſtans und Conſtantius, ganz allein als Auguſti regierten. So daß es keine Münze vom Kaiſer Conſtantius mit dem Titel Cåſar aus dieſer Fabricke giebt, und daher folget, daß die Münzen aus eben dieſer Fabricke, welche die Schrift führen: CONSTANTIVS NOB. C. dem Conſtantius Gallus ſowohl als diejenigen zugehören, auf welchen man D. N. CONSTANTIVS IVN. N. C. lieſt, die ihm ohnedem wegen des Titels Iunior zugehören.

* * * * * * * * * * * * * *

XLVII.

Herrn Oudinets Abhandlung von einigen andern alten Münzen.

Die drey erſten Münzen auf beygehendem Kupferblatte wurden im 1705 Jahre der Akademie vom Herrn Oudinet geſchickt, dem ſie aus Aegypten zur königlichen Sammlung eingeſandt worden waren. Es [illegible] ſchwer ſie zu leſen, nicht ſowohl wegen des Roſtes der noch bedeckte, als wegen der auf den Gegenſeiten ſtehenden Bilder und Namen der Städte, die ſich noch in keiner Sammlung fanden.

No. I. Die erſte dieſer Münzen iſt vom Kaiſer Hadrian, auf deren einer Seite man deſſen Kopf mit der gewöhnlichen Schrift lieſt, auf der Gegenſeite ſteht **Jupiter** aufrechts und hält mit einer Hand ſeinen Adler, mit der andern aber die Haſtam puram, ein Symbolum der Gottheit. Die Aufſchrift ΕΡΜΩΝΘ iſt die Abkürzung von ΕΡΜΩΝΘΙΤΩΝ, durch die **Hermonther**. Das folgende L. IA. iſt ein Zeitpunct, und bemerkt das XI Jahr von **Hadrians** Regierung.

Die Stadt **Hermonthis**, welche aus der alten Erdbeſchreibung bekannter iſt, als aus den Münzen, lag an dem abendlichen Ufer des **Nils**. Die dortige Gegend hatte ihren Namen von derſelben, und iſt eben das, was **Plinius** und die andern Erdbeſchreiber, in der Eintheilung des ägyptiſchen Landes, in Präfecturen Hermonthites Nomus, nennen.

No. II. Die andere Münze iſt aus der Stadt **Mendes**, einer andern ägyptiſchen Präfectur, von der Zahl derer, die dem Ausfluſſe des **Nils** ihren Namen gegeben hatten.

Sie iſt dem jüngern **Marcus Aurelius** zu Ehren geſchlagen worden, und zwar im achten Jahre ſeiner Beygeſellung zu des frommen **Antonins** Regierung, wie ſolches auf der Gegenſeite der Zeitpunct L. H. ausweiſt. Auf dieſer Gegenſeite ſteht der **mendeſiſche Jupiter** mit dem ganzen Worte ΜΕΝΔΗCΙΟC, welches einen veranlaſſen möchte auf der vorſtehenden **hermonthiſchen** Münze ebenfalls ΕΡΜΩΝΘΙΤΗC, anſtatt ΕΡΜΩΝΘΙΤΩΝ, im Ab-hen auf den **Jupiter** dieſer Landſchaft zu leſen. Dieſer **endeſiſche Jupiter** hält keinen Adler wie der **hermon- iſche**, ſondern einen Bock, als das Zeichen der Verehrung den **Mendeſiern** (Herodot. L. 2); bey denen dieſer ſame Gottesdienſt zu gleicher Zeit angefangen, als ſich zu **Memphis** und **Heliopolis** des Gottes Apis Verehrung eingeſchlichen.

No. III. Die dritte Münze iſt von **Philippen** dem Söhne, für welchen ſie zu der Zeit geſchlagen zu ſeyn ſcheint, als er im Oriente **Cäſar** geworden: denn dieſe Münze hat keinen Zeitpunct wie die erſtern. Man lieſt um den Kopf des jungen **Philipps** herum: ΑΥΤοκρατορα ΚΑΙCαρα. Μαρκον ΙΟΥλιον ΦΙΛΙΠΠΟΝ, und auf der Gegenſeite ΙΩΤΑΠΕΙΤΩΝ, **durch die Jotapäer**. Unfehlbar hat man auf derſelben unter der Geſtalt der **Ceres**, die Königinn **Jotape** vorſtellen wollen, welche dieſe Stadt erbauet und derſelben ihren Namen gegeben hatte. **Plinius** und **Ptolomäus** ſetzen dieſe Stadt in das gebirgigte **Cilicien**, und ſie iſt bey der Eintheilung der geiſtlichen Provinzen, unter den chriſtlichen Kaiſern zu der Würde der biſchöflichen Städte in **Iſaurien** erhoben worden.

No. IV. Die vierte Münze ward der Akademie vom Herrn **Henrion** faſt zu gleicher Zeit vorgezeiget. Sie iſt vom großen **Conſtantin**, deſſen Denkmäler nicht eben ſo gar ſelten ſind. Der beſondere Vorzug dieſes Stückes, beſteht in der Sauberkeit der Gegenſeite, woraus man ſehr deutlich leſen kann CONSTANTINO P. AVG. BRP. NAT. und nicht BAP. NAT. wie **Occo**, **Mezzabarba**, ja ſogar **du Cange**, geleſen haben, welcher letztere in dieſer Schrift einen Beweis von **Conſtantins** Taufe zu finden gemeynt hat. Die Aufſchrift aber lieſt ſich ganz ungezwungen ſo: CONSTANTINO Pio AVGuſto Bono Reipublicae NAto. Auf einer Münze vom **Victor** lieſt man dieſes Lob ausführlicher: BONO REIP. NATVS. und in einigen Aufſchriften, die **Gruter** anführet, ſteht es ſonder alle Abkürzung.

Pater **Harduin** iſt der erſte, welcher die Irrthümer der Alterthumsforſcher wegen dieſes vermeynten Denkmaals von **Conſtantins** Taufe, entdecket hat und ſeine Anmerkung wird folglich durch dieſe neuen Beweiſe noch mehr beſtätiget.

XLVIII.

Herrn Gallands Gedanken von der verſchiedenen Bedeutung der Formel S. C. oder EX S. C. Senatus conſulto, auf den alten Münzen.

Es erhub ſich im 1707 Jahre eine Frage in der Akademie wegen des Senatusconſulti, welches faſt allezeit auf den metallenen Münzen mit dieſen Anfangsbuchſtaben S. C. und EX S. C. oder auch nur S. C. bezeichnet wird; ja es ſteht auch auf den goldenen und ſilbernen Münzen zuweilen ſolchergeſtalt abgekürzet, oder nach der Länge ausgedrückt: SENATVS CONSVLTO.

Einige Mitglieder glaubten, daß dieſe Formel allezeit dieſelbe ſey, und daß ſie deswegen auf den Münzen eben keine beſondere Bedeutung annehmen könnte, weil die Münze von einem unterſchiedenen Metalle wäre; welches in grammatikaliſchem Verſtande ſeine Richtigkeit hat.

Andere die in den Münzen geübter und bewanderter ſind, verſicherten, daß das S. C. auf den metallenen Münzen, bloß andeutete, daß dergleichen Art von Münzen auf Befehl des Senats geſchlagen wäre; daher es denn käme, daß die Formel S. C. auf ſelbigen faſt allezeit im Felde oder im Abſchnitte, von der Umſchrift abgeſondert ſteht. Auf den goldenen und ſilbernen Münzen hingegen macht, das EX S. C. einen der Theil Umſchrift aus, und bedeutet, daß die Ehrentitel der Aufſchrift, oder das rühmliche Bild der Münze, durch einen beſondern Schluß des Senats verordnet worden ſey.

Herr Galland, der dieſer Meynung war, beſtätigte dieſelbe einige Tage darauf, durch Vorzeigung einiger goldenen und ſilbernen conſulariſchen und kaiſerlichen Münzen, die er in die Akademie brachte.

Die erſte war eine ſilberne Münze aus der Familie Manlia, auf deren einer Seite man Roms Kopf, mit der Umſchrift ROMA und das Zeichen des römiſchen Denarii X. mitten in einem Kranze ſieht, der aus dem berühmten Halsbande beſteht, welches Titus Manlius von der Beute des Galliers mitbrachte, den er in einem Zweykampfe überwunden hatte. Auf der Gegenſeite ſieht man einen mit einer Lanze und einem Schilde bewaffneten Reiter, mit der Umſchrift L. TORQVAT. EX S. C. Nun iſt kein Zweifel, daß dieſe Worte nicht bedeuten, es habe Lucius Torquatus, welcher im 688 Jahre Roms, mit dem Lucius Cotta zugleich Conſul war, auf dieſer Münze des Titus Manlius That, der einer von ſeinen Ahnen war, und zugleich den Urſprung des Namens Torquatus verewigen wollen, welchen er auf Erlaubniß des Senats mit allen ſeinen Nachkommen führen dorfte. Die mit dem L. TORQVAT. verbundenen Wörter EX S. C. zeigen die Sache klar genug an.

Die andere Münze iſt vom Sextus Pompejus des großen Pompejus Sohne. Sie ſtellet auf einer Seite Neptuns Kopf mit dem Dreyzack und dieſer Schrift vor: MAG. PIVS IMPERATOR ITER. Auf der Gegenſeite ſieht man das Ungeheuer Scylla, welches mit einer Hand das acroſtolium und mit der andern ein Hintertheil eines Schiffs hält, mit der Umſchrift: PRÆF. CLAS. ET ORÆ MARIT. EX S. C. Dieß zeiget an, daß Sextus Pompejus dieſe Würde durch einen ausdrücklichen Schluß überkommen, welcher zu Rom von dem beſten und verſtändigſten Theile des Senats, der noch auf des Pompejus Partey blieb, gefället worden. Zwo andere Münzen vom Sextus Pompejus, wiewohl mit verſchiedenen Bildern, führen eben dieſe Aufſchrift, ausgenommen, daß die eine, anſtatt EX S. C. nur S. C. hat. Ein Beweis, daß dieſe Abkürzung des Senatusconſulto auf den conſulariſchen Münzen eine andere Bedeutung hat, als auf den kaiſerlichen metallenen Münzen, und daß man ſie ſonder Unterſchied, eben wie das EX S. C. in dem angeführten Sinne darauf geſetzet habe.

Die goldenen und ſilbernen kaiſerlichen Münzen, biethen ebenfalls Beweiſe dar, die dieſem Grundſatze nicht minder günſtig ſind. Eine Münze vom Kaiſer Claudius, die man ſowohl in Gold als Silber hat, ſtellet auf einer Seite dieſes Prinzen Kopf mit Lorbern gekrönet mit der Umſchrift vor, DIVUS CLAVDIVS AVGVSTVS; und auf der andern einen mit Figuren gezierten und von vier Pferden gezogenen Wagen, mit den einzigen Worten EX S. C. ſtatt aller Aufſchrift. Dieſer Wagen, welches derjenige iſt, den die Römer Thenſa nannten, und den man nur durch einen Schluß des Senats erhalten konnte, gehört mit zu den Ehrenbezeugungen, die dem Kaiſer Claudius nach ſeinem Tode, auf Verordnung des Senats, erzeiget wurden. Denn man weis, daß der Senat die Leichengepränge der Kaiſer und Kaiſerinnen anordnete. Zwo andere Münzen welche uns lehren, daß Marciane Kaiſer Trajans Schweſter nach ihrem Tode vergöttert worden, bemerken zugleich, daß der Senat Urheber davon geweſen. Unter andern Ehrenbezeugungen die er dieſer Prinzeſſinn zugeſtand, verordnete er, daß ihre Bildſeule in dem Pomp des Circi auf dergleichen geheiligten Wagen in Proceſſion geführet werden ſollte, den man Thenſa nannte und mit zween Elephanten beſpannet war. Dieß bedeutet die Umſchrift EX SENATVS CONSVLTO, die um erwähnten Wagen auf der Marciana goldenen und ſilbernen Münzen ſtehe.

Es wird nicht unrecht ſeyn allhier anzumerken, daß es gewiß iſt, daß der Senat anfänglich die Conſecration der Kaiſer veranſtaltet, wie ſolches aus dem Urſprunge dieſer Ceremonie nach Julius Cäſars Tode erhellet, als Marcus Antonius, anſtatt zu ſeinem Lobe eine Leichenrede zu halten, nur bloß einen Rathſchluß ablas, durch welchen der Rath beſchloſſen hatte, dieſem erſten Kaiſer alle göttli-

che und menſchliche Ehre zu erweiſen, wie Sueton die Sache ausdrücket. Allein man muß zugleich bemerken, daß die Kaiſer ſich dieſe Macht gar bald ſelbſt anmaßeten. **Antoninus Pius**, der doch ſonſt dem Rath ſo viel zug ſtund, ſetzte gleichwohl den **Hadrian** in die Zahl der Götter; ungeachtet alle Senatoren dawider
waren.

* *

XLIX.

Herrn Vaillants

Abhandlung von den Buchſtaben CONOB und COMOB, die ſich in dem Abſchnitte der goldenen Münzen des verfallenden Reichs befinden.

Die mehreſten Forſcher der Alterthümer haben ſich wechſelsweiſe bemühet den wahren Sinn der Buchſtaben CONOB oder COMOB zu erforſchen, die man in dem Abſchnitte faſt aller goldenen Münzen des abnehmenden römiſchen Reiches findet. Man hat acht oder zehn verſchiedene Erklärungen davon, und noch keine ſcheint einen allgemeinen Beyfall erhalten zu haben.

Herr **Vaillant** der Vater, hatte im 1716ten Jahre, wenige Zeit zuvor, ehe der Tod ihn der Akademie raubte, eine neue Erklärung davon verſprochen. Da nun Herr **Vaillant** der Sohn, dieſes Verſprechen für vollgültig anſah, ſo ſammelte er unter deſſen Papieren alles, was er von dieſer Sache finden konnte und theilete es der Geſellſchaft mit.

Herrn **Vaillants** neue Erklärung gründete ſich einigermaßen auf den Verfall der vorigen; die viel mehreren

Einwürfen ausgeſetzt zu ſeyn ſcheinen, und ſich nicht ſo allgemein erklären laſſen.

So zahlreich auch dieſe Erklärungen ſind, ſo kann man ſie dennoch auf drey Gattungen ſetzen; nämlich, im Abſehen auf die verſchiedenen Urſachen, die man bey der Stellung dieſer Buchſtaben gehabt haben mag: z. E. die unumſchränkte Herrſchaft des Prinzen und die Richtigkeit des Volks in Bezahlung der Auflagen, oder den Ort des Münzweſens, oder auch endlich die Güte des Metalls anzuzeigen.

In Anſehung dieſer erſten Abſicht wollen **Cedrenus** und **Hülſius**, indem ſie zwiſchen jeden Buchſtaben einen Punct ſetzen, C. O. N. O. B. daß ſie bedeuten ſollen: Ciuitates Omnes Noſtrae Obediunt Benerationi; und andere, die das O vom B nicht abſondern, leſen ſo: Ciuitates Omnes Nobis OBediunt.

Pater Harduin, der auch auf dieſe letzte Art punctiret, lieſt: Ciuitates Omnes Narbonenſes OBtulere; und der **Pater Daniel**, welcher einen Theil dieſer Buchſtaben für griechiſch und den andern für lateiniſch hält, ſo daß ſie nothwendig einen aus den Wörtern beyder Sprachen zuſammengeſetzten Sinn haben müſſen, erkläret ſie ſo:

KON. OB. KONϛαντῖνος
CON. OB. CONſtantinus
CO. M. OB. COnſtantinus Maximus
O Βασιλεὺς.

Unter die Erklärungen von der zweyten Art, muß man des **Oertelius**, **Occo**, **Gretzers**, **Triſtans** und **Chifflets** ſeine ſetzen, welche wollen, daß CON. OB. CONſtantinopoli OBſignatum, und COM. OB. COnſtantinopoli Moneta OBſignata, bedeute.

In die dritte Claſſe endlich gehöret **Manutius**, der alle Buchſtaben von einander trennet, und ſie mit folgenden Wörtern ausdrücket: Cedit Officina Noſtra Omni Bonitate.

Anton Auguſtin hat ſich bemühet dieſe zwo letztern Meynungen zu vereinigen, indem er anſtatt CON. OB. CONſtantinus OBryzum ſetzt, und für CO. M. OB. CONſtantinopoli Moneta OBryza lieſt.

Herr **Vaillant** behält einen Theil von **Anton Auguſtins** Meynung und will, daß CON. OB. die Abkürzung von CONflatum OBryzum, oder von CONflatus OBryziaca ſey; und daß CO. M. OB. durch die Wörter COnflata Moneta OBryzata, gegeben werden müſſe.

Die meiſten Beweiſe dieſer Meynung werden aus denen Ausdrücken genommen, deren man ſich in vielen Geſetzen des theodoſianiſchen Codicis bedienet, die, da ſie die Zahl der goldnen Münzen beſtimmen, die aus einem Pfunde gemacht werden ſollen, verordnen, daß ſie von einem Golde, Solidi Obryziaci ſeyn ſollen, wie das honoriſche Geſetz ſaget. **Valentinians** ſeines ſagt Auri Obryzi. Solidi Obryzati, ſetzt endlich der 3 Lex zum Codice de veteris Numiſmatis poteſtate, noch hinzu.

Da nun Herr **Vaillant** dieſe Buchſtaben, die man in dem Abſchnitte der goldnen Münzen findet, dergeſtalt vom **Valentinian** an bis auf den **Nicephorus** dazu beſtimmt, daß ſie den Werth des Metalls anzeigen müſſen; ſo wendet er die andern an, den Ort zu benennen, allwo die Münze geſchlagen worden. Was nun die Münzen betrifft, auf deren Feldern gar keine Buchſtaben ſtehen, ſo glaubt er, dieſelben wären zu **Conſtantinopel** geſchlagen, und da dieſe Stadt die Hauptſtadt des Reiches war, ſo habe ſie kein beſondres Merkmaal gebraucht, ſondern nur irgend ein kleines Zeichen um die Werkſtatt anzuzeigen. Denn des großen **Theodoſius** Münzen lehren uns, daß es deren zum mindeſten zehne gegeben.

Herr **Vaillant** war, nach der Unterſuchung die er mit allen Münzen angeſtellet hatte, die ihm nur zu Geſichte gekommen waren, überzeugt, daß die abgebrochene Formel CON. OB. und CO. M. OB. nur erſt im zehnten Jahre von **Valentinians** Regierung auf den Abſchnitt der goldnen Münzen wäre geſetzt worden. Dieſes Kaiſers zehntes Regierungsjahr aber, erhellet aus einer Münze von dieſem Prinzen, und zwar aus der Schrift: Votis X. Multis XX. neben dem CO. M. OB. in dem Abſchnitte: und ſeit dieſem Zeitpuncte, hat man allemal die Namen der Städte auf das Münzfeld geſetzt. Außerdem merkt Herr Vaillant an, daß es gleichſam unmöglich und widerſinniſch ſey, wenn man behaupten wollte: daß viele Kaiſer und Tyrannen ſeit Valentinians Zeiten; z. E. Honorius, Majorianus, Priſcus, Attalus, Jovinus und Johannes, auf deren Münzen man CONOB lieſet, es mit Fleiß darauf hätten ſetzen laſſen, wenn dieſe Buchſtaben CONſtantinopoli OBſignatum bedeuteten; indem ſie ja nimmermehr in einer Stadt konnten geſchlagen ſeyn, deren Beſitzer ſie nie geweſen waren: dahingegen dieſe Kaiſer und Tyrannen, welche gern nach Valentinians Exempel die Güte ihrer Münzen anzeigen wollten, ſich mit Fleiß auch eben deſſelben Kennzeichens bedienten. Dieſe Anmerkung wird auch noch durch die Gewohnheit beſtätiget, die einige Könige von Frankreich und Spanien von denen Kaiſern entlehnet, deren Zeitgenoſſen ſie geweſen; indem ſie, ſo wie dieſelben, in den Abſchnitt ihrer goldnen Münzen, das Wort COMOB, als ein Merkmaal von der Güte des Werths, und die Buchſtaben ins Feld geſetzt, um die Stadt anzuzeigen. Dieſes beweiſen zwo Münzen vom Theodobert, Theodorichs Sohne. In dem Felde der einen lieſt man: RE, REmis; und in der andern: BO, BOnoniae. Auf einer Münze vom Childerich bedeuten die Buchſtaben MA. Marſeille, MAſſiliae; und zwo andere, deren eine vom Innigildus, und die andere vom Reccaredus, einem Könige in Spanien iſt, beyde aber in des Königes von Frankreich Münzſammlung befindlich ſind, bezeugen eben dieſes.

Herrn Vaillants Abhandlung in Abſicht auf die Münzen, mochte nun bey der Akademie ſo wichtig ſeyn als es wollte; ſo fand doch ſeine Erklärung der Buchſtaben

CON. OB. und CO. M. OB. vielen Widerſpruch in derſelben. Unter andern that ſich Herr **Henrion** durch eine Schrift hervor, die alle Einwürfe enthielt, welche man wider dieſe neue Meynung nur machen konnte.

Der erſte, der den Sinn der ganzen Erklärung angeht, iſt dieſer: nach Herrn **Vaillants** Art dieſe Buchſtaben auszulegen, müßte man in dem Abſchnitte der goldnen Münzen von **Valentinians** Zeiten, niemals etwas anders als CONOB oder COMOB finden. Nun aber findet man auch CORMOB, CORNOB, CONSOB, und CONOBS, darauf. Folglich kann man bey dieſen Buchſtaben mit den Wörtern Conflatum Obryziacum nicht zurechte kommen, noch Herrn **Vaillants** Sinn annehmen; man müßte ſie denn durch COnflatura Romana Monetae OBryzae, oder durch COnflatura Romana Nummi OBryzi, oder durch CONflatus Solidus OBryzus, oder endlich, durch CONflatus OBryzus Solidus, erklären. Alles dieſes aber verurſachet; in den Abſchnitten eine Mannigfaltigkeit, die ſich ſehr ſchlecht zu einer Formel ſchicket, welche doch unveränderlich hätte ſeyn ſollen.

Der andere Einwurf iſt dieſer, daß der Grund dieſer neuen Erklärung nicht aus dem verſchiedenen Geſetze des **theodoſianiſchen Codicis** kann genommen werden, worauf man dieſelbe doch ſtützen wollen; indem dieſe Geſetze eine Umſchmelzung verordnen müßten, um die goldnen Münzen auf ein höheres Gewicht feinen Goldes zu ſetzen, als ſie zuvor gehabt; dahingegen ſie vielmehr eine Verminderung der Abgaben an die Kaiſer gebiethen, welche in Golde bezahlet werden mußten; und zwar in 84 Stücken, zu 72 auf ein Pfund gerechnet. Dieſe nun nennet das Geſetz Auri Obryza und Solidi Obryziaci; anzudeuten, daß dieſe Goldſtücke von den allerbeſten ausgeſuchet werden ſollten; indem die falſchen Münzer, viele ſchlechte in den Handel eingemenget hatten.

Der dritte Einwurf iſt, daß der Gebrauch der Buchſtaben CONOB und COMOB, da er ſchon viel älter iſt als Valentinians Zeiten ſind, indem man dieſelben bereits auf des jüngern Conſtantins und ſeines Bruders Conſtantius Münzen ſiehe, dieſe Buchſtaben, zu einer Zeit, den Ort der Münze, und zu einer andern, den Werth der Münzſorten, angedeutet haben würden.

Der vierte iſt, daß, wenn nach Valentinians Geſetz, das Wort CONOB, in dem Abſchnitte derer Münzen ſtehen ſollte, die nach ſeiner Zeit gepräget worden, es auf allen goldnen Münzen ſtehen müßte; dieſes aber iſt der Erfahrung zuwider: indem es auch goldne Münzen giebt, die dennoch ein ander Merkmaal haben.

Die Schwierigkeiten welche ins beſondere das Wort Conflata betreffen, ſind 1) daß es zu Valentinians Zeiten ſo gar gebräuchlich nicht geweſen, als Moneta und Officina, deren eines man auf Diocletians und der nachfolgenden Kaiſer Münzen; das andere aber auf Julians ſeinen ſieht. 2) Daß, wenn die Buchſtaben CON. daſſelbe anzeigen ſollten, man auch zuweilen ein F und L CONFL. dazu geſetzt haben würde. 3) Daß, man begehre nun, daß es durchaus Conflatum heißen ſolle, oder daß es das Nennwort Conflatura, oder das Beywort Conflata ſey, es dennoch in einem Abſchnitte, wo man den Raum zu ſparen hat, durchaus überflüßig wäre, und daß das Wort Aurum mit dem Obryziacum zuſammen genommen, ſich viel beſſer dahin geſchickt hätte, als das zweyte Beywort Conflatum, welches nur eine Nebenſache andeutet, die ſich ohnedem von ſelbſt verſteht.

Was das Zeichen OB. M. bedeutet, ſo wollte Herr Henrion, daß es in den Abſchnitten durchaus nicht Obryzum bedeuten könne; weil 1) die meiſten Münzen auf denen es ſteht, von ſchlechtem Golde ſind. 2) Weil, da dieſes Zeichen ſeit dem Diocletian, auch auf vielen kupfernen und ſilbernen Münzen mit dem Zuſatze OBSIS, TROB, TROBS, TROBT, TESOB, TESOBS, ANOB, u. ſ. w. ſteht, und allhier gewiß etwas anders als Obryziacum bedeuten muß, es eine große Schwierigkeit ſeyn würde, daß ein und daſſelbe Merkmaal, drey verſchiedene Dinge, im Abſehen auf die drey unterſchiedenen Metalle bedeute; oder daß ſelbiges vor **Valentinians** Zeiten etwas anders angezeiget hätte, als nach dieſem Kaiſer.

Endlich wandte Herr **Henrion** wider den Herrn **Vaillant** noch ein, daß, da er bey ſeiner Erklärung das Zeichen CONOB bloß den goldenen Münzen zueignen müſſen, ſeine Regel ſich von ſelbſt widerlegte, indem er eine eherne Münze vom **Hannibalian** mit eben dieſem Zeichen angeführet, die auch in unſerm Verzeichniſſe verſchiedener ſilbernen Münzen, der Kaiſer, Kaiſerinnen, oder Tyrannen, ſeit **Valentinians** Zeiten ſteht. Dergleichen ſind die vom **Gratian**, **Theodoſius**, **Leo Iſauricus**, **Juſtinianus**, **Conſtantinus**, **Heraklius**, **Conſtantin Pogonatus**, und auf kupfernen Münzen, vom **Conſtantin** dem jüngern, **Valentius**, **Theodoſius**, der **Aelia Flacilla**, **Galla Placidia**, dem **Arkadius**, der **Pulcheria**, dem **Anthemius**, **Leo** dem jüngern und dem **Juſtin**.

Bey Gelegenheit dieſes Streites alſo, trug die Akademie dem Herrn **Galland** auf, das reiche und ſtarke Münzcabinet des Herrn **Foucault** zu Rathe zu ziehen, und in den goldnen, ſilbernen und ehernen Claſſen, ſtückweiſe alles zu unterſuchen, was mit dem Zeichen CONOB oder COMOB, eine Aehnlichkeit haben könnte.

Herr **Galland** berichtete hierauf, daß er in der Folge der goldenen Münzen, neun und zwanzig Stücke, vom jüngern **Valentinian** an, bis auf die **philippiſchen** eingeſchloſſen, gefunden hätte; und daß von dieſen 29 achtzehn Stücke das CONOB und eilf Stücke das COMOB, im Abſchnitte geführet. Von zwo Münzen eines andern Prinzen, nämlich des **Leo** und **Majorians**, hätte die eine COMOB und die andere CONOB, gehabt; in den Feldern aber fände man faſt überall zween Buchſtaben, einen zur Rechten, den andern zur Linken von der Figur des Gepräges;

präget; bey **Theodoſius** dem Großen, K. Y. bey dem **Arkadius**, M. Δ. bey dem **Honorius**, **Johannes**, **Placidius**, **Valentinianus** und **Leo**, R. V. bey dem **Priſcus**, **Attalus**, R. M. und bey dem **Avitus**, A. R.

Bey der Folge von ſilbernen Münzen, hätte er nur eine einzige Münze vom **Arkadius**, mit dem COMOB im Abſchnitte, geſehen. Allein aus der Schrift, dem Bilde, und den Buchſtaben im Felde, wäre ſie den goldenen ſo ähnlich geweſen, daß man, wenn ſie nicht gedruckt zu ſeyn geſchienen, ſagen dörfte, ſie wäre nach dem Stämpel der goldenen abgeſchlagen worden.

In der ganzen Reihe der ehernen, habe er nur eine einzige gefunden, welche von des **Arkadius** Gemahlinn, **Eudoxia**, geweſen wäre, und die Schrift SALVS REIPVBLICÆ geführet hätte, in deren Abſchnitte er CONOB geleſen: dieſe habe ihm nach dem Stämpel einer alten goldenen Münze von eben dem Gepräge, geſchlagen zu ſeyn geſchienen.

Dieſe Schwierigkeit nun, in andern als goldenen Münzen dieſes Zeichen zu finden und auf den goldenen, ſolches ſchon vor dem **Valentinian** zu ſehen, bewog endlich den Herrn **Galland** ſich zu des Herrn **Vaillants** Partey zu ſchlagen, und dem Herrn **Henrion** zu antworten:

1) Daß die ſilbernen und metallenen Münzen, die er zum Beweiſe deren anführet, die das CONOB haben, für abgedruckt oder nachgepräget angeſehen werden müſſen. Sind ſie abgedruckt, ſo ſind ſie folglich falſch; und ſind ſie geſchlagen, ſo können ſie zwar alt ſeyn, aber ſie ſind doch allemal nach dem Stämpel der goldenen verfertiget: wie man urtheilen kann, daß dieſes zuweilen geſchehen, wenn man die Menge derer ehernen Münzen betrachtet, die aus dem florirenden Kaiſerthume ſehr dick ſind und ungeachtet ſie geſchlagen zu ſeyn ſcheinen, dennoch dem goldenen oder ſilbernen Gepräge ſehr ähnlich ſind.

2) Daß man den Ausdruck Conflatura monetae nicht ſo anſehen müſſe, als ob es nur bloß das mechaniſche Geſchäfft des Münzens anzeigt: denn die Triumuiri monetarii, dieſe großen Bedienten der Republick und des Kayſerthums, hielten ſich es für eine Ehre Conflatores monetae zu heißen.

3) Daß, da das Zeichen CONOB, ſich odentlicher Weiſe nur auf den goldenen Münzen ſeit dem Valerian befindet, daſſelbe vorausſetzt, daß vor dieſem Kaiſer, bey der Schmelze eine Nachläßigkeit geherrſchet, welcher er durch ein Geſetz zuvor kommen wollen.

4) Daß, wenn das CONOB ſowohl auf ſchlechtem als feinem Golde ſtünde, man die ſchlechten goldenen Münzen ſo anſehen müſſe, als wenn ſie von den falſchen Münzern wären untergeſchoben worden, deren Anzahl wie bekannt, damals ſehr groß geweſen: ja daß wohl ſelbſt die Aufſeher über das Münzweſen ihr Amt treulos verwaltet, und das Gold verfälſchet haben können; gleichwohl aber, um das gemeine Weſen zu täuſchen, dieſes Zeichen drauf geſetzt haben mögen.

Auf den Einwurf endlich, welchen man dem Herrn Vaillant macht, daß es ſcheine, er werde genöthiget ſeyn, alle goldenen Münzen für falſch zu erklären, welche vor Valentinians und des Valentius Zeiten das CONOB geführet; ſo reißt ihn Herr Galland auf dieſe Art aus der Verwirrung, daß er geſteht: es könnte zwar wohl andere Kaiſer vor ihnen geben, die ſich zuweilen einer Formel bedienet hätten, welche nachmals von dieſen allgemeiner angenommen worden, um die Güte der Münzen zu bemerken, die ſie hatten ſchlagen laſſen.

* * * * * * * * * * * * * * *

L.

Des Herrn Moreau de Mautour Bedenken über einem Carniol aus des Königs Sammlung, welchen man des Michael Angelo Pettſchaft nennet.

Unter den Meiſterſtücken alter Stiche, die in der königlichen franzöſiſchen Sammlung befindlich ſind, ſieht man inſonderheit einen kleinen durchſichtigen Carniol, welcher hol gegraben iſt, und von welchem man glaubt, daß **Michael Angelo** ehemals ſich deſſelben als eines Pettſchaftes bedient. Derſelbe enthält nun in einem Raume von fünf bis ſechs Linien, dreyzehn bis vierzehn menſchliche Figuren, ohne noch einige Thiere, Bäume und einen Abſchnitt zu rechnen, in welchem ein Fiſcher fiſchet. ꝛc.

Die Frau le Hay, welche unter dem Namen einer Mademoiſelle Cheron ſo bekannt iſt, war die erſte welche es gewaget, und geleiſtet hat, eine Zeichnung dieſes Steines mit derjenigen Kenntniß zu verfertigen, die allein fähig iſt in dieſer Art von Werken einen richtigen Begriff von der Zeichnung der Alten zu machen. Den Abſchnitt des Fiſchers indeſſen achtete ſie nicht, und hielt ihn für etwas überflüßiges, welches mit der Sache ſelbſt keine Verwandtſchaft hätte. Auf Anrathen einiger Gelehrten die ſie deswegen befragete, ſetzte ſie folglich unten unter dieſes Bild eine Schrift, daß dieſer köſtliche Carniol eine Weinleſe nach Art der Alten vorſtellete, und man dafür hielt, daß er zu des großen **Alexanders** Zeiten von dem berühmten **Pyrgoteles** wäre geſtochen worden.

Alle dieſe Umſtände beunruhigten den Herrn **Moreau de Mautour**, welcher, in der Meynung daß es ein Verbrechen ſey, in Beſchreibung alter Denkmäler das geringſte zu ändern oder wegzulaſſen, ſogleich einen neuen Kupferſtich von dieſem Carniole machen ließ, der zwar allerdings faſt eine bloße Nachzeichnung von der Frau le Hay ihrem war, aber doch einige Aenderung in gewiſſen Figuren und inſonderheit in Abſicht des Abſchnitts mit dem Fiſche enthielt.

Hierauf verfertigte er eine Abhandlung um zu beweiſen, daß dieſer Carniol keine Weinleſen nach Art der Alten, ſondern eine Art von Feſt oder Opfer zu Bachus Ehren und zur Erinnerung ſeiner Geburt, enthielte. Nach ſeiner Meynung tragen alle Figuren zu dieſer Erklärung das Ihrige bey.

Gleich anfangs ſieht man auf dieſem Steine zwo Frauen, deren eine auf ihrem Schooße ein nackendes Kind hat. Herr von **Mautour** erkennt hier den jungen **Bachus**, die **Ino** ſeine Amme, und die ſchöne Hippa, deren des **Orpheus** Geſänge Erwähnung thun. In einem auf der Erde ſitzenden Alten, erkennet er den Athamas der **Ino** Mann, oder wofern man lieber ſo will, einen Faunen der eine Schale hält um zu des **Bachus** Ehren die Ausgießung des Weins zu verrichten. So durchgeht er alle Figuren dieſes Steines und lenket ſie zur Beſtätigung ſeiner Meynung, ausgenommen das Pferd, welches ihm allerdings zu ſchaffen macht. Allein außer, daß es wegen des ſo kleinen Steines, ſchwer iſt recht zu unterſcheiden, ob es eigentlich ein Pferd, oder ein Leopard, oder ein Tyger iſt, ſo bleibt weiter keine Schwierigkeit, wie Herr von **Mautour** ſagt, wenn man ſich nur beſinnet, daß die Sonne, deren Wagen mit göttlichen Pferden beſpannet war, bey den meiſten Mythologen vom **Bachus** nicht unterſchieden iſt.

Da endlich Herr von **Mautour** auf dem ganzen Steine nichts findet, welches Alexanders Perſon, oder des **Pyrgoteles** Arbeit anzeigte, ſo ſetzt er die Zeit deſſelben lieber in die Zeiten der **Ptolomäer** und gründet ſich [illegible] auf das Verhältniß, welches die Figur des Fiſchers im Abſchnitte, mit einer Idylle aus dem **Theokrit** die Fiſcher genannt, haben kann, welches Gedicht unter dem **Ptolomäus Philadelphus** verfertiget worden.

Dieſe **mautouriſche** Erklärung hat gleichwohl den Herrn **Baudelot** nicht abgehalten noch eine andere zu ſuchen; ja gar einen neuen Kupferſtich erwähnten Carniols machen zu laſſen, und derſelbe iſt eben der, welchen man dieſem Artickel beygefüget hat. Herr **Baudelot** behauptet, dieſer Stein enthalte dasjenige, was ſich zu **Athen** bey dem Feſte zugetragen, welches man daſelbſt Puanepſies nannte. **Theſeus** hatte daſſelbe zu **Apollons** Ehren eingeſetzt, als welchem er hauptſächlich ſeinen Sieg über den **Minotaurus** zu danken hatte. Dieß Feſt hieß **Puanepſies**, weil es eine Art von andächtiger Pflicht war, ſo lange daſſelbe dauerte, nichts als Bohnen zu eſſen; und man hatte nach demſelben, bey den **Athenienſern**, den ganzen Monat, im welchem es gefeyert ward, **Puanepſion** genannt; dieſer Monat aber kam, nach Anzeige eines alten Calenders, theils mit unſerm Herbſtmonate, theils mit unſerm Weinmonate überein.

Einer der weſentlichſten Gebräuche bey dieſem Feſte, beſtand darinn, daß man in gewiſſe Körbe alle verſchiedenen Arten von Früchten ſammelte und herumtrug, welche die Jahrszeit darboth; und eben hiermit ſind die meiſten Figuren auf vorſtehendem Carniol beſchäfftiget.

Theſeus als der Held und Stifter dieſes Feſtes ſteht in der Mitte, mit Olivenzweigen gekrönet. Mit der Rechten hebt er ein Gefäß als ein Hebeopfer für den **Apollo** in die Höhe; mit der linken aber hält er den Zügel eines Pferdes, welches **Neptuns** Symbolum iſt, dem **Theſeus** das Leben zu danken hatte.

Weiter unten ſind **Athenienſer** und **Athenienſerinnen** die das Feſt begehen. Man hat auch nicht unterlaſſen ein Kind hinzuzeichnen, um ſich des Glücks zu erinnern, daß man von dieſem grauſamen Zolle befreyet wäre.

Der Fiſcher welcher im Abſchnitte ſitzt, und welchen Herr **Baudelot** an das äußerſte Ende des **Piräi** nach der megariſchen, crommyoniſchen und eleuſiniſchen Seite zu, ſetzet, deutet vollends die Ruhe des Landes an, welches **Theſeus** durch die Wegräumung ſo vieler Straßenräuber ſicher gemacht hatte.

Endlich muthmaßet Herr **Baudelot**, daß dieſer Carniol wohl zu **Cimons** des athenienſiſchen Feldherrn Zeit, geſtochen ſeyn könnte: es fehlt ſogar nicht viel, daß er nicht glaubet, es ſey ausdrücklich geſchehen um das Andenken gewiſſer **Puanepſien** zu heiligen, welche von dem athenienſiſchen Volke in **Cimons** prächtigen Gärten feyerlich begangen worden. Dieſer **Cimon** ließ, nach des **Corn. Nepos**, und des **Theopompus** (im **Athenäus**) und **Plutarchs** Zeugniſſe, den Eingang in ſeine Gärten allezeit frey, und gab mit Vergnügen die Früchte in denſelben, allen Menſchen preis.

* *

LI.

Herrn Oudinets
Betrachtungen über einen Agath aus dem königlichen franzöſiſchen Vorrathe.

Herr Oudinet theilete im 1705ten Jahre der Akademie einen Agath mit, deſſen Abzeichnung hierneben ſteht. Er iſt überaus ſchön und ſehr alt.

Man erkannte auf demſelben den **Jupiter** mit ſeinem Mantel, den Donner in der Hand, und die **Minerva**, mit dem Helme auf dem Kopfe. Sie ſtehen beyderſeits an zwoen Seiten eines Baumes, ſo wie man ſie auf der fünften athenienſiſchen Münze geſehen, die neben der 255 Seite dieſes Theils auf dem Kupfer zu ſehen iſt, mit dem Unterſchiede, daß auf dieſem Agathe, **Minerva** keinen Schild hat. Zu den Füßen dieſer Göttinn iſt die Schlange, und ſtatt der Eule, ſieht man auf dem Baume, eine Weintraube zwiſchen zween Vögeln. Zu **Jupiters** Füßen ſieht man eine Ziege, und weiter unten, in einer Art von Abſchnitte, zwey Pferde, zween Löwen und einen Ochſenkopf. Allein, was nunmehro die meiſte Verwirrung machte, inſonderheit denen, die in der Kenntniß, und ſo zu reden, in dem Umgange mit den alten Denkmälern nicht ſo gar bewandert ſind, das war die hebräiſche Umſchrift, die rund um den Stein in die Abſchleifung eingegraben und aus des erſten **B. Moſe** drittem Capitel genommen iſt: **und das Weib ſchauete an daß von dem Baume gut zu eſſen wäre und lieblich anzuſehen.**

Herr **Oudinet** ſagte, daß dieſer Agath ungefähr vor 20 Jahren dem Könige wäre gegeben worden, nachdem er ſeit undenklichen Zeiten in einer der älteſten franzöſiſchen Kirchen geweſen, allwo er für eine Beſchreibung des irdiſchen Paradieſes und von **Adams** Falle, gehalten worden.

Ein Mann und eine Frau an den Seiten eines Baumes, eine Schlange neben der Frauen, allerley Thiere zu ihren Füßen, alles dieſes iſt zulänglich genug in Irrthum zu verführen, zumal in denen einfältigen Zeiten, da man befugt zu ſeyn glaubte der Religion ohne Unterſuchung alles wieder zuzuwenden, was zu den heidniſchen Denkmälern gehörete; inſonderheit wenn der Stoff ſolcher Stücke köſtlich war. So hat man z. E. den großen Agath von **Auguſts** Vergötterung, der in dem Schatze der heiligen Capelle iſt, für einen Triumph vom **Joſeph** gehalten, als man den ſern von **Conſtantinopel** dem heiligen **Ludwig** zuſchickte; und vieleicht haben wir noch in unſern Kirchen, und bſt unter den heiligen Reliquien, mehrere dergleichen berbleibſel der heidniſchen Religion, welche von unſerer orväter Einfalt einigermaßen geheiliget worden.

Doch wieder auf den bärtigen **Adam** im Mantel, mit Donner in der Hand und auf die **Eva** im Helme und in

Kleidern zu kommen, ſo verwandelten ſie ſich in der Akademie gar bald in **Jupiter** und **Minerva**. Man widerſprach der Umſchrift, welche, wenn man ſie genauer betrachtete, ein ſehr neues Hebräiſche zu ſeyn ſchien, und einen rabbiniſchen ſehr unrichtigen und ſchlecht geſtochenen Character hatte.

Dieſes alſo entdeckte Bild war gleichwohl noch ſchwer zu erklären. Einige deuteten es auf **Minervens** Geburt, wie ſie bewaffnet aus **Jupiters** Gehirne kömmt. Andere hielten es für dieſer Göttinn Streit mit dem **Neptun**. Noch andere zogen es auf **Erichthons** Geburt, und auf dasjenige, was die **athenienſiſchen** Fabeln von dieſem Ungeheuer ausgeſtreuet, welches halb Menſch halb Schlange, **Vulkans** und der **Erde** Sohn geweſen. Jedoch, die allgemeinſte Meynung gieng dahin, daß dieſer Agath, ſowohl als obangezogene Münze, lediglich **Jupiters** und **Minervens** Gottesdienſt zu **Athen**, betrifft. Die Landgötter hinderten nicht, daß nicht **Jupiter** allezeit für den Oberherrn aller Oerter gehalten ward. Zudem ſo hielten ſich die **Athenienſer** für das erſte Volk in Griechenland, welches er mit ſeinem Beſuche beehret, da er ſeine Geburtsſtäte verlaſſen hatte. Außer dem berühmten Tempel, von welchem in dem Artickel der **athenienſiſchen** Münzen gehandelt worden, hatte ihm dieſe Stadt noch verſchiedene andere unter allerley Namen gewidmet. **Julius Pollux** ſagt, es ſey eine große Menge **attiſcher** Münzen, auf beyden Seiten mit **Jupiters** doppeltem Kopfe bezeichnet geweſen. Zuweilen auch nur mit einem Kopfe dieſes Gottes und einer oder zwo Eulen auf der Gegenſeite; und die mehreſten von denen die wir angeführet haben, ſcheinen dieſe Art von **Jupiters** und **Minervens** gemeinſchaftlichem Gottesdienſte anzudeuten.

Die Vögel, der Weinſtock, die Ziege und alles was auf jener Münze nicht ſteht, bezieht ſich in dieſem Agathe auf den **Jupiter**, als den Urheber der Natur; und zwar nach des **Phidias** Begriffe, welcher den Thron und die

Kleidung ſeines olympiſchen Jupiters mit Blumen und Thieren von allerley Art beſäet hatte.

Uebrigens wird das Alterthum dieſes Agaths, durch die Schönheit der Arbeit und durch ihr beſonderes Verhältniß mit der athenienſiſchen Münze nicht minder beſtätiget, als durch die undenkliche Zeit, in welcher ſie, wie man weis, in einer von unſern Kirchen aufbewahret worden. Zweyhundert Jahre unſtreitiger Beſitz, ſind der beſte Beweis, den man in ſolchen Sachen vorbringen kann. Wie viele Jahrhunderte muß man nach dieſem nicht noch hinaufſteigen um dergleichen Werke zu finden! und haben wohl ſeit zweyhundert Jahren, da die Künſte wieder zu blühen angefangen, unſere Steinſchneider ſolcher Arbeit gleich kommen können?

* *

LII.

Gedanken

über zween andere Agathe des königlichen franzöſiſchen Cabinets.

Hier iſt noch eine Zeichnung von zween andern ſchönen alten Agathen der königlichen Sammlung, welche Herr Oudinet zu Ende des 1707ten Jahres der Akademie überſendete.

Der erſte iſt faſt ſiebenhundert Jahre bey den **Benedictinern** zu **St. Evre de Toul** geweſen; und nach der Sage dieſer Abtey, hatte der Cardinal **Humbert**, ein Mönch dieſes Ordens und dieſer Stadt, denſelben aus **Conſtantinopel** mitgebracht, dahin er unter des Pabſts **Leo** des IX. Regierung, gegangen geweſen. Endlich hat er mit den mehreſten ſolcher ſchönen Ueberbleibſel des heidniſchen Alterthums, die die Chriſten als eigen angenommen, einerley Geſchick gehabt. Zu **St. Evre** nämlich, und unter den griechiſchen Kaiſern, war er **St. Johannes der Evangeliſt**, welchen ein Adler aufhebt und ein Engel krönet. Das Heidenthum in dieſem Steine, iſt wirklich erſt in dieſen letzten Zeiten entdecket worden.

Damals entſchloſſen ſich die Mönche zu **St. Evre**, dieſen Agath von ihren Ueberbleibſeln abzuſondern und brachten ihn dem Könige, zu Ende des 1684ſten Jahres, wenige Zeit darauf als die Sammlung des Königes zu **Verſailles** eingerichtet worden war.

Man hielt dafür, daß es nichts anders als die Vergötterung eines römiſchen Prinzen ſeyn könnte, und die Stimmen waren anfangs zwiſchen dem **Auguſt** und **Germanicus** getheilet. Allein das junge Ausſehen des Helden, lenkte bald alle Stimmen auf die Seite des letzteren, welcher durch die Aufnahme an Kindesſtatt, der vermuthliche Reichserbe geworden war, und welchen ein ſchleuniger Tod in der Blüthe ſeiner Jahre, mitten unter ſeinen Siegen, dahin riß.

Die Wahrheit iſt indeſſen, daß **Germanicus**, nicht gleich dem **Auguſt** die Ehre der Vergötterung nach ſeinem Tode genoſſen. Vielmehr bemerket die Geſchichte mit ausdrücklichen Worten, (*Tacit. Annal. L. II.*) daß **Tiber**, der ihm nicht gut war und ihn nur auf Befehl dieſes Kaiſers an Kindesſtatt aufgenommen hatte, ſeiner Aſche kaum diejenigen Pflichten geleiſtet, die man dem römiſchen Adel gewöhnlicher maßen zu leiſten pflegte.

Jedoch iſt hier auch die Rede von keinem öffentlichen Denkmaale, noch von einer durch den Senat angeſtellten Vergötterung; ſondern nur von einem Privatdenkmaale, und was allem Anſehen nach von jemanden aus dem Hauſe dieſes Prinzen verfertiget worden.

Caligula z. E. dem wir faſt alle Münzen vom **Germanicus** und der **Agrippina**, als ſeinem Vater und ſeiner Mutter, von ſeinen Brüdern und Schweſtern, vom **Nero** und **Druſus**, der **Agrippina**, **Druſilla** und

Julia, der **Antonia** ſeiner Großmutter, ja ſo gar einige von ſeinem Aeltervater, **Auguſt**, zu danken haben; **Caligula**, der ſeine Regierung, mit den Reiſen in die pandatariſchen und pontiſchen Inſeln anfieng, (*Suet. in Calig.*) bloß um daſelbſt die Aſche ſeiner Mutter und ſeines Bruders **Nero**, zu ſammeln und ſelbige zu **Auguſtens** Grabe zu bringen, welcher befohlen hatte, daß **Antonia** eben dieſelbe Ehre genießen ſollte, die der Kaiſerinn **Livia** wiederfahren war, und welcher ſeinen Vätter **Claudius**, aus der Claſſe der Ritter zog, um ihn zum Conſul zu machen: Kurz, dieſer Prinz, welcher bey ſeiner Gelangung zum Throne, nichts von allem unterließ, was ſein Geſchlecht verherrlichen konnte, ſo daß er auch dem Senate **Tibers** Vergötterung vorſchlug, dieſer Prinz hat alſo ſonder Zweifel auch des **Germanicus** Andenken, in einem Denkmaale wie gegenwärtiges iſt, verewigen wollen.

Man fand an dem vergötterten Prinzen, das Anſehen, die Bildung und Jugend des **Germanicus**, der wegen ſeiner Schönheit, ſeiner guten Geſtalt und ſeines Alters, ſowohl als wegen ſeines Heldenmuths und ſeiner Thaten, ſchon zu ſeiner Zeit mit dem **großen Alexander** verglichen wurde.

Der auguraliſche Stab, den er mit der Rechten hält, zeiget die Augurwürde an, welche auf des **Germanicus** Aufnahme an Kindesſtatt, ſogleich folgte, und bey welcher man ſagte, daß man nach ihm, niemanden anders als aus dem Geſchlechte der **Cäſars** wählen würde.

Was das Horn des Ueberfluſſes betrifft, welches er in der andern Hand hält, ſo iſt es das ordentliche Zeichen der wohlthätigen Gottheiten: und dieß ſtimmt mit dem Begriffe überein, den man ſich vom **Germanicus** gemacht hatte, deſſen Güte und Mäßigung ſowohl die Römer als fremden Völker bezaubert hatten.

Die **Victorie** endlich, welche den Helden krönet, und **Minervens** Schild, mit welchem er ſich gewaffnet hat, kommen einem allezeit ſieghaften Prinzen zu, der eben im Begriffe war den Sieg in Deutſchland zu enden, als es dem **Tiber** einfiel ihm die Ehre des Siegsgeprängesz zuzugeſtehen, um ihn nur zu verhindern, daß er die Früchte ſeiner Siege einerndten möchte. (*Tacit. Annal. Lib. II.*)

Er ſtarb im fünften Jahre der Regierung dieſes Kaiſers. Die Zeitung von ſeinem Tode ſetzte das ganze Land in Entſetzen: und als ſeine Aſche von der **Agrippina**, nach **Rom** gebracht ward, ſo fiengen die Soldaten, die obrigkeitlichen Perſonen und das Volk von neuem an ihn ſo heftig zu beweinen, daß man hätte ſagen ſollen, es wäre ihnen entfallen, daß **Tiber** auf dem Throne ſäße. Die Sache gieng ſo weit, daß dieſer Kaiſer, der auf des **Germanicus** Ruhm noch immer eiferſüchtig war, einen Befehl mußte kund thun laſſen, damit der Trauer und dem Schmerze der Römer nur ein Ende gemacht würde.

Es iſt daher nicht zu verwundern, daß **Caligula** ſeinen Vater in einem beſondern Werke vergöttern wollen, da er bey ſeiner Gelangung zum Throne, das heißt, mehr als funfzehn Jahre nach des **Germanicus** Tode, ihn nicht öffentlich unter die Götter verſetzen konnte. Was er nun damals für alle ſeine Angehörigen, ſonder Ausnahme that, das verdienet wohl, daß man ihn auch für den Urheber dieſes Agaths halte.

Der andere Agath iſt faſt von eben dem Geſchmacke und dem Anſehen nach auch von eben der Zeit, als der erſte. In den Zeiten der Unwiſſenheit, hatte er ebenfalls für **Josephs** Triumph in **Aegypten** gegolten. Eine erleuchtetere Zeit aber hat ihn dem **Germanicus** und der **Agrippina** wieder erſtattet, welche auf demſelben unter der Geſtalt der **Ceres** und des **Triptolemus** in dem Wagen dieſer Göttinn, vorgeſtellet ſind. Vieleicht iſt auch dieſes Stück noch ein Denkmaal von des **Caligula** gelobten Gottesfurcht im erſten Jahre ſeiner Regierung.

Nichts iſt in dem Heidenthume gemeiner, als dergleichen Vergleichungen der Prinzen und Prinzeßinnen mit den

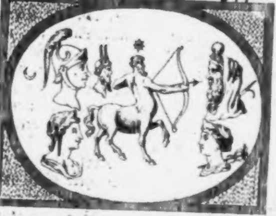
Gottheiten; ungeachtet ſie oft gar keine Verhältniß miteinander haben. In den alten Denkmälern giebt es unzählige Beyſpiele davon. Allein Germanicus und Agrippina, die Luſt und Hoffnung des römiſchen Volks, die einzigen Bilder des Alterthums, wie man ſie zu ihrer Zeit nannte, konnten mit allem Rechte ſolchen Gottheiten verglichen werden, die allemal günſtig ſind.

* *

LIII.

Muthmaßungen über einen alten geſchnittenen Stein.

Nachdem der Graf von Pontchartrain im 1709ten Jahre, der Akademie einen Abdruck des hier untergedruckten gegrabenen Steines geſchickt hatte,



ſo bediente ſie ſich dabey Herrn Gallands, Baudelots und eines fremden Gelehrten, Paters D. Bernhards von Montfaucons Scharfſinnigkeit, welcher letztere ſo gütig war die Akademie zur Richterinn ſeiner Unterſuchungen zu erwählen.

Der Stein iſt ein blutfarbigter Jaſpis, hol gegraben und ziemlich gut gearbeitet; ungeachtet er nicht unter die auserleſenſten gehöret. Man ſieht ſechs Figuren darauf, die einen ziemlich verwirren, wenn man die mittelſte ausnimmt, welche ein jeder gleich für den Himmelsſchützen erkennen muß.

Gegen über dieſem Himmelszeichen ſteht ein bärtigter und geſchleyerter Kopf, der eine Kugel auf dem Kopfe und eine Art von Doppelhaken auf der Achſel hat. Herr **Galland** verſichert, es ſey **Pluto**; und die Figur darunter iſt folglich **Proſerpina**. An dem Kopfe der einen Helm auf hat und hinter dem Schützen ſteht, erkennet er den Gott **Mars**. Die **Venus** ſetzt er gleich darunter und zweifelt nicht, daß der alte Mann im langen Barte und mit den langen Hörnern, deſſen Kopf zwiſchen dem **Mars** und dem Schützen iſt, nicht **Oſiris** ſey, den die Dichter oftmals κεραὸς und εὐκέραος, cornutus, bene cornutus, nennen.

Nachdem nun die Perſonen dergeſtalt ausgemacht ſind, ſo glaubt Herr **Galland**, daß erwähnter Stein ein aſtronomiſches und talismanniſches Siegel ſey, welches auf irgend eines Prinzen Geburt geſtochen worden, um ihm alle die Gottheiten günſtig zu machen, die er bey ſeinem Leben, ja gar nach ſeinem Tode, nöthig haben könnte.

Der Pater **Montfaucon** unterſcheidet in dieſem Steine zwo Reihen von Figuren. In der erſten vier; und in der andern zwo.

In der erſten gehöret der Kopf, welcher dem Schützen im Geſichte ſteht und den Herr **Galland** für des **Pluto** ſeinen hielt, dieſem neuen Lehrgebäude nach, dem **Marcus Aurelius** zu. Er iſt geſchleyert und zwar als **Pontifex Maximus**, und als ob er Flaminis ritu opfern wollte. Was ein Doppelhaken zu ſeyn ſcheint, das iſt unfehlbar ein Auguralſtab. Die Kugel auf dem Kopfe hergegen, kann auch die Oberherrſchaft andeuten.

Herrn **Gallands** Gott **Mars** verändert hier das Geſchlecht, und wird die Stadt **Rom**, eine kriegeriſche Gottheit, die man faſt auf allen alten Denkmälern mit einem Helme auf dem Haupte findet; und was oben für den **Oſiris** gehalten ward, das iſt **Aeſculap**.

In der andern Reihe, iſt der weibliche Kopf unter dem **Marcus Aurelius**, die Göttinn der **Geſundheit**, bey den Griechen Ὑγίεια, bey den Lateinern aber Salus genannt. Man erkennet ſie, wie Herr **Montfaucon** ſagt, an der Schlange, die der Steinſchneider faſt wie einen Schlangenſtab geflochten hat. Der andere Frauenzimmerkopf, welcher dieſem Kopfe der Geſundheitsgöttinn faſt gegenüber ſteht, iſt **Fauſtina** des **Marcus Aurelius** Gemahlinn, und von Herrn **Gallands Venus** wenig unterſchieden.

Wenn dieß nun richtig iſt, ſo wird es nicht ſchwer fallen zu glauben, daß gegenwärtiger Stein, ein ſymboliſches Bild derer Gelübde und Opfer ſey, welche **Marcus Aurelius** gethan, um die berühmte Peſt zu ſtillen, welche unter ſeiner Regierung die Stadt **Rom** verheerte. Der Schütze ſetzt den Zeitpunct dieſer Opfer in den Monat November oder December, feſt.

Herr **Baudelot**, der dieſe zwo Erklärungen, weder verwarf noch annahm, hat indeſſen drey oder vier andere davon angegeben.

Nach der erſten wird dieſes Stück der Gottesfurcht irgend einer Privatperſon zugeſchrieben, die nichts anders im Sinne gehabt, als ihre Hausgötter, den **Jupiter Hammon**, den **Mars**, die **Venus**, den **Pluto**, oder **Serapis**, die **Ops** oder die Erde vorzuſtellen; und nach dieſer Erklärung, kann der Schütz im Nothfalle, auch als ein Zeichen vom **Neptun** angeſehen werden. Dieſe Meynung nun geht von Herrn **Gallands** ſeiner nicht eben ſo gar weit ab.

Die andere kömmt **Montfaucons** ſeiner näher und eignet alle Figuren dieſes Steines dem Geſchlechte der **Antoninen** zu. **Antoninus Pius**, der ſeit ſeiner Gelangung zum Kaiſerthume, gar wohl als das Haupt dieſes Geſchlechts angeſehen werden kann, wird unter **Jupiter Hammons** Geſtalt vorgeſtellt, weil er ſchon unter der Zahl der Götter war. **Marcus Aurelius** und Fauſtine ſeine Gemahlinn, die nach ihm geſtorben und ſowohl als **Antonin** vergöttert worden, erſcheinen unter **Plutons** und der **Proſerpina** Bildern. **Commodus** endlich und Criſpina, die damals noch lebten, ſind natürlich gemalet, und ſo, wie man ſie auf vielen Münzen findet. Der Schütze, welcher nun noch zu erklären übrig bleibt, macht dem Herrn **Baudelot** gar keine Sorge, ſondern ſetzt vielmehr alle dieſe Perſonen in ein Leben. Als ein Himmelszeichen, zieht Herr **Baudelot** daraus deſſen Einfluß auf die ganze Familie; als ein bloßer **Centaurus** aber, beweiſt er, ſowohl aus Münzen als aus andern Denkmälern, daß ſolcher der **Aurelier** älteſtes und gewöhnlichſtes Zeichen geweſen.

Jedoch will Herr **Baudelot** noch lieber vorausſetzen, daß dieſer Stich von des **Caligula** Zeiten ſey, welchem auch der Kopf mit dem Helme ähnlicher ſieht als dem **Commodus**. Er findet ſogar die ſämtlichen Angehörigen dieſes Prinzen unter den Bildern der Gottheiten darauf, den **Julius Cäſar**, den **Auguſt**, die **Antonia** und **Druſilla**. Eignet man dieſes abergläubiſche Werk irgend einem Leibarzte dieſes Prinzen zu, ſo iſt der **Centaur Chiron** ein Zeichen der Arzneykunſt. Gleichwohl bewegt ein Hochzeitgedicht aus der **Anthologie**, welches gegenwärtigen Stein räthſelhafter Weiſe erkläret, den Herrn **Baudelot**, dieſes gegrabene Bild dem Dichter ſelbſt zuzueignen, welches **Antipater** von **Theſſalien** und nicht der von **Theſſalonich** geweſen, mit welchem **Voſſius** der Vater und **Gyraldus** ihn vermengt haben.

Man weis, daß des Centaurs Verwandelung urſprünglich aus Theſſalien iſt. Und was nun noch ſchlüßlich in ſo vielen und verſchiedenen Erklärungen den Ausſchlag giebt, iſt dieß, daß das Land der Muthmaßungen unſtreitig die größte Provinz in dem Reiche der Gelehrſamkeit iſt.

* *

LIV.

Herrn von Boze Abhandlung von den obſidionaliſchen Münzen.

Die große Zahl derer belagerten Städte, in welchen man zur Zeit des letzten Krieges dergleichen Münzen geſchlagen, welche gemeiniglich obſidionaliſche Münzen genannt werden, hat zu verſchiedenen Zeiten einige Privatperſonen, ja ſo gar Staatsminiſter, bewogen, die Akademie um Rath zu fragen, um den Urſprung dieſer Art von Münzen, wozu ſie eigentlich beſtimmt geweſen, und wie ſie ausſehen ſollten, zu erfahren; inſonderheit aber zu wiſſen, ob es einem bloßen Statthalter oder Befehlshaber erlaubt ſey, ſeinen Kopf darauf prägen zu laſſen.

Herr von Boze nahm im 1710ten Jahre die Beantwortung aller dieſer Fragen über ſich und verfertigte von den obſidionaliſchen Münzen eine Nachricht, deren Inhalt kürzlich dieſer iſt.

Die Gewohnheit in den belagerten Städten beſondere Münzen zu ſchlagen, die ſo lange gelten als die Belagerung währet, muß ſchon ſehr alt ſeyn, indem deren Mutter die Nothwendigkeit iſt. Denn in der That, da dieſes Geld zu einer ſolchen Zeit, im Handel und Wandel ſehr viel höher angenommen wird, als es innerlich werth iſt; ſo kömmt es den Commendanten, den Obrigkeiten, ja ſelbſt den belagerten Einwohnern ſehr zu ſtatten.

Dieſe Art von Münzen ſieht gemeiniglich derjenigen Drangſal ähnlich, durch welche ſie verurſachet worden. Sie ſind von ſchlechtem Metalle, und der Stämpel iſt ſehr plump. Gleichwohl findet man auch einige, die von gutem Silber und wohl gearbeitet ſind; allein bey ſolchen hat denn auch die Praleren mehr gethan, als die Nothdurft.

Ihre Form iſt nicht gewiß beſtimmt. Es giebt runde, länglichte und viereckigte; einige ſind rhombiſch, einige achteckigt und einige dreyeckigt.

Das Bild und die Umſchrift ſind eben ſo wenig an gewiſſe Regeln gebunden. Einige ſind auf beyden Seiten gepräget, und das iſt was ſeltenes; andere haben nur ein einziges Zeichen. Oftmals findet man das Wapen der belagerten Stadt, zuweilen des Regenten ſeines und zuweilen auch des Gouverneurs Wapen darauf. Am allergewöhnlichſten aber iſt es, daß man nur bloß den Namen der Stadt, entweder ganz ausgeſchrieben, oder abgekürzt, die Jahrzahl und die Zahlen drauf findet, die den Werth des Stücks anzeigen.

Da die Liebhaber nachläßig geweſen, dieſe Art von Münzen zu ſammeln, und da kein Schriftſteller davon geſchrieben hat; ſo würde es ſehr ſchwer ſeyn eine ordentliche Geſchichte davon zu verfertigen. Der Unterſchied derjenigen indeſſen, die wir kennen, und die Thaten auf welche ſie ſich beziehen, ſind zu einer guten und angenehmen Abhandlung davon hinlänglich.

Die älteſten von dieſen **obſidionaliſchen Münzen**, die wir kennen, ſind zu Anfange des ſechszehenten Jahrhunderts geſchlagen worden, als **Franciſcus** der erſte Italien mit Krieg bezog; und dieß geſchah zwiſchen den Belagerungen von **Pavia** und **Cremona** im 1524 und 1526 Jahre. Drey Jahre darauf ſchlug man zu **Wien** in Oeſterreich faſt eben dergleichen, als **Soliman** der II. dieſe

Stadt belagerte; und **Luckius** führt eine an; die ſehr ſonderbar iſt, und von den **Venetianern** zu **Nicoſien**, der Hauptſtadt in **Cypern**, bey der Belagerung geſchlagen worden, die Selim der andere in 1570 Jahre, auf dieſen Ort unternahm.

Die erſten Kriege der Holländer mit den Spaniern, biethen nachmals eine große Menge ſolcher Münzen dar. Wir haben welche die zu **Middelburg** 1573 in **Seeland**, zu **Harlem** und zu **Alkmaer** geſchlagen worden. Die einzige Stadt **Leiden**, hat in der Belagerung, die ſie im 1574 Jahre ausgeſtanden, dergleichen Münzen mit drey verſchiedenen Gegenſeiten ſchlagen laſſen. Aus **Schonhoſen** hat man vom folgenden Jahre welche. Allein eine der merkwürdigſten war diejenige, welche die Einwohner zu **Campen** in der Belagerung von 1578 ſchlagen ließen. Sie iſt auf beyden Seiten geſtämpelt. Auf allen beyden ſieht man das Stadtwapen; deren Name unten mit der Jahrzahl und dem Zeichen des Werthes ſteht. Oben lieſt man die Worte: EXTREMVM SVBSIDIVM, die letzte Zuflucht; welches dem Namen ziemlich gleich kömmt, den man in Deutſchland dergleichen Münzen giebt; allwo man ſie gemeiniglich den **Nothpfennig** nennet. Diejenigen die im 1579 Jahre zu **Maſtricht** geſchlagen worden, ſind eben ſo merkwürdig; allein wir würden uns in ſehr verdrießliche Wiederholungen einlaſſen, wenn wir ferner ſo in chronologiſcher Ordnung alles durchlaufen wollten, was ſeit der Zeit in dieſem Falle geſchehen iſt.

Wir ſchreiten vielmehr zu der Frage, ob nämlich dergleichen Münzen, um einen rechtmäßigen Lauf zu haben, mit dem Kopfe oder dem Wapen desjenigen Prinzen bezeichnet ſeyn müſſen, dem die belagerte Stadt gehöret; wenn beyde Zeichen durch das einzige Wapen der Stadt, oder des Gouverneurs der ſie beſchützt, erſetzt werden können; und endlich, ob es einem Gouverneur erlaubet ſey, ſich ſelbſt auf dergleichen Münzen prägen zu laſſen.

Was die Entſcheidung dieſer Frage ſchwierig zu machen ſcheint, iſt, daß es in dieſem Stücke gar kein Geſetz giebt, ja nicht einmal eine durch die Einwilligung der Völker, oder durch einen einträchtigen Gebrauch eingeführte Regel. Allein eben dieſer Mangel der Geſetze und Gewohnheit in Anſehung der Belagerungsmünzen, berechtiget uns zu ſagen, daß man ſie mit Unrecht **Münzen** nennet. Zwar dienen ſie eine Zeitlang ſtatt derſelben; allein im Grunde muß man ſie für nichts als für Zeichen und öffentliche Pfänder der von dem Gouverneur oder Obrigkeit verſprochenen Redlichkeit, in ſo ſchweren Zeiten als eine Belagerung iſt, halten. Es ſcheint alſo auf ihr Gepräge ſehr wenig anzukommen, wenn ſie nur die erwünſchte Wirkung thun.

Gleichwohl muß man bekennen, daß es beſſer ſeyn würde, wenn man auf dergleichen Münzen den Namen des Prinzen ſetzte; ſo wie es mit denen geſchehen, welche im 1641 Jahre, eine von einem ſpaniſchen, die andere von einem franzöſiſchen Statthalter geſchlagen worden. Die erſte führet die Aufſchrift: PHIL. IIII. REX PATER PATRIAE ARIA OBS. 1641. Auf der andern lieſt man: LVD. XIII. REX PIVS IVSTVS INVICTVS ARIA VNO Ao. BIS OBSESS. 1641.

Man findet kein einziges von ſolchen obſidionaliſchen Stücken mit dem Kopfe eines bloßen Statthalters bezeichnet; vor der Münze von der Belagerung von Tournay, welches die erſte von dieſer Art iſt. Man ſagt hier von einem bloßen **Statthalter**, denn wir haben Beyſpiele von Prinzen, die ihre eigene Städte ſelbſt beſchützt und es ihnen innen nach eigenem Gefallen gehalten haben. Indeſſen könnte ein Privatgouverneur zu ſeinem Schutze den Mangel eines gegenſeitigen Geſetzes, die Einwilligung des Stadtraths, das Vertrauen des Volks und der Soldaten, und noch über dieß alles, das natürliche Verlangen nach Ehre anführen, ohne ſeinem Landesherrn Eintrag zu thun.

Uebrigens muß man die obſidionaliſchen Münzen nicht mit denen Schaupfennigen vermengen, die bey Gelegenheit einer Belagerung und deren verſchiedenen Vorfällen, oder der Uebergabe einer Stadt geſchlagen werden.

* *

LV.

Betrachtungen über einige andere Münzen, oder neue beſondere Schaupfennige.

Die zwo erſten auf beyſtehendem Kupfer geſtochenen Münzen, ſind der Akademie vom Herrn **Boze** gebracht worden, und beyde ſind ſehr ſonderbar.

Auf der erſten, No. I. die von Silber und faſt ſo groß als dieſe Zeichnung iſt, ſieht man den Kopf irgend eines nbekannten Prinzen oder Feldhauptmanns, mit der Umſchrift ANTIREMIVICOS. Auf der Gegenſeite lieſt man: BETTO MONEPR. ACCI und in dem Felde ſtehn die Buchſtaben ARLAT, welche die verzogenen Buchſtaben der Stadt **Arles** ausmachen. Es iſt alſo nur ie Schrift auf der Kopfſeite einiger Schwierigkeit fähig, ndem die Schrift der Gegenſeite ſich von ſelbſt ſo erkläret: ETTO MONEtarius PRovinciæ AC CIvitatis AReLATenſis. Der Name des Münzmeiſters **Betto**, ſteht uch ſchon auf einigen Münzen, welche **Bouteroue** und **Blanc** in des großen **Clodovåus** und ſeiner Kinder eiten rechnen.

Wenn die Geſchichte der damaligen Zeiten, recht aus nander geſetzt wäre, und irgend eines berühmten Feldern Antiremius Erwähnung thäte, ſo würde man ohne edenken ihn auf dieſer Münze erkennen und die Schrift n ſeinen Kopf herum ſo leſen: ANTIREMius VIce COmes. Allein da hierzu die Beweiſe, ja ſogar die mindeſten Spuren fehlen, ſo iſt es natürlicher, daß man um dieſen unbekannten Kopf herum, den Namen desjenigen Ortes ſuche, allwo die Münze geſchlagen worden, und vielleicht wird man ihn finden, wenn man die Schrift bey dem Buchſtaben zu leſen anfängt, der dieſelbe zu enden ſcheint, das heißt bey dem S, SANTI REMI VICO, welche einige Münzenkenner, wie ſie verſichern, bereits auf andern Münzen der erſten und zweyten Claſſe, eben ſo geleſen.

Das zweyte Stück iſt von Golde, und ein Schaupfennig von Carlen von Frankreich, Herzogen von Aquitanien, Carls des VII. Sohn und Ludwigs des XI. Bruder. Dieſer Prinz wird darauf vorgeſtellt, wie er einen Löwen zerreißt und man lieſt auf derſelben Seite, KAROLVS REGIS FRANCORum FILIVS AQVITANORum DVX. Auf der Gegenſeite ſieht man ein mit Lilien verziertes Kreuz, welches an den Ecken und in der Mitten Lilien und Leoparden hat. In der Mitten iſt der Schild des Prinzen, welcher im 1 und 4 Felde das franzöſiſche, im 2 und 3 aber das aquitaniſche, nämlich ein rother Leopard im goldenen Felde iſt. Rund herum ſteht: TV ES DomiNE DEVS MEVS FORTITVDO MEA ET LAVX MEA.

Der Schlag dieſer Münze und die Zeichnung der Buchſtaben in der Schrift, veranlaſſen einen anfangs zu glauben, es ſey wirklich eine Münze von erwähntem Prinzen. Denn ſeines Bruders Ludwigs des XI. Münzen ſind ihr ganz ähnlich. Der Titel KAROLVS REGIS FRANCORVM FILIVS, ſetzt die Frage noch mehr ins Licht. Es iſt der einzige Carl, Sohn eines Carls Königs von Frankreich und Herzogs von Aquitanien, nach dem Tode ſeines Vaters. Ja vielleicht nahm er dieſen Titel nur deswegen an, um dieſen Unterſchied unter ihm und andern Herzogen dieſes Namens, feſtzuſetzen. Außer dem können ihn noch zwo andere Urſachen dazu bewegen.

Erſtlich, um anzuzeigen daß er **Aquitanien**, nicht ſowohl aus Freygebigkeit ſeines Bruders, als nach dem Rechte ſeiner Geburt, beſäße. Zum andern, um **Eduards** Prinzens von **Wallis** und Herzogs von Aquitanien Beyſpiele zu folgen, welcher auf den Münzen den Titel PRIMOGENITVS REGIS ANGLIÆ angenommen hatte.

Der Name dieſer Münze iſt in des **Budeus** Tractate, de Aſſe et partibus eius aufbewahret, allwo er, indem er überhaupt von den engländiſchen Münzen redet und inſonderheit von denen handelt, die man Nobles à la Roſe nennet, und welche **Eduard** in großer Menge verfertigen laſſen, zugleich ſagt, ſie wären nicht ſo ſchwer geweſen, als **Carls** von **Aquitanien** ſeine, die man FORTS nannte. Roſatos, Eduardeoſque pondere ſuperant Carolei Aquitaniae Nummi qui FORTES appellantur.

Es iſt leicht zu errathen, warum man dieſe Münzen Fortes nennet. Sie waren ſtärker als die Münzen von den Herzogen, die **Carls** von Frankreich Vorgänger geweſen waren. Uebrigens hatte auch die That, in welcher dieſer Prinz darauf vorgeſtellet wird, zu dieſer Benennung wohl Anlaß geben können, die ſich auch zu dem Worte FORTITVDO auf der Gegenſeite ſchickt. Endlich kann auch dieſer Name als eine Entgegenſetzung des Namens HARDI genommen worden ſeyn, den man den Münzen der engländiſchen Prinzen letztern Herzoge von **Aquitanien** und **Carls** von Frankreich Vorgängern gegeben hatte, welche darauf mit bloßem Schwerte vorgeſtellet wurden. Dieſer Name, den man auch den kleinen küpfernen und geringhaltigen Münzen mittheilete, hat, allem Anſehen nach, zu unſerer heutigen Benennung Liard Anlaß gegeben, als wenn man ſagen wollte Li hardi, der **Kühne**.

Faſt alle unſere franzöſiſchen Münzen von dem dritten Stamme der Könige, haben ſolchergeſtalt Namen bekommen, die aus ihren Bildern genommen geweſen; unter **Philipp Auguſten** die Maſſes; unter **Ludwigen** dem

VIII, unter ſeinem Sohne, dem heil. Ludwig und unter Ludwigen Hutin die Agnels; unter Philippen von Valois die Kronenthaler und Angelots; unter dem Könige Johann, die Francs à pied und die Francs à cheval, u. ſ. w.

Das dritte Stück, No. III. iſt uns vom Herrn Abbé Fraguier verſchaffet worden. Es iſt ein goldener Schaupfennig von Henrich dem IV. Die Gegenſeite ſtellet zwo Seulen vor, die auf einem großen Geſtelle, nach Art eines Altars zugehauen, ruhen; die Seulen aber ſind mit zween Zweigen umſchlungen, deren einer von Palmen, der andere ein Oelzweig, und oben ſind ſie mit einer geſchloſſenen franzöſiſchen Lilienkrone geſchloſſen. Rund herum ſtehen die Worte: REGIS SACRA FOEDERA MAGNI. Auf dem Fußgeſtelle welches die Seulen trägt, lieſt man: EX AVRO FRANCIGENA ANno FOEDeris Feliciter RENOvati EFFOSSO. Im Abſchnitte ſteht das Datum 1602.

Jacob de Bie hat in ſeinem France Metallique dieſen Schaupfennig von Heinrichen dem IV. mit vielen andern angeführet, die eben nicht alle richtig ſind; die Erklärung davon aber hat er nicht gegeben. Selbige nun kömmt auf zween Umſtände an, die, ob ſie gleich von unſerer Zeit nicht weit entfernet ſind, dennoch ſehr vielen Leuten unbekannt ſind. Man hat nämlich im 1602 Jahre, einige Jahre nach dem vervinischen Frieden, endlich mit den Schweizern das Bündniß wieder erneuert, welches bis dahin allerley Schwierigkeiten erduldet; und bey dieſer Erneuerung, wobey es ſehr feyerlich zugieng, theilte man den Abgeordneten der Cantons, die nach Paris gekommen waren (*Hiſt. Thuan. L. 123*) gewiſſe Münzen aus, die von demjenigen Golde gemachet waren, welches man aus denen in ſelbigem Jahre im Lionneſiſchen eröffneten Goldgruben gezogen hatte, und von welchen man ſich große Hoffnung machte.

Herr Fraguier führte bey dieſer Gelegenheit einen metallenen Schaupfennig vom Trajan an, auf welchem man lieſt: METALLI VLPIANI PANNonici; und zween andere vom Hadrian, auf deren einem man METallum NORicum, und auf dem andern METallum DELMaticum lieſt: alle dieſe ſind ſonder Zweifel von dem Metalle gemacht, welches unter dem Trajan und Hadrian, aus gewiſſen Bergwerken in dieſen mittäglichen deutſchen Provinzen gegraben worden.

So außerordentlich auch das Wort FRANCIGENA zu ſeyn ſcheint und wirklich iſt, welches auf Henrichs des IV. Münze ſteht, ſo kömmt es doch beſſer mit dem Begriffe eines Goldes überein, das aus franzöſiſchen Bergwerken gezogen worden, als AVRVM FRANCICVM würde gethan haben, welches in gutem Lateine, ein tributariſches Gold, aurum quod pendunt Franci, würde geheißen haben.

Das vierte Stück, No. IV. iſt ebenfalls ein Goldſtück. Herr Oudinet ſchickte daſſelbe im 1706 Jahre der Akademie, und wollte wiſſen von welchem Prinzen es ſey und welches wohl das in der Hauptſchrift vergeſſene Wort ſeyn möchte. Er glaubte nämlich und viele Perſonen denen er es gezeigt hatte, waren ſeiner Meynung, daß in der Schrift die im Eichenkranze ſteht: FRANciſci DVCIS FIDEI SE MANDAT ANNO 1612. ein Wort, und zwar ein Hauptwort ausgelaſſen ſey, da die Gegenſeite nur ein bloſſes Sinnbild iſt.

Nachdem man nun dieſen Schaupfennig ein wenig unterſuchet hatte, ſo fand man, daß, anſtatt FRANciſci DVCIS FIDEI SE MANDAT, SE MANtua DAT, geleſen werden müſſe. Dieß fällt nun nicht gleich in die Augen, weil kein Punct da iſt, der die Abkürzung anzeigte, und weil man mehrentheils mandare und ſelten dare ſe fidei alicujus, ſagt.

Dieſer Franciſcus, Herzog von Mantua, iſt Franciſcus der vierte des Namens, welcher 1608 Margaregarethen von **Savoyen** geheirathet hatte und zu Ende des 1612 Jahres ſtarb, welches eben das Jahr iſt, in welchem dieſe Münze geſchlagen worden.

Man hat für billig gehalten dieſes Beyſpiel einer unvollkommenen Abkürzung hier anzuführen, ja die vieleicht mit Fleiß ſo gemacht worden, um zu zeigen, daß bey den Aufſchriften und Münzen, zuweilen nur ſehr wenig erfordert wird, Leute ſtutzig zu machen, oder gar zu betrügen, die ſonſt überaus geſchickte Männer ſind.

* *

LVI.

Entdeckung der alten Stadt der Viducaſſianer.

Es giebt zwo Meilen von **Caen** in der Nieder-Normandie, ein Dorf, welches man **Vieux** (alt) nennet und woſelbſt man ſo viele Ueberbleibſel des Alterthums findet, daß der gelehrte Verfaſſer des Urſprunges von **Caen**, **Huetius**, nicht gezweifelt hat, die Römer müßten an dieſem Orte ein anſehnliches Feldlager gehabt haben. Er hat ſo gar geglaubt, der Name vieux könnte wohl von vetera caſtra kommen, ſo wie der Name der nicht weit davon liegenden Stadt **Coutances**, von conſtantia caſtra kömmt, welches auch in den daſigen Landesrechten immer beybehalten worden.

Herr **Foucault** der ſich ſeitdem allda befunden, und als Aufſeher der Provinz alle Vortheile vor ſich hatte, die einer löblichen Neugierde forthelfen können, unterſuchte dieſe Ueberbleibſel in der Nähe, deren anſehnlichſte eine Waſſerleitung, ein übrig Stück eines Dammes, einige Stücke von Seulen, Ueberbleibſel von Aufſchriften, u. ſ. w. waren. Er ließ hie und da umher graben, und entdeckte verſchiedene Gebäude, deren Grund noch ganz war. Unter dieſen Gebäuden iſt das merkwürdigſte ein vollſtändiges Gymnaſium, mit Bädern, deren Einrichtung, Größe und alles Zubehör, mit des **Vitruvius** Regeln übereinſtimmen.

Dieſe unleugbaren Zeugniſſe nun einer alten und großen Stadt, wurden durch diejenigen Aufſchriften beſtätiget, welche man unter dieſen Ruinen herausſuchte, und auch durch diejenigen, die man bereits in den umliegenden Gegenden entdecket hatte. Sie ſind faſt alle von einer Art eines rothadrigten Marmors, davon der Steinbruch annoch zu **Vieux** befindlich iſt.

In dieſen Aufſchriften, und inſonderheit in derjenigen, die, nach der daſigen Landesſage, zu **Franciſcus** des I. Zeiten, von **Vieux** nach **Thorigny**, auf **Joachims von Matignon** Veranſtaltung gebracht worden, wird von der Stadt der **Viducaſſier**, CIVITAS VIDV-Caſſium geredet, die man auch im **Ptolomäus** genennt findet, und deren **Plinius** Erwähnung thut, wenn er die Völker der andern lioniſchen Provinzen nennet, Parrhiſii, Trecaſſes, Andegavi, Viducaſſes, Vadicaſſes oder vielmehr Vadiocaſſes, nach andern Handſchriften.

Da man aber nicht wußte, was aus dieſer Stadt der **Viducaſſier** geworden iſt, ſo haben die meiſten Ausleger geglaubt, daß des **Plinius** Viducaſſes eben dieſelben Vadiocaſſes oder Badiocaſſes wären, die dieſer Schriftſteller gleich darauf nennet, und welches die nicht weit davon liegenden Einwohner zu **Bayeux** ſind.

Der Herr **Foucault** und Herr **Galland**, welcher damals bey ihm war, ſchickten der Akademie im 1704 und 1705 Jahre, eine Nachricht von dieſer Entdeckung. Sie fügten derſelben ihre Betrachtungen über die Stadt der **Viducaſſier**, die Abſchriften der vornehmſten Aufſchriften und die Beſchreibung einer großen Menge an demſelben Orte gefundener Münzen hinzu.

Die wichtigſte von dieſen Aufſchriften iſt unfehlbar diejenige, welche man von **Vieux** auf das Schloß **Thorigny** gebracht hat. Man hatte ſie zum Theile dem Herrn **Spon** mitgetheilet, der ſie auch in ſeinen Alterthümern bekannt gemachet hat. Dieß iſt ein marmorner Grundſtein von fünf Fuß hoch und 2 Fuß breit, deſſen drey Seiten beſchrieben ſind. Die erſte, welche im **Spon** fehlet, lehret uns, daß dieſer Stein die Bildſeule eines P. SENNIVS SOLEMNIS aus der Stadt der **Viducaſſier** gebürtig, getragen. Die drey Provinzen der Gallier hatten ihm mit einhälliger Stimme dieſe Ehre in ihrer Stadt bewieſen, allwo man zu dieſem Ende einen Raum dazu angegeben findet, unter dem Conſulate des **Annius Pius** und **Proculus**, welches in das 902 Jahr der Stadt Rom fällt, und eben daſſelbe iſt, da der Kaiſer **Maximian** zu **Aquileja** getödtet worden.

TRES PROV. GALL.
PRIMO V. MONVM. IN SVA CIVITATE
POSVERVNT LOCVM ORDO CIVITATIS
VIDVC. LIBENTER DED. P. XVIIII.
AN. PIO ET PROCVLO COS.

In den andern zu **Vieux** ausgegrabenen Aufſchriften, findet man verſchiedene römiſche Namen, inſonderheit von dem Geſchlechte Cornificia, Domitia und Novia.

Folgende iſt auf einen viereckigten Grundſtein gehauen, der wie ein Altar gearbeitet iſt:

DEO MARTI
C. VICTORIVS
FELIX PRO SE ET
IVNIO FILIO SVO
ET MATERNÆ VIC
TORIS CONIVGIS
MEÆ V. S. L. M. DIALE
ET BASSO COS. IDIBVS
MARTIS.

Das Wort MEÆ iſt unfehlbar anſtatt SVÆ hieher geſetzt worden, um die Zweydeutigkeit zu vermeiden.

Dialis, der erſte von den zween in dieſer Aufſchrift genannten Conſuln, ſteht nicht in den Faſtis die wir noch übrig haben, allwo man die Conſules von dem Namen Baſſus unter dem Nero, dem Severus, Valerian, Gallienus, und dem großen Conſtantin, ſieht.

Dialis war alſo unfehlbar einer von den miteingeſchobenen Conſuln, Conſules ſuffecti, die in den Faſtis faſt allezeit übergangen werden.

In folgenden zwo Aufſchriften:

MEMORIA
VASSIONI
Q. K.

MEMORIA M.
MAGNINI SENICIONIS.

iſt das Wort Memoria durchaus für Monumentum, Sepulcrum genommen. Sueton iſt vieleicht der einzige lateiniſche Schriftſteller, welcher es in dieſem Sinne gebraucht hat, wenn er ſagt, Otto hätte, bevor er ſich getödtet, ein Codicill gemacht, in welchem er ſeine Aſche und die Beſorgung des Begräbniſſes der Meſſaline empfohlen: commendans reliquias ſuas et MEMORIAM.

Der Magninus oder Magninius Senicio, von welchem in der zweyten Aufſchrift gedacht wird, kann wohl ein Nachkömmling desjenigen Senecio ſeyn, deſſen Andenken uns Seneca der Redner (*Suaſor. 2*) ſo boshaft aufbehalten und dem man noch den Zunamen Grandio gegeben hatte, welches der Bedeutung nach, mit dem Magninus ziemlich überein kömmt. Dieß war ein ſehr aufrühriſcher Kopf und in ſeinen Sitten überaus abentheuerlich. Er befliß ſich in ſeinen Gedanken und Ausdrücken einer lächerlichen Größe. Alles war groß an ihm, ſo gar ſeine Schuhe. Er trank nur aus ſehr großen Gefäßen.

Er gab den großen und dicken Feigen den Vorzug. Er hatte lauter große Sklaven; und ſelbſt ſeine Geliebte war rieſenmäßig lang.

Man hat zu Vieux noch eine große Menge alter Münzen gefunden; ſie ſind aus dem blühenden und verfallenden Reiche, von den erſten Cäſarn an, bis auf des großen Conſtantins Kinder; daher es natürlich iſt zu ſchließen, daß dieſe Stadt der Viducaſſier erſt im vierten Jahrhunderte gänzlich zerſtöret und aufgegeben worden; und zwar in irgend einer Unruhe, deren umſtändliche Beſchreibung die Geſchichtſchreiber gar zu ſehr vernachläſſiget haben.

Die ſeltenſte von denen zu Vieux gefundenen Münzen, welche der Akademie mitgetheilet worden, iſt eine griechiſche Münze vom **Diadumenianus**. Dieſer junge Prinz wird auf ſelbiger im Bruſtbilde mit folgender Schrift vorgeſtellet: M. ΘΠΕΛ. ΔΙΑΔΟΤΜΕΝΙΑΝΟC. Auf der Gegenſeite ſteht der Philoſoph Heraklit mit der Umſchrift ΗΡΑΚΛΕΙΤΟC ΕΦΕCΙΩΝ.

Die Münzen vom **Diadumenian** ſind zwar alle ſehr ſelten. Die griechiſchen Münzen von dieſem Prinzen aber ſind noch ſeltener als die lateiniſchen, und die Gegenſeite von der gegenwärtigen, iſt die einzige in ihrer Art.

Nun möchte man noch wiſſen, ob dieſes Volk durch den Ocean, an deſſen Ufern dieſe Stadt ſo nahe lag, oder durch den unermeßlichen Raum der Ländereyen, mit den Griechen im Handel und Wandel geſtanden. Vieleicht iſt auch die bloße Liebhaberey hinlänglich geweſen, dieſe aſiatiſchen Münzen an einen der äußerſten Theile von Europa zu bringen; zumal in derjenigen Zeit, da dieſe zween Welttheile faſt gänzlich einerley Regimente unterworfen waren.

LVII.

Von der alten Stadt der Curioſoliten.

Die Stadt der Curioſoliten, eines alten Volks in Armorica, von welcher in Cäſars Commentarien an drey oder vier Orten gehandelt wird, iſt heut zu Tage faſt ein unbekannter Ort;, denn es iſt aus bloßen Muthmaßungen und indem immer einer den andern blindlings abgeſchrieben, geſchehen, daß die meiſten Ausleger geſagt haben, es ſey Cornvalien oder Quimper geweſen. Die wenige Verhältniß dieſer Namen mit der Benennung Curioſoliten, von welcher doch allem Anſehen nach, eins oder das andere entſtanden ſeyn muß; und die wenigen Spuren welche in erwähnten Städten, von der Pracht oder dem Alterthume übrig ſind, wodurch ſie ſich doch vor andern hervor gethan haben müßten, das ſind Einwürfe, auf welche die Antwort ſehr ſchwer zu fallen ſcheint.

Einige Mitglieder die in dergleichen Dingen gewiegt ſind und der Meynung waren, die alte Stadt der Curioſoliten könnte wohl heut zu Tage das Dorf Corſeult nahe bey Dinant ſeyn, allwo man alle Kennzeichen einer großen und alten Stadt bemerkt, und deſſen ſehr analogiſcher Name, noch alle Buchſtaben des Namens Curioſolit in ſich hält. Herr le Peletier de Suzy nahm ſich die Mühe im 1709 Jahre einen Ingenieur von St. Malo an dieſen Ort ſelbſt zu ſchicken, damit er die ihm angegebenen Ueberbleibſel unterſuchen und davon den umſtändlichſten Bericht der ihm nur möglich wäre, einſchicken ſollte. Der Ingenieur reiſete dahin und die Akademie erhielt bald darauf folgende Nachricht.

Nach-

Nachricht

von den Spuren des Alterthums, die man in dem Dorfe Corſeult in Bretagne, zwo Meilen von Dinant weſtlicher Seite findet.

Dieſes Dorf iſt ganz gewiß auf den Ueberbleibſeln einer anſehnlichen Stadt gebauet, wie aus der großen Menge von Mauerſtücken erhellet, die man in den Gärten und Feldern, vier bis fünf Fuß tief in der Erde findet. Die Kirche in demſelben iſt ohne Zweifel aus den Ueberbleibſeln irgend eines großen Gebäudes gemacht worden: denn man ſieht an verſchiedenen Orten der Thürgerichte, Seulen von eben ſolcher Dicke als die Pfeiler ſind, die die Flügel der Chöre ausmachen. Dergleichen ſind auch diejenigen, welche man hundert Schritte von der Kirche, mitten auf der dinantiſchen Straße ſieht, und neben denen ein Grund von attikurgiſchem Profil von drey Fuß und ſechs Zoll im Durchmeſſer, nebſt ungefähr einem Fuße ſpiraliſcher Hohlſtreifen, befindlich iſt. Das merkwürdigſte aber, iſt ein großer Stein, der fünf Fuß lang, drey Fuß breit und dick iſt, und den man aus einem Grabe gezogen, um einen achteckigten Pfeiler daraus zu machen. An ſelbigem nun hat man eine Seite breiter gelaſſen als die andern, um eine lateiniſche Aufſchrift zu erhalten, die ſo ausſieht, als folgende Abſchrift zeiget:

D * M * S
SILICIA. NA.
MGIDDE-DO
MO. AFFRIKA
EXIMIA PIETATE
FILIVM SECVTA
HIC SITA. EST
VIXIT. AN-LXV
CN. IANVARI
VS FIL-POSVIT.

Unten am Glockenthurme eben dieſer Kirche in einem Loche von ſechszehn Zollen ins Gevierte, ſieht man eine gothiſche Schrift, die aber ſehr ſchwer zu leſen iſt.

An einigen guckt mit der Erden gleich eine kleine Mauer von zween Fuß und vier Zollen hervor, die in gerader Linie von der Süderſeite der Kirche nach Norden zu, ungefähr zwo hundert Ruthen fortläuft. Sie geht queer durch den Kirchhof vor dem großen Eingange vorbey, zwiſchen zweyen Häuſern durch, und verbirgt ſich in einem Felde, wo man ſie nicht nachſuchen laſſen, indem ſie zu einer Stadtmauer zu klein iſt. Die Bauern ſagen, ſie ſey bleyrecht von einer andern ſieben bis acht Schu dicken, feſten Mauer durchſchnitten. Sie erkennen ſolches am Getreide, welches oben über dieſer Mauer allezeit kürzer wächſet, als an andern Orten. Es war ziemlich ſchwer zu errathen, was dieſes ſeyn ſollte, indem es noch eine ſolche Menge anderer Mauern giebt, die man im Umgraben daſiger Felder entdecket.

Am weſtlichen Theile dieſer Mauer iſt ein kleiner Brunnen in einem Felſen mit einem Steine von ſieben Schuen im Durchmeſſer zugedeckt, und in der Mitten mit einem runden achtzehnzolligten Loche durchbohret.

Die Landſtraße von Dinant, wenn man zu dem Dorfe hinaus kömmt, wird von einigen Ueberbleibſeln kleiner Mauern zu zween bis drey Schuen durchkreuzet, welche zwo bis fünf Ruthen von einander ſtehen.

Auf dieſem Wege nun hat man ungefähr zwo hundert Ruthen von der Kirche in einem Stücke ungebauter Erde gegraben, und fährt noch damit fort, um darinnen Ziegelſtücke zur Kitte bey dem St. Maloiſchen Feſtungsbaue zu ſuchen; und man hat verſchiedene Spuren alter Gebäude darinnen gefunden. Das erſte welches man entdecket, war eine Art einer kleinen Ciſterne von ſechs Fuß ins Gevierte, welche auf der Weſtſeite eine Rinne und auf der Südſeite abermals eine von acht Zollen ins Gevierte hatte. Das Pflaſter deſſelben iſt mit einer vier Zoll dicken Kitte bedeckt. Oben über iſt ein Gewölbe voller Erde.

Zwo Ruthen höher hinauf, nach Norden zu, unter einem ungehauenen Steine von drey Schuen, liegt ein gehauener Stein von fünf Schuen und ſechs Zoll auf vier und einen halben breit, und ſechszehn Zoll dick. Man hat zu deſſen Seiten graben laſſen, um zu ſehen was darunter läge, und da hat man gefunden, daß er in einem ſonderbar beſchaffenen Mauerwerke, eingefaſſet wäre. Dieß beſteht aus kleinen Steinen und Stücken von platten Ziegeln, die auf eine ſehr ebene Fläche von Kitte geworfen, und mit einem andern Deckel von Kitte bedeckt iſt, der obenauf ebenfalls glatt iſt. Dergleichen Betten nun liegen viele eins ober dem andern. Nachdem man aber alles rund herum fortgeſchafft, ſo hat man nichts mehrers, als andere kleinere gehauene Steine, und unter denſelben, Mauerwerk von Kalk und Sand, gefunden.

Zwo Ruthen höher hinauf, hat man in einer Art von Kammer zu zwölf Schuen ins Gevierte, in Kitte eingefaßt, einen Camin von fünf Fuß breit gefunden, welcher den Rauch, durch zween Gänge von Ziegeln aus einem Stücke, die auf beyden Seiten verkittet geweſen, ausgeblaſen. Dieſe Rauchfänge ſind achtzehn Zolle hoch und ſechs ins Gevierte. An den zwey entgegen geſetzten Enden, ſind ſie mit viereckigten Löchern durchbrochen, die fünf Zolle lang und anderthalb Zolle breit ſind.

Fünf Ruthen von dieſem Orte war ein kleiner Gang vier Schu breit, mit vierzolligten viereckigten Steinen gepflaſtert, deren Staub ſeiner und grünlichter an Farbe fällt, als der Landſteine ihrer, dieſer war auch mit einem gekitteten Rande eingefaßt.

Im Weſten derſelben Kammer war eine Art einer gewölbten Rinne, zween Schu breit und drittehalb Schu hoch, mit kleinen Pfeilern von Ziegeln neun Zoll ins Gevierte, in der Mitten. Ein wenig drunter liegt ein großer gehauener Stein, fünf und einen halben Schu breit und zwanzig Zoll dick. Zur Seiten iſt eine halbcirklichte Mauer, die auf erwähnten Stein zuſtößt, und eine andere Mauer, ſieben Fuß dick, geht zween Ruthen hinter ihr queer durch.

Eine andere Mauer, die von Norden nach Süden geht, ſcheint dieſelbe berühren zu kommen, und dieſe iſt wiederum durch eine Oeffnung unterbrochen, die man für eine ehemalige Thüre hält, deren Schwelle ein Stein von fünf Fuß lang und vier Fuß breit iſt, ſie iſt auf einer Seite unter einer Einfaſſung vpn großen Backſteinen eingefüget. Die andere Seite ſcheint eben ſo eingefüget geweſen zu ſeyn. Nachdem man nun zehn Fuß tief unter derſelben gegraben, ſo hat man einen gewölbten Gang von Backſteinen, auf einer Seite mit gehauenen Steinen verſchloſſen, und eine andere zurückgehende Mauer gefunden, die einen ſehr ſtumpfen Winkel machte.

Ungefähr achthundert Ruthen von der Kirche ab, nach Südoſt zu, ſieht man auf einer Höhe die Hälfte eines achteckigten Tempels, der annoch ein und dreyßig Fuß hoch außer der Erde ſteht. Er iſt von innen und außen mit kleinen Steinen von vier Zollen ins Gevierte bedeckt, die ganz ſauber gehauen und nach ordentlichen Reihen geſetzt ſind. Die Winkel, das Obere und Untere, bis faſt vier Fuß an den Gipfel, ſind eingehauen, als ob ein Grund, ein Kranz und irgend eine Bekleidung daran geweſen wäre. Zwiſchen den Mauerbreiten des Achtecks merkt man auch verſchiedene Löcher. An der Seite dieſes Tempels entdeckt man einige Spuren eines kurzen Dammes in Kitte gefaßt und auf trockene Steine geſetzt.

Es zeigen ſich noch andere Ueberbleibſel von Wegen nach Art der Dämme, die wohl von römiſchen Händen gemacht ſeyn mögen, und von **Corſeult** bis auf zwo Meilen lang vor **Beaubois**, und von dieſem Tempel bis auf eine gleiche Weite nach der Seite von **Quever** laufen. Dieſer Weg iſt an vielen Stellen unverſehrt, ungeachtet er mehrentheils mit Erde bedeckt iſt.

* * *

LVIII.

Von dem Zeitpuncte der franzöſiſchen Monarchie.

Wenn es darauf ankömmt, den Zeitpunct von **Pharamonds** Erhebung auf den Thron der Gallier[*], feſtzuſetzen, ſo findet man in dieſer Sache ſo viel verſchiedene Meynungen, als Geſchichtſchreiber davon geſchrieben haben. Einige ſetzen dieſe Begebenheit in das 417te; andere in das 418te Jahr. Einige halten ſich an das 419te Jahr. Die mehreſte Zahl aber iſt für das 420ſte Jahr. Alle gründen ſich auf eine Stelle aus dem **Proſper**, dem älteſten Geſchichtſchreiber, der vom **Pharamond** geſchrieben hat. Sein Anſehen iſt allerdings ehrwürdig; wenn nur dieſes Werk, davon wir bloß ein Stück übrig haben, wirklich vom **Proſper** von **Aquitanien** iſt, der zu Zeiten Kaiſer **Valentinians** des III. gelebet hat, und von den Abſchreibern nicht verſtümmelt worden, wie man Urſache zu muthmaßen hat, inſonderheit was die Zeitrechnung betrifft: allein ſie folgen ihm nach ihrer Art; einige halten ſich ſehr gewiſſenhaft an dieſes Schriftſtellers Zeitrechnung; andere nehmen dieſelbe nicht anders als verbeſſert an, und zwar, nach den Sätzen derjenigen Critick, die ſie ſelbſt feſtſetzen. So lauten aber **Proſpers** Worte über des **Honorius** Kaiſerthums 26ſtes Jahr: Trigeſimus nonus Xiſtus Romanam Eccleſiam regit. Solis hoc anno facta defectio: PHARAMVNDVS regnat in Francia. Man giebt zu, daß man in dieſer Stelle des **Zoſimus** Namen, an ſtatt des **Xiſtus** ſeinen ſetzen müſſe; denn dieſer ſteht nur aus einem Irrthume des Abſchreibers darinnen, wie ſolches die Folge der Päbſte, **Proſpers** Faſti und des **Idatius** und **Marcellins** Chronicken zur Gnüge beſtätigen.

---

[*] Ungeachtet in dem Grundtexte das Wort François ſteht; ſo haben wir es doch durch Gallier geben müſſen. Denn wenn wir gleich hätten Franken ſetzen wollen; ſo gienge doch ſolches nicht an; indem Pharamond König der Franken war, ehe er über den Rhein gieng und Gallien eroberte. Die Franzoſen aber vermiſchen immer das Wort Franken und Franzoſen, in dem Worte François.

Die ganze Frage ſcheint auf das Jahr anzukommen, in welchem dieſe drey Dinge zuſammen treffen. Der Pater **Henſchenius**, **Vendelin** und **Chifflet** ſetzen alle drey den Anfang von **Pharamonds**, **Markomirs** Sohns Regierung, in das 417te Jahr. Der Pater **le Cointe** erklärt ſich in ſeinen Annalibus eccleſiaſticis, ebenfalls für das 417te Jahr und ſucht ſeine Meynung durch des **Idatius** Anſehen zu beſtärken; indem er bemerket, daß, da die Sonnenfinſterniß, von welcher in **Proſpers** Chronick geredet wird, nach dem **Idatius** im 14 Calend. Auguſti eingefallen iſt, der Sonntagsbuchſtabe dieſes Jahres, das J ſeyn müſſe, welcher in das 417te Jahr trifft, und nicht der Buchſtabe F, welcher erſt dem 418ten Jahre zukommen würde. Hieraus nun ſchließt er, daß, da **Pharamonds** Inauguration in eben daſſelbe Jahr fällt, als dieſe Sonnenfinſterniß und des **Zoſimus** Erwählung, und da dieſe letztere Sache ſich im 417ten Jahre zugetragen, man ſich nicht enthalten kann den Anfang dieſer Monarchie in eben daſſelbe Jahr zu ſetzen.

Der Präſident **Fouchet** bringet dieſe Begebenheit auf den 14ten April des 419ten oder 420ſten Jahres.

Tillet ſagt in ſeiner Chronick, daß **Pharamond** im 420ſten Jahre, oder nach den deutſchen Chronicken, im 417ten Jahre, zum Statthalter von Gallien gemacht worden.

Die Herren **Sammarthan** ſetzen in ihrer genealogiſchen Geſchichte des franzöſiſchen Hauſes, wenn ſie von **Pharamunds** Krönung reden, nachdem ſie angemerket, daß einige Geſchichtſchreiber dieſelbe ins 419te, andere in das 420ſte, und noch andere ins 421ſte Jahr ſetzen, noch hinzu, daß man bey dieſem Zweifel am ſicherſten das Mittel erwähle, und ſich an das 420ſte Jahr halte, wie viele gute Geſchichtſchreiber gethan haben.

Ungeachtet **Valeſius** zwiſchen dem Zeitpuncte von 417 und dem Zeitpuncte von 420 zweifelhaft zu ſeyn ſcheint; ſo wählet er doch etwas gewiſſes im Anfange ſeiner franzöſiſchen Geſchichte, und bleibt bey dem 420ſten Jahre ſtehen.

Andreas dů Cheſne hält ſich in dem erſten Bande ſeiner Sammlung franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, an das 420ſte Jahr.

Mezeray datiret, in ſeiner franzöſiſchen Geſchichte **Pharamonds** erſtes Jahr mit dem 420ſten, und redet, in dieſes Prinzen Leben, folgendergeſtalt: **Proſper bemerket, daß das Jahr darauf, als Pharamond zu regieren angefangen, eine Sonnenfinſterniß geweſen. Es gab ihrer aber zwo um dieſelbe Zeit herum; eine, im 418ten, und die andere im 421ſten Jahre: die erſte, den 19ten Julii, und die letzte den 17ten May. Man müßte daher ſeine Erwählung entweder in das 417te oder in das 420ſte Jahr, und alſo in das drey und zwanzigſte, oder ins ſechs und zwanzigſte Jahr von des Honorius Regierung, nach dem Tode ſeines Vaters Theodoſius zu rechnen, ſetzen.** Gleichwohl ſcheint es, daß **Mezeray**, ſeit der Zeit anderer Meynung geworden, indem er, in ſeinem Auszuge der franzöſiſchen Geſchichte, den Anfang der **pharamundiſchen** Regierung ins 418te Jahr ſetzt, welches durch eine große Sonnenfinſterniß ſehr merkwürdig geweſen.

Es giebt noch andere Geſchichtſchreiber, die zwar nicht ſonderlich berühmt ſind, welche, ohne einen Grund ihrer Meynung anzugeben, das erſte Jahr von **Pharamonds** Regierung, in das 418te und 419te Jahr, ja ſogar ſpäter, und bis ins 424ſte und 425ſte ſetzen.

Der Herr Abt **Vertot**, welcher über ſich genommen hatte, dieſe verſchiedenen Meynungen zu unterſuchen, ſtattete der Akademie im 1705ten Jahre ſeinen Bericht davon ab und fügte hinzu, daß die Sache am allernatürlichſten auf das 417te und 420ſte Jahr ankäme. Der erſte Zeitpunct wird von ziemlichen ſtarken Gründen unterſtützet. Der andere hat eine große Zahl anſehnlicher Schriftſteller auf ſeiner Seite. Gleichwohl findet der Abt **Vertot**, daß **Pharamunds** Erhebung auf die Sonnenfinſterniß erſt folgen, nicht aber derſelben vorgehen müſſe, wenn man ſich auf dasjenige verlaſſen will, was man in **Proſpers** Chronick findet, die von den Abſchreibern verderbt worden, indem ſie den **Honorius** zwey und dreyßig Jahre regieren laſſen, da dieſer Prinz gleichwohl nur neunzehn Jahre regieret hat. Uebrigens iſt es auch ſogar gewiß nicht, daß **Proſper** des Pabſts **Zoſimus** Wahl, die Sonnenfinſterniß, und den Anfang von **Pharamunds** Regierung, in eben daſſelbe 417te Jahr ſetzet, in welches nur des **Zoſimus** Erwählung gehöret, den die unwiſſenden Abſchreiber übel **Xiſtus** genannt haben. Mit der Sonnenfinſterniß hergegen iſt es anders bewandt, welche unſtreitig ins 418te Jahr gehöret, ſo wie der Zeitpunct von **Pharamunds** Regierung ins 419te, oder vielmehr ins 420ſte Jahr gehöret; für welches Herr **Vertot** ſich auch endlich erkläret.

* * *

LIX.

Des Abts Vertot Vertheidigung desjenigen Theils von Fredegars Werken,

der die franzöſiſche Geſchichte betrifft.

Es iſt ſchwer, wenn man gewiſſe Puncte der franzöſiſchen Geſchichte auch nur obenhin berühret, daß man ſich nicht zuweilen dabey auf **Fredegars** Anſehen berufen ſollte, welcher, in Abſicht auf verſchiedene Umſtände, der einzige Geſchichtſchreiber in ſeiner Art iſt. Allein da es viele Perſonen giebt, die ihn für einen fabelhaften Geſchichtſchreiber halten, von welchem man weder den Namen, noch das Alter, noch das Vaterland weis; oder die ihn als einen ſklaviſchen Abſchreiber und Nachahmer von dem Mönche **Hunibald** anſehen, ſo wird man oft genöthiget ihn zu vertheidigen. Dieß geſchah inſonderheit vom Abte **Vertot** im 1708 Jahre, bey Gelegenheit einer Stelle dieſes Chronickſchreibers, allwo von einem **Theodemer** Könige der **Franken**, die Rede iſt. Um den **Fredegar** nun zu rechtfertigen; ſo nehm er ſich dreyerley Puncte vor.

Erſtlich, zu zeigen, daß er in dem wichtigſten Theile ſeines Werks den Mönch **Hunibald** nicht abſchreiben können.

Zum andern, ſeinen Namen, ſein Vaterland und die Zeit in welcher er gelebet hat, anzuzeigen.

Drittens dasjenige, was er vom **Theodemer** dem Könige der Franken ſagt, durch des **Gregorius von Tours** Zeugniß ſelbſt zu beſtärken.

Man geſteht gar willig zu, daß des Mönchs **Hunibalds** Geſchichte nichts anders als ein erbärmlicher mit Fabeln durchſpickter Roman ſey, denen ſogar alle Wahrſcheinlichkeit gänzlich fehlet. **Tritheim** hat uns einen Auszug davon gemacht. Man weis, daß die ſechs erſten Bücher den trojaniſchen Krieg, bis auf **Antenors** Tod betreffen; daß die ſechs folgenden bis auf den **Pharamund** gehen, und daß die letzten endlich mit **Clodovåus** dem I. beſchließen. Seit dem **Clodovåus** an alſo, iſt **Fredegar** von dem Vorwurfe frey, daß er den Mönch **Hunibald** abgeſchrieben, indem ſelbiger über dieſes Prinzen Zeit nicht hinaus gegangen iſt. Man kann ihm höchſtens nur diejenige Stelle vorrücken, wo er von dem Urſprunge der Franken, von des **Meroväus** Geburt und den erſtaunlichen Erſcheinungen redet, die König **Childerich** in der Brautnacht gehabt.

Es iſt wahr, daß er die erſten Franken aus dem alten **Troja** herleitet; allein dieſe, im Abſehen auf das Alterthum ſo ſchmäuchelhafte Meynung, iſt doch wohl nicht hinlänglich ſein Werk verächtlich zu machen. Und würde nicht dieſer Vorwurf den **Aimonius**, den **Siegebert von Gemblours**, den ungenannten Verfaſſer der Thaten der Könige von Frankreich, den **Paul Diaconus**, den **Hinkmar**, den **Gaguin** und ſo viel andere, eben auch treffen?

Nahm nicht einer unſerer vortrefflichſten Könige dieſe Worte zu ſeinem Wahlſpruche:

VLTVS AVOS TROIÆ.

und weis man nicht, daß in dieſem Falle nicht nur jedes Volk; ſondern auch jede Privatperſon ihre eigene Grille hat?

Es fehlet faſt nicht, an Geſchichtſchreibern und Genealogiſten, die, mit Beyhülfe eines Wortſpiels, oder irgend einer Anſpielung, uns in gerader Linie vom Könige **Priam** abſtammen laſſen. Zum mindeſten iſt es gewiß, daß **Aeneas**, dieſer flüchtige Held, und alle **Trojaner** die an ſeinem Schickſale Theil nahmen, nicht hinlänglich ſind, ſo vielen Völkern zum Stamme zu dienen, als man von ihnen ableiten will; und dieſe fabelhaften Anfänge, können weder der Güte des übrigen Werks, noch der Aufrichtigkeit des Geſchichtſchreibers, zum Nachtheile gereichen: Datur haec venia Antiquitati vt miſcendo Humana Divinis, primordia vrbis auguſtiora fiant. *Liv.*

Dieſer **livianiſche** Ausdruck kann allen denen Vorwürfen zur Antwort dienen, die man mehrentheils demjenigen macht, was **Fredegar** von des **Meroväus** Geburt ſagt, die er von der Vereinigung von **Clodions** Frau mit einem Meergotte, herleitet, und auch wider das was er vom **Childeric** erwähnet. Dieß ſind allerdings ſolche erſtaunliche Begebenheiten, daß ſie ſich höchſtens nur für Romanhelden ſchicken. Es ſind Pöbelmährchen, die unſere alten Chronickenſchreiber mit Vergnügen ergriffen. Vieleicht waren ſie auch oftmals gar die Urheber davon, und ſchalteten ſie in ihre Werke nicht ſowohl als gewiſſe Wahrheiten, ſondern als Zierrathen ein, um die trockene Einheit zu verſüßen, die man in den alten Chronicken findet. Hierbey nun ward niemand betrogen: denn das war die erhabene Schreibart derſelben Zeit. Ein jedes Jahrhundert hat darinn ſeine eigene Art gehabt, und wenn man das verſchiedene Schickſal der

Beredſamkeit, woſern es erlaubt iſt ſo zu reden, recht genau verfolgen wollte, ſo würde man finden, daß ſie ſich nach dem Geſchmacke und der Fähigkeit jedes Jahrhunderts und in ſo fern ein jedes Volk ſich von der Barbarey ſeines Urſprungs entfernet, verändert hat. Jedoch wir müſſen auf etwas gewiſſers kommen.

Der erſte Einwurf welchen man dem **Fredegar** macht, iſt, daß man ſogar ſeinen Namen nicht mehr weis. Des Pater **Sirmonds** Handſchrift indeſſen, die auf dem Collegio zu **Clermont** aufbewahret wird, führet den Namen **Adatius**, ungeachtet die Schrift welche dieſen Namen des Verfaſſers anzeigt, und die vom neunten Jahrhunderte ſeyn ſoll, neuer iſt, als die Schrift des Werks ſelbſt. Geſetzt aber, man geſtünde auch, daß man auf allen Handſchriften dieſes Schriftſtellers keinen Namen gefunden und daß **Joſeph Scaliger** und **Marquard Freher** die erſten ſind, welche von ſeinen Werken unter dem Namen Fredegarius Scholaſticus geſchrieben haben; ſo fällt doch, dieſer Mangel des Namens, woſern es ein Mangel iſt, auf alle ungenannte Schriftſteller zugleich. Was würde das aber für einen gewaltigen Riß in die Geſchichte machen, wenn man alle Scribenten daraus verbannen wollte, deren Namen entweder durch die Unbilligkeit der Zeit untergegangen ſind, oder dieſelbige ſelbſt, entweder aus Beſcheidenheit, oder aus andern uns unbekannten Urſachen, verſchwiegen haben.

Was ſeine Nation anlanget, ſo giebt man zu, daß viel daran gelegen ſey dieſelbe zu wiſſen. Die Liebe zum Vaterlande hat nur gar zu oft ihren Einfluß in die Feder der Geſchichtſchreiber, und eben hierdurch verräth unſer Schriftſteller ſich ſelbſt. Diejenigen welche ſein Epitomen und ſeine Chronick, die bey dem **Gontrand** anfängt, (und dieſe zwey Werke nur allein, will der Abt **Vertot** vertheidigen) aufmerkſam geleſen haben, werden ſonder Mühe gewahr geworden ſeyn, daß dieſer Schriftſteller entweder ganz, oder doch zum Theil, aus **Burgund** geweſen. Seine Neigung verräth ſich an tauſend Stellen, und wir haben ihm viele Sachen dieſes Volk betreffend zu danken, die man weder im **Gregorius von Tours**, noch anderwärts findet. Seine Chronick inſonderheit, die man ganz allein als ſein wirkliches Werk anſehen muß, ſcheint faſt nur eine Geſchichte der **Burgunder** zu ſeyn. Er fängt ſie mit dem drey und zwanzigſten Jahre von **Gontrands** Regierung an, und er redet ſogar von deſſen Vätter, dem **auſtraſiſchen** Könige **Childebert**, nur in ſoweit er mit den Vorfällen dieſes Volks einige Verbindung hat, oder nachdem dieſer junge Prinz ſelbſt auf den **burgundiſchen** Thron gefolget war. Wenn er die Jahre zählet, ſo rechnet er allezeit nach der Regierung der **burgundiſchen** Könige, wie **Gregorius von Tours** nach den **auſtraſiſchen** Königen, weil die Stadt **Tours** unter dieſelben gehörte. Nachdem nun **Childebert** nach ſeinem Tode ſeine Staaten ſeinen zween Söhnen gelaſſen, ſo vernachläßigt unſer Schriftſteller dasjenige zu erzählen, was ſich mit dem **auſtraſiſchen** Könige **Theodebert** zugetragen, ungeachtet er der älteſte war, und fährt in ſeiner Geſchichte mit des Königes **Theodorichs** Regierung fort, der doch nur der jüngſte war; allein er regierte in **Burgund**. Auch von **Clotarius** dem II. redet er nur nachdem er ſich des **Burgundiſchen** bemeiſtert und die ganze Monarchie unter ſeine Herrſchaft vereinbaret hatte.

Was die Zeit betrifft, in welcher **Fredegar** gelebet hat, welches eine noch wichtigere Sache iſt, von welcher zuweilen der ganze Werth eines Geſchichtſchreibers abhängt; ſo muß man das Buch ſelbſt zu Rathe ziehen, welches unter dem Namen von **Fredegars Chronick** bekannt iſt.

Dieß Werk nun enthält 137 Capitel, welche bey dem drey- oder vier und zwanzigſten Jahre von des Königs **Gontrands** Regierung anfangen, das heißt, ſeit dem 584 bis an das 765 Jahr. **Fredegar** handelt darinn von den Händeln der **Franken**, **Burgunder**, **Gothen** und **Longobarden**. In der Vorrede ſagt er, er habe nichts geſchrieben, als was er zu ſeiner Zeit geſehen, was er von glaubwürdigen Zeugen erfahren, oder was durch die Leſung der

Geſchichtſchreiber, zu ſeiner Wiſſenſchaft gekommen; welches vermuthlich von den ausländiſchen Sachen zu verſtehen iſt, die die **Gothen** und **Longobarden** betreffen: Acta Regum et bella Gentium quae geſſerunt, legendo ſimul et audiendo, aut etiam videndo, cuncta quae certificatus cognovi, in hujus libelli volumine ſcribere non ſilui.

Nun iſt es nicht wahrſcheinlich, daß **Fredegar** diejenigen Vorfälle mit Augen ſollte geſehen haben, welche in ſo langer Zeit in unſerer Monarchie vorgefallen ſind, man müßte denn in **Conrads** Zeitrechnungsfehler verfallen und in des **Lichtenaw** ſeinen, der unter dem Namen des Abts von **Urſperg** noch bekannter iſt. Denn dieſer Schriftſteller, der ebenfalls eine Chronick zuſammen getragen, legt ſich nicht minder als hundert und ſechszig Jahre bey, wenn man auch gleich ſetzt, daß er bereits im ein und zwanzigſten Jahre zu ſchreiben angefangen. Denn auf das 1099 Jahr erzählt er, daß er mit dem **Gottfried von Bouillon** die Reiſe über Meer gethan. Im 1102 Jahre iſt er, woſern man ihm glauben will, zu Rom geweſen, als der Pabſt **Paſchal** der II. Kaiſer **Heinrich** den V. feyerlich in den Bann that. Im 1106 Jahre hat er den Cometen geſehen, der damals erſchien. Von dem 1117 und 1125 Jahre erzählt er allerley Begebenheiten und, indem er den Reſt dieſes Jahrhunderts mit einſt überhüpft, ſo merkt er an, daß er im 1200ſten Jahre den Predigerorden angenommen und im 1215 Jahre Abt von **Urſperg** geworden.

Um nun dieſen Rechnungsfehler aus einander zu ſetzen, ſo muß man nur feſtſtellen, daß die Abſchreiber den Namen eines Hauptſcribenten vor eine Sammlung verſchiedener Chronicken geſetzt, und daß, da ein jeder Schriftſteller allemal in der erſten Perſon geredet, Ego veni, Ego vidi etc. man daher einem einzigen Geſchichtſchreiber alles das beygemeſſen, was doch ihrer vielen zukam.

Eben ſo iſt es auch dem **Fredegar** gegangen, welcher ganz gewiß nur die 90 erſten Capitel ſeiner Chronick geſchrieben hat, und welcher folglich, nach dem Herrn **Valeſius**, nicht über **Clodoväus** des II. viertes Regierungsjahr, bis auf das 641 oder 642ſte Jahr geſchrieben hat.

Dieß beweiſt Herr **Valeſius** nicht nur aus der Verſchiedenheit der Schrift, ſondern auch aus denen darinnen enthaltenen Begebenheiten, aus der unterſchiedenen Schreibart jedes Schriftſtellers, und aus der gegen einander laufenden Parteylichkeit; indem **Fredegar** den **Burgundern** ſo gewogen iſt, als ſeine Fortſetzer den **Auſtraſiern** ſind.

Die 90 Capitel in Pater **Sirmonds** Verſalſchrift, ſind in Quadratſchrift und großen Buchſtaben geſchrieben; die folgende aber iſt von einer ganz andern Hand und Schrift.

Fredegar in ſeiner erſten Sammlung, wo er von den Päbſten redet, beſchließt mit dem **Theodor** welcher 641 oder 642 auf den päbſtlichen Stuhl kam, und im 649ſten Jahre ſtarb; ſeine Nachfolger ſind mit einer andern Schrift, und von einer andern Hand angemerkt, wie **Dom Ruinard** verſichert, der ſolches ſorgfältig unterſucht haben will.

Die Folge der Kaiſer ſtimmt mit demjenigen überein, was er von den Päbſten ſagt. Er führt deren Geſchichte bis auf des **Heraklius** ein und dreyßigſtes Jahr, das heißt, bis auf das 641ſte der gemeinen Jahrrechnung und bis auf **Clodoväus** des II. viertes Regierungsjahr. Noch mehr, die meiſten Abſchriften von dieſer Chronick laſſen einen Raum und gewiſſe Kennzeichen von Unterſcheidung, zwiſchen dieſen 90 erſten Capiteln und den verſchiedenen Fortſetzungen; und **Melchior Goldaſts** Handſchrift, welche wohl 600 Jahre alt iſt, enthält nur dieſe 90 Capitel; unten aber ſteht das Wort explicit, welches das Ende des Werks anzeiget.

Der erſte der dieſe Chronick fortgeſetzet hat, iſt nur ein armſeliger Zuſammenſchmierer derer Fabeln, die aus dem ungenannten Verfaſſer der Gestes des Rois de France und aus **Dagoberts** Geſchichte genommen ſind; welches denn zu dem Tadel Anlaß gegeben, den einige Gelehrte dem **Fredegar** gemacht haben, weil er ſein eigenes Werk von denen, die man ihm beygemeſſen, nicht genugſam unterſchieden. Dieſes Stück der Geſchichte, welches nur fünf bis ſechs Capitel enthält, iſt nur ein unordentlicher Haufen übelgeſchriebener Vorfälle, ohne die Folge der Könige zu bemerken. Unfehlbar iſt es ein Werk von irgend einem Abſchreiber, der dieſes Stück an **Fredegars** Werk angeflickt hat, um den leeren Raum zwiſchen den 90 erſten Capiteln und dem 97ſten, wo die wahre Fortſetzung wieder angeht, anzufüllen. In dem 109ten Capitel derſelben giebt der Verfaſſer zu erkennen, daß er in dem 735ſten Jahre ſchreibe. Die dritte Fortſetzung des **fredegariſchen** Werks erſtreckt ſich bis auf **Pipins** Erhebung zum Throne, das heißt, bis ins 752ſte Jahr. Die vierte und letzte Fortſetzung endiget ſich mit **Carlo des Groſſen** Krönung, im 768ſten Jahre.

Wenn Herr **Valeſius** in ſeiner franzöſiſchen Geſchichte, bis auf das 640ſte Jahr kömmt, ſo beklaget er ſich, daß er von einem ſo getreuen Wegweiſer als **Fredegar** iſt, verlaſſen werde, welcher, nach dem Zeugniſſe dieſes gelehrten Geſchichtſchreibers, zu derſelben Zeit und gleich nach dem **Gregorius von Tours** gelebt hat. Fredegarius Scholaſticus nos in eo anno deſtituit, Hiſtoricus pro captu illorum temporum diligens, vt aetate, ſic auctoritate Gregorio proximus.

Was den **Theodemer** anlanget, ſo weis man, daß **Petav** und **le Blanc** eine goldene Münze von dieſem Prinzen angeführet haben, mit der Umſchrift TEVDOMEREX, um den Kopf herum, welches auch der ſchärfſten Critick eine Gnüge thun ſollte. Allein der Beweis, den man aus dieſem dem **Fredegar** ſo günſtigen Denkmaale ziehen kann, wird noch durch **Gregors von Tours** Zeugniß beſtätiget, welcher im 8ten Capitel des 2ten Buchs ſeiner Geſchichte, ſich ſo ausdrückt: Nam et in Conſularibus legimus THEODEMEREM REGEM FRANCORVM filium Richimeris quondam, et Aſchilam Matrem eius gladio interſectos.

Endlich möchte man gern diejenigen fragen, die den **Fredegar** ſo ſehr verachten, aus welcher andern Quelle ſie denn des **auſtraſiſchen** Königes **Theodeberts** und **Thierry** des burgundiſchen Königs Geſchichte, hergeholet haben? Wer hat ſie denn die meiſten Begebenheiten gelehrt, die unter **Clotarius** des II, **Dagoberts** und des jüngeren **Clodoväus** Regierung vorgefallen? Wem haben wir dieſes alles zu danken? und was wäre aus dieſem Theile der Geſchichte des erſten Stammes geworden, wenn wir den **Fredegar** verloren hätten, oder wenn er niemals geſchrieben hätte? Man findet, ſagt Herr **Valeſius**, gar keinen alten Geſchichtſchreiber, der nicht dieſes Stück aus **Fredegars** Chronick abgeſchrieben haben ſollte. Nec quemquam ex noſtris Hiſtoricis veteribus reperias, qui non Fredegarii Chronici librum quintum fere ad verbum tranſcripſerit.

* * *

LX.

Des Herrn Abts Maſſieu

Geſchichte der franzöſiſchen Dichtkunſt.

Wir haben zwar einige Verſuche einer Geſchichte der franzöſiſchen Dichtkunſt, allein wir haben doch keine vollſtändige Geſchichte davon. Der Abt **Maſſieu** unternahm dieſelbe im 1705ten Jahre, und las der Akademie verſchiedene Stücke daraus vor. Das Stück welches man im zweyten Bande der **Nachrichten** unter dem Titel, **Vertheidigung der Dichtkunſt** finden wird, iſt eigentlich zu reden, die Vorrede des Werks welches wir hier ankündigen. Der Abt **Maſſieu** handelt darinnen unſere Dichtkunſt von ihrem erſten Urſprunge an, ab, und ſetzt ſich vor, ihr bis auf unſere Zeiten zu folgen.

Im erſten Theile zeigt er den Zuſtand, in welchem unſere Dichtkunſt ſich von ihrem Anfange, bis auf des **Philippus Valeſius** Regierung befunden. In dem andern, ie Veränderungen welche ſeit **Philippen von Valois** bis uf **Franciſcus** den I. darinnen vorgefallen. In der dritten, ihren Wachsthum ſeit **Franciſcus** dem I. bis auf **Henrichen** den IV. Endlich in der vierten, die Vollkommenheit, zu welcher ſie ſeit **Henrichs** des IV. Zeit, bis anjetzt, gebracht worden.

Er bringt in dieſem Werke ſo viel ſonderbares von unſerer Sprache und von unſern Dichtern bey, daß er einigermaßen bey Gelegenheit der Dichtkunſt, zugleich die Geſchichte unſerer Sprache und Dichter, verfertiget.

* * *

LXI.

Auszug aus dem Bücherverzeichniſſe derer Bücher aus der Könige Carls des V. VI. und VII. Bibliothek.

In dem II. Bande der **Nachrichten** dieſer Akademie, wird in der Abhandlung die den Titel führet: **Bibliothek des Louvres unter den Königen Carl** dem V. **Carl** dem VI. und **Carl** dem VII. gezeigt, daß die Geſchichtbücher den merkwürdigſten Theil derſelben ausmachen; und man verſpricht daſelbſt dereinſt eine richtige Liſte ſowohl davon, als von allen Büchern zu machen aus welchen ſie beſteht. Vieleicht wird in Erwartung dieſes Verzeichniſſes, der Leſer es nicht ungern ſehen, wenn man ihm allhier diejenigen namhaft machet, welche der Verfaſſer jener Abhandlung als den merkwürdigſten Theil dieſes alten Büchervorraths angiebt.

Wir werden weder in der Schreibart noch in der Rechtſchreibung etwas ändern, welche faſt in allen Artickeln von demjenigen **Giles Malet** iſt, von welchem **Chriſtine von Piſan** in **Carls** des V. Leben ſo viel Gutes ſagt, und von welchem ſie inſonderheit verſichert, que ſouverainement bien liſoit et bien ponctoit, et entendens homs eſtoit, daß er überaus richtig geleſen und punctiret, und ein gelehrter Mann geweſen. Man wird von der Gelehrſamkeit dieſes Bücheraufſehers aus dem getreuen Auszuge urtheilen können, den wir hier von ſeinem eigenhändigen Verzeichniſſe mittheilen wollen.

Artickel
ſo die Geſchichte betreffen.

Auszug aus den alten Verzeichniſſen des Büchervorraths der Könige Carls des V. Carls des VI. und Carls des VII.

Die zu Ende jedes Artickels ſtehenden Zahlen beziehen ſich auf die Abſchrift, welche Herr **Boivin** von dieſen Verzeichniſſen gemacht hat.

Erdbeſchreibung, Reiſen, allgemeine Geſchichte.

Une Carte de Mer en tableaux, faite par maniere de unes tables paintes et yſtoriée, figurée et eſcrite, et ſermant à quatre fermoers. No. 201.

Eine Seekarte in Bildern, nach Art einer gemalten, hiſtoriſchen, figürlichen und geſchriebenen Tafel verfertiget, mit vier Klammern zuzumachen.

Les Provinces du Munde, en un caier couvert de parchemin. 791.

Die Provinzen der Welt, in einer Schale mit Pergament bedeckt.

Solinus, des merveilles du Monde. 483.

Solinus, von den Wundern der Welt.

Solinus, etc. rymé. 384.

Solinus, ꝛc. in Reimen.

Solin, etc. couvert de ſoye vert, an fermoers d'argent dorez, donné au Roy par Gillet. 207.

Solin, ꝛc. mit grüner ſeidenen Decke, und verguldeten ſilbernen Klammern, dem Könige geſchenkt von Gillet.

Solin, etc. en proſe, couvert de cuir rouge à empreintes. 84.

Solin, ꝛc. in Proſa, mit rothem Leder und Stämpeln.

Meſſire Guillaume de Maureville, qui parle d'une partie des merveilles du monde et des pays, couvert de veluyau ynde: et le donna au Roy Maiſtre Gervaiſe Chreſtien ſon premier-Phyſicien. 131.

Herr Wilhelm von Maureville, welcher von einem Theile der Wunder der Welt und Länder redet, in indiſchen Sammte gebunden; und es hat es dem Könige gegeben Herr Gervaſius Chriſtian ſein erſter Phyſicus.

Le Livre des oyſivetez des Empereurs, et une partie des merveilles du monde. 1117.

Das Buch von dem Müſſiggange der Kaiſer, und einem Theile der Wunderwerke der Welt.

Meſſire Marc Paul, qui parle de pluſieurs ſeigneurs et pays, ou lui et ſes deux freres furent, et par eſpecial parle du grant Caen. 97.

Herr Marcus Paul, welcher redet von verſchiedenen Herren und Ländern, wo er und ſeine zween Brüder geweſen, und inſonderheit redet er von dem großen Caen.

Marcus Paulus, en un caier couvert de parchemin. 396.

Marcus Paulus, in einer Schale von Pergament.

Marcus Paulus, couvert de drap d'or, bien eſcript et enluminé. 446.

Marcus Paulus, in Goldſtück gebunden, gut geſchrieben und illuminirt.

Marcus Paulus, non enluminé. 450.

Marcus Paulus, unilluminirt.

Miroer hiſtorial de Vincent de Beauvais. 17. 18. 19. 20. 24. 234. a234. b234. c294. 295. 296. 297.

Hiſtoriſcher Spiegel von Vincenzen von Beauvais.

Chronologie, Chronicken, vermiſchte Geſchichte ꝛc.

Les ans de Adam juſques à Jeſus Chriſt. 376.

Adams Jahre bis auf J. C.

Les ans de la Nativité de Noſtre Seigneur. 331.

Die Jahre von unſers Herrn Geburt.

Les ans de la nativité de Noſtre Seigneur Jeſus Chriſt, puis Adam, de l'aage du monde, et auſſi des Pappes, Empereurs et Rois de France, paint, yſtorié et eſcript ſelon un arbre en un parchemain plaiés par maniere de unes tables. 486.

Die Jahre der Geburt unſers Herrn Jeſu Chriſti, ferner Adam, von dem Alter der Welt, und auch von den Päbſten, Kaiſern und Königen von Frankreich, gemalt und mit Figuren ausgezieret, und als ein Baum auf ein Pergament geſchrieben, welches als eine Tafel zuſammen gelegt werden kann.

Viex cahier, ſans ais, *de annis Arabum*, qui vint de Maiſtre Jehan de Marregny. 835.

Alte Bogen, ohne Breter, de annis Arabum, welches von Herrn Johann von Marregny kömmt.

La Gronologie des Pappes, Empereurs et Roys de France, et les temps que ils ont regné, et d'aucuns des fais qui en leurs temps ſont avenus. 331.

Die Chronologie der Päbſte, Kaiſer und franzöſiſchen Könige, und die Zeit ihrer Regierung, und einige Geſchichte die ſich zu ihrer Zeit zugetragen.

Unes Croniques faiſant mencon du temps que les Pappes, les Empereurs, et les Roys de France commencierent à regner chaſcun en ſon ſiege, et combien chaſcun y a regné, et des faits notables, ou de la plus grant partie qui au temps de chaſcun d'eulx eſt avenuë, nommée Martinienne, couvertes de ſoye, à fermoer eſmaillés de France. 64.

Eine Chronick, welche erwähnet der Zeit da die Päbſte, Kaiſer, und Könige von Frankreich ein jeder auf ihrem Sitze zu regieren angefangen, und wie lange ein jeder regiert hat, und von den merkwürdigen Begebenheiten, oder von dem mehreſten Theile deſſen was ſich zu eines jeden Zeit zugetragen, genannt die Martinianiſche (Chronick) mit Seide gedeckt, und mit franzöſiſchen emaillirten Klammern.

Unes Croniques, etc. *(comme ci-deſſus)* juſques au temps du Pappe Jehan derrenier treſpaſſé de ſon nom, couvert de cuir rouge à empreintes. 78.

Eine Chronick, ꝛc. (wie oben) bis auf die Zeiten des Pabſts Johann den letzten dieſes Namens, in rothem Leder mit Stämpeln.

Unes Croniques des Pappes, Empereurs, etc. couverts de meſme. 81.

Eine Chronick der Päbſte, Kaiſer ꝛc. eben ſo gebunden.

Unes Croniques des Pappes et des Empereurs. 517.

Eine Chronick der Päbſte und Kaiſer.

Unes petites Croniques abregiées ſur Vincent, en proſe, bien eſcript, faiſans mencon des Pappes, Empereurs et Roys de France, juſques à l'an MCCCXLII. 357.

Eine kleine Chronick aus dem Vincenz abgekürzt, in Proſa, ſchön geſchrieben, welche der Päbſte, Kaiſer und Könige von Frankreich erwähnet, bis aufs 1362ſte Jahr.

Alte geiſtliche Geſchicht, Kirchengeſchicht,

griechiſche und römiſche.

Joſephus, en deux tres grands volumes, couvert de cuir blanc à queuë et à Boüillons. 869. b.

Joſephus, in zween ſehr groſſen Bänden, in weißem Blech mit Rücken und Ecken.

Joſephus eſcript en François, en lettre de note, couvert de veluyau azuré, à deux fermoers de cuivre dorez à tiſſus de ſoye. 912.

Joſephus franzöſiſch geſchrieben, mit abgekürzter Schrift, in blauen Sammt gebunden, mit zwo Klammern von vergoldetem Kupfer und mit Seide gefüttert. 912.

Vie de Jeſus Chriſt par S. Robert. 80.

Das Leben Jeſu Chriſti durch S. Robertum.

Les miracles de Noſtre Dame rymez, couvert de veluyau ynde et fermoers, rachettées des Anglois, bien eſcript et hiſtoriées. 154. Siehe auch No. 26. 31. 72. 73. 104. 257. 262. 330. 523. 524.

Die Wunderwerke der Jungfer Marie, in Reimen, mit indiſchem Sammte und Klammern, von den Engländern wiedergekauft, ſchön geſchrieben, und mit Bildern gezieret.

Vie des Peres. 31. 34. 203. 340. 352. 355. 440. 495. 532.

Leben der Kirchenväter.

Vies des SS. 72. 86. 103. 113. 155. 164. 167. 290. 306. 322. 331. 352. 425. 800. a 800. b 800. c 800. d

Leben der Heiligen.

Vies des SS. Peres Hermites. 16.

Leben der heiligen Einſiedler.

Un Livre couvert de cuir rouge à empraintes, qui a quatre fermoers d'argent des armes de la Reyne, qui eſt de Geneſis et du Roy Ninus, et autres choſes. 39.

Ein Buch in Kupfer gebunden mit Stämpeln, welches vier ſilberne Klammern mit der Königinn Wappen hat, und vom erſten Buch Moſe und dem Könige Ninus und andern Dingen handele.

Hiſtoire de Troye }
Hiſtoire de Thebes } Romans.

Geſchichte von Troja }
Geſchichte von Theben } Liebesgeſchichte.

Alexander Magnus et Lucanus, couvert de parchemin ns ais. 905.

Alexander Magnus und Lucanus, in Pergament, ohne Breter.

Alexander em proſe, tranſlaté l'an m.cccxlj par Frere Jehan de Vignay. 365.

Alexander in Proſa, überſetzt 1341 durch den Bruder Johann von Vignay.

De vita Ariſtotelis. etc. 579.

L'original de Titus Livius en François, la premiere translation qui en ſu ſaite, eſcript de mauveſe lettre, mal enluminé, et point yſtorié. 33.

Das Original vom Titus Livius, franzöſiſch, die erſte Ueberſetzung ſo davon gemacht worden; mit unleſerlicher Schrift geſchrieben, ſchlecht illuminirt und ohne Bilder.

Un Livre de Titus Livius, tres bien eſcript et bien yſtorié à quatre ſermoers d'argent, couvert de ſoie a queuë, en tres grant volume. 252.

Ein Buch vom Titus Livius, ſehr wohl geſchrieben und mit ſchönen Bildern, mit vier ſilbernen Klammern, in Seide mit Rücken gebunden. Ein ſehr großer Band.

Titus Livius en un grant volume, couvert de ſoie, à deux grans fermoers d'argent, eſmaillez de France. 230.

Titus Livius ein großer Band, in Seide gebunden, mit zwo großen ſilbernen Klammern, franzöſiſch emaillirt.

Titus Livius, qui ſu de Maiſtre Raoul de Praires, en deux volumes, couvert de cuir jaune. 866.

Titus Livius, der dem Herrn Raoul von Praires gehöret, in zween Bänden, meſſingener Band.

Titus Livius en Francois, en tres grant volume, couvert de cuir, qui autreſois fu au Roy, à deux fermoers d'argent, eſmaillez à fleurs de lis, très bien yſtorié et eſcript. 913.

Titus Livius franzöſiſch, ein ſehr großer Band, in Kupfer gebunden, ſo ehemals dem Könige gehöret.

ret, mit zwo ſilbernen Klammern, mit Lilien illuminirt, ſehr hübſche Bilder und Schrift.

Un Titus Livius de la translation du Prieur de S. Eloy de Paris, contenant xxxix livres en trois decades, et eſt ſigné CHARLES, petit volume, gros, court. 1685.

Ein Titus Livius von des Priors von St. Eloy aus Paris Ueberſetzung, enthaltend 39 Bücher in drey Decaden, und iſt unterzeichnet Carl, ein kleiner Band, dick und kurz.

La Conjuroiſon (*Conjuration de Catilina*) Katherine, et aucuns des conſeuls de Julius Ceſar, em proſe, couvert de drap d'or. 176.

Die Verſchwörung des Catilina, und einige Conſulate des Julius Cäſars, in Proſa. In golden Stück gebunden.

Julius Ceſar, em proſe tres bien eſcript, et tres grant volume, et couvert de cuir blanc a queuë. 300.

Julius Cäſar, proſaiſch, ſehr ſchön geſchrieben, ein ſehr großer Band und in blechernen Rücken.

La vie et les Fais de Ceſar, em proſe, en deux colombes, bien eſcript. 402.

Leben und Thaten Cäſars, proſaiſch, in zwoen Columnen ſehr wohl geſchrieben.

Les fais et la vie de Ceſar, et Suetoine, et des Romains, bien yſtorié et eſcript. 281.

Thaten und Leben Cäſars, und Suetons und der Römer, ſchön mit Bildern und ſchön geſchrieben.

Un Livre qui commence de Geneſis, et auſſi traite des fais Julius Ceſar, appelle Suetoine. 10.

Ein Buch welches beym 1 Buch Moſe anfängt, und handelt auch von Julius Cäſars Thaten, Suetonius genannt.

Le fait des Romains en un Volume, Suetoine. 25.

Thaten der Römer in einem Bande, Sueton.

Un autre Livre qui auſſi commence de Geneſis, et traite auſſi des fais Julius Ceſar, et des Romains, et eſt couvert de veluyau vert, à deux fermoers d'argent, et s'appelle Lucan et Suetolne, bien eſcript et bien yſtorié. 11.

Ein ander Buch, welches auch beym 1 Buch Moſe anfängt, und handelt auch von Julius Cäſars Thaten und von den Römern, und iſt in grünen Sammt gebunden, mit zwo ſilbernen Klammern, und heißt Lucan und Sueton, ſchön geſchrieben und ausgemalet.

Un Livre en François, en un volume, qui ce commence de Geneſis, et traite du fait des Romains, de la Vie des SS. Peres Hermites et de Merlin. 16.

Ein franzöſiſch Buch in einem Bande, welches vom 1 Buch Moſe anfängt und handelt von den Thaten der Römer, von den Leben der Einſiedler und vom Merlin.

Croniques aſſemblées de Jule Ceſar et de Godefroy de Billion, em pappier, em proſe. 305.

Geſammelte Chronicken vom Julius Cäſar und Gottfrieden von Bouillon, auf Papier, in Proſa.

Liber Imperatorum. 621.

Des fais de Rome et de Conſtantinoble, em proſe. 303.

Geſchichte von Rom und Conſtantinopel, in Proſa.

Valerius Maximus, couvert de ſoie vermeille, à queuë, tres bien eſcript et yſtorié. 242.

Valerius Maximus, in rother Seide mit Rücken; ſchön geſchrieben und durchmalt.

Julien Frontin, en un cayer de papier, couvert de parchemin. 793.

Julian Frontin, auf Papier, in Pergamentband.

Habundancia exemplorum, cayers couverts d'un tres viel cuir. 792.

Habundancia exemplorum, ein Heft in ſehr altem Leder.

Orleans

Orientaliſche Geſchichte, Kriege jenſeit des Meers.

LaFleur des yſtoires de la Terre d'Orient, em proſe. 426.

Die Krone aller Geſchichte im Orient, in Proſe.

De Mahomet. 500.

Vom Mahomed.

Hiſtoria Hycroſolymitana et de Mahomete, Lat. grant volume plat. 1015.

Vie de Mahomet. Hiſtoire de Jeruſalem, et le Lapidaire. Lat. 1032.

Mahomets Leben, Geſchichte von Jeruſalem und der Steinſchneider. Lateiniſch.

Les Croniques d'Oultremer, et comment Mahomet conquiſt preſque toute la terre de Syrie, et Godefroy de Billion. 286.

Die Chronicken über Meer, und wie Mahomed faſt ganz Syrien gewonnen, und Gottfried von Bouillon.

Godefroy de Billion etc. Voyez ci-deſſus 305. et ci-deſſous. 492.

Gottfried von Bouillon, u. ſ. w. Siehe oben 305 und unten 492.

Godeffroy de Billon de la Conqueſte d' Outremer, qui fu de la Conteſſe de Pennebrok, couvert de ſoie, a queuē, et rymé. 37.

Gottfried von Bouillon, von der Eroberung jenſeit des Meers, welches Buch der Gräfinn von Pembrock zugehört. In Seide gebunden, mit Rücken, und in Reimen.

Autre bien viel, em pappier. 324.

Ein anders ſehr alt, auf Papier.

Autre. 292. Ein anders.

Autre, en un gros volume moyen. 1110.

Ein anders in einem dicken Mittelbande.

Autre, tres bien yſtorie. 32.

Ein anders, ſehr ſchön ausgemalt.

Autre, à deux coulombes, couvert de cuir blanc, a queuë. 282.

Ein anders, in geſpaltenen Columnen, in weißem Blech, mit Rücken.

Unes Croniques de Godeffroy de Billon, de la conqueſte de la terre d'Oultremer, em proſe, bien vieilles, couvertes de cuir, à queuë blanc. 79.

Eine Chronick von Gottfrieden von Bouillon, die Eroberungen des Landes jenſeit dem Meere betreffend, in Proſa, ſehr alt, mit Leder bedeckt und weißem Rücken.

Comment Jeruſalem fu conquis aveques la terres d'Oultremer par Godeffroy de Buillon, em proſe: donné au Marquis de Saluce, quand il plaida en Parlement, par le Roy Charles. 284. rymé. 285.

Wie Jeruſalem und das Land jenſeit dem Meere von Gottfrieden von Bouillon eingenommen worden, in Proſa. Dem Marquis von Saluze geſchenkt, vom Könige Carl, als er im Parlamente redete. Ein anders gereimt.

De la terre de Jeruſalem, et de la conqueſte d'iceluy par Godeffroy de Billon, em proſe. 289.

Von dem Lande Jeruſalem und von deſſen Eroberung durch Gottfrieden von Bouillon, in Proſa.

Les Croniques de Jeruſalem. 280.

Die Chronicken von Jeruſalem.

Quantes fois Jeruſalem a été priſe. 376.

Wie oft Jeruſalem eingenommen worden.

Les fais de la terre d'Oultremer etc. 290.

Geſchichte des Landes jenſeit dem Meere.

Le paſſage de la terre ſainte, nomme *Directoire*, ou *Adrecement*. De la terre d'Oultremer, tres bien eſcript, em proſe 350.

Die Reiſe ins gelobte Land, Directorium oder Wegweiſer genannt. Von dem Lande jenſeit des Meers, ſchön geſchrieben, in Proſa.

Fran-

Franzöſiſche, wahre und fabelhafte Geſchichte.

La Genealogie par maniere de Cronique des Roys de France. 372.

Geſchlechtregiſter, als eine Chronick der franzöſiſchen Könige.

Les Croniques de France, en deux volumes, couvertes de ſoye yndè à queuë, et ſont en deux eſtuys de cuir eſcorchiez, aux armes de France. 253. a 253. b.

Die franzöſiſchen Chronicken, in zween Bänden, in ſeidenem Bande mit Rücken, und ſind in zwey ledernen Futteralen von Franzband mit dem franzöſiſchen Wappen.

Croniques de France. 292.

Franzöſiſche Chronicken.

Unes Croniques de France en un volume, et en François, leſquelles furent de Sire Dandreſel, eſcriptes de pluſieurs lettres. 21.

Eine franzöſiſche Chronick in einem Bande und franzöſiſch, ſo dem Herrn Dandreſel gehöret hat, von vielerley Händen geſchrieben.

Unes Croniques de France en François, couvertes de veluyau à fleurs de lis, et boullons d'argent, bien eſcriptes. 63.

Eine franzöſiſche Chronick von Frankreich, in Sammt, mit franzöſiſchen Lilien und ſilbernen Ecken, ſchön geſchrieben.

Unes Croniques de France en François, et en un volume, et à trois coulombes. 23.

Eine franzöſiſche Chronick von Frankreich, in einem Bande, und in drey geſpaltenen Columnen.

Unes Croniques de France très abregiées, en proſe et petit volume, en un vies caier. 431.

Eine Chronick von Frankreich ſehr abgekürzt, in Proſa und ein kleiner Band in einem alten Papiere.

Unes petites Croniques de France très abregiées, et en la ſin ſont aucun Chartres de Laon. 111.

Eine kleine Chronick von Frankreich ſehr abgekürzt, und zu Ende ſind einige Karten von Laon.

Unes petites Croniques abregiées des Roys de France en François. 1107.

Eine kleine abgekürzte Chronick der franzöſiſchen Könige in franzöſiſcher Sprache.

Le commencement des geſtes de France rymé, et eſcript en Gaſcoing, trés viel. 375.

Der Anfang der franzöſiſchen Thaten, in Reimen und gaſconiſch geſchrieben, ſehr alt.

La vie Sainte Bautheult, jadis Royne de France, trés bien eſcripte, en un cahier couvert de parchemin. 706.

Das Leben der H. Bautheult, ehemaliger Königinn von Frankreich, ſchön geſchrieben, in einem Pergamentbande.

Les geſtes du Roy Peppin et de ſa femme Berthe au grant pié, et les geſtes de Charlemaine, etc. 35.

Thaten des Königs Pippin und ſeiner Frauen Bertha mit dem großen Fuße, und Carls des großen Thaten. ꝛc.

La Vie S. Charlemaine. 280.

Leben Carls des großen.

Charlemaine et Turpin. 376.

Carl der große und Turpin.

Hiſtoire du Roy Philippe le Conquerant, des Makabées, etc. 191.

Geſchichte König Philipps des Eroberers, von den Makabeern. ꝛc.

De Philippe le Conquerant. 371.

Von Philipp dem Eroberer.

Du Roy Philippe le Conquerant, rymé. 378.

Von König Philipp dem Eroberer, in Reimen.

Des Waudres qui vinrent en France etc. 411.

Von den nach Frankreich gekommenen Waldenſern.

Une grande partie de la vie et des fais de Monſſ. S. Loys que fiſt fere le Seigneur de Juinville, trés bien eſcript et yſtorié, couvert de cuir rouge, à fermoers d'argent. * 77.

Ein großer Theil des Lebens und der Thaten des H. Ludwigs, welche der Herr de Joinville ſchreiben laſſen, ſchön geſchrieben und durchmalet, in rothem Leder mit ſilbernen Klammern.

Les miracles S. Loys, rymé etc.

Die Wunderwerke des H. Ludwigs, gereimt.

La vie et les fais S. Loys, rymé.

Leben und Thaten des H. Ludwigs, in Reimen.

La Vie S. Loys de France, et les fais de ſon voyage d'Oultre-mer. 107.

Leben des H. Ludwigs von Frankreich, und die Thaten bey ſeiner Reiſe übers Meer.

La vie S. Loys, et les miracles, couvert de drop d'or maramas, à fermoers d'argent, et em proſe. 130.

Leben des H. Ludwigs und ſeine Wunderwerke, in Goldſtück mit ſilbernen Klammern, und in Proſa.

Vie du meſme etc. à une chemiſe blanche, et fermoers d'argent. 157.

Leben deſſelben ꝛc. in weißem Bande mit ſilbernen Klammern.

Un Livre couvert de veluyau vermeil, ou eſt la vie S. Loys, à deux fermoers d'Argent, aux armes du Conte S. Pol, venus du Conte de S. Pol. 266.

Ein Buch in rothem Sammte, darinn des Heil. Ludwigs Leben, mit zwo ſilbernen Klammern und dem Wappen des Grafen von St. Paul, und geſchenkt vom Grafen St. Paul.

Autre, couvert de cuir vermeil, à empreintes, à deux fermoers d'argent, donné au Roy par Gilet. 207.

Ein anders in rothem Leder, mit Stämpeln, und zwo ſilbernen Klammern, dem Könige geſchenkt von Gilet.

La Vie S. Loys de France, en François. 1097.

Leben des H. Ludwigs von Frankreich, franzöſiſch.

Un trés petit Livret, ſans ais, intitulé deſſus: *Les enſſengnements Loys Caievaire Roy de France à ſa fille la Ducheſſe de Bourgogne.* 461.

Ein ſehr kleines Büchlein, ohne Breter, oben genannt: Unterricht Ludwigs Cajevaire Königs in Frankreich an ſeine Tochter die Herzoginn von Bourgogne.

Enſſengnements S. Loys à ſon fils et à ſa fille. 322.

Des Heil. Ludwigs Unterricht an ſeinen Sohn und an ſeine Tochter.

La Vie ſuer Ylabeau de Lonchamp, qui fu ſuer S. Loys et ſes miracles. 477.

Leben der Schweſter Iſabelle von Lonchamp, einer Schweſter des Heil. Ludwigs und ihre Wunderwerke.

De Charlon Conte de Provence, qui conquiſt Cecille et Puille, rymé, trés mal eſcript, et viel. 443.

Von Charlon dem Grafen der Provence, welcher Sicilien und Apulien überwand, in Reimen, ſchlecht geſchrieben und alt.

La Guerre du Roy Philippe et des Flamans en ryme, eſcript de forme, couvert de cuir à empreintes, à deux fermoers de cuivre. 925.

Krieg des Königes Philippus und der Flamänder, in Reimen, ordentlich geſchrieben, mit Leder bezogen, nebſt Stämpeln und zwo küpfernen Klammern.

La Bataille de Caſſel et Flandres, rymée, bien eſcripte et yſtoriée. 437.

Die Schlacht bey Caſſel und in Flandern, gereimt, ſchön geſchrieben und durchmalet.

La Guerre du Roy de France et du Roy d'Angleterre, et les fais du Roy de Navarre et de ceulx de Paris, quant ils furent contre le Roy, eſcript en pappier, ſans ais, couvert de parchemin. 362.

Der Krieg des Königes von Frankreich und des Königs von England, und die Thaten des Königs von Navarra und der Pariſer, als ſie wider den Köyig waren; auf Papier geſchrieben, ohne Breter, in Pergament gebunden.

Un livre couvert de cuir vert, ſans ais, ou eſt le traité de la paix du Roy de France et du Roy d'Angleterre. 519.

Ein Buch in grünem Leder, ohne Breter, darinn der Friedensſchluß zwiſchen dem Könige von Frankreich und dem von England enthalten.

Le livre du ſacre des Roys en Latin et en François, toutes les miſtéres, veſtures et Officiers fugurez et hiſtoriez, couvert de drap d'Or tenné, à fermoers d'argent. (Le Roy la preint pour ſon ſacre 5 Octobre iiiixx). 159.

Das Buch von der Krönung der Könige, lateiniſch und franzöſiſch, alle Geheimniſſe, Kleidungen und Bedienten, in Figuren und ausgemalet, mit Goldſtück bezogen und ſilbern Klammern. (Der König hat es zu ſeiner Krönung genommen den 5ten October iiiixx).

Un livre du ſacre des Roys de France en François et Latin, couvert de drap d'or. 409.

Ein Buch von der Krönung der Könige von Frankreich, franzöſiſch und lateiniſch, in Goldſtück gebunden.

De l' Ordonnance à enoindre et couronner le Roy, partie en Latin et partie en François. *(Addition au Catalogue de Mallet).* 947.

Von der Vorſchrift bey der Salbung und Krönung des Königs, theils lateiniſch theils franzöſiſch. (Zuſatz zu Malets Bücherverzeichniß).

Un Livre rymé, qui ſe nomme le *Prophètes Noſtre Dame* de l'inſtituçon du Royaume de France, et de la nobleſſe d'iceluy, an petis fermoers d'argent, donné au Roy par Gilet. 209.

Ein gereimtes Buch, welches heißt, die Propheten U. L. F. von der Stiftung des franzöſiſchen Reichs, und ſeiner Vortrefflichkeit, mit kleinen ſilbernen Klammern, dem Könige geſchenkt, von Gilet.

Le traittié des trois fleurs de lis. 321.

Das Buch von den drey franzöſiſchen Lilien.

Un Livre fermant à clef, couvert d'un cuir vermeil, d'un avis comme le Pape ne l'Egliſe ne pueent ne doit avoir aucune cognoiſſance en ce qui touche le temporel du Roy, du Royaume de France, de la couronne, ne des appartenances. 204.

Ein Buch mit dem Schlüſſel aufzumachen, mit rothem Leder bezogen, mit einer Nachricht, daß weder der Pabſt noch die Kirche die mindeſte Kenntniß haben dörfe von dem, was das Zeitliche des Königs des Königreichs Frankreich, der Krone, oder deſſen was davon abhängt, haben dörfe.

Un Livre appellé le *ſonge du Vergier*, qui eſt d'un avis comment le Pape ne doit avoir coignoiſſance en ce qui touche le temporel ne la juſtice du Roy, couvert de ſoie à queuë (Baillé par le Roy à Maiſtre Evrart F'magon) 245.

Ein Buch, der Traum des Vergier betitelt, welches berichtet, wie der Pabſt keine Kenntniß von demjenigen haben dörfe, was das Zeitliche und die Juſtiz des Königes betrifft, in Seide gebunden mit Rücken. (Der König hat es dem Herrn Evrart F'magon geſchenkt).

Le ſonge du Vergier en François, et eſt ſigné *Charles* etc. 1086.

Der Traum des Vergier franzöſiſch, unterzeichnet Carl.

Item un autre livre, couvert de ſoie à queuë, qui eſt le Latin du François du dit Livre 246

Jtem ein ander Buch, in Seide mit Rücken, welches die lateiniſche Ueberſetzung beſagten franzöſiſchen Buches iſt.

Un autre petit livret, couvert de ſoie, qui traite de celle matiere.

Ein andres kleines Büchlein, in Seide gebunden, von eben der Materie.

Un livre couvert de ſoie, à deux fermoers d'argent dorez, ou ſont eſcripts en lettres de note les privileges donnez des Pappes aus Roys de France. 215.

Ein ander Buch in Seide gebunden, mit zwo vergoldten ſilbernen Klammern, darinnen mit abgekürzter Schrift, die Privilegia enthalten ſind, welche der Pabſt den Königen in Frankreich gegeben.

Un livre couvert de ſoie, ou ſont les teſtaments des Roys de France. 263.

Ein Buch in Seide gebunden, darinn die Teſtamente der Könige von Frankreich enthalten ſind.

Procés Meſſire Robert d' Artois en lettre de note, couvert de drap de ſoie. 100. 344.

Herrn Roberts von Artois Proceß, mit abgekürzter Schrift, in Seidenzeug gebunden.

Les Croniques des Evêques du Liege, et autres choſes en ryme et proſe, et tres groſſe lettre. 320.

Chronicken der Biſchöfe von Lüttich, und andre Sachen, gereimt und in Proſa, ſehr große Buchſtaben.

De Rolant et d'Olivier. 500. Roman.

Von Roland und dem Olivier. Liebsgeſchichte.

Guillaume d'Orenge, rymé. 373. Roman.

Wilhelm von Oranien, in Verſen. Liebsgeſch.

Guillaume d' Anjou, en un caier, ſans fin et ſans commencement, et en proſe, ſans ais. 386.

Wilhelm von Anjou, in einem Hefte, ſonder Ende und Anfang, und in Proſa, ohne Breter.

Geſchichte anderer Länder.

A couronner l'Empereur par le Pape, ſans couverture. 758.

Krönung des Kaiſers durch den Pabſt, ohne Band.

Les guerres d'Angleterre et d'Eſcoſſe, en pappier, et Godeffroy de Billon. 492.

Die Kriege von England und Schottland, in Papier, und Gottfried von Bouillon.

Un gros Romant en papier, gros et court, et parle des guerres d'Eſcoce et d'Angleterre. 1120.

Ein dicker Roman auf Papier, dick und kurz, und handelt von den ſchottiſchen u. engländiſchen Kriegen.

Les Croniques d'Eſpaigne, que fuſt l'Eveque de Burs, translatées en François par Frere Jehan Goulain, en deux volumes, et eſt ſigné CHARLES, à deux fermoers d'argent dorez et eſmaillez de France. 1087.

Die Chronicken von Spanien, welche der Biſchof von Bürs gemacht, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von dem Bruder Johann Goulain, in zween Bänden, und iſt unterzeichnet Carl, mit zwo ſilbernen verguldten franzöſiſchen Klammern.

Un Livre, nommé Royal, en Latin, à une chemiſe blanche à queuë, à deux fermoers d'argent, que fiſt et donna au Roy le Patriarche d'Alexandrie, et eſt du Roy Pietre et du Roy Henry. 807.

Ein Buch das Königliche genannt, lateiniſch, in weiſſem Bande mit Rücken, mit zwo ſilbernen Klammern, welches dem Könige vom alexandriniſchen Patriarchen geſchenkt worden, und iſt vom Könige Peter und Könige Henrich.

De la Terre Preſtre Jehan (donné au Senecal d'Eu, derrenier Decembre iiiixx, et xvii) 340.

Von der Erde, Prieſter Johann (dem Senſchall von Eu geſchenkt den letzten Dec. 1320 und 17.

LXII.

Herrn Boindins Anmerkungen über den beſondern Titel eines Buchs, welches in vorſtehendem alten Verzeichniſſe der Bibliothek Carls des Weiſen angezeiget worden.

In dem Bücherverzeichniſſe, welches von Carls des V. Büchervorrathe mitgetheilet worden, iſt eine Handſchrift enthalten, die den Titel führet: **Unterrichte Ludwig Cajevaire, Königs von Frankreich, an ſeine Tochter, die Herzoginn von Burgund.** Das Wort Caievaire, welches weder im **Nicot**, noch im **Monet**, noch im **Borel**, noch in andern Wörterbüchern ſteht, erregte die Neugierde der meiſten Mitglieder, und man ſuchte um die Wette, was es wohl wahrſcheinlicher Weiſe bedeuten möchte.

Einige glaubten, das Wort **Caivere**, wäre an ſtatt Severe geſetzt worden, ein Name der dem **H. Ludwig**, dem man dieſes Buch zueignet, zuzukommen ſchien und ihm in der That zukam. Andere wollten, daß Caievaire nur eine bloße Anzeige eines originalen Buchs ſey, darein der Unterricht geſchrieben wäre. Dieſes mittelmäßig dicke Buch, deſſen Band grün iſt, wäre Cahier-vert oder Caie-vair, genannt worden; und dieſer Zuname, den man auf die erſte Seite über den Titel und das Wort Loys oder **Ludwig** geſetzt, wäre nach dieſem aus Unwiſſenheit irgend eines Abſchreibers, für den Titel des Buchs ſelbſt gehalten worden.

Herr **Boindin** theilte der Akademie noch ein Paar andere Erklärungen des Worts **Caievaire** mit. Nach der erſten, muß man **Caievaire** theilen und zwey Wörter daraus machen, deren erſtes nämlich **Caie**, anſtatt Sage (weiſe), geſetzt worden. Man findet in den alten Schriften ziemlich oft ein C anſtatt eines S, und ein S anſtatt eines C. Der Gebrauch des J anſtatt des G iſt in den alten franzöſiſchen Handſchriften eben ſo gemein. Wenn man nun ein S anſtatt des C, und ein G anſtatt des I ſetzet, ſo wird man anſtatt Caie, Sage leſen.

Was nun das Wort Vaire betrifft, ſo leitet man es von dem Adverbio verè her, und will, daß man vaire anſtatt vraiement (gewiß) hat ſetzen können; ſo wie man ehedem voir anſtatt vrai von dem Lateiniſchen verus, geſetzt hat. So viel iſt gewiß, daß das Wort vaire annoch in einigen nahen franzöſiſchen Provinzen und inſonderheit in der **Normandie**, gebräuchlich iſt; ſo daß der König Loys Caie-vaire, der König **Ludwig** vraiement Sage (wahrhaftig weiſe) ſeyn würde, ein Name der dem H. **Ludwig** unſtreitig zukömmt.

In der andern Erklärung, welche Herr **Boindin** vorſchlug, bedeutet Caie-vaire, ſoviel als delaiſſé, abandonné (verlaſſen). Das Wort Gaiver, welches verlaſſen bedeutet, ſteht in einem Gloſſario über das Recht, Indice des droits Royaux, betitelt. **Füretiere** hat in ſeinem Wörterbuche eben dieſes Wort und giebt ihm auch dieſelbe Bedeutung. Das Adjectivum Gaive ſoll in der **Normandie** ſehr gebräuchlich ſeyn; und man ſieht in den Gebräuchen dieſer Provinz, einen Artickel des choſes gaives, das heißt, von verlaſſenen Dingen, deren man ſich nicht annimmt. Von dem Worte Gaiver oder Caiver aber, denn das G und C nehmen gar oft eines des andern Stelle ein, iſt nun das Participium Caivair, oder Caie vaire entſtanden, welches ſo viel als verlaſſen anzeigen ſoll. Daß nun dem H. **Ludwig** der Zuname des verlaſſenen zukomme, inſonderheit im Abſehen auf ſeine letzte Reiſe ins gelobte Land, davon wird ein jeder überzeugt werden, der das Leben dieſes Prinzen lieſt.

Dieſe letzte Erklärung fand noch weniger Beyfall als die erſte. Der Ausdruck delaiſſé war ſchon zu des H. **Ludwigs** Zeiten, ja noch zuvor, gebräuchlich; dieſes bezeugen die damaligen Geſchichtſchreiber, und unter andern **Joinville**. Es war alſo natürlicher, ſich des Worts delaiſſé, als des

Worts Caievaire zu bedienen. Uebrigens hat man kein Exempel, daß die Mittelwörter unſerer Zeitwörter ehemals andere Endungen ſollten gehabt haben, als ſie anjetzt haben, und man ſieht nicht, wie man aus der unbeſtimmten Art Gaiver, oder Caiver, ordentlicher Weiſe das Mittelwort Caivair oder Gaivair machen können.

Endlich hielt ſich Herr **Boivin** der jüngere, welcher der Akademie die Erklärung des Worts Caievaire vorgeſchlagen, verpflichtet, ſolches in einer eigenen Abhandlung ſelbſt zu erklären, darinnen er zeiget, erſtlich, daß obbeſagter Unterricht von dem Könige **Ludwig** dem heiligen iſt. Dieſes Werk nun, was in einem Verzeichniſſe angezeiget ſteht, welches zu **Carls des** V. Zeit unter dem Titel gemacht worden Enſſengnemens Loys Caievaire Roy de France à ſa Fille la Ducheſſe de Bourgogne, **Unterricht Ludwigs Caievaire, Königs von Frankreich**, an ſeine Tochter die **Herzoginn von Burgund**, kann nicht anders als von einem Könige in Frankreich Namens **Ludwig** gemacht worden ſeyn, der vor **Carln** dem V. regieret und eine Tochter gehabt hat, die eine Herzoginn von **Burgund** geweſen. Nun hat von zehn Königen des Namens **Ludwig**, die vor **Carln** dem V. regiert haben, nur der einzige **heilige Ludwig** eine Herzoginn von **Burgund** zur Tochter gehabt.

Zum andern zeigt Herr **Boivin**, daß das Wort Caievaire des **H. Ludwigs** Zunamen geweſen, und eben von der Art, wie man vielen andern Königen beygelegt hat, und die man als eine Art von Spottnamen anſehen kann. Dergleichen ſind die Zunamen, der **Kahle**, der **Einfältige**, der **Lallende**, der **Dicke**, u. ſ. w.

Die Muthmaßung daß Caievaire für Severe geſetzt worden, ſcheint dem Herrn **Boivin** gar zu kühn zu ſeyn, und dieſe zwey Wörter ſind einander zu unähnlich, als daß eines für das andere ſollte geſetzt worden ſeyn. Eben ſo wenig glaubt er, daß man Cahier vert oder Caié-vair leſen ſolle. Denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß dieß Wort ſich, auch ſogar aus Verſehen eines Abſchreibers, an die Stelle hätte einſchleichen können, wo es ſteht. Uebrigens hat **Gilles Malet** **Carls** des V. Bücheraufſeher und Verfaſſer dieſes Bücherverzeichniſſes, nicht einen bereits verfertigten Catalogum nur abgeſchrieben; ſondern er ſelbſt hat ein originales Bücherverzeichniß von ſeines Herrn Büchervorrathe gemacht, und erſt nachdem er ein jedes Buch geſehen und handthieret hatte, hat er jeden Artickel dieſes Verzeichniſſes zu ſchreiben angefangen.

Das wahrſcheinlichſte ſcheint dem Herrn **Boivin** dieſes zu ſeyn, daß man, anſtatt **Caievaire**, **Saievaire** leſen müſſe. Die ganze Aenderung beſteht darinn, daß man aus dem C ein S mache, und dieſe Aenderung iſt gar zu gewöhnlich, daß man dawider ſtreiten könnte. Saie-vaire beſteht aus zwey Wörtern, aus Saie und Vaire. Das Wort Saie, welches ehedem ſehr gemein geweſen, ſowohl als das Wort Saion, wird in alten und neuen Wörterbüchern erkläret. **Furetiere** ſagt, Saie ſey ein altes Wort und habe ehemals einen Soldatenrock bedeutet, dergleichen die Griechen und Römer ſich bedient und der bey den Galliern gebräuchlich war; lateiniſch Sagum. Man kann den Herrn **du Cange** in ſeiner **Abhandlung von den Wappenröcken** und in ſeinem lateiniſchen Gloſſario unter den Wörtern, Sagum, Saga, Saja etc. zu Rathe ziehen. Daſelbſt wird man ſehen, was die Saie, oder Saion bedeute, deren man ſich ehedem in Frankreich, es ſey nun in Kriegsläuften oder Friedenszeiten, bedienet.

Was das Wort Vaire betrifft; ſo iſt es ein Beywort, das ſo viel heißt als **bläulicht weiß**. **Wilhelm Guyart** bedienet ſich in ſeiner Branches aux Royaux lignages, dieſes Beyworts, welches er mit dem Namen pennes oder pannes zuſammen ſetzt. Man findet es auch in dem Roman von der Roſe, im **Parciſal**, im Roman vom **Gaydon** u. ſ. w. Das Subſtantivum Vair iſt, nach dem **Nicot**, eine **Art eines reichen Pelzſaintes mit blauen und weißen Haaren, deſſen ſich unſere Könige ehedem als eines Pelzfutters bedienet.** Nach dem **Monet**, iſt Vair eine **Art** von reichhaarigten Eichhörnchen, welches oben auf dem Leibe ins Columbine und unten am Bauche ins Weiße fällt, deſſen Haut den Mänteln zu einem reichen Futter dienet. Man arbeitet ſie in Vierecken und Feldern, eins Columbin, das andere Weiß, einige größer, einige kleiner, die man *grand vair* und *petit vair* nennet. Man ſehe auch noch den Herrn du Cange in erwähnter Abhandlung und in ſeinem Gloſſario unter dem Worte Varius.

Alles dieſes nun vorausgeſetzt, ſo kömmt der Beyname Saievaire einem Menſchen zu, der ſich durch ſaies, das heißt, durch Kleider unterſcheidet, die die Vairfarbe haben, oder mit Eichhörnerfelle gefüttert ſind. Wenn man nun beweiſt, daß der **H. Ludwig** dieſe Farbe geliebt und dergleichen Pelze den andern allen vorgezogen hat, ſo wird es leicht ſeyn, ſagt Herr **Boivin**, zu zeigen, daß der Name Saievaire ihm leichtlich von ſeinen Unterthanen, oder wenigſtens von einigen ſeiner Hofbedienten kann gegeben worden ſeyn. Es iſt gewiß, daß der H. **Ludwig** zum mindeſten einige Zeitlang, Pelze von kleingewürfeltem Eichhornfelle getragen. Wenn **Joinville** von des heiligen Königes Reiſe ins gelobte Land redet, ſo bemerket er, daß er in ſeinen Kleidern ferner weder Eichhornpelz, noch grau, noch Scharlach, tragen wollen. Der lateiniſche Geſchichtſchreiber und **Wilhelm Guyart**, Verfaſſer der la Branche aux Royaux lignages, bemerken eben daſſelbe, und die Folge ſo man aus dieſen Zeugniſſen ziehen muß, iſt dieſe, daß der Heil. **Ludwig**, vor ſeinen Kreuzzügen gemeiniglich, den kleinen Eichhornpelz getragen. Wendet man ein, daß ſchon vor dem heil. **Ludwig** unſere Könige dergleichen getragen, ſo antwortet Herr **Boivin**, daß der Pelz, deſſen dieſelben ſich bedienet, von des heil. **Ludwigs** ſeinem ſehr unterſchieden geweſen. Die Könige ſagt Monet, bedienten ſich ehemals des großgewürfelten weiß und blauen Futters in ihren Mänteln, der heil. **Ludwig**, war aus Beſcheidenheit, mit dem kleinen zufrieden. Hier ſind alſo zwo Gattungen dieſes königlichen Mantelfutters; das großgewürfelte welches bey den alten Königen von Frankreich gewöhnlich war; und das kleinwürflichte welches der heilige **Ludwig** getragen. Weil er nun, indem er dieſes kleinwürflichte Futter trug, ſich von den Königen ſeinen Vorfahren unterſchied, ſo darf es niemanden fremde vorkommen, daß man ihm einen Beynamen gegeben, der an ihm den Gebrauch einer ihm beſonders eigenen Tracht bemerkte, und die er ſo gar auch an den Prinzen und vornehmſten Bedienten ſeines Hofes ſo gern ſah, daß, als er das Jahr nach ſeiner Vermählung in Compiegne war und daſelbſt ſeinen Bruder **Robert** zum Ritter geſchlagen hatte, er, wie **Wilhelm Guyart** ſagt, den Großen die ihm gefolget waren, pennes vaires ausgetheilet, das heißt, Pelze von oberwähnter Art; und vielleicht könnte man den Zeitpunct des Zunamens, davon wir hier handeln, auf eben dieſen Freudentag und auf die Austheilung der Sayes vaires, die an demſelben geſchehen, feſtſetzen.

* * *

LXIII.

Sinnbilder, Aufſchriften, und Münzen,

ſo von der Akademie verfertiget worden.

Man hat zu Anfange dieſer Geſchichte geſehen, daß, als die Akademie, vor ihrer Erneuerung, im 1701ſten Jahre, nur noch aus ſieben oder acht Perſonen beſtanden, auch die Arbeit, ſo zu reden, gemeinſchaftlich geweſen, und daß ein großer Theil dieſer Arbeit darinnen beſtanden, daß man jährlich die erforderten Sinnbilder zu den Münzgeprägen des königlichen Schatzes, zu den zufälligen Stücken, zu den gewöhnlichen und außerordentlichen Kriegsgeldern, zu den Gebäuden, zu den Meerſachen und Ga-

Galeeren, lieferte; daß man gehörige Aufſchriften zu den Gebäuden verfertigte, die der König bauen ließ, oder zu denen Denkmälern, die das Volk dem Landesherrn zu Ehren aufrichtete; daß man auf die wichtigſten Begebenheiten ſeiner Regierung Münzen erfände; auch hiſtoriſche Beſchreibungen eben dieſer Begebenheiten verfertigte, u. ſ. f.

Als nun die Geſellſchaft bis auf vierzig Mitglieder angewachſen war, und die griechiſche und lateiniſche Litteratur ſowohl als die alte und neue Geſchichte, der Hauptgegenſtand der akademiſchen Bemühungen und des beſondern Fleißes eines jeden Mitgliedes geworden war, ſo ward die gemeinſchaftliche Arbeit der Sinnbilder, Aufſchriften und Münzen, weit gefehlt daß ſie hätte aufhören ſollen, vielmehr noch mehr erweitert als ſie vorhin geweſen; indem, da die Geſellſchaft, bekannter, zahlreicher und inſonderheit beſtätiget geworden, man immer mehr fortfuhr, von ihr, nicht nur alle Arten ſolcher Erfindungen zu begehren, die mit dem Könige oder mit dem gemeinen Weſen, eine Verwandtſchaft hatten, ſondern weil ſie auch noch mitten aus den Provinzen von Städten und Privatperſonen die einigen Geſchmack hatten, ja oft auch von Fremden um Rath gefraget ward.

Seit der Erneuerung von 1701 alſo, ward des Königs Geſchichte in Münzen, die ſchon weit gekommen war, fortgeſetzt und zu Ende deſſelben Jahrs gedruckt; und ſeit dieſem Drucke, hat man eben dergleichen Münzen auf die andern merkwürdigen Vorfälle ſeiner Regierung, bis an den Tod dieſes Herrn gemacht, und man hoffet dem gemeinen Weſen, eheſtens eine neue und vollſtändige Ausgabe dieſer Geſchichte geben zu können.

Außer dem Gelde des königlichen Schatzes, der beſondern Fälle, der ordentlichen und außerordentlichen Kriegsgelder, der Gebäude, des Seeweſens und der Galeeren, ſind wenig Jahre vorbey gegangen, darinnen man nicht von der Akademie Sinnbilder zu den Geldern für Ihro Hoheit die Dauphine Herzoginn von Burgund, für die Stadt Paris, für die Artillerie, für die Rechnungekammer, die kleinen Luſtausgaben, Silberkammer u. ſ. w. abgefordert hätte.

Im 1701 Jahre, verfertigte die Akademie eine Aufſchrift, die Herr **Peletier de Souzy** von ihr zu dem großen Thore von **Bayonne** foderte, welches von neuem gebauet und nach Art eines Triumphbogens aufgeführet ward.

Man machte noch andere Aufſchriften, welche auf eine Art von Seulen ſollten geſetzt werden, die man ſtufenweiſe auf der Mittagslinie ſetzen wollte, welche von den Mitgliedern der Akademie der Wiſſenſchaften, von dem Obſervatorio zu Paris an, bis auf die höchſten pyrenäiſchen Gebirge war gezogen worden, die das **Rouſſilloniſche** von **Catalonien** abſondern.

In eben demſelben Jahre, foderte der ſpaniſche Staatsrath durch den Herrn Marquis **de Torcy**, von der Akademie, Erfindungen zu den Schaupfennigen auf des Königes und der Königinn von Spanien glückliche Ankunft, ab.

Im 1702 Jahre, foderte man noch einmal von der Akademie, Erfindungen zu Schaupfennigen und Sinnbilder zu den Münzen für den König und die Königinn von Spanien.

Man machte zugleich Aufſchriften, die auf den Eingang der Landſtraßen kommen ſollten, die der König in dem Cevenniſchen hatte bahnen laſſen.

Man arbeitete auch an einem Grabmaale, welches für die Herzoginn von **Arpajon** verlanget ward, und an zwo oder drey Aufſchriften von eben der Art.

Im 1704 Jahre lieferte man die Sinnbilder zu verſchiedenen Fahnen der Regimenter.

Man erfand einen Schaupfennig für das Handelsgerichte zu **Rouen** und einiger andern Städte.

Man arbeitete an einer Aufſchrift, die auf das Thor einer Feſtung kommen ſollte, die der König in der Inſel **St. Domingo** ausführen ließ; und man lieferte noch eine, zu dem Eingange der großen Straße, in dem Walde zu **Compiegne**.

Im 1705 Jahre, machte man Sinnbilder für die mehreſten Abtheilungen der Truppen des Königes von Spanien, und einige andere für franzöſiſche Regimenter; auch eine Aufſchrift nach **Canada**, und einige Grabſchriften, die man für gewiſſe anſehnliche Standesperſonen gefodert hatte.

Im 1707 Jahre, wandte ſich der Churfürſt von **Cöln** an die Akademie, um einen Schaupfennig zu der Feyer ſeiner Einweihung und ſeiner erſten Meſſe.

Die Stadt **Lyon** begehrte zwo Aufſchriften. Eine, auf den Durchzug derer Prinzen, die ihren Bruder den König von Spanien bis auf die Gränzen ſeiner Staaten begleitet hatten. Die andere, auf die Geburt des Herzogs von **Bretagne**; auf welche Begebenheit auch viel andere Städte welche verlangt hatten.

Im 1708 Jahre, begehrte die Stadt **Toulon** von der Akademie eine Aufſchrift, die Beſtändigkeit und den Eifer ihres Biſchofs des Herrn **Armand Bonin de Chalucet** zu ehren, welcher in einem ſehr hohen und zu den Beſchwerlichkeiten einer Belagerung ſehr unbequemen Alter, dennoch die Stadt nicht verlaſſen wollen, als die Feinde vor **Toulon** kamen, und durch ſein Beyſpiel die vornehmſten Einwohner daſelbſt erhielt, ſie allezeit durch fromme und lebhafte Reden aufmunterte, und hernach zu dieſem geiſtlichen Beyſtande noch anſehnliche Austheilungen an Geld und Korn hinzuthat, um die in der Stadt zerſtörten Häuſer wieder zu recht zu bringen, und einen Theil des herumliegenden Erdreichs zu beſäen, welches ſonſt unfruchtbar hätte liegen müſſen.

In eben dem Jahre, foderte man verſchiedene Grabſchriften von der Akademie; die hauptſächlichſte davon war auf die Gräfinn von **Pontchartrain**.

Im 1709 Jahre, wandte ſich der Prinz von **Conti** an die Akademie, wegen der Sinnbilder, Aufſchriften und Schaupfennige, womit er ſeines Herrn Vaters des Prinzen von **Conti** Begräbniß gezieret wiſſen wollte.

Herr le Peletier de Souzy begehrte eine Aufſchrift zu einem neuen Thore von St. Malo.

Die Wundärzte zu Paris begehrten auch eine zu dem neuen Gebäude, welches ſie nahe bey St. Coſme aufführeten.

Im 1710 Jahre endlich, mit welchem dieſer Band der akademiſchen Geſchichte ſchließt, erfand man Sinnbilder für die Verſammlung der Geiſtlichkeit, eine Aufſchrift zu der neuen Brücke von Moulins und noch eine zu der Hauptkirche des Hafens zu Orient.

Vielleicht theilet man der Welt einmal eine Sammlung aller derer Sinnbilder, Aufſchriften und Schaupfennige mit, die in der Akademie beſchloſſen und ſo gar vor ihrer Erneuerung im 1701 Jahre erfunden worden ſind. Aus dieſer einzigen Sammlung könnten in dieſer Sache, gewiſſere Regeln entſpringen, als diejenigen ſind, welche man bisher in verſchiedenen Werken von dieſer Materie findet.

Vorjetzund iſt es genug zur Richtigkeit der Geſchichte, daß man auf eine etwas umſtändliche Art, dieſen Theil der akademiſchen Bemühungen angezeiget hat; damit man ihr nicht einige andere Stücke von dieſer Art ſchuld gebe, von denen ſie ſehr verſichert iſt, daß kein Kenner ſie mit ihren Erfindungen vermengen werde. Es muß auch vielen Perſonen angenehm ſeyn und zu ihrer Befriedigung gereichen, wenn ſie aus dieſer Anzeige ſehen, daß, wenn nur das was ſie begehren, einigermaßen der Mühe werth, oder von der Geſellſchaft unterſuchet worden iſt, ſie ſich allezeit eine Pflicht und ein Vergnügen draus mache, ihre Bemühung darauf zu wenden.

* * *

Leben

derer

Mitglieder der Akademie

welche

ſeit ihrer Erneuerung

bis

an das 1710te Jahr

geſtorben ſind.

LXIV.

Vorbericht.

Herr Charpentier war das erſte Mitglied der Akademie, welches nach deren Erneuerung von 1701 verſtarb, und ſein Leben ſollte von rechtswegen vor allen denen die man hier mittheilet, zuerſt ſtehen. Allein, da der Gebrauch der öffentlich abzuleſenden Leben, damals in der Akademie noch nicht eingeführet war; ſo iſt auch ihm dergleichen nicht wiederfahren. Ein richtiges Verzeichniß ſeiner Werke, wird daher bey denjenigen die Stelle eines Lebens erſetzen, welche wiſſen, daß man das wahre Weſen eines Mitgliedes eben hierinnen ſuchen muß, und daß dieſer Theil ſeiner Geſchichte, zugleich ein Theil der Geſchichte der Akademie ſelbſt iſt.

Herrn Charpentiers gedruckte Werke.

Des **Sokrates** Leben und die merkwürdigen Sachen dieſes Weltweiſen. 1650.

Ueberſetzung von **Xenophons Cyropädie**. 1658.

Abhandlung von Errichtung der indian. Compagnie. 1664.

Nachricht von der Aufrichtung obiger Compagnie. 1665.

Vertheidigung der franzöſiſchen Sprache zur Aufſchrift einer Ehrenpforte. 1676.

Von der Vortrefflichkeit der franzöſiſchen Sprache. 1683.

Reden und akademiſche Vorleſungen, die in den Sammlungen der **franzöſiſchen Akademie** eingerückt ſtehen.

Geſchriebene Werke.

Xenophons ſämmtliche Werke überſetzt, nebſt einer Abhandlung von der Cyropädie.

Ariſtotels Rhetorick überſetzt, mit Anmerkungen.

Ueberſetzung in ungebundener franzöſiſcher Rede von drey Luſtſpielen aus dem **Ariſtophanes**, **Plutus**, die **Wolken**, und die **Fröſche**.

Tractat von der Malerey, unter dem Titel: **redende Malerey**, in welchem der Verfaſſer beweiſen will, daß man auf die hiſtoriſchen Gemälde, Aufſchriften, und auf die Bildniſſe, Namen ſetzen ſoll.

Verſchiedene poetiſche Stücke, worunter Erklärungen der Pſalmen und die Ueberſetzungen verſchiedener Sinngedichte aus **Martials** Anthologie enthalten ſind.

Herr **Charpentier** war den 15 Febr. 1620 zu **Paris** gebohren. Er ſtarb daſelbſt den 22 April 1702, im zwey und achtzigſten Jahre und etlichen Monaten. Er war Aelteſter der franzöſiſchen **Akademie** und der **Akademie** der Aufſchriften.

Die fünf erſten Leben der folgenden Sammlung, ſind bey den öffentlichen Verſammlungen der Akademie, vom Herrn Abte Tallemant vorgeleſen worden, welcher bis ins 1706 Jahr Sekretär derſelben geweſen.

* * *

LXV.

Leben des Herzogs von Aumont;

in der öffentlichen Verſam̃lung nach Oſtern im 1704 Jahre abgeleſen.

Bisher hat die Akademie der Aufſchriften ſich damit begnüget, daß ſie den Tod ihrer Mitglieder nur in ihren Regiſtern bemerket und ein kurzes Lob derſelben hinzugefüget hat, welches in wenigen Worten die Haupteigenſchaften enthielt, wodurch ſie ſich ſchätzbar gemacht hatten. Allein anjetzt, da dieſe Geſellſchaft durch die Freygebigkeit des Königes, um ein Anſehnliches vermehret und verſchönert iſt, ſo ſcheint es, daß, wenn ſie ſich befleißt, dieſen Wachsthum der Welt kund zu thun, ſie derſelben auch zugleich von dem Verluſte derer Mitglieder Rechenſchaft zu geben habe, aus denen ſie beſteht. Das Unglück, welches uns eine der größten Zierden dieſer Akademie, in der Perſon des Herrn Herzogs von **Aumont**, entriſſen hat, eröffnet dieſes Feld auf eine ſehr anſehnliche, obgleich ſchmerzhafte Weiſe, und hätte ganz allein uns bewegen ſollen, von unſerer gewöhnlichen Beſcheidenheit abzuſtehen.

Es iſt ſo was ſeltenes, daß vornehme Standesperſonen ſich mit etwas anderm als dem Kriege, oder mit ihrer Ehrſucht, oder mit den Vergnügungen beſchäfftigen, daß man diejenigen nie genug loben kann, welche mitten unter den herrlichſten Bedienungen, gleichwohl eine Liebe zu den Wiſſenſchaften bezeugen, die Gelehrten werth halten, und einen Geſchmack an allem demjenigen haben, was den Verſtand beſſern kann.

Ein ſolcher war Herr **Ludwig Maria von Roche-Baron**, Herzog von **Aumont**, **Pair** von Frankreich, Ritter der königl. Orden, Oberkammerjunker des Königs, und Gouverneur von **Boulonois**. Er war im December des 1630ſten Jahres gebohren. Der Marſchall von **Aumont**, ſein Vater, Hauptmann der Leibwacht, Ritter der königl. Orden, und nachmaliger Statthalter von **Paris**, ſah gleich anfangs bey ihm alle diejenigen Eigenſchaften, von welchen er ſich einen würdigen Erben ſeiner Tugenden verſprechen konnte, und er unterſtützte dieſe glücklichen Neigungen durch eine ſeiner hohen Geburt gemäße Erziehung. Im zehnten Jahre ward er ſchon Obriſter bey der Reuterey, und er ſäumte nicht die Dienſte zu verrichten, wodurch er denn im ſechszehnten Jahre die Anwartſchaft, auf die Hauptmannsſtelle bey der Leibwacht erhielt. Unſer damals junger König ſah ihn allezeit zu ſeiner Seiten in den bürgerlichen Kriegen, die unſer Frankreich in währender ſeiner Minderjährigkeit betrübten, und er hat allezeit bey den gefährlichen Vorfällen, die wir unter der langen und glückſeligen Regierung, in welcher wir jetzt leben, ſchon lange vergeſſen haben, die nützlichſten Dienſte geleiſtet.

Als der König nach Flandern zog die Rechte der Königinn auszufechten, ſo bemächtigte ſich der Marſchall von

Aumont, dem der König einen Theil ſeines Heeres anvertrauet hatte, von Armentiere, Bergen, Furnes und Courtray, indeſſen daß Tournay, Oudenarde, Douay, Aloſt, und Lille, ſich endlich unſerm ſiegreichen Monarchen unterwarfen. Der Herzog von Aumont war damals erſter Brigadier des königl. Heeres; und ſo thaten ſich Vater und Sohn bey dieſem glorreichen Feldzuge hervor, der alle unſere Nachbarn ſo ſehr erſchreckte und dem Könige faſt das ganze ſpaniſche Flandern unterwürfig machte.

Der König ernannte ihn zu ſeinem Oberkammerjunker, um ihn deſto näher um ſich zu haben. Auch in dieſem Amte, verrichtete er, ſowohl als bey der Stelle eines Hauptmanns der Leibwacht, die er ſchon lange bekleidet hatte, alle ſeine Pflichten, mit aller Gefliſſenheit und Aemſigkeit die ſolche Aemter erfordern. Bey denen berühmten Feldzügen, die die Welt durch die Geſchwindigkeit der Siege und durch die Menge und Wichtigkeit der eroberten Städte, in Erſtaunen geſetzt hat, ſah der Herzog von Aumont, der ſich nie von ſeinem Könige entfernete, die weiſe Ausführung und den unerſchrockenen Muth ſeines erlauchten Herrn in der Nähe an; und indem er ſeiner eigenen Gefahr wenig achtete, ſo war er beſtändig zwiſchen der Bewunderung und Furcht in Bewegung; er war bezaubert, daß er ihn der Gefahr Troß biethen ſah, und ohn Unterlaß beſorgt, ihn zu verlieren. Das Vertrauen welches dieſer große Prinz in ihn ſetzte, war Urſache, daß er ihn in das Buloneſiſche ſchickte, um vor den Unternehmungen der Feinde geſichert zu ſeyn, die den Seeküſten droheten. Der Herzog von Aumont machte in kurzer Zeit ſolche weisliche Anſtalten in dieſer Provinz, daß er faſt in einem Augenblicke funfzehntauſend Mann auf den Beinen hatte. Ein einziges Zeichen, ſetzte ein ganzes Volk in Waffen und ordnete deſſen Glieder. Ein jeder kannte ſeine Officier und ſeine Fahne, und dieſe unerſchrockene Mannſchaft, hat unter einem geliebten und erfahrenen Anführer, dieſe Gränzfeſtung ſo furchtbar gemacht, und vertheidigte deren Zugänge gegen die fürchterliterlichen engländiſchen und holländiſchen Flotten ſo gut, daß man ſeitdem eben dieſelbe Kriegszucht auf allen franzöſiſchen Küſten mit gutem Erfolge beobachtet hat.

Man brauchte eine längere Zeit als die gewöhnlichen Lebenserzählungen haben, wenn man alles durchlaufen wollte, was in des Herrn Herzogs von **Aumont** Leben merkwürdig iſt. Allein was man inſonderheit erwägen muß, das iſt, die unverletzliche und unveränderte Treue gegen des Königs Perſon. Dieß war eine heftige Leidenſchaft, die er von ſeinen Voraltern ererbt, die er treulich erhalten hat, und ſie auf ſein ganzes durchlauchtes Haus fortzupflanzen bemüht geweſen iſt. Es iſt leicht einen Prinzen zu lieben, bey dem man nichts als Hoheit und Tugend gewahr wird, und welcher mit den Reizungen ſeiner Perſon eine nie genug zu bewundernde Gnade und Sanftmuth verbindet. Glückſelig ſind diejenigen, die ihn ohne Unterlaß ſehen und hören können!

Alle Herzen ſind nicht gleich empfindlich, noch zu der Gefliſſenheit geſchickt, die mit großen Leidenſchaften verbunden iſt. Der Herzog von **Aumont** liebte den König, wenn man ſo reden darf, mit einer Zärtlichkeit, die von aller Ehrſucht frey war, und diente ihm mit einer Begierde, die die Empfindlichkeit ſeines Herzens zur Gnüge verrieth.

Dieſes meine Herren iſt der hauptſächlichſte Theil von unſers Herzogs von **Aumont** Leben. Allein wir müſſen auch dasjenige nicht vergeſſen, was uns ſelbſt eigentlicher angeht, und zu dem Fortkommen in der Kenntniß der Münzen, die in den vorigen Jahrhunderten ziemlich vernachläſſigt war, nicht wenig beygetragen hat. Der Herr Herzog von **Aumont** hat lange Zeit den Ausbund gelehrter und neugieriger Perſonen bey ſich verſammelt. Seine große Höflichkeit verurſachte, daß ſie mit Freuden kamen, und ſeine prächtige Einrichtung both ihnen täglich die ſeltenſten Alterthümer zur Uebung ihrer Critick dar. Sein eigener Geſchmack half der andern ihren beſſern, und mahnte alles zur Nacheiferung an; dieſe Verſammlungen aber, die ſeine müſſige Zeit auf eine ſo rühmliche Weiſe kürzten, ſind die Quelle wichtiger Erläuterungen in der alten Geſchichte und Zeitrechnung.

Als der König die Zahl dieſer Akademie vermehrte, ſo warf er gleich ſeine Augen auf den Herzog von **Aumont**, als auf eine Perſon, die vor andern geſchickt wäre dieſe Geſellſchaft zu zieren, und durch ſeine treffliche Kenntniß und reinen Geſchmack in allem was die Künſte betrifft, beyzuſtehen. Wir haben ihn unſern Verſammlungen mit Vergnügen beywohnen ſehn; und außer ſeinen beſtändigen Geſchäfften, können wir gewiß ſeyn, daß ſein Fleiß noch größer geweſen ſeyn würde. Kurz, die Akademie hat an ihm verloren, was ſie ſchwerlich wieder wird erſetzen können. Der Herzog von **Aumont** war mit allen Annehmlichkeiten des Leibes und mit einer erhabenen Seele gebohren, die ſich niemals verleugnet hat. Er war voller Tapferkeit, kluger Aufführung, auf alle ſeine Pflichten wachſam, freygebig und prächtig. Er iſt von dem Könige, von dem ganzen Hofe und inſonderheit von dieſer Geſellſchaft bedauret worden, welche ſein Andenken allezeit ehren und theuer ſchätzen wird.

* *

LXVI.

Herrn Pavillons Leben;

in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern im 1705ten Jahre vorgeleſen.

Wenn auch gleich die in dieſer Akademie eingeführte löbliche Gewohnheit mich nicht verbände ein lobvolles Leben von dem verſtorbenen Herrn **Pavillon** abzufaſſen, ſo würde dennoch die Unterlaſſung dieſer frommen Pflicht eine Art von Undankbarkeit an mir ſeyn.

Herr Pavillon hat, es ſey nun aus einiger natürlichen Neigung, womit ich mir mit Vergnügen ſchmäuchele, oder wegen meiner Ergebenheit gegen ſeine Perſon, die er an mir bemerkte, mir von meinen erſten Jahren an, vielen Theil an ſeiner Freundſchaft gegönnet. Meine Liebe zu den Wiſſenſchaften, nebſt einer heftigen Begierde mich nach guten Muſtern zu richten und zu üben, reizte ihn an, die wenige Fähigkeit, welche er bey mir zur Beredſamkeit und Dichtkunſt fand, zu bearbeiten, und mich den erhabenſten und ſeltenſten Köpfen beyzugeſellen, welche Frankreich damals aufzuweiſen hatte. Hätte ich Geſchicklichkeit genug gehabt von einer mir ſo vortheilhaften Geſellſchaft Nutzen zu ziehen, was für ein Mann würde ich Ihnen meine Herren nicht zu ſeyn ſcheinen? mit was für einer Anmuth würde ich Ihnen nicht den liebenswürdigſten Mann abſchildern? was für Blumen würde ich nicht auf ſein Grab ſtreuen? Jedoch zu allem Glücke iſt hier nicht der Ort zu Lobreden, ich muß mich nur in eine kurze Lebensbeſchreibung einſchränken, um zu gleicher Zeit meiner Pflicht, als der Freundſchaft eine Genüge zu thun, die ich ſeinem Angedenken ſchuldig bin.

Stephan Pavillon war im 1632 Jahre zu **Paris** gebohren. Sein Vater ein Enkel eines der berühmteſten Sachwalter des pariſiſchen Parlaments, war damals bey ganz anſehnlichen Mitteln, und durch die Verbindung, in welche ſeiner Schweſter Heirath ihn mit eines der vornehmſten obrigkeitlichen Häuſer geſetzt hatte, konnte er vernünftiger Weiſe hoffen, er würde für einen Sohn, der zu den größten und herrlichſten Bedienungen tüchtig war, eine anſehnliche und ehrenvolle Verſorgung finden können. Es war ihm nicht genug, daß er ihn nur in allen guten Wiſſenſchaften unterrichten ließ; er wollte ihm auch, da er in die Welt träte, eine gründliche Erziehung ertheilen, die ihm ſein Lebenlang ſtatt eines Wegweiſers dienen könnte. Zu dieſem Ende ſchickt er ihn nahe zu ſeinem Bruder, dem Biſchofe von Alet, deſſen Gottſeligkeit ſo bekannt geweſen iſt. Hier bekam unſer berühmter Mitbruder einen Geſchmack von der heil. Schrift und den Kirchenvätern, darinnen er es weit brachte, und ſich eine bewundernswürdige Fertigkeit erwarb, über allerley Religionsſachen zu reden. Bey ſeiner Rückkunft bekam er das Amt eines Generalſachwalters zu Metz. Ungeachtet er noch ſehr jung war, ſo zeigte er doch gar bald ſeine großen Gaben zur Beredſamkeit und ſeine Geſchicklichkeit in den Gerichtshändeln. Es konnte keine Sache vorfallen, von welcher er nicht aus dem Grunde unterrichtet zu ſeyn ſchien. Das römiſche Recht, des Königs Verordnungen und die Satzungen dieſes Königreichs, waren ihm bey aller Gelegenheit im Gedächtniſſe, und in den Ausſprüchen der Concilien, den päbſtlichen Decreten und der Freyheiten der gallicaniſchen Kirche war er nicht minder bewandert. Alle dieſe Gelehrſamkeit, die mit vieler Vernunft, einem vortrefflichen Gedächtniſſe, einer angenehmen Geſtalt, einer glücklichen und ungezwungenen Art ſich auszudrücken, und endlich mit einer Ausſprache verbunden war, die man von einem vollkommenen Redner nur wünſchen kann; alles dieſes beſaß Herr Pavillon, und dieß erwarb ihm in erwähntem berühmten Parlamente einen ſo großen Ruhm, daß ſelbiges ihn noch jetzo bedauret.

Ein ſo trefflicher Kopf und ſolche ſeltene Eigenſchaften, erforderten einen größern Schauplatz als Metz war, und zwar einen ſolchen als das Glück ſelbſt ihm zubereitet zu haben ſchien. Allein dieſes Glück iſt eine eigenſinnige Gottheit, die ſich ein Vergnügen draus machet die Verdienſte zu quälen. Die Veränderung welche in den Staatsſachen vorgefallen war, hatte auch den Glücksumſtänden ſeines Vaters Herrn Pavillons ein ander Anſehen gegeben, welcher nun nicht mehr im Stande war ſeinen Sohn zu ſolchen Aemtern zu erheben, wohin man nicht ſonder anſehnliche Glücksgüter gelangen kann. Das gemeine Weſen verlor viel dabey; Herr Pavillon indeſſen gewann dadurch eine Muſſe die er niemals gehoffet hatte, und deren

Reizungen ſeiner Gemüthsart jedoch nicht gleichgültig waren. In dieſer ſüßen Muſſe, dabey er allezeit die Ehrwürdigkeit einer Magiſtratsperſon behielt, richtete er ſich ſelbſt eine Art von Tribunal auf, deſſen Herrſchaft die beſten Köpfe mit Vergnügen erkannten. Er ſchickte ſich als ein wahrer **Ariſtippus** in alles. Seine gelinden und ungezwungenen Sitten waren jedermann beliebt. Er bewaffnete ſich mit der Vernunft, die er andern beyzubringen und in ihr ganzes Licht zu ſetzen wußte, und dadurch war er über andere erhaben. Als ein liebenswürdiger Tadler und den man mitten unter den gewöhnlichen jugendlichen Vergnügungen und den Ergötzungen der Welt werth hielt, verließ ihn niemals ein gewiſſes weiſes Anſehen, welches auch die Lüderlichſten verehreten. Hätte der Hochmuth einigen Antheil an ſeinem Herzen gehabt, ſo hätte es ihm an Gelegenheiten ſich zu erheben, nicht gefehlet; und der Umgang, den ſein ſchöner Verſtand und die Anmuth ſeiner Unterredungen, mit allen denen Perſonen verſchaffte, aus welchen damals die witzige Welt und der geiſtreiche Hof beſtand, hätte ihm leichtlich dasjenige erſetzen helfen, was das Glück ihm entzogen hatte. Allein, es ſey nun aus Philoſophie, oder aus einer gerechten Furcht vor den Gefahren, denen ein weiſer Mann in wichtigen Bedienungen ausgeſetzt iſt, oder endlich aus Liebe zur Ruhe geſchehen, ſo gab er bloß ſeiner Mäßigkeit Gehör. Dieſe gieng ſo weit, daß, als er nach dieſem zur Erziehung eines jungen Prinzen gerufen ward, bey welchem er ein anſehnliches Glück hoffen konnte, man ihn gleichwohl nie bereden konnte, ſich dazu zu entſchließen, ſo viel Erleichterungen und Annehmlichkeiten man ihm auch anboth.

Mein Glück hatte mich mit ihm bekannt gemacht, und die Freundſchaft welche ihn mit meinen Verwandten verband, verurſachte, daß ich ihn ſeitdem beſtändig geſehen und gehöret. Warum iſt mir es doch nicht erlaubt, Ihnen meine Herren, die unſchuldigen Vergnügungen einer ganz geiſtreichen und liebenswürdigen Geſellſchaft vorzuſtellen, deren Seele er war und deren ganze Freude in ihm beſtand. Die Gleichheit ſeiner Gemüthsart, ſeine Gelindigkeit, und ſeine Gefälligkeit, munterte alles auf, und erhielt bey allen eine angenehme und geiſtreiche Luſtigkeit, deren Reizungen ich weder vergeſſen, noch beſchreiben kann. Man müßte nur die Gedichte leſen, die er damals verfertiget hat, um ein angenehmes Bild davon zu haben; und darinnen würde man, mitten unter dem Spielen und Scherzen, allezeit den verſtändigſten und liebenswürdigſten Menſchen, erkennen.

Als die gerechten Befehle eines ganz gottſeligen Königes, die Ketzerey auszurotten, ſo entferneten ſie zugleich vom Herrn **Pavillon** einige ſeiner berühmten Freunde. Es kam ihm ſehr ſchwer an das was ihm am theureſten war zu verlaſſen; allein die Freundſchaft des Weiſen hat ihre Gränzen und bleibt bey den Füßen des Altars ſtehen. Er bedaurete ihre Irrthümer, allein er hörte nicht auf ihre Perſonen zu lieben und ſich alles deſſen anzunehmen was ſie nur angieng. Man wird in ſeinen Werken die Spuren ſeiner Zärtlichkeit gegen dieſes ganze Geſchlecht finden und die weiſen Rathſchläge ſehen, die er denen daraus entſproſſenen Kindern giebt, welche ſich in der Fremde niedergelaſſen. Ich habe Urſache zu glauben, daß Herr **Pavillon** bey einer ſolchen Trennung ungemein gelitten. Um nun ſeinen Schmerz zu lindern, ſo erhielt er diejenigen Freunde, die ihm noch übrig blieben und fand einigen Troſt darinnen, daß er den Reſt ſeines Lebens mit denjenigen zubrachte, die jener Familie allezeit ergeben geweſen waren und von denen er verſichert war, daß ſie ihn ſo anſahen und liebten, als er es verdiente.

Hier will ich die beſondere und neue Art nicht vergeſſen, wie er in die **franzöſiſche Akademie** gekommen iſt. Ich hatte ihm oft geſagt, daß ſich eine Stelle in dieſem berühmten Orden ungemein wohl für ihn ſchickte; inſonderheit weil er nicht viel zu thun hätte; allein ſeine Beſcheidenheit hielt ihn zurück, und weil er es für nöthig hielt, daß man um eine ſolche Stelle erſt bitten müßte, ſo ſchreckte ihn dieſes ab. Die Akademie war einmal im Gleichgewichte zwiſchen zwoen Perſonen die gleich viel Stimmen hatten und folglich zwo Parteyen machten, die man nicht vereinbaren konnte. Ich weis nicht wie mir es in den Sinn kam von dem Herrn **Pavillon** zu reden: ſo bald ich ihn aber nur nannte, ſo erſcholl ein allgemeiner Beyfall; man ließ die zwo Parteyen fahren, für welche man ſo hitzig gefochten hatte, und alles vereinigte ſich in einem Augenblicke über einen verdienſtvollen Mann, der allen andern überlegen zu ſeyn ſchien. Dieſe ungewöhnliche Art zu wählen, nahm jedermann wunder, und Herr **Pavillon**, dem ich die Nachricht davon brachte, gerieth ſelbſt darüber in eine unglaubliche Beſtürzung. Das Verfahren einer ſo ehrenvollen und verbindlichen Wahl indeſſen überwand ihn, er war bey der Ehre die man ihm anthat ſehr gerührt, und ſeine Dankſagung zeigte offenbar, die Größe ſeiner Erkenntlichkeit und die Billigkeit einer ſo ſonderbaren Wahl.

Bald darauf fieng ſein kränklicher Zuſtand an, ihn zu Hauſe zu halten, und zwung ihn ſeinen Lehnſtuhl zu hüten, zwar auf eine eben nicht ſchmerzliche Art, die ihm aber doch keine Fähigkeit erlaubte davon aufzuſtehen. Wenn dieſer Zuſtand erträglich, ja ſo gar angenehm ſeyn kann, wofern man ſo reden darf, ſo muß es gewiß der Herr **Pavillon** erfahren haben. Die Gewißheit ihn zu Hauſe zu finden, zog die beſten Geſellſchaften zu ihm. Da nun ſein Kopf frey und geſund war, ſo trug er zur Unterredung das ſeine bey, ſagte ſeine Entſcheidungen als ein Meiſter, aber ohne Stolz, redete von allen möglichen Materien mit bewundernswerther Fertigkeit und blieb allezeit der Wahrheit ergeben.

Hier will ich mich gern auf alle diejenigen berufen, die ihn gekannt haben. Suchte man Rath? wer hat jemals beſſere Rathſchläge ertheilet? Wollte man ein Gutachten wiſſen? ſo fand man das ſeinige ja jederzeit vernünftig, billig und gemäßigt. Einige beſtrafte er mit Sanftmuth, andere tröſtete er, und verſöhnte alle Menſchen mit einander. Die empfindlichſten Leibesſchwachheiten, welche ſich gerade zu einer Zeit eräugeten, da die Glücksgüter und die Ehre mit vollen Händen auf eine Familie ausgeſchüttet wurden, mit welcher er die Ehre hatte nahe verwandt zu ſeyn, entzogen ihm noch einmal die Gunſtbezeugungen des Glücks. Der Miniſter, welcher den Umfang ſeines Verſtandes kannte, hatte unfehlbar im Sinne, ſelbigen zu ſeinen Abſichten zu gebrauchen. Allein der ganze gute Wille mußte ſich lediglich darinn einſchränken, daß er ihm nur angenehmere Arbeiten verſchaffte, die auf eine ſolche Art einträglich waren, daß ein mäßiger Weltweiſer, ſich daran genügen laſſen konnte. Des Herrn Racine Tod machte ihm in der Akademie der Aufſchriften Platz, in welcher er troß ſeiner gezwungenen Abweſenheit, dennoch viel heilſame Rathſchläge zu derjenigen Geſchichte ertheilte, welcher weder die alte noch die neuere Zeit ein Beyſpiel entgegen ſetzen kann.

Ich fürchte, daß ich mich zu lange aufhalte; und mache daher den Beſchluß mit ſeinen Werken, davon die mehreſten in jedermanns Händen ſind. Seine gebundene und ungebundene Schreibart läßt nichts zu wünſchen übrig. Das Lob, die Sittenlehre, die Liebe, der Scherz, alles erſcheint in ſeiner Art vollkommen darinnen, und hat allezeit einen ehrbaren und eingezogenen Character. Die Akademie empfindet an ihm einen Verluſt der ſchwer zu erſetzen iſt. Denn eine Geſellſchaft wird nicht minder durch große Namen geehret, als durch die Gegenwart derer die ſie führen. Die Nachwelt wird nicht ſonderlich unterſuchen, ob Herr **Pavillon** fleißig in die Akademie gekommen iſt; allein aus demjenigen was ſie von ihm übrig behält, wird ſie urtheilen, daß er eine der größten Zierden dieſer Geſellſchaft geweſen ſeyn müſſe.

* *

LXVII.

Des Herrn Düche Leben; in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1705 vorgeleſen.

Die Akademie hat faſt zu gleicher Zeit mit dem Herrn Pavillon, den Herrn **Düche**, ſeiner Schüler, verloren. Dieß war ein junger Menſch der zur großen Poeſie gebohren war. Sein Vater Sekretär des Königs und Generalſekretär der Galeeren, hatte ihn mit vieler Sorgfalt erziehen laſſen, und das war auch das ganze Erbgut was er ihm hinterließ. Seine geringen Mittel lenkten ihn gleich anfangs auf die eiteln Gedichte, deren Misbrauch er aber bald einſah; und die Anmuth ſeiner Sitten ſowohl, als die Schönheit ſeines Witzes, gaben ihm Gelegenheit zu einem Zutritte bey Hofe. Die heilige Dichtkunſt, in welcher es ihm zu glücken ſchien, verurſachte, daß man ihm auftrug die heiligen Uebungen für St. Cyr zu verfertigen. Seine gottſeligen Geſchichte werden daſelbſt mit Vergnügen geleſen. Man ſingt daſelbſt die andächtigen Geſänge und Lieder die er verfertiget hat, und in welchen man, bey aller poetiſchen Annehmlichkeit, allemal eine gründliche Gottesfurcht erblicket. Das Trauerſpiel, deſſen man ſich ſonſt zu gefährlichen öffentlichen Schauſpielen bedienet hat, iſt an ſich ſelbſt ein ſehr unſchuldiges Werk, wann es nichts anders als gute Beyſpiele darbeuth, und nur diejenigen Geſchichte darinnen aufführet, aus denen man nützliche Lehren ziehen kann. Auf ſolche Art war des Herrn **Düche** Abſolon abgefaßt. Dieſe ganze heilige Geſchichte, die auf eine ganz edle und ernſthafte Weiſe verfaſſet war, konnte die erhabenſten Perſonen beſchäfftigen.

Die Fräuleins in dem Kloſter St. Cyr ſtellten die verſchiedenen Perſonen dieſes Stücks vor, und machten eine ſehr angenehme Ergötzung daraus. Der König ſelbſt beehrte dieſe Vorſtellung mit ſeiner Gegenwart, und erholete ſich daſelbſt einige Stunden lang von den unermeßlichen Bemühungen, denen er ſich unabläßig unterzieht, um den Frieden in Europa und die Ruhe ſeiner Unterthanen zu befördern. Herr Düche vollendete noch ein Stück, was dieſem ganz ähnlich und zu gleicher Abſicht beſtimmet war, als ihn der Tod in der Blüthe ſeiner Jahre dahin raffte.

* * *

LXVIII.

Herrn Pouchards Leben; in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern im 1706 Jahre vorgeleſen.

Die Akademie der Aufſchriften hat in einer Zeit von wenig Tagen zween berühmte Akademiſten verloren, die ſie mit allem Rechte bedauert; den einen, wegen des beſtändigen Beyſtandes den er ihr geleiſtet hat; und den andern, wegen desjenigen was ſie ſich noch von ihm künftig verſprechen konnte.

Julian Pouchard, ein Beyſitzer dieſer Akademie, war im 1656 Jahre, nahe bey Domfront in der Niedernormandie gebohren. Er gab ſeine Luſt zu den Wiſſenſchaften und die Geſchicklichkeit es weit darinnen zu bringen, zeitig zu erkennen. Denn nachdem er ſeine Studien zu Mans angefangen, und in das Collegium zu Liſieux gekommen war, dieſelben fortzuſetzen, ſo glaubte Herr Gillot, der über ſeiner Fähigkeit und Zunahme in den Wiſſenſchaften erſtaunte, er könne ſeine Großmuth nicht beſſer anwenden, als daß er des Herrn Pouchards Aeltern der Koſten ſeiner Erziehung überhöbe. Er ſetzte ſogar ein ſo großes Vertrauen in ihn, daß er auch die Sorge und Aufführung der ganzen Jugend, welcher derſelbe einen Unterricht umſonſt ertheilen ſollte, ſeiner Wachſamkeit überließ. Unter ſo verſchiedenen und beſchwerlichen Bemühungen nun, unterließ Herr Pouchard gleichwohl nicht, für ſich ſelbſt zu ſtudieren, wodurch er in wenigen Jahren unter die gelehrteſten Männer in allen Arten der Litteratur, gehörte. Der Ruf von ſeiner Gelehrſamkeit und der Richtigkeit ſeiner Sitten, veranlaſſete, daß man ihn zur Erziehung des Herrn Marquis de Coisquin berief. Dieſer junge Herr ließ vieles von ſich hoffen; allein der Tod riß ihn in der Blüthe ſeiner Jahre dahin. Herr Pouchard, der gleichwohl einen Titel führte, der ſich ſelten die Freundſchaft junger Leute zuzieht, war demſelben gleichwohl ſo lieb, daß er auch da er in den Krieg gieng, ihn um ſich haben wollte: ein offenbares und ſeltenes Zeugniß von des Schülers Tugend und von des Hofmeiſters weiſen Aufführung.

Der Herr Abt von Caumartin ließ dem Herrn Pouchard kaum die Zeit ſeine erſten Thränen zu trocknen. Allein ob er ihn gleich zu ſeinen angefangenen Studien überaus nöthig hatte, ſo glaubte er doch, er müſſe denſelben ſeinem Bruder zu Gefallen fahren laſſen, welcher zur Erziehung ſeines einzigen Sohnes, Herrn von St. Ange, einen ſo weiſen und erleuchteten Lehrmeiſter nöthig hatte, als Herr Pouchard war. Der Ausgang hat gewieſen, daß ſie ſich in ihrer Hoffnung nicht betrogen.

Dieſe junge Pflanze wuchs und verſchönerte ſich zuſehens; ſie trieb Blüthen hervor, von welchen man Früchte hoffen konnte, die des Stammes würdig ſeyn würden, aus welchem ſie entſproſſen war. Süſſe Hoffnung für einen Vater, welcher die Glückſeligkeit ſeines Lebens und eine lange und berühmte Nachkommenſchaft auf ſolche ſchöne Anſcheinungen gründete.

Ich mag hier einer allgemein beliebten Familie nicht das Andenken einer ſchmerzlichen und empfindlichen Wunde erneuern. Weder die hohen Bedienungen noch die großen Ehrenſtellen werden jemals den Herrn von Caumartin wegen des Verluſtes eines Sohnes tröſten, der der einzige Gegenſtand ſeiner Bemühungen geweſen, und durch ein Verdienſt welches ſich bereits in der Welt hervor that, ihm ſo viele Hoffnung gab dieſe Sorgfalt dereinſt zu belohnen.

Herr **Pouchard** verlor alles, da er einen Schüler verlor, der ihm ſo viel Ehre machte; allein des Herrn von Caumartins Freygebigkeit hörte deswegen gegen ihn nicht auf. Sie erſtreckt ſich ſogar noch jetzt auf die Seinigen; welche ſonſt durch ſeinen Tod von allen Gütern entblößet geblieben wären.

Als es dem Könige gefiel dieſe Akademie zu vermehren, ſo ward Herr **Pouchard** gleich zum Beyſitzer erwählet. Wir haben ihn hier ſehr fleißig geſehen und ihn allezeit von allem unterrichtet gefunden, was nur auf die Bahn kommen konnte. Er hat ſeine Gelehrſamkeit und ſeine Feder in dem **Tagebuche der Gelehrten** bekannt gemacht, darüber er die hauptſächlichſte Aufſicht hatte. Seine große Fähigkeit erwarb ihm die königliche Profeſſion der griechiſchen Sprache.

Herr **Pouchard** mag wohl zuweilen ſeiner Neigung zur Critick gar zu ſehr gefolget ſeyn; dennoch aber hat er ſeine Entſcheidungen nie für Machtſprüche gehalten, und wir können glauben, daß er ſie ſonder Galle und nach ſeiner Einſicht gethan hat. Vieleicht hat er auch nur ſeine Schreibart dadurch munter machen und bey den Leſern deſto mehr Begierde darnach erwecken wollen, indem ihnen die Strafſchriften lieber ſind, als die Lobeserhebungen. Dem ungeachtet wiſſen diejenigen, die ihn näher gekannt haben, daß er dienſtfertig, gütig und inſonderheit ſehr gottesfürch-

lich

tig geweſen. Die Ehre und Tugend welche ihn lebenslang nicht verlaſſen, werden ſein Andenken bey ſeinen Freunden allezeit theuer erhalten und die Betrübniß der Akademie in langer Zeit kein Ende nehmen laſſen.

LXIX.

Herrn Barats Leben;
in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern, im 1706 Jahre vorgeleſen.

Nicolaus **Barat**, welchen Herr **Deſpreaux** zu ſeinem Schüler ernannt hatte, war zu **Bourges** gebohren. Anfangs ſtudierete er zu **Sens** und zuletzt zu **Paris**, allwo er ſich beſonders auf die morgenländiſchen Sprachen legete. Der Pater **Thomaſſin**, welcher ihn kannte und geſonnen war ein Gloſſarium zur Kenntniß dieſer Sprachen zu verfertigen, zog denſelben an ſich; und man zweifelt nicht, daß er ohne Herrn **Barats** Beyſtand viele Mühe würde gehabt haben, mit einem ſolchen Werke zu Stande zu kommen. Dieſer gelehrte Pater hatte eine beſondere Liebe und Hochachtung gegen ihn und beklagte ſich nur über ſeinen gar zu großen und beſtändigen Eifer ins Studieren; gleich als wenn er ſchon damals voraus geſehen, daß dieſe große Arbeit ſeine Kräfte erſchöpfen und ſein Leben verkürzen könnte.

Herr du Hamel der ihn nach dieſem erſuchte, ihm in dem Drucke der Bibel beyzuſtehen, die er unternommen hatte, ertheilet ſeiner Gelehrſamkeit und dem Nutzen den er davon gezogen, ein unſtreitiges Zeugniß. Allein alles dieſes Wiſſen, und dieſe tiefe Gelehrſamkeit, waren noch nicht das ſchätzbarſte an ihm. Seine ungehäuchelte Gottesfurcht erhellete aus allen ſeinen Werken und Reden; und ſeine außerordentliche Mildigkeit gegen die Armen, machte daß er mit Vergnügen auch ſein Nothwendiges hingab. Er ward zu einem der Unterlehrer des mazariniſchen Collegii erwählet; und bey dieſem kleinem Amte, befliß er ſich, der gar nicht ehrſüchtig war, mit allen auswärtigen Gelehrten im Briefwechſel zu ſtehen. Unſere Akademie die ihn angenommen hatte, verſprach ſich, ſeine Einſichten lange Zeit zu nutzen, allein ein ſchleuniger Tod hat alles unſer Hoffen vernichtet.

* *

LXX.

Herrn Vaillants, des Vaters, Leben; in der öffentlichen Verſammlung nach St. Martin 1706 vorgeleſen.

Johann Foy Vaillant ward im 1632ſten Jahre den 24ſten May zu Beauvais gebohren. Im dritten Jahre verlor er ſeinen Vater. Ein mütterlicher Oheim, dem der Tod faſt zu eben der Zeit ſeinen einzigen Sohn geraubet hatte, nahm ſich ſeiner Erziehung an. Der Fortgang ſeiner erſten Studien freuete ihn, und er beſtimmte ihn ſchon zu ſeinem Nachfolger in ſeinem Richteramte. Da er nun auf dem Todbette lag, ehe ſein Neffe noch im Stande war ſeine Hoffnung zu erfüllen; ſo machte er ihn doch zum Erben ſeines Namens und des größten Theils ſeines Vermogens. Dieſer Tod veränderte die Anſchläge zu ſeiner Beförderung. Er verließ die Rechtsgelehrſamkeit, legte ſich auf die Arzneykunſt, und war noch nicht vier und zwanzig Jahre, als er Doctor derſelben ward.

Bis dahin hatte Herr Vaillant, welcher dereinſt einer der berühmteſten Alterthumsforſcher und der trefflichſte Münzenkenner ſeiner Zeit werden ſollte, noch gar keine Begierde zu dieſer Art von Wiſſenſchaft blicken laſſen.

Ein Pachter unweit **Beauvais**, fand, indem er den Acker umarbeitete, eine große Menge alter Münzen. Er brachte ſie dem Herrn **Vaillant**, der dieſelben unterſuchte und anfänglich glaubte, er ſahe ſie nur ſo obenhin an. Bald darauf befliß er ſich lediglich auf dieſelben. Sein Verſtand ward gerührt, und ſeine Neugierde, die beſtändig durch neue Begebenheiten unterſtützet ward, die von den Geſchichtſchreibern übel berichtet worden, oder von denen ſie auch wohl gar nichts geſaget hatten, erlaubten ihm nicht ſolche Denkmäler aus den Augen zu laſſen. Sein Geſchmack und ſeine Fähigkeit zur Münzwiſſenſchaft entdeckten ſich nunmehro. Er erklärete ſie ſchon mit ſo leichter Mühe, daß es bey ihm einer Eingebung ähnlich ſah, indem ſolches bey andern erſt eine Frucht einer langwierigen Uebung iſt. So ward denn dieſe Wiſſenſchaft ſeine angenehmſte Zeitkürzung. Er widmete derſelben ſeine müſſigen Stunden, eine Zeit die man immer leicht ausfündig macht, um dem, was man liebt, nachzuhängen.

Als ihn gewiſſe häusliche Geſchäffte nach **Paris** riefen, ſo beſuchte er den Herrn **Seguin**, Dechanten von **St. Germain l'Auxerrois**, welcher einige Abhandlungen über gewiſſe auserleſene Münzen herausgegeben hatte und für ſehr geſchickt gehalten ward. In den Unterredungen, die ſie von dieſer Sache hatten, merkte Herr **Seguin** die erhabene Fähigkeit des neuen Antiquarii, er mochte ihm nun Fragen thun, oder Zweifel vorlegen, oder Muthmaßungen wagen, oder Entdeckungen angeben. Herr **Seguin** erſtaunte, daß die Provinz einen Mann einſchließen ſollte, der ſolche glückliche Gaben hatte, er eilete daher, ihn mit denenjenigen bekannt zu machen, welche, ſo wie er, die Münzwiſſenſchaft heftig liebten, deren Nutzbarkeit kannten und dieſelben in ihren Cabinettern, als Schätze einer zärtlichen und koſtbaren Gelehrſamkeit, aufbewahrten. Dergleichen waren die Herren von **Lamoignon**, Bignon, von Seve, und von Harlay, gelehrte und berühmte obrigkeitliche Perſonen, deren bloßer Name ſchon eine Wiſſenſchaft berühmt machen konnte, die noch erſt in der Wiege lag.

Auch dem Herrn **Colbert** ward Herrn **Vaillants** Geſchicklichkeit bekannt. Er überredete ihn nach Italien, Sicilien und Griechenland zu gehen, um daſelbſt die gehörigen Münzen aufzuſuchen, wodurch diejenige Sammlung ergänzet werden könnte, welche Se. Hoheit **Gaſton** Herzog von **Orleans** dem Könige geſchenket hatte. Herr **Vaillant** war froh, daß er ſeinen Geſchmack durch eine ſolche Ausforſchung ausbeſſern ſollte; er reiſete fort, und kam in etlichen Jahren mit einer reichlichen Erndte nach Hauſe. Des Königs neues Cabinet ward dadurch um die Hälfte vermehret; und ohne das, was man noch ſeitdem hinzugefüget hat, ſo war es bereits damals beſſer, als alle Sammlungen, die man in Europa kannte. Auch die Privatſammlungen genoſſen Herrn **Vaillants** Bemühungen, und wurden nach ſeiner Rückkunft mit unzähligen Münzen angefüllet, die man entweder noch gar nicht geſehen, oder doch für einzige Stücke gehalten hatte.

Alles was Italien, Sicilien und Griechenland in dieſer Art koſtbares beſaß, das war gleichſam durch ſeine Hände gegangen, und was er nicht hatte erlangen können, das hatte er doch ſorgfältig abgezeichnet. Daher war niemand beſſer im Stande von der Seltenheit einer Münze zu urtheilen, als er. Die Gelehrten und Neugierigen, denen dieſe Kenntniß nicht gleichgültig war, bathen ihn um einen Aufſatz derer Stücke, die entweder wegen des Bildes, oder wegen des Lichtes am merkwürdigſten wären, welches man daraus für die römiſche Geſchichte ziehen könnte. Er erfüllete ihr Begehren, und gab ſein Verzeichniß ſeltener Münzen in zween Quartbänden unter dem Titel heraus: Numiſmata Imperatorum Romanorum praeſtantiorum, à Iulio Caeſare ad Poſtumum et Tyrannos.

Es kamen nach einander zwo Auflagen dieſes Werks zu **Paris** und eine dritte in **Holland** heraus. Ein Glück, welches bey bloßen Catalogis ſehr ſelten iſt, als die man mit wahren Gerippen vergleichen kann, deren Schönheit höchſtens nur von den Meiſtern in der Kunſt, erkannt und geſchätzt wird.

Der Miniſter war überzeugt, daß Herr **Vaillant** bey ſeinen Reiſen allemal wichtige Sachen entdecken würde, und beredete ihn noch einmal über die See zu reiſen. Er reiſete daher im 1674ſten Jahre im Monate October von **Paris** aus, und gieng zu **Marſeille** mit vielen andern Perſonen zu Schiffe, welche ſo wie er, bey dem Anfange des großen Jubelfeſtes des heiligen Jahres in **Rom** zu ſeyn und deſſen Feyerlichkeit gelaſſen anzuſehen gedachten. Allein ein betrübter, aber ſehr ſeltſamer Fall, vernichtete dieſe Neugierde. Sie waren auf einem **livorniſchen** Fahrzeuge, welches den andern Tag nach der Abfarth, von einem **algieriſchen** Seeräuber angefallen und gefangen ward. Die Franzoſen, welche keinen Krieg mit den **Algierern** hatten, ſchmäuchelten ſich, man würde ſie an Land ſetzen, und ſo war es auch bey andern Gelegenheiten nur ganz neuerlich gehalten worden. Allein der Corſar weigerte ſich deſſen, weil er zu weit vom Lande wäre und nur ſo viel Lebensmittel hätte, daß er nach Hauſe kommen könnte. Man plünderte ſie auch eben ſo gut als die andern, und ſagte immer dazu: Bona pace Franceſi; da man ſie aber nach **Algier** brachte, hielt man ſie alle als Sklaven. Der franzöſiſche Conſul forderte ſie vergeblich los. Der Day beharrete dabey, daß er ſie als ein Entgeld für acht **Algierer** behalten wolle, die, wie er ſagte, auf des Königes Galeeren wären, und deren Freylaſſung er nicht hätte erhalten können. Kurz, nach fünftehalb Monaten Gefangenſchaft, dorfte Herr **Vaillant** wieder nach Frankreich reiſen. Man gab etwa zwanzig goldne Münzen wieder, die man ihm genommen hatte, und er ſetzte ſich in ein Fahrzeug, das nach **Marſeille** abgieng.

Zween Tage lang gieng ſelbiges mit gutem Winde, als der Pilot ein Schiff von Sale bemerkte, welches mit vollen Segeln auf ſie zukam; und ſo ſehr er ſich bemühete ihm zu entgehen, ſo kam ihm doch der Seeräuber auf einen Canonenſchuß in die Nähe. Damals fürchtete Herr Vaillant das Elend einer abermaligen Sklaverey und verſchluckte die goldnen Münzen, die man ihm in Algier wiedergegeben hatte. Allein ein einziger Stoß Wind entfernete ſie faſt in demſelben Augenblicke von dem Corſaren und warf ſie an die cataloniſchen Küſten, allwo ſie faſt geſcheitert wären. Hierauf blieben ſie zwiſchen den Sandbänken ſitzen, die an der Mündung der Rhone ſind; ſie verloren dabey die Anker; und Herr Vaillant der in das Boot geſtiegen war, rettete ſich mit noch fünf andern an das nächſte Ufer.

Indeſſen beſchwerten ihn die verſchluckten Münzen ungemein, die wohl fünf bis ſechs Unzen wiegen mochten. Er befragte ſich bey zween Aerzten, was er machen ſollte. Der Zufall kam ihnen ſeltſam vor; allein ſie konnten über dem Gegenmittel nicht eins werden, und in dieſer Ungewißheit that Herr Vaillant gar nichts. Die Natur half ihm ſelbſt von Zeit zu Zeit, und er hatte ſchon mehr als die Hälfte ſeines Schatzes wieder, als er nach Lion kam. Daſelbſt beſuchte er einen Liebhaber der ſein Freund war, dem er ſeine Begebenheiten erzählete, und vergaß auch die Geſchichte mit den Münzen nicht. Er zeigte ihm diejenigen, die ſchon wieder von ihm gegangen waren, und beſchrieb ihm diejenigen, die er noch erwartete. Unter dieſen letztern war ein Otto, der ſeinem Freunde ſo viel Neugierde erweckte, daß er ihn ihm für einen gewiſſen Preis zu überlaſſen bath. Herr Vaillant ließ ſich ſolches, wegen der Seltſamkeit der Sache, gefallen, und zu allem Glücke war er auch im Stande, noch denſelben Tag, ſein Wort zu halten.

Er kam nach Paris zurück und gieng mit neuen Befehlen abermals auf eine glücklichere Reiſe. Er durchreiſete

reiſete das innerſte Aegypten und Perſien, allwo er alles fand, was die Mühe eines Alterthumsforſchers belohnen und ihm ſeine ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten erſetzen kann.

Die neuen Schätze, welche er von dort herbrachte, bereicherten die königliche Sammlung dermaßen, daß, wenn man die erſtaunliche Menge von Münzen anſah, man hätte ſagen ſollen, die Erde habe mit Fleiß alle ihre Schätze zum Beſten eines Prinzen dahin getragen, der ein Belieben hatte dieſe ehrwürdigen Ueberbleibſel des Alterthums zu Rathe zu ziehen.

Nach der Wiederkunft von dieſer zweyten Reiſe in die **Levante**, gab Herr **Vaillant** die Geſchichte der ſyriſchen Könige aus ihren Münzen, heraus: Seleucidarum Imperium, ſiue Hiſtoria Regum Syriae, ad fidem numiſmatum accommodata. Paris 1681. in 4.

Dieſer Theil der alten Geſchichte war ſehr dunkel; und alles was man gemeiniglich davon wußte, war dieß, daß zehn Jahre nach des großen **Alexanders** Tode, **Seleucus**, einer ſeiner Statthalter, das Königreich **Syrien** gegründet hätte, welches 250 Jahre geſtanden, das heißt, bis auf die Zeit da **Pompejus**, nachdem er **Syrien** vom aſiatiſchen **Antiochus** erobert, eine Provinz des römiſchen Reichs daraus gemacht hatte. Man kannte auch noch einige dieſer Könige aus den Büchern der **Maccabäer** und aus **Joſephs** Geſchichte; allein ſehr viele blieben noch unbekannt und würden es vielleicht allezeit geblieben ſeyn, wenn nicht Herr **Vaillant** dem Stillſchweigen der Geſchichtſchreiber, durch das Anſehen der Münzen, abgeholfen hätte.

Er gab alſo die 27 Könige heraus, die in **Syrien** vom erſten **Seleucus** an, bis auf den XIII. **Antiochus** regiret haben, welchen **Pompejus** überwand. Er bewies die chronologiſche Folge dieſer Prinzen, aus den verſchiedenen Zeitpuncten, mit welchen ihre Münzen bezeichnet waren. Mit eben dieſer Beyhülfe brachte er auch die mehreſten ihrer Zunamen wieder heraus, welche in unſern Büchern verſtümmelt ſind, oder deren eigentliche Ableitung man nicht wußte.

Die Beobachtung, welche er von der Denkzeit der Seleuciden machte, zeigt ebenfalls von einer wundernswürdigen Scharfſinnigkeit. Die guten Zeitrechner ſetzten dieſelbe einhällig auf das erſte Jahr der 117ten Olympias; allein ſie waren wegen der Zeit des Jahres nicht eins, in welchem dieſer Zeitpunct angefangen hatte. Herr Vaillant ſetzt ſie auf das Aequinoctium des Frühlings feſt, weil Antiochia, die Hauptſtadt in Syrien, wenn ſie die Jahre auf ihren Münzen anzeigte, faſt allezeit dabey die Sonne im Zeichen des Widders, vorſtellet.

Auf die Geſchichte der ſyriſchen Könige ließ Herr Vaillant die Erklärung derer metallenen Münzen folgen, die in den römiſchen Colonien für die Kaiſer, Kaiſerinnen und Cäſars geſchlagen worden. Hier wird bey jeder Münze die alte Erdbeſchreibung erläutert, und die Lage der Stadt beſchrieben. Man erfährt, wer die Helden geweſen, die ſie erbauet haben, und was für große Männer ſie hervor gebracht; die Schutzgottheiten, die ſie angebethet; die Spiele, durch welche ſie berühmt geworden; die Freyheiten, deren ſie genoſſen; die verſchiedenen Namen, ſo ſie geführet; was für verſchiedene Glücks- und Unglücksfälle ſie betroffen; und indem er auf die beſondere Erklärung eines jeden Bildes kömmt, ſo findet man unzählig viel Umſtände von den Leben der Kaiſer, die durch ihre Neuigkeit rühren, oder wegen der richtigen Anwendung gefallen. Man ſieht zur Gnüge, daß dieß eine unendliche Arbeit iſt. Herr Vaillant widmete ſie einem Prinzen (dem Herzoge von Maine,) welcher verdiente der Mecän dieſes Werks zu ſeyn, und der ſich den Verfaſſer durch ein anſehnliches Gnadengehalt verbindlich gemachet hatte.

Nach ſo vielen Werken, glaubte er dennoch den Alterthumsforſchern noch ein mehrers ſchuldig zu ſeyn. Occo, ein Arzt in Augſpurg, hatte zu Ende des vorigen Ja-

hun

hunderts eine Sammlung aller derer Münzen herausgegeben, welche ihm von den römiſchen Kaiſern bekannt waren; allein es waren ſehr wenig griechiſche dabey, und ſie waren auch außerdem ſehr übel beſchrieben. Im 1683ſten Jahre hatte der Graf **Mezzabarba**, **Occons** Buch mit vielen tauſend lateiniſchen Münzen vermehret und zugleich alle griechiſchen hinaus geworfen, von denen er in zweyen Jahren einen beſondern Band zu liefern verſprach. Es war faſt funfzehn Jahre, daß die Welt darauf wartete, als Herr **Vaillant**, welchen ſeine zwölf Reiſen nach **Rom**, zwo in die **Levante**, und eben ſo viel nach **England** und **Holland**, in der That in den Stand geſetzt hatten, einem ſolchen Verſprechen eine Gnüge zu leiſten, zu **Paris** ſeine Sammlung unter dem Titel drucken ließ: Numiſmata Imperatorum, Auguſtarum et Caeſarum, à Populis Romanae ditionis Graece loquentibus, ex omni modulo percuſſa. in 4. 1698.

Die amſterdammiſchen Buchhändler ſchlugen ihm bald darauf eine neue Auflage vor; und ſelbige kam im 1700ſten Jahre zum Vorſcheine. Er hat ſie mit mehr als 700 Münzen und einer großen Menge vortrefflicher Anmerkungen bereichert, die nur bloß der Deutlichkeit und Richtigkeit wegen, kurz zu ſeyn ſcheinen. Herr **Foucault**, dieſer berühmte Akademiſt, welchem Herr **Vaillant** dieſe zwo verſchiedenen Ausgaben ſeiner Sammlung zueignete, iſt wegen ſeiner Geſchicklichkeit in dieſen Sachen überall bekannt, und ſein Beyfall wird allezeit für das Schickſal eines Werks Bürge ſeyn.

Im 1701ſten Jahre gab er in **Amſterdam** die Geſchichte der ägyptiſchen Könige aus Münzen heraus, die er gleichſam verſprochen hatte, als er die Geſchichte der ſyriſchen Könige auf eben die Art herausgegeben hatte. Die Schriftſteller geben uns viel mehr Unterricht von den Aegyptiern als von den Syriern; und durch ein Widerſpiel, davon man keinen Grund angeben kann, ſind der **Ptolomäer** Münzen ſchwerer zu unterſcheiden, als der

Seleuciden ihre. Sie enthalten gar keinen Zunamen, wenn man des **Evergetes** und **Philopators** ihre ausnimmt, die man auch nicht einmal rund um das Bildniß dieſer Prinzen, ſondern nur auf den Gegenſeiten einiger Gottheiten findet. So dunkel ſie indeſſen zu ſeyn ſcheinen, ſo wenig waren ſie es dem Herrn **Vaillant**. Er fand darinnen die chronologiſche Folge derer 14 Könige, welche Aegypten innerhalb 294 Jahren beherrſchet hatten, nämlich ſeit dem **Ptolomäus** des **Lagus** Sohne, welcher nach Alexanders Tode daſſelbe bemeiſterte, bis auf die berühmte **Cleopatra**, mit welcher das Geſchlecht und Regiment der **Lagiden** ein Ende nahm. Was aber diejenigen Wunder nehmen kann, die in dieſen Geheimniſſen nicht beſchlagen ſind, iſt dieſes, daß er durch die Münzen die Dauer verſchiedener Regierungen feſtſetzte, die von den Schriftſtellern gar nicht waren bemerket worden.

Dieſe Geſchichte der ägyptiſchen Könige aus den Münzen erſchien unter des Großherzogs Schutz, welcher den Herrn **Vaillant** mit einer beſondern Hochachtung beehrete, und ihm alle Jahr einen ſtarken Vorrath auserleſener Weine ſchickte. Dieſes iſt vielleicht ein gewiſſeres Merkmaal von eines Fürſten Angedenken, als irgend ein ander Geſchenk geweſen ſeyn würde.

Endlich druckte man noch im 1703ten Jahre ein neues Werk vom Herrn **Vaillant** über die Münzen; und das war die Erklärung aller Schaupfennige der römiſchen Familien: Nummi antiqui Familiarum Romanarum perpetuis interpretationibus illuſtrati. Zwey Bände in Folio. Amſterdam.

Einige Liebhaber des Alterthums hatten bereits dieſelbe Materie abgehandelt; allein ſo ausführlich, ordentlich und mit ſo glücklichem Erfolge war noch nie davon geſchrieben worden. Dieſes Werk iſt annoch in Frankreich ſehr unbekannt, indem die Stöhrung des Handels nicht erlaubet hat, viele Abdrücke davon kommen zu laſſen. Die Buchhändler halten es wegen der Zahl der Kupfer, der

Schönheit des Stichs und der Stärke zweener Foliobände, sehr hoch; die Gelehrten aber werden es wegen der darinnen befindlichen Gelehrſamkeit, noch weit höher ſchätzen.

Dieſes ſind nun Herrn **Vaillants** hauptſächlichſte **Werke**; denn wegen der Menge oder Wahl der Materien, hat man ſeine Erklärung von des Abts von **Camps** großen Schaupſennigen, zu **Paris** 1694 in **Quart** gedruckt; ſeine Anmerkungen zu des Herrn **Seguin** anderer Auflage ſeiner auserleſenen Münzen, (**ebendaſ.** 1664) und andere Stücke verſchwiegen, die in der Hitze gewiſſer gelehrten Streitigkeiten entſtanden ſind, welche allein ſeinen Namen der Vergeſſenheit hätten entreißen können. Er machte uns auch noch Hoffnung zu einer Geſchichte der **macedoniſchen, pontiſchen, bithyniſchen, thraciſchen** und **cappadociſchen Könige**, aus ihren Münzen; und eine glückſelige Erfahrung lehrte uns, auf die Ausführung ſeiner Anſchläge bauen.

Als es dem Könige gefiel die **Akademie der Aufſchriften** zu vermehren und ihr eine neue Geſtalt zu geben, ſo ward Herr **Vaillant** ſo gleich als **Beyſitzer** aufgenommen; bald darauf aber rückte er in die Stelle eines **Beſoldeten**, an des verſtorbenen Herrn **Charpentiers** Statt. Seine fleißige Gegenwart bey den Verſammlungen und ſeine Begierde die Arbeiten mit der Geſellſchaft zu theilen, werden in unſerm Verzeichniſſe auf ewig aufbewahret bleiben.

Uebrigens iſt Herr **Vaillant** zweymal verheirathet geweſen, und hat, auf beſondere päbſtliche Zulaſſung, zwo Schweſtern nacheinander geheirathet. Er hat viele Kinder gezeuget, und unter andern einen Sohn, der allemal der Gegenſtand ſeiner Bemühungen geweſen. Er flößte demſelben beyzeiten die Liebe zu den Wiſſenſchaften ein. Er erweckte in ihm einen Geſchmack zu den Alterthümern; und nachdem er ihm die Frucht ſeines Studierens, ſeiner Reiſen und ſeiner Betrachtungen mitgetheilet, ſo ſchenkte er ihn der Akademie, als er im **Julius** des 1702ten Jahres im Stande war, ſich einen **Schüler** zu ernennen.

Er ſtarb den 23ſten October dieſes Jahrs an einem Schlagfluſſe. Die Seinigen und ſeine Freunde wurden von ſeiner vollkommenen Ergebung erbauet, die er in ſeinem letzten bewies. Er war 74 Jahre und 5 Monate alt, und ſeine ſtarke Leibesbeſchaffenheit ſchien ihm noch ein längeres Leben zu verſprechen.

* *

LXXI.

Dom Mabillons Leben;

in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern des 1708ten Jahres abgeleſen.

Dom **Johann Mabillon** war den 23ſten November 1632 zu **St. Piermont**, einem Orte an den champagniſchen Gränzen, auf einer gleichen Weite zwiſchen **Mouzon** und dem Carthäuſerkloſter **Mont-Dieu**, gebohren.

Seine Aeltern ſchickten ihn frühzeitig auf das Collegium der hohen Schule zu **Reims**, daſelbſt zu ſtudieren, und vernahmen mit Vergnügen, daß ſein geſunder und lebhafter Verſtand ihn bey ſeinen Lehrern beliebt machte. Dieſe Eigenſchaften, die mit vieler Beſcheidenheit und Gottesfurcht verknüpfet waren, brachten ihm eine Stelle in dem Seminario der Metropolitankirche zuwege, allwo diejenigen jungen Leute erzogen werden, die man zum Dienſte des Kirchſpiels beſtimmet. Allhier blieb er drey Jahre und gieng nur heraus, um ſich Gott in der Abtey der **Benedictiner** zu **St. Remi**, allwo die Verbeſſerung bereits eingeführet war, durch feyerliche Gelübde zu weihen.

hen. Er legte 1653 das Ordenskleid an, und leiſtete im September des folgenden Jahres den Eid.

Man ſah ihn gleich als einen Menſchen an, der fähig wäre, die größten Hoffnungen des Ordens zu erfüllen. Seine Gaben und ſein Eifer waren Bürgen dafür: allein die heftigſten Kopfſchmerzen, wogegen kein Mittel zu finden war, änderten auf einmal das Schickſal dieſes jungen Geiſtlichen. Er war zu der mindeſten Arbeit untüchtig, und obgleich er zu wichtigen Entdeckungen in allen Arten der Litteratur gebohren war, ſo ward er doch genöthiget ſich auch faſt des Denkens zu enthalten. Man mußte alſo ſein Studieren beyſeite ſetzen, und ihm alles unterſagen, was einiges Nachſinnen erforderte.

Seine bekümmerten Vorgeſetzten ſchickten ihn in ein Landkloſter **Nogent-ſous-Coucy** genannt; allwo man ihn nur bey ſolchen Verrichtungen gebrauchte, an welchen der Witz den kleinſten Antheil zu haben ſcheint. Von dieſem Kloſter zu **Nogent**, gieng er in das Kloſter zu **Corbie**, und hier unterließ der Prior, welchem ſein Zuſtand zu Herzen gieng, nichts zu thun, was ſeine Geſundheit wieder herſtellen konnte. Weil er nun glaubte, daß einige Bewegung und Zerſtreuung hierzu nicht wenig und gar ein mehreres beytragen würde, als eine ganz müſſige Lebensart; ſo untergab er ihm die Gelder, und machte ihn hierauf zum Kellner, welche zwey Aemter, wegen des großen Gebiethes der Abtey zu **Corbie**, ſehr wichtig ſind.

Die Ausrechnungen der Geldſachen waren allein vermögend einem Menſchen ekelhaft zu werden, deſſen vornehmſte Tugend die Geduld war. Sie vermehreten auch ſeine Liebe zur Einſamkeit, und die Natur that zu gleicher Zeit einen Verſuch, ihn den Wiſſenſchaften wieder zu ſchenken. Gleichwohl entließ man ihn ungern einer Verwaltung, welche derſelbe, ſo widrig ſie ihm auch war, dennoch ſehr wohl verwaltete. Man ſchickte ihn nach St. **Denys**, und er blieb ein ganzes Jahr daſelbſt um die Schätze der Abtey und die Gräber der Könige zu zeigen.

Dom Lucas Dachery ein gelehrter **Benedictiner**, arbeitete damals an derjenigen Sammlung auserleſener Stücke, die der Welt unter dem Titel Spicilegium zu Theil geworden. Er ſuchte jemanden, welcher ihm in ſeinem Nachforſchen behülflich ſeyn könnte, und man warf die Augen auf den **Dom Mabillon**, der ihm ſehr nützlich war und aus dieſem erſten Verſuche zu erkennen gab, daß er ſelbſt es dereinſt weiter bringen würde, als diejenigen, welche ſich anjetzt ſeiner Hülfe bedieneten.

Bald darauf eröffnete ſich ein neues Feld. Die Congregation zu **St. Maur** hatte den Schluß gefaßt eine neue Ausgabe der Kirchenväter zu veranſtalten, die nach den Handſchriften durchſehen ſeyn ſollte; indem die Büchervorräthe des **Benedictinerordens**, da ſie die älteſten ſind, auch deren die größte Anzahl beſitzen. Dem **Dom Mabillon** ward die Arbeit über den **H. Bernhard** aufgetragen, und er verfertigte deſſen Ausgabe mit ungemeiner Geſchwindigkeit; die Güte der Arbeit aber, machte dieſe Geſchwindigkeit erſt merkwürdig.

In der That war es ihm nicht genug des **H. Bernhards** Werke nach den Materien einzutheilen, und dieſe Eintheilungen wiederum nach chronologiſcher Ordnung abzuſondern, in dem Texte eine große Menge von Fehlern zu ändern, die der Aufmerkſamkeit aller ſeiner Vorgänger entwiſchet war; ſondern er ſonderte noch überdieß mit einer wundernswürdigen Scharfſichtigkeit die ächten Stücke von den falſchen oder verdächtigen ab; er brachte auch noch andere zum Vorſcheine, die noch nie das Licht geſehen hatten, und erklärete ſie alle mit gelehrten Noten. Er fügte noch hiſtoriſche und ſehr ausführliche Tabellen hinzu, und, was allein für ein großes Werk gelten kann, ſo handelte er in der Vorrede eines jeden Bandes, die dunkelſten und merkwürdigſten Stellen von **Bernards** Leben, ſeinen Schriften, oder der Geſchichte ſeiner Zeiten, aus dem Grunde ab.

Dieſer Kirchenvater, welcher nach der Zeitordnung der letzte genennet worden, war der erſte, den die Congregation von St. Maur ans Licht gab. Man druckte ihn in demſelben 1667ſten Jahre in zween Foliobänden und in neun Octavbänden.

Die Beſorgung ſolcher Ausgaben nun konnte in keine beſſeren Hände gerathen. Allein es gab noch ein ander Werk, welches den ganzen **Benedictinerorden** noch näher angieng, und des **Dom Mabillons** Fleiß erforderte. Dieß aber war die **Geſchichte dieſes Ordens** ſelbſt. Die Leben einer großen Anzahl Heiligen, machte deren größten Theil aus, und eben hiervon hielt Herr **Mabillon** für billig den Anfang zu machen. Mit dem 1668ſten Jahre gab er den erſten Band davon unter dem Titel heraus: Acta Sanctorum ordinis ſancti Benedicti in ſeculorum claſſes diſtributa. Er hat von dieſem Werke nach und nach, nämlich 1669, 1672, 1677, 1680, 1685 und 1701, neun Bände in Folio herausgegeben. Der zehnte liegt auch fertig und iſt der einzige der noch übrig blieb.

Künftighin wird man die Leben der Heiligen, ja ſelbſt der heiligen Einſiedler, nicht mehr als Bücher anſehen, die höchſtens die Andacht und den Glauben der Frommen zu erwecken dienlich ſind. **Dom Mabillon** hat zu dieſem beſondern Nutzen derſelben, noch andere Vorzüge beyzufügen gewußt. Dergleichen ſind die wiederhergeſtellte Zeitrechnung, die ergänzte Geſchichte, die Entdeckung und Erklärung verſchiedener Gebräuche der Zeit, und die Erläuterung und Feſtſetzung der wichtigſten Stücke der Kirchenzucht; denn dieſe ſind gemeiniglich das Weſen der Noten und Vorreden dieſes gelehrten Herausgebers.

Unter den kützlichen Fragen die **Dom Mabillon** darinnen abhandeln müſſen, verwickelte ihn die vom Gebrauche des ſüßen Brods bey der Meßfeyer in eine Streitigkeit, die er nicht vorher geſehen hatte. Der Cardinal Bona, deſſen Meynung er, ohne ſein Wiſſen, widerleget hatte, bath ihn die Sache noch einmal zu prüfen, und bemerkmerkte zugleich die Art, wie er ſie abgehandelt zu werden wünſchte. **Dom Mabillon** richtete daher im 1674ſten Jahre, eine Abhandlung in Octav an ihn, worinnen er aus neuen Gründen den Gebrauch der ſüßen Brodte in der lateiniſchen Kirche vor der photiſchen Spaltung, feſtſetzte. Die Zueignungsſchrift dieſes Stücks, iſt voll von einer ſolchen Höflichkeit, die man bey Gelehrten von Profeſſion, nicht ſonder Erſtaunen gewahr wird. Das Werk ſelbſt aber verräth einen Verfaſſer, welchem es nicht möglich iſt, auch nur den Schatten der Wahrheit, allem möglichen Wohlſtande der Welt hindan zu ſetzen.

Dom Mabillons Unterſuchungen in der Geſchichte des **Benedictinerordens** haben wir auch noch vier Octavbände unter dem Titel Vetera Analecta zu danken, die 1675, 1676, 1682 und 1685 heraus gekommen ſind. Dieß ſind ſo viele Sammlungen ſonderbarer und unbekannter Stücke. Einige gehen unſere Geheimniſſe und das was unſere Religion am heiligſten in ſich begreift, an; andere ſind ſeltene Stücke des Alterthums, Ueberbleibſel der Kirchenverſammlungen und Chronicken, Stiftungen von Kirchen und Klöſtern, kaiſerliche, königliche, päbſtliche, biſchöfliche Briefe, Aufſchriften, Acten, Formulare, Verordnungen, u. ſ. w.

Die Unterſuchung ſo vieler Urſchriften, nebſt einer großen Menge Charten und alter Privilegien, verſchaffte der Welt das berühmte Buch der **Diplomatick**, (1681, in groß Folio) in welchem dieſer geſchickte Kunſtrichter, eine Kunſt in Regeln zu bringen und auf Grundſätze zu ſtellen verſuchte, von welcher man bis dahin nur lauter verwirrte Begriffe gehabt hatte. Dieſes neue und kühne, aber glücklich ausgeführte Unternehmen, ſchien bey dem erſten Verſuche zu ſeiner Vollkommenheit gebracht zu ſeyn.

Jedermann weis, daß **Dom Mabillon** in dieſem Werke die Mittel an die Hand giebt, wie man die wahrhaften Befreyungen von denen unterſcheiden ſoll, welche von einer argliſtigen Gewinnſucht unterſchoben worden.

Das ägyptiſche Papier, die Rinden und andere Sachen auf denen man ſchrieb, werden unterſuchet. Die Gleichförmigkeit der Buchſtaben wird ins Licht geſetzet. Die Schreibart und der Geſchmack der verſchiedenen Jahrhunderte die Arten zu datiren, der Gebrauch der Unterſchriften und Siegel, nichts entgeht den Anmerkungen unſers Schriftſtellers, und ſein Geiſt zeigt ſich ſo gar in der Wahl derer Stücke, die er als Beweiſe ſeines Lehrgebäudes anführet. Alle haben einige merkwürdige Umſtände an ſich, die ſie von der Trockenheit der Materie bewahren.

Dom Mabillon, welcher ſchon den Gelehrten aus vielen Büchern bekannt war, ward durch dieſes diplomatiſche Werk der ganzen Welt bekannt. Der gelehrte Pater **Papebroch**, ein antwerpenſcher Jeſuit, welcher wenige Zeit zuvor (in ſeinen Prolegomenis, im zweyten **Theile der Leben der Heiligen, Monat April**) verſucht hatte Regeln davon zu geben; that faſt ſo fort einen öffentlichen Wiederruf in einem Briefe an den **Dom Mabillon** 1683, und ſeitdem hat man wenig ernſthafte Fragen von dieſer Sache geſehen, über welche das pariſiſche Parlament, und andere höhere Gerichte des Königreichs, dieſen neuen **Oedipus** nicht zu Rathe gezogen hätten.

Herr Colbert dem dieſe Diplomatick zugeeignet war, kannte den Werth des Werks ſchon zum voraus. Er hatte den **Dom Mabillon** oftmals in wichtigen Angelegenheiten gebraucht, wobey es auf die Entſcheidung alter Gerechtſamen ankam; und er hatte denſelben nie zur Annehmung einer Erkenntlichkeit überreden können. Dieſer des Abſchlagens ungewohnter Staatsmann, glaubte damals, daß ſeine Uneigennützigkeit doch einem ſtarken Gnadengehalte nicht widerſtreben würde, und er wollte ihm ſolches auf die Regiſter ſetzen; allein dieſer demüthige Geiſtliche verſicherte, daß ihm in ſeiner Congregation nichts mangele, und daß er die ihm zugedachte Ehre nicht verdiene.

Im 1683ſten Jahre ward er auf des Königes Befehl nach Deutſchland geſchickt, um in daſigen Archiven und

Bücherſälen der alten Abteyen, alles aufzuſuchen was merkwürdig und am geſchickteſten wäre, die Kirchenhiſtorie überhaupt, oder die franzöſiſche inſonderheit, zu bereichern. Dieſe Reiſe währete nur ungefähr fünf Monate, und es iſt gut dieß zu wiſſen; um diejenigen nicht im Irrthume zu laſſen, die davon aus der Menge der Entdeckungen, welche er in dieſem Theile der Gelehrſamkeit gemacht hat, hätten ſchließen wollen. Der vierte Theil ſeiner **Analecten** iſt voller merkwürdigen Stücke, die er aus dem Staube der Bibliotheken gezogen. **Trithems** weitläuftige Chronick, welche ſeitdem (1690) von dem Mönche zu St. Gallen in zween Foliobänden heraus gekommen, iſt auch noch von dieſer Zahl, und viel andere Stücke die er nur bloß angezeiget hat.

Bey ſeiner Rückkunſt in Frankreich fand **Dom Mabillon** eine große Veränderung im Staatsrathe, allein für ihn hatte ſich nichts geändert. Der Herr Erzbiſchof von **Reims**, welcher nach Herrn **Colberts** Tode dasjenige zu beſorgen hatte, was die Wiſſenſchaften betraf, bezeigte gegen ihn eine beſondere Hochachtung, und **Dom Mabillon** zeigte gar bald durch die Art ſeiner Erkenntlichkeit, daß er Urſache dazu hätte. Er richtete 1685 einen gelehrten Quartband an dieſen Prälaten, von der **gallicaniſchen Liturgie.** Auch dieſes war eine Frucht ſeiner deutſchen Reiſe und zwar nicht die geringſte derſelben.

Man zweifelte gar nicht, daß nicht die Franzoſen bis auf des **großen Carls** Zeit eine ihnen eigene Liturgie ſollten gehabt haben; indem dieſer Prinz, welchem der Pabſt **Hadrian** des **Heil. Gregorius** Sacramentarium zuſchickte, in ſeinen Capitularen befiehlet, daß man künftighin die Meſſe nach der vom römiſchen Ritual vorgeſchriebenen Art feyern ſolle. Allein dieſer Befehl vom großen **Carl** ward ſo genau beobachtet, daß das Volk in kurzem gar vergaß, daß es jemals eine andere Liturgie gegeben, und daß auch die Geſchickteſten nachmals nicht mehr wußten,

ten, worinnen dieſelbe beſtanden. **Dom Mabillon** fand in der Abtey von **Luxeuil** ein Lectionarium, deſſen man ſich vor mehr als tauſend Jahren in Frankreich bedienet, um die Meſſe, die Prophezeyungen, Epiſteln und Evangelien zu leſen. Den Augenblick merkte er die Wichtigkeit ſeiner Entdeckung, und als er nachmals das Manuſcript mit verſchiedenen überbliebenen Stücken vom h. **Hilarius** Biſchofen von **Poitiers**; vom **Apollinaris Sidonius** Biſchofen von **Clermont**, vom **h. Cäſar** von **Arles**, vom **h. Gregorius** von **Tours**, und von einigen andern Schriftſtellern verglichen, die zu des **großen Carls** Zeiten gelebet, ſo eignete er dieſes erſte Denkmaal von unſerer Väter Gottesfurcht, der Ehre unſers Volks wieder zu.

Der Erzbiſchof von **Reims** glaubte, es erfordere das Wohl der Wiſſenſchaften, daß **Dom Mabillon** noch die wälſchen Bücherſäle eben ſo durchzöge, wie er in Deutſchland gethan; und als er mit dem Könige davon geredet, ſo befahl er, daß **Mabillon** dieſe Reiſe, als vom Könige abgeſchickt Bücher und Nachrichten aufzuſuchen, thun ſollte. Er reiſete im Monate **April** des 1685ſten Jahres ab, und kam im **Julio** des folgenden Jahres mit einer reichen Erndte wieder heim. Er lieferte in des Königs Büchervorrath mehr als dreytauſend Bände ſeltener theils gedruckter theils geſchriebener Bücher, und verfertigte im 1687ſten Jahre unter dem Titel Muſeum italicum zween große Quartbände, derer Stücke, die er entdeckt hatte. In dem erſten Bande dieſes Muſei italici findet man eine Beſchreibung ſeiner Reiſe. Jedoch geht ſeine Gefliſſenheit dabey nicht ſo weit, daß er alle die Ehre beſchrieben hätte, welche die Gelehrten und die größten Standesperſonen ihm erwieſen. War **Dom Mabillon** zu allen Arten der Wiſſenſchaften gebohren, ſo beſaß er auch eine Demuth, die über allen glücklichen Fortgang erhaben war. Man weis es nur als eine öffentliche Geſchichte, daß, als er in **Rom** geweſen, die **Bücher**commiſſion ihn um ſein Gutachten von des **Voſſius** Buch über die **ſiebenzig Dollmetſcher** gefraget, in welchem dieſer Verfaſſer von der Allgemeinheit der Sündfluth redet.

Nachdem er nun dergeſtalt der Welt von ſeiner italiäniſchen Reiſe Rechenſchaft gegeben, ſo theilte er im 1690ſten Jahre eine zweyte Ausgabe vom **h. Bernhard** mit, welche faſt funſzig Briefe mehr enthielt, die mit einigen neuen vorläufigen Abhandlungen und neuen Anmerkungen begleitet waren.

Kaum war er mit dieſer Arbeit fertig, als ſeine Obern und einige hohe Freunde ihn bewogen, ſich über eine gewiſſe Frage zu erklären, die damals die Stimmen theilte. Es fragte ſich: ob den Mönchen das Studieren erlaubt wäre, oder ob die Einſchränkung ihres Standes ihnen ſolches unterſagte? Der Herr Abt **de la Trape** hatte ſich für das letztere erkläret; und der Beyfall dieſes berühmten Einſiedlers, legte faſt beyden Theilen ein Stillſchweigen auf, als **Dom Mabillon** ſeinen **Tractat von dem kloſterlichen Studieren** 1691 ans Licht gab. **(in 4to, es giebt auch eine Ausgabe in zween Duodezbänden)** Einen Theil davon wendete er an, die Nothwendigkeit der Studien eines Ordensmannes, aus des **Baſilius, Chryſoſtomus, Hieronymus, Auguſtinus** und **Gregorius** Beyſpielen; aus dem Anſehen der Kirchenverſammlungen, aus der Kirchenväter einhälligen Meynung, und aus der beſtändigen Gewohnheit der älteſten Klöſter, zu beweiſen. In dem übrigen Theile des Werks, ſetzt er die für die Einſamen gehörigen Studien feſt, und ſchreibt ihnen die Art zu ſtudieren, unfehlbar nach der Art vor, deren er ſich ſelbſt bedienet hatte, und welche von den Kennern für ſo trefflich gehalten ward, daß der **Tractat vom kloſterlichen Studieren** ſogleich in andern Ländern nachgedruckt und in fremde Sprachen überſetzt ward.

Der Streit über dieſer Sache ward indeſſen dadurch nur lebhafter und hitziger. Der Abt **de la Trape** antwortete mit einer Kunſt, die den Nutzen ſeiner Studien verrieth, und auf dieſe Antwort folgte eine Gegenantwort, welcher

Dom Mabillon nur den Titel von **Betrachtungen** gab. (1692 in 4to, die andere Ausgabe in zween Duodezbänden) Die aufmerkſame Welt erkannte damals, daß dieſe zween großen Männer nicht ſehr von einander abgiengen. Der eine ſchalt nur den Misbrauch eiteler Kenntniß, der andere aber ſchrieb den guten Wiſſenſchaften zum Vortheile. Die beyden Parteyen wurden daher ohne Mühe vereint, und ihre Anführer, die ſich allezeit einander hochgeſchäzt hatten, liebten ſich zärtlich.

Sobald dieſer Streit ein Ende hatte, wünſchten **Dom Mabillons** Obern, daß er des **Benedictinerordens** allgemeine Jahrbücher ſchreiben möchte, von dem er bereits faſt alle Acta Sanctorum herausgegeben hatte. Sein herangenahtes Alter und ſeine von ſo langen Arbeiten geſchwächte Geſundheit, waren Gründe, die ihm nicht wichtig genug waren ihn davon loszuſagen, indem es ſchwer war einen Schriftſteller aufzubringen, der fähiger, richtiger und fleißiger wäre, dieſes Unternehmen auszuführen; deſſen Schreibart deutlicher und reiner wäre, und der beſſer wählen und ordnen könnte.

Man hat bereits vier Folianten von dieſen Jahrbüchern gedruckt, welche des Ordens allgemeine Geſchichte ſeit faſt ſechshundert Jahren enthalten; das heißt, ſeit des h. **Benedictus** Geburt, bis auf das 1066ſte Jahr J. C. (Sie ſind von 1703, 1704, 1706 und 1707.)

Man wird mit ſo vieler Luſt als Erbauung eine Geſellſchaft gewahr, die durch die Einſamkeit vergrößert und durch Verfolgungen blühend wird. Man nimmt Theil an ihr, wenn man lieſt, daß die Einwohner der erſten Klöſter allmählich die Regeln dieſer neuen Geſellſchaft denenjenigen vorziehen, die ihnen von andern Heiligen vorgeſchrieben worden. Man bewundert darinnen die Abſichten der göttlichen Vorſehung, welche zuläßt, daß die zeitlichen Güter und Würden dieſe Einſiedler in dem Innerſten der Wüſteneyen ſuchen müſſen, um ſie der ganzen chriſtlichen Welt zur Schau zu ſtellen. Kurz, man bemerkt mit Verwunderung darinnen, daß ſelbſt der Verfall, vor dem der Orden ſich in einer Zeit von ſo vielen Jahren nicht hüten können, nur zu mehrerer Befeſtigung ſeiner Heiligkeit gedienet hat; indem er zu eifrigen Verbeſſerungen Gelegenheit gegeben, welche allezeit den erſten Eifer der Einſetzung deſto ſtärker wieder belebet haben. Indeſſen darf ſich der Leſer nicht bloß mit dieſer einfachen Erzählung vom Urſprunge und Fortgange des Ordens begnügen. Die ganze Kirchengeſchichte derſelben Zeiten, iſt darinnen aufs ausführlichſte befindlich, und wird durch die genaueſten Verbindungen mit eingeflochten.

Der vierte Band dieſer Jahrbücher erſchien erſt gegen das Ende des 1707ten Jahres; allein dieſe Ausgabe würde weiter gegangen ſeyn, wenn **Dom Mabillon** dieſelbe nicht in währender Arbeit unterbrechen müſſen, um einen Anhang zu ſeinem **diplomatiſchen** Werke ans Licht zu ſtellen, welches Werk ein allgemeiner Beyfall und ein mehr als zwanzigjähriger Beſitz, den ewigen Rechten des Tadels nicht hatte entziehen können. Indeſſen iſt der fünfte Theil vollendet und an dem ſechſten fehlet ſehr wenig, indem **Dom Mabillon** ſeine Arbeit bis auf des heiligen **Bernhards** Zeiten, ſo wie er ſich es allezeit gewünſchet, gebracht hat: denn ſeine Liebe zu dieſem Kirchenvater war außerordentlich. Sein erhabener Geiſt, die Reinigkeit ſeiner Sitten, und die Heiligkeit ſeiner Lehren bezauberten ihn, er betrachtete beſtändig ſein Leben und ſeine Werke, es ſey nun als ein Ordensbruder, oder als ein Gelehrter, und er hat eine dritte Ausgabe von ihm ganz fertig hinterlaſſen.

Bisher haben mich die Ordnung und Verbindung der Materien verhindert etwas von verſchiedenen andern Werken zu gedenken, die **Dom Mabillon** dann und wann herausgegeben. Sie werden klein zu ſeyn ſcheinen, wenn man ſie mit den vorerwähnten in Vergleichung ſtellen wird; allein ſie werden doch allezeit groß und ſchätzbar ſeyn, wenn man nur nach ihrem innern Werthe davon urtheilet.

Dergleichen ſind nun z. E. die Anmerkungen welche er im 1677ſten Jahre wider diejenigen in einem Duodezbande herausgab, welche behaupten **Thomas a Kempis** ſey Verfaſſer des Buchs **von der Nachfolge Chriſti.** Es giebt wenige Bücher, deren Verfaſſer weniger bekannt und ſtreitiger ſind. Anfangs glaubte man, es ſey vom heiligen **Bernhard**; allein weil vom heiligen **Franciſcus** darinnen geredet wird, welcher erſt achtzig Jahre nach ihm gelebet hat, ſo hat dieſe Meynung nicht ſtatt finden können. Diejenigen welche es dem berühmten **Gerſon**, Kanzlern der **pariſiſchen** hohen Schule zuſchreiben, hatten nicht acht gegeben, daß der Urheber des Buchs von der Nachfolge, ſich mehr als einmal einen **Mönch** nennet, und daß **Gerſon** niemals einer geweſen. **Thomas a Kempis**, regulirter **auguſtiniſcher Domherr**, und **Johann Gerſon**, Abt des **Benedictinerordens**, waren alſo die einzigen welche ihr Recht auf dieſes Werk behauptet hatten; und es war ſchon lange, daß ihre Mitbrüder, wegen des Vorzuges im Streite mit einander waren.

Der **Pater Delſau** von der Congregation zu St. **Maur**, hatte eine Abhandlung zu **Johann Gerſons** Vortheile gemacht und erſt nach dieſes guten Ordensmannes Tode, erſchien für den **Thomas a Kempis** eine hitzige und faſt perſönlich anzügliche Antwort. Dieſer Umſtand rührte den **Pater Mabillon.** Er ſchrieb, brachte mit wenigen Worten den Zuſtand der Frage zurechte und beſtärkte des Paters **Delſau** alte Beweiſe mit dem Anſehen von zwölf Handſchriften, von denen er eine genaue Nachricht gab.

Im 1687ſten Jahre mußte **Dom Mabillon** von einer ganz andern Materie ſchreiben, ungeachtet er abermals die Ehre hatte eben dieſelbe Congregation zu vertheidigen und dieſelben Widerſacher zu beſtreiten. Es kam auf den Vorſitz unter den **Benedictinern** und den regulirten **bourgogniſchen Domherren**, bey den Landſtänden an. Er gab von dieſer Materie 1687 zwo Nachrichten in Quart heraus, die man minder für facta als für gelehrte Abhandlungen anſehen muß, darinnen von dem Vorſitze und Alter dieſer zween Orden gehandelt wird. Der zum Rechtsgelehrten gewordene Ordensbruder, redet allezeit als ein gewiſſenhafter Geſchichtſchreiber. Als nun die deutſchen **Benedictiner** ſeit der Zeit mit den **regulirten Domherren** in eine gleiche Streitigkeit gerathen mußten, ſo haben ſie nichts mehr gethan, als daß ſie dieſe zwo Nachrichten lateiniſch überſetzt drucken laſſen. Was **Dom Mabillon** von dem remiremondiſchen Inſtituto geſchrieben hat, das wird eben daſſelbe Schickſal haben, ſo oft es darauf ankommen wird, den Urſprung der **regulirten Canoniſſinnen** zu beſtimmen.

Im 1689ſten Jahre gab er einen Duodezband ans Licht, bloß zu Widerlegung einer neuen Erklärung, welche gewiſſe Ausleger den Worten **Meſſe** und **Communion** gegeben hatten, die in des heiligen **Benedicts** Ordensregel ſteht. Dieſer Tractat kam ohne des Verfaſſers Namen heraus: es war auch faſt nicht mehr nöthig, daß **Dom Mabillon** ſich nennete; indem die Gelehrten ſich hierinnen nicht leicht irren konnten.

Des **Euſebius** lateiniſcher Brief an den **Theophilus** wegen des Gottesdienſtes der unbekannten Heiligen, ward ebenfalls dem **Dom Mabillon** zugetheilet, als er 1698 in Quart herauskam, und als er ſich 1705 in einer zweyten Auflage ſelbſt entdecken wollte, ſo war niemand der ihn nicht bereits an derjenigen Gottſeligkeit erkannt hätte, die der Hauptzweck des Briefes iſt. Dieſe Frömmigkeit iſt richtig und unverſtellt; allein ſie will auch an ihrem Gegenſtande nichts gewagtes haben. Eben dieſer Sinn herrſcht auch ſogar in demjenigen, was er für die heilige **Larme von Vendome** ſchreiben müſſen (**Brief an den Biſchof von Blois**, in Duodez, 1700) ungeachtet der durch den Auſſenſchein betrogene gemeine Mann, ganz anders davon zu denken ſcheint.

Um nichts zu vergeſſen, ſo ſollte ich noch von des heiligen **Bernhards** Büchern von der Conſideration reden, welche **Dom Mabillon** im 1701ſten Jahre in Duodez für den Pabſt zu Anfange ſeiner Regierung drucken ließ; von den **Beyſpielen des chriſtlichen Todes**, welchen Tractat er 1702 an die Königinn von England richtete; von vielen andern Briefen und Vorreden, welche ſich einige verſtändige Schriftſteller vor ihre Werke ausgebethen, um deren Aufnahme deſto mehr zu befördern; und von faſt einer unzähligen Menge geſchriebener Briefe an diejenigen, welche ihn in den ſchwerſten Puncten ihres Studierens zu Rathe zogen.

Welch ein Verzeichniß könnte ich nicht machen, wenn ich zu dieſer Zahl der **mabilloniſchen** Werke noch diejenigen rechnen wollte, die demſelben ihren Anfang, ihre Geſtalt, oder ihre Endſchaft zu danken haben; und auch diejenigen, die von den wichtigſten Schriftſtellern * an ihn gerichtet worden? Jedoch der gelehrte Ordensmann **, welchen er ſeit langer Zeit ſeinen Arbeiten beygeſellet hat, und anjetzt der Beſitzer ſeiner Schriften iſt, kann ganz allein eine treue Rechnung von ſo vielen Dingen ablegen. Er wird das Leben ſeines geliebten Lehrers herausgeben, denn ſo nennet er ihn, und will es dem zehnten Bande der Actorum Sanctorum einverleiben, welcher zum Drucke fertig liegt; und welchen die Welt unfehlbar für die gehörige Stelle einer ſolchen Schrift halten wird.

Als es dem Könige gefiel die **Akademie der Aufſchriften** zu vermehren, ward **Dom Mabillon** unter die **Ehrenmitglieder** erwählet, und man mußte ſich gleich auf Mittel gefaßt machen ſeine Zärtlichkeit über dieſem Vorzuge zu überwinden. Allein niemand iſt nachmals für das Beſte, und, wenn es erlaubt iſt ſo zu reden, für den Ruhm dieſer Geſellſchaft beſorgter geweſen. Eine unſerer erſten öffentlichen Verſammlungen ward durch die Abhandlung berühmt, die er **von den alten Grabmälern unſerer Könige** verfertigte. Er befand ſich oft bey den Privatverſammlungen, und das waren allemal Feſttage für die Geſellſchaft. Sein Beyſeyn erweckte einen edeln Nacheifer, und ein jeder hatte

---

* Der Cardinal **Noris**, der Pater **Thomaſſin**, und Herr Schilter.

** Dom Thierry Ruinart.

die Augen auf dieſen demüthigen Mann gerichtet, der die ſeinigen faſt nicht aufſchlug. Wir hatten das Vergnügen ihn noch wenige Tage vorher zu ſehen, ehe er ſich wegen der Krankheit legte, die uns um ihn gebracht hat.

Er ward auf dem Wege von **Chelles**, dahin er ſich aus Gefälligkeit gegen einen Freund begeben hatte, von einer Zurückhaltung des Urins befallen. Man ſtand ihm möglichſt bey; allein, weil man ſein Uebel nicht gnugſam einſah, ſo machte man ihn durch die Art wie man mit ihm verfuhr, unheilbar, und man mußte ihn nach einiger Zeit nach Paris bringen. Allhier nahm die Krankheit täglich zu; die Gemüthesſtärke nebſt der Geduld des Kranken aber, ſchienen in ebener Maaße zuzunehmen. Kurz, nachdem er länger als drey Wochen alles erlitten hatte, was die Art dieſer Krankheit, und die damit verknüpften Operationen, nur ſchmerzhaftes erſinnen laſſen, ſo ſchlief er in der Abtey zu **St. Germain de Prez**, den 27 **December** 1708 im Frieden und in einem Alter von fünf und ſiebenzig Jahren, einem Monate und vier Tagen, ein.

Wir werden es nie vergeſſen, daß er in ſeinen letzten Augenblicken, unſerm Mitbruder dem Herrn **Abte Renaudot** mit den lebhafteſten und zärtlichſten Ausdrücken, ſeine Hochachtung, ſeine Erkenntlichkeit und ſeine Liebe gegen dieſe Akademie bewieſen.

Es würde für uns noch eine beſonderere Pflicht ſeyn, ſeinem Angedenken Lobreden zu weihen, wenn nicht der allgemeine Ruf uns deſſen überhöbe, und wenn nicht der Character dieſes uns allezeit gegenwärtigen Mitgliedes, uns noch die Nothwendigkeit einer bloßen Erzählung aufzuerlegen ſchiene. Gleichwohl könnten wir ihn auf eine eben nicht gemeine Art loben, wenn wir nur die Auszüge aus denen Briefen mittheileten, die der **Großherzog** und der Cardinal von **Medicis** an eines unſerer Mitglieder, über den Verluſt dieſes berühmten Mitbruders, abgelaſſen haben. Allein wenn man nur bey dergleichen Zeugniſſen ſtehen bleiden muß; ſo iſt doch dasjenige was der Pabſt ſelbſt bey der Zeitung von Dom Mabillons Tode gegeben, viel zu glorreich, als daß wir es übergehen könnten. So drückt ſich der Cardinal Colorédo in ſeinem letztern Briefe an den Dom Thierry Ruinart, aus.

„Der Pabſt, ſchreibt er, hat einigemal den betrübten und rührenden Bericht leſen wollen, den ihr uns von ſeinem Tode erſtattet. Seine Heiligkeit iſt von aller väterlichen Liebe gegen einen Mann gerühret worden, deſſen Sitten ſo verehrungswürdig geweſen und der ſich um die Gelehrſamkeit und um die ganze Kirche, ſo verdient gemacht hat.

„Der heilige Vater, ſetzt er hinzu, hat zu verſtehen gegeben, daß ihr ihm ein Vergnügen machen würdet, wenn ihr ihn an dem anſehnlichſten Orte aufhöbet, indem es keinen Ort giebt, dahin ſein Ruhm nicht gedrungen iſt, und weil alle Gelehrten die nach Paris kommen, nicht unterlaſſen werden euch zu fragen: wo habt ihr ihn hingelegt? vbi poſuiſtis eum? Er ſieht voraus, wie ſehr es ſie betrüben würde, wenn ſie hören ſollten, daß die Gebeine eines ſo hochverdienten Mannes mit andern vermenget worden, und wenn ſie dieſelben nicht unter einem Marmorſteine, mit einer Aufſchrift finden ſollten, die ſolchen theuren Ueberbleibſeln gemäß iſt.

LXXII.

Hn. Vaillants, des Sohnes, Leben; in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1709 vorgeleſen.

Johann Franciſcus Foy **Vaillant**, ward zu **Rom** den 17 Februar 1665 gebohren. Sein Vater trieb allda die Arzneykunſt und legte ſich zugleich auf die Unterſuchung alter Denkmäler. Der Sohn, von welchem wir reden, ward gleichſam ſchon damals beſtimmt, dereinſt ein Arzt und Antiquarius zu ſeyn. Zwo Wiſſenſchaften, welche von vielen groſſen Männern, faſt ſeit zweyen Jahrhunderten, glücklich mit einander verbunden worden.

Im 1669ſten Jahre, gieng der junge **Vaillant** mit ſeiner Mutter nach Frankreich und ward ſogleich nach **Beauvais** gebracht, allwo faſt alle ſeine Anverwandte beyſammen waren. Er blieb allda bis in ſein zwölftes Jahr, nämlich bis 1677, da er wieder zu ſeinem Vater nach **Paris** gieng. Man ſchickte ihn in die Jeſuiterſchule, allwo er ſeine Studien bis auf die Weltweisheit brachte, die er aber im Collegio de la **Marche** noch einmal hören muſte, weil zu der Magiſterwürde die Univerſitätsphiloſophie gehörete.

Nachdem er dieſelbe geendiget, glaubte Herr **Vaillant** ſein Vater, welcher bereits unter den Alterthumsforſchern den erſten Rang hatte, daß es nunmehro Zeit wäre ſeinem Sohne die Münzwiſſenſchaft beyzubringen. Dieſe Kenntniß ward damals nicht mehr wie wohl ſonſt geſchehen, für eine Art von Zauberſchrift, und für eine Wiſſenſchaft ſonder Regeln und Grundſätze gehalten, darauf man nur aus eigenſinnigem Geſchmacke gerathen könnte und durch eine außerordentliche Geſchicklichkeit geleitet werden müßte.

Herrn **Vaillants** Werke hatten zur Vernichtung dieſes Vorurtheils nicht wenig beygetragen; niemand aber hatte auch mühſamere Unterſuchungen angeſtellet, längere Reiſen unternommen, mehrere Münzſammlungen geſehen, mit mehrern Liebhabern umgegangen, und mehrere Gelehrte von dieſen Sachen befraget. Allein zu noch größerem Glücke für **Herrn Vaillants** Sohn, ward ſeinem Vater damals eben aufgetragen des Königes Münzcabinet in Ordnung zu bringen und ein Verzeichniß davon zu machen. Hierdurch ward der junge Münzkenner auf einmal in das Heiligthum der Alterthümer und zwar durch einen Mann geführet, der am geſchickteſten war, ihm deren Geheimniſſe zu entdecken.

Dieſes Verzeichniß war kaum geendet, als man erfuhr, daß es mit einer großen Anzahl Münzen vermehret werden könnte, die in **England** in den Händen gewiſſer Liebhaber befindlich wären. Herr **Vaillant** bekam Befehl dahin zu reiſen und ſein Sohn begleitete ihn. Dieſe Reiſe war ausnehmend glücklich und wir haben ihr ein Denkmaal vom **Peſcennius Niger** zu danken, welches allein, in dieſer Art ein ganz Cabinet werth iſt.

Nach der Rückkunft aus **England**, trat der jüngere **Vaillant** die Arzneywiſſenſchaft an, und nachdem er die gewöhnlichen **Theſes** vertheidiget und noch und nach die verſchiedenen Würden erhalten hatte, ſo ward er zum Doctor und Beyſitzer der pariſiſchen Facultät, im Februar des 1691ſten Jahres und im fünf und zwanzigſten ſeines Alters, aufgenommen.

So lange er noch die gewöhnlichen Diſputationen hielt, verfertigte er ein Werk **von der Natur und dem Gebrauche des Caffees**, welche Materie er ſich ſehr geläufig gemacht hatte; allein ſeine Begierde die Schreibart dieſes Tractats vollkommen zu machen, beraubte die Welt deſſelben. Er gab ihn einem ſeiner Freunde zur Prüfung, welcher aus einigen Schauſpielen bekannt iſt; das Manuſcript aber verlor ſich unter ſeinen Händen, und da er noch darzu ein Spieler war, ſo tröſtete Herr **Vaillant** ſich damit, daß er im Beſitze des Vorrechts wäre, alles zu verlieren.

Die neue Doctorwürde bedeckte Herrn **Vaillants** Lauf in der Bahn der ſchönen Wiſſenſchaften, einige Zeit lang. Das gemeine Beſte raubte demſelben ſo viele Stunden, daß er nur einige Augenblicke übrig behielt, allein ſie waren ruhig und dem Forſchen des guten Alterthums gewidmet. Nichts beweiſt beſſer, daß er ſie dazu angewendet, als die Abhandlungen, welche er ſeitdem zu verſchiedener Zeit in der Akademie verfertigte, von welcher er im **Junius** des 1702ten Jahres aufgenommen ward.

Bey der erſten öffentlichen Verſammlung, rechtfertigte der neue Akademiſt die Wahl der Geſellſchaft, durch eine ſehr ſonderbare Rede. Der Inhalt derſelben war die Münze eines in der alten Geſchichte ſehr unbekannten Königes. Sie ſtellte den **Achäus**, einen ſyriſchen Prinzen vor, der in ſo frühen Jahren den Ruhm eines großen Feldherrn erhalten hatte, daß er geglaubet, derſelbe ſey in der Blüthe der Jahre, ein ſchimpflicher Titel, wofern er ihm nicht den Weg zur Unabhänglichkeit bähnete. Er ließ ſich daher in denen Provinzen zum Könige ausrufen, die ihm der große **Antiochus** zur Aufſicht anvertrauet hatte; und er ſchien auf dem Throne bereits durch Bündniſſe und durch wichtige Eroberungen befeſtiget zu ſeyn, als er durch den Verrath eines gewiſſen **Bolis** umkam, dem er vernünftiger Weiſe nicht anders mißtrauen konnte, als weil er ein **Creter** war.

Herr **Vaillant** fügte dieſer Entdeckung und Erklärung des Denkmaals vom **Achäus**, eine ſo ausführliche Geſchichte ſeines Lebens bey, daß man hätte denken ſollen, **Polybius** und **Strabo**, die er gewiſſer Umſtände wegen anführete, hätten ihm die ganze Geſchichte hinterlaſſen.

Bey einer andern öffentlichen Verſammlung erklärete er die Gegenſeite einer Münze vom **Septimius Severus**, welche nicht minder Scharfſinnigkeit und Richtigkeit erforderte. Das Bild welches anfangs ein unauflösliches Räthſel zu ſeyn ſchien, verwandelte ſich allmählich unter ſeinen Händen in ein lebhaftes Bild von des **Severus** erſten

Siege über den **Peſcennius Niger**. Der durch den Lauf der Flüſſe angedeutete Streitplatz; die auf dem Walfelde erbaueten Siegemäler; die gefangenen Anführer; die dem Sieger zu Ehren errichteten Bildſeulen; alles entwickelte ſich in einer ſo natürlichen und prächtigen Ordnung, daß, wenn den mittelmäßigen Kennern ja noch einiger Zweifel übrig blieb, ſo war es nur der, ob nicht die Münze der Erklärung wegen gemacht worden.

Herrn **Vaillants** Geſchicklichkeit ſchränkte ſich gleichwohl nicht bey dergleichen einzelnen Erklärungen ein. Auch in großen Unternehmungen kam er eben ſo glücklich fort; und was er uns von einem Tractate über die **Gelübde der Alten** vorgeleſen, das zeiget zur Gnüge, daß er von Natur ein Geſchicke zu Lehrgebäuden beſeſſen, welches denenjenigen ſo nöthig iſt, die irgend ein weitläuftiges Werk unternehmen. Er vollendete dieſes Werk, als wir den Herrn **Vaillant** ſeinen Vater verloren.

Dieſer ſeltene Mann, den dieſe Akademie noch immer bedauren wird, hatte uns kurz vor ſeinem Tode eine neue Erklärung einiger abgekürzten Wörter, oder derer Anfangsbuchſtaben verſprochen, die in dem Abſchnitte faſt aller goldenen Münzen des verfallenen Reichs, zum mindeſten ſeit des großen **Conſtantins** Kindern, bis auf den iſauriſchen **Leo**, ſtehen. Herr **Vaillant**, ſein Sohn, ſah dieſes Verſprechen für die vornehmſte Schuld in ſeiner Erbſchaft an. Er erinnerte ſich deſſen, was ſeinem Vater dann und wann von dieſer Sache entfahren war, und er brachte aus eigenen Kräften alle Beweiſe zu ſeines Vaters Muthmaßungen dar. Inzwiſchen daß die Welt den Ausſpruch thut, welchem von beyden, in ſo ſonderbaren Fällen die Ehre eines Werks gebühre, ſo wird ſie es nicht verargen, wenn wir dieſelbe zween Perſonen in gleichem Maaße zutheilen, die ſich ſelbige einander niemals würden ſtreitig gemacht haben.

Ungeachtet Herr **Vaillant** übrigens ſeinen Vater zwey volle Jahre überlebet hat, ſo ſcheint es doch, daß wir ſie beyde faſt zu gleicher Zeit verloren; indem er in dieſen zween

J[illegible]

Jahren, ein ſehr kränkliches Leben geführet, das den akademiſchen Uebungen ſehr hinderlich war. Gleichwohl hat er uns in dieſer Zwiſchenzeit, eine ſehr merkwürdige Abhandlung von den **cabiriſchen** Göttern verfertiget, darinnen man in einer ſehr richtigen Erzählung alles findet, was deren Urſprung, Zahl, und Benennung, die Sachen denen ſie vorgeſtanden, ihre berühmteſten Tempel, und die beſondern Gebräuche bey ihrem Gottesdienſte, findet. Was dieſes Werk noch außerdem ſonderbar machen kann, iſt, daß der Verfaſſer ſich ſolches nicht ſelbſt erwählet. Es fiel auf ſein Antheil bey derjenigen Austheilung, die man einsmals in der Akademie von verſchiedenen Gegenſtänden der Litteratur vornahm, welche noch nicht genugſam erkläret zu ſeyn ſchienen. Allein ein für den Herrn **Vaillant** noch rühmlicherer Umſtand iſt dieſer, daß zween ausländiſche Gelehrten dieſe Materie faſt zu gleicher Zeit ausarbeiteten, und daß, ohne daß ſie die geringſte Mittheilung ihrer Werke gehabt hätten, es ſich getroffen, daß Herr **Vaillant** allezeit die wahrſcheinlichſten Gründe erwählet, und ein richtiges Mittel zwiſchen denen erwählet hat, da jene einander förmlich widerſprochen hatten.

Mit dieſem Werke hat Herr **Vaillant** ſeinen gelehrten Lauf beſchloſſen. Ein doppeltes dreytägiges Fieber, welches ihn ſeit langer Zeit abgezehret, riß ihn endlich den 17ten **November** des 1708ten Jahres, im drey und vierzigſten Jahre und neunten Monate ſeines Alters dahin.

Man hat für die eigentliche Urſache ſeiner Krankheit ein Geſchwür gehalten, das ſich im Kopfe, bey Gelegenheit irgend eines Falles, angeſetzt. Denn Herr **Vaillant** war ſonſt von ſtarker Leibesbeſchaffenheit. Er war dick von Leibe, in ſeinen Augen und in ſeinem Geſichte ſpürte man etwas dauerhaftes und geſundes, daraus man ihm ordentlicher Weiſe, ein langes Leben hätte verſprechen ſollen. Er war gütiger und leutſeliger als man beſchreiben kann, ſeine Redlichkeit hatte wenig ihres gleichen, ſeinen Freunden war er ſehr ergeben, und er verſäumte keine Gelegenheit ſie zu beeinen. Er war von allen eigennützigen Abſichten auf das Glück oder den Ehrgeiz ſo weit entfernet, daß er auch nach ſeines Vaters Tode einige von deſſen Bedienungen mit ſo geringem Eifer ſuchte, daß man wohl ſah, er ſuche nicht ſowohl ſie zu erhalten, als den Vorwurf zu vermeiden, daß er ſie verachte.

• •

LXXIII.

Des Paters la Chaize Leben; 1709 in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern vorgeleſen.

Franciſcus de la Chaize ward in dem Schloſſe Aix en Foreſt den 25ſten Auguſt 1624 gebohren. Sein Vater Herr Georg von Aix Herr de la Chaize, Ritter des St. Michaelordens, war ein durch ſeine Dienſte geehrter von Adel; und ſeine Mutter Frau Renata von Rochefort, die aus einem der beſten Häuſer in dieſer Provinz entſproſſen, war eine verdienſtvolle und tugendhafte Frau. Von zwölf aus ihrer Ehe entſproſſenen Kindern, war Franciſcus la Chaize das andere, und ſobald er zehn Jahre alt war, ſchickte man ihn nach Roanne, um daſelbſt in dem Jeſuitercollegio, welches einer ſeiner Vorfahren geſtiftet hatte, zu ſtudieren.

Die Hochachtung und Erkenntlichkeit, die uns natürlicher Weiſe mit unſern Lehrern verbindet, waren in dieſes jungen Schülers Herzen dermaßen ſtark, daß es einer ſeiner erſten Wünſche war, ein Jeſuit zu werden. Er bath eifrig darum, als er die Rhetorick erlernt hatte, und es ſchien dieſem neuen Proſelyten alles günſtig zu ſeyn. Er hatte als des Pater Cottons Kleinneffe, deſſen Verluſt noch ganz friſch war, auch noch einen Vätter in der Geſellſchaft, der wegen ſeiner Wiſſenſchaft und ſtrengen Lebensart berühmt war;

allein man ſah nicht ſowohl auf die Vortheile ſeiner Geburt, als auf die Merkmaale ſeines innerlichen Berufs: denn ſeine Gottesfurcht und ſein Verſtand waren ſehr groß.

Nachdem er nun auf eine erbauliche Art die zweyjährige Probe ausgeſtanden, ſo lernte er die Philoſophie zu Lyon, und ſeine beſondere Fähigkeit zu dieſer Art von Studien zeigte ſich gar bald. Er kam ſeinen Lehrern in den Erklärungen faſt allezeit, ja oftmals in ihren Entdeckungen zuvor. Das gemeine Beſte der Schule nun verſtattete nicht, daß man einer ſo ſchnellen Einbildungskraft folgte, die nicht ſowohl fähig war, einen Nacheifer zu erwecken, als diejenigen abzuſchrecken, deren Fähigkeit mittelmäßig war. Man hielt alſo für rathſam dieſen lebhaften Kopf durch eine wichtige Abwechſelung einzuſchränken und ließ ihn mit der Weltweisheit zugleich, die Mathematick und ſchönen Wiſſenſchaften, unter dem Pater von Aix, ſeinem Vätter, durchgehen.

Als der Pater la Chaize dieſe erſten Uebungen vollendet hatte, brauchte man ihn, nach Gewohnheit des Collegii, eine zeitlang zu einem Lehrer der freyen Künſte. Darauf lernte er die Theologie, und ſobald er damit fertig war, ſchickte man ihn nach Rhodez um ſich zu den letzten Gelübden daſelbſt vorzubereiten.

Dieſe Veränderung der Provinzen geſchah bey Gelegenheit eines toulouſiſchen Jeſuiten, welcher aus beſondern Urſachen von Rhodez nach Lyon kommen mußte. Seine Stelle nun mußte erſetzet werden und man erwählte den Pater la Chaize dazu, als den würdigſten Gegenſtand, denen Häuſern Ehre zu machen, allwo er bisher war erzogen worden.

Im folgenden Jahre kam der Pater la Chaize wiederum in ſeine Provinz zurück und lehrte in dem Collegio zu Lyon öffentlich die Philoſophie. Einen ſo vollkommenen Lehrer hatte man daſelbſt noch nicht erblickt; ſein Ruhm aber, zog ihm auch gar bald eine Menge fremder Schüler zu.

Seine Art zu lehren war ſonderbar und hatte unſtreitig ihre Vortheile. Anfänglich erklärte er die Frage und zeigte die verſchiedenen Meynungen der Alten und Neuern. Die Zuhörer hatten hierauf die Freyheit, ſich ihrerſeits in alle dieſe Meynungen zu theilen und, ein jeder nach ſeiner Fähigkeit, diejenige zu vertheidigen, die ihm am beſten vorkam. Hernach endlich wenn er ſah, daß ſie alle von der Materie voll und auf gewiſſe Weiſe erhitzt waren, ſo ſagte er ihnen ſeine eigene Meynung zum Nachſchreiben vor, und dieſelbe gründete ſich gemeiniglich auf die Vernichtung oder Vereinigung der vorigen.

Die Menge der Erfahrungen, eine gemeine Klippe der alten Vorurtheile, unterſchied vollends den Pater la Chaiſe von allen andern. Es giengen wenige Tage hin, daß er deren nicht neue machte; und es war ihm nicht genug, neue und wichtige Gründe zu finden, er wollte auch noch die Trockenheit der Vernunftſchlüſſe mit den Reizungen des Anſchauens vertreiben.

Im lyoniſchen Collegio waren damals einige wackere Jeſuiten, der **Pater von St. Rigaud**, **P. Theophilus Raimaud**, **P. de Chales**, **P. Giballin** und **P. Fabry**. Ihrer aller Hochachtung gegen den **P. la Chaiſe** vereinigte ſich mit dem allgemeinen Beyfalle. Sie unterließen nichts ihn zum Drucke ſeiner Weltweisheit zu überreden; allein er entſchloß ſich noch mit Mühe nur einen Auszug davon in der Geſtalt von Diſſertationen ans Licht zu geben, davon wir zween kleine Foliobände haben.

Die Vernunftlehre und Moral enthalten darinnen das Beſte, was man zur Beſſerung des Verſtandes und Willens erſinnen kann, und man findet faſt keine von denen unfruchtbaren Streitfragen darinn, die eine lange Gewohnheit dem Schullärmen und der Diſputirſucht geheiliget hatte.

In der ganzen Naturlehre herrſchet die geometriſche Art. Sie wird durch die Menge merkwürdiger Fälle beliebt, die darinnen vorkommen, und man verwundert ſich; wenn man in derſelben bereits die alten Lehrgebäude durch die neuern Entdeckungen ſo gut befeſtiget findet; da doch damals die carteſianiſche Weltweisheit nur in einem kleinen Kreiſe auserleſener Leute herumgieng, und diejenigen die im Beſitze des philoſophiſchen Namens waren, dieſelbe nur für eine hervorkeimende Ketzerey hielten.

Vielleicht würden wir auch eben ſolchen Auszug der Gottesgelahrtheit haben die er gelehret hat, wenn er nicht faſt ſogleich zu einem Amte wäre gerufen worden, das ihn ganz und gar beſchäfftigte. Er ward zum Rector des Kloſters zu **Grenoble** ernannt, und reiſete ungeſäumt dahin ab.

Der verſtorbene Herr von **Villeroy** Erzbiſchof von **Lyon**, konnte die Entfernung eines ihm ſo theuren Mannes nicht ertragen. Er ſchrieb an den Ordensgeneral und brachte es ſo weit, daß er nach Verlauf einiger Monate des **P. la Chaiſe** Rückkehr erhielt. Diejenigen welche den Prälaten gekannt haben von dem ich rede, wiſſen, daß er einer der erhabenſten Geiſter geweſen; ein Mann der größer war als alle Geſchäffte, der, da er zu gleicher Zeit mit der Verwaltung einer weitläuftigen Diöceſe und der weltlichen Regierung einer anſehnlichen Provinz beladen war, ſich dennoch zu aller Zeit die Liebe des Volks, die Hochachtung des Adels, und die Verehrung der Geiſtlichkeit, zugezogen hatte. Welch eine Uebereinſtimmung erfordert eine ſo lebhafte und theure Freundſchaft nicht?

Als der **Pater la Chaiſe** wieder nach **Lyon** gekommen war, ſo ward ihm nacheinander die Aufſicht über beyde Schulen anvertrauet. Er verſuchte auf tauſenderley Art, in denſelben die Wiſſenſchaften in Flor zu bringen, und man kann ſagen, daß es ihm völlig gelungen. Man ſah an faſt ganz unbearbeiteten Orten, auf einmal einen weitlauftigen Büchervorrath, eine Art von Obſervatorio, und einen mathematiſchen und antiquariſchen Vorrath entſtehen; die Art aber wie man alle dieſe Dinge gebrauchete, vermehrete um ein groſſes die Ehre ſelbige geſammelt zu haben.

Von der Aufſicht über die zwo **lyoniſchen** Schulen, ſchritt der **P. la Chaiſe** zur Verwaltung ſeines ganzen Ordens in der Provinz. Er befliß ſich mit vielem Nutzen auf die Kenntniß der Leute und ihrer Bedürfniß, als der König ihn an die Stelle des verſtorbenen P. Ferrier zu ſeinem Beichtvater erwählete. Die Wichtigkeit dieſes Amtes und die Wahl eines weiſen und erleuchteten Prinzen machen ſchon ein groſſes Lob aus. Allein ſo viel kann man allezeit mit Wahrheit ſagen, daß dieſe Wahl für niemanden hätte rühmlicher ſeyn können, als für den P. la Chaiſe, der ſein Lebenlang mehr als hundert Meilen vom Hofe gelebet hatte.

Er kam alſo im Anfange des 1675ſten Jahres zum erſtenmale nach Hofe, und ſo vortheilhaft auch der Begriff war, den man ſich von ihm gemachet hatte, ſo viel gewann er doch durch ſeine Gegenwart. Seine Sitten waren ungezwungen und natürlich, er war ungekünſtelt ohne Niederträchtigkeit, einnehmend ohne Zwang, und indem er eine feine Hoflichkeit mit den Beyſpielen der vollkommenſten Tugend vereinte; ſo bekam er gar bald einen allgemeinen Beyfall. Er zog ſich die Ehrfurcht der Hofleute zu und verdiente das Vertrauen des Königes.

Die Art und Menge ſeiner neuen Beſchäfftigungen, raubten ihm die Luſt zu den ſchönen Wiſſenſchaften und inſonderheit zur Kenntniß alter Denkmäler nicht. Ja wenn in dieſem Stücke etwas verändert ward, ſo war es doch nur in Anſehung des Aeußerlichen. Dieſer Art von Studien waren ehemals von ihm gewiſſe Stunden geſetzet; und anjetzt behielt er nur diejenigen ungewiſſen Augenblicke dazu, die man mitnimmt, wenn man ſie haben kann, und allezeit zu denen Sachen beſtimmet die man liebet.

Obgleich ſein Briefwechſel ſehr ſtark war, ſo litte doch auch derſelbe keine weſentliche Veränderung und viele Gelehrte haben ihm ſeitdem öffentliche Merkmaale ihrer Hochachtung, durch die Zueignung ihrer Werke, gegeben. Man wird auch nicht argwöhnen, daß ſolches nur Opfer geweſen, die man ſeinem Range und der Gnade darinnen er ſtund, gebracht; wenn man an der Spitze ſolcher Schriftſteller den Herrn Vaillant und Herrn Spon erblickt.

Herr **Vaillant**, der dem **P. de la Chaiſe** ſein Buch von der ſyriſchen Könige Geſchichte in Münzen, zugeſchrieben hat, bekennet in der Zueignungsſchrift, in der Vorrede, und ſonſt an vielen Stellen ſeines Werks, daß er den Anſchlag und die Vollendung deſſelben dem **P. de la Chaiſe** zu danken habe. Dieß Bekenntniß iſt deutlich und für den Herrn **Vaillant** von einer neuen Art.

Herr **Spon**, der ihm den Bericht von ſeinen Reiſen zugeeignet hat, war durch ein Unglück das ihm angebohren war, in die Irrthümer einer Secte verwickelt, die gewiß den **Pater la Chaiſe** nie unter ihre Beſchützer oder Freunde hat zählen können. Er giebt auch deutlich zu verſtehen, daß er bloß ſeine perſönlichen Verdienſte verehre, und ein Werk welches mit Aufſchriften, Münzen und andern Denkmälern erfüllet iſt, dem größten Kenner widme, der ihm in dieſen Sachen bewußt wäre. Ja, da der Wohlſtand ihm nicht erlaubet von der Wichtigkeit und Würde desjenigen Amtes ganz und gar zu ſchweigen, welches **P. de la Chaiſe** bekleidete, ſo ſaget er wenigſtens nur, daß ſeine Liebe für die Cäſars und alten Helden, ſchon ſeit langer Zeit ein glücklicher Vorbothe ſeiner Erhöhung und ſeiner Verbindung mit dem größten Könige, geweſen.

Es iſt wahr, daß der **P. de la Chaiſe** ſeinen Geſchmack in den Alterthümern hoch getrieben hatte. Er flößte ſelbigen auch allen denen ein, welche er für fähig hielt dieſe Wiſſenſchaft aufzuheitern oder durch ihr Forſchen auszuzieren; und die Münzwiſſenſchaft hat ihm gewiß einen Theil ihres Flores im vergangenen Jahrhunderte zu danken. Auf ſein Zeugniß, welches er dem Könige von dem Nutzen und der Anmuth dieſer Beſchäfftigung gab, hielt dieſer Prinz ſie für würdig, einen Theil an ſeinen Erholungsſtunden zu nehmen.

Hieran erkennet man unfehlbar einen ächten Akademiſten, und das war der **P. de la Chaiſe** auch, den Seine Majeſtät unter den erſten Mitgliedern miternennten, womit es denenſelben gefiel im 1701ſten Jahre dieſe Akademie zu vermehren. Sein Fleiß war groß in Anſehung ſeines

Alters und der wenigen Zeit die ihm übrig blieb. Er war merkwürdig und nützlich, indem er der Geſellſchaft allezeit einige Entdeckungen anzukündigen, oder irgend ein ſonderbares Denkmaal, Münzen, geſtochene Steine, alte Figuren, Opferwerkzeuge, Aſchenkrüge, und allerley Arten von Aufſchriften, mitzutheilen hatte. Hier theilete er mit Freuden alles dasjenige aus, was er aus fremden Ländern, oder aus den verſchiedenen Provinzen dieſes Reichs empfieng, als die gewiſſermaßen ſeiner Neugierde zinsbar geworden waren. Oftmals brachte er uns auch Abhandlungen von ſolchen Materien mit, die er für die Akademie dienlich hielt, und er ſah allezeit darauf, daß ſie von guten Händen kämen. Kurz, er liebte uns, und aus einer billigen Gegenliebe, waren wir bey jeder Veränderung der Jahreszeiten für ihn beſorgt. Er ſtarb den 20 Jenner 1709, als der Froſt am ſchärfſten war. Nichts konnte uns indeſſen abhalten ihm die frommen Pflichten zu leiſten, die wir ihm zu leiſten ſchuldig waren; und der Winter des 1709ten Jahres, den die Naturforſcher auf lange Zeit in ihre Jahrbücher getragen haben, wird auch in den unſrigen unvergeßlich ſeyn.

Der P. de la Chaiſe war im 85ſten Jahre ſeines Alters, im 70ſten ſeines Eintritts in den Jeſuiterorden, und im 34ſten ſeit ſeiner Ernennung zum königlichen Beichtvater. Seine Geſundheit war allemal gut geweſen; ſelbſt das Alter, welches ihm nie zum Vorwande gedienet hatte, ſich einer einzigen ſeiner Pflichten zu entziehen, ſchien einige äuſſere Annehmlichkeiten an ihm erneuert zu haben. Er war mildthätig gebohren und ſeine Neigung ſich jemanden verbindlich zu machen, gieng ſo weit, daß ſie ihm die Sachen, die man von ihm erbath, ſogleich nach dem ganzen Umfange ihrer Möglichkeit vorſtellete.

Die Welt erwartet vielleicht, daß wir ihr den P. de la Chaiſe vorſtellen ſollen, wie er alle die zärtlichen und heiligen Verrichtungen ſeines Amtes erfüllet. Einige würden alles zu leſen wünſchen, was er aus Gottesfurcht und Religionseifer unternommen; wie viel er zur Ausrottung der

Ketzeren in Frankreich beygetragen, und was die apoſtoliſchen Miſſionen in den ferneſten Ländern ihm zu danken haben. Andere würden ihn abgeſchildert wiſſen wollen, wie er über alle Arbeit und Widerwärtigkeit erhaben, allezeit beſchäfftiget geweſen, ohne ſolches zu ſcheinen, allezeit angenehm und gelaſſen, gerecht und billig in Entſcheidung derer Sachen die an ihn verwieſen wurden, überredend, dringend, und geſchäfftig in allem was eine Unterhandlung oder Belebung erforderte, und allemal zu Fehltritten unfähig geweſen.

Dem Orden in deſſen Schooße P. de la Chaiſe erzogen worden, und der heute die Schmerzen mit uns theilet, fehlet es weder an Geſchichtſchreibern, noch Rednern, um der Nachwelt eine ſo wichtige Beſchreibung zu überliefern. Wir, deren Vorleſungen, minder Geſchichte oder Lobſchriften, als bloße Nachrichten von dem Leben unſerer Mitglieder ſind, glauben, es ſey faſt genug, wenn wir in ſelbigen bemerken, was ſie für die Wiſſenſchaften, und dieſe wiederum für ſie gethan.

LXXIV.

Des Herrn Präſidenten von Lamoignon Leben;

in der öffentl. Verſammlung nach Martin des 1709ten Jahres vorgeleſen.

Chriſtian Franciſcus von Lamoignon, ein Sohn Wilhelms von Lamoignon erſten Parlaments-Präſidenten und Magdalenen Potier, Nicolaus Potiers Herrn von Ocquerre Staatsſekretärs Tochter, ward den 26ſten Junii 1644 zu Paris gebohren. Er fand in dem Schooße ſeiner Familie alles, was ihn vorbereiten konnte, dereinſt ein groſſer Mann zu werden; eine ſüße Gewohnheit der Tugend, die mit dem Blute eingeflößet zu ſeyn ſchien;

eine vollkommene Kenntniß der Geſetze und eine bekannte Liebe zu den Wiſſenſchaften.

Sein Vater, ein Mann der wegen der Eigenſchaften ſeines Herzens und der Fähigkeit ſeines Verſtandes, einer der verehrungswürdigſten von der Welt war, wollte die Beſſerung von beyden an ſeinem Sohne, ſelbſt übernehmen. Er ließ ſich wirklich in die mindeſten Kleinigkeiten ſeiner Erziehung herunter, und folgte ihr Schritt vor Schritt in ſeinen Studien, bis er zur Rhetorick fähig wär. Nachmals ſuchte er ihm die vollkommenſten Redner zu Lehrern aus, und war ſo glücklich einen Schüler des **P. Rapins** aus ihm zu machen. Der junge Herr von **Lamoignon** that ſich unter dieſem gelehrten Jeſuiten hervor, und hörte die Weltweisheit in eben dem Collegio, mit gleich glücklichem Erfolge.

Ehe er noch das väterliche Haus verließ, hatte er, aus einem ſonderbaren Beyſpiele gelernet, wie viel die Liebe des Nächſten, die vor Gott allezeit ſo lebenswerth iſt, auch bey den Menſchen zuweilen eine ſchätzbare Sache iſt. Seine Großmutter, die Frau Präſidentinn von **Lamoignon** ſtarb. Dieß war eine ſehr verdienſtvolle Frau, und eine unumſchränkte Barmherzigkeit, war allezeit ihre Haupttugend, ja wofern man will, ihre herrſchende Leidenſchaft geweſen: deñ bey erhabenen Seelen vertreten die Tugenden die Stelle der Leidenſchaften. Als nun nach ihrem Abſterben ihre Leiche gewöhnlichermaßen im Hauſe zur Schau geſtellet ward, um hernach in das Grabmaal der Ihrigen beygeſetzt zu werden, ſo verſammelten ſich die Stadtarmen, ſonderlich aber aus daſigem Kirchſpiele in großer Zahl, und wollten, faſt mit gewaffneter Hand den Körper ihrer Wohlthäterinn forttragen. Sie trugen die Leiche auch wirklich nach St. **Leu**, verſchloſſen ſich in der Kirche, begruben ſie und erzeigten ihr, nach ihrer Art, die Ehrengepränge eines Begräbniſſes, welche von einer zärtlichen Ehrſucht allemal dem feyerlichſt angeſtellten Gepränge vorgezogen werden würden. Herr von **Lamoignon**, den dieſer Anblick noch in dem zarteſten Alter rührete, hatte ſolchen beſtändig vor Augen, und konnte nicht davon reden, ohne noch ganz bewegt zu ſcheinen.

Als er mit der Philoſophie fertig war, wollte er einige Reiſen thun, in der Meynung, daß dieſelben eine Art von Studien wären, die man durch keine Bücher erſetzen könnte. Zuerſt gieng er nach England. König Carl der II, welcher des Herrn Lamoignons Vater mit beſonderer Achtung ehrete, machte ſich ein Vergnügen daraus, dem Sohne die Proben davon zu geben. Die oxfordiſche hohe Schule nahm ihn auch ganz ehrenvoll auf, und die Gelehrten, die er insbeſondere ſuchte, waren alle, entweder von der Art eingenommen, wie er das, was er wußte, gefaſſet hatte, oder von der Begierde und Hurtigkeit, die er bezeigte, dasjenige zu erlernen, was er noch nicht wußte. Die holländiſchen Gelehrten, die er nach dieſem beſuchte, waren eben der Meynung und gaben ihm gar bald öffentliche Proben davon.

Nach ſeiner Rückkunſt von Reiſen legte er ſich auf die Rechtsgelehrſamkeit, und man kann leicht denken, wie weit er es in dieſer neuen Wiſſenſchaft gebracht habe. Sein Herr Vater war des Parlaments Oberhaupt und eine von den vornehmſten Magiſtratsperſonen, die der König zur Verbeſſerung der Rechtsverfaſſungen ernennet hatte. Uebrigens verſammelten ſich die geſchickteſten Advocaten wöchentlich zweymal in ſeinem Hauſe, und arbeiteten daſelbſt ämſig an einem franzöſiſchen Corpore Juris, deſſen Entſcheidungen im ganzen Königreiche gelten könnten. Die Früchte ſo vieler Arbeiten kamen unmittelbar vom Vater auf den Sohn, welcher nebſt einer ſolchen Beyhülfe, ſich in kurzer Zeit vor den Gerichtsſchranken hervorthat. Zwey Jahre lang zeigte er ſich vor denſelben als ein bloſſer Sachwalter; und ſeine erſten gerichtlichen Reden machten den Anfang zu ſeinem Ruhme.

Er kam mit gleichen Schritten faſt in allen Theilen der Litteratur fort, denn auch von denſelben wurden bey ſeinem Herrn Vater ordentliche Verſammlungen gehalten; und, was für dieſe Akademie ſehr ſonderbar iſt, ſo hatte er es bereits in der Münzwiſſenſchaft und in den andern alten Denkmälern weit gebracht. Carl Patin, der ein groſſer Kenner derſelben war, bezeuget dieſes mit Erſtaunen, in der Vorrede eines ſeiner Bücher von gleichem Inhalte, welches 1665 gedruckt worden.

Im folgenden Jahre ward er Parlamentsrath, und ſein Orden vertrauete ihm bald darauf einige wichtige Geſchäffte. Dasjenige was er 1668 übernahm, zeiget vor allen andern, die gute Meynung, welche man von ſeiner Klugheit und Standhaftigkeit hegete. Die Peſt wüthete nämlich zu Soiſſons, und die angeſteckte Luft fieng an ſich weiter auszubreiten, ſo, daß keine Zeit zu verſäumen war, dieſem Uebel zu ſteuren. In dieſer dringenden Noth nun, erwählte das Parlament den Herrn von **Lamoignon**, um dahin zu gehen, und die nöthigen Anſtalten zu verfügen.

Die Natur bebet ſchon vor dem bloſſen Namen dieſes Uebels. Sie ſcheint allen ihren Vorrechten abzuſagen, und derjenige, den ſelbiges trifft, hat wenig andere Hülfe zu gewarten, als von denjenigen, die entweder der Geiz, oder eine überſchwänkliche Barmherzigkeit, blindlings in die Gefahr locket. Man erſtaunte daher ſehr, daß der Herr Oberpräſident von **Lamoignon** in dieſe Sache gewilliget und ſein Herr Sohn dieſelbe übernommen hatte. Allein dergleichen Ueberlegungen waren in einem Geſchlechte nicht gewöhnlich, welches dem gemeinen Beſten allezeit ergeben geweſen. Herr von **Lamoignon** reiſete den folgenden Tag nach gefaßtem Parlamentsſchluſſe ab, und bediente ſich der ihm ertheilten Macht mit vortrefflichem Erfolge. Er gieng allenthalben hin, wo ſeine Gegenwart nöthig zu ſeyn ſchien, er entſchied die Streitigkeiten, zu welchen die gegenſeitigen Unternehmungen der Polizeybedienten Anlaß gegeben hatten, und kam nicht eher wieder, als bis das Uebel und die Furcht davor, gänzlich gehoben waren.

Nach einiger Zeit, ward Herr von **Lamoignon** Requetmeiſter, und that ſich als ein ſolcher, im Rathe nicht minder hervor. Er hatte oftmals Vorträge vor dem Könige ſelbſt; und als nach des Herrn Kanzlers von Seguier Tode Seine Majeſtät das Siegel ſelbſt behalten wollten, ſo ward Herr von **Lamoignon** zu einem der Commiſſarien, bey deren Verwaltung, ernennet.

Das 1674ſte Jahr ſtellte ihn noch auf eine glückſeligere Stufe, um ſich in ſeinem wahren Glanze zu zeigen. Er bekam das Generalſachwalteramt. Es gab deren damals im Parlamente nur zween, und dieſes waren die Herren **Bignon** und **Talon**. Welch ein Muth, was für Gaben gehörten nicht dazu, des einen Nachfolger zu werden, und dem andern zur Seiten zu ſtehen?

Indeſſen ward die allgemeine Hoffnung nicht betrogen, und Herr von **Lamoignon** that ſich in einem Amte, welches ſeiner Verrichtungen wegen ſchwer, und des Ruhmes wegen den ſeine Vorgänger darinnen erworben hatten, noch ſchwerer war, überaus hervor.

Hier müßten wir faſt von allen wichtigen Geſchäfften reden, die ſich in fünf und zwanzig Jahren vor dem Parlamente eräuget haben, wenn wir diejenigen anzeigen wollten, die dem Herrn von **Lamoignon** beſonders Ehre gemacht. Es wird aber vielleicht genug ſeyn, wenn wir nur eines erwähnen, das ſich bald anfangs zutrug; es iſt die berühmte Sache, bey deren Gelegenheit das Parlament, auf die Vorſtellungen des neuen Generalſachwalters, die ungewiſſe und ſchändliche Probe auf ewig abſchaffete, welche ſeit mehr als hundert Jahren, die Gültigkeit der Ehen, öffentlich entſchied.

Wenn es, wie hier, darauf ankam, die öffentliche Ehre an gewiſſen wunderlichen Gebräuchen zu rächen, oder die Unſchuld gegen die Ränke einer argliſtigen und mächtigen Rotte zu vertheidigen, ſo übertraf Herr von **Lamoignon** ſich ſelbſt. Er hielt nicht nur bloße Reden, in welchen er, nachdem er die Gründe der Parteyen angeführet, es dabey bewenden ließ, daß er die Gründe der Billigkeit durch weisliche Schlüſſe feſtſetzete: nein, es waren gleichſam von jeder Materie vollkommene Abhandlungen, darinnen der Rechtsgelehrte, der Geſchichtſchreiber, der Redner, ja oft auch der Gottesgelehrte und Naturforſcher etwas nutzbares für ſich finden konnten.

Sein Verſtand war fertig, richtig, und durchdringend; ſeine Ausdrücke waren lebhaft und glücklich; ſein Gedächtniß war wunderwürdig, und er beſaß die ganze Beredſamkeit des Leibes, die die Natur durch die Vorſtellung, durch Geberden und Stimme nur verleihen kann. Man hörte ihn mit Vergnügen, wenn er auch nur, indem er von lauter Proceſſen und dem Schlendrian gemäß redete, der Gerechtigkeit die verworrenſte Zänkerey entlarvete. Allein, wenn er bey der Eröffnung des Parlaments, die ernſthaften Reden hielt, welche die Ordnung und Zucht der Gerichtsſchranken erhalten ſollten: ſo wurden die obrigkeitlichen Perſonen, durch den außerordentlichen Zulauf der Zuhörer von allerley Ständen, faſt von ihren Plätzen verdrungen. In dieſem Gedränge merkte man unzählige Abſchreiber. Darauf breiteten ſich Herrn von **Lamoignon** Reden unter die Leute aus; man druckte ſie, und ſo unterſchieden auch die Abſchriften von dem Originale waren, ſo langten doch drey oder vier glücklich behaltene Stellen zu, das gemeine Weſen darnach begierig zu machen.

Wenn man nun, mitten unter ſo vielen Geſchäfften, noch andere Beweiſe des Umganges wünſchete, den der Herr von **Lamoignon** mit den Wiſſenſchaften pflegete; ſo würden, ein anſehnlicher Büchervorrath, einige zahlreiche Reihen von Münzen, die bey ihm lebenden Gelehrten ſelbſt, der Ausbund gelehrter Männer, welcher ſich alle Herbſte zu **Baſville** verſammelte, der Name des Herrn von **Lamoignon** endlich, welcher vor einer großen Zahl anſehnlicher Werke geſetzet worden, und kurz alles, zu ſeinem Vortheile reden. Allein man wußte zur Gnüge, daß das Recht und die Wiſſenſchaften, in ſeinem Hauſe ſeit langer Zeit gleichſam naturaliſiret waren; und Beweiſe fordert man nur von ſolchen Perſonen, die es nöthig haben welche zu geben.

Die Liebe Frieden zu ſtiften und Mittler zu ſeyn, war ebenfalls eine beſondere Eigenſchaft an dem Herrn von **Lamoignon**. Das Vertrauen der vornehmſten Perſonen hatte ihm in ſeinem eigenen Hauſe eine Gerichtsbank aufgerichtet, allwo er mehrere Händel ſchlichtete, als vor dem öffentlichen Gerichte, allwo er vollkommen die Kunſt erworben hatte, die durch verſchiedenen Nutzen, oder durch ſchadliche Rathſchläge getrennten Familien, wieder zu vereinigen.

Im Anfange des 1690ſten Jahres gab der König dem Herrn von **Lamoignon** ſeine Einwilligung zur Präſidentenſtelle à Mortier; allein die Liebe zur Arbeit hielt ihn noch acht Jahre in den Gerichtsſchranken, und er gebrauchte ſich der königlichen Gnade erſt damals, als ſeine Geſundheit und das Bitten der Seinigen, ihm nicht länger erlaubten einer ehrenvollen Ruhe zu entſagen. Die Wiſſenſchaften, welche damals ein neues Recht auf ihn erlangten, brachten ihn in dieſe Akademie bey der erſten Gelegenheit, die ſich zur Erſetzung eines Ehrenmitgliedes eräugete. Dieſes geſchah 1704 nach dem Tode des Herren Herzogs von **Aumont**.

Herr von **Lamoignon** verband ſich gern mit einer Geſellſchaft, deren Arbeiten er allezeit hochgehalten hatte, und ſein Fleiß bey den Verſammlungen, bewog den König, ihn uns im 1705ten Jahre zum Vorſteher zu ſetzen. Niemals werden wir die edle und angenehme Art vergeſſen, womit er dieſes Amt verwaltet hat. Er entſchied eine gelehrte Schwierigkeit, faſt eben ſo leicht als er eine Rechtsfrage würde entſchieden haben, und wenn er von dem Werthe derer Denkmäler redete, durch welche das Andenken großer Männer bis auf uns gebracht worden, ſo redete er mit einer gewiſſen Hoheit davon, die, ohne daß er es gedachte, zur Gnüge zu verſtehen gab, wie vielen Theil er ſelbſt daran nahm.

Weil ſeine Geſundheit täglich ſchwächer ward, ſo übergab er im 1707ten Jahre, ſeine Präſidentenſtelle à Mortier, ſeinem älteſten Sohne, Herrn von **Lamoignon**, und der König ertheilte ihm das Patent eines Ehrenpräſidenten. Eine Schwachheit, die ſeit mehr als zweyen Jahren allen Arzeneyen trotzete, riß ihn endlich den 7ten Auguſt 1709 im 65ſten Jahre, einem Monate, und etlichen Tagen ſeines Lebens dahin. Er war aus einem der älteſten und edelſten nivernesiſchen Häuſern entſprungen, welches nachdem es ſich im Kriege hervorgethan, und zwar noch vor des h. Ludwigs Regierung, unter Heinrichen dem II. die vornehmſten Civilämter zu bekleiden anfieng, in welchen es allezeit den Ruhm erhalten hat, den es ſich durch die Waffen erworben hatte.

Er hat von ſeiner Gemahlinn, Frauen **Marien Voiſin**, zween würdige Söhne hinterlaſſen, deren einer Präſident à Mortier und der andere Generalſachwalter iſt; und zwo Töchter, deren älteſte die Frau Oberpräſidentinn der Rechnungskammer, die andere aber an den Herrn von Maniban Präſidenten à Mortier im **thoulouſiſchen Parlamente**, verheirathet iſt.

Herrn von **Lamoignons** groſmüthige und wohlthätige Gemüthsart, zog ihm eine groſſe Menge Freunde von allerley Ständen zu; und der Theil den er an allem nahm, was ihnen angenehmes oder verdrießliches zuſtoſſen konnte, machte ihm dieſelben täglich mehr zu eigen.

Gegen ſeine Familie war er ſehr zärtlich; und da er ihr nichts mehr zu gute thun konnte, als daß er ſelbſt ſich bemühete, ihr den Schmerz ſeines Verluſts zu vermindern, ſo wandte er die letzten Augenblicke ſeines Lebens dazu an, daß er den Seinigen entweder alle Troſtgründe über dieſer nothwendigen Trennung beybrachte, oder deren Annäherung vor ihnen verbarg. Noch den Tag vor ſeinem Tode, da er an ſeinen Bruder, den Herrn von Basville ſchrieb, bemerkte er ihm ſeinen Zuſtand nur mit dieſen Worten: in kurzem werdet ihr mein Schickſal wiſſen; und als er das letztemal mit ſeiner Gemahlinn redete und ihr für alle Sorgfalt gedanket hatte, die ſie in ſeiner Krankheit für ihn getragen, ſo wandte er ſich gegen ſeinen Beichtvater und ſagte: Dilecta vxor, aeternum vale, welches er mit Fleiß lateiniſch ſagte, und das Geſicht zum Beichtvater wandte, um durch dieſes letzte Lebewohl ſie nicht ganz niederzuſchlagen. Kurz, er hat niemals mehr Standhaftigkeit, und Hoheit der Seelen, gezeiget, als in dieſen betrübten Augenblicken, in welchen die entlehnten Tugenden verſchwinden; und in denen die mehreſten Menſchen ſich ſelbſt verunehren.

* * *

LXXV.

Herrn Corneillens Leben; in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern, 1710 vorgeleſen.

Thomas Corneille war zu **Rouen** den 20ſten Auguſt 1625 gebohren. Sein Vater war **Peter Corneille**, königlicher Sachwalter bey der Marmortafel und ſeine Mutter, **Martha le Peſant**, Tochter eines Rechnungsmeiſters, von welchem auch die Herren **le Peſant von Boisguilbert**, entſprungen ſind, deren einer Rath in der großen Parlamentskammer zu **Rouen**, und der andere Lieutenant General und Präſident bey dem Präſidial daſiger Stadt iſt.

Der junge **Corneille** ſtudierte bey den Jeſuiten, und es iſt zu glauben, daß er ſich gut gehalten. Was man am eigentlichſten davon weis, iſt, daß als er die Rhetorick lernete, er in lateiniſchen Verſen ein Stück verfertigte, welches ſein Rector ſo gut fand, daß er es für ſein eigen annahm, und es an deſſen Stelle erwählete, welches er von ſeinen Schülern zur Austheilung des jährlichen Preiſes ſollte aufführen laſſen.

Als er mit ſeinen Studien fertig war, kam er nach **Paris**, allwo ſeines älteſten Bruders, **Peters Corneille** Beyſpiel, ihn zur theatraliſchen Dichtkunſt wandte; ein Beyſpiel welches zur Nachfolge eine Verwandtſchaft des Geiſtes erfoderte, die die Verbindung des Blutes nicht giebt, und die nicht leicht unter die Vorrechte der Geſchlechter gerechnet wird.

Sein Anfang war glücklich, und **Timokrates** eines ſeiner erſten Trauerſpiele, fand ſo vielen Beyfall, daß man es ſechs Monate lang nach einander ſpielen mußte. Der König kam ſelbſt hin um es zu ſehen, und der Eifer einiger Freunde des Herrn Corneille gieng ſo weit, daß ſie ihm riethen, er ſollte dabey ſtehen bleiben; als ob ſie geglaubet hätten, es könne ſeinem erlangten Ruhme nichts hinzugefügt werden, oder man würde zuviel wagen denſelben durch neue Proben aufs Spiel zu ſetzen. Allein, **Laodicäa**, **Camma**, **Darius**, **Hannibal** und **Stilikon**, die er nachgehends verfertigte, fanden nicht mindern Beyfall als **Timokrates**, und dieß war unfehlbar billig; indem Herr Peter Corneille ſelbſt geſtand, daß er ſelbige gemacht zu haben wünſchte. Es war damals nur Herr Corneille. von dem wir reden, im Stande, ſich den Neid ſeines Bruders zuzuziehen, und vielleicht war außer dieſem Bruder niemand ſo großmüthig ſolches zu geſtehen.

Von dieſer erhabenen tragiſchen Schreibart ſchritt Herr Corneille zu ſolchen Characteren, die natürlicher, oder unſern Sitten gemäßer, obgleich allezeit heroiſch, und dennoch auf der franzöſiſchen Schaubühne noch niemals waren aufgeführet worden. **Ariane** und der **Graf Eſſex** waren nach dieſer Art abgefaßt, und erhielten einen allgemeinen Beyfall; ja die Welt, welche man beſchuldiget, daß ſie ſo ſehr veränderlich ſey, iſt gegen dieſe Stücke nach einer Unterſuchung von dreyßig bis vierzig Jahren, noch nicht erkaltet. **Ariane** und der Graf **Eſſex** werden noch immer begehret, und gefallen, als ob ſie noch die Anmuth der Neuigkeit hätten, ja man vergießt Thränen darinnen, als wenn ſie noch den Vorzug beſäßen einen zu übereilen.

Auch die luſtige Schreibart gewann unter des Herrn Corneille Feder neue Annehmlichkeiten. Anfangs brachte er eine Menge ſpaniſcher Stücke auf die Bühne, von denen man nicht glaubte, daß ihr Witz und Scharfſinn beybehalten werden könnte, wenn man ſie von den Fehlern und denen ihnen eigenen Erdichtungen ſaubern wollte, die unſere Bühne nicht verträgt. Von dieſer ſinnreichen comiſchen aber übertriebenen Denkungsart, hat er ſich in dem **Unbekannten**, und einigen andern Stücken, an die ungekünſtelte, lehrreiche, und angenehme Schreibart zu halten gewußt, welche verurſacht, daß ſie das Jahrhundert, darinnen ſie entſtanden ſind, ſchon faſt überlebet haben.

Er übte ſich auch noch in der ſingenden Dichtkunſt, und wir haben drey Opern von ihm, die keinem von dergleichen Werken etwas nachgeben.

Des Herrn **Corneille** dramatiſche Werke, ſind in einer Sammlung, nach ihrer Zeitordnung gedruckt. Zu **Paris**, in den **Provinzen** und in fremden Ländern hat man ſie zu verſchiedenen malen aufgelegt. Die pariſiſchen Ausgaben ſind vom 1682, 1692 und 1706. Dieſe letztere und richtigſte, iſt auch die vollſtändigſte; allein ſie würde noch mehr enthalten, wenn Herr **Corneille** ihr alles das hätte beyfügen wollen, was er, wie man weis, unter andern Namen herausgegeben hat. Gleichwohl iſt dieſe Sammlung überaus ſtark, und auch ein ſo langes Leben, als das ſeinige geweſen, ſcheint kaum hinlänglich dazu zu ſeyn. Vierzig theatraliſche Stücke haben zum wenigſten nur den kleinſten Theil ſeiner Zeit hingenommen, und was vieleicht noch glücklicher für ihn iſt, ſo haben ſie faſt nur ſeine Jugendjahre beſchäfftiget.

Die Ueberſetzung einiger Bücher von **Ovids** Verwandelungen und Heldenbriefen, erwarb dem Herrn **Corneille** eben noch den übrigen Theil der poetiſchen Ehre, die er ſich noch wünſchen konnte, als er ſeinen vortrefflichen Bruder, den großen **Corneille** verlor: denn warum ſollten wir ihn nicht ſo wohl als das gemeine Weſen, den großen **Corneille** nennen und zwar in dem Leben eines Bruders, der ſelbſt die ſüße Gewohnheit hatte ihn ſo zu nennen?

Der Tod eines Bruders, wenn er nicht zu frühzeitig iſt, rühret die meiſten Menſchen nur wegen einer billigen Zurückdenkung auf ſich ſelbſt. Sie meſſen den Zwiſchenraum; ſie rechnen die Augenblicke aus, die ihnen überbleiben, und dieſe Rechnung erſchreckt ſie: die Natur, welche ihre Schwachheiten niemals fahren läßt, aber wohl oft geſchickt iſt dieſelben zu verdecken, ſetzt einen durch die Eigenliebe erregten Schmerz auf die Rechnung der Zärtlichkeit. Mit unſern zween Brüdern war es nicht ſo. Außer daß **Peter Corneille** zwanzig Jahre älter war, als ſein Bruder, ſo war auch unter ihnen die erſinnlichſte Einigkeit; eine Einigkeit, die ſie zuweilen in den Augen ihrer Zeitverwandten mit einander verwechſelt hat, und die Nachwelt um ſo viel mehr hintergehen wird, da ſie mehrere und neue Urſachen haben wird, ſich zu irren.

Eine gegenſeitige Hochachtung, Neigungen und Arbeiten, die ſich einander faſt glichen, die Verbindungen des Glücks, ja ſelbſt des ungefähren Zufalls, alles ſchien zu ihrer Vereinigung beygetragen zu haben. Wir wollen davon ein Beyſpiel beyfügen, welches vielleicht ſonderbar zu ſeyn ſcheinen wird. Sie hatten zwo Schweſtern geheirathet, bey denen ſich eben der Unterſchied an Jahren befand, als bey ihnen. Sie hatten beyde Kinder, und in gleicher Anzahl. Sie machten nur ein Haus und nur eine Wirthſchaft aus. Endlich hatten nach einem fünf und zwanzigjährigen Eheſtande die Brüder noch nicht daran gedacht, die Güter ihrer Frauen zu theilen, die in der **Normandie** lagen, aus welcher ſie, ſo wie die Männer, entſproſſen waren, und dieſe Theilung ward auch nicht eher, als aus einer dringenden Nothwendigkeit, nach **Peters Corneille** Tode vorgenommen.

Die **franzöſiſche Akademie**, welcher der Tod dieſes großen Mannes eben ſo empfindlich war, glaubte deſſen Verluſt nicht beſſer erſetzen zu können, als durch die Wahl eines Bruders, der ihm theuer geweſen, und der auf ſeinen Spuren ſo rühmlich einhergieng. Er ward einhällig erwählet, und dieſe Ehre, welche die Gleichheit beyder Brüder vollkommen zu machen ſcheint, war allein fähig, des Herrn **Corneille** Thränen zu hemmen. Man kann keine mehrere Erkenntlichkeit blicken laſſen, noch dieſelbe beredter ausdrücken, als er in derjenigen Rede that, die er den Tag ſeiner Aufnahme hielt. Allein was die Feyer dieſes Tages noch beſonders erhob, das war die Art, mit welcher Herr **Racine**, damaliger Director der Akademie, auf dieſe Anrede antwortete. Nachdem er die Art von Chaos beſchrieben, darinnen die dramatiſche Dichtkunſt ſich befunden, als der ältere Herr **Corneille**, durch beſtändiges Widerſtreben mit dem damaligen übeln Geſchmacke, die geſunde Vernunft wieder auf die Bühne brachte, und ſie auf derſelben mit aller Pracht und allen Zierrathen aufführete, deren ſie nur fähig war, ſagt er, indem er das neue Mitglied anredete: **Sie hätten ihm, mein Herr, viel beſſer als ich, die billige Ehre erweiſen können, die er verdient, wenn ſie nicht beſorget hätten, daß, indem ſie das Lob eines Bruders verfertigen möchten, mit dem ſie ſo viel Gleichheit haben, es ſcheinen möchte, ſie wollten ſich ſelbſt loben.** Er ſetzt hinzu, daß eben dieſe glückſelige Gleichheit ihm die Einhälligkeit der Stimmen erworben, **um ſeine Stelle zu bekleiden, und der Akademie zugleich mit dem Namen, eben denſelben Geiſt, dieſelbe poetiſche Entzückung, dieſelbe Beſcheidenheit und dieſelben Tugenden, zu verſchaffen.** Welch ein Gewicht hatten dieſe Worte nicht in des Herrn **Racine** Munde? denn er redete von ſeinen Nacheiferern.

Damals nahm ſich Herr **Corneille** bey ſeinen Arbeiten den allgemeinen Nutzen zum Augenmerke. Er unternahm eine neue Ausgabe der Anmerkungen des **Vaugelas**, mit Noten, die den Verſtand jedes Artickels erleichtern, und die in der Sprache, ſeit der Verfertigung dieſer Anmerkungen, vorgefallenen Veränderungen erklären ſollten. Dieß Werk kam zu Anfange des 1687ſten Jahres in zween Duodezbänden heraus, und Herr **Corneille**, welcher bis dahin vielleicht nur für einen Dichter war gehalten worden, ward bald als ein trefflicher Sprachkundiger erkannt. Inſonderheit bewunderte man, wie doch ein Mann, der ſich ſein Lebenlang mit prächtigen und zeitkürzenden Materien beſchäfftiget und ſelbige allemal mit einer Fertigkeit abgehandelt hatte, die der hauptſächlichſte Character ſeines Geiſtes war, ſich miteinſt und mit ſo vieler Richtigkeit, in die verdrießliche Beſchreibung der Partickeln und Wortfügungen eingelaſſen hätte, die man einigermaßen die Anatomie einer Sprache nennen kann.

Das gute Glück bey dieſem Unternehmen leitete ihn noch auf was gröſſeres. Die **franzöſiſche Akademie** ließ ihr Wörterbuch drucken, in welchem ſie nicht für nöthig erachtet die Kunſtwörter einzuſchalten, welche, ob ſie gleich unbekannter ſind, als die gemeinen Wörter einer Sprache, in der That eine Unterſuchung erforderten, die der Akademie ihre Sache nicht war. Herr **Corneille** übernahm alſo ein beſonderes Wörterbuch davon in Geſtalt eines Anhanges zu verfertigen, und arbeitete ſo ämſig daran, daß es 1694 zu gleicher Zeit mit der Akademie Wörterbuche herauskam, ungeachtet es ebenfalls in zween Foliobänden beſtand. Die Welt hat beyde Werke mit gleicher Erkenntlichkeit aufgenommen, und da ſie immer neben einander geſtellet werden, ſo erkläret man ſich genugſam für den Herrn **Corneille**, ohne daß wir etwas mehrers davon ſagen dörfen.

Drey Jahre drauf, nämlich 1697, ſtellte er eine Ueberſetzung in Verſen von funfzehn Büchern der **Verwandlungen** ans Licht, davon er ehemals nur die ſechs erſten herausgegeben. Von allen Werken, die wir von alten Dichtern noch übrig haben, iſt keines, das von verſchiedenerer Materie wäre, und deſſen Nutzen allgemeiner erkannt würde. Es haben ſich auch faſt alle Völker beſtrebet, ſelbige zu überſetzen: die Griechen ſelbſt haben es einer Ueberſetzung in ihre

Sprache gewürdiget. Allein **Ovidius**, der ſich gern bey ſolchen Stellen der Fabel aufhält, die der Dichtkunſt nur liebliche Bilder darbiethen, fähret über viele Umſtände obenhin, welche zu ſeiner Zeit vielleicht niemanden unbekannt waren; die aber heute zu Tage ſehr wenigen bekannt ſind. Herr **Corneille** half dieſem Mangel durch die ſinnreichſte Auslegung von der Welt aus. In dergleichen Stellen hat er einige Verſe über die Zahl eingeſchaltet, die der Fabel ein neues Licht ertheilen, indem ſie den Sinn ſo gut fortſetzen, daß man ſie mit Mühe für Zuſätze erkennet. Dieß iſt der erſte Vortheil; und der andre iſt folgender: Dieſe Verſe ſind mit anderer Schrift gedruckt, und man kann ſie überhüpfen, ohne die natürliche Verbindung des Vorhergehenden und Nachfolgenden, zu ſtören. Es ſind alſo Noten für diejenigen da, die ſelbige nöthig haben; für die andern iſt es eine bloße Ueberſetzung, und für beyde ein beſonderes Vergnügen.

Als es dem Könige gefiel die **Akademie der Aufſchriften** durch eine neue Einrichtung zu vermehren, ſo ward Herr **Corneille** zu einem der nützlichſten und eifrigſten Mitglieder erwählet, und er war es auch in der That. Sein obgleich ſchon hohes Alter, hinderte ihn nicht den Verſammlungen ſehr ordentlich beyzuwohnen. Bald darauf verlor er das Geſicht; allein dieſer verdrießliche Umſtand verminderte ſeine Aemſigkeit nicht. Als endlich noch mehrere Gebrechen auf den Verluſt des Geſichts folgten, ſo entließ man ihn der akademiſchen Arbeiten, deren Ausnahme, das Recht zu ſtimmen, und alle andere Vorzüge, ihm unter dem Titel eines **Veralteten**, gelaſſen wurden.

So blind und unter der Laſt des Alters ermüdet, als Herr **Corneille** auch war, ſo unterließ er doch nicht, dem gemeinen Beſten zu gut, ſich noch glücklich zu beſtreben. Er theilte der Welt zuvörderſt der **franzöſiſchen Akademie** Anmerkungen über den **Vaugelas** mit, welche er ſorgfältig geſammelt hatte. Darauf gab er ſein großes geographiſches Wörterbuch unter die Preſſe, womit er ſich funfzehn Jahre beſchäfftiget hat, und welches nur ein Jahr vor ſeinem Tode fertig ward. Dieſe Sammlung in drey Folianten, iſt die weitläuftigſte, ſo wir in dieſer Art haben. Es ſind darinnen nicht nur unendlich viel Artickel enthalten, die man in andern Wörterbüchern vergeblich ſuchen würde; ſondern man findet auch in den gewöhnlichen Artickeln, Umſtände und beſondere Dinge, dadurch ſie viel weitläuftiger und merkwürdiger werden. Er ſelbſt beſſerte alle Probebogen aus; zu dem Ende hatte er ſich einen Leſer abgerichtet, deſſen Ausſprache er ſich ſo geläufig gemacht, daß, wenn er ihn nur leſen hörete, er ſehr richtig die Fehler gewahr ward, die ſich in die Punctuation oder Rechtſchreibung eingeſchlichen hatten.

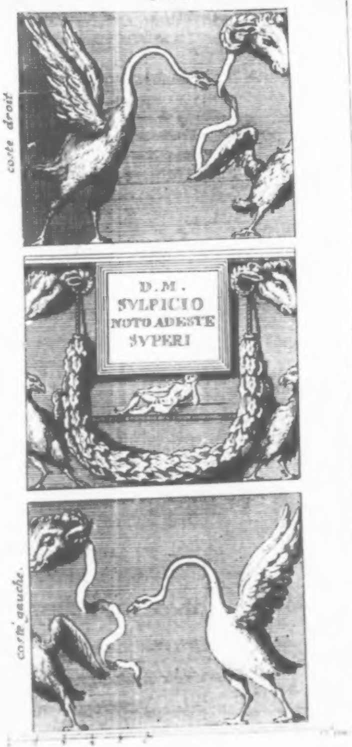
Sobald der Druck dieſes Werks fertig war, begab ſich Herr **Corneille** nach **Andely**, einer kleinen Stadt in der **Normandie**, allwo er ſein Vermögen hatte. Er ſtarb daſelbſt den 8ten oder 9ten **December** im 84ſten Jahre, dritten Monate und einigen Tagen.

Er hatte in ſeinem ganzen Leben, wenn man die fünf oder ſechs letzten ausnimmt, einer ununterbrochenen dauerhaften Geſundheit genoſſen, trotz ſeiner beſtändigen ämſigen Arbeit. Es iſt aber auch wahr, daß niemanden die Arbeit leichter werden konnte. Man ſagt, daß **Ariane**, ſein liebſtes Trauerſpiel, ihm nur ſiebenzehn Tage gekoſtet, und er zu einigen andern nur zwey und zwanzig gebrauchet habe. Sein Umgang war ungezwungen, ſeine Ausdrücke waren lebhaft und ungekünſtelt, und dieß machte ſeine Geſpräche leicht, ſie mochten handeln wovon ſie wollten. Er hatte eine wunderns=würdige Höflichkeit bis in die letzten Zeiten beybehalten, da ihn das Alter dem Scheine nach einer großen Achtſamkeit hätte erlaſſen ſollen; und mit dieſer Höflichkeit verband er ein zärtliches Herz, das ſich gern denen ergab, an denen er einen gleichen Character merkte.

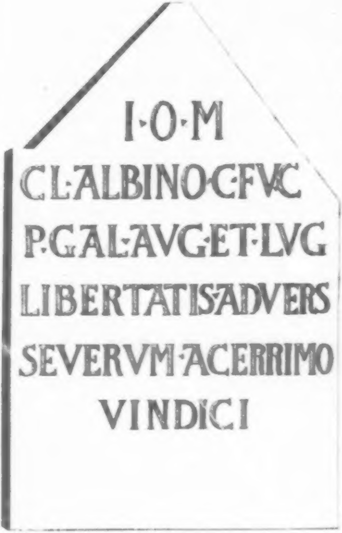
Er war voll von den Wahrheiten der Religion, und erfüllete deren Pflichten aufs genaueſte, aber ohne Zwang. Er war wahrhaftig beſcheiden, und hatte ſich nie die günſtigen Gelegenheiten zu Nutze machen wollen, ſich dem Hofe oder den Großen zu zeigen. Er war allezeit eifrig fremde Verdienſte zu loben; oft aber hat man ihn ſich dem Lobe entziehen ſehen, was ſeine Vorzüge ihm zuzogen. Vor allen Dingen liebte er ein ruhiges Leben, es mochte ſo verborgen ſeyn als es wollte; und übrigens war er wohlthätig, großmüthig, und auch bey dem mittelmäßigſten Glücke freygebig. Alle die ihn gekannt haben, bedauren ihn ſo, als ob der Tod ihn in der Blüthe ſeiner Jahre entriſſen hätte: denn die Tugend altert nicht.

ENDE.

Tab. I

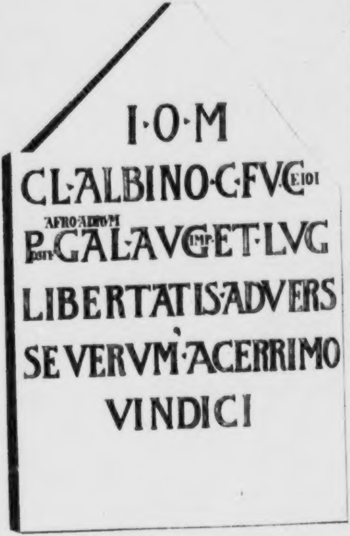

coste droit
D.M.
SVLPICIO
NOTO ADESTE
SVPERI
coste gauche.

Tab. 2.



I·O·M
CL·ALBINO·C·F·VC
P·GAL·AVG·ET·LVG
LIBERTATIS·ADVERS
SEVERVM·ACERRIMO
VINDICI

Tab. 3.



I·O·M

CL·ALBINO·C·F·V·C E·IOI

AFRO·ADRVM

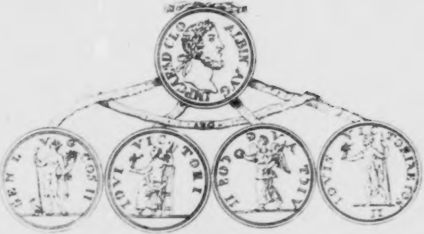
P ROV GAL·AVG IMP·ET·LVG

LIBERTATIS·ADVERS

SEVERVM·ACERRIMO

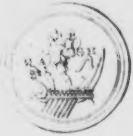
VINDICI

Tab. 5.

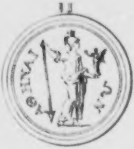

IMP CAESD CLO ALBIN AVG
ARG
GEN L VG COS II
IOVI VICTORI
VICT AVG COS II
IOVIS V TORI ET COS II

Tab 7.

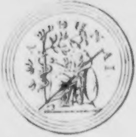
I



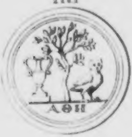
II



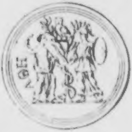
III



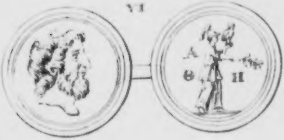
IIII



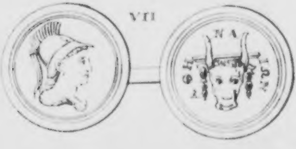
V



VI

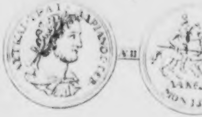


VII

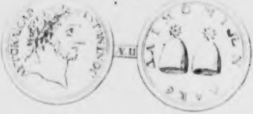


Tab. [illegible]

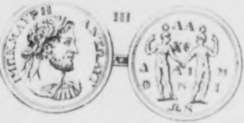
I


ΑΔΡΙΑΝΟΣ
ΛΑΚΕΔΑΙ
ΜΟΝΙΩΝ

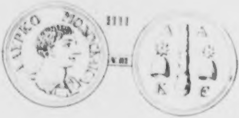
II


ΑΝΤΩΝΙΝΟΣ
ΛΑΚΕΔΑΙΜΟΝΙΩΝ

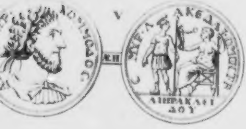
III


ΑΝΤΩΝΙ
ΛΑ
ΚΕ

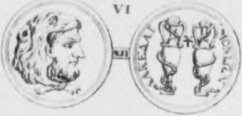
IIII



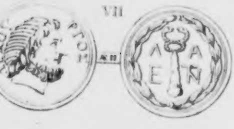
V


ΛΑΚΕΔΑΙΜΟΝΙΩΝ
ΑΝΠΡΑΚΛΕΙ
ΔΟΥ

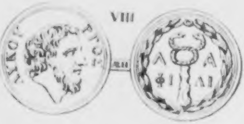
VI


ΛΑΚΕΔΑΙ
ΜΟΝΙΩΝ

VII



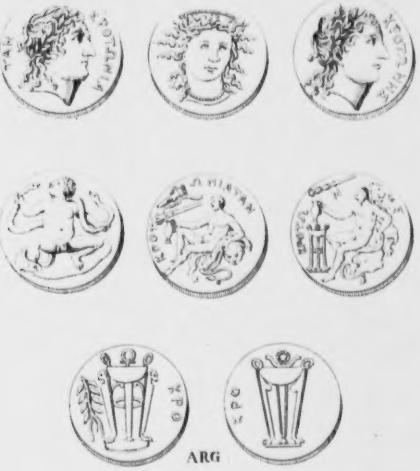
VIII


ΛΥΚΟΥΡΓΟΣ
Λ Α
ΦΙ ΛΙ

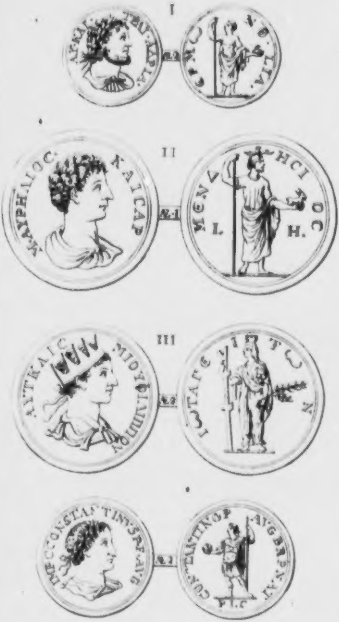
Tab. 9

ANCIENNES MEDAILLES DE CROTONE

ujourd'huy CORTONA Ville du Royaume de Naples
Dans la Calabre Vlterieure

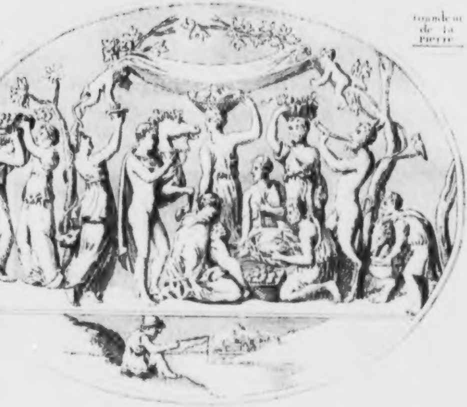


Tab. 10.


I
II
ΜΑΥΡΗΛΙΟC ΚΑΙCΑΡ
ΜΕΝ ΗCΙ ΟC
L H.
III
ΑΥΤ ΚΑΙC Μ ΙΟΥ ΦΙΛΙΠΠΟΝ
ΙΩΤΑΠΕ ΙΤΩΝ
IMP C CONSTANTINVS P F AVG
CONSTANTINOP AVG B RP NAT

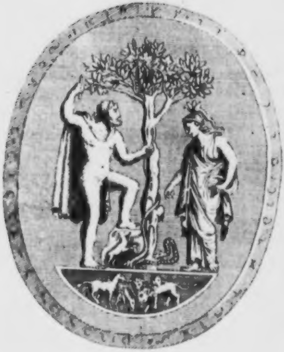
Flambeau
de la
Pierre

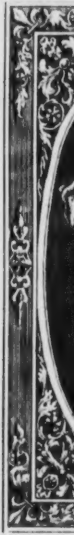
Tab II.



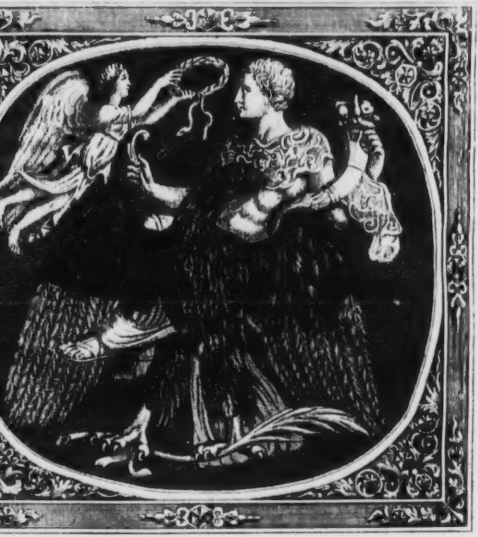
Grandeur
de la
Pierre

Tab. 14

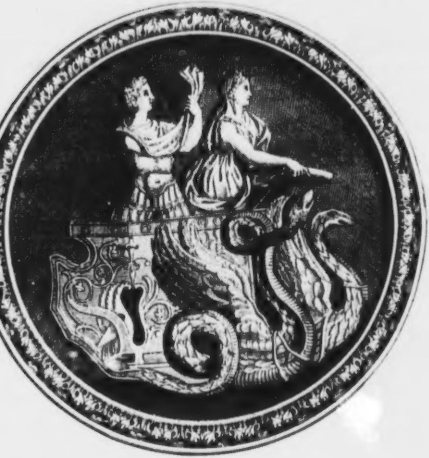




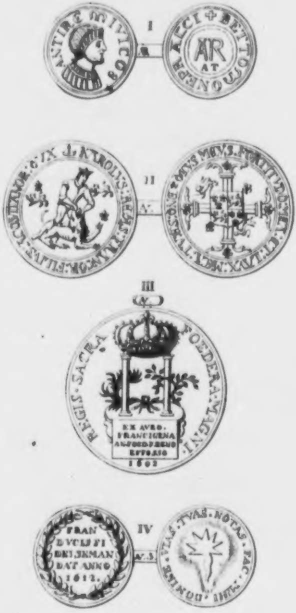
Tab. 13.



Tab. 14



Tab. 16


I
AR
AT
II
AV.
III
REGIS·SACRA FOEDERA·MAGNI·
EX AVRO.
FRANCIGENA
1603
IV
FRAN
DAT ANNO
1612.
TVAS·NOTAS·FAC·

Geſchichte

der königlichen Akademie
der ſchönen Wiſſenſchaften
zu Paris,

darinnen zugleich
unzählige Abhandlungen aus allen
freyen Künſten, gelehrten Sprachen,
und Alterthümern, enthalten ſind.

Mit vielen Kupfern.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt
von
Luiſen Adelgunden Victor. Gottſchedinn.

Zweyter Theil.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Mit Königl. Poln. und Churfürſtl. Sächſiſ. allergn. Freyheit.

Leipzig 1750
verlegts Johann Paul Krauß,
Buchhändler in Wien.

Allerunterthänigſtes

Dankſchreiben

an der

Allerdurchlauchtigſten und Allergroß-
mächtigſten

Römiſchen

Kaiſerinn,

wie auch

Königinn in Ungarn,

und Böheim ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Majeſtät.

Opitz.

Gott gebe Dir die Zeit, die Du verdienſt zu leben!
Erhalte Dir den Sinn, den Er Dir hat gegeben;
Damit Du lange magſt der Tugend Spiegel ſeyn,
Der deutſchen Freyheit Schutz, der Feinde große Pein,
Der Muſen Schmuck und Troſt.

AMOR OMNIBUS IDEM

Monarchinn,

Darf ich mich zu Deinem Throne ſchwingen,
Wo ich voll Ehrfurcht Dich vor kurzem noch geſehn;
So bin ich zwar zu ſchwach, Dein hohes Lob zu ſingen:
Doch dankbar bin ich noch, Dein Wohlthun zu erhöhn.

Das ſtralenreiche Pfand, was Du mir zugeſendet,
Das Pfand von Deiner Huld, **erhabne Kaiſerinn!**
Hat Deiner Großmuth Bild in meiner Bruſt vollendet,
Und zeigt, wie hoch Du biſt, und wie gering ich bin.
War es denn nicht genug, mir Ehr und Glück zu ſchenken,
Daß meine Lippen Dir die **höchſte Hand** geküßt?
Kann Deine Gnade noch entfernt an mich gedenken?
Und zeigt ein Kleinod mir, wie gnadenvoll Du biſt?
Ach, **allerhöchſte Frau!** was brauchſt Du reicher Gaben?
Wer einmal Dich geſehn, wünſcht ewig Dein zu ſeyn!
Wenn andre kaum den Mund der Unterthanen haben;
So ſind, aus freyer Wahl, viel tauſend Seelen Dein.
Mein Herz hat ſtets für Dich, und für Dein Wohl geſchlagen,
Dein Glück, Dein Unglück hat es allezeit bewegt.
Dieß will ich überlaut der ganzen Erden ſagen:
Es iſt der einzge Werth, den es noch in ſich hegt.
Als Dich der Kaiſerſchmuck zum erſtenmal gezieret,
Welch patriotiſch Herz war damals nicht erfreut?
Doch, ſo viel Luſt, als ich, hat wohl kein Menſch verſpüret:
Ich hatt es längſt gewünſcht, vorlängſt Dir prophezeiht.

Jedoch, Dein hohes Herz braucht keiner Kaiſerthronen,
Du würdeſt **Königinn**, auch ſonder Titel ſeyn.
Das mindeſte von Dir ſind alle Deine Kronen:
Dich ziert Dein innrer Werth, und nicht der Außenſchein
Ein jedes Wort verräth den **Ausbund hoher Seelen,**
Und **Habſpurgs Kaiſerblut,** von dem Du abgeſtammt:
Die Staatsliſt lehret Dich kein künſtliches Verheelen;
Dein Wort zeigt uns Dein Herz, das voller Tugend flammt.
O! welch ein ſeltnes Herz voll königlicher Triebe;
Das ſo erhaben denkt, als hoch es Gott geſetzt!
Das ſich in Thaten zeigt, und bloß nach Menſchenliebe,
Der Fürſten Vorzugsrecht und wahre Größe ſchätzt.
Auch Thronen können nicht vor der Verachtung ſchützen;
Daſern der feinſte Witz ein böſes Herz verſteckt:
Dein Geiſt kann ungeſcheut aus offnen Augen blitzen,
Weil hier der ſchönſte Leib ein ſchöner Herz bedeckt.
Du ehreſt Gott und Pflicht, und liebſt die Unterthanen,
Für deren Wohl Dein Sinn mit Muttertrieben wacht;
Du willſt zu ihrem Glück die ſichern Wege bahnen,
Weil dieſes Thronen ſtark und Feinden furchtbar macht.

Dem Handel winkt Dein Arm bey weisheitvollem Blicke,
Hier reißt kein Vorurtheil der Staatskunſt Abſicht ein:
Dein Land verfertigt ſchon die ſchönſten Meiſterſtücke,
Und eheſtens wird Wien der Künſtler London ſeyn.
Die Muſen liebeſt Du. Wie ſollteſt Du ſie nicht lieben?
Sie ehren ſelbſt in Dir die feinſte **Kennerinn.**
Was ihren Orden ziert, das weiſt Du auszuüben,
Und zeigſt in allem Dich, als ihre **Königinn.**
Wem iſt der edle Fleiß von Deinen Jugendjahren,
Die Uebung jeder Kunſt, in Deutſchland unbekannt?
Was jede ſchätzbar macht darinn biſt Du erfahren,
Sie alle kennen Dich, eh man Dich noch genannt.
Der Sprachen weites Feld hat Dein Verſtand durchdrungen,
So viel Du Länder haſt, ſo viele ſchreibeſt Du:
So braucht Dein Unterthan nicht erſt geborgter Zungen,
Und ſpricht getroſter Dir in ſeiner Mundart zu.
Ja ſollte Cicero aus ſeiner Gruft erwachen;
So ſprächſt Du noch mit ihm das ewige Latein:
Wie würd die Rednerkunſt an Dir ihn ſtutzig machen!
Er ſpräche ſelbſt: hier kann ich nicht mehr Meiſter ſeyn!

Und dennoch ſprichſt Du deutſch; und beſſer als wir alle,
Die wir uns manchen Tag und manches Jahr geübt;
Und zeigſt dadurch, daß Dir Dein Vaterland gefalle,
Wie Dich Dein Vaterland mit treuer Ehrfurcht liebt.
Es fehlt ihm, leider! nicht an undankbaren Söhnen,
Die in dem deutſchen Schooß das deutſche Land verſchmähn;
Die, was die Heimat zeugt, mit Vorurtheil verhöhnen,
Und ſtets auf fremdem Witz, ſo ſeicht er iſt, beſtehn.
Gott gab Dir, **höchſte Frau**, des deutſchen Reiches Krone,
Weil Du das Gute kennſt, das Deutſchland in ſich ſchleußt;
So ward ſein höchſter Glanz auch Deiner Stirn zum Lohne,
Die patriotiſch denkt und Deutſchlands Kleinod heißt.
O! dreymal ſelig iſt, die Dich zur Welt gebohren!
Eliſabeth, der Schmuck von Braunſchweigs Guelphenſtamm:
Das Schickſal hatte Sie zu dieſem Heil erkohren;
Weil keine würdiger zu ſolchem Glücke kam.
Ach! hätt ich Ihr den Saum in Ehrfurcht küßen ſollen!
Und Ihre Huld geſehn, die ſonſt den Hof geſchmückt.
Das Schickſal hat mich nicht ſo glücklich machen wollen;
Doch, in **Thereſien** hab ich auch Sie erblickt.

Verhängniß! ſchenk Ihr doch, in einem ſpäten Leben,
Die Freude, die Ihr noch der **Enkel** Glanz verſpricht!
Was kannſt du ſeligers, auch Kaiſerthronen, geben,
Als daß Ihr junger Kranz ſich in die alten flicht?
Wie weislich wußte Sie die **Tochter** zu vertrauen!
Wie glücklich hatte Sie die Gräfinn Fuchs gewählt!
Die zog das junge Herz des **Ausbunds aller Frauen**,
Zur Tugend, der es nie an Glück und Ehre fehlt.
Ihr Länder! ſoll euch nicht des Undanks Laſter ſchänden,
Wenn ihr die ſüße Frucht von ſolcher Müh genießt;
So dankt der Gräfinn noch mit aufgehabnen Händen,
Und zeigt, daß euer Herz nicht unempfindlich iſt.
Erhabne Kaiſerinn! dieß darf die Muſe ſagen:
Denn **Dein vortrefflich Herz** verabſcheut allen Neid;
Bey mindern Seelen darf man ſolch ein Lob nicht wagen:
Sie meynen, fremder Ruhm ſchwäch ihre Trefflichkeit.
Mit Undank ſtören ſie der Väter Ehrenmäler;
Als ſey der Ahnen Preis der großen Enkel Schmach:
Und Lehrer nennen, iſt bey ihnen ſchon ein Fehler;
Als ſchimpfte Mentors Zucht den jungen Telemach.

Dieß leugnet die Natur. Kein Meiſter wird gebohren;
Auch ein erhabnes Herz will noch gelenket ſeyn.
Drum haſt **Du** gleiches Glück den **Deinigen** erkohren;
So trifft bey **Ihnen** einſt der Völker Hoffnung ein.
Auf **Dich** und **Dein** Bemühn ſehn gar zu viele Länder,
Als daß **Dein** reger Fleiß auch dieß beſorgen kann:
Drum überlieferſt **Du** die theuren **Seegenspfänder,**
In ſolche Hut, die man nicht beſſer wählen kann.
Ein andrer Griffel mag des **Feldherrn** Ruhm erhöhen,
Der in **Prinz Joſephs** Bruſt den deutſchen Cyrus bildt:
Die ſcheue Muſe flieht vor Waffen und Tropheen,
Und eilt den Zimmern zu, wo bloß Minerva gilt.
Hier ſieht mein froher Blick das weisliche Beginnen,
Womit für **Deine** Ruh die treue **Trautſon** wacht;
Die **Fürſtinn**, deren Wink das Chor **Erzherzoginnen,**
Nach **Deinem** Willen lenkt, und einſt **Dir** ähnlich macht.
Wie unvergleichlich hat hier **Dein** Verſtand gewählet!
(Kein ſchmäuchelhaftes Wort nimmt dieſe Zeilen ein)
Wer hätt in ſolcher Wahl wohl jemals **Sie** verfehlet?
Sollt es die Würdigſte, ſo mußt es **Dieſe** ſeyn.

Sie kennt und liebet das, was Fürſtenſeelen zieret,
Und zeigt der Tugend Werth durch eignes Beyſpiel an.
So wird der Jugend Bruſt gedoppelt ſtark gerühret,
Wenn Sie vor Augen ſieht, was Weisheit nützen kann.
Der Himmel hatte Dir dieß Kleinod aufgehoben,
Dir, **allerhöchſte Frau!** und Deine Ruh geſucht.
Du giebſt Ihr, und mit Recht, der höchſten Gnade Proben:
Denn was verdient mehr Dank, als gute Kinderzucht?
Geneuß nach langer Zeit, bey ungekränkten Jahren,
Die Luſt, in dieſem Chor Dich ſelbſt verjüngt zu ſehn!
Des Himmels hohe Gunſt weis Kronen vorzuſparen,
Die Ihren innern Werth auch äußerlich erhöhn.
Thereſia! Dein Hof, und alles was ihn zieret,
Iſt alles voll Verdienſt, iſt aller Tugend voll:
Und wer ſo vielen Werth ſchon an den Deinen ſpüret,
Schließt leicht, was er von Dir, dem Haupte, denken ſoll.
Ganz Recht, **o Kaiſerinn!** bey Deiner TugendSchimmer,
Kann kein Verdienſt verſchmäht, kein Laſter vornehm ſeyn:
Die Gnad und holder Ernſt bewohnen Deine Zimmer,
Das Gegentheil dringt nie zu Deinen Thüren ein.

Jedoch, die Burg erfüllt ein Heer von Kriegesleuten!
Man hört den Trommelſchlag, der das Gefecht erhitzt!
Ihr Muſen! flieht mit mir! und rettet euch bey Zeiten,
Eh Pulver, Bley und Stahl auf unſre Scheiteln blitzt.
Nein, bleibt! und ſeht auch hier der weiſen Vorſicht Probe;
Bey **unſrer Kaiſerinn** hat kein Verheeren Statt:
Nur dieſes zählet noch zu Ihrem höchſten Lobe,
Daß Sie, im Frieden auch, den Krieg vor Augen hat.
Sie mißt zwar Ihren Ruhm nicht nach geraubten Ländern,
Die Neid und Misgunſt nicht dem Nachbar gönnen kann;
Doch, will ein ſchlauer Feind den Ruheſtand verändern,
So ſieht die Gegenwehr den Anfall herzhaft an.
O ewig große Frau! Gott wird Dir das erhalten,
Was, wenn kein Erbrecht wär, Dir Deine Tugend giebt!
Gott, deſſen Augen noch bey jedem Fürſten walten,
Der ihn, wie Du gewohnt, aus treuer Seelen liebt.
Gelingts der Habſucht dann, Dich wieder anzutaſten;
So ficht ein Heer für Dich, und tauſend Lippen flehn:
Und kann Dein Feind nicht ehr, bis ers gebüßet, raſten,
Wird doch ſein Schandfleck nicht mit ihm zu Grabe gehn.

Doch, wo gerath ich hin? Ich dachte Dir zu danken;
Und welch ein fremder Trieb miſcht ſich in mein Gedicht?
Kann eine Muſe ſich mit Deinen Feinden zanken?
Die Muſe, der die Kraft zu deren Fall gebricht?
Mich reißt ein innrer Trieb zu allem was Dich kränket;
Was Deine Ruhe ſtört, muß mir zu Herzen gehn;
Und wer an Deinen Ruhm nicht mit Entzückung denket,
Der ſpricht vom Hören nur; der hat Dich nicht geſehn!
Ich habe Dich geſehn, **Du Wunder** der Geſchichte!
Ich habe Dich geſehn, dieß iſt mein ewger Ruhm.
Wer rühmlich von Dir ſchreibt, der ſchreibet kein Gedichte,
Die Wahrheit zeugt von Dir, das bleibt Dein Eigenthum.
Das Glück, was ich genoß, **Dich, Kaiſerinn!** zu ſehen,
Das, das verdank ich Dir, noch mehr, als Dein Geſchenk.
Dein Bildniß wird in mir am ſpäteſten vergehen,
Der letzte Pulsſchlag findt mich deſſen eingedenk.
Bewundernd hab ich Dich, **O ſchönſte Frau!** erblicket,
Und kein gemeiner Trieb nahm meine Sinnen ein:
Wenn ſo viel Seltenheit ſchon das Geſchöpfe ſchmücket;
Wie herrlich, dacht ich, mußt Du Schöpfer, ſelbſt nicht ſeyn!

Du kennſt den großen Geiſt, den Ihr Dein Wink gegeben,
Ihr königliches Herz hat Sie von Dir erlangt.
Herr! ſchütze Sie denn auch, und ſetze noch Ihr Leben
Zum Muſter jedes Glücks, das in Geſchichten prangt!
Nun fall ich dankbar noch, Dir, **höchſte Frau!** zu Füßen;
Und hat mich mein Geſchick zu fern von Dir geſtellt:
So laß mich Deiner Huld, auch nur entfernt, genießen;
Und dann vergeſſe mich der ganze Kreis der Welt!

Eurer Kaiſerl. Königl. Majeſtät,

Meiner allergnädigſten Kaiſerinn, Königinn,
und Frau,

Leipzig in der Neujahrs-
meſſe 1750.

allerunterthänigſte,
demüthigſte Dienerinn,
Gottſchedinn.

CLAUDIAN.

Saltem abſens, *Regina!* ſave, nutuque ſecundo
Annue ſidereo laeta ſupercilio.
Ut *Tibi* Pierides, doctumque fluens Aganippe
Debita donata vota cliente canant.

Geſchichte
von den
Werken der königl. Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

Vom 1711ten Jahre bis und mit dem 1717ten Jahre.

I.

Des ältern Hn. Boivins Abhandlung, von dem Urſprunge der Götter.

1711.

Wenn man alles zuſammen nimmt, was der ältere Hr. Boivin zu verſchiedenen malen (a) in der Akademie von dem Urſprunge der Götter geſagt hat: ſo ſcheint es, daß die alten Griechen nur einen einzigen Gott gekannt, der ewig wäre; daß alle andere Götter von ihm herkämen, und daß es nicht erlaubt geweſen, dieſen ewigen Gott zu nennen. Plato verſichert,

(a) 1711 und 1712.

daß man nicht ſagen könne, was er eigentlich ſey; und **Anaxagoras** glaubt, er habe ihn recht wohl beſchrieben, wenn er ſagt: er ſey Νοος, der Verſtand: kurz, dieſer iſt der unbekannte Gott, der unausſprechliche Gott, der Gott der geheimnißvollſten und erhabenſten Theologie. Die Weiſſager, oder falſchen Propheten bey den Griechen, misbrauchten dieſe Theologie, die ſie nicht recht einſahen; und gaben dieſe geheimnißvolle Benennung, den abergläubiſchen Gebräuchen der ſchwarzen Kunſt. **Statius** ſagt ausdrücklich (b), man könne den oberſten Gott des Himmels, der Erden und der Höllen, nicht erkennen.

Et triplicis mundi ſummum, quem ſcire nefaſtum eſt,
Illum ſed taceo.

Lactanz, des **Statius** Ausleger, ſagt, dieſer Gott heiße Daimogargon; und dieß iſt auch in der That derjenige Namen, welchen **Pronapides**, **Homers** Lehrmeiſter, ihm giebt: wie man aus einem überbliebenen Stücke vom **Theodontius** ſehen kann, welches uns **Bocacius** in ſeinem Geſchlechtregiſter der Götter (c) aufbehalten hat.

Die Dichter, als die erſten Theologen in Griechenland, haben ihre Begriffe, ſo zu reden, perſönlich gemacht, und ein jeder nach ſeiner Art, Göttergenealogien geliefert. Alle aber ſetzen ein wirklich unabhängliches Weſen voraus, das vor allen Menſchen gebohren worden: ſie ſind auch mehrentheils wegen einer Ewigkeit, wegen einer **Ontogonie**, oder Erſchaffung der Welt, einig. Sie erkennen in der That, indem ſie dem Eigenſinne ihrer Einbildungskraft folgen, eine **Theogonie**, oder Erzeugung der Götter, deren einige himmliſch, andere irdiſch, und noch andere, hölliſch ſind. Allein **Daimogargon** und **Achlis**, ſind vor der Welt und vor dem Chaos. Ihr **Akmon**, ihr **Hypſiſtos**, ſind eher als der Himmel, den die Lateiner Coelus und die Griechen Ουρανος, nennen. Nach ihrer Meynung, waren die Erde, der Tartarus und die Liebe, eher geweſen, als der Himmel; indem, wie **Heſiodus** will, der Himmel ein Sohn der Erden iſt. **Phornutus**, **Heſychius**, und ſein Scholiaſt Summias von Rhodes (d), halten den **Akmon** für den Vater des **Cölus** und eben dieſer **Akmon** iſt nach dem Polyhiſtor im **Stephanus**, ein Sohn des **Manes**. **Sanchoniaton**, deſſen Zeugniß **Euſebius** (e) anführt, ſah den **Hypſiſtos**, oder **Elioun**, für denjenigen an, der eben dieſen Coelus erzeugt hatte: und nach dem **Boethius**, in dem Werke, das er über den **Porphyrius** geſchrieben, iſt es **Ophion**, oder das erſte Principium. **Ouran**, iſt anfangs der Vater der **Hekatombiren**, nach dieſem der Cyklopen, hernach der Titanen und des Saturns geweſen: welcher letztere denn auch wiederum neue Götter gezeuget hat. Es hat Rieſen gegeben, die ganz allein Kinder der Erden geweſen, und **Typhon** iſt der letzte von allen. Nach den Göttern und Rieſen, kamen die Halbgötter, welche entweder aus dem Umgange der Götter mit den Sterblichen, oder der Göttinnen mit den Menſchen, entſprungen ſind.

(b) Theb. Lib. 4. v. 516.

(c) Lib. 1. Cap. 3.

Das Heldenalter iſt, wie **Heſiodus** will, erſt nach dem goldenen, ſilbernen und ehernen Weltalter, aber noch vor dem eiſernen, gekommen; nach welchem, wie eben dieſer Dichter will, ein noch härteres und bösartigeres Weltalter folgen wird. Die Menſchen des goldenen Weltalters, ſagt er, ſind **Dämones**, oder gute Geiſter, geworden; ſie ſind die Schutzengel der Menſchen und bewohnen die Erde. Die Menſchen des ſilbernen Weltalters, ſind **Manes**, oder unterirdiſche ſelige Geiſter geworden; die aber ſterblich ſind: gleich als ob es auch eine wahre Glückſeligkeit, ohne die Unſterblichkeit, geben könnte. Die Menſchen aus dem ehernen Weltalter ſind in die Hölle gefahren, und auf ewig todt. Die Menſchen aus dem Heldenalter endlich, bewohnen die glückſeligen Inſeln an den äußerſten Enden der Erden, oder die ſogenannten **elyſiſchen** Felder.

(d) Theogo. de natur. Deor. Cap. 1.

(e) Praep. Euang. Lib. 1. C. 10. Lib. 3. Cap. 3.

Die Griechen ſahen alle diejenigen für Götter an, welche vom Anfange der Welt, bis auf diejenige Theilung gelebet hatten, die ſie unter dem Jupiter, Neptun und Pluto vorgaben; das heißt, wenn man die Fabel mit der wahren Geſchichte vereinigen will, bis auf **Phalegs** und **Nimrods** Zeiten. Alle dieſe erſten Zeiten vermengen ſie mit einander, und dieß haben ſie mit den meiſten Völkern gemein z. E. mit den Aegyptiern, Chineſern, und allen denen, die die Jahrbücher der entfernteſten Jahrhunderte haben erhalten wollen. Man ſieht wohl, daß ſie nur die alte Sage verändert haben, und daß eine verwirrte Kenntniß derer Wahrheiten, die in der heil. Schrift enthalten ſind, dieſelben in die ungeheuerſten Irrthümer geſtürzet hat. So ſieht man z. E. in dem Texte der ſiebenzig Dollmetſcher, daß die Rieſen Söhne der Engel, und der Töchter der Menſchen, wären. Dieſe Meynung iſt auch ſo gar von den älteſten Auslegern beybehalten worden, dergleichen Philo, Joſeph, St. Juſtin, St. Athenagoras, Tertullian, Clemens von Alexandrien, Cyprian, Lactanz, Euſebius, Ambroſius, u. a. m. ſind; und unfehlbar aus dieſem Grunde, haben die griechiſchen Poeten ihre Götter ſich in die Weiber der Menſchen verlieben laſſen. Die Engel werden **Söhne Gottes** genannt; das heißt, wie man z. E. die Griechen, **Kinder der Griechen** heißt, und wie die Schrift ſelbſt, die Menſchen, **Kinder der Menſchen**, nennet. Dieß ſind figürliche Redensarten, welche der auszudrückenden Sache eine neue Stärke ertheilen.

Heutiges Tages geht die gewöhnlichſte Meynung dahin, daß die Engel niemals ſterbliche Weiber geliebt haben. Der heil. Epiphanius, Chryſoſtomus, Hieronymus, Cyrillus, und viele andere, verſtehen unter dieſen verliebten Engeln, die Kinder Seths, welche Cains Töchter heiratheten. **Philaſtrius** (f) zählt die entgegen geſetzte Meynung, zu den Ketzereyen; und ſie ſteht allerdings in den Ueberbleibſeln des Buches **Henoch**: allein dieß Buch iſt apokryphiſch.

(f) Cap. 10. §.

Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß die Götter der Griechen, bloß nach den Begriffen von den guten und böſen Engeln, geſchmiedet worden; und daher kommen auch die **Egregores** der Hebräer, die **Amedoten** der Chaldäer, die **Ginnen**, die **Genii**, die **Aeonen**, die **Archonten**, Titanen und Rieſen, kurz, alle Götter und Halbgötter der Heiden. **Philons** Zeugniß in dieſer Sache iſt wichtig. „Moſes, ſagt dieſer Schriftſteller (g) pflegt „dasjenige **Engel** zu nennen, was andere Weltweiſen „**Dämones** nennen. Dieß ſind Seelen, die in der Luft „ſchweben, und niemand, ſetzt er hinzu, muß glauben, „daß dieß eine Fabel ſey. Die Luft iſt voller Geſchöpfe; „aber ſie ſind uns unſichtbar, indem die Luft ſelbſt „nicht ſichtbar iſt.„

* *

II.

Fourmonts Abhandlung, von der poetiſchen Hölle.

1714.

Wenn man die Beſchreibung der Hölle und der elyſiſchen Felder erwäget, die uns die Dichter in ihren Werken übrig gelaſſen haben, und zwar auf der Seite der Fabeln, womit ſie umgeben ſind: ſo iſt es ein ungeheures Miſchmaſch von lächerlichen Erfindungen, die auch kaum ein Kind glauben mag:

Nec pueri credunt, niſi qui nondum aere lavantur (h).

Die Sammlung derer mannigfaltigen Fabeln, die das poetiſche Lehrgebäude in dieſem Stücke ausmachen, ſcheint, weder zu einer Zeit gemacht zu ſeyn, noch von einerley Verfaſſern herzurühren.

Herr **Fourmont** ſcheint ſich in einer Abhandlung, die er 1714 der Akademie mitgetheilet hat, einzig und allein

---

(g) In ſeinem Buche von den Rieſen.

(h) Iuvenal. Sat. 2.

bemüht zu haben, den Urſprung derer Fabeln zu entdecken, die von den Dichtern dieſer Sache wegen, verfertiget worden.

Der erſte Begriff von der Hölle und von den elyſiſchen Feldern, kam aus Aegypten her, wenn wir dem **Diodor aus Sicilien** glauben; und hatte die Meynung von der Unſterblichkeit der Seelen zum Grunde, die von den ägyptiſchen Prieſtern ſchon ſeit den urälteſten Zeiten gelehret worden. Dieſe Lehre kam mit denen Colonien nach Griechenland, die aus Aegypten dorthin giengen: und von da kam ſie nach Italien, allwo man ſie noch mit neuern Fabeln vermehrete.

Virgil hat im ſechſten Buche ſeiner **Aeneis**, alle dieſe Erdichtungen mit bewundernswerther Kunſt zuſammen geſammlet; und dieſes Stück ſeiner Arbeit iſt unfehlbar viel vollkommener, als **Homers** ſeines (*i*), welches ihm zum Muſter gedienet hat. Nach dieſem Dichter kann man eigentlich eine topographiſche Karte von dem Reiche des **Pluto** entwerfen.

Nach den Poeten giebt es verſchiedene Eingänge in die Hölle. **Calypſo** ſagt bey dem **Homer** zum **Ulyſſes**, daß die Pforte dieſes Gottes an den äußerſten Enden des **Oceans** ſey. **Virgil** ſetzt den Eingang nahe an den See **Avernus**; andere ſagen, er ſey auf dem Vorgebirge **Tenarus** in **Lakonien**; noch andre, in den ciliciſchen Hölen.

Dem ſey wie ihm wolle, hierinn ſind ſie doch alle eins, daß, ſobald man an den Ufern der Verſtorbenen anlanget, man über die hölliſchen Flüſſe in **Charons** Nachen fahren müſſe. **Virgil** beſchreibt dieſen Schiffer auf eine unnachahmliche Weiſe. Ein ſchmutziges Anſehen, ein langer und vernachläßigter Bart, ein beſchmiertes Kleid, eine rauhe Sprache, feurige Augen; alles dieſes, nebſt den Zügen eines ſtarken und geſunden Alters, macht **Charons** Charakter aus:

Portitor has horrendus aquas, et flumina ſeruat,
Horribili ſquallore Charon etc.

Die-

(*i*) Odyſſ. L. II.

Dieſes Bild vom Charon hat ſeinen Grund in einer alten ägyptiſchen Sage. Man kömmt nicht in ſeinen Nachen, ohne eine geringe Münze zu geben: und daher unterließ man nicht den Verſtorbenen dieſes kleine Stück Geld unter die Zunge zu legen, wie wir vom **Ariſtophanes** lernen. Kein Menſch war von dieſem Tribute ausgeſchloſſen; es müßten denn die Einwohner von **Hermione**, im Lande **Argos** ſeyn: als welche ſo nahe an die Hölle gränzten, daß ſie nicht glaubten, nöthig zu haben für die Ueberfahrt noch etwas zu bezahlen. Die Großen und die Feldherren, inſonderheit unter den **Athenienſern**, bildeten ſich ein, daß ſie dem **Charon**, um ihn deſto günſtiger zu machen, drey Stücke Silbergeld geben müßten.

Die Flüſſe der Höllen, waren der **Cocytus**, **Phlegeton**, oder **Pyriphlegeton**, und der **Styx**. Die erſtern waren von den Poeten, nach der Etymologie ihrer Namen, erdichtet worden, nämlich, **Thränen** und **Feuer**. Was den **Styx** betrifft, ſo ſagt **Herodot**: daß es in **Arkadien**, nahe bey der Stadt **Nonakrus** einen Springbrunnen dieſes Namens gegeben, deſſen Waſſer nach dem **Strabo**, abſcheulich, und wie **Plinius** meldet, gar ein feines Gift geweſen. Nahe bey dieſem Orte verſammlete man ſich, um die feyerlichſten Eide zu leiſten: und da die Menſchen gemeiniglich den Göttern eben dieſelben Leidenſchaften zuſchreiben, mit welchen ſie ſelbſt behaftet ſind: ſo gab man vor, ſie ſchwören ebenfalls bey denſelben Waſſern, und dieß wäre ihr unverbrüchlichſter Schwur.

Wenn man über die hölliſchen Flüſſe gekommen war, ſo fand man den **Cerberus**, der den Eingang bewahrete. Sein Namen kömmt, nach dem **Servius**, von κρεόβορος her, derjenige der das Fleiſch verſchlinget. Der Urſprung dieſer Fabel iſt, daß es ehemals in der **Tenariſchen** Höle, eine Schlange, oder eine Art von Drachen gegeben, die viel Unheil darinnen angeſtiftet. Da nun dieſe Höle für eine der Höllenpforte angeſehen ward, ſo nahm man daher Gelegenheit zu ſagen, ſie würde von einem abſcheulichen Drachen bewahret: denn **Homer** iſt der erſte, welcher den Cerber als einen **Hund** betrachtet, indem er ſich auf die alte Gewohnheit gründet, da man die Thüren durch Hunde bewachen läßt.

Wenn man nun auch über dieſe Schwierigkeit weg war, ſo begegnete man, ehe man zum **Tartarus** kam, verſchiedenen Wohnungen, welche **Virgil** ganz wohl von einander unterſcheidet. Zuerſt erſchienen die Kinder:

Infantumque animae flentes in limine primo. Aen. L. 6.

Diejenigen die man unſchuldiger Weiſe zum Tode verurtheilet hatte, nahmen den andern Aufenthalt ein:

Hos juxta falſo damnati crimine mortis.

In der dritten, waren diejenigen, die ſich ſelbſt umgebracht hatten. Die unglücklichen Liebhaber waren in der vierten. Die fünfte war für die Helden aufgehoben. Die ſechſte war das Gefängniß des **Tartarus**; und die letzte endlich, die Wohnung der Seligen, oder die elyſiſchen Felder.

Man will hier nicht alles anführen, was **Voſſius**, **Marsham**, **Bochart** und andere bereits von der Hölle und den elyſiſchen Feldern geſagt haben: es iſt hier genug, wenn wir auf den Urſprung der Sachen zurückgehen; und wenn man das bey dieſer Sache thut, ſo findet man, daß ſie aus Aegypten herkomme. Die mehreſten von den Nebenumſtänden, womit man ſie nach der Zeit ausgezieret, ſind, wie man leicht urtheilen kann, eine Frucht der Einbildungskraft der griechiſchen Dichter.

Selbſt nach der Griechen Geſtändniſſe, ſind die Aegyptier das erſte Volk, das den Gottesdienſt gelehret hat. Dieſes berichtet uns **Herodot** im zweyten Buche ſeiner Geſchichte: allwo er ſagt, daß faſt alle Namen der Götter, aus Aegypten nach Griechenland gekommen ſind. Was dieſe Sache außer Streit ſetzt, iſt, daß **Bachus** und **Ceres**, die Urheber der Lehre von der Seelenwanderung, auch nach den Aegyptiern, die Götter ſind, die über die Hölle herrſchen. **Diodor** aus Sicilien iſt hierinn mit dem **Herodot** einerley Meynung, ja er erkläret ſo gar, durch Beyhülfe einiger ägyptiſchen Sagen, die mehreſten Fabeln wegen dieſer Sache. Es giebt, ſaget dieſer Schriftſteller, in Aegypten einen See, auf deſſen anderer Seite man vor Alters die Todten begraben hat. Nachdem man ſie eingeſalbet hatte, trug man ſie an das Ufer dieſes Sees. Die Richter, welche man beſtellet hatte, die Aufführung und Sitten derer zu unterſuchen, welche auf die andere Seite gebracht werden ſollten; kamen, vierzig an der Zahl, zuſammen: und wenn ſie nach langer Ueberlegung, denjenigen, deſſen Unterſuchung man vorgehabt, des Begräbniſſes würdig hielten; ſo that man ſeinen Leichnam in einen Nachen, deſſen Schiffer **Charon** hieß. Dieſer Schriftſteller ſetzt hinzu, daß dieſer Gebrauch ſo gar in Anſehung der Könige beobachtet worden; und daß das Urtheil, was man über ſie angeſtellet, zuweilen ſo ſtrenge geweſen, daß es auch einige darunter gegeben, die man des Begräbniſſes unwürdig gehalten. Nach eben dieſem Schriftſteller, hat der Dichter **Orpheus**, auf ſeiner Reiſe in Aegypten, daſelbſt alle dieſe Begriffe angenommen, und ſie nachmals nach Griechenland überliefert. Die Tradition vom **Charon** iſt noch jetzt in dieſem Theile von Aegypten gebräuchlich: dieſer ſey, wie die Aegyptier ſagen, ein gewiſſer tyranniſcher Pachter der **Pharaonen** geweſen; der bey Gelegenheit der Ueberfahrt über den See, einen Zoll angeleget, der ihm in kurzer Zeit zu ſehr großem Reichthume verholfen.

Man ſieht den Urſprung der mehreſten griechiſchen Fabeln von der Hölle ſo gleich ein. Der griechiſche **Charon** iſt immer auf dem See. Der Aegyptier ihrer, hatte ſeine Wohnung an den Ufern des Sees **Querron** aufgeſchlagen. Der **Charon** der griechiſchen Dichter forderte ſeine Schuld ganz unbarmherzig ein; der ägyptiſche ſchenkte in dieſem Stücke nicht einmal den Söhnen des Königes was; welches ihm auch zum Falle gedienet haben würde, wenn er demſelben nicht weis gemacht hätte, daß er das Geld bloß zu ſeinen Dienſten ſammlete. Der See der Höllen beſtund aus einem Fluſſe, der See **Querron** aus den Waſſern des **Nils**. Der erſte gieng neunmal um die Hölle herum; nouies Styx interfuſa. Niemals iſt ein Land ſo durchwäſſert geweſen als Aegypten; kein Fluß hat mehr Arme gehabt, als der **Nil**. Herr **Fourmont** findet im Gebrauche der orientaliſchen Sprachen, noch verſchiedene andere Verhältniſſe zwiſchen dieſem Fluſſe, und denen, die die Griechen in die Hölle geſetzet hatten: allein was er vom Labyrinthe ſagt, den man noch zum Theile an dem See **Möris** findet, das iſt noch ſeltener. Dieſes Schloß hat, nach allen Alten, die davon gehandelt haben, inſonderheit nach dem **Herodot**, der es ſelbſt geſehen, aus zweenen Theilen beſtanden, deren einer unter der Erde geweſen. Daher hat **Virgil** (*) den Begriff von dem Gefängniſſe des **Tartarus**, davon ein Theil ſo tief in die Erde hinein gieng, als der Himmel davon entfernet iſt. Die geheiligten Crocodile welche von den Aegyptiern in dieſen unterirdiſchen Zimmern gefüttert wurden, bedeuten die abſcheulichen Ungeheuer, die man in des **Pluto** Reich ſetzet.

Kurz, man kann ſagen, daß, bis auf einige wenige Umſtände, die von den griechiſchen und lateiniſchen Dichtern erfunden worden, man bloß in Aegypten alle dieſe Stücke findet, aus welchen die heidniſche Hölle beſteht. **Homer** ſaget, der Eingang zur Hölle ſey an den Ufern des Oceans geweſen, und den **Nil** nennet eben dieſer Dichter Ὠκεανὸς. (k) In Aegypten ſieht man die Pforten der Sonnen, und ſie ſind nichts anders, als die Stadt **Heliopolis**. Die Wohnung der Todten wird durch die große Menge Pyramiden und Gräber bezeichnet, allwo man die Mumien ſo viele Jahrhunderte hindurch aufbewahret. **Charon**, ſein Nachen, die Münze, die man für die Ueberfahrt gab, alles dieſes iſt aus der ägyptiſchen Geſchichte. Es iſt ſogar ſehr wahrſcheinlich, daß der Name **Acheron** aus dem Hebräiſchen herkomme, oder aus dem ägyptiſchen Achou-

---

(*) Aen. L. 6.

(k) Od. L. XI.

Achoucherron, welches ſo viel als die ſumpfichten Oerter des **Charon** bedeutet; daß der **Cerber** ſeinen Namen von einem der ägyptiſchen Könige, Namens **Chebres** oder **Rebron**, entlehnet; und daß endlich der Name des **Tartarus**, von **Dordorot**; oder nach ägyptiſcher Mundart, **Dardarot** herkomme, welches **ewige Wohnung** heißt; ein Namen, den die Aegyptier inſonderheit ihren Gräbern beylegen.

* *

III.

Von dem Gottesdienſte des donnernden Jupiters.

1711.

Von allen Nebenwörtern, welche die heidniſche Religion dem **Jupiter** beygeleget hatte, iſt keines geweſen, welches ihn bey den Menſchen ehrwürdiger gemacht hätte, als das fürchterliche Beywort des **Donnernden.**

Tonans, Fulgurator, Fulgerator, *κεραυνιὸς*, *κεραυνιὸς*, *καϑαιβάτης*, &c. Der Abt **Tilladet**, welcher im 1711 Jahre, in einer beſondern Abhandlung alles geſammlet hatte, was verſchiedene Schriftſteller uns von dem Dienſte gegen Gott hinterlaſſen haben, ſaget, daß den Zeichendeutern, welche die vierte Claſſe der Prieſter ausmachten, die Umſtände dieſes Dienſtes aufgetragen geweſen; indem, nach **Cicerons** (*l*) Berichte, ihr Amt, das Eingeweide der Thiere, den Bliß und Donner, und die übrigen Vorbedeutungen, (Exta, omina und Fulgura), in ſich begriffen. Eben dieſer **Cicero** redet anderwärts (*m*), von denen Büchern, die man Fulgurales, Fulminales genennet, und worinnen die verſchiedenen Lehrpunkte von dem

Blitze

(*l*) Lib. II. de Diuinat.

(*m*) Lib. III.

Blitze und Donner enthalten geweſen, wie man aus den überbliebenen Stücken derſelben ſehen kann.

Anfangs gebührte es dem **Jupiter** allein den Donner zu regieren, und ſeinem Adler, denſelben zu tragen. Allein in folgenden Zeiten gieng dieſes Vorrecht zu mehreren Gottheiten über; z. E. zur **Pallas** und dem **Vulkan**, zum **Mars** und **Saturn** (n).

Die gemeinſte Eintheilung des Donners, war, der Donner bey Tage, und der Donner bey Nacht: κεραυνοβόλος ἡμερινὸς, und κεραυνοβόλος νυκτερινός. Der erſte kam vom **Jupiter**, oder von denen Gottheiten, die man ihm in dieſer Sache beygeſellet hatte: **Pluto** aber ſchoß den Donner bey Nacht.

So bald der Donner ſich hören ließ, ſo beſah der Zeichendeuter den Himmel, und bemerkte genau, von welcher Seite der Schall käme. Kam er von der Linken, die man für die Rechte der Götter hielt, (intonuit laeuum); ſo war das Zeichen von guter Bedeutung: donnerte es aber zur Rechten des Aruſpicis, ſo war es ein Zeichen des Unglücks. Noch ſchrecklicher war die Vorbedeutung, wenn es bey heiterm Himmel donnerte:

> Namque dieſpiter
> Plerumque per purum tonantes
> Egit equos (o).

Und nach dieſer Meynung erzählet **Sueton**, unter den Vorbedeutungen von dem Tode des **Titus**, keines das ſtärker wäre, als den Donner, der ſich bey heiterm klarem Wetter hören laſſen: quod tempeſtate ſerena tonuerat. Allein je ſchlimmer dieſe Vorbedeutung war, deſto fähiger war ſie auch, die Freygeiſter und Epikurer zu dem Dienſte der Götter zu lenken: wie **Horaz** anzuzeigen ſcheint, daß ihm ſelbſt geſchehen wäre.

Man gab auch acht, nach welcher Seite der Schall des Donners ſich wendete. Kam er von Mitternacht und gieng gegen Abend, ſo war es eine überaus ſchlimme Vorbedeutung, wie **Lucan** ſagt:

(n) Plin. Lib. II. cap. 42.

(o) Horat. Lib. I. Od. 34.

Fulmen, et Arctois rapiens de partibus ignem,
Percuſſit Latiale caput (p).

Kam er aber vom Morgen, und kehrte, ſo bald er kaum etwas berühret, gleich wieder zurück nach Morgen, ſo war dieß ein Zeichen der höchſten Glückſeligkeit, ſummae felicitatis praeſagium, wie **Plinius** (q) bey Gelegenheit des **Sylla** anmerket: denn wenn es gleich ſolche Donner gab, die gar nichts bedeuteten, und die man daher bruta nannte; ſo gab es doch viel mehrere, die allezeit ein Zeichen des Zornes der Götter waren, und die man fatidica nannte. Dergleichen war der Donner der in das **Craßiſche** Feld ſchlug (r). Derſelbe ward als eine Vorbedeutung ſeiner Niederlage angeſehen, und dergleichen war auch derjenige, welcher vor **Valentinians** Tode hergieng. Von dieſen Donnern, die eine üble Deutung hatten, gab es einige, deren Vorbedeutung man durch keine Ausſöhnung ablenken konnte: Fulmen inexpiabile; von andern konnte man das Unglück vermeiden, piabile Fulmen: und die römiſche Religion zeigte die hierzu nöthigen Feyerlichkeiten an (s).

Ueberhaupt ward alles, was vom Donner gerühret worden, einigermaßen verworfen. Das Kleid konnte nicht mehr getragen werden, und der Ort, wohin der Donner geſchlagen hatte, mußte mit Mauern verſchloſſen werden. Die Augures ſorgten auch, daß alles da hinein begraben würde, was der Donner gerühret hatte, wie **Lucan** bemerket:

- - Aruns diſperſos fulminis ignes
Colligit, et terrae moeſto cum murmure condit (t).

Hernach baueten ſie einen Altar zu Ehren derjenigen Gottheit hinein, die gedonnert hatte. *Deo Fulguratori aram*

(p) Pharſ. Lib. I.

(q) Lib. II. Cap. 53.

(r) Amm. Marcell.

(s) Ouid. Faſt. Lib. I

(t) Pharſ. Lib. I.

et locum hunc Religioſum ex aruſpicum ſententia, Quint. Pub. Front. poſuit: ſo heißt eine alte Aufſchrift. Endlich hielten ſich die vom Donner gerührten Perſonen, für einen Gegenſtand des göttlichen Zornes, wie z. E. Anchiſes: Jam pridem inviſus Divis (u).

Weil **Jupiter** der hauptſächlichſte Urheber des Donners war, ſo richtete man auch die Ehrenbezeugungen und den Dienſt an ihn, welche die Furcht vor dem himmliſchen Donner verurſachet hatte; und man muß den **Numa** für den vornehmſten Stifter dieſer Gebräuche halten. Dieſer Prinz, den ein Donnerſchlag erſchrecket hatte, ſuchte deſſen Vorbedeutung abzuwenden:

Quoque modo poſſit fulmen monſtrate piari (x).

ſagt er zum **Picus** und **Faunus**, die ihm Verſe beybrachten, den **Jupiter** aufzufordern, quae Iouem elicerent: die Wirkung dieſer Verſe war, noch andere Schläge, zur Auslegung deſſen zu verurſachen, der ihn erſchrecket hatte. Da ihm nun dieſes Mittel half: ſo ließ er auf dem **aventiniſchen** Berge einen Altar dem **Jupiter** Elicio zu Ehren erbauen. Als **Tullus Hoſtilius** ihm nun nachahmen wollte, ſo war er ſo unglücklich, einen weſentlichen Umſtand dabey zu vergeſſen, und ward alſo von dem Donner gerühret, den er erbitten wollte. Von dieſem Prinzen bis auf den **Auguſt** gab man dem **Jupiter**, in Anſehung des Donners, keinen andern Namen, als Elicius. Als dieſem Kaiſer, bey dem **cantabriſchen** Feldzuge, einer von ſeinen Leuten, durch einen Donnerſchlag, neben ſeiner Sänfte erſchlagen wurde; ſo ermangelte er nicht, ſo bald er wieder nach Rom kam, dem **donnernden Jupiter** zu Ehren, einen Tempel zu erbauen. Die Münzen auf welchen dieſer Tempel war, hatten die Aufſchrift: Ioui Tonanti. Er ließ auch dem **Apollo** zu Ehren, in einem Theile ſeines Pallaſtes, der vom Donner gerührt worden, einen erbauen.

(u) Aneid. 2.

(x) Ouid. Faſt. 5.

Nach dem **Auguſt** ſieht man den donnernden Jupiter nicht eher auf den Münzen, als unter dem **Hadrian**: und wir können nicht errathen, bey welcher Gelegenheit er diejenige ſchlagen laſſen, die dieſes Bild führet. Wir haben auch Münzen vom **Diocletian**, auf welcher ein im Donnern begriffener Jupiter ſteht, mit der Umſchrift: Ioui fulgeratori et fulguratori.

Dieſer Aberglaube war unter den erſten chriſtlichen Kaiſern ſchwer zu vertreiben: und wir ſehen, daß **Conſtantin**, der ihn noch nicht recht abſchaffen durfte, ein Geſetz machen müſſen; nach welchem, wofern ſein Pallaſt, oder irgend ein ander Haus vom Donner gerührt würde, ſelbiges Gebäude durch Beyhülfe der Vogeldeuter, nach altem Gebrauche gereiniget werden ſollte.

* *

IV.

Von der Religion der Reiſenden.

1714.

Es iſt ein ziemlich gemeines Sprüchwort, daß, wer viel gereiſet iſt, gemeiniglich nicht eben der frömmſte ſey. **Erasmus**, der nicht gern eine Gelegenheit vorbey ließ, ſolche Materien abzuhandeln, an denen er ſeine ſatiriſche Gemüthsart üben konnte, hat von dieſer Sache ein Geſpräch gemacht, worinnen er die Misbräuche gewiſſer Wallfahrten entdecket, an welchen die Andacht, die ihnen zum Deckmantel dienete, nicht allemal den größten Antheil hatte. Herr Blanchart beweiſt indeſſen, doch ohne den **Erasmus** und ſein Geſpräch zu tadeln, daß zu allen Zeiten die Reiſenden, Merkmaale ihrer Frömmigkeit und Gottesfurcht gegeben haben. Dieſes that er in einer Abhandlung, die er 1714 der Akademie vorgeleſen.

Zuvörderſt bemerket er, daß es unter den Heiden eine Göttinn gegeben, die auf den Wegen richtet, und eine andere die auf denſelben beſchirmet. An dieſe zwo Göttinnen nun, die nichts anders ſind, als die Klugheit und der Verſtand, will er, daß ein Reiſender ſeine Wünſche richte. Wie nöthig ſie ihm zuweilen ſeyn können, das iſt aller Welt bekannt.

Die Feldherren unternahmen keinen Krieg, da ſie nicht zuvor die Götter um Rath gefraget, um ihren Willen zu erfahren: und dieſen Willen erſahen ſie, entweder aus den Eingeweiden der Opferthiere; oder aus der Art, wie das Feuer auf die Theile die ſie verbrennen mußten, wirkte. **Xenophon** führet ſolches vom **Cyrus** an, und in einem andern von ſeinen Tractaten, erkläret er die Bewegungsgründe dieſes frommen Gebrauches. In ſeinem Oeconomico ſagt **Sokrates** zum **Kritobulus**, er ſähe wohl, daß die Opfer die man vor dem Kriege thäte, oder indem man im Begriffe wäre, eine Schlacht zu liefern, nur dazu dienten, um von den Göttern zu erfahren, was man thun oder laſſen ſollte? Wenn **Alexander** bereit iſt, zum perſiſchen Feldzuge abzureiſen, ſo richtet er den Göttern zwölf Altäre auf, um ſeine Opfer auf denſelben zu bringen.

Die **Römer** waren in Beobachtung dieſes frommen Gebrauchs, nicht minder gewiſſenhaft. **Titus Livius** bemerket, daß der Oberprieſter, **Publius Licinius**, den **Q. Fabius Pictor** anhalten laſſen, der nach **Sardinien** reiſefertig war, eben wie vor ihm **Lucius Metellus** den **Poſthumius Albinus** aufgehalten? entweder, weil die Religionsgebräuche mit einiger Nachläßigkeit beobachtet worden; oder weil diejenigen, denen es oblag von der Geſinnung der Götter Bericht zu erſtatten, nicht gefunden haben mochten, daß ihr Wille mit dem Vorhaben desjenigen übereinſtimmete, der das Opfer anſtellete.

Die Mythologiſten und Geſchichtſchreiber haben angemerket, daß diejenigen, die die Reiſen unternahmen, ihr Gebeth an die Schutzgötter desjenigen Ortes gerichtet, von welchem ſie abreiſeten. Andere Gebethe thaten ſie an diejenigen Götter, unter deren Obhut diejenigen Oerter ſtunden, durch welche ſie durchzogen; andere endlich an die Gottheiten des Ortes, wo ihre Reiſe ein Ende hatte. Die Formel dieſer Gebethe iſt uns in den Aufſchriften aufbewahrt geblieben, PRO SALVTE, ITV, ET REDITV.

Sie riefen auch noch inſonderheit diejenige Gottheit an, unter deren Schutz die Haupturſache ihrer Reiſe ſtehen konnte: und gleich als ob ſie aus dem glücklichen Erfolge ihrer Abſichten erkannt hätten, daß die Gottheit, die ſie ſich günſtig zu machen geſuchet hatten, ſie begleitet hätte; ſo verewigten ſie, bey ihrer Rückkunft, ihre Erkenntlichkeit durch Denkmäler, deren wir noch eine ziemliche Anzahl übrig haben: IOVI REDVCI, NEPTVNO REDVCI, FORTVNAE REDVCI, und tauſend andere. Die Abreiſe der Kaiſer, ihre Ankunſt in den verſchiedenen Provinzen des Reiches und ihre Rückkunft nach Rom, wurden auf dem gangbaren Gelde bemerket.

Hyginus berichtet, daß die **Rhodier**, ehe ſie ihre Flotte ins Meer gelaſſen, allezeit der glücklichen Ankunſt des **Phorbas**, ihres Stifters, geopfert.

Die Griechen wähleten unter den Göttern, diejenigen, von denen ſie auf ihren Reiſen einigen Beyſtand hoffeten; ſonderlich aber den **Mercur**, welcher in den Steinmälern Viaticus und Trivius genennet wird, und auch die Göttinn, **Hekate**. Dieſe beyden Gottheiten nennete man θέοι ἐνόδιοι, oder ἐνύδιοι. Was die Reiſen zu Waſſer betrifft, ſo hatten ſie den **Neptun**, dem ſie eine junge Kuh ſchlachteten; die **Thetis**, der ſie einen Ochſen opferten, und den **Glaukus**, dem man einen Stier würgte. Noch hatten ſie den **Caſtor** und **Pollux** in großer Verehrung, indem ihr Geſtirn den Schiffern im ſtarken Winde, und in der Ungewißheit ſehr dienlich war, darein das Ungeſtüm ſie in Abſicht auf ihren Weg ſtürzen konnte.

Die Römer betheten eben dieſe Gottheiten unter den Geſchlechtsnamen Lares und Viales an, wie aus den alten Aufſchriften erhellet. Die vorläufigen Gebethe zu ihren Reiſen, richteten ſie auch noch an die Göttinn **Rom**, Romae aeternae u. ſ. w. an den Herkules mit dem Zunamen ἀλεξίκακος: und dieſen letztern ſahen ſie, als einen Gott an, der im Stande wäre, ſie in denen Gefahren zu vertheidigen, welche ſie bey Begegnung der Straßenräuber laufen könnten, von welchen er die Welt gereiniget hatte. Sie trachteten auch, ſich die Gunſt des Gottes **Silvanus** zu erwerben, als bäthen ſie ihn, daß er den Dieben keine Freyſtadt erlauben möchte, die die Stille und den Schatten der Wälder misbrauchen, um die Vorübergehenden zu überfallen.

Diejenigen, die auf den Fang der Thunfiſche ausgiengen, opferten dem **Neptun** mit dem Zunamen τροπαῖος und ἀλεξίκακος, um ihn zu bitten, daß er von ihren Netzen den Fiſch ξίφιας, abwenden möchte, der ſie zu zerreißen pflegte, oder um den Beyſtand abzuhalten, den, wie die Naturforſcher wollen, die Delphine den Thunfiſchen leiſten. **Aelian** und **Athenäus** lehren uns, daß ſie den erſten Thunfiſch den ſie fiengen, dem **Neptun** geopfert.

Die Kaufleute, welche ganz beſonders unter **Mercurs** Schutze ſtunden, unterließen niemals dieſem Gotte ſolche Opfer zu bringen, die ihn bewogen, ihnen in ihrem Handel Gewinn zu verſchaffen. Nach dem **Arnobius**, war **Mercur** einer von denen Göttern, die den Wegen vorſtunden, und dieſe Götter nennte man Semitales. **Sueton** ſagt in des **Auguſtus** Leben, daß dieſer Prinz die Opfer feſt beſtimmt, die man ihnen an zweenen Tagen im Jahre öffentlich gebracht. Die Bildniſſe derer Götter, die den Landſtraßen vorſtunden, waren in den Kreuzwegen aufgerichtet: und daſelbſt erwies man ihnen den gebührenden Dienſt.

Der Heil. **Auguſtin** und **Martianus Capella** erwähnen, wegen der Reiſenden, einer Juno Iterduca, und für die Neuverehlichten, einer Juno Domiduca. Eben dieſelben

ſelben Götter ſind Tutelini und Tutanei genennet worden. Von ihnen redet **Virgil** im 7 Buche ſeiner **Aeneis**:

> Frondenti tempora ramo
> Implicat, et Geniumque loci, primamque Deorum
> Tellurem, Nymphas, et adhuc ignota precatur
> Flumina.

Feſtus merket an, daß es Auſpicia propteruia, quae ſe propter viam oſtentabant, gegeben, und ſetzet hinzu: daß die römiſchen Reiſenden, ſich noch an den **Janus** gewendet, um eine glückliche Reiſe zu erhalten. Dieß war nun ungefähr alles, was die Frömmigkeit von den Reiſenden vor ihrer Abreiſe forderte. Man merket auch, daß in der 9 Satzung des **barceloniſchen Concilii**, von der Einſegnung Erwähnung geſchieht, die man den Reiſenden ertheilte; ein gottſeliger Gebrauch, der noch bey allen Kloſterorden beybehalten wird. Man findet auch in den Briefen der Päbſte, die dem Corpori Iuris Canonici einverleibet ſind, daß ausdrücklich von denen Geſchenken geredet wird, die man den Reiſenden ertheilte, Viaticum, munus viaticum. Dieß war auch bey den Alten üblich, wie man aus einem Briefe des jüngern **Plinius** an den **Cornelius Priſcus** ſehen kann; in welchem er, nachdem er den **Martial** gelobet, welcher kürzlich geſtorben war, ausdrücklich ſagt, wenn er von dieſem Dichter redet: Proſecutus eram viatico ſecedentem.

Was man zu beobachten hatte, ſo lange die Reiſe währete, das beweiſt nicht minder die Gottesfurcht, als das, was vor der Abreiſe hergegangen war. Man hielt ſich an denen Orten, die wegen des Dienſtes irgend einer Gottheit berühmt waren, vor andern auf; man brachte derſelben Geſchenke, bath ſie um die Erlaubniß weiter zu reiſen, und richtete ſeine Gebethe an ſie: ja um ein Denkmaal ſeiner Gottesfurcht zu hinterlaſſen, ſo rieben die Reiſenden, ehe ſie abreiſeten, die Kniee ihrer Bildſaulen mit Wachs: Genua Deorum incerabant. In der Folge zeigt Herr **Blanchard**, auf was für Art die Reiſenden an denen Orten aufgenommen worden, wohin ſie kamen.

Athenäus merket an, daß die **Cretenſer** bey ihren öffentlichen Gaſtmahlen, eine beſondere Tafel gehabt, um diejenigen daran zu bewirthen, die ſich als Reiſende bey ihnen befunden. **Plutarch** will in ſeinen Denkſprüchen, daß bey den **Perſern**, welche doch ſelbſt ſo wenig reiſeten, ein Bedienter im Schloſſe geweſen, der nichts anders zu thun gehabt, als die Gäſte zu empfangen. Es war nicht gebräuchlich, daß man ihm ſogleich den Namen derer ſagte, die in einem fremden Lande ankamen. **Bellerophon** ward neun Tage lang aufgenommen, ehe man ihn fragte, wie er hieß. Wenn **Athenäus** von dieſer Gewohnheit redet, ſo ſagt er: der Wein ſey etwas, das die Freundſchaft verbindet, die Seele erwärmet und ſie entdecket; daher fange man das Geſpräch damit nicht an, daß man den Namen deſſen ausfraget, den man aufnimmt; ſondern wende dieſe erſte Zeit an, den Diis hoſpitalibus ſeine Ehrfurcht zu beweiſen.

Die **Stoiker** glaubten, daß Gott in uns ſelbſt den Trieb wirke, den Fremden, die zu uns kommen, Gutes zu thun. Wir ſind ihnen Zärtlichkeit ſchuldig, ſagten ſie: theils weil ſie unter Gottes Obhut ſtehen; theils um in uns die Empfindungen der Menſchlichkeit zu vermehren, die ſich nicht an das Band der Bluts- oder Gemüthsfreundſchaft binden müſſen; ſondern die ſich über alle Menſchen insgeſammt erſtrecken ſollen.

Herr **Blanchard** läßt die alten Reiſenden nicht aus den Augen; er begleitet ſie bis auf ihre Wiederkehr in ihre Heimath, und entdeckt alle gottſelige Handlungen, die ſie allda vorgenommen: um den Göttern ihre Dankbarkeit für den Schutz zu bezeugen, den ſie ihnen ertheilet; indem ſie ſie aus den Gefahren geriſſen, darinnen ſie ſich befunden.

Die erſte Sorge der Reiſenden, ſobald ſie heimgekommen, war, daß ſie ſich ihrer Pflicht gegen die Götter entledigten; es ſey nun, daß ſie ſich vor ihrer Abreiſe, durch irgend ein Gelübde, oder in irgend einer Gefahr unterwegens hierzu verbindlich gemacht; oder daß die Gewohnheit es ſo mit ſich gebracht. Die **Philokomaſium** begreift unter dem Befehle, den ſie ihrer Magd giebt, einen Theil der Gebräuche, die bey der Rückkunft von Reiſen üblich waren: wie man aus der Comödie im **Plautus** ſehen kann, die den Titel hat: Miles glorioſus (Act. 2. Sc. 5.) und aus einem Briefe des **Ovidius**, allwo **Cydippus** ſo redet:

Protinus egreſſae ſuperis, quibus inſula ſacra eſt,
Flava ſalutatis thura merumque damus.

Ep. 21. v. 19.

Dieſe Opfer, die die Reiſenden bey ihrer Rückkunft thaten, nennte man ἐκβατήρια, mit demſelben Namen als die Opfer, welche diejenigen thaten, die irgend einer großen Gefahr entronnen waren. Endlich war es noch gewöhnlich, die Kleider, ſo man auf der Reiſe angehabt, irgend einer Gottheit zu weihen: und dieſes Opfer iſt nichts anders, als die Votae veſtes, deren **Horaz** und **Virgil** gedenken. Dieß iſt genug, um zu zeigen, daß die alten Reiſenden und Pilgrimme nicht alle ſo ruchlos geweſen, als diejenigen die dem **Eraſmus** zu ſeiner Stachelſchrift, Anlaß gegeben haben.

V.

Urſprung der Fabel von den Centauren, nebſt einer kurzen Hiſtorie derſelben. 1713.

In einer Abhandlung, die der Abt **Banier** im 1713 Jahre der Akademie von dem Ixion vorlas, findet man einen ziemlich richtigen Auszug der Geſchichte von den **Centauren**, ſeit ihrem Urſprunge, bis auf die Zeit, da ſie aus Griechenland verjagt wurden. Der Hauptinhalt davon iſt dieſer.

Nachdem der Verfaſſer dasjenige widerlegt hat, was die alten und neuern Mythologiſten (y) im Abſehen auf die Centauren geſaget haben; ſo kömmt er auf ſeine eigene Meynung, und erkläret drey Hauptumſtände dieſer Fabel. Erſtlich was dieſe Centauren geweſen, und woher ſie den Namen bekommen; zum andern, warum man ſie als Ungeheuer betrachtet, die zweyerley Natur hätten; und endlich drittens, warum man ſie für **Ixions**, eines theſſaliſchen Königes Söhne, ausgegeben.

Zuförderſt ſagt er, erhellet ganz deutlich aus **Diodors**, **Virgils**, **Plinii**, **Servii**, und vieler andern Schriftſteller Zeugniſſen, daß die **Theſſalier**, als Nachbarn des Fluſſes **Peneus**, die erſten Griechen geweſen, welche ſich befliſſen, Pferde zu zähmen, um ſich deren anſtatt der Wagen zu bedienen; deren Gebrauch **Erichthonius** unter den Griechen eingeführet hatte:

(y) Palephatus, Tzetzes.

(z) Virg. Georg. l. 3. Siehe auch den Servius.

Frena Pelethronii Lapithae, gyroſque dedere
Impoſiti dorſo, atque equitem docuere ſub armis
Inſultare ſolo, et greſſus glomerare ſuperbos (z).

Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß man einem jeden ſolchen **Theſſalier** den Zunamen Ἱππεὺς **Reiter**, zugegeben, wie man dem **Neptun** (*a*) gethan: weil er mit ſeinem Dreyzacke das erſte Pferd aus der Erde hervorgebracht; dem **Bellerophon**, den man Ιππονους nennete, weil er ſich des Pegaſus bedienet; und dem **Perſeus**, deſſen Namen von Paras herkömmt, welches Wort im Hebräiſchen ein **Reiter** heißt.

Damit nun dieſe theſſaliſchen Reiter ſtärker und geſchickter werden möchten, ſo ergaben ſie ſich einer gewiſſen Uebung, bey welcher ſie mit Stieren kämpften, die ſie mit ihren Wurfſpießen durchbohrten, oder bey den Hörnern faßten, und ſo zu Boden warfen. **Plinius** und **Sueton** lehren uns nicht nur dieſen Umſtand, ſondern verſichern auch noch, daß die Kaiſer **Claudius** und **Nero**, nach **Julius Cäſars** Beyſpiele, in **Italien**, den Gebrauch dieſer Art zu kämpfen, in denen öffentlichen Spielen, die ſie dem Volke anſtelleten, eingeführet. Theſſalorum gentis inventum equo iuxta quadrupedante, cornu intorta cervice, tauros necare; primus id ſpectaculum dedit Romae Caeſar Dictator. *Plinius.*

Man ſetzte alſo unfehlbar, wenn man von dieſen Reitern redete, hinzu, daß ſie **Stierſtecher** wären, und machte aus den dreyen Wörtern, Ἵππειος, κεντος, ταῦρος, den Namen **Hippocentaur**. Da ſie ſich nun in der Folge durch ihre Räubereyen furchtbar machten, ſo ſah man ſie als Ungeheuer an, und nannte ſie **Hippocentauren**, oder **Centauren**. Es fällt gar nicht ſchwer zu begreifen, warum die Dichter, welche die Pomeranzen für goldne Aepfel, die Schiferinnen für Nymphen, und die ſegelnden Schiffe für fliegende Drachen, ausgegeben, auch dieſe Reiter, in

---

(*a*) Virg. loc. cit.

der Folge, als Ungeheuer vorgeſtellet haben, die halb Menſch, halb Pferd wären.

Suchet man aber nunmehr die Urſache, warum man geſaget, ſie wären Söhne einer Wolke, ſo kann man, ohne den **Palephatus** zu Hülfe zu rufen: welcher will, daß dieſer Umſtand der Fabel daher gekommen; weil die **Theſſalier** mehrentheils aus einem Dorfe geweſen, welches **Nephelea** geheißen, deſſen Namen ſo viel als **Nebel** oder **Wolke** heißt: nur ſagen, und mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit glauben, daß die Unordnungen, die ſie angerichtet, veranlaſſet haben, daß man ſie in der alten Sprache der Nachkommen des **Kadmus**, **Nephilim**, das iſt, **Rieſen**, genennet. Und dieſe zwo Bedeutungen, die mit dem Hebräiſchen überein kommen, ſchicken ſich auch ſehr gut für den Character der Centauren; welche in **Theſſalien** gewaltige Verwüſtungen anrichteten, und die man für Rieſen anſah. Die Griechen, welche in dem alten Nachrichten dieſen Ausdruck fanden, und ſahen, daß er dem Worte Nepheleus ähnlich kam, welches in ihrer Sprache eine **Wolke** heißt, erfanden daher die Fabel von dem Umgange des **Irions**: indem es unter der Regierung dieſes Prinzen, ja gar auf ſeinen Befehl geſchehen, daß die Theſſalier angefangen Pferde zu zähmen; daher man ſie für ſeine Kinder, in eben dem Verſtande ausgab, als nach dem **Pindar**, die **Stürme**, Kinder der **Wolken**, νεφέλων Παῖδες ſind. Siehe den **Apollodor**, **Strabo**, **Diodor**, **Ovid**. u. a. m.

Weil die meiſten von dieſen Reitern, wenn wir dem **Diodor** (im 4 B.) glauben wollen, Anverwandte des theſſaliſchen Königes geweſen; ſo wollten ſie auch Antheil an der Thronfolge haben: und da ſich **Pyrithous** weigerte, mit ihnen das Theilungsrecht einzugehen, ſo kündigten ſie ihm den Krieg an. Nach einigen Feindſeligkeiten von beyden Theilen, ließ ſich der junge Prinz in einen Vergleich mit ihnen ein, und machte einen Frieden, der aber nicht lange daurete. Als er ſie nun zu ſeiner Hochzeit einlud, wurden ſie eins, die **Hippodamia**, ſeine Braut, und das andere Frauenzimmer, welches bey dieſem Feſte zugegen war, zu entführen (b). **Herkules**, **Theſeus** und die andern **Lapithen**, rächeten des **Pyrithous** Ehre, würgeten viele **Centauren** (c) und nachdem ſie dieſelben gänzlich aus **Theſſalien** verjaget, zwungen ſie ſie, ſich in den **arkadiſchen** Gebirgen zu verſtecken. Ihr wilder und frecher Charakter aber erlaubte ihnen nicht, daſelbſt im Frieden zu wohnen: daher thaten ſie viele Züge in die Gegenden des Berges **Pholoe** (d). Als **Herkules** den erimanthiſchen Eber auf der Jagd verfolgete, ſo herbergte er im Vorbeygehen bey dem Centaur **Pholus**, der ihn ſehr wohl aufnahm: als aber die andern Centauren ihm einige Schmach anthaten, ſo tödtete dieſer Held ihrer viele mit Pfeilen, und die andern retteten ſich durch die Flucht. **Herkules**, der ſich damals vorſetzte, dieß Geſchlecht gänzlich zu vertilgen, verfolgte ſie: und ob ſie gleich auf guten Pferden ſaßen, ſo überwand er ſie doch in einem mit Wäldern und Bergen durchſchnittenen Lande; allwo ſie eine ſichere Zuflucht bey dem **Chiron** dem weiſeſten Centauren, der des Herkules Hofmeiſter geweſen war, zu finden glaubten. Allein es war umſonſt: **Herkules** griff ſie von neuem an, ohne jedoch im Sinne zu haben, den **Chiron** zugleich in ihr Verderben zu ziehen. Gleichwohl wurde er von einem Pfeile am Knie beſchädiget, und ob er ſchon ein vortrefflicher Arzt war, ſo konnte er doch nie von einer Wunde geneſen, die das Gift der **herkuliſchen** Pfeile tödtlich gemacht hatte. Dieſer Held, den der Tod ſeines weiſen Lehrmeiſters ſchmerzte, metzelte den ganzen Reſt der Centauren nieder, und ſchonte keinen, der ihm in die Hände gerieth. Diejenigen, welche dem Blutbade entweichen konnten, verbargen ſich in den Hölen des maleiſchen Vorgebirges; allwo **Neptun** ſie, wie **Apollodor** ſagt, in

---

(b) Heſiodus, Ovidius. (c) Homer, Strabo, Diodor ꝛc.
(d) Apollodor.

Schuß nahm: das heißt, ſie giengen zu Schiffe, um eine andere Zuflucht zu ſuchen. Es gab einige, wenn wir dem **Antimachus** glauben, (welchen alten Schriftſteller **Noel le Comte** anführet,) die ſich auf die Sireneninſel retteten; das heißt, in denjenigen Theil von Italien, wo dieſe kleinen Königinnen regierten, und daſelbſt kamen ſie durch die Bezauberungen der Wolluſt um (e). Als **Herkules** wieder durch **Arkadien** zog, ſah er den Centauren **Pholus** erblaſſen, und begrub ihn in demjenigen Berge, den man nach dieſem **Pholoe** genennet hat. Dieß Grabmahl iſt, wenn wir dem **Diodor** trauen, dauerhafter geweſen, als diejenigen ſind, die man in Erz und Marmor gräbt. Der berühmte Centaur **Neſſus**, der ſich in die Gegenden des Fluſſes **Evena** begeben, ward endlich auch getödtet, da er die **Dejanira** rauben wollen.

So kamen denn durch **Herkuls**, des **Theſeus**, **Pyrithous** und der andern **Lapithen** Thaten, dieſe erſten theſſaliſchen Reiter um; dieſes wilde und ungezähmte Volk, wie **Strabo** es im 9 Buche nennet, das durch ſeinen Hochmuth, und einigen glücklichen Erfolg, ſo unverſchämt geworden war.

(e) Servius.

VI.

Des ältern Hn. Boivins Abhandlung, von der königlichen Würde der Iſraeliten in Aegypten.

1714.

Der ältere Herr **Boivin**, welcher eine Abhandlung unter dem Titel, der **königlichen Hirten** verfertiget hat, geſteht zu, daß das Vorgeben, die Iſraeliten hätten 259 Jahre, und zehn Monate, in Aegypten regieret, bevor ſie daſelbſt gefangen geweſen, anfangs ein Paradoxum zu ſeyn ſcheinen wird. Gleichwohl behauptet er, daß es eine wahre Geſchichte ſey, die ſich vollkommen mit der heil. Schrift verträgt, und daß die Ueberbleibſel, ſo wir von den heiligen Büchern der Aegyptier noch beſitzen, keinen Zweifel daran erlauben.

Manethon, der Juden ärgſter Feind, bezeugt ſelbſt (f), daß die Sache richtig ſey; und dieſe Wahrheit wird vom **Joſephus** (g) beſtätiget. Man braucht daher nichts mehr, als eine Unterſuchung, ob dieſe Eroberung von Aegypten, durch die Hebräer, ſich mit der Bibel vertrage: und eben dieß unterſucht Herr **Boivin**.

Der Aufenthalt der Hebräer in Aegypten, ſagt er, hat 430 Jahre gewähret. Ein und ſiebenzig Jahre, ſind unter dem Jacob und Joſeph, als bloßen Schäfern, zur Zeit der guten Pharaonen, vergangen. Dieß geſteht alle Welt zu.

Zwey hundert neun und funfzig Jahre und zehn Monate verfloſſen nachmals, unter dem **Ephraim**, **Beria**, **Rapha**,

---

(f) Lib. 2. ſeiner Aegypt. ſo Joſephus anführet.

(g) Lib. 1. wider den Appion.

Rapha, **Reſeph**, **Thale** und **Thaan**, welche in dem erſten Buche der Chronik im 7 Cap. genannt werden; und die man in ägyptiſcher Sprache **Salathis**, **Beon**, **Apachnas**, **Apophis**, **Janias** und **Aſſis** nennet; eben dieſes macht die Schwierigkeit.

Endlich rechnet man 99 Jahre und zween Monate zur Knechtſchaft unter den böſen Pharaonen, zur Zeit der **Ephraimiten**, **Laadan**, **Amiud** und **Elizama**, der mit ſeinem Sohne **Nun**, und mit ſeinem Enkel **Joſua**, der damals ſchon 43 Jahre alt war, aus Aegypten gieng. Dieſe 99 Jahre und 2 Monate, werden ungefähr aus der Bibel erwieſen, welche ſagt, daß **Moſes** 80 Jahre alt geweſen, und **Aaron** 83, als ſie aus Aegypten gegangen. Hieraus folget, daß etwan bis auf den Anfang der Knechtſchaft, 16 Jahre und zween Monate mehr heraus kommen. Dieſes befeſtiget dann die Summe von 430 Jahren, die Moſes überhaupt anmerket.

Die Iſraeliten haben alſo ihren Stand in Aegypten dreymal verändert. Sie ſind auf einander, Schäfer, Könige und Gefangene geweſen. Nun giebt es dreyzehn Erzväter, die von Vater auf Sohn, in Aegypten gelebet haben. Insgemein rechnet man drey Generationen auf hundert Jahre in der Chronologie; folglich machen dreyzehn Generationen 430 Jahre.

Das Schäferleben und die Gefangenſchaft der Iſraeliten in Aegypten, ſind außer allem Zweifel. Nur das bleibt noch zu beweiſen übrig, daß ſie auch daſelbſt Könige geweſen ſind. Die Bibel redet nicht ausdrücklich davon; ſie zeigt aber, daß ſie allda königlich gehandelt: und folglich iſt es faſt eben ſo viel.

In der heil. Schrift ſcheint ein Zwiſchenraum von **Joſephs** Tode an, wobey das 1 **B. Moſe** aufhöret, bis auf **Moſes** Geburt zu ſeyn, mit welcher das 2 **B. Moſe** anfängt. Eben dieſe Lücke iſt, nach dem Herrn **Boivin**, die Geſchichte der ſechs ephraimitiſchen Könige, die uns fehlet.

Es ſind verſchiedene Bücher der heil. Schrift verlohren gegangen, deren Geſchichte dieſe Zeit betrifft. Das Buch von den Streiten des Herren (Numer. cap. 22.) welches Moſes anführet, iſt von dieſer Zahl. Der Namen, die Streite des Herren, zeiget, daß darinnen von den Religionskriegen der Iſraeliten, mit den andern ägyptiſchen Einwohnern, gehandelt werde. Eben dieſer Moſes führet im 4 Buche, verſchiedene Verſe aus einem Buche voller Geſänge an, welches mit dem Buche von den Streiten des Herrn, einerley Materie enthalten.

Das Buch der Richtigen, das heißt, des Volks Gottes, gehört auch mit in die Zahl der verlohrnen Bücher. Daſſelbe handelte zugleich von den Wunderwerken und Kriegen, die ſich in Aegypten zugetragen, und es wird nicht nur vom Joſua (*h*) angeführet, ſodern auch im 2 B. der Könige (*i*). Moſes hat es nicht für gut befunden, die Auszüge dieſer Bücher mitzutheilen; indem ſie damals in aller Menſchen Händen waren.

Die Vermehrung der Iſraeliten in Aegypten war ſchon zu Jacobs Zeiten erſtaunlich: allein das iſt gar nicht zu verwundern, weil ſie noch außer der natürlichen Vermehrung, gewohnt waren, Proſelyten zu machen.

Nun ſetzt man ferner voraus, daß nach Jakobs Tode, Joſeph, welcher ſchon ſehr alt geweſen, ſich von Hofe wegbegeben, und bey ſeiner Familie, in ſeiner Provinz Goſen geſtorben ſey. Daß bey Joſephs Tode, ſich in Aegypten eine Aenderung der Herrſchaft eräuget, und daß die guten Pharaonen von demjenigen verdrungen worden, den man auf hebräiſch Vaheb, und in ägyptiſcher Sprache Timaus, nennet. Dieſer neue Pharao, der den Joſeph nicht gekannt hatte, ward über die Macht der Iſraeliter eiferſüchtig, und wollte in Goſen die alte Vielgötterey der Aegyptier einführen. Goſen liegt in Arabien, wie die griechiſche Bibel ſagt, und iſt eben das, was im Strabo und Ptolomäus das ägyptiſche Arabien genennet wird.

Ephraim

(*h*) Cap. 10.

(*i*) Cap. 1, v. 18.

Ephraim war dem Joſeph in allen ſeinen Vorrechten gefolget. Er war dem Manaſſe ſeinem älteren Buder vorgezogen worden, und er bekleidete die Stelle Rubens, des älteſten von allen Iſraeliten. **Ephraim iſt mein erſtgebohrner Sohn**, ſagt Gott, im Jeremia (k). Jakob hatte im Sterben geweiſſagt, daß der Hirte vom Joſeph gebohren wäre, und dieß iſt der **große Hirte**, der Fels Iſraels. Dieß wollte alſo ſo viel ſagen: daß Ephraim, der bereits gebohren war (l), der erſte König aus den Hirten und der Grundſtein des Reichs der Iſraeliten, in Aegypten, ſeyn ſollte.

Ephraim hatte Befehl, den wahren Gott an den falſchen Göttern der Aegyptier, und den Tod der guten Pharaonen, ſeiner rechtmäßigen Könige, und alten Beſchützer ſeiner Familie und ſeiner Religion, an den abgöttiſchen Prieſtern, den Weiſen und falſchen Propheten der Aegyptier, zu rächen.

Der 104 Pſalm (m) ſagt ausdrücklich, daß Gott ſein Volk in Aegypten, über ſeine Feinde erhoben habe. Dieſes aber drückt auf eine gnugſam deutliche Weiſe aus, daß die Iſraeliten, ägyptiſche Könige geweſen, und daß ihr Reich daſelbſt eine Zeitlang beſtanden habe.

Die heiligen Bücher der Aegyptier, verheelen nicht, daß Gott wider den Timaus, und wider Aegypten ſelbſt, erzürnt geweſen. Gleichwohl war Ephraims Haus bey dem erſten Feldzuge wider die Stadt, **Geth**, nicht glücklich, welche wohl dem **Gethſen** oder **Goſen**, den Namen gegeben haben mag, die man für **Abarin**, oder die Stadt **Typhon** der Aegyptier hält. Die Ephraimiten wollten ſich der Ländereyen bemächtigen, die um dieſe Stadt herum lagen und es blieben neun von Ephraims Söhnen todt dabey, die in dem erſten Buche (n) der Chronik genannt werden, nämlich, **Suthala** der erſte, **Bered**, **Thahath** der erſte, ſie, **Elada**, **Thahath** der andere, **Zabad**, **Suthala** der andere, **Ezer** und **Elad**.

(k) Cap. 31. v. 9.

(l) Gen. 49. v. 24.

(m) v. 24.

(n) Cap. 7. v. 20. 21

Ephraim beweinte ſie einige Tage lang. Seine Brüder, das heißt, ſeine Mitbrüder, unfehlbar in der Religion, kamen ihn zu tröſten und zu rächen (o). Alle ſowohl eingebohrne, als übergetretene Iſraeliten, welche die Hebräer unter dem Namen der Gerechten verſtehen, und die Aegyptier Schäfer nennen, thaten einen Einbruch in das eigentlich ſogenannte Aegypten, welches von aller Beſatzung entblößet war. Gott ſelbſt that Wunderwerke zum Beſten der Ephraimiten, in dem Thale **Tanis**, wie der 77 Pſalm ausdrücklich ſagt. **Vaheb** ward von einem Feuerwirbel verzehret, ſagt das Buch **von den Streiten des Herren**, nach dem Hebräiſchen (p). Die Sonne und der Mond ſtanden ſtill, ſo lange das Volk der **Frommen** ſich an ſeinen Feinden rächete, ſagt das Buch der **Frommen** im Joſua (q).

Man muß, ſetzt Herr **Boivin** hinzu, dieſen Einfall der Schäfer in Aegypten, unter dem Ephraim, mit demjenigen Eingange nicht vermengen, der ſich ein und ſiebenzig Jahre zuvor, unter dem Jakob zugetragen. Beyde geſchahen zwar an einem und demſelben Orte, und beyde geſchahen von Schäfern; aber weiter ſtimmen ſie auch in nichts überein. Jakobs Eingang war friedlich und nur für eine Familie zugeſtanden, die bloß nach Aegypten kam, den König zu ſprechen, und ſogleich wieder nach Goſen gieng, von wannen ſie gekommen war. Der Einfall aber unter dem Salathis Ephraim, geſchah mit Gewalt, mit einem unzählbaren Heere von Schäfern, welches kam, den neuen König abzuſetzen, und den ägyptiſchen Gottesdienſt aus dem Grunde auszurotten; damit der wahre Gott allein herrſchen möchte. Hier kömmt ein ereiferter Vater den Tod ſeiner neun Söhne, die Abſetzung ſeiner rechtmäßigen Könige und die von einem Abgötter angefochtene wahre Religion

(o) Paralip. Cap. 7. v. 22.

(p) Num. 21. v. 14.

(q) Cap. 10. v. 13.

ligion zu rächen. In dieſem Falle waren alle Grauſamkeiten geheiliget, und geſchahen auf Gottes Geheiß ſelbſt, der ſie durch Wunderwerke billigte.

Der Name Aegypten iſt ganz zweydeutig. Bald heißt er, das eigentlich ſogenannte Aegypten; bald, das ägyptiſche Arabien und alle Eroberungen der alten Könige von Aegypten, nach den verſchiedenen Zeiten; bald, die Religion der Aegyptier, oder was man den Aegyptianiſmum nennen könnte, und was wirklich in der heiligen ägyptiſchen Geſchichte, die **Wurzel von Aegypten** genennet wird. Kurz, die ägyptiſchen Juden werden zuweilen Aegyptier genennet, und alles dieſes durch eine Anticipation und auf eine ſehr ſeltſame Art: denn der Name Aegypten iſt griechiſch, und iſt erſt vom Könige **Sethoſis**, einem Bruder des **Danaus** erfunden worden, der 904 Jahre nach dem **Salathis** gelebet hat, wenn man dem **Manethon** glauben will.

Ephraim hatte, nach dem Tode ſeiner neun Söhne, noch einen, welcher **Beria**, das heißt, in der **Trauer**, genannt ward; indem er in währender Trauer um den Tod ſeiner Brüder gebohren war (r). **Sara**, Ephraims Tochter, die er aus dieſem Blutbade übrig behalten, ſagt die griechiſche Bibel, ließ drey Städte bauen, nämlich **Bethoron** die niedere, **Bethoron** die hohe und **Ozenſara**.

Der 9 v. des 77 Pſalms, lehret uns, daß die Ephraimiten ſich durch das Bogenſchießen, das heißt, durch die Kriegskunſt, viel Ehre erworben. Des Juda Nachkommen, thaten ſich ebenfalls durch die Waffen vor allen ägyptiſchen Iſraeliten hervor. Sie hatten ausdrücklichen Befehl bekommen, ſich darinnen zu üben, und aus ihren Mitteln ſtellte man die großen Feldherren und Heerführer dar; ſie waren aber gleichwohl allemal unter der Aufſicht und unter dem Schutze der Ephraimiten. Das Buch der

---

(r) 1 Paralip. 7. 23. 1 Paralip. 7. v. 24.

Frommen, welches im 2 Buche der Könige (s) angeführet wird, und das erſte Buch der Chronik (t) lehren es uns. **Mered**, einer von den Fürſten aus Juda, heirathete Pharaons Tochter, **Bithia** (u). Vielleicht iſt ſie eine von denen Gefangenen, welche die Schäfer mit den Kindern zurück zu behalten pflegten, um ſie zu bekehren: wie die überbliebenen Stücke der heiligen ägyptiſchen Bücher ſagen. Endlich arteten die ephraimitiſchen Könige in Aegypten aus. Sie vergaßen die Zeichen und Wunderwerke, welche Gott in Aegypten zu Tanis für ihre Väter gethan hatte. Sie beleidigten Gott, der ſich rächete, und endlich verlohren ſie die berühmte Schlacht, in welcher ihr Reich untergieng. Dieß iſt offenbar der Sinn des 77 Pſalms (x). Die Iſraeliten hatten mit der Zeit den wahren Gott verlaſſen, um die ägyptiſchen Götter anzubethen, wie Joſua (y) ſagt; und dieß war die Urſache ihres Unterganges und der langen Gefangenſchaft, von neun und neunzig Jahren, und zween Monaten.

So iſt der Grundriß von des Herrn **Boivins** Abhandlung, von den **königlichen Schäfern** beſchaffen: und da die Frage ſowohl der Neugierde werth, als auch wichtig iſt; ſo wird man es nicht ungern ſehen, auch die Einwürfe zu wiſſen, die dieſes Lehrgebäude erlitten hat, inſonderheit was der Abt **Banier** dawider (z) eingewendet hat: nämlich, daß Joſephus niemals im rechten Ernſte geglaubt, es hätten ſeine Vorfahren in Aegypten regiert. Daß, wenn es auch wahr wäre, daß er in den Büchern wider den **Appion**, in welchem er alles zu nutzen ſcheint, was nur ſeinem Volke vortheilhaft ſeyn kann, **Manethons** Meynung von den königlichen Hirten anzunehmen ſchiene: es dennoch gewiß ſey, daß wenn er dieſe Meynung für wahr gehalten, er in ſeinen jüdiſchen Alterthümern auch davon geredet haben würde, wo er doch gar nichts davon erwähnet. Vielmehr ſchlägt er dieſen Begriff ganz zu Boden, indem er die Folge der Geſchlechregiſter mittheilet, und er läßt dem Herrn **Boivin** keine andere Zuflucht, als zu der Unwiſſenheit dieſes Geſchichtſchreibers, in einer Sache; die ja gewiß von einem Manne nicht leicht vergeſſen werden konnte, der in den Alterthümern ſeines Volks ſo erfahren war, als **Joſephus**. Wenn er übrigens in Manethons Büchern, Sachen erfahren, die ſeinem Vaterlande ſo vortheilhaft ſind; warum hat er ſie denn nicht ſeiner Geſchichte einverleibet? Ueberhaupt ſcheint Joſephus ſehr unſchlüſſig zu ſeyn, was er zu Manethons Erzählung ſagen ſoll. Er möchte gern die Nachricht dieſes Schriftſtellers von der königlichen Würde der Iſraeliten, zu ſeinem Vortheile ergreifen; allein, da er ſie der heil. Schrift nicht gemäß findet, ſo erklärt er das Wort Hicſos welches Manethon gebraucht hat, auf zweyerley Art, und ſagt, es bedeute ſowohl gefangene Hirten, als königliche Hirten.

(s) Cap. 1. 18.

(t) Cap. 5. v. 8.

(u) 1 Paralip. 4. v. 18.

(x) v. 9. 10. 11. 12. 42. 43

(y) Cap. 24. v. 14

(z) im 1715. Jahre.

Manethons Anſehen, ſagt der Abt Banier, iſt dem Herrn **Boivin** nichts günſtiger, als des Joſephus ſeines. Manethon (*a*) ſchließt in denen ſechs Konigen, deren Namen er uns meldet, nicht die ganze Dynaſtie der Hirten ein. Er füget hinzu, es hätte noch verſchiedene andere gegeben, die ihnen gefolget wären; ſie wären aus dem Oriente gekommen, hätten einen Einfall in Aegypten, mit einem Heere von 24000 Mann gemacht, und nachdem ſie den Sitz ihrer Monarchie zu Memphis feſtgeſtellt, hätten ſie 511 Jahre daſelbſt regiert. Dieſe Erzählung, und was in Manethons Ueberbleibſeln darauf folget, ſchickt ſich auf keinerley Weiſe für die Hebräer, welche bloß 72 Mann ſtark nach Aegypten kamen, lange Zeit daſelbſt gefangen waren, und welche, man nehme nun eine Zeitrechnung an, welche man will, höchſtens nur 430 Jahre allda geblieben. Es dienet auch zu gar nichts, wenn man voraus ſetzt, daß

die

(*a*) im Joſeph Lib. 1. wider den Appion.

die Hebräer, zu Ephraims Zeiten, noch einmal nach Aegypten gekommen. Kann man auch wohl ſagen, man komme in ein Land, in welchem man ſchon lange Zeit ſaßhaft geweſen? und würde man wohl ſagen, daß ein Einbruch von Völkern, die z. E. Languedoc, oder Gaſconien bewohnen, und Paris belagern kämen, ein Einfall in das Königreich Frankreich wäre? Warum theilt man auch noch übrigens Manethons Fragment, um nur dasjenige heraus zu nehmen, was die ſechs Könige betrifft, die dieſer Schriftſteller nennet, und warum verwirft man das übrige als fabelhaft? da doch, außerdem, daß alles was er auf dieſer Stelle ſagt, einerley Glaubwürdigkeit haben muß, es auch gewiß iſt, daß ſeine Erzählung nicht die mindeſte Verhältniß mit demjenigen hat, was die heil. Schrift von dem Aufenthalte der Hebräer in Aegypten, ſaget. Dort ſind es arme Hirten, die da kommen, ſich der Gnade eines Prinzen zu überliefern: der ſie in Anſehung ſeines Staatsbedienten, aufnimmt; im Manethon iſt es ein feindliches Heer, das ſeine Staaten überſchwemmt. Auf einer Seite, ziehen die Juden mit 600 tauſend Mann, durch ein erſtaunlich Wunderwerk aus; in der ägyptiſchen Geſchichte, ſind ihrer nur 240 tauſend, die ſich nach Abrain zurückziehen, und von dannen durch Capitulation weiter ziehen. Die heil. Schrift redet von der Rückkehr der Iſraeliten nach Aegypten nicht, Manethon allein bringt die Schäfer wieder hin (b).

Wenn auch gleich die Juden 430 Jahre in Aegypten geblieben wären, wie Herr **Boivin** will, ſo kömmt ihm dennoch Manethons Ueberbleibſel nicht zu ſtatten. Was wird aber aus ſeiner Meynung, wenn ſie vollends nur 215 Jahre daſelbſt gewohnet haben? Gleichwohl iſt dieß die Meynung, nicht nur der mehreſten Gelehrten, ſondern ſie iſt auch der heil. Schrift und dem Joſephus ſelbſt, am gemäßeſten. Die Texte ſind offenbar, und

---

(b) Siehe das 1 Buch wider den Appion.

wenn ja die heiligen Geſchichtſchreiber zuweilen von 430 Jahren reden; ſo iſt es offenbar, daß ſie in dieſen Raum diejenige Zeit mit einſchließen, welche ſeit der Verheißung die dem Abraham geſchehen, bis auf die Niederlaſſung der Juden im gelobten Lande, verfloſſen iſt (c). **Nun iſt ja die Verheißung dem Abraham und ſeinem Saamen zugeſagt . . . ich ſage aber davon: das Teſtament, das von Gott zuvor beſtätiget iſt auf Chriſtum, wird nicht aufgehoben, daß die Verheißung ſollte durch das Geſetz aufhören, welches gegeben iſt über vier hundert und dreyßig Jahre hernach.** Und wenn die ſiebenzig Dollmetſcher eben dieſe Zeit von 430 Jahren ſetzen; ſo verſtehen ſie ſolche ebenfalls von dem Aufenthalte der Juden, ſowohl im gelobten Lande, als in Aegypten. Joſephus iſt eben dieſer Meynung (d), indem er ausdrücklich ſagt, die Hebräer wären 430 Jahre, nach Abrahams Einzug in das gelobte Land, aus Aegypten gezogen; findet man aber ja in einer Stelle ſeiner Geſchichte die Worte: **ſo giengen 400 Jahre vorbey**, ſo muß da ein Fehler ſeyn. Dieſe Stelle hat leichtlich können verſtümmelt werden, dahingegen die andern eine chronologiſche Folge in ſich halten, die einem gar nicht erlaubet, an ſeiner Meynung zu zweifeln (e). Dieſer Geſchichtſchreiber ſelbſt, wenn er den Cheremon widerlegt, welcher geſagt hatte, Moſes und Joſeph wären zu einer Zeit aus Aegypten vertrieben worden, ſetzt hinzu, es wären zwiſchen dieſen zween großen Männern vier Generationen geweſen, welches nur 100 oder 150 Jahre ausmachen kann.

Nach dem Herrn Abte Banier iſt es ſehr leicht, aus dieſem zwo Folgen wider den Herrn Boivin zu ziehen; die eine, daß die Eintheilung, die er von dreyen Ständen der Juden in Aegypten macht, nicht beſtehen kann, weil ſie ſich nur auf den 430 jährigen Aufenthalt gründen; der aber durch die heil. Schrift und den Joſephus, ganz zernichtet wird. Die andere, daß gar keine Lücke zwiſchen dem erſten und andern B. Moſe zu finden ſey; weil da das 46 Capitel des 1 B. Moſe der Söhne Jakobs, des Levi, Gerſon, Kahath und Merari erwähnet, und das 2 B. Moſe im erſten Capitel, vom Amram, Kahaths Sohn, des Moſes Vater, handelt, alle Geſchlechtregiſter hier ununterbrochen zu ſeyn ſcheinen. Wenn aber in dieſem Buche der Verfaſſer gleich auf den Moſes verfällt, ungeachtet er erſt lange Zeit nach dem Joſeph gelebet hat, mit deſſen Tode das 1 B. Moſe aufhöret; ſo geſchieht es deswegen, weil dieſer große Mann, da er, bis auf die Erlöſung des Volks Gottes nichts ſonderliches zu erzählen hatte, ſich damit begnüget, daß er in wenigen Worten erzählt, wie die politiſche Eiferſucht des neuen Pharao, die Iſraeliten, nach Joſephs Tode, in die Dienſtbarkeit geſtürzet, um hernach ausführlich auf alle Wunderwerke zu kommen, wodurch Gott dieſelben erlöſete. Dieß iſt faſt in allen Büchern der heil. Schrift gebräuchlich.

(c) Gal. 3. v. 16.

(d) Ant. Lib. 2.

(e) Lib. 1. contr. Appion.

Der Herr Abt **Banier** ſetzt noch hinzu, daß wenn es auch zwiſchen dem 1 und 2 B. Moſe eine Lücke gäbe, dennoch das Buch **von den Streiten des Herren** ſelbige ſehr ſchlecht ausfüllen würde. Denn aus was für Urſachen ſollte man wohl an dieſer Stelle ein Buch einrücken, von welchem wir nichts anders wiſſen, als daß es die Kriege des Herren enthalten, ohne daß deren Zeit noch Ort beſtimmet worden? Will aber Herr **Boivin**, daß es vielmehr von den ephraimitiſchen Kriegen gehandelt habe, die die Eroberung von Aegypten betroffen; als von den Wundern die Gott im gelobten Lande gethan, oder bey dem Ausgange aus der ägyptiſchen Dienſtbarkeit, wie alle Ausleger wollen: ſo ſteht es dahin, wie er dieſes beweiſen will! da wir von dieſem ganzen Buche, nichts als den einzigen Vers übrig haben, den Moſes im 2 B. v. 14 anführet: **Daher ſpricht man in dem Buche von den Streiten des Herrn, daß Vaheb in Supha, und die Bäche am Arnon, und die Quelle der Bäche, welche reicht hinan zur Stadt Ar** ꝛc. deſſen eigentlicher Sinn dieſer iſt, daß Gott im Sinne hatte, nahe bey dem Strome Arnon, in dem Lande der Ammorrhäer und Moabiter, eben die Wunder zu thun, die er beym Uebergange durchs rothe Meer gethan hatte; und daß er die Könige der Amorrhäer verſtocken wollte, eben wie er den König von Aegypten verſtocket hatte. Jedoch ohne ferner den Sinn dieſer Stelle auszuforſchen, welche im Hebräiſchen nicht einmal einen vollkommenen Verſtand hat (f); ſo iſt es genug, wenn man die Unmöglichkeit der ägyptiſchen Eroberung durch die Iſraeliten zeiget, welche wenig Jahre nach Joſephs Tode, in gar zu geringer Anzahl, und nur 71 Jahre nach ihrer Ankunft in dieſes Königreich waren, um die Bemeiſterung deſſelben zu unternehmen; und es iſt ganz unnützlich, die Ueberläufer ſo ſie gemacht hatten, unter ihr Heer zu ſtellen. Fremde, in eine kleine Provinz vertriebene Leute, bringen kein Heer von 240 tauſend Mann, in kurzer Zeit, ohne Geld, noch Beyſtand auf, ohne daß die Statthalter es erfahren, und dem Könige ſelbſt es zu Ohren komme. Diejenigen ſo ſich zu einer Religion wenden, ſetzen ſich deswegen nicht wider den rechtmäßigen Landesherrn, wider ſein Haus und ſeine Kinder; und zudem ſagt die heilige Schrift (g): daß, ſobald die Juden angefangen ſich zu vermehren, Pharao darüber unruhig geworden ſey, und beſchloſſen habe, ſie zu unterdrücken. Sie geriethen folglich in die Knechtſchaft, ſobald ſie nur anfingen, ſich durch ihre Anzahl furchtbar zu machen: und in dieſem Stande blieben ſie, bis Moſes ſie befreyete. Wo iſt nun die Zeit ihres königlichen Standes? Wohin will man eine Regierung von zwey hundert neun und funfzig Jahren ſetzen?

(f) Man ſehe den Ferrarius, Vatablus, Mercerus u. a.

(g) 2 B. Moſ. 1. v. 8.

Man unterſuchet hier nicht, wer dieſer neue Pharao geweſen, der den Joſeph nicht gekannt haben ſoll, das heißt, der gar keine Acht auf die wichtigen Dienſte gehabt hat, die dieſer große Mann unter der vorigen Regierung geleiſtet hatte. Genug, daß er die Iſraeliten in eine harte Sklaverey geſtürzet hat: **Wir wollen ſie mit Liſt dämpfen, daß ihrer nicht ſo viel werden** (b). Man ziehe die Bibel und den Joſeph zu rathe, ſo wird man nichts als Sklaven in derjenigen Zeit finden, in welcher man glaubt, die Iſraeliten wären Meiſter vom größeſten Theile Aegyptens geweſen.

Es ſetzet ſich daher alles wider den königlichen Stand der Ephraimiten; inſonderheit ſchweiget die heilige Schrift von dieſer Sache gänzlich ſtille, ſowohl als die Propheten: die doch ſonſt keine Gelegenheit verſäumen, den Hebräern ihren Undank vorzurücken. Man weis, wie ſie ihnen alle Augenblicke die Wohlthaten zu Gemüthe führen, ſo ſie von Gott empfangen, die Wunderwerke, ſo er, inſonderheit in Aegypten für ſie gethan: alles aber zielet bloß auf ihre Befreyung, auf den Durchgang durch das rothe Meer, und von dieſem vorgegebenen königlichen Regimente, wird gar nichts geſagt. Die Wunderwerke, welche Gott, wie Herr **Boivin** ſagt, gethan haben ſoll, um ſie zu Herren von Aegypten zu machen, unter welche er den Stillſtand der Sonnen zählet, und daß **Vaheb** oder **Typhon**, von einem Feuerwirbel verzehret worden; alle dieſe erſtaunlichen Wunder ſind vergeſſen, man muß ſie in einem verlornen Buche ſuchen: dahingegen die andern, faſt auf allen Seiten der heiligen Schrift vorkommen. Iſt es nun nicht natürlich zu glauben, daß, wenn die heilige Schrift ſagt, Gott habe Wunderwerke in Aegypten gethan, man ſolches von denen Wunderwerken verſtehen müſſe, die Gott gethan, um ſein Volk zu befreyen, welches auf eine ſo merkwürdige Weiſe aus dem Königreiche gieng, ſo wie es auch die Propheten verſtanden haben, die ſich ſo oft darauf beziehen.

(b) Am angezogenen Orte.

Endlich, beſchließt der Herr Banier, wenn die heilige Schrift in dem 1 B. der Chronik, Ephraims Kinder an einem Orte nennet, allwo ſie von einem andern Ephraim redet, der nicht Joſephs Sohn war: ſo muß man ſolches von ſeinen Nachkommen verſtehen, wie es in den Büchern der Schrift auch ſehr gewöhnlich iſt. Es iſt augenſcheinlich, daß in dieſem Capitel derer Kriege gedacht wird, die im Lande Canaan geführet worden, und daß die Einwohner zu Gath, welche die Kinder Ephraims getödtet, von Gath ins gelobte Land gekommen, und nicht von Goſen in Aegypten. Dieß iſt eben das Gath, davon im 1 Cap. des 2 B. der Könige geredet wird: **Sagt es nicht an zu Gath und verkündigt es nicht zu Aſcalon, damit ſich die Söhne der Philiſter nicht freuen** ꝛc. Daß Sara die Städte Bethoron die hohe, Bethoron die niedere und Ozenſara, in Judäa gebauet; indem, nach allen Erdbeſchreibern, man dieſelben dorthin, und nicht nach Aegypten ſetzen muß, als woſelbſt ſie nie gelegen. Daß, wenn Gott im 105 Pſalme ſaget, er habe ſein Volk in Aegypten über ſeine Feinde erhoben: **er ließ ſein Volk ſehr wachſen und machte ſie mächtiger denn ihre Feinde;** er von der wundernswürdigen Vermehrung der Hebräer rede, welche die Pharaonen ſo eiferſüchtig machte, und von ihrer Erlöſung durch Moſen: und in dieſer Stelle iſt nicht die mindeſte Abzielung auf ihre königliche Würde. Daß endlich, wenn Joſua in des 10 Cap. 13 v. ſagt, es ſtehe im Buche der Frommen geſchrieben: die Sonne und der Mond wären ſtille geſtanden; er von dem Wunderwerke rede, welches an eben dieſem Tage, ihm zu gute geſchehen, und welches allem Anſehen nach, in dem von ihm angezogenen Buche verkündigt geſtanden. Die Stelle lautet ſo: **Da ſtund die Sonne und der Mond ſtille, bis daß ſich das Volk an ſeinen Feinden rächete. Iſt dieß nicht geſchrieben im Buche des Frommen? Alſo ſtund die Sonne mitten am Himmel, und verzog unterzugehen einen ganzen Tag.** Der 14 Vers zeigt ausdrücklich, daß eben dieſes Wunder ſonſt noch niemals geſchehen war: **und es war kein Tag dieſem gleich, weder zuvor noch darnach.** Und wenn Jeſaias (*i*) und der Verfaſſer des **Predigers** dieſes Wunderwerks gedenken, ſo deuten ſie gar auf kein ähnliches Wunderwerk, ſo jemals in Aegypten geſchehen.

Herr **Boivin** gab ſich auf dieſe Einwürfe des Abts **Banier** noch nicht überwunden. Er wandte ihm ein, erſtlich: daß es eine Dynaſtie von Hirten in Aegypten gegeben, und daß dieſe Hirten die Voraltern der Juden geweſen; wie die geheiligten Originale der Aegyptier, welche vom Manethon angeführet werden, mit ausdrücklichen Worten ſagen; ſo daß man nichts mehr brauche, als daß man in der Bibel nachforſche, wer dieſe ägyptiſchen Könige geweſen. Es ſind Bücher von der Bibel verloren gegangen; allein es müſſen darinnen noch Spuren, von einer ſo merkwürdigen Geſchichte zu finden ſeyn, wie man in der Folge ſehen wird. Uebrigens ſind, St. Theophilus von Antiochien, St. Hieronymus und alle erſte Chriſten, ſowohl als Joſephus, überzeugt geweſen, daß dieſe königliche Hirten, Nachkömmlinge des Patriarchen Joſephs geweſen, der in Aegypten ſo mächtig war.

Herr **Boivin** hat in der heiligen Schrift gefunden, daß Ephraim, Joſephs Sohn, in Aegypten Kriege geführet, daß er daſelbſt 9 Söhne in einer Schlacht verloren, daß eine von ſeinen Töchtern daſelbſt 3 Städte erbauet, daß Gott allda für die Ephraimiten in der Ebene zu Tanis Wunder gethan, daß ihre Nachkommen daſelbſt abgefallen, daß ſie an einem Schlachttage geſchlagen und gefangen geführet worden (*k*).

Nach dieſen vorläufigen Sätzen, ſchreitet Herr **Boivin** zu den vornehmſten Einwürfen des Herrn Abts **Banier**. Der erſte iſt, daß er den Manethon nur halb gelten läßt, und daß es nicht erlaubt ſey, aus einem Schriftſteller nur

---

(*i*) 28. v. 21.

(*k*) 1 B. der Chronik. Pſalm 78, v. 9. 10. 11. 12. 42. 43. Pſ. 105, v. 24.

dasjenige zu nehmen, was man zu brauchen denkt, und das übrige zu verwerfen.

Er verneinet, daß man den Schriftſtellern in allem glauben müſſe, was ſie ſagen; man glaubt ihnen in dem was wahr iſt; und widerlegt ſie in dem was falſch iſt. Es giebt hier ein gewiſſes Maaß. Manethon redet die Wahrheit, wenn er mit der Bibel übereinſtimmet; aber man muß ihm alle Umſtände verneinen, die ſich mit der heiligen Schrift nicht vergleichen laſſen: er iſt in der Hauptſache mit ihr richtig: das iſt genug. Die beſten Geſchichtſchreiber pflegen ſich in gewiſſen Umſtänden zu betriegen. Selbſt die bibliſche Chronologie ſcheint oftmals abzuweichen.

Der andere Einwurf des Herrn Banier iſt dieſer, daß Joſephus in ſeinen Alterthümern, keine Erwähnung der königlichen Hirten gethan, ſondern nur in ſeinen Streitbüchern wider den Appion: er habe alſo nicht im Ernſte geglaubt, daß die königlichen Hirten Hebräer geweſen, und er ſagte ſolches nur, um ſeine Gegner zu verwirren.

Auf dieſen Einwurf erwiedert man, daß ein verneinender Beweis, einen bejahenden nicht vernichten könne. Das Stillſchweigen beweiſe nichts, und kein Schriftſteller ſey verbunden, eine Sache vielmals vorzutragen.

Aber, ſagt man, wie iſt es möglich, daß Joſephus in ſeinen Alterthümern vergeſſen haben ſollte, von einer ſeinem Volke ſo rühmlichen Sache zu reden? Herr Boivin antwortet, wie zuvor, Joſephus hatte ſchon in ſeinen Büchern wider den Appion davon geredet, und ſich alſo eine Ehre daraus gemacht; ja, wenn man eine Muthmaßung wagen dörfte, ſo ſchließt er, Joſephs Stillſchweigen von dieſer Sache komme daher, weil die königlichen Hirten zur ägyptiſchen und nicht zur hebräiſchen Geſchichte gehören. Gleichwohl iſt es wahr, daß die ephraimitiſchen Könige, in gewiſſem Verſtande, auch zur hebräiſchen Geſchichte zu rechnen ſind; allein, würde wohl ein großes Unheil daraus entſtehen, wenn man ſagte, Joſephus habe vielleicht die ephraimitiſchen Könige in Aegypten nicht gekannt, und nicht gewußt, daß Salatis, Ephraim geweſen? Dieſes aber voraus geſetzt, hat er gar ihrer in ſeinen jüdiſchen Alterthümern nicht gedenken können. Herr **Boivin** begehrt übrigens für dieſe Muthmaßung nicht Bürge zu ſeyn: aber, ehe man eine beſſere ausfindet, iſt dieſe hinlänglich, Joſephs Stillſchweigen zu entſchuldigen.

Herrn **Baniers** dritter Einwurf, iſt dieſer, daß in dem erſten Buche wider den Appion, Joſephus im Abſehen auf der Hebräer königliche Würde, von welcher Manethon redet, ungewiß zu ſeyn ſcheint. Herr **Boivin**, um hierauf zu antworten, verfolgt nur den Text dieſes Geſchichtſchreibers, der ausdrücklich ſagt, die Aegyptier wären eiferſüchtig darüber, daß die Hebräer in Aegypten regieret hätten: ὅτι κατὰ τὴν χώραν αὐτῶν ἐδυνάστευσαν ἡμῶν οἱ πρόγονοι; welches eben ſo viel iſt, als ob er ſagte, die ägyptiſchen Könige wären die Hebräer.

Endlich wirft der Herr Abt **Banier** dem Herrn **Boivin** ein, daß Joſephus die heiligen Schriften der Aegyptier lobe, und daß Manethon das Volk der Hycſos, Gefangene nenne: Hycſos aber, nach dem Joſephus, ſowohl gefangene Hirten, als königliche Hirten, heiße; und ſchließt daraus, dieſer Geſchichtſchreiber habe alſo nicht geglaubt, daß ſie wirkliche Könige geweſen. Hierauf antwortet man: Joſephus ſelbſt biethe die Auflöſung dieſer Schwierigkeit dar, indem er uns, an eben dem Orte meldet: daß ſie nach dem Patriarchen Joſeph, dem berühmten Gefangenen, der ſie hatte kommen laſſen, Gefangene genannt werden. Daß man ſie alſo, nach ſeinem Namen, die gefangenen Hirten genennet, als einen Ehrentitel, der ſie von andern Hirten unterſchiede, die ſonſt in Aegypten verachtet wurden, welches aber nicht hindere, daß ſie Könige geweſen ſeyn können.

Der Herr Abt **Banier** hatte in einer andern Verſammlung, der Meynung des Herrn **Boivin**, das Anſehen des Ritters **Marsham** entgegen geſtellt, welches gerade wider

der dieſes Vorgeben läuft. Herr **Boivin** geſteht zu, daß der Ritter Marsham die Frage viel gelehrter abgehandelt habe, als irgend ein Kunſtrichter; aber zu allem Unglücke iſt er ein Neuerer, und hat alſo in Sachen des Alterthums nicht viel Gewicht. Er hat nicht gewußt, daß **Ephraim** der **Salatis** geweſen. Er hat geglaubt, der Aufenthalt in Aegypten habe nur 215 Jahre, anſtatt 430 gedauret. Folglich hat er ſich ſelbſt außer Stand geſetzt, dieſe Entdeckung zu machen. Es iſt unmöglich, daß 259 Jahre und zehn Monate Regiment, einen Theil von 215 Jahren Aufenthalt machen könnten; und dieſes iſt die Falle dieſes gelehrten Mannes, deſſen Einwürfe an der Zahl, viere ausmachen.

Die Iſraeliten ſind 71 oder 72 Perſonen ſtark nach Aegypten gekommen. Die königlichen Hirten drungen an der Spitze von 240 tauſend Mann, hinein. Die Iſraeliten wohneten zu Goſen; die Hirten zu **Memphis**. Jene haben nur 215 Jahre in Aegypten gewohnet; und kurz, die Hebräer waren den Pharaonen unterthan; die Hirten aber waren ſelbſt unumſchränkte Herren.

Es hat, ſagt Herr **Boivin** um dieſen Einwürfen zu begegnen, zween Eingänge der Iſraeliten in Aegypten gegeben. Der erſte war friedlich und erbethen, und beſtand nur aus ein oder zwey und ſiebenzig Perſonen, das heißt, aus des Patriarchen Jacobs Hausgeſinde. Der andere, viel ſpätere Eingang unter den böſen Pharaonen, geſchah mit gewaffneter Hand; als Ephraim, den die Aegyptier **Salatis** nennen, an der Spitze von 240000 Mann, ſich des ägyptiſchen Thrones bemeiſterte.

Man geſteht zu, daß die Iſraeliten zu Goſen gewohnet haben, ſo lange ſie nur bloße Hirten geweſen, das heißt, unter den Regierungen der gütigen Pharaonen; daß ſie ſich aber nach Memphis geſetzt, ſobald ſie das ägyptiſche Königreich erobert gehabt. Der Aufenthalt der Iſraeliten in Aegypten, iſt, weder von 215 noch von 511 Jahren; ſondern wohl 430 Jahre, wie Moſes ſagt, dem man folgen muß. Endlich, ſo muß man die drey Stände der Hebräer in Aegypten wohl unterſcheiden: ſie ſind daſelbſt nach einander, Hirten, Könige und Gefangene, geweſen. Nun iſt es gewiß, daß in der ganzen Zeit, da ſie, entweder Hirten, oder Gefangene, waren, ſie Unterthanen der Pharaonen geweſen; aber man kann auch nicht ſtreiten, daß ſie nicht Monarchen geweſen, ſo lange ſie nämlich, durch das Recht der Eroberung, Könige von Aegypten waren.

* *

VII.

Herrn Simons Abhandlung, von den Freyſtätten.

1714.

So bald die Menſchen angefangen, den Urheber der Natur anzurufen, ſo bald ſie demſelben Altäre aufgerichtet und Opfer gebracht haben, um ihn, als den oberſten Befehlshaber ihres Schickſals zu erkennen, und um ſeine Hülfe zu bitten; ſo haben ſie dafür gehalten, daß er auf eine ganz beſondere Weiſe an denjenigen Orten zugegen wäre, allwo ſeine Geheimniſſe begangen würden, und haben ſich geſcheuet, an denenſelben gegen andere unerbittlich zu ſcheinen, in der Zeit da ſie dieſes Weſen gegen ſich zu erweichen trachteten. Dieſe ehrerbiethige Furcht, bewog ſie nun mit denjenigen glimpflich zu verfahren, die dahin flüchteten, und zu verhindern, daß ihnen keine Gewalt geſchähe. Hierinn beſteht eigentlich das Vorrecht der Freyſtätte, von welchem im 1711 Jahre Herr Simon eine akademiſche Vorleſung hielt.

Es iſt wahrſcheinlich, daß die Altäre, welche von den alten Patriarchen auferbauet worden, eben dieſes Vorrechts genoſſen, wovon Moſes die Mörder ausſchloß, welche zu denen Altären flüchten möchten, die er erbauet hatte. Die Stiftshütte (*l*) und die zween Tempel zu Jeruſalem, waren ebenfalls unverletzliche Freyſtätte, welche von verſchiedenen regierenden Fürſten in Juda, entweder aus Andacht, oder Staatskunſt, beybehalten worden. Die Städte und Freyplätze, welche **Moſes** beſtimmet und **Joſua** beſtätiget hatte (*m*), waren ſichere Oerter für alle diejenigen, die das Unglück gehabt, wider Willen einen Mord zu begehen. Dieſe Häupter der **Hebräer** hatten keine andere Abſicht gehabt, indem ſie dieſe Verordnung gemacht, als die Vergießung des unſchuldigen Blutes zu verhindern; und dem unverſöhnlichen Haſſe dieſes rachgierigen Volkes einen Zaum anzulegen.

Die Freyſtäten des Heidenthums gründen ſich auf eben dieſen Satz. Die Fabel iſt ein Schatten der Wahrheit, allein ihr Urſprung iſt weder ſo alt, noch ſo gewiß. Diejenigen, die man bis auf die Geburt der Götter hinaus führet, hängen von dem Zeitpuncte dieſer Gottheiten ab; der aber nicht beſtimmt genug iſt. Die Geſchichte eines ſogenannten **Aſſyrophenes** Königs von Aegypten, welche von einigen Neuern (*n*) angeführet wird, als ob er der erſte Stifter der Freyſtätte, ſo wohl als der Abgötterey geweſen wäre; iſt nichts gewiſſer, und ſcheint nach einer Stelle des **Buchs der Weisheit** geſchmiedet zu ſeyn, die dieſe Sache nicht ausdrücklich erkläret.

Das Heldenalter, welches auf die Zeit der Fabelgötter folgte, biethet ſchon gewiſſere Beyſpiele von verſchiedenen errichteten Freyſtätten dar, allein ſie ſind alle ſpäter, als die Iſraelitiſchen. Eine der älteſten iſt diejenige, die **Kadmus** zu **Theben in Böotien** eröffnet hat (*o*). Dieſer Prinz war in dem, an das gelobte Land gränzenden **Phönicien**

(*l*) Exod. 21. Marc. 10.

(*m*) Num. 35. v. 11. Deut. 4. v. 41. 19. v. 2. 7. Ioſua 20. Deuter 19.

(*n*) Fulgentius, Toſtatus.

(*o*) Pauſan. in Lacon.

nicien gebohren: da er nun die Erweiterung der Freyſtädte durch den Zulauf der Flüchtenden ſah; ſo bediente er ſich allem Anſehen nach, dieſes Mittels, um ſeine neue Stadt zu bevölkern, indem er daſelbſt allen denen, die ſich dahin flüchten würden, einen Aufenthalt gab; ohne ſich viel um ihren Stand, noch um die Urſache ihrer Flucht zu bekümmern. **Theſeus** und **Romulus** haben ſich eben dieſer Staatsliſt bedient (*p*).

Da nun die Freyſtätte einen Theil des öffentlichen Rechtes ausmachten: ſo konnten ſie auch nur von einer unumſchränkten Gewalt eingeſetzet werden. Nur denen, die über die Geſetze Herren ſind, ſteht es zu, Freyheiten zu ertheilen, die einen der Geſetze erlaſſen. Gott ſelbſt, der doch ſehr harte Strafen auf den Todtſchlag verordnete, nahm die Todtſchläger, die wider Willen einen Mord begangen, davon aus, und wies ihnen ſo gar Plätze zur Sicherheit an. Seine ſchreckliche Gegenwart, die ſich in ſeinem Tempel ſo ſichtbarlich offenbarete, war die ſichtbare Schutzwache der unſchuldig Verfolgten, die ihr Heil zu den Füſſen ſeiner Altäre ſuchten. Die Heiden leiteten ebenfalls die Erbauung ihrer Freyſtäte von ihren berühmten Tempeln, von der Gnade ihrer Götter, oder von der Menſchenliebe ihrer Helden ab.

Man glaubte, **Cybele** hätte die Freyſtat **Samothracia** gegründet (*q*). Des **Apollo** und der **Diana** Geburt hatte die in **Epheſus** geweihet, wie die **Epheſer** vorgaben: wiewohl die gemeine Meynung dahin geht, ſie wären in der Inſel **Delos** gebohren. Der ägyptiſche **Herkules** ward für den Urheber der canopiſchen Freyſtat gehalten. Einige andre, als der **ſtratonyciſchen Diana** zu **Smyrna**, und des **tenianiſchen Neptuns**, hatten ihre Errichtung den Orakelſprüchen zu verdanken (*r*). In Ermangelung gewiſſer Beweiſe, war ſchon der undenkliche

Beſitz,

(*p*) Plut. in Theſeo, et Romulo.
(*q*) Diod. Sic. Lib. 5. Tacit. Ann. L. 3.
(*r*) Herod. L. 1. Tac. Ann. L. 3.

Beſitz, Namens genug: und hierzu nahm man ſeine Zuflucht mit Bewilligung der Fürſten und Republiken. Hierauf beriefen ſich auch inſonderheit die griechiſchen und aſiatiſchen Städte, bey der Unterſuchung, die auf **Tibers** Befehl, in Abſicht auf das Freyſtäterecht angeſtellt ward, welches viele von ihnen genoſſen. Dieſer Kaiſer, da er alle dergleichen Vorrechte unterſuchen ließ, und keine beſtätigte, als die wohl gegründet befunden wurden, gab dadurch deutlich genug zu erkennen, daß die Errichtung der Freyſtäte ein Vorrecht der unumſchränkten Macht ſey. Dieſe Beſtätigung, welche **Tacitus** (L. 4. Annal.) anführt, und durch viele Schaupfennige vom **Tiber** und ſeinen Nachfolgern beſtätiget wird, in welchen die meiſten von dieſen Städten, ſich heilige und Freyſtäte nennen, widerlegen die Stelle in **Suetons Tiber**, welche verſichert, daß ſie alle abgeſchaffet worden.

Dieſe den geheiligten Orten zugeſtandene Befreyung, war im Urſprunge bloß für die Unglücklichen, und nicht für die Verbrecher, ertheilet; man riß ſie vielmehr mit Gewalt heraus, um ſie zum Tode zu führen (s). Diejenigen, die in eine Freyſtat geflüchtet waren, mußten vor den Richtern Beweiſe ihrer Unſchuld führen, wenn ſie daſelbſt ſicher bleiben, und nach dem Tode des Oberprieſters wieder in ihr Vaterland eingeführet werden wollten. **Salomon** ließ im Allerheiligſten ſelbſt den **Joab** tödten, der vieler Verbrechen ſchuldig war. In der Geſchichte des **Thucydides** im vierten Buche, ſagen die **Athenienſer**, zu ihrer Rechtfertigung wider die Beſchuldigungen der **Böotier**, daß die Altäre der Götter nur Freyſtäten für unerſetzliche Verbrechen wären: und man ſieht im **Livius** (Decad. 5. Lib. 9.) daß der Mörder des Königes **Eumenes** die Freyſtat im **ſamothraciſchen** Tempel verlaſſen muß, als einer, der es nicht verdient, derſelben zu genießen. **Tacitus** läßt (Ann. Lib. 3.) einem Rathsherrn in **Tibers** Gegenwart ſagen: daß man nicht ins **Capitolium** flüchtete, noch in die andern Tempel, um die Freyſtäte zu misbrauchen, und ſeinen Verbrechen die Unſtrafbarkeit zu erſchleichen.

(s) Ioſ. 20, 1.

Es iſt wohl wahr, daß die Fehler die man aus einer unvermeidlichen Nothwendigkeit geſchehen zu ſeyn glaubte, verzeihlich zu ſeyn ſchienen. So giengen auch die Furien, welche den **Oreſtes** allenthalben verfolgten, nicht mit in den Tempel des **Apollo**, dahin er geflüchtet war: vltricesque ſedent in limine dirae (Virg. Aeneid. L. 4.) Er ward auch endlich durch den Ausſpruch der Götter losgezählet. Die Sache derer, die durch eine ungerechte Macht unterdrückt wurden, als derer Sklaven,(†) die von grauſamen Herren zu ſehr gemishandelt waren, derer Schuldner, die von den Gläubigern zu hart gehalten worden, derer Bürger, die vom gewaltigen Rathe oder verhaßten Tyrannen verfolget wurden, war noch viel vortheilhafter. (Plut. in Romulo.) Nur auf dieſen Fuß ſcheint **Plutarch** die Freyſtatt des **Romulus** zu billigen: und die Freyſtatt der paliſchen Götter in Sicilien war auch nur darauf gegründet. Nach dieſem Triebe der Menſchlichkeit geſtatteten die **Krotoniaten**, auf des **Pythagoras** Zureden, den **Sybariten**, die zu den Füßen ihrer Altäre geflüchtet waren, ihren Schutz. (Diod. Sic. L. 12. u. 21.

Die Freyſtäte würden viel ehrwürdiger geweſen ſeyn, wenn ſie ſich allezeit in ſo billigen Gränzen erhalten hätten: allein es hat ſich der Misbrauch oft mit eingeſchlichen. Selbſt die ſchon zum Tode verurtheilten Verbrecher, waren zu **Lacedämon** in der **Pallas** Tempel ſicher (††). Die muthwilligen Bankeroutirer fanden die Erlaſſung ihrer Schulden, und die Nachſicht ihrer Unredlichkeit, in dem **kalidoniſchen** Tempel in **Aetolien** (†††). Die flüchtenden Sklaven erlangten ihre Freyheit in dem Tempel der Göttinn **Hebe** zu **Phlius**, u. der **Diana** zu **Epheſus** (Cic. Act. 6. in Verrem.)

Auguſt und **Tiber** hatten genug zu thun, daß ſie dieſem Unfug hemmeten; indem der Pöbel dafür eingenommen

---

(†) Eurip. in Phoeniſſ. (††) Polyb. L. 4. (†††) Pauſan. Corinth.

war, und aus falſchem Eifer die entſetzlichſten Verbrechen mit eben ſolcher Hitze beſchirmete, wie **Tacitus** ſagt, als ob ſie den Gottesdienſt ſelbſt vertheidigten: flagitia hominum, ut ceremonias Deûm, protegentes. (†)

Wenn man nur auf die Ehrfurcht ſieht, die die Religion einpräget, ſo ſollten alle ihrem Dienſte geweihten Oerter, von rechtswegen Freyſtäte ſeyn. Daher haben wir auch gemerket, daß die Stiftshütte und die Altäre, wo die Majeſtät Gottes allezeit gegenwärtig erſchien, und den Augen ihrer wahren Anbether ſo ſchrecklich war, allezeit dieſes Vorrechtes genoſſen haben. Die Heiden aber, welche keinen dergleichen Begriff von ihren Göttern hatten, als deren Natur gar eingeſchränkt war, daß ſie zu gleicher Zeit an allen Orten ſeyn konnten, wo es den Menſchen beliebte ſie anzuruffen: bildeten ſich ein, ſie kämen lieber dahin, wo ſie ihren Urſprung genommen hätten, erzogen wären, und ſich am längſten aufgehalten hätten; hier wohnten ſie gern den Feyerlichkeiten bey, die man ihnen zu Ehren anſtellete, (††) und ſchlügen ihren gewöhnlichen Aufenthalt in den prächtigen Gebäuden auf, die der Aberglaube der Völker, oder die Eitelkeit der Prinzen ihnen errichtet hätte. Daher hatte jede Gottheit ihren beſonders lieben Tempel, deſſen Namen ſie auch wohl ſo gar annahm. Und eben an dieſen berühmten Orten war auch ihr Dienſt am herrlichſten, und da hatten ſie insgemein Freyſtäte. Die Städte die ihnen gewidmet waren, und ſich den ſtolzen Namen heiliger und geweihter Städte anmaßten, zogen ihren Vortheil aus der großen Menge Volks, die von allen Orten zu ihren Feſten herbey kam; und nahmen diejenigen in ihren Schutz, welche die Religion, Neugierde oder die Ausſchweifung dahin zog: man beſchützte ſie als unverſehrliche Perſonen, und ſtritt für die Unverleßlichkeit der Tempel, eben ſo hitzig, als für das Heil des Vaterlandes. Um deren Ehrwürdigkeit nun noch zu vermehren, ſo ſparten ſie weder die Pracht im Bauen, noch die Herrlichkeit der Auszierun-

gen,

(†) Tacit. Lib. 3. Annal.

(††) Virgil. Lib. 1. Æneid.

gen, noch das Anſehen der Ceremonien. Die Wunderwerke und Zeichen erweckten die Ehrfurcht und Andacht des Pöbels noch mehr: folglich gab es nicht leicht eine berühmte Freyſtäte, davon man nichts wunderſames erzählte. In einigen, verwehete der Wind niemals die Aſche auf dem Altare; in andern, regnete es niemals, ungeachtet ſie ohne Decke waren.(†) Die abergläubiſche Einfalt des Volks nahm alle dieſe ſogenannten Wunderdinge blindlings an; und der eigennützige Eifer der Beamten bey der Religion, behauptete dieſelben aufs hitzigſte.

Die allerälteſten Freyſtäte wurden in den geweihten Wäldern errichtet, welches die erſten Tempel geweſen ſind. Die Lage dieſer Oerter, welche von der Natur ſelbſt befeſtiget waren, ſicherte den Aufenthalt der Flüchtlinge. Sobald man nun Gebäude zur Bequemlichkeit und Pracht der Ceremonien, aufgeführet hatte, ſo ließ man dieſe Büſche ſtehen, und pflanzte ſogar andere um die neuen Tempel herum; es ſey nun zu einem angenehmen und nützlichen Zierrathe, oder als fromme Denkmäler des Alterthums, denen man ihre alte Freyheit ließ. So wurden denn die Freyſtäte erweitert. Nach der Zeit nahmen ſie durch die Aufführung verſchiedener Gebäude zu, die theils zur Wohnung für die Diener des Altars; theils zur Auszierung der Tempel dienten, und gleicher Vorrechte genoſſen. Die Städte die daherum angelegt wurden, und alle dem Dienſte der Gottheit geweihet waren, die man daſelbſt anbethete, maßeten ſich dieſes Vorrechts auch an; ja zuweilen trieben ſie ihre Foderungen bis auf die Gränzen ihres Gebiethes hinaus. Livius Decad. 4. Lib. 5.

Da die Bildſäulen der Götter der heiligſte Theil des Tempels waren, ſo giengen die Flüchtlinge, dieſelben zu umfaſſen, und ſetzten ſich auch wohl auf die Altäre, damit man noch mehr Bedenken trüge, ſie wegzureißen.(††) Allein da ſie nicht lange in dieſer Stellung bleiben konnten, ſo erlaubte man ihnen im Tempel zu bleiben, oder in denen da-

---

(†) Livius Decad. 3. Lib. 4.

(††) Diod. Sic. Lib. 11.

zu gehörigen Plätzen, Zelte aufſchlagen zu laſſen. Dahin ließen ſie ſich ihren Unterhalt bringen, bis ſie Mittel fanden, ihre Sache auszumachen, oder zu entfliehen. Zuweilen aber geſchah es, daß ihre Feinde mächtig genug waren, ihnen die Lebensmittel abzuſchneiden: entweder dadurch, daß ſie den Eingang des Ortes ihrer Zuflucht vermauren ließen, wie die Ephoren in Anſehung des Pauſanias thaten; oder daß ſie vor alle Zugänge Wachten ſetzten. (†)

Es gab auch Altäre ohne Tempel (††), welches berühmte Freyſtäte waren, wie der **Clemenz** ihre in **Athen**, des Iovis Conſervatoris zu **Ithaka**, und viele andere, zu **Croton**, zu **Meſſenien**, und in dem Lande der **Moloſſer**. (†††)

Die Gräber der Helden und die Bildſeulen der Kaiſer, waren ebenfalls eine Art von Freyſtäte: ſo wie die römiſchen Adler und die andern Fahnen der Legionen, und die geheiligten Herde der Prinzen; das heißt, der Ort, der zum Dienſte der Hausgötter beſtimmet war. Tac. L. I.

Herodotus redet von gewiſſen ſcythiſchen Völkern, Agryppäer genennet, deren ganzes Land eine Freyſtäte war. Ihre Geſtalt war ſehr widerlich: allein ihr Ruff, daß ſie die Gerechtigkeit ſehr liebten, gab ihnen das Anſehen geheiligter Leute. Kein Menſch unterſtund ſich ihnen etwas Leides zu thun; ihre Tugend war ihr ſicher Geleit, und aller derer, die ſich zu ihnen wendeten.

Die Freyſtäte würden Gefahr gelaufen haben, nicht ſonderlich unverſehrlich zu ſeyn, wenn nicht die Götter groſe Strafen drauf geſetzet hätten, und ſelbige auch von den Menſchen an denen wären vollzogen worden, die ſich kein Bedenken machten, deren Heiligkeit zu verſehren. Der gemeine Wahn war, daß alle Plagen, die auf eine ſolche Entheiligung folgten, die Wirkung der göttlichen Rache wären. (††††) Dieß Urtheil fällete man von allen Drangſalen, die das Reich nach der Ermordung der **Laodamia**, einer Tochter der **Olympias**, überfielen, die man in dem Tempel

der

(†) Corn. Nep. in Pauſan. (††) Statius Lib. 2. (†††) Pluto. in Theſeo. (††††) Juſtin. Lib. 28. Livius Dec. 5. Lib. 29.

der **Diana** getödtet hatte. Das traurige Ende des Cenſors **Fulvius Flaccus**, und die ſchändliche Krankheit, die das Leben des glücklichen **Sylla** endigte, ſchrieb man ſolchen Entweihungen zu. Es gab Tempel, deren Freyſtäte mehr geehret wurden, als andere: weil die Entweiher derſelben ſchneller geſtrafet worden waren. So war der Tempel der paliſchen Götter; der im Ruffe ſtand, daß diejenigen blind würden, oder daß er ſie doch ſogleich auf andere Weiſe beſtrafte, die vor dem Altare falſch ſchworen, und den Eid nicht hielten, den ſie den unglücklichen gethan hatten, die dahin geflüchtet waren. (Diod. Sic. Lib. 41.)

Allein, weil die Strafe nicht auch ſonſt aller Orten ſo plötzlich auf das Verbrechen folgte, und alle Götter nicht für unverſöhnlich gehalten wurden: ſo nahm man, wenn außerordentliche Unglücksfälle ihren Zorn zu beſänftigen ermahneten, ſeine Zuflucht zu den Orakeln, die nicht unterließen, feyerliche Ausſöhnungen anzuordnen. Dieſen nun wurden nicht nur die Strafbaren unterworfen; ſondern auch die Städte und das ganze Volk, welches den mindeſten Theil an dem Verbrechen gehabt. So ward des **Pauſanias** Tod durch zwo eherne Bildſäulen ausgeſöhnet,(†) die die **Lacedämonier** ihm zu Ehren aufrichten mußten, und zwar an dem Orte ſelbſt, wo man ſeinen ſterbenden Körper genommen hatte: und der Mord der Iloten, die in den tänariſchen Tempel geflüchtet waren, ward als die Urſache des großen Erdbebens angeſehen, wovon die Stadt **Sparta** einige Zeit darauf erſchüttert ward.

(†) Thucid. Lib. I.

VIII.

Hrn. Simons Abhandlung, von der Gaſtfreyheit.

1712.

Die Gaſtfreyheit, welche ſich auf die Verbindungen gründet, welche die Natur unter den Menſchen gemacht hat, muß faſt ſo alt ſeyn, als die Welt ſelbſt iſt. So glaubt auch Herr **Simon**, in einer Nachricht, die er im 1712 Jahre, der Akademie von dieſer Sache vorlas, daß ſie ſchon von den urälteſten Zeiten an, im Gebrauche geweſen. Da die Erde zu derſelben Zeit nicht ſonderlich bewohnet war, ſo würden diejenigen, die eine neue Wohnſtatt ſuchten, oder ſich auf ihren Reiſen verirreten, oftmals Gefahr gelaufen haben, von den wilden Thieren zerriſſen zu werden; wenn ſie nicht geſellige Menſchen gefunden hätten, die ſie aufnahmen, und ihnen die Oerter zeigten, wo ſie ihre Herberge aufſchlagen ſollten.

Kann man gleich von den zwey erſten Jahrhunderten, die auf die Sündfluth folgten, nicht anders als nach Muthmaßungen urtheilen: ſo iſt doch aus der heiligen Schrift ſo viel gewiß, daß die Gaſtfreyheit eine ganz eigene Tugend der Patriarchen geweſen. Was man in dem 19 Cap. des 1 Buchs **Moſe**, im 29 Verſe, von **Abraham** und **Loth** lieſt, das iſt eine unleugbare Probe davon. Es iſt wahr, daß dieſe Tugend in engern Schranken ausgeübet ward, als die Iſraeliten von Gott Befehl erhielten, mit den benachbarten Völkern allen Umgang aufzuheben, um die anſteckende Seuche der Laſter zu vermeiden. Allein, ohne hier von den **Jdumäern** und **Aegyptiern** zu reden, die nicht mit unter dieſem Geſetze begriffen waren, und welche von den **Hebräern** allezeit mit Mildigkeit aufgenommen wurden: ſo ward auch dieſe Tugend unter ihren Brüdern ſehr ausgeübet; inſonderheit in der betrübten Zeit ihrer Gefangenſchaft, von welcher wir wiſſen, daß ſich **Tobias** gänzlich damit beſchäfftiget hat.

Die **Aegyptier**, welche unfehlbar von den **Hebräern** gehöret hatten, daß Gott zuweilen die Engel unter menſchlicher Geſtalt auf die Erde geſchicket, glaubten in der folgenden Zeit: daß die Götter ſelbſt, oftmals die Geſtalt der Reiſenden annähmen; um theils die Ungerechtigkeit der Menſchen zu ſtrafen, theils ihrer Grauſamkeit Einhalt zu thun. Unfehlbar war dieſe Meynung die Urſache, daß in **Aegypten** die Rechte der Gaſtfreyheit ſo heilig und ehrwürdig waren. Die gütige Aufnahme, die man dem **Menelaus** und der **Helena**, zur Zeit des **trojaniſchen** Krieges erwies, und die häufigen Reiſen der griechiſchen Weiſen nach **Aegypten**, ſind ſichere Zeugen von der Gaſtfreyheit der Aegyptier. Da **Homer** die Vortrefflichkeit der Gaſtfreyheit, auf die Meynung von den vermeynten Reiſen der Götter gründete, die er in **Aegypten** gelernet hatte; und da die andern griechiſchen Dichter ausbreiteten, daß **Jupiter** ſelbſt oftmals mit den andern Göttern die Erde beſuchet hätte; entweder um die Unordnungen wieder gut zu machen, die die Sündfluth verurſachet hätte; oder den **Lykaon** zu beſtrafen, der ſeine Gäſte erwürgete; oder ſonſt um anderer Urſachen halber: ſo war es nichts wunderwürdiges, daß die alten Griechen die Gaſtfreyheit für diejenige Tugend hielten, die den Göttern am angenehmſten wäre. Sie ward daher auch in ganz Griechenland überall ausgeübt. Da die Beyſpiele davon viel zu bekannt ſind, als daß man ſie hier anzuführen brauchet:

ſo wird man auch nichts mehr ſagen, als daß es an einigen Orten, ſonderlich auf der Inſel **Creta**, öffentliche Gebäude gegeben, allwo alle Fremde aufgenommen wurden. Kurz, nichts war ſo unverbrüchlich, als die Vorrechte der Gaſtfreyheit: und **Jupiter** ſelbſt, der ein Rächer derſelben war, trug deswegen den Namen des Gaſtfreyen.

Die Könige von **Perſien**, kannten gleichwohl dieſe Tugend, ſo ſtolz ſie ſonſt waren, und ſo ſehr ſie alle andere Völker verachteten: und wir wiſſen aus den Geſchichten (t), auf was für eine Art ſie die Fremden aufgenommen; inſonderheit aber die **Griechen**, welche in dem perſiſchen Gebiethe eine Freyſtatt wider die Verfolgung ihrer Mitbürger ſuchten.

Troß der Wildheit der alten Bewohner von **Italien**, war auch daſelbſt die Gaſtfreyheit ſchon in den erſten Zeiten bekannt. Die Zuflucht, die **Janus** dem **Saturnus**, und **Latinus** dem **Aeneas** verſtattete, ſind hinlängliche Proben davon. **Aelian** ſelbſt erzählet (u) daß es unter den **Lucaniern** ein Geſetz gegeben, welches diejenigen ſtraffällig gemacht, die ſich weigern würden, Fremde zu beherbergen, die nach Sonnenuntergange in die Stadt kämen. Nachmals übertrafen die Römer alle andere Völker in der Gaſtfreyheit, und wenn wir dem **Cicero** (x) glauben; ſo leiteten die größeſten Häuſer in Rom, ihre höchſte Ehre daher, daß ſie allezeit den Fremden offen ſtünden. Das Geſchlecht der **Marcier** war durch das Recht der Gaſtfreyheit mit dem **Perſeus**, Könige in **Macedonien** vereiniget; und **Julius Cäſar**, ohne von andern zu reden, war durch eben dieſes Band mit dem **Nikomedes**, Könige in **Bithynien**, verbunden.

(t) Herodot. Corn. Nepos &c.
(u) Siehe Var. Hiſt.
(x) De Officiis 2. n. 64.

Die alten Deutſchen, Gallier und Celtiberier, die atlantiſchen Völker, und faſt alle Nationen der Welt, beobachteten ebenfalls die Vorrechte der Gaſtfreyheit mit der gewiſſenhafteſten Strenge: und die **Indianer** ſogar hatten eine eigene Obrigkeit geſetzt, die den Reiſenden alle nöthige Lebensmittel ſchaffen und für ihr Begräbniß ſorgen mußte, wofern ſie im Lande ſturben. Wenn **Homer** ſagt, daß die **Aethiopier** die Götter aufgenommen und etliche Tage lang herrlich bewirthet; ſo zielet er ſonder Zweifel auf ihren Gebrauch, die Fremden gut aufzunehmen. Selbſt **Heliodor** lobet ſie beſonders deswegen, daß ſie die Gaſtfreyheit ausgeübet.

Nunmehr wollen wir etwas von den Gebräuchen der Gaſtfreyheit ſagen. Sobald man vernahm, es ſey ein Fremder angekommen, ſo gieng der, ſo ihn aufnehmen ſollte, ihm entgegen; und nachdem er ihn gegrüßt, und ihn **Vater**, **Bruder** oder **Freund** genennet; welche Titel er mehr nach dem Alter als Stande einrichtete, ſo both er ihm die Hand, führete ihn ins Haus, hieß ihn niederſetzen, und ſetzte ihm Brod, und Wein und Salz vor (y). Dieſes war eine Art von Opfer, was man dem **gaſtfreyen Jupiter** brachte. Die Morgenländer wuſchen vor der Mahlzeit ihren Gäſten noch die Füße; und dieſer Gebrauch war ſonderlich unter den Juden üblich: wie denn auch unſer Heiland den **Phariſäern** die ihn zu Gaſte geladen, verweiſet, daß ſie es verabſäumet hätten. Selbſt das vornehmſte Frauenzimmer unter den Alten, gab ſich ihrer Gäſte wegen, dieſe Mühe ſelbſt. Die Töchter des **Kokalus**, Königs in **Sicilien**, führten den **Dädalus** ins Bad, wie **Athenäus** erzählet (z); und **Homer** führet in der **Odyſſee** verſchiedene andere Exempel an, da er von der **Nauſikaa**, **Polykaſta** und **Helena** redet. Auf das Bad folgte das Gaſtmahl, wobey nichts geſparet ward, die Gäſte zu beluſtigen. Die **Perſer** trieben die

---

(y) Cic. pro Deiotaro.

(z) Lib. X.

die Hochachtung die ſie ihnen ſchuldig waren, ſo gar über den Wohlſtand hinaus, indem ſie auch ihre Weiber und Töchter in den Speiſeſaal führeten.

Das Feſt welches mit Libationen angefangen, hörte auch damit auf, und zwar unter Anrufung der Schutzgötter der Gaſtfreyheit. Nach dem Namen des Gaſtes erkundigte man ſich gemeiniglich erſt nach Tiſche, wie auch nach den Umſtänden ſeiner Reiſe; hernach führte man ihn in das für ihn zubereitete Zimmer.

Es war dem Gebrauche und Wohlſtande gemäß, daß man die Gäſte nicht abreiſen ließ, ohne ihnen Geſchenke zu ertheilen, die man *Xenia* nannte; und diejenigen welche ſie empfiengen, ſorgfältig aufhoben, als Pfänder eines Bundes, den die Religion ſelbſt heiligte.

Die Schutzgötter der Gaſtfreyheit, waren **Jupiter**, mit dem Zunamen Ξένιος, **Venus**, **Minerva**, **Herkules**, **Caſtor** und **Pollux**. Es gab zwar auch in der Stadt **Pellena** einen **Apollo** Θεοξένιος; allein man erkannte doch inſonderheit die Hausgötter und **Penaten**, für die Beſchützer der Gaſtfreyheit.

Um den Nachkommen ein Denkmaal der Gaſtfreyheit zu hinterlaſſen, die man mit jemanden eingegangen war, ſo brach man eine Münze in zwey Stücke; oder man ſchnitt ein Stück Holz, oder Eiſen entzwey, davon ein jeder die Hälfte behielt. Dieſes ward von den alten Teſſera hoſpitalitatis genannt. Man ſieht noch in den Cabinettern der Neugierigen dergleichen, auf welchen die Namen der zween Freunde geſchrieben ſind; und wenn die Städte ſelbſt jemanden die Gaſtfreyheit zugeſtunden: ſo fertigten ſie darüber eine förmliche Urkunde aus, und gaben den Fremden eine Abſchrift davon.

Die Rechte der Gaſtfreyheit waren ſo heilig, daß man den Mord eines Gaſtes, als das unverſöhnlichſte Verbrechen anſah: ja wenn er auch zuweilen wider Willen

len geſchehen war, ſo glaubte man doch, daß er den Zorn aller Götter nach ſich zöge. Selbſt das Kriegsrecht, hob das Recht der Gaſtfreyheit nicht auf: und es war alſo ewig, woſern man ihm nicht auf eine feyerliche Weiſe entſagete. Ein Gebrauch der bey ſolcher Gelegenheit beobachtet ward, war, daß man das Zeichen der Gaſtfreyheit zerbrach; und einem ungetreuen Freunde andeutete, daß man auf ewig mit ihm gebrochen hätte.

* * *

IX.

Des Hn. Abts Banier Unterſchied der zween Minos.

1713.

Die Schriftſteller, welche von dem **Minos** geredet haben, ſind faſt alle in denſelben Fehler gefallen, indem ſie nur einen einzigen Prinzen dieſes Namens kennen; hieher gehören unter andern, **Apollodor**,(*) **Strabo** † und **Plutarch** (a). Selbſt diejenigen, welche einen Unterſchied zwiſchen denen zween kretiſchen Königen machen, die den Namen **Minos** geführet haben, verwirren gleichwohl die Geſchichte: indem ſie von einem und demſelben Könige, bald als von einem weiſen Geſetzgeber; bald und ſehr oft wieder, als von einem grauſamen und unmenſchlichen Wüteriche reden. Der **Abt Banier** hat ſich im 1713ten Jahre beſonders bemüht, dieſe zween Prinzen durch ſo verſchiedene Charactere abzuſchildern, daß es unmöglich iſt, ſich hierinn zu irren.

Der

(*) Bib. L. 3. † L. 10. (a) In Theſeo.

Der erſte Minos.

Die Geſchichte großer Männer, die in den ſogenannten fabelhaften Zeiten gelebet haben, iſt allezeit mit den Erdichtungen der Poeten vermiſchet. **Ovid** und **Hygin** z. E. erzählen die Geburt des **Minos** ſo: **Jupiter** verwandelte ſich in einen Stier, und entführete **Europa**, eine Tochter **Agenors** des phöniziſchen Königes. Nachdem er ſie nun auf die Inſel **Kreta**, woſelbſt er regierte, geführet, ſo zeugte er mit ihr drey Söhne, den **Minos**, **Aeakus** und **Rhadamantus**. Es iſt unnütz allhier anzuführen, was **Paläphatus**, und die andern Mythologiſten wahrſcheinliches erdacht haben, um das, was in den Dichtern fabelhaftes iſt, mit der Geſchichte zu verbinden. So viel erhellet zur Gnüge, daß dieſe Begebenheit auf die Rechnung des Generals des kretiſchen Königes geſetzt werden müſſe, welcher dieſe Prinzeßinn auf einem Schiffe entführet, welches am Vordertheile das Bild eines Stiers hatte, und nach damaligem Gebrauche den Namen dieſes Thiers führete.

Navis et a picta caſſide nomen habet *(b)*.

Oder, wofern man ſich auf den **Bochart** (*) beziehen will: ſo gab die doppelte Bedeutung des phöniziſchen Wortes Alpha, oder Ilpha, welches ein **Schiff**, oder auch ein **Stier** heißt, zu dem Wunderbaren Anlaß, welches ſich in dieſer Geſchichte trifft. Zum wenigſten iſt ſo viel in der alten Geſchichte gewiß, daß die **Europa** nach **Creta** gekommen, allwo ſie den **Minos**, den erſten dieſes Namens, zur Welt gebracht. Nach dem Tode des **Jupiters Aſterius**, ſtritten ſich ſeine drey Kinder um die Krone, und **Minos** erhielt ſie durch **Neptuns** Beyſtand, wenn wir dem **Apollodor** glauben; das heißt, das Wunderbare abſondern wollen, was er in dieſe Begebenheit miſchet, als ob dieſer Prinz auf dem Meere die Flotte des **Sarpedons** und **Rhadamantus**, geſchlagen hätte. Als

---

(b) Ovid. in Ep. Paridis

(*) Chan. L. 1. c. 3.

Als nun **Minos** im ruhigen Beſitze der Inſel **Kreta** war, ſo heirathete er die **Ithona**, eine Tochter des **Lixius**, von welcher er zwey Kinder bekam, den **Lykaſtus**, der ihm nachfolgte, und die **Ackakalis**, welche, nach dem **Diodor**, mit dem **Apollo**, das heißt, mit einem ſeiner Prieſter, verheirathet worden. Dieſer Prinz regierte, wie eben derſelbe Schriftſteller im 4 B. ſagt, ſein Reich mit vieler Billigkeit und Güte. Er ließ die Stadt **Apollonia** bauen, welche **Cydon**, ſein Enkel, nach dieſem verſchönerte, und ſelbige, wie **Strabo** im 10 B. ſaget, **Cydonia** nannte. Er ließ auch die Stadt **Minoa Lixia** bauen, die dieſen Namen nach ihm und ſeinem Schwiegervater führete, welches die XI Epoche der **pariſchen** Marmor beſtätiget.

Doch unterſchied ſich dieſer Prinz durch nichts ſo ſehr, als durch die Geſetze, die er den **Kretenſern** gab, und weswegen er für einen der weiſeſten Geſetzgeber des Alterthums gehalten wird. Um dieſen Geſetzen deſtomehr Anſehen zu geben, ſo entwich **Minos** in eine Höle der Inſel **Kreta**, und gab vor, daß **Jupiter** ſie ihm daſelbſt eingäbe. Einige Schriftſteller (als **Homer** und **Strabo**) wollen, daß er 9 Jahre in dieſer Höle geblieben; andere aber, (**Plato** im **Minos**) daß er alle 9 Jahre hingegangen. Alle aber ſind hierinnen eins, daß dieſer Prinz für **Jupiters** Schüler gehalten ward, et Iouis arcanis Minos admiſſus (Horat.) ein Lob, welches nach **Platons** Urtheile, das größte iſt, was man einem Könige geben kann. Die Geſetze dieſes großen Mannes, dienten in der Folge dem **Lykurgus**, und einigen andern Geſetzgebern, zum Muſter; und man könnte faſt glauben, daß er ſelbſt dem **Moſes** nachgeahmt habe. Seine Mutter war aus **Phönizien**; **Marnas** ſein Sekretär, und **Atymnus** ſein Oheim, waren aus eben dem Lande gekommen; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ſich mit einander oft von den Geſetzen unterredet, welche **Moſes** vor kurzem im gelobten Lande eingeführet hatte. Nachdem **Minos** ſein Volk mit vieler Mäßigkeit beherrſchet hatte, ſo ſtarb er auf der Inſel **Kreta**, und ward daſelbſt begraben. Auf ſein Grabmaal aber ſetzte man folgende Schrift:

ΜΙΝΟΣ ΤΟΥ ΔΙΟΣ ΤΑΦΟΣ.

Nachdem nun in der Folge der Name **Minos** erloſchen war, ſo ſagten die **Cretenſer**, dieſes wäre **Jupiters** Grab: ein Betrug, den ihnen die Dichter und der Apoſtel **Paulus** vorrücken.

Ein ſo gerechter Prinz war wohl werth, daß ihn die Dichter mit einhälligen Stimmen den Richtern der Höllen beygeſelleten. Wofern man der XI **Epoche** obangezogener Mamore glauben will, ſo lebte **Minos** zu **Pandions**, des erſten atheniensiſchen Königes Zeit; das heißt, nach dem **Selden** und **Lydiat**, im 1462ſten Jahre vor Jeſu Chriſto, 548 Jahre vor dem **Iphitus**. Allein, allem Anſehen nach, haben dieſe gelehrten Ausleger ſich betrogen, und man wird die Regierung dieſes Prinzen faſt hundert Jahre näher rechnen müſſen; weil man zwiſchen dem **Minos** und **Idomenäus**, der bey dem trojaniſchen Kriege geweſen, nur drey Geſchlechter findet: den **Lykaſtus**, ſeinen Sohn, **Minos** II. ſeinen Enkel, den **Deukalion** und den **Idomenäus**. Giebt man nun jeder Generation 35 Jahre, ſo findet man, ſeit des **Minos** Regierung, bis auf den trojaniſchen Krieg, nur 105 Jahre; indem dieſe Stadt 1200 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, eingenommen worden: und alſo fällt des **Minos** Regierung gegen das 1320ſte Jahr vor Chriſti Geburt.

Vom zweyten Minos.

Lykaſtus folgte auf den erſten **Minos**, ſeine Regierung war kurz, und es findet ſich nichts ſonderbares darinnen. Nachdem ſein Sohn **Minos** II. den Thron beſtiegen, ſo machte er ſich ſeinen Nachbarn inſonderheit durch die Menge ſeiner Schiffe furchtbar. **Diodor aus Sicilien**, **Apollodor**, **Thucydides** und viele andere Schriftſteller, reden ſehr oft von den Siegen, die ſeine Flotte davon getragen, indem ſie anſehnlicher war, als irgend eine vor ſeiner Zeit. Er würde auch für einen der größten Prinzen ſeiner Zeit ſeyn gehalten worden, wenn er nicht die unglückliche Begebenheit gehabt hätte, die den Frieden ſeiner Staaten ſtörete, und ſeinem Ruhme ein Ende machte. Seine heftige Begierde, den Tod ſeines Sohnes **Androgäus** zu rächen, der in **Attica** durch die Rotte der **Pallantiden** war getödtet worden, verleitete ihn, den **Athenienſern**, deren Land er durchſtreifte und verheerete, den Krieg anzukündigen. Der Tribut, den er in dieſen Gegenden einforderte, zog den **Theſeus** nach der Inſel **Kreta**, allwo er nach der Hinrichtung des **Minotaurus**, die ſchöne **Ariadne** entführete. Und da die Ausſchweifungen ſeiner Gemahlinn **Paſiphae**, der die Verſchlagenheit des **Dädalus** zu ſtatten gekommen war, ausbrachen: ſo machten die **Athenienſer** ſich ein Vergnügen daraus, ſie öffentlich auf ihren Schaubühnen vorzuſtellen, um einen Prinzen verhaßt zu machen, der ſo übel mit ihnen verfahren war. Da ihn nun alle Welt haſſete und verfolgte, da ſein häusliches Unglück ihn quälte: ſo wollte **Minos** den eidbrüchigen **Dädalus** ſeine Rache empfinden laſſen, dem er einen günſtigen Aufenthalt verſtattet hatte. Allein dieſer geſchickte Künſtler entfloh aus dem Gefängniſſe, gieng nach **Sicilien**, und ward vom **Kokalus** aufgenommen. Die Segel, die er an ſein Schiff gemacht hatte, ſchützten ihn vor des **Minos** Nachjagen, deſſen Fahrzeuge nur durch Ruder giengen. Da nun der unglückliche **Minos** an den ſicilianiſchen Ufern anlandete, und vom **Kokalus** ſeinen Feind abforderte: ſo bath dieſer Prinz, der die Rechte der Gaſtfreyheit nicht verletzen wollte, den **Minos** nach **Kamika** zu kommen, um allda eine Sache in der Güte beyzulegen, die ihm ſo ſehr zu Herzen gieng. **Minos** ward anfangs in dieſer Hauptſtadt mit allen Arten eines guten Empfanges aufgenommen. Allein nachdem ihn **Kokalus** gebethen ins Bad zu gehen: ſo ſetzte man ihn in eine Stube, wo die Hitze ihn erſtickte. So ſagt **Hygin**: wofern wir aber dem **Konon** glauben, welchen **Photius**, **Pauſanias**, und etliche andere anführen; ſo brachten die Töchter des **Kokalus** ſelbſt, denen die kleinen Puppen ſo wohl gefielen, womit **Dädalus** ſie beſchenkt hatte, den König von **Kreta** um. So kam denn **Minos** der II. in einem fremden Lande um das Leben, welcher in der Geſchichte einen anſehnlichen Platz einnehmen könnte, wenn er ſich nicht den Haß der Griechen zugezogen hätte. So gefährlich iſt es, wie **Plutarch** (in Theſ.) ſaget, eine gelehrte und rachgierige Stadt zu beleidigen.

Dieß iſt nun die Geſchichte dieſer zween Prinzen, die wir aus folgender Vergleichung noch beſſer werden unterſcheiden lernen.

Der erſte **Minos** war ein Sohn des **Jupiter Aſterius**, und der **Europa**, nach dem Zeugniſſe aller alten Scribenten; der andere **Minos** war ein Sohn des **Lykaſtus** und der **Ida**, eine Tochter des **Corybantus**, wie man aus dem **Diodor** von **Sicilien** lernet. Einer hatte zween Brüder, **Rhadamant** und **Sarpedon**, die ſich in **Lycien** und in den Inſeln des **Archipelagi** niederließen: der andere war ein einziger Sohn. Der erſte hatte, nach dem **Diodor**, nur zwey Kinder, den **Lykaſtus** und die **Ackakalis**: der andere hatte, nach dem **Plutarch**, viel mehrere; den **Deukalion**, **Androgäus**, **Glaucus**, **Molus**, die **Phädra** und **Ariadne**. Die Gemahlinn des erſten Minos hieß **Ithona**, des andern ſeine, **Paſiphae**. Der erſte war ein friedliebender Prinz, gerecht und einzig befliſſen, ſein Volk geſittet zu machen, und ihm heilſame Geſetze zu hinterlaſſen: der andere liebte den Krieg, gewann etlichemal, und machte ſich furchtbar zur See; ſeine Unglücksfälle

fälle und ſein Ehrgeiz beunruhigten allezeit ſein Leben. Der erſte wohnte zu **Gnoſſus**, wie **Homer** im 13 B. der Ilias will; der andere zu **Gortys**, wie **Virgil** in der 6 Ekloge ſchreibt. Der erſte **Minos** lebte, nach der XI Epoche der pariſchen Marmor zu rechnen, zu Zeiten des erſten **Pandions**; der andere **Minos**, nach der XX Epoche zu Zeiten des **Aegeus**, wenig Jahre vor dem trojaniſchen Kriege. Endlich ſtarb der erſte in **Kreta** und ward auch daſelbſt begraben, der andere endigte ſein Leben in **Sicilien**. Bey ſo ſichtbaren Zeichen des Unterſchiedes, iſt es ja faſt nicht zu begreifen, wie man dieſe zween Prinzen mit einander hat vermengen können.

* *

X.

Des Hn. Abts Gedoyn Abhandlung, von den Vergnügungen bey den Tafeln der alten Griechen.

1715.

Die Schriften der Alten verdienen die Aufmerkſamkeit der Welt und der Akademie, nicht minder im Abſehen auf die guten Sitten, als ſie es im Abſehen auf den Witz und die Gelehrſamkeit verdienen. Der Ab: Gedoyn ſchlug, in einer Abhandlung, die er im 1715ten Jahre vorlas, zu Muſtern der unſchuldigen Ergetzungen bey Tiſche, die zwey berühmten Bankete vor, deren eines aus dem **Plato**, das andere aber aus dem **Xenophon** genommen iſt. Er hatte auch einen Theil des Geſprächs aus dem erſtern dieſer zween Weltweiſen überſetzt, um zu zeigen, was für Arten von Unterredungen die Alten in ihre Gaſtmahle mit eingemiſchet. Durch Beyhülfe dieſer ſo gelehrten als moraliſchen Geſpräche, ſagt er, machten die Griechen ihre Ergetzungen bey Tiſche nützlich; und verbeſſerten dasjenige wiederum, was die Ungebundenheit, und gar zu große Freyheit, nur gar zu oft bey langen Schmauſereyen einführete.

Dieß ſchien ihm um ſo viel nöthiger zu ſeyn, da heut zu tage unter uns faſt alle Geſpräche eingehen; da der Wein, welcher bey Tiſche oft ohne Maaß getrunken wird, und das Spiel, ſobald man von der Tafel aufgeſtanden, den Platz derer angenehmen Unterredungen einnehmen, davon wohlgeſittete Leute ſo bezaubert werden. Die Jungfer **Scudery** würde, wenn ſie noch leben ſollte, ſich noch vielmehr, als der Abt **Gedoyn**, verwundern, wenn ſie ſähe, daß man nicht nur in vornehmen Geſellſchaften, die Geſpräche, die ſie ſo ſehr liebete, gar nicht mehr höret; ſondern daß man auch die vortrefflichen Muſter gar nicht mehr lieſt, die ſie davon hinterlaſſen.

Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt es gewiß, daß die Ergetzungen bey Tiſche, die unter uns oft ſehr grob ſind, bey den Griechen ſowohl reiner als anſtändiger geweſen; und dieſes durch Beyhülfe der Geſpräche, welche die Seele derſelben waren. Es verſammleten ſich oft acht oder zehn der anſehnlichſten Athenienſer, bey einem gemeinſchaftlichen Freunde, und brachten viele Stunden bey Tiſche zu; aber nicht mit Trinken, ſondern mit Unterredungen. Und wie waren ihre Unterredungen denn beſchaffen? Es waren die freyeſten, vertrauteſten, aufgeweckteſten, geſitteſten, gelehrteſten und gründlichſten Geſpräche. Trug es ſich zu, daß jemand die Freyheit bey Tiſche misbrauchte, und etwas gar zu freyes ſagte: ſo ward ſogleich dasjenige angemerkt, was wider die guten Sitten entwiſchet war; und das Geſpräch auf irgend eine moraliſche Materie gelenket, die man zu ergründen trachtete.

Als **Sokrates** in dem Gaſtmahle **Xenophons** merkte, daß ſeine Freunde ins Trinken kamen, ſo hielt er ihnen eine ſchöne Rede, um zu beweiſen, wie man trinken müſſe. „Er ſagt ihnen, dieſes Getränk thut bey uns eben die Wirkung, die der Regen bey den Pflanzen thut. Denn wenn Gott die Pflanzen mit einem gar zu großen Regen tränket: ſo können ſie ſich nicht mehr erhalten, noch von den Zephiren bewegt werden; wenn ſie aber nur mäßig benetzt werden, ſo ſtehen ſie gerade auf ihrem Stengel; ſie wachſen, ſie tragen Blumen, und dieſe verwandeln ſich bald in Früchte. So auch wir, wenn wir übermäßig trinken, ſo fängt unſer Leib ſogleich an zu taumeln. Weit „gefehlt, daß wir ein Wort reden können, ſo können wir „kaum Othem holen. Bedienen wir uns aber des Weines als eines Thaues, damit ich mich der Worte des „**Gorgias** bediene, und ſchenkt man uns oft ein, aber „nur wenig auf einmal: ſo wird er, anſtatt uns zu Boden zu reißen, Reizungen einer angenehmen Ueberredung „bey uns haben, und uns unvermerkt bewegen, angenehme und nützliche Sachen zu reden.“

In dieſem Sinne ſagt **Horaz**, daß **Cato** zuweilen ſeine Tugend durch den Wein belebet habe:

> Narratur & priſci Catonis
> Saepe mero caluiſſe virtus. *Carm. L. 3. Od. 21.*

Diejenigen, die das Gaſtmahl des **Plato** geleſen haben, werden unfehlbar ſagen: die Geſpräche, welche die Gäſte daſelbſt halten, wären ſehr frey und ungebunden. Von der Liebe, als der Hauptmaterie darinn, bringt man allerley Sätze vor, die ſich für die Ernſthaftigkeit derer Weltweiſen, die bey dieſem berühmten Feſte zugegen ſind, ſehr ſchlecht ſchicken. Allein man antwortet ihnen, daß **Sokrates**, als der weiſeſte in der Geſellſchaft, das Wort zu führen anfängt, um dasjenige wieder gut zu machen, was die andern zu frey geſprochen hatten: und um die Gäſte unvermerkt von der Liebe zu den Geſchöpfen, auf die Liebe gegen das höchſte Weſen zu führen. Nachdem dieſe Gäſte nun lange Zeit bey der Tafel geweſen: ſo ſchieden ſie nicht nur mit beſſerer Freundſchaft von einander, als ſie hingekommen waren; ſondern auch als rechtſchaffenere und tugendhaftere Leute.

Man könnte noch einwenden, daß die zwey erwähnten Gaſtmahle bloß eine Erfindung des **Plato** und **Xenophons** wären: allein der Abt **Gedoyn** antwortet, daß dieſe zween Weltweiſen ſie als Sachen angeben, die zu ihrer Zeit, und in Gegenwart vieler Zeugen, geſchehen ſind; und dabey ſie ſich hauptſächlich bemühet haben, die Sitten ihrer Zeit zu beſchreiben.

* *

XI.

Hrn. Simons Abhandlung, von dem Urſprunge der Saturnalien. 1712.

Saturnus, welchem zu Ehren man dieſes Feſt gefeyert, ward für den älteſten unter allen Göttern gehalten; und man gab ihn für einen Sohn des Himmels und der Erden aus. Gleichwohl gab man ihm Sachen ſchuld, die ſich mit der Gottheit ſehr ſchlecht zuſammen reimen: z. E. daß er ſeinem Vater übel begegnet ſey, ſeine Kinder gefreſſen habe; und endlich auch an ſeinem Theile, von ſeinem Sohne aus dem Reiche verjaget, und in Ketten geſchloſſen worden ſey. Allein alle dieſe Fabeln wurden von den Weltweiſen nur für Anſpielungen auf die Zeit gehalten, deren Merkmaale man ihm zueignete, und deren Namen er auch führete. Andere glauben, daß man die Wahrheit der Geſchichte in dieſe Erdichtungen eingehüllet, und daß **Saturn** ein König geweſen, der den größten Theil von Aſien und ganz **Europa** beherrſchet. Er war des **Uranus** und der **Titäa** Sohn, die ihre Namen dem Himmel und der Erde gegeben. Die Gewalt, die er ſeinem Vater gethan, iſt dieſe, daß er ihm ſeine Kebsweiber auf Antrieb ſeiner Mutter entführet, die dieſelben nicht leiden konnte. Da er der Zauberey ergeben war, ſo wie ſein Vater ſich der Aſtronomie befliſſen hatte: ſo brachte er ſeine Kinder bey den nächtlichen Opfern um. **Rhea**, ſeine Gemahlinn und Schweſter, rettete den **Jupiter**, und ließ ihn auf der Inſel **Kreta** heimlich erziehen; der, als er zu männlichen Jahren kam, ſeinen Vater, welchen die **Titanen** der **Titäa** Söhne, gefangen hielten, errettete, und ſich ſeines Reiches bemächtigte. **Saturnus**, der ſich mit den **Titanen** vertrug, um nur wieder auf den Thron zu kommen, ward zuſammt ihnen vom **Jupiter** überwunden, und mußte ſich eine lange Zeit verborgen halten. Man glaubte, er wäre todt, und ſagte, nach Art der Dichter, er ſey in die Hölle geſtürzet worden. Dieſer Krieg ward unter dem Namen des Krieges der Götter mit den Rieſen, gefeyert. **Saturn** aber, der ſich zum **Janus**, Könige der **Aboriginer**, nach **Italien** begeben, ward von ihm wohl aufgenommen, und regierte ſeine Völker, die faſt wilde waren; er ordnete ihre Sitten, und gab ihnen Geſetze, lehrte ſie den Acker bearbeiten, und erfand die Senſe zum ärnten, die auch ſein eigen Kennzeichen blieb. Der Friede und Ueberfluß, die man unter ſeiner Regierung genoß, ertheilte dieſer glückſeligen Zeit den Beynamen der goldenen. Und eben um deren Andenken zu erneuern, ſetzte man das Feſt der Saturnalien ein, von welchem der Herr **Simon** im 1712 Jahre der Akademie eine Abhandlung vorgeleſen.

Man bemühete ſich inſonderheit bey dieſem Feſte die Gleichheit vorzuſtellen, die zu Zeiten **Saturns** unter den Menſchen geherrſchet; die unter dem Geſetze der Natur ohne allen Unterſchied der Stände gelebt: indem die Knechtſchaft ſich in der Welt erſt durch die Gewalt der Tyranney eingeſchlichen. Hier iſt der Grund einer von den vornehmſten Feyerlichkeiten, die bey den **Saturnalien** beobachtet wurden. Die Gewalt der Herren über ihre Sklaven ward aufgeſchoben: ſie aßen mit einander; die Sklaven hatten die Freyheit, alles zu thun und zu ſagen, was ſie wollten; ja ihre Herren machten ſich ein Vergnügen daraus, Stand und Kleider mit ihnen zu verwechſeln.

Man will, daß dieſes Feſt gleich ſeit dem **Janus** angefangen habe, der den **Saturn** überlebte, und ihn unter die Zahl der Götter verſetzte. Zu Athen gab es ein eben dergleichen Feſt, κρονία genannt; und zu **Babylon** eines, welches **Sacheas** hieß.

Zu **Theſſalien** feyerte man ein ſehr altes Feſt, welches mit den **Saturnalien** viele Verwandſchaft hatte, und davon es auch wohl der Urſprung ſeyn mag. Die **Pelasger**, als neue Einwohner von **Hämonien** brachten dem **Jupiter** ein feyerlich Opfer: als ein Fremder, Namens **Pelorus** ihnen zu melden kam, daß ein Erdbeben die benachbarten Gebirge zertrennet hätte; die Gewäſſer eines großen Moraſtes, **Tempe** genannt, hätten ſich in den Fluß **Peneus** ergoſſen, und eine große und ſchöne Ebene entdecket. Bey Anhörung einer ſo angenehmen Zeitung, bitten ſie den Fremdling, mit ihnen zu eſſen; ſie machen ſich ein Vergnügen, ihn zu bedienen, und erlaubens auch ihren Sklaven, an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen. Da ſie nun dieſe Ebene ſogleich in Beſitz nahmen, die nunmehr das vortreffliche **tempiſche** Thal geworden war: ſo fuhren ſie alle Jahre mit eben dieſem Opfer gegen den **Jupiter**, mit dem Zunamen **Pelorinus** fort; indem ſie auch den Gebrauch wiederholten, den Fremden und ihren Sklaven zu eſſen zu geben, welchen letztern ſie dabey alle Arten von Freyheit erlaubten. Als nun in der folgenden Zeit die **Pelasger** aus **Hämonien** verjaget wurden: ſo ließen ſie ſich auf Befehl des **dodoniſchen** Orakels, in Italien nieder, welches ihnen geboth, dem **Saturnus** und **Pluto** Opfer zu bringen. Die dunkeln Ausdrücke des Orakels veranlaſſeten ſie, dieſen zwo finſtern Gottheiten menſchliche Schlachtopfer zu bringen; indem ſie dieſelben auf eben die Weiſe auslegten, wie es bey vielen andern Völkern gebräuchlich war, nämlich bey den **Karthaginenſern**, **Tyriern**, ja bey den Juden ſelbſt, welche dieſe grauſamen Opfer von den Ammonitern erlernten; deren Gott **Moloch**, das heißt **König**, nichts anders, als **Saturnus** war. Man ſagt, **Herkules** habe dieſen barbariſchen Gebrauch, der bey den **Saturnalien** im Schwange gieng, abgeſchafft. Da derſelbe bey ſeiner Rückkunſt aus Spanien, durch Italien gieng, ſo ärgerte ihn dieſe Opferung lebendiger Menſchen: er wollte die Urſache davon wiſſen, und da erzählte man ihm das **dodoniſche** Orakel (c). **Herkules** legte das Wort κεφαλὰς ſo aus, daß es Bildniſſe von Köpfen bedeute, und das Wort φῶτα, welches ſie auf **Menſchen** gedeutet, erklärte er durch **Lichter**: alſo wollte er, man ſolle dem **Pluto** menſchliche Figuren, und dem **Saturn** Kerzen opfern. Dieß iſt der Urſprung, den man von dem Gebrauche anführet, welchen man bey den **Saturnalien** beobachtete: da man nämlich Kerzen anzündete, und dieſelben zu Geſchenken brachte.

Noch etwas beſonders, bey dem Feſte der **Saturnalien** war dieß, daß es mit entblößten Häuptern gefeyert ward. **Plutarch** giebt davon dieſe Urſache an, daß der Gottesdienſt gegen den **Saturn** älter ſey, als die Erfindung, ſich das Haupt bey den Opfern zu bedecken, die er dem **Aeneas** ſchuld giebt. Allein was noch wahrſcheinlicher iſt, iſt dieſes, daß man nur für die himmliſchen Götter das Haupt bedeckte; und **Saturn** war ein unterirdiſcher Gott.

Die Bildſeule des **Saturnus**, welche das ganze Jahr mit wöllenen Binden gebunden war, welches unfehlbar zum Andenken der Gefangenſchaft geſchah, in welcher ihn die **Titanen** und **Jupiter** gehalten, ward in währen-

---

(c) Dionyſ. Halic. Lib. 1. Cap. 17.

dem Feſte davon befreyet: es ſey nun, um ſeine Erlöſung anzudeuten; oder um die Freyheit vorzuſtellen, die in dem goldnen Weltalter geherrſchet hatte, und deren man auch bey währenden **Saturnalien** genoß.

Dieſes waren Tage der Freude, die mit lauter Gaſtmahlen zugebracht wurden. Die **Römer** legten ihre **Togas** ab, und erſchienen öffentlich in Tafelkleidung. Sie ſchickten ſich auch einander Geſchenke, wie bey dem neuen Jahre. Die Glücksſpiele, die ſonſt verbothen waren, wurden alsdann erlaubt; der Senat verſammlete ſich nicht, die Gerichtsſtäten waren geſchloſſen, und die Schulen ebenfalls. Es ſchien eine böſe Bedeutung zu haben, wenn man in einer Zeit, die den Ergeʒungen gewidmet war, den Krieg hätte anfangen, oder die Verbrecher beſtraſen ſollen.

Die Kinder meldeten dieſes Feſt an, indem ſie durch die Straßen liefen, und mit anbrechendem Morgen Io Saturnalia! ausſchrieen. Man ſieht auch annoch Münzen, auf welchen dieſe Worte ſtehen. Hierauf gründet ſich der beißende Spott, welchen der berühmte **Narciſſus**, ein Freygelaſſener des **Claudius**, erdulden mußte; als ihn dieſer Kaiſer nach **Gallien** ſchickte, einen Aufſtand zu dämpfen, der unter dem Kriegsvolke entſtanden war. Er ſtieg auf den Rednerplatz, um das Kriegsvolk an der Stelle des Feldherrn, anzureden: allein die Soldaten fiengen an zu ſchreyen, Io Saturnalia! anzudeuten; daß es die Saturnalienzeit wäre, da die Sklaven Herren ſpielten.

Dieſes Feſt war urſprünglich eine Feyerlichkeit für den Pöbel; allein es ward ein erlaubtes Feſt, ſeit dem es von dem **Tullus Hoſtilius** eingeſetzt worden: wenigſtens that er das Gelübde darzu, welches erſt unter dem Conſulate des **Sempronius Atratinus** und des **Minutius** erfüllet worden, wenn man dem **Titus Livius** glaubt. Andere Schriftſteller eignen dieſes Unternehmen dem **Tarquinius Superbus**, und die Ausführung dem **T. Largius** zu.

Die Feyer deſſelben ward endlich unterbrochen; und durch das öffentliche Anſehen, in währendem zweyten puniſchen Kriege, wieder eingeführet.

Die **Saturnalien** fiengen gleich mit dem 17ten December, nach des **Numa** Jahrrechnung an, und daureten damals nur einen Tag. Als aber **Julius Cäſar** den Calender verbeſſerte; ſo ſetzte er dieſem Monate noch zween Tage hinzu, die vor das Feſt der **Saturnalien** eingeſchoben, und mit dazu geſchlagen wurden. **Auguſtus** hielt dieſe Verlängerung durch einen öffentlichen Anſchlag genehm, und fügte endlich noch einen Tag hinzu. **Caligula** vermehrte dieſes Feſt noch um den fünften Tag, den man **Juvenalia** nannte.

In dieſen fünf Tagen war derjenige mit begriffen, der insbeſondere dem Dienſte der **Rhea** gewidmet war, und **Opalia** genannt ward. Darauf feyerte man zween Tage lang, zu Ehren des **Pluto** das Feſt **Sigillaria**: welches wegen der kleinen Figuren ſo genannt ward, davon wir vorhin gedacht haben, und die man ihm opferte. Dieß war ein Anhang der **Saturnalien**; ſo, daß ſie dergeſtalt bis auf ſieben Tage währeten, nach dem **Martial**:

> Saturni ſeptem venerat ante dies. *Epigr. Lib. 14.*

XII.

Hrn. Blanchards Abhandlung, von den Gebräuchen der Römer bey Grundlegung der Städte. 1713.

Hätten die Dichter ſich daran begnüget, daß ſie uns die Namen derer großen Männer genennet hätten, welche die erſten Städte der Welt erbauet haben; und daß ſie uns die andächtigen Gebräuche erzählet hätten, die ſie bey dergleichen Gelegenheiten beobachtet haben: ſo hätte man oftmals hiſtoriſche Umſtände erfahren, welche die Jahrbücher der Völker nicht allezeit beybehalten haben; und alsdann hätte man die bloßen Wahrheiten dem Wunderbaren vorgezogen, das ſie oftmals in dieſe Sache eingemengt haben. Die Wunderwerke, die Orakel, und der ſichtbare Beyſtand der Götter, die begleiten allezeit in ſolchen Werken, dieſe Art von Unternehmungen. So wird das feſte Schloß zu Korinth, nicht von bloßen Arbeitern gebauet; ſondern es iſt, nach den Dichtern, ein Werk der Cyklopen: und die Leyer Amphions ganz allein ſetzt die Steine in Bewegung, um ſich von ſelbſt um die Stadt Theben herum zu ſtellen. Jedoch wir wollen dieſes Wunderbare, welches der Dichtkunſt eigen iſt, fahren laſſen, und nur aufrichtig bey den Geſchichtſchreibern nachſuchen: was für Feyerlichkeiten denn eigentlich die Religion und Politik bey den Römern eingeführet gehabt, wenn ſie den Grund zu einer Stadt geleget. Die Religion hatte zur Abſicht, unter den neuen Einwohnern, durch einen einſtimmigen Gottesdienſt, die Einigkeit zu erhalten: und die Politik ſuchte ſie vor der Eiferſucht benachbarter Völker, die eine ſolche neue Einrichtung immer in Sorgen ſetzte, in

Sicherheit zu bringen. Nach dieſem Begriffe hat Herr **Blanchard** im 1713ten Jahre ſeine Abhandlung gemacht, davon wir hier einen Auszug mittheilen wollen.

Dionyſius von Halicarnaß bemerket, daß die Alten gefliſſener geweſen, vortheilhafte Lagen, als große Plätze, zu Grundlegung ihrer Städte auszuſuchen. Man umgab ſelbige ſogar gleich anfangs nicht einmal mit Mauern. Sie richteten in feſtgeſtellter Weite, Thürme auf; und der Zwiſchenraum, welcher ſich von einem Thurm zum andern befand, ward μεσοπύργιον oder μεταπύργιον, genennet. Dieſer Zwiſchenraum nun wurde durch Wagen umzäunet, oder durch Baumklötzer, und kleine Hütten beſchützt, um die Wachen darinnen zu haben. Feſtus bemerkt, daß die Hetrurier Bücher aufbewahret, in welchen die Gebräuche geſtanden, die man bey Grundlegung der Städte, der Altäre und Tempel, der Mauren und Thore beobachtet: und Plutarch ſaget, daß Romulus, als er die Grundſteine der Stadt Rom legen wollen, aus Hetrurien Leute kommen laſſen, die ihm Stück vor Stück alle Gebräuche zeigen müſſen, die er, nach denen Vorſchriften, zu beobachten hätte, die ſie davon eben ſo gewiſſenhaft aufbewahrten; als diejenigen, welche ſie, was die Geheimniſſe und Opfer betraf, aufhoben. Dionyſius von Halikarnaß erzählet ferner, daß man zur Zeit des Romulus, ehe man noch irgend etwas unternommen, das zur Grundlegung einer Stadt gehörete, erſt geopfert habe, nach welchem man einige Feuer vor den Gezelten angezündet; und daß diejenigen, die bey dieſen Ceremonien irgend etwas zu thun gehabt, um ſich zu reinigen, über dieſe Feuer geſprungen: indem ſie nicht geglaubt, daß man ſie, wofern ſie nicht ganz rein wären, zu irgend einer Beſchäfftigung brauchen könnte, zu welcher man mit ſo ehrerbiethigen Empfindungen kommen müßte. Nach dieſem Opfer, grub man eine runde Grube, in welche man ſogleich die Erſtlinge von allen denen Dingen warf, die den Menſchen zu eſſen erlaubt ſind. Alsdann warf man einige Hände voll von der Erde desjenigen Landes

des hinein, aus welchem ein jeder von denen, die bey dieſer Handlung zugegen waren, gekommen war, und zwar in der Abſicht, ſich in dieſer neuen Stadt niederzulaſſen; und das alles vermiſchte man mit einander.

Dieſe Grube, die an der Landſeite, und recht an dem Orte war, wo man den Umkreis zu ziehen anfieng, hieß bey den Griechen, ὄλυμπος, wegen ihrer runden Figur; und bey den Lateinern Mundus, aus eben dieſer Urſache. Die Erſtlinge, und die verſchiedenen Gattungen von Erde, die man in dieſe Grube warf, lehrten, was denjenigen für eine Pflicht auflåge, die das Regiment in der Stadt haben ſollten. Sie mußten allen Fleiß darauf wenden, den Bürgern die Lebensmittel zu verſchaffen; und ſie mit allen denen Völkern im Frieden erhalten, deren Erde man in dieſe Grube geworfen; oder vielmehr nur ein einzig Volk daraus machen.

Zugleich fragte man die Götter um Rath, ob ihnen dieſes Unternehmen angenehm ſeyn würde, und ob ſie den Tag für genehm hielten, den man zu deſſen Ausführung erwählete? Nach allen dieſen Anſtalten, zog man den Umkreis der neuen Stadt, durch einen Strich von weißer Erde, die man mit dem Namen reiner Erde beehrte. Und wir leſen im Strabo, daß Alexander der große, in Ermangelung dieſer Erde, den Umkreis der Stadt, die er in Aegypten nach ſeinem Namen bauen ließ, mit Mehl gezeichnet habe. Wenn nun dieſe erſte Handlung vorbey war, ſo ließen die Hetrurier mit einem Pfluge, durch einen weißen Stier und eine Kuh von gleicher Farbe, eine Furche, ſo tief als möglich, ziehen. Die Kuh war unter der Hand des Ackermannes, der an der Seite der Stadt gieng, und der Stier an der Landſeite. Diejenigen, die dem Pfluge in dem Rande der Furche folgten, warfen die Erdklößer, welche die Pflugſchaare nach der Landſeite geworfen, wieder nach der Stadtſeite zu. Der ganze Raum, den der Pflug geöffnet hatte, war unverſehrlich, ſanctum. An denjenigen Orten, wo man die Stadthore anzulegen gedachte, hob man den Pflug von der Erde auf, um daſelbſt das Erdreich nicht zu öffnen.

Dieſe Ceremonien enthielten folgende Geheimniſſe. Die Tiefe der Furche deutete an, mit was für Dauerhaftigkeit der Grund der Mauern gelegt werden müßte, damit ihre Feſtigkeit und Dauer gewiß wäre. Das Pflugeiſen war von Stal; um den Ueberfluß und die Fruchtbarkeit anzuzeigen, welche man dem neuen Wohnplatze zu verſchaffen wünſchte. Diejenigen, die die Geheimniſſe der Cabala verſtehen, wiſſen, auf was für Weiſe die Roſenkreuzer den Stal der Göttinn Venus geweihet haben. Man ſpannete vor den Pflug einen Stier und eine junge Kuh. Die Kuh gieng an der Seite der Stadt, anzudeuten; daß die Sorge für das Hausweſen dem Frauenzimmer zukomme, deren Fruchtbarkeit zur Vergrößerung der Republik beyträgt: und der Stier, ein Sinnbild der Arbeit und des Ueberfluſſes, der auf der Landſeite eingeſpannet war, lehrte die Männer, daß der Feldbau ihnen zukäme; und daß ſie die Sicherheit der Republik, durch die Sorgfalt für alles was auswärts vorfiel, verſchaffen müßten. Jedes von dieſen Thieren mußte weiß ſeyn, um die Bürger zu ermahnen: daß ſie unſchuldsvoll leben, und diejenige Einfalt der Sitten beybehalten ſollten, deren Sinnbild dieſe Farbe allezeit geweſen iſt. Das ganze Stück, allwo die Pflugſchaare durchgedrungen hatte, ward für unverletzlich gehalten; und die Bürger mußten bis auf den Tod fechten, um das, was wir **Mauren** nennen, zu vertheidigen; denn es war niemanden erlaubt, ſich einen Weg hindurch zu machen. Wer ſolches auch nur begehrte zu thun, der that ſchon eine Feindſeligkeit: und allem Anſehen nach ſchaffte Romulus ſeinen Bruder unter dem ſcheinbaren Vorwande dieſer Entheiligung über ſeite; in der That aber deswegen, weil er ihn nicht für denjenigen Mann hielt, der ihm die Hinterliſt verzeihen würde, deren er ſich bedienet hatte, als ſie beyde die Götter befragten, unter weſſen Schutze die Stadt gegründet werden ſollte?

Die Opfer wurden noch an verſchiedenen Orten wiederholet, und man bemerkte die Oerter, wo ſie gehalten worden, durch Steine (Cippi), die man daſelbſt aufrichtete: ja es iſt wahrſcheinlich, daß man nachmals die Thürme an eben dieſen Stellen auferbauet habe. Man rief daſelbſt die Götter an, unter deren Schutz man die neue Stadt ſtellete; und die Götter des Landes (Patrios, indigetes,) die bey den Griechen unter dem Namen Χθονιοι, ἐπίγειοι, ἐγχώριοι, Πατρῷοι, &c. bekannt waren. Der eigene Namen dieſer Schutzgötter aber, mußte dem Pöbel unbekannt bleiben.

Ovidius hat uns die Formel des Gebeths aufbehalten, welches Romulus an diejenigen Götter gerichtet, die an ſeinem Unternehmen Theil haben ſollten.

Vox fuit haec Regis: Condenti, Iupiter, vrbem,
Et genitor Mavors, Veſtaque mater ades!
Quosque pium eſt adhiberi Deos, advertite cuncti:
Auſpicibus vobis hoc mihi ſurgat opus!
Longa ſit huic aetas, Dominaeque potentia terrae;
Sitque ſub hac oriens occiduusque dies!

Wenn nun die Pflugſchaar an den Ort kam, der zu den Thoren beſtimmt war, ſo hub man das Eiſen heraus: gleich als ob bey der Oeffnung der Furche, etwas geheimnißvolles und heiliges geweſen wäre, welches hätte können entweihet werden. Die Thore ſah man alſo nicht für heilig an, weil ſie zum Ein- und Auslaſſe derer zum Leben erforderlichen Dinge; ja ſelbſt zur Wegſchaffung derer Sachen beſtimmet waren, die nicht in der Stadt bleiben ſollten.

Die Geſetze erlaubten nicht, daß die Todten in der Stadt begraben würden. Sulpicius ſchreibt dem Cicero, er habe von den Athenienſern nicht erhalten können, daß Marcellus in ihrer Stadt einbalſamiret würde; und dieſer einzige Grund war damals hinlänglich, die Thore als ſchädlich anzuſehen. Da aber dieſer Gebrauch abkam, ſo ſah man nachmals auch die Stadtthore als heilig an; ja ſelbſt zu der Zeit, da man noch die Todten außer der Stadt begrub.

Wir haben ſchon angemerket, daß man die Erdklößer, welche die Pflugſchaare aufwarf, von der Landſeite nach der Stadt zu ſchmiß. Dieſes that man, um die neuen Bürger zu lehren, daß ſie ſich bemühen ſollten, alles in die Stadt zu ſchaffen, was ſie draußen fänden, und ihnen inwendig nützlich ſeyn, oder ſie bey benachbarten Völkern angeſehen machen könnte; ohne den Fremden etwas zukommen zu laſſen, deſſen Beraubung dem Vaterlande Schaden zuziehen möchte. Um nun auf das Erdreich zu kommen, was unten an den Stadtmauern war, und von den Lateinern Poſtmurium und Pomoerium genennet wird: ſo ſind die Kunſtrichter über deſſen Lage ſehr uneins. Einige wollen, daß es ſich nicht auf den an die Mauer gränzenden Theil erſtrecket, der nach der Landſeite zu gelegen; und ſchränken es nur auf den Zwiſchenraum ein, der zwiſchen der Mauer und den innern Gebäuden der Stadt geweſen. Andere hergegen erſtrecken es auf das Erdreich, welches am Fuße der Mauer auf der Landſeite geweſen, und wo man nicht mehr anbauen noch ackern durfte, aus Furcht, den Grund der Mauren zu erſchüttern. Noch eine dritte Meynung ſetzet das Pomoerium, ſowohl innerhalb, als außerhalb der Mauer.

Die erſte Meynung, die es auf den Raum zwiſchen der Mauer und den inwendigen Gebäuden einſchließt, der dieſelben von der Mauer trennet, gründet ſich auf das Anſehen Varrons, Plutarchs und des Julius Pollur. Diejenigen, die dieſes annehmen, laſſen das Pomoerium nicht weiter gehen, als inwendig bis an die Mauer, in den Zwiſchenraum zwiſchen der Ringmauer und den Gebäuden.

Die zwo andern Meynungen gründen ſich auf folgende zwo Stellen. Die erſte iſt aus dem Livius, und heißt ungefähr ſo: „Pomoerium, wird, wenn man nur

„auf die Bedeutung des Wortes geht, für Poſtmoerium geſetzt. Dieſes iſt ein Zwiſchenraum von Erde, den die Hetrurier um die Oerter herum, allwo ſie die Stadtmauren aufführen wollten, feyerlich einweiheten; damit die Häuſer, die man inwendig aufbauete, nicht bis an die Mauren laufen möchten, wie man anjetzt thut: und damit es auch außen um die Stadt etwas unbearbeitetes Feld gäbe. Die Römer nennten dieſen Raum Pomoerium, und er dorfte weder bewohnet noch beackert werden; nicht ſowohl, weil er dieſſeits der Mauer, als weil die Mauer jenſeits war.“

Dieſe Stelle ſcheint ſehr deutlich zu ſeyn, und hier iſt die andere aus dem Aggenus Urbicus, einem alten Ausleger Frontins, de Qualitate agrorum. Pomoerium iſt ein gewiſſer Raum außer den Mauren. „In einigen Städten gab es auch inwendig einen Zwiſchenraum, darauf die Bürger keine Gebäude führen dorften, aus Furcht dem Grunde der Mauer zu ſchaden.“

Tacitus ſcheint zu ſagen, daß die Erde, ſoweit ſich das römiſche Pomoerium erſtrecket, durch gewiſſe Gränzen bezeichnet geweſen, die man auf Befehl des Romulus, am Fuſſe des palatiniſchen Berges ſetzen müſſen. Und nahe an dieſen Gränzen wurden die Altäre geſetzt, auf welchen man oberwähnte Opfer anſtellte. Es war keiner Privatperſon erlaubt, den Pflug in den eingeſchränkten Raum zu treiben, den man Pomoerium nannte. Uebrigens konnte kein Menſch dieſe Gränzen oder Schranken fortrücken, in der Abſicht die Stadt zu vergrößern; wofern er nicht die Gränzen des Reichs durch Eroberung erweitert hatte. Alsdann hatte er die Freyheit es zu thun, und zwar unter dem Vorwande, das Glück und die Schönheit der Stadt zu vermehren; indem er neue Bürger hineinführete, die ihre Geſchicklichkeit dahin brächten, und die Künſte und Wiſſenſchaften daſelbſt höher treiben könnten. Tacitus und Aulus Gellius haben die Zeiten bemerkt, da man den Umfang der Stadt Rom erweitert, und folglich das Pomoerium weiter gerücket hat.

Nachdem alſo Herr Blanchard dasjenige unterſuchet hat, was die Stadtmauren und deren Grundlegung betrifft; ſo redet er auch von dem, was inwendig in der Stadt vorgegangen, wo man alle Gaſſen mit Stricken abzog, welches die Lateiner, degrumare vias nennten. Der Mittelpunct, des in der Stadt eingeſchloſſenen Platzes ward zum öffentlichen Markte beſtimmt, und alle Gaſſen liefen auf denſelben zu. Man bezeichnete auch zugleich die Plätze zu den öffentlichen Gebäuden, als Tempeln, Säugängen, und dem Rathhauſe ꝛc.

Man muß ferner merken, daß die Römer alle Jahr das Feſt von der Grundlegung ihrer Stadt den 11 Calend. Maji, gefeyert haben; welches die Zeit war, in welcher man das Feſt der Pales feyerte. Unter dem Kaiſer Hadrian finden wir die erſte Münze, die nach der Erbauung der Stadt Rom datirt worden. Dieſe koſtbare Münze ward geſchlagen, wie die Umſchrift ausweiſt, im 874ſten Jahre der Erbauung der Stadt Rom; das heiſſt im 121ſten der chriſtlichen Jahrrechnung, und dient zur Epoche der plebeiſchen Spiele im Circus, die in eben dieſem Jahre vom Hadrian geſtiftet worden. Man kann dieſen Auszug nicht beſſer ſchließen, als mit des Ovidii Verſen, die einen Theil der Feyerlichkeiten beſchreiben, die dem Herrn Blanchard zu ſeiner Unterſuchung Anlaß gegeben haben.

Apta dies legitur, qua moenia ſignet aratro:
  Sacra Palis ſuberant; inde movetur opus.
Foſſa fit ad ſolidum, fruges jaciuntur in ima;
  Et de vicino terra petita ſolo.
Foſſa repletur humo, plenaeque imponitur arae,
  Et novus accenſo ſinditur igne focus.
Inde premens ſtivam deſignat moenia ſulco:
  Alba jugum niveo cum bove vacca tulit.

Faſtor. IV.

XIII.

Hrn. Morins Abhandlung, von den Vorrechten der rechten Hand.

1713.

Die Liebe zur Billigkeit hat ſo viel Gewalt über das Herz des Herrn Morin, daß er nicht ohne Widerwillen die Ungleichheit erdulden kann, welche die Gewohnheit, die Vorurtheile, oder die Erziehung unter der rechten und linken Hand eingeführet haben. Man durchſuche doch, ſagte er, im 1713ten Jahre, in einer ſeiner akademiſchen Vorleſungen, alle Jahrbücher; man durchwühle alle Archive, ſo wird es einem ſchwer fallen, Stellen zu finden, welche der rechten Hand irgend ein Vorrecht über die linke ertheilen. Die rechte Hand iſt zwar, wie man voraus ſetzt, ſchon im Beſitze; allein dieſer Grund thut gelehrten Leuten keine Genüge: vor ihren Richterſtühlen hat dieſes ſcheinbare Recht, ohne Beweis, nicht mehrere Kraft, als das Recht der Dienſtbarkeit bey den Rechtsgelehrten hat. In der Critik giebt es keine Verjährung. Dieſe Schutzpatroninn des menſchlichen Geſchlechts beſchützet ſelten die Wahrheit, aber wohl oftmals den Irrthum und die mit Gewalt entriſſenen widerrechtlichen Vorzüge. In der Litteratur, in der Naturkunde, und vielleicht noch anderwärts, giebt es hundert Beyſpiele davon: und es könnte wohl ſeyn, daß eben dieſe Gewohnheit, in ihren Ausſprüchen zum Vortheile der rechten Hand, nichts gegründeter wäre; wie man bald aus Proben ſehen wird, die aus dem natürlichen, bürgerlichen und Kirchenrechte gezogen worden.

Es iſt eine gewiſſe und erwieſene Wahrheit, daß die Natur, gleich einer weiſen Mutter, ihre Gaben, den gepaarten Gliedmaßen eines richtig gebildeten Körpers, mit einer vollkommenen Gleichheit ertheilet. Das rechte Ohr höret nicht deutlicher, als das linke. Das linke Auge theilet die ſichtbaren Stralen mit ſeinem Nachbar gleich: und wenn ſich ja zuweilen der rechte Fuß den Vortritt vor dem linken herausnimmt; ſo giebt es hingegen wichtige Vorfälle, wo er ihm ohne alle Weitläuftigkeit den Rang läßt. Der erſte kann ſich allerdings rühmen, daß er einen guten Theil des Fußvolks für ſich habe: allein der andre hat außer allem Streite die ganze Reiterey für ſich. Bey der Zergliederung ordentlich gebildeter Kinder, bemerken die Kunſtverſtändigen keinen merklichen Unterſchied unter den Nerven, Mäuslein, und den Gefäßen der doppelten Theile; und wenn dieſe Beobachtung bey ältern Körpern keine Statt mehr findet: ſo iſt ſolches eine Folge des Misbrauchs, der uns dem Zwange unterwirft, alles mit der rechten Hand zu thun; und die linke faſt in einer beſtändigen Unthätigkeit zu laſſen. Hieraus aber folget ein viel ſtärkerer Zuſchuß der Nahrungsſäfte, zu dem Theile, der immerfort in Bewegung iſt, als zu dem ruhenden. Gleichwohl findet man, troß allen dieſen Anſtalten, oftmals widerſpänſtige linke Hände, die ſich ihres Rechts bedienen, und ſich gegen dieſe Tyranney der Erziehung und Gewohnheit auflehnen. So machte es die linke Hand Kaiſers Cajus Tibers, dem die Geſchichtſchreiber majorem ſiniſtrae agilitatem beylegen: ſo machen es die Hände unzähliger linkſchen Leute von allerley Ständen und Zeiten. Die berühmteſten Zergliederer behaupten auch, daß von Natur alle Menſchen geneigt ſind, ſich beyder Hände, ſonder Unterſchied, zu bedienen; und daß, wofern ſie eine mehr brauchen, als die andre, ſolches eine bloße Wirkung der Erziehung ſey. Sie ſetzen ſogar noch hinzu, es wäre zu wünſchen, daß anſtatt, daß man die Kinder ſtrafet, wenn ſie bald eine, bald die andere brauchen, man ſie lieber bey Zeiten gewohnen ſollte, ſich der natürlichen Ambidexteritaet zu bedienen, welches ihnen in ihrem Leben wichtige Dienſte thun würde. Dieſen

Herren, die als Kunſtverſtändige davon reden, kann man ſchon trauen, denn ſie gründen ſich noch darzu auf die eigene Erfahrung; weil ſie nach den Regeln ihrer Wiſſenſchaft, die künſtlichſten Operationen mit beyderley Händen müſſen zu machen wiſſen. **Plato** redete und dachte ſchon zu ſeiner Zeit eben ſo von der Sache, (de Leg. Lib. 3). Er verwarf den Vorzug ſehr, mit welchem man die rechte Hand, zum Schaden der linken, beehrte; und behauptete, daß die Menſchen in dieſem Stücke ihr eigen Beſtes nicht verſtünden, ſondern unter dem ſchlechten Vorwande des guten Anſtandes, ſich ſelbſt des Nutzens beraubten, den ſie bey tauſend Gelegenheiten aus dem Gebrauche beyder Hände ziehen könnten.

Allein, wenn gleich die alten Griechen ſich hierinn vernachläßiget haben, ſo darf man ſchlieſſen, daß die übrigen Völker ihren Vortheil beſſer werden inacht genommen haben. Es ſcheint auch in der That, daß bey ihren Kriegesheeren die vornehmſten Soldaten, ihre Pickenierer, ihre Hellebardierer, diejenigen, die die erſte Linie ihrer Geſchwader ausmachten, mit beyden Händen gleich fertig haben ſeyn müſſen.

In dem zweyten Buche der Richter (20 Cap. 16 v.) wird angemerkt, daß bey einer wichtigen Gelegenheit, der Stamm Benjamin ganz allein ſiebenhundert tapfere Kriegsknechte geliefert, die mit der linken und rechten Hand gefochten: und in der römiſchen Geſchichte wird der Klopffechter gedacht, die eben ſo abgerichtet geweſen. Es iſt alſo ſehr zu verwundern, daß man in dieſen letzten Jahrhunderten, in welchen man die Kriegskunſt ſo ſehr verbeſſern wollen, ſich nicht auch befliſſen habe, die Ambidexteritaet zu erneuern: welche denenjenigen, die ſich ihrer recht zu bedienen wüßten, einen großen Vorzug ertheilen müßte. Dem ſey wie ihm wolle, das Vorurtheil der Gewohnheit hat uns ſo mit dahin geriſſen, daß **Montagne** in dem Leben Heinrichs des IV. bemerkt: dieſer groſſe Prinz habe fünf ſeiner guten Unterthanen, von ſeiner Leibwacht weggejaget, weil ſie links geweſen. Doch dieß iſt nicht das erſte mal, daß ein herrſchendes Vorurtheil, welches ſich auf die Gewohnheit gründet, das Vorrecht über die Natur und geſunde Vernunft gewonnen.

Zu allen dieſen Beweiſen kann man noch das Beyſpiel der neuentdeckten Völker, und im Nothfalle, auch das Exempel derer Thiere hinzufügen, die die Ehre haben, uns auf die garſtigſte Art ſo ähnlich zu ſeyn. Man weis nämlich, daß alle beyde, von dieſen zweyen Werkzeugen, ohne alles Bedenken und ohne Unterſchied, einerley Dienſtleiſtungen erhalten. Und wie viel Leute ſieht man überdieß nicht täglich, die das Unglück gehabt haben, die rechte Hand zu verlieren: deren linke Hand aber alle Verrichtungen, die ſonſt noch ſo genau der rechten allein vorbehalten ſind, überaus wohl bewerkſtelligen; nicht einmal das Schreiben und Malen davon ausgenommen. Hieraus nun läßt ſich leichtlich der Schluß machen, daß, dem Vorurtheile und Anſehen ungeachtet, und wenn man bloß die Natur zu rathe zieht, die linke Hand im mindeſten nicht ſchlechter ſey, als die rechte.

Im bürgerlichen Rechte ſcheint die Sache etwas ſchwieriger zu ſeyn. Man kann nämlich nicht leugnen, daß nicht eine faſt allgemeine Gewohnheit der rechten Hand günſtig ſey. In unſerer und aller Völker Sprache klingt ſchon alles böſe, was links iſt: dahingegen die Dexterität alle Anmuth des Geiſtes und Leibes in ſich faſſet. Alle ehrenvolle Vorrechte, ſcheinen unveränderlich mit der rechten Hand verknüpfet zu ſeyn, und zwar nicht nur in dieſer, ſondern ſogar auch in jener Welt: da es gewiß iſt, daß die rechte Seite für die Auserwählten; die linke aber für die Verdammten, beſtimmet iſt. Gleichwohl hat dieſe unglückliche Hand hier und dar ihre Anhänger gefunden. Xenophon berichtet uns, daß der große Cyrus diejenigen, die er ſeiner beſondern Gnade gewürdiget, an ſeine linke Seite geſtellet; und dieſes darum, weil dieſe Seite den Anfällen mehr ausgeſetzt iſt, als die andere. Auch heute zu Tage iſt ſie noch der Platz der Lieblinge und Standesperſonen bey den Türken, Perſern, und allen morgenländiſchen Völkern. Einige neuere Gelehrten haben ſogar das Herz gehabt zu behaupten, daß bey den alten Griechen und Römern, die linke Hand die rechte Ehrenſtelle geweſen, und haben deswegen eine große Menge von Zeugniſſen angeführet, die die Sache zu ihrem Vortheile zu entſcheiden ſcheinen. Es iſt wohl wahr, daß Juſtus Lipſius ſie mit großem Stolze widerleget hat, und zwar mit gegenſeitigen Zeugniſſen, die ſonnenklar und ohne Ausnahme zu ſeyn ſcheinen. Allein der berühmte Pater Sirmond, ein vortrefflicher Kunſtrichter, hat, nachdem er die Sache als ein unparteyiſcher Richter unterſuchet, ſich nicht anders zu helfen gewußt, um beyderſeits Beweiſe zu vereinigen; als daß er vorausſetzt: daß, ſowohl zu den damaligen Zeiten, als noch jetzo, wenn man geht oder ſpazieret, ja zuweilen auch beym Sitzen, weder die rechte noch die linke Hand die Ehrenſtelle beſtimmet; ſondern, was man das beſte Pflaſter, oder die obere Stelle nennet, welche ſich nach der verſchiedenen Lage der Oerter richteten. So daß, nach ſeiner Meynung, der Comes interior allezeit derjenige geweſen, der an der Mauer gegangen, oder den beſten Platz eingenommen; eine Entſcheidung, die ziemlich rechtsverſtändig zu ſeyn ſcheint, und beyde Hände in ihrer natürlichen Gleichgültigkeit läßt. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt es doch allezeit gewiß, daß die linke Seite, zu Zeiten Salomons, die Seite der Ehren, ja was noch mehr iſt, des Reichthums, geweſen: in ſiniſtra ejus gloria et divitiae; und daß bey den Römern, nach dem Makrobius, die linke Hand, inſonderheit der Gerechtigkeit gewidmet geweſen: Siniſtra manus aequitati aptior, quam dextera. Daher ließen ſie unfehlbar vor ihren Gerichtsbänken die rechte Hand den Anklägern, deren Amt allezeit als verhaßt angeſehen worden, und die linke den Angeklagten, deren Sache an ſich ſelbſt vortheilhafter und des Mitleidens würdiger iſt.

Endlich hat ſich, fuhr Herr Morin fort, das canoniſche Recht zu allen Zeiten für die linke Hand erklärt, ohne ſelbſt die Zeit des alten Geſetzes davon auszunehmen. Dieſe Wahrheit erhellet aus einer von den Entzückungen des Zacharias, wo dieſer Prophet erzählet, daß er den damaligen Hohenprieſter Jeſus geſehen, wie er vor einem Engel geſtanden; und daß Satan zu ſeiner Rechten geweſen. Dieß iſt ein Traumgeſicht, wird man ſagen: immerhin! Allein es iſt von einem Propheten, und bey ſolchen Träumen muß alles regelmäßig ſeyn. Wäre nun die Rechte die Oberhand geweſen, wie hätte man ſie dem böſen Feinde einräumen können? Der Hoheprieſter! unter dem Teufel? Das wäre eine ungeheure, ärgerliche, ja gar gotteslästerliche Entehrung geweſen, wenn hier anders die Rede vom Meßias iſt: wie die meiſten Ausleger wollen; welche behaupten, daß dieſer Hoheprieſter ein Typus oder ein Vorbild deſſelben geweſen.

Man kann auch noch hinzu ſetzen, daß bey den alten Griechen und Römern, die günſtigen Vogeldeutungen von der linken Seite gekommen: und es ſcheint, daß ſie gar in den feyerlichen Zuſammenkünften die Ehrenſtelle geweſen; wie man aus der Beſchreibung erſehen kann, die uns Herodian von der Einweihung der Kaiſer hinterlaſſen hat. Nachdem er geſagt, daß man die von Wachs verfertigte Figur des Prinzen auf einen Altar geſtellet, ſo ſetzt er hinzu, daß der Senat, der die vornehmſten Stellen einnehmen ſollte, indem er im Interregno die Macht und Majeſtät des Reichs in Händen hatte, mit allen hohen Bedienten der Republik zur linken, das Frauenzimmer aber zur rechten Hand geſeſſen.

Die erſten Chriſten hielten es in ihren Kirchen eben ſo (Baron. Ann. 10. p. 293): allwo die zwey Geſchlechter, welche durch Gatterwerk unterſchieden waren, das weibliche allezeit zur Rechten, und das männliche zur Linken ſaß. Eben dieſe Ordnung ward in den Concilien beobachtet; weil in dem

Niceniſchen, welches der große Conſtantin berief, die Legaten des Pabſtes dieſem Kaiſer zur Linken, und zur Rechten die Patriarchen von Antiochien und Jeruſalem geſeſſen, die doch das Anſehen des Stuhls zu Rom, niemals beſtritten haben. Endlich ſo iſt in allen katholiſchen Kirchen, die linke Seite, die Evangelienſeite, die doch unendlich ehrwürdiger iſt, als die Epiſtelſeite. Ja in einer der anſehnlichſten Provinzen von Frankreich, deren Gewohnheiten man einhällig weiſe nennet, ſind die Ehrenſtellen in der Kirche noch mit der linken Seite, mit der Evangelienſeite verknüpfet. Gehen die andern Kirchen von dieſer Gewohnheit ab; ſo geſchieht es darum, weil ſie ſich der Mode und den Grundſätzen der Zeit, zum Nachtheile des ehrwürdigen Alterthums bequemen.

Was ſollen wir nun aus dieſem allen ſchließen? Daß die linke Hand über die rechte gehen ſoll, oder daß ſie wenigſtens eben ſo viel gelte? Nein, in dieſer Abſicht hat Herr **Morin** dieſe Abhandlung nicht aufgeſetzt: die geſunde Vernunft und das menſchliche Geſchlecht ſind ihm viel zu lieb dazu, als daß er beyder Grundſätzen ſchnurſtracks entgegen laufen ſollte. Er ſieht es gern, daß beyde Hände an ihrem Orte und bey ihren Vorrechten bleiben: er begehrt keine Aenderung, er erlaubet nur der linken Hand, daß ſie durch eine nützliche Nacheiferung, ſich, wofern ſie kann, die Geſchicklichkeit, Stärke und Fertigkeit der Rechten erwerbe; ja er ermahnet ſie inſtändigſt dazu. Und wie ſollte ſie nicht auch von freyen Stücken, und mit guter Art dasjenige thun, was ſie wohl zuweilen durch die Noth gezwungen, thut? Sieht man denn nicht täglich, daß ſie der rechten Hand auf mechaniſche Weiſe ein Gleichgewicht machen hilft, dadurch die ganze Maſchine geſichert wird? Und ſie verrichtet dieſes gemeinſchaftliche Amt, gewiß mit eben ſo großer Geſchicklichkeit, als ihre Schweſter.

* * *

XIV.

Herrn Morins Abhandlung, vom Händeküſſen.

1715.

Die Materie, welche Herr **Morin** erwählet, um ſeine Pflichten als ein Mitglied der Akademie zu erfüllen, haben allezeit etwas an ſich, welches die Neugierde erwecket. In der Abhandlung, die er 1715 vom Händeküſſen abgeleſen, ſetzt er feſt, daß dieſe Gewohnheit nicht nur ſehr alt, und faſt über den ganzen Erdenkreis ausgebreitet iſt; ſondern er beweiſet auch, daß ſie nichts minder zur Religion, als zur menſchlichen Geſellſchaft gehöret.

Um bey der Religion anzufangen, ſo zeigt er gleich anfangs, daß man ſchon in den allerälteſten Zeiten, die Sonne, den Mond und die Sterne, mit Händeküſſen verehret hat. Hiob verſichert, daß er nie in dieſen Aberglauben verfallen ſey: **Habe ich das Licht angeſehen, wenn es helle leuchtet, und den Mond wenn er voll gieng? Hat ſich mein Herz heimlich bereden laſſen, daß meine Hand meinen Mund küſſe!** 31. Cap. 26. 27. v. Auch aus dem 1 B. der Könige im 19. Cap. 18. v. erhellet, daß man dem Bel oder Baal eben dieſe Ehre erwieſen: **Und ich will laſſen überbleiben ſieben tauſend in Iſrael, nämlich alle Kniee, die ſich nicht gebeuget haben vor Baal, und allen Mund, der ihn nicht geküſſet hat.**

Die Ausleger der heil. Schrift verſichern, daß man gegen den Moloch eben dieſe Ceremonie beobachtet hat; inſonderheit bey dem Opfer der Kinder, die man dieſem Götzen brachte.

Von denen an Judäa angränzenden Völkern, bey denen dieſer Gottesdienſt eingeführet war, das heißt von den Chaldäern und Phöniciern, geht Herr Morin nach Griechenland, allwo faſt aller ausländiſche Aberglauben im Schwange gieng. Lucian ſetzt auch in der That, (de Sacriſ.) nachdem er von verſchiedenen Opfern geredet, welche den Göttern von reichen Leuten gebracht worden, hinzu, daß die Armen ſie mit bloßem Handküſſen verehreten. Eben derſelbe erzählet (in Elog. Demoſthenis) daß, als Demoſthenes in den Händen der Soldaten des Antipaters geweſen, und von ihnen die Erlaubniß erbethen, in einen Tempel zu gehen, bey welchem ſie ihn vorüber führten, indem er hinein gegangen, die Hand an den Mund gebracht; welches ſeine Wache gleich für ein Zeichen der Andacht gehalten: allein die Ohnmacht in welche er bald darauf fiel, und die Ausſage der Magd dieſes Redners, lehrten ſie bald, daß es die Wirkung des Giftes geweſen, welches er zu ſich genommen. Endlich bemerket er in ſeinem Tractate vom Tanzen, daß die Indianer die Sonne verehret, indem ſie ſich vor ihr niedergeworfen, und die Hände an den Mund gebracht: worinnen ſie von den Griechen abgiengen, die dieſen Gott, bloß durch Händeküſſen verehreten.

Eben dieſer Gebrauch kam von den Griechen auf die Römer, und Plinius rechnet ihn (Lib. 28. Cap. 2.) zu ſeiner Zeit unter die alten Gewohnheiten, deren Urſprung und Urſache man nicht wüßte: In adorando, ſagt er, dexteram ad oſculum referimus. Apulejus (in Apolog.) ſchilt einen gewiſſen Aemilianus einen Ohngötter, weil er, ſo oft er einen Tempel vorbey gieng, aus Unglauben unterließ die Hand zu küſſen, und ſo die Götter anzubethen. Und wenn er von der Pſyche redet, (Met. Lib. 4. Cap. 32.) ſo ſagt er, ſie ſey ſo ſchön geweſen, daß man ſie wie die Venus verehret; indem man die rechte Hand geküſſet, und den Zeigefinger auf den aufgerichteten Daumen gelegt. Minutius Felix erzählet (in Octavio) daß als Cäcilianus einen ſerapiſchen Götzen erblickt, er ſogleich die Hand an den Mund gebracht und ſelbige geküſſet. Und wenn wir dem Jeſuiten Pater Beſſon glauben, ſo ſah man zu ſeiner Zeit in unſrer lieben Frauen Kirche zu Cahors, ein ſehr flaches Schnitzwerk, auf welchem ein Frauenzimmer ſtund, die in Gegenwart eines Götzen die Hand küſſte.

Man kann noch ſagen, daß nachdem dieſe Andachtsformeln endlich aus der Mode gekommen, ſie zur Zeit des allerersten Chriſtenthums dazu gedienet, die feyerlichſten Ceremonien unſerer Geheimniſſe ehrwürdig zu machen; indem die Biſchöfe und andere Beamten die Hand den Prieſtern die beym Altare dieneten, zu küſſen gaben. Taraſius ein conſtantinopoliſcher Patriarch, redet davon als von einem ſehr alten Gebrauche, in ſeinem Synodalſchreiben an diejenigen Kaiſer, die das niceniſche Concilium zuſammen berufen hatten.

Da nun der Gebrauch des Händeküſſens in Abſicht auf die Religion, mit dem Heidenthume zugleich gefallen iſt; ſo bleibt uns nur noch übrig zu forſchen, auf was für Art er ſich in der Geſellſchaft erhalten. Herr Morin ſieht die Gewohnheit die Hände zu küſſen, als eine in allen Ständen faſt beſtändige Pflicht an; und als ein ſtummes Formular, welches man erfunden, um eine Ausſöhnung, eine Bitte, oder eine Dankſagung anzudeuten. Es iſt eine natürliche Loſung, die man auf dem ganzen Erdballe, ſonder einen Dollmetſcher verſteht, und unfehlbar älter iſt, als die Schrift, ja vieleicht gar als die Rede. Salomon ſagt in ſeinem Prediger, von den Bittenden und Schmäuchlern ſeiner Zeit, daß ſie ohne Unterlaß die Hände ihrer Gönner küſſen, bis ſie die Gewogenheit, die ſie begehren, von ihnen erhalten.

Durchlaufen wir nun die andern Völker, ſo finden wir ſogleich im Homer, daß Priamus dem Achilles die Hände geküſſt, und die Knie umfangen, da er ihn beſchwor, ihm den Leichnam ſeines Sohnes Hektors wieder zu geben. Dieſe Höflichkeit war auch zu Rom und in Italich gebräuchlich; allein mit verſchiedenen Veränderungen. In den erſten Zeiten der Republik, ſcheint es, daß ſie nur von den Niedern gegen die Obern beobachtet worden; denn die freyen Perſonen gaben ſich nur die Hand, und umarmeten ſich. Die Liebe zur Freyheit gieng gar in der Folge ſo weit, daß auch ſelbſt die Soldaten ihren Generalen dieſe Ehre nicht gern erweiſen wollten; und man ſah es, als etwas ſehr außerordentliches an, als die Soldaten, aus welchen Catons Heer beſtand, alle einſtimmig zugiengen, und ihm die Hand küßten, da er das Commando niederlegen mußte. (Plut. in Caton.) Nach und nach waren die Römer nicht mehr ſo zärtlich: die große Hochachtung, die ſich die Tribunen, Conſules und Dictatoren zugezogen, bewog die Privatperſonen ehrerbiethiger mit ihnen umzugehen: anſtatt alſo daß ſie, wie ehemals geſchehen, ſie umarmen ſollten, ſo waren ſie glücklich genug, wenn ſie ihnen die Hand küſſen durften, und das nennten ſie, accedere ad manum. Unter den Kaiſern ward dieſer Gebrauch gar eine weſentliche Pflicht, auch ſo gar der Großen: denn die Hofleute von geringerm Range, mußten ſich begnügen laſſen, nur den Purpur zu berühren; welches ſie auf den Knien thaten; um den Rock des Kaiſers mit der rechten Hand zu faſſen, die ſie nach dem Munde brachten. In der folgenden Zeit ward auch dieſe Ehre nur den Conſulen und oberſten Staatsbedienten zugeſtanden; alle andere mußten die Kaiſer nur von weitem grüßen, indem ſie die Hand an den Mund legten, und zwar auf eben die Art, wie man die Götter anbethete.

Es würde unnöthig ſeyn, dieſen Gebrauch ferner in allen übrigen Landen zu verfolgen, wo er üblich geweſen: man weis, daß er noch jetzo faſt in allen bekannten Ländern in Schwange geht, was die Prinzen und Obern betrifft, ſo gar bey den Schwarzen, und bey den Einwohnern der neuen Welt. Ferdinand Cortez fand ihn in Mexico, allwo mehr als tauſend Herren ihn begrüßen kamen, indem ſie die Erde mit ihren Händen berührten, die ſie hernach an den Mund brachten.

Alſo iſt das Händeküſſen, es ſey nun, daß man andern aus Ehrfurcht die Hände küſſet; oder die Hand zum Grüßen an den Mund legt, unter allen Gewohnheiten diejenige, die ſich am allermeiſten in der Welt ausgebreitet hat. Gleichwohl verſichert Herr Morin, daß dieſer Gebrauch vieles von ſeinen Vorrechten verlohren. Man ſieht es heute zu Tage für eine gar zu große Vertraulichkeit oder Niederträchtigkeit an, wenn man die Hände derer küſſet, mit denen man in Geſellſchaft iſt; und er würde fürchten, daß dieſe Gewohnheit endlich gar eingehen möchte, wenn nicht noch die Liebhaber für deren Beybehaltung Sorge trügen.

XV.

Herrn von Valois Abhandlung, von den Reichthümern des Tempels zu Delphis, und den verſchiedenen Plünderungen ſo er erlitten. 1715.

Die Reichthümer des Tempels Apollons zu Delphis ſind von den älteſten Zeiten her für ſo wichtig gehalten worden, daß Herr **Valeſius** im 1715ten Jahre geglaubet hat, es würde nicht undienlich ſeyn, zu unterſuchen: worinnen dieſe Schätze eigentlich beſtanden? und in einer hiſtoriſchen Erzählung die Prinzen oder Feldherren zu bemerken, denen ſie nach und nach zum Raube gedienet (*). Allein damit dieſe Erzählung deſto merklicher würde, ſo mußte zuerſt der Zuſtand des Gebäudes dieſes Tempels, wo dieſe Schätze aufbehalten wurden, beſchrieben werden. Herr

---

(*) Siehe des Herrn Harduins 3 Diſſertationen von dem delphiſchen Orakel, dieſes II. T. der Hiſt. de l'Acad. &c.

Herr Valeſius merket alſo zuvörderſt an, daß ſeitdem Apollo von dem delphiſchen Orakel Beſitz genommen, dieſer berühmte Tempel ſehr große Veränderungen erleiden müſſen; und daß er faſt ſechsmal zerſtöret und wieder auferbauet worden iſt.

Der erſte Tempel war, wenn man den Alten glauben will, aus durchflochtenen Lorberzweigen erbauet, und ſah nicht anders, als eine ſchlechte Bauerhütte aus.

Der andere war nichts prächtiger, wie die delphiſchen Einwohner erzählten. Die Bienen waren die Bauleute deſſelben, und ſetzten ihn aus ihrem Wachſe und den Federn verſchiedener Vögel zuſammen. Nach einigen Schriftſtellern iſt er nicht aus Wachs und Vogelfedern gemacht geweſen, ſondern aus einer Pflanze, Namens πτέρις, eine Art von Farrenkraut, ſo auf den Bergen wächſt. Andere endlich haben geſchrieben, er ſey von einem Einwohner zu Delphis erbauet worden, welcher Pteras geheißen, und ſeine Arbeit nach ſeinem Namen genennet hat: hieraus aber wäre die doppelte Zweydeutigkeit entſtanden.

Der dritte Tempel ſieht einer fabelhaften Erzählung vollkommen ähnlich. Man ſagt, er ſey ein Werk Vulcans geweſen, der, damit es deſto länger währen ſollte, dieſen Tempel von Erzt gemacht, und auf deſſen Giebel einige Figuren von Golde geſetzt, die junge Mädchen vorgeſtellet, welche unter einander ein angenehmes Concert machten. Einige wollen, daß dieſer dritte Tempel durch ein Erdbeben eingeſunken und verſchlungen ſey; und andere, daß er in einer in Delphis entſtandenen Feuersbrunſt eingeäſchert worden.

Den vierten, der ganz von Stein war, erbaueten Trophonius und Agamedes, Söhne des Ergines, Königes von Orchomen, zween vortreffliche Baumeiſter, die ſich einen großen Ruhm erworben: nicht nur, weil ſie für die Götter einige prächtige Tempel erbauet, ſondern auch für verſchiedene Fürſten ihrer Zeit ſchöne Schlöſſer aufgeführet. Dieſer vierte Tempel verbrannte durch einen ungefähren Zu-

fall

ſall, in dem erſten Jahre der acht und funfzigſten Olympias, oder, nach dem Euſebius, noch ein Jahr früher, das heißt, im vierten Jahre der ſieben und funfzigſten Olympias.

Der fünfte Tempel ward gegen das vierte Jahr der ſechs und ſechzigſten Olympias, ungefähr um das 513te Jahr vor C. G. angefangen. Herodot berichtet uns, daß die Alkmeoniden, welche vom Piſiſtratus aus ihrem Lande waren vertrieben worden, und ſich damals zu Delphis befanden, diejenigen geweſen, welche mit einer Summe von dreyhundert Talenten, den fünften Bau des delphiſchen Tempels, ſo wie man ihn zur Zeit dieſes berühmten Geſchichtſchreibers geſehen, über ſich genommen. Allein, da die Alkmeoniden nicht minder großmüthig, als reich und mächtig waren; ſo machten ſie das ganze Vordertheil des Tempels, auf eigene Koſten, von pariſchem Marmor; ungeachtet ſelbiges, nach dem Vergleiche, den ſie mit den Amphyktionen getroffen hatten, nur bloß von Steinen ſeyn ſollte. Dieſer fünfte Tempel ward von den Thraciern, in der hundert vier ſiebenzigſten Olympias geplündert.

Endlich ward der delphiſche Tempel zum ſechſtenmale auf Veranſtaltung der Amphyktionen wieder erbauet. Dieſes leſen wir im Pauſanias, der uns noch überdieß berichtet, daß der Baumeiſter ein Korinthier, Namens Spintarus geweſen.

Nach dieſer Erzählung unterſuchet Herr Valois, worinnen denn die ſo gerühmten Schätze des delphiſchen Tempels beſtanden, welche von den Griechen, ſeit den älteſten Zeiten her, durch das einzige Wort παλαιοπλουτον, angedeutet worden.

Im Anfange beſtanden gleichwohl alle Reichthümer des delphiſchen Tempels, nur in einer großen Anzahl eherner Gefäße und Stühle: wenn man dem Theopompus glaubt, der uns verſichert, daß es damals noch keine Bildſeulen, nicht einmal von Erzt, darinnen gegeben. Gyges, König in Lydien, war der erſte, der dieſem Tempel eine ſehr gro-

ße

ſe Menge goldener und ſilberner Gefäße weihete und ſchenkte. Hierinnen folgten ihm Crösus ſein Nachfolger, viel andere Könige und Fürſten, verſchiedene Städte, ja ſelbſt einige reiche Privatleute nach; die alle, gleichſam aus Nacheifer, ſtückweiſe, theils Stühle und Gefäße, theils Schilde, Kronen und ſilberne und goldene Bildſeulen von allerley Größe, daſelbſt zuſammen häuſten.

Der erſte, der ſeine ruchloſe Hand an die Schätze des delphiſchen Tempels legte, war ein Sohn des Krius, Königs der Eubäer. Die Schriftſteller berichten uns nicht den Namen dieſes verbrecheriſchen Prinzen; allein, da Heſiodus und Apollodor anmerken, daß Krius von der Euribia einer Tochter des Polutus, drey Söhne gehabt, nämlich den Aſträus, Pallas und Perſes; ſo muß dieſe That nothwendig auf einen von dieſen drey Titaniden kommen. Dieſe Geſchichte iſt ſo alt, daß man ihren Zeitpunkt nicht feſtſetzen kann.

Der heil. Auguſtin erzählet im 8. Buche von der Stadt Gottes, daß Danaus, König zu Argos, da er mit gewaffneter Hand in Griechenland eingedrungen, den delphiſchen Tempel geplündert und verbrannt habe. Dieſe andere Plünderung durch den Danaus, fällt auf das 1509 oder 1508 Jahr vor Chriſti Geburt.

Nach dem Danaus bemächtigten ſich auch die Dryopen der Reichthümer des delphiſchen Tempels; und ließen ſich nicht einmal mit dieſem Kirchenraube begnügen, ſondern legten ſich auf den Straßenraub, durchſtrichen die Landſtraßen, beraubten die Reiſenden, und alle, die das Orakel um Rath fragen giengen. Apollodor erzählet, daß Herkules dieſe Räuber zerſchlagen, und den Laogaras, ihren König, nebſt ſeinen Söhnen mit eigenen Händen ermordet. Diodor von Sicilien giebt dieſem Könige der Dryopen einen andern Namen: er nennet ihn Phylas und ſagt, daß er zur Strafe des Verbrechens an dem delphiſchen Tempel, von dem Herkules umgebracht worden; der zu gleicher Zeit die ganze Nation der Dryopen aus ihrem

Lande vertrieben. Dieſe That des Herkules fällt ins 1295 Jahr vor Chriſti Geburt.

Phlegyas, Irions Bruder, und König der Phlegyer, war der vierte, der den Tempel zu Delphis, ungefähr um das 1285 Jahr vor Chriſti Geburt plünderte.

Pyrrhus, des Achilles Sohn, unternahm ebenfalls um das 1207 Jahr vor Chriſti Geburt eine Plünderung dieſes Tempels. Unfehlbar war die Tilgung dieſes Verbrechens ſchuld daran, daß dieſer Pyrrhus ſich für verbunden hielt, die elyſiſchen Felder zu verlaſſen, um den Delphiern zu Hülfe zu kommen, als Brennus nach Delphos kam, und den Tempel plündern wollte. In der That erzählet Pauſanias, daß der Schatten dieſes Prinzen ſich mit noch dreyen andern Helden, in dem Gedränge gezeigt, und daß ſie alle vier treffliche Thaten gegen die Gallier ausgerichtet: die, ob ſie gleich ſehr tapfer waren, gleichwohl mit ihrem Muthe gegen dergleichen Streiter nichts ausrichten konnten.

Die Kriſſeer, der Delphier Nachbarn, nachdem ſie ſich gelüſten ließen, wider das ausdrückliche Verboth der Amphyktionen, von allen denen, welche nach Delphos giengen, ausnehmende Abgaben zu fordern, trieben den Geiz und die Eidbrüchigkeit ſo weit, daß ſie auch den Straßenraub wider ihre Nachbarn verübten. Wie nun ein Laſter immer das andere nach ſich zieht: ſo machten auch ſie ſich nicht das mindeſte Bedenken dabey, ihre ruchloſe Hand an die Schätze des delphiſchen Tempels zu legen; ja zuweilen wohl gar diejenigen umzubringen, die in denen dem Apollo geheiligten Wäldern den Gottesdienſt verrichteten. Dieß geſchah im vierten Jahre der 44ſten Olympias, das heißt, 605 Jahre vor Chriſti Geburt.

Im erſten Jahre der 75ten Olympias, 480 Jahre vor J. C. als der berühmte perſiſche König Xerxes, mit mehr als einer Million Menſchen nach Griechenland kam; und nicht geſonnen war, dem Apollo günſtiger zu begegnen, als den andern Göttern, deren Tempel er geplündert hatte: ſo ſchickte er einen Theil ſeiner furchtbaren Heeresmacht nach Delphos, mit dem Befehle, des Apollo Tempel zu plündern und dann zu verbrennen. Allein, wenn man dem Diodor glauben will, ſo näherte ſich dieſes abgeſchickte Volk kaum dem Tempel der Minerva, mit dem Zunamen die **Vorſehende:** als ſich die Luft plötzlich verdunkelte, und ein entſetzliches Ungewitter mit heftigen Stürmen, Donnern, Blitzen, Schlägen und einem erſchrecklichen Regen von großen ſchweren Steinen entſtand, davon die meiſten dieſer Perſer erſchlagen wurden.

Die Phocenſer, die ganz nahe Nachbarn der Delphier waren, plünderten ebenfalls den Tempel des Apollo zu dreyen verſchiedenen malen. Ihre erſte Plünderung traf ins 355te Jahr vor Chriſti Geburt, unter dem Philomelus, ins vierte Jahr der 105ten Olympias. Die zwo andern folgten unmittelbar drauf, unter dem Onomarchus und Phayllus, die des Philomelus Nachfolger im Befehlshaberamte über das Kriegsheer waren.

Die Gallier, welche nicht minder geldgierig waren, als die Phocenſer, wollten nicht die letzten ſeyn, von dem Raube des delphiſchen Tempels ihren Antheil zu holen. Dieß war die einzige Urſache ihres dritten Einfalls in Griechenland, da ſie mit 152 tauſend Mann zu Fuß, und mit mehr als 20000 Pferden, unter Anführung des Brennus und Acichorius, hinein fielen. Der erſte nahm mit 65000 auserleſener Mannſchaft ſeinen Weg nach Delphos; und damit er ſeine Leute deſto mehr zu ihrer Pflicht ermuntern möchte: ſo zeigte er ihnen von weitem die große Beute, deren ſie ſich bemeiſtern ſollten, indem er ſie verſicherte; daß dieſe erſtaunliche Zahl goldener Bildſeulen und vierſpänniger Wagen, die den Markt und die Zugänge des Tempels ziereten, noch viel ſchwerer am Gewichte wären, als ſie zu ſeyn ſchienen. Die Gallier, die dieſe Rede des Brennus ermunterte, liefen was ſie konnten, auf die Delphier zu. Dieſe, ob ſie gleich in ſchwacher Anzahl waren, widerſtunden ihnen tapfer; und begrüßten ſie oben vom Parnaß, auf welchem ſie ſtanden, mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen, indem die Gallier ſich bemüheten, hinan zu klimmen. Indeſſen iſt es wahr, daß der Betrug der delphiſchen Prieſter auch nicht wenig zu dem Muthe der Streiter beygetragen. Dieſe Prieſter lieſen zu den Delphiern und ihren Bundsgenoſſen, und verſicherten ſie, daß ſie die Minerva und den Apollo ganz gewaffnet erblickten, wie ſie aus ihren Tempeln kämen, worauf ſie die Delphier beſchworen, dieſen ihren Hülfsgöttern eiligſt auf der Spur nachzufolgen. Die ermunterten Griechen warfen ſich plötzlich auf den Feind, und glaubten bald ſelbſt, daß ſie die Minerva und den Apollo ſähen. Das ganze Stück Erde, welches die Gallier bedeckten, ſoll einige Stunden lang von verſchiedenen Stößen erſchüttert worden ſeyn. Dieſem Erdbeben folgten erſchreckliche Blitze und Donner; und die Schläge, die von allen Seiten auf die Gallier trafen, tödteten nicht nur die, auf welche ſie fielen, ſondern verbrannten auch noch rings herum Menſchen und Waffen. Da auch ein großes Stück von dem Berge Parnaß ſich von ſelbſt abſonderte, ſo ſchoß ſelbiger auch ſtückweiſe auf die Gallier; und dieſe Theile waren ſo groß und ſtark, daß ſie dreyßig bis vierzig Soldaten zugleich niederwarfen. Zum Unglücke mußten ſie auch noch beſtändiges Regenwetter ausſtehen, worauf eine übergroße Kälte folgte, welche das ganze Land mit Eis und Schneebergen bedeckte. Endlich ſtarb Brennus ſelbſt an ſeinen Wunden, und war nicht zu tröſten, daß er einen Feldzug unternommen, deſſen Folgen ſo betrübt abgelaufen. Pauſanias ſetzet den Zeitpunct dieſer großen Niederlage der Gallier zu Delphis, in das zweyte Jahr der 115ten Olympias, nämlich ins 279ſte Jahr vor Chriſti Geburt.

Die Gallier, welche ſich rächen wollten, es möchte koſten, was es wollte, weil ihnen Apollo einen ſolchen Streich geſpielet, erwarteten umſonſt eine vortheilhaftere Gelegenheit. Allein ihre Nachkommen, die ſcordiſkiſchen Gallier, Medier und Dardanier, welche von ihren Vätern dieſen Haß wider den Apollo ererbet hatten, verbanden ſich im 164ten Jahre, nach der Niederlage des Brennus, und 114 Jahre vor C. G. mit einander, und drungen noch einmal mit gewaffneter Hand in Griechenland und Macedonien ein, allwo ſie, nachdem ſie auf dem Zuge viele Tempel geplündert, zu dem delphiſchen kamen, dem ſie es nicht beſſer machten; allein ſie verloren auch viel Volk dabey.

Dreyßig Jahre nach der Plünderung dieſer ſcordiskiſchen Gallier, plünderten auch die Thracier ihrer ſeits den delphiſchen Tempel, und verbrannten ihn im erſten Jahre der 171ten Olympias, im 670ten Jahre der Erbauung der Stadt Rom, und im 84 Jahre vor Chriſti Geburt.

Bey der Reiſe die Nero im 13ten Jahre ſeiner Regierung nach Griechenland that, (im 819 Jahre Roms, 66. nach Chriſti Geburt) beſuchte er auch den berühmten Tempel des Apollo zu Delphis: und da er in ſelbigem 500 ſchöne metallene Bildſeulen nach ſeinem Geſchmacke fand, die ſowohl berühmte Männer, als Götter vorſtelleten, und dem Apollo waren geweihet worden: ſo nahm er ſie, ließ ſie auf die Schiffe laden und führte ſie nach Rom.

Dieß ſind die Hauptplünderungen, die der delphiſche Tempel zu verſchiedenen Zeiten erduldet hat, und wovon Herr **Valeſius** eine ausführliche Geſchichte mittheilet.

XVI.

Hrn. Morins Abhandlung, von dem Gebrauche des Gebeths für die Todten, unter den Heiden.

1711.

Wenn man verſichert iſt, daß die Seele die Zernichtung des Körpers überlebe: ſo iſt es ſo natürlich, man urtheile von ihrem Zuſtande nach dem Tode was man wolle, allerley Gelübde, Wünſche und Gebethe zu thun, um den Seelen unſerer Verwandten und Freunde einige Glückſeligkeit zu ſchaffen; daß man ſich gar nicht wundern darf, wenn dieſer Gebrauch ſich über die ganze Welt ausgebreitet hat. Herr **Morin**, der im 1711ten Jahre dieſe Materie in einer beſondern Abhandlung ausgeführet hat, iſt eben nicht geſonnen, dieſe Sache in Abſicht auf die Gottesgelahrheit abzuhandeln. Er beweiſet nur in ſeiner Schrift, daß ſelbſt die Heiden für ihre Todten gebethet; daß dieſes ein Lehrſatz ihrer Religion geweſen, und daß ſowohl die Dichter als Weltweiſen, hierinnen mit dem Pöbel einerley Meynung gehabt.

Ungeachtet die Weltweiſen, ſchreibt er, vielerley Meynungen von der Natur der Seelen angenommen, und einige gar geglaubet, daß ſie mit dem Leibe verdürbe: ſo haben doch die vernünftigſten unter ihnen, ſie allemal für unſterblich gehalten. Man will hier nicht alles zuſammen nehmen, was ſie von dem Zuſtande vorgebracht, darinnen ſie ſich nach dem Tode befindet; wir ſagen nur, daß die allgemeinſte Meynung ein andres Leben vorausſetzet.

Das herrſchende Lehrgebäude, welches von den allermeiſten angenommen ward, war, daß es verſchiedene Wohnungen gäbe, wohin Merkur die Seelen führete, nachdem der Tod ſie vom Körper abgeſchieden. Allhier waren Richter geſetzt, und Strafen und Belohnungen beſtellt. Die Belohnungen waren ewig, die Strafen aber waren nicht alle unendlich. Wenn Virgil vom Theſeus ſagt: Æn. 6.

> Sedet, aeternumque ſedebit
> Infelix Theſeus.

Wenn andere Dichter eben das vom Ixion, Tantalus, Siſyphus und vielen andern berühmten Böſewichtern ſagen; ſo giebt derſelbe Virgil eben daſelbſt zu verſtehen, daß, nachdem die Seelen durch das hölliſche Feuer gereiniget worden, ſie in den Himmel aufgenommen werden.

> Quisque ſuos patimur manes, exinde per amplum
> Mittimur Elyſium.

Es iſt alſo offenbar, daß diejenigen, die dieſer Meynung geweſen, für die Todten gebethet haben, und verſichert geweſen ſind, daß die Opfer, die Säfte, womit ſie ihre Aſche begoſſen, die Spezereyen, ſo ſie hinzu thaten, und verſchiedene andere fromme Gebräuche, ihre Plagen verſüßeten und deren Dauer verkürzten. Es ſcheint ſo gar, daß die Stifter der Religion dieſen Glauben zu erhalten bemüht geweſen, indem ſie die Leichengepränge angeordnet hatten. Alles war dabey dunkel und finſter; die Opfer wurden erwürgt, das Blut in Gruben gegoſſen: und man erwähnete lauter hölliſcher Götter dabey, die ganz allein über die Todten einige Gewalt hatten.

Die Weltweiſen, ſonderlich die Schüler des Pythagoras, Sokrates und Plato, ſchienen ein wenig von der Sprache der Dichter und des gemeinen Mannes abzugehen, aber im Grunde kam es doch eben darauf hinaus. Sie theilten die Todten in drey Claſſen, in Heilige, Unvollkommene und Ruchloſe. Nach der allgemeinen Meynung räumten ſie ihnen auch dreyerley Wohnungen ein; und nach dieſem Grundſatze ſagten ſie, daß die Seelen, die ihre

Unſchuld erhalten, oder ſie wieder erlanget hätten, ſich zum Himmel ſchwängen. Dieſe nun brauchten freylich keiner Fürbitte: allein da man ſie nicht allezeit ſo leicht von den andern unterſcheiden konnte, ſo entzog man ſich doch ſelten den gewöhnlichen Pflichten; es müßte denn ſeyn, daß die Götter ſelbſt Proben von der Glückſeligkeit gegeben hätten, die ſie genöſſen. So that man für den Romulus, der nach ſeinem Tode unter die Götter verſetzet ward, nur allein Gelübde, und keine Gebethe. Deum Deo natum, Regem, parentemque vrbis, ſalvere univerſi Romulum jubent. So wurden die Kaiſer nach ihrer Vergötterung als Götter angeſehen, certis omnibus, ſagt Capitolin vom Marcus Aurelius, quod a Diis commodatus, ad Deos rediiſſet.

Aus einer gegenſeitigen Urſache, lehrten eben dieſe Weltweiſer, daß die Seelen der Verbrecher bey der Trennung vom Körper, mit dicker Finſterniß umgeben würden, die ſie verhinderte, ſich zum Himmel zu ſchwingen, und ſie allezeit in der Irre um ihre Grabſtäten gehen ließ. Dieſes nennte man, Lamias, Larvas, Lemures. Weit gefehlet, daß man für dieſe Seelen hätte bethen ſollen, ſo verwünſchte man ſie vielmehr. Daher entſpringen gewiſſe Formeln, die man auf die Gräber ſetzte, um zu verhüten, daß keine Verwünſchungen gegen die Begrabenen ausgeſtoßen würden: quisquis es, parce manibus, & maledicere noli. Daher rühren die Lobſprüche, die man in die Sendſchreiben einfließen ließ, wodurch man den Tod eines Menſchen ankündigte: damit diejenigen, die ſolche Schreiben empfiengen, ſehen möchten, daß der Todte als ein rechtſchaffener Mann gelebet hätte, und ſie für ihn bethen möchten.

Die Seelen von der dritten Claſſe endlich, waren, nach eben dieſer Philoſophen Meynung, der größte Theil der Menſchen, die in Ausübung ihrer Pflichten, diejenigen Schwachheiten begangen hatten, die man nur gar zu oft empfindet. Die Seelen, die etwas ſchwerer waren, als die Seelen der ganz vollkommenen, konnten ſich nicht auf einmal bis zum Himmel ſchwingen, und wurden daher auf den Mond aufgenommen. Allhier mußten ſie in den hekatiſchen Thälern wohnen, bis ſie gereinigt und von demjenigen Dunſte befreyet würden, der ſie abgehalten hatte, zu den Wohnungen des Himmels zu gelangen; wohin ſie aber doch endlich kamen. Dieß treibt den Virgil an, im 6 B. der Aeneis zu ſagen:

Donec longa dies perfecto temporis orbe,
Concretam exemit labem, purumque reliquit
Aethereum ſenſum, atque auraï ſimplicis ignem.

Von eben dieſen Seelen ſagt Plutarch, daß diejenigen, die mit geringen Unvollkommenheiten den Leib verließen, erſt heilig zu werden anfiengen; dann würden ſie Halbgötter, und endlich wirkliche Götter.

Ueberhaupt zu reden, bethete man faſt für alle Seelen der Verſtorbenen, aus Furcht, ſich in dem Urtheile, was man von ihnen fällen möchte, zu betriegen: allein die Gebethe, Gelübde und Opfer wurden doch inſonderheit für die Seelen von der dritten Claſſe aufbewahret. Daher rühren die vielfältigen Ermahnungen, daß man doch die Seelen beruhigen möchte, placare manes. Vielleicht hatte auch die Furcht vor dem Schaden, den ſie den Lebendigen thun könnten, einigen Antheil daran:

Neu tibi neglecti mittant mala ſomnia manes.

Dem ſey wie ihm wolle, das Opfer, welches die Griechen τελετὴ nennen, und die Römer iuſta heißen, war ſehr geſchickt, nach Platons Meynung ſelbſt, die Seelen zu reinigen, und ſie wieder zu ihrer erſten Unſchuld zu verhelfen.

Man ſage nicht, die Weltweiſen hätten dieſe Lehren nur vorgetragen, um ſich nach den Begriffen des gemeinen Mannes zu bequemen: das will man hier nicht unterſuchen. Genug, daß das Volk ſowohl als die Weltweiſen,

ſen, in ihrer Meynung eins geweſen, die das Gebeth für die Todten feſtſetzet. Mehr will Herr **Morin** nicht beweiſen.

Unter den gewöhnlichen Gebräuchen, die Schatten zu befriedigen und zu reinigen, war auch eine Gebethsformel, wodurch man die Seelen der Seligen zu erbitten ſuchte, daß ſie ſie erleuchten möchten. Dergleichen iſt die Formel einer Aufſchrift, die auf einem Grabmaale ſteht, davon die Zeichnung im erſten Theile der Akademie in Kupfer geſtochen iſt: ADESTE SUPERI, und eine andere ähnliche, deren verſchiedene Schriftſteller gedenken: ITA PETO VOS MANES SANCTISSIMOS, COMMENDATVM HABEATIS MEVM CONJVGEM, ET VELITIS ILLI INDVLGENTISSIMI ESSE. Dieſes gründete ſich auf einen Lehrſatz des Heidenthums, daß nämlich die reinſten Seelen ſich derer, die einige Mängel an ſich hätten, annähmen. Tertullian (de Anima) verſichert, daß dieſes die Meynung der meiſten Philoſophen geweſen: Imprudentes animas, ſagt er, circa terram proſternunt, & illas a ſapientibus, licet multo ſuperioribus erudiri, affirmant.

Nachdem nun Herr **Morin** aus einem Stücke der ägyptiſchen Liturgie, welches Porphyrius uns aufbehalten hat, bewieſen, daß auch dieſe Völker für die Todten gebethet: ſo ſchließt er mit einer Betrachtung, die ihm nöthig zu ſeyn geſchienen. Wie man, ſagt er, verſchiedene Verhältniſſe unter den Meynungen der weiſen Heiden, und unter dem Glauben der Kirche, bemerken kann; ſo haben die Ketzer hieraus allerley verhaßte Folgerungen ziehen wollen: gleich als ob der Gebrauch der Chriſten, in Abſicht auf die Todten, eine Folge des Heidenthums wäre. Es iſt aber leicht, die Unbilligkeit dieſer Beſchuldigung zu zeigen, und zu beweiſen, daß wir dieſen frommen Gebrauch aus einer reinern Quelle überkommen haben; nämlich aus der alten jüdiſchen Kirche, von dem Volke Gottes, welches zur Zeit der Apoſtel ſonſt allemal, ja bisher für die Todten gebethet hat.

Weit gefehlt alſo, daß die Chriſten dieſen Gebrauch von den Heiden ſollten entlehnet haben: ſo iſt es viel wahrſcheinlicher, daß die Heiden ſelbſt ihn von den Aegyptiern angenommen, und dieſe ihn von den Juden erlernet, die unter ihnen gewohnt hatten; daß er ſich alſo nachmals über alle Völker der Erden, bis zu den Chineſern und Indianern, ja ſelbſt bis nach America, ausgebreitet. Dieſe allgemeine Aufnahme kann von nichts, als einer ſehr alten Sage entſpringen; oder vielmehr durch einen Begriff, den der Finger Gottes ſelbſt allen Menſchen ins Herz geſchrieben, und auf welchen man folgende Worte aus dem Tertullian ziehen kann: Teſtimonium animae naturaliter Chriſtianae. So viel iſt gewiß, ſetzt Herr **Morin** noch hinzu, daß diejenigen, die ihren Grundſätzen nach, wider dieſen Gebrauch am meiſten eingenommen zu ſeyn ſcheinen, oftmals doch aufrichtig geſtehen, daß ſie bey wichtigen Gelegenheiten, ſich nicht entbrechen können, heimliche Wünſche und Seufzer zu thun, die ihnen die Natur für ihre Verwandten und Freunde auspreßt. So wahr iſt es, daß das Gebeth für die Verſtorbenen, eine ſo gottſelige als
heilſame Gewohnheit iſt: Sancta & ſalubris eſt
cogitatio, pro defunctis exorare.
2 **Macc.** 12. v. 46.

XVII.

Des Herrn Abts Vertot Abhandlung, von dem Gebrauche der Reden bey den griechiſchen und lateiniſchen Geſchichtſchreibern. 1713.

Der Gebrauch der Reden bey den Geſchichtſchreibern hat nicht nur heute zu Tage, ſondern zu allen Zeiten ſeine Anhänger und Tadler gehabt. Seneca, der Vater, ſagt, daß man ſchon zu ſeiner Zeit die langen Reden des Salluſtius, nur bloß der Anmuth ſeiner Erzählung wegen, erduldet. Trojus Pompejus hatte des Livius ſeine getadelt, und Julius Cäſar ſcheint ſich derſelben nur aus dieſer Betrachtung enthalten zu haben. In der That: wird nicht die Wahrheit, die doch der Grund der Geſchichte iſt, durch dergleichen Reden geſchwächt? Zwar die Geſchichtſchreiber ſcheinen die eigenen Worte der Redenden einzuführen: allein, hat man denn allezeit richtige Abſchriften davon gehabt? Die meiſten Denkmäler der alten römiſchen Geſchichte, waren in der römiſchen Feuersbrunſt verbrannt und verdorben, wie Livius ſelber geſteht. Und woher kömmt es übrigens, daß Livius, Dionyſius von Halikarnaß und Plutarch die Rede der Veturia, der Mutter des Coriolanus, auf ſo verſchiedene Art erzählen? Die Reden ſcheinen den natürlichen Zuſammenhang der Geſchichte zu unterbrechen, und man hat ſie nur als bloße Zierrathe derſelben anzuſehen. Mit wie vieler Wahrſcheinlichkeit kann man wohl den Romulus eben ſo geſittet reden laſſen, als den Scipio? Sieht man denn nicht, daß der Geſchichtſchreiber ſelbſt dem Helden, deſſen Rede er anführen will, ſeine Worte leihet? Dieß ſind nun ungefähr die Vorwürfe die man denen gemacht hat, welche ſich der perſönlichen Reden gar zu oft bedienet, und darinnen dem Homer gar zu ſehr nachgeahmet haben: gleich als ob das Heldengedicht nicht ganz andere Regeln hätte, als die Geſchichte.

Der Abt **Vertot** hat im 1713 Jahre der Akademie eine Abhandlung vorgeleſen, darinn er behauptet, daß der Gebrauch der Reden, ſelbſt der perſönlichen, nicht allezeit zu verwerfen ſey; inſonderheit, wenn ſie nicht gar zu häufig vorkommen. Er findet, daß ſie der Geſchichte eine angenehme Abwechſelung ertheilen, indem nichts verdrießlicher iſt, als eine trockene Erzählung, die immer in einem Tone fortgeht. Wenn nur die Sache ſelbſt, ſagt er, getreulich erzählet wird, ſo bleibt die Wahrheit allezeit unverſehrt, es ſey nun, daß der Geſchichtſchreiber ſie ſelbſt erzähle, oder die Perſon, von der die Rede iſt, ſelbſt redend einführe.

Man wiſſe zum Exempel, daß Germanicus auf dem Todbette zu ſeinen Freunden geſagt: daß, wenn er gleich eines natürlichen Todes ſtürbe; er dennoch Urſache haben würde, ſich über die Götter zu beſchweren. Iſt denn dieß nicht eben das, was Tacitus ihm ſelbſt in den Mund legt: Wenn ich eines natürlichen Todes ſtürbe; ſo hätte ich Urſache, mich über die Götter zu beſchweren. Die Rede der Veturia betrifft doch immer dieſelbe Sache, und die Geſchichtſchreiber, von welchen ſie angeführet wird, mögen nun von einander abgehen, wie ſie wollen: ſo ſieht man doch wohl, daß ihr einziger Zweck geweſen, den Coriolan zu bewegen, daß er ſich von Rom entferne. Hat Cäſar die perſönlichen Reden auf eine andere Art gebraucht, als Thucydides, Livius und Salluſtius: ſo haben auch bloße Nachrichten keiner ſo großen Lebhaftigkeit, noch ſo vieler Zierrathe nöthig, als eine ganze Hiſtorie. Der Abt **Vertot** glaubt nicht einmal, daß man ſich von dieſem Gebrauche entfernen könne, ohne der Geſchichte einen merklichen Theil der Thaten, inſonderheit in republikaniſchen Staaten, zu rauben. Denn ein Geſchichtſchreiber muß, ſo viel ſichs thun läßt, bis zu den verborgenſten Quellen der Vorfälle zurückgehen; er muß die Abſichten der Feinde entdecken, die Rathſchlagungen erzählen, und in den verſchiedenen Thaten der Menſchen, ihre geheimſten Abſichten und die verborgenſten Antheile, die ſie daran gehabt, entdecken. Man weis, daß inſonderheit in der römiſchen Republik, die öffentlichen Entſchließungen von der Mehrheit der Stimmen abhiengen; und daß gemeiniglich vor denſelben erſt Reden von denjenigen gehalten wurden, die ein Recht hatten mit zu ſtimmen; ja daß dieſe faſt allezeit vorbereitete Reden in die Verſammlung gebracht, um ihre Meynungen durch das Anſehen der Geſetze zu ſchützen.

Aus dergleichen Reden lernen wir die Verfaſſung dieſer Republik erkennen, und die Abſichten und Scharfſinnigkeit des Magiſtrats einſehen. Wer kann uns wohl die Beſchreibung einer Schlacht beſſer ertheilen, als die Rede eines Dictators oder Conſuls, der den Morgen nach ſeinem Siege, der Verſammlung des Volks Rechenſchaft davon geben mußte? Entdeckt man nicht in den aufwiegleriſchen Reden der Tribunen, den Urſprung dieſer Art von Obrigkeit? die verſchiedenen Zeitpunkte ihres Anſehens, und die Errichtung ſo vieler neuen Geſetze, deren Vorwand allezeit die Freyheit des Volks; die wahre Triebfeder aber, der Hochmuth der Tribunen war.

Dieſem allen ungeachtet, begehrt der Abt **Vertot** doch nicht, die Geſchichtſchreiber ganz und gar zu entſchuldigen, die nur eine Gelegenheit geſucht zu haben ſcheinen, ihren Witz und ihre Beredſamkeit zu zeigen; indem ſie ſich ſo beſtändig, und auf eine ſo ermüdende Art, der perſönlichen Reden bedienen.

* * *

XVIII.

Erklärung über das Ver ſacrum, der Alten.

Da der verſtorbene Herr von **Leibnitz**, in einer Antwort auf Herrn **Baudelots** gedruckte Abhandlung, von denen in der pariſiſchen Kirche ausgegrabenen Grabmälern, den Namen Ver ſacrum denen zwo galliſchen Colonien giebt, die vom **Segoveſus** und **Belloveſus**, ehemals nach Deutſchland und Wälſchland geführet worden: ſo gab dieſe Benennung zu einem akademiſchen Streite Anlaß, in welchem ſich der Abt **Coutures** und Herr **Boivin** der ältere, vor andern hervorthaten. Eine Abhandlung folgte plötzlich der andern, und man brachte gar bald alles zuſammen, was das Alterthum in dieſer Sache für Licht geben kann. Soll man durch dieſen Ausdruck nichts anders verſtehen, als die Gelübde, welche man bey großen Landplagen that, den Göttern alle in einem Frühlinge gebohrne Thiere zu opfern? Kann man ihn nicht auch auf gewiſſe Colonien ziehen, welche, unter dem Schutze der Götter, aus ihrem Lande gehen, um ſich in einem andern niederzulaſſen? Hierauf eben kömmt die Frage an.

Der Abt **Coutures** iſt der erſten Meynung; Herr **Boivin** behauptet das letztere. Des **Livius** Anſehen ſcheint die Sache anfänglich zu entſcheiden. Dieſer Geſchichtſchreiber, dem die Stärke und wahre Bedeutung der lateiniſchen Wörter ja ſo bekannt war, als die römiſche Geſchichte ſelbſt, drücket ſich ſolchergeſtalt aus, wenn er von dem Schrecken redet, darein der Verluſt einer Schlacht, und der Tod des Conſuls **C. Flaminius**, die römiſche Republik geſtürzt hatte. Man zog, ſagt er die Bücher der Sibyllen zu Rathe, und gelobte dem Jupiter große Spiele;

zween Tempel, einen, der eryciniſchen **Venus**, den andern, dem guten Geiſte (menti) außer dem aber noch einen **geheiligten Frühling**, Ver ſacrum. Um die Sache noch feyerlicher zu machen, ſo ſchlug man dem Volke ein Geſetz vor, ohngefähr in folgenden Ausdrücken: „Befehlet, meine „Herren, woſern es euch gefällt, daß, woſern es möglich „iſt, daß die Republik, wie wir wünſchen, ſich fünf Jahre „in denen Kriegen erhalten könne, die ſie mit den Karthaginenſern, und Galliern, welche jenſeit den Alpen wohnen, „zu führen hat, ein jeder Bürger dem Jupiter, alles „opfere, was ihm von Schweinen, Lämmern, Ziegen und „andern Thieren, zu ſeinem Gebrauche einen **Frühling** „**hindurch**, gebohren werden wird.„

Die Erfüllung des Gelübdes ward bis auf **M. Portius Catons** und des **L. Valerius** Conſulat, verſchoben, nämlich ins 558 Jahr Roms. Damals hatte ſich die Republik von der Erſchöpfung wieder ein wenig erholet, darein der zweyte puniſche Krieg ſie geſtürzet hatte. Als nun der Oberprieſter vorſtellte, daß man bey Ausführung des Gelübdes etwas verſehen; ſo gieng des Raths Meynung dahin, man ſollte wieder von vornen anfangen. Er machte daher einen Schluß, der in dem Angelöbniſſe mit enthalten ſeyn ſollte, und ſetzte dadurch feſt, was man unter Ver ſacrum verſtehen müſſe; nämlich alles Vieh, welches vom 1 März bis zum letzten April, mit eingeſchloſſen, gebohren würde.

Dieß iſt der Begriff den man ſich, nach des Herrn **Abts Couture** Meynung von dem **geheiligten Frühlinge** machen muß; weil er ſich auf einen Rathſchluß gründet, und weil die ganze römiſche Geſchichte kein ander Beyſpiel darbeuth. Des **Dionyſius** von Halikarnaß Anſehen, thut dieſer Meynung keinen Abbruch. Nachdem dieſer Schriftſteller erzählet hat, wie ſich die **Aboriginer** in demjenigen Theile von Italien niedergelaſſen, der das **Latium** enthält, ſagt: wenn man ehedem geſehen, daß das Volk ſich in einer Stadt dermaßen vermehrete, daß die Lebensmittel zu gebrechen anfiengen, ſo habe man von dieſer Menge alle Kinder abgeſondert, die ein Jahr hindurch gebohren worden, man habe ſie den Göttern gewidmet, und ſie, ſobald ſie in die Jahre gekommen, daß ſie ihr Glück anderwärts ſelbſt ſuchen können, wohl bewaffnet fortgeſchickt, um ſich anderweitig niederzulaſſen. Kann man nun hieraus wohl ſchließen, daß dieſe Arten von Colonien, Ver ſacrum, ein **geheiligter Frühling**, genennt werden konnten? Es iſt bey dieſem gelehrten Schriftſteller von einer geweihten Jugend, und von der Geburt eines ganzen Jahres die Rede; aber, es wird ſo wenig des Frühlinges, als anderer Jahrszeiten, gedacht. Will man aber, mit einem unſerer erſten Zuſammenſchreiber ſagen: dieß ſey eine Art eines geheiligten Frühlings, *εἶδος τι ἴαρος ἱεροῦ*: ſo bringt man nur eine überflüſſige Metaphore an, daran der Verfaſſer des Originals gar nicht gedacht hat.

Des **Strabo** Zeugniß iſt den Anhängern der entgegengeſetzten Meynung nicht günſtiger, als des **Dionyſius** von Halikarnaß ſeines. Dieſer Schriftſteller redet von einem Gelübde, welches die **Samniten** gethan, den Göttern alles aufzuopfern, was ein Jahr hindurch in ihrem Lande gebohren würde: da nun die Kinder in dieß Gelübde mit eingeſchloſſen waren, ſo ſchickten ſie ſelbige unter dem Schutze des Gottes Mars, in das Land der **Opiker**, allwo ſie ſich niederließen. Nichts iſt dieſer Begebenheit gemäßer, als was wir aus dem **Livius** angeführet haben; und **Strabo** hätte hier eine ſchöne Gelegenheit gehabt, das Gelübde der Samniter, Ver ſacrum zu nennen: gleichwohl hat er es nicht gethan. Es iſt alſo offenbar, daß der Begriff, den man mit dem Ver ſacrum verbunden hat, der einzige ſey, den die Römer von dieſer Art von Gelübden gehabt, deſſen Namen ſelbſt vieleicht in den Sibylliniſchen Büchern geſtanden haben mag: denn man begehrt hier nicht die Römer für Erfinder dieſer Art von Opfern auszugeben; man hat nur ihren Begriff davon feſtſetzen wollen.

Der ältere Herr **Boivin** war mit dieſen Zeugniſſen nicht zufrieden; er las noch drey Abhandlungen ab, um zu beweiſen, daß erwähnte Colonien, ebenfalls den Namen des **geheiligten Frühlings**, zum wenigſten in figürlichem Verſtande geführet; und daß, wenn die Griechen ſie ἔτος ἱερὸν, oder ein **geheiligtes Jahr** genennet, die Lateiner ſie Ver ſacrum genannt haben; ungeachtet dieß Wort in eigentlichem Verſtande, bloß dasjenige Vieh bedeutet, welches in dem Frühlinge eines bey allgemeiner Drangſal Gott geweihten Jahres, gebohren wird. Dieſes zu beweiſen, führet er eine große Menge Zeugniſſe aus alten Schriftſtellern an, nämlich vom **Sextius** an, der gegen das 200te Jahr Chriſti ſchrieb, bis auf den **Paul Diaconus** von **Aquileja**, der gegen das 800 Jahr Chriſti lebte. Wir wollen aus dieſem langen Verzeichniſſe, diejenigen ausſuchen, deren Stellen die deutlichſten zu ſeyn ſcheinen. **Plinius** redet im 3 Buche von den **Picentinern** und ſagt, ſie ſtammten von den **Sabinern** ab, die einen **geheiligten Frühling** angelobet hatten. Picentini orti ſunt a Sabinis, voto vere ſacro. Hier iſt der **geheiligte Frühling**, in dem Sinne einer **Colonie** genommen, recht deutlich ausgedrückt; und dieſes von einem Schriftſteller, der von den Gebräuchen der Alten nicht minder, als von dem Nachdrucke der lateiniſchen Wörter, unterrichtet war. **Hieronymus** ſagt auf das 1596 Jahr ſeines **Euſebius**, die **Lacedämonier** hätten die Stadt **Heraklea**, nahe bey **Euböa** gebauet, indem ſie einen **geheiligten Frühling**, Ver ſacrum, hingeſchickt; Lacedaemonii Ver ſacrum Heracliam deſtinantes urbem condunt. Was **Euſebius** ſchlechtweg eine **Colonie** nennet, das nennt **Hieronymus** Ver ſacrum: woraus denn folgt, daß dieſes Wort, in lateiniſcher Sprache, mit dem Worte **Colonie** gleichbedeutend iſt.

Des Herrn **Boivins** zweyte Abhandlung, enthält ebenfalls eine weitläuftige Sammlung lateiniſcher Stellen, die eben dieß beweiſen; allein, da ſie aus neuern Schriftſtellern gezogen ſind, und die Akademie ihre Meynung nur in ſoweit gelten läßt, als ſie ſich auf das Anſehen der Alten ſtützen; ſo wollen wir ſie allhier nicht anführen. Aus dieſer zweyten Abhandlung indeſſen, ſieht man auf einen Blick, aus der Vergleichung der Alten mit den Neuern: daß dieſe oftmals, den Ausdruck worüber geſtritten wird, in einem Sinne genommen, der dem Herrn **Boivin** vortheilhaft iſt.

In einer dritten Abhandlung, führet er das Zeugniß anderer Griechen an, die des geheiligten Frühlings erwähnen. **Myrſilus**, **Dionyſius von Halikarnaß**, **Strabo**, **Plutarch**, **Euſebius**, **Syncellus**, und unter den Auslegern und Kunſtrichtern, welche entweder Noten oder Betrachtungen über dieſe Schriftſteller gemacht haben, **Caſaubon**, **Salmaſius**, **Sylburg**, **Scaliger** und einige andere, werden alle von ihm angeführet. Uebrigens geſteht Herr **Boivin**, daß die Griechen freylich vom geheiligten Frühlinge, nicht nach Art der alten Lateiner und Sabiner geredet haben; allein er behauptet, daß ſie etwas gleichgültiges ſagen wollen, wenn ſie von einem **geheiligten Jahre**, von einer **geheiligten Jugend**, u. ſ. w. reden.

Dieß ſind nun die Hauptſtücke des Streites, nach welchem die gelehrte Welt von dem wahren Verſtande eines Wortes urtheilen mag, das zu einem Streite Gelegenheit gegeben, der nunmehr ſo ſehr ins Licht geſetzt zu ſeyn ſcheint.

XIX.

Des Herrn Abts Nadal Abhandlung, von der Freyheit, die die römiſchen Soldaten hatten, derer die ein Siegsgepränge hielten, zu ſpotten, und ſatiriſche Verſe wider ſie herzuſagen. 1712.

Wenn man den Urſprung derjenigen Freyheit erforſchen will, die die römiſchen Soldaten bey den Triumphen hatten, ſo darf man nicht erſt die Jahrbücher durchſuchen; ſondern man kömmt viel näher dazu, wenn man denſelben in der innerlichen Bosheit des menſchlichen Herzens ſuchet, welches allezeit neidiſch, und eben deswegen geneigt iſt, alles zu tadeln, was einen Sterblichen über andere Menſchen erhebt. Der Herr Abt **Nadal** geſteht in einer Abhandlung, die er der Akademie mittheilte: daß, ungeachtet es aus dem Zeugniſſe der Geſchichtſchreiber gewiß iſt, daß die römiſchen Soldaten, bey den Siegsgeprängen, die Freyheit gehabt, auf ihre Feldherrn allerley Spottlieder zu ſingen, man doch ſchwerlich eine andere Quelle dieſes ſeltſamen Gebrauchs entdecken würde.

Es iſt wahr, daß, wenn **Bachus**, wie **Plinius** will, der Erfinder der Siegsgepränge geweſen, man auch den Urſprung dieſer Gewohnheit bey ihm ſuchen müſſe; indem man in den alten Bachanalien einige Spuren dieſer Freyheit findet, welche alles zu ſagen erlaubte. Wenn wir einigen Schriftſtellern glauben, ſo iſt zu Alexanders des großen Zeiten, der des Bacchus Siegsgepränge nachgeahmet, der Ausgelaſſenheit der Soldaten, auch alles erlaubt geweſen.

Dionyſius von Halikarnaß, der den Urſprung dieſer Gewohnheit unterſuchet, ſagt, ſie komme weder von den **Umbriern**, noch von den **Lucaniern**, noch von andern italiäniſchen Völkern; ſondern es ſey eine bloße Erfindung der Griechen, die er mit der alten atheniensiſchen Comödie vergleicht.

Allein, würde man nicht auf einen viel gewiſſern Urſprung gehen, wenn man ſagte, dieſe Gewohnheit ſey in alten Zeiten bey allen Feſten und Spielen eingeführt geweſen? Man weis, daß ſie inſonderheit bey den Saturnalien geherrſchet, allwo die Freude und Ungebundenheit ſogar durch Religionsbefehle erlaubt waren, und daß bey ſolchen Gelegenheiten, die Knechte ihrer Herren ſo wenig; als die Mägde ihrer Frauen, in denen Feſten geſchonet, die man **Matronalia** nannte.

Bey den Hochzeiten war dieſe Freyheit noch erlaubter. Dahin flüchteten ſich die ſchmutzigen Zweydeutigkeiten, und alle die frechen Poſſen, welche durch die klügere und gemäßigtere Comödie von der Schaubühne waren verbannet worden.

Die Circenſiſchen Spiele hatten, wenn wir dem **Dionyſius von Halikarnaß** (Ant. Lib. 7.) glauben, eben auch ihre luſtigen Perſonen, bey dem feyerlichen Aufzuge dieſer Spiele, welcher vom Capitol bis an den Circus gieng. Man ſah Leute dabey, die in Silenen und Satyren verkleidet waren, alles, was dabey noch ſo ernſthaft zu ſeyn ſchien, nachäfften, und zuweilen ſogar die andächtigen Gebräuche ſelbſt, lächerlich machten. Kurz, man ſieht Spuren eben dieſer Ungebundenheit, ſogar bey den Leichgeprängen: allwo man Gaukler einführte, welche eine dem Verſtorbenen ähnliche Larve trugen, und ihn in allem nachahmten, was er in ſeinem Gange, in ſeinen Geberden, oder Sitten, ſonderbares gehabt hatte.

Nachdem der Herr Abt **Nadal** ſolchergeſtalt den Urſprung einer ſo ſeltſamen Gewohnheit unterſuchet hat, ſo führet er an, was die Geſchichtſchreiber uns von dieſer Sache hinterlaſſen haben. Wann **Livius** (e) von des **Cn. Manlius Volſo** Siegsgepränge redet, der die aſiatiſchen Gallier gedämpft hatte, ſo ſagt er: die Soldaten hätten durch ihre Lieder zu verſtehen gegeben, daß er von ihnen nicht geliebt würde. **Plinius** bemerket ebenfalls (f), es hätten einige Soldaten dem **Julius Cäſar** ſeinen Geiz bey dem Gepränge eines ſeiner Siege öffentlich vorgerückt, indem ſie ihm geſagt, er habe ſie nur mit wilden Hülſenfrüchten ernähret: und als eben dieſer Dictator die Gallier überwunden hatte, war unter allen Liedern die in währendem Siegszuge wider ihn geſungen wurden, unter andern keines ſo bitter, als dasjenige, darinnen man ihm ſeine Vertraulichkeit mit dem Bithyniſchen Könige **Nikomedes** vorrückte (g).

Gallias Cæſar ſubegit, Nicomedes Cæſarem.
Ecce Caeſar nunc triumphat, qui ſubegit Gallias.
Nicomedes nunc triumphat, qui ſubegit Caeſarem.

Man ſchonte ihn auch wegen ſeiner andern Liebshändel nicht, und es hieß genug geſagt, wenn man vor ihm herrief:

Urbani, ſervate uxores! moechum calvum adducimus.

Konnte man jemanden bey der Ehre nicht antaſten, ſo griff man die Geburt, oder irgend einen andern Fehler an. Wir finden ein merkwürdig Beyſpiel davon, in dem Siegsgepränge, welches **Ventidius Baſſus**, ein Menſch von niedriger Geburt gehalten, den aber Cäſar zur Würde eines Oberprieſters und Conſuls erhoben. Dieſer Feldherr ſiegte über die Parther und man ſang bey dem Siegszuge folgendes Lied:

(f) Lib. 39.
(g) Lib. 19. Cap. 8.
(h) Sueton. Dion. Caſſius. Lib. 43.

Concurrite omnes augures, Aruſpices,
Portentum inuſitatum conflatum eſt recens.
Nam mulos qui fricabat, Conſul factus eſt,
Aulus Gell. Lib. I, cap. 4.

So erzählet auch **Vellejus Paterculus**, daß, als **Lepidus** ſeinen Bruder **Paulus** ins Elend verwieſen, wie ſchon **Plancus** ſeinem Bruder **Photius Plancus** gethan hatte, diejenigen, ſo ſeinem Triumphwagen gefolget waren, unter ihre übrigen Satiren dieſe Worte gemiſcht, deren Bitterkeit auf einen Doppelſinn in der lateiniſchen Sprache ankömmt:

De Germanis, non de Gallis triumphant duo Conſules.

Endlich, und ohne von andern Dichtern zu reden, ſo ſetzt **Martial**, nachdem er den **Domitian** gebethen, er möchte, wenn er ſeine Gedichte leſen wollte, ſich von derjenigen Ernſthaftigkeit befreyen, die einen Kaiſer ſo wohl kleidete, noch hinzu: daß ja die Siegsgepränge ſelbſt die Scherze vertrügen, und daß der Sieger ſich nicht ſchämte, einen Anlaß zum Spotte zu geben:

Conſuevere jocos veſtri quoque ferre triumphi,
Materiam dictis nec pudet eſſe ducem. *Lib. I. Ep. 4.*

Es iſt wahr, ſetzt man hinzu, daß man, um dieſer Frechheit Einhalt zu thun, die vorher recht ausſtudierten Spöttereyen verbothen: das Geſetz der XII Tafeln war ſehr dawider. *Dion. Halic. Lib. 7.* Gleichwohl iſt es ſehr ſchwer, ſich einzubilden, daß die mehreſten von erwähnten Satiren, aus dem Stegreife gekommen. Den Soldaten konnte wohl zuweilen ein glücklicher Gedanken einfallen; allein juſt die ſchlimme Seite eines Siegers zu treffen, ſelbige in feine und liſtige Anſpielungen einzuhüllen, der Ehre des Siegsgepränges etwas entgegen zu ſetzen, wodurch es bey den Klugen von ſeinem Anſehen verlöre, und zwiſchen Tugend und Laſter ein verhaßtes Gleichgewicht auszufinden, dazu kann man wohl mit Recht einige Vorbereitung vervorausſetzen: und die Verfaſſer dieſer Gaſſenlieder, waren nicht allezeit unter dem Pöbel zu ſuchen, der mehrentheils keine Erziehung hat.

Nachdem nun Herr **Nadal** die Quelle der Freyheit der Soldaten, bey den Siegsgeprängen entdeckt, und die Beyſpiele davon aus der Geſchichte angeführet hat, ſo glaubt er, man könne mit gutem Grunde ſchließen, daß die Lieder, ſo man bey den erſten Siegsgeprängen geſungen, bloß Geſänge zur Ehre der Götter, und mit Lobſprüchen für die Heerführer vermiſcht geweſen; daß aber der Misbrauch, der gewohnt iſt, ſich auch in die heiligſten Gebräuche einzuſchleichen, dieſe Dankſagungen, und Zeichen der Ehrerbiethung in ſatiriſche Lieder verwandelt habe.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

XX.

Hrn. Mandajors Abhandlung, von Hannibals Feldlager, an dem Ufer der Rhone. 1714.

Eine Stelle aus dem **Polybius**, die **Livius** im III Buche, von **Hannibals** Heerzuge abſchreibt, hat dem Herrn **Mandajors** zu einigen Betrachtungen Anlaß gegeben, die er der Akademie mitgetheilet hat. Der griechiſche Geſchichtſchreiber ſagt: daß, als dieſer Feldherr über die Rhone gegangen, er ſich vier Tage lang längſt dem Fluſſe gezogen, und ſich an einem Orte gelagert, allwo der Zuſammenfluß eines Stromes iſt, der bey dieſem Schriftſteller Σκόρας und bey dem **Livius** Arar, heißt. **Des Polybius** ſeinen kennt man nicht, und **Caſaubonus** glaubt, man müſſe Ἄραρος, leſen; allein dieſe Verbeſſerung, bringt in den griechiſchen Schriftſteller eben den Fehler, der ſchon im lateiniſchen iſt; indem der carthaginenſiſche Feldherr, ſich gar nicht nahe bey dem Orte gelagert, allwo die **Saone** in die **Rhone** fällt.

Philipp Cluver hat dieſen Schriftſteller ſehr gut verbeſſert, wenn er ſagt, man müſſe bey allen beyden Iſara, die Iſer leſen; und dieſer Verbeſſerung ſind auch die meiſten Gelehrten gefolget. Da indeſſen der Endzweck der Akademie dahin geht, entweder die Wahrheit zu entdecken, oder denen, die ſolche ſchon entdeckt haben, neue Beweiſe darzubiethen: ſo folgt Herr **Mandajors** dem Laufe der Rhone ganz genau, von Lyon bis ans Meer; er lehrt die Leute kennen, die an dieſem Ufer wohneten, und, indem er dem Hannibal in allen ſeinen Feldlagern folgt, ſo beweiſt er, daß dieſer Feldherr, ſich an dem Orte wo die

Iſer in die Rhone fällt, nach dem viertägigen Zuge, gelagert habe, von welchem **Polybius** und **Livius** reden.

Er ſetzt voraus, daß Hannibal, zwiſchen **Orange** und **Avignon**, über die Rhone gegangen. Daſelbſt war er noch vier Tagreiſen vom Meere und Scipions Kriegsheere, eine Tagreiſe vom Pont St. Eſprit, allwo **Hanno** über dieſen Fluß hatte ſetzen ſollen, um die Barbarn anzugreifen. Und da er alſo nur 18 Meilen vom Iſerſtrome war; ſo konnte er leicht in vier Tagen hinkommen: dahingegen er 35 bis 40 Meilen von der **Saone** geweſen, wohin er ein bereits abgemattetes Kriegsheer, nicht anders als mit übertriebenen Zügen hätte führen können.

Livius redet ſo von der Sache: quartis caſtris ad inſulam pervenit, ibi Arar Rhodanusque amnes diverſi, ex Alpibus decurrentes, agri aliquantum amplexi conſluunt in unum. Dieſe Worte *ex alpibus decurrentes*, ſcheinen der **Saone** nicht zuzukommen, die vom Berge Vauge kömmt, und eben dieß hat dem **Cluver** Gelegenheit gegeben, dieſe Stelle zu verbeſſern. Allein dieſer Beweis iſt nicht hinlänglich; indem Strabo und Ptolomäus, ebenfalls geſagt haben, daß die **Saone** von den Alpen entſpringt. Man hätte auf die Worte agri aliquantum complexi, genauere Acht haben müſſen, als man gethan hat. Aus dieſen zieht Herr **Mandajors**, die Nothwendigkeit der Verbeſſerung. Dieſe Worte ſetzen eine Halbinſel zum voraus, die durch zween Flüſſe entſteht, welche, da ſie anfangs ziemlich nahe beyſammen laufen, ſich nachgehends entfernen, und endlich wieder zuſammen ſtoſſen. Dieſes thut nun die **Saone** im Abſehen auf die **Rhone** nicht, als der ſie ſich nur nähert, um ſich in ſie zu ergießen; dahingegen die **Iſer**, ſich bey **Montmelian** nach der **Rhone** zufüget, und, indem ſie mittagwärts wieder abweicht, ſich endlich in dieſen Fluß ergießt; nachdem ſie aus einem Theile des Delphinats eine Halbinſel gemacht hat. Wenn Livius von dem Lager redet, wo Hannibal geſtanden, ſo ſagt er:

incolunt prope Allobroges. In der That bewohnten dieſe Völker das Ufer der Rhone von der Iſer an, bis nach Genf; und diejenigen, welche behaupten, dieß Lager wäre nahe bey Lyon geweſen, bedenken nicht, daß Hannibal ſchon lange Zeit mitten unter dieſen Völkern müßte geweſen ſeyn, als der Geſchichtſchreiber ſagt, er näherte ſich ihnen allererſt.

Dieſe Beweiſe widerlegen zugleich Herrn **Donjats** Meynung, welcher im **Polybius** und **Livius**, die **Durance**, anſtatt der **Iſer**, ſetzt; wie auch des Herrn **Meneſtrier** ſeine, welcher in ſeiner Einleitung die Geſchichte zu leſen, die alte Meynung behauptet, und bemeldetes Lager nahe nach **Laon** verlegt. Indeſſen, da einige Schriftſteller, dieſe Meynung noch auf eine andere Stelle aus Hannibals Leben gründen; ſo beweiſet Herr **Mandajors** ferner, daß dieß Leben nicht vom **Plutarch** ſey, und erſt mehr als zwölf hundert Jahre nach dieſem Geſchichtſchreiber geſchrieben worden. Nun iſt die Sache nicht mehr zweifelhaft. Man weis, daß **Donatus Acciajoli** der Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung ſowohl, als von **Scipions** Leben iſt. Um hiervon überzeugt zu ſeyn, darf man nur den Brief leſen, den dieſer Schriftſteller an den **Peter de Medicis** geſtellet hat: „Ich habe mir vorgeſetzt, ſagt er, in dieſem „Buche, die Leben zweener berühmten Feldherren, **Scipio** „und **Hannibal**, zu liefern, die ich aus verſchiedenen griechiſchen und römiſchen Scribenten geſammlet habe.„ **Franciſcus Amiot** ſagt, wenn er in ſeinem andern Berichte an den Leſer, von dieſen zweyen Leben redet: **Scipions und Hannibals Leben, welches vom Carl de Lescluſe überſetzt worden, ſind nicht im griechiſchen zu haben; ſie ſehen auch dem Plutarch nicht ähnlich; ſondern ſie ſind vom Donatus Acciajolus lateiniſch geſchrieben worden, wie unſere jezigen Gelehrten glauben.**

Hätte **Symphorian Champier**, in ſeinem Tractate de origine civitatis Lugdunenſis, der 1508 zu Lyon gedruckt worden, dieſen Brief und dieſe Anmerkung vom **Amiot** geleſen; ſo würde er nicht, auf **Plutarchs** Wort vorgegeben haben, die Inſel, wo **Hannibal** ſich gelagert, ſey an dem Orte geweſen, wo anjetzt die Stadt **Lyon** ſteht. Dieſer Schriftſteller iſt, wie viele andere, betrogen worden; weil er Hannibals Leben nur in der Sammlung geleſen, die **Campanus** im 1470 Jahre herausgegeben hat; indem der Herausgeber, die wahren Leben vom **Plutarch**, von des **Acciajoli** ſeinen nicht unterſchieden hat. Oder ſie haben die italiäniſche Ueberſetzung vom **Baptiſta Alexandro Jaconello**, geleſen, der des **Acciajoli** Schreiben weggelaſſen.

Hierauf tadelt Herr **Mandajors** einige Kunſtrichter, welche, ohne die mindeſte Acht auf dieſes Schreiben gehabt zu haben, welches doch den Streit gleich ausmacht, den **Acciajoli** für einen Betrüger ausgeben; und ihn beſchuldigen, er habe ſeine eigenen Werke, mit **Plutarchs** ſeinen vermengen wollen.

* *

XXI.

Hrn. Pinarts Abhandlung, wegen einer Stelle im erſten Buche Samuelis (*). 1714.

Ein gelehrter Domherr, hatte den Herrn Pinart über den wahren Sinn folgender Stelle des I B. Sam. C. 30. v. 7. zu Rathe gezogen, allwo, nach der Vulgata, **David** zum Hohenprieſter Abjathar ſagt: applica ad me Ephod; et applicuit Davidi Ephod. Da er ihn nun befragte, ob David das **Ephod** (den Leibrock) des Hohenprieſters angelegt gehabt, und das Urim und Thummim, ſelbſt um Rath gefragt? ſo trug Herr Pinart ſeinerſeits die Sache der Akademie vor, und antwortete nachmals ſeinem Domherrn, ungefähr folgendes.

Es gab bey den Hebräern verſchiedene Arten von Ephod. Eines war nur von Leinwand, und dergleichen war das, was David anlegte. Dieſes Ephod war ganz einfach, ohne Bruſtſchild, ohne Achſelſtück, ohne Schrift der Namen von zwölf Stämmen, und folglich ſonder Urim und Thummim. Es war ein Rock, ungefähr von der Art, wie die Leibröcke der Domherren, ohne Aermel, an den Seiten bis unten aus aufgeſchnitten, und worüber man einen Gürtel anthat.

Dieſes Ephods bedienten ſich die Prieſter, die Leviten, Propheten, und ſogar auch vornehme Leute, bey öffentlichen Feyerlichkeiten. Der Prophet Samuel trug ein Ephod von bloßem Leinen, und die fünf und achtzig Prieſter, welche **Doeg** ermorden ließ, hatten eben dergleichen.

Die

(*) In der Vulgata heißt dieß das I B. der Könige.

Die andere Gattung von Ephod, oder Leibröcken, und die nur vom Hohenprieſter getragen werden konnte, war von ganz anderer Art, ex hyacintho, purpura, coccino, auro et byſſo retorta, mit allen andern Zierrathen, deren die heil. Schrift gedenkt.

Es war weder dem David, ungeachtet er ein König und Prophet war, noch irgend einem andern erlaubt, dieſen Leibrock anzulegen, außer dem Hohenprieſter allein. Es wird auch auf dieſer Stelle des I B. Samuelis nicht geſagt, daß David ſich die Freyheit genommen, dieß prieſterliche Gewand anzulegen: Im hebräiſchen Texte ſteht: הגישה נא לי את האפוד Haggiſchah nali et haephod, welches, von Wort zu Wort, nichts anders heißt, als appropinquare fac quaeſo ad me Ephod; oder nach andern, mei cauſa, propter me: ſo daß was aus dieſen Worten herauskömmt, dieſes iſt, daß **David**, entweder vom Hohenprieſter **Abjathar** ſeinen leinenen Leibrock gefordert, um bey Befragung des Orakels eine anſtändigere Kleidung zu haben; oder, daß wenn er dieſelbe bereits angelegt gehabt, er dieſen hohen Prieſter gebethen, näher zu kommen, ſich ihm ganz nahe zu ſetzen, mit dem hohenprieſterlichen Leibrocke angethan, damit er die Antwort des Orakels deſto genauer hören und verſtehen möchte.

Eine große Anzahl Ausleger, **Cunäus** ſelbſt, und die geſchickteſten Rabbinen, haben geglaubt, David habe bey dieſer Gelegenheit die prieſterlichen Verrichtungen verwaltet: und dieſe Erklärung haben auch die mehreſten Ausleger denen Worten heiliger Schrift regale Sacerdotium, gegeben. Sie haben geglaubt, die königliche Würde ſey mit dem Prieſterthume verbunden, und eines ſey von dem andern unzertrennlich. David ſey Prieſter und König zugleich geweſen; Aaron, und die Hohenprieſter, ſo ihm gefolget ſind, hätten zugleich die königliche Würde beſeſſen.

Nun iſt es wahr, daß der Hoheprieſter eine unumſchränkte Macht, in allem dem beſaß, was den Gottesdienſt, die Kirchengebräuche, Feyerlichkeiten, und inſonderheit dasjenige betraf, was die Kirchenzucht angieng; in weltlichen Sachen aber, hatte er gar nichts zu ſagen. Man durchſuche die Geſchichte dieſer Hohenprieſter, vom Aaron an, bis auf die Zeiten der Maccabäer, ſo wird man keinen einzigen finden, der ſich eine Erkenntniß in bürgerlichen Dingen angemaßt, noch Kriegsheere anzuführen begehrt hätte; auch ſelbſt in denen Kriegen nicht, die auf Gottes Befehl geführet wurden, und die man die Kriege des Herren nennen könnte.

Zur Zeit der Republik, hatten die **Hebräer**, Richter, die den Staat regierten, und auf dieſe, folgten die Könige. Man ſieht auch nicht, ſeit der Stiftung der hebräiſchen Republik, bis auf die Zeiten der Maccabäer, daß die Richter, oder ihre Nachfolger, die Könige, ſich das hoheprieſterliche Anſehen angemaßt hätten. Jonathas, und Simon, waren die erſten, die in ihrer Perſon, die weltliche Macht, mit der geiſtlichen Gerichtsbarkeit vereinbarten; (1 Macc.) und ſeitdem ſetzte ſich **Ariſtobulus** der Hoheprieſter, **Johann Hirkans** Sohn, und **Simons**, von dem Geſchlechte der **Asmonäer**, Enkel, die Krone auf das Haupt, und war der erſte unter den Juden, welcher König und Hoherprieſter zugleich geweſen.

Nicht, daß es nicht unter den Hebräern Könige gegeben haben ſollte, die den Vorrechten des Hohenprieſters Eingriffe gethan hätten; aber das hohe Prieſterthum ſelbſt haben ſie nie beſeſſen. Dem Könige Saul ward es vom Propheten Samuel hart verwieſen, daß er bey einem Opfer ſo er dem Herren gebracht, die prieſterlichen Verrichtungen verwaltet hätte. 1 B. Sam. 13. v. 9. Dieſes Unternehmen zog ihm den göttlichen Fluch zu; und König Oſias, ward nicht nur von dem Prieſter ſehr hart beſtraft, daß er ſich die Freyheit genommen, auf dem Rauchopferaltar Weihrauch anzuzünden, und ein Brandopfer zu thun, welches nur des Hohenprieſters Verrichtung war; ſondern Gott ſchickte ihm auch noch den Auſſatz, weil er ſich eines

Vorrechts angemaßet, welches keiner weltlichen Macht zuſtand.

Die Worte der heiligen Schrift regale Sacerdotium, gaben alſo kein Recht auf die Gerichtsbarkeit, und das Amt der Prieſter; ſo wenig als ſie den Hohenprieſtern ein Recht auf irgend etwas ertheilten, ſo den Staat angieng. **Jeſus Chriſtus** ſelbſt, welcher der höchſte und oberſte Prieſter war, hat ſich ſelbſt, in dieſer Geſtalt, niemals in weltliche Händel gemiſcht.

David war vom Geſetze gar zu gut unterrichtet, und demſelben viel zu gehorſam, als daß man glauben ſollte, er habe etwas dagegen unternommen. Wir wollen denken, dieſer König, der nach Gottes Herzen war, werde allezeit die Rechte des Prieſterthums verehret haben: und da er wegen einer ſehr wichtigen Sache das Orakel befragen wollen, die das Heil ſeines Staates betraf; ſo habe er den Hohenprieſter nur gebethen, näher zu ihm zu kommen, damit er die Antwort des lebendigen Gottes, von ihm deſto geſchwinder vernehmen könnte.

Endlich, und ohne daß man hier alles das anführen mag, was die Rabbinen und Ausleger von der Stelle ſagen, die zu dieſer Unterſuchung Anlaß gegeben, ſo ſcheint ſelbſt in der heiligen Schrift eine Stelle zu ſeyn, die Herrn **Pinarts** Meynung beſtätigen kann, und von welcher es wunderbar genug iſt, daß man ſich bey dieſer Streitfrage nicht darauf beruffen hat. Salomo, verwies nach Davids Tode, den Hohenprieſter Abiathar auf ſein Landgut, und ſagte ihm: ob er gleich des Todes würdig ſey; ſo vergäbe er ihm doch, weil er das Ephod vor ſeinem Vater getragen. I B. der Kön. am 2. Cap.

XXII.

Herrn Fourmonts Abhandlung, von den helleniſtiſchen Juden.

1716.

Ungeachtet einige gelehrte Kunſtrichter des letzten Jahrhunderts, mühſam nachgeforſchet haben, wer doch die **Helleniſten** geweſen, deren in dem 6. 9. und 11 Capitel der Apoſtelgeſchichte gedacht wird: ſo hat doch Herr **Fourmont** von dieſer Sache noch einige neue Muthmaßungen vorgetragen.

Zuvörderſt theilet er die Meynungen dererjenigen mit, die von dieſer Sache bereits gehandelt haben. **Scaliger**, ſagt er, hat geglaubt, die Helleniſten wären nichts anders, als die alexandriniſchen Juden. **Heinſius** nennet alle diejenigen ſo, welche die helleniſtiſche Sprache, oder Mundart hatten, das heißt, diejenige die die ſiebenzig Dollmetſcher ſchrieben. Nach dem **Salmaſius**, waren die Helleniſten, bekehrte Griechen: und nach dem Herrn **Simon**, gab es zwo Arten von Juden; die Hebräer, das heißt, die Chaldäer, und die Einwohner des gelobten Landes; und dann die Helleniſten, das heißt alle diejenigen, ſo griechiſch redeten. **Voſſius** endlich behauptet, daß, da das jüdiſche Volk ſich in zwo Parteyen getheilet, es dadurch Anlaß zu den zwo Benennungen, **Juden**, und **Helleniſten**, gegeben. Die Juden, waren diejenigen, welche die fremde Oberherrſchaft nur mit Widerwillen erduldeten; und dieß ſind die **Eiferer**, von denen **Joſephus** redet: die Helleniſten hergegen hatten ſich dem griechiſchen Regimente unterworfen, und bequemten ſich zu den Sitten und Gebräuchen dieſer Völker. Dergleichen ſind diejenigen, von denen die Bücher der Maccabäer handeln. Herr **Fourmont** nun, unterſucht die Gründe, deren alle dieſe Gelehrten ſich bedienet haben, um ihre Meynung zu beſtätigen; und nachdem er ſie widerleget hat; ſo ſchlägt er zwo Auflöſungen dieſer Schwierigkeiten vor.

Er ſagt, was die geſchickteſten Kunſtrichter, in dieſem Stücke, betrogen, iſt dieſes, daß ſie voraus geſetzt, die Helleniſten des 6. und 9. Cap. der Apoſtelg. wären einerley mit denen, deren im 11 Cap. gedacht wird; da es doch offenbar iſt, daß die erſten, chriſtliche Proſelyten, und die andern, Heiden geweſen. Man muß alſo diejenigen Perſonen ausmachen, denen in dieſen zween Zuſtänden, der Name Helleniſt zukömmt; und dieſes iſt keinem von obigen Kunſtrichtern beygefallen.

Herr **Fourmont** ſagt alſo, die erſten Helleniſten, ſind die Syrier geweſen, welche, nachdem ſie von den Griechen überwunden worden, ſich gar bald auch in ihre Sitten und Gebräuche ſchickten. Es gab unter dieſem Volke viele Juden, und eben dieſe ſind die Helleniſten des 6 und 9 Capitels, welche auf die Hebräer, das heißt, auf die Juden im gelobten Lande, erbittert waren, wie die heilige Schrift ſagt: **In den Tagen aber, da der Jünger viel waren, erhub ſich ein Murmeln unter den Griechen, wieder die Hebräer, darum, daß ihre Wittwen überſehen wurden in der täglichen Handreichung.** Factum eſt murmur Graecorum adverſus Hebraeos, eo quod deſpicerentur in miniſterio quotidiano viduae eorum. *Act. 6. v. 1.* Die Helleniſten aber aus dem 11 Cap. müſſen diejenigen Heiden ſeyn, denen, zu Folge der Erſcheinung die der Apoſtel Petrus hatte, es erlaubt war, das Evangelium zu predigen.

Herr **Fourmont** unterſtützet ſeine Meynung, mit einigen Stellen aus dem **Joſephus**, und mit dem **Talmud**, in welchem die Namen, **Syrer** und **Heide**, **Syrer** und **Helleniſt**, einerley Bedeutung haben. Er ſetzt noch hinzu, daß, wenn die Apoſtelgeſchichte zuerſt in ſyriſcher Sprache geſchrieben worden, wie er glaubt, die Sache weiter keine Schwierigkeit habe; indem die heilige Schrift ſich des Wortes **Arami** bedient haben wird, wodurch ſie allezeit die Syrer verſteht: folglich ſind die erſten, diejenigen aus dieſem Volke, welche das Judenthum angenommen hatten; die andern aber diejenigen, welche noch in der Finſterniß des Heidenthums wandelten.

Iſt man mit dieſer Auflöſung noch nicht zufrieden; ſo ſchlägt Herr **Fourmont** noch eine andere vor, und muthmaßet, daß die erſten Exemplare, anſtatt Ἑλληνισταὶ, Ἑλενισταὶ, mit einem einzelnen λ gehabt. In dieſem Falle nun wären die Helleniſten, die **Adiabenier**, von dem Geſchlechte der **Helena**, Königinn von **Adiabenien**, welche, nach dem **Joſephus** Ant. L. 20. C. 2. das Judenthum annahm, ſich in Jeruſalem niederließ, und viele von ihren Unterthanen mit dahin führte; die, nachdem ſie ſich ebenfalls bekehret, **Heleniſten** genannt wurden: ſo wie die Bedienten des **Herodes**, im Evangelio, **Herodianer** genennet werden. Dieß vorausgeſetzt, ſo kann man in den zwo Stellen der Apoſtelgeſchichte, von denen die Rede iſt, alles gar leicht erklären, die **Heleniſten** nämlich, ſind die **adiabeniſchen Juden**; und die im 11 Cap. ſind eben dieſelben, aber in dem ehmaligen Zuſtande, da ſie noch dem Götzendienſte ergeben waren, und denen die Apoſtel Erlaubniß ertheilten, das Evangelium zu predigen.

XXIII.

XXIII.

Abhandlung,

ob in des Sophokles Oedipus, der Chor, aus dem Gefolge der Opferprieſter beſtehe; oder ob er das Volk ſelbſt ſey, welches durch die vornehmſten Bürger vorgeſtellet wird?

1713.

Die Frage, davon hier die Rede iſt, ſcheint ſehr wichtig zu ſeyn, und verdienet ſchon, daß man ſie unterſuche; denn von ihr hängt die Kenntniß der ganzen Einrichtung der dramatiſchen Stücke, bey den Griechen, ab.

Wenn Herr **Dacier** in ſeiner Auslegung über Ariſtotels Dichtkunſt, die Beſchaffenheit der Handlung in den dramatiſchen Gedichten erkläret; ſo zeigt er, daß dieſe Handlungen nur von zweyerley Art ſeyn können: denn, entweder ſie fangen an, ehe das Volk, welches damit gewiſſermaßen verwickelt iſt, ſich verſammlet hat; oder das verſammlete Volk ſelbſt fängt die Handlung an.

Von beyden Arten der Handlung giebt es Exempel, fährt dieſer Schriftſteller fort: und des **Sophokles Oedipus**, iſt von der Art derer, wo der Chor der erſte auf der Schaubühne iſt. Jupiters Oberprieſter, wirft ſich, in Begleitung vieler andern Prieſter, und des Kernes der Jugend, vor dem Altare nieder, den man dem Oedipus, nahe bey ſeinem Palaſte erbauet hatte. Dieß iſt der Ort der Bühne. Das Schreyen und Seufzen treibt den Prinzen an, herauszukommen, um die Urſache davon zu erfahren; und hierbey fängt das Stück an. Oedipus befiehlt dem

Prieſter und den Kindern aufzuſtehen, und das Volk nebſt den andern Prieſtern und einigen Alten zuſammen zu ruffen, welche den Chor des Trauerſpiels ausmachen.

Der jüngere Herr Boivin hingegen glaubt, dieſer Prieſter ſey allein mit den Kindern geweſen: und da er, auf Befehl des Prinzen davon gegangen, ſey niemand auf der Bühne geblieben, den Chor auszumachen, bis auf die Ankunft des Volks, von dem er glaubt, es ſey in der Nähe verſammlet geweſen.

Man wird hier ſo kurz als möglich, die Gründe anführen, welche dieſe beyden Mitglieder darlegen, deren Streitigkeit mit aller Höflichkeit begleitet geweſen, die den wahren Gelehrten anſtändig iſt.

Herr Boivin meynt, die Entſcheidung dieſer critiſchen Frage, komme auf die Erklärung folgender Stelle aus dem erſten Auftritte von des Sophokles Oedipus an:

οἱ δὲ σὺν γήρᾳ βαρεῖς
Ἱερεῖς; ἐγὼ μὲν Ζηνός,

Oedipus kömmt aus ſeinem Palaſte, und ſieht eine Menge Kinder mit Zweigen, nach Art der Supplicanten, umkränzt. Er redet ſie ſogleich an, und hierauf befiehlt er Jupiters Oberprieſter, der ihnen gleichſam zum Anführer dienet, für ſie zu antworten. Der Oberprieſter fängt ſeine Rede ſo an: **Uneingeſchränkter Herr meines Vaterlandes, mächtiger Oedipus, du ſiehſt uns hier bey deinem Altare, du ſiehſt auch von was für Alter wir ſind; nämlich zarte Kinder, die ihre ſchwachen Flügel noch nicht gar weit ausdehnen können, und Prieſter, die die Laſt des hohen Alters zu Boden drückt. Ich ſelbſt, bin Jupiters Prieſter, und dieſe Kinder, ſind der Kern und Ausbund der thebaniſchen Jugend.**

Es kömmt hier auf die Frage an: ob die mehrere Zahl οἱ δε σὺν βαρεῖς Ἱερεῖς, und **Prieſter die die Laſt**

des hohen Alters drückt, nach dem Buchſtaben genommen werden müſſe; oder ob es hier für die einzelne Zahl ſteht? kurz, ob es nur einen einzelnen, oder viele Prieſter bedeute. Der alte Scholiaſt iſt der erſten Meynung. Er ſagt, die mehrere Zahl **und Prieſter, die die Laſt des Alters niederdrückt**, zeige nicht viele Prieſter an, ſondern nur einen; daß Jupiters hoher Prieſter ſich hier der mehrern Zahl bediene, indem er von ſich ſelbſt und von ſich allein redet: indem er, einige Zeilen tiefer ausdrücklich hinzuſetzt, es ſey nur ein einziger Prieſter bey den Kindern geweſen.

Herr **Boivin** bemerket, es ſey dem **Sophokles** ziemlich gewöhnlich, die mehrere Zahl für die einzelne zu nehmen. Das einzige Trauerſpiel **Oedipus** giebt viele Beyſpiele davon an die Hand. Hier iſt gleich eines aus dem letzten Aufzuge. **Jocaſta** verwünſchet mit Thränen diejenige Niederkunft, da ihr von ihrem Manne ſelbſt, ein Mann gebohren worden, und wo ſie Kinder von ihrem eigenen Sohne gehabt. Der Text bringt mit ſich, daß ſie dieſe traurige Niederkunft verabſcheue, wo ihr von ihrem eigenen Gemahl, **Gemahle** und von ihren eigenen Kindern, **Kinder** geworden. Nun hat **Jocaſta** von ihrem erſten Gemahl nicht viele Gemahle gehabt. Sie gebahr vom **Lajus**, nur den einzigen **Oedipus**: διπλοῦς ἄνδρας ſteht hier alſo für ἕνα ἄνδρα, oder für ἄλλον ἄνδρα. Die Kinder, welche dieſe **Jocaſta**, wie ſie ſagt, von ihren Kindern erhalten, hat ſie auch nicht von vielen Kindern; ſondern allein vom **Oedipus** erhalten: ἐκ τέκνων ſteht hier alſo, für ἐκ τέκνου.

Es würde hier zu weitläuftig fallen, auch die andern Exempel anzuführen, allwo, in dem einzigen Trauerſpiele **Oedipus**, die mehrere Zahl ſtatt der einfachen ſteht. Vielleicht wendet man ein, daß in allen dieſen Stellen, die mehrere Zahl nur eine Figur ſey; allein, ſo wird es ja auch erlaubt ſeyn zu ſagen, daß an obiger Stelle, die mehrere Zahl οἱ δὲ σὺν γήρᾳ βαρεῖς ἱερεῖς, eine Figur ſey? Du ſiehſt hier, ſagt der Oberprieſter, zwey ſehr verſchiedene Alter. **Du ſiehſt, zarte Kinder, und abgelebte Prieſter.**

Herr **Boivin** erblickt in dieſer mehrern Zahl, einen figürlichen und nachdrücklichen Ausdruck, welcher etwas mehr ſagt, als wenn es bloß hieße: **und einen abgelebten Prieſter.** Es iſt, als wenn er ſagte, du ſiehſt in dieſen Kindern die zärteſte Jugend und in meiner Perſon, das ehrwürdigſte Alter: er macht ſich älter als er iſt, und vervielfältigt ſich gewiſſermaßen, um die Ehrfurcht und das Mitleiden zu erregen, die man ſowohl dem Alter, als ſeinem Character, ſchuldig iſt.

Oedipus ſagt in beyden Auftritten, aus denen dieſer erſte Aufzug beſteht, kein einzig Wort, welches an jemanden anders gerichtet wäre, als an **Jupiters** Prieſter. Sollten denn die Prieſter der andern Götter ſogar zu verachten ſeyn, daß ſie auch nicht ein einzigmal angeredet zu werden verdienten? und ſollten ſie wohl nur auf die Bühne kommen, bloß um ſich zu zeigen, und eine ſo ſchlechte Figur vorzuſtellen? Wenn endlich noch andere Prieſter zugegen wären, als **Jupiters** ſeiner: würde es ſich denn wohl ſchicken, daß derſelbe, nachdem er geſagt, **ich bin Jupiters Prieſter**, nicht dazu ſetzen ſollte: **und dieſes ſind Prieſter anderer Götter?** Die Wortfügung ſelbſt ſcheint ſeltſam zu ſeyn: denn die natürliche Ordnung wäre eben nicht dieſe, daß er ſagt: **ich bin Jupiters Prieſter, und dieß iſt der Kern der thebaniſchen Jugend;** ſondern er müßte ſagen: **ich bin Jupiters Prieſter, und dieſes ſind Prieſter anderer Götter.**

Es haben ſich auch Ausleger gefunden, die, um die Wortfügung zu retten, *οἱ δὲ τ' ἠϊθέων λεκτοὶ* geleſen und begehrt haben, das Wort *ἠϊθέων* ſtünde hier, für *Διοσκούρον*. Herr **Boivin** aber will lieber bey Herrn **Fourmonts** Aenderung bleiben, und *οἱ δὲ ἄλλοι θεῶν λεκτοὶ* leſen, welches in einer richtigen Wortfügung, einen ſehr guten Verſtand geben würde. Allein da es hier gar keiner

Menge von Prieſtern braucht, ſo iſt es auch nicht nöthig, durch eine Verbeſſerung, die ſich auf kein Anſehen irgend einer Handſchrift gründet, welche hinein zu bringen.

Man kann dem griechiſchen Scholiaſten und allen angeführten Urſachen, das Anſehen des Herrn **Dacier** entgegen ſetzen. Allein, Herr **Boivin** gieng ſelbſt mit der Entſcheidung dieſer Sache an ihn, als an einen Richter, der eben ſo billig, als erleuchtet iſt. **Ich habe mich,** ſagt Herr Dacier, **wider die Anmerkung des griechiſchen Scholiaſten erkläret, welcher will, daß Jupiters Oberprieſter mit dieſen Kindern, hier allein ſey. Dieſe Meynung wird durch die Folge widerlegt; denn zu Ende des Aufzuges, nachdem die Kinder davon gehen, um das Volk zu verſammlen, bleiben die Greiſe ſtehen, und machen den Chor aus.**

Die Urſache, welche den Herrn **Dacier** bewogen, von der Auslegung des alten Scholiaſten abzugehen, iſt entſcheidend; wofern das, was er voraus ſetzt, wirklich ſo iſt, als er es voraus ſetzt. Allein Herr **Boivin** ſieht nichts, was dasjenige bewieſe, ſo Herr **Dacier** vorgiebt; nämlich, daß zu Ende des Aufzuges, die Kinder davon gehen, um das Volk zu ruffen, und daß die Alten bleiben und den Chor ausmachen. Er will vielmehr, daß der Befehl, das Volk zu verſammlen, nicht den Kindern, ſondern einer ſtummen Perſon gegeben wird, die man nicht nennt. **Ihr Kinder,** ſpricht Oedipus, **ſteht auf, und tragt dieſe Zweige weg, die ſich nur für Flehende ſchicken; ein anderer aber verſammle hier indeſſen das Volk des Kadmus.** Was die alten Prieſter betrifft, welche, wie Herr **Dacier** will, da bleiben ſollen, um den Chor auszumachen, ſo ſcheint es nicht, daß an irgend einem andern Orte des Stücks, ihrer einige Erwähnung geſchehe. Zu Ende des erſten Aufzuges befiehlt der Oberprieſter den Kindern, wegzugehen: **Ihr Kinder,** ſagt er, **wir wollen aufſtehen, denn wir ſind nur hergekommen, zu hören, was der Prinz uns ankündigen würde.** Da er ſich auf dieſe Weiſe ausdrückt, ſo iſt es augenſcheinlich, daß er ſich mit den Kindern wegbegiebt; und wenn noch eine Zahl von Prieſtern bey ihm wäre, welche da bleiben und den Chor ausmachen ſollte: ſo müßte er nothwendig auch bey ihnen bleiben; oder doch etwas zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, warum er nicht bey ihnen bliebe. Denn was wäre wohl verkehrter, als daß, da man einen Chor von alten Opferprieſtern vorſtellen wollte, der einzige Prieſter Jupiters davon gienge? er, der von rechtswegen der vornehmſte und das Haupt des Chores ſeyn ſollte.

Nach Herrn **Daciers** Meynung, kömmt es darauf an, daß man wiſſe, was für Perſonen denn eigentlich den Chor dieſes Stückes ausmachen? Der griechiſche Scholiaſt will, daß in dem Augenblicke, da der Oberprieſter mit den Kindern fortgeht, eine gewiſſe Zahl thebaniſcher Einwohner auftrete und den Chor mache.

Herr **Boivin** antwortet hierauf, der ankommende Chor, es ſey nun daß er, aus einer gewiſſen Anzahl Thebaner, oder aus dem ganzen Volke beſtehe, wie der Scholiaſt anzudeuten ſcheint, gebe gar nicht zu erkennen, daß er von dem Orakel etwas wiſſe, welches **Kreon** mitgebracht hat. Der Chor weis zwar, daß ein Orakel vorhanden iſt; aber er weis nicht, was es geſagt hat. In Theben breitet ſich ein Gerücht von einem Orakel aus. Sogleich erſcheint der Chor, und will wiſſen, was das für ein Orakel ſey, davon man ihm noch, weder die Ausdrücke, noch den Inhalt bekannt gemacht hat. Als eine Probe, daß der Chor unmöglich diejenige Zahl von Opferprieſtern ſeyn kann, welche Herr **Dacier** vorausſetzt, iſt dieſes zu rechnen: daß der Chor in dem erſten Zwiſchenraume ganz und gar nicht weis, was das Orakel befohlen hat, und kein Wort von dem einzigen Mittel ſagt die Peſt zu endigen; nämlich, daß man den Mörder des **Lajus** beſtrafe. Das wäre ja ſehr wunderlich, wenn eben dieſer Chor aus einer Zahl von Prieſtern beſtünde, welche bey **Kreons** Ankunft und ſeiner Unterredung mit dem **Oedipus**, eben ſo gut zugegen geweſen wären, als der Oberprieſter und die Kinder. Denn da hätten ſie ja aus **Kreons** eigenem Munde, die eigenen Worte des Orakels hören müſſen.

Uebrigens ſind Herrn **Boivins** Gedanken von der Beſchaffenheit dieſes Chores, folgende. Dieſer Chor, iſt, nach ſeiner Meynung, nicht eine Zahl alter Opferprieſter; ſondern das ganze Volk, welches von einigen anſehnlichen Bürgern vorgeſtellet wird, die an der Regierung Theil haben, und gleichſam den Rath des Prinzen ausmachen. Sie werden ἄνακτες genennet, das heißt, **Herren**, und zwar nennet die **Jokaſta**; ihre eigene Königinn, ſie ſo. Zu Anfange des letzten Aufzuges, redet man ſie folgender geſtalt an: **O ihr, die ihr von allen Zeiten her, allhier die höchſte Ehre genießt.** Im ganzen Stücke findet ſich keine einzige, richtig geleſene und verſtandene Stelle, darinn ſie Greiſe genennet würden. Gleichwohl kann man mit Wahrſcheinlichkeit, mit einem von den Scholiaſten vorausſetzen, daß es alte Männer, oder doch wenigſtens Perſonen in reifen Jahren, ſind: und endlich ſo iſt ja nichts natürlicher, als die Art, mit welcher **Sophokles** den Chor auf die Bühne bringt. **Oedipus** beurlaubet zu Ende des erſten Aufzuges, die Kinder und den alten Opferprieſter, der ſie dahin gebracht hatte. Darauf wendet er ſich zu einem von den Bedienten, und befiehlt ihm, das Volk, an eben dieſen Ort der Schaubühne, das heißt, vor die Pforten des Palaſtes, zu verſammlen. Der Opferprieſter geht fort, nimmt die Kinder mit ſich, und in demſelben Augenblicke kömmt der Chor. Hier ſieht man augenſcheinlich, daß der Chor nichts anders, als das Volk ſelbſt ſeyn kann: welches voller Ungeduld die Antwort des Orakels zu wiſſen, aus den benachbarten Orten zuſammen gelaufen war, und nur einen Augenblick Zeit brauchte, herbey zu kommen. Der Ort, welcher zum Empfange des Chors beſtimmt iſt, kann eine ſo zahlreiche Menge nicht faſſen. Die ehrwürdigſten und vornehmſten alſo, ſtellen ſich auf den Schauplatz; und dieſe machen eigentlich den Chor aus, die andern zertheilen ſich rund herum, und beſetzen die verſchiedenen Zugänge des ödipiſchen Palaſtes. Der Chor kömmt ſingend herein, oder er fährt vielmehr im Singen fort; denn ſchon zuvor, hatte man die Lobgeſänge, für das Heil der ganzen Stadt geſungen.

Allein, ſo fährt Herr **Boivin** fort, dasjenige, was unleugbar zu beweiſen ſcheint, daß in dieſem Trauerſpiele, der Chor das ganze Volk ſey, iſt dieß: daß in dem ganzen folgenden Auftritte, welcher unmittelbar auf den erſten Zwiſchenraum folgt, **Oedipus**, der den Chor anredet, das Wort an das ganze Volk führet. **Ihr Bürger des Kadmus**, ſpricht er, **ſeht dieſes kündige ich euch allen öffentlich an: welcher unter euch um den Mord des Lajus, des Sohns des Labdakus, etwas weis, dem befehle ich, mir zu offenbaren, was ihm davon kund iſt.** Das übrige dieſes Auftritts ſetzt ebenfalls nothwendig die Gegenwart des ganzen Volks zum voraus. So antwortet auch der Chor, oder der Anführer des ganzen Haufens, im Namen aller Thebaner: **ich bin weder der Mörder, noch der Mitſchuldige an dem Tode des Lajus.** Wie kann man nun noch behaupten, der Chor dieſes Trauerſpiels, ſey jene Zahl von Opferprieſtern, die man im Anfange des erſten Aufzuges zu ſehen glaubte? Man kann ſogar die offenbaren Widerſprüche, die ſich an vielen Orten des Stückes zeigen; in welchen man mit dem Chore, bald, als mit einer einzelnen Perſon, bald, als mit einer Verſammlung anſehnlicher Bürger, und bald als mit dem ganzen Volke, redet, nicht anders vereinigen, als wenn man ſagt: der Chor dieſes Stückes, ſey das ganze Volk, und werde durch eine Anzahl der vornehmſten Bürger, und durch das Oberhaupt, oder den Redner dieſer Verſammlung, vorgeſtellet.

Herr **Dacier** behauptete in einer Abhandlung, die er wenige Tage darauf in der Akademie vorlas, durch neue Gründe, die Meynung welche er ſchon in ſeiner Erklärung über **Ariſtotels** Poetick vorgetragen hatte; und nachdem er ſich erkläret, daß er, nicht ſowohl den Herrn **Boivin**, als den alten griechiſchen Scholiaſten angreiſe, der ihn in Irrthum verführet hätte, ſo ſchreitet er zur Sache, und zeiget, daß der Scholiaſt die Einrichtung des Trauerſpieles **Oedipus**, gar nicht verſtanden habe; indem er geglaubt, daß, nachdem **Jupiters** Prieſter ſich mit den Kindern wegbegeben, niemand auf der Schaubühne bleibe, und daß der Chor aus dem Volke beſtehe, welches **Jupiters** Prieſter ermahnen laſſen, herbey zu kommen. Man wird aus Herrn **Daciers** Sätzen ſehen, daß dieſes nicht nur nicht iſt; ſondern auch nicht ſeyn kann.

Der Scholiaſt erklärt den ſiebenzehnten Vers auf eine ſehr ſeltſame Weiſe. Der Oberprieſter zeigt dem **Oedipus** diejenigen, die vor dem Fuſſe des Altares knien. **Du ſiehſt**, ſagt er, **das Alter und die Beſchaffenheit derer, die hier vor dem Altare liegen. Dieſe verlaſſen kaum die Kindheit, und dieſe, die du unter der Laſt der Jahre niedergedrückt ſiehſt, ſind die vornehmſten Opferprieſter aller unſerer Tempel.** Der Scholiaſt nimmt hier die mehrere Zahl für die einfache, und will daß der Oberprieſter: **und dieſe die unter der Laſt der Jahre erliegen, ſind die Oberprieſter**, anſtatt **und ich bin der Oberprieſter**, ſage. Wie hat aber dieſer Scholiaſt ſich immermehr einbilden können, daß **Jupiters** Prieſter, indem er dem **Oedipus** ſchlechtweg alle diejenigen zeiget, die dieſe Verſammlung ausmachen, die mehrere Zahl für die einfache gebrauche? und nachdem er geſagt ὁι μὲν, da er von der Jugend redet, hernach ὁι δὲ, ſagen ſoll, da er nur von ſich allein ſpricht. Dieſe Figur iſt gar zu nachdrücklich für eine bloße Erzählung, in welcher man die Sachen ungekünſtelt vortragen ſoll. Endlich ſo darf man, nach dem Herrn **Dacier**, den Beweis eben nicht gar weit herholen, daß dieſe Erklärung ſich nicht behaupten läßt, und einen übeln Verſtand hat. Der folgende Vers giebt ihn gleich an die Hand. Denn, nachdem der Oberprieſter geſagt:

ὁι

οἱ δὲ σὺν γήρᾳ βαρεῖς
Ἱερεῖς.

ſo ſetzt er unverzüglich hinzu:

Ἐγὼ μὲν ζηνός. Ego quidem Jovis.

es iſt ja alſo augenſcheinlich, daß der eigentliche Sinn dieſer Stelle folgender iſt: dieſe, die unter der Laſt der Jahre erliegen, ſind die Oberprieſter der andern Götter, und ich bin Jupiters ſeiner. Die Stelle iſt überaus deutlich. Hätte er das οἱ δὲ, dieſe, anſtatt ich gebraucht; ſo würde er nimmermehr hinzu geſetzt haben, ἐγὼ μὲν und ich; das wäre ja gar zu lächerlich.

Herr Boivin aber ſagt, man habe ſich ſehr oft der mehrern Zahl anſtatt der einfachen bedienet, die Beyſpiele davon wären zahlreich, und ſelbſt in dieſem Trauerſpiele verkämen verſchiedene vor. Er führt in dieſer Abſicht verſchiedene Stellen aus dem Oedipus an, allwo allerdings die mehrere Zahl, anſtatt der einfachen ſteht. Herr Dacier führt hier nur zwo an; die aber ſo gut als tauſend ſind. Oedipus ſelbſt redet in beyden. In der erſten drückt ſich dieſer Prinz ungefähr ſo aus: ich finde zugleich, daß ich ein Sohn derer jenigen bin, deren Sohn ich nicht ſeyn ſollte; ich lebe mit Perſonen, mit denen ich nicht leben ſollte; und ich tödte mit eigener Hand diejenigen, die mir das Leben gegeben haben. Man ſieht hier wohl, daß die mehrere Zahl, diejenigen, auf den Lajus geht, und daß das denen, auf die Jokaſta zielet.

Dieſe mehrere Zahl wird in der überaus erhabenen Stelle, des zweyten Auftritts, im fünften Aufzuge, noch viel wunderbarer angebracht. O Hochzeit! o unſelige Hochzeit! du haſt mich gezeuget, und nachdem du mich gezeuget hatteſt, haſt du das Blut, ſo mir das Leben gegeben, wieder zurück kehren laſſen. Du haſt es in denſelben Schoß zurück geleitet, allwo du mich gebildet hatteſt, und hierdurch haſt du Väter, Brüder, Söhne, Männer, Frauen und Mütter und alles hervorgebracht, was man nur abſcheuliches und ſchreckliches gedenken kann. Hier iſt die mehrere Zahl ſehr glücklich angebracht. Oedipus hat den Kopf dergeſtalt mit abſcheulichen Bildern angefüllet, daß er durch dieſe mehrere Zahl, gewiſſermaſſen, auch ſeine Unfälle vermehret, und dieſelben noch ſchmerzlicher macht. Die einfache Zahl hätte hier bey weitem eine ſo gute Wirkung nicht gethan, und würde ſich zu der Leidenſchaft und ſeinem Zuſtande darinnen er ſich befindet, ſehr übel ſchicken. Longin ſagt: es giebt zuweilen nichts prächtigers als die mehrere Zahl; denn die Menge, welche ſie in ſich ſchließt, hebt den Ton und giebt den Nachdruck. Dergleichen iſt die mehrere Zahl deren Oedipus ſich bedient: o Hochzeit! o unſelige Hochzeit! u.ſ.w. Alle dieſe verſchiedenen Namen, wollen nur eine einzige Perſon anzeigen, nämlich eines Theils den Oedipus und ſeine Mutter Jokaſta anderntheils. Durch dieſe mehrere Zahl aber, vervielfältiget Sophokles gewiſſermaßen die Unglücksfälle des Oedipus. Allein, fügt Longin hinzu, man muß ſich gar wohl inacht nehmen, daß man die mehrere Zahl auch ja auf den gehörigen Stellen brauche, und zwar an ſolchen, wo man erweitern, oder vermehren, oder die Sache höher treiben muß, und allezeit in voller Leidenſchaft; das heißt, wenn die Sache eines oder mehrere von dieſen Stücken ertragen kann: denn daß man dieſes Klingel- und Schellenwerk allenthalben anhängen wollte, das würde ſehr ſophiſtiſch ausſehen.

Dieß iſt eine ſehr weisliche und wichtige Vorſchrift. Dieſer Redner begnügt ſich nicht, uns zu ſagen, in welchen Fällen man dieſe mehrere Zahl brauchen könne; er lehret uns auch noch, in welchen Fällen es übel gethan ſeyn würde, ſie zu brauchen. Hätte nun Jupiters Oberprieſter hier das οἱ δὲ σὺν γήρᾳ βαρεῖς ἱερεῖς, anſtatt: ich bin der Oberprieſter gebraucht; ſo würde wahrlich der Dichter,

Longins Vorſchrift ſehr ſchlecht nachgekommen ſeyn; und dieſer Redner würde den Oberprieſter, als einen wahren Sophiſten befunden haben.

Zu Ende des erſten Aufzuges befiehlt **Oedipus** den Kindern aufzuſtehen. Hierauf ſtehen ſie mit dem Prieſter auf, und **Jupiters** Prieſter ſchickt, indem er fortgeht, einige ab um dem Volke anzudeuten, daß es ſich verſammlen ſoll. **Meine Kinder**, ſagt dieſer Oberprieſter, **wir wollen aufſtehen; indem wir nur hergekommen waren, dasjenige zu erbitten, was der König uns bewilliget. Apollo, der uns ein Orakel geſchickt hat, ſey uns gnädig, und laſſe alles unſer Unglück ein Ende nehmen.** Hierauf geht er ab, und der Chor fängt ſogleich an und ſingt: **Heiliges Orakel Jupiters** ꝛc. Hier iſt gar kein Zwiſchenraum. Wie kann man ſich denn vorſtellen, daß eben das Volk, welches **Oedipus** verſammlen läßt, den Chor ausmache! Das iſt unmöglich; und es iſt viel natürlicher zu glauben, daß er aus eben denen Prieſtern beſtehe, welche mit den Kindern zugleich vor dem Altare lagen, die allhier zurück bleiben, und den erſten Chorgeſang verrichten; hernach aber vereinige ſich das Volk, allmählig wie es ankömmt, mit ihnen. **Sophokles** würde einen gewaltigen Fehler begangen, und wider alle Wahrſcheinlichkeit geſündiget haben, wenn er voraus geſetzt hätte, dieſes Volk mache, indem es ankömmt, den Chor aus, und ſänge: **Göttliches Orakel Jupiters** ꝛc.

Dieß wird noch unmöglicher ſcheinen, wenn man ſich die Entfernung der Plätze vorſtellet, auf welchen das Volk bey den zween Tempeln der **Pallas** und des **Jsmenus**, zerſtreuet war. Dieſer Altar des **Jsmenus** war **Apollons** Altar, nahe bey einem gewiſſen Thore von Theben. Wie kann man denn voraus ſetzen, man habe Zeit genug gehabt, dieß Volk herbey kommen zu laſſen; und wie kann dieſes Volk im Augenblicke das Zwiſchenſtück ſingen? das iſt wider alle Wahrſcheinlichkeit.

Was übrigens Herr Boivin will, daß der Chor nichts vom Orakel wiſſe, ſondern nur ſo viel, daß eins gegeben worden ſey: ſo behauptet Herr **Dacier**, daß der Text ſelbſt beweiſe, der Chor habe ſehr wohl gewußt, daß **Kreon** ein Orakel gebracht u. ſ. w. daß er ſogar die eigentlichen Worte davon wiſſe, aber daß ihm noch nicht kund ſey, was ſie bedeuten; daß er ſie nicht begreiſe, und daß eben dieſes ihn in Verwirrung ſetze.

Der Scholiaſt hat alſo von dieſem Zwiſchenſpiele ſehr übel geurtheilet, wenn er vorgiebt, daß, in dem Augenblicke, da ſich der Oberprieſter mit den Kindern wegbegiebt, und man das Volk zuſammen ruffen läßt, dieſes Volk ſogleich ankomme und den Chor ausmache. Die Meynung dieſes Scholiaſten, iſt, nach dem Herrn **Dacier**, durchaus nicht zu behaupten: denn, außer daß gar nicht der mindeſte Theil einer Minute zwiſchen dem Abzuge des Oberprieſters, und dem Anfange des Chores übrig bleibt; ſo fragt ſich es ja auch, woher denn das Volk das Orakel wiſſen kann, was **Kreon** mitgebracht hat, wenn es erſt dieſen Augenblick auf den Schauplatz kömmt?

XXIV.

XXIV.

Des Hrn. Abts Fraguier
Unterſuchung einer Stelle aus dem Plato, von der Muſik. 1716.

Die Meynung welcher die mehreſten Neuern, im Abſehen auf die Tonkunſt der Alten ergeben ſind, iſt dieſe: daß ſie dasjenige nicht gekannt haben, was wir eine **vielſtimmige Muſik** nennen, das heißt, in welcher dieſe verſchiedenen Stimmen, eine jede für ſich, einen beſondern Geſang haben, und ſich dennoch zu einander ſchicken; wie es in unſerm **Contrapuncten** geht, ſie mögen nun **einfach**, oder **zuſammen geſetzt** ſeyn. Dieß iſt die Meynung unſerer mehreſten Gelehrten, unter andern 1. Des berühmten Ueberſetzers **Amyot**, wie man vor ſeiner franzöſiſchen Ueberſetzung, die er von **Plutarchs** Tractate von der Muſik gemacht hat, ſehen kann. 2. Des **Johann Wallis**, eines berühmten engländiſchen Meßkünſtlers a. d. 316. 317. S. ſeines **Anhanges zu des Ptolomäus Harmonik**. 3. Des **Claudius Perrault**, Doctors der mediciniſchen Facultät zu Paris und Mitgliedes der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, in ſeinen **franzöſiſchen Auslegungen über den Vitruvius**; und in einer **Abhandlung von der Muſik der Alten**, die zu Ende des 2 Bandes ſeiner **Verſuche der Naturwiſſenſchaft**, gedruckt ſteht.

Der Herr Abt **Fraguier**, welcher ſich nicht einbilden konnte, daß das in der Kenntniß der freyen Künſte ſo erleuchtete Alterthum, welches ſo ſinnreich war, dieſelben zu verbeſſern, die Verbindung vieler Stimmen, in den vielſtimmigen Muſiken, von Stimmen oder Inſtrumenten, welches er das Meiſterſtück der Tonkunſt und Harmonie nennet, nicht hätte wiſſen ſollen; hat geglaubt, er fände glücklicher Weiſe in einer Stelle im **Plato** etwas, wodurch er ein, ſeiner Meynung nach, den Griechen und Römern ſo nachtheiliges Vorurtheil, dämpfen könnte.

Die Stelle ſteht im VII. Buche **von den Geſetzen**, allwo **Plato** befiehlt, daß die jungen Leute die Tonkunſt vom dreyzehenten bis ins ſechszehente Jahr, lernen ſollen. Der Nutzen dieſer dreyjährigen Bemühung würde dieſer ſeyn, daß ſie einklängig in die Leyer ſingen, und in der Muſik, diejenigen Geſänge, die den Bewegungen der Tugend gemäß waren, von den andern würden unterſcheiden können, die das Merkmaal einer ungeordneten Empfindung an ſich hätten.

So viel iſt für den Geſetzgeber genug, ſagt Herr **Fraguier**. Da nun die harmoniſche Compoſition für ſolche Geiſter, als die Griechen hatten, ſehr einnehmend war, und dieſelbe außerdem mit vielen Schwierigkeiten verknüpfet war, die ſich nur durch eine lange Bemühung überwinden ließen; ſo mußte man die Jugend warnen, ſich derſelben nicht gar zu ſehr zu ergeben; und eine Verordnung machen, die ſie abhielt, den muſikaliſchen Aufſätzen eine Zeit zu widmen, die zu etwas beſſerm beſtimmet war.

Hier iſt die griechiſche Stelle (*i*). Τούτων τοίνυν δεῖ χάριν (das heißt, **um das Gute von dem Böſen zu unterſcheiden**;) τοῖς φθόγγοις τῆς λύρας προσχρῆσθαι, σαφηνείας ἕνεκα τῶν χορδῶν, τόν τε κιθαριστὴν καὶ τὸν παιδευόμενον, ἀποδιδόντας πρόσχορδα τὰ φθέγματα τοῖς φθέγμασι. Folgendes iſt eigentlich die Stelle, die der Herr Abt Fraguier unterſucht: τὴν δ' ἑτεροφωνίαν καὶ ποικιλίαν τῆς λύρας, ἄλλα μὲν μέλη τῶν χορδῶν ἱεισῶν, ἄλλα δὲ τοῦ τὴν μελῳδίαν ξυνθέντος ποιητοῦ. Καὶ δὲ καὶ πυκνότητα μανότητι, καὶ ταχος βραδυτῆτι,

---

(*i*) Plato Libr. VII. de Legibus p. 812. D. II. S.

δυτῆτι, καὶ ὀξύτητα βαρύτητι, σύμφωνον καὶ ἀντίφωνον παρεχομένους, καὶ τῶν ῥυθμῶν ὡσαύτως παντοδαπὰ ποικίλματα προσαρμόττοντας τοῖσι φθόγγοις τῆς λύρας. πάντα οὖν τὰ τοιαῦτα μὴ προσφέρειν τοῖς μέλλουσιν ἐν τρισὶν ἔτεσι τὸ τῆς μουσικῆς χρήσιμον ἐκλήψεσθαι διὰ τάχους. Τὰ γὰρ ἐναντία ἄλληλα ταράττοντα δυσμαθίαν παρέχει. Δεῖ δὲ ὅτι μάλιστα εὐμαθεῖς εἶναι τοὺς νέους. Das heißt: **Was die Verſchiedenheit und Abwechſelung betrifft, die man in dem Mitſpiele der Leyer bemerket, da die Seyten, einen Geſang machen, indem die von dem Dichter verfertigte Melodie, einen andern hervor bringt,** (denn damals ſetzte der Dichter ſelbſt ſeine Verſe in die Muſik (k): **woraus die Vereinigung der Geſchwindigkeit, mit der Langſamkeit, des hohen, mit dem tiefen, und des Wohlklanges und Misklanges, entſteht. Ja auch das Sylbenmaaß mit allen Tönen der Leyer zu verbinden zu wiſſen; alles dieß muß nicht der Hauptendzweck des jugendlichen Fleißes ſeyn; indem die Jugend, in dreyen Jahren, alles faſſen ſoll, was die Tonkunſt gutes und nützliches an ſich hat. Sachen, die unter einander widrig ſind, und eines das andere hindern, würden junge Leute, die eine Luſt zum Lernen haben ſollen, zu den Wiſſenſchaften nur untüchtig machen.**

Ehe Herr Fraguier die fernern Folgen aus dieſer Stelle zieht, hält er es für nöthig, ſeine Ueberſetzung noch einmal durchzuſehen.

Erſtlich bemerkt er, daß er, mit dem **Marſilius Ficinus**, ſo überſetzt habe, als ob in dem Griechiſchen, vor dem σύμφωνον ein καὶ ſtünde. Daß **Ficin** der erſte ſey, welcher den **Plato** lateiniſch überſetzt hat. Daß er das Griechiſche nicht mit drucken laſſen: man könne alſo glauben, daß in ſeiner Handſchrift ein καὶ geſtanden, weil er

er

(k) Muſici qui etiam quondam iidem Poetae. *Craſſus apud Cic. Lib. 3. de Orat. Num. 44. R. S.*

et überſetzt hat. So urtheilet **Heinrich Stephan** auf hundert Stellen ſeiner Anmerkungen über den **Plato**, und inſonderheit in einer Randgloſſe, über eine Stelle aus dem **Meno**, wo er urtheilet, daß **Ficin**, καὶ geleſen (l). Was endlich **Heinrich Stephan**, von der Stelle des **Meno** und unendlich vielen andern, im Abſehen auf das καὶ et ſagt, welches **Ficin** in ſeiner Handſchrift geleſen, das ſagt der Herr Abt **Fraguier** von dem καὶ im VII Buche der Geſetze.

Zum andern bemerket er, daß er, ἀντίφωνον durch **Misklang** (Diſſonanz) gegeben; weil **Ficin**, **Janus Cornarius**, und **Serranus**, dieſes Wort durch diſſonum überſetzt haben; indem ſie es unfehlbar als dem σύμφωνον für ἀσύμφωνον, entgegen geſetzt gehalten. Er weis, daß alles, was ἀντίφωνον iſt, nicht ἀσύμφωνον ſey; daß aber, da alles ἀσύμφωνον auch ἀντίφωνον iſt, eben die Urſache der Entgegenſetzung ihn bewogen, es ebenfalls für **Misklang** zu nehmen; indem das Vorwort ἀντὶ allerley Sinn annehmen kann, der eine Widrigkeit in ſich ſchließt, ἀντιλέγειν, **widerreden**, ἀντιλογία, der **Widerſpruch**. Er hat alſo ἀντίφωνον als ein allgemeines Wort genommen, das dem σύμφωνον entgegen geſetzt wäre, und hat geglaubt, daß ἐναντία ἄλληλα ταράττοντα, fiele hauptſächlich auf dieſes Wort: und **Plato** wolle hier ſagen, wie er anderwärts ſaget, ἀσύμφωνον εἶναι καὶ ἐναντία λέγειν, **uneinig ſeyn und ſich widerſprechen.** Um ſo viel mehr, da er ſich der Art erinnerte, wie **Plato** in Tim. pag. 80. A. R. erklärt, wie die Misklänge ſich im Wohlklange auflöſen.

Es ſcheint, ſagt der Abt **Fraguier**, **Plato** habe den Vorwürfen vorbeugen wollen, die der Tonkunſt ſeiner Zeiten, von den Nachkommen gemacht werden könnten. Denn, was er mit einem einzigen Worte hätte ſagen können, das beſchreibt er mit einer ſolchen Weitläuftigkeit, daß man ſchwerlich einen andern Weg erwahlen könnte,

---

(l) Plato in Menone p. 52. B.

wenn man unſere zuſammengeſetzteſte Harmonie beſchreiben wollte.

Könnte man wohl, fährt Herr **Fraguier** fort, in einer Abhandlung, die nicht ein rechter muſikaliſcher Tractat ſeyn ſollte, ſich nachdrücklicherer Wörter bedienen, als ποικιλία, und ἑτεροφωνία ſind, um alle Veränderungen und Spiele des Contrapunctes anzudeuten? Enthalten dieſe zwey Worte nicht alles, was wir das Accompagnement einer Stimme, das heißt, ein Concert nennen: welches, aus den obern, untern und Mittelſtimmen, ja noch aus andern, wofern es welche giebt, zuſammen geſetzt iſt. Καὶ εἰ ἄλλα ἄττα μεταξὺ τυγχάνει ὄντα, wie **Plato** Lib. 4. de Rep. p. 443. D. E. ſagt? Die kurzen Töne mit den langen Tönen, πυκνότητα μανότητι. die Langſamkeit mit der Geſchwindigkeit, τάχος βραδυτῆτι; iſt das was anders, als daß eine oder zwo Noten geſungen werden, indem das mitſpielende Inſtrument, in dem gehörigen Maaße der Zeit, viele Noten abſpielet? oder daß gegentheils, das Inſtrument nur wenige Noten macht, indem die Stimme eine viel größere Zahl derſelben hören läßt? Den hohen und tiefen Ton mit einander vergleichen, ὀξύτητα βαρύτητι; die Wohllaute und Mislaute künſtlich verbinden, σύμφωνον καὶ ἀντίφωνον; alles dieſes, in dem Maaße der verſchiedenen Bewegungen, ῥυθμῶν παντοδαπὰ ποικίλματα, iſt dieß nicht alles was, man zur vollkommenen harmoniſchen Compoſition nur begehren kann?

Der Abt **Fraguier** bemerkt ferner, daß **Johann Wallis**, der der Meynung der Neuern im Abſehen auf die Muſik der Alten zugethan iſt, gleichwohl geſteht: **Ptolomäus** ſcheine die vielſtimmige Muſik gekannt zu haben. Quamquam enim tale quid innuere videantur, quae apud Ptolomaeum occurrunt, *Cap. XII. Lib.* 2. voces aliquot; ἐπιψαλμὸς, ſuccentus, *(epipſalmus)* σύγκρουσις, ictuum concurſus; ἀναπλοκὴ, replicatio; καταπλοκὴ, implicatio; σύρμα, tractus; καὶ ὅλως ἡ διὰ τῶν ὑπερβατῶν φθόγγων συμπλοκὴ, atque omnino omnium diſtantium ſonorum complicatio (quae deſiderari dicit, prae aliis inſtrumentis, in Monochordo Canone, eo quod manus percutiens unica ſit, nec poſſit diſtantia loca ſimul pertingere, quae faciunt, ut plures aliquando chordas una percuſſas putem: Id tamen rarius factum puto &c. *Wallis in Append. ad Ptolom. Harmonic. p. 317. in 4to.* **Wallis** iſt, fährt Herr **Fraguier** fort, gezwungen zu glauben, daß die Inſtrumentenſpieler der Alten, viele Seyten auf einmal geſchlagen, welches uns dienet zu erklären, auf was Art ſie die Mißklänge vorbereitet und aufgelöſet haben. Hätte dieſer gelehrte Mann, ſagt er, obige Stelle im **Plato** gekannt, ſo hätte er, zum Vortheile der alten Muſik, eine viel gewiſſere Folge aus des **Ptolomäus** Worten gezogen. Allein man weis aus Erfahrung, daß in den Wiſſenſchaften, dasjenige, was einem gleichſam von ohngefähr in die Hände geräth, oftmals ein Licht giebt, welches man in den bekannten Quellen vergeblich geſucht haben würde. Ein Meßkünſtler, z. E. der von der Muſik der Alten handeln will, glaubt, er wiſſe alles, was man davon wiſſen kann, wenn er alle Alten geleſen hat, die davon geſchrieben haben; ungeachtet ſehr wenige unter ihnen älter, als die chriſtliche Jahrrechnung ſind. Hätte er hingegen, das weite Feld der ſchönen Wiſſenſchaften fleißig durchforſcht; ſo hätte er hie und da Sachen gefunden, die, da ſie ihm ein neues Licht aufgeſtellt, ihm auch die Kenntniß derer Schriftſteller erleichtert und verbeſſert hätten, die er beſtändig in Händen trägt.

Um die Erklärung zu unterſtützen, welche der Abt **Fraguier**, der Stelle im **Plato** giebt, die die Muſik betrifft, ſo ſetzt er nur, als einen Anhang, eine Stelle aus dem **Cicero** im 2 Buche von der **Republik**, und eine andere aus dem **Makrobius** hinzu. Die Stelle aus dem **Cicero**, iſt nur eine Abſchrift einer Vergleichung, die man in dem IV Buche von **Platons** Republik auf der 443. S. D. E. lieſt: Ut in fidibus ac tibiis, atque cantu ipſo ac vocibus, concentus eſt quidam tenendus ex diſtinctis ſonis, quem immutatum ac diſcrepantem aures eruditae ferre non poſſunt: isque concentus ex diſſimilimarum vocum moderatione concors tamen efficitur et congruens: ſic ex ſummis & mediis & infimis interjectis ordinibus, ut ſonis. (Plato ſezt hinzu καὶ εἰ ἄλλα ἄττα μεταξὺ τυγχάνει ὄντα) moderatam ratione civitatem, conſenſu diſſimillimorum concinere, et quae *Harmonia* a muſicis dicitur in cantu, eam eſſe in civitate concordiam. Das heißt: ſo, wie bey den Seyten und Blasinſtrumenten, und in den Singſtücken, alle deutliche Klänge einen Accord machen müſſen, indem der Mangel davon allen Kennerohren unerträglich iſt; und wenn gleich alle dieſe Stimmen unter einander ſehr ungleich ſind, ſo wird doch das Concert, ſo ſie ausmachen, eins und vollkommen, durch die Geſchicklichkeit des Tonkünſtlers, der ſie mit einander zu verbinden weis. So geht es auch in wohlgeordneten Staaten, von der Uebereinſtimmung der vornehmſten, der mitlern und niedern, die unter ſich, gleichſam das ſind, was die Stimmweiten (intervallen) in der Muſik ſind. Das heißt: die obere Stimme, Mittelſtimme und Grundſtimme; Plato ſezt noch hinzu, und was noch ſonſt zwiſchen dieſen Stimmen ſeyn kann: Das ganze politiſche Gebäude, welches aus ſehr unähnlichen Theilen zuſammen geſezt iſt, macht, in ſeiner Art, ein ſehr vollkommenes Concert aus; ſo, daß die Einigkeit und das Spiel des bürgerlichen Körpers, eben das iſt, was in der Muſik die Harmonie genennt wird.

Hier iſt nun auch die Stelle aus dem Makrobius. Er hat ſie vom Seneca erborgt und einige Worte hinzu gefügt: Vides, quam multorum vocibus chorus conſtet, una tamen ex omnibus redditur. Aliqua eſt illic accuta, aliqua gravis, aliqua media. Accedunt viris feminae. Interponitur fiſtula. Ita vires ſingulorum illic latent, voces omnium apparent; et fit concentus ex diſſonis. *Macrob.*

Macrob. in proœm. ex Seneca fere, epiſt. 84. p. 272. Elzev.

Herr **Bürette**, der mit einer ſehr genauen Kenntniß der neuern Tonkunſt eine tiefſinnige Wiſſenſchaft alles deſſen verbunden hat, was wir in den alten, ſowohl griechiſchen als lateiniſchen Schriftſtellern leſen, und welcher ſehr ſtarke Gründe zum Zweifel zu haben glaubt, daß das Alterthum, den **Contrapunct**, oder die vielſtimmige Muſik gebraucht habe; hat in der vom Herrn Abte **Fraguier** angeführten Stelle aus dem **Plato**, nichts gefunden, was ihn in dieſem Stücke auf andere Gedanken bringen könnte. Es ſcheint ihm vielmehr, daß man dieſe Stelle ſehr natürlich erklären könne, wenn man gleich der alten Muſik alle ihre Einfalt läßt, und ohne daß man nöthig habe, das obige voraus zu ſetzen; nämlich daß die Alten den **Contrapunct** gekannt und gebraucht haben. Bevor er ſich aber erklärt, welches ſeiner Meynung nach, **Platons** eigentlicher Sinn ſey; ſo hält er für billig, erſt einige Ausdrücke erwähnter Stelle zu erklären, die ihm nicht richtig genug überſetzt zu ſeyn geſchienen. Von dieſer Art ſind, 1. dieſe zwey Worte, σύμφωνον und ἀντίφωνον, welche Herr Abt **Fraguier** durch **Wohlklang** und **Misklang** giebt. 2. Dieſe zwey πυκνότης und μανότης die er durch kurze und lange Töne überſetzt.

Herr **Bürette** bemerkt zuvörderſt, daß die Alten, mit dem Worte σύμφωνον, der **Wohlklang**, oder das **Einhällige** drey Hauptbedeutungen verknüpfet haben. 1. Deuteten ſie dadurch die Verhältniß verſchiedener auf einander folgender Töne, in demjenigen an, was man **Melodie**, einfachen **Geſang**, oder **Modulation**, nennet. So wurden die Stimmweiten der Quarte, Quinte und Octave, mit ihren Wiederholungen, **ſymphoniſch** genannt. Mit den andern Stimmweiten war es nicht ſo, ob ſie gleich im einzelnen Geſange, wie in der Melodie, vorkamen, z. E. der Hauptton, die Tertie, Sechſte, u. ſ. w. Dieſe machten, nach den Alten, keine wahre **Symphonie** aus, ſondern

dern nur eine Emmelia, das heißt, eine concinnitas, eine **Uebereinſtimmung**. 2. Verſtand man unter **Symphonie**, die Muſik vieler Stimmen, und Inſtrumente, wie auch deren Vermiſchung mit den Stimmen; ſie mochten nun einklängig ſeyn, oder in der Terze, oder Doppeloctave ſtehen; ſie mochten eine und dieſelbe Stimme, in Begleitung einer einfachen Grundſtimme ſpielen oder ſingen. 3. Bediente man ſich endlich noch eben dieſes Wortes, um diejenige Art von Concerten deſto beſſer auszudrücken, wo viele Stimmen, oder Inſtrumente, einhällig oder in der Terze ſungen, oder ſpielten. Dergleichen nun waren, nach dem Herrn **Bürette**, die verſchiedenen Bedeutungen, des Wortes Conſonans, oder Symphonie.

Was das Wort *ἀντίφωνον*, **Misklang** betrifft, ſo behauptet Herr **Bürette**, es habe niemals **Misklang** bedeutet, und beruft ſich auf alle Wörterbücher und griechiſche Muſikverſtändige. Er verſichert, man habe darunter nichts anders verſtanden, als ein Concert von Stimmen oder Inſtrumenten, oder beydes zuſammen, die ſich einander antworteten; oder einerley Stück miteinander, theils einklängig, theils in der Octave und Doppeloctave geſpielet. Er bemerkt, daß dieſe letztere Art zu ſingen, oder zu ſpielen, auch *μαγαδίζειν*, nach dem Inſtrumente Magadis;, geheißen, deſſen Seyten, eben wie auf dem Flügel und der Laute, zwo und zwo, und in der Octave geſtimmt waren, dem ungeachtet aber nur für eine galten, und gleichſam nur einen Ton ausmachten, wenn ſie zugleich angeſchlagen wurden.

Was die zwey andern Wörter betrifft, *πυκνότης* und *μανότης*, ſo bemerkt Herr **Bürette**, 1. daß *πυκνότης*, die Eigenſchaft derer Töne war, die von den griechiſchen Tonkünſtlern *πυκνούς*, **dicht, gedrungen, zuſammengepreßt**, genannt wurden, weil ihre Stimmweiten die kleinſten im Tetrachordo waren; das heißt, daß die zwo erſten Stimmweiten mit einander, weniger ausmachten, als die dritte; welches ſich in dem enharmoniſchen Modus und in den drey Arten des chromatiſchen Modus zutrug.

Herr **Bürette** bemerkt 2. daß ſie diejenigen Töne des Tetrachords ἀπύκνους genannt, wenn die erſten zwo Stimmweiten, zuſammen, der dritten gleich kamen, oder ſie auch übertrafen; wie es in den zwo Arten des diatoniſchen Modi geſchah, der allein heute zu Tage noch üblich iſt. 3. Daß, wie dieſe Töne πυκνοί, auf denen Inſtrumenten, die aus verſchiedenen Tetrachorden beſtunden, allezeit gleich weit von einander waren, die unterſten dieſer Töne βαρύπυκνοι, die höhern ὀξύπυκνοι, und die mittlern, μεσόπυκνοι, auf jedem Tetrachord geheiſſen. Hieraus folgert nun Herr **Bürette**, es ſey ſehr wahrſcheinlich, daß μανότης in obiger Stelle des **Plato**, eben das ſey, was ἀπυκνότης iſt; welches um ſo viel gegründeter zu ſeyn ſcheint, da **Martianus Capella** das Wort ἄπυκνον durch rarum, überſetzt.

Herr **Bürette** macht noch eine wichtige Anmerkung, im Abſehen auf die Wörter σύμφωνον und ἀντίφωνον aus **Platons** angezogener Stelle. Er will, daß dieſe Wörter daſelbſt keinen Theil für ſich machen, ſo, daß man ſie ſo überſetzen könnte, **woraus noch der Wohlklang und Misklang entſtehet**; ſondern daß ſie ſich auf drey vorhergehende Stücke beziehen; das heißt, daß ſie zwo Modificationen bedeuten, die von dieſen drey Eigenſchaften des Geſanges, πυκνότητα, τάχος und ὀξύτητα unterſchieden ſind, wenn man ſie verhältnißweiſe mit den drey andern, μανότητι, βραδυτῆτι und βαρύτητι, betrachtet. So daß nach ihm, das Stück der griechiſchen Stelle, καὶ πυκνότητα μανότητι, καὶ τάχος βραδυτῆτι, καὶ ὀξύτητα βαρύτητι σύμφωνον καὶ ἀντίφωνον (oder wenn man lieber ſo will, καὶ σύμφωνον καὶ ἀντίφωνον) παρεχομένους, auf folgende Art überſetzen müßte; **indem man die ſymphoniſche und antiphoniſche Denſtücke,** mit der Rarität, die ſymphoniſche und antiphoniſche Geſchwindigkeit mit der Langſamkeit, die ſymphoniſche und antiphoniſche Höhe mit der Tiefe darſtelle.

Nach dieſen verſchiedenen Beobachtungen, kömt Herr **Bürette** endlich auf **Platons** ganze Stelle, und erkläret ſie folgender maßen.

Nachdem, ſagt er, **Plato** diejenige Art von Muſik vorgeſchrieben, die ſich allein für junge Leute ſchickt, und dahin geht, daß ſie die ungekünſtelſten Arien einklängig ſpielen, oder ſingen können, ἀποδιδόντας, (ſagt dieſer Philoſoph, πρόσχορδα τὰ φθέγματα τοῖς φθέγμασι, τόν τε κιθαριστῆν, καὶ τὸν παιδευόμενον), ſo giebt er den Rath, ſie mit demjenigen zu verſchonen, was in dieſer Kunſt am ſchwierigſten iſt, und nur denen vorbehalten bleiben ſoll, die ihr Brod damit ſuchen ſollen. Dieſe Schwierigkeiten aber erſtrecken ſich nach ihm, auf zween Hauptpuncte. Der erſte begreift dasjenige, was er ἑτεροφωνίαν καὶ ποικιλίαν τῆς λύρας, nennet. Der andere enthält die Kenntniß aller Arten von Zeitmaaß und Bewegung, und die Art ſelbige nach den verſchiedenen Geſängen, es ſey der Inſtrumente, oder der Menſchenſtimme, einzurichten.

Was den erſten betrifft, fährt Herr **Bürette** fort, nämlich ἑτεροφωνία καὶ ποικιλία τῆς λύρας, ſo erklärt ſich **Plato** ſogleich, was er durch dieſe Ausdrücke verſtehet; indem er hinzu ſetzt: dieß geſchehe, wenn die Seyten der Leyer gewiſſe Töne geben und die Stimme des Dichters gewiſſe andere Töne hervor bringt: ἄλλα μὲν μέλη τῶν χορδῶν ἱεισῶν, ἄλλα δὲ τοῦ ποιητοῦ. Nun unterſucht Herr **Bürette**, ohne von der Einrichtung der alten Muſik abzuweichen, ſo wie ſie aus allen Muſikverſtändigen des Alterthums bekannt iſt, auf wie vielerley Art, die Leyer und die Menſchenſtimme, verſchiedene Geſänge liefern können. Dieſes konnte auf viererley Art geſchehen. 1. Wenn man voraus ſetzt, daß man die Leyer mit der Menſchenſtimme zwar einklängig geſpielet, aber daß man auf dem Inſtrumente alle Zierlichkeiten (Manieren) angebracht, deren es nur fähig war; oder daß die Stimme einklängig in die Leyer geſungen, aber auch noch Worte zum Geſange ausgeſprochen; welches eine Verſchiedenheit ποικιλίαν macht, die einige Verwirrung bey ſich führet, wie noch heute zu Tage alle diejenigen nur gar zu ſehr erfahren, welche, nachdem ſie eine lange Zeit, nur einerley und einfach (Solo) geſpielet; eben dieſes Stück, durch allerley Gänge zu verändern trachten, und die Wörter mit aller Annehmlichkeit zu ſingen anfangen, deren ſie nur fähig ſind, dergleichen ſind die Läufe, die Schlußfälle, die Stimmerhebungen, die Bebungen, die Triller u. d. m.

2. Wenn man voraus ſetzt, daß man die Leyer in einer gewiſſen Singart geſpielet, und das Lied in einer andern Singart geſungen. Dieſes geſchah, wenn die Leyer nach der doriſchen Singart geſtimmt war, und die Menſchenſtimme in der Terze, das heißt, in der lydiſchen Singart, ſang. Und ſo im Gegentheile. 3. Wenn man voraus ſetzt, daß die Stimme ein Stück in der Octave mit der Leyer geſungen, oder daß dieſe eine Octave von der Stimme entfernet geſtimmet war. 4. Wenn man voraus ſetzt, daß die Leyer und die Stimme mit einander abgewechſelt haben, indem ſie ſich einander geantwortet; es ſey nun, daß ſie dieſelben Töne beybehalten, oder andere hervorgebracht, wie unſere Präludia, Ritornellen, Wiederholungen, oder Ringelgeſänge und andere Symphonien ſind, die die Menſchenſtimmen unterbrechen.

Plato iſt, wie Herr **Bürette** ſagt, nicht zufrieden geweſen, daß er nur überhaupt gezeigt, was ἑτεροφωνία und ποικιλία auf der Leyer ſey; ſondern er läßt ſich auch in eine mehrere Beſchreibung derer Schwierigkeiten ein, welche dieſen Theil der Muſik von denen Uebungen ausſchließen heiſſen, die man zum Unterrichte der Jugend beſtimmen ſoll. Dieſe Schwierigkeiten nun beſtehen darinn, daß man in dem Concerte der Leyer mit der Stimme, 1. die Denſität mit der Rarität, vereinigte, (πυκνότητα μανότητι.) 2. Die Geſchwindigkeit mit der Langſamkeit, τάχει βραδύτητι; 3. das Hohe mit dem Tiefen, ὀξύτητα βαρύτητι; und dieß auf ſolche Weiſe, daß dieſe drey Eigenſchaften des Geſanges, nämlich die Denſitas, die Geſchwindigkeit und Höhe, mit den drey andern der Raritat, dem Langſamen und Tiefen, entweder ſymphoniſch oder antiphoniſch wären.

Hierauf unterſucht Herr Bürette, dieſe verſchiedenen Stücke noch genauer, und ſetzt feſt, auf was für Art dieſelben, nach den vier Stücken, die er voraus geſetzt hat, ſymphoniſch oder antiphoniſch werden können.

1. Die Denſität mit der Rarität vereinbaren, das heißt nach ihm, die nahliegenden Töne, πυκνοὺς mit den entfernten hören zu laſſen, ἀπύκνους. Dieß konnte auf zweyerley Art geſchehen; entweder, wenn in der enharmoniſchen und chromatiſchen Art, die Stimme in der Terze des Inſtruments ſang, oder das Inſtrument in der Terze der Stimme ſpielte, und in dieſem Falle war die Denſitas und Raritas ſymphoniſch; oder, wenn in eben dieſer Art, die Stimme in der Octave des Inſtruments ſang, oder das Inſtrument in der Octave der Stimme geſpielet ward; oder wenn endlich das Inſtrument im enharmoniſchen oder chromatiſchen Tone geſpielet ward, und die Stimme ihm abwechſelnd, in dem diatoniſchen Modo antwortete, und umgekehrt. Alsdann war die Denſitas mit der Raritas antiphoniſch.

2. Die Geſchwindigkeit ward mit der Langſamkeit verbunden, wenn die Töne der Leyer geſchwinder auf einander folgten, und die Töne der Stimme langſam giengen; oder umgekehrt. Dieſe beyden Arten des Geſanges waren

ſymphoniſch, wenn die Stimme und das Inſtrument einklängig, oder in der Terze ſtunden. Der eine brachte ſeine Melodie ganz ungekünſtelt hervor, indem der andere dieſelbe durch Züge, oder Läufe, oder Verkürzungen u. ſ. w. abänderte: und eben dieſes ward antiphoniſch, wenn das Inſtrument und die Stimme in der Octave ſtunden, oder ſich wechſelsweiſe einander antworteten; und dabey eben dieſelbe Vermiſchung eines einfachen Geſanges, mit einem gekünſtelten und durchaus zierlichen Geſange, ſpüren lieſſen.

3. Kam endlich das Hohe mit dem Tiefen zuſammen, wenn die Leyer und die Stimme in der Terze, in der Octave oder Doppeloctave giengen. Dieſe beyden Arten des Geſanges, wurden ſymphoniſch genannt, wenn das Inſtrument mit der Stimme in der Terze ſtand; antiphoniſch aber, wenn ſie in der Octave ſtunden, oder einander antworteten.

Dieſes nun ſind, nach dem Herrn **Bürette**, die verſchiedenen Arten geweſen, wie die Leyer und die Stimme, ſich mit einander vereinbaren können, und woraus die erſte Schwierigkeit eines Concerts unter beyden, beſtanden. Die andere betreffend, der auf den Tact oder rhythmum ankam, und bey allen Arten verſchieden zuſammen geſetzter Geſänge, beobachtet werden mußte; ſo hält ſich Herr **Bürette** dabey um ſo viel weniger auf, da es hier zu der Frage gar nicht gehöret, deren Unterſuchung er übernommen hat.

Aus dieſem allen nun ſchließt Herr **Bürette**, daß diejenige Art der Tonkunſt, deren Erlernung **Plato** der Jugend unterſagt, ganz und gar nicht die vielſtimmige Muſik ſey, die man damals weder kannte noch übte: (wie er denn will, daß alle Schriftſteller dieſer Kunſt bezeugen) ſondern, daß dieß einzig diejenige Art von Muſik geweſen, welche durch die Veränderungen, die eine Melodie erhalten konnte, wenn ſie bald einklängig, bald in der Terze, Octave, und Doppeloctave geſungen, oder durch einen einklängigen

Baß begleitet, und durch den Tact oder das Zeitmaaß verſchiedentlich abgeändert werden konnte, für junge Leute gar zu tiefſinnig, und in der Ausführung zu ſchwierig machte, die doch nur drey Jahre Zeit darauf wenden ſollten.

Was des **Cicero** und **Macrobs** Stelle betrifft, die Herr **Fraguier** als Stützen ſeines griechiſchen Philoſophen anführet, ſo glaubt Herr **Burette**: daß, da ſie alle beyde viel weniger ſagen, als die andere, ſie auch keiner beſondern Auslegung bedörfen; und daß, wenn man ſich nur ein wenig darauf beſinnet, was er angeführet hat, es leicht ſeyn werde, ſie auf ihren gehörigen Sinn zu bringen.

Dieſer Streit hat den Herrn **Burette** ſchlüßig gemacht, die Muſik der Alten von neuem zu unterſuchen, und die Sache noch gründlicher abzuhandeln. Dieß hat er in verſchiedenen Abhandlungen gethan, die er der Akademie vorgeleſen, und die, eine jede in ihrer Ordnung, gedruckt werden ſollen.

* *

XXV.

Des Abts Sevin, Verbeſſerungen einiger Stellen im Heſiodus und Anakreon. 1713.

Dieſs iſt das erſtemal nicht, daß der Herr Abt Sevin eingeſehen hat, wie ſehr die Unwiſſenheit und Uebereilung der Abſchreiber, die Reinigkeit der alten Urſchriften verſtellet haben. Er hat ſich ſchon oft bemüht deren wahre Leſeart wieder herzuſtellen, und hier ſind einige ziemlich wichtige Beyſpiele davon.

Die erſte iſt aus dem Heſiodus, deſſen zween folgende Verſe, ihm einige Aenderung erlitten zu haben ſcheinen:

> Ἄλλα σὺ γ' ἡμετέρης μεμνημένος αἰὲν ἐφετμῆς
> Ἐργάζευ Πέρση, Δῖον γένος.

Heſiodus reizet ſeinen Bruder, den Perſes, zur Arbeit an. Nun bemerkt Herr Sevin, daß das Beywort Δῖον γένος derſelben nicht zukommen kann; indem die Dichter ſolches gemeiniglich nur ſolchen Perſonen gegeben, die durch die Geburt erhaben, oder durch Heldenthaten berühmt geweſen. Perſes beſaß keinen von dieſen Vorzügen, und wenn er ſie auch gehabt hätte, wer ſollte dem ungeachtet wohl glauben, daß Heſiodus ihm hier ſo ehrerbiethig begegnen ſollte? er, der ſich ſonſt allenthalben über deſſen Unbilligkeit beklagt, und ihn niemals anders, als mit dem ſchimpflichen Beyworte eines ausſchweifenden und unvernünftigen bezeichnet? Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Stelle verändert worden; und daß es beſſer wäre, anſtatt Δῖον γένος, von den Göttern abſtammend, Δίου γένος, des Dius Sohn, zu leſen. Dieſe Leſart hebt alle Schwierigkeiten, und paſſet ſich noch überdem ſehr wohl mit dem Zeugniſſe der Alten, die alle den **Heſiodus** und **Perſes** zu Söhnen des **Dius** machen.

Auf den **Heſiodus** nimmt Herr **Sevin** den **Anakreon** vor. Und als eine Einleitung, führt er einige Zeilen aus der IV Ode an, die ihm verſtümmelt zu ſeyn ſcheinen. Dieß ſind ſie.

Πρὶν Ἔρως ἐπεῖ μ' ἀπελθεῖν
Ὑπὸ νερτέρων χορείας,
Σκεδάσαι θέλω μερίμνας.

O Liebe! bevor ich zu den Todten tanzen gehe, will ich erſt meine Sorgen zerſtreuen. Herr **Sevin** kann ſich nicht einbilden, daß **Anakreon** ſich jemals dieſes Ausdrucks bedient haben ſollte: ὑπὸ νερτέρων χορείας; nicht, als ob er nicht der Theologie der Alten ganz gemäß wäre, welche lehrte, daß man in den elyſiſchen Feldern, eben dergleichen Vergnügungen genöſſe, als die Menſchen in dieſem Leben haben. Sondern weil er den Begriffen ganz entgegen geſetzt iſt, die dieſer Dichter von dergleichen Vergnügungen hatte; er, der ſich nur darum betrinken will, weil die Todten gar keine Begierden haben, und der ſich mit ausdrücklichen Worten erkläret, daß man nach dem Tode nichts, als ein wenig Staub und Aſche ſey. Dieſe Urſache bewegt den Herrn **Sevin**, dieſe Stelle ſo zu leſen:

Πρὶν Ἔρως ἐπεῖ μ' ἀπελθεῖν
Ὑπὸ νερτέρους χορεύσας,
Σκεδάσαι θέλω μερίμνας.

Liebe! ehe ich dieſes Leben verlaſſe, will ich, mit Tanzen mir die Grillen vertreiben. Was aber dieſe Muthmaßung noch mehr beſtärkt, iſt dieſes, daß **Anakreon**,

kreon, in ſeiner 24 Ode, eben denſelben Gedanken wiederholet. **Weicht von mir, ſagt er, ihr Sorgen; wir haben nichts mit einander zu ſchaffen; ehe der Tod kömmt, will ich ſpielen, lachen, und tanzen.**

Vielleicht wird es ſchwerer halten, die Verſe der 9 Ode zu verbeſſern, welche bisher die Kunſtrichter beſchäfftiget haben. In dieſer Ode, wendet ſich ein Neugieriger an die Taube, welche **Anakreon** dem jungen **Bathyllus** zugeſchickt hatte, und ſagt ihr: **liebe Taube! woher kömmſtu? und wo haſt du alle die Eſſenzen hergenommen, die von deinen Flügeln fließen?** Die Taube antwortet hierauf:

Τίς ἐςι, σοὶ μέλει δέ;

Dieſe Worte haben gar keinen Verſtand; daher erſetzt der Herr Abt ſie ſo:

Τίς ἐς, τί σοὶ μέλει δέ;

Wer biſt du? und warum bekümmerſt du dich? Man kann nicht leugnen, daß dieſer Sinn ungezwungen genug ſey. Die Verbeſſerung iſt ebenfalls ſehr ungekünſtelt, indem ſie bloß in der Veränderung des Wortes ἐςὶ beſteht, welches man ſeiner Meynung nach, theilen muß.

In der XXIII Ode lieſt man gemeiniglich:

Ὁ πλοῦτος εἴγε χρυσοῦ,
Τὸ ζῆν παρεῖχε θνητοῖς &c.

Gleichwohl iſt dieſes nicht die wahre Lesart. Was ſoll das heiſſen ὁ πλοῦτος χρυσοῦ, **der Reichthum des Goldes?** Der Herr Sevin beſinnt ſich nicht, etwas ähnliches in den alten Schriftſtellern gefunden zu haben; und er glaubt nicht, daß man dergleichen Ausdruck in irgend einer Sprache gebrauchen könne. Er ſchließt alſo, daß man, anſtatt χρυσοῦ, wohl richtiger χρόνου, ſetzen müſſe;

indem man ſo überſetzte: Wenn ſolche anſehnliche Reichthümer, als des Kröſus ſeine, mich vor dem Tode bewahren könnten; ſo wollte ich ſie ſorgfältig aufheben: damit er, wenn er käme, einen Theil davon nehmen und ſeiner Wege gehen könnte. Man redete in der That damals von nichts, als von den unermeßlichen Schätzen des Kröſus; und ein jeder weis, daß in Abſicht auf dieſen Prinzen, der ſardiſche Ueberfluß, bey den Griechen ein Sprüchwort geworden war. Uebrigens waren des Kröſus Schätze dem Anakreon nicht unbekannt, wie man leicht aus folgender Stelle der 26 Ode ſehen kann:

Δοκῶν δ' ἔχειν τὰ Κροίσου,
Θέλω καλῶς ἀείδειν.

und, indem ich mir einbilde des Kröſus Schätze zu beſitzen; ſo will ich nichts mehr thun, als ſingen.

XXVI.

Herrn Sevins Muthmaßungen, über andere Schriftſteller.

1715.

Herr **Sevin** hat noch einige andere Muthmaßungen, über gewiſſe Stellen alter Scribenten vorgetragen, die ihm offenbar verſtümmelt zu ſeyn geſchienen. Um der Zeitordnung zu folgen, ſo fängt er mit einer Stelle aus denen Lobgeſängen an, die des **Orpheus** Namen führen. In demjenigen, welches an die Huldgöttinnen gerichtet iſt, bemüht ſich der Dichter, ihr Geſchlechtregiſter zu beſchreiben, und erkläret ſich darüber ſo:

Κλῦτέ μοι, ὦ χαρίτες μεγαλώνυμοι, ἀγλαότιμοι,
Θυγατέρες Ζηνός τε καὶ Εὐνομίης βαθυκόλπου,
Ἀγλαΐατε Θάλεια, καὶ Εὐφροσύνη πολύολβε.

Sollte man nicht, ſagt Herr **Sevin**, anſtatt Εὐνομίης, Εὐρυνόμης, leſen? und zwar aus dreyerley Urſachen, die, in dergleichen Materien, ſchon einiges Gewichte haben.

Die erſte iſt aus **Heſiods Theogonie** genommen. Es iſt gewiß, daß die Mutter der Huldgöttinnen, in ſelbiger Εὐρυνόμη genennt wird; und es iſt eben ſo gewiß, daß faſt überall der ſogenannte **Orpheus**, der Meynung dieſes alten Dichters gefolget iſt.

Die andere Urſache iſt, daß viele Schriftſteller vorgegeben haben, **Onomakritus** hätte, unfehlbar um ſeinen beſondern Meynungen mehr Gewicht zu geben, allerley Werke unter des **Orpheus** Namen verfertiget; und es iſt gewiß, daß dieſer **Onomakritus**, nicht gezweifelt, die Huldgöttinnen wären Töchter der **Eurynome**, wie man aus dem **Pauſanias** erfährt.

Die dritte Urſache, ſcheint zwar ſo viel nicht zu beweiſen; allein ſie hat doch auch ihre Stärke. Hätte **Orpheus** geglaubt, daß die Huldgöttinnen vom Jupiter und der **Eunomia** gebohren wären; ſo wäre es ja nicht glaublich, daß dieß Lehrgebäude, unter den Alten keine Anhänger ſollte gefunden haben. Gleichwohl erwähnet keiner von ihnen dieſer Göttinn, wenn man die **Katalektiſchen** Verſe ausnimmt, in welchen von den Huldgöttinnen geredet wird:

> Juppiter eſt genitor: peperit de ſemine Coeli
> Haemonia, et Veneris Turba miniſtra fuit.

In dieſer Stelle will **Munker**, daß man **Eunomia** leſen ſoll; Herr Abt **Sevin** aber glaubt, man thue beſſer, daß man **Eurynome** leſe. Dieſe Leſart wird durch alle Unterſuchungen beſtatiget, die er deswegen angeſtellet hat.

Eben dieß bewegt ihn auch noch zu ſchlieſſen, daß in des **Statius** Scholiaſten ein Fehler ſey: Nomina Gratiarum ſunt tria, ſagt er *Ad 1. Theb.* Paſithea, Aglaya, Euphroſina, Jovis et Harmonies filiae, und den Namen **Harmonies**, in den Namen **Eurynomes**, zu verwandeln. Er will es um ſo viel lieber mit dieſer Verbeſſerung halten, da ſie den **Lactanz** mit den beſten Schriftſtellern vereiniget.

Evhémérus iſt nicht glücklicher geweſen, als der Verfaſſer derer Lobgeſänge, die man dem **Orpheus** zuſchreibt. Dieſer berühmte Geſchichtſchreiber hatte von den Göttern des Heidenthums ein wenig frey geredet. Dergleichen Thaten ſind jedermann bekannt; und vorjetzt iſt es nur nöthig, die Stelle anzuführen, welche man für verſtümmelt hält. Dem **Euſebius** haben wir, in ſeiner Praep. Lib. 2. dasjenige Denkmaal zu verdanken, darinnen man von des **Cölus** Weisheit und Geſchicklichkeit die höchſten Begriffe giebt. In dem ganzen Laufe einer Regierung, in welcher ſich dieſer Prinz bloß um das Wohl ſeiner Unterthanen bekümmerte, hatte er von ſeiner Gemahlinn **Veſta**, vier Kinder. Υἱοὺς δὲ αὐτῷ γίνεσθαι ἀπὸ γυναικὸς Ἑστίης Πᾶνα καὶ Κρόνον, θυγατέρας δὲ Ῥέαν καὶ Δήμητραν.

Der Herr Abt **Sevin** kann nicht glauben, daß **Pan** hier auf der rechten Stelle ſtehe; indem dieſer Gott niemals in die Zahl von des **Cölus** Söhnen geſetzt worden. Mit dem **Titan** iſt es ein anders, der von den ſchätzbarſten Schriftſtellern, als ein ſolcher erkannt wird. **Cicero** und **Arnobius** ſagen: **Ennius** habe eine Ueberſetzung von des **Evhemerus** heiliger Geſchichte herausgegeben, und in den Ueberbleibſeln die wir davon haben, wird unter des **Cölus** Kindern, keines **Pans** gedacht; **Titan** aber ſteht mit Namen darinn. Anſtatt des Worts Πᾶνα alſo, welches hier nicht beſtehen kann; ſetzt er Τιτᾶνα und unterſtützt ſeine Verbeſſerung durch eine Menge Zeugniſſe, denen man ſchwerlich widerſprechen kann.

In der That, wenn man die Ueberbleibſel von des **Ennius** Ueberſetzung der **Evhemeriſchen** heiligen Geſchichte unterſucht, ſo fürchtet man ſich gar nicht zu behaupten, daß man darinnen Stoff genug finden wird, obige Verbeſſerung zu rechtfertigen. Kann z. E. wohl etwas ausdrücklichers ſeyn, als dieſe Worte: Exin Saturnus uxorem duxit Opem: Titan qui maior erat natu, poſtulat ut ipſe regnaret. Ibi Veſta mater eorum, et ſorores Ceres atque Ops, ſuadent Saturno, ut de regno non concedat fratri.

Man hat nicht nöthig zu erinnern, daß dieſe Worte des **Ennius**, und das Ueberbleibſel vom **Evhemerus**, einander vollkommen gleich ſind. In beyden, heißt des **Cölus** Gemahlinn, **Veſta**. In beyden findet man, daß dieſer Prinz vier Kinder gehabt; und dieſe Kinder ſind, **Ceres**, **Rhea**, **Saturnus** und **Titan**. Vom **Pan** ſteht kein Wort, weder dort; noch in folgenden Verſen der erythräiſchen Sibylle welche, wie **Lactanz** will, aus dem **Evhemerus** und **Ennius** gezogen ſeyn ſollen:

> Καὶ βασιλεῦσι κρόνος καὶ Τιτὰν. Ἰαπετός τε
> Γαίης τέκνα φέριστα καὶ Οὐρανοῦ.

Dieß iſt ein neuer Beweis zu **Titans** Vortheile; allein, man glaubt, **Lactanz** habe ſich geirret, und ein ziemlich ſicheres Merkmaal, daß die Sybille nicht dem **Evhemerus** nachgeſchrieben, iſt dieſes, daß ihre Erzählungen ganz und gar wider einander laufen. Glaubt man der Sibylle; ſo ſind **Titan**, **Japhet** und **Saturn** Brüder geweſen, und haben mit einander regieret. **Evhemerus** hingegen redet gar nicht vom **Japhet**, und verſichert ausdrücklich, daß **Titan**, dem **Saturn** ſein Recht auf das Königreich abgetreten; Ibi Titan qui facile deterior eſſet, quam Saturnus, idcirco et quod videbat matrem atque ſorores ſuas operam dare, ut Saturnus regnaret, conceſſit ei, ut is regnaret. Dieſe Worte ſind vom **Ennius**, und, wenn man ſie mit den vorigen zuſammen nimmt, ſo könnten ſie der Verbeſſerung ſehr zu ſtatten kommen.

Uebrigens iſt dieſelbe um ſo viel mehr gegründet, da es den Abſchreibern ſehr leicht geweſen, das Wort Πᾶνα, mit Τίτανα, zu verwechſeln. Das τ und ι, machen ein π, woraus denn πτανα entſtanden, welches irgend ein Schreiber, für πανα, geleſen.

Titans Namen, giebt Urſache eine Stelle im **Athenäus** aus dem III Buche zu unterſuchen, die einen gewiſſen **Syceas** betrifft, der aus dem Geſchlechte der Titanen geweſen. Hier iſt ſie: Περὶ δὲ τῆς προσηγορίας τῶν σύκων λέγων, Τρύφων ἐν δευτέρῳ, Φυτῶν ἱστορίας, Δωρίωνά φησιν ἐν Γεωργικῷ ἱστορεῖν, Συκέαν ἕνα τῶν Τιτάνων διωκόμενον ὑπὸ Διὸς τὴν μητέρα γῆν ὑποδέξασθαι, καὶ ἀνεῖναι,

ἀνεῖναι τὸ φυτὸν εἰς διατριβὴν τῷ παιδὶ, ἀφ' οὗ καὶ Συκέαν πόλιν εἶναι ἐν Κιλικίᾳ. Tryphon libro ſecundo de agricultura, de συκῶν, id eſt, ficuum appellatione diſferens, inquit, Dorionem in Georgico narrare: Syceam, unum ex Titanibus, inſequente Jove exceptum a matre fuiſſe, illamque gnato arborem emiſiſſe, cujus fructu oblectaretur: praeterea nominatam ab illo Titane Syceam fuiſſe Ciliciae civitatem.

Es iſt viel wahrſcheinlicher, daß dieſe Stadt in Cilicien Συκῆ, als Συκέα geheiſſen. **Stephan von Byzanz** nennet ſie nicht anders. Alſo muß man auf dieſer Stelle im **Athenäus** Συκῆν und nicht Συκέαν, leſen. **Athenäus** ſelbſt ſcheint zwo Zeilen tiefer eben das anzuzeigen. Φερένικος δὲ ὁ ἐποποιὸς, Ἡρακλεώτης δὲ γένος, ἀπὸ Συκῆς, τῆς Ὀξύλου θυγατρὸς προσαγορευθῆναι. At Pherenicus, epicus Poeta, Heracleotes genere, appellatam fuiſſe tradit a Syce, Oxili filia. Zum mindeſten iſt dieß die natürliche Folgerung, die man aus dieſen Worten ziehen muß. Denn, wenn bemeldete Stadt, ihren Namen, wie er ſagt, von **Syce**, der Tochter des **Oxylus**, hergenommen; ſo erfodern die Regeln der Analogie, daß man ſie Συκῆ, genennet habe. Der Ungenannte von **Ravenna** zählet auch ebenfalls dieſe Stadt unter die **Ciliciſchen** Städte, und wenn er ſie in der mehrern Zahl Siceae nennet, ſo will er dadurch unfehlbar nur verhindern, daß ſie mit dem **Syce** in Sicilien nicht vertauſchet werde, von welchem **Thucidides** und **Strabo** reden, und welches **Stephan von Byzanz** ſelbſt, von dem **Ciliciſchen** ſorgfältig unterſcheidet. Καὶ ἄλλη Συκῆ πλησίον Συρακουσῶν, καὶ Κιλικίας, man muß ändern, καὶ ἄλλη Κιλικίας: es giebt noch ein ander Syce nahe bey Syracuſa, und ein anders in Cilicien.

Nachdem nun Herr **Sevin** bewieſen, daß der Gott **Pan** in des **Evhemerus** Texte, **Titans** Stelle eingenommen; ſo bemühet er ſich auch zu beweiſen, daß des **Evhe**-

merus Name, in folgender Stelle des **Columella** nicht ſtehen ſollte. Nec ſane ruſtico dignum eſt ſciſcitari, fueritne mulier pulcherrima ſpecie, Meliſſa; quam Jupiter in apem convertit: an, ut *Evhemerus* Poeta dicit, crabronibus et ſole genitas apes, quas Nymphae Phruxonides educaverint; mox Dictaeo ſpecu Jovis exſtitiſſe nutrices &c. Es iſt augenſcheinlich, daß **Columella** einen Dichter hat anführen wollen: **Evhemerus** iſt aber niemals einer geweſen. Im **Plutarch**, wird er mit dem Namen eines Weltweiſen beehret; und **Lactanz** ſetzt ihn nur in die Zahl der Geſchichtſchreiber.

Noch mehr: von allen Ueberbleibſeln dieſes Schriftſtellers, derer die Zeit verſchonet hat, haben wir keines, das nicht in Proſa wäre. Es iſt alſo anjetzt die Frage, was das für ein Dichter ſey, von welchem **Columella** hier reden wollen? **Sevin** erklärt ſich zum Vortheile des **Eumelus**, welcher, nach des **Euſebius** Bericht, ein Gedicht von der Zeugung der Bienen, geſchrieben hatte: ein Gedicht, welches den Lateinern nicht unbekannt geweſen, wie folgende Worte des **Varro** beſtätigen: Sed bono animo es: non minus ſatisfaciam tibi, quam qui Bugoniam ſcripſit. Dieſen Tractat, und deſſen Verfaſſer, hat **Columella** unfehlbar vor Augen gehabt. Derjenige, deſſen Zeugniß er anführet, hatte die Zeugung der Bienen in Verſen beſchrieben; und hier ſieht man, daß des **Eumelus** Werk eben von derſelben Materie gehandelt.

Uebrigens iſt Herr **Sevin** viel zu aufrichtig, als daß er verhölen ſollte, wie der Ungenannte, den man gemeiniglich zu Ende des **Cenſorinus** andruckt, ſeiner Meynung nicht ſo gar günſtig zu ſeyn ſcheint. Er zählet den **Evhemerus** unter die elegiſchen Dichter: Cum ſint enim antiquiſſimi Poetarum Homerus, Heſiodus, Peſander, et hos ſecuti Elegi, Callimachus, Mimnermus, *Evhemerus*. Hieraus würde folgen, daß Herr **Sevin** Unrecht gethan, den Namen des **Evhemerus** aus dem **Columella** wegzuſtreizuſtreichen. Er ſelbſt würde auch nicht der letzte ſeyn, ſeine eigene Meynung zu verdammen, wenn dieſe Lesart denenjenigen nicht gleich käme, die den Ungenannten zuerſt heraus gegeben haben. In den alten Handſchriften aber, wird des **Evhemerus** nicht im mindeſten erwähnet. **Carion** verſichert es ſelbſt, und ſetzt hinzu, die Mss. hätten: et hos ſecuti Elegi, Gallinus, Minervus, Eurechus. Hieraus iſt die Lesart entſtanden, die heute zu Tage in dem gedruckten herrſchet: Callimachus, Mimnermus, Evhemerus: eine Lesart, die ſich gleichwohl von den Worten des Verfaſſers weit entfernet; und die, aus eben dieſer Urſache ſowohl, als aus vielen andern Gründen, dem Herrn **Sevin** allezeit unerweislich vorgekommen iſt. Wäre es alſo nicht regelmäßiger, wenn man, **Callinus**, **Mimnermus**, **Evenus**, läſe?

Was den **Evenus** betrifft, ſo hatten ihm ſeine Elegien vielen Ruhm zugezogen; und **Nunneſius** hatte ſchon, vor dem Herrn Abte **Sevin**, bemerkt, daß dieß hier der rechte Ort für ihn ſey. Man weis auch eben ſo gut, daß **Mimnermus**, ſich dieſer Versart mit glücklichem Erfolge befliſſen. Anjetzt kömmt es alſo nur noch auf den **Callinus** an, deſſen Name, in der That, nicht ſo bekannt iſt, als der zween andern ihrer. Gleichwohl iſt es nicht ſchwer zu zeigen, daß gewiſſe recht gute Schriftſteller, unter welchen man den **Strabo** und **Athenäus** anführen kann, ihn unter die elegiſchen Dichter gezählet haben. Nichts deutlichers aber kann man leſen, als dieſe Worte eines griechiſchen Schriftſtellers, von welchem der ehrwürdige Pater **Montfaucon**, ein Ueberbleibſel, in ſeinem Verzeichniſſe des Seguieriſchen Büchervorraths, Lib. 10. Cap. 604. u. 614 anführet:

> Ἐλεγειοποιοὶ δὲ Καλλῖνος, Μίμνερμος, Φιλητᾶς, Καλλίμαχος.

Hier iſt noch eine Stelle aus dem heiligen **Clemens von Alexandrien**, die eben ſo verſtümmelt iſt, als die obigen waren. Denn was wollen wohl dieſe Worte ſagen? Εὖ δὲ καὶ αὐτῆ δικαιολεγουμένη πρὸς τὴν Ἀθήνην ἐπι τὸ χαλεπαίνειν αὐτῆ τετοκυια ἐν τῷ ἱερῷ λέγει. Man drehe ſie, wie man wolle, ſo kann man nichts vernünftiges heraus bringen, man müßte denn ſo leſen: εὖ δὲ καὶ Αὔγη δικαιολεγουμένη &c. Alsdann hat es weiter keine Schwierigkeit. Dieß iſt Auge die Tochter des Aläus, welche ſich bey der **Minerva** rechtfertiget, daß ſie das Unglück gehabt, mit dem **Telephus**, in einem dieſer Göttinn geheiligten Tempel, niederzukommen. Wenn man ſich die Mühe nehmen will, des **heiligen Clemens** Worte näher zu erwägen, ſo wird man gar leicht erſehen, daß das Wort αὐτὴ, bey ihm, die Stelle eines Namens vertritt: und man findet keinen, der ſich beſſer dahin ſchickte, als Αὔγη. Die Aenderung iſt ſehr geringe. Ein Γ, anſtatt eines τ. Wer gewohnt iſt, Handſchriften zu leſen, der weis, daß dieſe Buchſtaben, weil ſie einander ſo ähnlich ſind, von den Abſchreibern gar oft verwechſelt worden. Uebrigens führt der **heilige Clemens** unmittelbar darauf, ein Ueberbleibſel an, welches nirgend anderswo her ſeyn kann, als aus des **Euripides** Trauerſpiele Auge, betitelt.

XXVII.

Herrn Gallands Unterſuchung, einer Stelle aus dem Horaz.

1713.

In den meiſten Ausgaben vom **Horaz**, lieſt man den 1 Vers der 5ten Epiſtel im 1 Buche, an den **Torquatus**, ſo:

Si potes Archaicis conviva recumbere lectis.

Herr Bentley, welchen Herr **Küſter** in einem Entwurfe zu **Robert Stephans** verbeſſertem und vermehrtem Wörterbuche anführt, will, man ſoll leſen:

Si potes *Archiacis* conviva recumbere lectis.

Dieſe Aenderung gefiel dem Herrn **Galland** nicht, und er beſtritt ſie mit folgenden Gründen.

Herr **Bentley**, ſagt er, ſtützet dieſe Leſart auf das Anſehen der alten Scholien dieſes Dichters. Die Verfaſſer dieſer Scholien ſind, **Akron**, **Porphyrio**, **Cajus Aemilius**, **Modeſtus**, **Helenius**, und andere: von denen wir keine mehr ganz haben, als **Akrons** ſeine, und einen Theil von **Porphyrions** ſeinen.

Im **Akron** lieſt man den erſten Vers bemeldeter Epiſtel, ſo:

Si potes *Archiacis* conviva recumbere lectis.

Akron aber, hat Archaici geleſen, und nicht *archaicis*, oder *archiacis*; und nach ihm, war Archaicus, der Name eines Tiſchlers, der ſehr klein von Perſon und wegen der niedrigen Bette von ſeiner Arbeit, die zu den Mahlzeiten bey Tiſche ſehr bequem waren, berühmt war. Archaici; ſagt er in ſeinen Scholien, Lecti humiles, ab *Archaico* fabro, qui non magnae ſtaturae dicitur eſſe.

Herr **Bentley** hat ſich alſo, wie Herr **Galland** meynt, auf **Akrons** Zeugniß eben nicht viel ſteiſen können, wenn er archiacis, oder archaicis ſetzt, und vorgiebt: der Scholiaſt habe archaici geleſen, welches den Namen des Werkmeiſters andeutet, der diejenigen Bette gemacht hatte, deren **Horaz** ſich bey Tiſche bediente. Herr **Bentley** kann nicht ſagen, daß es falſch ſey, wenn man Archaici für Archiacis, in **Akrons** Scholien, lieſt, und daß dieß ein Fehler des Druckers oder Scholiaſten ſey. Das Scholion, welches lecti humiles ab Archaico fabro, hat, beweiſet, daß er *archaici* geleſen, und daß man ebenfalls ſo leſen müſſe.

Nach dem, was man hier von **Akrons** Meynung geſagt hat, die allerdings, ihres Alterthums wegen, einige Aufmerkſamkeit verdienet, iſt es ſo gar leicht nicht, feſtzuſetzen, ob man lieber archaicis, als archaici, leſen ſoll. Herr **Galland** glaubt, archaicis könne nicht angenommen werden; Herr **Bentley** könne ſeine Meynung nicht behaupten, wenn er ſagt, die zweyte Sylbe von archaici oder archiacis ſey lang; dieß werde durch eine Menge Zeugniſſe verworfen; und Herr **Küſter** endlich, hätte nicht vorſchlagen dörfen, daß man das Wort archaicus aus **Stephans** Wörterbuche, dem Herrn **Bentley** zu Gefallen, auslaſſen ſollte; indem nichts vorhanden iſt, was einen verhindern ſollte, ſeinem Urtheile zu folgen.

Herr **Bentley**, fährt er fort, iſt der erſte nicht, welcher archiacis, anſtatt archaicis geleſen; indem ſchon **Lambin**, lange Zeit vor ihm, geſagt hatte: daß diejenigen, welche ſo leſen, indem ſie ſich auf unrichtige Handſchriften verlaſſen, **Räthſellöſer** ſind. Er will, man ſoll archaicis leſen, und verſichert, daß er es ſo in den zwo alten Handſchriften gefunden, wie es über dem Worte archiacis, ſo im Texte geweſen, geſtanden. Es ſcheint daß er **Akrons** Scholien nicht geſehen, welcher archaici geleſen, und es erkläret hat.

Was das Wort archaicus betrifft, ſo iſt es gewiß, daß es vom griechiſchen ἀρχαϊκὸς herkomme; man nehme es nun für ein Beywort, und daß es, als ein ſolches, von Sachen gebraucht werde, die ins Alterthum einſchlagen, die ſchon altfränkiſch ſind. In dieſem Verſtande hat es **Dionyſius** von **Halikarnaß** gebraucht, wenn er anführet, daß er in Rom in den Tempeln Gaſtmahle geſehen, die für die Götter zubereitet, und auf altväteriſchen hölzernen Tiſchen aufgetragen worden. Ἐγὼ γοῦν ἐθεασάμην ἐν ἱεραῖς οἰκίαις δεῖπνα προκείμενα θεοῖς, ἐν τραπέζαις ξυλινοῖς ἀρχαικαῖς. Worauf **Lambin** vernünftig antwortet, daß **Horaz** eben auch die altväteriſchen Bette, deren er ſich bey Tiſche bediente, archaicos nennen können.

Herr **Kuſter** ließ Herrn **Gallands** Einwürfe nicht unbeantwortet. Er meynte, das Anſehen und die Gründe der Critik, hülfen auch mit beweiſen, daß im **Horaz** das Wort Archaicis, nicht die alte wahre Leſart wäre. Daß man in den mehreſten Handſchriften, und wenigſtens in zehnen gegen einer, archiacis anſtatt archaicis, läſe; welches aus dem einhälligen Zeugniſſe der Ausgeber erhellet, die den **Horaz**, mit Zuſammenhaltung der Handſchriften, heraus gegeben haben.

Cruquius z. E. ſagt ausdrücklich, er habe in keinem einzigen Mſt. Archaicis, ſondern in allen, archiacis, gefunden. Dieſer Schriftſteller hatte ſich einer großen Menge horaziaiſcher Handſchriften bedienet, darunter einige ſehr gut und alt waren. Indeſſen zieht doch **Cruquius**, der ſonſt eben der größte Kunſtrichter nicht iſt, das *archaicis*, troß dem Anſehen aller Handſchriften, vor. Und warum? Weil er in den alten Scholien, welche **Horazens** Text in einem von denen Mſt. welches er Blandinus nennet, dieſe Worte gefunden: Archaici lecti dicebantur ab *Archaico* fabro; anſtatt daß man im **Porphyrio**, nach allen Handſchriften und Ausgaben, Archiaci lecti dicebantur ab *Archia* fabro, lieſet.

Es iſt alſo ein ſehr ſchwaches Anſehen, welches den **Cruquius** verleitet hat, das archaicis, dem archiacis, vorzuziehen; und was ſeltſam genug iſt, ſo nimmt eben dieſer Schriftſteller, von ſeinem Scholiaſten, die Worte an, ohne daß er deren Auslegung annimmt. Denn das Wort archaicis nimmt er, wie alle andere, für **altfränkiſch**; da doch der Scholiaſt einen Namen daraus macht. So daß auch **Cruquius** ſeiner Seits, das Anſehen des Scholiaſten über einen Haufen ſtößt, welches er doch dem Anſehen aller ſeiner Handſchriften vorgezogen hatte.

Wir wollen die andern Herausgeber beſchauen. **Theodor Pulmann** führet fünf Handſchriften an, welche archiacis haben, und nur eine einzige, welche archaicis hat. **Torrentius** ſagt, er habe in drey Mstis, Archaicis gefunden, und ſetzt hinzu: plures tamen *archiacis* legunt, ut ab *Archia* quodam, non optimo artifice. Nun iſt kein Zweifel, daß unter dieſer Zahl, nicht auch ein gutes ſollte geweſen ſeyn, und vielleicht ein beſſeres, als die, ſo archaicis hatten.

Lambin hat ſich bey **Horazens** zweyter Ausgabe, ſiebenzehnerley Handſchriften bedienet und geſteht, er habe nur in einem einzigen archiacis gefunden: denn was dasjenige betrifft, davon er ſagt, man habe archaicis über archiacis geſchrieben gehabt, ſo ſchmäuchelt er hierinnen Herrn **Küſters** Meynung; indem unfehlbar irgend ein neuerer Abſchreiber, das archaicis, über das archiacis geſchrieben. Gleichwohl kann er ſich auf das Anſehen der Handſchriften nicht zu ſehr ſteifen; da es ihm genug iſt, wenigſtens zehn gegen eins zu haben.

Dieſer großen Ungleichheit ungeachtet, hat gleichwohl **Lambin** in den Text archaicis geſetzt; ohne eine andere

Urſache davon zu geben, als ſeinen Geſchmack: *archaicis*, vera et genuina videtur lectio. Von nun an haben die Neulinge volles Recht, mit den Alten alles zu machen, was ſie wollen.

Uebrigens muß man bemerken, daß **Lambin** der erſte geweſen, der die Lesart Archaicis, hauptſächlich in Aufnehmen gebracht hat. Denn vor ihm, hatten die meiſten Ausgaben, oder faſt alle, archiacis; ohne daß man eine einzige finden könnte, die archaicis hätte. **Theodor Pulmann**, welcher verſchiedene Handſchriften, und **horazianiſche** Ausgaben, zu Rathe gezogen, führt nur eine einzige an, die archaicis hat; ſo daß man voraus ſetzen muß, alle andere haben *archiacis* gehabt.

Herr **Bentley**, der letzte **horaziſche** Herausgeber, ſagt, alle alte Bücher hätten Archiacis. Er hat in keiner Handſchrift *archaicis* gefunden, eine ſo große Anzahl er auch mit einander verglichen.

Es ſcheint alſo ausgemacht genug zu ſeyn, daß die Lesart Archiacis durch das Anſehen der Handſchriften, und alten Ausgaben, genugſam unterſtützet ſey, und daß die andere es gar nicht iſt.

Man könnte hier einwenden, daß zuweilen die kleinere Zahl der Handſchriften, der größern vorgezogen werden müſſe. Allein, man antwortet, daß es nur zween Fälle giebt, in welchen dieſes ſtatt hat. 1. Wenn die geringere Zahl der Handſchriften, ungleich älter iſt, als die größere. Und 2. wenn die Lesart, welche aus der größern Anzahl der Handſchriften erhellet, offenbar ungereimt, barbariſch, fehlerhaft und ihres Urhebers unwürdig iſt; indeſſen daß die Lesart der kleinern Anzahl der Handſchriften, alle Kennzeichen der Wahrheit hat, wenn man ſie nach den Regeln der Critik unterſucht. Dieſes hat nun niemand noch unternommen, und wird es auch niemals mit gutem Erfolge unternehmen. Die Handſchriften, in welchen man Archiacis findet, ſind nicht nur in größerer Anzahl, ſondern auch älter, ſelbſt nach des **Cruquius**, und derer Berichte, die, wie er, dieſe Lesart nicht angenommen haben: und weit gefehlt, daß ſie lächerlich ſeyn ſollte, ſo wird ſie vielmehr durch die Kenntniß, ſo man von ihrem Urſprunge hat, ſchätzbarer, als die Lesart archaicis; ein bloß griechiſches Wort, deſſen weder Horaz, noch irgend ein anderer Lateiner, ſich jemals bedienet hat. Nun iſt es nicht wahrſcheinlich, daß Horaz ein veraltetes griechiſches Wort, bey den Römern brauchen wollen, die in ihrer Sprache eines hatten, welches ſehr eigentlich eben denſelben Gedanken ausdrückt, nämlich antiquis. Denn, wenn Horaz auf dieſer ſtreitigen Stelle dasjenige hätte ſagen wollen, was man vorgiebt, warum hätte er denn nicht geſagt:

Si potes *antiquis* conviva recumbere lectis?

Da ja das Wort antiquis zuweilen eben das bedeutet, was unter den Griechen *ἀρχαικος* heißt; nämlich etwas **altväteriſches**.

Die Abſchreiber hatten im Gebrauche, die ungewöhnlichen und unbekannten Wörter, in bekanntere und gewöhnlichere zu verwechſeln. Dieß geſtehen alle Kunſtrichter zu; und man hat unzählige Beyſpiele davon. Nun iſt es nicht wahrſcheinlich, daß die Abſchreiber, das archaicis, in archiacis, hätten verwandeln wollen; daß heißt, daß ſie aus einem Beyworte (welches, ungeachtet es griechiſch war, ihnen dennoch bekannt genug ſeyn konnte) einen Namen hätten machen ſollen, der ihnen ganz unbekannt war. Dieſe einzige critiſche Anmerkung kann ſchon die Lesart, Archaicis, verdächtig machen.

Fragt man aber, was denn dieſes Archiacis bedeute? ſo antwortet Herr **Küſter**: es ſey genug, daß wir aus dem Zeugniſſe der alten Scholiaſten, deren Anſehen man ohne Grund nicht verwerfen kann, ſo viel wiſſen, daß das Wort

Archiacis ein Nennwort iſt; daß wir aber heute zu Tage ſo genau nicht wiſſen können, wer eigentlich dieſer **Archias** geweſen, deſſen Bette, davon **Horaz** redet, dieſen Namen angenommen, und dieſe Unwiſſenheit giebt uns gar kein Recht, eine ſonſt wohl erwieſene Lesart zu verwerfen.

Sagt man ferner, das archaicis habe doch in der ſtreitigen **horazianiſchen** Stelle, einen ziemlich guten Verſtand; ſo antwortet er abermals, dieſe Urſache ſey nicht hinlänglich, zu beweiſen, daß dieß die richtige Lesart des Verfaſſers ſey. Man könnte gar leicht den Text dieſes Dichters an hundert Orten ändern, und ihm Ausdrücke beylegen, die man ſelbſt erfunden hätte, die auch einen ſehr guten Sinn haben könnten. Z. E. in dieſer Stelle fulmine ſuſtulerat caduco. Anſtatt caduco, lieſt Herr **Bentley** *coruſco*, welches nicht nur einen ſehr guten Verſtand hat, ſondern auch noch zierlicher zu ſeyn ſcheint, als caduco. Gleichwohl muß man bey der gewöhnlichen Lesart bleiben, indem das Caducum hier einen ganz vernünftigen Sinn hat, und **Bentleys** Aenderung ſich auf kein Anſehen einer Handſchrift gründet.

Eine Stelle aus des **Aulus Gellius** 12 Buche im 7 Cap. ſcheint Herrn **Küſters** Meynung noch eine neue Stärke zu geben: denn ſie erwähnt gewiſſer Bette, die man mit dem Namen des **Sotericus** benennet hat. **Aulus Gellius** führet eine Stelle aus dem **Seneca** an, allwo dieſer Weltweiſe die alten Ausdrücke und Redensarten, mit dieſen Betten vergleicht. Hier ſind des **Seneca** Worte: Qui hujuscemodi verſus amant, liqueat ſibi eosdem admirari et *Soterici* lectos. **Aulus Gellius** fügt ſogleich hinzu: Dignus ſane Seneca videatur lectione ac ſtudio adoleſcentium, qui honorem coloremque veteris orationis *ſoterici* lectis comparavit: quaſi minime ſcilicet gratis et relictis jam contemtisque.

Nichts iſt geſchickter, die Lesart Archaicis lectis im Horaz zu beſtätigen, als dieſe Stelle. Denn, da die Bette von denen Horaz redet, ihren Namen, von einem gewiſſen **Archias** bekommen, wie der alte Scholiaſt dieſes Dichters bezeuget; ſo haben auch die Bette, deren **Aulus Gellius** gedenkt, ihren Namen von einem gewiſſen **Sotericus**; er ſey nun deren Beſitzer oder Erfinder geweſen, bekommen: und da Horaz unter des **Archias** Betten, ſolche Bette verſteht, die, entweder einfältig und gemein, oder bereits altväteriſch geweſen; und folglich wenig geachtet worden ſind: ſo redet auch **Aulus Gellius** von des **Sotericus** Betten, als von einer verachteten Sache, die man nicht ſonderlich werth ſchätzte, weil ſie bereits aus der Mode war. Sagt man, es ſey unbekannt, wer dieſer **Archias** geweſen, und man finde ihn nirgend erwähnet; weder im Plinius, noch in andern alten Schriftſtellern: ſo kann man ja eben das vom **Sotericus** ſagen.

* *

XXVIII.

Des Abts Sevin Unterſuchung, ob das Gemälde welches man dem Cebes zuſchreibt, wirklich von dieſem Schriftſteller herrühre. 1711.

Es ſind bereits faſt funfzehn Jahrhunderte verfloſſen, daß **Cebes** für den Verfaſſer desjenigen Geſpräches gehalten wird, welches anjetzt ſeinen Namen führet. Es ſcheint ſogar, daß es ſeit **Lucians** Zeiten eine bey den Gelehrten allgemein angenommene Meynung geweſen. Zum wenigſten iſt es gewiß, daß dieſer Schriftſteller, ihm ſolches mit ausdrücklichen Worten beylegt. **Tertullian**, **Diogenes Laerz**, **Chalcidius** und **Suidas**, haben ſich für eben dieſe Meynung erklärt.

Eine ſo allgemeine Uebereinſtimmung der Alten, hat nothwendig bey unſern neuern Kunſtrichtern, ein groſſes Gewicht haben müſſen. Nur der einzige **Wolf** hat das Herz gehabt, eine gegenſeitige Meynung zu ergreifen. Allein, es ſey, daß das Vorurtheil noch zu ſtark geweſen; oder daß man den Leuten nicht gern auf ihr Wort glaubt, ſo iſt doch niemand ſeiner Meynung beygefallen. Ein ſo ſchlechter Erfolg nun, hätte den Herrn Abt **Sevin** eben nicht anreizen ſollen, ein gleiches zu thun: indeſſen hat er doch geglaubt, man würde es ihm Dank wiſſen, wenn er die Gründe bekannt machte, die ihn bewogen, dem **Cebes** das erwähnte Geſpräch abzuſprechen.

Man wird von ihrer Gründlichkeit ein gutes Urtheil fällen, wenn er zeigen wird, wie er ſich dieſelben vorgeſtellet hat. 1. Findet man Sachen darinnen, die aus einer ſpätern Zeit ſind, als **Cebes**. 2. Werden Weltweiſe darinnen verworfen, die zu ſeiner Zeit unbekannt waren. 3. Der Verfaſſer folget den Begriffen derjenigen Secte nicht, zu welcher ſich **Cebes** bekannte. 4. Hat er nicht in derjenigen Mundart geſchrieben, die bey den Weltweiſen dieſer Secte gebräuchlich war. 5. Iſt es nicht glaublich, daß ein Werk wie dieſes iſt, mehr als fünfhundert Jahre in der Vergeſſenheit hätte ſollen liegen bleiben. Und dieſes ſind nun die verſchiedenen Puncte wovon die Abhandlung handelt.

Es iſt, ſagt er, eine Regel der Critik, die ſich auf die allerbekannteſten Begriffe gründet, daß man einem Schriftſteller nicht leichtlich ein Werk zueignen muß, welches Sachen enthält, die erſt nach ſeiner Zeit üblich geworden ſind. Man wende dieſen Grundſatz bey unſerm vorhabenden Tractate an; ſo wird man ohne Mühe glauben, daß er nicht vom **Cebes** ſeyn könne. Gleich zu Anfange wird darinnen, des Schreibpapiers, als einer gewöhnlichen Sache gedacht. Ὁ δὲ γέρων ὁ ἄνω ἑστηκὼς, ἔχων χάρτην τινὰ ἐν τῇ χειρὶ, καὶ τῇ ἕτερα ὥσπερ δεικνύων τι. οὗτος Δαίμων καλεῖται. **Der Alte den du dort oben ſiehſt, der mit einer Hand ein Papier hält, und mit der andern auf etwas zeiget, heißt Genius.** Gleichwohl ſcheint es, daß die Art, das Papier zum Schreiben zuzubereiten, und der Ausdruck χάρτη, in Griechenland, nicht eher, als nach unſers Weltweiſen Zeit, bekannt geworden. **Varro**, verſichert, nach des **Plinius** Berichte, daß der Gebrauch des Papiers ſich erſt bey den Griechen, nach **Alexanders** Eroberung von Aegypten, bekannt gemacht. Prius tamen, quam digrediamur ab Aegypto, ſagt er, et papyri natura dicetur, cum Chartae uſu maxime humanitas vitae conſtet, et memoria. Et hanc Alexandri magni victoria repertam, auctor eſt Marcus Varro, condita in Aegypto Alexandria. Antea non fuiſſe Chartarum uſum: in palmarum foliis primo ſcriptitatum:

ptitatum: deinde quarundam arborum libris. Nun weis man, wie wichtig **Varrons** Zeugniß in Sachen iſt, die das Alterthum betreffen. Was er hier ſagt, das wird aber auch noch durch **Theophraſts** Stillſchweigen beſtätiget. Dieſer Schriftſteller, macht im vierten Buche ſeiner Geſchichte von den Pflanzen, eine weitläuftige Erzählung, derer verſchiedenen Vortheile, die man von dem Papiere hätte. Er ſagt, man bediene ſich dieſer Pflanze, um Kähne, Seegel, Tapeten, Kleider, Strickwerk, und vielerley andere Sachen daraus zu machen. Gleichwohl ſagt er kein Wort, daß man auch das Geheimniß ausgefunden, ſelbiges den Gelehrten nutzbar zu machen. Dennoch wäre dieß der Erwähnung überaus würdig geweſen; und wenn **Theophraſt** davon ganz ſtill ſchweigt; ſo geſchieht es gewiß darum, daß zu ſeiner Zeit, das Papier noch nicht nach Griechenland gebracht worden war.

Uebrigens iſt es nicht undienlich, ſeine eigenen Worte hieher zu ſetzen: Ἀυτὸς δὲ ὁ πάπυρος, ſchreibt er, πρὸς πλεῖςα χρήσιμος, καὶ γὰρ πλοῖα ποιοῦσιν ἐξ αὐτοῦ. Καὶ ἐκ τῆς Βίβλου ἱςία τε πλέκουσι, καὶ ψιάθους, καὶ ἐσθῆτας τινας, καὶ ςρωμνὰς, καὶ σχοινίατε. καὶ ἕτερα πλείω. Καὶ ἐμφανέςατα δὲ τοῖς ἔξω τὰ Βίβλια. Denn, man könnte ſich vielleicht einbilden, dieſe letzten Worte, καὶ ἐμφανέςατα δὲ τοῖς ἔξω τὰ Βίβλια, wären vom **Theophraſt**; da es doch ſehr wahrſcheinlich iſt, daß man ſie erſt nach ſeiner Zeit hinzu geſetzt hat. So viel iſt gewiß, wie auch **Joſeph Scaliger** anmerkt, daß ſie in demjenigen Exemplare nicht geſtanden, deſſen **Plinius** ſich bedienet, als er ſie überſetzt hat.

Es ſey auch endlich ein Zuſatz, oder nicht, ſo muß man doch allezeit zugeſtehen, daß das Wort χάρτη, zu des **Cebes** Zeiten noch nicht gebräuchlich geweſen. **Galen** hat alſo mit Unrecht gezweifelt, ob dieſes Wort nicht ſchon zu des **Hippokrates** Lebzeiten, der mit unſerm Weltweiſen zu einer Zeit gelebt hat, im Schwange gegangen.

Es ſcheint, daß ſein Gebrauch neuer ſey, und daß man deſſen eigentlichen Zeitpunct nicht wohl vor die hundert zwanzigſte Olympias ſetzen kann. Es iſt gewiß, daß im dritten Jahre der hundert ſechszehenten Olympias, bemeldetes Wort bey den Griechen noch unbekannt geweſen; zum wenigſten hat **Theophraſt**, der nach des **Plinius** Zeugniſſe, in eben dieſem Jahre ſeine Pflanzengeſchichte geſchrieben, nichts davon gemeldet. Es iſt auch gewiß, daß es bereits in der hundert ein und zwanzigſten Olympias gebräuchlich geweſen; indem wir es in einem Ueberbleibſel vom **Plato** finden. Dieß war ein Dichter der mittlern Comödie, welcher damals lebte, wie wir im **Athenäus** ſehen. Hieraus folgt, daß das Wort χάρτη nicht älter ſey, als die hundert zwanzigſte Olympias. Man weis zwar, daß **Dodäus**, dieſen **Plato** in die drey und neunzigſte Olympias ſetzt, und eben deswegen verwirft er des **Varro** Zeugniß. Allein, er hat, ſo wenig als **Voſſius**, Acht gegeben, daß es zween Dichter von dieſem Namen gegeben; den einen, der ſich in der vom **Dodäus** angegebenen Zeit berühmt gemacht; und den andern, der in der hundert ein und zwanzigſten, oder in der hundert zwey und zwanzigſten Olympias, geſchrieben hat.

Nun wollen wir auch den andern Punct unterſuchen, welcher beweiſen ſoll, daß in des **Cebes** Gemälde, von gewiſſen philoſophiſchen Secten geredet wird, die erſt nach ihm empor gekommen ſind. Dieß kann man nun gar leicht aus einer Stelle dieſes Werks zeigen, darinnen der Verfaſſer wider diejenigen eifert, die ſich nur mit falſchen und betrieglichen Wiſſenſchaften beſchäfftigen. Man fragt ihn, was denn dieſes für Leute wären? und er antwortet, es wären die Dichter, die Redner, die Dialecticker, die Muſikanten, die Rechenmeiſter, die Meßkünſtler, die Sterndeuter; diejenigen die das Vergnügen für das höchſte Gut halten, die Peripatetiker und die Kunſtrichter. Οἱ τῆς Ψευδοπαιδείας, ἔφη, ἐρασταὶ, ἠπατημένοι, οἰόμενοι μετὰ τῆς ἀληθινῆς παιδείας συνομιλεῖν. Τίνες οὖν καλοῦνται οὗτοι, οἱ μὲν Ποιηταὶ ἔφη, οἱ δὲ Ῥήτορες, οἱ δὲ Διαλεκτικοὶ, οἱ δὲ Μουσικοὶ, οἱ δὲ Ἀριθμητικοὶ, οἱ δὲ Γεωμέτραι, οἱ δὲ Ἀστρολόγοι, οἱ δὲ Ἡδονικοὶ, οἱ δὲ Περιπαθητικοὶ, οἱ δὲ κριτικοί. Es wäre unnützlich zu beweiſen, daß die Peripathetiker die Kunſtrichter und Epikuräer, (denn ſo muß man, nach dem **Simplicius** und **Ammonius**, das Wort Ἡδονικοὶ, überſetzen;) zu des **Cebes** Zeiten unbekannt geweſen; niemand zweifelt daran. **Samuel Petit**, und **Fabricius**, zween Kunſtrichter, die durch ihre gelehrten Werke ſo ſie herausgegeben, ſich ſehr in Anſehen geſetzt, ſind auch dieſer Meynung nicht. Da ſie aber gleichwohl überzeugt waren, dieß Gemälde ſey wirklich vom **Cebes**; ſo haben ſie vorgegeben, dieſe Namen, wären, entweder in den Text eingeſchaltet worden, oder eben dieſer Text, wäre durch die Abſchreiber verſtümmelt.

Die erſte Meynung iſt vom **Fabricius**, und gründet ſich auf des **Cebes** arabiſche Ueberſetzung, und auf des **Chalcidius** Anſehen, die weder die Peripatetiker noch Epikuräer erkennen wollen. Hieraus hält er ſich für berechtiget zu ſchließen, daß ſie ehemals nicht im Griechiſchen geſtanden. Nun aber, geſteht alle Welt, daß die arabiſche Ueberſetzung, weder richtig noch getreu ſey; und daß ſie folglich kein Anſehen hat. Ja, wenn ſie auch alle Merkmale einer vortrefflichen. Dollmetſchung hätte; ſo würde doch aller Vortheil auf Herrn **Sevins** Seite ſeyn: indem der arabiſche Dollmetſcher erwähnte Secten, gar nicht ausgelaſſen, wie **Fabricius** will; welcher, anſtatt die 26 Seite anzuſehen, die mit angezogenem Orte überein kömmt, die 58 zu Rathe gezogen hat, die dahin gar nicht gehöret. Eben dieſe Stelle überſetzt auch **Chalcidius** ſo; und alſo darf man ſich nicht wundern, wenn dieſer Schriftſteller, eben ſowohl als der arabiſche Dollmetſcher, nur allein die Muſikanten, die Rechenmeiſter und Sterndeuter, antaſtet.

Gleichwohl muß man noch erinnern, daß alle dieſe Namen, heute zu Tage gar nicht mehr in demjenigen Texte ſtehen, den ſie beyderſeits haben überſetzen wollen; daß man ſie aber vielleicht wieder hinein ſetzen ſollte, indem man niemals eine Aenderung vornehmen ſoll, ohne daß der Verſtand es erfordert, und die Handſchriften ein Recht dazu geben. Wäre **Samuel Petit** ſo gewiſſenhaft geweſen, ſo würde er es nicht gewagt haben, die Peripatetiker, es koſte auch was es wolle, von einer Stelle zu verjagen, die mit ſeinem Lehrgebäude nicht beſtund. Er will, daß die Stelle, ſo ſie verdammet, durch die Abſchreiber verſtümmelt worden ſey. Nach ihm, iſt οἱ δὲ Περιπατητικοὶ, οἱ δὲ κριτικοὶ, nicht die wahre Lesart; und man müſſe leſen, οἱ δὲ περὶ τὰ πάθη, τί καὶ οἱ δὲ κριτικοί. Setzt man einmal die Richtigkeit dieſer Lesart voraus; ſo iſt es mit **Ariſtotels** und **Epikurs** Schülern aus, und folglich bleibt keine Schwierigkeit mehr. Allein dergleichen Ergänzungen, verdienen nicht einmal die Mühe einer ernſthaften Widerlegung.

Gleichwohl ſind dieß nicht die einzigen Merkmaale der Wahrſcheinlichkeit, welche der Verfaſſer **das Cebeſiſchen** Gemäldes vernachläßiget hat. Er hat ſich eben ſo wenig bemühet, den **Cebes** auf eine Art reden zu laſſen, die den Begriffen ſeiner angenommenen Secte gemäß geweſen wäre. Es erhellet aus **Platons Phädo**, daß unſer Weltweiſer ein Pythagoräer geweſen. Er vertheidiget daſelbſt nicht nur des **Pythagoras** Lehre; ſondern bekennet noch außerdem, daß er und **Simmias** den **Philolaus** gehöret hätten. Man hat auch in dem Gemälde angebracht, daß **Cebes** ein Schüler des **Lyſis** geweſen, und unter denen Werken, die man dieſem Thebaner, im **Diogenes Laerz**. beylegt, iſt eines, welches man ἑβδόμην, oder mit der Zahl ſieben, betittelt.

Wie ſoll man nun alles dieß mit demjenigen vergleichen, was man in vorigem Artikel von dieſem Geſpräche beygebracht hat? Iſt es wohl natürlich, daß man einen Pythagoräer, die Muſik und Rechenkunſt, unter die eiteln und betrieglichen Wiſſenſchaften zählen ſieht? Jedermann weis ja, daß ſie alle beyde, von denen, die dieſer Secte ergeben waren, unendlich hoch geſchätzt wurden. **Jamblichus** bezeugt, daß ſie ſich aus der Muſik beſonders viel gemacht; und wenn man dem **Quintilian** und **Boethius** glauben will, ſo hat es keinen Tag gegeben, da ſie ſich in derſelben nicht geübt. **Timäus** verſichert, ſie wäre von den Göttern ſelbſt eingeſetzt worden: und nichts kömmt in denen Ueberbleibſeln, die wir von den Schriften der alten Pythagoräer haben, häufiger vor, als dieß. So ſieht man im **Hippodamus** und **Euryphamus**, unzähliche Vergleichungen, die aus der Muſik gezogen ſind. Endlich ſo lieſt man noch im **Porphyr**, daß es eine Secte von Muſikanten gegeben, die man **Pythagoräer** genennet hätte.

Was die Rechenkunſt betrifft, ſo verſichert **Moderatus**, daß die Pythagoräer ſie mit beſonderer Gefliſſenheit erlernet haben. Und wie hätten ſie auch dieſelbe vernachläßigen ſollen? ſie, welche, nach dem **Theodoret**, von ihrem Lehrer gelernet hatten, daß das höchſte Gut des Menſchen, in einer vollkommenen Kenntniß der Zahlen beſtünde? Dieß iſt vielleicht mehr als hinlänglich, um zu zeigen, daß dieß Geſpräch von keinem Pythagoräer herrühren kann, und daß man es folglich dem **Cebes** nicht zuſchreiben müſſe.

Wir wollen dieſem noch beyfügen, daß das Gemälde, in der gewöhnlichen griechiſchen Sprache geſchrieben iſt, und daß nichts dem Gebrauche mehr zuwider ſey, der unter den Pythagoräern eingeführet war, als eben dieß. Wir ſehen aus dem **Porphyr** und **Jamblichus**, daß alle Werke die von dieſer Secte ans Licht traten, in der doriſchen Mundart waren. Allein wenn ſie auch dieſes nicht geſagt hätten; ſo dörfte man dennoch daran nicht zweifeln, indem diejenigen Ueberbleibſel der Pythagoräer, welche bis auf uns gekommen ſind, alle dieſen Dialect haben. Wenn des **Ocellus Lucanus** Tractat, heute zu Tage, nicht die mindeſte Spur der doriſchen Mundart zeiget; ſo muß man dieß den Abſchreibern beymeſſen. Ehmals las man ihn bloß doriſch; und alle Anführungen, welche **Stobäus** daraus nimmt, ſind in dieſer Mundart. Dieß beweiſt alſo, daß man die Aenderung damit, erſt ſehr ſpät vorgenommen, und es iſt wahrſcheinlich, daß diejenigen die ſolches gethan, keine andere Abſicht gehabt, als des **Ocellus** Tractat deſto verſtändlicher zu machen. Allein, zum mindeſten hätte man den Titel unberührt laſſen ſollen. In den jetzigen Exemplaren, ſieht man zu Anfange dieſes Tractats Περὶ τοῦ παντὸς, oder, **vom Weltgebäude.** Gleichwohl ſcheint es, daß es vor Alters den Titel geführet: περὶ τᾶς τῶ παντὸς γενέσιος. So führet es **Archytas**, im **Diogenes Laerz** an; und es iſt beſſer, man halte es mit dieſem alten Pythagoräer, als mit dem **Philo**, **Stobäus**, **Proklus** und **Simplicius**, welche es allemal unter dem Titel περὶ τῶ παντὸς φύσιος anführen. Wenn dieſes vorausgeſetzt iſt, ſo würde **Cebes** der einzige Pythagoräer ſeyn, der im gemeinen Griechiſch geſchrieben hätte. Eine Sache, die ſich um ſo viel ſchwerer beweiſen läßt, da er aus einer Stadt geweſen, wo man lauter Doriſch redete.

Eben ſo ſchwer iſt es zu glauben, daß bemeldetes Geſpräch, mehr als 500 Jahre hätte ſollen unbekannt geblieben ſeyn, wenn es wirklich vom **Cebes** geweſen wäre. Iſt es auch wohl wahrſcheinlich, daß ein Werk, welches ſo vielen Schriften der Alten überlegen iſt, ſo lange Zeit in der Vergeſſenheit hätte ſollen begraben liegen? Es iſt gleichwohl gewiß, daß es vor dem **Lucian**, von niemanden angeführet worden iſt: und die Wahrheit zu geſtehen, er ſcheint ſelbſt nicht viel älter zu ſeyn, als dieſer Schriftſteller.

* * *

* * *

XXIX.

Des Herrn Abts Sevin Unterſuchung, der Wiederherſtellung einer Stelle, im Plinius, welche von einigen Gelehrten vorgeſchlagen worden.

1713.

Die Critik hat, wie alle andere Wiſſenſchaften, ihre beſondere Regeln, die man niemals aus den Augen ſehen ſollte. Gleichwohl iſt es nur gar zu gewöhnlich, daß ſie, ſelbſt von denjenigen vernachläßiget werden, die ein Handwerk davon machen, ſie auf das genaueſte auszuüben. Es geſchehe aus Unachtſamkeit, oder aus Begierde mit der Gelehrſamkeit und dem Witze zu pralen, ſo ſind doch die mehreſten Alten, ein Opfer der Fahrläßigkeit, oder der Eitelkeit unſerer neuern Kunſtrichter geworden. Indeſſen giebt es doch auch noch einige, die gewiſſenhafter ſind, und in den Schriftſtellern niemals etwas ändern, als was ihnen wirklich verſtümmelt zu ſeyn ſcheint.

Der Herr Abt Sevin, welcher allerley Betrachtungen über eine gewiſſe Stelle gemacht hat, iſt ganz geneigt zu glauben, daß **Perizonius**, unter andern, zu denen verſtändigen Kunſtrichtern zu rechnen ſey, die ihre Muthmaßungen nur auf tüchtige Gründe bauen. Zum wenigſten, wenn er die Stelle verbeſſert, von welcher dießmal die Rede iſt, ſo braucht er die Behutſamkeit, zu zeigen, daß der Grundtext hier offenbar verſtümmelt ſey. Dieß iſt auch heute zu Tage die gemeinſte Meynung; ja man zweifelt, daß das Gegentheil noch einige Anhänger habe. Vielleicht vertheidiget man alſo eine bereits aufgegebene

Sache; allein es iſt doch allemal löblich, die Wahrheit zu ſuchen, und man kann mit gutem Rechte hoffen, daß es nicht ungütig aufgenommen werden wird, wenn man Herrn **Sevins** Bedenken, wegen vorhabender Stelle im **Plinius**, hier anführet. Die Stelle lautet in den gedruckten Exemplaren ſo: Litteras ſemper arbitror Aſſyrias fuiſſe, ſed alii apud Aegyptios a Mercurio, alii apud Syros, repertas volunt; utique in Graeciam intuliſſe e Phoenice Cadmum ſedecim numero - - - - Anticlides inveniſſe in Aegypto quemdam, nomine Menona, tradit ante Phoroneum antiquiſſimum Graeciae Regem: idque monumentis approbare conatur. E diverſo Epigenes apud Babylonios 720 annorum obſervationes ſiderum, coctilibus laterculis inſcriptas docet, gravis auctor imprimis. Qui minimum Beroſus 480 annorum. ex quo apparet aeternus litterarum uſus.

Auf dieſe letzten Worte gehet des **Perizonius**, und einiger andern Gelehrten Verbeſſerung. Es ſcheint ihm nämlich nicht wahrſcheinlich zu ſeyn, daß **Epigenes** und **Beroſus**, die Beobachtungen der Chaldäer, in einen ſo engen Zeitraum ſollten eingeſchloſſen haben; da doch dieſes Volk, im **Cicero** ſich rühmet, es beſitze welche, die nicht minder als 470000 Jahre, oder 473000 Jahre alt wären, wie **Diodor von Sicilien** ſagt.

Auf dieſen Fuß zweifelt **Perizonius** nicht, daß diejenigen Zahlen, die anjetzt im **Plinius** ſtehen, nicht durch 720000 und 480000 erſetzt werden müſſen, als einer Zahl, die ſich beſſer für die Eitelkeit der Chaldäer, und für des **Plinius** Richtigkeit ſchickt. Nach ſeiner Meynung iſt es unmöglich, die gewöhnliche Leſart mit einer richtigen Logik zu verbinden, und Herr **Bayle**, um dieſes zu beweiſen, indem er des **Perizonius** Verbeſſerung angenommen zu haben ſcheint, fängt die Sache ſo an: Plinius hatte geſagt, daß die Aſſyrer allezeit die Schreibkunſt beſeſſen, und nimmt zum Beweiſe dieſer Meynung, die

Zeugniſſe an, die er aus dem **Epigenes** und **Beroſus**, die aſtronomiſchen Beobachtungen betreffend, welche die Babylonier hatten ſtechen laſſen, entlehnet. Denn der Schluß, den er aus dieſen Zeugniſſen ziehr, iſt eben ſo viel, als die Meynung die er kurz vorher vorgetragen hatte: ſo lautet ſein Schluß: aeternus litterarum uſus. Nun iſt nichts ungereimters als dieſe Folgerung, wenn man vorausſetzt, er habe ſo geredet, wie man es in den Handſchriften, und in denen Ausgaben ſeines Buchs findet, in welchen man folgendes lieſt: „Epigenes, ein ernſthafter „Schriftſteller verſichert, daß die Beobachtungen der babyloniſchen Sterndeuter 720 Jahre enthalten; diejenigen, „die ihnen die allermindeſte Ausdehnung beylegen, wie „Beroſus und Kritodemus thun, eignen ihnen 480 Jahre „zu: folglich iſt der Gebrauch der Schriften ewig. Und „ich halte mit Recht dafür, daß er in Aſſyrien allezeit üblich geweſen.„

Auf dieſe Gründe ſtützt ſich die Meynung dererjenigen, welche glauben, des **Plinius** Text habe einer Verbeſſerung nöthig. Es kömmt alſo, ſagt der Herr Abt **Sevin**, alles darauf an, daß man zeige, dieſe Veränderung ſey viel unnöthiger, als jemand glaubt.

Es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß **Beroſus** jemals von einem ſo wundervollen Alterthume der Beobachtungen hätte reden ſollen; und folglich hätte man, anſtatt der 480 Jahre, keine 480000, eben ſo wenig als 720000 Jahre, anſtatt 720 ſetzen müſſen. **Beroſus** hat nimmermehr dieſe faſt unendliche Zahl von Jahrhunderten angenommen; zum mindeſten findet man keinen Beweis davon, in denen Ueberbleibſeln dieſes Schriftſtellers, die die Zeit verſchonet hat. Weit gefehlt, daß er darinnen eine ſo lange Reihe von Beobachtungen feſtſetzen ſollte, ſo ſagt er vielmehr mit ausdrücklichen Worten: daß die zu Babylon vorhandenen Denkmäler, nur eine Geſchichte von 150000

Jahren enthalten. **Beroſus**, ſagt **Syncellus**, Syn. p. 28. verſichert im erſten Buche ſeiner babyloniſchen Alterthümer, daß er unter Alexandern, **Philipps** Sohne, gelebet. Er verſichert auch, daß man in dieſer Stadt, mit vieler Sorgfalt, gewiſſe Denkmäler aufbewahrete, auf welchen dasjenige geſchrieben ſtünde, was ſich vor 150000 Jahren zugetragen. Βηρωσὸς δὲ ἐν τῇ πρώτῃ τῶν Βαβυλωνιακῶν φησὶ γενέσθαι μὲν αὐτὸν κατὰ Ἀλέξανδρον υἱὸν Φιλίππου τὴν ἡλικίαν ἀναγραφὰς δὲ πολλῶν ἐν Βαβυλῶνι φυλάσσεσθαι μετὰ πολλῆς ἐπιμελείας ἀπὸ ἐτῶν που ὑπὲρ μυριάδων δεκαπέντε περιεχούσας χρόνον. Schon einige Seiten zuvor, hatte er eben das geſagt, und aus dieſen zwo Seiten, war es natürlich zu ſchließen, daß die Zahl 480000 ſich ganz und gar nicht behaupten läßt. In der That, wenn die Denkmäler, welche **Beroſus** zu Babylon entdeckt hat, nur 150000 Jahre enthalten haben: wie will man denn glauben, daß dieſer Geſchichtſchreiber, jemals einiger aſtronomiſchen Beobachtungen erwähnen können, die ſo weit über dieſe lange Reihe von Jahren hinaus laufen?

Perizonius hatte dieſe Schwierigkeit in aller ihrer Stärke eingeſehen, und um ſich auszuwickeln, ſo unterſcheidet er bey den Chaldäern, zwo Arten von Beobachtungen. Einige waren mit aller möglichen Sorgfalt bewahret worden; und die enthielten nicht weniger als 150000 Jahre. Andere, hatte man mehr vernachläßiget, ſie galten auch nicht ſo viel, und, wenn wir eben dieſem Kunſtrichter glauben wollen, ſo muß man in dem **Beroſus** eben dieſe verſtehen, wenn er einen Aufſatz der chaldaiſchen Könige darſtellet, die vor der Sündfluth bereits 432000 Jahre regieret haben. Aus allem dieſen nun ſchließt er, daß die erwähnten 150000 Jahre, ſein Lehrgebäude auf keinerley Weiſe ſtören; und daß **Beroſus** hiedurch hinlänglich zu verſtehen geben wollen, man bewahrete zu Babylon eine genaue Geſchichte, von dieſer großen Anzahl von Jahren: außer dieſer aber gäbe es noch andere, die allerdings viel höher hinaus liefen; allein ſie wären dagegen auch unterbrochener und nicht ſo ausführlich. Und ſo war, nach ihm, die lange Reihe derer Könige beſchaffen, die vor der Sündfluth regieret hatten.

Dieß iſt des Herrn **Perizonius** Antwort. Eine Antwort, die, nach dem Herrn **Sevin**, ſich auf gar zu ſchwache Gründe ſteiſet; indem **Beroſus** gar nicht zweyerley Denkmäler bey den Babyloniern unterſcheidet: weil man auch bey dem **Syncellus** nichts findet, das dieſer Meynung Vorſchub thäte, und Herr **Perizonius** auch hier ſeine Rechnung nicht finden würde. Denn, wenn man ferner die 432000 Jahre derer Könige, die vor der Sündfluth regiert haben, mit denjenigen zuſammen nimmt, welche ſeit der Zeit bis an **Alexanders** des großen Eroberungen, in Babylon das Ruder geführet, dennoch mehr als 2000 Jahre, an der Zahl von 470000 und mehr als 120000 an der Zahl von 480000 als denen zwo Zahlen, fehlen werden, die er in des **Plinius** Stelle ergänzen will. Der Beweis davon iſt ganz leicht.

Perizonius behauptet, **Beroſus** habe denen Königen, die vor der Sündfluth in Babylon regieret, 432000 Jahre, beygelegt. Seit der Zeit, bis auf den **Evechous** ſind 34080 Jahre verfloſſen, und dieſer Prinz, iſt nur 440 Jahre älter als **Porus**, welcher in Aſſyrien 322 Jahre vor der Eroberung von Troja, den Thron beſtiegen. Von dieſer Zeit, bis auf **Alexanders** Tod, ſind keine 900 Jahre verfloſſen. Nun ſammle man alle dieſe verſchiedenen Summen, ſo wird es ſich leicht ausweiſen, daß ſie etwas weniger als 468000 Jahre ausmachen. Eine Zahl, die ſich mit der vorgegebenen Verbeſſerung gar nicht zuſammen reimet.

Uebri

Uebrigens iſt es nicht gewiß, daß **Syncellus** die 432000 Jahre vor der Sündfluth aus dem **Beroſus** genommen. Dieſe Zahl verträgt ſich nicht nur nicht mit den zwo Zeugniſſen nicht; die dieſer Zeitbeſchreiber wegen der 150000 Jahre anführet, die die babyloniſche Geſchichte enthielten; ſondern ſie ſcheint ſogar anzuzeigen, daß dieſe 432000 Jahre, des **Alexander Polyhiſtors**, des **Abydens**, und **Apollodors**, Werk geweſen. **Euſebius**, ſagt er, Syn. p. 36. **Joſephus und andere Geſchichtſchreiber, die von dem chaldäiſchen Reiche geſchrieben haben, ſcheinen auf Alexanders des Polyhiſtors, Abydens und Apollodors Wort nachzuſchreiben, daß es vor der Sündfluth Könige in Babylon gegeben.** Πλὴν καὶ Ἐυσέβιος καὶ Ἰώσηπος, καὶ ἄλλοι περὶ τῆς τῶν χαλδαίων Βασιλείας ἱστορικοὶ φαίνονται λέγοντες, ὅτι πρὸ τοῦ κατακλυσμοῦ ἐβασίλευον ἑπόμενοι Ἀλεξάνδρῳ τῷ Πολυΐστορι καὶ Ἀβυδηνῷ, καὶ Ἀπολλοδώρῳ.

Er führt niemals mehr als drey Schriftſteller an, wenn er die erſtaunliche Dauer der Regierung dieſer fabelhaften Prinzen vorſtellet. Man muß alſo nicht verſichern, daß die 432000 Jahre, die man ihnen zugiebt, aus dem **Beroſus** genommen worden; ja, man muß es um ſo viel weniger verſichern, da dieſer Geſchichtſchreiber ſich ausdrücklich erkläret, daß die Denkmäler, ſo man in Babylon aufbewahrte, nicht über 150000 Jahre hinaus giengen.

Es iſt indeſſen nicht genug, daß man wider ein ſo deutliches Zeugniß, nur bloße Muthmaßungen einwende: man muß auch durch gute Gründe beweiſen, daß **Beroſus** die 432000 Jahre, davon hier die Rede iſt, angenommen hat; er inſonderheit, welcher verſichert, daß **Nabonaſſar** die Nachrichten unterdrückt hätte, welche von allem dem handelten, was ſich vor ſeiner Gelangung zur Krone, bey den Babyloniern zugetragen. Dieſes Ueberbleibſel haben wir dem **Syncellus** zu danken, und es iſt um ſo viel nachdrücklicher, da daſſelbe allein mehr als hinlänglich wäre die Frage zu entſcheiden. Nachdem Nabonaſſar, heißt es, nach Alexanders des Polyhiſtors, und nach des Beroſus Berichte, der die chaldäiſchen Alterthümer herausgegeben hatte, diejenigen Geſchichte geſammlet, worinnen man aufgeſchrieben, was ſich zu den Zeiten ſeiner Vorfahren zugetragen, ſo unterdrückte er ſie alle, damit man künftighin von ihm anfangen ſollte, die babyloniſchen Könige zu zählen. Επειδαν, ὡς ὁ Αλέξανδρος καὶ Βηρωσὸς Φησὶν, ὁι τὰς χαλδαϊκὰς ἀρχαιολογίας περιειληφότες, Ναβονασάρος συνάγαγων τὰς πράξεις τῶν πρὸ αὐτοῦ Βασιλέων, ἠφάνισεν ὅπως ἀπ᾽ αὐτοῦ ἡ καταριθμησις γίνεται, τῶν χαλδαίων Βασιλέων.

Wird man nun wohl glauben, daß man in Babylon, Beobachtungen von 480000 Jahren, in Ziegelſteine gegraben, aufbewahret? oder wird man nicht vielmehr überzeugt ſeyn, daß an der Zahl 480 gar nichts zu ändern iſt, als in welchen Zeitraum **Plinius** eben dieſe Beobachtungen einſchließt. Glaubt man dem **Beroſus** und dem **Alexander Polyhiſtor**, ſo hätte **Nabonaſſar** alle diejenigen vertilget, die vor ſeiner Gelangung zum Throne waren gemacht worden; und folglich konnten diejenigen, von denen dieſer Schriftſteller geſprochen hatte, nicht älter ſeyn als der Zeitpunkt dieſes Prinzen; welches mit des **Plinius** Texte vollkommen überein kömmt. Dieß wird man auch leichtlich zugeben, wenn man erwägt, daß ſeit **Nabonaſſars** erſtem Jahre, bis auf den **Antiochus Soter**, unter deſſen Regierung **Beroſus** ſeine Geſchichte herausgegeben, eben 480 Jahre verfloſſen ſind.

Könnte man nicht auch aus des **Plinius** ſeiner Stelle ſelbſt ſchließen, daß dieß die richtige Lesart ſey? Nachdem dieſer Schriftſteller geſaget, daß die Buchſtaben bey den Aſſyrern allezeit gebräuchlich geweſen, ſetzt er hinzu: es gebe gleichwohl einige Schriftſteller, welche deren Erfindung, den Aegyptiern, andere, den ſyriſchen Einwohnern zuſchrieben,

ben; und daß **Antiklides** dieſe Ehre einem Aegyptier, Namens **Meno** zueignete, der funfzehn Jahre vor dem **Phoronäus** gelebet hätte. Freylich hätte **Epigenes** bey den Chaldäern Beobachtungen gefunden, die nicht jünger als 720 Jahre wären; allein diejenigen, die **Beroſus** und **Kritodemus** geſehen, giengen nicht weiter als 480 Jahre hinaus.

Es ſcheint, **Plinius** habe hier die Ordnung der Zeiten beobachten wollen. Er fängt bey dem **Antiklides** an, indem die von dieſem Schriftſteller angeführten Denkmäler, älter waren, als diejenigen, deren **Epigenes** ſich bedienet. Und **Epigenes** ſteht wiederum nur vor dem **Beroſus**, weil dieſer letztere noch eine geringere Anzahl von Jahren annimmt, als **Antiklides** und **Epigenes**. Da nun dieſer nur 15 Jahre über den **Phoronäus** hinaus geht; ſo iſt es ja offenbar, daß die Zahl von 480000 Jahren, fabelhaft iſt.

Und wie will man denn auch eine ſolche Verbeſſerung mit den Zeugniſſen eines **Cicero** und **Diodors** von Sicilien vergleichen? **Plinius** verſichert, daß **Beroſus** und **Kritodemus**, diejenigen wären, die den aſtronomiſchen Beobachtungen der Babylonier, die mindeſte Dauer gäben; und es iſt nicht ſo gewiß, als wohl viele Kunſtrichter verſichern, daß des **Beroſus** ſeine, ſich in einem Alterthume von 480000 Jahren verlieren. Die Sache ſcheint auch nicht einmal viel Schwierigkeiten zu leiden, wenn man auf einer Seite erwäget, daß die Chaldäer, im **Cicero**, ihre Beobachtungen nur 470000 Jahre fortführen; und anderntheils, betrachtet, daß **Diodor** nur 3000 Jahre mehr hinzuſetzt. Hier ſind noch kürzere Beobachtungen als des **Beroſus** ſeine; und dem **Plinius** haben dieſelben nicht unbekannt ſeyn können. Folglich wäre denn dem Sinne dieſes Schriftſtellers nichts ſo ungemäß, als wenn man dieſe erſtaunliche Menge von Zahlen, in ſeinen Text einſchieben wollte.

Was iſt auch übrigens für Wahrſcheinlichkeit, dieſelben anzunehmen, nach dem was **Porphyr** und **Simplicius** von denen Beobachtungen ſagen, die **Kalliſthenes** dem **Ariſtoteles** zugeſchickt hat, und die nicht über 1903 Jahre enthielten? Man hat doch noch Mühe genug, zu glauben, daß es ſolche alte Beobachtungen in Babylon gegeben: und vielleicht waren des **Kalliſthenes** ſeine bey weitem ſo alt nicht. Vielleicht hat **Porphyr** ſie nur aus dem Gedächtniſſe angeführet, und ohne daß er das Original zu Rathe gezogen; vielleicht ſind auch endlich die Zahlen im **Simplicius** verfälſcht, oder vielleicht hat dieſer Schriftſteller ſelbſt die Sachen nicht beſſer unterſuchet.

Dem ſey wie ihm wolle, es iſt ſchwer, daß man nicht geſtehen ſollte, eine ſo lange Reihe von Jahren, könne unmöglich des **Beroſus** Erfindung ſeyn. Ein ſo berühmter Schriftſteller würde einen ſo widrigen Satz ſchwerlich gewaget haben, ohne die Leſer vorher durch die Erzählung irgend einer von dieſen Beobachtungen einzunehmen. Gleichwohl ſagen **Hipparchus**, **Timocharus** und **Ptolomäus**, die dergleichen Denkmäler mit viel größerem Fleiße unterſucht hatten, weder von den Finſterniſſen, noch von den Neumonden, noch von den Vollmonden etwas, das weiter hinaus gienge, als auf **Nabonaſſars** Zeit. Woher kömmt das? daher, daß dieſe Sternkundige, weder in den babyloniſchen Archiven, noch im **Beroſus**, etwas gefunden hatten, welches frühzeitiger wäre, als die Regierung dieſes Prinzen. Ein ziemlich deutlicher Beweis, daß eben dieſer Schriftſteller ſeine Rechnungen, in der Stelle die uns vom **Plinius** aufbehalten worden, nicht weiter hinaus geführet hat.

Iſt es wohl wahrſcheinlich, daß **Beroſus** das Herz gehabt hätte, eine ſo übelzuſammenhängende Fabel vorzubringen, als die von den 480000 Jahren geweſen ſeyn würde? Wir wiſſen aus dem **Tatian**, daß dieſer Sternkundige ſeine chaldäiſchen Alterthümer dem **Antiochus**

Soter zugeeignet. Anderntheils wiſſen wir auch, daß die Seleuciden, bereits ſeit vielen Jahren, Meiſter von Babylon geweſen. Wäre es alſo nicht das unvernünſtigſte Vorhaben von der Welt geweſen, wenn man einem Prinzen etwas hätte weis machen wollen, welcher dergleichen ſeltene Denkmäler alle Augenblicke hätte zu Rathe ziehen können, und der, allem Anſehen nach, ſolches auch nicht unterlaſſen haben würde, um ſeine Neugierde durch eine Rechnung zu vergnügen, die ſo unglaublich, und den griechiſchen Vorurtheilen, ſo ſehr zuwider war? Die mehreſten unter ihnen kannten Babylon ſo gut, als ihr eigen Vaterland, und es gab viele, welche, um ſich in der Sternkunde recht feſt zu ſetzen, alle Denkmäler unterſucht hatten, die ſich in einer Stadt befanden, die zu allen Zeiten wegen ihrer aſtronomiſchen Entdeckungen ſo berühmt geweſen war. Man konnte alſo dem **Antiochus** nichts falſches weis machen, er würde gar bald, entweder durch ſeine eigenen Augen, oder durch die Reden ſeiner gelehrten Hofleute eines andern überzeugt worden ſeyn. Nimmermehr hätte **Beroſus**, der Leichtgläubigkeit ſeines Herren eine ſo grobe Falle gebauet, er, der durch ſeine Alterthümer, ſich den Schutz desjenigen Prinzen erwerben wollte, dem er ſie zueignete. Ein ſo unbilliger Verdacht ſchickt ſich ſehr ſchlecht mit denen Lobſprüchen zuſammen, die vom **Joſephus**, **Tatian** und **Juba**, unſerm Geſchichtſchreiber gegeben werden. Dieſer letzte iſt inſonderheit, in ſeiner aſſyriſchen Geſchichte, keinem andern Wegweiſer gefolgt, als dem **Beroſus**, wie eben derſelbe **Tatian** und **Clemens** von **Alexandrien** bezeugen.

Aus allem bisherigen nun, ſchließt der Herr Abt Sevin, daß man ſich in des **Plinius** Texte, ungleich lieber an die Zahl 720, als an 480 halten ſoll. So viel iſt gewiß, daß die Nachrichten dieſes Schriftſtellers, in dieſem Stücke auf einerley Rede bleiben, und daß unter allen Regeln der Critik, keine vernünftiger ſey, als diejenige, die uns verbiethet, in einem Schriftſteller irgend eine Aenderung zu machen, die nicht, entweder durch Handſchriften, oder durch die bündigſten Beweisgründe unterſtützet wird.

Des **Plinius** Art zu ſchließen, ſcheint richtig genug zu ſeyn. Um dieſes recht augenſcheinlich zu machen, darf man ſeine Gedanken nur ein wenig erweiterter mittheilen. „Ich glaube, ſagt er, daß die Aſſyrer allezeit Buchſtaben gehabt haben; gleichwohl giebt es Schriftſteller, die ihnen einen Anfang zueignen. Nach einiger Meynung, haben wir ſie den Aegyptiern zu danken; nach andern, ſollen die Syrier die Erfinder davon ſeyn. **Antiklides**, z. E. ſchreibt ſie einem Aegyptier Namens **Meno** zu, welcher 15 Jahre vor dem **Phoronäus**, gelebt hat, und dieſer Schriftſteller, beweiſt ſolches mit Denkmälern jener Zeit. Diejenigen aber, die **Epigenes** anführet, und welche zu Babylon aufbehalten wurden, giengen nicht über 720 Jahre hinaus, und diejenigen Beobachtungen, welche **Beroſus** geſehen hatte, erſtreckten ſich nicht über 480 Jahre.„

Nachdem nun **Plinius** alle dieſe Sachen ins Licht geſtellet; ſo ſchließt er: der Gebrauch der Buchſtaben ſey ewig; eine Folgerung, die er nur deswegen zieht, weil die Meynungen in Anſehung der Buchſtaben, ſo gar mannigfaltig ſind. Je älter eine Sache iſt, je mehr theilen ſich die Meynungen wegen ihres Urſprunges. Dieß iſt die gemeinſte Quelle des Unterſchiedes, der ſich unter den Schriftſtellern findet. Da nun **Plinius** angemerket hatte, daß faſt keiner von ihnen, im Abſehen auf den Anfang der Buchſtaben, mit den andern eines Sinnes wäre: ſo hat er geſchloſſen, ſie wären ewig; das heißt, überaus alt.

Anderntheils, hat man alle Urſache zu glauben, daß **Plinius**, wenn er die Buchſtaben ewig macht, nichts anders im Sinne gehabt hat, als des **Antiklides** Zeugniß, welcher den **Meno**, ihren Erfinder, 15 Jahre vor den

Phoronäus ſetzt. Alles was älter war, als dieſer Prinz, das konnte bey den Griechen einigermaßen für ewig gelten: denn die mehreſten unter ihnen kannten keinen Zeitpunkt der höher hinaus lieſe: und dieß iſt ſo wahr, daß auch ein gewiſſer alter **Dichter**, vom **Phoronäus**, als von dem erſten Menſchen redet. In ſeinem Gedichte, **Phoronides** genannt, nennt er ihn den Vater der Sterblichen, und **Plinius** ſelbſt giebt ihm den Titel des älteſten Königes der Griechen. Da nun die Erfindung der Buchſtaben, vor des **Phoronäus** Regierung noch 15 Jahre hergegangen iſt; ſo iſt es gar kein Wunder, daß dieſer Schriftſteller daher geſchloſſen, ihr Gebrauch müſſe ewig ſeyn, und er verlöre ſich im allerſpäteſten Alterthume.

* *

XXX.

Hrn. Hardions Unterſuchung einer Stelle des Tractats von der Elocution, den man dem Demetrius Phaleräus zuſchreibt. 1717.

Dieſe Stelle, die im 84 Abſchnitte der erſerdiſchen Ausgabe ſteht, handelt davon, wie man in der erhabenen Schreibart die Metaphoren anwenden ſoll, um ihr alle Pracht und Hoheit zu ertheilen, die ihr Charakter erfordert. **Nichts in der Welt**, ſagt der Verfaſſer, **trägt ſo viel zum Großen und Erhabenen bey, als die Metaphoren; allein, man gebe wohl acht, daß es deren einige giebt, welche, wenn man ſie gleich anwendet, die Schreibart zu erheben, und ſie deſto prächtiger zu machen, gerade das Gegentheil wirken, und ſie, ſo zu reden, verkleinern, anſtatt, daß ſie ſie vergrößern ſollten. Eine ſolche iſt z. E. ſolgende:**

Ἀμφὶ δ' ἐσάλπιγξεν μέγας οὐρανός.

Der Himmel ſtieß von allen Seiten in die Trompete.

denn es ſchickt ſich gar nicht, den Himmel, der von allen Seiten mit großem Lärmen ertönete, mit einer Trompete zu vergleichen; woſern man nicht zu Homers Entſchuldigung ſagen will: der weite Himmel machte ſo viel Lärmen, als ob der ganze Himmel in die Trompete geſtoßen hätte.

Herr Hardion trug im 1717 Jahre der Akademie, einige Betrachtungen über dieſe Critik vor. Er geſteht, daß, wenn man das Wort ἐσάλπιγξεν, im eigentlichen Verſtande nehmen ſoll, und wenn Homer im Sinne gehabt, den Donner, der in den Wolken rollet, mit dem Schalle einer Trompete zu vergleichen, in der That keine Verhältniß unter dem Halle der Trompeten, und dem Schalle des Donners ſey, und daß man dieſe beyden Sachen gar nicht hätte vergleichen ſollen. **Ariſtides**, **Quintilian**, und **Euſtathius**, die ebenfalls das Wort ἐσάλπιγξεν im eigentlichen Verſtande genommen, haben ſich nur vergebens bemühet, Urſachen auszufinden, um dieſe Metaphore im Homer zu vertheidigen. Herr Hardion aber will, daß man dem Worte ἐσάλπιγξεν einen figürlichen Verſtand gebe, ja daß man ihm keinen andern geben könne.

Homer beſchreibt zu Anfange des 21 Buchs der Ilias, mit ſeiner gewöhnlichen Pracht, des **Achilles** Streit mit dem Xantus und Simois. **Juno**, welche befürchtet, daß **Achilles**, der Macht dieſer zween Flüſſe unterliegen möchte, ſchickt ihm den **Vulkan** zu Hülfe. Dieſer kömmt auch, und beſtreitet mit allen ſeinen Feuern den Xantus. Nach geendigtem Streite, ſagt Homer: **die abſcheuliche Zwietracht, menget ſich unter die andern Götter, ſie theilen ſich in zwo Parteyen, und kämpfen mit entſetzlichem Lärmen unter einander. Die Erde erbebet bis an ihre äußerſte Ende, und der Himmel läßt an allen Seiten, das lärmende Zeichen des Treffens hören:**

Ἐν δ' ἄλλοισι θεοῖσιν Ἔρις πέσε βεβριθυῖα
Ἀργαλέη, δίχα δὲ σφὶν ἐνὶ φρεσὶ θυμὸς ἄητο.
Σὺν δ' ἔπεσον μεγάλῳ ὀρυμαγδῷ, βράχε δ' εὐρεῖα χθών,
Ἀμφὶ δ' ἐσάλπιγξεν μέγας οὐρανός - - - v. 385. ſeqq.

Das griechiſche Wort σάλπιγξ wird gemeiniglich gebraucht, um eine Kriegstrompete anzudeuten, πολεμικὸν ὄργανον: und dieſe Trompete diente gemeiniglich das Zeichen zum Treffen zu geben. Von dem Namen σάλπιγξ, iſt das Wort σαλπίζειν gebildet worden; welches eigentlich in die Trompete ſtoßen, heißt. Durch eine Metonymie, das heißt durch Verſetzung der Bedeutung, der Wirkung für die Urſache, bedeutet eben dieſes Wort, wenn man es bey den Treffen gebraucht, **zum Angriff blaſen, das Zeichen zur Schlacht geben**; und dieß heißt es, auch ohne Abſehen auf die Trompete, wenn es durch irgend einen andern Ausdruck beſtimmet wird, der den Begriff der Trompete tilget, und an deren Stelle tritt. Das Wort οὐρανὸς z. E. in dem Streite der Götter, welchen **Homer** hier beſchreibt, mit dem Wort σάλπιγξεν zuſammen genommen, vertreibt das Bild des Trompetenhalls gänzlich, und ſetzt den Schall des Donners an die Stelle, welchen **Homer**, aus großem Vorbedachte, durch das Vorwort ἀμφὶ, und das Beywort μέγας, noch verſtärken wollen, welches einen ſo vollen und gedehnten Klang hat; wie denn auch die Zahl und der lärmende Wohlklang des ganzen Verſes dazu hilft: ſo daß dieſe Wörter ἀμφὶ δ' ἐσάλπιγξεν μέγας οὐρανὸς, den Donner hören laſſen, der in der ganzen Weite des Himmels rollet. Dieſer rollende Donner aber, wird durch das Wort ἐσάλπιγξεν feſtgeſetzet, daß es das Zeichen zum Göttergefechte ſey. Hätte **Homer** hier ἐβρόντησεν geſetzt, welches eben ſo lang iſt, als ἐσάλπιγξεν, ſo hätte er nur einen Theil ſeines Gedankens ausgedrückt.

Herr **Hardion** beſchließt, daß **Homers** Metaphere, in dem hier vorgeſchlagenen Sinne genommen, nicht nur mit **Ariſtotels**, **Cicerons** und **Quintilians** Vorſchriften übereinſtimme; ſondern, daß ſie auch noch das Anſehen der Pracht und des Erhabenen hat, welches dieſe Redner dieſen Metapheren beylegen, die durch eine faſt ausſchweiſende Verwägenheit, den unbelebten Dingen, eine Thätigkeit und Empfindung beylegt. Er führt noch zum Schluſſe, zwo Stellen an, die ſeiner Erklärung gemäß ſind. Die eine iſt aus dem **Longin**, im neunten Abſchnitte; und die andere aus dem jüngern **Plinius**, im 9 Buche des 26 Briefes.

* * * * * * * * * * * * * * *

XXXI.

Des Hrn. Abts Couture critiſche Anmerkungen über das V Capitel des VII Buchs vom Valerius Maximus.

1714.

Man merkt gar leicht, wenn man den **Valerius Maximus** lieſt, daß er ein Schriftſteller ſey, der das Wunderbare und Erhabene liebt; daß er in denen Thaten, davon ſein Buch handelt, nur diejenigen Beyſpiele anführet, die ins Wunderbare fallen, und daß, da er ſich mehr Mühe giebt, die Bewunderung ſeiner Leſer an ſich zu ziehen, als ſelbige genau von der Wahrheit derer Thaten zu benachrichtigen, die er anführet, er allezeit die fabelhaften Umſtände ergreift, die eine übel unterſuchte Sage, mit den Begebenheiten der römiſchen Geſchichte verbunden hatte. Hierinn nun opfert er oftmals die Wahrheit, und faſt allemal die hiſtoriſche Einfalt, dem Vergnügen auf, außerordentliche Sachen vorzutragen.

Der Herr Abt **Couture** hat geglaubt, es wäre den Wiſſenſchaften daran gelegen, daß man dieſem Schriftſteller dieſe ſonderbare Neigung nicht ſchenkte; und hat daher alle Gelegenheiten ergriffen, ſeine Fehler aufzudecken, und diejenigen die die alte Geſchichte erlernen, mistrauiſch gegen ihn zu machen. Allein die Critik dieſes Mitgliedes der Akademie, kam denenjenigen gar zu hitzig vor, welche durch die häufigen Anführungen der Zuſammenſchreiber, für den **Valerius Maximus** eingenommen worden. Er entſchloß ſich alſo eine unleugbare Probe davon, in einer Abhandlung mitzutheilen, welche hauptſächlich von einem Beyſpiele handelt, wo dieſer Schriftſteller, um deſto wunderbarer zu ſcheinen, die Leben dreyer **Scipionen**, welche den Zunamen **Naſica** geführet haben, auf eine ſehr plumpe Weiſe vermenget.

Die Stelle ſteht im VII Buche de Repulſis, im 5 Capitel, wo er von dem **P. Scipio Naſica**, ſo redet: Publius autem Scipio Naſica, togatae potentiae clariſſimum lumen, is, qui Conſul Jugurthae bellum indixit, qui matrem Idaeam Phrygicis ſedibus ad noſtras aras focosque migrantem, ſanctiſſimis manibus excepit; qui multas et peſtiferas ſeditiones autoritatis ſuae robore oppreſſit; quo Principe Senatus per aliquot annos gloriatus eſt; cum Aedilitatem Curulem adoleſcens peteret, manumque cujusdam ruſtico opere duratam, more candidatorum tenacius apprehendiſſet, joci gratia interrogavit eum, num manibus ſolitus eſſet ambulare? Quod dictum a circumſtantibus exceptum, ad populum manavit, cauſamque repulſae Scipioni attulit. Omnes namque ruſticae tribus poteſtatem ſibi ab eo exprobratam judicantes, iram ſuam adverſus contumelioſam ejus urbanitatem diſtrinxerunt.

An dieſer Erzählung iſt alles ſchön, alles lebhaft und der Verfaſſer hat nichts von allem verabſäumet, was von des **Scipio Naſica** Verdienſten, einen edeln Begriff machen kann, den eine übelangebrachte Spottrede, um ein Amt brachte, das er übrigens ſo würdig bekleidete. Man ſieht aber auch wohl, daß **Valerius Maximus**, um **Scipions** ſchöne Eigenſchaften deſto mehr zu erheben, jenem Maler nachgeahmet hat, der alle Schönheiten ſeines Landes zuſammen holete, um das Bildniß der **Venus** zu malen; oder wie es diejenigen Dichter machen, die, um **Herkuls** Heldenmuth zu vermehren, ſeine Geſchichte mit den Begebenheiten aller derer vollpfropfen, die einerley Namen mit ihm geführet. In der That vermenget er, den Sohn, den Vater und Großvater; und, ungeachtet ein jeder von dieſen drey großen Männern, Stoff genug zu einem ſehr ſchönen Gemälde geben könnte: ſo will er doch lieber alles, was man in dieſen drey Leben herrliches findet, in einen einzigen Geſichtspunkt bringen; um ſeiner Abſchilderung deſto mehr Stärke und Glanz zu ertheilen.

Wird man nicht ſagen, wenn man obiges Stück lieſt, daß dieſer **Scipio**, dem ſeine Spottrede das Bauherrnamt koſtete, eben derſelbe ſey, der die Mutter der Götter beherberget? daß es eben derſelbe ſey, der der König von Numidien mit Krieg überzogen, den Tribun **Tiberius Gracchus** umgebracht hat, und nachmals Oberhaupt des Senats geworden iſt?

Um die Irrthümer ſichtbar zu machen, in welche ſich **Valerius Maximus** in angeführter Stelle verwickelt hat, macht der Herr Abt **Coutúre** einen Auszug aus der Geſchichte derer drey **Scipionen**, die dieſer Schriftſteller ſo übel vermenget. Der erſte **Scipio**, der den Zunamen **Naſica** führete, war ein Sohn des **Cn. Scipio**, welcher in Spanien, nebſt ſeinem Bruder **Publius**, dem Vater des africaniſchen **Scipio**, im 541 Jahre Roms, und im 8 des andern puniſchen Krieges, erſchlagen ward. Dieſer **Scipio** hatte noch kein öffentliches Amt gehabt, ja er war noch nicht einmal Quäſtor geweſen, welches Amt, nach dem **Cicero**, die erſte Stuffe zu den Bedienungen war, primus gradus honoris: als das durch herrſchende Krankheiten und öffentliche Drangſaalen geängſtigte Rom, nach **Peſſinunt** in Phrygien, eine berühmte Geſandſchaft ſchickte, die Göttinn **Cybele** zu befragen. Das delphiſche Orakel, welches die Geſandten im Vorbeygehen mit befragten, antwortete: **Attalus** würde ſie ihrer Bitte gewähren; allein, ſie ſollten ja, wenn ſie wieder nach Rom zurück kämen, die Bildſeule der Göttinn in die Hände desjenigen liefern, den man für den rechtſchaffenſten Mann hielte.

Bey der Zurückkunſt der Geſandſchaft, war der Rath in Verwirrung, wie er eine ſo kützliche Wahl anſtellen ſollte. Endlich fielen die Stimmen für den **Scipio Naſica**, der etwa damals 29 Jahre alt ſeyn mochte: Publium Scipionem Cn. Filium, ejus, qui in Hiſpania cediderat, adoleſcentem nondum Quaeſtorium, judicaverunt in tota civitate virum optimum eſſe. *Livius Lib. 39.*

Troß einem ſo vortheilhaften Urtheile, welches unfehlbar allen andern Ehrenbezeugungen vorzuziehen war, erhielt doch **Scipio** die öffentlichen Aemter nicht anders, als nach der Ordnung der Geſetze, und ohne allen Erlaß des Alters. Er ward ſogar nur erſt 5 Jahre hernach, an des verſtorbenen **Galba** Stelle Conſul; und man kann im Vorbeygehen anmerken, daß **St. Auguſtin** (*m*), der ſonſt in der Kenntniß der Geſchichte ſo ſtark iſt, ſich geirret hat, wenn er ſagt, **Scipio** wäre zum Oberprieſter gemacht worden, um die Göttinn **Cybele** zu beherbergen. Er ward nicht einmal Conſul, als er das erſtemal dieſe Ehre ſuchte, ungeachtet ſein Namen, ſeine Würde, der rechtſchaffenſte Mann in der Republik zu ſeyn, die vornehmſten Römer, der große **Scipio**, ſelbſt derjenige, der den **Hannibal** überwunden, und Africa beſiegt hatte, für ihn bathen; wie **Livius** (*n*) ſolches ſehr ausführlich berichtet, und dazu ſetzt, daß er dieſe Ehre erſt das folgende Jahr erhalten: ut dilatum viro tali, non negatum honorem appareret, Conſulatus datus eſt.

Scipio Naſica gieng, indeſſen daß ſein Amtsbruder **Acilius Glabrio**, mit dem Könige **Antiochus** und mit

---

(*m*) De civit. Dei Lib. I. Cap 30. (*n*) im 45 Buche.

mit den Aetoliern Krieg führete, mit einem Kriegsheere wider die **Boyer** und **Ligurier**, über welche er im 563 Jahre Roms, dreyzehn Jahre nachdem er die Mutter der Götter beherberget, siegete. Der Tempel den man dieſer Göttinn erbauet, ward ebenfalls in dem Jahre dieſes Conſulats eingeweihet, und er erhielt allen möglichen Beyfall in denen Spielen, die man bey dieſer Einweihung, unter dem Namen **Megaleſia**, feyerte: und dieß iſt der wahre Zeitpunkt dieſer Spiele.

Im 592 Jahre Roms gab es einen andern **Scipio Naſica**, der, da er mit dem **L. Martius Figulus** Conſul geweſen, das Conſulat freywillig niederlegte, weil er glaubte, es hätte an den Feyerlichkeiten ſeiner Wahl etwas gefehlet. Sieben Jahre darauf ward er mit dem **M. Marcellus**, zum Conſul erwählet, überzog die Dalmater mit Krieg, und nachdem er **Delminium**, ihre Hauptſtadt, eingenommen, beehrte ihn ſein Kriegsheer mit dem Namen **Imperator**; das Siegsgepränge aber wollte er nicht annehmen, welches der Senat ihm zuerkannt hatte. Dieſer zweyte **Scipio Naſica** war Cenſor, bauete die Galerien des Capitols, und von ihm ſagt **Cicero** (*p*), er ſey eloquentia primus, juris ſcientia conſultiſſimus, ingenio ſapientiſſimus, geweſen; daher er auch den Zunamen Corculum, bekommen.

Dieſer **Scipio** hat mit dem **Valerius Maximus** nichts zu thun. Mit ſeinem Bruder **Scipio Naſica** aber, iſt es ein anders; dieſem kömmt die Ehre zu, daß er das Oberhaupt des Senats geweſen; und die großen Empörungen erſtickt habe, welche faſt einen bürgerlichen Krieg erreget hätten. Er war im 606 Jahre Roms Conſul geweſen; allein er war nicht mehr im Amte, als er den **Tiberius Gracchus**, den Tribun des Volks, umbrachte.

Endlich

(*o*) Livius im 36 Buche, 36. Cap.

(*p*) In Bruto Tuſc. Qu. Lib. I. Plin. de v. Ill.

Endlich hat es noch einen vierten **Scipio Naſica** gegeben. Dieſer war **Serapions** Sohn, und ward mit dem **L. Calpurnius Beſtia**, im 643 Jahre Roms, Conſul; als man den Krieg wider den **Jugurtha** unternahm. Dieſes iſt derjenige, der im **Valerius Maximus**, durch die Worte: Is qui Conſul Jugurthae bellum indixit, angezeiget wird. Der Senat und das römiſche Volk hatten befohlen, die Waffen wider dieſen Prinzen zu ergreifen, Bellum populus juſſit, patres autores fuere. **Calpurnius Beſtia** mußte dieſen Krieg führen, und nicht **Scipio**, der nur in Italien zu befehlen hatte. **Scipio** ſtarb noch daſſelbe Jahr, und unter ſeinem Conſulate; aber, weder ſein Name, noch ſeine guten Eigenſchaften, konnten verhindern, daß er wegen ſeiner Unbedachtſamkeit beſtrafet ward, indem man ihm das Bauherrnamt verſagte, welches er übrigens auf ſo vielerley Weiſe verdienete.

Dieß ſind nun alſo die drey **Scipionen**, welche **Valerius Maximus** vermenget; deſſen mannigfaltige Fehler aus der kurzen Geſchichte dieſer drey großen Männer, zur Gnüge erhellen.

XXXII.

Herrn Mahudels Unterſuchung, was von der Größe der Rieſen am wahrſcheinlichſten iſt. 1704.

Die Ehrfurcht ſo man der heiligen Schrift ſchuldig iſt, die Vorurtheile ſo ſich auf diejenigen Erzählungen gründen, welche, ungeachtet ſie fabelhaft ſind, dennoch ihren Urſprung aus der Wahrheit der heiligen Bücher genommen haben, und der Glauben, den eine Zahl ehrwürdiger Geſchichtſchreiber verdienet, haben ſeit vielen Jahrhunderten denenjenigen als Beweiſe gegolten, die von der Exiſtenz der Rieſen, mit mehrerer oder weniger Vergrößerung geſprochen haben.

Herr Abt **Tilladet** trug im 1704 Jahre eine Meynung von dieſer Sache vor, die er allein zu haben glaubte: daß es nämlich Geſchlechter und Völkerſchaften dieſer Art von Leuten gegeben habe und noch gäbe, die von denen Anführern herſtammeten, die deren erſte Colonien geſtiftet. Hingegen hat es von Zeit zu Zeit Naturforſcher gegeben, die, da ſie ſich auf die gewöhnlichen Geſetze der Natur gründen, durchaus geleugnet haben, daß es jemals wirkliche Rieſen gegeben habe.

Herr **Mahudel** bringt die Frage noch einmal auf die Bahn, und zeigt, daß diejenigen Materien, die die allerabgenutzteſten zu ſeyn ſcheinen, wenn man ſie nur von gewiſſen Seiten anſieht, noch allemal fähig ſind, ein neues Anſehen anzunehmen. Er hält es für unmöglich dieſe Frage auszumachen, ſo lange man nicht über dem Begriffe einer Größe eins iſt, die ein feſtgeſetztes Maaß ſeyn muß, und von welchem man ſagen könnte, daß dieſe Menſchen ihm nahe gekommen, oder es übertroffen hätten. Das Maaß welches er angiebt, iſt von 12 franzöſiſchen Schuhen, und alſo das doppelte Maaß der vortheilhafteſten Länge gewöhnlicher Menſchen. Von dieſem Maaße nun behauptet er, daß keiner von denen, die man als Rieſen angeführet, es übertroffen habe.

Dieſe Meynung gründet er auf zweyerley Arten von Unmöglichkeit, welche ſich dem Daſeyn derer entgegen ſetzen, die man über dieſe Länge hinaus ſtellen will: die eine, iſt aus der Naturlehre, die andere aus der Sittenlehre. Die erſte zieht er aus der Schwierigkeit, die dergleichen ungeheure Maſchinen gehabt haben würden, ſich zu rühren, zu krümmen, niederzuſetzen u. ſ. w. von der Unförmlichkeit des Gebrauchs ihrer Gliedmaßen, mit denen zur gewöhnlichen Nahrung der Menſchen erſchaffenen Sachen; von der Schwierigkeit den Anfall der mindeſten Thiere abzuwehren, und von der Erfahrung, die wir haben, daß, wenn es zuweilen Menſchen giebt, die nur drey Schuhe länger ſind, als andere Menſchen; ſie entweder übel gewachſen, oder allezeit krank, oder zu den gemeinſten Handlungen ungeſchickt ſind, oder doch nicht lange leben.

Die moraliſche Unmöglichkeit zieht er aus der Feindſeligkeit, die, wie man ſich leicht vorſtellen kann, unter dieſen ungeheuren Leuten und andern Menſchen ſeyn müßte; mit denen, wie die Schrift uns lehret, diejenigen die ſie Rieſen nennet, gleichwohl vor der Sündfluth ziemlich lange, in guter Gemeinſchaft gelebt haben. Dieſe Gemeinſchaft ſetzt ſonder Zweifel einen Handel und Wandel, und eine Menge anderer Handlungen voraus, welche unter Leuten, deren Länge und Sitten ſo gar wenig Verhältniß gehabt hätten, unmöglich geweſen wären. Wollte man ſagen, dieſe ſo hochmüthigen boshaften Leute, derer die Schrift erwähnet, und denen einige Kirchenväter eine wunderbare Geburt beygelegt haben, wären nur 2 oder 3 Schu länger geweſen als andere Menſchen: würde das wohl die Sache glaublich machen, und wäre die Ungleichheit nicht noch groß genug geweſen, um alle Folgerungen daraus zu ziehen, die mit dem Texte der heiligen Schrift übereinſtimmen ſollen?

Jedoch, dieſe Unmöglichkeiten laſſen ſich nicht beſſer rechtfertigen, als durch die Unmöglichkeit, die, wie Herr **Mahudel** will, ſich findet, das Gegentheil zu beweiſen. Das heißt, bey denen Menſchen von außerordentlicher Länge, deren die Geſchichtſchreiber Erwähnung thun, entweder als hätten ſie ſie geſehen, oder von glaubwürdigen Leuten von ihnen reden gehöret, zu zeigen: daß es keinen einzigen ſolchen Menſchen gegeben, der das Maaß der Länge erreicht hätte, welches er angiebt.

Das Mittel, deſſen er ſich bedienet, dieſen Beweis zu finden, iſt dieſes, daß er Regeln feſtſetzt, die alle Welt annimmt, um die Ellen, die Schue, und Zolle zu ſchätzen, welche das Maaß ſind, welches die alten Schriftſteller, die dieſe Nachrichten beſchrieben haben, annehmen. Dieß ſcheint um ſo viel leichter zu ſeyn, da dieſes Maaß nach einer natürlichen Regel eingerichtet iſt, nämlich nach der Länge des Fuſſes, von einem recht wohl gewachſenen Menſchen. Die Hebräer, Griechen und Römer entfernten ſich davon nur etwas mehr oder weniger: und dieſe Länge, ſie gehe ſo weit ſie wolle, übertrifft den franzöſiſchen Schuh nicht. Weit gefehlt auch, daß Herr **Mahudel**, dieſes Maaß auf eine ſo ſtrenge Genauigkeit ſetzen wollte, daß ſie beſtritten werden könnte; ſo will er es vielmehr in der gröſten Länge voraus ſetzen, und das iſt die Länge dieſes Schuhes.

Bey dieſer Vorausſetzung, wenn die Elle für anderthalb franzöſiſche Schuhe, oder für 6 Hände breit gerechnet wird, würde **Goliath** nur 9 Schuhe und 4 Daumen gehabt haben; und wenn man die 9 Ellen von **Ogs**, des Königs zu **Baſan** Bette wegnimmt, von welchem die Schrift redet, und was noch die Pracht, nach morgenländiſcher

Gewohnheit ihm überflüſſig zulegte: ſo wird man finden, daß die Länge dieſes Prinzen, noch unter dem vorgeſetzten Maaße bleibt; und das ſtärkſte und ehrwürdigſte Beyſpiel, ſo man von einer ausnehmenden Länge hat, wird dieſem Lehrgebäude keinen Schaden thun.

Durch eben dieſe Verhältniß des neuern Maaßes mit dem franzöſiſchen Fuße, wird es ſich finden, daß wenn man den **Patagonen** die 3 Ruthen und 15 Hände breit zugeſtünde, die die Reiſenden ihnen beymeſſen, ſie zum Theile nur 8 und zum Theile 10 und einen halben Schuh lang ſeyn würden. Und wenn man den Nachrichten der portugieſiſchen, holländiſchen und ſpaniſchen Reiſenden glauben will, die ſie von den Einwohnern der **magellaniſchen** Küſten, als von Menſchen machen, die noch einmal ſo lang wären, als einer von dieſen Völkern: ſo wird es doch viel ſeyn, wofern ſie 10 Schuhe lang ſind.

Allein, da es unter der Zahl alter und neuer Geſchichtſchreiber einige giebt, welche von Ausfindung ganzer Gerippe, oder von einzelnen Beinen reden, die ſo ungeheur geweſen: ſo würde man, wenn von dieſen Ueberbleibſeln noch etwas vorhanden wäre, durch die Vorausſetzung des Zuſammenhanges der andern Glieder, die Folge ziehen können; daß die Menſchen, denen ſie im Leben zugehöret, wirkliche **Koloſſen** geweſen.

Dieſen Einwurf hat ſich Herr **Mahudel** gemacht, weil er die größten Männer verführet hat, die, entweder zu leichtgläubig geweſen; oder die Critik gar nicht zu Rathe gezogen; oder die Zergliederungskunſt der Thiere, ganz und gar nicht gekannt haben. Damit er ſich nun nicht auch, gleich dieſen Geſchichtſchreibern hintergehen ließe, ſo hat er eine Unterſuchung ihrer Charactere, und deſſen was ſie vorgeben, angeſtellet, wider deren Richtigkeit ſie ſich gar nicht ſchützen können.

In dieſer Critik, wird **Herodot**, den ſchon **Strabo** in hundert Fällen die ihm bekannt waren, Lügen ſtraft, inſonderheit von dieſem Erdbeſchreiber, und vom **Aulus Gellius**, im Abſehen auf die 12 Schuhe und ein Viertel beſchuldiget, die des **Oreſtes** Beingerippe, welches man entdeckt hatte, gehabt haben ſoll. Man verdenkt es dem **Plutarch**, daß er aus dem **Gabinius**, einen Schriftſteller, der ſchon zu ſeiner Zeit verdächtig war, die Fabel von 60 Ellen abgeſchrieben, die, wie er ſagt, **Sertorius** an dem Gerippe des Rieſen **Antäus** entdeckt, den er in der Stadt **Tanger** ausgraben laſſen. Die Stelle, in welcher **Plinius**, dem in **Candien** gefundenen Knochengerippe **Orions**, 46 Ellen beyzulegen ſcheint, muß, wenn man ſie recht unterſucht, nothwendig von einem Abſchreiber verſtümmelt worden ſeyn, der vor die Zahl VI etwa noch XL. geſetzt hat: denn es iſt gar nicht natürlich, daß die Ordnung einer Zunahme, wie diejenige iſt, der dieſer Schriftſteller folgen zu wollen ſcheint, wenn er von 6 bis 9 Ellen rechnet, durch die Zahl 46 unterbrochen ſeyn ſollte, die man mitten in der Gradation findet.

Solins Abweichungen in eben dieſer Sache, geben ihm kein größer Anſehen als dem **Plinius**, deſſen Affe er bekanntermaßen, iſt. Den **Phlegon** muß man in ſeiner Nachricht vom **Makroſyris**, wegen des lächerlichen durchaus verwerfen, daß er ihn in der Grabſchrift, die er von ihm anführet, fünf tauſend Jahre leben läßt. **Apollonius**, **Antigonus**, **Cariſtius** und der jüngere **Philoſtratus**, Schriftſteller, die bereits durch das falſche Wunderbare in ſchlechtem Anſehen ſind, womit ſie ihre Schriften angefüllet haben, verlieren vollends durch ihre Fabel, von ihrem hundert Ellen langen Rieſen, allen Werth.

Dieſes alles wird nicht minder durch die Umſtände zernichtet, womit die Schriftſteller es begleiten. Kein einziger ſagt, daß er ein Augenzeuge davon geweſen. Die mehreſten verſichern, daß, ſobald man ſich den Leichen dieſer

ſer ſogenannten Rieſen genähert, ſie in Staub zerfallen wären; gleichſam um der Neugierde derer vorzubeugen, die ſich etwa an den Oertern ſelbſt, um die Wahrheit hätten bekümmern wollen. Wo findet man wohl mehr Widerſprüche und Fehler wider die Zeitrechnung, als in der vorgegebenen Entdeckung des Körpers von **Evanders** Sohne, **Pallas**? Die Sprache in welcher ſeine Grabſchrift geſchrieben iſt, deren Schreibart, die Lampe, welche nach einem 2300 jährigen Brennen, nur davon ausloſch, daß man ein kleines Loch darein machte; die ungeheure Breite einer Wunde, die man noch in der Bruſt entdecken konnte; die Art wie man ihn gegen die Mauern von Rom gekehret, über die er Kopfslang hervorragte; alles dieß ſind Beweiſe von der Einfalt des **Toſtatus**, Biſchofes von **Avila**, der ein Mährchen, aus der Chronik des Mönches **Helinand**, welche in einer fabelhaften Zeit geſchmiedet worden, für wahr angenommen.

Und wie kann man endlich die Höhe von 20 bis 30 Ellen, welche **Faſel** den **Cyklopen**, und den 200 Ellen die er dem **Polyphem** beylegt; von welchen er nach dem **Bocaz** ſagt, daß ſie theils in verſchiedenen ſiciliſchen Hölen, der letztere aber in der Höle zu **Drepano** ſitzend gefunden worden, wie er eine Fichte, gleich einem Maſtbaume in der Hand gehalten, mit einander vergleichen? Wie verträgt ſich wohl dieſe Höhe mit der Höhe dieſer Hölen? von deren höheſter der **Pater Kircher** verſichert, daß ſie nur 15 bis 20 Hände hoch geweſen. Man bringt nichts zum Vorſcheine, als irgend einen Zahn, einen Rückgradswirbel, eine Ribbe, oder ſonſt ein Ueberbleibſel von Knochen, welches dem Schulterblatte, oder dem Hüftknochen ähnlich ſieht: und niemals zeigt man ganze Köpfe, die gewiß ſehr kennbar ſeyn würden. Könnte auch wohl etwas fähiger ſeyn, die Schriftſteller zu verwirren, die von dieſen Entdeckungen reden, als wenn man ſie überzeugte, daß dieſe ungeheuren Gebeine, die ſie für menſchliche ausgegeben, und die noch in ſo vielen Städten aufbehalten, und dafür gezeiget werden, nichts anders ſind, als Stücke von den Gerippen der Meerkälber, der Wallfiſche, und anderer Thiere oder Ungeheuer, die durch die Sündfluth, oder durch andere Zufälle an verſchiedenen Orten des Erdballes zerſtreuet worden ſind?

* *

XXXIII.

Anfrage

wegen der aſtronomiſchen Sonnenuhren und Prachtkegel der Alten. 1716.

Nebſt einer Antwort der Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, an die Herren von der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften.

Bittſchrift

an die königl. Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften im Monate März des 1716 Jahres abgeſchickt.

Die Herren von der königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, werden ergebenſt gebethen, einen Streit zu entſcheiden, der in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, unter dem Ritter, Herrn von **Louville** und einigen andern Mitgliedern dieſer Akademie entſtanden iſt. Er rühret von einer verſchiedentlich erklärten Stelle in dem 36 Buche von des **Plinius** natürlicher Geſchichte, im 10 Cap. her. Dieſes Capitel führet die Aufſchrift von den Sonnenuhren; und hier iſt die Stelle, wie man ſie im **Plinius** findet:

> Ei qui eſt in Campo, Divus Auguſtus addidit mirabilem uſum ad deprehendendas ſolis umbras, dierumque ac noctium magnitudines, ſtrato lapide ad Obeliſci magnitudinem, cui par fieret umbra brumae confectae die, ſexta hora, paulatimque per regulas, quae ſunt ex aere incluſae, ſingulis diebus decreſceret, ac rurſus augeſceret: digna cognitu res, et ingenio foecundo.
>
> *Manlius*, Mathematicus, apici auratam pilam addidit, cujus vertice umbra colligeretur in ſe ipſa, alia incrementa jaculantem apice, ratione, ut ferunt, a capite hominis intellecta.

Man fragt: ob aus dieſer Stelle nicht klärlich erhelle, daß es der Meßkünſtler **Manlius** geweſen, welcher zuerſt den Einfall gehabt, eine Kugel oben auf die Prachtkegel und Sonnenzeiger zu ſtellen, und daß er dieſe Erfindung nicht eher angebracht, als nachdem **Auguſtus**, die große Sonnenuhre, davon hier die Rede iſt, auf dem **Martiesfelde** aufſtellen, oder doch dahin bringen laſſen. Dieß ſcheint aus dem Worte addidit, deſſen **Plinius** ſich bedienet, offenbar zu ſeyn; ſo daß dieſe Stelle anzudeuten ſcheint: die Prachtkegel, welche man bis dahin errichtet gehabt, hätten oben keine Kugeln getragen, und wären coniſch, oder pyramidaliſch, und oben zugeſpitzt geweſen.

Denn, was wäre es ſonſt für eine große Erfindung, eine Kugel oben auf einen Sonnenzeiger zu ſetzen? Wäre dieß ſchon üblich geweſen, ſo hätte ein jeder Dachdecker es beſſer bewerkſtelliget, als ein Meßkünſtler, und es hätte die Mühe gewiß nicht gelohnet, ſeinen Namen bey der Nachwelt berühmt zu machen. Uebrigens zeigt die Urſache, welche **Plinius** von dieſer Erfindung anführet, ungeachtet er ſie nicht begriffen hat, zur Gnüge an, daß es eben dieſelbe ſey, die dieſen Meßkünſtler bewogen, folgendes hinzu zu ſetzen: cujus vertice umbra colligeretur in ſe ipſa; damit der Schatten davon merklicher würde, wenn er in ſich ſelbſt zuſammen gezogen würde. Dieß iſt unfehlbar eine von denen Urſachen, die den **Manlius** bewogen, oben auf den Sonnenzeiger eine Kugel zu ſetzen; aber die Haupturſache iſt es nicht. Dieſe war vornehmlich, damit durch dieſes Mittel, der Schatten welcher mit dem Mittelpuncte der Sonnen überein trifft, erhalten würde: dahingegen, wenn oben keine Kugel iſt, man nur denjenigen Punct des Schattens bekömmt, der mit dem obern Rande der Sonnen überein trifft, welches aber einen Unterſcheid von einem ganzen halben Durchmeſſer dieſes Geſtirns austrägt.

Die Frage iſt ſehr wichtig: denn man will wiſſen, ob ein gewiſſer Sternkundiger, Namens **Pytheas**, welcher ungefähr um **Alexanders** des großen Zeit zu **Marſeille** gelebet, eine Beobachtung von der Verhältniß der Größe des Schattens eines Sonnenzeigers zu ſeiner Höhe gemacht, und geſagt hat: er habe gefunden, ſie ſey wie 42 minder ein Fünftheil zu 120, ſich zu dieſer Beobachtung, eines Sonnenzeigers, mit, oder ohne Kugel, bedienet habe? Dieß ändert das Verhältniß ganz und gar, und folglich auch die Abweichung, die, wie man will, in der Obliquität der Ekliptik ſeit der Zeit vorgefallen, die ungefähr 2000 Jahre ausmacht. Herr von **Louville**, welcher um die Zeit eines Solſtitii im 1694 Jahre, ausdrücklich nach **Marſeille** gieng, und des **Pytheas** Beobachtung daſelbſt wiederholete, zwar nicht mit einem Sonnenzeiger, ſondern mit einem Quadranten, hat gefunden: daß die Obliquität der Ekliptik, ſeit den 2000 Jahren, um 20 Minuten, oder ein Drittel vom Grad abgewichen ſeyn müſſe, und es würde eine Minderung von ungefähr 15 Minuten mehr geben, wenn **Pytheas** ſich eines Sonnenzeigers mit einer Kugel bedienet hätte. Nun paſſt aber dieſe letzte Verminderung mit den neuern Beobachtungen nicht; die andere aber trifft ziemlich genau damit überein.

Hat nun jener **Manlius** dieſe Art, Kugeln oben auf die Prachtkegel zu ſtellen, zuerſt erfunden, welche Erfindung ſeitdem allezeit im Gebrauche geweſen: ſo iſt es offenbar, daß **Pytheas** ſich ihrer nicht hat bedienen können, indem er faſt 300 Jahre vor dem **Auguſt** gelebet hat; und wäre dieſe Erfindung zu des **Pytheas** Zeit bereits im Brauche geweſen, ſo würde ſie ſich auch erhalten haben, wie es ſeit dem **Auguſtus** gegangen iſt, und hätte nicht nach der Zeit erſt von neuem erfunden werden dörfen.

Kurz, die Frage kömmt darauf an, daß man wiſſe, ob es vor dem **Auguſtus**, oben auf den Sonnenzeigern Kugeln gegeben, oder nicht? Denn, wenn man nicht beweiſen kann, daß man ſich der Kugeln bereits vor dieſem Kaiſer bedienet, oder daß die Prachtkegel vor ihm keine Kugeln gehabt; ſo hat der Ritter, Herr **von Louville** ſeine Sache gewonnen.

Man hat geglaubt, man könne ſich an niemanden beſſer wenden, um wegen einer Sache von dieſer Art eine ausführliche und richtige Erklärung zu erhalten, als an eine ſo gelehrte, und in der Kenntniß der Alterthümer, ſo erfahrene Geſellſchaft, wie dieſe berühmte Akademie iſt. Auf ihren Ausſpruch wird man alles ankommen laſſen.

Die Königliche Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, welche um den wahren Sinn dieſer Stelle aus des Plinius 36 Buche der natürlichen Geſchichte, im 10 Capitel befragt worden:

Ei qui eſt in Campo, Divus Auguſtus addidit mirabilem uſum, ad deprehendendas ſolis umbras, dierumque ac noctium magnitudines, ſtrato lapide ad Obeliſci magnitudinem, cui par fieret umbra brumae confectae die, ſexta hora, paulatimque per regulas, quae ſunt ex aere incluſae ſingulis diebus decreſceret, ac rurſus augeſceret: digna cognitu res, et ingenio foecundo.

Manlius, Mathematicus, apici auratam pilam addidit, cujus vertice umbra colligeretur in ſe ipſa, alia incrementa jaculantem apice, ratione, ut ferunt, a capite hominis intellecta.

iſt der Meynung, daß durch die Worte: Divus Auguſtus addidit mirabilem uſum: digna cognitu res et ingenio foecundo, **Plinius** den **Auguſt** nur loben wollen, daß er einen ſo großen Prachtkegel, als der auf dem Martisplatze war, welcher faſt 120 Schuhe an Höhe hatte, ohne das Fußgeſtelle zu rechnen, und vorher ein bloßer Gegenſtand der Neugierde geweſen war, zu einem aſtronomiſchen Gebrauche hätte anwenden wollen.

Daß ferner **Plinius**, durch die Worte: Mathematicus apici auratam pilam addidit, cujus vertice umbra colligeretur in ſe ipſa, nicht gemeynt habe, daß der Meßkünſtler, welcher auf den Prachtkegel im Martisfelde eine Kugel geſetzt, die den Schatten deutlicher machen konnte, indem ſie ihn in ſich zöge, der Erfinder dieſes Gebrauchs geweſen. Eben wie er im vorgehenden Abſatze nicht ſagen wollen, **Auguſt** ſey Erfinder der Sonnenzeiger: weil er aus dem Prachtkegel des Martisfeldes, einen richtigen Sonnenzeiger gemacht, addidit mirabilem uſum, ad deprehendendas ſolis umbras.

Daß, aber, wenn man gewiſſermaßen aus des **Plinius** Worten folgern kann, die Gewohnheit einen Sonnenzeiger mit einer Kugel zu ſchließen, ſey eine ganz neue Erfindung geweſen; man ſolches doch nur im Abſehen auf Rom und Italien, ganz und gar aber nicht von Griechenland und Aegypten verſtehen müſſe.

Daß endlich, ob man gleich keine ausdrückliche Stelle findet, welche bezeigt, daß die alten griechiſchen und ägyptiſchen Sternkundigen im Brauche gehabt, ihre Sonnenzeiger mit einer Kugel zu ſchlieſſen, dennoch viele Urſachen veranlaſſen, ſolches zu muthmaſſen.

Die erſte iſt, weil es nicht wahrſcheinlich zu ſeyn ſcheint, daß ſolche geſchickte Leute, den Unterſchied von dem Schatten einer bloßen Spitze und einer Kugel, nicht ſollten erkannt haben, inſonderheit wenn man zugeſteht, daß dieſer Unterſchied einen ganzen halben Durchmeſſer der Sonne beträgt, weil dieſer Schwierigkeit überaus leicht zu helfen iſt; weil ſie ſich von ſelbſt, und einem jeden Menſchen darbeuth, der den Schatten ſeines Kopfes ſehen kann, ratione a capite hominis intellecta.

Die zweyte Urſache iſt, weil **Appion** in ſeinen Aegyptiacis, dem **Moſes** etwas ſehr ähnliches zuſchreibt:

„**Moſes**, ſagt er, war, wie ich es von alten Aegyptiern gehöret habe, aus der Stadt **Heliopolis**, die der Sonnen heilig iſt, gebürtig. Er war an die Sitten ſeiner Vaterſtadt gewöhnt, er führte den Gebrauch ein, unter freyem Himmel, und auf den Stadtmauern zu bethen. Er richtete alle Bethhäuſer nach dem Aufgange der Sonnen: denn ſo macht man es in der Sonnenſtadt. Anſtatt der Prachtkegel ἀντὶ δὲ ὀβελῶν, richtete er Seulen auf, deren Fuß, in einer Art von Schiffe, oder Becken ſtand (σκάφη) und auf der Spitze war eine Figur, oder ein Menſchenkopf, deſſen Schatten, σκιὰ δ᾽ ἀνδρὸς, eben den Lauf hielt, als die Sonne.

Dieſe Stelle im **Appion**, ſcheint eine vorläufige Erklärung der Stelle im **Plinius** zu ſeyn. Denn **Appion** lebte zu **Tibers** Zeiten, er ſchrieb etwa 30 Jahre vor dem **Plinius**, und gerade in eben der Zeit, in welcher, wie **Plinius** ſagt, der Prachtkegel im **Martisfelde**, anfieng, nicht mehr richtig anzuzeigen.

Es iſt wahr, daß **Joſephus**, des **Plinius** Zeitverwandter, **Appions** Meynung widerlegt; allein nur in ſo weit ſie den **Moſes** betrifft, und gar nicht im Abſehen auf die practiſche Sternkunſt der Aegyptier und Chaldäer.

Zu dieſen Gründen, ſetzen einige Mitglieder der Akademie noch einen dritten hinzu, der ganz entſcheidend zu ſeyn ſcheint; daß man nämlich die Prachtkegel mit den oberſten Kugeln auf gewiſſen alten griechiſchen Münzen findet, die älter ſind als **Pytheas**. Dergleichen iſt unter andern diejenige von **Philippen**, dem macedoniſchen Könige, welche Golz im 3 Bande, Tab. 30. Num. 5 anführet.

* * *

XXXIV.

Des Hrn. Abts Fontenü Abhandlung von der Kleidung der Helden, und gewiſſer Gottheiten der Aegyptier?

1716.

Der Herr Abt **Fontenü**, las im 1716 Jahre der Akademie eine Abhandlung vor, darinnen er feſtſetzte, daß die erſten Menſchen, welche nach der Sündfluth die Welt bevölkert (q), und noch nicht die Kunſt erfunden gehabt, die Wolle oder Haare von den Fellen der Thiere abzuſondern, keine andere Kleider getragen, als dieſe Felle ſelbſt, die ſie auf eine ſehr ungeſchickte und unbequeme Weiſe getragen.

In einer andern Abhandlung (r) zeigt er, daß dieſe Art ſich zu kleiden, die den Helden und Eroberern gemein war, welche man nach dieſem in die Reihe der Götter verſetzte, durch die heidniſche Religion geheiliget worden, und daß man dieſe tapfern Männer, in den Tempeln und auf den Münzen, in eben dieſer Kleidung vorgeſtellet.

Diodor von Sicilien verſichert im 1 Buche, daß die erſten Könige von Aegypten gewohnt geweſen, ſich mit Löwenfellen, Stier- und Drachenhäuten zu bedecken, und daß die Köpfe dieſer Thiere ihnen ſtatt der Helme gedient hätten. Sie zogen auch nicht ohne Urſache, ſagt Herr Fontenü, das Fell eines Thiers, einem andern vor; ſie bemühten ſich recht, dasjenige zu tragen, was ſich zu ihrer Gemüthsart am beſten zu ſchicken ſchien. Daher bewaffneten

---

(q) Herodot. Diodor von Sicilien.

(r) Im 1715 Jahre.

neten ſich **Anubis** und **Macedo**, ein Paar kühne und unerſchrockene Prinzen, da ſie den **Oſiris**, ihren Vater, auf ſeinen Kriegszügen begleiteten, der eine mit einem Hundsfelle, um ſeine Treue anzuzeigen; der andere, mit einer Wolfshaut, als einem Sinnbilde ſeiner wilden Gemüthsart (s).

Wenn die Fabel ſagt, daß **Bachus** in dem Kriege mit den Rieſen, in einen Löwen verwandelt worden, ſo geſchieht es deswegen, weil dieſer tapfere Feldherr des **Oſiris**, unter dem Haufen, mit der Haut dieſes Thieres umgeben, erſchien. **Plutarch** berichtet uns (t), daß **Iſis**, ſo wie ein altes Bruſtbild, welches Herr **Cuper** anführet, ſie vorſtellt, ſtatt des Helmes einen Ochſenkopf getragen, den ihr **Merkur** geſchenkt hatte. **Herkules** erſcheint allenthalben mit dem Raube der Haut des nemäiſchen Löwen, den er getödtet hatte: und daß man alles mit einem Worte ſage, die berühmte Fabel (u), welche mit ſich bringt, daß die Götter, welche nach Aegypten flüchten müſſen, um ſich vor **Typhons** Wuth zu verbergen, in Thiere verwandelt worden; hat allem Anſehen nach, keinen andern Grund, als daß diejenigen, die an dieſem Tage nicht umkamen, nach Aegypten geflohen, allwo ſie ſich mit den Fellen dieſer Thiere bedeckt, oder daß ſie dieſelben vielmehr bereits in der Schlacht umgehabt haben.

Hätte man wohl glauben ſollen, daß ein ſo gemeiner Gebrauch, der Urſprung der äußerſten Abgötterey werden ſollen? Gleichwohl iſt nichts gewiſſer. Aegypten begnügte ſich nicht, ſeine Götter mit dieſen Kleidungen nur vorzuſtellen; ſondern es gab auch vor, ſie hätten die Leiber dieſer Thiere bezogen, und der menſchliche Aberglaube verehrete ſie gar bald unter dieſer Geſtalt. Daher kömmt der Dienſt, den man dem Löwen, Affen, Crocodillen, Stieren und

---

(s) Diodor im 1 Buche.

(t) In ſeinem Tractate von der Iſis und dem Oſiris.

(u) Ovids Verwandlungen 3 Buch. ſiehe auch den **Manil.**

Böcken, ꝛc. erwies. Daher kam die Mühe ſo man ſich gab, dieſe Thiere zu ernähren, ſie nach dem Tode einzubalſamiren und feyerlich zu begraben. Daher kamen endlich die unbilligen Geſetze, welche diejenigen, welche ein elendes Gewürm umgebracht, oftmals zum Tode verdammten.

Doch, das iſt noch nicht alles, fährt der Abt **Fontenü** fort: der Himmel ſelbſt ward mit eben dieſen Thieren angefüllet, die man hinein ſetzte, um die Himmelszeichen und Bilder des Thierkreiſes zu bilden (*). Es iſt wahr, daß der Herr Abt **Banier**, in einer Abhandlung die im III Bande der **Nachrichten der Akademie** gedruckt ſteht, die Aegyptier, wegen eines ſo groben Götzendienſtes rechtfertigen wollen; es iſt aber auch eben ſo gewiß, daß das Volk zum wenigſten, dieſe Ausſchweifungen geglaubt, und den Thieren einen Dienſt erwieſen hat, den die Geſetzgeber nur für die Götter verordnet hatten.

Der Herr Abt **Fontenü** zeigt ferner, daß dieſer tolle Aberglauben, der in Aegypten ſeinen Urſprung genommen hatte, ſich ſogleich nach Aſien und Europa ausgebreitet, und beweiſt dieſes, unter andern, aus dem Gottesdienſte, den man dem **Jupiter Ammon** erwies, welchem der Widder beſonders heilig war: und da **Ammon**, der mit dem **Cham** einerley iſt, der älteſte unter allen heidniſchen Göttern war, ſo muß man auch den Urſprung aller derer Fabeln auf ihn ziehen, die die Griechen und Römer von ihrem **Jupiter** ausbreiteten.

(*) Viel beſſer hat dieſes aus dem Makrobius, der Herr Abt Pluche, in ſeiner Histoire du Ciel erklärt.

⁂

XXXV.

Herrn Mahudels Unterſuchung verſchiedener Denkmäler, auf denen man Pflanzen ſieht, die die Alterthumsforſcher faſt allezeit mit dem ägyptiſchen Lotus vermengen. 1716.

Keine Wiſſenſchaften haben es ſo nöthig einander hülfliche Hand zu biethen, als die alte Geſchichte und die Kräuterkunde, zumal wenn man aus der Kenntniß verſchiedener, theils geheimnißvoller, theils häuslicher Gebräuche, die die Aegypter mit den Pflanzen ihres Landes vornahmen, diejenigen erkennen will, welche auf denen Denkmälern ſtehen, die wir davon noch übrig haben.

Herr **Mahudel** will, daß die Forſcher der Alterthümer, die ſich geſchmäuchelt haben, ſie brächten es weit, wenn ſie den **Theophraſt**, **Dioskorides** und **Plinius** zu Rathe gezogen, nichts gewiſſes davon haben urtheilen können; indem keiner von dieſen Naturforſchern, dieſe Pflanzen in ihrer Heimath geſehen: und da die Beſchreibungen, ſo ſie uns davon gelaſſen: ſehr kurz, unvollkommen und ohne Zeichnungen ſind, ſo habe man keine richtige Anwendung davon, auf die einzelnen Theile derer Pflanzen machen können, die die Verfertiger dieſer Denkmäler haben vorſtellen wollen. Man müſſe alſo zum ägyptiſchen Boden ſelbſt, und zum Bette des **Nils** gehen, um daher diejenigen Stücke zur Gegeneinanderhaltung zu holen, die ihnen zum Vorbilde gedienet haben.

Nachdem nun Herr **Mahudel** dieſe Pflanzen geſehen, die man entweder getrocknet aus jenem Lande überbracht, oder in das unſrige verſetzet hat, oder die von unſern beſten Kräuterkundigen aufs genaueſte beſchrieben worden, die ſie auch nach dem Leben abgezeichnet haben; ſo hat er in einer Schrift die er im 1716 Jahre der Akademie verlas, diejenigen beſchrieben, die den Göttern zu Kennzeichen, den ägyptiſchen Königen und Städten aber, zu Symbolis gedienet haben. Er nennet ſie bey denen ihnen gehörigen Namen; nach denen Gattungen zu welchen ſie gehören, damit ſie deſto kennbarer werden, und er theilet auch diejenigen Figuren mit, mit denen er ſie verglich, und die, in den ägyptiſchen Denkmälern die berühmteſten Alterthumskundigen betrogen haben.

Es giebt fünf Hauptpflanzen, die ſie entweder wenig gekannt, oder doch vermenget haben, weil ſie ſich gar zu ſehr an den Buchſtaben einiger Stellen alter Schriftſteller gehalten, die ſelbſt nur vom Hörenſagen davon geſchrieben haben. Hierunter gehören der **Lotus**, und die **ägyptiſche Bohne**, zwo Pflanzen, die nur im Abſehen auf die geheimnißvolle Bedeutung merkwürdig waren, die ſie mit der ägyptiſchen Gottesgelahrtheit hatten. Dann ſind noch drey andere, die **Colocaſia**, die **Perſea** und **Muſa**, welche, außer dieſer Verhältniß, noch den Vorzug hatten, daß ſie zur Nahrung dienten.

Der **Lotus** iſt die berühmteſte von dieſen Pflanzen. In ſeiner Etymologie muß man nichts hiſtoriſches ſuchen, indem ſein Name, nach dem **Heſychius**, auch vielen andern gemein iſt, und **Theophraſt** ſelbſt, im Abſehen auf die Pflanzen, geſteht, daß es viele von verſchiedener Gattung gegeben, die alle den Namen **Lotus** geführet.

Das Wunderbare, ſo man in ſeiner Beſchreibung davon findet, hatte die Kräuterkundigen dermaßen verblendet, daß, da ſie in denen vom **Nil** durchwäſſerten Ländereyen, nichts gemeiners fanden, als die Nymphaea, ſie ganze Jahrhunderte lang ſich nicht haben entſchließen können zu glauben, der **Lotus** ſey eben das (x). Abanbitar, ein gelehrter Arzt zu Malaga, iſt der erſte geweſen, der ihn dafür erkannt hat, und zwar auf der Reiſe die er mit dem **Saladin** zu Anfange des XIII Jahrhunderts nach **Cairo** that. Nach dieſem hat auch **Proſper Alpin** eben das erkannt, und zu unſerer Zeit, hat Herr **Lippi**, Mitglied der pariſiſchen Facultät, den die Liebe zur Kräuterkunde, bewog, im 1704 Jahre, eine Reiſe in das obere Aegypten zu thun, dieſen Begriff in denjenigen Nachrichten beſtätiget, die er von ſeinen Entdeckungen, an den Herrn **Fagon**, erſten Leibarzt des Königes, überſandt hat.

Die ähnlichſte Zeichnung ſo wir davon, mit des **Theophraſtus** Beſchreibung (y) haben, iſt nach dem Leben gemacht worden, und zwar von dem Verfaſſer der malabariſchen Kräuterſammlung, und die Theile ſo davon auf den Denkmälern gefunden werden, ſehen dieſer Zeichnung überaus gleich. Die Blume ſelbſt, wird unter allen Theilen dieſer Pflanze, am öfterſten und in allerley Zuſtänden, darauf geſehen. Das kömmt daher, weil dieſe Völker glaubten, ſie hätte mit der Sonnen eine Verwandſchaft, bey deren Aufgange ſie ſich gleich auf der Oberfläche des Waſſers zeigete, und nach dem Untergange, ſich wieder untertauchte: eine Sache, die ſonſt allen Nymphaeis ſehr gemein iſt.

Dieſes war der Urſprung, warum die Aegyptier dieſe Blume demjenigen Geſtirne geheiliget hatten, welches der erſte und gröſte von allen Göttern war, die ſie angebethet haben. Daher kömmt der Gebrauch, daß ſie dieſelbe auf dem Kopfe ihres **Oſiris**, und auf den Köpfen ihrer andern Götter, ja gar auf den Häuptern derer Prieſter vorgeſtellet, die in ihrem Dienſte waren (z). Da nun die ägyptiſchen Könige gern die Symbola ihrer Gottheiten nachahmeten, ſo machten auch ſie ſich Kränze von dieſer Blume. Auf ihren Münzen wird ſie ebenfalls vorgeſtellet, bald in Knoſpen, bald aufgeblühet, und wie ſie ihre Frucht umgiebt; man ſieht ſie auch mit ihrem Stängel, gleich einem königlichen Zepter, in der Hand einiger Götzen.

(x) Jo. Leo de Script. arabicis, beym Hottinger in ſeiner orientaliſchen Bibliothek.

(y) Lib. 4. Cap. 10.

(z) Vaillants ägyptiſche Münzen p. 303.

Die ägyptiſche **Bohne**, welches die zweyte Pflanze iſt, die man am öfteſten auf dieſen alten Denkmälern ſieht, wird vom **Theophraſt** ziemlich weitläuftig beſchrieben, und von unſern beſten neuern Kräuterkundigen, für eine andere Art von **Nymphen** gehalten, die von der erſten nur durch die hochrothe Farbe ihrer Blume abweicht. Ein Begriff, den ſchon **Herodot** im 2 B. 32. Cap. davon gehabt zu haben ſcheint, wenn er von einer roſenfarbenen **Waſſerlilie**, und von einer weißen Lilie redet, die im **Nile** wachſen. Herr **Mahudel** kennt ſie, nicht nur aus den Nachrichten der Reiſenden, und aus des **Cluſius** und **Hermanns** Figuren (*a*), ſondern weil er auch eine ſehr vollſtändige, vom Herrn **Sarrazin**, Leibarzte des Königes, zu **Quebeck** bekommen hat.

Dieſes iſt die Blume, die ein gewiſſer Dichter (*b*) dem **Hadrian**, unter dem Namen des **Antinoiſchen Lotus**, als ein Wunderwerk überreichte. Ihre Frucht, die die Figur des Deckels einer Monſtranz hat, führete bey den Griechen auch dieſen Namen; und auf den erhabenen Arbeiten, auf den Münzen und den gegrabenen Steinen, dient ſie oft einem Kinde zum Stuhle, welches **Plutarch** (*c*) die Morgendämmerung, wegen der Aehnlichkeit der Farbe dieſer ſchönen Tageszeit, mit der Farbe dieſer Blume, nennet.

Die **Colocaſia** der Alten, hat nicht minder Mühe verurſachet, als der **Lotus**, ehe man ſie erkannt hat. Da indeſſen ihre Haupteigenſchaft in ihrer Wurzel beſtand, aus

---

(*a*) Parad. Bat. pag. 205.

(*b*) Athenaeus Lib. 15.

(*c*) In Iſide.

welcher man ein Brod machte, und da aus dieſer Wurzel, womit noch jetzt die Araber einen großen Handel treiben (*d*), eine Blume und Blätter wachſen, die von der Gattung des Arum ſind; ſo zweifelt man nicht, daß es eine Art davon ſey; der gemeine Name **Colcas** aber, den ſie aus dem alten **Colocaſia** behalten zu haben ſcheint, hilft dieſe Meynung nicht wenig unterſtützen.

Man wird dieſe Blume auf den Köpfen einiger Harpokraten und pantheiſchen Figuren erkennen, und zwar an ihrer Geſtalt eines Eſelohres oder Horns, darinnen die Frucht liegt, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ein Sinnbild der Fruchtbarkeit geweſen, um welche man dieſen Gott anzuflehen pflegte.

Der **Perſia** iſt ein Baum, der um die Gegenden von groß **Cairo** wächſt. Die neuern Kräuterkundigen, ſcheinen, ob ſie gleich in einigen Stücken von den alten abweichen, im Abſehen auf ſeine Merkmaale einiger zu ſeyn. Ohne daß man ſich auf die Wortableitung ſeines Namens einläßt, die **Nikander** aus dem Namen des **Perſeus** herleitet, welcher dieſen Baum nach Aegypten gebracht haben ſoll: ſo geſtehen ſie alle, daß ſeine Blätter ſehr mit dem Lorber übereinkommen, nur daß ſie größer ſind. Seine Frucht hat die Geſtalt einer Birne, welche eine Art von Mandel oder Nuß in ſich ſchließt, die wie eine Caſtanie ſchmeckt.

Die Schönheit dieſes Baumes, der immer grün bleibt (*e*), der gewürzmäßige Geruch ſeiner Blätter, ihre Aehnlichkeit mit einer Zunge, und die Aehnlichkeit der Frucht mit einem Herzen, ſind die Quelle derer Geheimniſſe, welche die Aegyptier damit verbunden hatten. Sie hatten ihn nämlich der Iſis geheiliget, und ſetzten ſeine Frucht auf die Köpfe ihrer Götzen, bald ganz, bald offen, um

---

(*d*) Veſling. in proſp. Alp. und Fab. Colomn. in Aro. Ægypt.

(*e*) Theoph. hiſtor. Lib. 4.

um die Mandel zu zeigen. Eben dieſe Figur einer Birne, muß ſie allezeit vom Lotus unterſcheiden.

Die **Muſa**, welche die Aegypter einen Baum nennten, ungeachtet ſie keine Aeſte hat,(*f*), wuchs ehemals häufig zu **Peluſium**, und iſt heute zu Tage in **Damieta** gemein. Ihr Stamm iſt ein Rohr, aus welchem breite und ſtumpfe Blätter wachſen, deren Länge zuweilen mehr als 7 Ellen hat. Ihre Frucht, die man eſſen kann, gleichet den kleinen verguldeten Gurken, hat eine würzartige Schale und ein honighaftes Fleiſch.

Es iſt wunderbar, daß, da ſich verſchiedene alte Figuren finden, auf deren Köpfen man dieſe Blätter ſehr deutlich vorgeſtellet ſieht, die Liebhaber der Alterthümer ſich dennoch ſo wenig Mühe gegeben, die Pflanze anzuzeigen, zu welcher ſie gehören, zumal da es nichts anders als die ſchöne **Muſa** ſeyn kann, die der Schönheit des Palmbaums nicht weichet, und welche veranlaſſet haben mag, daß man ſie den beſondern Schutzgöttern derjenigen Landſchaft, allwo ſie am häufigſten wuchs, und am beſten fortkam, beſonders geweihet hat.

Die Figuren dieſer Pflanzen, von welchen man hier die Zeichnungen beyfügen wollen, ſo wie ſie nach den Originalen gemacht ſind, und die man den bekannten Denkmälern gegen über geſtellet hat, welche mit einigen Theilen dieſer Pflanzen gezieret ſind,. werden vielleicht zu einer Regel bey Erklärung dererjenigen dienen können, die man noch künftig entdecken möchte.

(*f*) Proſp. Alp.

* * *

Vergleichung der natürlichen Figuren ägyptiſcher Pflanzen, mit denjenigen, die man auf den alten Denkmälern vorgeſtellet findet (g).

Die erſte Spalte enthält alle Theile der **Nymphäa**, oder Nelumbo Zeylonenſium, Horti Malabar. welches der ägyptiſche **Lotus** des **Theophraſt** und **Herodots** weiſſe Lilie am Nile, iſt. Dieſe Theile gleichen den Theilen der Nymphaea indica, Hort. Lugd. Bat. oder Faba Aegyptiaca des **Theophraſtus**; nur mit dem Unterſchiede der leibrothen Farbe, welche **Herodot** bemerket.

Die zweyte Spalte, enthält die alten Denkmäler, auf welchen man eben dieſe Pflanzen vorgeſtellet hat.

In die dritte, iſt eine Figur der **Iſis** geſtochen, die aus einem unwandelbaren Holze verfertiget iſt, und auf deren Bruſt Schnüre liegen, die mit Blumen, Früchten und Saamen dieſer Pflanzen, behangen ſind. Dieſe Figur iſt in Herrn **Mahudels** Sammlung befindlich.

Die erſte Kupfertafel.

A. Die Blume des **Lotus** auskeimend, und auf der Wurzel.	Aa. In der Hand eines **Harpokraten** auf einem Schaupfennige im **Triſtan**. Tom. I. p. 605.
B. Eben dieſelbe Blume im Hervorbrechen.	Bb. Auf dem Schaupfennige eines **Ptolomäus**, aus Herrn **Mahudels** Cabinette, und auf dem Kopfe einer **Iſis**, die der **P. Mont**

(g) Man ſehe die I Kupferplatte.

Fig. 1.

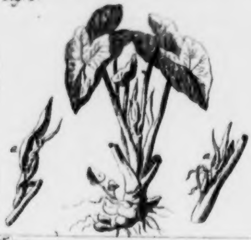


Planche 2e

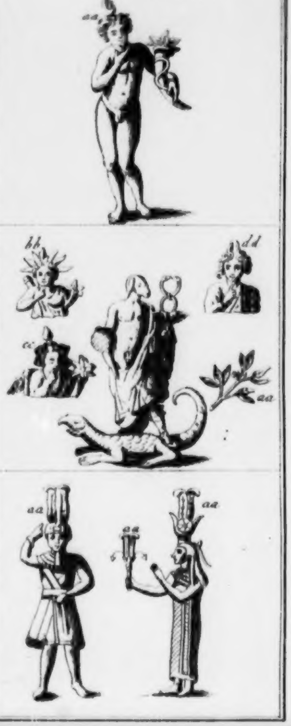

aa
bb
dd
cc
aa
aa
aa
aa
b
a

Fig. 2.

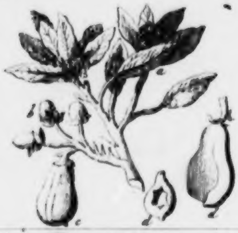
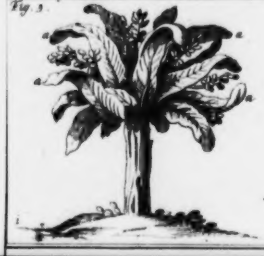


Fig. 3.



	P. Montfaucon Tom. II. a. d. 110 Kupfertafel, in ſeinen Antiquité expliquée par les Figures anführet.
C. Eben dieſelbe Blume verwelket.	Cc. Auf dem Kopfe eines Drachen, in einer Münze vom Hadrian, welche Triſtan im 1 Th. a. d. 498. Seite anführt.
D. Eben dieſelbe noch mehr verblühet.	Dd. Auf dem Kopfe eines Canopus, auf einem Schaupfennige im Patins Kaiſermünzen. a. d. 136 Seite.
E. Die Frucht Ciborium genannt.	Ee. Auf welcher eine ſitzende Iſis erſcheint, in einem gegrabenen Steine aus des Herrn de la Chauſſe Cabinet.
F. Der Saamen vom Ciborium.	Ff. Gg. Auf den Schnüren der groſſen Iſis, aus Herrn Mabudels Cabinette, auf der dritten Spalte geſtochen.
G. Das Blatt welches dieſe zwo Pflanzen gemein haben.	

Die zweyte Kupfertafel. Tab. II.

1 Figur, der arabiſche Colcas *Colcas* Vesling. *Arum Aegypt. Fab. Columm.* und die Colacaſia der Alten.

A. Deren Blume, als Eſelsohren, in deren Mitte die Frucht liegt.	Aa. Auf dem Kopfe eines Harpokraten, aus des Herrn Mahudels Sammlung.

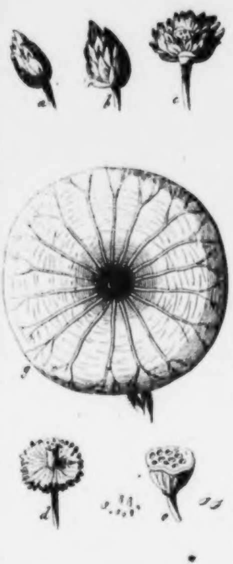
2 Figur *Perſea Barrelerii icon. 878. Raü hiſt. 1552. Cluſii hiſt. 2. vera Theophraſti.*

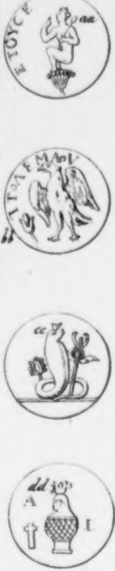
A. Deren Blätter.	Aa. Auf einem Zweige, neben einem Anubis. Aus einer

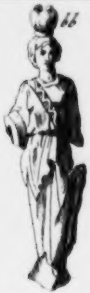
	halberhobenen Arbeit, bey dem Herrn **Boiſſard**.
B. Deren keimende Frucht.	Bb. Wird oftmals auf dem Kopfe ägyptiſcher Figuren gefunden.
C. In ihrer Reiſe.	Cc Auf einem Kopfe des **Harpokrates**, bey dem **Spon**.
D. Eben dieſelbe offen.	Dd. Auf dem Kopfe eines andern **Harpokrates**, aus des Herrn de la Chauſſe Cabinet.

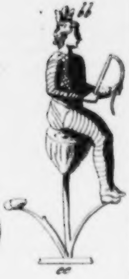
3 Figur, *Muſa Proſp. Alpini*, und *Serapion*, eine Art von Palmbaum im Theophraſt.

A. Deren Blätter.	Aa. Auf dem Kopfe eines Götzen aus Herrn **Bons**, Präſidenten der Rechnungskammer, zu **Montpellier**, Cabinet; und auf dem Kopfe der 9ten großen Figur von der **Iſis** Kupferplatte.

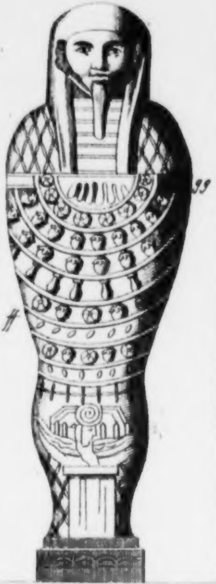

Colon. 1.


Col. 2.
ETOYC E
aa
ITOAEMAIV
bb
cc
dd
A
I





Col. 3.



* *

XXXVI.

Des Herrn Abts Vertot Abhandlung, von dem Gotte Irmenſeul, den die alten Sachſen angebethet haben (*b*).

1715.

Es iſt erſtaunlich, daß Schedius, der doch einen ziemlichen weitläuftigen Tractat von den Göttern der Deutſchen geſchrieben, nichts vom Irmenſeul geſaget hat. Hätte er die alten Geſchichtſchreiber von Frankreich und Deutſchland geleſen, ſo hätte er geſehen, daß, als Carl der große im 772 Jahre die Feſtung Erisburg weggenommen, er den Tempel und das Bild dieſes Götzen vernichtet, und eine große Menge Gold und Silber zur Beute gemacht, welches allem Anſehen nach, von den Gelübden und Opfern dieſes abgöttiſchen Volks, geſammlet ſeyn möchte. Dieſes hat unfehlbar einen ungenannten Schriftſteller

---

(*b*) Ungeachtet ich bisher, bey der Arbeit dieſer Ueberſetzung meine eigenen Gedanken noch niemals verrathen; indem ich nicht glaube, daß die Pflicht eines Ueberſetzers es mit ſich bringe, ſein Werk durch unnütze Noten zu vergrößern: ſo werde ich doch dieſesmal von meiner bisherigen Regel abweichen; weil gegenwärtiger Artikel 1. in die deutſche Geſchichte einſchlägt, wo es kein Wunder iſt, daß ein Franzoſe unbekannter iſt, als ein Gelehrter von Rechtswegen, in irgend einem Felde der Gelehrſamkeit ſeyn ſollte: weil 2. dieſe Abhandlung ſo gar wenig Licht giebt, was denn eigentlich die Irmenſeule vorgeſtellet: und 3. weil der Abt Vertot ſich bey dieſem Artikel zwar Meiboms Werk de Rebus Germanicis bedienet; aber, nach der gewöhnlichen Flüchtigkeit ſeines Volks, nur hie und da was aufgeſchnappet hat, da er doch die weſentlichern Stücke faſt alle überhüpfet.

ſteller bewogen, eine ganz beſondere Abhandlung von dieſer Sache zu ſchreiben.

Herr Abt **Vertot** aber, hat geglaubt, dieſe Materie wäre einer neuen Aufmerkſamkeit werth, und er hat dabey folgende Ordnung beobachtet. Erſtlich unterſucht er, in welcher Landſchaft von Sachſen Irmenſeuls Tempel geweſen; wie dieſes Götzenbild ausgeſehen, welchen Gott es vorgeſtellt, was ſeine Prieſter für Verrichtungen gehabt, und was man von denen Aufſchriften denken ſoll, die auf ſeinem Fußgeſtelle geſtanden.

In demjenigen Theile des alten Deutſchlandes, der von den weſtphäliſchen Sachſen, nahe bey dem Fluſſe **Dimel**, bewohnet ward, lag ein Berg, auf welchem der **irmenſeuliſche Tempel** ſtand, und zwar in einem feſten Orte **Heresburg**, oder **Heresberg** (*i*). Dieß Gebäude war, nach dem **Meibom**, in ſeinen **ſächſiſchen Alterthümern**, ſowohl wegen der Schönheit ſeiner Baukunſt, als wegen der Verehrung des Volks, ſchätzbar, welches, denſelben durch ſeine Opfer bereichert hatte. Die Bildſeule des

---

(*i*) Der Verfaſſer von **Karls Leben**, Albert. Stadienſis, **Heinrich von Herford**, **Trithem**, **Paul Aemil.** im 2 B. nennen es **Eresburg**. Gobelinus in Cosmodromio aetate 6. cap. 38. **Kranzius** in ſeinem Sachſen, im 2 B. 9 Cap. und **Münſter** in Cosmogr. Lib. 3. Cap. 33. ſchreiben **Eresberg**. **Sigebertus Gemblacenſis**, und andere ſchreiben **Heresburg**. **Joh. Aventin**, ſchreibt in ſeinen Analib. Bojor. im 4 Buche, bald Haereburgium, bald Haeroburgium u. ſ. w. (Siehe den **Meibom** im angezogenen Werke Tom. III. pag. 7.) **Calvör** bezeuget ebenfalls, daß die Geſchichtſchreiber, bald **Eresberg**, bald **Heera-Burg**, **Heresberg**, **Erzberg**, **Marsburg**, **Maarsburg** und **Mersberg**, ſchreiben. Dieſen letzten Namen, behalte dieſer Ort noch bis auf den heutigen Tag; wiewohl er mehrentheils **Stadtberg**, oder **Stadt-Bergen** genennt werde, und eine feine Stadt in **Weſtphalen** auf einem hohen-Berge ſeyn ſoll, den man weit ſehen kann, an deſſen Fuſſe der Fluß **Dimel** einfleußt. (Siehe **Calvörs altes heidniſches und chriſtliches Niederſachſen**) Die Neuern und unter andern Herr Hofrath **Maſcov**, ſchreiben **Ehresburg**.

des Gottes ſtand auf einer Seule (k) von auserleſener Arbeit, und wenn wir dem ſächſiſchen Dichter glauben, welcher nach dem **Kranzius**, **Karls** des großen Leben beſchrieben hat, ſo hielt er in einer Hand eine Fahne auf welcher eine Roſe gemalt geweſen, deren Schönheit und kurze Dauer anzeigten, wie vergänglich die Ehre ſey, ſo man in den Schlachten erlanget; in der andern aber eine Wagſchale, um die Ungewißheit des Sieges anzudeuten. Das Bild eines Bären, ſo er auf der Bruſt, und eines Löwen, ſo er auf dem Schilde trug, zeigten an, daß man Stärke und Tapferkeit bey großen Unternehmungen haben müſſe. Allein, wie Herr **Ducange** gar wohl anmerkt, alles dieß würde ſehr ſchön ſeyn, wenn **Kranzius**, ein Schriftſteller des XVI Jahrhunderts, irgend einen ältern Gewehrsmann angeführet hätte. Haec omnia praeclara, ſi autorem laudaſſet *Kranzius*.

In der That findet man in den älteſten Schriftſtellern, keine beſondere Umſtände von dieſem Götzen. Der Abt von **Usperg**, welcher im XIII Jahrhunderte gelebt hat, ſagt, die Sachſen hätten nichts, als Bäume oder Quellen angebethet, und ſetzt hinzu: ihr Gott **Irmenſeul** wäre ſelbſt nur ein Klotz, von einem Baume, ohne alle Aeſte. **Adam von Bremen** und **Beatus Rhenanus**, machen uns eben dieſes Bild von dieſem Gotte, indem ſie ihn Columnam ligneam ſub divo poſitam, nennen.

(k) Und war ganz gewaffnet. Dieſen Umſtand hätte der Abt **Vertot** nicht auslaſſen ſollen; indem er die Muthmaßung ſehr beſtärket, daß dieſe Seule wirklich einem alten Kriegshelden zu Ehren aufgerichtet worden. Er hätte es im **Meibom** finden können: **Georg Fabricius** ſchreibt *Originum Saxon. Lib. 6.* ſo davon: Imago ſtatuae erat vir armis terribilis, et gladio accinctus: in galea ſtabat gallus loco coni: in thorace expreſſus urſus: in clypeo leo. Manu dextera ferebat vexillum, cum inſigni roſae rubeae: in ſiniſtra lancem aequilibrem, quae item in clypeo ſpectabatur. Man ſehe auch den **Kranz** und **Fabricius**. Hätte Herr **Vertot** alle dieſe Schriftſteller nachgeſchlagen; ſo würde er in der Folge nicht ſo ungewiß von der Figur dieſes Götzenbildes reden.

Wäre man von der Figur dieſes Götzen und ſeinen Zierrathen recht verſichert, ſo würde es leichter ſeyn zu entdecken, welchen Gott er vorſtellen ſollen. **Goſſelin**, ein Geſchichtſchreiber des XV Jahrhunderts, will, daß **Irmin** und **Hermes**, einerley ſey, und **Irminſula** bedeute die Bildſeule des **Hermes** oder **Merkurs**. Andre verſichern, daß, da **Eresburg**, auch **Marspurg** heißt, nämlich des **Martis Veſtung**, es wahrſcheinlich ſey, daß die alten Sachſen, ein ſehr kriegeriſches Volk, den Kriegsgott angebethet. **Werner Roſevincius** hält dieſes Götzenbild für ein **Pantheon**, welches den **Mars**, **Merkur**, **Apollo** und **Herkules** zugleich vorgeſtellt. Herr **Vertot**, der den **Irmenſeul** für einen inländiſchen Gott hält, iſt ziemlich geneigt zu glauben, er ſey mit dem **Arminius**, dem berühmten Feldherrn der **Cheruſker** einerley (*l*), welcher Deutſchlands Feſſel zerbrach, und über die Römer ſiegete, nachdem er ihnen drey Legionen geſchlagen, und den **Varus** genöthiget, ſich den Degen durch die Bruſt zu ſtoßen. **Vellejus Paterculus**, der dieſe Begebenheit erzählet, füget hinzu, daß das ganze deutſche Volk den **Arminius** als ſeinen Erretter angeſehen, und daß man ihm zum Lobe, Verſe und Lieder gemacht. Alles dieſes, war nur gar zu geſchickt, einen Gott aus ihm zu machen, zumal in einer

Zeit,

(*l*) Er iſt nicht von ſelbſt darauf gekommen: und wie könnte man auch begehren, daß einem Franzoſen ſolche barbariſche deutſche Namen nur einfallen oder bekannt ſeyn ſollten? ſondern er hat alles in der Quelle, in ſeinem **Meibom**, beyſammen gefunden. Hier hätte er einen großen Schatz von Zweifeln finden, und ſeiner Abhandlung ein recht gelehrtes Anſehen geben können: denn oftmals ſieht es viel künſtlicher aus, eine Sache recht durcheinander zu verwirren, als ſie in Lichte und Ordnung zu ſetzen. Endlich aber hätte er doch auch finden müſſen, daß die beſten Schriftſteller dafür halten, dieſe Seule ziele auf den **Hermann**, den großen Heerführer der Deutſchen. (von **Heer-Mann.**) Was iſt auch wahrſcheinlicher? Calvör glaubt eben das; nur meynt er, es ſey ungewiß, ob dieſer **Hermann**, der uralte Heerführer der deutſchen Thuisco, oder deſſen Urenkel, wie **Aventin** will, ein Sohnsſohn des **Manni**, eines Sohns des Thuiscons geweſen, welcher der fünfte König in Großdeutſchland ſoll gewe-

Zeit, darinnen man zu dieſer Ehre alle diejenigen erhob, welche ſich, entweder durch ſchöne Thaten, oder durch irgend eine dem gemeinen Leben nützliche Erfindung, berühmt gemacht hatten.

Dem ſey, wie ihm wolle, ſo hatte doch dieſes Götzenbild ſeine Prieſter und Prieſterinnen, deren Verrichtungen abgetheilet waren. **Aventin** ſagt, daß in denen Feſten die man zu Ehren dieſes Gottes gefeyert, der Adel des Landes ſich zu Pferde und auf alle Art bewaffnet eingefunden. Nach einigen Umritten um den Götzen, habe ſich ein jeder auf die Knie geworfen, und den Prieſtern die Geſchenke gegeben, welche nach dem **Meibom**, zugleich die obrigkeitlichen Perſonen des Volks, und Verweſer des Rechts geweſen. Dieſe Prieſter ſchlugen diejenigen mit Ruthenſtreichen, welche man überzeugete, daß ſie in den Schlachten ihrer Pflicht nicht recht nachgekommen; ja ſie trieben die Strenge ſo weit, daß ſie diejenigen, die die Schlacht durch ihre Schuld verloren, am Leben ſtraften. Der Verfaſſer führet die Klagen eines jungen Menſchen an, welcher in dergleichen Umſtänden ſein Schickſal beklagte, und er hat ſie aus einem Liede in altſächſiſcher Sprache genommen: **Will man mich**, ſagt der junge Menſch, **dem Prieſter der Gottheit, in meinen beſten Jahren, in**

die

ſen ſeyn, und den Deutſchen ſehr groſſe Wohlthaten erwieſen haben. Oder ob es endlich **Arminius** der jüngere, ein tapferer Fürſt, und Herzog der **Cherusker** geweſen, der unweit **Ehresburg**, den römiſchen Feldherrn **Quintilius Varus** geſchlagen. **Schedius** iſt der letzten Meynung; allein da er keinen Beweis anführet: ſo glaubt **Calvör**, es könne wohl einen uralten **Heer-Mann**, Ger- oder Guerre-**Mann**, das iſt einen **Kriegsmann** gegeben haben, (von welchem auch die Deutſchen den Namen Germanorum bekommen) der lange vor des **Tacitus** Zeiten, göttlich verehret worden ſeyn mag; und daß nachmals die Deutſchen, bey den tapfern Thaten des jüngern **Arminii**, des römiſchen Ueberwinders, als Leute, die die Seelenwanderung geglaubt, dafür gehalten, der Geiſt ihres Alten **Heer Mannes**, ſey auch in dieſen gefahren: folglich ſie beyde unter einerley Bilde verehret hätten.

die Hände liefern, weil mir die Waffen nicht günſtig geweſen ſind? Kann denn ſonſt nichts als mein Blut den Himmel bewegen, und ſeinen Zorn abwendig machen (m)?

Nachdem Carl der große, dem die Eroberung von Sachſen ſo theuer zu ſtehen kam, den Berg Eresburg befeſtigen laſſen, ſo zerſtörte er den Irmenſeuliſchen Tempel, und ließ auf deſſen Reinen, eine Capelle bauen, die nachdem vom Pabſt Paul dem III. eingeweihet ward. Als aber die Sachſen, ſobald er fort war, wieder zu ihren alten Götzendienſte zurückkehreten, ſo ließ der Prinz obgenannte Seule, neben der Weſer vergraben. Zu ſeines Nachfolgers, Ludwigs des gütigen Zeit, grub man ſie wieder aus, und brachte ſie in die hildesheimiſche Kirche, allwo ſie einen Leuchter mit vielen Armen unterſtützen mußte. Dieſe Seule veränderte oftmals den Ort, und es geſchah von ungefähr, daß, als ein hildesheimiſcher Domherr ſie ausgekundſchaftet, er unten um das Geſtelle folgende drey Verſe mit goldenen Buchſtaben geſchrieben fand:

> Si fructus veſtri veſtro ſunt gaudia patri,
> Ne damnent tenebrae quae fecerit actio vitae;
> Juncta fides operi, ſit lux ſuper addita luci.

(m) Meibom und Calvör (beyde an angezogenen Orten) tragen dieſe Klage in folgenden altſächſiſchen Verſen vor:

> Sol ich nun in Gottes fronen Hende
> In in meinen allerbeſten Tagen
> Geben werden und ſterben ſo elende
> Daß muß ich wol höchlich klagen.
> Wen mir das Glücke füget hette,
> Deß Streites einen guten Ende
> Dorffte ich nicht leiden dieſe Wette
> Netzen mit Blut die Hire Wende.

Zu beſſerm Verſtande dieſer Verſe merken ſie an, daß Frone, ein Diener, und alſo Gottes frone, ein Diener Gottes heiſt. Wette leiſten hieß im Altſächſiſchen, für ſeine Miſſethat leiden.

Unfehlbar iſt dieſe Schrift damals drein geſchnitten worden, als man dieſe Seule zu einem Lichthalter in der hildesheimiſchen Kirche beſtimmet hat. Man feyert noch alle Jahre in dieſer Stadt, den Abend vor dem Sonntage Lätare, das Andenken der Zerſtörung dieſer Bildſeule. Die Kinder laſſen in die Erde einen Pfahl ſechs Schuhe lang eingraben, worauf man ein Stück Holz als einen Cylinder ſetzt: und derjenige der dieſen Cylinder von einer gewiſſen Weite, niederwerfen kann, wird zum Sieger erklärt (n).

Daher noch heutiges Tages die Richter in Criminalſachen, den Ausſpruch thun: **Er iſt dem Kaiſer eine Wette ſchuldig.** Hire, heißt **Heilig**, wie das griechiſche ἱερός. In ſolchem Verſtande ſteht, unter andern, in der Grabſchrift **Heinrich** des letzten Grafen von **Wernigerode**; dieſer Reim:

Do was de Hire
ſunte *Eraſmi* Vire.

d. i. da war des h. **Eraſmi** Feyertag.

(n) Dieß iſt nun wohl eben kein Spiel, was dem Götzendienſte der Irmenſeule eine neue Gewißheit geben kann. Denn dergleichen geſchehen nicht nur auch in dem benachbarten **Halberſtadt**; ſondern auch in Polen ſelbſt, und zwar an eben dem Sonntage **Lätare**. Man ſehe den **Calvör** in angez. **Werke**, im 2 **Th.** 1. **B.** 52 **Abſatze**, und von der Irmenſeule überhaupt, noch den **Waſſerbach** de Irminſula; woſern man Luſt hat, in dieſer alten Sache noch mehrere Verwirrungen zu entdecken, und zu einer rechten gelehrtcritiſchen Ungewißheit zu kommen.

* *

XXXVII.

Hrn. Frerets Unterſuchungen, wegen des Gottes Endovellicus, und einiger andern iberiſchen Alterthümer.

1714.

Man findet den Namen **Endovellicus** in vierzehn Aufſchriften; die man in Spanien gefunden, und welche **Gruter** und **Reineſius** anführen. Die vierzehende, welche die Jeſuiten zu **Toledo** in ihrem Profeßhauſe haben, iſt auf ein Stück einer Seule gegraben, welches man aus den Ueberbleibſeln des Amphitheaters dieſer Stadt gegraben. Eben dieſe iſts, welche Herr **Freret** im 1714 Jahre unterſucht, und ſeine Gedanken der Akademie mitgetheilet hat. **Pedro de Rojas** lieſt ſie ſo:

HERCULI P. ENDOVELIC. TOLET.
OSCA. DEIS. TUTELLA. COMPEDIT.
TAUROS. URSUS. AVES. LIBYC.
QUODAM. D. D.

Tamaſo de Vargas lieſt ſie ein wenig anders, und ſagt, ſie mache neun Zeilen aus, darinnen ihm auch **Reineſius** folget, wie man in der Folge ſeines geſchriebenen Werks ſehen kann, welches auf der königlichen Bibliothek iſt.

HERCULI P.
ENDOVELL.
TOLET. V. V.
OSCA.
DEIS. TUTEL.

COMPEDII.
VRSOS. TAVROS.
AVES. MARINAS.
QVONDAM D. D.

Nach einigen Betrachtungen über die Verſchiedenheit dieſer zwo Abſchriften, erkläret Herr Freret dieſe Aufſchrift ſo:

HERCVLI patrio ENDOVELLico
TOLETum Vrbs Victrix OSCA.
DEIS TVTELaribus COMPEDITos
VRSOS TAVROS AVES LIBYCAS
QVOTANnis Decreto Dicaverunt.

Das heißt: Toledo und die ſiegreiche Stadt Osca haben ihren Schutzgöttern, dem Endovellicus, dem Herkules des Landes, Stiere, Bären und Strauße, in einem Walde verſchloſſen, zu der Feyerlichkeit derer Spiele geheiliget, die jährlich begangen werden.

Es kömmt hier die Frage darauf an, ob man zwo Gottheiten machen ſoll, **Endovellicus** und **Herkules**; oder, ob dieſe zween Namen nur einen Gott andeuten? Herr Freret behauptet das letztere, nach dem Andrez **Uſtarros**, einem geſchickten Alterthumskundigen; der die alten Denkmäler, inſonderheit aber die, ſo man in Spanien findet, ſehr durchforſchet hatte. Einer der vornehmſten Gründe die er anführet, iſt dieſer, daß in den Aufſchriften, faſt niemals des Gottes, oder der Gottheiten, gedacht wird, ohne daß man das Verbindungswörtgen et, oder καὶ dabey findet, die man in **Grutters** weitläuftiger Sammlung, faſt allezeit erblicket; wenn man diejenigen Fälle ausnimmt, wo es unmöglich iſt, ſie zu vermengen, wie z. E. hier:

JOVI. JVNONI. SACRVM. SOLI.
ÆTERNO. LVNÆ. &c.

Es iſt wahr, daß die Wörter welche auf DEIS TVTELARIBVS folgen, zwo Gottheiten anzudeuten ſcheinen, und man verhölet dieſen Einwurf nicht. Allein es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß, da dieſe Aufſchrift auf einem Stücke von einer Seule ſteht, irgend eine Zeile fehle, worinn der Name eines andern Gottes geſtanden; und man iſt ſo redlich, zu geſtehen, daß, wenn man gewiß wüßte, die Aufſchrift wäre ganz, man ſich auf dieſen Einwurf ergeben würde.

Die zweyte Urſache, welche den Herrn **Freret** abhält, aus dem **Endovellicus** und **Herkules** zwo Gottheiten zu machen, iſt der beſtändige Gebrauch der Griechen und Römer; dem barbariſchen Namen ihrer Götter, denjenigen beyzufügen, der ihnen bekannter war, damit er gleichſam dem andern zur Erklärung dienen möchte. Dieſes beweiſt er durch viele aus alten Aufſchriften gezogene Beyſpiele; die alle zeigen, daß die Römer gemeiniglich dem barbariſchen Namen der Gottheiten, die bey ihnen gebräuchlichen Namen beygefüget, damit die Gottheit auch ſelbſt von denenjenigen könnte erkannt und verehret werden, denen ihr barbariſcher Name unbekannt war. Man kann alſo vernünftiger Weiſe vorausſetzen, daß zu **Toledo**, einer römiſchen Stadt, und wo der Name des Gottes **Endovellicus** nicht ſo gar bekannt war, man denſelben durch **Herkules** erkläret habe, anſtatt daß man ihm in den Aufſchriften der **Villa-Vicioſa**, die der Mittelpunct ſeines Götzendienſtes war, nur den Namen **Endovellicus** gab, den man daſelbſt zur Gnüge kannte.

Außerdem waren viele ſolche Aufſchriften von **Therenna**, in einem Tempel, auf den Altären und Fußgeſtellen der Bildſeulen, welche vermuthlich dem Gotte geweihet waren: dahingegen die zu **Toledo** auf einer in einem Circus aufgerichteten Seule ſtand, und den Augen der Fremdlinge ausgeſetzt war, denen man den **Endovellicus** bekannt machen mußte.

Das übrige von der Aufſchrift macht weniger Schwierigkeit. In der erſten Zeile lieſt man HERCVLI PATRIO, weil man in vielen Aufſchriften dieſen Namen denen Göttern giebt, deren Name ausländiſch iſt. Es iſt aber auch wahr, daß man den **Herkules** auch PATER genannt hat, wie man ſolches in einer andern Aufſchrift ſieht, die in den Gegenden von **Toledo** gefunden werden, und vom **Pedro de Roſas** in der Beſchreibung dieſer Stadt angeführet wird.

In der dritten Zeile gegenwärtiger Aufſchrift, lieſt man TOLET. V. V. OSCA, welches **Herr Freret** durch TOLETVM VRBS VICTRIX OSCA, erkläret. Es gab zwo Städte in Spanien, welche **Osca** hießen. Eine lag im **Bötiſchen**; und iſt heutiges Tages **Huescar**; die andere lag in dem Spanien nach Frankreich zu, an dem Fuße der Pyrenäen, und iſt das heutige **Huesca** in **Arragonien**. Die zwey V. V. welche in der Aufſchrift vor dem Namen OSCA ſtehen, zeigen an, daß ſie auf dieſe letzte Stadt zielen. Sie wird auch auf den Schaupfennigen allezeit VRBS VICTRIX genannt. **Uſtarros** führt deren achtzehenerley an.

Die Stadt **Osca** war wegen ihres Münzweſens berühmt. Man gedenkt derſelben ſchon zur Zeit der erſten puniſchen Kriege. **Livius** rühmet das argentum Oſcenſe, und Signatum Oscenſe. **Herr Freret** will, daß die von dem Grafen **Laſtanoſa** herausgegebenen iberiſchen Münzen, auf welchen man einen Reuter mit einer eingelegten Lanze, oder einem Säbel in der Hand erblickt, iberiſche Münzen geweſen, die zu **Osca** geſchlagen worden, und nicht **phöniciſche**, wie man gemeiniglich glaubt.

In der fünften Zeile lieſt man DEIS. TVTEL. nach dem **Tamayo**, und DEIS TVTELA. nach dem **Pedro de Roſas**; welches **Herr Freret** durch DEIS TVTELARIBVS, den **Schutzgöttern**, überſetzt. So lieſt man auch in der Aufſchrift, die zu **Trejunchos**, einem drey Meilen von

Toledo gelegenem Dorfe gefunden worden, welches ehemals Triunchus geheißen DEO TOTELARI unter denen dem **Toledischen Herkules** gegebenen Titeln. Eben dieſe Aufſchrift von **Triunchus**, lehret uns, daß man jährlich zu **Toledo** circenſiſche Spiele zu **Herkuls** Ehren gefeyert; und das hat eben Anlaß gegeben, folgende drey Zeilen ſo zu leſen: COMPEDITOS. VRSOS. TAVROS. AVES. LIBYCAS. QVOTANNIS. DECRETO. DICAVERVNT.

Die Städte **Toledo** und **Oſca** hatten ein gewiſſes Capital zu Erhaltung derer Bären, Stiere und Strauße geſtiftet, die man zu den circenſiſchen Spielen in gewiſſen Gehegen hielt. Die Römer ließen dieſe letztern Thiere in den Schauſpielen aufführen, und ſie wurden mit Pfeilen erleget.

Von der Erklärung dieſer Aufſchrift nun, ſchreitet Herr **Freret** zu denen Unterſuchungen, die er wegen des Gottes **Endovellicus** angeſtellet. Erſtlich bemerkt er, daß es verſchiedene Abhandlungen von dieſer Gottheit gebe. **Reineſius** hat eine davon ans Licht geſtellet, ehe er noch die Aufſchrift von **Toledo** geſehen, die man hier erkläret hat. Er glaubt, daß derjenige Gott, der in der dreyzehenden Aufſchrift von **Villa-Vicioſa**, ENDOBOLICVS und in der zweyten, ENDOVOLICVS genennet wird, eben derſelbe ſey, als **Apollo**, mit dem Zunamen BELINVS in den Aufſchriften von **Aquileja**.

Ein Deutſcher, der ſich **Ludovicus Alphitander** nennet, geht, da er doch von eben dieſer Materie ſchreibt, noch viel höher hinaus, als **Reineſtus**. Die Sündfluth allein kann ſeinem Forſchen Einhalt thun, und er glaubt den Gott **Endovellicus**, oder **Endobolicus**, in der Familie des **Noah** zu finden. Er zweifelt keinen Augenblick, daß es nicht **Thubal**, mit dem Zunamen ΘΩΒΗΛΟΣ ſey, wie ihn die ſiebenzig Dollmetſcher nennen, und den die gemeinen ſpaniſchen Alterthumsforſcher für den Patriarchen ihrer Nation halten. Seine Nachkommen veränderten den Namen in ENDOBOLICVS, indem ſie den deutſchen Artikel en davor ſetzten: denn dieſer **Alphitander**, iſt eben auch überzeugt; daß die deutſche Sprache, mit der Sprache der alten Spanier einerley geweſen. Dieſer Schriftſteller geht noch weiter. Man leſe auf den Denkmälern des Gotts **Endovellicus**, was für Frauenzimmernamen man will; ſo glaubt er, er läſe den Liebsgott: und troß dem grauen Barte, muß ſich der gute **Thubal** ſelbſt nach Herrn **Alphitanders** Lehrgebäude, in einen **Cupido** verwandeln laſſen.

Ohne ſich bey dieſen Meynungen aufzuhalten, ſo glaubt Herr **Freret**, erſtlich: daß, da man dieſen Gott nur auf ſpaniſchen Aufſchriften findet, ſo müſſe man auch ſeinen Urſprung in keinem andern Lande ſuchen. Zum andern, daß, da von denen vierzehn Aufſchriften, in welchen man ſeinen Namen **Endovellicus** findet, dreyzehn an einem Orte von Spanien entdeckt worden, dahin weder die Afrikaner, noch Phönicier, noch Karthaginenſer jemals gekommen ſind, die doch in den erſten Zeiten nach Spanien gedrungen; der Gott **Endovellicus** eine Gottheit der ſpaniſchen **Iberier**, oder **Aboginer** ſeyn müſſe. Alſo iſt es denn weder **Herkules** von **Tyrus**, noch **Alcides** von **Theben**; ſondern vielmehr irgend ein alter iberiſcher Held, dem ſeine Tapferkeit, bey einem kriegeriſchen Volke die Anbethung zu wege gebracht: welches nicht eher als unter dem **Auguſtus** gänzlich überwältiget ward; ungeachtet ihr Land das erſte war, dahin die Römer Kriege geführet hatten.

Es iſt wahrſcheinlich, daß der Götzendienſt des **Endovellicus**, ſeinen Urſprung bey den **Aſturiern**, **Cantabrern** und **Celtiberiern** genommen. **Strabo** ſagt, dieſe Völker verehren einen Gott, deſſen Namen man nicht weis; ſie feyren ſein Feſt gegen den Vollmond, und bringen die Nacht mit Tänzen vor ihren Häuſern zu. Vielleicht iſt dieſe dem **Strabo** unbekannte Gottheit; eben der Gott **Endovellicus**, welcher in dem Lehrgebäude der **Iberier**, vieleicht der mit dem Monde verbundene Geiſt hat ſeyn können. Denn eben wie viele Völker, und inſonderheit die **Phönicier**, den **Herkules** in die Sonne geſetzt hatten: ſo konnten auch wohl die Spanier, ihren **Endovellicus** in den Mond verſetzen; wiewohl man dieß nur für eine Muthmaßung ausgiebt.

Man könnte ferner, und mit mehrerm Grunde muthmaßen, daß der Gott **Endovellicus** ein Orakel gehabt, es ſey nun beſchaffen geweſen wie es wolle; und er mag ſeinen Willen durch die Prieſter, oder durch Träume, zu erkennen gegeben haben. Zum mindeſten bedeuten in der ſechszehenden Aufſchrift der **Villa Vicioſa**, folgende Worte nichts anders: EX RELIGIONE IVSSV NVMINIS. Die Befehle der Gottheit konnte man nicht wiſſen, wenn ſie nicht auf eine ſinnliche Art wären gegeben worden: und eben das nennet man ein Orakel.

Nach vielen andern Unterſuchungen iberiſcher Alterthümer, iſt Herr Freret ſehr geneigt zu glauben: der Name des Gottes **Endovellicus** ſey aus den zwey Worten, **Endo** und **Vellicus**, zuſammen geſetzt geweſen. Der erſte ſey der eigene Name des Gottes geweſen, und der andere, habe die Landſchaft angezeigt, allwo er beſonders verehret worden. Allerdings findet man beyde Wörter ziemlich oft, in den Namen der iberiſchen Städte, und des eigentlich ſogenannten **Aquitaniens**: deren Völker, wie **Strabo** bemerkt, nicht **Celten**, ſondern **Spanier** geweſen, eine iberiſche Bildung gehabt, und eine Sprache geredet, die dieſen Völkern ähnlich gekommen.

Man findet noch heute zu Tage in dem ſpaniſchen **Navarra**, in **Aragonien** und **Biscaya**, die Spuren des Worts **Endo**; unter andern z. E. in den zwey Wörtern **Endo mendia**, und **Indaganeta**: welche dem Buchſtaben nach, den Berg **Endo** andeuten. Es iſt auch keine Urſache zu zweifeln, daß die eigenen Namen **Endo** und **Andega**, die in der Geſchichte dieſes Landes ziemlich oft vorkommen, nicht noch Ueberbleibſel von dem Namen des Gottes **Endo** ſeyn ſollten; deſſen Götzendienſt ſich unter den **Vaſconiern** erhalten haben kann, die noch lange genug Heiden geblieben waren.

Was das Wort **Vellicus** betrifft, ſo ſieht man, daß es offenbar mit **Vellica** einerley iſt, eine Stadt in **Cantabrien** gegen den Urſprung des **Ebrus** zu; welches man heut zu Tage **la Guardia**, oder **Medina del Pomar**, nennet. Vielleicht war dieſe Stadt und die Stadt **Velia**, die nicht weit davon lag, durch dieſen Götzen berühmt, und wohl gar ſein Geburtsort: daher man ihn **Endovellicus**, **l'Endo de Vellica**, genannt; eben wie man, **Apollo von Delphis**, **Herkules von Tyr**, ſpricht. Man weis, daß die Menſchen, den Gegenſtänden ihrer Verehrung, gar gern den Namen derer Oerter geben, wo ſich dieſelbe angefangen, und daß dieſer ſo gemeine Gebrauch des Heidenthums, auch zu den Chriſten übergegangen.

Wie übrigens die alten Aufſchriften von **Therenna** uns lehren, daß die alten **Iberier**, ſo gut, als die heutigen, das B mit dem V vermengten: ſo kann man auch vorausſetzen, daß der Name der Belli, eines **Celtiberiſchen** Volks, mit dem Namen der Stadt **Velia**, einerley geweſen.

Aus allen dieſen verſchiedenen Beobachtungen, beſchließt Herr **Freret**, daß der Namen des Götzen **Endovellicus**, den **Endo** der **Belli**, oder **Velli**, bedeutet; und daß dieſer letzte Namen, durch viele Städte und berühmte Völker, nach **Iberien** gebracht worden ſey.

◆

XXXVIII.

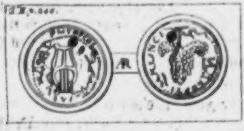
Hrn. Henrions Abhandlung,

von denen ſamaritaniſchen Münzen, die den Namen Simon führen.

1713.

Die Liebhaber der Alterthümer, hatten bisher geglaubt, daß diejenigen Schaupfennige, welche bis auf uns gekommen ſind, und mit ſamaritaniſchen Buchſtaben den Namen **Simon** führen, vom **Simon Maccabäus** wären, welchem, wie die Schrift uns lehret, **Antiochus** der große, die Freyheit ertheilet hatte, Münzen zu ſchlagen.

Ein beſonderer Schaupfennig aus des Herrn von **Pontcarre**, erſten Präſidenten zu **Rouan**, Münzenſammlung, davon man hier die Zeichnung ſieht,



hat den Herrn **Henrion** auf andere Gedanken gebracht. Dieſe Münze iſt ſilbern, von der gewöhnlichen Größe der römiſchen Kaiſermünzen. Anfangs ſcheint es, daß ſie nach einem Stämpel vom Kaiſer **Trajan** geſchlagen worden, und man entdeckt ſogar noch einige Spuren Schrift, aus dieſes Prinzen Münzſtädte, ſowohl an der Seite des Kopfs, als auf der Gegenſeite.

Das Stück iſt nachmals von einem neuen Stämpel überſtämpelt worden, der eine jüdiſche Münze daraus gemacht hat. Auf einer Seite ſieht man eine Leyer, mit den Worten KIROVT IROVSCHLEM, von der **Befreyung**, oder von der **Freyheit Jeruſalems**, und auf der andern eine Weintraube, mit dem Namen SCHEMOVN, **Simon.**

Mit dieſer Entdeckung bewaffnet, glaubte Herr **Henrion** berechtiget zu ſeyn, im 1713 Jahre zu behaupten, daß diejenigen jüdiſchen Münzen, die den Namen **Simon** führen, nicht vom **Simon Maccabäus** ſeyn können, welcher faſt drey hundert Jahre vor Trajans Regierung gelebt hat; ſondern daß man ſie alle dem **Simon Barchochebas** zuſchreiben müſſe, deſſen Empörung unter dem **Hadrian** ſo viel Aufſehen machte. So wichtig indeſſen dem Herrn **Henrion**, das Zeugniß vorſtehender Münze zu ſeyn ſchien: ſo wollte er doch auch noch neue Beweisgründe zu Hülfe nehmen.

Der erſte iſt aus der Wahrſcheinlichkeit hergenommen; nämlich daß von zweenen **Simonen**, welche 300 Jahre von einander unterſchieden ſind, die Münzen des letztern ſich länger erhalten haben müſſen, als des erſtern ſeine.

Zum andern, daß wir keine Münze, weder von dem Vater, noch von den Brüdern des **Simon Maccabäus** kennen; welche doch vermuthlich einerley Vorrecht mit ihm werden genoſſen haben.

Der dritte Grund iſt endlich, daß die auf erwähnten Münzen bemerkten Jahre, nur bis auf das 4te Jahr gehen; welches eine vollkommene Verhältniß mit der Dauer der Regierung des **Barchochebas** hat; dahingegen **Simon Maccabäus** acht Jahre regiert hat, und, wenn dieſe Münzen von ihm wären; man wenigſtens auf einigen die Spuren des fünften, ſechſten, ſiebenden und achten Jahres ſeiner Regierung finden müßte.

Herr **Pinart**, deſſen hebräiſche Gelehrſamkeit bekannt iſt, ließ Herrn **Henrions** Muthmaßungen nicht unbeantwortet. Nachdem er ihm das Alterthum ſeiner Münze ein wenig ſtreitig gemacht hatte, ſo brachte er gegen ſein Lehrgebäude alle Schwierigkeiten zum Vorſcheine, die man in der Geſellſchaft, bey Erblickung desjenigen Denkmals gemacht hatte, worauf er ſich ſtützet. Denn, einige glaubten, der römiſche Stämpel ſey der letztere; andere meynten, daß dasjenige, was von lateiniſcher Schrift zu ſehen käme, ganz neu mit einem Meißel gemacht worden; andere hingegen verſicherten, daß ſie gar nichts von allen dieſen Spuren ſähen. Herr **Pinart** indeſſen begab ſich gar bald aller dieſer Vortheile, und nahm die Münze ſo an, wie Herr **Henrion** ſie beſchrieben hatte; indem er glaubte, deſſen Meynung beruhe dennoch auf ſchlechten Gründen.

Herr **Pinart** ſagt, des **Barchochebas** Empörung unter dem **Hadrian**, wird in der Geſchichte ſo deutlich beſchrieben, daß es gar nicht wahrſcheinlich iſt, wie die Schriftſteller welche davon geredet haben, ein ſo groſſes Merkmaal der Unabhänglichkeit der Juden, als die Münzgerechtigkeit iſt, nicht hätten anmerken ſollen. Nach ſeiner Meynung iſt es viel erweislicher, daß irgend ein alter **ſamaritaniſcher** Stämpel in die Hände eines Juden, oder auch eines neugierigen Römers gefallen: und einer von dieſen hätte ſeitdem, oder auch ſelbſt zu **Hadrians** Zeit, deſſen Münzen noch anjetzt ſo gemein ſind, das erſte beſte Stück ſo er gefunden, genommen, und es mit einem ſamaritaniſchen Stämpel überpräget, um auf der alten Münze ein neues Bild zu haben.

Uebrigens iſt es gewiß, fährt Herr **Pinart** fort, und es iſt eine Sache, die von allen Kennern bezeugt wird, welche im gelobten Lande gereiſet ſind, daß, wenn man die Ueberbleibſel von Jeruſalem unterſucht, man täglich ſowohl ſamaritaniſche Seckel, denen Herr **Henrion** das höchſte Alterthum nicht abſpricht, als auch Münzen mit dem Namen **Simon** findet. Da nun des **Barchochebas** Empörung viel neuer iſt, als die Zerſtörung von Jeruſalem; wie wird man ſich denn einbilden können, daß man auf den Einfall gekommen, eine große Menge Münzen von dieſem neuen Prinzen, unter dem Schutte einer bereits vor einem Jahrhunderte verſtörten Stadt zu begraben?

Was die auf **Simons** Münzen bemerkten Jahre betrifft, und die nur bis aufs vierte Jahr gehen, ungeachtet er achte regieret hat; ſo kömmt es allem Anſehen nach, daher, daß ihm von dem **Antiochus** die Münzgerechtigkeit, erſt in der Mitte ſeiner Regierung zugeſtanden worden: in welchem Falle dieſe Jahrzahlen mit der übrigen Zeit zuſammen ſtimmen, da er das jüdiſche Volk beherrſchet hat. Oder es kann auch ſeyn, daß man in den erſten vier Jahren, noch Münzen genug für ein Volk geſchlagen gehabt, welches in einem ſehr engen Lande, wenig Handel und Wandel hatte.

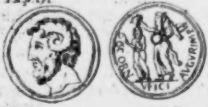
Herr **Pinart** endigte ſeine Antwort, mit unzähligen Betrachtungen, über die Veränderungen, die die hebräiſchen Schriftzüge erlitten haben, davon die **ſamaritaniſchen**, nach ſeiner Meynung, die älteſten ſind, von denen uns ganz unleugbare Denkmäler übrig geblieben.

* *

XXXIX.

Herrn Baudelots Erklärung eines goldenen Schaupfennigs, aus der Familie Cornuficia, die man in dem Cabinet Ihrer Hoheit der Dauphine aufbewahrt.

1 7 1 5.



Man entdeckte im 1715ten Jahre, auf den Gütern des Herzogs von Modena, einen Schatz von Münzen: davon einige der koſtbarſten, in das Cabinet Ihrer Hoheit der Dauphine kamen. Herr Baudelot glaubte bey einer, für einen Alterthumskundigen ſo wichtigen Zeitung, ſogleich, daß dieſes die Kriegscaſſe, des Antoniniſchen Heeres, oder des Heeres des Senats ſey, als die Conſule Hirtius und Panſa, dieſen General, nahe bey Modena geſchlagen. Der Anblick einiger von dieſen Münzen aber, auf denen der Name des Triumvirs Auguſtus zu Ende des 711 Jahres, und des zum Conſul ernannten Agrippa, im 715 Jahre, ſteht, ſchlug dieſen

Einfall nieder; und brachte ihn auf die Gedanken, dieſe Münzen wären aus derjenigen Kriegscaſſe genommen worden, aus welcher die Mannſchaft bezahlet werden ſollen, welche **Lucius**, **Antonius** und **Fulvia**, in dieſer Gegend, wider den **Auguſt**, im 713 und 714 Jahre, zuſammen gebracht hatten.

Dem ſey wie ihm wolle, die Münze welche Herr **Baudelot** erkläret, ſtellet auf einer Seite einen ſtehenden und geſchleyerten Menſchen vor, der in der rechten Hand einen Augurſtab hält, und von einer andern Figur gekrönet wird, die in Geſtalt eines Frauenzimmers hinter ihm ſteht, mit dem Raube einer Ziege den Kopf geputzt hat, und in der linken Hand einen von denen Schilden trägt, die man **Ancilia** nennet, einen römiſchen Adler führet, und die Worte zur Umſchrift hat.

Q. CORNVFICI AVGVR. IMP.

Auf der Gegenſeite ſieht man, doch ohne Umſchrift, einen bärtigen Kopf, mit einem hinterwärts gekrümmten Horne, welches ihm eben aus der Stirne heraus wächſt.

Man kann, bey dem erſten Anblicke, leicht ſchließen, daß die gekrönte Figur, der Augur **Cornuficius** iſt, auf welchen dieſer Schaupfennig geſchlagen worden. Allein dazu gehöret viel mehr Scharfſinnigkeit, wenn man wiſſen will, wer dieſer **Cornuficius** geweſen? wer die Figur ſey die ihn krönet? was der gehörnete Kopf auf der Gegenſeite vorſtellen ſoll? und zu welcher Zeit, und bey was für Gelegenheit, dieſer Schaupfennig geſchlagen worden?

Dieſes alles bringt Herr **Baudelot** ſehr glücklich aus der Geſchichte dieſes **Cornuficius** ſelbſt heraus, die er ſorgfältig geſammlet hat. **Cornuficius** iſt nach Herrn **Baudelot**, aus einer plebejiſchen und ſenatoriſchen Familie geweſen, als **Cicero** das Conſulat über ſechs Mitwerber davon trug, unter deren Anzahl auch **Cornuficius** war, wenn wir dem **Aſconius** glauben. **Cicero** ſchreibt im 15 Briefe ſeines 12 Buchs an den **Atticus**, daß er ſehr reich geweſen: omnino Cornuficius locuples eſt. Allein, was ihn von allen andern berühmten Römern ſeiner Zeit unterſchied, war ſeine Gelehrſamkeit, ſein Witz, und daß er wegen ſeiner ſchönen Eigenſchaften verdiente, zu den höchſten Ehrenſtellen der Republik erhoben zu werden. Dieß Zeugniß giebt ihm eben derſelbe **Cicero**, mit welchem er in gelehrtem Briefwechſel ſtand. **Ich habe gemerkt,** ſagt dieſer römiſche Redner, in einem ſeiner Briefe an den **Cornuficius**, **daß wir nicht gänzlich einerley Meynung ſind.** Es war die Rede von der beſten Art der Beredſamkeit, De optimo genere dicendi: welches einen auf die Gedanken bringt, (dieß ſey im Vorbeygehen geſagt:) daß dieſer Römer von eben der Materie geſchrieben haben müßte: und in der That beſtätiget es auch **Quintilian**, wenn er von denen redet, die von der Rhetorik oder Beredſamkeit geſchrieben haben. Scripſit, ſagt er, de eadem materia non pauca Cornuficius. **Cicero** endlich macht das Lob vollkommen, wenn er ihm ſagt: tum de ſummo ingenio, et de optimis tuis ſtudiis, et de ſpe ampliſſimae dignitatis ita judicare, ut neminem tibi anteponam, comparem paucos. Die Wiſſenſchaft dieſes Römers, ſo hoch ſie auch war, ließ ſich dennoch zuweilen auch auf ganz grammaticaliſche Materien herunter, indem er ſich auf die Unterſuchung des Urſprunges und der Wortableitungen der lateiniſchen Sprache geleget, davon er einen Tractat geſchrieben hatte, welchen **Verrius Flaccus**, oder ſein Abkürzer **Feſtus Pompejus**, anführet.

Was **Makrobius** von einem Gedanken des **Cornuficius** anführet, der die Sonne mit dem **Jupiter** verwechſelt: ſo hat Herr **Baudelot** von der Religion dieſes Römers einen ſo vortheilhaften Begriff, daß er muthmaßet; er ſey der Meynung dererjenigen ergeben geweſen, die nur einen einzigen Gott, unter verſchiedenen Namen, oder Eigenſchaften, angebethet haben.

Seine Religion ſey nun geweſen wie ſie wolle, ſo war er ein vortreflicher Dichter, wie **Catull** und **Euſebius** verſichern: und Herr **Baudelot** kann nach allem dem, was er von des **Cornuficius** guten Eigenſchaften erzählet hat, nicht glauben, daß es derſelbe ſey, von welchem **Donat** redet, daß er **Virgils** geſchworner Feind geweſen, wenn er ſagt: Cornuficius ob perverſam naturam illum non tulit. Iſt es wohl möglich, daß ein Römer, welchen **Aſconius** einen vollkommen rechtſchaffenen Mann, einen redlichen Mann nennet, viſique ſunt Cornuficius et Galba ſobrii ac ſancti viri, über den Ruhm eines jungen Dichters hätte neidiſch ſeyn ſollen, der kaum in Rom bekannt zu werden anfieng, als **Cornuficius** daſelbſt bereits den Ruhm eines witzigen und gelehrten Mannes genoß. Derjenige der über **Virgils** Vorzüge eiferſüchtig geweſen, war unfehlbar ein andrer Dichter **Cornuficius**, deſſen **Ovidius** gedenkt, wenn er von ſeinen geilen und unehrbaren Gedichten redet:

> Et leve Cornufici, parque Catonis opus.

Der Verfaſſer dieſes Werks, wird vom **Plutarch** in **Cäſars** Leben, für einen Trunkenbold ausgegeben; und dieſer Character ſowohl, als die Ungebundenheit der Sitten, kommen dem **Cornuficius**, den die gegenwärtige Münze betrifft, keinesweges zu.

Nichts bezeugt alles, was bisher geſagt worden, ſo ſehr, als daß **Trajan** eine Münze wieder herſtellen laſſen, die den Namen und die Titel des **Cornuficius** erhält. Dieſer Kaiſer mußte in der That gegen dieſen großen Mann, eine außerordentliche Hochachtung haben, daß er, wie er gethan, deſſen Gedächtniß vorzüglich vor ſo vielen andern berühmten Römern, erneuern wollen. Würde wohl **Trajan** einem Wollüſtlinge und Trunkenbolde, dieſe Ehre, die ſo beſonders iſt, erwieſen haben?

Nachdem alſo Herr **Baudelot**, die perſönlichen Eigenſchaften des **Cornuficius** bekannt gemacht, ſo redet er von ſeinen Aemtern und Würden. Er vergißt weder den illyriſchen Krieg, darinnen er **Proprätor** war; noch den ſyriſchen, in welchem er ſich wider den **Baſſus**, als Befehlshaber dieſer Provinz, hervorthat. Nach Herrn **Baudelots** Meynung, hat er in dem erſten von dieſen zween Feldzügen, den auf der Münze angegebenen Titel **Imperator**, geführet. Bey ſeiner im 707 Jahre erfolgten Zurückkunſt nach Rom, und nachdem er die illyriſchen Sachen geendiget hatte, erhielt er auf **Cäſars** Fürſpruch eine Stelle in dem Collegio der **Auguren**: eine wichtige Würde, wie man im **Livius** ſehen kann, und welche **Cäſar**, **Antonius** und **Auguſtus**, auf ihren Münzen ſehr ſorgfältig anmerken.

Mit dieſen Ehrentiteln gieng **Cornuficius** nach Africa, (o), allwo er zur Zeit des Triumvirats, einen Theil der Vertriebenen erhielt, und mit ihnen nach **Cäſars** Tode, die Partey des Senats und des Volks, unterſtützte. **Sextius** welchen **Auguſtus** nach Numidien geſchickt hatte, befahl ihm die Stadthalterſchaft dieſer römiſchen Provinz ihm zu überlaſſen, indem in der unter den Dreymännern geſchehenen Eintheilung, das ganze Africa dem jungen **Cäſar** zugefallen wäre. Allein **Cornuficius** antwortete, er wüßte von dieſer Eintheilung nichts, und könnte ſonder Befehl eine Provinz nicht verlaſſen, die der Senat ihm anvertrauet hätte; ſie geriethen alſo beyde in Krieg über dieſe Sache. Des **Cornuficius** Verweſer trugen anfangs einige Vortheile über den **Sextius** davon, allein: da dieſer ihn nahe bey **Utica** allwo er ſich verſchanzt hatte, angriff; ſo ward **Cornuficius** in Stücke zerhauen und getödtet.

Anjetzt kömmt es auf die Erklärung der Münze an, die dieſen großen Mann vorſtellet, und daß man wiſſe, an welchem Orte ſie mag geſchlagen worden ſeyn. **Urſinus** und **Vaillant** haben gemeynt, es ſey in Afrika geſchehen;

(o) Man ſehe den Appian in Bell. civ. und den Dion. Caſſ.

Herr **Baudelot** aber iſt nicht ihrer Meynung, und glaubt, dieſes Denkmaal ſey, ſowohl als alle andere goldene oder ſilberne Münzen, die den Namen **Cornuficius** führen, in Italien gemacht worden; inſonderheit da die Symbola, ſo man auf beyden Seiten ſieht, gar keine Verhältniß mit Afrika haben, in welchem Lande ſich auch dieſer Feldherr ſeines Glücks eben nicht rühmen dorfte; ſondern daß dieſe Symbola ganz römiſch ſind. **Cornuficius** erſcheint in der That darauf, als ein **Augur** gekleidet, mit dem Augurſtabe in der Hand, und hinter ihm ſieht man die **Juno Soſpita** (oder **Erhalterinn**) die ihn krönet. Zu dieſem rechne man noch den Schild **Ancile**, und den römiſchen Adler.

Es iſt alſo überaus wahrſcheinlich, daß gegenwärtiger Schaupfennig zu Rom, und in derjenigen Zeit geſchlagen worden, da **Cornuficius**, durch **Julius Cäſars** Fürſpruch, zur Augurwürde war erhoben worden. Man könnte gar, nach dem Herrn **Baudelot**, muthmaßen, daß es im Monate Februar geſchehen: in dem die Calendae oder erſten Tage dieſes Monats der **Juno Soſpita** geweihet waren, welche den neuen **Augur** krönet, wie man auf der Münze ſieht.

Diejenigen die geglaubt haben, dieſe Münze ſey in Afrika geſchlagen, haben ſich auf den gehörnten Kopf geſteift, den ſie für **Jupiter Ammons** ſeinen gehalten. Herr **Baudelot** aber erkennt dieſe africaniſche Gottheit gar nicht daran. Erſtlich weil **Jupiter Ammon** nicht in ganz Africa verehret worden; ſondern nur in Aegypten und in den benachbarten Staaten. Zum andern, weil das Horn welches an dieſem Kopfe erſcheint, nicht unmittelbar über dem Ohre ſteht, wie **Jupiter Ammons** ſeines allezeit zu ſtehen pflegt. Dieß Horn wächſt gegentheils oben zur Stirne heraus, welches ausdrücklich den Gott **Faunus** anzeigt: ſo wie man ihn auf verſchiedenen Münzen der Juliſchen und pinariſchen Familien, und inſonderheit auf einer

Münze der **Juniſchen** Familie ſieht, allwo dieſer Gott mit einem langen Barte und einem Geſichte erblicket wird, welches dem auf der **Cornuficiſchen** Münze, ganz gleich kömmt. Außer dieſem, hat dieſe Figur eine haarichte Stirn, welches mit demjenigen ſehr wohl überein kömmt, was der Verfaſſer der **Priapäen** von den **Faunen** ſagt: Frontem comatos Arcades vides Faunos, **du ſiehſt arkadiſche Faunen, mit haarichten Stirnen.** So ſtellte man auch die Göttinn **Fauna** vor, nur ohne Bart: wie Herr **Baudelot** es mit einer Münze aus ſeinem Cabinette beweiſt, deren Schrift, nach dem Herrn **Boze**, hetruriſch iſt. Kurz, der Bart war dem Gott **Faunus** ſo gar eigen, daß man ſich nicht genug wundern kann, wie einige Liebhaber des Alterthums, und zwar von den vornehmſten, einige junge, angenehme Figuren, und die gar keinen Bart haben, für dieſe Gottheit haben annehmen können.

Was die **Juno Soſpita** betrifft, die den **Cornuficius** krönet, ſo bemerkt Herr **Baudelot**, daß dieſe Göttinn oftmals mit der **Fauna** vermenget worden, und daß dieſe, nach dem **Labio**, welchen **Makrobius** anführt, mit der gütigen Göttinn einerley geweſen. Er bemerkt ferner, daß die Römer gewohnt geweſen, zu ihren **Laribus** oder Schutzgöttern, den **Faunus**, die **Fauna**, oder die **Juno Soſpita** anzunehmen, und ihre Feſte zu eben der Zeit zu feyern. Durch dieſe Münze bezeugt er ſeine Erkenntlichkeit dieſen zwoen Gottheiten, denen er dieſe Würde zu verdanken zu haben glaubte, und nahm darauf den Titel **Imperator** an, den er einige Zeit zuvor, ehe er **Augur** geworden, bekommen hatte.

Das Bild der **Juno Soſpita**, die man zu **Lanuvium** verehrte, hat den **Urſinus** veranlaſſet zu glauben, daß die Famile **Cornuficia** aus dieſer Stadt gebürtig geweſen. Herr **Baudelot** giebt dieſem Alterthumsforſcher noch einen Beweis an die Hand, deſſen er ſich nicht einmal

bedient

bedienet hatte. Johann von Sarisbery ſagt in der Vorrede zu ſeiner Polikratie, oder von den Ergetzungen des Hofes, wenn er von einem redet, der etwa über ſeinen Ruhm eiferſüchtig geweſen ſeyn mag: Quoniam et ego meum Cornuficium habeo et Lanuvium; indem er eine Anſpielung auf den Character desjenigen Cornuficius macht, von welchem Donat in Virgils Leben redet. Herr Baudelot glaubt, man müſſe in dieſer Stelle das Wörtchen et wegnehmen, und ſo überſetzen: denn auch ich habe meinen Cornuficius den Lanuvier. Eben derſelbe Schriftſteller ſagt noch, in derſelben Vorrede: ſi quis ignotos Authores cum Lanuvio calumnietur &c. Alles dieß beweiſt, daß Johann von Sarisbery überzeugt geweſen, Cornuficius wäre von Lanuvium geweſen. Uebrigens weis man daß die Juno Soſpita daſelbſt die Hauptgottheit war; deswegen aber darf man noch nicht ſagen, dieſer groſſe Mann ſey daher gebürtig geweſen, indem dieſe Göttinn auch zu Rom in hohen Ehren geſtanden, inſonderheit in dem Viertheile wo ihr Tempel war; noch vielweniger muß man glauben, daß der Cornuficius auf dieſem Schaupfennige, eben derſelbe ſey, von welchem Donat geredet hat; ungeachtet viele Gelehrte dieſes geglaubet haben.

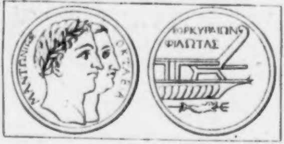
* * *

XL.

Herrn Gallands Erklärung einer griechiſchen Münze, vom Marcus Antonius und der Octavia.

1711.

T. II. p. 260



Herr Galland hat geglaubt, daß dieſer Schaupfennig, der bereits vom **Marmora**, in der Geſchichte von **Corfu** erkläret worden, einer neuen Aufmerkſamkeit würdig ſey. Er unterhielt im 1711 Jahre die Akademie damit, und bemerkte, daß dieſes Denkmaal, welches von mittlerm Erze iſt, auf einer Seite, den Kopf der **Octavia**, neben des **Marcus Antonius** ſeinem, mit Lorbern gekrönt, darſtellet. Die Umſchrift iſt ganz ungekünſtelt: M. ANTΩNIOΣ OKTABIA.

Die Gegenſeite hat zum Bilde ein Schiff, welches von der Rechten zur Linken gekehret, und mit folgenden Worten begleitet iſt: KOPKYPAIΩN ΦIΛΩTAN im Accuſativo: **den Philotas der Corcyräer.**

Ungeachtet, wie man bereits geſagt hat, viele Jahre verfloſſen ſind, daß dieſe Münze geſchlagen und ausgetheilet worden, ſo hat doch noch kein einziger Alterthumskundiger ihrer gedacht; ſelbſt Herr **Vaillant** nicht einmal, der ſie unfehlbar, weder in irgend einem italiäniſchen Cabinette, noch ſonſt, geſehen hat: weil ſie in ſeiner Sammlung derer in griechiſchen Städten geſchlagenen Kaiſermünzen, unter den Schaupfennigen vom **Marcus Antonius**, nicht ſteht. Hieraus könnte man ſchließen, daß in gewiſſem Verſtande, dieſe Geſchichte von **Corfu** eben ſo ſelten iſt, zum wenigſten in Frankreich, als vorſtehende Münze.

Herr **Mayer**, den wir in Paris geſehen haben, und welcher mit der Neugierde zur Kenntniß der alten Münzen, auch die Kenntniß der beſten und ſeltenſten Bücher verbunden, hatte dieſe Geſchichte von **Corfu** aus Italien mitgebracht, und nach ſeinem Tode, kaufte Herr **Foucault** dieſes Buch.

Sobald Herr **Galland** in demſelben, den Stich dieſer Münze vom **Marcus Antonius** und der **Octavia** erblickte, ſo erſtaunte er über der vollkommenen Aehnlichkeit, die er unter dieſem Schaupfennige und einem andern fand, der in des Herrn **Foucaults** Cabinette befindlich iſt: welchen er in der Ordnung derer Münzen griechiſcher Städte, die nicht kaiſerlich ſind, geordnet hatte; und zwar unter dem Titel ΚΟΡΚΥΡΑΙΩΝ, nebſt vielen andern von eben dieſer Inſel. Er hatte dieſe Münze deswegen dorthin geordnet, weil er um die Köpfe herum gar keine Buchſtaben geſehen, und daher dieſe Köpfe für den **Jupiter** und die **Juno** gehalten. Hierzu hatte ihn inſonderheit der Lorberkranz bewogen, ungeachtet der Kopf eines **Jupiters** ohne Bart, ihm allerdings Schwierigkeiten gemacht.

Nachdem er nun Herrn **Foucaults** Münze mit dem Kupferſtiche verglichen, ſo zweifelte Herr **Galland** weiter nicht, daß des Geſchichtſchreibers von **Corfu** und Herrn **Fou-**

Foucaults ſeine, nicht durchaus einerley Münze wären. Was ihn noch vollends in dieſer Meynung beſtärkte, war, daß nachdem er die Münze rein gemacht, und den Roſt weggenommen, der ſich hinter des **Marcus Antonius** Kopf angeſetzt, er die Spuren der Buchſtaben M. ANT. darauf bemerkte. Mehr brauchte er nicht zur Ueberzeugung, daß dieſe zween Köpfe **Marcus Antonius** und **Octavia** wären. Gleichwohl erſcheint der Name **Octavia** nicht auf Hr. Foucaults Münze, und hat ſich auch niemals darauf zeigen können, weil das Metall nicht recht an den Stämpel angeſchloſſen; derſelbe alſo nicht recht getroffen, und ſowohl den ganzen Namen **Octavia**, als auch die Hälfte des Namens **Marcus Antonius** nicht recht ausgedrückt hat.

Dieſes, was man hier bemerkt hat, ausgenommen, ſo kömmt Herrn **Foucaults** Münze, an Seiten der Köpfe, mit derjenigen vollkommen überein, die in der Geſchichte von **Corfu** ſteht.

Was die Gegenſeite betrifft, ſo bemerkt man zwo geringe Abweichungen auf Herrn **Foucaults** Münze. Eine iſt im Bilde; indem man außer dem Schiffe, noch einen gerade liegenden Neptunſtab mit einem Delphine ſieht: und die andere findet ſich in der Schrift, welche ΦΙΛΩΤΛΣ im Nennfalle, und nicht ΦΙΛΩΤΛΝ; hat. Allein es könnte gar wohl ſeyn, daß der Kupferſtecher nicht aufmerkſam genug geweſen, die Gegenſeite richtig abzuzeichnen. Vielleicht ſind der Neptunſtab und der Delphin, auf der Münze, die er vor ſich gehabt, mit Roſt bedeckt geweſen. In welchem Falle es nicht zu verwundern wäre, daß ſie ihm entwiſchet ſind. Endlich, ſo kann auch ein Arbeiter leichtlich ein Σ in ein N verwandeln, indem dieſer Buchſtabe, wenn er auf der Seite liegt, faſt eben dieſelbe Figur hat.

Nach dieſen vorläufigen Betrachtungen, erkläret Herr **Galland** die Münze. Der Geſchichtſchreiber von **Corfu** will, daß des **Marcus Antonius** und der **Octavia** Hochzeit, zu **Corcyra** gefeyert worden, und daß die **Corcyrer** bey ſolcher Gelegenheit dieſe Münze ſchlagen laſſen. Er ſteifet ſich auf **Dions**, durch den **Xiphilin** abgekürztes Werk, woraus man gleichwohl ſein Vorgeben nicht folgern kann. Er hätte auch nur deswegen den **Plutarch** zu Rathe ziehen dörfen, ſo würde ihn dieſer gelehrte Geſchichtſchreiber mit ausdrücklichen Worten, in des **Marcus Antonius** Leben, berichtet haben, daß er ſeine Hochzeit zu Rom gefeyert; und daß, als **Marcus Antonius** ſich nach dieſem von Italien entfernet, er **Octavien** mit ſich nach Griechenland genommen, wo ſie mit einer Tochter entbunden worden.

Plutarch ſagt zwar nicht, daß **Antonius** nach **Corfu** gegangen ſey; gleichwohl ſcheint es, man dörfe nicht zweifeln: daß **Marcus Antonius** bey dieſem Uebergange aus Italien nach Griechenland, zu **Corcyra** angelanget ſeyn werde, wie damals gebräuchlich war; daß er etliche Zeit da geblieben, und daß ſowohl er als die **Octavia**, daſelbſt mit allen denen Ehrenbezeugungen empfangen worden, die ihnen zukamen. Ja man hat alle Urſache zu glauben, daß die **Corcyräer** eben damals die Köpfe des **Marcus Antonius**, und der **Octavia** auf ihre Münzen prägen laſſen; damit ſie der Nachwelt zu einem Denkmaale der Ehre dienen möchten, die ſie gehabt hatten, dieſelben in ihrem Hafen und auf ihrer Inſel zu empfangen.

Nunmehr kömmt es auf die Unterſuchung an, warum denn die **Corcyräer** dem **Marcus Antonius** einen Lorberkranz zutheilen; und es iſt ſo leicht nicht, den Bewegungsgrund davon zu finden. Vielleicht iſt es in Anſehung des Sieges geſchehen, den er über den **Brutus** und **Caſſius**, zugleich mit dem **Auguſtus**, erhalten. Man müßte denn ſagen, daß die Griechen aus einer ihnen ſehr gewöhnlichen Schmäucheley, ihn mit dem **Jupiter** und ſeine Gemahlinn, mit der **Juno**, vergleichen wollen.

Das Schiff, der Dreyzack und Delphin, die auf der Gegenſeite ſtehen, können nur zweyerley andeuten: entweder des **Marcus Antonius** Gewalt zu Waſſer, ſo wie ſie damals beſchaffen war; oder eben dieſelbe, in Abſicht auf die **Corcyräer**, die allezeit und bereits ſeit vielen Jahrhunderten, ſehr anſehnlich geweſen war. Es iſt aber noch viel natürlicher zu glauben, daß dieſe Bilder, eher die **Corcyräer** als den **Marcus Antonius** betreffen. Der Name ΦΙΛΩΤΑΣ, ihrer Obrigkeit, welcher mit dem Worte ΚΟΡΚΥΡΑΙΩΝ zuſammen die Umſchrift ausmacht, ſcheint die Frage durchaus zu entſcheiden.

Es bleibt noch ein Punct zu unterſuchen übrig, der dieſe Münze betrifft. Haben die **Corcyräer** dieſelbe aus eigener Bewegniß und dem **Marcus Antonius**, nebſt der **Octavia** zu Ehren, ſchlagen laſſen? oder hat **Marcus Antonius** ſein Anſehen zu Hülfe genommen, ſie dazu zu bewegen?

Es ſcheint ſehr erweislich zu ſeyn, daß die **Corcyräer** dieſe Münze von ſich ſelbſt, bey der Ankunft des **Marcus Antonius**, und der **Octavia**, auf ihrer Inſel ſchlagen laſſen; um ihnen zu zeigen, wie hoch ſie die Ehre ſchätzten, die er ihnen erwies; und um zugleich dem **Auguſtus** ein neues Merkmaal ihrer Ergebenheit und ihres Eifers für ihn, in der Perſon ſeiner Schweſter **Octavia**, und ſeines Schwagers **Marcus Antonius**, zu geben. Es iſt vielmehr nicht im mindeſten wahrſcheinlich, daß **Marcus Antonius** nicht nur dieſe Ehre von ihnen verlanget, ſondern auch nur den mindeſten Antheil daran gehabt haben ſollte. Warum man dieſes mit vielem Grunde muthmaßen kann, iſt, daß man keine in ſeinem Namen geſchlagene Münzen, in den Städten **Patras**, **Sicyon**, **Corinth**, **Athen**, und **Epheſus**, noch in allen andern findet, wo er durchgegangen. Man ſieht auch eben ſo wenig, daß, weder die europäiſchen noch aſiatiſchen Städte, die ihm anheim gefallen waren, einige auf ihn hätten ſchlagen laſſen; wenn man die einzige Stadt **Theſſalonich** ausnimmt, die ihm eine Münze ſchlug, welche Herr **Vaillant** anführet. Denn man redet hier nicht von einer Münze von **Tripolis** in **Phönicien**, die in Herrn **Foucaults** Cabinette iſt, und auf einer Seite des **Marcus Antonius** Kopf, auf der andern aber der **Cleopatra** ihren vorſtellt. Dieſe Münze iſt in der That von den **Tripolitanern**, bloß zu Ehren der **Cleopatra** geſchlagen worden, die, als ihr **Marcus Antonius** ganz Phönicien geſchenkt hatte, ihre Beherrſcherinn geworden war. Das kann man leicht aus den Ziffern 23 ſehen, die dem Kopfe der **Cleopatra** zur Seite ſtehen, und andeuten, daß dieſe Begebenheit, im drey und zwanzigſten Jahre der Regierung dieſer Prinzeſſinn geſchehen ſey. Wenn alſo **Marcus Antonius** ſo eifrig geweſen wäre, ſich auf Münzen vorgeſtellet zu wiſſen; würde er es wohl bey der einzigen Stadt **Corcyra** haben bewenden laſſen? und würde er nicht von allen benannten Städten eben dieſe Ehre erfordert haben?

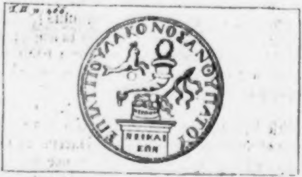
Dieſe Betrachtung fällt einem gleich von ſelbſt ein. Uebrigens ſcheint es auch nicht, daß **Marcus Antonius** ſich gar viele Mühe gegeben habe, ſein und der **Fulvia** und der **Octavia** Bild auf Münzen prägen zu laſſen; dahingegen man, ſeitdem er die **Cleopatra** geheirathet hatte, nichts anders zu ſehen bekömmt, als dieſer Prinzeſſinn Bildniß mit dem ſeinigen, auf einer unzähligen Menge griechiſcher und lateiniſcher Münzen.

* *

XLI.

Herrn Gallands Erklärung einer griechiſchen Münze vom Nero, die zu Nicäa einer Stadt in Bithynien geſchlagen worden.

1712.



Dieſe Münze, deren Erklärung Herr Galland im 1712 Jahre unternahm, iſt wegen ihrer vollkommenen Erhaltung, und der Richtigkeit ihrer Zeichnung eben ſo ſchätzbar, als wegen ihrer Seltenheit; und führet alle Vortheile bey ſich, die nur die Liebhaber, von der Vollkommenheit einer alten Münze fordern können.

Sie iſt von einem ſehr ſchönen gelben Kupfer, und von erſter Größe; das heißt, in der Sprache der Alterthumsforſcher, von großem Erz. Auf einer Seite ſtellt ſie des Kaiſer **Nerons** Kopf, mit dieſen Worten vor: ΝΕΡΩΝ ΚΛΑΥΔΙΟΣ ΚΑΙΣΑΡ ΓΕΡΜΑΝΙΚΟΣ. Auf der Gegenſeite ſieht man ein viereckigt Geſtelle, davon nur der obere Theil zu ſehen iſt, auf welchem man dieſes Wort lieſet: ΝΕΙΚΑΙΕΩΝ. Dieſes Grundgeſtelle ſcheint ein ander rundes zu tragen, auf deſſen vorderſtem man lieſt ΝΕΡΩΝΟΣ; aber in ſo kleiner Schrift, daß Herr **Vaillant** und **Patin** ſie nicht einmal gemerkt, und für eine Blumenſchnur angeſehen hatten. Ueber dem Altare ſteht eine Erdkugel, mit Bändern, die an einem **Bachusſpieſſe** befeſtiget ſind, und nicht an eine Mohnwurzel, wie Herr **Vaillant** geglaubt hat. Mitten in dem Felde der Münze, und über dem Altare, ſieht man ein Horn des Ueberfluſſes mit einem Kranze oben darauf. An der rechten Seite des Altars, ſteht das Zeichen des Steinbocks mit der Erdkugel. Der ganze Rand der Münze endlich, iſt mit dieſer Schrift erfüllt: ΕΠΙ· ΑΤΤΙΟΥ ΛΑΚΩΝΟΣ ΑΝΘΥΠΑΤΟΥ, Das heißt: **unter dem Proconſul** Attius Laco.

Von dieſer Beſchreibung ſchreitet Herr **Galland** zur Erklärung dieſer Münze. Er will, daß das viereckigte Grundgeſtelle, welches dem Altare zum Fuſſe zu dienen ſcheint, nur deswegen auf die Münze geſetzt worden, um die Schrift ΝΕΙΚΑΙΕΩΝ in ſich zu faſſen: das heißt, eine Anzeige zu thun, wer diejenigen wären, die ſie hätten ſchlagen laſſen, und gar nicht den Altar zu tragen, ungeachtet ſelbiger darauf geſtellet zu ſeyn ſcheint. In der That hatten auch die alten Altäre, ſie mochten nun im Eingange der Tempel, oder an irgend einem andern Orte ſtehen, keinen andern Grund, als den Boden, worauf ſie ſtunden; und ſie waren nicht einmal ſonderlich erhaben, damit die Prieſter ohne Beſchwerlichkeit, das Holz, darauf legen, es anzünden, das Opfer darauf legen, und alle andere Feyerlichkeiten verrichten konnten, die bey den Opfern gebräuchlich waren. Daß endlich die Altäre dieſe und keine andere Höhe gehabt, das iſt eine Wahrheit, die ſowohl durch die alten Schnitzwerke, als Münzen, beſtätiget wird.

Dieſes vorausgeſetzt, ſieht Herr **Galland** dieſes Grundgeſtelle nur als ein von dem Altare unterſchiedenes Stück an, welches hier nur ſteht, um anzudeuten, daß die

Einwohner der Stadt **Nicäa** in Bithynien dieſen Altar zu **Nerons** Ehren aufgerichtet und geweihet hätten. Dieß beweiſt die Aufſchriſt ΝΕΡΩΝΟΣ, darunter man ΒΩΜΟΣ verſteht, das heißt: **Nerons Altar**, oder **ein dem Nero geweihter Altar**. Was die **Bacchusſtange** betrifft, die man auf dem Altare ſieht, und die eines von den gewöhnlichen **Zeichen des Bacchus** iſt, ſo iſt ſie eine Wirkung von der griechiſchen Schmäucheley, und zeiget auf nichts anders, als daß die **Nicäer** den Kaiſer **Nero**, unter dem Bilde und Namen des **Bacchus** verehret haben, den ſie für den Stifter und Schutzgott ihrer Stadt gehalten: wie man dieſes leichtlich aus dreyerley Münzen vom **Antoninus Pius**, aus **Memnons**, eines alten Geſchichtſchreibers Zeugniſſe, welchen **Photius** anführet, und aus des **Dio Chryſoſtomus** 43 Rede an die **Nicäer**, beweiſen könnte.

Die über dem Altare ſchwebende Erdkugel, iſt ein Bild derer Reiſen die **Bacchus** gethan hatte, die Welt zu durchwandern, und zielte zugleich auf diejenigen die **Nero** gethan, oder noch thun wollte. Das Horn des Ueberfluſſes zeigt die Glückſeligkeit an, deren die **Nicäer** unter dem **Nero** genoſſen; oder auch vielleicht die Fruchtbarkeit derer um dieſe Stadt herumliegenden Felder.

Uebrigens iſt es ſchwer feſt zu ſetzen, was das für eine Art von Kranz ſey, die über dem Fruchthorne ſchwebt; indem er ſo glatt iſt, daß man nicht ſagen kann, ob er von Epheu oder Lorberlaube iſt. Iſt er von Epheu; ſo ſchickt er ſich ſowohl für den **Bacchus**, als für den **Nero**: den die **Nicäer**, als ihren zweyten Stifter, unter dem Bilde dieſes Gottes verehrten.

Das Zeichen des Steinbocks und die Erdkugel betreffend, ſo weis ein jeder, daß dieß das Symbolum von des **Auguſtus** Geburt ſey: durch welches die **Nicäer**, **Nerons** Adel deſto mehr erheben wollen; welcher von Seiten ſeiner Mutter **Agrippina**, von dieſem großen Kaiſer abſtammete.

Die Schrift endlich, ſo alle dieſe Sachen begleitet, lehret uns, daß die **Nicäer**, dieſe Münze dem **Nero** zu Ehren, unter des **Attius Laco** Proconſulate, (oder vielmehr **Atius Laco**, mit einem einzigen T.) geſchlagen, einer Magiſtratsperſon, die damals Stadthalter in **Bithynien** war. Nach **Virgils** 5 Buche der **Aeneis**, ſtammte dieſes Geſchlecht **Atia**, von dem jungen Trojaner **Atis** ab: der mit dem **Aſcan** gleich alt war, und mit welchem er eines von den drey Geſchwadern junger Trojaner anführte, die zu den Spielen gehörten, mit welchen **Aeneas** das Begräbniß ſeines Vaters **Anchiſes** feyerte.

Die Münze lehrt uns den Vornamen dieſes **Atius Laco** nicht, welcher ein Enkel, oder Urenkel des **M. Atius Balbus**, mütterlichen Großvaters vom **Auguſtus**, geweſen ſeyn mag; oder zum wenigſten kann er ein Abkömmling irgend eines andern Aſts von eben dieſem Hauſe geweſen ſeyn, dem etwa der Zuname **Laco** eigen war. Gleichwohl wird es nicht undienlich ſeyn, im Vorbeygehen hier anzumerken, daß dieſer Zuname mit dem Hauſe **Atia** nicht ſo gar verbunden geweſen, daß ihn nicht auch einige andere geführet haben ſollten. In der That erwähnen **Tacitus** (*p*) und **Plutarch** (*q*) eines **Cornelius Laco**, welcher unter dem **Galba**, Präfectus Prätorii geweſen. Da ſieht man alſo jemanden, aus dem Hauſe **Cornelia**, der eben dieſen Zunamen geführet hat.

(*p*) Im I B. ſeiner Geſchichte. (*q*) In des Galba Leben.

* *

XLII.

Herrn Mahudels Anmerkungen, über den Gebrauch einiger alten römiſchen Münzformen, die man zu Lyon entdecket hat.

1716.

Diejenigen, welche wiſſen, daß die abhängige Seite des Berges Fourvieres, die nach der Saone zugeht, ehemals der ſchönſte Theil der Stadt Lyon geweſen, werden ſich nicht wundern, daß man daſelbſt täglich neue Entdeckungen macht. Die Entdeckung einiger Münzformen, ſo ſich allda vor einiger Zeit zugetragen, verdienet inſonderheit die Aufmerkſamkeit der Liebhaber des Alterthums, in dem ſie zur Kenntniß des alten Münzweſens dienen kann. Herr **Mahudel**, der ſich zur Zeit dieſer Entdeckung zu **Lyon** befunden, und noch einige davon ſelbſt beſitzt, ſtellte einige Betrachtungen über dieſe Sache an, die er im 1716 Jahre, der Akademie mittheilte.

Die Materie dieſer Formen iſt ein gebrannter weißlichter Ton. Ihre Figur iſt platt, und endet ſich durch einen runden Umkreis der einen Zoll im Durchmeſſer hat. Ihre Dicke iſt an dem Rande, zwo Linien, und nimmt in dieſem Raume an einer, oder zwo Seiten der Form ab, welche durch den Eindruck des Stücks Geld ausgehölet worden, deſſen Bild darein gedruckt geblieben iſt. Man ſagt mit Fleiß, an einer oder beyden Seiten der Forme, indem die mehreſten auf der einen Seite den Eindruck eines Kopfes, und auf der andern den Eindruck einer Gegenſeite haben; einige aber auch nur auf einer Seite eingedruckt ſind.

Ein jedes von dieſen Formen hat einen gewiſſen Ort ihres Randes durch einen Einſchnitt oder eine Kerbe, welche an den leeren Raum ſtößt, der durch die Maſſe des geprägten Stückes gemacht worden. Da nun die platte Figur dieſer Modeln, und die Gleichheit ihres Umkreiſes, ſie fähig machen, nach der Verhältniß ihrer Bilder und Köpfe, und der Gegenſeite, davon ſie den Eindruck behalten haben, und zwar ſo, daß alle dieſe Einſchnitte zuſammen paſſen, auf einander gelegt werden zu können: ſo merkt man unverzüglich, daß die durch die Zuſammenfügung dieſer Kerben, fortgeführte Rinne, der ſämtlichen Forme zum Gußloche der zu den Münzen beſtimmten Rolle von Münzformen gedienet hat.

Dieſe Rolle konnte länger oder kürzer ſeyn, nachdem man mehr oder weniger doppelt geprägte Formen zuſammen fügte, und ſchloß ſich auf beyden Seiten, durch eine nur auf einer Seite geprägte Form. Es iſt aus dem Ueberreſte von fremder Erde, der noch an dem Rande von einigen ſolchen Modeln ſitzt, leicht zu ſchließen, daß die Erde ihnen zur Kütte gedienet, ſie in Gleichheit zu erhalten, und alle Oeffnungen zu verkleben, durch welche das Metall hätte ausfließen können. Es war auch leicht, dieſe Kütte, ohne Schaden der Formen wieder wegzuthun, wenn, nach dem Guſſe, die Materie erſt wieder erkältet war.

Der Eindruck von den Köpfen des **Septimius Severus**, der **Julia Pia** und des **Antoninus** ihrer beyder Sohns, mit dem Zunamen **Caracalla**, der auf dieſen Modeln noch kennbar iſt, macht den Zeitpunkt ihrer Werkſtatt gewiß: nämlich er trifft unter die Regierung dieſer fürſtlichen Perſonen, deren Münzen in **Lyon** ſehr häufig geweſen ſeyn müſſen; indem der erſte, nach dem Siege, den er über den **Albin** davon getragen, ziemlich lange daſelbſt gewohnt hat; und dieſe Stadt der Geburtsort des andern war (r).

(r) Eutrop. Aurel. Vict. Cap. 20.

Eine Stange von umgeſchmolzenen Münzen, deren grünlichter Roſt, die Menge des Kupfers anzeigte, welche größer war, als das dazu genommene Silber, und welche man zu gleicher Zeit, an eben dem Orte mit gefunden, läßt keinen Zweifel mehr, daß man ſie mehr gebraucht, ſilberne, als goldene Münzen, in den Sand zu gießen.

Aus dieſer Beſchreibung, und aus dem Gebrauche, zu welchem die Alten dieſe Formen beſtimmten, erhellet: daß ihre Art zu gießen, der unſrigen ziemlich gleich gekommen; und daß dasjenige was ſie beſonders gehabt, die Art des Sandes geweſen, deſſen ſie ſich bedienet: der ſo gut und ſo zubereitet war, daß ihre Formen noch nach 1400 Jahren tüchtig ſind, viele Güſſe auszuhalten.

Die Güte dieſer Formen und die große Menge derſelben, die man bereits zu **Savots** Zeiten, in der Stadt **Lyon** gefunden, als welches eine der anſehnlichſten Münzverwaltereyen des Kaiſerthums war, haben einige Alterthumskundige bewogen zu glauben, daß die Römer zuweilen auch ihre Silbermünzen in Formen gegoſſen. Herr **Mahudel** aber, welcher überzeugt iſt, daß man ſie mit dem Hammer, oder einer gleichwirkenden Maſchine geſchlagen, führet zum Beweiſe deſſen, die vornehmſten von denen Beweiſen an, die bereits andere vor ihm gebraucht hatten; er ſetzt aber auch noch einige neue hinzu.

Der erſte und gewöhnlichſte von dieſen Beweiſen, wird aus der Bedeutung der Wörter cudere, ferire, percutere, und ſignare genommen, die alle **ſchlagen** heißen. Man bedient ſich derſelben gemeiniglich bey den Münzgeſetzen (r), in den Geſchichtſchreibern, Sprachlehrern und allen Dichtern: ja ſelbſt auf den Münzen des erſten und vierten Jahrhunderts des römiſchen Reichs, ſtehen ſie ſowohl in den Zeichen und Umſchriften der einen, als in dem Rande der andern.

(r) L. 1. digg. de contrah. Empt.

Der andere Beweis fließt aus der Nettigkeit des Ausdruckes auf dem Metalle, der aus der Forme niemals ſo ſauber kömmt, als aus dem Stämpel.

Der dritte gründet ſich auf den Mangel der Gegenſeite, den man an einigen alten Stücken wahrnimmt, die man Incuſes nennet. Dieſer findet bey den Formen keine Statt, und ſetzt nothwendig den Schlag entweder eines Hammers, oder einer andern gleichwirkenden Maſchine zum voraus.

Der vierte fließt aus dem doppelten Gepräge einer und derſelben Aufſchrift, die man oft auf einerley Seite, gewiſſer griechiſcher und römiſcher Münzen ſieht, und welches nichts anders als eine Wirkung, entweder der Verrückung des Stücks unter dem Stämpel, oder des wiederholten Hammerſchlages, ſeyn kann.

Der fünfte Beweis entſpringt aus der Ungleichheit des Umkreiſes der mehreſten von dieſen Münzen; deren Ränder zweyhörnig, und auch in der Größe vielen Stücken von eben dem Gewichte, von eben den Bildern, von eben der Zeit und Werkſtatt, nicht gleichen. Eine Ungleichheit, die nirgend anders herrühren kann, als von der mehrern oder geringern Kraft desjenigen, der den Schlag darauf gethan hat; und welche unmöglich hätte entſtehen können, wenn das Stück Metall den Rand der Forme, zur Gränze gehabt hätte.

Trotz der Stärke dieſer Beweiſe, hat gleichwohl die Schwierigkeit, wie es möglich ſey, ohne Preßbalken, und mit dem bloſſen Hammer, auf einem ſo harten Metalle, als das Kupfer iſt, ſolche groſſe und erhabene Köpfe zu prägen, als man auf den Münzen erſter Größe, und auf den Medaillons ſieht, den **Freher** und **Savot** veranlaſſet, vorzugeben: daß man, um den Abdruck zu erleichtern, die Materie in Formen gegoſſen, darinnen ſie nur die Dicke und die Umzeichnung des Erhabenen, bekommen. Nach dieſer Vorarbeit habe man dieſe Stücke wieder glüend gemacht,

macht, und ſie noch ganz roth auf die Matricen oder Vierecke eingerichtet, zwiſchen welchen ſie, durch den gewaltigen Eindruck des Hammers, den letzten Grad der Vollkommenheit erreiche.

Die Alterthumsforſcher ſind durch folgendes veranlaſſet worden, dieſe Meynung anzunehmen. Erſtlich durch den Gebrauch eines figurirten Schmelztiegels, auf der Gegenſeite eines **Denarii** von der Familie **Cariſia**, an deſſen entgegengeſtellter Seite, der Kopf der Münzgöttinn ſteht; und dann durch die Erklärung, die ſie dem Worte flando geben, welches in den Würden der Dreymänner des Münzweſens, vor dem Worte feriundo vorhergeht, und in einigen alten Geſetzen, ſowohl als das conflare gebraucht wird.

Herr **Mahudel** widerſpricht dieſem vermeynten Gebrauche mit dreyen Gründen.

Erſtlich weil der Schmelztiegel, der auf erwähntem conſulariſchen **Denar** ſteht, zwar in der That bey dem Münzweſen gebraucht ward, wie er auch noch heute zu Tage zum Schmelzen der Metalle angewandt wird; aber nur, ſie in Klumpen zu gießen, die, wenn ſie brav geſchlagen, und in Bleche ausgedehnet worden, ſich in runde Stückchen eintheilen laſſen, und dadurch tüchtig gemacht werden, daß man ſie zwiſchen zween Stämpel ſtellen und prägen kann.

Wozu wären wohl ſonſt die großen **Goldſchmiedsſcheeren** gebraucht worden, die auf eben dieſem **Denar**, nebſt andern zum Münzweſen gehörigen Werkzeugen, zu ſehen ſind? Wozu anders, als dieſe **Metallſcheiben** in der gehörigen Größe abzuſchneiden, die die zu prägende Münze bekommen ſollte? **Juvenal** beſtätiget dieſen Gebrauch durch folgenden Vers, welcher eine Münze erklärt, daß ſie ein in kleine Stücke zerſchnittenes Metall ſey, auf welchem Köpfe und Titel eingedruckt ſtehen. Schließt ſelbiger nicht den vorausgeſetzten Guß in den Sand, aus?

Conciſum argentum in titulos, faciesque minutas. *Sat. 14.*

Sein anderer Beweis iſt dieſer, daß unter den mannigfaltigen Aemtern, die mit den Münzgebäuden der Alten verknüpfet waren, und die in verſchiedenen Aufſchriften namentlich genennet ſind, man die Namen Signatores, Suppoſtores, Malleatores monetae Caeſaris (t) findet, die alle eine Verbindung mit dem Prägen durch den Hammerſchlag, und gar keine mit dem Guſſe im Sande, haben.

Der dritte iſt, daß die Ritze, die man ſo häufig in allerley Stücken, von allerley Erz und von allerley Größen ſieht, keine Wirkung des Guſſes, ſondern der Gewalt des Hammers ſeyn müſſen, der ein bereits geſchlagenes und zum Metallteller zubereitetes Stück, eher aus einander treibt und ſpaltet, als ein geſchmolzenes Stück: indem die Erfahrung lehret, daß die Wirkung eines ſolchen Schlages, wenigſtens beym Silber, dieſe iſt, die durch den Guß verdünnerten Partikeln des Metalls zuſammen zu bringen.

Allein auch die Schwierigkeit der Ausführung dieſer Mechanik, die ſelbſt vom **Freher** und **Savot** vorausgeſetzt worden, wird noch zu einem neuen Beweiſe, wider dieſes Lehrgebäude. Denn, wie will man doch begreifen, daß derjenige Münzbediente, den man Suppoſtor nannte, und eben derſelbe iſt, den wir den **Münzmeiſter** nennen; deſſen Amt geweſen ſeyn würde, die zubereiteten Stücke zwiſchen die Stämpel zu legen, geſchickt genug geweſen ſeyn ſollte, dieſelben ſo zu ſtellen, daß jeder Theil der erhabenen Forme, genau in die ihm gehörige Höle, wo er recht ausgebildet werden ſollte, zutrafe? Ja geſetzt, er hätte dieſe Geſchicklichkeit gehabt, wie hätte die Zeit, die er zu dieſer Einrichtung haben müſſen, zu der ungeheuren Menge großer Münzen zureichen können, die man zu ſchlagen hatte; da man ſogar von Kaiſern, die am kürzeſten regiert haben, eine ziemlich große Anzahl findet?

(t) Grut. pag. 1065. ſcript. 5. Edit. ſec.

Und wie will man endlich bey dieſem Lehrgebäude, auf den Beweis der Unmöglichkeit antworten, den man aus der Menge griechiſcher und römiſcher überzogener Münzen zieht, die wir noch übrig haben? Wie hätten die zwey Metalle aus denen ſie zuſammengeſetzt ſind, da ſie nicht vereinigt worden, (indem das koſtbare das ſchlechtere bedeckt) in den Sand gegoſſen ſeyn können, ehe ſie unter die Stämpel gekommen? die erhabene Arbeit dieſer Stücke ſey ſo anſehnlich, als ſie immer wolle, inſonderheit in den großen griechiſchen Münzen, unter welchen man ebenfalls ſolche verfälſchte findet.

Man kann ſagen, bey den alten Münzen, ſey die Zuſammenſetzung der Metalle, auch ſchon zur Zeit da ſie im Brauche waren, ein Unterſchleif geweſen. Herr **Mahudel** aber zieht hieraus den Schluß, daß wenn die falſchen Münzer unter den Alten, die Kunſt beſeſſen, dieſe Stücke ins geheim auf ein noch härter Stück Metall zu prägen, als das Kupfer iſt; (indem man unter dieſen gleichſam gefütterten oder überzogenen Münzen, einige von Eiſen findet) und ſie denſelben gleichwohl ſo viel Erhebung und Leben geben können, ohne daß ſie dieſelben vorher in eine Form gegoſſen; man um ſo viel mehr und mit leichterer Mühe, in den Münzhäuſern eben das gethan haben würde; da es ja dem Vortheile des Prinzen gemäß war, dasjenige Mittel zu ergreifen, wodurch man mehrere Münzen und in kürzerer Zeit, hätte prägen können.

Da alſo die wahre Art der Alten, Münzen zu prägen, aus dem Gebrauche jener Art von Formen erhellet, was ſoll man denn von dieſen denken, als daß ſie etwa ſolchen falſchen Münzern zu Werkzeugen gedienet, die der Nachahmung durch den Sandguß, noch die Verſchlimmerung des Titels hinzugefüget, indem ſie die Verbindung des Kupfers mit dem Silber um ein anſehnliches vermehret. Dieß erhellet aus dem Gehalte des Klumpens, der einen Theil der **Lyoniſchen** Entdeckung ausmacht, und mit denen Merkmaalen falſcher Münze überein kömmt, die der **Theodoſianiſche** Coder ſo beſchreibt: Si quis nummum falſa fuſione formaverit, univerſas ejus facultates fiſco addici praecipimus, ut in monetis tantum noſtris, cudendae pecuniae ſtudium frequentetur. *Leg. III. Tit. 21.*

Daher kömmt der merkwürdige Unterſchied von Titeln, den man ziemlich oft an vielen ſilbernen Münzen, von einerley Gegenſeite und Zeitpuncte, ja unter einerley Kaiſern, antrifft. Dieſe Art das Geld zu verfälſchen, hatte ſchon zu des **Plinius** Zeiten auf dem überzogenen Gelde geherrſchet, welcher anmerkt: man ſey dabey ſo geſchickt zu Werke gegangen, daß es damals ſo ſchwer geweſen, ein in der Münze geprägtes Stück Geld, von einem durch einen geſchickten Verfälſcher im Sande abgegoſſenen, zu unterſcheiden; daß auch dieſe Kenntniß eine eigene Kunſt geworden, und daß es dergleichen Stücke gegeben, die ſo genau nachgemacht geweſen, daß die Liebhaber oftmals viele wahrhafte für eine falſche Münze gegeben.

Der Verfall des Stichs, der ſchon zu des **Septimius Severus** Zeit anſehnlich war, und die Aenderung die er in dem Titel der Münzen eingeführet hatte, kam den Kippern und Wippern immer mehr zu ſtatten, indem ſie ihnen den Betrug leichter machte: ſo daß die Menge dieſer Formen, die man zu verſchiedenen Zeiten in **Lyon** entdeckt hat, genugſam zu verſtehen giebt, daß es daſelbſt eine große Menge falſcher Münzer gegeben haben müſſe. Die Zahl derſelben ward nachmals, ſelbſt in denen Städten, wo die Münzpräfecturen waren, und unter den Bedienten und Arbeitern bey derſelben, dermaßen groß, daß ſie fähig war in Rom unter dem Kaiſer **Aurelian** (u) ein kleines Kriegsheer darzuſtellen, welches aus Furcht vor der Strafe die er ihnen drohete, ſich wider ihn empörete, und ihm auf einen Anfall 7000 Mann ordentlich geübter Mannſchaft erſchlug. Hieraus kann man ſchlieſſen, wie ſehr dieſer Gewinnſt, zu allen Zeiten die Menſchen verblendet hat.

(u) Aurel. Vict. im Aureliano.

XLIII.

Hrn. Mahudels Muthmaßungen, wegen eines alten Werkzeuges von Erz, welches nahe bey Langres gefunden worden.

1714.

Die Zeit, welche nach und nach die Vergeſſenheit aller Dinge mit ſich führet, ſcheint gleichwohl das Andenken ſolcher Sachen zu erneuern, deren Urſprung unter die entfernteſten gehöret; inſonderheit, woſern deren Geſchichte, oder Bilder, in Erz und Marmor ausgebildet worden. So lange man in den Cabinetten der Neugierigen, nur zwo oder drey Zeichnungen desjenigen Inſtruments geſehen hatte, davon wir hier handeln (x), hat man kaum den Gebrauch angeben können, wozu es beſtimmet geweſen: allein, ſeitdem man ſieben oder acht gefunden, die einander ganz gleich geweſen, als man vor einigen Jahren zu **Langres**, allerley Arten von Gefäßen und Werkzeugen entdeckt hat, die unſtreitig ſehr alt ſind; und erkannt hat, daß dieſelben zu den römiſchen Opfern gehörig geweſen, ſo veranlaſſet ſolches gleich ein ſtarkes Vorurtheil, auch dem gegenwärtigen einen eben dergleichen Gebrauch beyzulegen.

Die andern Werkzeuge, ſo mit demſelben zugleich vergraben waren, waren ein Meſſer Seceſpita genannt, welches zum Erwürgen der Opferthiere diente; ein Keſſel, deren Eingeweide zu faſſen; zwo Becken mit Griffen, eines tiefer, das andere flächer, um das Blut aufzufangen; eine andere Pfanne, mit Deckel und ohne Griff, zwey Praefericulae von verſchiedener Geſtalt; ein Henkel von einer Spreng-

---

(x) Siehe die dritte Kupfertafel.

kanne, das Reinigungswaſſer zu gießen; eine zu Aufhebung des Räucherwerks dienliche zugedeckte Büchſe; drey kleine ſilberne Löffel, daſſelbe heraus zu nehmen, ein ziemlich großes Stück gelber Bernſtein, den man ehmals, wie noch jetzt, mit unter das Räucherpulver nahm; und zween ſolche Stämpel, über deren Gebrauche die Alterthumsforſcher bereits ſo viele Unterſuchungen angeſtellet haben.

Herr **Mahudel**, welcher alle dieſe Werkzeuge von demjenigen ſelbſt überkommen, der ſie gefunden, war mit dem Vorurtheile nicht zufrieden, zu welchem die Vereinbarung aller dieſer Stücke Anlaß gab, um damit zu beweiſen: daß auch gegenwärtiges zu den Opfern gebraucht worden; und verſuchte daher im 1714 Jahre, durch eine eigene Unterſuchung, herauszubringen, zu welchem Theile des Opfers, es wohl gehöret haben mag.

Weil das Opfern eine der weſentlichſten Handlungen der griechiſchen und römiſchen Religion war, ſo gieng auch dabey alles geheimnißvoll zu: und die Figur derer dazu dienlichen Sachen, war ihnen dermaßen geheiliget, daß ſie in allen Ländern des Gebiethes derer Völker, wo man opferte, unveränderlich war. Dieſe Gleichheit ward auch bey Verfertigung derer verſchiedenen Inſtrumente beobachtet, die man nöthig hatte, um an den Thieren alle durch den Kirchengebrauch vorgeſchriebene Handlungen zu machen: und dieſe darf man nur ſtückweiſe durchgehen, um von derjenigen zu urtheilen, wezu dieſe Art eines Meſſers gebraucht ward.

Das erſte, was man bey den Opfern der Stiere that, war, daß man das Thier, mit einem Schlage den man ihm auf die Ligamente des Halſes gab, über einen Haufen warf: und dieß geſchah mit dem Beile Acieris, oder Securis genannt. Die andere Handlung war, das Thier zu erwürgen, und ihm das Blut aus der Gurgel zu ziehen. Dieß geſchah mit der Secespita, deren Figur, nach des

Feſtus Beſchreibung, einem Dolche ähnlich kam. Die dritte endlich, nämlich das Thier abzuledern, erfoderte eine Art eines Meſſers, welches bisher ziemlich unbekannt geblieben iſt.

Was die Zertheilung des Opferthiers betrifft, ſo geſchah ſie mit einer Art von Meſſern, die unter dem Namen **Dolabra** und **Scena**, bekannt ſind: ſo wie man ſie auf den Münzen derer Kaiſer ſieht, die als **Cäſares**, zugleich die Oberprieſterwürde beſeſſen haben.

Die Dichter und Geſchichtſchreiber, welche Gelegenheit gehabt, Opfer zu beſchreiben, haben in ihrer Erzählung der Umſtände, die Ablederung des Opferthieres, als eine der andächtigſten Ceremonien beſchrieben. In der Hekatombe, welche **Homer** dem **Apollo** von den Griechen bringen läßt, damit er der Peſt ſteuern möchte, die ihr Lager verheerete, gedenkt dieſer Dichter ausdrücklich auch dieſer Handlung: **nach dieſen Gebethen**, ſagt er Iliad. Lib. I. **heiligen ſie das Opfervieh durch die heilige Gerſte, ſie kehren deſſen Kopf gen Himmel, ſie ledern es ab, und zerſtücken es.**

Allein nichts bemerkt ſo deutlich die Sorgfalt, womit man das Opfervieh abgeledert hat, als die heiligen Gebräuche, zu welchen in der griechiſchen und römiſchen Religion, die Haut der erwürgten Thiere beſtimmet war. Denn fürs erſte diente ſie den Bildſeulen ihrer Götter zum Zierrathe. Die Bildſeule der Erhalterinn **Juno**, erſchien in ihren Tempeln, wie ihr der Kopf mit einem Ziegenfelle, anſtatt eines Schleyers bedeckt war, und man ſieht ſie noch mit dieſem Kopfputze auf ihren Münzen. Zum andern, gelobte man auch ſolche Häute, die man als Denkmäler der Andacht, an die Stadtmauern, oder in die Gewölber der Tempel hieng. So ward der Schild, welchen man zu Rom in dem Tempel der Treue aufbewahrete, und auf welchen die Friedensbedingungen geſchrieben wurden, mit der

Haut eines bey Gelegenheit dieſes Bündniſſes der Römer mit den **Gabiern**, erwürgeten Ochſen bedeckt. Der Schäfer **Daphnis**, giebt in des **Longus** Schäfergedichten, ſeine Erkenntlichkeit gegen den Gott **Pan**, deſſen Schutz er erfahren, dadurch zu erkennen, daß er an die nächſte Fichte, ein Ziegenfell und ein Bocksfell hängt, die er ihm eben geopfert hatte. **Dionyſ. von Halikarnaß im 4 Buche.**

Drittens mußten die Prieſter dieſes Gottes in währenden **Lupercalien**, (ein Feſt, was ihm zu Ehren gefeyert ward) mit dem Felle geopferter Lämmer umgürtet ſeyn, um die Macht zu haben, wenn ſie durch die Straßen liefen, die Vorübergehenden zu beſchimpfen;) als worinnen ein Theil der Feyerlichkeiten dieſer Tage beſtand. **Valer. Maxim. im 2 B. 2 und 9 Cap.**

Es ſchliefen auch auf geheiligten Lämmer- Schaf- und Widderfellen in den Tempeln, diejenigen Prieſter, die ein Werk davon machten, im Schlafen die Götter um Rath zu fragen, und bey dem Aufſtehen ihre Träume zu erzählen, denen ſie denn Auslegungen gaben, die ſie als Götterſprüche mittheilten. **Virgil** beſchreibt dieſe Art, die Götter zu befragen, ſo wie ſie in Griechenland und Italien üblich war, auf folgende Weiſe:

> Hinc Italae gentes omnisque Œnotria tellus,
> In dubiis reſponſa petunt: huc dona ſacerdos
> Cum tulit, et caeſarum ovium ſub nocte ſilenti
> Pellibus incubuit ſtratis, ſomnosque petivit.
> Multa modis ſimulacra videt volitantia miris:
> Et varias audit voces, fruiturque Deorum
> Conloquio, atque imis Acheronta adſatur Avernis.
>
> *Æneid. 7. v. 85.*

> In dieſen Hayn verfügten
> Sich die Oenotrier und Italer: ſie kriegten
> In mißlicher Gefahr daſelbſt verlangten Rath.
> Denn, wenn der Prieſter hier des Nachts geopfert hat,

So bleibt er auf der Haut erwürgter Schafe liegen,
Und ſchläft, und ſieht alsdann verſchiedne Geiſter fliegen,
Und höret manche Stimm: es reden ihn ſodann
Die unterirrdiſchen und Höllengötter an.

Schwarz.

Dieſer Gebrauch hatte bey den Griechen ſeinen Anfang genommen (y), welche in ihren Krankheiten zum Tempel der **Paſithea** kamen, die Nacht auf dieſen Häuten zuzubringen, und von ihnen kam er auf die Römer, welche in **Aeſkulaps** Tempel eben das thaten, welches denn damals zu dem Sprüchworte Anlaß gegeben: incubare Jovi Æſculapio (z). Sie hatten auch noch den Gebrauch, ihre Bräute auf Stühle zu ſetzen, die mit den Fellen erwürgter Schafe bedeckt waren; damit ſie ſich der Einfalt der Kleidungen ihres Geſchlechts in den erſten Zeiten, und der Pflicht erinnern möchten, die ihnen obläge, ſich mit der Wollenarbeit zu beſchäfftigen.

Sogar die Scythen haben dieſe Ueberbleibſel erwürgter Thiere in Ehren gehalten; indem ſie ihre Eidſchwüre auf denſelben abzulegen pflegten.

Nun iſt es ſchwer zu glauben, daß, da die Felle der Opferthiere zu ſo vielerley Gebräuchen gedienet, man nicht auch ein beſonder Werkzeug gehabt haben ſollte, dieſelben von dem Leibe der erwürgten Thiere abzuſondern. Die Figur der Schneide des gegenwärtigen, welche rund und das Viertheil eines Cirkels iſt, und denen Meſſern etwas ähnlich kömmt, deren man ſich heute zu Tage zum Abledern der Thiere bedienet, zeigt zur Gnüge an, daß es hierzu beſtimmt geweſen, indem es dazu keine Spitze haben muß, weil es ſonſt das Fell verſehren könnte.

Die Zergliederer bedienen ſich bey ihren Zerlegungen, wenn ſie nur im Sinne haben, eine Haut, oder ein Gefäß

(y) Pauſan. in Atticis. Plautus in Curcul.

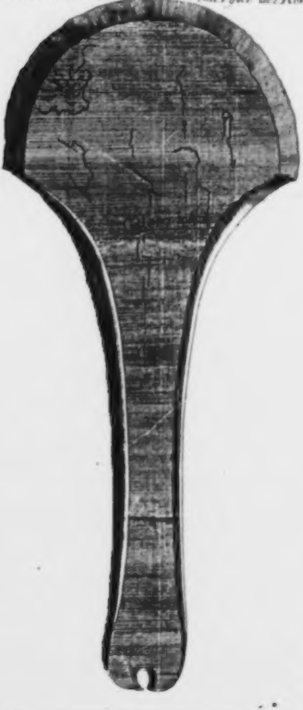
(z) Feſtus in pelle.

pag. 222.

INS

TAB. III. Tom. II.

TRUMENT de Sacrifice des Romains.



ſäß abzuſondern, ohne es zu verletzen, einer Art von Federmeſſer, deſſen Eiſen abgerundet iſt; und da das meiſte bey dieſer Verrichtung, auf die Geſchicklichkeit der Finger ankömmt, ſo ſind die Seiten des Heftes, auf welche ſie ſich ſtützen, eben ſo platt, als man ſie an gegenwärtigem Kupferſtiche ſieht. Das Loch, welches unten am Stiele zu ſehen iſt, diente dazu, daß man ein Band durchziehen, und der Opferſchlachter es deſto bequemer am Gürtel tragen konnte.

Nach dieſer Beſchreibung, ſcheint dieß Meſſer, das κρεωδειρεῖν der Griechen (a) und eben das zu ſeyn, was die Lateiner durch die Wörter Culter excoriatorius, ausdrückten. Es iſt von Erz, wie faſt alle andere Werkzeuge ihrer Opfer auch ehern waren; es ſey nun, daß dieſes Metall, denſelben beſonders gewidmet war, oder daß man es damals leichter haben konnte, als das Eiſen. Dieß iſt aus der Menge ſehr wahrſcheinlich, die man alle Tage von Ringen, Armbändern, Schlüſſeln, Mantelſchlöſſern, Nägeln, Stämpeln, ja ſogar ſchneidenden Werkzeugen, als Degen, Dolchen, und allen Arten von Meſſern, findet, die faſt alle von Kupfer ſind.

Was die Zahl derer, mit dieſem Inſtrumente zugleich an einem Orte gefundenen Werkzeuge betrifft, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie die Zahl der Würgemeſſer übertrifft: weil ein Opferſchlachter, mit einem einzigen Würgemeſſer, in einer Viertelſtunde, wohl ſechs Perſonen genug zu ſchaffen machen konnte, die ſich zu gleicher Zeit des Abledermeſſers bedient hätten; inſonderheit bey großen Opfern, wo man viele Thiere ſchlachtete.

Man könnte auch nicht einwenden, daß dieſe Handlungen der römiſchen Religion, nicht in allen Theilen von

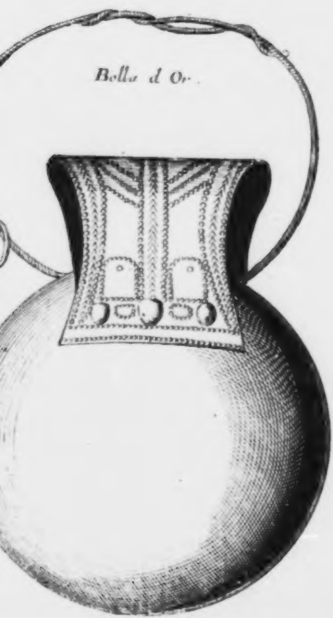
---

(a) Pollux. Lib. VII.

Langres, wo dieſe Werkzeuge gefunden worden, üblich geweſen; indem die Völker, ſo daſelbſt wohneten, da ſie ſchon lange vor dem Cäſar, der Römer Bundsgenoſſen geweſen (b), und nachmals ihren Geſetzen unterwürfig geworden, auch eben dieſelben Götter angebethet, und ihnen mit den Römern einerley Götzendienſt erwieſen. Nichts läßt ſich ſo leicht erweiſen, als dieſe Gleichheit, und zwar, aus den Spuren der Tempel, aus der Menge der Götzenbilder, Altäre und Einweihungen an verſchiedene Götter, die in ſo vielen alten Aufſchriften ausgedrückt ſind, welche man noch in der ganzen Gegend daſigen Gebiethes erblicket.

(b) Plin. Lib. IV. Cap. 17.

pag. 234


Bolla d Or.

XLIV.

Herrn Baudelots Abhandlung, von der Bulle, welche von den römiſchen Kindern am Halſe getragen ward (c).

1714.

Man entdeckte vor einigen Jahren in den Ruinen der Stadt Tibur, ein ſchönes Grabmaal, in welchem man eine Urne fand, darinnen eine goldene Bulle lag. Nachdem Herr Ficoroni zu Rom, ein Correſpondent unſerer Akademie, dieſe Urne gekauft, ſo ſchickte er einige Zeit darauf eine Abhandlung an dieſelbe ein, die in italiäniſcher Sprache geſchrieben war, und von denen Ehrenzeichen handelte, die die Römer ihren Kindern zugeſtanden haben.

Nach einer richtigen Beſchreibung, die dieſer Alterthumsforſcher von dem Tiburtiniſchen Grabmaale macht, redet er von der Pracht dieſer Art von Werken bey den Römern, welche, ob ſie gleich gewohnt waren, ihre Leichen zu verbrennen, gleichwohl deren Aſche in koſtbaren Grabmälern aufhoben. Er bemerkt hierauf, daß gegenwärtige goldene Bulle, in einer Urne von morgenländiſchem durchſichtigen Alabaſter gefunden worden, und daß es ſehr wahrſcheinlich ſey, daß das Kind, ſo dieſelbe getragen, vor ſeinem ſechszehenten Jahre geſtorben ſey: in welchem Falle er will, daß es gebräuchlich geweſen, die Bulle mit in dieſelbe Urne einzuſchließen, die die Aſche des jungen Menſchen enthielt; anſtatt daß man ſie ſonſt den Hausgöttern weihete, welches, wie er ſagt, nur im Abſehen auf diejenigen geſchah, die aus der Kindheit getreten, und nicht mehr im Stande waren ſie zu tragen.

(c) Man ſehe das IV. Kupferblatt.

Weil man auch in eben dieſer Urne ein kleines goldenes **Pantheon** gefunden, welches mit einer goldenen Kette an die Bulle feſtgemacht geweſen: ſo ſtellet Herr **Ficoroni** einige Betrachtungen über dieſe Art von Bildſeulen an, die die Symbola verſchiedener Gottheiten an ſich hatten, und ſchließt, mit vieler Wahrſcheinlichkeit: daß dieß **Pantheon** ein häuslicher Schutzgott der Familie dieſes jungen Römers geweſen ſeyn mag.

Herr **Baudelot**, dem man des Herrn **Ficcoroni** Abhandlung zuſtellete, überſetzte ſie im 1714 Jahre ins Franzöſiſche, und fügte einige Anmerkungen hinzu. Herr **Ficoroni** hatte vorausgeſetzt, daß die goldene Bulle, welche in des Herrn **de la Chauſe** Muſeo Romano dargeſtellet worden, niemanden anders zugehört haben könne, als einem vornehmen Kinde.. Herr **Baudelot** geſteht ihm zu, daß die römiſchen Kinder dergleichen Ehrenzeichen getragen; daß der Urſprung dieſer Gewohnheit vom alten **Tarquin** herkomme, der über die Sabiner ſiegte, und, da er ſeinen Sohn belohnen wollte, welcher als ein vierzehnjähriger Knabe, in der Schlacht, Proben einer großen Tapferkeit gegeben hatte, ihm den mit Purpur eingefaßten Rock (togam Praetextam) mit einer goldenen Bulle, zuerkannte; den Patriciern aber zu gleicher Zeit für ihre Kinder, eben dieſes Vorrecht erlaubte: allein Herr **Baudelot** ſetzt hinzu, daß die Kinder nicht die einzigen geweſen, ſo dergleichen Bullen getragen.

Diejenigen, denen man die Ehre eines Siegsgepränges zugeſtand, trugen auch dergleichen. Des **Makrobius** Zeugniß hievon, entſcheidet die Sache gleich: Nam ſicut Praetexta, ſagt er, Magiſtratum, ita *Bulla* geſtamen erat Triumphantium, quam in Triumpho prae ſe gerebant.

Und dieſer ihre Bulle war, nach dem Herrn **Baudelot**, viel größer, als der Kinder ihre. Die **Oberveſtalinn** und das vornehme römiſche Frauenzimmer, trugen auch Bullen; jene zwar zum Unterſchiede, dieſe aber, als einen Schmuck.

Dieſes vorausgeſetzt, glaubt Herr **Baudelot**, die goldene Bulle, von welcher Herr **Ficcoroni** redet, könnte wohl von einem Triumphator ſeyn. Die Koſtbarkeit des Grabmaals darinnen man ſie gefunden, und die Größe dieſer Bulle, ſind die vornehmſten Urſachen, die ihn bewegen, einer dem Herrn **Ficcoroni** entgegen geſetzten Meynung zu ſeyn.

Die übrigen von Herrn **Baudelots** Anmerkungen, gehen auf die Geſtalt der Kinderbullen, und auf die verſchiedene Materie daraus ſie gemacht geweſen: denn nur die vornehmen Kinder trugen ſie von Golde. Hierauf unterſuchet er, in was für einem Alter die Kinder, die Bulle und Praetextam abgelegt, um die Togam, oder den männlichen Rock anzulegen. Allein, da dieſe Sachen bekannt genug ſind, ſo will man ſich hier dabey nicht aufhalten.

XLV.

Hrn. Baudelots Gedanken, über zwo alte Aufſchriften, die man in dem Walde zu Beleſme gefunden.

1717.

Diejenigen welche beſondere Beſchreibungen von Städten und Provinzen machen, vernachläßigen vielmals die Alterthümer: es ſey nun daß ſie eben nichts ſonderbares darinn merken, oder daß ihre Gelehrſamkeit ſich nicht bis auf dieſe Art von Denkmälern erſtreckt; genug, ſie übergehen gewiſſe Dinge mit Stillſchweigen, die gleichwohl die Aufmerkſamkeit der Gelehrten verdienen.

Herr de Bry de la Clergerie, gedenkt in ſeiner Geſchichte von Perche (*d*), gar nicht an zwo alte Aufſchriften, die man in dem Walde zu Beleſme gefunden, welcher eine von den vier Forſtungen dieſer Landſchaft iſt. Gleichwohl haben ſie dem Herrn Baudelot im 1717 Jahre, Gelegenheit zu einigen Betrachtungen gegeben, die allhier einen Platz verdienen.

Die erſte von dieſen Aufſchriften enthält nur das einzige Wort: APHRODISIUM; und wenn derjenige, der es abgeſchrieben, ſich nicht betrogen hat, ſo ſieht man leicht, daß dieſe Aufſchrift zu irgend einem benachbarten Tempel, oder Capelle gehöret hat, die der Venus zu Ehren eingeweihet worden, welche von den Griechen Aphrodite, von dem Worte Ἀφρὸς, ſpuma, genennet ward: weil man glaubte, dieſe Göttinn ſey aus dem Meerſchaume geſtiegen,

---

(*d*) Eine Landſchaft in Beauſſe.

als ſie das erſtemal zu Cythera erſchienen; das heißt, als die Phönicier ihren Götzendienſt auf dieſer Inſel einführeten.

Die andere Aufſchrift beſteht in folgenden Worten:

DIIS INFERIS
VENERI
MARTI ET
MERCURIO
SACRUM.

Herr Baudelot bemerkt gleich anfangs, daß, ob es gleich ſcheint, es hätten einige Alten die Zahl derer Götter, die das Heidenthum verehret, in vier Claſſen eingetheilet, dennoch das Lehrgebäude ihrer Gottesgelahrtheit nichts gewiſſes und feſtgeſtelltes gehabt hat; daß alſo die Gottheiten der einen Claſſe ſehr oft mit denen in einer andern vermengt worden: indem dieſe wunderliche Verwechſelung, oftmals, entweder von der Andacht der Privatperſonen, oder ſonſt von einem Eigenſinne abhieng, deſſen Bewegungsgrund man nicht allezeit einſieht. Es iſt wahr, ſetzt er hinzu, daß einige andere, z. E. Plato, nur drey Claſſen von Göttern erkennen, und in dieſelben alle diejenigen einſchließen, durch welche die Welt regieret wird. Daher kömmt es ſonder Zweifel, daß die Römer drey Claſſen gemacht hatten, nämlich von himmliſchen Göttern, irrdiſchen Göttern und hölliſchen Göttern. Andere endlich, haben nur zwo Claſſen von Göttern angenommen, die himmliſchen und hölliſchen, die bey den Feyerlichkeiten ihrer Religion, nicht nur durch die Verſchiedenheit der Opferthiere, die man ihnen brachte, ſondern auch durch die verſchiedenen Stunden, die ihrem Dienſte gewidmet waren, unterſchieden wurden. Der Dienſt der Himmelsgötter geſchah allezeit beym Aufgange der Sonnen; dahingegen der unterirrdiſchen ihrer, allemal um die Zeit des Sonnenunterganges gefeyert ward.

Nachdem nun Herr **Baudelot** in einer Beſchreibung die ziemlich bekannt iſt, die verſchiedenen Bedeutungen der Wörter Inferi, und derer die gleichen Sinn damit haben, erkläret hat, ſo wendet er ſich zur Erläuterung der erſten Worte der Aufſchrift, Diis inferis, und zeigt auf was für Art, ſie, auch wider die gemeine Meynung, denen Göttern zukomme, die nach derſelben genannt werden.

Erſtlich iſt **Venus** von den Alten, in die Zahl der unterirrdiſchen Götter, unter dem Namen **Venus Epithymbia**, oder **Libitina**, geſetzet worden; und die alten Schriftſteller lehren uns, daß man ihr bey den Leichengeprängen eben dieſelben Opfer und Opferthiere gebracht, als dem **Pluto**, der **Proſerpina**, und andern Göttern der Höllen. In der That gab es im Heidenthume zwo Göttinnen **Venus**. Eine war die höhere, und bey den Griechen unter dem Namen οὐρανίη, bey den Römern aber unter dem Namen Coeleſtis, bekannt; wie die Dichter und einige lateiniſche Münzen bezeugen: die andere war niedriger und hieß Venus infera, oder Libitina.

2. Was den **Mars** betrifft, ſo geſteht man, daß es keine ausdrückliche Stelle giebt, die dieſen Gott in die Claſſe der hölliſchen Götter ordnet: gleichwohl beweiſen die Freyheit, ſo man hatte, die einmal geſetzte Ordnung umzuſtoßen, wie bereits geſagt worden; und dieſe Aufſchrift ſelbſt, daß man auch ihn zuweilen als eine hölliſche Gottheit angeſehen. Und wem wäre auch dieſer Titel beſſer zugekommen, als einem ſo mörderiſchen Gotte, wie dem Mars; deſſen Hauptbeſchäfftigung dahin gieng, **Plutons** Reich beſtändig mit neuen Bürgern zu bevölkern?

3. Was den **Merkur** betrifft, ſo hat es gar keine Schwierigkeit, indem ſein Amt war, die Seelen in die Hölle zu begleiten und diejenigen wieder heraus zu führen, die das Licht ſehen ſollten:

• • • Hac animas ille evocat Orco
Pallentes, alias ſub triſtia Tartara mittit (e).

Mit dieſem pfleget er die Todten aufzuwecken,
Und ſchicket andere zur Höllengruft hinab.

Schwarz.

wie **Virgil** dem **Homer** von Wort zu Wort nachſchreibt, welcher noch hinzu ſetzt, daß man nicht einmal ſterben könne, wenn nicht **Merkur** die Bande des Leibes und der Seelen auflöſete: eine Verrichtung die der lateiniſche Dichter (f) der **Iris** zutheilet. Man war ſogar gewohnt, dieſen Gott ſo vorzuſtellen, daß er auf einer Seite ein weißes, und auf der andern, ein ſchwarzes Geſicht hatte; anzuzeigen, daß er bald auf der Erden, bald in der Hölle, wäre; wie wir aus dem **Apulejus** (g) ſehen: Ille ſuperum, inquit, commeator et inferum, nunc atra, nunc aurea facie ſublimis, attollens canis cervices arduas, laeva caduceum gerens, dextra palmam virentem quatiens. So giebt ihm auch die **Elektra**, im **Aeſchylus**, den Titel eines Bothen der himmliſchen und hölliſchen Götter, und **Sophokles** nennet ihn Χθόνιος Ἑρμῆς, oder den hölliſchen **Merkur**. Endlich führet noch Herr **Baudelot**, um alles zu beſtätigen, was er vom **Merkur** geſaget hat, ein Gedicht vom **Orpheus** an, welches an den hölliſchen **Merkur** gerichtet iſt, und ausdrücklich dazu gemacht zu ſeyn ſcheint, ſeiner Erklärung alle Gewißheit zu geben, die man in dergleichen Materien nur erwarten kann.

(e) Aeneid. Lib. 4. v. 242. Siehe auch Odyſſ. 10.
(f) Aeneid. Lib. 4. (g) Met. Lib. 11.

XLVI.

Herrn Mahudels Betrachtungen, über ein altes Denkmaal, welches auf der Brücke über die Charente, bey dem Eingange der Stadt Saintes aufgerichtet iſt (b).

1715.

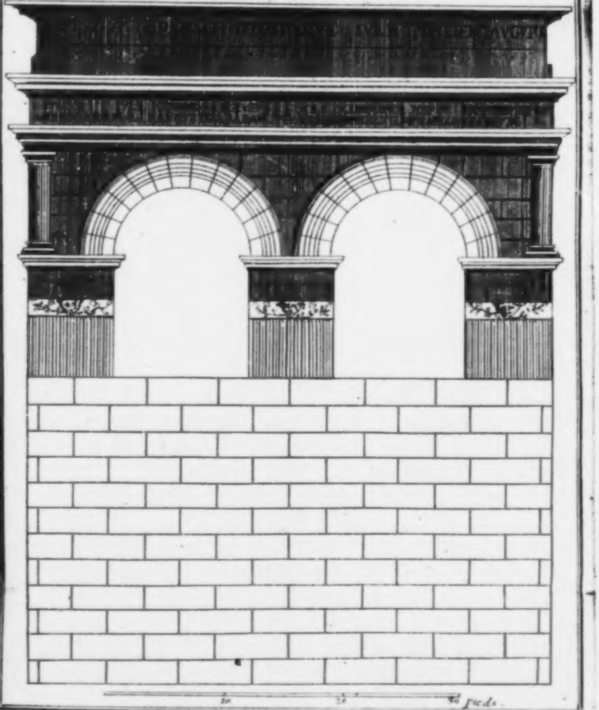
Dieſes Denkmaal, davon Herr Mahudel im 1715 Jahre eine Erklärung, und zwar nach einer Zeichnung, verfertigte, die mit aller möglichen Aufmerkſamkeit und Richtigkeit gemacht war, ſteht mitten auf der Brücke über die Charente, bey dem Eingange der Stadt Saintes. Es iſt eine Mauerfläche von zweyen Seiten, mit zwoen Krümmen. Dieſe Mauer iſt 20 Schuh dick, 45 breit und ungefähr 60 hoch; wenn man dieſe Höhe von der Oberfläche der Charente nimmt, wenn ſie in ihrem ordentlichen Zuſtande iſt.

Die Hälfte dieſes Gebäudes iſt maſſiv, von großen gehauenen Quaderſteinen, die dicht auf einander geſetzt ſind. Der auf dieſem Maſſiven erhabene Theil, iſt von zwo Thüren mit vollen Bögen durchbrochen, deren Schwibbögen, mit Architraben verzieret ſind, die auf kleinen Kragſteinen ruhen, welche die rechten Fußgeſtelle krönen. Damit dieſe Zierrathen den Regeln der Baukunſt gemäß wären, müßten ſie in den rechten Fußgeſtellen ein Grundſtück vorausſetzen: gleichwohl ſcheint hier keins zu ſeyn, dadurch denn die Schwibbögen ungeſtalt werden, indem ſie die gehörige Höhe nicht haben. Gleichwohl kann man, zur Ehre des Werks,

---

(b) Siehe die V Kupfertafel.

MONUMENT construit au milieu du pont sur la Charente a l'entrée de la Ville de Sainte.


10
20
30 pieds.

Werks, und des Alterthums, ſagen: daß, da die Brücke, auf deren Mitte dieſe Schwibbögen ſtehen, unfehlbar ſeitdem man ſie gebauet hat, verſchiedene male gepflaſtert worden, auch die Baſis dieſer rechten Fußgeſtelle vielleicht bedeckt und vergraben worden iſt, da man das Pflaſter erhöhet hat.

Es ſcheint, daß der Baumeiſter dieſen rechten Füßen einige Zeichen der deriſchen Ordnung beylegen wollen, weil er ſie bis auf die halbe Höhe gehohlkehlet hat, und weil er ſie über dieſer Hohlkehlung mit einem Schnitzwerke abgeſchnitten hat, darinnen man eine Schlacht von Ochſenköpfen ſieht, ſo wie man ſie gemeiniglich in die Metopen des doriſchen Frieſes ſetzte.

Oben über den Schwibbögen ſteht ein groſſer Sims und läuft über das ganze Werk fort. Seine vier Ecken ſtehen auf ſo viel kleinen gehohlkehlten Seulen, die in die Mauer gehauen ſind, und die Krümmen einfaſſen. Dieſe Seulen ragen zwey Drittheile ihres Durchmeſſers hervor, und ſtehen auf dem Kragſteine der Schwibbögen.

In dem Frieſe des großen Simſes ſteht folgende Aufſchrift in großen römiſchen Lettern:

O. CÆSARI NEPOTI DIVI JULII
PONTIFICI AVGVRI.

Unmittelbar unter dieſer Aufſchrift, ſieht man die Spuren einer zweyten Zeile: und, ob ſie gleich ausgelöſchet iſt; ſo kann man dennoch ſchließen, daß deren Schrift kleiner geweſen. Ueber dem Karnies, iſt eine Art von attiſchem Werke, aus dreyen Stücken, deren erſtes von einem Fuße geſtützet wird, der ſo weit hervorragt, als er hoch iſt. Das andere enthält eine Aufſchrift, in ähnlichen Buchſtaben mit der oberſten Schrift:

C. JVLIVS. C. JULII. OTVANEVNI.
F. RVFVS GEDOMONIS NEPOS

EPOTSOROVIDI PRON. SACERDOS.
ROMÆ ET AVGVSTO. AD ARAM
QVÆ EST. AD CONFLVENTEM.
PRÆFECTVS. FABRVM. D.

Das ganze Gebäude endlich wird mit dem attiſchen Karnies geſchloſſen, welches den dritten Aufſatz macht.

Nach dieſer Beſchreibung zeigt Herr **Mahudel**, daß der Baumeiſter bey der Unterſuchung eines Werks, welches ſo voller Fehler iſt, unmöglich gewinnen kann. Die Thüren davon ſind allerdings zerdrückt, die Architraben zu breit, die Kragſteine zu klein, und die Seulen ohne alles Verhältniß. Nichts verbindet einen daher zu ſchließen, daß es ein Werk jenes Jahrhunderts ſey, in welchem die Künſte den höchſten Grad der Vollkommenheit erreichet hatten. Er glaubt daher, daß er die ihm vorgelegten Fragen, lediglich aus der Aufſchrift beantworten müſſe.

Dieſe Fragen laufen auf vier hinaus, nämlich: welchem Kaiſer man die Zueignung dieſes Denkmaals zuſchreiben müſſe, um den Zeitpunct von deſſen Errichtung feſtzuſetzen? Zu welcher Art von Gebäuden man es zählen ſolle? Was derjenige der es aufführen laſſen für ein Amt beſeſſen? Und wo der Zuſammenfluß geweſen, deſſen Altar in der Aufſchrift angegeben wird.

Der einzige Beweis welcher bisher veranlaſſet hat zu glauben, dieſes Denkmaal wäre dem **Auguſtus** gewidmet geweſen, ſcheint dem Herrn **Mahudel** ſehr nichtig zu ſeyn, weil er ſich nur auf die Worte DIVO AVGVSTO gründet: die, wie man vorausſetzt, ehedem in dem erloſchenen Raume, der zu Anfange der erſten Zeile der Aufſchrift befindlich iſt, und mit einem O ſchließt, welches man noch jetzund ſieht, vor CÆSARI geleſen worden. Um die Würde des NEPOTI DIVI JVLII auf den **Auguſt** zu lenken, urtheilte man, daß da dieſer Kaiſer, ein Enkel der **Julia**, des **Julius Cäſars** Schweſter, geweſen, man wohl dieſen

Titel von der Schweſter auf den Bruder legen können. Allein man findet nirgend, daß Auguſt dieſen Titel angenommen; alſo muß **Tiber**, welchem er zukam, und dem er auch in vielen Aufſchriften ertheilet worden, wie man im **Gruter** (*i*) und anderwärts ſehen kann, unſtreitig derjenige Kaiſer ſeyn, dem dieſes Denkmaal gewidmet geweſen. Und wenn man auch DIVO AVGVSTO, anſtatt TI. AVGVSTO CÆSARI läſe, wie Herr **Mahudel** glaubt, daß man leſen ſolle: ſo würde man dennoch nicht beweiſen, daß dieß Denkmaal dem **Auguſt** geweihet geweſen.

Nicht, als ob es nicht außerordentlich ſcheinen ſollte, daß **Tiber** den Titel eines Enkels der **Julia** vielmehr, als eines Sohnes des **Auguſtus** annimmt; wie er auf ſeinen Münzen zu thun gewohnt geweſen: indem er gegen dieſen Kaiſer allezeit viel Ehrfurcht bezeugt hat. Vielmehr kann man mit vieler Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen, daß dieß Werk etwa in der Zeit gemacht worden, als **Tiber** in den Wollüſten der Inſel **Caprea** erſoffen war: allwo er die Sorge für das Kaiſerthum dermaßen vernachläßigte, daß er auch verbothen hatte, ihm von irgend einer ernſthaften Sache etwas vorzubringen. Der Mangel der Richtigkeit alſo in den Titeln dieſes Kaiſers, muß auf die Rechnung desjenigen geſchrieben werden, der die Sorge über das Gebäude gehabt hat, und ſorgfältiger geweſen iſt, in demſelben ſein Geſchlechtregiſter auszukramen, als die Titel des Prinzen bekannt zu machen, dem das Werk gewidmet ſeyn ſollte.

Das Gebäude ſelbſt betreffend, ſo muß man auf die Sage des Landes gar keine Acht haben, allwo man glaubt, es ſey ein Triumphbogen. In der That, wenn man dieſes Werk in Anſehung derer Regeln der Baukunſt betrachtet, die man bey Errichtung der Triumphbögen anwendete; es ſey nun in dem Jahrhunderte, was vor dem **Tiber** her-

---

(*i*) P. 205. der erſten Ausgabe.

gegangen, oder in demjenigen was darauf gefolget iſt: ſo wird man keine von denen Eigenſchaften daran finden, die zu dergleichen Denkmälern gehöreten; das heißt, weder Schnitzwerke von Waffentropheen, noch Beute von Gefangenen, noch Pferde im Geſimſe, noch irgend ein Wort in der Aufſchrift, welches damit die mindeſte Verbindung hätte.

Betrachtet man übrigens dieſes Denkmaal im Abſehen auf den Kaiſer, dem es gewidmet worden, was kann wohl dem Kaiſer Tiber einen Triumph in Gallien zugezogen haben? welche Gelegenheit hätte ihn wohl nach Saintes geführt? In der That lieſt man in den Geſchichten nichts, wodurch in dieſem Falle auch nur die allermindeſte Muthmaßung beſtärket würde. Vielmehr berichtet uns **Sueton**, daß ſeit der Zeit, da dieſer Kaiſer den Titel **Auguſtus** angenommen, den man ihm in dieſer Aufſchrift beylegt, er nicht mehr aus Italien gekommen ſey. Dieß Denkmaal kann alſo nichts anders, als einer von denen Bögen ſeyn, welche die Alten insgemein auf die merkwürdigſten öffentlichen Gebäude ſetzten; z. E. die Waſſerleitungen, die Brücken, die Dämme, u.d.m. um, durch die Aufſchriften derſelben, der Eitelkeit der Kaiſer und obrigkeitlichen Perſonen zu ſchmäucheln, auf deren Veranſtaltung ſolche Werke waren angelegt worden. Wir haben ein ſolches Beyſpiel an dem Schwibbogen, welcher, wie dieſer, doppelt vorgeſtellet wird, auf der Gegenſeite einer Silbermünze vom **Auguſtus**, die dieſe Schrift führet: QVOD VIÆ MVNITÆ SVNT. Die Brücke auf der **Tiber**, wo dieſes Denkmaal aufgerichtet iſt, machte den Anfang des **flaminiſchen** Weges aus; welchen **Auguſtus** mit beſonderer Sorgfalt hatte zurecht machen laſſen. Dieſer Weg leitete nach **Rimini**, allwo man einen andern Schwibbogen aufrichten laſſen, welchen **Dio Caſſius** beſchreibt.

Man kann noch hinzu ſetzen, daß nicht leicht eine berühmtere Widmung zu finden iſt, als diejenige, die dem

Trajan zu Ehren geſchah, und davon man noch die Aufſchrift in dem Geſimſe eines ähnlichen Bogens lieſt, der auf der Brücke zu Alcantara ſteht. Eine Münze von eben dieſem Prinzen, ſtellet einen andern von dieſen Schwibbögen vor, der am Eingange einer Brücke ſtand, welche er über die Donau ſchlagen ließ.

Wenn dieſe Beyſpiele nicht hinreichend wären, ſo könnte man noch viele andere anführen, und man wundert ſich, daß Bergier, welcher viele von dieſen Denkmälern anführt, ſie Triumphbögen genennet hat: anſtatt daß er ſie als die Krone der öffentlichen Werke, davon wir hier geredet, hätte anſehen ſollen, die man wegen der darauf annoch befindlichen Aufſchriften, unmöglich verkennen kann.

Um auf die dritte Frage zu antworten, ſo bemerkt Herr Mahudel ſogleich, daß Cajus Julius Rufus, der dieſes Denkmaal aufführen laſſen, unfehlbar nicht gewollt hat, daß die Nachkommenſchaft, ſeines Standes noch ſeiner Würden wegen, in Ungewißheit bleiben ſollte. Die galliſchen Namen Otuaneunus, ſeines Vaters; und Gedomon, ſeines Großvaters, ſtehen in ſeinem Geſchlechtregiſter, nach dem Vornamen C. Julius, deſſen Gebrauch Cäſar in dem galliſchen Aquitanien, geläufig gemacht hatte; und wenn der Name Epotſorovidus, des Rufus Aeltervater, nicht auch voranſteht, ſo kömmt es daher, daß er vor der Ankunft dieſes Kaiſers in Gallien gelebet hat.

Das Amt eines Praefecti fabrum, deſſen Titel Rufus annimmt, bezieht ſich nicht nur auf die Sorgfalt die er getragen, den Bogen und die Brücke worauf er ſteht, bauen zu laſſen. Dieß Amt war urſprünglich eine Kriegsbedienung, und mit jeder Legion verbunden. Die Verrichtungen dabey, waren die Aufſicht über alle in einem Feldlager, in einer belagerten Stadt, auf einer Flotte, u. ſ. w. nöthige Arbeiter. Diejenigen die es bekleideten, waren unter dem Namen Fabri bekannt, und um ſie noch beſſer zu bezeichnen, ſetzte man noch die Namen Lignarii, Tignarii, Murarii, Ferrarii, Coriarii, Navales &c. hinzu. Dieſes Amt, welches Anfangs nur unter den Legionen bekannt war, kam endlich auch unter die Pflanzſtädte: bey welchen es doch allezeit ſeinen kriegeriſchen Urſprung behielt, und viele Jahre lang von einerley Perſon verwaltet ward. Hierinn gieng es vom Bauherrnamte ab, und von den Vorſtehern der Zünfte einer Provinz oder Stadt, die nur obrigkeitliche Perſonen von einem Jahre waren. Dieß erhellet aus vielen Aufſchriften, in welchen man dieſes Amt findet, wie es bald mit dem Tribun einer Legion verbunden, und zuweilen von dieſen zwey letzten municipaliſchen obrigkeitlichen Aemtern unterſchieden iſt. Dieß ſieht man aus einem Denkmaale zu **Narbonne**, auf welchem man lieſt:

L. AVFIDIO. L. F. ÆM.
VINICIANO EPACATINO
PRÆF. FABR. TRIB. MIL.
ÆD. BIS. QVINQVE BIS FVNDIS.

und in dieſer andern, die man zu **Nola** ſieht, und die vom **Gruter** auf der 2092 Seite angeführet wird:

CÆSIO
CVRATORI OPER. PVBLI.
ÆDILI Queſtori II. VIRo.
PRÆFECTO FABRVM.

Kurz, um endlich auf die vierte Frage zu antworten, ſo muß man den Ort ſuchen, wo der Zuſammenfluß derer zween Ströme liegt, in deſſen Nähe der Altar geſtanden, welcher der Stadt Rom und dem **Auguſtus** geweiht geweſen; und von dem derjenige **Rufus**, deſſen die Aufſchrift gedenkt, ſich einen Prieſter nennet. Herr **Mahudel** will es ſey umſonſt, daß die Einwohner von **Saintes** in ihrer Nachbarſchaft und an dem Ufer der **Charente**, die Spuren dieſer Andacht ihrer Vorväter ſuchen. Denn, ungeachtet **Aurelius Victor** verſichert, daß es faſt keine nur einigermaßen beträchtliche Stadt in Gallien gegeben, die nicht den Gottesdienſt des vergötterten **Auguſts** angenommen, und wo er keinen Tempel gehabt; ſo iſt es doch gewiß, daß es keinen Tempel gegeben, der, wegen der Feyerlichkeit ſeiner Einweihung, wegen Einſetzung der öffentlichen Spiele, und wegen Stiftung der Preiſe der Beredſamkeit, die allda jährlich ausgetheilet wurden; berühmter und zugleich in den Geſchichtſchreibern und Erdbeſchreibern bekannter geweſen wäre, als der zu **Lyon**, welcher auf dem Zuſammenfluſſe der **Saone** und **Rhone** erbauet war. Die glückliche Lage dieſer Stadt, welche durch den Vortheil, den dieſe zween Ströme ihr brachten, die Niederlage des Handels aller fremden Völker aus dem Morgen und aus Mitternacht geworden war, und zugleich der Ort wo alle Völker aus Gallien ſich verſammleten; veranlaſſete die Gallier, wie **Strabo**, Geogr. Lib. 4. ſagt, dieſen Ort allen andern zu Erbauung eines Tempels vorzuziehen. Dieſer Schriftſteller ſetzt gar noch hinzu, daß um dieſer Urſache willen, zu **Lyon** eine Art von allgemeinem Landtage aller galliſchen Nationen gehalten worden, deren Namen, und Abtheilungen, ſechzig an der Zahl, auf den Altar dieſes Tempels gegraben geweſen; um die Nachwelt zu belehren, wie viel Theil jede von dieſen Nationen an der Erbauung dieſes Gebäudes gehabt.

Dieſe Art zu dieſem groſſen Werke beyzutragen, gab dieſen Völkern ein Recht, einen von denen Prieſtern zu ernennen, welche alle zuſammen ein zum Dienſte des Tempels geweihtes Collegium ausmachten. Dieſe Prieſter kamen alle Jahre hin, ihre Verrichtungen, inſonderheit in der Zeit abzuwarten, wenn alle galliſche Völker in dieſer Stadt zuſammen kamen, entweder der Feyer der Spiele, oder den Handelsangelegenheiten beyzuwohnen. Wenn nun die Feyerlichkeiten des **Feſtes** vorbey waren, ſo giengen dieſe Prieſter, davon die mehreſten in wichtigen Bedienungen ſtunden, wieder in ihre Landſchaften zurück, und wann ſie ſtarben, ſo bezeichnete man ihre Würde auf ihren Leichenſteinen. Daher hat man auf vielen von dieſen Denkmälern, die man an verſchiedenen Orten in Frankreich gefunden, z. E. in **Auvergne**, in **Beſançon**, und zu **Troyes** in **Champagne**, wo es weder einen Zuſammenfluß von Strömen, noch Spuren von Tempeln giebt, die dem **Auguſt** geweiht geweſen, bemerkt, daß Perſonen mit der Prieſterwürde benennet worden: AD TEMPLVM, oder AD ARAM, ROMÆ ET AVGVSTO, nebſt dieſen Worten: AD CONFLVENTES ARARIS ET RHODANI; und zuweilen auch nur AD CONFLVENTEM. Es iſt alſo gewiß, beſchließt Herr **Mahudel**, daß der Tempel in deſſen Dienſte **Rufus** geſtanden, kein anderer, als der zu **Lyon** geweſen, und er meynt daher, man müſſe die Aufſchrift, von welcher bisher gehandelt worden, ſo leſen:

„**Cajus Julius Rufus**, ein Sohn des **Cajus Ju**„**lius Ocruaneunus**, ein Enkel des **Cajus Julius Gedomon**, Urenkel des **Epotſorovidus**, ein dem Dienſte **Roms** und **Auguſts** geweihter Prieſter, indem ihnen an dem Zuſammenfluſſe der **Saone** und **Rhone** gewidmeten Tempel, und Aufſeher der Arbeiter, hat dieſes Denkmaal dem **Tiberius Auguſtus Cäſar**, einem Enkel des **Julius**, Oberprieſter und **Augur**, gewidmet.

XLVII.

Anmerkungen,

über einige alte Denkmäler, die man in den Mauern der Cathedralkirche zu Paris gefunden; nebſt einigen Betrachtungen über den Stifter dieſer Kirche.

1711.

Die Entdeckung welche man im 1710ten Jahre in der pariſiſchen Cathedralkirche, an einigen alten Aufſchriften und erhobenen Steinen machte, verſchaffte der Akademie bald darauf zwo Abhandlungen: deren Verfaſſer gar nicht wußten, daß ſie ſich beyde an einerley Materie gemacht, und ſich alſo auch ganz verſchiedene Bahnen gebrochen hatten, ohne daß der Nacheifer den mindeſten Antheil daran zu haben ſchien.

Dieſe zwey Stücke, deren eines vom Herrn **Baudelot**, das andere, vom Herrn **von Mautour** iſt, ſind im 1711 Jahre gedruckt worden: und eben dieſer Druck überhebt uns gewöhnlicher maßen der Mühe, eine beſondere Rechenſchaft davon zu geben, worinnen uns auch bereits die öffentlichen Monatſchriften zuvor gekommen ſind. Allein, ohne hier eben eine jede ſtückweiſe durchzugehen, wollen wir nur dasjenige beybringen, was uns zum Verſtande der Sachen nothwendig zu ſeyn ſcheint; und inſonderheit in Anſehung der Betrachtungen über den erſten Stifter der pariſiſchen Kirche, zu welchen dieſe Werke Gelegenheit gegeben haben, merkwürdig iſt.

Ganz Paris weis, daß dieſe Denkmäler von denen hier die Rede iſt, im Monate März des 1710ten Jahres, 15 Schuhe tief gefunden worden, als man die Erde unter dem Chore der Kirche zu unſrer lieben Frauen, ausgegraben, um daſelbſt ein Gewölbe zum Begräbniſſe der Erzbiſchöfe zu verfertigen; und daß dieſe Steine einen Theil von zwoen auf einander ſtoßenden Mauern ausgemacht, welche den Chor der Kirche, nach ſeiner ganzen Breite durchſchnitten.

Der erſte und merkwürdigſte dieſer Steine, führet eine Aufſchrift, die uns den Zeitpunct der andern lehret; das andere beſteht in einer Art von Grabſteinen, auf welchen man in erhöhter Arbeit, allerley Geſtalten von Menſchen oder Gottheiten, mit dieſen Worten ſieht: JOVIS, ESVS, VOLCANVS, CASTOR, CERNVNNOS, SENANI, EVRISES, und einige Thiere mit dieſen Worten: TARVOS, TRIGARANVS &c.

Als obige zween Schriftſteller dieſe alten erhabenen Arbeiten, ein jeder beſonders hatten ſtechen laſſen, ſo wunderte man ſich eben nicht, daß ſie ſogar in den Zeichnungen, welche ſie davon mittheileten, einander nicht vollkommen gleich kamen; und man wird es vielleicht nicht ungern ſehen, wenn man dieſelben hier eben ſo antrifft, wie ſie ſolche bekannt gemacht haben, um auf einmal ſowohl die Abweichungen des Anblicks, als ihrer Muthmaßungen, zu beurtheilen (k).

Herr von **Mautour** findet bey der erſten und vornehmſten Aufſchrift kein Geheimniß. Nach ſeiner Meynung, bedeutet ſie nur, daß unter des Tiberius Cäſar Auguſtus Regierung, die Schiffer zu Paris, dem gütigſten und größten Jupiter dieſes Denkmaal gewidmet haben.

(k) Siehe die VI und VII Kupfertafel.

D · ET · MEMORIAE · M

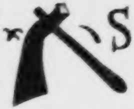
AETERNAE · HYLATIS

DYMACHERO · SIVE ·

ASSIDARIO · P · VII · RV · I

ERMAIS · CONIVX ❧

CONIVGI · KARISSIMO

· P · · C · ET ·  S · AS D ·

Herr Baudelot hergegen will, daß man, ohne der lateiniſchen Sprache, und der gewöhnlichen Schreibart der Aufſchriften Gewalt anzuthun, die Wörter TIBERIO CÆSARE AVGVSTO, nicht durch dieſe geben könne: unter des Tiberius Cäſar Auguſtus **Regierung**; ſondern, daß dieſer erſte Theil der Aufſchrift den Bewegungsgrund anzeigt, warum ſie aufgerichtet worden, und welches, wie er will, kein anderer iſt, als dem **Jupiter Dank** abzuſtatten, daß **Tiberius** endlich den Titel **Auguſtus** angenommen hätte.

Herr von Mautour, erkläret die Worte NAVTÆ PARISIACI, durch **Schiffer**, **Matroſen**, oder pariſiſche **Haſenpiloten**, und zwar durch alle, die an dem pariſiſchen Gebiethe, längſt der **Seine** befindlich ſind. **Herr Baudelot** hingegen, weit gefehlt daß er darunter ein gemeines Pöbelvolk verſtehen ſollte, führet eine Menge Aufſchriften an, aus welchen zu erhellen ſcheint: daß dieſe NAVTÆ oftmals berühmte Kaufleute geweſen, ja ſogar obrigkeitliche Perſonen, die die Aufſicht über die Fahrzeuge gehabt, und daſelbſt ſowohl für ihre eigene, als auf fremde Rechnung, Waaren geholet; ja, daß wohl oftmals die römiſchen Ritter ſelbſt, Mitglieder ſolcher Handlungsgeſellſchaften geweſen.

Herr Baudelot findet in der Aufſchrift auch noch ein Wort, welches allen denen entwiſchet iſt, die ſie abgeſchrieben haben, nämlich das Wort ARAM. Allein, wofern es ja darinnen iſt, ſo macht es doch nicht die geringſte Aenderung: und iſt es nicht darinnen; ſo muß man es nothwendig noch hinzu fügen.

Die Figuren vom **Jupiter**, **Mars**, **Vulkan**, **Caſtor**, **Pollux** und die Namen ſo dabey ſtehen, machen keine große Aenderung in den Werken. Mit den Worten aber **Cernunnos**, **Senani**, **Euriſes**, **Tarvos**, und **Trigaranus**, iſt es ein anders. **Herr von Mautour** giebt ihnen faſt allen, griechiſche Wortableitungen, und findet hierdurch eine ſehr glückliche Auslegung. Herr **Baudelot** aber, ſuchet und findet ſie eben ſo glücklich, in den wenigen Ueberbleibſeln, die wir noch von der Celtiſchen Sprache haben.

Herr von **Mautour** endlich hält erwähnte Denkmäler bloß für Grabſteine und viereckigte Seulen: dahingegen Herr **Baudelot** Altäre daraus macht, und daher Gelegenheit nimmt, allerley beſondere Dinge die Religion der Gallier betreffend, zu erklären.

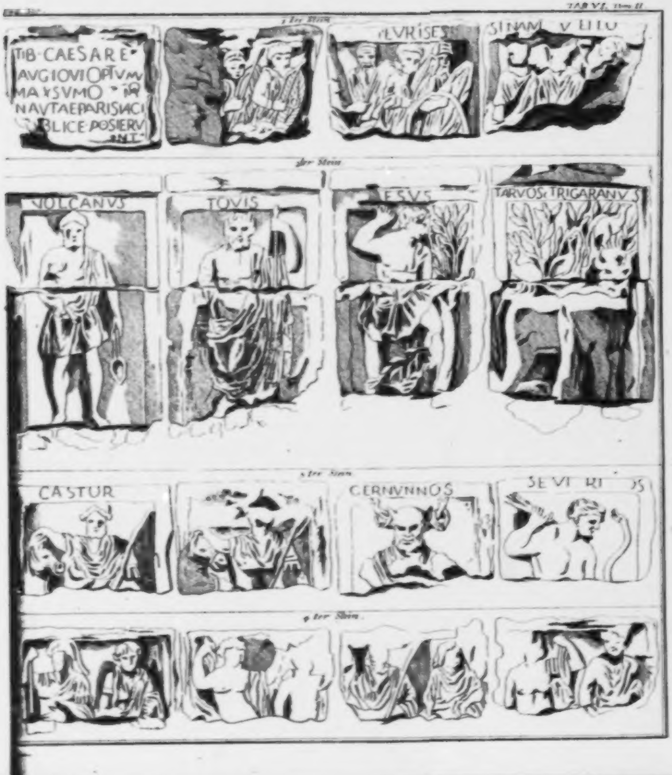
Was den Zeitpunct dieſer Denkmäler des galliſchen Heidenthums betrifft, ſo ſind dieſe zween Schriftſteller in dieſem Stücke einiger; und wollen beyderſeits daß ſie die koſtbarſten Alterthümer dieſes Landes ſind. Indem ſie die Zeit unterſuchen, da dieſelben zerſtöret und zu Grundlegung der erſten Kirche **U. L. F.** angewendet worden; ſo zweifeln ſie gar nicht, daß es unter **Childeberts** des I. Regierung geſchehen ſey, auf welchen ſie einige Verſe eines Gedichts vom **Fortunat**, Biſchofen zu **Poitiers** (*l*) deuten.

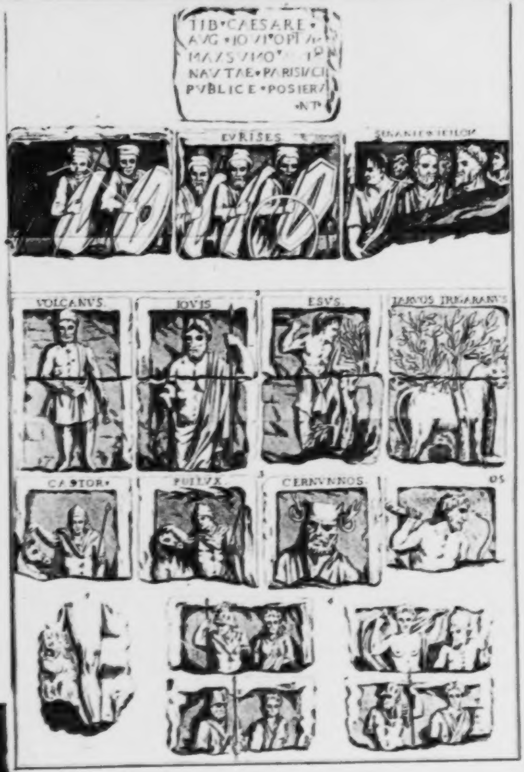
Dieſe letzte Muthmaßung veranlaſſete den Herrn **Abt Vertot**, **Fortunats** Verſe etwas näher zu betrachten, und aus dieſer Unterſuchung beſtärket er ſich gar bald in der Meynung: daß ſie gar keine Verwandſchaft mit **U. L. F.** Kirche zu **Paris** haben, ſondern bloß auf die Kirche vom **heiligen Kreuze** zu **St. Vincenz** gehen; die, ſeit dieſem unter dem Namen von **St. Germain des Prez**, bekannt iſt.

Herr **Vertot** bemerkt ſogleich, daß kein einziger Geſchichtſchreiber ſagt, **Childebert** habe die Kirche zu unſer lieben **Frauen** geſtiftet; daß ſie aber alle ſagen, daß dieſer Prinz, nachdem er zwo Reiſen nach Spanien gethan, um ſeine Schweſter **Chlotildis**, wegen des Unrechts zu rächen,

---

(*l*) Man ſehe den 2. Th. ſeiner Gedichte.


1ter Stein
TIB·CAESARE·
AVG·IOVI·OPTVM
MAXSVMO
NAVTAE·PARISIACI
BLICE·POSIERV
NT
EVRISES
SINAM V ELLO
2ter Stein
VOLCANVS
IOVIS
ESVS
TARVOS TRIGARANVS
3ter Stein
CASTOR
CERNVNNOS
SEVERI OS
4ter Stein


TIB•CAESARE•
AVG•IOVI•OPTV
MAXSVMO•
NAVTAE•PARISIACI
PVBLICE•POSIERV
•NT•
EVRISES
SENANI•VSEILOM
VOLCANVS
IOVIS
ESVS
TARVOS TRIGARANVS
CASTOR•
PVLLVX
CERNVNNOS
OS

rächen, ſo ſie von ihrem Gemahle **Amaulry**, Könige der **Viſigoten** erduldet, er die Stola von St. **Vincenz**, eine große Menge ſilberner und goldener Gefäße, und ein mit koſtbaren Steinen beſetztes Kreuz mitgebracht. Daß er bey ſeiner Rückkunft, dieſe reiche Beute, in eine Kirche zum heiligen **Kreuz** St. **Vincenz** beygelegt, wie der Verfaſſer der Lebensbeſchreibung des heiligen **Droctoräus**, erſten oder zweyten Abts zu St. Germain **des Prez**, ſchreibt: Veniens igitur *Schildebertus* Pariſius, in ſuburbii loco, qui olim vocabatur *Lucotitius*, in honore beati Vincentii, Eccleſiam acceleravit conſtruere.

Hierauf zergliedert der Herr Abt **Vertot** des **Fortunatus** Verſe und findet, trotz der poetiſchen Uebertreibung, eine richtige Beſchreibung derjenigen Kirche wo **Childebert** begraben liegt; er ſetzet ſeine Meynung vollends feſt, indem er **Fortunats** Beſchreibung mit derjenigen vergleicht, die obangezogener Schriftſteller gemacht hat. Dieſer Scribent, der im neunten Jahrhunderte lebte, redet wie man ſieht, von einer Kirche die **Childebert** in der Vorſtadt zu **Paris** zu Ehren des heiligen **Kreuzes** St. **Vincenz**, erbauet hat, und nach einer genauen Vergleichung, die der Herr Abt **Vertot** unter **Fortunats** Verſen, und der Beſchreibung des ungenannten Schriftſtellers anſtellet, iſt es augenſcheinlich, daß beyde von einerley Kirche reden. In beyden hat das Gebäude einerley Figur, einerley Seulen von Marmer, einerley Fenſterwerk; und, was die Sache vollends ſo ſonnenklar macht, als man es in dergleichen Dingen nur begehren kann, iſt: daß der Verfaſſer von des heiligen **Droctoräus** Leben, ſeiner Beſchreibung, noch **Fortunats** Verſe ſelbſt beyfüget, als das Zeugniß eines Mannes, der älter wäre als er ſelbſt. Man kann auch nicht ſagen, daß dieſer Dichter, wenn er die Cathedralkirche zu **Paris** beſchreiben wollen, nicht unterlaſſen haben würde, von der heiligen Jungfrau **Maria**, als der Patroninn dieſer Kirche zu reden; da er doch alle Ehre dieſes Ge-

Gebäudes, bloß auf das Kreuz gründet, welches **Childebert** dahin gebracht hat; und, was noch überzeugender iſt, ſo redet **Childebert** in dem Schenkungsbriefe, welchen **Aimonius** im 20 Cap. des 1 Buchs anführet, von dieſer Kirche; als wenn ſie dem heiligen **Vincenz** gewidmet wäre, und gedenket darinnen der Jungfer **Maria** ganz und gar nicht: In honorem ſancti Vincentii, martyris &c.

Als einen letzten Beweis wollen wir noch beyfügen, daß die **Benedictiner** noch dieſe Stunde alle diejenigen liegenden Gründe beſitzen, die dieſer gottſelige Herr hergegeben, als er dieſe Kirche erbauen laſſen.

Der Herr Abt **Perrot** beſchließt ſeine Schrift mit zwoen Betrachtungen. Erſtlich, daß es ſehr was außerordentliches ſeyn würde, wenn die Geſchichtſchreiber nicht nur **Childeberts** Stiftung des **heiligen Kreuzes St. Vincenz**, ſondern auch ſeine Erbauung eines Hoſpitals zu **Lyon**, eines Kloſters zu **Arles**, ſo genau beſchrieben, und kein Wort von der erſten Kirche der Hauptſtadt des Königreichs ſollten geſagt haben.

Die zweyte Betrachtung iſt, daß in der Martergeſchichte des H. **Dionyſius**, das heißt: vom 252 Jahre an, einer Kirche gedacht wird, die dieſer Prälat auf der Inſel zu **Paris** erbauen laſſen; daß auch im Leben des **heiligen Marcellus** ihrer gedacht wird; und daß endlich dieſe Kirche, in einer Schenkung vom **Childebert** ſelbſt, Mater Eccleſia Pariſiaca genennet wird: ein Titel, den ſie unfehlbar ſchon damals nur darum geführet, weil ſie die älteſte und vornehmſte geweſen.

* * *

XLVIII.

Des Herrn Moreau de Mautour Erklärung eines alten Denkmaals, welches zu Lyon entdeckt worden.

1715.

Als man im 1714ten Jahre an dem Fuſſe des Berges zu **Fourvieres** die Erde umgrub, entdeckte man ein Stück weiſſes Marmors, eines Quadratſchuhes groß, auf welchem man die Aufſchrift fand, die in der VIII Kupfertafel ſteht, und die man ſo erklärt:

DIIS MANIBVS ET MEMORIÆ ÆTERNÆ HYLATIS, DIMACHERRO SIVE ASSIDARIO, PVGNARVM, oder PALMARVM SEPTEM, RVFFINA ERMAIS CONJVX, CONJVGI CHARISSIMO PONI CVRAVIT ET SVB ASCIA DEDICAVIT.

Nachdem Herr von Boze der Akademie eine Abſchrift von dieſer Aufſchrift eingeliefert hatte: ſo trug ihr der Herr **Moreau von Mautour** im 1715ten Jahre diejenigen Betrachtungen vor, die er über dieſes Denkmaal angeſtellet hatte; und welche mit demjenigen ziemlich überein kamen, was man in der Akademie gleich anfangs geſaget hatte, als dieſe Aufſchrift zuerſt in derſelben vorgezeiget ward.

Die zwey erſten Wörter, DIIS MANIBVS, deuten an, daß dieſes Denkmaal ein Leichenſtein ſey, welcher von einer gewiſſen **Ermais**, den Diis Manibus, und dem Andenken ihres Gemahls **Hylas**, gewidmet worden. Der Ausdruck Dimachero zeigt an, daß er einer von denen

Klopffechtern geweſen, die mit zween Degen oder Dolchen gefochten, von dem zuſammen geſetzten Worten δὶ, zween, und μαχαίρα, ein Degen. In der That haben ſich auch die Griechen und Lateiner dieſes Ausdruckes bedienet, um einen Degen anzuzeigen. **Apulejus** ſagt in ſeinem **goldenen Eſel**, im 4 Buche, dieſes von der Arbeit ermüdete arme Thier, habe ſich, auch mit Gefahr von den Degenſtichen ermordet zu werden, niederlegen müſſen. Seine Worte lauten ſo: Paratus non fuſtibus tantum, ſed machera perfoſſus occumbere. Und **Juvenal,** wenn er in der VII Satire von der fruchtloſen Arbeit der Dichter redet, ſagt, es wäre eben ſo gut, daß ſie das Handwerk der Rauſer ergreifen möchten:

> Nam ſi pieria quadrans tibi nullus in arca
> Oſtendatur, ames nomen victumque macherae.

Dieſe zwo Stellen und verſchiedene andere, die man noch anführen könnte, ſetzen die Bedeutung dieſes Wortes feſt; und alſo fragt es ſich nur, ob es Klopffechter gegeben, die auf dieſe Art, mit zween Degen, oder Dolchen gefochten? Die Sache iſt außer allem Zweifel.

Wenn **Juſtus Lipſius** von den verſchiedenen Claſſen der Klopffechter redet, ſo ſagt er, es habe einige gegeben, die man Dimacheros genennet; weil ſie ſich zweener Dolche bedienet hätten: und zum Beweiſe führet er das 33 Cap. des 2 Buchs von **Artemidors** Traumbuche an, der, in Erklärung der Träume, ſagt: derjenige der im Traume einen mit zween Dolchen fechtenden Klopffechter ſähe, würde ein garſtiges, böſes und zänkiſches Weib bekommen; und um dieſe Art von Klopffechtern auszudrücken, bedienet er ſich des Worts διμαχαίρος. Dieſes Zeugniß, war vielleicht bis dahin das einzige; da es aber durch die **Lyoniſche** Aufſchrift beſtätiget wird, ſo findet die Sache keine Schwierigkeit mehr.

Das Wort Aſſidario, das man in der Folge lieſt, iſt leichter zu verſtehen. Eſſedum, ſagt Herr **dû Cange** in ſeinem *Gloſſario*, eſt quaſi Aſſedum ab Aſſidendo. Alſo iſt denn **Hylas** einer von denen Klopffechtern geweſen, die ſitzend auf einem Wagen, gefochten. Die Veränderung einiger Buchſtaben, iſt in Aufſchriften ziemlich gewöhnlich, und mag hier aus Eſſedario, *Aſſidario*, gemacht haben.

Es iſt gewiß, daß es Klopffechter gegeben, die auf Wagen geſtritten: und ohne daß man allhier alle die Stellen anführen mag, welche Herr **von Mautour** anführet, ſo lieſt man in **Suetons Caligula**: daß dieſen Prinzen die Lobſprüche verdroſſen, die man dem Klopffechter **Pozius** gab, der auf einem Wagen gefochten, Pozio Eſſedario; er ſey daher plötzlich aus dem Schauſpiele gegangen, und habe überlaut geruffen, daß die **Römer** um einer Kleinigkeit willen, dieſem elenden Kerl mehr Lobſprüche ertheileten, als ihm ſelbſt.

Uebrigens hatte ſich dieſer Gebrauch, in den Schauſpielen auf Wagen zu fechten, in Rom als eine Nachahmung der Gallier eingeſchlichen, die es in den Feldſchlachten ſo hielten; wie die römiſchen Geſchichtſchreiber (*m*) melden: wie denn auch die Einwohner von Großbrittanien dieſe Mode hatten. Barbari, ſagt **Cäſar** im 4 B. ſeiner **Commentarien**, conſilio Romanorum cognito, praemiſſoque equitatu ex ESSEDARIO, quo plerumque genere in praeliis uti conſueverunt. &c.

Was die durch ein P. und die Zahl VII. bezeichnete Formel anbelanget, ſo ſagt Herr **von Mautour**, daß man ſie entweder durch pedes ſeptem ausdrücken, und dadurch die Größe des Grabmaals andeuten könnte, wovon man in Aufſchriften mehrere Beyſpiele hat; in fronte P. VIII. in agro P. XVII. oder auch durch die Worte Pu-

---

(*m*) Livius im X. B. Pompon. Mela im III. B.

gnarum ſeptem, welches die Zahl von des Hylas Kämpfen andeuten, und ebenfalls nicht ohne Beyſpiele ſeyn würde; oder auch endlich durch palmarum ſeptem, um die Nachwelt zu lehren, daß dieſer Kopffechter, die Siegespalmen ſiebenmal davon getragen.

Cicero ſagt (n), wenn er von einem Klopffechter redet: hic plurimarum palmarum nobilis ac vetus gladiator habetur. Und **Lampridius** ſagt vom **Commodus**, der ein groſſer Fechtmeiſter war, daß er mehr als tauſend Palmen rechnen könnte, die er in den Gladiatorſpielen davon getragen: tantum palmarum gladiatoriarum confeciſſe, vel victis Retiariis vel occiſis, ut mille contingeret.

Uebrigens iſt nichts Schwieriges bey dieſer Aufſchrift, und die Formel ſub Aſcia dedicavit, iſt gar zu bekannt, als daß man hier davon reden dörfte.

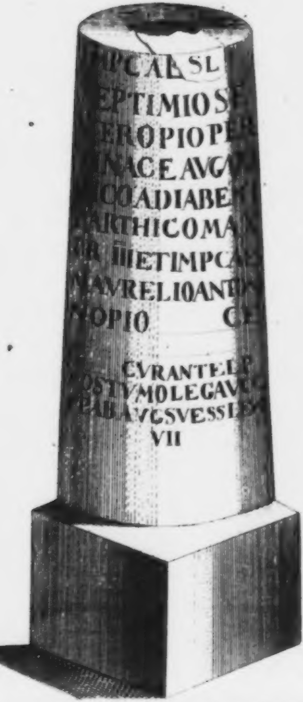
Nachdem nun Herr **von Mautour** dieſe Abhandlung vorgeleſen, ſo bekam Herr **von Boze** noch eine richtigere Abſchrift von dieſer Aufſchrift, und da er ſie mühſam unterſuchet: ſo ſah er, anſtatt RV. I. welches die vierte Zeile iſt, nur die zween erſten Buchſtaben, und alsdann ein groſſes I. Er kam daher auf die Gedanken, man müſſe leſen: Rude donatum, anzuzeigen daß dieſer Hylas, nach ſeinen Siegen, den Stab bekommen; welcher ein Ehrenzeichen und eine Art einer **Loslaſſung** war, die man den Klopffechtern zugeſtand, und ſie in Freyheit ſetzte, daß ſie ſich künftig ſolchen blutigen Uebungen nicht mehr ausſetzen dorften. Der Ausdruck Rudem accipere, rude donari, rudem mereri, iſt in den lateiniſchen Schriftſtellern gewöhnlich, die von dieſer Art von Belohnung reden.

Nachdem Herr **von Boze** nachmals dieſe Art von Palmenzweig betrachtet, welcher zu Ende der fünften Zeile ſteht, ſo merkte er, daß derſelbe ſieben ganz deutliche Aeſte hat,

und

(n) Für den Roſcius Amerinus.

pag. 30.


PCAESL
EPTIMIOSE
EROPIOPER
NACEAVGA
COADIABE
ARTHICOMA
R IIIETIMPCA
MAVRELIOANT
OPIO C
CVRANTEL P
OSTVMOLEGAVG
PABAVGSVESSI
VII

und alſo hatte er weiter keinen Anſtand palmarum Septem zu leſen. Die ganze Geſellſchaft und Herr **von Mautour** ſelbſt, trat in einer zweyten Abhandlung ſeiner Meynung bey, und alſo muß man die vierte Zeile ſo leſen:
palmarum ſeptem, rude donato &c.

* * *

XLIX.

Des Hrn. Moreau von Mautour, Erklärung einer Meilenſeule die nahe bey Soiſſons gefunden worden.

1712.

Die Seule, von welcher hier gehandelt wird, iſt in dem Gebiethe von **Soiſſons** im Monate März des 1708ten Jahres gefunden, und in einen kleinen Garten der **Abtey St. Medard**, die eine halbe Stunde von dieſer Stadt liegt, geſetzt worden. Der verſtorbene Hr. von **Sillery**, ſchickte eine Zeichnung davon nach **Paris**, ſo wie ſie hier zu ſehen iſt (o).

Herr **Moreau von Mautour** welchem dieſe Abſchrift zugeſchickt ward, erklärte ſie im 1712ten Jahre ſo:

IMPERATORE CÆSARE LVCIO SEPTIMIO SEVERO PIO PERTINACE AVGVSTO ARABICO ADIABENICO PARTHICO MAXIMO PATRE PATRIÆ CONSVLE TERTIVM, ET IMPERATORE MARCO AVRELIO ANTONINO PIO FELICE AVGVSTO PARTHICO MAXIMO CONSVLE CVRANTE L. P. POSTHVMO LEGATO AVGVSTORVM

(o) Siehe die IX. Kupfertafel.

PRO PRÆTORE, AB AVGVSTA SVESSIONVM LEVGIS SEPTEM.

Nach einigen vorläufigen Betrachtungen über die Figur der Buchſtaben in dieſer Aufſchrift, und über die Meilenſeulen überhaupt, welche ohngefähr von der Art waren wie das MILLIARIVM AVREVM, welches **Auguſtus** auf dem groſſen Markte zu **Rom** aufrichten laſſen, und der Mittelpunct aller Wege im Kaiſerthume war, erkläret **Herr von Mautour** die vorhabende Aufſchrift; und giebt von denen Wörtern Rechenſchaft, die er zu Erfüllung der Lücken, eingeſchaltet hat.

Septimius Severus war zu **Leptis**, einer Stadt **im tripolitaniſchen Lybien**, gebohren, und nahm den Namen **Lucius Septimius Severus** an, wie dieſe Aufſchrift und alle Münzen bezeugen. Der Titel **Pius** iſt ſeiner Familie gleichſam erblich, indem er der **Fulvia Pia** Sohn und des **Fulvius Pius** Enkel war. Es kann auch ſeyn, daß er ihn zum Angedenken des **Antoninus Pius** angenommen, in deſſen Familie er ſich rühmte, entweder durch Bündniſſe, oder Annehmung an Kindes Statt, aufgenommen zu ſeyn. Man ſieht in der That auf einigen ſeiner Münzen, daß er des **Marcus Aurelius** Sohn und **Antonins** Groſſohn genennet wird (*p*).

Was den Zunamen **Pertinax** betrifft, ſo iſt es gewiß, ungeachtet hier der Name **Pius** voranſteht, daß er der erſte Namen geweſen, welchen **Septimius** angenommen, ſobald er nach des **Helvius Pertinax** Tode, zum Kaiſer erkläret worden: weil er ſah, daß der Namen dieſes Prinzen den Römern und den illyriſchen Völkern ſehr werth war, allwo er damals der römiſchen Heere Befehlshaber war (*q*).

Auf

(*p*) Er nimmt eben dieſen Titel in einer Aufſchrift an, welche Gruter a. d. 263. S. unter der Zahl VIII. anführet.

(*q*) Man ſehe den Herodian im 2 Buche.

Auf den Titel **Auguſtus**, der unter den Kaiſern erblich war, ſo gut als der Name **Cäſar**, folget der Titel eines **Ueberwinders der Araber**, der **Adiabenier** und **Parther**, die er ſich im zweyten und dritten Jahre ſeiner Regierung unterwürfig machte, indem er ſelbſt die erſtern und letztern, ſeine Feldherren aber, die **Adiabenier** dämpfeten. Da auch der zweyte Sieg über die Parther ſehr wichtig geweſen, ſo fügte der Senat dem Titel **Parthicus**, noch den Namen **Maximus** bey, den er im ſiebenden Jahre ſeines Reichs erhielt. Die zwey P. P. aber zeigen an, daß man ihm auch den Titel eines **Vaters des Vaterlandes** zugeſtanden.

Die Lücke, welche hierauf, zwiſchen der Zahl III vorkömmt, kann nicht anders, als durch das Wort CONSVLE erfüllet werden, und zeigt an, daß dieſe Meilenſeule, unter dem dritten Conſulate dieſes Kaiſers und folglich im zehnten Jahre ſeiner Regierung, im 955ten Jahre Roms, und im 202. der chriſtlichen Jahrrechnung geſetzt worden; einer Zeit, in welcher **Caracalla**, der damals nur dreyzehn Jahre alt war, von ſeinem Vater mit dem Titel **Auguſtus** beehret wurde: welches denn dienet, die hier dem jungen Prinzen gegebenen Titel zu erklären. Herr von **Mautour** ergänzet alſo, nach den Worten ET IMPERATORE MARCO AVRELIO ANTONINO PIO, die daſelbſt befindliche Lücke, durch FELICE, davon ſogar die zween letzten Buchſtaben noch leſerlich ſind. So ergänzt er auch die zehnte ganz verloſchene Zeile, durch die Worte AVG. PARTHICO MAX. ein Titel den **Caracalla** noch daſſelbe Jahr mit ſeinem Vater zugleich annahm. Der kleine Raum, welcher nach dem C. folget, iſt unfehlbar der erſte Buchſtab des Worts CONSVLE. Die zwey letzten Zeilen der Aufſchrift zeigen an, daß dieſe Meilenſeule, auf Beſorgung des L. P. **Poſthumus**, **Protectors** dieſer Provinz, aufgerichtet worden, eine Würde, die durch die zwey **P. P.** angezeiget wird.

Zu deſto beſſerm Verſtande endlich der Worte AB AVGVSTA SVESSIONVM LEVGIS VII. bemerkt **Herr von Mautour**, daß in **Auguſts** Aufenthalte in Gallien, er verſchiedene Seulen in den Hauptſtädten aufrichten laſſen, die er mit dem Namen AVGVSTA beehret. Die Stadt **Soiſſons** war mit in dieſer Zahl, und man fieng eben damals an, ſie AVGVSTA SVESSIONVM zu nennen; ein Name, den ſie wegen des anſehnlichen Ranges gar wohl verdiente, welchen ſie unter den Hauptſtädten des belgiſchen Galliens hatte. Man wird in der Erklärung einer andern Meilenſeule die hier gleich folget, ſehen, daß man in Gallien, die Länge der Wege nach Leucis gemeſſen (r), wie in Italien nach Meilen von tauſend Schritten.

Uebrigens ſcheint es, daß dieſe Seule ehemals bereits verſetzt geweſen ſeyn muß, indem ſie ſieben Meilen von **Soiſſons** hat ſtehen ſollen, und gleichwohl nur eine halbe Meile weit von dieſer Stadt gefunden worden iſt.

(r) **Ammian. Marcellin** im XV. Buche ſchreibt: Galli non millenis paſſibus, ſed leucis itinera metiuntur.

L.

Herrn Moreau de Mautours Gedanken über eine Meilenſeule, welche zu Vic-ſur-Aisne im Soiſſonniſchen gefunden worden. 1712.

Es iſt nicht zu verwundern, daß man bey den Galliern, da ſie von den Römern überwunden worden ſind, ſo oftmals Denkmäler antrifft, welche die Aufmerkſamkeit der Neugierigen verdienen. Indem man bey Vic-ſur-Aiſne, einem Orte, den die Alten Vicus ad Axonam genennet haben, die Erde umgewühlet; hat man vor einigen Jahren unter den Sträuchen und Dornhecken, eine Seule von einem ſehr harten Steine gefunden, welche wenn man das Fußgeſtell mitnimmt, fünf bis ſechs Schuhe hoch iſt. Der Herr Abt **von Pomponne**, welcher als Abt von **St. Medard**, zugleich Herr von **Vic-ſur-Aiſne** iſt, ließ ſelbige in den Schloßhof bringen, und der verſtorbene Herr **von Sillery**, Biſchof von **Soiſſons**, ſchickte eine gezeichnete Abſchilderung davon, mit der darauf gehauenen Aufſchrift, nach **Paris**.

Hier iſt die genaue Zeichnung (s) nach welcher die Aufſchrift ſo geleſen werden muß:

IMPERATORE CÆSARE MARCO AVRELIO
ANTONINO, PIO AVGVSTO BRITANNICO MAXI-
MO, TRIBVNITIA POTESTATE DECIMVM
QVARTVM, IMPERATORE SECVNDVM CON-
SVLE

(s) Man ſehe die X. Kupfertafel.

SVLE TERTIVM, PATRE PATRIÆ, PROCONSVLE, AB AVGVSTA SVESSIONVM LEVGIS SEPTEM.

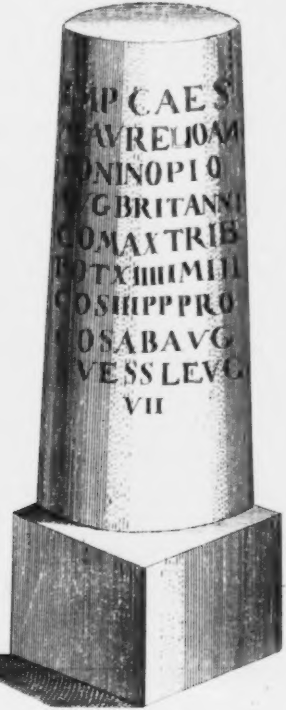
Herr **Moreau von Mautour**, welcher im 1712ten Jahre, auch dieſes andere Denkmaal erklärte, hält ſich ſogleich bey einer Schwierigkeit auf, die ſich von ſelbſt darſtellet. **Vic-ſur-Aiſne** iſt nur drey franzöſiſche Meilen und eine halbe von **Soiſſons** entfernet, und dieſe Meilenſeule bezeichnet deren gleichwohl ſieben. Allein, Herr **De Liſle** hat dieſer Schwierigkeit bereits abgeholfen, wenn er zwiſchen dem was die Alten von der Entfernung der Oerter geſagt haben, und den Betrachtungen der **Akademie der Wiſſenſchaften** einen Vergleich anſtellet. Er hat gefunden, daß auf einen Grad der Breite, funfzig galliſche Meilen gegangen, dahingegen er anjetzt nur fünf und zwanzig gemeine franzöſiſche Meilen enthält: folglich waren denn jene um die Hälfte kürzer als die jetzigen.

Wenn man das übrige von der Aufſchrift durchgeht, ſo findet man, daß der Titel **Brittannicus** beweiſt, dieſe Seule ſey unter dem **Antoninus Caracalla** aufgerichtet worden. Dieſer Prinz, nachdem er den **Septimius Severus** ſeinen Vater, bey dem Feldzuge begleitet, welchen er nach Großbrittanien that, verdiente gar wohl dieſen Titel mit ihm zu theilen. **Caracalla** bekleidete damals die Stelle eines **Imperators** zum zweyten male. Die große Ehrerbiethung welche **Septimius Severus** gegen die **Antoninen** hegte, bewog ihn ſeinem älteſten Sohne, die Namen **Marcus Aurelius Antoninus** beyzulegen. Der Namen **Pius** machet hier keine Schwierigkeit, weil er mit ſeiner Familie und dem Hauſe der **Antoninen** verknüpfet war.

Bey Gelegenheit derer auf dieſem Denkmaale durch das Jahr XIV. ſeines Zunftmeiſteramtes, und durch

pag. 317

TAB X. Tom. II.


IP CAES
AVRELIOAN
ONINO PIO
VG BRITANNI
COMAX TRIB
OT XIIIII MIII
OS IIII PP PRO
OS AB AVG
VE SS LEVG
VII

das dritte Jahr von des Caracalla Conſulate, bezeichnete Zeitpuncte, bemerkt man, daß das Datum des Conſulats kein gewiſſer Zeitpunct ſey; indem die Kaiſer nicht alle Jahre Conſul waren, und es ſich oft begeben hat, daß ſie noch viele Jahre nach demjenigen gelebt haben, in welchem ſie dieſes Amt zum letzten male beſeſſen. Mit dem Zunftmeiſteramte hergegen iſt es ein anders; da daſſelbe alle Jahre erneuert ward, und ihren Anfang mit eben demſelben Tage nahm, an welchem der Prinz zum **Auguſtus** war erkläret worden, ſo kann ſie auch die Jahre der Regierung eines Kaiſers feſtſetzen; und hieraus eben ſchließt man, daß dieſe Meilenſeule im vierzehenden Jahre von des Caracalla Regierung, im **Soiſſonneſiſchen** aufgerichtet worden, nämlich im 212 der chriſtlichen Jahrrechnung.

Wenn der Titel **Germanicus**, welchen man auf den Münzen dieſes Kaiſers ſieht, auf dieſem Denkmaale nicht vorkömmt, ſo rühret dieſes daher, daß ſelbiges ein ganzes Jahr älter iſt, als ſein Feldzug nach Deutſchland. Von dem Worte **Imperator** ſagt man hier nichts, ſo wenig als von der Benennung **Vater des Vaterlandes**; weil man zur Gnüge weis, daß dieſe Titel, auf den Münzen und andern Denkmälern, gemein genug ſind: bey dem Titel **Proconſul** aber, den man hier dem Caracalla beylegt, bleibt man billiger ſtehen, denn man findet ihn ſehr ſelten auf den Kaiſermünzen; indem die Namen **Auguſtus** und **Kaiſer**, ſchon alles in ſich enthielten. Dennoch hatten **Auguſtus** und **Nero**, wie **Dio** und **Tacitus** berichten, den Titel **Proconſul** ebenfalls beybehalten: und man merke, daß ſeit der Zeit der **Antoninen**, man inſonderheit angefangen, auf den öffentlichen Denkmälern eine größere Menge von Titeln zuſammen zu häufen, als man wohl ehedem gethan hatte.

* * *

LI.

Herrn Moreau von Mautours Anmerkungen über eine Aufſchrift vom Tetricus dem Sohne.

1715.

Die Zeichnung der hier vorkommenden Aufſchrift, iſt dem Herrn **Moreau von Mautour**, von dem Oberpräſidenten des Parlements in der **Normandie**, Herrn **von Poincarree**, zugeſchickt worden. Die Aufſchrift, welche mit großen Buchſtaben und römiſcher Schrift, auf eine ſteinerne Seule von fünf Schuhen hoch, gehauen iſt, enthält folgende Worte:

C. P. - - - ESVBIO TETRICO
NOBILISSIMO CAES.
. . . .
. . . .
P. F. . . . . AVG.
L. I.

Dieſes Denkmaal befindet ſich in dem Hauſe des Herrn **Bigot von Soumenil**, zu **Rouen**, und iſt daſelbſt in einer Mauer ſeines Hofes, durch die Veranſtaltung desjenigen von ſeinen Hausleuten, welchem es geſchickt war, geſtellet und gleichſam eingemauert worden.

Herr **Favin**, Prior zu **Val**, ſetzet in ſeinem erſten Bande der Geſchichte von **Rouen**, welche 1668 gedruckt worden, nachdem er von dem Urſprunge und Alterthume dieſer Stadt gehandelt, hinzu: „es bleibt uns noch ein

„Zeugniß von der Herrſchaft übrig, welche die Römer in „**Neuſtrien** gehabt haben, nämlich eine alte Aufſchrift „vom **Tetricus**, welcher zu **Aurelians** Zeiten, das Reich „mit Gewalt an ſich riß. Sie iſt in einen runden Stein „gehauen, welcher dem Fußgeſtelle der Bildſeule dieſes „Kaiſers zur Grundlage dienete. Sie ward vor ungefähr dreyßig Jahren gefunden, und dem Herrn **Bigot** „Dechanten der Rentkammer nach Rouen geſchicket. Sie enthält folgende Worte:

CAIO PESUVIO TETRICO
NOBILISSIMO
CÆSARI
PIO FELICI AVGVSTO
LEVCA PRIMA.

Man merket ſogleich, daß die Auslegung dieſes Geſchichtſchreibers, viele wirkliche und hiſtoriſche Fehler in ſich faſſet. Erſtlich, hat **Tetricus** nicht zu **Aurelians** Zeiten, das Reich der **Gallier** an ſich geriſſen; ſondern zu **Galliens** Zeit. Zweytens, zeigen die Figur und Höhe dieſes Steins zur Gnüge, daß er niemals einem Fußgeſtelle von einer Seule zur Grundlage gedienet. Drittens, weil der Verfaſſer die zween letzten Anfangsbuchſtaben, welche unten in der Aufſchrift ſtehen, durch LEVCA PRIMA, erkläret hat; ſo hätte er ſich auch zu gleicher Zeit beſinnen ſollen, daß dieſe Seule nichts anders, als eine Meilenſeule ſeyn könnte. Viertens, hätte er die zwo Zeilen ergänzen ſollen, die von der Zeit in dieſer Aufſchrift vertilget worden: allein, das hat er nicht gethan, und indem er vom **Tetricus Cäſar** redet, hätte er nicht den Titel Nobiliſſimus Caeſar, mit den Titeln, Pius, Felix, Auguſtus, vermengen ſollen: denn der Titel Nobiliſſimus Caeſar, zeigte nur eine Beſtimmung zum Kaiſerthume an, und kam demjenigen nicht mehr zu, der bereits zum Kaiſer ausgeruffen war; folglich konnte er ſich mit den Titeln

Pius, **Felix**, **Auguſtus**, nicht vertragen, die lediglich den Kaiſern zugehörten, und die man den Cäſarn niemals gab. Endlich hat **Fain** ſich auch noch in der Sache ſelbſt betrogen, wenn er, in em ſeine Geſchichte erſt im 1668ten Jahre ans Licht gekommen, vorgiebt: es ſey ungefähr dreyßig Jahre, daß dieſes Denkmaal, aus irgend einem Theile der **Normandie**, an den Herrn **Bigot**, Dechanten der Rentkammer geſchickt worden wäre. Man wird es ſich vielleicht nicht misfallen laſſen, wenn man erfähret, daß **Ferdinand der II. Großherzog von Toſcana**, daſſelbe im 1657ten Jahre, dem **Emerich Bigot** zugeſandt hat; der wegen ſeiner tiefen Gelehrſamkeit und zahlreichen Bibliothek, ſo berühmt geweſen. Dieſer Umſtand, welchen Herr **von Pontcarre**, als eine Sage der Familie des Herrn **Bigot** anführet, wird durch das Zeugniß des Herrn **Abts Goulley** beſtätiget, deſſen Vater ſelbſt Sorge getragen, daß dieſe Meilenſeule 1658 im Hauſe aufgeſtellet werden, welches damals von **Johann von Bigot**, Herrn **von Soumenil und Cleuville**, Dechanten der Rentkammer, und ein Sohn eines andern Raths eben dieſer Rentkammer, in der Zeit bewohnt worden, da **Emerich Bigot**, ſein gelehrter Sohn, in Italien herum reiſete.

Herr **Triſtan** führet eben dieſe Aufſchrift an, welche ihm von dem Pater **Sirmond** mitgetheilet worden; aber ohne daß dieſer gelehrte Jeſuit ihm zu erkennen gegeben, woher ſie gekommen, noch wo ſie aufbewahret würde. Dieſer geſchickte Alterthumsforſcher nun, erkläret die Aufſchrift ſo, indem er die durch die Zeit vertilgten Buchſtaben, folgendermaßen ergänzet:

CAIO PIVESUVIO TETRICO NOBI-
LISSIMO CAESARI
IMPERATORIS CAESARIS CAII PE-
SUVII TETRICI
PII FELICIS AVGVSTI FILIO.

Allein die zween Anfangsbuchſtaben L. und I. übergeht er mit Stillſchweigen und ſchiebt drey Buchſtaben ein, um FILIO daraus zu machen.

Reineſius, der eben dieſe Aufſchrift aus dem Triſtan anführet, theilet ſie unverändert ſo mit, als er ſie bey ihm gefunden, und mit eben derſelben Erklärung, indem er die zween Anfangsbuchſtaben L. und I. unterdrückt, welche zu Ende des Denkmaals ſtehen.

Gleichwohl muß man aus dieſen zween Buchſtaben, welche Leuca prima bedeuten, und aus der Figur und Verhältniß des Steines ſchließen, daß dieſes Denkmaal nichts anders, als eine **Meilenſeule** ſey, und zwar aus der Zahl derer, die auf den Landſtraßen des Reichs geſtellet waren; die gegenwärtige mag nun in der Gegend von Florenz, oder vielmehr in irgend einem Theile von Frankreich gefunden worden ſeyn.

Herr von **Mautour** fängt ſeine Erklärung, die er im 1715ten Jahre von dieſem Denkmaale lieferte, durch hiſtoriſche Unterſuchungen an, welche die Zeit betreffen, darinnen Tetricus, der Vater und Sohn, gelebet haben; als welche die Hauptſache in dieſer Aufſchrift ſind. Nach vielen ſonderbaren Beobachtungen, bemerket er, daß Tetricus den Purpur zu **Bourdeaux** angelegt, und zugleich ſeinem Sohne Tetricus den Namen Cäſar beygelegt hat, nämlich demjenigen, welchem zu Ehren gegenwärtige Meilenſeule aufgerichtet worden: denn er kann nicht glauben, daß Tetricus mehr als einen Sohn gehabt habe, und er behauptet, daß dieſer Sohn, welcher mit dem Kaiſer Tetricus gefangen nach **Rom** geführet ward, gleich anfangs von ſeinem Vater zum Cäſar gemacht worden, und nachdem mit ihm zugleich Auguſtus geweſen. Dieſes rechtfertigen die Münzen, deren viele den Kopf des Vaters Tetricus und auf der Gegenſeite, SALVS AVGG. AETERNITAS &c. vorſtellen: eine Schrift, die zween Auguſte vorausſetzt, welche damals aber unmöglich jemand anders ſeyn konnten, als der Vater und Sohn, welche beyde zugleich Kaiſer waren.

Gleichwohl glaubt Herr **Triſtan**, welcher zween Söhne annehmen will, daß er ſie durch verſchiedene Namen von einander abgeſondert finde; der Aelteſte nämlich heiße, CAJUS PACUVIUS und der jüngſte, PVBLIVS PIVESUVIUS. Seine Meynung zu beweiſen, führet er nur eine einzige Münze an, auf welcher er C. PAC. lieſt, und die, wie er will, vom älteſten der beyden Söhne des **Tetricus** ſeyn ſoll. Allein, wäre es denn nicht möglich, daß die Münze etwa nicht recht ſauber geweſen, und Herr **Triſtan** geglaubt hätte, PAC. zu leſen, allwo doch nur PES. Peſuvius, oder PIV. Piveſuvius geſtanden? Ja, geſetzt auch, die Münze wäre rein geweſen; wo iſt denn derjenige Alterthumsforſcher, welchem es unbekannt ſeyn ſollte, daß die damaligen Münzmeiſter die Buchſtaben der Schriften nur gar zu oft, umgekehrt, umgewechſelt und verändert haben? In dieſem letzten Falle nun, wäre die einzige Münze von C. PACUVIUS TETRICUS, noch kein überzeugender Beweis, von des Herrn **Triſtans** Vorgeben.

Hierauf befleißt ſich Herr **von Mautour** zu beweiſen, daß, wenn gleich die gegenwärtige Meilenſeule in dem Pallaſte des **Großherzogs von Toſcana** aufbewahret worden wäre, dieſes noch kein Beweis ſey, daß ſie auch auf irgend einer **toſcaniſchen** Landſtraße geſtanden, noch in dieſem Lande entdeckt worden ſey. Denn erſtlich würde **Aurelian**, gebiethender Herr des ganzen Reiches und Ueberwinder des **Tetricus**, nicht gelitten haben, daß man in Italien irgend ein Denkmaal errichtet hätte, welches die Titel einer unumſchränkten Herrſchaft zwoer Perſonen aufbewahret hätte, denen er dieſelbe eben entriſſen, und ihnen nichts als die bloße Würde von **Lucaniſchen** Stadthaltern, correctorem Lucaniae provexit, wie **Aurelius**

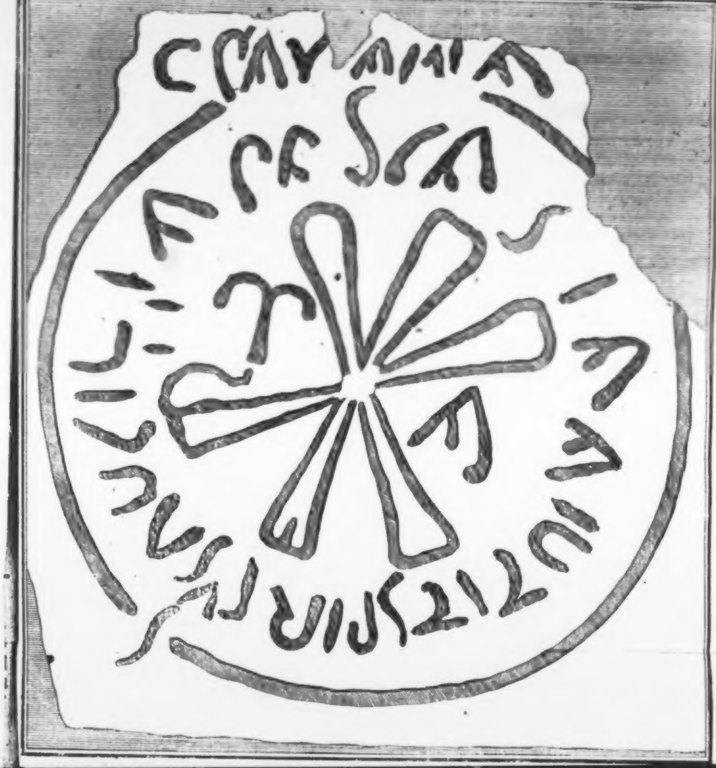
Victor ſagt, gelaſſen hatte. **Trebelius Pollio** indeſſen verſichert, daß er Stadthalter über ganz Italien geworden wäre: correctorem totius Italiae fecit.

Zum andern beweiſen die Titel, eines **Cäſars**, den man dem Sohne, und eines **Auguſtus**, den man dem Vater beyleget, zur Gnüge: daß dieſer Meilenſtein an irgend einem Orte in Gallien, in derjenigen Zeit aufgerichtet worden, als **Tetricus** nur noch erſt **Cäſar** geweſen; das heißt, binnen den zwey Jahren der Regierung des **Claudius**, mit dem Zunamen der **gothiſche**, oder in den erſten Jahren von **Aurelians** Regierung. Die zween Buchſtaben L. I. welche unten auf dem Denkmaale ſtehen, ſind allein hinlänglich zu beweiſen, daß dieſe Meilenſeule nirgend anders, als in Gallien geſtanden. Denn, ſobald man in einer Aufſchrift, die Buchſtaben L. I. L. II. L. III. u.ſ.w. ſieht; ſo muß man ſie nicht, durch Lapis Ius. Lapis IIdus. Lapis IIIus geben, wie Herr **Spon** geglaubt hat: ſondern vielmehr, durch Leuga oder Leuca Ia. Leuca IIda, Leuca IIIa, von einem alten galliſchen Worte, welches ſeine Bedeutung noch in der franzöſiſchen Sprache behalten hat. Dieſem muß man noch beyfügen, daß dieſe Buchſtaben nur auf denen in Gallien errichteten Meilenſeulen befindlich ſind; allwo man die Entlegenheit einer Stadt von der andern, nach Meilen rechnete: wie man in ganz Italien und allen andern Provinzen des römiſchen Reiches nach Leucis zählte.

Uebrigens will Herr **Moreau von Mautour**, daß gegenwärtige Meilenſeule, unter der Regierung des **Tetricus**, entweder in der Gegend von **Bourdeaux** geſetzt worden, allwo **Tetricus** der Vater den Purpur angenommen hatte, oder in irgend einer andern von denen ihm unterworfenen galliſchen Provinzen, in der Zeit, da **Tetricus**, ſein Sohn, nur erſt **Cäſar** geweſen; das heißt, im 269ſten oder 270ſten Jahre der chriſtlichen Jahrrechnung, unter dem Kaiſe Claudius.

Wie kömmt nun aber dieß Denkmaal nach Italien? Eben dieſelbe Neugierde, die es 1657 von Florenz nach Rouen, zum Herrn Bigot gebracht; hat es auch zuvor aus Frankreich nach Italien zum Großherzoge geführet. Dieß iſt das gewöhnliche Schickſal beweglicher alter Denkmäler. Die pariſchen Marmor, welche jetzt in England ſind, und unzähliche andere koſtbare Denkmäler, die man in Frankreich findet, ſind ein unwiderſprechlicher Beweis davon.

TAB.XI. Tom. II.



LII.

LII.

Hrn. Baudelots Gedanken, über eine zu Bourdeaux gefundene Aufſchrift (r). 1715.

Nachdem Herr von Courſon, Aufſeher zu Bourdeaux, dem Herrn Abbe **Bignon** eine Aufſchrift zugeſchickt hatte, die man auf dem Kirchhofe zu St. Surin oder Sevezin gefunden, welcher an dem äuſſerſten Ende einer von den Vorſtädten dieſer Stadt liegt, ſo unternahm Herr **Baudelot** im 1715ten Jahre deren Erklärung, ungeachtet ſie außerordentlich verſtümmelt war.

Gleich Anfangs ſcheint es, daß man ſich auf das Monogramma J. C. ſteifen müſſe, um an der Aufſchrift einigen Verſtand zu finden, und daß man ſie von der Linken zur Rechten, folgender Geſtalt leſen muß:

PIRGVS. AVCILIA. PASCASIA. * A.
I. V. TIT. S. * A. IV. T. IT. S.

Als Herr **Baudelot** dieſe Aufſchrift ſo las, wie der Verfaſſer des Denkmaals ſie geleſen, nämlich daß er das A wie ein Æ ausgeſprochen, ſo erkläret er ſie auf folgende Weiſe: PIRGVS AVCILIÆ PASCASIÆ Aquitanici Iuris, oder Aquitanicae, oder Aquenſis Iuvenis Vſae TITulo Suo, und an der Seite des Cirkels: C. PAVANIA in ziemlich übelgezognen Buchſtaben.

Das Monogramma von Jeſu Chriſto, A ☧ Ω welches in den zween griechiſchen Buchſtaben A und Ω eingeſchränkt iſt, zeiget an, daß es eine Chriſtinn ſey, welche

---

(r) Man ſehe die XI. Kupfertafel.

dieſes Denkmaal aufgeführet hat, oder für welche es aufgerichtet worden iſt.

Herr **Baudelot** hält dieß Denkmaal für ſo alt, als den Zeitpunct, da die Chriſten angefangen, den Namen des Herrn Chriſti monogrammatiſch zu verſchränken. Da nun die Heiden zu derſelben Zeit, entweder das Ruder geführet, oder doch in den mehreſten Städten des Reichs in viel größerer Anzahl geweſen, als ſie: ſo war es auch für die Chriſten nicht rathſam, ſich zu erklären und von der Religion, zu welcher ſie ſich bekannten, öffentliche Proben zu geben.

Bourdeaux, eine Stadt, die wegen ihres Alterthums und wegen ihrer Lage gleich ſchätzbar iſt, war übrigens unter den erſten Kaiſern frey geblieben. Es iſt daher keine Urſache zum Zweifel, daß dieſe Vorrechte ſie nicht ſehr anſehnlich gemacht haben, und daß ſie nicht ſehr volkreich, aber vielmehr an ſolchen Leuten geweſen ſeyn ſollte, die die herrſchende Religion hatten, als an Chriſten. Man wird ſogar leichtlich glauben, daß die anſehnlichſten Heiden des Occidents, ſich daſelbſt werden niedergelaſſen haben, nachdem Tetricus ein Senator, welcher in großem Anſehen ſtand, allda zum Kaiſer war ausgeruffen worden, und ſeinen Kaiſerſitz dorthin verlegt hatte.

Dieſe Begebenheit trifft in das zweyte Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung und die Geſchichtſchreiber ſagen, daß Tetricus eine lange Zeit in Gallien regieret habe. Diejenigen, die die Oberherrſchaft an ſich geriſſen hatten, hielten faſt mehrentheils dem Fürſten das Gegengewicht, wider den ſie ſich empöret hatten. Nun iſt es gewiß, daß **Gallienus**, der in den Wollüſten und der Unordnung ganz erſoffen war, dennoch dem Chriſtenthume günſtig blieb: ohne Zweifel weil er wußte, daß dieſe Religion die Unterthanen verband, dem rechtmäßigen Landesherren treu zu ſeyn. Dem ſey wie ihm wolle, in den erſten

Jahrhunderten der Kirche, mußten die Chriſten ſich verborgen halten, und dorften ſogar die Kennzeichen des Chriſtenthums, auch auf ihren Grabmälern, nur räthſelhafter Weiſe entdecken. Der Ort wo gegenwärtiges Denkmaal gefunden worden, war ein öffentliches Feld, was jedermann vor Augen ſtand; und wo es folglich gefährlich geweſen wäre, wenn eine Familie ſich mit ihrem Chriſtenthume hätte breit machen wollen.

Die Urſache welche die Chriſten hatten, ſich unter den Heiden zu verbergen, nöthigte ſie, ſich gewiſſe Symbola zu erſinnen, die ihnen unter einander zu erkennen geben konnten, wem ein ſolches aufgerichtetes Denkmaal zugehörete. Das Monogramma von **Jeſu Chriſto**, war das erſte ſolcher Zeichen, für die Gemeine der Gläubigen; die Palmen oder Gefäße, waren für die Märtyrer, ein Kreuz und zween Fiſche für einige andere: wie man in des **Boſius** und **Aringhus unterirrdiſchem Rom**, im **Ciampini** und einigen andern Schriftſtellern ſehen kann, die von den Begräbniſſen der erſten Chriſten, zur Zeit der Verfolgung und nach dieſem, handeln.

Wenn gegenwärtiges Ueberbleibſel des Alterthums, etwas anders als ein Grabmaal wäre, ſo könnte man glauben, dieß wäre hier nicht das Zeichen von **J. C.**; ſondern etwa das andere ganz ähnliche Monogramma, welches bey den alten Griechen üblich war: und alſo könnte es kein Zeichen des Chriſtenthums ſeyn. Denn nach dem **Jſidor**, ward dieſe Figur auf diejenige Stelle eines Werks geſetzt, wo man irgend eine beſondere Anmerkung machen wollte. **Pignorius** bemerket hierbey, daß die Chriſten nicht die erſten geweſen, die ſich dieſes Zuges bedienet haben; daß ſchon ältere Völker als ſie, denſelben gebraucht, und daß er von denſelben zum Chriſtenthume übergegangen, und zu heiligen Dingen angewendet worden: weil er zum Glücke die völligen Buchſtaben des anbethenswürdigen Namens **J. C.** in ſich enthielt.

Um dieſes zu beweiſen, ſetzt dieſer gelehrte Mann, noch hinzu, daß dieſer Namenszug der alten Griechen, welcher nachdem von den Chriſten geheiliget worden, auf verſchiedenen Münzen der **Ptolomäer** zu ſehen iſt, und in der Kürze den Namen des Münzers anzeigt, z. E. **Chriſtodorus**, **Chremes**, **Chryſippus**, **Chryſantes**, oder andere. Des **Pignorius** Meynung hat bey den Alterthumsforſchern ſo viel mehrern Beyfall gefunden, da man dieſen Namenszug wirklich auf gewiſſen Münzen findet, die vor dem Chriſtenthume geſchlagen worden. Unter andern hat der Herr Abt **Fontenu** eine mitgetheilet, die zu Zeiten des **Ptolomäus Philadelphus** gemacht iſt, und dieſe Figur ſehr deutlich zeiget.

Kurz, da gegenwärtiges Denkmaal ein Grabſtein iſt, ſo iſt es unfehlbar chriſtlich, und von den erſten Zeiten her. Das α und ω dienen auch ſehr zu deſſen Bezeichnung. Herr **Baudelot** iſt ſehr geneigt zu glauben, daß die Münzen von **Conſtantins** Jahrhunderte, die Zeit der Aufrichtung dieſes Denkmaals können feſtſetzen helfen, und zwar gegen das 350te Jahr J. C. Es giebt viele Münzen vom **Conſtans**, **Magnentius** und **Decentius**, auf welchen ein Namenszug, der dem, welcher auf dieſem Grabſteine ſteht, ganz ähnlich iſt, die ganze Gegenſeite einnimmt. Dieſe Prinzen nun haben mehr in Gallien als in andern Provinzen ihr Hoflager gehalten. Da alſo der Gebrauch des Namenzuges von J. C. ſich auf den Münzen eingeführet, ſo hat er auch gar wohl zu den Leichenmälern übergehen können.

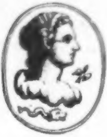
Was die Aufſchrift betrifft, ſo bekennet Herr **Baudelot**, daß man ſie faſt mehr errathen müſſen, als leſen können. Das Wort welches er für das erſte gehalten, iſt wie man geſehen hat, PIRGVS, und vermuthlich aus dem Griechiſchen πὺργος, ein **Thurm**, oder **Denkmaal**, genommen worden: und dieſer Ausdruck hat ſich ſo zu ſagen, in dem Lande und in den umliegendenden Gegenden des Orts, wo dieſes Denkmaal vergraben gefunden worden, fortgepflanzet. Die Wörter VSAE TITVLO SVO, ſind eine Formel, die aus den Gebräuchen des Rechts genommen worden, die die Geſetze und Rechtsgelehrten eingeführet haben. Sie bedeuteten, daß die Verſtorbenen ſich ihres Anſpruchs bedienet, das heißt des Rechts, welches ſie auf ein Begräbniß an daſigem Orte hatte, welches unfehlbar etwas groß geweſen, um ein Denkmaal mit einem gewiſſen Umkreiſe darauf zu bauen, wie aus dem Werte PIRGVS erhellet. Die Buchſtaben zu Ende der Aufſchrift könnte man auch noch ſo erklären. A. IV. T. I. T. S. Aquenſis Iuvenis Titulum Iuſſit Teſtamento Signari. Dieſe Erklärung würde dem Herrn Baudelot eben auch ganz wohl gefallen. Gleichwohl zieht er ihr die erſte vor; ungeachtet beyde ſich auf Beyſpiele gründen.

Was die Schrift an der Seite betrifft, C. PAVANIA, ſo ſcheint ſie mit derjenigen die im Cirkel ſteht, keine Verbindung zu haben; und alles was man davon ſagen kann, iſt dieß, daß ſie allem Anſehen nach, der Ueberreſt einer Aufſchrift ſeyn mag, welche weitläuftiger, und von derjenigen ganz unterſchieden geweſen, die im Zirkel ſteht.

LIII.

Herrn Baudelots Gedanken,

von einem alten geſchnittenen Smaragd, aus dem Cabinette Ihrer Königl. Hoheit der Dauphine. 1713.



Die Alterthumsforſcher haben zuweilen ihre erleuchtende Begeiſterungen, die ihnen bey dem erſten Anblicke dasjenige entdecken, was ſie nach manchem langen Nachſinnen wohl nicht herausbrächten. Ihre Hoheit, die **Dauphine** zeigte dem Herrn Baudelot einen hohlgegrabnen Smaragd, auf welchem ſich das Bruſtbild einer jungen Perſon zeigt, aus deren Buſen ein Vogel gerade in die Luft zu fliegen ſcheint. Das Kleid der Figur iſt aus Wolken gemacht, und unter demſelben ſieht man einen Delphin.

Das Anſehen und die Schönheit der jungen Perſon, die ſonderbare Kleidung, der dabey befindliche Delphin, der davon fliegende Vogel, alles dieſes, brachte den Herrn **Baudelot** auf die Muthmaßung, daß dieſer Stein eine junge Tänzerinn vorſtellet. Er blieb dabey nicht ſtehen, und nachdem er die Lebensart derjenigen Perſon entdeckt hatte, die hier vorgeſtellet worden, wollte er auch ihren Namen und ihre Familie herausbringen.

Die Stellung des Vogels überredet ihn, daß es nichts anders als ein Sperber ſeyn könne; indem nach dem **Horus Apollo**, dieſer Vogel der einzige iſt, der gerade auf in die Luft ſteigt. Was den Delphin betrifft, den man wegen der wunderbaren Sachen ſo hoch ſchätzt, welche die Geſchichtſchreiber und Naturforſcher von ihm melden: ſo weis man daß die Alten denſelben für das Sinnbild der Geſchwindigkeit und Behendigkeit unter den Fiſchen, gehalten, eben wie es der Sperber unter den Vögeln iſt. Dieſem muß man noch beyfügen, daß die Wolken, die dieſes Bruſtbild auf gewiſſe Weiſe bekleiden, eben auch die Geſchwindigkeit und Behendigkeit zu ihrem Antheile haben. Da nun alle dieſe Symbola nur einer Perſon zugeeignet werden können, die die Geſchicklichkeit, Behendigkeit und Leichtigkeit des Körpers gebrauchte; ſo brachte dieſer Einfall dem Herrn **Baudelot** ein altes marmornes Bruſtbild in den Sinn, deſſen Geſicht ziemlich viel Aehnlichkeit mit dieſem Smaragde **Ihrer Hoheit** hat: außer, daß es auf dieſem Steine etwas jünger iſt, als in dem marmornen Bruſtbilde, welches einem endlich keine Schwierigkeit machen darf. Denn obgleich diejenige Perſon die das Bruſtbild vorſtellet, nur vierzehn Jahre gelebt hat; ſo ſieht man doch oft einen größern Unterſchied innerhalb vier bis fünf Jahren, als hier unter dem geſchnittenen Smaragde und ermeldetem marmornen Bruſtbilde, gefunden wird.

Herr **Baudelot** alſo, der von der großen Aehnlichkeit ganz eingenommen iſt, die dieſes marmorne Bild mit dem Smaragde der **Dauphine** hat, glaubt, beyde Denkmäler gehen eine und dieſelbe Perſon an. Eine Aufſchrift die ſowohl als das Marmorbild, den Namen und Stand dieſer jungen Tänzerinn erzählet, ja auch ihr Alter und ihre Geſchicklichkeit kund macht, hat dieſe ſeine Meynung beſtätiget. Er glaubt gar, er habe in der **Anthologie**, ein Sinngedicht gefunden, welches dieſe junge Perſon in den erſten Jahren beſchreibt, da ſie nach Italien gekommen; und er weis nicht, ob er nicht auch den Namen ihres Vaters in einer Aufſchrift geleſen, welche **Gruter** anführet, und das Epitaphium iſt, ſo ein gewiſſer **Hermagoras**, dem **Hermagoras** und der **Eucharis** ſeinen ſehr geliebten **Kindern**, ſetzen laſſen. Alles ſchickt ſich ſehr wohl, inſonderheit der griechiſche Namen **Eucharis**, welcher darinnen eben wie auf dem Fußgeſtelle des marmornen Bruſtbildes ſteht, welches in des berühmten **Fulvius Urſinus** Cabinette geweſen.

Herr **Baudelot** muthmaßet, **Eucharis** ſey nicht der eigene Name der jungen Tänzerinn geweſen; er glaubt ſo gar mit gutem Rechte glauben zu können, daß ſie anders geheißen, und daß eben ſie es ſey, welche **Antipater** von **Sidon** unter dem Namen **Antiodemis** bezeichnet, welches vielleicht ihr voriger Name geweſen. Der Name **Eucharis** der ſehr **angenehm**, **ſehr ſchön** heißt, war nur der Theatername, welcher ihr ſeitdem beygelegt worden ſeyn mag, da ſie die Proben der Geſchmeidigkeit und Behendigkeit ihres Körpers, der Geſchicklichkeit und Fertigkeit im Tanzen, abgelegt haben mag.

Uebrigens erlaubet ihm die Aehnlichkeit in den Geſichtern dieſer beyden Denkmäler keinen Zweifel, daß die Perſon einerley ſey, und er füget dieſem noch bey, daß die Sinnbilder des Sperbers, Delphins und der Wolken, die auf dem Steine der **Dauphine** geſtochen ſind, eine beſondere Behendigkeit andeuten, die ſich ſehr wohl mit der Lebensart einer Tänzerinn zuſammenſchickt, welche die **Eucharis** mit ſo vielem Ruhme in **Rom** in den öffentlichen Spielen bewieſen.

Man wird ſich vielleicht wundern, daß man einer Tänzerinn zu Ehren, ſo viele Denkmäler, Bildſeulen und geſtochene Steine verfertiget hat. Allein die Verwunderung wird abnehmen, wenn man nur erwägen will, wie unmäßig die Leidenſchaft des alten **Roms** zu den Schauſpielen geweſen. Die Liebe dieſes Volks zu den ſpielenden Perſonen, hatte den Gebrauch eingeführet, das Andenken derer zu verewigen, die ſich vor andern hervor thaten. Dieſes wirft **Seneca** den Römern ſeiner Zeit vor, wie ſchon **Athenäus** es den Griechen vorgerückt hatte. **Wie viel Mühe ſagt Seneca, giebt man ſich nicht, daß ja der Name und das Andenken eines Pantomimen nicht verlöſche.** Und dann konnte auch wohl **Piſo**, der dieſe Tänzerinn unendlich liebte, ſie haben in Stein graben laſſen; entweder noch bey ihrem Leben, oder nach dem Tode dieſer jungen Perſon. **Cicero** berichtet uns die Liebe, welche **Piſo** zu dieſer Comödiantinn getragen; Tu ex tenebricoſa popina extractus, cum illa ſaltatrice tonſa, Senatum, Reipublicae caſum atque interitum lugere vetuiſti.

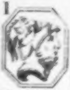
Nachdem nun Herr **Baudelot** herausgebracht, wer die Perſon auf dem geſchnittenen Steine der **Dauphine** geweſen, ſo bemüht er ſich zu entdecken, zu welcher Zeit ſie gelebet hat. Aus dem Bruſtbilde und der Grabſchrift der **Eucharis** erhellet, daß ſie die Freygelaſſene einer gewiſſen **Licinia** geweſen, und man hat Urſache zu glauben, daß dieſe Gönnerinn eine vornehme Frau geweſen: denn wäre dieſes nicht; ſo würde man, bey dem Anſehen darinn dieſe junge Tänzerinn ſtand, auf Denkmälern, die ihr zur

Ehre gereichen ſollten, ihres Standes einer Freygelaſſenen nicht erwähnet haben. Nach vielen artigen Anmerkungen endlich, ſetzt Herr **Baudelot** den Zeitpunct von der **Eucharis** Tode, in das 695 oder 696 Jahr **Roms**: weil ungefähr gegen dieſe Zeit **Piſo** in ſeinen groſſen Aemtern geſtanden, und **Cicero** ihm die Liebe zu dieſer Tänzerinn vorwirſt, die er gleichwohl nicht mit Namen nennet. Er ſetzt hinzu, daß derjenige **Craſſus**, welcher im 623ten Jahre **Roms**, Oberprieſter und Conſul geweſen, gar wohl der Vater der **Licinia**, **Piſons** Gemahlinn, einer Gönnerinn der **Eucharis**, geweſen ſeyn könnte; und beſchließt endlich alle ſeine Unterſuchungen von dieſer Sache, mit der lateiniſchen Grabſchrift dieſer berühmten Tänzerinn, die man im **Gruter** ſehen kann.

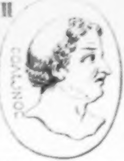
Herr **Baudelot** bringt zuletzt noch eine Verbeſſerung des **Cicero** an, welche, wenn ſie ihre Richtigkeit hätte, ſeine vorgetragenen Muthmaßungen gar wohl beſtätigen würde. Der römiſche Redner, ſagt, wenn er von demjenigen **Piſo** redet, welcher im 695. oder 696 Jahre Conſul geweſen: Quid? quod cum inde te recipiens in villa Leucadiae, quae fuit uxor, exegiſti, tacuiſti moerens aliquot dies. Dieſe Worte in villa Leucadiae quae fuit uxor exegiſti, geben gar keinen Verſtand. Es giebt Handſchriften, welche, anſtatt Leucadiae, wie im gedruckten ſteht, Euchadices haben. Herr **Baudelot** aber ſagt, wäre es nicht noch beſſer, wenn man ſo leſen möchte: quid quod cum inde te recipiens in villam, *Eucharidae*, quae fuit uxor, extinctae &c. Das heißt, was ſoll man von deiner erhabenen Seele denken, indem du von dort nach dem Tode der Eucharis, die deine Frau war, dich auf das Land begabſt, allwo du einige Tage lang ſchwermüthig und in Thränen bliebſt.

* * *

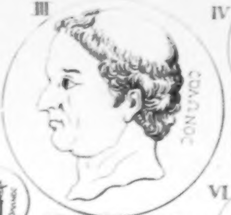
I



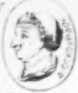
II



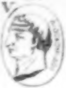
III



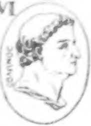
IV



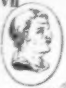
V



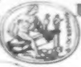
VI



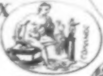
VII

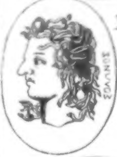


VIII

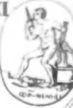


IX

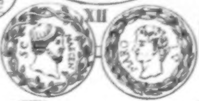




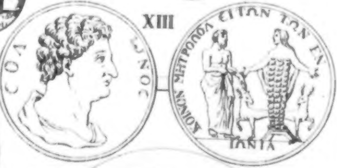
XI



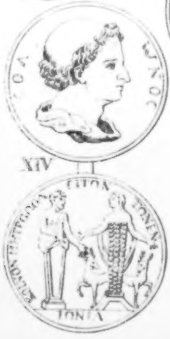
XII


SC
MAECEN
PABO

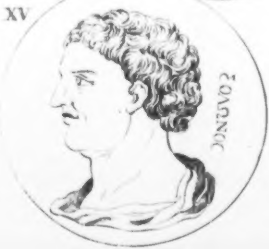
XIII


COΛ ΩNOC
XIΩN MHTPOΠOΛ EITΩN TΩN EN IΩNIA

XIV


COΛ ΩNOC
XIΩN MHTPOΠOΛ EITΩN TΩN EN IΩNIA

XV



* *

LIV.

Herrn Baudelots Anmerkungen, über den vermeynten Solon, deſſen Namen man auf einigen alten gegrabenen Steinen findet. 1716.

Die allerberühmteſten Alterthumskundigen hatten bisher geglaubt, diejenigen gegrabenen Steine, auf welchen man den Namen **Solon** findet, ſtellten jenen berühmten Geſetzgeber vor. **Fulvius Urſinus** gab im 1570ten Jahre unter den Alterthümern ſeines Cabinets, einen ſolchen für das wahrhafte Bildniß dieſes groſſen Mannes aus. **Johann le Fevre** nimmt ebenfalls in der Erklärung, die er von den neuen Zeichnungen heraus gab, welche **Theodor Gale** geſtochen, und die zu einer Ergänzung von des **Fulvius Urſinus** berühmten Männern dienen ſollte, eben dieſelbe Figur für den **Solon** an, und füget noch hinzu: daß er darinnen die Züge eines achtzigjährigen Greiſes zu finden glaubte, in welchem Alter dieſer weiſe Athenienſer geſtorben iſt.

Herr von **Bagarris**, **Heinrichs** des IV. Alterthumsforſcher, hielt ebenfalls das Bildniß auf einem Amethiſten aus dem Cabinette dieſes Prinzen, für **Solons** ſeines, weil es in der That dem Sardonich aus des **Fulvius Urſinus** Sammlung gleich kam. Indeſſen ſtand anſtatt des Namens **Solon**, auf demſelben der Name **Dioſkorides** ΔΙΟΣΚΟΡΙΔΟΥ, welches ihm **Prireſcius** zeigte (u).

(u) Man ſehe des Gaſſendi Leben vom Peireſcius.

Das Anſehen dieſer Kenner der Alterthümer, hat alle diejenigen verführt, die nach ihm geſchrieben haben, und alles für **Solons** Kopf gehalten, wo ſie ſeinen Namen gefunden. Herr **Baudelot** las im 1716ten Jahre der Akademie ſeine Gedanken über dieſer Sache vor, und geſtund, daß er ſelbige lediglich der Einſicht und Scharfſinnigkeit **Sr. Königl. Hoheit** des Herzogs von **Orleans** zu verdanken hätte. Dieſer Prinz ſagte zum Herrn **Baudelot**, als er einen ſolchen geſchnittenen Stein ſah, es wäre ſehr wahrſcheinlich, daß er irgend einen Römer vorſtellete, und der Name **Solon** des Steinſchneiders Name wäre. Dieſe glückliche Muthmaßung unterſtützte der Herzog mit einigen Beweiſen: und Herr **Baudelot** thut alſo bey der Sache nichts mehr, als daß er die Meynung **Sr. Königl. Hoheit** über dieſen Punct des Alterthums nur darleget, erweitert und beſtätiget.

Dieſe Meynung beſteht alſo in dem Zweifel, ob das kahlköpfigte Bild ohne Bart, welches auf vielen Edelgeſteinen des königlichen Cabinets geſchnitten iſt, und übrigens den Namen **Solon** führet, jenen berühmten Geſetzgeber zu **Athen** vorſtelle? Man kann verſichern, daß die Gründe auf welche dieſer Zweifel ſich ſtützet, ſo wahrſcheinlich ſind, daß man ſich ſchwerlich weigern kann, ſie anzunehmen. Denn erſtlich weis man, daß die Athenienſer und andere Griechen, zu **Solons** Zeit, Bärte getragen, wie man aus denen Bildniſſen ſieht, die wir noch vom **Heſiodus, Pittakus, Zaleukus, Anakreon, Miltiades, Cynegirus** und einigen andern, übrig haben; und daß ſich erſt zu des **Alcibiades** Zeiten, bey den Athenienſern der Gebrauch eingefunden, die Bärte zu ſcheeren. Man kann noch hinzu ſetzen, daß die Weltweiſen, deren Leben, wenigſtens dem Anſehen nach, ſtrenger geweſen, als der andern ihres, unfehlbar die letzten geweſen ſeyn werden, die dieſe Mode beybehalten. So ließ ſich **Ariſtippus**, ob er gleich ein Hofmann und wollüſtig war, den Bart nicht ſcheeren.

Man trug alſo ganz gewiß damals Bärte: denn wo bliebe ſonſt des **Ariſtophanes** Scherzrede? In ſeinem Luſtſpiele von der **Verſammlung der Weiber**, redet **Praxagora** mit ihren Geſpielinnen, und unter den verſchiedenen Rathſchlägen die ſie ihnen giebt, ſich des Regiments zu bemächtigen, ſagt ſie περιθεῖτε τὰς πωγώνας, machet euch Bärte an. Dieß beweiſet augenſcheinlich, daß zur Zeit dieſes Dichters, diejenigen die am Ruder der Regierung geſeſſen, einen Bart getragen, wie **Miltiades** und **Cynegirus** aus des **Fulvius Urſinus** Cabinette.

Zum andern iſt es nicht wahrſcheinlich, daß zu **Solons** Zeit, Bildſeulen von ihm von verſchiedenem Alter zu **Athen** geweſen ſeyn ſollten, wie die geſtochenen Bilder zu ſeyn ſcheinen, die man gemeiniglich für dieſes berühmten Athenienſers Bildniſſe hält. Hieraus nun ſchließt man, daß der Name COΛΩNOC, der auf den geſtochenen Steinen in griechiſcher neuen Schriſt ſteht, der Name irgend eines Steinſchneiders ſeyn müſſe, der ein Zeitgenoß vom **Auguſt** geweſen; und daß das Bild irgend einen Römer von eben derſelben Zeit vorſtelle.

Man findet in den Cabinetten der Alterthumskundigen verſchiedene geſchnittene Steine, auf welchen einer und derſelbe Kopf, den Namen **Solon**, oder auch **Dioskorides**, führet. Dieſer letzte nun, der für **Auguſts** Steinſchneider bekannt iſt, läßt muthmaßen, daß ein gewiſſer eben ſo geſchickter **Solon**, aus Nacheiſer, mit dem **Dioskorides** einerley Köpfe verfertiget habe.

Um diejenigen vollends zu überzeugen, die ſich auf dieſen erſten Beweis nicht ganz ergeben wollen, bringt Herr **Baudelot** zweene Steine hervor, darauf ganz gewiß nichts enthalten iſt, was den athenienſiſchen Geſetzgeber angienge, noch mit ihm die mindeſte Verwandſchaft hat. Dieſe 2 Steine ſtellen eben den Gegenſtand vor, den die Alterthumsforſcher, ohne daß man weis, warum, des **Achilles**

Rache, nennen. Gleichwohl lieſt man auf dem einen, den Namen **Dioskorides**, und auf dem andern den Namen **Solon**. Dieß beweiſt ohne Widerrede, daß dieſes die Namen der Steinſchneider ſind, die aus Nacheiſer an einerley Bildniſſen, ſowohl was die Geſchichte, als die Perſonen anlanget, gearbeitet haben (x).

Ein anderer Stein welchen der Herr **la Chauſſe** dem ſeligen Herrn **Hombert** aus Rom zugeſchickt, iſt noch ein ſtärkerer Beweis von der Wahrheit dieſer Entdeckung. Dieſer Stein zeigt eine **Meduſa**, und iſt vortrefflich gearbeitet, ſie führet aber den Namen ϹΟΛΩΝΟϹ durch den **Solon**. Wer nun auch noch ſo hartnäckig bey der alten Meynung bleiben wollte, der wird doch wahrlich keine Verhältniß unter dieſer **Gorgone**, und dem weiſen **Athenienſer** finden. Was aber Herrn **Baudelots** Meynung ſo gar ſonnenklar machet, daß es auch die Allerungläubigeſten Wunder nehmen muß, iſt ein **Herkulen**, oder wenn man lieber das will, ein Klopffechter in einen Edelſtein gegraben, unter welchem man lieſt: ϹΟΛΩΝ ΕΠΟΙΕΙ **Solon hats gemacht** (y). Beweiſt dieſes nicht, daß es einen berühmten Steinſchneider Namens **Solon** gegeben, und daß alle geſchnittene Steine, die dieſen Namen führen, lauter Arbeiten von ſeiner Hand, und ganz und gar keine Bildniſſe des athenienſiſchen Geſetzgebers ſind?

Fragt man nunmehr, von wem denn die Köpfe ſind, die man bisher für ſo viele Vorſtellungen vom **Solon** gehalten? ſo antwortet man, ſie ſind von irgend einem Römer, der damals ſo bekannt geweſen, daß es unnöthig war, ihn durch eine Schrift anzuzeigen. So ſtellen uns einige geſchnittene Steine **Auguſts** Bildniß dar, ohne irgend eine andere Schrift, als des Steinſchneiders Namen, **Dioskorides**. Herr **Baudelot** würde dieſe Köpfe anfangs für den **Agrippa** gehalten haben: allein Se. königliche

---

(x) Man ſehe die 8. und 9. Münze auf der XII. Kupfertafel.

(y) Die 10. Figur.

Hoheit, urtheilete mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit, daß es **Mäcenas** ſey, der große Liebling des **Auguſtus**: und ſo gab das Mitglied unſerer Akademie, dem Herzoge Recht.

Die erſte dieſer Urſachen iſt, weil die Münzen, die wir von dem Eidame dieſes Kaiſers haben, **Solons** ſogenannten Bildniſſen nicht ähnlich ſehen. Die andere iſt, die Uebereinſtimmung des Alters dieſer Bildniſſe, deren viele ziemlich alt ausſehen, mit **Mäcens** Alter; denn Herr **Baudelot** iſt nicht **Boxhorns** Meynung, der dieſen Liebling im ſechszigſten Jahre, oder da herum ſterben läßt: dahingegen unſer Alterthumsforſcher ihm ein viel längers Leben beylegt, und zwar, weil **Auguſtus**, der gleich von Anfang ſein Vertrauen auf dieſen Römer geſetzt gehabt, welcher, um ſelbiges zu verdienen, gewiß in einem reifen Alter hat ſeyn müſſen, dennoch bereits ſieben und dreyßig Jahre regieret hatte, als **Mäcen** mit Tode abgieng. So nennet ihn **Pedo Albinovanus**, in ſeinem Hirtenliede auf den Tod dieſes Lieblings, Senex, betagt.

Nachdem Herr **Baudelot** dieſe glücklichen Entdeckungen mit ſolchen wichtigen Beweiſen feſtgeſtellet, ſo beſchließt er ſeine Arbeit mit einigen Betrachtungen, über gewiſſe Münzen, die ebenfalls den Namen **Solon** führen, Herr **Spon** hat a. d. 140 Seite ſeiner **vermiſchten Alterthümer**, eine mitgetheilet, deren haarichter und nicht kahler Kopf, eine ganz andere Bildung hat, als des vermeynten **Solons** ſeine, in den geſtochenen Steinen. Dieſer gelehrte Alterthumskundige hat auf das Wort der Schrift in der Gegenſeite, geglaubt, eine Stadt in **Jonien Metropolis** genannt, hätte dieſe Münze ſchlagen laſſen, welche zu der Zahl derer Münzen gehöret, die man **Contorniates** nennet. Allein, warum ſteht **Solons** Bildniß darauf? Herr **Spon** will, es ſey darum geſchehen, weil **Solon**, nach dem **Diogenes Laerz**, die Summen gemindert, welche man den Athleten bey den griechiſchen Spielen gab. Er ſetzte den Lohn der olympiſchen Sieger auf 500 Drachmen herunter, und den Preis der iſthmiſchen auf 100. Außer dieſem, fügt Herr Spon hinzu, welches Solon mit allen Einwohnern der Hauptſtadt in Jonien gemein hatte, bemerkte man die Ehrerbiethung gegen dieſen großen Mann, der den ausnehmenden Ausgaben der Spiele, Gränzen geſetzt hatte.

Herr **Baudelot** findet dieſen Beweis zwar ſinnreich aber nicht tüchtig, und ſieht auf der Münze nichts, welches Spiele anzeigete: er glaubt daher, die Einwohner dieſer Joniſchen Stadt, welches eine Pflanzſtäte von Athen war, hätten durch dieſe Münze das Andenken eines Mannes verehren wollen, deſſen Geſetze ſie angenommen hatten.

Herr **Baudelot** führet noch eine andere **contorniatiſche** Münze an, die eben von dieſer Hauptſtadt geſchlagen worden. Man ſieht auf derſelben allerdings einen kahlen Kopf, aber von einer ganz andern Bildung und viel jünger, als die Köpfe der geſchnittenen Steine. Da er nun überzeugt iſt, daß **Solon** in ſeiner Jugend, weder in Stein geſchnitten, noch gehauen worden iſt: ſo muthmaßet er daß dieſe **Jonier**, da ſie kein wahres Ebenbild dieſes Geſetzgebers gehabt, ſich eingebildet, ſie fänden ihn auf einem von denen geſchnittenen Steinen wieder, die uns durch ihre Aufſchrift bisher betrogen haben; oder vielleicht hat auch der Steinſchneider **Solon**, welcher etwa von **Metropolis** geweſen ſeyn mag, da er angefangen Münzenſtämpel zu ſchneiden, auf einigen den Kopf eines Römers und Schutzherrn dieſer Stadt vorgeſtellet; dazu er denn, wie er auf andern geſchnittenen Steinen von ſeiner Arbeit gethan, ſeinen Namen geſetzt. Und endlich darf man ſich auch ſo gar viel an die **contorniatiſchen** Münzen nicht kehren, als welche niemals ein gangbares Geld geweſen; noch auf Befehl des Fürſten oder der Obrigkeit geſchlagen worden, und welche, ungeachtet der ſehr alten Schrift, dennoch nur aus dem verfallenden Reiche ſind, und mehrentheils weder diejenigen, deren Köpfe geſchnitten ſind, noch die Athleten angeben; wie wohl die Alterthumsforſcher ſich einbilden: ſondern bloß den Stämpelſchneider nennen, der ſie gemacht hat. So iſt der **Euthymius** auf einer **Neroniſchen** und **Trajaniſchen**-**Contorniate**, nicht derjenige Ringer, von welchem **Plinius** und **Pauſanias** reden; ſondern es iſt vielmehr der Prinz ſelbſt, der auf einem Wagen ſitzend vorgeſtellet wird; eine Stellung die ſich für keinen Ringer ſchickt: und der Namen gehöret dem Werkmeiſter. Eben ſo iſt es mit den Namen **Stephanas**, **Stephanus**, **Philinus** und einigen andern.

* *

LV.

Des Hrn. Moreau von Mautour Muthmaßungen, über eine Menge von Grabmälern; die ſich an einem beſondern Orte des Auxerriſchen Gebieths in Burgundien befinden.

1714.

Man hat ſeit undenklichen Zeiten, und noch bis jetzt, täglich eine große Menge ſteinerner Särger, in einem **auxerriſchen** Dorfe, in **Burgundien**, das **Viereck der Gräber**, und auf lateiniſch Parochia de quadratis genannt, worunter unfehlbar lapidibus verſtanden wird, gefunden.

Herr **Moreau von Mautour**, welcher wegen dieſer Sache der Akademie im 1716 Jahre ſeine Betrachtungen mitgetheilet hat, ſagt, dieſes Dorf liege an der Gränze der kleinen Gegend von **Morvant**, zwo Meilen von der Stadt **Avalon**; und das Stück Feld wo man dieſe Särger finde, enthalte nur ungefähr ſechshundert und ſechszig Schritte in die Länge, und hundert und ſechszig in die Breite. Gleichwohl habe man, nach der Sage daſiger Landſchaft, bereits über zwey tauſend Särger allda entdeckt. Dieſe Särger, die von einem graulichten Steine ſind, haben in der Länge etwa fünf oder ſechs Schuhe. Man hat deren eine groſſe Menge zerſchlagen, um damit die Kirche daſigen Ortes zu bauen und zu pflaſtern, ja zuweilen hat man auch Kalk daraus gemacht. Nur einige hat man zum Vorzeigen aufbewahret, und ſie auf dem Gottesacker gelaſſen.

Das ſeltſamſte hierbey nun iſt, daß man auf dieſen Särgern nicht das mindeſte Zeichen des Chriſtenthums findet, noch auch irgend eine andere Figur; und es iſt nur ein einziges vorgekommen, darauf man ein Kreuz eingegraben gefunden, auf einem andern aber einen Schild, von dem man nichts heraus bringen kann. Indem man den Grund der Sacriſtey durchgegraben, hat man zwey Gräber entdeckt, in welchen man zwey Ohrgehenke gefunden. In einem andern, ſo man aus dem Keller gezogen, ſind auch einige Gebeine und daneben zwey Ohrgehenke, in einigen andern aber auch noch Spornen gefunden worden. Auſſer dieſem, findet man bey allen andern nicht das mindeſte Merkmaal, daß ſie jemals zu demjenigen Gebrauche angewendet worden, zu welchem ſie beſtimmt geweſen.

Herr **Mautour** verſichert, es gäbe nur einen einzigen Steinbruch, aus welchem man diejenigen Steine ziehen können, welche zur Verfertigung dieſer Särge gedienet haben. Dieſer liegt an einem Orte Champ Rotard genannt, ſechs franzöſiſche Meilen von dem **Vierecke der Särger**, und geſchickte Mäurer, die die Güte und Farbe dieſer Steine unterſuchet haben, und befunden daß ſie mit den Grabſteinen vollkommen überein treffen; ſtehen bey der Sache gar in keinem Zweifel.

Nun fragt ſichs, warum giebt es ſo viele Särger an einem ſo unbekannten Orte? Das iſt allerdings ſchwer zu errathen! So viel weis man, daß es ehemals gebräuchlich geweſen, die Todten außer der Stadt und an den Landſtraßen zu begraben; daß dieſer Gebrauch auch zu **Paris** und in allen Provinzen der Gallier, zur Zeit der erſten Chriſten üblich geweſen; und daß er noch ziemlich lange, bis auf das dritte Geſchlecht der franzöſiſchen Könige hinaus gewähret: woraus man denn ſchließen könnte, entweder, daß es in der Gegend dieſes Gräberviertels, irgend eine anſehnliche Stadt gegeben, oder daß dieſes Dorf einen Vorrath von Särgern verfertiget, um die benachbarten Städte damit zu verſorgen.

Allein dieſe zwo Muthmaßungen ſind großen Schwierigkeiten unterworfen. Man findet in der Gegend dieſes Viertels nicht die mindeſte Spur von Städten; die allernäheſten ſind; **Avalon**, **Saulieu** und **Lorma**. Von dieſen zwo letztern, iſt die eine ſehr geringe, und die andere liegt viel zu weit. **Avalon** zwar liegt nur zwo Meilen davon; allein, zu geſchweigen, daß man daſelbſt niemals ein dergleichen Grab gefunden; ſo iſt auch dieſe Stadt näher bey dem Steinbruche, als bey dem Dorfe des **Gräberviertels**: folglich iſt es denn gar nicht wahrſcheinlich; daß man vier Meilen weit dasjenige geſucht haben ſollte, was man auf dem halben Wege hätte haben können.

Bey dieſer Verwirrung nimmt Herr von **Mautour** ſeine Zuflucht zur Geſchichte, um zu ſehen, ob nicht irgend eine Schlacht zu dieſer erſtaunlichen Menge von Gräbern Gelegenheit gegeben haben kann. Zween Vorfälle ſcheinen ſeiner Meynung günſtig zu ſeyn. Nach der Niederlage und dem Tode **Abderams**, eines Feldherrn der **Sarazenen**, da ſich die Flüchtigen aus ſeinem Heere mit den **Wandalern**, **Alanen** und **Oſtrogothen**, vereinigten, verheerten dieſe Barbarn das **Burgundiſche**, und bemeiſterten ſich der Oerter **Macon**, **Chalons**, **Dijon**, **Auxerre**, **Autůn** und vieler andern Städte. Da nun **Avalon** zwiſchen **Autůn** und **Auxerre** liegt, ſo iſt zu glauben, daß dieſes Volk auch dieſe Gegend verheeret haben werde; und vielleicht ſind dieſe Gräber, die man in dem Viertel und der benachbarten Landſchaft findet, ein neuer Beweis davon.

Die andere Begebenheit hat ſich zu Anfange des XI. Jahrhunderts, in dem 1003. 1004. und 1005. Jahre zugetragen. Als **Henrich** der I. des Namens, Herzog von **Burgund**, ohne Kinder geſtorben war, bemächtigte ſich **Landry** Graf von **Nevers** verſchiedener Städte dieſes Herzogthums. **Robert**, König von Frankreich, ein Neffe von **Heinrichen**, und ſein rechtmäßiger Erbe, gieng bald darauf nach **Burgund** hinein, nahm die Stadt **Auxerre** fort, und belagerte **Avalon**. Dieſe Stadt widerſtand drey Monate, und es ſey nun, daß er ſie ausgehungert, wie einige Geſchichtſchreiber ſagen, oder ſie mit Sturme erobert, wie andere verſichern; ſo iſt es doch gar zu wahrſcheinlich, daß dieſer Prinz, bey einer ſo langen Belagerung, viel Leute verloren, und für eben dieſelben mag dieſe große Menge von Särgern ſeyn verfertiget worden.

Hier kömmt nun gleich eine große Schwierigkeit vor, nämlich daß alle dieſe Särger nie gebraucht zu ſeyn ſcheinen. Herr **von Mautour** antwortet hierauf, daß vielleicht die Eigenſchaft des Steins, woraus ſie gemacht geweſen, die Leichen in kurzer Zeit verzehret habe. Es würde auch leicht ſeyn die Probe zu machen, ob dieſe Muthmaßung Grund habe. So viel iſt gewiß, daß **Plinius** von einer Art von einem Steine redet, den man in **Troas**, nahe bey der Stadt **Aſſus** gefunden, und der in vierzig Tagen die Leichen in Staub verwandelt hat. Dem ſey wie ihm wolle, ſo muß doch dieſer Stein eine ganz beſondere Eigenſchaft haben: weil Herr **von Mautour** von einem burgundiſchen von Adel erfahren, daß die Pferde, die aus einem ſolchen Sarge, als aus einem Waſſertroge, geſoffen, faſt alle geſtorben; und daß, wenn man ihnen eben daſſelbe Waſſer aus einem hölzernen Gefäße gegeben, ihnen nichts übels begegnet ſey.

Dem allen ungeachtet, glaubt Herr **von Mautour** dennoch, daß das Gräberviertel ehemals eine Niederlage von Särgen geweſen, ein Waarenlager; wohin man die fertigen Särge von **Champ-Rotard** gebracht, um von dort an diejenigen Orte abgeführet zu werden, wo man ihrer benöthiget wäre. Was ihn noch mehr bewogen, auf dieſer Meynung zu bleiben, iſt eine alte Handſchrift aus dem Büchervorrathe des Herrn de **Savigny** Präſidenten **a Mortier** im Parlemente zu **Dijon**, in welcher er gefunden, daß es im XIII. Jahrhunderte zu **Quarrees**, und in den umliegenden Gegenden, eine anſehnliche Menge ſteinerner Särger gegeben, welche nie gebraucht worden, und die ganz unnütz liegen geblieben wären, ſeitdem der Gebrauch aufgekommen wäre, die Leichen der Chriſten in den Kirchen zu begraben.

* * *

LVI.

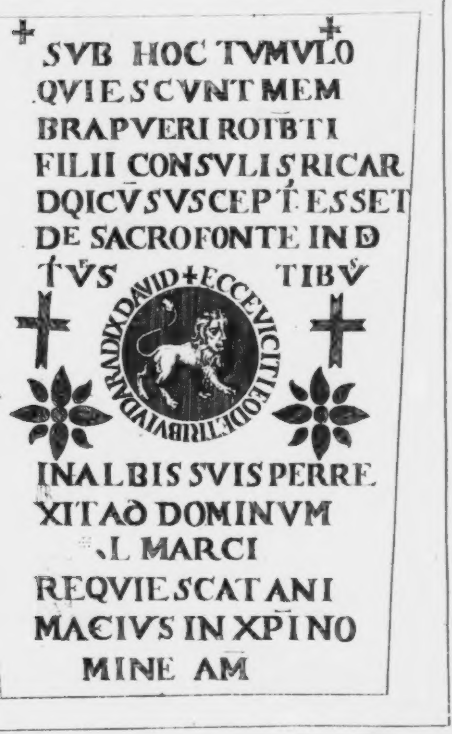
Des Herrn Abts Vertot Gedanken über ein Denkmaal, so man in der Abtey von Feſcamp gefunden.

1711.

Man ſchickte der Akademie im 1711ten Jahre, den Riß eines ſteinernen Grabmaals, von ohngefähr zween Schuhen lang, und von ungleicher Breite, ſo man aus den Trümmern einer alten Capelle der Kirche zu Feſcamp gezogen. Oben auf dem Steine, der dieſes Grabmaal bedeckt, ſieht man zwey kleine Kreuzer, mit acht Ecken, und lieſt auf dem Steine folgende Grabſchrift, in deren Mitte ein Leopard im rothen Felde, mit dieſen Worten der heiligen Schrift ſteht: Ecce vicit leo de Tribu Juda radix David.

Der Herr Abt **Vertot**, welcher der Akademie ſeine Gedanken über dieſes Denkmaal vorlas, fieng ſie mit einer kurzen Geſchichte der Abtey zu **Feſcamp** an, Fisci Campus genannt, oder, nach den Schriftſtellern des verfallenen Lateins, Fiscamnum. Aber ohne daß man Urſache hat, auf das fabelhafte Alterthum zurück zu gehen, woher ſie ihren Urſprung leitet, ſo darf man in Abſicht auf dieſe Aufſchrift nur ſagen: daß **Wilhelm Langdegen**, Herzog der **Normandie**, welcher gegen das 931 Jahr, dem **Rollo** nachfolgete, nachdem er zu **Feſcamp** ein Schloß bauen laſſen, um dieſen Meerhafen zu befeſtigen, diejenigen Nonnen welche dieſe Abtey beſeſſen hatten, nach **Montivilliers** verlegt, und an ihre Stelle regulare Domherrn eingeſetzt.

pag. 345.



SVB HOC TVMVLO
QVIESCVNT MEM
BRA PVERI ROTBTI
FILII CONSVLIS RICAR
DQI CV̄ SVSCEPT̄ ESSET
DE SACROFONTE IN D
$T\overset{E}{V}S$ TIB$\overset{S}{V}$
INALBIS SVIS PERRE
XIT AD DOMINVM
.L MARCI
REQVIESCAT ANI
MACIVS IN XP̄I NO
MINE AM̄

+ECCEVICITLEODETRIBVIVDARADIXDAVID

Sein Nachfolger **Richard** der I. fand die Kirche für einen Ort zu klein, allwo die Landesherren ihr Hoflager hielten; er legte daher den Grund zu einem neuen Gebäude, welches er mit vieler Pracht aufführen ließ; er bereicherte das Kloſter durch die Schenkung verſchiedener einträglichen Ländereyen, und erwählete in dieſer Kirche den Ort ſeines und ſeiner Nachfolger Begräbniſſes.

Nun fragt es ſich: ob dieſes junge Kind, **Robert** genannt, deſſen die Grabſchrift gedenkt, der Sohn eines Herzogs der **Normandie** geweſen, und von welchem Herzoge **Richard** er ein Abkömmling ſey?

Die normänniſchen Geſchichtſchreiber zählen nur drey Herzoge, mit dem Namen **Richard**; **Richard** den I. welcher dieſe Abtey wieder hergeſtellet, und ihr Guts gethan hat; **Richard** den II. ſeinen Sohn, und **Richard** den III. ſeinen Enkel. **Richard** der I. hatte von der **Gonnor**, ſeiner zweyten Gemahlinn, acht Kinder; fünf Söhne und drey Töchter. Der älteſte hatte mit ihm einerley Namen; der andere ward **Robert** genannt, und der dritte **Mauger**. Die zween letzten nennen die Geſchichtſchreiber nicht. **Richard** folgte ſeinem Vater, und **Robert** ward Erzbiſchof von **Rouen**.

Richard der II. hatte ebenfalls zween Söhne, nämlich **Richard** den III. und einen andern **Robert**: allein ſie beyde regierten die **Normandie** nach einander; alſo mag es vielleicht dieſer zweyte **Robert**, der Vater **Wilhelms** des **Eroberers** ſeyn, dem die Grabſchrift (z) zugehören mag, welche von einem Kinde redet, das kurz nach der Taufe geſtorben iſt: folglich muß ſie auf einen von den jungen Söhnen gehen, die die Geſchichte nicht nennet, und ſie dem erſten **Richard** giebt.

Man kann hierauf einwenden, daß der Vater dieſes Kindes, der in der Grabſchrift genennet wird, den Titel eines **Conſuls** führet, woraus man ſchließen könnte, daß es nur der Sohn irgend einer obrigkeitlichen Perſon zu **Feſcamp** geweſen. Allein, der Herr Abt **Vertot** zeiget aus vielen alten Zeugniſſen, daß die Prinzen und Könige damals ſehr oft den Titel Conſul geführet. Der Kaiſer **Anaſtaſius** ſchickte dem **Clodovåus**, durch eine feyerliche Bothſchaft, die Zeichen und Zierrathe eines Conſuls! **Fredegarius** redet von einer andern Bothſchaft (*a*), welche Pabſt **Gregor** an den **Carl Martel** geſandt hat, und ſagt: eo pacto patrato, ut a parte Imperatoris recederet, et Conſulatum praeſato Principi ſanciret. **Carl der große**, rechnet in ſeinem Befehle von Verbeſſerung der lombardiſchen Geſetze, welchen **Baluzius** auf das 801 Jahr anführet, die Jahre ſeines Conſulats, conſulatus autem noſtri primo. Was aber die Frage noch beſſer auflöſet, ſo nimmt **Robert** der I. dieſes Namens, und derjenige von welchem hier geredet worden, ſelbſt in dem Stiftungsbriefe von **Feſcamp**, den **Titel Conſul** an: idcirco ego Richardus Conſul &c.

(z) Siehe die XIII. Kupfertafel.

Die Schwierigkeiten welche man aus dem, auf das Grab dieſes Prinzen geſtochenen Wapen ziehen kann, ſind erheblicher als obiges. Man ſieht einen Löwen im rothen Felde; da man doch weis, daß das Wapen der erſten Herzoge der **Normandie**, zween Leoparden geweſen. Der Herr Abt **Vertot** aber will auch nicht, daß dieſes ein Löwe ſey, ob er gleich das Anſehen hat; ſondern ein Leopard. Er ſteht auch in der That mit dem vollen Geſichte nach vornen, und zeigt beyde Augen; dahingegen die Löwen allemal von der Seite gezeichnet werden. Sein Schweif ſtreckt ſich auswärts; der Löwen ihrer krümmet ſich allemal nach dem Rücken zu. Endlich ſo iſt das Feld roth, wie in allen Schilden der normandiſchen Herzoge.

Es iſt wahr daß man um dieſen Wapenſchild herum, die Worte lieſt: Ecce vicit leo de tribu Juda radix David. Allein,

---

(*a*) In ſeiner Chronik 110 Cap.

Allein, könnte man denn nicht ſagen: **Richard** habe ſie nur hinſetzen laſſen zu beweiſen, daß er und ſeine Kinder von dem Geſchlechte des **Rollo** wären; und um dem Vorwurfe zu begegnen, den man ſeinem Vater **Wilhelm Langdegen** gemacht hatte, er wäre aus einer Heirath gebohren, die von einer Buhlſchaft nicht ſehr unterſchieden wäre; und er ſelbſt habe die ſchöne **Gonnor** eben auf dieſe Weiſe geheirathet? Dieſer bibliſche Spruch alſo, war ein offenbares Zeugniß der ehrlichen Geburt dieſes Prinzen, radix David.

Die Grabſchrift, ſagt der Herr Abt **Vertot**, lehret uns, daß derjenige deſſen ſie gedenkt, kurz nach empfangener Taufe geſtorben: indutus veſtibus in albis ſuis. Ein neuer Beweis, daß dieß Kind aus dem Hauſe der normänniſchen Herzoge geweſen; indem **Rollo**, ſein Aeltervater, das weiße Kleid noch ſieben Tage nach der Taufe anbehalten (b).

Ungeachtet die Todeszeit dieſes jungen Prinzen erloſchen iſt, ſo kann man doch glauben, daß er wenige Tage nach Oſtern geſtorben ſey; eine Zeit, in welcher man nach damaliger Gewohnheit, auf eine ſehr feyerliche Weiſe zu taufen pflegte. Das Oſterfeſt iſt vermuthlich daſſelbe Jahr in den Monat **März** gefallen, welches man aus denen noch überbliebenen Buchſtaben L. Marci, ſehen kann. Die Kreuze endlich, ſo man eben über der Grabſchrift, und um den Löwen herum findet, müſſen als Merkmaale der Gottſeligkeit angeſehen werden: die Schraffierungen aber von rother, purpur und grüner Farbe, ſcheinen wohl nur ein Spielwerk des Steinmetzen zu ſeyn: denn in der That war dieſer Unterſchied damals noch nicht bekannt, als dieſer Leichenſtein gemacht worden. Man weis ſogar, daß die Wapen in Frankreich, erſt unter **Ludwigen dem dicken**, und im Anfange des XII. Jahrhunderts erblich geworden; **Richard** aber regierete in der Mitte des zehenten.

(b) Dodon von St. Quintin 2 B. a. d. 85. S.

* * *

LVII.

* * *

LVII.

Hrn. Mandajors Unterſuchungen, von der Lage der Oerter Trevidon und Pruſianum, Ferreols, der Landhäuſer des galliſchen Praefecti Praetorii.

1714.

Alles was nur zur Erläuterung der alten Erdbeſchreibung dienen kann, das wird denenjenigen ſchätzbar, die ſich auf dieſe Wiſſenſchaft befleißen; und es geſchieht gar oft, daß auch ſolche Entdeckungen, die anfangs nicht ſehr wichtig zu ſeyn ſcheinen, mit der Zeit die Gelehrten auf andere Dinge führen, die ihrer Kenntniß deſto würdiger ſind. Dieß hat den Herrn **Mandajors** bewogen, im 1714 Jahre der Akademie ſeine Gedanken zu eröffnen, die ihm eingefallen, da er von dieſer Sache einige Verſe im **Sidonius Apollinaris** geleſen.

Man ſieht bald anfangs in den Werken dieſes gelehrten Biſchofes von Clermont, daß Ferreol, wegen ſeiner Geburt und Verbindungen, eben ſo anſehnlich geweſen, als wegen ſeiner Aemter. Er ſtammte aus einem prätoriſchen Geſchlechte, und war ſelbſt unter dem Kaiſer **Valentinian** dem III. Präfectus. Durch ſeine Mutter war er ein Enkel des **Syagrius**, und ſeine Gemahlinn war des Kaiſers **Avitus** Tochter. Sein Beyſtand machte es hauptſächlich, daß Aetius ſolche wichtige Vortheile über den Attila erhielt; und Toriſmund König der Gothen, der damals einen großen Theil von Languedoc innen hatte, ließ bloß auf Ferreols Vorſtellungen, ſein Vorhaben, mit den Römern zu brechen, fahren.

Nachdem nun Herr **Mandajors** einen ſolchen Begriff von der Geburt, den großen Aemtern, und perſönlichen Eigenſchaften dieſes **Ferreols** gemacht, ſo unterſucht er ſeine Landhäuſer. **Sidonius Apollinaris** iſt der einzige, der ihre Namen auf die Nachwelt gebracht hat. Das erſte heißt **Trevidon**, und wird vom **Sidonius**, in ſeinem Gedichte Propempticon ad libellum gelobet, in welchem, nachdem er ſein Buch ſeinen Freunden in **Auvergne** zugeeignet, er ſich ſo erklärt:

> Horum cum fueris ſinu receptus,
> Ibis Trevidon; et calumnioſis
> Vicinum nimis heu! jugum Rutenis.
> Hic docti invenies patrem Tonanti,
> Rectorem, columenque Galliarum,
> Priſci Ferreolum parem Syagri,
> Conjunx Papianilla quem pudico,
> Curas participans, juvat labore.

und nach dem beſondern Lobe der **Papianilla**, fähret er ſo fort:

> Hinc te Leſora, Caucaſum Scytharum
> Vincens, adſpiciet, citumque Tarnis;
> Limoſum, et ſolido ſapore preſſum
> Piſcem perſpicua gerens in unda.
> Hic Zeti et Calaïs tibi adde pennas,
> Nimboſumque jugum fugax caveto,
> Namque eſt aſſiduae ferax procellae.
> Sed, quamvis rapido ferare curſu,
> Laſſum te Vorocingus obtinebit:
> Noſtrum hic invenies Apollinarem.

Der einzige Anblick dieſer Verſe, ſtößt die Meynung dererjenigen über einen Haufen, welche **Trevidon** in das Dorf **Trepe**, welches einige franzöſiſche Meilen vom Fluſſe **Tarn** liegt, aber auf die linke Seite dieſes Fluſſes, ſetzen.

Denn **Sidonius** giebt klärlich zu verſtehen, daß **Trevidon** an der Rechten des **Tarnfluſſes**, zwiſchen dieſem Fluſſe und der Stadt **Clermont**, aus welcher er ſein Buch ſchrieb, gelegen; indem ſein Buch den **Tarnfluß** und den Berg **Auſera** erſt nach der Zeit ſehen ſoll, wenn es den **Ferreol** zu **Trevidon** geſehen haben wird.

Das andere Landgut **Ferreols**, **Pruſianum** genannt, lag an dem Ufer des **Gardonfluſſes**, auf dem Wege von **Niſmes** nach **Clermont** in **Auvergne**. **Sidonius** gedenkt deſſelben im 9. Briefe des zweyten Buches, ſo er an den **Donidius** geſchrieben. Uebrigens ſind dieß die zwo einzigen Stellen, welche uns lehren, daß **Trevidon** und **Pruſianum**, **Ferreols** Luſthäuſer geweſen, wie auch, daß das Luſthaus **Vorocingus**, dem **Apollinaris** gehöret habe. Sie zeigen zugleich an, daß die zwey letzten, nämlich **Pruſianum** und **Vorocingus**, an dem Ufer des **Gardon** gelegen, auf der Landſtraße von **Clermont** nach **Niſmes**, neben einer Ebene, unten am Fuſſe verſchiedener mit Weingärten und Oelbäumen bepflanzten Hügel. Alle dieſe Beſchreibungen nun, können unmöglich einem andern Orte zukommen, als demjenigen Thale, darinnen anjetzt die Stadt **Alais** (im **Languedoc**) die Hauptſtadt der Landſchaft **Cevennes** liegt.

Um dieſe Meynung feſt zu ſetzen, unterſucht Herr **Mandajors** die Verſe und den Brief des **Sidonius**, und alles hilft ihn immer mehr überzeugen: daß **Vorocingus**, dieſes Biſchofes Luſthaus, zwiſchen dem Berge **Lauſere**, und der Stadt **Niſmes** gelegen; ein Raum, darzwiſchen ſich die Stadt **Alais** befindet, welche, wie man weis, ſieben franzöſiſche Meilen von **Niſmes**, und ſechs von dem Berge **Lauſere**, gerade unten am Fuſſe des **Cevenniſchen** Gebirges, und an dem Eingange der Ebenen des niedern **Languedocs**, liegt.

Was **Sidonius** hinzufügt, daß dieſe zwey Häuſer an dem Ufer des **Gardons** gebauet geweſen, beſtärket

Herrn **Mandajors** Meynung von neuem. In der That fließt der **Gardon** nur in einem Roume von ungefähr ſechs franzöſiſchen Meilen, an der Landſtraße von **Niſmes** nach **Clermont**, und eben in dieſem Raume liegt die Stadt **Alais**, deren äußeres Anſehen gar wohl mit allem dem übereinſtimmt, was **Sidonius** von **Pruſianum** und **Vorocingus** ſagt.

Herr **Mandajors** fügt allem, was hier geſagt worden, noch die Aehnlichkeit zweener neuern Namen, mit den Namen **Pruſianum** und **Vorocingus** bey, und er iſt ſehr geneigt zu glauben, daß der Name **Breſis**, und auf Lateiniſch Breſium, den heute zu Tage ein Stück des **Alaiſiſchen Gebiethes** führet, und der Name **Brocen**, lateiniſch Brocincus, den ein anjetzt unbewohntes Kirchſpiel hat, welches zwey hundert Schritte von der Stadt **Alais** liegt, zween aus **Pruſianum** und **Vorocingus** verſtümmelte Namen ſind. Die Veränderung des letztern iſt faſt unmerklich, und es iſt kein Wunder, daß in zwölf hundert Jahren, aus **Vorocingus**, **Brocincus** geworden, inſonderheit in **Languedoc**. Den Namen **Breſis** betreffend, ſo geſteht Herr **Mandajors**, daß man die Spuren des Namens **Pruſianum**, ſo gar merklich darinnen nicht antrifft; allein, außer daß es nicht an Beyſpielen einer ſo geringen Zuſammenziehung fehlet, ſo glaubt er auch um ſo viel mehr berechtiget zu ſeyn, ſelbige anzunehmen, da er **Pruſianum** in der Nachbarſchaft von **Vorocingus** ſuchen muß; indem **Sidonius** anmerkt, dieſe zween Oerter hätten gar zu nahe an einander gelegen, daß man Pferde gebraucht hätte hinzureiten; ungeachtet ſie auch entfernet genug geweſen, daß man ohne müde zu werden, zu Fuße nicht hätte hinkommen können; ein Zwiſchenraum der, wie Herr **Mandajors** bemerkt, ſich eben zwiſchen **Breſis** und **Brocen**, findet.

* * *

* * * * * * * * * * * * * * *

LVIII.

Herrn Mahudels Gedanken, vom Urſprunge der Freudenfeuer.

1715.

Die Liebhaber des Alterthums, ſind ſo geneigt zu glauben, daß die beſten Sachen ihren Urſprung von den Alten genommen, daß es ſcheint, es falle ihnen ſchon ſchwer, den Neuern die Erfindung auch nur einiger übrig zu laſſen. So eifrig nun auch Herr **Mahudel** für die Ehre der Alten iſt, ſo geſteht er doch in einer Schrift, die er im 1715 Jahre vorgeleſen, daß man den Urſprung der Freudenfeuer nicht bey ihnen ſuchen müſſe, und daß, wenn ſie ja zuweilen bey öffentlichen Feyerlichkeiten, Feuer angezündet, ſolches nur aus einem Triebe der Andacht geſchehen ſey.

Das Feuer, war in den erſten Zeiten, entweder ein Sinnbild der Ehrfurcht, oder ein Werkzeug des Schreckens. Auf dieſe zwo Arten hat Gott ſelbſt ſich deſſen bedienet, um ſich den Menſchen zu offenbaren. So vergleicht er ſich in der heiligen Schrift, bald mit einem **brennenden Feuer** (*c*), um ſeine Heiligkeit und Reinigkeit anzudeuten; bald zeigt er ſich ſichtbarlich in Geſtalt eines **brennenden Buſches**, oder er macht ſich durch die Drohung eines **verzehrenden Feuers**, furchtbar; zuweilen durch einen Schwefelregen (*d*), und oftmals ehe er noch ſein Volk anredet, zieht er ſich deſſen Aufmerkſamkeit durch **Blitze** zu.

Einige

(*c*) Deut. 4. u. 9. Jeſaiä 10. (*d*) Pſalm 10.

Einige Abgötter, z. E. die **Lybier** und **Perſer**, haben das Feuer als einen Gott verehret (e). Die **Platoniker** vermengten es mit dem Himmel, und ſahen es für den göttlichen Verſtand an. Es ſcheint ſogar, daß die heidniſchen Fürſten, das Feuer für ein Sinnbild ihrer Majeſtät angenommen haben; und wenn die heilige Schrift uns berichtet, daß Gott, da er gleichſam mit ſeinem Volke umher gezogen, eine Feuerſeule vor ſich hergehen laſſen; ſo haben auch die aſiatiſchen Könige, nach **Herodots** Berichte, vor ſich dergleichen hertragen laſſen. **Ammian Marcellin** redet im XXIII. Buche von dieſer Gewohnheit, und leitet ſie von einer Sage her, die dieſe Könige gehabt, daß dieſes Feuer, welches ſie zu dem Ende aufhoben, und einen Theil davon auf Heerden tragen ließen, vom Himmel herab gekommen ſey. **Quintus Curtius** ſetzt im 5. Buche hinzu, daß dieſes geheiligte und ewige Feuer, bey dem Zuge ihrer Kriegsheere, vor der Spitze der Soldaten auf kleinen ſilbernen Altären, mitten unter den Magis hergetragen worden, welche die Geſänge ihres Landes abgeſungen.

Auch bey den Römern war das Feuer ein Sinnbild der Majeſtät; wenn man aber daſſelbe, zur Zeit der Republik und der Kaiſer, auch bey den Feſten gebrauchte: ſo war es vielmehr als ein Werkzeug anzuſehen, das zu den Religionsgebräuchen gehörete, als für ein Merkmaal einer beſondern Freude zu halten. Dieſe Art, die Gottheit durch Feuer zu verehren, iſt ſo alt als die Welt; der wahre Gott hat ſich ſolches bey denen Opfern gefallen laſſen, die die erſten Erzväter ihm brachten. Im 10 Cap. des III Buchs **Moſe** hat er ſie ſelbſt vorgeſchrieben; ſie iſt in ſeinen Tempeln beobachtet worden, und es iſt kein Zweifel, daß die Heiden ſie bey ihren Opfern, nur als eine Nachahmung der Hebräer eingeführet.

(e) Strabo im 5 Buche.

Das ewige Feuer, welches die **Veſtalinnen** ſo ſorgfältig bewahreten, war unfehlbar eine Nachahmung desjenigen, welches, da es vom Himmel auf **Aarons** Opfer gefallen war, nach dieſem durch die Prieſter des Tempels ſo ſorgfältig unterhalten, und ſelbſt auf göttlichen Befehl das **heilige Feuer** genannt werden mußte. Die Erleuchtungen der Abgötter hatten damals auch einige Verhältniß mit dem Leuchter der Stiftshütte, und nach dem Muſter der Juden zündeten ſie, zu Ehren ihrer falſchen Götter, Weihrauch an.

Die Griechen zündeten bey dem Feſte, welches ſie Λαμπὰς nennten, der **Minerva**, dem **Vulkan** und **Prometheus** zu Ehren, unzähliche Lampen an, als Dankſagungen, daß die erſte ihnen das Oel gegeben; **Vulkan** die erſten Lampen verfertiget, und **Prometheus** dieſelben dadurch brauchbar gemacht hätte, daß er das Feuer vom Himmel geſtohlen. An dieſen Tagen feyerten ſie Spiele, deren Luſtbarkeit darinnen beſtand, daß die Leute mit Fackeln in den Händen um die Wette lieſen (*f*).

Die Zubereitungen eines andern Feſtes, welches ſie Λαμπτηρία nannten, dem **Bacchus** geheiliget war, und in der Ordnung ihrer Feſte gleich nach der Weinleſe folgte, beſtand in einer großen nächtlichen Erleuchtung, und einer Menge von Wein die man den Vorübergehenden einſchenkte (*g*).

Bey denen der **Ceres** von den Römern beſtimmten Feſten, verbrannte man eine unzählige Menge Fackeln, zum Andenken, daß dieſe Göttinn ihre vom **Pluto** geraubete Tochter **Proſerpina** ſo lange geſucht, und dieſelbe durch dieſen Raub, Königinn der Höllen geworden.

Servius einer von den ſieben römiſchen Königen, wollte (*h*), daß zur Saatzeit, eine jede Stadt in Italien,

---

(*f*) Schol. Ariſtophan. in Ranis.

(*g*) Pauſan. in Achaicis.

(*h*) Dionyſius von Halikarnaß im 4 Buche.

lien, der Ruhe einen Tag weihen mußte, an welchem man auf öffentlichen Markte ein großes Strohfeuer anzünden ſollte. Dieß iſt das Feſt welches **Ovidius**, Faſtor. Lib. 1. unter dem Namen Sementinae, oder Paganalia, ſetzet. Wenn eben derſelbe Dichter von der Feyerlichkeit desjenigen Feſtes redet, welches der Göttinn **Pales** zu Ehren angeſtellet ward, ſo bemerkt er, daß man dabey gewohnt geweſen, dreymal über ein Strohfeuer zu ſpringen; ein Gebrauch, den unſer Pöbel vom Heidenthume beybehalten:

> Moxque per ardentes ſtipulae crepitantis acervos,
> Trajicias celeri ſtrena membra pede.
> *Faſtor. Lib. IV.*

Bey der Menge derer Erleuchtungen, die einen Theil der Feyerlichkeiten vieler von ihren andern Feſten ausmachten, war keine ſo merkwürdig; als die bey den ſeculariſchen Spielen, welche drey volle Nächte währeten, in welchen die Kaiſer und Bauherren, als welche die Koſten dazu hergaben, das Volk gleichſam durch eine übermäßige Verſchwendung, wegen der Sparſamkeit anderer Feſte, ſchadlos zu halten ſchienen. **Capitolin** ſagt, die Erleuchtung, welche **Philippus** bey denen Spielen angeſtellet, die er bey dieſer Gelegenheit gefeyert, ſey ſo prächtig geweſen, daß von dieſen drey Nächten, keine finſter geworden.

Zwar haben die Alten, ſowohl als wir, bey Kundmachung des Friedens und der Bündniſſe, bey den Nachrichten von Siegen ſo ſie über die Feinde erhalten, an Geburtstagen, Vermählungen ihrer Prinzen, und deren Geneſung nach gefährlichen Krankheiten, öffentliche Freudenbezeugungen angeſtellet. Allein das Feuer diente bey allen dieſen Gelegenheiten, nur zu Verbrennung der Opfer und des Weihrauchs; und da die mehreſten dieſer Opfer des Nachts vorgiengen, ſo dienten die Erleuchtungen nur zum Leuchten bey der Handlung.

Bey den großen Opfern für die Erhaltung der Republick und des Reichs, brauchte man große Feuer; um die Opferthiere, die aus einer Anzahl von Stieren beſtunden, zum Theil ganz hinein zu werfen.

Die Pracht bey den Siegszügen endigte ſich allezeit durch ein Opfer im **Capitol**, allwo ſie ein zu Verzehrung des Opferthieres angezündetes Feuer erwartete: allein, es wird gar keines andern Feuers, an dieſen feyerlichen Tagen gedacht.

Kein merkwürdiger Beyſpiel von Feuern iſt zu finden, als dasjenige, was **Paul Aemil**, nach der Ueberwindung von **Macedonien**, (*) zu **Amphipolis**, in Gegenwart aller griechiſchen Prinzen, die er dazu eingeladen, ſelbſt anzündete, weil die Zubereitungen dazu, ihm ein ganzes Jahr Zeit gekoſtet. Man merke aber, daß, da die Auszierungen deſſelben, nur aus der Beute der Ueberwundenen beſtanden, er auf eine deſto anſehnlichere Weiſe der Pflicht nachgekommen, die ihn verband, den Göttern, welche über die Siege wachen, dieſes Opfer zu bringen.

So prächtig auch die Holzſtöße waren, welche man den Kaiſern nach ihrem Tode aufrichtete, ſo kann man doch nicht ſagen, daß dieſe Trauerbühnen einige Aehnlichkeit mit den Feuerwerken gehabt.

Man weis von nichts, als von Kunſtfeuern die unter ihnen üblich geweſen, und von denen man muthmaßen könnte, daß ſie einen Theil ihrer öffentlichen Freudenzeichen ausgemacht haben; allein wir ſehen ſie nur bey denen Kriegsmaſchinen angebracht, die geſchickt waren, das Feuer in die feindlichen Städte und Gebäude zu bringen. Eben von ihnen haben auch wir gelernet, uns ihrer zu eben dem Ende zu bedienen; allein wir gebrauchen ſie auch ſehr glücklich bey den Feuerwerken, troß allem Winde, Regen, und dem fließenden tiefen Waſſer.

(*) Lib. Dec. V. L. 5.

Seit den letzten Zeiten des Heidenthums, bis auf die ſpäteſten Jahrhunderte der Chriſtenheit, kann man wenig Exempel anführen, daß die Feuer aus andern Urſachen öffentlicher Freude, als bloß zu Religionsgebräuchen wären angezündet worden; und dennoch waren es mehr Erleuchtungen, welche man entweder bey der Tauffeyer eines Prinzen, als ein Sinnbild des erleuchteten Lebens darein er durch den Glauben gienge, anſtellet, oder bey dem Grabe der Märtyrer, um dieſelben bey den Nachtwachen zu erhellen (*i*). Das **Elviriſche** Concilium ſchaffte dieſelben ab, weil ſich mit der Zeit viele Misbräuche dabey einſchlichen: allein die Erleuchtung in der Johannisnacht, davon die Sage faſt ſo alt iſt, als des Herrn **Chriſti** Prophezeihung davon, iſt allezeit erhalten geblieben und hat ſich in ein Feuer verwandelt, davon der **heilige Bernhard** ſeinen Ordensbrüdern zu bemerken giebt, daß deſſen Gebrauch bereits zu ſeiner Zeit ſo allgemein geweſen, daß auch die Saracenen und Türken ihn beobachtet (*k*).

Was die Erleuchtung an der **Lichtmeſſe** betrifft, davon der Name ſo viel Aehnlichkeit mit dem λαμπτηρία der Griechen hat, ſo ſchreibt man deren Einſetzung, und vielleicht ganz falſch, einer Nachſicht der Päbſte zu, welche, um ſich der Einſicht der **Neophyten** zu bequemen, die mit den Heiden vermengt waren, und ſie über der Beraubung der Schauſpiele nicht ſo gar empfindlich zu machen, die Erleuchtungen der **luperkaliſchen** Feſte, oder des Feſtes der **Ceres**, deren Hauptgepränge in einer großen Erleuchtung beſtund, in die Erleuchtung der Lichtmeſſe verwandelte.

Man kann alſo den Gebrauch der Luſtfeuer, in ſo weit ſie nur zur Ergetzung der Augen dienen, bloß auf die Zeit der Erfindung des Schießpulvers und Geſchützes zu-

---

(*i*) Gregor. von Tours im 5 B. 11 Cap. Nicephor. Calixt. im 2 B.

(*k*) Homil. auf das Johannesfeſt.

rück führen, deren Zeitpunct, wie man weis, zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts fällt; indem dieſe zwo Erfindungen es lediglich ſind, deren Wirkung die Begriffe aller Maſchinen und Kunſtſtücke hervorgebracht hat, die das angenehmſte bey den Feuerwerken ſind. Dieſe erſte Belebung der Feuerwerkerey komme nun entweder gerade zu aus **Deutſchland**, oder urſprünglich aus **China** auf uns: ſo iſt es doch gewiß, daß ſich ihrer die Venetianer zuerſt gegen die Genueſer, bey der Schlacht bey **Chioſa** bedienet haben.

Die **Florentiner** und **Sienneſer** hingegen ſind diejenigen, denen man nicht nur die Ehre laſſen muß, daß ſie das Pulver mit andern Zuſätzen vermiſcht haben, die Augen von fernen zu ergetzen, ſondern auch zuerſt die Maſchinen errichtet und die Verzierungen erfunden, die dieſes Schauſpiel noch angenehmer machen. Die erſten Proben davon machten ſie an **St. Johann des Täufers** Feſte, und am Feſte **Mariä Himmelfahrt** auf hölzernen Gebäuden, die ſie 40 Klaſtern hoch aufführten, und mit gemalten Bildſeulen ausputzten, aus deren Munde und Augen Feuer ſprang.

Dieſe Mode kam von **Florenz** nach **Rom**, allwo man bey der Wahl der Päbſte, ſogleich die Erleuchtung mit Feuerpfannen, oben auf der **Engelsburg** ſehen ließ. Seit dieſem iſt die Feuerwerkerkunſt überall in ganz Europa getrieben worden, welche, nachdem man ſich der Beyhülfe der Baukunſt, Bildhauer- und Malerkunſt, dabey, mehr oder weniger bedienet hat, zu einer großen Menge Beſchreibungen öffentlicher Freudenfeuer Anlaß gegeben, welche denenjenigen die ſie leſen, allemal Vergnügen machen, geſetzt daß man ſie auch nicht ſelbſt angeſehen hat.

* * *

LIX.

Des Herrn Abts Freret Abhandlung von der Poeſie der Chineſer.

1714.

Herr **Freret**, welcher der Sprache der Chineſer und inſonderheit ihrer Dichtkunſt ſehr nachgedacht, hat die letztere im 1714ten Jahre, beſonders in einer Schrift abgehandelt deren Inhalt folgender iſt:

Die chineſiſche Sprache iſt muſikaliſcher und harmoniſcher, als alle Sprachen die wir kennen: weil die Wörter deren ſie ſich bedienet, nicht nur durch die längere und kürzere Zeit abgeändert werden, in welcher man ſie ausſpricht; ſondern auch durch eine richtige Erhöhung und Vertiefung der Stimme, und durch verſchiedene Beugungen, die in allem unſerer Muſik gleich kommen. Gleichwohl haben die **Chineſer** niemals eine ſcandirte Verſification gekannt, die durch dergleichen muſikaliſche Töne entſteht: ihre Poeſie iſt bloß durch die Anzahl der Sylben eingeweihet worden, wozu noch mit der Zeit die Reime gekommen ſind.

Dieſe erſten abgemeſſenen Verſe, beſtunden allezeit aus vier Wörtern oder Sylben: denn die chineſiſchen Wörter werden auf einmal ausgeſprochen. Hier iſt ein Exempel, aus der **Chi-Kine**, oder einer Sammlung von Verſen genommen, welches eines ihrer heiligen Bücher iſt, darinnen **Confucius** verſchiedene alte Gedichte geſammlet hatte. Dieſe Verſe ſind von dem Könige Voëne Vanli.

Voe'ne. Khéou. chéne. miéne.
Loi'h. chée. nâne. piéne.
Tèhl. tſöo. I. chingh.
Tc̀hiou. Häi. tsi'né. Kiéne.

Das heißt: ſo lange der Drache und die Schlange ſchweigen, ſo ſieht man keinen Unterſchied unter ihnen; bey ihrem erſten Ziſchen aber, lernt man ſie gleich unterſcheiden.

Heute zu Tage ſind die Verſe an Sylben ungleich, nämlich fünf, ſieben und neunſylbigt und die alten vierſylbigten Verſe, ſind ganz verworfen. Sie ſind gereimt, und ungeachtet die Chineſer nicht ſo wie wir, die männlichen und weiblichen Reime unterſcheiden; ſo bedienen ſie ſich doch keiner mindern Kunſt, ſelbige in den Gedichten mit abgewechſelten Reimen, unter einander zu miſchen: denn die Chineſer beſitzen ziemlich lange Stücke auf einerley Reim und dieſe Art von Verſen wird ſehr hoch geſchätzt.

Die Strophen beſtehen allezeit aus gleichen Zahlen, nämlich aus vier, ſechs, acht, zehn oder zwölf Verſen, deren Reime aber verſchiedentlich unter einander gemiſcht und geordnet ſind. Ueberhaupt läßt man allezeit den erſten und letzten Vers mit einander reimen; in den vierzeilichten Strophen, reimen ſich; die erſte und vierte, die andere und dritte Zeile; in den ſechszeiligten, reimet ſich die erſte mit der vierten und ſechſten, und die andere mit der dritten, die fünfte aber reimet ſich nicht: denn auch dieſes iſt noch eine allgemeine Regel, daß die Zeile vor der letzten ſich nicht reime, wenn die vorhergehende ſich mit der letzten Zeile reimet.

In den achtzeiligten Strophen, reimen ſich die erſten, vierten, fünften und achten mit einander, die andere reimet ſich mit der dritten, und die ſechſte mit der ſiebenden. Alſo richtet ſich der achtzeiligte Vers, nach dem vierzeiligten. In den zehnzeiligten Strophen, reimet ſich die erſte Zeile, mit der vierten und zehnten; die andere, mit der dritten; die fünfte mit der achten; und die ſechſte mit der ſiebenden; die neunte bleibt ohne Reim. Bey den zwölfzeiligten endlich reimet ſich die erſte, vierte, neunte und zwölfte Zeile mit einander; die andere reimet ſich mit der dritten, die fünfte mit der achten, die ſechſte mit der ſiebenden, und die zehnte mit der eilften

Hier folgt die Probe von einem achtzeiligten Verſe, nebſt der Ueberſetzung. Er enthält das **Lob des Weidenbaumes**, und iſt aus einem **chineſiſchen** Romane gezogen, welchen der Herr **Hoange**, ein **Chineſer**, angefangen hatte, ins Franzöſiſche zu überſetzen:

Loŭ li hhoâng ȳ tĕ kú chiī
iaò iné ſioū chā iao thâo hhoā
í tiēne chīne hhéne ioû hiéne hhoâ
kí toáne gioú hhoĕne póu ſoáne ki
néune ſsĕ pĕ théon íne ioù kī
hhóa moê tchoūang hiáa khi vôn ſzeū
jû hò pŏu tāï tchūne tsâne ſzeû
iĕ iĕ tchi tchī tzéu thón chīi.

Das heißt: **Kaum iſt die Frühlingszeit gekommen, da der Weidenbaum die gelbe Farbe ſeines Holzes mit einem grünen Rocke bedecket. Seine Schönheit beſchämet den Fiſcher, welcher aus Verdruß die Blumen die ihn ſchmücken, herunter reißt und auf die Erde ſtreuet. Der Glanz der lebhafteſten Farben kann ſich mit der ungekünſtelten und rührenden Anmuth dieſes Baumes nicht vergleichen. Er kömmt dem Frühlinge noch zuvor, und ohne daß er der Seidenwürmer benöthiget iſt, ſo bekleidet er ſelbſt ſeine Blätter und Aeſte mit einem Sammte, den dieſes Inſect nicht geſponnen hat.**

Man hat ſich in dieſer Ueberſetzung, ſo viel als es die franzöſiſche Sprache nur leiden wollen, an den Schwung der chineſiſchen gebunden.

* * *

LX.

Des Hrn. Abts Vertot Gedanken, von dem Unterſchiede der Küraſſe und Wapenröcke. 1711.

Da die Küraſſe und Wappenröcke ſeit einigen Jahrhunderten nicht mehr gebräuchlich ſind, ſo werden dieſe zwo Arten von Rüſtungen oftmals mit einander verwechſelt, und die Geſchichtſchreiber ſelbſt reden nicht allezeit auf eine ſolche Art davon, daß man ſie genugſam unterſcheiden könnte. Der Herr Abt **Vertot** will, daß ſie unter einander gar keine Verhältniß hätten, und bemühet ſich in einer Abhandlung, die er im 1711 Jahre der Akademie vorgeleſen, ihren Unterſchied, aus der Materie woraus ſie beſtanden, aus ihrer Forme und aus ihrem Gebrauche, zu beweiſen.

Er fängt bey dem Küraß an, und erkläret ihn, nach dem **Wörterbuche der franzöſiſchen Akademie** ſo: ſie ſey der Haupttheil der Rüſtung, und beſtehe gemeiniglich aus Eiſen, und bekleide den Leib von vornen und von hinten, von den Achſeln an, bis auf den Gürtel. Bey den Griechen und Römern kannte man dreyerley Arten von Küraſſen. Einige waren nur von Leinwand und einem geſchlagenen und durchnähten Tuche; andere von Leder, und noch andere von Eiſen. Was die erſtern betrifft, ſo verſichert **Plinius** im 48 Cap. des 8 Buchs, daß ſie aus etlichen auf einander gelegten und durchnähten Tüchern beſtanden. Dergleichen war **Alexanders** Küraß, nach des **Dio von Nicäa** Berichte; und des **Galba** ſeiner, deſſen im **Sueton** gedacht wird: der, da er von dem Aufruhre redet, welchen **Ottons** Aufſtand in **Rom** erregte, ſagt: Loricam tamen induit linteam, quamquam haud diſſimulans parum adverſus tot mucrones profuturam.

Salmaſius bemerket, in ſeinen Anmerkungen über den **Lampridius**, daß man dieſe Rüſtung ehemals, die Soldaten zu ſchonen, erfunden: quod mira utilitate ad levamen corporis, annorum ponderi ac aſperitati ſubjecit antiquitas. Man kann noch hinzuſetzen, es ſey ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe leinene und wöllene Küraſſe gar nicht gehindert, daß man nicht noch eiſerne darüber ziehen können. Man kann ſogar glauben, daß die Alten, den erſten den Namen Subarmale gegeben: und in dieſem Sinne, kann man **Spartians** Stelle erklären, welcher ſagt, wenn er vom **Sever** redet: cum Romam Severus veniſſet, Praetorianos cum ſubermatibus inermes ſibi juſſit occurrere: Allein es war nicht allemal nöthig, andere, als leinene oder tuchene Küraſſe zu haben. Denn ſie wurden ſo gut gemacht, daß ſie vor den Pfeilen ſchußfrey waren. **Nicetas** erzählet, in Kaiſer Iſaacs des 1 Leben, daß Kaiſer **Conrad** lange Zeit ohne Schild gefochten: und bloß mit einem leinenen Küraß bedeckt geweſen.

Die andere Art von Küraſſen war von Leder, und dieſe nennet **Varro** pectorale corium. **Tacitus** berichtet uns, daß die Anführer der Sarmaten ſich ihrer zuweilen bedienet haben: id principibus ac nobiliſſimo cuique tegmen, ferreis laminis aut praeduro corio conſertum. *Hiſt. L. 1 Cap. 79.* Indeſſen war das Eiſen die gewöhnlichſte Materie zu den Küraſſen. Die Perſer nannten diejenigen Soldaten, welche dieſe Küraſſe trugen, clibanarios, von dem Worte clibanum, welches eine Eiſenplatte bedeutet; unfehlbar weil dieſe Küraſſe, aus dieſem Metalle gemacht worden. Centum et viginti millia equitum fudimus, ſagte **Severus Alexander** im Senate, wenn er von dem Siege redet, den er über die Perſer erhalten: Cataphractarios, quos illi clibanarios vocant, decem millia

lia in bello interemimus. *Lamprid. in Alex.* Allein, wegen ihrer gar zu großen Schwere, vertauſchte man ſie bald gegen andere Küraſſe, die aus ſtählernen Bändern beſtunden, welche auf einander ſchloſſen und auf Leder oder Leinwand feſtgemacht waren. An dieſer Stelle nun, ſetzte man endlich die Panzerhemde, ein Ausdruck, der nichts mehr, als eine etwas längere oder kürzere Rüſtung anzeigen will, die aus feinen Kettchen oder in einander hängenden Ringelchen gemachet iſt. Es erhellet aus allem was die Alten anführen, daß der Küraß nie weiter als bis an den Gürtel gegangen iſt; obgleich die daran hängende Franſe bis auf die Knie ſtieß.

Was nun den Waffenrock anbelanget, ſo will Herr **Vertot**, daß ſelbiger eine kriegeriſche Tracht geweſen, die man über den Küraß gezogen, als einen Zierrath, die verſchiedenen Parteyen und den Soldaten vom Feldherrn, zu unterſcheiden. Man nennete ihn bey den Alten **Chlamys**, paludamentum, ſagum: und wenn man den mehreſten Schriftſtellern glauben will, ſo war es nichts mehr als ein auf allen Seiten offener Mantel, den man auf der Achſel mit einer Schnalle, oder einem Schloſſe feſtmachte. **Makrobius** erzählt, daß die Alten die Charte der Welt mit einem Wapenrocke verglichen: veteres omnem habitabilem terram extentae Chlamidi ſimilem eſſe dixerunt. **Plutarch** *in Vit. Alex.* ſetzt noch hinzu, daß **Alexander** der große, den Riß welchen die Baumeiſter von der Stadt **Alexandria** gemacht, mit Vergnügen geſehen, weil er die Geſtalt eines macedoniſchen Waffenrocks gehabt. Was auch noch außerdem beweiſt, daß die Waffenröcke bey den Griechen und Römern, nur ein bloßes offenes Gewand geweſen, iſt dieß, daß **Nero**, nach **Suetons** Berichte (*in Ortone*) ſich deſſelben bedienet, um diejenigen, die er des Nachts auf der Straße begegnete, zu prellen und in die Luft zu werfen; ferebatur et vagari noctibus ſolitus, atque invalidum quemque obviorum, vel petulentum corripere, ac diſtento ſago impoſitum in ſublime jactare.

Eine andere Stelle im **Sueton** beſtimmet die Geſtalt der Waffenröcke bey den Römern, noch deutlicher. Nachdem **Sueton** geſagt, daß ein gewiſſer Hauptmann, Namens **Cornelius**, nach Rom gekommen, für ſeinen General das Conſulat zu erbitten, und geſehen, daß alles Bitten vergeblich wäre, ſo habe er ſeinen Waffenrock aufgehoben, und, indem er das Degengefäß gezeiget, geſagt: **Dieſes muß euch verbinden, mir mein Anſuchen zu gewähren:** rejecto ſagulo, oſtendens gladii capulum, non dubitaſſe in curia dicere: hic faciet, ſi vos non feceritis. Aus dieſen Worten ſieht man, daß der Waffenrock, die Waffen dieſes Kriegsbedienten bedeckt gehabt, und daß er ihn aufheben müſſen, um den Degen zu zeigen; welches mit dem Küraſſe nicht zuſammen ſtimmet. Dieſe Waffenröcke dienten, wie anjetzt unſere Scherſen, dazu, daß ſie die Soldaten jeder Rotte unterſchieden. Die Waffenröcke der Kaiſer und Feldherrn, hießen Paludamen- um, und der Soldaten ihre ſagum. Die Officiere trugen ſie ſehr lang und prächtig; der General allein aber orſte ihn von Purpur tragen. Er legte ihn an, indem r aus der Stadt gieng, und legte ihn ab, ehe er wieder inein kam.

Was die Kriegskleider, oder Waffenröcke der Deut- hen betrifft; ſo giengen ſie ihnen nur bis an die Hüſten: acitus ſagt, wenn er von dieſen Völkern redet: tegmen nnibus ſagum, fibula, aut ſi deſit, ſpina conſertum. *morib. Germanor.* **Cluver** hat uns die Beſchaffenheit ſer Waffenröcke erhalten. Es war nämlich eine Art n Mantel, der bis auf die Hüſten gieng, und vorn mit em Schloſſe, oder einem Hacken befeſtiget war. Unſere anzoſen hergegen, ob ſie gleich urſprünglich von Deutſch- d herkamen, hatten im Gebrauche dieſe Mäntel länger tragen. Der **Mönch von St. Gallen** ſagt, es ſey Mantel geweſen, der vorn und hinten bis auf die Erde oßen, und habe an den Seiten kaum bis an die Knie gelanget. Mit der Zeit kam der Waffenrock der Gallier, welcher viel kürzer war, in Schwung, da er ſich zum Kriege beſſer ſchickte, wie eben dieſer Schriftſteller bezeuget: quia bellicis rebus aptior videretur ille habitus. Einige Jahrhunderte hernach führte **Carl der Große**, den alten Gebrauch wieder ein. Gleichwohl ſcheint es, daß man unter **Ludwigen dem Gütigen***, den galliſchen Waffenrock wieder angenommen, und ihn allezeit über dem Küraſſe getragen.

Endlich kann man keinen richtigern Begriff von dieſen Waffenröcke unſerer alten Franzoſen machen, als wenn man ſie mit den Dechantenröcken vergleicht. So werden ſie auf den erhabenen Arbeiten, Grabmälern und Petſchaften vorgeſtellet, und man ſieht aus den Zeugniſſen unſerer Geſchichtſchreiber, daß die Franzoſen, ſowohl als die Griechen und Römer, den Waffenrock allezeit über dem Küraſſe getragen. Dieß beweiſt alſo, daß dieſe zwey Stücke, zu allen Zeiten, als, zwey ganz verſchiedene Dinge betrachtet worden.

* * *

LXI.

Herrn Moreau de Mautours Betrachtungen über einige Merkwürdigkeiten der Stadt Paris.

1715.

Diejenigen die die Alterthümer von Griechenland und Italien lieben, beſchäfftigen ſich auch nicht ganz allein nur damit; und wenn gleich ihr Vaterland ihnen nicht ſo oft merkwürdige Denkmäler darbiethet, als wohl Rom und Athen thun: ſo zeiget es ihnen doch zuweilen ſolche, die aller Aufmerkſamkeit werth ſind. Die Welt hat geſehen, wie bereits Herr **Baudelot** und Herr **Moreau von Mautour** diejenigen Denkmäler erläutert haben, welche man im 1710ten Jahre in der Kirche zu **Paris** ausgegraben, und dieſer letztere, hat im 1717ten Jahre der Akademie abermals, ſeine Beobachtungen, über etliche andere Seltenheiten dieſer Stadt mitgetheilet.

Seine erſten Betrachtungen betreffen den Namen von **Paris**, den einige, doch ſonder allen Grund, von der Göttinn Iſis herleiten wollen. Um dieſe Fabel zu vernichten, fängt er von der Geſchichte der Einſetzung, und des Fortganges des Dienſtes dieſer Göttinn bey den Römern an. Er zeigt, wie vielen Widerſtand dieſer Götzendienſt, zu verſchiedenen Zeiten, theils bey den verſtändigen Obrigkeiten dieſer Republik, theils bey vielen Kaiſern, gefunden, welche nur gar zu ſehr die Ungebundenheit gewahr wurden, welche ſich durch die Geheimniſſe dieſer ägyptiſchen Göttinn, bey dem Frauenzimmer einſchlichen. Daher kam es, daß ſie es mehr als einmal für rathſam hielten, ihre

Tempel zu zerſtören, ihre Bilder zu ſtürmen, und ihre Altäre nieder zu reißen: allein das Volk, welches von dem ausländiſchen Aberglauben eingenommen war, blieb immer eigenſinnig auf der Beybehaltung des Iſidiſchen Götzendienſtes beſtehen; ſo ſehr er auch den guten Sitten zuwider war. Trotz allen Verbothen, ſah man daſſelbe die Tempel wieder aufbauen, und die Altäre wieder aufrichten. Der Rath mußte dieſem Ungehorſame durch die Finger ſehen, und einen Misbrauch erdulden, dem er nicht mehr zu ſteuern vermochte.

Hierauf unterſucht Herr **von Mautour**, ob der Götzendienſt der Iſis, von den Römern nach der Zeit nach Gallien gebracht worden, da ſie ſich dieſes Landes bemächtiget gehabt. Da kein einziger Schriftſteller hiervon Erwähnung thut, ſo glaubt er, man könne vernünftiger Weiſe nicht vorausſetzen, daß die **Gallier**, und inſonderheit die **Pariſer**, dieſe Göttinn jemals gekannt noch angebethet haben. Eben ſo unnatürlich dünkt es ihn, wenn man ſich einbildet, daß dieſe Göttinn zu ihnen durch den Handel übergekommen ſey, den ſie mit den Aegyptiern gehabt haben mögen, indem das gänzliche Stillſchweigen aller Geſchichtſchreiber von dieſer Sache, faſt ein Beweis des Gegentheils iſt.

Von dem Götzendienſte der Iſis, ſchreitet Herr **von Mautour**, zu der Cybele ihrem. Er bemerket, zu welcher Zeit und auf was für Art, dieſe Göttinn bey den Römern aufgenommen worden; worauf er ferner beweiſt, daß ſie auch in dem alten **Paris**, und bey allen Galliern verehret worden; und beſtätiget ſolches durch verſchiedene Denkmäler, die noch daſelbſt das Bildniß dieſer Göttinn zeigen. Er beſtreitet die Wortableitung des Namens **Paris**, von παρὰ Ἴσιδος, ſehr lebhaft: welche er für ein Hirngeſpinſt hält, ſo ſich die neuern Schriftſteller erdacht, die von den Alterthümern dieſer Stadt geſchrieben haben, und nur einer dem andern nachſchreiben. Endlich ſetzt er hinzu, daß dasjenige, welches dieſem falſchen Vorurtheile einen neuen Schwung gegeben haben mag, des Pater **Molinets** Abhandlung ſey: welcher, nachdem er alles zuſammen geholet, was vom **dú Breuil** und **Malingre** von der Göttinn Jſis, ohne allen Grund, im Abſehen auf den Namen **Paris** vorgebracht worden, geglaubet hat; den Beweis ihres Lehrgebäudes in der Entdeckung eines ſchönen alten ehernen Kopfes zu finden, den man bey Einreißung eines alten Thurns, an dem Hauſe des ſeligen Herrn Berrier unweit St. **Euſtachius**, hervorgebracht hat. Herr **von Mautour** entdeckt des Pater **Molinets** Jrrthum, und macht eine richtige Beſchreibung von eben dieſem Kopfe, der in des Herrn **Girardons** Cabinette befindlich iſt. Bey dem erſten Anblicke ſeiner Thurnkrone, als eines ordentlichen Kennzeichens der **Cybele**, iſt er überzeugt, daß es nichts anders, als die Cybele ſeyn kann; indem man die Jſis niemals mit dieſem Kopfputze vorgeſtellet hat, wie alle ihre Bildſeulen und Münzen bezeugen.

Es iſt beſſer wenn man zugeſteht, daß uns die Wortableitung des Namens **Paris** unbekannt iſt, als wenn man etwas abgeſchnacktes und erdichtetes ſagt. Um nun dieſelbe zu finden, müßte man die alte Sprache der Gallier und Celten vollkommen inne haben, und die weis man heute zu Tage gar nicht mehr. Gleichwohl könnte man lediglich in dieſer Sprache, den Urſprung des Worts Pariſii, ſowohl als der Namen Senones, Bituriges, Lemovices, und unzählicher andern, herausbringen, davon man jetzt unmöglich Rechenſchaft geben kann.

Kurz die Stadt **Paris**, fährt Herr **von Mautour** fort, welche anfänglich Lutetia geheiſſen, nahm endlich den Namen desjenigen Volks an, deſſen Hauptſtadt ſie war, ſo wie auch viel andere galliſche Städte thaten; dergleichen ſind z. E. **Turones**, **Senones**: und ſie hieß, bald **Parigium**, bald **Pariſius**, ohne Abänderung, und oftmals **Pariſii**, **Pariſiorum**; eine Sache, die ſowohl durch die alten Landesmünzen, als durch gerichtliche Schriften und die Geſchichtſchreiber, beſtätiget wird.

Hierauf unterſucht ferner Herr **von Mautour**, was denn das für ein alter Stein von zwölf Schuhen hoch, und mehr als zween Schuhen im Durchmeſſer ſey, der im Eingange der Halle bey **U. L. F.** Kirche, faſt gegen über dem königlichen Lazarethe ſteht, und bisher für das Bild des Gottes der Arzneykunſt **Aeſkulaps** gehalten worden. Er will, daß einer von den erſten, die zu dieſer Meynung Gelegenheit gegeben, **Rudolph Boterejus**, oder **Raoul Boterais**, ein Parlamentsadvocat, Verfaſſer eines lateiniſchen Gedichts, Lutetia betitelt, geweſen, welches 1611 zu **Paris** herausgekommen, und wo er von dieſer Bildſeule ſo redet:

. . . . Statua illa referre videtur
Barbigeram, libros fert dextera, comprimit angues,
Pes, geminos, quales Nili praedantur in undis
. . . .
Talis erat ſculptus priſcis Epidaurius annis,
Et veteri in ſaxo nunc talem agnoſcimus illum.

Hierinn ſind ihm **du Breuil**, wie **Malingre** und alle diejenigen gefolget, welche ſeitdem von den Alterthümern der Stadt **Paris** gehandelt haben. Allein, um zu zeigen, wie wenig Grund dieſe Meynung hat, darf man ſich nur erinnern, daß **Childebert**, um ſeines Vaters **Chlodovaus** Gottſeligkeit nachzuahmen, im 554ten Jahre durch einen öffentlichen Befehl verordnet: es ſollte alles, was noch von Tempeln, Bildſeulen, Altären und andern Merkmalen des Heidenthums übrig wäre, nicht nur in **Paris**, ſondern im ganzen Königreiche, zerſtöret werden. Wie iſt es alſo wohl wahrſcheinlich, daß man ſich im 660ten Jahre, als der heilige **Landry**, das Hôtel-Dieu bauen laſſen, in den Sinn hätte kommen laſſen ſollen, gerade über einem, der Gottſeligkeit dieſes heiligen Biſchofs gewidmetem Orte, ein Bild des **Aeſkulaps** hinzuſetzen, den die Heiden für den Gott der Arzneykunſt und der Schutzgottheit der Kranken hielten?

Herr von **Mautour** iſt ſehr geneigt zu glauben, daß dieſes vermeynte Bild vom **Aeſkulap**, einen alten Oberhofmeiſter der erſten Könige von Frankreich im ſiebenden Jahrhunderte vorſtellet, der von den alten lateiniſchen Geſchichtſchreibern dieſes Landes, **Erchenaldus**, **Erchenoaldus**, **Erchenvaldus**, und von den neuern Franzoſen, **Erchenvald** und **Archambauld**, genannt wird. Um dieſe neue Meynung zu unterſtützen, nimmt er ſeine Zuflucht zur Geſchichte, und nachdem er gezeiget, wer dieſer Herr geweſen, und ſeine Tugenden, ſeine Freygebigkeit und ſeine Verbindungen erzählet, ſo ſchließt er, es ſey nicht ſo gar ungegründet, und allerdings ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes Denkmaal ihm zu Ehren aufgerichtet worden ſey. Unſere alten Geſchichtſchreiber reden alle mit vielem Lobe von dieſem großen Manne, der wegen ſeiner trefflichen Eigenſchaften, und inſonderheit wegen ſeiner Gottesfurcht, im ganzen Königreiche beliebt geweſen. Herr von **Valois** bemerket ſogar, daß nach **Grimoalds** und **Flavals** Tode, deren einer Oberhofmeiſter in **Auſtraſien**, und der andere in **Burgund** geweſen, **Erchambauld** zu gleicher Zeit Verweſer dieſer drey Königreiche geweſen, welches vor ſeiner Zeit noch nie geſchehen war: Toti Franciae ſub nomine Majoris domus, aliquamdiu imperitavit, quod ante eum acciderat nemini.

Auch der Mangel einer Aufſchrift, ſagt Herr von **Mautour**, hat noch zu zwoen verſchiedenen Meynungen, im Abſehen auf die Bildſeule zu Pferde, eines unſerer Könige, Anlaß gegeben, die man in der pariſiſchen Kirche ſieht. Einige ſchreiben dieſes Bild **Philippen dem ſchönen**, nach der Schlacht bey **Mont-en-Peule**, in Flandern, im 1304ten Jahre zu. Einige ſagen, es ſey **Philipp von Valois**, nach der Schlacht bey **Caſſel**, im 1329ten Jahre. Allein da alle beyde im Abſehen auf die

Veranlaſſung zu dieſem Denkmaale, und auf deſſen Umſtände, nicht eins ſind; welcher Punct doch gleichwohl am meiſten verdiente, aus der Geſchichte dieſer Prinzen ſelbſt erläutert zu werden, damit man ſehe, welchem von beyden dieſes Denkmaal zukomme: ſo ſchreibt Herr **von Mautour** dieſelbe, nach einer genauen Unterſuchung verſchiedener Stellen in den Geſchichtſchreibern, **Philippen dem Schönen** zu, welchen dieſes Denkmaal gerade in eben dem Zuſtande vorſtellet, wie er von dem Feinde in ſeinem Zelte überfallen worden, da er denn wieder auf das Pferd ſteigen müſſen, ohne daß er Zeit gehabt, andere Waffen zu nehmen, als ſeinen Helm, ſeine Panzerhandſchuh und ſeinen Degen. In dieſem Augenblicke, da **Philipp der Schöne** ſah, daß er in Gefahr war, that er dasjenige Gelübd davon die Geſchichtſchreiber erwähnen, und wollte in eben derſelben Stellung abgebildet ſeyn, in welcher er ſich damals befunden: nämlich mitten unter ſeinen Feinden und ganz entwaffnet. Dieſes läuft nun der gemeinen Meynung ſehr entgegen, da man ſich, ſonder allen Grund, eingebildet hat, dieſe Bildſeule wäre nur darum, in die pariſer Kirche geſetzt worden, weil dieſer Prinz nach ſeinem Feldzuge, ganz gewaffnet und zu Pferde, hinein gekommen.

Das dritte allgemeine Vorurtheil, welches Herr **von Mautour** beſtreitet, betrifft ein vermeyntes Bild der Ceres, welches, wie man will, oben auf der Spitze der Carmeliterkirche auf der Vorſtadt zu St. Jacob ſteht. Dieſe Meynung gründet ſich, auf das Zeugniß einiger neuern Schriftſteller, welche, aber ohne Beweis, geſchrieben haben, daß dieſe Kirche, die ehedem unter dem Namen unſrer lieben Frauen in dem Felde, bekannt geweſen, ehemals ein Tempel der Ceres geweſen. Herr **von Mautour** ſetzt dieſem freyen Zeugniſſe, das Zeugniß ſeiner eigenen Augen entgegen. Er hat ſelbſt hinter die Wahrheit kommen wollen, und nachdem er dieſe Figur mehr als einmal mit Ferngläſern betrachtet, ſo iſt er deutlich inne geworden, daß dieſe Bildſeule ſteinern ſey, das Geſicht von einem jungen Menſchen, ohne Bart, habe, und vom Halſe bis auf die Füße mit einem Gewande bekleidet ſey. Der Kopf iſt bloß, hängt auf die linke Achſel, und hat ſehr kurze Haare. Hinter dem Kopfe, gehn fünf große eiſerne Spitzen aus einem großen Aſte heraus, der die Figur tragen hilft, und ſie durchkreuzet. Mit der linken Hand hält das Bild eine Waagſchaale; in jeder Schaale derſelben ſitzt die Figur eines Kindes, und die rechte Waage ſinkt tiefer, als die linke. Oben auf der äußerſten Schärfe der Kirchſpitze, lieſt man mit römiſchen Buchſtaben, M. DC. V. welches der Zeitpunct, ſowohl von Erbauung der Mauer, als von der Aufrichtung der Bildſeule iſt. Alles dieß veranlaſſet den Herrn **von Mautour** zu ſchließen, daß dieſe Figur nichts anders vorſtelle, als den **heiligen Michael**, der die Seelen in einer Waage abwäget.

Die vierte Beobachtung geht auf einen Markſtein, welchen man unten an der Michaelsbrücke, auf dem Kreuzwege der Straße de la vieille Boucherie ſieht: ein Stein, dem einige von unſern Geſchichtſchreibern den Namen einer Bildſeule gegeben, und gewollt haben, daß der oben vorgeſtellte Kopf dieſes Markſteines, **Johann le Clercs** ſeiner ſey, welchen die pariſiſchen Bürger im 1436ten Jahre, unten an die Michaelerbrücke, als das geradewinklichte Haus mit den Gaſſen **de la Harpe** und **Büſſi**, aus Zorn über den Verrath dieſes **Johann le Clercs** ſetzen laſſen, welcher im 1418ten Jahre, das Stadtthor **St. Germain** denen wider König **Carln den VI** verſchwornen **Burgundern** und **Engländern** einräumte. Es iſt ein Vergnügen, die Widerſprüche zu leſen, darein unſere Geſchichtſchreiber im Abſehen auf dieſes Denkmaal, verfallen. Einige wollen, es ſey zum Spotte geſetzt worden, um das Andenken dieſes **Johann le Clercs** auf ewig ehrlos zu machen; andere hergegen behaupten, man habe dieſen Verräther dadurch ehren wollen.

Beydes läßt ſich nicht behaupten; beydes gründet ſich nur auf eine pöbelhafte Sage, und Herr von **Mautour** glaubt, er könne ſonder Mühe beweiſen, daß dieſer ſo gebildete Markſtein, eine bloße Wirkung des Eigenſinnes ſeines Werkmeiſters ſey. Er ſetzt hinzu, daß der Mäurer, welcher im 1701 Jahre dieſes Haus zum **Hotel-Dieu** wieder aufgebauet, und geſehen, daß der alte Markſtein ſich mit einem Menſchenkopfe ſchlöſſe, unfehlbar geglaubt haben müſſe: es ſtecke ein Geheimniß dahinter, und alſo einen andern mit einem faſt ähnlichen Kopfe an die Stelle geſetzt, den man noch jetzund ſieht.

Die fünfte und letzte Beobachtung, macht Herr von **Mautour** über ein Denkmaal, darauf wohl wenig Leute Acht geben. Dieß ſind die großen Steine von zween und einem halben Schuh hoch, und ungefähr drey Schuh breit, die als Staffeln gehauen, mit Klammern an die Mauer befeſtiget ſind, und an den Seiten der Einfarthen gewiſſer großen Häuſer, inſonderheit in der Stadt, angemacht ſind. So lange dieſe Steine dauern werden, ſagt Herr von **Mautour**, ſo lange wird man ſich der Einfalt unſerer Vorältern erinnern, und derjenigen Zeiten, in welchen die obrigkeitlichen Perſonen und ihre Frauen, kein ander Fuhrwerk hatten, als die Mauleſel auf welche ſie vor ihren Thüren durch Beyhülfe dieſer Stufen ſtiegen.

LXII.

Des Cardinals Beſſarion Schreiben, von dem Streite der Philoſophen im 15ten Jahrhunderte. Nebſt des Herrn Boivins lateiniſcher Dollmetſchung deſſelben. 1715.

Man hat zu Ende des zweyten Theils der eigenen Schriften (Memoires) dieſer Akademie, eine hiſtoriſche Abhandlung vom jüngern Herrn **Boivin** über den berühmten Streit mitgetheilet, welcher ſich im funfzehenden Jahrhunderte, unter **Platons** und **Ariſtoteles** Anhängern, wegen des Vorzugs ihrer Lehre und ihrer Lehrer entſponnen. Eines der ſchätzbarſten Denkmäler dieſes Streits, iſt der Brief des Cardinals **Beſſarion**, den er wegen dieſer Sache an den **Michael Apoſtolius** geſchrieben. Da aber der Verfaſſer jener Abhandlung, dieſes Schreiben nur in franzöſiſcher Sprache mitgetheilet und der griechiſche Text davon nie gedruckt worden; ſo werden die Gelehrten denſelben hier um ſo viel lieber ſehen, da Herr **Boivin** denſelben nach verſchiedenen alten Exemplarien nochmals durchgegangen iſt und ſowohl kleine Noten als eine lateiniſche Ueberſetzung hinzugefüget hat.

Βησσαρίων * Καρδηνάλις Μιχαήλῳ τῷ Ἀποστόλῃ, τὰ βελτίω φρονεῖν.

Ἀφίκετο ὡς ἡμᾶς βραδύτερον μὲν ἢ αὐτὸς ᾤου, μᾶλλον δ' ἐπεξειργασμένα, ἃ κατὰ Θεοδώρου τοῦ Γαζῆ Πλήθωνι συνιστάμενος συνέγραψας. Ἀνδρόνικος γὰρ ὁ Καλλίστου, πρότερον αὐτὰ ** ἐξεταστικῶς καὶ διακωδωνίσας, οὕτως αὐτά τε καὶ τὰ ἑαυτοῦ ἡμῖν πέπομφεν. τὴν μὲν οὖν ὁρμήν σου, καὶ ὅτι Πλάτωνί τε καὶ τοῖς περὶ ἐκεῖνον εὐνοϊκῶς ἔχεις, ἠγάσθημεν. τοῦ δὲ τῆς συνηγορίας τρόπου, οὐκ ἐπῃνέσαμεν. οὐ γὰρ λοιδορίαις τοῦ ἀντιδίκου, ἀλλ' ἀποδείξεσι καὶ λογικαῖς ἀνάγκαις τῷ τε φίλῳ συνηγορητέον, τόν τ' ἐχθρὸν ἀμυντέον, ὥστε καὶ εἴτι Πλήθων Ἀριστοτέλη προσεπηλάκισεν, εἴτι † τε Θεόδωρος Πλήθωνα, †† εἴτι τε σὺ Θεόδωρον κακῶς εἴρηκας, πάντα ἡμῖν παρὰ τὸ δέον τε καὶ εἰκὸς εἰρημένα

Beſſarion Cardinalis Michaeli Apoſtolio, meliora ſapere.

Venerunt ad nos tardiùs quàm ipſe putaveras, at magis elaboborata, ea quae contra Theodorum Gazam pro Plethone ſcripſiſti. Andronicus enim Calliſti F. prius à ſe examinata et diſcuſſa, ea demùm nobis et ſua ipſius ſimul miſit. Ac nos animum quidem tuum, et te quod Platoni Platoniſque ſectatoribus bene velles, mirati ſumus; quod autem eo modo cauſam illam defenderes, non laudavimus. Non enim adverſarium objurgando, ſed probationibus & argumentorum vi, tum amico patrocinandum, tum inimicus propulſandus. Quamobrem ſi quid Pletho Ariſtotelem, ſi quid Theodorus Plethonem laceſſivit, ſi quid tu - te ipſe Theodoro maledixiſti, omnia ea, præterquam oportebat, et æquum erat, dicta eſſe mihi videntur. Neque enim fas eſt maledici, ſive Ariſtoteli,

---

* Βησσαρίων Καρδηνάλις, ὁ καὶ Νικαίας, Μιχαήλῳ τῷ Ἀποστόλῃ Βυζαντίῳ, χαίρειν. C. *Reg.* 3064. *fol.* 341.

** ἐξεταστικῶς τε C. 3064.

† τε *abeſt à* C. 3064.

†† γρ. εἴτε σύ.

qui tot bonorum author nobis fuit, ſive Plethoni, ſapienti & reverâ magnae indolis viro; niſi fortè aliquis hunc dicat, eo quod primus maledixerit, etiam re maledicentibus excuſationem aliquam præbere. Theodorus quoque, vir primarius inter hodiernos Græcos, dignus minimè eſt, qui abs te male audiat, ab homine adhuc juvene jam ſenior, et ab eo qui logicas argumentationes ac diſciplinas nondum rite attigit, homo per omnes ſapientiæ ac doctrinæ partes pervagatus; præſertim autem ubi de ejusmodi theorematis quæſtio eſt, quæ ut Philoſophicorum omnium maxima ſunt, ita neceſſe eſt, ut vulgi captum ſuperent, nec de his, ſeu dicere ſeu ſaltem quid perfectè intelligere is poſſit, qui non in Philoſophiâ multum operæ poſuerit, nec diſciplinis apprimè eruditus ſit.

Theodorum igitur accuſatum ignorantiæ à te, moleſtè equidem tuli. At ipſum etiam

δοκεῖ. οὔτε γὰρ Ἀριστοτέλης * ὅσιος λοιδορεῖσθαι, τοσούτων ἡμῖν ἀγαθῶν ὑπάρξας· οὔτε Πλήθων, σοφός τε καὶ μεγάλης τῷ ὄντι εὐφυΐας ἀνὴρ, εἰ μήπου τις εἴποι, τῷ λοιδοριῶν ** ἄρξαι, καὶ τοῖς ἀμυνομένοις συγγνώμην τινὰ παρασχεῖν. Θεόδωρός τε τῶν νῦν Ἑλλήνων ἐν τοῖς πρώτοις ὢν, ἥκιστα κακῶς ἀκούειν παρὰ σοῦ ἄξιος, καὶ ταῦτα νέου τε ἔτι ὄντος, ἤδη πρεσβύτης, καὶ μήπω λογικῶν ἀποδείξεων καὶ ἐπιστημῶν κατὰ τρόπον ἡμμένου, διὰ πάσης ἥκων σοφίας τε καὶ ἐπιστήμης ἀνήρ. καὶ μάλιστα ὅτε περὶ τοιούτων ἐστὶ θεωρημάτων ἡ ζήτησις· ἅπερ, ἅτε δὴ μέγιστα τῶν ἐν πάσῃ φιλοσοφίᾳ ὄντα, τήν τε τῶν πολλῶν ἕξιν ὑπερβαίνειν ἀνάγκη, καὶ μὴ εἶναι περὶ τούτων ἢ εἰπεῖν, ἤ τι γοῦν ἀκριβῶς ἐννοῆσαι, μὴ πολλὰ περὶ τὴν σοφίαν πονήσαντα, καὶ τὰς ἐπιστήμας ἀκριβωσάμενον.

Ἠχθέσθην μὲν οὖν ὑπὸ σοῦ † Θεόδωρον ἀμαθίας ἐγκεκλημένον· τὸ δὲ καὶ †† Ἀρι-

* ὅσιον τε. C. 3064.

** ἄρξασθαι. C. 3064.

† Θεόδωρον ὑπὸ σοῦ. C. 3064.

†† γρ. Ἀριστοτέλην.

Ἀριστοτέλη αὐτὸν, πάσης ἡμῖν ἐπιστήμης καθηγεμόνα, ταυτὸ τοῦτο παθεῖν, ἀμαθῆ τε, καὶ κακοήθη, καὶ λῆρον, ἀχάριστόν τε ὑπὸ σοῦ κληθῆναι. Φεῦ, πᾶσαν ἔδοξέ μοι ὑπερβαίνειν θρασύτητά τε καὶ τόλμην. μόλις ἀκούων, μᾶλλον δ' οὐκ ἀκούειν ἀνέχομαι αὐτοῦ Πλήθωνος, ἀνδρὸς τοιούτου, τοιαῦτα ἐις Ἀριστοτέλην ἀποῤῥίπτοντος. μήτοι γε σοῦ, μήπω μηδὲν περὶ τῶν γε τοιούτων, ἠκριβωκότος.

Εἴτι οὖν ἐμοὶ πείθῃ, καὶ Πλάτωνα καὶ Ἀριστοτέλη σοφωτάτους ἡγούμενος, κατ' ἴχνος τε τούτοις ἑπόμενος, ἑκάτερον ἡγεμόνα τε σαυτοῦ ποίει, σχολῇ τε καὶ μελέτῃ, διδασκάλοις τε οἷς ἄξιον χρώμενος, πρῶτα μὲν συνεῖναι τοῦ βάθους τῶν ὑπ' αὐτῶν εἰρημένων σπούδασον· οὐδὲ γὰρ πᾶσι τοῖς βουλομένοις εὔληπτα λέγουσι τὼ ἄνδρε. ἔπειτα καὶ εἴτι διαφέρεσθον, οὐκ ἀμαθίας, ἄπαγε, ἀλλὰ τῆς μεγάλης τε αὐτοῖν περὶ λόγους δυνάμεώς τε καὶ ἕξεως, καὶ τῆς τῶν ζητημάτων, διὰ τὸ ἄδηλόν τε αὐτῶν καὶ μὴ σαφὲς, ἐπ' ἀμφότερα ῥοπῆς, σημεῖον

Ariſtotelem, quem nos ducem habemus et principem omnis doctrinæ, idipſum pati potuiſſe, eundemque et indoctum, et malæ mentis, et delirum, et ingratum vocitatum à te eſſe (proh facinus!) id quidem mihi omnem audaciam ac temeritatem ſupergredi viſum eſt. Vix ego audire, imò nec audire ſuſtineo Plethonem ipſum, ejusmodi virum, cum in Ariſtotelem talia projicit; nedum te, qui in iis rebus nondum quicquam accuraviſti.

Si quid ergo mihi credis, Platonem tu et Ariſtotelem ſapientiſſimos putans, et horum veſtigiis inſiſtens, tui utrumque ducem facito. Tum et otio, et meditatione, et magiſtris uſus, quibus par eſt, primum quidem in id incumbe, ut eorum, quæ ab ambobus illis dicta ſunt, profundum ſenſum percipias. Neque enim volenti cuique comprehenſu facilia dicunt viri illi duo. Deinde et ſi quid diſſentiunt, non ignorantiæ (apageſis) ſed eorum ſummæ facultatis, et habilis ad diſputandum ingenii, argumentum id eſſe ſtatuens, et quod illæ quæſtiones, ob res incertas et obſcuras, paulo momento in utramque partem trahi poſſint, illorum ſapientiam admirare, et quorum ii nobis bonorum authores fuerunt, ob ea ipſa ambobus gratias habe. Ita enim tibi quidem meliùs conſulueris, mihi autem et omnibus ſanæ mentis hominibus gratum feceris. Nam nunc quidem, gratificaturum te arbitratus, valdè moleſtus fuiſti; tum quia immerentibus ſic palam et apertè maledixiſti; tum quod et teipſum in illorum ſcriptis non omninò verſatum eſſe prodidiſti.

Theodorum item meliùs meritus cole, eoque ad omnia magiſtro utere. Eſt enim is ejusmodi, ut et te poſſit et alios multos juvare. Quod ad me attinet, ne per errorem rurſus exiſtimes, talia in tales viros dicentem te mihi gratificari, ſcito me et amantem Platonis, et amantem Ariſtotelis, et hosce ambos tanquam ſapientiſſimos venerantem: in Plethone etiam magnum ingenium et præclaram indolem ita mirari me, ut adverſus Ariſtotelem animum tam pugnacem, tam malevolum, minimè laudem. velim quippe et illum Ariſtoteli, et alios quosvis ſeu duo-

ποιούμενος, θαύμασον μὲν τὴν ἐκείνων σοφίαν, ἀμφοῖν δὲ χάριτας ὁμολόγει, ὧν ἡμῖν ἀγαθῶν γεγένηντο αἴτιοι. οὕτω γὰρ ποιῶν σαυτῷ τε τὰ βελτίω βουλεύσεις, ἐμοί τε χαριῇ, καὶ πᾶσι τοῖς εὖ φρονοῦσιν. ὡς νῦν γε χαριεῖσθαι νομίζων, σφόδρα ἐλύπησας· τὸ μὲν, ὅτι ἄνδρας ἀναξίως ὑβρίζεσθαι οὕτως ἀπερικαλύπτως ἐλοιδόρησας· τὸ δ', ὅτι καὶ σαυτὸν ἔδειξας μὴ πάνυ τοι τὰ ἐκείνων ἠσκημένον.

Θεόδωρον τε τὰ βελτίω ποιῶν τίμα τε, καὶ διδασκάλῳ περὶ πάντα χρῶ. ἔστι γὰρ οἷος καὶ σὲ καὶ πολλοὺς ἑτέρους ὠφελεῖν δύνασθαι. ἐμὲ δὲ, ἵνα μὴ καὶ αὖθις πλανηθεὶς δόξῃς μοι τοιαῦτα ἐς τοιούτους λέγων ἄνδρας χαρίζεσθαι, φιλοῦντα μὲν ἴσθι Πλάτωνα, φιλοῦντα δ' Ἀριστοτέλη, καὶ ὡς σοφωτάτω σεβόμενον ἑκάτερον· Πλήθωνά τε τῆς μεγαλονοίας καὶ * οὐσίας ἀγάμενον, τῆς τοσαύτης πρὸς Ἀριστοτέλη μάχης τε καὶ δυσνοίας μὴ ἐπαινεῖν. βουλοίμην γὰρ ἂν ἐκεῖνον τε Ἀριστο-

---

* Εὐφυΐας, C. 3064.

Ἀριστοτέλει, τούς τε ἄλλους εἴτε τῶν δυοῖν μεγίστοιν φιλοσόφοιν τούτοιν, εἴτε αὐτῷ Πλήθωνι, καὶ ὁποίοις δήποτε ἄλλοις, μετὰ τοσαύτης γε ἀπαντᾷν εὐλαβείας, μεθ' ὅσης Ἀριστοτέλης ἀντεῖπε τοῖς πρὸ αὐτοῦ· ὃς λόγοις ἀεὶ, καὶ * ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ παραιτούμενος τούς τε ἀκούοντας, οὕς τε εὐθύνει, ἀποδεικνὺς τὸ προκείμενον, τῶν λοιδοριῶν ἀπίσχετο· ὅτε δὲ καὶ σφοδρότερον καταφέρεται, καὶ τότε φυλάττει τὸ μέτριον. τὰ δὲ εἴδη, φησὶ, χαιρέτω. ** τερετίσματά τε γάρ εἰσὶ· καὶ εἰ εἰσὶν, οὐδὲν πρὸς τὸν λόγον. καὶ αὖθις, οὐχ ἥψαντο διαλεκτικῆς οἱ ἄνδρες, περί τινων ἄλλων λέγων. Οὗτος ὁ τῶν λοιδοριῶν αὐτοῦ κολοφών.

Ἡμεῖς δὲ ἀνθρωπίσκοι, ἢ πίθηκοί τινες πρὸς ἐκείνους ἥρωας ὄντες, τολμήσομεν αὐτοὺς φεῦ ἀμαθεῖς λέγειν, καὶ τὰ ἐξ † ἀμαθῶν σκώπτειν μᾶλλον ἢ ἡ Κωμῳδία τοὺς περὶ Κλέωνά τε καὶ Ὑπέρβολον; τό-

bus Philoſophorum principibus, ſive ipſi Plethoni, ſive aliis quibuscunque, tantâ adhibitâ cautione occurrere, quantâ Ariſtoteles iis, qui ante ſe fuerunt contradixit. Nempe is rationum vi ſemper, et petitâ plerunque veniâ, ſive ab auditoribus, ſive ab iis quos reprehendit, rem ſic demonſtrat, ut à convitiis abſtineat. Quin et ubi vehementiùs invehitur, tum quoque modum ſervat. *Formæ autem*, inquit, *valeant. Nam et argutiolæ* ■ *ea ſunt : et ſi ſunt, nihil ad rem.* Et rurſus de aliis quibusdam hominibus loquens, *illi*, inquit, *viri dialecticam non attigerunt.* Hic eſt ei convitiorum cumulus.

Nos verò homunculi, et quidam velut ſimii præ illis heroibus, indoctos (heu!) appellare eos audebimus, et convitia de plauſtro ingeremus licentiùs, quam Comœdia ipſa in Cleonem et Hyperbolum? Ecquinam verò nos? Quâ cognitione,

---

* ὡς ἐπιπολύ. C. 3064.

** *Vide Ariſtotel. lib. 1. περὶ φυσικῆς ἀκροάσεως,*

■ τερετίσματα, Cicadarum cantus. Cantiunculæ.

† *Lego* ἁμαξῶν.

gnitione, quâ rerum ſcientiâ inſtructi? Hæc reipſâ ſtultitia eſt, furorque manifeſtus. Cave enim credas, ô bone, quia hominibus Platonem et Ariſtotelem ſpirantibus, ſeu * Plethoni, doctiſſimo et magni ingenii viro, ſeu Plotino, ſeu Attico, ſeu Porphyrio, ſive alii cuipiam eorum ſimili, Platonem Ariſtotelemque caſtigare, et alicubi etiam verbis violare contigerit, idem et nobis fas eſſe. Nam illis quidem, quod vel horum ætate, vel non longo poſt tempore vixerint, et quod continuæ tunc, neque eæ minùs contentioſæ diſputationes extiterint, et quia nondum reſtincta erat invidia, et quod ii viri eſſent omni doctrina exculti, multùm hæc ad ſui excuſationem valent. Nobis verò, qui tantò illis inferiores ſumus, poſtquam ii longo tempore et communi omnium approbatione, talem jam et tantam authoritatem conſecuti ſunt, nulla jam relinquitur venia.

νες ὄντες; ποίαν γνῶσιν, ποίαν τῶν ὄντων ἔχοντες ἐπιστήμην; μωρία ταῦτα καὶ μανία τῷ ὄντι σαφής. μὴ δὲ γὰρ οἴου, ὦ βέλτιστε, ὡς εἴτε [a] Πλήθωνι, σοφῷ τε καὶ γενναίῳ ἀνδρὶ, εἴτε Πλωτίνῳ Ἀττικῷ τε καὶ Πορφυρίῳ, εἴτε ἄλλῳ τῳ τῶν ὁμοίων, Πλάτωνά τε καὶ Ἀριστοτέλη πνέουσιν, ἐξεγένετο Ἀριστοτέλη τε καὶ Πλάτωνα εὐθῦναί τε, καὶ ἔστιν ὅπῃ καὶ βλασφημῆσαι, καὶ ἡμῖν ἐξεῖναι ταυτό. ἐκείνοις μὲν γὰρ καὶ [b] τῷ ἢ κατ' αὐτοὺς, ἢ οὐ πολὺ μετ' ἐκείνους γενέσθαι τῷ χρόνῳ, [c] τῷ τε συνεχεῖς τότε καὶ οὐχ ἧττον ἐριστικὰς γίνεσθαι τὰς διαλέξεις, [d] τῷ τε μήπω τὸν φθόνον ἀπομαρανθῆναι, [e] τῷ τε πᾶσι κεκοσμῆσθαι σοφίᾳ, μέγα πρὸς παραιτήσεως λόγον. ἡμῖν δὲ, καὶ τοσοῦτο λειπομένοις ἐκείνων, καὶ τοιοῦτόν τε καὶ τοσοῦτον ἤδη τῷ τε μακρῷ χρόνῳ τῇ τε κοινῇ πάντων δοκιμασίᾳ καὶ ψήφῳ [f] ἐχόντων ἀξίωμα, συγγνώμη λείπεται οὐδεμία.

Ἄτε

---

[a] Ενε. C. 3064.

* *Plethonis mentionem additam puto ab inepto aliquo Plethonis admiratore.*

[b] *Scribendum*, τὸ.

[c] γρ. τὸ, τε.

[d] γρ. τὸ, τε.

[e] γρ. τὸ, τε.

[f] ἐχόντων. C. 3064.

Ἅτε οὖν Ἀριστοτέλη τε παρὰ πᾶν τὸ εἰκὸς λοιδορήσας, τῷ τε Πλήθωνι μηδαμῆ συνειπών· οὐδὲ γὰρ τοιούτων αὐτῷ πρὸς συνηγορίαν δεῖ λόγων· Θεόδωρόν τε, ἄνδρα σοφὸν, οὐκ ἐν δίκῃ κακῶς εἰπών· ἡμῖν τε οὐ μόνον πρὸς χάριν οὐδὲν, ἀλλὰ καὶ σφόδρα ἄχαρι πρᾶγμα ποιήσας, ἆσον παλινῳδίαν, ἐμοὶ συμβούλῳ χρησάμενος, ἀνδρὶ φιλοῦντί τέ σε, καὶ τὰ βελτίω βουλομένῳ τέ σοι καὶ συνευχομένῳ. καὶ τὰς ἀδίκους λοιδορίας ἐκείνας ἐπαίνοις τε καὶ εὐφημίαις ἀπόκλυσον. Ἀνδρονίκου τε τὰς πρὸς τὰ σὰ ἀντιῤῥήσεις σὺν νῷ τε καὶ καθεστηκότι φρονήματι ἐπιὼν τήν τε τῶν λόγων ἀλήθειαν * αὐτὴν αἰδέσθητι, καὶ κατ' ἐκεῖνον, περί τε γραμματικὴν καὶ ὀρθογραφίαν καὶ κυριολογίαν τῶν λέξεων, περί τε ῥητορικὴν, καὶ τὸ εἰδέναι ὀρθῶς τε καὶ μετὰ κάλλους συντιθέναι, πρῶτα σχολάσας ἱκανῶς, εἶθ' οὕτω καὶ τῶν μειζόνων ἐπίβαινε, καὶ ** φιλοσοφίας αὐτῆς. εὖ πράττοις, καὶ φιλοῦντος παραίνεσιν τὰ εἰρημένα ἡγησάμενος, ἕπου τῇ συμβουλῇ.

Tu igitur et Ariſtoteli prorſus immerito convitiatus, et Plethoni nequaquam patrocinatus (neque enim ei ejusmodi orationibus ad cauſæ ſuæ deſenſionem opus eſt) et virum ſapientem Theodorum, verbis maledicis injuriosè inſectatus, quæ ceciniſti recanta, ſequutus me authorem, hominem tui amantem, volentemque et comprecantem tibi meliora: injuſta illa convitia, laudibus et bonis verbis deleta, obrue; atque Andronici in tua ſcripta animadverſionibus attentâ cogitatione, et animo ſedato perluſtratis, cum rationum veritatem ipſam reverere; tum ejus viri exemplo, poſtquam in grammaticâ, in orthographia, in verborum propriorum delectu, in Rhetoricâ, & in cognoſcendâ compoſitionis elegantis rectâ et venuſtâ ratione, ſatis ſtudii poſueris, ita demùm ad majora aggredere, et ad ipſam quoque Philoſophiam. Bene rem gere, et ea quæ dicta ſunt, amantis admonitionem putans, ſequere conſilium.

---

* αὐτοῦ. C. 3064.

** σοφίας. C. 3064.

Datum apud Thermas Viterbienſes, Maii 19â. Anno Chriſti MCCCCLXII.

* Ἐγράφη παρὰ τοῖς ἐν Οὐιτερβίῳ θερμοῖς λουτροῖς, μαΐου μηνὸς ἐνάτην πρὸς δεκάτῃ ἄγοντος, ἔτει ἀπὸ Χριστοῦ α υ ξ ϐ. ἐνισταμένῳ.

* *

LXIII.

Sinnbilder, Aufſchriften, und Münzen, welche die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften und Aufſchriften von 1710. bis 1711. verfertiget hat:

Im 1711ten Jahre, als in demjenigen, wobey die **Geſchichte der Akademie** im vorigen Bande ſtehen geblieben iſt, hat dieſe Geſellſchaft, ſowohl als in den folgenden Jahren, an den Sinnbildern der Münzen des königlichen Schatzes, gelegenheitlicher Münzen, und derer die zum Kriegs- See- und Galeerenweſen, ordentlich und außerordentlich geſchlagen worden, gearbeitet.

Sie gab auch noch Erfindungen zu Münzen dar, die man von Seiten des **Königs von Spanien** bey Gelegenheit des Sieges von ihr forderte, den er zu **Villa Vicioſa** erhalten, und über die Wiederkehr Seiner katholiſchen Majeſtät nach **Madrid**.

Ferner lieferte man Sinnbilder zu den Fahnen des **Herzogs von Berry**.

Der Biſchof von **Caſtres**, verlangte eine Aufſchrift, die er in den vorderſten Giebel ſeiner Cathedralkirche, deren Bau er ſeit kurzem beſorget hat, wollte einhauen laſſen.

Man arbeitete auch an verſchiedenen Grabſchriften, davon die vornehmſte auf den berühmten Herrn **Fleſchier**, Biſchof **von Nimes** gemacht iſt.

Im 1712ten Jahre, verfertigte man drey verſchiedene Aufſchriften für **Toulon**; eine, zur neuen Parochialkirche; eine zu einem Stadtthore; und die dritte zum allgemeinen Hoſpitale.

Man foderte auch eine Aufſchrift, auf das neue Gebäude des Brunnens la Samaritaine. Man verlangte ſie in Proſa und in Verſen, ungekünſtelt und allegoriſch. In den erſten, bemerkte man nur die Zeitpuncte der Erbauung und Wiederherſtellung dieſes Gebäudes, wie auch die Menge des Waſſers die die Plumpe hebet, und die Oerter wohin eben dieſes Waſſer hingeleitet wird. In den andern hatte man den Flußgott der Seine redend eingeführet, welcher, nachdem er die Hauptſtadt des Königreichs mit Bewunderung durchſtrichen, und den Einwohnern Waſſer im Ueberfluſſe zugetheilet, nicht eher herausgieng, als bis er die Gärten des Landesherrn, die an dem äußerſten Ende der Stadt liegen, verſchönert hat. Allein, es fiel jemanden bey dieſer Gelegenheit, von ungefähr, ein ſeltener Ausdruck des **Hohenliedes** ein: FONS HORTORVM PVTEVS AQVARVM VIVENTIVM; und dieſer Vers ward, vielleicht gegen die Abſicht deſſen ſelbſt, der ihn auf die Bahn gebracht hatte, vor allen andern vorzüglich erwählet.

Im 1713ten Jahre verlangte der Großmeiſter von **Maltha** drey Aufſchriften. Eine, unter die Bildſeule des **Erlöſers** Salvador zu ſetzen, die ehemals am Geſtade geſtanden, und die man ſeitdem gleich über dem Hafen, eben auf eine Capelle geſetzet. Die andere zu einem Springbrunnen, den der Großmeiſter im Hafen ſelbſt machen laſſen, und woraus die Schiffer Waſſer holen können, ohne daß ſie vom Borte weggehen dörfen. Die dritte zu einem groſſen Gebäude, welches auf des Groſsmeiſters Befehl vollendet ward und davon ein Theil zu einem Hoſpitale, der andere zu einem Zeughauſe beſtimmet war.

Man verfertigte auch einen Schaupfennig für die Stadt **Lyon**, in Anſehung der Bildſeule zu Pferde, welche dieſe Stadt **Ludwigen dem XIV.** zu Ehren aufrichten laſſen.

Im 1714ten Jahre machte man von dieſen Arbeiten nichts ſonderliches, als die Sinnbilder zum Zahlgelde und etliche Grabſchriften.

Im 1715ten Jahre foderte der König von Spanien von der Akademie, abermals einige neue Sinnbilder, zu den Fahnen aller Kriegsvölker ſeines Hauſes, der Muſketirer, Gensdarmes von der Garde, Gendarmerie, leichten Reiterey, Grenadiers zu Pferde und Carabiniers.

Die Staaten von **Bretagne** verlangten eine Aufſchrift auf die Bildſeule zu Pferde, die auch ſie dem **XIV. Ludwig** zu Ehren aufrichten laſſen.

Herr von **Guerchois**, Aufſeher zu **Beſanzon**, foderte ebenfalls eine Aufſchrift auf ein Stadtthor, dadurch man auf dem Wege kömmt, welchen **Julius Cäſar** ehmals durch einen Fels hauen laſſen, und den man anſehnlich breiter gemacht hatte.

Im 1716ten Jahre verfertigte man, auſſer dem gewöhnlichen Zahlgelde, neue Sinnbilder für das Geld zur Silberkammer, zu den kleinen Luſtbarkeiten, und dem Marſtalle Sr. Maj. wie auch für die Schaupfennige der Regierung und des Tribunals.

Die Akademie ward auch vom Herrn **Carl Heräus**, römiſchkaiſerlichen Alterthumsforſcher, wegen des Entwurfs zu einem Schaupfennige um Rath gefragt, die auf die Geburtsfeyer des letzten Erzherzogs **Leopold** ſollte geſchlaſchlagen werden, welcher den 13 April eben dieſes 1716ten Jahres gebohren war.

Im 1717ten Jahre ſchickte man an die Akademie, die Unterſuchung einer großen Menge Aufſchriften, die zu dem Fußgeſtelle einer Bildſeule in Vorſchlag gekommen waren, welche dem verſtorbenen Könige zu Ehren, von den languedokiſchen Ständen aufgerichtet werden ſollte. Nachdem man nun die Schreibart der mehreſten verbeſſert hatte, welche eine weitläuftige Erzählung des Lebens und der Thaten **Ludwigs des** XIV. enthielten, ſo ward man faſt einhällig der Meynung, alles wegzuſtreichen was darinnen hiſtoriſch wäre, und eher einer Lobrede als einer Aufſchrift ähnlich ſähe, um nur einen einzigen beſondern Umſtand darinnen zu laſſen; nämlich daß dieſe Bildſeule, bey Lebzeiten des Prinzen gewidmet, und nach ſeinem Tode ihm geſetzet worden.

In eben dieſem Jahre fieng man an, Schaupfennige für den jetzigen König von Frankreich zu machen, deſſen Verſtand, Erziehung und natürliche Annehmlichkeiten, bereits die größeſte Hoffnung gaben.

Leben

derer

Mitglieder der Akademie

welche

seit dem 1710ten Jahre,

bis

an das 1717te Jahr

geſtorben ſind.

XIII.

Leben

des Herrn Nicolaus Boileau Herrn Deſpreaux in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1711. vorgeleſen.

Nicolaus Boileau, Herr Deſpreaux, ward zu **Paris** den erſten **November** 1636 gebohren und war das eilfte Kind des **Aegidius Boileau,** Gerichtſchreibers bey der Parlamentskammer, eines wegen ſeiner Redlichkeit und Erfahrung in den Geſchäfften, berühmten Mannes. Bis ins ſiebente oder achte Jahr, ward er in dem Hauſe ſeines Vaters erzogen, der, wenn er zuweilen die verſchiedenen Gemüthsarten ſeiner Kinder unterſuchte, und über die ausnehmende Gütigkeit und Unſchuld erſtaunte, die er an dieſem Knaben zu bemerken glaubte, gemeiniglich von ihm zu ſagen pflegte, indem er ihn gleichſam den andern entgegen ſetzte: **das wäre ein guter Knabe und würde niemals von jemanden was böſes ſagen.**

Seine erſten Studien trieb er in der Schule von **Harcourt,** allwo er mit der vierten Claſſe fertig war, als er von den Steinſchmerzen angegriffen ward. Man mußte ihm auch wirklich den Stein ſchneiden und der dem Anſehen nach ſehr glücklich gelungene Schnitt, verurſachte ihm gleichwohl auf ſein ganzes Leben ſehr großes Ungemach. Sobald er wieder an ſeine Studien gehen konnte, trat er in der Schule zu **Beauvais** unter dem Herrn **Sevin** in die dritte Claſſe, welcher in derſelben bereits faſt 50 Jahre gelehret hatte, und für den geſchickteſten Mann auf der Welt gehalten ward, von der Fähigkeit junger Leute zu urtheilen. **Le Maitre, Gaultier** und **Patrù**, hatten alle unter ihm ſtudiert, und er hatte ihnen ſchon damals die Ehre prophezeyt, die ſie einmal vor den Gerichtsbänken einlegen würden, wenn ſie ſich darnach beſtreben wollten. Er war alſo auch der erſte, welcher an ſeinem neuen Schüler eine ausnehmende Geſchicklichkeit zur Poeſie bemerkte, und glaubte: er könne ohne Ausnahme verſichern, daß er ſich durch dieſelbe einen großen Namen erwerben würde; indem er verſichert war, daß, wenn man einmal zum Dichter gebohren iſt, man es auch durchaus werden müſſe.

Was des Herrn **Deſpreaux** Geſchicklichkeit und Geſchmack zur Poeſie verrieth, das waren nicht ſowohl die Verſe, die ihm von Zeit zu Zeit entfuhren, als vielmehr ein unermüdetes Leſen aller Dichter und Romanen, die er nur auftreiben konnte. Zuweilen überraſchte man ihn mitten in der Nacht über dieſen ſeinen Leibbüchern; und, was in ſolchen Schulen noch ſeltener vorkömmt, ſo mußte man ihn oft zur Mahlzeit ruffen; ungeachtet die zu dieſem Zeichen beſtimmte Glocke gleich vor Herrn **Boileaus** Fenſter hieng. Was aber unfehlbar noch mehrere Aufmerkſamkeit verdienet, iſt dieß, daß dieſe Liebe zu den Romanen, die er ſelbſt nach dieſem eine Sucht genannt hat; weitgefehlt, daß ſie ihm den Kopf mit allerley verwirrten und abentheuerlichen Begriffen hätte anfüllen ſollen, ihm gleichſam eine nur deſto ſchärfere Urtheilskraft beygebracht zu haben ſcheint, und ihm deſto lebhaftere Stiche gegen das Lächerliche der Romane eingeflößt hat. So wahr iſt es, daß im Abſehen auf das Bücherleſen, keine allgemeine Regel ſtatt hat; und daß es Sachen giebt, die man zuweilen ohne Gefahr nicht leſen kann, und die es gleichwohl gut iſt, geleſen zu haben.

Als Herr **Deſpreaux** mit ſeinen philoſophiſchen Studien fertig war, erlernte er das Recht, und ließ ſich zum Sachwalter aufnehmen. Nichts ſchien ſich auch beſſer für ihn zu ſchicken; denn ſeine große Lebhaftigkeit und Scharfſichtigkeit waren mit einer gründlichen Urtheilskraft, mit einem angenehmen Vortrage und einem der glücklichſten Gedächtniſſe von der Welt, verbunden. Uebrigens war es ſchon faſt dreyhundert Jahre, daß ſeine Familie dieſer Bedienung Ehre gemacht hatte (*l*): und noch hundert andere Umſtände verbanden ihn mit der Gerichtsſtube:

Fils, Frere, Oncle, Couſin, Beaufrere de Greffier.

Allein, die Neigung, daß heiſſt, die vornehmſte von allen Geſchicklichkeiten, fehlte ihm. Da er alſo ſeine erſte gerichtliche Sache durchführen ſollte, ſo ſuchte er, anſtatt daß er ſich davon hätte ſollen unterrichten laſſen, vielmehr nur wie er mit Ehren davon loskommen möchte; und es gelung ihm ſo erwünſcht dabey, daß der Anwalt ſeinen Sack mit Schriften in der Meynung wieder zurück nahm: Herr **Boileau** müßte etwa darinnen ein ſehr unregelmäßiges Verfahren entdeckt haben, und ſagte, indem er weggieng: **dieſer junge Sachwalter wird es weit bringen.** Herr **Boileau** indeſſen, der einer großen Gefahr entgangen zu ſeyn glaubte, nahm ſich vor, niemals wieder hinein zu gerathen: und, da er die **Sorbonne** für das wahre Gegentheil der Gerichtsbänke hielt, ſo brauchte er keinen weitern Bewegungsgrund daſelbſt das theologiſche Studium durchzugehen. Allein er konnte die Lehrſtunden der ſcholaſtiſchen Dornen und Subtilitäten auch nicht lange erdulden: er glaubte die Advocatenränke hätten ſich hier nur in eine andere Kleidung geſteckt, um ihn deſto beſſer zu verfolgen; und da er nach ſeines Vaters Tode, unumſchränkter Meiſter ſeines Wandels geworden war, ſo überließ er ſich ganz allein ſeinem poetiſchen Triebe.

In dem Schooße dieſer ſeiner neuen Freyheit nun, verfertigte er die mehreſten von ſeinen **Strafgedichten.** Anfangs begnügte er ſich damit, daß er ſie ſeinen Freunden

---

(*l*) Man ſehe Loiſels Geſpräche der Sachwalter a. d. 494. Seite im V. Briefe.

nur vorlas; und, dieſe mochten ſie nun ſo ſehr loben, als ſie immer wollten; ſo konnte man ihn doch nicht bewegen ſie heraus zu geben. Er ſah ſo gar lange Zeit, mit einer Geduld, die bey einem Schriftſteller etwas dem Heldenmuthe ähnliches hat, den böſen Abſchriften zu, die man in der Welt davon verbreitete: allein ſeine Standhaftigkeit verließ ihn auf einmal, als er gar eine Ausgabe davon erblickte, die voller Fehler war, und in welcher man, welches noch das ärgſte iſt, eins oder zwey Stücke auf ſeinen Namen untergeſchoben hatte. Dieſe ſo gar verunſtalteten Kinder, erweckten die Zärtlichkeit ihres Vaters, und nöthigten ihn, mit guter Art dasjenige ſelbſt zu thun, was man bereits wider ſeinen Willen that (*m*). Seine Strafgedichte wurden alſo mit ſeinem Willen gedruckt, anfangs zwar beſonders, und nach dieſem in einer Sammlung welche acht derſelben enthielt.

Niemals hat ein Buch mehr Lärmen auf dem Parnaſſe gemacht! Das Dichtervolk, welches gar bald Feuer faßt, und in Anſehung ſeiner Arbeiten keinen Spaß verſteht, drang von allen Seiten auf dieſen neuen Schriftſteller mit unzähligen Critiken und Läſterſchriften los. Herr **Boileau** vertheidigte ſich ganz gelaſſen, mit des **Lucilius**, **Horaz**, **Perſius**, **Juvenals**, ja ſelbſt **Virgils**, des verſtändigen, beſcheidenen **Virgils**, Beyſpielen; und um denenjenigen einigermaßen einen Muth zu machen, die ihn nur deswegen ſchalten, weil ſie glaubten, alle Strafgedichte überhaupt wären ſcheltenswerth, verfertigte er das **neunte Strafgedicht**, in welchem er, unter dem ſinnreichen Scheine als ſtrafte er ſich ſelbſt aufs ſchärfſte, auf hunderterley Art beweiſt, daß man, ohne den Staat und ſein eigen Gewiſſen zu beleidigen, ſchlechte Verſe, ſchlechte nennen, und von rechtswegen bey dem Leſen gewiſſer Bücher gähnen könne.

Nach dieſem bediente er ſich gegen ſeine Gegner weiter keines Mittels, als einer ſehr ſeltſamen Art von Eitelkeit. Es

---

(*m*) Man ſehe die Vorrede der erſten Ausgabe von 1656.

Es kam ihm ein, ſich gleichſam ein Ehrengerüſte aus allen denen Schriften aufzuführen, die wider ihn zum Vorſcheine kamen. Er ſammlete dieſelben mit mehrerer Sorgfalt auf, als andere die Lobſprüche ſammlen, die man ihnen ertheilet, und ſchickte ſie ſeinen Freunden, welche, endlich ihrer Menge und der Ausſchweifungen der mehreſten überdrüſſig wurden; und den Herrn **Boileau** faſt beſchuldigten daß er ſelbſt einen Theil derſelben gemacht haben müßte, um den Abt **Cottin** deſto verächtlicher zu machen; ſo wie einige Schriftſteller glaubten ſie hätten das Geheimniß erfunden, des Herrn **Deſpreaux** Satiren gänzlich zu Boden zu reißen, wenn ſie ihm einige ſehr ſchlechte beymaßen, die doch eigentlich von ihrer Arbeit wären.

Des Herrn **Deſpreaux** anwachſender Ruhm, war nicht die einzige Sache, die ihm den Haß einiger Schriftſteller verſüßete. Selbſt ſeine Satiren, eine Quelle ſo vieler Klagen, machten ihm Freunde, und zwar vornehme Freunde, unter welchen er auch den oberſten Präſidenten, **Herrn von Lamoignon** zu zählen das Glück hatte. Dieſer verſtändige und gelehrte Herr, deſſen Freundſchaft die beſte Rechtfertigung war, erſchrack gar vor dem Namen **Satire** nicht, den des Herrn **Deſpreaux** Werke führten, und darinnen allerdings faſt nichts anders vorkam, als getadelte Verſe und Bücher; ſondern er war erfreut in denſelben den feinen Witz und ſchätzbaren Geſchmack der Alten zu finden. Noch lieber war es ihm zu ſehen, wie der Dichter eine Art von Gedichten, deren weſentliche Eigenſchaft bis dahin die Frechheit geweſen war, den Geſetzen einer gewiſſenhaften Schamhaftigkeit unterwerfen können. Bewunderte er aber ſeine Mäßigung in den allerkützlichſten Materien, ſo ſchätzte er nicht minder ſeine Aufmerkſamkeit hoch, nach welcher er allezeit bey einem jeden, den ehrlichen Mann von dem abgeſchmackten Dichter, und den guten Bürger, von dem ſchlechten Schriftſteller, unterſchied.

Herr **Bayle** in ſeiner **Republik der Gelehrten**, und Herr **Spanheim** in ſeiner Vorrede zu der **Satire der**

Cäſarn, vom Kaiſer Julian, haben dieſe Beſcheidenheit des Herrn Deſpreaux ungemein gelobet und keinen Anſtand genommen zu ſagen: daß Frankreich ſich durch ihn, in Anſehung der Satire, über alle andere Völker erhöhe, ja ſelbſt dem alten Rom dieſe Ehre ſtreitig machte.

Wir glauben, es ſey unnöthig allhier einen nähern Begriff von des Herrn Deſpreaux Satiren zu machen; denn was könnten wir wohl zu demjenigen noch hinzu ſetzen, was man ſchon davon weis? Sie ſind ja die Stütze und Zuflucht der mehreſten Geſellſchaften geworden: und wie viel Lehrſprüche, Sprüchwörter und ſinnreiche Reden haben ſie nicht in unſerer Sprache hervorgebracht, und wieder aus derſelben zu fremden Völkern übergeführet? Es giebt wenig Bücher, die das Gedächtniß der Menſchen auf eine angenehmere Art beſchäfftiget haben, und es giebt gewiß kein einiges Buch, welches man mit leichterer Mühe wieder herſtellen könnte, wenn alle Abſchriften und Ausgaben davon verlohren gehen ſollten.

Auf dieſe neun Satiren, folgte die **Dichtkunſt** und es war ganz billig, daß Herr Deſpreaux, nachdem er gezeiget, wie lächerlich und falſch viele Werke wären, auch Regeln angab, wie man beydes vermeiden und die Dichtkunſt zu demjenigen Grade der Vollkommenheit bringen könne, weswegen ſie die Sprache der Götter genennet wird. Hierzu nun war es nicht genug, Horazens Vorſchriften nur aufzuwärmen, die er ſchon zu ſeiner Zeit von eben dieſer Sache gegeben. Unſere Poeſie, die viel mehrere Veränderungen hat als die lateiniſche, nimmt auch verſchiedene Geſtalten an, die jener unbekannt waren. Alſo gab denn die alte Weisheit nur allgemeine Rathſchläge an die Hand: der neuere Eigenſinn aber, erforderte Vorſchriften, die ihm eigener waren, und dieſe Verbindung war das Meiſterſtück der Kunſt.

Alle Welt weis, wie es dem Herrn Deſpreaux damit gelungen iſt. Seine Dichtkunſt, eine erſtaunliche

Sammlung von Regeln und Beyſpielen iſt ſelbſt ein vortreffliches Gedicht, ein angenehmes und ſo rührendes Gedicht, daß, ungeachtet es eine Menge Sachen enthält, die nur der Sprache, der Nation und franzöſiſchen Poeſie eigen ſind, dieſelbe gleichwohl in Portugal einen der vornehmſten Ueberſetzer gefunden hat, nämlich den Herrn Grafen von Ericeyra.

Der Herr Präſident von **Lamoignon** zog den Herrn **Boileau** gar bald in eine Arbeit von ganz anderer Art. Ein geſetzter und wieder fortgeſchaffter **Pult**, hatte den Cantor und Schatzmeiſter einer der vornehmſten Kirchen zu **Paris** ungemein mit einander erzürnet, und fieng an die Materie zu einem ſehr ernſtlichen Rechtshandel unter ihnen zu werden: als eben Herr von **Lamoignon** ein ſehr weisliches Mittel ausfand, ſie wieder zu vereinigen. Dieſer Herr, erzählte es nun einsmals dem Herrn **Deſpreaux** und ſagte ihm: die Dichter rühmten ſich oftmals, was ſie für ein großes und ſchönes Werk über eine Nadelſpitze, oder von einem Fliegenfuſſe machen könnten: nun wäre ein **Pult** doch wohl ein viel prächtigerer Stoff und die Muſen würden niemals eine ſchönere Gelegenheit bekommen, ihre Geſchicklichkeit ſehen zu laſſen.

Herr **Deſpreaux**, auf welchen alle Augen gerichtet waren, glaubte man, müſſe zur Ehre der Poeſie, dieſen Satz behaupten. Ein Wort gab das andere und man forderte ihn heraus. Indeſſen dachte er, er würde mit einem bloßen Entwurfe davon kommen, welcher hinlänglich zu erkennen geben würde, wie glücklich die Sache abgehandelt werden könnte: ja er ſetzte gar einen Anfang von dreyßig bis vierzig Verſen hinzu, als ein deſto ſichreres Pfand der Ausführung. Allein es wäre ihm viel leichter gelungen ſein Wort ganz und gar nicht zu halten, als daſſelbe nur zur Hälfte zu erfüllen. Herr von **Lamoignon** erſtaunte über demjenigen was er doch nur noch kaum halb erblickte, und, um alle Welt zu überzeigen, ſo ſtellte er ſich als gäbe er den Streit noch nicht gewonnen? So daß man ſeiner ſinnreichen Hartnäckigkeit, die ſechs Geſänge zu danken hat, welche das Gedicht, der **Pult** betitelt, ausmachen. Man wird ſich nicht wundern, wenn wir von dieſem Werke nichts mehrers ſagen und über alle andere Gedichte des Herrn **Deſpreaux** nur ſo hingehen; wir müßten ja nur heute bloß die Abſicht haben ſie bekannt zu machen, und was iſt wohl bekannter als eben dieſelben?

Dasjenige Werk, welches vielleicht etwas unbekannter geblieben, weil deſſen Inhalt nicht eben für alle Leute iſt, das iſt ſeine Ueberſetzung von **Longins Erhabenem**; allein hat es gleich nicht ſo viele Leſer gehabt, ſo ſind auch die Stimmen derſelben deſto wichtiger: denn die allergeſchickteſten Kunſtrichter geſtehen, daß dieſe Ueberſetzung, als ein vollkommenes Muſter angeſehen werden muß, und daß, da der alte Schriftſteller alle Einfalt ſeiner lehrenden Schreibart behalten, Herr **Boileau** gleichwohl die großen Figuren davon er handelt, ſo glücklich erhoben hat, daß er nicht ſowohl überſetzt, als den Schriftſtellern ſeiner Nation einen Tractat vom Erhabenen geliefert zu haben ſcheint, der ihnen nützlich ſeyn konnte. Wie kann man auch hieran zweifeln, wenn man ſieht, daß er ſich nachdem ein Vergnügen daraus gemacht hat, ſeinen Anmerkungen über den **Longin**, Herrn **Daciers** und Herrn **Boivins** Gedanken beyzufügen; ungeachtet ſehr viele davon, inſonderheit unter Herrn **Daciers** ſeinen, den ſeinigen offenbar zuwider laufen.

Herrn **Deſpreaux** Namen ſäumte nicht lange auch nach Hofe zu kommen. Die verdienſtvollſten Prinzen und Herren beſtrebten ſich ihm, Proben ihrer Hochachtung zu geben, und endlich ward er auch dem Könige ſelbſt bekannt. Herr **Deſpreaux** hatte die Ehre, ihm einige Geſänge aus dem **Pulte** vorzuleſen, und etliche andere Stücke, die noch nicht zum Vorſcheine gekommen waren. Ja man hat oft von ihm gehöret, daß Se. Maj. ihn damals folgende erſten Zeilen ſeines erſten Briefes, einige male wiederholen laſſen:

Tel fut cet Empereur (*) ſous qui Rome adorée,
Vit renaitre les Jours de Saturne et de Rhée:
Qui rendit de ſon Joug l'Univers amoureux:
Qu'on n'alla jamais voir ſans revenir heureux;
Qui ſoupiroit le Soir, ſi la Main fortunée
N'avoit par ſes Bienfaits ſignalé la Journée.

Herr Deſpreaux hätte nichts geſchickters finden können, die Beſcheidenheit eines Prinzen zu treffen, der ein Feind auch der würdigſten Lobſprüche war, als da er ſie, in ſeiner Gegenwart, einem andern Fürſten gab, der in den Geſchichten durch eben dieſe Tugenden, ſo berühmt iſt.

Der König bekräftigte in demſelben Augenblicke, und ohne daran zu denken, die glückliche Anwendung der Boileauiſchen Verſe. Er gab ihm ein anſehnliches Gehalt, und ließ ihm zu gleicher Zeit einen Befreyungsbrief auf den Druck aller ſeiner Stücke, mit der auf ewig merkwürdigen Clauſel ausfertigen, **Se. Maj. wollten der Welt, durch die Leſung dieſer Schriften, eben das Vergnügen zu Wege bringen, was Sie ſelbſt darüber empfunden hätten.** Allein, was nach der Gemüthsart des Herrn Deſpreaux, die Wohlthaten des Prinzen auf das höchſte trieb, war der ruhmvolle Befehl, deſſelben Geſchichte zu ſchreiben.

Die franzöſiſche Akademie glaubte nicht, daß ein Mann, der von ſo hohen Dingen zu reden beſtimmet war, in einer andern Schule gebildet werden müßte, als bey ihr. Sie eilte daher, ihm ihre Pforten zu eröffnen: und Herr Deſpreaux machte ſeinen Eintritt in dieſelbe, durch eine Rede merkwürdig, die mit der beredteſten Erkenntlichkeit angefüllet war. Eine kleine Zahl auserleſener Männer in dieſer

(*) *Titus.*

dieſer Akademie, verfertigte damals diejenige Aufſchrift, in welcher man anfieng, den Anſchlag des berühmten Buches, **der Münzen über die wichtigſten Vorfälle der Regierung Ludwigs des großen**, zu faſſen. Herr Despreaux ward gar bald mit in dieſe Arbeit gezogen, und er trug mit ſeinem gewöhnlichen Eifer alles bey, was das Beſte ſeines Vaterlandes, oder die Ehre ſeines Herren betraf.

Die Verordnung vom 1701ten Jahre, welche dieſer **Akademie der Aufſchriften** eine ganz neue Geſtalt gegeben, erhielt dem Herrn Despreaux in derſelben die Stelle eines beſoldeten Mitgliedes, und er hat die Pflichten derſelben alle ganz genau, bis zu Anfange des 1706ten Jahres erfüllt, da eine völlige Taubheit und eine ſehr geſchwächte Geſundheit ihn veranlaſſeten, den Titel eines bejahrten Mitgliedes zu ſuchen. Der übrige Theil ſeines Lebens, iſt eigentlich zu reden, nur eine Eingezogenheit geweſen, in welche die Stadt und das Land ſich getheilet haben. Da er wenig in große Geſellſchaft kam, die er niemals ſehr geliebt hatte, und mit einer kleinen Zahl von Freunden zufrieden war, in denen er jederzeit ſeine Ergetzungen ſuchte; ſo erwartete er mit Gelaſſenheit den Tod, der ihm von den heftigſten Schmerzen, Ohnmachten, und einem faſt beſtändigen Fieber täglich angemeldet ward. Dieſer rückte ihn auch endlich den 13 März dieſes Jahres, in einem Alter von vier und ſiebenzig Jahren und einigen Monaten dahin.

Alles was den Tod der Gerechten anzeiget, hat des Herrn Despreaux ſeinen merkwürdig gemacht. Eine ungeheuchelte Gottesfurcht, ein lebendiger Glaube, und eine ſo große Mildigkeit, daß er faſt keine andere Erben erkennen wollen, als die Armen. Indeſſen ſind wir glücklich, daß wir nichts finden, wodurch wir dieſe Eigenſchaften ſo hoch erheben könnten, als ſie wohl vielleicht verdienten: denn es iſt eine Sache, wo der Unterſchied der Zeiten leichtlich einige Spottreden der Zeit ausfinden könnte, die man nie ſorgfältig genug austilgen kann. Ein erbauliches Ende iſt bey dem Herrn Deſpreaux, die natürliche Folge eines allezeit vernünftigen, allezeit chriſtlichen Lebens, geweſen.

Nie iſt ein Menſch mehr als er, von der heilſamen Furcht durchdrungen geweſen, die man jetzt faſt nicht anders, als unter dem Namen eines zarten Gewiſſens kennet. Hier iſt ein Beweis davon, den man ſonder Unbilligkeit nicht unterdrücken könnte. In der Zeit, als der Abſcheu vor den Rechtshändeln den Herrn Deſpreaux zur Sorbonne trieb, ertheilte man ihm eine Pfründe, und er genoß ſie auch acht oder neun Jahre lang. Nach Verlauf dieſer Zeit, und da er täglich weniger Luſt zum geiſtlichen Stande bey ſich verſpürete, verließ er auch dieſe Pfründe, welche eine bloße Priorey war; er trieb aber den Scrupel der Uneigennützigkeit ſo hoch, daß er ſich auch nicht einmal einen Freund in der Welt damit machte, ſondern ſie wieder in die Hände desjenigen, der ſie ihm ertheilet hatte, und ein unſträflicher Prälat war, niederlegte. Er that noch mehr: er berechnete, wie hoch ſich ungefähr alles belauffen, was er davon gezogen, und wendete dieß Geld zu verſchiedenen milden Werken an, deren erſtes die Beyſteuer zur Armencaſſe deſſelben Ortes war. Die Erzählung einer ſo erbaulichen That, würde ja wohl ihren Platz in dem Leben eines Einſiedlers, oder berühmten Bußfertigen verdienen!

Was ſeine Ehrerbiethung gegen die Religion betrifft, ein Punct, den man in der Nachricht von einem Dichter nicht vergeſſen muß, ſo war es dem Herrn Deſpreaux nicht genug, dieſelbe auf eine offenbare Weiſe, in ſeinem Briefe über die Liebe Gottes, bewieſen zu haben; ſie hat ihn auch bis in ſeine Satiren begleitet. Er hat allezeit mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, die Spöttereyen der Ruchloſen, die Spielwerke der Ohngötter und die Redensarten der Wollüſtlinge, auch dann anzutaſten, wenn es ſchien, daß er nur allein mit ſeinen Feinden, daß heißt, mit dem Galimathias, mit dem Schwulſte, oder der Niederträchtigkeit der poetiſchen Schreibart, zu thun hätte.

Die beſondern Eigenſchaften ſeines Herzens und Verſtandes, welche verurſachen, daß ein Menſch in Geſellſchaften beliebt wird, machten vollends den Character des Herrn **Deſpreaux** aus. Er wendete das Anſehen, was ſeine Verdienſte ihm erworben hatten, viel lieber für andere, als für ſich ſelbſt an. Er vergab nicht nur die Schmähungen, ſo er erduldet hatte; ſondern er vertrug ſich auch auf eine anſtändige Art, ſo bald man es ſuchte, wie man weis, daß er mit dem Herrn **Perrault**, nach aller Hitze ihres Streites, **über den Vorzug der Alten und Neuern**, gethan.

Ohne ihn geſehen zu haben, ward man wegen der öffentlichen Hochachtung, oder wegen ſeiner Werke, ſein Freund, und man konnte auch auf dieſe ſeine Freundſchaft eben ſo viel bauen, als auf diejenigen, ſo durch andere Bündniſſe entſtehen. Wir wollen ein beſonders Beyſpiel davon anführen.

Der berühmte Herr **Patrů**, ward, zur Schande ſeiner Zeiten, ſo weit gebracht, daß er ſeine Bücher verkaufen mußte; einen Schatz, der ihm der angenehmſte war, und faſt der einzige, den er noch übrig hatte. Herr **Deſpreaux** erfuhr, daß er im Begriffe wäre, ſie um einen ſehr mittelmäßigen Werth loszuſchlagen, und gieng ſogleich hin, ihm faſt ein Drittheil mehr dafür zu biethen. Nach gezahltem Gelde aber, ſetzte er eine neue Bedingung in ſeinen Kaufbrief, die den Herrn **Patrů** ganz erſtaunet machte; daß er nämlich ſeine Bücher, nach wie vor behalten, und ſeine Bücherſammlung erſt nach ſeinem Ableben dem Herrn **Deſpreaux** anheim fallen ſollte. Eben ſo großmüthig verfuhr er gegen den Herrn **Caſſandre**, Ueberſetzern der

Redekunſt des Ariſtoteles, und ſein Geld ſtand auch noch vielen andern zu Dienſten. Denn der Anblick eines bedürftigen Gelehrten, machte ihm ſo viel Kummer, daß er ſich auch ſogar nicht entbrechen konnte, dem Liniere Geld zu leihen, welcher oftmals ſtehendes Fußes an den erſten beſten Ort der Nachbarſchaft gieng, ein Gaſſenlied wider ſeinen Gläubiger zu machen.

Wir würden kein Ende finden, wenn wir uns noch länger bey allem dem aufhalten wollten, was bey dem Herrn Deſpreaux anzeigte, daß er ſo redlich und rechtſchaffen, als geiſtreich, und nicht minder ein Weiſer, als ein Dichter geweſen. Ein ausnehmendes Verdienſt hatte ihm ſehr zeitig zum Genuſſe ſeines vollen Ruhmes verholfen, und nichts als die Unmöglichkeit einen ſeines gleichen zu finden, kann ſeinem Leben einen neuen Zierrath ertheilen.

XIV.

Lebensumſtände Herrn Marcus Antonius Oudinets. In der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern, des 1712ten Jahres vorgeleſen.

Marcus Antonius Oudinet, ward gegen das Ende des 1643ten Jahres zu **Reims** gebohren. Seine Familie war urſprünglich aus **Cambray**, und ſeine Vorväter waren faſt alle Kriegsbediente geweſen. **Nicolas Oudinet**, ſein Vater, war der erſte, der ſeine Wohnung und ſein Vermögen nach **Champagne** verlegte, allwo er dem Soldatenleben gute Nacht gab, und bloß ſein Vermögen zu nutzen ſuchte. Unfehlbar bewog auch das Beyſpiel einer ſo verſchiedenen Lebensart, den jungen **Oudinet**, ſich der Rechtsgelehrſamkeit zu widmen; denn man wird es auch bey mittelmäßigen Familien gewahr, daß ſie den Degen mit der Feder nicht ſo leicht verwechſeln, als die Feder mit dem Degen.

Der junge **Oudinet** trieb ſeine Studien, bis zur Redekunſt, in der Jeſuitenſchule zu **Reims**; und that ſich in derſelben durch ſein ſtarkes und fertiges Gedächtniß hervor. Sein Rector wollte einmal eine untrügliche Probe davon machen, und trug ihm auf, eines von den Büchern der **Aeneis**, welches er in ſeine Wahl ſtellete, auswendig zu lernen, um es zu Ende der Woche öffentlich herzuſagen. Als der beſtimmte Tag kam, ſchlug Herr **Oudinet** dem Rector vor, dieſes Buch durch das Looß auszumachen: indem er, aus Furcht, daß man denken möchte, er hätte ſchon irgend einen Vorſprung gehabt, oder zu einem einzelnen Buche zu viel Zeit bekommen, die ganze Aeneis auswendig gelernet hätte.

Als er mit der Redekunſt fertig war, brachte er fünf oder ſechs Jahre zu Paris zu. Hier lernte er die Weltweisheit und das Recht, ward zum Sachwalter bey dem Parlamente aufgenommen, und hielt einige Reden vor Gerichte mit gutem Erfolge.

Als er wieder nach Reims kam, legte er ſich ganz und gar auf die gerichtlichen Reden, darinnen er gar bald ſo vielen Ruhm erlangte, daß er anfieng die Laſt ſeines Standes einzuſehen. Die Menge der ihm anvertrauten Rechtshändel ward ihm ſehr ſchwer. Anfangs ſetzte er ſich vor, nur die wichtigſten davon anzunehmen, und auch unter dieſen wollte er in der Folge, nur die billigſten ausſuchen. Man gewinnet viel bey der Muße, zum mindeſten in der Zeit, in welcher wir leben, und ſo wie es ſehr wenige Rechtshändel geben würde, wenn ein jeder auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen ſuchte; ſo würde es noch viel weniger Sachwalter geben, wenn man bey fremden Händeln ſo gewiſſenhaft ſeyn müßte.

Herr Oudinet, deſſen mäßiges Vermögen zu allem Glücke ſicher angeleget war, fand dennoch in dieſer Zärtlichkeit eine ſichere Zuflucht wider die Beſchwerlichkeiten ſeiner Lebensart. Er hatte Muße genug diejenigen Rechte, welche er bis dahin nur angeführet hatte, zu erlernen: und da er faſt aufhörete öffentlich als ein Rechtsgelehrter zu reden, ſo fieng er erſt an, wie er ſelbſt ſagte, es in der That zu werden.

Dieſe Bemühung war auch für ihn nicht fruchtlos: denn ſie brachte ihm die erſte offen gewordene Juriſtenſtelle auf der hohen Schule in Reims zu Wege; und er bekleidete dieſelbe annoch, als Herr Rainſſant, Aufſeher über den königlichen Münzenſchatz, ihn bewog, dieſes Amt mit ihm zu theilen. Herr Rainſſant und Herr Oudinet waren Verwandte, und hatten den Ruff zum Münzweſen zu gleicher Zeit, und durch einerley Zufall, erhalten.

Ein Pachter von Herrn **Oudinets** Vater, hatte in der Feldarbeit eine ganze Urne voller metallenen Münzen gefunden. Dieß war eine herrliche Beſchäfftigung für dieſe zween junge Herren. Sie eiferten einander nach, wer die Bilder darauf beſſer erklären, die Schrift beſſer herausklauben würde. Alles kam ihnen neu vor, und reitzte folglich ihre Aufmerkſamkeit.

Ob nun gleich nachmals Herr **Rainſſant**, ein Arzt, und Herr **Oudinet** ein Sachwalter ward: ſo verloren doch beyde auf dieſen verſchiedenen Wegen den Geſchmack nicht, welchen ſie an der Münzwiſſenſchaft gefunden; nur daß in der Zeit, da der eine ihr zu **Paris** nachhieng, und allen Vortheil genoß, welchen daſelbſt der Umgang mit den Gelehrten, und der Anblick einer großen Menge Cabinetter, verſchaffet, der andere in ſeiner Provinz, nichts als die Beyhülfe der Bücher hatte. Endlich erhielt Herr **Rainſſant** die Aufſicht über des Königsmünzenſammlung, und, weil er daſelbſt viel zu thun fand, indem er ein Verzeichniß machen und die Folgen der Münzen ordnen mußte, ſo fiel ihm gleich Herr **Oudinet** zum Gehülfen ein. Einige Jahre darauf ſtarb Herr **Rainſſant**, und Herr **Oudinet** trug ſogleich die Schlüſſel des königlichen Cabinets zum Herrn **von Louvois**. Dieſer Miniſter, bey dem er bereits ſehr bekannt war, ſagte ihm: er ſollte ſie nur behalten; er wüßte ſchon, daß ſie in guten Händen wären: und es währete nicht lange, ſo brachte er ihm die königliche Genehmhaltung dieſer Stelle zu wege.

Es iſt unmöglich von allem, was Herr **Oudinet** bey dieſem Amte, innerhalb 22 Jahren geleiſtet hat, allhier Rechenſchaft zu geben. Man müßte in dieſem Falle, den Zuſtand, in welchem er das Cabinet gefunden, mit demjenigen vergleichen, darinnen er es gelaſſen hat; und dennoch

noch würde man daraus noch keinen vollkommenen Begriff von der Ordnung bekommen, in die er es gebracht, und von den Entdeckungen, die er allda gemacht hat. Dieß ſind Arbeiten, die unter den Händen wachſen, die nach dem Maaße zunehmen, wie man zu einer mehreren Vollkommenheit gelanget, und die um ſoviel mehr Mühe koſten, je weniger Nachrichten man davon findet. Sie gleichen denen erſtaunlichen Umwühlungen der Erde, die nach langer Zeit und unendlicher Mühe, endlich an einem Orte Schönheiten hervor bringen, die man oftmals nicht bemerket, oder allezeit auf die Rechnung der Natur ſchreibt.

Der König, welchem Herrn **Oudinets** Gefliſſenheit und Bemühung nicht unbekannt blieben, vermehrte ſein gewöhnliches Gehalt mit 500 Thalern; und als Se. Maj. eines Tages ihr Cabinet, dem verſtorbenen Könige von England, **Jacob dem** II. ſelber zeigten, und dieſer Prinz Se. Maj. fragte: ob nicht Herrn **Oudinets** Amt eines der wichtigſten ſeines Hofes wäre? antwortete der König: **es wäre eigentlich kein Amt; ſondern wenn man den** Herrn Oudinet **ſähe, ſo ſchlöſſe man gar bald, daß es eine Stelle wäre, die bloß den Verdienſten ertheilet würde.**

Bey der Erneuerung der Akademie im 1701ten Jahre, ward er zum Beyſitzer ernannt, und, ungeachtet er ſelten nach **Paris** kam, außerdem viel zu thun hatte, und bereits anfieng in ein hohes Alter zu treten, ſo war doch ſein Name nicht ein bloß leerer Zierrath unſeres Verzeichniſſes. Die Würde eines Mitgliedes der Akademie, drang ihm von Zeit zu Zeit kleine Arbeiten ab, die zwar allerdings ſchon an ſich ſelbſt ſchätzbar, aber um deſto koſtbarer waren, weil es die einzigen ſind, die wir von ihm übrig haben.

Die erſte handelt von dem **Urſprunge des Worts** Medaille. Es iſt ſeltſam genug, daß unter ſo vielen

Schriftſtellern, die von Münzen geſchrieben haben, kein einziger darauf gefallen iſt, dieſe vorläufige Frage aus dem Grunde abzuhandeln; und daß ein Nahme, der überall an allen Orten der Welt angenommen worden, wohin nur die Neugierde dieſer Denkmäler gekommen iſt, ſeinem Urſprunge nach ſo unbekannt geblieben. Nachdem er ihn kunſtmäßig bey den Hebräern, Griechen und Lateinern, bey den Arabern, Spaniern und Italiänern nachgeſucht, findet er ihn ganz ungezwungen in der Aehnlichkeit der zwey Wörter **Metall** und **Medaille**; und beſtärket dieſe Meynung, durch die ſo häufig vorkommende Abänderung des Buchſtabens D. in ein T. und das T. in ein D. die in allen Sprachen vorkömmt.

Eine andere Abhandlung vom Herrn **Oudinet**, betrifft die **athenienſiſchen und lacedämoniſchen Münzen**, zwoer berühmten Republiken, die ſich einander das griechiſche Reich, ſo lange ſtreitig gemacht, bis ſie alle beyde unter die römiſche Bothmäßigkeit gerathen ſind. Seine erſte Betrachtungen gehen auf den Gottesdienſt dieſer zwey Völker. **Minerva**, die im attiſchen Gebiethe ſo hoch verehret worden, wird auf den athenienſiſchen Münzen allezeit vorgeſtellet. **Caſtor** und **Pollux** ſtehen allezeit auf den Gegenſeiten der **lacedämoniſchen**. In den athenienſiſchen Münzen, wird zuweilen noch Jupiter der **Minerva** beygefüget: und auf den **lakoniſchen** ſteht zuweilen noch **Herkules** neben den **Dioſkuren**.

Ferner bemerkt Herr **Oudinet**, daß wir eine Menge **athenienſiſcher** Münzen in Silber; und von den **Lacedämoniern**, als getreuen Beobachtern der **lykurgiſchen** Geſetze, keine andere als metallene, haben: daß die erſten, nachdem ſie römiſche Unterthanen geworden, dieſes Joch nur mit Hochmuth getragen, und niemals Münzen mit kaiſerlichen Geprägen geſchlagen; dahingegen die andern, als größere Schmäuchler, oder als Leute, denen die Gütigkeit ihrer neuen Herren, mehr die Herzen rührete, keinen Anſtand genommen, ihnen auch dieſes öffentliche Zeugniß ihrer Unterwürfigkeit, oder Erkenntlichkeit, zu geben.

Endlich beſitzen wir in einer dritten Schrift vom Herrn **Oudinet**, etliche ſonderbare Beobachtungen über zween große und ſchöne Agathe; welche, ehe ſie in den königlichen Vorrath gekommen, faſt ſieben hundert Jahre in einer berühmten Kirche, als ſehr alte Denkmäler unſerer Religion aufbewahret worden. Der erſte, welcher den **Jupiter** und die **Minerva** an den Seiten eines Oelbaums vorſtellet, nebſt einer Eule, einer Schlange und einem andern Thiere, unten in einer Art von Abſchnitt, ward für eine Beſchreibung des irrdiſchen Paradieſes, und für die Geſchichte von **Adams** Falle gehalten. Die Stellung und der kurze Mantel am **Jupiter**, der Helm und der lang gefaltene Rock der **Minerva**, nichts hatte die Augen derer Zeiten eröffnen können, in welchen man ſich, ohne fernere Unterſuchung, die Denkmäler des Heidenthums zueignete, inſonderheit wenn ſie einigermaßen koſtbar waren. Eine fromme Einfalt hatte dieſen Agath vollends der Kirche geweihet, und auf den Rand des Steines folgenden Vers aus dem III Cap. des I Buchs **Moſis** ſchneiden laſſen: **Und das Weib ſah an, daß die Frucht dieſes Baumes zu eſſen gut war, daß ſie den Augen ſchön und lieblich war.**

Der andere Agath, der nach der gemeinen Meynung den Evangeliſten **Johannes** vorſtellet, wie er von einem Adler aufgehoben, und von einem Engel gekrönet wird, iſt ein Denkmaal von des **Germanicus** Vergötterung, den eine **Victorie** krönet. Er hält in der rechten Hand einen Augurſtab, den der Pöbel für einen Biſchofsſtab gehalten; und in der linken ein Horn des Ueberfluſſes, welches man für ein Sinnbild des **Evangelii** ausgegeben, ſo ſich bald über die ganze Welt ausbreiten ſollte.

Vieleicht heben wir noch in vielen Kirchen dergleichen Ueberbleibſel der heidniſchen Geſchichte und Religion, einige von den goldnen und ſilbernen Gefäßen der Aegyptier auf, die von der Einfalt unſerer Väter gleichſam zu Reliquien gemacht worden ſind. Um aber in dem Ausſpruche einer ſo kützlichen Sache, nicht verwegen zu verfahren, müßte man nicht allein ſo erfahren in dieſer Materie ſeyn, als Herr Oudinet ſeyn konnte; ſondern man müßte auch ein vom Chriſtenthume ſo durchdrungenes Herz beſitzen, das über alle Muthmaßungen erhaben iſt. Sein Glaube war unbeweglich, ſeine Gottesfurcht hatte nichts ſtörriges; und war dennoch ſo vollkommen und lebhaft als möglich: und an einem Orte allwo die mehreſten Leute ſich ohn Unterlaß zwingen, beſſer zu ſcheinen als ſie ſind, hätte er zuweilen gewünſcht, nicht für ſo gar gut gehalten zu werden, als er wirklich war.

Er hatte ein oder zwey Jahre vor ſeinem Tode, einen leichten Anfall vom Schlagfluſſe gehabt, und wollte es nicht geſtehen; gleich als wenn das Bekenntniß dieſes Zufalles, die Rückkehr eines Uebels beſchleuniget haben würde, welches ſelten wegbleibt. Er war aber viel zu chriſtlich, um ſich über dieſer Gefahr zu kränken, und lebte in derjenigen heilſamen Furcht, die jeden Tag des Lebens heiliget, als ob es der letzte ſeyn ſollte. Der Schlagfluß kam auch wirklich wieder, und riß ihn plötzlich den 12ten Jenner dieſes Jahres, in ſeinem 68ten Jahre und einigen Monaten dahin, nachdem er den Abend vorher ſeine Andacht gehalten.

Unter den verſchiedenen Mitgliedern dieſer Akademie, die der Herr **von Louvois** Sr. Majeſt. an ſeiner Stelle zum Aufſeher des Münzcabinets vorgeſchlagen, hat der König dem Herrn **Simon** erwählet, und des Herrn Oudinets Erben haben des Verſtorbenen Gehalt, mit ſolchen Merkmaalen von Hochachtung und Gnade behalten, die allein fähig ſind, einen Troſt an die Hand zu geben, und ein würdiges Lob des Seligen zu ſeyn.

* * *

XV.

Lebensumſtände

des Herrn Abts Tallemant, in der öffentlichen Verſammlung nach Martin, im 1712ten Jahre vorgeleſen.

Paul Tallemant ward im 1642ten Jahre, den 18 Junii zu **Paris** gebohren. Sein Vater war **Gideon Tallemant**, Aufſeher der Bittſchriften; und ſeine Mutter, **Maria du Pouget von Montoron**, eine Tochter Herrn **Montorons** Generaleinnehmers der Finanzen.

Er gerieth ſehr frühzeitig mit allen Perſonen in Verbindung, die ſowohl bey Hofe als in der Stadt, witzig, von gutem Geſchmacke und wohlgeſittet waren. Ja ſie waren auf verſchiedene Weiſe mit ſeiner Familie verbunden. Er war ein naher Verwandter des Herrn **de la Serre**, Geſchichtſchreibers, von welchem wir verſchiedene Werke haben, des gelehrten **Pomeuſe**, der als Biſchof von **Marſeille** geſtorben iſt, des Abts **Tallemant**, welcher die Leben des **Plutarchus** und des **Procurators Nani** venetianiſche Geſchichte überſetzt hat, der Frau **Peliſſari** und der Frau von **Sabliere**; die ſich beyde durch ihren feinen und erhabenen Verſtand ſo berühmt gemacht haben.

Uebrigens machte ſich Herr Tallemant, der Vater, welcher als ein großer Herr lebte, ein beſonderes Vergnügen daraus, gelehrte Leute zu verbinden. Er beherbergte allezeit einen in ſeinem Hauſe, andern gab er Gehalte, und alle nahm er ſehr höflich auf.

Herr von **Montoron**, der Frau **Tallemant** Vater, that es in dergleichen Freygebigkeiten, ſeinem Eidame noch zuvor, und die Zueignungsſchriften kamen von allen Seiten auf ihn zugeflogen.

Es konnte alſo dem Herrn **Abte Tallemant** an einem angenehmen Umgange mit gelehrten Leuten nicht fehlen; und er hatte eine viel zu glückliche Gemüthsart, als daß derſelbe bey ihm fruchtlos geweſen ſeyn ſollte.

Eine gewiſſe Art von Galanterie hatte vielen Theil an dem Witze der damaligen Zeit. Man wollte faſt nichts anders leſen, als kleine und zärtliche Verſe, oder heldenmäßige und in unendliche Abentheuer verwickelte Erfindungen. Kurz, das Reich der **Opern** gieng an, und man war ganz närriſch auf die **Romanen**. Dieſe herrſchende Grillen nahmen auch den Herrn Abt **Tallemant**, doch mit allen den Vortheilen ein, die ihnen die Jugend und ſeine Lebhaftigkeit geben konnte. Er that ſich anfangs durch kleine Poeſien, Idyllen und Schäfergedichte hervor; nachmals durch förmliche Opern, wozu ſich gar bald Componiſten fanden und die mit gutem Erfolge in Privathäuſern aufgeführet wurden. Auf dieſe lyriſchen Werke, folgte ein Stück in untermiſchter Proſa und Verſen, welches den Titel führte, **Reiſe in die Inſel der Liebe**. Es war eine ſinnreiche Allegorie, in welcher, unter dem Bilde einer gemeinen Reiſe, alle Wege beſchrieben wurden, auf welche uns eine blinde Leidenſchaft verleiten kann. Die Fallſtricke, ſo ſie auf den Weg leget, die große Unſicherheit in ihrer Herbergen, und die verſchiedenen Gefahren, denen man am Ende des Weges ausgeſetzt iſt, alles ward darinnen vorgeſtellet. Ungeachtet Herr **Tallemant** kaum achtzehn Jahre war, da er dieſes Stück verfertigte, und alle ſeine Freunde daſſelbe lobten, ſo war doch ſeine Abſicht nicht, es ans Licht zu ſtellen. Gleichwohl geſchah es; und zwar durch einen von denen Diebſtählen, woraus ſich Privatperſonen zuweilen eine Ehre machen und deren Wiedererſtattung das gemeine Weſen ſich allezeit zueignet.

Die franzöſiſche **Akademie** wandte gar bald ihre Augen auf einen ſo geſchickten Gegenſtand. Er war nur zwey oder drey und zwanzig Jahre alt, als ſie ihn erwählete, des berühmten Dichters, Herrn **Gombauds** Stelle zu erſetzen. Alſo ward er in einem Alter, in welchem er ohne Erlaß, auch nicht an die geringſte obrigkeitliche Würde im Reiche hätte denken können, mit einhälliger Stimme unter die Orakel der Nation verſetzt.

Das Glück war ihm ſo günſtig nicht, als die Muſen. Herr Abt **Tallemant**, der im Ueberfluſſe gebohren, in der großen Welt erzogen, und zu den höchſten Ehrenſtellen des Witzes geſtiegen war, verlor auf einmal, ſeinen Vater, deſſen Schwiegervater, und mit ihnen, alle Hoffnung eines großen Erbtheils.

Herr **Tallemant** hatte einen Stamm von mehr als hundert tauſend Pfund Einkünſten, durch ſeine Verſchwendung in dem Rentweſen und durch einige Gelder, die er im Spiele an den Cardinal **Mazarin** verlohren, eingebüßet. Herr von **Montoron**. hatte ſeinerſeits, unſägliche Schätze eben ſo leicht verthan, als er ſie geſammlet hatte: und wenige Tage vor ſeinem Tode, hatte die Juſtitzkammer alles ſehr ſorgfältig aufgehoben, was durch ſeine Pracht noch nicht erſchöpfet worden war.

Die Frau **Tallemant** hatte alle Mühe in den Ueberbleibſeln dieſer zwo Erbſchaften nur ſo viel zu finden, daß ſie mit fünf Kindern davon leben konnte. Ihre Verſorgung lag ihr auf dem Herzen: denn ſie waren noch gar nicht verſorgt. Gleichwohl, wenn ihre Freunde ſie auf dieſe Sache brachten, ſo ſagte ſie, und meynte den Abt: **zu allem Glücke iſt doch dieſer eine verſorgt!** weil er in der **franzöſiſchen Akademie** war. Dieſer Satz nun war eben nicht nach der ſtrengſten Logik eingerichtet;

allein mit der Zeit ward er, zur Ehre der Wiſſenſchaften, richtig.

Herr Abt Tallemant überließ ſich mit geſetztem Geiſte dem Eigenſinne des Glücks und weit gefehlt, daß er niedergeſchlagen zu ſeyn ſcheinen ſollte; ſo nahm vielmehr ſein hervorſproſſender Ruhm täglich aus allerley kleinen Werken, und inſonderheit durch einige ſehr beredte akademiſche Reden, zu. Eine der erſten war, die **Leichenrede auf den Herrn Kanzler Seguier**, dieſen großen Mann, der nach des Cardinals **Richelieu** Tode, allein fähig war, die Thränen der Akademie zu trocknen, und ihr ganzer 30 Jahre einen anſtändigen Aufenthalt zu verſchaffen.

Man weis, daß der König, mitten in dieſer neuen Trauer, einen günſtigen Blick auf die irrenden Muſen warf, und da er deren Schutz unmittelbar ſelbſt übernehmen wollte, anfieng ihnen eine Wohnung in ſeinem eigenen Palaſte zu geben. Aber das weis nicht ein jeder, daß der Herr Abt Tallemant, welcher kurz zuvor die Klagen der Akademie über des Herrn Kanzlers **Seguiers** Tod lautbar gemacht hatte, auch der erſte geweſen, der ihre Erkenntlichkeit gegen den neuen Beſchützer kund gethan. Dieß bewerkſtelligte er durch eine große Menge Lobreden; dazu ihm der **Fortgang der Künſte und Wiſſenſchaften**, die **Eroberung von Holland**, und der **nimegiſche Frieden**, wechſelsweiſe den Stoff an die Hand gaben.

Da er insgemein zu dergleichen feyerlichen Reden ſolche Tage wählete, an welchen alle Menſchen in die Verſammlung gelaſſen wurden; ſo breitete ſich der Ruff davon weit aus, und machte auch den Herrn **Colbert** neugierig, welcher von der Geſchicklichkeit dieſes jungen Mitgliedes der Akademie ganz eingenommen, und durch die Treue gegen ſeinen Prinzen noch mehr gerühret wurde, ihm die Arme both, an dem Unglücke der Seinigen Antheil nahm, und ihm endlich in der **Akademie der Aufſchriften** eine

Stelle, mit einem Gehalte von fünf hundert Thalern gab.

Der Herr Abt **Tallemant** leiſtete dieſer Akademie ſogleich große Dienſte. Er war es, der mit dem Herrn **le Brün** den Anſchlag der Schildereyen in dem großen Saale zu **Verſailles** faßte, und Aufſchriften hinzufügete, welche nach dieſem verſchiedene Veränderungen erlitten haben. Man trug ihm nachgehends die Beſchreibung faſt aller königl. Schlöſſer auf; und er war bereits mit vielem fertig als Herr **Colbert** ſtarb. O! wie viel verlohr nicht er inſonderheit durch den Tod eines dem Staate ſo nöthigen Miniſters! Außer oberwähnten Gehalte und denen Geſchenken, die er von Zeit zu Zeit hinzugefüget, hatte Herr **Colbert** auch noch Sorge getragen, daß dieſer kleine akademiſche Zugang durch eine anſehnliche Pfründe vermehret ward. Er hatte ihm überdieß das Amt eines Aufſehers der Deviſen verſchafft, welches durch Herrn **Desfontanies** Tod erlediget worden war, und hatte den Herrn **Tallemant** dem Könige vorgeſchlagen, ihn als Auditorn der **Rota** nach **Rom** zu ſchicken. Herr **Tallemant** ſeufzte auch nicht nur in der Stille über den Verluſt ſeines erlauchten Wohlthäters; ſondern widmete ſeinem Andenken noch eine Lobrede, durch welche diejenigen unnachahmlichen Ausdrcküe auf ewig ſchätzbar bleiben werden, die der Schmerz zuweilen der Beredſamkeit an die Hand giebt.

Die Sammlungen der Akademie zeigen uns, faſt zu gleicher Zeit, zwo andere Abhandlungen vom Herrn Abte **Tallemant**.

In der erſten, die **von der Nützlichkeit der Akademien** handelt, ſetzt er gleich Anfangs, durch Beyſpiele die aus **Alexanders** und **Auguſts** Zeiten hergenommen ſind: daß die Wiſſenſchaften gemeiniglich mit den Ländern einerley Schickſale haben; und von hier ſchreitet er zu einer langen Erzählung aller derer Vortheile, welche die franzöſiſche Akademie vor allen ihren Vorgängerinnen hat.

In der andern Schrift, handelt er die Frage ab: ob die Aufſchriften unſerer öffentlichen Denkmäler franzöſiſch oder lateiniſch gemacht werden ſollten? Eine Frage, die ſchon aus ſo vielen Schriften und aus dem Anſehen der Gegner berühmt iſt. Der Jeſuit Pater Lucas, hatte den Streit durch eine Rede erneuert, in welcher er den Ausſpruch für die lateiniſchen Aufſchriften that. Der Herr Abt Tallemant, ein großmüthiger Verfechter der entgegen geſetzten Meynung, ließ alles fahren, was bereits vom Herrn Charpentier und einigen andern, zum Vortheile der franzöſiſchen Sprache war geſagt worden; und ſucht in ſeiner Antwort, die Lateiner, nur durch die Lateiner ſelbſt, durch den Cicero und Horaz, zu verwirren. Sie beyde ſagt er, waren mit uns im Abſehen auf den Vorzug ihrer Sprache, in gleichen Umſtänden. Die mehreſten Gelehrten ihrer Zeit ſchätzten nur das Griechiſche hoch, und wollten nichts anders hören. Cicero lehnet ſich in vielen Stellen wider dieſen Geſchmack auf, den er ausſchweifend und ſeltſam nennet. Horaz beſchweret ſich ſelbſt gegen den Auguſt darüber; und ein ſo zärtliches Jahrhundert hörte ihre Klagen; die folgenden gaben ihnen Recht. Mit was für einem Eigenſinne, wollen denn wir, ſetzt er hinzu, ſo viel Billigkeit in dem Verdruſſe dieſer großen Männer, und ſo viel Unrecht in dem unſrigen, finden?

Die Krankheit, die Standhaftigkeit und Geneſung des Königes, gaben zu Anfange des 1687ten Jahres, dem Eiſer der Redner eine neue Materie an die Hand. Dem Herrn Tallemant, als einem der gewohnet war, ſich unter ihnen hervorzuthun, gelung es am allerglücklichſten, den Händen des Gerüchts, die zärtliche Unruhe eines bey der grauſamen Krankheit, welche das Leben ſeines Prinzen angriff, zu den Füßen der Altäre zitternden Volkes; und deſſen unerhörte Freude und Jauchzen, bey der Wiederherſtellung einer ihm ſo theuren Geſundheit, zu überantworten.

Seine Begierde und Fertigkeit ſich auf dieſe Weiſe bey allen großen Vorfällen zu üben, die nur einige Verhältniß mit der Ehre des Staats, oder des Königes hatten, waren für die **Akademie der Aufſchriften** keine gleichgültige Sache. Da man in derſelben ohne Unterlaß eben an dieſen Materien arbeitete, ſo war niemand geſchickter, dieſelben zu nutzen; und es kam dabey nur darauf an, wie man ſie von der Pracht der Lobreden, auf die hiſtoriſche Einfalt, und auf die ſchöne Kürze der Denkmäler, brächte. Man nahm auch nach dem Tode des Herrn **de la Chapelle**, das heißt, zu Anfange des 1694 Jahres, in dieſer Akademie ſeine Zuflucht zu der Feder des Herrn Abts **Tallemant**. Denn in dieſer Zeit nahm unſere Akademie, welche ſeit kurzem, unter des Herrn von **Pontchartrain**, damaligen Staatsſecretärs und jetzigen Kanzlers Aufſicht gekommen war, endlich unter ſeinem Schutze, diejenige ſchöne und dauerhafte Form an, die auch die allergefährlichſten Zeitläufte verſchonet haben.

Das Buch von den Münzen der Geſchichte des Königes, davon man, eigentlich zu reden, nur noch erſt einen unförmlichen Entwurf gemacht hatte, ward mit ſo gutem Erfolge getrieben, daß ſelbſt diejenigen drüber erſtaunten, denen er beyzumeſſen war; und der Herr Abt **Tallemant** nahm, nachdem er mehr als irgend jemand zum Werke ſelbſt beygetragen, noch überdieß, faſt alle Bemühungen des Druckes über ſich: eine Bemühung, die ein jeder für beſchwerlich halten wird, der da weis, was die Richtigkeit zu ſagen hat.

Man ward mit dem Drucke dieſes berühmten Buches fertig, als die neue Einrichtung von 1701, die Arbeiten und Anzahl der akademiſchen Mitglieder merklich vermehrete. Die Verwaltungen des Secretärs wurden auch viel beſchwerlicher, als ſie bis dahin geweſen waren; allein dieſe neue Laſt, machte dem Herrn Abte **Tallemant** Ehre, ohne ihm zu ſchwer zu werden. Ein Menſch der über ſeine Materie

terie erhaben iſt, ſieht es lieber, wenn er ſie in allem ihrem Umfange überſehen kann, als wenn er ſich allezeit nur in irgend einem ihrer einzelnen Theile eingeſchloſſen halten muß.

Damals fieng man an, unter dem Namen der **Leben**, dem gemeinen Weſen einen Begriff von den Arbeiten jedes Mitgliedes zu geben, welches uns durch den Tod war geraubet worden. Dieſe betrübte Gelegenheit das Andenken ihrer Mitbrüder zu feyern, hat ſich vier oder fünfmal dargeſtellet, ſo lange er im Dienſte geweſen: und vielleicht hat die ſinnreiche Art, womit er unſern Verluſt zu beſchreiben pflegte, manchmal den Wunſch hervor gebracht, daß wir oftmals jemanden verlieren möchten.

Indeſſen ward er unvermerkt alt, und dieß bewog ihn im 1706ten Jahre das Secretariat niederzulegen, und ſich mit dem Titel eines **bejahrten** Mitgliedes zu begnügen, den man ihm auch, mit einer beſondern Ehre ertheilte. Seine Freundſchaft gegen mich, und die Mühe ſo er ſich gegeben, mich abzurichten, waren faſt die einzigen Urſachen, ſo man zu Rathe zog, als man ihm einen Nachfolger erſah. Meine Dankbarkeit geſteht ſolches um ſo viel lieber, da dieß das erſtemal war, daß die Hochachtung ſo man gegen ihn hatte, dem gemeinen Weſen zum Nachtheile gereichet hat.

Wir haben noch lange Zeit, nach dieſer Art von Austritte, das Vergnügen gehabt, den Herrn Abt Tallemant ſehr fleißig, und allezeit mit Nutzen, bey unſern Verſammlungen zu ſehen. In die **franzöſiſche Akademie** gieng er eben ſo oft, und eben er war es, welcher zu Ende des 1706ten Jahres, die Ehrenbezeugungen bey der Aufnahme des Herrn Abts **von Louvois**, und des Herrn Marquis **von St. Aulaire** in dieſelbe, verrichten mußte.

Die Ueberſetzung der ſchönſten Pſalmen **Davids**, und einiger lateiniſchen Eklogen des Biſchofs **von Avranche**, ſind die letzte Frucht ſeiner Muße geweſen; von allen dieſen

ſen Stücken aber, iſt nur ein einziges zum Vorſcheine gekommen, nämlich dasjenige, welches den Titel führet, Lampyris, oder das Johanneswürmchen, und im 1709ten Jahre gedruckt worden iſt. Die andern hat man unter ſeinen Schriften gefunden, wie auch noch, **Regeln zur Beredſamkeit, aus Ariſtotels Rhetorik gezogen; Anmerkungen der Akademie über einige Oden des Malherbe, Racan, Maynard, St. Amand, Gombaud und Malleville**; und noch andere Arbeiten von allerley Art, davon man einen ziemlich dicken Band machen könnte.

Dieß Verzeichniß der letztern Werke des Herrn Abts **Tallemant**, erinnert mich eines andern, welches ich ſeiner Zeitordnung nach, ſehr zurück gelaſſen habe; das ich aber auch allein vornehmen muß, um wenigſtens den Charakter ſeines Herzens zu entwerfen, nachdem ich ſeinen Geiſt ziemlich hinlänglich abgeſchildert habe. Das Werk davon ich rede, iſt die Lob- und **Leichenrede auf den Herrn Perrault**, die er in der **franzöſiſchen Akademie**, im Jenner des 1704ten Jahres abgeleſen hat.

Herr **Perrault** war derjenige Mann geweſen, auf welchen Herr **Colbert** ſich, in Anſehung der Wiſſenſchaften und freyen Künſte, am meiſten verlaſſen hatte. Er war bemüht, die Abſichten eines ſo redlichen Miniſters zu erfüllen: die Gnadengaben giengen durch ſeine Hände, auf alle diejenigen, die mit vorzüglichen Verdienſten und Geſchicklichkeiten begabet waren; und, indem er mehr für deren Glück, als für ſein eigenes beſorgt war, ſo ward ſein Haus nie von Leuten leer, die ihm aufwarteten. Nach Herrn **Colberts** Tode, veränderte ſich alles für den Herrn **Perrault**: ſo gut er auch die genoſſene Gnade angewandt hatte, ſo brachte ihm doch alles Neider zu wege. Selbſt diejenigen, denen er gedienet hatte, wurden ſeine Verfolger, und es kam faſt ſo weit mit ihm, daß er diejenigen ſchon für ſeine Freunde halten mußte, die ihn nur vernachläßigten. Zwanzig

Jahre voll Einſamkeit endeten auf ſolche Art das Leben eines Mannes, den man unglücklich hätte nennen können; wenn er nicht mitten unter den größten Bedienungen, allezeit die Süßigkeit eines ruhigen Lebens bedauret hätte.

Herr Tallemant glaubte, er hätte noch nicht genug gethan, daß er nur dem Strome der Undankbarkeit öffentlich widerſtanden hatte. Der Tod des Herrn Perrault belebte in ihm das Andenken derer Dienſte, ſo derſelbe ihm geleiſtet hatte; und ſeine Beredſamkeit krönete dieſelben, ſobald ſeine Freundſchaft keine andern Mittel mehr hatte, ſie zu vergelten.

Wenn man ſo eifrig für ſolche Freunde iſt, die man nur in dem Umgange der Welt gewonnen hat, wie wird man nicht gegen ſeine Familie geſinnet ſeyn? Des Herrn Abts Tallemant ſeine, war urſprünglich von Rochelle gebürtig, allwo ſie die kalviniſchen Irrthümer eingeſogen hatte. Herr Tallemant der Vater, und einer ſeiner Brüder, waren faſt die einzigen, welche dieſelben abgeſchworen hatten; und die andern würden vielleicht noch darinnen verwickelt ſeyn, wenn nicht der Herr Abt Tallemant, nach treuen und oftmaligen Ermahnungen, endlich ſo glücklich geweſen wäre, den größten Theil derſelben, von den Vorurtheilen ihrer Erziehung abzulenken. In dieſer Abſicht, hatte er die Controverſen aus dem Grunde erlernet, und damit die Frucht dieſer Bemühung einen deſto allgemeinern Nutzen hätte, ſo machte er nachgehends eine Menge Predigten daraus, die er vor 30 oder 35 Jahren, bey den Carmelitern zu Boulloy, und bey den neuen Katholiken geprediget hat, allwo er oftmals die Ehre hatte, auch vor der Königinn zu reden.

Zu dieſen weſentlichen Eigenſchaften, kamen bey ihm noch alle diejenigen, die einen Menſchen im Umgange angenehm machen. Seine bloſſe Anweſenheit erfüllte ſchon alle mit einer gewiſſen Freudigkeit, der man unmöglich widerſtehen konnte. Sein von allem was man die Laſt der

Geſchäffte nennen kann, befreyter Geiſt, ſchien im Augenblicke alle andere Gemüther zu eben dieſer Freyheit und Unabhängigkeit zu bringen. Inſonderheit that er ſich bey erlaubten Luſtbarkeiten, durch glückliche Einfälle hervor, deren Stärke und Anmuth, zuweilen zu immerwährenden Werken Anlaß gegeben haben; und was noch wunderbarer iſt, ſo haben ihn dieſe Fruchtbarkeit der Einfälle, und dieſe Munterkeit, bis in ein ſehr hohes Alter nicht verlaſſen.

Sein Tod, der den 30 Julii erfolgte, war die Folge eines Anfalls vom Schlagfluſſe, wider welchen ſeine gute Natur ſich ungefähr achtzehn Monate gewehret hatte. Er war in ſein ein und ſiebenzigſtes Jahr getreten, und hatte, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, mehr als funfzig derſelben ohne Empfindung der mindeſten Beſchwerlichkeit zugebracht: ungeachtet er, auch nicht einmal aus Fürſorge, die mindeſte Arzeney eingenommen. Das heißt ein ganzes Jahrhundert gelebt haben; wenn es wahr iſt, daß das Leben nicht ſowohl in der Länge, als in der Geſundheit beſteht.

XVI.

Lebensumſtände

des Herrn Jacobs von Tourreil, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern, des 1715ten Jahres abgeleſen.

Jacob von Tourreil ward zu Toulouſe den 18 November 1656 in einer der anſehnlichſten Familien gebohren, die ihr Glück durch die Feder gemacht haben. Johann von Tourreil, ſein Vater, war Oberprocurator des Parlaments. Margaretha von Fieubet, ſeine Mutter, war eine Schweſter des erſten Präſidenten eben dieſes Parlaments; und eine Baſe des Staatsraths Herrn von Fieubets, eines Mannes, der wegen ſeiner Fähigkeit und wegen ſeiner Aemter zwar berühmt, aber wegen ſeines eingezogenen Lebens noch berühmter war, und faſt bis an ſeinen Tod, dem Herrn Tourreil, von welchem wir hier reden, an Vaters Statt geweſen iſt.

Unſer Herr von Tourreil war noch in den erſten Schulclaſſen, als man an ihm eine ſtarke Neigung zur Beredſamkeit bemerkte. Er rächte ſich gern an ſeinen Mitſchülern, und zuweilen auch wohl an ſeinen Vorgeſetzten, durch dergleichen Reden, die allezeit ſinnreich genug waren, um daß ſie einem Schüler zu gut gehalten werden konnten; und zuweilen lebhaft genug, um die Arbeit eines Kindes nicht in Verachtung zu bringen.

Sein Beyſpiel reizte einige andere Knaben von gleichem Alter zum Nacheifer an, und es entſtand unter ihnen eine Geſellſchaft, darinnen man um die Wette arbeitete.

Man theilte ſich wechſelsweiſe Materien aus; alle miteinander trugen in gewiſſem Maaße, zum Lohne des beſten Stücks etwas bey: und ein berühmter Sachwalter, Namens **Pariſot**, wendete mit Vergnügen, zu Entſcheidung der kleinen Wettſtreite dieſer anwachſenden Redner, diejenigen Stunden an, nach welchen hundert Clienten in den ernſthafteſten Streitſachen ſeufzeten.

Die Beredſamkeit ſetzt allemal, inſonderheit bey der Jugend, ein lebhaftes, begieriges, ſehr heftiges Gemüth voraus: und ſo war auch des Herrn **von Tourreil** ſeines beſchaffen. Kaum war er aus der Schule heraus, ſo hatte er Luſt unter das Kriegsheer zu gehen: und man konnte ihn nur durch das Beyſpiel derer berühmten Römer davon abhalten, welche lange Zeit vor den Gerichtsbänken Ehre eingelegt, bevor ſie an der Spitze der Legionen erſchienen. Eine ſo ſchmäuchelhafte Vergleichung nahm ihn ein; er begnügte ſich alſo, mit dem Titel eines **Ritters von Tourreil**, und begehrte nach **Paris** geſchickt zu werden, um ſich in der Rechtsgelehrſamkeit und den ſchönen Wiſſenſchaften feſt zu ſetzen.

Der Geſchmack, den er hier bekam, erſtickte gar bald ſeine Luſt zu den Waffen. Er hörte von der **franzöſiſchen Akademie** reden; und von den Preiſen der Beredſamkeit, die ſie gewohnt iſt auszutheilen. Er wagte ſich alſo zweymal in den Streit und ward zweymal Sieger. Dieſe Reden, die ihn anfiengen berühmt zu machen, ſind in der Sammlung des 1681 und 1683 Jahres gedruckt.

Im 1691 Jahre gab er heraus, **Ueberſetzung einiger Reden vom Demoſthenes**, das heißt, von der erſten philippiſchen, von der erſten, zweyten und dritten olythiſchen und die Rede vom Frieden. Er ſetzte ſie in die chronologiſche Ordnung, welche **Dionyſius von Halikarnaß** und **Diodor von Sicilien** angegeben, und die man noch in keiner Ausgabe beobachtet hatte, und fügte zu Anfange jeder Rede einen ſummariſchen Inhalt bey, der die Materie erklärete, zu Ende aber einige Anmerkungen, die ſchweren Stellen zu erläutern.

So unvollkommen dieſes Werk auch noch war, ſo brachte es doch ſeinem Verfaſſer viel Ehre zuwege. Der Herr Kanzler von **Pontchartrain**, damaliger Obercontrolleur, zog ihn als einen verdienſtvollen und vertrauten Menſchen an ſich, deſſen Umgang und Bemühungen, dem Herrn Grafen von **Pontchartrain**, ſeinem Sohne, der erſt anfieng die Welt kennen zu lernen, nützlich ſeyn könnten. Hierauf bekam er eine Stelle in der **Akademie der Aufſchriften**, die nur noch erſt aus acht Perſonen beſtand. Das folgende Jahr ward er in die **franzöſiſche Akademie** aufgenommen, und wenige Zeit darauf ſtellte ihn das Glück, bey einer anſehnlichen Gelegenheit, an die Spitze dieſes gelehrten Körpers. Dieß war damals, als er dem Könige, den Prinzen und Staatsbedienten, das fertig gewordene **Wörterbuch** der Akademie übergeben mußte. Er machte bey dieſer Gelegenheit acht und zwanzig verſchiedene Anreden, die alle über die maßen gelobet wurden, und davon er niemals die Abſchriften geben wollen.

Im 1694ten Jahre gab er unter dem Titel **Verſuche in der Jurisprudenz**, eine kleine Zahl Rechtsfragen heraus, die ſchon an ſich ſelbſt merkwürdig, und übrigens gewiſſer Annehmlichkeiten fähig waren, welche der **Codex** und die **Digeſten** eben nicht darreichen. Er unterſuchte z. E. ob ein Menſch, der nur in der Abſicht ſtähle, um wieder wegzuſchenken, wirklich einen Diebſtahl begienge?

Ob die Folter ein gutes Mittel ſey, die Uebelthäter zu entdecken?

Ob ein Richter auf ein Verbrechen, davon er nur halben Beweis hat, auch eine halbe Strafe legen könne?

Ob man wohl gethan hat, das Geſetz abzuſchaffen, welches das Frauenzimmer lebenslang unter der Vormundſchaft erhielt? u. ſ. w.

Eine jede Frage wird in einem Briefe abgehandelt, deſſen Titel ſehr zierlich abgefaßt iſt, und um deſto munterer herauskömmt, da die Entſcheidung ſich allemal auf die ernſthafteſten Rechtsgelehrten gründet.

Im 1701ten Jahre gab **Herr von Tourreil** die zweyte Ausgabe ſeines **Demoſthenes** heraus. Dieß Werk ſah dem erſten gar nicht mehr ähnlich. Er hatte die fünf erſten Reden überſehen, er hatte noch ſechs andere mit ihrem Inhalte und mit Anmerkungen hinzugefüget: und was noch nützlicher war, ſo hatte er eine Vorrede von 150 Seiten in Quart hinzugefügt, um die Lage vom alten Griechenlande abzuſchildern, und einen kurzen Auszug von deſſen Geſchichten, zu liefern, ohne welchen, wie er wohl voraus ſah, **Demoſthenes** auch in einer Ueberſetzung ſelbſt, den mehreſten Leſern griechiſch bleiben würde.

In dieſer Vorrede handelt **Herr von Tourreil** gleich anfangs vom Urſprunge der Griechen. Er verfähret hernach mit ihnen, wie **Florus** mit den Römern verfahren iſt. Er vergleicht ihre Dauer, mit der Dauer eines Menſchenlebens; und theilet ſie in vier verſchiedene Alter ein, die durch ſo viel merkwürdige Zeitpuncte kenntlich gemacht werden. Der erſte enthält faſt 700 Jahre, ſeit der Stiftung der kleinen Königreiche in Griechenland, bis zum trojaniſchen Kriege. Der andere beſteht aus ungefähr 800 Jahren, ſeit dem trojaniſchen Kriege, bis zur Schlacht bey **Marathon**. Der dritte währet wenigſtens 200 Jahre, von dieſer Schlacht, bis zu **Alexanders** Tode. Der vierte iſt faſt eben ſo lang, und geht von **Alexanders** Tode, bis auf die Herrſchaft der Römer. **Herr von Tourreil** durchläuft nur die drey erſten Alter, weil ſie die einzigen ſind, die mit ſeinem Texte eine Verwandtſchaft haben, und ſich auf Vorfälle beziehen, deren vollkommene Kenntniß **Demoſthenes** allezeit bey ſeinen Zuhörern vorausſetzt.

Die Kindheit von Griechenland, erlebte die Erbauung von **Athen**, **Lacedämon**, **Theben**, **Argos**, **Corinth**, und **Sycion**; das Unterfangen der **Danaiden**, die Arbeiten des **Herkules**, die Unglücksfälle des **Oedipus**, den Feldzug der **Argonauten**, den Feldzug der ſieben **Helden vor Theben**, den Krieg des **Minos** mit dem **Theſeus**, und überhaupt alle Thaten derer erſten Helden, deren Ruhm das Andenken einer wohlthätigen Tapferkeit, aus einer Urſache erhalten hat, die niemalen veralten wird.

Das zum Jünglingsalter gelangte Griechenland, übte ſeine vereinbarten Kräfte, bey den berühmten Belagerungen, allwo ein **Achilles**, ein **Ajax**, ein **Neſtor**, ein **Ulyſſes**, das aſiatiſche Reich voraus ſpüren ließen, daß es einmal ihren Nachkommen würde dienen müſſen.

Das dritte Alter der Griechen, oder ihre zwar ſehr kurze, aber ſehr blühende Jugend, brachte eine Menge von Weltweiſen, Rednern und Feldherrn hervor. Die **Perſer** empfunden in den Schlachten bey **Marathon**, **Salamis**, **Platäa** und **Mycale**, was eine geübte Tapferkeit wider eine blinde Wuth zu thun vermag. Nach dieſem hatten ſie das Glück ihre Feinde zu veruneinigen: die Sicherheit der Griechen, brach endlich diejenige Einigkeit, welche die Furcht und die allgemeine Nothdurft unter ihnen geſtiftet hatte. Als von Natur lebhafte und über ihre Siege aufgeblaſene Leute, konnten ſie ſich im Glücke nicht erhalten, ſondern übergaben ſich der Eiferſucht und dem Ehrgeize. Die Mächtigen wollten alles beherrſchen, die Schwächſten wollten alle nicht gehorchen, und um dem Unglücke der Unterwürfigkeit vorzubeugen, verfielen ſie in eine Freyheit, oder vielmehr in eine unverſchämte Frechheit.

Mitten in dieſen ſchwierigen Zeiten nun, ſtellet Herr **von Tourreil** den **Demoſthenes** vor. Er erkläret der Länge nach, die Natur und das Uebermaaß dieſer leidigen Trennungen, auf welche das ganze Verſtändniß ſeines Schriftſtellers ankömmt. Um dieſes noch in ein beſſer Licht zu ſetzen, verfertiget er erſtlich die Geſchichte von **Athen**, **Lacedämon**, und **Theben**: von da geht er zur Geſchichte vom **Philippus**, welche **Theopompus** geſchrieben und in 50 Bücher abgetheilet hat, von denen wir nur noch wenige Ueberbleibſel haben.

Diejenigen, die von der Größe der Helden, nur aus der Zahl derer Provinzen urtheilen, die ſie erobert haben, ſetzen den **Philippus** weit unter den **Alexander**, **Herr von Tourreil** aber, thut nach einer langen Unterſuchung, eben den Ausſpruch, welchen **Cicero** gethan, daß nämlich, wofern der Sohn ein größerer Eroberer iſt, als der Vater, der Vater hingegen ein größerer Mann geweſen. Nach ſeiner Meynung, war es viel leichter, Aſien, mit Beyhülfe der Griechen, zu überwinden, als die Griechen unters Joch zu bringen, die doch ſo oft Ueberwinder von Aſien geweſen waren. Um die Aſiater zu bekämpfen, dorfte man nur das Herz haben, ſie zu beſtreiten; und was unterſtund ſich **Alexander** nicht? inſonderheit kann er die Vergleichung dieſes letztern mit dem **Cäſar** nicht leiden, ob ſie gleich den Alten und Neuern ſo geläufig iſt. Er findet daß **Alexander** ein Held ganz für ſich ſey, deſſen Gemüthsart gar keine Vergleichung duldet. Zwiſchen **Philippen** und **Cäſarn** aber ſtellt er eine weitläuftige Vergleichung an, deren Aehnlichkeit ſo ſichtbar iſt, daß man erſtaunet, wenn man ſie geleſen, wie er der erſte ſeyn können, der ſie gemacht hat.

Endlich macht das Leben des **Demoſthenes**, den Beſchluß dieſer weitläuftigen Vorrede, bey welcher wir uns nothwendig haben aufhalten müſſen, weil dieß das wichtigſte Werk iſt, ſo **Herr von Tourreil** nachgelaſſen, und mehr als irgend ein anderes, ſeine weitläuftige Kenntniß, und ſeinen erhabenen richtigen Verſtand, anzeiget, und weil endlich, da es nur unter dem allgemeinen und vielleicht zweydeutigen Titel einer **Vorrede**, einer **langen Vorrede** angemeldet iſt, man für billig gehalten, zu ſagen, wie viel Gerechtigkeit man ihm beſonders dabey müſſe wiederfahren laſſen.

Das beſtändige Leſen des **Demoſthenes**, machte den Herrn von **Tourreil** zu den Arbeiten der **franzöſiſchen Akademie** noch geſchickter; und ſeine in derſelben gehaltenen Reden, ſehen alle der Begeiſterung, der Bündigkeit und Nettigkeit dieſes griechiſchen Redners ähnlich. Die kurze und erhabene Schreibart, auf welche ſein Original ihn gebracht hatte, war für die **Akademie der Aufſchriften** eben ſo anſteckend. Sie war damals einzig und allein beſchäfftiget, Schaupfennige auf die vornehmſten Begebenheiten der Regierung **Ludewigs** des XIV. zu verfertigen, und Herr **von Tourreil** iſt einer von denen, welche das mehreſte zu der Ausgabe beygetragen, die man im 1702ten Jahre davon gemacht hat. Sie verſchaffte ihm damals eine anſehnliche Vermehrung ſeines Gehalts, und drey Jahre darauf die Stelle und den Titel eines **beſoldeten bejahrten Mitgliedes**.

Dieſes letztere ſuchte er, um ſich deſto völliger lediglich auf ſeine liebſte Ueberſetzung zu befleißigen, die er bis an ſein Ende verbeſſert hat. Denn er änderte beſtändig daran, zuweilen gar mit Gefahr diejenigen Schönheiten zu verlieren, die oftmals lediglich vom erſten Einfalle abhängen, und diejenige glückliche Fahrläßigkeit zu unterdrücken, welche zuweilen einer gar zu großen Richtigkeit vorzuziehen iſt.

Er dachte auf eine nicht eben gewöhnliche Art, und drückte ſich auch gern ſo aus. Er beſaß in dieſem Stücke eine glückliche Kühnheit; er brachte einen Gedanken ſo fein herum, er wußte ſeine Ausdrücke ſo geſchickt zu lenken, daß es ihm zuletzt gelung, die ſonderbarſten Gedanken und dreiſteſten Metaphern, mit Beyfalle anzubringen. Die ſinnreichen Einfälle, die Geſchwindigkeit und Stärke ſeiner Antworten, verſchafften ihm nicht nur einen gwiſſen Vorzug, ſondern machten ihn ſo gar furchtbar in Geſellſchaften.

Er war ein eifriger Anhänger der Wahrheit, er ſuchte ſie recht hartnäckigt ſo gar in den gleichgültigſten Dingen. Er wollte das, was ihm ſtrafbar vorkam, recht unbarmherzig ſchelten, und ſo gar öffentlich und auch wider die ſtärkſten Verbothe, diejenigen loben, die lobens werth waren. So war es auch faſt genug bey ihm, daß man einen Fehler nur geſtund, um ihn einigermaßen gut zu machen. Und eben aus dieſem Grunde, nimmt er Gelegenheit zu einer neuen Vertheidigung ſeines Demoſthenes den man beſchuldiget: er ſey in Furcht gerathen und habe ſeinen Schild weggeworfen. Er bekennet es ſelbſt und deswegen, ſagt Herr von Tourreil, ſpreche ich ihn los, und ertheile ihm meine Hochachtung um ſo viel lieber, da ich nach der Unerſchrockenheit nichts herzhafters zu nennen weis, als den Muth des Geſtändniſſes, daß man verzagt geweſen.

Schon ſeit langer Zeit hatte er nur eine ſehr kleine Zahl guter Freunde, von verſchiedenem Range und Ständen behalten; denn nicht ihre Würde, ſondern einzig und allein ihre Gelehrſamkeit und Gemüthsart ſchätzte er in ſeinen Gedanken hoch: und dieſes aus einem andern wichtigen Grundſatze, den er ebenfalls in ſeiner Vorrede zum Demoſthenes vorgetragen, allwo er, nachdem er bewieſen, daß dieſer Redner nicht der Sohn eines ſchmutzigen und räuchrichten Schmids geweſen, wie Juvenal vorgiebt, hinzuſetzt: ich führe dieſen Beweis nicht deswegen, weil ich gegen meinen Schriftſteller auf eine lächerliche Art eingenommen bin; ich, der ich von ihm keine andern Adelsbriefe begehre, als ſeine Werke, und übrigens keinen andern Pöbelſtand kenne, als der ſich in den Thaten eines Menſchen zeigt.

Er ſtarb den 11ten Tag des letzten **Octobers**, im acht und funfzigſten Jahre ſeines Alters, weniger einen Monat und etlichen Tagen. Er war im Begriffe eine neue Auflage ſeines **Demoſthenes**, mit zwoen Reden vermehret, herauszugeben, nämlich mit des **Aeſchines** ſeiner wider den **Kteſiphon**, und des **Demoſthenes** ſeiner wider den **Aeſchines**; zwey Stücke, die Cicero ſelbſt mit vieler Mühe überſetzt hatte, und die er für unnachahmliche Meiſterſtücke hielt. Das Teſtament des Herrn **von Tourreil** muß das gemeine Weſen zufrieden ſprechen, daß dieſe Schuld noch abgetragen werden wird: denn er hat ſolches dem Herrn Abte Maßieu aufgetragen, und man weis, daß niemand beſſer im Stande iſt, ſolches ins Werk zu richten.

XVII.

Lebensumſtände

Herrn Fabio Brûlarts von Sillery, Biſchofs von Soiſſons, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern, des 1715ten Jahres vorgeleſen.

Fabio Brûlart von Sillery, ein Sohn **Ludwigs Brûlart Marquis von Sillery**, und der **Catharina Eliſabeth de la Rochefoucault**, ward auf dem Schleſſe **Preſſigni** in **Touraine** den 25ten **October** 1655 gebohren. Der **Cardinal Piccolomini**, damaliger **Nuncius** in **Frankreich**, war ſein **Path**, und gab ihm den Namen des regierenden **Pabſts Alexanders** des VII, welcher **Fabio Chigi** hieß.

Die gelehrten Sprachen lernte er von vortrefflichen Meiſtern, indeſſen daß er ſich zur Tugend, nach denen häuslichen Muſtern gewöhnete, die ſo vielen Eindruck machen, und die in einem Hauſe nicht anders, als gemein ſeyn konnten: welches, da es ſich ſchon ſeit langer Zeit durch Kriegesbedienungen hervorgethan, endlich einen großen Kanzler, verſtändige Staatsmänner, und Bothſchafter an faſt alle europäiſche Höfe geliefert hat; ohne daß es aufgehört hätte, dem Vaterlande, auch großmüthige Kriegsmänner darzuſtellen, die bey unzähligen Gelegenheiten ihr Blut für daſſelbe vergoſſen haben.

Man ſchickte ihn erſt nach **Paris**, als er ſchon im Stande war die Philoſophie zu erlernen. Er gieng dieß Studium im **Collegio de la Marche** durch, und von dar begab er ſich in die Schulen der **Sorbonne**, allwo er, nachdem er die öffentlichen Sätze mit Ruhme verfochten hatte, im 26ten Jahre den Doctorhut erhielt.

Zu gleicher Zeit legte er ſich auf die Erlernung der griechiſchen und hebräiſchen Sprache, um nichts zu verſäumen, was ihm zu einem vollkommenen Verſtändniſſe der heiligen Schrift und Kirchenväter, nöthig zu ſeyn ſchien. Dieſes Studium aber, welches den Geiſt ſtumpf zu machen ſcheint, und die Hälfte der Gelehrten, in ihrer Mutterſprache zu Barbarn macht, hinderte den Herrn Abt von **Sillery** nicht, auch die ſeinige angenehm auszuputzen. Es entfuhren ihm zuweilen einige kleine Poeſien, die ſo ungezwungen und zärtlich waren, daß der Pater **Bouhours** dieſelben mehrentheils alle für würdig gehalten, ſeinen Sammlungen einverleibt zu werden.

Auch das Predigen nahm ihm einen Theil ſeiner Zeit weg, und es fehlte ihm nichts, als eine dauerhaftere Geſundheit, um daß er mit dieſer heiligen Uebung ſich eine längere Zeit hätte Ruhm erwerben können.

Im 1685ten Jahre ward er von dem zweyten Range zur Verſammlung der Geiſtlichkeit abgeordnet; und im 1689ten Jahre ward er zum Biſchofthume von **Avranches**, nachdem aber zu **Soiſſons**, ernannt: allwo er das Vergnügen hatte, eine heranwachſende Akademie zu finden, die, da ſie auf den Fuß, und unter der Aufſicht der **franzöſiſchen Akademie** war gebildet worden, die Liebe zu den Wiſſenſchaften und die Reinigkeit der Sprache bearbeitete. Er ermunterte deren Uebungen mehr als einmal durch ſeine Gegenwart; und bey ſeinem Aufenthalte zu **Soiſſons**, widmete er denſelben alle Zeit die er von ſeinen Beſchäfftigungen nur erübern konnte.

Die Verſammlung der Geiſtlichkeit, welche im 1695 Jahre, zu **St. Germain en Laye** gehalten ward, erwählte ihn, die Anrede daſelbſt an den **König von Eng-**

land zu thun. Er wußte dieſen Prinzen zu tröſten, da er ihm mit einem chriſtlichen Edelmuthe, des Andenkens ſeiner Unglücksfälle erinnerte: und ſeine Rede, rührete die Engländer dieſes Hofes dermaßen, daß ſie auf ihre Veranſtaltung, gar bald in verſchiedene Sprachen überſetzet, und nach allen Orten, als eine Art von Manifeſt, herum geſchickt ward.

Im 1700ten Jahre kamen unter dem Titel: **Betrachtungen über die Beredſamkeit**, zween Briefe des Herrn **Biſchofes von Soiſſons** zum Vorſcheine, und waren an den Verfaſſer des **Buchs von der Kenntniß ſeiner ſelbſt** gerichtet, der die Redekunſt der Schulen ein wenig herunter gemacht, und von der Beredſamkeit der Kanzeln und der Gerichtsſäle nicht viel beſſer geurtheilet hatte. Dieſe zween Briefe wurden ohne Namen und Vorwiſſen ihres Verfaſſers, gedruckt; nicht, als ob er ſich gefürchtet hätte, die Vorrechte einer ihm ſo theuren Beredſamkeit, auch öffentlich zu vertheidigen; ſondern weil er ſich von Natur ein Bedenken über allem machte, was das Anſehen der Critik hatte. Er urtheilte zwar, was den Grund der Sachen betraf, als ein Meiſter in der Critik; allein er übte ſie nicht anders als mit Enthaltung, und einer Art von Furchtſamkeit aus, die auch dem Unwiſſendeſten in dieſer Sache zur Entſchuldigung hätte dienen können.

Als es dem Könige gefiel, die **Akademie der Aufſchriften** durch einen neuen Befehl zu vermehren, ſo ward auch der Herr Biſchof von **Soiſſons**, als ein Ehrenmitglied erwählet: und einige Jahre darauf, nämlich im 1705 Jahre, ward er an die Stelle des Herrn **Pavillon**, auch in die franzöſiſche **Akademie** aufgenommen. Die Rede, ſo er am Tage ſeiner Aufnahme daſelbſt hielt, iſt ein Zuſammenhang von ſinnreichen Anmerkungen, über die **Eigenſchaften der Sprachen**, über das **Weſen der Beredſamkeit**, und über die **Natur der Dichtkunſt**: welcher zur Gnüge entdecket, wie ſehr wohl er deren Schönheiten und den Nutzen eingeſehen, dazu er ſie anwenden könnte.

Was die **Akademie der Aufſchriften** betrifft, ſo hat er nur in den zwey letzten Jahren ſeines Lebens, da er mit den beſondern Verrichtungen ſeines Biſchofthums, und mit den allgemeinen Geſchäfften der Religion, mehr beſchäfftiget war, unſern Verſammlungen ſo gar oft nicht beygewohnet: aber unſere Arbeiten waren ihm allezeit lieb, und er hat oftmals Beyträge geliefert. Unter andern, hat er uns die Erklärung eines erhaben gearbeiteten alten Marmors mitgetheilet, welcher allem Anſehen nach, der Deckel eines Grabmaals iſt; welches von dem gemeinen Volke zu **Soiſſons, das Loch des Orakels der Iſis** genannt wird. Denn, da ſie den Marmor unten unter den zween Genien, die ihre Fackeln umſtürzen und auslöſchen, durchbrochen ſehen, ſo bilden ſie ſich ein, es habe ehedem eine unterirrdiſche Gottheit, ihre Orakel dadurch denenjenigen mitgetheilet, die ſie um Rath fragen kamen.

Ein andermal hat er uns mit den Begräbniſſen der erſten Chriſten in Gallien, bey Gelegenheit zweyer andern Grabmäler unterhalten, die wegen ihrer Zierrathe ſonderbar waren; und, wenn man der gemeinen Sage glauben will, den Leib des **heiligen Deroſins**, Biſchofes von **Soiſſons**, und des **h. Voue**, eines Bekenners, eingeſchloſſen haben.

Ferner verdanken wir ihm, die Zeichnung zwoer Meilenſeulen, deren, obgleich verſtümmelte Aufſchriften, uns dennoch lehren, unter was für Kaiſern ſie gemacht worden, und die Zahl der Meilen berichten, welche man damals, von demjenigen Orte der Landſtraße wo ſie geſtanden, bis an die Hauptſtadt von **Soiſſons**, gerechnet. Die erſte von dieſen Seulen iſt von den Zeiten des **Septimius Severus**, die andere aber aus dem funfzehenden Jahre von des **Caracalla** Regierung. Beyde haben uns zu gelehrten Abhandlungen verholfen.

Wenn die Beſcheidenheit des Herrn Biſchofs von Soiſſons, ihn nicht, in Anſehung ſeiner gelehrten Schriften, ſo gar behutſam gemacht hätte; ſo würden dieſes nicht die einzigen Stücke ſeyn, mit denen er unſere Regiſter bereichert hat. Er hatte bey ſo früher-Zeit aus der Quelle des ſchönen Alterthums geſchöpfet, daß es ſchien, ſie böthen ſich ſeinen Unterſuchungen von ſelbſt dar.

Franzöſiſche und lateiniſche Gedichte, hat er von allerley Art nachgelaſſen, und in dieſer Art von Auſſätzen pflegte er ſeine Erholung nach den allerernſthafteſten Arbeiten zu ſuchen. Was man davon zu ſehen bekommen, das zeuget, wie freudig man eine ganze Sammlung derſelben annehmen würde. Allein die hinterlaſſenen Arbeiten von ihm, von welchen ſeine Familie der Welt noch mehrere Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn glaubet, ſind folgende: verſchiedene moraliſche Tractate; Ueberſetzungen der ſchönſten Stellen der Kirchenväter; eine Auslegung über einige Briefe des Apoſtels Paulus, und des Pabſtes Clemens ſeine, über die Epiſtel an die Corinther; wie auch einige Predigten und Homilien, als koſtbare Früchte eines Eifers und einer Gottesfurcht, die auch den erſten Jahrhunderten der Kirche, Ehre gemacht hätten.

Die verſchiedenen Hirtenermahnungen, ſo er an die Gläubigen ſeines Kirchenſprengels, innerhalb ganzen 25 Jahren ſeines Biſchofthums abgelaſſen, werden ſeinen Nachfolgern, noch auf lange Zeiten die Pflicht und die Art vor Augen malen, wie ſie den Glauben des Volks erwecken, oder die Reinigkeit der Lehre erhalten ſollen. Jedoch ſeine Wachſamkeit blieb bey dieſen bloß geiſtlichen Hülfsmitteln nicht ſtehen, er ſtiftete auch Freyſchulen, Seminarien und Hoſpitäler. Mehr als die Hälfte ſeiner Einkünfte ward insgemein auf den Beyſtand der Armen verwandt. Da r in ſeinen eigenen Ausgaben ſparſam war, ſo war er, wo-ern man das ſeyn kann, gegen die Armen verſchwenderiſch. Man hat geſehen, daß er in den Hungersnöthen von 1693 und 1709 ſich für ihren Unterhalt verbürget, ja ſelbſt mit ihnen gelitten hat, ſo viel die Verſchiedenheit des Standes es zugeben wollte; demjenigen aber, was er nicht ſelbſt thun konnte, kam er durch weisliche Verordnungen zu Hülfe, welche dem gemeinen Weſen ja ſo viel nutzen, als die Aufopferung eines Privatvermögens.

Seine gar zu große Aemſigkeit im Arbeiten, zog ihm den vergangenen Herbſt, eine unvollkommene Blutſtürzung zu, die ſich mit einem Geſchwüre im Kopfe endigte, an welchem er den 20 November ſtarb, nachdem er 40 Tage krank gelegen. Er gieng in ſein ein und ſechzigſtes Jahr.

In der franzöſiſchen Akademie, hat man ſeine Stelle, mit dem Herzoge de la Force, und in der Akademie der Aufſchriften, mit dem Herrn von Bercy erſetzt. Zween Nachfolger, die, auf ſo verſchiedenen Wegen, eben dieſelbe Kenntniß, denſelben Geſchmack, eben dieſelbe Liebe zu den Wiſſenſchaften, fortpflanzen; welche, zur Ehre unſers Landes, uns anjetzt in allen Ständen, akademiſche Mitglieder verſchaffen.

XVIII.

Lebensumſtände

Herrn Anton Gallands, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern, im 1712ten Jahre abgeleſen.

Anton Galland, ward im 1646ten Jahre, von armen, aber ehrlichen Aeltern gebohren, die in einem kleinen Dorfe der **Picardie**, **Rollo** genannt, ſäßhaft waren, welches zwo Meilen von **Montdidier**, und ſechs Meilen von **Noyon** liegt.

Er war nur vier Jahre alt, und war das ſiebende Kind ſeiner Aeltern, als ſein Vater ſtarb. Seine Mutter wußte nicht, was ſie mit ihm machen ſollte, und da ſie ſich ſelbſt von ihrer Hände Arbeit ernähren mußte, ſo bemühete ſie ſich endlich, daß ſie ihn auf die Schule zu **Noyon** brachte: allwo der Vorgeſetzte und ein Domherr der Cathedralkirche, ſo gütig waren die Bemühung und Früchte ſeiner Erziehung über ſich zu nehmen.

Er blieb daſelbſt bis in ſein 13tes oder 14tes Jahr, da er dieſe ſeine zween Beſchützer auf einmal verlor: welches ihn denn nöthigte, mit einem Bißchen Lateine, Griechiſch, ja ſogar Hebräiſch, wieder zu ſeiner Mutter zu kommen; die den Werth dieſer Sprachen gar nicht einſah, und die er auch nicht einmal im Stande war ſonderlich zu nutzen.

Sogleich entſchloß ſie ſich, ihn ein Handwerk lernen zu laſſen. **Anton Galland** war ihr gehorſam, und blieb, obgleich mit großem Widerwillen, dennoch ein ganzes Jahr bey demjenigen Meiſter, wohin man ihn in die Lehre gegeben hatte. Es ſey aber, daß er zu einer ſchlechten und verachteten Kunſt nicht gebohren geweſen, oder, welches wahrſcheinlicher iſt, daß der Geſchmack an den Wiſſenſchaften ihm den Muth erhaben: ſo gieng er einesmals davon und nahm den Weg nach **Paris**, ohne irgend eine andere Hoffnung, als auf die Bekanntſchaft einer alten Baſe, die daſelbſt in Dienſten war, und eines Geiſtlichen, den er zuweilen bey ſeinem Domherrn zu **Noyon** geſehen hatte.

Dieſer Verſuch gelung ihm beſſer, als er hatte hoffen dörfen. Man ſtellte ihn vor den Untervorſteher der Schule zu **Pleſſis**: der ihn im Studieren fortfahren hieß, und ihn nachmals dem Herrn **Petitpied**, Doctorn der Sorbonne übergab. Hier ſtärkte er ſeine Kenntniß des Hebräiſchen, und anderer morgenländiſchen Sprachen; indem er die Freyheit genoß, die Lehrſtunden über dieſelben, in dem königlichen Collegio zu hören, und übrigens Luſt hatte, das Verzeichniß von den morgenländiſchen Handſchriften der Sorbonniſchen Bibliothek zu machen.

Von dem Herrn **Petitpied**, gieng er in das **Mazariniſche** Collegium, ſo damals noch nicht völlig im Gange war. Allein ein gewiſſer Profeſſor, Namens Herr **Godouin**, hatte eine gewiſſe Anzahl Kinder von 3 bis 4 Jahren, hinein genommen, darunter der junge Herzog von **Melleraye** auch war; und er hatte ſich vorgeſetzt, dieſen Kindern das Latein auf eine ſehr leichte und geſchwinde Art, beyzubringen, indem er ihnen lauter Leute zugab, die niemals eine andere Sprache mit ihnen redeten. Herr **Galland**, der zu dieſer Arbeit mit gezogen ward, hatte nicht Zeit deren Fortgang abzuwarten; denn Herr **Nointel**, welcher zum Geſandten nach Conſtantinopel ernennet war, nahm ihn mit ſich, um aus den griechiſchen Kirchen, förmliche Zeugniſſe ihres Glaubens zu ziehen; welche damals unter dem Herrn **Arnaud** und dem Prediger **Claude** ſo viel Streit erregten. Herr **Galland** erlangte nach ſeiner Ankunft zu **Conſtantinopel**, gar bald die Kenntniß des gemeinen Griechiſchen; indem er ſehr lange Unterredungen mit dem abgeſetzten Patriarchen, und vielen andern Metropoliten hatte, welche, da ſie von den Baſchas verfolget worden, ſich in den franzöſiſchen Palaſt geflüchtet hatten. Von dieſen und andern Häuptern der Kirche nun, erhielt er die verlangten Nachrichten; denen er noch alles hinzufügete, was er ſich aus den Unterredungen mit ihnen merken können.

Herr **Nointel**, der auf ſeiner Seite, mit der **Pforte** den Handelsvergleich erneuert hatte, nahm dieſe Gelegenheit in Acht, die levantiſchen Handelsſtädte zu beſuchen; von wannen er nach **Jeruſalem** und an alle andere Oerter **des gelobten Landes** gieng, die einigen Ruf für ſich haben. Herr **Galland** war ſein Reiſegefährte. Er gieng auf Kundſchaft aus, und berichtete nachmals dem Herrn Geſandten, was er merkwürdiges gefunden hätte. Er ſchrieb die Aufſchriften ab, er zeichnete, ſo gut es ihm möglich war, die andern Denkmäler ab; ja zuweilen nahm er ſie auch wohl mit, wenn es nämlich leicht war, ſie fortzubringen: und einer dergleichen Bemühung haben wir eben die ſonderbaren Marmore zu danken, die anjetzt in des Herrn **Baudelots** Cabinette ſind; und von welchen der **Pater Dom Bernhard Montfaucon** in ſeiner **Paläographie** einige Ueberbleibſel bekannt gemacht hat.

Herr **Galland** hielt es nicht für rathſam, mit Herrn **Nointeln** nach **Conſtantinopel** zurück zu kehren; er wollte lieber wieder nach **Paris** zurück, wo er auch im 1675ten Jahre ankam, und durch Beyhülfe einiger Münzen, die er angetroffen, mit den Herrn **Vaillant**, **Carcavy** und **Giraud**, Bekanntſchaft machte. Dieſe drey Neugierigen brauchten nicht viel Bewegungsgründe, ihn zu einer zweyten Reiſe nach dem Morgenlande zu bereden, von wannen er in dem folgenden Jahre, viele große Schaupſennige mitbrachte, die in des Königs Cabinet gekommen ſind.

Im 1679ſten Jahre, that Herr **Galland** eine dritte Reiſe, aber auf einen andern Fuß; nämlich auf Koſten der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft, welche, um ſich bey dem Herrn Colbert beliebt zu machen, im Sinne hatte, durch einen Kenner, in der Levante alles aufſuchen zu laſſen, was zu Vermehrung ſeines Cabinets und Bücherſchatzes dienen konnte. Die Aenderung, welche ſich in dieſer Geſellſchaft eräugete, machte Herrn **Gallands** Geſchäfften innerhalb achtzehn Monaten zwar ein Ende: Herr Colbert aber, der die Sache erfuhr, brauchte ihn für ſich ſelbſt, und nach dem Tode dieſes Staatsmanns, ließ der Herr **Marquis von Louvois**, ihn ſeine Unterſuchungen noch einige Zeit, unter dem Titel eines **Alterthumsforſchers des Königes**, fortſetzen. Bey dieſem langen Aufenthalte, erlernte Herr **Galland**, das Arabiſche, Türkiſche und Perſiſche aus dem Grunde, und ſtellte viel ſonderbare Beobachtungen an.

Er war eben im Begriffe ſich in **Smyrna** zu Schiffe zu ſetzen, als er faſt durch ein gewaltiges Erdbeben umgekommen wäre. Der große und erſte Stoß kam um die Mittagszeit, in welcher gemeiniglich in allen Häuſern Feuer iſt, und dieſer Umſtand verurſachte, bey dem allgemeinen Umſturze, eine entſetzliche Feuersbrunſt. Mehr als funfzehn tauſend Einwohner, wurden unter den Trümmern verſchüttet, oder von den Flammen verzehret. Herr Galland ward vor dem Feuer, durch ein den Küchen der Weltweiſen ſehr gewöhnliches Vorrecht beſchützet: und der Schutt ſeines Daches begrub ihn dergeſtalt, daß er durch eine Art von kleinen Röhren, noch einige Luft ſchöpfen konnte. Dieß mußte ihn retten: denn er ward erſt den folgenden Morgen von da hervor geholet.

Mit der allererſten Gelegenheit, die er nur finden konnte, gieng er nach Frankreich: und bey ſeiner Wiederkunft in **Paris**, bediente ſich Herr **Thevenot**, Aufſeher des königlichen Bücherſchatzes, ſeiner Beyhülfe bis an ſeinen Tod, der einige Jahre darauf erfolgte.

Hierauf bath ſich der Herr **Herbelot**, bey dem Drucke ſeiner **morgenländiſchen Bibliothek** Herrn **Gallands** Beyſtand aus. Allein der erſte ſtarb nach einiger Zeit, und ſein Werk war nur halb abgedruckt: Herr **Galland** ſetzte es fort, ſo wie wir es gegenwärtig haben, und machte eine Vorrede dazu.

An der Ausgabe der **Menagianen**, die damals zum Vorſcheine kam, hatte er eben ſo viel Theil. Man glaubt ſogar, daß er es ſey, der alle Materien zum erſten Theile hergegeben. Kurz vorher hatte er ans Licht geſtellet, eine **Nachricht von des Sultans Oſmanns Tode, und der Krönung des Sultans Muſtapha, aus dem Türkiſchen überſetzt**, und eine **Sammlung von Lehren und Sinnſprüchen, aus den Werken der Morgenländer gezogen.**

Nach Herrn **Herbelots** Tode, hielt Herr **Galland** ſich an den Herrn **Bignon**, erſten Präſidenten des großen Raths, der durch einen ſeinem Hauſe erblichen Geſchmack, allezeit einen Gelehrten um ſich haben mußte. Dieſer Herr **Bignon** aber ſtarb auch das Jahr darauf, und es ſchien, als wäre es Herrn **Gallands** Geſchick geweſen, wie man die Hand umwendet, alle diejenigen nützlichen Beſchützer zu verlieren, die auch die berühmteſten Verdienſte zuweilen lange genug nicht erhalten können. Der Schutz dieſes verdienſtvollen Herrn, überſchritt auch alle gewöhnliche Gränzen: er ließ dem Herrn **Galland** ein klein Gehalt auf Lebenslang, und zu noch größerm Glücke, oder Troſte, ließ ihn der Staatsrath Herr von **Foucault**, damaliger Oberaufſeher in **Niedernormandie**, zu ſich kommen.

In der angenehmen Muße eines ſo ruhigen Zuſtandes nun, mitten in einem großen Büchervorrathe, und einer herrlichen Sammlung von Münzen, verfertigte Herr **Galland** allerley kleine Werke, davon einige zu **Caen** ſelbſt gedruckt worden. Z. E. ein **Tractat vom Ur-**

ſprunge des Caffee, aus dem arabiſchen überſetzt, und drey oder vier Briefe, über verſchiedene Münzen des verfallenden Reichs. Allhier fieng er auch die übergroße Ueberſetzung der arabiſchen Erzählungen an, welche unter dem Titel von tauſend und eine Nacht, ſo ſehr bekannt ſind: deren erſte Bände im 1704ten Jahre herausgekommen, und von welchen man bereits zehn Bände geſehen, die doch kaum erſt den vierten Theil des Werks ausmachen.

Ungeachtet Herr Galland noch im 1701ten Jahre zu Caen blieb, ſo ward er doch vom Könige in die Akademie der Aufſchriften, zur Zeit ihrer Erneuerung, aufgenommen: für welche er denn ſogleich, ein numiſmatiſches Wörterbuch unternahm, enthaltend die Erklärung der Namen der Würden, Ehrentitel, und überhaupt aller beſondern Benennungen, die man auf alten griechiſchen und römiſchen Schaupfennigen findet.

Endlich kam er im 1706ten Jahre nach Paris zurück; und von der Zeit an, bis in ſeinen Tod, iſt er allezeit bey unſern Verſammlungen ſo fleißig erſchienen, daß er allen zum Beyſpiele dienen können. Er hat uns eine ſehr große Menge von Abhandlungen, vorgeleſen, deren einige aus ſeinem numiſmatiſchen Wörterbuche, oder aus der Erklärung gezogen waren, die er von den meiſten auserleſenen Schaumünzen aus des Herrn Foucaults Cabinette gemacht hatte. Andere gründeten ſich auf den Briefwechſel, welchen er mit vielen auswärtigen Gelehrten, z. E. mit den Herrn Cuper, Barry, Rhenferd, Reland und andern, über verſchiedene gelehrte Sachen unterhielt, die in unſern Verſammlungen zuweilen vorgekommen waren. Andere endlich betrafen noch gewiſſe morgenländiſche Denkmäler, über welche man ihn oft zu Rathe zog; inſonderheit ſeit dem 1709ten Jahre, da er zum Lehrer

rer der arabiſchen Sprache, bey dem königlichen Collegio war ernennet worden.

Doch ſind dieſes nicht die einzigen Werke, welche Herr Galland nachgelaſſen. Unter ſeinen Schriften hat man deren noch mehrere gefunden, und die vornehmſten davon ſind folgende:

Eine Nachricht von ſeinen Reiſen, in zwoen Brieftaſchen in 4to.

Eine beſondere Beſchreibung der Stadt Conſtantinopel.

Zuſätze zu Herrn Herbelots morgenländiſcher Bibliothek, welche einen eben ſo dicken Folioband ausmachen würden, als der gedruckte iſt.

Ein mit Anmerkungen begleitetes Verzeichniß, der türkiſchen, arabiſchen und perſiſchen Geſchichtſchreiber.

Allgemeine Geſchichte der türkiſchen Kaiſer.

Ueberſetzung des Alkorans, mit ſehr ausführlichen hiſtoriſchen critiſchen Anmerkungen, und grammatiſchen Noten über den Text.

Fortſetzung der Ueberſetzung des Werks, tauſend und eine Nacht, welche ungefähr zween bisherige Bände ſtark iſt.

So viele Werke nun, die eine große Fertigkeit anzuzeigen ſcheinen, waren die Frucht einer ſchweren und unabläßigen Arbeit: welche wegen ihrer Menge, noch die gewöhnlichen Folgen der Fertigkeit ſelbſt, übertreffen.

Herr Galland arbeitete beſtändig, er mochte ſeyn in was für Umſtänden er wollte: denn da er ſich um ſeine Nahrung wenig bekümmerte, auf Gemächlichkeit aber vollends gar nichts hielt, und zuweilen dasjenige, was ihm an Seiten der Bücher abgieng, durch das Leſen allein erſetzte: ſo hatte er nichts als die Richtigkeit vor Augen, und gieng allezeit auf ſeinen Zweck gerade zu, ohne ſich die Zierrathe irren zu laſſen, die ihn nur abwendig hätten machen können.

In ſeinen Sitten und in ſeinem Bezeugen war er ungekünſtelt, wie in ſeinen Werken, und würde lebenslang den Kindern in den Anfangsgründen der Sprachlehre, mit eben ſo vielem Vergnügen Unterricht gegeben haben, als er genoß; da er ſeine Gelehrſamkeit an ſo vielen verſchiedenen Materien üben konnte.

Er liebte die Wahrheit, bis in den mindeſten Kleinigkeiten. Seine Aufrichtigkeit und Redlichkeit giengen ſo weit, daß, als er ſeinen Mitbrüdern von ſeinen Ausgaben in der Levante Rechnung that, er ihnen nur zween oder drey Sous anrechnete: und manchmal nichts für das Koſtgeld anſetzte, weil ihm, durch vortheilhafte Umſtände, oder auch wohl, weil er nichts hatte zu eſſen finden können, nichts aufgegangen war.

Er ſtarb den 17ten Tag des letzten Februars, an einer wiederholten Engbrüſtigkeit, zu welcher endlich ein Fluß auf der Bruſt kam, in ſeinem 69ten Jahre.

Die Liebe zu den Wiſſenſchaften war das letzte, ſo in ihm erloſch. Wenig Tage vor ſeinem Tode fiel es ihm ein, daß ſeine Schriften, als das einzige Gut, was er nachließ, gar leicht zerſtreuet werden dörften, wenn er nicht Sorge dafür trüge. Er that es alſo, und zwar auf eine ſehr ungekünſtelte und ſoldatiſche Art, indem er dieſen Befehl nur öffentlich einem Neffen gab, welcher von Noyon gekommen war, ihm in ſeiner Krankheit beyzuſtehen. Nach dieſer Verordnung nun, die man getreulich ausgeführet, ſind ſeine morgenländiſchen Handſchriften

ſchriften in des Königes Bücherſchatz; ſein numiſmatiſches **Wörterbuch**, wieder zu dieſer Akademie; und ſeine **Ueberſetzung des Alkorans**, zum Herrn Abte Bignon, als ein Zeichen ſeiner Hochachtung und Dankbarkeit herab gekommen.

Mit einem ſo mittelmäßigen Vermögen, hat alſo Herr Galland die Ehre erlangt, die erlauchteſten Erbnehmer zu haben.

XIX.

Lebensumſtände

Hr. Johann Maria de la Marque Tilladet,

in der öffentlichen Verſammlung nach Martin,
des 1715ten Jahres vorgeleſen.

Johann Maria de la Marque Tilladet, ein Sohn Franciſci de la Marque; und Angeliquen Riviere, ward auf dem Schloſſe Tilladet in Armagnac, gegen das 1650 oder 1651 Jahr gebohren. Man weis die Zeit ſeiner Geburt eigentlicher nicht, und er ſagte, er wüßte ſie ſelbſt nicht beſſer: weil die daſigen Kirchenbücher in währenden Unruhen verbrannt worden; er auch ſeine Aeltern ſehr frühzeitig verloren, und endlich in einem Alter aus ſeinem Vaterlande gegangen war, da ihm dieſer Punct der Zeitrechnung noch wenig am Herzen gelegen.

Das Haus de la Marque, aus welchem er war, iſt mit dem Hauſe Marca, eines der beſten Häuſer in Bearn, einerley: allwo nichts gemeiner iſt, als dieſe Verſchiedenheit der Namen oder Endungen, in den Titeln der Geſchlechter. Der Cardinal von Oſſat, welcher Lehrmeiſter eines jungen Herrn aus dieſem Hauſe geweſen war, verändert die Aufſchriften ſeiner Briefe an denſelben, eben ſo. Bald ſind ſie, an den Herrn Marca, oder von Marca; bald an den Herrn la Marca; und am öfterſten an Herrn de la Marque.

Das Haus von Riviere, aus welchem ſeine Mutter war, iſt ebenfalls von dem Hauſe Ribeyra nicht unterſchieden, von welchem ein anſehnlicher Aſt in Spanien wohnhaft iſt.

Die Sprachen und Philoſophie hörte er zu **Auſch**; von da gieng er auf die hohe Schule zu **Toulouſe**: und als er von der hohen Schule zog, that er zween Feldzüge mit; einen unter dem Aufgebothe des Adels, und den andern an der Spitze einer Compagnie Reuter.

Der **Nimwegiſche** Frieden that der Begierde dieſes jungen Kriegers Einhalt, und die Unordnung, darinnen er bey ſeiner Wiederkunft in die Provinz, ſeine häuslichen Umſtände fand, gaben ſeinem Berufe einen ziemlichen Stoß. Uneinigkeiten in der Familie, Schulden, Proceſſe, Bauſachen, alles überhäufte ihn; und ſchienen ſich die Hand zu biethen, ihm, nicht nur die einmal erwählte Lebensart, ſondern auch die Welt ſelbſt zu verekeln.

Er verkaufte das Gut **Tilladet**, worinnen faſt ſein ganzes Vermögen beſtund. Ein Theil des gelöſten Geldes mußte den andern frey machen, den er auf Leibrenten gab, um deſto unabhänglicher zu leben. Hierauf kam er nach **Paris**, wo er im Stande war, den geſchickteſten Aufenthalt zu wählen: er wandte ſich zu den **Vätern des Oratorii**, und nahm ihren Orden an.

Gleichwohl ward es ihm ſchwer, zum Prieſterthume zu gelangen: denn da es ihm unmöglich war, ſeinen Taufſchein zu ſchaffen, ſo mußte er ſeine Zuflucht zu gerichtlichen Unterſuchungen nehmen; welche, ohne ſein Alter genau zu beſtimmen, dennoch ſo viel bewieſen, daß er das von der Kirche zum Prieſterthume erforderte Alter hätte.

Der Herr Abt Tilladet gieng alſo wieder an das Studieren, und brachte es in der Philoſophie und Theologie ſo weit, daß er ſie gar bald ſelbſt lehren konnte, welches dann auch bey den **Vätern des Oratorii** funfzehen Jahre ſeine Arbeit geweſen: denn nach dieſer Zeit erlaubte ihm ſeine Geſundheit eine ſo beſchwerliche Uebung nicht mehr. Von hier begab er ſich in die **Pflanzſchule der lieben Kinder**, allwo das Predigen ſeine chriſtliche Ausruhe ward: nicht nur durch den Eifer, und die Geſchicklichkeit, die er zum Unterrichte der Frommen bey ſich verſpürete; ſondern auch durch die Gewohnheit, die er als Philoſoph und Theologus angenommen, die erhabenſten Betrachtungen über ſolche Dinge anzuſtellen, die unſern Sinnen am mindeſten unterworfen ſind.

Die Wiſſenſchaften hatten auch viel Theil an ſeiner Muße. Er ward bey der Erneuerung vom 1701ten Jahre, in dieſe **Akademie als Beyſitzer** erwählet. Im 1705ten Jahre bekam er die beſoldete Stelle des verſtorbenen Herrn **Pavillons**, und bald darauf bekam er auch ein anderes Gehalt über das Siegel, als Unterſucher der Bücher.

Alle ſeine Mitbrüder ehreten und liebten ihn, wegen ſeiner Sanftmuth und Gefälligkeit, wegen ſeiner genauen Beobachtung der Pflichten, wegen der ungemeinen Beſcheidenheit, womit er von Sachen redete, die er beſſer wußte, wegen ſeiner Behutſamkeit und Vorſichtigkeit in Ertheilung der heilſamſten Rathſchläge, und wegen der aufrichtigen Gelehrigkeit, womit er, auch die gleichgültigſten Lehren, annahm. Zwar war er gegen einen glücklichen Erfolg empfindlich genug, um ſich dadurch anſpornen zu laſſen: allein eine eitele Ehre blendete ihn gar nicht. Er war in ſeine Werke gar nicht verliebt; und hat niemals zugeben wollen, daß man etwas anders unter ſeinem Namen herausgäbe, als die **Sammlung der Abhandlungen eines gelehrten Prälaten,**

laten (*), welcher, ohne dieſen Fund, dieſelben der Welt noch lange Zeit entzogen haben würde.

Dieſe in der Gelehrſamkeit ſo beliebte Gemüthsart, verrieth noch eine andere, durch welche der Herr Abt Tilladet, ſich in dem Umgange der Welt nicht wenig hervorthat. Nichts war ſo unſchuldig als ſeine Sitten, ſeine Aufrichtigkeit, ſeine Gütigkeit und Ergebenheit gegen ſeine Freunde. Man ſagt ſehr wenig, wenn man nur ſagt, daß er ſehr dienſtfertig und wohlthätig geweſen; man muß noch hinzuſetzen, daß er mit Hindanſetzung aller Politik darinnen zu viel gethan, daß er ſich bey der erſten Empfehlung gleich alle Mühe gegeben; daß er ſich nicht geſcheuet, ſeine eigenen Geſchäffte ſtehen und liegen zu laſſen, um jemanden den geringſten Dienſt zu thun; noch ſein Anſehen bey den vornehmſten Perſonen zu gebrauchen, und das für einen jeden, der ihm nur ſagte, daß er ſolches bedörfte.

Unter den mancherley Stücken, womit er in dieſer Akademie ſeine Pflicht, als ein Mitglied geleiſtet, zeigen unſere Regiſter inſonderheit folgende:

Abhandlung von dem Götzendienſte des donnernden Jupiters.

Ein Tractat von der Erziehung der ſpartaniſchen Jugend.

Betrachtung über Philons, des Juden, Geſandtſchaft an den Caligula.

Andere Betrachtungen über den Character gewiſſer Geſchichtſchreiber.

Rede von der Majeſtät des römiſchen Senats.

Rede

(*) Herr Huetius, ehemaliger Biſchof von Avranſche.

Rede von denen durch die Geſetze erfoderten Umſtände, wenn man in Rom, ſo lange es eine Republik war, die Ehre des Siegsgepränges erhalten wollte.

Rede von den Allocutionen, oder Kriegsreden der Kaiſer.

Unterſuchungen über den wahren Sinn des Worts BENEFICIUM, in den Urkunden der franzöſiſchen Könige, vom erſten und zweyten Stamme.

Andere Betrachtungen über die franzöſiſchen Sklaven.

Und endlich noch andere, über die Pflichten der Geſandten und Mandatarien.

Alle dieſe Materien ſchien er bloß erwählet zu haben, um daß er darinnen die Moral und Metaphyſik deſto beſſer anbringen könnte, die er nie aus den Augen ließ, und zuweilen in ſeinen gemeinſten Geſprächen anbrachte, ſo wenig ſeine Zuhörer auch von der Metaphyſik verſtunden. Oftmals traf es ſich auch, daß er in Gedanken ſo ſehr damit beſchäfftiget war, daß er alle Anweſenden darüber vergaß, und folglich in eine beſondere Zerſtreuung gerieth, die er nicht anders entſchuldigte, als daß er ſie noch leichter geſtund, als man ſie ihm vorrücken konnte.

Vielleicht geht es mit den mehreſten tiefſinnigen Wiſſenſchaften, denen man ſich ſo gern ergiebt, eben ſo als mit denen, dem Anſehen nach, noch ſo frommen Hausthieren, die ſich zu einem jeden Ankömmlinge ſo freundlich geſellen; mit denen man aber ſelten ungeſtraft ſpielet. Dieſe Wiſſenſchaften bemächtigen ſich oft der beſten Gemüthsart; und zuweilen ſchonen ſie auch ſolcher Geiſter nicht, denen ſie am meiſten geſchmäuchelt haben.

Man will daß dieſe Art von Studien, des Herrn **Tilladets** Leben ſehr verkürzet habe. **Das neue Lehrgebäude von der Wirkung Gottes auf die Creaturen**, machte viel Aufſehen. Dieſes wollte er in kurzer Zeit durchforſchen, es ſtückweiſe durchgehen, und ſeine Betrachtungen hinzu fügen. Dieſe übereilte Arbeit, mattete ihn ſo ab, daß er ſich nicht erholen konnte: und da noch viel andere Zufälle dazu kamen, ſo ſtarb er endlich zu **Verſailles**, den 15 Tag des letzten Julii, in einem Alter von ungefähr 65 Jahren.

XX.

Lebensumſtände

Herrn Ludolph Küſters, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern, des 1717ten Jahres vorgeleſen.

Ludolph **Küſter**, ward im Hornung des 1670ten Jahres, zu **Blomberg**, einer kleinen Stadt des Grafen **von der Lippe**, im **Weſtphäliſchen** gebohren.

Der gröſte Vorzug ſeiner Geburt war, daß er einen ältern Bruder hatte, der, da er ſich von ſelbſt zum Studieren gewandt, und es weit darinnen gebracht hatte, ihm bey Zeiten die Luſt zu den Wiſſenſchaften beybrachte, und ihn mit einem ſolchen Fleiße erzog, deſſen die gewöhnlichen Lehrmeiſter ſelten fähig ſind. Dieſer Bruder lehrte die freyen Künſte zu **Berlin**, in der ſogenannten **Joachimsſchule**, die den Namen nach ihrem Stifter, Churfürſt **Joachim** hat. Der jüngere **Küſter** kam ſehr zeitig auf dieſelbe, und lernte daſelbſt ſo viel, daß er in ſeinem 15ten Jahre bereits mit den andern Schülern ſeines Bruders, Wiederholungsſtunden halten, und ihm durch dieſe Beyhülfe, einigermaßen den Lohn für ſeinen Unterricht geben konnte.

Einige Zeit darauf ſetzte ihn der Freyherr **von Spanheim**, welcher ihn mit Vergnügen öffentlich hatte diſputiren hören, zu den Söhnen des Herrn **Grafen von Schwerin**, erſten Staatsraths des Königes von Preuſſen. Zu allem Unglücke raubte ihm der Tod den älteſten ſeiner Untergebenen, mitten in ſeinen Studien. Er brachte den andern bis in die Weltweisheit, und bekam nachmals Hoffnung zu einer Lehrmeiſterſtelle in gedachtem Joachimsthaliſchen Gymnaſio.

So lange bis eine ſolche offen würde, entſchloß ſich Herr Küſter, welcher nur erſt 25 bis 26 Jahre alt war, die deutſchen, holländiſchen, engländiſchen und franzöſiſchen Städte zu durchreiſen, wo die meiſten Gelehrten, Bücher und Handſchriften zu finden wären. Anfangs gieng er nach Frankfurt an der Oder, wandte einige Zeit auf Erlernung der Rechte, und gab, ehe er dieſen Ort verließ, eine critiſche Geſchichte von Homers Leben und Werken, unter dem Titel, Hiſtoria critica Homeri, heraus. Es iſt ein kleiner Octavband, welcher vom Herrn Fabricius im erſten Theile ſeiner griechiſchen Bibliothek, mit Lobe angeführet wird.

Von Frankfurt gieng er nach Antwerpen, Leiden und endlich nach Utrecht, wo er ziemlich lange blieb. Er unternahm daſelbſt im 1697ten Jahre, eine gelehrte Monatſchrift, unter dem Titel Bibliotheca novorum librorum, und unter dem Namen Ludolphus Neocorus: welchen Grävius ihm in einer Geſellſchaft gegeben, weil Νεωκόρος, im Griechiſchen eben das bedeutet, was Küſter im Deutſchen heißt, und was die Lateiner Æditúus nennen. Nach Verlauf von acht bis zehn Monaten, fieng Herr Küſter an, dieſer Arbeit überdrüßig zu werden; er nahm einen ſeiner Landesleute, Namens Sicke, zum Mitgehülfen an, den er in Utrecht gefunden hatte: und in kurzer Zeit überließ er gar ihm allein, das Schickſal der ganzen Schrift.

Nachdem er von dieſer Arbeit los war, wollte er an der erſtaunlichen Sammlung helfen, welche Grävius und Gronovius unter dem Titel Theſaurus Antiquitatum graecarum et romanarum, bereiteten. Er überſetzte Ludwig Savots franzöſiſchen Tractat von alten Schaupfennigen, wie auch des Peter Bellori Erklärung einiger ſonderbaren Malereyen, ins Latein, die man zu Rom in dem Grabmaale der Naſoniſchen Familie gefunden. Endlich verfertigte er noch eine gelehrte Abhandlung, von dem Muſeo zu Alexandrien, von dieſem berühmten Orte, allwo die ägyptiſchen Könige die Gelehrten prächtig unterhielten, ſo wie man zu Athen in dem Prytanäo, diejenigen erhielt, die der Republik einen wichtigen Dienſt gethan hatten. Die Ueberſetzung von Savots Tractate, ward in den XI Theil der römiſchen Alterthümer eingedruckt. Des Bellori Erklärungen, ſtehn in dem folgenden: und die Abhandlung vom Muſeo zu Alexandrien, beſchließt den XII Band der griechiſchen Alterthümer. Dieſe drey Werke machte er im 1698ten Jahre, und gab ſich dabey, aus Liebe zum Griechiſchen, noch einmal den Namen Neocorus.

Im folgenden Jahre gieng Herr Küſter nach England. Er machte daſelbſt Bekanntſchaft mit dem Herrn Bentley und eröffnete ihm ſein Vorhaben, eine neue Ausgabe vom Suidas zu beſorgen, von welchem er in Holland zwo Handſchriften zu Rathe gezogen. Herr Bentley, der die Wichtigkeit dieſes Vorhabens wohl einſah, drang auf deſſen Vollführung und trug ſelbſt dazu bey, indem er dem Herrn Küſter ein Exemplar dieſes Schriftſtellers verſchaffte, welches mit Noten von dem gelehrten Biſchofe von Cheſter, Namens Pearſon, und verſchiedenen Leſarten eines Vaticaniſchen Manuſcripts verſehen war. Auch die Exemplare von der königlichen franzöſiſchen Bibliothek mußten noch zu Rathe gezogen werden, davon die älteſten, ſo alt als Suidas ſelbſt, gehalten wurden, welcher doch, nach der gemeinen Meynung, vor 5 oder 600 Jahren gelebet hat. Herr Küſter reiſte bloß zu dem Ende nach Paris, und wendete einen Theil des

1700 Jahres an, alle dieſe verſchiedenen Handſchriften zu ſammlen.

Sobald er wieder nach England zurück gekommen war, gab er einen Entwurf und eine Probe ſeines Buchs heraus, welches er nachmals zu **Cambridge** herausgab: allwo es zu Anfange des 1705ten Jahres in dreyen Foliobänden herauskam.

Wer den **Suidas** kennt, der weis, daß er eine Art eines allgemeinen hiſtoriſchen und grammaticaliſchen Wörterbuchs iſt, deſſen nach der Ordnung des griechiſchen Alphabets geſetzte Artikel, mehrentheils Auszüge oder Ueberbleibſel alter Schriftſteller ſind, die man zuweilen ſonſt nirgend findet. Allein **Suidas** führt die Schriftſteller nicht allemal an, die er abſchreibt, und noch öfter ſchreibt er ſie falſch ab; und in demjenigen was von ihm iſt, vermiſcht er bald einige Perſonen mit einander, die einerley Namen geführet haben, oder er ſchreibt ihnen Begebenheiten zu, die ſie gar nichts angehen. Bald erzählet er eine und dieſelbe Sache auf verſchiedene Art, oder er legt die Thaten einer einzelnen Perſon, ihrer vielen bey.

Vor Herrn **Küſters** Ausgabe, hatte man bereits vier andere bekommen; und gleichwohl war des **Suidas Wörterbuch** eben ſo unvollſtändig. Man hatte nicht einmal eine gute lateiniſche Ueberſetzung davon. Des **Portus** ſeine, als die letzte, und welche man für die beſte hielt, iſt an vielen Stellen nichts anders, als eine ungetreue Umſchreibung.

Herr **Küſter** hat die Ueberſetzung verbeſſert, und acht bis zehn tauſend Wörter im Texte geändert, oder wieder hergeſtellet. Er hat mehr als 600 Stellen wieder zu ihrer Quelle geführet, deren urſprüngliche Schriftſteller nicht genennet geweſen; ja, was man kaum glauben wird, ſo hat er zu der Einrichtung und Ausgabe eines ſo großen

Werks, nur ungefähr vier Jahre Zeit gebraucht. Es iſt aber auch wahr, daß er ſo ämſig dabey geweſen, daß er Tag und Nacht gearbeitet. Er ſoll erzählet haben, daß da er einmal von Donnerſchlägen und heftigen Blitzen, aufgeweckt worden, er für ſeinen armen Suidas in ſolches Schrecken gerathen, daß er ſchleunig aufgeſprungen, ihn in ſeine Arme, und mit aller Zärtlichkeit eines Vaters gegen ſein einziges Kind, ins Bette genommen. Eine Zärtlichkeit, die vielleicht gegen die Früchte des Witzes eben ſo wohl zu entſchuldigen iſt, als die uns eben ſo rechtmäßig zugehören, zuweilen mehr Mühe koſten, und uns allezeit mit einem ruhmvollern und dauerhaftern Namen ſchmäucheln, als derjenige iſt, den die mehreſten Menſchen von ihrer Nachkommenſchaft erwarten können.

Die Königinn von England kam auf einige Zeit nach Cambridge und zwar in eben der Zeit, als die Ausgabe des Suidas fertig ward. Herr **Küſter** hatte die Ehre, ihr das erſte Exemplar davon zu überreichen, und die Königinn beſchenkte ihn, nicht nur mit Dankſagungen, die ganz unſchätzbar waren, ſondern auch mit einer goldenen Kette und Münze darauf ihr Bildniß war. Wenig Tage darauf empfiengen Herr **Küſter** und ſein Freund, Herr Sicke, auf eine feyerliche Weiſe den Doctorhut daſiger hohen Schule, die ihnen die vortheilhafteſten Anerbietungen that, um ſie da zu behalten.

Herr **Küſter** konnte ſich dieſelben nicht zu Nutze machen, indem ſeine Herren ihn nach Berlin zurück riefen. Dieſer Umſtand erſparete ihm einen traurigen Anblick: denn Sicke, der in keiner anderweitigen Verbindung ſtand, blieb in Cambridge, allwo er öffentlicher Lehrer der hebräiſchen Sprache ward, und ſich einige Jahre hernach erhieng; ohne daß man jemals eine andere Urſache dieſer That ausfündig machen können, als die große Schwermuth und den Ueberdruß des Lebens, den die daſige Landesluſt zuweilen den Engländern verurſachet: davon man aber an einem Deutſchen noch nie die Probe geſehen hatte.

Bey Herrn **Küſters** Ankunſt in **Berlin**, ſetzte man ihn in dasjenige Lehramt ein, welches man ihm zuvor verſprochen; und der König von Preußen, welchem er den **Suidas** zugeeignet, ertheilte ihm den Titel ſeines **Bibliothekars**. Dieſe Verſorgung, die ſein Glück auf den höchſten Gipfel zu heben ſchien, war von kurzer Dauer. Der Rector des **Joachimsthaliſchen** Gymnaſii ſtarb, und Herr **Küſter** glaubte, das Datum ſeiner Einſchreibung ſowohl, welches er von der Stunde ſeiner Abreiſe an rechnete, als auch der neue Titel eines **königlichen Bücheraufſehers**, müßten ihm auf einmal zu dieſem Ehrenamte verhelffen. Allein ein gewiſſer Profeſſor, welcher länger bey dem Gymnaſio geweſen war, machte ihm daſſelbe ſtreitig und erhielt es auch. Dieſer Vorzug war dem Herrn **Küſter** empfindlich. Zu Ende des Jahres wollte der Schatzmeiſter, welcher die Profeſſores auszahlte, ihm, wie er auch den andern allen that, etwas an ſeinem Gehalte abziehen. Herr **Küſter** war zwar ſonder Liſt und uneigennützig; allein, da er ſchon vorhin böſe gemacht war, ſo wollte er keinen Abzug leiden. Er ſchrie noch einmal über Unrecht, und ſchlug endlich gegen eine gewiſſe Summe, ſeine Loslaſſung vor. Der Schatzmeiſter, welcher vielleicht bey der Unterſuchung aller ſeiner Rechte, Herrn **Küſters** grammatikaliſche Richtigkeit nicht nöthig hatte, hielt ihn beym Worte: er bekam alſo etwa 3000 Thaler, und gieng wieder nach Holland.

In dieſer zweyten Reiſe, ſchlug er ſeinen Wohnplatz in Amſterdam auf, allwo er gar bald von ſeiner Muſſe Rechenſchaft gab. Im 1707ten Jahre gab er des **Pythagoras** Leben vom **Jamblichus** heraus, deſſen griechiſchen Text er nach zwoen Handſchriften überſehen und verbeſſert hatte. Eine war aus der königlichen franzöſiſchen Bibliothek und die vollſtändigſte; die andere gehörte dem Herrn **Spanheim**, und hatte den Vorzug, daß ſie mit verſchiedenen Randgloſſen, einigen Noten des Herrn **Rigault**, und noch einigen von einem ältern Ungenannten, verſehen war, den man nach dieſem für **Scaligern** den Vater gehalten. Herr **Küſter** fügte dieſen Noten noch die ſeinigen hinzu; er zog Herrn **Obrechts** Ueberſetzung, die noch nicht gedruckt worden war, des **Arcerius** ſeiner vor, die voller Fehler war: und zu Ende des Bandes, ließ er **Porphyrs**, eines andern griechiſchen Schriftſtellers Leben des **Pythagoras**, mit des **Holſtenius** und **Rittershuſius** Noten, die ſehr ſelten geworden waren, wieder drucken.

Auf den **Jamblichus** folgte ein viel wichtiger Werk, und zwar **Ariſtophanes**, welchen Herr **Küſter** im 1710ten Jahre heraus gab. Dieſer älteſte und zierlichſte komiſche Dichter der Griechen, die wir übrig haben, war zu gleicher Zeit einer von den ungeſtalteſten, und brauchte folglich die Bemühungen eines ſo geſchickten Kunſtrichters am allernöthigſten. Es wäre zu wünſchen, daß man eine Nachricht davon geben könnte, ohne immer wieder daſſelbe zu wiederholen: daß er nämlich den Text, nach verſchiedenen Handſchriften überſehen und verbeſſert, die Ueberſetzung einiger Luſtſpiele geändert, oder auch ganz umgeſchmolzen, alte griechiſche und noch nie gedruckte Scholien hinzu gefüget, die in den beſten neuern Kunſtrichtern zerſtreuten Noten geſammlet, ſelbſt einige vortreffliche Noten über alle Stücke dieſes Dichters verfertiget hat; und daß endlich ſeine Ausgabe vom **Ariſtophanes**, mit keiner von allen vorhergehenden in eine Reihe geſtellet werden muß.

So viel Gerechtigkeit man auch Herrn **Küſters** weitläuftiger Kenntniß wiederfahren ließ, ſo wunderte man ſich doch einigermaßen, daß auf ſeine Ausgabe vom Ariſtophaſtophanes, ein neues Teſtament, griechiſch und in Folio, mit einer Menge verſchiedener Leſarten und ſolchen Noten folgte, die von einer dieſer Art von Studien ganz allein gewidmeten Hand herzurühren ſchienen.

Johann Mill, öffentlicher Lehrer der Gottesgelahrheit auf der hohen Schule zu **Oxford** hatte ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, 30 Jahre über einer ſolchen Arbeit angewandt: und als ſie zum Vorſcheine kam, ſo fielen Catholiken und Proteſtanten, ja ſelbſt Gelehrte darüber her, um es anzutaſten. Dieſe rückten ihm vor, er habe die ſichtbarſten Abſchreiberfehler, bloße Aenderungen der Rechtſchreibung, und andere gleichgültige Kleinigkeiten, mit zu den verſchiedenen Leſarten gezählet. Jene beſchuldigten ihn, er habe einen Theil ſeiner verſchiedenen Leſarten aus den apocryphiſchen Büchern oder doch aus ſolchen Dollmetſchungen genommen, denen einige Stellen der heiligen Schrift widerſprechen. Andere endlich ſagten, er habe denen griechiſchen Ausdrücken, welche mit den lateiniſchen der **Vulgata** am meiſten überein kommen, gar zu viel Vorzüge eingeräumet, und ſey ohne Unterſuchung den Ausdrücken der Kirchenväter gefolget: welche mehrentheils die Schriftſtellen nur aus dem Gedächtniſſe angeführet, oder ſie nach ihrem Sinne gedrehet hätten, um ihren Reden mehr Nachdruck zu geben.

Herr **Küſter**, welcher alle dieſe Klippen ſorgfältig vermeiden wollte, ließ die Kleinigkeiten weg, erklärte die Natur und den wahren Character der verſchiedenen Leſarten, ſetzte nochmals Regeln feſt, die Leſart des Textes zu beſtimmen und blieb ſo getreulich dabey, daß er den Gelehrten eine Genüge that, und die Stimmen beyder Parteyen auf ſeine Seite brachte. Da man indeſſen den Grund des Werkes allezeit als dem **Doctor Mill** zugehörig betrachtete: ſo wollte auch Herr **Küſter** deſſen Namen auf dem Titel des Werks laſſen; er aber gab ſich nur dafür aus, daß er es überſehen, in beſſere Ordnung gebracht, und einige Zuſätze hinzugefüget hätte.

Dieſe beſondere Beſchäfftigung mit dem N. T. welche anfangs gar kein Verhältniß mit der Religion gehabt haben mochte, gedieh gleichwohl auch von dieſer Seite zu Herrn Küſters Vortheile. Sie öffnete ihm allmählich die Augen in Anſehung derer Irrthümer, in welche das Unglück ſeiner Geburt, und die Vorurtheile ſeiner Erziehung ihn gezogen hatten; und da er durch eigene Kräfte fähig war zu den Quellen zu gehen, und ſich um alle kleine Umſtände zu bekümmern: ſo unterließ er in dieſem Falle nichts was ihn unterrichten oder überzeugen konnte. Er ward auch bald überzeugt, und nahm nicht den geringſten Anſtand, was er thun ſollte; ſondern gieng nach Frankreich und ſchwor dem Lutherthume öffentlich ab.

Der verſtorbene König von Frankreich, dem man nichts verhielt, was der Religion zuwuchs, hielt es ſeiner Ehre und unſerm Nutzen gemäß, den Aufenthalt dieſes gelehrten Fremdlings allhier zu befeſtigen. Se. Majeſtät gaben ihm ein Gehalt von 2000 Pfunden, und ernannte ihn in dieſer unſerer Akademie, zu einem außerordentlichen Beyſitzer. Herr Küſter nahm dieſe Stelle an einem dem heutigen gleichenden Tage ein, nämlich an dem Tage der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern, des 1713ten Jahres. Und obgleich der Herr Abt Bignon ihm ſolches nur zween oder drey Tage zuvor hatte melden laſſen; ſo war er doch im Stande, ſeinen Antritt mit einer franzöſiſchen Abhandlung zu halten: was in den lateiniſchen Schriftſtellern der Ausdruck AES GRAVE, heiße. Dieſe Schrift war die Frucht eines gelehrten Streits, den er mit dem Herrn Gronovius gehabt, und in welchem Herr Perizonius nach dieſem die Hauptrolle ſpielte. Dieſer letztere wollte, daß die lateiniſchen Schriftſteller unter aes grave, allezeit Kupfer im Klumpen und nicht in

Münzen, verſtünden; nämlich diejenigen erſten Münzen von der Zeit der Republik welche man AS nannte, und die urſprünglich ein Pfund wogen, nachmals aber durch die Bedürfniſſe des Staats, viel leichter geſchlagen wurden. Herr **Küſter** hingegen behauptete, daß aes grave, von allen küpfernen Münzen geſaget worden, ohne Anſehung des Gewichts und der Forme, und als ein Gegentheil des einfachen Wortes AES: welches, wenn es nicht durch das Beywort GRAVE, eingeſchränkt ward, allerley gangbares Geld bedeutete, es mochte ſeyn von welchem Metalle es wollte, auch ſo gar von Golde; ſo wie man im franzöſiſchen auch alle dieſe Arten, unter dem allgemeinen Namen, Geld vermenget.

Es waren von dieſem Streite bereits etliche Schriften hier und dort zum Verſcheine gekommen: und da der Name des gelehrten **Perizonius**, eben wie der Name **Neocorus**, welchen Herr **Küſter** ehedem angenommen, ein dem flämändiſchen Namen **Voorbroeck** untergeſchobener Name war; welcher ſo viel heißt, als **vor dem Moraſte**: ſo haben ſich gewiſſe in Holland wohnhafte Verfaſſer neuer Monatſchriften, darüber luſtig gemacht, daß ſie vorgegeben; dieſe zween Gelehrten, hätten ſich auf eine bittere Art über ihre Namen herum genommen. Allein wir müſſen der Wahrheit dieß öffentliche Zeugniß geben, daß man in beyder Schriften, gar keine grobe und perſönliche Anzüglichkeiten findet; und noch zum Ueberfluſſe, wollen wir zu Herrn **Küſters** Rechtfertigung hinzufügen: daß bey dieſem Streite, welcher der erſte und einzige geweſen, den er in der Welt gehabt hat, Herr **Gronovius**, der wegen ſolcher Streitigkeiten ſo bekannt war, der Anfänger geweſen.

Die andern Werke, mit welchen Herr **Küſter** unſere Sammlungen bereichert hat, ſeitdem er in dieſe Akademie getreten, ſind: neue Anmerkungen über Ariſtophanſtophans Luſtſpiel von den Weſpen; eine critiſche Unterſuchung von Herodots letzter Ausgabe; und Beobachtungen über eine griechiſche Aufſchrift, welche der Grabſtein eines Arztes zu Smyrna, Hermogenes genannt, zu ſeyn ſcheint, der im 77ten Jahre ſeines Alters geſtorben; nachdem er eben ſo viel Tractate von ſeiner Arbeit hinterlaſſen, davon die mehreſten mediciniſch die andern hiſtoriſch ſind, und deren keiner bis auf uns gekommen iſt.

Allein dieß waren eigentlich zu reden, nur Herrn Küſters Ruharbeiten; denn er war ſeit einigen Jahren mit viel wichtigern Sachen beſchäfftiget. Er bereitete eine neue Ausgabe vom Heſychius zu, die in gewiſſem Verſtande viel ſchwerer, und in gewiſſer Abſicht viel nützlicher war, als des Suidas ſeine: weil Heſychius voller ſeltſamen Wörter iſt, die man anderwärts nicht findet, und deren Bedeutung oftmals nur durch eine gewiſſe Anzahl gleichbedeutender Wörter, aus eben dieſer Sprache, die ſchon eine vollkommene Kenntniß derſelben voraus ſetzen, erkläret werden können. Herrn Küſters Ausgabe ward gar nicht in Zweifel gezogen: und wenn ſie noch irgend einiger Beweiſe nöthig gehabt hätte; ſo könnte man vielleicht keine größeren Proben davon geben, als die Abhandlung, ſo er im 1714ten Jahre, von dem wahren Gebrauche der verborum mediorum bey den Griechen, herausgab. In ſelbiger ſetzt er, bey Gelegenheit dieſer Wörter, einige Regeln der reinen attiſchen Sprache feſt, welche von den großen Meiſtern allezeit beobachtet worden: welche zuweilen mit ihren Ausdrücken einen beſondern Verſtand verbinden, der uns entwiſcht war, und mehrentheils zärtliche Schönheiten in ſich ſchließen, die den andern griechiſchen Schriftſtellern unbekannt bleiben, ob ſie gleich berühmt ſind, z. E. Plutarch und Aelian ſelbſt.

Nach dem Heſychius nahm er ſich vor, einen neuen Schatz der lateiniſchen Sprache herauszugeben, der viel weitläuftiger als **Robert Stephans** ſeiner ſeyn ſollte: ſowohl was die Zahl der Wörter, als was die verſchiedenen Bedeutungen und ſonderbaren Beyſpiele betrifft, die deren Beweiſe ſeyn ſollten. Von dem Worte CERNO und ſeinen Ableitungen, hat er einen Verſuch ſeiner Lehrart heraus gegeben.

Herr **Küſter** ſchien; mitten unter ſeinen Arbeiten, der dauerhafteſten Geſundheit zu genießen: im letzten **Auguſtmonate** aber ward er krank, und man ſah erſt nach Verlauf von ſechs Wochen, daß ſeine Krankheit ein Geſchwür an der Leber, und bereits unheilbar war. Er ſtarb alſo, den 12ten October daran, nachdem er mit Erbauung alle Sacramente der Kirche empfangen, im ſieben und vierzigſten Jahre ſeines Alters.

Seine Arbeit mit dem **Heſychius** iſt nur bis auf den Buchſtaben Ἡρα gekommen, und von dem lateiniſchen **Sprachſchatze** hat er faſt nichts ins Reine gebracht. Ein gewiß großer Verluſt für das gemeine Weſen, wenn er nicht vor ſeinem Tode ſeine Abſichten, ſeinen Willen, und ſeine Materialien, zweyen Mitgliedern dieſer Akademie, den Herrn Aebten **Sevin** und **Sallier** aufgetragen hätte; die beyde ſehr fähig und eifrig ſind, ſich dieſes Merkmaals ſeiner Hochachtung würdig zu bezeigen.

Uebrigens ſchien er von ſanftmüthiger friedliebender Gemüthsart zu ſeyn. In ſeinen Sitten war er ungekünſtelt und gefällig; ja ſelbſt in gewiſſem Maaße höflich, und hatte in ſeinem Aeußerlichen nichts, was einen Mann anzeigte, der aus dem Bücherſchreiben ein Handwerk machte.

* *

XXI.

Lebensumſtände Herrn Gisbert Cupers, in der öffentlichen Verſammlung nach Martin, des 1717ten Jahres abgeleſen.

Gisbert Cuper, ward den 14ten September 1644 zu Hemmen, einem kleinen Flecken in dem Theile des Herzogthums Geldern gebohren, den man Over-Betuwe, oder ſchlechtweg die Betau, nennet. Ein gelehrter Prediger, nahm die Fürſorge für ſeine erſten Studien, in dem Hauſe ſeines Vaters über ſich, welcher Gerichtsſchreiber und oberſter Secretär ſeiner Provinz war. Hierauf ſchickte man ihn nach Nimwegen zu einem Profeſſor der Rhetorik, bey dem er drey Jahre lernete, und nach dieſem in eben derſelben Stadt die Philoſophie, Meßkunſt, Geſchichte, Rechtsgelahrtheit und Theologie durchhörete.

Dieß iſt die Gewohnheit einiger Völker, daß ſie der Jugend in einigen wenigen Jahren, den Eingang in faſt alle Wiſſenſchaften eröffnen, ſie mögen auch ſo verſchieden ſeyn, als ſie immer wollen. Unfehlbar thun ſie dieſes in der Hoffnung, dann und wann außerordentlich geſchickte Leute zu ziehen, und die andern dadurch deſto gewiſſer auf das ihnen gefällige Studium zu lenken.

Herr Cuper entſchloß ſich zu den ſchönen Wiſſenſchaften, und gieng nach Leiden, ſie daſelbſt beſonders unter dem berühmten **Gronovius**, dem Vater des letztverſtorbenen, zu erlernen. Nach dieſem mußte er reiſen; denn auch die Reiſen machen in einigen Ländern einen anſehnlichen Theil der Gelehrſamkeit aus. Er gieng aber nicht weit; ſondern nur nach **Paris**; und indem er ſich bereit machte, nach Italien zu gehen, ſo erfuhr er, daß man ihm die Stelle eines Profeſſors der Geſchichte, auf dem Gymnaſio zu **Deventer** aufgetragen, die ehemals ſeine zween erſten Lehrer **Grävius** und **Gronovius**, nacheinander bekleidet hatten.

Der neue Profeſſor, welcher ohngefähr nur 25 Jahre alt war, machte ſich gleich durch die Schüler (*) berühmt, die er zog, und durch ſeine Arbeiten die er Schlag auf Schlag heraus gab.

Im 1670ten Jahre ließ er zu **Utrecht** drey Bücher mit Anmerkungen über verſchiedene griechiſche und lateiniſche Schriftſteller drucken, in denen er ſchwere Stellen erkläret, oder den Text hergeſtellet hatte. Es iſt ein mäßiger Duodezband.

Im 1676ten Jahre gab er abermals zu **Utrecht** ein Quartbuch heraus, deſſen erſter Theil **Harpokrates** genannt, die ganze Mythologie dieſer ägyptiſchen Gottheit enthielt, die er mit der Sonnen für einerley hielt. Der andere, iſt eine Sammlung von verſchiedenen alten Denkmälern, die noch nie bekannt geworden waren; und der dritte iſt eine Abhandlung, die man ihm über die **Melanephoren**, eine Art von Prieſtern, zugeſandt hatte, von denen nur in einigen Aufſchriften geredet wird; und die, wie man glaubt, ihren Namen von den ſchwarzen Kleidern bekommen, die ſie, vermuthlich bey gewiſſen Feyerlichkeiten, getragen.

Im

(*) Dieß waren **Columbus** von Upſal, und **Perizonius** von Leiden.

Im 1678ten Jahre gab er zu **Deventer** ein viertes Werk mit Anmerkungen, von eben dem Geſchmacke heraus, wie es denn auch mit den drey vorhergehenden einerley Geſtalt hatte. Dieß ſchrieb er **Wilhelm Cupern** ſeinem Vater, einem ehrwürdigen Greiſe zu, welcher in einem Alter von 75 Jahren, noch den beſchwerlichſten Aemtern ſeiner Republik vorſtund, und fähig war, ſeine Ruhe davon, in Leſung der Schriften ſeines Sohnes zu finden.

Im 1683ten Jahre, kam zu **Amſterdam** ein neuer Quartband von ſeiner Arbeit zum Vorſcheine. Dieß war die **Erklärung des berühmten Denkmaals von Homers Vergötterung**, über welchem ſchon der **P. Kircher** ſeine Muthmaßungen geübt, und über welches auch die Herren **Fabretti**, **Spanheim** und einige andere Gelehrte, geſchrieben haben. Keiner aber hat es ſo gar umſtändlich beſchrieben, als Herr Cuper. Er iſt ſogar der erſte, welchem es eingefallen, oder der das Herz gehabt zu ſchreiben; daß zwo **Mäuſe**, die man auf dieſem Marmor zu den Füßen **Homers**, neben dem Throne ſitzen ſieht, nicht ſowohl den ihm beygelegten **Fröſch- und Mäuſekrieg**, **Batrachomyomachia**, als vielmehr das Ungeziefer des **Parnaſſes** bedeuten, welches ſich allezeit an ſeinen Ruhm gehangen hat.

In der Folge des Werks, handelt er von dem wahren Weſen der Dichtkunſt, und will, daß die Erdichtung ſo ſehr die Seele derſelben ſey, daß ein jeder, der ohne ihren Beyſtand, eine wahre und ungekünſtelte Geſchichte in Verſen ſchreiben wollte, inſoweit, eben ſo wenig ein Dichter ſeyn würde, als derjenige, der eben dieſe Geſchichte in Proſa ſchriebe.

Zu Ende dieſes Bandes, findet man noch eine Menge anderer alter Denkmäler, und eine Rede von dem Nutzen, den die regierenden Herren von dieſer Art von Wiſſenſchaft ziehen könnten.

Im 1684ten Jahre, ließ ein gelehrter Schwede zu **Abo**, der Hauptſtadt in **Finnland**, **Lactanzens** Tractat de mortibus Perſecutorum, mit denen Noten drucken, die Herr **Cuper** ihm mitgetheilet hatte; und im 1692ten Jahre wurden eben dieſe Noten, viel vermehrter zu **Utrecht** noch einmal, mit einer Vorrede des Verfaſſers gedruckt, welche allein für ein großes Werk gelten kann; indem er verſchiedene Puncte aus den Geſchichten, unterſucht, die ein weſentliches Verhältniß mit dem **Lactanz** haben: z. E. der Geburtsort des großen **Conſtantins**, der einigermaßen der Held des ganzen Werks iſt. Er beweiſt mit ausdrücklichen Stellen, welche bis dahin den Kunſtrichtern unbekannt geweſen, daß dieſer Prinz in einer kleinen Stadt von dem mittelländiſchen **Dacien**, **Naiſus** genannt, gebohren worden, und daß die Texte der alten Lobredner, nach welchen der Cardinal **Baronius**, **Uſſerius** und andere Neuere, dieſe Ehre **Großbrittanien** zugetheilet, bloß vom Titel Cäſar verſtanden werden müſſen, welchen **Conſtantin** daſelbſt, in ſeinem 19ten Jahre erhalten hat.

Endlich gab er im 1697ten Jahre eine Geſchichte der dreyen **Gordianen** heraus, um einigen Alterthumsforſchern zu antworten, welche, wegen der Verſchiedenheit der Münzen, nebſt den zweydeutigen Ausdrücken einiger Geſchichtſchreiber, noch einen vierten Prinzen dieſes Namens in die römiſche Geſchichte, einführen wollen.

Bey der einzigen Erzählung ſo vieler Werke, und von der Art wie diejenigen, die wir hier genennet haben, wäre es natürlich, daß man ſich den Herrn **Cuper** als einen Gelehrten vorſtellete, der beſtändig in ſeiner Studierſtube geſeſſen, und allezeit an den Büchern geklebet hätte; allein dieſes Bildniß würde ihm gar nicht gleichen. Er war ein angenehmer, höflicher und mit der Welt verbundener Bürger, der ſich die Verſorgung der Seinigen, welches fünf oder ſechs Töchter waren, und das Regiment noch mehr, weislich angelegen ſeyn ließ.

Von dem Lehrſtuhle der Geſchichte auf der Schule zu **Deventer**, war er zu den höchſten obrigkeitlichen Würden dieſer Stadt geſtiegen. Nachmals war er Abgeordneter der Provinz **Oberyſſel** an die **Generalſtaaten**, dann Abgeordneter eben dieſer Provinz, an das große Kriegsheer der Niederlande, geworden: und endlich trug man ihm in ſeinen letzten Lebensjahren, verſchiedene wichtige Verrichtungen, z. E. der Erwählung der Obrigkeiten in **Geldern** und **Brabant**, auf. Bey allen dieſen Bedienungen aber, war er den Wiſſenſchaften getreu geblieben, und gar ſo getreu, daß König **Wilhelm der III.** insgemein von ihm zu ſagen pflegte, ſie hätten ihm ihr Glück zu danken; und aus Erkenntlichkeit erleichterten ſie ihm wiederum die Ausrichtung ſeiner Geſchäffte.

Dieſe Akademie kann ein beſonderes Zeugniß dieſer Treue ablegen. Herr **Cuper** war ſchon ſeit langer Zeit mit verſchiedenen von unſern Mitgliedern in Verbindung: und weit gefehlt, daß die Ehre oder Beſchwerlichkeit der neuen Aemter den Briefwechſel hätte verzögern ſollen, welchen er mit ihnen unterhielt; ſo erſchrack man hier zuweilen, daß man ſo lange und gelehrte Briefe von ihm bekam, welche in den Gränzen dieſer verwägenen Felder ſelbſt geſchrieben waren, welche faſt den Muſen in ganz Europa ein Stillſchweigen aufzuerlegen ſchienen.

Nachdem der Frieden die Gemüther und verſchiedenen Vortheile der Nationen, wieder vereiniget hatte, ſo erlaubte der König der Akademie, einige wegen ihr

errer Gelehrſamkeit berühmte Ausländer, der Claſſe unſerer Ehrenmitglieder beyzufügen. Herr Cuper war einer von denen dreyen, auf welche dieſe Geſellſchaft ſogleich ihre Augen richtete: und man kann nicht empfindlicher ſeyn, als er über dieſe Ernennung ward, die er ſeine Anwerbung zur Ehre nannte. Er ſtattete nicht nur die verbindlichſten Dankſagungen ab, ſondern nahm ſich auch vor, der Akademie ein Werk zuzueignen, darauf er ſchon lange geſonnen hatte. Er eilte mit deſſen Vollendung, und überſandte den Plan davon ſogleich ſeinen Freunden. Dieß war nun, die Erklärung aller Schaupfennige, Marmore, geſtochener Steine, und überhaupt aller alten Denkmäler, auf welchen man Elephanten vorgeſtellet ſieht. Man war eben im Begriffe ſelbiges zu drucken, und die mehreſten Monatſchriften hatten es bereits angemeldet: als Herr Cuper, welchen ein ſchleichendes Fieber allmählich abmattete, an dieſer Erſchöpfung endlich, den 22 Tag des letzten Novembers, im 73ſten Jahre ſeines Alters ſtarb.

Uebrigens war dieß Werk nicht das einzige, welches er der Welt noch zugedacht hatte: denn, ohne derer Zuſätze zu gedenken, die er noch zu allen ſeinen gedruckten Werken machen wollte, und der Randgloſſen, womit die Hälfte ſeiner andern Bücher erfüllet war, ſo hat er auch noch acht oder zehn Brieftaſchen voller Beobachtungen, über verſchiedene Schriftſteller hinterlaſſen. Eben ſo viele, und noch mehr allgemeine Anmerkungen hat er über verſchiedene Materien des Alterthums, beſondere Abhandlungen über Homers Erdbeſchreibung, über die erſten römiſchen Könige, über **Philons Therapeuten**, und Sammlungen von Aufſchriften, die dem Gruter, Reineſius und andern Sammlern entwiſchet ſind, verfertiget: und dieſe Art einer Bibliothek in Handſchriften von ſeiner eigenen Arbeit, endigte ſich mit ſiebenzig Bänden von Briefen, die er faſt von allen Gelehrten ſeiner Zeit erhalten hatte.

Die Verdienſte derer vom Herrn Cuper erwählten Schwiegerſöhne, laſſen uns hoffen, daß dieſer Theil ſeiner Erbſchaft, nicht am meiſten vernachläßiget werden wird.

* * * * * * * * * * * * * * *

XXII.

Lebensumſtände

Herrn Franciſcus Bourdelins, in der öffentlichen Verſammlung nach Martin, des 1717ten Jahres vorgeleſen.

Franciſcus Bourdelin, ward zu Senlis den 15ten Julii 1668 gebohren, und war das zweyte Kind Claudius Bourdelins, eines berühmten Chymiſten, von welchem in den erſten Schriften der Akademie der Wiſſenſchaften ſehr oft geredet wird.

Wenige Zeit nach der Geburt dieſes zweyten Sohnes, ward Herr Bourdelin der Vater, welcher aus philoſophiſchem Triebe, den Aufenthalt in Paris aufgegeben, durch zween Umſtände wieder dahin beruffen, welche fähig genug geweſen wären, auch den eigenſinnigſten Weltweiſen zu überwinden.

Der erſte war, daß man ihm die Ehre that, ihm, ob er gleich abweſend war, eine beſoldete Stelle in der Akademie der Wiſſenſchaften zu ertheilen.

Der andere war, die Undankbarkeit, welche er bey den Einwohnern ſeines neuen Wohnplatzes fand: die nachdem ſie auf ſeine beſondere Fürbitte eine Verminderung der Abgaben erlanget hatten, ihn ſelbſt das folgende Jahr noch ärger damit beſchwereten, als er vorhin geweſen.

Dieſe ſeine Veränderung nun, gereichte ſeinem ganzen Hauſe zum Beſten. Der Vater, welcher ſo uneigennützig als geſchickt war, erlangte eben durch dieſen Ruhm, ein höher Glück, als er gehofft hatte; und ſeine Kinder, die von den damaligen geſchickteſten Meiſtern in **Paris** unterrichtet wurden, bekamen folglich eine Erziehung, die ſie ſonſt nirgendwo würden gefunden haben.

Der älteſte ward der Arzneykunſt gewidmet; und wenn der Jüngſte, nämlich derjenige, von welchem wir reden, den Abſichten ſeines Vaters gefolget wäre, ſo wäre er nicht vom Brennkolben gekommen, und die Apothekerkunſt würde ſein Theil geblieben ſeyn. Allein, er bezeugte ſo vielen Widerwillen gegen dieſes Leben, worinnen doch alle andere Perſonen ſeines Hauſes ihre Luſt fanden, daß man ihm, nach vielen Verheißungen und fruchtloſen Drohungen, endlich vorſchlug, die Rechte zu erlernen und ein Sachwalter zu werden. Dieſen Vorſchlag ließ er ſich gefallen, weil er ihn für einen guten Deckmantel ſeiner gewaltigen Begierde hielt, vor allen Dingen, die fremden Sprachen, die Vorrechte großer Herren, die Sitten und Gebräuche verſchiedener Völker, zu erlernen.

Dieſe Luſt, die er nicht dorfte blicken laſſen, war dennoch gewiſſer maßen, ſeines Vaters Werk: denn der gewöhnlichſte Lohn, welchen Herr **Bourdelin** ſeinen Kindern vorſchlug, um ſie zur Arbeit anzumahnen, war, daß er ſie in währenden Feyerwochen auf Reiſen führen wollte. Und obgleich dieſer Zeitraum, als der einzige über welchen er Herr war, nicht lange währete; ſo hatten ſie doch, innerhalb drey bis vier Jahren, nicht nur die ſchönſten Provinzen des Königreichs, ſondern auch einen Theil von England und Holland, geſehen.

Auf dieſen letzten Reiſen, mußte der jüngſte Herr **Bourdelin** alle Tage alles aufſchreiben, was man unterwegens, oder in den Städten, merkwürdiges geſehen hatte. Allein dieſe anbefohlene Reiſebeſchreibung war bey weitem ſo richtig nicht, als eine Art eines Wörterbuchs, welches er aus eigenem Triebe verfertigte, und zwar über die gebräuchlichſten oder bequemſten Wörter, die man in der menſchlichen Geſellſchaft brauchet.

Dieſe Reiſen nahmen ein Ende, und ſeine Luſt zu den ausländiſchen Sprachen wuchs alle Tage ſo ſehr, daß in der Zeit, da man ihn ganz allein mit der Rechten beſchäfftiget zu ſeyn glaubte, er, ohne daß es jemand im geringſten merkte, Deutſch, Italiäniſch, Spaniſch, Engländiſch, ja ſogar ein wenig Arabiſch, nebſt der Geſchichte und Staatskunſt, lernte.

Endlich hörte die Verſtellung auf. Herr von **Bonrepos** ward zum Abgeſandten nach Dännemark ernannt, und der jüngſte Herr **Bourdelin**, welcher ſchon Abrede mit ihm genommen hatte, ward ſein Geſandſchaftsſekretär. Die ganze Schwierigkeit war nur, wie man zu dieſer Reiſe die Einwilligung eines Vaters erhalten wollte, welcher ganz andere Abſichten mit ihm zu haben ſchien. Herr **Racine** und Herr **Dühamel**, ſeine vertrauten Freunde, nahmen dieſe Fürbitte über ſich, und erlangten auf ihre Bitten, die Einwilligung. Herr **Bourdelin** reiſete ab, und brachte faſt achtzehn Monate in Copenhagen zu.

Seine Leibesbeſchaffenheit aber konnte die daſige Luft nicht länger ertragen. Er kam mit einer faſt ganz verlornen Stimme und einer wahren Leichenbläſſe nach Hauſe.

Der Vater, welcher gar nicht zweifelte, daß eine ſolche Probe, bey ſeinem Sohne alle Luſt zu Reiſen, Sprachen und Unterhandlungen, würde erſtickt haben; kaufte ihm eine Rathſtelle bey dem Chatelet: wobey er gleich mit Luſt beſchäfftiget zu ſeyn ſchien. Die Muße dieſes bequemen Amtes, vertrieb er ſich mit Unterredungen über die ſchönen Wiſſenſchaften, und durch einämſiges Studieren der Alterthümer, wozu er ebenfalls viel Luſt hatte. Er hatte ſich ſogar in dieſem Fache eine Sammlung auserleſener Bücher, und eine ziemlich vollſtändige Sammlung goldener Münzen angeſchafft. Endlich als dieſe unſere Akademie erneuert ward, ſo ernante man ihn zu einem Schüler derſelben.

Gleichwohl ließ er die Sprachen und Staatskunſt ſo gar nicht liegen, als man wohl dachte. Herr **Bourdelin** hatte bey dem Herrn Grafen von **Pontchartrain** einen Freund, welcher die auswärtigen Sachen abzufertigen hatte, und dieſer Freund ſchickte ihm alle diejenigen zu, welche überſetzt werden ſollten. So konnte er ſich denn ſeinem Berufſe gemäß üben, und dieſe geheime Arbeit ward unfehlbar um ſo viel beſſer verrichtet, da er noch alle Reizungen eines verbothenen Vergnügens dabey genoß.

Herr **Bourdelin**, der Vater ſtarb, und hier hörete des Sohnes Beſchäfftigung auf, ein Geheimniß zu ſeyn. Er verlegte ſogleich ſeine Wohnung nach **Verſailles**, um unmittelbar unter dem Miniſter zu arbeiten, und dieſe Arbeit währete ſieben bis acht Jahre.

Nach Verlauf dieſer Zeit, glaubte er, aus Erfahrung, oder aus neuer Ueberlegung, daß er es in dem Amte eines überſetzenden Sekretärs niemals gar hoch bringen würde, und er wollte doch gern bey irgend einer Unterhandlung gebraucht ſeyn. Er ließ ſich zum Edelmanne machen; weil man oftmals dergleichen als **Envoyes** an ausländiſche Höfe ſchickt. Er ſchmäuchelte ſich ſo gar mit einigem Vorzuge bey dieſer Wahl: indem der Miniſter, unter welchem er gearbeitet hatte, ihm ein vortheilhaftes Zeugniß würde geben können; und weil auch ſein Bruder, erſter Leibarzt bey der **Dauphine** geworden war. Allein dieſer Bruder ſtarb; die Prinzeſſinn ſelbſt ward auch bald darauf Frankreich entriſſen, und noch hundert andere Umſtände veränderten ſeine Abſichten, oder zerſchlugen ſeine Hoffnung.

Hier nun ergriff er den Anſchlag zu heirathen, und nahe bey **Paris** ein Landgut zu kaufen: Vieleicht aber überlegte er bey dieſen zween großen Anſchlägen ſeine Kräfte nicht genug. Das erkaufte Landgut war groß und erforderte viel Aufſicht. Er wollte zu gleicher Zeit die Einkünfte wieder in Gang bringen, und die Gebäude in Stand ſetzen. Alles dieß erſchöpfte ihn: ſeine alte Schwachheit kam wieder, das Fieber ſchlug dazu, und riß ihn in minder als drey Wochen Zeit dahin. Dieß geſchah den 24 Tag des letzten **Maymonats.**

Seit dem Anfange des 1705ten Jahres hatte man ihn zum bejahrten **Mitgliede** dieſer Akademie ernannt; weil ſeine Arbeit und ſein Aufenthalt zu **Verſailles** ihm nicht erlaubten, ſeinen akademiſchen Pflichten nachzukommen. Was er ehedem ausgearbeitet hatte, das betraf einige alte Denkmäler, ſo man in auswärtigen Ländern gefunden: inſonderheit aber die Seule des **Antoninus Pius** die man zu **Rom** 1704 entdeckt hat.

Seit ſeiner Zurückkunſt von **Verſailles**, fieng er, auch als ein bejahrtes Mitglied wieder an, fleißig in die Verſammlungen zu kommen; und nahm ſich vor niemals wegzubleiben. Er hatte ſogar zwey wichtige Werke unternommen. Das erſte, davor er mir den

Entwurf kurz vor ſeinem Tode gezeiget, war die Erklärung aller neuern, ſeit zwey oder dreyhundert Jahren geſchlagenen Münzen: eine Erklärung welche ſowohl die Kenntniß verſchiedener Sprachen, die in den Umſchriften der Münzen vorkommen, als auch einer Menge kleiner Umſtände erfordert, die die allgemeine Geſchichte oftmals vernachläßigt hat.

Das andere Werk, welches Herr **Bourdelin** unternommen hatte, war die Ueberſetzung vom **vernünftigen Lehrgebäude**, welches vor ungefähr 30 Jahren in engländiſcher Sprache vom Herrn **Cudworth**, Profeſſorn der hohen Schule zu **Cambridge**, in einem großen Foliobande herausgekommen, aber mit einer ſo hohen Metaphyſik erfüllet und in einer ſo gedrungenen Schreibart abgefaſſet iſt, daß der Verfaſſer der **auserleſenen Bibliothek**, der zu verſchiedenen malen lange Auszüge daraus mitgetheilet, ſolches nur zu thun ſcheint, um dem Mangel einer Ueberſetzung abzuhelfen, von welcher er als von einer unmöglichen Sache redet.

Dieſes Urtheil welches dem Herrn **Bourdelin** nicht unbekannt war, würde ihn wahrſcheinlicher Weiſe nur angemahnet haben, ſeine Ueberſetzung deſto getreuer zu machen: denn er war feſt entſchloſſen, dabey weder Mühe noch Zeit zu ſparen, und er war nur ungefähr 49 Jahr alt als er ſtarb. Es iſt wahr, wie wir bereits angemerkt haben, daß ſein Körper ſchwächlich war; alles an ihm verrieth dieſe Schwächlichkeit: eine kleinliche Perſon, eine ſanfte und ſchwache Sprache, ein blaſſes Geſicht; und alles dieß mit einer gewiſſen unruhigen Geberde verbunden, hatte einen aufgeweckten Kopf unter ſeinen Freunden veranlaſſet zu ſagen: er ſähe einer Seele im Fegefeuer ähnlich. Diejenigen die aus einem langen Umgange mit ihm, im Stande waren von ſeinem Innern zu urtheilen, verſichern, daß er ein glückliches und gelaſſenes Gemüth gehabt.

◆ ◆ ◆

XXIII.

Lebensumſtände,

Herrn Michael Pinarts, in der öffentlichen Verſammlung nach Martin 1717 vorgeleſen.

Michael Pinart ward zu Sens im Julius des 1659ten Jahres, von ehrlichen Aeltern gebohren, die er zeitig verlor, und die ihm kein Vermögen ließen.

Eine ſeiner Baſen gab ſich einige Mühe wegen ſeiner Erziehung, und war ſo glücklich den Herrn Abt Boileau, Großvicaren des Kirchenſprengels zu Sens mit dazu zu ziehen: welcher als ein Zeuge von der Klugheit und Gutwilligkeit dieſes jungen Menſchen, ihn zu Paris unter diejenigen Schüler verhalf, welche Herr Gillot mit ſo vielem Fleiße erzog. In dieſer Schule erlernte er Latein, Griechiſch urd die erſten Anfänge des Hebräiſchen, auf welches er ſich in der Folge am allereifrigſten legte.

Als er vom Herrn Gillot wegkam, wandte er ſich zum Pater Thomaſſin, der an dem allgemeinen Gloſſario arbeitete, in welchem er ſich bemühete, faſt alle Sprachen des Erdbodens, aus den Wurzeln der hebräiſchen Sprache, als der älteſten von allen, herzuleiten. Herr Pinart, der bloß mit der äußerlichen Einrichtung dieſes Werks zu thun hatte, brachte es dennoch durch dieſes Mittel im Hebräiſchen weiter; als er durch einen dem Anſehen nach ununterbrochenern Fleiß würde gethan haben; und ſeine ungemeine Begierde es weit zu bringen, machte ihn dem P. Thomaſſin zuweilen brauchbarer, als ihm jemand anders geweſen ſeyn würde, welcher außer dieſem Eifer, viel geſchickter geweſen wäre.

Die Liebe zum Hebräiſchen war damals viel allgemeiner als anjetzt, und da man in **Paris** faſt niemanden hatte, als den Herrn **Pinart**, welcher mit Bequemlichkeit darinnen Unterricht geben konnte: ſo hatte er eine Zeitlang vielen Zulauf. Man ſah ſogar Schüler von anſehnlichem Stande bey ihm, und ſeine gelinden ſanftmüthigen Sitten ſowohl, als ſeine Fähigkeit, machten ihm aus allen ſeinen Lehrlingen Freunde und Gönner.

Sein Ruhm verſchaffte ihm gleich anfangs das Amt eines untern Lehrers in der **Mazariniſchen** Stiftung, und nachmals auch in gegenwärtiger Akademie eine Schülerſtelle, die er bis ins 1712 Jahr behalten, als er zum **Domherrn** nach **Sens** beruffen ward.

In dieſer Zwiſchenzeit, die länger als fünf Jahre währete, hat er unſere Geſellſchafft öftmals von allerley Materien unterhalten, die alle auf ſeinen Hauptzweck hinaus lieſen. Z. E. von den jüdiſchen und ſamaritaniſchen Münzen, von denen **Talismanen**, die mit hebräiſchen oder arabiſchen Wörtern bezeichnet ſind, und endlich von den erſten und wahren Buchſtaben unſerer älteſten Bibeln. Ja ſogar ſeitdem man ihn zum **Bejahrten** erkläret hatte, weil er Domherr geworden war, und zu **Sens** leben mußte, brachte er dennoch zuweilen, bey ſeinen kleinen Reiſen nach **Paris**, der Akademie die Fortſetzungen ſeines Fleißes mit. Die letzte Ausarbeitung, ſo er hier vorgeleſen, lief auf die Frage hinaus, ob **David** den Leibrock des Hohenprieſters angelegt habe, um den Herrn ſelbſt zu fragen. Er meynte, er könne gegen die meiſten **Dollmetſcher** behaupten, daß der Originaltext des 1 Buches **Samuelis**, welcher mit dieſen Worten der **Vulgata** applica ad me Ephod, übereinſtimmet, nichts mehr bedeute; als daß **David** zum hohen Prieſter geſagt: er ſolle ſich mit dem Leibrocke ihm mehr nähern; und er beſtärkte ſeinen grammatikaliſchen

Beweis, durch verſchiedene Umſtände aus Davids und des hohen Prieſters Abjathars Geſchichte ſelbſt.

Die Vorleſungen, ſo er zu Sens als Domherr hielt, beſtanden in der Worterklärung dergleichen bibliſcher Stellen, inſonderheit in den Pſalmen. Unter ſeinen Schriften aber hat man wenige davon gefunden, und man hat nichts gedrucktes von ihm, als einen einzigen Artikel, der in die Monatſchrift der Gelehrten, in die Zugabe vom 1707ten Jahre eingerückt worden, allwo er bey Gelegenheit einer neuen hebräiſchen Bibel, die man ihn gebethen durchzuſehen, eine genaue Nachricht von allen denen giebt, welche vor derſelben gedruckt worden. Er erkläret den Unterſchied unter ihnen, die Vorzüge und Fehler einer jeden Ausgabe; und, indem er ſie nachmals mit einander vergleicht, ſo urtheilet er als ein Mann davon, der in der Sprache und den Gebräuchen des Volkes Gottes ſehr bewandert, aller derer den Rabbinen ſo theuren Kleinigkeiten ſehr kundig, und dennoch niemals von dem anſteckenden Rabbinerwitze verderbt worden iſt.

Es war ungefähr zwey Jahre, daß Herr Pinart einige Anfälle einer mit Nierenſchmerzen verbundenen Cholik gehabt hatte. Dieſelben kamen im letztverwichenen Junius wieder, und zwar ſo heftig, daß ſie eine Verhaltung des Harns und eine Entzündung verurſachten, an welcher er den 3 Tag des folgenden Julius im 58 Jahre ſtarb.

Seine Geduld war größer, als die heftigſten Schmerzen. Sie drungen ihm nicht die mindeſte Klage, oder das mindeſte Schreyen ab; und da jemand von dieſer Enthaltung, als von einer Art von Linderung redete, die er der Natur verſagte; ſo antwortete er: die Klagen und das Geſchrey eines Kranken, ſind ein gar ſchlechtes Mittel; es quälet die guten Freunde, es macht die Bedienten wüſte, und hilft dem Kranken niemals.

Ende des zweyten Bandes.

* * *

Inhalt

derer in dieſem zweyten Theile befindlichen Materien.

Nach den Seiten eingerichtet.

Seite.
I. **Boivin**, der ältere vom Urſprunge der Götter 1
II. **Fourmont**, von der poetiſchen Hölle 5
III. Von dem Gottesdienſte des donnernden **Jupiters** 11
IV. Von der Religion der Reiſenden 15
V. Urſprung der Fabel von den **Centauren** nebſt einer kurzen Geſchichte derſelben 22
VI. **Boivin** der ältere, von der kön. Würde der **Iſraeliten** in **Aegypten** 27
VII. **Simon**, von den Freyſtätten 45
VIII. **Simon**, von der Gaſtfreyheit 54
IX. **Banier**, von dem Unterſchiede der zween **Minos** 59
X. **Gedoyn**, von den Vergnügungen bey den Tafeln der Griechen 65
XI **Simon**, vom Urſprunge der **Saturnalien** 68
XII. **Blanchard**, Gebräuche der Römer bey Grundlegung der Städte 74
XII. **Morin**, von den Vorrechten der rechten Hand 82
XIV. **Morin**, vom Händeküſſen 89
XV. **Valois**, von den Reichthümern des Tempels zu **Delphis** 93
XVI. **Morin**, von dem Gebrauche des Gebeths für die Todten, unter den Heiden 101
XVII. **Vertot**, von dem Gebrauche der Reden bey den griechiſchen und lateiniſchen Geſchichtſchreibern 107
XVIII. Erklärung über das Ver ſacrum der Alten 110
XIX. **Nadal**, von der Freyheit der römiſchen Soldaten ihrer Feldherren zu ſpotten 115
XX. **Mandajor**, von **Hannibals** Feldlager am Ufer der **Rhone** 120
XXI. **Pinart**, über eine Stelle im erſten Buche **Samuelis** 124
XXII. **Fourmont**, von den helleniſtiſchen Juden 128
XXIII. Wer der Chor in des **Sophokles Oedipus** ſey 131
XXIV. **Fraguier**, über eine Stelle im **Plato** von der Muſik 144
XXV. **Sevins** Verbeſſerungen einiger Stellen im **Heſiodus** und **Anakreon** 159
XXVI. **Sevins** Muthmaſſungen über andere Schriftſteller 163
XXVII. **Gallands** Unterſuchung einer Stelle im **Horaz** 171
XXVIII. **Sevin**, ob des **Cebes** Gemälde, wirklich von ihm ſey 179
XXIX. **Sevins** Wiederherſtellung einer Stelle im **Plinius** unterſucht 187
XXX. **Hardouin**, Unterſuchung einer Stelle des Tractats von der **Elocution**, die man dem **Demetrius Phalerâus** zuſchreibt 199
XXXI. **Coutûre** über eine Stelle im **Valerius Maximus** 202
XXXII. **Mabudel**, von der Größe der Rieſen 208
XXXIII. Anfrage an die **Akademie der Aufſchriften**, von den Sonnenuhren der Alten, nebſt der Antwort der Akademie 214
XXXIV. **Fontenû**, von der Kleidung der Helden und einiger ägyptiſchen Gottheiten 221
XXXV. **Mahudel**, von den Pflanzen die man auf den Denkmälern ſieht 224
XXXVI. **Vertot**, von dem altſächſiſchen Gotte **Irmenſul** 233
XXXVII. **Freret**, vom Gotte **Eyrovellicus** und einigen iberiſchen Alterthümern 240
XXXVIII. **Henrion**, von den ſamaritaniſchen Münzen mit dem Namen **Simon** 248

XXXIX.

XXXIX. **Baudelot**, von einem Schaupfennige aus der Cornuficiſchen Familie 252
XL. **Gallands**, Erklärung einer Münze vom M. Antonius und der Octavia 260
XLI. **Gallands**, Erklärung einer griechiſchen Münze vom Nero 266
XLII. **Mahudel**, von einigen alten römiſchen Münzformen 370
XLIII. **Mahudels** Muthmaßungen von einem alten Opferinſtrumente 278
XLIV. **Baudelot**, von der Bulle die die römiſchen Kinder getragen 285
XLV. **Baudelot**, über zwo zu Beleſme gefundene alte Aufſchriften 288
XLVI. **Mahudel**, von einem alten Denkmaale über der Charente 292
XLVII. Einige alte in der pariſer Cathedralkirche gefundene Denkmäler 301
XLVIII. **Mautours**, Erklärung eines alten Denkmaals 307
XLX. **Mautours** Erklärung einer alten Meilenſeule, bey Soiſſons 311
L. **Mautours**, Erklärung einer andern bey Vic ſur-Aisne 315
LI. **Mautour**, von einer Aufſchrift vom Terricus dem Sohne 318
LII. **Baudelot**, von einer zu Bourdeaux gefundenen Aufſchrift 325
LIII. **Baudelots** Gedanken von einem geſchnittenen Smaragde 330
LIV. **Baudelots** Gedanken über den vermeynten Solon 335
LV. **Mautour**, von den ſteinernen Särgen im Auxoneſiſchen 340
LVI. **Vertot**, über ein zu Feſcamp gefundenes Denkmaal 346
LVII. **Mandajor**, von den Landhäuſern Trevidon und Pruſianum 350
LVIII. **Mahudel**, vom Urſprunge der Freudenfeuer 354
LIX. **Freret**, von der Poeſie der Chineſer 361
LX. **Vertot**, vom Unterſchiede der Harniſche und Wapenröcke 364
LXI. **Mauteur**, von einigen Seltenheiten zu Paris 369
LXII. Schreiben des Cardinals Beſſarion, an den Michael Apoſtolicus 377
LXIII. Arbeiten der Akademie der Aufſchriften von 1711 bis und mit 1717 381
XIII. Herrn Nicolaus Boileau Deſpreaux Leben 391
XIV. Herrn Marcus Antonius Oudinets Leben 404
XV. Des Herrn Abts Tallemant Leben 411
XVI. Des Herrn Jacob Tourreil Leben 422
XVII. Des Biſchofs von Soiſſons Herrn Fabio Brûlart von Sillery Leben 431
XVIII. Herrn Antonius Gallands Leben 437
XIX. Des Herrn Abts Johann Maria de la Marque Tilladet Leben 446
XX. Herrn Ludolph Küſters Leben 452
XXI. Herrn Gisbert Cupers Leben 464
XXII. Herrn Franciſcus Bourdelins Leben 470
XXIII. Herrn Michael Pinarts Leben 476

Geſchichte
der königlichen Akademie
der ſchönen Wiſſenſchaften
zu Paris,

darinnen zugleich
unzählige Abhandlungen aus allen
freyen Künſten, gelehrten Sprachen,
und Alterthümern, enthalten ſind.

Mit Kupfern.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt
von
Luiſen Adelgunden Victor. Gottſchedinn.

Dritter Theil.

BIBL.
UNIVER:
LIPS.

Mit Königl. Poln. und Churfürſtl. Sächſiſ. allergn. Freyheit.

Leipzig 1750
verlegts Johann Paul Krauß,
Buchhändler in Wien.

Innhalt

derer in dieſem Bande enthaltenen Stücke, nach den Seiten eingerichtet.

Fortgeſetzte Geſchichte der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften und Aufſchriften pag. 1
I. **Fontenu**, von denen Altären, die ſeit Erſchaffung der Welt, bis auf die Geburt J. C. dem wahren Gott geheiliget geweſen 15
II. **Fraguier**, von den Flüchen der Aeltern über die Kinder 26
III. Urſprung der Namen der zwölf Him̃elszeichen 37
IV. **Sallier**, neue Muthmaßung vom dodoniſchen Orakel 42
V. **Sevin**, von den Ammen des Bacchus 45
VI. **Maſſieu**, von den iſthmiſchen Spielen 54
VII. **Baudelot**, von dem Kriege der Athenienſer, wider die Völker der atlantiſchen Inſel 60
VIII. **Fourmont**, von der Dauer der trojaniſchen Belagerung 67
IX. **Valois**, ob Kriſſa und Cirrha einerley Stadt geweſen 78
X. **Fourmont**, von den Regeln der Critik, die man bey Wiederherſtellung verſtümmelter Texte gebrauchen ſoll 89
XI. **Fourmont**, von den Anführungen 94
XII. **Sallier**, vom Coloniſchen Oedipus des Sophokles 103
XIII. **Goulley**, von den ſicilianiſchen Hirtendichtern und vom Urſprunge der Blasinſtrumente 108
XIV. **Couture**, auf was Art man die römiſchen Redner habe verſtehen können, die auf öffentlichem Markte geredet haben 115

Innhalt.

XV. **Goulley**, von Daphnis eines alten Hirtendichters Geburtsorte 123

XVI. **Vertot**, Character des Auguſtus, nebſt der Vergleichung des Agrippa und Mäcenas 128

XVII. **Maſſieu**, kritiſche Betrachtung über den Pindar 136

XVIII. **Banier**, über die Bätylen und Bilder der Cybele 141

XIX. **Sallier**, von dem Verfaſſer des Epinomis 146

XX. **Banier** von Charons Palaſte, oder dem ägyptiſchen Labyrinthe 153

XXI. **Sallier**, Betrachtungen über zwo Stellen im Plato 160

XXII. **Freret**, vom Urſprunge des Schachſpiels 163

XXIII. **Sallier**, Verbeſſerungen einiger Stellen im Plato, Euripides und Suidas 175

XXIV. **Mahudel**, vom Urſprunge der Zahlpfennige 183

XXV. **Fraguier**, über einer Stelle im Pindar, die im Plato angeführet wird 190

XXVI. **Fontenu**, von einer Münze der Iliſchen Minerva 197

XXVII. **Hardion**, Unterſuchung einer Stelle in des Euripides tauriſcher Iphigenia 204

XXVIII. **Fontenu**, über einer Münze von Philippen dem Tetrarchen 208

XXIX. **Hardion**, über einige Stellen in des Euripides Phönicierinnen 216

XXX. **Iſſelin**, von der Abkürzung CER. PER. auf dreyen Münzen der Stadt Sidon 223

XXXI. **Sallier**, Verbeſſerung einer Stelle im Euripides und einer im Longin 232

XXXII. **Mahudel**, von den contorniat- Münzen 234

XXXIII. **Gedoyn**, über einen Brief vom **Dionyſius** von **Halikarnaß**, an den **Pompejus** 239
XXXIV. **Hardion**, über eben denſelben Brief 251
XXXV. **Hardion**, über eine andere Stelle im **Dionyſius** von **Halikarnaß** 254
XXXVI. **Lancelot** über einige Aufſchriften 264
XXXVII. **Gedoyn**, auf was Art **Pauſanias** eine Stelle im **Homer** verſtanden, die von der **Jokaſta** handelt 272
XXXVIII. **Moreau**, über eine zu **Tain** gefundenen Aufſchrift 282
XXXIX. **Sevin**, über einige griechiſche und lateiniſche Schriftſteller 286
XL. **Moreau von Mautour**, über ein Stück Malerey al Freſco 294
XLI. **Sallier**, über **Plutarchs** Werk vom Aberglauben 299
XLII. **Moreau von Mautour**, über ein altes Diptychum 310
XLIII. **Secouſſe**, über einige Leben im **Plutarch** 314
XLIV. **Freret**, von der Sprache der **Chineſer** 345
XLV. **Mandajor**, über **Hannibals** und **Scipions** Leben 357
XLVI. **Fourmont**, von der **chineſiſchen** Gelehrſamkeit 365
XLVII. **Mandajor**, von **Hannibals** Zuge zwiſchen der **Rhone** und den **Alpen** 375
XLVIII. **Anſelm**, von dem Flore der Wiſſenſchaften im alten **Gallien** 380
XLIX. **Hardion**, über eine Stelle im **Longin** 386
L. **Racine**, von den Urſachen des Flores und Verfalles der Wiſſenſchaften 391

LI. **Sallier**, von der Zeit in welcher **Heſychius** gelebt hat 399
LII. **Chambort**, von der Hochachtung der alten Deutſchen gegen das Frauenzimmer. 404
LIII. **Maſſieu**, vom Worte ΙΣΟΨΗΦΟΣ 411
LIV. **Sallier**, von den Wörtern Solœciſmus und Barbariſmus 413
LV. **Mandajor**, vom Bißthume **Ariſidium** 417
LVI. **Sallier**, über **Cicerons** Buch **Lucullus** genannt 427
LVII. **Lancelot**, von dem Worte Cajevaire 433
LVIII. **Sallier**, über eine Stelle im **Cicero** 442
LIX. **Boivins**, Leben **Wilhelms Büdeus** 445
LX. **Fourmont**, Erklärung einer Stelle im **Horaz** 450
LXI. **Valois**, über einige Stellen im **Tibullus** 453
LXII. **Boivin**, von einem Exemplare vom **Homer** 457
LXIII. **Sevin**, über einige Stellen alter Schriftſt. 465
LXIV. Sinnbilder, Aufſchriften und Münzen der Akademie 471

Leben.

XXIV. Vom Herrn Abte von **Louvois** 477
XXV. Vom **P. le Tellier** 487
XXVI. Vom Herrn **Simon** 488
XXVII. Vom Herrn **Henrion** 493
XXVIII. Vom Herrn Abte **Renaudot** 500
XXIX. Vom Herrn **Foucault** 514
XXX. Vom Herrn **Baudelot** 525
XXXI. Vom Herrn **Dacier** 536
XXXII. Vom Herrn Abte **Maſſieu** 548
XXXIII. Vom Herrn Marquis von **Beringhen** 555
XXXIV. Vom ältern Herrn **Boivin** 565

* * *

Fortgeſetzte

Geſchichte
der
königlichen Akademie der
Aufſchriften und ſchönen
Wiſſenſchaften.

Wir haben in den zween vorigen Bänden, die Geſchichte der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, bey dem 1717ten Jahre ſtehen laſſen, und zwar bey eben derjenigen Zeit, wo der nach Frankreich gekommene verſtorbene Czaar Peter Alexowitz, die Akademie mit ſeiner Gegenwart beehrte, und ſelbige ſelbſt wollte kennen lernen; weil er ſie für eine von denen nützlichen und rühmlichen Einrichtungen hielt, die er ſeiner Aufmerkſamkeit würdig zu ſeyn erachtete, und womit er dereinſt ſeine eigenen Staaten auszuzieren gedachte. Ungeachtet er zu dieſem Beſuche, weder die gewöhnliche Stunde, noch auch denjenigen Tag erwählet hatte, an welchem die Geſellſchaft ſich zu verſammlen pflegte, und dieſelbe erſt an eben dem Morgen (a), die Ehre erfuhr, welche er ihr Nachmittags erzeigen wollte: ſo erſchien ſie doch zahlreich genug beyſammen, um ihn nach Würden zu empfangen. Zuerſt wünſchte er die Erklärung, von den Abſichten und der Einrichtung unſerer Arbeiten zu wiſſen. Dieſes geſchah ſo deutlich als kürzlich, und es ſchien, daß er alles gar wohl vernahm und billigte. Hierauf fiel er wieder auf den erſten Begriff, den er ſich von den Arbeiten der Akademie gemacht hatte, und nach welchem er glaubte: daß ſie hauptſächlich in **Aufſchriften** und **Münzen** beſtünden; die er zu ſehen begehrte. Man zeigte ihm alſo das Buch, und die Folge der königlichen Schaupfennige ſelbſt. Beydes gieng er durch, und um zu zeigen, daß ſeine Aufmerkſamkeit nicht bloß eine Wirkung ſeiner Gefälligkeit und Höflichkeit ſey; oder daß ihm etwa nur die Schönheit des Schnitts, und die Nettigkeit der Zeichnung ſo ſehr gefiel, die er einige male überaus lobte: ſo nahm er zween Schaupfennige, die auf einer Tafel lagen, und ſagte, die eine ſtellte ſonder Zweifel eine beſondere Begebenheit oder That; und die andere ein Symbolum vor, welches irgend eine Tugend, oder perſönliche Eigenſchaft anzeigte. Er betrog ſich auch nicht. Die Münze, welche er als ein ausdrückliches Denkmaal einer beſondern Begebenheit betrachtete, war die Audienz des Legaten nach dem Leben vorgeſtellet (b); die andere hergegen war, das bloße Sinnbild des Königes, durch eine Sonne ausgedrückt, die den Erdball erleuchtet, mit der Ueberſchrift: NEC PLURIBUS IMPAR.

Nachdem er nun dieſe Münzenfolge dergeſtalt unterſucht hatte, die aus mehr als drey hundert Stücken beſtund, zog der Czaar aus ſeiner Goldbörſe funfzehn Stück goldene Schaupfennige hervor, die von verſchiedener Größe, und auf ſeine eigene Geſchichte gepräget waren. Bevor er ſie aber den Augen der Geſellſchaft darlegte, ſagte er auf eine verbindliche Art, es geſchähe nicht, um den Witz oder die Arbeit in denſelben, mit jenen; viel weniger die darauf angezeigten Thaten, mit **Ludwigs des großen** ſeinen, in Vergleichung zu ſtellen (dieß waren ſeine Worte) ſondern nur als eine Anzeige, daß er es jederzeit für billig und gewiſſer maßen für nöthig gehalten, den Nachkommen Beyſpiele zu hinterlaſſen, dadurch ſie ermuntert und unterrichtet werden könnten. Das Geſpräch, welches, ungeachtet es durch Dollmetſcher geſchah, allemal ſehr lebhaft geweſen war, endigte ſich endlich mit allen Verſicherungen von Hochachtung und Gewogenheit, die dieſer Prinz der Verſammlung nur immermehr geben konnte. Er ſagte ihr, daß, wofern er jemals in ſeinen Staaten, irgend ein Denkmaal entdecken ſollte, welches ihr bekannt zu werden verdiente, er ſolches ſogleich überſenden wollte; und daß er auch ſelbſt zuverſichtlich ſeine Zuflucht zu ihr allezeit nehmen würde, wenn er ihrer Geſchicklichkeit und Einſicht nöthig haben ſollte.

(a) Es war Sonnabends den 29ten May.

(b) Beyde treffen in den 1663. und 1664 Jahr.

Die Akademie war ſo glücklich, daß ſie gar bald eine Gelegenheit fand, ihm einen Theil ihrer Erkenntlichkeit darzubiethen: und dieſe Gelegenheit hatte ſie dem Herrn Herzoge **von Antin** zu verdanken, welcher, als Oberaufſeher über die Gebäude, Gärten, Künſte und Manufacturen in Frankreich, die Sorge über ſich genommen hatte, **Seiner Czaariſchen Majeſtät** alle Reichthümer und Meiſterſtücke dieſes weitläuftigen Werkes, zu zeigen. Er glaubte, daß wenn der Czaar in die Münze gehen würde, nichts ſo höflich ſeyn könnte, als daß man daſelbſt irgend einen Schaupfennig auf dieſen Prinzen ſchlüge; auf welchem er, ohne das geringſte davon zu vermuthen, ſeinen Namen, ſein Geſicht, und irgend eine Schmäucheley über ſeiner Reiſe erblicken möchte. Es war aber hier nicht nur die Frage, eine ſolche Münze zu erſinnen; ſie mußte auch gezeichnet, abgeformet, geſchnitten werden, und das alles in einer Zeit von acht Tagen. Die Begierde der Akademie indeſſen, ſtellte ihr nichts als unmöglich vor; und alles half den Anſchlag des Herrn Herzogs **von Antin**, ſo glücklich ins Werk richten; daß der **Czaar**, da er an dem beſtimmten Tage in die Münze kam, und die Einrichtung des gröſſeſten Preßbalkens genau beſehen, auch deſſen Kraft und Schraubwerk unterſucht hatte, denſelben mit eigener Hand herum ſchwingen wollte. Er erſtaunte aber außerordentlich, als er unter dem Stämpel einen großen goldenen Schaupfennig hervor ziehen ſah, auf welchem er ſogleich ſich ſelbſt, in einem viel ähnlichern Bildniſſe erkannte; und welches unendlich ſchöner gearbeitet war, als irgend eines, welches er ſonſt in Moſcau, oder Holland verfertigen laſſen. Er merkte auch die ſinnreiche Anſpielung der Gegenſeite, welche das vom Mitternacht nach dem Mittage zufliegende Gerücht, mit den Worten vorſtellte, die **Virgil** ſelbſt auf das Gerücht deutet: VIRES ACQUIRIT EUNDO, und die ſich ſowohl auf den Ruhm, als auf die verſchiedenen Kenntniſſe bezogen, welche **Seine Czaariſche Majeſtät**, auf ihren Reiſen erlanget hatte.

Der **Czaar** vergaß bey ſeiner Rückkunft in ſeine Staaten, dieſer Akademie nicht. Im 1719 Jahre ſchickte er ihr den Entwurf zu einer langen lateiniſchen Aufſchrift, welche auf die vier Seiten des Fußgeſtelles einer Bildſeule zu Pferde kommen ſollte, die man ihm zu Ehren in **Petersburg** aufgerichtet. Da nun dieſe Aufſchrift faſt nichts anders, als ein Gewebe von Vorfällen war, die dieſer Herr ſelbſt, nach der Ordnung der Zeit zuſammen gefügt hatte: ſo bath er auch, nur der Sachen und Zeitpuncte zu ſchonen und überließ, wie er ſich erklärte, der Akademie die unumſchränkte Gewalt über die Einrichtung und Ausdrücke. Sie bediente ſich jedoch dieſer Freyheit ſehr beſcheiden. Sie ließ es dabey bewenden, daß ſie der Aufſchrift den gewöhnlichen Schwung der Steinſchriften ertheilte; und, um **Sr. Czaariſchen Majeſtät** zu zeigen, daß ſie auch in dieſem Stücke, nur das nothwendigſte geändert

ändert hätte; ſo that ſie zu jeder Aenderung irgend eine beſondere Urſache hinzu. Er war ſo gnädig, daß er ihr in den huldreichſten Ausdrücken dafür danken ließ.

Zu Anfange des 1722ten Jahres, ſchickte Herr **Schumacher**, Bücheraufſeher **Sr. Czaariſchen Majeſtät**, auf deſſen Befehl, die Zeichnung verſchiedener Figuren von Gottheiten, Menſchen und Thieren, an die Akademie, die mehrentheils von Erz, und im **September** des 1721ten Jahres, bey **Aſtracan** herum, waren gefunden worden, allwo das Kriegsheer dieſes Monarchen ſtand. Und eben nach dieſen Riſſen, die die Akademie behalten, hat der **P. Dom Bernhard von Montfaucon** dieſelben in den V. Band der **Zuſätze** zu ſeinen **Alterthümern** ſtechen laſſen, wo er auch eine ſummariſche Erklärung davon mittheilet.

Nachdem einige Zeit darauf etliche moſcovitiſche Kriegsvölker von eben dieſem Heere, weiter hinein, in das Land der **Kalmucken** gedrungen, ſo fanden ſie in einem alten Schloſſe eine Art von Bücherſchatz, der ein beſſeres Schickſal verdiente, als dasjenige war, ſo ihn daſelbſt betraf. Der Officier und Soldat machten ſich beyde aus dieſen Büchern nichts. Die Geſtalt derſelben war ihnen ſogleich widerlich, weil ſie außerordentlich lang waren, und faſt gar keine Breite hatten. Das innere kam ihnen eben ſo ſeltſam vor, und misfiel ihnen noch mehr: die Blätter, anſtatt daß ſie bloß von Papier, oder Pergament ſeyn ſollten, wie diejenigen die ſie ſonſt geſehen hatten, waren ſehr dick, und beſtanden aus einer Art von Cattun, oder Baumrinde, mit einem doppelten Lacke von zweyerley Farben überzogen. Die Schrift war weiß, auf einem ſchwarzen Boden, und die Einwohner des Orts ſelbſt verſicherten, daß ſie die Schrift darinn nicht erkennten. Die Moſcoviter befliſſen ſich alſo mehr, dieſe Bücher zu zernichten, als ſie davon zu bringen. Die Neugierigſten darunter waren zufrieden, daß ſie dem Czaar einige Blätter davon mitbrachten, welcher den übrigen Theil ſehr bedaurete. Er zog ſogleich wegen dieſer Schrift faſt alle gelehrte Leute in ſeinen Staaten zu Rathe; die ihm aber keine Rechenſchaft davon geben konnten. Auch verſchiedene hohe Schulen in Norden, die er nach dieſem darum befragte, konnten ihm kein mehreres Licht davon geben: und da dieſe Ungewißheit ſeine Neugierde nur vermehrete, ſo ließ er im **Auguſtmonate** des 1722ten Jahres, an den Herrn Abt **Bignon**, königlichen Bücheraufſeher, und Präſidenten dieſer Akademie, ſchreiben: welchem Briefe er ein Blatt aus obigen Büchern beyfügte. Nachdem dieſes Blatt in die Akademie gebracht ward, ſo erkannten es die Herren **Freret** und **Fourmont** der ältere, gar bald, für die Sprache und Schrift von **Thibeth**. Es war nämlich ſchon einige Jahre, daß ein gewiſſer Glaubensbothe, der aus **Thibeth** zurück gekommen war, dem Herrn **Freret** eine Art eines Wörterbuchs übergeben hatte, welches er zu ſeinem Gebrauche, von der Sprache dieſes Landes aufgeſetzt, und das Italiäniſche gegen über geſtellt hatte, welches in der erſten Spalte ſtund. Herr **Freret** hatte dieſes Wörterbuch kürzlich dem Herrn **Fourmont** mitgetheilet, ſo daß ſie beyde erfreuet waren, eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihre darauf verwandte Mühe nutzen zu können.

Herr **Fourmont** nahm es über ſich, die Ueberſetzung heraus zu bringen, und erwählte ſich den Herrn Abt **Fourmont**, ſeinen Bruder, zum Mitgehülfen, welcher ſeit kurzem von dem Könige, mit dem Herrn Abte **Sevin**, einem andern Mitgliede unſerer Akademie, noch **Conſtantinopel** geſandt worden, um allerley griechiſche und morgenländiſche Handſchriften aufzuſuchen. Die Herren **Fourmonts** mußten ſogleich, um hinter den Verſtand des in **Thibethiniſcher** Sprache geſchriebenen Blattes zu kommen, die Ordnung des Wörterbuchs umkehren, und dieſe letztere Sprache, ſtatt der Italiäniſchen, in die erſte Spalte ſetzen. Als ſie ſich hierauf an die Ueberſetzung ſelbſt machten, ſo ſahen ſie wohl, daß es keine vollſtändige Rede, ſondern

dern ein abgeriſſenes Stück von irgend einer Predigt oder Leichenrede wäre, die in tartariſchem Geſchmacke, voller verwägenen Figuren, und Wiederholungen, die unſern Ringelreimen ähnlich kommen, waren, welche in den Predigten der Muſelmänner ſo gewöhnlich ſind. Zum Ueberfluſſe war noch eine ziemlich geſunde Morale, über das zukünftige Leben, derjenige Punct, davon dieſes Blatt hauptſächlich handelte. Der von der Unſterblichkeit der Seelen überzeugte Verfaſſer, gab einige metaphyſiſche Beweiſe davon, und unter andern dieſen: daß die Erinnerung derer Begebenheiten, die man ſich zutragen geſehen, und die Furcht vor dem Zukünftigen, einen gleich ſtarken Beweis für die Wirklichkeit des Vergangenen und des Zukünftigen abgäben. Er fügte noch einige Vergleichungen hinzu, welche faſt alle vom Pferde, als demjenigen Thiere genommen waren, ſo die Tartaren am meiſten lieben.

Hier iſt in wenig Worten, alles was die Herren **Fourmonts** gethan haben, um eine deſto getreuere Ueberſetzung erwähnten Blattes zu liefern.

1. Schrieben ſie dieſelbe zwiſchen zween große Ränder, in **thibethiniſcher** Sprache; einmal mit den ächten **thibethiniſchen** Buchſtaben; und die andere mit den ähnlichſten lateiniſchen Buchſtaben.

2. Weil die lateiniſche Sprache, wegen des Unterſchiedes ihrer Biegungen, ſich am allerbeſten nach allen andern Sprachen fuget und ſchmieget; ſo ſetzten ſie unter dieſen zwiefachen **Thibethiſchen** Text, eine wörtliche lateiniſche Ueberſetzung, zwiſchen die Zeilen geſchrieben.

3. Füllten ſie den letzten breiten Rand, mit einer weitläuftigern und freyern Ueberſetzung, um dasjenige was die orientaliſche Art zu denken, im Texte gar zu dunkel gelaſſen hatte, beſſer auseinander zu ſetzen. In den andern Rand aber ſetzten ſie einige Anmerkungen, über die Zeit, in welcher ſie glaubten, daß dieſes Werk wäre verfertiget worden,

hen, und über die Aehnlichkeit, die ſie unter einigen Redensarten, der **Thiberhiniſchen** und **Chineſiſchen** Sprache bemerkten, auf welche letztere ſie ſich ſchon ſeit langer Zeit geleget hatten.

Endlich machten ſie denn auch eine franzöſiſche Ueberſetzung davon, um ſie dem Könige vorzuleſen, welcher, über dem Gerüchte von dieſer Arbeit, zu wünſchen geſchienen hatte, daß man ſie auch ihm erklären möchte. Die Herren **Fourmonts**, in Begleitung des Sekretärs der Akademie, Herrn **von Boze**, wurden von dem Präſidenten, Herrn Abte **Bignon** vorgeſtellet, und hatten die Ehre **Sr. Majeſtät** zu **Verſailles** im **November** des 1722ten Jahres, Rechenſchaft davon zu geben. Der Herr Abt **Bignon** ſchickte hierauf alles dem **Czaar** zurück, nachdem er es noch zum Ueberfluſſe auch in das Moſcovitiſche überſetzen laſſen, um es Sr. Maj. angenehmer und deutlicher zu machen. Dieß geſchah auch in ſo hohem Maaße, daß er ſich vorgenommen, nichts zu ſparen, um noch die Ueberbleibſel dieſes Büchervorraths zu erlangen. Allein ſein **Tod**, welcher ſich zu Anfange des folgenden Jahres eräugete, machte dieſes gelehrte Vorhaben zu nichte; wie vieles andere was er zu Verherrlichung ſeiner Regierung noch im Sinne gehabt, und beraubte die Akademie einer Nachricht, die ihr unendlich ſchätzbar war.

Wer weis es nicht, daß er, als er nach Frankreich kam, von der Perſon des Königes, der damals noch nicht acht Jahre alt war, beſonders gerührt geweſen; daß er von ſeiner Annehmlichkeit, Gütigkeit und Einſicht, nicht anders als mit der zärtlichſten Bewunderung geſprochen? inſonderheit ſeitdem er ihn auf dem Schloſſe der **Thuillerien** beſucht, und als die Rede auf Moſcau und die andern Staaten gefallen, die der **Czaar** in Europa und Aſien, beſitzt, der junge Monarch ihm ſogleich eine Art von geographiſcher Charte vorgemalet, die ſehr richtig geweſen. Er ſagte auch mit wahrer Entzückung, nichts wäre dem Vergnügen gleich ſo er empfände, da er in ihm die Hoffnung alles deſſen erblickte, was ſeine Vorfahren jemals großes zur Ehre der Krone, und zum Vortheile ihrer Unterthanen ausgewirket.

Die Akademie welche aufmerkſam war, dergleichen glückliche Vorbedeutungen zu ſammlen, hatte ſchon darüber, Münzen und andere öffentliche Denkmäler erſunden, als es dem Könige gefiel, ihr noch ein ſicherer Pfand davon zu geben. Se. Majeſtät entſchloß ſich, bey einer der feyerlichen Verſammlungen der Akademie, ſelbſt hinein zu kommen, und den Vorſitz zu nehmen. Sie kamen zu derjenigen, die den 24ten Julius des 1719ten Jahres gehalten ward. An der Pforte des Louvres, empfieng ihn der ganze Orden der Akademie, die ihn in den Saal und bis an den Lehnſeſſel des Präſidenten begleitete, allwo der König ſich zu ſetzen, und die ganze Sitzzeit zu verweilen geruhete. Herr **von Boze**, welcher an dieſem Tage das Haupt der Akademie war, hatte die Ehre den König zu bewillkommen, und ihm im Namen der Geſellſchaft folgendes zu ſagen:

Sire,

Man weis, daß es der Hoheit der Könige gemäß iſt, die Wiſſenſchaften zu beſchützen: aber wie ſchön iſt es nicht, daß Eure Majeſtät ſich heute noch einen neuen und gegründetern Ruhm erwerben, da ſie dieſelben auch lieben! Die offenbare Probe, ſo Sie derſelben von Dero Liebe geben, iſt viel vermögender, ihren Flor zu befördern, als alle andere Wohlthaten. Ach! daß Sie doch, allergnädigſter Herr, auf ſpäte Zeiten die Erkenntlichkeit und den Nacheifer genieſſen möchten, den Dero Gegenwart ihnen einflößt! Daß doch Dero Regierung, durch die Entdeckungen Dero gelehrten Unterthanen dereinſt eben ſo berühmt werden möchte, als durch die

Zahl und den Glanz von Dero Tugenden! Und daß doch endlich dieſe Akademie, die Dero unſterblicher Ahnherr in den ſchönſten Jahren ſeines Lebens geſtiftet, um das Andenken großer Thaten zu verewigen, ein ganzes Jahrhundert hindurch: mit der Fürſorge beſchäfftiget ſeyn möchte, die Thaten Eurer Majeſtät, auf Marmor und Erz zu weihen, und mit Dero glorreichem Namen alle diejenigen Titel zu vereinigen, die denſelben der Nachkommenſchaft noch ſchätzbarer machen können.

Nachdem der König hierauf ſehr gnädig geantwortet hatte: daß er die Ehrerbiethung und Wünſche der Geſellſchaft mit Vergnügen annähme; und der Herr **Marſchall von Villeroy**, Oberſthofmeiſter **Sr. Majeſtät**, hinzugeſetzt hatte: wie dieſelben ein perſönlicher Zeuge von den gewöhnlichen Beſchäfftigungen der Akademie zu ſeyn, und zu ſehen wünſchten, wie es ſonſt bey den Verſammlungen der Geſellſchaft gehalten zu werden pflegt: ſo handelte Herr Freret, an welchen die Reihe zu leſen war, eine Materie ab, die ſich zu den gegenwärtigen Umſtänden ſo glücklich paßte, als ob ſie ausdrücklich, wegen ihrer Verwandſchaft mit dem Geſchmacke und den Ergetzungen **Sr. Majeſtät**, ausgeſucht worden wäre. Er las nämlich eine Abhandlung, **vom Urſprunge des Schachſpiels** ab, davon der Auszug in der Folge dieſer Geſchichte zu leſen ſeyn wird. Der König hörte ſie bis zum Ende mit Vergnügen an; und bevor er die Verſammlung verließ, ſo gab er der Akademie, mit außerordentlicher Gütigkeit, neue Verſicherungen ſeines Schutzes.

Die ganze Akademie begleitete den König wieder, bis an die Pforte des **Louvres**, ſah ihn abfahren und gieng auf einen Augenblick wieder hinein, um ſich gleichſam wegen der Ehre dieſes Tages Glück zu wünſchen, deſſen ſie ſich, wie es ſcheint, niemals oft genug erinnern kann.

Ehe wir zu denen Veränderungen ſchreiten, die ſich in der Liſte der Mitglieder, ſeit denen Jahren, davon wir hier die Geſchichte mittheilen, zugetragen, müſſen wir noch zween Vorfälle anmerken, die die Dankbarkeit der Akademie nicht mit Stillſchweigen übergehen kann.

Der erſte iſt, daß Herr **Baudelot** ein beſoldetes Mitglied der Akademie, welcher im **Junius** des 1722ten Jahres verſtarb, der Akademie, in ſeinem Teſtamente, einen Theil ſeiner Bibliothek alle Schaupfennige und Alterthümer, nebſt einer Sammlung ſonderbarer griechiſcher und lateiniſcher Aufſchriften, vermacht hat: darunter auch diejenigen ſind, welche Herr **Nointel**, franzöſiſcher Geſandter zu **Conſtantinopel**, aus der **Levante** mitbrachte, und deren eine, die über zweytauſend Jahre alt iſt, die Namen der Befehlshaber und vornehmſten Soldaten in ſich enthält, die die Athenienſer in einem einzigen Jahre, bey fünf verſchiedenen Feldſchlachten verloren.

Der andere iſt, daß im 1724ten Jahre, die Herren Dechanten, Domherrn und das Capitel der Kirche zu **Paris**, die Akademie mit allerley alten Aufſchriften und erhabenen Arbeiten beſchenkten, die man 1710 funfzehn Schuhe tief, im Grunde und ſelbſt in dem Chore der Kirche gefunden, allwo man eine Gruft zum Begräbniſſe der Erzbiſchöfe ausgrub. In dem dritten Bande der eigenen Schriften (Memoires) haben wir die Zeichnung dieſer Denkmäler und den Inhalt der verſchiedenen Abhandlungen, zu welchen dieſe Entdeckung Anlaß gegeben, mitgetheilet. Sie ſind, nebſt Herrn **Baudelots** ſeinen, in einen Saal des **Louvres** geſtellt worden, den der König ſo gnädig geweſen, zu der Wohnung der Akademie hinzuzufügen; und man macht ſich ein Vergnügen daraus, ſie denen Gelehrten zu zeigen, welche etwa nöthig haben möchten, dieſelben zu Rathe zu ziehen.

⁂

Veränderungen

ſo ſich in dem Verzeichniſſe der Mitglieder der Akademie zugetragen.

Im 1718ten Jahre

Ward Herr Iſelin, Rector der hohen Schule zu Baſel, zum auswärtigen **Ehrenmitgliede**, an Herrn **Cupers**, Bürgermeiſters zu **Deventer** Stelle erwählet.

Starb der Herr Abt **Louvois**, **Ehrenmitglied** der Akademie, und ſeine Stelle ward, ohne alle neue Wahl, durch den Herrn Cardinal von **Polignac** erſetzt, welchen der König im vorigen Jahre zum Mitgliede über die Zahl, ernennet hatte.

Im 1719ten Jahre

Ward der Pater **Dom Bernhard Montfaucon**, zum **Ehrenmitgliede** über die Zahl, ernannt; und nahm noch in ſelbigem Jahre, des Herrn Abts le **Tellier** erledigten Platz ein.

Die Beyſitzerſtellen, zu welchen die Herren **Valincourt**, und der Abt **Lormande**, waren ernennet worden, wurden, nachdem ſie ſolche aufgegeben, mit den Herren **Lancelot** und **Racine**, beſetzt.

Herr **Simon**, ein bejahrter Beſoldeter und Aufſeher über den königlichen Münzenſchatz ſtarb.

Im 1720ten Jahre.

Starben, Herr **Henrion**, bejahrter Beyſitzer, und Herr Abt **Renaudot**, ebenfals bejahrter Beyſitzer.

Im 1721ſten Jahre

Starb Herr **Foucault**, Staatsrath und Ehrenmitglied der Akademie. Seine Stelle ward durch den Herrn Abt **Antin**, nachmaligen Biſchof und Herzog zu **Langres** beſetzt, welcher fünf Jahre lang eine Beyſitzerſtelle bekleidet, in welcher ihm der Herr **de Chambort** nachfolgete.

Im 1722ten Jahre

Starb Herr **Baudelot** und Herr **von Valois** nahm ſeine beſoldete Stelle ein; Herr **von Pouilly** aber ward Beyſitzer, an des Herrn **von Valois** Stelle.

Ferner ſtarben die Herren **Dacier** und Abt **Maſſieu**, beydes beſoldete Mitglieder. Ihre Nachfolger waren, die Herren **Boivin** der ältere und Abt **Gedoyn**, welche in der Ordnung der Beyſitzer, die Herren **von Foncemagne** und **Secouſſe**, zu Nachfolgern hatten.

So ſtarb auch Herr **Coypel**, erſter königlicher Hofmaler, welcher alle Zeichnungen der Schaupfennige, des Zahlgeldes und andere von der Geſellſchaft vorgeſchlagene Sachen, beſorgen muſte. Herr **von Boullogne**, war ſein Nachfolger, ſowohl in der Akademie, als im Titel eines erſten Hofmalers des Königes.

Im 1723ten Jahre

Ward der Herr Cardinal du **Bois**, erſter Staatsminiſter, als Ehrenmitglied über die Zahl, ernannt; und ſtarb einige Monate darauf.

Es ſtarb auch der Herr **Marquis von Beringhen**, ebenfalls ein Ehrenmitglied, und ſein Nachfolger war, der ehemalige Biſchof **von Frejus**, jetziger **Cardinal**, Herr **von Fleury**.

Im 1724ten Jahre

Starb der ältere Herr **Boivin**, ein beſoldetes Mitglied, und der Herr Abt **Anſelme**, ein ebenfals Beſoldeter, ward zum Bejahrten erkläret.

Herr Boivin der jüngere folgte ſeinem Bruder in der Akademie, als ein Beſoldeter; und Herr Morin trat in die Stelle des Abts Anſelm.

Die Herren Fourmont und de la Curne, erhielten die Beyſitzerſtellen der Herren Boivin und Morin.

Im 1725ten Jahre

Starben Herr le Peletier von Souzy, Aelteſter des Staatsraths, und Herr Bignon, Vorſteher der Kaufmannſchaft, beydes Ehrenmitglieder der Akademie, zu Ende des Jahres, und ihre Stellen wurden erſt in folgendem Jahre beſetzt.

Herr Morin, den ſeine häuslichen Umſtände, noch mehr aber ſeine Leibesſchwachheit, nöthigten, ſich in ſeine Provinz zu begeben, legte ebenfalls zu Ende des Jahres, ſeine beſoldete Stelle nieder, die auch erſt im folgenden Jahre beſetzt ward.

Geſchichte
von den
Werken der königl. Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

I.

Des Herrn Abts Fontenü Abhandlung von denen Altären, die ſeit Erſchaffung der Welt, bis auf die Geburt J. C. dem wahren Gott geheiligt geweſen.

1725.

Der Pater Berthauld vom Oratorio, hatte im 1636ten Jahre zu **Nantes** einen Tractat von Altären drucken laſſen. Da es aber ſcheint, daß er hauptſächlich nur diejenigen Altäre vor Augen gehabt, welche den falſchen Göttern gewidmet geweſen, ſo geht er auch über diejenigen nur ſo oben hin, die man dem Schöpfer ſelbſt erbauet hat. Der Herr Abt

Fontenû machte ſich alſo über dieſen Theil, den jener vernachläßigt hatte: und ſelbiger hat ihm fünf oder ſechs weitläuftige Abhandlungen an die Hand gegeben, in welchen er von den Altären des wahren Gottes, ſeit Erſchaffung der Welt, bis auf die Geburt **Jeſu Chriſti** redet. Hier iſt der Inhalt derer Vorleſungen, die er bis zu Ende des 1725ten Jahres in der Akademie gehalten, und die ihn bis auf die Zeit des Salomoniſchen Tempels geführet. Der übrige Theil des anjetzt faſt vollendeten Werkes, wird in den künftigen Nachrichten folgen.

Da dieſe Materie die ganze Zeit in ſich begreift, welche vom **Adam** an, bis auf den **Meſſias** verfloſſen iſt, ſo theilet der Herr Abt **Fontenû** ſie in vier Zeitpuncte ein. Der erſte, geht von der Schöpfung an, bis auf den Einzug der **Iſraeliten in Aegypten**; der andere, bis auf ihren Auszug aus der Wüſten; der dritte, von ihrem Einzuge ins gelobte Land, bis auf den **Salomo**; und der vierte endlich, von Erbauung ſeines Tempels, bis auf die Geburt unſers Erlöſers.

Da die Altäre von allen Zeiten her, ſowohl zu den blutigen, als zu andern Opfern beſtimmt geweſen, die man dem Schöpfer gewidmet gehabt, darf man gar nicht zweifeln, daß ihr Urſprung eben ſo alt ſey, als die Opfer ſelbſt, das heißt, ſo alt als die Welt. Denn, ohne hier des erſten Opfers zu gedenken, welches **Adam** demjenigen brachte, der ihn nach ſeinem Bilde erſchaffen, wie die mehreſten Kirchenväter ſagen: ſo lehret uns die heilige Schrift, daß **Kain und Abel**, unfehlbar nach dem Beyſpiele ihres Vaters **Adam**, ein jeder dem Herren ein Opfer gebracht; der eine, von Erdfrüchten; der andere, von den Erſtlingen ſeiner Heerde. Nun iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe zwey Opfer, auf irgend einer Erhöhung von Steinen, oder Raſen gebracht worden. Dieß aber nennt man einen Altar.

In den erſten Zeiten der Welt, hatte man unfehlbar nur beſondere Opfer, die ein jeder für ſich dem Herren brachte; und erſt unter dem **Henoch**, trat man zuſammen, um auf öffentlichen Altären, gemeinſchaftliche Opfer zu bringen. Die mehreſten Ausleger glauben, daß es eben dieſer Patriarch geweſen, der zuerſt dem Gottesdienſte einige Geſtalt gegeben, und ſo erklären ſie die Worte im 1 B. **Moſe** (*c*): **Henoch fieng an den Namen des Herrn anzuruffen**, oder wie es im Hebräiſchen heißt, **Henoch fieng an den Namen Gottes anzuruffen**: welches nicht anders als von dem Gottesdienſte verſtanden werden kann, welchen dieſer Patriarch öffentlich eingeführet hatte; weil man weis, daß bereits **Kain** und **Abel** dem Schöpfer Opfer gebracht hatten. Uebrigens, muß dieſer Ausdruck allhier in eben dem Sinne verſtanden werden, den man ihr auf andern Stellen der heiligen Schrift (*d*) giebt, allwo ſie ſo viel heißt, als, **dem Herrn Opfer bringen**. Hieraus nun ſchließt der Herr Abt **Fontenü**, man müſſe den **Henoch** für den erſten halten, welcher dem Schöpfer ſelbſt, öffentliche Altäre geweihet hat.

Dieſer Gottesdienſt ward lange Zeit von den Nachkommen der Patriarchen beybehalten. Als aber in der Folge **alles Fleiſch ſeinen Weg verderbt** hatte, um ſich einer bibliſchen Redensart zu bedienen, ſo blieb nur **Noah** und ſein Haus übrig, die dem Herrn mit Treue dienten: und man ſieht dieſen heiligen Patriarchen, wie er bey ſeinem Ausgange aus der Arche, Gott ein Opfer von allen den reinen Thieren bringt, die mit ihm im Kaſten geweſen waren. Die Altäre, welche von ſeinen Nachkommen, an verſchiedenen Orten, dem wahren Gott zu Ehren auferbauet wurden; ſind unfehlbar nachmals verunehret worden, als der Götzendienſt den ganzen Erdboden überſchwemmet hatte.

Gleich-

(*c*) 4. Cap. v. 26.

(*d*) 1. B. Moſe. 21. v. 33. und 26, v. 25.

Gleichwohl wurden der Glauben und wahre Gottesdienſt allezeit in **Sems** Hauſe, und folglich auch die Altäre und Opfer beybehalten. Als nun endlich der Götzendienſt täglich zunahm: ſo erwählte der Herr den **Abraham** zum Vater der Gläubigen. Dieſer heilige Erzvater und ſeine Nachkommen, erbaueten ihm verſchiedene Altäre, welche die berühmteſten des verheißenen Landes und ewige Denkmäler ihrer Gottſeligkeit waren. Inſonderheit erwähnet die Schrift vier Altäre, ſo Abraham erbauet. Der erſte war, in dem Lande der **Cananiter**, in dem Thale **Sichem**, oder, nach dem hebräiſchen Texte, in dem Hayne **More**. Der andere auf einem Berge zwiſchen **Hai** und **Bethel**: Aedificavit quoque ibi Abraham altare Domino et invocauit nomen ejus (e). Der dritte war, in dem Thale **Mamre**, oder nach dem Hebräiſchen, in dem Eichenwalde **Mamre**, nahe bey **Hebron**, einem Orte, der wegen der Erſcheinung dreyer Engel berühmt war, welche dieſem Erzvater die Geburt eines Sohnes ankündigten. Der vierte war auf dem Berge **Moria**, einem der Hügel des Berges **Zion**, allwo **Abraham** dem Herren ſeinen Sohn opfern wollte. Man könnte dieſen noch einen fünften beyfügen, nämlich in dem Walde **Verſaba**, allwo dieſer Patriarch, nach ſeiner Zurückkunſt von **Gerar**, einen Wald pflanzen ließ, um den Namen des Herren anzuruffen, das heißt, zu opfern. Nach **Abrahams** Tode, ward **Iſaak** das Haupt derjenigen Religion, die er von ſeinem Vater erlernet hatte: und als der Herr ihm zum andernmale erſchienen, da er ſich zu **Verſaba** befand, und die Verheißungen ſo er dem **Abraham** gethan, gegen ihn erneuert hatte, ließ **Iſaak** ſogleich daſelbſt einen Altar zum Opfer aufrichten: damit er zu einem geſchickten Denkmaale derjenigen Gnade dienen möchte, die er an dieſem Orte empfangen. **Jakob** bezeugte nicht minder ſeine Frömmigkeit durch verſchiedene Altäre, die er dem Herrn erbauete; worunter die berühmteſten zu **Bethel**, auf dem Berge **Gilead**, und zu **Sichem** (f) waren.

(e) 1. B. Moſ. 12, v. 6. und 8.

Der erſte von dieſen Altären, ward mit großen Umſtänden eingeweihet, und zwar, auf eben demſelben Steine allwo er, in ſeinem Schlafe, den Herrn in ſeiner Majeſtät geſehen, und den er beym Erwachen, mit Wein und Oele gereiniget hat; ja es geſchah ſelbſt auf des Herrn Befehl, daß er, nach ſeiner Zurückkunft aus **Meſopotamien**, nach **Sichem** gieng, um einen Altar aufzurichten.

Bey Gelegenheit dieſes Denkmaals und derer Veranſtaltungen, die **Jakob** von denen erforderte, welche daran arbeiteten, bemerkt der Herr Abt **Fontenú**, 1. wie es ſehr wahrſcheinlich ſey, daß der Gebrauch der Einweihungen, der bey den **Heiden** ſo bekannt war, ſeinen Urſprung hier genommen. Zum wenigſten, ſagt er, weis man keinen ältern Altar, welcher durch Weinvergießen und Salbung eingeweihet worden. 2. Daß dieſes Denkmaal das erſte Beyſpiel gelobter Altäre ſey: von welchen es nachmals bey den Griechen und Römern eine ſo große Zahl gegeben, und welche oftmals, durch die Aufſchriften, oder andere Merkmale, die älteſten Kundſchaften der vornehmſten Begebenheiten ihrer Geſchichte, enthielten. 3. Daß die Salbung des Steins zu **Bethel**, unfehlbar, den **Heiden** Anlaß gegeben, die Steine und Bildſeulen ihrer Götter zu ſalben; und daß endlich der Stein zu **Bethel**, der Urſprung der Weihung ſolcher Steine geweſen, die man **Bethyles** genannt: unter deren Bilde viele heidniſche Gottheiten, inſonderheit aber die Mutter der Götter, angebethet wurden.

Bey Gelegenheit desjenigen Altars, welchen eben dieſer **Jakob**, gemeinſchaftlich mit dem **Laban**, auf dem Berge **Gilead** aufrichtete, und wo ſie ſich einander einen ewigen Bund zugeſchworen, bemerkt der Herr Abt **Fontenú**,

---

(f) 1. B. Moſ. 26, v. 25. Ebendaſ. 31, v. 13.

tenû, 1. daß von den älteſten Zeiten her, die feyerlichen Bündniſſe und Eidſchwüre in Gegenwart der Altäre geſchehen. 2. Daß der Gebrauch, die Opfer mit einem Gaſtmahle zu beſchließen, ſeinen Urſprung hier genommen; indem **Jakob** den **Laban** mit allen Seinigen bewirthet, nachdem er dem Herrn ſein Opfer gebracht. Oftmals ſetzt er hinzu, diente der Altar gar zum Tiſche, und ſo war der Gebrauch zu Rom, bey **Herkuls Altare**, ara maxima genannt. 3. Daß dieß Denkmaal, denjenigen Gebrauch auf das höchſte Alterthum zurück führe, welcher nach der Zeit beobachtet worden, an den Enden der Länder, und auf den Gränzen der Staaten, diejenigen Altäre und Gränzſteine, zu ſtellen, welche von der Zeit an, heilig und unverletzlich geworden.

Bey Gelegenheit des Altars zu **Sichem**, welchen **Jakob** den **ſtarken Gott Iſraels** nennt, bemerkt Herr **Fontenû**, daß der Gebrauch, den Altären Namen zu geben, ſehr alt ſey, und nach dem auch von den Heiden beobachtet worden. So ſieht man auch zu **Rom** den Altar **Jupiters Piſtors**, oder des **Beckers**; zu Athen, den Altar des **Herkules Cinoſarges**, oder des **weißen Hundes**; in Troas, den Altar des **ſinindiſchen Apollo**, oder der **Ratzen** u. ſ. w.

Endlich bemerkt der Herr Abt **Fontenû**, daß außer denen Altären, deren die heilige Schrift ausdrücklich gedenkt, es noch viele andere gegeben, welche die Patriarchen und diejenigen, ſo den Herrn erkannten, z. E. **Melchiſedech**, der König zu **Gerare**, und einige andere, demſelben auch weiheten, um ihm einen andächtigen Gottesdienſt zu leiſten.

Von dieſem erſten Zeitpuncte nun, ſchreitet der Herr Abt zu denen Zeiten, da die **Iſraeliten** in **Aegypten** lebten; und da die heilige Schrift gar kein Wort von den Religionsübungen ſagt, die ſie in dieſem Lande, bis zu ihrem Ausgange getrieben, ſo kann man auch nichts als Muthmaßungen davon ſchreiben. So viel iſt indeſſen gewiß, daß, da es nicht ſcheint, als ob die Könige von Aegypten, auch ſogar in der Zeit, da ſie die Hebräer verfolgten, dieſelben jemals gezwungen, die Religion ihrer Väter zu verlaſſen, um die Religion des Landes anzunehmen, es ſehr wahrſcheinlich ſey, daß ſie dem wahren Gott verſchiedene Altäre, in dem Lande Goſen, dahin ſie verbannet waren, werden erbauet haben; inſonderheit in einer Zeit, da ſie den Beyſtand des Herren ſo gar nöthig hatten, um ſie aus der Knechtſchaft zu befreyen, darunter ſie ſeit vielen Jahren ſeufzeten. Uebrigens rücken ihnen auch die Propheten, die ihnen doch ſo oft die Neigung vorwerfen, welche ſie in ihrem ägyptiſchen Aufenthalte zum Götzendienſte bekommen, gar nicht vor, daß ſie daſelbſt den Herrn nie erkannt hätten. Es wäre ſo gar natürlicher, ſich einzubilden, daß in der Zeit, da ſie gewiſſermaßen die Gräuel der Aegyptier nachgeahmet, ſie ſich zur Anbethung der Götzen dieſes Volks, eben derſelben Altäre bedient, die ſie dem Schöpfer erbauet hatten, als ſie ihm noch getreu waren.

Hier nun kömmt ein wichtiger Einwurf vor. Wäre es den Hebräern erlaubt geweſen, bey ihrem Aufenthalte in Goſen, nach den Gebräuchen ihrer Religion zu opfern; warum bitten ſie denn vom Pharao die Erlaubniß, in die Wüſten zu gehen, um die ihnen vorgeſchriebenen Opfer zu ſchlachten? mit dem Zuſatze: daß, wenn ſie dieſelben in Gegenwart der Aegypter würgeten, ſie geſteiniget würden, indem ſie ſolche Thiere opfern mußten, die die Aegypter anbetheten: quod ſi mactaverimus ea, quae colunt Aegyptii, lapidibus nos obruent. Hierauf aber kann man antworten: 1. daß ihnen zwar die blutigen Opfer, aber nicht die andern, und die Trankopfer, verbothen ſeyn mochten. 2. War dieſe Bitte nur ein Vorwand, um mit guter Art aus Aegypten zu kommen, ohne daß der König merken möchte, daß man nicht im Sinne hätte wieder zu kommen. 3. Daß das Opfer, weswegen Moſes die Erlaubniß ſuchte; in die Wüſten zu ziehen, ſehr feyerlich war, und die Aegyptier alſo gewiß geglaubt haben würden, es geſchähe ihren Göttern zum Spotte; indem man dabey ſolche Thiere opferte, die ſie als Bilder ihrer Götter anſahen. Kurz, es iſt ſo augenſcheinlich, daß die Hebräer in Aegypten ihre Religion öffentlich getrieben, daß auch **Moſes** ihnen an unzähligen Stellen verrückt, daß ſie oftmals ihre Opfer mehr dem Teufel, als dem wahren Gott gebracht.

Man kann noch hinzuſetzen, daß, nachdem die Iſraeliten in verſchiedene Stämme zertheilet worden, indem ſie noch in Aegypten geweſen, ſie auch verſchiedene Arten von Altären gehabt haben müſſen. Oeffentliche Altäre, für die feyerlichen Opfer jedes Stammes. Beſondere Altäre, für jede Familie; und vielleicht noch einen Altar, der lediglich, zum Behuf des ganzen Volks gedienet hat.

Fragt man nun mehr, von wem ſolche Altäre aufgerichtet worden, und wer darauf hat opfern dörfen? ſo antwortet man, was die öffentlichen Altäre anbelanget, ſo hatten die Fürſten jedes Stammes das Recht, ſie aufzuführen und Opfer darauf zu bringen: was aber die beſondern Altäre ſind, ſo thaten es, nach altem Gebrauche die Häupter der Familien.

Um nun auf etwas gewiſſers zu kommen, ſo redet der Herr Abt Fontenu von denen Altären, die die Hebräer dem wahren Gott in der Wüſten aufgerichtet. Der erſte iſt derjenige, welchen **Moſes** auf dem Berge Horeb aufrichten ließ, zum Danke für die Niederlage der Amalekiter. Dieſer Altar ward genannt, **der Herr iſt meine Erhöhung**, Dominus elevatio mea, oder **Gott iſt meine Zuflucht**, oder **mein Hort**, nach dem Griechiſchen, oder Hebräiſchen; hiſtoriſche Benennungen, die das Andenken des Sieges erneuern, bey deſſen Gelegenheit der Altar aufgerichtet worden iſt. Man bemerke im Vorbeygehen, daß vielleicht von dieſem Altare, die Heiden den Gebrauch angenomgenommen, nicht nur nach ihren Siegen Altäre aufzurichten, wie die Geſchichtſchreiber vom **Bachus**, **Herkules**, **Cyrus**, **Alexander** und vielen andern berichten; ſondern denſelben auch Namen beyzulegen, die deren Andenken erhielten. Daher kommen die Namen, Ara Iovivictori, Veneri victrici, Herculi victori, etc.

Der andere Altar, den man in der Wüſten aufgeführet findet, iſt derjenige, den eben dieſer Moſes an dem Fuße des Berges Sinai aufführen ließ, und auf welchem man Opfer brachte, um dem Herrn für den Bund zu danken, den er mit ſeinem Volke gemacht hatte. Dieſem kann man noch beyfügen, daß die zwölf Denkmäler welche dieſen Altar begleitet, zwölf geringere Altäre geweſen, auf welchen gewiſſe in **Iſrael** auserleſene junge Leute, Friedensopfer für die zwölf Stämme gebracht: denn dieß iſt die Meynung der geſchickteſten Ausleger. Man merke, daß dieſer Altar mit den andern neben ihm, nur von Raſen geweſen: weil der Herr, um ſein Volk von dem Aberglauben der **Aegypter** zu befreyen, bey welchen die Altäre prächtig und von dem ſeltenſten Marmor aufgeführet waren, befohlen hatte, daß diejenigen ſo man ihm in der Wüſten aufrichten würde, bloß von Erde, oder Raſen ſeyn ſollten. Uebrigens iſt es gut, hier noch zu ſagen, daß der Gebrauch dieſer Art von Altären, bey den Heiden ſehr gemein geweſen, wie man mit verſchiedenen Zeugniſſen beweiſen könnte; inſonderheit in dem Götzendienſte des **Silenus**, **Pans** und anderer Feldgötter: und eben dieß hatte Gelegenheit gegeben dieſe Altäre Silveſtres, ruſticas, rudes, barbaras, zu nennen. Wann man nichts anders, als Raſen dazu nahm, ſo nannte man ſie gramineas. ceſpititias, und ſie wurden ſonderlich dem **Mars** geweihet. **Tertullian** verſichert ſogar, daß die Römer, bey ihrem Urſprunge, keine andere gehabt; und als ſie mit der Zeit köſtbare Altäre aufgeführet, dachten ſie allezeit noch an den alten Gebrauch, indem ſie ein Stück Erde oder Raſen darauf legten. Dieß will **Servius** über der Aeneis 2 Buch ſagen: Romani moris fuit cespitem arae imponere.

Nachdem nun Herr Fontenü von dieſen in der Wüſten errichteten Altären geredet, ſo kömmt er auf die Verordnungen, ſo Gott dem **Moſe** gegeben, und die er bey der Einrichtung des Brandopfer-Altars beobachten ſollte, welcher der eherne Altar genannt ward, und zu den Blutopfern beſtimmt war. Ferner ſchreitet er zu dem Rauchaltare, welcher der goldene Altar hieß; und zum Altare der Schaubrote, den man hier, nach dem Propheten **Malachia** (g), unter die Altäre ſetzet. Gott ſelbſt ſchrieb die Zierrathe dieſer Altäre vor, und gab auch die Materie an, woraus ſie beſtehen ſollten. Sie waren faſt immer von einerley Materie, und die Zierrathe waren ſehr ungekünſtelt; indem vier Hörner, ein Sinnbild der Stärke und Heiligkeit, welche an den obern Ecken des Altars der Brandopfer, und an dem Rauchopferaltare ſtunden, den ganzen Zierrath davon ausmachten.

Wie die heiligen Alterthümer allezeit den Heiden zum Muſter gedienet haben: ſo bemerke man auch hier, daß ſie hiervon den Gebrauch angenommen, an ihre Altäre ebenmäßig Hörner anzumachen. So war z. E. derjenige, auf welchem **Agave**, nach Befehl des **Kadmus** opferte, indem er, nach des **Nonnus** Berichte, mit ſchönen Hörnern gezieret geweſen; und der zu **Delos**, welchen man für ein Wunder der Welt hielt, ungeachtet er aus lauter Thierhörnern beſtund:

> Innumeris ſtructam de cornibus aram.
> *Ovid.*

Gleichwohl muß man wegen dieſer Nachahmung noch nicht glauben, daß die Hörner an dem Brandopferaltare, wirkliche Thierhörner geweſen. Es waren, nach den beſten Auslegern, kleine Erhöhungen, die nach den vier Ecken zuſamſammen lieſen, oder kleine auf den Winkeln des obern Blattes am Altar ſtehende Pyramiden.

(g) Cap. 2, v. 7.

Der Rauchopferaltar und der Tiſch der Schaubrote, ſtanden im allerheiligſten. Der Brandopferaltar ſtand, wegen des Blutes und Rauches draußen. Dieſer Gebrauch, die Altäre welche zu den blutigen Opfern gebraucht, wurden, unter freyen Himmel, ſub Dio, zu ſtellen, währete unter den Heiden noch lange Zeit, wie man in vielen Schriftſtellern ſehen kann. **Herodot** ſagt, wenn er von des **Belus** Tempel redet: es hätten im Hofe zween goldene Altäre geſtanden, auf deren einem man Milchthiere geſchlachtet, und auf dem andern erwachſene Thiere geopfert. **Diodor von Sicilien** gedenkt auch von **Oſimanders** prächtigem Altare, der in dem Peryſtilio ſeines Tempels geſtanden; und **Virgil** erwähnet im 2. B. der **Aeneis**, desjenigen Altare, der in der Citadelle von **Troja** in freyer Luft geſtanden:

> Aedibus in mediis, nudoque ſub aetheris axe
> Ingens ara fuit.

Endlich ſieht man noch auf verſchiedenen Schaupfennigen, Altäre, die außer denen, darauf vorgeſtellten Tempeln ſtehen.

II.

Des Herrn Abts Fraguier Abhandlung, von den Flüchen der Aeltern über ihre Kinder:

Nichts iſt der gekränkten Schwachheit natürlicher, als daß ſie den Beyſtand einer höhern Macht, wider diejenigen anruft, von welchen ſie unterdrückt wird. So haben die Menſchen, zu allen Zeiten, ihre Gelübde an die Schutzgötter der Unſchuld gerichtet. Und da, nach der Liebe zur Ruhe und zum Glücke, der Gedanken, daß man ſich wegen des Unrechts werde rächen können, was man durch fremde Bosheit erlitten, eine ſehr ſüße und troſtreiche Vorſtellung iſt: ſo haben die unglücklichen, bey ihren Drangſalen, faſt eben ſo oft die himmliſche Rache, als den Schutz der Götter, für die Erhaltung derjenigen Gelaſſenheit angeruffen, die ſie zuvor genoſſen, ehe ſie in Unglück gerathen waren. Sie haben es der göttlichen Gerechtigkeit anheim geſtellt, diejenigen Beleidigungen zu ſtrafen, dabey ſie kein anderes Vergnügen haben konnten; oder, wenn ſie ja eines hätten haben können, ihnen ſolches doch gar zu hoch zu ſtehen gekommen wäre, und wohl gar die Grenzen ihrer Kraft überſchritten hätte.. Plinius ſagt *(b)*, die Wünſche fangen da an, wo die Hoffnung ein Ende hat. Die Menſchen, welche, ohne einen Staatskörper auszumachen, in den Wäldern zerſtreut leben, und die wir Barbarn nennen, haben noch dieſe Stunde faſt keinen andern moraliſchen Grundſatz, als das Vergeltungsrecht. So iſt das Geſetz der Natur beſchaffen, welches das älteſte von allen iſt. Seit der Einrichtung der menſchlichen Geſellſchaft aber; ſeitdem unter den Menſchen, die Klugheit und Sanftmuth einiger Leute, die Verwirrung der andern zu recht gebracht, und die Wildheit derſelben gemildert hat: ſeitdem werden die Beleidigungen gegen den Nächſten, als Staatsverbrechen angeſehen, deſſen Erhaltung den Göttern wichtig zu ſeyn geſchienen. So hat ſich denn die Liebe zur Ruhe, bey den Menſchen vermehret und geſtärket, welche, wenn ſie bey der Obrigkeit nicht gleich eine ſchleunige Hülfe gefunden, ſich an ein höheres Gericht gewendet haben.

(b) im VIII. B. Cap. 21. 23.

Daher kommen die Vermaledeyungen, das heißt, die an ein höheres Weſen gerichteten Gebethe, daß es zum wenigſten ein Rächer unſeres Verdruſſes ſeyn wolle: indem wir uns zur Selbſtrache unvermögend befinden, da deſſen Schutz uns davor nicht bewahren wollen.

Der Herr Abt **Fraguier**, welcher dieſe Materie in einer beſondern Schrift abgehandelt hat, bleibt in ſelbiger nur bey denen berühmten Verwünſchungen ſtehen, deren Wirkung das griechiſche Theater, und auch oft unſere eigenen Schaubühnen, mit Schrecken und Mitleiden erfüllet hat. Damit wir nun, wie er gethan, die Vermengung der heiligen und weltlichen Geſchichte vermeiden mögen: ſo will man hier diejenigen nicht berühren, die vom **Moſes** angeführet werden; denn ſie ſind von ganz anderer Art.

Es iſt wahr, daß nur durch die Dichter, die Kenntniß dieſer Verwünſchungen bis auf uns gekommen iſt; es iſt aber auch eben ſo wahr, daß die Dichter, die Geſchichtſchreiber der älteſten Zeiten, und Zeugen einer ſehr alten Sage ſind, deren Andenken damals als ſie geſchrieben, aus dem Gedächtniſſe der Menſchen noch nicht ausgetilget war. So ſah **Plato** dieſelben an, als er um ſeinen Geſetzen ein gröſſer Gewicht zu geben, ſeine Zuflucht zu einigen Begebenheiten genommen, davon **Homer** und die andern Dichter nur einzig Bürge ſind. Sie waren an ſich ſelbſt reich genug, und hatten daher nicht nöthig, die Geſchichte durch erſonnene Fälle zu verunſtalten. Sie glichen den großen

Malern; wenn ſie ja ihren Gegenſtand erhoben und verſchönerten, ſo geſchah ſolches doch nie zum Schaden der Wahrheit.

Von allen Vermaledeyungen nun, mit welchen die Schriften der Dichter angefüllet ſind, ſind die merkwürdigſten, und zugleich erſchrecklichſten diejenigen geweſen, welche von erzürnten Vätern, wider ihre Kinder ausgeſtoßen worden, und an dieſe allein, werden wir uns dießmal halten.

Zuförderſt muß man bemerken, daß, geſetzt daß ſie entweder ihren billigen Grund in irgend einem großen Verbrechen gehabt, ſo die Kinder wider die Väter begangen, wie z. E. des **Oedipus Fluch**, wider den **Eteokles** und die **Polynice**; oder daß ſie nur die Wirkung eines durch ungerechten Verdacht geſtörten Geiſtes geweſen, wie des **Theſeus** ſeiner wider den **Hippolytus**; ſo waren doch deren Kräfte an den Vermaledeyeten, eben ſo erſchrecklich. Um die Urſache hievon zu entdecken, muß man auf diejenige Zeit der Welt zurück gehen, die vor der Einrichtung der Staaten hergegangen iſt. Damals erkannte ein Hausvater, als unumſchränkter Herr über das Schickſal ſeiner Kinder, nichts über ſich als die Götter. Er war gewiſſermaßen deren lebendiges Ebenbild: und da die Väter, nach ihrer Weisheit, ſich die Bewunderung ihrer Kinder und die davon unzertrennliche Ehrfurcht erwarben; ſo zogen ſie auch durch ihre Fürſorge und Zärtlichkeit, deren Herzen und Ergebenheit an ſich. Die Kinder wußten daher, nächſt den Göttern, nichts, was ſo gütig und ſo groß war, als die Urheber ihres Daſeyns. Es geht auch von allen Zeiten her, die Ehrerbiethung, ſo die Kinder den Aeltern ſchuldig ſind, mit dem Dienſte gegen die Götter, in gleichem Paare. **Chiron** hat, wie **Pindar** ſagt, dem **Achilles** dieſe zwo Lehren gegeben: **Vor allen Dingen fürchte die Götter, den Jupiter, der den Donner regiert; denenjenigen aber, welchen du dein Leben zu** danken haſt, denen beweiſe, in ihrem ganzen Leben, eine Ehrfurcht, die derjenigen auf keine Weiſe etwas nachgebe, die du den Göttern erweiſeſt. **Plato** lehret die Menſchen, ſie hätten in ihren Hauscapellen, keine ehrwürdigern Gottheiten, als einen unter der Laſt der Jahre ſeufzenden Vater, oder eine hochbetagte Mutter.

Dieß iſt alſo die Pflicht der Kinder gegen ihre Väter; und zwar ſo hoch getrieben als nur möglich iſt, da ſie ſogar zu einem ausdrücklichen Religionspuncte wird. Hieraus nun entſtund, daß diejenigen, welche dieſe Pflicht verletzet hatten, den Zorn und die Flüche eines Vaters, nicht minder ſcheueten, als den Zorn und die Rache der Götter ſelbſt. Die Väter, ſagt **Plato**, welche die Quelle des Glücks ihrer Kinder ſind, welche ihnen dasjenige erzeigen, was ſie ihnen ſchuldig ſind, nämlich Ehre und Ehrerbiethung; eben dieſe Väter, werden durch den Willen der Götter, ihren Kinden ſchädlich, wenn ſie von denſelben verachtet werden, (er hätte noch hinzuſetzen können oder verachtet zu werden glauben). Dergleichen fährt er fort, ſehen wir, am **Oedipus**, **Amyntor** und **Theſeus**. Und an einem andern Orte lehret er, daß die Göttinn **Nemeſis**, die Verwalterinn der göttlichen Rache, eine beſondere Aufſicht über die Beleidigungen hat, ſo die Kinder den Aeltern erweiſen.

Die Verwirrung eines durch ſeine Verbrechen und die darauf folgende Reue, beunruhigten Gewiſſens, hat zu dieſer Göttinn, und noch mehr zu den Furien, Anlaß gegeben. In der That wenn es wahrſcheinlich iſt, daß die Furcht, wie **Euripides** ſagt, die mehreſten von denen Göttern hervorgebracht hat, die in Griechenland verehret wurden; ſo iſt es auch gewiß, daß ſie die Furien erdichtet hat. Denn man muß, wie **Cicero** ſagt, dasjenige nicht glauben, was man oft in den Trauerſpielen ſagt: daß es die Furien ſeyn, welche mit ihren Fackeln, die Seelen der Ruchloſen mit Schrecken und Verwirrung erfüllen;

ein jeder von ihnen, findet in ſeiner eigenen Verderbniß die Quelle ſeiner Unruhe und ſeines Schreckens. Das Verbrechen iſt der Verfolger der Verbrecher, es verwirret die Gedanken und bringt ſie in Wuth. Dieſes ſind die innerlichen und häuslichen Furien, die beſtändig Tag und Nacht auf die Rache der beleidigten Väter ſinnen.

Der gemeine Mann, welcher niemals philoſophiſch iſt, hat den Dichtern als ſeinen erſten Gottsgelehrten, auf ihr Wort geglaubt, daß es in der That drey unbarmherzige Gottheiten gäbe, welche beſchäfftiget wären, den Zorn der Götter, an den Verbrechern auszuwirken, und da man ihnen zu ihrer beſtändigen Wohnung, den Abſcheu der Höllen angewieſen: ſo hat man ſie auch durch ganz beſondere Eigenſchaften und Verrichtungen unterſchieden.

Caeruleae, incinctae igni,
Incedunt, cum ardentibus taedis.

Aeſchylus macht ſie zu Töchtern der Nacht. **Heſiodus**, läßt ſie aus dem Blute gebohren werden, welches **Cölus**, **Saturns** Vater auf die Erde vergoſſen, als **Saturn** ſich an ihm vergangen hatte. Da ſie nun aus dem Blute eines von ſeinem Sohne beleidigten Vaters entſprungen, ſo waren ſie auch unermüdete Rächerinnen des väterlichen Zornes, parentum poenas a conſceleratiſſimis repetunt. Auf dieſe Weiſe hat man die Gewiſſensbiſſe in rächeriſche Gottheiten verwandelt, als in die erſte und unvermeidliche Strafe des Verbrechens. Die ſo vorgegebenen Gottheiten hatten ihre Tempel, ihre geheiligten Wälder, und ihre ihnen eigene Trankopfer: wozu man, wie man aus den griechiſchen Trauerſpielen ſieht, bloßes Waſſer und Honig ohne allen Wein, brauchte. Man redete nicht anders als mit einem andächtigen Abſcheu, von dieſen Göttinnen. Man hütete ſich ihren Namen auszuſprechen, und ſetzte lieber den Namen der Eumeniden, welcher voller Anmuth iſt, an die Stelle ihrer wahren Benennung, die ganz voller Abſcheu war. In ihren Obſtgarten, der ihnen gewidmet war, zu gehen, das war eine ruchloſe That. Kurz, wie man allezeit vor derjenigen Hand zittert, die uns zu ſtrafen bereit iſt, ſo führte auch nichts eine größere Traurigkeit und mehr Entſetzen bey ſich, als die Erinnerung der Furien, davon **Heraklitus** ſagt: daß ſie die Sonne ſelbſt zurücke halten würde, wenn ſie ſich von ihrer Bahne abwenden wollte.

Gemeiniglich richteten die Väter die Verwünſchungen ihres eigenen Blutes, in dem Uebermaße ihres Zornes, an die Furien; und wenn ſie ja noch einige andere Gottheiten anriefen, ſo verſtand es ſich doch allemal, daß die Furien bereit ſtünden, ſich mit ihnen, zu Ausführung ihrer böſen Abſichten zu vereinigen.

Althäa hat, wie **Homer** ſagt, die Erde mit ihren Händen geſchlagen, als ſie ihren Sohn **Meleager** verwünſchte, und indem ſie zur Erden niedergekniet, die Götter der Höllen und die Proſerpina, um den Tod dieſes unſeligen Sohnes gebethen; die Furie aber, welche im Finſtern herum irret, hat aus der Tiefe der Höllen dieſes entſetzliche Flehen angehöret. Hieraus folget nun, daß die Unruhe, welche ſich ſolcher Laſterhaften bey der Erinnerung ihrer Frevelthat bemächtigte, dergeſtalt über die den Boshaften natürliche Furchtſamkeit Herr ward, daß, da ſie ſich ſchon für verloren hielten, ſie von ſelbſt in ihr Verderben rennten, oder diejenigen Mittel, wodurch ſie demſelben entgehen wollten, wider ſich ſelbſt kehreten. Da ſie auf ſolche Weiſe ihres eigenen Unglücks Schmiede wurden, ſo ward ihnen ſolches, durch den Haß aller andern Menſchen noch unvermeidlicher. Ihre Familie, aus welcher ſie verwieſen waren, hatte einen Abſcheu vor ihnen; und man muß in ihrer Seelen, einen auf den höchſten Grad geſtiegenen Wahnwitz vorausſetzen, indem ſie glauben, daß ſie von Furien umringt und von ſolchen Gottheiten

ten verfolget wurden, die nur bloß ihrentwegen ihr Daſeyn hatten:

> Armatam facibus matrem et ſerpentibus atris
> Dum fugit, ultricesque ſedent in limine Divae.

ſagt Virgil, wenn er von Oreſt redet. Sueton aber ſchreibt vom Nero: Saepe confeſſus exagitari ſe materna ſpecie, verberibus Furiarum, ac taedis ardentibus.

Es würde ſchwer ſeyn, ſich die Kraft der Vermaledeyungen anders vorzuſtellen, welche die Väter zuweilen gegen ihre Kinder ausſtießen. Die Urſache war um ſo viel ſtärker, je größer das Verbrechen der Kinder und folglich ihre Verwirrung war. Wenn ſie aber unſchuldig waren, ſo muß man dieſe Wirkung lediglich in der Ueberredung ſuchen, darinnen ſie ſtunden: daß der Fluch eines Vaters, als des unumſchränkten Herrn ſeines Hausweſens, nicht ohne Nachdruck bliebe, und daß die Götter ihm ſeine Bitten nie verſagten. Hierzu wollen wir noch die Mühe nehmen, welche die Staatskunſt ſich gab, in den Gemüthern der Menſchen eine Meynung zu beſtärken, davon die öffentliche Ruhe abhieng. Auf ſolche Weiſe nun bewegte die Unbilligkeit eines Vaters, welche eine ungerechte und entſetzliche Wirkung haben mußte, einen unglücklichen Sohn eben ſo ſehr, als das Verbrechen einen ſtrafbaren Sohn beunruhigte. Hierzu wollen wir noch die merkwürdigen Fälle des ungefähren Zufalls rechnen, der keinen geringen Theil an den Vorfällen des Lebens hat. Außerdem daß es nicht ſchwer iſt zu glauben, der Urheber der Natur habe die Welt zuweilen, und ſelbſt diejenigen die es nicht wußten, um die Verletzung eines heiligen Geſetzes ſtrafen wollen, welches bloß eine Beſtätigung des Geſetzes der Natur iſt.

Nach dieſen Betrachtungen, handelt der Herr Abt Fraguier von den gerechten Vermaledeyungen; und von dieſen ſchreitet er zu denen, die ein unrechter Verdacht, oder der Irrthum, hervorgebracht hat, deren beyderley Wirkungen aber gleich geweſen ſind.

Oedipus verflucht ſeine Söhne, den **Eteokles** und **Polynices**, und beyde kamen auf die, in der väterlichen Vermaledeyung angegebene, Art um. Dieß iſt die Hauptabſicht des Trauerſpiels des **Euripides**, die **Phönizerinnen** genannt, und inſonderheit des **Aeſchylus** ſeiner, welche **die ſieben Helden vor Theben**, heißt. Die Kinder des **Oedipus** haben, gleich als ob ſie der göttlichen Rache entfliehen könnten, ihrem Vater die ſchuldige Ehre nicht erwieſen, und ihn in ſeinem Unglücke gereizet. Der vom Schmerze beſchwerte **Oedipus**, ſtößt Flüche wider ſie aus, die ſie beyde der Gewalt des Todes übergeben. Sie wollten die Wirkung dieſes Fluches von ſich abwenden; daher hatten ſie das Regiment von **Theben** Jahrweiſe unter ſich getheilet: und eben dieß beförderte die Kraft des Fluches, wie die **Jocaſta** gleich zu Anfange des Stücks erzählet. Er wünſcht ihnen, ſpricht ſie, daß ſie dieſes Königreich durch die Schärfe des Schwerdts theilen möchten. Sie aber, aus Furcht, daß dieſer Fluch haften möchte, bereden ſich die oberſte Gewalt unter ſich zu theilen. Polynices ſagt ſelbſt, er ſey nur aus Theben gegangen, um den Vermaledeyungen ſeines Vaters zu entgehen. **Eteokles**, welcher ſtolzer und nicht ſo gottsfürchtig iſt, als ſein Bruder **Polynices**, ſpricht: wenn die Götter meinen Vater erhören; ſo tödtet er durch ſeinen Fluch, mich und meinen Bruder. **Eteokles** ſagt hier, wenn die Götter ihn erhören; welches **Polynices** nicht geſagt haben würde; er, welcher im **Sophokles**, ſobald ſein Vater ſein Unternehmen gegen **Theben** verflucht hat, nichts anders glaubt, als daß er in ſeinen gewiſſen Tod gehe. Halte mich nicht länger zurück, ſpricht er zu ſeiner Schweſter **Antigone**, ich muß meine Reiſe vollenden, eine Reiſe, die der Fluch meines Vaters, und die Furien, die ihm zu unſerm

Verderben dienen, unglücklich gemacht haben. **Oedipus** hatte ſeinen Fluch mit Anruffung der Hölle, der Furien, der Zwietracht und des Kriegsgottes beſchloſſen. Unſeliger Vater! und noch unſeligere Söhne! Er hatte die Flüche die er auf den Mörder des **Lajus** gelegt, deſſen Sohn er war, und den er, ohne ihn gekannt zu haben, ermordet hatte, auf ſich ſelbſt fallen ſehen.

Amyntor, ein Vater des **Phönix** verfluchet auch dieſen ſeinen Sohn. Er ward dergeſtalt im Zorne entbrannt, ſagt **Phönix** ſelbſt im **Homer**, daß er mich mit den allerabſcheulichſten Flüchen belegte, und indem er die ſchrecklichen Furien anrief, dieſelben beſchwor, daß ich nie einen Sohn von mir auf ſeine Knie ſetzen möchte. Dieſe mächtigen Göttinnen, haben mit Beyhülfe der Höllen, ſeine Flüche erhöret. Des **Phönix** Verbrechen beſtand darinnen, daß er ein Kebsweib ſeines Vaters gemisbrauchet, welches er bloß aus Gefälligkeit gegen ſeine Mutter gethan hatte.

Des **Oreſtes** That iſt merkwürdig. Er hatte ſeine Mutter, das ſtrafbarſte Weib des Erdbodens, umgebracht; und bloß, wie **Aeſchylus** ſagt, um den rächeriſchen Furien ſeines Vaters **Agamemnon** zu entgehen, welchen ſie unmenſchlicher Weiſe ermordet hatte, und die dem **Oreſtes** keine Ruhe würden gelaſſen haben, wenn er ihn nicht gerächet hätte. Es war auch, nach eben dieſem Dichter, auf **Apollons** Befehl geſchehen: und dennoch war die That kaum vollzogen; ſo bemächtigten ſich die Furien, mit welchen ſeine Mutter ihm gedrohet hatte, ſeiner Perſon. So viel Gewalt hat die Natur über uns, welche die Reue wirket.

Von **Alkmäons** Unglücke kann man eben das ſagen, welcher, da er an der **Eriphyle**, ſeiner Mutter, den Tod ſeines Vaters **Amphiaraus** gerächet hatte, ſogleich den Furien anheim fällt. **Ovidius** redet ſo davon:

…… Facto pius et ſceleratus eodem,
Attonitusque malis, exul mentisque domusque,
Vultibus Eumenidum matrisque agitabitur umbris.

Wir wollen auf den **Theſeus** kommen, deſſen Flüche, ſo ungerecht ſie auch waren, ſeinem Sohne Hyppolitus das Leben koſteten, und ihn ſelbſt in einen ewigen Gram ſtürzeten. Weiſt du nicht, ſpricht im **Euripides**, die Minerva zum Theſeus, weiſt du nicht, daß Neptun, dein Vater, dir in dreyen Fällen alle ſeine Gewalt zum Beyſtande verſprochen? Einen von dieſen Fällen, und zwar den letzten, haſt du wider dein eigen Blut angewandt. Du Böſewicht! der du den Neptun, dir zum Nutzen, wider irgend einen Feind hätteſt anruffen können. Dein Vater hatte dir es verſprochen, ſeine Liebe trieb ihn dazu; er hat ſein Wort gehalten! und hierinnen haſt du wider ihn, und wider mich geſündiget. Mußteſt du denn, ohne erſt Beweiſe zu fodern, ohne die Wahrſager um Rathe zu befragen, ohne Unterſuchung, ohne ein weitläuftiges Nachforſchen, ſo übereilend deinen Sohn mit Flüchen belegen, und ihn ſolcher geſtalt, wie du wirklich gethan haſt, mit eigenen Händen ermorden?

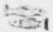
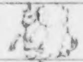
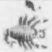
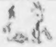
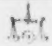
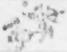
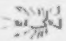
Eben die Furcht vor ſolchen billigen, oder unbilligen Flüchen, verhindert im Homer, den **Telemach**, ſeiner Mutter **Penelope**, nicht die mindeſte Gelegenheit zum Misvergnügen zu geben. Gott möchte mir, ſpricht er, noch neue Unglücksfälle zuſchicken; wenn meine Mutter die erſchrecklichen Furien anruffen ſollte. Und wovon war daſelbſt die Rede? **Telemach** war von dem Tode ſeines Vaters überredet, und gieng mit ſich zu Rathe: ob er die Penelope mit allem ihrem Vermögen, zu ihrem Vater **Ikarius** ſchicken ſollte, um der Verſchwendung und dem groſſen Verderben zu ſteuern, welches diejenigen in ſeinem Palaſte anrichteten, welche ſeine Mutter zur andern Ehe begehrten. Die Geſetze ſelbſt waren hier auf ſeiner Seite; dem ungeachtet aber, fürchtete derſelbe die Götter, welche auch die mindeſte Kränkung rächen, die eine Mutter von ihren Kindern empfindet.

Da die Flüche der Aeltern ſich auf eben den Grund ſtützen, als die Ehrerbiethung gegen dieſelben; ſo iſt es kein Wunder, daß in den Familien die Furien allezeit bereit geweſen, den Willen auch des älteſten Sohnes zu erfüllen, welcher, in den alten Zeiten, (wie es noch in hohen Häuſern üblich iſt) nach dem Tode des rechten Vaters, als der andere Vater angeſehen ward; das heißt, als Haupt und Obrigkeit der kleinen Geſellſchaft, welche aus einer einzelnen Familie beſteht. **Iris** ſpricht im **Homer**, von **Jupiters** wegen mit dem **Neptun**; weil er dieſem Vater der Götter nicht gehorchen wollte, und ſagt zu ihm: **du weiſt, daß die Furien allezeit zum Dienſte der Erſtgebohrnen bereit ſtehen.**

Wir wollen mit einer Stelle aus dem **Aeſchylus** beſchließen, in deſſen Trauerſpiele die Furien mit dem Oreſtes reden. **Du wirſt ſehen, daß ein jeder, welcher eine gottloſe That ausübt, entweder wider Gott, oder wider einen Fremdling, oder wider die Aeltern die ihm theuer ſeyn ſollen, eine Strafe erdulden muß, die der Größe ſeines Verbrechens gemäß iſt Pluto, welcher unter der Erden wohnet, iſt der große Rächer der Sterblichen. Er ſieht alles, und vergißt nichts.** Die Diener ſeines Zorns aber ware die Furien ſelbſt, deren in den Flüchen der Väter wide ihre Kinder angeruffene Gewalt, eine entſetzliche Wirkun hatte, ſie mochten ſich nun auf die Billigkeit, oder auf Vorurtheil und Irrthum gründen.

n
.
,
s
'
a
g

I.

NAMEN der XII Söhne Jacobs in der Ordnung wie ſie im 49. Cap. des I. B. Moſe ſtehen	Räthſelhafte oder hieroglyphiſche ZEICHEN mit welchen Jacob ſeine XII. Söhne verglichen.	Symboliſche NAMEN der XII. Zeichen des Thierkreiſes.	FIGUREN unter welchen dieſe Zeichen auf den Himmelskugeln vorgeſtellet werden.
I. RUBEN.	Erfuhr leichtfertig dahin wie Waſſer. I. B. Moſ. 49. v. 4.	WASSERMANN. Aquarius.	
II. SIMEON und LEVI.	Die Brüder Simeon und Levi. v. 5.	ZWILLINGE. Gemini.	
III. JUDA.	Juda iſt ein junger Löwe. v. 9.	LÖWE. Leo.	
IV. SEBULON.	Sebulon wird am Anfurt des Meers wohnen und am Anfurt der Schiffe. v. 13.	FISCHE. Piſces.	
V. ISASCHAR.	Iſaſchar wird ein beinern Eſel ſeyn, und ſich lagern zwiſchen die Gränzen. v. 14.	STIER. Taurus.	
VI. DAN.	Dan wird eine Schlange werden auf dem Wege. v. 17.	SCORPION. Scorpio.	
VII. GAD.	Gad gerüſt wird das Meer führen und wieder herum führen. v. 19.	STEINBOCK. Capricornus.	
VIII. ASSER.	Von Aſer kömt ſein fett Brod. v. 21.	WAAGE. Libra.	
IX. NAPHTHALI.	Naphthali iſt ein ſchneller Hirſch. v. 21.	WIDDER. Aries.	
X. JOSEPH.	Und wiewohl ihn die Schützen erzürnen und wider in kriegen ſo bleibt doch ſein Bogen feſt. v. 23.	SCHÜTZE. Sagittarius.	
XI. BENJAMIN.	Des Morgens wird er Raub freſſen, aber des Abends wird er Raub austheilen. v. 27.	KREBS. Cancer.	
XII. DINA.	Jacobs einzige Tochter. I. B. Moſe Cap. 30. v. 21. Cap. 34. v. 1.	JUNGFRAU. Virgo.	

* *

III.

Abhandlung
von dem Urſprunge der Namen der zwölf Zeichen des Thierkreiſes. 1725.

Gegenwärtige Abhandlung rühret nicht von unſerer Akademie her, und findet nur deswegen einen Platz in dieſer Geſchichte, weil ſie von einem Fremden, welcher übrigens berühmt ſeyn ſoll, an den Herren Abt **Bignon**, bloß deswegen eingeſchickt worden iſt, um zu erfahren, was dieſe Geſellſchaft dazu ſagen würde. Man wird es ſchon aus der bloßen Vorlegung ſeines Lehrgebäudes ſehen.

Der Verfaſſer deſſelben, iſt mit allem dem, was ſowohl die Alten als Neuern von dieſer Sache, und von den Benennungen der zwölf Himmelszeichen geſagt haben, ſehr ſchlecht zufrieden, und meynt ſie alle in **Abrahams** Familie zu finden (*i*). Dieſer Erzvater lebte in **Chaldäa.**

(*i*) Dieß iſt ein ſehr gottſeliger Einfall; allein er wird wohl nicht jedermann richtiger, oder vielmehr ſo richtig vorkommen, als was **Makrobius** von dieſer Sache geſagt hat. Er erklärt nämlich im 17 Cap. des 1 B. ſeiner **Saturnalien**, die natürlichen Urſachen, welche dem Zeichen des **Krebſes** und des **Steinbocks** ihre Namen gegeben. Seine Worte heißen ungefähr ſo: „Hier ſind die zween „Bewegungsgründe, welche denen zwey Himmelszeichen, die wir „die Pforten, oder Gränzen der Sonnenbahn nennen, den Namen „des Krebſes und Steinbocks gegeben. Der **Krebs** iſt ein Thier, „welches rückwärts und ſchief geht; ſo auch die Sonne, wenn ſie „in dieß Zeichen gekommen iſt, ſo geht ſie zurück und ſteigt ſchief „herunter. Was den **Steinbock** betrifft, ſo iſt er gewohnt im „Hinaufklimmen zu freſſen, und ſo immer im füttern, bis auf

Die **Chaldäer** waren Sternkundige; alſo mußte er es auch ſeyn. **Jacob** hatte ſo viel Söhne, als Zeichen es im Thierkreiſe giebt. Ihre Namen haben, nach der Prophezeyung dieſes ſterbenden Erzvaters, eine Verhältniß mit den Namen der Himmelszeichen. Brauchen wir noch mehr, um uns zu überzeugen, daß dieſe ſie von jenen überkommen haben? und um den **Aegyptiern**, und inſonderheit den **Griechen**, eine Ehre zu rauben, die ſie ſich ohne Grund anmaßen?

Beygehende Kupfertafel (k) zeigt bey dem erſten Anblicke die Verhältniß, welche der Verfaſſer in des Patriarchen **Jakobs** Prophezeyung, zwiſchen den Namen der Himmelszeichen und den Kindern dieſes Erzvaters findet.

Es iſt ſehr unnützlich, ſich bey der Verhältniß aufzuhalten, die ſich zwiſchen dem **Waſſermanne** und **Ruben**, zwiſchen den **Zwillingen** und **Simeon** und **Levi**, zwiſchen dem **Löwen** und **Juda**, zwiſchen den **Fiſchen** und **Zabulon**, zwiſchen dem **Stiere** und **Iſaſchar** befinden; ſie fallen eben ſo wohl einem jeden in die Augen, als die Aehnlichkeit zwiſchen dem **Scorpion** und dem **Dan**, dem **Schützen** und dem **Joſeph**, der **Jungfrau** und der **Dina**, Jakobs Tochter. Mit den übrigen aber iſt es nicht ſo.

In Lehrgebäuden, giebt es faſt allezeit Verhältniſſe, die ſich gleich von ſelbſt darbiethen, und andere, die man, ſo gut ſichs will thun laſſen, herbey holet. Unſer Verfaſſer iſt dabey gar nicht ſchwierig geweſen. Das hebräiſche
Wort

„höchſten Spitzen zu klettern. So macht es auch die Sonne, wenn „ſie in das Zeichen des Steinbocks kömmt, ſo verläßt ſie den niedrig„ſten Punct ihres Laufes, um ſich zum höchſten zu erheben.„ Wer die Erklärung der übrigen Zeichen, nach dieſer vernünftigen und ganz ungekünſtelten Art wiſſen will, der darf nur die 11. und folgenden Seiten im 1 Th. des vortrefflichen Buchs, Hiſtoire du Ciel nachſchlagen; in welchem der wackere Herr Abt **Plüſche** frey bekennt, daß er dieſer Stelle des **Makrobius** ſeine ganze glückliche Erklärung zu danken habe. G.

(k) Siehe die erſte Kupfertafel.

Wort Gedi, bedeutet einen **Ziegenbock**, und alſo, ſagt er, kann man wohl glauben, daß man dem Zeichen des **Steinbocks**, den Namen **Gad** gegeben. Von Aſſer, hat man Libra, die **Wage**, gemacht: weil, nach der heiligen Schrift, dieſer Patriarch ſeinen Brüdern **das fette Brod reichen, und den Königen zu Gefallen thun** ſollte. Man kann ihn daher als einen Kaufmann betrachten, der ſein Brod nach dem Pfunde und Gewichte verkauft; hierzu aber gehören Wageſchaalen. Der Namen **Nephthali** bedeutet ein **Reh**; er kann aber auch wohl ein **Schaaf** bedeuten: und da haben wir das Zeichen des **Widders**. Uebrigens ſehen die Thiere des Thierkreiſes denjenigen, deren Namen ſie führen, nicht allemal ſo gar ähnlich, daß man ſich dabey nicht auch zuweilen irren könnte. Endlich hat man aus dem **Benjamin** den **Krebs** gemacht: weil dieſer Patriarch, gleich dem Krebſe, rückwärts gieng. **Jakobs** Prophezeyung ſagt von ihm: **des Morgens wird er Raub freſſen; aber des Abends wird er den Raub austheilen**: heißt das nicht die Ordnung der Dinge umſtoßen, und den Krebsgang gehen? da es ja natürlich iſt, den Raub erſt auszutheilen, ehe er gefreſſen wird. Wie kann man ihn doch immermehr theilen, nachdem er einmal verzehret iſt?

Man denke ja nicht, es werde ein großes Unglück für dieſes neue Lehrgebäude ſeyn, daß, da es zwölf Zeichen im Thierkreiſe giebt, ſo wie in **Jakobs** Hauſe zwölf Söhne ſind, **Simeon** und **Levi** aber nur ein Zeichen ausmachen, nämlich das Zeichen der **Zwillinge**; das Zeichen der **Jungfrau** folglich, als unfehlbar eines der wichtigſten, leer bleiben werde. **Dina**, **Jakobs** einzige Tochter, beuth ſich zu allem Glücke zu deſſen Füllung dar; und hat ſie ja einige Begebenheiten gehabt, die ſich mit dieſer Sache blutſchlecht ſchicken: ſo hält doch der Verfaſſer dergleichen Zufälle für gar zu gemein, oder von gar zu geringer Wichtigkeit, als daß er ſich den Kopf zerbrechen ſollte, womit er ſonſt das leere Zeichen anfüllen möge.

Um die Ungläubigen vollends zu überzeugen, ſo will der Verfaſſer, daß man ſeine Augen nur auf die Stellung derer Bilder werfe, die die Zeichen des Thierkreiſes ausmachen. **Ruben** wird auf unſern Himmelskugeln als ein junger Menſch vorgeſtellet, der in der Hand ein Schiff hält, aus welchem ein Waſſer herunter fällt; indem er die Beine in der Stellung eines Menſchen erhebt, der ſich aufrichtet und hinan ſteigt. Das iſt nun eben das was Jakob im 4 Verſe von ihm ſagt: **du biſt leichtfertig dahin gefahren. denn du biſt auf deines Vaters Lager geſtiegen.** **Juda** wird auf dieſen Kugeln als ein **Löwe** vorgeſtellt, der den Kopf aufrecket. Dieß hatte wiederum der Patriarch ſein Vater zu ihm geſagt: **Juda iſt ein junger Löwe, er hat ſich gelagert wie ein Löwe.** Das heißt er liegt gebückt, da er die vordern Pfoten zuſammen legt. Die Jungfer wird als eine Perſon vorgeſtellet, die im Gehen begriffen iſt. Dieß iſt das wahre Bild der **Dina**, welche, anſtatt das Haus zu bewachen, wie es ihrem Geſchlechte zukömmt, heraus lief, um die Töchter des Landes zu ſehen, und vieleicht mehr zu finden, als ſie geſucht hatte. **Zabulon**, welcher nach eben dieſer Prophezeyung, **am Anfurth des Meeres, und am Anfurth der Schiffe wohnen** ſollte, welche Oerter zur Fiſcherey beſtimmt ſind, konnte ja nimmermehr beſſer als durch Fiſche, vorgeſtellet werden.

Ungeachtet alle dieſe zwölf Erzväter, Brüder geweſen, ſo wird doch bloß dem **Simeon** und **Levi** dieſe Eigenſchaft beygelegt. Dieß geſchah unfehlbar ihre Einigkeit anzudeuten, die durch das Zeichen der **Zwillinge**, welches zween zuſammen gebundene Jünglinge vorſtellet, wunderſchön angedeutet wird. Der **Schütz**, kann niemand anders ſeyn, als **Joſeph**, von welchem in der Prophezeyung geſagt wird: **ſo bleibet doch ſein Bogen feſt**; und die Griechen haben uns zum beſten, wenn ſie vorgeben, dieſes Zeichen des Thierkreiſes, ſey der **Centaur Chiron**. Jſaſchar, ſagt die Schrift, wird ſich lagern zwiſchen die Gränzen. Wer erkennet hier nicht das Zeichen des Stiers, welcher liegt und nicht ſteht.

Der Verfaſſer giebt ſeinen Entdeckungen, noch eine neue Stärke, indem er **Joſephs** Traum anführet: Siehe, ich habe noch einen Traum gehabt. Mir deuchte, die Sonne, und der Mond, und eilf Sterne, neigeten ſich vor mir. Und da das ſeinem Vater und ſeinen Brüdern geſagt ward, ſtrafte ihn ſein Vater und ſprach: was iſt das für ein Traum, der dir geträumet hat? Soll ich, und deine Mutter, und deine Brüder, kommen und dich anbethen? Man ſieht hier, daß **Jakob** keinen Augenblick angeſtanden, zu erkennen, wer diejenigen wären, die unter der Sonne, dem Monde, und den eilf Sternen angedeutet würden. Ein jeder weis die Anſpielung dieſer Prophezeyung. Die Ausleger ſind auch alle eins, und gleichwohl hatte keiner von ihnen gewußt, wie es unſer Verfaſſer weis: daß **Jakob** den Entwurf von der Vergötterung ſeiner Kinder im Kopfe gehabt, weswegen er ſogleich **Joſephs** Traum errathen. Eben dieſes Verhaben, ſagt er ferner, ſeine ganze Familie zu vergöttern, läßt faſt in allen Orakeln dieſes Patriarchen, die aus den Sternen und Himmelszeichen gezogenen Bilder herrſchen: und er zweifelt gar nicht, daß nicht daher die Aegyptier, und nachmals die Griechen und Römer, die Gewohnheit angenommen, ihre großen Männer zu vergöttern, und ſie unter die Sterne zu verſetzen.

Uebrigens haben die Sternkundigen, von allen Zeiten her, die zwölf Zeichen des Thierkreiſes, die zwölf Häuſer der Sonnen, genannt: nun ſind aber, ein Haus und eine Familie, gleichbedeutende Wörter, welches denn beſtätiget, daß ſie uns dadurch belehren wollen; dieſe zwölf Himmelszeichen, ſtellten die zwölf Familien, oder Stämme

Iſraels vor, die aus Jakobs Söhnen beſtunden. Die Sonne, welche dieſe zwölf Häuſer alle Jahre durchläuft, iſt ein Sinnbild der väterlichen Vorſehung, welche beſtändig über ihre Kinder wacht.

* * *

IV.

Des Herrn Abts Sallier, neue Muthmaßung über das dodoniſche Orakel. 1721.

Die Anmerkung, welche des **Sophokles** alter Scholiaſt über den 176 Vers des Trauerſpiels von den Trachinierinnen macht, verdienet eine beſondere Erläuterung: und Herr Abt **Sallier** führet, mit einer vorgeſchlagenen ganz ungekünſtelten Aenderung, ganz ungezwungen, die Fabel von denen **Tauben**, welche, wie man will, zu **Dodon** die Orakel ertheilet haben ſollen, auf einen hiſtoriſchen Verſtand.

Dieſer alte Scholiaſt des **Sophokles** führet ſogleich an, daß zwo Tauben, welche dieſen Wald bewohnten, den Willen **Jupiters** bekannt machten. Er ſetzt ferner hinzu, daß, nach einigen Schriftſtellern, dieſe Tauben, zwo alte Frauen wären; welche denjenigen, die die Begierde das Zukünftige zu wiſſen, in dieſe Gegend trieb, Antwort ertheilten. Τὰς ἱερείας γραίας οὔσας μαντεύεσθαι. Τοὺς δὲ γέροντας οἱ μελοσσοὶ πολιοὺς ὀνομάζουσιν. Dieſe letztern Worte, enthalten die Auflöſung der Schwierigkeit, und erklären den wahren Sinn der Fabel. Eine einzige Verbeſſerung, die zur Reinigkeit des Textes nöthig iſt, muß nur vor der Erklärung dieſer Auslegung hergehen. Τὲς δὲ γέροντας οἱ μελοσσοὶ πολιοὺς ὀνομάζουσιν, ſagt der

Scholiaſt. πελείας iſt der wahre Ausdruck den man an ſtatt πολιὰς, ſetzen muß; und die Nothwendigkeit dieſer Aenderung zeigt ſich in einer ausdrücklichen Stelle des Heſychius, welcher ſagt: πελείας Καοὶ καὶ οἱ Ἠπειρῶται τὰς γέροντας. Die alten Frauen, werden alſo in der Mundart dieſer Völker, πέλειαι, genennet. Eben dieſer Sprachlehrer ſagt auch: πέλειαι αἱ ἐν Δωδώνῃ θεσπίζουσαι μάντεις. Dieſe beyden Redensarten ſind, wie man ſieht, der Mundart des Volks zu Epirus gemein.

Dem Anſehen des Heſychius, kann man noch des Pauſanias ſeines beyfügen, und des Euſtathius ſeines, in ſeiner Auslegung über die Odyſſee. Da nun das πέλειαι, welches in einem Winkel von Griechenlande, alte Frauen hieß, in den übrigen Theilen des Landes, und ſelbſt im attiſchen Gebiethe, Tauben bedeutete: ſo hat der doppelte Verſtand des Werts, dieſen Irrthum verurſachet und eine ſo einfältige, als in damaligen Zeiten gewöhnliche Sache, in ein Wunderwerk verwandelt. Τὰς ἱερείας οὕτως γραίας μαντεύεσθαι. Die Uberſetzung, welche, nach allen ihren Umſtänden unverändert war, hat allezeit die Kenntniß der Begebenheit, frey von allen Zierrathen der Fabel, beybehalten. Servius ſagt ausdrücklich über den 466 Vers der Aeneis, daß in dem dodoniſchen Forſte, ein Springbrunnen geweſen, der aus dem Fuſſe einer Eiche entſtanden, und wenig Geräuſch gemacht habe. Eine alte Frau, Namens Pelias, habe dieſes Geräuſch erkläret, und denen, die ſie darum befraget, das Zukünftige vorher geſagt: Quae murmura anus, nomine Pelias, interpretata hominibus differebat. Das mag es ungefähr ſeyn worauf die Fabel von den Tauben zu Dodon hinausläuft, deren Urſprung man keinesweges bey fremden Völkern ſuchen muß. Sie hat ihre Erfindung und ihre Ausbreitung, lediglich der Denkungsart der alten Griechen zu danken: die allezeit mehr in das Wunderbare, als in die bloß ungekünſtelte Wahrheit vergaffet waren.

Es iſt daher ganz unnützlich, wenn man, um zu erklären, wie dieſe Fabel ſich in die Dichter und Geſchichtſchreiber eingeſchlichen, mit dem gelehrten **Bochart** (*l*), viel Weſens aus der Aehnlichkeit zweyer chaldäiſchen und arabiſchen Wörter macht, deren eines, eine **Taube**, und das andere, **Prieſter** oder **Prieſterinn**, heißt. Bloß durch den doppelten Verſtand des Wortes πέλειαι, muß man auf die Frage antworten, welche **Alexander** ehemals dem **Ariſtoteles** gethan: warum im **Homer** πέλειαι ſtünde?

Ἀμβροσίην τε Διὶ πατρὶ φέρουσιν,

Der Dienſt in den Tempeln ward mehrentheils von alten Frauen beſorget, die man zu Prieſterinnen ausſuchte; ein wichtiger Theil dieſes Dienſtes aber, war, daß ſie den Göttern diejenigen Speiſen brachten, die ſie ſelbſt ihnen zu bringen befohlen hatten. Die Erklärung, welche **Athenäus** (*m*) von dieſer Stelle im **Homer** liefert, ſcheint bey weitem nicht ſo ungekünſtelt und gründlich zu ſeyn.

(*l*) Man ſehe ihn in Ptolom. Haepheſt. 1 B.

(*m*) Lib. II. pag. 490.

V.

Des Herrn Abt Sevins Erklärung über die Ammen des Bacchus.

1718.

Ovidius erzählet im 8 Buche ſeiner Verwandlungen, wie die **Medea**, auf des **Bacchus** Fürbitte, den Ammen dieſes Gottes, die Jugend wiedergegeben:

> Viderat ex alto tanti miracula monſtri
> Liber: et admonitus juvenes nutricibus annos
> Poſſe ſuis reddi, capit hoc a Colchide munus.

Die Worte, *a Colchide*, ſtehen in den Handſchriſten nicht, als welche mehrentheils ab *Aethide*, haben. In einigen findet man, ab *Oetide*; und in andern, *Etheide*. Der Herr Abt **Sevin** ſchlägt vor, man ſoll mit Vorausſetzung des Vorwortes, capit hoc *Aeetide* munus, leſen.

Aeetis iſt der Geſchlechtsnamen der **Medea**, deren Vater, welcher in der Fabel ſo berühmt iſt, Aeeta geheiſſen. Gleichwohl muß man nicht verſchweigen, daß **Nicolaus Heinſius**, die Stelle ſo verbeſſert: capit hoc a *Tethie* munus: und dieſes, wie er ſagt, deswegen, weil **Bacchus** ſich nach **Tethys** begeben, um ſich vor der Gewalt des **Lykurgus** in Sicherheit zu ſetzen. Aber nirgend ſieht man, daß die Ammen des **Bacchus** die Jugend durch den Beyſtand der **Tethys** wieder erlangt hätten. **Medea** leiſtete ihnen dieſen Dienſt, wie **Hygin** in der 182 Fabel erzählet; Alii, ſagt er, Naiadas vocant, quarum nomina Ciſſeis, Nyſa, Erato, Eriphia, Bromie, Polyhymno Hae in monte Niſa munere alumni potitae ſunt, qui Medeam rogaverat, et depoſita ſenectute, in juvenes mutatae ſunt; conſecrataeque poſitae inter ſydera, Hyades appellantur. Dieſem Schriftſteller iſt ein anderer Sprachlehrer gefolget, der uns einige Auszüge aus des **Ovidius Verwandlungen**, hinterlaſſen hat. Er ſchreibt: Bacchus, cum vidiſſet ex decrepito ſene juvenem factum Aeſonem, Medeam rogavit, ut Nymphas quoque, ſuas nutrices, juvenilibus annis reſtitueret, quod facile a Medea impetravit.

So richtig auch dieſe Zeugniſſe ſind, ſo will doch **Nicolaus Heinſius**, daß die angeführten Schriftſteller, ſich durch die Leſart verführen laſſen, die heut zu Tage im gedruckten ſteht: capit hoc a *Colchide* munus. Warum dieß? das weis man nicht: denn die Fabel von den Ammen des **Bacchus**, die von der **Medea** verjüngt worden, iſt weder vom **Ovidius**, noch vom **Hygin**, erfunden worden. **Aeſchylus** hatte bereits lange vor ihnen beyden, dieſe Wundergeſchicht ausgebreitet, wie folgende Stelle aus **Ariſtophans** Scholiaſten, (in Equit.) bezeuget: ἡ Μέδεια, λέγεται, ὡς μὲν Αἴσχυλος ἱστορεῖ, τὰς τροφεῖς τῦ Διονύσου ἀφεψήσασα ἀνανεάσαι, ποιῆσαι μετὰ τ̃ ἀνδρῶν αὐτῶν.

Man kann kaum glauben, wie ſehr die Alten, nicht nur was die Zahl von des **Bacchus** Ammen, ſondern auch was die Namen ihrer Aeltern betrifft, getheilt geweſen ſind. Glaubt man dem **Myrtilus**, ſo iſt **Kadmus** ihr Vater. Nach dem **Euripides**, ſind ſie des **Erechtheus** Töchter. Andere haben verſichert, das die **Böotia** dieſelben aus ihrer Heirath mit dem **Hyas**, gebohren; und in dieſe Zahl gehöret **Alexander**: welcher hierinnen von dem **Nonnus** abgeht, der ſie von dem Fluſſe **Lamus** herleitet. Allein, die allgemeinſte Meynung, iſt die, deren **Ovid** in ſeinen faſtis gedenkt:

> Ora micant Tauri, ſeptem radiantia flammis,
> Navita quas Hyadas Grajus ab imbre vocat.

Pars Bacchum nutriſſe putat: pars credidit eſſe
Tethyos has neptes, Oceanique ſenis.
Nondum ſtabat Atlas humeros oneratus olympo,
Cum ſatus eſt forma conſpiciendus Hyas.
Hunc ſtirps Oceani, maturis nixibus Aethra
Edidit, et Nymphas; ſed prior ortus Hyas.

Timäus, der einige Jahre älter iſt, als dieſer Dichter, hatte ſchon eben das geſagt, wie folgende Stelle des Scholiaſten (Hom. Iliad. Σ v. 486) ausweiſet: Ἀτλάντι γὰρ τοῦ Ἰαπετοῦ, καὶ Αἴθρα τοῦ Ὠκεανοῦ, καθὰ φησὶ Τίμαιος, θυγατέρες δώδεκα, καὶ υἱὸς Ὕας. τουτον ἐν Λιβύῃ κυνηγοῦντα ὄφις κτείνει. καὶ αἱ μὲν πέντε τὸν ἀδελφὸν θρηνουσαι ἀπολλυνται. τὰς δὲ λοιπὰς δι οἶκτον καταστηρίσας Ζεὺς Ὑάδας, ἐπωνόμασεν ἐπωνύμως τοῦ ἀδελφοῦ.

Dieſes vorausgeſetzt, iſt es nicht ſchwer zu merken, daß der Text von des **Germanicus** Scholiaſten verſtümmelt iſt: indem er verſichert, und zwar auf des **Muſäus** Wort, **Hyades**, wären Töchter der **Hya** und des **Atlas** geweſen. Muſaeus et iſta refert: ex Atlante et Hya duodecim filiae procreatae ſunt, et filius Hyas, quem dum ab apro, vel leone occiſum, ſorores omnes nimis diligentes flerent, obierunt, e quibus quinque ſtellas figuratas appellaverunt.

Wir haben geſehen, daß die Mutter der **Hyaden**, nach dem **Timäus** und **Ovidius**, **Aethra** geheiſſen, deren Namen, nach dem Augenſcheine davon zu ſchließen, mit Unrecht in den Namen **Hya**, wird verwandelt worden ſeyn. Dieſe Muthmaßung würde gar keine Schwierigkeit haben, wenn **Muſäus** und **Timäus**, aus einerley Quelle geſchöpfet hätten. Allein, ein einziger Umſtand macht die Sache zweifelhaft: nämlich daß, wenn man ſich an die Erzählung des erſtern hält, **Hyas** entweder von einem Löwen, oder von einem Eber, getödtet werden; und daß hergegen der andere anführet, die Urſache ſeines Todes ſey ein Schlangenbiß geweſen, worinnen **Ovid** ihn fahren läßt, welcher uns im 5 Buche der faſtorum, das Andenken dieſer Begebenheit erhalten hat:

> At poſtquam virtus annis adolevit, in apros
> Audet et hirſutas cominus ire leas.
> Dumque petit latebras foetae catulosque leaenae,
> Ipſe fuit Lybicae præda cruenta ferae.

Gleichwohl iſt es nicht undienlich, anzumerken, daß Hygin auf des **Muſäus** Wort erzählt: der junge Hyas ſey von einem Löwen gefreſſen worden, und noch hinzuſetzt, Atlas habe, aus ſeiner Ehe mit der **Pleione**, funfzehen Töchter gehabt: Pleiades autem appellatae ſunt, ut ait Muſaeus, quod ex Atlante et Pleione, Oceani filia, ſint quindecim filiae procreatae, quarum quinque Hyadas appellatas eſſe demonſtrat. Quod autem Hyas fuerit frater, a ſororibus plurimum dilectus: qui cum venans a leone eſſet interfectus, quinque de quibus ſupra diximus lamentationibus aſſiduis permotae, dicuntur interiiſſe; quare eas, quod plurimum de ejus morte laborarent, Hyadas appellatas; reliquas autem decem ſorores deliberaſſe de ſororum morte, et earum ſeptem ſibi mortem conſciiſſe. Nichts hat jemals der Erzählung von des Germanicus Scholiaſten unähnlicher geſehen; und daher muß man geſtehen, daß er und Hygin, zween verſchiedene Schriftſteller abgeſchrieben haben; eine Muthmaßung, welche durch einige Ausgaben vom Hygin, beſtätiget zu werden ſchien, in welchen, nach **Munkers** Berichte, der Name **Mnaſſeas**, anſtatt **Muſäus**, ſteht. Zudem ſo verſichert eben dieſer Kunſtrichter, daß in fünfen von dieſen Handſchriften, die Hyades, Töchter der Aerbra und nicht der **Plejone**, genennet werden. Gleichwohl könnte es wohl ſeyn, daß Hygin die Fabel der Hyaden und **Plejaden** vermenget hätte. Allein, ohne daß man ſich hierüber in eine weitläuftigere Beſchreibung einläßt, ſo wollen wir hier nur unterſuchen, wie viel Ammen denn die Alten dem **Bacchus** gegeben haben. Dem **Theon** müſſen wir es verdanken, daſs wir noch dieſe Stunde wiſſen, was ihre Meynung von dieſer Sache geweſen. Hier ſind' ſie, ſo wie der Scholiaſt ſie uns aufbehalten hat: Θαλῆς μὲν οὖν δύο αὐτὰς εἶπεν εἶναι, τὴν μὲν Βόρειον, τὴν δὲ Νότιον. Εὐριπίδης δὲ ἐν τῷ Φαέθοντι τρεῖς. Ἀχαιὸς δε δ'. Ιππίας δὲ καὶ Φερεκύδης ζ'· ἡ δὲ προσωνυμία ἐστὶν ὅτι τὸν Διόνυσον ἀνεθρέψαντο· ὕης δὲ ὁ Διόνυσος Εὐφορίων·

Τῃ ταυροκέρωτι Διονύσῳ κοιλάνεα.

Οἱ μὲν οὖν δύο λέγοντες, τὰς ἐπὶ των ὀφθαλμῶν, τοῦ ταύρου φασίν· οἱ δὲ τρεῖς, προσλαμβάνουσι καὶ τὴν ἐπὶ τοῦ μηρίου. Εὐριπίδης μὲν οὖν ἐν Ἐρεχθεῖ τὰς Ἐρεχθέως θυγατέρας Ὑάδας φησὶ γενέσθαι τρεῖς οὔσας· ὁ δὲ μυστίλος τοῦ Κάδμου θυγατέρας, κληθῆναι δὲ, οὕτως δι' ἣν εἴπομεν αἰτίαν. Ἡσίοδος δὲ φησὶ περὶ αὐτῶν·

Νύμφαι χαρίτεσσιν 'ομοίαι
Φαισύλη, 'η δὲ Κορωνὶς, ἐϋστέφανός τε Κλέεια,
Φαιώτ' ἱμερόεσσα καὶ Εὐδώρη τανύπεπλος,
'Ας 'Υάδας καλέουσιν ἐπὶ χθονὶ φῦλ' ἀνθρώπων.

Dieſe Stelle zeigt klärlich, daſs, weder die Dichter, noch die andern Schriftſteller, über der Zahl der Hyaden eins geweſen. **Euripides** erkennet deren drey; eine Meynung, die er mit den Einwohnern der Inſel **Naxos** gemein gehabt: wie uns **Diodor von Sicilien** (*m*) berichtet. Was den **Pherecydes** anlangt, ſo nahm er deren ſechs an: wenigſtens iſt dieſs die Folgerung ſo man natürlicher Weiſe aus folgenden Worten von **Homers** Scholiaſten (*n*) ziehen kann: Ζεὺς, ἐκ τοῦ μηροῦ γεννηθέντα Διόνυσον ταῖς Δωδωνίσι νύμφαις τρέφειν ἔδωκεν, Ἀμβροσίῃ, Κορωνίδι, Εὐδώρῃ, Διώνῃ, Αἰσύλῃ, Πολυξοῖ. αὗται θρέψασαι τὸν Διόνυσον, περιῄεσαν σὺν αὐτῷ, τὴν εὑρεθεῖσαν ἄμπελον ὑπὸ θεου τοῖς ἀνθρώποις χαριζόμεναι. Λυκοῦργος

δὲ

(*m*) Lib. 58. pag. 225.
(*n*) Schol. Hom. Il. Σ. v. 486.

δὲ μέχρι τῆς θαλάσσης συνεδίωξε τὸν Διόνυσον· ἐκείνας δὲ ἐλεήσας ὁ Ζεὺς κατηστέρισεν· ἡ ἱστορία παρὰ Φερεκύδῃ.

Gleichwohl ſcheint es, wenn man alles überlegt, der Name **Phäo** müſſe wieder in den Text dieſes Schriftſtellers eingerückt werden. Man hat geſehen, daß, nach dem **Pherecydes**, ſieben **Hyaden** geweſen. **Theons** Stelle iſt ganz klar; und der Beweis, daß dieſer Schriftſteller ſich nicht betrogen, läßt ſich aus folgenden Worten im **Hygin** nehmen: Has autem Pherecydes Athenienſis, Liberi nutrices eſſe demonſtrat numero ſeptem, quas etiam antea Nymphas Dononidas appellatas. Harum nomina ſunt haec, Ambroſia, Eudore, Phaeſyle, Coronis, Polyxo, Phaeo, Thyene. Hae dicuntur a Lycurgo fugatae, et praeter Ambroſiam omnes ad Thetym profugiſſe, ut ait Aſclepiades; ſed ut Pherecydes dicit, ad Thebas Liberum perlatum Junoni tradiderunt; quam ob cauſam gratia eſt eis relata, quod inter ſydera ſunt inſtitutae. Es iſt alſo gewiß, daß **Pherecydes** ſieben **Hyaden** angenommen. Was aber **Hygin**, in Anſehung der **Juno** anführet, das ſcheint ein wenig verdächtig zu ſeyn. **Juno** haſſete den **Bacchus** aufs äußerſte; folglich wäre es wider die Regeln der Klugheit geweſen, dieſer Göttinn ein ſo ſchätzbares Pfand anzuvertrauen. Alle Schwierigkeiten aber würden verſchwinden, wenn man, mit einer ganz geringen Aenderung, Liberum perlatum *Inoni* tradiderunt, leſen möchte; und dieſe Verbeſſerung gründet ſich auf des **Pherecydes** Worte, die uns **Homers** Scholiaſt erhalten hat. Φερεκύδης δὲ καθάπερ εἴρηται, τὰς Ὑάδας Δωδωνίδες. Νύμφας φησὶν εἶναι, καὶ Διονύσου τροφὺς, αἷς παρακαταθέσθαι τὸν Διόνυσον Ἰνῶ διὰ τὸν τῆς Ἥρας φόβον· καθ' ὃν καιρὸν καὶ αὐτὰς Λυκοῦργος ἐδίωξε. In dieſer Stelle iſt bloß von der **Ino** die Rede. Wenn man dem **Pherecydes** glaubt, ſo war ſie es, die den jungen **Bacchus** der Fürſorge der **Hyaden** übergab, um ihn vor der Verfolgung der **Juno** in Sicherheit zu ſtellen. Man weis wohl, daß **Hygin**, auf dieſes Schriftſtellers Wort, ſich nicht ſcheuet zu ſagen, **Jno** habe den Sohn der **Semele**, aus den Händen der **Najaden** empfangen: allein, was ſoll man hieraus anders ſchließen? als daß man dieſem Mythographo, nicht eben auf ſein Wort glauben muß, wenn er griechiſche Schriften überſetzt. Vieleicht hat er in eben dergleichen Quellen auch eine gewiſſe ganz andere Sage, von der Zahl der Ammen des **Bacchus** geſchöpfet. Alii, ſagt er in der 18 Fabel, Naiadas vocant, quarum nomina Ciſſeis, Nyſa, Erato, Eriphia, Bromia, Polyhymno.

Uebrigens ſind die Alten über dem Namen der **Hyaden** eben ſo uneins. Gleichwohl ſcheint es, daß des **Heſiodus** Meynung am meiſten angenommen wird. In ſeinem Gedichte vom Geſtirne, wovon **Tzetzes** (o) und **Theon** ein Stück anführen, heißen ſie, **Phaſyle**, **Koronis**, **Klea**, **Phåo** und **Eudora**. **Diodor** erkennet deren nur drey, und nennet ſie, **Philia**, **Koronis** und **Kleis**; allein das Wort Φιλία, muß in Φαισύλη verwandelt werden. Denn erſtlich, ſetzt keiner von allen denen Schriftſtellern, deren Zeugniſſe man oben angeführet hat, die **Philia** unter die Zahl der **Hyaden**. Zum andern, ſind die Namen **Koronis** und **Klea**, im **Diodor** und **Heſiodus** dieſelben; und folglich iſt gar keine Wahrſcheinlichkeit, daß dieſe Schriftſteller, im Abſehen auf die **Phåſile**, von einander abgewichen ſeyn ſollten. Es war ihrer auch, im **Pherecydes** eben ſowohl als der **Koronis** und **Klea**, gedacht worden. Eben das wollen wir von der **Phåo** und **Eudora** ſagen. Dieſer Mythologiſt ſetzt des **Heſiodus** ſeinen fünf **Hyaden**, noch zwo bey, nämlich, die **Ambroſia** und **Dione**, deren Name im **Hygin**, durch die Abſchreiber, in **Thyene**, verwandelt worden. Nach ſeinem Geſtändniſſe indeſſen, überſetzt er den **Pherecydes**, und dieſer letztere hatte **Dione** geſchrieben: wie die angeführten Worte von **Homers** Scholiaſten zur Gnüge beweiſen;

(o) Tzet. Ἔργων pag. 92.

ſen; worinnen er auch mit dem **Ovidius** vollkommen einerley Meynung iſt, welcher im V. B. der Faſtor v. 710 ſagt:

> Tertia lux veniat, qua tu Dodoni Dione
> Stabis Agenorei fronte videnda bovis.

In des **Nicolaus Heinſius** Ausgabe dieſes Dichters, lieſt man, Dodoni Tyene; eine Leſart, die einige Kunſtrichter ziemlich unbillig angenommen haben: indem **Hygins** Text, als der Grundſtein dieſer Muthmaßung, offenbar verfälſchet iſt.

Dieß ſind nun die berühmteſten Namen der **Hyaden**. Gleichwohl kannten die Alten, noch verſchiedene Ammen des **Bacchus**, und dieß ſcheint nicht ſeltſam zu ſeyn, wenn man bedenkt, daß dieſer Gott, nach des **Theophraſtus** und **Phanodemus** Zeugniſſen, von den **Nymphen** war genähret worden, deren Zahl, wie man weis, unendlich war. Die allgemeinſte Meynung indeſſen theilet die Ehre von des **Bacchus** Erziehung den **Hyaden** zu: und ſelbſt **Pherecydes** leitete ihren Namen von der **Semele** ab, welche Ὕη hieß, wie er vorgiebt: Ὁ δὲ Φερεκύδης, ſagt **Suidas**, τὴν Σεμέλην Ὕην λέγεσθαι, καὶ τὰς τοῦ Διονύσου τροφοὺς Ὑάδας.

Andere verſichern, daß das Wort Ὕης ein Beywort des **Bacchus** ſey; und von dieſer Zahl ſind **Klidemus** und **Euphorio**, denen man noch den **Strabo** beyfügen kann: Τῶν μὲν γὰρ Βενδιδίων Πλάτων μέμνηται, τῶν δὲ Φρυγίων Δημοσθένης διαβάλλων τὴν Αἰχίνου μητέρα, καὶ αὐτὸν ὡς τελούσῃ τῇ μητρὶ συνόντα, καὶ συνθιασεύοντα πολλάκις, καὶ ἐπιφθεγγόμενον εὐοῖ σαβοῖ, ὕης ἄττης, καὶ ἄττης ὕης. Die Worte εὐοῖ σαβοῖ, müſſen ſo wenig, als die Worte ὕης ἄττης durch ein Strichelchen getheilet werden, wie des **Demoſthenes** Stelle ausweiſet, auf welche **Strabo** hier zielet: So ſchreibt er *de Coron.* pag. 350. ἐν δὲ ταῖς ἡμέραις τοὺς καλοὺς θιάσους ἄγων διὰ τῶν ὁδῶν τοὺς ἐστεφανωμένους τῷ μεράθρῳ, καὶ τῇ λεύκῃ, τοὺς ὄφεις τους παρείας θλίβων, καὶ ὑπὲρ τῆς κεφαλῆς αἰωρῶν, καὶ βοῶν εὐοὶ σαβοῖ, καὶ ἐπορχούμενος ὕης ἄττης ἄττης ὕης. Allein ſo viel Licht auch dieſe Worte dem Texte des Strabo ertheilen, ſo kann man doch noch einen größern Beyſtand daraus nehmen, um eine Lücke zu ergänzen, die ſich in Plutarchs Symp. L. 4. p. 671 findet: Σάββους γὰρ, ſagt er, καὶ νῦν ἔτι πολλοὶ τοὺς βακχέους καλοῦσι, καὶ ταύτην ἀφιᾶσι τὴν φωνὴν ὅταν ὀργιάζωσι, τῷ θεῷ - - - - σπ. ἐστὶ δέπου, καὶ παρὰ Δημοσθένους λαβεῖν, καὶ παρὰ Μενάνδρου. Man leſe, ὅταν ὀργιάζωσι τῷ θεῷ

Εὐοῖ σαβοῖ, ὧν πίστιν ἐστὶ δήπου καὶ
παρὰ Δημοσθένους λαβεῖν,

VI.

Des Herrn Abts Maſſieu Abhandlung von den iſthmiſchen Spielen.

1719.

Dieſe Spiele ſind deswegen ſo genennet worden, weil ſie in dem **Korinthiſchen Iſthmo** gefeyert wurden. Man weis, daß das griechiſche Wort ἰσθμὸς, zwo Bedeutungen hat, eine eigentliche und eine figürliche. Eigentlich heißt es der **Hals**, collum; daher kömmt ἴσθμιον, das **Halsband**; daher kömmt auch noch παρίσθμια, die **Halsdrüſen**.

Im figürlichen Verſtande, bedeutet es, einen zwiſchen zweyen Meeren eingeſchloſſenen Strich Landes; und derſelbe heißt **Iſthmus**, weil ſeine Figur eine Aehnlichkeit mit dem Halſe hat. Wenn die Griechen ſchlechtweg **Iſthmus** ſagen, ohne etwas hinzu zu ſetzen, ſo verſtehen ſie den **Korinthiſchen Iſthmus**, welcher auf dem Striche liegt, welcher das mittägliche Griechenland mit dem mitternächtlichen verbindet; oder, welches einerley iſt, das **Peloponneſiſche** mit dem übrigen Griechenlande. Nach dem **Herodot**, iſt ſolches 36 Stadia breit. Nach dem **Mela**, war es 5000 Schritte das heißt, eine große deutſche, oder faſt zwo franzöſiſche Meilen breit.

Man hat ſich oftmals, aber vergeblich bemüht, denſelben zu durchſtechen, und dieſe zwey Meere durch einen Graben zu vereinigen. Vier römiſche Kaiſer haben dieſen Anſchlag im Sinne gehabt, und zu deſſen Ausführung große Summen angewandt. Mit aller ihrer Macht aber, haben ſie es ſo weit nicht bringen können, welches denn zu dem griechiſchen Sprüchworte Gelegenheit gegeben: **den Iſthmus durchſtechen wollen**, um ein unmögliches Unternehmen anzudeuten. **Neptun** hatte auf dieſem Iſthmo einen berühmten Tempel, neben deſſen Seite ein Fichtenwald war, den man ihm geheiliget hatte; und nahe bey dieſem wurden die iſthmiſchen Spiele gefeyert.

Der Herr Abt **Maſſieu** hat im 1719ten Jahre, alles unterſucht, was die Feyer dieſer Spiele betrifft. Dieß geſchah in einer beſondern Abhandlung, die er vor die Ueberſetzung der iſthmiſchen Oden des **Pindarus** geſetzt haben würde, wenn der Tod ihn nicht dahin geriſſen hätte, bevor er dieſes Werk vollendet hatte. Seine Abhandlung läuft auf ſechs Hauptſtücke hinaus; nämlich auf den Urſprung der iſthmiſchen Spiele; auf ihre Wiederherſtellung durch den **Theſeus**; auf den Zeitpunct, welcher zwiſchen einer Feyer dieſer Spiele und der andern, verlief; auf die Jahrszeit, in welcher ſie gefeyert wurden; auf die Preiſe ſo man dabey ausgetheilet; auf die Richter ſo ihnen vorgeſtanden; und auf die merkwürdigſten Begebenheiten, ſo dabey vorgefallen.

Die iſthmiſchen Spiele wurden anfänglich dem **Melicertes**, oder **Palämon**, einem Meergotte zu Ehren eingeſetzt; und zwar bey folgender Gelegenheit. Ino, die Gemahlinn des **Athamas**, Königes zu **Orchomen** in **Böotien**, wollte der Wuth ihres ſie verfolgenden Gemahls entrinnen, und ſtürzete ſich mit ihrem Sohne **Melicertes** ins Meer. **Neptun** erbarmete ſich der Mutter und des Sohnes, und machte zween Meergötter aus ihnen. Der Mutter gab er den Namen **Leukothoe**, oder **Leukothea**, und den Sohn, nannte er **Palämon**. Indeſſen hatte ein Delphin den Leichnam des **Melicertes** ans Ufer getragen. **Siſyphus**, ein König zu **Korinth**, fand denſelben und begrub ihn. Einige Zeit darauf ward das Land von einer heftigen Peſt heimgeſucht, und nachdem **Siſyphus** das Orakel befragt, bekam er zur Antwort:

dieſes Uebel würde nicht eher aufhören, als bis man dem **Melicertes** zu Ehren, Trauerſpiele angeſtellet haben würde. Als nun die **Korinthier** dieſen Befehl mit ziemlicher Nachläſsigkeit vollzogen, ſo fieng die Peſt wieder von neuem an. **Siſyphus** fragte daher das Orakel noch einmal: welches ihm befahl, die feyerlichen Spiele, zu Ehren des **Melicertes**, auf immerdar einzuſetzen.

Pindar führet (Iſthm. 6. v. 8.) an, daß einsmals eben dieſer König die Meernymphen tanzend am Ufer gefunden, und daß ſie ihm eben daſſelbe befohlen. Man feyerte dieſe Spiele anfangs bey der Nacht; und ſie ſahen nicht ſowohl Schauſpielen, als nächtlichen Geheimniſſen ähnlich. Nachmals wurden ſie wegen der Diebſtähle und Mordthaten unterbrochen, die ſich auf der Landſtraße des **Korinthiſchen Iſthmi** einſchlichen.

Theſeus, der eilfte König von **Athen**, ſtellte ſie wieder her. Er reinigte nicht nur ganz Griechenland, ſondern auch inſonderheit den **Korinthiſchen Iſthmus** von Straßenräubern. Ein berüchtigter Räuber, Namens **Sinnis**, hatte ſich dorthin geflüchtet, und war damit nicht zufrieden, daß er die Vorüberziehenden nur plünderte; ſondern er brachte ſie auch auf die grauſamſte Art von der Welt um. Er band ſie an die Aeſte zwoer Fichten, die er mit Gewalt zuſammen bog, und ſie nachmals ihrer natürlichen Neigung nach wieder frey ließ; ein Uebermaaß der Unmenſchlichkeit, weswegen man ihm noch den Zunamen πιτυοκάμπτης, der Fichtenkrümmer, gegeben. **Theſeus** fieng ihn, und ließ ihn eben deſſelben Todes ſterben, den er andern angethan hatte. Nach dieſer That ſetzte **Theſeus** die iſthmiſchen Spiele wieder ein; allein mit dem Vorbehalte, daß ſie dem **Neptun** zu Ehren, und bey Tage gefeyert werden ſollten. Er richtete ſie auch noch prächtiger ein, als ſie ſonſt geweſen waren: daher man ihn gewiſſer maßen, als den Stifter dieſer Spiele anſehen kann. Er war auch gewohnt zu ſagen, wie **Plutarch** in des

Theſeus **Leben** anführt: daß, wenn **Herkules** dem **Jupiter** zu Ehren, die **olympiſchen** Spiele eingeſetzt, er doch die **iſthmiſchen**, zu **Neptuns** Ehren geſtiftet hätte.

Uebrigens begehrte **Theſeus** von den **Korinthern**, zur Erkenntlichkeit für den Dienſt den er ihnen geleiſtet hätte, daß die **Athenienſer** bey der Feyer dieſer Spiele obenan ſitzen, und zwiſchen ihren Seſſeln und den übrigen ſo viel Platz bleiben ſollte, als das Seegel desjenigen Schiffs einnehmen möchte, welches ſie von **Athen** dahin bringen würde.

Nach des **Plinius** 5 **Cap.** im 4 **Buche** und **Solins** 12 **Cap.** wurden die **iſthmiſchen** Spiele alle fünf Jahre gefeyert, das heißt nach vier verfloſſenen Jahren, und im Anfange des fünften Jahres. Allein **Pindar**, welcher in dieſer Sache glaubwürdiger iſt, als **Solin** und **Plinius** ſind, bemerkt in der VI. **Nemeiſchen** **Ode** ausdrücklich, daß ſie alle drey Jahre gefeyert worden. Man weis weder in welchem Monate des Jahres, noch an welchem Tage dieß geſchehen ſey; man glaubt aber, es ſey im Herbſte geweſen. Denn **Heſychius** und **Suidas** verſichern, daß man ſie in derjenigen Zeit des Jahres gefeyert, in welcher die Krankheiten am gemeinſten und gefährlichſten ſind; und daß man ſich deswegen das Wort ἰσθμιάζειν bedienet, um einen Menſchen anzuzeigen, deſſen Geſundheit ſchlecht war. Nun ſind aber im Herbſte die meiſten Krankheiten.

Die Preiſe, ſo man bey den **iſthmiſchen** Spielen austheilete, veränderten ſich, nachdem die Zeiten waren. Anfangs waren die Kronen von Fichtenlaube, entweder, weil dieſer Baum dem **Neptun** geheiliget war; oder weil dieſe Spiele bey Gelegenheit des **Sinnis** waren wieder hergeſtellet worden: welcher, wie bereits geſagt worden, die Vorübergehenden umbrachte, indem er ſie an zween Fichtenbäume hieng.

In der Folge wurden dieſe Kronen von dürrem Eppich gemacht, weil dieſe Waſſerpflanze, dem **Neptun** geheiliget war, und man ſich auch deren bey den Leichengeprängen bedienete. Nun waren aber die iſthmiſchen Spiele, bey ihrer Einſetzung, bloß eine Trauerfeyer.

Wenn wir indeſſen dem **Plutarch** glauben, ſo hat man zuletzt abermal Fichtenkronen genommen. Man muß bemerken, daß, ſo wie man bey den iſthmiſchen Spielen eine Zeit lang Kronen von dürrem Eppiche gab, die Kronen bey den **nemeiſchen** Spielen hergegen, von grünem Eppich, waren.

Die **Korinthier** waren die gebohrnen Richter dieſer Spiele. Allein, als **Lucius Mummius**, 144 Jahre vor der chriſtlichen Jahrrechnung, **Korinth** eingenommen hatte, ſo übergab er dieſes Recht den **Sicyoniern**; und ſie genoſſen es eine Zeitlang. Worauf die Stadt **Corinth**, nachdem ſie ihre Vorrechte wieder erlanget hatte, die Aufſicht über dieſe Spiele wieder annahm, und ſie bis auf Kaiſer **Hadrians** Zeiten auch behielt, als um welche Zeit ſie ganz und gar abgeſchafft wurden.

Indem man dieſe Spiele noch feyerte, geſchah es, daß der Conſul **Titus Quintius Flaminius**, nachdem er **Philippen**, den König von **Macedonien** überwunden, dem ganzen Griechenlande öffentlich die Freyheit wieder gab. **Livius** erzählet die Sache in des zweyten **Zehends**, **drittem Buche**, ſo: es war damals eben die Zeit, da man die iſthmiſchen Spiele feyerte. „Es war eine unzählbare „Menge Volks hingekommen, entweder weil die Griechen „dergleichen Schauſpiele von Natur liebten, allwo allerley Wettſtreite der Geſchicklichkeit, Stärke und Behendigkeit, in Vorſchlag gebracht wurden; oder auch wegen „der Lage des Orts, der zwiſchen zweyen Meeren liegt, daher man denn von allen Enden leichtlich hinkommen kann. „Man erwartete mit Ungeduld, wie es endlich mit Griechenland,

„land, und mit deſſen Einwohnern ablaufen würde, und „einige überließen ſich nicht nur heimlich ihren Muthmaßungen, ſondern ſagten auch überlaut, was ſie davon „dächten. Die Römer nahmen denn ihren Sitz in den „Verſammlungen, als der Herold, unter dem Schalle „einer Trompete, wie gebräuchlich, ſich mitten auf den „Platz begab, und nachdem er zum Stillſchweigen geblaſen, folgende Worte mit lauter Stimme ausſprach: **Der „Senat, das römiſche Volk, und der Feldherr Titus Quintius, nachdem ſie den König Philipp überwunden, und die ganze macedoniſche Macht bezwungen, erklären hiermit, daß künftig die Korinther, Phocäer, alle Lokrier, die Inſel Euböa, die „Magneſier, Theſſalier, Perrhebiener, Achäer und Phtiothen, ihrer Freyheit und Befreyungen genießen, „und ſich, nach ihren Geſetzen regieren ſollen.** Der „Herold ſetzte dieſen Völkern noch diejenigen hinzu, welche „Philippens Regimente unterworfen geweſen. Dieſer „Ausruff verurſachte eine Freude, die dieſe Menge Volks „kaum faſſen konnte. Sie zweifelten, ſie ſahen ſich einander an, und das, was ſie vor Augen ſahen, kam ihnen „als ein Traum vor. Sie konnten kaum ihren eigenen Ohren glauben, und fragten ihre Nachbarn, was aus einem „jeden unter ihnen werden würde? Der Herold muß noch „einmal hervor treten. Alle drängen ſich, ihn nicht nur „zu hören; ſondern auch den Ankündiger ihrer Freyheit zu „ſehen. Er wiederholt dieſelbe Formel noch einmal; und „alsdann überliefert man ſich mit völliger Gewißheit der „Freude. Die Ausruffungen waren ſo groß, und wurden „ſo oft wiederholet, daß man gar leicht erkennen konnte, „nach dem Urtheile des größten Haufens, ſey die Freyheit „das höchſte Gut. Man feyerte die Spiele in aller Geſchwindigkeit; allein, weder die Gemüther, noch die Augen, gaben auf die Schauſpiele acht: ſo ſehr hatte die „Freude ſo man empfand, den Genuß an dieſen Ergetzungen vertrieben.„

Dieſe groſſe Begebenheit eräugete ſich im 194 Jahre vor J. C. Im 66 Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung aber, that **Nero** etwas ähnliches; nur mit dem Unterſchiede, daß, da er ſelbſt der Herold ſeyn wollte, und in die Schranken getreten war, er die Zuſchauer anredete, und allen Griechen die Freyheit ertheilete. Noch mehr, er ertheilte den Richtern dieſer Spiele, das römiſche Bürgerrecht und beſchenkte ſie reichlich.

* *

VII.

Herrn Baudelots Abhandlung, von dem Kriege der Athenienſer, wider die Völker der atlantiſchen Inſel.

1721.

Die atlantiſche Inſel iſt allezeit eine Aufgabe für die Gelehrten geweſen. Es fragt ſich: iſt ſie jemals vorhanden geweſen? und wo lag ſie? Iſt es das feſte Land von America, oder ſind es die **canariſchen** Inſeln? oder iſt es endlich eine andere Inſel im **Ocean**? Dieß iſt ſchwer zu wiſſen.

Die Alten, welche ſie nicht mehr fanden, ſagten, ſie wäre verſunken: und daher meynt **Ariſtoteles**, ſey die Schiffarth im dieſem Meere ſo ſehr gefährlich geworden. **Olaus Rudbek** glaubt in ſeiner **Atlantica**, es ſey ſein Vaterland, **Schweden**, geweſen; allein, es werden wohl wenig Leute ſeiner Meynung ſeyn. Alle Alten, z. E. **Ariſtoteles**, **Plato**, **Eudoxus**, **Strabo**, **Philo**, u. a. m. ſetzen ſie in den **Ocean**, welchem der Berg **Atlas** den Namen gegeben. Ihre Zeugniſſe in dieſer Sache ſind auch ſo einſtimmig, und ſie reden mit ſolcher Gewißheit von dem Daſeyn dieſer Inſel, daß es wahrſcheinlich iſt, ſie müſſen etliche Denkmäler gehabt haben, die daſſelbige beſtätiget. Doch niemand hat umſtändlicher davon geredet, als **Plato**, in ſeinem **Timäus** und im **Kritias**. In dieſen zwey Geſprächen erzählet er nach der Länge, die Kriege der Athenienſer, wider die Völker dieſer Inſel.

Kritias, eine von ſeinen redenden Perſonen, verſichert, daß **Solon**, dieſe Sache ſeinem Großvater erzählet, der ſie oftmals wiederholet, und daß er ſie von demſelben erlernt hätte.

Auf dieſes Zeugniß unterſuchte Herr **Baudelot** im 1721 Jahre, dieſe Geſchichte, in einer Abhandlung, in welcher er alle Zeugniſſe der Alten von dem Daſeyn dieſer Inſel, anführet: da aber das ausdrücklichſte und vielleicht auch dasjenige, welches den andern Gelegenheit gegeben davon zu reden, Platons ſeines iſt; ſo muß man zuförderſt anführen, was dieſer Weltweiſe davon ſagt. „Es iſt „ſchon einige tauſend Jahre, ſpricht **Kritias** (*p*), daß „es einen Krieg unter den Einwohnern, die jenſeit Herkuls Seulen und denenjenigen gegeben, welche dieſſeits „wohneten. Die Athenienſer waren die Anführer dieſer „letztern, und endigten den Krieg glücklich; in welchem die „Könige der atlantiſchen Inſel die Anhetzer geweſen waren. „Dieſe Inſel für ſich allein war größer, als ganz Aſien „und **Africa**. Mit der Zeit verſunk ſie in einem großen „Erdbeben. Hat man nun dasjenige vergeſſen, was in „jener erſten Zeit vorgefallen iſt, ſo iſt es daher geſchehen: „weil die Bedürfniß der Menſchen ſie mit nothwendigern „Dingen beſchäfftigte, als daß ſie ihren Kindern erzählen „ſollten, was ſie wüßten.„

Damit dieſe Erzählung ein größer Gewicht bekomme, ſo ſetzt **Kritias** hinzu: er habe noch die Schriften in Händen, die ſein Großvater vom **Solon** bekommen, und in wel-

---

(*p*) In dem Geſpräche welches ſeinen Namen führet.

welchen dieſer Geſetzgeber die Geſchichte dieſes Krieges ſo erzählete, wie er ſie von den ägyptiſchen Prieſtern erlernet.

„In der Eintheilung, ſagten dieſe Prieſter, die die „Götter von dem Erdballe, gemacht, war das altantiſche „Meer dem **Neptun** anheim gefallen. Dieſer Gott, theilte „die Inſel in zwo Hälften, und ſchenkte ſie denen mit einer „Sterblichen erzeigten Kindern. Der älteſte, den er At„las nannte, war ein König des ganzen Landes; und eben „von dieſem Prinzen, haben dieſer Theil des Oceans und „die benachbarten Länder den Namen bekommen.„

Nach einer ziemlich umſtändlichen Beſchreibung dieſer Inſel, rühmet **Kritias** deren Vorzüge, ſowohl was die Nothdurft, als was die Anmuth des Lebens betrifft. Er theilet ſogar den Riß der königlichen Schlöſſer, und des dem Neptun geweihten Tempels mit. Hierauf redet er von den unſchuldigen und überaus redlichen Sitten der Völker dieſer Inſel, in den erſten Zeiten; und ſetzt hinzu: daß, da ſich unter dieſen Inſulanern die Unordnung eingeſchlichen, ſie die Rache des Himmels auf ſich gezogen, und ihre Inſel ganz untergeſunken ſey.

Im Timäus, redet eben dieſer **Kritias**, noch weitläuftiger von dieſer Sache, und man ſieht, woher Solon alles das erfahren, was er von dieſer Inſel erzählet. Solon, ſagt **Kritias**, wenn er von ſeiner Reiſe nach Sais in Aegypten redete, pflegte zu ſagen: daß die Göttinn, welche die Aegyptier **Neith** nennen, und die Griechen Αθήνα, die Stifterinn derſelben geweſen; daß die Einwohn zu Sais, in den griechiſchen Alterthümern gelehrter wären, als die Griechen ſelbſt, und Sachen davon anzuführen wüßten, davon die Griechen, ja er ſelbſt, niemals hätten reden hören . . . . Sie ſetzten noch hinzu, daß alles was die Stadt Athen, großes und glorwürdiges gethan, in den Jahrbüchern zu Sais aufgezeichnet wäre, und daß man darinnen, unter den großen Thaten, auch die Beſchreibung des Krieges fände, den ſie ehemals mit den Atlantiden geführet.

„Ein erſchreckliches Kriegsheer dieſer Völker, ſagt er, „hatte ſich in **Europa** und **Africa** ausgebreitet, ſie hatten „ſich beyder bemeiſtert, von einer Seite bis in Aegypten, „und von der andern, bis an das **Tyrrheniſche** Meer. „Da ſie nun die Griechen und die übrigen Völker bedroheten, ſo erwachte die Tapferkeit der Athenienſer; und ihr „Heldenmuth, befreyete ſie, trotz dem Abtritte ihrer Bundsgenoſſen, von dieſen Feinden. Alſo hat man denn den „Athenienſern, die Vortheile zu danken, die man aus „dieſem Kriege gezogen; indem ſie durch die Niederlage „der Atlantiden, die andern Griechen verhindert, in die „Herrſchaft dieſer Völker zu fallen, und auch die Aegyptier „vor der ihnen drohenden Sclaverey bewahret. In der „Folge der Zeit, kam eine große Sündfluth, welche nebſt „einem Erdbeben, in einem einzigen Tage und einer Nacht, „die ganze Inſel verſchlang.

Ungeachtet dieſe Erzählung anfangs fabelhaft zu ſeyn ſcheint, wie die mehreſten von denen, welche die ägyptiſchen Prieſter denen Fremden aufbürdeten, die in ihr Land kamen; inſonderheit, wenn ſie mit ihnen von denen Zeiten redeten, in welchen, wie ſie glaubten, die Götter auf Erden regieret hätten: ſo bemüht ſich Herr **Baudelot** dennoch deren Wahrheit zu rechtfertigen, oder, welches eben ſo viel iſt, zu beweiſen; daß die atlantiſche Inſel ehemals wirklich beſtanden habe. Er führet zu dem Ende die Stellen aller derer Schriftſteller an, ſo davon geſchrieben haben.

Ariſtotels ſeine ſcheint ausdrücklich zu ſeyn, weil er, wie ſchon geſagt, will, daß die Urſache der gefährlichen Schiffarth auf dem atlantiſchen **Ocean**, die Verſinkung dieſer Inſel ſey.

Strabo bedient ſich, wenn er von dem alten Schriftſteller **Eudoxus** redet, **Platons** Zeugnißes, und ſagt, daß dasjenige, was dieſer alte Weltweiſe von der atlantiſchen Inſel, auf **Solons** Zeugniß, geſchrieben, ganz und gar keine zur Luſt erſonnene Beſchreibung ſey.

Philo, der Jude, in dem Tractate, **ob die Welt verderblich ſey**, zieht dieſe Geſchichte gar nicht in Zweifel, und bemüht ſich nur zu beweiſen, daß der Untergang dieſer Inſel wider ſein Lehrgebäude nichts ausrichte. **Plinius**, **Tertullianus**, **Arnobius** und viele andere, ſagen eben das, und beweiſen es mit **Platons** Zeugniſſe, den ſie für unwiderſprechlich halten. Endlich will **Genebrard** die Wahrheit dieſer Sache, mit vielen Umſtänden aus der heiligen Schrift beweiſen.

Gleichwohl haben **Origenes**, **Porphyr**, **Proklus**, in ſeiner Auslegung über **Platons** Weltweisheit, und der Reiſende **Kosmas**, im 13 B. ſeiner **Beſchreibung der Welt**, alles dasjenige für eine Allegorie gehalten, was **Plato** von dieſer berühmten Inſel, und dem Kriege der Athenienſer wider die Atlantiden erzählet. Herr **Baudelot** aber merkt an, daß die zwey Geſpräche, in welchen davon gehandelt wird, ganz und gar das Anſehen einer Allegorie nicht haben; und daß, wenn man auf den Schwung von des **Kritias** Rede nur einigermaßen acht haben will, man völlig überzeugt wird, daß er eine ſehr gegründete Geſchichte erzählen will. **Kritias** ſpricht zu einem von denen, die mit ihm reden: **außer den Göttern, deren Anruffung ihr für billig hieltet, giebt es noch andere, an die ich mich wenden muß, und inſonderheit an die Göttinn** Mnemoſyne. Dieß beweiſt, ſagt Herr **Baudelot**, daß dasjenige was er vortragen will, ganz hiſtoriſch ſey: weil er des Beyſtandes derjenigen Göttinn nöthig hat, die dem Gedächtniſſe vorſteht, die man aber wohl nicht anruffen wird, wenn man nur eine Moral oder Allegorie im Sinne hat.

Was **Hermokrates**, einer von den Unterredenden in dieſem Geſpräche, vorhin zum **Kritias** geſagt hatte, giebt einen eben dergleichen Begriff von dieſer Erzählung. **Es iſt hier nicht ungeſchickt**, ſagt er, **zu eurem Vorhaben, daß ihr die Muſen und den Apollo anruffe, damit ihr die Ehre unſerer ehemaligen Mitbrüder würdig preiſen möget.**

Allein, warum ſucht man doch noch Gründe und Beweiſe hervor, um die Liebhaber der Anſpielungen zu überzeugen, daß hier von einer ganz ernſthaften Erzählung die Rede iſt; da doch im **Timäus**, eben dieſer **Kritias**, wenn er mit dem **Sokrates** redet, ſich ſo ausdrückt: **„Höre „meine Erzählung an, nicht als ein leeres Mährchen, oder als eine zur Luſt erdichtete Geſchichte, „ſondern als eine wahrhafte Begebenheit, ſo wie „Solon ſie meinem Großvater erzählet hat.** Kurz, ſagt Herr **Baudelot**, man hat eben ſo wenig Urſache, **Platons Kritias** einen allegoriſchen Sinn beyzulegen, als dem **Menexenus** eben dieſes Schriftſtellers. In allen beyden Geſprächen, iſt des Weltweiſen Meynung, die **Athenienſer** zu loben, indem er die Kriege erzählet, die ſie im Oriente wider die **Perſer**, und im Occidente wider die Einwohner der atlantiſchen Inſel gehabt. Da ſichs nun niemand in den Sinn kommen laſſen zu ſagen, daß der **Menexenus**, ein allegoriſches Geſpräch ſey, warum will man denn ſagen, daß **Kritias** es ſey? Die Materie deſſelben ſcheint nur darum fabelhafter zu ſeyn, weil man darinn von den Einwohnern einer Inſel redet, die nicht mehr vorhanden iſt. Sind denn aber nicht durch Ueberſchwemmungen und Stürme, ſehr wichtige Veränderungen vorgegangen, deren Andenken ſich mit denen Denkmälern verloren, die davon handelten? Man hat ja vor einigen Jahren geſehen, daß ſich Inſeln (*) aus dem Meere erhoben:

(*) Die neue Inſel Santorin im Archipelagus, und eine andere im Ocean.

hoben: warum könnten denn nicht andere drinnen verſunken ſeyn? Es iſt wahr, daß die ägyptiſchen Prieſter denen ſie um Rath fragenden Reiſenden oftmals Fabeln aufgeheftet haben; aber oftmals haben ſie ihnen auch Wahrheiten erzählet. Die Aegyptier hatten Jahrbücher; die ſie ſorgfältig aufbewahrten, inſonderheit hatten ſie dieſelben von der langen Reihe von Jahrhunderten, deren ſie ſich rühmten, und die waren im Grunde eben ſo hiſtoriſch. Wir wollen die etlichen tauſend Jahre abrechnen, die ſie ihrer Monarchie beylegten, auch diejenige Regierung der Götter noch dazu verwerfen, die unfehlbar ihre erſten Könige geweſen, ſo wird man ſich einen richtigen Begriff von ihrer Geſchichte machen.

VIII.

Herrn Fourmonts Unterſuchung der gemeinen Meynung von der Dauer der trojaniſchen Belagerung.

1718.

Die gemeine Meynung geht dahin, daß die Griechen zehn Jahre vor **Troja** gelegen, und daß des **Achilles** Zorn und Zurückhaltung, welche den Grund der **Ilias** ausmachen, erſt im letzten Jahre dieſes Krieges vorgefallen ſind. Von dieſen zween Sätzen nun, leidet der zweyte gar keine Schwierigkeit. Wie will man ſich aber immer mehr vorſtellen, daß **Troja** zehn Jahre lang belagert worden?

Dieſe Frage hat dem Herrn **Fourmont** ſo merkwürdig geſchienen, daß er ſie einer beſondern Unterſuchung werth gehalten, und dieſelbe im 1718 Jahre mit Vergnügen unternommen. Da nun von der Wahrheit oder Falſchheit dieſes Satzes, zum Theile die Wahrſcheinlichkeit der ganzen **Ilias** abhängt: ſo werden alle diejenigen, welche durch die neue Critik nicht abgeſchreckt worden ſind, den **Homer** zu leſen, ihm für ſeine Bemühung Dank wiſſen.

Um ſeine Arbeit ordentlich einzurichten, ſetzte er ſich vor, erſtlich die Urheber dieſer Meynung anzuzeigen, und die Stellen aus ihnen anzuführen. Ferner, die Folgen ſo man daraus zieht, zu unterſuchen, und ſie auf ihren wahren Werth zu ſetzen, wenn ſie keinen andern Grund haben, als die poetiſche Hitze der Dichter: welche deswegen ſelbſt nicht einmal geglaubt noch begehrt haben, es glaublich zu machen, daß der trojaniſche Krieg zehn Jahre gewähret hat. Indem nun Herr **Fourmont** auf ſolche Weiſe verfähret, ſo ſchmäuchelt er ſich, daß man gar bald nicht mehr zweifeln werde: dasjenige, was man als eine allgemeine Meynung anſähe, ſey bloß eine Erdichtung der neuern Zeiten, die man vielleicht wider den **Homer** ſelbſt verabredet hat, die aber allezeit ſonder Beweis bleibt; ja daß man werde bekennen müſſen, daß **Troja** nimmermehr dieſe vorgegebenen zehn Jahre hindurch, die Griechen beſchäfftiget habe; daß ſie erſt gegen das zehnte Jahr dieſelben angegriffen, und daß ſie nicht eher auf die Rhede, ſo man nach dieſem die **Rhede der Griechen** genannt, gekommen, als einen Monat, oder vierzehn Tage vor des **Achilles** Zorne.

1. Fragt es ſich: hat **Agamemnons** Kriegsheer zehn Jahre vor **Troja** gelegen? Dieß hat man auf das ſcheinbare Zeugniß einiger Dichter geglaubt.

Ovidius fängt z. E. die Erzählung von des **Cyknus** Tode ſo an:

Jamque fere tracto duo per quinquennia bello.
Metam. Lib. 13.

hernach giebt er dem **Ulyſſes** folgende Worte in den Mund:

Poſt acies primas
Urbis ſe moenibus hoſtes
Continuere diu, nec aperti copia Martis
Ulla fuit, decimo demum pugnavimus anno.

weiter unten ſagt er noch einmal:

Quidve domum fertis decimo niſi dedecus anno?

Er redet wohl vom zehnten Jahre; aber man ſieht auch wohl, daß er ſagen will: die Griechen wären daſelbſt und zwar ſehr lange, ruhig geblieben.

Was kann auch dieſer Vers im **Horaz** anders heißen?

Graecia Barbariae lento colliſa duello.

Auf einer Seite ſind es die **Trojaner**, auf der andern **Agamemnons** Soldaten; und dieß alles

Trojae ſub moenibus altis.

Virgil ſcheint ſich ausdrücklicher zu erklären. Wir wollen den **Turnus** hören:

> Haud ſibi cum Danais rem fato et pube Pelaſga
> Eſſe putent, decimum quos diſtulit Hector in annum.

Dieß ſind die Verſe welche **Racine** ſo überſetzt:

> He! que craint il encor,
> Des Peuples qui dix Ans ont fui devant Hector?

Aeneas, ein Augenzeuge von der trojaniſchen Verheerung, verſichert eben das:

> Tot jam labentibus annis etc.
> Non anni domuere decem, non mille carinae.

So viel von den lateiniſchen Dichtern. Unter den Griechen, reden alle Trauerſpiele vom zehnten Jahre. Im **Sophokles**, ſagt **Philoktetes** dem **Pyrrhus** unverhohlen: daß er ſeit dreyen Jahren krank und hungrig, in **Lemnos** das elendeſte Leben von der Welt führe;

> Ἀλλ' ἀπόλλυμαι τάλας,
> Ἔτος τόδ' ἤδη δέκατον ἐν λιμῷ τε καὶ
> Κακοῖσι, βόσκων τὴν ἀδηφάγον νόσον.
> *Philoct. v. 310. u. f.*

Euripides legt dem **Rhesus** eben ſolche ausdrückliche Worte in den Mund. **Hektor** wirft dieſem Prinzen vor, daß er ſehr ſpät zu der **Trojaner** Hülfe komme. Der **Thracier** erwiedert: es ſey ja noch Zeit, da der Krieg noch ſo wenig Fortgang gewonnen, und man ſeit zehn Jahren nichts ausgemacht habe:

> Ἀλλ' ὕστερον μὲν ἦλθον, ἐν καιρῷ δ' ὅμως
> Σὺ μὲν γὰρ ἤδη δέκατον αἰχμάζεις ἔτος,
> K' οὐδὲν περαίνεις. *Eurip. ad Rheſ. act. III. v. 443.*

In des Aeſchylus Agamemnon ſind zween Verſe, denen man ebenfalls keinen andern Sinn geben kann:

> Ἰὼ πατρῷον οὖδας Ἀργείας χθονὸς
> Δεκάτῳ σε φέγγει τῷδ' ἀφικόμην ἔτους. v. 512.

Theureſtes Vaterland! éndlich ſehe ich dich wieder. Es ſind zehn Jahre und zwar an eben dieſem Tage, daß ich dich verließ. Man bemerke, daß Herr Fourmont für billig hält, in dem andern Verſe etwas zu ändern und, δεκάτου, anſtatt δεκάτῳ zu leſen.

> Δεκάτου σε φέγγει τῷδ' ἀφικόμην ἔτους.

Die Folge des Gedankens und die Richtigkeit des Verſes ſcheinen dieſe Aenderung nothwendig zu machen.

Endlich ſcheint Homer ſelbſt der gemeinen Meynung günſtig zu ſeyn, und aus ihm will man ſie eben genommen haben. Agamemnon ſtellt den Griechen vor, daß ihre Schiffe ſeit der langen Zeit, da ſie mit den Trojanern Krieg führten, faſt verfaulet wären. Ulyſſes ſagt an eben dieſem Orte: Das ſind nun ſchon neun Jahre daß wir hier ſind:

> Ἡμῖν δ' ἔνατός ἐστι περιτροπέων ἐνιαυτὸς
> Ἐνθάδε μιμνόντεσσι.

und im XII. Buche, bemerkt der Dichter bey Gelegenheit der Mauer, daß die Stadt Troja im zehnten Jahre zerſtöhret worden:

> Πέρθετο δὲ Πριάμοιο πόλις δεκάτῳ ἐνιαυτῷ. v. 15.

Dieſe Stellen hält man für entſcheidend, die zehn Jahre der Belagerung von Troja feſtzuſetzen. Hieraus haben Homers Tadler eine große Menge von Folgerungen wider die Wahrſcheinlichkeit ſeines Gedichts gezogen. Unter andern ſind folgende:

Priamus ſollte doch wohl innerhalb denen zehn Jahren, da die Belagerung gewähret hat, alle Feldherrn des griechiſchen Kriegesheers geſehen haben; wie kömmt es aber, daß er ſie nicht kennet, und daß die **Helena** ſie ihm erſt nennen muß? Iliad. III.

Glaukus und **Diomedes** haben eine lange Unterredung mit einander: ſie erkennen ſich für Söhne zweener in Freundſchaft geſtandenen Väter, die ſo gar durch das Gaſtrecht verbunden geweſen. Iliad. 6. Iſt es nun nicht gewiß, daß, wenn ſie bereits neun Jahre lang mit einander gefochten, ſie ſich ſchon oft müßten begegnet haben?

Die Griechen müßten in dieſer ganzen langen Zeit, geſetzt daß man ſie auch ſonſt für müßig halten wollte, wenigſtens doch die Stadt ausgehungert haben; folglich gehen die Gefechte des zehnten Jahres in der **Ilias**, wider alle Wahrſcheinlichkeit vor.

Außerdem, ſo hatten, nach dem Dichter, die Greiſe den **Hektor** in der Stadt behalten. Wie? **Hector** wird ganzer neun Jahre eingeſperrt geſeſſen haben? Welch ein Held!

Eben ſo viel Recht hat man zu fragen, wozu das Regiſter der Kriegsvölker nutzen ſoll, welches **Homer** zu Ende der Belagerung macht, als ob ſie erſt angekommen wären? Das iſt ihm wahrlich ſehr ſpät eingefallen, wofern ſie ſchon ſeit neun Jahren da geweſen! Und was hat denn **Achilles** vor ſeinem Zorne gemacht? wie hat in ſo langer Zeit ſein Heldenmuth keine Früchte eingeſammlet?

Auf dieſe Einwürfe will Herr **Fourmont** geantwortet haben: oder, ſagt er, ſonſt muß man geſtehen, daß **Homer** ganz und gar nicht gewußt habe, was die Wahrſcheinlichkeit iſt. Dieſes Bekenntniß, ſagt er, würde mich auch gar nicht ſchwer ankommen. Was hat mir dieſer Dichter denn Guts erzeiget, daß ich mich ſo ſehr ſollte von ihm einnehmen laſſen? Iſts etwa, weil er drey tauſend Jahre alt iſt? Einem Kunſtrichter, muß alt oder neu, alles gleich viel ſeyn! Allein, da Herr **Fourmont** überzeugt iſt, daß man ſich bey allen dieſen griechiſchen und lateiniſchen Zeugniſſen gröblich geirret hat, und daß alle dieſe falſchen Folgerungen ſo man heraus zieht, auch der gegründetſten Ehre ſchädlich ſeyn könnten; ſo rechtſertiget er ihn folgendergeſtalt:

Um einzuſehen, wie wichtig eigentlich, theils die Verſe der alten Dichter, theils die Einwürfe ſind, zu denen ſie Gelegenheit gegeben haben: ſo bemerke man, daß alle angeführte Stellen, von dreyerley Art ſind. Einige ſind ſehr allgemein, wie des Horaz ſeine:

Graecia Barbariae etc.

Virgils ſeine:

Tot jam labentibus annis.

und Homers ſeine: unſer Thauwerk iſt faſt verfault ꝛc.

Andere ſind eigentlicher; aber ſie beſtimmen keinen Ort. Z. E. folgende zwo:

Non anni domuere decem.
Decimum quos diſtulit Hector in annum.

Endlich noch eine dritte Gattung, welche den Ort, nämlich die Ebene vor Troja, und das Jahr, das heißt das zehnte Jahr des Krieges, namentlich anzeigt. So ſind alle andere Stellen beſchaffen, deren man aus dem **Ovidius** drey, aus dem **Euripides** eine, eine aus dem **Sophokles**, eine aus dem **Aeſchylus**, und zwo aus dem **Homer**, angeführt hat. Was ſoll man nun von dieſen dreyerley Arten der Anführungen ſchließen? Wird der allgemeine Wahn dadurch wohl erweislicher?

1. Eine gar zu allgemeine Stelle beweiſet nichts. Der trojaniſche Krieg hat etliche Jahre gewähret; daran zweifelt kein Menſch: aber wo iſt er geführet worden, und wie?

2. Die andern Stellen, welche die Zeit ohne den Ort bemerken, taugen eben ſo wenig. Man leugnet gar nicht, daß dieſer Krieg wohl zehn Jahre habe dauren können; aber war er denn eben vor Troja?

3. Man würde ſich alſo an die andern Stellen halten müſſen, welche, ſowohl das zehnte Jahr, als die Ebene vor Troja, anzeigen; aber was haben wir alsdann für einen Beweis von der zehnjährigen Dauer der Belagerung?

Nicht Troja hat die Griechen zehn Jahre lang aufgehalten; ſonſt müßte man zwanzig Jahre Zeit, zu einem Kriege nehmen, welcher höchſtens nur zehn Jahre gewähret hat.

Sollte man nicht denken, die Welt hätte des **Achilles** Aufenthalt bey dem **Lykomedes**, die Opferung der **Iphigenia** und die Verzögerung in **Aulis**, den Widerſtand der Prinzen in **Myſien**, des **Ulyſſes** und **Menelaus** Geſandtſchaft an den **Priam**, und des **Achilles** und **Ajax** Eroberungen im trojaniſchen Gebiethe, vergeſſen?

Arma ego foemineis animum motura virilem
Inſerui;

Dieß thut **Ulyſſes** um den **Achill** vom **Lykomedes** wegzubringen.

Exſpectata diu nulla aut contraria claſſi
Flamina ſunt;

Das iſt die in **Aulis** zurück gehaltene Flotte. Man feyert die Opferung der **Iphigenia**; aber nach wie langer Zeit und nach wie vielen Rathſchlägen?

Mittor et ad matrem, quae non hortanda, ſed aſtu
Decipienda fuit.

Die Griechen reiſen endlich ab; und **Telephus** greift ſie an:

Ego Telephon haſta
Pugnantem domui.

Man ſchickt noch eine Geſandſchaft an den **Priam**:

Mittor et Iliacas audax orator ad arces,
Accuſoque Parin, praedamque Helenamque repoſco.

Erſt nach **Priams** abſchlägiger Antwort, rückt man in ſein Gebieth. Und was thut man da ſogleich? gehn ſie gerade auf die Hauptſtadt los?

Quod Thebae cecidere meum eſt, me credite Lesbon,
Me Tenedon, Chryſenque et Cyllam, Apollinis urbes,
Et Scyron cepiſſe manu, etc.
Mea concuſſa putate
Procubuiſſe ſolo Lyrneſſia moenia dextra.

Alle dieſe verſchiedenen Begebenheiten, welche **Ovidius** in einer einzigen Stelle erzählet, ſtehen in **Pindars** iſthmiſchen Oden, in **Lykophrons Caſſandra**, in des **Tzetzes** Scholien, in **Horazens** und **Juvenals** Auslegern, und inſonderheit in der zweyten Handlung von des **Seneca Trojanerinnen**, allwo **Pyrrhus** ſeines Vaters Siege erzählet.

Achilles ſagt noch viel mehr, im **Homer** ſelbſt, und zwar an ſo vielen Stellen, daß es vergebens iſt, ſie abzuſchreiben. Hier ſind indeſſen zween Verſe aus Iliad. 9. v. 328. die gleichſam der Auszug davon ſind:

Δώδεκα δὲ σὺν νηυσὶ πόλεις ἀλάπαξ' ἀνθρώπων·
Πεζὸς δ' ἕνδεκα φημὶ κατὰ Τροίην ἐρίβωλον.

zu Waſſer habe ich zwölf Städte des trojaniſchen Gebiethes weggenommen; zu Lande aber habe ich mich ihrer eilf bemächtiget.

Und **Virgil** hatte dieß vortrefflich wohl verſtanden:

> Poſtquam res Aſiae, Priamique evertere gentem
> Immeritam viſum Superis, *etc.*
> Et Priami regnorum everſor Achilles *etc.*
> Tot quondam populis terrisque ſuperbum
> Regnatorem Aſiae.

Kurz, wenn man den **Homer**, und alle Alten verſtehen will, ſo muß man nach Herrn **Fourmonts** Meynung, dieſen langen Krieg, ſo wie ſie gethan, in drey Stücke theilen. Erſtlich in die Vorbereitungen; zweytens in des **Achilles** Eroberungen; und drittens in die Schlachten bey den Mauern vor **Troja**, welche allererſt im zehnten Jahre vorgefallen ſind.

Von den Zubereitungen ſagt **Homer** ſehr wenig; und nach **Horazens** Anmerkung

> Quae deſperat tractata niteſcere poſſe, relinquit.

Achillens Eroberungen hat er mehrentheils in ſeine Schriften gebracht; weil ſie aber zum Hauptwerke der **Ilias** nicht gehöreten: ſo hat er ſie darinnen vernachläſſiget; und man würde ihn ſchelten, wenn er ſich dabey aufgehalten hätte. Was aber das zehnte Jahr, und die Schlachten vor den **trojaniſchen** Mauern betrifft, ſo hat er davon ſo viel mitgenommen, als ſich wahrſcheinlicher Weiſe zwiſchen der Zurückhaltung des **Achilles** und ſeiner Ausſöhnung zutragen können. Hieraus nun hält ſich Herr **Fourmont** für berechtiget zu ſchließen, daß die Griechen nur ein einziges Jahr vor **Troja** geweſen; und daß alle Einwürfe, ſo man wider die **Ilias** macht, in der Meynung daß die Rede von einer zehnjährigen Belagerung ſey, nichtig ſind.

Doch, damit er ſie noch vollends vernichte, ſo merkt er an, daß **Neſtor**, wenn er vom **Telemach** redet, die zween Theile des Krieges ſehr deutlich aus einander ſetzt, das heißt Achillens Eroberungen im trojaniſchen Gebiethe, und die Schlachten in der Ebene vor Troja. Telemach, ſagt er, weil du mich zwingſt, dich von allen den Unglücksfällen zu unterhalten, die Griechenland ertragen hat, es ſey zu Waſſer, als unſre Flotte, welche Achilles führte, und die bald hie bald da herum irrete, und wir, das feindliche Land verbeeteten; oder zu Lande, in denen Schlachten, die man bey der Stadt des Priamus geliefert: Odyſſ. 3. v. 105.

> Ἠ μὲν ὅσα ξὺν νηυσὶν ἐπ' ἠεροειδέα πόντον
> Πλαζόμενοι κατὰ ληΐδ' ὅπη ἄρξειεν Ἀχιλλεὺς,
> Ἠ δ' ὅσα καὶ περὶ ἄστυ μέγα Πριάμοιο ἄνακτος
> Μαρνάμεθ'.

Homer ſelbſt giebt auch zu verſtehen, daß die Griechen, welche bis dahin beſchäfftiget geweſen, die andern Städte von Priams Reiche wegzunehmen, ſich bey Ilion, als der Hauptſtadt verſammlet haben. Polites, einer von den Söhnen dieſes Prinzen, ſteht auf der Warte bey dem Grabe des Aeſyetas, auf einem Thurme und erwartet die Ankunft der ganzen Flotte, und die Landung der Griechen, um ſeinem Vater von der Anzahl der feindlichen Schiffe Bericht zu ertheilen:

> Δέγμενος, ὁππότε ναῦφιν ἀφορμηθεῖεν Ἀχαιοί. Iliad. 2. v. 794.

Zwo Zeilen darauf läßt er ihn ſagen:

> Ἀλλ' οὔπω τοιόνδε τοσόνδε τε λαὸν ὄπωπα. v. 799.

In meinem Leben habe ich keine ſchönern, noch zahlreichern Heere geſehen.

Es iſt alſo nach dieſem Poeten wahr, daß, als Achilles und Agamemnon ſich trennen, die Griechen auf dieſer Rhede nur erſt ſeit kurzer Zeit angekommen geweſen, ungeachtet es im zehnten Jahre des Krieges war. Iſt nun dieſes, was koſtet es dann für Schwierigkeit, auf alle die Einwürfe zu antworten, die man wider die Wahrſcheinlichkeit der Ilias gemacht hat?

Priamus kennt die erſten Griechen von Anſehen nicht. Wie ſoll er ſie kennen? Sie kommen erſt an; und er hat ſie nie geſehen.

Glaukus und Diomedes erkennen ſich. Sie müſſen wohl: denn dieß iſt das erſtemal, daß ſie einander begegnen.

Die Griechen müßten Troja ausgehungert haben. Keinesweges; ſie ſind erſt vier Wochen lang da.

Warum bleibt aber Hektor in der Stadt? Weil er der vermeyntliche Kronerbe iſt. **Priamus, Hekuba, Andromacha**, die Greiſe, das Volk, alles hält ihn etliche Tage zurück. Endlich aber wird er ungeduldig, ſein Heldenmuth reißt ihn dahin, er dringt heraus, und legt Feuer an die feindliche Flotte.

Was hat denn Achilles vor ſeinem Zorne gemacht? Vor **Troja** nichts; denn er hat noch kaum den Fuß auf das Ufer geſetzt. Man halte ſich aber an den **Dares** und **Dyktis**, inſonderheit aber an den **Strabo**. Ehe dieſer junge Held nach **Troja** kam, hatte er das ganze **trojaniſche** Reich eingenommen; und dieſes Reich beſtand in zwölf Fürſtenthümern, die ſo gut, als ſo viel kleine Königreiche waren.

In dem IX Bande der eigenen Schriften dieſer Akademie, wird man eine Abhandlung vom Herrn Abte Banier, zum Vortheile der gewöhnlichen Meynungen finden, die man von der Dauer dieſer Belagerung hat.

IX.

Herrn von Valois Unterſuchung, ob Kriſſa und Cirrha einerley Stadt unter zween Namen geweſen?

1725.

Herr **von Valois**, hat in dem vierten Theile ſeiner Abhandlung von den **Amphyktionen**, davon die drey erſten in den eigenen Schriften ſtehen, bevor er noch von dem heiligen Kriege, welcher auf ihren Befehl wider die **Kriſſäer** unternommen werden, redet, zuvörderſt einige Schwierigkeiten erläutern wollen, die ſich in Anſehung der Städte **Kriſſa** und **Cirrha** finden.

Die vornehmſte derſelben iſt dieſe, ob es zwo verſchiedene Städte, oder eine einzige Stadt geweſen, die dieſe zween Namen geführet. Dieſer Punct der Erdbeſchreibung ſchien ihm ſo viel mehr Aufmerkſamkeit zu erfodern, da ſowohl die Alten als Neuern hierinnen uneins ſind.

Pauſanias, welcher ganz Griechenland genau durchwandert war, und uns eine Beſchreibung davon hinterlaſſen hat, vermenget dieſe zwo Städte und ſcheint nur eine daraus zu machen. Er drückt ſich ſo aus, wenn er im **Phocion**, von **Cirrha** redet: *Λέγεται δὲ ἐς τὴν Κίῤῥαν, καὶ ἀπὸ της Κίῤῥας τὸ ὄνομα τὸ ἐφ' ἡμῶν τεθῆναι τῷ χωρίῳ φασίν. Ὅμηρος μέντοι Κρίσσαν ἐν τῇ Ἰλιάδι ὁμοίως ὁ ὕμνῳ ἐς Ἀπόλλωνα ὀνόματι τῷ ἐξ ἀρχῆς καλεῖ τὴν πόλιν.* **Amaſäus** überſetzt dieſe Worte ſo: Urbi nomen hoc, quod hac aetate in uſu eſt, a Cirrha Nympha extitiſſe arbitrantur; Homerus tamen et in Iliade, et in hymno quem fecit in Apollinem,

linem, Criſſam priſco nomine appellat. Der Verfaſſer des großen **Etymologicons**, drückt ſich von der Identität dieſer zwo Städte noch viel ausdrücklicher aus. Criſſa, ſchreibt er, iſt eine **Stadt** in **Phocis**, **davon der** kriſſäiſche **Meerbuſen** ſeinen **Namen hat** ꞏ ꞏ ꞏ . **Gleichwohl** glaubt Leokrines, daß es **zwo Städte gegeben, deren** eine Kriſſa, **und** die andere Cirrha **genennet worden**; **allein** viele **Schriftſteller widerſprechen ihm hierinnen.** In der **That hat auch kein Erdbeſchreiber, auch kein Reiſender**, geſagt, **daß dieſes zwo verſchiedene Städte wären**; **und nur der** einzige Leokrines **hat ſolches**, **aus Unwiſſenheit, vorgegeben.**

Ungeachtet dieſer zwo Stellen, war Herr **von Valois** dennoch entſchloſſen, aus **Cirrha** und **Kriſſa** zwo verſchiedene Städte zu machen; und hierzu fehlete es ihm an Zeugniſſen nicht. **Strabo** beſchreibt im 9 B. ſeiner **Erdbeſchreibung**, die Städte in **Phocis**, und ſagt mit ausdrücklichen Worten, daß von dem äußerſten mittäglichen Ende, des Berges **Cirphis** bis nach **Delphis**, ungefähr achtzig Stadia geweſen. Er ſetzt hierauf hinzu, das **kriſſäiſche** Land ſey ziemlich nahe an **Cirrha** gelegen; und eben in dieſem Lande ſey die Stadt **Kriſſa** erbauet, von welcher der **kriſſäiſche** Meerbuſen ſeinen Namen habe. Ὑπέπτωκε δὲ τῇ Κίρφῃ πόλις ἀρχαία Κίῤῥα, ἐπὶ τῇ θαλάττῃ ἱδρυμένη· ἀφ' ἧς ἀνάβασις εἰς Δελφοὺς, ὀγδοήκοντά που σταδίων· ἵδρυται δ' ἀπαντικρὺ Σικυῶνος. πρόκειται δὲ τῆς Κίῤῥας τὸ Κρισσαῖον πεδίον εὔδαιμον· πάλιν δ' ἐφεξῆς ἐστιν ἄλλη πόλις Κρίσσα, ἀφ' ἧς ὁ κόλπος Κρισσαῖος.

Plinius unterſcheidet in des IV **B.** 3 **Cap.** dieſe zwo Städte ebenfalls, und **Ptolomäus** (r) ſetzt imgleichen unter die dem Meere am nächſten gelegenen phociſchen

---

(r) In ſeiner Geographie III B. unter dem Worte [illegible].

Städte, **Cirrha** und **Kriſſa**, als zwo Städte, die durch die Verſchiedenheit ihrer Lagen, überaus unterſchieden ſind. Herr von **Valois** glaubt noch überdieß, daß auch **Stephan von Byzanz** ihm geneigt ſey: denn, wenn dieſer Schriftſteller anmerkt, daß einige, τινὲς, glaubten, **Kriſſa** ſey eben die **Stadt Cirrha**; ſo hat er nur ſagen wollen, die mehrere **Zahl denke anders**, und vermenge dieſe zwo Städte nicht.

Dem Anſehen der Alten kann man noch der Neuern ihres beyfügen, welche, ungeachtet daß ſie neu ſind, dennoch alle Hochachtung verdienen. Unter andern gehöret **Paulmier von Grant-menil** hieher, der, da er die merkwürdige Beſchreibung eines großen Theils von Griechenland macht, eine Menge alter Schriftſteller zu Rathe gezogen hat, die vor ihm davon geſchrieben hatten. Dieſer nun, hat auf ihr Zeugniß, ſich ebenfalls entſchloſſen, aus **Cirrha** und **Kriſſa**, zwo verſchiedene Städte zu machen. Um das verwirrende Zeugniß des **Pauſanias** los zu werden, muthmaßet dieſer Schriftſteller, daß die angezogene Stelle, mangelhaft, oder verfälſcht ſey; und was ihn beweget, ſolches zu glauben, iſt dieß, daß eben derſelbe **Pauſanias**, im **Phocion**, das heißt in eben demſelben Buche, der Stadt **Cirrha**, als eines Orts gedenkt, welche an das Gebiethe der **ozoliſchen Lokrier** ſtößt. Hieraus nun folget, daß dieſer Schriftſteller, der doch ſonſt ſo richtig iſt, einige Seiten vorher, unmöglich zwo Städte mit einander vermengen können, die durch ihre Entfernung gnugſam unterſchieden geweſen.

Johann Laurenbergs Landkarten, welche im 1660 Jahre, durch **Samuel Puffendorfs** Fürſorge zum Verſcheine gekommen, ſetzen **Cirrha** an das ſüdöſtliche Meer von **Delphis**, an die Mündung des **Pliſtus**; **Kriſſa** hingegen, in das Innerſte des **kriſſäiſchen** Meerbuſens, in das öſtliche **Delphis**, aber ein wenig tief ins Land hinein. Endlich ſetzt der verſtorbene Herr **de Lisle**, aus der

Akademie der Wiſſenſchaften, dem die alte Erdbeſchreibung ſo genau bekannt war, in ſeinen Landkarten, die Stadt **Kriſſa** in das Innere des kriſſäiſchen Meerbuſens und etwan eine Meile in die ſüdweſtlichen Ländereyen der Stadt **Delphis**, von der ſie faſt drey und eine halbe Meile entfernet war; **Cirrha** aber, den Hafen der **Kriſſäer**, ſetzt er, ans Ufer des Meeres, faſt ſieben Meilen von **Kriſſa**, und zwo Meilen von **Delphis**. Gleichwie nun dieſe zwo Städte, die eine an der mitternächtlichen Gränze des Berges **Cirphis**, die andere an der mittäglichen Gränze eben dieſes Berges lagen: ſo glaubt man, dieſes habe eben Gelegenheit zu deren Vermengung gegeben. Allen dieſen Zeugniſſen ſetzt man noch das Anſehen des gelehrten Auslegers des **Plinius** hinzu, welcher dieſe zwo Städte, unterſcheidet und hinzufüget, daß **Kriſſa** heutiges Tages **Sulona** und **Cirrha**, **Aproſpiti**, heiſſe.

Nachdem nun Herr von **Valois** feſtgeſetzt, daß **Cirrha** und **Kriſſa** zwo verſchiedene Städte geweſen; ſo redet er von der Zeit, in welcher ſie verſtöret worden, und vereiniget **Strabons** Meynung, im 9. Buche: welcher glaubt, daß **Cirrha** von den **Kriſſäern**, und **Kriſſa** von dem theſſaliſchen **Eurylochus**, in dem Kriege wider die **Kriſſäer**, eingenommen worden, mit dem **Pauſanias**; welcher will, daß **Kliſthenes**, König der **Sicyonier**, den die **Amphiktyonen** zum Anführer ihres Heeres erwählet hatten, die Stadt **Cirrha** weggenommen. Um dieſe zween berühmten Schriftſteller zu vereinigen, nimmt er des **Poliänus** (ſ) Zeugniß zu Hülfe, welcher den **Eurylochus** und **Kliſthenes** nennet, wenn er von dieſem Kriege redet.

In einer von den folgenden Verſammlungen, brachte Herr **Freret** eine Abhandlung mit, in welcher er, nachdem er

---

(ſ) Strat. Lib. III. Cap. 5. und Lib. VI. C. 13.

er eine topographiſche Beſchreibung dieſes Theils von der Landſchaft **Phocis** gemacht, welche ſich vom Berge **Parnaß** bis ans Meer erſtreckte, feſtſetzt:

1. Daß **Strabons** Nachricht nicht richtig ſey, weil er von gar zu alten Vorfällen redet. In der That, da die Stadt **Kriſſa**, in dem heiligen Kriege, vom **Kliſthenes**, **Eurylochus** und **Solon**, mehr denn 600 Jahre bevor **Strabo** geſchrieben, eingenommen worden: ſo müßte die Stadt **Cirrha**, mehr denn hundert Jahre zuvor, weggenommen worden ſeyn.

2. Die **Kriſſäer** haben dem **kriſſäiſchen** Meerbuſen den Namen nicht eher geben können, als bis ſie ſich des Hafens zu **Cirrha** bemächtiget, und dieſe Stadt zerſtöret gehabt; die Art aber, wie **Homer** von **Kriſſa** redet, beweiſet, daß zur Zeit dieſes Dichters, gar nicht mehr die Rede von **Cirrha**, als einer von **Kriſſa** unterſchiedenen Stadt, geweſen ſey (*t*). Da nun dieſer Dichter, zu Folge **Herodots** Zeitrechnung, und der **pariſchen** Chronik, faſt 900 Jahre vor der chriſtlichen Jahrrechnung gelebet hat, ſo müßte zu **Strabons** Zeit es nahe an 900 Jahren geweſen ſeyn, daß **Cirrha** zerſtöret worden, und keine Spur mehr davon zu finden geweſen.

Wenn eben dieſer Dichter, im 2 B. der Ilias, das Regiſter derer aus **Phocis** zur trojaniſchen Belagerung gekommenen Völker macht, ſo redet er bloß von **Kriſſa**, und nennet **Cirrha** nicht einmal; ungeachtet dieſe Stadt, nach denen Schriftſtellern, die ſie von **Kriſſa** unterſcheiden, ein Hafen dieſes Theils von **Phocis** geweſen: daraus man denn ſchließen muß, daß zur Zeit dieſes Dichters, ſie keine zwo verſchiedenen Städte geweſen. Wenn man übrigens in **Strabons** Texte eine Richtigkeit vorausſetzen will, ſo könnte man, nach dem Herrn **Freret**, doch nichts mehr daraus folgern, als daß 1. **Cirrha** und **Kriſſa** nur etwa

---

(*t*) Siehe den Hymn. ad Apoll.

bis gegen das 900ſte Jahr vor Chriſti Geburt, zwo verſchiedene Städte geweſen. 2. Daß, nachdem **Cirrha** zerſtöret worden, und die **Kriſſäer** ſich 900 Jahre vor dem **Strabo** ihres Haſens bemächtiget, zur Zeit dieſes Erdbeſchreibers keine Spur mehr davon zu finden geweſen. 3. Daß dieſe zwo Städte ſehr nahe an einander gelegen, da ſie nur durch die Ebene von **Kriſſa** unterſchieden geweſen, und der Haſen von **Cirrha** der Stadt **Kriſſa** gedienet. Kurz, dieſe zwo Städte, waren höchſtens von einander ſo unterſchieden, als Athen vom **Pireäo**, oder **Megara** von **Niſäa**.

Pauſanias, deſſen Zeugniß in dieſer Sache ſo wichtig iſt, verſichert, wie ſchon geſagt worden, in ſeinem **Phocien**, daß **Cirrha** und **Kriſſa** eine und dieſelbe Stadt geweſen, der vom **Homer** der Name **Kriſſa** gegeben worden, und die man zu Zeiten dieſes Erdbeſchreibers **Cirrha** genannt. Ungeachtet ſie zweymal eingenommen und verwüſtet worden, ſo blieben doch noch einige Alterthümer darinnen, unter andern, einige merkwürdige Bildſeulen. Auch dieſes beweiſet, daß **Strabo** nicht wohl unterrichtet geweſen, wenn er, ohne alle Einſchränkung vorgiebt, dieſe zwo Städte wären völlig vernichtet worden.

Was dem Zeugniſſe des **Pauſanias** noch ein neues Gewicht ertheilet, iſt dieß, daß die Alten, diejenigen Völker und das Land welches zwiſchen dem **Parnaſſe** und dem Meere liegt, ohne Unterſchied, **Cirrhener** und **Kriſſäer**, **Cirrenien** und **Kriſſänien** genannt haben: weil, allem Anſehen nach, **Cirrha** und **Kriſſa**, eine einzige Stadt geweſen. **Diodor von Sicilien** (u), **Plinius** (x), **Plutarch** (y), und **Pindars Scholiaſt** (z), nennen die Völker und das Land, welches **Homer** und **Strabo** **Criſſäer** und die Ebene zu **Kriſſa** nennen, **Cirrhenier** und die Ebene von **Cirrha**.

(u) Im 16ten Buche.

(x) Im 4 Buche 1 Cap.

(y) In Solons Leben.

(z) Ueber die pythiſchen Oden

Ein anderer Beweis, daß beyde Namen nur einer Stadt zugekommen, iſt dieſer, daß nach den Herren **Spon** und **Wheler** (a), zween berühmten Reiſenden, welche den kriſſäiſchen Meerbuſen ſorgfältig durchfahren, der anjetzt der Meerbuſen **Salona** heißt, diejenige Stadt, ſo ehemals **Cirrha** geheißen, anjetzund ein Dorf Namens **Creſſa**, iſt. Dieß Dorf liegt am Eingange derjenigen Ebene, welche den **Parnaß** von dem **Saloniſchen** Meerbuſen abſchneidet, an dem Ufer des **Pliſtus**, eine halbe Meile vom Meere, und an dem Fuſſe des Berges **Cirphis**. Nun hat nach des **Strabo** (b), **Plinius** (c), und **Pauſanias** (d) Zeugniſſe, die Stadt **Cirrha** alhier gelegen, welche denen ſo nach **Delphos** giengen, zum Meerbuſen dienete, und davon **Plinius** ſagt, ſie ſey nur 56 **Stadien** davon entfernet geweſen. Es iſt wahr, daß **Pauſanias** 60. und **Strabo** 80. **Stadien** zählet: allein aus dieſem dreyfachen Maaße, muß man nicht ſchließen, daß dieſe Schriftſteller von drey verſchiedenen Städten geſchrieben; ſondern vielmehr glauben, daß der Irrthum von den Reiſenden hergekommen, welche, um einige ſchwere Päſſe in den Bergen zu vermeiden, verſchiedene Wege genommen.

Nachdem Herr **Freret** denen vom Herrn **von Valois** angeführten Schriftſtellern, einige alte und neue Scribenten entgegen geſtellet; ſo erkennet er keinen andern Gewährsmann derjenigen Meynung, die zwo Städte von einander unterſcheidet, als den **Ptolomäus** und **Plinius**: die er dennoch ſeinem Gegner nicht anders, als mit gewiſſen Einſchränkungen, zugeſteht. **Ptolomäus** ſagt, **Cirrha** und **Kriſſa** haben einerley Breite, nämlich von 37 Graden 30 Minuten, und liegen 15 Minuten von einander, welches ungefähr 16000. Schritte ausmacht. Gleichwohl liegen,

---

(a) Im I Th. a. d. 339, und 357 Seite.

(b) Lib. 9. pag. 419.

(c) Lib. 4. Cap. 3.

(d) Lib. 10.

gen, nach Herrn **Whelers** Beobachtungen, und nach des Herrn **de Lisle** Charten, dieſe zwo Städte faſt auf einem Grade der Länge, und faſt 20 Minuten oder zwey Drittheil Grade Unterſchied in der Breite; woraus denn folget, daß **Ptolomäus** dieſe zwo Städte nur auf ein Gerathewohl und ohne alle Beobachtung geſtellet hat.

Was den **Plinius** betrifft, ſo iſt zwar ſein Anſehen ſehr wichtig, wenn er ein ausdrückliches und vorſetzliches Urtheil fället, aber ein ganz anders iſt es, wann er nur verſchiedene Nachrichten ſammlet. So aber muß man dasjenige nehmen, was er hier ſagt, equidem plura transſcribo, quam credo (*e*). Nun ſetzt dieſer Schriftſteller die Lage von **Cirrha** ausdrücklich und genau feſt, dahingegen er **Kriſſa** nur in einem Regiſter der **phocidiſchen** Städte mit nennet; das aber auch ſo unrichtig iſt, daß die Städte der **Lokrier**, z. E. **Amphiſſa** und **Böotien**, ſo wie **Bulis**, mit darinnen ſtehen. So iſt es ihm mehr als einmal begegnet, daß er eine und dieſelbe Stadt und Volk, verdoppelt, ja verdreyfältigt; weil ihrer in denen Nachrichten, die er zu Rathe gezogen, unter verſchiedenen Namen Erwähnung geſchehen war.

Aus allen dieſen Beweiſen nun ſchließt Herr **Freret**, daß zum mindeſten ſeit **Homers** Zeiten, die Städte **Cirrha** und **Kriſſa**, von einander nicht unterſchieden geweſen; und daß **Kriſſa**, welche ehemals auf einer Höhe eine halbe Meile vom Meere erbauet geweſen, nachdem ſie ſich der Stadt **Cirrha** bemächtiget, und ſich ihres Hafens bemeiſtert, von der Zeit an dieſe zwo Städte nur eine einzige ausgemacht.

Ungeachtet alſo dieſer gelehrte Streit, durch ſo viele Unterſuchungen ganz ausgemacht zu ſeyn ſchien; ſo trat dennoch der Herr Abt **Gedoyn**, nach einigen Tagen, auch noch auf den Platz, und behauptete, daß **Cirrha** und **Kriſſa**

(*e*) Lib. IV. Cap. 3.

Kriſſa niemals zwo verſchiedene Städte geweſen wären. Weil er den **Pauſanias** überſetzt, und den Text mit hiſtoriſchen und critiſchen Noten erläutert, ſo nahm er ſich auch dieſes Streites an. Er iſt aber deswegen gegen ſeinen Schriftſteller gar nicht eingenommen, und giebt ihm in dieſem Falle, über die andern Alten welche von Griechenland geſchrieben haben, keinen andern Vorzug, als den ihm die ganze Welt in dieſem Stücke einräumen muß. Da er alſo zugeſteht, daß Herr **von Valois** die vornehmſten Erdbeſchreiber, Geſchichtſchreiber und Gelehrte für ſich hat, die man ſowohl unter den Alten als Neuern kennet: ſo ſetzet er, als eine der weiſeſten Lehren der Critik voraus, daß man die Stimmen wohl prüfen, und nicht nur zählen müſſe; und nach dieſem Grunde, glaubt er, **Pauſanias** ſey allen andern vorzuziehen. Denn, ſagt er, wenn zween Schriftſteller, deren Verdienſte faſt gleich ſind, eine Sache verſchiedentlich erzählen: welchen von beyden ſoll man dem andern vorziehen? Denjenigen, der ſie nur ſo obenhin und gleichſam im Vorbeygehen berühret; oder denjenigen, der mit Vorbedachte, ausführlich und richtig davon ſchreibt? Denjenigen, der auf anderer Leute Wort davon ſchreibt, oder denjenigen, der als ein Augenzeuge redet?

Strabo, **Ptolomäus** und **Plinius**, gehören zur erſten Claſſe; **Pauſanias** hingegen, widmet der Beſchreibung von **Phocis** ein ganz eigen Werk, und die Wahrheit zu ſagen, das ganze Buch dieſes Schriftſtellers iſt nichts anders, als eine Reiſe durch Griechenland. Allenthalben redet er als ein richtiger Reiſender, der alles geſehen, alles unterſuchet hat, und die geſcheideſten Leute des Landes zu Rathe gezogen. Nun urtheile man, wer mehrern Glauben verdienet, der Geſchichtſchreiber, oder der Erdbeſchreiber: wenn die Rede von einer ſolchen Sache iſt als hier abgehandelt wird? Soll denn aber des **Pauſanias** Anſehen ganz allein die Sache nicht ausmachen? Iſt es wohl natürlich, zu glauben, daß dieſer Schriftſteller, der eine ſo umſtändliche Nachricht von **Phocis** macht, vergeſſen

geſſen haben ſollte, von **Kriſſa** zu reden, wenn dieſe Stadt jemals vorhanden geweſen wäre? Kann man ſich wohl einbilden, daß dieſer Schriftſteller, der ſo weitläuftig von **Cirrha** redet, davon doch damals noch gar wenig übrig, und die nach dem **Strabo** gänzlich zerſtöret war, vergeſſen haben ſollte, von **Kriſſa** zu reden, welche, wenn man dem Herrn **von Grant-menil** glaubt, annoch beſtanden, ihren Namen einer Ebene gegeben hatte, die man nur überhaupt die **glückſelige Ebene**, πεδίον εὔδαιμον nannte, und die endlich der Schauplatz, oder doch das Vorſpiel des heiligen Krieges war?

Um allem dieſem noch mehrere Stärke zu geben, ſo iſt es gut zu bemerken: daß **Strabo**, welcher dem Gegentheile geneigt iſt, in dieſem Falle von ſeinem Ausleger **Caſaubon** verlaſſen wird; der des **Pauſanias** Meynung, ſeinem Schriftſteller vorzieht, und noch über dieſes zeiget, daß er ſich irret, wenn er die zween Kriege der Stadt **Cirrha** vermenget; den erſten nämlich, zwiſchen den **Cirrhenern** und **Aſtragalliden**, und den andern, zwiſchen eben dieſen **Cirrhenern**, mit dem Beyſtande der **Lokrier** und **Amphiſſäer**.

Der Herr Abt **Gedoyn** findet in des **Strabo** Worten, einen neuen Beweis ſeines Irrthums. Dieſer Schriftſteller ſagt: es habe unfehlbar in der Stadt **Cirrha**, auf der Seite nach **Delphis**, indem an der andern Seite die See geweſen, eine Ebene gegeben, die man die **kriſſäiſche Ebene** genannt habe. Dieß iſt nun nicht glaublich, wenn man nicht mit dem **Pauſanias** ſagen will: **Cirrha** habe ehemals **Kriſſa** und die Ebene, κρισσαῖον πεδίον, geheißen, als aber die Stadt den Namen verändert, habe die Ebene den ihrigen behalten. Die Stadt **Kriſſa** ſey nach dieſem **Cirrha** genannt worden; und hieran iſt kein Zweifel, wenn man die Augen auf des **Euſtathius** Auslegung wirft, welcher, da er einen Vers aus **Homers Ilias** erkläret, ſagt, man habe aus **Kriſſa**, **Cirrha**, faſt eben ſo gemacht, als aus **Pyrſos**, **Pyrrhos**, indem man das σ in ein ρ verwandelt.

Aus dieſem allen nun ſchließt der Herr **Abt Gedoyn** wider den Herrn **von Valois**, ja auch wider den Herrn **Freret**: 1. daß niemals, auch nicht einmal vor **Homers** Zeiten, **Cirrha** und **Kriſſa** zwo verſchiedene Städte geweſen; ſondern eine einzige, welche ehedem **Kriſſa** und nach dieſem, **Cirrha** geheißen, ungeachtet ihr Gebieth allezeit den Namen **Kriſſa** behalten. 2. Daß **Pauſanias**, und **Strabo**, wenn ſie verſchiedene Entfernungen angeben, ſich nicht widerſprechen; indem der eine von dem Wege zu Lande, und **Strabo** von dem Wege zu Waſſer, redet, indem er den **Pliſtus** hinauf geht, wie ſchon **Caſaubon** angemerkt hat. Es iſt nicht zu verwundern, daß von **Cirrha** bis **Delphis** 60 **Stadien** zu Lande, und 80 zu Waſſer ſind; und alſo irret **Strabo** nur darinnen, daß er zwo Städte aus einer macht. 3. Daß die Stelle im **Pauſanias** weder verſtümmelt, noch falſch ſey; und daß man deren allerdings etwas dunkeln Sinn, leichtlich verſtehen kann, ohne daß man mit dem **Paulmier** ſagen dörfe: der Schriftſteller habe in demjenigen was hier fehlet, von **Kriſſa**, als einer von **Cirrha** unterſchiedenen Stadt geredet: denn, weit gefehlt daß dieſes ſeyn könnte, ſo würde **Pauſanias**, wenn er deſſen gedenkt, ſich ſelbſt widerſprochen haben. 4. Daß, wenn man aus **Cirrha** und **Kriſſa**, eine einzige Stadt macht, man ſehr berühmte Schriftſteller vereiniget, die ſich ſelbſt zu widerſprechen ſcheinen. **Plutarch** z. E. ſagt in **Lykurgs** Leben, dieſer Geſetzgeber ſey zu **Cirrha** geſtorben; **Nicolaus von Damas** aber ſagt, es ſey zu **Kriſſa** geſchehen, und beyde reden von einer Stadt unter verſchiedenen Namen. Der vermeynte kriſſäiſche Krieg, verſchwindet auf dieſe Weiſe ebenfalls; bloß der Krieg zu **Cirrha**, iſt derjenige geweſen, welchem dieſe Stadt zum Schauplatze gedienet hat, wie er denn auch in der That der einzige iſt, von welchem in **Diodors von Sicilien** langer Erzählung des heiligen Krieges, die Rede iſt.

* *

X.

Herrn Fourmonts Abhandlung, von den Regeln der Critik, die man beobachten muß, wenn man verſtümmelte Texte wieder herſtellen will; nebſt einigen Beyſpielen, woraus deren Gebrauch erhellet.

1720.

Man darf gar nicht zweifeln, daß die Critik die vornehmſte Urſache derjenigen Aufnahme geweſen, zu welcher die freyen Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften, ſeit ihrer Wiederherſtellung, in Europa gelanget ſind. Man weis was dieſelben, einem **Lipſius**, **Scaliger**, **Druſius**, **Muretus** und andern, zu verdanken haben. Da aber diejenigen, welche ſich dieſer Art von Studien ergeben wollen, nicht allezeit deſſen ganzen Umfang einſehen: ſo hat der ältere **Herr Fourmont**, folgende Betrachtungen über die Regeln, in Vorſchlag gebracht, welche man beobachten muß, wenn man darinnen fortkommen will. Und da er in ſelbigen die Schwierigkeiten zeiget, die ſich bey jedem Schritte äußern, und auf wie mancherley Art die Handſchriften haben können verändert und verſtümmelt werden; ſo zeigt er zugleich die Wichtigkeit einer Arbeit, welche man oftmals nur als eine Beſchäfftigung eines Sprachlehrers anſieht, der auf nichts anders, als auf Töne, Wörter, und Redensarten, zu ſehen hat. Er zeigt, daß eine groſſe Aemſigkeit dazu gehöre; eine überaus große Richtigkeit um wohl zu urtheilen; eine weitläuftige Gelehrſamkeit, dasjenige, wenn es ſich ſchickt, anzubringen, was in den Alterthümern dienlich ſeyn kann, eine fehlerhafte Stelle zu verbeſſern.

Man wird gar leicht zugeſtehen, daß ein Kunſtrichter den Text ſeines Schriftſtellers, und die Materie davon er handelt, verſtehen müſſe; daß er fähig ſey deſſen Begriffen zu folgen, und deſſen Lehrgebäude einzuſehen; kurz, daß er gewiſſe Regeln beobachten müſſe. Herr **Fourmont** bekennet es auch, daß dieſe Regeln nicht neu ſind, und daß ſchon die beſten Kunſtrichter ſich ihrer bedienet haben; die Anwendung aber und der Gebrauch, zu welchen er ſie beſtimmet, werden vielleicht etwas ziemlich neues an ſich haben.

Zuförderſt trägt er dieſe Regeln überhaupt vor, damit man ſie auf einmal überſehen könne; nachmals wendet er ſie auf irgend einen verſtümmelten Text an, damit man von ihrer Wichtigkeit deſto mehr überzeuget werde.

1. Ein Kunſtrichter muß ohn Unterlaß drey Stücke im Sinne haben. Erſtlich die **Abſchreiber**, welche uns das hinterbliebene Werk überliefert, welches er verbeſſern will; die **Materie**, ſo darinnen abgehandelt wird; und endlich den **Verfaſſer** ſelbſt, das heißt, ſeine Sprache, und die verſchiedenen Umſtände, in welchen er ſein Werk aufgeſetzet hat.

Was nun die **Abſchreiber** betrifft, ſo muß er ſich alle die Fehler vorſtellen, die ſie haben machen können, und nur gar zu oft gemacht haben. Hier verſteht man, die Zuſätze, die Auslaſſungen, Wiederholungen, Verſetzungen, übel angebrachte Anführungen, die Nachläßigkeit in dem Zuge der Buchſtaben, ſogar die überflüſſige Künſteley in Auszierung derſelben, wodurch man oft einen für den andern nimmt; und endlich noch die Abkürzungen, welche mit der Zeit eine ſo reiche Quelle verſtümmelter Textſtellen geworden ſind.

2. Muß der Kunſtrichter auch auf die **Materie** Acht haben, worauf man geſchrieben. Der Stein und das

Metall waren den öffentlichen Aufſchriften gewidmet. Die Baumblätter, die Baumrinde, Holz, Wachs, Leinwand, Thierfelle und Papier, ſind für beſondere Werke beſtimmt geweſen. Alle dieſe Materien nun, ſind großen Veränderungen unterworfen: denn ohne der Unwiſſenheit derer zu gedenken, die in die Steine gruben, ſo bröckelt auch ein Stein oftmals aus einander. Erz und andere Metalle können ſchmelzen. Baumblätter, Baumrinde und Papier aber, können zerriſſen werden, faulen, und von Würmern gefreſſen werden, u. ſ. w.

3. Was den Schriftſteller nun ſelbſt betrifft, ſo hat er entweder in Proſa oder in Verſen geſchrieben; ſein Werk iſt entweder in ſeiner Grundſprache, oder in einer Ueberſetzung vorhanden: alſo muß man alle dieſe Sprachen verſtehen, in ſeiner Gewalt haben, und die verſchiedenen Mundarten zu unterſcheiden wiſſen.

Die ungebundene Schreibart kann freylich, wenn ſie verſtümmelt iſt, leichtlich zu recht gebracht werden, wenn die Verſtümmelung nur in wenigen Worten, oder Redensarten beſteht. Geht ſie aber ſchon weiter; ſo ſcheint keine Hülfe mehr zu ſeyn, wofern nicht eine weitläuftige Gelehrſamkeit und ein glückliches Gedächtniß, in andern Schriftſtellern dasjenige ausfündig machen, was hier verderbet, und dort, in dem wahren Sinne des Urhebers angeführet iſt: und ſolches hat ſich gar oft zugetragen. Einer ſolchen Scharfſichtigkeit hat man den **Feſtus**, die Ueberbleibſel des **Ennius**, und viel andere Werke zu danken.

Was die Dichtkunſt betrifft, als welche in der Harmonie, der Quantität, dem Sylbenmaße u. ſ. w. beſteht, ſo begreift man leicht, daß die in den Dichtern verſtümmelten Stellen, ſchwerlich zu ergänzen ſind. Wie viel glückliche Entdeckungen hat man indeſſen den Kunſtrichtern nicht zu danken! Iſt das wieder herzuſtellende Werk überſetzt, ſo hat es, außer den Fehlern der Urſchrift, noch die Mängel der Ueberſetzung, welche gemeiniglich in großer Anzahl ſind, weil es ſo wenig gute Ueberſetzungen giebt, inſonderheit wenn es auf die morgenländiſchen Sprachen ankömmt, deren Art uns ſo unbekannt iſt. Was aber an einem Kunſtrichter noch mehrere Aufmerkſamkeit, und ein ſehr weitläuftiges Erkenntniß erfordert, das iſt die Veränderung der Charactere. Die Lateiner, Griechen, Hebräer, Syrier u. a. m. ſind ja nicht allezeit bey einerley Schriftzügen geblieben. Jedes Jahrhundert hat eine Aenderung darinn gemacht. Und haben nicht ſelbſt erwähnte Völker verſchiedene Schriftzüge gehabt? Gleichwohl iſt es oft geſchehen, daß man eine Handſchrift erſt viele Jahrhunderte nach deren Verfertigung abgeſchrieben. Wie viele Fehler wird nun hier nicht ein Abſchreiber gemacht haben, der an die Züge einer von ihm ſo weit entfernten Zeit, ſo wenig gewohnt iſt? Dieſer einzige Umſtand deutet ſchon den Kunſtrichtern unzählige Schwierigkeiten an, wenn ſie die Texte der Alten verbeſſern wollen.

Will man hievon noch mehr überzeugt werden, ſo werfe man nur die Augen auf 20 oder 30 griechiſche oder lateiniſche Handſchriften. Iſt die Rede vom Hebräiſchen, ſo bemerke man den Unterſchied der jüdiſchen und ſamaritaniſchen Züge. Iſt ſie vom Syriſchen, ſo ſehe man, wie die gewöhnliche Schrift von derjenigen abweicht, die man **Eſtranguelo** nennet: im Arabiſchen aber, vergleiche man die jetzige Schrift, mit der **Kiouficki**ſchen.

Bey dieſer Gelegenheit ſagt Herr **Fourmont**, daß er in Anſehung des Hebräiſchen, dieſe Schwierigkeiten gar oft erfahren, wenn er von einer Handſchrift eines deutſchen Juden, zu der Schrift eines ſpaniſchen, gegangen iſt; im Syriſchen aber, durch den Unterſchied, welchen er unter den ſyriſchen und dem barbariſchen gefunden. Will man nun noch die Aehnlichkeit verſchiedener Buchſtaben, z. E. des Δ und Λ, und vieler andern griechiſchen Zeichen dazu rechnen; will man das **Reſch** und **Daleth** der Hebräer, und einer Menge arabiſcher Buchſtaben dazu nehmen, welche nur durch kleine Pünctchen von einander unterſchieden ſind; ſetzt man voraus, die urſprüngliche Handſchrift, oder deren Abſchrift, ſey übel oder nachläßig, oder mit gar zu kleiner und faſt unſichtbarer Schrift geſchrieben geweſen: ſo iſt es gewiß, daß alle dieſe Gründe eine reiche Quelle von Fehlern in den Handſchriften abgeben, und bey dem Kunſtrichter, eine faſt unendliche Gelehrſamkeit, Scharfſinnigkeit und Aufmerkſamkeit erfodern. Trotz aller dieſen Schwierigkeiten indeſſen, kann man dennoch in Verbeſſerung alter Stellen glücklich ſeyn: und Herr **Fourmont** ſelbſt ſtellet, mit Beyhülfe ſeiner Regeln, einige wieder her.

Man hat geſagt, die Veränderung der Schriftzüge, habe oftmals eine Stelle unverſtändlich gemacht. Dieſes iſt mit folgender Stelle, aus **Anakreons** 11 Ode geſchehen, welche kein Menſch verſtehen können: τόδε τόξον ἐςὶ μοὶ νῦν; oder in der 9 Ode: τίς ἐςὶ σοὶ μέλει δὲ. Wie kömmt es denn nun, daß man nach Ueberſetzungen dieſes Schriftſtellers, dieſe Stellen nicht verſtehen kann, indem die Herausgeber, **Henrich Stephan**, **Portus**, **Elias Andräas**, die Herren **le Fevre** und von **Longe-Pierre**, dieſelben nicht erkläret haben? Das kömmt daher, weil ſie eine eben feſtgeſetzte Regel der Critik nicht beobachtet; weil ſie nicht darauf gekommen ſind, daß die Wörter, εἰς, ἐς, δὲ, τὶ, von den Abſchreibern zuſammen gezogen worden, und ἐς τὶ, allhier für in quantum ſteht, τίς ἐςὶ aber, für τίς ἐς τὶ ſteht: wodurch **Anakreon** ſeinen Gedanken wieder bekömmt, und ſein Ausdruck alle vorige Schönheit erhält.

Eben ſo ſtellet Herr **Fourmont** ein Ueberbleibſel aus der 5, und eines aus der 11 Ode eben dieſes Dichters, wieder her; indem er bemerkt: daß da die Handſchrift nach welcher die erſte Abſchrift dieſes Schriftſtellers gemacht worden, auf Rinde geſchrieben, und ſchon modericht und löchericht geweſen, wie **Heinrich Stephan** berichtet, einige Wörter der 5 Ode, ſich mit dem Verſe der 11ten vermenget haben.

Von dieſen Beyſpielen ſchreitet Herr **Fourmont** zu vielen andern, inſonderheit was die Abkürzungen, Wiederholungen, Verſetzungen, u. ſ. w. betrifft. Man kann auch aus demjenigen, was nur hier angeführet worden, von ſeiner Arbeit zur Gnüge urtheilen.

XI.

Herrn Fourmonts Abhandlung von den Anführungen.

1720.

Niemand zieht in Zweifel, daß die Anführungen ein ſo alter, als nützlicher Gebrauch ſind. So bald man ſich vornimmt, eine Sache abzuhandeln, ſie ſey von welcher Art ſie auch wolle, ſo muß man die Meynungen derer anführen, die bereits vor uns davon gehandelt haben; es ſey nun, um zu zeigen, was ſie von derſelben Materie gedacht haben, oder als eine Beſtätigung deſſen, was wir davon denken. Die Geſchichte inſonderheit, kann ſich nicht anders, als auf dergleichen Anführungen gründen; wenn wir von Sachen ſchreiben, die wir nicht geſehen, oder die ſich lange vor uns zugetragen haben. Es geſchieht aber auch oft, daß man dergleichen Anführungen ſehr misbrauchet, daß ſie auf unrechten Stellen ſtehen, ſich zur Sache nicht ſchicken, nichts beweiſen, oder auch gerade einen Beweis wider uns ſelbſt abgeben. Wider dieſen Misbrauch nun, und um einen richtigen Begriff von der Art zu geben, wie man diejenigen Schriftſteller anführen ſoll, die vor uns gelebet haben: ſo hat der ältere Herr **Fourmont**, dieſer Akademie diejenigen Regeln mitgetheilet, die man ſeiner Meynung nach, in einer ſo wichtigen Sache feſtſetzen ſollte.

Seine Abhandlung iſt in zween Theile getheilet. Im erſten machet er einen Begriff von den Anführungen und ihrem verſchiedenen Verhältniſſe. Im andern, ſetzt er die Gründe feſt, auf welchen ſich die Richtigkeit einer Anführung ſteifen muß.

Um einen richtigen Begriff von Anführungen zu erlangen, muß man ſie auf mehr als einerley Weiſe betrachten. Vielleicht giebt es deren ſehr viele; Herr **Fourmont** aber redet dieſesmal nur von viererley Arten. Eine Anführung kann betrachtet werden: 1. an ſich ſelbſt; 2. in Anſehung der Schrift, in welcher ſie ſteht, und der darinnen abgehandelten Materie; 3. in Vergleichung des Schriftſtellers, den man anzieht, und deſſen der ihn anzieht; und 4. in Anſehung derer Wirkungen, die ſie hervor bringen kann und ſoll; es ſey nun in dem Gemüthe der Zuhörer, wenn es eine Rede iſt, oder der Leſer, wenn es ein Buch iſt.

An ſich ſelbſt iſt eine Anführung, entweder mittelbar oder unmittelbar. Eine Anſpielung z. E. auf einen Propheten, Dichter, oder irgend einen Schriftſteller den man nicht nennet, iſt eine beyläufige Anführung. Führt man einen Schriftſteller namentlich an, um das was man ſagt zu beweiſen, ſo iſt ſolches eine ausdrückliche Anführung. In dieſem Falle kann der Irrthum ſehr wichtig ſeyn. Wer dieſen beyden Anführungen ein gleich ſtarkes Gewicht beymeſſen wollte, der würde ſich ſehr irren und betriegen. Die beſten Schriftſteller ſind voll von dergleichen Anführungen. **Plato** entlehnet alle Augenblicke einige Verſe und Redensarten vom **Homer**. **Ariſtophanes** legt ſeinen ſpielenden Perſonen, anderer Dichter Verſe, ja ſo gar die eigenen Ausdrücke der Weltweiſen ſeiner Zeit in den Mund. **Virgil** hat in ſeine Werke die veralteten Wörter des **Ennius** und **Lucrez** gemenget. Allein, wie Herr **Fourmont** gar wohl anmerkt, ſo ſind dieſe Arten von Anführungen, nur denen kennbar, welche diejenigen Schriftſteller wiſſen, aus welchen ſolche Reden oder Gedanken entlehnet ſind. So muß man, wenn man z. E. den Segen der 12 Stämme **Iſraels**, welche im fünften Buche **Moſe** ſtehen, recht verſtehen will, ſich jener Segen erinnern, welche **Jakob** im erſten Buche **Moſe**, über das Volk des Herren ausgeſprochen hatte. Eben ſo hatte man von dem 67 **Pſalme** nur ſehr unvollkommene Auslegungen verfertiget, ſo lange man eine beyläufige Anführung des **Buchs der Richter** nicht verſtanden, die darinnen vorkömmt. So wird man auch nimmermehr das Buch **Hiob** verſtehen, wenn man darinnen nicht an verſchiedenen Orten, die Anſpielungen auf die Bücher der heiligen Schrift bemerket. Die meiſten arabiſchen und perſiſchen Bücher, und die Auslegungen der gelehrten **Chineſer**, ſind mit Anſpielungen auf das alte Teſtament, den **Alcoran**, und andere Werke des **Confucius**, angefüllet.

Bey der zweyten Art von Anführungen, wo die Schriftſteller nicht genennet werden, eignet ein geſchickter Scribent, die Worte eines andern gleichſam ſich ſelbſt zu. Seine Rede geht mit dem Original was er abſchreibt, in einerley Pfade. Zuweilen wird auch die Anſpielung zu einem ſeinen Lobe; zuweilen ein Tadel des ungenannten Schriftſtellers. **Montagne** iſt voll von dergleichen Anſpielungen, die ſeinen **Verſuchen** die größte Anmuth ertheilen. **Lucian** beſaß die Kunſt, auf dieſe Weiſe, die Schreibart, die Art zu ſchließen und ſelbſt die Sitten derer zu verbeſſern, die er tadeln wollte. Des Apoſtels **Paulus** Briefe ſind faſt überall ein Gewebe, von des **Eſaias** und anderer Propheten Worten. Herr **Fourmont** bemerkt bey dieſer Gelegenheit die Irrthümer, in welche man gerathen kann, und in welche verſchiedene Ketzer wirklich gefallen ſind: weil ſie die orientaliſche Schreibart nicht recht eingeſehen haben, welche die beſten Schriftſteller allezeit zu ſolchen Anſpielungen bewogen hat.

Die dritte Art von Anführungen iſt, wenn man die Worte eines Scribenten anführet, ohne eine Folgerung daraus zu ziehen. Dieſe hat nur bey bloßen Erzählungen Statt, oder bey einem Schriftſteller, der von den Sitten, entweder eines ganzen Volks, oder einzelner Privatperſonen, handelt. Verſchiedene Kunſtrichter hätten gewünſcht, daß die Geſchichte nur mit dergleichen Anführungen erfüllet geweſen wäre, das heißt, mit Auszügen oder Nachrichten; und daß der Leſer das Recht behielte zu urtheilen, und diejenigen Zeugniſſe, die ihm die gründlichſten ſchienen, denen vorzuziehen, die durch die Leichtgläubigkeit, durch boshafte Ueberlegungen, oder durch eine unzeitige Staatsliſt, ihm verdächtig werden müſſen. Die Geſchichte würde hierdurch vielleicht nicht ſo angenehm ſeyn; allein ſie würde richtiger und aufrichtiger ſeyn, und das eben iſt ihr einziger Zweck.

Die vierte Art von Anführungen iſt diejenige, welche zu Beweiſen dienen ſoll. Ein Sachwalter z. E. zieht den **Codex**, die **Landesgeſetze** u. ſ. w. an; ein Gottsgelehrter die heilige Schrift und Kirchenväter: ein Ausleger aber braucht bey ſchweren Stellen alles, was er aus der Kenntniß der alten Sprachen, Sitten und Gewohnheiten, erlernet hat. Und dieß ſind nun eigentliche Anführungen, im rechten buchſtäblichen Verſtande; dieß ſind diejenigen, wider die man nichts einwenden kann, wenn ſie richtig und wohl angebracht ſind; die man aber verwerfen muß, wenn ſie falſch, oder zu ſchwach ſind. Kurz, dieſe ſind es, zu welchen die Prüfung der Critik gehöret, ob man ſie annehmen, oder verwerfen ſoll.

Uebrigens iſt es dieſe ſo nothwendige Richtigkeit, welche gemeiniglich das Verhältniß der Anführung, gegen die vorhabenden Materie, entſcheidet. Man redet z. E. von einer ernſthaften, ehrwürdigen und majeſtätiſchen Sache: würde es hier wohl vernünftig gehandelt ſeyn, einige ſpaßhafte Einfälle aus dem **Scarron**, oder einige Spottſprüche aus dem **Plautus**, oder **Moliere** anzuführen? Man handelt von einer Religionsmaterie; man erwartet von dem

Gegner, gründliche Beweiſe. Steht es in dieſem Falle wohl gut, beſtändig zu ſpotten; wie **dû Moulin** in ſeinen Controverſen thut? den **Sophokles** und **Menander** anzuführen, wie **dû Pleſſis** gethan? im **Virgil** die Lehren des Chriſtenthums aufzuſuchen? die Geſchichte der **Hebräer** aus des **Achilles** und **Ulyſſes** Ebentheuern zu erklären, wie es ein gewiſſer deutſcher Schriftſteller gemacht hat? des **Ovidius Verwandlungen** auf unſere Geheimniſſe zu deuten? kurz auf eine lächerliche Art, von den wichtigſten Religionspuncten zu reden, wie unſere ehemaligen Prediger, **Raulin**, **Menot**, **Barlette** und einige andere, gethan haben? Wozu dienten alle ſolche unzeitige Anführungen doch, als zur Schande der vorhabenden Materie?

Das dritte Verhältniß findet ſich, zwiſchen demjenigen Schriftſteller, welcher anführet, und demjenigen, welcher angeführet wird. Iſt z. E. von einer Frage die Rede, welche allein durch die geſunde Vernunft ausgemacht werden muß, von einer Wahrheit, die zu allen Zeiten und bey allen Völkern bekannt geweſen; warum ſollte man da noch den **Cicero**, **Seneca** und **Auguſtin** anführen? Gleichwohl hat dieſe Art von Anführungen, ehedem das Hauptwerk gewiſſer Ausleger ausgemacht. Wir wollen noch weiter gehen. Ein Schriftſteller handelt z. E. von dem Erzketzer **Valentin**, und von ſeiner Secte. Sogleich führet er den **Gennadius**, den **heil. Auguſtin**, den **heil. Epiphanius**, den **Tertullian**, und den **heil. Irenäus** an. Dieſe gelehrte Auskramerey nun iſt unnütz, und beweiſet gar nichts. Der **heil. Irenäus** allein, hätte angeführet werden ſollen, da die andern ihm nur nachgeſchrieben haben; und auch er muß mit einer gewiſſen Behutſamkeit angeführet werden, indem er in **Gallien** gelebet hat, als dieſer Erzketzer ſeine Lehren in **Aegypten** ausgebreitet: und eben hierauf haben, nach dem Herrn **Fourmont**, gewiſſe gelehrte Neuern, nicht Acht genug gegeben.

Das vierte Verhältniß, betrifft die Wirkung der Anführungen. Welches iſt dieſelbe wohl gemeiniglich? und welches ſollte ſie wohl ſeyn? Hier ſind die Meynungen getheilet, und ein jeder eignet ihnen mehr oder weniger Gewicht zu, nachdem ſeine Vorurtheile ihn lenken. Führt man z. E. den Neueren, die wider die Alten eingenommen ſind, den **Ariſtoteles** oder **Plato** an: ſo zieht man ſich gewiß ihre Verachtung, und zuweilen gar ihren Zorn zu. Redet man von ihnen gegen Halbgelehrte, die nur eine kleine Zahl von Schriftſtellern kennen, und ſolche bald rechts, bald links anführen: oder geht man gar mit ihnen noch auf andere Scribenten, deren Namen ſie nicht einmal wiſſen: ſo erzählet man ihnen Mährchen her.

Um nun auch zum zweyten Theile von Herrn **Fourmonts** Abhandlung zu ſchreiten, das heißt, zu den Regeln und Sätzen, denen man bey den Anführungen folgen muß: ſo bemerket man, daß die allgemeinſte und nützlichſte Regel zum guten Anführen, dieſe iſt; daß man ſich befleißige, die Schriftſteller recht zu kennen, ihre Verdienſte, ihren Character zu wiſſen, und dieſes ohne Abſehen auf die Zeit und das Land, darinnen ſie gelebt haben; ſie mögen nun Griechen, oder Römer ſeyn, oder zu denen gehören, die von den Römern und Griechen **Barbarn** genennet wurden, ſie mögen alt oder neu ſeyn. Denn jedes Land, jedes Jahrhundert, hat ſowohl vortreffliche als mittelmäßige Schriftſteller hervorbringen können. Aus dieſer allgemeinen Regel nun, laſſen ſich noch verſchiedene beſondere ziehen.

1. Nichts iſt geſchickter, uns in den Stand zu ſetzen, daß wir gut anführen können, als eine gänzliche Entfernung von allen Vorurtheilen, für die Schriftſteller eines gewiſſen Jahrhunderts oder Landes. Denn, ſagt Herr **Fourmont** hier: was haben wir doch von denen, die gleichſam ihr eigenes Jahrhundert hinunter ſetzen, und nur immer zween oder drey alte Schriftſteller anführen? gleich, als ob ſeit jenen Zeiten kein Menſch mehr gedacht hätte. Was helfen uns immermehr diejenigen, welche das Alterthum verachten, und uns gleichwohl lauter Sachen vorbringen,

die ſchon hundertmal aufgewärmet, und vielleicht eben ſo oft widerlegt worden ſind? Warum ſchilt einer und der andere **Römer**, die Gallier, die **Deutſchen**, die **Cantabrier**, für **Barbarn**, deren Urſprung und Sitten er nicht einmal weis? Und was hat der Grieche, der in Anſehung ſo vieler morgenländiſchen Völker ſo gar neu iſt, für ein Recht, es mit den **Hebräern**, **Aegyptiern** und **Perſern** eben ſo zu machen? da ſie doch bereits geſittete Völker geweſen, ehe er noch gebohren war. Es iſt alſo unnütz, ja ſogar ſchädlich, um dieſer Urſache Willen, ſolche Schriftſteller anzuziehen. **Alexanders Soldaten** erſtaunen, daß ſie bey den **Indianern** noch Menſchenverſtand finden; und **Philipps des II.** ſeine verwundern ſich, daß die Vernunft eher nach **America** gekommen war, als ſie. Was ſoll man hieraus ſchließen? als dieſes: daß man die Verdienſte der Schriftſteller, ohne Anſehung ihres Alters und ihres Landes prüfen ſolle; daß man den Originalſcribenten anführen müſſe, ohne daß man nöthig habe, von ſeinen Sammlern zu reden; daß derjenige der die Geſchichte ſeines Vaterlandes geſchrieben hat, einem jeden Fremden vorgezogen werden müſſe, welchen man hat betrügen können, und oftmals durch falſche Nachrichten betrogen hat; und daß, wenn ſonſt alles andere ſeine Richtigkeit hat, der Zeitgenoß allemal demjenigen vorgehen müſſe, der nach ihm geſchrieben hat.

Wenn man geſchickt iſt, den Verdienſten der Schriftſteller ihr Recht wiederfahren zu laſſen; wenn man weis, wie weit ſie ihre Entdeckungen getrieben haben; alsdann iſt man auch im Stande ſie wohl anzuführen. Der jüdiſche **Thalmud**, die Ausleger der Juden, und die Bücher verſchiedener **Rabbinen**, halten zwar allerdings die ärgſten Kinderpoſſen, ja unverſchämtes Zeug, wenn man ſo ſagen darf, mit in ſich; allein, ſtehen denn in andern Büchern nicht auch welche? Wenn man alſo dieſe Schriftſteller mit weislicher Behutſamkeit lieſt, ſo können ſie allerdings

dings zum Verſtande der heiligen Schrift viel beytragen. Iſt es denn erlaubt, wenn ich irgend eine albernte Stelle in einem jüdiſchen Scribenten leſe, alle Schriften ſeines Volkes darüber zu verwerfen, wie der **P. Morin** und **Voſſius**, gethan haben? Iſt wohl **Herodot** von den Sitten der alten Perſer glaubwürdiger, als die perſiſchen Schriftſteller ſelbſt, die vor drey oder vier hundert Jahren geſchrieben haben? Herr **Fourmont** ſagt, nein; weil die perſiſche Monarchie, trotz dem Einfalle der **Mahometaner** und **Tartarn**, und trotz allen andern Veränderungen, noch allezeit beſtanden hat; und alle ihre, in Anſehung des **Herodotus** neuern Schriftſteller, alte Nachrichten haben leſen, und ſich beſſer als er, die Sitten und Gebräuche eines Volks haben bekannt machen können, zu welchem ſie ſelbſt gehörten.

Es fragt ſich, ob **Virgil** in der **Ekloge**, Sicelides Muſae, von der Wiederbringung der Zeiten, durch die Ankunft des **Erlöſers** der Welt, reden wollen? Viele Gelehrte glauben, ſogar des **Jeſaias** eigene Worte darinnen zu finden. Herr **Fourmont** aber ärgert ſich über ſolche Vorurtheile, und ſieht die Anführungen, die man in dieſer Materie aus ihm nehmen könnte, als ungegründete Träumereyen an. Eben ſo unmöglich iſt es ihm zu glauben, daß **Plato** den **Moſes** abgeſchrieben. Er findet ihr politiſches Lehrgebäude ſehr unterſchieden; ungeachtet es ihn nicht Wunder nimmt, daß der griechiſche Schriftſteller, in Sachen, die bloß von der geſunden Vernunft abhängen, zuweilen mit dem hebräiſchen Geſetzgeber übereinſtimmt: ſo daß wenn man in den Auslegungen über den **Moſes**, den **Plato** oder dieſen anführen wollte, um die Meynungen des griechiſchen Weltweiſen zu beſtätigen, man nach Herrn **Fourmonts** Gedanken, die Mühe verlieren, und eine unzeitige Gelehrſamkeit würde blicken laſſen.

Man geſteht, daß diejenigen, aus welchen **Alexanders** Kriegsheer beſtanden, ſich wohl um die Angelegenheiten des **Morgenlandes**, und inſonderheit um **Perſien** bekümmern können. Allein, die Unwiſſenheit der fremden Sprachen, und ein geäußerter Haß gegen alles was ſie barbariſch nannten, verhinderte ſie, ſich gehörige Mühe zu geben. Wer ſie alſo hierinnen anführet, der ſteht in Gefahr, Irrthümer fortzupflanzen.

Eben das urtheilet Herr **Fourmont** von denen lateiniſchen Schriftſtellern, die von den Juden gehandelt haben, und von denen Juden, die von römiſchen Dingen handeln. Beyde kannten einander wenig oder gar nicht; das Vorurtheil aber herrſchet allezeit bey ihnen. Erzählet ein **Rabbin** eine in die römiſche Geſchichte laufende Fabel; macht er irgend einen Zeitrechnungsfehler: ſo hält man ihn für einen Erzunwiſſenden, und verſchmäht alles, was er auch noch ſonſt Gutes geſagt haben mag. **Tacitus** hergegen wird für einen trefflichen Geſchichtſchreiber gehalten. Er iſt es auch; bis auf ein wenig zu viel Bosheit, in Anſehung der Geſchichte ſeines Landes. Was für Ausſchweifungen aber bringt er nicht zu Markte, wenn er von den Juden redet?

Nach allen dieſen Betrachtungen, ſchließt Herr **Fourmont**, daß der älteſte nicht allemal der glaubwürdigſte iſt; und daß man ihm inſonderheit allemal die Landesſcribenten vorziehen müſſe; ob ſie gleich neuer ſind; daß man in der Geſchichte, ſo zu reden, nicht anders, als mit dem angezogenen Buche in der Hand glauben ſoll; und daß endlich eine jede Anführung wohl gewählet, ohne Vorurtheile und ernſthaft überlegt ſeyn ſoll. Wenn man dieſe Regeln recht beobachtete, wie viele Anführungen würde man nicht erſparen! und wie würde diejenige Art von Gelehrſamkeit nicht verfallen, darinn das ganze Verdienſt einer ſo großen Menge von Schriftſtellern beſteht.

XII.

Des Herrn Abts Sallier Abhandlung, vom Coloniſchen Oedipus des Sophokles. 1725.

Die Schönheit dieſes Trauerſpiels, welches **Cicero** im V Buche de Finibus, ſo zärtlich und beweglich nennet, hat den Herrn Abt **Sallier** bewogen, daſſelbe noch einmal, mit einer neuen Aufmerkſamkeit zu leſen: und hierbey ſind ihm einige Muthmaßungen beygefallen, die er im 1725ſten Jahre dem Gutachten der Akademie unterwarf.

Anfänglich glaubt er, daß man, mit einer ſehr geringen Veränderung, den Sinn eines gewiſſen Verſes in dieſem Stücke, wieder herſtellen, und ihn natürlicher und zuſammenhängender machen könne. Er ſteht zu Ende des Auftritts wo **Oedipus** mit den **Athenienſern** ſpricht, welche ihn in dem, den **Eumeniden** geweiheten Walde, begegneten. Die Athenienſer bezeugen ſogleich den Abſcheu, den ſie vor dem Anblicke eines Menſchen haben, welcher ſich an einem Orte aufhält, in welchen kein weltlicher Mann den Fuß ſetzen dorfte. Sie entrüſten ſich aber noch vielmehr, da ſie erkennen, daß es gar derjenige ſey, den die Rache des Himmels verfolget, und der blind iſt. Als ſich nun **Oedipus** endlich zu erkennen giebt: ſo erhitzt ſich ihr Eifer noch mehr, und ſie wollen ihn nöthigen, von dieſem geheiligten Orte zu weichen. Hier nun redet ihnen die **Antigone** zu, und bittet die **Athenienſer**: ſie ſollten doch wenigſtens mit ihr Mitleiden haben, wenn ſie ja gegen den erbärmlichen Zuſtand ihres Vaters unerbittlich wären:

Ἐπεὶ
Γεραὸν ἀλαὸν πατέρα τόνδ' ἐμὸν
Οὐκ ἀνέτλατε . . . . .
Οἰκτείραθ' ἃ πατρὸς ὕπερ
Τοῦ μοῦ ἄντομαι, οὐ κα-
λοῖς προσορώμενα ὄμμα σὸν ὄμμασιν.

Die wahre Leſart dieſes letzten Verſes, iſt nicht οὐ καλοῖς, wie die gedruckten Ausgaben haben; ſondern οὐκ ἀλαοῖς, indem das κ mit dem οὐ verbunden wird. Weil ihr denn, ſagt die Tochter, das Bitten eines Unglückſeligen nicht achtet, welcher blind iſt, und von den Göttern gehaßt wird; ſo höret doch zum mindeſten was ſeine Tochter von euch, für ihn erbittet; ſie, die der Zorn des Himmels nicht verderben zu wollen ſcheint: οὐκ ἀλαοῖς προσορώμενα ὄμμα σὸν ὄμμασιν. Daß dieſes die wahre alte Leſart ſey, beweiſet ſchon ſelbſt der Scholiaſt, da er ſie in ſeiner Note über dieſen Vers muthmaßet. Es iſt wahr, daß man aus einer gleichmäßigen Verſtümmelung des Textes οὐ καλοῖς, lieſt; allein der Sinn der Note ſcheint anzuzeigen, daß man auch hier ändern und οὐκ ἀλαοῖς ὄμμασιν, leſen müſſe: denn, weil der Scholiaſt ſelbſt ſo geleſen hat, ſo ſetzt er hinzu: ὀφθαλμοὶ γὰρ ὀφθαλμοὺς αἰδεῖσθαι ποιοῦσι. Man kann wegen der Natur des Ausdrucks ſelbſt ἀλαοῖς ὄμμασιν dieſe Wiederherſtellung nicht verwerfen; denn Sophokles braucht ihn in eben dieſem Auftritte, im 147 Verſe: ὦ ἀλαῶν ὀμμάτων ἄρα δὲ ἦσθα φυτάλμιος, etc.

Herr Sallier glaubt auch, daß der 1323 Vers, durch die Auslaſſung eines ziemlich veralteten Worts, verſtümmelt worden, welches, wie es ſcheint, die Abſchreiber nicht verſtanden haben. Dieſes iſt das Wörtchen πίνος, an deſſen Statt man πόνος, geſetzt. Dieſes erſte Wort hat einen doppelten Verſtand; einen eigentlichen, und einen figürlichen.

Den figürlichen Verſtand kennet man zur Gnüge. Es haben ſich ehedem die gelehrteſten Männer bemühet, ihn zu erklären, und man kann demjenigen was ſelbſt in dieſer **Akademie** davon geſagt worden iſt, nichts mehrers hinzu fügen. Allein, wie es in allen Sprachen oftmals geht, ſo iſt eben dieſes Wort, öfter im figürlichen, als im eigentlichen Verſtande, gebraucht worden. In dem eigentlichen, iſt es mit dem ῥύπος gleichbedeutend, und läßt ſich durch ſordes, ſquallor, illuvies, ſitus, ſehr wohl geben. Nun kömmt aber dieſer Ausdruck mit der vorhabenden Stelle im **Sophokles** ſehr wohl überein; das πόνος aber ganz und gar nicht, welches in dem Verſe gar keinen Begriff macht. **Polynices** bejammert das Unglück ſeines Vaters, der von der ganzen Welt verlaſſen iſt; er beſchreibt den abſcheulichen Zuſtand darinnen er ihn ſieht, und, indem er auch die mindeſten Umſtände ſeines Jammerſtandes ausdrückt, ſo bemerket er, daß **Oedipus** ſogar, kaum noch etliche alte ſchmutzige Lumpen übrig habe, ſich zu bedecken:

> Ἐσθῆτι σὺν τοιᾷδε, τῆς ὁ δυσφιλὴς
> Γέρων γέροντι συγκατῴκηκεν πίνος.

Auf dieſe Weiſe kömmt der Vers wieder ins Geſchick; und der Gedanken iſt nicht verwirrt, wie er gewiß ſeyn würde, wenn man πόνος beybehielte.

Nichts iſt übrig, als daß man noch einige Beyſpiele aus griechiſchen Schriftſtellern anführe, in welchen das **Hauptwort** πῖνος, im eigentlichen Verſtande gebraucht worden iſt, und zwar ſelbſt von attiſchen Scribenten. **Aeſchylus** hat es z. E. im 706 Verſe ſeines Trauerſpiels **Agamemnon** in dieſem Verſtande genommen, σὺν πίνῳ χερῶν. **Apollonius von Rhodis** nimmt es im 200 V. ſeines II Buchs ebenfalls im eigentlichen Verſtande, wenn er ſagt, indem er vom **Phineus** redet:

> Τρέμε δ' ἅψεα νισσομένοιο
> Ἀδρανίῃ γήραϊ, πίνῳ δέ οἱ αὐσταλέος χρὼς
> Ἐσκλήκει.

Die Setzung eines Buchſtabens ſtatt eines andern von gleicher Form, welche denn ſehr oft vorkömmt, hat in die Schriften der Alten ſehr viele Fehler eingeſchoben. Die Wahrheit dieſer critiſchen Regel, iſt durch tauſend und aber tauſend Stellen beſtätiget worden. Hier iſt noch ein neuer Beweis davon, aus eben dieſem Trauerſpiele des **Coloniſchen Oedipus.** Im 1768 Verſe träget man den Satz vor: τὸ φέρον ἐκ θεοῦ καλῶς χρὴ φέρειν. Nun iſt es ſonnenklar, daß man dieſen Vers ſo verbeſſern müſſe:

Τὸ παρὸν θεοῦ καλῶς
Χρὴ φέρειν.

Dieſer Ausdruck iſt nicht nur andern griechiſchen Schriftſtellern geläufiger, ſondern er iſt auch vom **Sophokles** ſelbſt im 1609 Verſe gebraucht worden: ἐπείγει γάρ με τ᾽ ἐκ θεοῦ παρόν. Die andere Redensart, φέρον ἐκ θεοῦ, iſt nicht richtig; es müßte φερόμενον heißen, oder προκείμενον; das **Mittelwort** παρὸν aber, ſtimmet genau mit der Bedeutung προκείμενον überein, und dieß letztere iſt die Erklärung welche **Heſychius** vom erſtern giebt.

Ungeachtet in der griechiſchen Sprache nichts gemeiner iſt, als die Auslaſſungen verſchiedener Theile der Rede, um mich in der Sprache der Sprachlehrer auszudrücken: ſo würde es dennoch nicht erlaubt ſeyn, vorauszuſetzen, daß die Schriftſteller ſich derſelben auch in gewiſſen Redensarten bedienet haben, wenn man ſonſt keine andere Beyſpiele ſolcher Auslaſſungen findet; und man urtheilet allemal ſehr ſeicht, wenn man glaubet, daß ſie dieſes gethan haben. Nach dieſer Regel, kann der Ausdruck des 1589 Verſes, in dem Trauerſpiele des **Colonniſchen Oedipus** verdächtig ſeyn. **Ich will dich,** Theſeus, ſpricht **Oedipus,** die **Vortheile lehren, die du für die Stadt erlangen kannſt, welche du regiereſt:**

ἃ σοι
Γήρως ἄλυπα τῇδε κείσεται πόλει.

Man muß nothwendig, wenn man dieſen Vers ſo wie er da ſteht verſtehen will, das **Vorwort** ἕως hinſetzen: denn dieſe Auslaſſung iſt gar zu groß, und ſcheint ganz ungewöhnlich zu ſeyn. In dem Tractate **von den Auslaſſungen der griechiſchen Sprache**, welchen **Lambert Bos** herausgegeben, ſieht man kein einziges Beyſpiel von den Auslaſſungen dieſes **Vorworts**; ungeachtet er mit großem Fleiße Stellen zuſammen getragen, darinnen die Auslaſſungen faſt aller andern Vorwörter vorkommen. Man ſollte alſo faſt glauben, daß das Wort γήρως, in καλῶς, verwandelt werden, und man ſo leſen müſſe:

Καλῶς ἄλυπα τῇδε κείσεται πόλει.

Ungeachtet dieſe Aenderung ſehr verwägen zu ſeyn ſcheint, und dieſe zwey Wörter von einander ziemlich unterſchieden ſind: ſo darf man dennoch dieſe Verbeſſerung nicht gleich bey dem erſten Anblicke verwerfen. Denn

1. ſind dieſe zween Ausdrücke, καλῶς und γήρως, ſo gar weit von einander nicht entfernet, daß in den Handſchriften, eines nicht an des andern Stelle ſtehen könnte.

2. ſagt **Theſeus**, welcher im 1849 Verſe, das Verſprechen wiederholet, welches **Oedipus** ihm gethan hatte:

Καὶ ταῦτα μ᾽ ἔφη πράσσοντα καλῶς
Χώραν ἕξειν αἰὲν ἄλυπον.

Wer ſieht nicht, daß das hier faſt von Wort zu Wort eben derſelbe Vers iſt, welchen **Oedipus** höher oben hergeſagt hatte, und der hier vom **Theſeus** nur wiederholet wird? Wollte man übrigens eine noch ungezwungenere Aenderung haben, ſo könnte man auch ſo leſen:

ἃ σοι
Ἕξειν' ἄλυπα τῇδε κείσεται πόλει.

◆

XIII.

XIII.

Des Hrn. Abts Goulley, Abhandlung, von den alten ſicilianiſchen Hirtendichtern, und von dem Urſprunge der Blaſinſtrumente, womit ſie ihre Lieder begleitet haben. 1718.

Wenn man ſich beſonders auf die Kenntniß der Dichter von einer gewiſſen Art, und aus einem gewiſſen Lande leget: ſo fällt es ſchwer, daß man nicht einige geneigte Vorurtheile, ſowohl für die Art der Gedichte, als für die Begebenheiten der Dichter, annimmt. Die Folge dieſer Abhandlung wird lehren, ob der Herr Abt Goulley, welcher die ſicilianiſchen Dichter fleißig geleſen hat, und im 1718ten Jahre anfieng, deren Geſchichte der Akademie mitzutheilen, ſich von einem, in dergleichen Fällen nur gar zu gewöhnlichen Vorurtheile, ebenfalls hat überraſchen laſſen?

Die älteſte und berühmteſte Eintheilung der Dichtkunſt, iſt diejenige, welche **Ariſtoteles** uns in ſeiner Dichtkunſt hinterlaſſen hat. Der Dichter, ſagt er im 1 Cap. redet entweder ganz allein; oder er miſcht in ſeine Rede noch die Erzählung; oder er redet endlich von ſich ſelbſt gar nicht, und läſit bloß diejenigen reden und handeln, die er aufführet. Dieſes hat, nach dem **Caſaubon**, den Alten Gelegenheit gegeben, die Dichtkunſt in drey Gattungen zu theilen: in die **erklärende** oder **vorſtellende**, in die **dramatiſche** Poeſie, und noch in eine dritte, die aus beyden Arten zuſammen geſetzt iſt. Poeticen veteres in tria genera ſunt partiti, τὸ διηγηματικὸν, τὸ δραματικὸν, τὸ μεμιγμένον.

Da nun der Abt **Goulley** unterſucht, in welche von dieſen drey Claſſen man die Hirtengedichte ſetzen ſoll: ſo ſagt er, ſie gehören in alle drey zugleich, oder wären vielmehr die wahre Poeſie; eine Meynung, die wie er glaubt, alle **Scholiaſten** aller Hirtendichter gehabt haben. **Virgil** iſt, wie er ſagt, ein Beweis davon. In ſeiner erſten **Ekloge**, die von dramatiſcher Art iſt, ſagt er nichts von ſich ſelbſt. **Melibôus** und **Tityrus** ſind die redenden Perſonen in derſelben; ſo wie **Damötas**, **Menalkas**, und **Palämon** in der dritten, die von eben der Art iſt. In dem andern, ſechſten und achten Hirtengedichte, ſieht man wohl, daß der Dichter das vermiſchte Weſen angenommen. Einer von ſeinen Auslegern will auch das zehnte noch hieher rechnen: allein man kann ihm nicht beypflichten, weil der Dichter die Verzweifelung des **Gallus**, einem Schäfer in den Mund leget:

Dum ſedet, et gracili fiſcellam texit hibiſco, etc.

und zu Ende:

Surgamus; ſolet eſſe gravis cantantibus umbra.

Gleichwie dieſe Dichtkunſt unter den Hirten ihren erſten Urſprung genommen, und unter ihnen gleichſam erzogen worden iſt; ſo hat man ſie auch mit Recht, die **bukoliſche**, oder **Hirtendichterey** genannt. Von dem Felde kam ſie in die Stadt, allwo ſie zärtlicher und feiner ward, als ſie geweſen war; ſie bekam auch einen weitläuftigern Namen, der alle Arten der Dichtkunſt in ſich begriff, aus denen ſie zuſammen geſetzet war.

Daß die Dichtkunſt ihren Urſprung den Hirten zu verdanken habe, das ſcheinen ſowohl die Vernunft, als Zeugniſſe zu beſtärken. Man zweifelt gar nicht mehr, daß der Stand der erſten Menſchen, der Hirtenſtand geweſen. Man müßte weder die heil. Schrift, noch die alten Scribenten kennen, wenn man hierinn die mindeſte Schwierigkeit finden, und erſt alle Zeugniſſe begehren wollte, welche der Herr Abt **Goulley** anführt. Eben ſo wahr iſt es, daß die Erfindung derer Künſte und anderer Sachen, wozu die Natur ſelbſt uns treibt, den erſten Menſchen verdankt werden muß. Dieß beweiſet **Scaliger** im 2 **Cap.** des 1 **Buchs** ſeiner **Dichtkunſt**, ſehr wohl, wenn er ſagt, die Nachahmung und Harmonie wären mit dem Menſchen gebohren, und daher entſpränge eben die Poeſie. **Cicero** ſchreibt im 2 **Buche** ſeiner **Tuſculaniſchen Fragen**, ausdrücklich; daß ſich unter den Griechen nichts älters gefunden, als die Dichtkunſt: und man weis, daß ſogar ihre erſte Geſchichte, ſowohl als ihre Göttergeſänge und Lieder, in Verſen geſchrieben geweſen. Die Dichtkunſt ſcheint aus dem Schooße des Müßigganges gebohren zu ſeyn, und zwar unter denen erſten Hirten, die ihre Heerden auf großen Weiden hüteten: ſo wie die Sternkunde in eben dieſem Müßiggange, mit Beyhülfe der Neugierde entſprungen iſt. Setzt man nun noch hinzu, daß die Dichtkunſt auch eine Tochter der Liebe iſt; ſo wird ihr Alter noch beſſer bewieſen ſeyn.

Das allererſte Werk der Dichtkunſt kann man unmöglich ausfündig machen. Es iſt genug, wenn man weis, daß ſie eine Erfindung der erſten Menſchen iſt; und daß die erſten Menſchen Hirten geweſen. Dieß bewegt den **Horaz** im 61 Verſe ſeiner **Dichtkunſt**, zu ſagen:

> Agricolae priſci, fortes parvoque beati,
> Condita poſt frumenta, levantes tempore feſto
> Corpus, et ipſum animum ſpe finis dura ferentem,
> Cum ſociis operum et pueris et conjuge fida,
> Tellurem porco, Silvanum lacte piabant:

und weiter unten:

> Verſibus alternis opprobria ruſtica fudit.

Tibull ſagt eben das:

> Agricola aſſiduo primum laſſatus aratro,
> Cantavit certo ruſtica verba pede,
> Et ſatur arenti primum eſt modulatus avena
> Carmen, ut ornatos duceret ante Deos.

Es iſt bereits geſagt worden, daß dieſe alte Poeſie, ſogleich nach denen Schäfern, die ſie erfunden hatten, die **Hirtenpoeſie** genennt worden iſt. Weil aber von allen denen, die die Heerden hüteten, die **Rinderhirten**, die erſten und vornehmſten geweſen; ſo nannte man ſie auch die **bukoliſche Poeſie**. Bucolica, ſchreibt **Servius**, dicta a cuſtodia boum; praecipua enim ſunt animalia apud ruſticos.

Nunmehr bleibt noch zu wiſſen übrig, in welcher glückſeligen Landſchaft die Dichtkunſt ihren Urſprung genommen? Die **Chaldäer** und **Aegypter** mögen mit ihrem Alterthume pralen wie ſie wollen, und ſich rühmen, daß ſie unter ihnen entſtanden ſey: Herr **Goulley** iſt überzeugt, daß **Sicilien** ihr wahres Vaterland iſt, und daß ſich daſelbſt die erſten Dichter hervorgethan haben. Er hat den **Diodor von Sicilien**, einen Geſchichtſchreiber für ſich, der in den Alterthümern ſeines Landes ſehr bewandert iſt, und außer dieſem, noch den **Aelian** und **Diomedes**; ohne des **Iſidorus von Sevilien** zu gedenken, welcher, (*Etym. Lib. I.*) ſchreibt: paſtorale carmen plerique Syracuſis primum compoſitum a Paſtoribus opinantur. **Julius Scaliger** hat in ſeiner **Dichtkunſt**, ſowohl als viele andere, dieſe Meynung angenommen: Convenit ſane inter majorem Autorum partem, in Sicilia inventum carmen ejusmodi, appellatumque Bucoliasmum. Daher ſind, ſetzt er hinzu, die Anruffungen an die **Sicilianiſchen** Muſen, bey den Dichtern eingeführet worden:

Sicelides Muſae, paulo majora canamus.

Und man glaube nicht, daß **Virgil** in dieſer Stelle ſich an den **Theokrit** wendet; ſondern es geſchieht an die Muſen dieſes Landes ſelbſt: welche dieſen Dichter und viele andere vor ihm, inſonderheit den Schäfer **Daphnis**, begeiſtert hatten, der einige Jahrhunderte vor dem **Theokrit** gelebet hat.

Daphnim amarunt
Sicelides Muſae. *Virg. Ecl. VI.*

Außerdem iſt es auch nicht wahrſcheinlich, daß Virgil, wenn er zu Anfange ſeines V Hirtengedichts die **Arethuſe** anrufft, den **Theokrit** hätte anrufen wollen. Es iſt viel wahrſcheinlicher, wie auch **Probus** anmerkt, daß er eben die Muſe, die dem **Theokrit** ſo günſtig geweſen, allhier anruffe; wie auch in folgenden Zeilen geſchieht;

> Prima Syracuſio dignata eſt ludere verſu,
> Noſtra nec erubuit ſilvas habitare Thalia. *Silius Ital.*

Dieſe **Thalia** übrigens war, wenn man dem **Cluver** folgen will, eine Feldmuſe, die ehemals in **Sicilien** gelebet hatte.

Die Hirtenlieder waren zum Singen gemacht; welches Gelegenheit gab gewiſſe **Blasinſtrumente** zu erfinden, die die Stimme begleiten konnten. Der Herr Abt **Goulley** unterſucht auch dieſer ihren Urſprung, und man kann leicht glauben, daß da er **Sicilien** die Ehre gethan, es als die Mutter der Hirtenpoeſie zu betrachten, er ſelbiges auch als den Urſprung derer Inſtrumente betrachtet, die die Hirtenlieder gebrauchten, ihre Liebeslieder abzuſingen. Die erſte Sorge der Hirten, ſagt er, war unfehlbar dieſe, den melodiſchen Ton der Vögel, mit der Stimme nachzuahmen. Da ſie ihnen aber nicht gleich kommen konnten, ſo gab ihnen ihre Gefliſſenheit an die Hand, ſich irgend eines Inſtruments zu bedienen, um den Mangel ihrer Kehle zu erſetzen. Da nun die **Zephyren** in das verdorrte Schilf weheten, ſich darinn verfiengen, und im herausfahren, ein ſanftes Murmeln verurſachten: ſo lehrte ſie dieſes, ſich eben dieſes Rohres zu bedienen und eine Art von Flöte daraus zu machen:

> Motos in arundine ventos
> Effeciſſe ſonum tenuem, ſimilemque querenti,
> Et Zephyri cava per calamorum ſibila primum
> Agreſtes docuere, cavas inflare cicutas.

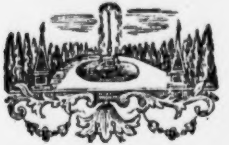
Hier haben wir, ſagt er, den Urſprung aller derer muſikaliſchen Inſtrumente, die geblaſen werden müſſen.

Hier iſt der Urſprung der Fabel vom **Pan** und Syrinx, weil ein gewiſſer Schäfer aus eben dieſem Schilfe, die ſiebenröhrichte Pfeiſe machte; daher entſpringt auch die Meynung, daß **Mercur** und **Minerva** deren Erfinder geweſen, indem dieſe Erfindung, ein Werk des Verſtandes und der menſchlichen Geſchicklichkeit iſt. Will man wiſſen, wer denn der erſte ſicilianiſche Schäfer geweſen ſey, der die Flöte erfunden hat, ſo verweiſet uns der Herr Abt **Goulley**, an den **Iſidor von Sevilien**, welcher ſagt, daß er **Idis** geheißen, und von **Agrigent**, oder, um richtiger zu reden, von demjenigen Orte geweſen, allwo dieſe Stadt nachmals erbauet worden: und hieraus ſchließt er, daß die Erfindung der Schäferflöte einem ſicilianiſchen Schäfer zuzuſchreiben ſey.

Es iſt wahr, daß die Alten oftmals die Erfindung der Schäferflöte den **Phrygiern** zuſchreiben, ſo wie einige von ihnen, ſie den **Arkadiern** beylegen. Allein man antwortet hierauf, daß man die Erfindung dieſes Inſtruments ſo vielerley Perſonen zugeſchrieben, das rühre bloß daher: weil es aus ſo verſchiedenen Materien gemacht worden, oder ſo vielerley Geſtalten gehabt, ehe es zu ſeiner Vollkommenheit gekommen iſt. Hatte jemand irgend eine zu dieſem Inſtrumente geſchicktere Materie gefunden, ſo ſah man ſelbigen für deſſen wahren Verfertiger an. So hat **Marſyas**, der, um eine Flöte zu verfertigen, ſich eines Hirſchknochens bedienet hat, unter den Griechen den Ruhm erlangt: er ſey deren erſter Erfinder geweſen, oder er habe doch deren Erfindung der **Minerva** abgeſtohlen. **Plinius** beuth einen neuen Beweis davon dar. Die bloße Flöte, ſagt er, oder die Schalmey, hat **Pan** erfunden; die krumme oder gewundene Flöte hat **Midas** erſonnen; und die doppelte hat den **Marſias** zum Erfinder. Endlich hat, nach dem **Apulejus**, **Hiognis** dieſes Inſtrument zur höchſten Vollkommenheit gebracht.

Die **Libyer**, ſetzt Herr **Goulley** hinzu, ſind in ihrem Anſpruche eben ſo ſchlecht gegründet, als die **Phrygier**:

und wenn **Pindar** ſagt, das Geziſch und Sauſen der Schlangen, welche der **Meduſa** um den Kopf geflattert, habe der **Pallas** Gelegenheit gegeben, eine Flöte zu verfertigen; ſo antwortet man: der Dichter rede bey dieſer Gelegenheit, nicht von der bloßen Flöte oder Schalmey, als die ohne Widerrede, ſowohl was die Form als was die Materie betrifft, das erſte Blaſinſtrument iſt; ſondern von einer künſtlichern Flöte, welche erſt lange Zeit hernach erfunden ſeyn muß; indem die Künſte ſich erſt nach und nach empor heben. Wenn eben dieſe **Libyer** ſich rühmen, daß ein gewiſſer **Sirites Nomades**, welchen man noch für älter hält, als die tritoniſche oder libyſche **Pallas** ſelbſt, der erſte Erfinder der Flöte ſey; ſo antwortet man ihnen, mit dem **Caſaubon**, daß er ſie nur wohlanſtändig und künſtlich ſpielen gelernet. Faſt eben das antwortet man den **Aegyptiern**, welche dieſe Ehre dem **Oſiris** zutheilen; und es bleibt gewiß, daß aller Ruhm davon lediglich den Schäfern zukömmt: es war eine Folge ihrer Muße, und eine Begleitung ihrer Lieder. Die Städte, in welchen es andere Sachen zu thun giebt, wußten lange Zeit von dieſen ſüßen Zeitkürzungen des Landes nichts: und da man keinen ältern Schäfer kennet, als den **Jdis**, dem man dieſe Erfindung zugeſchrieben, ſo ſchließt Herr Abt **Goulley**, daß auch ihm aller Ruhm davon zukomme.



* * * * * * * * * * * * * * * *

XIV.

Des Hrn. Abts Couture Meynung auf was für Art man die römiſchen Redner vernehmen können, welche auf dem öffentlichen Markte geredet.

Diejenigen welche die Geſchichte ihres Vaterlandes ſchreiben, vernachläßigen gemeiniglich gewiſſe Gebräuche, welche, weil ſie zu ihrer Zeit gar zu bekannt ſind, ihre Aufmerkſamkeit nicht zu verdienen ſcheinen. Gleichwohl findet man, aus Mangel einer gnugſamen Kenntniß dieſer Gebräuche, in der Geſchichte vielerley Schwierigkeiten, die den Leſer verwirren. Und eben dieſes hat zu folgenden Fragen Anlaß gegeben:

1. Wie ſoll man das verſtehen: ein Redner habe mit dem ganzen römiſchen Volke von den allerwichtigſten Sachen geredet, die durch die Stimmen eben dieſes Volks ausgemacht werden mußten? Kann man wohl vorausſetzen, daß die ganze Menge die er überreden ſollen, ihn hören können?

2. Wenn ein Menſch angeklaget ward, und der Ankläger ſowohl als der Angeklagte, ihre Sache vor dem Volke führeten, von deſſen Stimmen ſie entweder verurtheilt, oder losgeſprochen wurden: kann man ſich wohl einbilden, daß dieß ganze Volk beyde Parteyen deutlich genug vernehmen können, um denjenigen von beyden zu verurtheilen, oder loszuſprechen, der es verdienete?

3. Wenn man in den Geſchichtſchreibern lieſt, daß ein Feldherr auf eine Art von Bühne getreten, das Kriegsheer anzureden: iſt es wohl natürlich zu glauben, daß die-

ſer Feldherr von dem ganzen Heere habe können verſtanden werden, wie es ſcheint, das die Geſchichtſchreiber anzeigen wollen?

4. Wenn endlich der Senat und das Volk uneins waren, wenn alsdann ein Conſul auf die Rednerbühne ſtieg, um die Gemüther niederzuſchlagen, oder zu ermuntern; wenn der Tribun dieſe Rede des Conſuls mit einer andern beantwortete, um die Eindrücke zu vernichten, die ſie gemacht haben konnte: ſoll man denn glauben, daß alle Bürger mit genugſamer Kenntniß der Sache geſtimmet haben, und nachdem ſie von den Gründen der Redner ſtark oder ſchwach gerühret geweſen?

Nachdem die Akademie gleich auf der Stelle einige allgemeine Betrachtungen über dieſe vier Fragen angeſtellet hatte: ſo trug ſie dem Herrn Abte **Couture** eine weitläuftigere Beantwortung derſelben auf; die er auch in die nächſte Verſammlung mitbrachte.

1. Wenn ein Redner vor dem ganzen Volke redete, ſo war ſeine Abſicht gehöret zu werden; und des Volks ſeine, nichts von allem zu verlieren, was der Redner ſagen würde. Auf einer Seite herrſchete alſo bey den Zuhörern die Stille und Aufmerkſamkeit, denn es betraf ihr eigen Beſtes: anderntheils mußte derjenige, der zum Reden auftrat, ſeine Stimme und Lunge ſchon geprüfet, und ſich noch dazu befliſſen haben, auch die mindeſten Sylben deutlich auszuſprechen. Aus dieſer Urſache erfodern alle Lehrer der Redekunſt bey einem jungen Menſchen, der ein Redner werden will, ſolutam linguam, canoram vocem, latera firma u. ſ. w. Daher ſagt Cicero, in ſeiner Rede für den Ligarius: quantum potero, voce contendam, ut me Populus Romanus audiat. Dieß wiederholet er an etlichen Stellen, und faſt allezeit mit denſelben Worten.

Gleichwohl geſteht man zu, daß trotz allem Beſtreben welches ein Redner nur anwenden können, es ſey nun auf dem großen Markte pro Roſtris, oder auf dem Marsfelde intra Septa, es moraliſcher Weiſe unmöglich geweſen, daß die letzten in der Verſammlung ihn deutlich vernehmen können. Allein dieſem Mangel kamen gar viele Sachen zu Hülfe, und deswegen gab das Volk ſeine Stimmen dennoch auf kein Gerathewohl: es mochte nun ein Geſetz angenommen, oder verworfen, ein Angeklagter verurtheilet, oder losgeſprochen werden ſollen.

Auf die andere Frage fällt die Antwort eben nicht ſchwer, ob es nämlich natürlich ſey, zu glauben: daß ein Feldherr welcher zum Reden auftrat, entweder um einen Aufſtand zu dämpfen, wie **Germanicus** und **Druſus**; oder ſeinen Leuten von ſeinen gefaßten Anſchlägen Nachricht zu geben, von der ganzen Verſammlung gehöret worden? Hier war es genug, wenn ihn nur diejenigen vernahmen, die ihm am nächſten waren, z. E. ſeine Verweſer, Tribunen, Hauptleute, und andere Befehlshaber jeder Legion. Dieſe ließen, ſo zu reden, dasjenige was ſie gehöret hatten, bis auf die letzten Reihen, von Ohr zu Ohr herum gehen.

Um nun ſeine Antwort deſto deutlicher zu machen, ließ ſich der Herr Abt **Couture** in eine Beſchreibung der Art ein, wie die römiſchen Geſetze beſchaffen geweſen, von denen das Volk ſein Urtheil fällete.

Sobald eine neue Einrichtung gemacht werden ſollte, ſo ließ diejenige obrigkeitliche Perſon, welche vorher, wenn ſie patriciſch war, mit dem Senate, wenn ſie plebejiſch war, mit den Tribunen die Sache überlegt hatte, dieſe neue Verordnung auf Täfelchen ſchreiben, die an gewiſſe Orte angeheftet wurden, welches die volkreichſten der Stadt waren, z. E. das Forum, der Capitoliniſche Berg, u. ſ. w. und dieß an drey auf einander folgenden Markttagen; damit auch diejenigen Römer ſo auf dem Lande lebten, und an ſolchen Tagen allezeit, gewiſſer zu ihrem Hausweſen nöthigen Dinge halben in die Stadt kamen, zu gleicher Zeit erfahren könnten, was man in der Regierung, wegen des öffentlichen Beſten für neue Anſchläge vorhätte. Dieſe Art von foris oder Märkten wurden von neun zu neun Tagen gehalten, und daher nundinae, quaſi ſeriae novemdinae, genannt.

Dieß war nun der erſte Umſtand beym Geſetzgeben, promulgatio per trinundinum. So will **Cicero** pro domo ſua, mit gutem Grunde, daß die Kindesaufnahme des **P. Clodius**, da ſie kraft des Geſetzes geſchehen war, welches, weil es nicht drey Tage hindurch bekannt gemacht worden, nichts gelten konnte; auch dasjenige, was daraus gefloſſen wäre, nämlich ſein Tribunat, und alles was er als Tribun gethan hatte, nichtig ſeyn ſollte.

Der andere Gebrauch hierbey beſtand in denen Reden, die für, oder wider ein ſolch Geſetz gehalten wurden: welches bereits ein jeder aus den öffentlichen Anſchlägen hatte leſen können. Außer denen Betrachtungen die bereits ein jeder Einwohner von dem Vortheile und den Beſchwerlichkeiten eines ſolchen Geſetzes hatte machen können, dorften auch die Redner noch das Volk davon unterhalten. Dem Volke ſelbſt war die Sache nicht gleichgültig, und folglich gab es auf dergleichen Reden genaue Acht; wie man aus der Geſchichte des valeriſchen und des **Manliſchen** Geſetzes beweiſen kann.

Das **Valeriſche** Geſetz hob das **Oppiſche** auf, welches mitten in der Hitze des zweyten puniſchen Krieges war gemacht worden, um der Pracht der vornehmen Römerinnen Einhalt zu thun: Ne qua mulier plus ſemuncia auri haberet; neu veſtimento verſicolori uteretur; neu juncto vehiculo in urbe oppidove, aut propius inde mille paſſus, niſi ſacrorum publicorum cauſſa veheretur. **Livius** (*f*) führet an, daß verſchiedene angeſehene Männer in der Re-

---

(*f*) Ad ſuadendum, diſſuadendumque multi Nobiles prodibant, Capitolium turba hominum faventium adverſantiumque legi complebatur.

publik, für und wider das **Valeriſche** Geſetz geredet. Inſonderheit ward es durch die zween **Bruter**, **Marcus** und **Publius** beſtritten, die damals Tribunen des Volks waren; auch der alte Conſul **Cato** war dawider: und der Geſchichtſchreiber hat uns ſeine ganze Rede, ſo wie die Antwort erhalten, welche ihm der Tribun **Valerius**, als Urheber des Geſetzes gegeben. Man kann verſichern, daß die Stille, mit welcher dieſe zwo Reden angehöret worden, vollkommen geweſen: ſowohl aus Hochachtung die man gegen die Redner ſelbſt hatte, als auch aus Ehrfurcht gegen ihre Würden, und mächtigen Aemter, und in Anſehung der Wichtigkeit der Materie.

Was das **Maniliſche** Geſetz betrifft, ſo war es vom Tribun **Manilius** bekannt gemacht worden, um den Krieg wider den **Mithridates** zu veranſtalten, und dabey den **Pompejus** zum Befehlshaber zu machen, ungeachtet er keine Magiſtratperſon war. Faſt der ganze Adel, welcher auf des **Pompejus** Hoheit neidisch war, widerſetzte ſich demſelben; unter andern **Q. Hortenſius**, und **Q. Catulus**, welche deswegen dem Volke ſehr ausgekünſtelte Reden hielten, deren Inhalt uns in **Cicerons** Antwort an ſie aufbehalten worden. Hier aber iſt ein Beweis, wie aufmerkſam das Volk damals zugehöret habe. **Catulus** ſah, daß das Volk für den **Pompejus** eingenommen war, und hielt es nicht für rathſam, dieſes Vorurtheil öffentlich zu verwerfen: vielmehr bediente er ſich deſſen zum Behuffe ſeiner Sache, indem er ſagte: man müſſe ein ſo ſchätzbares Haupt ſchonen, und ſelbiges nicht allen Gefahren des Krieges bloß ſtellen. Ihr habt ihn, ſagt er, bereits wider die Barbaren, wider die Aufrühriſchen, wider die Sklaven, ja wider die Seeräuber, gebraucht; ihr habt ihn aller Gefahr zu Lande und zur See bloß geſtellt: ſolltet ihr ihn nun zum Unglücke verlieren, wodurch würdet ihr ſeinen Verluſt erſetzen? **Durch dich, Catulus!** antwortete das ganze Volk, mit einhälliger Stimme.

Hieraus kann man ſchlieſſen, daß das durch die öffentlichen Anſchläge, durch die Ueberlegungen der Staatsverſtändigen, und durch ſeine eigenen Betrachtungen, die es bey guter Zeit anſtellen können, bereits unterrichtete Volk, dadurch, daß es etwan einige Worte, oder wenige Ausdrücke von der Rede verloren; dennoch nicht um allen Nutzen ſeiner Geſliſſenheit gekommen ſey, die Redner zu hören.

Was bisher geſagt worden, das geht nur die Reden auf dem **großen Markte** an: nun ſcheint es, daß da ſelbiger mit Gebäuden umgeben geweſen, er auch für die Stimmen der Redner bequemer habe ſeyn müſſen, als das **Marsfeld**; allwo die allgemeinen Verſammlungen des ganzen römiſchen Volks gehalten wurden, entweder ein Geſetz einzuführen, oder die obrigkeitlichen Perſonen zu wählen, oder die auf Leben und Tod angeklagten Verbrecher zu urtheilen. Denn was unter den Conſulaten des **C. Martius** und des **Cn. Manlius**, das heißt, im 397 Jahre **Roms**, vorgefallen iſt, das iſt ein Beyſpiel ohne gleichen, und kann auf keine Folgerungen gezogen werden. Der Conſul **C. Martius**, ſchlug nämlich nahe bey **Sutrium**, in **Hetrurien**, und in ſeinem Lager ſelbſt, ein Geſetz, de vicesima eorum qui manumitterentur, vor. Die Tribunen des Volks aber, welche die Folgen einer ſolchen Neuerung einſahen, indem auf dieſe Weiſe die Conſules durch die Stimmen ihrer Soldaten alles hätten machen können, was ſie nur gewollt hätten, machten zu **Rom** ein ander Geſetz; in welchem ſie unter ſchweren Strafen verbothen, etwas von dieſer Art an irgend einem andern Orte in Vorſchlag zu bringen, als an den gewöhnlichen, in Foro, vel in Campo.

Von den aufrühriſchen Verſammlungen redet man hier nicht, in welchen das aufgebrachte Volk nichts als ſeinen Leidenſchaften Gehör giebt, und keinen Menſchen anhören will, der auf die Gegenſeite tritt. Der Redner wird in ſolchen Fällen nicht nur auf den äußerſten Gränzen des Marktes nicht verſtanden; ſondern auch nicht einmal von denen, die nahe bey ihm ſind: und hievon iſt auch gar die Rede nicht.

Wenn ein Menſch vor dem Volke angeklagt ward, ſo trugen der Ankläger und Angeklagte ihre Sache dieſem Volke vor, als deſſen Stimmen das Schickſal des Angeklagten ausmachen mußten; allein das geſchah wieder nicht in einem einzigen Tage. Zuweilen hatten die **Prätores** oder Commiſſarien, bereits vor dem Volke geſtimmet, und faſt nicht anders, als Berufungsweiſe gieng man an die Stimmen des Volks. Dieſe Art zu verfahren, ward von dem Könige **Hoſtilius** eingeſetzt. Die Ausdrücke ſeines Geſetzes ſtehen in des **Livius** X Buche: Duumviri perduellionem judicent: ſi a Duumviris provocaverit, provocatione certato. Ehe es aber dahin kam, hatte der Beklagte den Ankläger vor die ordentlichen Richter fordern laſſen, und ihm zu ſeiner Vertheidigung, die von den Geſetzen beſtimmte Zeit gegeben, nämlich dreyßig Tage, mehr oder weniger. Wenn er nun vor dem erſten Gerichte verurtheilt werden, ſo ward das Volk in den Verſammlungen der Zünfte, Richter der Sache, daſern ſie nur eine Geldbuſſe betraf; und in den Verſammlungen der Centurionen, wenn es eine Lebensſtrafe angieng. Magiſtratus judicaſſit, irrogaſſitve, per populum mulctae poenae certatio eſto. Dieſe Endſprüche nun des Anklägers mußten, gleich einem Geſetze, drey auf einander folgende Markttage hindurch, angeſchlagen werden. Wenn der beſtimmte Tag gekommen war, ſo wurden ſie vom Ankläger, mit folgenden Worten erneuert: Rogo vos, Quirites, velitis, jubeatis ne, ut *M. Tullio* aqua et igni interdicatur, quod falſum Senatus-conſultum retulerit, quod cives indemnatos indicta cauſa necandos curarit. Oder ſo: Velitis, jubeatis, Quirites, ut *M.* Poſthumio ducentum millium aeris mulcta ſit. Alsdann ſtimmte das in Centurien, oder Zünfte eingetheilte Volk, Mann für Mann, entweder überlaut, oder durch Täfelchen oder auf andere Weiſe.

Die Ordnung und das Stillſchweigen ſo man bey allem dieſem beobachtete, läßt ſchließen, daß das Volk die Gründe des Anklägers, und die Gegengründe des Beklagten zur Gnüge gehöret, bevor es ſein Urtheil gefället.

Traf es ſich zu, daß die Tribunen des Volks, ohne ein vorläufiges Urtheil zu erwarten, jemanden vor dem Volke anklagen wollten: ſo ſtieg derjenige, der die Sache über ſich genommen, auf die Bühne und kündigte einem ſolchen Unglücklichen einen gewiſſen Tag an, da er kommen und die Verbrechen anhören ſollte, die er ihm aufbürden wollte. Wenn der Tag erſchien, ließ er ihn durch einen Ausruffer vorfordern, und an dreyen, aber nicht auf einander folgenden Tagen, wiederholete er die Hauptpuncte ſeiner Anklage. Der Beklagte hatte Zeit und Erlaubniß ſich zu rechtfertigen: that er es aber nicht, und ſelbſt auf dem Markte wo die Roſtra waren; ſo ſetzte ihm der Tribun einen Tag an, vor dem Volke zu erſcheinen, und ſeine Verurtheilung, nach denen dreyen durch das Geſetz feſtgeſtellten Markttagen, anzuhören. **Dionyſius von Halikarnaß**, giebt im VII Buche de Coriolano genugſam zu verſtehen, daß man alle dieſe Umſtände, ſchon im erſten Anfange der Republik, beobachtet. **Cicero**, welcher zu Ende eben dieſer Republik lebete, drückt ſich, pro domo ſua, noch ausdrücklicher aus: Moderata populi judicia a majoribus ſunt conſtituta. Primum, ne poena capitis cum pecunia conjungatur; deinde, ne niſi praedicta die quis accuſetur; tum, ut ter ante Magiſtratus accuſet intermiſſa die, quam mulctam irroget, aut poenam judicet; quarto, ſit accuſatio trinum nundinum, prodita die, qua die judicium ſit futurum.

XV.

* *

XV.

Des Herrn Abts Goulley Unterſuchung einiger Schwierigkeiten den Geburtsort des Daphnis, eines Hirtendichters betreffend. 1718.

Die Hirtenpoeſie war noch in ihrer völligen urſprünglichen Rauhigkeit, als **Daphnis** unter den ſicilianiſchen Schäfern erſchien, und ſie durch ſeinen angenehmen Geſang, auf einen Grad der Vollkommenheit brachte, die ihm den Namen des **erſten Hirtendichters** erworben hat. Die Begebenheiten dieſes Dichters, ſind von den Dichtern und Geſchichtſchreibern um die Wette erhoben worden; und, was ziemlich ſelten iſt, ſo haben zwey Mitglieder dieſer Akademie, nämlich Herr **Hardion**, und der Herr Abt **Goulley** faſt zu gleicher Zeit, und ohne einander ihr Vorhaben entdeckt zu haben, unternommen, ſeine Begebenheiten zu ſammlen, und eine vollſtändige Geſchichte von ihm zu verfertigen.

Da Herrn **Hardions** ſeine im IX Theile der **ausführlichen Schriften** ſteht, ſo wird man hier nur dasjenige anführen, was die geographiſchen und hiſtoriſchen Schwierigkeiten wegen des Geburtsorts dieſes Schäfers betrifft, die der Herr Abt **Goulley** erkläret hat, und welche Herr **Hardion** in ſeiner Abhandlung übergangen hatte.

Diodor von Sicilien, welchen man an die Spitze derer Geſchichtſchreiber ſtellen kann, die vom **Daphnis** gehandelt haben, ſagt: es gäbe in **Sicilien** Berge, die man Hereiſche nennt, und die, ſowohl wegen ihrer beſondern Lage, als wegen der Kühle der Bäume womit ſie bewachſen ſind, ſehr angenehm ſeyn ſollen. Daſelbſt fände man eine große Menge Springbrunnen, deren Waſſer vortrefflich wäre, alle Arten von Bäumen, Eichen von außerordentlicher Dicke und Höhe, Weinberge und fruchtbare Bäume; inſonderheit aber, eine ſo große Menge Obſtgärten, daß auch ehemals ein **Carthaginenſiſches** Kriegsheer, welches faſt vor Hunger geſtorben, von den Früchten dieſer Bäume gelebet, und ſie nicht alle verzehren können. In dieſer bezaubernden Gegend, ſetzt dieſer Geſchichtſchreiber hinzu, liegt ein angenehmes Thal, und ein den Nymphen geheiligter Wald: und hier ſoll **Daphnis** gebohren ſeyn. Er war ein Sohn einer Nymphe und Merkurs: Daphnis aber ward er genennet, weil er mitten in einem Lorberwalde gebohren war.

Wenn man heute zu Tage dieſe Berge, von denen **Diodor** hier redet, kennete, ſo würde des Daphnis Geburtsort keinen Streitigkeiten unterworfen ſeyn: da aber mit der Zeit gewiſſe Schriftſteller, einige andere Theile von **Sicilien** ehren wollen, allwo man ſich nichts minders mit der Geburt dieſes berühmten Schäfers einbildet, als in jeder von denen ſieben Städten, die ſich um den **Homer** zankten; ſo iſt dieſe Sache in eine geheimnißvolle Dunkelheit verfallen. **Fazellus**, welcher geglaubt hat, es ſey genug dieſes Hereiſche Gebürge anzuzeigen, wenn er nur ein recht hohes angäbe, will daß es zwiſchen **Trahina** und **San-Fradello** liegen ſoll; und daß es daſſelbe ſey, was man **Monti Sori** nennt. Die Gebüſche, die Flüſſe und angenehmen Thäler, ſo man dort antrifft, der Namen welcher mit **Diodors** ſeinem angegebenen eine Aehnlichkeit hat, und die Nachbarſchaft des Meers endlich, haben ihn bewogen zu glauben, daß dieſer Geſchichtſchreiber, von dieſem Orte habe reden wollen.

Des **Fazellus** Meynung hat den **Cluver** in einen andern Irrthum gezogen. Dieſer berühmte Erdbeſchreiber hat geglaubt, das Hereiſche Gebirg gienge durch ganz **Sicilien**, faſt ſo wie das Apenniniſche durch Italien;

es nähme die ganze Landſchaft, von **Piazza**, oder **Chiazza**, einer nahe am Urſprunge des Fluſſes **Gela** gelegenen Stadt, bis **Moara**, ein; daſelbſt vereinige es ſich mit dem Berge **Nettunio**, welcher ſonſt **Peloro** geheißen, und nach dem Abende zu, gegen die Quellen des **Aleſius** und **Himera**, vereinige es ſich mit einem andern Gebirge, ſo man heute zu Tage **Madonia**, oder **Monti Sori** nennet. Allein dieſer Schriftſteller kann, ſo viel Mühe er ſich auch gegeben, alle dieſe Oerter zu unterſuchen, dennoch denjenigen nicht ausmachen, allwo, nach dem **Diodor**, **Daphnis** gebohren ſeyn ſoll.

Carrera, oder der Verfaſſer dell' antica Siracuſa illuſtrata, er ſey wer er wolle, hat ſich wider den **Cluver** und **Fazellus** aufgelehnet, und behauptet mit vielen Gründen: daß die **Monti Sori**, nicht zwiſchen **Trabina** und **San-Fradello** liegen; ja daß es unmöglich ſey, das **Hereiſche** Gebirge mit dieſem Gebirge zuſammen zu reimen. Hieraus nun ſchließt er, daß **Diodors** und des **Vibius Sequeſters** **Hereiſches** Gebirg diejenigen Berge ſind, die man nahe bey **Raguſa** findet, welche ehedem Hybla minima, Hera, oder Herea, geheißen. Des **Carrera** Meynung hat auch ſehr große Anhänger in **Sicilien** gefunden, inſonderheit den berühmten Rechtsgelehrten **Joſeph Mazzara**, der, nachdem er dieſe Oerter genau durchforſcht, zugeſteht, daß dieſer Schriftſteller die Lage dieſer Berge richtig angegeben habe. Der der Stadt **Hybla** beygelegte Namen, **Hera**, oder **Herea**, welche in der Nachbarſchaft dieſer Berge gelegen, ſcheint ihm ein entſcheidender **Beweis** zu ſeyn; und in dem Namen des Fluſſes **Mauli**, der nach dem **Cluver**, ehedem **Herminius** geheißen, findet er noch einen andern Beweis: denn dieſer Name kömmt vom **Hermes** oder **Merkur** her, den man für des **Daphnis** Vater gehalten. Kurz, dieſer Schriftſteller ſetzet das Thal, in welchem dieſer Schäfer gebohren geweſen, nahe an das Gewäſſer der **Loza**, oder **Luza**.

Giacomo Arcangelo, ein anderer Sicilianiſcher Schriftſteller, will, daß man im **Diodor**, nicht die Berge Herea, ſondern Etna, leſen ſoll, und daß **Daphnis**, allhier in den angenehmen herum liegenden Thälern gebohren worden. **Carrera** läßt ſogar dieſer Meynung zu Liebe, die ſeinige fahren, und will, daß man von dieſem Canton, zwiſchen dem Dorſe della Via grande und Paterno, **Diodors** Beſchreibung verſtehen müſſe.

Der **Pater Marciano Perello**, ſchrieb wider dieſe neue Meynung des **Carrera**: allein, dieſer befeſtigte ſeine Meynung mit abermaligen Gründen; inſonderheit mit des **Parthenius** Anſehen, welcher nach dem **Timäus**, ſchreibt; **Daphnis** habe ſeine Heerden, in der Gegend des Berges **Aetna** geweidet. Aus allen dieſen Zeugniſſen nun, ſchließt der Herr Abt **Goulley**, es ſcheine ſehr ſchwer, des **Daphnis** Geburtsort auszumachen. Gleichwohl fügt er dieſem Schluſſe noch einige Beobachtungen bey, die uns der Wahrheit etwas näher bringen können.

Erſtlich iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ein durch die Geburt eines ſo trefflichen Dichters, den die Sicilianer als den Vater der Hirtenpoeſie anſehen, berühmter Ort, von einem Geſchichtſchreiber nicht erwähnet ſeyn ſollte, der in den Alterthümern ſeines Vaterlandes ſo bewandert iſt, als **Diodor von Sicilien**. Aus was für Urſachen ſollte er wohl denen, in den Thälern wo dieſer Dichter gebohren worden, gelegenen Bergen, vielmehr einen allgemeinen, als den beſondern Namen geben, der ihnen zukam, und den er ſehr wohl wußte? Man laſſe alſo, ſagt Herr **Goulley**, den **Fazellus**, **Carrera**, **Cluver** und die andern, immerhin in ganz Sicilien herum irren; wir aber wollen dieß Gebirg in die Gegend von Syracuſa ſetzen. Kann man einen ſo berühmten Ort, gleich nicht ganz genau beſtimmen; ſo kann man doch aus gewiſſen Umſtänden, ſich von der Wahrheit nicht gar zu weit entfernen. **Vibius Sequeſters** Zeugniß, muß hier von großem Gewichte ſeyn. Der **Fluß Chryſas**, ſchreibt er, läuft an den Berg Herea;

wenn man nun den Lauf dieſes Fluſſes einmal kennt, ſo wird man auch leicht zu ſeiner Quelle kommen. Cicero redet in ſeinen gerichtlichen Reden wider den **Verres**, von dieſem Fluſſe, und er hatte ihn geſehen: Chryſas eſt amnis, qui per Aſſorinorum agros fluit. **Dieſer Fluß läuft durch die Ländereyen der** Aſſoriner. Man kennt ihn alſo, weil dieſes Land bekannt iſt, und es noch anjetzt **Aſaro**, der Fluß aber **Dittaino**, heißt.

Nun iſt die Frage, ob er von **Diodors** Heräiſchen Bergen entſpringt? und ob das, was er von dieſem Gebirge ſagt, mit denen angenehmen Thälern übereinſtimmt, allwo dieſe Waſſer fließen? Die Sache iſt ganz ausgemacht; indem das **Carthaginenſiſche** Kriegesheer an dem Ufer des **Dittaino** gelagert geweſen, als **Mago** daſſelbe anführte, und als es vor Hunger geſtorben wäre, wenn es nicht hier ſo viel Früchte im Ueberfluſſe gefunden hätte. Die Landſchaft **Aſaro**, die der **Dittaino** durchwäſſert, gehört zum Gebiethe der **Syracuſaner**. Dieß beſtätiget **Aelian**, wenn er, indem er vom **Daphnis** redet, ihn einen **Syracuſer** nennet; weil er in dem Canton gebohren war, allwo nach dieſem **Syracuſa** gebauet worden. Die Ungewißheit der Schriftſteller, iſt bloß daher gekommen, weil ſie für ihr Vaterland gar zu ſehr eingenommen geweſen, und gewünſcht haben, es möchte dieſer Dichter ihr Landsmann ſeyn. Daher haben denn einige, **Raguſa**, andere **Caronia**, nahe bey **San-Fradello**, oder **Himera** u. ſ. w. genommen. Einige ſind gar damit zufrieden geweſen, daß ſie den Ort ausfündig gemacht hatten, wohin er ſeine Heerden getrieben; dergleichen ſind die Gegenden um den **Aetna**, ohne ſich viel um die Beſtimmung ſeines Geburtsorts zu bekümmern. Alle aber haben den **Diodor von Sicilien** entweder gar fahren laſſen, oder unrecht verſtanden: der ihnen doch allein von aller Schwierigkeit hätte abhelfen, und ſie in den Stand ſetzen können, dieſelbe aufzulöſen.

* * *

XVI.

XVI.

Des Hrn. Abts Vertot, Character des Auguſtus, nebſt einer Vergleichung ſeiner zween Staatsbedienten, Agrippa und Mäcenas. 1718.

Unter allen Mitteln, die entweder zur Aufrichtung der Reiche, oder zu deren Befeſtigung dienen, iſt keines, welches damit ſo viel Verbindung hat, als die gute Wahl, ſo die Regenten in ihren Feldherren und Staatsbedienten treffen. Ohne daß man ſich hier über eine ſo bekannte Sache weiter einlaſſe, ſo iſt es, nach dem Herrn Abte **Vertot**, dem man dieſe Abhandlung zu danken hat, gewiß: daß, ſo wie **Agrippa**, durch ſeine Tapferkeit, den **Auguſt** zum Herren des Reiches gemacht; **Mäcenas** durch ſeine Weisheit und Geſchicklichkeit, viel dazu beygetragen, daß ſeine neue Herrſchaft befeſtiget worden.

Wer aber iſt von dieſen zween Römern der größeſte geweſen? fragt der Herr Abt **Vertot**. Dieſe Frage kann man nicht anders beantworten, als daß man den Character des **Auguſtus**, die Beſchaffenheit der öffentlichen Angelegenheiten, als dieſe zween Staatsbedienten dazu kamen, und durch was für Dienſte alle beyde ſich das Vertrauen des Prinzen erworben, der ſich niemals außer ihnen jemanden ſo ſehr vertrauet hat, genau unterſuchet.

Die Geſchichtſchreiber ſind, was den Character dieſes Prinzen betrifft, untereinander uneins. **Vellejus Paterculus** z. E. ſtellet ihn als einen der größten Geiſter vor, der weitausſehende Abſichten gehabt, in ſeinen Anſchlägen richtig, und fähig geweſen, die größten Entſchließungen zu faſſen und auszuführen; der von Natur voller Menſchenliebe, und ſeit der Tilgung des Triumvirats, gütig, gnädig, voller Sanftmuth, und kurz, ſo beſchaffen geweſen, daß er für das Heil der ganzen Welt gebohren zu ſeyn geſchienen. Nach andern, war er ein ehrſüchtiger, feiger, verwägener und zugleich verzagter Prinz, ſeinen Bundsgenoſſen untreu, grauſam und unverſöhnlich bey ſeiner Rachgier, abergläubiſch, ohne Sitten und Tugend.

In dieſen zwo Abſchilderungen erkennet man gar leicht die Schmäucheley und Bosheit. **Auguſt** iſt weder ſo groß und ſo gut, noch ſo ſchwach und boshaft geweſen, als man ihn hier abmalet. Der Character der Menſchen iſt mehrentheils vermiſchter; und wenn dieſer Herr gleich nicht alle Eigenſchaften beſeſſen, die einige Geſchichtſchreiber ihm beylegen: ſo iſt er doch auch nicht ſo gar ſchlimm geweſen, als andere ihn uns abbilden. Man kann dieſem Neffen **Cäſars**, etliche groſſe Eigenſchaften nicht abſprechen. Man ſieht in ſeinen Unternehmungen einen erſtaunlichen Heldenmuth, einen ſtandhaften Geiſt, und der die Kunſt beſaß, die Ausführung ſeiner Anſchläge auf die gehörigen Zeitpuncte zu vertheilen. Er war ſehr ſcharfſichtig die Menſchen zu kennen; er theilte ihnen die Aemter mit vieler Billigkeit aus. Er war allezeit aufmerkſam auf die Staatsgeſchäffte, gnädig oder grauſam, nachdem die Zeit, und das erlittene Unrecht es erforderten; ein Feind aller Gefahr, ja ſo gar verzagt; und das vielleicht aus Staatsliſt. Er wußte ſeine Fehler durch die unendliche Kunſt zu bedecken, die er beſaß, alle Tugenden anzunehmen, die ihm fehleten. Kurz, er war wie er ſelbſt geſtund, ein vortrefflicher Schauſpieler, und der unter der Larve allerley Perſonen zu ſpielen wußte, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen.

Dieſes muß man unterſuchen, wenn man von dem Charactere obiger zween Staatsbedienten richtig urtheilen will. Mitten unter den Unruhen, die auf **Cäſars** Tod folgten, trat **C. Octavius**, deſſen Sohn auf den Platz.

Er war kaum achtzehn Jahre alt, und kam erſt aus der Schule zu Apollonia: war aber ſchon ſo kühn, daß er die Republik zerſtören und ſich die oberſte Gewalt anmaßen wollte; ja was noch wunderbarer iſt, ohne irgend eine von denen Parteyen auf ſeiner Seite zu haben, die ſich bey dem Tode des Dictators entſponnen hatten. Seine Verwandten und Freunde, ſelbſt die Anhänger der Freyheit, widerſetzten ſich einem ſo kühnen Vorhaben vergebens: nichts konnte ihn bewegen; und da er keine andere Stütze hatte, als den einzigen Namen Cäſar, ſo wagte er es, ihnen allen Widerſtand zu thun. Da er aber nicht Macht genug hatte, ſich gegen alle dieſe Parteyen zugleich aufrecht zu erhalten, ſo war er ſo liſtig, ſich nach und nach mit ihnen zu verbinden, und ſich wechſelsweiſe ihrer Feindſeligkeiten und Waffen zu bedienen, um ſie einen nach dem andern aufzureiben, und folglich den Grund ſeiner Hoheit auf ihrem Untergange zu bauen.

So ſah der Plan aus, den er ſich machte, und davon er nie abwich. Kein Menſch wußte was von dieſem groſſem Vorhaben, er ließ nichts, als den Entſchluß blicken, den Tod ſeines Vaters zu rächen: ja dieſen nahm er zum Vorwande, ſich zu waffnen an. M. Antonius bediente ſich eben dieſes Vorwandes, um die Legionen ſo unter ihm ſtunden, zurück zu ruffen. Wer nun ihr Bezeugen nur von auſſen betrachtete, der meynte, ſie würden zuſammen ſtoßen, um einerley Abſicht auszuführen; allein ſie hatten dringendere Urſachen, die ſie antrieben. Antonius ſtrebte ebenfalls nach der oberſten Gewalt; und da ſie dieſes an einander merkten, ſo wurden ſie Feinde. Vergebens bemühten ſich Cäſars Freunde ſie zu verſöhnen; ſie umarmten ſich wohl, aber ihr Mistrauen ließ nicht nach: und da ſie ſich in allen ihren Abſichten durchkreuzten, ſo währete auch ihre Freundſchaft nicht lange. Antonius rächte ſich durch Verachtung, und begegnete dem jungen Octavius als einem Schüler; indem dieſer Schüler, welcher äuſſerlich ſeine

Abſicht zu verbergen wußte, den Grund zum Verderben ſeines Mitwerbers legte.

Indeſſen fieng **Antonius** an, **Modena** zu belagern, in Hoffnung, der junge **Cäſar** würde in ſein Lager kommen, und ihn als Feldherrn erkennen. Allein dieſer Prinz, welcher wohl glaubte, daß nicht ſowohl die Abſicht den Mord des Dictators zu rächen, und alſo den **Decimus Brutus**, einen von den Mördern, aus dieſem Orte zu jagen, ihn antriebe; als die Begierde, durch Einnehmung der Stadt **Rom**, ein Herr derſelben zu werden, ließ durch den **Cicero** den Ausgang dieſer Belagerung bedenklich machen: und **Antonius** ward vom Senate für einen Feind des Vaterlandes erkläret. Beyde Conſuls begaben ſich auf den Weg, **Auguſt** ſtieß mit ſeinen Leuten zu ihnen, und **Antonius** mußte nach verlorner Schlacht, die Belagerung aufheben. **Auguſtus** foderte das Conſulat, und erhielt es auch; allein er behielt es nicht lange. **Antonius**, welcher durch den Beytritt der Völker des **Lepidus** ſein Kriegsheer wieder in den Stand geſetzt hatte, drohte dem **Auguſt**, ſich mit den Verſchworenen zu vereinigen; und der junge **Cäſar**, den der Anſchlag einer Verſchwörung ſchreckte, welcher er nicht hätte widerſtehen können, ward bewogen, ihm, die Vereinigung mit ihm, und ſeinem Kriegsheere, ja gar die Theilung der oberſten Gewalt, anzubiethen. Da ſie indeſſen niemals einer dem andern traueten, ſo nahmen ſie noch den **Lepidus** mit zu Hülfe; nicht ſowohl als ein Haupt der Partey, als daß er Schiedsmann der etwa vorfallenden Streitigkeiten ſeyn ſollte.

So war das berühmte Triumvirat beſchaffen, deſſen Grauſamkeiten einen Abſcheu erwecken. Dieſe drey Häupter, die durch Verbannungen reich, und durch den Tod ihrer Feinde mächtig geworden, unterdrückten die Partey der Verſchwornen; und die Freyheit ward in den **Philippiſchen** Feldern, mit dem **Brutus** und **Caßius**, als den letzten Römern begraben.

Weil **Auguſtus** bey allen Gelegenheiten Merkmaale der Schwachheit und Zaghaftigkeit hatte blicken laſſen, ſo mußte er gar oft des **Antonius** Spöttereyen erdulden; er glaubte daher es würde ihm nöthig ſeyn, ſich einen guten Feldherren auszuſuchen. Er wählete den **Agrippa**; einen Mann, der ſich von unten aufgkſchwungen hatte, von ſchlechter Herkunft war, und folglich nicht viel Aufſehen machen konnte. Damals ſollte man den jungen **Pompejus** aus Sicilien treiben, der ſich dieſes Landes bemächtiget hatte, und von dortaus die italiäniſchen Küſten beunruhigte. Auguſtus hatte keine Flotte. **Agrippa** ließ alſo Schiffe bauen, ſuchte den Feind auf, ſchlug ſeine Verweſer zu verſchiedenen malen, und überwand endlich den **Pompejus** ſelbſt. Da er aber ein eben ſo beſcheidener Mann, als groſſer Feldherr war, vielleicht auch die Zärtlichkeit und Eiferſucht ſeines Herrn kannte; ſo ſchlug er die verdiente Ehre eines Siegsgepränges aus.

Da nun **Auguſt** über alle Republikaner geſiegt hatte, ſo glaubte er, es wäre Zeit, mit ſeinem Amtsgenoſſen zu brechen. Der Vorwand hierzu konnte einem ſo verſchlagenen Staatsmanne nicht fehlen. **Lepidus**, der nicht ſo gar furchtbar war, als die andern, ward zuerſt angegriffen; und der Verluſt dieſes Mitbuhlers koſtete dem **Auguſt** nichts mehr, als einige Staatshändel und Geld. Dieſer Triumvir, den ſeine Soldaten nicht ſonderlich liebten, ward mitten in ſeinem Lager von ihnen verlaſſen; und da er gar nicht ehrſüchtig war, ſo koſtete es ihm wenig Mühe, ſich zurück zu ziehen. **Antonius** machte dem **Auguſt** ſchon mehr zu ſchaffen; er war Herr eines Theils von Aſien und Africa; er ſtand mit vielen groſſen Königen im Bunde; er ward von ſeinen Soldaten angebethet; und würde folglich unüberwindlich geweſen ſeyn, wenn er ſelbſt nicht von ſeinen Leidenſchaften wäre überwunden worden. **Auguſt** erfuhr, daß ſeine Liebe gegen die **Cleopatra**, ihn von Beſorgung der Staatsangelegenheiten abhielt, und ſchickte alſo den

Agrippa wider ihn. Der Krieg führte dieſen Feldherrn durch verſchiedene Länder, und der Sieg folgte ihm allenthalben: endlich machte die Schlacht bey **Actium** dieſem langen Streite ein Ende, und des **Antonius** Tod, der auf dieſe Niederlage folgte, machte den **Auguſt** zum Herrn der Welt.

So wußte er ſich die Siege des **Hirtius** und **Panſa**, nahe bey **Modena**, zu Nutze zu machen, um den **Antonius** zu ſtürzen; die doch eben dieſer **Antonius** für ihn auf den philippiſchen Feldern erworben. **Agrippa** räumte ihm den **Pompejus** und **Antonius** aus dem Wege, und ſetzte ihn in den Stand, die Forme der Regierung nach ſeinem Kopfe umzuſchmelzen.

Dieſer groſſe Anſchlag nun ſetzte ihn in die äußerſte Unruhe. Das Andenken der Iduum Martii ſtellte ſich ſeinen Gedanken beſtändig vor. **Cäſar**, welcher mitten im Senate, durch ſeine eigene Freunde war umgebracht worden, machte ihm vor einem neuen **Brutus** bange; und daher ergriff er den Entſchluß, dieſe große Sache mit dem **Agrippa** und **Mäcen** zu überlegen. **Agrippa**, der nur allein gegen diejenige Ehre empfindlich war, die aus edeln Thaten entſteht, war zu einer groſſmüthigen Entſagung geneigt. Er ſtellte ſogar ſeinem Herrn die Gefahr einer verhaßten Herrſchaft vor Augen; er führte ihm des **Sylla** und **Cäſars** Beyſpiele zu Gemüthe, und ermahnte ihn, der Welt zu zeigen, indem er ſeinem Vaterlande die Freyheit wiedergäbe, daß er nur zu Rächung des väterlichen Mordes das Schwert ergriſſen hätte.

Mäcenas hielt ſich nicht damit auf, daß er dem **Auguſt** die Krone auf ihren reizendſten Seiten ſchilderte; ſondern ſtellte ihm nur vor: er ſey ſchon zu weit gegangen, daß er wieder umkehren könnte; nach ſo viel vergoſſenem Blute, ſey er nirgend ſonſt, als auf dem Throne ſicher; und ſobald er die oberſte Gewalt hingäbe, würde er von den Freunden

den und Kindern ſo vieler erlauchten Vertriebenen angegriffen werden, die das Unglück der Zeiten ihn gezwungen, ſeiner Sicherheit aufzuopfern.

Auguſt entſchloß ſich, ohne einen, oder den andern Rathſchlag ganz zu verwerfen, die oberſte Gewalt zu behalten. Um aber die Römer allmählich zu gewöhnen, ſeine Herrſchaft zu ertragen, erklärete er ſich öffentlich: er wolle ſie innerhalb zehn Jahren aufgeben; indem er Hoffnung machte, daß alsdann der Staat völlig wieder in Ruhe geſetzt ſeyn ſollte. Er hat auch in der That alle zehn Jahre eben dieſes Verſprechen wieder erneuert.

Von dieſer Zeit an haben **Agrippa** und **Mäcenas** das Vertrauen ihres Herren zu gleichen Theilen beſeſſen, nur mit dem Unterſchiede: daß der erſte in höhern Gnaden ſtand, und des **Auguſtus** Tochter heirathete, auch zugleich **Conſul** ward. **Mäcenas** that ſich auf der Gegenſeite hervor. Er war mit einem ergetzenden Leben, und damit zufrieden, daß er ſo zu reden, das Herz ſeines Herrn regierte; daher entſagte er allen Ehrenſtellen. Den einen ſah man als die Stütze des Reichs an; den andern als einen gelinden angenehmen Freund, welcher mehr der Perſon ſeines Herrn, als deſſen Würde, anhieng. Allein da man wegen der beſtändigen Kriege, welche den Auguſt zum Herren der Welt machten, vom **Mäcen** weniger geredet hat, da er an denſelben keinen Theil hatte: ſo wird es gut ſeyn einen Römer näher kennen zu lernen, deſſen Namen ſeit ſo vielen Jahrhunderten, der Beſchirmung der Gelehrſamkeit geheiliget iſt.

Als ein gebohrner römiſcher Ritter, das heißt, aus der zweyten Claſſe der Republik, hatte er das Glück, mit dem Auguſt zu **Apollonia** zu ſtudieren. Die Gleichheit der Gemüther, die Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften, und einerley Neigung zu den Ergetzungen, ſtifteten von der

Zeit

an, eine Freundſchaft unter ihnen, die ſtets beſtanden hat. Als ſich der bürgerliche Krieg entſpann, ſo ward aus dieſem angenehmen Lieblinge, ein nützlicher Staatsrath. Dem **Mäcen** wurden allezeit die kützlichſten Unterhandlungen aufgetragen; und **Auguſt** hätte nie beſſer wählen können. **Mäcen** beſaß alle die angenehmen Eigenſchaften, die die Herzen gewinnen. Von Natur hatte er ſehr viel Verſtand, und eine gute Erziehung; die Wiſſenſchaften aber, hatten alles vollkommen gemacht, was die Natur in ihm vorbereitet hatte. Eben in einer ſolchen geheimen Unterhandlung, wußte er vom **Antonius** die Beyhülfe zu erſchleichen, womit der junge **Pompejus** aus **Sicilien** vertrieben ward. Sobald **Auguſt** völlig Herr geworden war, änderte der Liebling ſein Lehrgebäude, und ſann nur auf Mittel, die Perſon und Gewalt des Kaiſers zu erhalten. Spionen, die unter alle Rotten vertheilet wurden, berichteten ihm alle Empfindungen derer, die mit dem neuen Regimente nicht zufrieden waren: und auf deren Nachrichten brachte er den **Auguſt** dahin, daß er ſich eines Theils ſeines Anſehens begab, um den übrigen Theil, den er noch behielt, deſto ſicherer zu bewahren. Der Rath dieſes Staatsmannes war ebenfalls ſchuld daran, daß **Rom** noch **Conſuls**, **Prätoren** und **Bauherren** behielt, als ehemalige Bediente der Republik, ungeachtet in der That ihre Gewalt ein leerer Schatten war.

Mäcenas trieb ſeine Abſichten und Bemühungen noch weiter. In der Abſicht den Prinzen, und ſelbſt ſein Regiment beliebt zu machen, zog er alle diejenigen an ſich, die zu deſſen Ehre was beytragen konnten, es mochten Dichter, Redner oder Geſchichtſchreiber ſeyn. Er berief ſie zu ſich, überhäufte ſie mit Gnade und Wohlthaten, und ſtellte ſie ſeinem Herren vor. Seine Gnade, in der er ſtand, lockte alles zu ihm, und die rechtſchaffenſten Leute kamen mit Vergnügen zu den gelehrten Unterredungen, die bey ihm gehalten wurden. Daſelbſt erhob man das Lob des Prinzen:

dieß Lob verbreitete ſich nachmals unter das Volk, und beſänftigte allmählig die Gemüther. So verwandelten ſich denn der Haß und Neid, in eine Bewunderung. Eine ſo glückliche Veränderung war Mäcens Werk; und wenn Agrippa mitten unter tauſend Gefahren, ſeinem Herren den Sieg über ſeine offenbaren Feinde verſchaffte: ſo entwaffnete Mäcen die heimlichen, gewöhnte die der Freyheit gewohnten Menſchen zur Dienſtbarkeit, und lehrte die den Republicanern ſo verhaßte Monarchie ertragen.

* *

XVII.

Des Herrn Abts Maſſieu, kritiſche Betrachtungen über den Pindar.

1718 und 1719.

Es giebt keinen Schriftſteller, auch den Homer ſelbſt nicht ausgenommen, von dem man ſo viel Gutes und Böſes geſagt hätte, als von **Pindar**. In allen Jahrhunderten hat ſich eine Art von einer allgemeinen Einwilligung gezeiget, ihn für den König der lyriſchen Dichtkunſt zu halten. Troß dieſer einhälligen Uebereinſtimmung aber, hat es auch zu allen Zeiten einige Privatperſonen gegeben, die ſichs angelegen ſeyn laſſen, ihn zu erniedrigen, und ihm auch nicht einmal unter den mittelmäßigen Dichtern einen Platz einzuräumen.

Der Herr Abt Fraguier hatte ſich vor einigen Jahren Mühe gegeben, ſeinen Character recht bekannt zu machen, und hatte in der Abhandlung, die er hievon aufgeſetzt, nichts vergeſſen, welches alle die Lobſprüche rechtfertigen konnte, ſo das Alterthum ihm beygelegt hat. Der Herr Abt Maſſieu aber, welcher die Ueberſetzung dieſes großen

Dichters unternommen, hat ſich für verbunden gehalten, eine beſondere Prüfung alles deſſen anzuſtellen, was an ſeinen Werken gelobet oder getadelt worden. Inſonderheit hat er ſich vor dem, den Ueberſetzern nur gar zu gewöhnlichen Vorurtheile gehütet. Es ſcheint, ihre einzige Sorgfalt gehe dahin, ſich zu überreden, daß es in ihrem Schriftſteller lauter Schönheiten, ohne alle Fehler gäbe, und denſelben allen andern vorzuziehen. Sie gleichen hierinn denen Rednern, welche alle andere Helden herunter machen, um nur denjenigen recht heraus zu ſtreichen, deſſen Lobrede ſie verfertigen.

Der Herr Abt **Maſſieu** hergegen geſteht, daß, wenn man überhaupt im **Pindar** große Schönheiten antrifft, es auch zuweilen große Fehler in ihm gäbe. Dieß iſt ein nothwendiges Looß der menſchlichen Natur. Man kann ihm das Erhabene und den hohen Schwung, die Stärke und den Nachdruck, die Richtigkeit und Kürze, die Harmonie und den Wohlklang, das Feuer, die Entzückung und alles dasjenige nicht abſprechen, worinnen eigentlich das wahre Weſen der Dichtkunſt beſteht. Anderntheils aber kann man ihm auch ſeine Vergehungen vorrücken; und in der That ſind einige darunter, die man auf keinerley Weiſe vertheidigen kann. Viele indeſſen werden ihm auch ſonder allen Grund beygemeſſen. Dergleichen iſt z.E. wenn man ihm vorrückt: daß er allezeit den Vater, das Geſchlecht, das Vaterland ſeines Helden und die Götter lobet, welche darinnen beſonders verehret werden: denn hiedurch entwickelt er nur die Formel, deren man ſich zu Erhebung des Ueberwinders bediente; und ſo lange er in dieſen Gränzen bleibt, kann man nicht ſagen, daß er ſich vergehe. Er iſt aber auch nicht allezeit, mit dem Lobe des Vaterlandes ſeines Helden, allein zufrieden. Er lobet auch die großen Leute, ſo es hervorgebracht hat; und alsdann vergeht er ſich allerdings. Sein Held ſey alſo von **Aegina**: ſo geht er, nachdem er dieſe Inſel überhaupt gelobet hat, auf alle Umſtände zurück, er lobet den **Aeacus**, **Peleus**, **Telamon**, **Achilles**, **Neoptolemus**, **Ajax** und **Teucer**, die alle daher gebohren waren: er erwähnet der Inſel **Cypern**, **Salamis**, **Phthia** und **Epirus**, als Pflanzſtädte, ſo von dieſen Helden geſtiftet worden.

Zum andern rückt man ihm vor, daß ſeine Gedanken und Ausdrücke gar zu verwägen ſind: und allerdings muß man offenherzig bekennen; daß einige ſeiner Ausdrücke und Figuren, bis auf das Verwägene hinaus zu laufen ſcheinen. Das aber kann man doch auch nicht leugnen, daß unter dieſen Kühnheiten, davon ſeine Schriften voll ſind, einige ſehr glücklich gerathen, und geſchickt ſind, die Seele zu erheben. Anderntheils ſcheint es, daß er an einigen Stellen, auf einmal himmelhoch herunter falle. Man erſtaunet, dieſen großen Dichter, nachdem er ſich der edelſten und prächtigſten Redensarten bedienet hat, gemeine und pöbelhafte Ausdrücke vorbringen zu ſehen. Z. E. **das böotiſche Schwein; du haſt dieſelbe Kuh zur Mutter gehabt; die Hyperboräer opfern dem Apollo Eſel**, u. ſ. w. Was für Ausdrücke in einer Ode!

Indeſſen trifft dieſer Vorwurf den **Pindar** nicht mehr, als den **Home** und andere alte Dichter, die ſich ſolcher Worte ohne Bedenken bedienen. Diejenigen ſo dieſen Einwurf machen, wollen weder hören, noch ſich in den, zum urtheilen gehörigen Geſichtspunct ſetzen. Man hat ihnen geſagt, daß dieſe Wörter, die in unſerer Sprache niedrig ſind, es in der griechiſchen nicht waren. Es iſt ein allgemeiner Grundſatz, der nicht geleugnet werden kann, man müßte denn mit Vorurtheilen ganz eingenommen ſeyn: daß das, was in einer Sprache ſehr platt iſt, in einer andern ſehr edel ſeyn könne.

Herr **Boileau** hat angemerkt, daß das Wort **Kuh**, im Franzöſiſchen unerträglich ſey, und die allerſchönſte Ekloge verderben würde. Das Wort Vacca, welches im

Lateiniſchen eben das ſagen will, iſt hingegen edel, und thut in der Schäferpoeſie eine gute Wirkung. Eben ſo bemerkt Herr **Segrais**, daß in der franzöſiſchen Sprache, das Wort **Majoran**, mit guter Art in keinem Heldengedichte ſtehen kann; dahingegen das Wort Amaracus, welches auf Latein eben das heißt, ſich in dem heroiſchen Verſe mit Vortheil zeigen kann. Wenn man nun dieſes auf die Wörter **Schwein**, **Kuh** und **Eſel** zieht, davon hier die Rede iſt: ſo iſt es gewiß, daß ſie im Franzöſiſchen ſehr niedrig ſind; im Griechiſchen und Lateiniſchen aber ſind ſie ſo edel, daß ſie ſich nicht nur in Schäfergedichten, ſondern auch im Heldengedichte, und in der Ode zeigen können. Man ſieht auch, daß die Meiſter der Kunſt, **Homer**, **Pindar** und **Virgil**, kein Bedenken getragen, ſie zu gebrauchen, und eine von denen Urſachen, weswegen dieſe Wörter in jenen Sprachen edel geweſen, iſt dieſe, weil die dadurch angedeuteten Thiere ſelbſt zu den ehrwürdigſten Gebräuchen beſtimmet waren. Man ſchmückte ſie mit Blumen aus; man führte ſie zu den Füßen der Altäre; man opferte ſie gar den Göttern. Alles dieſes adelte gewiſſermaßen dieſe Thiere, und auch ihre Namen. Daß aber dieſe Namen im Griechiſchen ſo niederträchtig nicht geweſen, als in unſerer Sprache, das kann man auch noch durch einen ſehr ungezwungenen Vernunftſchluß heraus bringen, dawider gar nichts einzuwenden iſt. Hier iſt er in wenigen Worten.

Unter der ungeheuren Menge von Dichtern unſerer Zeiten, die den Hof und die Stadt **Paris** überſchwemmen, iſt kein einiger ſo gar verächtlich, der das Herz haben würde, in einer Ode, die Wörter **Schwein**, **Kuh** und **Eſel** zu gebrauchen: es iſt daher gar keine Wahrſcheinlichkeit, daß, wenn dieſe Wörter in der griechiſchen Sprache eine ſo alberne Wirkung gethan hätten, als ſie in der unſrigen thun, **Pindar** ſich ihrer bedienet haben ſollte. Denn man hoffet doch nicht, daß jemand die Halsſtarrigkeit und das Vorurtheil, ſo weit treiben wird, daß er behaupten ſollte,

Pindar hätte weniger Geſchmack und Vernunft ſollen beſeſſen haben, als der elendeſte franzöſiſche Dichter?

Was man dem **Pindar** am öfteſten vorrückt, das iſt ſeine Dunkelheit. Um nun hier den richtigen Ausſpruch thun zu können, ſo muß man zweyerley Arten von Dunkelheit unterſcheiden. Die eine entſteht aus gewiſſen alten Gebräuchen, ländlichen Gewohnheiten, Geſchichten damaliger Zeiten, und lauter ſolchen Sachen, die zu **Pindars** Zeiten überaus bekannt waren, und folglich damals nicht die mindeſte Dunkelheit in ſeinen Schriften verurſachten. Da aber eben dieſe Sachen ins Vergeſſen gerathen ſind; ſo iſt es gekommen, daß dasjenige, was zu ſeiner Zeit ganz deutlich war, in der Folge dunkel geworden iſt: und es würde unbillig ſeyn, dieſe Dunkelheit dem **Pindar** zur Laſt zu legen.

Es giebt aber auch noch eine andere Art von Dunkelheit, welche aus dem Schwunge der Gedanken, und aus der Wortfügung entſteht. Und hier kann man nicht leugnen, daß in dieſem Stücke, **Pindar** nicht ziemlich oft dunkel ſeyn ſollte. Es ſcheint, daß er an einigen Stellen, recht mit der Abſicht geſchrieben, daß er nicht wolle verſtanden ſeyn. Seine Ausdrücke ſind in der Bedeutung, die er ihnen beylegt, ſo ſeltſam, und die Fügungen der Redensarten ſo wunderlich; daß es vielmehr Räthſel, als eine gewöhnliche Art zu reden ſind, und daß auch die geübteſten Leſer des Griechiſchen, nicht anders, als mit großer Mühe errathen können, was er haben will. Ob alſo **Pindar** gleich den Namen hat, daß er ſeine Sprache vortrefflich ſchön geſchrieben, ſo iſt es doch ſchwer, daß man nicht der Meynung derjenigen zugethan ſey, die ihm dieſe letztere Art von Dunkelheit nicht vergeben können.

XVIII.

Des Herrn Abts Banier Anmerkungen über die Bätylen, und Bilder der Cybele. 1718.

Die Prieſter der **Cybele**, welche von einer Stadt zur andern betteln giengen, trugen auf der Bruſt geheimnißvolle Steine, die man **Bätyles** genannt hat, und welche die Mutter der Götter vorſtellten. Einige Schriftſteller haben gewollt, daß dieſes unförmliche Steine geweſen, die denen geglichen, welche, wie man ſagte, in **Phrygien** niedergefallen ſeyn ſollten, und die man für die Bildſeule der **Cybele** gehalten. Da nun Herr **Falconet**, in einer Abhandlung über die **Bätylen**, welche im 9ten Bande der **ausführlichen Schriften** dieſer Akademie eingedruckt ſteht, von dieſer Art von **Bätylen**, welche die Mutter der Götter vorgeſtellet haben, nur im Vorbeygehen gehandelt hat: ſo theilte der Herr Abt **Banier** der Akademie einige Anmerkungen über die Bilder dieſer Göttinn mit, ob er ſich gleich nicht vorgenommen, ſich in die Beſchreibung dererjenigen einzulaſſen, die man in der Sammlung der Alterthümer, auf verſchiedenen Münzen, und andern Denkmälern findet.

Der erſte und bekannteſte von allen, war derjenige berühmte ſchwarze Stein, welcher der Sage nach, nahe bey **Peſſinunt**, in **Phrygien**, niedergefallen ſeyn ſollte, und daſelbſt, als ſtellte er die Mutter der Götter vor, angebethet wurde. Man weis, daß die Römer denſelben mit vielen Umſtänden abholen ließen. Die Prieſter, die Feyertage, alles Gepränge des Götzendienſtes dieſer Göttinn, kam mit den römiſchen Geſandten nach **Rom.** Man übergab dieſen geheimnißvollen Stein der Veſtalinn **Clodia,** welcher in einem feyerlichen Aufzuge queer durch die Stadt getragen ward. Dieſes Feſt ward alle Jahre erneuert und man wuſch dieſen Stein in dem kleinen Fluſſe **Almon,** wie **Ovidius** uns, in ſeinen Faſtis berichtet.

Eſt locus in Tiberim qua lubricus influit Almo,
Et nomen magno perdit in amne minor.
Illic purpurea canus cum veſte Sacerdos,
Almonis dominam ſacraque lavat aquis.

Dionyſius von Halikarnaß, welcher die Geſchichte von dieſer berühmten Heimholung der **Cybele** erzählet, bemerkt, daß **Scipio Naſica** der Anführer der Geſandſchaft geweſen.

Die andere Art von Götzenbildern dieſer Göttinn, das heißt diejenigen, die ihre Prieſter gemeiniglich auf dem Magen trugen, waren eine Art von **Bätylen**, eine Art von Steinen, denen ſie viele Tugenden zuſchrieben. Einige Schriftſteller haben gewollt, daß der zu **Peſſinunt** niedergefallene Stein (einer Stadt in **Phrygien**, die ihren Namen von dieſem Falle, nämlich von dem Worte πεσεῖν, welches **fallen** heißt, bekommen) denen **Bätylen** geglichen, die die Prieſter dieſer Göttinn getragen. Sie gründen ſich auf eine Stelle im **Arnobius**, der ihn, wie es ſcheint, für einen kleinen Stein ausgiebt: Silicem non magnum, coloris atri, angulis prominentibus inaequalem. Die beſten Schriftſteller aber verſichern, daß dieſer Stein, der vom Himmel gefallen, ſehr groß geweſen. **Arnobius** ſelbſt drückt ſich auf das Wort eines alten Schriftſtellers, **Timotheus** genannt, ſo aus: In Phrygiae finibus inauditae per omnia vaſtitatis petra eſt quaedam, cui nomen Agdus: und er ſetzt hinzu, daß aus dieſem Steine **Deukalion,** auf Anrathen der **Themis**, diejenigen Stücke geſchlagen, welche nach der Sündfluth, das menſchliche Geſchlecht wieder

der ergänzen müſſen: und daß **Cybele** ſelbſt, ſo eine Mutter der Götter ſie auch geweſen, ihren Urſprung daher genommen: Ex eo lapides ſumtos, ut Themis mandaverat, in orbem mortalibus vacuum Deucalion jactavit et Pyrrha, ex quibus cum caeteris et haec Magna quae dicitur informata eſt Mater. Man kann noch ſagen, um zu beweiſen, daß dieſer Stein größer geweſen, als die **Bätylen**, welche die Prieſter der **Cybele** getragen, daß, als man ihn aus dem Schiffe gebracht, und ihn den Händen der **Vaſtalinn** übergeben, ſie ihn ſogleich einer andern, dieſe wider einer dritten, und ſofort überliefert; welches nicht nöthig geweſen wäre, wenn dieſer Stein ſo klein geweſen, als die **Bätylen** der Prieſter. Und wozu diente auch noch der Wagen, ihn nach dem Fluſſe **Almon** zu führen? Es wäre dem Wohlſtande gemäßer geweſen, wenn er in den Händen einer ihrer Götzendiener geblieben wäre.

Die alten **Gallier** trugen, wie man in den Actis des heil. **Symphorianus**, eines Märtyrers aus dem zweyten Jahrhunderte lieſt, deren Herausgeber **Dom Ruinart** geweſen, auf einem mit Ochſen beſpannten Wagen, die Bildſeule dieſer Göttinn herum: ſtatuam Berecynthiae, quae carpento ducebatur. **Gregorius von Tours**, beſtätiget dieſe Wahrheit und fügt hinzu: daß man ſie um die Felder und Weinberge herum geführet, wenn es mit der Aernte mislich geſtanden. Die Gallier nun, welche dieſe Feyerlichkeiten unfehlbar von den Römern erlernet hatten, haben hierzu eine Bildſeule haben müſſen, die der römiſchen geglichen; das heißt, einen unförmlichen Stein, den ſie eben auf keinem Wagen hätten führen dörfen, wenn er ſo klein geweſen wäre, als man vorgeben will. Die Alterthumskundigen meynen, dieſe galliſche Feyerlichkeit auf einer alten Münze der **Seguſianer** zu erkennen. **Dionyſius von Halikarnaß** redet von einem Feſte, welches die Römer alle Jahre den ſechſten Kalend. April. zum Andenken dieſer Heimholung der **Cybele** feyerten, und bemerkt, daß ein Phrygier und eine phrygiſche Frau, dabey das Amt der Prieſter verwaltet, die Göttinn durch die Stadt getragen, und das Allmoſen zum Unterhalte des Tempels und der Bedienten deſſelben, eingeſammlet.

Die dritte Art von Götzenbildern der **Cybele**, und die in der That dieſen Namen führen konnte, war die Bildſeule dieſer Göttinn mit allen ihren Zeichen: ſo wie wir ſie auf unzählichen alten Denkmälern, von Marmor und Erz, und auf ſehr vielen griechiſchen und lateiniſchen Münzen erblicken.

Die letzte Anmerkung des Herrn Abts **Banier** endlich iſt dieſe: daß alle Götzenbilder welche die Prieſter der Cybele getragen, nicht unförmliche Steine, oder Bätylen geweſen; weil man auf der Bruſt eines alten Cybeliſchen Oberprieſters, welcher in dem erſten Theile der Alterthümer des **P. Montfaucon** geſtochen iſt, das Bildniß dieſer Göttinn, mit den Thürmen auf dem Haupte, neben einem **Jupiter**, **Merkur** und **Atys** ſieht. Wer alſo vorgiebt, die Prieſter der **Cybele** hätten kein ander Bildniß dieſer Göttinn getragen, als die **Bätylen**; der ſtrafet gleichſam, ſowohl die glaubwürdigſten Schriftſteller, als auch die unwiderſprechlichſten Denkmäler Lügen, die das Alterthum uns hinterlaſſen hat.

Dieſen Betrachtungen kann man noch beyfügen, daß ein kleiner vom Himmel gefallener Stein, durch ſeinen Fall nicht merkwürdig genug, und ſchwerlich zu erkennen geweſen ſeyn würde; und daß man nothwendig ſagen muß, er ſey von andern Steinen unterſchieden geweſen, entweder durch ſeine Maſſe, oder durch das Bild der Göttinn ſo er vorgeſtellt. **Herodian** ſcheint dieſer Muthmaßung günſtig zu ſeyn: denn wenn er die Geſchichte von dem Falle dieſes Steines angeführet hat, welcher nahe an dem Orte geſchehen, den man nachmals **Peſſinunt** genannt, ſo bemerkt er, daß die Römer, nachdem ſie den Grund zu derjenigen

Hoheit gelegt gehabt, zu welcher ſie nachmals gelanget ſind, und durch einen Götterſpruch erfahren hatten, daß ihr Reich beſtehen, ja ſogar immer-zunehmen würde, wofern ſie die Göttinn von **Peſſinunt** nach **Rom** kommen ließen; ſie, alsbald eine Geſandſchaft an die **Phrygier** geſchickt, welche, nachdem ſie die nahe Verbindung vernommen, welche unter ihnen durch den **Aeneas** war, von dem ſie entſproſſen waren, ihnen ihr Begehren ohne Weigerung zugeſtunden. Nachmals, ſetzt dieſer Schriftſteller hinzu, brachte man die Göttinn auf ein Schiff, u. ſ. w. Dieſes beweiſet, entweder, daß die **Phrygier** den Römern den vom Himmel gefallenen Stein nicht gegeben; oder daß dieſer Stein die Bildſeule der **Cybele** geweſen. Im erſten Falle, hätte man gar kein Recht die **Bätylen**, welche die Prieſter getragen, mit dieſem geheimnißvollen Steine zu vergleichen; im andern müßte man ſagen, daß die Bildſeule dieſer Göttinn vom Himmel in einen kleinen **Bätyl** gefallen wäre, den man mitten auf dem Felde dahin er gefallen, ſchwerlich genug würde haben finden und erkennen können.

XIX.

Des Herrn Abts Sallier Abhandlung, von dem Verfaſſer des Epinomis. 1722.

Ungeachtet es ziemlich unnütz zu ſeyn ſcheint, den Urheber eines Werks zu unterſuchen, welches keinen ſonderlichen Werth hat: ſo iſt es doch allemal angenehm, wenn man die Wahrheit entdecken kann; und in dieſem Theile der Critik, iſt nichts ſo ſchmäuchelhaft als dergleichen Entdeckungen. Es iſt wahr, daß wenn man damit fortkommen will, man einer großen Scharfſinnigkeit, weitläuftigen Gelehrſamkeit, und einer vollkommenen Kenntniß derer Schriftſteller beſitzen muß, die in eine Vergleichung kommen.

Der Herr Abt **Sallier**, welcher ſeit einigen Jahren den **Plato** mit beſonderm Fleiße geleſen, hat in der ganzen Einrichtung des **Epinomis**, ſo wenig Aehnlichkeit mit den andern Werken dieſes Weltweiſen gefunden, daß er vollkommen überzeuget iſt, er ſey nicht von ihm. Seine Unterſuchungen von dieſer Sache, ſind folgende.

Er glaubt anfänglich, daß, um die Leſer in den Stand zu ſetzen, von der Sache zu urtheilen, es nöthig ſey, den Schluß von **Platons** XII Buche von **Geſetzen** anzuführen, von welchem der **Epinomis** eine Folge ſeyn ſoll. Hieraus wird man mit einem Anblicke ſehen, ob dieſer Weltweiſe ſelbſt, dieſes neue Geſpräch an ſein Werk gehängt hat; und ob in demſelben diejenige nothwendige Verbindung der Materien ſey, die natürlicher Weiſe darinnen ſeyn ſollte; ob endlich **Platons** Werk nicht bereits mit dem

XII Buche vollſtändig geweſen, und ob der Verfaſſer Urſache gehabt, noch weiter zu gehen?

Nach einem langen Geſpräche zwiſchen einem **Kreter**, **Lacedämonier** und **Athenienſer**, ſagt dieſer letztere, zu Ende des Geſprächs: daß ſie endlich den Vorſatz, welchen ſie gefaßt gehabt, faſt gänzlich ins Werk gerichtet hätten; nämlich eine Republik aufzurichten, und ſie mit Geſetzen zu verſehen. Doch, ſetzt er hinzu, es iſt nicht genug nur einen Grund gelegt zu haben, man muß auch dieſe neue Einrichtung befeſtigen, und auf immerdar in Sicherheit ſetzen. Alsdann können wir uns allererſt ſchmäucheln, daß wir alle unſere Pflichten erfüllet haben; ohne dieſes aber, bleibt das Werk allezeit unvollkommen. Ich für mein Theil glaube, fährt der **Athenienſer** fort, die Vollkommenheit des Geſetzgebers erfodere von uns, daß wir, wo möglich, unſern Geſetzen eine Kraft ertheilen, die ſie unwandelbar mache. Das heißt viel geſagt, erwiedert der **Kreter**, wofern es nur noch gar thunlich iſt. Ja, das ſcheint mir zu ſeyn, antwortet der **Athenienſer**. Haben wir denn nicht befohlen, daß ein Rath aus zehn der älteſten und rechtſchaffenſten Männer, zu Aufrechthaltung der Geſetze gemacht werden ſollte? Daß man ihnen noch andere Perſonen, und ſogar junge Leute beyfügen könnte, wenn man ſie nach gehöriger Prüfung, zu einem ſo wichtigen und erhabenen Amte tüchtig fände? daß dieſer Rath ſich vor Anbruch des Tages verſammlen ſollte, bevor noch die Sorge der öffentlichen oder beſondern Geſchäffte, ihnen die Zeit raubte? Und eben dieſer Rath iſt es nun, von dem ich will, daß er der Erhalter der Geſetze ſeyn ſoll. Das iſt der Anker, den man einſenken muß, um das Schiff der Republik zu retten. Dieſer Rath wird im Staate eben das ſeyn, was die Seele und der Kopf, ψυχὴ καὶ κεφαλὴ, bey einem lebendigen Weſen ſind, welches ſeine Erhaltung, der Bewegung des Geiſtes und der edelſten Sinne, nämlich des Geſichts und Gehörs, zu danken hat. Der Hauptendzweck dieſes Raths ſoll

ſoll dahin gehen, das Reich der Tugend zu befeſtigen. Die Greiſe ſollen der Verſtand dieſes politiſchen Körpers ſeyn, und die Jugend gleichſam deſſen Sinnen. Sie ſollen, gleich dieſen, in dem erhabenſten Theile des Körpers ihren Sitz haben: und da können ſie ihre Blicke nach allen Seiten der Stadt lenken; ſie werden gleichſam deren Wachte ſeyn, und den Greiſen Nachricht geben, was ſich darinnen zuträgt. Dieſe Greiſe, die gleichſam der Verſtand ſind, werden, nach der Gewohnheit die ſie haben, vernünftig zu urtheilen, die Nachrichten der Sinne überlegen, und alſo wird die Weisheit der einen, und die wirkſame Wachſamkeit der andern, die Republik in Sicherheit erhalten. Nun frage ich dich, fährt er ferner fort, ob es nicht nöthig iſt, daß gewiſſe Perſonen ſorgfältiger und aufmerkſamer erzogen werden müſſen, als andere? Iſt nun dieſe Art von Erziehung, deren ich bereits gedacht habe, nicht eben dieſelbe, die wir für nöthig hielten? Dieſe muß den geſchickten Werkmeiſter, wie den mit Staatsgeſchäfften überhäuſten Mann, belehren, nicht alle Sachen auf einmal, ſondern jede ins beſondere, zu betrachten, und von dieſer einzigen muß er eine genaue Kenntniß haben; hierauf muß er ſich mit allem Eifer legen, darauf müſſen alle ſeine Abſichten und ſein Augenmerk gehen. Dieſes einzige aber iſt die Tugend, das heißt, die Ordnung und Unterwerfung, die in dem Menſchen unter denen verſchiedenen Theilen ſeyn müſſen, aus welchen er beſteht; die man in einem Staate, unter denjenigen antrifft, die da befehlen, und andern die gehorchen; und dieſe Ordnung entſteht, aus der Uebung der Gerechtigkeit, der Macht, der Klugheit und der Mäßigkeit.

Hierauf durchläuft **Plato**, unter dem Namen des **Athenenſers**, noch alle andere Eigenſchaften, die ein Richter haben, und die Wiſſenſchaften, ſo er beſitzen ſoll. Er ſoll von dem Daſeyn der Götter überzeugt ſeyn, und die Gründe wiſſen, womit man ſelbiges beweiſen kann. Er zeiget, daß dieſe Kenntniß ihn überführen werde, die Seele, ψυχὴ, ſey älter als alles, was die Bewegung hervorgebracht hat, und daß ſie ihn bewegen werde, die ſchöne Ordnung zu bewundern, welche die himmliſchen Körper lenket, über welche der Verſtand, νοῦς, eine Art von Aufſicht hat. Er will ferner, daß der Richter, nachdem er ſich noch auf verſchiedene andere Kenntniſſe gelegt hat, wiſſe, daß das Daſeyn der Seele, dem Daſeyn aller andern Weſen vorzuziehen ſey, daß ſie unſterblich ſey, und dem ganzen Leibe gebiethe. Kurz, er ſoll von allem was er denkt und weis, Rechenſchaft zu geben wiſſen, und beſchließt: daß ein jeder, der nicht alle dieſe Kenntniſſe mit den Staatstugenden zu verbinden gewußt hat, zum Regimente des Staates nicht tauglich ſey.

So iſt nun die Erziehung beſchaffen, welche **Plato** bey demjenigen erfodert, der in den geheimen Rath einer Republik kommen ſoll; und hierbey beſchließt er ſein XII Buch **von Geſetzen**. Dieſe umſtändliche Beſchreibung zeigt zur Gnüge, daß die Abſicht dieſes Weltweiſen niemals geweſen, von dieſer Sache noch weitläuftiger zu handeln; ja, er würde zweifels ohne ſo viel nicht einmal geſagt haben, wenn er das noch alles hätte hinzuſetzen wollen, was der **Epinomis** in ſich hält: in welchem Tractate man dasjenige nur weitläuftiger vorträgt, was in dem XII Buche ſummariſch enthalten war. **Plato** hatte alſo ſeine Abſicht vollführet, und es mangelte nichts mehr.

Dieſes Ueberflüſſige in dem **Epinomis** nun, hat den Herrn Abt **Sallier** zuerſt auf den Verdacht ſeiner Vorausſetzung gebracht. Als er ſie noch einmal las, ſo ward er in ſeinem Verdachte beſtärket, und er glaubte, daß die Urſachen, ſo den Verfaſſer dieſes Buches bewogen, von dieſer Materie zu ſchreiben, dieſe geweſen ſeyn mögen: daß es leicht war einen Entwurf auszuführen, welchen **Plato** zu Ende ſeines Tractats vorgeſchlagen; die Ehre, dasjenige auszuführen, was dieſer große Mann, ſeiner Meynung nach, nicht gänzlich vollendet hatte, und die Hoffnung, dereinſt mit einem ſo berühmten Schriftſteller vermenget zu werden. Er hat ſich auch nicht geirret: man hat lange genug geglaubt, der **Epinomis** ſey wirklich vom **Plato**. Hätte man das mindeſte Mistrauen hierinn gehabt, ſo würde man dieſes Werk mit mehrerer Aufmerkſamkeit unterſuchet und den Betrug entdeckt haben.

Man redet hier nicht von einigem Unterſchiede der Schreibart, die ſchon das bloße und zumal ernſthafte Durchleſen merklich macht; ſondern man verſichert, daß ein jeder, der ſie mit **Platons** XII Büchern vergleichen will, in kurzem einſehen wird, daß die Anmuth und Zierlichkeit der Schreibart dieſes Weltweiſen, in dem Epinomis nicht zu finden ſind. Vielmehr ſcheint der Ausdruck darinnen gezwungen, verſtrickt und die Wortfügung nicht ſo frey zu ſeyn. Weit gefehlt, daß man die weisliche Beredſamkeit darinnen antreffen ſollte, die damals, als **Plato** ſeinen **Tractat von Geſetzen** aufſetzte, den höchſten Grad der Vollkommenheit erreichet hatte. Man kann noch hinzu ſetzen, daß der Verfaſſer ſich durch das beſtändige und kindiſche Beſtreben entlarve, diejenigen Begriffe haufenweiſe herbey zu holen, die **Plato** in ſeinen verſchiedenen Werken hier und da ausgeſtreuet hat: gleich als ob dieſer Schriftſteller ſelbſt gefürchtet hätte, man würde ihn verkennen. Dieſer Scribent, er ſey nun wer er wolle, iſt durch eine gar zu große Behutſamkeit, in eben den Fehler gefallen, in welchen alle diejenigen gerathen, die die Welt hintergehen wollen; und eben weil er ſich ſogar ſehr beſtrebt, **Plato** zu ſeyn, ſo zeigt er daß er es nicht iſt. In einem einzigen Buche die verſchiedenen Schönheiten ſammlen wollen, die in den Schriften dieſes Weltweiſen hervor leuchten, wie der Verfaſſer des **Epinomis** gethan hat, das heißt ſie unrecht anbringen; das heißt zeigen, daß man ein gelehrter Dieb ſey.

Dieſe Betrachtungen ſcheinen dem Herrn Abte Sallier hinlänglich zu ſeyn, um alle Einwürfe zu heben, die man ihm wegen der Aehnlichkeit der Schreibart machen könnte, die ſich in **Platons** und in des Ungenannten Werke findet. Dieſe Aehnlichkeit darf niemanden bey einem Schriftſteller Wunder nehmen, deſſen Hauptabſicht es war, den **Plato** nachzuahmen, ſeine Art zu denken anzunehmen, ſeine Grundſätze zu ſammlen, und den ganzen Inhalt ſeiner Lehre vor Augen zu ſtellen. Es würde vielmehr zu bewundern ſeyn, wenn der falſche **Plato** mit dem wahren gar nichts gemein hätte; und wenn er von ſeiner Art zu reden, von ſeinen Ausdrücken, u. ſ. w. entfernt geblieben wäre.

Der Herr Abt **Sallier**, welcher mit dieſen allgemeinen Betrachtungen hätte können zufrieden ſeyn, geht noch weiter, und will, daß **Plato** nicht einmal ſo habe ſchreiben müſſen, als der Verfaſſer des **Epinomis**, noch dasjenige zugeben, was in dieſem Geſpräche vorgetragen wird. **Klinias** ſagt darinnen, alles was die Einrichtung der Geſetze beträffe, ſey genugſam abgehandelt worden; bis dahin aber, hätte man dasjenige, was eigentlich das wichtigſte wäre, nämlich wie der Menſch weiſe, σοφὸς, werden könne, weder vorgetragen, noch genugſam entdeckt. Gleichwohl war dieſer Punct, nicht nur im XII Buche von Geſetzen, ſondern auch im ſiebenden, abgehandelt worden; in welchem alle Vorſchriften, die zur Erziehung der Jugend vorgetragen werden, lediglich dahin abzielen, dieſen Weiſen zu bilden. Man kann noch hinzu ſetzen, daß der Character eines philoſophiſchen Menſchen, welcher allein würdig iſt den Staat zu regieren, daß ſeine Eigenſchaften, ſeine Tugenden, die Redlichkeit ſeines Herzens u. ſ. w. der Hauptinhalt des V und des VI Buches von der **Republik** ſind. Noch mehr: das ganze ſiebente Buch eben dieſer **Republik**, ſoll bloß zu erkennen geben, wie der Hüter der Geſetze ſich zu Bekleidung eines ſo wichtigen Amtes geſchickt machen könne. Man lernt darinnen, wie nützlich gewiſſe Wiſſenſchaften ſeyn können, von denen **Plato** einen allgemeinen Begriff macht, und die eben dieſelben ſind, von welchen in dem **Epinomis** geredet wird. Wendet man ein, daß **Plato** im XII Buche nur ſehr ſummariſch von den Eigenſchaften des Staatsmannes, und von denen Wiſſenſchaften handelt, auf die er ſich legen ſoll; ſo antwortet man, es ſey darum geſchehen, weil er in den Büchern von der Republik ausführlich davon gehandelt hatte: und alſo wäre der **Epinomis**, der alle dieſe Materien nur wieder aufwärmet, für dieſen Weltweiſen, ein unnützes und überflüſſiges Werk geweſen.

Will man ſich endlich auf alle dieſe Beweiſe noch nicht geben, ſo berufft ſich Herr **Sallier** auf das Zeugniß der Alten, welche eben ſo wie er, geglaubt haben; der **Epinomis** ſey nicht vom **Plato**. Inſonderheit führt er den **Diogenes** von **Laerz** an, welcher in dem Leben dieſes Weltweiſen ſaget, dieſes Werk ſey vom **Philipp Opuntes** verfertigt worden, den er im III **Buche a. d.** 37 **Seite** einen Schüler vom **Plato** nennet, und der, nachdem er das Werk von Geſetzen in XII Bücher getheilet, das XIII dazu verfertiget hat. Hierinn ſtimmt **Diogenes** auch mit dem **Suidas** (unter dem Worte φιλόσοφος) überein; ungeachtet dieſer **Platons** Schüler nicht nennet.

* * *

XX.

Des Herrn Abts Banier Abhandlung, von Charons Palaſte, oder dem ägyptiſchen Labyrinthe.

1718.

Niemals hat ſich ein Volk mehrere Mühe um die Unſterblichkeit gegeben, als die **Aegyptier**: welches noch jetzt diejenigen Werke bezeugen, die von ſo vielen Jahrhunderten verſchonet worden. Dennoch darf man ſich weniger wundern, wenn man heute zu Tage die Prachtkegel, und Seulen ſieht, deren Größe und Höhe ſo viel Bewunderung erwecken, wenn man die rieſenmäßigen Bildſeulen, die Sphinxe und Pyramiden erblickt, die man mit den Wundern der Welt in eine Reihe ſtellet. Alle dieſe Denkmäler ſind, entweder ihrer Materie nach, oder wegen ihrer Form und Zuſammenfügung, im Stande, der Wuth der Zeiten zu widerſtehen. Wenn man aber im obern **Aegypten** Tempel und Paläſte findet, welche, ohne daß ſie ſeit vielen Jahrhunderten bewohnet, oder ausgebeſſert worden, annoch ſo viele Spuren des Geſchmacks und der Herrlichkeit derer an ſich zeigen, von denen ſie erbauet worden: ſo iſt das eine Sache, die man ſonſt nirgend findet. Kein einziges anderes Land ſtellet den Augen der Neugierigen etwas dar, wodurch man eine Nachricht der Allerneueſten, mit demjenigen zuſammen halten könnte, was **Herodot**, **Strabo** und **Diodor von Sicilien**, von alten Denkmälern geſagt haben. Der **Labyrinth** zu **Kreta**, welcher unter **Minos** des II Regierung, wenige Zeit vor dem **Trojaniſchen** Kriege erbauet werden, war zu des **Plinius** Zeiten gänzlich verſtöret; und der ägyptiſche, der des erſtern Muſter geweſen, und viel älter war, behält noch dieſe Stunde einen Theil derer Schönheiten, welche von den erſten Geſchichtſchreibern ſo ſehr geprieſen worden.

Als Herr **Paul Lucas** 1715 in dem Fioumiſchen, einer ägyptiſchen Provinz, an der Seite des Sees **Möris** reiſete, ward er von einigen **Arabern** gebethen, den **Palaſt Charons** beſuchen zu kommen, und nachdem er ihn unterſucht hatte, hielt er dieß Gebäude für den **Labyrinth**. Die Nachricht, ſo er nach ſeiner Wiederkunft davon ertheilte, gab zu einer Abhandlung Anlaß, in welcher der Herr Abt **Banier** dieſe Nachricht mit demjenigen vergleicht, was uns die Alten von dieſer Sache hinterlaſſen haben.

Ehe er zur Materie ſelbſt ſchreitet, erinnert der Herr Abt **Banier**, daß man ſich über die Verſchiedenheit nicht wundern müſſe, die man in denen Nachrichten findet, welche die Alten von dieſem **Labyrinthe** gemacht haben. Dieß Gebäude war ſo weitläuftig, es gab darinnen ſo viel Hin- und Hergänge, Zimmer und Gänge, daß ein jeder ſich nur an dasjenige hielt, was ihm am merkwürdigſten vorkam, und dasjenige verabſäumete, oder vergaß, was ihn nicht ſo ſehr gerühret hatte. Außerdem ward man von den Prieſtern herum geführet, die ſich wohl hüteten, die Fremden in die heiligen Oerter zu führen, allwo die Crocodille ernähret wurden. **Herodot** geſteht ſelbſt, daß man ihm den Eingang in die unterirrdiſchen Kammern verſagt hat. Da man alſo nicht anders, als auf die Nachricht eben dieſer Prieſter dasjenige beſchreibt, was man nicht ſelbſt hatte ſehen können: ſo iſt es offenbar, daß in denen Nachrichten die wir davon übrig haben, eine groſſe Verſchiedenheit herrſchen muß.

Dieſer Verſchiedenheit ungeachtet, glaubt der Herr Abt **Banier**, verſichern zu können, daß das von den Arabern **Quellay Caron** genannte Gebäude, oder **Charons Palaſt**,

Palaſt, der in den Schriften der Alten ſo berühmte Labyrinth ſey. **Herodot**, der ihn geſehen, redet im II Buche ſo davon: „Ich habe das Vergnügen gehäbt, dieſen Labyrinth zu ſehen, und ich geſtehe, er iſt wunderbarer als alles was man davon ſagt. Er hat zwölf gewölbte Säle, deren Thüren eine gegen über der andern ſtehen; ſechs gehen gegen Mitternacht, und ſechs gegen Mittag, ſie hängen alle aneinander, und ſind von außen mit einerley Mauer umſchloſſen. Die Wohnung darinnen iſt doppelt, eine auf der Erde, und eine unten, und beyde miteinander enthalten drey tauſend Zimmer. Ich kann mir die Hin- und Hergänge, die einen aus einem Zimmer ins andre führen, ohne die größte Bewunderung nicht vorſtellen; aus einem Saale kömmt man in die Nebenkammern, und aus den Nebenkammern in die Zimmer, und aus den Zimmern in die andern Säle, die ganz gewölbt ſind.„

Nach des **Paul Lucas** Berichte ſind nur noch drey von dieſen Sälen übrig, welche auf Gänge hinaus gehen, von denen man in verſchiedene Zimmer, und aus dieſen, durch halb verſchüttete Gänge, in die unterirrdiſchen Kammern kömmt, deren einige er beſehen hat. Der **Araber**, ſo ihn angeführet, und ungefähr 80 Jahre alt geweſen, hat ihm geſagt, daß es in ſeiner Jugend mehr als 150 gegeben, die noch offen geweſen. Dieſe drey Säle ſind mit Marmor ausgekleidet, und mit langen Steinen gewölbt, die auf den Mauern liegen. Sie ſind 40 Schuh hoch, ohne zu rechnen, was der Staub und der Schutt welcher den Boden deckt, ihnen an der Höhe raubet. Die Ruinen, über welche man ſteigen muß, ehe man an dieſe Säle und deren erſten Seulengang kömmt, beweiſen, daß es deren eine groſſe Menge müſſe gegeben haben, und daß dieß Gebäude, nach allen ſeinen Theilen betrachtet, wie **Plinius** es im 36 B. beſchreibt: portentoſiſſimum humani ingenii opus geweſen.

Alle Alten geſtehen mit dem **Herodot**, daß der Labyrinth nahe an dem See **Möris** gelegen, und nicht weit

von der Stadt **Arſinoe**, oder **Crocodillopolis** entfernet
geweſen: welche man ſo genannt, weil daſelbſt die h. Croco-
dille ernähret wurden. Nun ſieht man nach dem äußerſten
mittäglichen Ende, ein wenig nach dem Morgen zu, an-
jetzt **Charons Palaſt** ſtehen. **Plinius** iſt gar nicht richtig,
wenn er den Labyrinth auf den See **Möris** ſetzt, in Moe-
ridis lacu; er liegt **drüber** weg, ὑπὲρ, wie **Herodot** ver-
ſichert: und wenn dieſer Schriftſteller ja hinzu ſetzt, daß er
nahe bey der Stadt **Arſinoe** ſey, ungeachtet er nach dem
Strabo hundert Stadien davon liegt; ſo thut er es, um
die vornehmſte Stadt dieſes Cantons anzuzeigen.

Was die Umwege betrifft, in welchen faſt das ganze
Kunſtſtück des Labyrinths beſtand, ſo ſtimmen die Alten
hierinn mit den neuern Reiſenden vollkommen überein.
Was **Herodot** davon ſagt, muß noch mit demjenigen ver-
mehret werden, was **Pomponius Mela** in des 1 B. 5 Cap.
davon meldet: Labyrinthus domos tres mille, et regias
duodecim, perpetuo parietis ambitu amplexus, marmo-
re exſtructus ac tectus, unum inde deſcenſum habet, in-
tus pene innumerabiles vias, multis ambagibus, hac et
illac remeantibus, ſed continuo anfractu et ſaepe revo-
catis porticibus ancipites, et quibus ſubinde tantum rede-
unte flexu quantum proceſſerat, magno et inexplicabili ta-
men errore perplexus eſt.

Wenn **Herodot** ſagt, ermeldete Säle wären gewölbt
geweſen, ſo drückt er ſich nicht richtig aus: es waren Decken
von großen Marmorſteinen, die die Breite des ganzen Saa-
les hatten. **Strabo**, iſt in dieſem Falle richtiger als **He-
rodot**, und drückt ſich im 17 **Buche** deutlich, und mit dem
neuern Reiſenden ganz einſtimmig aus. **Plinius** hatte im
V **Buche** ſehr wohl geſagt, daß zum ganzen Baue des La-
byrinths kein einzig Stück Holz gekommen; da er aber vie-
lerley Nachrichten zuſammen getragen, ſo ſetzt er im XXXVI
B. hinzu, man habe die Fußböden dieſes Gebäudes, mit
Balken von Acacienholze geſtützt, die mit Oele getränkt ge-
weſen,

weſen, damit ſie länger dauren möchten. Nun ſind nach dem Herrn **Paul Lucas** die Fußböden der drey Säle von Marmor, ohne daß es ſcheint, als ob ein einziger Balken dazu gekommen wäre. Wobey man überhaupt anmerken kann, daß **Plinius** in den erſten Büchern ſeines Werkes ungleich richtiger iſt, als in den letztern.

Was **Herodot** von den Schnitzwerken und Bildſeulen der Götter ſagt, die man zu ſeiner Zeit in allen Theilen dieſes Gebäudes geſehen, das hat ſeine Richtigkeit. Noch anjetzt ſieht man eine Menge derſelben, in den vier Seulengängen die noch vorhanden ſind (*); wie auch auf den Seulen und Wänden, allwo man unter andern eine Hölung in der Mauer ſieht, in welcher die Bildſeulen des **Anubis** und **Oſiris**, in lebensgröße ſtehen. **Plinius** ſtimmt in ſeinem XXXVI B. im 19 C. hierinn mit dem **Herodot** überein, weil er ſagt: intus columnae, Deorum ſimulacra, Regum ſtatuae, monſtriferae effigies, etc.

Was die große Anzahl unterirrdiſcher Kammern betrifft, von welchen **Herodot**, **Strabo** und **Pomponius Mela** auf das Wort der Prieſter reden, ſo darf uns daran nichts Wunder nehmen. Sie waren zum Begräbniſſe der Könige, der geheiligten Thiere, und zur Verpflegung der Crocodille beſtimmt. Man weis mit wie vieler Pracht die **Aegyptier** ihre Gräber erbauet, wie groß die **Catacomben** geweſen, die man alle Tage um die Gegenden des alten **Memphis** entdeckt, ungeachtet ſie bloß zum Begräbniſſe der Privatperſonen beſtimmt waren. Und wenn man ſieht, daß der größeſte Theil der Pyramiden, das Grabmaal eines der **Pharaonen** geweſen; ſo darf man ſich über der Pracht und Größe eines Denkmaals nicht wundern, welches von zwölf Königen erbauet werden, und welches man,

---

(*) Ungeachtet in Charons Palaſte nur drey Säle ſind: ſo giebt es doch vier Seulengänge und der vierte ſtößt hinten an den dritten Saal.

man, in Erwägung der unterirrdiſchen Kammern, als den zu ihrem Begräbniſſe beſtimmten Ort betrachten kann.

Wollte man des **Plinius** Meynung annehmen, daß der Labyrinth ein der Sonnen geweihter Tempel geweſen: ſo würde man in gegenwärtiger neuen Nachricht etwas finden, was einen faſt davon überreden ſollte; indem man darinnen lieſt, der erſte Vordergiebel ſey ein Kopf, der die Sonne vorzuſtellen ſcheint. Die Marmorſpitzen ſo aus demſelben heraus ragen, ſind das Bild ihrer Stralen und des hellen Blitzes ihres Lichts; die ausgebreiteten Flügel aber, ſo daſſelbe umgeben, zeigen ihren ſchnellen Lauf an: vielleicht bedeuten auch die Schlangen die längſt dem Geſimſe zu ſehen ſind, die Krümme des Sonnenzirkels. Was eben dieſer **Plinius** hinzuſetzt, daß man in der Ringmauer des Labyrinths, verſchiedene Tempel und funfzehn Capellen ſähe, die der **Nemeſis** geweihet wären, davon iſt Herr **Banier** ebenfalls überzeugt. Er glaubt, dieſer Ort ſey eine Art von **Pantheon** geweſen, darinn die meiſten ägyptiſchen Götter, Altäre und Bildſeulen gehabt; und um ſeine Meynung zu beſtätigen, ſagt er nach dem Herrn **Paul Lucas**, daß man noch jetzt Altäre, auf halb verfallenen Giebeln, und unter andern ein Opfer fände, welches **Dom Bernhard von Montfaucon**, in die **Zuſätze** zu ſeinen **erklärten Alterthümern** ſtechen laſſen.

Will man nunmehr wiſſen, zu welcher Zeit und von wem der Labyrinth erbauet worden; ſo ſagt man anfänglich: die **Araber** im **Floumiſchen** ſeyn alle überzeugt, daß er ein Werk des in dieſem ganzen Canton ſo bekannten **Charons** geweſen; welcher, nachdem er eine unſägliche Summe Geldes durch die Auflagen zuſammen gebracht, die er von der Ueberfahrt der Leichen, über den See **Möris** gefodert, (denn da mußten ſie alle hinüber gebracht werden) dieß Gebäude aufführen laſſen; um ſeine Schätze hinein zu ſperren, welche von gewaltigen **Talismannen** vor den Räubern bewahret wurden. Dieſe Meynung iſt ſo durchgängig ausgebreitet, daß man aus Furcht, die fremden Reiſenden möchten dieſe Schätze wegholen, dieſelben nur mit groſſer Behutſamkeit dahin führet. Man kann in dem II **Th.** dieſer **Geſchichte der Akademie** nachleſen, was Herr **Fourmont** von dieſem noch anjetzt in Aegypten ſo bekannten **Charon** ſagt, von dem der Labyrinth den Namen führet; weil man ihn nicht anders, als unter dem Namen **Quellay Caron**, kennet.

Um aber etwas zuverläßigers von demjenigen zu ſagen, der dieſen Palaſt aufführen laſſen, ſo muß man anführen, was die Alten davon geſagt haben. **Herodot** verſichert im 2 **B.** der Labyrinth ſey ein Werk von zwölf Königen, welche mit einander, nach dem Tode eines Prieſters **Vulkans** regiert, der ganz Aegypten beherrſchet hatte. Sie wollten allerſeits ein Denkmaal aufrichten, welches ein Zeichen ihrer Macht, und zugleich ein Andenken derer zwölf großen Regierungen ſeyn möchte, die damals das Königreich theilten. **Diodor von Sicilien**, theilet im 2 **B.** dieſes Werk dem **Mendes** zu, welchen einige Alten **Maron** nennen. **Plinius** hergegen will im 36 **B.** daß der Labyrinth auf Befehl des **Peteſiccus** oder **Tithoeus**, erbauet worden. **Mela** verſichert in des 1 **B.** 9 **Cap.** die ganze Ehre deſſelben komme dem **Pſammetichus** zu, welcher nach dem **Herodot**, nach dem Tode der eilf Könige die die Krone mit ihm getheilet, allein regieret: und dieſer Prinz hat, wenn man dem **Euſebius** glauben will, ungefähr 600 Jahre vor **Chriſto** gelebet. Nach dem **Lykus** endlich, einem vom **Plinius** angeführten alten Schriftſteller, war der Labyrinth des Königes **Möris** Begräbniß; eine Meynung die der Herr Abt **Banier** annimmt, da ſie ſich auf die große Wahrſcheinlichkeit gründet: daß dieſer Prinz, der den See ausgraben laſſen, welcher ſeinen Namen führet, auch nahe dabey denjenigen Palaſt habe erbauen laſſen, von welchem dieſer Artikel handelt.

* * *

XXI.

Des Herrn Abts Sallier Betrachtungen, über zwo Stellen im Plato.

1722.

Plato unterſucht im zweyten **Alcibiades**, die Beſchaffenheit des Gebeths. Er bedauret ziemlich weitläuftig, die Verblendung ſo die Menſchen in ihren Wünſchen und Flehen, die ſie an die Götter richten, verleitet. Bethet ein unvernünftiger Menſch, ſo geſchieht es oft, daß ſein Gebeth ſchädliche Sachen zum Zwecke hat, die ihm mehr übel als guts thun. In der That, kaum hat er ſelbige erlangt, ſo verdammet er zuweilen ſchon ſein erſtes Verlangen, und will von den Gnadengaben gern wieder befreyet ſeyn, die er vorher den Göttern abgedrungen hatte: *ὀλίγον δὲ ἐπισχόντες, ἐνίοτε παλινῳδοῦσιν, ἀνευχόμενοι ἅττ' ἂν το πρῶτον εὔξωνται.*

Das Wort *ἀνευχόμενοι*, könnte nach Herrn Salliers Meynung, wohl eine Veränderung des Textes ſeyn: und *ἀπευχόμενοι* ſcheint ſich hier viel beſſer herzuſchicken. Zwo Urſachen bringen ihn auf dieſe Gedanken. Einmal, weil *ἀνευχόμενοι* nicht griechiſch zu ſeyn ſcheint, ſo wenig als *ἀνεύχομαι*, von welchem man das erſtere ableiten müßte: denn keines von unſern alten oder neuern Wörterbüchern hat es. Die andere Urſache giebt Herr Sallier an, weil *ἀπευχόμενοι* ſich durch die Natur ſeiner beſondern Bedeutung vollkommen wohl hieher ſchickt: es kömmt in andern Schriftſtellern vor, und wird endlich auch vom Plato ſelbſt, in einem ganz ähnlichen Ausdrucke gebraucht. Das Wort *ἀπεύχομαι*, bedeutet, eine Sache verbitten, oder durch Bitten abwenden, und wird im Lateiniſchen durch deprecari, ſehr glücklich ausgedrückt. In dieſem Verſtande haben **Euripides** und **Ariſtophanes** daſſelbe gebraucht. In dem Trauerſpiele **Hippolytus**, ſagt der **Chor** zum Könige, nachdem er ſeinen Sohn verfluchet: ἄναξ ἀπεύχου ταῦτα πρὸς Θεῶν πάλιν. **Mächtiger König! bitte die Götter, daß ſie deine Flüche nicht erhören, und deinen Sohn nicht umkommen laſſen.** **Ariſtophanes** braucht dieſes Wort in dem Gebethe des **Mneſilochus**, welchen die Weiber ertappet hatten, und ihn für ſeine Verwägenheit ſtrafen ſollten: τοῦτο μηδαμῶς μὴ γένοιτο ἀπεύχομαι. Endlich, um aus dem **Plato** nur ein einziges Beyſpiel anzuführen, ſo iſt es genug, wenn man bemerkt, daß auch er im III **Buche von Geſetzen**, daſſelbe gebraucht hat. **Wir ſehen gar oft, ſagt er, daß ein Vater die Götter bittet, ſie möchten doch dasjenige nicht thun, was ſein Sohn ſich etwa von ihrer Huld erbitten möchte:** ἀπεύξαιτ' ἂν τοῖς θεοῖς μηδαμῶς κατὰ τοῦ ὑιέος ἐυχὰς γίγνεσθαι.

Wenn die Veränderung eines Buchſtabens zuweilen ein barbariſches Wort verurſachet, ſo verurſachet ſie auch oftmals uneigene Wörter, die den Verſtand eines Schriftſtellers verdunkeln: welcher gar nicht heraus zu bringen iſt, wenn man nicht das eigentliche Wort wieder hinſtellet. Man weis, wie oft die Abſchreiber durch die Aehnlichkeit der Ausſprache betrogen worden ſind, und wie häufig ſie in dieſem Falle, einen Buchſtaben für den andern geſetzt haben. Man braucht hier kein ander Beyſpiel, als das, welches aus **Platons** XII **Buche der Geſetze** genommen iſt. Eine an ſich ſelbſt ſehr deutliche Stelle, iſt ganz dunkel und verwirrt geworden. **Der Zweck, ſagt Plato, den wir uns in der Einrichtung der Republik vorgeſetzt haben, iſt nicht nur einen Staat einzurichten, feſtzuſetzen und eine Pflanzſchule anzulegen; ſondern auch, dieſer Einrichtung eine gewiſſe Feſtigkeit zu ertheilen, wodurch ſie dauerhaft werde:** τῶν πάντων δ' ἑκάστοτε τέλος οὐ τὸ δρᾶσαι τί σχεδὸν, οὐδὲ τὸ κτήσασθαι, κατοικῆσαί τ' ἐσὶν. Die geringſte Aufmerkſamkeit zeigt hier, daß das Wort κτήσασθαι ſich weder mit dem δρᾶσαι, noch mit dem κατοικῆσαι, reimet; und das Zeitwort κτῆσαι oder κτίσασθαι, ſcheint ſo gehörig anſtatt κτήσασθαι zu ſtehen, und ſich mit der Stelle die es in der ganzen Redensart einnimmt, ſowohl, als mit dem Gedanken des Verfaſſers ſo gut zu ſchicken, daß es ſcheint, man könne vernünftiger Weiſe kein anderes annehmen. Man glaubt ſo gar nicht einmal nöthig zu haben, die Aenderung zu rechtfertigen, und durch ähnliche Beyſpiele zu zeigen, daß das Zeitwort κτίσαι das glücklichſte Wort ſey, auszudrücken, was **Plato** hat ſagen wollen, der von Einrichtung einer Pflanzſchule redet. Man will nur noch anmerken, daß der Herr Abt **Fraguier** in einer alten Handſchrift der königlichen franzöſiſchen Bibliothek, eine ganz ähnliche Lesart gefunden, als Herr **Sallier** allhier vorſchlägt. Man lieſt daſelbſt κατοικῆσαι. **Heinrich Stephan** hat in ſeiner Ausgabe, durch eine Muthmaßung, κατοικίσαι, geſetzt, und dieſe Verbeſſerung wird durch die Lesart der königlichen Handſchrift beſtätiget. Eben dieſer Irrthum hatte unfehlbar κτήσασθαι anſtatt κτίσαι, oder κτίσασθαι, eingeführet.

XXII.

Herrn Frerets Abhandlung, vom Urſprunge des Schachſpiels 1719. den 24 Julii, in Gegenwart des Königes von Frankreich abgeleſen.

Das Schachſpiel iſt unter allen Spielen, an denen der Witz allein Theil hat, das gelehrteſte, und dasjenige, darinnen die Fähigkeit und Stärke dieſes Witzes ſich am leichteſten zeigen kann.

Ein jeder Spieler hat ſechszehn Stücke, in ſechs Ordnungen getheilet, deren Namen, Gang und Werth, verſchieden ſind. Man ſtellet ſie in zwo Reihen, und in jede acht Stücke, auf ein Schachbrett, welches in 64 viereckichte Fächer abgetheilet iſt, in deren jedem nur eine Figur auf einmal ſtehen kann. Ein jeder Spieler hat ein einzelnes Stück, welches man den **König** nennt. Von der Erhaltung oder dem Verluſte dieſes Stückes, hänget das Schickſal des Spieles ab. Dieſes Stück aber kann nicht genommen werden, ſo lange ihm noch Mittel übrig bleiben, ſich zu beſchützen. Der Ueberfall hat bey dieſem Kriege, in Abſicht auf dieſen König keine Statt; man warnet ihn vor der Gefahr darinnen er ſteht, durch den Zuruff, **Schach dem Könige!** und alsdann muß er von ſeiner Stelle weichen, wofern es ihm möglich iſt, und ſich vor der drohenden Gefahr erretten. Kann er ihr aber gar nicht mehr ausweichen, ſo fällt er in die Hände des angreifenden Feindes, und durch die Gefangenſchaft des Königes, iſt das Spiel ausgemacht, welches man durch das Wort Schachmatt ausdrückt.

Dieß iſt der Hauptbegriff von der Beſchaffenheit dieſes Spiels. Die Vortrefflichkeit deſſelben hat verſchiedene Schriftſteller veranlaſſet, deſſen Urſprung zu unterſuchen. Allein troß aller griechiſchen und lateiniſchen Gelehrſamkeit, die ſie bey dieſer Materie verſchwendet, haben ſie dennoch ſo wenig Licht darein gebracht, daß das Feld noch zu neuen Entdeckungen ganz offen bleibt. Dieß hat den Herrn Freret bewogen, ſeine Meynung der Akademie vorzutragen; und da ſolches in einer außerordentlichen Verſammlung geſchah, welche die Akademie in Gegenwart des Königes anſtellete, ſo verſchob er die weitläuftigere Unterſuchung der Beweiſe, auf welche ſeine Muthmaßungen ſich gründen, auf eine andere Zeit.

Viele Gelehrte haben geglaubt, man müſſe bis auf die Belagerung von Troja zurück gehen, wenn man den Urſprung des Schachſpiels finden wollte. Sie haben deſſen Erfindung dem Palamedes beygemeſſen, dieſem griechiſchen Feldherrn, der durch die Liſt des Ulyſſes umkam. Andere verwerfen dieſe Meynung, die in der That ohne allen Grund iſt, und haben nur verſichert, daß das Schachſpiel ſchon den Griechen und Römern bekannt geweſen, und daß es von ihnen auf uns gekommen ſey. Das Spiel der Kriegsknechte aber Latrunculi, und das Spiel ſcrupuli und calculi, welches man für das Schachſpiel hält, haben keine Aehnlichkeit mit dieſem Spiele, in deſſen weſentlichen Stücken, wodurch es ſich von allen andern Brettſpielen unterſcheidet, mit denen man es vermengen will.

Die erſten abendländiſchen Schriftſteller, welche ganz unſtreitig vom Schachſpiele gehandelt haben, ſind unſere alten Romanſchreiber, oder die Verfaſſer der fabelhaften Geſchichte der Ritter von der runden Tafel, und der Helden an dem Hofe des Königes Artus, von den zwölf Pairs von Frankreich, und den Paladins Kaiſer Carls des großen.

Man muß auch bemerken, daß diejenigen unter dieſen Romanſchreibern, die von den **Saracenen** geredet haben, dieſelben oftmals als ſehr erfahrene Schachſpieler beſchreiben. Die Prinzeſſinn **Anna Comnena**, berichtet uns in dem Leben ihres Vaters **Alexis Comnena**, eines conſtantinopolitaniſchen Kaiſers, aus dem zwölften Jahrhunderte, daß das Schachſpiel, welches ſie **Zatrikion** nennet, von den Perſern zu den Griechen übergegangen ſey. Die morgenländiſchen Schriftſteller ſind es alſo, die man um dieſes Spiel zu Rathe ziehen muß.

Die **Perſer** geſtehen, daß ſie die Erfinder deſſelben nicht ſind, ſondern es von den **Indianern** überkommen haben, die es unter der Regierung des großen **Cosroes** nach Perſien gebracht. An der andern Seite, erkennen die **Chineſer**, denen das Schachſpiel bekannt iſt, und die es das **Elephantenſpiel** nennen, ebenfalls daß ſie es von den **Indianern** und zwar im ſechſten Jahrhunderte erlernet. Der **Haypiene**, oder das große chineſiſche Wörterbuch, ſagt unter dem Worte **Stanghki**, daß dieſes unter des **Vouti** Regierung, gegen das 537 Jahr **Chriſti** geſchehen ſey; und daher kann man nicht zweifeln, daß dieſes Spiel nicht in Indien erfunden, und von da nach den Morgen- und Abendländern gebracht worden.

Die Umſtände, ſo die arabiſchen Schriftſteller von derjenigen Art beſchreiben, wie dieſes Spiel in Indien erfunden, und nach dieſem nach Perſien gebracht worden, verdienen einige Aufmerkſamkeit.

Zu Anfange des V Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung, gab es in Indien einen ſehr mächtigen Prinzen, deſſen Staaten gegen die Mündung des **Ganges** zu lagen. Er nahm den ſtolzen Titel eines Königes der Indien an. Sein Vater hatte eine große Menge regierender Herren gezwungen, ihm Tribut zu geben, und ſich ſeinen Staaten zu unterwerfen. Der junge Monarch vergaß gar bald, daß ein König der Vater ſeines Volks ſeyn muß; daß die Liebe der Unterthanen gegen ihren König, die feſteſte Stütze ſeines Thrones iſt; daß dieſe Liebe allein die Unterthanen an den Prinzen, der ſie beherrſchet, und deſſen ganze Stärke und Macht in ihnen beſteht, recht verbindet; daß ein König ohne Unterthanen, einen leeren Titel führen, und über alle andere Menſchen keinen weſentlichen Vortheil haben würde.

Die Braminen und Rajals, das heißt, die Prieſter und Großen, ſtellten alle dieſe Sachen dem Könige von Indien vor. Er aber, der von dem Wahne ſeiner Hoheit trunken war, die er für unzerſtörlich hielt, verachtete ihre weiſen Vorſtellungen. Als nun die Klagen und das Zureden noch weiter fortdaureten, hielt er ſich für beleidigt, und, um ſein Anſehen zu rächen, welches er von denen geſchimpft hielt, die ſein Verfahren tadeln dorften, ſo ließ er ſie unter den ärgſten Martern umkommen.

Dieß Beyſpiel ſchreckte die übrigen: man ſchwieg, und der ſich ſelbſt gelaſſene Prinz, ja welcher, was noch gefährlicher, und für ſein armes Volk noch ſchrecklicher war, den gefährlichen Rathſchlägen der Schmäuchler anheim fiel, gerieth gar bald in die äußerſten Ausſchweifungen. Das unter der Laſt einer unerträglichen Tyranney ſeufzende Volk bezeugte überlaut, wie verhaßt ihm ein Anſehen wäre, welches bloß dazu angewandt würde, es unglücklich zu machen.

Die zinsbaren Fürſten, ſtunden in der Verſicherung, daß, nachdem der König von Indien von ſeinen Unterthanen nicht mehr geliebt würde, er alle Stützen ſeiner Macht verloren hätte, und machten ſich fertig, das Joch abzuſchütteln, und ſeine Staaten mit Krieg zu überziehen. Damals unternahm nun ein Bramin, oder indianiſcher Weltweiſer, Namens Siſſa, ein Sohn Dabers, den das Unglück ſeines Vaterlandes ſchmerzte, dem Prinzen über die gefährlichen Folgen die Augen zu öffnen, welche aus ſeiner Auſ-

Aufführung entſtehen können. Da ihn aber das Beyſpiel ſeiner Vorgänger behutſam machte, ſo ſah er wohl ein, ſeine Lehre würde bey dem Prinzen ſehr unnützlich bleiben, wofern er ſie ſich nicht ſelbſt nehmen, und gar nicht argwohnen möchte, daß er ſie von einem andern erhielte. In dieſer Abſicht erfand er das Schachſpiel, in welchem, der König, ob er gleich das wichtigſte Stück von allen iſt, zum angreifen unfähig, ja nicht einmal im Stande iſt, ſich wider ſeine Feinde zu wehren, wofern ihm nicht ſeine Unterthanen und Soldaten beyſtehen.

Das neue Spiel ward bald berühmt: der König von Indien hörte davon reden, und wollte es lernen. Der Bramin Siſſa ward erwählet, ihn ſelbiges zu lehren; und unter dem Vorwande: daß er ihm deſſen Regeln erklärete und ihm zeigte, mit was für Kunſtgriffen man die andern Steine zum Schutze des Königes anwenden müßte, fieng der Prinz an, die wichtigſten Wahrheiten einzuſehen und anzunehmen, davon er bis dahin nichts hatte hören wollen. Der Prinz war ſehr witzig, und mit wirklich tugendhaften Empfindungen gebohren, die auch die Lehren ſeiner Höflinge nicht hatten erſticken können. Er machte bey ſich ſelbſt die Anwendung deſſen, was ihm der Bramin geſagt hatte: und da er begriff, daß in der Liebe der Unterthanen, die ganze Macht eines Königes beſteht; ſo änderte er ſeine Aufführung, und kam dadurch denen ihm drohenden Unglücksfällen zuvor.

Der empfindliche und dankbare Prinz überließ dem Braminen ſelbſt die Wahl ſeines Lohnes. Dieſer bath ſich aus, der König möchte ihm ſo viel Körner Getrayde geben, als Vierecke im Schachbrette wären; nämlich für das erſte eins, für das andere zwey, für das dritte vier, und ſo weiter immer verdoppelt, bis auf das vier und ſechszigſte.

Der König erſtaunte über der ſcheinbaren Mäßigkeit dieſer Bitte, und verſprach ſie ihm ſogleich, ohne fernere

Unterſuchung. Als aber ſeine Schatzmeiſter die Rechnung gemacht hatten, fanden ſie, daß der König ein Verſprechen gethan, dem er weder mit allen ſeinen Staaten, noch mit ſeinen groſſen Schätzen eine Genüge würde thun können (g). Damals bedienete ſich der **Bramin** dieſer Gelegenheit, dem Prinzen zu Gemüthe zu führen, wie viel den Königen daran gelegen ſey, ſich vor denjenigen zu hüten, die beſtändig um ſie ſind; und wie ſehr ein Monarch zu ſcheuen habe, daß man nicht auch ſeine beſten Abſichten misbrauche.

Das Schachſpiel blieb nicht lange in Indien verſteckt: unter des **Cosroes** Regierung gieng es nach Perſien über; aber mit ganz beſondern Umſtänden, die uns die Perſer aufbehalten haben, und uns zeigen: daß man geglaubt hat, es diene in allen Ländern dazu, die Könige zu unterrichten, indem es ſie belehret; wie denn ſolches der Name **Schatrengi**, oder **Schatrak**, den man ihm gab, nämlich das Spiel des Königes, oder **Schach**, zur Gnüge anzeiget. Die Griechen machten **Zatrikion** daraus; und die Spanier, ſo es von den **Arabern** erlernet, haben ihn in **Axadres**, oder al Xadres, verwandelt.

Die Lateiner nannten es Scaccorum ludus, davon das italiäniſche Wort Scacchi. Unſere Väter giengen von der morgenländiſchen Ausſprache nicht ſo weit ab, indem ſie es le Ieu des Echecs, das heißt, **das Spiel des Königs**, nannten; der im Perſiſchen **Schah**, im Arabiſchen **Scheck**, **König**, oder **Herr**, heißt. Man behielt eben das Wort Echec bey, um den feindlichen König zu warnen, wenn er ſich in Gefahr geſetzt hat. Der Ausdruck Echec et mat, kömmt vom Perſiſchen Schak mat, **der König iſt gefangen**, und das iſt die gewöhnliche Formel, um dem feindlichen Könige anzudeuten, daß er weiter keine Hülfe zu hoffen habe.

(g) Man hat die Summe dieſer Getraidekörner auf 16384 Städte eingetheilet, deren jede 1024 Kornböden, auf jedem Kornboden 174762 Maaß, und jedes Maaß, 32768 Körner, enthalten würde.

Die Namen verſchiedener Steine dieſes Spiels, die keine vernünftige Bedeutung haben, als in den morgenländiſchen Sprachen, beſtätiget die Meynungen ihres orientaliſchen Urſprunges. Der andere Stein nach dem Könige, heißt anjetzt die **Königinn**; er hat aber nicht allezeit dieſen Namen geführet. In gewiſſen lateiniſchen Verſen aus dem XII Jahrhunderte, wird er Fercia genannt (*h*). Unſere alten franzöſiſchen Dichter, als der Verfaſſer des Romans de la Roſe, und der Ueberſetzer des Gedichts de la Vieille, nennen dieſen Stein Fierce, Fierche, oder auch Fierge. Eben dieſe Wörter findet man in verſchiedenen alten Tractaten, die vom Schachſpiel geſchrieben, und auf des Königes Bücherſchatze vorhanden ſind (*i*).

Der Roman de la Roſe drückt ſich ſo aus:

> Car on n'ave (*k*) pas les Garçons
> Fols, Chevaliers, Fierges ni Rocs.

D. i. denn man warnet die andern Steine, Läufer, Springer, Königinn und Thürme nicht. Der Ueberſetzer des Gedichts de la Vieille, ſagt, wenn er das Schachſpiel beſchreibt:

> En deux parts veoir y pourrés (*l*)
> Roi, Roc, Chevalier et Auphin,
> Fierge et Peon etc.

D. i. Auf zwoen Seiten kann man da ſehen, den König, den Thurm, den Springer und Läufer, die Königinn und den Bauern. Anderwärts heißt es:

(*h*) *Hide*, de ludis Orientalium.

(*i*) Mss. 7197. 7198. 7199. 7102. 7603. 7604. 7605. Man ſehe auch les Echecs d'Amour, Mss. 6808. 7510. Und das Schachſpiel, 7918.

(*k*) Das heißt man begrüßt, man warnet nicht, man ſagt nicht Schach, zu den andern Steinen und Bauern.

(*l*) Handſchriften der königlichen franzöſiſchen Bibliothek, Fol. Num. 7235.

La Royne que nous nommons Fierge,
Tient de Venus et n'eſt pas Vierge,
Aimable eſt et amoureuſe etc.

Dieſe Wörter, Fierge, Fierche und Fierce, oder Fiercia, ſind Verſtümmelungen des lateiniſchen Fercia, welches ſelbſt aus dem Perſichniſchen Ferz oder Ferzin kömmt: welches im Perſiſchen der Name dieſes Steines iſt, und einen **Staatsbedienten**, einen **Vizir** bedeutet.

Aus dem lateiniſchen Fercia, haben wir Fierce und Fierge durch eine faſt ähnliche Veränderung gemacht, wie aus dem Worte feretrum, ein **Sarg**, das alte franzöſiſche Wort fiertre, oder fierte gekommen iſt, welches wir noch zu den Todtenkiſten einiger Heiligen brauchen.

Aus dem Namen Fierge, hat man Vierge, Virgo und nachmals Dame und Reine, Frau, Königinn, gemacht. Der Geſchmack den man im XII und XIII Jahrhunderte hatte, alle Arten von Materien moraliſch abzuhandeln, ſtellte das Schachſpiel, als ein Bild des menſchlichen Lebens vor. Daher kamen alle die Schriften in verſchiedenen Sprachen, deren einige auch gedruckt worden, deren größter Theil aber noch auf Bibliotheken in Handſchriften ruhet. In dieſen Schriften vergleicht man die verſchiedenen Stände der Menſchen, mit den Steinen im Schachſpiele; und nimmt aus ihren Gängen, aus ihren Namen, und aus ihrer Geſtalt, Gelegenheit zu unendlichen Sittenlehren, nach Art der damaligen Zeiten. Man wird leicht glauben, daß das Bild des menſchlichen Lebens ſpeculum vitae humanae, ein ſehr unvollkommenes Bild ſeyn würde, wenn kein Frauenzimmer darinnen wäre. Dieß Geſchlecht ſpielt eine gar zu wichtige Perſon, daß man ihm keinen Platz in dieſem Spiele hätte geben ſollen; daher verwandelte man den **Staatsrath**, oder Ferz, in eine **Königinn**. Die Aehnlichkeit der Wörter Fierge und Vierge, machte eine Aenderung leicht, welche um ſo viel vernünftiger zu ſeyn ſchien, da dieſer Stein neben dem Könige ſteht, und im Anfange über zween Schritte nicht von ihm gehen dorfte (*m*). **Die Königinn geht nicht von einem Vierecke zum andern, wie der Bauer; indem es einer Frauen nicht anſteht, in die Schlacht zu gehen, wegen ihrer Schwäche und Zärtlichkeit,** ſagt **Johann von Vignay**, welcher zu **Philipps von Valois** Zeiten, vor dem 1330 Jahre gelebet hat, in ſeiner Moralité des nobles hommes, im 19 **Cap.** Der Bauer iſt auch eins der unangeſehenſten Stücke im Schachſpiele, wie zween alte Scribenten über das Schachſpiel erkennen (*n*).

Dieſer Zwang, darinnen die Schachköniginn ſtand, misfiel unſern Vätern; ſie ſahen ihn als eine Art von Sklaverey an, die ſich beſſer für die Eiferſucht der Morgenländer, als zu derjenigen Freyheit ſchickte, deren das franzöſiſche Frauenzimmer allezeit genoſſen hat. Man erweiterte daher den Gang und die Vorrechte dieſes Steines; und aus einer Folge der natürlichen Gefälligkeit, die die abendländiſchen Völker gegen das Frauenzimmer haben, ward die Königinn der wichtigſte Stein im ganzen Spiele.

Gleichwohl lief eine Ungereimtheit bey dieſer Verwandlung der Ferzin oder **Vezirs** in eine **Königinn**, mit unter: und dieſe beſteht noch den heutigen Tag, ohne daß man darauf Acht giebt.

Wenn ein **Bauer**, das heißt ein bloſſer Soldat, die feindlichen Haufen durchdrungen hat, und bis an die äuſſerſte Reihe des Schachbretts gekommen iſt, ſo darf er nicht nur wieder zurück kehren, ſondern er bekömmt auch den Gang und die Vorrechte der Königinn. Das Gedicht de la Vieille ſagt:

Et

(*m*) Das Gedicht de la Vieille ſagt, der König, die Königinn, und der Bauer, thun nur einen Schritt.

(*n*) Ruy Lopez de Segura, de la invention del Juego del Axedres. 1561. En Alcala pag. 19. Dominico Tarſia, dell' inventione degli Scacchi. Veniſe. 8. cap. 15.

Et quand le Peon fait ſa trache (o)
Si qu'il eſt au bout de l'eſtache (p)
Lors de Fierge fait tout l'office;
Et eſt de pareil exercice.

D.i. Wenn der Bauer am Ende ſeines Ganges und der Gränzen iſt, ſo thut er alles was die Königinn thut, und iſt eben ſo zu brauchen. Ein lateiniſcher Dichter ſagt, wenn er vom Bauern redet, eben dieſe Umſtände:

Tunc augmentatur, tunc Fercia jure vocatur.

Wenn der **Ferzin**, oder die **Fierge**, ein **Vezir** iſt, ein Staatsrath, ein Feldherr des Kriegsheeres, ſo kann man endlich noch einen Bauern oder Soldaten, zu gleicher Würde erheben; um die Tapferkeit zu belohnen, womit er die feindlichen Geſchwader durchdrungen hat. Iſt aber die **Fierge** ein Frauenzimmer, eine **Königinn**, oder des Königes Gemahlinn, durch was für eine ſeltſame Verwandelung kann immermehr der Bauer ſein Geſchlecht verändern, und aus einem Soldaten ein Weib werden? ja wie will er zum Lohne für ſeine bewieſene Tapferkeit den König heirathen? Auch nur dieſe einzige Ungereimtheit wäre gnug zu beweiſen, daß der zweyte Stein im Schachſpiele, ſehr übel Vierge, oder Königinn genennt wird.

Das dritte Stück im Schach iſt der **Läufer**. Bey den Morgenländern hat er die Geſtalt eines Elephanten, und heißt auch daher Fil. Aus dieſem Namen hatte man **Alphilus** gemacht, welchen einige alte lateiniſche Dichter gebraucht haben, und woraus die Franzoſen **Auphin**, oder **Dauphin** gemacht hatten. Die Spanier nennen ihn **Delfil** und **Arfil**; mit der Zeit aber haben ſie ihn **Alferez**, und die Italiäner **Alfiere**, Schlachtſergeanten, genannt.

(o) Trache, für trace, der Gang, der Weg.

(p) Barriere oder Gränze, daher das Wort eſtaccade, eſtoc, ein Stock.

Der Verfaſſer des Romans de la Roſe indeſſen nennt ihn Foe; und dieſen Namen hat er noch jetzt in Frankreich.

Die **Springer** als der vierte Stein, haben in allen Ländern einerley Namen und Geſtalt: derjenige den ſie in Frankreich haben (Cavaliers) iſt eine Ueberſetzung des Namens, den die Araber ihnen geben.

Das fünfte Stück im Schachſpiele wird heute zu Tage der **Thurn** genannt. Ehemals hieß es franzöſiſch Rok, daher noch der Ausdruck roquer. Dieſer Stein, der in den Wapen etlicher alten Geſchlechter vorkömmt, hat den Namen Ros und ſeine ehmalige Figur behalten, die derjenigen ziemlich gleich kömmt, die die Mahometaner ihm geben, als deren Schachſpiele keine Figuren haben. Die Morgenländer nennen ihn ebenfalls **Rokh** und die Indianer bilden ihn wie ein Kameel, darauf ein Reiter mit Pfeil und Bogen in der Hand ſitzt. Der Name **Rok**, den die Perſer und Indianer gemein haben, heißt bey den letztern, eine Art von **Kameel**, ſo ſie im Kriege brauchen, und an die Flügel des Heeres ſtellen, als eine leichte Reiterey. Der ſchnelle Gang dieſes Steines welcher von einem Ende des Schachbrettes bis ans andre ſpringt, kömmt mit dieſem Begriffe ſo viel beſſer überein, da er in den erſten Zeiten der einzige war, der ſo gieng. Der **König**, die **Königinn** und der **Bauer**, thaten nur einen Schritt; der **Läufer** nur zween, und der **Springer** auch, da er nur von ſeinem Vierecke auf das dritte hüpfen konnte. Der **Rock**, oder **Thurn** allein, war in ſeinem Gange ungebunden; welches ſich zur Behendigkeit des Dromedarii ſchickt, und keinesweges zur Unbeweglichkeit der Thürme oder Veſtungen, davon, wie wir geglaubt haben, der **Roc** den Namen führete.

Der ſechſte und letzte Stein endlich iſt der **Bauer**, welcher keiner Aenderung unterworfen geweſen, und in Indien, wie bey uns, die bloßen Kriegsknechte vorſtellet, aus denen das Heer beſteht.

Die Chineſer haben einige Aenderungen in dieſem Spiele gemacht. Sie haben unter dem Namen von Canonen oder Mörſern neue Steine darinnen eingeführet. Der Gebrauch des Pulvers und Geſchützes war bey ihnen lange Zeit vorher gebräuchlich, ehe die Europäer beydes erfunden. Die Beſchreibung ihrer Schachregeln, kann man in der Nachricht von Siam leſen, welche Herr de la Loubere verfertiget, und in dem Buche des Herrn Hyde, eines Engländers, de ludis Orientalium. Tamerlan, veränderte darinnen noch mehr. Sowohl durch neue Stücke, die er erdachte, als durch den Gang den er ihnen beſtimmte, vermehrte er die Schwierigkeiten eines bereits für einen bloßen Zeitvertreib gar zu ſchwierigen Spieles. Allein dieſe Veränderungen ſind nicht angenommen worden, und man iſt wieder zur alten Art gegangen, das Schachſpiel von beyden Theilen mit ſechszehn Steinen zu ſpielen, und dieſes auf einem Brette von vier und ſechszig Vierecken.

* *

XXIII.

Des Herrn Abts Sallier Verbeſſerungen einiger Stellen im Plato, Euripides und Suidas.

1725.

Die erſte von denen Stellen aus dem **Plato**, die der Herr Abt **Sallier** der Akademie mittheilte, ſteht zu Anfange des Buches **von der Republik. Sokrates** fragt, in dem Geſpräche, welches er mit dem alten **Cephalus** hält, nach vielen andern Sachen, denſelben auch; welches denn der größeſte Vortheil ſey, den er aus allen Reichthümern gezogen, die er in ſeinem Leben beſeſſen. Dieſen, erwiedert ihm **Cephales**, daß ich nicht gereizet worden bin, Ungerechtigkeiten auszuüben, um Schätze zu ſammeln, und daß ich mir hierinn nichts vorzurücken habe. Ich weis, ſagte er, daß wenig Leute glauben werden, was ich hier ſage: allein es iſt auch wahr, daß man bey zunehmenden Jahren, wenn man den Tod ſich näher kommen ſieht, allerley Dinge zu fürchten anfängt, aus denen man ſich ehedem nicht viel machte. Die Reden, die wir ſo oft angehöret haben, daß es eine Hölle giebt, und daß das Unrecht darinnen beſtrafet wird; dieſe Reden, die wir bis dahin fahrläßig angehöret, erſchüttern alsdann unſere Standhaftigkeit. Es fällt uns ein, daß ſie doch wohl gegründet ſeyn könnten, und dieſe Furcht quälet uns: *τότε δὴ στρέφουσιν αὐτοῦ τὴν ψυχὴν μὴ ἀληθεῖς ὦσι.* Mit einer ganz geringen Veränderung, würde man in den Text ein viel geſchickter und nachdrücklicher Wort bringen, als dieſes *στρέφουσιν* iſt. Der Herr Abt **Sallier** ſchlägt vor, man ſoll *στρεβλοῦσιν* hineinſetzen.

Außerdem daß dieſes Wort in den beſten griechiſchen Schriftſtellern vorkömmt, ſelbſt in den allerreinſten attiſchen, dergleichen **Ariſtophanes**, **Plato** und **Lucian** ſind (q); ſo ſchickt ſich auch die Bedeutung des Worts vollkommen gut, denjenigen Begriff auszudrücken, welchen **Plato** von der Angſt eines ungerechten Menſchen machen will, den ſein Herz in dem Augenblicke ängſtiget, da er eine unglückliche Zukunft befürchtet. **Cicero** hat ſich des Worts torqueri bedienet, wenn er die gewaltige Reue anzeigen will, ſo die Boshaften quälet: Stulti, ſagt er, malorum memoria torquentur. Nun kömmt dieſes Zeitwort mit dem στρεβλοῦσθαι der Griechen überein; indem beyde die grauſame Marter derer von Furcht, Unruhe und Reue geängſtigten Perſonen, vortrefflich ausdrücken. Daher kommen die Redensarten, deren ſich die beſten Schriftſteller bedienet haben: torquerier omni ſollicitudine diſtrictum, ſagt **Horaz**.

—————————— Diri conſcia facti
Mens habet attonitos, et ſurdo verbere caedit,
Occultum quatiente animo tortore flagellum.

ſagt **Juvenal**, im 193 u. f. Verſe der 13 Stachelſchrift.

Die zweyte Stelle im **Plato**, über welche Herr **Sallier** eine neue Muthmaßung vorträgt, ſteht in dem Geſpräche, der **Staatskluge** betitelt. (pag. 272. d. **Steph. Ausg.**) Einer der Unterredenden ſtellet hier die Lebensart der Menſchen unter **Saturns** Regierung, im goldnen Weltalter vor. Um nun die Glückſeligkeit dieſer erſten Zeiten abzuſchildern, bedienet er ſich der lachendſten Bilder und Ausdrücke, die jemals der Dichter gebraucht, dieſes Gemälde zu entwerfen. Als er nun hierauf das Ende dieſer glückſeligen Zeit bemerken will, ſo ſagt er, daß, da die Natur erſchöpfet geweſen, man nothwendig eine Veränderung hätte erwarten müſſen. Ein jedes Ding hätte durch das

---

(q) Ariſtoph. in Nub. Plat. pag. 361. de Repub. Lucian. p. 71.

was es hervorgebracht, dem Menſchen alles was ſie geſollt, dargebothen: πάσας ἑκάϛης τῆς ψυχῆς τὰς γενέσεις ἀποδεδωκυίας; eine jede Urſache hätte auf Erden denjenigen Saamen ausgeſtreuet, welcher ſie, nach der Ordnung der Natur, darauf ausbreiten ſollen, um deſſen Schooß fruchtbar zu machen, und damit er im Ueberfluſſe alle Arten von Früchten bringen könnte: εἰς γῆν σπέρματα πεσούσης. Es iſt leicht zu ſehen, daß das **Mittelwort** πεσούσης, ſich auf keine Weiſe zu dieſer Redensart ſchicke. Dieſes hatte den **Henrich Stephan** veranlaſſet zu glauben, man müſſe βαλούσης, oder δούσης an die Stelle ſetzen. Allein beyde Wörter gehen von der gewöhnlichen Lesart gar zu weit ab. Man würde derſelben viel näher kommen, und zugleich alle Schwierigkeiten heben, wenn man das πεσούσης in ῥιπτούσης veränderte. Das Zeitwort ῥίπτειν, iſt in den Schriften der **attiſchen** Scribenten ſehr gewöhnlich, und man muß dasjenige nicht allezeit für eine gar zu gewiſſe Regel halten, was einige Sammler der Redensarten und Ausdrücke, z. E. Moeris Atticiſta, Phrynichus und der Thomas Mogiſter, feſtſetzen wollen. Dieſer letztere verſichert ganz dreiſte, daß die **attiſche** Mundart, bloß das ῥιπτοῦμαι mit dieſer leidenden Endung annähme, und daß ῥίπτω nur für die gemeine Mundart gehöre; aber er irret ſich. Das Beyſpiel der alten Sprachlehrer, ſollte wohl die neuern etwas beſcheidener und behutſamer machen, wenn es darauf ankömmt, über die Richtigkeit oder den Misbrauch der Wörter einer todten Sprache einen Ausſpruch zu thun, als die wir nie ſo gut inne haben können, um ein entſcheidendes Urtheil zu fällen.

Im zweyten Buche von **Platons Republik**, ſteht auf der 362 Seite ein Ausdruck, der eben nicht ſehr gebräuchlich iſt, und deſſen Bedeutung noch nicht gänzlich ausgemacht worden. Auch dieſen verſucht Herr **Sallier** zu mehrerer Gewißheit zu bringen. Es iſt die **künftige Zeit** ἀνασχινδιλευθήσεται. Es wird in der Folge der Rede eines der Unterredenden gebraucht, welcher behauptet, daß der höchſte Grad der Bosheit der vollkommenen Tugend im Abſehen auf diejenigen Uebel vorzuziehen ſey, die die letztere uns zuziehen kann, und auf die Güter, welche wir durch jene erwerben können. Nach dieſer unterredenden Perſon, braucht ein Menſch zur Glückſeligkeit nur den Außenſchein der Tugend. Er ſey der ungerechteſte Menſch auf Erden; iſt er mächtig genug, daß er ungeſtraft die Geſetze mit Füſſen treten kann; und beſitzet er die Kunſt ſein Laſter mit dem Deckmantel der Tugend zu verhüllen: ſo wird er im Genuſſe aller derer Güter ſeyn, die einen glücklich machen. Der wirklich Gerechte hingegen, der ſich wenig um den Außenſchein bekümmert, und mit der innern Ueberzeugung ſeines Gewiſſens zufrieden iſt, der wird, wofern man ihn einmal für einen Boshaften hält, gebunden, auf die Folter gebracht werden; man wird ihm die Augen ausſtechen, und ihm alle Arten der Martern anthun; und kurz, ſagt der Unterredende ferner: ἀνασχινδιλευθήσεται. Es ſcheint man müſſe dieſes Wort durch, **er wird an das Kreuz gehenkt werden**, und nicht durch, **er wird in Stücken zerhauen werden**, überſetzen. Des **Heſychius** Anſehen kömmt dieſer Dollmetſchung zu ſtatten. Dieſer Sprachlehrer giebt ebenfalls das ἀνασχινδιλευθήσεται, durch ἀνασκολοπισθῆναι. Dieß letzte Zeitwort nun, heißt **ans Kreuz heften**. Die Erklärung, welche auch **Clemens von Alexandrien** und **Euſebius** (r) von dieſer Stelle geben, giebt einen neuen Beweis von der Richtigkeit ſeiner Dollmetſchung. Dieſe Schriftſteller wollen, der griechiſche Weltweiſe habe gleichſam weiſſagen wollen, was **Chriſto** und ſeinen Apoſteln begegnen würde: nun iſt es wahr, wenn man von dieſem Meiſter und ſeinen Jüngern ſagt, ſie ſeyn **ans Kreuz geheftet** worden: ἀνεσχινδιλεύθησαν.

Wenn **Plato** im **Gorgias**, das Verzeichniß derer Martern macht, die man einem im Verbrechen ertappten Menſchen anthun kann, ſo führet er faſt von Wort zu

---

(r) Praep. Lib. XII. pag. 583. 584. 678.

Worte alles das an, was er im zweyten Buche von der **Republik** bey Gelegenheit derer Strafen geſagt hatte, womit man einen für boshaft angeklagten Gerechten belegen kann; außer, daß er anſtatt, ἀνασχινδιλευθήσεται, das Wort ἀνασταυρωθῇ gebraucht. Τελευτῶν, ſagt er, in der **Republik**, πάντα κακὰ παθὼν ἀνασχινδιλευθήσεται; und im **Gorgias**: ἐὰν παντοδαπὰς λώβας λωβηθεὶς, τὸ ἔσχατον ἀνασταυρωθῇ. Wenn man dermaßen dieſe letzte Stelle herbey holet, ſo ſieht man zur Gnüge, daß der Sinn von ἀνασχινδιλεύεσθαι, nichts anders iſt, als **an das Kreuz geheftet** ſeyn. Diejenigen endlich, welche das ἀνασχινδιλεύεσθαι durch **in Stücke zerhauen** werden, überſetzen, können ſich bey dieſer Dollmetſchung auf nichts, als auf die Verhältniß ſteifen, die ſie zwiſchen σκινδαλμὸς und ἀνασχινδιλεύεσθαι, zu ſehen glauben. Allein, ohne zu unterſuchen, ob dieſe zwey Wörter in der That einerley Urſprung haben, ſo bemerke man nur, daß eine von den Bedeutungen des σκινδαλμὸς eben dieſelbe iſt, als σκόλοψ. Ein ſehr altes geſchriebenes Wörterbuch aus des Herrn Biſchofs **von Metz** Büchervorrathe, erkläret das Wort σκινδαλμοὶ, durch σκόλοπες; folglich müßte auch ἀνασχινδιλεύεσθαι, durch ἀνασκολοπισθῆναι gegeben, und durch den **Kreuzestod** verſtanden werden.

Suidas macht in ſeinem **Wörterbuche** einen ziemlich langen Abſatz um das Wort ἁπλότης zu geben; und nachdem er angemerkt, daß es zwo Arten von Einfalt gäbe, eine, die ſich bey der Weisheit und Redlichkeit findet, die andere, die eine Gefährtinn der Thorheit und Ungerechtigkeit iſt, ſo unterſcheidet er ebenmäßig eine zwiefache Art von Verſchlagenheit; deren die eine von der Liebe zur Billigkeit und Klugheit, die andere aber von der Unwiſſenheit und Untreue, unzertrennlich iſt. Ein großes Stück dieſes Artikels iſt verſtändlich, und nicht überſetzt worden, auch ſelbſt in Herrn **Küſters** Ausgabe nicht. Hier ſind des **Suidas** Worte und des Herausgebers Ueberſetzung: Ἁπλότης διττή· ἡ μὲν ἔμφρων καὶ δικαία, ἡ δὲ ἀνόητος καὶ ἄδικος. ἔπειτα καὶ τὴν ποικιλίαν ἐμφύεσθαι τοῖς μὲν μετὰ δικαιοσύνης καὶ φρονήσεως, τοῖς δὲ μετὰ ἀδικίας καὶ ἀμαθίας· εἶναι γὰρ δὴ πάλαι καὶ τὰ κατὰ τὸν θνητὸν τοῦτον περιπολοῦντα ἐξ ἀνάγκης, ὥς φησὶ Πλάτων. Simplicitas haec duplex eſt, una cum prudentia et juſtitia conjuncta, altera vero ſtulta et injuſta: eodem modo calliditas quae hominibus ineſt, alia quidem prudentiae et juſtitiae affinis eſt, alia vero cum injuſtitia et inſcitia conjuncta.

Hier läßt die Ueberſetzung alles weg, was aus Platons Schriften genommen iſt; nachmals nimmt ſie wieder des Verfaſſers Text, und führet ihn bis zum Ende aus. Von dieſem letzten Stücke iſt hier die Rede nicht, denn es iſt keine Schwierigkeit darinnen, die nicht leichtlich zu heben wäre. Eine Stelle aus des **Plato Theätetus** hat dem Herrn Sallier alles hinlänglich darzubiethen geſchienen, womit man das erſtere erklären und den leeren Raum erfüllen könne, der die Rede unterbricht, und deren Sinn ganz und gar verdeckt. Es ſcheint ſogar, daß **Plato** dieſe Stelle im **Suidas** im Sinne gehabt, und ſie anführen wollen: Hier ſind des **Sokrates** Worte im dieſem Geſpräche, (a. d. 128. S. d. Stephan. Ausg.) Οὔτε ἀπολέσθαι τὰ κακὰ δυνατὸν (ὑπεναντίον γάρ τι τῷ ἀγαθῷ ἀεὶ εἶναι ἀνάγκη) οὔτ' ἐν θεοῖς αὐτὰ ἱδρύσθαι, τὴν δὲ θνητὴν φύσιν καὶ τόνδε τὸν τόπον περιπολεῖ ἐξ ἀνάγκης. Das heißt: es iſt nicht möglich, daß die Uebel unter den Menſchen verſchwinden können, noch daß ſie bey den Göttern Wohnung finden; durch eine unglückliche und betrübte Nothwendigkeit aber, müſſen dieſe Uebel unter den Sterblichen herumirren, in dieſem verderblichen Orte, den wir bewohnen: Man kann hier nicht irren. Dieſe Worte des **Suidas**: εἶναι γὰρ δὴ πάλαι καὶ τὰ κατὰ δὲ τὸν θνητὸν τουτὸν περιπολοῦντα ἐξ ἀνάγκης, ὥς φησὶ Πλάτων, ſind ſichtbarer Weiſe eine Veränderung dieſer Worte des **Plato**: *τὴν δὲ θνητὴν φύσιν καὶ τόνδε τὸν τόπον κακὰ περιπολεῖ ἐξ ἀνάγκης.* Herr **Sallier** glaubet daher des **Suidas** Text ſo zu verbeſſern, und ihn dadurch verſtändlicher zu machen: *Εἶναι γὰρ δὴ πάλαι ὑπεναντίον τὶ τῷ ἀγαθῷ. καὶ τὰ κακὰ τὴν θνητὴν φύσιν κατὰ τὸν θνητὸν τόπον περιπολοῦντα ἐξ ἀνάγκης, ὥς φησὶ Πλάτων.*

Was von des **Suidas** Texte noch übrig bleibt, iſt, mit Beyhülfe einer ganz geringen Verbeſſerung, überaus leicht. Der Verfaſſer vergleicht darinnen die Sitten ſeiner Zeit, mit den Sitten der vorigen, und ſetzt deren Unterſchied dadurch feſt, daß ſich zu der Zeit, in welcher er geſchrieben, eine größere Verderbniß eingeſchlichen.

Euripides ſetzt in ſeinem Trauerſpiele **Iphigenia in Tauris**, nach dem Vorredner, ſogleich den **Oreſt** und **Pylades** auf die Bühne, welche untereinander die Ausführung des Vorhabens verabreden, ſo ſie nach **Tauris** gebracht hatte, das heißt den Raub der Bildſeule der **Diana**. Nachdem **Oreſtes** ſich nun an den **Apollo** gewandt, ſo redet er wieder mit dem **Pylades** und fragt ihn: was für ein Mittel ſie erwählen ſollen? **Der Tempel iſt ſtark befeſtiget**, ſagt er, **und die Feſtungswerke ſind ſehr hoch, wie du wohl ſiehſt: wollen wir nun die hohe Seite des Tempels erſteigen? Wie werden wir uns aber verſtecken?** Denn ſo glaubt man, müſſe dieſe Stelle überſetzt, und in dem Verſe des Dichters das *μάθοιμεν*, in *λάθοιμεν*, verändert werden, *πότερα δωμάτων πρὸς ἀμβάσεις ἐκβησόμεσθα, πῶς ἂν οὖν λάθοιμεν ἄν.* **Oreſt** und **Pylades** konnten nicht anders in den Tempel kommen, als daß ſie ſich von ungefähr hinein ſchlichen, oder die Pforten mit Gewalt ſprengten; ſie mochten es nun aber anſtellen wie ſie wollten, ſo mußten ſie ſich einmal wie das andere, verborgen halten, weil ein jeder Grieche von Geburt, der Göttinn des Orts geopfert werden mußte:

Θύω γὰρ ὄντος τῦ νόμου καὶ πρὶν πόλει
Ὃς ἂν κατέλθῃ τήνδε γῆν Ἕλλην ἀνήρ. *Vers. 38.*

Es iſt alſo ſehr natürlich, daß einer von beyden, nachdem er einen Vorſchlag gethan, den andern fragt, wie ſich ſein Einfall mit der Nothwendigkeit die ihnen oblag, ſich nicht blicken zu laſſen, werde reimen können? πῶς ἂν οὖν λάθοιμεν ἄν. Das Wort μάθοιμεν, giebt hier gar keinen gehörigen Verſtand. In der That antwortet auch **Pylades** dem Oreſtes: ναοῦ δ' ἀπαλλαχθέντε κρύψωμεν δέμας, und Oreſtes ſetzt kurz darauf hinzu: χωρεῖν χρεὼν ὅποι χθονὸς κρύψαντε λήσομεν δέμας.

Man kann den Verfaſſer dieſer Anmerkungen nicht beſchuldigen, daß er dem Texte viele Gewalt anthue, indem er nur einen Buchſtaben mit dem andern vertauſchet, und der ihm noch dazu in den Handſchriften ſo ähnlich ſieht. Wer weis nicht, daß das λ und μ ſich oftmals mit einander verwechſeln?

XXIV.

Herrn Mahudels Abhandlung, von dem Urſprunge der Zahlpfennige.

1724.

Oftmals iſt der Urſprung der gemeinſten Gebräuche unbekannt. Diejenigen ſelbſt, welche ſie auf das nützlichſte ausüben, ſind mit der Bequemlichkeit zufrieden, die ſie im gemeinen Leben verſchaffen, und bekümmern ſich wenig um die Kenntniß der Erfinder: dieſe Mühe überlaſſen ſie mit Vergnügen den Neugierigen und Gelehrten; und dieſe hingegen, welche gemeiniglich von ihren eigenen Entdeckungen den wenigſten Nutzen ziehen, ſind allezeit am geneigteſten, ihnen bis auf ihren erſten Anfang nachzuſpüren.

Dieſes hat auch den Herrn **Mahudel** veranlaſſet, den Urſprung und Gebrauch der **Zahlpfennige** zu unterſuchen, die vielleicht älter ſind, als die Rechenkunſt ſelbſt: woſern man ſie nur mit denen Stücken Metall nicht vermenget, die heute zu Tage, in Frankreich, ſo gewöhnlich iſt. Kleine Steine, Muſcheln, und ſogar Nüſſe, waren zu den täglichen Rechnungen derer Leute ſchon hinlänglich, welche das Geld und Silber entweder nicht kannten, oder doch verachteten. So machen es noch anjetzt die meiſten wilden Völker; und die Art ſich dieſer Steinchen, oder Muſcheln zu bedienen, iſt im Grunde viel zu einfältig und natürlich, als daß ſie nicht ſehr alt ſeyn ſollte. Herr **Mahudel** leitet ſie bis auf des Noah Kinder zurück, welche, um ſich einander die Vermehrung ihrer Heerden zu berechnen, dieſe Art der Rechnung anwendeten, um ihrem Gedächtniſſe zu ſtatten zu kommen.

Die Aegyptier, dieſe groſſen Meiſter der Künſte und Wiſſenſchaften, machten es ſelbſt nicht anders. **Joſephus** verſichert, daß ſie dieſe Art zu zählen vom **Abraham** erlernet: und **Herodot** hatte ſchon im 1 B. vor ihm geſagt, daß, außer der Art mit Characteren zu rechnen, die Aegyptier ſich noch, ſo wie die Griechen, kleiner Steine bedienet; nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe, ihre Zahlpfennige und Charactere von der Linken zur Rechten geſtellet, jene aber, von der Rechten zur Linken.

Bey den Griechen hieſſen dieſe Steine, welche platt, glatt und rund waren, ψῆφοι; und die Kunſt, ſich ihrer in Ausrechnungen zu bedienen, hieß ψηφοφορία. Es iſt wahr, daß ſie auch noch das ἄβαξ im Gebrauche hätten; dieß war ein längliches Viereck, welches durch verſchiedene einander gleichlaufende eherne Seiten eingetheilet war, auf deren jeder eine gleiche Zahl elfenbeinerner, oder hölzerner Kügelchen gereihet war, die ſich wie die Corallen eines Roſenkranzes auf und abſchieben ließen, durch deren Stellung, und nach dem Verhältniſſe, welches die unterſten mit den obern hatten, man allerley Arten von Rechnungen abthun konnte; indem man die Zahlen einer Art, in verſchiedenen Reihen bemerkte. Dieſe Rechentafel war auch den Römern unter dem Namen Abacus bekannt: man findet ſie, nach etlichen alten Denkmälern, bey dem **Fulvius Urſinus** und **Ciacconius** beſchrieben. Da aber deren Gebrauch ein wenig ſchwierig war, ſo behielt die Art der Zahlpfennige den Vorzug. Bey den Rechnungen, waren die Steinchen, deren man ſich bedienete, von einerley Farbe. Bey dem Herumſtimmen, wenn man die Preiſe bey den öffentlichen Spielen austheilen ſollte, waren einige weiß und andere ſchwarz. **Johannes** ermahnet in der **Offenbarung** 2 Cap. im 17 Verſe die Gläubigen, ſie ſollen die Irrthümer der **Nicolaiten** meiden, und zielet dabey auf dieſen Gebrauch: **Wer überwindet, dem will ich geben ein gut Zeugniß**, ψῆφον λευκὴν, **und mit dem Zeugniß einen**

einen neuen Namen geſchrieben, welchen niemand kennet, denn der ihn empfähet.

Dieſe Steinchen, die bey den Griechen, ψῆφοι hieſſen, wurden von den Römern calculi genennet; und, was einen zu glauben bewegt, daß dieſelben ſich ihrer lange Zeit bedienet haben, iſt dieß, daß unter ihnen das Wort lapillus, zuweilen mit calculus gleichbedeutend iſt. Als die Pracht in Rom einriß, fieng man auch an elfenbeinerne Zahlpfennige zu brauchen, weswegen **Juvenal** in der XI Satire ſchreibt:

Adeo nulla uncia nobis
Eſt eboris, nec Teſſalæ, nec calculus ex hac
Materia.

Es iſt wahr, daß heute zu Tage in den Alterthumsſammlungen kein einziges Stück mehr vorkömmt, welches man für einen ſolchen Zahlpfennig halten könnte: aber hundert Ausdrücke, die ſprüchwortsweiſe gebraucht wurden, beweiſen, daß unter den Römern dieſe Art zu zählen, gemein geweſen. Daher kommen die Wörter, ponere calculos, eine Reihe von Gründen anzuzeigen; hic calculus accedat, einen neuen Beweis anzuzeigen, den man vielen alten beyfüget; calculum detrahere, wenn etwas unterdrückt werden ſollte; und hundert andere, die entweder auf einen Zuſatz, oder auf eine Verminderung der Zahlpfennige in Rechnungen, zielten.

Dieß war die erſte Rechenkunſt, ſo man den Kindern beybrachte, ſie mochten ſeyn, von was für Stande ſie wollten. **Capitolinus** redet, in Pertinace, cap. 1. vom jungen **Pertinax** und ſagt: puer literis elementariis et calculo imbutus. **Tertullian** nennet diejenigen, ſo die Kinder dieſe Kunſt lehreten, primos numerorum arenarios; **Ulpian** nennet ſie im VII B. de oper. calculones, wenn ſie Sklaven, oder kürzlich Freygelaſſene waren: waren ſie aber von beſſerm Stande, ſo nannte man ſie calculatores oder numerarios. Insgemein hielt jedes vornehme Haus einen ſolchen eigenen Mann, und ſein Amt hieß, a calculis, a rationibus.

Nachdem nun Herr Mahudel bewieſen, daß man ſich dieſer Steinchen von allerley Farben, als einer Art von Zahlpfennigen bedienet, um die glücklichen und unglücklichen Tage, die erſtern durch weiße, die andern durch ſchwarze Steinchen, auszudrücken; ſo ſchreitet er zu denen Zahlpfennigen, die außer der Farbe, noch eine andere Art von Werthe, in Zeichen oder Buchſtaben geführet, welche entweder gemalet, gedruckt oder geſtochen geweſen. Dergleichen waren diejenigen, deren Gebrauch durch die Geſetze zur Freyheit der Stimmen, in den Verſammlungen des Volkes und Senats eingeführet worden; und er beweiſet, daß ſie auch bey den Rechnungen gedienet; indem der Ausdruck, omnium calculis, um die Einhälligkeit der Stimmen anzuzeigen, aus dem erſten Gebrauche dieſer Art von Zahlpfennigen hergenommen iſt; die von dünnem glattem Holze, mit Wachſe von gleicher Farbe geſchmieret und gerieben waren. **Cicero** berichtet uns im VII **Cap.** de Divinat. dieſen Umſtand: Ceratam unicuique tabellam dari cera legitima. Ihre Figur ſieht man auf einigen Münzen der Caſſiſchen Familie, und die Art, wie man ſie bey den Wahlen in die Urnen warf, wird in den Münzen des Liciniſchen Hauſes ausgedrückt. Die auf dieſen Zahlpfennigen geſtochenen Buchſtaben, waren V. R. uti rogas, und A. antiquo. Die erſten deuteten die Genehmhaltung des Geſetzes an; die letztern aber deſſen Verwerfung. Die Richter endlich, die bey Todesurtheilen ſtimmen ſollten, hatten welche, die mit A bezeichnet waren, abſolvo; und andere mit dem Buchſtaben C. condemno: und dann noch andere mit N. L. non liquet, wenn ſie noch näher unterrichtet ſeyn wollten.

Es gab noch eine andere Art von Wahlzeichen, die man mit in die Reihe der Zahlpfennige ſetzen kann. Es waren diejenigen, deren man ſich bey den öffentlichen Spielen bedienete, und dadurch die Ordnung ausmachte, in welcher die Athleten fechten ſollten. Waren ihrer z. E. zwanzig; ſo warf man in eine Urne zwanzig ſolche Stücke, davon allemal zehn mit Zahlen von 1 bis 10 bezeichnet waren, und ein jeder der Ziehenden mußte mit demjenigen fechten, der dieſelbe Numer hatte. Dieſe Zahlzeichen nun nannte man numeros Athleticos.

Von dieſen Anmerkungen ſchreitet Herr **Mahudel** zum Gebrauche der goldenen und ſilbernen, auch metallenen Zahlpfennige. Es iſt nur eine einzige Stelle im **Petron** übrig, die einen überreden kann, daß man ſchon zu **Nerons** Zeiten angefangen, ſich derſelben in **Rom** zu bedienen: und dennoch können ſeine Worte auch gar wohl von dem ordentlichen Gelde verſtanden werden, welches **Trimalcio** ſtatt der Zahlpfennige bey den Zwiſchenräumen ſeiner Gaſtereyen gebraucht hat. Notavi rem omnium delicatiſſimam, pro calculis albis et nigris, aureos argenteosque habebat denarios. Iſt aber des **Petronius** Stelle natürlicher Weiſe vom Ausgabegelde zu verſtehen, aureos argenteosque denarios: ſo wird man den Urſprung der wahren Zahlpfennige nur in Frankreich finden; und auch hier iſt er nicht älter, als das XIV Jahrhundert. Man darf inzwiſchen deſſen Zeitpunkt nicht wohl in **Carls** des VII Regierung ſetzen; ungeachtet man den Namen dieſes Herren und das franzöſiſche Wapen, auf dem älteſten ſilbernen Zahlpfennige im königl. franzöſiſchen Münzenſchatze findet.

Der Name, den man ihnen anfänglich gegeben, und den ſie auf einer Seite führen, ſind Gettoirs, Jettoneurs, Getteurs, Giets, Gets und Gietons; ſeit mehr als einem Jahrhunderte aber Jettons. Nun ſcheint es, daß alle dieſe Namen, oder um richtiger zu reden, dieſer Namen, der nur durch die in der Sprache und Rechtſchreibung vorgefallenen Aenderungen verändert worden, ſeine Wortableitung vom Zählen oder Werfen, hergenommen hat.

Die älteſten Zahlpfennige von dieſer Art, welche Salmaſius lateiniſch umgetaufet hat, wenn er ſie Jactos, oder Jactones nennet, zeigten in ihren Aufſchriften nichts als die Urſache, weswegen ſie waren geſchlagen worden: zu den Rechnungen; zu den Finanzen. Auf einigen von denen, die unter Carls des VIII Regierung geſchlagen worden, ſteht: entendez bien et loyaument aux Comptes: gebt gut und pflichtmäßig auf die Rechnungen acht. Unter der Anna von Bretagne ihren ſteht: Gardez-vous de mescompter; verrechnet euch ja nicht; unter Ludwigs des XII ſeinen: Calculi ad numerandum Reg. juſſu Lud. XII. und unter einigen folgenden Königen: Qui bien jettera, ſon compte trouvera. wer richtig wirft, kömmt mit der Rechnung zurechte.

Der Gebrauch mit Zahlpfennigen zu rechnen, war dermaßen eingeführet, daß die franzöſiſchen Könige ganze Beutel machen laſſen, um unter diejenigen, die die Rechnungen der Ausgaben führen, unter diejenigen welche dieſelben unterſuchen, und unter diejenigen Perſonen ausgetheilet zu werden, die mit den öffentlichen Auflagen umgiengen. Die Beſchaffenheit ſolcher Rechnungen, war in der Aufſchrift folgendermaßen angezeigt: Pour l'Ecurie de la Royne, für den Marſtall der Königinn, unter Annen von Bretagne. Pour l'Extraordinaire de la Guerre, zu den außerordentlichen Kriegsunkoſten, unter Franciſcus dem I. Pro pluteo Domini Delphini, unter Franciſcus dem II. Zuweilen führten auch dieſe Aufſchriften den Namen derer Höfe, zu deren Gebrauche ſie beſtimmt waren: Pour les Gens des Comptes de Bretagne, für die Bretagniſche Rechnungskammer. Gettoirs aux Gens de Finance, Zahlpfennige für das Finanzweſen. Pro Camera Computorum Breſſiae. Zuweilen endlich findet man auch den Namen derer Bedienten ſelbſt, für welche ſie ſeyn ſollten. So haben wir einige auf welchen Raou de Refuge, Carls des VII Rechnungsmeiſter; Johann von St. Amadour, Ludwigs des XII Haushofmeiſter; Thomas Boyer, Carls des VIII Oberfinanzenaufſeher; Johann Teſtü, Rath und Rechnungsführer Franciſcus des I. und Antonius von Corbie, Gegenſchreiber unter Heinrich dem II. ſtehe.

Die Städte, Ländereyen und ſelbſt einige Privatherren, ließen ebenfalls auf ihren Namen, und zum Behuſe ihrer Bedienten Zahlpfennige ſchlagen. So nahm denn deren Anzahl zu, und ihr Gebrauch ward bey allen Arten von Rechnungen dermaßen nothwendig, daß kein volles Jahrhundert vorbey iſt, da man noch bey der Ausſteuer einer zu verheirathenden Tochter, die Geſchicklichkeit mitrechnete, die ſie in dieſer Art zu rechnen beſaß.

Die an Frankreich angränzenden Staaten, ahmten gar bald dieſes Prägen der Zahlpfennige nach. Es kamen bald darauf in Lothringen, in den Niederlanden, in Deutſchland und anderwärts Zahlpfennige mit franzöſiſchen Aufſchriften zum Vorſcheine: Pour les Gens des Comptes de Bar, de Bruxelles, etc.

Nach der Zeit hat man ſich bemüht, ſie zu verbeſſern. Man hat auf der Gegenſeite des königl. Bildniſſes, ſinnreiche Sinnbilder geſetzt. Die Könige bekommen ſie zum neuen Jahre in Golde; man giebt auch den Obergerichten und verſchiedenen Standesperſonen, oder Beamten dergleichen; und der Landesherr ſchenkt ſie den Gelehrten in denen Akademien, deren Schutzherr er iſt.

* * *

* * *

XXV.

Des Herrn Abts Fraguier, Unterſuchung einer Stelle im Pindar, welche im Plato angeführet wird.

1720.

Man fällt ſehr leicht in Irrthümer, weil man nicht die ganzen Werke gewiſſer Schriftſteller hat, von denen einige alte Scribenten die Ueberbleibſel anführen. Dieß hat auch der Herr Abt Fraguier, bey Gelegenheit einer gewiſſen Stelle aus dem Pindar bemerkt, die im Plato angeführet wird.

Wenn dieſer Weltweiſe, im III Buche von Geſetzen (690. S.) von den Quellen der Gewalt handelt, die einigen das Recht ertheilet zu befehlen, andern aber den Gehorſam auferlegt, ſo nennet er deren ſieben der vornehmſten: die väterliche Gewalt, die Verdienſte, das Alter, das Recht über die Sklaven, die Stärke, den Willen der Niedern und das Loos. Als nun hierauf einer von den Unterredenden ſagt, die Stärke, welche dem Mächtigern die Herrſchaft über den Schwächern giebt, machte die unüberwindlichſte Art der Gewalt aus; ſo ſetzt Plato hinzu: und zwar diejenige, die unter allen Thieren die gemeinſte, und der Natur am gemäßeſten iſt; wie Pindar der Thebaner an irgend einem Orte geſaget hat. Hierauf wendet er ſich an den Pindar ſelbſt, als ob er da gegenwärtig wäre, und ſagt: Indeſſen, du großer Dichter, wenn ich gleich nicht ganz und gar leugne, daß diejenige Art der Gewalt, die aus der Stärke entſpringt, wider die Natur ſey (Plato will ſagen, in gewiſſen Fällen ſoll man die Stärke anwenden, und es iſt gewiß, daß man es zuweilen auch thun muß) ſo ſage ich doch wenigſtens, daß die Herrſchaft der Geſetze, welche nicht auf die Gewaltthätigkeit, ſondern auf den Willen deſſen gegründet iſt, welcher gehorchen will, der Ordnung der Natur vollkommen gemäß ſey.

Wenn eben dieſer **Plato** im 4 **Buche der Geſetze** (a. d. 714. S. D.) dasjenige wiederholet, was er von den Quellen der Gewalt geſagt hatte; ſo ſchreibt er: **wir ſind eins geworden, daß Pindar zum Grunde des natürlichen Rechtes und der Gerechtigkeit, die außerordentliche Gewaltthätigkeit angegeben, die der Stärkere am Schwächern ausübet:** κατὰ φύσιν τὸν Πίνδαρον ἄγειν δικαιοῦντα τὸ βιαιότατον.

Pindars Stelle, auf welche **Plato** in ſeinen **Geſetzen** eine Anſpielung macht, iſt offenbar dieſelbe, die **Plato** ſelbſt in ſeinem **Gorgias** vorträgt. Dieſes Stück ſteht in keiner einzigen von allen **Oden**, die wir von dieſem Dichter noch übrig haben; und die Sammler der **Pindariſchen** Ueberbleibſel, haben, weil ſie daſſelbe anders woher als aus dem **Plato** genommen (denn es iſt von verſchiedenen Schriftſtellern angeführet worden) nur einen Theil davon angeführt.

Kallikles nun, welcher a. d. 484. **Seite** B. im **Gorgias**, wider den **Sokrates**, den ſchädlichen Satz behauptet, die Stärke mache das Recht, **Pindar** ſaget er, ſcheint mit mir einerley Meynung, in demjenigen Geſange feſtzuſetzen, in welchem er ſagt: die Stärke die, bey Sterblichen und Unſterblichen, über alles herrſche, νόμος ὁ πάντων βασιλεὺς θνατῶν τε καὶ ἀθανάτων, dieſe ſey dasjenige Geſetz, welches durch eine allmächtige Hand und Gewalt, die unumſchränkte Gerechtigkeit hervorbringe und gewaltig an ſich reiße: οὗτος δὲ δὴ (νόμος) ἄγει βιαίως τὸ δικαιότατον ὑπερτάτᾳ χειρί. Kurz, die Stärke mache das Recht. Ich urtheile, ſagt **Pindar**, nach **Herkuls** Thaten ſo; denn er führete, weder mit **Geryons** gutem Willen ſeine Heerden weg, noch weil er ihm den Werth dafür bezahlte: τεκμαίρομαι ἔργοισιν Ἡρακλέους, ἐπεὶ ἀπριάτας - - - οὔτε πριάμενος, οὔτε δόντος, τοῦ Γηρυόνου ἠλάσατο τὰς βοῦς. Hieraus nun ſchließt **Kallikles**, daß nach **Pindars** Zeugniſſe, die Heerden und Güter des Schwächern, von rechtswegen dem Stärkern zukommen.

Um dieſe Folgerung zu ziehen, muß man vorausſetzen, daß νόμος ὁ πάντων βασιλεὺς, **die über alles herrſchet**, (denn dieß iſt die Stärke des Geſchlechtsworts ὁ wenn es nach νόμος **das Geſetz**, ſtehe) auf dieſer Stelle für das Geſetz der Natur genommen ſey, welches, da es über die Wildheit der Thiere herrſchet, ſie von Natur ihrer Gefräßigkeit und Gierigkeit überläßt. Dieſes war unfehlbar in den vorhergehenden Verſen angezeigt worden, und erhellet aus der Beſchreibung die **Pindar** davon macht; noch mehr aber aus des **Herkules** Beyſpiele in der Gewaltthat, die er über den Geryon ausgeübet hat: denn was könnte ſie ſonſt für eine Verhältniß mit irgend einem Geſetze haben, als daß die überlegene Macht dem Schwächern gewachſen iſt? **Plato** ſetzt ihr auch, wie bereits oben geſagt worden, die Obermacht der Vernunft entgegen: welche bey dem Geringern einen freywilligen Gehorſam zuwege bringt; wie er auch anderwärts behauptet, daß **Jupiters** Kinder ſich nie einer andern Liſt oder Gewalt bedienet, als einer geſtohlenen oder an ſich geriſſenen.

Die Art wie **Plato** im **Gorgias**, den **Kallikles Pindars** Stelle anwenden läßt, iſt ganz gerecht. **Plato** ſelbſt braucht ſie in ſeinem Geſpräche **von Geſetzen**, , unter den Perſonen des mitunterredenden **Athenienſers**, eben ſo. Allein es iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, daß **Pindar** dieſen Grundſatz, der dem menſchlichen Geſchlechte ſo ſehr ſchädlich iſt, eben ſo ſehr angenommen, als **Plato** gethan.

Denn, ſo wie dieſer Weltweiſe nicht gänzlich leugnen will, daß dieſe Quelle des Rechts gewiſſermaßen in der Natur überhaupt gegründet ſey, und ſich begnüget, nur ein ander Gut anzunehmen, was der menſchlichen Natur gemäßer iſt, inſoweit wir uns von den Beſtien durch die Vortrefflichkeit der Vernunft unterſcheiden; ſo erkläret ſich auch **Pindar**, welcher an einer Seite dieſen gefährlichen Grundſatz vorträgt, anderwärts auf eine Art, die mit des **Plato** ſeiner, viel mehr Aehnlichkeit hat. Es geſchieht in der VIII pythiſchen Ode.

Der theureſte und wünſchenswürdigſte Nutzen und Gewinn, ſagt er, **iſt derjenige, der von beyden Theilen mit gutem Willen und mit Einwilligung des Beſitzers geſchieht.** (dieß iſt gerade das Gegentheil von Herkuls That an dem Geryon) **Die Gewaltthätigkeit ſtürzet doch mit der Zeit den Gewaltigen und Hochmüthigen. Weder Typhon mit ſeinen hundert Köpfen, noch der König der Rieſen** (Porphyrio) **ſind derjenigen Strafe entronnen, die ſie, der eine durch** Jupiters **Donner, der andere, durch Apollens ſchrecklichen Bogen, empfunden.**

Κέρδος δὲ φίλτατον, ἑκόντος εἴ
Τις ἐκ δόμων φέροι.
Βία δὲ μεγάλαυχον ἔσφα-
λεν ἐν χρόνῳ. Τυφὼς Κίλιξ ἑκατόγκρα-
νος οὔ μιν ἄλυξεν,
Οὐδὲ μὰν βασιλεὺς γιγάντων,
Δμᾶθεν κεραυνῷ,
Τόξοισί τ' Ἀπόλλω-
νος

Sollte man nicht in der That ſagen, **Pindar** wolle hier den Folgerungen vorbeugen, welche **Kallikles** und ſeines gleichen, aus demjenigen ziehen könnten, was er anderwärts vom Herkules und Geryon geſagt hatte? Zudem ſo muß man einem Dichter nicht allezeit alles zur Laſt legen, was er in der poetiſchen Trunkenheit zu ſagen waget. Plato ſelbſt lehret uns dieſes an vielen Orten ſeiner Geſpräche, inſonderheit im IV Buche von Geſetzen: **Dieß iſt ein altes Geſpräch**, ſagt er, **welches wir ſelbſt oftmals führen, und wobey alle Menſchen eins ſind, nämlich daß ein Dichter, wenn er auf dem Dreyfuße der Muſe ſitzt, alsdann ein Menſch außer ſich ſelbſt iſt, welcher gleich einem Springbrunnen, alles fließen läßt, was ihm nur einfällt. Ja, da ſeine Kunſt im Nachahmen beſteht, ſo muß er oft, wenn er ſolchen Leuten nachahmet, die einander widerſprechen, zuweilen wohl gar wider ſich ſelbſt reden, ohne zu wiſſen, auf welcher Seite die Wahrheit beruhet.**

Hat nun jemals ein Dichter auf dem Dreyfuße der Muſe geſeſſen, ſo iſt es wahrlich **Pindar** geweſen. Man muß alſo nicht eben alles nach der Schärfe nehmen, noch ihm dasjenige eben als einen ausgemachten Grundſatz anrechnen, was ihm dann und wann in der Begeiſterung entfahren iſt. Und hat ja **Plato** ſolches gethan, ſo iſt es vielleicht daher geſchehen, weil zu ſeiner Zeit der Name **Pindar** gemisbraucht worden: eben wie man ſeitdem gethan hat; und daß man ſich hierein ſchicken müßte, wie Sokrates im Gorgias thut.

Der Ausdruck, *νόμος ὁ πάντων βασιλεὺς*, **das Geſetz iſt Königinn über alles, und regieret alle Dinge in der Welt**, iſt in der That, wie Herr **Fraguier** ſagt, ſehr verſchiedentlich verſtanden worden. **Herodot** hat ihn vom Geſetze überhaupt verſtanden, als ob die Geſetze, unabhänglich von allen innerlichen Verfaſſungen der Seele, ſo wie ſie von den Menſchen verſchiedentlich eingerichtet worden, den Unterſchied des Böſen und Guten ausmachten, nachdem ſie etwas verbiethen, oder zulaſſen: dahingegen das durch den Mächtigſten errichtete Geſetz, als das Geſetz des Mächtigſten, kurz das Geſetz des Mächtigſten,

ſten, eigentlich nicht das Geſetz der Gerechtigkeit hervorbringt, ſondern nur dazu dienet, daß er ungeſtrafet bleibe. Dieß erhellet daraus, daß dem einen Theile das Recht fehlet, um ſich dem Willen eines rechtmäßigen Herrn zu widerſetzen: und ſo war das Jus Regis beſchaffen, von welchem **Samuel** im 8 **Cap.** ſeines erſten Buchs redet; indem niemand ſich dem Könige widerſetzen dorfte, oder weil niemand Kräfte genug zum Widerſtande hatte. So iſt auch **Lucans** Jusque datum ſceleri: weil die römiſche Republik nicht mächtig genug war, den **Julius Cäſar** zu unterdrücken; ſo wenig als **Geryon** der Stärke des **Herkules** Widerſtand thun konnte.

Wir wollen auf den **Herodot** (Thalia pag. 200) kommen, welcher über den Abſcheu, den die Griechen vor der Gewohnheit der **Indianer** hatten, die Leichname ihrer verſtorbenen Aeltern zu eſſen; indem die **Indianer** hingegen den Gebrauch der Griechen, dieſelben zu verbrennen, eben ſo ſehr verabſcheueten; ſagt: **Pindar** ſcheine ihm Recht zu haben, wenn er ſchreibt, **das Geſetz ſey die Königinn über alles.** Hierbey nun bemerket der Herr Abt **Fraguier**, daß, wenn **Herodot** in der That ſagen wollen, wie des **Gorgias Kallikles** thut, aller Unterſchied von Laſter und Tugend, von Gutem und Böſem, rühre nur von einer menſchlichen Satzung, und von der Wirkung der durch die Macht eingeführten Geſetze her, er ſich nicht nur gröblich betrüge, ſondern auch den Gegenſtand eines ſolchen Schluſſes ſehr ſchlecht wähle. Denn, was die Leichen anbetrifft, ſo kann, da die Art und Weiſe den Todten die letzte Pflicht zu leiſten, an ſich ſelbſt eine willkührliche Sache, und den Geſetzen unterworfen iſt, ſie auch gar wohl, ſo oder anders eingerichtet werden können, ohne daß die Gerechtigkeit und Tugend dabey leiden: wenn nur, man richte ſie ein wie man wolle, ſolches allemal aus Frömmigkeit und Andacht geſchieht.

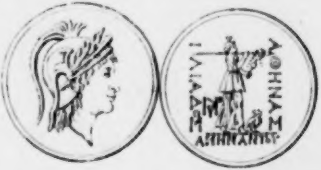
Man kann glauben, daß dieſer pindariſche Ausdruck zum Sprüchworte geworden, und das Sprüchwort ſo geheißen: ὁ νόμος πάντων βασιλεὺς; dahingegen Pindar ſagt: νόμος ὁ πάντων βασιλεύς. Dieß iſt ein großer Unterſchied: denn eines heißt, **das Geſetz herrſche über alle Dinge, es ordne ſie, und ertheile ihnen ihren Werth**; das andere aber, nach dem **Pindar**, will ſagen, **diejenige Art des Geſetzes, welche über alles herrſchet, ſey das Geſetz des Mächtigern**; und eben hierauf ſcheint **Herodot** nicht Acht gegeben zu haben.

Clemens von Alexandrien und **Origenes** haben es nach dem Sinne der **Stoiker** genommen, und durch νόμος, ein **Geſetz der Vernunft**, faſt nach der Art verſtanden, wie **Cicero** daſſelbe im erſten **Buche von Geſetzen** erkläret. Sie betrügen ſich aber unfehlbar; und ihr, zwar unſchädlicherer Irrthum als **Herodots** ſeiner, rühret daher, daß ſie auf dasjenige nicht Acht gegeben, was allem Anſehen nach, in **Pindars** Geſange vorhergehen würde, wenn man ihn noch ganz hätte; und was in **Platons Gorgias** folget, da ſie **Pindars** Stück nicht gehabt haben. Uebrigens iſt nichts gemeiner, als daß berühmte Sinnſprüche verkehrt angeführet werden, die in dem Munde ſolcher Leute zu Sprüchwörtern geworden ſind, von denen ſie nicht einmal verſtanden werden.

XXVI.

XXVI.

Des Herrn Abts Fontenü Gedanken über einer Münze der Iliſchen Minerva. 1719.



Dieſe Münze, die ein ſilberner Stater, von vier Drachmen am Gewichte iſt, verdienet die Aufmerkſamkeit der Alterthumsforſcher nicht ſowohl deswegen, weil ſie ſich erhalten hat, und wegen der Schönheit ihrer Charactere und ſchönen Zeichnung; als wegen des ſonderbaren Bildes und der Aufſchrift der Gegenſeite. Der Herr Abt von **Fontenü**, dem ſein Herr Bruder ſie aus Smyrna zugeſchickt hatte, bemerkte ſogleich, daß die erſte Seite der Münze die **Minerva**, mit der kriegeriſchen Geſtalt vorſtellet, die ſich für eine Göttinn der Schlachten ſchickt. Ihre halbgekrauſten Haare flattern nachläßig hinter ihrem Halſe, nach Art der ſpartaniſchen Jungfern; ihr Helm iſt mit Federn und einer Krone von Oelzweigen

gezie-

gezieret. Auf der Gegenſeite ſteht eben dieſelbe Minerva, aber mit einer ſanftmüthigen und gelaſſenen Mine, welche die Göttinn des Friedens und der Künſte andeutet. Ihre aufgeſchlagenen Haare machen den ganzen Kopfputz aus, der ſich mit einer Art von Korb oder Scheffel, ſchließt. Ihre Kleidung iſt einfältig und leicht: mit einer Hand hält ſie eine Spindel, mit der andern trägt ſie auf der rechten Achſel einen langen Spieß, der mit einer Art einer Blumenſchnur gezieret iſt. Die Schrift endlich ΑΘΗΝΑΣ ΙΛΙΑΔΟΣ, lehret uns, daß dieſes die Figur der iliſchen Minerva, oder des in den Alterthümern ſo berühmten Palladii ſey.

Man glaubte gemeiniglich, dieſes Götzenbild wäre vom Himmel gefallen, und Trojens Schickſal hienge davon ab. Die Römer, die ſich rühmten, daß ſie es ebenfalls beſäßen, ſahen es als das Unterpfand von der Dauer ihres Reichs an, fatale pignus imperii. Verſchiedene Städte aber ſtritten um die Ehre dieſes Palladium zu beſitzen. Die erſte war Liris, eine alte Stadt in Lucanien, welche Strabo für eine Pflanzſtadt der Trojaner hält, indem man daſelbſt die Bildſeule der iliſchen Minervà ſah, τὸ τῆς Αθηνᾶς τῆς Ιλιάδος ξόανον, eine Stelle, von welcher Caſaubon mit Unrecht glaubt, daß man Πολιάδος, anſtatt Ἰλιάδος, leſen müſſe; denn wenn es gleich wahr iſt, daß die trojaniſche Minerva, auch zuweilen Polias geheißen, ſo iſt es gewiß, daß man ſie auch oft Ilias genennt: wie man im Diodor von Sicilien, im Arrian und Heſychius, und in vielen andern Scribenten ſehen kann; inſonderheit im Philoſtratus, der das Palladium von Troja Αθηνᾶν τὴν Ιλιάδα, nennt. Wenn Caſaubon die Münze geſehen hätte, die hier erkläret wird, ſo würde er gewiß in Strabons Texte nichts geändert haben.

Lavinia, Luceria, Daulis, Argos, Sparta, und viele andere Städte rühmten ſich eben dieſes Vorzugs: die Ilier aber ſtritten ihnen denſelben allezeit ab. Sie behaupteten, das **Palladium** ſey niemals von **Troja** weggekommen, und wenn es wahr wäre, daß **Aeneas**, um es vor dem Brande zu bewahren, daſſelbe nach **Paläſcepſis** gebracht, er es doch bald wieder auf die alte Stelle geliefert. Wenn man ihnen aber einwendete, daß nach dem **Homer**, ſolches vom **Diomedes** und **Ulyſſes** wäre entführet werden, ſo antworteten ſie: dieſe beyden Feldherrn hätten im Minerventempel nur ein falſches **Palladium** gefunden, welches man an die Stelle des wahren hingeſetzt, ſo ſeit dem Anfange der **Trojaniſchen** Belagerung an einem unbekannten Orte verſteckt geweſen.

Um noch gewiſſer zu beweiſen, daß die **Trojaner** das wahre **Palladium** beſeſſen, ſo bemerket der Herr **Abt Fontenü**, daß von allen Vorſtellungen des **Palladii**, keine ſo ähnlich ſey, als diejenige, welche die Ilier auf dieſe Münze ſtechen laſſen; und dieß beweiſt er mit der Beſchreibung die man davon im **Apollodor** findet. Das **Palladium**, ſagt dieſer Schriftſteller im 1 B. ein vom Himmel gekommenes Bild, war die Geſtalt einer gehenden Perſon. In der Rechten hielt es eine aufgehabene Lanze; und in der Linken eine Spindel. **Tzetzes** und **Euſtathius** reden faſt eben ſo davon. (Ueber der Ilias VI Buch) Dieß aber iſt nun eben das Bild dieſes Schaupfenniges. Zwar wenn dieſe Schriftſteller das **Palladium** beſchreiben, ſo ſagen ſie nichts von dem Scheffel oder Korbe, den man hier auf dem Kopfe der **Minerva** ſieht: allein, außer daß man ihn auch auf dem Kopfe verſchiedener andern Gottheiten antrifft, nicht nur ägyptiſcher, ſondern auch aus andern Ländern; ſo kann man glauben, daß es ein Korb, oder Calathus ſey, in welchen **Minerva** die Knäuel gelegt, ſo ſie geſponnen. Und in der That haben die Dichter von dieſem **Calathus** eben ſo viel Weſen gemacht, als von ihrer Spindel. Wenn **Virgil** im VII B. von der **Camilla**, der Königinn der **Volſcer** redet, ſo ſagt er:

> Non illa colo Calathisve Minervae
> Foemineas aſſueta manus.

Dieſe Art von Korb, die **Plinius** in des XXI B. 5 Cap. mit der Lilienblume vergleicht, deren Blätter ſich auswärts beugen, ſo wie ſie in die Höhe ſchieſſen: ab anguſtiis in latitudinem paulatim ſeſe laxantis, effigie Calathi, (*Iſidor. Orig. Lib. 19.*) und insgemein aus Rohr, oder einem ſehr leichten Holze beſtund, diente den Handwerkern die Wolle drein zu legen. Inſonderheit aber waren dieſe Körbe der **Minerva** geheiliget, als der Göttinn der Künſte, unter welcher die **Trojaner** glaubten, dieſelben in ſicherer Ruhe treiben zu können.

Die Kleidung der **Minerva** auf dieſer Münze, widerſpricht auch einer Schutzgöttinn des Friedens und der Künſte nicht. Es iſt gar nicht die fürchterliche **Pallas**, welche, mit dem Schilde bedeckt, Schrecken und Blutvergieſſen andeutet. Sie iſt bloß mit dreyerley Kleidungen angethan, deren **Fulgentius** gedenkt, und die, nach dem 2 B. ſeiner **Mythologie** anzeigen, daß die Klugheit und Weisheit ſich nach den Vorfällen zu ſchicken wiſſen.

Das erſte von dieſen Kleidern iſt eine Art von Schärſe, deren beyde Ende ſich in den Falten des Rocks verlieren, oder auch zuweilen im Winde zu flattern ſcheinen. Das andere iſt ein Mäntelchen oder eine Tunica, ſo nur bis auf den halben Leib geht, und deren Aermel unter dem Ellbogen hervorragen. Das dritte endlich, iſt ein langer Rock ohne Aermel, und von ſo feinem leichten Zeuge, daß er die Anmuth des nackenden Fleiſches, nebſt der Geſtalt der Füſſe und Schenkel ſehen läßt. An dieſer Beſchreibung erkennet man das Peplum der **Minerva**, eine in den Dichtern und **Mythologiſten** ſo berühmte Kleidung: denn 1. war das Peplum eine Kleidung, ſo bis auf die Abſätze herab gieng, veſtis talaris, oder wie **Euripides** ſagt, ποδήρης, und **Aeſchylus**, ποδεστής. 2. War das Peplum ein ſehr feiner und leichter Zeug. 3. War es ohne Aermel. Endlich war es gemeiniglich mit einem Gürtel umbunden; und ſo iſt hier **Minervens** Rock.

Nachdem nun der Herr Abt **Fontenü** dasjenige erkläret hat, was die Hauptfigur der Gegenſeite dieſer Münze betrifft; ſo ſchreitet er zu den Nebendingen, nämlich zur Eule, die zu den Füſſen ſitzt, und dem Namenszuge der andern Seite.

Gleich anfangs kömmt eine Schwierigkeit vor: warum findet man bey der **iliſchen Minerva** das Sinnbild der **athenienſiſchen**? Herr **von Fontenü** antwortet: 1. vielleicht iſt das **trojaniſche Palladium** nur eine Nachahmung desjenigen geweſen, welches zu **Athen**, ſeit der Ankunft des **Cekrops** vorhanden war, und ebenfalls vom Himmel herab gekommen ſeyn ſollte. Der aus Aegypten nach Griechenland überbrachte Götzendienſt der **Minerva**, gieng nach **Samothracien** über, und von da nach **Kleinaſien**, allwo vielleicht **Dardanus** ſelbſt ihn bekannt machte. 2. Iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die **Ilier**, welche durch die tapfern **Athenienſer** von dem **Perſiſchen** Joche waren befreyet worden, aus Dankbarkeit gegen dieſen Dienſt, auf ihre Münzen dasjenige Symbolum dieſer Göttinn haben wollen ſetzen laſſen, welches bey ihren Wohlthätern am meiſten in Ehren gehalten ward; wie ſie denn aus einem ähnlichen Triebe der Dankbarkeit, auf eine andre Münze ihrer **iliſchen Minerva**, die in dem königlichen franzöſiſchen Schatze iſt, das Pferd **Pegaſus**, ſetzen laſſen, welches das Sinnbild iſt, ſo die **Korinthier** ihr gaben. 3. Haben die **Ilier** vielleicht durch dieſes Sinnbild ausdrücken wollen, daß ſie den **Athenienſern** in der Zeit unterworfen geweſen, da dieſe ſich eines großen Theils von **Kleinaſien** bemeiſterten, wie **Strabo** und **Thucydides** anführen: und dieſe Betrachtung würde **Caſaubons** Critik zu Boden ſchlagen, welcher den **Strabo** beſchuldiget, er habe des **Thucydides** Text nicht recht verſtanden.

Die Namenszüge ſind insgemein auf den griechiſchen Münzen, beſondere Zeichen, die entweder einem gewiſſen

Münzenſtämpel, oder gewiſſen Städten, Völkern, oder auch Münzmeiſtern, zukommen. Die Buchſtaben aus denen ſie beſtehen, ſind oftmals, entweder umgeworfen, oder zuſammen verbunden; und um deren wahren Verſtand heraus zu bringen, muß man ſie aus einander nehmen, und in eine natürliche Ordnung ſetzen. Herr von **Fontenü** glaubt, daß der auf gegenwärtiger Münze, aus fünf oder ſechs Buchſtaben beſtehe, die entweder das Wort Μύριν, von Μυριναίων abgekürzt; oder den ganzen Namen Μύριον einer Stadt in **Eolis** und Nachbarinn von **Troas** enthalten. Wollte man fragen, warum der Name **Myrina** auf einer **iliſchen** Münze ſtünde, ſo antwortet man: 1. Es kann wohl ein gewiſſes Verbindniß unter beyden Städten geweſen ſeyn, inſonderheit, weil die Amazoninn **Myrina**, welche die Stadt dieſes Namens erbauet, ihr Grabmaal in dem **iliſchen** Gebiethe gehabt, wie **Strabo** berichtet. 2. Wird diejenige Perſon der Obrigkeit, unter welcher dieſe Münze geſchlagen worden, den Namen einer Stadt darauf haben ſetzen laſſen, welche vieleicht von Vaterſeiten, ſeine Vaterſtadt geweſen; denn um ein **iliſcher** Bürger zu ſeyn, wie unfehlbar jede Magiſtratsperſon ſeyn mußte, war die mütterliche Seite ſchon hinreichend, nach folgender Anmerkung der **Digeſten:** Ilienſibus conceſſum eſt, ut qui matre Ilienſi eſſet, ſit eorum municeps. *Lib. 1. D. ad Municip.*

Damit endlich nichts bey dieſer Münze zurücke bleibe, ſo erkläret Herr **Fontenü** noch das Wort Απημάντου, welches im Abſchnitte ſteht und beweiſt, daß es nicht der Name der obrigkeitlichen Perſon ſey, wie oftmals auf den Münzen geſchieht; ſondern ein Beynamen der **Minerva**; wodurch die Wortfügung deſto richtiger wird. Der Ausdruck Απήμαντος hat vielerley Bedeutungen, deren gemeinſte dieſe ſind, ſalutaris, illaeſus, innoxius, incolumis, etc. Nun kommen alle dieſe Bedeutungen der **Minerva** zu. Die erſte beziehet ſich auf das Wort ſoſpes, oder σώτειρα, ein

Titel unter welchem **Ulyſſes** ihr nach ſeiner Wiederkunft von **Troja** einen Tempel erbauete. Die andere, wenn man illaeſus in figürlichem Verſtande nimmt, kömmt einer Gottheit zu, die ſich allezeit unbefleckt erhalten. Der dritte gehörte einer Göttinn des Friedens und der Künſte, ſo wie ſie hier auf der Gegenſeite der Münze abgebildet iſt. Die letztere kömmt ihr noch beſſer zu; und die Ilier können ihr wohl den Beynamen Απήμαντος, innocua, incolumis, beygelegt haben, um auf eine Begebenheit zu zielen, die vom **Appian von Alexandrien**, **Servius**, **Julius Obſequens**, und dem heil. **Auguſtin** angeführet wird, der bey dieſer Gelegenheit eine Stelle aus dem **Livius** beybringt, die wir in demjenigen nicht mehr finden, was wir von ihm übrig haben. Es iſt dieſe, daß als unter des **L. Sylla**, und **L. Pompejus** Conſulate, **Fimbria** ein Verweſer des **L. Valerius Flaccus**, **Ilion** eingenommen, und ohne Ehrfurcht gegen die Götter verbrannt hatte, man unter der Aſche des Tempels der **Minerva**, das **Palladium** ganz und unverſehrt gefunden. Ein Wunder, darüber die Ilier ganz entzückt waren, und das Andenken davon auf ihren Münzen verewigen wollten.

XXVII.

XXVII.

Hrn. Hardions Unterſuchung zwoer Stellen in des Euripides tauriſcher Iphigenia. 1718.

Es ſtehen zween Verſe in des Euripides tauriſcher Iphigenia, welche in allen Ausgaben dieſes Dichters, in die Rolle des Oreſtes geſetzt werden, und die dem Herrn Hardion in des Pylades Rolle zu gehören ſcheinen. Hier iſt der Auszug eines Stücks des Auftrittes.

Oreſtes fragt den Pylades um Rath, wie er doch, auf den vom Apollo erhaltenen Befehl, das Bildniß der Diana entführen möge. Er weis nicht, ob ſie gerade auf den Tempel zugehen, und die Thüren mit Hebebäumen erbrechen ſollen. Ertappt man uns über dem Sprengen der Pforten, ſagt er zu ſeinem Freunde, ſo iſt es um unſer Leben geſchehen; und ehe wir uns einem gewiſſen Tode bloß ſtellen, iſt es beſſer, wir gehen wieder zu unſerm Schiffe und kehren den Weg wieder zurück, den wir gekommen ſind. Auf dieſen Vorſchlag des Oreſtes ſchreyet Pylades: Was können wir uns wohl zu einer ſo ſchändlichen Flucht entſchließen? wir, die wir nicht gewohnt ſind zu fliehen? Hieſſe das nicht das Orakel des Gottes trotzen, der uns hergeſandt hat? Wir wollen uns nur vom Tempel entfernen, und uns in dieſen Hölen verbergen, die das Meer mit ſeinen Fluthen wäſchet. Wir wollen fern von unſerm Schiffe bleiben, weil man ſolches entdecken, und dem Könige Nachricht davon geben möchte, der uns Leute zuſchicken könnte, die uns fiengen. Wenn aber das Geſtirn der Nacht ſich am Himmel wird blicken laſſen, ſo wollen wir alle unſere Unerſchrockenheit und allen Fleiß zuſammen nehmen, um die Bildſeule der Göttinn zu entführen. Bemerke nur zwiſchen jenen Seulen, die leeren Stellen, durch welche du dich ſchleichen kannſt. Tapfere Leute ſtellen ſich unbekümmert den ſchwerſten Unternehmungen dar: die Feigen aber bleiben allezeit verachtet.

Nach allen Ausgaben des Euripides, fängt Oreſtes hierauf an, ſo zu reden: Das ſoll uns nicht nachgeſagt werden, daß, nachdem wir die Drangſalen einer langwierigen Schiffahrt ausgeſtanden, wir ſchändlich den Rückweg nehmen ſollten, da wir ſo nahe am Ziele ſind. Ja, theurer Pylades! du öffneſt mir die Augen; ich will deinem weiſen Rathe folgen. Komm! wir wollen den Ort ſuchen, wo wir uns verbergen wollen. Wir könnten uns über den Apollo nicht beklagen, wenn durch unſere Flucht, ſein Götterſpruch ſonder Wirkung bliebe. Es ſey dann! ich will unſer Unternehmen ausführen. Die Gefahr ſey ſo groß ſie wolle, ſo iſt ſie keine Entſchuldigung für einen jungen Heldenmuth.

> Οὔτοι μακρὸν μὲν ἤλθομεν κώπῃ πόρον,
> Ἐκ τερμάτων δὲ νόστον ἄρωμεν πάλιν.
> Ἀλλ' εὖ γὰρ εἶπας, πειστέον. χωρεῖν χρεὼν;
> Ὅποι χθονὸς κρύψαντε λήσομεν δέμας.
> Οὐ γὰρ τὸ τοῦ θεοῦ γ' αἴτιον γενήσεται
> Πεσεῖν ἄχρηστον θέσφατον· τολμητέον.
> Μόχθος γὰρ οὐδεὶς τοῖς νέοις σκῆψιν φέρει.

Dieſe zween Verſe:

> Οὔτοι μακρὸν μὲν ἤλθομεν κώπῃ πόρον,
> Ἐκ τερμάτων δὲ νόστον ἄρωμεν πάλιν.

welche Herr Hardion ſo überſetzet hat: Das ſoll nicht geſagt werden, daß wir nach dem Ungemache einer langwierigen Schiffahrt, wieder den Rückweg nehmen ſollten, da wir ſo nahe am Ziele ſind, ſcheinen eine Folge derer Gründe zu ſeyn, welche **Pylades** anführet, um die vom **Oreſtes** vorgeſchlagene Flucht zu verdammen. Die Flucht, ſagt er, an ſich ſelbſt, iſt ſchon ſchimpflich; für uns aber um ſo viel ſchimpflicher, da wir nicht gewohnt ſind, die Gefahren zu fliehen. Wir müſſen überdieß den Götterſpruch des **Apollo**, der uns geſandt hat, verehren. Bedenke doch nur, daß wir ſchon am Ziele ſind, und es ſchimpflich ſeyn würde, wenn wir nach einer langen und beſchwerlichen Schiffahrt, unverrichteter Sachen wieder heimkehrten. Alle dieſe Begriffe hängen untereinander durch eine vernünftige Zunahme, die man leichtlich gewahr wird, vollkommen zuſammen; ſie ſtimmen alle mit des **Pylades** Gemüthsart überein, und würden in dem Munde des **Oreſtes** keine ſo gute Wirkung thun. Anderntheils iſt es ſehr natürlich, daß der von den Gründen ſeines Freundes gerührte **Oreſtes**, im Augenblicke allen ſeinen Heldenmuth ſammle und ſo lebhaft, als plötzlich ausruffe, ἀλλ' εὖ γὰρ εἶπας, πειστέον. **Ja, du haſt Recht, theurer Pylades, ich will deinem Rathe folgen, u. ſ. w.**

Hier iſt noch ein Vers aus dem IV Aufzuge, in dem letzten Auftritte, welchen wie es ſcheint, **Brodeau**, **Canterus** und **Scaliger**, nicht verſtanden haben.

Iphigenia beſinnt ſich auf eine Liſt, um ihren Bruder zu retten, und giebt dem Könige **Thoas** zu vernehmen, daß er, bevor er den **Oreſt** opfert, denſelben im Meere reinigen müſſe; weil er mit dem Morde ſeiner Mutter beflecket wäre: und damit er zugleich die Bildſeule der **Diana** entführen könne, ſo muß Iphigenia noch vorgeben, daß dieſe Göttinn ſelbſt gereiniget ſeyn will, weil **Oreſtes**, indem er ihre Bildſeule berühret, dieſelbe entweihet hätte.

Oreſtes billiget den Anſchlag; allein da er auf die Rettung ſeines Freundes mehr Acht hat, als auf ſeine eigene, ſo fragt er, was aus dem **Pylades** werden wird? Wird man ihn wohl ans Meer führen, da keine Urſache vorhandeñ iſt, ihn zu reinigen?

Πυλάδης δ' ὅδ' ἡμῖν ποῦ τετάξεται φόνου;

Das Wort φόνου hat obgenannte Gelehrte ſtutzig gemacht, welche, indem ſie πόνου an deſſen Stelle ſetzen, den Oreſt ſagen laſſen: **Was für eine Perſon aber ſoll Pylades bey dieſer Sache ſpielen?** Pylades vero in quo loco hujus negotii a nobis ponetur? Allein man muß ſich nie eher wagen, den Text eines Schriftſtellers zu ändern, als bis man durchaus keinen Verſtand herausbringen kann. **Barneſius** behält das Wort φόνου, und überſetzt den Vers ſo: ubinam ergo amicus Pylades loci ordinabitur? an ad caedem illius vice? **Was wollen wir mit dem Pylades anfangen? Soll er hier bleiben, und an des Oreſtes Stelle ſterben?**

Dieſe Ueberſetzung ſcheint mit den Worten des Textes nicht überein zu ſtimmen; wenigſtens gehöret viele Liſt dazu, um den Sinn darinnen zu finden, welchen **Barneſius** ihnen beylegt. Ohne alſo das φόνου zu ändern, überſetzt Herr **Hardion** dieſe Stelle ganz ungekünſtelt, und nach dem Buchſtaben, ſo: Pylades vero, in quo hujus caedis loco a nobis ponetur? (So hat auch **Canterus** dieſelbe, ohne ſie zu verſtehen, von Wort zu Wort überſetzt) **Was wollen wir aber dem Pylades, an dem Morde für einen Antheil geben, den du mir beylegen willſt, um einen Vorwand zu finden, daß wir ihn mitnehmen können?** Die Antwort der **Iphigenia** beſtätiget dieſe Erklärung. **Wir wollen ſagen,** erwiedert ſie, **er ſey von eben dergleichen Verbrechen befleckt als du, und brauche die Reinigung eben ſo nöthig.**

Ταυτὸν χερῶν σοι λέξεται μίασμ' ἔχων.

Dieſe Erklärung iſt dem Herrn **Hardion** ſo leicht vorgekommen, daß er nicht begreifen kann, wie geſchickte Männer dabey Anſtand nehmen können.

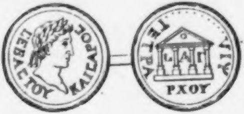
* * *

* * *

XXVIII.

Des Herrn Abts Fontenü Gedanken über eine Münze, von Philippen dem Tetrarchen.

Die Münze von der hier die Rede iſt, und über welcher der Herr Abt Fontenü, ſo ſie aus der Levante bekommen, der Akademie ſeine Gedanken eröffnet hat, iſt von mittlerm Erze, und von einem ziemlich groben Stämpel; gleichwohl kann man ſie als eines der ſchätzbarſten Denkmäler des Alterthums, nicht allein darum betrachten, weil ſie ſehr ſelten, und vielleicht nur einmal vorhanden iſt; ſondern auch, weil ſie zur Erläuterung einiger Stellen in der heiligen und weltlichen Geſchichte dienet. Hier iſt die Zeichnung davon:



Die Seite wo der Kopf ſteht, hat nichts merkwürdiges. Es iſt Auguſts Kopf, mit Lorbern gekrönet, und mit der Umſchrift: ΚΑΙΣΑΡΟΣ ΣΕΒΑΣΤΟΥ. Auf der Gegenſeite aber, iſt alles ſonderbar, die Schrift ſowohl, als das Bild, und vor allem der Zeitpunct.

1. Die Schrift, ΦΙΛΙΠΠΟΥ ΤΕΤΡΑΡΧΟΥ, ſteht auf keiner andern Münze, die wir kennen; daher der Herr

Abt Fontenü Gelegenheit nimmt, von dieſem Prinzen ſogleich zu reden, und von ſeiner Würde als Tetrarcha, zu handeln. **Philipp** war der zweyte von dreyen Söhnen, denen **Herodes** der große, ſeine Staaten hinterließ. Ungeachtet er der vollkommenſte Prinz in ſeinem ganzen Geſchlechte war, und hundert ſchöne Eigenſchaften ihn bey den Juden und Römern gleich beliebt machten, ſo hatte er doch die Ungnade eines eiferſüchtigen und mistrauiſchen Vaters auszuſtehen, der ſich durch **Antipaters**, ſeines älteſten Sohnes Ränke verführen laſſen, und dem **Philipp** in ſeinem letzten Willen, keinen Theil an der Regierung vermache hatte: der aber auch von dieſem Vorurtheile wieder abſtand, und ihn nachmals zum **Tetrarchen** über das **Trachonitiſche** und **Auranitiſche**, zwo Provinzen ſetzte, unter welchen das **Paneadiſche**, **Gaulanitiſche**, **Ituräiſche** ꝛc. begriffen waren. Nach des **Herodes** Tode, erhielt ihn **Auguſt** bey dieſer **Tetrarchie**, die er ſo weislich verwaltete, daß er die Luſt ſeines Volkes und die Bewunderung ſeiner Nachbarn war. Dieſer Prinz ſtarb im 37 Jahre ſeiner Regierung, ohne daß er von ſeiner Gemahlinn **Salome** Kinder hinterließ, die eine Tochter **Herodes** ſeines Bruders, ebenfalls mit dem Zunamen **Philipp** war. Dieſes hat gewiſſen berühmten Scribenten Gelegenheit gegeben, dieſe zween Prinzen zu vermengen; ungeachtet ſie in den heiligen Büchern und im **Joſephus** gnugſam unterſchieden ſind, der den Namen **Herodes** allezeit demjenigen giebt, der ſeine Nichtel **Herodias** geheirathet hat, ihn aber niemals **Tetrarcha** nennet.

Man weis, daß der Name und die Würde eines **Tetrarchen** von den **Galathern** gekommen, welche, da ſie in **klein Aſien** drey Provinzen hatten, (Strabo Lib. XII.) eine jede in vier Fürſtenthümer theilten, deren Regierung ſie zwölfen von ihren Häuptern zutheilten, und ſelbige **Tetrarchen** nennten, weil ein jeder von ihnen ein viertes Theil von Galatien beherrſchete. Dieſer Name gieng zu verſchiedenen aſiatiſchen Völkern über; allein er veränderte ſeine Bedeutung, weil er nach des **Plinius** V B. 18 Cap. allen unabhänglichen Herren gegeben ward, und wenn ſie auch nur eine einzige Stadt beſäßen. Nachmals hatte das Cöleſyriſche verſchiedene **Tetrarchen**: **Philipp** und **Antipas** beſäßen zween, in eben dem Verſtande, darinnen die Galater dieſes Wort nahmen. Die Macht und das Anſehen der **Tetrarchen** war zuweilen ſo wichtig, daß ſie ſich den Königen gleich ſtellten, und man ihnen auch königliche Titel gab. Die heil. Schrift nennet den **Tetrarchen** **Antipas**, König. **Cicero**, **Plinius** und einige andere Schriftſteller vermengen dieſe Titel zuweilen ebenfalls, daher **Heſychius** ſagt, Τέτραρχαι οἱ βασιλεῖς.

II. Das Bild iſt ein Tempel auf vier Seulen; und der Herr Abt **Fontenu** glaubt, es ſey der zu **Panium** oder **Paneas**, welchen **Herodes**, als eine Erkenntlichkeit für des **Auguſtus** Gnade, ihm zu Ehren erbauen laſſen, (**Joſephs Alterth.** 15 B. 13 Cap.) worinnen er dem Beyſpiele anderer mit den Römern verbundener Prinzen gefolget war. Des Herrn Abts **Fontenu** Muthmaßung läßt ſich wohl hören. Denn erſtlich iſt dieſer Tempel, allem Anſehen nach, demjenigen Prinzen gewidmet, deſſen Bildniß die Münze darſtellet. Außerdem ſagt auch kein einziger Scribent, daß **Philipp** ſelbſt dem **Auguſtus** einen Tempel erbauen laſſen, und man findet in ſeiner ganzen **Tetrarchie** keinen andern. Zum andern war **Philipp**, nach **Joſephs** Beſchreibung, ein viel zu gottsfürchtiger Prinz, als daß man ihn im Verdachte haben ſollte, er hätte die den Römern ſchuldige Hochachtung, bis zur Abgötterey getrieben. Alles was er thun konnte, ſie nicht zu erbittern, war, daß er in ſeinen Staaten den Tempel ſtehen ließ, welchen ſein Vater ſeinem Wohlthäter zu Ehren erbauet hatte, und daß er erlaubte, ihn auch auf Münzen vorzuſtellen.

Dieſe Bewegungsgründe ſowohl, als die ſchöne Lage von **Panium**, welches bereits **Herodes** ſehr verbeſſert hatte, bewogen den **Philippus** eine ſchöne Stadt hinzubauen, welcher er den Namen Caeſarea Auguſta Paneas gab, und ſie zur Hauptſtadt ſeiner Staaten machte. Man findet in den alten Aufſchriften oftmals dieſe Stadt mit dem Namen der **heiligen, unverſehrlichen** und **neokoriſchen** beehret; ja auf einer Münze vom **Auguſtus**, heißt ſie: ΚΑΙΣΑΡΕΩΝ ΦΙΛΙΠΠΟΠΟΛΙΤΩΝ ΝΕΟΚΟΡΩΝ. **Cäſarea** des **Philippus**, um ſie von den andern Städten zu unterſcheiden, die ebenfalls Caeſareae hießen.

III. Was endlich auf dieſer Münze am merkwürdigſten iſt, das iſt der Zeitpunct, aus welchem wir ſehen, daß einige Geſchichtſchreiber des **Herodes** Todesjahr zu ſpät angeben; ungeachtet ſelbiges die chriſtliche Jahrrechnung feſtſetzen muß. Zwiſchen den Seulen des auf dieſer Münze geſtochenen Tempels, lieſt man die Buchſtaben L. Λ. Γ, die das drey und dreyßigſte Jahr bemerken, welches ſich auf irgend eine in **Syrien** und im gelobten Lande, zu **Philipps des Tetrarchen** Zeit, gewöhnliche Zeitrechnung beziehen muß. Von allen dieſen Zeitpuncten nun, nämlich der **Seleuciden**, des **Pompejus**, **Julius Cäſars** und **Auguſts** ihren, kömmt nur dem letztern dieſes 33 Jahr auf der Münze zu, und kann auf keinen von den andern fallen; als welche gegen die erſten Jahre von **Philipps** Regierung, in welcher dieſe Münze geſchlagen worden, viel älter waren. In der That war die Jahrrechnung der **Seleuciden**, damals ſchon im IV Jahrhunderte, des **Pompejus** ſeine im 70 und **Cäſars** ſeine im 50 Jahre. Zudem, ſo kann dieſe Jahrzahl, weder mit dem **Cäſarea** in **Paneas**, noch mit der Jahrrechnung von **Philipps** Regierung beſtehen, da beyde zu neu waren; indem die erſte nur 16 Jahre nach **Auguſts** Tode, und die andere höchſtens 18 ausmachte. Es bleibt daher nichts übrig, als der Zeitpunct von der Regierung dieſes Prinzen: und man fieng an von **Auguſtus** Regierung, im 723 Jahre **Roms** den 2 **September**, als dem Tage der Schlacht bey **Actium** zu rechnen.

Zum Beweiſe daß das Datum dieſer Münze von dieſem Zeitpuncte hergenommen iſt, bemerket Herr Abt Fontenu, daß dieſer Zeitpunct in **Syrien** zu **Philipps des Vierfürſten** Zeit, der gewöhnlichſte geweſen; daß **Antiochien** und **Seleucien**, und viele andere Städte nach ihrem Beyſpiele, denſelben gleich nach der Schlacht bey **Actium** angenommen; daß die **Herodianiſchen** Münzen gar oft nach den Kaiſerjahren datiret werden; und endlich, was ihm ganz entſcheidend vorkömmt, daß man den Zeitpunct einer Münze nicht deutlicher angeben kann, als von dem Prinzen den ſie vorſtellet, und deſſen Tempel das ganze Feld einnimmt. Hieraus nun ſchließt er, daß man die Zeit vom Tode des **Herodes** nicht richtig genug angegeben.

Die Gelehrten, welche dieſe Frage abgehandelt haben, ſetzen den Tod dieſes Prinzen auf das 750 Jahr der Erbauung der Stadt **Rom**; andere auf das 759, und zwiſchen dieſen beyden Zahlen ſind die Meynungen noch ſehr verſchieden. Nun giebt das Datum gegenwärtiger Münze in dieſer Sache ein groſſes Licht.

Zuvörderſt vernichtet ſie die Meynung derer, welche des **Herodes** Tod ſpäter, als in den Frühling des 756 Jahrs von **Rom** ſetzen. Hier iſt ein Beweis davon: **Auguſts** 33tes Jahr fängt mit dem 2 **September** des 755ten Jahrs an, und ſchließt mit eben demſelben Tage des 756ten Jahrs; im 33 Jahre nun der Regierung dieſes Prinzen, war **Philippus Vierfürſt** oder **Tetrarch**; folglich war **Herodes**, ſein Vater, vor dem Ende des 756ten Jahres geſtorben. Er war ſogar ſchon ſeit dem Frühlinge dieſes Jahres todt, weil er nach dem **Joſephus**, vor Oſtern geſtorben war. **So** betriegen ſich die Zeitrechner, welche dieſen Tod in diejenigen Jahre ſetzen, welche zwiſchen Oſtern 756 und zwiſchen Oſtern 760 ſind.

Hieraus folget nun, daß von zehn Jahren, zwiſchen welchen man den Tod des **Herodes** zu ſetzen pflegt, man anfänglich gleich faſt viere abnehmen müſſe, nämlich die letzten neun Monate des 756ten und die ganzen Jahre 757. 758. und 759; wenn man noch dazu voraus ſetzt, daß dieſe Münze erſt im 756ten Jahre geſchlagen worden ſey, welches doch ſo gewiß nicht iſt. Auch muß man nothwendig noch von dieſen zehn Jahren, das gröſte Stück des 755ten wegnehmen; indem, weit gefehlt daß man vorausſetzen könnte, wie es ſcheint daß man habe thun wollen, des **Herodes** Tod ſey erſt im Frühlinge des 756ten Jahres vorgefallen; es hergegen vielmehr aus dem Zeitpuncte dieſer Münze gewiß iſt, daß dieſer Prinz damals zum mindeſten ſchon ein Jahr todt geweſen, indem man die Beſtätigung des Teſtaments des **Herodes** erſt von **Rom** (ſ) einholen müſſen: nach langen Unterhandlungen kam man erſt von dort zurück, es nahm ein jeder von dem Theile ſeiner Erbſchaft Beſitz und dann konnte man erſt die oberherrliche Macht antreten. Man muß alſo den Tod des Königes von **Judäa**, in **Auguſts** ſein 32. ein Jahr vor dem Gepräge dieſer Münze, ſetzen.

Aus eben dieſem Zeitpuncte kann man auch ſchließen, daß diejenigen Schriftſteller ſich geirret haben, welche glauben, **Herodes** ſey viele Jahre vor Chriſti Geburt geſterben. Dergleichen ſind **Nicephorus**, welcher zwiſchen dieſe zween Zeitpuncte drey Jahre ſetzt; der **heil. Epiphanius**, welcher deren vier zählet; **Sulpicius Severus** mit ſeinen fünf Jahren; und **Baronius** mit ſeinen achten: indem alle dieſe Meynungen, das Leben dieſes Prinzen über das 755 Jahr verlängern, und ihn in derjenigen Zeit leben laſſen, da einer von ſeinen Nachfolgern unter ſeinem Tetrarchat Münzen prägen ließ.

Nachdem nun Herr **von Fontenu** den Nutzen gezeiget, welchen die Zeitrechnung aus dieſer Münze zieht, ſo will er, daß von allen Schriftſtellern ſo den Zeitpunct von des **Herodes** Tode geſucht haben, keiner denſelben beſſer gefunden, als **Decker**, der ihn ins 750. Jahr **Roms** ſetzt;

(ſ) Joſephus berichtet, daß Archelaus und Antipas gleich [illegible] Oſtern in demſelben Jahre hingegangen, da ihr Vater geſtorben geweſen.

und hieraus folgt, daß Chriſti Geburt, nicht eher als in den 25. December des vorigen Jahres 749. geſetzt werden kann. Herr von **Fontenú** ſetzt zu **Deckers** Meynung noch die Beweiſe hinzu, die gegenwärtige Münze ihm an die Hand giebt, und ſchließt ſo: Man kann nicht leugnen, daß des **Herodes** Tod nicht im 750 Jahre **Roms** erfolgt ſey, wenn **Auguſts** 33ſtes Jahr, welches auf dieſer **Philippiſchen** Münze bemerkt iſt, das 6. von der **Tetrarchie** dieſes Prinzen iſt; dieſes aber kann man aus des **Joſephus** Zeugniß ſchließen. Dieſer Geſchichtſchreiber, der die Geſchichte der **Herodier** ſowohl beſchrieben hat, verſichert daß **Philippus** ſein Leben im 37 Jahre ſeiner **Tetrarchie**, im 20 Jahre von **Tibers** Regierung, und im 787. Jahre **Roms**, beſchloſſen habe. Nun ſteige man vom 787. Jahre **Roms**, auf das 755. in den Monat **September** zurück, in welchem **Auguſts** 33tes angeht, ſo bekömmt man erſt **Philippens** 31tes, der gleichwohl 37. Jahre **Vierfürſt** geweſen; folglich waren ſeit dem 755 Jahre, ſchon 6. Jahre ſeiner Regierung verfloſſen, und folglich war er dem **Herodes** im 750ten Jahre gefolget.

Unter einer Menge von Beweiſen, die die heil. Schrift und die weltliche Geſchichte dem Herrn von **Fontenú** darbiethen, dieſes Lehrgebäude zu behaupten, hält er ſich inſonderheit an folgende:

I. Nach des **Joſephus** 7. B. der Alterthümer, war der **König Archelaus** im 10 Jahre ſeiner Regierung, und 37. Jahre nach der Schlacht bey **Actium** im 759. Jahre **Roms**, ins Elend verwieſen; worinnen er mit dem Di übereinſtimmet, welcher dieſen Prinzen den **paläſtiniſchen Herodes** nennet. War es alſo im 759. Jahre zehn Jahre daß **Archelaus** auf dem Throne geweſen, ſo mußte er, ſo wie ſein Bruder **Philipp**, im 755. Jahre, welches **Auguſts** 33. war, im 6 Jahre ſeiner Regierung ſeyn; folglich waren ſie dem **Herodes** im 750. Jahre gefolget.

II. Kann man eben dieſe Folgerung, aus des **Herodes Antipas**, des **galiläiſchen Vierfürſten** Verweiſung

ziehen;

ſiehen; welche nach eben dieſem **Joſephus**, im 3. Jahre der Regierung des **Caligula**, im 793. Jahre **Roms** erfolgte. Dieſer Prinz war damals im 43. Jahre ſeiner Regierung, wie aus ſeinen Münzen erhellet, die bis auf dieſes Datum gehen; folglich hatte er ſeine Regierung ſeit dem 750. Jahre **Roms** angefangen, weil vom 793. Jahre, bis aufs 750. drey und vierzig Jahre ſind. Es war alſo im 755. Jahre, ſechs Jahre, daß dieſer Prinz und ſein Bruder im Beſitze ihrer Staaten waren; und alſo mußten ſie abermal ihren Vater im 750. Jahre verloren haben.

III. Lernen wir aus dem **Joſephus**, daß, als **Philippus** von **Rom** nach ſeiner **Tetrarchie** zurück gekommen, er die Kaiſerlichen Städte, **Paneas** und **Julias**, die eine unter dem Namen des **Auguſtus**, die andere unter dem Namen der **Juliä**, Tochter dieſes Kaiſers, angelegt. Dieß geſchah unfehlbar vor der Entfernung dieſer Prinzeſſinn, die gleichwohl im 752. Jahre **Roms** ins Elend verwieſen ward. Dieſer Prinz mußte alſo ſchon zuvor **Tetrarch** ſeyn, und Zeit gehabt haben nach **Rom** zu reiſen. Man kann dieſem noch beyfügen, daß man aus den Münzen von **Paneas** ſieht, ſie ſey gegen das Ende des 751. Jahres erbauet worden. Er muß alſo im 750. Jahre ſeine Staaten in Beſitz genommen haben, weil er wenigſtens erſt ein Jahr nach ſeines Vaters Tode aus Italien gekommen; folglich iſt das 755. Jahr, das ſechſte ſeiner Tetrarchie.

IV. Endlich rechnet **Joſephus** 40. Jahre zwiſchen ſeinem Geburtstage, der im erſten Jahre von des **Caligula** Kaiſerthume erfolgte, und dem Anfange der Regierung des **Archelaus**: da nun dieſe 40. Jahre ſich mit dem 790. Jahre **Roms** endigen, ſo müſſen ſie mit dem 750. anfangen. Das war alſo das erſte Jahr von des **Archelaus** Regierung; und folglich war das 750. oder **Auguſts** 33tes das ſechſte von der Regierung der Kinder des Herodes.

XXIX.

Herrn Hardions Beobachtungen über einige Stellen in des Euripides Phönicierinnen. 1725.

Ungeachtet die Erzählung, welche **Euripides** in ſeinen **Phönicierinnen** von dem Tode des **Eteokles** und **Polynices** macht, eines der ausgearbeitetſten Stücke in den Trauerſpielen dieſes Dichters iſt; weil er darinnen den Kampf dieſer zween Brüder mit den lebhafteſten und wahrhaftigſten Farben abſchildert, und den Augen der Leſer alle Umſtände deſſelben, mit einer wunderwürdigen Nettigkeit und Deutlichkeit darſtellet: ſo glaubt **Joſua Barneſius** dennoch, in dieſer Erzählung zween wichtige Schnitzer bemerkt zu haben: einmal, daß der Dichter ein Paar Brüder mit ihren Degen gegen einander fechten läßt, nachdem er doch geſagt, daß ihre Degen bereits zerbrochen wären; und dann, daß er den **Polynices** noch reden läßt, nachdem er geſagt, beyde Brüder wären bereits todt. Dieſe zweyte Anmerkung fällt auf eine Stelle des **Scholiaſten**, welche ſich auf den 1437. Vers des Trauerſpiels beziehet: Bis autem Poeta hic lapſus videtur, qui gladiis pugnare dicit, poſtquam fractos gladios dixiſſet, et loqui Polynicen, poſtquam utroque ſunctos dixiſſet, verſu 1437.

Herr **Hardion** hat anders von der Sache geurtheilet; und ungeachtet er ſich nicht unterſtehen wollen, dieſe ganze Stelle aus den **Phönicierinnen** zu überſetzen, aus Furcht, deren Schönheit zu ſchwächen: ſo hat er doch für nöthig erhalten, einen Auszug davon zu machen, weil er verſichert iſt, daß auch dieſer den Dichter ſchon rechtfertigen werde.

Anfangs fochten **Eteokles** und **Polynices** mit Lanzen: ᾖσσον δὲ λόγχαις. Vers 1391. Ein jeder nimmt die Bewegungen ſeines Feindes aufmerkſam in Acht, um deſſen Beſtreben unnützlich zu machen, und bedeckt ſich ſorgfältig mit dem Schilde. **Eteokles** ſtößt an einen Stein, wodurch er einen Schritt vorwärts thun, und ſich zum Theil bloß geben muß. Dieſe Gelegenheit ergreift **Polynices** ihn zu verwunden, und durchſtößt ihm mit der Lanze den Schenkel: Πολυνείκης δ' ἀπήντησεν δορὶ (t) . . κνήμην τε διεπέρασεν Ἀργείου δόρυ (u). In dem Augenblicke nun da er ihn verletzet, entblößt er ſeine Achſel. **Eteokles** nimmt dieſer Gelegenheit wahr, und ſtößt ihm die Lanze in die Bruſt: στέρνα Πολυνείκους βίᾳ διῆκε λόγχην. v. 1406. allein die Spitze derſelben bricht ihm ab: ἀπὸ δ' ἔθραυσ' ἄκρον δόρυ. Um nun aus der Verwirrung zu kommen, darein dieſer Zufall ihn ſetzt: ὡς δ' ἄπορον ἥκων δορός, thut er einen Schritt zurück, nimmt einen Stein und wirft damit des **Polynices** Lanze mitten entzwey: μέσον δ' ἄκοντ' ἔθραυσεν. Da ſie alſo beyde keine Lanze mehr haben, wird der Streit unter ihnen wiederum gleich: ἐξ ἴσου δ' ἄρης ἦν κάμακος ἀμφοῖν χεὶρ ἀπεστερημένοιν. Hier greifen ſie zum Schwerdte und fallen einander an: ἔνθεν δὲ κώπας ἁρπάσαντε φασγάνων, ἐς ταυτὸν ἧκον. Ihre Schilder ſtoßen an einander, das Gefecht wird hitzig, und ſie dringen auf einander mit der größeſten Wuth ein. Endlich beſinnet **Eteokles** ſich auf eine Liſt, die unter den Theſſaliern üblich war, und die er aus dem Umgange mit dieſen Völkern erlernet hatte. Er verändert ſeinen Anfall, ſetzt den linken Fuß zurück, hält ſich immer gut bedeckt und, indem er den rechten Fuß nach vorne ſetzt, ſtößt er ſeinem Bruder den Degen durch den Leib, ſo daß er ihn von unten auf ſpießt: δι' ὀμφαλοῦ καθῆκεν ἔγχος σφονδύλοις τ' ἐνήρμοσεν. Indem **Polynices** dieſen Stich bekömmt, ſenkt er den Leib vorwärts und fällt in den Sand, den er mit ſeinem Blute färbet. **Eteokles**, der ſeines Sieges gewiß zu ſeyn glaubt,

---

(t) V. 1401. (u) V. 1403.

wirft ſeinen Degen zur Erden: ξίφος δικὼν ἐς γαῖαν, und läuft auf ſeinen Bruder zu, um ihn zu entwaffnen, hiermit iſt er allein beſchäfftigt, und nimmt ſich weiter gar nicht in Acht. Dieß verurſachet ſeinen Fall. **Polynices**, der noch Othem holet, und im Fallen ſeinen Degen nicht weggeworfen hatte, hebt ſelbigen, obgleich mit ſchwacher Hand auf, ſtößt ihn in des **Eteokles** Leib, und durchſpießt ihm die Leber. Sie liegen beyde ausgeſtreckt neben einander, ohne daß der Sieg ſich für einen von beyden erkläret hatte.

Herr **Hardion** kann nicht begreifen, was in dieſer Erzählung des **Barneſius** Irrthum veranlaſſet hat, da ſie auf gar keine Weiſe dunkel iſt, weder in Worten, noch in den Gedanken. Sollte er ſich wohl durch das Wort ἔγχος haben verwirren laſſen, deſſen **Euripides** ſich im 1421. Verſe bedienet, wenn er von dem Gefechte beyder Brüder mit dem Degen redet? Das kann man natürlicher Weiſe nicht glauben. An derſelben Stelle kann dieß Wort nichts anders heißen, als die **Degenſpitze**, indem deſſen Sinn, durch das vorhergehende Wort φάσγανον und durch das folgende ξίφος, beſtimmet iſt.

In der zweyten Anmerkung ſcheint **Barneſius** nichts glücklicher zu ſeyn. **Jokaſta**, die mit **Antigone**, ihrer Tochter an den Ort des Gefechts zugelaufen kommt, weil ſie von der Ausforderung Nachricht bekommen, die **Eteokles** und **Polynices** einander gethan, erſcheint erſt in dem Augenblicke, da ſie tödtlich verwundet waren, und eben verſcheiden wollten: ἐπεὶ τέκνω πεσόντ' ἐλειπέτην βίον. Sie überläßt ſich ihrem vollen Schmerze, umarmet wechſelsweiſe beyde Söhne, und giebt ihnen die beweglichſten Zeugniſſe ihrer Zärtlichkeit zu erkennen. **Eteokles** höret, ungeachtet ſeiner Schwachheit, ihre Stimme; er läßt mühſam einen Seufzer aus der Bruſt ſteigen, und reichet ihr eine ganz erſtorbene Hand: die Sprache hat er ſchon verloren, und antwortet ihr nur noch durch die aus ſeinen Augen hervorbrechenden Thränen: ὁ δ' ἦν ἔτ' ἔμπνους. Er wendet ſeine Augen auf Mutter und Schweſter, und ſagt ihnen: Wir ſind des Todes, meine Mutter. Ich beklage dich: ich beklage dich, Schweſter, und den Bruder der an meiner Seiten ſtirbt. Er war mein Feind geworden; ich habe ihn aber allezeit lieb gehabt.... Lebet wohl! Die Finſterniß des Todes umgiebt mich bereits auf allen Seiten. In dieſem Augenblicke erbleichen beyde und endigen ihr unglückſeliges Leben.

Barneſius tadelt folgenden Vers: ἐπεὶ τέκνα προσῶν' ἐλειπέτην βίον. und meynt, er bedeute: als dieſe zween Söhne erblichen waren. Das kann er aber nicht heißen. Ἐλειπέτην iſt die jüngſtvergangene Zeit, und, um es nach dem Buchſtaben zu überſetzen, muß man ſagen, indem beyde Brüder ſturben, den letzten Augenblick erlebten. **Barneſius** hat nimmermehr ἐλιπέτην, im Aoriſt, anſtatt der vergangenen Zeit, ἐλειπέτην, leſen können; denn das läßt das Maaß des Verſes nicht zu; und das war ihm gar zu wohl bekannt, als daß er ſich hätte ſollen betrügen laſſen.

Auch mit dem **Scholiaſten** haderter, bey Gelegenheit deſſen, was Euripides von der theſſaliſchen Liſt ſagt, deren **Eteokles** ſich wider den **Polynices** bedienete. Er beſchuldigte den **Scholiaſten**, als habe er dieſe Liſt auf des **Polynices** Rechnung geſchoben, da doch **Euripides** ſie dem **Eteokles** beylegt. Allein die Stelle iſt ganz unſtreitig: ἐξ ὧν Ἐτεοκλῆς ἐπὶ τῷ τὸν Πολυνείκην σεσοφισμένον, τὸ Θεσσαλὸν παρέλαβε σόφισμα: und wenn **Barneſius** ſie recht betrachtet hätte, ſo hätte er geſehen, daß ſie nur eine ſehr geringe Aenderung erfordert, da man nämlich σεσοφισμένῳ, anſtatt σεσοφισμένον, leſen muß. Keine Aenderung kann geringer ſeyn; die Aehnlichkeit zwiſchen dem ω, dem ο, und ν iſt ſehr groß; und die Stelle bedeutet alsdann, daß **Euripides** die Redensart Θεσσαλὸν σόφισμα, ein theſſaliſcher Kunſtgriff, gebraucht habe, um die Liſt auszudrücken, welche den **Polynices** betrogen, ἐπὶ τῷ τὸν Πολυνείκην σεσοφισμένῳ (zu verſtehen σοφίσματι) τὸ Θεσσαλὸν παρέλαβε σόφισμα. Wenn man ſo lieſt, ſo fällt der Tadel von ſelbſt weg.

Uebrigens zeiget der Scholiaſt viele Gelehrſamkeit, zu erklären, was dieſes für ein theſſaliſcher Kunſtgriff geweſen, und führet alles an, was von dem Rufe der Theſſalier, als ob ſie Betrüger, argliſtig und untreu wären, geſagt worden. Es ſcheint indeſſen, daß man ohne ſo viel Umſtände, ganz ungekünſtelt denken kann, daß der Stich, welchen **Eteokles** dem **Polynices** beybrachte, eine theſſaliſche Erfindung ſey, und daß **Eteokles**, entweder in Theſſalien ſelbſt, oder doch von einem Theſſalier Unterricht im Fechten genommen.

Nachdem alſo Herr Hardion den **Euripides** wider ſeinen eigenen Ausleger vertheidiget hat, ſo glaubt er, es werde ihm erlaubt ſeyn, ihm nunmehr auch von ſeiner Seite zu tadeln, oder wenigſtens ſeinen Zweifel über eine Stelle vorzutragen, die ihm einige Schwierigkeiten macht.

Des **Eteokles** Waffenträger meldet zu Anfange des 4. Aufzuges, daß in dem Gefechte, welches neben der Stadtmauer vorgefallen, die Thebaner die Oberhand behalten, und ihre Feinde in die Flucht geſchlagen haben. Er bittet die Jokaſta aus ihrem Zimmer zu kommen, um den Verlauf des Streites anzuhören: **Komm her**, ſpricht er, **durchlauchtige Gemahlinn des Oedipus! höre mir zu; mache deinen Thränen und deinen ſchmerzenvollen Seufzern ein Ende**

Ἔξελθ᾽ ἄκουσον, Οἰδίπου κλεινὴ δάμαρ
Λήξασ᾽ ὀδυρμῶν πενθίμων τε δακρύων. *V. 1077.*

Jocaſta antwortet ihm: **Ach mein Freund! kömmſt du her, mir das Unglück des Eteokles anzukündigen? meldeſt du mir ſeinen Tod? Denn du biſt nicht gewohnt ihn zu verlaſſen, wenn er ſtreitet; du biſt allezeit an ſeiner Seite, die Streiche abzuwenden, ſo man auf ihn richtet. Was bringſt du mir für eine Zeitung! Lebt mein Sohn? oder iſt er todt? Sage mirs.** Der Waffenträger antwortet: **Er lebet, Königinn. Fürch-**

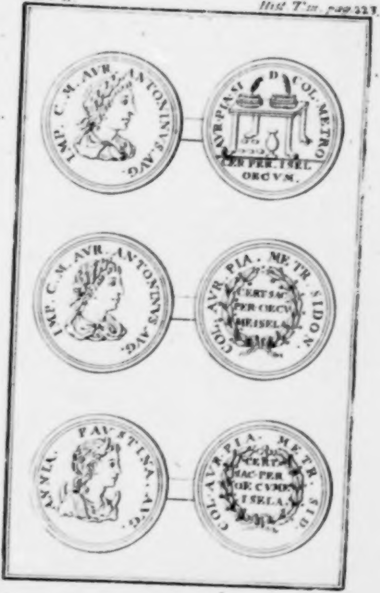
te nichts. Was ich dir ſagen will, wird deinen Kummer ſtillen.

Man begreift gar leicht, daß **Jokaſta**, welche wußte, daß **Eteokles** zum Streiten gegangen war, und welche in Erwartung des Ausganges, die heftigſte Unruhe empfand, vor dem Anblicke ſeines Waffenträgers erſchrecken muß, der ſonſt nicht gewohnt war, ihn zu verlaſſen. Er hatte aber die Vorſicht gebraucht, ſie bey ſeiner Ankunft zufrieden zu ſprechen, und nachdem er ſie ermahnet, ihren Zähren Einhalt zu thun; ſo ſollte ſie ihn wohl nicht ferner fragen, ob **Eteokles** todt ſey? Es war ja natürlich zu glauben, daß **Eteokles** ihn abgeſchickt hätte, um der **Jocaſta** von dem glücklichen Verlaufe der Schlacht, Nachricht zu geben. Hätte ſie einige Urſache zur Unruhe gehabt, ſo hätte es um den **Polynices** ſeyn müſſen. Sie fragt ihn auch, nachdem ſie ſich erkundiget, ob die Stadt Theben frey, und nicht mehr in Gefahr ſey geplündert zu werden, in einem weg: ob er vom **Polynices** nichts wiſſe? Denn ich liebe ihn ſehr, ſpricht ſie, und mich verlanget zu wiſſen, ob er noch lebe.

Alles was man zu des **Euripides** Entſchuldigung thun kann, iſt, daß der Waffenträger, welcher wohl wußte, daß nach der Schlacht, **Polynices** und **Eteokles** die Sache in einem Zweykampfe ausmachen wollten, ſich nicht enthalten können, in ſeinen Geſichtszügen, auch indem er eine gute Zeitung brachte, alle Furcht und allen Abſcheu blicken zu laſſen, den ein ſolcher Zweykampf in ihm erregte; und man muß voraus ſetzen, daß die Kunſt des Schauſpielers, dasjenige werde verbeſſert haben, was dem Anſehen nach, in der Antwort der **Jokaſta**, auf die erſten Worte des Waffenträgers wunderlich zu ſeyn ſcheint. Es ſcheint ſogar, daß **Jokaſta** einiges Mistrauen übrig behalte, und ihre Neugierde durch die Erzählung der Schlacht noch nicht geſtillet ſey, ungeachtet ſelbige ſehr umſtändlich war, und man ſie verſichert hatte, daß ihre zween Söhne lebeten.

Aber ſage mir, ſpricht ſie, in was für einer Gemüthsverfaſſung waren meine Söhne nach der Schlacht? Frage mir nichts überflüſſiges, antwortet der Waffenträger, bisher ſteht noch alles gut für dich. Deine Rede, erwiedert Jocaſta, macht mich argwöhniſch; ich laſſe dich nicht eher, bis du mir entdeckt haſt, was ich wiſſen will. Willſt du noch mehr wiſſen, verſetzt der Waffenträger, als die Verſicherung, daß deine Söhne leben? Jokaſta dringt noch weiter in ihn und endlich entdeckt er ihr, daß ihre zween Söhne den allerabſcheulichſten und erſchrecklichſten Anſchlag gefaßt haben; daß ſie ſich, bey ſeinem Abtritte fertig gemacht, einander umzubringen. Er bittet ſie, ſich zu ihnen zu verfügen, und das Anſehen ſo ſie bey ihnen hat, und alles was in ihrem Vermögen iſt, zu deren Erhaltung anzuwenden, ja auch die Ausdrücke der ſchwarzen Kunſt ſelbſt nicht zu ſparen, wofern es einige giebt, die kräftig genug ſind, eine ſo ſchwere Verſöhnung zu bewerkſtelligen.

Tab. II. Hist. T. III. pag. 223.


IMP. C. M. AVR. ANTONINVS. AVG.
AVR. PIA. SI D. COL. METRO
CER. PER. ISEL.
OECVM.
IMP. C. M. AVR. ANTONINVS. AVG.
COL. AVR. PIA. METR. SIDON.
CERT. SAC.
PER. OECV
ME ISELA.
ANNIA. FAVSTINA. AVG.
COL. AVR. PIA. METR. SID.
CERT.
SAC. PER.
OECVMN
ISELA.

XXX.

Herrn Iſſelins Abhandlung, wie man die Wörter CER. und PER. leſen ſoll, die man auf dreyen Münzen der Stadt Sidon erblickt. 1724.

Es geſchieht gar oft, daß die Abkürzung gewiſſer Worte auf den Münzen, den Alterthumsforſchern nur darum Schwierigkeiten macht, weil ſie große Geheimniſſe dahinter ſuchen. Dieſes hat Herr Iſſelin, einer von den auswärtigen Ehrenmitgliedern dieſer **Akademie** in einer weitläuftigen Abhandlung bewieſen, die er im 1724. Jahre der **Akademie** überſchickte. Sie handelte von dreyen Münzen der Stadt Sidon, auf welchen man die abgebrochenen Worte CER. PER. lieſt. (x)

Er fängt mit einer genauen Beſchreibung dieſer drey Münzen an, deren Zeichnung Herr **Vaillant** in ſeinem **Werke von den Pflanzſtäten**, zuerſt bekannt gemacht hat, ſo wie ſie hier im Kupfer zu ſehen iſt. Die zwo erſten Münzen haben auf einer Seite **Heliogabals** Kopf, mit der gewöhnlichen Umſchrift: IMP. C. M. AVR. ANTONINVS AVG. PIVS.

Auf der Gegenſeite der erſten, ſieht man einen Tiſch, auf welchem zwey Gefäße ſtehen, aus deren einem ein Palmzweig ſproßt. Unter dem Tiſche ſteht ein Aſchenkrug, gleich denen Urnen deren man ſich bey den Opfern zu bedienen pflegte.

(x) Man ſehe die zweyte Kupfertafel.

Dieſe Gegenſeite führet zwo Aufſchriften: die eine läuft rund um die Münze und heißt: AVR. PIA SIDON COL. METRO. Aurelia Pia Sidon Colonia Metropolis. Die andere ſteht im Abſchnitte, und beſteht in folgenden Worten: CER. PER. ISEL. OECVM.

Die Gegenſeite der zweyten Münze, ſtellt einen Lorberkranz vor, um welchen herum eben obige Titel der Stadt **Sidon** ſtehen, aber in folgender Ordnung: COL. AVR. PIA METR. SIDON. Die Ausdrücke welche ſich auf die in der vorigen Münze angezeigten Spiele beziehen, ſtehen inwendig im Kranze, und ſind mit einem Worte vermehret: CERT. SAC. PEE. OECVME. ISELA.

Die dritte Münze ſtellet den Kopf der **Annia Fauſtina** vor, einer von **Heliogabals** Gemahlinnen. Herr **Iſſelin** glaubt, er dörfe dieſelbe nicht beſchreiben, weil ſie faſt in nichts, was die Gegenſeite betrifft, von obiger zweyten **Heliogabaliſchen** abweicht, da ſie eben dieſelben Buchſtaben inwendig in dem Lorberkranze ſtehen hat.

Nun kömmt es darauf an, was dieſe Buchſtaben PER. hier bedeuten? darinnen liegt die ganze Schwierigkeit.

Herr **Spanheim**, der in ſeinen Briefen an den Herrn **Morel** häufige Gelegenheit hat, von dieſen Münzen zu reden, lieſt ohne alles Bedenken CERTAMEN PERIODONICVM; aber ohne den eigentlichen Sinn zu bemerken, in welchem er dieſen Ausdruck nimmt. Man hat in der That viel Urſache zu glauben, daß **Spanheim** in dieſem Stücke keiner andern Meynung geweſen, als Herr **Vaillant**, welcher will, daß die Worte Certamina Periodonica, gewiſſe Spiele anzeigen, bey welchen bloß die **periodoniſchen Athleten** und ſonſt niemand, einen Zutritt hatten; das heißt diejenigen **Athleten**, welche bereits in den vier ältern heiligen Spielen in Griechenland, nämlich in den **olympiſchen, delphiſchen, nemäiſchen** und **iſthmiſchen** oder **korinthiſchen**, den Sieg erhalten hatten; ein Vorzug, den die alten Griechen durch dieſe Worte: Νικᾷν τὸν περίοδον, den **Umlauf**, oder **Periodum** überwinden, ausdrückten.

So viel Hochachtung nun auch Herr **Iſſelin** gegen ein Paar ſo große Alterthumskundige hat, als Herr **Spanheim** und Herr **Vaillant** ſind, ſo kann er ſich doch nicht entſchließen, ihre Erklärung, der Abkürzung PER. anzunehmen. Er glaubt ſo gar, man könne ihrer Meynung wichtige Gründe entgegen ſtellen. Zum erſten, wenn dieſe Vorausſetzung richtig wäre, das heißt, wenn man bey den **ſidoniſchen** Spielen keine andere als lauter **periodoniſche Athleten** zugelaſſen hätte, ſo wären dieſe Spiele feyerlicher geweſen, als alle andere Spiele, die in verſchiedenen Städten des römiſchen Reichs geſtiftet waren. Warum aber ſoll man dieſer **phöniciſchen** Stadt einen ſolchen Vorzug einräumen? Man weis ja vielmehr, daß in der ganzen Zeit, da die **athletiſchen** Spiele gewähret haben, diejenigen, welche man die vier heiligen Spiele Griechenlands nennte, die **capitoliniſchen** und **actiſchen** Spiele, allezeit einen ſehr groſſen Vorzug vor allen übrigen Spielen behalten haben; nur mit dieſem beſondern Umſtande, daß zu der Zeit, da die Spiele am meiſten im Schwange giengen, diejenigen Städte, welche mit Genehmhaltung der Kaiſer, auch bey ſich dergleichen einführen wollten, es allezeit als eine für ſich ſehr rühmliche Sache angeſehen; wenn ihre Spiele, entweder nach dem Muſter eines der vier heiligen Spiele in Griechenland, oder der **capitoliniſchen**, oder der **actiſchen** Spiele, oder endlich nach ihnen allen zuſammen, eingerichtet werden dorften. Nun iſt es ausgemacht, daß man noch eben nicht den Preis in den vier geheiligten Spielen Griechenlandes, erfochten haben dorfte, um zu den **actiſchen**, **capitoliniſchen**, **herakleniſiſchen**, **aſklepiſchen**, und andern allen berühmten Spielen einen Zutritt zu haben, deren in den **athletiſchen** Aufſchriften gedacht wird. Wie hätte man denn der Stadt **Sidon** einen ſo großen Vorzug zugeſtanden? Wodurch ſollte ſie ein ſo bewundernswerthes Vorrecht verdienet haben, da es unter **Heliogabals** Regierung, eine Menge beſſerer Städte als **Sidon** gab, die angeſehener und reicher waren? Hätte dieß nicht geheißen, ihr gleichſam eine Art von Vorzug über **Rom** ſelbſt einzuräumen, die doch das Haupt der Welt war?

Alle dieſe Gründe berechtigen den Herrn Jſſelin nicht nur, von einem ſo großen Vorzuge Beweiſe zu fordern; ſondern ſie machen ihn auch beherzt dieſen Beweiſen vorzueilen und zu behaupten, man werde deren keinen finden. In der That, da man nicht leugnen kann, daß der Umſtand, bey den **ſidoniſchen** Spielen keine andern, als **periodoniſche Athleten** oder Muſicanten anzunehmen, dieſe Spiele außerordentlich berühmt hätten machen müſſen; ſo muß man zugleich zugeben, daß das Beywort ein ſo ſeltenes Vorrecht anzuzeigen, ebenfalls aller Welt hätte bekannt werden müſſen. Wie iſt es doch möglich einen Sieg nicht öfter zu erwähnen, welcher dem Ehrgeize der Athleten mehr als irgend ein anderer ſchmäucheln können? Gleichwohl hat es niemals ein Beywort, keinen den **ſidoniſchen** Spielen eigenen Ausdruck gegeben, welcher angezeigt hätte, daß man bloß die **periodoniſchen Athleten** dabey kämpfen laſſen.

Uebrigens, wenn man dergleichen Spiele vorausſetzt, ſo wären die **ſidoniſchen** Spiele in großer Gefahr geweſen, oftmals keine Athleten zu finden, die die erforderlichen Eigenſchaften gehabt hätten; um den Preis zu ringen. Die Schwierigkeit wird noch merklicher, wenn man nur einige Acht auf die Zahl der verſchiedenen Leibesübungen hat, aus welchen die **ſidoniſchen** Spiele beſtunden; indem ſie, als heilige Spiele, alle verſchiedenen Spiele in ſich begreifen mußten, die bey andern Spielen üblich waren, die man mit dem Namen heiliger Spiele beehrete; inſonderheit bey den vier großen heiligen Spielen in Griechenland. Nun fällt es von ſelbſt in die Augen, daß bey jeder Feyer der Spiele, ſich unmöglich zu gehöriger Zeit eine genugſame Anzahl **periodoniſcher** Klopffechter zum Ringen, zu den Fauſtſchlägen, zum Springen, zum Wettlaufen zu Fuße, zum Pferderennen, zum Wagenrennen, und endlich zu allen verſchiedenen Gattungen der Muſik einſinden können, die alle, wie man weis, wenigſtens unter den römiſchen Kaiſern, dabey Statt gehabt haben.

Geſetzt aber, ein alter **periodoniſcher Athlet** hätte einen jüngern Athleten am Siege nicht gehindert; entweder weil jener bereits an Ehren ſatt, ſich von ſelbſt zurück gezogen und denen die in eben dieſe Laufbahne treten wollen, das freye Feld gelaſſen hätte; oder daß der andere, die Liſt mit der Stärke verbunden, über den erſten den Sieg aller geheiligten Spiele davon getragen und ſich dadurch trotz ſeinem Gegner, **periodoniſch** gemacht hätte: würden denn davon die **ſidoniſchen** Spiele wohl viel gebeſſert geweſen ſeyn? Es iſt in der That nicht zu vermuthen, daß ein alter Athlet, der die Abnahme ſeiner Kräfte zur Gnüge merkte, ſeinen Ruhm mit einem jungen **Athleten** hätte ſollen aufs Spiel ſetzen, unter deſſen Bemühungen er ſchon unterliegen müſſen; und geſetzt auch, er hätte ſich wagen wollen, würden denn wohl ein Paar ſo übelgepaarte **Athleten**, ein ſehr angenehmes Schauſpiel geweſen ſeyn?

Die letzte Urſache, ſo den Herrn **Iſſelin** bewogen, Herrn **Spanheims** und Herrn **Vaillants** Erklärung nicht anzunehmen, die ſie dem Worte PER. auf den drey **ſidoniſchen** Münzen beylegen, iſt dieſe: weil dieſe Auslegung gegenwärtige Münzen in eine Art von Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſetzt. Nichts iſt entgegengeſetzter, als die zwey Beywörter **ökumeniſch** und **periodoniſch**, die man den ſidoniſchen Spielen zu gleicher Zeit beylegt. Man weis, daß das erſte nichts anders bedeutet, als, daß alle Athleten des römiſchen Reichs zu dieſen Spielen eingeladen würden, und ein Recht hätten, um den Sieg ſtreiten zu können. Wie ſehr aber ſchränkt man nicht bald darauf einen ſo weitläuftigen Verſtand ein, wenn man die drey Buchſtaben PER. durch Periodonicum erkläret? welche Erklärung gewiß dieſe allgemeine Einladung auf eine ſehr kleine Anzahl von **periodoniſchen Athleten**, und höchſtens auf zwey oder drey Menſchen einſchließen würde?

Hierauf bemühet ſich Herr Iſſelin eine große Menge Stellen alter Scribenten anzuführen, welche beweiſen, daß bey der Feyer der heiligen Spiele, in jedem Gefechte, nur ein einziger Sieger ſtatt gehabt hat, und ſetzt hinzu: daß da das Ringen und die Fauſtſchläge oder **Pankratium**, unſtreitig diejenige Art von Kämpfen, geweſen, auf welche die Alten am meiſten gehalten, ſelbige auch allezeit allen übrigen Uebungen vorgezogen worden. Aus eben dieſer Urſache, haben diejenigen, die dabey den Preis erſieget, ein großes vor ihren Gegnern voraus haben müſſen; und hingegen der Verluſt der Ueberwundenen habe in eben dieſen Streiten, den Augen aller Welt ſo ausgeſetzt bleiben müſſen, daß man die Welt zum beſten haben würde, wenn man dieſe letzten wegen etlicher geringen Belohnungen, ſo ſie irgend davon getragen haben mögen, mehr um ſie in ihrem Verdruſſe zu tröſten, als ihnen die mindeſte Ehre zu erweiſen, **heilig und gar periodoniſch**, nennen wollte.

Uebrigens iſt es nach dem Herrn Iſſelin gewiß, daß das Wort periodonicum, wenn man es als ein Beywort nimmt, weder in den griechiſchen Schriftſtellern, noch in den Gloſſarien vorkömmt. Er kann nicht begreifen, wie man von dem Hauptworte *περιοδονίκης*, ohne irgend eine andere Aenderung, ein Beywort hätte machen können, ſo ſich bloß mit *ος* für das männliche, und mit *ον* für das ungewiſſe Geſchlecht endigte. Man müßte ſagt er, wenigſtens jedes Wort mit einer Sylbe vermehren, und z. E. *περιοδονίκιος*, oder *περιοδονίκητος* machen: das aber thut man nicht, wenn man von dem Hauptworte *περιοδονίκης*, das vermeynte Beywort *περιοδονίκος* wider alle Analogie der griechiſchen Sprache macht. Wenn man alſo den

Herren **Spanheim** und **Vaillant** beypflichten wollte, ſo müßte man ihr Beywort nur um ein weniges ändern, und einen einzigen Buchſtaben hinzufügen, ſo bekäme man im Griechiſchen ἀγὼν περιοδονίκιος und im Lateine, Certamen periodonicium; ein Beywort, welches der griechiſchen Analogie ſo gemäß iſt, als es geſchickt ſeyn würde, Spiele, oder Kämpfe auszudrücken, zu welchen man nur lauter periodoniſche Athleten, das heißt ſolche zugelaſſen, welche dasjenige beſiegt hatten, was die Griechen den Periodum nannten.

Nachdem nun Herr Iſſelin die Meynung der Herren **Spanheim** und **Vaillant** dergeſtalt beſtritten, ſo trägt er die ſeinige vor, daß man nämlich, anſtatt Certamen periodonicum, ohne ein ferneres Geheimniß darunter zu ſuchen, certamen periodicum, leſen müſſe. Auf dieſe Weiſe bleibt weiter keine Schwierigkeit, in Abſicht der Wörter CER. PER. übrig, die ſich ſehr wohl zuſammen ſchicken, und dieß beweiſet Herr Iſſelin in dem übrigen Theile ſeiner Abhandlung.

Anfänglich leitet er das ἀγὼν περιοδικὸς, oder Certamen periodicum, von dem Worte περίοδος ab; indem er dieſes Hauptwort in eben dem Sinne nimmt, welchen es hat, wenn es in der Zuſammenfügung περιοδονίκης, das heißt, bey den vier berühmten Spielen des alten Griechenlandes vorkömmt, derer bereits gedacht worden. In dieſem Falle wird das Certamen periodicum dieſer 3. ſidoniſchen Münzen, bloß die zu **Sidon** geſtifteten Spiele bemerken, die eine Nachahmung der griechiſchen, und in den Hauptſachen, denſelben gleich waren.

Um dieſe Erklärung des Wortes PER. zu unterſtützen, macht Herr Iſſelin zwo neue Anmerkungen. Die erſte iſt, daß in der Zeit, da die Athleten ſich ſo ſehr beſtrebten, den Preis in den vier heiligen Spielen der Griechen zu erringen, es mochte nun ſeyn in welcher Art des Kampfes es wollte, die Redensart, νικᾷν τὴν περίοδον, ſehr gebräuchlich geweſen ſeyn muß, wie er auch in einigen Stellen findet. Die andere Anmerkung iſt, daß zu eben dieſer Zeit, man allenthalben der Meynung geweſen, daß, um ſowohl denen Spielen, die man von neuem einſetzte, als denen die bereits an irgend einem Orte geſtiftet geweſen, ſogleich ein groſſes Anſehen zu geben, man ſie nach dem Muſter der berühmten heiligen Spiele in Griechenland einrichten mußte; denen man nachmals die capitoliniſchen Spiele zu Ehren der Hauptſtadt des Erdballs, und die actiſchen zu Ehren des **Auguſtus** und der berühmten Schlacht bey **Actium**, beyfügte, als die man mit Recht für die wahre Stiftung des römiſchen Reichs hielt. Da es nun gewiß iſt, daß diejenigen Städte wo man Spiele feyerte, die Einſtimmung die ihre Spiele mit den griechiſchen hatten, als eine groſſe Ehre anſahen; und da übrigens das Wort Periodus zu eben der Zeit ſehr gebräuchlich war, um dieſe Spiele alle vier zugleich anzudeuten: ſo war ja nichts natürlicher, als daß man neue, auf den Fuß der vier alten eingerichtete Spiele, eben ſo wohl **periodiſche Spiele** nannte; eben wie es gewiß iſt, daß man ſie auch **heilige** Spiele genannt hat.

Uebrigens iſt es ſo gewiß, daß dieſe Gleichheit der griechiſchen und römiſchen Spiele, deren vornehmſte Zierde geweſen, daß die Städte ſo ſelbige feyerten, auch ſelbſt zu Ehren anderer Gottheiten, ihnen dennoch mit Fleiß denſelben Namen gegeben, den ſie unter jenen zwey Völkern hatten. Daher kommen die ſo oft wiederholten Aufſchriften, Pythia Alexandria, von der Stadt **Philippopolis**, Hadriana Olympia, von **Smyrna**, Panionia Pythia, von **Miletus**, Heraclia Olympia, von **Tyrus**, Pythia Philadelphia, von **Perinthus**, Actia Caeſaris, von **Damas**, Panathenaea Olympia, von **Athen** und ſo viele andere, deren Anführung unnütz wäre.

Dieſe Menge von Beweiſen, läßt keinem Zweifel wider die Richtigkeit von Herrn **Iſſelins** neuer Erklärung ſtatt, welcher die Worte CER. PER. durch CERTA-

MEN PERIODICVM geleſen haben will, und glaubt, daß dieſer Ausdruck unter den römiſchen Kaiſern ſehr gemein geweſen; als zu welcher Zeit ſich an allen Orten eine ſo groſſe Menge neuer Spiele, nach dem Muſter der heiligen Spiele in Griechenland, hervorgethan. Er glaubt eben ſo wenig, man werde ihm leugnen können, daß dieſe Städte es ſich nicht zu einer groſſen Ehre ſollten gerechnet haben, periodiſche Spiele zu haben, und daß ſie ſich deſſen nicht in ihren Aufſchriften und Münzen berühmt haben ſollten. Da nun die Spiele der Stadt **Sidon**, heilige, ſehr berühmte und prächtige Spiele geweſen, wie die Aufſchrift dieſer Münzen zur Gnüge beweiſt; ſo ſchließt er, daß das Certamen periodicum, ſich um ſo viel beſſer hinſchicke, da die Art das abgekürzte Wort PER. zu leſen, dieſe Sylbe durch einen ſehr guten griechiſchen Ausdruck giebt, der ſich zu den vorhabenden Spielen ſehr wohl ſchickt; da hingegen Herrn **Spanheims** und **Vaillants** Periodonicum, ein neugebackenes Beywort iſt, deſſen ſich niemals ein Schriftſteller bedienet hat; welches wider die Analogie der griechiſchen Sprache läuft, und dem man übrigens auch keinen nur etwas wahrſcheinlichen Verſtand beylegen kann.

* *

XXXI.

Des Herrn Abts Sallier Verbeſſerungen einer Stelle im Euripides und einer im Longin. 1723.

Folgende zwo Verbeſſerungen hat der Herr Abt Sallier vorgeſchlagen.

Euripides führet im dritten Aufzuge des Trauerſpiels **Rheſus** genannt, den **Hektor** ein, welcher dem **Rheſus** heftige Vorwürfe macht, daß er den **Trojanern** ſo ſpät zu Hülfe kömmt. **Rheſus** berichtet ihm die Urſachen, die ihn in ſeinen Staaten zurück gehalten, und ſetzet hinzu, daß wenn er gleich ſpät komme, ſein Beyſtand darum nichts unkräftiger ſeyn ſolle: **Es iſt ſchon zehn Jahre, ſpricht er, daß ihr Krieg führet, und dennoch iſt er noch nicht zum Ende.**

Ἦμαρ δ' ἐφ' ἦμαρ
Πίπτεις κυβεύων τὸν πρὸς Ἀργείους Ἄρη

Canterus, welcher in dieſer Stelle keinen Verſtand merkte, hatte das πίπτεις, in πεττεύεις verwandelt. Allein, was ſollten denn die Worte heiſſen, πεττευειν κυβεύων τὸν Ἄρη? **Joſua Barneſius**, nimmt das Wort πίπτεις für ein Zeitwort, welches die Sprachlehrer tranſitiv nennen, und erkläret es durch cadere facis, welches aber des **Euripides** Vers nichts verſtändlicher macht. Der Herr Abt **Sallier** wundert ſich, daß das Wort κυβεύων die Kunſtrichter nicht auf das Zeitwort ῥίπτεις, anſtatt des πίπτεις geführet. Durch dieſe Aenderung wird der Sinn ganz klar:

Ἦμαρ δ' ἐφ' ἦμαρ
Ῥίπτεις κυβεύων τὸν πρὸς Ἀργείους Ἄρη.

Ihr zieht den Krieg in die Länge, und erwartet deſſen Glück von einem ungefähren Zufalle, als ob es bloß ein Spielwerk wäre. Ich aber, ſetzt Theſeus hinzu, brauche nur einen Tag, die Verſchanzungen der Griechen zu ſtürmen, ihre Flotte anzufallen, und ſie alle in Stücken zu hauen. Man kennt den häufigen Gebrauch dieſer Redensart ῥίπτειν κύβον, zur Gnüge. Es wäre unnützlich hier noch viel Beyſpiele davon anzuführen: ἀνεῤῥίφθη κύβος, jacta eſt alea.

Longin ſagt in ſeinem 43 Cap. wo er die Urſachen vom Verfalle des Witzes unterſucht, daß in Erwägung deſſen was wir ſind, es beſſer ſey: ein anderer habe uns zu befehlen, als daß wir unſere eigene Herren ſind; damit nicht der unerſättliche Durſt mehr zu haben, als ein Raſender, der nachdem er ſeine Feſſel zerbrochen, alle Umſtehende anfällt, die Welt an allen Ecken anzünde. Ἀλλὰ μή ποτε τοῖς τοιούτοις, οἷοίπερ ἐσμὲν ἡμεῖς, ἄμεινον ἄρχεσθαι ἢ ἐλευθέροις εἶναι. ἐπεὶ τοίγε ἀφεθεῖσαι τὸ σύνολον, ὡς ἐξ εἱρκτῆς ἄφετοι, κατὰ τῶν πλησίον αἱ πλεονεξίαι κἂν ἐπικαύσειαν τοῖς κακοῖς τὴν οἰκουμένην.

Dieſer Ausdruck, ἐπικαύσειαν τοῖς κακοῖς, macht hier die Schwierigkeit. Herr Abt **Gallier** glaubt, daß weder in dem eigentlichen Sinne, noch im figürlichen, man ἐπικαίειν τοῖς κακοῖς ſagen könne. Eine kleine Aenderung aber, wird den Ausdruck mildern, und **Longins** Gedanken bey aller der Schönheit erhalten, die er ihm immermehr geben können. Man darf nur ἐπικλύσειαν, anſtatt ἐπικαύσειαν, leſen. Es iſt in den Handſchriften gar bald ein Α für ein Λ geſetzt; und nach dieſer Leſart würde alsdann die Ueberſetzung ſo lauten: **es ſey zu fürchten, daß dieſe Habſucht, die Erde mit einer Sündfluth von Unglücksfällen überſchwemme.**

XXXII.

Herrn Mahudels Anmerkungen, über die contorniatiſchen Münzen.

1721.

Da man biſher keine hinlängliche Anzahl contorniatiſcher Münzen auftreiben können, ſo haben auch die Alterthumsforſcher, zur Zeit noch nicht auf eine ausführliche Art davon reden mögen. Herr **Mahudel**, der eine ziemlich ſtarke Sammlung davon beſitzt, und die Bilder aller derer die im königlichen Schatze ſind, mit einander verglichen hat, iſt im Stande geweſen, mit einiger Gewißheit, von der Zeit, dem Orte und dem Bewegungsgrunde ihres Gepräges zu reden, und hat ſeine Gedanken der **Akademie** mitgetheilet.

Contorniaten nennet man kupferne Münzen, die ſich am Rande mit einem Zirkel ſchließen, der eine oder zwo Linien breit, und mit dem Metalle aus einem Stücke iſt; ungeachtet er durch eine ziemlich tiefe Rinne die am äußerſten Ende des Feldes, auf beyden Seiten der Münze herumläuft, davon abgeſondert zu ſeyn ſcheint. Dieſe beſondere Art von Zirkel unterſcheidet die contorniatiſchen Münzen gar bald von denen, die in einen Rand von einerley oder von fremdem Metalle eingefaſſet ſind.

Ungeachtet man ſagen könnte, daß das Wort **Contorniates** von dem Worte conturnus, der **Umkreis** herkömmt, welches in unſern alten Urkunden vorkömmt, wie in des **du Cange Gloſſario** zu ſehen iſt; ſo will doch Herr **Mahudel**, daß man deſſen Urſprung in Italien ſuchen ſoll, allwo dieſe Münzen, Medaglioni Contorniati, genennt werden. Indeſſen iſt ſo viel hieran nicht gelegen.

Die erſte Frage, welche bey dieſer Art von Münzen vorkömmt, iſt dieſe: ob ſie ſtatt des Geldes gedienet haben? und man antwortet mit nein. Der Zirkel, der ſie umſchließt, und vollkommner iſt, als der Zirkel derer Münzen die zum Gelde dieneten; die Erhabenheit dieſes Zirkels, wodurch dieſe Münzen nicht ſo gänge und gebe werden; die Schwierigkeit die es gegeben haben muß, den ſtarken Aufwurf zu bilden, der an beyden Seiten des Zirkels iſt, und gar zu viel Zeit erfordert hat; die feine Arbeit, die man auf vielen von dieſen Münzen, an der Seite des Kopfes und an einigen Figuren der Gegenſeite ſieht, und deren Mühſamkeit ſich nicht mit der Eile zuſammen reimet, die zum Ausgabegelde erfordert wird; der Mangel minderer Eintheilungen in halbe und Viertheile, die im Ausgabegelde nöthig ſind, um allerley Preiſe heraus zu bringen, wie man denn auch bey andern goldenen, ſilbernen und kupfernen Münzen findet; und endlich der Mangel des Befehls, oder öffentlichen Anſehens, welches ſich auf den Geldmünzen zeigt, dergleichen die Formel Senatus Conſulto, oder der Namen der obrigkeitlichen Perſon war, ſo ſie ſchlagen laſſen; alles dieſes beweiſt, daß die **Contorniaten** niemals zum Gelde gedienet haben.

Es iſt wahr, daß man auf vielen von dieſen Münzen Buchſtaben findet, zum Exempel PE. Herr **Mahudel** meynt aber mit gutem Grunde, daß dieſes das Monogramma, oder Zeichen des Meiſters geweſen, der das Stück gemacht gehabt, und ſich dadurch wollen zu erkennen geben; wie es noch heute zu Tage viele Stämpelſchneider machen.

Da die **Contorniaten** oftmals Köpfe der Kaiſer, und anderer ſehr alten berühmten Männer führen, ſo ſollte man glauben, ſie wären aus jenen Zeiten: gleichwohl ſetzt Herr **Mahudel** deren Zeitpunct, zu Ende des III Jahrhunderts und ihre Dauer, bis ins Mittel des IV. Die Gründe ſo er zu Beſtätigung ſeiner Meynung anführet, widerlegen den

Herrn Spanheim und du Cange, welche geglaubt haben, dieſe Münzen wären aus den Zeiten der erſten Kaiſer, deren Köpfe darauf ſtehen; wären aber unter ihren Nachfolgern ausgebeſſert worden, und dieß nennen ſie nummos revocatos, reſtitutos.

Was erſtlich die **Contorniaten** mit den Köpfen groſſer Männer betrifft, ſo iſt es offenbar, daß ſie aus ihren Zeiten nicht ſind, indem ihre Namen übel buchſtabirt worden. Auf einem **Contorniate** mit **Homers** Kopfe, ſteht ein Ω anſtatt eines O; und auf **Salluſtius** ſeinem, ein einziges L. Saluſtius anſtatt Salluſtius, wie man doch in den Steinſchriften ſeiner Zeit findet. Der Name Auctor, iſt darauf Autor geſchrieben, da doch **Quintilian** ihn Auctor ſchreibt, wenn er vom **Salluſtius** handelt; auſſer daß, wenn man die Sache genau nehmen will, dieſer Ausdruck noch wider die gute Art zu reden iſt, und man zu dieſes Schriftſtellers Zeit geſagt haben würde Hiſtoriae Scriptor und nicht Auctor. 2. Auf den **Contorniaten** mit griechiſchen Köpfen, ſtehen lateiniſche Aufſchriften, z. E. auf **Alexanders** ſeinem Alexander magnus. Wo iſt die Wahrſcheinlichkeit, daß jene Griechen, ſich einer fremden Sprache ſollten bedienet haben?

Ein neuer Beweis endlich, daß die **Contorniaten** mit den erſten Kaiſerköpfen, nicht aus ihren Zeiten ſind, iſt die vollkommene Aehnlichkeit mit denen, welche die neuern Kaiſer vorſtellen, ſowohl was den Geſchmack, als den ſchlechten und plumpen Stich, die Dicke, das Zeichen des Werkmeiſters, die Schreibart der Schrift, und den Zug der Buchſtaben anlanget; eine Gleichförmigkeit, die ſich unmöglich vom **Alexander** bis auf den **Honorius** erhalten haben kann. Dieſem füge man noch bey, daß man auf denen Münzen, die man in die erſten Zeiten ſetzen ſollte, ſowohl als auf denen aus der neuern Zeit, eben dieſelben Figuren von Palmzweigen, Sternen u. ſ. w. ſieht: welches vorausſetzen würde, daß die Stämpelſchneider viele Jahrhunderte gelebt hätten. Endlich werden auf ſolchen **Contorniaten**, welche Prinzen, die zu verſchiedenen Zeiten regiert haben, vorſtellen, einerley und dieſelben Bilder geſehen.

Hieraus muß man indeſſen nicht ſchließen, daß dieſe Münzen nicht ſonderlich ſchätzbar ſind. Denn außer, daß ſie durch ihre Schrift, uns vielerley Dinge aus einem entfernten Jahrhunderte lehren können; ſo iſt es auch gewiß, daß ſie allezeit wichtig ſeyn werden, weil man gefliſſen geweſen, auf ſelbigen die Geſchichte der alten Gymnaſtik und der heidniſchen Schauſpiele zu erhalten; die, wie man hier ſieht, auch unter denen dem Chriſtenthume noch ſo ſehr ergebenen Kaiſern, beſtanden haben. Denn der Figur des **Aeſculaps**, unter dem Bilde einer Schlange und ſeiner Tochter Hygea allhier zu geſchweigen, welche uns lehren, daß die Hauptabſicht der **Gymnaſtik**, die zur Geſundheit ſo nothwendige Leibesübung geweſen; ſo findet man auch auf den Gegenſeiten dieſer Münzen, die verſchiedenen Theile dieſer Kunſt. Z. E. das Ringen eines Mannes mit dem andern, eines Menſchen mit einem wilden Thiere, der Thiere gegen einander, das Rennen zu Fuſſe, zu Pferde und mit Wagen, zu zwey, zu vier, zu ſechs, und acht Pferden, die Jagd, die Fiſcherey u. ſ. w.

Außer den Namen der berühmten griechiſchen **Athleten**, die ſich in den olympiſchen Spielen hervorgethan, und die oftmals die Schrift der **Contorniaten** ausmachen, findet man darauf noch viel andere **Athleten** genannt, welche, nachdem ſie ihre Geſchicklichkeit in den Spielen des **Circus** bewieſen, ſich in den Schlachten durch ihre Tapferkeit hervorgethan. Endlich, und als ob dieſe Münzen gar nichts anders, als die Geſchichte der Leibesübungen zum Endzwecke gehabt: ſo hat man mit Fleiß darauf nur ſolche Prinzen vorgeſtellet, die dieſelben am meiſten geſchützt haben, einen **Auguſtus**, **Nero**, **Veſpaſian**, und **Trajan**; er ſo ſehr dem **Herkules** ähnlich ſeyn wollte, daß er auch auf den Münzen deſſen Namen, Kleidung und Zeichen annahm.

Nachdem nun Herr Mahudel die Zeit der **Contorniaten** feſtgeſetzt und bewieſen, daß ſie das Zeichen des Anſehens nicht führen, welches der Befehl eines Prinzen, oder einer obrigkeitlichen Perſon und eines Statthalters der Provinz giebt; und da man ſie alſo für ein Werk von Privatperſonen anzuſehen hat, welche um denen eine Genüge zu thun, die ſchon damals anfiengen, merkwürdige Stücke in Cabinetten zu ſammlen, dieſe **Contorniaten** verfertigten: ſo ſchließt er, daß ſie in Italien und nicht in Griechenland (ungeachtet der griechiſchen Aufſchriften die man auf einigen antrifft) gemacht werden: kurz, daß ſie in **Rom** verfertiget ſind, und nicht in **Croton**, wie **Erizzo** geglaubt hat, welcher ſagt, anſtatt **Contorniaten** wie man dieſe Münzen heißt, müſſe man **Crotoniaten** ſagen. Dieſer Schriftſteller iſt der einzige, ſo dieſes glaubt, und ſeine Muthmaßung wird von allen Alterthumsforſchern verworfen. Gleichwohl leugnet Herr Mahudel nicht, daß man auch anderwärts als zu **Rom** allein, dergleichen verfertiget habe.

XXXIII.

Des Herrn Abts Gedoyn Gedanken, wegen eines Briefes vom Dionyſius von Halikarnaß an den Pompejus.

1719.

Dionyſius von Halikarnaß, hatte einen Tractat von den **attiſchen** Rednern gemacht, in welchem er, nachdem er verſchiedene Arten der Wohlredenheit unterſchieden, ſeine Gedanken von dem Grade der Vollkommenheit entdeckt, welchen jeder von ihnen in derjenigen Art die er ſich erwählet, erreichet hatte. Nachdem er ſich nun erkläret, welche von allen Arten ihm am beſten gefiele, ſo giebt er derjenigen den Vorzug, welche **Demoſthenes** ſich ſelbſt erſonnen hatte, und zeiget; wie weit er alle diejenigen hinter ſich gelaſſen, die ihm den erſten Rang hätten können ſtreitig machen.

Wir haben noch jetzt verſchiedene Stücke von dieſem Werke übrig, und eines der wichtigſten davon iſt dasjenige, welches den Titel führet, **von der Vortrefflichkeit der Schreibart des Demoſthenes.**

Pompejus las daſſelbe mit Aufmerkſamkeit und kaum erblickte er darinnen, daß in der Vergleichung, welche **Dionyſius von Halikarnaß** zwiſchen einem redneriſchen Geſpräche des **Plato**, ſo man für ſein Meiſterſtück hält, und einer der ſchönſten Reden des **Demoſthenes**, eine große Menge fehlerhafter Redensarten und Ausdrücke mit vieler Strenge verwürfe; die er nicht nur in dieſem Stücke vom **Plato**, ſondern auch in einigen von ſeinen andern

Werken, angemerkt haben wollte. Er ſchrieb ihm hierüber einen Brief, um ſich zu beklagen, und **Dionyſius** von Halikarnaß antwortete ihm um ſich zu rechtfertigen. Dieſe Antwort haben wir faſt noch ganz übrig, und man findet darinnen ein Stück von des **Pompejus** Schreiben.

Da der Herr Abt **Gedoyn** im 1719 Jahre, der Akademie eine Ueberſetzung dieſes Werks des **Dionyſius** von Halikarnaß mittheilte, ſo fügte er einige Betrachtungen über die Art und Weiſe hinzu, wie die großen Leute der römiſchen Republik ihre Muße gebraucht haben.

Es iſt ſchwer ſich vorzuſtellen, wo **Pompejus**, der von der erſten Jugend an im Kriege geweſen war, die Zeit zum Gelehrtwerden und zu den Wiſſenſchaften, hergenommen. Gleichwohl hatte er, nach des **Cicero** Zeugniſſe, nicht nur alle freye Künſte, ſogar diejenigen, die die meiſte Muße erfordern, erlernet, ſondern beſaß auch eine vollkommene Kenntniß vom öffentlichen Rechte. Die ungemeine Erziehung der Römer, machte ſie faſt von Kindesbeinen an gelehrt. Man unterrichtete ſie gründlich in ihrer Mutterſprache und im Griechiſchen, und dieſe zwo damals lebendigen Sprachen, wurden ihnen nicht ſchwer zu erlernen. Man flößte ihnen bey guter Zeit einen Geſchmack von den beſten Schriftſtellern ein. Dieſer in die zarten Seelen eingeflößte Geſchmack, ſtärkte ſich mit der Zeit, und führte dieſe jungen Pflanzen beſtändig zum Leſen ſolcher Sachen, die ſie von Kindheit an eingeſogen hatten. Dieſer Geſchmack trieb ſie an, den Umgang der Gelehrten zu ſuchen, deren Unterredung dasjenige erſetzen könnte, was ſie, wegen öffentlicher Geſchäffte, dem Leſen abbrechen mußten. Daher kam es, daß alle Römer, deren Verſtand durch das Leſen geſchärfet war, unter einander in einem beſtändigen gelehrten Umgange lebten. Wie muß auch nicht die Unterredung einer großen Menge Römer beſchaffen geweſen ſeyn, wenn ſie ſich einander beyſammen befunden, **Hortenſius**, **Cicero**, **Cotta**, **Cäſar**, **Pompejus**, **Cato**, **Brutus**,

Atticus, **Catulus**, **Lucullus**, **Varro**, und anderer mehr? Man hat faſt Luſt zu glauben, daß alle Geſpräche die uns **Cicero** hinterlaſſen, von denenjenigen nicht ſehr unterſchieden ſind, die dieſe großen Leute wirklich unter einander gehalten.

Die Vorleſung von des Herrn Abts **Gedoyn** Ueberſetzung gab zu einem akademiſchen Streite Anlaß, die eine Stelle im **Dionyſius von Halikarnaß** betraf, deren wahrer Sinn nicht ſo gar leicht zu entſcheiden ſchien. Herr **Hardion** both ſich an, ſie zu erklären, und von einem Streite Nachricht zu geben, den der Pater **Petav**, und **Salmaſius**, über denjenigen Worte miteinander gehabt, welches die Hauptſchwierigkeit in dieſer Stelle machte. Seine Abhandlung, die er der Akademie mittheilte, hatte zwo Abtheilungen. Die erſte enthielt die Erklärung; und die andere eine Unterſuchung von **Petavs** und des **Salmaſius** ſeiner.

Dionyſius von Halikarnaß beſchreibt der Länge nach den Character von **Platons Elocution**. Nach ihm, iſt **Platons** Schreibart aus zweyen Schreibarten, nämlich aus der erhabenen und einfältigen angenehmen, zuſammen geſetzt. Er kömmt aber nicht mit allen beyden gleich gut zurecht. Wenn er ſeine Schreibart fließend, natürlich und ungekünſtelt machen will, ſo iſt nichts gelinders und reizenders in der Welt: ſein Ausdruck iſt rein, und ſo zu ſagen, ſo klar, als die durchſichtigſten Körper. Von allen Schriftſtellern die in dieſer Art geſchrieben haben, kömmt ihm an Richtigkeit und Nettigkeit kein einziger bey. Er zieht die gemeinſten und gewöhnlichſten Wörter allezeit vor, und verachtet alle unnütze Zierrathe. Hieraufſ ſetzt **Dionyſius von Halikarnaß** noch hinzu (y): ὅτε πῖνος αὐτῇ (Sc.

(y) Dieſe Beſchreibung von **Platons** Schreibart findet man unverkürzet in dem Tractate von der Vortrefflichkeit der Demoſtheniſchen Schreibart, aus welchem Dionyſ. von Halikarnaß ſie von Wort zu Wort in ſeinen Brief an den **Pompejus** eingetragen hatte. Man ſehe den V Abſchnitt a. d. 166 Seite der Oxfordiſchen Ausgabe τῇ τοῦ Πλάτωνος διαλέκτῳ) καὶ ὁ χνοῦς ὁ τῆς ἀρχαιότητος ἠρέμα καὶ λεληθότως ἐπιτρέχει χλοερόν τέ τι καὶ τεθηλὸς καὶ μεστὸν ὥρας ἄνθος ἀναδίδωσι.

Dieſes iſt nun eben die Stelle, deren Erklärung Herr **Hardion** über ſich genommen, und die ganze Schwierigkeit kömmt auf die Bedeutung an, welche man den Wörtern πίνος und χνοῦς ἀρχαιότητος geben ſoll. Lateiniſch giebt man ſie eigentlich durch ſordes, illuvies, ſqualor und ſitus vetuſtatis. **Dionyſius von Halikarnaß** aber, hat ſie in einem verblümten Sinne genommen, nicht, um eine fehlerhafte Art des Ausdrucks anzuzeigen; ſondern um uns einen richtigern Begriff von demjenigen zu geben, was wir an einem Schriftſteller einfältig, natürlich und nachläßig nennen, der alles vermeidet, was auch nur den Schein der Kunſt und des Zwanges hat; oder ſich vorzüglich der gehörigen Wörter bedienet, ſo wie die alten Schriftſteller ſie gebraucht haben, ehe noch der Gebrauch verblümter Redensarten ſo ſehr eingeriſſen war; und welcher ſeine Ausdrücke auf eine freye und natürliche Weiſe zu lenken weis, ohne ſich dem Joche wortreicher, und nach allen Theilen abgezirkelter Perioden, zu unterwerfen.

Nach dieſen Begriffen nun, hat Herr **Hardion** die ganze Stelle ſo überſetzt: **Plato miſchet unvermerkt in ſeine Schreibart etwas nachläßiges, und einen Geſchmack ein, der nach Art der alten Schriftſteller iſt, mit welchem er noch, ich weis nicht was freudiges, anmuthiges und ein gewiſſes friſches Weſen verbindet, welches denen Blumen gleicht, die der Frühling hervortreibt.**

Man kann des **Dionyſius von Halikarnaß** Gedanken nicht verſtändlicher machen, noch die Wahrheit dieſer Erklärung gewiſſer beſtimmen, als wenn man einen Theil deſſen anführet, was dieſer Redner von dem Ausdrucke lehret. Ungeachtet er erkennet, daß es ſo vielerley Schreibarten

arten giebt, als Schriftſteller geſchrieben haben, ſo glaubt er dennoch, daß man ſie alle in drey Hauptarten einſchließen könne, nämlich in die ernſthafte und ſtrenge; in die angenehme und zierliche, und in die mittlere und gemeine, welche aus der Verbindung deſſen entſteht, was die zwo andern am vollkommenſten an ſich haben.

Die ſtrenge Schreibart, welche er oftmals durch die Beywörter σεμνός, φιλαρχαῖος, ἀρχαιοπρεπής, u. ſ. w. anzeigt, bemühet ſich die gröſten Wörter zu gebrauchen, ſie an gewiſſe Oerter zu ſtellen, und durch ſolche Zwiſchenräume von einander zu ſondern, die in der Ausſprache den Laut aufeinander ſtoßender Selbſtlauter, die Vereinigung ſtummer Buchſtaben, halber Selbſtlauter und den Zuſammenfluß ſolcher Sylben verurſachen, die aus ſolchen Buchſtaben zuſammen geſetzt ſind, deren Ausſprache ſchwer und hart iſt. Gleichwohl muß kein Uebellaut, noch einer von denen rauhen und widerlichen Tönen darinnen vorkommen, die den Ohren wehe thun: und man kann nicht ſorgfältig genug ſeyn, über alles ein gewiſſes Anſehen des Alterthums und der ungekünſtelten Annehmlichkeit auszubreiten, die ſich von ſelbſt darbiethet, und nichts gezwungenes oder ängſtliches an ſich hat: ἀλλ' ἐπανθῇ τις αὐταῖς χνοῦς ἀρχαιοπινὴς καὶ χάρις ἀβίαστος (z).

Die gar zu weitläuftigen und abgezirkelten Abſätze, die Zierrathe, welche bloß zum Prunke und zur Pracht da ſtehen, müſſen aus der ſtrengen Schreibart verbannet ſeyn: welche ſich beſſer mit abgekürzten und zuſammen gezogenen Redensarten verträgt, darinnen kein Wort vergeblich iſt, und nicht etwas zum Verſtande beyträgt. Ihr Wohlklang iſt edel, ſtolz, voller Würdigkeit und Majeſtät. Kurz die ſtrenge Schreibart empfängt ihre ganze Schönheit, von dem nachläßigen Weſen, was man bey den alten Schriftſtellern

---

(z) Man ſehe den Tractat von der Vortrefflichkeit der Demoſthenischen Schreibart, a. d. 185 Seite des 38 Abſchnitts.

ſtellern antrifft: τὸν ἀρχαισμὸν καὶ τὸν πῖνον ἔχουσα κάλλος (a).

Unter dieſen alten Schriftſtellern, verſteht **Dionyſius von Halikarnaß** diejenigen, welche vor dem **peloponneſiſchen** Kriege, das heißt, unmittelbar vor dem **Herodot** und **Thucydides** geſchrieben haben, z. E. **Hellanicus**, **Eudemus**, **Hecatäus**, **Xanthus** und verſchiedene andere (b). Die Schreibart dieſer Schriftſteller war rein, zierlich und bündig. Sie brauchten lauter Wörter die im gemeinen Leben üblich waren, und ihr Ausdruck, war der Materie, davon ſie ſchrieben, allezeit gemäß. Sie ſchienen ohne Kunſt und Mühe zu ſchreiben; aber an Anmuth fehlte es ihnen nicht.

Unter den Dichtern hat **Pindar**, und unter den Geſchichtſchreibern, **Thucydides**, in der ſtrengen Schreibart den höchſten Grad erreicht. In allen Werken vom **Pindar**, erblickt man das natürlich Schöne, die edle Uebereinſtimmung, und inſonderheit den **Geſchmack des Alterthums**, welche die Hauptzierden der ſtrengen Schreibart ſind: εὐγένεια καὶ σεμνότης ἁρμονίας τὸν ἀρχαῖον φυλάττουσα πῖνον (c).

Die **angenehme und zierliche Schreibart**, welcher **Dionyſius von Halikarnaß** ohne Unterſcheid die Beynamen γλαφυρὸς, ἰσχνὸς, θεατρικὸς, ἀνθηρὸς &c. giebt, iſt der ſtrengen gerade entgegen geſetzt. Sie nimmt nur die gelindeſten Worte an, deren Ausſprache am leichteſten iſt. Sie ſucht den Ohren durch angenehme Töne und durch eine reizende und entzückende Harmonie zu ſchmäucheln. Sie ordnet und durchflicht die Wörter ſo, daß ſie ſo zu reden, eines dem andern nachgleiten, und leidet nicht, daß ein rauher Buchſtabe, oder eine harte Sylbe, der Ausſprache die mindeſte Hinderniß in den Weg lege. Ihre Perioden ſind richtig abgemeſſen, und hängen wie ein Gewebe, dicht verbunden zuſammen. Dieſe Schreibart erfordert, noch außerdem, was zum Verſtande nöthig iſt, Zierrathe und Putzwerk; ſo wie eine ſchöne Perſon, durch den Glanz der Edelſteine, diejenigen Reizungen erhebt, ſo ſie von der Natur empfangen hat. **Sappho, Anakreon** und **Iſokrates** ſind die beſten Muſter dieſer Schreibart, welche nichts von derjenigen Nachläßigkeit leidet, die die ſtrenge Schreibart erfordert.

(a) Man ſehe den Tractat von der Zuſammenſetzung, oder Anordnung der Wörter, a d. 22 S. im 22 Abſchnitte.

(b) Urtheil vom Thucydides pag. 128. Man ſehe auch die drey erſten Redensarten von des Hekatäus Geſchichte, im Demetrius Phaleräus, im XII. XIII. XIV. und XV. Abſchnitte der Oxfordiſchen Ausgabe.

(c) Tractat von der Vortrefflichkeit der Demoſtheniſchen Schreibart XXXIX. Abſchnitt. 187 Seite.

Die mittlere oder **gemeine Schreibart** endlich, entſteht aus der Vereinigung deſſen, was obige zwo Arten vortreffliches an ſich haben. Beyder Eigenſchaften zeigen ſich darinnen in gehörigem Maaße. Die Strenge der erſten muß darinnen nicht herrſchen, ſondern ſich gleichſam unvermerkt einſchleichen, und ohne daß man es gewahr wird, mit den Annehmlichkeiten, dem Glanze und Zierrathe der geputzten Schreibart verbinden: *ὅι τε πῖνος αὐτῇ καὶ ὁ χνοῦς ὁ τῆς ἀρχαιότητος ἠρέμα καὶ λεληθότως ἐπιτρέχει, χλοερόν τέ τι καὶ τεθηλὸς καὶ μεστὸν ὥρας ἄνθος ἀναδίδωσι* (*d*).

Dieſe mittlere Schreibart, die vollkommenſte von allen, haben **Homer, Herodot** und **Plato** gebraucht. Durch die geſchickte Vermiſchung die dieſe groſſen Männer aus den Eigenſchaften der zwo andern Arten gemacht, haben ſie das Geheimniß ausgefunden, in ihren Schriften, die Stärke mit der Zärtlichkeit, die ungezwungene Artigkeit mit den Kunſtgriffen, die Freyheit mit der Richtigkeit,

---

(*d*) Siehe den Tractat von der Vortrefflichkeit der demoſtheniſchen Schreibart, im XLI. Abſchn. a. d. 188 Seite.

die Kühnheit mit der Behutſamkeit, die Sanftmuth mit der Majeſtät, zu verbinden.

So ſieht der Begriff aus, welchen uns **Dionyſius von Halikarnaß** von der Schreibart giebt, in welche ſich unvermerkt diejenige Eigenſchaft einmiſchet, die er durch die Wörter, πῖνος, und χνοῦς ἀρχαιότητος bezeichnet (c). **Salmaſius** und der **Pater Petav** haben einen lebhaften Streit über die Bedeutung eben dieſer Worte gehabt, und ihre Erklärungen, verdienen ſchon eine Unterſuchung.

Alle diejenigen, welche des **Dionyſius von Halikarnaß** Tractat von der **Elocution**, aus dem Grunde kennen, werden keinen Augenblick anſtehen, dem Salmaſius Unrecht zu geben, und auf des **Pater Petavs** Seite zu treten. Gleichwohl haben alle Ausleger und Ueberſetzer vom **Cicero**, welcher das Wort πῖνος und ſeine Ableitungen vielmal gebraucht hat, des **Salmaſius** Erklärung angenommen; ohne Acht zu haben, ob ſie auch wahr und mit des **Cicero** Stellen verträglich ſey, und ohne ſich mit Zurathbeziehung der Urſchriften Mühe zu geben.

Salmaſius erkläret, in ſeiner Auslegung über **Tertullians** Tractat de Pallio, und in denen Abhandlungen die er wider den **P. Petav** geſchrieben, die griechiſchen Wörter ἐμπινής und εὐπινής, durch die lateiniſchen, mundus, politus, nitidus, elegans. Er will, daß dieſe Ausdrücke von derjenigen Art von **Firniſſe** hergenommen ſey, die man an den Leibern der **Athleten** ſah, wenn ſie mit Oele waren eingeſchmieret, und von der Sonnen gefärbet worden. Das Wort ἐμπινής ſagt er, bedeute eigentlich einen Menſchen der ſich in **athletiſchen** Kämpfen übet; nachmals habe man ſich des Wortes πῖνος bedient, um eine ſchimmernde, geputzte, zierliche, gereinigte und mühſam

---

(c) Man ſehe die Sammlung derer Abhandlungen, welche Salmaſius und der P. Petav wider einander, unter entlehnten Namen, herausgegeben.

ſam ausgearbeitete Schreibart anzudeuten, und durch das Wort πῖνος, denjenigen Glanz und die Zierlichkeit verſtanden, die der Schreibart durch eine lange Arbeit zu Theile wird. Er führet, zum Beweiſe ſeiner Meynung, verſchiedene Stellen aus dem **Dionyſius von Halikarnaß** an, und unter andern auch die aus des **Pompejus** Briefe. Er füget dieſen noch einige Stellen aus **Cicerons** Briefen an den **Atticus** bey.

Cicero ſchreibt an ſeinen Freund, er habe einen Brief von ſeinem Sohne bekommen, deſſen Schreibart ihm gut zu ſeyn ſchiene. **Alles andere, ſetzt er hinzu, kann man mir wohl nur weis machen, allein die Züge der Buchſtaben** (dieß drückt er mit dem Worte πῖνος aus) **zeigen, daß er was lerne.** A Cicerone litterae mihi ſane πεπινωμέναι et bene longae; caetera autem vel fingi poſſunt; πῖνος litterarum doctiorem ſignificat.

Ein andermal ſchreibt er an den **Atticus**, er habe von ſeinem Sohne einen ſehr wohl geſchriebenen Brief erhalten, der ihm Anlaß giebt zu glauben, er nehme in Wiſſenſchaften zu. Tandem a Cicerone Tabellarius, et me hercule litterae πεπινωμένως ſcriptae, quod ipſum προκοπὴν aliquam ſignificaret.

Noch an einer andern Stelle bemerkt er, daß die von ſeinem Sohne empfangenen Briefe, theils was den Geſchmack der Schreibart, theils was die darinnen enthaltenen Empfindungen betrifft, ſo ſchön ſind, daß er ſie ſonder Scheu, in einer Geſellſchaft geſchickter Leute ableſen wollte: et me hercule ipſius litterae ſic et Φιλοστέργως et εὐπινῶς ſcriptae, ut eas vel in ἀκροάσει audeam legere. Man wird weiter unten ſehen, wie weit des **Salmaſius** Erklärung von dem Sinne dieſer **Ciceroniſchen** Stellen abgeht; und es ſcheint, der **P. Petav** habe ſelbſt nicht Acht genug darauf gegeben.

Salmaſius hat nicht nur ſeine Meynung von den Wörtern πῖνος und χνοῦς ἀρχαιότητος, geſagt; ſondern er verwirft auch diejenigen, welche dieſe Wörter im Lateine durch ſqualorem vetuſtatis redolens, überſetzen. Der **P. Petav**, welchen dieſer Tadel angieng, ſtand mit einer Art von Wuth wider den **Salmaſius** auf; er belegt ihn mit den gröbſten Schimpfreden, und ſetzt vermuthlich zum voraus, daß ein Gelehrter unfehlbar ſeyn müſſe, und ſich nicht irren könne, ohne ein Verbrechen zu begehen. Hierauf ſchreitet er zur Erklärung und ſagt: wie es der Lehre des **Dionyſius von Halikarnaß** gemäß iſt, daß das πῖνος diejenige Art von Rauhigkeit erfordere, welche durch die Kunſt und den Fleiß nicht ausgebeſſert worden, die allezeit natürlich, und folglich der zierlichen Schreibart allemal entgegen geſetzt iſt. Das Wort πῖνος, fährt der **P. Petav** fort, kömmt im genauen Verſtande, mit den Wörtern ſordes und illuvies überein; im figürlichen aber, wenn man es von der Uebung der Athleten braucht, bedeutet es nur den von Oele und Staub entſtandenen Unrath, welchen man von den Leibern der Athleten mit dem Inſtrumente ſtrigil, abkratzte. Bedienet man ſich deſſelben endlich, um eine Eigenſchaft der Schreibart anzuzeigen, ſo kann man ſagen, eine durch das Beywort πεπινωμένος bezeichnete Rede, ſey nichts anders, als ſordibus et illuvie obſitus ſermo. Der **P. Petav** bleibt hierbey noch nicht ſtehen. Wenn man der genauen Wahrheit gemäß reden will, ſagt er, ſo muß das Wort πῖνος, durch die lateiniſchen Wörter ſitus und ſquallor vetuſtatis gegeben werden, und dienet dazu, die Art und den Geſchmack derer Schriftſteller anzuzeigen, die, da ſie ſich aus dem Leſen der Alten gebildet, dieſelben in Ausdrücken und im Schwunge der Redensarten nachahmen; woraus denn folgt, fähret er fort, daß dieſe alte und ſtrenge Schreibart, weder Anmuth noch Sanftmuth hatte. Caruit igitur antiquum illud et auſterum genus ſuavitate et lepore.

Man kann hier dem **P. Petav** einwenden, daß **Dionyſius von Halikarnaß**, weder die Annehmlichkeit noch die Sanftmuth von der ſtrengen Schreibart ausſchlieſſe; am wenigſten aber von der gemeinen: wenn nur dieſe Annehmlichkeit natürlich iſt, und nichts gezwungenes an ſich hat:

Al

ἀλλ᾽ ἐπειδὴ τις αὐταῖς χνοῦς ἀρχαιοπινὴς καὶ χάρις ἀβίαστος (f). Wenn er uns die Schreibart derer alten Schriftſteller ſchildert, die vor dem **Thucydides** geſchrieben haben, ſo ſagt er ausdrücklich, ihrer Schreibart habe es an Anmuth nicht gefehlet: ἐπιτρέχει μηντοί τις ὥρα τοῖς ἔργοις αὐτῶν καὶ χάρις.

Dionyſius von Halikarnaß meynet nicht, daß die πεπινωμένος genannte Schreibart, eben in veralteten und ungebräuchlichen Worten beſtehe. Die Einfalt und den Nachdruck muß man in alten Worten ſuchen, und nicht ihr Alterthum. So hat es unter den Franzoſen **la Fontaine** gemacht, den man als das vollkommenſte Muſter der πεπινωμένος genannten Schreibart, und zugleich als den ſanfteſten und angenehmſten Schriftſteller anführen kann.

Der **P. Petav** ſetzt noch hinzu, daß das Wort πῖνος auch gebraucht worden, eine gelehrte Schreibart auszudrücken, die tiefſinnig iſt, und mit der gewöhnlichen nichts ähnliches hat: weil dasjenige, was eigentlich alt darinnen iſt, über den Verſtand des gemeinen Mannes erhaben zu ſeyn ſcheinen muß, und eine nicht gemeine Gelehrſamkeit anzeigt. Daher können auch nur wirklich gelehrte Leute, und die mit den Schriften des Alterthums wohl bekannt ſind, dieſe Schreibart der Alten annehmen. Das πῖνος und die πεπινωμένος genannte Schreibart, kann alſo als ein Merkmaal angeſehen werden, wie weit man es in dieſem Fleiße gebracht habe.

Aus dieſen letzten Worten ſieht man, daß der **P. Petav** auf **Cicerons** Stelle zielet: πῖνος litterarum doctiorem ſignificat. Sollte er aber wohl geglaubet haben, **Cicero** hätte durch πῖνος, deſſen er ſich bedienet, die Briefe ſeines Sohnes zu bedeuten, ein gelehrtes Anſehen und eine Schreibart verſtanden, die mit der gewöhnlichen Schreibart nichts gemein hätte? In ſeinen Briefen würde dieſes, wie es ſcheint, ein großer Fehler geweſen ſeyn; und **Cicero** verſtand ſich viel zu gut darauf, um von ſeinem Sohne etwas anders, als ungekünſtelte Worte, leichte, fließende, natür-

---

(f) Urtheil vom Thucydides IV Abſchn. 138 S.

natürliche Redensarten, und kurz, dasjenige zu begehren, was die epiſtoliſche Schreibart erfordert, die in dem Begriffe verſchloſſen liegt, welchen **Dionyſius von Halikarnaß** uns von dem πᾶος giebt. **Cicero**, welcher dieſe Eigenſchaften in dem Briefe ſeines Sohnes gewahr wird, ſchließt mit Rechte, daß er in der Gelehrſamkeit zunehme, weil man ſie nicht anders, als durch Bemühung und Ueberlegung erlangt, und die jungen Leute deren Vorzüge nicht eher einſehen, als bis ſie in der Schreibart alle Blümchen und alles Flittergold verachten gelernet, um ſich bloß an die wahren Schönheiten zu halten, die von der einfältigen und natürlichen Schreibart unzertrennlich ſind.

Es ſcheint ſchwer zu ſeyn, dieſe letzten Worte des **P. Petavs** mit dem Uebrigen ſeiner Erklärung zu vereinigen, welches faſt gänzlich mit des **Dionyſius von Halikarnaß** Lehrgebäude überein kömmt. Er ſcheint ſich der Meynung des **Salmaſius** nähern zu wollen, der ihn vielleicht mit des **Cicero** Stellen hintergangen hatte; allein, er nähert ſich ihm nur um ſich von der Wahrheit zu entfernen, und alles was man im Abſehen auf dieſe Stellen ſagen kann, iſt dieß: daß wenn die epiſtoliſche Schreibart einfältig und natürlich ſeyn, wenn ſie alles vermeiden will, was künſtlich und weit hergeholt iſt, daraus nothwendig folge; daß das πᾶος, nach des **Salmaſius** Auslegung, der epiſtoliſchen Schreibart völlig entgegen geſetzt ſey, und daß des **Cicero** Stellen, weit gefehlt daß ſie etwas für ihn beweiſen ſollten, ſeine Erklärung durchaus über einen Haufen ſtoßen.

Man könnte noch einige andere Fehler des **Salmaſius** entdecken, die dem **P. Petav** entwiſchet zu ſeyn ſcheinen; allein das bisherige kann ſchon genug ſeyn, ſie zu erkennen zu geben. Und obgleich in dieſem ganzen Streite die Frage nur von einem Worte iſt, ſo kann man doch leichtlich ſchließen, daß von dem richtigen Verſtande dieſes Wortes, der Verſtand der ganzen Lehre des **Dionyſius** von der **Elocution** ſowohl, als vieler Stellen im **Cicero** abhänge, durch welche **Salmaſius** faſt alle Ausleger in Irrthum verführet hat.

XXXIV.

Herrn Hardions Muthmaſſungen über zwo andere Stellen eben dieſes Brieſes vom Dionyſius von Halikarnaß an den Pompejus. 1720.

Der Streit welcher ſich über der Bedeutung der Wörter πῖνος und χνοῦς ἀρχαιότητος erhaben, hat den Herrn **Hardion** bewogen, des **Dionyſius von Halikarnaß** Schreiben an den **Pompejus**, noch einmal aufmerkſam durchzugehen. Hier nun hat er zwo mangelhafte Stellen gefunden und ſeine Gedanken vorgeſchlagen, wie man ſie ergänzen ſoll.

Die eine ſteht in einem Ueberbleibſel von des **Pompejus** Briefe, deſſen eigene Worte **Dionyſius** anführet, um zu zeigen, daß **Pompejus** und er, in denen Fehlern die man dem **Plato** vorrücken kann, einerley Meynung hegten.

Dionyſius von Halikarnaß, hatte an einigen Stellen von **Platons** Werken, eine gar zu poetiſche und ſchwülſtige Schreibart gemisbilliget. **Pompejus** ſagte zu deren Entſchuldigung, man könne ſich zur Gröſſe und zum Erhabenen nicht ſchwingen, ohne ſich der Nothwendigkeit auszuſetzen, zuweilen zu fallen. Das hieße nun ſchon ſo viel geſtehen, **Plato** erhalte ſich nicht allezeit im Gleichgewichte, wenn er einen gar zu hohen Schwung genommen. **Pompejus** ſagt ferner, in der gemeinen Schreibart könnte man gleichgültige Fehler machen; in der hohen aber, gäbe es kein Mittel, zwiſchen dem Mittelmäſſigen und allerſchlechteſten: ἐν μὲν γὰρ τοῖς ἑτέροις σχήμασι ῥᾴδιον πεσεῖν μέσον τι ἐπαίνου καὶ μέμψεως· ἐν δὲ τῇ κατασκευῇ, τὸ μὴ ἐπιτευχθὲν πάντῃ ἀποτυγχάνεται.

Das Wort κατασκευὴ, welches überhaupt Compoſitio heiſt, kann allein dasjenige nicht ausdrücken, was Pompejus hier ſagen wollen; und um das Gegentheil der zwey Glieder dieſes Abſatzes zu bemerken, muß man nothwendig noch ein Beywort hinzufügen, wodurch er auf eine beſondere Art von Compoſition eingeſchränkt wird. Zur erhabenen und poetiſchen nun, iſt kein Wort geſchickter, als ποιητικὴ, welches auch einige Zeilen höher in des Dionyſius Texte ſteht, und der Sinn wird klar und deutlich, wenn man die ganze Stelle ſo lieſt: ἐν μὲν γὰρ τοῖς ἑτέροις σχήμασι ῥᾴδιον πεσεῖν μέσον τι ἐπαίνου καὶ μέμψεως· ἐν δὲ τῇ ποιητικῇ κατασκευῇ τὸ μὴ ἐπιτευχθὲν πάντη ἀποτυγχάνεται. In den andern Schreibarten, kann man Fehler machen, die gleichgültig ſind, und zwiſchen Lob und Tadel das Mittel halten; in der poetiſchen Schreibart aber, muß man auf den Gipfel ſteigen, oder man verfällt in den tiefſten Abgrund.

Die zweyte Stelle ſteht da, wo Dionyſius von Halikarnaß, indem er Herodots und des Thucydides Geſchichte mit einander vergleicht, dem letztern vorrückt: er habe ſeine Geſchichte eben bey dem Zeitpuncte angefangen, da der Flor von Griechenland ein Ende hatte; und dieſes Land unter lauter Unglücksfällen zu ſeufzen anfieng. Dieſes ſagt er, ſtand einem Griechen, einem Athenienſer gar nicht an; inſonderheit aber einem Menſchen nicht, der über den gemeinen Mann erhaben war, und den die Athenienſer als einen ihrer vornehmſten Bürger anſahen; den ſie mit dem Befehlshaberamte über ihre Kriegsheere, und andern anſehnlichen Würden beehret hatten: ὅπερ Ἕλληνα ὄντα καὶ Ἀθηναῖον οὐκ ἔδει ποιεῖν, καὶ ταῦτα, οὐ τῶν ἔτι εἰρημένων ὄντα, ἀλλ᾽ ὧν ἐν πρώτοις ἦγον Ἀθηναῖοι, στρατηγιῶν τε καὶ τῶν ἄλλων τιμῶν ἀξιοῦντες.

Dieſe Worte ἔτι εἰρημένων bedeuten hier gar nichts und Herr **Hardion** ſetzt an deren Stelle ἐπιτυχόντων. Dieß Wort iſt den griechiſchen Schriftſtellern geläufig, ein Glückskind anzuzeigen, deſſen Abkunft ſchlecht iſt.; oder einen ungefähren Fall. **Dionyſius von Halikarnaß** braucht es ſelbſt verſchiedenemale in dieſem doppelten Verſtande. Man findet es im VII. Buche ſeiner **römiſchen Alterthümer**, ἀνὴρ οὐ τῶν ἐπιτυχόντων ἕνεκα γένους, a. d. 403. S. d. Orf. Ausg. In dem Urtheile von des **Lyſias** Reden, a. d. 139. S. τὸν ἐπιτυχόντα λόγον εἰπεῖν. Ferner in eben dieſem Briefe an den **Pompejus**: ἐπιτιμῶ τε οὐχ ὡς τῶν τυχόντων. (205. Seite) Vielleicht wäre es beſſer ἐπιτυχόντων, als τυχόντων, zu leſen; und endlich a. d. 316. S. des Tractats von der Vortrefflichkeit der **Demoſthenischen** Schreibart: οὐδὲν ἐκ τοῦ ἐπιτυχόντος ἔγραψεν.

* *

XXXV.

Herrn Hardions Muthmaßungen über eine andere Stelle im Dionyſius von Halikarnaß. 1720.

Herr **Hardion**, deſſen Arbeit wir hier abkürzen, hatte Anfangs nur im Sinne gehabt, dem Urtheile der Akademie, die Verbeſſerung einer Stelle im Dionyſius von **Halikarnaß** zu unterwerfen, welche in ſeinem Tractate von der Zuſammenſetzung, oder Ordnung der Worte ſteht. Allein, da dieſe Stelle eine Vorſchrift in ſich faßt, die einen ziemlich fremden Sinn darbeuth, wenn man ſie allein, und von dem Vorhergehenden und Nachfolgenden abgeſondert betrachtet; ſo hielt er ſich für verbunden, eine etwas weitläuftigere Erklärung darüber aufzuſetzen.

Hier iſt die Stelle, die er nach ſeiner Verbeſſerung überſetzt, von welcher Ueberſetzung wir gleich hernach Rechenſchaft geben wollen:

Τελευταῖον δὲ, ὃ δὴ καὶ πάντων ἐστὶ κράτιστον, οἰκείαν ἀποδιδόναι τοῖς ὑποκειμένοις καὶ πρέπουσαν ἁρμονίαν. δυσωπεῖσθαι δὲ οὐδὲν οἴομαι δεῖν. οὔτε ὄναμα οὔτε ῥῆμα, οὔτ' ἐπιτέτραπται μὴ σὺν αἰσχύνῃ λέγεσθαι. (g) οὐδὲν γὰρ οὕτω ταπεινὸν, ἢ ῥυπαρὸν, ἢ μυαρὸν, ἢ ἄλλην τινὰ δυσχέρειαν ἔχον ἔσεσθαί φημι λόγου μόριον, ᾧ σημαίνεταί τι σῶμα ἢ πρᾶγμα, ὃ μηδεμίαν ἕξει χώραν ἐπιτηδείαν ἐν λόγοις. Παρακελεύομαι δὲ ἐν τῇ συνθέσει πιστεύοντας, ἀνδρείως πάνυ καὶ τεθαῤῥηκότας αὐτὰ ἐκφέρειν, Ὁμήρῳ τε παραδείγματι χρωμένους παρ' ᾧ καὶ τὰ εὐτελέστατα κεῖται τῶν ὀνομάτων, καὶ Δημοσθένει, καὶ Ἡροδότῳ, καὶ τοῖς ἄλλοις ὧν ὕστερον μνησθήσομαι.

(g) οὔτ' ἐπιτέτραπται μὴ σὺν αἰσχύνῃ λέγεσθαι.

Die lezte und wichtigſte Vorſchrift von Anordnung der Wörter, iſt dieſe, daß man jedem Aufſaze diejenige Art der Harmonie zu geben wiſſe, die ſich zur vorhabenden Materie ſchickt. Gleichwohl glaube ich, man dürfe ſich kein eiteles Bedenken machen, gewiſſe Namen und Wörter, zu gebrauchen; noch glauben, es ſey ſchimpflich ſich ihrer zu bedienen: denn von allen Wörtern die in eine Rede kommen, es mögen Namen oder Zeitwörter ſeyn, iſt keines ſo niedrig, noch abſcheulich, ſo ekelhaft oder fehlervoll es auch übrigens ſey, zu dem man nicht in einem Werke eine gehörige Stelle finden ſollte. Ich bin daher der Meynung, man ſoll alle Wörter dreiſt und ſonder Bedenken brauchen, und hierinnen Homers Beyſpiele folgen, bey dem man eben ſo wohl, als bey dem Demoſthenes, beym Herodot und andern, von denen ich in der Folge reden werde, auch die niedrigſten und verworfenſten Wörter findet.

Die ganze Verbeſſerung kömmt hier auf zwey Worte an. Anſtatt daß man οὔτ' ἐπιτέτραπται μὴ σὺν αἰσχύνῃ λέγεσθαι lieſt, will Herr Hardion οὔτ' ἐντρέπεσθαι μὴ σὺν αἰσχύνῃ λέγηται, geleſen haben.

Das Zeitwort οἴομαι, in dem Vorhergehenden, und das Bindewort οὔτε, erfordern die Wiederholung der unbeſtimmten Art, ohne welche die Wortfügung fehlerhaft ſeyn würde. Daher kann man ſich nicht anders helfen, als daß man das Zeitwort ἐπιτέτραπται, welches die dritte Perſon der völlig vergangenen Zeit der anzeigenden Art iſt, verändere. Zum andern erfordern eben dieß Verbindungswort οὔτε, und der Zuſammenhang des Sinnes, ein Zeitwort, deſſen Bedeutung einige Aehnlichkeit mit der

Bedeutung des Zeitworts δυσωπεῖσθαι aus dem Vorhergehenden, hat; und da das Zeitwort ἐπιτρέπεσθαι dieſe Verhältniß des Sinnes nicht hat; ſo muß man ein anders an die Stelle ſetzen: und hierzu hat man das Zeitwort ἐντρέπεσθαι als dasjenige erwählet, welches demjenigen am ähnlichſten kömmt, an deſſen Stelle es ſteht: denn es iſt nur durch das Vorwort allein unterſchieden: ἐντρέπεσθαι, anſtatt ἐπιτρέπεσθαι. (*b*)

Was das zweyte Wort betrifft, ſo verändert Herr **Hardion** darinnen nur die Zeit des Zeitworts; anſtatt der unbeſtimmten Art λέγεσθαι, lieſt er, λέγηθαι, in der dritten Perſon der verbindenden Art, um es mit dem Beſtimmungsworte μὴ, welches die verbindende Art erfordert, zuſammen zu fügen.

Ohne dieſe zwiefache Veränderung, hält er es für unmöglich, des **Dionyſius von Halikarnaß** Ausdruck herauszubringen, noch einen vernünftigen Sinn daraus zu ziehen. Die lateiniſchen Dollmetſcher haben auch eben daher, dieſe Stelle allemal verſchiedentlich überſetzt; unfehlbar auf ein Gerathewohl, und ohne ſie zu verſtehen. Um nun zu urtheilen, erſtlich ob die Verbeſſerung nöthig iſt, und dann, ob diejenige ſo hier vorgeſchlagen wird, annehmlich und dem Hauptſinne der ganzen Stelle gemäß iſt, ſo muß man die Lehre des **Dionyſius von Halikarnaß** vor Augen legen und zeigen; was dieſer Redner eigentlich lehren wollen, wenn er ſagt, es ſey kein Wort ſo gräulich, ekelhaft und ſonſt fehlervoll, zu welchem man nicht eine geſchickte Stelle ausfündig machen könnte.

Die Abſicht des **Dionyſius von Halikarnaß**, in ſeinem **Tractate vom Verfaſſen**, geht dahin, daß er Regeln giebt, wie man die Worte in einer Rede gut ordnen ſoll, und daß er zeigt, worinnen eigentlich diejenige Harmonie

---

(*b*) Man hat in dieſem Artikel die deutſchen Kunſtwörter ſo genommen, wie ſie der Herr Prof. Gottſched in ſeiner Sprachlehre zweyte Ausg. von 1749. gebrauchet hat.

monie beſtehe, welche aus einer ſchönen Zuſammenfügung erwächſt. Dieß iſt der einzige Zweck, den er ſich vorſetzt, und wovon er keinen Augenblick abgeht; ja er geſteht ſo gar mehr als einmal, daß er die Wörter nicht im Abſehen auf die Begriffe betrachten wolle, davon ſie die Zeichen ſind; ſondern in Anſehung deſſen, was ſie weſentliches an ſich haben, das heißt, nach der Eigenſchaft und Vielheit der Buchſtaben und Sylben woraus ſie beſtehen, und nach den verſchiedenen Eindrücken, welche die miteinander verbundenen Wörter, in das Werkzeug des Gehörs machen können.

Man weis zur Gnüge, daß es zween Theile in einer Rede giebt; einen der die Sachen, den andern, der den Ausdruck betrifft, *πραγματικὸς τόπος*, und *λεκτικὸς τόπος*. Von dem erſten iſt hier die Rede nicht, ſondern bloß von dem andern, der ebenfalls wieder in zween Theile eingetheilet wird, nämlich in die Wahl der Wörter, und in deren Anordnung: *ἐκλογὴ τῶν ὀνομάτων*, und *σύνθεσις ὀνομάτων*. Die allgemeine Regel zur Wahl der Worte, iſt nach dem **Dionyſius von Halikarnaß**, ſie ſo zu wählen, daß ſie zu gleicher Zeit rein und edel ſeyn: *ἐκλογῇ χρῆσθαι καθαρῶν ἅμα καὶ γενναίων ὀνομάτων*. Er ſollte am Ende des Tractats von **Ordnung** der Worte, noch einen eigentlichen, von der **Wahl** derſelben, liefern. Er hatte ihn auch wirklich ſchon aufgeſetzt; wir haben aber nur ſehr wenige Ueberbleibſel davon, die wir großentheils des **Hermogenes** Scholiaſten zu danken haben. **Dionyſius von Halikarnaß** hält ſich daher lediglich bey denen Vorſchriften auf, die die Ordnung der Worte betreffen.

Ein jeder Menſch der ſich in den Stand ſetzen will, wohl zu ſchreiben, der muß ſich vor allen Dingen bemühen, ſeine Aufſätze **ſchön** und **angenehm** zu machen, *καλὴν καὶ ἡδεῖαν*. Ein Aufſatz iſt **ſchön**, wenn der Wohlklang darinnen, edel, groß, voller Stärke und Anſehen iſt. **Angenehm** iſt er, wenn eben dieſer Wohlklang voller Anmuth, Gelindigkeit, hervorleuchtend, und zierlich iſt. Dieſe beyden Eigenſchaften nun ſind nicht allezeit beyſammen. **Des Thucydides** Schriften, ſind überhaupt zu reden, nicht ſowohl angenehm, als ſchön. **Xenophons** ſeine, haben mehr **Anmuth**, als **Schönheit**. Wenn aber die **Schönheit** und **Anmuth** in einer Schrift zuſammen kommen, alsdann hat ſie den höchſten Gipfel aller möglichen Vollkommenheit erreicht. So iſt **Homers** Arbeit beſchaffen; ſo iſt **des Demoſthenes** und einiger andern ihre.

Hauptſächlich giebt es vier Quellen der Schönheit und Anmuth.

Die erſte iſt μέλος, der **Geſang**, welcher aus der Zuſammenfügung der Töne jedes Buchſtabens und jeder Sylbe entſteht, die nach ihrer Eigenſchaft, das heißt, inſoweit betrachtet werden, als ſie ſchwach oder ſtark, hart oder angenehm, ſind.

Die andere iſt ῥυθμὸς, der **Wohlklang**; deſſen Begriff dasjenige in ſich ſchleußt, was wir unter den Worten **Zahl** und **Maaß** verſtehen, und nichts anders iſt, als die Bewegung verſchiedener mit einander vereinigter Töne. Dieſe Bewegung, wird nach dem Verhältniſſe gemeſſen, welches ſich unter den Sylben befindet, in Betrachtung ihrer Quantität; das heißt, in ſofern ſie lang, kurz, oder zweifelhaft ſind.

Die dritte iſt die **Abwechſelung**, μεταβολὴ, welche darinnen beſteht, daß der Geſang und Wohlklang abgewechſelt werden, damit man den Einklang, oder die gar zu große Aehnlichkeit vermeide.

Die vierte endlich iſt das was ſich ſchickt, oder der **Wohlſtand**, πρέπον: welcher will, daß die Harmonie, in jeder Schrift, allemal mit der Materie, davon gehandelt wird, übereinkomme und ihr gemäß ſey.

(i) Niemand wird leugnen, daß die Wörter wahrhaftige Töne ſind, ſo von der Luft hervorgebracht werden, welche, indem ſie aus der Lunge dringt, und durch die Werkzeuge der Stimme geht, eine unendliche Menge verſchiedener Abänderungen erhält. Ausgeſprochene Wörter ſind von abgeſungenen, nur darinnen unterſchieden, daß bey den letztern die Stimme ſtärker, und die Zwiſchenräume häufiger und deutlicher ſind. Die Verſchiedenheit der Abänderungen, wirket die Verſchiedenheit der Buchſtaben, und Sylben, aus welchen die Wörter beſtehen. Die Buchſtaben theilen ſich in Selbſtlauter und Mitlauter ein. Einige Selbſtlauter, haben einen längern, lautern und reinern Klang; bey andern iſt er dunkler, verwirrter und eingeſchränkter. So giebt es auch Mitlauter, deren Ausſprache ſchwach, gelinde und leicht iſt; bey andern iſt ſie ſtark, rauh und unangenehm. Dieſe Rauhigkeit und Unannehmlichkeit würden noch zunehmen, wenn man zween ſolche Mitlauter neben einander ſetzen ſollte, die durch einander entgegen geſetzte Bewegungen der Werkzeuge der Stimme entſtehen, ſo daß ſie einander gleichſam widerſtreben würden, und man den zweyten Selbſtlauter nicht eher würde herausbringen können, bis der erſte völlig ausgeſprochen wäre. Das macht aber die Ausſprache ſehr ſchwer, es ermüdet die Werkzeuge der Stimme, und folglich auch des Gehörs, und dieſes wegen der Verhältniß, die ſich zwiſchen den Werkzeugen des Gehörs und der Ausſprache befindet. Eben das kann man vom Zuſammenlaufe der Selbſtlauter ſagen, den man *hiatus* nennet, inſonderheit wenn es ſolche Selbſtlauter ſind, die einen lauten langen Ton haben, ſo wie das lange α und ω. Es iſt faſt unmöglich dieſelben deutlich auszuſprechen, ohne ſie durch eine Art von Zwiſchenraum zu trennen; dieſes aber hindert die leichte, gelin-

---

(i) Μουσικὴ γάρ τις ἦν καὶ ἡ τῶν πολιτικῶν λόγων ἐπιστήμη, τῷ ποσῷ διαλλάττουσα τῆς ἐν ᾠδαῖς καὶ ὀργάνοις, οὐχὶ τῷ ποιῷ· καὶ γὰρ ἐν ταύτῃ καὶ μέλος ἔχουσιν αἱ λέξεις, καὶ ῥυθμόν, καὶ μεταβολήν, καὶ πρέπον· ἡ δὲ διαλλαγὴ κατὰ τὸ μᾶλλον καὶ ἧττον.

de und geläufige Ausſprache. So iſt folgender halbe Vers im Homer beſchaffen:

Λᾶαν ἄνω ὤθεσκε ποτὶ λόφον.

Betrachtet man nun eine jede Sylbe nach ihrem Zeitmaaße, ſo wird man finden, daß ſie nothwendig lang oder kurz, länger oder kürzer, ſeyn muß. Nun iſt gewiß, daß in einem Verſe und Abſatze, in welchem die kurzen Sylben die Oberhand haben, die Bewegung oder der Klang dieſes Verſes und Abſatzes, kurz, ſchnell und übereilt ſeyn, und folglich weder ſtark, noch edel, noch anſehnlich ſeyn wird. Herrſchen hingegen die langen darinnen, ſo wird das Maaß des Verſes und Abſatzes langſamer einherſchreiten, von mehrerem Gewichte und ernſthafter ſeyn. Um den Unterſchied dieſer zwo Arten von Versmaaß zu ſehen, darf man nur zween Verſe miteinander vergleichen, deren einer aus lauter kurzen, der andere, aus lauter langen Verſen beſteht:

Βρόμιε δορατοφόρε, Ἐνυάλιε πολεμοκέλαδε.
Ὦ ζῆνος καὶ Λήδας κάλλιστοι σωτῆρες.

Der Rythmus des erſten von dieſen zween Verſen, iſt weder ſtark noch edel, ταπεινός τε καὶ ἄσεμνός ἐςι καὶ ἀγεννής, καὶ οὐδὲν ἂν ἐξ αὐτοῦ γένοιτο γενναῖον; dahingegen das Maaß des zweyten etwas erhabenes und majeſtätiſches an ſich hat, und mit vielem Ernſte und Wohlſtande fortgeht: ὑψηλός τε καὶ ἀξιωματικός ἐςι καὶ διαβεβηκώς ὡς ἐπὶ πολύ. Man kann ſich leicht zwiſchen dieſen zwey äußerſten Beyſpielen, noch eine große Menge verſchiedener Claſſen von Langſamkeit und Geſchwindigkeit vorſtellen, nachdem nämlich die langen und kurzen Sylben zuſammen gefüget werden; daraus nun entſtehen verſchiedene Arten von Füſſen und Verſen, die alle im Zeitmaaße und Wohlklange unterſchieden ſind.

Dieß iſt der Auszug von des **Dionyſius von Halikarnaß** Lehre, vom Rhythmus und dem Geſange. Nach dieſen Grundſätzen nun, nennet **Dionyſius von Halikarnaß**

naß diejenigen Wörter, welche, entweder nach der Natur derer Buchſtaben woraus ſie beſtehen, oder nach der Natur des Zeitmaaßes, welches ſie hervorbringen können, fehlerhaft ſind, ταπεινὸν, ῥυπαρὸν, μιαρὸν, und δυσχερές. Das Wort δυσχερὲς, welches eben ſo viel heißt als δύσεδρον, kann von nichts anderm, als von materialiſch betrachteten Wörtern, verſtanden werden. Das Wort δυσχερὲς, gehöret zu denjenigen die man ſchwerlich gebrauchen kann, für welche ſich nicht leicht eine geſchickte Stelle findet.

Man ſchreibe wovon man wolle, ſo fällt man gar leicht auf ſolche widerliche und den Ohren ekele Wörter. Soll man ſie aber gar verbannen, weil ſie nicht fähig ſind, diejenige Art des Wohlklanges hervorzubringen, den man dem Wohlſtande nach darſtellen ſoll? Weil wir die Freyheit nicht haben, ſagt **Dionyſius von Halikarnaß**, uns Wörter nach unſerm Sinne zu machen, und ſchon diejenigen gebrauchen müſſen, die die Gewohnheit eingeführet hat; ſo können wir nichts anders thun, als daß wir, ſo viel als möglich, die Rauhigkeit gewiſſer Wörter mildern, und die Widrigkeit gewiſſer Töne unmerklich machen, indem wir ſie geſchicklich mit andern gelindern und wohlklingendern Worten vermiſchen. Wir müſſen es machen, wie ein geſchickter Feldherr, der die ſchlechten Soldaten ſo gut zu brauchen ſucht, als die beſſern, indem er ſie unter einander menget: οἷον τι ποιοῦσιν οἱ Φρόνιμοι στρατηλάται κατὰ τὰς τάξεις τῶν στρατευμάτων· καὶ γὰρ ἐκεῖνοι συγκρύπτουσι τοῖς ἰσχυροῖς τὰ ἀσθενῆ, καὶ γίνεται αὐτοῖς οὐδὲν τῆς δυνάμεως μέρος ἄχρηστον. So iſt nun die Eigenſchaft der Ausarbeitung beſchaffen, welche Dionyſius von Halikarnaß ſehr ſinnreich mit **Homers Minerva** vergleicht, welche, ohne die Perſon des **Ulyſſes** zu verwandeln, ihn dennoch in verſchiedenen Geſtalten erſcheinen läßt. Bald kömmt er als ein alter Bettler, gräulich, mit Runzeln und Lumpen bedeckt; bald als ein ſtarker friſcher Mann, welcher nebſt aller Anmuth der Jugend, auch die gute Geſtalt und den Edelmuthe eines Helden an ſich hat: τὸν Ὀδύσσεα τὸν αὐτὸν ὄντα ἄλλοτε ἀλλοῖον ἐποίει φαίνεσθαι, τότε μὲν ῥυσὸν καὶ μικρὸν καὶ αἰσχρόν.

Πτωχῷ λευγαλέῳ ἐναλίγκιον, ἠδὲ γέροντα
Τότε δὲ τῇ αὐτῇ ῥάβδῳ πάλιν ἐψηφημένη
Μείζονα τ' ἀεῖδαι καὶ πασσυναθῆναι ἰδέσθαι, etc.

Man kann alſo, durch Beyhülfe einer gelehrten Ausarbeitung, auch die härteſten und ſchwereſten Wörter, die ſich am übelſten wohin ſchicken, getroſt gebrauchen; und hierinnen **Homers**, des **Demoſthenes** und einiger andern, Beyſpiele folgen, welche in der erhabenen Schreibart geſchrieben haben. Wenn **Dionyſius von Halikarnaß**, unter den Worten ταπεινὰ, ῥυπαρὰ, etc. Wie einige ſeiner Ausleger geglaubt haben, ſchmutzige, unflätige oder ſolche Wörter verſtanden hätte, die einen niedrigen und plumpen Begriff bey ſich führen: ſo hätte er ſich nicht auf den **Homer** und **Demoſthenes** berufen, ſondern auf ſolche Schriftſteller, die im niedrigen Fache geſchrieben haben; z.E. auf die komiſchen, ſatiriſchen und andern Scribenten.

In dem Auszuge des zweyten Buchs der **Ilias**, muß **Homer** eine unzähliche Menge Namen von Städten anbringen, die alle barbariſch ſind, und deren Ton lauter hartes, ſeltſames und widriges an ſich hat: Er fand aber die Kunſt aus, ſie zu mildern und ihnen eine ſchöne und angenehme Harmonie beyzulegen, indem er ſie von einander trennte, und mit den ſchönſten Wörtern gleichſam verheirathete: ἀναγκασθεὶς ὀνόματα λαμβάνειν οὐ καλὰ τὴν φύσιν, ἑτέροις αὐτὰ κοσμεῖ καλοῖς, καὶ λύει τὴν ἐκείνων δυσχέρειαν τῇ τούτων εὐμορφίᾳ. Was aber dieſer große Dichter bey ſeiner Erzählung, aus Noth gezwungen, gethan hat, das hat er an andern Orten mit Fleiß gethan, und, um das πρέπον, oder den obenerwähnten Wohlſtand zu beobachten. Er will z. E. des Siſyphus Quaal in der Hölle beſchreiben, in welcher dieſer Unglückſelige dazu verdammt iſt, einen erſchrecklichen Stein zu rollen, der ſobald wieder herunter fällt, als er auf die Höhe des Berges gebracht worden iſt. Hier iſt das Bild, welches er vorſtellig macht:

> Καὶ μὴν Σίσυφον εἰσεῖδον κρατερ' ἄλγε' ἔχοντα,
> Λᾶαν βαστάζοντα πελώριον ἀμφοτέρῃσιν.
> Ἤτοι ὁ μὲν σκηριπτόμενος χερσίν τε ποσίν τε
> Λᾶαν ἄνω ὤθεσκε ποτὶ λόφον.

In den zween letzten Verſen dieſes Bildes, braucht **Homer** lauter Wörter die ſehr kurz ſind, um die Einhalte und Zwiſchenräume der **Ausſprache** zu vervielfältigen. Er vervielfältiget ſie noch merklicher, durch die Zuſammenfügung der Selbſtlauter α und ω. Er macht die Ausſprache ſchwer und ermüdend, indem er die ſtummen und halben Selbſtlauter vereiniget, die durch widrige Bewegungen ausgeſprochen werden, und nicht ohne Beſchwerlichkeit neben einander ſtehen. Endlich hält er den Lauf und das Zeitmaaß ſeiner Verſe, durch die groſſe Menge langer Sylben zurück, deren viel mehrere ſind, als der kurzen, und durch den trägen und ſchweren Schritt der **Spondäen** und **Daktylen**:

> Ἤτοι ὁ μὲν σκηριπτόμενος χερσὶν ποσίν τε
> Λᾶαν ἄνω ὤθεσκε ποτὶ λόφον.

Durch dieſen Kunſtgriff, ſtellt er das ungeheure Gewicht des Steines vor Augen, die Schwierigkeit ihn von der Erde aufzuheben, die Bemühung und das Beſtreben des **Siſyphus**, ihn oben auf den Berg zu bringen. Allein wenn er kurz darauf, den ſchleunigen Fall eben dieſes Steines beſchreiben will, welcher hüpfend und ſpringend wieder herunter kömmt; ſo läuft und ſtürzt ſich der Vers, den er dazu anwendet, noch ſchneller als der Stein ſelbſt:

> Αὖθις ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λᾶας ἀναιδής.

Es findet ſich faſt keine Seite im **Homer**, die nicht ſehr ſchöne Beyſpiele dieſes Kunſtgriffs darbiethen könnte, nach welchem er mit Recht für den gröſten Maler gehalten wird, den es je gegeben. Im Demoſthenes ſind dieſe Beyſpiele ebenfalls nicht ſelten, der dieſen Kunſtgriff allenthalben braucht, ſo viel ihm die Natur der ungebundenen Schreibart erlaubet. Daher hat ſein Ausdruck die Stärke und Gewalt, die ihn von dem gemeinen Haufen der Redner ſo ſehr unterſcheidet.

* *

XXXVI.

Herren Lancelots Anmerkungen über einige Aufſchriften. 1719.

Auch diejenigen Schriftſteller, welche die wenigſte Aufmerkſamkeit zu verdienen ſcheinen, geben dennoch zuweilen zu nützlichen Entdeckungen Anlaß. Ein Dorfpfarrer, erkläret in der Geſchichte von Boucou in Sauveterre zu Nebouzan, in der Grafſchaft Cominges, folgende Aufſchrift auf eine der Wahrheit ganz zuwiderlaufende Art:

V. SENICCO SENIX
SONIS F. SIBI Θ ET SVN
DVCCAE FVSCI FILIAE
VXSORI ORGOANNO
ET ANDOXPONNI
FILIS.

Dieß iſt ein Denkmaal welches Senicco, des Senixſo Sohn, ſich bey ſeinen Lebzeiten aufrichtet, und zum Andenken der Sunducca, des Fuſcus Tochter, ſeiner Frauen, und ſeinen zween Söhnen, Orgoan und Andoxpon, errichtet hat.

Ein jeder weis, daß der Buchſtabe V. mit welchem dieſe Aufſchrift anfängt, auf dieſer Stelle vivens, oder vivus, oder vivit heißt, wie aus unzählichen Aufſchriften zu ſehen iſt. Und da es viele Beyſpiele davon im **Comingiſchen** giebt; ſo könnte man glauben, dieſe Formel ſey in daſigen Gegenden gebräuchlicher als anderwärts. Man führet hier indeſſen nur ein einziges an, welches zu **St. Juſt**, nahe bey **Valcabrere**, unter **St. Bertrand** iſt: (k)

V. C. JVLIVS ER°TIS
L. ATTICVS
Θ JVLIA ER°TIS LIBERT
SALVIOLA
ΘC. JVLIVS ATTIC. F. VICTOR
AN. XVIII.

Das Θ welches in der zweyten Zeile ſteht, hat alhier eben dieſelbe Bedeutung, als in voriger Aufſchrift, und in denen unten angeführten; es bedeutet nämlich daß diejenigen Perſonen, deren Namen hernach folgen, alle todt ſind. **Herr Lancelot**, welcher dieſe Aufſchrift erkläret, glaubt nicht, daß dieſes die mindeſte Schwierigkeit machen dörfe. Da indeſſen des Dorfpfarren Erklärung gedruckt iſt, ſo hat er es für dienlich gehalten zu zeigen, wie undeutlich dieſes an ſich ſelbſt ſo deutliche Denkmaal, unter ſeinen Händen geworden. Nachdem dieſer Scribent die Aufſchrift, ſo gut er ſie leſen können, mitgetheilet hat, ſo ſetzt er hinzu: **Man erkläre dieſe Buchſtaben ſo:** Virgo ſenior Comitis Coſeranenſis Enixſonis filia, ſibi et ſunt. Duccae Fuſci Filiae Vxſori Orgoanno et Andoxponi filis; **da es zu bedeuten ſcheint, daß die zwo auf dieſer Tafel vorgeſtellten Töchter, des Grafen von Couſerans, Namens**

(k) Man ſehe Catel. Hiſt. du Languedoc, pag. 92. 97. 98. 103. 105 ſeqq. und andere Beyſpiele dieſer Art im Gruter, a. d. 764. 810. 813. 818 und 969 Seite.

mens Enixſen, Töchter geweſen; daß die Herzoginn von Foix, Wittwe geweſen, und von ihrem erſten Gemahle zween Söhne, Namens Orgoan und Andorpon gehabt.

Nichts iſt lächerlicher, als daß er ſich einen Grafen von **Couſerans** erſchafft, und eine Herzoginn von **Foix**, die Wittwe geweſen, und aus ihrer erſten Ehe zween Söhne gehabt hat; ja daß er dieſe Titel von Grafſchaft und Herzogthume, faſt tauſend Jahre zuvor hier ſieht, ehe ſie noch entſtanden ſind. Man würde ſeine Zeit vergeblich verlieren, wenn man ſolche Ungereimtheiten widerlegen wollte.

Der Verfaſſer aber ſetzt noch was anders voraus, das einer mehreren Aufmerkſamkeit werth iſt. Er will daß die Vocates, deren **Cäſar** gedenkt (*l*), die, zu **Boucou** geweſen. Er unterſtützet ſeine Meynung mit keinem Beweiſe, und unfehlbar hat ihn nichts, als die bloße Aehnlichkeit der Namen dazu bewogen. Gleichwohl hätte er ſich noch auf was mehrers gründen und ſagen können, daß aus **Cäſars** Stellen, wo von den Vocatern geredet wird, zu erhellen ſcheint, daß ſie faſt mit demjenigen was wir anjetzt **Languedoc** nennen, angegränzet haben.

Als **Craſſus** (*m*) **Aquitanien** erobern und doch dabey die Unglücksfälle nicht ertragen wollte, die dem **L. Valerius Präconius**, und dem **L. Manilius** begegnet waren, deren erſter daſelbſt das Leben verloren, der andere aber mit

---

(*l*) *Lib.* III. *de bell. Gall.* §. 23. Armis, obſidibusque acceptis, Craſſus in fines Vocatium et Taruſatium profectus - - - it. §. 27. Hac audita pugna, maxima pars Aquitaniae ſeſe Craſſo dedidit, obſidesque ultro miſit, quo in numero fuerunt Tarbelli, Bigerriones, Preciani, Vocates, Taruſates, Eluſates, Garites, Auſci, Garumni, Siburzates, Cocoſatesque.

(*m*) Craſſus - - - - re frumentaria proviſa, auxiliis, equitatuque comparato, multis praeterea viris fortibus Toloſa, Carcaſone & Narbōne (quae ſunt Civitates Galliae Provinciae finitimae) ex his regionibus nominatim evocatis, in Sotiatum fines exercitum introduxit.

mit dem Ueberreſte ſeines Kriegsheeres die Flucht ergreifen müſſen; ſo bath er um Beyhilfe von **Toulouſe**, **Carcaſſone** und **Narbonna**. Er muß alſo durch diejenigen Länder die dieſen Städten am nächſten gelegen haben, nach **Aquitanien** gegangen ſeyn.

Die erſten Völker auf deren Grund und Boden **Craſſus** ſtehen blieb und die er überwältigte, waren die **Sotiaten**. Herr von **Marca** glaubet im 9 Cap. des 1 B. ſeiner **Geſchichte von Bearn**, dieſes ſey **Aire** in **Gaſconien**, und das auf **Leſcars** Landcharte, in welcher geſagt wird, die **Normänner** hätten zwölf Städte der **Novempopulanie** verheeret, nämlich: **Aquis**, **Laſcaris**, **Oloren**, **Eccleſia**, **Tarbä**, **Civitas Auxienſis**, **Civitas Elicina**, **Metropolitana**, **Coſorenſi**, **Convenaſi**, **Lactoren**, **Sotienſe**, **Baſatenſe**, und **Laburdenſi**. Eilf von dieſen Städten kennet man, nämlich **Dax**, **Leſcar**, **Oleron**, **Tarbe**, **Auch**, **Eauſe**, die damalige Hauptſtadt des ganzen **Novempopulaniſchen**, und jetzt ein elender Flecken, der faſt verheert iſt und am Fluſſe **Galiſe** liegt, **Conſerans**, **Cominges**, **Leitoure**, **Bazas** und **Bayonna**. Es fehlet nur **Aire**, um alle zwölf wieder zu finden, deren in der alten Nachricht der **Gallier** gedacht wird. Sie heißt daſelbſt Civitas Atturenſium. **Marca** will, es ſey dieſelbe, welche in dieſer Charte **Sotienſe** genannt wird. Dieſe Muthmaßung ſteifet ſich bloß auf dieſe Charte, die nichts als eine Art einer unrichtigen Legende iſt, ſo von einem unwiſſenden Mönche, in denen Zeiten verfertiget worden, die viel ſpäter ſind, als die von denen die Rede iſt. Herr von **Valois** hat die **Sotiaten** an einem andern Orte geſucht. Er glaubt mit dem **Oihenart** und einigen andern, daß es wohl **Soz**, im **Armagnac**, ein anderer kleiner Flecken ſeyn könnte, welcher ziemlich nahe an der **Geliſe** liegt. Es ſcheint aber daß beyde Muthmaßungen ſich mit **Cäſars** Texte nicht wohl zuſammen reimen. Hat man auf die Lage dieſer Oerter

Acht, ſo liegt **Aire** gegen **Adour**, mehr als dreyßig franzöſiſche Meilen von den **languedockiſchen** Gränzen, nach **Toulouſe** zu, und ins Land hinein. Um dahin zu dringen, hätten des **Craſſus** Völker über die **Garonne** und viel andere Flüſſe gehen, und Päſſe überſtehen müſſen, die die **Sotiaten** ihnen ſchon würden ſtreitig gemacht haben; wovon aber **Cäſar** kein Wort ſagt. Eben dieſe Schwierigkeiten gelten auch von **Soz**; es liegt im **Condomeſiſchen**, folglich eben ſo weit von den **Languedockiſchen** Gränzen; die **Garonne**, ja vielleicht der **Tarn** und noch mehrere Flüſſe, hätten ebenfalls übergangen werden müſſen.

Wenn man nun den Satz annimmt, den obiger Schriftſteller vorgetragen hat, ſo müßten die **Sotiaten**, die Einwohner des Landes **Foix** ſeyn; und hiedurch hebt ſich alle Schwierigkeit. **Foix** iſt eine Gränzſtadt von **Languedoc**; man kömmt hinein wenn man von **Toulouſe** kömmt, ohne daß man über ſonderliche Ströme gehen dörfte: das Land iſt bergicht und hat folglich viel Thäler, ein Umſtand welchen **Cäſar** von dem Lande der **Sotiaten** anmerkt. Es ſind viel Eiſenbergwerke, ja auch Kupfergruben drinnen; auch dieſer Umſtand reimet ſich mit den **Sotiaten**: propterea quod multis locis apud eos aerariae secturae sunt. Herr **Lancelot** bemerkt im Vorbeygehen, daß eben bey der Einnahme der Stadt der **Sotiaten**, **Adcantuan**, ihr Oberhaupt, einen Ausfall mit 600. der Tapferſten (Soldurii) that, die ſich zu einem gewiſſen Großen ſchlugen, ſein Unglück und Glück mit ihm zu theilen; und die, wenn dieſer Große umkam, entweder alle mit ihm ſturben, oder ſich nach ſeiner Niederlage ſelber umbrachten.

Da nun dieſe Stadt der **Sotiaten** eingenommen war, gieng **Craſſus** gegen die Gränzen des Landes der **Vocater** und **Taruſater**. Dieſe **Vocater** würden alſo die **Cominger** ſeyn, ein Name, welchen der einzige Ort **Boucou**, uns erhalten hätte. So viel iſt gewiß, daß der Name Convenae, zu **Cäſars** Zeiten noch nicht bekannt geweſen iſt, der gar nicht davon redet. Ungeachtet **Pompejus** die Herumſchwärmer in den pyrenäiſchen Bergen gezwungen, in das Thal herunter zu kommen, und daſelbſt ein Volk auszumachen, daher man ſelbige Convenas genannt; ſo hat doch dieſes Land auch ſchon vorhin Einwohner haben müſſen, und dieſe mußten einen Namen haben, welcher vieleicht Vocates geweſen ſeyn mag. Eigentlich iſt die Herrſchaft der Convenae erſt unter **Auguſts** Regierung bekannt geworden. Dieſer gab ihnen das Bürgerrecht in **Latien**, ja man giebt in dem Lande ſogar vor, daß ſie zur Erkenntlichkeit für dieſe Gnade, ihm eine Aufſchrift gewidmet, davon man noch jetzt ein Ueberbleibſel, oben über dem Stadtthore zu **St. Bertrand** in **Comminges** eingemauret findet. Dieſes Stück verdienet hier um ſo vielmehr einen Platz, da es noch kein Schriftſteller mitgetheilet hat. So heißt es:

IMP. XXVI. COS.

V̄ PP.

CIVITAS CONVEN.

Wenn man den Neugierigen dieſes Landes glauben will; ſo iſt hier **Auguſtus** bezeichnet; es iſt aber wahrſcheinlicher, daß es Tiber ſey. **Scaliger** und **Papirius Maſſo** haben geglaubt, daß aus den Trümmern des alten Lugdunum Convenarum, die Stadt **St. Bertrand** an dem Orte erbauet worden, den ſie Vallis Capraria, nannten. Herr **von Valois** nimmt mit Grunde des **Oihenarts** Meynung an, welcher im Gegentheile ſagt, daß die Stadt **St. Bertrand**, auf eben der Höhe liege, als diejenige ſo ehemals Lugdunum geheißen. So viel iſt gewiß, daß die Stadt **St. Bertrand** oben auf einem Berge liegt, welche Lage dem Namen Lugdunum anſtändig iſt. Anjetzt hat ſie nichts als das Capitel der Cathedralkirche und etwan ein Dutzend Bauerhäuſer. Die Kirche liegt auf dem Gipfel des Berges ſelbſt, und man findet in dieſer Stadt verſchiedene Aufſchriften, Münzen und Aſchenkrüge. Unter dem Hügel und nach der Garonne zu, die nur eine Viertelmeile davon fließt, liegt das Dorf **Valcabrera**, Vallis Capraria. Es ſtößt faſt mit **St. Bertrand** zuſammen, und man darf nicht zweifeln, daß es ehemals ein Theil dieſer Stadt geweſen. Es iſt voller Ueberbleibſel alter Denkmäler. Die Kirche **St. Juſts**, welche nur etliche Schritte davon liegt, iſt von lauter alten Ueberbleibſeln erbauet; man ſieht nichts, als erhobene Arbeiten, Geſimſe und Capitäle von ſehr gutem Geſchmacke. Als Herr **Lancelot** im 1719. Jahre da war, fand ein Bauer einen Aſchenkrug von weißem Marmor, darinnen ein Thränengefäß, einige Ringe und etwas Aſche lagen. An der Seite ſtand folgende Schrift:

SEMBECCONI
SA HEROSSISF
PRIMA. LIB. F.
EX TEST.

Sie hat nichts beſonders an ſich, die folgende aber, welche von vielen Schriftſtellern der Welt bekannt gemacht worden, und unter andern in einer gelehrten **Reiſebeſchreibung**, die vor zwölf Jahren gedruckt iſt, ſteht ſie fehlerhaft, daher Herr **Lancelot** für dienlich erachtet, ſie den Augen der **Akademie** wieder vorzuſtellen. Sie iſt zu **Die**, im **Dauphine** befindlich:

D. M.
LIBERORVM AC CON
JVGIBVS PVBLICI CAITS
TI ETIPSIVS CONSECRATVM ❦
CVM BESE VINEAE AREP. AB
EX CVJVS REDITV OMNIB. D. D.
ANNIS PROLIBARI VOLO
NEMINVS XV. V. S. E.
H. T. H. N. S.

Dieſes Opfer, dieſe Vergießung von funfzehn Maaß Wein, ſo von den Einkünften zweyer Drittheile eines Weinberges beſtritten werden ſollte, iſt ein neuer Beweis, derer Stiftungen, ſo die Alten für die Todten gemacht. Es iſt wahr, daß wenige ſo einfältig ſind, als dieſe iſt; insgemein ſind es Mahlzeiten für eine ganze Stadt, Austheilungen von Geld, Lebensmitteln, Getränken und dergleichen. Hier ſind es nur ſechs oder ſieben Pinten Wein, welche ein Menſch zu einem immerwährenden Opfer, für ſich, ſeine Frau und Kinder vermacht. Die Anfangsbuchſtaben A R E P. können zwar einige Schwierigkeit machen; allein man glaubt es ſeyn die erſten Buchſtaben von Arepennis, ſonſt Aripennis, oder Arpennis, einem galliſchen Worte, welches Columella gekannt hat; und ein Stück Land von hundert funfzig Schuhen geweſen iſt; daher das franzöſiſche Wort Arpent kömmt.

XXXVII.

Des Herrn Abts Gedoyn Abhandlung, auf was für Art Pauſanias, eine Stelle im Homer verſtanden, die von der Jokaſta handelt. 1724.

In der ganzen alten Geſchichte, ſind wenig Sachen zu finden, die ſo gar verſchiedentlich erzählet werden, als des **Oedipus** Leben, und das Unglück der Seinigen. So viel iſt wahr, daß man in zween Hauptumſtänden deſſelben eins iſt, nämlich im Vatermorde, und in der Blutſchande; von den Umſtänden aber eben dieſer Dinge, und in den übrigen Ebentheuern dieſes Prinzen, in dem was ſeine Mutter **Jokaſta**, und die feindlichen Brüder, betrifft, ſind vielleicht nicht zween Schriftſteller einerley Meynung.

Unfehlbar kommen dieſe verſchiedenen Sagen, von der Freyheit der Dichter her, inſonderheit der tragiſchen, welche dieſe Geſchichte ſo eingekleidet haben, wie ſie glaubten, daß ſie ſich für die Schaubühne am beſten ſchickte.

Homer, der allerälteſte Dichter, ward insgemein zum Schiedsrichter erwählet, wenn man einen Ausſpruch thun wollte. **Euripides**, **Sophokles** und viel andere aber, ſcheinen ſich recht befliſſen zu haben, ihm, was der **Jokaſta** und ihres Hauſes Geſchichte betrifft, zu widerſprechen.

Die Frage, welche in gegenwärtiger Abhandlung unterſuchet werden ſoll; iſt dieſe, auf was für Art **Pauſanias** diejenige Stelle verſtanden habe, in welcher **Homer** dieſe

Geſchichte erzählet? Wenn **Ulyſſes** im 11 Buche der **Odyſſee** von ſeiner Reiſe in die Hölle redet, ſo ſagt er, er habe daſelbſt die ſchöne **Epikaſta** geſehen, oder, wie Tragödienſchreiber ſie nennen, die **Jokaſta**; hieraus nun nimmt er Gelegenheit, mit wenig Worten die Unglücksfälle dieſer Prinzeßinn zu erzählen, welche, durch ein grauſames Geſchicke, die Mutter ihres Mannes, und ihres eigenen Sohnes Gemahlinn war. Er ſetzt hinzu:

. . . ἄφαρ δ' ἀνάπυστα θεοὶ θέσαν ἀνθρώποισι.

Die ganze Schwierigkeit kömmt hier auf das Wort ἀνάπυστα, an. **Didymus**, **Euſtathius**, **Giphanius** und Herr **Dacier**, erklären dieſen Vers alle auf eine Art: Statim autem Dii vulgata fecerunt hominibus. **Die Götter machten dieſe Blutſchande ſogleich den Menſchen kund.**

Der Herr Abt **Gedoyn** will, daß **Pauſanias**, welcher dieſe Stelle aus dem **Homer** anführet, dieſelbe anders verſtanden habe, und daß er nach dieſem Schriftſteller, ſagen wollen: irrita, non audita, nunquam cognita; das heißt, die Götter hätten dieß Verbrechen in ſeiner Geburt erſtickt, und nicht zugegeben, daß die mindeſte Spur davon zurück bliebe. Es iſt wahr, und der Herr Abt **Gedoyn** geſteht es ſelbſt, daß die Scholiaſten alle Wörterbücher für ſich haben; aber wenn ſie ſich, dieſer Wegweiſer ungeachtet, dennoch geirret haben, ſo wird es das erſtemal nicht ſeyn: und übrigens können ſie mit dem **Pauſanias** in keine Vergleichung kommen. Iſt es wohl natürlich zu glauben, daß ein von Geburt griechiſcher Schriftſteller, welcher in den alten Dichtern ſo bewandert geweſen, ſich in der Bedeutung eines Wortes aus ſeiner Mutterſprache, ſollte geirret haben? Hatte aber, wird man einwenden, **Oedipus** mit der **Jokaſta** nicht einige Kinder erzeuget? den **Polynices**, **Eteokles**, die **Antigone** und **Jſinene**? und wenn dieſes iſt, wie hat denn **Homer** ſagen können, die Götter hätten der Fortſetzung dieſer Blutſchande Einhalt gethan?

Dieß iſt eben, erwiedert Herr **Gedoyn**, der hiſtoriſche Punct worauf alles ankömmt; dieß iſt eben diejenige Meynung, welche **Pauſanias** beſtreitet. Dieſer Schriftſteller, theilet die ganze Folge der **thebaniſchen** Könige, vom **Kadmus** an, bis auf den **Xanthus**, mit; und bemerkt nach ſeiner Gewohnheit zugleich ihre Sippſchaft. **Oedipus**, ſagt er, ein Sohn und Nachfolger des **Lajus**, heirathete ſeine Mutter, die **Jokaſta**; er hatte aber keine Kinder von ihr. **Homer** iſt des **Pauſanias** Gewehrsmann, und bey dieſer Gelegenheit führet er die Stelle aus ihm an, davon hier die Rede iſt, indem er hinzuſetzt: wie hätten doch die Götter der Folge dieſer abſcheulichen Vereinigung Einhalt thun können, wenn **Oedipus** mit der **Jokaſta** vier Kinder gehabt hätte? Er hat ſie aber auch nicht mit ihr gehabt, fähret er fort, ſondern mit der **Euriganäa**, des **Periphas** Tochter, wie man aus dem Gedichte **Oedipädia** betitelt vernimmt; darinnen des **Oedipus** Begebenheiten enthalten ſind. Deswegen, ſetzt er ferner hinzu, erſcheint **Euriganäa**, in dem ſchönen Gemälde, welches **Onatas** für die **Platäer** gemacht hat, voller Schmerzen; weil der Maler eben diejenige Stunde genommen, in welcher dieſe unglückliche Mutter, den Ausgang des Zweykampfes erwartete, der unter ihren zween Söhnen vorgehen ſollte.

Was die **Jokaſta** betrifft, ſo ſagt **Homer** gleich darauf, daß ſie ihrer Verzweifelung gewichen, und an der Decke ihres Zimmers einen grauſamen Strick feſtgemacht, welcher ihres Todes Werkzeug geworden, und ſich ſolchergeſtalt in die Hölle geſtürzet habe. Auch dieſer Umſtand beſtätiget noch was **Pauſanias** ſagt, indem unfehlbar den Folgen dieſer blutſchänderiſchen Ehe, nichts einen größern Einhalt thun konnte, als der **Jokaſta** übereilter Tod. Allerdings hätten **Homers** Scholiaſten und Ausleger begreifen

greifen ſollen, daß dieſer Sinn, der Gütigkeit der Götter viel gemäßer iſt; ſie hätten ſogar einſehen ſollen, daß ἀνάπυστα, von ἄπυστα, einem Worte kömmt, welches aus einem verneinenden α zuſammengeſetzt iſt, zu dem man das Füllwörtchen ἂν ſetzt, welches hier nichts bedeutet, und bloß das Maaß des Verſes voll zu machen dienet.

Es iſt daher gewiß, ſetzt der Abt **Gedoyn** hinzu, daß man das Wort ἀνάπυστα nicht anders verſtehen müſſe, und daß **Pauſanias** hierinnen mehr gelten muß, als **Homers** Scholiaſten, die ſich alle in dieſen Irrthum durch das Anſehen der tragiſchen Dichter, inſonderheit des **Sophokles**, haben verführen laſſen: welcher, nach dem Vorrechte ſeiner Kunſt, die Vorfälle dieſer Geſchichte, auf alle Weiſe ſo hat einrichten wollen, wie ſie am ſchrecklichſten und mitleidenswürdigſten werden könnten. Nach dieſem **Sophokles**, hat **Oedipus** vier Kinder von ſeiner eigenen Mutter; er bleibt viele Jahre im Irrthume: da nun ſein Verbrechen an den Tag kömmt, ſo begleitet ihn ſeine Tochter **Antigone** nach **Colon**, einem attiſchen Flecken, allwo er in den Tempel der **Eumeniden** flüchtet, und der Zorn des Himmels über ihn, durch ein Gewitter mit untermiſchtem Donner und Bliß ausbricht, unter welchem er umkömmt. Nichts iſt erſtaunlicher als dieſe Begebenheiten; nichts iſt zugleich geſchickter, alle großen Gemüthsbewegungen zu erregen, deren das Trauerſpiel nur fähig iſt.

Nach dem **Homer** indeſſen, hat **Oedipus** mit ſeiner Mutter keine Kinder gehabt. Er iſt zu **Theben** geſtorben, und auch daſelbſt begraben worden. Der Beweis davon iſt offenbar, weil **Meciſtäus** ſeiner Begräbnißfeyer beywohnete, und auf ſelbiger den Sieg in denen Spielen davon trug, die bey dem Tode dieſes Prinzen angeſtellet wurden, wie im XXIII. Buche der **Ilias** ſteht. **Pauſanias** erzählet (Att. Cap. 28.) die Sagen von dem Todesorte des **Oedipus** an; allein, als ein verſtändiger Geſchichtſchreiber, giebt er **Homers** Zeugniſſe den Vorzug, indem ſelbiger, wenn er von dem Grabmaale dieſes Prinzen redet, welches man zu **Athen** zeigte, ſagt: daß, da er ſich ſorgfältig um die Wahrheit bekümmert, er entdeckt habe, daß man des **Oedipus** Gebeine, von **Theben** dorthin gebracht. Und bey dieſer Gelegenheit ſetzt er hinzu, dasjenige was **Sophokles** davon erdichtet, ſcheine ihm gar nicht wahrſcheinlich zu ſeyn, und werde vom **Homer** beſtritten.

Der Herr Abt **Gedoyn** tadelt nun zwar die tragiſchen Dichter nicht, daß ſie die Wahrheit ſo verunſtaltet haben: denn ohne dieſes, ſagt er, würden uns die ſchönſten Stellen ihrer Werke fehlen. Hätte **Sophokles** ſich an die Begebenheiten der wahren Geſchichte des **Oedipus** gehalten, wäre er bey der wahrſcheinlichſten Sage geblieben: ſo würden wir die ſchönen Verſe nicht haben, welche **Longin** ſo ſehr lobet, und die Herr **Boileau** ſo ſchön überſetzt hat:

Hymen! funeſte Hymen! tu m'as donnè la Vie;
Mais dans ces mêmes Flancs ou je fus enfermé,
Tu fais rentrer ce Sang dont tu m'avois formé;
Et par-là tu produis et des Fils et des Peres,
Des Freres, des Maris, des Femmes, et des Meres,
Et tout ce que du Sort la maligne Fureur,
Fit jamais voir au Jour et de Honte et d'Horreur.

Nachdem er nun den Tragödienſchreibern Recht wiederfahren laſſen, ſo bemerkt der Herr Abt **Gedoyn**, daß man die Richtigkeit der Geſchichte ganz und gar nicht in ihren Werken ſuchen müſſe. **Homer** war allerdings zwar auch ein Dichter, wie ſie; allein, es ſey nun, weil er ſo gar alt iſt, indem er in denen Zeiten geſchrieben, die den fabelhaften Begebenheiten ſo nahe waren; oder weil er in einem Jahrhunderte gelebet, da man noch nicht alle die Zierrathe erfunden gehabt, die man in den folgenden Zeiten hervor geſucht; oder es ſey endlich, weil ſeine Gedichte ihn eben nicht verpflichteten, die Begebenheiten gänzlich zu verändern: ſo iſt es doch gewiß, daß er mehrern Glauben verdienet. Man hat auch daher allezeit die **Odyſſee** und **Ilias** als eine der reichlichſten und ſicherſten Quellen der Geſchichte des Heldenalters, angeſehen.

Weil die Bedeutung, welche der Herr Abt **Gedoyn** dem Worte ἀνάπυστα beylegt, etwas neues zu ſeyn ſchien, und ſich hauptſächlich nur auf des **Amaſäus** Anſehen zu ſteifen ſcheint, welcher **Homers** Vers durch dieſen lateiniſchen überſetzt hat:

Mox facinus viſum eſt Superis abolere nefandum;

ſo machte man ihm verſchiedene Einwürfe dagegen, und einige Zeit darauf, bemühete ſich der jüngere Herr **Boivin**, die alte Bedeutung dieſes Worts zu rechtfertigen, welche, nach allen Auslegern und Scholiaſten vom **Homer**, dem alten und neuern, vulgata, cognita, heißt.

Anfänglich giebt er ſeinem Gegner zu, es ſey wahr, daß dieſer Dichter nie geglaubt habe, **Oedipus** hätte von ſeiner Mutter **Jokaſta**, oder wie er ſie nennet, **Epikaſta**, die vier Kinder gehabt, die er der gemeinen Meynung nach, von ihr gehabt haben ſoll. **Pauſanias** habe auch den Sinn des von ihm angezogenen Verſes vollkommen eingeſehen, und ſeine Folgerung, die er daraus zieht, ſey richtig. Wie kann man auch in der That begreifen, daß die Blutſchande ſo lange gewähret, als zu vier Kindern erforderlich iſt, wenn es wahr iſt, daß ἄφαρ δ' ἀνάπυστα θεοὶ θέσαν ἀνθρώποισι? Deswegen aber hat man noch nicht nöthig, dieſen Vers ſo zu überſetzen, wie **Amaſäus** und andere Ausleger des **Pauſanias** gethan; indem, wenn man ihn von Wort zu Wort überſetzt: mox Dei vulgata fecerunt haec hominibus, **ſogleich machten die Götter dieſe Sache den Menſchen offenbar**, man eben dieſelbe Folgerung daraus ziehen kann. In der That, wenn die Götter ſogleich dieſes Verbrechen kund gemacht haben, und wenn **Jokaſta**, nachdem ſie daſſelbe erfahren, auf den

Boden ihres Hauſes geſtiegen, und ſich aus Verzweifelung erhangen hat, wie **Homer** an eben dieſem Orte ſaget; ſo iſt es ja ſonnenklar, daß die Blutſchande ſogleich ein Ende genommen. Und wenn ſollte ſie wohl die vier Kinder gehabt' haben, die ſie nach den Tragödienſchreibern vom **Oedipus** gehabt haben ſoll? Jhr Verbrechen iſt auf friſcher That ſogleich kund geworden, und ſie hat ſich ſogleich der Verzweifelung überlaſſen. Sollte dieſe Verzweifelung ſo ſaumſelig geweſen ſeyn, daß ſie ihr Zeit genug gelaſſen hätte, viermal eine Kindesmutter zu werden, ehe ſie den Entſchluß gefaßt ſich zu entleiben? Thut ſich nicht die Gütigkeit der Götter allezeit gleich ſtark hervor, man verſtehe nun das Wort ἀνάπυςα wie man wolle? Muß man deswegen eben von der Bedeutung abgehen, welche **Didymus**, **Euſtathius**, und alle andere, ihm beylegen? man nimmt hier den **Pauſanias** ſelbſt nicht einmal aus, auf deſſen Anſehen man ſich ſo ſehr ſteifen will, und deſſen Art zu ſchließen, man mit ſeinem Ausleger verwirret, welcher das, was dieſer Schriftſteller von **Homers** Verſe ſagt, ſo überſetzt: Qui enim ejus flagitii fama ſtatim potuiſſet aboleri, ſi quatuor fuiſſent ex Iocaſta liberi ſuſcepti? **Wie hätte der Ruff von einer ſo ehrloſen That ausgetilget werden können, wenn Oedipus vier Kinder von der Jokaſta gehabt hätte?** Dieſe Betrachtung iſt, nach dem Herrn **Boivin** ganz abgeſchmackt, und von des **Pauſanias** ſeiner gänzlich unterſchieden. Viſum eſt Superis ſcelus abolere. Dieſer Ausdruck, abolere, bedeutet nothwendig, entweder denjenigen, der das Verbrechen begangen, für unſchuldig erklären, oder daſſelbe den Menſchen verheelen, oder endlich das Andenken davon austilgen.

Jm erſten Falle würde die Folgerung lächerlich ſeyn, und ſo viel heißen: die Götter erklärten den **Oedipus** und die **Jokaſta** für unſchuldig; alſo können ſeit der **Jokaſta** Vermählung mit ihrem Sohne, nicht vier Kinder gebohren ſeyn. Jm andern Falle klingt die Folgerung nicht viel vernünftiger: die Götter verbargen vor den Menſchen die Kenntniß dieſer Schandthat; folglich hatte **Oedipus** keine Kinder von ſeiner Mutter. Der Schluß endlich, den man aus dem dritten Sinne zieht, iſt dieſer: **Die Götter tilgten das Andenken dieſes Verbrechens; folglich hat es keine Kinder von der Blutſchande gegeben.**

Dieſer Schluß, welcher der wahrſcheinlichſte zu ſeyn ſcheint, ſetzt gleichwohl einen offenbaren Widerſpruch in **Homers** Worten zum voraus. Denn heißt dieſes kein Widerſpruch, wenn man eine Begebenheit erzählet, und zu gleicher Zeit ſagt: die Götter hätten deren Andenken ausgetilget? Das iſt aber noch nicht alles: wenn man ſagt, daß, wenn die Götter plötzlich das Andenken von des **Oedipus** und der **Jokaſta** Verbrechen getilget hätten, nicht vier Kinder aus ihrer Ehe gebohren ſeyn würden; ſo ſagt man etwas, das mit der geſunden Vernunft ſtreitet. Iſt das Andenken dieſes Verbrechens auf einmal aus dem Gedächtniſſe der Menſchen vertilget worden; ſo hat ferner nichts gehindert, daß **Jokaſta**, ihre und des **Oedipus** Schandthat, ſo gut als die andern vergäße, ohne Bedenken mit dieſem unglücklichen Sohne ferner fortlebte, und eine Mutter derer vier Kinder werden könnte, die nach des **Pauſanias** Verſicherung, von der **Eurigänäa** gebohren worden.

Es iſt alſo nach Herrn **Boivins** Meynung erwieſen, daß das Wort ἀνάπυστα, ſo wie **Homer** und **Pauſanias** ſolches gebrauchen, keinen andern Sinn haben kann, als den die Scholiaſten ihm gegeben haben. Nunmehr kömmt es darauf an, ob dieſes Wort niemals in einem andern Verſtande könne genommen werden? und Herr **Boivin** meynt, nein. Er geſteht zwar, daß der Herr Abt **Gedoyn**, wenn er will, daß ἀνάπυστα, auf der Stelle wo es hier ſteht, mit ἄπυστα einerley ſey, auf diejenigen Einwürfe geantwortet habe, ſo man ihm in der Akademie an eben dem Tage machte, da er ſeine Abhandlung verlas;

daß er aber damit noch nicht allen Leuten eine Genüge gethan hätte.

Man hatte ihm eingewandt, erſtlich daß das Beſtimmungswort ἂν, welches zu Anfange des Worts ἀνάπυστα, vor dem verneinenden α ſteht, eine ganz unnütze Verneinung ſey, die ganz ohne Noth einer andern Verneinung beygefüget wäre; und er hatte hierauf geantwortet, daß dieſe doppelten Verneinungen, anſtatt einer einfachen, bey den griechiſchen Schriftſtellern mehrmals vorkämen. In dem οὐ μὴ und in dem μὴ οὐκ, gälten beyde Verneinungen nur für eine, und daß endlich ἀνάπυστος gar wohl für ἄπυστος geſetzt werden können, wie **Heſiodus** ἀνάπνευστος, für ἄπνευστος und **Homer** ἀνάεδνος für ἄεδνος geſetzt haben. Allein, Herr **Boivin** erwiedert ihm, daß die beyden, ſtatt einer, gebrauchten Verneinungen, in μὴ οὐκ und im οὐ μὴ, keine Folge für das verneinende α machen können; und daß, was die zwo aus dem **Homer** und **Heſiodus** angezeigten Stellen betrifft, dieſe Beyſpiele der Wortableitung und dem Gebrauche zuwider, folglich vielleicht Fehler der Abſchreiber wären, welche dieſe zwey Wörter ſo geſchrieben, da ſie doch ἀνάμπνευστος, und ἀνέεδνος, ſetzen ſollen. In der That, da das Wort ἔεδνον, eben mit ἕδνον einerley Bedeutung hat, ſo iſt es im **Homer** ſehr gemein, und aus ἔεδνον wird, durch Zuſetzung des verneinenden α, ordentlicher Weiſe ἀνέεδνος.

Was das Wort ἀνάμπνευστος betrifft, ſo iſt es nichts anders, als ἀνανάπνευστος da man aus fünf Sylben, viere gemacht hat. Daß aber Herr **Gedoyn** den **Heſychius** angeführet, welcher, unter den Bedeutungen des Worts ἀνάπυστα, ihm des Amaſäus ſeine beylegt; ſo antwortet Herr **Boivin**: das Anſehen eines Schriftſtellers, welcher keine Beyſpiele anführet, ſey nicht entſcheidend, inſonderheit in Wörterbüchern nicht, allwo die Zuſätze und Einſchiebſel nur gar zu gemein ſind; ja daß, wenn auch dieſe Stelle im **Heſychius** ohne Mängel wäre, dieſer Schriftſteller

ſteller dennoch das Wort ἀνάπυστος, welches mit zwo kurzen Sylben anfängt, von eben demſelben Worte hätte unterſcheiden ſollen, welches mit einer kurzen und einer langen, anhebt. Das erſte kömmt von ἀναπυνθάνομαι, ſciſcitor, diſco, audio, fama accipio. Wenn es mit einer kurzen und einer langen Sylbe anhebt, ſo iſt es dem verneinenden α und dem Zeitworte ἀπύω, oder ἠπύω, zuſammen geſetzt, clamo, vociferor, loquor. Das erſte bedeutet, cognitus, vulgatus, fama traditus; das andere; ineffabilis, infandus, und folglich inauditus. Das erſte endlich ſchicket ſich zu dem Maaße desjenigen Verſes, in welchen **Homer** es geſetzt hatte; das andere aber ſchickt ſich gar nicht hinein. Hieraus nun ſchließt Herr **Boivin**, man müſſe es im gewöhnlichen Verſtande gebrauchen; des **Amaſäus** Betrachtung falle weg; und **Homers** ſowohl als des Pauſanias Meynung, den **Oedipus** und ſeine Kinder betreffend, bleibe allezeit dieſelbe, wenn man gleich dieſes Wort ſo erkläret, wie alle Ausleger es genommen haben.

* * * * * * * * * * * * * * *

XXXVIII.

Herrn Moreau von Mautours Gedanken, über einer Aufſchrift die zu Tain, im Delphinate gefunden worden. 1724.

Der Stein auf welchem dieſe Aufſchrift gegraben ſteht, iſt vor mehr als hundert Jahren, unter dem Altar der Capelle der **Ermitage** gefunden worden, die ihren Namen demjenigen Berge gegeben, welcher nahe bey **Tain** oder **Thain** im **Delphinate** liegt, und wo der Wein geſammlet wird, der dieſen Namen führet. Der Einſiedler, welcher allhier graben ließ, ließ ihn in die Thüre der Einſiedeley ſetzen, allwo er bis ins 1724 Jahr geblieben iſt. Einige reiſende Engländer kauften ihn dem Einſiedler ab, und wollten ihn bis an die **Rhone** bringen laſſen, um ihn von da nach England zu ſchaffen. - Kaum aber war er auf dem halben Wege von Berge, als **Herr Loche**, Statthalter des **Maire** zu **Thain**, mit einigen Bedienten der Stadt hinzu kam, und die Engländer zu weichen nöthigte. Einige Zeit darauf ließ **Herr Murde**, **Maire** von **Thain** den Stein aufrichten, und anjetzt iſt er in dieſer Stadt zu ſehen. Eben dieſer **Herr Murde** hat dem **Herrn Moreau von Mautour** die Aufſchrift mitgetheilet, die auf dieſem Steine ſteht, und ſie iſt richtiger, als diejenige ſo man im **Gruter** a. d. 20. **S. N.** 2. findet, der ſie ſchon hatte abſchreiben laſſen.

Die Ausdrücke dieſer Aufſchrift laſſen keinen Zweifel übrig, daß dieſer Stein nicht ein der Cybele, bey Gelegenheit eines **Taurobolii**, oder Ausſöhnungopfers, geweiheter Altar ſey, eben wie derjenige, den man zu **Lion** gefunden, und von welchem Herr **von Boze** eine Abhandlung gemacht hat, die im vierten Bande der ausführlichen Schriften dieſer **Akademie** ſteht. Da Herr **von Boze** in jenem Werke dieſe Materie ganz ausführlich abgehandelt hat, und auch ſelbſt dieſe Aufſchrift von **Tain** angeführet, ſo ſagt Herr **von Moreau** von dieſer Art von Opfern weiter nichts, und begnüget ſich damit, daß er die Aehnlichkeit dieſes Altars, mit dem zu **Lyon**, zeiget.

Dieſe zwey Denkmäler haben faſt einerley Figur; das von **Tain** iſt viereckigt und ungefähr vier und einen halben Schuh hoch, den Grund des Karnieſes von achtzehn bis neunzehn Daumen breit, mitgerechnet. Die erſten Zeilen der Aufſchrift, und die mittlern wurden durch die Hammerſchläge ſo die Mäurer drauf thaten, dergeſtalt beſchädiget, daß man ſie nicht mehr leſen kann; und alſo weis man die Urſache dieſes **Taurobolii** nicht, ob daſſelbe für die Geſundheit des damals regierenden Kaiſers, oder überhaupt für das gemeine Beſte; oder endlich irgend einer Privatperſon zu gut, angeſtellet worden. So viel iſt gewiß, daß **Antonianus**, beſtändiger Oberprieſter, das Reinigungsopfer oder **Taurobolium** zu **Lyon**, einer Pflanzſtadt des Kaiſers **Claudius** gebracht, welches durch die Worte: Coloniae Copiae Claudiae Auguſtae Lugdunenſis, angezeigt wird. Das Wort Copiae, ſo man auf einigen Aufſchriften findet, die von römiſchen Pflanzſtädten handeln, und den Reichthum ſowohl, als den Flor des Handels anzeigt, hat die Alterthumsforſcher ſtutzig gemacht. **Triſtan** eignet ſelbiges in der Erklärung, die er a. d. 84 S. ſeines 1 Th. von einer Münze des **Auguſtus** giebt, auf welcher ein **Prätorianiſches** Schiff ſteht, und wo man das Wort Copia lieſt, der Stadt **Thurium**, nahe am **Tarentiſchen** Meerbuſen zu; und Herr **Vaillant** a. d. 6 S. ſeiner **Pflanzſtädte**, der Stadt **Valenzia** in Spanien. Der

P. Hardouin aber verwirft die Meynung dieſer zween Alterthumskundigen, und will a. d. 145 S. ſeiner **Alterthümer**, daß dieſes Wort ganz allein von der **Lyoniſchen** Pflanzſtadt gebraucht werden ſey; und dieß beweiſt er mit dreyen aus dem **Gruter** angeführten Aufſchriften. Jedoch kann man hieraus nicht eben folgern, daß die Aufſchriften, wo das Wort Copia mit Colonia Auguſta Lugdunenſis verbunden iſt, die andern römiſchen Pflanzſtädte eben ausſchließe, die ſich durch den Handel hervor gethan.

Uebrigens iſt es nicht eben erſtaunlich, daß man auf dem Berge de l'Herinitage, einen zu **Lyon** geweiheten Altar eines **Taurobolii** gefunden; weil Herr **von Boze** gezeiget hat, daß derjenige, den man in eben dieſer Stadt entdeckt, zu **Rom** bey einem gleichen Opfer, welches **Aemilius Carpus** gebracht, gedienet hat.

Aus der Aufſchrift erhellet, wie Herr **von Moreau** fortfährt, daß der Oberprieſter **Antonianus**, dieſes **Taurobolium** wegen einer Weiſſagung, oder eines Traums, des **Julianus**, eines **Cybeliſchen** Oberprieſters, oder **Archigallen**, angeſtellet: denn die Worte ex vaticinatione, waren eine bey den Aufſchriften gewöhnliche Formel, ſo wie dieſe, ex imperio, ex viſu, ex ſomnio etc. Man kann auch aus eben dieſer Aufſchrift ſchließen, daß dieß Reinigungsopfer fünf Tage gewähret, das heißt, von 12 bis zu dem 8 Kalend. Maji (n), und mit allen bey ſolcher Gelegenheit gehörigen Feyerlichkeiten vollzogen worden; indem man in der Aufſchrift die Namen und Würden derer jenigen findet, die ſolchen Opfern beygewohnet. **Antonianus**, der Oberprieſter; **Julianus**, der **Archigall**; **Panirius**, derjenige von den **Cybeliſchen** Prieſtern, welchem das Blut des Opferviehes auf das Geſicht und Kleid gefloſſen, und **Verinus** der Flötenſpieler, Tibicen, welcher den öffentlichen und feyerlichen Opfern gemeiniglich beyſtund.

(n) Vom 20 April, bis zum 24 April.

Der Zeitpunct dieſes Opfers, welcher auf das vierte Regierungsjahr des Kaiſers **Commodus**, ins 936 Jahr **Roms**, ins 184 oder 185 Jahr der chriſtlichen Jahrrechnung fällt, iſt durch die Namen derer Conſuln angedeutet, die in der Aufſchrift ſtehen, nämlich **Lucius Eggius Marullus**, und **Cnejus Papirius Aelianus**. Worüber Herr **von Mautour** 1. bemerkt, daß in **Gruters** Abſchrift, und in derjenigen die er ſelbſt erhalten, **Panirio**, anſtatt **Papirio** ſteht, ein Schreibefehler, der allem Anſehen nach auf dem Steine ſelbſt ſteht. 2. Daß man die zween Römer, ſo und nicht anders nennen müſſe, welche unter des **Commodus** viertem Jahre Conſulen waren, und nicht nur **Marullus** und **Aelianus**, ohne Namen und Vornamen, wie in **Caſſiodors** Chronik geſchehen; oder mit einem N. anſtatt CN. für Cneio Papirio, wie **Onuphrius** in ſeinen Faſtis Conſularibus gethan; oder endlich **Marcus Eggius Marcellus**, anſtatt **Lucius Eggius Marullus**, wie der **P. Riccioli**, auf das 85 Jahr der chriſtlichen Jahrrechnung es geändert hat.

Um dieſe Anmerkung zu beſtätigen, führet Herr **von Moreau** eine Aufſchrift aus dem **Reineſius** an, welche zu **Rom** in den Gärten des Marquis **Juſtiniani** aufbehalten wird, in welcher die Namen dieſer zween Conſulen, **L. Eggio, Marullo** und **Cn. Papirio Aeliano Cos.** geſchrieben ſind, und ſchließt: daß wenn man die Aufſchrift verbeſſern will, man in **Gruters** Abſchrift, nach dem Worte Aeliano, noch CNEIO PANIRIO vor dem Sacerdote hinzuſetzen, in dem **Riccioli, Marullus**, anſtatt **Marcellus** leſen, und ein **L.** anſtatt des **M.** hinſetzen müſſe, um **Lucius** anzudeuten. Im **Onuphrius Panvinius**, muß man an die Stelle des M. anſtatt des Vornamens **Papirius**, CN. CNEIVS, ſetzen; und anſtatt des M. ein L. um **Lucius**, des **Marullus** Vornamen, anzudeuten. Endlich in der Aufſchrift, ſetze man **Papirio**, anſtatt **Panirio**, als den Namen des Conſuls, da der weiter unten angeführte Namen **Panirius**, des **Cybeliſchen** Prieſters Namen iſt, auf welchen das Blut gefloſſen.

XXXIX.

Des Herrn Abts Sevin Muthmaßungen, über einige Stellen verſchiedener griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller.

1721.

Die erſte von denen verſchiedenen Stellen, welche der Herr Abt Sevin in gewiſſen Verſammlungen der Akademie unterſuchte, ſteht in des Heſiodus Theogonie. Dieſer Dichter drückt ſich, bey Gelegenheit des nemäiſchen Löwen, deſſen Verheerungen er beſchreibt, ſo aus:

> Τὸν ῥ' Ἥρη τρέψασα, Διὸς κυδρὴ παράκοιτις,
> Γουνοῖσιν κατένασσε Νεμείης, πῆμ' ἀνθρώποις
> Ενθ' ἄρ' ὅγ' οἰκείων ἐλεφαίρετο φῦλ' ἀνθρώπων,
> Κοιρανέων τρητοῖο Νεμείης, ἠδ' Απέσαντος. *v. 328. ſeqq.*

Will man den Auslegern glauben, ſo iſt die zweyte Endung τρητοῖο, ein Beywort von Νεμείης. Allein dieſes ſcheint wenig Grund zu haben. Das Wort τρητοῖο bedeutet allem Anſehen nach, den Berg **Tretus**, welcher dem nemäiſchen Löwen zur Zuflucht dienete; und nichts bemerket dieſes klärlicher, als folgende Stelle aus **Diodors von Sicilien** IV Buche: οὗτος μεγέθει μὲν ὑπερφυὴς ἦν, ἄτρωτος δὲ ὢν σιδήρῳ, καὶ χαλκῷ, καὶ λίθῳ, τῆς κατὰ χεῖρα βιαζομένης προσεδεῖτο ἀνάγκης, διέτριβε δὲ μάλιστα μεταξὺ Μυκηνῶν, καὶ Νεμέας, περὶ ὄρος τὸ καλούμενον ἀπὸ τοῦ συμβεβηκότος Τρητόν. εἶχε γὰρ περὶ τὴν ῥίζαν διώρυγα διηνεκῆ, καθ' ἣν εἰώθει φωλεύειν τὸ θηρίον. In des **Pauſanias** Corinthiacis findet man im 14 Cap. faſt eben

eben das, und er deutet noch deutlicher als **Diodor** gethan, die Lage des erwähnten Berges an. Ἐκ Κλεωνῶν δὲ εἰσὶν, ſagt er, ἐς Ἄργος ὁδοὶ δύο, ἡ μὲν ἀνδράσιν εὐζώνοις, καὶ ἐςὶν ἐπίτομος· ἡ δὲ ἐπὶ τοῦ καλουμένου Τρητοῦ, ςενὴ μὲν καὶ αὐτὴ περιεχόντων ὀρῶν, ὀχήμασι δὲ ἐςὶν ὅμως ἐπιτηδειοτέρα· ἐν τούτοις τοῖς ὄρεσι τὸ σπήλαιον ἔτι δείκνυται τοῦ λέοντος, καὶ ἡ Νέμεα τὸ χωρίον ἀπέχει ςαδίους πέντε καὶ δέκα. Dieß iſt genug zu zeigen, daß der **Nemäiſche** Löwe gewohnt geweſen, in den Berg **Tretus** zu flüchten; folglich iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß der lezte von angeführten Verſen, auf folgende Art geſchrieben werden müſſe:

Κεραιίων Τρητοῖο, Νεμείης, ἠδ' Ἀπέσαντος.

An dem Fuße des Berges war eine Höle, allwo ſich der Löwe mehrentheils aufhielt; und dieſelbe hatte nach **Diodors von Sicilien** Berichte, zwo Oeffnungen. Aus dieſer Urſache hat ihr unfehlbar **Apollonius** das Beywort σπήλαιον ἀμφίςομον, gegeben. **Hygin** nennt ſie in der 30 Fabel, **Amphryſus**: Leonem Nemaeum quem Luna nutriverat in antro Amphryſo, ac tropum necavit. Einige Kunſtrichter halten den Namen **Amphryſo** für verſtümmelt; allein, außer daß ihre Muthmaßung ſich auf das Anſehen keines einzigen von den Alten ſteift, ſo haben wir auch einen Text vom **Germanicus**, in welchem erwähnte Höle **Aphriſus** genennt wird. Dieſer Schriftſteller, hatte allem Anſehen nach **Amphryſus** geſchrieben; und wenn das wäre, ſo brauchte man in **Hygins** Stelle nichts zu ändern. Mit den folgenden Worten aber, ac tropum necavit, hat es eine andere Bewandniß. **Grotius** (in Arat.) der ſie mit vielem Rechte für verſtümmelt hielt, hat geglaubt, man müſſe ad Clitorium necavit, leſen; allein dieſe Verbeſſerung wird von **Hygins** Ausleger verworfen. Atrotum necavit, ſcheint ihm viel natürlicher zu ſeyn. Vielleicht aber wäre es eben ſo gut, wenn man dieſe Stelle ſo verbeſſerte, ad *Tretum* necavit. Die verſchiedenen Zeugniſſe ſo man von dem Berge **Tretus** angeführet hat, laſſen wenig Zweifel übrig, daß nicht dieſes die wahrhafte Lesart ſey.

Der Herr Abt Sevin unterſucht hierauf eine Stelle im **Euripides**, die einigen Schwierigkeiten unterworfen zu ſeyn ſcheint. Dieſer Dichter will in ſeinem **Oreſtes**, daß **Menelaus**, bey ſeiner Zurückkunft von **Troja**, in einen **argoliſchen** Hafen eingelaufen ſey:

> Ἧκει γὰρ εἰς γῆν Μενελεὼς Τρόιας ἀπὸ
> Λιμένα δὲ Ναυπλίειον ἐκπληρῶν πλάτη
> Ἀκταῖσιν ὁρμεῖ.

Es iſt augenſcheinlich, daß das Mittelwort ἐκπληρῶν, hier gar keinen vernünftigen Sinn giebt. Die Griechen haben es nie gebraucht, um die Fahrt zur See, oder den Uebergang von einem Orte zum andern anzudeuten. Die ganze Frage kömmt hier alſo darauf an, wo man ein Wort ausfündig machet, das des Dichters Gedanken in ſein gehöriges Licht ſetzte? und es iſt ſchwer eines zu finden, welches ſich beſſer ſchicke, als ἐκπερῶν.

> Λιμένα δὲ Ναυπλίειον ἐκπερῶν πλάτη
> Ἀκταῖσιν ὁρμεῖ.

Dieſe Lesart macht die Stelle ganz verſtändlich; übrigens beſtätiget ſie auch der Scholiaſt noch, welcher das Mittelwort ἐκπληρῶν, durch διαπεπερακὼς, giebt: ἐκπληρῶν πλάτη ſagt er, ἤτοι τὴν ὁδὸν διαπεπερακὼς ταῖς κώπαις. Denn dieſe Auslegung kann natürlicher Weiſe nicht anders, als auf ἐκπερῶν fallen. Uebrigens iſt dieſe vorgeſchlagene Aenderung überaus ungekünſtelt, weil man nichts mehr, als ein einziges λ wegnimmt; und die Kunſtrichter wiſſen zur Gnüge, daß dergleichen Zuſätze in den Schriften der Alten häufig vorkommen: wie dieſe Stelle aus **Strabons** VIII Buche bezeugt, allwo er von der **Minthe**, einem Kebsweibe des Höllengottes redet. Er ſagt: πρὸς ἕω δ' ἐςὶν ὄρος τῦ Πύλου πλήσιον ἐπώνυμον Μίνθης. ἣν μυθεύουσι παλλακὴν, τῦ Ἅδου γενομένην, ἀπατηθεῖσαν ὑπὸ τῆς

Κόρης, εἰς τὴν κηπαίαν μίνθην μεταβαλεῖν. Es könnte wohl ſeyn, daß in dem Mittelworte ἀπατηθεῖσαν das α zu viel wäre. Zum wenigſten iſt es gewiß, daß das Wort πατηθεῖσαν, die Stelle deutlicher machen wurde; außerdem wäre noch dieſer Vortheil daben, daß **Strabo** und **Oppian** vollkommen übereinſtimmen würden, was die unglückliche **Minthe** betrifft. **Ceres** trat ſie, wie dieſer Dichter ſagt, in vollem Zorne mit Füßen, und die Götter, verwandelten ſie voller Mitleiden, in diejenige Art von Pflanze, die noch dieſen Tag ihren Namen führet:

Ἐφυρήσαντο δὲ πολλὴν
Τοῖσιν ὁμοῦ μίνθην εὐώδεα, τὴν ποτε Κούρην
Φασὶν ὑποχθονίην ἔμεναι Κωκυτίδα νύμφην,
Κλίνατο δ' εἰς εὐνὴν Ἀϊδωνέος. ἀλλ' ὅτε Κούρην
Μουνογένην ἥρπαζεν ἀπ' Αἰτναίοιο πάγοιο
Δὴ τότε μιν κλάζουσαν ὑπερφιάλοις ἐπέεσσι
Ζήλῳ μαργαίρουσαν ἀτάσθαλα, μηνίσασα
Δημήτηρ ἀμάθυνεν, ἐπεμβαίνουσα πεδίλοις (n).

Die letzten Worte ἐπεμβαίνουσα πεδίλοις. beſtätigen das, was der Herr Abt **Sevin** in des **Strabo** Texte einer Verbeſſerung nöthig zu haben glaubt. Es iſt wohl wahr, daß dieſer Erdbeſchreiber der **Minthe** Tod auf der **Proſerpina** Rechnung ſchiebt, welchen doch **Oppians** Verſe der **Ceres** beymeſſen: allein ein ſo kleiner Unterſchied ändert übrigens die ganze That nicht, und folglich bleibt die Muthmaßung noch immer feſt. Es ſcheint auch daß man **Strabons** Erzählung gemeiniglich gefolget ſey; denn es iſt gewiß, wenn man dem **Ovidius** und **Nikanders** Scholiaſten glaubt, daß der **Minthe** Tod ein Werk der eiferſüchtigen **Proſerpina** geweſen.

Dieſe angeführten Exempel zeigen, daß man oftmals durch Auslaſſung eines einzigen Buchſtabens, vielen Stellen

---

(n) Oppian. Ἁλιευ. Lib. III. v. 4.

len der Alten abhelfen könnte, die durchaus unverſtändlich ſind. Eben ſo geht es zuweilen, wenn man an die Stelle gewiſſer Buchſtaben, die ſich durch die Unachtſamkeit der Abſchreiber in den Text eingeſchlichen haben, diejenigen einſchöbe, welche von rechtswegen darinnen ſtehen ſollten, z. E. in folgenden Verſen aus des **Kallimachus** in Del. 100 Verſe:

Ἀλλ' ἔτ' Ἀχαιιάδες ἀπηρνήσαντο πόληες
Ἐρχομένην, Ἑλίκη τε Ποσειδάωνος ἑταίρη,
Βοῦρά τε, Δεξαμενοῖο βοόστασις Οἰνιάδαο,
Ἂψ δ' ἐπὶ Θεσσαλίην πόδας ἔτρεπε.

Man kann ſich ſchwerlich überreden, daß das Beywort Οἰνιάδαο dem **Dexamenus** zukommen könne, als welchen niemals jemand unter des **ätoliſchen** Königes **Oeneus** Kinder gezählet hat. Die ganze Schwierigkeit aber verſchwindet, wenn man ein κ für das ν ſetzt und Οἰκιάδαο lieſt. So hat es der Verfaſſer des großen **Etymologikons** in den Handſchriften des **Kallimachus** gefunden, wie folgende Worte deutlich ausweiſen: Βοῦρα πόλις τῆς Ἀχαΐας, ἣν ᾤκισεν Ἐξάδιος ὁ Κένταυρος, καὶ ἐκεῖ αὐτοῦ τὰ βουστάσια ἐφυλάττετο· διὸ καὶ Βοῦρα ὠνομάσθη, ἀπὸ τὰς βοῦς αἱρεῖν, ὅ ἐστι φυλάττειν.

Βοῦρά τε, Δεξαμενοῖο βοόστασις Οἰκιάδαο.

Des **Tzetzes** Zeugniß über **Lykophrons** 491 **Vers**, beweiſet ebenfalls, daß zu ſeiner Zeit gegenwärtige Leſart in den mehreſten Handſchriften geſtanden: μέμνηται, ſagt er, καὶ Καλλίμαχος λέγων

Βοῦρά τε, Δεξαμενοῖο βοόστασις Οἰκιάδαο.

Aus dieſen verſchiedenen Stellen erhellet, daß des **Dexamenus** Vater Οἰκεὺς geheißen, woraus der Geſchlechtsname Οἰκιάδης geworden, deſſen die Dichter ſich bedienet haben, den **Dexamenus** und ſeinen Bruder **Hipponous** anzudeuten. **Simonides** hatte ſich dieſes Beyworts

worts bedienet, wie **Heſychius** verſichert, Οἰκιάδης. Σιμωνίδης, καὶ Ἱππόνου πατήρ. **Scaliger** hat gemeynt dieſe Stelle zu verbeſſern, wenn er anſtatt Οἰκιάδης, ὁ Κεκάδης, ſetzte. Allein er hatte auf die Zeugniſſe die dieſe Lesart verwerfen, nicht genugſam Acht gegeben, oder ſie nicht gehörig in Ehren gehalten. Das Geſchlechtswort Οἰκιάδης kann gar nicht verdächtig ſeyn; ob man gleich des **Heſychius** Anmerkung nicht ſo unverändert wie ſie da iſt, annehmen kann. Das Beſtimmungswörtchen καὶ, welches vor der Zeugendung Ἱππόνου hergeht, iſt ein faſt ſicheres Merkmaal, daß die Abſchreiber auf dieſer Stelle, den Namen irgend einer Perſon ausgelaſſen, welche ebenfalls des Οἰκεὺς Sohn geweſen, und dieſer Namen könnte wohl des **Dexamenus** ſeiner ſeyn; in welchem Falle man denn Οἰκιάδης Σιμωνίδη, Δεξαμενοῦ καὶ Ἱππόνου πατήρ, leſen müßte. Ehe man aber hierüber ſeine Betrachtungen anſtellen kann, ſo iſt es gut erſt anzumerken, daß **Heſychius**, durch einen ziemlich groben Fehler, den Vater des **Hipponous**, Οἰκιάδης nennet. Οἰκιάδης iſt ein Geſchlechtsname, welcher aus der Zeugendung Οἰκέως, gemacht iſt. Jedoch dieſe Art von Fehlern iſt bey dem **Heſychius** etwas gemeines.

Nunmehr muß man noch zeigen, daß **Dexamenus** und **Hipponous** Brüder geweſen. Was **Heſiodus** im **Apollodor** ſagt, ſcheint dieſer Meynung ziemlich günſtig zu ſeyn. Nach dieſes Dichters Berichte, hielt **Hipponous** ſich zu **Olenus** auf; und nach dem Zeugniſſe vieler Alten, kann man nicht zweifeln, daß dieſe Stadt unter des **Dexamenus** Bothmäßigkeit geſtanden. Auch in **Bura** regierte er, welches, nach des **Kallimachus** Scholiaſten, ihn als ſeinen Stifter anſah: Βοῦρα πόλις Ἀχαΐας· ᾤκισε δὲ αὐτὴν Δεξαμένος ὁ Κένταυρος. Wem ſoll man nun glauben? ihm? oder dem Verfaſſer des groſſen **Etymologikons**? welcher die Ehre dieſes Werks dem **Centaur Exadius** beylegt? Man will ſich hier auf keine Entſcheidung einlaſſen. Es iſt genug, wenn man nur anmerkt, daß **Dexamenus** zu **Olenus** gewohnet; daß er und die Seinigen daſelbſt ſäßhaft geweſen, als **Herkules** ihn an dem Centaur **Eurytion** gerächet, welchen **Bacchylides**, mit großem Unrechte von demjenigen unterſcheidet, von welchem in der **Odyſſee** geredet wird. Hier ſind des **Didymus** Worte: Βακχυλίδης δὲ διάφορον οἴεται τὸν Εὐρυτίωνα, φησὶν γὰρ ἐπιξενωθέντα Δεξαμενῷ ἐν Ωλένῳ ὑβριστικῶς ἐπιχειρῆσαι τῇ τοῦ ξενοδοχοῦντος θυγατρὶ, καὶ διὰ τοῦτο ὑπὸ Ηρακλέους ἀναιρεθῆναι καιρίως τοῖς οἴκοις ἐπιστάντος.

Man ſagt mit **Unrechte**, weil **Bacchilides**, in der Abſicht, den **Homer** mit den Mythologiſten zu vereinigen, zuerſt zween **Eurytions** auf die Bahne gebracht hat, davon der erſte auf der Hochzeit des **Pirithous** umgekommen, und der andere vom **Herkules**, in des **Dexamenus** Pallaſte getödtet worden. Jedoch dieſer Unterſchied iſt ganz und gar unnütz. Derjenige **Centaur**, deſſen die **Odyſſee** gedenkt, ſtarb nicht zur Zeit ſeines **Zankes** mit den **Lapithen**, welche ihm bloß die Naſe und Ohren abſchnitten. Giebt man dieſe Wahrheit einmal zu; ſo wird es leicht ſeyn, zu begreifen, wie **Herkules** und eben dieſer **Eurytion** einander in **Achaja** antreffen können. Um davon überzeugt zu ſeyn, darf man nur folgende Verſe mit einiger Aufmerkſamkeit leſen.

Οἶνος καὶ Κένταυρον ἀγακλυτὸν Εὐρυτίωνα
Ἄασεν ἐν μεγάρῳ μεγαθύμου Πειριθόοιο
Ες Λαπίθας ἐλθόνθ'· ὁ δ' ἐπεὶ φρένας ἄασεν οἴνῳ
Μαινόμενος κάκ' ἔρεξε δόμον κατὰ Πειριθόοιο.
Ηρωας δ' ἄχος εἷλε, διὲκ προθύροιο θύραζε
Ελκον ἀναΐξαντες, ἀπ' οὔατα νηλέϊ χαλκῷ
Ρῖνάς τ' ἀμήσαντες. ὁ δὲ φρεσὶν ᾗσιν ἀασθεὶς
Ηιεν ἣν ἄτην ὀχέων ἀεσίφρονι θυμῷ.

Nichts kann deutlicher ſeyn, als dieſe Stelle. **Homer** ſagt darinnen mit klaren Worten, daß der **Centaur** bey dieſer Gelegenheit das Leben nicht verloren; und es iſt erſtaunend, daß **Properz**, ſowohl als **Bacchilides**, geſchrieben: der unglückſelige **Eurytion**, habe der gerechten Rachgier des Helden zum Opfer gedienet, welcher den **Pirithous** begleitet.

Tu quoque, o Eurytion, vino Centaure periſti.

Uebrigens findet man zwar dergleichen Verſehen zuweilen, und wohl ſelbſt in ſolchen Schriftſtellern, deren Ruhm, was die Richtigkeit betrifft, noch ſo gegründet zu ſeyn ſcheint. Dergleichen iſt **Pauſanias**, welcher gleichwohl aus Unachtſamkeit, der **Minerva** das Beywort Κορίας, giebt. πεποίηται δὲ καὶ, ſagt er, ἐπὶ ὄρους κορυφῆς σταδίοις τριάκοντα ἀπωτέρω τῆς πόλεως ναὸς καὶ ἄγαλμα Ἀθηνᾶς Κορίας. Es iſt die Rede von dem Tempel, welchen **Prötus** der **Diana** zu Ehren erbauete, weil ſie ihm ſeine Töchter geſund gemacht hatte. So wird die Sache in des **Kallimachus** Geſange an **Dianen**, im 233 u. f. **Verſe** erzählet:

Ἡ μέντοι Προῖτός γε δύο ἐκαθίσσατο νηούς·
Ἄλλον μὲν Κορίης, ὅθι συνελέξαο κούρας
Οὔρεα πλαζομένας ἀζήνια· τὸν δ' ἐνὶ Λούσοις
Ἡμέρῃ, οὕνεκα θυμὸν ἀπ' ἄγριον εἵλεο παίδων.

Hieraus folget, daß **Pauſanias** ſich geirret hat; oder man muß ſich entſchlieſſen, ſeine Worte zu ändern und Ἀρτέμιδος zu leſen. Dieſe Aenderung ſcheint auch um ſo viel richtiger zu ſeyn, da **Pauſanias** von lauter Sachen redet, die noch zu ſeiner Zeit zu haben waren. Man weis, wie aufmerkſam er ganz Griechenland durchreiſet iſt; und folglich konnte es ihm nicht unbewußt ſeyn, daß der vom **Prötus** erbauete Tempel, bloß der **Diana** geweihet geweſen. Ungeachtet die Stelle aus dem **Kallimachus** ſolches überflüßig beweiſet, ſo füget doch der Herr **Sevin** noch eine aus dem **Polybius** bey, welche ausdrücklich die

Lage dieſes wegen ſeines Alterthums ſo berühmten Gebäudes, andeutet. καὶ προῆγον (Αἰτωλοὶ) ὡς ἐπὶ Λούσσαν, καὶ παραγινόμενοι πρὸς τὸ τῆς Ἀρτέμιδος ἱερὸν ὃ κεῖται μὲν μεταξὺ Κλείτορος καὶ Κυναίθης. Gleichwohl muß man nicht verheelen, daß **Minerva**, im **Cicero**, ebenfalls durch das Beywort Κορία, bezeichnet wird. Allein, was hier geſagt worden, giebt keinem Zweifel ſtatt, daß **Diana** die Göttinn ſey, von welcher Pauſanias reden wollen.

* *

XL.

Herrn Moreau von Mautours Gedanken über ein Stück Malerey al Freſco, ſo von Rom gebracht worden.

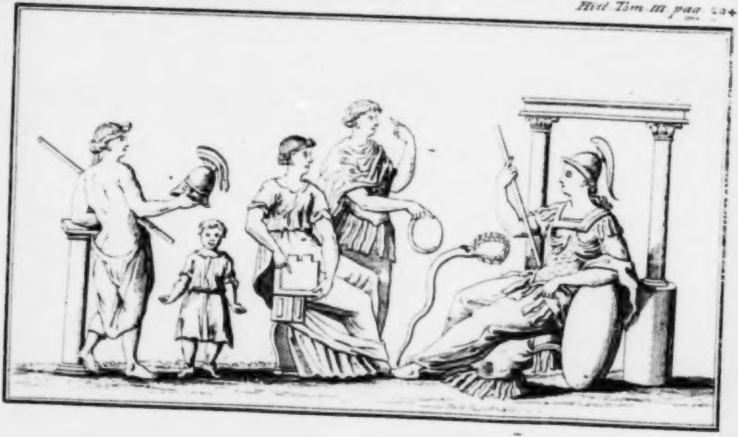
1725.

Im Jenner des 1722ten Jahres, brachte der Herr Cardinal von **Rohan**, von **Rom** ein Stück Malerey ins friſche, oder al freſco, gemalet, mit, welches er in Holz faſſen laſſen, um es zu erhalten, und ſchenkte ſolches Sr. königl. Hoheit dem Herzoge von **Orleans**. Dieſe Malerey, die man in den Ruinen eines Hauſes, acht Schuh unter der Erde, bey dem **Eſquiliniſchen** Berge und an eben dem Orte gefunden, den man noch anjetzt **Properzens** Haus nennet, war ein Stück eines Geſimſes, welches verſchiedene Sachen vorſtellete.

Dieſes Stück von demſelben iſt 17 Daumen breit, und ungefähr 10 Daumen hoch. Es enthält ſechs Figuren, und den Vorſaal eines Tempels. Herr **Moreau von Mautour**, welchem es mitgetheilet worden, hat ſich ſogleich um deſſen Erklärung Mühe gegeben, und folgende hat er der **Akademie** mitgetheilet.

Tab. III.

Hist. Tom. III. pag. 234



Er glaubt, dieſe ſechs Figuren ſtellen den **Aeſculap** mit ſeiner Familie vor. Dieſer Gott zeigt ſich darauf in Geſtalt einer Schlange, ſo wie auf vielen Münzen, und inſonderheit auf einem groſſen Schauſtücke vom **Antonin**, im königlichen franzöſiſchen Cabinette, auf welchem dieſe Schlange im Maule, wie hier im Bilde (p) einen Lorberzweig hält, anzuzeigen, daß **Aeſculap**, **Apollons** Sohn geweſen. Dieſes hat Herr **Spon** ausgelaſſen, oder voraus verſtanden haben wollen, wenn er dieſen Schaupfennig beſchreibt. Man kann auch noch ſagen, daß man den **Aeſculap** oft mit dem Lorber findet: entweder weil dieſer Baum medicinaliſch iſt, oder weil die Lorbern der Preis derer Spiele waren, die man dem Gotte zu Ehren alle fünf Jahre in **Epidauris** feyerte.

Die Figur gegen über dem **Aeſculap**, ſtellt die Stadt **Rom** vor. Sie ſitzt auf einem Waffenhaufen, den linken Arm auf einen Schild gelehnt, den Helm auf dem Kopfe, und eine Lanze, ohne Eiſen, in der Hand, wie man ſie auf den conſulariſchen und kaiſerlichen Münzen erblickt.

Da nun **Rom**, in ſoweit es eine Göttinn iſt, hier nicht gehörig angebracht zu ſeyn ſcheint; ſo bringt Herr **von Moreau** die Sage bey, nach welcher der Name **Roma**, einer von **Aeſculaps** Töchtern zugetheilet wird, und führt ein überbliebnes Stück an, welches nach einigen Auslegern aus einem alten Gedichte über die **Lupercalien** genommen ſeyn ſoll; deſſen Verfaſſer **Marinus**, oder **Marianus** geheißen (q). Roma ante Romulum fuit, et ab ea Romulus nomen acquiſivit; ſed Dea flava et candida Roma, Aeſculapii filia, novum nomen Latio fecit: hanc conditricis nomine, ab ipſo Romulo omnes Romam vocant.

Herr **von Mautour** glaubt auch, daß der Tempel, deſſen Eingang man auf der Malerey ſieht, denjenigen vor-

---

(p) Siehe die III Kupfertafel.

(q) Man ſehe die Auslegungen über den Vers aus Virgils 1. Schäfergedichte: Urbem quam dicunt Romam etc. in verſchiedenen Ausgaben, inſonderheit in des Maſvicius ſeiner.

ſtelle, welcher in der Tyberinſel erbauet worden, als man von Epidauris diejenige Schlange hingebracht, die man für den Aeſculap hielt.

Hinter dem Aeſculap ſind zwo Figuren, eine ſtehend, die andere ſitzend. Man hält die erſte für die Hygiea, Aeſculaps Tochter, und für eben die, welche man auch unter dem Namen Salus anbethete. Sie hebt eine Hand in die Höhe, um wie man will, die Stadt **Rom** die Tugenden ihres Vaters zu lehren, und die Vortheile die ſeine Ankunft dieſer Stadt bringen würde, indem er die daſelbſt wüthende Peſt hemmete. Was ſie in der einen Hand hält, iſt vieleicht eine Schale, und der Zirkel in der andern iſt eine Schlange. Die ſitzende Figur iſt eine von Aeſculaps Töchtern, Namens **Jaſo**. Was ſie in der Hand hält, könnte wohl die Büchſe, Pyxis, ſeyn, darinnen die Arzneyen lagen. Der Philoſoph **Albricius** ſetzt ſie in ſeinen **Götterbildern** unter Aeſculaps Symbola: Indutus habitu medici ſedens, in cujus ſinu erant pyxides unguentorum etc.

Die kleine Figur mit dem langen Rocke betreffend, würde man gern für den **Teleſphorus**, Aeſculaps Sohn annehmen, welcher zu **Pergamo** und **Nicäa** angebethet worden; aber zum Unglücke hat er die Art von Kappe nicht auf, Cucullus, die dieſer Gott in allen andern Figuren trägt: man glaubt ſogar an ſeinem Halſe eine Bulle, Bulla, zu bemerken, und er ſcheint die Praetextam anzuhaben. Man will alſo nur ſagen, es ſey ein junger Römer, den man dahin geſtellt, um die Verbindlichkeiten anzuzeigen, die die römiſche Jugend dem Aeſculap ſchuldig wäre, welche ohne deſſen Beyhülfe hätte verderben müſſen.

Die letzte Figur endlich, nämlich eine auf eine Säule geſtützte halbnackende Weibsperſon, die in einer Hand einen Helm, und in der andern eine bloße Haſtam hält, könnte wohl die **Venus** ſeyn, welche man hier der Göttinn **Rom** beygefüget, indem die Römer ſich rühmten, daß ſie durch den Aeneas von ihr abſtammeten. Uebrigens gleichet dieſe Figur derjenigen vollkommen, die dieſe Göttinn auf den Münzen und gegrabenen Steinen zu haben pflegt.

Man hat geſagt, daß dieſe Malerey an einem Orte des **Eſquiliniſchen** Berges gefunden worden, den man **Properzens Haus** heißt, und es iſt wahr, daß dieſer Dichter ſelbſt ſagt, er habe allda gewohnt. Puer, ſagt er in der XXIII **Elegie** des 3 B. zu ſeinem Diener, der ihm die Schreibtafeln holen ſoll,

Et citus haec aliqua propone columna,
Et Dominum Esquiliis ſcribe habitare tuum.

Properz lebte zu **Auguſts** Zeiten, und eben unter dieſes Prinzen Regierung, ward der Gebrauch ins **Friſche** zu zu malen nach **Rom** gebracht, oder doch wieder hergeſtellet. Es könnte alſo das hier erklärte Gemälde, nach Herrn **von Mautours** Meynung, wohl aus derſelben Zeit ſeyn. Da die Farben der Luft nicht ausgeſetzt geweſen, ſo haben ſie alles friſche Weſen behalten.

Gegen die Zeit des berühmten **Raphaels** (r), machte **Johann von Udina** eine gleiche Entdeckung, und die Malerey, ſo er in einer unterirrdiſchen Kammer fand, hatte ſich ſehr wohl erhalten. Man hat zu verſchiedenen Zeiten dergleichen gemacht: die ſogenannte **Aldobrandiniſche Hochzeit**, weil ſie in dem **Aldobrandiniſchen** Palaſte, an eben dem Orte gefunden ward, wo man glaubt, daß **Mäcens** Gärten geweſen, iſt noch jetzt in gutem Stande und dient den größten Malern zum Muſter.

Uebrigens weis man, daß vor Alters nur mit Waſſerfarben, auf Leinwand oder Holz, oder endlich in die friſchen Mauern gemalt, und daß das Geheimniß mit Oelfarben zu malen, erſt gegen den Anfang des XV Jahrhun-

---

(r) Man ſehe Entretiens ſur la Vie des Peintres.

derts, vom **Johann von Eick** einem flamändiſchen Maler, den man gemeiniglich **Johann von Bruges** nennet, erfunden worden. Man kann an dem Alterthume der Malerey in friſchen Kalk nicht zweifeln. **Pauſanias** redet in ſeinen **Alterthümern**, von einem **Euphenor**, einem Zeitverwandten des **Zeuxis** und **Parrhaſius**, welcher auf eine Mauer zu **Athen** verſchiedene Sachen, und unter andern, die zwölf großen Götter, den **Theſeus**, welcher den **Athenienſern** Geſetze gab, und die Schlachten bey **Leuktra** und **Mantinäa** gemalet. Nachdem **Plinius** in des XXXV **B.** X **C.** eines Malers Namens **Ludius** gedacht hat, welcher einen Tempel der **Juno** in der Stadt **Ardäa**, mit Schildereyen ausgezieret hatte, die ſchon vor der Stiftung **Roms** zerſtöret war: ſo erwähnet er auch eines andern Malers, eben dieſes Namens, welcher zu **Auguſts** Zeiten in **Rom**, den Gebrauch dieſer Malerey wieder hergeſtellet hat: Divi Auguſti aetate, Ludius primus inſtituit amoeniſſimam parietum picturam.

Endlich erzählet noch **Petronius**, in der Beſchreibung von **Trimalcions** Gaſtmale, er ſey an der Thüre eines Bullenbeiſſers gewahr geworden, der ihn erſchreckt habe, weil er ihn für lebendig gehalten; er ſey aber nur auf die Wand gemalet geweſen, mit einer Kette und dieſer Aufſchrift: Cave canem.

Gegenwärtiges Stück Kalkmalerey, kann gar nicht in Verdacht kommen, daß es jemals eine außerordentliche Verwunderung und Erſtaunen verurſachet hat.

* *

XLI.

Des Herrn Abts Sallier critiſche Betrachtungen, über Plutarchs Werk vom Aberglauben. 1721.

Der Herr Abt Sallier hat bey denen Betrachtungen, die er der Akademie über den Tractat vom Aberglauben mitgetheilet, zweyerley Abſichten gehabt. Einmal, einen kurzen Begriff von dieſem Werke zu machen; und dann, einige Stellen darinnen zu beſſern, welche verſtümmelt zu ſeyn ſcheinen.

Der Aberglaube, iſt nach der Meynung der Weltweiſen, ein falſcher Begriff von der Gottheit, welcher mit Unruhe und Bekümmerniß vergeſellſchaftet iſt. Oder er iſt eine übelgeordnete Furcht, welche uns antreibt falſche Götzen anzubethen, oder ihnen einen Dienſt zu leiſten, der von verſtändigen Religionsverwandten verworfen wird.

Der allezeit gegenwärtige Anblick des Todes, die unaufhörliche Furcht, welche jenen Menſchen beunruhigte, über deſſen Haupte ein ungeheurer Stein hieng, machte den Zuſtand dieſes Unſeligen nichts bedaurenswürdiger, als die Verfaſſung eines Abergläubiſchen durch das Schrecken iſt, welches ihn an allen Seiten umgiebt. (r)

Der Aberglaube iſt ein unerbittlicher Tyrann, deſſen Anblick erſchrecklich iſt: horribili ſuper aſpectu mortalibus inſtans. Er führet allezeit die Waffen in Händen; er ſchlägt den Geiſt nieder; er iſt ein ſchweres Gewicht, werunter derjenige ſeufzet, der es tragen muß. Die Unwiſſenheit iſt ſeine Mutter, und wenn er ſich einmal des Verſtandes bemeiſtert hat, ſo verdicken ſich die Finſterniſſe dergeſtalt daß das Licht große Mühe hat hindurch zu dringen.

(r) Serv. in VI. pag. 596. Lucret. Lib. 1. pag. 62.

Der Aberglaube iſt alſo ein wahres Unglück für den Menſchen und eine große Schmach für den wahren Gott: hierauf läuft Plutarchs ganzer Tractat hinaus; und eben durch dieſe Erwägungen ſucht er dieſe Krankheit der Seelen zu heilen. Um zu beweiſen, daß der Aberglaube ein Unrecht ſey, ſo man Gott anthut, ſo unterſucht er den Begriff, welchen ein Abergläubiſcher ſich von Gott macht. Er eignet ihm nämlich verſchiedene Unvollkommenheiten zu: ein geheimer Haß, und ein verborgenes Verlangen, nach der Vernichtung eines ſtets fürchterlichen Herrn, das ſind die gewöhnlichſten Empfindungen eines Abergläubiſchen. **Plutarch** treibt die Sache noch weiter, und entſcheidet, ohne Bedenken, daß der Aberglaube ein weit größer Uebel ſey, als die Ohngötterey; ja daß die Schmach, welche ein Abergläubiſcher dem höchſten Weſen erweiſet, ihm weit größer vorkomme, als des Ohngötters ſeine.

In den Anmerkungen, welche Herr **Sallier** über dieſen Tractat vom **Plutarch** macht, geht ſein Abſehen nicht dahin, den Tadel eines neuern Schriftſtellers über dieſes Werk, zu unterſuchen (t). Er ſucht nur einige Stellen darinnen zu erläutern: denn es giebt deren, in welchen, wie es ſcheint, die Critik, ohne Beyhülfe der Handſchriften, kein Licht anzünden kann, entweder, weil der Zuſammenhang der Rede unterbrochen und voller Lücken, oder weil der Text augenſcheinlich gar zu ſehr verſtümmelt iſt.

Der Abergläubiſche, ſagt **Plutarch**, wird beſtändig von der gewaltſamſten Furcht genaget. Einen Sklaven, kann doch noch der Schlaf vor dem ungeſtümen Anblicke ſeines Herren, den er fürchtet, decken, und ihm das Gewicht ſeiner Ketten aus dem Sinne ſchlagen; ja er kann die Gewalt der heftigſten Schmerzen hemmen. Nur der Aberglaube läßt einen auch die Süßigkeit des Schlafes nicht einmal empfinden; er läßt einem nicht Zeit, weder Othem zu holen, noch ſich wider die Unruhe zu waffnen; ſondern, ſo wie an denen Orten, welche von den zum Tode verurtheilten Böſewichtern bewohnet werden, ſo ſtellen ſich auch im Schlafe eines Abergläubiſchen, erſchreckliche Geſpenſter und gräßliche Gegenſtände dar. Καὶ δεισιδαιμονία ποινάς τινὰς ἐγείρουσα, καὶ στρεβοῦσα τὴν ἄθλιαν ψυχὴν, ἐκ τῶν ὕπνων ἐκδιώκει τοῖς ὀνείροις μαστιζομένην καὶ κολαζομένην αὐτὴν ὑφ᾽ ἑαυτῆς. Dieß iſt nun eine Stelle, in welcher, wie man glaubt, eine Aenderung vorgenommen werden muß. Sind diejenigen, ſo man hier vorſchlagen will, nicht durchaus nothwendig, ſo ſind ſie doch glücklich genug um annehmenswerth zu ſcheinen.

(t) Herr Bayle ſagt, er finde weder Vernunft noch Ordnung darinnen. Vielleicht aber wird einer der das ganze Werk lieſt, ein ganz ander Urtheil davon fällen.

Anſtatt στρεβοῦσα, möchte man gern στρεβλοῦσα, geleſen haben; und anſtatt ἐγείνουσα, wollte man ἀγείνουσα, ſetzen. Nach dieſer Lesart würde die Stelle ſo heißen: καὶ δεισιδαιμονίας ποινάς τινὰς ἀγείρουσα, καὶ στρεβλοῦσα τὴν ἄθλιαν ψυχὴν, ἐκ τῶν ὕπνων ἐκδιώκει τοῖς ὀνείροις μαστιζομένην καὶ κολαζομένην αὐτὴν ὑφ᾽ ἑαυτῆς. Das heißt: da der Aberglaube in währendem Schlafe des Abergläubiſchen, erſchreckliche Geſichter, als ſo viele Furien zuſammen bringt, deren er ſich bedienet, die unglücklichen Seelen durch Träume zu peinigen, ſo veranlaſſet ſie ihn, der Ruhe des Schlafs bald Abſchied zu geben. Dieſer Unterſchied iſt geringe und ſcheint ſich zu Plutarchs Meynung ſehr wohl zu ſchicken. Er vergleicht den Schlaf des Abergläubiſchen, mit der Wohnung der Ruchloſen, welche von einer Menge Ungeheuren beſtändig gemartert werden. Der Ausdruck, ἀγείρειν ποινὰς auf dieſer Stelle, iſt dem ἐγείρειν, vorzuziehen. Er erkläret das Wort ποινὰς durch

Furien; nach dem Heſychius, ποιναῖς, ἐριννύσι; und das Wort στρεβλοῦσα iſt beſſer, wie es ſcheint, als στροβοῦσα. Die Abſicht des Schriftſtellers iſt, zu zeigen, die Seele eines Abergläubiſchen ſey unglücklich. Er ſtellet ſie als gemartert und von ihren eigenen Begriffen gefoltert vor: μαστιζομένην καὶ κολαζομένην αὐτὴν ὑφ' ἑαυτῆς, στρεβλοῦν; dieſes ſoll die Marter andeuten, die man jemanden anthut. Im Lateiniſchen giebt man es durch torquere. Stulti, ſagt **Cicero**, malorum memoria torquentur. Suidas erkläret es alſo: στρεβλούμενος, μαστιζόμενος, δεσμούμενος.

Dem unruhigen Schlafe des Abergläubiſchen folgt ſogleich eine neue Unruhe. Weit gefehlt, daß er ſolche vergebliche Sorgen aus dem Sinne ſchlagen ſollte, ſo glaubt er vielmehr in hundert Verbindlichkeiten zu ſtehen, die ihn in Zwang und Kummer erhalten. Er geht und fragt die Traumdeuter und Wahrſager um Rath, welche ihm feſt einbinden, er ſolle ein altes Weib ruffen, die ihn reinige: περιμάκτριαν γραῦν καλεῖ, καὶ βάπτισον σεαυτὸν εἰς θαλάσσαν. **Theophraſt** erkennet, in dem Charactere, den er von einem Abergläubiſchen macht, eben ſowohl als **Plutarch**, dieſe ängſtliche Bemühung eines ſolchen Menſchen. Dieſe Weiber die hier zur Reinigung angeführet werden, nennet **Pollux** im VII. **Buche** a. d. 188. **S.** ἀπομάκτριαι. **Feſtus** giebt ihnen den Namen Piatrices und unter dem Worte Simpulum, nennet er ſie Simpulatrices. Sie mußten diejenigen reinigen, welche wegen nächtlicher Unruhen zu ihnen kamen; und daher kommen die bey den Schriftſtellern ſo gewöhnlichen Ausdrücke: περιθειοῦν, περιαγνίζειν, περικαθαίρειν, περιμάττεσθαι. Bey dieſer Art von Reinigungen ward gar oft das Seewaſſer gebraucht, welches man für ſehr geſchickt hielt, die Mängel abzuwaſchen: θάλασσα κλύζει πάντα τ' ἀνθρώπων κακὰ, ſagt **Euripides**. Ein Ausdruck vom **Ariſtophanes**, erkläret dieſe ganze Handlung: θεῖον ὄνειρον ἀποκλύζειν.

Plutarch erzählet alle Mittel, deren der Abergläubiſche ſich zur Reinigung von den nächtlichen Träumen bedienet: dieſelben ſind πηλώσεις, καταβορβορώσεις; das heißt, eine übelgeordnete Furcht vor den Göttern, habe viele genöthiget, ſich mit Kothe zu bedecken, ja zuweilen gar ſich darinnen herum zu wälzen: ἐν πηλῷ καλινδούμενοι, wie er in eben dieſem Tractate ſagt. Andere beobachteten die Sabbathtage ſehr gewiſſenhaft: σαββατισμοί. Schon die lateiniſchen Dichter hatten dieſe Gewohnheit einigen ihrer Zeitgenoſſen vorgeworfen:

Qui[illegible]m ſortiti metuentem ſabbata patrem,
Nil praeter nubes et coeli numen adorant. *Juv. Sat. XIV. 96.*

und wenn **Perſius** das tyranniſche Regiment des Aberglaubens, in ſchwachen Geiſtern beſchreiben will, ſo ſagt er:

Recutitaque Sabbata palles. *Sat. V. 184.*

Kurz, aus Hoffnung auf den Schutz der Götter, oder aus Ueberzeugung, daß die ſchädliche Gottheit beſänftiget ſeyn würde, warfen ſich die Abergläubiſchen oftmals zur Erden und blieben mit dem Geſichte darauf liegen, ῥίψεις εἰς πρόσωπον αἰσχραί. So lagen ſie ganz unbewegt, καθίσεις ἐν τῇ γῇ διημερεύσεις. Die Andacht hielt ſie oft bey einem Altare auf, oder bey der Bildſäule irgend einer Gottheit, προσκυνήσεις ἀλλόκοτοι, προσκαθίσεις. Um recht zu verſtehen, was **Plutarch** mit dieſem letzten Ausdrucke ſagen wollen, muß man erſt bemerken, daß einige von denen Gebräuchen, welchen die Abergläubiſchen ſich unterwarfen, von den Juden entlehnet waren. Nicht nur Juvenal verſichert, daß bey vielen, die Verachtung der römiſchen Geſetze, an ihre Statt, das jüdiſche Recht und alle Satzungen eingeführet hätte, welche **Moſes** in ſeinem Buche verordnet:

Romanas autem ſoliti contemnere leges,
Judaicum ediſcunt et ſervant ac metuunt jus,
Tradidit arcano quodcunque volumine Moſes.
Sat. XIV. 100.

ſondern Perſius, welcher in der V. Satire, das Paradoxon der Stoiker beweiſen will, daß der Weiſe allein frey ſey, führet als das höchſte Beyſpiel einer ſehr harten Sklaverey, den Aberglauben an, und nimmt davon die Römer nicht aus: At cum Herodis venere dies, u. ſ. w.

Zum andern muß man bemerken, daß Plutarch, nachdem er geſaget hat, daß von allen Arten der Furcht, deren das menſchliche Gemüth fähig wäre, die abergläubiſche Furcht diejenige ſey, welche uns am geſchwindeſten um den Gebrauch der Seelenkräfte brächte, er hinzuſetzt: die Juden ſäßen am Sabbattage ganz unbeweglich, ἐν ἀγνάμπτοις. Die Feinde kommen vor die Stadt, ſie werfen Sturmleitern an die Mauren und erſteigen ſie; die Juden aber regen ſich bey dem allen nicht, und gehen weder von ihrer Stellung, noch vom Flecke; ſie ſind mit den Ketten des Aberglaubens beladen, ſagt Plutarch, und gleich als im Netze gefangen; ἐν σαγήνῃ μιᾷ τῇ δεισιδαιμονίᾳ συνδεδεμένοι. Dieſe Beobachtungen, ſetzen den Sinn dieſer Worte in ihr volles Licht: ἐν τῇ γῇ ἀειμένουσιν. Προσκυνήσεις ἀλλόκοτοι προσκαθίσεις.

Dieſem füget der Herr Abt Sallier als eine noch vollkommenere Erklärung noch bey, daß man dasjenige einen fremden Gottesdienſt genannt, was ohne Vorwiſſen der Obrigkeit vorgieng, und von den weiſen und ehrwürdigen Religionsverwandten nicht genehm gehalten ward. Nach dieſer Regel, waren alſo die Bemühungen des Abergläubiſchen, in ſeinem Hauſe Altäre aufzurichten, dasſelbe beſtändig zu reinigen, ſeine Aufmerkſamkeit an den Kreuzwegen die Steine zu bemerken, die die Andacht des Volks eingeweihete, die Begierde ſich denſelben zu nahen, ſeinen Oelkrug drauf auszuleeren, die Knie davor zu beugen, und ſie anzubethen; alle dieſe Handlungen einer blinden Furcht, waren ein ſehr fremder Gottesdienſt, προσκυνήσεις ἀλλόκοτοι.

Die Ohngötter, ſagt Plutarch, kennen gar keinen Gott; die Abergläubiſchen aber fürchten auch das, was gut iſt; und ſehen ein Weſen, welches ſich mit allem beſchäfftiget was ſie angeht, als einen Urſprung des Böſen an: δοξάζουσι φοβερὸν τὸ εὐμενὲς, καὶ τυραννικὸν τὸ πατρικὸν, καὶ βλαβερὸν τὸ κηδημονικὸν, καὶ τὸ ἄμικτον ἄγριον εἶναι καὶ θηριῶδες.

In dieſen letzten Worten iſt eine Verſtümmelung des Textes. Plutarch ſetzt φοβερὸν, dem εὐμενὲς, τυραννικὸν, dem πατρικὸν, βλαβερὸν, dem κηδημονικὸν, entgegen. Um bis ans Ende die Entgegenſetzung zu erhalten, welche Plutarch zwiſchen der Wahrheit der Sache und der Einbildung des Abergläubiſchen feſt ſtellt, iſt es offenbar, daß man dem Worte τὸ ἄμικτον, noch τὸ ἥμερον beyfügen müſſe, welches dem Worte ἄγριον und θηριῶδες, entgegen ſtehe; oder, welches Herr Sallier noch lieber wollte, und dem Texte weniger Gewalt anthun hieſſe, ſo müßte man τὸ μὴ ἄμικτον, ſetzen, welches eben ſo viel als τὸ ἥμερον, aber dem θηριῶδες entgegen iſt. Das Wort, αμικτος wird in übelm Verſtande genommen, und Euripides braucht es, wenn er von einem Menſchen redet, den der Eigennutz beherrſcht, und ihn gegen ſeine Freunde und ſein Vaterland hart macht: φίλοις τ' ἄμικτος καὶ πάσῃ τῇ πόλει. Ixion. Frag. V. Dieſe Stelle könnte auch noch ſo verbeſſert werden, wenn man die Worte τὸ ἄμικτον, in τὸ μειλίχιον, veränderte. Selbſt Plutarchs Anſehen würde dieſe Veränderung ſchützen; denn er ſelbſt hat dieſes Wort gebraucht, wenn er ſagt, der Abergläubiſche fürchte auch die günſtigſten Götter.

Im Unglücke iſt der Abergläubiſche ganz troſtlos. Plutarch ſtellet ihn vor, wie er ſich dem äuſſerſten Schmerze und aller Strenge ſeiner Betrachtungen überläßt; er hält ſich alles Leidens würdig, was ihn betrifft; da ihn nichts beſchäfftiget, als die Irrgänge, in welche er ſich eingelaſſen, ſo ſchreibt er denſelben ſein Unglück zu; er will weder Rath hören, noch Troſt annehmen. Er ſitzt, ſagt er, mit einem Sacke und alten Lumpen umgeben; zuweilen gar nackend, und wälzet ſich im Kothe; er bekennet ſeine Fehltritte; er hat etwas wider den Willen der Götter gegeſſen oder getrunken; oder er iſt einen Weg gegangen, den ſie ihm nicht erlaubt haben zu gehen: *ὡς τάδε φαγόντες ἢ πιόντες, ἢ βαδίσαντες ὁδὸν ἣν οὐκ εἴα τὸ δαιμόνιον.* Unter den Ueberbleibſeln die wir noch vom **Menander** haben, iſt eins von einem Luſtſpiele **der Abergläubiſche** betitelt. **Porphyr** hat in ſeines **IV. Buchs 15. Cap.** einige Verſe davon angeführet, die man dieſer Stelle im **Plutarch** beyfügen kann. **Menander** erzählet die verſchiedenen Gebräuche des Aberglaubens, bey dem Götzendienſte der Syriſchen Göttinn. Sie nehmen, ſagt er, einen Sack, nachmals ſetzen ſie ſich auf die Straße auf einen Miſthaufen, und glauben, daß ſie durch dergleichen ausſchweifende Demüthigungen die Göttinn befriedigen werden: *σακκίον ἔλαβεν, εἰς δ᾽ ὁδὸν ἐκάθισαν αὐτοὶ ἐπὶ κόπρου, καὶ τὴν θεὸν ἐξιλάσαντο τῷ ταπεινῶσαι σφόδρα.*

Die blinde Unterwürfigkeit des **Teribazes** drückt die Verzagtheit eines Abergläubiſchen in Widerwärtigkeit vortrefflich aus. Die **Perſer** wollten ihn gefangen nehmen; ſogleich machte er ſich zur Gegenwehre fertig, und griff zun Waffen. Weil er ſtark und unterſetzt war, ſo wollte er ſeine Freyheit behaupten; diejenigen aber, ſo ihn gefangen nehmen ſollten, ſagten ihm: was ſie thäten das geſchähe auf Befehl des Königes: ſogleich legte **Teribaz** die Waffen nieder und gab die Hände zum Binden hin: *αὐτίκα τὸ ξίφος μεταβαλεῖν φασίν.* Die Aenderung von *μεταβαλεῖν*, in *ἀποβαλεῖν* iſt unſtreitig; inſonderheit da **Plutarch** kurz darauf, wenn er ſagen will: der Abergläubiſche verliere alle Hoffnung, ſich des Wortes *ἐξέκοψε* bedienet. Der Aberglaube ſagt er, vermehret die mittelmäßigen Uebel und treibt ſie aufs höchſte. War dem **Nicias** der Tod nicht beſſer, als daß er die Republik **Athen** durch die Furcht in ſein Verderben mitzog, die ihn bey einer Mondfinſterniß überfiel? οὐ γὰρ γῆς ἀντίφραξις ἐν μέσῳ γενομένης φοβερὸν. οὐδὲ δεινὸν ἐν καιρῷ ποδῶν σκιᾶς πρὸς σελήνην ἀπαντησάσης· ἀλλὰ δεινὸν τὸ τῆς δεισιδαιμονίας σκότος ἐμπεσόντος ἀνθρώπου συγχέαι καὶ τυφλῶσαι λογισμὸν ἐν πράγμασι.

So ſieht die Stelle aus, in welcher einige Veränderungen den Sinn wieder herſtellen werden, den man nicht ſonder Mühe darinnen finden kann. Anſtatt γενομένης, wollte der Herr Abt **Sallier** κειμένης ſetzen. **Xylander** hat ſehr glücklich ποδῶν, in περιόδων, verändert. Ποδῶν, kann ſich nicht nur hieher nicht ſchicken, ſondern es iſt auch noch ſehr leicht, ohne daß man es gewahr werde, die Abkürzung, deren die Abſchreiber ſich ſtatt des περι bedienen, zu überhüpfen. Uebrigens braucht **Plutarch** ſelbſt das Wort περιόδων wenn er von den Veränderungen der Sonne redet, περιόδους ἡλίου. Endlich ſetzt er anſtatt ἐμπεσόντος ἀνθρώπου, ἐμπεσὸν τὸν ἄνθρωπον, u. ſ. w. Darauf lieſt er die ganze Stelle ſo: οὐ γὰρ γῆς ἀντίφραξις ἐν μέσῳ κειμένης φοβερὸν, οὐδὲ δεινὸν ἐν καιρῷ περιόδων, σκιᾶς πρὸς σελήνην ἀπαντησάσης· ἀλλὰ δεινὸν τὸ τῆς δεισιδαιμονίας σκότος ἐμπεσὸν τὸν ἄνθρωπον συγχέαι καὶ τυφλῶσαι λογισμὸν ἐν πράγμασι, etc. Das heißt: **Denn der Zwiſchenſtand der Erden zwiſchen dem Monde und der Sonne, iſt keine furchtbare Sache; und es iſt nichts gefährliches dabey, daß durch eine Folge von Veränderungen, der Erdſchatten dem Monde das Sonnenlicht benimmt. Die Finſterniſſe des Aberglaubens aber ſind ſchrecklich, wenn ſie die Vernunft verdunkeln und ſie in denen Geſchäfften verblenden, wo ſie aller ihrer Einſicht eben am nöthigſten hätte.**

Wenn die Syriſche Göttinn, ſagt **Plutarch**, in der That über alle ſchimpfliche Reden der unverſtändigen Menſchen erzürnt geweſen; und wenn ſie hingegen die Vergehungen ihres Witzes nicht vielmehr mit Verachtung angeſehen, ſo hätte ſie diejenigen mit ihren Pfeilen tödten ſollen, die ihr fälſchlicher Weiſe das Mitleid abſprachen. Die Abergläubiſchen ſagen, wenn jemand gewiſſe Fiſche ſpeiſet, ſo zermalme ihm dieſe Göttinn den ganzen innern Theil des Beines, und laſſe ſeinen Leib voller Schweren werden; τὰ ἀντικνήμια διεστίειν, καὶ τὸ σῶμα ἕλκεσι πιμπλάναι. **Menanders** Abergläubiſcher ſagt nicht gerade eben das; allein er ſagt die Syrier würden für ihre Unmäßigkeit durch einen Geſchwulſt am Leibe und an den Füſſen geſtraft: ὅταν φάγωσιν ἰχθὺν ἐκεῖνοι διὰ τινὰ αὐτῶν ἀκρασίαν τοὺς πόδας καὶ γαστέρα οἰδοῦσιν. Die alten Weiber bedienten ſich zuweilen dieſes Wahnes, um die ſchwachen Gemüther zu ſchrecken, und dieſes drückten die Lateiner durch, incutere Deos aus:

> Incuſſere Deos inſtantes corpora. *Perſ.,Sat. IV. v. 5.*

Dieſe zwo letzten Stellen laſſen glauben, daß man anſtatt διεστίειν τὰ ἀντικνήμια, διοιδαίνειν τὰ ἀντικνήμια leſen könnte. Das Wort διοιδαίνω kann in der thätigen Gattung genommen werden: und ſo iſt auch das Mittelwort οἰδαίνω im IX. Buche der Ilias gebraucht worden.

Das Beyſpiel des Abergläubiſchen, ſagt **Plutarch**, kann uns zeigen, daß **Pythagoras** folgendes Orakel gar zu leichtſinnig ausgeſprochen: **die Menſchen verbeſſern ſich, wenn ſie ſich den Göttern nahen**, ὅτι βέλτιστοι γινόμεθα πρὸς τοὺς θεοὺς βαδίζοντες. Man muß den beſondern Sinn bemerken, welchen **Plutarch** des **Pythagoras** Worten beylegt. Dieſer Weltweiſe hatte nichts anders ſagen wollen, als daß uns der Umgang mit den Göttern tugendhafter mache: dieß erhellet aus einer andern Anwendung die **Plutarch** von dieſer Stelle, in dem **Tractate, vom Stillſchweigen der Orakel** macht. In gegenwärtigem Falle aber iſt der Sinn dieſer, daß die abergläubiſchen Menſchen, wenn ſie ſich den Göttern nahen, nur deſto unglücklicher werden: τότε γὰρ ἀθλιώτατα κάλιϛα πράττουσιν. Die Anwendung dieſer Worte des **Pythagoras** ſcheint auf dieſer Stelle nicht geſchickt zu ſeyn.

Der Herr Abt **Sallier** beſchließt dieſe Anmerkungen, durch diejenigen Betrachtungen, welche **Plutarch** über die Menſchenopfer macht. Wäre es nicht beſſer geweſen, ſagt er, wenn die **Karthaginenſer** den **Kritias** oder **Diagoras** zu Geſetzgebern gehabt hätten, als daß ſie dem Saturn diejenigen Opfer gebracht, womit ſie ihn zu verehren glaubten! Der Aberglaube waffnete den Vater wider ſein eigen Kind, und gab ihm das Meſſer in die Hand, womit er es erwürgete. Diejenigen ſo keine Kinder hatten, kauften das Opfer von einer armen Mutter; die Mutter des zu opfernden Kindes mußte den Anblick einer ſo abſcheulichen Handlung, ohne Thränen ertragen: und preßte ihr der Schmerz dennoch welche aus, oder daß ſie nur Seufzer aufſteigen ließ; ſo büßte ſie den Preis ein, um welchen man mit ihr eins geworden war, und das Kind blieb dennoch nicht verſchonet. In dieſer Zeit tönte alles von Inſtrumenten und Paucken; aus Furcht, daß man das Wehklagen dieſer Feyern hören möchte. Als **Xenophanes** einsmals die **Aegyptier** ſich die Bruſt ſchlagen, und bey einer Feyerlichkeit, dabey er zugegen war, ſeufzen ſah, ſagte er zu ihnen: **O ihr Aegyptier, wenn diejenigen die ihr verehret, Götter ſind, ſo beweinet ſie doch nicht:** εἰ μὲν θεοί εἰσι, μὴ θρηνεῖτε αὐτούς; **ſind ſie aber Menſchen, ſo opfert ihnen nicht:** εἰ δὲ ἄνθρωποι, μὴ θύετε αὐτοῖς. Durch dieſe Stelle muß folgende verbeſſert werden, die in einem andern Tractate angeführet wird: Ξενοφάνης ἐκέλευε Αἰγυπτίους τὸν Ὄσιριν εἰ κλητὸν νομίζουσι, μὴ τιμᾶν ὡς θεὸν, εἰ δὲ θεὸν ἡγοῦνται, μὴ θρηνεῖν.

Man waget gar nichts, wenn man dieſe Worte ſo verändert; anſtatt εἰ κλητὸν νομίζουσιν, ſetze man, εἰ θνητὸν νομίζουσιν; oder auch εἰ ἄνθρωπον νομίζουσιν, μὴ τιμᾶν ὡς θεόν. Die Vergleichung dieſer zwo Stellen rechtfertiget die Aenderung zur Genüge.

XLII.

Herrn Moreau von Mautours Erklärung eines zu Dijon gefundenen elfenbeinernen Diptychi, oder einer Schreibetafel.

Den Augen der Gelehrten und Neugierigen entwiſchet nichts. Der verſtorbene Herr **de la Marre**, Rath bey dem Parlamente zu **Dijon**, war bey einem Tiſchler, ſah hinter der Thüre die Hälfte einer Schreibetafel, die daſelbſt angemacht war, und zierte ſeine Sammlung von Alterthümern damit aus. Nach ſeinem Tode ward dieſe Schreibetafel, dem Herrn **von Tilliot**, aus eben dieſer Stadt verkauſt, welcher Hausedelmann des verſtorbenen Herzogs von **Berry** war.

Alle alte Schreibetafeln oder **Diptycha**, beſtanden aus zwey hölzernen oder elfenbeinernen Blättern, deren man ſich im verfallenden Reiche zu bedienen anfieng, um die Namen der Conſulen und vornehmſten obrigkeitl. Perſonen unter den Heiden drein zu ſchreiben; und unter den Chriſten, diejenigen Geiſtlichen, die die höchſten Würden beſaßen; z.E. die Oberprieſter, Märtyrer, Kirchen- und Kleſterſtifter, u. ſ. w.

Diejenige von welcher hier geredet wird, und bereits in Herrn **Baudelots** Buche **von der Nützlichkeit der Reiſen**, im kleinen nach einer Copey abgezeichnet worden iſt, die Herr **Moreau von Mautour** demſelben mitgetheilet, und wovon er ſeine Gedanken der **Akademie** bekannt gemacht hat, iſt die vierte, und von eben dem Formate als die andern ſo man annoch kennet. Die zwo erſtern, deren eine in der Kirche zu **Lüttich**, die andere in der Kirche zu

Bourges aufbewahret wird, ſind vom **Wildheim** erkläret worden; die dritte aber, ſo in dem franzöſiſchen königl. Büchervorrathe befindlich iſt, hat Herr **dû Cange**, zu Ende ſeines Gloſſarii des verfallenen Lateins erkläret: denn von der zu **Compiegne** redet man vorjetzt hier nicht, die von dem erſten ermeldeten Schriftſteller ebenfalls erkläret worden; weil ſie von anderm Formate iſt, als dieſe ſind.

Diejenigen welche zum Conſulate beſtimmt waren, hatten verſchiedene ſolche Schreibtafeln, auf welchen ſie in erhabenem Schnitzwerke mit ihren Namen und Würden vorgeſtellet waren, und dieſe theilten ſie den vornehmſten Bedienten aus. Sie ließen auch die Thiere, die Klopffechter und alles darauf ſtechen, was bey denen Spielen vorkommen ſollte, die ſie dem gemeinen Weſen gaben, wenn ſie das Conſulat antraten. So iſt die Schreibtafel beſchaffen, die der Herr **Moreau von Mautour** beſchreibt, und gleicht hierinnen der zu Bourges, zu Lüttich und in der königl. Bibliothek. Man ſieht darauf das Bild eines Conſuls, der in einer Hand den **Scipio**, oder elfenbeinernen Zepter, oben mit einem Adler, und unten mit einem Bruſtbilde, nämlich des damaligen Kaiſers ſeinem gezieret, hält; in der andern Hand aber hat er eine Rolle, die man Mappam Circenſem nannte, und die das Zeichen war, womit der Anfang zu den Spielen gemacht ward. Der Conſul hat darauf die Art von Röcken ohne Aermel an, die man Faſcia Conſularis, oder Columbium, oder Subarmalis, nannte; unter welchem der geſtickte Rock, Toga picta, hervorguckt und ſitzt auf dem elfenbeinernen Throne, Sella Curuli.

Ungeachtet man von gegenwärtiger Schreibtafel nur die Hälfte hat, das heißt, eine einzige Tafel, wie auch bey der im königl. Bücherſchatze; ſo darf man doch, da eine Aufſchrift dabey iſt, nicht alles errathen, wie Herr **dû Cange** bey Erklärung jener thun müſſen: und Herr von **Mautour** glaubt, man müſſe die groſſen Buchſtaben, welche darein geſchnitten ſind, ſo leſen:

EXCOMES SACRI STABVLI ET
MAGISTER MILITVM PER
ORIENTEM EXCONSVL
CONSVL ORDINA-
RIVS.

und er will, daß **Stilico**, dem alle dieſe Eigenſchaften zukommen, derjenige ſey, den dieſe Schreibtafel vorſtellet. Nachdem **Stilico** unter des **Honorius** Regierung zum erſtenmale Conſul geweſen war, das heißt im 400. Jahre, ſo ward er es im 405. mit dem **Flavius Anthemius** noch einmal. **Herr von Mautour** bekräftiget ſeine Meynungen durch zwo aus **Grutern** angeführte Aufſchriften,(*) in welchen **Stilico**, Magiſter Equitum, Peditum Comes, bis Conſul, Magiſter utriusque Militiae, Comes ſtabuli etc. genennt wird; lauter Würden, die auf dieſer Schreibtafel ſowohl ſtehen, als in beyden Aufſchriften, die in dieſem großen Manne, alle vereint waren: welcher durch die **Serena** ſeine Gemahlinn, ein Neffe des großen **Theodoſius**, zweymal des **Honorius** Schwiegervater, und Ueberwinder der zween furchtbarſten Feinde des Reichs, **Alarichs**, Königs der **Gothen**, und des **Radagaiſus**, Königs der **Hunnen**, war. Die Geſchichtſchreiber reden von den großen Aemtern ſo er beſeſſen; niemand aber ſagt, daß er Comes ſtabuli ſacri geweſen, welches doch auf der Schreibtafel und in **Gruters** zweyter Aufſchrift, mit dem Namen **Stilico** ſteht, und folglich den **Herrn von Mautour** berechtiget zu glauben, gegenwärtiges Denkmaal ſtelle dieſen großen Feldherrn vor. **Stilico** beſaß auch das Amt als Magiſter Equitum per Orientem, deſſen Einſetzung **Zoſimus** im II. Buche unter des großen **Conſtantins** Zeit ſetzt (*x*). **Claudian** rühmet die Thaten dieſes Feldherrn wider die **Iberier**, **Armenier**, **Sacen**, **Meder** und einige

---

(*) Pag. 412. N. 3. 4.

(*x*) Man ſehe des **Herrn von Valois** Noten, über **Ammian Marcellins** XVI. Buch.

einige andere Völker, bey denen er den Frieden und die Ruhe wieder hergeſtellet.

Claudian ſagt auch im 2. B. daß, als **Rom** dem **Stilico** das Conſulat zuerkannt gehabt, man ihm ſolche Zeichen dieſer Würde, gegeben, als auf der Schreibtafel ſtehen:

> Ipſa tibi Trabeas ultro dedit, ipſa Curulem
> Obtulit etc. etc.

Was endlich noch dieſe Anwendung der Schreibtafel auf den **Stilico** beſtätiget, das iſt die Beſchreibung der Spiele, die er unter ſeinem Conſulate gegeben. **Claudian** redet in dem Gedichte auf **Stilicons** zweytes Conſulat, von den verſchiedenen Thieren, ſo dabey vorgekommen, und eben dieſelben ſind, ſo hier auf der Schreibtafel ſtehen. Der Dichter giebt vor, **Diana** hätte ſie verſammlet, um dieſe Spiele herrlicher und prächtiger zu machen.

> Tum virides pardos et caetera colligit auſtri
> Prodigia, immaneſque ſimul Latonia dentes, etc. etc.

Was die andern Figuren betrifft, die auf dieſer Schreibtafel neben dem Conſul ſtehen, ſo ſagt Herr von **Mautour**, daß eine von denen die ihm zur Seiten ſtehen, den **Eucher**, oder **Eucharius**, ſeinen Sohn vorſtelle: welcher da er im 389 Jahre gebohren geweſen, im 405 Jahre, etwa 14 Jahre alt geweſen ſeyn kann; welches die Zeit iſt, da ſein Vater zum zweytenmale Conſul geweſen, als von welcher Zeit man auch dieſe Schreibtafel hält. Die andere ſtellet unfehlbar irgend einen vornehmen Bedienten vor. Unter den acht Manns- und Frauensbildern aber, die unten in einer Art eines Amphitheaters ſtehen, glaubt Herr von **Mautour** die **Serena**, **Stilicons** Gemahlinn zu erblicken, welche im 408 Jahre ſtarb, und ihre zwo Töchter, Maria und Thermancia, die Honorius nach einander ehlichte. Ihre Kleidungen und Kopfputz haben ihn auf dieſe Gedanken gebracht.

XLIII.

Des Herren Secouſſe, Betrachtungen über einige Leben ſo Plutarch geſchrieben. 1724. 1725.

Die Kunſtrichter ſind eins, daß es in Plutarchs Werken eine Menge Fehler giebt; und man kann zwo Haupturſachen davon angeben. Die eine hat er mit den größten Leuten gemein, das heißt, die engen Gränzen und die natürliche Schwachheit des menſchl. Verſtandes. Die andere, trifft nur ihn allein: Plutarch hat ſehr viel von der römiſchen Geſchichte geſchrieben; und gleichwohl war ihm die lateiniſche Sprache nur ſo obenhin bekannt, da er ſie erſt erlernet hatte, als er ſchon bey Jahren war. Er ſelbſt geſteht dieſes, zu Anfange des Lebens vom Demoſthenes (y). Er ſetzt noch hinzu: was ſo gewiß als erſtaunlich bey dieſer Sache iſt, iſt dieß, daß ich nicht die Sachen aus den lateiniſchen Worten lerne; ſondern daß meine Kenntniß die ich von der römiſchen Geſchichte habe, mich auch den Verſtand der Worte lehret. Es iſt alſo kein Wunder, wenn Plutarch ſich oftmals geirret hat; wenn er Schriftſtellern gefolgt iſt, deren Sinn er nur gemuthmaßet, und ſo zu reden, errathen hat; ja es iſt zuweilen ganz leicht, die Redensart oder das Wort zu errathen, ſo ihn betrogen hat, und die Zweydeutigkeit zu merken, die ihn verlocket hat. Verſchiedene Kunſtrichter haben die Fehler geſammlet, ſo ſie im Plutarch angemerkt haben, und um ſo viel weniger Anſtand genommen, ſie bekannt zu machen, da ſie geglaubet haben, ſolches ohne Nachtheil ſeines Ruhms thun zu können. Sie haben geglaubt, der erſtaunliche Bezirk ſeiner

---

(y) a. d. 846. S. der Pariſer Ausgabe, in Folio. Man ſehe auch was er in Catons des Sittenrichters Leben a. d. 340. S. davon ſage.

Kenntniſs, welche alle Wiſſenſchaften in ſich begriff, die faſt unendliche Verſchiedenheit der Materien davon er handelt und die Menge der Werke die er hinterlaſſen hat, entſchuldigten die Fehler zur Gnüge, die ihm entfahren ſind, und gleichſam in dem unermeßlichen Schatze von Gelehrſamkeit, Vernunft, Urtheilskraft und geſundem Verſtande, verſchlungen werden.

Rualdus hat zu **Plutarchs** Leben, welches er aufgeſetzt hat, zwey und funfzig critiſche Beobachtungen über dieſen Schriftſteller beygefüget. Herr **Dacier** hat in ſeinen Noten ebenfalls einige Fehler deſſelben verbeſſert. Allein ſie haben dieſe Materie noch bey weitem nicht erſchöpft. Herr **Secouſſe** hat geglaubt, er könne dem Beyſpiele dieſer zween Gelehrten folgen; und hat der Akademie, zu verſchiedenen Zeiten, diejenigen Anmerkungen mitgetheilet, davon wir hier Rechenſchaft geben wollen. Wir fangen bey **des Furius Camillus** Leben an, welches er mit der Nachricht verſchiedener andern Geſchichtſchreiber zuſammen gehalten hat.

Leben des Camillus.

I. **Plutarch** ſagt a. d. 120. S. daß vor dem **Camillus**, die Familie der **Furier**, aus welcher er entſprungen, nicht ſehr berühmt geweſen; er ſey der erſte dieſes **Namens** der ſich berühmt gemacht, und dieß habe er ſich allein zu danken: Οὔπω δὲ τότε περὶ τὸν τῶν Φουριῶν οἶκον οὔσης μεγάλης ἐπιφανείας, αὐτὸς ἀφ' ἑαυτοῦ πρῶτος εἰς δόξαν προῆλθεν. Gleichwohl erhellet aus dem **Livius** (z) daß das Geſchlecht der **Furier** patriciſch geweſen, indem **Camillus**, ohne der andern Perſonen dieſes Hauſes zu gedenken, im 354. Jahre **Roms** Kriegstribun geweſen, und der erſte **Plebeſer**, dem man dieſes Amt gegeben erſt in dem folgenden Jahre gewählet werden (a). Im 359. Jahre **Roms**, ward **Camillus** Dictator; und Rom ſah erſt lange Zeit hernach, nämlich im 399. Jahre, einen plebejiſchen Dictator.

(z) Man ſehe das V. Buch a. d. 446. S. Edit. Varior. 1679.

(a) Ebendaſ. im V. B. a. d. 461. S. und im VII. B. a. d. 612. S.

Man kann alſo nicht zweifeln, daß das Geſchlecht der Furier patriciſch geweſen. Es iſt aber auch noch gewiß, daß ſelbiges in den anſehnlichſten Würden der Republik von Anbeginn derſelben geſtanden. **Dionyſius von Halikarnaß** (*b*) und **Livius** (*c*) verſichern, daß im 266. Jahre **Roms**, achtzehn Jahre nach der Verjagung der Könige, **Sextus Furius** Conſul geweſen; und von dieſem Jahre an, bis auf das **Camillus** Tribunate, das heißt, in einer Zeit von acht und achtzig Jahren, findet man ſiebenzehnmal den Namen **Furius** unter den Conſulen und Kriegstribunen.

II. Alles was **Plutarch** von den **Galliern**, ſowohl von denen ſagt, die zuerſt nach Italien gekommen, als auch von ihren Nachkommen, welche **Rom** belagert haben, das iſt ein rechtes Gewebe von Irrthümern. Wollte man ſie alle aufdecken ſo müßte man ſich in gar zu große Weitläuftigkeit einlaſſen. Herr **Secouſſe** wird daher nur die wichtigſten Fehler anführen, welche **Plutarch** begangen. Er ſagt a. d. 135. S. daß ein Theil der erſten **Gallier**, welche aus dem **Celtiſchen** gezogen, das **Riphäiſche** Gebürge (*d*) überwandert, bis an den mitternächtlichen **Ocean** gedrungen, und ſich an dem äußerſten Ende von **Europa** nieder gelaſſen. **Plutarch** iſt der einzige, welcher die Gallier eine ſo weite Reiſe thun läßt; und **Livius** ſagt bloß, daß ſie den Weg nach dem **hercyniſchen** Walde genommen. Hierauf redet **Plutarch** von den **Celtoriern**, einem unbekannten Volke, deſſen Namen man nirgends als in dieſer Stelle im **Plutarch** findet. **Ortelius** (*e*) meynt es ſey ein verſtümmeltes Wort. Endlich ſetzt **Plutarch** hinzu, die **Gallier** hätten ſich des ganzen Landes bemächtiget, welches die alten **Tyrrhenier** bewohnet, und welches ſich von den **Alpen** bis an die zween Meere erſtrecket. Indeſ-

ſen

(*b*) im VIII. B. 491. S. der Wechliſchen Ausg. von 1596. fol.

(*c*) im 2. B. 150. S.

(*d*) Ein Gebürge jenſeits des Tanais.

(*e*) Theſaur. Geog. Hanov. in 4to unter dem Worte Celtorii.

ſen iſt es ſehr gewiß; daß die **Gallier** nicht das ganze Gebiethe der **Tyrrhenier** eingenommen; daß dieſe noch das zwiſchen dem **Apennin** und dem innern **Meere** gelegene Land erhalten; daß die **Gallier** jenſeits dieſes Gebirges kein Land beſeſſen; und daß man folglich nicht ſagen kann, ſie hätten ſich von den **Alpen** bis an beyde **Meere** ausgeſtreckt.

III. **Plutarch** ſagt a. d. 139. S. daß, als die **Gallier** ſich **Rom** genähert, die Prieſter aller Götter, wenn man die **Veſtalinnen** ausnimmt, dieſe Stadt nicht verlaſſen wollen; und a. d. 144 S. ſagt er, die Prieſter hätten, ehe ſie die Flucht ergriſſen, die heiligen Sachen verborgen, oder bey ihrem **Ausgange** aus **Rom** mitgenommen.

IV. **Plutarch** hat **Sutrium**, eine mit den Römern im Bunde geſtandene, und in **Tyrrhenien** gelegene Stadt, mit **Satira**, oder **Satrium**, einer römiſchen Colonie vermenget, welche in dem Lande der **Volſker**, und weit von **Sutrium** gelegen; zum mindeſten wenn man dieſe Entfernung mit der geringen Strecke vergleicht, die das römiſche Gebiethe damals hatte: denn dieſe zwo Städte lagen gerade an den beyden äußerſten Enden ſeines Gebieths. Dieſer Irrthum beym **Plutarch** hat zu vielen andern Anlaß gegeben. **Livius** redet im VI **B.** a. d. 526 **S.** von dieſen zwo Städten ſo:

Im 366 Jahre **Roms**, ward **Sutrium**, eine hetruriſche und mit den Römern im Bunde ſtehende Stadt, von den Hetruriern erobert, und vom **Camillus** wieder eingenommen. **Plutarch** erzählet a. d. 147. S. dieſe Sache mit dem **Livius** auf einerley Art.

Drey Jahre drauf, im 369 Jahre **Roms**, nimmt **Camillus**, nachdem er die **Volsker** und **Antiaten** überwunden, **Satrium**, eine Stadt der **Volsker**, ein. Darauf geht er nach **Hetrurien**, allwo er **Sutrium**, welches von den Feinden ſchon faſt eingenommen war, errettet. Von dieſen zwo Begebenheiten redet **Plutarch** gar nicht.

Im folgenden Jahre, ſchicken die Römer eine Pflanzſtadt nach **Satria**. Vier Jahre drauf, im 374 Jahre **Roms**, nahmen die **Volsker**, und die von **Präneſte** dieſe Pflanzſtadt ein, und verfahren mit den Einwohnern ſehr grauſam. Auf dieſe Nachricht erwählet man den **Camillus**, zum ſiebenten male zum Kriegstribun; und **Lucius Furius**, ein junger Menſch, der eben ſo verwägen, als **Camillus** verſtändig war, ward ſein Amtsgenoß. Die **Volsker** wurden überwunden. Man fand unter den Gefangenen einige **Tuſculaner**, welche bekannten, daß ihre Stadt den **Volskern** Hülfsvölker geſchickt hätte. **Camillus** gieng nach **Rom**, berichtete dieſe Sache dem Senate, und erhielt Befehl, die **Tuſculaner** mit Krieg zu überziehen. (534. 536. 546. S.)

Nun wollen wir ſehen, wie **Plutarch** dieſen ganzen Feldzug vom 374 Jahre erzählet, welcher im **Plutarch**, wie im **Livius**, durch die Verwägenheit des **Lucius Furius**, **Camillens Amtsgenoſſen**, bezeichnet wird. Er ſagt a. d. 149 S. daß **Camillus**, nachdem er die **Volsker** geſchlagen, erfahren habe, daß **Satria** eine Stadt der **Tyrrhenier**, eingenommen ſey; und daß die Römer, die man nach dieſer Pflanzſtadt geſchickt, getödtet worden. Er ſey gegangen, dieſe Stadt anzugreifen, habe die **Tyrrhenier** daraus verjagt, und nachmals als man erfahren, daß die **Tuſculaner** ſich empöret, hätte man den **Camillus** wieder ſie ausgeſchickt.

Herr **Secouſſe** unterſucht die Fehler, welche **Plutarch** in dieſer Erzählung macht. 1. Wenn man in dieſer Stelle Satria lieſt, wie es gedruckt ſteht, ſo iſt zwar dieſe Stadt eine römiſche Colonie geweſen; aber es iſt falſch, daß ſie wie **Plutarch** ſagt, im **Tyrrheniſchen** gelegen; denn es iſt eine Stadt im Lande der **Volsker**. 2. hat **Camillus** nicht erſt nach der Niederlage der **Volsker** erfahren, daß dieſe Stadt weggenommen geweſen; man kündigte vielmehr den **Volskern** den Krieg nur darum an, weil ſie ſich dieſer

Stadt bemächtiget hatten. Will man dieſe Stelle verbeſſern, und **Sutrium**, anſtatt **Sarria**, leſen, ſo hat man dem **Plutarch** nur neue Fehler vorzurücken: denn **Sutrium** lag zwar im **Tyrrheniſchen**, allein es war keine römiſche Pflanzſtäte. Er würde auch noch außerdem wider die Zeitrechnung verſtoßen haben, wenn er auf das 374 Jahr, einen Feldzug ſetzte, welcher fünf Jahre früher, nämlich im 369 vorgefallen war, wie **Livius** berichtet. Selbſt **Plutarchs** Erzählung würde alle Wahrſcheinlichkeit verlieren; denn es iſt ſchwer zu glauben, daß in einem und demſelben Feldzuge, welcher nach damaliger Art nicht lange währete, **Camillus** die **Volsker** hat ſchlagen, von da über die **Tiber** gehen, nach dem andern Ende der römiſchen Staaten ziehen, **Sutrium** wiedernehmen, und nach dieſem wieder in das Land kommen können, woraus er gezogen war, um die **Tuſculaner** zu bekriegen.

Es iſt alſo gewiß, daß **Plutarch** die Städte **Sutrium** und **Sarria** mit einander vermenget hat, unfehlbar wegen der Aehnlichkeit der Namen; und daß er auch die Zeit und Umſtände dieſer zwo Begebenheiten unter einander geworfen, die ſich doch in verſchiedenen Jahren zugetragen.

So hat ſich **Plutarch** auch noch bey verſchiedenen Umſtänden des erwähnten Krieges mit den **Volskern** geirret. Wir wollen erſt ſehen, was **Livius** davon ſagt.

Er ſchreibt im VI **B.** a. d. 554 **S.** daß als **Camillus** zum ſiebentenmale Kriegstribun geworden, er dem Volke vorſtellen wollen, wie ſeine ſchwächliche Geſundheit ihn zu den Mühſeligkeiten des Krieges untüchtig machte; man wollte aber ſeine Entſchuldigungen nicht annehmen, und er mußte die Befehlshaberſtelle über das Kriegsheer antreten, welches lange ſo ſtark nicht war, als das feindliche. Er hielt es alſo für rathſam, die Schlacht aufzuſchieben und irgend eine vortheilhafte Gelegenheit zu erwarten, da er durch Geſchicklichkeit, der Schwäche ſeines Heeres abhelſen könnte: Occaſionem juvandarum ratione virium, trahendo bello quaerebat. **Lucius Furius** war ſein Amtsgenoß, ein junger eingebildeter und verwägener Menſch, dem dieſe Schläfrigkeit in den Tod zuwider war. **Furius** ſchmälte ohne Unterlaß auf den **Camillus**, und ſchrieb ſeiner Trägheit und Saumſeligkeit, als ordentlichen Gefährten des Alters, dasjenige zu, was doch eine Frucht der höchſten Vorſichtigkeit war. Er machte das ganze Kriegsheer wider ihn aufſätzig, und **Camillus** mußte endlich den Anfall auf die Feinde zugeben. Er behielt ſich indeſſen die Anführung des Hinterhalts vor, ſetzte ſich auf eine Anhöhe und wollte ein Zuſchauer eines Gefechtes ſeyn, deſſen unglücklichen Ausgang er beſorgte. Er irrte ſich auch nicht: die Römer wurden zurückgeſchlagen und ergriffen die Flucht; **Camillus** aber, kam ihnen zu Hülfe, riß den **Volskern** den Sieg aus den Händen, und ſchlug ſie gänzlich zu Boden.

Wenn nun **Plutarch** dieſes alles erzählet, ſo entfernt er ſich in vielen Stücken von des **Livius** Erzählung. Er ſagt, a. d. 148 S. **Camillus** wäre gegen die Zeit, da man ihn zum Kriegstribune erwählet, krank geworden. Er ſetzt hinzu, daß als er bey dem Kriegsheere geweſen, er die Schlacht aufgeſchoben, um wieder zur Geſundheit zu gelangen, und ſich an Kräften zu erholen; er ſey bey der Schlacht die **L. Furius** geliefert, nicht zugegen geweſen; ſondern als er die Verwirrung der Römer erfahren, ſey er aus dem Bette geſprungen, um ihnen zu Hülfe zu eilen. Nichts kann widriger ſeyn, als dieſe zwo Erzählungen; und Herr **Secouſſe** glaubt, die Quelle dieſer Widerſprechungen in des **Livius** oben angeführtem Ausdrucke zu errathen: occaſionem juvandarum ratione virium, trahendo bello quaerebat. Dieſes Wort virium hat **Plutarch** von den Leibeskräften des **Camillus** verſtanden, deſſen ſich doch **Livius** nur bedient, die Stärke des römiſchen Kriegsheers anzudeuten. Gleichwohl kam ihm des **Livius** Ausdruck ſo wenig zweydeutig vor, daß er dieſe Muthmaßung würde verworfen haben, wenn er nicht bemerkt hätte, daß ein ſehr geſchickter Mann, der in den beſten alten Schriftſtellern überaus bewandert iſt, dieſem Ausdrucke des **Livius** eben den Sinn beylegt, den ihm **Plutarch** beygelegt haben muß, wenn es wahr iſt, daß der Misverſtand dieſer Stelle ihn in Jrrthum verführet hat. Dieſer gelehrte Mann (**Dacier** im 2 Th. a. d. 165 S.) wenn er in einer Note dieſe Redensart des **Livius** anführet, ſetzt hinzu: **und im Vorbeygehen bemerke man, daß dieſe Art zu reden,** *ratione juvandarum virium*, **ſo viel heißt, als unter dem Vorwande, ſich an Kräften zu erholen, oder Zeit zu haben, an Kräften zuzunehmen.**

Dieß ſind nun die hauptſächlichſten Fehler im Plutarchiſchen Leben des **Camillus**, welche Herr **Secouſſe** entdeckt hat, weil ſie der Aufmerkſamkeit anderer Kunſtrichter, z. E. des **Rualdus**, **Palmerius** und **Daciers** entwiſchet waren, und er ſchließt dieſen erſten Aufſatz mit der Anmerkung: daß, wenn man ja argwohnen kann, einige dieſer Fehler wären nicht die Folge von **Plutarchs** geringer Kenntniß der lateiniſchen Sprache; es deren doch eine groſſe Menge giebt, die man auf andere Urſachen ſchieben muß. Es wäre ihm leicht geweſen, dieſes mit einer groſſen Anzahl von Jrrthümern zu beweiſen, welche ſich in denen aus der griechiſchen Geſchichte gezogenen Leben befinden; allein er hat ſich an folgender Probe begnügen laſſen.

Plutarch erzählet in des **Kleomenes** Leben, daß dieſer König der **Lacedämonier**, nachdem er die **Achäer** überwunden, die ihn um Frieden bathen, ihnen weiter keine Bedingung vorgeſchlagen, als daß ſie ihn für das Oberhaupt des **Peloponneſus** erkennen ſollten. **Aratus** bemühete ſich umſonſt, ſie zu Verwerfung dieſes Vorſchlages zu ermahnen; ſie entſchloſſen ſich es einzugehen: und nachdem ſie eine allgemeine Verſammlung ihrer Republik nach **Lerna** beruffen, ſo erſuchten ſie den **Kleomenes** dahin

hin zu kommen, und das Generalat im Beſitz zu nehmen. Er reiſete auch ſogleich ab; ward aber unterwegens krank, und mußte wieder nach **Lacedämon** zurück kehren. **Aratus** wußte ſich dieſer Zeit die ihm des **Kleomenes** Krankheit gab, weislich zu bedienen: denn als dieſer König ſich nachmals **Argos** näherte, allwo die **Achäer** verſammlet waren, ſo ließen ſie auf des **Aratus** Anrathen, ihm ſagen, ſie würden ihm dreyhundert Geiſeln ſchicken, wünſchten aber, daß er in die Verſammlung allein kommen möchte; oder man würde ihm außen vor der Stadt Gehör geben. **Kleomenes**, ward wider die **Achäer** ſehr erbittert, er gieng zurück und kündigte ihnen den Krieg an.

Plutarch nun erzählet in dem Leben des **Aratus** eben dieſe Begebenheit; allein mit ganz andern Umſtänden. Er ſagt, es wären die **Achäer** geweſen, welche von ſelbſt dem **Kleomenes** das Generalat des **Peloponneſus** angebothen. Dieß iſt der erſte Widerſpruch. 2. Sagt **Plutarch** hier kein Wort von der Verſammlung zu **Lerna**, von des **Kleomenes** Krankheit, die den ganzen Zuſtand der Sachen veränderte; und kaum redet er von des **Aratus** Anſtiftungen, deſſen Leben er gleichwohl beſchreibt. Endlich ſagt er, man habe dem **Kleomenes** Geiſſel angebothen, und ihn gebethen, daß er nur in Begleitung von dreyhunderten ſeiner Freunde kommen ſollte: und dennoch berichtet er in des **Kleomenes** Leben, man habe den König erſuchet, allein zu kommen.

Jedoch Herr **Secouſſe** läßt die Leben der griechiſchen Feldherrn fahren, um ganz allein beym **Camillus** ſtehen zu bleiben, und bemerkt, daß ungeachtet ſein Leben Stoff genug zur Critik an die Hand giebt, man es dennoch mit vielem Nutzen und Vergnügen läſe. Man bewundere darinnen diejenige weitläuftige Gelehrſamkeit, den ſchönen Witz, und die gründliche Urtheilskraft, die dem **Plutarch** ſo weſentlich eigen ſind. Es enthält ferner eine Menge merkwürdiger Vorfälle, es ſey nun in der allgemeinen, oder in

Camills Geſchichte inſonderheit. Man lernet daraus, z. E. wie alt er geweſen, als er geſtorben: denn **Plutarch** ſagt a. d. 150 S. daß er faſt achtzig Jahre alt geweſen, als er zum fünftenmale Dictator war, und die **Gallier** bey dem Fluſſe **Anio** geſchlagen; dieß fällt nun nach des **Livius** 6 B. a. d. 588 S. in das 388 Jahr **Roms**, und daraus folgt, daß er 82 Jahre alt geweſen ſeyn müſſe, als er zwey Jahre darauf, durch die Peſt im 390 Jahre Roms, dahin geriſſen ward. (**Ebenderſ.** 7 B. a d. 595 S.) **Camills** Alter, in welchem er geſtorben, iſt alſo bekannt, und folglich ſieht man in welches Jahr ſeines Lebens man alle ſeine Thaten ſetzen ſoll. Hier lernt man mit Erſtaunen, daß er nur 16 Jahre alt geweſen, als er im 324 Jahre **Roms** ſo viel zu dem Siege beygetragen, welchen der Dictator **A. Poſthumius Tubertus** über die **Equer** und **Volſker** erfochten (*f*).

Nach eben dieſer Rechnung, war **Camillus** im 369 Jahre **Roms** erſt ein und ſechzig Jahre alt. Gleichwohl beſchreibt ihn uns **Livius** unter dieſem Jahre als einen Mann, den das hohe Alter träge und ſchläfrig macht, und der ſich faſt nicht mehr rühren kann: Camillum jam ad munera corporis ſenecta invalidum. *Lib. VI. pag.* 533. Dieſer Ausdruck ſcheint nicht richtig genug zu ſeyn, denn, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, haben die Menſchen im 60jährigen Alter, von Seiten des Verſtandes viel gewonnen, von den Kräften des Körpers aber noch faſt nichts verloren: und eben dieſen **Camillus**, welchen **Livius** im ein und ſechzigſten Jahre ſo veraltert abſchildert, den ſtellet er fünf Jahre ſpäter, nämlich im ſechs und ſechzigſten, als einen geſunden und ſtarken Greis vor, deſſen Sinnen noch in voller Lebhaftigkeit wären: vegetum ingenium in vivido pectore virebat, vigebatque integris viribus, *pag.* 555. Denn ſo will **Tanaquill Faber** dieſe Stelle geleſen haben.

(*f*) Man ſehe des **Livius** 4 B. a. d. 373 und 376 S. imgl. den **Plutarch** a. d. 129 S.

II. Kann **Plutarch**, in des **Camillus** Leben, zur Verbeſſerung, oder Erläuterung einer Sache dienen; in deren Erzählung **Livius** ſich von der Wahrheit zu entfernen ſcheint, oder ſich doch gar nicht richtig ausdrückt. **Livius** erzählet, daß, indem die **Gallier** das **Capitol** belagert gehalten, die Römer, welche zu **Vejis** geweſen, nachdem ſie ein Kriegsheer zuſammen gebracht, ſich entſchloſſen deſſen Anführung dem **Camillus** zu übergeben; da ſie ſolches aber nicht thun wollen, ohne den Senat darum zu befragen, welcher in **Rom** war, **Pontius Cominius** übernommen dahin zu reiſen, und nachdem er ſich auf eine Rinde gelegt, ſey er die **Tyber** hinunter geſchwommen, und ſo nach **Rom** gekommen: incubans cortici, ſecundo Tiberi ad urbem defertur. *Libr. V. pag.* 524. **Livius** ſagt nicht, ob es weit oder nahe von **Rom** geweſen, da **Cominius** ſich auf ein ſo zerbrechliches Fahrzeug begeben; und man kann muthmaßen, es ſey an demjenigen Orte der **Tiber** geweſen, welcher der Stadt **Vejos** von wannen er ausreiſte, am nächſten gelegen. Nun war dieſe Stadt, nach des **Dionyſius von Halikarnaß** II **B.** a. d. 116 **S.** der **Vechel. Ausg.** ungefähr hundert Stadien von **Rom** entfernet, welches über vier fr. Meilen macht. Man weis nicht ob es möglich iſt, daß ein auf einer Rinde liegender Menſch eine ſo weite Fahrt zu Waſſer thun könne; geſetzt aber auch es wäre möglich, ſo war es doch damals unnütz; denn die **Gallier** hatten ihr Lager in der Stadt **Rom**. **Pontius** konnte daher ohne alle Gefahr an jener Seite des Ufers gehen, oder zu mehrerer Sicherheit ſich ins Land hinein halten, und nachmals eine bequeme Gelegenheit erſehen, oberhalb **Rom** über die **Tiber** zu fahren: und ungefähr ſo erzählet auch **Plutarch** die Sache a. d. 141 **S.** ganz ungekünſtelt.

Er ſagt, daß **Pontius** in einem Tage von **Vejos** nach der **Tiber** gereiſet ſey, daß er ſich gegen die Nacht der Brücke genähert; da er ſie aber von den Feinden beſetzt gefunden, er die Tiber durchgeſchwommen ſey, und zwar durch Verhülfe eines Brettes von Pantoffelholze, ſo er mit ſich gebracht gehabt. **Diodor von Sicilien** ſtimmt mit dem **Plutarch** überein, und ſchreibt im XIV B. a. d. 324 S. der **Rhodomanniſchen Ausgabe** ſo: διανηξάμενος νυκτὸς τὸν ποταμὸν, **da er den Strom des Nachts durchſchwommen.**

III. Es ſcheint, daß **Plutarch** in des **Camillus** Leben, lediglich dem **Livius** gefolget ſey. Es iſt aber auch wahrſcheinlich, daß er noch andere Geſchichtſchreiber zu Rathe gezogen: denn zuweilen erzählet er dieſelben Sachen, auf eine andere Art. Oftmals erweitert er des **Livius** Erzählungen, wenn ſie nicht umſtändlich genug ſind, und ſetzt wichtige Umſtände hinzu, die dieſer Schriftſteller vernachläßiget hatte. Man kann ſagen, daß dieſe zween vortreffliche Geſchichtſchreiber, einander wechſelsweiſe die Hand biethen: und wenn man durch den **Livius**, einige Fehler im **Plutarch** entdeckt; ſo erkläret hingegen **Plutarch** viele Stellen im **Livius**.

Da die franzöſiſchen Dollmetſchungen der **Plutarchiſchen Leben**, dieſes Werk ſehr bekannt gemacht haben; da es ſehr geleſen wird, und es wenig Bücher giebt die ſo leſenswerth ſind: ſo hat Herr **Secouſſe** dieſe Anmerkungen für diejenigen nicht ganz undienlich gehalten, die die hiſtoriſche Richtigkeit lieben. Vielleicht werden ſie dadurch veranlaſſet, den **Plutarch** mit andern Geſchichtſchreibern zu vergleichen: die man nothwendig erſt leſen ſoll, ehe man ſich an ſeine Leben macht, und die man nicht vollkommen verſtehen kann, wenn man nicht die allgemeine Geſchichte derjenigen Zeiten weis, in welchen dieſe großen Männer gelebet haben, deren beſondere Thaten ſie in ſich halten.

Wir wollen, indem wir dieſen Artikel vom **Camillus** endigen, doch noch eine Verbeſſerung vom Herrn **Secouſſe** nicht übergehen, die er zu **Coriolans** Leben hinzugefüget

hat,

hat, allwo man Μαρκίῳ, anſtatt Λαρκίῳ lieſt (g): Die Folge der Rede, rechtfertiget dieſe Verbeſſerung. Plutarch ſagt, nachdem Marcius die Einwohner von Coriole zurück gejagt, welche belagert waren und einen Ausfall gethan hatten, ſo habe er dem Marcius dadurch die Einnahme dieſer Stadt erleichtert. Hier muß man nothwendig Larcius leſen, welches der Name desjenigen iſt, der bey dieſer Belagerung der Oberfeldherr war, und nach dem Plutarch dieſe Stadt eingenommen hat. Die Aehnlichkeit der Namen iſt die Urſache dieſes Abſchreibefehlers (h). Der lateiniſche Dollmetſcher, deſſen Ueberſetzung bey der Pariſer Ausgabe iſt, hat dieſes ſo wenig als Amyot gemerkt, und ihre Dollmetſchungen haben gar keinen Verſtand. Herr Dacier hat in die ſeinige Larcius geſetzt, entweder, weil der Sinn ihm dieſen Namen angegeben, ohne daß er den Fehler im Griechiſchen gemerkt, oder weil er ihn wirklich gemerkt hat.

Herr Secouſſe glaubt auch, daß man in des Marcellus Leben, welches im Vorbeygehen geſagt, was die Sachen betrifft, nichts richtiger iſt, als des Camillus ſeines, a. d. 300 S. der Pariſer Ausgabe, in der vorletzten Zeile, ἀφικόμενος, anſtatt ἀφικομένοις, leſen müſſe, und daß das letzte Wort in dem Leben der Gracchen, vor der Vergleichung, a. d. 1546 S. der Stephaniſchen Ausgabe, und a. d. 143. der Pariſer, παραιρεῖται und nicht παραιτεῖται, wie es gedruckt ſteht, heiſſen müſſe.

Leben des Lucullus.

Als der Herr Secouſſe der Akademie ſeine Anmerkungen über das Leben des Camillus mittheilte, ſo glaubte er zu merken, daß ihr dieſe Art von Arbeiten angenehm wäre, daher gieng er diejenigen Leben, die er noch zu leſen übrig hatte, deſto aufmerkſamer durch, um eine genaue Rechenſchaft davon geben zu können. Dieß ſind nun die Leben des Lucullus, Craſſus, Pompejus, Cato, Cäſar, Cicero, Brutus und Antonius. Sie enthalten eben das merkwürdigſte Stück der ganzen alten Geſchichte, indem man darinnen die größten Feldherrn, die beſten Redner, die feinſten Staatsleute, und die größten Geiſter nach dem Leben abgeſchildert findet, die jemals in Rom gelebt haben, und weil man in denſelben, diejenigen Händel aus einander geſetzt findet, welche den Verfall der Republik, eine ziemliche Reihe von Jahren, vorbereitet und endlich veranlaſſet haben.

(g) a. d. 395. S. der Stephan. Ausg. u. a. d. 217 der Pariſer, i. d. 16 Zeile.

(h) Eben dieſe Aenderung muß a. d. 396 S. der Stephan. Ausg. und a. d. 218 S. der Pariſer, in der 9 Zeile gemacht werden, allwo ebenfalls Μαρκίῳ, für Λαρκίῳ, ſteht.

Er hatte zu Anfange ſeiner Anmerkungen über des Camillus Leben geſagt, er würde nur an die hiſtoriſchen Umſtände binden; und begehrte die Materie nicht zu erſchöpfen. Hier fährt er auf eben dieſe Weiſe fort, nur mit dem Unterſchiede, daß nicht alle ſeine Anmerkungen critiſch ſind, und daß er ſich zuweilen beſtrebet, diejenigen Sachen, welche einem im Plutarch verdächtig ſcheinen könnten, durch Beweiſe zu beſtätigen. Seine erſte Anmerkung ſieht ſo aus.

Plutarch erzählet a. d. 498 S. daß, als Lucullus gehört, man hätte gegen dem Hafen der Achäer zu, dreyzehn Schiffe des Mithridates geſehen, die den Lauf nach Lemnos nähmen, er ſich gleich zu Schiffe geſetzt, dieſe Flotte überwältiget und den Iſidor, der ſie anführete, ermordet. Darauf habe er ſich zu andern Schiffen gewandt, die vor Anker gelegen; daß bey ſeiner Ankunft die Befehlshaber ſie an das Land bringen laſſen; und daß, da ihre Soldaten auf dem Verdecke fechten müſſen, eine große Menge Römer getödtet worden. Nach einem langen Widerſtande endlich habe Lucullus ſie nach der Landſeite gezogen, und gänzlich geſchlagen. Er ſetzt noch hinzu, daß Marius, ein römiſcher Kriegsmann, bey dieſer Gelegenheit gefangen genommen worden. Appian, der a. d. 223 S. ſeines Mithridatiſchen Krieges, Stephan. Ausg. mit dem Plutarch faſt einerley Sprache führet, erkläret ihn; wenn er ausdrücklich bemerkt, dieſe Schlacht ſey neben einer kleinen wüſten Inſel nahe bey Lemnos vorgefallen. Cicero gedenkt dieſer Vorfälle in den Reden pro Lege Manilia, pro Murena, und pro Archia Poeta, und was er davon ſagt, das ſtimmt mit dem Plutarch gar nicht überein.

1. Vermengt er dieſe zwo Schlachten, und redet nur von einer einigen, welche nach ihm, nahe bey **Tenedos** (i) vorgefallen ſeyn ſoll: doch dieß letztere macht keine Schwierigkeit, weil dieſe Inſel von dem Hafen der Achäer nicht fern war. 2. ſagt er in der Rede für den **Murena**, der Sieg habe den Römern nicht viel gekoſtet: mediocri certamine et parva dimicatione. Gleichwohl heißt es in der Rede für den **Archias**: incredibilis apud Tenedum pugna navalis. Er ſetzt hinzu, dieſe Flotte des **Mithridates** ſey zahlreich, wohl ausgerüſtet, und unter der Anführung derer vom **Sertorius** abgeſchickten Feldherren (dieß deutet alſo die zweyte Flotte an) beſtimmt geweſen, Italien zu verheeren. Er beſchreibt ſie in der Rede für das **Maniliſche** Geſetz, wie ſie mit vollen Segeln ſchifft, und bereits in Hoffnung alle Schätze dieſes Landes verſchlinget: claſſem magnam et ornatam, quae Ducibus Sertorianis ad Italiam, ſtudio inflammato raperetur - - - Cum contento curſu, ſagt er in der Rede für den **Murena**, Italiam, ſpe atque animis inflata, peteret. Obgleich Cicero dieſe Reden ſelbſt in derjenigen Zeit gehalten, da die Sachen von denen er redet, vorgegangen waren: ſo glaubt dennoch Herr **Secouſſe** nicht, daß man das, was er davon ſagt, **Plutarchs** und **Appians** Zeugniſſe vorziehen müſſe. Es ſcheint dieſer Redner habe ſich weniger befliſſen, richtige Begriffe von dieſen Begebenheiten zu machen, als ſeinen Zuhörern rührende Bilder vor Augen zu ſtellen, die ihre

---

(i) Pro Mur. et pro Arch.

Aufmerkſamkeit ermuntern könnten. Es iſt gar nicht wahrſcheinlich daß **Mithridat**, in dem Zuſtande darinnen er ſich befunden, den Anſchlag ſollte gefaſſet haben, eine Flotte nach den italiäniſchen Küſten zu ſchicken. Er hatte in der Belagerung vor **Cyzicum**, die er ſchimpflicher Weiſe wieder aufheben müſſen, viel Volk verloren; zwey von ſeinen Heeren waren nach dieſem niedergehauen worden; ein Theil ſeiner Flotte, über welchen **Ariſtonikus** Feldherr war, hatte ſich dem **Lucullus** ergeben müſſen (*); und ſeine Kräfte waren daher nicht mehr ſtark genug, eine Veränderung zu machen. Allein andern blieb er noch in ſehr guten Umſtänden; er hatte noch nicht alles verloren, was er erobert hatte; ſeine Staaten waren noch nicht angegriffen, und es war noch nicht ſo weit mit ihm gekommen, daß er einen verwägenen Schluß faſſen müßte, wie er nachmals thun wollte. Es ſcheint alſo nicht wahrſcheinlich zu ſeyn, daß die zwo vom **Lucullus** überwundenen Flotten, nach Italien geſegelt wären. Die erſte war unterwegens, ſich zu derjenigen zu ſchlagen, die auf der Rhede vor **Lemnos** lag. **Cicero** hat ſich bey dieſer Gelegenheit der Freyheiten eines Redners bedient, die ſichs für erlaubt halten, die Umſtände der Begebenheiten zu verändern, nachdem ſie es für gut befinden. Dieß bemerkt **Aſconius Pedianus** welcher ſagt, indem er vom **Cicero** redet: eſſe oratoriae calliditatis, ut cum opus ſit, iisdem rebus ab utraque parte, vel a contrariis utantur. *Pro L. Cornelio. T. VI. p. 691. Edit. Graev.*

II. Unter den geheimen Ränken und Staatsliſten, welche in den letzten Zeiten der römiſchen Republik ſo gemein wurden, giebt es wenige, die ſo ſonderbar ſind, als derjenige, wozu ein gewiſſer **Vettius** das hauptſächlichſte Werkzeug und Opfer war. **Cäſars** und des **Pompejus** Anhänger, beſchuldigten ihn, und hatten es mit dieſem Menſchen verabredet, er hätte einen Anſchlag auf des Pompe-

---

(*) Plutarch in deſſen Leben

jus Leben gefaßt: **Vettius** erklärte ſich in Gegenwart des Senats und Volks, daß die vornehmſten Römer in dieſer Verſchwörung mit verwickelt wären, und nannte diejenigen die dem **Cäſar** und **Pompejus** am meiſten zuwider waren, nämlich den Conſul **Bibulus**, **Lucullus**, **Brutus**, **Curio** und **Piſo**, **Cicerons** Eidam, dieſen aber beſchrieb er nur. Niemand gab ſeiner Ausſage Gehör, und man ſchickte ihn ins Gefängniß, in welchem diejenigen ſelbſt, ſo ihn zu dieſer That verlockt hatten, ihn umbringen ließen. **Plutarch** a. d. 520 S. **Appian** a. d. 434. S. vom bürgerlichen **Kriege** und **Dio** a. d. 63. 64. S. des 38. B. haben von dieſer Begebenheit geredet; allein dieſe drey Geſchichtſchreiber ſtimmen miteinander gar nicht überein, und es iſt noch mehr zu bewundern, daß keiner von allen mit dem **Cicero** übereinſtimmt, welcher in der Rede für den **Sextius** etwas weniges davon erwähnet; in der Rede wider den **Vatinius** ziemlich weitläuftig davon redet, und in dem 24 Briefe des 11 Buchs an den **Atticus**, eine große Beſchreibung davon macht. **Plutarch** indeſſen geht unter allen dreyen, noch am wenigſten von ihm ab. Dieß Abgehen beſteht 1. in dem Namen dieſes Argliſtigen. Er nennet ihn Βρέττιος, welches **Amyot** und **Dacier** Brutien überſetzt haben; vielleicht aber iſt es nur ein Fehler der Abſchreiber, für Οὐέττιος. 2. Sagt **Plutarch**, diejenigen, die den **Vettius** vor den Senat geführet, hätten geſagt, ſie hätten ihn auf der Auskundſchaftung und gleichſam auf der Lauer ertappt, da er den **Pompejus** ermorden wollen, Cicero aber macht in erwähntem Briefe an den **Atticus** einen ganz andern Begriff davon. Er ſagt, **Vettius** habe dem **Cäſar** verſprochen gehabt, **Curio** den Sohn, in irgend eine böſe That zu verwickeln, weil er ſich mit ihm vertraut bekannt gemacht hatte; und nach vielen Unterredungen, habe er demſelben vertrauet, er ſey geſonnen, mit ſeinen Sklaven den **Pompejus** anzufallen, und ihn zu ermorden. **Curio** habe dieſes ſeinem Vater angezeigt, der es dem **Pompejus** gemeldet. Dieſe Sache ſey ſogleich vor den Senat gekommen, vor welchen man den **Vettius** beruffen; man habe zu Rom geſagt, die Abſicht derer, die dieſe Sache gekartet, ſey dahin gegangen, den **Vettius** auf öffentlichem Markte, mit dem Dolche in der Hand, greifen zu laſſen.

Was den **Plutarch** betrogen haben kann, iſt, daß **Cicero** ſagt, der Senat habe den **Vettius** ins Gefängniß gelegt: quod confeſſus eſſet ſe cum telo fuiſſe. Das heißt aber noch nicht man habe ihn mit dem Dolche ertappt, da er eben im Begriffe geweſen den Mord zu vollziehen; ſondern nur, man habe ihn geſtraft, weil er wider das Geſetz, mit Waffen gegangen. Vielleicht wollte man den **Plutarch** dadurch rechtfertigen, daß die Ausdrücke deren er ſich bedienet, *συνειλῆφθαι ἐπιβουλεύοντα Πομπηΐῳ*, nur überhaupt andeuten, **Vettius** habe etwas wider den **Pompejus** geſchmiedet, und nicht, er ſey auf friſcher That ertappet worden; in dieſem Falle aber würde ſein Ausdruck nicht richtig ſeyn, und einen ganz andern Begriff vorſtellen, als man glauben ſollte, daß **Plutarch** gehabt hat. Obige drey Ueberſetzer haben auch dieſer Stelle den Sinn gegeben, den man ihr allhier beygeleget hat.

Leben des Pompejus.

Plutarch und **Appian** erzählen des **Cinna** Tod ſehr verſchiedentlich. Herr **Secouſſe** unterſucht zuvörderſt die Erzählung des erſtern.

Pompejus kam einige Zeit nach ſeiner Vermählung mit der **Antiſtia**, den **Cinna** in ſeinem Lager zu beſuchen; da er aber glaubte, er habe ſich etwas von ihm zu befahren, ſo gieng er heimlich wieder davon. Sogleich kam unter dem Heere das Gerücht aus, **Cinna** habe ihn ermorden laſſen; und diejenigen die dieſem Feldherrn gram waren, und ihn nicht mehr ertragen konnten, wollten ſogleich Hand an ihn legen. Er floh; man eilte ihm nach, und ein Befehlshaber der ihn einholete, tödtete ihn.

Appian legt dem Aufruhre der Soldaten einen andern Grund bey, und erzählet des **Cinna** Tod folgendermaßen:

Sylla, welcher mit dem **Mithridat** Frieden gemacht hatte, hielt ſich fertig wieder nach Italien zu kommen. **Cinna** und **Carbo** hatten ſich ſelbſt zu Conſuln ernannt, warben gleich neues Volk an, welches ſie über Meer nach **Liburnia** ſchicken wollten, um ihm entgegen zu gehen. Diejenigen ſo zuerſt überfuhren, kamen glücklich an; die folgenden aber wurden durch ein Ungeſtüm auf die italiäniſchen Küſten zurück geſchlagen. Die Soldaten waren aus den Schiffen geſtiegen, erklärten ſich, ſie möchten wider ihre Mitbürger nicht fechten, und giengen in ihr Land zurück. Ihrem Beyſpiele folgte das übrige Heer, und wollte ſich auch nicht einſchiffen laſſen. **Cinna** voller Zorn, ließ eine Verſammlung herbey ruffen, um ſeinen Soldaten ihren Ungehorſam zu verweiſen, und vielleicht auch ſie zu ſtrafen. Sie kamen, mit vollem Grimme in ihren Geſicht=zügen hin, und ſchienen zu einer öffentlichen Empörung ganz geneigt, als eben ein **Lictor**, der dem **Cinna** Platz machen wollte, einen Soldaten ſchlug, welcher nicht ſchnell genug über Seite ſprang. Ein Camerad deſſelben machte ſich über den **Lictor**, und als **Cinna** dieſen Soldaten wollte greifen laſſen: ſo ertönete das ganze Feld von einem entſetzlichen Geſchreye; die Steine flogen von allen Seiten zu, und diejenigen ſo nahe beym **Cinna** waren, tödteten ihn.

Vellejus ſagt a. d. 110. S. des 2 Buchs, nur ſehr wenig von dieſer Begebenheit: Cinna, ſeditione orta, ab exercitu interemtus eſt. Er bemerkt die Urſache des Aufruhres nicht, und kann alſo zu keiner Entſcheidung zwiſchen obigen Geſchichtſchreibern etwas beytragen. Wenn man aber **Plutarchs** Erzählung wohl erwäget, ſo ſcheint ſie ſehr verdächtig zu ſeyn. Er ſagt, Pompejus ſey in des Cinna Lager geweſen; dieß geſchah unfehlbar um unter ihm zu dienen. Das ſcheint nun aber ganz unwahrſcheinlich zu ſeyn; denn es iſt aus des Paterculus Zeugniſſe im 2. Buche a. d. 102. 103. Seite, und aus dem, was der Verfaſſer des Auszuges aus dem Livius, im 79. Buche a. d. 1038. S. Ed. Var. ſagt, gewiß, daß Pompejus Strabo, des Pompejus Vater, nachdem er lange Zeit zwiſchen beyden Parteyen gleichgültig geblieben, damit er deſto beſſer diejenige erwählen könnte, die ihm die vortheilhafteſte wäre, ſich endlich wider den Cinna erkläret, dem er vor den Mauren der Stadt Rom eine Schlacht lieferte. Es iſt auch aus dem Cicero, Paterculus und Plutarch ſelbſt noch gewiß, daß Pompejus in dem Kriege wider den Cinna, unter ſeinem Vater gedienet. Er erzählet ſogar, daß dieſer einen gewiſſen Lucius Terentius, der ein vertrauter Camerad des jungen Pompejus war, angeſtiftet; und daß derſelbe ſich anheiſchig gemacht, ihn in der Zeit zu ermorden, wenn die andern Verſchwornen das Feuer an des Vaters Gezelt legen würden. Man kann auch nicht zweifeln, daß Pompejus, nach des Sylla Wiederkunft, nicht öffentlich ſeine Partey ſollte ergriffen haben; und man weis, was er ihm für wichtige Dienſte geleiſtet hat. Allerdings ſagt Appian, daß, als Sylla nach Italien zurückgekommen, Pompejus nicht dafür gehalten worden, daß er ihm gewogen ſey, οὐκ εὔνου τῷ Σύλλᾳ νομισθέντος. Allein wenn es wahr iſt, daß Pompejus etwas wider den Sylla gehabt, ſo hat es doch nicht lange gewähret, und er hat ſich bald nach deſſen Rückkunft für ihn erkläret.

Aus allen dieſen Umſtänden muß man ſchlieſſen: es ſey nicht glaublich, daß Pompejus, nach dem Tode ſeines Vaters, ſich mit den Feinden ſeines Hauſes verbunden habe; ja daß er ſich einem Menſchen übergeben, der ihn durch ſchändlichen Verrath umbringen wollen, und daß er nach dieſem ſich wieder zum Sylla gewandt, den er verlaſſen hatte. Sind nun dieſe Sachen alle wahr, ſo iſt Plutarch nicht zu entſchuldigen, daß er ſie nicht genau angemerkt hat: entweder um ſeine Erklärung zu erläutern, und der Verwirrung eines aufmerkſamen Leſers vorzubeugen, der ganz erſtaunet, daß er den **Pompejus** in dem Feldlager ſeiner ärgſten Feinde ſieht; oder um des **Pompejus** leichtſinn anzuzeigen, da ja **Plutarch** ſelber ſagt, ſeine Hauptabſicht ſey die Gemüthsarten und Sitten zu ſchildern, und gleichſam die Gemälde der Seelen zu verfertigen. Allein dieſe Flatterhaftigkeit des **Pompejus**, ob ſie gleich moraliſcher Weiſe nicht unmöglich iſt, muß dennoch nicht vorausgeſetzt werden, wenn kein Geſchichtſchreiber ausdrücklich davon redet: und dieſer einzige Umſtand von **Plutarchs** Erzählung iſt Bewegungsgrund es genug, ſie zu verwerfen. Man muß ſich alſo an dasjenige halten was **Appian** davon ſagt: denn es ſcheint nicht möglich zu ſeyn, dieſe zwo Erzählungen zu vereinigen. Gleichwohl hat ein gewiſſer Gelehrter es unternehmen wollen, oder er hat vielmehr aus beyden nur eine gemacht, indem er zu der einen zugeſetzt, und die andere verkürzt hat. Dieß iſt **Freinshemius**. Ungeachtet ſein Werk überhaupt ſehr gut iſt, ſo getrauet man ſich doch zu ſagen, daß er bey dieſer Gelegenheit die Regel der Geſchichte überſchritten. Im 83. Buche ſeiner **Zuſätze zum Livius**, wenn er den Tod des Cinna erzählet, nimmt er gleich den Anfang von **Plutarchs** Erzählung an, und nachdem er geſagt hat, die Soldaten hätten geglaubt, er ſey ermordet worden, ſo kömmt er auf **Appians** Erzählung; und indem er alles verſchweigt, was dieſer Schriftſteller von der Weigerung der Soldaten wider den Sylla zu fechten, ſagt: ſo berichtet er, daß Cinna herbey gekommen, die wider ihn aufgebrachten Soldaten zu beſänftigen, weil ſie ihn für den Mörder des **Pompejus** gehalten; daß ſein Steckenknecht einen Soldaten geſchlagen u. ſ. w. was im **Appian** folget; dann kömmt er wieder auf den **Plutarch**, was die Todesart des Cinna betrifft. So hat er denn ſeine Erzählung aus lauter Umſtänden zuſammen geflickt, die er zu ſolchen Begebenheiten füget, von denen der Schriftſteller nicht redet, der, daraus er ſie genommen. Er verwirft alles das, was den Unterſchied unter dem **Plutarch** und **Appian** verrathen könnte, und führet ſolchergeſtalt diejenigen in Irrthum, die etwa die Urſchriften nicht leſen, und ſich auf ihn verlaſſen möchten.

III. Hat **Plutarch** ſich ſelbſt in dem Leben des **Sertorius** und des **Pompejus** widerſprochen, wenn er von der Schlacht bey **Sucro** redet, die dieſe zween Feldherrn gegen einander gehalten.

In dem Leben des **Sertorius**, ſagt er a. d. 578. S. B. daß die beyden Heere ſich in Schlachtordnung geſtellet. **Sertorius**, ſey an der Spitze des rechten Flügels und dem **Afranius** entgegen geſetzt geweſen; als er aber vernommen, daß **Pompejus** ſeinen linken Flügel über einen Haufen geworfen, ſey er dahin geeilet, habe den Streit wieder angefangen, und den **Pompejus** in die Flucht gejagt. Unter dieſer Zeit, habe **Afranius** ſich des **Sertorius** Abweſenheit zu Nutze gemacht, ſey in den rechten Flügel eingebrochen, und habe die Feinde bis in ihr Lager verfolgt, darein er mit ihnen zugleich gekommen, und die Soldaten hätten ſich zum Plündern zerſtreuet: **Sertorius** aber, welcher von dem Verfolgen des von ihm geſchlagenen Flügels zurück gekommen, ſey über des **Afranius** Leute hergefallen, die ganz in Unordnung geweſen, und habe ein gräuliches Blutbad angerichtet.

Dieſe Erzählung nun macht uns einen Begriff von einem langwierigen Gefechte, ſo ſich aber endlich durch die Niederlage von des **Pompejus** beyden Flügeln geendiget. Es ſcheint ſogar, aus den Folgen dieſer Schlacht, daß **Sertorius** Sieger geblieben, weil **Plutarch** hinzuſetzt,, daß den folgenden Morgen ſehr frühe, er ſeine Leute in Schlachtordnung geſtellt; als er aber gehört, **Metellus** käme mit einem neuen Heere, ſich wieder zurück gezogen. Indeſſen ſagt **Plutarch**, in des **Pompejus** Leben, ohne ſich in eine weitere Beſchreibung einzulaſſen, daß in der Schlacht bey **Sucro**, der Sieg unter beyden Theilen zweifelhaft geblieblieben, weil es auf beyden Seiten einen ſiegenden Flügel gegeben; daß indeſſen Sertorius von dieſer Schlacht die meiſte Ehre gehabt, da er alles was vor ihm geweſen, niedergeworfen: und damit die Folge dasjenige behaupten möchte was er von der Ungewißheit des Sieges bey dieſer Schlacht erwähnet hatte, ſetzt er ausdrücklich dasjenige noch hinzu, was er in des Sertorius Leben geſagt hatte; daß den folgenden Tag ſich beyde Feldherren in Schlachtordnung geſtellt.

Appian entfernet ſich, wenn er von dieſer Schlacht redet, in vielen Stücken von beyden Erzählungen des Plutarchus; er ſagt aber, der Sieg ſey ungewiß geblieben. Herr Secouſſe hat in eben dieſer Stelle von des Sertorius Leben, noch eine andere Abweichung bemerkt. Plutarch ſagt, in dem Leben des Pompejus, daß dieſer Feldherr kaum in Spanien angelanget geweſen, daß er alle Völker, die dem Sertorius anhiengen, auf eine andere Seite gebracht; daß Sertorius ihn ſehr gefürchtet, und ſich dennoch befliſſen mit Verachtung von ihm zu reden; ja daß er ſpottweiſe geſagt habe: er würde gegen dieſes Kind nur die Ruthe gebrauchen, wenn er nicht die Alte, den Metellus meynend, ſcheuete. Plutarch wendet in des Sertorius Leben, eben dieſen Spott auf eine andere Begebenheit an: er ſagt, daß als Sertorius, den Morgen nach der Schlacht bey Sucro, ſich in Schlachtordnung geſtellt, und ſich zurück ziehen müſſen, weil Metellus ſich herannahete, er geſagt hätte: Wäre dieſe Alte nicht gekommen; ſo hätte ich dieſem Knaben einen Denkzettel mit der Ruthe gegeben, und ihn nach Rom heimgeſchickt. Bayle hat alſo nicht Unrecht gehabt, wenn er ſagt, Plutarch habe dermaßen mit den Vorfällen geſchaltet und gewaltet, daß er ſie bald ſo, bald anders angewandt, und ſey ſchon gewohnt geweſen, einerley Hiſtörchen zu mehr als einem Gebrauche anzuwenden (l).

(l) Man ſehe den Art. Achilles, a. d. 60. S. Anmerk. M. 2. Spalte in der Ausg. von 1702. und in der deutſchen Ueberſ. ebend. auf der 1. Sp. und den Artikel Euripides a. d. 1203. S. Anmerk. O. 2. Spalte in der deutſchen a. der 462. S. des II. Bandes.

IV. **Plutarch** führet an, daß **Pompejus** in vierzig Tagen das mittelländiſche Meer gereiniget, welches voller Seeräuber geweſen, die ſich in denen Feſtungen verborgen gehalten, welche ſie in **Cilicien** und im Berge **Taurus** gehabt. Daß er darauf eine Reiſe nach **Rom** gethan, von da er nach **Cilicien** zurück gekommen, allwo er ſich mit Gutem oder durch Gewalt, aller Zuflüchte der Seeräuber bemächtiget. Der ganze Krieg den er wider ſie geführet, ſey in drey Monaten geendigt geweſen, und nach dieſem habe er denen Seeräubern die ſich ihm ergeben, oder die er auch zu Gefangenen gemacht hatte, Wohnungen mitten im Lande gegeben. Die Schriftſteller ſind überaus uneins unter einander, was die Zeit von dem Ende dieſes Krieges betrifft. **Lucan** ſagt im 577. Verſe des 2. Buchs, er habe noch nicht zween Monate gedauret; und im **Dio** findet man, daß **Pompejus** über ein Jahr damit zugebracht. Es würde zu weitläuftig werden, wenn man hier alle Schriftſteller anführen wollte, die davon geredet haben: es wird genug ſeyn wenn man anmerkt, daß die Verſchiedenheit ſo ſich unter ihnen findet, von den vielerley Begebenheiten bey dieſem Kriege herrühret, darinnen man dreyerley Zeit unterſcheiden muß. 1) Die Siege zur See, nach welchen **Pompejus** gen **Rom** zurück kehrete. 2) Die Belagerungen der feſten Plätze in **Cilicien**. 3) Die Folgen des Sieges, das heißt, die Bewegungen, welche **Pompejus** anwendete, den Seeräubern Ländereyen nahe bey denen **Ciliſchen** Städten auszutheilen, die vom Meere weit entfernet waren. Die verſchiedenen Schriftſteller haben das Ende dieſes Krieges, bey einer von dieſen drey Begebenheiten feſtgeſetzt; und daher eben ſtimmen ſie, in der Zeit die ſie ihm geben, ſo wenig überein. Eben dieſe Anmerkung dienet auch zwo Stellen im **Cicero**, pro **Lege Manilia** n. 12. pag. 45. miteinander zu vergleichen, die ganz widrig zu ſeyn ſcheinen. In einer ſagt er, **Pompejus** habe die Anſtalten zu dieſem Kriege, gegen das Ende des Winters gemacht, ihn mit dem Frühlinge angefangen, und mitten im Sommer beſchloſſen: dieß enthält alſo nur vier und einen halben Monat; in der 191. Num. p. 61. aber ſagt er, dieſer Krieg habe ein Jahr gewähret. In der erſten Stelle ſetzt er hinzu, **Pompejus** habe in neun und vierzig Tagen, von ſeiner Abfahrt aus **Brunduſium** an gerechnet, ganz **Cilicien** unters Joch gebracht. Gleichwohl ſagt **Plutarch**, wie oben gezeigt worden, daß dieſer Feldzug in drey Monaten geſchehen ſey.

V. **Plutarch** führet an, daß nach der Niederlage des **Mithridates**, **Pompejus** ſich einer Feſtung bemächtiget, darinn er allerley geile Briefe gefunden, die die **Monimia** dem **Mithridates** geſchrieben, und **Mithridates** hinwieder ihr zugefertiget, ἐπιστολαὶ ἀκόλαστοι. Da Herr **Secouſſe** hiergegen nichts wichtiges einzuwenden hat, ſo ſucht er es nur mit einer andern Stelle im **Plutarch** zu vergleichen, die aus des **Lucullus** Leben genommen iſt, und wo er von der **Monimia** ſo redet: „Ihr Ruhm war ſehr groß, indem da der König ſich in ſie verliebt, und nichts unterlaſſen hatte, ſie zu ſeiner Leidenſchaft zu bewegen; denn er ſchickte ihr auf einmal 15000. Stücke Gold, ſie dennoch ſtets widerſtanden, und dieſe Geſchenke ausgeſchlagen; bis er ſich zu einem Ehevergleich verſtünde, ihr die königliche Binde ſchickte, und ſie zur Königinn erklärete. Und ſeit ihrer Vermählung an bis auf dieſen Tag, hatte dieſe unglückſelige Prinzeßinn, ihre Tage in beſtändiger Traurigkeit und Betrübniß zugebracht, ihre unſelige Schönheit beweinet; welche, anſtatt eines Ehegatten, ihr einen Herren gegeben, und anſtatt ſie in ein ehrliches Haus, und in eine eheliche Geſellſchaft zu bringen, ſie in ein enges Gefängniß, und unter die Aufſicht der Barbarn gebracht hatte.„ Geile Briefe nun ſchicken ſich wohl nicht mit dieſem Charactere der **Monimia**, ſo wie er hier beſchrieben iſt, mit ihrer ſtrengen Tugend, und dem betrübten und eingezogenen Leben zuſammen, welches ſie in dem Schloſſe führete, darinnen ſie verſperret war.

VI. **Plutarch** ſagt, **Mithridates** habe ſich ſelbſt umgebracht; und hierinnen ſtimmt er mit dem **Florus** überein. **Appian** aber (m) will, er habe ſich vom **Bitoitus**, einem Anführer der Gallier ermorden laſſen, der unter ſeinem Heere war. **Diodor** erzählet dieſen Tod wieder ganz anders. Er ſagt, **Mithridat** habe ſich einen Stich mit dem Degen gegeben, wovon er nicht geſtorben, weil er vor Alter nicht Kräfte genug gehabt; und daß er von denenjenigen ſelbſt vollends getödtet werden, die er an ſeinen Sohn abgeſchickt hatte, ihn ſeiner Pflichten zu erinnern.

VII. Berichtet **Plutarch**, daß **Pompejus**, die Königinn **Zoſima**, eine Gemahlinn des **Tigranes**, des Vaters, im Triumphe aufgeführet. Dieſer Umſtand, der in keinem einzigen Geſchichtſchreiber ſteht, ſcheint dem Herrn Secouſſe verdächtig zu ſeyn; und zwar aus folgenden Urſachen. **Plutarch** hatte oben erzählet, daß **Tigranes** ſelbſt ſich in des **Pompejus** Gewalt geliefert, ohne von ihm ein ſicher Geleit zu begehren; daß er ſich vor ihm auf die Knie werfen wollen; daß **Pompejus** ihn daran verhindert, ihm ſehr gnädig begegnet, ſeine Staaten gelaſſen, und ihm ſogar den Königstitel ertheilet habe. Und in der Vergleichung des **Ageſilaus** und **Pompejus** ſagt er: daß **Pompejus**, der den **Tigranes** in ſeiner Gewalt gehabt, und ſein Siegesgepränge mit dieſem erlauchten Gefangenen hätte ſchmücken können, denſelben lieber zu einem Bundsgenoſſen des römiſchen Volks machen wollen, und bey dieſer Gelegenheit den Sinnſpruch geſagt habe: er ziehe die Ehre vieler Jahrhunderte, der Ehre eines einzigen Tages vor. Iſt es nun wohl wahrſcheinlich, daß **Pompejus**, die Gemahlinn eines Königes ſollte im Triumphe aufgeführet haben, welcher wirklich ein Bundsgenoß des römiſchen Volkes und zwar durch ſeine eigene Großmuth, war; daß er einen Prinzen, der die Römer mit Krieg überzogen, und deren

---

(m) im 3. B. 5. Cap. ſeines Krieges vom Mithrid. p. 248. 249.

gefährlichſten Feinden Zuflucht und Hülfe ertheilet hatte, mit Ehren überhäufen; eine Gemahlinn aber, die ihm allem Anſehen nach, keine beſondere Gelegenheit gegeben haben konnte, ihn zu haſſen, mit einer Schande belegen ſollte, die doch auf den Gemahl mit zurück fiel? Will man ſagen, er habe Urſache gehabt, mit ihr übel zufrieden zu ſeyn, und z. E. vorausſetzen, ſie ſey die Mutter des jungen **Tigranes** geweſen, und habe ihn zur Empörung aufgehetzet: ſo wäre dieß ein weſentlicher Umſtand geweſen, welchen **Plutarch** nicht hätte unterdrücken ſollen.

VIII. Als **Pompejus** nach **Rhodus** gieng, da er von Aſien zurück kam, wohnte er den Reden der **Sophiſten** bey. **Plutarch**, der dieſes a. d. 641. S. D. ſagt, ſetzt hinzu, **Poſidonius** habe diejenige Rede ſchriſtlich hinterlaſſen, die er in ſeiner Gegenwart gehalten, um die Meynung des Rhetors **Hermagoras** zu widerlegen: περὶ τῆς καθ᾽ ὅλου ζητήσεως. Dieß überſetzt Herr **Dacier** ſo: **von der Erfindung überhaupt**; man ſehe ſeine Anmerkung hierüber. Allein **Cicero** hat im II. Buche der Tuſculaniſchen Bücher, 25. Num. eine ſehr merkwürdige Beſchreibung desjenigen mitgetheilet, was ſich zu **Rhodus**, zwiſchen dem **Pompejus** und **Poſidonius** zugetragen. Er ſagt, **Pompejus** ſey begierig geweſen, dieſen Weltweiſen zu hören: als er aber vernommen, daß er von den heftigſten Gichtſchmerzen gequälet würde, habe er ihn doch wenigſtens beſuchen wollen. Nach den verpflichteſten Begrüßungen, habe **Pompejus** ihm bezeugt, wie ſehr es ihn kränke, daß er ihn nicht hören könne. **Das wird dir ein leichtes ſeyn,** erwiederte **Poſidonius**, **und ich werde mir nicht nachſagen laſſen, der Schmerz habe mich verhindert, mich der Ehre gemäß zu bezeigen, die ein ſo großer Mann mir anthut, da er mich beſuchet.** Er hielt ihm auch in der That, auf dem Bette liegend, eine weitläuftige und tiefſinnige Rede, um zu beweiſen, **daß nichts gut iſt, als was wohlanſtändig** iſt. Da ihn aber die heftigſten Schmerzen oftmals anfielen, ſagte er: **O Schmerz, deine Anfälle ſind vergeblich, und du gewinneſt nichts dabey. Du magſt ſo heftig ſeyn, als du willſt, ich werde doch nicht zugeſtehen daß du ein Uebel ſeyſt.**

Man ſieht wohl, daß hier unter des **Cicero** und **Plutarchs** Erzählung ein Unterſchied iſt; der eine läßt den **Poſidonius** auf den Bette; der andere in der Schule; der erſte läßt ihn **vom Guten und Wohlanſtändigen**, der andere von der **Erfindung** reden. Allein man kann ſie ſchon mit einander vergleichen, wenn man ſagt, **Pompejus** ſey eine Zeitlang zu **Rhodus** geblieben; die erſten Tage ſey er zum **Poſidonius** gegangen, allwo dasjenige vorgefallen, was **Cicero** erzählet. In den folgenden Tagen aber, habe dieſer Weltweiſe ſich beſſer befunden, und öffentlich die Rede gehalten, von welcher **Plutarch** redet. Hat man aber nicht Urſache ſich zu verwundern, daß **Plutarch**, dem vermuthlich des **Cicero** Stellen nicht unbekannt geweſen, ihm in ſeinen Werken keinen Platz vergönnet hat? Es ſcheint, daß ſie ganz natürlich zu ſeinem Vorhaben gehörten: denn was konnte wohl des **Pompejus** und **Poſidonius** Gemüthsart beſſer ſchildern? was konnte die Gnade und Leutſeligkeit des römiſchen Feldherrn, ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften, die Hochachtung ſo er gegen diejenigen hegte, welche ſich ihnen widmeten, und die verſtellte Standhaftigkeit, oder vielmehr Hartnäckigkeit des **Stoikers** beſſer abbilden, als dieſe zwo Stellen?

IX. Man findet in **Plutarchs** Leben des **Pompejus**, a. d. 650. S. und in **Cäſars** Leben, a. d. 722. S. daß ein Befehlshaber aus **Cäſars** Kriegsheere, den dieſer nach **Rom** geſchickt, nachdem ſich derſelbe lange Zeit vor der Thüre des Senats aufgehalten, und endlich gehöret hatte, der Rath ſchlüge dem **Cäſar** die Verlängerung ſeines Feldherrnamtes ab, er mit der Hand auf ſein Degengefäß geſchlagen, und überlaut geſagt habe, dieſer wird es ihm ſchon verlängern. **Appian** legt a. d. 432. S. A ſeines **bürgerl. Krieges**, dieſen Ausdruck in **Cäſars** eigenen

Mund, als er vor der Spitze des Kriegsheeres ſtand. Herr Secouſſe hat zwar nichts zuverläßiges gefunden, welchem von dieſen zween Geſchichtſchreibern man Recht geben ſolle; es kömmt ihm aber doch nicht ſehr wahrſcheinlich vor, daß ein bloßer Kriegsbedienter, mitten in **Rom**, allwo **Pompejus** Herr war, vor den Pforten des Senats, zu einer Zeit, da die Geſetze noch ihre völlige Kraft hatten, und die Republik noch beſtund, einen ſo unverſchämten Ausdruck hätte brauchen, und deswegen nicht geſtrafet werden ſollen. Er bemerkt zugleich im Vorbeygehen, daß Sueton im Leben **Auguſts**, 26. Num. **Dio** im V. Buche a. d. 468. S. und **Dacier**, dieſen Ausdruck einem Kriegsknechte vom **Auguſt**, beylegen.

X. Herr **Dacier** hat angemerkt, daß **Plutarch**, in der Beſchreibung die er von der **Pharſaliſchen** Schlachtordnung macht, von demjenigen ſehr abweiche, was **Cäſar** in ſeinen **Commentarien** davon ſagt. Herr Secouſſe ſetzt noch hinzu, daß **Plutarch** in des **Pompejus** Leben, ſagt, **L. Albinus** habe **Cäſars** ganzes Kriegsheer angeführet, und daß er in **Cäſars** Leben, wiederum ſchreibt, es ſey **Domitius Calvinus** geweſen: ſo daß es ſcheint, man müſſe in der erſten Stelle, **Calvinus**, anſtatt **Albinus**; und in der andern den Namen **Lucius** in **C.** verwandeln: denn dieß iſt der Vorname, welchen **Cäſar** und **Appian** ihm geben. (*) Es befand ſich in des **Pompejus** Kriegsheere noch ein anderer **Domitius**, welcher **Lucius** hieß, und nach dem **Plutarch**, dem linken Flügel geboth. Es iſt dem Herrn **Dacier** erſtaunlich vorgekommen, daß er zweene Oberfeldherren **Domitius** in dieſen feindlichen Heeren gefunden; und er muthmaßet es ſey ein Fehler im Texte. Herr Secouſſe aber kann dieß nicht glauben, und meynet die zween Domitius ſind richtig bewieſen. **Cn. Domitius**, der von **Cäſars** Partey war, wird vom **Cäſar** ſelbſt, vom **Plu-**

(*) De bello civ. Lib. 3. pag. 661. Edit. varior. 1650. Ibid. Lib. 2. p. 473 und 476. Dacier. Tom. VI. pag. 274.

Plutarch und **Appian** beſtätiget; und **L. Domitius**, von des **Pompejus** Partey, wird vom **Appian** und **Plutarch** angeführet; welcher leztere an dreyen Stellen von ihm redet: in deren einer er ihm den Zunamen **Aenobarbus** giebt; und er iſt ein Mann, der in der Geſchichte der damaligen Zeit ſehr bekannt iſt.

XI. Wenn **Plutarch** ſagt, **Pompejus** ſey den Morgen nach ſeinem Geburtstage ermordet worden, und damals 59. Jahre voll geweſen; ſo macht er zween Fehler, deſſen einer eine Folge des andern iſt, beyde aber durch eine Stelle aus dem **Vellejus Paterculus** Lib. 2. p. 180. gebeſſert werden müſſen, welche enthält, daß **Pompejus** an dem Morgen ſeines Geburtstages ermordet worden, welches das 58. Jahr war; und in der That konnte er erſt den folgenden Tag 59. Jahre haben.

Man muß nicht vergeſſen anzumerken, daß **Plutarch**, welcher hier ſagt, **Pompejus** ſey den Morgen nach ſeinem Geburtstage ermordet worden, in des **Camillus** Leben ſagt: es ſey an demſelben Morgen ſeines Geburtstages geſchehen, ἐν τοῖς γενεθλίοις. **Pompejus** ſtarb im 705. Jahre Roms; und nach dem **P. Petav**, a. d. 138. S. D. 48. Jahre vor **Chriſti** Geburt. War er nun damals 59. Jahre, weniger einen Tag alt; ſo muß er im 646. Jahre **Roms**, und 107. Jahre vor **Chriſto** gebohren geweſen ſeyn. Er ſiegte über den Orient unter des **M. Piſo** und des **M. Meſſala** Conſulate, nach dem Naturlehrer **Plinius**, (Lib. 31. Cap. 2. N. 6. Edit. Hard. sec.) und folglich im 692. Jahre **Roms**, 61. Jahre vor **J. C.** Damals war er eben 46. Jahre alt, weil er nach dem **Plinius** (wie oben) und **Dio** (42. B. a. d. 188. S. A.) an ſeinem Geburtstage ſiegte. **Plutarch** irret ſich daher, a. d. 643. S. B. wenn er ſagt: er ſey damals nahe an ſeinem 40. Jahre geweſen; oder es iſt ein Abſchreibefehler. **Plutarch** ſetzt hinzu, (e) daß diejenigen, welche den **Pompejus** mit dem **Alexander** verglichen, und, es koſte was es wolle, unter ihnen eine Aehnlichkeit finden wollten, vorgåben: **Pompejus** ſey damals noch nicht 34. Jahre alt geweſen. **Appian** iſt ihnen vermuthlich gefolget, denn er ſagt **Pompejus** ſey damals 35. Jahre geweſen; und unfehlbar hat aus der ſchon angeführten Urſache, vom **Plutarch** her, ſich in den Schriftſtellern, eine ſolche Verſchiedenheit wegen des Alters des **Pompejus** eingeſchlichen.

Endlich wird in **Plutarchs** Texte, der Zuname **Appius** dem **Metellus** beygelegt, welcher den Krieg wider den **Sertorius** führete. Dieß iſt nun gewiß ein Schreiberfehler; und man muß **Pius** leſen; ja man kann im **Appian** und im **Vellejus Paterculus** ſehen, was ihm dieſen rühmlichen Zunamen zuwege gebracht hat.

(e) Es erhellet aus einer Stelle im Salluſtius, die aus dem Nonius gezogen iſt, und ſich unter des Salluſtius Ueberbleibſeln befindet, a. d. 454. S. Elzev. Ausg. daß ſich Pompejus von Jugend auf Alexandern zu ſeinem Muſter genommen.

XLIV.

Herrn Frerets Abhandlung von der Sprache der Chineſer.

1720.

Da Herr Freret hat Gelegenheit gehabt, ſich eine ziemlich gründliche Kenntniß von der Schrift und Sprache der **Chineſer** zu erwerben, und zwar in denen oftmaligen Geſprächen, die er mit dem Herrn **Arcadio Hoangh**, einem **Chineſer** gehalten; ſo theilte er in zween verſchiedenen Abhandlungen der Geſellſchaft ſeine Begriffe mit. Eine handelte von der **Schrift**, die andere, von der **Sprache** der **Chineſer**. Die erſte ſteht im 9ten **Theile** der **ausführlichen Schriften** dieſer Akademie.

Die chineſiſche Sprache, ſo er unterſucht hatte, und davon er der Geſellſchaft ſeine Beobachtungen mittheilete, iſt diejenige, welche von den Glaubensbothen und Reiſenden, aber mit Unrecht, die **mandariniſche** Sprache genennet wird: gleich als ob ſie nur den obrigkeitlichen Perſonen dieſes Landes, die wir nach den **Portugieſen Mandarinen** nennen, eigen wäre. Die **Chineſer** nennen ſie Kouâne, das heißt **gemein**, **allgemein**; weil ſie diejenige iſt, die man gemeiniglich unter angeſehenen Leuten, in allen Städten und Provinzen dieſes groſſen Reiches, ſpricht.

In den ſechs mittäglichen Provinzen, redet man ſie nicht ſo rein, als in den nordiſchen: weil die Leute in den erſtern ehedem eine andere Sprache gehabt, die auch noch in gewiſſen Cantons unter den Bergleuten und Bauern, gleich dem Bas-Breton und Basque in Frankreich, beſteht. Als dieſes Volk von den Einwohnern der nordlichen Provinzen unters Joch gebracht ward, entſtand ein gewiſſes Miſchmaſch, durch die Vermengung der Sprache der Ueberwinder, mit der Ueberwundenen ihrer. Dieß iſt nun die Sprache derer Perſonen, die keine gute Erziehung gehabt haben; die andern aber ſprechen die chineſiſche Sprache der nordlichen Provinzen, außer daß ſie dieſelbe mit andern Accenten, und in einer andern Mundart ausſprechen: und dieſe Sprache iſt daſelbſt wenigſtens eben ſo gebräuchlich, als die franzöſiſche im **Languedoc** und in **Gasconien** iſt. In den nordlichen Provinzen kennet man keine andere Sprache als die Kouâne, dieſe ſpricht der Bauer wie der Vornehme: jedoch mit dem Unterſchiede, den man in der ganzen Welt zwiſchen der Sprache des Pöbels und der Standesperſonen bemerkt.

Der Wohnplaß der Reinigkeit dieſer Sprache, was den Accent und die Richtigkeit der Ausdrücke betrifft, iſt zu **Nanking**: denn ungeachtet der Aufenthalt des Hofes zu **Peking**, die **Hofleute** antreibt, die Ausſprache und Mundart dieſer Stadt anzunehmen; ſo denken dennoch die Gelehrten anders davon. Sie halten beyde für falſch, und wollen, daß die Nachbarſchaft mit den Tartarn, etwas Rauhes darein gemenget habe.

Die Sprachlehre der chineſiſchen Sprache darf nur zween Hauptpuncte vor Augen haben; einmal, die Töne kennen zu lehren, welche von dem **Chineſiſchen** Volke erwählet worden, die Zeichen ihrer Begriffe und Empfindungen zu ſeyn; und dann, das Verhältniß auszudrücken, welches unter dieſen Begriffen iſt. Dieſe Art nun kömmt in der **Chineſiſchen** Sprache, einzig und allein auf die Ordnung und Zuſammenfügung dieſer willkührlichen Zeichen an: denn in dieſer Sprache ſind alle Wörter unabänderlich. Es giebt weder Zahl, noch Endungen, noch Geſchlechter, noch Perſonen, noch Zeiten, noch Arten, wie in allen denen Sprachen die wir ſonſt erlernen müſſen. Die chineſiſche Sprache kennt gar keine grammatikaliſche Beugungen.

Ehe man die Töne als Zeichen der Begriffe erwäget, muß man ſie erſt an ſich ſelbſt betrachten, und als einen Schall, der die Werkzeuge der Ohren berühret. Eine jede Sprache hat Töne, die ihr eigen ſind, und ſie von andern unterſcheiden. Die chineſiſchen laſſen ſich auf zwo Gattungen einſchränken: 1. auf die deutlich ausgeſprochenen Töne, welche von den Sprachlehrern **Buchſtaben** genannt werden, und die Selbſtlauter und Mitlauter unter ſich begreifen: 2. auf die Töne und Accente, welche in dieſer Sprache, ſo wie in den mehreſten des morgenländiſchen Indines, die Bedeutung der Sylbe, auf welche ſie treffen, durchaus verändern.

Dieſe deutlichen Töne, müſſen noch in verſchiedene Claſſen eingetheilet werden. Die Selbſtlauter ſind Hauche der Stimme, die durch eine beſtändige Stellung der Kehle und Lippen abgeändert wird.

Die Mitlauter ſind Abänderungen dieſer Selbſtlauter, welche durch die Bewegung der Lippen, der Zunge und Kehle entſtehen.

Dieſe zwo Gattungen von Tönen, ſind von einander weſentlich unterſchieden, indem die Selbſtlauter ohne alle Mitlauter, dieſe aber nicht ohne jene ausgeſprochen werden können; und eigentlich zu reden, nur eine Abänderung der Selbſtlauter ſind.

Die Chineſiſche Sprache braucht alle Selbſtlauter die wir in unſerer Sprache haben, und deren an der Zahl zwölfe ſind:

a, é, ê, e, i, o, ou, u, und an, in, on, un.

Der Ton durch die Naſe, welche den weſentlichen Unterſchied dieſer vier letztern ausmacht, iſt in der Chineſiſchen

ſchen Ausſprache noch viel ſtärker zu hören, als in der franzöſiſchen.

Dieſe zwölf Selbſtlauter machen, wenn ſie mit einander verbunden werden, die Doppellaute aus, ja ſelbſt die Dreylauter, welche in der Chineſiſchen Sprache ziemlich oft vorkommen. Sie hat auch noch eine Art von Selbſtlauten, oder einfachen Tönen, die bey uns völlig unbekannt iſt, und welche die **Portugieſen** durch die Buchſtaben ullo ausdrücken, wenn ſie die chineſiſchen Wörter ſchreiben. Er beſteht in einer Art eines Schreyens aus dem Innerſten der Bruſt, davon man ſchwerlich einen Begriff machen kann, wenn man nur für die Augen redet. Dieſer Ton verdienet den Namen eines Schreyes deſto mehr, da er nie, weder mit einem Selbſtlauter noch Mitlauter zuſammen kömmt, und allezeit einzeln ausgeſprochen wird. Er würde einem andern Volke ſehr widerlich vorkommen; allein in chineſiſchen Ohren macht er einen großen Theil des Wohlklanges aus.

Die Chineſer haben nur zwölf einfache Mitlauter, wenn man den gelinden Hauch, ebenfalls für einen Mitlauter rechnet. Die Mitlauter R. D. und Gn. haben ſie ganz und gar nicht. Das B. und Gh. vor einem Selbſtlauter, ſind nur in der einzigen Provinz **Fokien** gebräuchlich. Viele dieſer Mitlauter verdoppeln ſich, und werden härter, ſo daß dieſe zwölf Mitlauter, in der Ausſprache 22 ausmachen. Bis auf das Ts ausgenommen, verbinden die Chineſer niemals zween verſchiedene Mitlauter mit einem Selbſtlauter, und in jeder Sylbe iſt niemals mehr als ein Mitlauter. Daher, und ungeachtet man 56 deutliche Töne in der chineſiſchen Ausſprache erkennen muß, ſo macht doch die Verbindung dieſer 56 Töne, nur eine ſehr eingeſchränkte Zahl von Sylben aus. Die Doppellaute und Dreylaute werden auf einmal ausgeſprochen.

Alle Wörter der chineſiſchen Sprache ſind einſylbig; und die Zahl dieſer Wörter vermehret ſich durch die Töne und Accente welche die Selbſtlauter führen, um ein großes. Die Chineſer zählen deren nur 4, zu welchen die Glaubensbothen folgende Zeichen anwenden: ā, â, à, á. Eben dieſe Glaubensbothen haben noch eine fünfte Art bemerkt, die ſie durch ă, andeuten. Dieſe Accente ſind eine Art von Geſang, darinnen durch die Verlängerung des Tones eines Selbſtlauters, man deſſen Ton verändert, indem man ihn durch eine Bebung der Stimme erhebet, oder ſinken läßt.

Man hat verſucht, das Maaß dieſer Erhöhung und Niederſenkung durch muſikaliſche Noten zu beſtimmen; allein, es läßt ſich ſchwerlich etwas richtiges herausbringen, wenn man nicht die Art denſelben Ton auszuſprechen, bey verſchiedenen Perſonen mit einander vergleichen kann: denn bloß aus der Vergleichung der Ausſprache verſchiedener Perſonen, kann man heraus bringen, in welchem Puncte das Weſen eines jeden dieſer Töne eigentlich beſtehe.

Dieſe Töne nun vervielfältigen die Wörter der chineſiſchen Sprache; gleichwohl fehlet noch ſehr viel, daß die Zahl dieſer Wörter an die Zahl der chineſiſchen Charactere reiche, die ihre Schrift hat; oder an die Zahl derer den Augen ſichtbaren Zeichen, die man in den Büchern braucht. In den Wörterbüchern zählet man deren ſiebenzig tauſend, und einerley Wort, in einerley Tone ausgeſprochen, bezieht ſich oftmals auf ganz verſchiedene Begriffe und eine große Menge von Characteren. In der franzöſiſchen Sprache iſt man zuweilen, obgleich ſelten, eben dieſer Beſchwerlichkeit unterworfen. Pas, bedeutet bald eine Verneinung, bald die fortrückende Bewegung eines Thieres. Point, oder Poing, hat vier verſchiedene Bedeutungen, ohne die mindeſte Veränderung der Ausſprache. In China, wird eben wie bey den Franzoſen, der Sinn in welchem das Wort ſoll genommen werden, durch die Folge der Rede erſt ausgemacht; und man bemerkt die Zweydeutigkeit nicht einmal. Die Zahl der Worte in der geredeten

ten Sprache bey den Chineſern, reicht zum gemeinen Leben ſchon zu: und überhaupt reden die Chineſer eben nicht viel. Von Wiſſenſchaften ſchreiben ſie lieber, als ſie davon reden.

Die Töne der chineſiſchen Sprache, inſoweit ſie willkührliche Zeichen der Begriffe ſind, können auf dreyerley Art betrachtet werden, und müſſen in der Sprachlehre des Landes, drey beſondere Hauptſtücke ausmachen. Das erſte, muß die Verhältniß der Töne mit den Begriffen ſelbſt, durch Beyhülfe eines Wörterbuchs abhandeln, worinnen die chineſiſchen Benennungen aller Weſen, aller Arten ihres Seyens, und aller Verbindungen und Verhältniſſe enthalten ſind, welche die Vergleichung dieſer Weſen und der Art ihres Seyens merklich machen kann. Herr Freret hatte ein dergleichen Wörterbuch mit dem Herrn Hoangh aufgeſetzt, davon ein Theil unter ſeinen Schriften gefunden, und dem Herrn Fourmont zugeſtellet worden iſt.

Der zweyte Artikel, muß umſtändlich alle Zeichen enthalten, durch welche man die Veränderungen ausdrückt, die in denen Sachen vorgehen können, von welchen man redet, nachdem man entweder von ſich ſelbſt, oder von andern Weſen außer ſich, von einem, oder von vielen, der gegenwärtigen, vergangenen, oder zukünftigen Zeit, von einem Weſen das auf andere wirket, oder ſelbſt der Gegenſtand der Wirkung eines verſchiedenen Weſens iſt, handelt.

Dieß iſt nun eigentlich dasjenige, was man die Sprachlehre nennet. In unſern Sprachen, drücken ſich alle dieſe Sachen durch Abänderungen desjenigen Wortes aus, welches das Zeichen der vorhabenden Sache oder der Art iſt, es ſey nun daß dieſe Abänderung, durch eine bloße Veränderung am Schluſſe des Wortes geſchieht, wie in der Abänderung der Namen; oder daß ſie in einer wichtigern Veränderung beſteht, die das Stammwort ſelbſt angreift, wie in den Abwandelungen. Dieſes iſt in den Abwandelungen der griechiſchen, hebräiſchen, arabiſchen und türkiſchen Sprache noch merklicher, als in unſern neuern Sprachen.

In der chineſiſchen Sprache, wo alle Wörter einſylbigt ſind, erdulden dieſelben weder eine Zunahme, noch eine Aenderung, und folglich ſind ſie keiner Beugung fähig. Es giebt in dieſer Sprache weder Abänderungen, noch Abwandelungen; die Hauptwörter haben weder ein Geſchlecht, noch eine Zahl, noch Endungen. Die Zeitwörter haben weder Perſonen, noch Zeiten, noch Arten. Dieſe Sprache beſteht aus lauter unabänderlichen Wörtern, und die vorfallenden Veränderungen in den Dingen ſelbſt, und in dem Verhältniſſe der Dinge unter einander, werden durch den Zuſatz eines neuen und ganz abgeſonderten Wortes bewerkſtelliget. Herr **Freret** hat alles dieſes durch Beyſpiele noch deutlicher gemacht; allein, da er ſelbſt ſeine Leſer auf die chineſiſche Sprachlehre verweiſet, die Herr **Fourmont** zu verfertigen übernommen; ſo unterdrücken wir dieſe Beyſpiele, welche doch für diejenigen Leſer nicht hinreichend ſeyn würden, die dieſer Materie nicht ſchon oft nachgedacht haben; den andern aber als überflüßig vorkommen würden.

Der dritte Abſchnitt der chineſiſchen Sprachlehre, enthält die Anmerkungen, über die Ordnung und Stellung der Wörter, in der Folge einer Rede: indem dieſe Ordnung oftmals dazu dienet, das Verhältniß anzuzeigen, welches unter dieſen Begriffen ſelbſt iſt. Dieſe Ordnung nun folget nicht allemal der natürlichen Ordnung der Begriffe; und oftmals würde ſelbſt dieſe natürliche Ordnung der Begriffe ſchwer zu beſtimmen ſeyn: folglich iſt denn dieſes Hauptſtück der Sprachlehre, welches man die chineſiſche Wortfügung nennen kann, überaus ſchwierig; indem es ſchwer iſt, recht richtige Regeln davon zu geben.

Da der Umgang, welchen Herr **Freret** mit dem Herrn **Hoangh** pflog, damals eben unterbrochen ward, als er an dieſem letzten Hauptſtücke arbeitete; und da bald darauf des

Herrn Hoanghs Tod erfolgte, ſo weis er nicht, wie weit dieſe Arbeit gekommen ſeyn mag. Herr Freret hatte dem Herrn Hoangh gerathen, von denen Materien, die im gemeinen Leben verfallen, chineſiſche Geſpräche aufzuſetzen, Briefe, Reden und einige Stücke Verſe, Stellen aus Luſtſpielen, gewiſſe Flecke aus chineſiſchen Liebesgeſchichten und Hiſtorienbüchern, von Wort zu Wort zu überſetzen; und alles dieſes mit grammatikaliſchen Anmerkungen, über die der chineſiſchen Sprache eigene Wortfügung, und worinnen ein Theil ihrer Zierlichkeit beſteht, zu begleiten.

Es iſt erſtaunlich, daß die lebendige Sprache eines Volkes, das ſo gelehrt und geſittet iſt, als die Chineſer, ſo arm und plump iſt: denn man muß geſtehen daß das Chineſiſche was geſprochen wird, in der That barbariſch iſt; wenn man es mit dem geſchriebenen Chineſiſchen vergleicht.

In der chineſiſchen Schrift, bezieht ſich eine mittelmäßige Anzahl einfacher Züge, auf ſo viel einfache oder urſprüngliche Begriffe, und dienet durch ihre verſchiedene Zuſammenſetzung, alle zuſammengeſetzte Begriffe auszudrücken, ſo daß dieſe Schrift nicht anders, als von einem ſehr philoſophiſchen Kopfe hat können erfunden werden, der dieſes ganze Lehrgebäude entworfen und zur Welt gebracht hat. Alle die nach ihm gekommen ſind, haben ſeine Abſichten nur weiter ausführen, und ſeine Grundſätze nur in andern Fällen anwenden dörfen. Hingegen iſt nichts unſyſtematiſcher, als die chineſiſche Sprache; ſie kennet weder hergeleitete noch zuſammen geſetzte Ausdrücke: ungeachtet es ſcheint, daß das Lehrgebäude ihrer Schrift diejenigen ſo da reden, auf dieſe Seite hätte lenken ſollen. Die Sprachen vieler amerikaniſchen und afrikaniſchen Völker, thun es ihr darinnen unendlich zuvor: unfehlbar darum, weil dieſe Völker, ob ſie gleich grob und wilde ſind, dennoch die Gewohnheit an ſich genommen haben, in ihren Verſammlungen beſtändig zu reden. Dieſe Gewohnheit hat ſie genöthiget ihre Sprache zu verbeſſern und Mittel auszuſinnen, wie ſie ihre Gedanken und Empfindungen nachdrücklich und deutlich ausdrücken möchten. Die Zahl der Begriffe dieſer wilden Völker iſt zwar ziemlich eingeſchränkt, und inſoweit ſind ihre Sprachen arm; in Schwüngen und Arten aber, die Veränderungen dieſer Begriffe und die Verhältniſſe die ſie unter einander haben, auszudrücken, ſind ſie reich und überflüßig.

Man glaube indeſſen nicht, daß die Einrichtung der chineſiſchen Schrift auf die Sprache der Chineſer, den mindeſten Einfluß gehabt, und die Biegung ſo wie die Zuſammenſetzung der Wörter verdrungen habe. Die Mexikaner, welche ſich der hieroglyphiſchen Schrift bedieneten, hatten eine Sprache voller Beugungen und eine Menge zuſammengeſetzter Ausdrücke, ja ſelbſt zuſammengeſetzte Zuſammenſetzungen. Dieſe Sprache iſt noch vorhanden, und wir haben ſogar Sprachlehren davon; folglich muß man die Armuth der chineſiſchen Sprache, was die Sprachlehre anbetrifft, nicht als eine Folge der vorſtellenden oder Bilderſchrift anſehen. Sie muß ſonſt woran liegen, wovon wir keine Kenntniß haben, und dem man dasjenige zuſchreiben muß, was man den Schwung einer Sprache nennet, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden.

In dieſen neuern Zeiten hat man die verſchiedenen Sprachen des Erdballs ſehr unterſucht: es haben ſehr geſchickte Männer ſie mit einander verglichen, und einige ſehr gelehrte Gottsgelahrte, haben ſich bemüht, ſie auf eine einzige, das heißt auf die hebräiſche zu bringen, als die ſie für die allgemeine Quelle aller Sprachen gehalten: ja, ſie haben ſogar geglaubt, ſie thäten der Religion einen großen Dienſt hiermit. Gleichwohl ſcheint ſich der Grundtext des 1 B. Moſe, gar zu deutlich von der wunderbaren Weiſe unter den Sprachen der Menſchen entſtandenen Verwirrung auszudrücken, als daß man davon abgehen könnte. Es iſt ſogar genug, wenn man nur die verſchiedenen Sprachen des Weltgebäudes, die wir kennen, aufrichtig unterſucht, um überzeugt zu ſeyn: daß, ungeachtet es viele giebt, die nur durch die Mundart von einander abgehen, es doch auch viele gebe, die bis auf die Wurzeln, keine Gleichheit mit einander haben. Man glaubt, man habe ſchon die Gleichheit einer Sprache mit dem Hebräiſchen ausgefunden, wenn man, durch Beyhülfe aller Freyheiten, ſo die verwägenen Wortableiter eingeführet haben, das Mittel findet, eine kleine Anzahl Wörtern von gewiſſen hebräiſchen Stammwörtern abzuleiten. Dieß hat der gelehrte Holländer Herr **Maſſon**, mit der chineſiſchen Sprache auch gethan; er will, ſie ſoll vom Hebräiſchen abſtammen, ja ſogar eine ſehr alte Mundart davon ſeyn, die zum Verſtande der heil. Schrift unendlich viel beytragen könnte. Herr **Freret** aber, der dieſen Anſchlag für unmöglich hält, bemerket, daß dieſer Gelehrte, nicht einmal Kenntniß genug von der chineſiſchen Sprache beſeſſen, daß er ſie mit dem Hebräiſchen hätte vergleichen können.

Der ſtärkſte Beweis, wenn man von dem Verhältniſſe der Sprachen urtheilen und diejenigen beſtimmen will, die einerley Urſprung mit einander haben, beſteht nicht allein in der Gleichförmigkeit die ſich unter der größern Zahl ihrer Wurzeln befindet; ſondern er beruhet auch noch in ihrer Anſtändigkeit, in der Ausübung der grammatikaliſchen Regeln, um die Zahl, die Fälle, die Geſchlechter, Perſonen, Zeiten und Arten u. ſ. w. anzudeuten. Wenn man die Sprachlehren verſchiedener Völker mit einander vergleicht, ſo wird man gar bald überzeugt werden, daß ganz allein hierinnen ihr weſentlicher Unterſchied und zwar viel mehr beſtehe, als in der Aehnlichkeit gewiſſer Wörter, die aus verſchiedenen Urſachen abweichen kann; dahingegen der grammatikaliſche Schwung ſich niemals verändert. Daß dieſe Aehnlichkeit ſich in vielen Wörtern und ſelbſt in den Wurzeln findet, daraus kann man nichts anders ſchließen, als daß ſie die Wirkung eines ungefähren Zufalls ſind, der verſchiedene Völker bewogen hat, zu Ausdrückung einerley Begriffe, dieſelben willkührlichen Zeichen zu erwählen. Vielleicht giebt es auch unter den Tönen, aus welchen die Sprachen beſtehen, und unter denen Begriffen die uns rühren, ein Verhältniß, welches in der Natur unſerer Werkzeuge, eben ſo weſentlich gegründet iſt, als dasjenige, welches ſich zwiſchen der Empfindung der Leidenſchaften und denen Tönen findet, die uns ein Angſt- oder Freudengeſchrey auspreſſen, um eins oder das andere auszudrücken. Dieſes iſt nach dem Herrn Freret, ein Begriff, den man nicht ganz verwerfen kann; er hält ihn für fähig, von vielen Dingen Rechenſchaft zu geben, die man dem bloßen blinden Zufalle beymißt. Vielleicht rühren auch ſolche ähnliche Ausdrücke, von dem Umgange beyder Völker, und von den Veränderungen her, die ſo oftmals die Pflanzſtädte aus einem Lande in ein weit entlegenes verſetzt haben; denn es giebt faſt keine Sprache mehr in der Welt, die ganz rein und ſonder alle Vermiſchung wäre. Dieſe letzte Urſache indeſſen kömmt dem Herrn Freret nicht allemal hinlänglich genug vor, und er glaubt: man müſſe ſich an die erſte halten, wenn dieſe Aehnlichkeit ſich unter ſolchen Sprachen befindet, die gar zu fern von einander ſind, daß man unter denen, die ſie reden, einigen Umgang muthmaßen könnte. Der gelehrte Herr Reland, führet in der XII ſeiner Diſſertation. Miſcellan. a. d. 147 S. des II Th. ſechs Worte aus der alten Sprache der Sabiner an, die ſonder alle Veränderung auch im Aethiopiſchen vorkommen. Indeſſen würde man ſehr kühn ſeyn, wenn man voraus ſetzen wollte, dieſe zwey Völker hätten ſich eines mit dem andern vermenget.

Die neuern Sprachen biethen Beweiſe dar, daß das grammatikaliſche Weſen oftmals, trotz allen Veränderungen beſtehen könne, die die Worte treffen können. Das heutige Franzöſiſche, Italiäniſche und Spaniſche, ſind faſt aus lauter lateiniſchen Wörtern zuſammen geſetzt, die durch die nordiſchen Völker, die **Franken**, **Bourgunder**, **Gothen**, **Wandaler**, **Heruler**, **Lombarder** u. a. m. von welchen dieſe drey Völker abſtammen, verſchiedentlich verändert und verunſtaltet worden. Dieſe barbariſchen Völker, haben nach und nach, an die Stelle der alten Wörter ihrer Sprache, die Wörter der Römer eingeſchaltet, unter denen ſie lebten, und die ſie ſich unterwürfig gemacht hatten. Was aber die Regeln der Sprachlehre, die Abänderungen, Abwandelungen, u. ſ. w. betrifft, ſo haben ſie hierinnen niemals die römiſchen angenommen, ſondern ſie aus ihrer alten Sprache behalten, ſo grob ſie auch immer mehr ſeyn mochten.

XLV.

XLV.

Herrn Mandajors Anmerkungen, über Hannibals und Scipions Leben, welche verſchiedene Schriftſteller angeführet haben, als ob ſie vom Plutarch geſchrieben wären.

1721.

Heute zu Tage iſt man ziemlich allgemein überzeugt, daß Hannibals und **Scipions** Leben nicht vom Plutarch ſind, und daß **Donatus Acciajoli** deren Verfaſſer ſey. So gab auch Herr **Mandajors** ſeine Betrachtungen über dieſe Materie, die er im 1721 Jahre der **Akademie** mittheilte, nicht ſowohl für eine neue Entdeckung; als vielmehr für ein Stück der gelehrten Geſchichte aus, welches beweiſet: daß diejenigen, die neue Ausgaben unternehmen, alle diejenigen, die ſchon vorhin da geweſen ſind leſen, und ſich den Fleiß ihrer Vorgänger zu Nutze machen ſollen.

Die Werke der alten griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller waren lange Zeit im Staube vergraben geweſen, und beſtanden nur noch in ſehr wenigen Exemplaren, als gegen das achte Jahrhundert dieſelben in die Klöſter geſammlet wurden, allwo man die jungen Mönche Abſchriften davon machen ließ, die bis auf unſere Zeiten gekommen ſind.

Dieſe, nach verſtümmelten oder verderbten Urſchriften verfertigten Abſchriften, waren auch noch mancherley Aenderungen unterworfen; woran theils die Unachtſamkeit und Unwiſſenheit der Abſchreiber ſchuld war, die oftmals die

Schriften verſchiedener Scribenten, in einen und denſelben Band warfen, die an den Rand geſetzten Gloſſen für ein Stück des Textes anſahen, ſie hinein flickten, die mehreſten Wörter abkürzten, und andere nach eigenem Dünkel veränderten. . . . .

In dieſem bedaurenswürdigen Zuſtande nun, darinnen ſich die alten Handſchriften zu Ende des funfzehenden Jahrhunderts befanden, glaubten die Gelehrten, ſie thäten der Welt einen wichtigen Dienſt, wenn ſie deren Exemplare durch den Druck mehreten, der damals nur neu erfunden war. Da ſie aber nicht alle gehörige Mühe anwendeten, die unzweifelhaften Werke eines Schriftſtellers, von denen zu unterſcheiden, die man ihnen fälſchlich zueignete, ſo waren dieſe erſten Ausgaben, die man heute zu Tage ſo ſorgfältig aufſuchet, zuweilen ſchädlicher als nützlich.

So hat Campanus, Hannibals und Scipions Leben, die doch vom Donatus Acciajoli, des Campanus Zeitgenoſſen herrühren, in einem Bande, mit der lateiniſchen Dollmetſchung von Plutarchs Leben vermengt, die nach dem griechiſchen Texte, vom Nicolas Perrot, Erzbiſchofen zu Siponte, gemacht worden.

Ich habe, ſagt Campanus, in ſeiner an den Cardinal Piccolomini gerichteten Vorrede, die Leben verſchiedener griechiſchen und römiſchen Feldherren geſammlet, die vom Plutarch griechiſch beſchrieben worden, und die viele Dollmetſcher ſeitdem, lateiniſch überſetzt haben.

Dieß iſt die Quelle des Irrthums verſchiedener Gelehrten, aus den letzten Jahrhunderten, die dem Plutarch, Hannibals und Scipions Leben zueignen.

Des Campanus Verſehen iſt ſo viel weniger zu entſchuldigen, da er ſelbſt in ſeine Sammlung einen Brief vom Donatus Acciajoli einrückt, der gar keinen Zweifel bey der Sache läßt. Ich habe mir vorgeſetzt, ſagt **Acciajoli** zum **Peter von Medicis**, in dieſen Band die Leben zweener berühmter Feldherren, **Hannibals** und **Scipions** einzuſchalten, die ich aus verſchiedenen griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern geſammlet habe.

Auf des **Campanus** Ausgabe von 1470 folgte eine andere Ausgabe der in dieſer Sammlung enthaltener Leben, und die, nachdem ſie von **Battiſta Aleſſandro Jaconello von Rieti**, italiäniſch überſetzt worden, im 1482 Jahre zu **Aquila** gedruckt erſchienen. Dieſe letzte Ausgabe aber enthielt nicht alles, was **Campanus** in die ſeinige geſetzt hatte. Denn, es ſey nun, daß der Herausgeber auf des **Acciajoli** Brief nicht acht gegeben, oder daß es ihm lieb geweſen, dem Irrthume ſeinen Lauf zu laſſen, ſo ward des **Acciajoli** Brief unterdrückt, und ſteht in gar keiner andern Ausgabe mehr.

Da nun dieſes Stück in den letztern Ausgaben vom **Plutarch** verſchwunden war; ſo haben **Scipions** und **Hannibals** Leben, eben den Titel der Glaubwürdigkeit an ſich geriſſen; und einige Schriftſteller, haben ſie ganz treuherzig als **Plutarchs** Arbeit angeführet, ohne ſich die Mühe zu nehmen, ihren Urſprung zu unterſuchen.

Der erſte war **Symphorianus Champier**, ein Arzt zu **Lyon**, welcher in einem kleinen Tractate, de origine Civitatis Lugdunenſis betitelt, der zu **Lyon** 1508 nebſt einigen andern Stücken gedruckt iſt, von **Hannibals** Zuge nach **Gallien**, ſo redet: **Endlich kamen ſie**, ſagt er, wenn er von den **Carthaginenſern** ſchreibt, auf einen **Ort**, die galliſche Inſel betitelt. Dieſe Inſel wird durch die Rhone und Saone gemacht, und hieſelbſt liegt anjetzt Lyon, eine ſehr berühmte Stadt, welche nach dem Plutarch, lange Zeit hernach, vom **Munatius Plancus** wieder erbauet worden.

Da iſt nun alſo des Campanus Irrthum ſchon über das Gebirge gekommen. Und in dieſem Zuſtande war die Sache, als drey Gelehrte des XVI Jahrhunderts, die Uebersetzung der Plutarchiſchen Leben nach dem griechiſchen Texte unternahmen; nämlich Amyot im Franzöſiſchen, Xylander und Cruſer aber im Lateiniſchen. Ihre Meynungen von Scipions Leben waren verſchiedentlich. Amyot, der erſte von dieſen dreyen, deſſen Ueberſetzung herauskam, ſcheint ſie nicht gewußt zu haben; wenigſtens giebt er es in ſeiner Vorrede zu verſtehen:

Es iſt wahr, ſagt er, daß Plutarch noch viel andere Leben geſchrieben, die uns der Grimm der Zeiten entriſſen hat, wie er ſelbſt ausdrücklich des Lebens vom africaniſchen Scipio, vom numidiſchen Metellus u. ſ. w. gedenkt. Ich habe, ſetzt er hinzu, einen kleinen Brief von einem ſeiner Söhne geſehen, worunter kein Namen ſteht, und der aus einer alten Handſchrift des Büchervorraths zu St. Marcus in Venedig abgeſchrieben worden, in welchem er an einen ſeiner Freunde das Verzeichniß aller Werke ſchickt, die ſein Vater verfertiget hatte. Hier ſetzt er nun unter die gepaarten Leben, auch Scipions und Epaminondas ſeines, und an das Ende von Cäſar Auguſts Leben, des Tiberius, Caligula, Clodius, Nero, Galba, Vitellius und Otto, ihre; nach aller erſinnlichen Mühe aber, womit man die vornehmſten Bücherſchätze zu Venedig und Rom durchſucht hat, habe ich ſie dennoch nicht finden können; ich habe nur dadurch viele verſchiedene Lesarten geſammlet.

Hieraus nun ſieht man, daß Amyot, welcher unter dem Briefe von Plutarchs Sohne, des Lamprias Verzeichniß verſteht, welches ſeitdem in die Ausgabe von 1624 und in des Abts Tallemant ſeine gedruckt worden, Hannibals und Scipions Leben nicht gekannt; oder ſie doch als neue Werke angeſehen hat; welches er gleichwohl mit irgend einer Anmerkung hätte anzeigen ſollen.

Xylander, welcher gleich auf den **Amyot** folgte, und 1561 ſeine lateiniſche Dollmetſchung herausgab, ſcheint überzeugt zu ſeyn, daß dieſe zwey Leben vom **Plutarch** herrühren, und **Acciajoli** nur deren Dollmetſcher ſey. So redet er in ſeiner Vorrede davon: **Hannibals und Scipions Leben, ſind ins Lateiniſche vom Donatus Acciajoli überſetzt worden,** ꝛc.

Cruſer hingegen, welcher im folgenden Jahre eine neue Ausgabe von **Plutarchs** Leben lieferte, ſetzt dieſe zwey nur mit dieſer Anmerkung hinzu: Donato Acciajoli auctore, potius quam interprete etc.

Die bejahende Art, mit welcher **Cruſer** und **Pocciantius** in ſeinem Tractate de Scriptoribus Florentinis, das vorgegebene Alterthum dieſer zwey Leben verwerfen, hätte zum mindeſten die Neugierde derer erregen ſollen, ſo dieſelben als **Plutarchs** urſprüngliche Werke angeſehen; und hätte ihnen ein Sporn ſeyn können, die Gründe nachzuſuchen, mit welchen dieſe zween Schriftſteller verſichert haben, Acciajoli ſey deren Verfaſſer, und nicht nur Ueberſetzer. Allein es ſey nun, daß **Plutarchs** nachmalige Herausgeber, weder **Cruſers** Vorrede, noch des **Pocciantius** Buch geleſen, oder es gern geſehen, wenn ſie ihr Buch größer machen könnten: ſo ſtehen doch die vom **Acciajoli** aufgeſetzten Leben, in allen Ausgaben von **Amyots** franzöſiſcher Ueberſetzung, in welche man dieſelben nach **Carls de l' Ecluſe** Ueberſetzung eingerückt hat.

Johann Ruald, welcher die Ausgabe von 1624 mit vielen Noten über **Plutarchs** Leben und Werke vermehret hat, wandte ein ganzes Capitel dazu an, dasjenige zu beweiſen, was er durch des **Acciajoli** einzigen Brief an den **Peter von Medicis** viel gründlicher würde bewieſen haben, wenn **Rualdus** ihn gekannt und angeführet hätte.

Die Unterſuchung von des **Rualdus** Art zu ſchlieſſen, ſcheint hier um ſo viel nützlicher zu ſeyn, da ſie ein Beyſpiel derjenigen Gefahr abgiebt, die dabey iſt, einen Schriftſteller anzuführen, oder anzutaſten, ehe man alle Ausgaben ſeiner Werke zu Rathe gezogen hat. Rualdus hat die Unterſchiebung des Hannibaliſchen Lebens, der Bosheit des Acciajoli beygemeſſen, und redet ſo davon:

Hannibals und Scipions Leben, die wir lateiniſch und franzöſiſch haben, ſind ganz neu, vom Donatus Acciajoli, einem Florentiner, verfertiget worden. Wer nur bloß dieſe Worte lieſt, der ſollte meynen, des Acciajoli Brief an den Peter von Medicis, wäre dem Rualdus, bekannt geweſen; die Folge aber zeiget, daß er ihn nie geſehen, denn er ſetzt hinzu: und damit er ſeinem Werke deſtomehr Anſehen gäbe; ſo gab Acciajoli vor, er habe dieſe zwey Leben aus Plutarchs griechiſchem Texte überſetzt.

Alſo giebt Rualdus dem Acciajoli einen Betrug ſchuld, den er gar nicht verübt hat: indem Rualdus hingegen ſelbſt eine Sache vorbringt, davon er keinen Beweis angeben kann. Gleichwohl hat der P. Meneſtrier, (auf dieſe des Rualdus Beſchuldigung, indem er geſteht, er habe ſich geirret, als er dieſe Leben dem Plutarch zugeſchrieben) zugegeben; ſie ſeyn nicht von dieſem Geſchichtſchreiber, und ſich über den Acciajoli, als einen Betrüger, hergemacht.

Rualdus iſt in der Angebung ſeiner Gründe, womit er beweiſen will, Hannibals Leben ſey nicht vom Plutarch, nichts glücklicher; denn, nachdem er ſehr weitläuftig erzählt, daß man nirgend das griechiſche Exemplar fände; woraus er ſchließt, es habe auch niemals eins gegeben, ſo macht er eines andern Umſtands wegen, noch viel ärgere Schlüſſe. Was noch mehr iſt, ſagt er, ſo erzählet Acciajoli in Hannibals Leben, daß dieſer Feldherr, da er mit dem Scipio zu Epheſus geweſen, und Scipio ihn gefragt: wer in ſeinen Augen wohl der größte Feldherr wäre?

demſelben geantwortet, er ſetze den Alexander über alle, hernach den Pyrrhus, und ſich ſelbſt in die dritte Stelle. **Rualdus** muthmaßet, dieſe Stelle ſey aus des **Livius** XXXV B. genommen, und könne nicht vom **Plutarch** ſeyn, weil **Plutarch**, wie **Rualdus** ſagt, ſie in des **Pyrrhus** Leben anders angeführet hat; und hieraus ſchließt er, **Hannibals** Leben ſey nicht vom **Plutarch**. Allein um des **Rualdus** Schluß über einen Haufen zu werfen, darf man nur diejenigen Leben unterſuchen, die, wie alle Welt zugeſteht, vom **Plutarch** geſchrieben ſind. Da wird man finden, daß **Scipions** und **Hannibals** Geſpräch darinnen auf zweyerley Art vorgetragen ſind. In des **Pyrrhus** Leben, ſetzt **Hannibal** zwar den **Pyrrhus** zuerſt, und den **Scipio** hernach; in des **Flaminius** Leben aber, welches niemand dem **Plutarch** abſtreitet, erzählt dieſer Geſchichtſchreiber des **Scipio** und **Hannibals** Unterredung auf eben die Art, wie ſie im **Livius**, und in des **Acciajoli** Leben vom **Hannibal** vorkömmt.

Des **Rualdus** Vernunftſchluß beweiſt alſo nichts mehr, als **Plutarchs** Nachläßigkeit, und höchſtens noch den Widerſpruch, oder die Verſchiedenheit der zwo Stellen dieſes Scribenten, in des **Pyrrhus** und **Flaminius** Leben; aber gar nicht die Unterſchiebung von des **Acciajoli** **Hannibaliſchem** Leben: als welcher durch ſeinen Brief an den **Peter von Medicis**, ſich genugſam wider die Verleumdung zu ſchützen geglaubt hat.

Die übeln Gründe ſo man oft anführet, die Gewißheit einer Sache zu beſtätigen, dienen oftmals nur, ſie über einen Haufen zu werfen. Es iſt auch geſchehen, daß alles was man in den Tag hinein, wider das vermeynte Alterthum der Lebens **Scipions** und **Hannibals** geſagt hat, die Schriftſteller unſers und des vorigen Jahrhunderts nicht abgehalten, ſich auf ihr Anſehen zu beruffen, und ſie als **Plutarchs** Arbeit anzuführen. **Voſſius**, in ſeinen Leben der griechiſchen Geſchichtſchreiber, **König** in ſeinem Wörterbuche,

terbuche, **Chorier**, in ſeiner Geſchichte des **Delphinats**, **Belleforeſt**, und **Münſter** in ihren Weltbeſchreibungen, und viele andere, inſonderheit die Geſchichtſchreiber der Stadt **Lyon**, haben nach **Champiers** Beyſpiele, **Plutarchen** für den Verfaſſer von **Hannibals** Leben gehalten; und obgleich **Paradin**, **Rubis**, der **P. von St. Aubin**, der **P. Labbe**, der **P. Meneſtrier**, u. a. m. unter einander über die Erklärung der Stelle in **Hannibals** Leben, darinnen die Stiftung von **Lyon** erwähnet wird, uneins geweſen: ſo waren ſie doch, was das Alterthum dieſes Lebens betrifft, eins, und haben es zuverſichtlich, als ein Werk vom **Plutarch** angeführet.

Endlich hat es noch einige gegeben, die, da ſie nicht gezweifelt, daß dieß Leben vom **Plutarch** wäre, die Meynung aber, darinnen **Plutarch** ihnen in Anſehung von **Hannibals** Zuge zu ſtehen ſchien, mit ihrem Lehrgebäude nicht zuſammen reimen konnten; ihren Zorn über den **Plutarch** ausgelaſſen, und ihn, was die Erdbeſchreibung betrifft, der Unwiſſenheit beſchuldiget haben.

Das alles rühret von des **Campanus** Nachläßigkeit, und von **Champiers** und vieler, ſonſt ſehr ſchätzbaren Neuern, Faulheit her: die ſich auf ein falſches Zeugniß geſtellet haben, ohne ſich die Mühe zu geben, ſelbiges zu unterſuchen. Dieß iſt Herrn **Mandajors** letzte Anmerkung.

XLVI.

Herrn Fourmonts Abhandlung von der chineſiſchen Gelehrſamkeit.

1722.

Die erſten Beſtrebungen unſerer Väter, ſich der Barbarey zu entreißen, darinnen ſie in den Zeiten der Unwiſſenheit geſeſſen hatten, blieben bey der Erlernung der lateiniſchen Sprache ſtehen. Sie ſahen indeſſen bald ein, daß dieſelbe noch nicht hinlänglich war, und fügten ihr daher noch die griechiſche Sprache bey. Die Religionsſtreitigkeiten und die Begierde, den wahren Sinn der heil. Schrift heraus zu bringen, bewogen die Gottesgelehrten, und nachmals auch andere Gelehrte, das Hebräiſche, Chaldäiſche, und andere Mundarten der heiligen Sprache zu lernen. Bald darauf ſetzte man noch das Arabiſche hinzu. Da nun die Araber ſich der Wiſſenſchaften in derjenigen Zeit eifrig befliſſen hatten, als die Abendländer in einer faſt gänzlichen Unwiſſenheit aller Wiſſenſchaften ſteckten: ſo erlernte man aus den übeln lateiniſchen Ueberſetzungen arabiſcher Schriftſteller, ſowohl die Arzneykunſt, als Sternkunſt und verſchiedene andere Theile der Mathematik.

Die Schiffahrten der Portugieſen nach den Morgenländern, hatten den Europäern den Weg zu einer neuen Welt eröffnet. Der Eifer der Glaubensbothen ſuchte die Kenntniß des Chriſtenthums dorthin zu bringen; und in dieſer Abſicht erlernten ſie die Sprachen des morgenländiſchen Indiens, ja ſie gaben auch Sprachlehren und Wörterbücher davon heraus. Hieraus entſtand ein neues Fach des Wiſſens, darauf ſich aber die Gelehrten wenig und nur aus Neugierde, legten; indem die in dieſen Sprachen geſchriebenen Bücher, in Europa zu ſelten, und die Materie wovon ſie handelten, ſo gar reizend nicht war, daß man auf deren Ueberſetzung gedacht hätte. Mit **China** hergegen war es ein anders. Wir hatten bereits in Europa eine große Menge ihrer Werke. Die Nachrichten aller Glaubensbothen und Reiſenden, ſo ihr Land durchzogen hatten, machten uns einen ſehr vortheilhaften Begriff, von dem Witze und der Wiſſenſchaft der **Chineſer**. Die Ueberſetzungen einiger ihrer Werke, und ihre abgekürzte Geſchichte, ſo die Glaubensbothen herausgaben, dienten zur Vermehrung unſerer Neugierde. In Ermangelung einer Sprachlehre und eines Wörterbuchs aber, waren ihre Bücher nur ein unnützer Zierrath unſerer Bibliotheken: und alles was uns die Glaubensbothen von der Schwierigkeit ihrer Sprache ſagten, vermehrte nur unſere Betrübniß. Die ſchlechten Folgen, welche die Verſuche einiger europäiſchen Gelehrten gehabt hatten, welche, ſonder Beyhülfe und Lehrart, geſtrauchelt hatten, erhielt uns in den Gedanken: die chineſiſche Schrift ſey, wie faſt alle Glaubensbothen geſagt haben, ein faſt unauflösliches Räthſel, und die **Chineſer** ſelbſt brächten ſie nur unvollkommen heraus, nachdem ſie ihr ganzes Leben mit Erlernung derſelben zugebracht hätten.

In dieſem Zuſtande waren die Sachen, als der Herr Biſchof von **Roſalien**, in Sachen der chineſiſchen Glaubensbothſchaft, nach Europa zurück kam, und den Herrn **Hoangh** als Secretär mit nach Frankreich brachte, der aus der Provinz **Fokien** gebürtig, und ein chineſiſcher Gelehrter war. Der auf den Flor der Wiſſenſchaften allezeit aufmerkſame Herr Abt **Bignon**, glaubte, man würde ſich dieſer Gelegenheit bedienen können, um unſerm Europa zur Kenntniß der chineſiſchen Bücher zu verhelfen. Er ſtellte den Herrn **Hoangh**, König **Ludwigen** dem XIV. vor, und ließ ihm die Verfertigung einer chineſiſchen

Sprachlehre und eines Wörterbuchs auftragen. Dem Herrn **Hoangh** ſtunden bey ſeiner Arbeit einige Gelehrte bey, und inſonderheit Herr **Fourmont**, als welchem ganz allein, der Herr Abt **Bignon** die Einrichtung derſelben auftrug. Herr **Hoangh** unternahm die Ueberſetzung eines chineſiſchen Wörterbuchs, denn die **Chineſer** haben deren verſchiedene, die nach allerley Methoden eingerichtet ſind: allein er ſtarb, da er kaum ein Drittheil ſeiner Arbeit fertig hatte. Seine Schriften kamen in Herrn **Fourmonts** Hände, welchem **Se. Kön. Hoheit**, der Herr Herzog von **Orleans**, Regent von Frankreich, die Fortſetzung dieſer Arbeit anbefahl. Herr **Fourmont** gehorchte, und indem er zu Herrn **Hoanghs** Nachrichten, alles was er nur auftreiben konnte, zu Hülfe nahm, und ſeines Bruders, des Herrn Abts **Fourmont** Beyſtand hatte, den ihm **Se. Kön. Hoheit** zum Mitgehülfen geſetzt: ſo war er im Stande, nicht nur die Ueberſetzung des Wörterbuchs fortzuſetzen, ſondern auch ein viel weitläuftigeres, ordentlicheres und bequemeres zu unternehmen, als Herrn **Hoanghs** ſeines geweſen ſeyn würde.

Als nun Herr **Fourmont** mit ſeiner Arbeit weit genug gekommen war, daß er einen glücklichen Ausgang davon hoffen konnte, ſo hielt er es für billig, der **Akademie** Nachricht davon zu geben. Er theilte ſeine Abhandlung in zween Theile: im erſten giebt er eine kurze Geſchichte derer Begriffe, die die Europäer bisher von **China** und den **Chineſern** gehabt haben. So alt dieſes Volk auch iſt, ungeachtet es von Anbeginn an, gelehrt und geſittet geweſen: ſo haben dennoch die Alten daſſelbe faſt nicht gekannt. Ihre längſten Schiffahrten in das indianiſche Meer, blieben bey dem bengaliſchen Meerbuſen ſtille ſtehen, und ſie haben ſich ſogar niemals in die Meerenge von **Malacca** eingelaſſen. Die **Chineſer** hingegen beſaßen ein Land, ſo ihnen alles darboth, was ſie brauchten, und folglich durften ſie bey ihren Nachbarn nichts ſuchen. So konnten denn die griechiſchen Schiffahrer keine Gelegenheit finden, die Chineſer auf eine andere, als eine ſehr unvollkommene Art, kennen zu lernen. Der Handel zu Lande, nach dem mitternächtlichen Indien, lehrte die griechiſchen und römiſchen Kaufleute die Chineſer kennen: allein auch dieſe Kenntniß war ſehr unvollkommen, und gründete ſich faſt auf nichts, als verwirrte Nachrichten der Scythen, die nach den chineſiſchen Gränzen handelten.

Die Kreuzzüge verurſachten eine nähere Kenntniß dieſer Völker. Gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts, begleitete **Marcus Pol**, welcher in des tartariſchen Kaiſers, Gengbiſcans Sohns, Dienſten war, denſelben nach dem von dem Kaiſer eroberten China. **Marcus Pol** erzählete in **Europa** Wunderdinge von dieſem Volke, die man aber alle nicht glauben wollte. Man ſah ſeine Nachricht als ein Werk eines Menſchen an, der ſich des Vorrechtes derer bedienen wollte, die von fernen Landen kommen, und legte ſeinen Worten nicht eher einigen Glauben bey; als da ſie durch die Erzählungen der portugieſiſchen und ſpaniſchen Schiffahrer und Glaubensbothen beſtätiget wurden, welche gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, in dieſes Land drungen. Herr **Fourmont** zieht aus beyder Schriften alles zuſammen, was ſie uns von der chineſiſchen Literatur hinterlaſſen haben; und giebt Nachricht von demjenigen was die Gelehrten davon geſchrieben, entweder um dieſe Litteratur zu erheben, oder herunter zu machen. Hierauf ſchreitet er zum zweyten Theile, in welchem er, nachdem er gezeiget hat, worinnen dieſe Litteratur eigentlich beſtehe, von ſeinen verſchiedenen Arbeiten, und dem Nutzen Rechenſchaft giebt, den wir zur Kenntniß der chineſiſchen Bücher daraus ziehen können.

Die chineſiſche Literatur geht bis auf das höchſte Alterthum zurück, und ſteigt von Jahrhundert zu Jahrhundert durch Denkmäler und Werke in die Höhe, wider welche man gar nichts aufbringen kann. Wir haben ſogar von fremden Schriftſtellern viele Zeugniſſe dieſes Alterthums. Des Marco Werk, die Nachricht von des Scharock Geſandſchaft, des Abdalla Beydawi Bücher, Ebn Werdi Marachi Yakouti Werke, Naſſireddins, Alfragans Schriften, und endlich ſo viele chineſiſche und ſyriſche Denkmäler in der perſiſchen Provinz, ſind ſichere Beweiſe davon.

Von hier bis auf den Confucius, bleibt ein ziemlicher Zwiſchenraum: allein die Mühe ſo die Chineſer ſich geben, gewiſſe ſchwere Charactere, und hiſtoriſche und moraliſche Bücher, von dieſem Weltweiſen zu erklären, indem ſie keiner andern dabey gedenken, zeiget zur Gnüge; daß dieſe letzten Charactere, in unendlich gröſſerer Anzahl gebräuchlich geblieben, und noch heute zu Tage eben dieſelben ſind, mit welchen man in China ſchreibt.

Vor dem Confucius findet man den X̄i Kīm, oder das Buch der Oden, welches eine Sammlung alter gereimter Gedichte enthält, ſo von den alten Kaiſern aufgeſetzt, und vom Confucius ſelbſt geſammlet worden. Viele davon ſind aus der Kaiſer Yao und Xune Zeit. Die Reime dieſer Gedichte beweiſen das Alterthum der Sprache darinnen ſie geſchrieben ſind. Dieſe Sprache iſt mit der Sprache der Gelehrten oder Mandarinen, einerley, und alſo die älteſte von allen Sprachen: von welcher die ſchlechtern Provinzialſprachen zu Tunkin, Lao und den benachbarten Orten, unſtreitig nur die Mundarten ſind. Uebrigens iſt das Chineſiſche eine Sprache von ganz anderer Art, als alle andere die wir kennen.

Die Chineſer haben von den Sprachen ganz andere Begriffe gehabt, als alle andere Völker. Die Sprache dienet den Menſchen dazu, daß ſie einander ihre Empfindungen in der Nähe ausdrücken. Die Chineſer reden wenig und denken viel; daher haben ſie geglaubt, die Sprache müſſe ſo kurz als möglich ſeyn. Drey hundert und ſechzig einzelne Sylben ſind ihnen hinlänglich geweſen, alle Sachen auszudrücken, und da ſie in der menſchlichen Stimme unendliche Beyhülfe durch den Unterſchied der Töne gefunden, ſo haben ſie derſelben auch den Unterſchied aller Sachen und Weſen überlaſſen. Ti, im Chineſiſchen z. E. heißt die **Erde**; eben dieſes Ti, mit einem andern Töne geſprochen, heißt der **Kaiſer**. Zwiſchen chú ein Schwein, und chù, der Herr, dominus, iſt der ganze Unterſcheid eine ſtärkere oder ſchwächere Ausſprache. Indeſſen, obgleich die Chineſer, in der Sprache die geredet wird, kein Wort von mehr als einer Sylbe haben, ſo iſt es doch in der geſchriebenen anders. Ein einziger Character drückt oftmals eine ganze Zahl verſchiedener Begriffe aus, ſo daß, um deren Bedeutung durch die Rede auszudrücken, man verſchiedene abgeſonderte Worte nehmen, und eine ganze Redensart ausſprechen muß. Hieraus ſieht man, daß die Chineſer, durch Annehmung der alphabetiſchen Schrift nichts gewinnen würden. Diejenige, deren ſie ſich bedienen, und wodurch ſie, ſo zu reden, unmittelbar mit dem Verſtande ſelbſt ſprechen, hat für diejenigen ſo daran gewohnt ſind, ſehr große Vortheile. Es iſt eine philoſophiſche Schrift, die durch ſich ſelbſt von der Rede unabhänglich iſt.

Die chineſiſche Sprache beſteht aus zweyen Stücken; aus ausgeſprochenen einzelnen Sylben und aus Characteren, die gar keiner Ausſprache unterworfen ſind. Damit nun die Chineſer ſie mündlich, oder ſchriftlich unterſcheiden mögen: ſo ſetzen ſie ein ander einſylbigt Wort hinzu; da es andern Völkern frey ſteht, ein zweyſylbichtes dreyſylbichtes, u. ſ. w. hinzu zu ſetzen. Die einſylbichten Wörter ſo man redet, werden, wenn man will, mit Buchſtaben irgend eines Alphabets geſchrieben; ohne Töne aber würden ſie gleichwohl allemal unkenntlich ſeyn, weil ſie oftmals 3. bis 4000. Characteren ähnlich ſehen. Daraus merkt man den Mangel, der in allen geographiſchen Karten, in allen Werken, von Müllern und Meulzen, herrſchet. Wenn dieſe einſylbigen Wörter nun gleich mit

Tönen geſchrieben werden, ſo bleiben ſie dennoch zweifelhaft, weil es einige giebt, die wohl mit 30. Characteren übereinkommen. Dieſe einſolbigen Wörter ſind nur von dreyerley Art: einige endigen ſich durch einen der fünf gewöhnlichen Selbſtlauter; al, el, il, ol, ul, bey andern muß das M. (man ſetzt, daß das Wort nach portugieſiſcher Art geſchrieben wird) durch die Naſe ausgeſprochen werden, wie im Franzöſiſchen, nom, ſurnom, Dam, Adam. Dieſe einſylbigen Wörter ſind vom P. Martini durch das ng, vom Herrn Hoangh aber durch ein n, ſondere ausgedrückt worden. Die portugieſiſche Rechtſchreibung indeſſen mit einem m, iſt die gewöhnlichſte und zugleich die bequemſte. Die dritte Art endiget ſich mit einem klingenden n, gleich demjenigen, was in den lateiniſchen Wörtern lumen, Delphin, Titan gehöret wird, und alſo lan, len, lin. In allen kann der Selbſtlauter zwiefach und dreyfach ſeyn, z. E. tao, tiao, und gleichwohl bleibt das Wort ganz einſylbig. Die mandariniſche Sprache, leidet unter ihren Buchſtaben, weder das B. noch R. noch Z. ſo wie wir es ausſprechen; dahingegen vervielfältiget ſie das C, K, P, und T, weil ſie dieſelben aſpiriret. Es giebt kein einſylbig Wort, darinnen nicht der Mitlauter vor dem Selbſtlauter ſteht: ſo ſagt man z. E. la, le, li, und niemals al, el, il. Kurz, die Chineſer verlängern allezeit diejenigen Worte ſehr, die wir mit dem portugieſiſchen M. ſchreiben. Dieß iſt ein kurzer, aber zugleich deutlicher Begriff, von der chineſiſchen Sprache, ſo wie ſie geredet wird.

Was die geſchriebene Sprache der Chineſer betrifft, ſo ſteigt die Zahl der Charactere oder verſchiedenen Zeichen, wodurch ſie alle ihre Begriffe ausdrücken, auf 80000. Die Chineſer haben dem Geſichte, andere Völker haben dem Gehöre, mehr zu ſchaffen gemacht. In der geredten Sprache anderer Völker, die ihre Begriffe durch Worte kund zu thun trachten, iſt die Zahl der Zeichen, der Zahl der Begriffe gemäß, und eine wächſt mit der andern. Bey den Chineſern iſt es eben ſo, als die nur für die Augen zu reden ſcheinen. Man muß ſich dasjenige nicht Wunder nehmen laſſen, was die Glaubensbothen ſagen, es gäbe nämlich keinen einzigen Chineſer, der alle Charactere kennte: denn wo iſt wohl der Menſch, welcher ſich rühmen kann, daß er alle Wörter der Sprache wiſſe, die er redet, inſonderheit wenn man in die Reihe dieſer Wörter, noch alle Kunſtwörter nehmen will?

Die Charactere der chineſiſchen Schrift, belaufen ſich auf fünferley verſchiedene Züge. Dieſe fünf Züge und ihre mannigfaltige Zuſammenfügung, machen 214. radicaliſche Characteres, die den allgemeinen Begriffen gleichkommen, welche die Menſchen im Sinne haben können, auszudrücken. Eben dieſe 214. radicaliſche Charactere, verſchiedentlich zuſammen geſetzt, machen die 80000. Charactere der chineſiſchen Schrift aus. Dieſe letztern Charactere ſind ſo beſchaffen, daß die Zuſammenſetzung der radicalen Züge und Charactere, nicht nur das durch dieſe Charactere angezeigte Weſen, ausdrückt; ſondern daß auch ein jeder Theil woraus er beſteht, die verſchiedenen Eigenſchaften eben dieſes Weſens ausdrückt, auch ſo gar die allerabſtracteſten und geiſtigſten mitgerechnet, worinnen man den, durch einen ſolchen Character ausgedrückten Begriff, ſich nur vorſtellen kann.

Dieſe in der That philoſophiſche Art von Schrift, iſt die eigentliche Beſchreibung der chineſiſchen Schrift. Unter dem Sohi ſtellte man die Weſen durch Bilder vor, die den Augen ein grobes Bild dieſer Weſen darſtelleten. Unter dem Hoam ti, 2697. Jahre vor Chriſto, arbeitete der Weltweiſe Cam kie an Verbeſſerung dieſer Schrift. Dieſes Werk ward faſt 2000. Jahre fortgeſetzt, und gegen das 837. Jahr vor Chriſto unter des Siven vam Regierung legte der Weltweiſe Tai sü Kum die letzte Hand daran, indem er allezeit des Cam kie Grundlage folgte. Die anjetzt gebräuchliche Schrift, iſt mit der aus den erſten Zeiten noch immer einerley, und wenn man einige veraltete Charactere ausnimmt, ſo hat ſich die geſchriebene Sprache in China, gar im mindeſten nicht verändert.

Da die 80000. Charactere nur aus der Zuſammenfügung der 214. einfachen, oder radicalen Charactere entſtehn, die man in China Schlüſſel nennet; ſo kömmt auch auf die Kenntniß dieſer Schlüſſel, die Kenntniß der chineſiſchen Schrift an. Dieſe 80000. Charactere, ſind in 214. Claſſen abgetheilet, weil ſie von den Chineſern auf einen von dieſen Schlüſſeln gezogen werden, die, nach den Chineſern, alle Weſen und alle Zuſtände der Weſen in ſich ſchließen.

Es giebt verſchiedene Schlüſſel, für den Mann, für die Frau, für den Vater, die Mutter, die Söhne, die Töchter, den Landsherrn, die Unterthanen, für den Himmel, die Erde, die Luft, das Waſſer, das Holz; als welches bey den Chineſern ein Element iſt; für den Leib, für deſſen brauchbarſte Gliedmaßen, als den Fuß, die Hand, das Herz; für die Thiere, als das Pferd, das Vieh mit Hörnern, das Gewürme und ſo die andern. Außer den einfachen Benennungen der Weſen, findet man noch unter jedem Schlüſſel, gewiſſe Charactere für ihre Eigenſchaften, Zufälle, ja ſogar für ihre metaphoriſchen Zeichen. Z. E. unter dem Geſchlechtscharacter des **Mundes**, ſtehen die Charactere des Stillſchweigens,' Redens, des Freudengeſchreyes und der Klagen. Unter dem Character des Herzens erſcheinen die Charactere der Gedanken, der Dummheit, Freude, Traurigkeit, Liebe und des Haſſes; unter dem Charactere des **Pferdes**, ſtehen ihre Gattungen und Eigenſchaften, als die Geſchwindigkeit, Unbändigkeit, u. ſ. w.

Nachdem nun Herr **Fourmont** einen allgemeinen Begriff von der geſchriebenen Sprache der Chineſer gemacht hat, ſo zeigt er, daß dieſe Sprache, wo nicht eben derſelben Schönheiten als die andern Sprachen die man redet, dennoch gewiſſer andern Schönheiten fähig ſey, die eben ſo groß und verſchieden, obgleich von anderer Art ſind. Hierauf giebt er von den verſchiedenen Werken Rechenſchaft, die er im Abſehen auf die chineſiſche Sprache unternommen, und von dem Beyſtande, den er theils in Herrn Hoanghs Schriften, theils in den chineſiſchen Ueberſetzungen und verſchiedenen Werken der Glaubensbothen gefunden. Er bemerkt ſogar, wie weit er mit Beyhülfe ſeines Bruders, des Herrn Abts Fourmont, in dieſem Werke gekommen, als welcher ſeiner Seits eine übergroße, aber zur Vollkommenheit dieſes Werks nothwendige Arbeit unternommen. Weil ſchon mehr als 50000. geſtochene Charactere vorhanden ſind und man nicht zweifeln darf, man werde dereinſt die chineſiſche Sprachlehre und das Wörterbuch ans Licht treten ſehen; es aber ſchwer iſt von dem, was beyde enthalten werden einen Begriff zu machen; ſo iſt es beſſer daß man die Welt darauf verweiſt. Was man davon ſagen könnte, würde doch zu nichts mehr dienen, als höchſtens die Neugierde zu erwecken, und dieſelbe doch nicht ſtillen.

* *

XLVII.

Herrn Mandajors neue Unterſuchung, von Hannibals Zuge zwiſchen der Rhone und den Alpen. 1725.

Einige Einwürfe ſo man wider Cluvers Meynung gemacht hat, und die im III. Th. der ausführlichen Schriften dieſer **Akademie** ſtehen, haben dem Herrn **Mandajors** Gelegenheit gegeben, demjenigen was er bereits davon geſagt hatte, noch folgende Betrachtungen beyzufügen.

Es kömmt darauf an, daß man im **Polybius** und **Livius** aus einander ſetze: ob Hannibal, da er vom Ufer der **Rhone** aufgebrochen, über welche er zwiſchen **Orange** und **Avignon** gegangen war, den vierten Tag zwiſchen die **Rhone** und **Saone** gekommen ſey; oder ob er ſich zwiſchen der **Rhone** und **Iſer** aufgehalten?

Vors erſte muß man zugeben, daß man im **Polybius** weder Αραρος, noch Ισαρος, finde, ſondern Σκάρας, einen barbariſchen Namen, über welchen die allerſinnreichſten Muthmaßungen keine Genüge thun können, und welchen **Caſaubon** eigenmächtig in ſeiner Ausgabe vom **Polybius**, in Αραρος verwandelt hat, wie irgend ein anderer im **Livius** Arar, oder Isara, eingeſchoben hat; woſern anders dieſer nicht ſelbſt den Fehler gemacht hat, der zu dieſer Unterſuchung Anlaß giebt: denn in einer Handſchrift vom **Livius**, welche **Gronov** in ſeinen Noten über dieſen Geſchichtſchreiber anführet, lieſt man Bisarar Rhodanumque amnes.

Diejenigen, welche behaupten, Hannibal ſey nicht bis an den Zuſammenfluß der Saone und Rhone gekommen, geſtehen, daß er allerdings nicht den kürzeſten Weg von der Rhone zu den Alpen genommen habe; daß er ſich aber auf die linke Hand gewandt, in Meynung die Gelegenheit zur Schlacht zu vermeiden, bevor er in Italien angekommen wäre.

Nun hatte Hannibal ſeine Abſicht erfüllet, ſobald er über die Iſer gekommen war, und brauchte ſeine Völker nicht mehr durch das Hinaufrücken bis an die Saone zu ermüden. Die Iſer iſt nicht bloß ein Bach; es iſt ein groſſer Strom, den man zu keiner Zeit trockenes Fuſſes übergehen kann, und welcher den Carthaginenſern einmal wenigſtens einen ganzen Tag koſtete; alſo dorfte der auf der Rechten des Iſerfluſſes gelagerte Hannibal, Scipions Verfolgung nicht mehr fürchten, welcher über dieſen Fluß, im Geſichte eines feindlichen Heeres nicht ungeſtraft hätte gehen können.

Warum ſollte denn Hannibal in ſolcher Eile ſechszehn Meilen weiter gegangen ſeyn; oder wie hätte er vielmehr, mit einem zahlreichen Heere, allem Zeuge und den Elephanten, in vier Tagen fünf und dreyßig franzöſiſche Meilen, vom Delphinate her ziehen, den Iſer übergehen, und zum andernmale über die Rhone kommen können, um in den Winkel zu gelangen, wohin nachmals die Stadt Lyon gebauet worden iſt?

Nach dieſen Betrachtungen, wie weit Hannibal in vier Tagen kommen können, und über die Unnützlichkeit eines längern Heerzuges, unterſucht Herr Mandajors die Stellen, in welchen derer Völker Erwähnung geſchieht, welche Hannibal zwiſchen der Rhone und den Alpen gefunden.

Livius ſagt, Hannibal ſey durch die Tricaſtiner, Vocontier und Tricorier, nach den Alpen gekommen.

So lauten ſeine Worte: Quartis caſtris ad Inſulam pervenit---- incolunt prope Allobroges, gens jam inde, nulla gallica gente opibus aut fama inferior; tum diſcors erat, Regni certamine ambigebant fratres----. Und hernach, ſedatis certaminibus Allobrogum, cum jam Alpes peteret, non recta via iter inſtituit, ſed ad laevam in Tricaſtinos flexit, inde per extremam oram Vocontiorum agri tetendit in Tricorios.

Es iſt wahr, daß Livius ſich irret, wenn er den Hannibal, erſt nach dem Frieden der Allobroger, zu den Tricaſtinern kommen läßt. Hannibal konnte die Tricaſtiner damals nicht auf der Linken haben. Dieſer Irrthum im Livius iſt auch von ſeinen Auslegern bemerkt worden; aber deswegen bleibt es doch eben ſo gewiß, daß Hannibal zu den Tricaſtinern und Vocontiern gegangen.

Silius Italicus, welcher die Geſchichte des zweyten puniſchen Krieges in Verſen beſchrieben, hat, wenn er uns Hannibals Zug angiebt, die Zeitordnung weit beſſer in acht genommen, als Livius. Er beſchließt, indem er den Uebergang über die Rhone beſchreibt, mit folgenden Verſen:

At gregis allapſu tremebundo territus acris
Expavit moles Rhodanus, ſtagnisque refuſus,
Torſit arenoſo minitantia murmura fundo.

und fängt nochmals ſeine Erzählung mit folgenden wieder an:

Iamque Tricaſtinis incedit finibus agmen,
Jam faciles campos, jam rura Vocontia carpit,

indem er gleich darauf, bey dem Uebergange über die Rhone, den Hannibal zu den Tricaſtinern kommen läßt, und nicht wie Livius, erſt nach dem Frieden mit den Allobrogern.

Ammian Marcellin hat auch geſagt: Per Tricaſtinos et extremam oram Vocontiorum, ad ſaltus Tricorios venit.

Was den Polybius betrifft, ſo nennet er weder die Tricaſtiner, noch die Vocontier; er ſagt nur, daß Hannibal, nachdem er über die Rhone gegangen, vier Tage nach ſeinem Aufbruche, in eine andere bevölkerte und fruchtbare Gegend gekommen, welche von den Galliern die Inſel genennet wird: weil daſelbſt zween Ströme eine dergleichen Inſel machten, die dem ägyptiſchen Delta an Größe und Geſtalt, nur mit dem Unterſchiede gliche, daß das Delta vom Meere und zween Strömen umgeben wird; dahingegen die galliſche Inſel auf der dritten Seite, von faſt unerſteiglichen Bergen umſchloſſen iſt.

Polybius ſetzt hinzu, Hannibal ſey bis an den Fuß der Alpen, von dem älteſten zweener Brüder begleitet worden, die er gewaffnet auf dieſer Inſel gefunden; und daß nach der Abreiſe dieſes Prinzen, Hannibal von dem kleinſten Anführer der Allobrogen angetaſtet werden.

Aus dieſer Erzählung zieht Herr von Mandajors Folgerungen, die für Cluvers Meynung vortheilhaft ſind. 1) Man dörfe die Augen nur auf die Landkarte werfen, um zu erblicken, daß derjenige Theil des Delphinats welcher zwiſchen der Rhone und Iſer eingeſchloſſen iſt, dem Delta ähnlicher ſähe, als das von der Rhone und Saone umſchloſſene Land.

2. Daß Polybius diejenigen, welche den Hannibal an dem Fuße der Alpen angegriffen, nicht anders kleine Anführer der Allobroger nennt, als Vergleichungsweiſe mit dem zween Brüdern, die um das Königreich ſtritten, und nach dem Livius, Allobroger waren: woraus Herr von Mandajors ſchließt, daß Hannibal zwiſchen der Rhone und der Iſer ſtille gehalten, welches

Land die Allobroger bewohnten; nicht aber zwiſchen der Rhone und Saone, allwo die Seguſianer wohnten.

Herr von Mandajors beſchließt mit der Anmerkung, daß, wenn Hannibal bis ins Land der Seguſianer gedrungen wäre, er dreymal über die Rhone gegangen ſeyn würde, ehe er an den Fuß der Alpen gekommen wäre; und daß er ſich weder den Vocontiern, noch den Tricoriern genähert, die er auf dem Wege gefunden; wie Livius, Silius Italicus, und Ammian Marcellin ſagen.

Man würde es uns nicht vergeben, wenn wir hier Plutarchs Anſehen, und ſein Leben vom Hannibal zu Hülfe nehmen wollten; da das was im 44ten Artikel davon geſchrieben worden, es nicht leiden würde.

XLVIII.

Des Herrn Abt Anſelms Abhandlung, daß die Wiſſenſchaften von Anbeginn an, inſonderheit in Gallien, bearbeitet worden. 1718.

Die Begierde zum Lernen, wird mit dem Menſchen gebohren, und ſtirbt auch nicht eher, als mit ihm. Ein jeder will wiſſen: und diejenigen welche gegen die Wiſſenſchaften noch ſo gleichgültig zu ſeyn ſcheinen, wollen doch zum mindeſten dasjenige erlernen, was entweder ihre Handthierung, oder ihre Uebungen, oder auch nur ihre Zeitkürzungen angeht. Adam, welchen Gott ſelbſt unterrichtet hatte, theilte das, was er wußte, ſeinen Kindern mit, und dieſe überließen es wieder ihren Nachkommen; folglich ſind die Wiſſenſchaften ſo alt als die Welt. Es iſt wohl wahr, daß ſie zu gewiſſen Zeiten mehr verbeſſert worden, und zwar in gewiſſen Ländern mehr als in andern: dergleichen iſt auch das alte Gallien geweſen, wie Herr Abt Anſelm in einer Abhandlung ſagt, die er der Akademie vorgeleſen.

Zum Beweiſe, daß die Wiſſenſchaften in Gallien von Anbeginn getrieben worden, braucht er das Zeugniß der Neuern, z. E. Cluvers Antiqu. Lib. 1. Cap. 4. und Forcatulus de Gall. imp. nicht: ſo gelehrt ſie auch ſind und ſchon vor ihm eben das behauptet haben. Er wendet ſich vielmehr zu den Alten, und findet in ihren Schriften, daß die Gallier die Wiſſenſchaften, nicht nur geliebet und bearbeitet haben; ſondern daß auch eben bey ihnen, andere Völker die Lehrer derſelben geſuchet haben.

Diodor von Sicilien, **Strabo** und **Ammian Marcellin**, unterſcheiden bey den **Galliern**, dreyerley Arten von Gelehrten, die **Barden**, die **Weißager** und **Druiden**. Die **Barden** welche ihren Namen von dem Worte Bard, (**Strabo** im IV. **B.**) einem Worte hatten, welches in der celtiſchen Sprache ein **Sänger** (o) heißt, wohnten in **Auvergne** und **Burgundien**, und hatten daſelbſt eine Schule. Ihre Handthierung war, die Thaten großer Leute aufzuſchreiben und ſie in den Klang eines der Leyer ziemlich ähnlichen Inſtrumentes zu ſingen. So ſagt **Lucan** im 1. **B.** des **pharſaliſchen** Krieges:

Vos quoque, qui fortes animas, belloque peremtas
Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
Plurima ſecuri fudiſtis carmina, Bardi.

Die **Weißager** unterſuchten die Geheimniſſe der Natur mit großem Fleiße und ihr Amt war, dieſelben zu erklären. Sie giengen mit ihrer Neugierde ſogar bis auf Errathung des Zukünftigen, und lockten den großen Haufen an ſich, der ſich ihren Ausſprüchen blindlings unterwarf. (Man ſehe den **Diodor**) Die **Druiden** aber waren die berühmteſten und gelehrteſten, nach des **Pythagoras** Meynung: dem ihre Fähigkeit bekannt war, und welcher ein Zeugniß von demjenigen ablegt, was dieſe Gelehrten ihm beygebracht hatten. **Ammian Marcellin** erzählet es im XV. **B.** Druidae ingeniis celſiores, ut autoritas Pythagorae decrevit. Sie waren Weltweiſe und Gottsgelahrte zugleich, ſie lehrten die Naturlehre und Sittenlehre: und es gieng die Rede unter dieſen Völkern, daß ſie mit den Göttern im Umgange ſtünden. Es iſt ſogar gewiß, daß da ſie alles wußten, was den **Barden** und **Weiſſagern** wiſſend war, die ſie noch in verſchiedenen andern Kenntniſſen übertrafen, ſie auch in größerm Anſehen ſtunden, als dieſelben,

---

(p) Es heißt weder Bard, noch ein Sänger; ſondern Bar, ein Lied: wie ich in meiner Geſchichte der lyriſchen Poeſie der Deutſchen, ausführlicher zeigen werde.

und gar bald die einzigen waren, die man in Gallien gelten ließ.

Die Eiche war, wie man weis, unter ihnen ein heiliger Baum. Ihr Wald war davon ganz voll gepflanzt, und es war ein Verbrechen dieſelben zu verderben. Sie lebten von den Menſchen abgeſchieden, wohnten in Wäldern, und hatten darinnen ihre Schulen, deren berühmteſte nach **Cäſars** Berichte, im VI. B. ſeiner **Commentarien**, im **Chartrenſiſchen** war. In finibus Carnutum conſidunt in luco conſecrato. In dieſer Schule eben, hatte der Oberprieſter dieſer **Druiden** ſeine Wohnſtatt, und alle andern mußten einmal des Jahres hinkommen. Sie waren Richter des Volks, und folglich wandte man ſich wegen aller Privathändel an ſie, und unterwarf ſich ihrem Ausſpruche. Wollte nun jemand dabey nicht beruhen, ſo war einem ſolchen auch die Theilnehmung an ihren Geheimniſſen unterſagt.

Die **Druiden** hatten auch noch anderwärts viele Schulen, die von ermeldeter Hauptſchule abhiengen, und nichts iſt in ihrer Geſchichte bekannter, als diejenigen, ſo ſie zu **Marſeille**, **Toulouſe** und in vielen anſehnlichen Städten hatten: wie **Boulay** in ſeiner Vorrede zur Geſchichte der hohen Schule zu **Paris** bemerket hat. In dieſen Schulen nun lehrten ſie die Redekunſt und Weltweisheit. In dieſer letzten Wiſſenſchaft, handelten ſie von der Figur der Erden, von der Bewegung der Sterne, von der Macht der Götter; und wollten ſogar dasjenige wiſſen, was dieſe Götter von den Menſchen verlangten: Druidae, quod Dii velint, ſe ſcire profitentur; wie **Pomponius Mela** im 2. C. des III. B. ſich ausdrückt. **Cicero** ſagt, im III. B. de Divin. daß ſie ſich auch auf die Ausforſchung des Zukünftigen, entweder durch das Vogeldeuten, oder andere Muthmaßungen gelegt: partim auguriis, partim conjectura, quae eſſent futura, docebant; und **Plinius** ſetzt im III. C. des XXIX. B. hinzu, daß ſie ſich bey ihren Geheimheimniſſen, zur ſchwarzen Kunſt, des eichenen Geſchirres bedienet hätten.

Einer der Hauptpuncte in der Lehre der **Druiden**, war die Unſterblichkeit der Seelen. Sie ſagten, wenn ſie vom Tode redeten: man gienge im Sterben nur von einem Leben ins andere, und der Tod wäre das Mittel von beyden:

Reget idem ſpiritus artus
Orbe alio: longae, canitis ſi cognita, vitae
Mors media eſt. *Lucret.*

Dieſe Ueberzeugung machte die alten Gallier ſo unverzagt, daß ihrer viele ſich in die zu Verbrennung der Todten angezündeten Holzſtöße warfen, und alle mit einander der größten Kriegsgefahren lachten; indem ſie es für eine entſetzliche Zagheit hielten, daß man ein hinfälliges Leben nicht einem andern zu gute aufopfern wollte, welches ewig währen ſoll, wie eben dieſer Dichter ſagt.

Es ſey nun, daß die **Druiden** das Gedächtniß ihrer Schüler üben wollen, oder daß ſie geſcheuet haben, ihre Geheimniſſe möchten entweihet werden: ſo mußten dieſelben eine große Menge Verſe auswendig lernen, und es war ihnen verbothen ſie aufzuſchreiben. Uebrigens bedienten ſie ſich zum ſchreiben, der griechiſchen Züge, die ihnen geläufig waren. Dieſe Art, die Gottesgelahrtheit und Weltweisheit in Verſe zu bringen, iſt ſehr alt; und wenn wir dem **Apulejus** glauben wollen, ſo währete ſie bis auf den **Pherecydes**, welcher zuerſt in den Schulen die ungebundene Schreibart einführete: Verſuum nexu repudiato, conſcribere auſus paſſivis verbis Pherecydes. *V. Floral.*

Es iſt daher aus dem Zeugniſſe der Alten gewiß, daß die Gallier ſich in den erſten Zeiten der Wiſſenſchaften befliſſen. Sie erlernten auch die Beredſamkeit, wozu ſie von Natur Luſt hatten, wie **Strabo** im IV. B. und **Themiſtius** in der IV. und V. Rede verſichern, welcher letztere ſogar ſagt, daß ſie dazu noch geſchickter wären, als die Griechen ſelbſt. **Juvenal** ſetzt hinzu, ſie hätten die Britannier die Redekunſt gelehret:

Gallia cauſidicos docuit facunda Britanos.

Der h. **Hieronymus** giebt ihnen Adverſ. Vigil. den großen Lobſpruch: daß in der Zeit, da ſo viele Völker in der Weichlichkeit und Unwiſſenheit gelebet, Gallien allemal mit kriegeriſchen und beredten Männern wäre erfüllt geweſen. Sola Gallia monſtra non habuit, ſed viris ſemper fortiſſimis et eloquentiſſimis abundavit. Eben dieſer Kirchenvater ſagt in ſeinem Briefe an den **Ruffinus**: Studia Gallorum florentiſſima, und ſetzt endlich hinzu: die gelehrten Werke, welche in Gallien zum Vorſcheine gekommen, ſeyn ſowohl geſittet als ſchön geſchrieben geweſen: Vbertatem Gallici nitoremque ſermonis. Von allen Städten der Gallier aber, ward keine durch die Wiſſenſchaften und Beredſamkeit berühmter, als **Marſeille**: eine Stadt, welche wie **Livius** im VII. B. des IV. Zehends ſagt, eben ſo geſittet geweſen, als ob ſie mitten in Griechenland gelegen hätte, und die vom **Cicero**, pro Flacco, das neue **Athen** genennet wird: novas Galliarum Athenas. **Plinius** aber nennet ſie im IV. B. die Meiſterinn der Wiſſenſchaften, magiſtram ſtudiorum: allwo nach dem **Strabo**, die vornehmſten Römer in die Lehre giengen. Aus dieſer Schule ſind die großen Männer gekommen, welche von den Alten ſo gerühmt werden, dergleichen nach **Lucans** Berichte, **Telon** und **Gigaräus**, ſein Bruder, zween vortreffliche Meßkünſtler; **Pytheas**, der berühmte Erdbeſchreiber und Sternkundige, welcher zu **Alexanders** des großen Zeit lebte, und deſſen **Plinius** im 2. C. des XXV. B. rühmlich gedenkt; **Caſtor**, ein gelehrter Arzt, und ſo viele andere geweſen.

Auch die Stadt **Lyon** that ſich durch ihre Liebe zu den Wiſſenſchaften hervor. **Paradin** und **de Rubys**, in ihrer Geſchichte von **Lyon**, und **du Boullay** de vetuſtiſſimis Galliarum Academiis wollen, daß die **Druiden** daſelbſt ihre Verſammlungen bereits gehalten, als die **Phönicier** und **Griechen** ſich dahin geſetzt. Allein, als die Römer eine Pflanzſtädte hinbrachten, kamen die Wiſſenſchaften noch mehr in Flor. **Juvenal** und **Sueton** reden von einer Schule der Beredſamkeit in griechiſcher und lateiniſcher Sprache, welche in dieſer Stadt geweſen, und **Athenäum** geheißen. **Arles**, **Bourdeaux** und verſchiedene andere Städte, bemühten ſich nicht weniger um die Künſte und Wiſſenſchaften, als **Lyon** und **Marſeille**. **Toulouſe** aber verdiente, wegen ihres Geſchmacks in der Dichtkunſt und Beredſamkeit, den Namen einer Stadt der **Pallas**:

Palladiae non inficienda Toloſae
Gloria. *Mart. L. IX. Epigr. CI.*

Auſon redet eben ſo von ihr. Die andern alten Schriftſteller nennen oftmals groſze Leute, die aus dieſen Schulen der **Gallier** gekommen und ſelbſt Lehrer der römiſchen geworden ſind. Dergleichen war **Valerius Cato** mit dem Zunamen Latina Siren; **L. Plotius**, ein hochberühmter Redner zu des **Craſſus** Zeiten, (*p*) und ohne daß man der andern gedenkt, auch **Antonius Gnipho**, welchen **Cicero** ſelber hören gieng.

Wie glücklich! wenn in einem Lande, darinnen die Wiſſenſchaften allezeit geblühet haben, und in vorigen Jahrhunderten, faſt in allen Fächern der Gelehrſamkeit, auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden, wir niemals den Verfall derſelben, aus eben der Luſt zur gekünſtelten und epigrammatiſchen Schreibart hervorkommen ſehen dörften, die ſchon jenen Verfall verurſachte, über welchen man ſich in **Rom**, ſogleich nach **Auguſts** Zeiten zu beklagen anfieng!

(*p*) Man ſehe den Sueton und Cicero de Clar. Orat. Cap. 2.

* * *

* *

XLIX.

Herrn Hardions Betrachtungen über eine Stelle im Longin.

1718.

In dem XXXIII. Abſchnitte des Tractats **vom Erhabenen**, nach des **Tollius** Ausgabe, wirft **Longin** die Frage auf: ob man das Mittelmäßige, wenn es ohne Fehler iſt, dem Erhabenen vorziehen ſolle, welches einige Fehler hat; und ob man von einem Werke, in gebundener oder ungebundener Schreibart, eher nach der Zahl, als nach der Eigenſchaft und Vortrefflichkeit ſeiner Schönheiten ſchließen ſolle? Er entſcheidet darauf die Frage zum Vortheile des Erhabenen, welches einige Fehler hat, wider das vollkommene Mittelmäßige: und nachdem er einige Gründe von ſeiner Entſcheidung angegeben, geht er zu den Beyſpielen, und erwählet, unter den verſchiedenen Gattungen der Gedichte, von jeder Art zween Dichter, den einen mittelmäßig, aber ohne Fehler; den andern erhaben, aber der auch zuweilen abfällt. Im Heldengedichte, vergleicht er den **Apollonius von Rhodus** mit dem **Homer**; in der **lyriſchen** Dichtkunſt aber, den **Pindar** mit dem **Bacchylides** und im Trauerſpiele, den **Jo von Chios**, mit dem **Sophokles**. Man ſieht hieraus gar leicht, daß **Longins** Abſicht nicht geweſen, alle Arten der Gedichte mit einander zu vergleichen, um denen, deren Gegenſtand größer und erhabener iſt, den Vorzug vor denen zu geben, deren Gegenſtand nicht ſo wichtig iſt: indem hier gar nicht einmal die Rede von ſolcher Vergleichung iſt; und **Longin**, um den **Eratoſthenes** mit dem **Archilochus** in Vergleichung zu ſtellen, eines von des **Eratoſthenes** Gedichten erwählet, welches nach Art der Archilochiſchen geſchrieben iſt.

Dieſe Betrachtungen haben den Herrn **Hardion** auf die Gedanken gebracht: es müſſe etwas mangelhaftes in derjenigen Stelle ſeyn, in welcher **Longin** die Vergleichung des **Apollonius** mit dem **Homer** anſtellet; und die Gelehrten, welche ſonſt ihre Mühe am **Longin** ſo glücklich angewandt, müſten dieſelbe nicht recht verſtanden haben. Sie lautet ſo: ἐπεὶ τοι γε καὶ ἄπτωτος ὁ Ἀπολλώνιος, ὁ τῶν Ἀργοναυτικῶν ποιητής, κἀν τοῖς βουκολικοῖς, πλὴν ὀλίγων τῶν ἔξωθεν, ὁ Θεόκριτος ἐπιτυχέστατος. ἆρ' οὖν Ὅμηρος ἂν μᾶλλον ἢ Ἀπολλώνιος ἐθέλοις γενέσθαι. **In der That fällt Apollonius, derjenige welcher das Gedicht von den Argonauten geſchrieben, niemals; und was die Hirtengedichte** betrifft, ſo **findet man im Theokrit nichts, das nicht ſehr glücklich ausgedacht wäre: wenn man einige wenige Stellen ausnimmt, darinnen dieſer Dichter von dem Charactere der Idyllen abweicht. Würde man indeſſen wohl lieber Apollonius als Homer ſeyn wollen?**

Herr **Hardion** erkläret die zwey Worte κἀν βουκολικοῖς, anders, als **Longins** bisherige Dollmetſcher; welche dieſelben, nicht von der **bukoliſchen** Dichtkunſt überhaupt, ſondern von des **Theokritus** Hirtengedichten insonderheit, verſtanden haben. Er meynt, ſie ſollen eben das heißen, was in der Folge die Worte ἐν μέλεσι und ἐν τραγῳδίᾳ bedeuten, die man von der lyriſchen und tragiſchen Dichtkunſt überhaupt, verſtehen muß.

Zum andern, haben **Longins** Ausleger geglaubt, daß in der andern Vergleichungsſtaffel, der Name **Theokritus** fehle, und daß man, anſtatt ſchlechtweg zu ſagen, **würde man wohl lieber Apollonius als Homer ſeyn?** man noch hinzuſetzen müſſe: **würde man wohl lieber** Apollonius und Theokritus, als Homer ſeyn? Allein dieſer Zuſatz gründet ſich auf keinen Text vom **Longin**, er ſey gedruckt, oder geſchrieben.

Endlich haben eben dieſe Ausleger ſich eingebildet, Longin ſetze dem **Theokrit** den **Homer** entgegen; um von dem Mittelmäßigen, welches vollkommen und ohne Fehler iſt, durch Vergleichung mit dem fehlerhaften Erhabenen, zu ſchließen.

Allein, man muß erwägen, erſtlich, daß **Longin** den **Theokrit** gar nicht für einen Dichter ausgiebt, der ohne Fehler ſey; ſondern nur für einen Dichter, der nur zuweilen den Character der **Idylle** verläßt, und bey welchem übrigens alles ſehr glücklich und ſchön gedacht iſt. Eben dieſen Begriff macht er auch vom **Homer**, **Archilochus**, **Pindar**, **Sophokles** und andern ſolchen Dichtern erſter Größe, ein jeder in ſeiner Art; die er denen vorzieht, welche zwar keine Fehler gemacht haben, aber auch keine großen Schönheiten an ſich zeigen.

Zudem ſo muß man bemerken, daß im Abſehen auf die Frage, welche **Longin** unterſucht, man gar den **Theokrit** nicht mit dem **Homer** in Vergleichung ſtellen müſſe: als deſſen Gedichte von einer ganz entgegen geſetzten Art ſind, und hier gar in keine Vergleichung kommen können; weil man alsdann nicht zween Dichter, ſondern zwo Arten von Gedichten vergleichen würde. Man hat aber oben geſehen, daß dieſes nicht iſt, und auch **Longins** Abſicht nicht geweſen ſeyn kann.

Wie muß man denn alſo dieſe Stelle verſtehen? Herr **Hardion** glaubt, man müſſe erſtlich aus **Longins** Texte dieſe Worte wegnehmen: κἀν βουκολικοῖς, πλὴν ὀλίγων τῶν ἔξωθεν ὁ Θεόκριτος ἐπιτυχέστατος: indem die Beyſpiele, ſo man aus der **bukoliſchen** Dichtkunſt nehmen kann, es ſey nun ſie zu billigen, oder zu verwerfen, eigentlich nicht zu einem Tractate vom **Erhabenen** zu gehören ſcheinen; ungeachtet es auch wahr iſt, daß in der **bukoliſchen** Poeſie, wie im Luſtſpiele und andern Gedichten dieſer Art, etwas erhabenes vorkömmt, das ihnen eigen iſt, und darinnen deren höchſte Vollkommenheit beſteht. Daher glaubt er, zum andern, und ohne von dem Texte etwas wegzunehmen, daß eben dieſe Worte, nicht nur nicht auf der rechten Stelle ſtehen; ſondern daß auch in ihrer Folge noch der Namen irgend eines bukoliſchen Dichters fehle, welchen **Longin** mit dem **Theokrit** vergleicht. Damit er nun ſeiner Vergleichung die Geſtalt der andern Vergleichungen gebe, welche **Longin** auf dieſer Stelle häufet, muß man vorausſetzen, daß dieſer bukoliſche Dichter, er ſey wer er wolle, den Character der **Jdylle** nie aus den Augen geſetzt habe; daß er aber in den Einfällen ſo glücklich nicht geweſen, als **Theokrit**. Um ſich noch deutlicher zu erklären, ſo führt Herr **Hardion** die Stelle, welche ihm eine Verbeſſerung nöthig zu haben ſcheint, ſo an, wie er glaubt daß ſie verbeſſert werden müſſe; und fügt die Folge von **Longins** Capitel hinzu, um die Nothwendigkeit dieſer Verbeſſerung deſtomehr zu zeigen.

Jn der That, ſagt Longin, fällt Apollonius, derjenige der das Gedicht auf die Argonauten gemacht hat, niemals. Wollte man indeſſen wohl lieber Apollonius als Homer ſeyn? Und was die bukoliſche Dichtkunſt betrifft, ſo iſt im Theokrit nichts, was nicht ſehr glücklich erſonnen wäre, wenn man einige Stellen ausnimmt, wo der Dichter von dem Character der Jdylle abweicht; ein anderer Dichter gegentheils, weicht niemals von ihrem Character ab; ſeine Gedanken aber ſind nicht ſo glücklich. Nun frage ich: wollte man lieber ein ſolcher Dichter, oder wollte man lieber Theokrit ſeyn? Des Eratoſthenes Erigone iſt ein kleines Gedicht, darinnen nichts zu tadeln iſt; wollte man aber darum ſagen, Eratoſthenes ſey ein gröſſerer Dichter, als

Archilochus? der ſich freylich zuweilen verwirret, und an vielen Orten ſeiner Schrift, weder Ordnung noch Einrichtung hat; der aber in dieſen Fehler nur darum fällt, weil ihn ein göttliches Feuer dahin reißt, und dem er nicht nach Belieben gebiethen kann. Ja ſelbſt in der lyriſchen Dichtkunſt, wollte man wohl lieber Bacchylides als Pindar ſeyn? oder im Trauerſpiele, lieber dem Jo von Chios, als dem Sophokles gleichen? Jene thun in der That niemals einen Fehltritt, und drücken alles mit großer Zierlichkeit und Anmuth aus; mit dem Pindar und Sophokles aber iſt es nicht ſo, u. ſ. w.

L.

Des Herrn Racine Unterſuchung der Urſachen, von dem Flore und Verfalle der Wiſſenſchaften. 1721.

Man hat im 48 Artikel geſehen, daß die Wiſſenſchaften von den älteſten Zeiten her, inſonderheit in **Gallien** getrieben worden ſind. Die Geſchichte lehret uns, daß auf die für die Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften glücklichen Jahrhunderte, faſt allezeit ſolche Zeiten gefolget ſind, in welchen die Barbarey die Stelle des guten Geſchmacks und der Zärtlichkeit eingenommen. Herr Racine hat die allgemeinen Urſachen dieſer Veränderung unterſucht.

Er unterſcheidet vier Jahrhunderte, in welchen die Künſte und Wiſſenſchaften in dem blühendſten Zuſtande geweſen. Das erſte in Griechenland, unter **Philippen** und **Alexandern**; das andere in **Rom**, unter **Cäſarn** und dem **Auguſtus**; das dritte in **Italien** und **Frankreich**, unter **Leo** dem X. und **Franciſcus** dem I. und endlich **Ludwigs** des XIII. und **Ludwigs** des XIV. ſeines.

Bey **Leo** des X. Zeit bleibt er nicht lange ſtehen, ungeachtet ſie der Zeitpunct von der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im Occidente iſt; und nach ihm, hat ſie ſich inſonderheit durch die Malerey hervor gethan. Was die drey andern Jahrhunderte betrifft, ſo betrachtet er ſie gleich anfangs auf einer ziemlich ſonderbaren Seite, die aber auch zugleich ihre kurze Dauer anzeigt. Herr **Huetius**, ſagt er, welcher den **Carteſium**, einen Weltweiſen geſehen, der nach der Zeitordnung, und auch ſelbſt nach der Ordnung der

Geiſter, an die Spitze derer groſen Männer geſtellt werden muß, welche das verfloſſene Jahrhundert, **Alexanders** und **Auguſts** Zeiten ähnlich gemacht haben; der hat auch die lange Reihe berühmter Perſonen vorüber gehen ſehen, welche die Künſte auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit getrieben haben.

Ein **Athenienſer** der ſo lange gelebet hätte, als dieſer gelehrte Prälat, würde ſich haben rühmen können, den **Sophokles** und **Euripides**, **Apelles** und **Praxiteles**, **Sokrates**, **Plato** und **Ariſtoteles**, **Thucydides** und **Xenophon**, und endlich den **Ariſtophanes** und **Menander**, geſehen zu haben.

So würde auch ein römiſcher **Greis** ſich haben rühmen können, daß er in ſeiner Jugend die Lehren der Tugend vom **Cato** und **Brutus**, erlernet. **Daß**, nachdem er **Cicerons** und **Cäſars** Reden angehöret, er die Anmuth des Umganges bey einem **Catullus**, **Tibullus** und **Properz**, genoſſen; daß **Lukrez** ihm die Geheimniſſe der Natur eröffnet; daß er bey ſeinen Zweifeln vom gelehrten **Varro** erleuchtet worden; daß ihn **Horaz**, **Virgil** und **Ovidius** entzückt, und **Salluſtius** und **Livius** ihn die Geſchichte gelehret hätten.

Wenn man dieſe glückſeligen Jahrhunderte erwäget, und ſieht, daß ſo viel groſſe Geiſter auf einen Zeitpunct zuſammen treffen, ſo iſt es natürlich, daß man die Frage aufwirft: warum doch ſolche ſeltene Köpfe faſt allemal Zeitgenoſſen geweſen, und faſt niemals Nachfolger gelaſſen haben, die ihrer würdig geweſen? Gleich als ob die erſchöpfte Natur ſich lange ausruhen müßte, nachdem ſie ſolche reife Früchte hervorgebracht hat.

Es iſt ſchwer, ſagt Herr **Racine**, auf dieſe Frage hinlängliche Gründe an die Hand zu geben: und **Paterculus** geſteht, daß, nachdem er dergleichen geſucht, ihm keine überzeugend genug vorgekommen ſey. Cauſas cum ſemper requiro, nunquam reperio, quas eſſe veras confidam, ſed fortaſſe veriſimiles. *L. 1. C. 17.* Die Urſache ſo **Cicero** Tuſc. Lib. 2. davon angiebt, welcher ſagt: daß die Wiſſenſchaften, wenn ſie zum vollkommenſten Grade geſtiegen ſind, veralten und wieder hinfällig werden; und des **Seneca** ſeine, der ſolches Controv. 1. auf die Eiferſucht der Götter ſchiebt, ſind eben ſo unzulänglich.

Man ſagt gemeiniglich, der Schutz der Fürſten bilde die groſſen Männer, und es fehle nicht an **Virgilen**, da wo es nur **Mäcenen** giebt: allein Herr **Racine** läßt dieſe Urſache nicht gelten. Es iſt wohl wahr ſagt er, daß Wohlthaten einen Nacheifer erwecken, und oftmals groſſen Männern die Muſſe verſchaffen, ihre Gaben zu bearbeiten: allein ſie geben dieſe Gaben nicht. Der Anblick einer Belohnung erhebet eine Seele nicht, und flößt ihr keine erhabenen Gedanken ein. Wenn man durch die Freygebigkeit eines Wohlthäters reich iſt, ſo denkt man zwar mehr auf Bequemlichkeit; aber denkt man darum beſſer? Die mehreſten römiſchen Kaiſer wollten Redner und Dichter ſeyn; gleichwohl erweckte ihre Neigung zur Beredſamkeit und Dichtkunſt, weder einen **Cicero**, noch einen **Virgil**. **Marcus Aurelius**, der Freund aller Weltweiſen, brachte gleichwohl keinen einzigen hervor, der an die Zeiten eines **Sokrates** und **Plato** gereichet hätte. **Franciſcus** der I. deſſen Freygebigkeit ihm den Namen eines **Vaters der Wiſſenſchaften** erwarb, fand, wenn man den **Marot** ausnimmt, keinen Dichter, der ſeiner Freygebigkeit würdig geweſen wäre. **Amyots** groſſes Glück war fähig genug den Nacheifer der Gelehrten zu erwecken; gleichwohl erweckte dieſer Nacheifer, unter **Carls** des IX. Regierung nur ſehr mittelmäßige Schriftſteller. Nicht der Gunſt des **Mäcenas** haben wir einen **Cicero**, **Catull** und **Tibull** zu danken: und **Virgil** würde wohl **Virgil** geblieben ſeyn, wenn **Mäcen** ihn gleich nie gekannt hätte. Endlich ſchließt Herr **Racine**, ſo ſind es auch gar nicht die Wohlthaten eines

Cardinals Richelieu, denen man die großen Männer verdanken muß, die ſich unter ſeinem Miniſterio hervor gethan haben: es gab deren viele, die keine Gnade genoſſen, und der Gram den er dem Peter Corneille verurſachete, würde uns vielleicht um die Werke dieſes erhabenen Geiſtes gebracht haben; wenn das Feuer, welches große Männer belebt, ſich nach dem Belieben eines Miniſters anzündete oder austilgte.

Auch die öffentliche Freyheit ſieht man noch, als eine der vornehmſten Urſachen des Flors der Wiſſenſchaften an: und es iſt wahr, daß ſie oftmals in Republikaniſchen Staaten die Redekunſt erhalten hat, weil ſie zu den höchſten Würden führete. Gleichwohl iſt es eben ſo gewiß, daß die Dichtkunſt und andere ſchöne Künſte in Rom, zu Zeiten der Conſuln nicht im Flore geweſen, und auch heutiges Tages bey denen Völkern eben nicht weit kommen, die doch ſeit langer Zeit einer großen Freyheit genießen.

Dieſen moraliſchen Urſachen nun, füget man noch phyſikaliſche bey, und glaubt: daß die Zeiten, in einem und demſelben Lande, eine gewiſſe Milderung der Luft verurſachen, die zur Erhebung der Geiſter beyträgt; ſo wie eine andere ſie niederſchlägt. Herr Racine geſteht hierbey, daß wegen der genauen Verbindung, die zwiſchen dem Körper und der Seelen iſt, die äußerlichen Dinge uns verſchiedentlich rühren; daß die Verſchiedenheit der Luft, in uns Traurigkeit oder Freude verurſache; daß z. E. im Oriente, die Leute lebhafter ſind, als in den mitternächtlichen Eisgegenden; ja daß man ſogar unter benachbarten Völkern, ganz verſchiedene Geiſter antrifft. Die Athenienſer, ſo unter einem reinen heitern Himmel lebten, lachten der Blödigkeit derer Völker, welche in der dicken Luft von Böotien gleichſam vergraben lagen. Allein das kann man doch nicht begreifen, daß ſich in einer und derſelben Landſchaft, plötzlich eine ganz neue Luft ausbreite, die den Kindern eine Kraft einflöße, welche den Vätern unbekannt geweſen, und in ihrer kurzen Dauer, deren Fähigkeit ſo gar verſchieden mache; noch wie ſich dieſe Luſt gewiſſen Perſonen mittheile, ohne daß der übrige Theil des Volkes etwas davon gewahr werde.

Unter **Ludwigs** des XIV. Regierung, hätte ein ſehr ſtarkes Maaß dieſer günſtigen Luſt herabſinken müſſen: und gleichwohl gab es auch eine Menge mittelmäßiger Schriftſteller. Man findet in der That Jahrhunderte, die an großen Geiſtern fruchtbarer ſind als andere; es giebt aber deren keines, das keinen einzigen aufzuweiſen hätte. Man muß alſo wahrſcheinlichere Gründe dieſer Fruchtbarkeit ſuchen, als die bisher widerlegten ſind. Herr **Racine** glaubt, man müſſe ſie auf die Vereinigung vieler glücklichen Umſtände ſetzen, welche alle dazu beytragen, daß ſich unter einem Volke eine allgemeine Freude, und eine gewiſſe Ruhe ausbreite, die dem Geiſte verſtattet, ſich völlig aus einander zu wickeln. Die Dichtkunſt, die Malerey und alle ſchöne Künſte, ſagt er, ſind Kinder der Freude:

Carmina proveniunt animo deducta ſereno.

ſagt **Ovidius** Triſt. L. 1. Eleg. 1. Es iſt wohl wahr, daß der Schmerz und die Traurigkeit, zuweilen auch traurige Gedichte veranlaſſen können. **Orpheus** und **Simonides** ſind Beweiſe davon: aber das kann man doch auch nicht leugnen; daß eine langwierige Schwermuth den Geiſt niederſchlägt, und ihn zu geiſtreichen Arbeiten ungeſchickt macht. Die kalten Länder haben Metaphyſikverſtändige und Meßkünſtler; vortreffliche Dichter und Maler aber, haben ſie ſelten.

Wenn ein Staat blühend iſt, wenn alles zu ſeiner Größe beyträgt, wenn ruhmvolle Glücksfälle ſeine Ruhe ſichern, wenn der Ueberfluß regieret, wenn das Regiment gelinde iſt; alsdann iſt die Freude vollſtändig und allgemein. Diejenigen welche große Gemüthsgaben haben, bearbeiten dieſelben; da ſie vergnügt und ruhig ſind, ſo gehen ſie noch weiter, als ſie in einem nicht ſo ruhigen Staate gethan haben würden. Diejenigen, die gleich dieſe Gaben nicht beſitzen, erkennen dennoch deren Werth, bewundern die, ſo ſie beſitzen, ſchätzen ihre Werke hoch, und ermuntern folglich die witzigen Köpfe in ihren Arbeiten. Die Ehre und Belohnungen endlich, welche den Gelehrten mehr Muße verſchaffen, ſetzen ſie vollends in die glückliche Nothwendigkeit, immer weiter zu gehen. Alle dieſe günſtigen Umſtände nun, ſetzt Herr **Racine** hinzu, kamen in jenen vier berühmten Jahrhunderten zuſammen, deren oben gedacht worden. Eine kurze Beſchreibung wird dieſen Satz beweiſen.

Als Griechenland von der furchtbaren Macht der Perſer befreyet war, ſo dachte es weiter auf nichts, als auf den ruhigen Genuß der Früchte ſeiner Siege. Das im Flor ſtehende **Athen**, ward gar bald die Beherrſcherinn des Meeres, und ſchrieb ſeinen Nachbarn Geſetze vor. Die von Natur geiſtreichen Einwohner dieſer Stadt, dachten an nichts, als Vergnügen, und an die ſchönen Künſte, die Kinder des Vergnügens. Daraus nun entſtunden die großen Geiſter, welche die Nachwelt ſo ſehr bewundert hat. Als aber **Antipater** durch ſeine Grauſamkeiten ganz Griechenland betrübte, ſo gieng die Beredſamkeit mit dem **Demoſthenes** zu Grabe, die Dichtkunſt verlor einen Theil ihres Glanzes, und man ſah mit dem **Zeno** und **Chryſippus** eine traurige und ſtrenge Weltweisheit erwachen, aus welcher alle die Anmuth und Schönheit verbannet iſt, die **Plato** und **Xenophon** in ihren Werken ausgebreitet hatten.

So lange die Römer ſich noch gegen ihre furchtbaren Feinde vertheidigen mußten, ſo lange wurden auch die Wiſſenſchaften vernachläßiget. Kaum hatte **Karthagens** Untergang ihnen aber ein wenig Luſt geſchafft, ſo erlernten ſie die griechiſchen Wiſſenſchaften; und als des **Pompejus** und **Cäſars** Siege, ſie zu Herren der Welt gemacht hatten, ſo kamen durch die allgemeine Freude, auch die ſchönen

Künſte in Flor. Die kleine Störung der bürgerlichen Kriege, rottete den Geſchmack derſelben nicht gänzlich aus; und als **Auguſtus** friedlich zu regieren anfieng, überließ man ſich gänzlich der Freude, und damals kamen die Dichtkunſt und ſchönen Künſte, zu demjenigen Grade der Vollkommenheit, welche die Bewunderung aller Folgezeiten geweſen iſt.

Unter **Leons** des X. Regierung war Italien ruhig und reich, folglich blühten auch die Künſte. Nach ſeinem Tode, ward Rom geplündert, **Florenz**, das italiäniſche **Athen**, ward dienſtbar gemacht, und die Wiſſenſchaften geriethen ins Abnehmen.

Als der Cardinal **Richelieu**, nachdem er **Rochelle** bezwungen, alle Kräfte des Königreichs wider auswärtige Feinde kehrete, ſo machte der glückliche Erfolg ſein Regiment ſehr erträglich; das ganze Land war im Flore, und die Gemüthsgaben wurden bearbeitet. Man weis endlich auch, zu welchem hohen Grade der Glückſeligkeit Frankreich unter **Ludwig** dem XIV. erhoben worden, und wie hoch die Künſte und Wiſſenſchaften geſtiegen ſind.

Nachdem man nun die Urſachen von dem Flore der Wiſſenſchaften angezeiget hat; ſo iſt leicht zu erachten, daß die Kriege, die Unfruchtbarkeit des Landes, und eine rauhe Witterung, dieſelben im Wachsthume hindern können. Herr **Racine** aber giebt noch eine beſondere Urſache ihres Verfalles an, nämlich die Liebe zu den ſcharfſinnigen Reden, zum falſchen Witze, und zu einer gezwungenen Schreibart. Allerdings ſtürzten dieſe dieſelbe, gleich nach **Auguſts** Zeiten, vielmehr als **Tibers** und **Nerons** Grauſamkeit.

Cicero lehret uns in ſeinem **Brutus**, daß **Phalereus** der erſte geweſen, welcher angefangen die griechiſche Beredſamkeit zu verderben: weil er lieber den Ohren gefallen, als das Herz zu rühren ſuchen wollte. Er machte die Beredſamkeit weichlich und weibiſch, und zog dieſe falſche An-

Anmuth der wahrhaften Majeſtät vor, welche ſie begleiten ſoll. Zu Rom gieng es der Beredſamkeit eben ſo, und wir leſen in dem kleinen Geſpräche, ſo man dem Quintilian zuſchreibt: daß die Redner nichts mehr ſuchten, als wie ſie kurze und ſcheinbare Sinnſprüche vorbringen möchten: in pauciſſimos ſenſus et anguſtas ſententias detrudunt eloquentiam.

Niemanden iſt es unbekannt, daß dieſe Liebe zu witzigen Einfällen und zum Scheinwitze, ſich auch der Italiäner bemächtiget hat. Taſſo brachte ſie zuerſt auf die Bahn: und ſeitdem dieſer bedauernswürdige Geſchmack bey ihnen ſo viel Eingang gefunden, ſind die großen Geiſter aus Italien verſchwunden.

Trotz der nur gar zu ſehr geäußerten Neigung einiger Perſonen, gegen diejenigen Fehler, die den Verfall der Wiſſenſchaften herbey gebracht haben, giebt es zu allem Glücke, doch auch anjetzt noch einige berühmte Schriftſteller, welche die wahren Schönheiten, dem Scheinwitze vorziehen, der andere Leute verblendet.

LI.

Des Herrn Abts Sallier Unterſuchungen von der Zeit, in welcher Heſychius gelebt hat, nebſt einigen Betrachtungen über ſein Werk. 1718.

Es iſt natürlich, wenn man über einen Schriftſteller arbeitet, daß man alles zu wiſſen begehret, was ihn angeht. Der Herr Abt **Sallier**, welcher mit dem Herrn Abte **Sevin**, die Nachforſchungen fortgeſetzt hat, die der ſel. Herr **Küſter** über des **Heſychius** Wörterbuch angeſtellet hatte, hat der Akademie dasjenige bekannt gemacht, was er von der Zeit glaubt, darinnen dieſer Schriftſteller gelebet hat.

Da es vielerley Perſonen gegeben, welche **Heſychius** geheißen; und man aus dem Wörterbuche, welches wir übrig haben, keinen feſten Zeitpunct ziehen kann, in welchem es aufgeſetzt worden, ſo muß man ſich durch Muthmaßungen helfen. Anfänglich ſcheint es dem Herrn Abte **Sallier** gewiß zu ſeyn, daß **Heſychius von Alexandrien**, der nach des **Euſebius** 12 Cap. im VIII B. zu Ende des III Jahrhunderts, und zu Anfange des IV gelebet, und im 311 Jahre, unter **Maximins** Verfolgung das Märterthum erlitten hat, nicht der Verfaſſer dieſes Wörterbuchs ſey; ungeachtet **Fabricius** eine eigene Abhandlung aufgeſetzt hat, ſolches zu beweiſen. Er gründet ſich hauptſächlich darauf, daß **Heſychius** eine Ausgabe von der Bibel der ſiebenzig Dollmetſcher, zum Dienſte der ägyptiſchen Kirchen heraus gegeben, und daß man in dem Gloſſario, alle Anführungen aus der heil. Schrift, mit dieſer Ausgabe einſtimmig findet. Allein der Herr Abt **Sallier** zeiget, daß dieſer Beweis gar keine Stärke habe. Man kann daraus zwar ſchließen, daß derjenige, der dieſes Wörterbuch gemacht, jene Ausgabe gekannt, und ſich ihrer in denen Erklärungen bedienet hat, die er von den Schriftſtellen giebt; nicht aber, daß er der Verfaſſer davon ſey; indem man in dem Wörterbuche Sachen findet die ſpäter ſind, als des **Heſychius** Märtyrthum.

Z. E. unter dem Worte ὁμουσιότης, ſetzt **Heſychius** das τὸ ἀπαράλλακτον, hinzu. Dieſe Unveränderlichkeit nun nebſt der Conſubſtantialität des Wortes, zielet offenbar auf das nicäniſche Concilium, welches dieſe Wörter zuſammen genommen, um von dem ewigen Worte zu reden. Dieſe Kirchenverſammlung ward erſt im 325 Jahre und folglich 12 Jahre nach desjenigen **Heſychius** Tode, gehalten, den man für den Verfaſſer dieſes Wörterbuchs hält.

Noch ein entſcheidenderes Beyſpiel iſt dieß, daß das Wort Βυζάντιος, in dem Wörterbuche durch Κωνςαντινοπολίτης, erkläret wird; gleichwohl hat nach dem **Idacius**, **Byzanz**, erſt im 330 Jahre, den Namen Conſtantinopel angenommen. Kurz, und um hier die Anführungen nicht ohne Noth zu häufen, ſo hat **Heſychius**, der rechte Verfaſſer dieſes Wörterbuchs, die Schriften des **heil. Epiphanius** und **Cyrillus** gekannt. (Man ſehe das Wort τάλαντον und μόνιος nach) Nun iſt der **heil. Epiphanius** erſt im 358 Jahre Biſchof geworden, und der **heil. Cyrillus** folgte dem **Theophilus** erſt im 412 Jahre. Wirft man dem Herrn Abte **Sallier** ein: des **Heſychius** Werk könne wohl merklich vermehret worden ſeyn; ſo wird er antworten, davon müſſe man ausdrückliche Beweiſe haben: und wenn man die verſchiedenen Zuſätze und willkührlichen Data als Beweiſe angeben wollte, ſo würde dieß eine ſo viel ſcheltenswürdigere petitio principii ſeyn; da ſie die Vorausſetzung ſelbſt in einen Beweis verwandeln würde.

Man kennet einen andern Heſychius, Biſchof zu **Salona**, dem heutigen **Spalatto**, in **Dalmatien**, der im 412 Jahre gelebet hat, und mit dem heil. **Auguſtin** ſehr bekannt geweſen iſt: allein man ſieht nicht mit was für Grunde man demſelben das Wörterbuch zuſchreiben könnte; ſo wenig als einem andern Heſychius, einem Prieſter zu **Conſtantinopel**, der im V. Jahrhunderte gelebet hat; oder endlich auch dem Patriarchen zu **Jeruſalem**, im VII. Jahrhunderte. Der Heſychius von Miletus, deſſen **Suidas**, unter dem Worte Heſychius gedenkt, und der im 536 Jahre gelebet hat, iſt eben ſo wenig Verfaſſer davon, ungeachtet man es lange geglaubt hat, weil man das Wort ὀνοματολόγον übel verſtanden: denn die andern Ausdrücke welche **Suidas** hinzuſetzt, deuten an, daß dieſer Heſychius, nicht ein **Gloſſarium**, ſondern eine Folge von Namen berühmter Männer verfertiget, die an Verdienſten vortrefflich geweſen.

Nachdem nun der Herr Abt **Sallier** gezeigt hat, daß dieſe Heſychii das **Gloſſarium** nicht verfertiget haben; ſo bringt er ſeine Muthmaßungen über den Verfaſſer dieſes Werks vor. Nach ihm, war in **Aegypten** nichts gebräuchlicher, als die Wörterbücher, welche zu einem vollkommenen Verſtande der heil. Schrift dienen konnten. Man verfertigte deren einige, über die Wortableitung der eigenen Namen der Menſchen oder Oerter; andere, um die Schwierigkeiten zu heben, die die Dunkelheit gewiſſer Ausdrücke verurſachte, u. ſ. w. Man hat Wörterbücher gedruckt, und findet ſie auch in Bücherſälen, die den Namen **Philons**, eines **alexandriniſchen** Juden, oder den Namen **Origenes** führen, und die man aus abergläubiſchem Haſſe, ſeit der Zeit dem **Cyrillus** von **Alexandrien** zugeeignet hat. Dieß thaten die Kirchenlehrer, um den Verſtand der Bücher heiliger Schrift zu erleichtern, und die weltlichen Schriftſteller thaten es, um eine richtigere Kenntniß ihrer Schriftſteller zu erlangen. Dieſes ſaget der Verfaſſer des Wörterbuchs davon hier die Rede iſt,. in der Vorrede: darinnen er diejenigen nennet, die an beſondern Schriftſtellern gearbeitet, und den **Diogenies** anführet, der ein Wörterbuch über alle Schriftſteller gemacht hatte. Der Sprachlehrer, welcher dasjenige Wörterbuch aufgeſetzt hat, deſſen Verfaſſer wir ſuchen, vereiniget in ſeinem Werke beyde Abſichten, die heiligen und weltlichen Geſchichte. Er war zu Alexandrien gebohren, oder lebte doch wenigſtens da. Als ein Chriſt gebrauchte er die Redensarten der griechiſchen Bibel, die in **Aegypten** gebräuchlich war; und als ein Gelehrter, erkläret er die weltlichen Schriftſteller. Er lebte unfehlbar nach dem **heil. Cyrillus** von **Alexandrien**, dem man das Wörterbuch für die Bibel zuſchreibt, davon **Heſychius** verſchiedene Stücke in ſein Werk eingeſchaltet hat; und aus den bereits angeführten Urſachen, will man die Zeit darinnen er gelebet hat, ins V. oder VI. Jahrhundert zurück ſetzen. Was er von dem ὁμούσιον und dem ὁμουσιότης, zweyen Wörtern ſagt, deren Gebrauch die Sinnen noch lange Zeit nach der nicäiſchen Kirchenverſammlung theilte; und was er von der Taufe ſagt, die er ἅγιον βάπτισμα nennet, beweiſet klärlich, daß er ein Chriſt geweſen.

Dieß iſt alles, was ſich Herr **Sallier** vom **Heſychius** feſt zu ſetzen, für verbunden hält. Nach dieſem beantwortet er die Fragen gar leicht, die man gemeiniglich wegen dieſes Schriftſtellers macht: ob er den **Pollux** abgeſchrieben? ob **Suidas** nach ſeinem Muſter gearbeitet habe? Auf die erſte antwortet er, daß, da **Pollux** zu des **Marcus Aurelius** und **Commodus** Zeit gelebt, denen er ſein Wörterbuch zugeſchrieben, das heißt gegen das Ende des II. Jahrhunderts; dahingegen **Heſychius** ſein Werk erſt nach der nicäniſchen Kirchenverſammlung aufgeſetzt, es offenbar ſey, daß er es kennen und ſich deſſen bedienen können. Und ungeachtet er ihn nirgend anführet, ſo ſieht man doch wohl, daß er oftmals eben dieſelben Ausdrücke anführet, die er erläutern will. Auf die zweyte Frage antwortet der Herr Abt

Sallier, daß man aus Herrn **Küſters** Unterſuchungen weis, **Suidas** habe gewiß nach dem VI oder wohl gar VII. Jahrhunderte gelebet. Er hat ſich daher des **Heſychius** Arbeit zu Nutze machen können; ungeachtet er ihn nicht gekannt zu haben ſcheint. Was aber am glücklichſten iſt, ſo können dieſe drey Wörterbücher, eines dem andern zur Verbeſſerung dienen; indem ſie an vielen Stellen mit einander überein kommen.

Hierauf handelt der Herr Abt **Sallier** von den Vorzügen des **Heſychiſchen** Wörterbuchs; und ohne ſich bey denen leeren Lobſprüchen aufzuhalten, die ihm von den Gelehrten der zwey letzten Jahrhunderte gegeben werden, zeigt er: daß die Dollmetſcher zu beſſerm Verſtande der heiligen Schrift, die Ausleger, um die verſtümmelten Texte verſchiedener Schriftſteller zu rechte zu bringen, und die Kunſtrichter, um zweifelhafte Verfälle zu erklären, große Beyhülfe darinnen gefunden. Wenn **Heſychius** eine auch nur mittelmäßige Kenntniß vom Hebräiſchen gehabt hätte, ſo würde ſein Werk noch unendlich nutzbarer geworden ſeyn; und wäre er ein beſſerer Kunſtrichter geweſen, ſo würde er nicht, wie es ihm oft begegnet iſt, Wörter mit einander vermenget haben, die von ganz verſchiedener Bedeutung ſeyn ſollen. Dieſe Schwäche in der Critik hat ihn verleitet, allerley Bücher ohne Unterſchied, Ueberlegung, und Urtheilskraft abzuſchreiben, oftmals Ausdrücke zuſammen zu ſetzen, die er einzeln und beſonders betrachten ſollen, und andere wiederum abzuſondern, die zuſammen gehörten. Trotz allen dieſen Fehlern aber, enthält das Werk, in der Nähe betrachtet, eine große Menge Sachen, die zur Erläuterung der alten Geſchichte viel beytragen: und der Herr Abt **Sallier** macht uns Hoffnung, das ein richtiges Verzeichniß aller dieſer Sachen, welche ſeiner künftigen Ausgabe beygefüget werden ſoll, die Leſer in den Stand ſetzen wird, dieſem Schriftſteller, was den hiſtoriſchen Reichthum betrifft, den man nicht eher entdeckt, als wenn man dieß Wörterbuch mit Aufmerkſamkeit nachlieſt, ſein Recht wiederfahren zu laſſen.

LII.

Hrn. von Chamborts Abhandlung, von der Hochachtung, die die alten Deutſchen gegen das Frauenzimmer ihres Volks gehabt.

1721 und 1723.

Es hat zu allen Zeiten Völker gegeben und es giebt deren noch einige, welche das Frauenzimmer nur als Sklavinnen angeſehen, die zuweilen wohl fähig wären ein Hausweſen anzuordnen, niemals aber verdienten, in die Verwaltung der Staatsgeſchäffte einen Einfluß zu haben. Nach ihrer Meynung mußten ſie mit Kleinigkeiten, oder höchſtens mit der Sorge des Hausweſens beſchäfftiget ſeyn, und ſich auf keinerley Weiſe in die Regierung und Staatskunſt einlaſſen; ihre ganze Wiſſenſchaft müßte ſeyn zu ſpinnen, und ihren Männern zu gehorchen. Viele Weltweiſen ſind dem Frauenzimmer nicht günſtiger geweſen, als dieſe neidiſchen Völker, die ſelbiges in einer beſtändigen Dienſtbarkeit erhalten. **Thucydides**, ein Geſchichtſchreiber, der in ſeinen Sitten eben ſo ſtrenge iſt, als in ſeiner Schreibart, ſagt im II. B. orat. fun. die Weiber wären zur Ruhe und Eingezogenheit gebohren; ihre ganze Tugend beſtünde darinnen, daß ſie unbekannt wären, ohne ſich weder Schande noch Lob zuzuziehen; die Tugendhafteſte wäre diejenige, von welcher das mindeſte geredet würde, es ſey Böſes oder Gutes: gleich als ob die Verdienſte und Tugend nicht allen Ständen gemein wären, und als ob die Weichlichkeit und Trägheit, in welchen das meiſte Frauenzimmer lebet, nicht vielmehr die Frucht einer übeln Erziehung, als ein trauriges Vorrecht dieſes Geſchlechtes wären? Gleichwohl, wenn man es recht betrachtet, ſo ſollte die Hochachtung, die das männliche Geſchlecht dem Frauenzimmer ſchuldig iſt, überall einerley ſeyn. Sie ſind die ſchönſte Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes, und von ihnen hängt deſſen Dauer vornehmlich ab. Nach dieſem Grundſatze, haben auch die alten Deutſchen unendlich viel Hochachtung gegen ihre Weiber gehabt, und ſich gar kein Bedenken gemacht, ihnen bey vielen Gelegenheiten die Sorge der öffentlichen Geſchäffte, ſo wichtig und kützlich ſie auch geweſen, anzuvertrauen.

Herr **von Chambort**, welcher in zween Abhandlungen alles geſammlet hat, was uns das Alterthum von dieſer Sache ſonderbares hinterlaſſen, läßt ſich, nachdem er wie **Cäſar**, **Tacitus**, **Juſtin** und einige andere Schriftſteller gethan, von den Sitten, Gebräuchen und dem Lande geredet, welches die alten Deutſchen bewohnten, in eine weitläuftige Beſchreibung der Hochachtung ein, die ſie gegen das Frauenzimmer gehabt, und gründet dieſelbe ſowohl auf die Tapferkeit, als auf die Gottſeligkeit dieſer Völker; wie auch auf die Schönheit und Geſchicklichkeit des deutſchen Frauenzimmers.

Die alten Deutſchen waren nach des **Tacitus** Berichte, de mor. Germ. n. 19. mit den Geſetzen der Natur zufrieden, und thaten ſich inſonderheit durch ihre guten Sitten hervor. Sie waren in ihren Sitten einfältig, aufrichtig, von Natur tugendhaft, und gegen die Laſter in einer ganzlichen Unwiſſenheit. Sie haßten die Verſtellung, ſie kannten diejenige Argliſt gar nicht, die das wahre Weſen der geſittetſten Völker ausmacht. Sie ſchätzten ihre Weiber hoch, und erkannten an ihnen, wie eben dieſer **Tacitus** n. 8. ſagt, etwas ehrwürdiges, und eine vollendete Klugheit. Sie verachteten deren Rath nicht, und hielten ihre Rathſchläge ſehr in Ehren: ineſſe quin etiam ſanctum aliquid et providum putant; nec aut conſilia earum aſpernantur, aut reſponſa negligunt. Und nachdem eben dieſer Schriftſteller verſchiedene vornehme Frauen, oder deutſche Prinzeſſinnen genannt hat, die zu ſeiner Zeit lebten, und in groſer Verehrung ſtunden, ſo ſetzt er hinzu, daß die Ehrerbiethung, ſo man gegen ſie gehabt, ungehäuchelt und unverſtellt geweſen. Alſo überließen denn auch die Deutſchen, ein kriegeriſches Volk, die die Waffen für die größte Zierde der Männer hielten, dem Frauenzimmer die friedlichen Tugenden, und lernten dieſelben, nach der Zurückkunft aus ihren Feldzügen, von ihnen. Dieſes machte ſie, nach dem Berichte vieler Schriftſteller, ſanftmüthig, angenehm, gnädig, großmüthig, voller Ehrliebe und Offenherzigkeit; lauter Eigenſchaften, die den kriegeriſchen Tugenden einen ſo groſſen Werth ertheilen, daß ohne dieſelben, die Tapferkeit ſelbſt nur eine barbariſche Wildheit iſt.

Man kann alſo in dem Heldenmuthe der alten Deutſchen, die erſte Quelle der Hochachtung finden, die ſie gegen ihr Frauenzimmer hatten. Da es aber ihnen noch mehr Ehre machet, wenn man zeigt, daß ſich dieſelbe auch auf deſſen weſentliche Verdienſte gegründet hat; ſo handelt Herr **von Chambort** dieſen Punct mit vieler Gefälligkeit ab.

Wenn **Ariſtoteles** im 1 B. ſeiner **Rhetorik** die Eigenſchaften erkläret, ſo man am Frauenzimmer loben kann, ſo fängt er bey den Vorzügen des Leibes, nämlich der Schönheit und Geſtalt an. Die Schönheit beſteht in der richtigen Verhältniß der Gliedmaßen, und in derjenigen Anmuth, die man ſich beſſer vorſtellen, als beſchreiben kann. **Cicero** (*) welcher dem Herrn **von Chambort** dieſes Bildniß der Schönheit darbeuth, theilet dieſelbe in zwo Arten: in eine Schönheit der Annehmlichkeit, die inſonderheit dem Frauenzimmer zukömmt, und in eine Schönheit der guten Geſtalt und des Anſehens, die beyde Geſchlechter betrifft; und bey Perſonen vom erſten Range, die Majeſtät genennet wird. Bey dem Frauenzimmer hat man allezeit die Schönheit für eine nöthige Eigenſchaft gehalten, und diejenigen für unglücklich geſchätzt, die derſelben gänzlich beraubet wären: ja die erſte und oftmals die einzige Frage ſo man ih-

ren.

(*) IV Tuſc. n. 31. und de Offic. Lib. 1. n. 130.

renthalben thut, iſt dieſe, ob ſie ſchön ſind? Die Alten haben dieſen Punct ebenfalls nicht vergeſſen, wenn ſie Gelegenheit gehabt haben, von dem deutſchen Frauenzimmer zu reden. Wenn **Diodor von Sicilien** Bib. L. 2. von den Völkern redet, die jenſeits und dieſſeits des **Rheines** wohnen, ſo ſagt er: ihr Frauenzimmer ſey ausnehmend ſchön geweſen; und **Athenäus** ſchreibt, in des XIII. B. 8 C. daß unter allen Barbarn, die Celten, ſo nennt er die Deutſchen, die ſchönſten Weiber gehabt: Κελτοὶ τῶν βαρβάρων καλλίστας ἔχουσι γυναῖκας. Weil die alten Deutſchen, nach dem **Tacitus**, eingebohrne, und allezeit Herren ihres Landes geblieben waren, ohne daß ſich andere Völker mit ihnen vermenget hatten: ſo hatten ſie ſich unter einander verbunden, und ſahen daher einander dem äußerlichen Anſehen nach, faſt alle gleich; und ſo viel Unterſchied auch die Natur unter den Perſonen gemacht hat, ſo beſaßen die deutſchen Weiber gemeiniglich eine Art von Schönheit, daran man ſie leichtlich erkennen konnte: Habitus corporum idem omnibus.

Herr **von Chambort** macht, nach dem Berichte der Alten, folgende Abſchilderung von ihnen. Gemeiniglich hatte das deutſche Frauenzimmer ein lichtes, langes, dickes und reichliches Haar; blaue Augen; ſtarke und mehrentheils ordentliche Geſichtszüge; eine ſchöne Farbe; eine ſehr weiße Haut; eine Lebhaftigkeit und Fleiſchigkeit, die die Kennzeichen einer guten Nahrung und vollkommenen Geſundheit ſind. Sie waren lang, geſchmeidig und wohlgewachſen; ihr Gang und ihre Stellung war edel; ihre Mine groß, ſogar ein wenig ſtolz, kühn und männlich: alles dieſes aber war mit einer Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit verbunden, die auch eine mindere Schönheit hätten heben können.

Herr **von Chambort** will hiedurch den blonden Weibern nicht allein den Preis der Schönheit zutheilen; nur erzählet er, zum Vortheile der deutſchen Schönen: daß die alten Dichter, wenn ſie ihre Göttinnen und Heldinnen geſchildert, ſie alle faſt, blond, weiß, und lang abgemalet.

Die weiſſe und lichte Farbe vereinigen ſich zärtlich, und machen nach ſeiner Meynung, diejenige Farbenmiſchung aus, welche wie **Cicero** Tuſc. 4. n. 31. ſagt, das Weſen der Schönheit iſt. Dem Zeugniſſe der Dichter, fügt er noch die Romanenſchreiber bey, die mit ihnen faſt einerley Meynung ſind; er zeigt, daß vom **Heliodor** bis auf den Herrn **von Segrais**, ihre vornehmſten Heldinnen, ſelbſt **Chariklea**, die doch eine Aethioperinn war, weiß geweſen.

Die Schönheit iſt oftmals eine Quelle der Kriege und Streitigkeiten; und wenn das deutſche Frauenzimmer nicht auch dergleichen verurſachet hätte, ſo würde man vielleicht zweifeln, daß es ſo ſchön geweſen, als **Herr von Chambort** hier ſagt: allein auch dieſer Vorzug hat ihnen nicht gefehlet. Ihre Heirath war oftmals der Lohn einer gewonnenen Schlacht, und unter der Menge von Beyſpielen, die er davon angiebt, iſt es genug, wenn man hier nur dasjenige anzeigt, was er von **Segeſts**, des Prinzen der **Catten** Tochter ſagt, die vom **Arminius**, dem Fürſten der **Cheruſker** entführet worden; wovon **Tacitus** Ann. L. 1. die Folgen erzählt.

Erſtaunen erwecken, Ehrfurcht und Liebe zugleich erregen, das iſt auch noch eine Wirkung der wahren Schönheit. Nun mochten aber die deutſchen Weiber, entweder im Kriege gefangen werden, dahin ſie faſt allezeit ihren Männern folgten, oder als Geiſeln wegen des Friedensſchluſſes dienen: ſo ſetzten ſie diejenigen, denen ſie übergeben wurden, ſogleich in eine Verwunderung, die ihnen oftmals gefährlich ward. Niemals war in **Rom** eine größere Schönheit geſehen worden, als die **Biſſula**, eine junge Deutſche, deren Reizungen **Auſonius** in der **VII. Idylle** beſchrieben hat. Wenn aber die lebhafteſte Wirkung der Schönheit dieſe iſt, daß ſie eine außerordentliche Eiferſucht erweckt: ſo konnten die deutſchen Schönen ſich deren bey dem römiſchen Frauenzimmer dergeſtalt rühmen, daß, nach dem **Ovidius**, **Properz** und **Martial**, dieſelben alle Künſteleyen ihrer Nachttiſche erſchöpften, um auch ſo ſchön zu ſcheinen, als die gefangenen deutſchen Weiber.

Die deutſchen Frauen verbunden mit einer groſſen Annehmlichkeit auch eine groſſe Beſcheidenheit. Ihre Kleidung war ſehr ungekünſtelt; ihr Haar zuweilen aufgeſchlagen, und auf dem Kopfe gebunden, fiel auf die Achſeln wieder herunter. Zuweilen flatterte es auch nachläßig herum: ein leinenes Hemde ohne Aermel, und welches bis auf die Waden gieng, ein Rock von den Fellen verſchiedener Thiere, nach Art eines Kriegskleides; das war ihr ganzer Putz.

Die Gefliſſenheit des deutſchen Frauenzimmers für das Hausweſen, war der dritte Bewegungsgrund zu der Hochachtung, die ihre Männer gegen ſie hatten. Dieſe Pflichten beſtanden in der Treue, die ſie ihren Männern hielten, in der Sorgfalt für ihre Kinder, und in der Aufſicht über ihr Hausweſen. Von den zärteſten Jahren an, hatten ſie bey ihren Aeltern ſchon diejenige Beſcheidenheit und Liebe zur Arbeit erlernet, die ſie nachmals in das Haus ihrer Männer brachten. Tacit. n. 19. Sie waren von verſtändigen und klugen Müttern erzogen, durch gute Beyſpiele geſtärket; ſie ſahen nichts als tugendhafte Leute: Die Keuſchheit war ihnen eine koſtbare Tugend. Welche dieſelbe verletzt hatte, die erhielt weder Vergebung, noch dorfte ſie ſich jemals auf einen Mann Rechnung machen; ſo ſchön, ſo reich und jung ſie auch immer ſeyn mochte: Publicatae enim pudicitiae nulla venia - - - non forma, non aetate, non opibus, maritum invenerit. Eine Frau, die man des Ehebruchs hätte überzeugen können, eine ungeheure und bey dieſem Volke faſt unerhörte Sache! die wäre durch die Schandflecke, ſo darauf geſetzt waren, gewiſſermaßen darüber härter geſtraft worden, als durch den Tod ſelbſt. Allein wie konnte man diejenigen Weiber auch nur im Verdachte der Untreue haben, die ihren Männern ſo ergeben waren; daß ſie ihres Nutzens wegen, ſich auch oftmals mit ihren eigenen Aeltern veruneinigten; Weiber, die in gewiſſen Landſchaften, ſich ein unverbrüchliches Geſetz machten, ſich nach dem Tode ihrer Männer, nicht wieder zu verheirathen, und in einigen, gar nicht länger leben mochten, als dieſelben?

Die außerordentliche Fruchtbarkeit der deutſchen Weiber, hinderte ſie nicht, die einzigen Ammen ihrer Kinder zu ſeyn. Eine ſtrenge Erziehung, und eine grobe Koſt, folgten auf dieſe erſte Fürſorge. Wenn man dem Tacitus glaubt, ſo ließen ſie ihre Kinder faſt allezeit nackend, um ſie dauerhaft zu machen: und in dieſen erſten Jahren, war es ſchwer den Sohn der Frauen, von dem Sohne der Sklavinn, zu unterſcheiden. Beyde lagen an der Erde, mitten unter den Heerden, und unterſchieden ſich nur mit der Zeit durch die Tugend von einander. Die Mütter ließen ſie ſehr oft baden, ſowohl aus Liebe zur Reinlichkeit, als auch, damit ſie lernen möchten, in den tiefſten und ſchnelleſten Strömen ſchwimmen. Mit der Zeit übten ſie dieſelben in den Feldarbeiten, im Ringen miteinander, im Laſttragen, Laufen, Pfeilwerfen, Reiten und Gebrauche aller Arten von Waffen. Doch brachte die Sorgfalt für den Leib, nichts ins Vergeſſen, was ihren Verſtand beſſern konnte. Man prägte ihnen die Furcht vor den Göttern ein; man lehrte ſie, daß unſere Seelen unſterblich ſind; daß die Haltung der Geſetze, die Zärtlichkeit und Ehrerbiethung gegen die Aeltern, die Liebe zum Vaterlande und zur Freyheit, die weſentlichſten und theureſten Lebenspflichten wären. Solche wohlerzogene und arbeitſame Kinder nun, waren die Ehre und Luſt derer, die ihnen das Leben gegeben, und wurden auch ihrer Seits lauter groſe Männer.

Herr von Chambort hat dasjenige in eine dritte Abhandlung verſparet, was die Theilnehmnng des deutſchen Frauenzimmers an den öffentlichen Geſchäfften betrifft; und auch davon werden wir künftig eine eben ſo genaue Rechenſchaft geben.

◆

LIII.

Des Herrn Abts Maſſieu Abhandlung von dem Worte ΙΣΟΨΗΦΟΣ.

1721.

Der Herr Abt Maſſieu hat der Akademie eine Erklärung dieſes Wortes mitgetheilet, die viel klärer und richtiger iſt, als alle, ſo man bisher davon gegeben.

Das griechiſche Beywort ἰσόψηφος, ward auf verſchiedene Art verſtanden: denn, da das Wort ψῆφος, daraus es zuſammen geſetzt iſt, ſowohl eine Stimme, suffragium, als eine Rechnung, calculus, bedeutet; ſo war auch, nach dem Verhältniſſe dieſer zwo verſchiedenen Sachen, das Wort ἰσόψηφος, verſchiedener Bedeutungen fähig. Betrachtet man es als aus ψῆφος, suffragium, beſtehend, ſo brauchte man es von einer obrigkeitlichen Perſon, einem Richter: und dann hieß es, er hat ein gleiches Recht zum Stimmen, er iſt von gleichem Anſehen; oder man brauchte es von einer Verſammlung, von einer Berathſchlagung, und alsdann wollte man damit ſagen: entweder die Stimmen ſind getheilet, oder, die Zahl der Stimmen iſt auf beyden Theilen gleich. Betrachtet man es aber, als wenn es von ψῆφος, calculus, kömmt, ſo brauchte man es von gewiſſen Worten, die man ὀνόματα ἰσόψηφα, nannte, Worte, deren ausgerechnete Buchſtaben einerley Zahl hervor bringen; und das ganze Geheimniß läuft hierauf hinaus: Die Griechen hatten keine andere Zahlen, als die Buchſtaben ihres Alphabets; ſo, daß in ihrer Rechenkunſt, das α eins, β zwey, γ drey u. ſ. w. bedeutete. Dieſes nun vorausgeſetzt, nannten ſie zwey Worte ἰσόψηφος, wenn die Buchſtaben jedes dieſer zwey Worte, als Zahlen betrachtet, und zuſammen addirt, eine gleiche Summe austrugen. Dieſe Beobachtung iſt ſehr dienlich, ein gewiſſes griechiſches Sinngedicht zu verſtehen, welches man ehedem für ein Räthſel gehalten hat. Muſtus war einer von den erſten, der deſſen wahren Sinn entdeckte. Es ſteht im zweyten Buche der Anthologie. Der Dichter, welcher ſich auf Koſten eines Böſewichts, Namens **Damagoras** luſtig machen will, gerieth auf den Einfall, die Buchſtaben welche zum griechiſchen Worte Δαμαγόρας gehören, zuſammen zu rechnen, und fand, daß ſie eben die Zahl austragen, als diejenigen, aus welchen das Wort Λοιμὸς, die **Peſt**, beſteht. Auf dieſe Gleichheit beziehe ſich der ganze Witz dieſes Sinngedichts:

Δαμαγόραν καὶ λοιμὸν ἰσόψηφόν τιν ἀκούσας,
Ἔστησ' ἀμφοτέρων τὸν τρόπον ἐν κανόνι·
Εἰς τὸ μέρος ταὶ καθείλκετ' ἀνελκυσθὲν τὸ τάλαντον
Δαμαγόρα, λοιμὸν δ' εὗρεν ἐλαφρότερον.

Als jemand gehöret hatte, daß Damagoras und Peſt zwey gleichbedeutende Worte wären, wollte er ſie auf die Wage legen; allein er erſchrack ſehr, als er fand, daß die Peſt noch leichter war, als Damagoras. Der Dichter will ſagen, ein **Damagoras** ſey in einer Stadt ein größer Uebel als die Peſt.

Jedoch die Alten hatten nicht nur iſopſephiſche Worte, ſondern auch ganze Verſe, die ſie eben ſo, und aus eben der Urſache nannten. Man will, daß im Homer viele dergleichen ſtehen ſollen; und wenn das wahr iſt, ſo ſind ſie allem Anſehen nach, eine Wirkung des bloßen ungefähren Zufalls: denn es iſt gar nicht glaublich, daß dieſer große Dichter, mit rechtem Fleiße, ſeine Zeit bey einer Mühe hätte verlieren wollen, die im mindeſten nichts vernünftiger iſt, als unſere Anagrammata und Akroſticha.

* * *

* *

LIV.

Herrn Abts Sallier Abhandlung, von den Wörtern Solöcismus und Barbariſmus. 1719.

Worte die an ſich ſelbſt, oder zuſammengefügt betrachtet werden, müſſen in beyden Fällen richtig und nach der Vollkommenheit der Rede geordnet ſeyn, welche durch dasjenige, was man **Solöciſmus** und **Barbariſmus** nennet, gänzlich verloren gehe. Herr Abt **Sallier**, der von dieſem Begriſſe voll, und übrigens durch einige Stellen im Heſychius geleitet ward, hat ſich vorgeſetzt, den Urſprung, die Bedeutung und das Alterthum des Worts **Solöciſmus** σολοικισμός, zu unterſuchen.

Dieſes Wort iſt aus Σόλοικοι gemacht, welches die Einwohner der Stadt Σόλοι bedeutet, wie Ἄγροικοι, die Einwohner des Landes. Aus Σόλοικοι hat man σολοικίζειν, die Einwohner der Stadt Σόλοι nachahmen, wie von Ἄγροικοι, ἀγροικίζειν, die Landleute nachahmen, gemacht.

Es gab zwo Städte dieſes Namens: eine, in Cilicien, am Ufer des Cydnus, die andere, in der Inſel Cypern. Dieſe zwo Städte waren, nach ſehr vielen Schriftſtellern, vom Solon gebauet worden, der aus Cilicien gebürtig war. Die Stadt, ſo er in dieſer Provinz angelegt hatte, verließ mit der Zeit den Namen ihres Stifters, um des Pompejus ſeinen anzunehmen, der ſie wieder erbauet hatte. Plutarch hat uns die Geſchichte ihrer Erbauung erhalten.

Nachdem **Solon** zu einem Könige von Cypern gekommen war, ſo erhielt er gar bald ſo viel Gewalt über deſſen Herz, daß er ihn überredete, ſeine Reſidenzſtadt zu verlaſſen. Die Lage derſelben war in der That ſehr vortheilhaft; allein das Erdreich herum war unfruchtbar. Der König folgte **Solons** Rath, und bauete in einer ſchönen Ebene eine neue Stadt, ſo feſt als die erſte, von der ſie nicht weit abgelegen war; aber viel gröſſer und zum Unterhalte der Einwohner viel bequemer. Von allen Enden lief man hinzu ſie zu bevölkern; und inſonderheit kamen viele Athenienſer hin, die, da ſie ſich mit den vorigen Einwohnern vermengten, in deren Umgange die Zierlichkeit ihrer Sprache verloren, und gar bald wie Barbarn redeten. Daher kömmt es, daß das Wort Σόλοικοι welches ihr Namen war, dem Worte Βάρβαροι und σολοικίζειν dem βαρβαρίζειν beygeſetzt ward, welches man ehedem für diejenigen brauchte, die eine ſchlechte Sprache redeten.

Man muß hier nicht vergeſſen, einen Fehler vom **Euſtathius** aufzudecken, welcher der Stadt **Soles** in Cilicien, den Urſprung dieſer Bedeutung des Worts σολοικίζειν beylegt; und zugleich die nichtige Grübeley einiger Sprachlehrer bemerken, welche wollen, daß das Wort σολοικισμὸς, aus den Worten σόȣ λόγȣ αἰκισμὸς, Verderbniß einer geſunden Sprache, zuſammengeſetzt ſey. Man ſehe das groſſe **Etymologikon** und den **Suidas**.

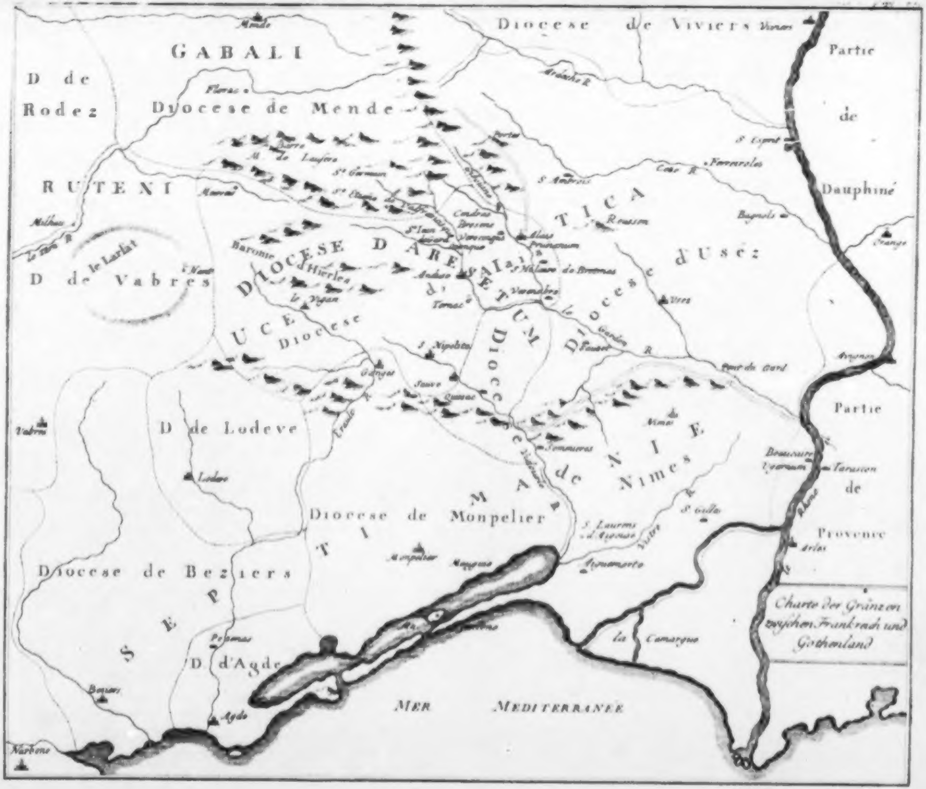
Unter σολοικισμὸς verſtand man gemeiniglich einen Fehler der Sprache, der aus einer unordentlichen Verbindung der Theile der Rede entſprang; und dieſer Schnitzer fiel, wenn man ihn von dem **Barbariſmus** nicht unterſchied, ſowohl auf die Ausſprache, als auf die Ordnung der Worte. Einige Stellen aus dem **Heſychius** werden zum Beweiſe dieſer Erklärung dienen. Σολοικίζει, βαρβαρίζει - - σολοικισμὸς, ὅ τι τις ἀτέχνως διαλέγεται. Dieſe zwo Stellen bedörfen keiner Erklärung. **Heſychius** ſetzt hinzu:

ja: Σολοικὸν, τὸ ἀμαθὲς, und an einem andern Orte; ἀσόλοικον, ἥμερον, προσηνὲς, οὐ βάρβαρον, welches zu verſtehen giebt, daß alle Fehler der Sprache, die aus Unwiſſenheit kommen, und alles, was der Gelindigkeit und Reinigkeit der Sprache zuwider läuft, Barbariſmi und Solœciſmi ſind. Daher hat man den Namen **Solöciſmus** auch denen menſchlichen Handlungen gegeben, die wider die gute Ordnung laufen. Man findet einen Beweis davon, in denen Sammlungen alter griechiſcher Wörter, welche von den Kunſtrichtern der letzten Jahrhunderte Excerpta Graeca genannt werden, und noch anjetzt in den Bücherſammlungen, ziemlich oft vorkommen. σολοικίζειν, οὐ μόνον ἐπὶ φωνῆς λέγεται, ἀλλὰ καὶ ἐπὶ τῶν κατὰ τὸν βίον ἀτάκτως γενομένων. **Heſychius** beſtätiget ſelbſt dieſe Bedeutung des Worts σολοικίζειν. Σολοικὴς, ἐπισεσυρμένος, ἀδιάφορος. Dieß letzte Wort, welches **Heſychius** durch ἀμελὴς erkläret, deutet einen Menſchen an, der nicht fähig iſt, ſich Mühe und Acht zu geben. Ἐπισεσυρμένος, heiſſt ein unverſchämter Menſch, der allen Wohlſtand bey Seite ſetzt. Wenn **Diogenes Laerz** vom **Pittakus**, einem der ſieben Weiſen redet, ſo ſagt er: der Dichter **Alcäus** nenne ihn ἀγάσυρτον, ὡς ἐπισεσυρμένον καὶ ῥυπαρόν. Ἀγάσυρτον, das heißt ein ſchmutziger Menſch, welcher den Wohlſtand verletzt. Dieß iſt einer von den Zügen, aus des **Alcäus** Abſchilderung vom **Pittakus**, und an dieſer Abſchilderung, würde ihn wohl niemand für einen von den ſieben Weiſen in **Griechenland** erkennen.

Des **Diogenes Laertius** lateiniſcher **Dollmetſcher**, hat das Wort ἐπισεσυρμένος anders gegeben: allein es wäre leicht zu beweiſen, daß ſeine Ueberſetzung auf dieſer Stelle mangelhaft iſt.

Nun muß man noch unterſuchen, ob das Wort σολοικισμὸς, alt iſt. **Aulus Gellius** will im 20 C. des V: B. daß die griechiſchen Schriftſteller, welche rein attiſch geſprochen, es nie gebraucht haben; und daß er es in keinem

nem ſchätzbaren Schriftſteller gefunden. Man könnte ihm aber den **Theophraſt** entgegen ſetzen, einen der beſten attiſchen Schriftſteller, der einen Tractat geſchrieben, welcher heißt Περὶ σολοικισμῶν. In allen gedruckten Ausgaben, bleibt dieſer Titel unverändert, und in den Handſchriften des **Diogenes Laerz** auch, der dieſes Werkes gedenkt, und deſſen Titel nennet. So ändert ſich auch der Titel von des **Chyſippus** Werke nicht, welches von eben der Materie handelt, und περὶ σολοικισμῶν, heißt. Herr **Menage** hat an die Stelle von σολοικισμῶν, σολοίκων λόγων geſetzt: allein es ſcheint nicht daß er des **Aulus Gellius** Meynung ſo blindlings hätte folgen ſollen, ohne die Handſchriften in Ehren zu halten, und aus den Urſachen die uns muthmaßen laſſen, daß ein ſo bequemes Wert auch ſelbſt von denen Schriftſtellern gebraucht werden, die das allerreineſte Attiſche zu ſchreiben begehrten.



Mende
GABALI
D de Rodez
Florac
Dioceſe de Mende
Dioceſe de Viviers
Viviers
Ardeche R.
Partie de Dauphiné
S. Esprit
Ferreroles
Ceze R.
Bagnols
Orange
M. de Lauſere
St Germain
St Etienne de Valfrancesque
S. Ambroix
RUTENI
Marvejol
Milhau
le Tarn R.
le Larfat
D de Vabres
Baronie d'Hierles
Le Vigan
DIOCESE D'ARESALAIS
VETUM
Dioceſe d'Alais
Dioceſe d'Uſez
Dioceſe de Nimes
TICA
Rouſſon
Alais
Anduze
St Jean
Tornac
Vezenobre
le Gardon R.
Uzes
Pont du Gard
Avignon
UCE
Dioceſe
S. Hypolite
Ganges
Sauve
Quiſſac
Sommieres
Nimes
Vabres
D de Lodeve
Lodeve
Dioceſe de Monpelier
Monpelier
Beaucaire
Tarascon
Partie de Provence
Arles
Rhone
S. Gilles
S. Laurens d'Aigouse
Aiguesmortes
la Camargue
Dioceſe de Beziers
SEPTIMANIA
Pezenas
D d'Agde
Beziers
Agde
Narbone
MER MEDITERRANEE

Charte der Gränzen zwiſchen Frankreich und Gothenland

* *

LV.

Herrn von Mandajors Unterſuchungen von dem Bißthume Ariſidium, oder Areſetum. 1718.

Die Gelehrten ſind jetzund eins, daß es gegen das Ende des IV. Jahrhunderts in den mehreſten galliſchen Städten, die den Namen und die Vorrechte einer Stadt hatten, Biſchöfe gegeben. Da nun die nerdiſchen Völker ſich bald darauf daſelbſt ſetzten, ſo gab es Biſchöfe, deren Sprengel zu weitläuftig war, und ihn alſo mit neuen Paſtoren theilten: wie es St. **Remys**, mit dem **Gennebaud**, erſten Biſchofe zu **Laon** machte (*q*). Der einzige Unterſchied der Regierung übrigens, gab zuweilen den Regenten Anlaß, aus demjenigen Theile ihrer Staaten, welcher vor ihrer Eroberung oder Friedenshandlung, von einem unter der Bothmäßigkeit des benachbarten Prinzen gebliebenen Biſchofsſitze abgehangen, ein neues Biſthum zu machen. So ſetzte Siegebert, König von Auſtraſien, den Biſchof **Promotus** zu **Chaſteaudún** ein, welches nur bis an den Tod dieſes Prinzen währete (*r*); indem damals **Papolus**, Biſchof von **Chartres**, die Vereinigung dieſes neuen Biſthums mit ſeiner Kirche erhalten hatte: und in eben dieſem Jahrhunderte errichtete man ein ander Bißthum im Königreiche **Auſtraſien**, deſſen Lage in dieſem Artikel unterſucht werden ſoll. Dieſes Biſthum, welches mehr als hundert Jahre beſtanden hat, wird in vielen alten Handſchriften, Aridium, Ariſium, Ariſidum, und Ariſidium genennet (*ſ*). **Gregorius von Tours** ſagt, daß

(*q*) Hiſt. Franc. Scrip. T. 1. p. 528.

(*r*) Gregor. Tur. L. V.

(*ſ*) Du Bouchet de la veritab. origine de la Maiſon de France L. II. C. 6.

Sigebert den **Moderich** zum Biſchofe apud Ariſitenſem vicum geſetzet. **Flodoard** endlich verſteht in ſeiner Hiſt. Rom. L. I. Cap. V. unter denen Biſchöfen, die der Reimſer Kirchenverſammlung im 625. und 630. beygewohnet, Emmo Areſetenſis Epiſcopus, anſtatt Ariſitenſis, durch eine Verkehrung des i in ein e, welches zur Zeit dieſer Kirchenverſammlung ſehr gewöhnlich war, da man legetema, ſedelitas, quale, ſebe, anſtatt legitima, fidelitas, quaſi, ſibi, ſchrieb.

Bisher haben die meiſten ſo von dieſem Bißthume geſchrieben, denſelben in eine hohe Ebene des Rouergiſchen von ungefähr ſechs Meilen; und Arſat, oder le Larſat genannt geſetzt; allein man hat daſelbſt keine andern Spuren einer Bewohnung gefunden, als eine Comthurey des Ordens der **Tempelherren**, die im XII. Jahrhunderte unter dem Titel Sanctae Eulaliae Ariſitenſis, geſtiftet worden. (*t*)

Der **Herr le Labourenr** hat zum erſten gemuthmaſſet, daß die Baronie **Hierles**, welche im Kirchenſprengel von **Alais**, der an das **Arſatiſche** gränzet, gelegen iſt, und in den älteſten Urkunden Ariſdium, oder terra Ariſdii heißt, ein Theil des Bißthums Ariſidium ſey. Er hat dieſe ſeine Meynung in der genealogiſchen Geſchichte des Hauſes **von Bermond d' Andüſe** vorgetragen, deren Handſchrift in den Händen des Herrn Marquis **von Aubais** iſt.

Um dieſe Materie zu erläutern, unterſucht **Herr Mandajors** zuvörderſt die Stelle im **Gregorius von Tours**, welche das Daſeyn des Bißthums Ariſidium im VI. Jahrhunderte feſtſetzt. Modericus, ſagt er in des V. B. V. C. ad Sigibertum Regem tranſiit, et apud Ariſitenſem vicum Epiſcopus inſtituitur, habens ſub ſe plus minus quindecim Dioeceſes, quas primum Gothi quidam tenuerant, nunc

---

(*t*) Gall. Chriſt. epiſt. authen.

nunc vero Dalmatius Rhutenensis Episcopus vindicabat. **Gregorius von Tours** ſagt nicht ausdrücklich, daß dieſer Sprengel nur aus funfzehn Pfarrkirchen beſtanden, ſo ehemals die **Gothen** beſeſſen. So iſt auch **Moderich**, nicht der erſte Biſchof von **Ariſidium** geweſen, und **Deotarius** ſein Vorgänger, muß unfehlbar einen Sprengel gehabt haben, der von allen den Kirchſpielen unabhänglich geweſen, welche die **Gothen** zu ſeiner Zeit beſeſſen. Da indeſſen dieſer Vorgriff des **Dalmatius** auf einige Kirchſpiele, die Kunſtrichter ganz allein bewogen, vorauszuſetzen, daß der ganze ariſidiſche Kirchenſprengel, urſprünglich einen Theil des **rhodiſchen** ausgemacht; ſo ſetzt **Herr von Mandajors** ihnen dieſes **Dilemma** entgegen:

Entweder, es ſind die funfzehn Kirchſpiele der Kirche zu **Rhodes** wieder erſtattet worden, oder nicht. Sind ſie niemals wieder erſtattet worden, ſo muß man den Ort von **Ariſidium** nicht mehr im **Rouergiſchen** ſuchen, davon es keinen Theil mehr ausgemacht hat: ſind ſie aber dem **Rhodiſer** Biſthume wieder erſtattet worden, nachdem **Moderich** todt war, wie **Chantereau le Fevre** in ſeinem hiſtoriſchen Geſpräche über **Ansberts** Heirath mit der **Blitildis** vermuthet; ſo haben dieſe funfzehn Kirchſpiele nicht den ganzen **Ariſidiſchen** Kirchſprengel ausgemacht: indem ſechzig Jahre hernach, Emmo Areſitenſis Epiſcopus, der Kirchenverſammlung zu **Reims**, nebſt dem **Verus**, Biſchofen zu **Rhodes** beygewohnt, der ihm auch ſeinen Titel nicht ſtreitig gemacht.

Die Zeit, ſo damals ſeit des **Dalmatius** Eingriffe verfloſſen, war hinlänglich genug, daß man die beyderſeitigen Anſprüche hatte unterſuchen können: und es iſt nicht natürlich, daß in dieſer Zwiſchenzeit, die **rhodiſchen** Biſchöfe, dieſen Streit nicht hätten ſollen entſcheiden laſſen.

Dieſe Nachläßigkeit wird um ſo viel unwahrſcheinlicher, da **Gregorius von Tours** ein Beyſpiel einer ganz entgegen geſetzten Aufführung von Seiten eines Nachfolgers des **Dalmatius**, darbeuth.

Er ſagt in des VI. B. 38. C. daß, als **Innocentius** Graf von **Gevaudan**, zum Biſchofe von **Rhodes** erwählet worden, und zwar durch die Gunſt der Königinn **Brunehaut**, er nicht nachgelaſſen den **Urticin**, Biſchofen zu **Cahors** zu verfolgen, um einige Kirchſpiele wieder zu bekommen; und daß er endlich ein Urtheil vom Metropolitan und ſeinem Comprovinzialen erhalten, welches ihm gewiſſe Kirchſpiele zu erkannt, in welchen die Biſchöfe zu **Rhodes**, ihre Gerichtsbarkeit niemals ausgeübt hatten. Wie ſoll man nun begreifen, daß **Innocentius**, deſſen Anſehen ihm Kirchſpiele verſchafft, die ihm nicht gehöret hatten, das **Ariſidiſche** Kirchſpiel ſollte vernachläßiget haben? Herr von **Mandajors** ſchließt daher, daß **Dalmatius** entweder nicht gegründet geweſen; oder daß, wenn die funfzehn Kirchſpiele mit dem Bißthume zu **Rhodes** verbunden worden, ſie doch nicht den ganzen **Ariſidiſchen** Kirchenſprengel ausgemacht, welcher noch zur Zeit der **Reimſer** Kirchenverſammlung lange Zeit nach des **Dalmatius** und **Innocentius** Pontificate beſtanden.

Herr von **Mandajors** vergißt eine vom **Chantereau le Fevre** vorgetragene Schwierigkeit nicht, welcher will, daß man anſtatt Emmone Areſetenſe, im **Flodoard** Melmone oder Amone Alethenſe leſen, und alles von einem Biſchofe von **St. Malo** verſtehen müſſe, was **Flodoard** von dem Biſchofe zu **Ariſidium** ſagt. Er verweiſet aber zu gleicher Zeit auf des **Antonius Dominici** Antwort, welcher, in ſeiner Ansberti familia rediviva nicht nur bemerkt, daß **Melmo** erſt im 631. Jahre Biſchof zu **St. Malo** geweſen, ein Jahr nach der Kirchenverſammlung zu **Reims**; und daß **Hamo** dieſes Amt erſt im 644. Jahre bekleidet; ſondern er bringt auch noch vor, daß man keines einzigen **bretagniſchen** Biſchofes Unterſchrift auf denen Kirchenverſammlungen findet, die in Frankreich unter unſern erſten Königen gehalten werden, ausgenommen deſſen zu **Rennes**, zu **Vannes**, und zu **Nantes** ſeine.

Eben dieſer **Dominici** ſetzt hinzu, daß in **St. Amandos** Biſchofs zu **Maſtricht** Leben geſagt wird, dieſer heilige, als er aus **Gasconien** zurück gekommen, habe vom Könige **Childerich** den Ort geſchenkt erhalten, allwo er das Kloſter von **Nantes** in **Rouergue** geſtiftet, welches Mummulus Epiſcopus Ozidinſis valde ferebat moleſte, (u) und daß man Ariſidenſis leſen müſſe, indem er ſeine Muthmaßung auf die große Nähe von Nantes und des **Ariſidiſchen** Kirchenſprengels gründet, und folglich giebt er dieſem Stuhle, gegen das 650. Jahr, in welcher Zeit der **h. Amandus** lebte, einen vierten Biſchof.

Nach dieſer Erläuterung unterſucht Herr **Mandajor** die Zeugniſſe, nach welchen **Dominici**, der **P. Thomas von Aquin**, **dû Bouchet**, der **P. Labbe**, der **P. le Cointe**, **Hadrian Valeſius**, der **P. Thomaſſin**, und der **P. Sammarthan**, in dem 1. Th. der neuen Ausgabe ſeiner Gallia Chriſtiana, die Stiftung und Schenkung des Biſthums **Ariſidium**, dem **Deotarius**, einem von **Ferreols** Nachkommen zuſchreiben, welcher unter dem **Valentinian** Präfectus Prätorii der **Gallier** geweſen.

Dieſe Stiftung wird in einigen Chroniken von **Metz**, in **Carls des groſſen** Geſchlechtregiſtern, in den Leben der Biſchöfe von **Metz** und **Uſez**, und in andern Schriften, angeführet, welche **dû Bouchet** herausgegeben hat; wie auch in den **Proben vom wahren Urſprunge des Hauſes Frankreich**, deren Inhalt, welchen Herr **von Mandajors** hauptſächlich aus einer Handſchrift zieht, die zum erſtenmale in der Geſchichte der Biſchöfe von **Metz**, durch **Meuriſſen**, Biſchofens von **Madaura**, im 1634. Jahre gedruckt herausgegeben worden, folgender iſt.

(u) Man ſehe die Ann. O. S. Benedict. 7. ſaec. und Mabillons nr.

Ansbert hatte, nach dieſer Handſchrift, fünf Brüder, davon drey Biſchöfe waren. Der erſte hieß **Dejotarus**, welcher den Ort **Ariſidium** ſtiftete, allwo er zum Biſchofe geweihet ward. Der zweyte **Firmin**, Biſchof von **Uſez**, einer in dem erſten **Narbonneſiſchen** liegenden Stadt, und Nachbarinn von **Ariſidium**: item praedicto Ariſidio vicina. Der dritte, **Aigulf**, Biſchof von **Metz**, welchem der König von **Auſtraſien** für ihn und ſeine Nachfolger, die Freyheit ertheilte, künftig die **Ariſidiſchen** Biſchöfe zu weihen.

Ansbert hatte drey Söhne, **Arnoalden**, mit dem Zunamen **Boggis**, **Ferreolen**, Biſchofen von **Uſez**, und **Moderichen**, Biſchofen von **Ariſidium**.

Man kann nicht leugnen, daß dieſe Handſchrift und die andern vom dü Bouchet gedruckten Schriften, Sachen enthalten, die ſehr verdächtig ſcheinen, und deren Falſchheit **Chantereau le Fevre** gezeigt hat: darinn aber hat er Unrecht, daß er ſich hiedurch für berechtiget genug hält, dieſe verſchiedenen Stücke gänzlich zu verwerfen; um ſo viel weniger, da er ſelbſt zugeſteht, daß die erſten, von **Pipins**, **Carls des großen** Vaters Zeiten, das heißt ungefähr 100. Jahre nach dem letzten Biſchofe von **Ariſidium** her ſind, der uns bekannt iſt. Der **P. le Cointe** hat auch des **Chantereau le Fevre** Grundſatz nicht angenommen.

Vielmehr, wenn dieſer Kunſtrichter unterſcheidet, was die Verfaſſer der Handſchriften aus einer verdorbenen Sage, und was ſie aus demjenigen genommen, was ſie ſelbſt, oder aus unverdächtigen Zeugniſſen haben wiſſen können: ſo ſieht er in der That des **Fercolus** Heirath mit einer Tochter des **Chlodováus**, **Ansberts** ſeiner Vermählung mit des **Clotarius** Tochter, des **Dejotarus** Einweihung durch den **Aigulf**, welcher erſt nach des **Dejotarus** Tode Biſchof von **Metz** geworden, und die andern Zeitrechnungsſchnitzer, welche **Chantereau le Fevre** anmerkt, als Folgen einer in denen Zeiten, da dieſe Chroniken aufgeſetzt wurden, gemeinen Unwiſſenheit an. Allein, er weigert ſich nicht, die andern Sachen als wahr, oder doch wahrſcheinlich anzunehmen, die weder mit der Geſchichte, noch Zeitrechnung ſtreiten; dergleichen iſt des **Dejotarus**, **Firmins** und **Aigulfs**, **Ferreols** und **Moderichs** Brüderſchaft, ihr von dem **Ferreol**, welcher gegen das 450. Jahr **Präfectus Prätorii** geweſen, hergenommener Urſprung, des **Dejotarus** Stiftung von **Ariſidium**, und die Schenkung des Bißthums, davon er der erſte Biſchof geweſen.

Sidonius Apollinaris gedenkt im 2. B. dieſes **Ferreols Präfecti Prätorii** der Gallier und ſeiner Kinder: deren erſtes er **Tonantius** nennt, und bemerkt ihre Herrſchaft und Wohnung, zu **Trevidon** und **Pruſianum**, an dem Ufer des **Tarns** und **Gardons**; folglich in der Nachbarſchaft von **Uſez**, wie man im IV. **Th.** der **ausführl.** Schriften dieſer **Akademie** ſehen kann.

Firmin, welchen die Handſchriften und eine große Menge alter Sagen, in die Zahl der **Uſeziſchen** Biſchöfe ſetzen, muß eben derſelbe ſeyn, welcher im 549. Jahre auf der Kirchenverſammlung zu **Orleans**, und im 555. auf der zweyten zu **Paris** geweſen.

Aigulf iſt von 578. bis 598. Biſchof von **Metz** geweſen. Gall. Chriſt.

Ferreol, ein anderer Biſchof von **Uſez**, iſt dem **Gregorius** von **Tours** bekannt. **Ebend.** Und endlich flüchtete, nach eben dieſem Geſchichtſchreiber, **Moderich** nicht anders zum **Sigebert**, Könige von **Auſtraſien**, der ihn zum Biſchofe von **Ariſidium** einſetzte, als weil er dem **Goutran**, Könige von **Burgund** verdächtig war: wozu wohl die Wohnung von **Moderichs** Aeltern, in einem Lande, welches damals unter **Siegeberts** Bothmäßigkeit ſtund, Gelegenheit gegeben haben mochte.

Man kann daher des **P. le Cointe** und ſo vieler andern Kunſtrichter Meynung beypflichten, welche die Stiftung von **Ariſidium** einem Nachkommen vom **Ferreol**, und in denſelben Canton beymeſſen, wo **Sidonius Apollinaris** die Herrſchaften und Wohnung dieſes **Präfecti Prä**-

torii hinſetzt; weil, da die Verfaſſer der Handſchriften ungefähr nur ein Jahrhundert nach dem letzten Biſchofe von **Ariſidium** gelebt, ſie den Urſprung und das Schickſal dieſes Biſsthums leichtlich haben wiſſen können, davon ſie nichts ſagen, welches mit unleugbaren Zeugniſſen ſtritte. Ja wenn man auch ihr Zeugniſs von ſolchen Sachen verwerfen wollte, derer nur ſie allein gedenken, ſo kann man doch nicht ein gleiches mit demjenigen thun, was ſie gar wohl haben wiſſen können, und was ſie gar keine Urſache hatten zu verändern; dergleichen die Nachbarſchaft von **Uſez** und **Ariſidium** iſt: Haec Civitas Vcetia, ſagt eine dieſer Handſchriften, ſita eſt in Provincia Narbonenſi prima, item praedicto Ariſidio vicina; indem er hiedurch zu verſtehen giebt, daſs **Ariſidium** zur Zeit dieſes Chronikenſchreibers noch beſtanden, und nicht weit von **Uſaz** gelegen geweſen.

Der **P. le Cointe** giebt auch, unter dem 523. Jahre im 1. Th. dieſe Nachbarſchaft zu, und redet ſo davon:

So lange der Friede unter den **Franken** und **Viſigothen** währete, war der gröſste Theil des **Rouerguiſchen** in dieſer letztern Gewalt, und die **Franken** behielten nur funfzehn an den **Uſeziſchen** Kirchſprengel gränzende Kirchſpiele, quae finitimae erant Dioeceſis Vcetienſis, die man nach der Zeit zu dem Kirchenſprengel von **Vabres** geſchlagen: und dieſs war die Urſache das **Ariſidiſche** Biſsthum aufzurichten (x).

Der **P. le Cointe** giebt hier zu, daſs der **Ariſidiſche** Kirchſprengel mit dem **Uſeziſchen** gegränzet, und indem er denkt, er will die 15. Kirchſpiele daraus wie er will, der **Ariſidiſche** Sprengel beſtanden haben ſoll, in den Sprengel von **Vabres** ſetzen, ſo ſetzt er ſie wirklich in den Kirchſprengel von **Alais**, zwiſchen dem **Uſeziſchen** und **Vabriſchen** Kirchſprengel. Hieraus zieht Herr von **Mandajors** die Folgerung, daſs ſelbſt nach dem **P. le Cointe**, der Ariſidi-

---

(y) Dieſe funfzehn Kirchſpiele ſind vom **D. Ruinart** in ſeinen Noten über den **Gregorius von Tours**, mit denen vermengt worden, die im Kirchſprengel von **Cahors** liegen. Lib. 6.

ſidiſche Kirchſprengel faſt eben ſo weitläuftig geweſen ſeyn müſſe, als der zu **Alais**, um welchen die Kirchſprengel von **Niſmes**, **Uſez**, **Mende**, **Vabres**, **Lodeve** und **Montpellier** herum liegen; deſſen zwo entgegen'geſetzte Ende aber, das eine an den **Uſeziſchen**, das andre an den **Vabriſchen** Kirchſprengel gränzen.

Der **P. Thomas von Aquin Carmeliter Barfüßer**, und **Dominici** (y) hatten auch ſchon, vor dem **P. le Cointe** feſtgeſetzt, daß der **Ariſidiſche** Kirchſprengel an den **Uſeziſchen** ſtieße; und aus dieſer von ihnen erkannten Nachbarſchaft, zieht Herr **von Mandajors** die Nothwendigkeit, dem erſten **Narbonneſiſchen** ein Bißthum wieder zuzuſtellen, welches man bis dahin zum erſten **Aquitanien** geſchlagen, weil man nicht gewußt hat, daß dasjenige woraus heute zu Tage der Kirchſprengel von **Alais** beſteht, den **Vabriſchen** Kirchſprengel von dem **Uſeziſchen**, eben wie der **Ariſidiſche**, ſo lange er beſtanden, das **Rouerguiſche** vom **Uſeziſchen** Kirchſprengel unterſchieden hat.

Indeſſen, da man einwenden könnte, daß der Kirchſprengel von **Alais**, im 1694. Jahre von dem Kirchſprengel zu **Niſmes** und nicht von dem zu **Uſez**, abgeſondert worden; daraus man dem Anſehen nach ſchlieſſen ſollte, daß er allezeit einen Theil des **Niſmiſchen** ausgemacht hat: ſo antwortet Herr **von Mandajors** im voraus, daß, da aus allem obigen, aus des **P. le Cointe** Zeugniſſe ſelbſt und aller ſeiner Nachfolger ihrem, es gewiß iſt, daß der **Ariſidiſche** Kirchſprengel im VI. und VII. Jahrhunderte, an den **Uſeziſchen** geſtoßen, daraus nothwendig folge; daß der **Niſmiſche** damals, ſich weder bis ans **Rouerguiſche** und **Gevaudaniſche**, noch auch bis an das Ufer des **Gardons** zu **Alais** erſtreckt, welches im VII. Jahrhunderte noch eben ſo war, als **Vamba**, König der **Viſigothen** die Stadt **Niſmes** belagerte; welche nach **Julian**, dem Erzbiſchofe von **Toledo**, damals auf den Gränzen der Fran-

---

(y) Diſſert. de Epiſc. Ariſitenſi Pariſ. 1644.

Franken und Gothen lag: Prius tamen diſpoſita, virorum fortium acie per juga montium et ora maritima, quæ Franciæ partibus conjunguntur. *Julian. Hiſt. Franc. Tom. 1. pag. 829.*

Die Schwierigkeit beſteht alſo nur in der Entdeckung, zu welcher Zeit der Ariſidiſche Kirchſprengel mit dem Niſmiſchen hat können vereiniget werden; und dieß gedenkt Herr von **Mandajors** in einer kritiſchen Geſchichte, der in Gallien und im **Narbonneſiſchen** vorgefallenen Veränderungen, feſtzuſetzen; indem er zeigen wird, daß das Uſeziſche Bißthum, erſt im V. Jahrhunderte, aus einem Theile des **Niſmiſchen** und zwar in der Zeit entſtanden iſt, da dieſe letzte Stadt von den **Viſigothen** eingenommen geweſen, oder doch von ihren Einbrüchen oft beunruhiget worden: daß nach **Alarichs** Niederlage durch den **Chlodováus** im 507. Jahre, **Thierry** des **Chlodováus** Sohn, ſich der äußerſten Gränze des **Narbonneſiſchen** bis an die **Bourgundiſchen** Gränzen bemächtiget, die an das **Vivaraiſiſche** ſtießen; daß dieſes äußerſte Ende **Ucetia** genennet worden, und mit dem **Auvergniſchen** und **Rouerguiſchen**, nach **Gregorius** von **Tours** Berichte, eine andere Herrſchaft ausgemacht; indeſſen, daß das übrige des erſten **Narbonneſiſchen** den **Viſigothen** unter dem Namen **Septimanien** eigen blieb, welchen Namen ehemals **Sidonius Apollinaris** zu den ſieben Städten des erſten **Aquitaniens** anwendet. Daß endlich unter dieſer Eintheilung des erſten **Narbonneſiſchen**, das Ariſidiſche Bißthum geſtiftet worden; daß die **Sarazenen** es nach dieſem ſowohl als das **Niſmiſche** verheeret, zu welchem es geſchlagen ward, als **Carl der Große**, nachdem er die **Sarazenen** aus dem **Narbonneſiſchen** gänzlich verjagt, die Ordnung und Mannszucht in dieſer Provinz, durch die Beſorgung der dahin geſchickten Commiſſarien, wieder einführte, welche in **Niſmes** viel zu ſchaffen fanden, wie **Theodulph** Biſchof von **Orleans**, der einer dieſer Gevollmächtigten geweſen, bezeuget.

LVI.

LVI.

Des Herrn Abts Sallier Anmerkungen, über Cicerons Buch, Lucullus genannt, welches zuweilen als das zweyte, zuweilen als das vierte ſeiner akademiſchen Bücher angeführet wird. 1718.

Die Kenntniß der Wahrheit vergnügt einen allezeit, auch ſelbſt in denen Gelegenheiten, in welchen dieſe Kenntniß nicht ſonderlich nützlich, und der Irrthum nicht ſehr gefährlich zu ſeyn ſcheint. Auf dieſen Satz gründet ſich der Herr Abt Sallier, wenn er die Frage unterſuchet: ob Cicerons Buch, welches man das zweyte oder vierte der akademiſchen Bücher nennet, in der That ein Buch ſey, welches in dieſe Claſſe gehöret, und als zum erſten gehörig, angeſehen werden könne; oder, ob es ein von den andern Büchern ganz abgeſondertes Werk ſey? Cicerons Ausgaben ſetzen es gemeiniglich als das zweyte; und die letztere, nämlich Jacobs Gronovius ſeine, macht auf des Nonius Anſehen, das vierte daraus. Da nun noch niemand gemerket hat, daß dieſe Schrift, mit den akademiſchen Büchern gar keine Verhältniß hat: ſo hat der Herr Abt Sallier ſogleich ein Miſtrauen in diejenigen Gründe geſetzt, die ihn bewogen zu glauben, dieſes Werk ſey ein von den andern Büchern ganz unterſchiedenes Geſpräch; und er hat ſich nicht eher gewaget, dieſe Sache zu verbeſſern, als nachdem er die Gründe gehörig geprüfet, welche ihn bewogen, von der allgemein angenommenen Meynung abzuweichen.

Er ſagt alſo, dieſes Buch vom **Cicero**, ſey, ohne in der Materie ganz unterſchieden zu ſeyn, übrigens von den akademiſchen Büchern ganz abgeſondert; und die Beweiſe hievon nimmt er aus **Cicerons** eigenen Briefen. Dieſer Weltweiſe ſetzte im 708. Jahre **Roms**, unter **Julius Cäſars** dritter Dictatur, und in **Cicerons** 62. Jahre, die akademiſchen Bücher auf. Anfangs hatte er ſie auf zwey eingeſchränkt, deren eines Catulus, und das andere **Lucullus** hieß. Er hatte ihrer beyder Lob verfertiget und des **Lucullus** ſeines, welches wir in dem vorhabenden Buche noch beſitzen, macht **Cicerons** Beredſamkeit nicht minder Ehre, als dem **Lucullus** ſelbſt. Er hatte den Hortenſius, als die dritte unterredende Perſon eingeführet: Haec Academica, ut ſcis, cum Catulo, Lucullo, Hortenſiq contuleram, ſane in perſonas non cadebant; erant enim λογικώτερα, quam ut illi de iis ſomniaſſe unquam viderentur. *Lib. 19. Epiſt.* XII. *ad Attic.* Ich habe in den akademiſchen Büchern, den Catulus, Lucullus und Hortenſius redend eingeführet. Allerdings ſchickte ſich dieſes nicht für ſie: denn ſie hatten wohl niemals, auch im Traume nicht einmal, an ſolche philoſophiſche Spitzfündigkeiten gedacht.

In dieſen Worten findet man die Erläuterung deſſen, was er im XII. Briefe an den **Atticus** ſagt: daß er in ſeinen akademiſchen Büchern, allerdings zwar ſehr große Leute redend einführte; die aber dergleichen ſtachlichten Materien gar nicht gewachſen, nullo modo φιλόλογοι, wären! Im XVI. Br. ſagt er, er wolle den **Catulus** und **Lucullus** wo anders hinthun, und ſetzt endlich hinzu: ich hatte den Catulus, Lucullus und Hortenſius erwählet; aber es ſchickte ſich nicht, παρὰ τὸ πρέπον: weil die Welt zur Gnüge weis, daß wenn ſie ja in dieſen Materien nicht ganz unwiſſend geweſen, ſie dennoch darinnen auch nicht ſonderlich bewandert waren; non ἀπαιδευσίᾳ, ſed ἀτριψίᾳ. Er nahm daher die Namen dieſer drey unterredenden Perſonen hinweg, und ſetzte den **Cato** und **Brutus** an deren Stelle: eosdem illos Sermones ad Catonem Brutumque tranſtuli. Dieß war die erſte Veränderung die mit dieſem Werke vorgieng. Bald darauf kam die zweyte, und dann die dritte dazu. Aus zweyen Büchern machte er vier, ex duobus Libris contuli in quatuor; grandiores ſunt omnino, quam illi, ſed tamen multa detracta.

Endlich ſetzte er alle vier Bücher unter den Namen **Varro**, im XXVI. Br. Er ſchrieb ſie demſelben nicht nur zu, ſondern führte ihn auch in dieſen Geſprächen redend ein; **Atticus** war das dritte, und **Cicero** das andere. Er entſchloß ſich den **Varro** zur unterredenden Perſon zu machen, weil **Atticus** ihm Nachricht gab: daß **Varro** ſehr wünſchte, **Cicero** möchte ihn doch in eins von ſeinen Geſprächen ſetzen. Deſiderari a Varrone, et magni illum aeſtimare. XIX. Br. Es erhellet aus **Cicerons** Briefen an den **Atticus**, daß dieſes Verfahren allen denen zur Ehre gereichte, die es traf; ja man ſieht ſogar, daß die Vergeſſenen auf die andern eiferſüchtig geworden, die er ihnen vorgezogen: Commotus tuis litteris, quod ad me de Varrone ſcripſeras, totam Academiam ab hominibus nobiliſſimis abſtuli, tranſtuli ad noſtrum ſodalem.... Ecce tuae litterae de Varrone. Ep. XIII. XVI. **Sage mir doch, ich bitte dich,** ſetzt er hinzu: **woran haſt du gemerkt, daß dieſes dem** Varro **lieb ſeyn würde? Ich möchte wiſſen wer derjenige ſey, auf welchen er dir eiferſüchtig zu ſeyn ſcheint, es müßte denn Brutus ſeyn. Dieß allein war genug, mich ſchlüßig zu machen; aber ich möchte es gern gewiß wiſſen:** quem intellexeris ab eo ζηλοτυπεῖσθαι, niſi forte Brutum.

Im XVIII. Briefe an den **Atticus**, wiederholet **Cicero** eben das, und dieſer Brief lehret uns noch außerdem, warum **Cicero** lange Zeit angeſtanden, **Varrons** Namen in ſeinen Geſprächen zu brauchen; weil nämlich dieſer **Varro**, welcher, wie **Cicero** ihn nennet, homo πολυγραφώ-

τατος

ϖατος geweſen, von allem was er jemals aufgeſetzt, niemals was an ihn gerichtet hatte, nunquam me laceſſit. Cicero wollte, man ſollte ihm zuvor kommen. Er hatte mir geſagt, ſchrieb er im XII. Briefe an den Atticus, er wolle mir ein wichtiges Werk zuſchreiben. Seit dem ſind bereits zwey Jahre verfloſſen, und gleichwohl iſt dieſer Menſch, der doch ſo ſchnell laufen kann, wenn er will, noch dieſe Stunde nicht weiter gekommen, als den erſten Tag: Ego autem me parabam ad id quod ille miſiſſet, ut αὐτῷ τῷ μέτρῳ καὶ λώϊον, ſi modo potuiſſem; nam hoc etiam Heſiodus adſcribit, αἴκε δύνηαι. Ich wollte ihm gleiches mit gleichem vergelten, ja noch mehr, wenn ich nur könnte.

Dieß waren die Urſachen, welche den Cicero abgehalten hatten, den Anfang zu machen; er wartete auf den Varro: endlich aber kam er ihm doch zuvor, und war der erſte, ihm ein Werk zuzueignen, in welchem er ihn die Hauptperſon ſpielen ließ: Ἀκαδημικὴν ad Varronem transferamus, Ἀντιόχεια valde deprobat. *l. p.* XII. In dieſen Büchern behauptete er des Antiochus Lehrſätze: denn ſie waren nach ſeinem Geſchmacke, illam Academicen σύνταξιν ad Varronem traduximus. *l. p.* XIX. Ich habe in vier Bücher die ganze Lehre der Akademiker gebracht. Ich laſſe den Varro alles ſagen, was Antiochus für Beweiſe wider die Meynung derer zuſammen bringt, die da glauben, es gäbe gar keine gewiſſe Wahrheit. Ich antworte ihm, und du biſt der dritte, unter uns, tu es tertius in ſermone noſtro.

Dieſen Beweiſen füget der Herr Abt Sallier Cicerons Brief an den Varro ſelbſt bey, der gleichſam die Zueignungsſchrift des Werkes iſt. Munus flagitare ne populus quidem ſolet, niſi concitatus: tamen ego exſpectatione promiſſi tui moveor, ut admoneam te, non ut flagitem. Ich erinnere dich nur; mahnen mag ich nicht; aber ich ſchicke dir quatuor admonitores non nimis verecundos. Noſti enim profecto os adoleſcentioris Academiae. Dieſe vier admonitores waren die vier akademiſchen Bücher. Cicero fürchtet, ſie möchten zu ſcheu ſeyn. Sie ſind, ſagt er, von der neuen Akademie, ſie kommen von daher, ex ea media excitatos miſi, und du kennſt die Stirne dieſer Leute wohl, os noſti: Ich habe alle Tage von dir irgend ein Werk vermuthet, und hatte mir vorgeſezt, dir meine Erkenntlichkeit durch ein gleiches Gegengeſchenk zu bezeigen; allein du bliebſt mir zu lange aus, weil du gar zu viel Fleiß darauf wendeſt: ſed cum tardius faceres, id eſt, ut ego interpretor, diligentius; teneri non potui quin conjunctionem ſtudiorum, amorisque noſtri, quo poſſem litterarum genere declararem. Feci igitur ſermonem; u. ſ. w.

Aus allem dieſem und aus den angezogenen Stellen nun, erhellet

1) Daß Cicerons vier akademiſche Bücher, zu unterredenden Perſonen, einzig und allein den Varro, Cicero und Atticus gehabt. Folglich kann das Buch Lucullus genannt, weder das zweyte, noch das vierte ſeyn; weil von dieſen drey unterredenden Perſonen nur eine einzige, nämlich Cicero, darinnen erſcheint, die andern ſind Lucullus, Catulus und Hortenſius. Man darf nur den Anfang und das Ende dieſes Geſpräches zu Rathe ziehen.

2) Cicero hatte, nach obigen Anführungen, des Catulus und Lucullus Namen aus den akademiſchen Büchern ausgeſtrichen, um ſie auf irgend eine andere Stelle zu bringen, und auf ihre Einwürfe zu antworten: Catulo et Lucullo alibi reponemus: Er redet nicht vom Hortenſius, weil er ihm bereits anderwärts einen Plaz angewieſen hatte, inſonderheit in einem Tractate von Erlernung der Weltweisheit, den wir nicht mehr haben. Das Geſpräch alſo, in welchem Lucullus, Catulus und Hortenſius allein reden, iſt keines der akademiſchen Bücher, weder das zweyte noch das vierte.

Man muß daher ſagen, das Geſpräch, **Lucullus** genannt, ſey von der erſten Art, nach welcher man geſehen, daß **Cicero** den **Catulus**, **Lucullus** und **Hortenſius** redend einführet; oder es ſey dasjenige Geſpräch, darinnen er befohlen, dieſe Leute einzuführen. Man mag aber hier ſagen, welches von beyden man will, ſo iſt es gewiß, daß **Cicerons Lucullus** keine Folge der **akademiſchen** Bücher iſt; daß wir von dieſen Büchern nur noch ein einziges Ueberbleibſel beſitzen, welches ziemlich groß iſt, und einen Theil des erſten ausmacht; und daß endlich **Cicerons** Ausgaben, ohne allen Grund, das Buch **Lucullus** das zweyte, oder vierte der akademiſchen Bücher nennen. Eben dieſe Veränderung zeigt ſelbſt, daß die Handſchriften es nicht allezeit ſo nennen.

Die Gleichheit der Materien, die Einheit des Gegenſtandes, ſo zu reden, die in den akademiſchen Büchern, wie im **Lucullus**, einerley iſt, mag wohl die Herausgeber betrogen haben. Sie haben etwa den **Lucullus** zu Ende der **akademiſchen** Ueberbleibſel gefunden, und haben ſich eingebildet, **Lucullus** ſey in der That eine Folge dieſer Bücher. Daher kömmt es, daß die **Aldiniſche** Ausgabe, es für das zweyte, und andere für das vierte zählen. Irgend eine alte und vortreffliche Handſchrift wird vieleicht dereinſt dieſe Beweiſe beſtätigen, und eine Frage vollends entſcheiden, die in der That nicht ſo gar wichtig; aber doch der Aufmerkſamkeit der Gelehrten würdig iſt.

LVII.

Herrn Lancelots neue Muthmaßungen, über das Wort Cajevaire.

1720.

In dem Verzeichniſſe von Carls des V. Bibliothek, welches Giles Malet verfertiget hat, findet man ein Buch mit dem Titel: Les enſſengnemens Loys cajevaire Roy de France à la fille la Ducheſſe de Bourgogne.

Dieß Wort cajevaire ſchien ganz fremde zu ſeyn, als dieſes Verzeichniß zum erſtenmale in der **Akademie** vorgeleſen ward, und daher erregte es die Neugierde einiger Mitglieder, welche ſich bemüheten heraus zu bringen, woher es käme, und was es wohl bedeuten möchte (*a*). Die Muthmaßungen ſo es damals hervorbrachte, ſind mit gelehrten Unterſuchungen unterſtützet; und man kann keine davon aufbringen, die glücklicher, und mit mehrerer Beleſenheit begleitet wären, als diejenigen ſind, die, da ſie bloß das C. in ein S. verwandeln, das Wort Sajevaire hervorbringen, wenn man durchaus Cajevaire leſen müßte. Herr **Lancelot** aber ſchlägt noch eine andere Leſart vor, welche da ſie ſehr ungekünſtelt iſt, und in den alten franzöſiſchen Urkunden und Handſchriften oftmals vorkömmt, die ganze Schwierigkeit zu heben ſcheint.

Er iſt überzeugt daß man anſtatt Cajevaire, Cajenaire, oder Cajenarre leſen müſſe, und daß beydes eine Abkürzung des **Ausdrucks** cai en arrier welches ci-devant, ehemals heißt, ſey. Alsdann iſt der Titel des Buchs klar: Ce ſont les enſſengnemens de Louis, ci-devant Roi de France etc. Er hat ſehr gut bewieſen, daß dieſer **Ludwig**

(*a*) Man ſehe den I. Th. dieſer Geſchichte a. d.

wig kein anderer, als der heil. **Ludwig** ſeyn kann, weil er der einzige franzöſiſche König dieſes Namens iſt, der eine Herzoginn von **Burgund** zur Tochter gehabt hat.

Dieſes Wort iſt aus dreyen andern zuſammen geſetzt, aus ca, en, und arriere, eben wie or en avant, oder dores en avant, welches ihm entgegen geſtellet wird, auch aus drey andern zuſammen geſetzt iſt. Dores en avant iſt nur glücklicher geweſen, als ca en arriere, und hat ſich bis anjetzt erhalten.

Man findet das caienarrier in den alten franzöſiſchen Schriftſtellern verſchiedentlich geſchrieben. Zuweilen heiſſt es ca en arriere, ohne i zwiſchen dem ca und en; zuweilen ſteht ein i darinnen. Unter einer großen Menge Urkunden in welchen Herr **Lancelot** dieſes Wort gefunden, hat er einige ausgeſucht, um ſeinem Satze zu Beweiſen zu dienen, und hat diejenigen vorgezogen, die von einerley Zeit mit vorhabender Handſchrift ſind.

In einem willkührlichen Ausſpruche, welchen **Jehans Sires von Trichaſtel**, Meiſter **Thiebaux**, Beamte zu **Langres**, und **Symons von Mudent**, Ritter in den Händeln des Abts und Kloſters von **St. Benigne** zu **Dijon**, mit **Gaultier Seignor** von **Cotivron**, im September des 1254 Jahres gethan, ſteht: Entre les autres choſes, lidiz Abbés et li Convens nous montrerent une lettre ſcellée dou Seal Monſeignor Robert par la grace de Dieu *cai en arriers* Evêque de Langres etc. unter andern Sachen, zeigten uns beſagter Abt und das Kloſter, einen Brief, mit dem Siegel Sr. Gnaden Herrn Roberts, weyland von Gottes Gnaden Biſchofes zu Langres.

Fauque file Monſeignor Guillaume de la Pourrere, *cai en arriers* feme Monſeignor Henry de Brancion, conſirme la vendue de Brancion, et autres, que Meſſires Hanris de Brancion *cai en arriers* mariz de li devant dite Dame Fauque avoit faite au noble Baron Hugon Duc de

Bourgoigne. Cet Acte eſt du mois de Fevrier 1261 le prochain mardi après la Chandelouſe. Perard p. 503. Fauque eine Tochter Sr. Gnaden Herren Wilhelms de la Pourrere, weiland Gemahlinn Sr. Gnaden Herrn Henrichs von Brancion, bekräftiget den Verkauf von Brancion und anderer Güter, welche Herr Henrich von Brancion, ehemaliger Gemahl beſagter Frauen Fauque, mit dem edlen Baron Hugo Herzogen von Burgund geſchloſſen. Geſchehen im Monate Februar 1261 den erſten Dienſtag nach Lichtmeß.

In dem Teſtamente der Agnes, Frauen von Foucigny, vom Monate May 1262 ſagt ſie: E ſe je havoye fait *cai en arriers* aucun teſtament de mes choſes, je contradict que il rien ne vallie etc. (*b*) Und wofern ich bereits ehedem irgend eine Verordnung über meine Güter verfertiget hätte, ſo will ich, daß ſolche nichts gelten ſoll (*c*).

„Wir Hugo Graf de la Marche und zu Angouleſme, Herr zu Fougeres, und Beatrix, Tochter des edlen Prinzen Hugo, cai en arriers, ehemaligen Herzogs von Burgund, Gemahlinn ermeldeten Grafens de la Marche ꝛc. und vorbemeldete Verordnung, des vorbemeldeten unſers Herrn Vaters Hugo, cai en arriers, weiland Herzogs von Burgund. 1266. Perard. p. 513. 514.

„Verpflichtung Johanns von Chalon an den Herzog von Burgund, über 2000 Pfund Turneiſſer (*d*). Perard, pag. 526. Und für dieſe zwey tauſend Pfunde Turneiſſer, haben wir ihm verpfändet, und verpfänden

---

(*b*) Man ſehe das Archiv der Rechnungskammer des Delphinats. 1262.

(*c*) Dieß mag zur Probe des alten franzöſiſchen genug ſeyn. Künftig werde ich, um unnütze Weitläuftigkeit zu vermeiden, den Text überſetzen, und nur wenige Worte vor und nach dem cai en arriers, aus dem Grundtexte herſetzen.

(*d*) Eine kleine franzöſiſche Münze.

„kraft dieſes, das ganze Gut und alles Recht, welches beſagte unſere Frau (**Adelheid von Nevers**) gehabt hat und haben können, oder auch wir von ihr haben, en leſcheoite de bonne memoire Hugue *ca en arriers* Duc de Bourgoigne, qui or eſt etc. als ein Erbtheil vom Herrn **Hugo** ſeliger Gedächtniß, weiland Herzogs von **Burgund** ꝛc. Gegeben im jetztlaufenden Jahre unſers Herrn, tauſend und zwey hundert und ſechzig und dreyzehn, im Monate October.

„Nos Beatrix, femme ca en arriers de noble Baron Hugue Duc de Bourgoigne etc. **Wir Beatrix, weiland** Gemahlinn des edlen Barons, Herrn **Hugo** Herzogs von **Burgund**, thun kund und zu wiſſen, allen die dieſen Brief leſen, daß unſer lieber Herr **Robert** Herzog von **Burgund**, auf unſer Bitten, gewollt, und auf nachſtehende Weiſe verordnet hat, daß unſer geliebter Sohn **Huguenius**, Bruder ermeldeten Herzogs, unſer lieben Tochter **Beatrix**, vorbeſagten **Roberts** und **Huguenius** Schweſter, und dem edeln Baron **Hugue Brin**, Grafen **de la Marche** und zu **Angouleſme**, der ermeldeten **Beatrix** Eheherrn, fünf hundert Pfunden Ländereyen, im **Turainiſchen**, von denjenigen Ländereyen zur Ausſtattung geben ſoll, die beſagter **Huguenius** beſitzt, und als Erbe oder Nachkomme, oder auch Schenkungsweiſe von unſerm geliebten Herren **Hugo**, Herzoge von **Burgund**, *ca en arriers*, pere doudit Huguenin, **weiland** Vater beſagten **Hugenins** empfangen hat; welche **Länderey** an beſagten Robert, Herzogen von **Burgund** und an ſeine leibliche Erben, wieder zurück fallen ſoll, wenn beſagter **Huguenin**, ohne Leibeserben verſterben ſollte, nach der Verordnung des letzten Willens unſers geliebteſten ermeldeten Herrn **Hugo**. **Perard** a. d. 532 S. im 1226 Jahre.

„Wir **Philipp**, genannt von **Vienne**, und Herr von **Paigne**, Ritter, und **Johann**, Bruder gemeldeten **Philipps**, ſil *cai en arriers*, de bon heurée recorda-

„tion; Söhne des ehemaligen **Hugo**, ſeliger Gedächtniß, *cai en arriers* Comte de Vienne, **weiland** Grafens von **Vienne**, thun kund und zu wiſſen, u. ſ. w. (Verwittibte von **Alix**, Gräſinn von **Vienne** Mutter beſagten **Philipps**. October 1277. **Perard.** a. d. 540 **S.**

„Wir **Robert** Herzog von **Burgund**, thun kund und zu wiſſen denen die dieſes leſen, daß wir an den edlen Baron Monſeignor Robert fil de Roi de France, Herrn **Robert**, Sohn des Königs von Frankreich, und Frauen **Beatrix** unſere Nichte, fille *çaen arriers*, de bonne memoire Jean Seignor de Borbon, Tochter des weiland Herrn **Johann** von **Bourbon**, ſeliger Gedächtniß, unſers Bruders, Gemahlinn beſagten Herrn **Roberts**, mit allen Rechten die ſie haben und haben können, und als Erbſchaft zu fordern berechtiget ſind, in aller Form Rechtens, und auf alle Nachkommen des ſel. **Hugo**, Herzogs von **Burgund**, *ça en arriere*, notre chier pere, unſers weiland geliebten Herrn Vaters, die Schlöſſer des Berges **St. Vincenz Sanvignes**, des **Sauvemont**, **Dundain**, **Arthus**, **Charroles**, und alle **Caſtellaneyen**, mit allem Zubehör und allen alten Lehnen übergeben und überlaſſen ꝛc. Und beſagter Herr **Robert** und ſeine Gemahlinn ſagen und bekräftigen, daß wir ihnen die freye Herrſchaft der Grafſchaft von **Chalon**, geben und überlaſſen ſollen, wenn wir das Herzogthum vor den Erben und Töchtern des Odon Comte de Nevers, *ca en arriere*, **Odons** weiland Grafen von **Nevers** ſeliger Gedächtniß, im Frieden beſitzen werden. 1277. Perard. p. 544.

(*e*) Nos Guillaimie Dame de Loncuy ſaiſons ſavoir à toz ces qui verront ces préſentes Lettres, que nos nos

---

(*e*) Damit auch für die Liebhaber des alten franzöſiſchen Kanzleyſtyli etwas hier ſey; ſo will ich die übrigen Exempel nur abſchreiben. Auf die Ueberſetzung dabey kömmt nichts an; ſie ſind alle gleiches Innhalts.

obligeons en la main de noble Prince Monſeignor Robert Duc de Bourgoigne noſtre chier Soignor, de la velunté et dou conſentement notre amé Soignor Mathier Sire de Lonvy Soignor de Belleneure notre fil, de la velunté et de l'aſſentement doudit Symonin, que li diz Symonins eſtra à droit et à la velunté doudit Duc de Bourgoigne notre Soignor de toz le faiz que il ou ſes commendemens ont fait ſeront *dois or en avant* audit Duc ou à ſes gens, et de ce qu'il a y meſfait *cay en arriers*, ou meſſeray *dor en avant* contre autre gens du Duchieſme, que il eſteray et ſeray droit en la cort doudit Duc, ſans ladite cort changier etc. Aoſt 1280. *Perard.* p. 566.

Je Guioz de Pontaillier Damoiſeaux Sires de Talens fils *cay en arriers* Monſeignour Guillaume Seignour de Pontaillier et Vicomte de Dijon, ſay ſavoir à tous cels qui verront et orront ces préſentes Lettres, que ge de ma bonne voulenté, ſans force, ſans barat, et ſans aucune circonvention, hay reprins en fié et enchaſement perpetuel de tres noble Prince, mon tres chier Seignour Robert Duc de Bourgongue, par moy et par mes hoirs la grant juſtice de Talemer, et dou finaige lequel je tenoye de franc alluet etc. Donné à Dijon l'an de grace 1292. ou mois de Juing. *Perard. p. 567.*

Je Jehanninz de Fraigne Donzeals dit de Voillaſint, ſais ſavoir à toiz qui ces préſentes Lettres verront et orront que com deſcort fuſt mehenz entre moy d'une part, et l'ou Priour de la Magdelaine de Salins et Patrum de l'Egliſe de Fraigne d'autre part, ſur ce que je ne luy avoye pas payés ou temps treſpaſſé ſon denié qui appartient à luy ou nom de Patronage de ladite ville de Fraigne, accort fut fait entre nos par bonnes gens en telle maniere que je l'ay mis en poſſeſſion dou devant dit denier par une gerbe de froment baillée à ſon commendement, et promet audit Priour, que je luy payeray ſon denier ou temps advenir, à luy ou à ſon commendement, ſelon les uſages

et les couſtumes de ladite ville de Fraigne. Et ce promet je tenir et garder fermement, ſans aller en contre la teneur de ces Lettres *des or en avant*, et ay requis à Monſeignour Iehaz de Cix Baillif de noble et ſaige Monſeignour Iehans de Chalon Seignour d'Allay, qu'il met ſon ſeal en celles préſentes Lettres à la requeſte doudit Iohannins Donzeals, liquels a obligeez luy et tous ſes biens en la cort dudit noble Baron comme de choſe jugié. Ce fut fait en l'an de grace qui corroit par mil doux cent nónaute et dou, ou mois de Decembre.

In dem Urtheile welches der König und die Pairs von Frankreich im Junius des 1315 Jahres, wider den Grafen von **Flandern** geſprochen, ſteht: que pluſieurs offres furent faites pour venir en paiz et accord ſur les diſcords, contens, contrarietez et meſſaits *ca en arriere* envers noſtredit Seigneur, et pere, par les devant dits de Flandre. 1315. *Leibnitz Cod. Diplom. §. 39. p. 73.*

Aus allen dieſen Stellen nun erhellet:

1. Daß ça en arriere und cai en arrier, im XIII. und XIV. Jahrhunderte, anſtatt weiland, ſehr gebräuchlich geweſen.

2. Daß man cai en arrier öfter in den burgundiſchen und benachbarten Acten findet, als anderwärts. Die Urſache davon iſt auch nicht ſchwer zu errathen. Das niedere Burgundiſche will es ſo haben. Man ſagt in Burgundien noch dieſe Stunde cai anſtatt ca, oçai anſtatt orça. Ai mes belles ceriſes, cai. Dieß berichtet uns der gelehrte Herr **de la Monnoye**, in ſeinem kürzlich herausgekommenen burgundiſchen Gloſſario, und er verdienet wohl, daß man ihm in ſeiner Landesſprache glaube. Dieſe zwo Anmerkungen ſchicken ſich vortreſflich zu dem Worte cai en aire, oder cajenarre, welches man in Giles Malets geſchriebenem Bücherverzeichniſſe findet. Dieſe Handſchrift muß von eben der Zeit ſeyn, als obige Urkunden, das heißt,

gegen das Ende des XIII. oder doch wenigſtens vor der *Mitte* des XIV. Jahrhunderts, weil ſie einen Theil von **Carls** des V. Bibliothek ausmacht. Es iſt auch ſehr wahrſcheinlich daß ſie auf Befehl der Herzoginn von **Burgund**, und von einem ihrer Bedienten geſchrieben worden, der ſich einer ihm eigenen Provinzialredensart bedienet hat.

Nun kömmt es noch auf die Erklärung an, warum man in dieſer Handſchrift, anſtatt cai en arriere, nur cai en aire, oder cajenarre lieſt: denn es können wohl zwey r und nicht ein i vor dem r ſeyn. Es iſt ſehr leicht ein i für ein r zu nehmen, inſonderheit wenn dieſe Buchſtaben neben einander ſtehen, da der Untertheil einander ähnlich ſieht. Wer ſich nun die Mühe genommen hat, einige Handſchriften durchzugehen, der weis, daß die allergewöhnlichſte Abkürzung diejenige iſt, da man Sylben verkürzet, in denen ein Selbſtlauter und der Buchſtab r iſt. Daher kömmt es, daß die Sylben, pro, per, pra, pri, par, ter, tro, faſt *allezeit abgekürzt* ſind. Die Verkürzungen der Sylben mit einem a und r, geſchahen mit Durchſchneidung des erſten Buchſtabens. Anſtatt alſo die Sylbe par zu ſchreiben, machte man nur ein p und ſchnitt den Fuß deſſelben durch. Nach dieſer Regel muß man die Stelle in einer Handſchrift leſen, welche im 3 Th. der **ausführlichen Schriften** dieſer **Akademie** angeführet wird, allwo **Johann Malet** ſich einen Erben en P des ſeligen Herrn **Giles Malet** nennet; das heißt en partie; und nicht en pere.

Derjenige, der dieſen Unterricht abgeſchrieben, hat eben ſolche Abkürzungen gemacht; er hat die letzte Sylbe vom Worte arriere weggelaſſen. Herr **Lancelot** hat ein ganz ähnliches Beyſpiel in Kloſterbuche zu **Langres** gefunden, allwo ein Pierre *cai en arrieres etc.* ſo abgekürzet worden P *re cai en arr.* Dieß Beyſpiel ſcheint recht dazu gemacht zu ſeyn, daß bey ſeiner Erklärung kein Zweifel bleibe. Loys *caienarre* Roy de France, heißt **Ludwig** ehemaliger **König von Frankreich**, eben wie Pierre *cai en arrs*, **Peter**, weiland ꝛc. heißt. Hugues *cai en arriere* Duc de Bourgoigne, heißt **Hugo**, weiland **Herzog von Burgund**. Robert *cai en arriere* Evêque de Langres, heißt **Robert**, weiland **Biſchof von Langres**.

Dieſe Muthmaßungen hatte Herr **Lancelot** der **Akademie** bereits vor langer Zeit mitgetheilet, als einige Mitglieder, darunter Herr **Lancelot** ſelbſt auch war, Gelegenheit hatten, die Handſchriften der **Colbertiſchen** Bibliothek zu ſehen; in welcher das vom **Giles Malet** aufgeſetzte Verzeichniß von **Carls** des V. Büchern aufbehalten wird. Sie fanden darinnen mit Vergnügen, das Wort Caienaire deutlich geſchrieben, und nicht caieuaire, wie Herr **Boivin** ehedem geleſen; daher alſo ſeiner wahren Bedeutung wegen, gar kein Zweifel mehr übrig bleibt.

LVIII.

Des Hrn. Abts Sallier Gedanken über eine Stelle im Cicero.

1720.

Dieſe Stelle ſteht zu Anfange des erſten Buchs de Officiis No. 1. Der Herr Abt Sallier hat eine Erklärung davon gemacht, weil es ihm vorkömmt, daß die mehreſten von **Cicerons** Auslegern ſie nicht verſtanden haben.

Cicero ermahnet ſeinen Sohn, er ſoll ſich des **Kratippus**, eines ſehr berühmten peripatetiſchen Weltweiſen, Lehren zu Nutze machen: zugleich lockt er ihn an die philoſophiſchen Werke zu leſen, die er, **Cicero**, aufgeſetzt hätte. Da aber **Cicero** der Lehrart der **Akademiker** folgte, und das Widerſpiel, welches zwiſchen ihren und den peripatetiſchen Grundſätzen ſeyn konnte, den Sohn wider des Vaters Werke hätte einnehmen können; ſo kömmt er dieſen Schwierigkeiten zuvor, und verſichert ſeinen Sohn: daß wenn er ſeine Schriften läſe, er wenig Unterſchied unter ihnen und den peripatetiſchen finden würde; weil wir, ſagte er, des **Sokrates** Schüler, ſowohl als des **Plato** ſeine ſeyn wollen. Noſtra autem legens, non multum a Peripateticis diſſidentia, quoniam utrique et Socratici eſſe volumus, et Platonici. Die Schwierigkeit ſteckt in dem Worte utrique. **Friedrich Gronov** will, man ſoll es in utrumque verwandeln. Man darf aber nur den Sinn dieſer Stelle recht darlegen; ſo wird man ſehen, daß ſie keine Aenderung nöthig hat. Ließ meine Schriften, ſchreibt **Cicero**; die Lehre darinnen geht von der peripatetiſchen nicht ſonderlich ab, weil wir alle beyde des Sokrates und Plato Schüler ſeyn wollen.

Ungeachtet Cicerc ein Akademiker war, ſo hatte er doch in dieſem Werke von den Pflichten, faſt gänzlich des **Panätius**, des berühmteſten **Stoikers** Lehrſätze angenommen; und alle dieſe Secten, die akademiſchen ſowohl als die **ſtoiſchen** und **peripatetiſchen**, kamen gleichwohl aus einer Quelle. Sie erkannten den **Sokrates** und **Plato** für die Urheber ihrer Lehre, und beyder Lehrſätze waren in der That nicht ſehr unterſchieden. Der **Stoiker** Hauptſatz war, daß die Ehrlichkeit und Tugend das höchſte Gut wären. Die **Peripatetiker** ſagten, darinnen beſtünde zwar nicht das einzige Gut; es wäre aber über alle andern ſo weit erhaben, daß ſie alle, in Gegenhaltung dieſes Gutes, gar keinen Werth hätten. Konnte nun **Cicero** nicht mit Grunde ſchließen, daß die **Stoiker** von den **Peripatetikern** faſt in nichts abgiengen? und das thut er auch auf eine ſehr gründliche Art im IV B. de Finib.

Anderntheils ſieht man in dem I B. der **akademiſchen**, daß ſich unter **Platons**, und folglich auch des **Sokrates** Anſehen, eine philoſophiſche Schule eröffnet, die aber zween verſchiedene Namen hatte: una et conſentiens, duobus vocabulis. Dieß iſt die akademiſche und peripatetiſche. Und im III B. vom **Redner**, ſagt Cicero: **Plato** habe durch ſeine Schriften, des **Sokrates** Geiſt und Reden der Unſterblichkeit geweihet; **Sokrates** habe niemals etwas geſchrieben, und da einige einen Theil ſeiner Lehre angenommen, und andere einen andern: ſo hätte dieſe Theilung vielerley Schulen zuwege gebracht, die dennoch alle **Sokratiſche** Schulen zu ſeyn ſcheinen wollten. Cum tamen omnes ſe Philoſophi Socraticos et dici vellent, et eſſe arbitrarentur. Und da nach dem **Cicero**, es einerley war, des **Sokrates** oder **Platons** Schüler zu ſeyn; ſo würde **Gronovs** utrumque einen verkehrten Sinn machen, und es iſt in der Stelle gar nichts zu ändern.

* * *

LIX.

LIX.

Des jüngern Hrn. Boivins Nachricht, von Wilhelms Büdeus, erſten königl. franzöſiſchen Bücheraufſehers Leben.

1725.

Der jüngere Herr **Boivin**, welcher an der Geſchichte der königlichen Bibliothek arbeitete, und der **Akademie** die verſchiedenen Stücke davon vorgeleſen hatte, die man in den erſten Bänden der **ausführlichen Schriften** findet, theilte ihr im 1725 Jahre auch dasjenige mit, was er vom **Wilhelm** Budé, als dem erſten aufgetrieben, dem man den Titel eines Maitre de la Librairie gegeben. Die Geſchichte ſeines Lebens, iſt in lateiniſcher Sprache von **Ludwig Leroy** geſchrieben worden, und **Bayle** hat einen großen Artikel ſeines Wörterbuchs daraus gemacht; ſie haben aber alle beyde zwey weſentliche Stücke dieſes Lebens vergeſſen; nämlich was die königl. und des Budeus eigene Bibliothek betrifft. Dieſe nun ſind der hauptſächlichſte Gegenſtand von Herrn **Boivins** Unterſuchungen.

Wilhelm Budeus war 1467 zu **Paris** gebohren, und ein Sohn des **Johann Budeus** und **Catharinen Picart**. Sein Vater, ein reicher und angeſehener Mann, hielt ihm einen Lehrer, oder wie man es damals nannte, einen **Schulmeiſter**. Sobald er die Anfangsgründe des Lateins wußte, ſchickte er ihn nach **Orleans**, die Rechte zu erlernen: allein, weil er damals nicht viel Luſt zum Studieren hatte, ſo giengen drey ganze Jahre völlig verloren. Als er wieder zu ſeinem Vater kam, ergab er ſich eine Zeitlang der Jagd und nachmals gänzlich dem Bücherleſen.

Gleichwohl brachte er es damals nicht ſonderlich weit: denn anſtatt gute Schriftſteller zu wählen, zog er die Dollmetſcher und Ausleger den Grundtexten vor. Endlich erkannte er ſeinen Irrthum, und ohne den Muth zu verlieren, entſchloß er ſich, in den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen. Er las die Schriftſteller der beſten Jahrhunderte, und brachte es in kurzem ſo weit, daß ihm die Dichter, Geſchichtſchreiber und Redner, inſonderheit **Cicero**, den er mit beſonderer Aufmerkſamkeit geleſen, geläufig wurden.

Weil er gar keine Kenntniß vom Griechiſchen hatte, und die Lehrer dieſer Sprache damals, ſowohl als die gedruckten Bücher ſelten waren; ſo glaubte er viel zu gewinnen, wenn er den **Georg Hermonymus**, welcher nach **Paris** kam, an ſich zöge. Dieſer Lehrer verdiente bey ſeinem Schüler mehr als fünfhundert Goldthaler, und lehrte ihn blutwenig. Der Lehrer verſtand das Griechiſche ſelbſt gar nicht ſonderlich, und konnte folglich den Jünger nicht gelehrter machen, als der Meiſter war. Zu allem Glücke kam der berühmte **Johann Laſcaris** nach Frankreich, wohin er den König **Carl** den VIII. begleitete, als er aus dem **Neapolitaniſchen** Feldzuge kam. Dieſer machte mit dem **Budäus** Freundſchaft, gab ihm mit Vergnügen in Erlernung der griechiſchen Sprache Anleitung, und gab ihm auch etwa ein zwanzigmal Unterricht. Mit dieſem Beyſtande, und einigen Büchern die **Laſcaris** ihm lieh, ſetzte **Budeus** ſich in den Stand gelehrt zu werden, und die griechiſche Sprache aus dem Grunde zu erlernen, von der man ſagen kann, daß er mit der Zeit alle ihre Schätze erſchöpfet hat. **Jacob le Fevre d'Eſtaples** lehrete ihn die Meßkunſt. **Jucundus von Verona** erklärete ihm den **Vitruv**, und zur Gottsgelahrtheit und den Rechten hatte er keinen andern Lehrer, als ſich ſelbſt.

Wer nun ſo viele Kenntniſſe beſitzt, der kann leicht ein Schriftſteller werden. So gab auch **Budäus** anfänglich die Ueberſetzung einiger dem **Plutarch** zugeſchriebenen

Bücher heraus. Nachmals ſtellte er zu verſchiedenen malen, Anmerkungen über die **Pandecten** ans Licht, deren erſte Ausgabe er gewiſſermaßen nachmals verworfen hat. Ferner ſeine Auslegungen über die griechiſche Sprache; ſeine Bücher de Philologia, de tranſitu Hellenismi ad Chriſtianiſmum, und ſeinen Tractat de Aſſe, der ihm unter allen ſeinen Werken die meiſte Ehre gemacht hat.

Man iſt eins, daß **Eraſmus** und **Budäus** die zween gelehrteſten Männer ihres Jahrhunderts geweſen: allein man zweifelt, ob ſie beyde gegeneinander ſo viel Hochachtung gehabt, als die Welt gegen ſie hatte. Es iſt gewiß, daß **Eraſmus** den **Budeus** mit ſeiner Schreibart verſpottete, die ihm dunkel und unnatürlich vorkam; und daß **Budeus** in einem ſeiner Briefe den **Eraſmus** über ſeine Schreibſucht, nach welcher er auch nichtswürdige Sachen herausgab, anzuſtechen ſcheint.

Man hat geſagt, daß der Tractat de Aſſe dem **Budeus** die meiſte Ehre gemacht hatte; allein er genoß dieſe Ehre nicht geruhig. **Leonard Portius**, ein gelehrter Italiäner, machte ihm dieſe Ehre ſtreitig, und **George Agricola** rühmte ſich, er habe bereits vor ihm dieſe Materie abgehandelt. Die Klagen waren ſehr heftig, inſonderheit auf Seiten des **Budeus**; endlich aber vereinigte **Johann Laſcaris**, ihrer aller Freund, ſie wieder.

Jacob Tuſan machte eine Sammlung von des **Budeus** Briefen, die er 1526 herausgab: es wäre aber zu wünſchen, daß die Noten dieſes Herausgebers hiſtoriſch wären; alsdann würde man die Hauptumſtände von des **Budeus** Leben in Ordnung bringen können. Dem ſey wie ihm wolle, ſo verſichert **Ludwig Leroy**, daß die griechiſchen Briefe dieſes großen Mannes, von den Griechen ſelbſt bewundert worden, und ſetzt hinzu, daß **Chriſtoph Longueil**, da er in der Abſicht nach **Rom** gegangen, daſelbſt griechiſch zu lernen, damit er dereinſt im Stande ſeyn möchte, dem **Budeus** die Ehre ſtreitig zu machen, daß er das Griechiſche beſſer verſtünde, als irgend ein Menſch in der Welt es verſtund, einen Brief von dieſem Gelehrten erhalten, deſſen ſchöne und reine Schreibart ihn dermaßen gerühret, daß er die Hoffnung, womit er ſich geſchmäuchelt hatte, gänzlich verlor, und weiter an nichts dachte, als des Cicero Latein nachzuahmen; worinnen es auch noch niemand ſo hoch gebracht hat, als er. Die Krankheiten ſind insgemein die Folgen eines ämſigen Studierens und ſo bekam auch **Budeus** eine, die ganze zwanzig Jahre daurete; gleichwohl gab er in dieſer Zeit die mehreſten von ſeinen Werken heraus. Sein Fleiß im Bücherleſen war ſo groß, daß er, wie man ſagt, ſogar an ſeinem Hochzeittage, drey ganze Stunden ſtudieret hat.

Ein ſo groſſes Verdienſt nun konnte den Augen des **Guido von Rochefort**, Kanzlers von Frankreich nicht verborgen bleiben; er machte ſich auch eine Ehre daraus, den **Budeus Carln** dem VIII. vorzuſtellen. Nach dieſes Prinzen Tode, ſchickte ihn **Ludwig** der XII. mit dem Titel eines Abgeſandten nach Italien, und machte ihn zum königlichen Secretär: zu einer Zeit, da diejenigen ſo dieſes Amt bekleideten, nur drey oder vier an der Zahl, und verbunden waren, den Prinzen allenthalben zu begleiten.

Das herumwallende Leben der Hofleute, misfiel unſerm Gelehrten gar bald. Er verließ den Hof, und es ſchien, als hätte er ihn auf ewig verlaſſen, als **Franciſcus** der erſte ihn wieder an denſelben zog. Nach dieſem begleitete ihn **Budeus** auf allen ſeinen Reiſen, ja ſelbſt in einigen Feldzügen. Die Zeit, in welcher er dieſen Prinzen unterhielt, war bey der Tafel, und das Geſpräch handelte mehrentheils von griechiſchen und römiſchen Alterthümern, und von den nützlichſten Materien der geiſtlichen und weltlichen Literatur. **Franciſcus** der I. liebte nicht nur die Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaften, ſondern überhäufte auch die Gelehrten mit Wohlthaten; folglich bekam **Budeus** in minder als zwey Jahren, drey wichtige Aemter. Erſtlich ward er Bücheraufſeher, das heißt über den königl. Büchervorrath; nachmals Aufſeher der Bittſchriften, und Vorgeſetzter über die Kaufleute.

Damals war noch keine andere königliche Bibliothek als die zu **Blois**, welche **Carl** Herzog von **Orleans** angelegt, und die ſein Sohn **Ludwig** der XII. dermaßen vermehret hatte, daß man ſie unter ſeiner Regierung, als eins der ſeltenſten Stücke in Frankreich betrachtete. **Laſcaris** und **Budäus** hatten **Franciſcus** dem I. angegeben, in **Fontainebleau** ebenfalls eine anzulegen, und von dieſer letzten ſagt **Laſcaris**:

> Augusti ut Varro, Francisci Bibliothecam
> Auget Budeus Palladis auspiciis.

Die von eben dieſem **Laſcaris** herausgegebenen griechiſchen Handſchriften, ſechzig griechiſche, durch den **Hieronymus Fondüle** zu **Jeruſalem** eingekaufte Mita, und diejenigen, welche **Johann de Pins**, in währender ſeiner Geſandſchaft zu **Venedig** und **Röm** erlangte, waren die erſten Werke ſo in dieſen Bücherſchatz kamen.

Die Einrichtung der Bibliothek zu **Fontainebleau** waren indeſſen nicht die einzige Frucht, ſo die Gelehrſamkeit von des **Budeus** Anſehen erlangte. Er bewog auch den König **Franciſcus** den I. noch das königl. Collegium zu ſtiften, davon **Genebrard** in ſeiner Chronologie die Stiftung ins 1528 Jahr ſetzt. Da endlich dieſes große Anſehen, worinnen er bey dem Prinzen ſtund, die andern Höflinge beunruhigte: ſo zog ſich **Budeus**, welcher wohl merkte, daß man ihm nachſtellete, zum anderumale von Hofe weg; dahin ihn, nach dem Tode des Kanzlers **Düprat**, deſſen Nachfolger **Wilhelm Poyet** zum drittenmale zog. Da er aber mit demſelben, im Gefolge des Königes, nach den **normandiſchen** Küſten, in der größten Sommerhitze des 1540 Jahres gehen mußte, ward er gefährlich krank, ließ ſich nach **Paris** zurück bringen, und ſtarb daſelbſt den 24 Auguſt deſſelben Jahres. Seine Beerdigung geſchah, wie er befohlen hatte, ſonder alle Pracht: allein anſtatt des Glockengeläutes, erſchollen **Paris** und ganz Frankreich von ſeinem Ruhme, wie man in der Sammlung ſehen kann, die **Ludwig Leroy** davon gemacht hat. **Melin von St. Gelais** machte bey dieſer Gelegenheit ein Sinngedicht, durch Frage und Antwort, welches ſehr geleſen ward, und ſo lautet:

D. Qui eſt ce Corps, que ſi grand Peuple ſuit?
R. Las! c'eſt Budé au Cercueil étendu!
D. Que ne ſont donc les Cloches plus grand Bruit?
R. Son Bruit ſans Cloches eſt aſſez épandu.
D. Que n'a-t-on plus en Torches dependu,
Suivant la Mode accoutumée et ſainte?
R. Afin qu'il ſoit par obſcur entendu,
Que des François la Lumiere eſt éteinte.

D. i. F. Wer iſt der Körper dem eine ſolche Menge Volks folgt? A. Ach! es iſt Budeus im Sarge. F. Warum ſchallen denn die Glocken nicht? A. Sein Ruhm erſchallet genug, auch ohne Glocken. F. Warum hat man denn nichts auf Fackeln verwandt, wie die bisherige heilige Gewohnheit mit ſich bringt? A. Damit man aus der Finſterniß abnehmen möge, daß das Licht der Franzoſen erloſchen iſt.

LX.

Des ältern Herrn Fourmonts Gedanken, auf was Art man eine Strophe in der XXXII. Ode, des I. Buchs vom Horaz verſtehen müſſe. 1721.

Wenn man die alten Schriftſteller lieſt, ſo fährt man zuweilen ſchnell über gewiſſe Stellen hin, die man zu verſtehen glaube: und gleichwohl, wenn man ſich die Mühe gäbe nachzuſinnen, ſo würde man zuweilen ſehr beklommen ſeyn, wenn man deren wahren Sinn anzeigen ſollte. Selbſt die Scholiaſten und Ausleger (denn dem Himmel ſey Dank! es hat den Alten weder an Scholiaſten noch an Auslegern gefehlet) ſind zuweilen oft damit zufrieden geweſen, daß einer den andern abgeſchrieben; oder was noch ärger iſt, ſie haben die ſchweren Stellen ſtehen laſſen, um ſich über andere zu ergießen, die ihrer Unterſuchungen keinesweges nöthig hatten, und noch vielweniger einer unzeitigen Gelehrſamkeit. Der ältere Herr **Fourmont**, welchen die Schwierigkeit ſtutzig machte, eine Strophe der XXXII Ode in Horazens erſtem Buche zu verſtehen, theilte der Akademie diejenigen Betrachtungen mit, die ihn bewogen, dieſelbe anders zu erklären, als man bisher gethan hat.

Nachdem Horaz in vorhabender Stelle zu ſeiner Leyer geſagt, daß ſie ehedem dem Dichter **Alcäus**, in den verſchiedenen Umſtänden ſeines Lebens große Dienſte gethan; ſo richtet er an eben dieſe Leyer folgende Worte:

> O decus Phoebi, et dapibus ſupremi
> Grata teſtudo Jovis, o laborum

Dulce lenimen, mihi cumque ſalve
Rite vocanti.

Dieſes Wort cumque hat alle Ausleger ſtutzig gemacht.

Herr **Fourmont** fragt anfänglich, wie eigentlich die Wortfügung dieſer Stelle ſey? Geht mihi, auf lenimen malorum: O tu! quae mihi es malorum dulce lenimen? Oder muß es ſich mit dem ſalve verbinden, ſo daß es von dieſem Zeitworte regieret wird? Oder bedeutet es endlich nichts anders, als tibi dico ſalve? denn auf dieſe dreyfache Art kann man dieſe Stelle erklären.

Zum andern, was will hier eigentlich das Zeitwort ſalve ſagen? Iſt es eben ſo viel als ſalvere te jubeo, welches bey den römiſchen Dichtern ſo gewöhnlich iſt? und bedeutet ſalve im Abſehen auf die Götter, eben ſo viel, als in Anſehung der Menſchen? denn es iſt gewiß, daß der Dichter hier mit ſeiner Leyer, als mit einer Gottheit redet.

Drittens, weil das cumque zu allen dieſen Fragen Anlaß giebt, ſo fragt ſich es: welches iſt der eigentliche Begriff dieſes Worts? Heißt es ubicumque, quandocumque, quocumque tempore, bey welchem Orte, Gelegenheit und Zeit es auch immer ſey?

Herr **Fourmont** will, daß das mihi, in gegenwärtiger Stelle mit dem lenimen nicht verbunden werden könne, und dieß aus zweyerley Urſachen. Einmal, wegen des vocanti, darauf es ſich bezieht, und welches unfehlbar von der gebiethenden Art abhängt, ſalve mihi vocanti; zum andern, damit ein zuſammenhangender Sinn mit dem vorhergehenden Verſe, ſeit dieſem

Qui ferox bello, tamen inter arma etc.

herauskomme. Uebrigens ſagt Herr **Fourmont**, iſt ſalvere ein altes lateiniſches Zeitwort, davon man gemeiniglich nur die unbeſtimmte und gebiethende Art ſieht; da aber dieß Zeitwort allezeit, entweder leidend, oder von der Mittelgattung iſt, was ſoll man ihm denn für eine Bedeutung geben, wenn es an die Götter gerichtet wird? Sollte es in dieſem letzten Sinne bey den Alten niemals, imperti mihi ſalutem, bedeutet haben? Es giebt alſo nach der Wortableitung dreyerley Arten das Zeitwort ſalvere zu erklären. Erſtlich ſalvete, accipite eam ſalutem, quam vobis impertior, oder wie Ovidius redet, eſſe ſalutati; und das iſt für Götter und Menſchen. Zum andern, ſalvete, eſtote ſalvi; und dieß iſt allein für die Menſchen: Drittens, ſalvete, impertimini mihi, date mihi eam quam oro ſalutem; und auch dieß iſt noch für die Götter.

Um nun eine von dieſen drey Bedeutungen auf die vorhabende Stelle im **Horaz** zu ziehen, bemerkt Herr **Fourmont**, daß, wenn der Dichter hier ſeine Leyer anredet, als ob es eine Gottheit wäre, das ſalve nicht heißen kann: **empfange von mir das Heil**; der Sinn der Ode ſtreitet dawider, weil er ſeine Leyer erſuchet, etwas für ihn zu thun und zu wirken. Noch weniger kann ſalve durch eſto ſalva, **befinde dich wohl**, gegeben werden. Denn außer, daß ſich dieſer Wunſch für eine Gottheit nicht ſchickt, ſo konnte ſich ja die Leyer ohne alle Töne ſehr wohl befinden. Hieraus nun folgt ganz natürlich, daß ſalve hier nichts anders ſagen will, als imperti mihi ſalutem, **thue mir den Gefallen den ich von dir erbitte.**

Dieſe Erklärung vom ſalvere, wird unfehlbar fremde ſcheinen; allein Herr **Fourmont** ſagt, ſie werde durch andere Ausdrücke dieſer Stelle beſtätiget. Die Wirkung des Mittelworts vocanti, ſetzt einen vorhergegangenen Gruß voraus; ſalve alſo, heißt nach ihm, nichts anders, als ſis oder eſto ſalvatrix, denn dieß iſt der einzige Gegenſtand des Dichters bey ſeiner Anruffung: **Du haſt dem Alcäus große Dienſte erwieſen; erweiſe auch demjenigen, der dich jezt anrufft, dergleichen, es ſey zu welcher Zeit, bey welcher Gelegenheit und an welchem Orte es wolle.**

* *

LXI.

Herrn von Valois Betrachtungen über einige Verſe des Tibullus.

1720.

Zween Verſe im Tibull haben oft die größten Kunſtrichter gemartert. Sie ſtehen im dritten Klaggedichte des erſten Buchs, und um die Sache recht einzuſehen, muß man ſogleich bemerken, daß, als **Tibullus** ſich mit dem **Meſſala Corvinus**, welcher zum Statthalter in Syrien ernennt war, zu Schiffe begeben, er ſo gefährlich krank ward, daß man ihn zu **Corcyra** laſſen mußte. Allhier verfertigte er, aus Gram, daß er in einem fremden Lande, von ſeinen Freunden, ſeiner Mutter, ſeiner Schweſter und ſeiner geliebten **Delia** verlaſſen leben mußte, dasjenige Klaggedicht welches ſo anfängt:

Ibitis Aegeas ſine me, Meſſalla, per undas etc. etc.

In dieſem Klaggedichte nun, ſagt er unter andern, er ſähe ſeine liebſte **Delia** nicht, die, da er vor ſeiner Reiſe Abſchied von ihr genommen, ſogleich gegangen ſey, die Götter eifrigſt zu befragen; ob dieſe Reiſe auch glücklich ablaufen, und ob ſie das Vergnügen haben würde, ihn wieder zu ſehen:

Delia non usquam, quae, me cum mitteret urbe,
Dicitur ante omnes conſuluiſſe Deos.
Illa ſacras pueri ſortes ter ſuſtulit, illi
Rettulit e triviis omina certa puer.

Dieſe zween letzten Verſe machen die ganze Schwierigkeit. **Joſeph Scaliger** erkläret ſie in ſeinen Noten über dieſe Elegie ſo: Tollere ſortes, eſt κληδονίζειν, unde in veteribus inſcriptionibus, SORTIBVS SVBLATIS: Sortes erant ſigna, quae dabantur alicui puero de trivio, quae ſi convenerant ei ſigno, quod ille qui ſortes dederat habebat in animo, tunc bene ſecum agi putabat.

Illi
Retulit e triviis omina certa puer.

Puer e triviis, ὁ τυχὼν, oportebat enim ignotum eſſe, ne ſciens et prudens aliquid eorum facere videretur. Sic dictum, PVER E TRIVIIS ut apud Attium *de vico auſpices.* Ter autem, ut quod tertium addixiſſet, id certiſſimum omen eſſe putarent.

Turnebus iſt Adverſar. L. 5. c. 23. **Scaligers** Meynung, und wenn er von den Sortibus redet, die man wegen des Zukünftigen befragte, ſo ſagt er, man habe ſie durch ein Kind handthieren laſſen, zu deſſen Beweiſe er dieß Diſtichon vom **Tibullus** braucht. Nachdem **Salmaſius** ebenfalls die Meynung dieſer zween Gelehrten angenommen, ſo glaubt er, es ſey nöthig, den erſten von dieſen zween Verſen, welcher eben die Schwierigkeit macht, zu verbeſſern, und ſtellet ihn ſo wieder her:

Illa MANV PVERI ſortes ter ſuſtulit.

Das heißt, dieſe drey Schriftſteller wollen, der Dichter habe nur eine einige Art das Zukünftige zu befragen, anzeigen wollen.

Wenn aber Herr **von Valois** dieſe Stelle unterſucht, ſo glaubt er, er ſähe deren zwo, per ſortes, und per omina. **Tibullus** giebt im erſten Verſe zu erkennen, daß **Delia** die erſte Art der Weiſſagung gebraucht, da ſie das Glück zu **Präneſtum** befraget: welches ſich durch looſe erklärete, die man umrührete und zu drey verſchiedenen malen zog. Im zweyten Verſe ſagt er, daß **Delia**, mit dieſem erſten Verſuche noch nicht zufrieden geweſen, und ſich noch einer andern Art bedienet hätte, das Zukünftige zu erfahren, ſahren, indem ſie an dem erſten Kinde, dem ſie begegnet, die ihm von ungefähr entfahrenen Worte bemerkt hätte:

Illi
Rettulit e triviis omina certa puer.

Um dieſe Art von Wahrſagung anzuzeigen, die damals ſehr gebräuchlich war, bediente man ſich dieſer Worte: omina captare in triviis; und ſie war von derjenigen weit unterſchieden, die durch Umrührung der pränestiſchen Looſe, ſortes miſcere et ducere, geſchah. Dieſe Sachen ſind ſo bekannt, und vom **Tibull** ſo deutlich erkläret und aus einander geſetzt, daß es erſtaunlich iſt, wie obige drey großen Kunſtrichter, darauf nicht acht gegeben.

Nach dieſer Erklärung des Herrn **von Valois**, bleibt bey dieſem Verſe keine Schwierigkeit. Delia iſt über der Abreiſe ihres Geliebten unruhig, ſie geht das Orakel des Glücks befragen, ſortes miſcere manu pueri: denn es war ein Kind, was dieſe Looſe aus dem Kaſten zog, darinnen ſie verſchloſſen waren, wie Cicero in einer Stelle ſagt, die bald angeführet werden ſoll.

Illa ſacras pueri ſortes ter ſuſtulit.

Sie war noch gar nicht über dem Geſchicke eines ihr ſo theuren Liebhabers ſicher, (denn eine Liebhaberinn befriediget ſich nicht leicht) ſie braucht alſo noch eine andere Art von Weiſſagung, nämlich die Worte eines Kindes, ſo man von ungefähr begegnete, als eine Deutung anzunehmen:

Rettulit e triviis omina certa puer.

Alles dieſes ſieht der Delia ähnlich, und wird vom **Tibull** ſehr deutlich erkläret, welcher ſonſt eine Sache zweymal vorgebracht hätte.

Allein, man wird fragen, warum dieſer Dichter, wenn er von den heiligen Looſen redet, ſacras pueri ſortes, ſagt? Das macht man nennte ſie ſo, wegen **Jupiters** in ſeiner Kindheit, welcher mit ſeiner Schweſter **Juno**, der Bildſeule des **Glücks** zu **Präneſtum** im Schooße ſaß. **Cicero** verſichert dieß, im 1. B. de divinatione, und breitet über obige Verſe ein großes Licht aus: Is eſt hodie locus, ſagt er, wenn er von den **präneſtiniſchen** Looſen redet, ſeptus religioſe, propter Iovis pueri, qui lactans cum Iunone, Fortunae in gremio ſedens, mammam appetens, caſtiſſime colitur a matribus. Eodem tempore in eo loco, ubi nunc Fortunae ſita aedes eſt, mel ex olea fluxiſſe dicunt, haruſpicesque dixiſſe ſumma nobilitate illas ſortes futuras, eorumque juſſu ex illa olea arcam eſſe factam, in eaque conditas ſortes, quae hodie Fortunae monitu tolluntur. Quid igitur in his poteſt eſſe certi, quae Fortunae monitu, PVERI MANV miſcentur, atque ducuntur?

* *

LXII.

Herrn Boivins Nachricht von einem Exemplare vom Homer, in des Budeus Büchervorrathe. 1725.

Ungeachtet Wilhelm Budeus in einem von ſeinen Briefen geſagt hat, ſein Vater wäre librorum emaciſſimus, ein großer Bücherkäufer geweſen, und daß er auch ſelbſt, wenn wir ihm glauben, ſchon ſehr frühzeitig Bücher gekaufet; ſo muß man ſich doch nicht einbilden, daß ſein Büchervorrath eben ſehr anſehnlich geweſen. Die Buchdruckerkunſt war damals noch gar zu neu, als daß die Bücher ſchon in ſolcher Menge hätten können zu haben ſeyn. So beſchwert ſich auch **Budeus** an verſchiedenen andern Stellen ſeiner Briefe, daß ihm zur Zeit ſeines Studierens, die Beyhülfe der Bücher gefehlet; und gegen das 1528. Jahr, als ihn der berühmte **Jacob Sadoletus** fragte, ob er auch griechiſche Bücher in ſeiner Bibliothek hätte? So antwortete er ihm: Eure Frage macht mich ganz beſchämt: rubore me ſuffuſum eſſe ſcito, quippe qui nullos alios Libros habeam, praeter eos, qui in Calcographorum officinis hactenus paſſim pervagati ſunt, ne hujusmodi quidem omnes. Als **Budeus** dieſes ſchrieb, war er 61. Jahre alt: daraus man ſchließen kann, daß zur Zeit ſeines Todes, welcher zehn oder eilf Jahre darauf erfolgte, ſeine Bücherſammlung nicht leicht aus andern, als ſolchen Büchern beſtanden, die man allenthalben bey den Buchhändlern antraf.

Dieſe Bibliothek ſey nun beſchaffen geweſen, wie ſie wolle, ſo ward ſie nach des **Budeus** Ableben verkauft. Der Präſident von St. Andrä kaufte ſie, ſchlug ſie mit der ſeinigen zuſammen, und ſo gieng ſie in die Jeſuiterſchule zu Clermont über, allwo ſie bis zur Zeit ihres Abzuges aus Frankreich, aufbehalten blieb; worauf die Bücher, ſo ſie bey ſich gehabt hatten, völlig zerſtreuet wurden. Man glaubt daß eine gewiſſe hohe Perſon einen großen Theil davon bekommen, und daß einer ihrer Erben ſie endlich den ehemaligen Beſitzern wieder gegeben.

Es iſt unmöglich zu errathen, wie eines von des Budeus Büchern, welches man dem Anſehen nach, für das ſchätzbarſte von allen hätte halten ſollen, den Augen eines ſo ſcharfſichtigen Staatsmannes hat entwiſchen können; noch durch welchen blinden Zufall, es endlich, nachdem es ſo zu reden unbekannt, aus einer Hand in die andere gelaufen, glücklicher Weiſe in des Herrn **von Boze** ſeine gefallen iſt. Herr **Boivin** hat geglaubt, daß dieſe Art einer gelehrten Erſcheinung die Neugier der Welt ſchon werth wäre.

Das Buch, davon hier die Rede iſt, iſt die erſte griechiſche Ausgabe der Werke vom Homer. Es iſt die Florenzer Ausgabe von 1488. und die ſeltenſte von allen. Herr **Boivin** wußte nur vier Exemplare davon in Paris, davon zwey, mit Henrichs des II. Wapen gebunden, im königl. Bücherſchatze ſind; die andern zwey aber, eins in der Bibliothek des Herrn Kanzlers, und das andere in des Herrn **von Boze** Bibliothek iſt. Von den zwey königl. Exemplaren, iſt eins, deſſen Marginalien alle voller griechiſchen Scholien, von verſchiedenen Händen geſchrieben ſind, unter die Handſchriften geſtellet worden; das andere, welches ebenfalls, aber nur hie und da beſchrieben iſt, ſteht unter den gedruckten Werken.

Des Herrn Kanzlers Exemplar hat ſtatt aller Noten **Virgils** Verſe an der Seite der Homeriſchen, und zwar an denen Stellen, wo der lateiniſche Dichter dem griechiſchen nachgeahmet hat. Dieſe Nachahmungen, die mit

Curſivſchrift ſehr ſauber am Rande geſchrieben ſind, bereichern die Originalverſe, ohne ſie zu beſchweren, und thun eine eben ſo gute Wirkung, als ob es geſtochene Schrift wäre. Der ſel. Herr **Verrier**, ein Mann, der ſich ſchätzbar machte, weil er ſeine Glücksgüter ſo gut anlegte; und der inſonderheit durch die Freundſchaft des Herrn **Deſpreaux** berühmt war, ſah dieſes Exemplar als das koſtbarſte Stück ſeines Cabinets an; und ſeine Erben lieferten es, nebſt einigen andern ſeiner Abſicht gemäß, in die Hände des großen Staatsmannes der es anjetzt beſitzt.

Des Herrn von **Boze** Exemplar iſt in vielerley Abſicht ſonderbar; allein, was deſſen Werth unendlich ſchätzbarer macht, das ſind Noten, welche auf die großen und ſchönen Seitenränder beygeſchrieben ſind. Man weis aus einer mündlichen Sage, daß dieſe Noten vom **Wilhelm Budeus** ſind. Die zu Anfange jedes Bandes mit vielem Fleiße gezeichneten und ausgemalten Wapen, ſind ſeine Geſchlechtswapen. Es kömmt nur auf den Beweis an, daß dieß Buch dem **Wilhelm Budeus** ſelbſt zugehöret habe; und dieſer Beweis iſt ganz leicht.

Fürs erſte, können die Noten von keinem minder gelehrten Manne ſeyn, als **Budeus** geweſen. Es ſind keine eitele und überflüßige Anmerkungen, davon die griechiſchen Scholiaſten wimmeln; ſie ſind nützlich, ſie ſind die beſten und gründlichſten, ſo man in den größten Auslegern findet.

Die lateiniſchen Noten zumal, ſind offenbar vom **Budeus**, und man kann ſich hierinn nicht irren. Man kennet ihn allenthalben an einem gewiſſen männlichen, zuweilen etwas gezwungenem Ausdrucke, der aber dem **Budeus** eigen war.

Z. E. in dieſer Stelle der **Ilias**, allwo die **Venus** vom **Diomedes** ein wenig verwundet worden, und ſich beym

Jupiter über den tödtlichen Schmerz beklagen kömmt, den ſie empfindet, ſagt Minerva: ohne Zweifel hat ſie irgend eine ſchöne Griechinn nach Troja geführet, die reich gekleidet geweſen, und hat ſich, indem ſie derſelben geliebkoſet, die zarte Hand irgend an einer goldenen Schnalle gerieben, und einen Schramm zugezogen. Budeus drückt in der Note dieſe Rede der Minerva ſo aus: manum tenellam et molliculam ad fibulam aureolam ſcarificavit et conſcribillavit. Die verkleinernden Wörter, tenella, mollicula, aureola, die Wörter ſcarificavit, conſcribillavit, alles dieß iſt des Budeus Schreibart gemäß: welchem man noch zwo bis drey Stellen beyfügen kann, allwo von der griechiſchen Münze geredet wird, und wo man wohl ſieht; daß der Ausleger in demjenigen ſehr bewandert iſt, wovon des Budeus Werk de Aſſe handelt.

In einer andern Stelle der Ilias, vergrößert Achilles das Gewicht der eiſernen Wurfſcheibe, deren Eetion ſich bey den öffentlichen Spielen bediente, und ſagt: ein jeder der dieſe Wurfſcheibe beſitzen möchte, könnte ſeinen Ackersleuten auf fünf Jahre Eiſen ſchaffen, ſo groß auch die Felder ſeyn möchten, die ſie zu bearbeiten hätten: quamvis latifundia opima poſſideat, tamen hoc diſco uti poterit, ad inſtrumentum ruſticum conficiendum, vel in QVINQVE ANNOS VERTENTES. Man bemerke dieſe Ausdrücke, latifundia opima, inſtrumentum ruſticum, in quinque annos vertentes.

In der Stelle der Odyſſee, allwo von den zwölf Anführern der phäaciſchen Nation geredet wird, zeigt er daß er ein Franzos iſt. Man bemerke hier, ſagt er, eine Regimentsform, die der unſrigen gleicht, und ein Bild der zwölf Pairs in Frankreich: σημείωσαι inſtar noſtrae Reipublicae; i. e. XII. Patriciorum Franciae. Dieſe Note erlaubt einem nicht, weder den Laſcaris, noch Maſurus, noch irgend einen auswärtigen Gelehrten, im Verdachte zu haben, daß er Verfaſſer dieſer Noten ſey.

Eine ſeiner vornehmſten Bemühungen iſt geweſen, dasjenige zu bemerken, was bereits **Ariſtarch**, **Ariſtophanes** der Sprachlehrer, und die älteſten Unterſucher der **Homeriſchen** Gedichte, einem ſo großen Dichter für unanſtändig angerechnet haben; und zugleich die Urſachen anzugeben, die ſie gehabt, viele Verſe wegzulaſſen, welche einige andere, nicht ſo gewiſſenhafte Kunſtrichter, zu verehren, und der Welt vor Augen zu legen, für ihre Pflicht gehalten.

Er führet den **Euſtathius** an, aber ſelten; welches um ſo vielmehr zu bewundern iſt, da er aus dem **Euſtathius** einen guten Theil ſeiner Noten genommen zu haben ſcheint. Vielleicht hatte er nur einige Auszüge von den Auslegern dieſes Scholiaſten geſehen, die damals noch nicht gedruckt waren. Vielleicht hatte ihm auch **Laſcaris** diejenige Handſchrift geliehen, die anjetzt in des Königes von Frankreich Bibliothek, unter der 2195. Numer iſt. Dieſe Handſchrift iſt ſonderbar, und enthält eine große Menge von Anmerkungen, die aus eben den Quellen genommen ſind, aus welchen **Euſtathius** die ſeinigen genommen hatte. Sie hat unfehlbar dem **Laſcaris** zugehöret, wie aus des **Amaſäus** lateiniſchem Sinngedichte erhellet, welches unten auf der letzten Seite ſteht. Doch hier iſt der Ort nicht von dieſem Werke zu reden, welches allein zu einer weitläuftigen Abhandlung dienen könnte. Genug, daß man es hier der Welt nur anzeigt, und die Gelehrten erſuchet, die koſtbaren Ueberbleibſel davon zu ſammlen, bevor die Zeit, die ihm bereits viel Schaden gethan, es völlig zernichtet.

Was **Budeus** am öfteſten anführet, iſt die **Gloſſa**, das **Etymologicon**, **Suidas** und **Heſychius**. An vielen Orten führet er auch den **Herodot**, **Plato**, **Ariſtoteles**, **Thucydides**, **Ariſtarch**, **Ariſtophanes** den Sprachlehrer, den **Zenodotus** und viele andern Alten an.

Noch etwas ziemlich beſonders, und welches als ein Beweis dienen kann, daß das Buch wovon wir reden, wirklich dem **Budeus** gehöret habe, iſt eine in zwo Zeilen auf der erſten Seite des I. Buchs von der **Jlias** eingeſchloſſene Aufſchrift. Sie beſteht aus zwölf Buchſtaben, die durch ſo viel, aber faſt unſichtbare Pünktchen von einander unterſchieden ſind. Sie ſtehen in folgender Ordnung: q. f. f. et a. D. o. m. G. et L. B.

Es ſcheint leicht zu merken zu ſeyn, daß die Buchſtaben q. f. f. et a. D. o. m. quod felix fauſtum et acceptum Deo optimo maximo, bedeuten. Dieß iſt ein im guten Lateine gewöhnlicher Ausdruck, und ſchickt ſich gar wohl für diejenigen, die eine große Arbeit unternehmen: dergleichen das Leſen der zwey großen Homeriſchen Gedichte war.

Was aber die noch übrigen Buchſtaben G. et L. B. anbetrifft, ſo fällt deren Erklärung ſchon ſchwerer; die Wapen der Familie indeſſen, die auf eben dieſer Seite einem in die Augen fallen, und faſt unmittelbar unter dieſer Schrift ſtehen, zeigen uns die wahre Erklärung dieſer Buchſtaben, die nichts anders heißen können, als Guillelmus et Ludovicus Budeus, oder Budei, **Wilhelm** und **Ludwig Budeus**. Man wird unfehlbar fragen, warum die Namen **Wilhelm** und **Ludwig** Budeus beyſammen zu Anfange eines Buches ſtehen, welches dem **Wilhelm** zugehöret haben ſoll, und von ſeiner Hand geſchrieben iſt. Herr **Boivin** giebt davon eine ſehr wahrſcheinliche Urſache an.

Johann Budeus, Obergerichtſchreiber von Frankreich, hatte von einer einzigen Frauen, nämlich von der **Catharina Picard**, eilf Kinder, von denen zwey, nämlich **Wilhelm** und **Ludwig**, ſich auf die griechiſche Sprache befliſſen.

Wilhelm hatte dieſelbe ſchon 20. Jahre ſein Handwerk ſeyn laſſen, indem er damals ungefähr acht und vierßig Jahre alt war, als **Ludwig** ihm einen griechiſchen Brief ſchrieb, in welchem er ihn bath, ihm einige grammatikaliſche Schwierigkeiten aufzulöſen, unter andern auch den Sinn und die eigentliche Stärke des Zeitworts ὀφλισκάνω, zu zeigen.

Dieſer Brief hat ſich nicht erhalten, wir haben aber die Antwort darauf, aus welcher wir erlernen: daß unter dieſen Brüdern, ſeit einiger Zeit ein gelehrter Briefwechſel getrieben worden. **Da ſind wir alſo Schulbrüder,** ſchreibt der Aelteſte, **indem wir beyde eifrig wünſchen, uns eine Gelehrſamkeit in der Kenntniß dieſer zwo Sprachen zu erwerben. Wir werden künftig bey unſerm Vorſatze beharren, uns einer dem andern allen Beyſtand zu thun, den wir einander nur leiſten können.** Der ganze übrige Theil des Briefes handelt von dieſer Art von Verbindung, zu welcher Wilhelm, welcher damals zu **St. Maur** und zu **Marly** bauete, nur ſo viel beytragen wollte, als ihm ſeine in zwanzig Jahren erlangte Kenntniß erlaubte; und ſeinen Bruder **Ludwig** verbinden will, weil er frey und unverheirathet lebte, die Koſten mit ihm zu theilen, die er auf ſeine Güter, auf die Erziehung ſeiner Kinder, und die andern häuslichen Sorgen wenden mußte, womit er überhäuſet war.

Aus dieſem Auszuge von **Wilhelms** griechiſchem Schreiben ſieht man klärlich, daß **Ludwig** damals mit ihm ſtudieret und ihn wegen der Schwierigkeiten um Rath gefraget habe, die ſich bey den alten griechiſchen Schriftſtellern finden.

Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß ſie um eben dieſe Zeit auch **Homers** Gedichte mit einander geleſen, und daß **Ludwig Budeus** geglaubt, er müſſe das Leſen der **Ilias**, nicht mit der gewöhnlichen Formel, in nomine Patris et Filii et Spiritus ſancti, als welche der Schreibart der guten weltlichen Schriftſteller des Alterthums nicht gemäß iſt, ſondern durch eine zierliche, und aus dem Heidenthume entlehnte Anruffung anfangen. Man ſetzt voraus, daß nicht

Wilhelm ſondern **Ludwig**, mit ſeiner Hand die ſonderbaren Buchſtaben dieſer Aufſchrift geſchrieben. Erſtlich weil **Wilhelm** zuerſt genennt wird; und dann weil dieſe Schrift von der Lateiniſchen die am Rande ſteht unterſchieden iſt. Und da auch in den griechiſchen Noten ſichtbarlich zweyerley Schrift iſt, ſo iſt es ziemlich wahrſcheinlich, daß die eine von **Wilhelmen**, und die andere von **Ludwigen** ſey, welchem **Wilhelm** dasjenige, was er nicht nöthig erachtete ſelbſt zu ſchreiben, in die Feder geſagt, oder abzuſchreiben gegeben haben mag.

Ueberhaupt zu reden, ſo iſt die griechiſche Schrift in allen Randgloſſen dieſes Buchs ziemlich leſerlich, inſonderheit diejenige, die man für **Wilhelms Budei** ſeine hält, welche fetter und beſſer gezogen iſt, als diejenige, die man dem **Ludwig** zuſchreibt.

Die lateiniſche Schrift aber, iſt überaus ſchwer zu leſen, welches auch gar wohl mit demjenigen übereinkömmt, was **Budeus** ſelbſt in einem ſeiner Briefe an den **Eraſmus** ſagt. **Budeus** hatte dem **Eraſmus** ſeine übele Schrift vorgerückt; und **Eraſmus** hatte dem **Budeus** eben das vorgeworfen. **Du haſt Recht, erwiedert Budeus, dich zu beklagen, daß die Schwierigkeit meine Schrift zu leſen, dir viel zu ſchaffen gemacht habe: und ich verſichere dich, daß ich bey dieſer Stelle deines Briefes überlaut gelacht habe; weil ich, der ich ſelbſt ſo übel geſchrieben, keck genug geweſen war, dir aus deiner ſchlechten Schrift einen Fehler zu machen.**

Alle dieſe geſammleten Anmerkungen werden nun beweiſen, daß des Herrn **von Boze** Buch dem **Wilhelm Budeus** zugehöret hat, daß es mit den eigenhändigen Noten dieſes gelehrten Staatsmannes beſchrieben, und daß dieß Exemplar unendlich ſchätzbar iſt.

* * *

LXIII.

Des Herrn Abts Sevin Anmerkungen, über einige Stellen im Petronius, Cornelius Severus, Suidas und Heſychius.

1721.

Der Herr Abt Sevin, dem wir dieſe Anmerkungen zu danken haben, fängt mit einer Stelle aus dem **Petron** an, die offenbar von den Abſchreibern verſtümmelt worden iſt. Nachdem dieſer Schriftſteller diejenigen großen Männer mit Lobſprüchen überhäuſet hat, welche ihre Nachtwachen dem Beſten der menſchlichen Geſellſchafft aufgeopfert haben, ſo ſetzt er im 88. Cap. hinzu: Itaque, Hercula, omnium herbarum ſuccos Democritus expreſſit, et ne lapidum virgultorumque vis lateret, aetatem inter experimenta conſumſit. Die Handſchriften haben nicht allemal Hercula. In vielen ſteht Hercula ali; und da dieſe Ausdrücke keinen vernünftigen Sinn geben, ſo haben ſich einige gelehrte Kunſtrichter entſchloſſen, etwas verſtändlichers an die Stelle zu ſetzen. Man will alhier ihre Muthmaßungen nicht anführen; denn die mehreſten ſcheinen auf ſehr ſeichten Gründen zu beruhen. Herr Abt Sevin aber glaubet, die Stelle müſſe ſo geleſen werden: Itaque, Hercules alter, herbarum omnium ſuccos Democritus expreſſit, et ne lapidum virgultorumque vis lateret, aetatem inter experimenta conſumſit. **Petronius** bringt hier, in der Abſicht, die Mühe ſo vieler Entdeckungen deſtomehr zu erheben, die das gemeine Weſen dem **Demokrit** zu verdanken hatte, noch bey, daß die Arbeiten dieſes berühmten Weltweiſen, mit denjenigen in Vergleichung könnten gezogen werden, die den Namen des **Herkules** in Griechenland ſo berühmt gemacht hätten. Ja es ſcheint ſogar, daß dieſe Art von Vergleichungen bey den Alten ſehr gebräuchlich geweſen. Dieß zeigt das Sprüchwort an: Ἄλλος οὗτος Ἡρακλῆς. *Plut. in Vit. Theſ.* dem man noch eine Stelle aus dem **Cicero** beyfügen kann, welche dieſe vorgeſchlagene Wiederherſtellung unvergleichlich beſtärket: Credoque Clitomacho ita ſcribenti: Herculeum quemdam laborem exantlatum a Carneade; quod, ut feram et immanem belluam, ſic ex animis noſtris aſſenſionem, id eſt opinationem et temeritatem extraxiſſet. Wenn man den **Klitomachus** ſo reden höret, ſollte man nicht denken, die Irrthümer und Vorurtheile wären lauter Ungeheuer, deren Vertilgung einem neuern **Herkules** vorbehalten wäre? Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt dennoch nie ein Weltweiſer jenem **Demokrit** ſo ähnlich geweſen, ihm, der in der Abſicht ſeinem Vaterlande zu dienen, ſo langwierige und beſchwerliche Reiſen unternommen hatte. So redet **Plinius** in des XXV. B. II. C. von ihm: Ab eo Pythagoras clarus ſapientia, primus volumen de herbarum effectu compoſuit, Apollini, Aeſculapioque, et in totum Diis immortalibus inventione et origine adſignata. Compoſuit et Democritus, ambo peragratis Perſidis, Aethiopiae, Arabiae, Aegyptique Magis. Allein, in **Cicerons Tuſculanen** findet man noch etwas umſtändlichers: Ultimas terras luſtraſſe, ſagt er, Pythagoram, Democritum, Platonem accepimus. Vbi enim quid eſſet, quod diſci poſſet, eo veniendum iudicaverunt. Wenn man dieſem Redner glaubet, ſo hatte **Demokrit** den größten Theil der Welt durchreiſet; und allem Anſehen nach, iſt dieß eine von denen Urſachen, weswegen ihn nicht nur **Petron**, ſondern auch noch ein anderer alter griechiſcher Schriftſteller, mit dem Titel eines **Herkules** beehret haben. **Hadrian**, wird mit eben dieſem Titel auf den Münzen geſehen, welche unfehlbar in der Abſicht geſchlagen worden, bey der Nachwelt die Wachſamkeit dieſes Prinzen zu heiligen, welcher in währender ſeiner Regierung alle Provinzen des römiſchen Reichs beſucht hatte.

Des Herrn Abts **Sevin** zweyte Verbeſſerung geht auf eine Stelle im **Cornelius Severus**, in welcher dieſer Dichter die verſchiedenen Urſachen erklären will, welche in einer ſo feſten Maſſe als die Erde iſt, Hölen und Löcher haben herverbringen können:

> Seu liber ſpiritus intra
> Effugiens molitur iter, ſeu lympha perenni
> Edit humum lima, furtimque obſtantia mollit,
> Aut etiam incluſi ſolidum videre vapores.

Joſeph Scaliger hat wohl geſehen, daß die Worte des letzten Verſes, ſolidum videre vapores, durchaus unverſtändlich wären; allein das Zeitwort invidere, oder minuere, welches dieſer Kunſtrichter in den Text geſetzt hat, hilft dem Uebel noch nicht ab. Die Muthmaßung welche Herr **le Clerc** vorſchlägt, der ſo lieſt, ſolidum exedere vapores, iſt unfehlbar glücklicher. Man kann nicht leugnen, daß dieſe Veränderung nicht den Verſen des **Severus**, alle die Deutlichkeit ertheile, die ihnen fehlte. Das Unglück iſt nur, daß die Worte videre und exedere einander nicht ähnlich genug ſehen, und es wäre viel natürlicher, zu glauben, daß der Dichter geſchrieben, ſolidum vicere vapores. Es iſt faſt kein Unterſchied unter dieſen zwey Wörtern der völligvergangenen Zeit videre und vicere; und das andere bringt ein viel lebhafter Bild zuwege, als Herrn **le Clercs** exedere. Die Bedeutung übrigens ſo der Herr Abt **Sevin** dem Worte vicere giebt, wird ziemlich allgemein genommen, wie dieſe Worte aus des **Lukrez** z. B. im 490. Verſe bezeugen:

> Tranſit enim fulmen coeli per ſepta domorum,
> Clamor ut, ac voces; ferrum candeſcit in igne,
> Diſſiliuntque fero ferventia ſaxa vapore.

Conlabefactatus rigor auri ſolvitur aeſtu.
Tum glacies aeris flamma devicta liqueſcit.

In dieſem Sinne ſagt er auch im V. B. 307. Verſe:

Denique non lapides quoque vinci cernis ab aevo.

Der Herr Abt **Sevin** beſchließt mit der Wiederherſtellung zwoer Stellen, deren die erſte aus dem Suidas, die andere aus dem **Heſychius** iſt. Die im Suidas iſt ſo abgefaßt. Ἀργανθώνη ὄνομα κύριον, καὶ Ἀργανθώνειος κλάνη, καὶ Ἀργανθώνειον ὄρος τῆς Κίου νήσου.

Ἀμφ᾽ Ἀργανθώνειον ὄρος, προχοάς τε Κίοιο.

Keiner von allen Schriftſtellern die wir noch übrig haben, thut desjenigen Ortes Erwähnung, den dieſer **Lexicographus** Ἀργανθώνειον nennet. Herr **Sevin** aber, kennt kein ſicherer Mittel die Schwierigkeit zu heben, als daß man das Wort κλάνη in κρηνὴ, verwandele; und dieſe Veränderung iſt ſo viel natürlicher, da uns **Properz** in der XX. **Elegie** des 1. B. das Andenken eines Springbrunnens erhalten hat, welcher an dem Fuße des Berges **Arganthone** floß:

Hic erat Arganthi Pegæ ſub vertice montis,
Grata domus Nymphis humida Thyniaſin.

Simonides macht einen Fluß daraus, Σιμωνίδης δὲ ποταμὸν φησι, ſagt der Sammler des großen **Etymologikons**: und dieſer Fluß war von demjenigen nicht unterſchieden, welcher in den Schriften der Alten den Namen **Cius** führet; wie dieſer Vers des **Apollonius von Rhodus** zeiget:

Ἀμφ᾽ Ἀργανθώνειον ὄρος, προχοάς τε Κίοιο.

Hieraus wird man vielleicht ſchließen, daß man in des Suidas Texte, welcher dieſe Stelle vor Augen gehabt, Ἀργανθώνειον ὄρος und nicht Ἀργανθώνιον, leſen müſſe. Gleichwohl ſcheint es, daß von dieſen zwo Lesarten, die

Griechen ohne Bedenken diejenige angenommen, die ihnen am beſten anſtund. Dieſen Schluß muß man aus der Anmerkung des Verfaſſers des großen **Etymologikons** ziehen. Ἀργανθών. οἷον·

Ἀμφ' Ἀργανθώνειον ὄρος, προχοαῖς τε Κίου.

Τινὲς, δὲ Ἀργανθώνην αὐτὴν φασιν. Εὐφορίων δὲ καὶ Φιλίας Ἀργανθώνειον λέγει διὰ τῦ, οἷον.

Χθιζὸν μοι κνώσσοντι παρ' Ἀργανθώνειον αἶπος.

Hieraus ſieht man, daß **Philias** und **Euphorio** Ἀργανθώνειον ausgeſprochen.

Man weis zwar, daß dem **Sylburg** und **Voſſius** der Name **Philias** verdächtig iſt, und zwar mit vielem Grunde; allein Herr **Sevin** iſt mit ihnen in der Art ihn zu verbeſſern nicht eins. Dieſe zween geſchickten Kunſtrichter wollen, daß dieſer Namen **Philias**, anſtatt Φιλέας ſtehe, welcher einige geographiſche Werke ans Licht geſtellet. Wäre es aber nicht beſſer, man läſe Φιλήτας? In angezogener Stelle iſt von einem Dichter die Rede; und es iſt niemanden unbewußt, daß ſich **Philetas** durch ſeine ſchönen Gedichte einen großen Namen erworben. Uebrigens lag der Berg **Arganthona** in **Myſien**, und nicht auf der Inſel **Chios**: wie **Suidas** und **Ariſtophans** Scholiaſt behaupten, die ſich unfehlbar durch die Aehnlichkeit der Namen haben blenden laſſen, die dieſe Inſel mit der Stadt **Cius** hat; welche letztere in den Schriften der Alten ſo berühmt iſt, inſonderheit aber in **Memnons** ſeinen, beym **Photius**, der ſie Κίερος nennt, ein Wort an deſſen Stelle Salmaſius Κίεος geſetzt haben will. Allein dieſe Aenderung kann nicht beſtehen, weil **Memno**, der an vielen Orten von dieſer Stadt redet, ſie niemals anders, als Κίερος nennet. Uebrigens werden die Einwohner dieſer Stadt durch das Beywort Κιερεὺς bezeichnet, und dieß Beywort kann man nicht vom Hauptworte Κίεος, ableiten.

Nun bleibt noch die Stelle aus dem **Heſychius** übrig, in welcher des Fluſſes **Klitor** Erwähnung geſchieht. Die

Alten melden davon eine ſehr ſonderbare Eigenſchaft. Wenn man ihnen glaubt, ſo bekam ein jeder, ſo davon trank, einen unüberwindlichen Ekel vor dem Weine:

> Clitorio quicumque ſitim de fonte levavit,
> Vina fugit, gaudetque meris abſtemius undis.
>
> *Ovid. Met. L. XV.*

Der Fluß, deſſen **Ovidius** hier gedenkt, entſprang in **Arkadien**, wie **Heſychius** in dieſer Stelle bemerkt: κλειτόεν, ὕδωρ, ποταμὸς Ἀρκαδίας, Κλείταιον Φασὶν ἔιναι οἱ Κρῆτες. Der Herr Abt **Sevin** verderbt ſeine Zeit nicht damit, daß er zeigt dieſe Stelle ſey verderbt; ſondern er glaubt nur, die einzige Art die Dunkelheit in ſelbiger zu zertheilen, ſey dieſe, daß man ſo leſe: Κλείτορος ὕδωρ. ποταμὸς Ἀρκαδίας. Κλείτορα Φησὶν ἔιναι ὁ Κράτης. Κλείτορος ὕδωρ iſt das Ende des Verſes irgend eines Dichters, welchen dieſer **Lexikographus** erklären will. In dieſem Vorſatze nun, ſagt er, **Klitor** ſey ein Fluß in **Arkadien**, und dieſes auf des **Krates** Wort: denn man darf nicht zweifeln, daß das Wort Κρῆτες ein Abſchreiberfehler iſt. Was hülfe hier wohl der **Kretenſer** Zeugniß? und warum beziehe ſich Heſychius nicht eben ſowohl auf der andern Griechen ihres? Mit dem **Krates** aber iſt es ein anders: dieſer Schriftſteller hatte, nach des **Plinius** Berichte, ein Werk geſchrieben, welches περὶ θαυμασίων hieß; und ſeitdem war es ſchwer, daß der Fluß **Klitor** nicht einen anſehnlichen Rang in einer Sammlung erhalten ſollte, deren Verfaſſer ſich vorgeſetzt hatte, alle Wunder zu ſammeln, die nur zu ſeiner Kenntniß gekommen waren.

LXIV.

* * *

LXIV.

Sinnbilder, Aufſchriften und Münzen, welche die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften und Aufſchriften, von 1711. bis 1725. verfertiget hat.

In dem Laufe derer Jahre, davon wir hier die Geſchichte mittheilen, iſt die **Akademie** fortgefahren, ordentlich an den Sinnbildern der Zahlpfennige des königl. Schatzes, der zufälligen Ausgaben, zum ordentl. und außerordentlichen Kriegsweſen, zum See- und Galeerenweſen, zuverfertigen; und damit man ſich dem Geſchmacke bequemte, den Se. Maj. für dieſe ſinnreichen Denkmäler blicken ließen, hat man ſich eine Pflicht daraus gemacht, Denenſelben jährlich zween Schaupfennige zu überreichen, den einen den erſten Tag des Jenners, und den andern den 25. **Auguſt**, als am **St. Ludwigsfeſte**. Und es ſey nun, daß in dieſen Münzen irgend eine öffentliche Begebenheit, oder einige perſonliche Eigenſchaften des Königes der Gegenſtand geweſen; ſo war doch die Materie dazu allemal reichlich und im Ueberfluſſe da. Das übrige beſteht in folgendem.

Im 1718. Jahre verfertigte die **Akademie** eine Aufſchrift über die abermalige Vergröſſerung von **St. Malo**; und dieſelbe ward ihr von dem Rathe über das Seeweſen abgefordert. Man hatte bereits im 1709. Jahre, bey Gelegenheit der erſten Vergrößerung, dergleichen gemacht.

Im 1719. Jahre machte man eine große Aufſchrift, zum Fußgeſtelle einer Bildſeule zu Pferde, welche dem

Czaar Peter Alexowitz zu Ehren, in ſeiner neuen Stadt Petersburg aufgerichtet werden ſollte. Es iſt dieſelbe, von welcher zu Anfange dieſer Geſchichte gehandelt worden iſt.

Man verfertigte noch eine andere Aufſchrift und einen Zahlpfennig für die Stadt **Rouen**; bey Gelegenheit der dem älteſten Sohne des Herzogs von **Luxemburg** ertheilten Anwartſchaft, auf das Statthalteramt in der **Normandie.**

Man verfertigte auch allerley Grabſchriften, auf Verlangen verſchiedener Standesperſonen. Eine der vornehmſten war die auf den Herrn **Goux de la Berchere**, Erzbiſchof von **Narbonna.**

Im 1720. Jahre, machte man eine Aufſchrift und eine Münze, die der Rath des Seeweſens, bey Gelegenheit der Einrichtung und Erbauung des Hafens **Ludwigsburg** auf der königl. Inſel, verlangte.

Man verfertigte auch einen Schaupfennig und eine Aufſchrift, auf Begehren der Prinzeßinn von **Orleans**, Aebtißinn zu **Chelles**, zu den neuen Gebäuden ihrer Abtey.

Im 1721. Jahre erfand man eine Münze, auf Befehl Sr. Durchl. des Herzogs von **Orleans**, um ſie in den Grund des neuen Stallgebäudes zu **Chantilly** zu legen, und eine Aufſchrift über die Thüre des Einganges.

Man machte auch eine Aufſchrift auf Begehren der Stadt **Beſanzon**, um über ein großes Gebäude geſetzt zu werden, welches ſie aufführen laſſen, und deſſen größter Theil zu Kornböden beſtimmet war.

Im 1722. Jahre machte man auf Befehl des Regenten, Herzogs von **Orleans**, eine Schaumünze und

Aufſchrift zu den neuen Befeſtigungen der Inſel Guadaloupe.

Man verfertigte auch noch eine von der Prinzeßinn von **Orleans** begehrte Münze, um in den Grund der neuen Kirche zu **Bagnolet** gelegt zu werden.

Im 1723. Jahre, gab die **Akademie** eine neue Ausgabe des Werks von **Ludwigs** des XIV. **Münzen**, verbeſſert, und mit denjenigen vermehrt heraus, welche die **Akademie** auf die hauptſächlichſten Vorfälle der funfzehn letzten Jahre ſeiner Regierung, verfertiget hatte; die nämlich ſeit der erſten Ausgabe dieſes Werks, bis auf den Tod des Königes verſtrichen waren.

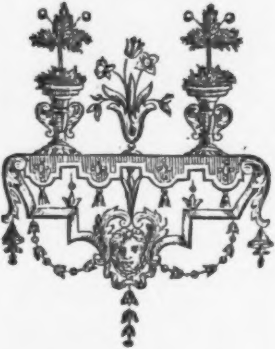
Man verfertigte auch Entwürfe zu den Zahlgeldern, die die Cleriſey und Staaten von **Languedoc**, imgleichen die Stadt **Lyon**, forderten; und eine Aufſchrift in das Fußgeſtelle einer Bildſeule des Königes, die auf den Rand eines Springbrunnenkaſtens zu ſtehen kommen ſollte, der nur neulich zu **Bapaume** angelegt worden.

Im 1724. Jahre verfertigte man eine Münze auf die große Erhöhung der **Ritter** des **heil. Geiſtordens**; und eine Aufſchrift die der Herr Siegelbewahrer **Fleriau d'Armenonville** begehrte, um das Andenken zwoer feyerlicher Gelegenheiten zu erhalten, bey welchen er das Amt eines Kanzlers, bey der Feyer der Krönung, und bey dem erſten Thronſitze des Königs nach ſeiner Minderjährigkeit, im Parlamente verwaltet hatte.

Man verfertigte auch Sinnbilder zu den Standarten einiger Regimenter Reuterey, **Rothenburg**, **Helmſtadt** ꝛc. ꝛc.

Im 1725. Jahre machte die **Akademie** zwo Aufſchriften; die eine, über den Haupteingang des neuen Gebäudes la Romaine zu **Rouen**; die andere auf das Fußgeſtell eines pyramidaliſchen Kreuzes zu ſetzen, welches an den Eingang der neuen Wege geſetzt werden ſollte, die man im **Vivareſiſchen** eröffnet hatte.

Man übergab den Entwurf zu einem von des Herzogs von **Orleans**, erſten Staatsminiſters Durchl. begehrten Schaupfennige; verſchiedenes von dem Biſchofe von **Langres**, für die Verſammlung der Geiſtlichkeit, und andere für die Silber- und Einnahmekammer, begehrte Zahlgelder.



Leben

derer

Mitglieder der Akademie

welche

ſeit dem 1718ten Jahre,

bis

an das 1725te Jahr

geſtorben ſind.

XXIV.

Lebensumſtände

des Herrn Abts von Louvois. In der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern des 1719 Jahres vorgeleſen.

Camillus le Tellier von Louvois, ward den 11ten April des 1675. Jahres zu **Paris**, als Zwilling mit einer Schweſter gebohren, die nur fünf bis ſechs Jahre lebte.

Er war der vierte Sohn **Franciſcus Michaels le Tellier**, Marquis **von Louvois**, Staatsraths und Secretärs, und **Annen von Souvre**, einer einzigen Tochter des Marquis **von Souvre**, oberſten Kammerjunkers.

Seine Geburt, ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften, ſeine große Gottesfurcht und Liebe zu den Kirchengebräuchen, zeigten ſchon ſo frühzeitig ſeinen Beruf zum geiſtlichen Stande an, daß er im 1684 Jahre, da er erſt neun Jahre alt war, zum Priorate von **St. Belin**, in der Abtey von **Bourgueil**, und der zu **Vauluiſant** ernennet ward. In eben demſelben Jahre vereinigte man ihm zu gute, unter dem allgemeinen Titel eines königlichen Bibliothekars, die Aemter, der Bibliothekaufſicht, und der Aufſicht des Münzenſchatzes mit einander, mit welchen der Herr Abt **Colbert** verſehen war; wie auch das Amt eines Oberaufſehers der Bücher, welches zween **Hieronymi Bignons** nach einander bekleidet hatten.

Allein der Herr Marquis **von Louvois**, welcher wegen der Verſorgung irgend eines ſeiner Söhne, er hätte ſich nun wenden mögen zu welchem Stande er gewollt hätte, ſehr ruhig ſeyn konnte, dachte inſonderheit darauf, wie er bey dieſem diejenigen Gaben bearbeiten möchte, die gewiſſermaßen ſeinem Glücke zur Rechtfertigung dienten, und den höchſten Ehrenſtellen einen Glanz würden ertheilet haben. Er gab ihm daher die beſten Lehrer in jeder Kunſt.

Herr **Herſan**, der mit vielem Ruhme die Redekunſt in der Schule **dü Pleſſis** lehrte, ward zu ſeinem Lehrer erwählet. Der jüngere Herr **Boivin** lehrete ihn das Griechiſche. Der Herr Abt **Vittement**, jetziger Unterlehrer des Königes, wiederholte mit ihm die Weltweisheit, da er ſelbſt dieſelbe in der **Mazariniſchen** Schule von dem Herrn **Cordelier** erlernte. Ein beſonderer Doctor arbeitete noch außerdem mit ihm, über die theologiſchen Fragen, die er in der **Sorbonne** lernte. Unter dem Herrn **de la Hire** gieng er die Meßkunſt einmal durch, unter den Herren **Homberg** und **Geoffroy** die Chymie, unter dem Herrn **dü Verney** die Anatomie; und erhielt alſo aus der erſten Hand, die meiſten nützlichen und angenehmen Kenntniſſe, wodurch ſich große Geiſter von dem gemeinen Manne unterſcheiden.

Es würde allhier ſo viel unbilliger ſeyn, die Umſtände dieſes Studierens zu unterſchlagen, da ſie ſonderbar ſind und alle Vorzüge derſelben ſich in einem kurzen und mit andern Vorfällen eben nicht angefüllten Leben, leichtlich erhalten haben.

Es iſt eine faſt ſo alte, als wichtige Frage, welches wohl die beſte Art ſey, die Jugend zu unterrichten? und ob der Unterricht daheim, in dieſem Falle den öffentlichen Schulen vorzuziehen ſey? **Quintilian**, der dieſe Frage abhandelt, welche ſchon zu ſeiner Zeit ſehr rege war, iſt für die öffentlichen Schulen: weil er glaubt, man könne die im Lehren geübten Meiſter nicht hoch genug halten, und man habe dem bloßen Nacheiſer mehr Fortkommen beyzumeſſen, als der Begierde nach Belohnungen, oder der Furcht vor den Züchtigungen. Gleichwohl verheelet **Quintilian** auch nicht, wie ſchwer es ſey, daß ein allezeit von Schülern umgebener Lehrer, der Gemüthsart eines jeden unter ihnen genau folge, und daß der unter keinen ſo ſcharfſehenden Augen ſtehende Schüler, ſich nicht der Zerſtreuung, oder wohl gar den Ausſchweifungen überlaſſe, die von der Menge faſt unzertrennlich ſind.

Der Privatunterricht, welchen der Herr Abt **Louvois** in ſeines Herrn Vatershauſe, oder auf der königlichen Bibliothek erhielt, hatte alle Vortheile der öffentlichen Schulen und keinen Fehler derſelben. Er war aufmerkſamen und überaus erfahrnen Lehrern übergeben: zudem geſellte man ſeinen erſten Studien noch zween junge Leute von ſeinem Alter bey, deren Geſchicklichkeit und Köpfe ſo gut waren, daß die Ehre dieſer Beygeſellung ſie noch mehr anfeuerte. Anderntheils ſetzten ihm die Lehrer der Schule **du Pleſſis**, die man erſucht hatte, ihm eben die Ausgaben zur Ausarbeitung zu ſchicken, die ſie ihren Schülern inſonderheit zur Verrückung der Plätze gaben, nachdem ſie dieſelben verglichen hatten, ihm eben die Stellen an, die er in ihren Claſſen verdient haben würde; und kamen ihm dieſes in Gegenwart ſeiner ganzen Familie melden, um ihn immer mehr zu ermuntern: bald, wenn er die Helden ihrer Schule übertroffen hatte; oder zuweilen auch durch die heilſame Beſchämung, daß er ihnen nur nachfolgen mußte.

Keine von dieſen Bemühungen war vergeblich. Der Herr Abt von **Louvois** ſtellt uns einen ſchnellen, aber ruhmvollen Lebenslauf dar. Gemeiniglich kam er alle halbe Jahre in eine andere Claſſe, und jede Beförderung ward durch eine öffentliche Probe bemerkt. Unter andern war deren eine, die überaus viel Aufſehen machte; nämlich diejenige, die er in ſeinem zwölften Jahre auf der königl. Bibliothek, über die ganze **Ilias** und **Odyſſee** ablegte. Die Neuigkeit dieſes Anblicks, die Vorzüge des Verfaſſers, und unfehlbar ſo viel als dieſes alles, der Namen und die Gegenwart

wart des Herrn von **Louvois**, hatten zu dieſer Uebung die vornehmſten Perſonen des Hofes und der Stadt gezogen. Der verſtorbene Herr Biſchof **Boſſuet**, welcher ſeinen **Homer** gewiß gar wohl kannte, war lange im Diſputieren mit dieſem Reſpondenten, und nachdem er ihn über verſchiedene kritiſche Puncte herum geführet, die man dem Gebrauche nach aufwärmen muß; ſo blieb er mit ihm bey einer der ſchönſten Vergleichungen der Ilias ſtehen. Der Herr Abt von Louvois ſagte ſie ihm auswendig her, zergliederte den Text, zeigte deſſen Schönheiten, und endigte ſeine Antwort mit zwo berühmten Nachahmungen eben dieſer Stelle, die eine aus dem **Virgil**, und die andere aus dem **Sarraſin**. Man kann leicht denken, daß die Lobeserhebungen der Hofleute kein Ende gehabt haben; denn ſie waren deswegen hingekommen: allein ſie mußten alles, was die ſinnreiche Höflichkeit der Schmäucheley zugedacht hatte, der genaueſten Wahrheit zollen. Die Monatſchriften redeten lange Zeit davon; ſelbſt die Zeitungen erzählten dieſe kleine gelehrte Heldenthat, eben ſo wie ſie ein Meiſterſtück des Heldenmuthes, oder ein Beyſpiel eines ſehr langen Lebens würden herausgeſtrichen haben; Herr **Baillet** aber, der damals an der Geſchichte derer durch die Gelehrſamkeit berühmt gewordenen Kinder arbeitete, gab dem Herrn Abte **von Louvois** einen anſehnlichen Platz in derſelben.

Dergleichen Uebungen über den **Virgil** und **Theokrit**, folgten dieſen **Homeriſchen**, und würden auch eben ſo viel Ruhm erworben haben: wenn Lobſprüche von einerley Art, ſich wiederholen ließen, ohne allezeit etwas von ihrem Werthe zu verlieren.

In der Weltweisheit brachte er es eben ſo weit, als in den freyen Künſten. Im ſiebenzehenten Jahre, behauptete er allgemeine philoſophiſche Sätze, wobey zum andernmale die Lobſprüche des Hofes und der Stadt, das heißt derer, die nur einen Geſchmack davon haben, und der Meiſter in der Kunſt, erſchöpfet wurden; ja ſie wurden ſo gar in verſchiedenen griechiſchen, lateiniſchen und franzöſiſchen Gedichten beſungen. Eben dieſe Lobeserhebungen begleiteten ſeine theologiſchen Bemühungen, wobey er die oberſte Stelle bey ſeiner Licentiatenpromotion bekam, die doch zahlreich war, und aus vortrefflichen Candidaten beſtand. Er ward endlich den 18 März im 1700ten Jahre Doctor, da er ungefähr 25 Jahre alt war.

Eben um dieſe Zeit ſchien er mit der Weltweisheit und Theologie am meiſten beſchäfftiget zu ſeyn, als ſein Verſtand, welcher fähig war, verſchiedene Gegenſtände zugleich zu betrachten, ihn zu denen Anhörungen der ganzen Meßkunſt, Chymie und Zergliederungskunſt antrieb, davon bereits vorhin Erwähnung geſchehen. Dieß ſind die Quellen derjenigen Richtigkeit und Fertigkeit geweſen, womit er nach dem ſo viele Reden in den öffentlichen Verſammlungen der **Akademie der Wiſſenſchaften** wiederholet, deren gleichſam gebohrnes Mitglied er war; indem dieſe Geſellſchaft, ehe ſie noch die Zimmer auf dem Schloſſe bezogen, faſt alle ihre Zuſammenkünfte vor ſeinen Augen auf der königl. Bibliothek gehalten.

Gegen das Ende ſeiner Licentiatur, ward er vom andern Range der Verſammlung der Geiſtlichkeit, nach dem Kirchenſprengel von **Reims** abgeordnet, allwo er ein Canonicat hatte; und in der kurzen Zeit die dieſe Verſammlung währete, zeigte er alle zu den Geſchäfften nur erſinnliche Fähigkeit.

Kurz darauf unternahm er eine Reiſe nach Italien, die er nicht ſowohl für eine Spazierfahrt und eine Ergetzung, als für eine Fortſetzung ſeiner Studien anſah. Zuvörderſt verſah er ſich mit den beſten Nachrichten von dieſer Reiſe, und da er nach und nach ihre Seltenheiten wahr befand, das was ſie ausgelaſſen, und ihre Irrthümer bemerkte: ſo gab es wenige Oerter auf ſeinem Wege, auch ſelbſt unter den unberühmteſten, die nicht ſeinen Beobachtungen etwas merkwürdiges darbothen.

Seine Bemühung gieng ferner dahin, in allen Städten wo er durchgieng, die Bücher aufzuſuchen, die daſelbſt gedruckt waren, und in des Königs Büchervorrathe fehleten. Auf dieſe Art brachte er deren mehr als drey tauſend Bände zuſammen.

Zu Ende dieſer Reiſe, die nur ein Jahr gewähret hatte, widmete ſich der Abt **Louvois** gänzlich den Verrichtungen des Großvikars in dem Kirchſprengel ſeines Vätters, des Erzbiſchofs von **Reims**; und er verwaltete ſie noch, als er im 1706ten Jahre, obgleich abweſend, mit einhälliger Stimme zu einem Mitgliede der **franzöſiſchen Akademie** ernannt wurde.

Die Antrittsrede welche er in derſelben hielt, und das einzige gedruckte Werk iſt, ſo wir von ihm übrig haben, iſt hinlänglich zu zeigen, mit wie viel Anmuth und Wohlſtande er ſich zu gehöriger Zeit auszudrücken gewußt hat. Er hat noch ſonſt ſehr oft der Welt die Proben davon gegeben, inſonderheit in dieſer **Akademie**, in welche er 1708 aufgenommen worden, und das Jahr vor ſeinem Tode derſelben Präſident geweſen iſt.

Bisher haben wir an dem Herrn Abte von **Louvois** nur den Gelehrten gezeigt, und ein Mitglied der Akademien, weil in der That unſere Lobreden hauptſächlich mit dieſem Titeln verbunden ſind: allein es würde viel zu wenig für ihn und für uns ſeyn, wenn wir nicht noch an ihm eine Beſcheidenheit, Gütigkeit, Aufrichtigkeit und Gottesfurcht zu loben hätten, die allein die Wiſſenſchaften wahrhaftig nutzbar, und diejenigen die ihnen ergeben ſind, mit Grunde ſchätzbar machen.

Der Herr Abt von **Louvois**, welcher zu den Tugenden ſeines geiſtlichen Standes mit eben der Sorgfalt zubereitet worden war, als zu den Wiſſenſchaften, war ſehr glücklich zu beyden gebohren. Sobald er beſchoren war, und das geiſtliche Kleid angelegt hatte, machte er ſich ein

Geſetz, Sonntags und Werkeltages im Chorrocke zu gehen, in den Verrichtungen ſeiner Pfarre, die Dienſte eines Prieſters zu thun, und ſich dabey ohne Unterſchied mit denen die gleiches Alters waren zu vermengen. Da nun dieſe Verbindung ihm gar bald den Mangel vieler ſeiner geiſtlichen Mitbrüder entdeckte, ſo nahm er von dem Gelde, ſo man ihm zu ſeinen Privatergetzungen gab, ſo viel ab, daß er ihre Studien befördern konnte; und dieß that er in ſolchem Maaße, daß der alte Herr von **Louvois** es merkte. Der von der Mildigkeit ſeines Sohnes gerührte Staatsmann, ſuchte ein Mittel, wie er ihr auf eine anſtändigere Art ein Genügen thun könnte; und ſetzte ihm daher ein Capital aus, davon er funfzehn ſolche junge Leute in der Schule zu **Reims** erhalten konnte. Da man aber bey dergleichen Stiftungen ſelten was mehr überrechnet, als gewiſſe Nothwendigkeiten, die ſich gleich von ſelbſt darbiethen; ſo behielten die Geſchenke zu einem kleinen Ueberfluſſe, welche mit dem Nothwendigen ſo genau verknüpfet ſind, unter der Hand, in den Ausgaben dieſes jungen Gönners, beſtändig ihren Lauf.

Er war noch im erſten Jahre ſeiner philoſophiſchen Studien, und im ſechszehenten ſeines Alters, ohne alle Verbindung mit irgend einem Orden, als ſein Herr Vater ſtarb. Weit gefehlet aber, daß er hätte eine Verſuchung haben ſollen, wieder in die Welt zurück zu kehren, dahin ihn leichtlich einige neue Hoffnungen hätten locken können; ſo ward er nur deſto beſtändiger, ſeine Studien und diejenige Lebensart fortzutreiben, die er ſich vorgeſetzt hatte.

Die kleine Gemeinſchaft der **Funfzehn** (*), welche damals völlig zum Amte kam, ward auf dreyßig vermehret und nach **Reims** verlegt, allwo ſie eine Art von Pflanzſchule ausmachte, aus welcher dieſem Kirchenſprengel ſehr viel gelehrte und tugendhafte Pfarrer erwachſen ſind. Gleich von Anfange machte man ſich einen ſo guten Begriff davon, daß der Herr Abt von **Louvois**, ſo jung er auch war, zu **Paris** zum Vorgeſetzten (Superior) einer ähnlichen Geſell-

---

(*) Zu Reims, deren oben gedacht ward.

ſellſchaft erwählet ward, welche die Pflanzſchule der drey und dreyßiger genennt wird; und der er, wie man weis, ebenfalls viel Gutes gethan hat, ſo ſehr er ſich auch bemühte daß es nicht bekannt werden ſollte. Denn dieſes war ſein Gebrauch: er verſchwieg ſeine guten Werke, ſelbſt zum Schaden der Erbauung, die mit deren Kundwerdung hätte verknüpfet ſeyn können.

Die Sanſtmuth, die Höflichkeit und Gefälligkeit die er mit ſeiner Gelehrſamkeit und mit den Gaben ſeines Verſtandes vereinbarte, machten, daß ihn nach dieſem, viele Kirchen eifrig ſuchten; inſonderheit würde die zu Reims, der er mit Nutzen gedienet hatte, ihn nach dem Tode ſeines Vätters begehret haben, wenn ſie dieſen Weg hätte verſuchen wollen, bevor die Stunde zu dieſem Amte für ihn gekommen war.

Dieſe von dem gemeinen Weſen ſo lange gewünſchte Stunde kam denn endlich, allein ſie war der Begier des Herrn **Abts von Louvois** vorlängſt entwiſcht; oder vielmehr ſchon ſeit langer Zeit aus ſeinen eigenen Abſichten verbannet: da er ſich angewöhnet hatte, ohne Ueberdruß ein eingezogenes Leben zu führen, welchem die Geſchäffte ſeiner Familie, die Pflichten der Freundſchaft und die Annehmlichkeiten der Wiſſenſchaften, genug zu ſchaffen machten.

Gleichwohl ſchlug er das Bißthum zu **Clermont**, weder aus Gleichgültigkeit, noch aus Ekel aus, zu welchem er 1717 im **October** erwählet ward. Es trieb ihn viel was weſentlichers, und welches bis dahin niemand, als er allein gewußt hatte. Schmerzen, die er ohne zu klagen, ſchon faſt zwey Jahre erduldet hatte, hatten ihn ſchon innerlich überzeugt, daß er den Stein hätte, und daß das Uebel, da es nothwendig von Tage zu Tage zunehmen mußte, ihm nicht erlauben würde, die Kirchenbeſuchungen in einem ſo weitläuftigen Sprengel, deſſen Pfarren noch überdieß mehrentheils in Gebirgen liegen, und zu

Pferde beſuchet werden müſſen, gehörig würde abwarten können.

Seine Liebe zur Ordnung war größer, als das Vorurtheil der Hoheit; und was für ihn noch viel mehr war, als die Erkenntlichkeit gegen die Wahl ſeines Landesherren. Wir müſſen noch hinzuſetzen, daß die Sorgfalt für ſeine Geſundheit den wenigſten Theil daran hatte; denn ſie war ihm niemals lieber geweſen, als irgend eine ſeiner Pflichten; und in viel mißlichern Umſtänden als dieſer, oder die zum mindeſten augenſcheinlicher waren, hatte er Proben abgelegt, daß ſie ihm bey weitem ſo lieb nicht wäre, als man insgemein glaubt, daß ſie Leuten von ſeinem Stande und von ſeinen Glücksumſtänden ſey. Er hatte niemals die Kinderblattern gehabt, und mußte folglich dieſelben ſcheuen: gleichwohl als die Herzoginn **von Villeroy**, ſeine Frau Schweſter, dieſelben bekam, hat er ſich mit ihr eingeſchloſſen, ſie keinen Augenblick verlaſſen, und ihr in ihrem letzten Todeskampfe beygeſtanden. Was er für eine ſeiner Schweſtern gethan hatte, das that er bald darauf auch für ſeine Frau Mutter; und es giebt alſo faſt keine Art von Aufopferung, die ſeine Kirche ſich von ihm nicht hätte verſprechen können.

Die Sommerhitze vermehrte die Schmerzen des Herrn **Abts von Louvois** um ein merkliches. Er ließ ſich von den Wundärzten unterſuchen, man fühlte den Stein, und ſogleich entſchloß er ſich zum Schnitte. Er bereitete ſich dazu, als zu einem gewiſſen Tode, ſo viel Hoffnung ihm auch ſeine Jugend, die Stärke ſeiner Leibesbeſchaffenheit und die Geſchicklichkeit ſeines Wundarztes hätten machen können.

In dieſer Zwiſchenzeit legte er drey von ſeinen Pfründen nieder, und machte ein Teſtament, deſſen ganze Einrichtung von ſeiner Weisheit, von ſeiner Erkenntlichkeit und inſonderheit von ſeiner Mildthätigkeit, einer Tugend zeiget, welcher die letzten Augenblicke ſeines Lebens ganz allein den Schleyer entziehen können, womit ſeine Beſcheidenheit dieſelbe allezeit bedecket hatte.

Er ward endlich den 29 October geſchnitten. Der Stein ward ſehr weich befunden; er bröckelte in der Zange auseinander, und man konnte ihn nicht anders, als ſtückweiſe heraus bekommen. Das Fieber ſchlug dazu, und der Kranke ſtarb den achten Tag nach der Operation, im vier und vierzigſten und einem halben Jahre ſeines Lebens.

Die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften hat den Troſt, daß ſie das Amt eines königlichen Bücheraufſehers, wiederum in den Händen eines ihrer vornehmſten Mitglieder ſieht (*); und daß die Ehre dieſes neuen Unterpſandes, ſowohl durch ſeine weitläuftige Gelehrſamkeit, als durch die Liebe geſichert iſt, womit er natürlicher Weiſe das Erbtheil ſeiner Väter bearbeiten muß.

(*) Des Herrn Abts Bignon.

XXV.

Lebensumſtände

des P. le Tellier, in der öffentlichen Verſammlung nach Martin, im 1719ten Jahre vorgeleſen.

Michael le Tellier, ward nahe bey **Vire** in der niedern **Normandie**, den 16 Dec. 1643 gebohren. Er ſtudierte zu **Caen** in der **Jeſuiterſchule**: allwo man ein ſo gutes Urtheil von ihm fällte, daß ſie ihn ſchon zwiſchen dem 17 und 18 Jahre in ihren Orden aufnahmen. Nachdem er darinnen mit gutem Erfolge, die Weltweisheit und Sprachen gelehret hatte, ſo ſchienen ſeine Vorgeſetzten ihn einzig den Wiſſenſchaften zu widmen. Man gab ihm eine Arbeit über den **Quintus Curtius** auf, die zum Gebrauche des verſtorbenen **Dauphins** ſeyn ſollte: und die Ausgabe ſo er 1678 davon mittheilte, machte, daß man ihn nebſt einigen andern **Jeſuiten**, die ſich durch gleichmäßige Arbeiten hervor gethan hatten, erwählete, zu **Paris**, in der Schule von **Clermont**, eine Geſellſchaft von Gelehrten aufzurichten, die eines **Sirmonds** und **Petavius** Nachfolger ſeyn ſollten. Allein dieſer Anſchlag, deſſen Ausführung natürlicher Weiſe ſchwer fallen mußte, ward auch noch durch den Geſchmack verrückt, welchen der **P. le Tellier** zu einer ganz andern Schreibart bezeigte, die ihn ſtufenweiſe zu den höchſten Ehrenſtellen des Ordens führete. Er ward darinnen nach und nach, Reviſor, Rector, und Provinzial. Als endlich der **P. la Chaiſe** im 1709ten Jahre verſtarb: ſo ward der **P. le Tellier** zum Beichtvater des Königes erwählet, und zugleich ein Ehrenmitglied dieſer **Akademie**. Er iſt zu **la Fleſche**, den 2 **September** dieſes Jahres, in einem 76jährigen Alter verſtorben.

* * *

XXVI.

Lebensumſtände

des Herrn Simons, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern des 1720ten Jahres abgeleſen.

Johann Franciſcus **Simon** ward zu **Paris**, zu Ende des 1654ten Jahres gebohren, und war das letzte Kind **Johann Simons**, eines Wundarztes, der durch ſeine Curen im Anſehen war; ungeachtet er der gelindeſte und furchtſamſte Mann von der Welt zu ſeyn ſchien. Der Sohn, von dem wir hier reden, ward mit vieler Sorgfalt erzogen, weil man gar bald ſeine große Fähigkeit erkannte, und er übrigens ſeinem Vater ungemein ähnlich war, inſonderheit was die Sanftmuth betraf, die auch allezeit ſeine Haupteigenſchaft geweſen iſt. Denn was die äußerliche Furchtſamkeit anbetrifft, die oftmals auch die allerbeſten Eigenſchaften unterdrückt, ſo hatte er die Kunſt erfunden, ſie in eine gewiſſe beſcheidene Mine zu verwandeln, die auch die unſcheinbarſten Gaben erheben kann.

Einen Theil ſeiner erſten Studien trieb er in der **Navarriſchen** Schule, und den andern in der Schule du **Pleſſis**: da man ihn nun dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte, ſo fügte er der gewöhnlichen Erlernung der Sprachen und Weltweisheit, noch die Theologie, und das geiſtliche Recht bey; in welchem er noch vor ſeinem 30ten Jahre den Doctorhuth erhielt.

Ungefähr um dieſe Zeit, das heißt, im 1684. Jahre, hatte er den Vortheil mit dem Herrn **le Peletier de Souzy** bekannt zu werden, und man trug ihm die Unterweiſung ſeines Sohns, des Herrn **le Peletier Desforts** auf. Das gemeine Weſen erkennet die Vernunft eines ſolchen Vaters, und die Vorzüge eines ſolchen Untergebenen, zur Gnüge; man führet hier alſo nur noch zum Ueberfluſſe an, daß, nachdem Herr Simon, das ihm anvertrauete Pfand, dieſem Hauſe wieder überliefert, er unter der Aufſicht des Herrn **le Peletier** des Vaters, in eine ganz entgegen geſetzte Laufbahne getreten. Er ward deſſen Secretär, und gelangte unter ihm zu einer ſolchen Kenntniß der Geſchäffte, daß er zu Ende einiger Jahre fähig war, das Amt eines Aufſehers der Feſtungswerke verwalten zu können. In dieſem Amte bediente er ſich oft einer beſondern Gabe, die er von ſeinem Vater erlernet hatte, und die er nie für etwas anders, als eine bloße Zeitkürzung angeſehen. Dieß war die Kunſt mit Ziffern zu ſchreiben und Zifferſchrift aufzulöſen, darinnen er ſehr geſchickt war; ungeachtet er ſich dabey keiner gar hohen Regel, auf irgend eine beſondere Gattung bedienete, wozu eine gewiſſe natürliche Schlauigkeit gehöret.

Die neue Art von Geſchäfften, welche in ihm allmählig die Luſt zu den Wiſſenſchaften zu erſticken ſcheinen ſollte, beſtärkte ihn nur noch mehr darinn, und bereitete ihn einigermaßen zu dieſer **Akademie** vor. Erſtlich iſt es leicht zu begreifen, wie, da er beſtändig mit einem Manne gearbeitet, deſſen Verſtand ſo richtig und geübt war, er nothwendig aus dieſem Umgange unendlich viel Nutzen ſchöpfen müſſen. Es kam aber noch dazu, daß die Franzöſiſchen Kriegsbaumeiſter, welche an vielen Orten des Königreichs und ſelbſt in fremden Ländern, zerſtreut waren, um ſich bey dem ihnen vorgeſetzten Staatsmanne beliebt zu machen, ihm genaue Nachrichten von allen Seltenheiten derer Orte zuſchickten, wo ſie ſich befanden; von den Spuren des Alterthums ſo man gefunden, und von den Denkmälern ſo man entdeckt hätte. Dieſes zog ihnen nun gelehrte Antworten zu, welche gemeiniglich Herr **Simon** entwarf, und denen nachmals Herr **le Peletier** die letzte vollkommene

Geſtalt gab. So mußte er auch gemeiniglich an den Aufſchriften arbeiten, die man über die neuen Thore und zu andern Werken begehrete, die man in den Städten und Citadellen der Gränzen, und des größeſten Theils der Pflanzſtädte anlegte. Vielmals wendete man ſich auch an ihn, im Abſehen auf die Sinnbilder der ordentlichen und außerordentlichen Kriegsgelder. Es näherte ihn alſo nach und nach, ein jeder Schritt unſerer **Akademie**; und als es dem **Könige** gefiel, ihn mit unter denjenigen zu ernennen, mit welchen **Se. Maj.** im 1701 Jahre dieſe Geſellſchaft vermehrete: ſo fand es ſich, daß er gleich auf einmal in allen ihren Arbeiten geübt war. Er ſtieg in einem einzigen Jahre, nämlich 1705 aus der Claſſe der **Lehrlinge**, in welche er aufgenommen war, zu der Claſſe der **Beyſitzer**, und endlich der **Beſoldeten**.

In denen **ausführlichen Schriften**, die die **Akademie** vor zween Jahren herausgegeben, findet man verſchiedene Stücke vom Herrn **Simon**, die einen vortheilhaften Begriff von ſeiner Schreibart, von ſeiner Gelehrſamkeit, ja ſelbſt von ſeiner Gemüthsart, haben machen müſſen. Dergleichen ſind diejenigen, darinnen er das Lehrgebäude der Alten, **von den Vorbedeutungen**, und ihre Begriffe **von dem Zuſtande der Seelen nach dem Tode** erkläret; diejenigen, darinnen er **von den Glücksſpielen** und denen **unter den Alten gebräuchlichen Zuruffen**, **von den Tempeln des alten Roms**, und von der **Höflichkeit der Römer** handelt. Die Folge eben dieſer **ausführlichen Nachrichten**, daran gegenwärtig gedruckt wird, ſoll faſt eine gleiche Anzahl enthalten, die eben ſo merkwürdig ſeyn werden: als ſein Tractat **von den Freyſtäten**, **von der Gaſtfreyheit**, **von der Muſik der Alten**, **vom Devoviren der Römer**, von ihren **Bündniſſen und Friedensſchlüſſen**.

Herr **Simon** begehrte nicht eben zum Gegenſtande ſeiner Nachforſchungen, diejenigen unbekannten Spitzfündigkeiten zu wählen, die oftmals nichts ſonderbares an ſich haben, als die Seltſamkeit der Wahl und des Titels. Er hielt ſich viel lieber an wichtige Materien, wenn ſie gleich ſchon ſonſt abgehandelt waren; die aber nothwendig mit Ordnung, Deutlichkeit, und gewiſſermaßen mit einer neuen Sprache mußten verſehen werden, wenn man ſie verſtehen ſollte. Dadurch ſind ſeine Werke gleichſam die zweyten Originale geworden: die nicht nur denen dienlich ſind, welche nicht zu den griechiſchen und lateiniſchen Quellen ſelbſt gehen können; ſondern auch ſogar den Gelehrten, die nicht allerſeits die Kunſt beſitzen und Geduld genug haben, dergleichen gelehrte Sätze aus dem verwirrten Haufen dunkler Anführungen heraus zu klauben, unter welchem die meiſten Kunſtrichter der zwey letzten Jahrhunderte ſie gleichſam begraben haben.

Auch damit war er nicht zufrieden, daß er das Franzöſiſche mit denen vortrefflichen Kenntniſſen bereicherte, davon bisher nur die lateiniſche Sprache die einzige Schatzkammer geweſen war; er überſetzte auch mit eben der Fertigkeit dasjenige, aus dem Franzöſiſchen ins Lateiniſche, was ihm der Majeſtät, der Beſchaffenheit und Dauer dieſer Sprache würdig zu ſeyn ſchien. Dergleichen iſt z. E. des vorigen **Königes Geſchichte in Münzen**, davon er uns verſchiedene Stücke in einer ſehr ſchönen Ueberſetzung vorgeleſen hat. Es zeigte ſich auch ſein Geſchmack zum ſchönen Lateine nicht minder in denen Aufſchriften, die er der **Akademie** brachte; und man kann verſichern, daß er es in der Dichtkunſt beyder Sprachen gleich weit gebracht hatte: geſetzt daß man auch keine andere Probe davon hätte, als den berühmten Geſang der Debora, den er in lateiniſche und franzöſiſche Verſe überſetzt hat, und deſſen unſere Nachrichten mit Lobe erwähnen. Inſonderheit aber war er in Sinnbildern vortrefflich, ein dem Anſehen nach, leichtes Werk, welches aber, wegen der Richtigkeit und Lebhaftigkeit, vielleicht keinem andern Werke des Witzes etwas nachgiebt.

Die Sanftmuth und Ungezwungenheit der Sitten, welche alle Gaben des Herrn **Simons** erhob, bewogen den Herrn Abt **von Louvois** ihn im 1712 Jahre zum Unteraufſeher des königlichen Münzencabinets, an des Herrn **Oudinets** Stelle zu erwählen, und da dieſe Stelle damals einen beſtändigen Aufenthalt zu Verſailles erforderte: ſo ward er in dieſer Akademie zum Bejahrten gemacht, für welche er dem ungeachtet, bey aller Gelegenheit mit vielem Nutzen gearbeitet hat.

Die gröſte Veränderung ſo des Herrn Simons neues Amt bey ihm machte, war, daß es ihn von dem kleinen Köllerchen erlöſete, welches er bis dahin ohne Noth und Vortheil getragen hatte. Der vorige König, welcher auf das Herkommen hielt, wollte keine Abtracht in dieſem Poſten leiden, weil es noch keine darinnen gegeben hatte.

Herr **Simon**, der einer vollkommenen Geſundheit genoß, und lange ſo alt nicht ausſah als er war, erſchrack über den **Tod des Herrn Abts von Louvois**. Er furchte ſich, er möchte auch, wie jener, den Stein haben, und da er ſeiner glücklichen Ungewißheit überdrüßig war; ſo wollte er endlich wiſſen, woran er wäre. Er brachte ſeine häuslichen Geſchäffte in Ordnung, kam nach **Paris**, und ließ ſich unterſuchen. Er ward in ſeiner Muthmaßung beſtärkt, und was noch unglücklicher war, ſo muß ihn das zum Unterſuchen gehörige Inſtrument verletzt haben; denn er bekam ein Geſchwür an der Blaſe. Das Fieber ſchlug dazu, und nach einigen wiederholten Anfällen, riß es den Kranken den 10 **December**, in ſeinem 65. Jahre dahin.

XXVII.

XXVII.

Des Herrn Henrions Leben, in der öffentlichen Verſammlung nach Martin, des 1720ſten Jahres vorgeleſen.

Nicolaus Henrion, der Sohn eines ehrlichen Kaufmannes zu **Troyes** in **Champagne**, ward den 6. December 1663. gebohren. Einer ſeiner Vättern, der **P. Gotro**, Superior Generalis der **chriſtlichen Lehre**, nahm ſich ſeines Studierens an; inſonderheit bearbeitete er die Luſt, ſo der junge Menſch zu den morgenländiſchen Sprachen zu haben ſchien, und da er ein eben ſo guter Ordensmann, als Anverwandter war, ſo that er alles was er konnte, die Geſchicklichkeit ſeines Neffen, dereinſt dem Orden vorzuſparen. Er zog ihn ſchon in ſeinem 19. Jahre hinein, legte ihm ſelbſt das Kleid an, und ſogleich nach ſeinem Probejahre, ſchickte er ihn zum Lehrer nach **Vitry**, dann nach **Noyers** und endlich nach **Avalon**.

In dieſem letzten Hauſe lehrte er die Weltweisheit und ebräiſche Sprache, als er vernahm, daß ſein Vätter geſtorben ſey: und wenn er hierbey faſt alle Hoffnung zeitlicher Vortheile verlor, die man auch im geiſtl. Stande nicht verabſäumet; ſo glaubte er zum mindeſten die Freyheit erlanget zu haben, ſeinen Beruf etwas genauer zu unterſuchen: bey welchem er vielleicht ſchon fürchtete, daß er fremden Zuredungen gar zu viel Gehör gegeben hätte. Er ward auch wirklich davon überzeugt, machte ſich von ſeinen Verbindungen los, und verließ den Orden; ja, damit er dergleichen Ungewißheiten, wegen ſeines Zuſtandes nicht ferner ausgeſetzt ſeyn möchte, ſo verheirathete er ſich, gleich bey ſeinem Eintritte in die Welt: ohne irgend ein ander Glück dabey zu finden, als was er von ſeiner Geſchicklichkeit hoffen konnte.

Die Nothdurft, welche arbeitſam, oder wenigſtens geſchäfftig iſt, trieb ihn an, in weniger Zeit die verſchiedenen Stände zu durchlaufen, die ſich für ihn ſchicken möchten: und nachdem er es mit einigen verſucht hatte, ſo erwählte er die Lebensart eines Sachwalters, als die edelſte und zugleich wohlfeilſte für die Neuangehenden.

Da indeſſen die Sachen vor Gerichte einen neuen Anfänger ſelten reich machen: ſo verſchaffte ihm doch der Titel eines Sachwalters und Doctors der Rechte, wenigſtens eine Anzahl Koſtgänger, und Leute die bey ihm das Recht wiederholten.

Dieſe Lebensart nun, die nicht anders beſtehen konnte, als durch die allergenaueſte Wirthſchaft, und den beſtändigſten Fleiß, ſchien durch die gewaltige Leidenſchaft ſo er gegen die Münzen, geſchnittenen Steine und andern Denkmäler oder Seltenheiten ſolcher Art faßte, ganz über einen Haufen geworfen zu werden. Indeſſen giebt es Zuſtände, in welchen die mindeſten Proben empfindlich ſind. Die erſten von dieſer Art lehrten den Herrn **Henrion**, daß man in ſeinen Begierden nicht nur mäßig ſeyn, ſondern auch einen Geſchmack zu nutzen ſuchen müße, der diejenigen ſo leicht zu Bettlern macht, die ſich von ihm gar zu ſehr einnehmen laſſen. Er begnügte ſich alſo mit einem kurzen Beſitze, dabey er noch allezeit das beſte und empfindlichſte Vergnügen des Beſitzes genoß: er ward in der Kunſt geſchickt, dem Ekel zuvor zu kommen, und ſeine Kenntniß durch die oftmalige Veränderung ſeiner Güter zu erweitern.

Bey dieſer Art zu verfahren, welche bey Neugierigen von gewiſſem Stande eben nichts neues iſt, erlangte Herr Henrion dergeſtalt den Namen, und unfehlbar auch die Verdienſte eines Kenners: ſo daß man ihm zu einer Zuhörerſtelle in dieſer **Akademie**, bey der Erneuerung von

1701. vorſchlug. Hier nun fand er die Herrn **Vaillant**, **Galland** und einige andere Alterthumskundige, mit denen er oft das Vergnügen hatte, ſeine Kräfte zu verſuchen; denn er liebte einen nützlichen Wortſtreit. Vorleſungen von zwo bis drey Stunden lang, koſteten ihm nur die Zeit zwiſchen einem Sitztage und dem andern, und dergleichen hielt er oft. Seine Fertigkeit aber verblendete ihn gar nicht, im Abſehen auf den Grad der Vollkommenheit, den er in ſeinen Werken begehrete. Denn, da es ihm nicht möglich war, dasjenige, was einmal aus ſeiner Feder gefloſſen, noch einmal umzuarbeiten; ſo gab er es lieber zu den **Nachrichten** der **Akademie** gar nicht hin: und daher kömmt es daß man nichts von ſeinem Namen hat, als was in den ausführlichen Schriften ſteht, und nur ſehr wenig in der bisher herausgekommenen **Geſchichte**.

In dem II. Th. der **Geſchichte** findet man von ihm, den Entwurf eines neuen Lehrgebäudes von den ſamaritaniſchen Münzen: welcher, ob er gleich in der Eile aufgeſetzt worden, dennoch der Aufmerkſamkeit der Gelehrten würdig iſt.

Die jüdiſchen Münzen, welche bis auf unſere Zeiten gekommen ſind, und mit ſamaritaniſcher Schrift den Namen **Simon** führen, ſind allezeit dafür gehalten worden, daß ſie vom **Simon Maccabäus** wären: welchem wie die Schrift uns lehret, **Antiochus der große** das Recht Münzen zu ſchlagen, verſtattet hat. Herr **Henrion** aber ward andrer Meynung, als er eine ſonderbare Münze in des Herrn **von Pontcarre**, erſten Präſidenten des Parlaments zu **Rouen**, Cabinete ſah. Dieſe Münze, die von Silber, und eben ſo groß, von eben dem Anſehen und Gewichte, als die römiſchen Kaiſermünzen iſt, ſcheint Anfangs mit des Kaiſers Trajan Stämpel geſchlagen zu ſeyn; und es iſt noch ein Theil von der Aufſchrift der Münzen dieſes Prinzen darauf zu ſehen. Allein das Stück iſt mit einem andern Stämpel überſchlagen worden, welcher eine jüdiſche Münze daraus macht, die den älteſten, die man kennet, ganz gleich iſt. Auf einer Seite ſieht man eine Leyer, mit der gewöhnlichen Schrift in ſamaritaniſchen Buchſtaben, KIROVT IROVSCHLEM, von der Befreyung, oder von der Freyheit Jeruſalems; und auf der Gegenſeite eine große Weintraube, mit dem Namen SCHEMOVN, **Simon**.

Die Seltenheit dieſes Denkmals machte ihn beherzt, zu behaupten, daß die jüdiſchen Münzen, welche den Namen **Simon** führen, nicht vom **Simon Macchabäus** wären, welcher faſt 300. Jahre vor dem Trajan gelebet hat; und daß man ſie alle dem **Simon Barchochebas** zueignen müſſe, deſſen Empörung unter dem **Hadrian** ſo viel Aufſehen machte. Er ſetzte dem genauen Zeugniſſe der Münze, noch hinzu, daß von zween Simonen, die faſt 300. Jahre von einander ſind, die Münzen des letztern, natürlicher Weiſe, eher behalten geblieben ſeyn müßten, als des erſtern ſeine; daß wir weder einen Vater, noch Brüder vom **Simon Macchabäus** kennen, welche, allem Anſehen nach, einerley Vorrecht mit ihm würden genoſſen haben; und daß endlich die, auf allen in **Simons** Namen geſchlagenen Münzen geſetzte Jahre, nur bis auf das vierte Jahr gehen; welches eine förmliche Verhältniß mit der Dauer von **Simons Barchochebas** Regierung hat: dahingegen **Simon Macchabäus** acht Jahre regieret hat, folglich dieſe Münzen, wenn ſie von ihm wären, wenigſtens einige davon, die Spuren des fünften, ſechſten und ſiebenten Jahres, oder auch des achten ſeiner Regierung führen müßten. Wir werden die Beweiſe dieſer Meynung in ein größer Licht ſetzen, wenn wir einmal die Antworten beybringen werden, die man darauf gemacht hat.

Es wird bey weitem ſo leicht nicht ſeyn, einen richtigen Begriff von dem überaus großen Werke zu machen, welches er von dem Gewichte und Maaße der Alten unternommen hatte. Dieſes Werk, welches, wie die meiſten von den andern, in der Hitze eines akademiſchen Streits gebohren war, beſchäfftigte ſeit zwölf bis funfzehn Jahren, ſeine Gefälligkeit und ſeine Nachtwachen.

Im Anfange hatte er ſich nur vorgeſetzt, die verſchiedenen Veränderungen darinnen zu beweiſen, welche im Gewichte und in dem Werthe des römiſchen Pfundes, ſeit den erſten römiſchen Königen, bis auf die letzten griechiſchen Kaiſer, vorgefallen ſind: und ſo ward es auch in dem Tagebuche der Gelehrten vom 1708. Jahre angekündiget. Allein die Süßigkeit und Wichtigkeit der Entdeckungen, die ſich ihm täglich auf eine wunderbare Weiſe vorzuſtellen ſchienen, machten ihn allmählich ſchlieſſig, dieſe Materie in ihrem ganzen Umfange, in allen Zeiten und bey allen Völkern, auszuarbeiten.

Damit er der Akademie einen koſtbaren Vorſchmack davon geben möchte, brachte er im 1718. Jahre, eine Art von chronologiſcher Tafel, oder die Leiter von der Verſchiedenheit der Menſchenlängen, ſeit Anbeginn der Welt, bis auf Chriſti Geburt, in dieſelbe. In dieſer Tafel, eignet Herr Henrion, dem Adam 123. Schuhe und 9 Daumen, der Eva aber 118. Schuh und 9¾ Daumen Länge zu. Hierauf gründet er eine Regel des Verhältniſſes, unter den Längen der Weiber und Männer, wie 25. zu 24. Allein er entzieht der Natur dieſe majeſtätiſche Geſtalt bald wieder. Nach ihm, iſt Noach ſchon 20. Schuh kleiner geweſen, als Adam. Abraham war nur 27. bis 28. Schuh hoch. Moſes muſte ſich mit 13. Herkules mit 10. begnügen. Alexander der groſſe war kaum 5. und Julius Cäſar nur 5. Schuh hoch. Und ungeachtet es ſchon lange Zeit nicht mehr ſitte iſt, groſſe Männer nach der Leibeslänge zu rechnen, ſo würden wir doch, wenn die Vorſehung einer ſo erſtaunlichen Abnahme nicht Einhalt gethan hätte, uns heute zu Tage, in dieſem Stücke, kaum zu dem unanſehnlichſten Gewürme des Erdballs zählen dörfen.

Die Erdbeſchreibung iſt mit der Länge der Menſchen weſentlich verbunden; ihre Schritte ſind von Anfang, ſo wie ſie es noch ſind und bleiben werden, das erſte Maaß derer Weiten geweſen, die unter ihren Füßen gelegen. Herr **Henrion** fügt alſo noch eine neue Tafel von geographiſchem Maaße, der erſten Erdmeſſer des Weltballs hinzu: und dieſe zwo Tafeln, die eine ſehr ſchöne Verhältniß unter einander haben, ſind wahrſcheinlicher Weiſe alles, was man jemals von 3. oder 4. Folianten wird zu ſehen bekommen, auf welche er uns Hoffnung gemacht hatte.

Herrn **Henrions** Beſcheidenheit hatte ſeinen Mitbrüdern ſogar, lange Zeit die Quellen dieſer erſtaunlichen Entdeckungen verborgen. Dieſe war aber ſeine Kenntniß der morgenländiſchen Sprachen, auf welche er ſich ſchon ſeit ſeiner Kindheit gelegt hatte, und deren mindeſter Beſitz oftmals ein ſo gelehrtes Anſehen giebt. Auch ſelbſt diejenigen, welche ſich am meiſten darauf einbildeten, erſtaunten als er im 1705. Jahre zu einer königl. Profeſſorſtelle in der ſyriſchen Sprache ernannt ward, und ließen in gelehrten Neuigkeiten ſetzen, er wäre ernennet worden, auf dem königl. Collegio ſyriſch zu lernen; indem ſie boshafter Weiſe das Wort apprendre (**lernen**) misbrauchten, welches im Franzöſiſchen zuweilen mit enſeigner (**lehren**) gleichbedeutend iſt. Allein die Art, wie er dieß Amt bekleidete, hob alle Zweydeutigkeit dieſes Ausdruckes in kurzem auf.

So wäre es auch ſehr natürlich geweſen, zu denken, daß die akademiſchen Uebungen, die Arbeiten im königlichen Collegio und ſeine häuslichen Geſchäffte, ihn bewogen hätten, die rechtlichen Uebungen bey Seite zu ſetzen, denen er ſich anfänglich gewidmet hatte. Gleichwohl hat er mehr als einmal um die Stelle eines Beyſitzers in der Facultät angehalten, die er auch im 1710. Jahre, durch eine Diſputation und durch einhällige Stimmen der oberſten Magiſtratsperſonen, erhielt.

Damals nahm dieſe Akademie keinen Anſtand, ihr eigen Beſtes dem öffentlichen Nutzen nachzuſetzen. Herr Henrion, der bis daher geruhig in der Claſſe der Zuhörer geblieben war, ward zum **Beyſitzer** und zwar zum **bejahrten Beyſitzer** gemacht; das heißt, ohne alle Verbindlichkeit an den allgemeinen Arbeiten fernern Antheil zu nehmen. Allein er bediente ſich dieſer ehrenvollen Befreyung, nur in Anſehung einer Geſliſſenheit, über die er nicht mehr Herr war. Uebrigens waren ſeine neuen Beſchäfftigungen ſo unfähig, über ſeine Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften, und über ſeine Begierde ſein liebſtes Werk zu vollenden, die Oberhand zu gewinnen, daß man ſogar ſeine letzte Krankheit, für eine Wirkung eines übertriebenen Fleißes an demſelben, hält. Er ſtarb den 24 Junii im 57. Jahre ſeines Alters.

XXVIII.

Des Herrn Abts Renaudot Leben, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern, 1721. abgeleſen.

Euſebius **Renaudot** ward zu **Paris** den 20. Julii 1646. gebohren, und war der älteſte von vierzehn Brüdern oder Schweſtern: deren Vater, nachdem er in ſeiner Kunſt ſehr vielen Ruhm erworben, im 1679. Jahre, als erſter Leibarzt des verſtorbenen **Dauphins**, geſtorben.

Der Sohn, von welchem wir hier reden, gieng im 11. Jahre in die **Jeſuiterſchule**: allwo er die gelehrten Sprachen unter einem gewiſſen **P. Darot** erlernte, den er nicht lange überlebet hat; gegen den er aber allezeit ſo viel Hochachtung und Freundſchaft behalten, daß ſie ſich alle Woche zum mindeſten einmal beſuchten: ein Umſtand der um ſo viel merkwürdiger iſt, da dieſes vieleicht der einzige Jeſuit war, mit welchem er umgieng.

Er trat darauf in das Collegium zu **Harcourt**, um daſelbſt die Weltweisheit zu erlernen, deren Sätze er öffentlich lateiniſch und griechiſch behauptete; welches der Schule und dem Schüler gleich viel Ehre machte.

Man glaubt, die Begierde ſeine Studien noch weiter zu treiben, als die meiſten Weltleute zu thun pflegen, ſey damals der einzige Grund geweſen, ſo ihn bewogen in den geiſtlichen Stand zu treten: denn er hatte nichts weniger im Sinne, als ſich jemals mit einem Orden zu verbinden, noch die Würden in der **Sorbonne** anzunehmen, noch ſich mit einer Pfründe zu beläſtigen.

Er überließ ſich alſo aus freyer Wahl, und aus Neigung der Erlernung der erhabenſten Gottsgelahrtheit, allwo er ſich bey weitem damit nicht begnügte, daß er nur den gemeinen Spuren der Schulen folgte, ſondern ſich ſogleich auf die Kenntniß der morgenländiſchen Sprachen, und nicht nur der Mutterſprachen befliß, die zum Verſtande des h. Textes ſo unentbehrlich ſind, ſondern auch der Nebenſprachen und Mundarten, welche den erſten Grundwahrheiten ohne Unterlaß die Beyhülfe der mündlichen Sage leiſten.

Die Vortheile, ſo er hieraus zu ziehen vermeynte, überſtrafen gar bald ſeine Hoffnung.

Herr **Arnaud** arbeitete an dem Tractate, von der Unveränderlichkeit des Glaubens vom heil. Abendmale: und da man in Frankreich noch keinen richtigen Begriff von dem Glauben der morgenländiſchen Kirchen an dieſes Geheimniß hatte; ſo war es auch wohl nur aus einem der guten Sache ganz anſtändigen Verurtheile geſchehen: daß der Verfaſſer in den zween erſten Theilen, den gewöhnlichen Beweiſen der Verjährung, noch die Gleichheit der Meynungen der katholiſchen Kirche, mit denen Kirchen angeführet, die ſich ſeit acht, zwölf und dreyzehn hundert Jahren, von ihr abgeſondert haben: dahingegen die Reformirten mit einer Gewißheit, die einen faſt ſtutzig machen ſollte, behaupteten, das ganze Morgenland ſey hierinnen mit ihnen einerley Meynung.

Der Herr von **Pompone**, Herrn **Arnauds** Neffe und Staatsſecretär bey den auswärtigen Angelegenheiten, ſchrieb an den Herrn Nointel, franzöſiſchen Abgeſandten an dem Hofe zu **Conſtantinopel**, in dieſem Stücke alles zuſammen zu treiben, was er nur von Zeugniſſen in dem morgenländiſchen Kirchen antreffen könnte, das mit dem Glauben der Römiſchkatholiſchen übereinſtimmte. Dieſer Befehl des Miniſters ward richtig bewerkſtelliget: der Geſandte ſammlete und überſchickte eine große Menge ſolcher Zeugniſſe, als man begehret hatte: allein, da ſie faſt alle in verſchiedenen Sprachen waren; ſo mußte man, wenn dieſe Aernde für die Kirche einen Nutzen haben ſollte, einen aufſuchen, der fähig wäre, ſie zu überſetzen und für die Richtigkeit ſeiner Dollmetſchung zu ſtehen.

Der Herr Abt Renaudot war kaum 25. Jahre alt, und dennoch der einzige, der dieſe Arbeit übernehmen konnte, und mit gutem Erfolge bewerkſtelligte. Dieſe ins Latein überſetzten Zeugniſſe, die durch das Anſehen verſchiedener Handſchriften, aus eben dieſen Sprachen unterſtützet wurden, kamen im III. Th. von der immerwährenden Dauer des Glaubens zum Vorſcheine; in welchem Herr Arnaud dem Eifer und der Fähigkeit des Ueberſetzers, folgendes immerdar merkwürdige Zeugniß abſtattete.

Es würde, ſagt er, in ſeiner Vorrede, ein gleicher Fehler wider die Erkenntlichkeit und Billigkeit ſeyn, wenn ich hier nicht ein öffentliches Zeugniß ablegen ſollte, wie viel Dank man demjenigen ſchuldig iſt, der dieſe Urkunden für die Kirche brauchbar gemacht hat; indem er dieſelben überſezt und die Mühe über ſich genommen, ſelbſt aus den morgenländiſchen Büchern alle die Stellen zu ziehen, die in dieſem Werke angeführet ſind. Es iſt der Herr Abt Renaudot, deſſen Beſcheidenheit mir nicht erlaubet, ein mehrers zu ſagen. Allein die Verſchiedenheit der Urſchriften und derer Bücher, aus welchen dieſe Auszüge entlehnet worden, deren einige im gemeinen Griechiſchen, andere arabiſch, andere ſyriſch, andere koptiſch und noch andere äthiopiſch abgefaßt ſind, geben zur Gnüge die außerordentliche Kenntniß zu verſtehen, die er von allen dieſen Sprachen hat.

Ein ſo wichtiger Dienſt, und welcher der Religion ſelbſt geleiſtet war, verband den Herrn Renaudot, ſo jung er auch noch war, mit dem Herrn Arnaud und Nicole, ſcole, die bereits einen groſſen Namen erworben hatten, ungemein. Sie legten miteinander die Urſchriften und Ueberſetzungen dieſer aus dem Morgenlande gekommenen Urkunden, in der Abtey St. Germain des Prez bey, und man bewahret ſie daſelbſt ſorgfältig.

Herrn **Arnauds** Buch indeſſen blieb nicht unbeantwortet. Der Prediger **Claude** ſetzte ihm widrige Zeugniſſe entgegen, die aber mehrentheils aus den Nachrichten verſchiedener Reiſenden genommen waren, deren Recht über die Wahrheit man zur Gnüge kennet. Einige giengen gar ſo weit, und behaupteten, die Prieſter dieſer orientaliſchen Kirchen, von denen man in Frankreich glaubte, ſie hätten mit den Römiſchkatholiſchen einerley Meynung, verehrten die Hoſtie äuſſerlich gar nicht; und da ſie ſelbige für ein gemeines Brod anſähen, ſo höben ſie ſolche ſehr unanſtändig in einem Sacke auf, der hinter ihren Stubenthüren angebunden wäre. Aus dieſem zögen ſie nachmals die Stücke hervor und theilten ſie durch einander, allen denen aus, die dergleichen für die Kranken fordern kämen.

Die Unglücksfälle und der Tod des Herrn **Arnaud** unterbrachen dieſen theologiſchen Streit, und das Stillſchweigen der Katholiſchen, gab eine Zeitlang den eiteln Schlüſſen der Reformirten ein ſcheinbares Anſehen. Der Herr Abt **Renaudot** aber ſetzte ſich vor, ſie in keinem ruhigen Beſitze davon zu laſſen, ſondern zu beweiſen: daß ſo wohl was den Grund der Lehre betrifft, als auch den äuſſerlichen Dienſt, die Meynung der morgenländiſchen Kirchen vom Abendmahle, von der Meynung der lateiniſchen Kirche nicht abgienge; und dergleichen Unterſuchungen nachmals über alle Sacramente auszubreiten. Allein ſein natürlicher Abſcheu vor allem Gezänke, würden dieſe Arbeit vielleicht bis an ſeinen Tod, in ſeinem Cabinette verſchloſſen gehalten haben, wenn nicht die Vorſehung gewiſſermaßen eine Begebenheit veranlaſſet hätte, deren Druck zu beſchleunigen.

Ein abgefallener Prieſter, welcher vor vielen Jahren nach Holland geflüchtet war, kam 1706. nach Paris; und indem er vorgab, er wolle wieder in den Schooß der Kirche zurück kehren, ſo erhielt er die kräftigſten Beſchirmungen, und einen freyen Zutritt, auf der königlichen Bibliothek. Alhier durchforſchte er, unter dem Vorwande ſich immer beſſer zu unterrichten, alle Tage ungeſtört eben die koſtbaren Handſchriften, welche die Ketzer ſelbſt in die Zahl der Religionsbeweiſe ſetzen. Verſchiedene derſelben verſtümmelte er, und ſtahl unter andern die Urſchrift eines **Synodus zu Jeruſalem**, welcher 1672. unter dem Patriarchen **Doſitheus**, wider die Irrthümer der Proteſtanten gehalten worden. Als er nun glaubte, er hätte das **Palladium** der päbſtlichen Kirche in Händen, gieng er eiligſt wieder nach Holland, und meldete ſeine Wiederkunft durch ein Buch an, welches folgenden Titel führete: **Zuverläſſige Denkmäler der griechiſchen Religion, und der Falſchheit des Glaubensbekenntniſſes der orientaliſchen Chriſten, durch die Doctoren und Prälaten in Frankreich.**

Dieſes Buch nun, ein wahres Gewebe von ungereimten Schlüſſen und groben Irrthümern, erſchien zu Ende des 1708. Jahres: und ungeachtet es ſich bey Vernünftigen von ſelbſt hätte widerlegen können, ſo ward doch der Herr Abt **Renaudot** dermaßen böſe darauf; daß er gleich im Anfange des folgenden Jahres, dieſe ſogenannten zuverläßigen Denkmäler, durch eine Defenſe de la Perpetuité de la Foi, **Vertheidigung der Unveränderlichkeit des Glaubens**, widerlegte: darinnen er, nebſt der Gründlichkeit der Lehren und Beweiſe eine erſtaunlich umſtändliche Nachricht von allem gab, was ſich unter dem **Cyrillus Lucar**, alexandriniſchen und nachmaligen conſtantinopolitaniſchen Patriarchen zugetragen; als er in der griechiſchen Kirche eine Art ſvon **Calvinismus** einzuführen geſuchet.

Der falſche Proſelyt verſtummete, als er eine Antwort ſah, die ſowohl ſeine Unwiſſenheit, als Unredlichkeit an den Tag legte. Die Generalſtaaten erlaubten, auf Anſuchen des Königes in Frankreich, die Wiedererſtattung des Diebſtahls, den er gleichſam dadurch heiligen wollen, daß er ihn der leidenſchen Bibliothek gegeben hatte: und die Welt wird es nicht ungern erfahren, daß wir ſelbſt das Glück gehabt haben, ſeit kurzem aus ſeinen Händen faſt alles zu ziehen, was ihm noch von dieſem Kirchenraube übrig geblieben war.

In eben dieſem 1709. Jahre, gab der Herr Abt Renaudot über eben dieſe Materie, eine Sammlung wichtiger Stücke heraus, davon man bis dahin nur Ueberbleibſel geſehen, und die er ehedem dem Herrn **Simon** mitgetheilet hatte, um einem Doctor **Smith** zu antworten: welcher ſich bereits bemühet zu erweiſen, daß des **Cyrillus Lucar** eigene Meynungen von der Hoſtie, allen Griechen gemein wären.

Die vornehmſten Stücke dieſer Sammlung ſind des **George Scholarius** Homilien, welcher ſeitdem unter dem Namen **Gennadius** bekannter geworden, und in welchen dieſer conſtantinopolitaniſche Patriarch, von der Transſubſtantiation, in den erhabenſten und zugleich rechtgläubigſten Ausdrücken redet.

Ferner zween Briefe vom **Melecius Pigà**, Patriarchen zu Alexandrien. Dieſe beſtätigen durch ihre Ausdrücke des **Gennadius** ſeine, die auch noch durch zwo berühmte Schriften, die eine vom **Melecius Syrigus**, und die andere, vom **Nectarius** dem Patriarchen zu Jeruſalem, bekräftiget werden.

Zu der Ueberſetzung dieſer urſprünglichen Stücke fügte der Herr Abt **Renaudot** noch Noten und gelehrte Abhandlungen hinzu; um die Perſon, Verdienſte und Charactere eines jeden Schriftſtellers, deſto kenntlicher zu machen.

chen. Er ſetzt unter andern darinnen feſt; daß **George Scholarius**, oder **Gennadius**, aus welchem der berühmte **Leo Alatius** zwo verſchiedene Perſonen gemacht hat, dennoch nur ein einziger Mann ſey: welcher, nachdem er den **Johann Paläologus** auf die Kirchenverſammlung zu **Florenz** begleitet gehabt, zu der Vereinigung beyder Kirchen ſehr geneigt geſchienen; der aber nach der Rückkunft in ſeine Heimath und auf Anſtiften ſeines Freundes **Marcus**, des **epheſiſchen** Metropolitans, gleich ihm, ein eifriger Schiſmaticus geworden.

Hierbey blieb indeſſen der Eifer des Herrn Abts **Renaudot** noch nicht ſtehen. Des Herrn **Arnauds** Werk von der Unveränderlichkeit des Glaubens, war noch nicht vollſtändig, und blieb auch noch nicht unangetaſtet. Um es nun auch noch zu dieſem Grade der Vollkommenheit zu bringen, ſo gab er im 1711. Jahre den vierten, und 1713. den fünften Band zu demſelben heraus.

In dem einen bemühet er ſich, alles umzuſtoßen was die Proteſtanten erſonnen hatten, um die Griechen für Sacramentirer auszugeben. Man lieſt darinnen, eine Menge Glaubensbekenntniſſe eben dieſer Griechen in ihrem Lande, in der **Moldau** und in der **Wallachey**, zum Schaden derer ihrer Religion ſo ſehr anhängenden **Hoſpodaren**; und dieſe Glaubensbekenntniſſe, werden noch durch unzähliche Stellen der vornehmſten Schriftſteller anderer chriſtlichen Gemeinen des Orients, der **Neſtorianer**, **Jacobiten**, **Kopten** und **Abyſſinier** bewähret, welche alle die Lehre von der **Hoſtie**, nach Art der römiſchen Kirche, lehren und bekennen.

In dem folgenden Theile, behält er in Anſehung der andern Sacramente der Kirche, eben dieſe Lehrart; und beweiſt erſtlich, daß ihre Zahl ſieben, durch den Beyfall aller dieſer verſchiedenen Gemeinſchaften beſtätiget werde. Hierauf handelt er von jedem ins beſondere, ausgenommen vom Abendmahle, davon er bereits hinlänglich geredet hatte, und beſchließt ſein Werk, mit tiefſinnigen Betrachtungen über den Dienſt der Heiligen und der Bilder, über die Traditionen, über die morgenländiſchen Ueberſetzungen der Bibel, über das Gebeth für die Todten, und mit einem Urtheile über die vornehmſten Schriftſteller, die von allen dieſen Dingen geſchrieben haben.

Die Ausführung dieſes Verhabens hatte den Herrn **Abt Renaudot** angetrieben, eine ſo große Menge orientaliſcher Handſchriften von allerley Art zu leſen, und auszuziehen, daß er im Stande war, in eben dem Jahre da er oberwähnten-fünften Band herausgab, eine lateiniſche Geſchichte der alexandriniſchen Patriarchen, vom **St. Marcus** an, bis zu Ende des XIII. Jahrhunderts, nebſt einem Verzeichniſſe ihrer Nachfolger herauszugeben. Dabey befanden ſich hiſtoriſche Sammlungen, von Kirchenſachen der **Jacobiten**, unter des **Antiochus** Patriarchate, von **Aethiopien**, **Nubien** und **Armenien**; und eine abgekürzte mahemetaniſche Geſchichte, zur Erläuterung der ägyptiſchen Begebenheiten.

Aus eben dieſer Quelle und von eben dieſer Hand empfieng die Welt noch im 1716. Jahre, die weitläuftigſte Sammlung ſo je geſehen worden, von den morgenländiſchen Liturgien, zum Gebrauche der **Kopten**, **Jacobiten**, **Melchiten**, aus **Syrien** und der **Neſtorianer**. Der Herr Abt **Renaudot** hatte ſie nicht bloß aus Neugierde und zum Zeitvertreibe aufgeſucht und überſetzt, ſondern als Beweiſe alles deſſen, was in dem Buche von der immerwährenden Dauer des Glaubens, von der allgemeinen Meynung ſo vieler verſchiedenen Kirchen, wegen der weſentlichen Gegenwart war geſagt worden. Damit nun dieſe Beweiſe deſto deutlicher und nützlicher würden, ſo fügte er ihnen noch Abhandlungen, von dem Urſprunge und Anſehen der orientaliſchen Liturgien, und von denen in der alexandriniſchen Kirche inſonderheit, und von der koptiſchen

ſchen Sprache bey, welche bis dahin die Muthmaßungen des **P. Kirchers**, **Voſſius** und vieler andern Gelehrten vergeblich erſchöpfet hatte.

Die Nothwendigkeit ihre Meynungen, und inſonderheit **Ludolphs** Geſchichte von **Aethiopien** zu widerlegen, zog dem Herrn Abte **Renaudot**, in einer holländiſchen gelehrten Monatſchrift eine kleine Critik eines Ungenannten zu, die wir ohne einen Fehler zu begehen, mit Stillſchweigen übergehen könnten; wenn nicht der Herr **Renaudot** ſelbſt eine Antwort darauf gemacht hätte: darinnen er ſeine erſten Betrachtungen mit neuen Anmerkungen rechtfertiget, die in gewiſſen Stücken noch weſentlicher ſind, und die er nur darum weggelaſſen, weil er ſich von der Hauptſache nicht ſo ſehr entfernen wollte.

Die Ordnung der Kirchenſachen, an welcher der Herr **Renaudot** ſo vielen Antheil gehabt, hat uns biſher abgehalten, ihn noch auf einer andern Seite vorzuſtellen: wo er nicht bloß ein tiefſinniger Schriftgelehrter, eine Art von Apoſtel oder einheimiſcher Glaubensbothe iſt, welchem Gott, annoch die Gabe der Sprachen ertheilet, um die auf dem Erdboden zerſtreuten Chriſten, zu der Reinigkeit des Evangelii wieder zu holen. Die folgenden Umſtände ſeines Lebens, werden ein vortreffliches Mitglied unſerer **Akademie**, und einen vollkommen redlichen Mann entdecken.

Das Amt eines oberſten Leibarztes, welches ſein Vater bey dem verſtorbenen **Dauphin** bekleidet, hatte ihn frühzeitig bey Hofe bekannt gemacht, wodurch er zu einer Höflichkeit und Ungezwungenheit in Sitten gekommen war, die mit den ernſthaften Wiſſenſchaften ſelten verbunden ſind. Der Herzog von **Montauſier** und der Biſchof **Boſſuet** ſchätzten ihn hoch, ſobald ſie ihn kennen lernten. Der Herr **Colbert**, Herr von **Seignelay**, Herr von **Croiſſy** beehrten ihn mit einer beſondern Freundſchaft. Der große

Conde, und deſſen zween Neffen, die Prinzen **Conti**, vertrauten ſich ihm, und giengen ganz freundſchaftlich mit ihm um; der König ſelbſt aber hielt es genehm, daß ſeine Staatsräthe ihm gewiſſe Sachen anvertrauten, und ſeine Aufſätze im Staatsrathe läſen.

Im 1689. Jahre erwählete ihn die franzöſiſche Akademie, an die Stelle des Herrn **Doujat**; und zwey Jahre darauf, folgte er in der unſrigen dem Herrn **Quinault**.

Im 1700ten Jahre begleitete er den Cardinal von **Noailles** nach **Rom**, und gieng mit ihm in das **Conclave**, allwo er ihm und den andern franzöſiſchen Cardinälen ſehr nützlich war. **Clemens** der XI. ein gelehrter Mann, und welcher ſchon vorlängſt von des Herrn **Renaudots** Verdienſten eingenommen war, gab ihm gleich in den erſten Tagen ſeines Pontificats, öffentliche Merkmale ſeiner Hochachtung. Er beredete ihn, noch acht Monate nach der Abreiſe des Cardinals in Rom zu bleiben. Außer den ordentlichen Aufwartungen nun, die er bey dem Pabſte hatte, befahl derſelbe auch, er ſollte ſo oft vor ihn gelaſſen werden, als man ihn ſehen würde; eine ganz beſondere Gnade, und die noch keinem Franzoſen begegnet war. Der Pabſt bath ſich von ihm auch etwas aus, und erhielt es nicht ohne Mühe. Es war dieß, daß er von ſeinen Händen eine Priorey annehmen ſollte, die von ihm beſetzt werden konnte, und in Bretagne lag. Herr **Renaudot** weigerte ſich ſehr; weil er ſich eine ganz andere Lebensart vorgeſetzt hatte. Allein das Anhalten des Pabſtes, die Mäßigkeit der Einkünfte, und eine Art von Befehl, den er noch vom Cardinale von **Noailles** zu erhalten begehrete, der ſein Biſchof war, überwanden endlich ſeine Unſchlüßigkeit in Annehmung dieſer Pfründe.

Er reiſete von Rom ab, und als der **Großherzog** erfuhr, daß er über Florenz gehen würde, ſo ſchickte er ihm ſehr weit entgegen, behielt ihn einen ganzen Monat auf ſeinem Schloſſe, lobte die Akademie **della Cruſca** die ihn zu ihrem Mitgliede machte; und nachdem er ihn mit koſtbaren gelehrten Geſchenken überſchüttet, ſo gab er ihm eine Felouque, um ihn nach **Marſeille** zurück zu bringen.

Nach ſeiner Zurückkunſt in Frankreich, erinnerte er ſich nur der Ehrenbezeugungen, womit man ihn in Italien überhäufet, um ſeine Erkenntlichkeit gegen diejenigen zu bezeugen, von denen er ſie erhalten hatte. Dem Pabſte bezeigte er dieſelbe, durch den vierten Band der **Unveränderlichkeit des Glaubens**, und dem Großherzoge, durch die Geſchichte der **alexandriniſchen** Patriarchen.

Die **Akademie** betraf in währender Abweſenheit des Herrn Abts **Renaudot**, eine große Veränderung. Als er abreiſete, beſtand ſie nur noch aus acht Perſonen, deren Zuſammenkünfte faſt keine Vorbereitung erforderten. Als er wieder kam, fand er die Zahl bis auf 40. angewachſen, und zwar nach der Erneuerung von 1701. die auch übrigens der Geſellſchaft ein ganz neues Anſehen gab. Er war einer von denen Alten, die ſich dieſe Veränderung am leichteſten gefallen ließen, und einer der willigſten, ins künftige ſeine unvermutheten Pflichten zu erfüllen.

Fünfe von ſeinen Werken ſo in die zween erſten Bände unſerer **ausführlichen Nachrichten** eingedruckt worden, ſind hinlängliche Beweiſe ſeiner Wachſamkeit und Gelehrſamkeit.

In dem einen handelt er **vom Urſprunge der Sphäre und Sternkunde**, die er faſt vom Anfange der Welt zu Zeiten der erſten Erzväter herleitet. In den zwey folgenden, entwickelt er, als ein geſchickter Sprachlehrer, den **Urſprung der griechiſchen Buchſtaben**, und die verſchiedenen Veränderungen, ſo in ihrer Bildung, ihrem Gebrauche und Werthe erfolget ſind. In dem vierten erkläret er gewiſſe **Aufſchriften**, die zu **Palmyra** und **Heliopolis** gefunden worden. In dem fünften endlich, giebt er die Urſachen, von dem mit dem Namen **Zenobia**, auf den mehreſten **Denkmälern** ſo wir von dieſer Prinzeßinn noch übrig haben, verbundenem Namen **Septimia** an. Dieſe fünf Abhandlungen, verfertigte er in dem Zwiſchenraume von der Erneuerung der **Akademie**, bis 1711. als er den Titel eines **Bejahrten** begehrte; um ſich, wenigſtens mit allem Fleiße, ferner auf nichts anders, als Religionsmaterien zu legen.

Indeſſen muß man noch unter die akademiſchen Arbeiten des Herrn Abts **Renaudot**, das letzte Buch rechnen, welches er 1718. unter dem Titel, **alte Nachrichten von Indien und China, zweener reiſenden Mahometaner, welche im IX. Jahrhunderte hingereiſet ſind**, herausgegeben.(*) Nachdem er dieſelben aus dem **Arabiſchen** überſetzt und aus der unbilligen Dunkelheit gezogen hatte, in welcher ſie mehr als 800. Jahre geblieben waren, that er eine hiſtoriſche Vorrede hinzu, nebſt einigen Noten und Abhandlungen über die Sitten, Policey, Weltweisheit, Alterthümer und Religion der **Chineſer**. Inſonderheit bemühet er ſich den hohen Begriff zu zernichten, den man ſich ſeiner Meynung nach, ſehr unverdienter Weiſe, von dieſem Volke gemacht hat. Er geſteht demſelben, mit dieſen alten Reiſenden, nicht den mindeſten Vorzug in menſchlichen Wiſſenſchaften, und überhaupt ſehr wenig Witz, anders als in Dingen, die man nach den Fingern abzählen kann, zu.

In dem Abſchnitte von der Religion, handelt er weitläuftig von dem im VII. Jahrhunderte, durch die **perſiſchen Neſtorianer** nach China gebrachten Chriſtenthume. Dieſen **Neſtorianern** eignet er die berühmte Aufſchrift zu, welche man 1625. zu Siganfu, einer Stadt in der Provinz Xenſi, gefunden. Seine Muthmaßung gründet ſich hauptſächlich darauf, daß dieſe Aufſchrift in chineſiſcher Sprache, ein neſtorianiſches Glaubensbekenntniß enthält und daß die Worte deren man ſich darinnen bedienet, die Namen Gottes und Jeſu Chriſti auszudrücken, ſyriſche Worte ſind,

die

(*) Dieſes Werk iſt auch ins Engliſche überſetzt worden. Meine Ausgabe iſt von, 1733.

die nur mit chineſiſchen Zügen geſchrieben worden: denn die chineſiſche Sprache hatte gar keinen Ausdruck dazu.

Die Welt hätte einiges Recht, ſich zu verwundern, wenn in dieſer langen Erzählung von des Herrn Abts **Renaudot** Werken, wir dasjenige vergeſſen könnten, welches ihn unfehlbar dem großen Haufen am bekannteſten gemacht hat. Ich meyne die Zeitungen, dieſe Art von Wiege der Wahrheit, in welcher ſie in dem Augenblicke ihrer Geburt aufgenommen, und in kurzem ſtark genug wird, die ganze Welt zu durchlaufen; in welcher eine einfältige und getreue Erzählung der Begebenheiten, dieſe Wahrheit den Menſchen nicht raubet, ſondern ſie den Weiſen und Geſchickten nur ſchätzbarer machet, und ſie allezeit gegen diejenigen Zierrathe vertheidiget, die ſie nur verſtellen, oder in den mehreſten andern Büchern in Verachtung bringen. Dieſe Zeitungen haben ihren Urſprung dem **Theophraſt Renaudot**, ſeinem Aeltervater zu danken, welcher 1631. den Anſchlag dazu von dem Cardinale **Richelieu** genehm halten ließ. Der verſtorbene König ertheilte nach und nach die Befreyung auf dieſelben, dem Sohne und Enkel dieſes **Theophraſts**, und der Herzog von **Orleans**, ertheilte dieſelbe, als eine Anwartſchaft im 1716. Jahre, dem Herrn **Verneuil**, Cabinetsſecretär, einem Neffen und würdigen Erben des Herrn Abts **Renaudot**: welcher den erſten **September** 1720. ſtarb, nachdem er von einem heftigen Anfalle der Kolik und des Fiebers, die er anfänglich verachtet und gar verſchwiegen hatte, hingeriſſen ward.

Er beſaß eine richtige und gründliche Urtheilskraft. Seine Kritik war gegründet, richtig, und ſo ungekünſtelt und natürlich, als ordentlich eingerichtet und dringend.

Die Strengigkeit ſeiner Sitten verſperrete ihn nicht vor der menſchlichen Geſellſchaft, ſondern machte ihn nur noch bey fähigen und tugendhaften Leuten, deſto beliebter und erwünſchter. Er leugnete gar nicht, daß er in ſolchen Geſellſchaften die Zuchtruthe der ungläubigen eiteln Geiſter und Häuchler wäre; indem er glaubte, es läge dem gemeinen

Weſen viel daran, daß man ihnen die Larve abzöge, und niemand war glücklicher als er, auf einen jeden unter ihnen nach ſeiner Art, diejenigen Eigenſchaften, und die einzigen Beywörter zu deuten, welche die Gemüthsarten recht nach der Natur ſchildern und allezeit das Lächerliche mit einem fürchterlichen Beynamen belegen.

Im freundſchaftlichen Umgange, beſaß er eine ſo ungewöhnliche Zärtlichkeit und Treue, daß das Glück und Unglück ſeiner Freunde, das wahre Maaß ſeiner Ruhe und Geſundheit geworden war.

Seine Gottesfurcht, die aus ſeinen Werken ſo ſehr erhellet, erhellete noch weit mehr aus ſeiner Aufführung. Er hatte anfänglich zu St. Denys und nachmals zu St. Germain des Prez, ein Gemach, allwo er ſich, nachdem die Jahrszeit war, des Sonnabends, und den Abend vor allen hohen Feſttagen aufhielt, um mit den Ordensleuten, dem Gottesdienſte bey Tage und Nachte beyzuwohnen. Alle Monate ward bey ihm ein anſehnliches Almoſen ausgetheilet; und er ſelbſt verſagte nie einem Armen was, und ließ ihn ohne Unterricht und Ermahnungen nicht von ſich, die die Unglückſeligen ſelten von jemanden andern gelaſſen annehmen, als der ihnen auch ihr Elend erleichtert.

Den Benedictinern der Abtey zu St. Germain des Prez hat er ſeine Bibliothek, die ſich faſt auf neun tauſend Bände beläuft, nebſt ſeinen eigenen Werken im MST. die die Zahl der gedruckten weit übertreffen, hinterlaſſen. Sie enthalten faſt alle eine gleiche morgenländiſche und apoſtoliſche Gelehrſamkeit; und die meiſten ſind ſo ſauber, daß auch nicht ein Wort ausgekratzet worden. Es iſt zu wünſchen, daß dieſe Erbnehmer ſich der Erlaubniß bedienen, die er ihnen ertheilet hat, dieſelben drucken zu laſſen.

* * *

XXIX.

Lebensumſtände

des Herrn Foucault, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1721. abgeleſen.

Nicolaus Joſeph Foucault, ward zu Paris den 8. Januar 1643 gebohren. Sein Vater, welchen der Herr Colbert mit einer beſondern Vertraulichkeit beehrete, war Staatsſecretär, und Maria Mettezeau, ſeine Mutter, war eine Tochter des berühmten Mettezeau Auſſehers der königlichen Gebäude, welcher den Graben zu Rochelle angab und ausführete.

Die groſſen Vorzüge ſeiner Jugend, betrogen weder die Hoffnung ſeiner Familie, noch den Fleiß ſeiner Lehrmeiſter. Er trieb die Erlernung der Weltweisheit und Rechte mit eben der Lebhaftigkeit und Gefliſſenheit, die ihn ſchon in den erſten Verſuchen ſeines Verſtandes ſo ſehr unterſchieden hatten: und als er vor den Gerichtsbänken erſchien, ſo geſchah es mit ſo vielen Vorzügen, daß die berühmteſten Sachwalter, Gaumont, Montauban, und Fourcroix, ſich es für keine Schande hielten, ſich in den wichtigſten Händeln mit ihm zu üben.

So war der Begriff beſchaffen, den man damals noch von obrigkeitlichen Aemtern hatte: es war nicht genug, daß man ſich daheim durch ämſigen Fleiß dazu vorbereitete, man glaubte auch man müſſe noch öffentliche Proben hinzufügen; gleich als ob die Geburt und das Glück nur die zweyte Hand bey Vergebung ſolcher Stellen im Spiele hätte.

Die erſte Stelle ſo Herr Foucault bekam, war eine Oberprocuratorſtelle bey den Bittſchriften des Schloſſes, der er ſo ausnehmend wohl verſtand, daß man nie hätte muthmaßen ſollen, er habe zu deren Erhaltung erſt einen Erlaß des Alters gebraucht. Faſt zu gleicher Zeit verband der König mit dieſer Bedienung, den außerordentlichen Auftrag eines Generalprocurators bey Unterſuchung des Adels; mit einem Gehalte, welches ſonſt nur die alten Bedienungen erlangten.

Von den Bittſchriften des Schloſſes kam Herr Foucault in den großen Rath, allwo er drey Jahre die Geſchäffte eines Oberſachwalters ſo genau und fertig verrichtete, daß ſich zwar niemand mehr darüber verwunderte; Se. Maj. aber für billig hielten, daß ſolches durch eine Begnadigung für die Aufſicht der Bittſchriften, und durch die Ernennung zur Aufſicht über Montauban, belohnet würde.

Dieſe Aufſicht war mit vielen Schwierigkeiten verbunden: nicht ſowohl weil ſie ſehr weitläuftig war, ungeachtet ſie eine der anſehnlichſten im Königreiche iſt; ſondern weil die Sommer-Commiſſarien ihre Unterſuchungen nicht weit genug hatten treiben können, und alſo dieſes Land noch der Tyranney der Großen, der Unabhänglichkeit des Volks, und den Ungerechtigkeiten der Richter, offen zu ſtehen ſchien. Herr Foucault erhielt vom Könige die mündlichen Befehle und nöthigen Unterweiſungen, wodurch er allein ſo viele Misbräuche wieder gut machen ſollte: und gleich als ob die Worte eines Regenten, das Herz geſchickter Leute mit allem erfüllen, was die Ausführung ihres Vorhabens vergewiſſern kann; ſo berichtete jede Nachricht des neuen Intendanten, einen glücklichen Erfolg in irgend einem Theile. Unmerklicher Weiſe ward die ihm anvertrauete Provinz, eine der gehorſamſten und geſitteſten Landſchaften unter allen.

Als dieſes Werk ausgeführet war, wußten ſich des Herrn Foucaults Freunde nicht zu helfen, wie ſie des Königes Zufriedenheit, welche Se. Maj. ſogar durch ausdrückliche Briefe bezeiget hatten, mit der Veränderung zuſammen reimen ſollten, die bald darauf in den Aufſeherſtellen vorgieng, und wodurch Herr **Foucault** von der Aufſicht über **Montauban**, zu der von **Pau**, als der unterſten von allen geſetzt ward. Herr **Foucault**, welcher die geheimen Urſachen ſeines Herrn wußte, war verſchwiegen, und ſchien eben ſo beſtürzt zu ſeyn, als die andern; bis endlich der Wiederruff des **Edicts von Nantes** ausbrach, welches Vorhaben der König ſchon ſehr lange in ſeinem Rathe überlegt hatte. Damals ließ man ſeiner außerordentlichen Weisheit ihr Recht wiederfahren, daß er in eine Provinz, darinnen die Proteſtanten mächtig, angeſehen, Nachbarn des Gebirges und der Gränzen waren, einen Mann geſetzt hatte, welcher ſtandhaft und fähig war, dasjenige durch ſeine Geſchicklichkeit auszurichten, was man öffentlich mit Gewalt nicht unternehmen dorfte.

Der Ausgang rechtfertigte die Fürſehung des Prinzen noch mehr. Herr **Foucault** war der einzige Aufſeher dieſer widerſpänſtigen Orte, der keine gewaffnete Mannſchaft verlangte: er redete viel lieber mit den Glaubensbothen dasjenige ab, was ſie in ihren Controverſen vortragen ſollten; indem er es ſich ſelbſt vorbehielt, die Staatsurſachen zu predigen, und ſowohl denenjenigen Prieſtern die einige Verdienſte beſaßen, als auch dem dürftigen Adel, anſtändige Gnadenbezeigungen zu Wege zu bringen. Dieſe Behutſamkeiten gelungen ihm ſo wohl, daß die Städte, Flecken und Cantons ſich gemeinenweiſe bekehrten, und Erlaubniß begehrten, mit eigenen Händen die Kirchen nieder zu reißen, die ihre Väter erbauet hatten. Ein Beyſpiel, welches gar zu einzeln, auch ſelbſt nach dem Wunſche desjenigen war, welchem die ganze Ehre davon zugeſchrieben werden mußte.

Die Stände von **Bearn** waren von der Verbindlichkeit gerühret, die ſie ihm ſchuldig waren; und verewigten deren Andenken durch eine Münze zu ſeinen Ehren: auf deren Gegenſeite ſie Abgeordnete vorſtelleten, die haufenweiſe vor dem Altare in die öffentlichen Regiſter, die Abſchwörung ihrer Irrthümer, einſchreiben kamen. Die Umſchrift und der Abſchnitt dieſer Münze drückt deren Erklärung deutlicher aus, und beſteht in folgenden Worten: RELIGIO RESTITVTA IN BENEARNIA PVBLICIS CIVITATVM DELIBERATIONIBVS.

Die in Bearn durch öffentliche Berathſchlagungen aller Städte, wiederhergeſtellte katholiſche Religion.

Ein für die Regimentsforme faſt eben ſo wichtiges Geſchäfft als dieſes, ward abermals in dieſem Lande den Bemühungen des Herrn Foucault vorbehalten. Das Parlament zu Pau, klebte an gewiſſen alten Gebräuchen, und weigerte ſich durchaus die Befehle von 1667. und 1670. in die Gerichtsbücher einzutragen. Die Befehle, die Drohungen, ſelbſt die Suſpenſion, nichts konnte daſſelbe bewegen. Herr Foucault unternahm die Sache, und ſie gelung ihm. Die Luſt, ſich in gerichtlichen Uebungen zu unterhalten, diente ihm Anfangs zum Vorwande, bey den Urtheilen ſehr fleißig zugegen zu ſeyn: und dieſes einzige zog ihm ſchon die Hochachtung und Freundſchaft aller Magiſtratsperſonen zu. Da er nun nach dieſem keine Gelegenheit vorbey ließ, mit ihnen alle ſich eräugende Schwierigkeiten, und die Puncte des neuen Befehls, ſo damit eine Verhältniß hatten, zu unterſuchen: ſo überredete er ſie dergeſtalt von deſſen Vortheilen und Nothwendigkeit, daß ſie ſich endlich von ſelbſt entſchloſſen, denſelben einzuſchreiben.

Ein Aufſeher einer Provinz, welcher fähig iſt ein ganzes Parlament auf die wahren Gründe eines Befehls zu lenken, iſt vieleicht etwas ſo ſeltenes; daß, ungeachtet man ſonſt von geſchehenen Begebenheiten nicht gern diſputirt, es dennoch zum Beweiſe dieſer Sache gut iſt, anzumerken, daß vieleicht niemand dieſen Befehl ſo gut einſah, als Herr Foucault. In ſeines Herrn Vaters Hauſe, eines überaus erſahenen Mannes, waren auf Befehl des Herrn Colberts die erſten Entwürfe von der Wiederherſtellung der Juſtiz gemacht worden; und er, als der jüngſte Sachwalter, mußte die Meynungen der alten ſchriftlich abfaſſen. Als man nun glaubte, der Entwurf ſey im Stande, daß er in die berühmten Conferenzen gebracht werden könnte, die der König bey dem Kanzler Seguier anſtellte: ſo ward Herr **Foucault**, der Vater ernannt, dabey die Feder zu führen, mit der Bequemlichkeit, daß er, im Falle einer Unpäßlichkeit, ſeinen Sohn für ſich ſchicken könnte, und daß dieſem Sohne zu Liebe, die Unpäßlichkeiten des Vaters ſehr oft kamen. Als aber dieſer Sohn Generalprocurator der Bittſchriften des Schloſſes, und nachmals Oberſachwalter im großen Rathe geworden; ſo ward er auch für ſeine eigene Perſon, zu dieſen Zuſammenkünften mit Sitz und Stimme genommen.

Poitou war die unglücklichſte Provinz im Bekehrungswerke. Die Proteſtanten verſtopften ihre Ohren vor der Stimme der Kirche, und waren gegen den Befehl ihres Landesherrn ſo aufſätzig, daß ſie ſich ſeinen Kriegsvölkern widerſetzten, und ihnen die Ehre ihrer Waffen ſtreitig machen wollten. Um dieſer Urſache willen ſchickte man den Herrn **Foucault** dahin, und ſeine Gegenwart wurde der Kirche ſo nützlich, als dem Staate. Im Anfange war er zwar gezwungen, Beyſpiele der Strenge zu geben: und dieß that er ſo nachdrücklich, daß er nicht viele geben dorfte; und daß auch die Zeichen ſeiner Gnade ſich mehr hervorthun konnten, als welche gar bald das Merkmaal einer allgemeinen Wiedervereinigung abgaben.

Die Veränderung, ſo einige Jahre darauf in England vorgieng, gab Anlaß in den meiſten Provinzen an der See, eben dergleichen Bewegungen zu befürchten, allwo der Glaube der neuen Katholiken ziemlich verdächtig war. Inſonderheit verdiente die **Niedernormandie** ein wachſames Auge des Hofes, indem die nahe Nachbarſchaft der Küſten, die Eigenſchaft des Landes, und die Hoffnung einer guten Aufnahme, ſie gleichſam den erſten Unternehmungen der feindlichen Flotte anzubiethen ſchien; und auch dieſes gab wieder Gelegenheit, daß Herr **Foucault** ſein Aufſeheramt vertauſchen mußte. Der König ſchickte ihn nach **Caen**, allwo ſein Eifer, ſeine Klugheit und Standhaftigkeit ſich nicht minder, als bisher hervorthaten. Durch ſeine Sorgfalt, wurden alle Bemühungen der verbundenen Flotten durchaus fruchtlos: wofern wir lange und vergebliche Beſtrebungen fruchtlos nennen können, deren Zubereitung und Koſten zur Zerſtreuung der Unruhe dienten, die man wegen der Schwachheit der Orte und zweifelhaften Treue der Einwohner hätte haben können.

Wenn nun in dem Laufe aller dieſer verſchiedenen Aufſeherſchaften, Herr **Foucault** ſich damit begnüget hätte, daß er das Beſte des Königes unterſtützet, und allenthalben deſſen Anſehen furchtbar gemacht hätte: ſo würden wir eilen, auch von der Belohnung zu reden, die er endlich im 1704. Jahre durch eine Stelle als Staatsrath erhalten; welche, da ſie ihn wieder nach **Paris** rief, ihn der Begierde ſeiner Freunde, und der Anmuth unſerer **akademiſchen** Uebungen, auf immerdar wieder überlieferte. Allein, eben dieſe Provinzen, die er ſo weislich mit ſo vieler Klugheit, und wenn man ſo ſagen darf, recht freundſchaftlich gelenket hat, würden glauben, wir entriſſen ihn ihnen zum andern male, wenn wir nicht erſt einen Theil derer Vortheile namhaft machten, davon ſie ſichs für eine Ehre ſchätzen, daß ſie ſie ihm zu verdanken haben. Er unterließ nichts, einen genauen Unterricht von ihrem Zuſtande einzuziehen. Er ließ jede Schatzung in eine Tabelle bringen; er unterſuchte das Verzeichniß der adlichen Geſchlechter, er ließ die alten und neuen anſehnlichſten Gebäude abzeichnen; und indem er nachmals ſeine Anmerkungen, von den natürlichen Vortheilen der Oerter, von ihrem Handel und ihren Früchten hinzuſetzte, ſo ward er zu ſeinem eigenen Unterrichte, ihr getreuer Geſchichtſchreiber.

Als Se. Hoheit der Dauphin ſich vorſetzten, eine richtige Kenntniß von allen Theilen des Königreichs zu erlangen, und daher von jedem Aufſeher die Nachrichten verlangte; ſo waren die von Caen, allwo Herr Foucault damals war, ſchon ſolchergeſtalt ganz fertig, und koſteten der Ungeduld des Prinzen nichts mehr, als die Zeit, ſo zu deren Abſchrift nöthig war.

In dieſen Provinzen war er zu gleicher Zeit des Königes Diener und Tribun des Volks, und dieſe, ſo gar den Worten nach, mit einander ſchwer zu verbindende Titel, unterſtützten bey ihm einer den andern. Er war ſo glücklich als geſchickt, in allem fortzukommen, was eigentlich zum Dienſte des Prinzen gereichte, und hatte daher das Recht erlangt, ihm mit eben ſo gutem Erfolge die Nothdurft der unter ihm ſtehenden Städte und Einwohner vorzutragen: die Gnadenbezeugungen aber, ſo er ſich bemühete, ihnen zu rechter Zeit zu verſchaffen, erleichterten zuweilen alle Bitterkeit der öffentlichen Abgaben.

Oftmals zählte er zu den wahrhaften Bedürfniſſen der Städte, gewiſſe kleine Verzierungen, oder auch nur bloße Bequemlichkeiten; Gegenſtände, die nur in den Augen derer nichtswürdig zu ſeyn pflegen, welche nicht erleuchtet genug ſind, um zu wiſſen: von was für Kleinigkeiten zuweilen, die Liebe und Hochachtung des großen Haufens abhängt.

Außer der Anlage alſo verſchiedener Hoſpitäler, Pflanzſchulen, und anderer Häuſern zum eingezogenen Leben, oder zum Unterrichte, und ohne noch der Brücken, Thore, Häfen, Canäle und Landſtraßen zu gedenken, die er ausbeſſern oder neu anlegen laſſen; ſo ſind die Städte **Montauban**, **Cahors**, **Pau**, **Poitiers** und **Caen**, ihm öffentliche Märkte ſchuldig, die mehrentheils mit Bildſeulen oder Springbrunnen gezieret ſind, Thore nach Art der Triumphbögen aufgeführet, ja ſelbſt Oerter, die bloß zu den Spielen des Volks beſtimmet ſind.

Aus dieſem Grundſatze folgte noch die Fürſorge für die Schauſpiele, Feſttage und öffentlichen Ergetzungen, dabey die Unterthanen, welche ſich faſt zur Ehre und dem Aufnehmen des Landesherren vereinigen, allmählich ſelbſt daran einen Theil nehmen, worüber ſie alle ihre Laſten vergeſſen.

Doch dasjenige Gut, welches Herr **Foucault** ſich ſonderlich bemühete ihnen zu verſchaffen, war dasjenige, was einige Verbindung mit den Sitten und dem Witze hatte. Daher entſprangen ſo viel nützliche Verordnungen für die hohen Schulen, oder auch für die Facultäten ins beſondere; daher kommen die Profeſſionen im franzöſiſchen und bürgerlichen Rechte, ſo in **Cahors** angelegt worden; die zur Leibesübung der Jugend angelegten Plätze in **Montauban**; die **hydrographiſchen** und **mathematiſchen** Lehrſtühle zu **Poitiers** und **Caen**; und die Austheilungen der Preiſe in den vornehmſten Schulen aller dieſer Städte. Er ſelbſt führte durch ſich ſelbſt, an allen dieſen Orten eine Liebe zur Gelehrſamkeit und einer löblichen Neugierde ein. Er verſammlete die Gelehrten, er ſtiftete ordentliche Akademien. Sein Büchervorrath, ſeine Sammlung von Münzen und Alterthümern, alles ſtand denen offen, welche dieſelben entweder nutzen konnten, oder nur deren Werth kennen lernen wollten.

Es iſt ihm mehr als einmal begegnet, daß er die Einwohner einer Stadt oder Provinz gelehret: ſie beſäßen ſeltene Denkmäler, darauf ſie gar keine Acht, ja nicht einmal den mindeſten Begriff hätten. Wir können kein deutlicher und merkwürdiger Beyſpiel hiervon angeben, als dasjenige, was bereits in dieſer **Geſchichte der Akademie** angeführet worden iſt; allwo wir von der Entdeckung Nachricht gegeben, welche 1704. zwo Meilen von **Caen**, von der alten Stadt der **Viducaſſier** gemacht worden, davon er uns die Nachricht, nebſt einer Menge von Aufſchriften, und dem Riſſe eines vollſtändigen Gymnaſii ſchickte. Eines unſerer gelehrten Mitglieder, verglich ſogleich dieſe Entdeckung mit derjenigen, welche Cicero, als Quäſtor in Sicilien, ſich vor den Thoren von Syracuſa gemacht zu haben rühmet; allwo er des **Archimedes** Grab, mit Geſträuchen bewachſen, und von allen **Syrakuſanern** unerkannt, gefunden.

In Handſchriften war Herr **Foucault** eben ſo aufmerkſam und glücklich. Er war es, der in der Abtey **Moiſſac**, das berühmte Werk De mortibus Perſecutorum, ſo man dem **Lactanz** zuſchreibt, und das man nur aus einer Anführung des **heil. Hieronymus** kennet, entdeckte. Er hat uns auch die Urſprünge von der franzöſiſchen Sprache erhalten, welche zu Ende von des **Menage** etymologiſchem Wörterbuche gedruckt ſind. Wir werden uns auch nicht unternehmen, dergleichen Begebenheiten zu [illegible]höpfen, die ſeinen Namen in der gelehrten Welt eben ſo ſchätzbar machten, als in Verwaltung der öffentlichen Geſchäffte.

Seine Ernennung zu einem **Ehrenmitgliede** dieſer **Akademie**, ſelbſt in der Zeit, da er am meiſten mit der Sorgfalt für die Provinzen beſchäfftiget war, begreift dieſes alles in ſich, oder vertritt deſſen Statt.

Er brachte uns aber noch viel mehr zu, als ſein Ruhm uns verſprochen hatte. Man konnte fürchten, was man faſt allezeit fürchtet, wenn man ſich mit Gelehrten von gewiſſem Stande einläßt, daß ihr Umgang trocken oder prahleriſch, zuweilen auch wohl beydes zugleich ſeyn werde. Wir aber fanden im Gegentheile, in ſeinem Umgange mit den Muſen, eine Fertigkeit und Geſchicklichkeit, die deren Werth noch ſchätzbarer machte, indem er einem jeden unter uns gewachſen und gleich war. Der Witz zog das Herz an ſich; und ſo ward das akademiſche Mitglied mit dem Freunde, auf eine angenehme Weiſe vermenget.

In den Verrichtungen eines **Präſidenten**, welche er ſo oft mit einem Mitbruder getheilet hat, der würdig iſt ſie allezeit zu verwalten, würde man ihn nicht ſowohl für das Haupt einer, auf Befehl des Königes verſammleten Geſellſchaft, die aus ganz verſchiedenen Perſonen beſteht, als für den Vater einer freundſchaftsvollen obgleich zahlreichen Familie angeſehen haben, deren Gaben er zu ermuntern, zu vereinbaren und zu erheben wußte.

Dieſe Eigenſchaften, weswegen die Provinzen ihn bedauerten, und die **Akademie** ihn erhob, fanden auch bey dem höchſten Rechtsgerichte ihre Bewunderer, und zogen endlich die Augen einer Prinzeſſinn auf ihn, deren perſönliche Verdienſte, den Glanz des Zepters und der Kronen erheben, die ſie zu ihren Seiten ſieht. **Ihro Hoh.** die **Dauphine** wünſchten den Herrn Foucault zum Haupte ihres Raths zu haben, und dieſe Beſchäfftigung iſt in den 8. bis 9. letzten Jahren ſeines Lebens, die ernſthafteſte und angenehmſte von ſeinen Verrichtungen geweſen.

Sein faſt auf 80. Jahre angewachſenes Alter, und ſeine Arbeiten, die auch einer viel größern Zahl von Jahren hätten Ehre machen können, verurſachten ſeit langer Zeit eine Unruhe wegen ſeiner Geſundheit: welche zu Anfange des letzten **Octobers** überaus zunahm, als er von einem hartnäckigten Huſten und noch mehr durch die unordentlichen Anfälle eines ſchleichenden Fiebers, ſo abgemattet ward, daß er das Bette hüten mußte. Der Huſten fiel ihm auf die Bruſt; es entſtand ein Geſchwür in der Lunge: und alle Kunſt der Aerzte konnte ſein Leben nicht länger, als bis zum 7. **Februar** erhalten, an welchem er verſtarb; nachdem er in ſeiner ganzen Krankheit, die vier volle Monate gewähret, alle Gottesfurcht, Geduld und den geſetzten Muth eines Weltweiſen und Chriſten hatte blicken laſſen.

Die Kunſt, ſo er beſaß, ſich in der bürgerlichen Geſellſchaft ſo zu reden zu vervielfältigen, um alle Augenblicke deren Quelle und Ergetzen zu ſeyn, hat gemacht, daß alle ſeine Freunde ihn ſo bedauert haben, als ob ſie in ihm allein deren viele verloren hätten: und Ihro Hoheit, die keinen Tag vorbey ließ, ohne ſich nach ihm erkundigen zu laſſen, hat ihn mit ihren Thränen beehret; ein koſtbarer Zoll ihrer Achtung gegen einen treuen Diener, in dem ſie eine ſtrenge Tugend mit den angenehmſten Sitten, und ein tiefes Wiſſen mit allen Annehmlichkeiten gezieret, geſehen hatte.

XXX.

Lebensumſtände

Herrn Baudelots, in der öffentlichen Verſammlung nach Martin, 1721 vorgeleſen.

Carl Cäſar **Baudelot** ward zu **Paris** den 29 **November** 1648. vom **Jacob Baudelot**, Commiſſarius beym Gerichtshauſe, und **Margarethen Halle** gebohren, einer Schweſter **Ludwigs Halle**, Doctors der Sorbonne und großen Gottsgelehrten, welchen Herr von Búzanval, Biſchof von **Beauvais**, ſeiner Pflanzſchule vorgeſetzt hatte. Dieſer Umſtand bewog ſeine Verwandten, ihn einen Theil ſeiner Studien in der Schule zu **Beauvais** treiben zu laſſen, die übrigen erlernte er zu **Paris**, allwo er den Abt **Danet**, Verfaſſern des Wörterbuchs ſeines Namens, zum Lehrer hatte.

Herrn **Baudelots** erſte Abſichten giengen auf die Arzneykunſt: in welcher er, allem Anſehen nach, vortrefflich würde geworden ſeyn, wenn es auch nur aus Liebe zum Nächſten geweſen wäre, als welche ſein Hauptcharacter war. Allein gewiſſe Familienumſtände lenkten die Sache anders; ſie zwungen ihn, ſich auf das Recht und gerichtliche Sachen zu legen, um diejenigen wieder in Ordnung zu bringen, die ſein Vater hinterlaſſen hatte. Er ward alſo Sachwalter beym Parlamente, folgte den Gerichtshändeln, und redete mit gewiſſem Beyfalle: inſonderheit freuete er ſich, daß er in dieſer Laufbahn, in Gegenwart des oberſten Sachwalters Herrn **Bignons**, den erſten Anfällen des Herrn **Bignons**, ſeines älteſten Sohnes, widerſtanden hatte.

Ein Proceß, an welchem Herrn **Baudelots** Mutter einen Antheil hatte, ward vor das Parlament zu **Dijon** gezogen, folglich mußte er dahin, um denſelben zu führen. Damit er nun daſelbſt ſich von den Verdrießlichkeiten des Rechtshandels woran erholen möchte, ſo durchſuchte er die Büchersäle und Cabinette, deren es damals zu **Dijon** eine ziemliche Anzahl gab; und davon die anſehnlichſten des Herrn **Pariſot**, Oberprocurators, des Herrn Präſidenten **Boubiers**, des Herrn **de la Mare**, und des Herrn Abts **Nicaiſe** ihre waren.

Dergleichen Zeitkürzungen ſchlagen leichtlich bey denjenigen in eine Leidenſchaft aus, die mit einiger bereits erlangten Gelehrſamkeit, einen Geſchmack zu den Künſten, mit einer natürlichen Scharfſinnigkeit verbinden, um dasjenige heraus zu klauben, was in den Augen des gemeinen Mannes ein Räthſel zu ſeyn ſcheint.

Herr **Baudelot** ward gefangen; allein ſelbſt dieſe Leidenſchaft that ihm bey ſeinen Richtern ſo gute Dienſte, daß der Herr **Marquis de la Melleraye**, welcher ein Zeuge von der guten Aufnahme war, die er bey den vornehmſten Magiſtratsperſonen erhielt, glaubte: er könne einen wichtigen Rechtshandel, weswegen er ſich ebenfalls zu **Dijon** aufhielt, keinen beſſern Händen anvertrauen, als Herrn **Baudelots** ſeinen. Der junge Sachwalter, welcher ſich allmählich in einen Alterthumsforſcher verwandelte, nahm dieſe Sache um ſo viel lieber über ſich, da die Vergeltung ſo er dafür zu gewarten hatte, ihn in den Stand ſetzte, ein kleines Cabinet, von Büchern, Figuren und Münzen anzuſchaffen, welches zu **Dijon** käuflich war, und er von der Stunde an, als den Grund ſeines Glücks anſah. In der That beſchäfftigte er ſich bey ſeiner Wiederkunft in **Paris**, lediglich mit dieſem Cabinette, und opferte ihm alle Vortheile der Gerichtsbänke auf; ja, ungeachtet ſeine Sachen noch bey weitem nicht in Ordnung waren, ſo hatten doch ſeine

Bemühungen nichts als dieſe Ueberreſte des gelehrten Alterthums zum Gegenſtande.

Kurz hernach gab er von dieſer Sache ein Werk heraus, deſſen Titel, Leſer die nicht weiter ſehen, das heißt die mehreſten, hintergangen hat und noch täglich hintergeht. Es heißt, **von der Nützlichkeit der Reiſen:** und der Verfaſſer, welcher niemals weiter gekommen war als von **Paris** nach **Dijon**, ſchränkt in demſelben, allen Nutzen von dem er redet, auf die Vortheile ein, welche ein gelehrter Reiſender, von dem Anblicke, der Unterſuchung und Auskundſchaftung aller Arten von Alterthümern ziehen kann. Herr **Baudelot** will nicht, daß er ſich begnüge, nur die Größe, die Pracht und Feſtigkeit der Städte anzuſehen, und mit den Einwohnern umzugehen, um deren Polizey und Sitten kennen zu lernen; er ermahnet ihn auch, den Steinen und Metallen eine Art von Vorzug einzuräumen. Er will, daß er allenthalben die Münzen, Aufſchriften, Bildſeulen, geſchnittenen Sachen zu Rathe ziehe, und ſich ein Vergnügen mache zu glauben: ſo viele Sachen wären bloß zu ſeinem Unterrichte, auf eine ſo wunderbare Weiſe der Barbarey der Menſchen, und der Wuth der Zeiten entronnen. Hierauf handelt er einen jeden von dieſen Artikeln beſonders ab, und vergißt nichts, was deren Wichtigkeit erheben, und ihren Gebrauch, Werth und Schätzbarkeit beſtimmen kann. Durch einen erklärt er verſchiedene Stellen alter Schriftſteller, ſo man nicht verſtanden; durch andere ſtellet er verderbte oder verſtümmelte Stellen her; und alle geben ihm zu ganz ſonderbaren Betrachtungen Anlaß. Dieſes Werk welches zween Duodezbände ausmacht, ward 1686 zu **Paris** gedruckt, und iſt mehr als einmal in andern Ländern nachgedruckt worden.

Der Ruhm, den es ſeinem Verfaſſer zuzog, machte ihn mit den berühmteſten Alterthumsforſchern in Deutſchland, England und Holland bekannt, und verſchaffte ihm, da er am wenigſten daran dachte, die Aufnahme in die Akademie der Ricovrati zu **Padua**.

Nach dieſem wurden wenige Entdeckungen in dieſem Fache gemacht, dazu Herr Baudelot nicht gezogen, und ſo zu reden gezwungen ward, ſeine Meynung zu ſagen. Wir haben die Beweiſe davon in vielen kleinen gedruckten Briefen von derſelben Zeit ungefähr, deren einige vom Herrn Baudelot ſelbſt, die andern von den Herren Galland, dem Abte **Vallemont**, dem **P. Jobert**; und dem **P. Chamillart** ſind. Es iſt faſt von nichts die Rede darinnen, als von einigen Münzen des verfallenen Reiches, unter andern von den Münzen des **Mariniana**, **Pacatianus**, **Poſthumius**, und Gallienus. Im 1698 Jahre aber gab er eine weitläuftige Abhandlung, über einen geſchnittenen Stein, aus dem Cabinette **Ihrer Hoheit** der Dauphine heraus; die ihm der Aufmerkſamkeit der glücklichſten **Oedipen** werth zu ſeyn ſchien. Dieſer Stein iſt ein morgenländiſcher Amethyſt, und ſtellt einen mit Lorbern umkränzten Kopf vor, dem ein Schleyer, oder eine breite Binde faſt das ganze Geſicht verdeckt. Dieſer, den alten Flötenſpielern ziemlich gewöhnliche Aufzug, ließ den Herrn Baudelot, durch den Schleyer hindurch, die Bildung und Geſichtszüge eines der letztern **Ptolomäer** erkennen, von dem er einige Münzen hatte: es war der Vater der berühmten **Cleopatra**, derjenige, dem ſeine Liebe zur Flöte den Zunamen **Auletes** beylegte.

Der erſte Theil dieſer Abhandlung ſetzt dieſe Wahrheit ins Licht, und macht durch Beyhülfe der Schriftſteller und Denkmäler, eine ausführliche Geſchichte der Regierung und Thaten dieſes Prinzen.

Der andere Theil iſt eine umſtändliche Erklärung aller Figuren des Stiches, alles deſſen was man von der inſtrumentaliſchen Tonkunſt der Alten, in Anſehung der Flöte, ihrer verſchiedenen Aenderungen, der Vollkommenheit dieſer Kunſt, und derer Ehrenbezeugungen verlangen kann, welche denen ertheilet wurden, die in derſelben vortrefflich waren.

Allein, was noch ſonſt dieſes Werk zur Ehre des Herrn **Baudelots** allezeit merkwürdiger machen wird, iſt, daß man darinnen den Zeitpunct von der Gnade findet, deren die Dauphine ihn würdigte, und daraus erſieht, daß die Muſen ſelbſt ihn an den Hof dieſer Prinzeſſinn geführet, mit der ſie bereits den anſehnlichſten Umgang pflogen.

Einige Zeit darauf unterbrach Herr **Baudelot** in etwas ſein Studium der Alterthumskunde, um einem ſeiner auswärtigen Freunde, Herrn **Liſter** einem engländiſchen Arzte, von der ungefähren Entdeckung Rechenſchaft zu geben, die man faſt vor ſeinen Augen, von einem ungeheuren Steine in dem Leibe eines Pferdes, welches in ſeinem 30 Jahre, im Dienſte der Nonnen zu **Argenteuil** geſtorben war, gemacht hatte. Dieſer Fall ſchien dem Herrn Baudelot noch ſonderbarer zu ſeyn, als er wirklich war, indem Herr **Liſter** ſelbſt, als Verfaſſer eines Tractats von denen Steinen, die ſich in den Körpern der Menſchen und Thiere zeugen, der Pferde gar nicht gedacht hatte. Was er bey dieſer Gelegenheit für Sachen aus der natürlichen Geſchichte, und für phyſikaliſche Anmerkungen beybringt, das zeigt wie weit er es in dieſen Wiſſenſchaften würde gebracht haben, wenn er ſich zeitig darauf gelegt hätte; und die verſchiedenen Empfindungen ſo er zu haben ſcheint, indem er die außerordentlichen Schmerzen des durch die Ungeſchicklichkeit des Stallmeiſters gemarterten Pferdes beſchreibt, der ihm allezeit heftige und widrige Mittel gegeben, ſind ein Beweis von der zärtlichen und gewiſſenhaften Aufmerkſamkeit, die er auch gegen den allerſchlechteſten ſeiner Kranken würde beobachtet haben.

Von hier an, bis ins 1703 Jahr ließ ſich Herr **Baudelot** mit nichts wieder ſehen, als mit der Ueberſetzung einer lateiniſchen Lobrede auf **Ludwig** den XIV. Allein eben mit dieſer Ueberſetzung waren gewiſſe Schwierigkeiten verbunden, welche dieſelbe weit über andere Werke erhoben, bey denen die Wahl und Erfindung oftmals das ganze

Verdienſt ausmachen. Der Abt **Mezabarba**, Verfaſſer dieſer lateiniſchen Rede, hatte ſie mit den ſchönſten Umſchriften von den Münzen der römiſchen Kaiſer durchflochten; und da er alſo alles zuſammen genommen, was dieſelben in vier bis fünf Jahrhunderten großes und wunderwürdiges darbiethen, ſo zeigte er, daß der König **Ludwig**, in ſich allein, dieſe ganze Menge heldenmäßiger Thaten und Charactere vereiniget hätte, die uns von allen jenen verſchiedenen Prinzen, einen ſo hohen Begriff gemacht haben. Dieſer Fund war neu, und um ſo viel ſchätzbarer, weil, da er von einem Ausländer kam, er ſo viel weniger in den Verdacht der Schmäucheley oder des Eigennutzes kommen konnte. Indeſſen gebrach es ihm, um vor den Thron des Königes zu kommen, an einem in der Münzenſprache erfahrenen Dollmetſcher; ohne dieſen, konnten alle dieſe Legenden, welche ſich von ſelbſt in die lateiniſche Sprache fügten, aus welcher ſie genommen werden, nicht anders, als mit Verluſt ihrer Stärke oder Anmuth in die franzöſiſche übergehen. Herr **Baudelot** aber erhielt beydes ſo vollkommen, daß ſie der Beſcheidenheit des Prinzen, gnädige Blicke abdrungen, und daß er den Werth dieſer ſinnreichen Verehrung, durch eine ſeiner Freygebigkeit gemäße Belohnung erkannte. Der Abt **Mezabarba** merkte wohl, daß er den Dank dafür, inſonderheit der Geſchicklichkeit und dem Eifer ſeines Ueberſetzers ſchuldig wäre; allein deswegen konnte er deſſelben vollkommene Uneigennützigkeit doch niemals überwinden.

Im folgenden Jahre ließ Herr **Baudelot** drey critiſche Briefe über eine Münze auf **Alexandern** den großen drucken, die der Herr Abt **Vallemont** bekannt gemacht hatte, um des **Quintus Curtius** Geſchichte vollkommen zu rechtfertigen, welcher ſeiner Meynung nach, dieſen Helden in dem ſchnellen Laufe ſeiner Siege, noch nicht lebhaft genug ausgedrückt hatte. Herr **Baudelot** hielt anfangs die Münze für falſch und für einen neuen Stämpel; nach dieſem ſetzte er ſie zwar als alt voraus, glaubte aber dennoch, man könne zum Vortheile eines Schriftſtellers nichts daraus folgern, welcher im Abſehen auf die Aufrichtigkeit in ſo ſchlechtem Rufe ſteht, als Q. Curtius.

Die Liebe der Wahrheit, ſo ihn zu dieſem Unternehmen trieb, ward gleichwohl von dem Anſehen des Tadels der damit verbunden war, beſtritten. Damit er nun wenigſtens den Verdacht deſſelben ablehnete, ſo unterſchrieb er ſeine Briefe von Luxemburg aus, richtete ſie an den Herrn Marquis von Dangeau, mit dem er gar in keinem Briefwechſel ſtand, und gab ſich ſelbſt für einen Unbekannten aus, indem er ſich Adele nannte. Allein dieſer Anſchlag gelung ihm übel; und ſeine Schreibart, die Einrichtung und der Ueberfluß ſeiner Gelehrſamkeit, verrieth ihn. Sein aufgebrachter Gegner antwortete ihm gerade zu, griff ſogar ſeine Perſon an, und zwar ſo heftig, daß ſelbſt die Monatſchriften ihm ſolches auf eine Weiſe verübelten, welche dem Herrn **Baudelot** alle Vortheile einer Gegenantwort verſicherte; wenn nicht die chriſtliche Liebe, die bey ihm ſtärker war, als alle weltliche Kenntniß, ihn bewogen hätte, dieß Verfahren zu verſchmerzen.

Zu Ende des 1705. Jahres, ward Herr **Baudelot** den Lehrlingen dieſer Akademie beygeſellet; und da ſie nicht gewohnt iſt, von ihren neuen Mitgliedern eine öffentliche Dankſagung zu erhalten, ſo gab ihm ſeine Erkenntlichkeit an die Hand, zur Materie ſeiner erſten Vorleſung, eine Abhandlung von den öffentlichen Dankſagungen der Alten zu nehmen. Nachdem er nun alles angeführet hatte, was man in ihren Schriften nur ſonderbares und rührendes von der Dankbarkeit finden kann, ſo handelte er von den verſchiedenen Arten wie ſie ihrer Pflicht, durch Lobſprüche, Geſchenke, Opfer und Feſttage, nachgekommen. Dieſes Werk, zu welchem ſo zu reden das Herz den Witz bewogen hatte, iſt unter den Händen ſeines Verfaſſers allezeit angewachſen, und könnte jetzt einen dicken Quartband ausmachen.

Sein Eintritt in dieſe **Akademie** machte ihn von neuem auf alles begierig, was die Betrachtungen eines guten Alterthumskundigen verdienet, und er hat keine vortheilhafte Gelegenheit verſäumet, ſich zu üben. Wir haben viele Beyſpiele davon, in den zween erſten Bänden unſerer ausführlichen **Schriften** mitgetheilet, und die künftigen enthalten deren nicht weniger. Man hat darinnen bereits ſeine Erklärung einer Stelle im X. B. der **Odyſſee** geſehen, wo **Homer** die Wohnung der **Leſtrygonier** beſchreibt; und die Erklärung einer ſonderbaren Stelle des **Treb. Pollio**, über die geſtirnten Degengehenke; ferner ſeine Anmerkungen über die Nacktheit der **Athleten** bey den griechiſchen Spielen; über ein Siegel vom Kaiſer **Gordian** dem III; ſeine Entdeckung über die auf der Gegenſeite der **conſulariſchen** Münzen vorgeſtellten Wagen; ſeine Muthmaſſungen über verſchiedene gegrabene Steine unter andern auch über den berühmten Carniol des königlichen Cabinets, welchen man gemeiniglich des **Michael Angelo** Petſchaft nennet. Wir werden an andern Orten von ſeinen Betrachtungen über die Schnitzwerke reden, ſo man in dem Grunde des Chors der **pariſiſchen** Kirche gefunden, und die bereits beſonders gedruckt worden; eben wie von denjenigen ſo er über verſchiedene geſchnittene Steine angeſtellet, die den Namen **Solon** führen; über die Münzen der **Cornuficiſchen** Familie, und über einige andere, aus den erſten Zeiten der römiſchen Republik, die in Ihrer Hoheit Cabinette ſind; endlich auch über ſeine Abhandlung von dem Kriege der **Athenienſer** wider die Inſel der **Atlantiden**, mit welcher er ſeine gelehrten Arbeiten beſchloſſen hat.

So aufmerkſam man aber auch ſeyn mag, nichts von ſeinen Schriften zu vergeſſen, ſo wird es dennoch allemal ſchwer ſeyn, ein richtiges Verzeichniß davon zu machen, wenn man diejenigen mit darunter rechnen will, an denen er, ohne ſich zu nennen, zuweilen mehr Theil gehabt hat, als die Herausgeber ſelbſt. Wollte jemand von ſeinen Freunden (und faſt alle Gelehrte waren es), eine merkwürdige, wichtige und in ſein Fach ſchlagende Materie abhandeln, ſo machte ſich Herr **Baudelot**, auf deſſen Erſuchen, oder auch wohl ohne ſein Wiſſen, ein Vergnügen alles nachzuſuchen, was ſeine Beleſenheit ihm an die Hand geben konnte. Entdeckte er unter der Jugend, einige gute Köpfe, die aber furchtſam waren, und eine Beyhülfe oder Nacheifer nöthig hatten, ſo befliß er ſich mit unbeſchreiblichem Eifer darauf: Er gab ihnen irgend ein Werk an die Hand, er arbeitete mit ihnen er erleichterte ihnen den Druck deſſelben, und hielt ſeine Mühe vollkommen belohnet; wenn er, durch dieſen erſten Schritt in die gelehrte Welt, ſie angetrieben hatte ihre Geſchicklichkeit zu zeigen. Er ſagt, ſolche Leute wären gute Tänzer, man müßte ſie aber bey den Haaren zum Tanze führen.

Die koſtbare Sammlung goldener Münzen und geſchnittener Steine, welche der **Dauphine königl. Hoheit** ſeiner Sorgfalt vertrauet hatte, gab ihm ebenfalls dann und wann zu kleinen flüchtigen Werken Anlaß, die ſelten wem anders, als **Ihrer Königl. Hoheit** in die Hände kamen. Er hat für Sie alles überſetzt, was die lateiniſchen und wälſchen Bücher ſonderbares von dieſer Materie enthalten. Von dieſer Zahl iſt unter andern, die **Ichnographie** vom **Angelo Canini**, und des **Fulvius Urſinus** berühmte Männer, die er bloß zum Gebrauche dieſer Prinzeßinn drucken laſſen.

Wenn er nun ſolchergeſtalt Ihre Gelehrten Ergetzungen befördern mußte, ſo kam ihm nichts ſauer an; auch nicht das einmal, wenn er ſolche Perſonen dabey gebrauchen mußte, deren Gemüthsart und Geſchicklichkeit einen jeden andern abgeſchreckt haben würden. Seine Redlichkeit und Aufrichtigkeit hatten ſich an einem Orte nur vermehret, allwo man gemeiniglich von nichts als Ränken und Biegſamkeit weis: und diejenigen welche ihm auf eine verbindliche Weiſe Lehren darüber geben wollten, bekamen ſtatt aller Antwort, ſie kennten den Hof und das Herz Ihrer Hoheit ſehr ſchlecht: Die Dauphine wäre der ehrlichſte Mann von der ganzen Welt.

Seine Empfindungen gegen dieſe Akademie waren eben ſo lebhaft, und aufrichtig. Um ſich ihr noch zum zweyten male zu ſchenken, und ſich durch feſtere Bande als das Leben ſelbſt iſt, mit ihr zu vereinigen, hat er ihr im Sterben, das was er am liebſten hatte, ſeine Bücher, ſeine Münzen, Metallſtücke und alte Marmor hinterlaſſen. Die Kunſt, ſo er beſaß ſie hervor zu heben, indem er ſie in ſeinen Werken brauchte, hat die meherſten davon ſchon bekannt gemacht. Er hatte ſich aber immer noch mit der Hoffnung geſchmäuchelt, eine vollſtändige und ordentliche Erklärung, inſonderheit von den zwo berühmten Aufſchriften mitzutheilen, die Herr Nointel von Conſtantinopel mitgebracht; und deren eine, die über 2000 Jahre alt iſt, die Namen der vornehmſten Officiere und Soldaten enthält, welche die Athenienſer in einem einzigen Jahre bey fünferley Schlachten verloren. Vom Herrn von Nointel, kamen dieſe Marmor, die faſt fünf Schuhe hoch ſind, mit vielen andern in Herrn Thevenots, königl. Bibliothekaufſehers, Hände, der ſie in einem Luſthauſe auf dem Lande aufſtellte, welches er im Dorfe Iſſy beſaß. Nach ſeinem Tode gieng Herr Baudelot hin, und fand zu allem Glücke ſeine Erben auf dieſe Steinklumpen ſehr übel zu ſprechen, die ihnen einen ganzen Saal voll machten. Er erboth ſich zum Kaufe, erhandelte ſie endlich, und ließ ſie nicht mehr aus den Augen. Seine Freude ließ ihm denſelben Tag Athletenkräfte, um ſie, faſt ganz allein auf das erſte beſte Fuhrwerk zu bringen, was man nur finden konnte; und ſo führete man ſie Schritt vor Schritt, bis auf die Vorſtadt St. Marceau, wo er wohnete.

Als er in die Vorſtadt St. Germain zog, gab er auf dieſe Stücke ſeines Ausziehens nicht minder Acht, allein er hatte viel mehr Unruhe dabey. Bevor er ſie in ſeinem Zimmer aufſtellen konnte, hatte er ſie auf ſein beſtes in den

Hof ſtellen laſſen. Dieſer Aufputz aber misfiel einem jungen Frauenzimmer, welche das erſte Stockwerk bewohnte. Damit ihr nun Herr Baudelot dieſelben aus den Augen ſchaffen möchte, ließ ſie mit Fleiß einmal alle vorüberfahrenden Gaſſenkarren anhalten, und fragte ſie, was ſie haben wollten, dieſen Unrath wegzuführen? Noch deſſelben Abend meldete man dieſes dem Herrn Baudelot, als er nach Hauſe kam. Er erzitterte bey Anhörung eines ſo wüthenden Anſchlages, und ſo ſpät es auch war, ruhete er nicht eher, als bis dieſe unglücklichen Ueberbleibſel von Griechenland, in ſeinen eigenen vier Wänden ſicher waren. Nachmals mochte man ihn verſichern ſo viel man wollte, daß dieſe Marmer in keiner Gefahr, und die ganze Entführung ein bloßer Spaß geweſen: das bloße Andenken davon erregte ſchon ſeine zärtliche Liebe, und er geſtund ſeinen Freunden gerade heraus, daß er in dieſem Stücke keinen Scherz verſtünde. Er, als ein Feind der mindeſten Verſtellung, konnte ſich nicht genug über das Lächerliche verwundern, welches die menſchliche Unbilligkeit mit der alten Einfalt, dem freymüthigen Verfahren und den ungekünſtelten Ausdrücken, verbunden hat.

Ungefähr drey Wochen vor ſeinem Tode, befand er ſich ſehr übel, und da er ſein Ende vermuthete, ſo bath er ſeinen Beichtvater, ſeinen Arzt und zween ſeiner Freunde; ſie möchten doch die Nacht bey ihm bleiben, um ihm ſeine Augen zuzudrücken. Da er nun wider Vermuthen den Morgen erlebte, und ſich etwas beſſer befand, ſo ſchämte er ſich deſſen, und entſchuldigte ſich aufs beſte, daß er nicht geſtorben wäre. Seine Krankheit war eine Waſſerſucht in der Bruſt, die ihn den 27. des letzten Junius, im 74 Jahre ſeines Alters erſtickte.

◆

* *

XXXI.

Herrn Daciers Lebensumſtände, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1723. vorgeleſen.

Andreas Dacier ward zu Caſtres den 6. April 1651, vom Johann Dacier, und Suſannen Falquerolles, beyde reformirter Religion gebohren.

Suſanna Falquerolles war aus einer guten Familie dieſer Provinz und Johann Dacier, Sachwalter beym Parlamente zu Toulouſe, davon es zu Caſtres eine Kammer gab, die halb reformirt war. Er ſtand daſelbſt in einer ſo allgemeinen Hochachtung daß auch in währenden Unruhen eben dieſes 1651. Jahres, der Hof ihn zum Vorſitze eines reformirten Synodus ernannte. Er eröffnete denſelben mit einer ſehr beredten Rede, und die ſo viel Weisheit in ſich hielt, daß ihr beyde Partheyen ihren Beyfall gaben. Man wünſchte durchgängig dem jungen Dacier, daß er einem ſolchen Vater ähnlich werden möchte, und er war mit aller Geſchicklichkeit gebohren, die wenigſtens einen ſolchen Wunſch erfüllen konnte.

Der hauptſächliche Nutzen derer Studien, die er zu Caſtres und Toulouſe trieb, war dieſer: daß er begriff, es gäbe noch außerdem etwas viel wichtigers, ſo man nicht in Schulen lernet, und wozu man dennoch ohne Führer faſt unmöglich gelangen könnte. Sein Vater ſchlug ihm einen ſolchen ſehr geſchickten Anführer, in der Perſon des berühmten Tanaquil Fabers, Profeſſors der ſchönen Wiſſenſchaften zu Saumür vor: und er entſchloß ſich ſogleich die Zahl ſeiner Schüler zu vermehren, allwo ihn alles anreizte, ſich vor ihnen hervor zu thun.

Herr Faber flößte durch eine Sanftmuth und Gelindigkeit der Sitten, die man faſt eine gelehrte Bezauberung nennen könnte, eine Liebe zu den Wiſſenſchaften ein, die alle deren Schwierigkeiten aus dem Wege räumte. Er beſaß die gelehrten Sprachen aus dem Grunde, und allen ihren Schönheiten nach; er entdeckte ihre Reizungen, und führete durch angenehme Wege zu deren Quellen, die dem groſſen Haufen allezeit unbekannt bleiben, welcher den dornichten Fußſteig des harten und ſklaviſchen Buchſtabens geht.

Ein noch beſonderer Umſtand, und der eben ſo glücklich war, beſchleunigte Herrn **Daciers** Wachsthum unter dieſem neuen Lehrer. Die Jungfer **Faberinn**, ſeine Tochter, war ſelbſt ein Wunder in den Wiſſenſchaften; ihr Vater hatte in allen Theilen der Litteratur keinen Schüler, der es weiter gebracht hätte, als ſie. Sie war mit dem Herrn **Dacier** eben in einem Alter, und dieſe erſte Gleichheit, die auch durch die Gleichheit der Religion und Geiſtesgaben unterſtützet ward, feuerte ihn mit allem zum guten Erfolge nöthigen Nacheifer an.

Die zu ſeinen ſchönen Wiſſenſchaften beſtimmten drey Jahre; verfloſſen alſo nach ſeinem Wunſche viel zu ſchnell, und ſo angenehm der Begriff auch gemeiniglich iſt, den ſich junge Leute in der Provinz, von der Hauptſtadt machen, ſo verließ er doch **Saumür** ſehr ungern, um in **Paris** das Recht zu erlernen, wie ihm befohlen ward. Dieſer Befehl ſelbſt ward nicht anders, als zum Scheine erfüllt: er gieng weniger in die Gerichtsſtube und in die Schulen der Rechte, als zu den Gelehrten und in ihre Bücherſäle; kurz er lernte von den Rechten nur ſo viel, als er brauchte, ſeinen Vater zu beruhigen, und ihn inſonderheit zu bewegen, daß er ihn nicht ſobald nach **Caſtres** ruffen möchte, allwo er wenig Hülfe wider das auf ihn wartende Sachwalterhandwerk vor ſich ſah.

In dieſer Zwiſchenzeit ſtarb Herr **Tanaquil Faber**; und ſeine Tochter kam, nachdem ſie von einem Ehebande frey geworden, zu deſſen Eingehung ſie die mäßigen Glücksumſtände ihres Vaters (*) zu Saumür genöthiget; das aber ſo kurze Zeit gewähret, daß ſie auch nicht einmal ihren Jungfernamen verloren, nach Paris, ſich daſelbſt nieder zu laſſen: allwo ſie auch ihre Ankunft durch eine ſchöne Ausgabe vom **Kallimachus**, mit griechiſchen Scholien, einer lateiniſchen Ueberſetzung und critiſchen Noten, bekannt machte.

Der Ruff von dieſem Anfange, erregte die Eiferſucht des Herrn **Dacier** ihres Mitſchülers, auf eine nützliche Art, welcher ſich ebenfalls, durch einen Entwurf von ſeiner Ueberſetzung des **Horaz** und ſeine Anmerkungen über **Longins** griechiſchen Text, hervor zu thun ſuchte: welches eben dieſelben ſind, die Herr **Boileau** nachmals an ſeine Ueberſetzung des Tractats **vom Erhabenen** dieſes Rhetors, gehenkt hat.

Der anwachſende Ruhm dieſer zween Nebenbuhler kam bald dem Herzoge von **Montauſier** zu Ohren, welcher die Aufſicht über des **Dauphins** Erziehung hatte. Er ermunterte ſie, an einigen lateiniſchen Schriftſtellern zum Gebrauche dieſes Prinzen zu arbeiten. Die Jungfer **Faberinn** bekam den **Florus**, **Diktys Kretenſis**, **Aurelius Victor** und **Eutropius**. Herrn **Dacier** trug man den **Feſtus** auf, welcher, wegen ſeiner Weitläuftigkeit und Schwierigkeit des Textes, den vier andern faſt die Wage hielt.

Was der Jungfer **Faberinn** bey ihrer Ausgabe am beſchwerlichſten fiel, das waren die ewigen Indices, welche die Bücher ad uſum von andern unterſcheiden, und darinnen man alle Wörter des Schriftſtellers ſonder Ausnahme, bis auf die mindeſten einſylbigten Wörter, Beſtimmungswörter und Bindewörter eintragen muß. Um nun unter

einer

(*) Er hatte ſie an einen Buchhändler verheirathet, welcher 7. oder 8. Monate darauf ſtarb.

einer ſo trockenen Arbeit nicht zu erliegen, untermiſchte ſie dieſelbe mit der Ueberſetzung **Anakreons** und der **Sappho**, dreyer Luſtſpiele des **Plautus**, und zweyer vom **Ariſtophanes**; und nach ihrem Beyſpiele gab auch Herr **Dacier** einige Bände vom **Horaz** heraus.

Der öffentliche Beyfall und die Belohnungen des Hofes, waren indeſſen für ſie nicht der koſtbarſte Lohn dieſer Werke. Zu der gegründeten Hochachtung unter ihnen, kam noch eine zärtliche Freundſchaft, und die Muſen, ſelbſt ſolche unbefleckte Schönen ſie auch ſind, beſchloſſen die Ehe unter dieſen zweyen.

Herr **Dacier**, der vor Begierde brannte, den Seinigen einen ſo ehrenvollen Gewinn zu zeigen, ſchlug eine Reiſe nach **Languedoc** vor, und dieß neue Ehpaar kam zu Ende des 1684. Jahres dahin. Im Monate **Junius** des folgenden Jahres, traten ſie daſelbſt zur katholiſchen Kirche über, welche ihre Väter verlaſſen hatten.

Es war ſchon lange Zeit, daß ſie, ohne einander von den beſondern Zweifeln Nachricht zu geben die ſie über ihren Zuſtand hatten, ein jeder für ſich deren Auflöſung ſuchten. Zu allem Glücke waren ſie auch hierinnen, wie in andern Theilen ihres Nachforſchens, eines Sinnes. Ihre Ueberzeugung war bey beyden gemein, und ungeachtet man noch nicht von der Widerruffung des **Edicts von Nantes** redete, ſo furchten ſie doch den Nutzen desjenigen Lichtes zu verlieren, welches ſich ihren Augen zeigte, wenn ſie einen Augenblick Anſtand nähmen. Sie hielten es auch für rathſamer ihren Uebertritt in **Caſtres**, als in **Paris** zu thun, um ihrer Veränderung nicht das Anſehen der Eitelkeit zu geben, und durch dieß häusliche Beyſpiel ſo vielmehr diejenigen von ihren Verwandten zu bewegen, welche in der Ferne gemuthmaßt haben möchten, daß ſie nur ihres Glücks wegen ihre Meynungen geändert hätten.

Zu Anfange des 1686. Jahres kamen ſie nach Paris zurück, und fiengen ihre gewöhnlichen Uebungen wieder an. Die Frau Dacier leiſtete Terenzens Luſtſpielen eben die Beyhülfe, die Ariſtophans und des Plautus Stücke von ihr erhalten hatten; und Herr Dacier, welcher bereits fünf Theile von ſeiner Ueberſetzung und Auslegung über den Horaz herausgegeben, fuhr mit fünf andern fort, die das ganze Werk vollendeten.

Die Arbeiten ſo von beyden Theilen auf dieſe folgten, ſind in ſo groſſer Zahl, und kamen ſo ſchnell auf einander, daß wir ſie nur anzeigen und nicht befürchten wollen, man werde uns ein Verbrechen daraus machen. Es gehe mit den Werken der Gelehrten von einem gewiſſen Range, wie mit den Thaten groſſer Feldherrn. Bey mittelmäßigen oder dunkeln Gegenſtänden muß man ja nichts auslaſſen, ſondern vielmehr durch die Richtigkeit der Erzählung einigermaßen das Verdienſt der Thaten erſetzen; bey den andern hergegen iſt es faſt genug, wenn man nur den Heerszug und das Lagerfeld beſchreibt. Sobald groſſe Thaten angekündiget ſind, ſo reden ſie ſelbſt, und ſind ihre eigenen Lobredner; und diejenige welche deren Werth durch ausgekünſtelte Lobſprüche zu erheben vermeynen, ſetzen ſie allezeit unter ihren erſten Ruhm hinunter.

Bisher haben wir geſehen, wie der Herr und die Frau Dacier in der Wahl der vorgenommenen Materien ihrem beſondern Geſchmacke gefolget ſind; es fehlete zur Schönheit ihrer Vereinigung nur noch, daß ſie auch gemeinſchaftlich an einem Werke arbeiten möchten, davon ſie die Ehre miteinander theilen könnten. Der Herr Oberpräſident von Harley; welcher ſie zärtlich liebte, ermahnte ſie dazu, und both ihnen ſelbſt die erſte Gelegenheit dazu, durch eine franzöſiſche Ueberſetzung der moraliſchen Betrachtungen des Kaiſers Marcus Aurelius Antoninus dar. Sie waren von dieſer Aufmerkſamkeit empfindlich gerühret, und da ſie ſeinem Verlangen auf eine eben ſo ſchmäuchelhafte Art nachkommen wollten, ſo erwählten ſie ſein Luſthaus **Meſnilmontant** zu dem Orte dieſer Arbeit. Daſelbſt überſetzten ſie die zwölf Bücher, welche im Griechiſchen dieſe Betrachtungen in ſich enthalten. Sie fügten Anmerkungen hinzu, die ſowohl ihrer als des **Mäcenas** würdig waren, der ſie antrieb, und ſetzten unter ſeinem Namen, dieſem Buche ein Leben des **Antoninus** vor, welches uns gewiſſermaßen über den Verluſt desjenigen tröſten kann, welches, wie man weis, dieſer Kaiſer ſelbſt aufgeſetzt hat. Alles dieſes ward zu **Paris** in zween Duodezbänden, zu Anfange des 1691. Jahres gedruckt, und in Holland zu Ende eben dieſes Jahres nachgedruckt.

Wenige Zeit darauf verlor Herr **Dacier** ſeinen Vater. Seine Erbſchaft, die ganz allein auf ihn fiel, erforderte eine Bemühung, zu welcher er die Frau **Dacier** noch geſchickter hielt, als ſich ſelbſt. Sie opferte auch ohne Verdruß das Vergnügen ihrer Zeitkürzungen der Nothwendigkeit auf, in ihres Mannes Geſchäfften nach **Caſtres** zu reiſen, und diejenigen welche die Briefe geleſen haben, ſo ſie ihm damals geſchrieben hat, reden davon, als von einem erſtaunlichen, und faſt unglaublichen Zuſammenfluſſe kleiner Streitigkeiten, in denen ſie verwickelt war; zärtlicher Empfindungen, welche durch die Abweſenheit in ihrem Herzen noch lebhafter wurden, und tiefſinnig gelehrten Anmerkungen über diejenigen Schriften, mit welchen ſie ihre müßigen Stunden vertrieb. Die Sammlung von dieſen Briefen und Herrn **Daciers** Antworten, würden beyder Charactere vortrefflich entdecken, und der Welt vielleicht um ſo viel lieber ſeyn, da ſie nicht für ſie geſchrieben ſind.

Herr **Dacier** dachte wohl, daß man ſeiner Frauen Abweſenheit bald verſpüren würde, und ihn darüber zur Rede ſetzen könnte; er entſchloß ſich alſo freywillig, für ſie zu bezahlen. Er gab kurz auf einander, **Ariſtoteles Poetik**, franzöſiſch überſetzt mit Anmerkungen heraus. Ferner eine dergleichen Ueberſetzung von des **Sophokles Oedipus** und **Elektra**, ebenfalls mit Noten, um durch das Beyſpiel und guten Erfolg des erſten tragiſchen Dichters, die Vortrefflichkeit der von dem Weltweiſen vorgeſchriebenen Regeln zu beweiſen. Endlich gerieth er auch in dieſer Art von Einſamkeit auf den Anſchlag, einer neuen Ueberſetzung von **Plutarchs** Leben berühmter Männer, ein, ſeiner Weitläuftigkeit wegen erſtaunliches Unternehmen, und welches um ſo viel kützlicher war, da alle Veränderungen ſo ſeit faſt 200 Jahren in der Sprache vorgegangen waren, die Hochachtung nicht hatten mindern können, ſo man gegen Amiots alte Ueberſetzung hatte.

Sein Begriff von ſeinen Zeiten indeſſen war ſo gut, daß er an ſeinem neuen Beſtreben nicht verzagte: er glaubte aber, er müſſe den Geſchmack der Welt, durch den erſten Theil, der wenigſtens ſechs Leben enthalten ſollte, zuvor genauer prüfen; und er hatte deren bereits zween fertig, als die Frau **Dacier** wiederkam. Sie theilten die vier übrigen mit einander, und das Stillſchweigen ſo ſie ſich über die Beſchaffenheit dieſer Theilung einander zuſagten, hat ihnen mit unendlichem Vergnügen den Genuß der Verſchiedenheit und Ungewißheit der Urtheile, über diejenigen von dieſen Leben verſchafft, die man einem, oder dem andern beylegte. So groß hatte die Gleichheit des Witzes und der Empfindungen, die Gleichheit ihrer Ausdrücke gemacht.

Eben dieſelbe Klugheit nach welcher Herr **Dacier** erſt mit einem einzelnen Theile vom **Plutarch** den Verſuch gemacht hatte, ſetzte ihn vor der Hitze des Beyfalls und Tadels in Sicherheit und bewog ihn, erſt eine geraume Zeit vorbey zu laſſen, ehe er über dem Schickſale ſeines Werkes die Stimmen einſammeln wollte.

Unterdeſſen überſetzte er die Werke des **Hippokrates**, welche im Franzöſiſchen noch fehleten, und die man viel lieber aus den Händen eines unparteyiſchen Dollmetſchers, als von einem mit Vorurtheilen eingenommenen Arzte empfieng.

Frau Dacier indeſſen, die ſich ſchon vorhin vorgeſetzt hatte, ihm die ganze Ehre vom **Plutarch** zu laſſen, wendete von dieſer Zeit an ihre Augen auf den **Homer**, den ſie mit den Neuern durch diejenige Dollmetſchung auszuſöhnen hoffte, mit welcher ſie ihren Lauf ſo rühmlich beſchloſſen hat.

Auf des **Hippokrates** Werke gab Herr Dacier den **Plato** heraus, den er auch franzöſiſch mit Noten überſetzte und ein Leben dieſes Weltweiſen hinzuthat: deſſen Vorſchriften von der Reinigkeit und Vollkommenheit der Seele uns noch ſchätzbarer ſeyn ſollten, als diejenigen, welche bloß die Geneſung und Geſundheit des Körpers betreffen.

Hierauf gab er des **Pythagoras** Leben, Symbola und güldnen Verſe des **Hierokles** Auslegungen über dieſe Verſe, nebſt des **Hierokles** Leben, und merkwürdige Anmerkungen über die Secte und Lehren der **Pythagoräer** heraus. Dieſes Werk eignete er dem Könige zu, als ein Denkmaal der Erkenntlichkeit, für die Gnade ſo Se. Maj. gehabt hatte, zu ſeinem Vortheile das Amt eines Bücherbewahrers im **Louvre** wieder zu erneuern.

Epiktets Handbuch und des **Simplicius** Auslegungen, ſchienen ihm eben der Sorgfalt würdig zu ſeyn, als **Hierokles** an des **Pythagoras** güldene Verſe gewandt. Auch dieſe zierete er mit **Epiktets** Leben aus, und fügte noch überdieß ein Handbuch, oder eine Sammlung von Sittenſprüchen dieſes Weltweiſen hinzu, ſo er aus **Arrians** Abhandlungen genommen, und fünf moraliſche Tractate eben dieſes **Simplicius**, die mit **Epiktets** Sätzen eine groſſe Aehnlichkeit hatten.

Zwiſchen dieſen zwey letzten Werken vom **Pythagoras** und **Epiktetus** aber, erſchien noch eine neue Ausgabe ſeines **Horaz** in zehn Bänden, die ihm von allen Enden abgefordert ward, und die er um ſo viel weniger verſagen konnte, da man ihn ohne ſein Wiſſen und wider ſeinen Willen, in Frankreich und andern Ländern, nachdruckte, oder vielmehr verſtellete: indeſſen daß in ſeiner Studierſtube ein zwanzigjähriges Bücherleſen, und eine eben ſo lange Erfahrung, alle Tage einen neuen Grad der Vollkommenheit hinzu gefüget hatten.

In dem Schooße dieſer arbeitſamen Stille, erwartete Herr Dacier das Urtheil der gelehrten Welt von der Folge ſeines **Plutarchs.** Bloße Lobeserhebungen hatten ihn nicht bewegt; man mußte ein lebhaftes und anhaltendes Bitten anwenden, um ihn in eine ſo weitläuftige Arbeit zu verwickeln. Alsdann übernahm er ſie mit Freuden, und das ganze Werk erſchien in vier Quartbänden zu Anfange des 1721 Jahres.

Die Nettigkeit ſeiner Ueberſetzungen und die Leichtigkeit, womit er denſelben alle Schönheiten einzuverleiben ſchien, die ſonſt von der Sprache der Römer und Athenienſer noch ſo unzertrennlich iſt, hatten ihm ſchon ſehr frühe die Thüre zur **franzöſiſchen Akademie** aufgethan. Er war in derſelben 1695. dem verſtorbenen Erzbiſchofe von **Paris, Herrn von Harley** gefolget. Wenige Zeit darauf ward er auch bey uns aufgenommen, und die öffentlichen Stimmen, welche in allen beyden die Frau Dacier an ſeine Seite wünſchten, würden vielleicht befriediget worden ſeyn: wenn nicht ihr Widerwillen gegen alle Arten der Ehrenbezeugungen noch ſtärker geweſen wäre, als das Stillſchweigen der Geſetze in einem Falle, den man ſo ſchwerlich voraus ſehen können.

Als Herr Dacier in dieſe Akademie der Aufſchriften trat, ſo beſtand ſie nur noch aus ſieben bis acht Perſonen, welche vornehmlich mit den Münzen zur Geſchichte des verſtorbenen Königes beſchäfftiget waren. Er trug ſo viel als irgend ein anderer zur erſten Ausgabe dieſes Werkes bey, und als die Verordnung von 1701. die Zahl der Mitglieder vermehrete, und die Uebungen derſelben in eine andere Form goß, ſo war er faſt der einzige von den Alten, die von der ruhigen Ehre eines Bejahrteten wenig gerühret waren, und zeigte ſich ſeinen neuen Mitbrüdern als ein Muſter der Arbeitſamkeit, des Eifers und der Gefliſſenheit. Unſere Nachrichten würden viel öfter davon Erwähnung thun, wenn nicht die mehreſten ſeiner Vorleſungen außerdem in größere Werke eingeſchaltet worden: wie er es ſelbſt in der Vorrede zu Pythagoras güldnen Verſen, und Epiktets Handbuche bekennet; und wie man auch noch in ſeiner Antwort an den P. Baltus, über den Platoniſmus der Kirchenväter, und in einigen andern nachgelaſſenen Werken ſehen wird.

Was die franzöſiſche Akademie betrifft, ſo hatte er ſich zu ihren Beſchäfftigungen ſo geſchickt und nothwendig gemacht, daß ihm nach dem Tode des Herrn Abts Regnier, das Sekretariat mit einhälligen Stimmen aufgetragen ward. Meine Erkenntlichkeit erlaubt mir auch nicht, zu verſchweigen, daß als man mich in dieſe erlauchte Geſellſchaft aufgenommen, Herr Dacier die Feyerlichkeit meiner Einführung übernahm, und durch eine ſo ernſthafte als gründliche Rede, vor den Augen der Zuhörer die Schwäche eines Menſchen bedeckte, welchen er liebte. Wenn indeſſen auf dieſem lebendigen Parnaſſe, allwo alle Stände vermiſcht ſind, das Andenken der akademiſchen Mitglieder noch einigen Glanz von der Würde ihrer Nachfolger ziehen könnte: wie vielen Vortheil würde nicht Herr Dacier daraus ziehen, daß ſeine erledigte Stelle ſogleich die höchſten Blicke an ſich gezogen, und dieſe Stunde eine der liebſten Beſchäfftigungen des erſten Staatsminiſters, Herrn Cardinals dû Bois iſt!

Uebrigens waren die gelehrten Arbeiten nicht die einzige Frucht von des Herrn Daciers Ehe mit der Frau Dacier. Sie hatten auch drey Kinder, einen Sohn und zwo Töchter.

Der Sohn, welchem die Muſen von der Wiegen an günſtig geweſen, gab ſo viel Hoffnung von ſich, daß er von

10 bis 11 Jahren, in welchem Alter er ſtarb, ſchon die beſten griechiſchen Schriftſteller kannte, und vielleicht alle durchleſen haben würde, wenn ſeine Anführer ſeiner heftigen Begierde nicht den Zaum gehalten hätten. In der Zeit da er mit der Frau **Dacier**, ſeiner Mutter, den **Herodot** las, welches zu geſetzter Stunde und in gewiſſem Maaße geſchah, mauſte er ihr einen **Polybius** weg, den er in der Stille für ſich allein las. Der Diebſtahl ward entdeckt, und im Hauſe ſo ernſthaft abgethan als ein Staatsgeſchäfft. Der Herr Oberpräſident von **Harley** hielt die Begnadigung des kleinen Verbrechers genehm, nachdem er ihn ſcharf befragt, und ſo viel herausgebracht hatte: **Herodot** wäre ein Zauberer, und **Polybius** ein ſehr verſtändiger Mann.

Die älteſte von den Töchtern gieng kurz darauf in das Nonnenkloſter zu **Lonchamp**, welches ſie durch ihre Gottſeligkeit noch immerdar erbauet; die andere aber, welche die Huldgöttinnen zum Troſte der Ihrigen gebildet zu haben ſchienen, ward ihnen ebenfalls im 18 Jahre entriſſen. Die Frau **Dacier** hat das Verdienſt dieſer liebenswürdigen Perſon, in ihrer Vorrede zur Ilias verewigt. Ein herrliches Grabmaal! welches weder der Eigenſinn, noch die Ungerechtigkeit der Menſchen, ja ſelbſt der Umſturz aller Völker nicht wird zernichten können.

Der Verluſt der Frau **Dacier** ſelbſt, war das letzte Unglück, welches der Zärtlichkeit ihres Gatten vorbehalten war, und dieſen bittern Fall erfuhr er im Auguſt des 1720 Jahres, als eben Plutarch zum Drucke fertig war. Die Blumen, ſo von allen Seiten auf ihr Grab geworfen wurden, trockneten ſeine Zähren nicht. Er überlebte ſie nur zwey Jahre; und nur in den letzten Monaten dieſes kläglichen Lebens, ſchien ſein Schmerz ſich ein wenig zu mildern: weil ihm eine ſüſſe Täuſcherey vorſtellte, er hätte eine andere Frau **Dacier** gefunden, mit welcher er ſich unter einem glücklichern Namen, und vortheilhaftern Umſtänden wieder würde verbinden können.

Indeſſen ward dieſes Blendwerk durch ein weſentliches Uebel vertrieben. Er bekam ein Geſchwür in der Bruſt, welches ſein Leben allmählich untergrub, und da es ihm nach und nach die Luſt benahm, ihn den 18 September in ſeinem 72 Jahre völlig erſtickte.

Eine gründliche Gottesfurcht, die ihm weniger ſchmäuchelte, als die Vertröſtungen der Aerzte, hatte ihn bewogen, einige Tage zuvor ſeine Beichte ſchriftlich aufzuſetzen, und dieſe Behutſamkeit war ihm ſehr heilſam. Denn nachdem er durch dieſes Mittel gebeichtet, empfieng er die Sacramente der Kirche, mit demjenigen brünſtigen Eifer, von welchem man in allen ſeinen Auslegungen über die Sittenlehren der heidniſchen Weltweiſen, ſolche deutliche Spuren findet.

XXXII.

Lebensumſtände

des Herrn Abts Maſſieu, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern, 1723 vorgeleſen.

Wilhelm Maſſieu war den 13 April 1665 zu Caen gebohren, und ward mit aller der Sorgfalt erzogen, die die Umſtände ſeiner Familie verſtatten wollten, welche gar nicht reich, aber voll gutes Willens und Ehrliebe war.

Als die Vernunft anfieng, ihm ſeine Studien aufzuklären, ſetzte er ſich ſeine berühmten Landsleute, einen Malherbe, Sarazin, Bois-Robert, Bochart und viel andere zu ſeinen Muſtern aus: zu deren Ehren er auch damals kleine lateiniſche Gedichte gemacht haben ſoll.

Im 16 Jahre erlaubten ihm ſeine Aeltern nach Paris zu gehen, und die Philoſophie von neuem zu lernen. Dieß geſchah bey den Jeſuiten, die ihn gar bald unter der Menge ihrer Schüler gewahr wurden, und mit Vergnügen der Begierde wichen, die er bezeigte, in ihren Orden zu treten: in welchem man keine andern Güter als die Schätze des Witzes und der Sitten, ſucht und kennet.

Sobald ſein Probejahr zum Ende gieng, ward er, nach der Gewohnheit dieſes Ordens, beſtimmet, in irgend einer Schule die Sprachen zu lehren, und man ſchickte ihn nach Rennes, allwo er bis an die Redekunſt lehrte: worauf er nach Paris zurück kam, um ſelbſt die Gottesgelahrheit zu lernen.

Zu dieſer ſchweren und erhabenen Wiſſenſchaft ſchien er inſonderheit gebohren zu ſeyn. Deutlichkeit, Tiefe, Gründlichkeit, alles zeigte in ihm zum voraus, einen ſo groſſen Gottesgelehrten, daß ſeine Obern wünſchten, er möchte ſich einzig darauf legen, einer zu werden. Sogleich glaubte er um die Hälfte unfähiger darzu zu ſeyn, und ward es auch vielleicht in der That. Die Liebe zu den muntern und ſinnreichen Wiſſenſchaften, die er in dem vertrauten Umgange mit dem **P. Rapin**, **Bouhours** und **Commires** erlangte, ſeufzte bey dieſem Zwange, und rief ihn wieder in die Welt, zu ſeinem erſten Stande zurück.

Seine Gaben machten ihn bekannt, und erwarben ihm die Freundſchaft eines Mannes, der eben ſo fähig war, Beyſpiele der Freundſchaft zu geben, als geſchickt, deren Grundſätze auszuforſchen. Herr **von Sacy** nahm den Herrn Abt Maſſieu bey ſich auf, welcher aus Erkenntlichkeit, bey der Erziehung des jungen Herrn **von Sacy**, ſeines Sohnes, die Stunden beſetzte, die die Weltgeſchäffte ſeinem Herrn Vater raubeten. Er ſchrieb ihm eigene Tractate von der Sphäre, Erdbeſchreibung, Geſchichte; und unterließ nichts, was ſeinen Geiſt mit gründlicher Kenntniß zieren konnte, davon der gemeine Schlag der Lehrmeiſter, nur einen ſehr ſeichten Begriff ertheilet, und ſelber keinen beſſern hat.

Des Herrn **von Sacy** Freunde wurden auch des Herrn **Maſſieu** ſeine, und unter denſelben Herr von **Tourreil**; welcher wegen ſeiner Ueberſetzung vom Demoſthenes, die Beyhülfe einer klugen Critik ſuchte: dieſer nun gewann den Herrn Abt **Maſſieu** ſo lieb, daß er gar nicht ohne ihn ſeyn konnte.

Damals hatten die Penſionaires **der Akademie Aufſchriften** im Gebrauche, wenn irgend ein **Zuhörer**platz offen war, wechſelsweiſe ſolche Leute zu erwählen, deren Geſchicklichkeit ihnen bekannt war; und im 1705. Jahre bediente ſich Herr von Tourreil dieſes Vorrechts, im Abſehen auf den Herrn Abt Maſſieu: welchem nichts als eine ſolche Stelle fehlte, um ſogleich zu zeigen, wer er wäre. Man lernte ihn gleich in der erſten öffentlichen Verſammlung, nach ſeiner Aufnahme kennen; in welcher er eine Abhandlung vom Nutzen der Dichtkunſt verlas, die noch weit vom Ende war, als es ſchon fünfe ſchlug. Es war eben der dritte Tag nach dem Martinstage; es war faſt Nacht und regnete ſogar. Die Zuhörer vergaßen die Stunde, die Zeit und Witterung: ſie zwungen uns durch ein ſchmäuchelhaftes Murmeln, ſitzen zu bleiben, und ihn ausleſen zu laſſen: der nach einer langen halben Stunde, ihnen noch zu früh aufhörete.

Die Folge ſtimmte mit dieſem Vorſpiele überein, wie ſchnell er ſeinen Lauf in der Akademie nehmen würde. In der That ward er innerhalb ſieben bis acht Monaten Beyſitzer derſelben, und bekleidete bereits zu Anfange des 1710 Jahres eine beſoldete Stelle.

In eben dieſem Jahre bekam er eine königliche Profeſſion der griechiſchen Sprache, und den Tag, da er ſie antrat, hielt er von den Schönheiten dieſer Sprache eine lateiniſche Rede, deren ſich die beſten Jahrhunderte nicht geſchämt haben würden. Man glaubte, einen Römer von Auguſts Hofe zu hören, der, da er ſeinen Sohn nach Athen ſchickt, ihm alle Vortheile erkläret, die er auch noch in dieſem alten Sitze der Wiſſenſchaften, der Höflichkeit und artigen Sitten finden könnte.

Seine Lehrſtunden wußte er nützlich und berühmt zu machen, weil er den beſten Schriftſteller zur Erklärung vornahm. Dieſes war Pindar, deſſen mehr berühmte, als bekannte Schönheiten, bisher alle Ausleger verwirret oder Lügen beſtraft hatten. Man mußte des Herrn Abts Maſſieu Geſchmack und Kenntniß beſitzen, um ihm unter uns alle die Eigenſchaften wieder zu geben, welche Quintilian ihm vorzüglich beylegt; die Erhabenheit des Geiſtes, die Pracht der Schreibart, die Verſchiedenheit der Figuren, und die gewaltige Menge der Sachen und Worte, welche allezeit mit einer majeſtätiſchen Eilfertigkeit fließen.

Die zwo olympiſchen Oden, welche man mit ſeiner Ueberſetzung, und ſeinen Noten im ſechſten Bande unſerer ausführlichen Schriften findet, würden ganz allein für dieſe Wahrheit bürgen: welche ſchon damals durch die Abſichten beſtätiget ward, ſo die franzöſiſche Akademie beſtändig auf ihn richtete, und zwar vier oder fünf Jahre nacheinander, ſo oft ihr ein Mitglied fehlte; und es ſchien, ſie zauderte nur deswegen ſo lange, um ſich ihn noch auf eine beſondere Art zu verbinden. Herr von **Tourreil**, ſein bekannter Freund wünſchte eifrig, ihn darinn zu wiſſen: allein ganz beſondere Umſtände hatten ſeinem Beſtreben allezeit widerſtanden. Endlich ſtarb er; und ſogleich nach ſeinem Tode, erhielten des Herrn Abts **Maſſieu** Verdienſte allein, dasjenige, was die eifrigſten Beſtrebungen bis dahin nicht hatten ausrichten können.

Der ſterbende Herr von **Tourreil** überließ ſeinem Eifer noch etwas anders, welches ihm unfehlbar eben ſo ſehr am Herzen lag; nämlich ſeine neue Ausgabe der Demoſtheniſchen Reden. Der Herr Abt **Maſſieu**, als ein treuer Verehrer ſeines Freundes, hat weder Zeit noch Mühe geſpart, dieſes anvertraute Gut der Hochachtung der gelehrten Welt noch würdiger zu machen. Er hat alles was dieſer Ausgabe noch fehlete, überſehen und ergänzet, und alles zuſammen genommen was er noch von ſeinen andern Werken auftreiben können. Dieſe Sammlung macht zween Quartbände aus, die im 1721. Jahre herauskamen, und von einer Vorrede begleitet wurden, darinnen durchgehends eine männliche Beredſamkeit herrſchet, die dem gekünſtelten Zwange der neuern Schreibart ſo ſehr entgegen geſetzt iſt; eine Critik, die den wahren Schönheiten ihren Werth ertheilet, und darinn ſolche Empfindungen hervor leuchten,

ten, die der Menſchheit nicht minder Ehre machen, als den Wiſſenſchaften.

Sein Herz war durch verſchiedene Glücksfälle geprüfet, aber im mindeſten nicht verändert, oder niedergeſchlagen worden. Gleich bey ſeinem Eintritte in die Welt, hatte er geſehen, daß es ihm an allem, auch ſogar am nothwendigſten fehlte; und dieſer betrübte Gedanken hatte ihn bey dem erſten Aufenthalte, den das Glück ihm darboth, gelehret, durch ein arbeitſames Zurathehalten, die Furcht vor einer dergleichen Noth zu vermeiden. Er ſammlete ſich daher von den Früchten ſeiner Arbeit, ein hübſches Capital, und legte es ſo gut an, als er konnte. Kurz darauf wurden dieſelben Hände, die er für ſo ſicher gehalten, unglücklich oder untreu. Er erſchrack darüber ſo ſehr, als ob ein ſolches an ihm zum erſtenmale geſchähe, und redete mit einer erſtaunlichen Treuherzigkeit davon; allein übrigens war er ſo wenig davon gerühret, als ob er nichts verloren hätte, da er alles verlor.

Als er in dieſe Akademie war aufgenommen worden, und die gute Aufnahme ſeiner Werke ihm einen Namen zu machen anfieng, ward er von vielen Perſonen geſucht, deren Aemter und Anſehen ihm große Hoffnungen hätten erfüllen können. Der Eidam des Miniſters der Finanzen, Herr von Bercy, der ſelbſt eine Art von Miniſter vorſtellte, weil das ihm anvertraute Departement ſo weitläuftig war, bath ihn, er ſollte zu ihm ziehen. Er ſah daſelbſt was man täglich ſieht, geſchwinde und wichtige Glücksfälle: allein er ließ an ſich ein ſeltenes Beyſpiel der Mäßigung blicken; er blieb mäßig, beſcheiden und ruhig, mitten unter dieſem begierigen Wirbel, und war vielleicht der einzige, dem eine unverſehene Veränderung keine andern Seufzer koſtete, als die er der Hochachtung und Freundſchaft ſchuldig war.

Die letzten Jahre ſeines Lebens waren noch von andern Anfällen beunruhiget, die dieſem Philoſophen noch mehr Ehre machen. Er bekam ſehr oftmalige Anfälle von der Gicht, und dieſe Anfälle waren nur die Vorbothen, zweener Staare, die ihn völlig blind machten. Er ertrug indeſſen den Verluſt ſeines Geſichtes mit eben der Geduld, womit er ſein erworbenes Geld verſchmerzet hatte. Er war deswegen bey unſern Verſammlungen noch eben ſo fleißig zugegen, und uns eben ſo nützlich; ja, da nach dreyen Jahren dieſe Staare zur Reiſe gekommen, und zum Stechen geſchickt waren, ſo war er zufrieden, daß er dadurch nur ein Auge wieder bekam, welches zu ſeinen Arbeiten genug war: er konnte ſich nicht entſchließen, noch ſechs Wochen, oder zween Monate Zeit auch an das andere zu wenden, welches er, wie er ſagte, im Vorrathe, und als eine Zuflucht in einem neuen Unglücksfalle behalten wollte.

Dieſes nun verzögerte den Druck der Werke des Herrn Tourreil überaus, den er übernommen hatte, und dem ſeine Freundſchaft ohne Bedenken, vor ſeinen eigenen den Vorzug gab. Der wichtigſte Verluſt aber, ſo die Welt durch dieſen Unfall erlitten, iſt, daß er den Herrn Abt Maſſieu gehindert hat, die letzte Hand an ſeinen franzöſiſchen Pindar zu legen, deſſen Ueberſetzung gleichwohl vollendet iſt; die Noten aber ſind kaum auf den dritten Theil gekommen.

Noch ein ander Werk, welches er unvollkommen hinterlaſſen, iſt die Geſchichte der franzöſiſchen Dichtkunſt, die er von ihrem Urſprunge bis auf Franciſcus des erſten Zeit geführet hat, und noch bis auf die Corneillen und Racinen fortſetzen wollen. Vor dieſer Geſchichte, ſollte eine Abhandlung von dem Gebrauche der Poeſie zu ſtehen kommen, deren wir ſchon gedacht haben, und welche im II. Bande der ausführlichen Schriften dieſer Akademie, nebſt ſeinen Abhandlungen von den gelobten Schilden und den Schwüren der Alten, wie auch einer Vergleichung vom Homer und Plato gedruckt iſt. In dem IV. und VI. Bande findet man, außer den pindariſchen Oden, von denen bereits geredet worden, noch andere Abhandlungen von ihm, von den Gratien, von den Heſperiden, und von den Gorgonen. Alle ſind in einer netten, richtigen, und glänzenden Schreibart abgefaßt, wenn die Materie es erlaubt; die wie es ſcheint, mehr zum überreden, als zum gefallen, gemacht iſt, und folglich nothwendig beydes wirken muß. Aus ſeinen Händen kam nichts nachläßiges: er bereitete ſich zu ſeinen Lehrſtunden im königlichen Collegio eben ſo zu, als ob er daſelbſt ſeine Lehrer vor ſich ſitzen gehabt hätte, und ließ ſich auch an ſeinen mindeſten Arbeiten die letzte Mühe nicht dauren, die deren Kunſt unter dem Anſcheine der leichten Natur verbirgt. Er kannte und wies in ſeinen Arbeiten die Zauberkünſte der Dichtkunſt, viel zu gut, als daß er hätte zweifeln ſollen, es fehle ihm an der Geſchicklichkeit dazu: man darf auch die Seltenheit ſeiner Gedichte bloß ſeiner außerordentlichen Beſcheidenheit zuſchreiben. Man erinnert ſich hier noch eines lateiniſchen Gedichtes ſo er uns einmal über den Caffee vorgeleſen; und deſſen Schönheit die Nachwelt hintergehen könnte, wenn Horaz und Virgil dieß Getränke gekannt hätten.

Von was für Art, und wie ſchätzbar indeſſen ſeine hinterlaſſenen Werke auch ſeyn können: ſo hat doch das Vermächtniß derſelben an den Herrn von Sacy glücklicher Weiſe für deren Sicherheit und Ehre geſorgt.

Er ſtarb am Schlage den 26 September in ſeinem 58. Jahre.

XXXIII.

Lebensumſtände

des Herrn Marquis von Beringhen, in der öffentlichen Verſammlung nach Martin 1723. abgeleſen.

Jacob Ludwig von **Beringhen**, Graf von **Chateau-Neuf** und **du Pleſſis Bertrand**, Herr von **Arminvilliers**, Ritter der Orden des Königes, Oberſtallmeiſter Sr. Maj. und Statthalter der Citadellen zu **Marſeille**, ward zu **Paris** im kleinen **Palaſt Bourbon** den 20 **Octob.** 1651 gebohren.

Seine aus dem Herzogthume **Geldern** urſprüngliche **Familie**, kam unter **Heinrichs** des IV. Regierung, ſich in Frankreich niederzulaſſen: welcher **Petern von Beringhen**, einen Großvater des unſrigen, in wichtigen Geſchäfften bey den deutſchen Fürſten brauchte. Sein Sohn, **Heinrich**, Graf von **Beringhen**, fürchtete er möchte ſich bey dem Cardinale von **Richelieu** verdächtig gemacht haben, weil er ſich ſeiner Liebe zu **Ludwigs** des XIII. Perſon gar zu ſehr merken laſſen. Er entfernte ſich alſo von Hofe, gieng in ſchwediſche und dann in holländiſche Dienſte, die damals unſere Bundsgenoſſen waren, und that ſich dermaßen hervor, daß er Hauptmann der Leibwachen des großen **Guſtavs**, einige Zeit vor der Schlacht bey **Lützen**, geworden war, in welcher dieſer Monarch blieb; und daß er **Friedrich Henrichs** Prinzens von **Oranien** geharniſchten Reitern vorſtund, welches der berühmteſte Feldherr ſeiner Zeit war, als der Cardinal von **Richelieu** ſtarb. Der König rief ihn ſogleich zurück, und belohnte eine ſo ruhmvolle, als ungern

gern unternommene Abweſenheit, gleich einer Folge ſeiner Treue. Bey ſeiner Rückkunft vermälte er ſich mit Annen Düblee von Uxelles, einer Tochter des Marquis von Uxelles, Unterfeldhauptmanns der königlichen Kriegsheere, welcher in der Belagerung vor Grävelingen an ſeinen Wunden, wenige Zeit hernach geſtorben, als er zum Marſchalle von Frankreich, und Ritter des heil. Geiſtordens war erkläret worden; zwo Ehrenſtellen, mit welchen ſich das Glück und die Tapferkeit bey dem Herrn Marſchalle von Uxelles, ſeinem Sohne, beſſer vertragen haben.

Aus dieſer Ehe nun, ward der Ritter von Beringhen gebohren; denn, weil er nicht der älteſte war, ſo machte man ihn von der Wiege an zum Malteſerritter. Er ward im väterlichen Hauſe mit aller Sorgfalt erzogen, die ſein Stand, ſeine Beſtimmung, und ſeine Gemüthsgaben erheiſchten, die ſich faſt von der Kindheit an bey ihm äußerten. Mit dem Lateine zugleich erlernte er die meiſten lebendigen Sprachen, ſo er einmal brauchen konnte; man brachte ihm auch die Meßkunſt, inſonderheit das Zeichnen und den Feſtungsbau bey; endlich that er ſeine Kreuzzüge mit allem möglichen Glücke. Sie waren aber kaum zum Ende, als ſie ihm auch unnütz wurden, zum mindeſten in Anſehung der Abſicht, weswegen er ſie unternommen hatte. Sein älteſter Bruder, Marquis von Beringhen, ward von einer Canonenkugel getödtet, da er in die Laufgräben vor Beſanzon trat, und an der Spitze des Kronprinzlichen Regiments ſtand, ſo er anführete. Dieſer war ein Herr, der die größte Hoffnung von ſich gab, und einer von denen, die Herr Boileau, in ſeinem Schreiben an den König, wegen des Ueberganges über den Rhein, unter denen vornehmen Freywilligen nennet, die ſich zuerſt unerſchrocken in den Fluß geſtürzet haben:

> La Salle, Beringhen, Nogent, d'Ambre, Cavois,
> Fendent les Flots tremblans ſous un ſi noble Poids.

Nach dieſem Verluſte, war der Herr Marquis von **Beringhen** die einzige Stütze ſeines Hauſes. Er trat aus dem **Malteſerorden**, der König gab ihm ein Regiment zu Pferde, und dann die Standarte bey den burgundiſchen Gensdarmes: und da einige Jahre darauf der Friede zu **Nimwegen** geſchloſſen ward; ſo zog ihn Se. **Maj.** noch näher an Dero Perſon: indem Sie ihm die Anwartſchaft auf das Oberſtallmeiſteramt gaben, welches ſein Herr Vater von **Ludwigs** des XIII. Zeiten her bekleidete.

Der Herr Oberſtallmeiſter, welcher nur ungefähr 26. bis 27. Jahre alt war, und in einem ſo frühzeitigen Alter, bereits den völligen Ruhm, eines redlichen, geſchickten und beherzten Mannes genoß, der nur einem edelgeſinnten Kriegsmanne ſchmäucheln kann, fand in dieſem neuen Dienſte, eine um ſo viel angenehmere Belohnung, an der Hochachtung und dem Vertrauen ſeines Herren. Er verband unter andern, mit einer lebhaften und verſchwiegenen Scharfſichtigkeit, eine Richtigkeit, eine Klugheit und eine Thätigkeit, die um ſo viel liebenswürdiger war, weil ſie gar nicht das Anſehen des Zudringens hatten; und ſo wie der Hof damals beſchaffen war, wurden dieſe an ſich ſelbſt ſchon ſchätzbaren Eigenſchaften, noch um ein großes erhoben. Man erkannte ihn bey dem erſten Ritterſchlage des heil. **Geiſtordens**, die der König unternahm. Er ward einer von den neuen Rittern, ungeachtet Herr von **Beringhen** der Vater, welcher noch lebte, es nur bey dem letzten Ritterſchlage geworden war: und dieſe Ehre, welche auch durch eine einzige Perſon eine zahlreiche Familie anſehnlich machen kann, noch niemals zu gleicher Zeit bey Vater und Sohn war geſehen worden; die einer dem andern, ſo zu reden, die ganze Familie, oder zum wenigſten die einzigen des Namens im Königreiche waren.

In eben dieſem 1688. Jahre, ward er der Königinn von England entgegen geſchickt, die nach Frankreich flüchtete. Er empfieng ſie zu **Boulogne** auf der See, mit ſo vieler Höflichkeit und Fürſorge, daß ſie darüber ihre Unglücksfälle hätte vergeſſen können, wenn ſie geringer geweſen wären, und er begleitete ſie bis nach St. Germain en Laye.

Als nun der Krieg unmittelbar darauf wieder angieng, und der König die Anführung ſeiner Heere ſelbſt übernahm, ſo folgte ihm der Herr Oberſtallmeiſter, nicht nur nach der Pflicht dieſes Amtes, ſondern auch auf ausdrücklichen Befehl, und mit einem ſo weſentlichen Vorzuge, daß er auf den Reiſen und bey den Zügen, allezeit bey dem Könige allein im Wagen ſaß. Seine Beſcheidenheit ſeufzete oftmals über dieſer Ehre, die nur gar zu geſchickt war, die Eiferſucht der andern Hofleute zu erregen: wiewohl ſie auch anderntheils dadurch beſänftiget ward, weil er wußte, daß ſie ſeine Uneigennützigkeit und Tugend kannten. Indeſſen war doch dieſe allezeit beneidete Ehre, vieleicht an ſich ſelbſt deſto gefährlicher. In dieſen langen, beſtändigen und faſt abgezwungenen Geſprächen, kann ein Prinz, welcher ſchon lange geübt iſt, die Gemüther und Herzen auszuforſchen, alle Arten der Verdienſte gar bald erſchöpfen, deren Anblick ihn, bey glücklichen Umſtänden und Zeiten, ſtutzig gemacht haben würde. Der Herr Oberſtallmeiſter war dieſer Probe gewachſen; und hielt ſie ſo vortheilhaft aus, daß, als nachmals der Dauphin als Feldherr nach Flandern gieng, der König ihm eben denſelben, als einen Mann mitgab, auf den er ſich verlaſſen, den er in ſchwierigen Fällen zu Rathe ziehen könnte. Als endlich der Herzog von Burgund das erſtemal nach Paris kam, ſo hatte er Befehl vom Könige, daſelbſt den alten Herren von Beringhen zu beſuchen, und zu umarmen, als einen ehrwürdigen Greis; deſſen Körper unter der Laſt großer Thaten und hoher Jahre gekrümmt worden, deſſen Geiſt aber allezeit geſund und unverletzt war, und dieſe letzte Probe der Gnade ſeines Landesherrn nur noch zu erwarten ſchien.

Die ungemeine Hochachtung und das allgemeine Anſehen, in welchem der Herr Oberſtallmeiſter ſtand, erhellten noch deutlicher aus demjenigen, was ſich zu Anfange des 1707 Jahres zugetragen. Man war in der größten Hitze des Krieges, und die durch den glücklichen Erfolg des letzten Feldzuges ermunterten Feinde, hielten ſich zu allen Unternehmungen berechtiget. Ein Theil ihrer Partey, nur aus dreyßig Mann beſtehend, aber faſt lauter Officier, hatte ſich in verſchiedene kleine Haufen vertheilet, und erkühnten ſich vor die Thore der Hauptſtadt zu kommen, und ſich zwiſchen **Paris** und **Verſailles** auszubreiten, um irgend einen von unſern Prinzen aufzuheben. Den 24 März, merkten ſie des Abends zwiſchen 6 und 7 Uhr, auf der Seviſchen Brücke, eine Kutſche mit ſechs Pferden, nebſt dem königlichen Wapen und der Livrey. Sie gaben das verabredete Zeichen; ihre kleinen Haufen verſammleten ſich und ſie umringten den Wagen bey dem Eingange in die Ebene. Der Herr Oberſtallmeiſter ward den Augenblick weggeführet, und man erfuhr dieſe Begebenheit erſt durch die Rückkunft ſeiner Leute, die man ſelbſt eine lange Weile aufgehalten hatte. Sobald es der König erfuhr, ſchickte er einen Gefreyten mit zwanzig Mann Wache ab. Herr von **Chamillart**, der zu **Leſtang** war, bekam Befehl den Statthaltern der feſten Plätze Befehle zuzuſchicken; die andern Staatsſecretäre fertigten ein jeder in ſeinem Sprengel eilende Bothen ab; die Bedienten des kleinen Stalls warfen ſich auf die Pferde. Eine Menge vornehmer Herren und guter Freunde des Herrn Oberſtallmeiſters thaten ein gleiches; und einige nahmen den Weg nach Flandern, andere nach Deutſchland, andere endlich nach den benachbarten Küſten zu, indeſſen daß die Straßenrichter des offenen Landes, die Dörfer und Wälder durchſuchten. Der Eifer und die Klugheit der Menſchen konnte nicht höher getrieben werden, als hier; allein der Parteygänger, hatte als ein erfahrner Mann, das Lärmen und die Folgen einer ſolchen Entführung wohl zuvor geſehen, und folglich nichts verabſäumet, ſeiner Zuflucht ſicher zu ſeyn. Nur ein unvermuthetes Hinderniß, und worauf er am mindeſten gekommen war, betrog ſeine Wachſamkeit; nämlich die zärtliche Ehrerbiethung ſo ſein Gefangener ihm abdrang. Er hatte ihm ſogleich, bey der Bedrohung des Todes die Nothwendigkeit einer eiligen Flucht vorgeſtellet, wozu ſchon die unterlegten Pferde allenthalben fertig ſtunden, und der Herr von Beringhen willigte nach allem ſeinem Vermögen darein. Der Parteygänger hingegen, welchen, ich weis nicht was für ein Trieb zurück hielt, ließ allmählich nach; als ob er für die Geſundheit eines Menſchen beſorgt wäre, den er nie geſehen, und den er gleichwohl als einen Feind aufgefangen hatte. Er kam ihm mit Verſchonungen zuvor, die dieſer nicht einmal begehret haben würde; er ließ ihn im Walde zu **Chantilly** drey ganze Stunden ausruhen, und ſuchte ihm einen Poſtwagen auf, um ihn mehr zu ſchonen. Dadurch nun ward die Zeit und Ordnung der Flucht gänzlich geſtöret. Die Franzöſiſchen Beſatzungen, welchen dieſe Entführung ſchon kund war, ſtunden bereits im Felde, und Herr von **Beringhen** ward einige Meilen vor Ham, den Feindlichen wieder abgenommen. Er ſchlief ganz geruhig in ſeinem Wagen, als ein Quartiermeiſter von dem **Livryſchen** Regimente, nebſt drey Mann, die Leute angriff ſo ihn begleiteten, und ſie ſo viel leichter ſich zu ergeben zwang, da ſie ſahen, daß ſie bald von allen Seiten würden angefallen werden. Das erſte, wozu Herr von **Beringhen** ſeine Kenntniß und Freyheit anwendete, war, daß er dem ganzen feindlichen Haufen, das Leben und ein gelindes Verfahren mit ihnen auswirkte.

Darauf kam es auf die Frage an, ob nämlich der Anführer und ſeine Begleiter, wirklich als Kriegsgefangene, oder als Uebelthäter angeſehen werden ſollten; die, da ſie die geheiligte Wohnung der Könige verletzt, im Sinne gehabt hätten, den König mitten in ſeinem Schloſſe anzugreifen: und die Entſcheidung ſchien gar nicht zweifelhaft zu ſeyn. Allein der Herr Oberſtallmeiſter wandte alles ſein Anſehen an, ſie zu verhindern. Man ſtrafte ſie gar nicht: ſie wurden mit lauter Feyerlichkeiten und Schauſpielen aufgehalten,

gehalten, wozu alles gelaufen kam, um ſie ſelbſt zu ſehen, und gleichſam deſtomehr von des Herrn **von Beringhen** Rückkunft überzeugt zu werden. Endlich ſchickte man ſie mit guten Päſſen verſehen wieder heim, und überhäufte ſie noch mit Geſchenken, die mehr austrugen, als ein bloßes Löſegeld.

Die Verdienſte und Gaben des Herrn **von Beringhen** währeten nicht nur eine Regierung hindurch; und waren viel zu bekannt, daß der Herzog Regent ſie hätte vernachläßigen ſollen. Er ward ſogleich zum Rathe in dem Rathe des innern Königreichs ernannt, und hernach gab man ihm noch beſonders, die Aufſicht über die Brücken und Dämme; oder man ſetzte ihn vielmehr dieſer Aufſicht vor, die faſt ganz vergeſſen war, und unter ſeinen Anſtalten, nach und nach wieder durch nützliche Arbeiten, und eine getreue Verwaltung, den alten Glanz erlangte, den ſie, wie man weis, zu Rom unter den erſten Verweſern der Republik gehabt hat.

Wir haben in dem **erſten Theile der Geſchichte** dieſer **Akademie** erwähnet, daß ſie im Anfange, und da ſie nur noch aus fünf oder ſechs Mitgliedern beſtanden, die aus der **franzöſiſchen Akademie** genommen waren, hauptſächlich mit der Arbeit beſchäfftiget geweſen, die Zeichnungen zu den königlichen Tapeten anzugeben, und die verſchiedenen Werke der Maler und Bildhauer zu erfinden, womit man **Verſailles** verſchönern wollte. Es mußten die Wahl und Ordnung der Bildſeulen, Gefäſſe und Gruppen angeordnet; die Zierrathe der Springbrunnen, Buſchwerke und alles überlegt werden, was zur Ausputzung der Gemächer und zur Verſchönerung der Gärten diente. Wir hätten dort noch ſagen können; und nicht ſowohl die Furcht vor einer Ausſchweifung, als die Beſcheidenheit des Herrn Oberſtallmeiſters verhinderte uns damals daran: daß er ſelbſt, in ſolchen Sachen, dem Könige ſtatt einer kleinen Akademie war, der zuweilen auf ſeine Stimme ſo eiferſüchtig war, daß wenn in deſſen Abweſenheit, ein **le Brün**, **Girard**, **le Nautre** und **Manſard**, Sr. Maj. etwas von ihrer Arbeit zeigten, welches Denenſelben gefiel, Sie zu ſagen pflegten: **mir ſcheint es recht ſchön zu ſeyn, und dem Herrn Oberſtallmeiſter wird es unfehlbar wohl gefallen.**

Ein Menſch deſſen Geſchmack ſo gewiß, ſo zärtlich und gültig war, konnte den Wünſchen der Akademie nicht entwiſchen, als es dem Könige gefiel, ſie bis auf 40 zu vermehren, unter welchen zehn Plätze für Ehrenmitglieder waren. Der Herr Oberſtallmeiſter bekam einen davon und ungeachtet es ihm faſt unmöglich war, daß er kommen und ihn in Beſitz nehmen konnte; indem er beſtändig mit dem Dienſte um den König beſchäfftiget war. Ja da auch der Gegenſtand der Arbeiten dieſer Geſellſchaft unendlich verändert und ſehr erweitert worden, ſo war er uns doch nicht unnützlich: denn er war ſo zu ſagen, unſer Mitglied bey Hofe, und verwaltete daſelbſt, faſt allein, alle Beſchäfftigungen der ehemaligen Akademie.

Die Malerey, die Bildhauerkunſt, das Kupferſtechen, alle Künſte überhaupt, verehrten ihn um die Wette, und um ſo viel rühmlicher, je weniger er es begehrete. Er hatte nebſt einer vortrefflichen Bücherſammlung, die ſchönſte und weitläuftigſte Sammlung von Kupferſtichen, die man nur kennet; und dieſer weitläuftige Schatz war für ihn nicht, wie für ſo ſehr viel andere Menſchen, eine bloß eitele und praleriſche Neugierde. Die Wahl jedes Stückes zeigte ſeine Kenntniß an, und die ſonderbare Ordnung, darein er ſie geſtellt hatte, zeigte, wie er ſie zu brauchen wußte. Unter ſeinen Händen war dieſes eine lebendige Bibliothek, welche auch ſelbſt diejenigen unterrichtete, die ſich daran nur ergetzen wollten; eine Bibliothek, die ſich in viel minderer Zeit eröffnete, als man in einer andern zur Durchforſchung eines einzigen gedruckten Buches würde gebraucht haben; und die, da ſie ſogleich durch die Augen den Verſtand traf, in demſelben, wie Horaz ſagt, ſichere und getreuere Spuren zurück ließ, als diejenigen ſind, welche ein flüchtiger Ton durch die Beyhülfe der Ohren, wirket.

Und ſo war, nach dem gemeinen Beſten, und nach den Pflichten des bürgerlichen Lebens, der Gegenſtand beſchaffen, welcher den Herrn Oberſtallmeiſter am meiſten rührete. Denn was das gemeine Beſte betrifft, ſo glaubte er, es ſey nicht genug, ſelbiges nur allem vorzuziehen, ihm ſeine Zeit und Ruhe aufzuopfern; er ſetzte auch, wenn es die Noth erforderte, noch ſein eigen Vermögen hinzu: und auf ſolche Weiſe hat er den kleinen Stall in ſchwierigen Zeiten erhalten, und bey anderer Gelegenheit, die Mäßigkeit der gewöhnlichen Beſoldungen, aus ſeinem eigenen Beutel vergrößert. So hat er auch noch bey Erbauung, oder Ausbeſſerung öffentlicher und wichtiger Werke, zuweilen diejenigen, welche einen hartbedungenen Contract treulich ausgeführet, ſchadlos gehalten, oder dasjenige noch einmal machen laſſen, was zwar nicht ganz ſchlecht war; aber doch durch ein abermaliges Beſtreben, noch einen höhern Grad der Dauer und Vollkommenheit erlangen konnte.

Die Pflichten der bürgerlichen Geſellſchaft leiſtete er eben ſo eifrig. Er war ein liebreicher Vater und Ehegatte, ein großmüthiger treuer Freund; er hatte ein zärtliches mitleidiges Herz, allezeit bereit gute Dienſte zu leiſten, und welches niemals glaubte, daß es ihm beſſer damit gelungen ſey, als wenn er ſie vor denen, welchen er ſie geleiſtet hatte, verheelen konnte. Er übte gewiſſe geſetzte Wohlthaten, er übte deren auch außerordentliche aus, denen er gemeiniglich keine andere Gränzen ſetzte, als ſeine Kräfte; und ſie niemals höher ſchätzte, als wenn er ſelbſt dadurch um einige perſönliche Bequemlichkeiten gekommen war.

Seine Standhaftigkeit und Gottesfurcht, haben ſich vornehmlich bey den heftigen Schmerzen ſeiner letzten Krankheit geäußert, die faſt ein Jahr gewähret hat, und an welcher er den 1. **May**, mitten in ſeinem 72 Jahre geſtorben iſt.

Im 1677 Jahre hatte er **Marien Eliſabeth von Aumont**, eine Großtochter des Marſchalls **von Aumont**, und des Kanzlers **le Tellier**, geheirathet. Von dieſer läßt er neun Kinder nach, ſechs Töchter und drey Söhne, deren älteſter Oberſtwachtmeiſter und zugleich Oberſtallmeiſter des Königs, und Gebiethiger der Veſtungen zu **Marſeille** iſt.

Wir können es auf nichts, als auf die in dieſem Hauſe ſo allgemein erbliche Beſcheidenheit ſchieben, daß wir zu dieſer Lebensbeſchreibung ſo wenig Nachricht bekommen haben. Es iſt wahr, daß ſelbiges ſich auf die allgemeinen Stimmen, und auf die Meynungen des gemeinen Weſens verlaſſen konnte; für uns aber wäre dieß eben der Fall geweſen, da das gemeine Weſen uns ein ſolches Stillſchweigen am meiſten verübelt hätte.

XXXIV.

Lebensumſtände

des ältern Herrn Boivins, in der öffentlichen Verſammlung nach Martin 1724 abgeleſen.

Ludwig Boivin, Sachwalter bey dem Parlamente, und beſoldetes Mitglied bey der **Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften**, ward den 20 **März** 1649. zu Montreuil-l'Argile, einer kleinen Stadt in der **Obernormandie**, in dem Kirchſprengel von **Lizieux** gebohren. Seine Aeltern hatten ſich, ungeachtet ihrer geringen Glücksumſtände, in dem ganzen Cantone, durch eine beſondere Gottesfurcht, Frömmigkeit und ſogar Gelehrſamkeit, in Anſehen geſetzt.

Ludwig Boivin, ſein Vater, und **Franz Boivin**, ſein Großvater, waren die beſten Sachwalter des Landes; und **Maria Vattier**, ſeine Mutter, war eine Schweſter des berühmten **Peter Vattier**, königlichen Profeſſors der arabiſchen Sprache, eines der gelehrteſten Männer des letzten Jahrhunderts.

Herr **Boivin**, von dem wir hier reden, hatte gleich Anfangs zu **Montreuil** denſelben Lehrer, welchen ſchon ſein Vater gehabt hatte. Es war ein ehrlicher Prediger, der mehr Geſchmack als Gelehrſamkeit beſaß, und ſo treuherzig war, daß er von ſeinem Schüler Abſchied nahm, ſobald er merkte, daß er ihn nichts mehr zu lehren vermochte. Das geſchah ſehr frühzeitig: denn er war ungefähr erſt 15 Jahre alt, als man ihn nach **Rouen** ſchickte: allwo er in der **Jeſuiterſchule** die zweyte Claſſe und die Rhetorik durchgieng.

Eine unbändige Begierde gelehrt zu werden, und auch als ein Gelehrter zu leben, half ihm gar bald über alle ſeine Mitſchüler weg. Er war allezeit der oberſte in ſeiner Claſſe, und trug allezeit die Preiſe davon. Kurz, er war im Begriffe in währenden Schulfeyern nach **Montreuil** zurück zu gehen, und ſeine kleinen Siegszeichen vor die Augen einer Mutter zu bringen, die ihn zärtlich liebte; als er vernahm daß ſie todt wäre. Ermeldeter Umſtand war vielleicht allein fähig ſeinen Schmerz zu mehren. Dem ſey wie ihm wolle, er konnte denſelben nicht eher hemmen, als durch ein förmliches Gelübd, welches einem Gelehrten überaus anſtändig war. Es beſtand darinn, er wolle alle Jahre das Andenken ſeiner Mutter, durch irgend ein Stück in gebundener, oder ungebundener Rede, zu ihren Ehren, erneuern. Man weis nicht, wie bald er den Erlaß dieſes Gelübdes mag erhalten haben; man muthmaßet nur, daß es bey dem Tode ſeines Vaters geſchehen ſey, welcher kurz darauf erfolgte. Man ſchließt dieſes daher, weil man unter ſeinen Schriften, nur fünf oder ſechs dergleichen Stücke gefunden, deren ſechſtes ſo heißt: **Schreiben an meinen Vater und an meine Mutter im Himmel.** Man kann ſich nichts rührenders, ja wir unterſtehen uns zu ſagen, nichts verſtändigers vorſtellen, als dieſes Schreiben; indem der Verfaſſer es faſt mit allen denen Betrachtungen erfüllet hat, die natürlicher Weiſe darauf zur Antwort dienen konnten.

Herr **Boivin** war nur 22 Jahre alt, als er ſeinen Vater verlor, und die Liebe zu den Wiſſenſchaften hatte ihn bereits zweymal nach **Paris** geführet. Die Abſicht ſeiner erſten Reiſe dahin war, in der Bibliothek des Herrn **Colberts**, die lateiniſche Dollmetſchung von allen Werken des **Avicenna** aufzuſtellen, die ſchon ſo lange verſprochen, und erſt neulich vom Herrn **Vattier** vollendet worden war, welcher bey ſeinem Tode die Handſchrift davon ſehr eifrig empfohlen hatte. Die Frau **Vattier**, ſeine Wittwe, und Herr

Boivin ihr Neffe, kamen aus getreuer Abſicht für des Verſtorbenen Wunſch nach **Paris**, wendeten ſich an den Herrn **Chapelain**, übergaben ihm das geſchriebene Werk, welches ſich endlich durch die Sorgfalt ſelbſt, die man für deſſen Erhaltung angewendet hatte, gleichſam verlor. Herr **Thevenot**, Herrn **Vattiers** Freund, war deswegen unbekümmert, denn er wußte wo es war; er verſchwieg es aber: und wenn er mit ihm davon redete, ſo antwortete er nur, er würde es niemals jemanden anders als ſolchen Männern anvertrauet haben, die recht im Stande wären, es heraus zu geben. Seit Herrn **Thevenots** Tode, iſt es unmöglich geweſen, zu erfahren wo es wäre. Gleichwohl verdienet die Weitläuftigkeit und Wichtigkeit des Werks, der Ruhm der Urſchrift, die Vorzüge der andern Ueberſetzungen, welche Herr **Vattier** uns gelaſſen hat, und kurz alles, daß man es deſto begieriger aufſuche: und wir thun hier ſolches an einem ſolchen Orte der Welt kund, der am geſchickteſten iſt, Nachrichten von einem Verluſte, oder Diebſtahle ſolcher Art kund zu machen.

Die andere Reiſe, welche Herr **Boivin** nach **Paris** that, geſchah in der Abſicht die Philoſophie zu erlernen. Er hörte ſie in der Schule zu **Pleſſis**, unter dem berühmten **Paul Cohade** durch: den man nur den ſpitzſündigen Philoſophen nannte, und deſſen Gunſt er ſogleich durch eine exemplariſche Abwartung aller ſeiner Stunden, und durch eine wunderwürdige Geſchicklichkeit im Diſputiren, gewann. Man ſetzt noch hinzu, (denn große Leute, ſind auch zuweilen auf kleine Sachen aufmerkſam) daß er ihn wegen der ſchönen Hand ſo er geſchrieben, und wegen der Ränder und Oberleiſten geliebt, womit er alle Seiten ſeiner Häfte zu zieren pflegte.

Von der Weltweisheit ſchritt er zur Erlernung der Theologie, der Rechte und Arzneykunſt, in denen allen er es gleich weit brachte, weil er für keine vorzüglich eingenommen

nommen war. Jn den ſchönen Wiſſenſchaften aber, brachte er es viel weiter, ungeachtet er nur ſeine übrige Stunden darauf zu wenden ſchien, und um welche nur Herr **Chapelain**, und der **P. Lallemant**, Prior zu **St. Genevieve** wußten; und dennoch hütete er ſich ſehr, dem erſten die Heftigkeit ſeiner Neigung zu entdecken, die ihn antrieb, franzöſiſche Verſe zu machen. Er machte deren zu tauſenden; dem Herrn **Chapelain** aber wollte er keine eher zeigen, als bis er irgend ein privilegirtes Stück würde verfertiget haben, welches dem Beyfalle eines ſolchen Richters Ehre machen könnte: und hiermit ſchmäuchelte er ſich vieleicht zu zeitlich. Einen Tag indeſſen, da er beſſer mit ſich ſelbſt zufrieden war, als er noch mit irgend einer ſolchen Arbeit aus ſeiner Feder geweſen, zeigte er ſie dem Herrn **Chapelain**, welcher ihn den Abend zuvor, wegen ſeiner franzöſiſchen Proſa, und lateiniſchen Gedichte ſehr gelobet hatte. Bey dem Anblicke des neuen Werks, zog Herr **Chapelain** die Stirn in Falten; und ſo wie er weiter las, tadelte er in den Verſen des jungen Dichters dasjenige, was er doch in ſeinen eigenen nicht merkte, und das, was ſie beyde davon hätte heilen können, einen eiteln Schwulſt, ein falſches und dunkles Blitzen, und ſo viel Unnatürlichkeit: daß er ihm endlich den Rath gab, dieſer Sucht auf ewig abzuſagen. Welch ein Ausſpruch! Es war ein Donnerſchlag für ihn. Jn der That dachte er, er ſollte des Todes ſeyn, und wenig Tage darauf vertrauete er dem Papiere den Verlauf ſeines Unfalls, und ſetzte eine Rede auf, die wir von ſeiner Hand geſchrieben geſehen haben, mit folgendem ſeltſamen Titel: *Lauf der Schwermuth.* Er fängt ſo an: *Jn dem Zuſtande, darinnen ich bin, iſt niemand als Gott, der mich tröſten kann . . . . Jch bin der Welt ſo ſatt, daß, wenn dieſer Gram ſo fortwähret, ich zum mindeſten hoffe, daß er mir bald hinaus helfen werde. Mich dünkt ich ſchreibe mein Teſtament auf ꝛc.*

Nach dieſem Anfange, und einer Menge eben ſo herzbrechender Betrachtungen, kömmt er auf den Schmerz der ihn verzehret. Man giebt mir zu verſtehen, heißt es, ich habe keine Gabe zum franzöſiſchen Versmachen; da mir es doch ſcheint, daß ich ohne dieſe nicht leben kann. Es iſt unglaublich, wie ſchwer ein dergleichen Donnerwort Leuten von meinem Sinne zu verdauen ankömmt . . . . . Meine Neigung, fährt er fort, reißt mich mehr zu Verſen hin, als zu irgend einer andern Sache: und einer der geſcheidteſten Männer in Frankreich will nicht, daß ich franzöſiſche Verſe machen ſoll! Was ſollen mir doch die lateiniſchen; und wenn ich auch ein Virgil wäre: da man ihrer aller beyder entbehren kann!

Das ganze Stück iſt voller ſolchen Brocken und überaus treuherzigen Redensarten. Unter andern macht er eine Abſchilderung von ſich ſelbſt, die man keiner Schmäucheley verdächtig halten wird. Meine Gemüthsart, ſagt er, iſt wild und eingezogen, und kömmt mit dem Vogel der Minerva ziemlich überein: ſie iſt aufrichtig bis aufs bäueriſche, ſtolz bis zur Unabhänglichkeit, flatternd und ungewiß, ſo daß ich mich zu ganz keiner Sache entſchließen kann; unternehmend, ſo daß ſie alles wiſſen und alles ausüben will; hoffärtig, ſo daß ſie ſich auch aus dem Stolze eine Tugend macht. Ich verberge meine Fehler ſo wenig, daß ich auch oft noch eine Eitelkeit darinnen ſuche, und ſelten bilde ich mir ein, daß ſie nicht etwas heldenmäßiges an ſich haben.

Das war in ſeinem 23. oder höchſtens 24. Jahre, daß Herr Boivin ſich ſo ſchön abmalete: und ſo viel Züge auch noch das Alter und die Arbeiten, dieſer Schilderey beyzufügen Anlaß geben möchten, ſo iſt ſie ihm doch allemal überaus ähnlich geblieben.

Die Freundſchaft und Rathſchläge des **P. Lallemant** waren ihm eben ſo nützlich, als Herrn **Chapelains** ſeine. Der erſte hatte ihn ohne ſein Wiſſen, mit dem Herrn **von Carcavy** verbunden, an der königlichen Bibliothek zu arbeiten: allein er machte ſich wieder los, weil er in der Provinz einen kleinen Bruder hätte, den er nach **Paris** wollte kommen laſſen, um ſich ſeiner Erziehung anzunehmen. Er ließ ihn auch in der That noch in demſelben Jahre kommen: und, was man nicht vergeſſen muß, iſt, daß als dieſer unterwegens war, er, gewiß mehr dem Herrn **Chapelain** als dem **Apollo** zu trotze, franzöſiſche Strophen über die glückliche Ankunft dieſes Pflegeſohnes machte. Wer nur die erſten Zeilen derſelben läſe, der würde ſie für **Horazens** Arbeit, und auf den **Virgil** gemacht halten:

Fier Autan, Pere des Orages,
Arrete ton Vol, *etc.*

Das folgende zeigt eine unvergleichliche Gabe, und die Begierde an, ſo er hatte die ſchönſten Jahre ſeines Lebens auf den Unterricht dieſes Bruders zu wenden: gleich als ob er voraus geſehen, daß ſie auch die rühmlichſten Jahre für ihn ſeyn würden.

Herrn **Boivins** Gelehrſamkeit ward damals als eine Art von Wunderwerk angeſehen. Es gab wenig gelehrte Bücher, die er nicht fleißig durchleſen, und die er nicht faſt auswendig wußte. Viele Magiſtratsperſonen machten ſich ein Vergnügen daraus, die Schriftſteller der guten Jahrhunderte mit ihm durchzugehen.

Herr **Bignon**, der Vater beyder Herren **Bignons**, nachdem er nach einer zwanzigjährigen Verwaltung des Amtes eines Oberſachwalters, Staatsrath geworden war, hatte ihm gewiſſe Stunden geſetzt, in welchen ſie mit einander gewiſſe auserleſene Stellen griechiſcher Dichter und Redner durchgiengen, die ehemals das Ergetzen ſeiner Jugend geweſen: und Herr **le Pelletier**, welcher ebenfalls mit ihm die lateiniſchen Dichter und Redner durchgieng, hatte ein ſolches

Wohlgefallen an ihm, daß er, um ihn deſto genauer mit ſeinem Durchleſen zu verbinden, ihn bewog, zu ihm zu ziehen; und daß, als er ihn einmal im Beſitze hatte, er den Nutzen den er von ihm ziehen konnte, nicht auf dieſen einzigen Endzweck einſchloß.

Seine von der Schule zurück kehrenden Herren Söhne, eröffneten in dem väterlichen Hauſe, eine neue Laufbahne der Studien. Herr **Boivin** hatte die hauptſächlichſte Aufſicht darüber, und durch ſeine Bemühungen ſtellten ſie innerhalb einem Jahre, berühmte Uebungen in der Erdbeſchreibung, Geſchichte, und viele andere gelehrte Materien an. Zu den zween Söhnen des Herrn **le Pelletier**, deren einer als Biſchof zu **Orleans** geſtorben iſt, und der andere, ehemaliger Obervorſitzer des Parlaments, anjetzt in dem Schooße ſeiner Familie, ein heiliges und geruhiges Leben führet, fügten ſich noch zween andere Brüder, nämlich der jetzige Herr Biſchof von **Orleans**, und der Herr Siegelbewahrer, beyde Herren **von Armenonville**. Um endlich den Nacheifer durch die Zahl und den Stand der jungen Leute zu vermehren, nahm Herr **le Pelletier** noch den Bruder und Pflegeſohn des Herrn **Boivins** zu ſich, und geſellete ihn dieſer vornehmen Schule zu. Allhier machte der älteſte mit dem **Santeuil** Bekanntſchaft, mit welchem man ihn ſo gern zuſammen hetzte. Dieſer, ein gebohrner Dichter, und der nach Lobſprüchen begieriger war, als nach Unterrichte, auch dann, wenn er ſich ſo weit hinunter ließ, daß er welchen verlangte; konnte die Critik gar nicht ertragen, darinnen eben Herrn **Boivins** Stärke beſtund, und die **Santeuil** ſo oft verdiente, weil er Schnitzer wider die Sprachlehre und das Sylbenmaaß laufen ließ. Herr **Boivin** ſchenkte ihm deren keinen: und darüber gerieth dann **Santeuil** in eine mehr als poetiſche Wuth, und machte gemeiniglich ein ſolches Schauſpiel, welches aus dem Poßierlichen oftmals bald ins Ernſtliche gefallen wäre; wenn nicht obrigkeitliche Perſonen dabey geweſen wären, die über dieſe Art von Schaubühne die Aufſicht hatten.

Nach dieſem Jahre häuslicher Studien, wendeten die Söhne des Herrn **le Pelletier** die zwey folgenden zur Philoſophie an; und in dieſer Zwiſchenzeit nahm ihr Herr Vater, als Ehrendechant der Juriſtenfacultät, welcher ſchon lange im Sinne gehabt hatte, die Rechtsſtudien in Aufnehmen zu bringen, mit dem Herrn Kanzler **le Tellier** die gehörige Abrede, zu Vollſtreckung ſeines Vorhabens. Man erwählte den Herrn **Boivin**, in der hohen Schule zu **Paris**, die entworfene Verbeſſerung öffentlich kund zu thun. Er kündigte dieſelbe alſo in dreyen feyerlichen Theſibus an; ſie ſelbſt aber erſchien unmittelbar darauf, und des Herrn **le Pelletier** Sohn ſelbſt, gab das erſte Beyſpiel derſelben ab.

Von der Zeit an, hätte Herr **Boivin** unfehlbar Anteceſſor ſeyn können, wenn er es gewollt hätte. Allein da er ſich zum Sachwalter hatte aufnehmen laſſen, bevor er Doctor geworden war, ſo wollte er auch lieber die Gerichtsſchranken beſuchen, als die Rechte lehren; ungeachtet man ihm angebothen hatte, daß er ohne Entgeld eine Rathsſtelle bey der Steuerkammer bekommen ſollte, wenn er zwanzig Jahre gelehret haben würde.

Seine abſchlägige Antwort war Urſache des Entſchluſſes, daß Herr **Baudin** Anteceſſor ward, um mit dem Herrn **le Pelletier** dem Sohne, über die Grundſätze des bürgerlichen Rechts zu arbeiten. Seine Art zu lehren kam dem Herrn **Boivin** gar zu langſam vor, welcher ſeinen Schüler gleich auf einmal in den Text führen, und kein Wort von Nachſchreiben hören wollte. Allein da Herr **le Pelletier**, der Vater glaubte, es würde ſchwerer ſeyn die zween Lehrer beyzubehalten, als die zwo Lehrarten zu vereinigen, ſo hielt er ſich an den Profeſſor der den Titel führete: um aber auch den andern im Nothfalle bey der Hand zu haben, ſo bath er den Herrn **Bignon**, oberſten Vorſitzer des großen Raths, den Herrn **Boivin** von ſeiner Hand, als ein koſtbares Pfand anzunehmen, ſo er ihm anvertrauete. Dieſe Verſorgung ſchickte ſich nun um ſo viel beſſer für den Herrn **Boivin**, da er vor wie nach, in einer Verbindung mit dem Staatsrathe, Herrn

Bignon, des Präſidenten Bruder, blieb, und da Herr le Pelletier ſo gütig war, ferner für den jüngern Herrn **Boivin** zu ſorgen, welcher in ſeinem achtzehenden Jahre, ſchon ein gelehrter Menſch war.

Indeſſen konnten beyde Brüder nicht lange getrennt leben. Sie vereinigten ſich nach anderthalb Jahren wieder in einem beſondern Hauſe; und da der älteſte die Früchte ſeiner Bemühungen geſichert wiſſen wollte, ſo ſuchte er irgend einen liegenden Grund in der **Normandie** zu kaufen. Man ſchlug ihm dergleichen in der Nachbarſchaft von **Montreuil** vor; er erkaufte ihn auch, und war unglücklich dabey: denn in dem Wahne daß er auch, deſſen mindeſte Rechte ausfechten könnte, ließ er ſich in eine Menge verderblicher Rechtshändel ein. Der anſehnlichſte war derjenige, welchen er wider den **Abt de la Trappe** hatte, und nur eine Einkunft von 24. **Sols** betrug, die er auf ſeinem Lehne **de la Coypeliere** nicht leiden wollte. Er verlor den Proceß, und dieſe 24 **Sols** jährlich, koſteten ihm mehr als zwölf Jahre Verfahren, Schriftwechſel und 12000. Pfunde oben drein. Man mußte recht ſolch eine Philoſophie beſitzen, als die ſeinige war, um ſich darüber ſo leicht zu tröſten, als er that. Er meynte, er **hätte ſeinen Proceß zwölf Jahre lang gewonnen, und nur einen einzigen Tag verloren.**

Die **Akademie der Aufſchriften**, welche damals eingerichtet ward, kam hierbey Herrn **Boivins** Philoſophie noch zu Hülfe. Anfangs konnte er nichts mehr, als eine **Zuhörerſtelle** darinnen haben; allein in minder als 8 bis 10 Monaten, ſtieg er zur **Beyſitzerwürde**, und ſeine außerordentliche Abwartung nebſt ſeinem gründlichen Wiſſen, würden ihn unfehlbar eben ſo ſchnell bis zur **Beſoldung** befördert haben, wenn er eben ſo viel Geſchicklichkeit zum Umgange beſeſſen hätte, als zur Gelehrſamkeit. Selbſt dieſe Geſchicklichkeit machte ihn zuweilen verhaßt. Die allergemeinſte Frage verwandelte ſich unter ſeinen Händen in eine ſtets wachſende **Hydra**, und gab zu ewigen Wortgezänken Anlaß. Seine Kenntniß war ſo weitläuftig und mannigfaltig, daß ſie ihm tauſend Dinge auf einmal vorſtellete. Er wußte nicht ſogleich welchem er Beyfall geben ſollte, und da er ſich nachmals ſchmäuchelte, er würde ſie alle mit gleich gutem Vortheile nutzen können; ſo fieng er gemeiniglich bey den weitentlegenſten an. Er konnte ſogar ſeine eigenen Werke nicht leſen, ohne ſich durch laut ausgeſprochene Auslegungen zu unterbrechen, deren Ende man ſelten abwarten konnte. Alle Augenblicke bath er ſeine Mitbrüder, ihm Einwürfe zu machen, damit die Sachen ſo er unternommen hätte, deſtomehr ins Licht geſetzt würden. Nach ſeiner Meynung war dieſes die nützlichſte Sache von der Welt; und wer ihm keine machte, der gab ihm das deutlichſte Zeichen von Gleichgültigkeit oder Verachtung: ſo bald man ihm aber einen ſagte, vergaß er, daß er den Augenblick zuvor ſehnlich darum gebethen hatte; und ward von nichts mehr gerühret, als von dem daraus entſtehenden Widerſpruche. In dieſem unverſehenen Gezänke nun, und noch öfter in einer recht unvorſetzlichen Bitterkeit gieng mehrentheils allemal der Hauptendzweck verloren.

Zwanzig Jahre Umgang waren kaum hinlänglich die Akademie an eine ſolche Art von Gelehrſamkeit zu gewöhnen; endlich aber gieng es doch an. Man erkannte mit Vergnügen die richtige Wahrheit: daß niemand beſſer geſinnet, redlicher und aufrichtiger ſeyn konnte, als Herr **Boivin** war; daß ſein Herz keinen Theil an ſeinen vergällten Ausdrücken hatte; und daß, wenn man nur bey ſeiner erſtaunlich geläufigen Zunge Geduld genug haben konnte, diejenigen Sachen, die ihm ſo ohne Ordnung und Vorbereitung von den Lippen floſſen, an ſich ſelbſt dennoch ſehr gut waren, und mehrentheils an einer Stelle, die ſich beſſer für ſie geſchickt hätte, unvergleichlich geweſen wären.

Seine gedruckten Werke beſtehen allein in demjenigen, was in den Sammlungen dieſer Akademie erſchienen iſt. Nur ſo viel iſt dienlich anzumerken, daß diejenigen, die in der Geſchichte ſtehen, Auszüge ſind, die man ihm mit dem Gedächtniſſe abſtehlen müſſen, weil man ſie unmöglich anders von ihm hat herausbringen können; diejenigen aber, ſo ausführlich gedruckt ſind, haben nach ſolchen Abſchriften gedruckt werden müſſen, deren nochmalige Ueberſetzung man ihm unmöglich hat anvertrauen können; indem die ewigen Veränderungen kein Ende gehabt haben würden. Unſere Regiſter enthalten deren noch einige andere, von denen wir eine um ſo viel genauere Nachricht geben werden: da der Verfaſſer ſich inſonderheit vorgeſetzt hatte, in die Nacht der erſten Zeiten die Fackel einer erhabenen, kühnen, und dereinſt zum Grunde der gröſten Lehrgebäude dienlichen Critik zu bringen.

In dieſer Abſicht hatte er drey kleine chronologiſche Gedichte unter dem Titel aufgeſetzt: Vers acromonoſtiques, darinnen er die verſchiedenen Weltalter, nebſt allen weſentlichen Zeitpuncten und hauptſächlichen Regierungen, angebracht hatte. Dieſe Gedichte, die er entſchloſſen war unter ſeinem Namen herauszugeben, und ohne daß die Akademie Theil daran nähme, ſind im Drucke nur bis auf die zweyte Probe gekommen; weil ſie zu allem Glücke in den Händen eines ſeiner Mitbrüder liegen geblieben, den er gebethen hatte, ſie zu tadeln, und der ſich deſſen ſehr weislich enthalten hatte. Es ſollte auf dieſelben eine Ueberſetzung, die er ebenfalls in Verſen, faſt vom ganzen **N. T.** gemacht hatte, folgen. Seit ungefähr 30 Jahren aber verſprach er ein ander Werk, welches er vielmehr in den Stand geſetzt hat, daß es kann gedruckt werden. Dieß ſind Noten über den **Joſephus**, in welchen [illegible] den verſtümmelten Text ergänzt, die veränderte Zeitrechnung wieder herſtellet, und ſeinen Schriftſteller, bald mit dem Evangelio, bald mit ſich ſelbſt, vergleicht; allenthalben aber Beweiſe, einer übergroſſen Gelehrſamkeit blicken läßt. Dieſe Noten hat er an den Rand des ganz griechiſchen **Joſephus**, welcher zu Baſel 1544 gedruckt iſt, geſchrieben, welche Ausgabe er für die älteſte und richtigſte von allen hielt; und er hat ſeine Moten mit ſo kleiner Schrift geſchrieben, daß man, ungeachtet ſie ſehr deutlich iſt, ſie ohne Augenglas faſt nicht leſen kann, ſo daß dieſe Noten im Drucke faſt zweymal ſo viel austragen werden, als der Text.

Er ſtarb den 22. des letzten Aprilmonats, in währenden kleinen Ferien, die die Akademie zwiſchen der Faſten bis an Quaſimodogeniti zu halten pflegt. Drey Tage zuvor hatte er communiciret, und war noch den Tag vorher in der Kirche geweſen. Und ſo viel vom Chriſten. Als ein Philoſoph iſt er eben ſo glücklich geweſen. Er war frey von allen Verbindungen; er genoß einer dauerhaften und unwandelbaren Geſundheit: und da er keine ſtärkere Leidenſchaft kannte, als die ihn zum Studieren, und von ſeinen Studien zu reden trieb, ſo hat er ſie bis in den letzten Othem geſtillet. Auch als ein Mitglied dieſer Akademie iſt er nach ſeinem Wunſche geſtorben. Er hieng ſein Herz dermaßen an unſere Uebungen, daß er es lieber geſehen hätte, ſie hätten Tag vor Tag und von Morgen bis in die Nacht gewähret. Nichts kann heftiger ſeyn, als ſein Schelten, wider die durch Verordnungen oder die Gewohnheit erlaubteſten Ferien, war. Das würde, ſagt er, wenn er was zu befehlen hätte, gerade die Zeit ſeyn, in der er am liebſten ſterben wollte, weil er nichts beſſers zu thun wüßte. Er hat es auch in ſeinem 75 Jahre im erſten Monate und zweyten Tage gethan.

Herr Boivin ſein Bruder, welcher ihm in der Ordnung des Verzeichniſſes unmittelbar folgt, hat auch von ihm den Titel eines Beſoldeten ererbet, den er zehen Jahre eher würde erhalten haben, wenn ſeine Erkenntlichkeit, Zärtlichkeit und Hochachtung ihn nicht allezeit recht hartnäckigt abgehalten hätten, ſeinem ältern Bruder in etwas vorzugreifen.

Geſchichte
der königlichen Akademie
der ſchönen Wiſſenſchaften
zu Paris,

darinnen zugleich
unzählige Abhandlungen aus allen
freyen Künſten, gelehrten Sprachen,
und Alterthümern, enthalten ſind.

Mit Kupfern.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt
von
Luiſen Adelgunden Victor. Gottſchedinn.

Vierter Theil

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Mit Königl. Poln. und Churfürſtl Sächſiſ. allergn. Freyheit.

Leipzig 1750,
verlegts Johann Paul Krauß,
Buchhändler in Wien.

Inhalt

derer in dieſem vierten Theile enthaltenen Artikel, nach den Seiten eingerichtet.

Seite.
Fortgeſetzte Geſchichte der Akademie 1
1. **Fontenu**, Fortſetzung des Artikels von denen Altären, die man dem wahren Gott zu Ehren aufgerichtet . 6
2. **Bonami**, von dem Verhältniſſe der Magie, gegen die heidniſche Theologie 26
3. **Secouſſe**, über Plutarchs Leben des Craſſus 38
4. ——— über Plutarchs Leben des Cato von Utica . 48
5. ——— über Plutarchs Leben vom Cäſar 53
6. **Mahudel**, von Celſus des Arztes, Charakter, Werken und Ausgaben 66
7. **Hardion**, über die Bedeutung des Wortes ἜΓΧΟΣ . 73
8. **Sallier**, von den Verdienſten der alten Sprachlehrer, und wie viel man auf ſie halten ſoll, wie auch Bedeutung des Wortes ἜΓΧΟΣ . . 78
9. **Hardions** Veränderung einer Stelle im Euripides . . 93

10. **Falkonet**, von den erſten franzöſiſchen Ueberſetzern. Verſuch einer franzöſiſchen Bibliothek 96
11. **Lancelots** Sammlung alter Aufſchriften 107
12. **Foncemagne**, vom Anfange der Druckerey in Frankreich 133
13. **Mahudel**, vom Charaktere und Gebrauche der großen Schauſtücke 146
14. **De la Barre**, Erklärung einiger Stellen im Plinius 156
15. **Secouſſe**, über Plutarchs Leben des Brutus 164
16. **Bonami**, von Kaiſer Julians Gemüthsart und Heidenthum 174
17. **Blanchard**, allgemeine Betrachtungen über die athenienſiſchen Gerichte 179
18. **De la Curne**, über Plutarchs Leben des Romulus 187
19. **Foncemagne**, critiſche Anmerkungen über zwo Stellen in Valois Nachricht von Gallien 205
20. **Secouſſe**, Entwurf einer neuen Nachricht von Gallien 207
21. **Sallier**, Nachricht von einigen Büchern der königl. franzöſiſchen Bibliothek 218
22. **Lancelot**, von einer alten Aufſchrift 224
23. **Batri**, Verbeſſerung einer Stelle in Ariſtotels Dichtkunſt 231
24. **Mautour**, Beſchreibung eines alten Denkmaales in Provence 237

25. D·

25. **De la Curne**, von einer Handſchrift Vita Karoli Magni betitelt . 242
26. **Gedoyn**, Erklärung einiger allgemeinen Schwierigkeiten, die ſich in den griechiſchen Schriftſtellern finden 251
27. **Sallier**, critiſche Unterſuchung von Machiavells Leben des Caſtruccio 262
28. **Mautour**, Nachricht von einer franzöſiſchen Handſchrift . 269
29. **Sallier**, critiſche Unterſuchung einiger Verbeſſerungen griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller . 276
30. ——— vom Urſprunge des Reitens in Griechenland . 288
31. **Freret**, von den hiſtoriſchen Gründen der Fabel vom Bellerophon . 294
32. **Banier**, über des Perſeus Reiſen 303
33. **Blanchard**, von dem Urſprunge und den Verrichtungen der Prytanen und von den Prytaneen . 313
34. **Paris** Abhandlung, daß die Alten Afrika umſegelt, und deſſen mittägliche Küſten gekannt haben . . 327
35. **De la Nauze**, von der Dauer des Reichs Seleucus Nikators . 337
36. **Secouſſe**, über Plutarchs Leben vom Cicero 351
37. **Foncemagne**, daß St. Gregor von Tours nicht der Verfaſſer vom Leben des heil. Yrier (Aridius) ſey . . 365

38. **Sallier**, über die Bedeutung der Wörter ΗΡΩΟΝ ΜΝΗΜΑ . 368
39. **Blanchard**, von den Heliaſten . 374
40. **Mahudel**, über die Geſchichte von Hero und Leander . . 382
41. **Banier**, über eine Stelle im Pauſanias 389
42. **Fourmont**, von dem Nutzen der morgenländiſchen Sprachen, in Anſehung der Kenntniß der alten Geſchichte von Griechenland 395
43. Nachricht von einer Reiſe des Herrn Abtes **Sevin**, in die Levante, im 1729. Jahre 411
44. Nachricht von des Herrn Abtes **Fourmont** gethanen Reiſe in die Levante, im 1729. und 1730. Jahre . . 425
45. **Fourmont**, von einer im ſechſten Jahrhunderte in Perſien vorgefallenen Empörung 445
46. Sinnbilder, Aufſchriften und Münzen, ſo die Akademie verfertiget . 456

* * *

Leben der Mitglieder der Akademie,

Seite.
35. Des Herrn Abtes **Bignon** . 461
36. Des Herrn **le Peletier de Souzy** 470
37. Des jüngern Herrn **Boivin** . 480
38. Des Cardinals **Gualterio** . 494
39. Des Herrn Abtes **Fraguier** . 505
40. Des Herrn **de la Neufville** . 513
41. Des Herrn **Couture** . 519
42. Des Herrn Abtes **Boutard** . 530
43. Des Herrn **de la Loubere** . 539
44. Des Herrn Abtes **von Boiſſy** . 547
45. Des Hrn. Präſidenten **von Valbonnays** 552

* * *

Fortgeſetzte
Geſchichte
der
königlichen Akademie der
Aufſchriften und ſchönen
Wiſſenſchaften.

Die Geſchichte der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, welche wir von ihrem Anfange an, bis auf die jetzige Zeit mitzutheilen verſprochen hatten, erreichet anjetzt dieſen gegenwärtigen Band: doch allererſt nach demjenigen Zwiſchenraume von Zeit, welchen ein langwieriger und unterbrochener Druck deſſelben, nothwendig veranlaſſen mußte. Dieſe Art von Verzögerung, davon ein jeder weis, wie gemein und nothwendig ſie iſt, ſoll nach und nach, ſo genau als möglich nachgeholet werden.

Bevor wir aber, nach unſerer Gewohnheit, diejenigen Veränderungen anführen, welche in dem Verzeichniſſe der

Mitglieder, die Jahre hindurch vorgefallen, davon wir die **Geſchichte** mittheilen: ſo iſt es nothwendig, zuvor von einer Begebenheit Nachricht zu geben, welche, ſowohl das Beſte der Gelehrſamkeit, als die Ehre der **Akademie** betrifft.

Mehemet Effendi, Bothſchafter der **ottomanniſchen** Pforte, und **Zaid Aga**, ſein Sohn, der ihn nach Frankreich begleitet hatte, waren nach **Conſtantinopel** zurück gekehret; und redeten von allem was ſie allhier geſehen, und inſonderheit von der Art, wie man ſich um die Wiſſenſchaften und freyen Künſte bemühet, mit ſo vieler Verwunderung: daß man, trotz dem Vorurtheile und der natürlichen Trägheit der Türken, trotz der Einrichtung und den Grundſätzen ihrer Regierungsart, und ſogar trotz ihrer **mahometaniſchen** Religion ſelbſt, im 1726ten Jahre, wirklich eine **Druckerey** in **Conſtantinopel** angeleget ſah; welche unter der Aufſicht des **Großveziers** und unter dem Schutze des **Sultans** ſtund.

Im folgenden Jahre gab der **Zaid Aga** unſerm Präſidenten, dem Hrn. Abte **Bignon** von dem Fortgange dieſer **Druckerey** Nachricht, und ſchrieb ihm: daß wenn ſich irgend ein gelehrtes Mitglied von uns zur Stelle befände, er nicht zweifele, daß er ihm den Eintritt zum Bücherſchatze des **Sultans**, oder vielmehr der alten griechiſchen Kaiſer, verſchaffen könnte; welcher bey Eroberung der Stadt **Conſtantinopel**, auf ausdrücklichen Befehl **Mahomeds** des II. ſorgfältig bewahret worden. Hier nun konnte man ſich ſchmäucheln, verſchiedene von denen berühmten Werken zu finden, deren Verluſt man mit ſo vielem Rechte bedauret. Das Anerbiethen und die Gutwilligkeit des **Zaid Aga**, ſchienen einen Theil der Schwierigkeiten zu heben: und ungeachtet man ſonſt wichtige Gründe genug hatte, zu glauben, daß dieſer alte Bücherſchatz nicht mehr beſtünde; ſo behielt dennoch die Liebe zum gemeinen Beſten, über alle andere Erwägungen die Oberhand. Man entſchloß ſich, einen Verſuch zu wagen, welcher, es gienge nun wie es wolle, doch nicht ſonder allen Nutzen bleiben könnte: denn es war doch nicht möglich, daß die Griechen nicht einige alte Handſchriften ſollten aufbehalten haben. In der Abſicht alſo, wenigſtens dieſe wenigen wieder zu finden, ernannte der König im **Julio** des 1728ten Jahres, den Hrn. Abt **Sevin**, ein **beſoldetes** Mitglied, und den Hrn. Abt **Fourmont**, als **Beyſitzer**, auf königl. Befehl dieſe Unterſuchung anzuſtellen. Sie giengen beyde, zu Ende deſſelben Jahres, zu Schiffe, und zwar mit dem Herrn **Marquis von Villeneuve**, welchen **Se. Majeſt.** wenige Zeit zuvor, zum Bothſchafter an die **Pforte** ernannt hatte. Man wird aus den abgekürzten Nachrichten dieſer gelehrten Reiſe *a)*; welche der Herr Abt **Sevin** für die königl. Bibliothek, und folglich auch für die gelehrte Welt, zuſammen getragen hat, mehr als ſechs hundert auserleſene Handſchriften ſehen: wozu diejenigen noch nicht einmal gerechnet ſind, welche durch den Briefwechſel, den er an verſchiedenen Orten eingerichtet, ſeit ſeiner Zurückkunft ausgekundſchaftet worden. Dieſer letztern hat der Herr Abt **Fourmont** *b)* eine große Menge Schaupfennige, die Zeichnungen verſchiedener ſehr ſonderbaren alten Denkmäler, und die figürliche Abſchrift von faſt dreytauſend Aufſchriften, aus den erſten Zeiten, beygefüget, deren keine bisher bekannt geworden iſt.

---

a) Man ſehe den 42. Artikel dieſes Bandes.

b) Man ſehe den 43. Artikel dieſes Bandes.

Veränderungen, ſo ſich in dem Verzeichniſſe der Mitglieder der Akademie zugetragen.

Im 1726ten Jahre

Wurden der Herr Marſchall **von Eſtrees** und der Herzog, Herr **von Coislin**, Biſchof von **Metz**, zu **Ehrenmitgliedern** erkläret. Sie kamen an die Stelle Herrn **Bignons** des ältern, Staatsrathes, und des Herrn **le Peletier de Souzy**, Dechanten des Rathes, welche beyde zu Ende des vorigen Jahres geſtorben waren.

Der Herr Abt **Sevin** ward zu einem beſoldeten Mitgliede an die Stelle des Herrn **Morin** ernannt, welcher abgedankt hatte; und der Herr Abt **Souchai** folgte dem Hrn. Abte **Sevin**, als Beyſitzer.

Der jüngere Herr **Boivin**, ein beſoldetes Mitglied, ſtarb.

Im 1727ten Jahre

Herr **Blanchard** folgte in Hrn. **Boivins** beſoldete Stelle, und Hr. **Bonami** ward Beyſitzer an Hrn. **Blanchards** Statt.

Man erklärete die Beyſitzerſtellen für leer, welche der Hr. Abt **Gouley** und Hr. **von Riancourt** beſeſſen hatten; und die Herren **de la Barre** und Abt **Vatry** wurden an ihre Statt ernannt.

Herr **von Pouilly**, ein ander beyſitzendes Mitglied, entſchloß ſich, ſich in der Provinz niederzulaſſen, folglich erklärete man ſeinen Platz für leer.

Im 1728ten Jahre

Ward der Hr. Abt **Canaye**, an des Hrn. **von Pouilly** Stelle, zum Beyſitzer erkläret.

So ertheilte auch die Akademie, in Erwägung wie viel Nutzen ihr der Briefwechſel mit dem Herrn **von Valbonnays**, erſten Präſidenten der Rechnungskammer zu **Grenoble** brächte, demſelben mit königl. Genehmhaltung, den Titel eines Ehrenmitgliedes zum Briefwechſel.

Die Herren Aebte **Fraguier** und **Couture** ſtarben als beſoldete Mitglieder, und ihre Stellen wurden durch den Hrn. **Hardion**, und durch den Hrn. Abt **Banier** beſetzet, deren Beyſitzerſtellen erſt folgendes Jahr erſetzet wurden.

So verlor die Akademie auch noch ein auswärtiges Ehrenmitglied, an dem Cardinale **Gualterio**, und an dem Hrn. **de la Neufville**, einem bejahrten Beyſitzer.

Im 1729ten Jahre

Wurden die Herren **de la Nauze** und Abt **Paris**, an die Beyſitzerſtellen des Hrn. **Hardions** und des Hrn. Abts **Banier** ernannt: welche im vorigen Jahre zur Beſoldung gekommen waren.

Die Herren **de la Loubere** und der Abt **Boutard**, ſtarben, als bejahrte Beſoldete.

Die Akademie ertheilte ferner, mit Genehmhaltung des Königes, das Patent eines Beyſitzers zum Briefwechſel, dem Hrn. **Schöpflin**, Profeſſorn der Geſchichte und ſchönen Wiſſenſchaften, wie auch Rectorn der hohen Schule zu **Straßburg**.

Der Herr Abt **von Boiſſy**, ein bejahrter Beyſitzer, ſtarb.

Der Hr. **Marquis Caponi**, Großfourier des päbſtl. Stuhls, ward an die Stelle des Cardinals **Gualterio**, zum auswärtigen Ehrenmitgliede erkläret.

Im 1730ten Jahre

Starb Herr **von Valbonnays**, auswärtiges Ehrenmitglied zum Briefwechſel; und ſeine Stelle ward, weil es eine außerordentliche war, nicht beſetzt.

* * *

Geſchichte
von den
Werken der königl. Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

I.

Fortſetzung des Tractats des Herrn Abts von Fontenu, von denen dem wahren Gott zu Ehren, ſeit dem Anfange der Welt bis auf Chr. Geb. erbaueten Altären.

1726.

Wir haben in dem **erſten Artikel des dritten Bandes** dieſer Geſchichte, einen Auszug aus verſchiedenen Abhandlungen des Herrn Abtes **von Fontenu** mitgetheilet, die von denen **Altären** handeln, welche man dem wahren Gott, ſeit Erſchaffung der Welt, bis auf den Ausgang der **Juden aus der Wüſten**, geweihet hat. Nunmehr müſſen wir noch von verſchiedenen andern Aufſätzen Rechenſchaft geben, die eben dieſes unſer akademiſches Mitglied von denen Altären verfertiget hat, welche die Juden ihm, ſeit dem Ausgange aus der Wüſten, bis auf J. C. Geburt, gewidmet haben.

Die erſten Altäre, davon hier die Rede iſt, ſind diejenigen, welche **Bileam** auf den drey oberſten Spitzen des Berges **Abarim**, in Gegenwart der **iſraelitiſchen** Kriegsheere aufrichten ließ, die in den **moabitiſchen** Thälern gelagert waren. Hier wird man ſich unfehlbar verwundern, wenn man unter der Zahl der heiligen Denkmäler, auch diejenigen Altäre erblickt, von welchen viele Kirchenväter, und verſchiedene Ausleger der heil. Schrift behaupten: daß ſie bloß dem Teufel gewidmet geweſen. Sie ſagen, **Bileam** habe aus keiner andern Urſache, Opferthiere auf denſelben geſchlachtet, als aus deren Eingeweide, Vorbedeutungen zu ziehen. An den wahren Gott ſchien er ſich gar nicht anders zu wenden, als um denen, die ihn um Rath zu fragen kamen, einen blauen Dunſt vorzumachen. Wenn er für die **Jſraeliter** etwas Gutes weiſſaget; wenn er ihnen die auserleſenſten Segen ertheilet; ſo hatten ſein Verſtand und ſein Wille, wie **Philo** und viele andere Ausleger der Schrift dafür halten, keinen Theil daran. Man nimmt ihm nicht nur das Prophetenamt, welches ihm gleichwohl die ganze jüdiſche Schule, viele berühmte Kunſtrichter, der heil. **Hieronymus**, und **Petrus** ſelbſt, zugeſtanden; ſondern man ſtellet ihn noch als einen Wahrſager, Hexenmeiſter und Abgötter dar, deſſen Opfer bloß an **Moabs** und **Midians** Götter, gerichtet geweſen. Allein, zu geſchweigen, daß man dieſes nur darum vorgiebt, weil man die hebräiſchen Wörter, **Pathura**, **Choſem**, und **Nechaſchim**, in böſem Verſtande genommen: welche, da ſie zweydeutig ſind, auch auf eine vortheilhafte Art ausgeleget werden können; eben wie es mit den Ausdrücken **Ariolus** und **Augurium** der **Vulgata**, im Abſehen auf den **Bileam** geht: ſo iſt auch dem ungekünſtelten und natürlichen Verſtande der heil. Schrift, nichts ſo ſehr zuwider, als diejenigen Begriffe ſind, unter welchen verſchiedene Schriftſteller uns dieſen Propheten vorſtellen. Er war in der That hochmüthig, geizig, und hatte ein verderbtes Herz: allein die Eigenſchaft eines wahren Propheten, und eines Mannes der den wahren Gott verehrete, kann man ihm gleichwohl nicht abſprechen. Er nennet Gott, ſeinen **Herrn, Jehovah Elohai**; er erkennet deſſen Allmacht, ſeine Oberherrſchaft über alle Geſchöpfe; er erkennet die unendliche Stärke und uneingeſchränkte Gewalt aus deſſen ihm eigenen Namen, **Saddai, Helion, Elohim** und **Jehovah**. Er zieht auch niemanden zu rathe, als ihn allein; er unterredet ſich mit ihm; er erhält Befehle von ihm, und richtet ſie aus: kurz, alle ſeine Handlungen zeigen, daß er ſeine Opfer allein dem wahren Gott, und nicht den Götzen, bringe, daß er ihm, und nicht dieſen, Altäre erbaue. Führet er deren aber bis ein und zwanzig auf, nämlich auf jeder Spitze des Berges **Abarim** ſieben; vervielfältiget er die Brandopfer auf denſelben: ſo thut er es nur deswegen, damit der Gott **Iſrael**, ſich wegen ſeines ungeſtümen Bittens, für die **Moabiter** erklären, ſein Volk verlaſſen, und ihm ſeinen Fluch geben möchte. Der König von **Moab** ſelbſt, hatte bey ſeinen wiederholten Opfern keine andere Abſicht, als daß er den Gott, welchen die Juden anbetheten, auf ſeine Seite ziehen wollte: eben wie die Römer, die Götter derer Völker anzurufen pflegten, auf welche ſie den Angriff wagten.

Aber, ſagt man, die Gebräuche, welche **Bileam** bey ſeinen Opfern beobachtete, ſchmecken zu ſehr nach der Abgötterey; ja ſo gar nach den abergläubiſchen Gewohnheiten der Weiſſager und Schwarzkünſtler, als daß man ſich einbilden könnte, er habe die Altäre auf dem Berge **Abarim**, dem wahren Gott zu Ehren erbauet. Erſtlich war dieſer erzwungene Vorzug der ſiebenten Zahl, ſowohl in Anſehung der Altäre, als derer darauf zu ſchlachtenden Opfer, eine Art eines ganz heidniſchen Gebrauchs, welchen man aus der Schwarzkünſteley hergenommen: nach welcher die ſiebende

Zahl, eine den ſieben Planeten geweihete heilige Zahl war; die wie die Schwarzkünſtler vorgaben, die Kraft hatte, aus denſelben die Schutzgeiſter herunter auf die Erde zu ziehen. Zum andern, geben dieſe an verſchiedenen Orten, allemal mit ſieben vermehrten Altäre; die alle Augenblicke wiederholten Opfer; nebſt einer ſo großen Menge Opferthiere; der Gebrauch, bald auf einer Seite, bald auf der andern zu gehen: alles dieſes giebt zu erkennen, **Bileam** habe gewiſſer maßen Gott bezaubern wollen; wie es die lächerliche Meynung der **ägyptiſchen** Weltweiſen und Schwarzkünſtler mit ſich brachte, die ſich einbildeten, wie **Jamblichus** ſaget: die Götter konnten einer großen Menge von Opfern nicht widerſtehen, und würden dadurch gezwungen, ihren himmliſchen Aufenthalt zu verlaſſen, und mit den Menſchen umzugehen.

Auf dieſe Gründe nun antwortet man: 1. **Bileam** habe ſich der ſiebenten Zahl nicht als einer Zauberzahl bedienet, ſondern als einer Zahl, die nach dem **Eben-Ezra**, die ſieben Hauptvollkommenheiten Gottes bedeutete, und jene ſieben berühmten Altäre anzeigte, welche **Abraham**, **Iſaak** und **Jakob**, ihm erbauet hatten. Inſonderheit führte dieſe Zahl die Erinnerung der Schöpfung bey ſich; ſie war auch ſonſt ſchon bey den Religionsgebräuchen eingeführet; Gott ſelbſt befahl **Hiobs** Freunden, ein Opfer von ſieben Kälbern und ſieben Widdern zu bringen; und **David** glaubte, bey der Feyer der übertragenen Bundeslade, daß ein ſolches Opfer das angenehmſte ſeyn würde, ſo er dem Herrn bringen könnte. **Abraham** hatte ihm hierinn ein Beyſpiel gegeben, da er dem **Abimelech** ſieben Schafe ſchenkte, daß ſie als Brandopfer auf demjenigen Altare geſchlachtet werden ſollten, in deſſen Beyſeyn er mit dieſem Prinzen einen Bund gemacht.

2. Wie ſehr vermehrte man unter den Juden, bey großen Feyerlichkeiten die Anzahl der Opfer nicht? und welch eine ungeheure Menge Thiere wurden nicht bey wichtigen Gelegenheiten erwürget? Man weis aus der heil. Schrift,

wie viel die eifrigen und wiederholten Gebethe, vor dem Throne der göttlichen Majeſtät vermögen. Es iſt auch niemanden der Vorzug und die beſondere Liebe unbekannt, welche Gott ſelbſt gegen gewiſſe Oerter bezeugte, allwo es ihm beſonders gefiel, das Flehen ſeines Volkes zu erhören. Daher kömmt der Name der **heiligen Stadt**, welchen **Jeruſalem** führete; des **Heiligſten**, welcher dem Berge **Zion** eigen war; und des **Allerheiligſten**, den der Tempel **Salomonis** trug *c*). Da übrigens die Altäre, welche **Bileam** auf den Höhen des Berges **Abarim** erbauete, ſtehendes Fußes und in Eile gemacht wurden, ſo waren es Altäre von der Art, die die Alten Aras temerarias, ſubitas, temporales, nannten. Sie waren von bloßen Raſen, oder höchſtens von ungehauenen Steinen, die man, wie ſie ſich fanden, auf der Stelle zuſammen las; eben wie diejenigen Altäre, welche Gott ſeinem Volke erlaubte, ihm in der Wüſten aufzurichten, ehe die Stiftshütte verfertiget war.

Hierauf ſchreitet der Herr Abt **Fontenü** von denen Altären, die **Bileam** auf dem Berge **Abarim** erbauen laſſen, zu denjenigen, welche die Iſraeliten, dem wahren Gott, ſeit ihrem Eingange in das gelobte Land, erbauet. Er bemerket zuvörderſt, daß im 12. Cap. des 5. B. Moſe im 5. V. bey Lebensſtrafe verbothen worden, anderswo als auf dem Brandopferaltare, vor der Thüre der Stiftshütte, zu opfern; gleichwohl war dieſes Geſetz ſo allgemein nicht, daß es nicht auch ſeine Ausnahme gelitten hätte.

Die beſten Ausleger der h. Schrift ſind eins, daß die Juden nicht gehalten geweſen, ſich an dieſen Befehl zu binden, ſo lange die Bundeslade noch keinen beſtändigen feſten Platz, entweder zu **Gilgal**, oder zu **Kiriath-Jearim** hatte. Hiervon waren nur die anbefohlnen Opfer ausgenommen, z. E. die täglichen Morgen- und Abendopfer, die Opfer der Sabbathtage, der Neumonden, und großen Feyerlichkeiten: die freywilligen Opfer der Andacht aber, konnten ſie auf verſchiede-

---

c) Civitas ſancta, Mons Sion ſanctior, Templum ſanctiſſimum, ſagen die Ausleger der heil. Schrift.

ſchiedenen Altären bringen. Gott hatte auch den **Iſraeliten** verſprochen *d*), zu ihnen zu kommen, und ſie mit ſeiner Gnade zu überſchütten, an allen Orten, wo ſie zu ſeinen Ehren Rauchwerk anzünden würden, wie der hebraiſche Text mit ſich bringt.

Ob übrigens gleich ein jedes anbefohlnes oder freywilliges Opfer, bey Lebensſtrafe auf dem Brandopferaltare gebracht werden mußte, ſobald die Bundeslade einen beſtändigen Wohnplatz hatte; welches anfänglich zu **Silo** und nachmals zu **Jeruſalem** war, ſo die Rabbinen electam domum, aeternam domum nennen: ſo kann man doch nicht in Abrede ſeyn, daß, da Gott der Herr iſt, der ſeine Geſetze erlaſſen, einſchränken, ſie zurückrufen, und andere an die Stelle ſetzen kann, nachdem Zeit, Ort, Begebenheiten, beſondere Umſtände, ja ſelbſt die Verſchiedenheit der Perſonen es erfordern; nicht auch die Juden mit allem Rechte hätten Altäre, außer dem Brandopferaltare, jedesmal erbauen können, wenn es dem Herrn gefallen, ſolches zuzulaſſen, oder zu befehlen: es ſey nun durch den Mund des Hohenprieſters, der Propheten, oder durch Eingebung, oder durch ſonſt ein glaubwürdiges Merkmaal ſeines Willens.

Nach dieſen Grundſätzen nun, muß man ſich nicht wundern, daß dem wahren Gott zu Ehren, ſeit dem Eingange der Juden in das gelobte Land, bis auf den Bau des **Salomoniſchen** Tempels, ſo vielerley Altäre erbauet worden ſind. Das erſte von dieſen Denkmälern ward, wenn wir dem **Joſephus** glauben, am Ufer des **Jordans** aufgerichtet. Nach dieſem Geſchichtſchreiber, waren die **Iſraeliten** kaum über dieſen Fluß hinüber, als ſie auf der Stelle einen Altar von zwölf Steinen aufrichteten, die die Anführer der zwölf Stämme auf Befehl des Herrn aus der Tiefe des **Jordans** holeten, und auf ſelbigen ein Dankopfer brachten. Dieſer Altar war ſo dauerhaft verfertiget, daß der heil. **Hieronymus** verſichert, er habe noch zu ſeiner Zeit geſtanden.

Der

---

d) 2 B. Moſ. Cap. 20. v. 24.

Der zweyte Altar den die Juden im gelobten Lande aufgerichtet, war der auf dem Berge **Ebal**. Dieß geſchah auf Befehl des Herrn: **wann ihr nun über den Jordan gehet**, hatte er ihnen durch den **Moſes** ſagen laſſen: **ſo ſollet ihr ſolche Steine aufrichten, davon ich euch heute gebiethe, auf dem Berge Ebal, und mit Kalke tünchen; und ſollſt daſelbſt dem Herrn deinem Gott einen ſteinernen Altar bauen, darüber kein Eiſen fähret. Von ganzen Steinen ſollſt du dieſen Altar dem Herrn deinem Gott bauen, und Brandopfer darauf opfern dem Herrn deinem Gott. Und ſollſt Dankopfer opfern, und daſelbſt eſſen und frölich ſeyn vor dem Herrn deinem Gott. Und ſollſt auf die Steine alle Worte dieſes Geſetzes ſchreiben, klar und deutlich.** 5 B. Moſ. 27. Cap. 4. u. f. V.

Ungeachtet die Ausleger der h. Schrift wegen der Zeit nicht eins ſind, in welcher dieſes Denkmaal aufgerichtet worden; ſo geht doch die Meynung, welche ſich mit dem Buche **Joſua** am beſten verträgt, dahin, daß es gleich nach Eroberung der Stadt **Ai** geſchehen ſey.

Eben ſo wenig können die Kunſtrichter wegen der Aufſchrift eins werden, die in dieſen Altar gegraben geweſen. Des **Maſius** Meynung iſt die wahrſcheinlichſte, welcher, nach dem **Joſephus** glaubet, man habe auf den Fuß dieſes Denkmaales, den Segen und den Fluch geſchrieben, welche die zwölf Stämme auf Befehl des Herrn, auf den Bergen **Ebal** und **Garizim**, wechſelsweiſe ausſprechen mußten. **Moſes** nannte ſie **Geſetze**, weil ſie das weſentlichſte vom Geſetze enthielten.

Die Steine dazu waren ungeheuer groß; (ingentes lapides ſaget die h. Schrift) nicht nur, damit die Aufſchrift ausführlicher und mit größern Buchſtaben darauf ſtehen könnte; ſondern, damit auch dieſes Denkmaal alle nöthige Dauer hätte, um das Andenken des Bundes auf die Nachkommen zu bringen, welchen Gott auf dem Berge **Ebal** mit ſeinem Volke erneuert hatte.

Die weltlichen Geſchichte erwähnen zuweilen ſolcher Altäre, zu doppeltem Gebrauche; nämlich, zum opfern, und um durch dieſelben gewiſſe denkwürdige Vorfälle auf die Nachwelt zu bringen: welche ſonder dieſes Mittel in einer beſtändigen Vergeſſenheit geblieben wären.

Der Altar auf dem Berge **Ebal** war auf Gottes Befehl ſelbſt in Gegenwart der Bundeslade aufgerichtet worden. Mit dieſem ſo übergroßen Altare aber, den, wie die Schrift anmerket, die Stämme **Ruben** und **Gad**, und der halbe Stamm **Manaſſe**, an dem Fluſſe **Jordan**, bey dem Uebergange nach **Gilead**, hatten aufrichten laſſen, war es nicht ſo beſchaffen. Die übrigen Stämme, welche zu **Silo** geblieben waren, allwo die Bundeslade bewahret ward, ſahen dieſe That als einen Abfall an, und würden jene Stämme zur Strafe ausgerottet haben, wenn ſie nicht erfahren hätten, daß dieſer Altar, nicht zum opfern erbauet worden; ſondern nur als ein Zeugniß für die Nachkommen, daß die Einigkeit unter den Stämmen **Iſraels** beſtändig währen ſollte, und daß der Gott den ſie anbetheten, der einige und wahre Gott ſey.

So ſieht man auch im Heidenthume dergleichen Altäre, welche, ohne zum Würgen der Opferthiere beſtimmet zu ſeyn, nur als Beweiſe gewiſſer Begebenheiten dienen, die der Verewigung würdig ſind. In dieſem Verſtande werden die Wörter Βωμὸς und Ara zuweilen bey einigen alten Schriftſtellern genommen.

Ungeachtet man gemeiniglich diejenigen Opfer für ruchlos hält, welche in denen drey hundert Jahren und drüber, da die Bundeslade ihren feſten Stand zu **Silo** hatte, und die Stiftshütte nebſt dem Brandopferaltare, als der Mittelpunct des jüdiſchen Gottesdienſtes verehret ward, dahin ſich faſt der ganze Dienſt der Prieſter und **Leviten** zog, irgend anderswo als auf dem Brandopferaltare gebracht wurden: ſo melden dennoch die heiligen Schriftſteller, ſogar mit Lobe, allerley Altäre, die man in dieſer Zeit dem Herren erbauet, und auch gewiſſe ſowohl öffentliche als häusliche

Opfer, die ihm angenehm geweſen; ungeachtet ſie außer der Stiftshütte, und auf andern Altären, als dem Brandopferaltare, gebracht worden.

Dergleichen waren die Opfer, welche 1. die verſammelten Juden an dem Orte der Thränen, einige Zeit nach des **Joſua** Tode brachten. 2. Die Opfer der zehen Stämme, die ſich nach der faſt gänzlichen Ausrottung des Stammes **Benjamin**, nach **Silo** begaben. 3. Der Altar welchen Gott dem **Gideon** befahl auf einen Felſen zu bauen, und welcher **Jchaloum**, das heißt, **Friede**, oder **Heil**, hieß. 4. Des **Manoah**, **Simſons** Vaters, zweener wunderwürdigen Männer, ihrer, bey welchem der Herr ſelbſt, gewißermaßen, das Amt des Hohenprieſters verwaltete.

Alle dieſe Opfer geſchahen bey beſondern Gelegenheiten; und da ſie ſich an die gemeinen Regeln nicht banden, ſo konnten ſie auch keine Folgen haben. Gott erklärete auch bey ſolchen Vorfällen ſeinen Willen, auf eine gar zu merkwürdige Art, daß man ſich ihm nicht hätte unterwerfen ſollen: und dergleichen Ausnahmen geſchahen zu der Zeit, da die Bundeslade zu **Silo** blieb, nur ſehr ſelten. **Iſrael** hörete in dieſer ganzen Zeit dennoch nicht auf, ſein Opfervieh auf dem Brandopferaltare zu ſchlachten.

Als aber die Bundeslade durch die **Philiſter** von **Silo**, unter des Hohenprieſters **Eli** Regierung entführet, und zu **Kiriath-Jearim** in **Abinadabs** Haus geſetzet ward, waren die **Iſraeliten** nicht mehr gebunden, nirgend anders als auf dem Brandopferaltare zu opfern; und machten ſich daher kein Bedenken, an allen Orten freywillige und andächtige Opfer zu bringen, auch die Altäre über ganz **Judäa** zu vermehren.

Der erſte von ſolchen Altären iſt derjenige, welcher bey der Wiederkunft der Bundeslade, im Thale **Joſua** aufgerichtet ward. Da dieſer Altar plötzlich errichtet wurde, ſo konnte er nur bloß von Raſen ſeyn, oder von rohen Steinen, wie man ſie ungefähr aufgeleſen. Dergleichen Altäre nun konnten nicht lange beſtehen: man riß ſie auch oftmals gleich nach dem Opfer wieder ein, wodurch denn alle Gelegenheit verſchwand, ferner darauf zu opfern.

Die h. Schrift drückt ſich ſogar auf eine Art aus, woraus man ſchließen ſollte, daß die **Bethſemiter** aus Erſtaunen die Bundeslade auf ihrem Grunde und Boden zu finden, den Altar nur aus dem Holze eben des Wagens gemacht, worauf die Lade war gebracht worden; und daß ſie, in Ermangelung anderer Opferthiere, die zwo Kühe zum Brandopfer geſchlachtet, welche dieſes heilige Pfand zu ihnen geführet hatten; ungeachtet im Geſetze ausdrücklich verbothen war, Mutterthiere zu opfern.

Das weltliche Alterthum biethet uns Beyſpiele von ſolchen Altären dar, die bloß aus demjenigen Holze beſtanden, auf welchen das Opfervieh verzehret werden ſollte; wie man in des **Pauſanias** Böoticis ſehen kann.

Als nun die Bundeslade aus dem Thale **Joſua**, in **Abinadabs** Haus, zu **Gibea** in **Kiriath-Jearim**, das heißt auf einem Hügel dieſer Stadt, gebracht war: ſo ward dieſer Ort einer von den berühmteſten derer Höhen, auf welchen die **Iſraeliten** ſo gern Rauchwerk opferten, es ſey nun dem wahren Gott, oder den Götzen zu Ehren. Unter dieſen Höhen, ward **Gibea** am meiſten beſuchet, ſeit die Bundeslade und der Brandopferaltar, von **Nob**, wohin man ſie von **Silo** geführet hatte, dahin gebracht worden war. Die Prieſter und **Leviten** ſetzten dabey die Verwaltung ihres Amtes, unter der Aufſicht des hohen Prieſters fort, und höreten nicht auf die gebothenen Opfer, bis auf die Stiftung des Tempels, zu vollziehen. Damals war dieſes die anſehnlichſte von allen Höhen, und **Salomon** gieng ſelbſt zu Anfange ſeiner Regierung dahin, eines der feyerlichſten Opfer zu halten.

Unter denen Höhen, auf welchen die **Iſraeliten** auf Altären räuchern giengen, verehrete man deren viele, als von Gott ſelbſt auserſehen, daß er allda angebethet ſeyn wollte. Außer **Gibea** zu **Kiriath-Jearim**, muß man noch in dieſe Zahl die Höhen zu **Mizpa** und **Ramath** rechnen, allwo **Samuel**, nachdem er die Regierung über das Volk Gottes übernommen, als Prophet hingieng, indem er nur ein **Levit** war, um auf denen Altären zu opfern, die er durch göttliche Eingebung daſelbſt hatte erbauen laſſen. **Samuel** erwähnet auch in ſeinem erſten Buche, des Ortes **Bethel** und eines **Gibea** in **Benjamin**, als Höhen, allwo die Juden Schlachtopfer opferten.

Von allen Altären indeſſen, die man dem wahren Gott, im gelobten Lande, ſowohl unter **Samuels** Regierung, als unter **Sauls** ſeiner, geweihet, iſt keiner berühmter geworden, als der zu **Gilgal**: und dieſes ſowohl wegen der Feyerlichkeiten die daſelbſt vorgiengen, als wegen der merkwürdigen Umſtände bey den Opfern, ſo man daſelbſt brachte. Man ſieht die Beſchreibung davon im erſten Buche **Samuelis**, daraus wir auch ſehen, daß es damals keinen andern Altar in **Judäa** zum Opfern der Thiere gegeben. Allhier war **Saul** geſalbet worden, und hier hielt er gemeiniglich die allgemeinen Verſammlungen der **Iſraeliter**.

Außer dem Altare zu **Gilgal**, richtete **Saul** noch einen ſehr berühmten Altar zu **Michmas**, zur Dankbarkeit für einen herrlichen Sieg, den er über die **Philiſter** davon getragen. Er ſelbſt vertrat dabey die Stelle eines Prieſters, weil ihm ſeine königliche Würde das Vorrecht dazu gab: denn ſo wie die Rabbinen und andere Ausleger der h. Schrift wollen, ſo hatten die jüdiſchen Könige, vor Erbauung des **Salomoniſchen** Tempels, nicht nur das Recht, bey gewiſſen Gelegenheiten das Prieſterkleid, oder **Ephod**, zu tragen, und das Volk bey großen Feyerlichkeiten zu ſegnen; ſondern auch Altäre einzuweihen, und ſelbſt darauf zu opfern. Dieſe Vorrechte ſind allem Anſehen nach, mit der Zeit abgeſchaffet worden, indem man ſeit Erbauung des Tempels keine Spuren mehr davon findet.

Es iſt kein Zweifel, daß es auch zu **Hebron** einen berühmten Altar gegeben, indem **Abſolom**, unter dem Vorwande als wollte er daſelbſt opfern gehen, ſich von **Davids** Hofe entfernete. Doch, nicht nur in den anſehnlichen Städten in **Judäa**, weihete man dem Herrn Altäre zu freywilligen und gebothenen Opfern, bevor die Bundeslade einen feſten Platz hatte; ſondern man führte deren auch in den kleineſten Städten, z. E. zu **Bethlehem** und anderwärts, auf. Uebrigens ſieht man aus der h. Schrift nicht, daß es in jeder Stadt mehr als einen Altar gegeben; es ſey zu den beſondern, oder öffentlichen Opfern. Dieſes ſcheint dem Sinne des Geſetzes gemäßer zu ſeyn, als welches dahin gieng, nur einen Altar zu verſtatten, und deren Vervielfältigung nur duldete, um ſich der Ungelehrigkeit der Juden zu bequemen.

Was aber dieſem Volke Gelegenheit gab, von Zeit zu Zeit neue Altäre aufzuführen und Opfer darauf zu bringen, das waren beſondere und wichtige Vorfälle: z. E. eine allgemeine Verſammlung des Volkes, oder einiger Stämme; mächtige Feinde, ſo überwunden werden ſollten; ein erhaltener Sieg; die Salbung eines Königes, und andere wichtige Begebenheiten. Hat es nun jemals einen Vorfall gegeben, welcher neue Altäre zum opfern erforderte, ſo war es die Ueberbringung der Bundeslade aus **Obed Edoms** Hauſe, in **Davids** Stadt: als einen Ort, den Gott ſelbſt erwählet hatte, der Wohnplatz dieſes Denkmaales zu ſeyn: vor welchem allein, alle freywillige und gebothene Opfer, alle Andachtsopfer, heimlich oder öffentlich, bey Lebensſtrafe, auf einem neuen Brandopferaltare gebracht werden mußten; der die Stelle aller derer vertreten ſollte, auf welchen bisher das Blut des Opferviehes gefloſſen war.

David glaubte daher, er könne bey dieſer Gelegenheit ſeinen Eifer für Gott, durch Opfer nie zu ſehr bezeugen: Man weis mit welcher Pracht dieſer Prinz bey dieſer Feyerlichkeit erſchienen iſt; und daß er in Begleitung des prächtigſten und zahlreichſten Gefolges, ſo man noch bey den **Iſraeliten**, ſeit ihrem Eintritte in das gelobte Land geſehen, alle ſechs Schritte auf verſchiedenen Altären, ſo er auf dem Wege aufführen laſſen, und die von **Obed Edoms** Hauſe, bis an den Berg **Zion** giengen, Opfer geſchlachtet.

Allem Anſehen nach, haben dieſe Altäre nur aus bloßen Raſen, oder rohen Steinen beſtanden, wie das Geſetz auf ſolche Fälle mit ſich brachte. Vielleicht waren es auch bewegliche Altäre, die bey den Alten ſehr gebräuchlich waren, und nach dem Opfer weggenommen wurden.

Als nun die Bundeslade auf den Berg **Zion**, unter eine neue Stiftshütte geſetzet war, ſo opferte **David** daſelbſt abermal eine Menge Brandopfer und Friedensopfer. Dieſe wurden auf einem neuen Altare verbrannt: welchen dieſer Prinz vor der Hütte hatte erbauen laſſen, damit er zum Brandopferaltare dienen ſollte, wie er zu **Gibea** vor der Stiftshütte geſtanden.

David ſetzte auch gewiſſe **Leviten** und Prieſter, die dem Altare des Berges **Zion** dienen ſollten. Zum Hohenprieſter ernannte er den **Abjathar**, und ließ den **Zadock** Hohenprieſter bey dem Altare zu **Gibea** bleiben: allwo die Prieſter ihren gewöhnlichen Dienſt fortſetzten, und die gebothenen Opfer brachten; dahingegen auf dem Berge **Zion**, nur die Opfer der Andacht gebracht wurden.

So verlieſen ſieben und zwanzig Jahre von **Davids** Regierung, ohne daß man einen einzigen Altar bemerket, der dem Herrn zu Ehren erbauet worden. Als aber dieſer Prinz durch die hochmüthige Ueberzählung ſeines Volkes den Herrn erzürnet hatte; ſo konnte er den göttlichen Zorn nicht anders beſänftigen, als daß er in der Tenne des **Aravna** auf dem Berge **Zion** einen Altar erbauete, um die Sühn- und Dankopfer zu bringen. Dieſes Denkmaal war das letzte, und zugleich das berühmteſte von allen denen, welche in den neunzig Jahren, die man von dem Raube der Bundeslade durch die **Philiſter**, bis auf die Erbauung des Tempels zählet, aufgeführet worden; und alles was bey deſſen Einweihung vorgieng, war eine rechte Kette von Wunderwerken. Gott ſelbſt befahl deſſen Aufrichtung; das Feuer vom Himmel verzehrte die darauf erwürgten Opfer; die Folgen des himmliſchen Zornes hörten auf; die Peſtſeuche nahm ein Ende; **David** ward vom prophetiſchen Geiſte eingenommen, und verkündigte dem ganzen Iſraël: daß dieſer Ort derjenige ſey, welchen der Herr erwählet hatte, um die Herrlichkeit ſeines Namens daſelbſt zu zeigen, und einen Brandopferaltar daſelbſt aufzurichten, auf welchem ganz allein das Blut der Opferthiere künftig vergoſſen werden ſollte.

Als nun **Salomo**, nach Erbauung ſeines Tempels innen ward, daß die alten Altare der Stiftshütte, nämlich der Tiſch der Schaubrote, der Rauch- und Brandopferaltar, ſich zu der Größe und Pracht desjenigen Hauſes gar nicht ſchickten, welches er dem Herrn hatte erbauen laſſen; ſo befahl er, an deren Stelle drey neue, viel größere, dauerhaftere und prächtigere Altäre zu verfertigen.

Die engen Schranken eines Auszuges erlauben uns nicht, dem Verfaſſer ſo vieler Abhandlungen, über die dem wahren Gott geweihten Altäre, in allen Theilen nachzufolgen, die er darinnen abgehandelt: inſonderheit wenn er von dem Brandopferaltare; von dem Orte, wohin er auf des Herrn Befehl geſtellet worden; von dem Muſter, welches Gott ſelbſt davon angab; von der Geſtalt, ſonderbaren Einrichtung, deſſen Größen, die von dem ehemaligen Brandopferaltare ſehr unterſchieden waren, und von vielen Auslegern ſehr übel erkläret worden ſind; von deſſen Namen, **Ariel, Arael und ehernem Altare**; und endlich von der Feyerlichkeit redet, womit er eingeweihet worden, und von ſeinem eigentlichen Gebrauche handelt. Von dieſen zween letzten Puncten indeſſen kann man bemerken: 1. daß die Einweihung dieſes Altars, zum mindeſten ſo alt ſey, als die Zeiten der Erzväter. Man weihete nicht nur bey den Juden, die zum Gottesdienſte beſtimmten Sachen und Oerter ein; ſondern auch die Städte, Mauren, Thore, ja ſelbſt die Häuſer. Auch bey den Heiden waren die Einweihungen ſehr gebräuchlich; die Römer bedienten ſich ihrer ſowohl bey den Tempeln, als bey den Altären und Bildſeulen, bey den Wäldern, Ländereyen, öffentlichen Plätzen, und Bürgerhäuſern. Man weihete ſogar, nicht nur bey den Juden ſondern auch bey den Heiden, das entheiligte wieder von neuem ein: denn als die Heiligkeit des Altares zu verſchiedenen Zeiten war verletzet worden, ſo weihete man ihn, unter dem **Aza**, **Hiskias** und **Manaſſe** von neuem ein.

2. Obgleich der Brandopferaltar der einzige ſeyn ſollte, auf welchem man opfern durfte, ſo war es gleichwohl unter der Regierung der jüdiſchen Könige nicht möglich, dieſes unbändige Volk von Beſuchung der Höhen abzuhalten, und ihm zu wehren, daß es auf denſelben das Blut der Opferthiere vergöſſe. Auch die heiligſten Könige der Juden, hatten das Herz nicht, ihre Unterthanen vom Beſuchen der Höhen abzuhalten, und unterſtunden ſich nicht dieſelben zu zerſtören. Daher kömmt es, daß die heil. Schriftſteller, wenn ſie das Leben dieſer Prinzen erzählen, ſelbiges mit dem Vorwurfe beſchließen, daß keiner von ihnen die Höhen zerſtöret habe: verum tamen excelſa non abſtulit.

Von allen jüdiſchen Königen waren **Hiskias** und **Joſias** die einzigen, welche ſich dieſen Vorwurf nicht zuzogen. Sie hatten den Eifer, die Höhen durch ganz **Judäa** abzuſchaffen, und die Altäre umzureißen, die man auf ſelbigen dem wahren Gott erbauet hatte. Gleichwohl muß dieſes nur von denen Altären verſtanden werden, auf welchen die Juden gewohnt waren zu opfern, und nicht von denen, die nur bloße Denkmäler der Andacht der Vorväter waren: denn in dieſem Falle ſah man es für eine fromme Pflicht an, wenn man ihre Erhaltung befördern konnte. **Elias** ſelbſt giebt ein Beyſpiel davon, wenn er, in Gegenwart des ganzen Volkes, einen dem wahren Gott zu Ehren errichteten Altar, den man auf dem Berge **Carmel** erbauet hatte, wieder aufrichten läßt; und er ſchilt die Kinder **Iſrael**, daß ſie die Altäre des Herrn eingeriſſen hatten.

Es iſt zwar ſeit der Grundlegung des **Tempels**, auch zuweilen erlaubt geweſen, auf andern Altären zu opfern, als auf dem Brandopferaltare; allein wir finden doch wenig Beyſpiele davon in der heil. Schrift, und zwar nur in beſonders dazu befreyten und nothwendigen Fällen. So brach

z. E. **Salomo** das Geſetz nicht, als er in dem Vorhofe des Tempels, am Tage ſeiner Einweihung, verſchiedene Altäre aufrichten ließ; indem des Opferviehes gar zu viel war, als daß es alles auf dem Brandopferaltare allein hätte können geopfert werden. **Elias** war kein Uebertreter, als er auf dem Berge **Carmel** einen Altar zu dem berühmten Opfer aufführen ließ, wozu er den König **Ahab** und die falſchen Propheten **Baals** einlud, um ihre Abgötterey zu Schanden zu machen. **Eliſa** glaubte ebenfalls nicht, daß er das Geſetz überträte, wenn er dem **Naemann** erlaubte, ein gewiſſes Maaß Erde aus **Judäa**, in ſein Land zu führen, um darinnen dem wahren Gott einen Altar zu erbauen.

Da indeſſen die Ruchloſigkeit der Juden ſo hoch geſtiegen war, daß ſie gar den Dienſt des wahren Gottes verließen, und bloß den Götzen auf den Höhen opferten, ſo überließ ſie Gott ihren Feinden: und zur Strafe für die Verlaſſung des Tempels und Brandopferaltares, und derer Gräuel ſo ſie daſelbſt vorgenommen hatten, wurden beyde 424. Jahre, nach ihrer Erbauung, zerſtöret.

Darauf ward **Iſrael** in ein fremdes Land zerſtreuet, befand ſich mitten unter den Abgöttern, ohne Tempel, ohne Altar, ohne Opfer, bis auf die Zeit des **Cyrus**; welcher ihm erlaubte wieder heim zu ziehen, und den Tempel wieder zu bauen. **Joſua**, **Joſedecks** Sohn, und **Zorobabel**, bewieſen ihren Eifer, indem ſie den Brandopferaltar an dem alten Orte, und auf ſeine erſte Grundlage wieder aufbaueten. Der Gottesdienſt, und die im Geſetze vorgeſchriebenen Opfer nahmen ſogleich wieder ihren Anfang, nach einem 52. jährigen Zwiſchenraume, und 536. Jahre vor **Chriſti** Geburt.

Erſt im folgenden Jahre darauf legte man den Grund zum Tempel: darinn man alles wieder verfertigen ließ, was im erſten geweſen war, inſonderheit den Tiſch der Schaubrodte und den Rauchopferaltar.

Den neuen Brandopferaltar machte man nach eben demſelben Maaße, zehn Ellen hoch, und zwanzig breit, wie der erſte geweſen, allein er war von anderer Materie. Der Altar in **Salomons** Tempel war von Erz geweſen, wie der in **Moſes** Stiftshütte; der Altar in **Zorobabels** Tempel aber, war nur von ungehauenen Steinen, darüber kein Eiſen gefahren war; gleichwohl hieß man ihn noch allezeit den **ehernen** Altar, wie den in **Salomons** Tempel. Die **Rabbinen** geben vor, daß die Steine, welche zu dieſem Brandopferaltare gebrauchet worden, aus dem Grunde des Meeres, oder einer unentehrten Erde, hätten müſſen genommen werden; ſie hätten auch ganz ſeyn müſſen, und ohne daß ein Riß daran zu ſehen wäre.

Der neue Brandopferaltar, war nicht nur in Anſehung der Materie ſchlechter, als der in **Salomons** Tempel, ſondern er wich ihm auch noch darum: weil er nicht durch die heilige Salbung und das göttliche Feuer geheiliget war. Das heilige Oel, oder der heilige Balſam, deſſen Verfertigung Gott ſelbſt zur Einweihung dieſes Altars befohlen hatte, war in währender Gefangenſchaft verloren gegangen; und das heilige Feuer des erſten Tempels, welches ſeinen Urſprung von dem Feuer des Brandopferaltares aus **Moſes** Stiftshütte nahm, war in der Zerſtörung **Jeruſalems** ebenfalls verloſchen.

Auf der andern Seite aber, hatte dieſer neue Altar viele Vorzüge vor dem alten. Die Juden erkannten, ſeit ihrer Rückkehr aus **Babylon** keinen andern, als dieſen, und blieben getreulich an ihm, in Darbringung ihrer Brandopfer und Dankopfer. Die Abgötterey herrſchte ferner nicht in **Jſrael**, die Höhen wurden in ganz **Judäa** auf ewig verlaſſen, die Altare der Götzen wurden alle eingeriſſen: und außer den Zeiten der Verfolgung des **Antiochus Epiphanes**, brannte man allezeit Rauchwerk auf dem Altare des Herrn; ja alle in einem verſammleten Stämme, ſchlachteten fernerhin keine Opfer, als auf dem Berge **Zion**, im Tempel zu **Jeruſalem**, mehr als zwey hundert Jahre lang.

So ward auch dieſer Altar einer der berühmteſten und ſelbſt von den Abgöttern am meiſten beſuchten, im ganzen Morgenlande. Die auswärtigen Prinzen machten ſich eine Ehre daraus, ihm ihre Opfer zu ſchicken, und ſelbſt hinzukommen, ihre Andacht zu bezeugen. Wir ſehen aus dem **Joſephus**, mit was für Ehrfurcht **Alexander der große** bey dieſem Altare erſchienen iſt.

Gleichwohl ward die Einformigkeit des Gottesdienſtes, die ſich bey den **Juden** unter der **perſiſchen** Regierung, ſo viele Jahre erhalten hatte, durch des **Manaſſe** Zwieſpalt, unter des **Darius Codomannus** Regierung unterbrochen; und damals entſtand auf dem Berge **Garizim**, ein neuer Tempel und ein neuer Brandopferaltar, nach Art des **jeruſalemitiſchen**. Das Geſetz, dem Herrn keine Opfer anderswo, als auf dem Berge **Zion** zu bringen, ward übertreten: und eine Menge misvergnügter Juden, verließ **Jeruſalem**, um nach **Samaria** zu gehen, und daſelbſt auf dem neuen Altare zu opfern. Allhier wurden auch Prieſter und **Leviten**, unter der Aufſicht eines hohen Prieſters eingeſetzt, und man ſchrieb ihnen eben die Opfer und Gebräuche vor, die im Tempel zu **Jeruſalem** beobachtet wurden. Die heutigen **Samaritaner** geben vor, aber ohne Beweis: daß der Altar, auf welchem ſie noch anjetzt auf dem Berge **Garizim** opfern, eben derſelbe ſey, welchen **Manaſſe** daſelbſt gegründet: gleich, als wenn es ihnen unbekannt ſeyn könnte, daß ihre Religionsübung allda oftmals unterbrochen, und ihr Tempel und Altar vielfältig und noch 200. Jahre nach ihrer Erbauung, unter dem jüdiſchen Könige, **Johann Hyrcan**, umgeworfen worden.

Die Aufrichtung des Tempels zu **Garizim**, hatte ſehr böſe Folgen für die jüdiſche Religion. Hierdurch ward die Vermehrung der Altäre und Opfer an verſchiedenen Orten, mit Verachtung desjenigen verurſachet, welchen Gott ſelbſt erwählet hatte. Nach dem Beyſpiele der **Samaritaner**, erbaueten die in mancherley Länder zerſtreueten Juden, indem ſie ſich über das Geſez erhoben, in **Phönicien**, **Cöle-**

ſyrien, **Leontopolis** und anderwärts, Tempel und Altäre, unter dem Vorgeben, daß die große Entfernung von der heiligen Stadt, ſie frey ſpräche, ſich zum opfern dorthin zu begeben.

Der berühmteſte von allen dieſen Tempeln war derjenige, welchen die in **Aegypten** zerſtreueten Juden in dem Kreiſe von **Heliopolis** erbauen ließen, allwo nachmals eine Stadt, unter dem Namen **Onion** entſtand; die durch den großen Zulauf der Juden, ſehr volkreich und berühmt ward. In dieſem neuen Tempel war nichts ſo merkwürdig, als deſſen Brandopferaltar. Man machte ihn nach dem Bilde des **jeruſalemitiſchen**; man errichtete auch einen Rauchopferaltar, und einen Tiſch der Schaubrote. Man ſetzte eben ſo viele Gefäße, und eben ſo viel zum Gottesdienſte gehöriges Geräth hinein. Es wurden Prieſter und **Leviten**, unter der Aufſicht des Hohenprieſters **Onias** verordnet; welche eben die Aemter und Vorrechte hatten, als die Geiſtlichkeit auf dem Berge **Zion**.

Die Andacht gegen den Tempel zu **Onion**, nahm dermaßen unter denen in **Aegypten** zerſtreueten Juden zu, daß ſie ihre Gelübde daſelbſt bezahleten, ohne ferner an den Tempel zu **Jeruſalem** zu denken: und die jüdiſche Religionsübung ward daſelbſt ununterbrochen, bis unter Kaiſer **Veſpaſians** Regierung fortgetrieben; da ſie denn unterſaget ward, nachdem ſie 220. Jahre lang mit aller Pracht beſtanden hatte.

Was den Tempel zu **Jeruſalem** betrifft, ſo ſagt **Daniel**, daß, nachdem ſich der **Gräuel der Verwüſtung** in dieſen heiligen Ort, unter dem **Antiochus Epiphanes** eingeſchlichen, und der Brandopferaltar durch die Abgötter entehret worden, **Judas Maccabäus** dieſen Altar habe umreißen laſſen, und befohlen, einen neuen, ebenfalls von rohen Steinen zu bauen; der auf demſelben Grunde ſtünde, eben daſſelbe Maaß, und eben die Geſtalt hätte, als der alte. Er weihete ihn mit aller möglichen Feyerlichkeit ein, und befahl dieſes Feſt alle Jahre zu feyern: und dieſes iſt das Feſt, deſſen im Evangelio, unter dem Namen **Kirchweihe**, gedacht wird.

Endlich ward dieſes heilige Denkmaal auch noch unter **Herodes** dem großen zerſtöret, welcher einen andern, weit herrlichern und größern erbauen ließ; um der Pracht des Tempels, den er ebenfalls erbauete, ähnlicher zu kommen. Dieſer neue Altar war funfzehn Schuh hoch, und vierzig ins Gevierte breit: eine außerordentliche, aber gewiſſermaßen nothwendige Größe, indem eine ſo erſtaunliche Menge Opfervieh an großen Feſten darauf geſchlachtet ward, inſonderheit am Oſterfeſte. Die Einweihung dieſes Tempels und Altares geſchah mit ſo viel mehrerer Pracht, da man zugleich des **Herodes** Geburtsfeſt feyerte.

Dieſer letzte Brandopferaltar, daurete viel kürzere Zeit, als irgend einer von den erſten, welche ſeit der **moſaiſchen** Stiftshütte waren erneuert worden. Er ſtand nur erſt vier und ſiebenzig Jahre, als ihn die gänzliche Zerſtörung der Stadt **Jeruſalem** und ihres Tempels, im andern Jahre von Kaiſer **Veſpaſians** Regierung, mit dahin riß.

Damals ward **Daniels** und anderer Propheten Weißagung erfüllet. Die Ceremonien der jüdiſchen Religion hatten ein Ende, und man ſah in Iſrael weder Tempel, noch Altar, noch Opfer mehr.

II.

Herrn Bonamy Abhandlung, von dem Verhältniſſe der Magie, gegen die heidniſche Theologie.

Die verhaßte Kunſt der Magie, welche im Alterthume ſo berühmt und unter allen Völkern ſo verbreitet war, iſt zu allen Zeiten ein Gegenſtand geweſen, welchem der **Pyrrhonismus** das meiſte hat angewinnen können; und man muß bekennen, daß wenn man die Magie der Alten, die Ausſchweifungen ſo dabey vorgegangen, die Laſter zu denen ſie Gelegenheit gegeben, genau betrachtet; man ſich verwundern muß, wie die gelehrteſten und geſitteſten Völker ſowohl, als die barbariſchten, ſo viele Ungereimtheiten haben glauben, und ſo viele Verbrechen, ohne Bedenken begehen können. Allein, die Verwunderung höret auf, ſobald man ſieht, daß dieſe Magie bey ihnen, eine Folge ihrer Theologie ſelbſt geweſen; und daß, wie **Arrian** anmerket, ſobald eine Rede wider die Wahrſcheinlichkeit lief, man nur die Gottheit drein mengen durfte, ſo hörete ſie gleich auf unglaublich zu ſeyn.

Herr **Bonamy**, Verfaſſer dieſer Abhandlung, hat ſich in derſelben vorgenommen, weder von der Gewalt der Magie, noch von den erſtaunlichen Wirkungen zu reden, die man ihr beymaß; vielweniger von den Verbrechen zu handeln, dazu ſie Anlaß gegeben. Alles dieſes iſt bereits in verſchiedenen kleinen Tractaten vorgekommen, die zuweilen eben ſo unnützlich, als ſchädlich ſind. Er begnüget ſich nur mit der Unterſuchung, was für ein Verhältniß die Magie mit der heidniſchen Gottesgelahrheit gehabt: und ſobald er wird bewieſen haben, daß die Magie und Theologie aus einerley Grundſätzen gefloſſen; daß beyde einerley Ceremonien, einerley Abſichten gehabt: ſo wird es niemanden mehr befremden, daß man dieſer Kunſt die erſtaunlichſten Wirkungen beygemeſſen, und geglaubet hat; diejenigen ſo ſie trieben, hätten die Macht, die Natur ſelbſt zu ſtoren, die Elemente zu verwirren, und die Gottheit ſelbſt zum Gehorſame zu zwingen.

Zuvörderſt erkläret der Verfaſſer die Magie, oder die Kunſt in der Natur Dinge hervorzubringen, ſo die menſchliche Gewalt überſteigen, und dieß durch Beyhülfe der Götter, und den Gebrauch gewiſſer Worte und Ceremonien.

Er ſagt, die Kunſt etwas hervorzubringen, das die menſchliche Macht übertrifft: denn es war nichts gemeines bey den magiſchen Handlungen; ſie übten ihre Gewalt im Himmel, auf Erden und in der Höllen aus: Cujus horrido murmure, imperioſisque verbis, Dii ſuperi Maneſque torquentur; wie **Quintilian** ſagt, wenn er von einem Schwarzkünſtler redet. Eben dieſe Obergewalt machte die Magie ſo beliebt: und **Nero** ſuchte, wie **Plinius** verſichert, aus keiner andern Urſache in dieſer Kunſt eine Geſchicklichkeit zu erlangen, als, damit er das Vergnügen haben möchte, den Göttern ſelbſt zu gebiethen. Was würden auch in der That die Menſchen ſich nicht für eine Gewalt beymeſſen können, welche glauben konnten, die Götter ſelbſt waren ihrem Willen unterworfen? Nach der gemeinen Meynung, war es den Schwarzkünſtlern nur ein Spielwerk, hageln und donnern zu laſſen, Ungewitter zu erregen, ſich überall durch die Luft hin zu begeben, den Mond auf die Erde zu holen, die Früchte und Aernte von einem Orte an den andern zu ſchaffen, u. dergl. **Furius Creſinus** ward in der That für einen ſo geſchickten Schwarzkünſtler angeklagt, daß er ſich auf dieſe Weiſe das Gut ſeiner Nachbarn zueignete: und er konnte ſeine Ankläger nicht anders ſtumm machen, noch den Richtern anders die Augen öffnen, als daß er zeigte; ſeine Aecker trügen nur darum mehr als andere, weil er ſie beſſer bearbeitete. Man zweifelte an dieſer Gewalt der Schwarzkünſtler ſo wenig, daß auch in dem Geſetze der zwölf Ta-

feln,

ſeln, dieſe Art von Verſetzung, bey Lebensſtrafe verbothen war.

Die Gewalt der Schwarzkünſtler gieng auch nicht nur ſo weit, daß ſie den Lebendigen Gutes oder Böſes thun konnten; ſie erſtreckten auch durch die Beſchwörung der Seelen, ihre Macht über die Todten ſelbſt; ſie brachten die Geiſter der Verſtorbenen mit einander ins Handgemenge. **Plutarch** erzählet, daß, als die **Lacedämonier** den **Pauſanias** in dem Tempel der **Pallas** verhungern laſſen, ſein Geſpenſt denenjenigen, die in dieſen Tempel gekommen, ſo viel Schrecken verurſachet, daß ſich niemand mehr hinein gewaget. Die **Lacedämonier** nun hätten keinen andern Rath gewußt, als daß ſie aus **Theſſalien** Schwarzkünſtler verſchrieben, welche die Seelen verſchiedener andern **Lacedämonier** beſchworen; von denen man wußte, daß ſie in ihrem Leben des **Pauſanias** offenbare Feinde geweſen: und dieſe Seelen jagten das Geſpenſt ſo trefflich fort, daß es weiter keinen mehr erſchreckte.

Es gab verſchiedene Gottheiten, zu denen ſich die Schwarzkünſtler bey ihren Unternehmungen wenden konnten; einige waren gute, andere böſe Gottheiten: deren letztere man ſich durch grauſame Handlungen, ja oftmals durch Verbrechen ſelbſt, günſtig machte. Dieſer Unterſchied nun veranlaſſete zwo Arten von Magie; die eine hieß **Theurgie**; und die andere **Goetie**. Der ganze Tractat des **Jamblichus**, von den Geheimniſſen der **Aegyptier**, ſetzet dieſen Unterſcheid voraus. Diejenigen welche **theurgiſche Magi** waren, wurden böſe, wenn man ſie in die Claſſe der **goetiſchen** ſetzte: als welche ſie mit eben dem Abſcheue anſahen, wie wir heutiges Tages die Zauberer anſehen. Die Weltweiſen, **Plotin**, **Porphyr**, **Jamblichus**, und der Kaiſer **Julian**, unterſchieden die Religionshandlungen, ſo die Griechen beobachteten, und die ſie **Theurgia** nannten, von den magiſchen Gebräuchen, oder Gaukelwerken, die ſie **Goeteia** nennen, und die ſie der Argliſt der Menſchen und dem Betruge der böſen Geiſter beymaßen. Sie erklärten die **Magie**, als die Anrufung der guten Geiſter, um den Menſchen wohlzuthun; und die **Goetie**, als die Anrufung der böſen Geiſter, um den Menſchen zu ſchaden.

Die **theurgiſche** Magie war, wenn man denen glauben will, die ihr Werk davon machen, eine göttliche Kunſt, welche nichts, als die Vollkommenheit des Verſtandes, und die Reinigung der Seelen, zum Endzwecke hatte; und diejenigen, welche ſo glücklich waren, zur **Autopſie**, d. i. einem Stande zu gelangen, in welchem man einen vertrauten Umgang mit den Göttern hatte, hielten dafür, daß ſie alle deren Gewalt beſäßen.

Die Zubereitung der **theurgiſchen Magie** hatte etwas weiſes und ſonderbares bey ſich. Der **theurgiſche** Prieſter mußte in ſeinen Sitten unſträflich; und alle diejenigen, ſo an ſeinen Handlungen Theil hatten, mußten rein ſeyn; ſie mußten niemals Umgang mit dem Frauenzimmer gehabt haben; ſie mußten nichts eſſen, was gelebet hatte; und mußten durch kein Anrühren eines todten Körpers beflecket ſeyn.

Dieſe **theurgiſche** Magie war alſo von der goetiſchen oder von der Zauberey ſehr unterſchieden, darauf ſich diejenigen Menſchen legten, die nur mit den böſen Geiſtern Umgang hatten, und deren Gewalt nur zum Schaden und zu Laſtern zu verführen, anwendeten. Die Zubereitung zu ihren Ceremonien, verdoppelte das Schrecken noch, ſo man ſchon davor hatte. Ihre Wohnungen waren an unterirrdiſchen Orten. Die Finſterniß der Nacht, ſchwarzes Opfervieh, Todtengebeine, oder ganze Leichname, ſtimmten mit der Schwärze ihrer Kunſt überein. Sie erwürgten Kinder, und ſuchten die Weißagungen des Künftigen, in den Eingeweiden geopferter Menſchen. Und ſo waren dieſe zwo Arten der eigentlich ſogenannten **Magie** beſchaffen.

Die Schwarzkünſtler brauchten bey ihren Handlungen, gewiſſe Wörter, denen ſie die meiſte Kraft ihrer Bezauberungen zuſchrieben. Zuweilen wirkte die Zauberey der Worte allein; z. E. als die Kinder des **Autolykus** dem **Ulyſſes** das Blut einer Wunde ſtilleten, ſo er am Schenkel bekommen. Zuweilen mußte man den Worten, noch die Kraft der Wurzeln beyfügen. **Medea** glaubte nicht, daß **Jaſon** mit denen bezauberten Wurzeln ſicher genug ſey, die ſie ihm gegeben hätte; ſie fügte ihnen noch Worte bey:

> Neve parum valeant a ſe data gramina, Carmen
> Auxiliare canit, ſecretasque advocat artes.

Auch bey den Wurzeln und Worten blieb es noch nicht. Die Zeit der Opfer, die Tage, die Stunden, die Beſchaffenheit der Sterne, die Zahl, Farbe und Gattung der Opferthiere, alles war weſentlich, ſo wie alles geheimnißvoll war. Unter allen denen Gottheiten, deren eine jede ihr Gebieth auf dem Erdboden hatte, war es keine kleine Schwierigkeit für einen Schwarzkünſtler, diejenigen genau zu wiſſen, die er anrufen ſollte, ihre Zahl und wie weit ſich ihre Macht erſtrecke, zu kennen. Er mußte ferner wiſſen, was für Sachen er zum Rauchwerke nehmen ſollte, Wurzeln oder Steine: als eigene Kennzeichen der Götter, die man ihnen bringen mußte, wenn ſie geneigt werden ſollten. Eine ſtärkere oder ſchwächere Menge davon, machte die ganze Wirkung zu ſchanden; eben ſo, als wenn auch nur eine einzige Gottheit vergeſſen war. So wie eine geſprungene Saite, die Harmonie eines ganzen Inſtrumentes in Unordnung bringt; ſo, ſagt **Jamblichus**, habe eine einzige Gottheit deren Namen man vergeſſen, oder zu deren Ehren man nicht unter das Zubehör des Rauchwerks, die wohlriechenden Sachen, Wurzeln, oder Steine genommen, die ihr eigen geweſen, die Wirkung des ganzen Opfers verhindert.

Auch die Wiſſenſchaften, hatten ſowohl als die Religion, das ihrige beygetragen, die Magie ehrwürdig zu machen: Sie hatte, wie **Plinius** ſagt, ſich dasjenige zuzueignen gewußt, was die drey Wiſſenſchaften, die man am höchſten in der Welt hält, großes und wunderwürdiges haben. Sie war aus der Arzeneykunſt entſprungen, und bediente ſich derſelben, um bey den Gemüthern Eingang zu finden, unter dem Vorwande, daß ihre Arzneymittel kräftiger wären.

Die Sterndeutung both ihr die Hand, denen auf das Zukünſtige neugierigen Menſchen weis zu machen: ſie ſähe alles im Himmel was ihnen künſtig begegnen ſollte; und damit ſie die Herzen noch mehr feſſeln möchte, ſo eignete ſie ſich auch das alles noch zu, was die Gottesgelahrtheit und Religion, herrliches und ehrwürdiges haben.

Die heidniſche Religion nahm eine unendliche Menge von Göttern an, theils himmliſche, theils irrdiſche, Meergötter und hölliſche Gottheiten, die ein jeder ihr Gebieth hatten. Einige waren gutthätig, andere ſchädlich; einige flößten nie etwas anders, als die Tugend ein; andere, nichts als Laſter. Dieſe Abtheilung guter und ſchädlicher Gottheiten, ward von allen Völkern angenommen, und leitete ihren Urſprung von den **Aegyptern** und **Phöniciern** her, von welchen alle Menſchen, nach dem **Philo von Byblos**, die Grundſätze ihrer Theologie erlernet hatten. Die Art die Götter zu verehren, kam auf den Begriff an, den man von ihnen hatte. Ein jeder hatte ſeinen geſetzten Dienſt und ſeine Gebräuche; und wenn man ſein Gebeth erhöret haben wollte, ſo mußte man ſelbige genau in Acht nehmen. Man war überredet, daß die Götter gewiſſen Perſonen zugethan wären, und an dieſe wendete man ſich, um von den Göttern die erbethene Gnade zu erhalten.

Dieſe Grundſätze nun vorausgeſetzt, ſo wird es leicht ſeyn, das Verhältniß der Theologie, welche die geheimnißvollen Ceremonien der himmliſchen, tugendhaften und gutthätigen Götter lehrete, mit der **Theurgie**, und zugleich das Verhältniß der Theologie, die die Art lehrete die hölliſchen laſterhaften und ſchädlichen Götter zu verehren, mit der **Goetie** zu zeigen.

Diejenigen, welche bey den Griechen und Römern zu den Geheimniſſen eingeweihet waren, rühmten ſich einer großen Weisheit und vollkommenen Kenntniß der Natur. Sie bedienten ſich einerley Ausdrücke mit den **theurgiſchen Magis**, um die verſchiedenen Stufen anzuzeigen, wodurch man zur höchſten Wiſſenſchaft gelangete.

In der **theurgiſchen Magie**, kam man nicht gleich auf einmal zur **Autopſie**: und diejenigen, ſo zu den Geheimniſſen eingeweihet waren, kamen ſelbſt nur ſtufenweiſe zur **Epopſie**, oder zur Beſchauung der Gottheit und Natur. Anfangs mußte man die Ausſohnungen überſtehen; nachmals kamen die kleinen Geheimniſſe, die gleichſam die Grundlagen der Lehre und eine Vorbereitung auf etwas weſentliches, waren. Alsdann mußte man faſten, ſich enthalten und reinigen. Endlich kamen die großen Geheimniſſe, bey welchen nicht mehr an das Lernen gedacht ward, ſondern bloß die Natur zu verſtehen und ihr nachzuforſchen. Alsdann waren die **Eingeweiheten** (Initiati) vollkommene Menſchen; weil ſie nach dem **Cicero**, aus einem rohen wilden Leben, in ein angenehmes Leben voller Menſchlichkeit, getreten wären. Man gab alſo nicht ohne Urſache dieſen Geheimniſſen den Namen der **Vollkommenheit**, τελετή. Sie waren auch von den Alten, wie **Arrian** ſaget, nur darum eingeſetzet worden, die Menſchen zu lehren, und ihre verderbten Sitten zu beſſern.

Die **theurgiſchen Magi** ſchrieben ihren Symbolen und Ceremonien die göttliche Macht zu, mit welcher ſie ausgerüſtet zu ſeyn vorgaben; und die alten Helden, **Jaſon**, **Caſtor**, **Pollux** und **Herkules**, waren nur darum in ihren Unternehmungen glücklich geweſen, und hatten ſo viele Wunder gethan, weil ſie zu den Geheimniſſen waren eingeweihet worden.

Ariſtophanes und **Pauſanias** ſchrieben deren Einſetzung dem **Orpheus** zu, den man in die Zahl der **theurgiſchen** Schwarzkünſtler ſetzet. Er lehrete wie man den Göttern dienen, ihren Zorn dämpfen, die Laſter ausrotten, und die Krankheiten heilen ſoll. Wir haben noch die unter ſeinem Namen um die Zeit des **Piſiſtratus** verfertigten Geſänge; und ſie enthalten rechte eigentliche **theurgiſche** Beſchwörungen.

Bey dieſer Uebereinſtimmung nun der Meynungen, Handlungen, und Gebräuche, unter den geheimnißvollen Ceremonien des Heidenthums und der **Theurgie**, darf man ſich nicht mehr wundern, daß **Apollonius von Thyana, Apulejus, Porphyr, Jamblichus,** der Kaiſer **Julian,** und andere **platoniſche** und **pythagoriſche,** Weltweiſe, denen man die Magie ſchuld gegeben, ſich zu den Geheimniſſen haben einweihen laſſen; ſie erkannten nämlich zu **Eleuſis** alle diejenigen Meynungen, zu denen ſie ſich öffentlich bekannten. Man brachte daſelbſt eben die Wunderwerke zuwege, man rief dieſelben Gottheiten an; das heißt, die gutthätigen, um den Menſchen Gutes zu thun, und ſie zur Tugend zu führen.

Ganz anders war es mit den **goetiſchen Magis.** Sie waren nur bloß beſchäfftiget, Böſes zu thun, und wendeten ſich nur an die böſen und laſterhaften Gottheiten; zum Schaden anderer und zu Erregung unordentlicher Leidenſchaften.

In der heidniſchen Theologie, erkannte man, wie in der Magie, Gottheiten, die nicht nur den Leidenſchaften zum Schutze dieneten; ſondern die man auch nicht anders, als mit ſolchen Handlungen verehrete, welche eine Wirkung eben dieſer Leidenſchaften waren. Die Unreinigkeit, welche man im Heidenthume, als eine Religionsübung die den Göttern angenehm wäre, anſah; die an die **Venus** und den **Cupido** gerichteten Gebethe, das Feuer einer unzüchtigen Liebe anzuflammen, und welche günſtig angehöret wurden; zeigen die Gleichförmigkeit des Religionsgebäudes mit der Schwarzkünſtler ihrem, in der Ueberredung: daß es Gottheiten gäbe, denen man nur durch Laſter gefalle. Mit den andern Leidenſchaften gieng es wie mit der Liebe; ſie hatten eine jede eine ihr günſtige Gottheit. Dieſe guten und böſen Gottheiten, welche nach dem Wahne der Heiden, in alle menſchliche Handlungen einen Einfluß hatten, und das mit Laſtern und Tugenden angefüllte Leben der Menſchen, hatten zu dieſem Satze ihrer Theologie Gelegenheit gegeben: daß es Gottheiten gäbe, denen das Laſter, deſſen Urſprung ſie wären, angenehm wäre; und folglich einen laſterhaften Götzendienſt, der dieſem Begriffe von den Göttern gemäß war, veranlaſſet.

Die Beſchwörung der Seelen, und die Ueberredung, darinnen die Schwarzkünſtler ſtunden, daß die Götter ein Wohlgefallen an Vergießung des Menſchenblutes hätten, haben ebenfalls ihren Grund in der heidniſchen Theologie. Die unmenſchliche Gewohnheit zu Beſriedigung der Götter Menſchen zu opfern, iſt ſo alt, daß man faſt auf den Anfang der Welt zurück gehen muß, um deren Urſprung zu finden. **Sanchoniaton** ſchreibt ſie dem **Saturn** zu, welcher in einer Hungersnoth und Peſtzeit, ſeinen einzigen Sohn für den **Cölus**, ſeinen Vater, geſchlachtet.

Aus eben dieſem Begriffe ſind die Angelobungen derer großmüthigen Männer entſprungen, die ſich für das Beſte des Vaterlandes aufgeopfert haben. Aus eben dieſer Urſache hat man, bey öffentlichen Landplagen, Menſchen in den Abgrund geſtürzet, und dabey die Worte ausgeſprochen: περίφημα ἡμῶν γένου, **ſey ein Opfer für uns, welches die Götter beſänftige.** Daher kommen auch noch die Gefechte der Klopffechter, um die Schatten der Verſtorbenen zu befriedigen.

Die Religion endlich billigte auch noch die Beſchwörung der abgeſchiedenen Seelen. Die Gewohnheit, Todten hervorzurufen iſt ſehr alt; denn unter den verſchiedenen Arten der Zauberey die **Moſes** verbothen, iſt dieſe auch: nec ſit .. qui quaerat a mortuis veritatem. Aus dem Morgenlande war dieſer Gebrauch nach Griechenland übergegangen, allwo man ihn ſchon zu **Homers** Zeiten findet. Damals war es keine verhaßte und ſtrafbare Sache, indem es Leute gab, die öffentlich ein Werk davon machten, abgeſchiedene Seelen aufzurufen; und man Tempel hatte die ſolchen Seelen geweihet waren, wo man die Todten befragen gieng. Ein ſolcher war bey den **Theſproten**: allwo **Periander**, der **Tyrann** zu **Korinth**, ſeine Frau wegen eines Pfandes oder einer Beylage befragte.

Hier muß man bemerken, daß die Redensart, **eine Seele herauf rufen**, nicht richtig iſt: denn alles was die Zauberer und die Prieſter der abgeſchiedenen Seelentempel aufrieſen, das war weder der Leib noch die Seele; ſondern etwas das zwiſchen beyden das Mittel hält, welches die Griechen εἴδωλον, die Lateiner ſimulacrum, imago, umbra tenuis, nannten. Wenn **Patroklus** den **Achilles** bittet, er möchte ihn begraben laſſen, ſo thut er es, damit die **leichten Bilder** der Verſtorbenen, εἴδωλα καμόντων, ihn nicht hindern mögen, über den hölliſchen Fluß zu kommen. Es war weder die Seele noch der Körper, der in die **elyſäiſchen** Felder kam, ſondern dieſe Ebenbilder.

Ulyſſes ſieht in den **elyſäiſchen** Feldern den Schatten des **Herkules**: indem doch dieſer Held ſelbſt mit den unſterblichen Göttern im Himmel iſt, und die **Hebe** zur Gemahlinn hat. Es waren alſo dieſe Schatten, dieſe Geſpenſter, oder abgeſchiedenen Geiſter, wie man nun dasjenige nennen will, was weder Leib noch Seele im Menſchen iſt, die man herauf rief.

Herr **Bonamy** beſchließt den Vergleich der Magie mit der heidniſchen Theologie, durch die Nothwendigkeit, den Formeln der Gebethe, und des Ceremoniels zu folgen; und in Abſehen auf ihre Wirkſamkeit.

Numa hatte zu **Rom** einen Oberprieſter eingeſetzt, welcher die Religionsgebräuche lehren mußte; nämlich diejenigen die die Todten und die Art betrafen, die Schatten zu befriedigen. Die große Menge von Ceremonien ſo es gab, die von einander ſo unterſchieden waren, als die Gottheiten ſelbſt, hatten dieſes Amt wichtig und nothwendig gemacht. Denn in der Theologie war ſowohl, als in der Magie, die Kenntniß derer Götter, an die man ſich zu wenden hatte, die Richtigkeit in Ausſprechung der Worte, und die genaue Folge der Opferformel, unumgänglich nöthig, wenn die ganze Handlung von ſtatten gehen ſollte.

Hätte **Tullus Hoſtilius** denjenigen **Pontifen** befragt, welcher dem Religionsgebrauche vorgeſetzet war, wie es des **Numa** Vorſchrift mit ſich brachte, als er den **Jupiter** vom Himmel haben wollte: ſo wäre er nicht vom Donner gerühret werden, weil er bey ſeinem Opfer, das Ceremoniel übertreten hatte.

Die erſten obrigkeitlichen Perſonen der Republik bedienten ſich bey den öffentlichen Opfern gewiſſer Gebethsformeln, und dieſe Formeln wurden als etwas ſo weſentliches angeſehen, daß wenn derjenige, ſo ſie herſagte, nur ein einzig Wort verſetzt oder überhüpfet hätte, man geglaubt haben würde, daß die ganze Sache nicht gelingen könnte. Dieſes beobachteten die **theurgiſchen Magi** auch genau; in der Ueberredung, wie **Jamblichus** ſagt, daß man ſich an die alten Gebräuche unverbrüchlich binden müſſe, ohne etwas davon wegzulaſſen, oder was fremdes hinzuzuthun.

Als der Conſul **Decius** ſich den Höllengöttern weihete, und die feindlichen Heere mit ihm; ſo ermahnte er den **Pontifen Valerius**, die Weihungsformel auszuſprechen: Deorum ope, Valeri, opus eſt: agedum.... praei verba, quibus me pro legionibus devoveam. Hierauf ſagt er von Wort zu Worte die Formel nach. Es waren auch eigene Leute beſtellet, welche Acht geben mußten, daß nichts von der Formel ausgelaſſen würde, und das Volk zum Stillſchweigen anhalten mußten.

Fraget man nun nach der Urſache dieſer abergläubiſchen Aufmerkſamkeit, womit man das Ceremoniel, bis in den mindeſten Kleinigkeiten beobachtete; ſo muß man wiſſen: daß man damals in der Meynung ſtand, die Götter ſelbſt hätten die Menſchen die Spruchformeln und Ceremonien des Opfers gelehret. Dieſe Formeln waren, wie **Jamblichus** berichtet, gleich anfangs in **ägyptiſcher** Sprache, oder auch **chaldäiſch** aufgeſetzt worden. Die Griechen und Römer, ſo ſich ihrer bedienten, behielten viele Worte aus dieſen Grundſprachen bey; wodurch denn oftmals ein barbariſches und unverſtändliches Gewäſch entſtund. Daher kömmt der Einwurf, welchen **Porphyr** dem **Jamblichus** macht: warum die **theurgiſchen** Schwarzkünſtler ſich gewiſſer nichts bedeutender Worte bedienet hätten, die bey ihren Handlungen keinen Verſtand hätten? **Jamblichus** antwortet: die Menſchen wüßten allerdings die Bedeutung vieler Wörter nicht; allein ſie wären doch den Göttern, als den Urhebern dieſer Formeln, bekannt, welche mit dieſen Wörtern die Kraft der Handlung verknüpfet hätten. Man müſſe nicht glauben, daß dieſe Wörter, ſie möchten ſo barbariſch ſcheinen, als ſie wollten, bloße Erfindungen der goetiſchen Schwarzkünſtler und Gaukler wären: denn, wäre dieſes, ſo wäre ja nichts daran gelegen geweſen, daß man an die Stelle dieſer fremden Worte, andere gewöhnliche geſetzet hätte; dahingegen es gewiß wäre, daß dieſe Formeln gar nichts wirkten, wenn man ſie nicht recht ſo brauchte, wie man ſie von den Alten überkommen hätte.

Da nun die heidniſchen Theologi und Magi, im Abſehen auf die Wirkſamkeit der Worte, und des Ceremoniels, einerley Meynung waren; und da die Heiden glaubten, daß die öffentlichen Ceremonien der Religion, welche mit den Ceremonien der Magie einerley waren, Wunder thun konnten: ſo durften ſie ſich auch nicht wundern, daß die **Magi** ſich eben dieſelbe Gewalt anmaßeten. Dieſen Schluß zieht auch **Plinius** aus eben dieſem Satze: denn nachdem er von der Macht geredet hat, die man den **Veſtalinnen** zuſchrieb, daß ſie durch gewiſſe Gebethsformeln den flüchtigen Sklaven wehren konnten, aus **Rom** zu fliehen; ſo ſetzt er hinzu: daß, wenn man einmal zugäbe, die Götter erhöreten gewiſſe Gebethe, und ließen ſich durch gewiſſe Worte erweichen; man auch an dem gar nicht mehr zweifeln könnte, was man von der Gewalt der Magie ſagt.

Wie hätte man die Wirkungen der Magie nicht glauben ſollen, da die Götter ſelbſt ſich ihrer Geheimniſſe bedienet hatten? Alles trug alſo dazu bey, daß man die Magie, als eine bloße Erweiterung des Gottesdienſtes anſah. Die Magie hatte in denen Begriffen nichts verändert, die man in der heidniſchen Theologie von den Göttern machte; und beyde bedienten ſich einerley Gebräuche, um dieſelben Wirkungen hervor zu bringen.

III.

Des Herrn Secouſſe Anmerkungen, über Plutarchs Leben des Craſſus. 1726.

Plutarch erzählet, daß **Craſſus** und **Pompejus** die ganze Zeit ihres Conſulates hindurch uneinig gelebet hätten; daß gegen das Ende des Jahres, **Onatius Aurelius** ſich in der Verſammlung des Volks gezeiget, und demſelben geſaget: **Jupiter** habe ihm im Traume befohlen, dem Volke anzudeuten, wie es nicht leiden ſolle, daß dieſe zween Conſulen ihr Amt eher niederlegten, bis ſie ſich verſöhnet hätten *a*). Das Volk habe ihnen alſo gebothen, ſolches zu thun. **Pompejus** ſey aufgeſtanden, und habe nicht die geringſte Bewegung gemacht; **Craſſus** aber ſey auf ihn zugegangen, habe ihm die Hand hingeſtrecket, und zum Volke geſagt: ich glaube nicht, daß es mir unanſtändig ſey, den Anfang zu machen, und dem **Pompejus** meine Freundſchaft anzubiethen; dem ihr ſelbſt den Namen des **großen**, gegeben, bevor er noch einen Bart hatte.

In des **Pompejus** Leben erzählet **Plutarch** eben dieſe Sache; nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß **Aurelius Jupiters** Befehl den Conſuln gerade zu angezeiget, ohne ſich an das Volk zu wenden. **Plutarch** hatte etwas vorher, in eben dieſem Leben geſagt, daß **Sylla** dem **Pompejus**, da er aus **Afrika** gekommen, den Namen des **großen** gegeben *b*; indem er daſelbſt den **Domitius** und **Jarbas** geſchla-

a) **Pompejus** und **Craſſus** ſind zweymal mit einander Conſul geweſen; nämlich im 683. und im 698. Jahre **Roms**. Hier iſt die Rede von ihrem erſten Conſulate. Man ſehe des **Sigonius** Faſt. Conſ. unter dieſen zweyen Jahren.

b) **Plutarch** ſagt dieſes auch in des **Sertorius** Leben; in ſei-

nem

geſchlagen hatte, welche auf des **Marius** Seite waren e); daß indeſſen gleichwohl einige vorgäben, er habe dieſen Namen bereits in **Africa**, von ſeinen Soldaten, in einem Zurufe bekommen, der nicht hinlänglich geweſen ſeyn würde, ihm dieſen herrlichen Namen zu erhalten, wenn **Sylla** ihn nicht beſtätiget hätte. Er ſetzt noch hinzu, daß **Pompejus** der letzte geweſen, ihn anzunehmen, und daß er nicht eher angefangen, oben auf ſeine Briefe und Befehle, **Pompejus der groſſe** zu ſetzen, als lange Zeit, nämlich fünf Jahre hernach, da er nach Spanien wider den **Sertorius** gieng. Dieſer Titel, den man gewohnt zu werden anfieng, erregte damals keinen Neid mehr wider ihn. **Plutarch** führet auch, faſt auf eben dieſer Stelle, einen Ausdruck des **Servilius** an; welcher bey Gelegenheit einer edlen That, die **Pompejus** bald nach ſeiner Rückkehr aus Africa verübete, ſagte: nun fange ich an einzuſehen, daß **Pompejus** in der That den Namen des **groſſen**, und des Triumphs, verdiene.

Wegen dieſer verſchiedenen Puncte nun, ſind nicht alle Schriftſteller mit dem **Plutarch** eins. Es giebt noch zwo andere Sagen, welche, nach dem Herrn **Secouſſe** erfodern: daß man die Stellen die ſich anderer Orten von dieſer Materie finden, in eine chronologiſche Ordnung bringe; um von denen Folgen die man daraus ziehen ſoll, richtiger ſchlieſſen zu können.

Der Verfaſſer von des **Livius Auszuge**, führet über das 103. Buch an: daß als **Pompejus** über des **Mithridates** und **Tigranes** Kinder geſieget, das ganze Volk ihm, in ſeinem Zurufen, den Namen des **groſſen** gegeben. Pompejus de liberis Mithridatis, Tigrane, et Tigranis fi-

---

nen Apopht. aber, ſagt er: des **Pompejus** Soldaten hätten ihm in Africa den Namen **Imperator** gegeben, und nennet den Beynamen des groſſen nicht.

e) **Pompejus** that dieſen Feldzug im 672. Jahre Roms, das Jahr nach des **Marius** Tode.

lio triumphavit, Magnusque a tota concione ſalutatus eſt.

Diodor von Sicilien ſagt im 2. **Fragmente**, im 37. **B.** a. d. 920. **S.** daß **Pompejus** den Namen des **großen**, durch die wichtigen Dienſte verdienet, die er gleich anfangs dem **Sylla**, und nachmals der Republik geleiſtet, als er ſelbſt mit am Ruder geſeſſen: διὰ ταὶς πράξεις ἃς κατώρθωσε Σύλλᾳ τε πράττων, καὶ καθ᾽ ἑαυτὸν, Ῥωμαίοις.

Plinius ſagt im VII **B.** ſeiner **Geſchichte** 27 **Num.** a. d. 289 **S.** ausdrücklich, daß **Pompejus**, nachdem er **Africa** bezwungen, den Namen des **großen**, als eine Beute, herausgebracht: magnique nomine, in ſpolium inde capto. Aus der 2. **Num.** ſeines 37. **B.** kann man eben das ſchließen. Der Pater **Hardouin** ſagt, in ſeiner Note über obige erſte Stelle vom **Plinius**: **Sueton** berichte, daß nicht der **afrikaniſche** Feldzug, ſondern der **pontiſche**, dem **Pompejus** den Namen des **großen** erworben: Tranquillus tamen e Ponto, non ex Africa, id cognominis retuliſſe Pompejum prodidit. Der P. **Hardouin** bemerket nicht, wo dieſe Stelle im **Sueton** ſteht: und da Herr **Secouſſe** ſie vergeblich geſuchet hat, ſo getrauet er ſich faſt zu behaupten, daß ſie nicht vorhanden ſey.

Nachdem **Appian** in Bello Mithrid. a. d. 238. S. eine merkwürdige Beſchreibung von dem Kriege wider die Seeräuber gemacht hat, ſo ſetzet er hinzu: **und vielleicht erwarb** Pompejus **ſich bey dieſer Gelegenheit den Namen des** großen: **denn was den Krieg mit dem Mithridates betrifft, ſo war derſelbe ſchon faſt durch diejenigen Feldherren geendiget worden, die man vor ihm dahin geſchicket hatte.** Dieſe Stelle beweiſt, **Appian** habe nicht geglaubt, der Zunamen des **großen**, ſey der Lohn derer Siege geweſen, die **Pompejus** in **Africa** und Spanien erfochten; und daß er zweifele, ob man ihm denſelben nach dem Zuge wider die Seeräuber, oder nach dem Kriege wider den **Mithridates** ertheilet; daß er mehr zur erſten Meynung geneigt ſey, weil er, und mit Grunde, urtheilete,

theilete, der Zug wider die Seeräuber mache dem **Pompejus** unendlich mehr Ehre, und verdiene viel mehr einen herrlichen Beynamen, als der Sieg über den **Mithridates**; der mehr eine Wirkung ſeines Glücks, als ſeiner Geſchicklichkeit im Kriegsweſen war.

Dio ſagt im 37. B. a. d. 39. S. C. daß **Pompejus** nach ſeiner Rückkehr von dem Feldzuge wider den **Mithridates**, ſich mit dem Titel des **großen** begnüget, den er ſchon vorhin gehabt hatte.

Lampridius *d*) läßt in **Alexanders Severus** Leben, dieſen Kaiſer ſagen: Magni nomen, cum Pompejus poſt magnos triumphos acceperit. Jedoch dieſe Stelle entſcheidet nichts; indem **Pompejus** nach ſeiner Rückkehr aus **Africa**, und auch aus **Aſia**, im Triumphe einzog; man müßte denn ſagen wollen, daß **Lampridius**, wenn er magnos triumphos geſchrieben, inſonderheit ſein Augenmerk auf den prächtigen Einzug gehabt, mit welchem **Pompejus** beehret ward, als er den Orient bezwungen, und der, wie **Plutarch** ſaget, zween ganzer Tage gewähret hat *e*).

Endlich will **Caſſiodor** *f*), daß man mit vieler Wahrſcheinlichkeit glaube, daß **Pompejus** dieſen Zunamen des **großen**, der Erbauung desjenigen Schauplatzes vielmehr zu danken habe, den er aufführen laſſen, als allen andern Dienſten, ſo er der Republik gethan: unde non immerito creditur Pompejus hinc potius magnus fuiſſe vocitatus; es iſt aber leicht die Falſchheit dieſer Meynung zu zeigen. Es iſt aus des **Dio Caſſius** 39. B. und aus einer Stelle in **Plutarchs** Leben des **Pompejus**, gewiß: daß **Pompejus** dieſen Schauplatz nicht eher erbauen laſſen, als im 698. Jahre **Roms**, und man wird weiter unten ſehen, daß **Pompejus** ſchon ſeit dem 690. Jahre, unſtreitig den Namen des **großen** geführet hat.

---

d) Hiſt. Aug. Scriptores, edit. Salmaſ. in fol. p. 117.

e) Man ſehe des Pompejus Leben.

f) Im letzten Briefe des IV B. Paris 1588. in Quart.

Es bleiben alſo zwo Sagen übrig: die eine, deren Bürgen **Plinius** und **Plutarch** ſind; und die andere, die ſich auf das Zeugniß von des **Livius** Abkürzer, und auf den **Appian** ſtützet. Der Herr Abt **Mongault**, ſcheint in denen Noten, die er über **Cicerons** Briefe an den **Atticus** gemacht hat *g*), mit des **Livius** Abkürzer einer Meynung zu ſeyn, und gründet ſich auf einen verneinenden Beweis. Er erkläret ſich ſo darüber: **ein mächtiges Vorurtheil wider alles, was** Plutarch **ſaget, iſt dieſes, daß** Cicero, **in ſeiner Rede für das** maniliſche Geſetz, **in welcher er doch alle Ehrenſtellen und Vorzüge, die man dem** Pompejus **zugeſtanden, ſo prächtig auskramet, nicht ein Wort von dem Beynamen ſaget** *h*).

Man muß geſtehen, daß dieſer Beweis einigen Schein hat; jedoch kann man darauf antworten: 1. Steht in eben dieſer Rede pro lege Manilia, eine Stelle, in welcher **Cicero** auf den Zunamen des **großen**, welchen **Pompejus** führete, zu zielen ſcheint: quaſi vero Cn. Pompejum non cum ſuis virtutibus, tum etiam vitiis *Magnum* eſſe videamus.

2. Da **Cicero** in der Rede pro L. Cornelio Balbo, die er unter des **Marcellinus** und **Philippus** Conſulate gehalten *i*), welches ins 697. Jahr **Roms**, fünf Jahre hernach gefallen, als **Pompejus** aus **Aſien** zurück gekommen war *k*), Gelegenheit hatte, dieſes großen Mannes Lob zu erzählen, und ſein Vorhaben ihn antrieb, ſeine Kriegsthaten zu erheben; ſo redet er gleichwohl vom Namen des **großen** nicht, den er ſich dadurch erworben hatte.

3. Legt **Cicero**, in ſeinen Reden wider den **Rullus**, die er im 690. Jahre, da er ſelbſt Conſul war, und in der Zeit gehalten, da **Pompejus** in Aſien Krieg führete, dieſem Helden vieles Lob bey; gleichwohl gedenkt er des Namens

---

g) 13. Br. des 2. B. an den Atticus, I. Theil, auf der 410. Seite.

h) Dieſe Rede ward gehalten, bevor Pompejus ernennet war, den Krieg wider den Mithridat zu führen.

mens des **großen** nicht ausdrücklich. Er beſaß denſelben aber damals dennoch, wie aus der 20. Numer der zweyten Rede, wider den **Rullus**, erhellet, in welcher **Cicero** vorausſetzt: **Rullus** werde an den **Pompejus** ſchreiben, und die Aufſchrift ſeines Briefes werde ſo lauten: P. Servilius Rullus S. D. Pompejo Cn. filio, non credo adſcripturum eſſe *Magno*. „**Er wird ſich wohl hüten, ihm den Namen des** großen **zu geben.**

Man muß alſo ſchließen, ſagt Herr **Secouſſe**, daß, weil **Cicero**, in einigen Reden, die er in ſolcher Zeit gehalten, da **Pompejus** unſtreitig im Beſitze des Beynamens des **großen** geſtanden, davon nichts geſaget hat, ob er ihn gleich loben wollen; man daraus auch nicht folgern könne, **Pompejus** habe dieſen Titel zur Zeit der Rede für das **maniliſche** Geſetz, noch nicht gehabt, und dabey zur Urſache angeben, daß **Cicero** in dieſer Rede nichts davon gedenkt. Bey der Stelle von der Rede wider den **Rullus** aber ſetzt er noch hinzu: **Cicero** gäbe dem **Pompejus** den Zunamen des **großen**, in der Aufſchrift eines Briefes, den er ihm nach **Aſien** geſchicket, um ihm wegen ſeiner erhaltenen Siege Glück zu wünſchen. Man ſehe den 7. Br. im 5. B. ad Familiares.

Was wird man nun aber endlich aus dieſer Menge von geſammleten Stellen für einen Hauptſchluß ziehen? Es wird dieſer ſeyn:

Es erhellet aus der Stelle in der Rede wider den **Rullus**, und aus des **Cicero** Briefe, unſtreitig, daß **Pompejus** mit dem Titel des **großen** gepranget, bevor er noch von ſeinem aſiatiſchen Feldzuge zurück gekommen. Da es nun nicht wahrſcheinlich iſt, daß man ihm dieſen ehrenvollen Beynamen in ſeiner Abweſenheit ertheilet; und da aus **Plutarchs** Leben des **Pompejus** und aus **Appians** mithridati-

---

i) Man ſehe des **Manutius** Inhalt dieſer Rede, in der gräviſche Ausg. T. V. p. 518.

k) Er kam im 692. Jahre **Roms** nach Italien. Man ſehe den **Dio** im 37. B. a. d. 51. S.

datiſchem Kriege erhellet: daß er zwiſchen dem Ende des Krieges wider die Seeräuber und dem Anfange des Krieges mit dem **Mithridat**, nicht nach **Rom** gekommen; ſo muß man daraus ſchließen, daß dieſer Zunamen nicht der Lohn dieſer Feldzüge geweſen, und daß er ihn bereits geführet, als er wider die Seeräuber ausgezogen: woraus denn ferner folget, daß **Plutarchs** und des **Plinius** Meynung, dem Abkürzer des **Livius** und dem **Appian**, vorgezogen werden müſſen.

Jedoch, es ſcheint nicht unmöglich zu ſeyn, alle dieſe Schriftſteller durch einige Muthmaßungen zu vereinigen, die ſich auf die Art ſelbſt gründen, womit die mehreſten Scribenten ſich von dieſer Sache ausgedrücket haben. Dieſe Muthmaßungen ſind folgende:

Der Zunamen des **großen**, war dem **Pompejus** vom **Sylla**, auf den aller öffentliche Haß fiel, gegeben worden. **Pompejus** hatte dieſen Namen dadurch verdienet, daß er in **Africa** die Ueberbleibſel von des **Marius** Anhange zerſchlagen hatte: und dieſe That ſchmerzete das Volk, welches ſich ſehr in Acht nahm, einen Titel durch ſeine Stimme gleichſam zu unterſchreiben, den ſo viele Urſachen ihm verhaßt machten. **Pompejus** ſah wohl ein *l*), daß dieſer Beynamen fähiger wäre, die Gemüther wider ihn aufzubringen, als ihm Ehre zu machen; er hatte alſo nicht gleich das Herz ihn anzunehmen, und erſt fünf Jahre hernach wagete er es, ihn mit unter ſeine Würden zu ſetzen. Damals nun ward dieſer Zunamen gewöhnlicher, ſeine Freunde und Clienten gaben ihm ſelbigen, und man ward ihn unvermerkt gewohnt. So oft **Pompejus** etwas wichtiges that, verbreitete ſich dieſer Namen; als er aber die Seeräuber durch ſeine Klugheit und Tapferkeit völlig ausgerottet hatte, und ſo glücklich geweſen war, dem **Mithridat**, welcher ſeit vierzig Jahren den Römern Trotz gebothen, den letzten Stoß zu verſetzen, wer hätte ihn ihm da noch abſchlagen können? Man würde ihn ihm gegeben haben, geſetzt, daß er ihn nicht gehabt hätte,

---

l) Plutarch, im Leben des Pompejus, a. d. 630. S.

hätte: allein dieſer Name war ſchon von eihem Theile der Republik erkannt, und damals vereinigte ſie ſich ganz, um denſelben zu beſtätigen. Er ward zum erſtenmale mit einhälligen Stimmen **der große** ausgerufen, *Magnusque* a tota concione ſalutatus eſt. *Epit. Tit. Livii Lib. CIII.*

Iſt es wahr, daß **Sylla** der erſte geweſen, welcher dem **Pompejus** den Namen des **großen** beygeleget hat: ſo kann man an der andern Seite wieder ſagen, daß **Pompejus** ſolchen erſt nach ſeiner Rückkunſt aus **Aſien** völlig und recht genoſſen. Es ſcheint ſogar, **Diodor** habe dieſes anzeigen wollen, wenn er ſagt, daß **Pompejus** ſich dieſes herrliche Vorrecht durch die Dienſte erworben, die er dem **Sylla**, und nachmals der Republik, erwieſen.

2. Wenn **Plutarch** von des **Craſſus** Feldzuge wider die Parther redet, ſo ſagt er: der größte von allen Fehlern, ſo er in dieſem Kriege begangen, ſey, erſtlich daß er ihn unternommen; und dann, daß er ſich nicht der Städte **Babylon** und **Seleucia** bemächtiget, die allezeit Feinde der Parther geweſen.

Herr **Prideaux** will, in ſeiner **jüdiſchen Geſchichte** *m*), **Plutarch** habe ſich in dieſer Stelle geirret, und zween Namen einer einzigen Stadt, für den Namen zwo verſchiedener Städte genommen. **Babylon** und **Seleucien**, ſey damals einerley Stadt geweſen, und als **Craſſus** in dieſes Land gegangen, habe das alte **Babylon** ſchon lange nicht mehr beſtanden. Er gründet dieſen Tadel auf gewiſſe Stellen aus dem **Strabo**, **Plinius**, und **Pauſanias**, die er in folgenden Ausdrücken anführet. **Plinius** ſchreibt: Babylon ſey an Einwohnern erſchöpfet geweſen, und durch die Nachbarſchaft von Seleucia, am Tigerfluſſe, welche Stadt Seleucus Nicator mit Fleiße bauen laſſen, ganz wüſte geworden; und Strabo ſagt eben das, ſowohl als Pauſanias in ſeinen Arcadicis: denn dieſer letzte ſchreibt, Babylon, welches ehemals die größ-

te

---

m) I. Theil, 8. B. 456. S. der pariſ. Ausg. von 1726. in der Note C.

te Stadt geweſen, ſo jemals die Sonne beſchienen, habe nun nichts mehr, als ihre **Mauern**.

Herr Secouſſe ſaget, es ſey leicht zu beweiſen, daß des Herrn **Prideaux** Tadel unrichtig iſt: und hierzu dörfe man nur die Stellen unterſuchen, die er anführet, und ſie mit andern Stellen dieſer Scribenten zuſammen halten.

Des **Strabo** Stelle iſt offenbar wider den **Prideaux**, und man erſtaunet, wenn man darinnen gerade das Gegentheil von demjenigen antrifft, was er vorgiebt. Nachdem **Strabo** im XVI. B. 1073. S. anführet, daß **Nikator Seleucia** geſtiftet, welche Stadt von ſeinen Nachfolgern erweitert worden; ſo ſetzet er hinzu, dieſe Stadt ſey anjetzt größer als **Babylon**, und ein großer Theil dieſer letztern ſey öde: *καὶ νῦν ἡ μὲν γέγονε Βαβυλῶνος μείζων· ἡ δὲ ἔρημος ἡ πολλή.* Wenn **Strabo** ſagt, daß ein großer Theil von **Babylon** öde iſt; ſo giebt er ja deutlich zu erkennen, daß ein kleiner Theil davon bewohnet ſey: und der Vergleich den er von der jetzigen Größe der Städte **Seleucia** und **Babylon** macht, beweiſet ja, daß dieſe letzte Stadt noch beſtehen müſſe.

Wir wollen den **Plinius** ſehen. Er ſchreibt ſo: Durat adhuc ibi Iovis Beli Templum.... caetero ad ſolitudinem rediit, exhauſta vicinitate Seleuciae, quae tamen Babylonia cognominatur. *Lib. 6. n. 30. p. 330. 331.* Nimmt man dieſe Worte nun recht genau, ſo ſcheint es, **Plinius** wolle ſagen, das alte **Babylon** ſey weiter nichts als eine von allen Einwohnern leere Wüſteney; allein man glaubet, dieſe Stelle müſſe durch diejenige erkläret werden, die wir oben aus dem **Strabo** angeführet haben, und **Plinius** habe nur ſagen wollen: das alte **Babylon** ſey gar nichts, in Gegenhaltung des neuen, welches ſich von jenes Beute bereichert hätte. Was dieſes glaublich macht, iſt dieß, daß **Plinius** auf einer andern Stelle, vom alten **Babylon**, als von einer noch zu ſeiner Zeit vorhandenen Stadt, redet, und ſie ausdrücklich von **Seleucien** unterſcheidet. Er ſagt, die Stadt **Philiſcus**, liege zehn Tagereiſen zu Waſſer von **Seleu-**

Seleucien und faſt eben ſo weit von **Babylon**: Philiſcum. … ab eo Seleuciam dierum decem navigatio, totidemque fere Babylonem. *Lib. V. n. 21. p. 269.*

Was nun die Stelle aus des **Pauſanias** Arcadicis *n*) betrifft, ſo iſt ſie zwar ſo, als Herr **Prideaux** ſie anführet, und es ſteht ausdrücklich darinnen, daß von dieſer großen Stadt **Babylon** nur noch die Mauren übrig wären: allein dieſe Stelle beweiſet nichts, als von der Zeit da **Pauſanias** gelebet hat, welcher aber zwey hundert Jahre nach des **Craſſus** Feldzuge geſchrieben. Uebrigens iſt ſie auch aus einer moraliſchen Betrachtung gezogen, welche **Pauſanias** von der Unbeſtändigkeit der menſchlichen Dinge macht: und man hat ſo viel mehr Urſache, dasjenige was er an dieſer Stelle ſchreibt, nicht genau nach dem Buchſtaben zu nehmen, da er in ſeinen Atticis, nachdem er erzählet, daß **Nikator** die Einwohner von **Babylon** nach **Seleucien** gebracht, hinzuſetzt: er habe von dieſer Stadt, weder die Mauren, noch den Tempel des **Belus** verſtöret, und den **Chaldäern** erlaubet, um dieſen Tempel herum zu wohnen *o*).

Dieſe Stelle, nebſt des **Strabo** ſeiner, beweiſt, daß ſeit Erbauung von **Seleucien**, oder des neuen **Babylons**, das alte nicht ganz von Einwohnern entblößt geweſen; und daß an deren Stelle, die man fortgeführet, neue hingekommen. Man darf auch nicht zweifeln, daß der in dieſen Mauren, die **Nikator** ſtehen laſſen, eingeſchloſſene Platz, den Namen **Babylon** behalten. **Plutarch** thut daher ganz recht, wenn er dieſe Stadt von der Stadt **Seleucia** unterſcheidet: und des Herrn **Prideaux** Critik, wird durch eben dieſelben Stellen zernichtet, auf die ſie ſich ſteifen ſollte.

---

n) Im 8. B. 33. Cap. a. d. 658. S.

o) Im 1. B. 16. Cap. a. d. 39. S.

* * *

IV.

Des Herrn Secouſſe Anmerkungen über Plutarchs Leben des Cato von Utica. 1726.

Plutarchs Text.

Als einsmals ein ſchwelgeriſcher und in ſeinen Ausgaben verſchwenderiſcher Menſch, im öffentlichen Senate eine lange Rede von der Einfalt und Mäßigkeit gehalten, ſtand einer von den Senatoren, Namens Amnäus, auf, und ſagte ihm: mein Freund, meynſt du denn, daß jemand unter uns leiden werde, daß du als ein Cato redeſt; da du als ein Craſſus ſpeiſeſt, und als ein Lucullus baueſt?

Plutarch erzählet in dem Leben des **Lucullus** eben dieſelbe Sache, aber auf eine ziemlich verſchiedene Art. Er ſaget, daß **Cato**, ob er gleich ein Freund und Verwandter des **Lucullus** geweſen, dennoch ſeine Uepigkeit verabſcheuet; und da einsmals ein junger Menſch, ganz zur Unzeit, in dem Senate eine große langweilige Rede von der Maßigkeit gehalten; ſey **Cato**, der ihm mit Ungeduld zugehöret hatte, aufgeſtanden, und habe ihm geſaget: **wirſt du denn gar nicht aufhören uns vorzupredigen? du, der du ſo reich biſt,** wie ein Craſſus, **der du lebeſt wie** Lucullus, **und redeſt wie** ein Cato? Einige Schriftſteller haben verſichert, es ſey nicht **Cato** geweſen, der dieſes geſaget hat.

Anmerkung.

Es iſt ſeltſam daß **Plutarch**, in des **Lucullus** Leben, dieſe Rede dem **Cato** beyleget, und nur anmerket, daß einige Schriftſteller, die ſich von der allgemeinen Meynung entfernen, dieſelbe auf eines andern Rechnung ſchreiben; daß er aber in dieſes **Catons** Leben ſelbſt, die Ehre davon dem **Amnäus** zutheilet; und nicht einmal hinzuſetzen mag, daß die meiſten ſie dem **Cato** beylegen. Herr **Secouſſe** iſt indeſſen der Meynung, man müſſe ſich an dasjenige halten, was **Plutarch** in **Catons** Leben ſaget. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß dieſem Weltweiſen eine Rede ſollte entfahren ſeyn, die, in dem Munde irgend eines andern, ganz vernünftig iſt; in dem ſeinigen aber, einen unerträglichen Stolz verrathen würde.

Man kann auch wegen dieſer zwo Stellen noch bemerken, daß in der erſten ſteht: **du der du als ein** Craſſus **iſſeſt, und als ein** Lucullus **baueſt**; in der zweyten aber: **du der du reich biſt, wie ein** Craſſus, **und lebeſt wie ein** Lucullus.

Dem **Craſſus** hat man nie die Verſchwendung ſchuld gegeben: dieß war ſein Fehler gar nicht; er war vielmehr recht geizig, und hatte durch alle mögliche Wege einen erſtaunlichen Reichthum zuſammengebracht. Was ſeinen Tiſch insbeſondere betrifft, ſo ſteht in ſeinem Leben, welches **Plutarch** aufgeſetzet hat, eine Stelle; in welcher ausdrücklich geſaget wird, die Einfalt, ſo an derſelben geherrſchet, ſey mit ſo vieler Reinlichkeit, und einer ſo liebreichen Aufnahme begleitet geweſen, daß ſie einen viel mehr vergnüget, als die koſtbarſte und prächtigſte Mahlzeit hätte thun können. Anderntheils hat es zur Zeit der Republik keinen Römer gegeben, der die Pracht und Schwelgerey höher getrieben hätte, als **Lucullus**. Sie erſtreckte ſich auf alles, Hausrath, Kleiderkammer, Gebäude und auf die Tafel. Man ſehe **Plutarchs** Leben von ihm, und erinnere ſich was er von dem Gaſtmahle ſaget, ſo er in des **Apollo** Saale gegeben.

Lucullus und **Craſſus** ſind alſo in der Stelle aus **Catons** Leben, durch die Worte: **du, der du wie ein** Craſſus **ſpeiſeſt, und wie ein** Lucullus **baueſt**, ſehr übel geſchildert: und die Stelle in des **Lucullus** Leben ſieht ihnen viel ähnlicher, allwo geſaget wird: **du, der du reich biſt, wie ein** Craſſus, **und lebeſt wie ein** Lucullus.

2. Nachdem **Plutarch** geſaget hat, **Cicero** habe den **Catilina** gezwungen, aus **Rom** zu entweichen, ſo ſetzet er hinzu: **Lentulus, Cethegus,** und verſchiedene andere, die **den Catilina** für einen verzagten Menſchen angeſehen, der feigherzig wäre, und eine ſehr kindiſche Seele beſäße, hätten unter ſich den Anſchlag gemacht: **Rom** durch Feuer zu verheeren, und das Reich durch Erhaltung ſeiner Feinde zu ſtürzen, und das ihm unterwürſige Volk zum Aufruhre zu bewegen.

Wenn man bey den Alten keine andere Stelle von des **Catilina** Verſchwörung fände; ſo würde man ſich einen Begriff davon machen, der von der Wahrheit weit abgienge. Wer ſollte nicht, aus dem was **Plutarch** hier ſaget, ſchließen: **Catilina** ſey ein feigherziger Menſch geweſen; er habe ſeine Sache aus Schwachheit fahren laſſen, und allen ſeinen Anſchlägen abgeſagt? Die andern Verſchwornen aber hätten ſich, nachdem ihr Anführer ſie verlaſſen, mit dem ſie weiter nichts zu thun hatten, und deſſen Niederträchtigkeit ſie verabſcheueten, zuſammen begeben; einen neuen Verſchwörungsbund gemacht, und diejenigen wüthenden Entſchließungen gefaßt, die das Reich zu Grunde gerichtet haben würden, wenn ſie mit einem ſchläfrigen Conſul zu thun gehabt hätten?

Allein, die gewiſſe und richtige Beſchreibung dieſes berühmten Vorfalles, muß man im **Cicero**, im Salluſtius a), und im **Appian** ſuchen. Es erhellet aus verſchiedenen Stellen dieſer Scribenten, daß **Catilina** der verwägenſte, tollkühnſte und ehrſüchtigſte Menſch **des Erdbodens** geweſen; daß er von **Rom** aus, ſich ſogleich an die Spitze ſeines Kriegesheeres begeben; daß er allezeit die erſte Triebfeder der Verſchwörung geblieben, und daß nichts ohne ſein Vorwiſſen

---

a) Conj. Catil. n. 5.

b) Cicero pro C. Syll. p. 19.

wiſſen geſchehen ſey b). **Appian** c) ſetzt noch hinzu, daß Catilina der Urheber des abſcheulichen Anſchlages geweſen, **Rom** in die Aſche zu legen, und daß er, bevor er hinausgegangen, mit den übrigen Abrede genommen: ſie wollten an einem geſetzten Tage, an welchem er an der Spitze ſeines Kriegesheeres vor den Thoren der Stadt ſtehen ſollte, das Feuer an allen vier Ecken anlegen. **Salluſtius** ſagt eben das d), obgleich etwas umſtändlicher; hierinnen aber ſtimmen ſie alle mit dem **Cicero** nicht recht überein, welcher ſaget e): man hätte Briefe aufgefangen die vom **Lentulus** an den Catilina geſchrieben geweſen, darinnen er ihm meldet; ſeine Freunde wären entſchloſſen **Rom** in Brand zu ſtecken, und bäthen ihn, ſich je eher je lieber mit ſeinem Kriegsheere zu nähern. Dieſe Stellen aus dem **Cicero** beweiſen, daß **Lentulus** den Anſchlag gefaſſet, **Rom** anzuzünden; und rechtfertigen **Plutarchs** Erzählung wenigſtens in ſo weit.

3. Führet **Plutarch** an, daß, nachdem **Cäſar** ein Geſetz vorgeſchlagen, wie man faſt alle Ländereyen in **Campanien**, den armen Bürgern austheilen ſolle, **Cato** der einzige geweſen, ſo ſich demſelben widerſetzet; und daß **Cäſar** ihn von der Tribune reißen und in das Gefängniß führen laſſen. Dieſe Gewaltthätigkeit habe den **Cato** nicht ſtumm gemacht, ſondern er habe, in währendem Gehen, noch immer zu dem Volke mit eben der Freyheit geſprochen, und daſſelbe ermahnet: es ſollte denenjenigen ein Stillſchweigen auferlegen, die ſich unterfiengen ihm ſolche ſchädliche Vorſchläge zu thun. Etwas tiefer ſagt **Plutarch**: **Cäſar** habe ſich die Regierung von **Gallien** und **Illyrien** geben laſſen; aus der Folge der Geſchichte aber erhellet, daß dieſes nur einige Tage nach **Cäſars** Gewaltthätigkeit am **Cato** geſchehen.

---

c) vom bürgerlichen Kriege, 2. B. 429. S.
d) Catilin. Verſchwer. n. 32. 45.
e) Catil. 3. n. 4. und Catil. 4. n. 6.

Wenn nun **Plutarch** in **Cäſars** Leben eben dieſe Sache erzählet, ſo widerſpricht er ſich dabey in zweyen Stücken. 1. ſagt er: **Cato** ſey ins Gefangniß geführet worden, weil er ſich allemal **Cäſars** und des **Pompejus** Geſetzen zu widerſetzen pflegte, durch welche man dem **Cäſar** das Statthalteramt in **Gallien** und **Illyrien** gegeben: 2. ſagt er, **Cato** habe ſich von den **Lictoren** führen laſſen; ohne ein einzig Wort zu ſagen, ἐκείνου δὲ ἀφώνου βαδίζοντος.

4. **Plutarch** ſagt, daß als **Cato** nach der **pharſaliſchen** Schlacht, den Weg nach **Africa** genommen, er zu **Cyrenien** angelandet, wo man ihn aufgenommen. Hergegen findet man in **Lucans** 9. B. a. d. 298. S. daß die **cyreniſchen** Einwohner die Thore der Stadt geſperret, daß **Cato** nur durch die Gewalt hineingedrungen, und daß er ſie begnadiget, nachdem er ſie überwunden hatte. Herr **Secouſſe** glaubt, das Anſehen dieſes hiſtoriſchen Dichters, müſſe mehr gelten, als **Plutarchs** ſeines.

V.

Des Herrn Secouſſe Anmerkungen, über Plutarchs Leben von Cäſarn. 1726.

1.

Die erſte Seite von **Cäſars** Leben wimmelt von Schnitzern. **Rualdus** und Herr **Dacier** haben deren ſchon einige aufgedeckt; und hier ſind noch einige, die Herr **Secouſſe** gefunden, da er den **Plutarch**, mit dem **Sueton**, einem viel ſicherern Geſchichtſchreiber, verglichen, welcher ſich inſonderheit befliſſen hat, die eigenen Thaten dererjenigen zu ſammlen, deren Leben er beſchrieben.

Nach dem **Plutarch**, in **Cäſars** Leben, hatte **Sylla den Cäſar**, welcher ein Neffe des **Marius**, und folglich ſein gebohrner Feind war, in die Acht erkläret. Als ihm nun einige Leute geſaget: er ſollte ſich doch über einem jungen Menſchen nicht ſo bange werden laſſen; habe er geantwortet: er ſähe in dieſem jungen Menſchen viele **Marios.** Dieſer Ausdruck hätte den **Cäſar** bewogen, ſich zu verſtecken. Er wäre lange Zeit im Lande der **Sabiner** herum geirret; ja er ſey ſogar einem Kriegsbedienten von des **Sylla** Heeren in die Hände gerathen, von dem er ſich aber durch Geld wieder los gemacht; und ſich unverzüglich darauf zu Schiffe geſetzt, und nach **Bithynien** geſegelt wäre. Als er von dem Hofe des Königes **Nikomedes** zurück gekommen, allwo er ſich nicht lange aufgehalten, hätten ihn die Seeräuber gefangen bekommen. Nach dieſem hätten ſeine Freunde ihn nach **Rom** zurück berufen, allwo des **Sylla** Gewalt abzunehmen angefangen. Anſtatt aber dahin zu gehen, ſey er nach **Rhodus** gegangen, um daſelbſt unter dem **Apollonius** zu ſtudieren. Bey ſeiner Rückkehr nach **Rom**, habe er den **Dolabella** angeklaget, und nachmals eine Reiſe nach Griechenland gethan.

Nun iſt **Plutarch** in einigen weſentlichen Umſtänden vom **Sueton** abgewichen, inſonderheit aber in der Zeitordnung derer Begebenheiten, darinnen ſie beyde eins ſind.

Nach dem **Sveton** a), hat **Cáſar**, welcher ſich lange Zeit verborgen halten müſſen, ſich mit dem **Sylla** vertragen: welcher nach vielen abſchlägigen Antworten, ſich endlich durch das inſtändige Bitten ſeiner beſten Freunde, zu denen er dasjenige geſagt, was **Plutarch** anführet, überwinden laſſen.

Darauf trat **Cáſar** ſeinen erſten Feldzug in **Aſien** an, allwo er unter dem Prätor **M. Thermus** dienete; der ihn an des **Nikomedes** Hof ſchickte. **Cáſar** gieng alſo nicht aus Furcht vor des **Sylla** Zorne nach **Aſien**, ſondern um die Waffen zu tragen. Sobald er nun des **Sylla** Tod erfahren, kam er nach **Rom** zurück: indem die Bewegungen, welche **Lepidus** daſelbſt erregete, ihm einigen Muth machten. Allein er betrog ſich; und nachdem er den **Dolabella** angeklaget hatte, welchen man frey ſprach; ſo entſchloß er ſich, **Rom** zu verlaſſen: allwo er ſich vermuthlich durch dieſe Anklage Feinde gemacht hatte, und nach **Rhodus** zu gehen b). Auf dieſer Ueberfahrt ward er von den Seeräubern gefangen. Nachdem er ſich nun losgekauft, kam er nach **Rhodus**, von da gieng er nach **Aſien**; allwo er wider einen Verweſer des **Mithridates** einen Feldzug that, deſſen **Plutarch** gar nicht Erwähnung thut.

Herr **Secouſſe** beſchließt dieſe Anmerkung mit einer Stelle aus des **Vellejus Paterculus** 2. B. 41. Num. Daſelbſt findet man, daß nicht ſowohl **Sylla**, als ſeine Räthe, und die vornehmſten ſeines Anhanges, den **Cáſar** zu Grunde richten wollen. Nichts ſtreitet nun mit demjenigen mehr, was man im **Sueton** und **Plutarch** findet; allein, es iſt auch nichts unwahrſcheinlicher. Kann man wohl glau-

---

a) In Cáſars Leben, 1. 2. 3. Num.

b) 4. Num. Ad declinandam invidiam.

glauben, daß es damals in **Rom** jemanden gegeben, der dem **Cäſar** gehäſſiger geweſen wäre, als **Sylla**? und daß dieſer rachgierige Mann, der ſich aus dem Blute ſeiner Mitbürger ſo wenig machte, es verabſäumet haben würde, auch **Cäſars** ſeines zu vergießen, der ein Neffe des **Marius**, und ein Eidam des **Cinna**, ſeiner zween ärgſten Feinde, war? der ihn übrigens gar nicht ſchonete, und ihm die Gefälligkeit abgeſchlagen hatte, ſeine Gemahlinn **Cornelia** zu verſtoßen; wie **Paterculus** ein wenig vorher, **Sueton** in der 1. **Numer**, und **Plutarch** erzählen.

2. Nachdem **Plutarch** geſaget hat, daß **Cäſar** bey Niederlegung ſeines Prätoramtes, die Statthalterſchaft in Spanien bekommen, und indem er ſich hinbegeben wollen, im Durchzuge durch ein Städtchen zwiſchen den Alpen, zu ſeinen Freunden geſagt: allhie wolle er lieber der vornehmſte Mann, als in **Rom** der zweyte in der Ordnung ſeyn; ſo ſetzt er unverzüglich hinzu: daß, da er in Spanien geweſen und **Alexanders** Leben geleſen, er zu weinen angefangen, und denen, die ihn um die Urſache befraget, geantwortet: iſt es nicht ein Herzeleid für mich, daß **Alexander** in meinen Jahren bereits ſo viel Königreiche erobert, und daß ich noch gar keine herrliche That gethan habe?

Wer ſollte hier bey dem erſten Anblicke nicht glauben, **Plutarch** ſetze dieſe letztere Begebenheit in die Zeit, da **Cäſar** Statthalter in Spanien geweſen? Gleichwohl muß man ſie zu der erſten Reiſe rechnen, die er faſt zehn Jahre zuvor, als Quäſtor, dorthin gethan. Wenn man gleich nicht den **Sueton**, am angezogenen Orte, und den **Dio Caſſius** im 8. B. a. d. 53. S. zu Hülfe nimmt, die es ausdrücklich ſagen; ſo iſt die Sache an ſich ſelbſt zur Ueberzeugung hinlänglich genug. **Cäſar** hat nicht eher, als von 40. Jahren Prätor ſeyn können; folglich iſt er erſt von 42. Jahren nach Spanien gekommen: und wenn er folglich in dieſer Zeit ſein Alter mit **Alexanders** ſeinem verglichen hätte, ſo würde er nicht geſagt haben, dieſer Prinz ſey mit ihm gleich alt; ſondern zehn Jahre jünger.

Wenn man indeſſen **Plutarchs** Text genau beſieht, ſo wird man gewahr, daß er nicht unrecht hat. Zwey Worte, die Anfangs eben nicht wichtig zu ſeyn ſcheinen, geben ſeinen wahren Sinn zu erkennen: ὁμοίως δὲ πάλιν ἐν Ἰβηρίᾳ ἀναγινώσκοντα, &c. πάλιν, das heißt, dieſe That iſt nicht erſt nach demjenigen geſchehen, was zuvor angeführet war, ſondern lange zuvor, da **Cäſar** noch Quäſtor dieſes Landes geweſen. Ὁμοίως, das heißt dieſe Begebenheit gehöret mit dem vorigen, nicht der Folge der Zeit nach, ſondern, weil ſie einander ſo ähnlich ſind, zuſammen. Eben die Art zu denken, eben die Geſinnung, eben die Ehrſucht, die den **Cäſar** veranlaſſete zu ſagen: er wolle lieber in einem Dorfe zwiſchen den Alpen der vornehmſte Mann, als der zweyte in **Rom** ſeyn, hatte ihm ſchon lange zuvor Thränen ausgepreſſet, da er **Alexanders** Leben geleſen.

Herr **Secouſſe** geſteht, daß, da er bey dem erſten Ueberleſen, dieſe zwey Worte nicht gleich gewahr geworden, er vermeynet habe, einen Fehler im **Plutarch** zu finden. Nur da er dieſe Stelle von neuem unterſuchet, um der **Akademie** Rechenſchaft davon zu geben, iſt er gewahr geworden, daß der Irrthum auf ſeiner Seite wäre. Er will zwar glauben, daß ein geſchickterer und aufmerkſamerer Leſer ſich beſſer vorgeſehen haben würde; gleichwohl glaubet er, es ſey nicht unbillig, bey dieſer Gelegenheit eine Anmerkung zu machen; und wenn es auch nur zum Beweiſe wäre, mit was für einer gewiſſenhaften Aufmerkſamkeit man des **Plutarchs** Text durchſuchen müſſe, wenn man in hiſtoriſchen Begebenheiten auf ſein Zeugniß bauen will; und um durch ein Beyſpiel zu zeigen, daß **Plutarch** oftmals die Zeitordnung unter einander wirft, um die verſchiedenen Züge eines gewiſſen Characters, in einen Geſichtspunct zu bringen Gleichwohl weis er nicht, ob ein Schriftſteller, der ſich bemühen wollte, deutlich und richtig zu ſchreiben, mit einem einzigen Worte zufrieden ſeyn würde, wie hier **Plutarch** gethan: um eine Begebenheit erinnerlich zu machen, von welcher drey ganzer Seiten vorher, nur im Vorbeygehen, Erwähnung geſchehen war. Im Franzöſiſchen würde dieſes gewiß nicht hinlänglich ſeyn; und wer auch nichts anders, als **Daciers** Ueberſetzung, im 6. Th. a. d. 206. S. leſen will, der wird gewiß nicht wiſſen, was **Plutarch** hat haben wollen. Er überſetzt, **ein andermal in Spanien** ꝛc. Herr **Secouſſe** glaubt, er hätte ſchreiben ſollen, **auf der erſten Reiſe, die er nach Spanien gethan.** Außerdem hat er das ὁμοίως, welches die wahre Verbindung beyder Begebenheiten macht, gar nicht überſetzt. **Amyot** hat von Wort zu Wort gedollmetſchet, **ein andermal ebenfalls.**

Herr **Secouſſe** beſchließt, indem er anmerkt, daß in der hier unterſuchten Begebenheit, eine kleine Verſchiedenheit unter den drey Schriftſtellern befindlich ſey. **Plutarch** ſagt: **Cäſar** habe Thränen vergoſſen, da er **Alexanders** Leben geleſen; nach dem **Sueton** und **Dio** aber iſt es geſchehen, da er deſſen Bildſeule betrachtet.

3. Die dritte Anmerkung handelt abermal von einer Begebenheit, die im **Plutarch**, zum wenigſten wenn man dem **Sueton** nachgeht, verſetzt iſt. **Plutarch** ſagt, **Cäſar** habe die Nacht vor dem Uebergange über den **Rubicon** einen entſetzlichen Traum gehabt: denn es habe ihm geträumt, als hätte er mit ſeiner Mutter zu ſchaffen. Im **Sueton** aber, welchem auch **Dio** gefolget iſt, ſteht: **Cäſar** habe dieſen Traum gehabt, da er noch erſt Quäſtor in Spanien geweſen.

4. Was **Plutarch** von der **brittanniſchen** Inſel ſagt, ſoll in dieſer vierten Anmerkung unterſuchet werden. Hier iſt die Stelle aus dem Originale, ein wenig verworren, wie ſie iſt, und es ſcheint, **Amyot** und **Dacier** haben ſie nicht verſtanden: καὶ νῆσον ἀπιστουμένην ὑπὸ μεγέθους, καὶ πολλὴν ἔριν παμπόλλοις συγγραφεῦσι παρασχοῦσαν, ὡς ὄνομα καὶ λόγος ὀ γενομένης οὐδὲ οὔσης πέπλασται, κατασχεῖν ἐπιθέμενος.

Herr **Dacier** überſetzt dieſes im 6. Th. a. d. 231. S. ſo: **Er bekriegte dieſe Inſel zu einer Zeit, da man noch an ihrem Daſeyn zweifelte: weil man ihr ſolch eine** übermäßige Größe zueignete, und die Geſchichtſchreiber ſich ihrenthalben unter einander ſtritten; deren die mehreſten behaupteten, daß ihr Name, und alles was man davon ſagte, Fabeln wären; daß ſie niemals vorhanden geweſen, und auch jetzt nicht zu finden wäre.

Amyot überſetzt: dieſe Inſel wäre ſo groß geweſen, daß viele Alte nicht glauben wollen, daß ſie wirklich vorhanden ſey.

Herr **Secouſſe** zweifelt, daß dieſes der Sinn der Worte ſey, νῆσον ἀπιστουμένην ὑπὸ μεγέθους, und er glaubt, man müſſe ſie ſo überſetzen, wie der lateiniſche Dolmetſcher gethan, man habe nicht geglaubt, daß dieſes Land eine Inſel ſey: weil man es ſo ausnehmend groß beſchrieben.

Doch, um wieder auf **Plutarchs** eigene Stelle zu kommen, ſo will er ſagen: daß die Geſchichtſchreiber zur Zeit von **Cäſars** Feldzuge ſelbſt, in Anſehung der **brittaniſchen** Inſel, uneins geweſen. Einige hätten geglaubet, dieſes Land ſey gar nicht vorhanden; andere hätten nicht glauben können, daß es eine Inſel geweſen. In der That ſagt **Dio** im 39. **B.** a. d. 114. **S.** dieſe Inſel ſey den erſten Griechen und Römern unbekannt geweſen; als ſie aber denſelben endlich bekannt geworden, ſo habe man die Frage aufgeworfen: ob es eine Inſel, oder ein feſtes Land ſey? und viele Leute hätten bey dieſer Gelegenheit Schriften verfertiget, ungeachtet: ſie ſich nur auf Muthmaßungen gegründet; indem ſie das Land nicht ſelbſt geſehen, und auch von deſſen Einwohnern nichts erfahren hatten: zur Zeit des **Agricola** aber, hätte man endlich gewiſſe Nachricht bekommen, daß **Britanien** eine Inſel ſey. Im Abſehen auf dieſe letzte Sache, ſagt **Tacitus** in des **Agricola** Leben, eben das: Hanc oram noviſſimi maris tunc primum Romana claſſis circumvecta, Inſulam eſſe Britanniam affirmavit. Man ſehe die 10. **Nummer** bey ihm.

Herr **le Clerc** hat in ſeiner **alten und neuen Bibliothek** 31. **Th.** a. d. 100. **S.** bemerkt, daß **Rapin Thoiras** in ſeiner **engländiſchen Geſchichte**, und viel andere Gelehrte dieſe Stellen nicht verſtanden, und geglaubt haben: **Tacitus** und **Dio** hätten geſagt, man habe erſt zu des **Agricola** Zeiten gewußt, daß England eine Inſel ſey; da doch der Sinn dieſer Stellen mit ſich bringt, daß dieſer römiſche Feldherr, nachdem er ganz England mit ſeiner Flotte umſchiffet, ausdrücklich verſichert habe: **Britannien** ſey eine Inſel; welches man vorhin nur auf das Wort derer gewußt, die es geſagt hatten.

Man kann ſelbſt aus der Stelle, wo **Tacitus** von **Brittannien** redet, einen ſehr ſtarken Einwurf wider dasjenige ziehen, was er in der angezogenen Stelle ſaget.

Er führet an, daß unter den alten Schriftſtellern, **Livius**, und unter den neuern, **Fabius Ruſticus**, geſagt haben: **Brittannien** ſahe einer Art von Zimmerbeile ähnlich. Wie hätte man aber dieſe Aehnlichkeit finden können, wenn man **Brittannien** nicht umfahren hätte? und hatte man es umfahren, ſo mußte man ja wiſſen, daß es eine Inſel iſt?

Herr **Secouſſe** kömmt auf die andern Schriftſteller, welche im Abſehen auf den **Cäſar** von **Brittannien** geredet haben. **Sueton** ſagt in der 25. **Numer**, daß die **Brittannier** noch nicht bekannt geweſen, da dieſer Feldherr ſie angegriffen; und **Eutropius** will im 6. **B.** daß dieſes Volk nie von den Römern hatte reden hören.

Es wäre zu wünſchen geweſen, daß **Plutarch** und **Dio** genau angedeutet hätten: zu welcher Zeit diejenigen Werke verfertiget worden ſind, darinnen man unterſuchet hat, ob **Brittannien** eine Inſel oder feſtes Land ſey? So viel iſt gewiß, daß **Polybius** ganz dreiſt und ungezweifelt, von **Brittannien** als von einer Inſel redet. Dieſer Geſchichtſchreiber macht ſich im dritten Buche, wo er den zweyten **puniſchen** Krieg beſchreibt, folgenden Einwurf: **Vieleicht wird man mich fragen, warum ich, da ich von verſchiedenen Orten in** Afrika **und Spanien gehandelt, nichts von der den Seulen des** Herkules **benachbarten Meerenge, von dem äuſern Meere, von den** brittiſchen Inſeln, von dem Zinne ſo man daſelbſt bereitet, und von den ſpaniſchen Bergwerken ſage? denn von allen dieſen Stücken ſind die Schriftſteller ſehr verſchiedener Meynung. Ich antworte: ich habe mich gefürchtet, meine Erzählung möchte zu ſehr unterbrochen werden; und ich will lieber einmal von dieſen Dingen ein beſonder Werk ſchreiben, und es ſo genau und richtig machen, als mir es möglich ſeyn wird.

Dieſe Stelle iſt gar zu deutlich, als daß ſie einer Auslegung bedarf. Gleichwohl müſſen wir bemerken, daß **Polybius**, nicht ſagt, die **brittiſche Inſel**, ſondern die **brittiſchen Inſeln**; folglich kannte man ſchon zu ſeiner Zeit diejenige Inſel die jetzt **Irrland** heißt.

Herr **Secouſſe** füget dieſer Stelle aus dem **Polybius** noch bey, daß **Cäſar** in ſeinen **Commentarien**, an mehr als einem Orte ſagt: **Brittannien** ſey eine Inſel a).

5. **Plutarch** erzählet, daß **Cäſar**, indem er ſich zu **Alexandrien** aufgehalten, und entdeckt hätte, daß **Pothin** und **Achillas**, Feldherr der ägyptiſchen Kriegsheere, den Anſchlag gefaßt hätten, ihn bey einem Gaſtmahle zu ermorden, er den **Pothin** tödten laſſen: **Achillas** aber ſey zum Heere geflüchtet, und habe wider den **Cäſar** einen gefährlichen Krieg erreget, deſſen hauptſächliche Vorfälle er nachmals erzählet.

In dieſer Erzählung iſt ein Umſtand ganz falſch: und die Ordnung der andern iſt unter einander geworren.

Es iſt aus dem 3. B. des **bürgerlichen Krieges**, welchen **Cäſar** ſelbſt beſchrieben, gewiß: daß **Achillas**, lange vor **Pothins** Tode, nicht mehr zu **Alexandrien** geweſen. **Pothin**, der überaus misvergnügt war, daß **Cäſar** ein Herr dieſer Stadt ſeyn ſollte, hatte dem **Achillas** das Heerführeramt eines Kriegsheeres gegeben, ſo zu **Peluſium** ſtand, und ihn bewogen, die Stadt **Alexandrien** anzugreifen. Damals nun wurden diejenigen Schlachten geliefert, von

---

a) De Bello Gall. Lib. 4. p. 143. Edit. varior. Amſt. 1661.

von welchen **Plutarch** redet, und die er ſehr ungehörig nach **Pothins** Tode ordnet. Dieſer ſchmiedete heimliche Anſchläge mit dem **Achillas**: und **Cäſar** ließ ihn umbringen, weil man einen Bothen aufgefangen, den er an den **Achillas** abgeſandt, um ihm ſagen zu laſſen; er ſolle den Muth nicht verlieren, und den gefaßten Anſchlag ins Werk ſetzen, ne negotio deſiſteret. Mehr ſaget **Cäſar** nicht. Man kann muthmaßen, dieſes Bündniß habe darinnen beſtanden: **Achillas** ſolle die Stadt anfallen, indem **Pothin** den **Cäſar** bey einem Gaſtmahle antaſten wolle. **Lucan** redet im 10. B. des **pharſaliſchen** Krieges im 350. und 520. V. ſehr ausführlich von dieſem Anſchlage; aus ſeiner Erzählung aber erhellet, daß **Achillas** außer der Stadt geweſen. Er ſagt auch nicht, daß dieſes Unterfangen entdeckt worden; ſondern daß **Pothin** und **Achillas**, anſtatt es auszuführen, es für geſchickter gehalten, wenn **Achillas** den **Cäſar** ſelbſt mit öffentlicher Gewalt angriffe. Allein er ward zurückgetrieben, und **Cäſar** ließ ihn ermorden.

Dio erzählet dieſe Begebenheiten im 42. B. a. d. 200. S. faſt eben ſo wie **Cäſar**. Er ſagt: dieſer habe den **Pothin** umbringen laſſen, weil er gefürchtet, dieſer Verſchnittene möchte ihm den König **Ptolomäus** aufheben.

Aus dieſem Schriftſteller, und aus **Lucans** 520. V. am angezogenen Orte, erhellet, daß **Achillas** den **Pothin** nicht lange überlebet. Er ward auf Befehl der **Arſinoe**, einer jüngern Schweſter der **Cleopatra**, ermordet.

Ueberhaupt kann man ſagen, daß die Erzählung, welche **Plutarch** hier vom **alexandriniſchen** Kriege macht, ganz und gar nicht richtig ſey.

6. **Plutarch** ſagt, den Morgen nach **Cäſars** Tode, habe der Senat befohlen, er ſolle als ein Gott verehret werden. In dieſer Stelle ſind zween Fehler. 1. Kann man nicht ſagen, wenn man richtig reden will, daß der Senat, vor des **Auguſtus** Zeiten, dem **Cäſar** die göttliche Ehre zuerkannt habe. 2. Wenn auch dieſes wahr wäre, ſo müßte

man doch dieſe Sache nicht auf den Morgen nach **Cäſars** Tode; ſondern ſieben Monate hernach, auf den erſten **September**, ſetzen.

Es erhellet aus dem **Cicero** b), **Appian** c) und **Plutarch** ſelbſt, in des **Brutus** Leben, daß der Senat die zween Tage nach **Cäſars** Tode verſammlet geweſen. Ohne daß man ſich in die Beſchreibung einlaſſe, was in jeder von dieſen zwo Berathſchlagungen vorgefallen: ſo iſt es genug zu ſagen, daß man eine gänzliche Amneſtie beſchloſſen. **Antonius**, welcher wohl merkte, daß der Senat wider ihn ſeyn würde, und der größeſte Theil des Volks ſich für die Zuſammengeſchwornen erklären möchte, hielt es für rathſam, an ſich zu halten, und für ſeine ehrſüchtigen Anſchläge, günſtigere Umſtände zu erwarten. Hierzu gab ihm nun **Cäſars** Leichengepränge Anlaß. (Herr **Secouſſe** hat den eigentlichen Tag dieſer Feyerlichkeit nicht entdecken können.)

Antonius hielt die Leichenrede. Er gebrauchte dabey die beweglichſten Ausdrücke, und redete den **Cäſar**, als einen Gott an, zu welchem er ſein Flehen richtete. Um auch den Eindruck zu verſtärken, welchen ſeine Rede bey dem Volke machte: ſo ließ er **Cäſars** ganz blutiges Kleid auf einer Lanze tragen, und zeigte die Wunden die ſeinen Körper durchdrungen hatten. Das Volk ward von dieſem Anblicke überaus gerühret, und vereinigte ſein Wehklagen mit des **Antonius** ſeinem. Die Trauermuſik, und die Klaglieder, in welchen man den **Cäſar** die Verſchworenen auf eine ſehr bewegliche Art anreden ließ, fiengen an das Mitleiden des Volkes in einen Widerwillen zu verkehren. Es war bereits im Begriffe die Waffen zu ergreifen, als es jemanden beyfiel, **Cäſars** Bildniß, welches von Wachſe gemacht, auf dem Sterbebette lag, aufzuheben und es nach allen Seiten herum zu drehen, ſo daß man die drey und zwanzig Wunden ſehen konnte, die **Cäſar** bekommen, und deren einige ihm das Geſicht verſtelleten. Da gerieth nun das Volk in Wuth, und

---

b) Philipp. 2. n. 35.

c) Bell. civil. Lib. 2. p. 507. 517

und eilete die Verſchwornen aufzuſuchen, die ſich alſobald aus der Stadt machten. Das Volk kam zurück **Cäſars** Leichnam zu holen, und trug ihn, als einen heiligen Körper ins **Capitol**, damit er an dieſem heiligen Orte eingeſalbet und unter die Götter geſtellet würde. Allein da die Prieſter dieſes nicht zugeben wollten, ſo trug man ihn wieder auf den öffentlichen Markt und verbrannte ihn. Ein gewiſſer **Amatius**, der ſich einen Enkel des **Marius** nannte, richtete ſogleich auf dieſer Stelle einen Altar auf: nachmals bauete man daſelbſt einen Tempel zu **Cäſars** Ehren, als **Octavius** ſein Neffe ihn unter die Götter aufnehmen laſſen. Dieſe ganze Beſchreibung ſteht in **Appians** 2tem Buche, a. d. 527. S.

Dio, welcher im 44ten Buche nicht in allen Stücken mit ihm übereinſtimmt, beſchließt ſeine Erzählung damit, daß er ſagt: das Volk hätte an eben dem Orte allwo **Cäſars** Körper wäre verbrannt worden, einen Altar aufgerichtet, und verſuchet, dem **Cäſar** als einem Gotte, Speiſ- und Trankopfer zu bringen; die Conſuln **Antonius** und **Dolabella** aber, hätten den Altar zerſtöret. Wir werden aus dem **Cicero** ſehen, daß dieſe Ehre lediglich dem **Dolabella** zukomme.

Sueton erzählet in der 84. **Num.** daß ein Theil des Volks, **Cäſars** Cörper, in den vom **Pompejus** erbaueten Saal *d)* des Senates tragen wollen, und andere ins Capitol, zum Begräbniſſe; und damals hätten zwo Privatperſonen das Prunkbette angezündet, welches auf öffentlichem Markte, vor der Rednerbühne geſtanden. Vom Altare ſagt er nichts; allein er ſetzt hinzu, das Volk hätte auf dieſer Stelle eine Seule von faſt zwanzig Schuhen hoch, mit dieſer Aufſchrift, **dem Vater des Vaterlandes**, PARENTI PATRIAE, aufgerichtet. Eine lange Zeit habe das Volk fortgefahren, daſelbſt zu opfern, und Gelübde zu thun; ja man habe ſogar Rechtshändel durch Eidſchwüre zum Ende

---

d) In curia Pompeji.

de gebracht, die bey **Cäſars** Namen geſchehen ſind. In der 88. **Num.** ſetzt er hinzu: er ſey durch einen Rathſchluß in die Zahl der Götter aufgenommen worden; aber er ſagt nicht zu welcher Zeit.

Sueton ſage was er wolle, ſo hat doch dieſe Seule nicht lange gedauret. Dieſe abſcheuliche Seule, ſagt **Cicero**, in der 1. **philippiſchen** Rede 2. **Num.** ward vom **Dolabella** umgeworfen, der den öffentlichen Markt reinigte, und die Ruchloſen vertrieb, die ſich dabey verſammleten. Dieſes geſchah, als **Antonius** abweſend war, und vermuthlich **Dolabella** noch gute Abſichten zu haben ſchien *e*). Dieſe Zeit aber währete nicht lange; denn bald darauf ſpielte er mit dem **Antonius** aus einerley Karte, und reiſete gegen das Ende des Jahres nach **Syrien** ab.

Indeſſen riß **Antonius** allmählich die Obergewalt an ſich, und ließ inſonderheit die Abſicht nicht aus den Augen, den **Cäſar** für einen Gott anſehen zu laſſen; bloß, damit er nur alle Thaten eines Mannes heiligen möchte, deſſen Stelle zu bekleiden er vor Verlangen brannte.

Den erſten **September** berief er den Senat zuſammen *f*). **Cicero** erſchien nicht dabey, und **Antonius** entrüſtete ſich ſehr darüber. Den folgenden Tag kam **Cicero** in den Senat, und **Antonius** blieb aus: und dieſes war der Tag an dem **Cicero** ſeine erſte **philippiſche** Rede hielt. In dieſer Rede wiederholet er in der 6. **Num.** dasjenige, was den Tag zuvor im Senate geſchehen war, und ſagt: daß wenn er zugegen geweſen wäre, er nimmermehr in den Rathſchluß gewilliget haben würde, welchen der Senat gezwungen machen müſſen. Nichts hätte ihn zwingen ſollen zu verordnen: daß man mit den Leichengeprängen, Anrufungen verbinden *g*), und in der Republik andächtige Ceremonien einführen ſollte, wodurch die Götter erzürnet würden; daß man Gebethe an einen Todten richten, und in einerley gott

---

e) Appian. bell. civil. L. 3. p. 529. Dio Caſſ. Lib. 43. p. 277. C.

f) Philipp. 1. n. 5. und Philipp. 5. n. 7.

g) Ut parentalia ſupplicationibus miſcerentur Inexpiabiles.

gottſeligen Handlung, einen geſtorbenen Menſchen, mit den unſterblichen Göttern vermengen ſollte. **Ach daß doch,** ſetzt er hinzu, **eben dieſe unſterblichen Götter, dieſe That dem römiſchen Volke, welches dieſelbe misbilliget, und dem Senate, der dieſen Befehl wider Willen gegeben, verzeihen mögen!**

Aus allem nun, was hier angeführet worden, muß man ſchließen, daß in der That das Volk, kurz nach **Cäſars** Tode, ihm zu Ehren eine Art von Gottesdienſt angeſtellet, welcher bald darauf vom **Dolabella** verſtöret worden; daß aber **Plutarch** ſich geirret, wenn er ſaget, der Senat hätte gleich den Morgen nach **Cäſars** Tode, ihm göttliche Ehre zuerkannt; indem aus **Cicerons** Stelle und aus denjenigen, was man aus denen folgern kann, die die Geſchichte der damaligen Zeit geſchrieben haben, erhellet: daß **Antonius** ſich allererſt den erſten September für mächtig genug gehalten, daß er den Rath zwingen konnte, dem **Cäſar** zu Ehren einen Gottesdienſt zu verordnen; welcher gleichwohl nur darinnen beſtund, mit denen bey den Leichengeprängen gewöhnlichen Ceremonien, Gebethe und Anrufungen, dergleichen man an die Götter zu thun pflegt, zu verbinden.

7. Bey dem Beſchluſſe dieſer Anmerkungen, bemerket Herr **Secouſſe**, daß von allen Leben, welche aus **Plutarchs** Feder gefloſſen, kein einziges ſey, darinnen die Begebenheiten umſtändlicher erzählet, und eine größere Menge der wichtigſten Vorfälle, mit Stillſchweigen übergangen wären, als in **Cäſars** ſeinem. Inſonderheit iſt er in demjenigen ſehr nachläßig, was er von **Cäſars** Feldzuge nach Gallien ſaget. Herr **Dacier** hat bereits die gröbſten Fehler angemerket, die er in dieſem Stücke begangen; allein man müßte einen ganzen Band ſchreiben, wenn man ſie alle erzählen wollte, und dieſe Arbeit würde ſehr unnützlich ſeyn: denn, wer **Cäſars Commentarien** hat, der braucht nicht den **Plutarch** in Anſehung der Umſtände vom galliſchen Kriege zu Rathe zu ziehen.

VI.

Herrn Mahudels Betrachtungen, über Celſus des Arztes, Charakter, Werke und Ausgaben. 1726.

Es hat unter den Römern verſchiedene berühmte Männer gegeben, die den Namen **Celſus** geführet. Derjenige, von welchem Herr **Mahudel** in dieſen Anmerkungen handelt, unterſcheidet ſich von den übrigen, nicht nur durch ſein ſchönes Werk von der Arzenenkunſt; ſondern auch durch die Vornamen **Aurelius Cornelius**, welche an der Spitze aller Ausgaben ſeiner Werke ſtehen. Da es indeſſen nicht gewöhnlich geweſen, daß man die Namen zwoer Familien zugleich geführet, und da die Alten, welche von dieſem berühmten Arzte handeln, ihn bloß durch den Namen **Cornelius** von andern unterſcheiden: ſo erkläret Herr **Mahudel**, auf des **Aldus Manutius** Muthmaßung, und wider die allgemeine Meynung, daß **A**, welches in den Handſchriften zur Erklärung des Vornamens dienet, viel wahrſcheinlicher durch **Aulus**, als durch **Aurelius**. Dieſes ſchmälert auch die vornehme Geburt des **Celſus** im mindeſten nicht; indem er noch den Namen des patriciſchen **Corneliſchen Hauſes** behält: welcher allein hinlänglich iſt, ihm eine vornehme Geburt zu ertheilen.

Ungeachtet man die Zeit in welcher **Celſus** gelebet hat, nicht eigentlich beſtimmen kann, ſo hat man doch Beweiſe genug, zur Verſicherung: daß er zu **Auguſts**, **Tibers**, und des **Caligula** Zeiten gelebet, und zur Zeit dieſer zween letzten Kaiſer geſchrieben hat; wie man aus denen Ausdrücken ſchließen kann, deren er ſich in ſeiner Vorrede bedienet, wenn er von **Themiſons**, eines von den Nachfolgern des **Asklepiades**, Lehre handelt. Er ſaget, daß er in ſeinem Alter, einige Veränderungen in dem Lehrgebäude ſeines Meiſters gemacht hätte, und beſtimmet dieſe Zeit durch das Wörtchen nuper, **neulich**, welches nur wenige Jahre andeutet. Nun hatte **Themiſo** zu **Auguſts** Zeiten in Rom die Arzneykunſt getrieben. Was auch noch einen entſcheidendern Ausſchlag für dieſe Frage giebt, iſt des **Columella** Zeugniß, welcher unſtreitig unter des **Claudius** Regierung geſchrieben hat und vom **Celſus**, als ſeinem Zeitgenoſſen redet: noſtrorum temporum Cornelius Celſus *a*); und an einem andern Orte, aetatis noſtrae.

Noch ſchwerer iſt der Ausſpruch gefallen, was für eine Handthierung **Celſus** gehabt, als zu was für einer Zeit er gelebet hat: und was die Gelegenheit zu dieſen verſchiedenen Meynungen gegeben, das ſind alle die verſchiedenen Künſte, von denen er, und zwar, nach **Quintilians** Inſtit. L. 12. c. 11. auf eine ſolche Art geſchrieben hat, daß man glauben muß, er ſey in einer jeden bewandert geweſen. Wenn er von der Redekunſt, von der Kriegswiſſenſchaft, vom Ackerbaue und von der Arzneykunſt ſchreibt, ſo ſcheint es, ſagt **Quintilian**, man habe Urſache zu glauben, er ſey ein Redner, ein Kriegsmann, oder ein Arzt geweſen.

Dieſe Menge von Kenntniſſen bey einigen Alten, muß niemanden Wunder nehmen. Wir haben Beyſpiele davon, am **Plato**, **Ariſtoteles**, **Varro**, **Plinius**, **Plutarch** und vielen andern. Indeſſen beweiſt die Ordnung, welche des **Celſus** Arzneybuch unter ſeinen übrigen Werken hält, indem es das letzte iſt: daß, nachdem er ſich nach und nach auf allerley Sachen befliſſen, er die letzten Jahre ſeines Lebens und die Zeit ſeiner reifeſten Jahre, auf diejenige Kunſt gewendet, die unter allen Künſten die weitläuftigſten Kenntniſſe erfodert; ja man darf eben ſo wenig zweifeln, daß **Celſus** ein Arzt geweſen, als man zweifelt, daß **Fracaſtor**, **Perrault** und **Carl Patin** es geweſen ſind; von denen wir gleichwohl vortreffliche poetiſche, architectoniſche und hiſtoriſche Werke haben.

---

a) De re ruſtic. L. 1. Lib. 1. C. 7

Man macht in der That einen ſcheinbaren Einwurf, daß nämlich nach dem **Plinius**, in des 29. B. 1. C. die Arzneykunſt zu ſeiner Zeit unter allen Künſten die einzige geweſen, auf welche die römiſche Ernſthaftigkeit ſich nicht geleget; und daß, wenn ja irgend ein Römer etwas davon erlernet hätte, man ihn ſogleich unter die Griechen geſtellet: in deren Sprache er habe ſchreiben müſſen, woſern ſeine Entdeckungen einiges Anſehen gewinnen ſollten. Man ſetzet noch hinzu, daß eben dieſer Schriftſteller, wenn er zu Anfange ſeiner Geſchichte von allen denjenigen redet, denen er etwas abgeborget hat, er den **Celſus** keinen Arzt nennet.

Herr **Mahudel** antwortet hierauf erſtlich: man habe die Stelle im **Plinius** übel verſtanden; welcher nur ſagen will: daß da die griechiſche Sprache die Sprache der erſten Aerzte ſey, die ſich in Rom niedergelaſſen, ſie auch dieſer Kunſt ein größer Gewicht gäbe, als die lateiniſche. Hierauf nimmt er **Cicerons** Anſehen, aus deſſen Offic. L. 1. C. 24. zu Hülfe, zu beweiſen: daß die Arzneykunſt diejenigen ehre, ſo ſie treiben; und führet auch den offenen Brief an, deſſen **Sueton** in **Cäſars** Leben gedenkt, welcher denen Aerzten die ſich in Rom niederließen, das Bürgerrecht ertheilete. Da indeſſen dieſe Materie viele Aehnlichkeit mit derjenigen hat, die man ſeit einigen Jahren in England rege gemacht, wie es nämlich zur Zeit der römiſchen Republik um die Aerzte ausgeſehen; ſo behält Herr **Mahudel** ſich vor, in einer andern Abhandlung derſelben weiter nachzuſpüren.

Zur Antwort auf den zweyten Einwurf, ſagt Herr **Mahudel**: man dörfe den **Plinius** nur leſen, ſo werde man finden, daß er an vielen Stellen ſeines Werkes, den **Celſus** einen Arzt nennet, und von ſeinen Curen inſonderheit im 20. B. 4. Cap. redet, wo er ſagt: er habe für die Gicht, Eibiſchwurzeln in Wein gekocht, aufgelegt.

Von dieſer Frage ſchreitet Herr **Mahudel** zur Unterſuchung dererjenigen, die einige Kunſtrichter aufgeworfen haben: ob nämlich **Celſus**, ein bloßer Ueberſetzer geweſen, oder ob er aus ſeinem Kopfe von der Arzneykunſt geſchrieben hat? Ihm ſcheint die Entſcheidung dieſer Sache ſehr leicht zu ſeyn; oder er glaubt vielmehr, man hätte ſich gar keinen Zweifel hierüber machen ſollen. Es wäre ja genug, ſagt er, wenn man nur ein wenig Acht gäbe, was für ein Anſehen er ſich giebt, wenn er von mancherley Arten bey gewiſſen Umſtänden zu verfahren, handelt. Die entſcheidende Sprache, ſo er bey dieſen Gelegenheiten redet, giebt einen Meiſter, und keinen Ueberſetzer zu erkennen. **Ich warne, ich verordne, ich will**, ſagt er im 1. 2. und 5. Buche. Wenn **Theophraſt** und **Plinius** eben ſowohl als er, von Arzneyen, und chirurgiſchen Heilungen ſchreiben, ſo reden ſie doch nur als Geſchichtſchreiber davon. **Celſus** aber ſchreibt als einer, der die Sache ſelbſt treibt, der die Fälle unterſuchet, bey welchen man die Mittel anwenden ſoll; und der, nachdem er die Gründe an beyden Theilen erwogen, als ein geſchickter Arzt ſeinen Entſchluß faſſet.

Was kann man z. E. wohl weislichers ſehen, als ſein Verfahren bey dem Steine? Er unterläßt nichts, weder in Unterſuchung der Hülfsmittel, noch bey der Vorſicht, die man wegen der Zeit des Schnittes, der Diät dabey u. ſ. w. gebrauchen muß. Es ſind lauter Stücke, von denen er als ein Meiſter handelt.

Wenn übrigens die Alten uns nichts von den Thaten und dem Alter, noch auch von dem Tode dieſes berühmten Arztes melden; ſo findet man in ſeinen Werken verſchiedene Umſtände, die uns ſeine Sitten, ſeinen Charakter, und ſein Verhalten bey ſeiner Handthierung, entdecken. Er war gerecht, uneigennützig, und beſaß ſo wenig Halsſtarrigkeit bey ſeinen Grundſätzen; daß, zu geſchweigen daß er allemal diejenigen rühmet, von denen er was gelernet, er auch offenherzig geſtund: daß es viele Umſtände gäbe, da die Arzneykunſt in bloßen Muthmaßungen beſtünde, und daß man den Kranken mit dem Anſchlagen der Arzeneyen, niemals zu ſehr ſchmäucheln müſſe. Er war von allen Vorurtheilen für ſein Lehrgebäude entfernet, und wußte aus jeder Secte das Beſte zu wählen, ohne ſich einer einzigen ganz und gar zu überlaſſen. Er war ſanftmüthig und menſchlich, und ſchalt überlaut diejenigen, die den regierenden Herren, Gefangene abforderten, um vor ihrer Hinrichtung unmenſchliche Verſuche an ihnen zu thun.

Von der Geſchichte des **Celſus** ſelbſt, ſchreitet Herr **Mahudel** zur Unterſuchung ſeiner noch vorhandenen und verlornen Schriften. **Quintilian**, welcher in den Inſtit. Lib. 2. c. 15. und Lib. 3. c. 5. einige der letztern anführet, unterſuchet ſie zugleich critiſch: allein man glaubet, es ſey einiger Handwerksneid mit in das Urtheil geſchlichen, ſo er von des **Celſus** Redekunſt fället; indem er nach einigen Schmähworten, ihm ſeine Gelehrſamkeit nicht ſtreitig machet, und zugeſteht, daß er zierlich und angenehm ſchreibe: Scripſit non parum multa, non ſine cultu ac nitore. Und wenn er ihn übrigens einen mittelmäßigen Kopf nennet; ſo geſchieht es nur, in ſofern er ihn mit dem **Plato**, **Ariſtoteles**, **Cicero** und **Varro** vergleicht: hinter denen man noch auf verſchiedenen ſehr ehrenvollen Stellen ſtehen kann.

Was den Tractat vom Ackerbaue betrifft, welchen **Celſus** aufgeſetzt hatte; ſo weis man aus dem **Columella**, welcher einige Jahre hernach von eben dieſer Materie geſchrieben, daß er in fünf Bücher eingetheilt geweſen; alle Theile dieſer Wiſſenſchaft in ſich begriffen; daß der Verfaſſer dieſe Sache ſehr wohl verſtanden, und überhaupt die ganze natürliche Geſchichte wohl inne gehabt hat.

Seinen mediciniſchen Tractat betreffend, ſo iſt er allen denen die ihn geleſen, unvergleichlich vorgekommen. Und in der That, wenn man ihn als ein Sprachlehrer betrachtet; ſo wird man einen ungemeinen Reichthum an Kunſtwörtern, eine große Reinigkeit in der Schreibart, und eine beſondere Zierlichkeit darinnen gewahr. Die Wahl der Ausdrücke, der feine und kurze Schwung, die Beredſamkeit, alles giebt einen ſchönen Schriftſteller zu erkennen. Der Geſchichtſchreiber kann einen Nutzen aus der Erzählung der Secten, der Meynungen, der Entdeckungen und Namen der alten Aerzte ziehen. Der Alterthumsforſcher findet in ſeinen Betrachtungen über das Eſſen, Trinken, die Diät, und die ganzen römiſchen Leibesübung überhaupt, was zu lernen. Der Philologus findet den Werth ihres Gewichtes und Maaßes, beſſer darinnen, als in irgend einem Schriftſteller der damaligen Zeit. Das ganze Werk endlich iſt, nach dem Herrn **Mahudel**, das vollkommenſte und ordentlichſte, welches wir in lateiniſcher Sprache von allen Theilen der praktiſchen Arzneywiſſenſchaft bey den Alten haben; und zwar in einem kurzen Begriffe zuſammen gezogen, der ein rechtes Gewebe von Vorſchriften, und mit **Juſtinians** Inſtitutionen zu vergleichen iſt.

Herr **Mahudel** iſt indeſſen nicht der einzige, welcher von dieſem Werke ſo vortheilhaft urtheilet. Die Aerzte der zwey letzten Jahrhunderte, welche ſich nach dieſem vortrefflichen Muſter gebildet, haben dieſem Schriftſteller den Zunamen des **mediciniſchen Cicero**, des **lateiniſchen Hippokrates**, und des **Gottes der Arzneykunſt** gegeben.

Die Anzahl der Ausgaben dieſes Werks iſt kein geringes Zeichen ſeiner Güte. Es kam zum erſtenmale in **Florenz** 1478. drey Jahre darauf zu **Mayland**. zu Ende deſſelben Jahrhunderts zweymal zu **Venedig**, und nachmals faſt in allen Städten heraus, allwo man die Wiſſenſchaften bearbeitet hat. Diejenigen von dieſen Ausgaben, ſo man für Urſchriften kann gelten laſſen, weil ſie nach verſchiedenen Manuſcripten verfertiget worden, ſind des **Aldus Manutius** ſeine, mit des **Egnatius** Verbeſſerungen; die **baſeliſche** mit **Pantins** Noten; die **pariſiſchen**, deren eine von **Heinrich Stephan**, und die andere mit des **Cedarius** Noten iſt; des **Rouille** ſeine zu **Lyon**, mit **Robert Conſtantins** Noten, welchem **Botalle** und **Dalechamp** geholfen; und die **leidenſche**, mit **Triviers** und des **de Rouſſe** Auslegungen. Des **van der Linden** ſeine von 1657.

hat den Vorzug, daß einige Verbeſſerungen aus denen Exemplaren hinzu gekommen, die dem **Jacob Charpentier**, dem **Rancel**, und **Joſeph Scaligern** gehöret haben. **Almeloveens** ſeine von 1713. ſetzt noch die Anzeigen derer Stellen hinzu, die **Celſus** aus dem **Hippokrates** genommen, und auch derer, die aus dem **Celſus** genommen worden ſind.

Ungeachtet einer ſo großen Anzahl von Ausgaben, iſt doch das Werk noch ſehr verſtümmelt, was die Anzeige des Gewichtes und Maaßes, die Namen der Pflanzen, und alle Redensarten betrifft. Alles dieſes würde ſonder Zweifel durch den Fleiß des **Rhodius**, eines berühmten däniſchen Arztes, welchen **Thomas Bartholin** fortgeſetzt hat, verbeſſert worden ſeyn: wenn damals, als dieſer letzte im Begriffe war eine Ausgabe dieſes Werks an das Licht zu ſtellen, die Flammen nicht alle gelehrte und weitläuftige Sammlungen dieſer zween Kunſtrichter verzehret hätten.

* *

VII.

Herrn Hardions Betrachtungen über die Bedeutung des Wortes ἜΓΧΟΣ. 1726.

Herrn **Hardions** Betrachtungen über des **Euripides Phönicierinnen**, welche im III. Theile der Geſchichte dieſer **Akademie** a. d. 216. S. ſtehen, gaben zu einem Streite Anlaß, an welchem der Herr Abt **Sallier**, und der ältere Herr **Fourmont** Antheil nahmen. Herr **Hardion** hatte geglaubt, um des **Barneſius** Tadel ohnmächtig zu machen, daß wenn man das Wort ἔγχος für **Degen** nähme, in des **Euripides** Texte alle Dunkelheit verſchwände. Herr **Fourmont** hingegen behauptete: der Text ſey ganz klar, wenn man gleich dem Worte ἔγχος die gewohnliche Bedeutung einer **Lanze**, ließe; und es könne ſich in der That nichts anders dahin ſchicken. Des **Eteokles** Lanze, ſagte er, war an der Spitze abgebrochen, und des **Polynices** ſeine gar mitten im Holze gebrochen: hierauf giengen die zween feindlichen Brüder näher auf einander los, und griffen zum Degen. Weil aber **Eteokles**, es möchte koſten was es wollte, die Oberherrſchaft in einem Vaterlande zu behaupten ſuchte, ὁμιλίᾳ χθονὸς, ſo nahm er zu einer Argliſt ſeine Zuflucht, Θεσσαλὸν σόφισμα: denn nachdem er ſich von dieſem Streite **mit dem Degen** losgemacht, ἐξαλλαγεὶς γὰρ τοῦ παρεστῶτος πόνου, ſetzte er ſeinen linken Fuß hinterwärts . . . **und indem er mit** dem rechten vorwärts trat, καθῆκεν ἔγχος durchſtieß er den **Polynices** mit der Lanze, **die er bey dieſem Rücktritte aufgehoben.**

Dieſe letzten Worte ſtehen im Texte nicht; allein man muß ſie einſchalten, 1. weil der Dichter zuvor geſaget hat: **Eteokles** habe ſich vom Streite mit dem Degen losgeſagt, und 2. weil die Geberden, mit welchen der Comödiant ſeine Erzählung hergeſagt, ſchon hinlänglich waren, den Zuſchauern einen deutlichen Begriff von des **Eteokles** Verfahren zu machen.

Herr **Fourmont** bemerkte, daß er die Worte, ὁμιλίας χθονὸς, faſt eben ſo auslegte, wie der Scholiaſt gethan, mit welchem er übrigens, in Anſehung der Ueberſetzung der Worte Θεσσαλὸν σόφισμα, vollkommen einerley Meynung wäre, welches die neuen Dolmetſcher anders gegeben, aber wider das ausdrückliche Anſehen des **Heſychius**, welcher in ſeinem Σοφιστής verſichert, daß Θεσσαλὸν σόφισμα, von ἐπὶ τῶν σοφιζομένων καὶ μὴ εὐθυμαχούντων, von denjenigen geſagt würde, welche hämiſche Streiche brauchten, und nicht als ehrliebende Leute fochten.

Was die Bedeutung des Wortes ἔγχος betrifft, ſo bewies er 1. daß der Verfaſſer vom großen Etymologicon ſich geirret hat, wenn er verſichert: dieſes Wort habe im **Homer** eben die Bedeutung als ξίφος und δόρυ; weil in dieſem Dichter ἔγχος niemals was anders, als eine **Lanze** bedeutet, an ſtatt daß ξίφος allezeit ein Degen heißt.

Er bemerket ferner, daß im 1390. Verſe der **Phönicierinnen**, ἔγχος in ſeiner gewöhnlichen Bedeutung einer **Lanze** genommen werde. Es iſt auch nicht zu glauben, daß **Euripides**, dem man noch nie die Dunkelheit vorgerücket, dieſes Wort vierzig Verſe ſpäter, und zwar noch in derſelben Erzählung, einen **Degen** werde haben bedeuten laſſen; und um zu zeigen, daß dieſes Dichters Scholiaſt Unrecht habe, wenn er ſaget: daß dieſer Sinn des Wortes ἔγχος bey den Trauerſpieldichtern gewöhnlich geweſen; ſo zeigt er, daß ihm dieſer Verſtand, wenigſtens in dieſen Verſen aus des **Sophokles Ajax**, nicht zukomme:

ἀμφήκες λαβὼν
Ἐμαίετ᾽ ἔγχος ἐξόδους ἕρπειν κενάς.

in welchen **Heinrich Stephan** einen Beweis zu finden meynte, daß der Scholiaſt Recht hätte.

Dieſe letztere Beobachtung erregete den Streit, davon man hier Rechenſchaft giebt, nämlich die Bedeutung des Wortes ἔγχος. Da nun eine große Zahl von Sprachlehrern und Scholiaſten verſichert haben, daß dieſes Wort zuweilen von den tragiſchen Dichtern gebraucht worden iſt, einen Degen auszudrücken; ſo bemerkte der Herr Abt **Sallier**, daß die Entſcheidungen dieſer in Griechenland gebohrnen und mit Unterſuchung derer von ihnen erklärten Scribenten beſchäfftigten Schriftſteller, ein großes Gewicht zu haben ſcheinen müßten; wenigſtens in ſolchen grammatikaliſchen Streitigkeiten, welche unter den Gelehrten, im Abſehen auf die Stärke der Ausdrückungen entſtehen können. Es ſey wahr, daß auch ſie keine ganz untrüglichen Wegweiſer wären: allein bloße Muthmaßungen, die ſich auf kein Anſehen zu ſtützen ſchienen, wären auch noch nicht hinlänglich dieſelben fahren zu laſſen, oder zu verdammen. Wollte man ſich endlich von den Regeln eines verſtändigen Kunſtrichters nicht entfernen, ſo müßte man, in Anſehung dieſer Schriftſteller, dem Beyſpiele derer großen Männer folgen, deren Gelehrſamkeit in den letzten Zeiten, die Zierde ihres Jahrhunderts geweſen iſt; das heißt, um das Anſehen der Sprachlehrer und Scholiaſten verwerfen zu können, müſſe man irgend eine ausdrückliche Stelle, von einem viel gröſſern Anſehen, als das ihrige iſt, aufzuweiſen haben.

Hierauf bemerkte der Herr Abt **Sallier**, daß der Herr **Fourmont** ſich begnüget hätte, nur verſchiedene Stellen aus dem **Homer**, mit einer einzigen aus dem **Sophokles** zu unterſuchen, darinnen das Wort ἔγχος, eine **Lanze** bedeutet; hieraus aber habe er noch kein Recht gehabt, zu ſchlieſſen, daß es in den tragiſchen Dichtern niemals einen **Degen** bedeute. Wenn er einen allgemeinen verneinenden Satz, wie dieſer iſt, feſtſetzen wollen, ſo hätte er erſt alle Stellen der Dichter, darinnen dieſes Wort vorkömmt, unterſuchen müſſen, und nur eine einzige Stelle vorbringen ſollen, ſo dawider lieſe.

Nach dieſen allgemeinen Betrachtungen führete er zwo Stellen des **Sophokles** an, in welchen er will, daß das Wort ἔγχος, für **Degen** gebraucht ſey. Die Todesart, welche Ajax, **Telamons** Sohn erwählete, iſt niemanden unbekannt. Alle Sagen ſtimmen darinnen überein, daß er in ſeinen Degen gefallen, deſſen Spitze er in ſeine Seite geſtützet hatte, und ſo geſtorben ſey. Noch kein Schriftſteller hat ſichs einfallen laſſen, daß er, und zwar ſich ſelbſt, mit der Lanze erſtochen hätte. Geſetzt aber, wir wüßten auch dieſes ſo gewiß nicht, als wir es wiſſen: ſo würde doch des **Sophokles** Zeugniß allein, der Bedeutung des Wortes ἔγχος, daß es **Degen** heiße, günſtig genug ſeyn. In dem 826. V. fängt der Dichter an, von des Ajax Tode zu reden. In einer ziemlich langen Rede, die dieſer Held vor ſeinem Tode hält, nennet er ſelbſt den Degen, mit dem er ſich durchbohren will, σφαγέα τομώτατον. Im 839. V. nennet er ihn νεόῤῥαντον ξίφος. Im 845. nennet er ihn φάσγανον. Nach ſeinem Tode ſagt **Tekmeſſa** im 908. V.

Αἴας - - - - - νεοσφαγὴς
Κεῖται κρυφαίῳ φασγάνῳ περιπτυχής.

Ajax iſt geſtorben, nachdem er ſich auf die Spitze ſeines Degens gelehnet. Im 916. V. fragt der aus Matroſen beſtehende Chor, von weſſen Händen ihr Anführer geſtorben wäre? **Tekmeſſa** antwortet: das Eiſen, ſo den Ajax durchdrungen, zeige, daß er ſelbſt ſeines Todes Urſache geweſen; ſein eigener Degen klage ihn an. Im 918. V. τόδε ἔγχος περιπετὲς κατηγορεῖ, welches mit dem angezogenen Verſe übereinkommt:

Κεῖται κρυφαίῳ φασγάνῳ περιπτυχής.

Herr **Sallier** urtheilet von dieſen zwo Stellen ſo: das ἔγχος περιπετὴς, welches den Ajax anklaget, daß er ſelbſt Urheber ſeines Todes ſey, iſt das Werkzeug, welches er im 826. V. nennet σφαγέα τομώτατον, νεόῤῥαντον ξίφος im 839. und φάσγανον im 845. V. Es iſt dasjenige, welches **Tekmeſſa** im 908. V. φασγάνον nennet. Dieſes

Werkzeug iſt nun unſtreitig ein **Degen**, folglich iſt dasjenige, welches im 918. V. πηκτὸν ἔγχος genannt wird, ein **Degen**; und folglich heißt das Wort ἔγχος, bisweilen ein **Degen**.

Hier iſt noch eine Stelle aus der **Antigone** eben dieſes **Dichters**: ſie ſteht in der Erzählung, welche ein Bothe von dem Unglücke der **Antigone** und ihres Liebhabers **Hämon**, vorträgt. Er erzählet die Rede **Kreons** an ſeinen Sohn, und zeigt, mit welchem Grimme der Sohn die Vorſchläge ſeines Vaters verworfen, den Degen gezogen,

ξίφους
Ἕλκει διπλοῦς κνώδοντας

und auf ſich ſelbſt gekehret:

Αὑτῷ χολωθεὶς, ὥσπερ εἶχ' ἐπενταθεὶς,
Ἤρεισε πλευραῖς μέσσον ἔγχος.

Eben dieſelbe Art von Waffen, welche **Sophokles** im 1250. V. ἔγχος nennet, heißt im 1246. V. ξίφος. Nun iſt an dieſem letzten Orte die Rede von einem **Degen**; folglich wird im 1250. V. von dem hier die Rede iſt, ἔγχος für einen **Degen** genommen; worüber der Scholiaſt, dieſe Anmerkung macht: τὸ ἔγχος οἱ Τραγικοὶ καὶ ἐπὶ ξίφους λαμβάνουσι.

Mehr braucht es nicht, den allgemein verneinenden Satz umzuſtoßen, und die Scholiaſten ſowohl, als Lexicographiſten zu rechtfertigen, welche das Wort ἔγχος durch ἐγχειρίδιον und dieſes letztere durch ξίφος, überſetzen.

VIII.

Des Herrn Abtes Sallier Abhandlung, von den Verdienſten der alten Sprachlehrer, und wie viel man auf ſie halten ſoll.

Nebſt einigen neuen Anmerkungen über die Bedeutung des Wortes ἜΓΧΟΣ.

1726.

Die Unterſuchung, von welcher man in dem vorherſtehenden Artikel Rechenſchaft gegeben, veranlaſſete den Herrn Abt **Sallier**, noch einmal in einem beſondern Aufſatze zu unterſuchen: wie weit eigentlich heute zu Tage das Anſehen der alten Sprachlehrer gehen, und wie viel man in Auslegung griechiſcher Worte, auf ſie halten ſolle? Wir glauben, daß denen, die die griechiſche Sprache lernen, an dieſer Materie ſo viel gelegen ſey, daß wir ihnen die Betrachtungen dieſes unſeres Mitgliedes nicht entziehen wollen: welche denen Beweiſen eine neue Kraft ertheilen, deren man ſich bedienet hatte, zu beweiſen: daß das Wort ἔγχος, bey den tragiſchen Schriftſtellern, einen **Degen** bedeuten könne, und wirklich zuweilen bedeute.

Man wird aus dieſen Betrachtungen ſehen, daß ſeine Hochachtung gegen die Sprachlehrer nicht weiter geht, als ſie verdienen; daß er ihnen niemals blind getrauet hat, und daß er ſich ihren Entſcheidungen nicht ohne Unterſuchung unterwerfen.

Anfänglich, ſagt er, kann man nicht leugnen, daß ſie einmal die Schatzkammer aller Gebräuche einer Sprache ſind, die ihre Mutterſprache war. Dieſes kann man ſich nicht enthalten an einem **Kallimachus**, **Zenodotus**, **Ariſtophanes**, dem Sprachlehrer, und Schüler dieſer zween

Männer, an dem **Krates**, **Ariſtophans** Zeitgenoſſen, und der zuerſt die Wiſſenſchaft der Sprachlehre nach **Rom** gebracht, (**Strabo** L. 5.) am **Ariſtarch**. **Ariſtophans** Schüler, der an dem Hofe der ägyptiſchen Könige gelebt, und viel Bücher geſchrieben hat, zu erkennen. Dieſe hier genannten Männer ſind zwar bey weitem noch nicht die älteſten Kunſtrichter; genug aber, daß ſie die berühmteſten ſind. Iſt nun das Anſehen dieſer Sprachlehrer in gelehrten Streitigkeiten nicht zu verwerfen; ſo iſt es auch natürlich, das Anſehen derer Scholiaſten, die einige Jahrhunderte ſpäter gelebet haben, gelten zu laſſen. Die Anmerkungen dieſer neuen Ausleger entſpringen großentheils aus den Anmerkungen der erſten; und ſie führen gar oft jener Zeugniß an. Dieſes würde ſich gar leicht in Anſehung der kleinen Scholien bey dem **Homer** zeigen laſſen, welche nur ein Auszug aller ſolcher erſten Anmerkungen ſind.

Dieſen Auslegern muß man noch den **Didymus** von **Alexandrien** beyfügen. Dieſer Sprachlehrer hat ſchon zu **Auguſts** Zeiten gelebet. Er hatte ſehr viel Schriften verfertiget, und das Alterthum hat wenig berühmte Schriftſteller aufzuweiſen, denen zu Gefallen die fruchtbare Feder dieſes Kunſtrichters nicht ein eigen Werk aufgeſetzt haben ſollte. Wem iſt wohl unbekannt, was er über den **Homer** geſchrieben: und ungeachtet, das innere Weſen der kleinen Scholien nicht von ihm iſt; ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß ſeine Schriften den Zuſammenträgern dieſer Scholien, die reichlichſte Aernte zu ihrem Vorhaben dargebothen. Seinem Anſehen kann man, wie es ſcheint, faſt nicht widerſtehen, wenn man ſelbiges für irgend eine Meynung die zur Sprachlehre gehöret, anführen kann.

Eben dieſer Schriftſteller hatte gearbeitet, des **Euripides** und **Sophokles** Trauerſpiele zu erläutern. Wir haben Beweiſe davon a), und die Scholiaſten ſo nach dem **Didymus** gekommen ſind, haben nichts anders gethan, als daß ſie ſei-

ne

---

a) Vid. Hecub. 887. 1029. Sophoc. ind.

ne Anmerkungen und vieler andern ihre, geſammlet und abgekürzet haben. Hievon kann man leicht überzeuget werden, wenn man die alten Auslegungen dieſer Dichter und den Athenäus zu Rathe zieht. Man mache ſich nun von dieſen Scholiaſten welchen Begriff man will, man verachte ſie wie man wolle: ſo kann man doch nicht glauben, daß man ihnen den Vorzug ſtreitig machen könne, die Stärke einer Sprache zu kennen, die ihnen angebohren war; die in dem Lande geredet wurde, wo ſie wohneten; die ſie ſelbſt unterſuchet hatten, und in welcher ſie viele Hülfsmittel hatten, die uns heut zu Tage mangeln. Vielweniger könnte man ſich einbilden, daß wir ihnen, ſtatt aller Gründe, bloß unſere Meynung entgegen ſetzen können. Wir würden gar keine Luſt haben, einem Griechen den Vorzug zu geben, welcher, nachdem er unſere Sprache erlernet hätte, ſich anjetzt anmaßen wollte, den Sinn der Stelle irgend eines franzöſiſchen Dichters von des heil. **Ludwigs** Zeiten, beſſer als ein Ausleger aus unſerm Volke, und ſelbſt jener Zeiten, einzuſehen, wenn es dergleichen gäbe.

2. Wir ſehen aus den alten griechiſchen Wörterbüchern, daß ſie nicht allezeit ohne Grund, gewiſſen Wörtern ihrer Sprache Bedeutungen gegeben, die von dem gemeinen Gebrauche abgehen. Man darf nur den **Heſychius** zu Rathe ziehen, ſo wird man dieſes ſehen. Es würde vielleicht nicht unmöglich ſeyn, einem jeden Artikel ſeines Wörterbuches noch eine Stelle aus irgend einem alten Schriftſteller beyzufügen: und wenn es nicht ſcheint, daß er ſich allezeit befliſſen, ſeine Meynung mit einem Beweiſe zu verwahren, ſo iſt es vielleicht nicht einmal ſeine Schuld. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo führen andere alte Lexicographi ihre Gewehrsmänner ſehr oft an.

Das Verzeichniß der griechiſchen Handſchriften aus dem Bücherſchatze des Herrn Herzoges **von Coislin**, Biſchofs **von Metz**, iſt ein Beweis deſſen, was Herr **Sallier** hier ſaget, und er hat ſich ſelbſt davon überzeugt, da er ein geſchrieſchrieben Werk vom **Phrynikus** durchleſen, das noch nie gedruckt worden iſt. Viele ſeltene Ausdrücke, oder die höchſtens nur einmal vorkommen, ſind daſelbſt in die Stellen derer Scribenten eingeſchaltet, die ſich ihrer bedienet haben. Wir nun haben kein Recht gehabt, dieſe Ausdrücke zu verwerfen, da wir diejenigen nie gekannt, die ſie gebraucht haben; indem man bey einem ſo entſcheidenden Machtſpruche, über Redensarten einer fremden Sprache, welche die reicheſte iſt ſo wir kennen, und die weitläuftigſte, wegen der Zahl der Schriftſteller ſo ſie bearbeitet haben, und wegen der Menge von Werken ſo darinnen ans Licht gekommen, und von der wir am beſten wiſſen, wie viel uns zu ihrer vollkommenen Kenntniß noch gebricht, allezeit furchtſam ſeyn muß. Wer weis, ob dieſe oder jene Bedeutung die wir verwerfen, als ſey ſie dem Gebrauche zuwider, welcher einmal ein Tyrann der Sprachen iſt, nicht in irgend einem anſehnlichen Schriftſteller beſtätiget iſt? Solche allgemeine verneinende Sätze ſind bloße Verführungen; ſie können ſich nicht weiter erſtrecken, als unſere Kenntniß und die Zahl derer Stellen, die uns vorgekommen ſind. Können wir aber wohl dafür ſtehen, daß uns bey unſern angeſtellten Nachforſchungen, keine derſelben entwiſchet ſey? Wir können muthmaßen, daß die alten Schriftſteller, die einen grammatikaliſchen Zweifel auflöſen, Bürgen für ſich gehabt, die wir nicht haben. Man glaubt nicht, daß jemand dieſe Vorausſetzung als eine bloße Leichtgläubigkeit anſehen werde; wenn man nur an die erſtaunliche Zahl derer Schriftſteller denken will, die nicht auf uns gekommen ſind.

Es giebt alſo ein gewiſſes Maaß des Anſehens, welches man den alten griechiſchen Scholiaſten und Wortforſcher nicht verſagen kan; und wenn ihre Ausſprüche keinen Widerſpruch bey ſich führen, wenn wir ſie nicht durch Vernunft, oder förmliche Zeugniſſe beſtreiten können: ſo iſt kein beſſerer Rath für uns, als daß wir ihnen weichen, wie die großen Männer der letztern Jahrhunderte ihnen gewichen ſind.

Wenn nun der Herr Abt **Sallier** hierauf angemerket hat, daß er bey der Unterſuchung von der Bedeutung des Wortes ἔγχος, die Scholiaſten nicht dazu gebraucht hätte, die Verſe der griechiſchen Tragödienſchreiber zu erklären; ſondern daß er dieſe Verſe als einen Beweis und Grund der Entſcheidung der Scholiaſten angeführet: ſo unterſuchte er dieſelben Stellen noch einmal, und brachte noch einige Anmerkungen zum Vorſcheine, die er das erſtemal, eben weil er ſie für ſo unnützlich angeſehen, vernachläßiget hatte; ſo viel Deutlichkeit und Ueberzeugung hatten ihm dieſe Stellen zu haben geſchienen. Im 666. Verſe legt **Sophokles** dem Ajax folgendes in den Mund:

Ich will mich an einen einſamen Ort verfügen: dieſes Eiſen das meinen Augen das allerverhaßteſte iſt, will ich an einem Orte verſtecken, wo es kein Menſch ſehen ſoll; denn ſeit dem ich vom Hektor meinem grauſamſten Feinde, dieß Geſchenk bekommen, iſt mir von Seiten der Griechen, nichts angenehmes widerfahren.

Μολὼν δε χῶρον ἔνθ' ἂν ἀστιβῆ κίχω,
Κρύψω τόδε ἔγχος τοὐμὸν ἔχθιστον βελῶν.
Γαίας ὀρύξας ἔνθα μή τις ὄψεται - - -
Ἐγὼ γὰρ ἐξ οὗ χειρὶ τοῦτ' ἐδεξάμην
Παρ' Ἕκτορος δώρημα δυσμενεστάτου,
Οὔπω τι κεδνὸν ἔσχον Ἀργείων πάρα.

Drey Urſachen geben Anlaß zu glauben, man müſſe hier das τόδε ἔγχος, durch **Degen** überſetzen. Die erſte iſt die Verbindung dieſer zween Verſe; die andere iſt die Verhältniß, die unter dem ἔγχος ἔχθιστον βελῶν, und dem τοῦτο δώρημα τοῦ Ἕκτορος δυσμενεστάτου, befindlich iſt. Dieſes Verhältniß wird durch das Fürwort und durch das Hauptwort τοῦτο δώρημα und die Verbindung des Gedankens, durch das Beſtimmungswort γάρ angedeutet: ἐγὼ γάρ ἐξ οὗ χειρὶ τοῦτ' ἐδεξάμην. Die zweyte Urſache iſt, weil ἔγχος das Eiſen, ἔχθιστον βελῶν genannt wird, weil es ein Geſchenk vom **Hektor** iſt, δώρημα Ἕκτορος δυσμενεστάτου. Dieſe Erklärung iſt ungekünſtelt, natürlich, und ungezwungen, worüber man ſolchergeſtalt ſchließt: des **Ajax** ἔγχος ἔκθιστον βελῶν, iſt durch die Wortfügung der Redensart δώρημα Ἕκτορος δυσμενεστάτου richtig; was nun δώρημα τοῦ Ἕκτορος δυσμενεστάτου iſt, das iſt ξίφος ἀργυρέηλον: folglich wird im **Sophokles** das Wort ἔγχος, für ξίφος genommen.

Der erſte Satz iſt aus dem **Sophokles** ſelbſt; der andere iſt aus dem **Homer**; der dritte endlich iſt, weil **Ajax** da er ſagt κρύψω τόδ᾽ ἔγχος, nichts anders, als das Eiſen andeuten kann, welches im 909. Verſe κρυφαῖον φάσγανον, genennet wird. Nun iſt nach dem Herrn **Fourmont** κρυφαῖον φάσγανον der **Degen** oder Dolch, womit der Held des Trauerſpieles ſich entleibet hat; und alſo iſt ἔγχος κρυφαῖον, eben ſo viel als φάσγανον κρυφαῖον.

Im 916. Verſe, als der Chor des **Ajax** Tod erfahren, ſo fragt er, von weſſen Hand dieſer Held ſich den Tod zugezogen? τίνος πότ᾽ ἆρ᾽ ἔπραξε χειρὶ δύσμορος. **Tecmeſſa** antwortet: **es iſt augenſcheinlich, daß es ſeine eigene Hand geweſen,** αὐτὸς πρὸς αὑτοῦ δῆλον, ἐν γάρ οἱ χθονὶ πηκτὸν τόδε ἔγχος περιπετὴς κατηγορεῖ. **Denn dieſes Eiſen an ſeinen Leib, auf die Erde geſetzt und worein er gefallen iſt, klagt ihn offenbar an. Sophokles** ſagt das Eiſen ſey an ſeinen Leib verbunden οἱ πηκτὸν, auf die Erde geſetzt, ἐν χθονὶ πηκτόν. Es kann niemanden unbewußt ſeyn, daß das Wörtchen οἱ, welches ſo viel als αὐτῷ heißt, auf den **Ajax** geht; und wir wiſſen übrigens, daß der Degen in ſeinem Leibe geſtecket hat.

Um nun die Ueberſetzung des Herrn **Sallier** von den Verſen aus der **Antigona** zu rechtfertigen, in der das ἔγχος an die Stelle des ξίφος geſetzet iſt, darf man nur die Dollmetſchung vortragen, die man nach Herrn **Fourmonts** Meynung, von eben dieſen Verſen machen müſte. Hier iſt dieſe Dollmetſchung, unverändert.

Hämon ſieht ſeinen Vater mit Augen voller Grimm und Wuth an, ohne ihm ein Wort zu ſagen; er nimmt den Degen in die Hand, thut einen Streich damit nach ſeinem Vater, welcher ihm ausweicht und flieht. Hierauf kehret der unglückliche Hämon ſeine Wuth wider ſich ſelbſt. So ausgeſtreckt wie er war, ſeinen Vater zu ermorden, treibt er ſich eine Lanze in die Seite.

Aus dieſer Ueberſetzung ſieht man, daß in der Stellung darein **Hämon** ſich ſetzet, und mit eben der Bewegung die er machte, ſeinen Vater mit dem Degen zu durchbohren, er ſich einen tiefen Lanzenſtich verſetzt; denn im Texte ſteht, im 1245. Verſe:

ξίφους
Ἕλκει διπλοῦς κνώδοντας· ἐκ δ' ὁρμωμένου
Πατρὸς φυγαῖσιν, ἤμπλακ'. εἶθ' ὁ δύσμορος
Αὑτῷ χολωθεὶς, ὥσπερ εἶχ' ἐπενταθεὶς,
Ἤρεισε πλευραῖς μέσσον ἔγχος.

Nun muß man noch die Verſe aus des **Euripides Alceſte** anführen, in welchen das Wort ἔγχος gebraucht iſt; ungeachtet Herr **Fourmont** verſichert, es ſtünde gar nicht darinnen. Der Tod nämlich erſcheint auf der Schaubühne, und redet mit dem **Apollo** ſo:

Πολλ' ἂν σὺ λέξας, οὐδὲν ἂν πλέον λάβοις·
Ἡ δ' οὖν γυνὴ κάτεισιν εἰς ᾅδου δόμους·
Στείχω δ' ἐπ' αὐτὴν, ὡς κατάρξωμαι ξίφει·
Ἱερὸς γὰρ οὗτος τῶν κατὰ χθονὸς θεῶν,
Ὅτου τόδ' ἔγχει κρατὸς ἁγνίσῃ τρίχα.

Das heißt: Du redeſt mir umſonſt zu; du wirſt nichts von mir erhalten. Alceſte muß zu den Todten hinunter, jetzt gehe ich zu ihr, ſie zu heiligen; indem ich ihr das geſährliche Haar mit dieſem Degen abſchneiden werde, ὡς κατάρξωμαι ξίφει: denn derjenige gehöret den Göttern der Höllen, über deſſen

Scheitel dieſes Eiſen, τόδ' ἔγχος **gefahren ſeyn wird.** Nun fragt ſichs, wie man das Wort ἔγχος in dieſer Stelle überſetzen will, wo es nicht **Degen** heißen ſoll?

Man hat ſich verbunden gehalten, alle dieſe Anmerkungen des Herrn Abtes **Sallier** nach der Reihe herzuſetzen, und ſo wird man auch mit denjenigen thun, die Herr **Fourmont** dagegen eingewandt hat; aber, ohne dererjenigen zu gedenken, die er über die eigene und urſprüngliche Bedeutung, und über die Wortableitung verſchiedener griechiſchen Wörter, als, ξίφος, λόγχη, δόρυ, ἐγχειρίδιον, und ἔγχος, gemacht hat. Von allem dieſen war hier die Rede nicht; ſondern nur zu wiſſen, ob das Wort ἔγχος, in oben gedachten vier Stellen, einen **Degen** bedeute, oder nicht?

Herr **Fourmont** behauptet, es heiße kein Degen, und zum Beweiſe deſſen, ſetzt er feſt: daß von allen Waffen der alten Griechen, ſie auf kein einziges ſo viel gehalten, und es öfter gebrauchet, als die Lanze; ſie hätten ſie allenthalben mit ſich getragen; ſie hätte ihnen zum Stabe und zur Stütze gedienet; und aus dieſer Urſache, wenn man von einem gewapneten Griechen redete, brauchte man gar nicht einmal zu ſagen, daß er eine Lanze hätte, das verſtand ſich allemal von ſelbſt. Daher käme es daß die Wörter λόγχη, δόρυ und ἔγχος, welche alle eine **Lanze** bedeuten, von den Dichtern gebrauchet worden, den Krieg und ſeine Trübſalen auszudrücken.

Aus dieſer Urſache, und wegen dieſes Gebrauches, ſagt der Chor, in dem Trauerſpiele der **Perſer**, wenn er von des **Xerxes** Feldzuge wider Griechenland redet, daß dieſer Prinz

Ἐπάγει δουρικλυτοῖς ἀν-
δράσι τοξόδαμνον ἄρη.

und daß, wenn er fraget, ob die **Perſer**, oder **Athenienſer** geſieget hätten, er ſich ſo ausdrückt:

Πότερον τόξου ῥῦμα τὸ νικῶν,
Ἢ δορυκράνου λόγχης ἰσχὺς κεκράτηκεν;

Hat die Gewalt des Bogens, oder die Stärke der Lanze gewonnen?

Im 608. Verſe von des **Euripides Oreſt**, ſieht man, daß **Agamemnon**, welcher ohne Gefolge, und ohne alles Vorhaben zu ſchlagen, nach **Argos** kam, eine Lanze geführet. In den **Phönicierinnen**, will **Polynices** der **Jokaſta** zu verſtehen geben, daß er eine gute Anzahl Soldaten habe, und ſagt: er habe Lanzen mitgebracht, ἥκω δεῦρο μυρίαν ἄγων λόγχην. Und in der **Hekuba**, 130. V. wird **Achillens** Lanze, für den **Achilles** ſelbſt genannt.

τὰ δὲ Κασσάνδρας
Λέκτρ' οὐκ ἐφάτην τῆς Ἀχιλλείας
Πρόσθεν θήσειν ποτὲ λόγχης.

Sie ſagten, man müſſe nicht das Bette der Kaſſandra, Achillens **Lanze vorziehen.** Das heißt: man ſolle die **Kaſſandra** auf **Achillens** Grabe erwürgen, anſtatt ſie dem **Agamemnon** zu geben.

In den Dichtern findet man eine Menge ſolcher Stellen, z. E. im **Hippolytus**, allwo **Theſeus** dieſem jungen Prinzen verbiethet; er ſolle an keinen Ort ſeiner Herrſchaft gehen, und zwar mit dieſen merkwürdigen Worten:

Μήτ' εἰς ὅρους γῆς, ἧς ἐμὸν κρατεῖ δόρυ. 975. V.

und in der **Andromacha**, wo dieſe Heldinn im 14. V. ſagt, ſie ſey der Lohn für des **Neoptolems** Lanze, δορὸς γέρας, weil ſie ſeine Sklavinn geworden iſt. Doch es würde gar zu weitläuftig fallen, alle dieſe Stellen anzuführen, ungeachtet es nöthig geweſen, einige derſelben namhaft zu machen; um eine Vorbereitung zu derjenigen Erklärung der ſtreitigen Verſe zu haben, die Herr **Fourmont** der **Akademie** vorgetragen hat.

Es iſt gewiß, ſagt er anfänglich, daß **das** ἔγχος, **welches Ajax verbergen will,** nicht der **Degen**; ſondern **die Lanze ſey,** ſo er vom **Hektor** bekommen. **Ich will dieſe Lanze, ſagt er, verſtecken, den verhaßteſten Pfeil**

für mich; ich will ſie an einem unbeſuchten Orte verbergen, allwo kein Menſch ſie ſehen wird: und o! daß es doch der Nacht und dem Pluto gefiele, ſie zu verhelen! Wenn er hernach auf ſeinen Degen zeiget, an den er die Hand legt, ſo fähret er fort: **denn ſeitdem ich dieſes Geſchenk vom** Hektor, **dem grauſamſten meiner Feinde, erhalten, habe ich weiter keine Ehre unter den Griechen.** Dieſer Held, der in den Schlachten ſo vielen Ruhm gewonnen hatte, und erbittert war, daß man ſolchen ausnehmenden Dienſten als die ſeinigen waren, des **Ulyſſes** ſeine vorzöge, geräth in Wuth. Er geht mit der Lanze bewaffnet aus ſeinem Zelte, und da ihn **Minerva** blendet, die zur Erhaltung der Griechen wachet: ſo dringt er ſich, anſtatt zum Gefechte zu gehen, mitten unter ihre Heerden, und richtet ein gräuliches Metzeln an. Bald darauf erkennet er ſeinen Irrthum, und da er ſieht, daß dieſes Verfahren ihm ſchimpflich iſt, wirft er einen Haß auf die Lanze, die er dazu gebraucht hat: er verdammet ſich ſelbſt, ſie niemals wieder zu führen, er will ſie unter die Erde vergraben, und der Nacht und dem **Pluto** die Sorge anbefehlen, ſie zu verbergen. Die Verzweifelung treibt ihn zu dieſem Entſchluſſe, und dieſe Verzweifelung gründet ſich auf das Vergangene. Er ſieht, daß das Glück und die Ehre ihn verlaſſen haben, ſeit **Hektor** ihm ſeinen Degen geſchenkt hat, und er bildet ſich ein, ſie hätten ihn auf ewig vergeſſen.

Dieſer Sinn iſt ganz klar und aneinander hängend, und es iſt erſtaunlich, daß er jemanden entwiſchen können. Der Ausdruck des Dichters, τόδ᾽ ἔγχος τοὐμὸν ἔχθιςον βελῶν, leitete ganz natürlich darauf; indem der Degen nicht mit unter der Zahl derer Waffen war, die man unter dem allgemeinen Namen βέλος verſtand. Uebrigens ſcheint es, daß wenn er in dem erſten von den zween ſtreitigen Verſen, von ſeinem Degen geredet hätte, er nachmals nicht das Vorwort παρα brauchen, ſondern ſchlechtweg τοῦτο δώρημα Ἕκτορος, hätte ſagen ſollen. Daß man aber das κρύψαι τόδ᾽ ἔγχος, durch das κρύψαι φασγάνῳ des 909. V:

zu geben denkt; ſo iſt es genug, wenn man ſaget: daß man darinnen bloß die Aehnlichkeit des Tones, ſonder alles Verhältniß gewahr wird.

Die zweyte Stelle aus eben dieſem Trauerſpiele, bekümmert den Herrn **Fourmont** eben ſo wenig. Ajax lag auf dem Bauche, und war mit einer Art von Mantel ſo bedeckt, daß man das Eiſen, welches ihn durchdrungen hatte, nicht gewahr ward; ſondern nur das Blut ſah, ſo ihm aus den Naſenlöchern gefloſſen war. Seine Stellung erhellet aus dieſem Verſe:

Κεῖται, κρυφαίῳ φασγάνῳ περιπτυχής.

Nun war aber das ἔγχος, welches bey ihm an der Erden lag, ſehr ſichtbar, indem **Tecmeſſa** daſſelbe dem Chore zeiget; folglich war dieſes ἔγχος nicht der **Degen**, womit er ſich entleibet hatte; ſondern ſeine **Lanze**. Der Chor zweifelt, ob er ſich nicht einer fremden Hand zu ſeiner Entleibung bedienet habe, und **Tekmeſſa** erkläret dieſen Zweifel, indem ſie bemerkt: er habe ſich ſelbſt umgebracht, weil er ſeine Lanze an den Ort gebracht, wo man ihn geſtreckt liegen findet; und daß er ſie in die Erde geſteckt, um ſich daran zu lehnen, wenn er ſich mit dem Degen durchbohren würde, um ihn deſto tiefer in den Leib zu bringen.

Allein, kömmt das Beywort περιπετὲς, welches neben dem ἔγχος ſteht, nicht vielleicht dem Schwerte zu, in welches Ajax gefallen war ᾧ περιέπεσε? Der Scholiaſt, welcher dieſes auch geglaubet, hat ſich geirret; denn das ἔγχος περιπετὲς lag allen Menſchen vor Augen; der Degen des Ajax hingegen war verborgen. Alſo iſt die thätige Gattung περιπετὲς, nicht von dem πίπτω, ſondern von dem πέτομαι gebildet, und beſchreibt die Bebung einer in die Erde geſteckten Lanze.

Es iſt wahr, eben dieſer Scholiaſt will, daß man durch κρυφαῖον-φάσγανον, einen nicht ganz verſteckten Degen, ſondern der nur zum Theile in dem Leibe verdeckt iſt, darinnen er ſtecket, oder vielmehr einen Degen verſtehen müſſe, deſſen **Ajax** ſich bedienet hat, um ſich fern von den Augen ſeiner Freunde zu ermorden, die ihn hätten hindern mögen. Allein, ungeachtet dieſe Figur ſo ſchön als gewöhnlich bey den Dichtern iſt: ſo kann doch Herr **Fourmont** nicht glauben, daß **Sophokles** ſie an dieſem Orte gebraucht habe; und er behauptet, daß das Beywort κρυφαῖον, auf den eigentlichen Sinn gehe: 1. weil das περιπτυχὴς, zu dem es geſetzt iſt, und welches zu erkennen giebt, daß **Ajax** mit einer Art eines Mantels bedeckt und gleichſam eingehüllet geweſen, Urſache zu glauben giebt, man habe ſeinen Degen nicht geſehen. 2. Weil hier nicht nur eine bloße Erzählung, ſondern eine auf der Schaubühne vorgeſtellte Sache iſt; da man nicht vorausſetzen kann, man werde die Nachahmung ſo weit getrieben haben, daß man wirklich einen Schauſpieler auf einem Degen liegen geſehen, deſſen Handgriff an die Erde geſtützet, und den Augen ausgeſetzt geweſen wäre.

Dieß wäre in der That keine bloße Vorſtellung, ſondern eine wahre Sache geweſen; und der Schauſpieler hatte eines Mantels nöthig, nicht nur ſich zum Scheine zu erſtechen und todt zu ſtellen, ſondern auch einer in die Erde geſteckten Lanze, die ihm zur Stütze dienen, und ſeinen Fall lenken könnte, damit er ſich im niederwerfen nicht verletzen möchte.

Was die Stelle aus der **Antigona** betrifft, ſo leidet ſie, wie Herr **Fourmont** ſagt, nicht die mindeſte Schwierigkeit. **Hämon** will mit ſeinem Degen ſeinen Vater **Kreon** durchſtoßen, welcher entflieht. Der junge Prinz, ſo ihn verfolget hat, geräth in Verzweiſelung; und aus Zorn über ſich ſelbſt, drehet er die Lanze, ſo er in der Mitte gefaſſet, und worauf er ſich gelehnet hatte, gegen ſeinen Leib. Das iſt der buchſtäbliche Verſtand dieſer Verſe:

ὥσπερ εἶχ᾽ ἐπενταθεὶς
Ἤρεισε πλευραῖς μέσσον ἔγχος.

Das Mittelwort, ἐπενταθεὶς, erlaubet nicht, einen andern Verſtand darinnen zu ſuchen. Man ſtreckt ſich mit einem Degen zwar aus; aber recket man ſich damit aus, indem man ſich darauf lehnet, wenn man jemanden verfolgen will? Die Scholiaſten haben alſo auf den Gebrauch des Heldenalters nicht Acht genug gegeben, da man allezeit mit der Lanze gewaffnet gieng.

Herr **Fourmont** hatte alle dieſe Stellen, und noch wohl zwanzig andere unterſuchet, darinnen das Wort ἔγχος vorkömmt, bevor man ihm zum andernmale Einwürfe dawider machte; die Verſe aus des **Euripides Alceſte** aber, waren ihm, man weis nicht wie, entwiſchet. In Meynung nun, daß er ſiegend aus den andern Streitigkeiten gekommen wäre, die jene Stellen veranlaſſet hatten, wollte er ſeinen Vortheil nicht fahren laſſen, und auch dieſe letzte noch erklären. Er brachte daher eine lange Abhandlung in die Akademie, darinnen er zwo verſchiedene Erklärungen darboth.

Wenn das ξίφος des 3. Verſes, ſagt er, und das ἔγχος des 5. einerley Ding ſind, ſo ſind ja dieſe Verſe die matteſten von der Welt: denn ſo müßten ſie, nach dem Buchſtaben, ſo lauten: **Du magſt mir ſagen, was du willſt, du wirſt nichts von mir erhalten. Alceſte muß in das Haus des Pluto, und ich gehe gerade zu ihr, um ſie mit dieſem Degen zu heiligen. Denn derjenige gehöret den unterirrdiſchen Göttern zu, deſſen Haare dieſer fürchterliche Degen geweihet hat.** Hat man aber jemals eine trocknere Tavtologie geſehen? Man würde ſich indeſſen nicht geirret haben, wenn man nur auf die Bedeutung der Worte, ἁγνίζειν und κατάρχεσθαι, wohl Acht gegeben hätte. Das erſte bedeutet, das Opfer **zubereiten**, oder **geloben**, und zeiget eine vorhergehende Handlung vor derjenigen an, die durch das Zeitwort κατάρχεσθαι angedeutet wird; inſonderheit, wenn der Sinn des letztern durch den Zuſatz des Wortes ξίφει beſtimmet wird, wie in dieſem Verſe geſchieht. Denn wie **Budäus** in ſeinen nem Wörterbuche, VII. 74. bewieſen, kann man es alsdann nicht anders, als durch victimam ferire geben. Der Tod erkläret ſich alſo, daß er die Haare oder das Haupt der Alceſte mit ſeiner **Lanze**, geloben oder zubereiten will, (denn es iſt hier die Rede nicht vom ſchneiden; wenn man ja mit einer Lanze die Haare nicht abſchneidet, man ſchneidet ſie aber mit einem Degen auch nicht ab) und folglich erkläret er ſich, daß er ihr das Leben nehmen will, weil diejenigen, die er gelobet hätte, den unterirrdiſchen Göttern zugehöreten. Dieſes nun giebt einen ſehr ſchönen Sinn, und die ſtreitigen Verſe würden, nach dem Buchſtaben, ſo heißen: **Alceſte muß hinunter in Plutons Haus, und ich gehe gerade zu ihr, ſie mit dieſem Degen zu opfern: denn derjenige gehöret den unterirrdiſchen Göttern, deſſen Haare oder Haupt, dieſe fürchterliche Lanze geweihet oder gelobet hat.**

Es iſt offenbar, daß der Tod, der hier in kriegeriſchem Aufzuge erſcheint, ſowohl eine Lanze als einen Degen führet, und von ſeinen Waffen nach Gewohnheit der Griechen redet. Sie bedienten ſich gemeiniglich der Lanze, den Feind zu fällen, ihn zu Boden zu werfen, und des Degens, ihn zu ermorden, oder ihm, wie man ſpricht, den letzten Reſt zu geben. Im **Homer** findet man eine Menge Beyſpiele hievon. Zur Anſpielung nun auf dieſe Gewohnheit, ſetzt der Dichter voraus, daß der Tod das Opfer zubereitet, es mit ſeiner Lanze und deren erſtem Streiche weihe, und es letzlich opfere, oder mit dem Degen vollends hinrichte. Dieſes Bild iſt unſtreitig ſehr ſchön und überaus richtig.

Ungeachtet dieſe Erklärung dem Herrn **Fourmont** genügen könnte, ſo hat er doch noch eine andere vorgeſchlagen, die ihm noch beſſer zu gefallen ſchien. Er bemühete ſich zu beweiſen, 1. daß das Wort ἱερὸς zweyerley Verſtandes fähig ſey, und ſowohl **geheiliget**, als **unverletzlich**, bedeute. 2. Daß ἁγνίζειν τρίχα. auch hat gebraucht werden können, für **einen vor dem Tode bewahren**; und

3. daß das τόδ' ἔγχος der Verſe in der **Alceſte**, vielleicht auch nicht die **Lanze** iſt, die der Tod in der Hand hält; ſondern **Herkuls** ſeine, das heißt, daß es **Herkules** ſelbſt ſey, ſo wie in der **Hekuba** eben dieſes Dichters des **Achilles** Lanze, **Achilles** ſelbſt iſt.

Ueber dieſe zween erſten Punkte ließ er ſich weitläuftig aus, und es würde wohl unnützlich ſeyn, einen Auszug davon zu machen. Er ſchließt endlich daraus, man könne die Verſe Στείχω δ' ἐπ' αὐτὴν etc. ſo überſetzen: **Ich gehe gerade zu ihr, um ſie mit meinem Degen zu opfern: Denn iſt wohl der Sterbliche von dem du redeſt, für die unterirrdiſchen Götter unverletzlich, daß ſeine Lanze** (das heißt er ſelbſt) **die Haare der Alceſte heiligen,** oder, Alceſten **vor meinen Wunden ſichern könnte?**

IX.

Herrn Hardions Veränderung einer Stelle im Euripides. 1727.

Die Veränderung welche Herr **Hardion** mit dem 1418. Verſe in der **Iphigenia** von **Aulis** vorzunehmen im Sinne hat, iſt nicht wichtig. Man darf nur einen ſchlechten Buchſtaben an die Stelle eines gehauchten ſetzen: und um die Nothwendigkeit dieſer Aenderung zu zeigen, ſo wiederholet er in wenigen Worten dasjenige, was vor denen Verſen hergeht, deren Aenderung er in Vorſchlag bringt.

Iphigenia erkläret ſich in der **Klytemneſtra** und des **Achilles** Gegenwart, wie ſie entſchloſſen ſey, ſich für das Heil der Griechen freywillig zu opfern. Sie ſieht alle Ehre voraus, die ihr Tod nach ſich ziehen wird: So viel wackere Streiter, ſagt ſie, haben die Waffen ergriffen, und wollen die Meere durchſtreichen; um die an Griechenland verübte Schmach zu rächen. Sie wollen auf die Feinde zufallen, und tauſend Todten trotzen; und ich, die ich nur ein Leben zu verlieren habe, ich wollte durch mein Weigern ſelbiges herzugeben, ſie um ihre Rache bringen? Was könnte ich auf ihre wohlverdienten Vorwürfe antworten? Außerdem ſchickt es ſich nicht, daß Achilles ſich wider alle Griechen waffne, und ſich in Gefahr begebe, um ein Weibsbild zu retten. Das Leben eines einzigen Mannes iſt dem Leben vieler Weiber vorzuziehn; und alſo gebe ich mein Leben dem ganzen Griechenlande hin. Opfere mich! ſtürzet Troja um! das ſind die Denkmäler die ich hinterlaſſen will. Das ſollen meine Kinder, mein Ehſtand und die Titel ſeyn, die mein Gedächtniß ehren.

Achilles wird von dieſen Empfindungen lebhaft gerühret. Die Großmuth der **Iphigenia** vermehret nur ſeine vorige Begierde, ihre Opferung zu hindern, und ſie zur Gemahlinn zu erlangen. Er wird ſchlüßig, ſie mit Gefahr ſeines Lebens zu retten, und wider alle Griechen zu verfechten. **Beſinne dich noch einmal,** ſagt er zu ihr, **ich will dein Befreyer ſeyn, und die Ehre verdienen dein Gemahl zu werden. Bedenke, daß der Tod das größte von allen Uebeln iſt. Alles iſt ſchon bedacht,** erwiedert Iphigenia, **ich bleibe bey dem was ich geſagt habe, und höre weiter keinen Menſchen an:** hierauf ſetzet ſie hinzu:

Η' Τυνδαρὶς παῖς διὰ τὸ σῶμ' ἄρχει, μάχας
'Ανδρῶν τιθεῖσα, καὶ φόνους. σὺ δ' ὦ ξένε,
Μὴ θνῆσκε δι' ἐμὲ, μηδ' ἀποκτείνῃς τινά.

Die Dolmetſcher überſetzen dieſes ſo: Tyndarea filia, *id eſt Helena*, propter corpus (... formamque) excellit, bella virorum faciens et caedes. Tu vero, o hoſpes, ne moriaris propter me, neque occidas quemquam.

Wenn man in der erſten Zeile ἄρχει, excellit, imperat lieſt, ſo iſt der Verſtand dunkel, verſtrickt, und reimet ſich gar nicht; weder zum Charakter der **Iphigenia**, noch zu denen Empfindungen, die ſie durch das ganze Stück hat blicken laſſen. Er wird aber ſehr natürlich und ſchön, wenn man ἀρκεῖ mit einem κ, ſufficit, an ſtatt ἄρχει mit dem χ, imperat, lieſt. Man müßte nur das Comma weglaſſen, was nach dem ἀρκεῖ folget, und ſo überſetzen: Tyndarea filia propter corpus ſufficit, bella virorum movens et caedes. Tu vero, o hoſpes, propter me ne moriaris, nec occidas quemquam. **Es iſt genug, daß um des Tyndars Tochter willen, ſo viel Schlachten und Blutvergießen entſteht: Du, mein Achilles, ſtirb nicht, und vergeuß keines Menſchen Blut um meinetwegen.**

Man ſieht leicht die Verbindung, welche der Dichter zwiſchen διὰ τὸ σῶμα μάχας τιθεῖσα, καὶ φόνους, und μὴ θνῆσκε δὶ ἐμέ, hat haben wollen. **Iphigenia** ſagt alles, was ſie ſagen ſoll, den **Achilles** zurück zu halten und ihre Liebe zu ihrem Vaterlande zu zeigen. Es wäre lächerlich, daß ſie noch die Schönheit der Helena, zum Nachtheile der ihrigen, erheben und ſagen wollte: die außerordentliche Schönheit der Tochter des **Tyndars** errege ſo viel Kriege und Schlachten; um **Iphigenien** aber ſolle man niemanden tödten. Dieſer Gedanken ſtünde ganz am unrechten Orte, und ſtimmte weder mit dem allgemeinen Begriffe des Stückes, noch mit dem Charaktere der **Iphigenia**, noch mit der Zeit in der ſie redet, zuſammen.

Dieß iſt genug zu muthmaßen, daß **Euripides** ἀρκεῖ mit einem κ, an ſtatt ἄρχει mit einem χ, geſchrieben.

* * *

X.

Herrn Falconets Abhandlung, von den erſten franzöſiſchen Ueberſetzern,

nebſt einem Verſuche einer franzöſiſchen Bibliothek.

Um alle nöthige Materien zu der Geſchichte der Entdeckung des Seecompaſſes zu ſammlen, welche **Herr Falconet** vor einigen Jahren verſprochen hatte, und die er noch allezeit zu verfertigen im Sinne hat; glaubte er in unſern alten franzöſiſchen Handſchriften des mittlern Alters, und in unſern alten Ueberſetzern, Hülfsmittel zu finden, die ſeine übrigen Entdeckungen bereichern würden. Dieſes an ſich ſelbſt anfänglich unangenehme Durchleſen, ſchreckte ihn nicht ab: und bald ward ihm daſſelbe gar ſchätzbar, indem es ihm viele ſonderbare Begebenheiten und andere merkwürdige Dinge bekannt machte. Er ward gar dadurch angetrieben, in derjenigen Abhandlung, davon wir hier den Auszug mittheilen, diejenigen von ſeinen Mitbrüdern in dieſer **Akademie**, welche ſich beſonders auf die franzöſiſche Geſchichte legen, zu ermahnen, daß ſie ihm in ſolchem Durchleſen beyſtehen möchten. Er ſchlägt ihnen den Inhalt einiger Werke vor, welche man nöthig hat, wenn man die franzöſiſche Geſchichte nützlicher und angenehmer machen will. Seine Schrift alſo enthält zween Theile. Im erſten giebt er einen allgemeinen Begriff von unſern alten Ueberſetzern überhaupt, und inſonderheit von des **Brunetto Latini** Werke; in dem zweyten macht er einen Entwurf von denen Werken, die er zur franzöſiſchen Geſchichte für die nöthigſten hält.

Man lieſt in **Sorels** franzöſ. Biblioth. 11. Cap. a. d. 208. S. daß die erſte franzöſiſche Ueberſetzung aus dem lateiniſchen des **Boethius** Buch, **vom Troſte der Weltweisheit** durch den **Johann de Meun**, unter **Philippen dem ſchönen** geweſen, und daß man ſeit ihm, bis auf den **Nicole Oreſine**, **Carls** des V. Lehrmeiſter, keinen andern Ueberſetzer kenne; worauf **Sorel** ferner keinen andern Dolmetſcher, bis auf den **Claudius Seiſſel**, und **Jacoben de Vintemigle**, nennet. Herr **Baillet** hat in ſeinem Jug des Sav. III. Th. a. d. 928. S. den **Sorel** bloß abgeſchrieben; und **Huetius**, in ſeinem Traktate de claris Interpretibus, welcher doch ältere Ueberſetzer gekannt zu haben ſcheint, thut ihnen nicht einmal die Ehre, daß er ſie nennet, ſondern übergeht ſie, wegen der groben Barbarey ihrer Sprache, mit Stillſchweigen. Wäre nun Herr **Falconet** eben ſo zärtlich geweſen, ſo würde die Welt um viel nützliche Dinge gekommen ſeyn. Gleichwohl rühmet er ſich nicht, ein vollſtändiges Verzeichniß aller unſerer alten Dolmetſcher zu liefern; hierzu müßte er alle möglichen Bibliotheken durchſuchet haben, welches er ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, nicht im Stande geweſen zu thun.

Der älteſte Dolmetſcher, den er für jetzt kennet, iſt der Ueberſetzer des Gedichtes **Marbodus** de gemmis, welches von einem Zeitgenoſſen des Verfaſſers, franzöſiſch überſetzet worden. Nun hat **Marbodus**, Biſchof zu **Rennes**, im Anfange des XII. Jahrhunderts, unter **Ludwigen dem Dicken** gelebet.

Nach des **Michel dù Cange** Gloſſ. über den **Villa-Hardouin**, iſt **Mikius von Harnes**, das heißt **Michael**, welcher unter **Philipp Auguſten** gelebet, Ueberſetzer der lateiniſchen Chronik des Erzbiſchofes **Turpin** geweſen. **Papyrius Maſſo** glaubet, ſie ſey zur Zeit **Carls des kahlköpfigen** aufgeſetzt; allein **Oihenart** meynet, es habe ſie ein ſpaniſcher Schriftſteller im XII. Jahrhunderte aufgeſetzet. Dem ſey wie ihm wolle, ſo hält Herr **Falconet** dafür, daß der Text davon lateihiſch geweſen, und daß ſelbſt die erſten Romanen, davon die älteſten die **von der runden Tafel** ſind, in dieſer Sprache geſchrieben geweſen; daß ſie erſtlich in franzöſiſche Reime, und nachmals in ungebundener Sprache herausgekommen, wie wir ſie noch jetzt haben.

In der Mitte des XIII. Jahrhunderts, unter des **h. Ludwigs** Regierung, überſetzte **Brunetto Latini**, ein Italiäner, von dem wir in der Folge weitläuftiger handeln werden, des **Ariſtoteles** Sittenlehre ins Franzöſiſche. Um eben die Zeit ließ der **h. Ludwig** die Bibel franzöſiſch überſetzen; und dieß iſt die erſte Ueberſetzung der ganzen Bibel, worauf bald vom **Guyart des Moulins**, Domherrn zu **Aire**, eine Ueberſetzung folgte, die 1294. fertig ward. Man übergeht die andern Ueberſetzungen einiger Bücher der h. Schrift, die in derſelben Zeit verfertiget worden, und bezieht ſich auf des **P. le Long**, Bibl. ſacrée Cap. 5.

Das Buch **von der Regierung der Könige**, **vom Bruder Aegidius** (Frere Gilles) **von Rom**, welches **Heinrich Gauchi** überſetzet hat, ward **Philippen**, älteſtem Sohne **Philipps**, Königs von Frankreich, das heißt **Philippen dem ſchönen** zugeſchrieben, bevor er noch König war; und daraus erſieht man zugleich die Zeit, in welcher dieſe Ueberſetzung gemacht worden iſt.

Wilhelm von Nangis, Mönch zu **St Denys**, überſetzte ſelbſt, zu Anfange des XIV. Jahrhunderts ſeine Chronik aus dem Lateiniſchen ins Franzöſiſche.

Des **Ovidius** moraliſirte Verwandelungen, kamen zu gleicher Zeit heraus, und der Verfaſſer dieſes Werkes, iſt weder aus der Schreibart, noch aus dem Charakter der Handſchrift, die Herr **Falconet** geſehen hat, zu erkennen.

Johann de Meun, Fortſetzer des **Romans von der Roſe**, überſetzte gegen **Philipps des ſchönen** Zeit, verſchiedene lateiniſche Werke, als den Tractat des **Vegetius**, des **Boethius** bereits angeführtes Werk, und verſchiedene andere. Dieſes letzte ward auch 1336. in Proſa, von einem Dominicaner, überſetzt, welchen Herr **Falconet** für den **Johann von Langres** hält, und welches vom Re-

Renaud-de Louens einem andern Dominicaner, in Verſe gebracht worden iſt. Wir haben von dieſem Werke noch eine andere Dolmetſchung in Verſen vom **Johann de This**, der unter **Carls** des VIII. Regierung gelebet hat.

Der Tractat vom Schachſpiele, vom **Jacob de Coſſoles**, oder **Ceſſolis**, welchen **la Croix dú Maine** unrecht **Courcelles** nennet, ward vom **Johann de Vignai**, einem Hoſpitälermönch 1330. und vom **Johann Ferron**, einem Dominicaner, 1347. franzöſiſch überſetzt.

Peter Berchoire ein Benedictinermönch, überſetzte auf des Koniges **Johannes** Befehl, den ganzen **Livius**, wie er ſelbſt in ſeinem bibliſchen Wörterbuche unter dem Worte Roma, ſaget.

Raoul de Praelles iſt aus ſeiner Ueberſetzung der Bücher des h **Auguſtins**, von der Stadt Gottes, ſehr bekannt. Dieſer Ueberſetzer war **Carls** des V. Beichtvater. Herr **Falconet** verſichert, daß er auch Verfaſſer von derjenigen Bibelüberſetzung ſey, welche **Naude**, **Sorel**, **Launoi**, **Baillet** und Herr **Huetius**, dem **Nicolaus Oreſine**, auf das Wort des **la Croix dú Maine** beylegen; der ſich aber geirret hat; und er läßt dem **Oreſine** nichts, als die Ueberſetzung einiger Bücher vom **Ariſtoteles**, **Cicero** und **Petrarch**. Es wurden noch verſchiedene andere Ueberſetzungen unter **Carls** des V. Regierung gemacht, der die Wiſſenſchaften liebte: und auf ſeinen Befehl überſetzte **Simon von Hesdin** den **Valerius Maximus**, **Johann Gaulin**, oder **Golain**, ein Carmeliter, des **Durands** Rational; **Johann Corbichon** ein Auguſtinermönch, des **Bartholomäus Anglicus** Proprietarium; und **Johann le Fevre von Bourdeaux**, das Gedicht de Vetula, welches man lächerlicher Weiſe dem **Ovidius** beymißt.

Im 1380. Jahre erſchien die Ueberſetzung von dem Leben **J. C.** und der ungenannte Verfaſſer ſaget: er habe ſie auf Befehl des Herzoges **Johann von Berry**, **Carls** des V. Bruder verfertiget. Dieſes Buch iſt merkwürdig, indem es eine Ueberſetzung vom Evangelio der Kindheit **Chriſti** zu ſeyn ſcheint, davon einige lateiniſche Handſchriften in dem königlich franzöſiſchen Bücherſchatze vorhanden ſind.

Herr **Falconet**, welcher, wie bereits geſagt worden, nicht geſonnen iſt, eine vollſtändige Bibliothek der alten galliſchen Ueberſetzer mitzutheilen, ſpringet nunmehr über diejenigen weg, welche ſeit **Carln** dem V. bis auf den **Claudius Seiſſel** gelebet haben. Er bleibt nur bey dem **Lorenz von Premierfait**, dem Verfaſſer der erſten Ueberſetzung des **Boccacius** und **Ariſtotels** Oeconomie ſtehen; davon die Handſchrift in den Händen des Herrn Erzbiſchofes von **Vienne**, mit dieſer Aufſchrift iſt: Laurent de Premierfait traducteur des Oeconomiques d'Ariſtote, à la requeſte de Simon du Bois, varlet de chambre du Roy Très-Chreſtien l'an 1417. le premier de Fevrier. **D. i. Lorenz von Premierfait, Ueberſetzer von Ariſtotels Büchern vom Hausweſen, auf Bitten Simons du Bois, Kammerdieners des allerchriſtlichſten Königes. Im 1417. Jahre den erſten Februar.** Hieraus zieht Herr **Falconet** zwo nützliche Folgerungen. Die erſte geht wider den **la Croix du Maine**, welcher dieſen Schriftſteller im 1483. Jahre, unter **Carln** dem VIII. leben läßt; und die andere, daß der Titel des **allerchriſtlichſten Königes** nicht erſt **Ludwigen** dem XI. gegeben worden, wie man gemeiniglich glaubt; indem dieſer Scribent ihn ſchon **Carln** dem VI. giebt, unter dem er gelebet hat.

Hierauf redet Herr **Falconet** von dem berühmten **Robert Gaguin**, Generalen der **Mathuriner**, von dem wir eine Ueberſetzung von **Cäſars** Commentarien beſitzen, die auf **Carls** des VIII. Befehl verfertiget worden, und dann ſchreitet er zum **Brunetto Latini**, bey dem er ſich länger aufhält. Dieſer Schriftſteller ward zu **Florenz**, ein wenig nach dem Anfange des XIII. Jahrhunderts gebohren; in einer für die Wiſſenſchaften ſehr barbariſchen Zeit, und in welcher ganz Italien durch die Rotten der **Guelphen** und **Gibeliner**, in Unruhe geſetzet war. Mitten unter dieſem Lärmen erweckte **Brunetto** den Geſchmack zu den Wiſſenſchaften. Er war ein Redner, Dichter, Geſchichtſchreiber, Weltweiſer und Gottesgelehrter, und richtete eine Schule auf, aus welcher **Guido Cavalcanti** und der berühmte **Dantes** zum Vorſcheine kamen. Er lehrete ſeine Mitbürger, nicht nur die Kunſt gut zu reden, ſondern auch gut zu regieren. Als Secretär der Republik hatte er einen ſehr großen Antheil an der Regierung, und man trug ihm verſchiedene Geſandtſchaften auf. Endlich mußte er mit der ganzen Partey der **Guelphen**, welcher er ergeben war, aus **Florenz** entweichen; nachdem das Florentiniſche Kriegsheer von dem Grafen **Jourdain**, Feldherrn des **Mainfroi** geſchlagen ward. Er flüchtete alſo 1260. nach Frankreich, ließ ſich in **Paris** nieder und verfertigte daſelbſt verſchiedene Werke, unter andern das franzöſiſche Buch, ſo den Titel führet: Treſor; ein Werk davon man einige Nachricht geben will, wenn man erſt etliche andere Umſtände von dieſem Gelehrten wird angeführet haben a).

Nach **Manfrieds** Tode, welcher in der Schlacht blieb, die **Carl von Anjou** 1266. über ihn gewann, kam **Brunetto** nach **Florenz** zurück, und beſchloß daſelbſt ſein Leben im 1295ten Jahre. Seine Familie blieb dem Herzoge **von Anjou** allezeit getreu, und einer ſeiner Nachkommen, erlaubte einem von des **Brunetto** Söhnen, das Lilienfeld, womit das **anjouiſche** Haus ſein Wapen zu vermengen pflegte, zu führen.

Er hieß im Italiäniſchen **Brunetto Latini** und zuweilen **Latino.** Herr **Bayle** b) und **Creſcimbeni** haben ſich folglich geirret: der erſte, wenn er ihn **Brunetti** an ſtatt **Latino** nennet; und der andere wenn er will, daß ſein Vater **Latino Latini** geheißen c).

---

a) Ricordano Maleſpini Hiſt. Antica, c. 168. und Jean Villani, L. 6. C. 81.

b) Dict. Crit. Art. Dantes.

c) Comm. intorno alla ſua Iſt. della volgar Poeſia, Vol. IV. Part. 1. pag. 190.

Dantes, ſein Schüler, ward ebenfalls von den **Gibellphen** aus **Florenz** gejaget, und ſchüttete ſeine Galle ſogar über ſeinen eigenen Lehrer aus, indem er ihn in die Hölle ſetzete. **Landin** ſein Ausleger ſchilt dieſen Gelehrten noch einen Verfälſcher, wovon gar kein Beweis iſt.

Nach dieſem Auszuge von des **Brunetto** Leben, ſchreitet Herr **Falconet** zur Nachricht von dem Tréſor dieſes Schriftſtellers, welches er bey ſeinem Aufenthalte in **Paris**, franzöſiſch geſchrieben. Dieß Werk iſt nicht gedruckt worden, und die Italiäner ſelbſt haben es ſo wenig geleſen, daß man ſich ſowohl in Anſehung der Materie davon es handelt, als der Sprache geirret hat, in welcher es geſchrieben wäre. **Doni**, ob er gleich ein **Florentiner** iſt, nennet dieſes Werk in ſeinem Bücherſchatze, Teſoro della lingua. Part. IV. fol. rect. 30. Der Ritter **Salviati**, giebt es in ſeinen Anmerkungen über das **Decameron**, Vol. 1. Loc. 2. C. 13. unter dem Worte **Brunet**, für ein in provenzaliſcher Sprache geſchriebenes Buch aus; und **la Croix du Maine** nimmt gar beyde Irrthümer zuſammen, indem er ſaget: **Brunet** habe franzöſiſch, oder vielmehr in provenzaliſcher Sprache ein Buch geſchrieben, welches er das Tréſor genannt; worinnen er von dem Lobe der franzöſiſchen Sprache handelt. Gleichwohl iſt es gewiß, daß dieſes Tréſor, davon in der königlich franzöſiſchen Bibliothek verſchiedene Handſchriften ſind *d*), in demjenigen Franzöſiſchen geſchrieben iſt, welches man zu des h. **Ludwigs** Zeit in **Paris** geredet hat; und daß es eine Art eines philoſophiſchen Lehrgebäudes iſt, in welchem **Brunetto** unter der Eintheilung der praktiſchen und theoretiſchen Philoſophie, von Gott, von der Weltbeſchreibung, von der geiſtlichen und weltlichen Geſchichte, von den Eigenſchaften der natürlichen Dinge, von der Moral, Rhetorik und Staatskunſt handelt. Es iſt ein Werk nach Art einer En-

Cy-

---

d) Nach einem von dieſen Manuſcripten aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts, hat Herr Falconet dieſen Artikel verfertiget. Er würde ein anders von 1310. vorgezogen haben, welches funf-

zehn

cyclopädie, davon nach dem **Plinius**, dieſer Schriftſteller ein Muſter giebt, und in deſſen Geſchmack des **Bartholomäus de Granville**, den man zu ſeiner Zeit den **Plinius** der Mönche nannte, Proprietarium, das Redactorium morale des **Peter Berchoire**, und viel andere dergleichen Bücher geſchrieben ſind, vor denen man heute zu Tage in den Bibliotheken läuft.

Hier iſt der Anfang von dieſem **Brunettiſchen Treſore**: Cy commence le Livre dou Tréſor, lequel treslata maitre Brunet Latin de Florence de Latin en Romans &c. woraus Herr **Maffei** geſchloſſen; der Verfaſſer habe dieſes Werk Anfangs lateiniſch aufgeſetzt: allein, man darf nur die Vorrede leſen, um zu urtheilen, daß das Latein davon er redet, das Latein derjenigen iſt, die er überſetzt. Er geſteht ſogar, daß ſein zweytes Buch eine Ueberſetzung von **Ariſtotels** Ethik ſey; und man ſieht gar leicht, daß das erſte aus allerley Stellen zuſammen geſetzt iſt, die er für gut befunden, aus dem alten und neuen Teſtamente, aus irgend einer Chronik damaliger Zeiten, und aus des **Plinius** Geſchichte zu überſetzen. Das dritte beſteht ebenfalls aus vielen Stücken von **Cicerons** Rhetorik: allein, was allen Zweifel vollends aufhebt, iſt, daß indem der Verfaſſer ſich ſelbſt fraget, warum er dieſes Werk franzöſiſch geſchrieben? zu Ende der Vorrede antwortet: es ſey aus zweyerley Urſachen geſchehen: die eine, que nous ſuimes en France, **weil wir in Frankreich ſind**; und die andere: parce que la parlure eſt plus délitable et plus commune à tous langaiſes, **weil dieſe Sprache lieblicher iſt, und ſich beſſer zu allen Sprachen ſchickt.**

Nachdem nun Herr **Falconet** einen richtigen Begriff von dieſem Werke gemacht, ſo führet er einige Stücke dar-

---

zehn Jahre nach des Verfaſſers Tode iſt: wenn es nicht durch die Mundart eines Picarders wäre verderbt worden, der es abgeſchrieben.

aus an, entweder wegen der ſonderbaren Ausdrücke, oder wegen der Sachen ſelbſt. Das erſte iſt, **Brunetto** Ueberſetzung dieſer Worte: Philoſophia eſt ſcientia rerum divinarum humanarumque; *l'enchauſſement des Choſes divines et humaines.* Enchauſſement ſoll hier heißen, die **begierige Verfolgung.** **Froiſſart** ſagt, enchauſſer ſes ennemis: **ſeine Feinde heftig verfolgen;** und dieſes Wort, ſagt Herr **Falconet,** kommt ſowohl, als das incalciare der Italiäner, von einerley Urſprunge her, calcibus inſtare.

Im 64. Cap. des 1. B. redet **Brunetto** vom Evangeliſten **Johannes,** und ſagt: ſes miracles furent tiels qu'il mua la Verge d'or bois en fin or. Il fit les pierres d'une riviere devenir précieuſes dans un moment. **Seine Wunderwerke waren ſo groß, daß er eine hölzerne goldene Ruthe, in eine maßivgoldene verwandelte. Er machte die Steine in einem Fluſſe, den Augenblick zu Edelſteinen.** Man ſieht hieraus, daß die Alchymiſten nicht heutiges Tages erſt, im Evangeliſten Johannes das Geheimniß des Steines der Weiſen ſuchen.

Unter den gemeinen Dingen die ſich alleʒeit in dergleichen **Schatzkammern** finden, giebt es auch zuweilen ſehr merkwürdige Sachen. Dergleichen iſt die Stelle welche von der richtenden Kraft des Magneten handelt, im 106. Cap. des 1. B. ſteht, und zur Geſchichte des Seecompaſſes dienen ſoll; deren wir zu Anfange dieſes Artikels Erwähnung gethan: **Die Leute die in Europa ſind, ſchwimmen nach Norden zu, und die andern nach Mittag. Zum Beweiſe, daß dieſes wahr ſey, nehme man nur einen Magneten, wenn er ſtille hängt, ſo wird man finden, daß er zwo Seiten hat: die eine drehet ſich nach der einen Erdaxe und die andere nach der andern: und jede ſolche Seite, ziehet die Nadel nach demjenigen Pole, gegen den ſie gerichtet war, ſonſt würden ſich die Schiffer betriegen, wenn ſie nicht Acht gäben.** Es ſteckt allerdings ein Irrthum in dieſen letzten Worten; denn jede Seite eines Magneten, womit man eine Nadelſpitze beſtreichet, zieht die beſtrichene Nadel nach demjenigen Erdpole zu, der demjenigen gegenüber ſteht, gegen den die Seite liegt, womit ſie beſtrichen worden: allein es iſt doch allezeit aus dieſer Stelle gewiß, daß die Magnetnadel, bey der Schiffahrt, faſt vierzig Jahre vor dem 1300. Jahre; als einer Zeit üblich geweſen, die man insgemein für den Zeitpunkt des Seecompaſſes ausgiebt. **Brünet** ſelbſt ſcheint davon, mehr als von einer bekannten Sache, denn als von einer neuerlichen Erfindung zu reden.

Weiter wollen wir dem Herrn **Falconet** in den andern Stellen nicht folgen, die er aus dem **Brunetto** noch anführet. Das bisherige iſt ſchon hinlänglich, dieſes Werk bekannt zu machen, und einen richtigen Begriff von den andern Anmerkungen zu geben, die eben dieſes unſer Mitglied noch unter der Feder hat. Wir wollen vielmehr jetzt auf die andern Werke kommen, die er zur Vollkommenheit der franzöſiſchen Geſchichte wünſchet.

Das erſte iſt, ein **geographiſches Wörterbuch** von Frankreich, darinnen man auf das genaueſte alle Umſtände ſammeln müßte, die jeden Ort betreffen. Es müßten deſſen verſchiedene Namen in allen Jahrhunderten, nach den mancherley Mundarten der Provinzen, ſo wie alle Veränderungen die ſich damit eräuget, es ſey in Civilſachen, oder in phyſikaliſchem Verſtande, darinnen ſtehen; denn wir ſehen wohl, daß wir in dieſer Art noch nichts vollkommenes haben.

Zum andern, eine **franzöſiſche Bibliothek.** Da dieſelbe nun gar zu weitläuftig fallen möchte, wenn ſie ein richtiges Verzeichniß aller Schriftſteller enthielte, die im Franzöſiſchen geſchrieben haben: ſo wäre es genug, wenn man nur die Verbeſſerung des **la Croix du Maine** und des **du Verdier,** vornähme, als deren Schriften von Schnitzern wimmeln. Man müßte auch ein Verzeichniß der franzöſiſchen und galliſchen Handſchriften, nebſt einer kurzen Anzeige derjenigen beyfügen, die am meiſten bemerkt zu werden verdienen, und den Namen ihrer Verfaſſer melden. Einer der gelehrten Männer dieſes Jahrhunderts (Herr **de la M.**) hat dieſe zwo Bibliographyen bereits auf das allerrichtigſte verbeſſert, und man hoffet, daß irgend ein günſtiger Umſtand, uns den Genuß ſeiner Arbeit verſchaffen wird.

Das dritte iſt ein **franzöſiſches Gloſſarium**, welches man als den nothwendigen Schlüſſel anſehen kann, den Weg zu jenen zwey Werken zu eröffnen. Dieſes Gloſſarium muß nicht nur alle Wörter unſerer Sprache, aus allen Zeiten in ſich halten; ſondern auch ihren Urſprung, und diejenigen, die aus dem Celtiſchen, oder Altdeutſchen kommen, von denen ausſondern, die aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen entſprungen ſind. Da die Gelehrten gern Lehrgebäude machen, ſo haben ſie auch über den Urſprung der franzöſiſchen Sprache welche gemacht. Der **P. Thomaſſin** leitet ſie aus dem Hebräiſchen, die Herren von **Port-Royal**, nach dem **Parion, Tripaut** und andern, von den andern gelehrten Sprachen her. Herr **Menage** hat die Welt im Abſehen vieler unſerer Wörter auf die rechte Spur geholfen: allein, ſo geſchickt er auch zu dergleichen Entdeckungen geweſen, ſo glaubt man doch, er habe noch nicht genug alt Franzöſiſch geleſen, um ſein Werk von dieſer Sache vollkommen zu machen.

Dieſe drey Werke nun, können nach dem Herrn **Falconet**, gemeinſchaftlich gemacht werden, und er ermahnet die Gelehrten, Hand daran zu legen. Er redet auch noch von verſchiedenen andern Arbeiten, die zur Vollkommenheit der franzöſiſchen Geſchichte ſehr nöthig ſeyn würden; nämlich von dem Gewichte und Maaße, die zu allen Zeiten ſo verſchieden geweſen, und es nach der Entlegenheit der Oerter noch anjeßt ſind; von den Denkmälern, Aufſchriften, und allen Arten der Gebäude; von den Münzen, nicht nur der Könige, ſondern auch der Fürſten; von dem Urſprunge der franzöſiſchen Dichtkunſt, von den **Troubadours**, von dem Anfange der franzöſiſchen Schaubühne und ihren Veränderungen; von der Einführung der Religion in Gallien; und endlich über viel andere Materien, die entweder noch niemals unternommen worden, oder nicht ſo vollkommen abgehandelt ſind, als er es wünſchete.

* * *

XI.

Herrn Lancelots Sammlung alter Aufſchriften, nebſt einigen Anmerkungen. 1727.

Wir haben im III. Bande dieſer Geſchichte a. d. 264. S. Herrn **Lancelots** Anmerkungen über einige alte Aufſchriften eingerücket. Er vernachläßigte damals eine groſſe Anzahl derſelben, die ihm keiner ſonderlichen Aufmerkſamkeit würdig zu ſeyn ſchienen; allein da er jetzt mehr überzeuget iſt, daß es deren wenige giebt, die nicht einigen Nutzen haben, und daß es allezeit vortheilhaft iſt, ſie zu ſammeln: ſo hat er ſeitdem alle diejenigen aufgeſuchet, die er auf ſeinen Reiſen gefunden, indem er nur diejenigen ausläßt, die bereits in **Gruters**, **Reineſens** und **Spons** Sammlung ſtehen; es müßte denn ein Unterſchied zu finden ſeyn. Und wenn er in Anſehung derſelben nicht ſo gewiſſenhaft iſt, als die Urheber der **gelehrten Reiſen** geweſen, die 1717. und 1724. herausgekommen ſind: ſo haben ſie dieſelben mehrentheils nach ſehr unrichtigen Abſchriften mitgetheilet, und die Uebereilung bey ihren Unterſuchungen hat ſie an der Richtigkeit gehindert. Er hat dieſen alten Denkmälern noch einige andere Stücke beygefüget, die, ungeachtet ſie aus einer neuern Zeit ſind, vielleicht eben ſo ſonderbar ſind.

Wir müſſen nur noch anmerken, daß Herr **Lancelot** dieſe reichliche Aernte, in dem **Delphinate**, der **Provence** und in **Languedoc** gemacht hat; und daß, wenn er von den alten Aufſchriften zu **Grenoble**, und da herum, nichts ſagt, es darum geſchehe: weil **Guido Allard**, ein Delphinater, und Schriftſteller, der aus verſchiedenen kleinen Werken von der Geſchichte ſeines Vaterlandes, ziemlich bekannt iſt, dieſelben bereits in einen, an den **Nicolaus Chorier**, ſeinen Mitbürger gerichteten Brief, eingerücket hat, der zu **Grenoble** 1683. gedruckt iſt. Er hatte ſie faſt alle aus **Stephan Barlettens** Sammlungen genommen, welcher über die Alterthümer eben dieſer Provinz gearbeitet hatte. Herr **von Boiſſieu** a), welcher dieſes Werk vom **Barlet** anführet, ſagt: der Verfaſſer habe den **Antonius von Govea**, einen berühmten Rechtsgelehrten abgeſchrieben; und eben dieſer **Guido Allardus**, welcher in ſeiner Bibliothek des **Delphinates** ebenfalls deſſelben gedenket, ſetzet hinzu: er habe unter **Heinrichen** dem IV. gelebet, und ſey von **Vienne** geweſen. Es ſind nur noch wenige von dieſen Aufſchriften vorhanden: und man kann ſich auf **Barlet** und des **Allardus** Richtigkeit nicht genug verlaſſen; daß man ſich bemühen könnte, dieſelben nach ihren Abſchriften zu erklären.

Herr **Lancelot** wendet ſich plötzlich zu den Aufſchriften von **Die**, einer ehemals ſehr anſehnlichen Stadt, und Hauptſtadt der **Voconcier**: die unter dem Namen Colonia Dea Auguſta Vocontiorum, bekannt geweſen. Man findet daſelbſt viele Ueberbleibſel alter Denkmäler und halb erhobenen Schnitzwerke. Es giebt ein Viertheil darinnen, ſo noch jetzt das **Palat** heißt, welches einige für des Proconſuls, oder des Präſidenten dieſer Provinz Palaſt halten. Man kann hierüber die Muthmaßungen des **Adhemar du Perrier** in ſeinem hiſtoriſchen Geſpräche, von dem allgemeinen Zuſtande der **Gallier**, welches 1610. gedruckt worden, nachſehen.

Er

---

a) De miraculis Delph. zweyte Ausg. in 8. a. d. 92. S.

Er hat auch einige Aufſchriften mitgetheilet, folgende aber vergeſſen, und die 4te iſt vom Herrn **Spon** unrichtig abgeſchrieben worden.

1. D. M
CARINIANI VA
LERIANI FIL
ANNORVM XV
AC NE FIL. CARISS
ET SIBI VIVA FEC.

Zu Die, an dem Orte, den man das Schloß nennet, unten an der Mauer der Feſtung, außer der Stadt, nahe am St. Marcels Thore. Der Stein endiget ſich oben in einem Balken.

2. T. COELIVS ASIATICVS VIVVS
SIBI FECIT.

Zu Die im Biſthume.

Folgende iſt verſtümmelt, man lieſt nur:

3. .... OR ET IVLIA CARINA PARENTES FIL.
VIVI FECERVNT.

An dem Thore des M. de St. Ferreol, Statthalters zu Die.

4. D M
(*) L. POMP. FAVSTINI FILI PIISSIMI DEFVN
ANN. XX. QVEM POST MORTEM FRATR
EIVS SEVERIANI L. POMP HERME
ROS PATER AMISSERAT.

Zu Die, bey dem Hrn. von Vercors, gegen über den Jacobinern.

Herr **Spon** hat geſetzt ANN. X. an ſtatt ANN. XX. ein Alter, dazu ſich das Beywort piiſſimi beſſer ſchickt. Uebrigens hat er die Rechtſchreibung in dem Worte AMISSERAT mit zwey SS. in den Miſcel. erud. ant. gar gut beybehalten, und noch die Behutſamkeit gebraucht, ſie anzumerken; in ſeinen Unterſuchungen der Alterthümer aber, lieſt man AMISERAT mit einem einfachen S. woher Herr **Lancelot** Gelegenheit nimmt anzumerken; daß ſich noch viel andere Fehler in ſeine Miſcellanea eingeſchlichen. Zum Exempel in dem V. Abſchnitte von der Erdbeſchreibung, führet er eine aus den Herrn von **Peireſc** entlehnte Aufſchrift an:

(*) Spon. Miſcell. erud. ant. p. 14. Idem Rech. d'ant. p. 120.

Spon Miſc. erud. ant. Sect. V. Geograph. p. 164.

DIS MANIBVS
Q. CAETRONI. Q. FIL
VOLT. TITVLLI VETER
COH. VII. LOCO II VIR. PONTIF
COL AVG ARIM PRAEF
PAGI EPOT. FLAM. AVG. ET
MVNER PVBLICI CVRAT
AD DEAM AVG VOC
HÆRED. EX TEST.

Er ſagt, ſie ſey zu **Ventavon**, einer Stadt in **Piemont**, Ventavon urbe Pedemontii. Es giebt aber keine Stadt dieſes Namens in **Piemont**. **Ventavon**, wo dieſe Aufſchrift befindlich, iſt ein kleiner Flecken im Gapenciſchen an der **Dürance**, drey Meilen von **Siſteron**, und eine Meile von **Upaix**, ein altes Schloß des **Dauphins**. Man glaubt insgemein, daß das Alabunte aus **Antonins** Itinerario, und das Alarunte in **Peutingers** Tafel an eben dieſem Orte gelegen. Es iſt ein anſehnliches Landgut und gehöret anjeßt dem Ritter Herrn **von Marcieu**. Die Aufſchrift, davon hier die Rede iſt, kann man noch ſehen. **Adhemar du Perrier** hatte ſie bereits auf dem 12. Bl. ſeines **hiſtoriſchen Geſpräches von Gallien** mitgetheilet; doch mit einigem Unterſchiede, der ſich aus folgender Abſchrift zeigen wird.

D. MANIB. Q. CAETRONIO FIL. VOLT.
TITVLI VETER. COH. VI. PR. LOC.
II. VIR. PONTIF. COL. AVG. ARIM.
PRAEF. PAGI. E. POT. FLAM. AVG.
ET MVNER. PVBLICI. CVRA. AD DEAM
AVG. VOC. HAERED. EX TESTA.

Dieſe Aufſchrift iſt in eine Gartenmauer des Schloſſes eingemauert.

Man findet auch noch ein ander Denkmaal zu **Die**.

D M
M NVMISI
PRIMO
SEVERA VI
TALISCOIV
GI

Der ſchließt oben mit einem Balken, darein eine doppelte Rundung gehauen iſt, als ſollte ſie ein Fenſter vorſtellen.

Aoſta, Auguſta, nahe bey **St. Genis**, iſt ein Dorf im **Vienniſiſchen** an der **ſavoyiſchen** Gränze. Dieſer Ort muß ehemals anſehnlich geweſen ſeyn; denn man ſieht viele Ueberbleibſel alter Denkmäler alldort. Außer denen, die ſchon **Chorier** im 4. B. a. d. 198. S. angeführet, hat man im 1669. Jahre, da man in der Kirche gearbeitet, eine Seule von hartem Steine anderthalb Fuß im Durchmeſſer dick, bleyrecht unter den Chor geſetzt gefunden. Nach oben zu war ſie gebrochen, und das Ueberbleibſel davon war ſechſtehalb Schuhe hoch. Man fand auch vier länglichte Urnen, drittehalb Schuhe von der Erden hoch, immer zwo gegen zwo eingemauert, mit Stöpſeln von eben der Erde zugemacht, davon die Urne war, in deren dreyen man etwas Aſche gefunden; und die vierte war etwa halb voll einem Naß, welches eine Lauge zu ſeyn ſchien. Der Dorfpfarrer war gar nicht neugierig, ließ die Urnen herausnehmen, dieſes Naß ausgießen und die Urnen in ſeinen Garten tragen. Man ſieht keine andere Aufſchriften daſelbſt, als folgende; und dennoch ſind ſie viel neuer, als das gute Alterthum. Herr **Lancelot** führet ſie auch nur aus andern an.

HIC REQVIESCIT
IN PACE BONE ME
MORIAE ALI
BERCA QVI VIXIT
ANNOS NVM
MERO XXX OBIIT
IN XRO III NONAS
FEBRV. P. C. SEMMA
CHI ET BOITHI VVCC.

Zu Aoſta gefunden, und in die Mauer der Pfarrkirche an der Seite der kleinen Thüre, nahe am Glockenthurme, angebracht.

Dieß muß im 522. Jahre geſchehen ſeyn.

Dieß muß vom 547. Jahre ſeyn. Dieſe Formel war gebräuchlich, in dieſen Gegenden. Der P. Pagi führet nach dem Holſtenius, die Stiftung eines Kloſters zu Arles, durch den h. Aurelian an, anno quinto poſt Conſulatum Baſilii junioris V. C.

HIC REQVIESCIT IN PACE
BONE MEMORIAE
ADOLISCENS INTEGRE
CARNIS NOMINE
LEVDOMARI QVI
VIXIT ANNVS NO
MIRO IIII ET DIES VIIII
NV. RMA
OBIIT IN XRO SEX
SIES POST CN B
ASILI VV CC SS
CNS

Dieſe Aufſchrift ſteht in einem Steine, der ein länglicht Viereck iſt, zu Aoſta. Leudomar iſt ein celtiſcher Name.

Aps iſt gegenwärtig ein kleines Dorf in **Vivaretſſchen**, drey Meilen von **Viviers**, und heißt eine Baronie, die ihrem Beſitzer, als einem Freyherrn, bey den Landtagen der Provinz einen Sitz ertheilet. Ehedem war es die Hauptſtadt der **Helvier**, Alba Helviorum, und ein Biſchofsſitz, welcher ſeitdem nach **Viviers** verleget worden; alles dieſes ſind faſt ausgemachte Dinge. Die Sage geht, daß das alte **Alba**, nicht an eben dem Orte gelegen, wo anjetzt **Aps** liegt, ſondern einige Schritte weiter und jenſeit eines Stromes, der unten neben dem Dorfe wegfließt.

Was dieſe Meynung beſtätiget, iſt die große Zahl von Ueberbleibſeln des Alterthums, ſo man daſelbſt findet, Stücke von Waſſerleitungen, Ruinen von alten Gebäuden, Bädern, Stücke von Muſivarbeit, marmorne Seulen, Geſimſe, u. ſ. w. Sie nennen dieſes Vierthel, den **Palaſt**. Man findet daſelbſt auch unendlich viel Münzen von allerley Größen, Metallen, und Zeiten.

Sie machen dieſe alte Stadt überaus groß. Sie geben vor, man ſähe noch Mauren davon, und wenn das wäre, ſo müßte ſie mehr als eine Meile lang geweſen ſeyn. Allein dieß ſcheint falſch zu ſeyn, um ſo viel mehr, da man eigentlich nur in dem Viertel was der **Palaſt** heißt, alle die Ueberbleibſel von Marmor, Ziegeln u. ſ. w. findet. Jetzt iſt alles mit Weingärten beſetzet. In dem Garten des Pfarrherrrn, hat Herr **Lancelot** die Bildſeule eines **Merkurs**, nach einem ſehr guten Geſchmacke geſehen.

Die daſige Sage will auch noch, daß die Stadt **Alba** durch ein griechiſch Feuer *) wäre verzehret worden, welches man über den Berg **Julliot** hinein geworfen; der in der That über dem Thale ſteht, wo man dieſe Ueberbleibſel findet, und der, wie ſie ſagen, ſeinen Namen vom **Julius Cäſar** haben ſoll. Die Einwohner hätten ſich in die Feſtung, wo jetzt das Dorf liegt, gerettet. Dieſes Unglück hat ſich zu

Aps

(* Ignis graecus, ſo im Waſſer brennet.

Aps gegen das 411. Jahr, als der Zeit eräugen müſſen, da das Bißthum nach **Viviers** verleget worden. Gleichwohl muß dieſer Ort noch viele Jahrhunderte hindurch anſehnlich geweſen ſeyn, indem man zwo Kirchen, oder Prioreyen angebauet hat, die ſehr wohl begabet ſind. Die eine iſt vom **St. Rufusorden**, und die andere **Benediktinerordens**. Sie heißen **St. Martin** und **St. Peter**.

Hier ſind zwo Aufſchriften, die Herr **Lancelot** in den Gegenden um **Aps** herum gefunden.

Schöne Schrift.

D M
ET MEMO
RIAE IA
NVARIS
FELVINI FI
PIO ALBI
NVS FELVI
NI FRATRI
IN COMPARA

Zwiſchen Aps und Melas im Vivareſiſchen, mitten an einem kleinen Fluſſe, dahin das Waſſer den Stein geführet hat.

Eine ſich verſchlimmernde Schrift.

D ❦ M
PARDVLE
POSIT ❦ ME
MORIAM
SILVINVS
EVTYCHEA
MERENTIS
SIME.

In der Kirche de la Roche, ein Dörfchen von Aps, im Vivareſiſchen.

Der Flecken **St. Andeol** am Ufer der **Rhone**, iſt eigentlich zu reden, die vornehmſte Stadt im **Vivarriſchen**. Der Biſchofsſitz iſt daſelbſt, indem **Viviers** nichts mehr als ein Dorf iſt, ſo den Namen einer Stadt nicht verdienet. Der Flecken hat ſeinen Namen vom **St. Andeol** genommen, welcher gegen die erſten Zeiten des Chriſtenthums in Frankreich, an einem Orte am Fluſſe gemartert worden, welcher der **Rhone** von der Seite des **Delphinates** zu, gegen über liegt. Dieſer Ort hieß **Borgagiates, Burgagiates, Bergoiates**. In dem Schenkungsbriefe des Biſchofes **Leger** von **Viviers**, darinn die Kirche von **St. Andeol** im 1108ten Jahre dem **Rufusorden** geſchenkt wird, heißt er noch **Burgias**. Vielleicht kömmt der Name **Bourg** auch davon her. Die Heiligenlegende **Uſuards**, und **Adons** Märtyrerverzeichniß ꝛc. nennen den Ort wohin der Körper des Heiligen gebracht worden *Gentibus*, in loco qui vocatus eſt antiquitus Gentibus. Dieß iſt recht der Ort wo die Stadt entſtanden iſt, weil ſich ſo viel fromme Leute zum Grabe des Märtyrers verſammleten. Da nun der Name Gentibus nirgend anderswo vorkömmt, ſo verdienen dieſe Zeugniſſe der Legendenſchreiber auch nicht, daß man viel darauf achte. An der Thüre der Hauptkirche dieſer Stadt, lieſt man auf einem Steine der halb zerbrochen iſt, folgende Aufſchrift:

Schöne Schrift.

FABIVS ZOILVS SIBI ET . . .
ON SVADVLIAE PRI . . .
CAEMARITAE CARIS . . . M . . .
S . . T HABEREMVS FECI . . .

Außer der Stadt iſt ein Brunnen, **Tourne** genannt. Sein Becken iſt ſehr groß, außerordentlich tief, und liegt unter einem natürlichen Gewölbe, ſo er ſich vermuthlich ſelbſt gemacht hat. Zuweilen ergießt er ſich mit ſolcher Heftigkeit, daß er die Mühlen und Brücken wegreißt, die an dem Waſſerfalle der Quelle liegen. Man machte ehemals die Probe des Ausſatzes daran; und verhielt ſich dabey ſo, wie aus einer ſolchen Probe, vom 3. Junii 1422. zu ſehen iſt *). Man führete den des Ausſatzes beſchuldigten Menſchen zum Brunnen, man ließ ihm zur Ader, faßte das Blut in einem Gefäße auf, ſo man in einen Sack that, und in das Waſſer verſenkete. Wenn nun zween Wundärzte aus der Stadt, die zu dieſer Unterſuchung beſtellet waren, dafür hielten, daß nach dieſem Verſenken nichts verderbtes mehr zurück geblieben wäre, ſo fällete der Richter den Ausſpruch, der Menſch ſey nicht ausſätzig.

Zwanzig Schritte davon iſt ein Felſen, in den man ſich die Mühe gegeben eine menſchliche Figur von natürlicher

---

*) Minutes des Guigues Ribboti Notarii derſelben Stadt, 1422

Größe, auf einem Löwen reitend, zu hauen, andere wollen, es ſey ein Pferd, und es iſt ſo ſchlecht gerathen, daß man nicht entſcheiden kann was es eigentlich iſt. Die Figur ſcheint eine Schlange mit einer Lanze zu durchſtechen. An der Seite ſtehen zwey Geſichter, deren eines mit Stralen iſt, und die man **die Sonne** und **den Mond** nennet. Die Einwohner der herumliegenden Gegenden ſagen, daß ein gewiſſer Tribun **Turnus**, auf dieſer Stelle eine Schlange beſieget, und daß der Brunnen daher den Namen **Tourne** bekommen. Einige wollen es für Hieroglyphen des Steins der Weiſen halten. Unter dieſen Figuren nun ſteht eine alte aber ſo mishandelte Schrift, daß man ſie nicht leſen kann. Die Buchſtaben, ſo Herr **Lancelot** noch mit vieler Mühe herausgebracht, ſcheinen ihm indeſſen hinlänglich zu ſeyn zu zeigen, daß man eben kein Geheimniß dahinter ſuchen dörfe.

NV . . . . S . . . . . . S
LVVM . . . N . . NTVM.
TℌIVR . . . . DSP.

Man erräth aus dieſen Buchſtaben das Wort MONVMENTVM. Die letzten Anfangsbuchſtaben D. S. P. heiſſen nichts anders als die in den Leichenaufſchriften gewöhnliche Formel, De Suo Poſuit. Der **P. Guillemeau** Provinzial der **Barnabiten** hat eine Abhandlung *) verfertiget, zu beweiſen, daß dieſes Denkmaal den Gott **Mithras** vorſtelle; und ſeine Muthmaßung kömmt ihm ſo gewiß vor, daß er verſichert iſt, wenn er die Aufſchrift nur hätte leſen können, er darinnen, wie in allen andern Denkmälern vom **Mithras** Deo ſoli invicto Mithrae, würde gefunden haben.

Uzes hat mehr alte Denkmäler und von beſſerm Geſchmacke; man hat ſie auch beſſer in Acht genommen. Man hat hier einige Aufſchriften geſammlet, die an den Hauptthoren in den Mauern ſtehen.

---

*) Mémoires de Trevoux Fevrier 1724. pag. 297.

An dem Thore bey den Schranken.

1\.
Gute Schrift.

C DOMITIO
PATERNI F
MILI T LEG. XV.

C DOMITIO
PATERNO

LAVRINO
CELTI. F.

LAVRINVS. CELTI. F. HERES TESTAMENTO ROGATVS.

2\.
Ziemlich gute Schrift.
ob. Petronia.

D M
PETRONI
LVCILIANI
PETROI…
RHODE…
PIISSIM.:

An eben dieſer Stelle iſt auch ein alter Stein, auf welchem man zwey Geſichter ſieht, ein Mannsgeſicht und Frauengeſicht. Oben iſt ein Rahmen, darinn eine Aufſchrift, in zwo Zeilen enthalten ſteht. Man ſieht nur die drey Buchſtaben der erſten Zeile RIA.

3\.
Schrift des verfallenden Reichs.

D
C SAM
ONICIO
SABINO
T SEVERA
CON ET
VIBAFRO
DITE P
PF

M
TERE
NTIO S
ECVNDO
T SEVERA
PPP.

An dem Stephansthore.

1. D M
TITIA
PHILEMATIO
VIVA SIBI ET
SVIS FECIT.

Schöne Schrift.

Der Rahmen iſt mit Laubwerk umgeben.

2. D M
T. SPVRIIVO
GRATINI
T. SPVRIVS VITA
PATRONO
RARISSIMI EXEM

Es fehlt ein Viertel von dieſem Steine.
Sehr ſchöne Schrift.

Der Rahmen iſt mit Laubwerk umgeben.

Auf dem Schloſſe des Herzogthums Uzes.

1. D M
BETVTIAE
OLYMPINAE
SEX. BETVTIVS.
EVIRE..*S
LIBERTAE OPTIMAE
ET SIBI

(*) Aediculam hanc.

Im Vorhofe.
Schöne Schrift.

* Dieſe zween Buchſtaben ſind verloſchen, allem Anſehen nach ſind ſie T E geweſen, welches EVIRETES heiſſen würde.

S. D M
CONIAGIAE
CONIAGI FIL.
SEVERAE
L VALERIVS NIVALIS
VXSORI OPTIM.

Schöne Schrift, mit Laubwerk um den Rahmen.

In dem Blumengarten des Herzogthums **Uzes.**

CAESIO CATTONIS MXSI...LATIONIS MARCVS CAESI F.
D. FILIA SIBI ET PARENTIBVS.

Sehr ſchöne Schrift.

Auf einem langen in zwey Stücke gebrochenen Steine.

Ueber dem Thore des herzogl. **Uzeſiſchen** Blumengartens.

...X POMPEIVS .... COGNOMINE ∵ PANDVS
QVOIVS ∵ E ... HOC ∵ AB ∵ AVIS CONTIGIT ∵ ESSE ∵ SOLVM
..DICVLAM ∵ HA .. C* ∵ NVMPHIS ∵ POSVIT ∵ QVIA ∵ SAEPIVS ∵ VSSVS
HOC ∵ SVM ∵ FONTE ∵ SENEX ∵ TANDENE ∵ QVAM ∵ IVENIS.

Dieſe Aufſchrift ſteht bey **Grutern** auf der 93. Seite, aber mit einigem Unterſchiede. Man hat in die erſte Zeile ein I geſetzt, daraus man einen Zahlbuchſtaben gemacht, daraus Primus geworden iſt; und folglich hat man geleſen Sextus Pompejus Primus Pandus, und ſo findet man es auch im Indice; allein dieſes Primus auf dieſer Stelle ſcheint nicht nach dem Geſchmacke der alten römiſchen Namen zu ſeyn. Im dritten Verſe hat man NYMPHIS geleſen, es ſteht aber NVMPHIS, und dieß iſt ein neues Beyſpiel des für ein Y gebrauchten Buchſtabens V.

Dieſe Aufſchrift hat unfehlbar an dem Gibel irgend eines kleinen Tempels geſtanden, welchen dieſer **Pompejus Pandus** auf irgend einem ihm zuſtändigen Boden, nahe bey dem berühmten **Uzeſiſchen** Brunnen erbauen laſſen. In dem Hauſe **le Vicomte** genannt, giebt es ebenfalls Aufſchriften.

(*) Aediculam hanc.

1. D M
SEXTAE
SEVERAE
Q. IVLIVS
VALENTINVS
CONIVGI
RARISSIMAE
DEFVNCTA ANNORVM
XXII.

Gute Schrift.

2. D M
POMPEIAE
TERENTIA..
POMAEROS
VXORI
OPTIME

Eine ſich verſchlimmernde Schrift.

3. D M
SEG.. DECVMINE
CORNELIA
VERINA MATRI
PIISSIME
POSVIT.

4. L PORCIO L F VOLTIN
K..RO MILITI LEG. II. AVG.
OPTIONI SIGNIFERO.

Spon theilet im VII. Abſchn. 260. S. ſeiner Miſcell. dieſe letzte mit; allein das Wort in der zweyten Zeile hat er nicht ſo geleſen, wie es auf dem Steine ſteht. Er hat IRO geſetzt, ungeachtet gewiß ein K ſteht, und dann einen ausgelöſchten Buchſtaben, und darauf RO, woraus man KARO machen kann. Ferner hat er die II. *Secundae* vergeſſen, welche nach dem LEG. *Legionis* ſteht. Man weis, daß die Optiones diejenigen geweſen, die der Centurionen Dienſte mit verrichten mußten, wenn dieſe krank waren. Man ſehe den **Reineſius** Claſſ. L. 3. p. 11.

Man findet noch verſchiedene andere Aufſchriften in den Gegenden von **Uſez.** Z. E. zu **Barron**, in dem Hauſe des **Priors.**

1. D · M

LVCRETI...
QVI VI....
ANNOS XIIII
FORTVNATA MA
TER DOLIENS
ET SIBI VIVA
POSVIT

Zu Barron, zwo Meilen von Uzes, auf dem Wege nach Ales.

2. PROXI
MIS
LEDAE

Dieß iſt ein Fußgeſtell.

3. D ✤ M
MATVGII
NOMONI
ANI. F

Auf einem oben zugerundeten Steine.

4. D M
ELVVIÆ
MAR
CIANE
NIS. ❦

Der Rahmen iſt mit Laubwerke umgeben. Man hat dieß nach dem Hrn. Sperandieu abgeſchrieben.

D ❦ M
FXTI
LIVS
MATRI
OPTIMÆ
POSVIT.

In dem Schloſſe Gaujac, zwo Meilen von Bagnols.

1. Im Schloßhofe.

L BAEBIO L FIL
VOLT CASSIANO
DOMITIA DOMITI
FILIA BVLLA VXoR
. . . .
. . . .

Sehr ſchöne Schrift.

2. In einem Garten.

D M
IVLIAE D...
NYSIAD.....
IVLIVS......
. . . .
TI....

Ziemlich gute Schrift.

In der Kirche zu **Treſques**, eine halbe Meile von **Gaujac.**

D ❦ M
GATALIAE SER
VATAE .... MO
NICCIAS .. VERI
MA MATER ET OP
PIVS SEVERIANVS
FIL ET SEVERIANVS
SORORI

Schlecht geſchrieben.

Zu **Roque**, einem Dorfe drey Meilen von **Bagnols**, auf freyem Felde, ſteht dieſe Aufſchrift:

D ❦ M
IVZIAE
VIRIZZIAE
ANNOR
XXV

Sie dienet einem Kreuze zum Grundgeſtelle, welches einen Flintenſchuß von dem Dorfe la Roque, im Uzeſiſchen Kirchenſprengel ſteht.

Zu **Bouſſargues**, einem Schloſſe, eine halbe Meile weit von **Bagnols.**

D M
IVLIAE Q F
QVINTILLAE
Q IVLIVS
QVINTIN.
PATER
FILIAE PIISSIM.
V. P.

Dieſer Grabſtein iſt mit Laubwerke um den Rahmen herum gezieret. Er dient einem Altartiſche in der Schloßcapelle zum Fußgeſtelle.

Zu **Colombier**, einem Dorfe eine Viertelmeile von **Bagnols.**

D ❦ M
LVCI LITVCI
SECVNDI
LITVCCIA
SECVNDA
FRATRI
PIISSIMO.

Zieml. ſchöne Schrift.

D ❦ M
SERVATE
ICARI FILIAE
DEFVNTA
ANNORVM
xxxiii ICARVS
PATER FILIAE
PIISSIME

Schlechtere Schrift.

In Colombier (Eccleſia B. Mariae de Columberio) im Uzeſiſchen Kirchſprengel. Dieſe zwo Aufſchriften ſtehen in zween Steine gehauen, die mit einem einzigen Balken oben beſchloſſen ſind.

In der Kirche zu **Cauvillargues**, einem kleinen Flecken zwo Meilen von **Bagnols**.

DIS MANIB
Q. TITVCI SILVINI

Dieſer Stein hat kein doppeltes Capital oder Grundgeſtelle. Der Rahmen iſt mit Röschen und Laubwerke umgeben.

An den Mauern eben dieſes Ortes zu **Cauvillargues**, iſt ein Ueberbleibſel einer andern Aufſchrift annoch zu ſehen:

C... SOLICANA
CVNDA CONI...
ET S. P.

An dem Orte **les Caïrons** genannt, im **meſſeiraniſchen** Viertel, zwiſchen **Pougna d'Oreſſe** und dem **Pin**, in eben der Nachbarſchaft von **Bagnols**.

Dieſer Stein, und ein anderer, gleich daneben, der ebenfalls ein Grabſtein iſt, aber daran die Schrift ſo verloſchen, daß man gar keine Spur mehr davon finden kann, dienen jetzt dieſen zwo Gütern zu Gränzſteinen.

D · M
VARENIAE MON
TANI FIL MON
TANILLAE
Q. SOLONIVS
PHILIPPVS
..XSORI RARISSI..
AN... XXII

In der Pfarrkirche **U. L. F.** zu **Carſan**, eine Meile von **St. Eſprit**.

Dieſer Stein, der etwa drey Schuh hoch ſeyn mag, iſt als ein Fußgeſtell mit einem doppelten Gebälke oben und unten gearbeitet. Er iſt rund um mit Blumenſchnuren und Röschen gezieret.

D ❦ M
IVLI CAMVLI
VERI
PARENTES

In derſelben Kirche endlich zu **Carſan**, hat Herr **Lancelot** noch einen andern Stein, halb vergraben, und das oberſte nach unten geworfen gefunden, ſo, daß man nur das Wort VXOR, und noch mühſam genug, leſen können, weil faſt nichts als das X recht deutlich ausgedrückt geweſen. Er ließ ihn indeſſen aus der Erde ziehen, und an einen Ort legen, wo er nicht verdürbe. Er iſt ungefähr viertehalb Schuh hoch, davon ein und ein halber Schuh zur Aufſchrift, und das übrige zum Gebälke angewandt iſt. Das Wort Marculus in der fünften Zeile iſt ziemlich erloſchen.

D M
MARCELLINO
MARCELLAE
FILIO
MARCELLVS
ET MARCVLVS
LIB.
ET CARINA
VXOR.

Man trägt ſich mit allerley Hiſtörchen im Lande über dieſen Ort in Carſan, und das Schloß **Montagût**, welches gleich in der Nähe iſt. **Carſan**, Caeſaris campus. **Montagût**, Mons Auguſti, eine ungegründete Anſpielung. **Dom Charles**, ein **Carthäuſer** von **Valbonne**; eine Carthauſe, ſo nur eine Meile davon liegt, hat eine Geſchichte dieſer vermeynten Alterthümer aufgeſetzt.

Ungeachtet die Aufſchriften zu **Niſmes** bereits von vielen Schriftſtellern geſammlet worden; ſo giebt es doch deren eine ſo große Menge neue mitzutheilen, daß ſie eine eigene Sammlung verdienen. Herr **Guiran**, Präſidialrath dieſer Stadt, welcher aus der Abhandlung über die Münze von Col. Nem. bekannt iſt, hatte ſie geſammlet; allein man glaubet, ſeine Handſchrift ſey an Ausländer verkauft. Herr **Lancelot** begnüget ſich allhier mit einer, weil ſich der Name VOCONTIVS darinnen findet; und mit einer andern, die zu **Alais** iſt, weil es in dieſer Stadt deren wenige giebt.

T FIRMIVS
FIRMANI F. VOL
MARINVS
VOCONTIVS(*)
V. SIBI. F.

Zu **Niſmes** im Schloſſe.

Vor

(*) **Vocontius iſt ein neues Beyſpiel des Gebrauches, welchen Reineſius a. d. 771. S. anmerket, daß er unter den Galliern gebräuchlicher geweſen als anderwärts, nämlich in die öffentlichen Denkmäler den Namen des Vaterlandes desjenigen zu ſetzen, dem man**

Vor dem **Vincenterthore**, im Garten **Chantilly** genannt, zu **Alais**.

D M
VALERIAE
C. FIL.
VERVLAE
HEREDES.

Ziemlich ſchöne Schrift.

Arles biethet faſt eben ſo viel alte Denkmäler dar als **Niſmes**. Man findet viele von ſeinen Aufſchriften im **Gruter** und **Reineſius**, **Spon**, in des **Bouche** provençaliſcher Geſchichte, in dem Pontificio Arelatenſi des **Savi**, und in den Alterthümern eben dieſer Stadt, welche **Seguin** 1687. drucken laſſen; ſo daß man nur über einige derſelben, gewiſſe Betrachtungen machen darf.

Schöne Schrift.

F. VALERI. DIONYSI
D VALERIA CHARIS VXOR ET VALER M
MARCELLVS ET FELICIO PATRI PIISS.

Zu Arles, auf einem ſteinernen Grabmaale im Aleſcamp linker Hand, ehe man in die Kirche kömmt.

Gruter hat dieſe Schrift an zween Orten mitgetheilet, nämlich auf der DCCXLV und DCCCXXXVII Seite. Die erſte iſt ziemlich richtig a); allein die andere, durch welche er gleichwohl die erſte verbeſſern will, iſt es ganz und gar nicht. Uebrigens ſagt er bey dieſer zweyten, ſie ſey zu **Niſmes**; und ſie iſt doch ganz gewiß zu **Arles**, in dem Quartiere

---

man ſie aufrichtete, inſonderheit wenn er nicht aus dem Lande war, wo die Aufſchrift gemacht ward. Daher findet man die Zunamen, Biturix, Eluſinus, von Eauſe in Gaſconien, Arauſionenſis, Arvernus, Tricaſſinus, Venetus, Viromandus, ꝛc. in denen zu York, Augsburg, Bourdeaux, Lyon, u. andern Orten gefundenen Aufſchriften.

a) In der erſten, die ganz recht angezeiget iſt Arelate ad S. Honoratum, p. DCCXLV. iſt nur in der erſten Zeile ein Fehler, Dionyſia für Dionyſi, und in der zweyten, chariſſi für Charis, Valeri für VALER. In der andern wird geſagt, ſie ſey zu Niſmes. Die Zeilen ſind nicht dieſelben. Im Originale ſind nur drey; Gruter macht fünfe daraus. Die erſte iſt memoriae aeternae, und das ſteht im Originale nicht. Man ſetzt Valerii Marcellus, es ſteht nur VALER.

tiere welches man Campus Elyſius nennet, ein Ort, allwo man eine erſtaunliche Menge Grabmäler findet. An eben dieſem Orte ſteht die alte **St. Honoratskirche**, welche gegenwärtig die **Franciſcaner** beſitzen. Sie haben unterirrdiſche Gänge, darinnen man inſonderheit ſieben Grabmäler, eines über dem andern, beobachtet; anjetzt ſind es lauter Gräber von Heiligen beyderley Geſchlechtes. Auf dem erſten, welches des heil. **Geneſius** ſeines ſeyn ſoll, ſteht folgende Aufſchrift:

Auf dem Grabe des h. Geneſius, in den unterirrdiſchen Gängen der Franciſcaner von Aleſcamp zu Arles.

HYDRIAE TERTVLLAE
C. F. CONIVGI AMANTISSI
MAE ET AXIAE AELIANAE
FILIAE DVLCISSIMAE
TERENTIVS MVSEVS
HOC SEPVLCHRVM
POSVIT

Ziemlich kleine Schrift.

Saxi hat dieſe Aufſchrift a. d. 128. S. ſehr übel mitgetheilet; auf **Gruters** 789. S. findet man ſie beſſer. Was man hier bemerken muß iſt, daß ſie zu ſeiner Zeit nicht in den Catacomben geweſen *b*); ſondern nur ſeitdem hat dieſes heidniſche Denkmaal das Glück erlanget, eines Heiligen Grab zu werden.

Das dritte Grab, welches der heil. **Concordia** ihres ſeyn ſoll, hat das Vorrecht, daß es nie ſonder Waſſer iſt. Es iſt faſt allezeit voll davon, ohne daß man wiſſen kann, woher es kömmt.

In eben dieſer **Franciſcanerkirche** und an der Seite der **St. Honoratscapelle**, ſteht dieſe Aufſchrift:

OPTATINERE TICI
AE SIVE PASCASIE CONI
VGE AMANTISSIME EN
NIVS FILTERIVS SIVE
POMPEIVS MARITVS
POSVIT SEPVLCRV
M CVM QVA VIXIT
ANNIS OCTO MEN
SIBVS NOVEM ET
DIEBVS DVOBVS.

Kleine Schrift.

Es iſt ein Marmor, zween Genii halten das Grabmaal, und unten ſind noch andere Figuren.

---

b) Arelate ſitum fuerat ſaxum in aede dicta, *la Principale*, translatum a Principe *Rochae ſur-Yon*.

Auf einem Marmorſteine, der jetzt im Speiſeſaal zum Waſchbecken dienet, lieſt man in kleiner Schrift:

An jeder Seite ſteht ein Genius, und zwo gewundene Seulen.

PAX AETERNA
DVLCISSIMAE ET INNOCEN
TISSIM. FILIAE CHRYSOGONE IV
NIOR. SIRICIO. QVAE VIXIT. ANN. III.
M. II. DIEB. XXVII. VALERIVS ET GRY
SOGONE PARENTES FILIAE RARIS
SIMAE ET OMNI TEMPORE VI
TAE SVAE DESIDERANTISSI
MAE

Hier iſt ein neues Beyſpiel von dem Worte deſiderantiſſimus, in der leidenden Bedeutung; Herr **Spon** hat es in der Zueignungsſchrift ſeiner Unterſuchungen der Alterthümer gebraucht. Es ſcheint, man finde es in den alten Denkmälern nicht anders, als wenn von Todten die Rede iſt. Die gegenwärtige Aufſchrift möchte aus dem 3ten oder 4ten Jahrhunderte ſeyn.

Auf einem Steine, der eben dieſem Speiſeſaale zur Stuffe dienet.

D M
Q. IGNI EPICTETI. H. C. P.*

*Heres curavit ponendum.

Auf einem andern in der Treppe eben dieſes Speiſeſaales.

L DOMIT. DOMITIANI
D EX TRIERARCI CLASSIS GERM M
PECOCCEIA VALENTINA
COVIVGI PIENTISSIM.

Seguin hat ſie in den Antiq. d'Arles Lib. 2. c. 1. aber ſehr unrichtig mitgetheilet. Trierarchi waren die Schiſshauptleute mit drey Reihen Ruder. Τριηράρχης, Τριήραρχος, Ductor navis. *Suidas.* Ungeachtet dieß, wie man weis, eine anſehnliche Bedienung geweſen, ſo findet man doch in den alten Denkmälern wenige Beyſpiele davon. **Gruter** hat a. d. 551. und 1031. S. eines angeführet, welches zu **Gemona** im **Friouliſchen**, und ein anders, welches zu **Ravenna** iſt. Dieſes iſt auch das erſte Denkmaal,

maal, auf welchem einer deutſchen Flotte Erwähnung geſchieht. **Tacitus** redet im 1. B. 58. Num. von einem Iulius Burdo Germanicae claſſis Praefectus, unter dem **Vitellius**.

Auch dieſe Grabſchrift findet man noch auf einem Grabmaale in **Aliſcamp**.

Auf jeder Seite dieſer Grabſchrift ſtehen muſikaliſche Inſtrumente.

IVLIAE' IVL FILIAE TYRRANNIAE
VIXIT ANN. XX. M. VIII.
QVAE MORIBVS PARITER ET
DISCIPLINA CETERIS FEMINIS
EXEMPLO FVIT. AVTARSIVS
NVRVI LAVRINTIVS VCXORI

Auf einem Marmor, der in der Cathedralkirche zu **St. Trophimius**, in eben dieſer Stadt **Arles** liegt, lieſt man dieſe Schrift.

Schöne Schrift.

D M
AVILLIAE
GRATAE
ALLATVS AVG. LIB
VXORI OPTVMAE

Ein ſchönes an den Seiten erhaben geſchnitztes Gefäß.

Das Portal dieſer Cathedralkirche iſt gothiſch, und mit Figuren erfüllet, die auf einer Seite das Paradieß, und an der andern die Hölle vorſtellen. In dieſer ſind die Laſter ſo treuherzig abgebildet, als es ſich für den Giebel einer Kirche wohl kaum ſchicket.

In dem **Franciſcanerkloſter** zu **Avignon**.

D M
POMPIAE PIAE
C VANERIVS INA
. . . VS VXORI RA
RISSIMAE ET SIBI
VIVOS POSVIT

Gute Schrift.

vieleicht INACINVS.

Vivos für vivus, kömmt in den Aufſchriften oft vor.

In dem Hofe des biſchöflichen Hauſes zu **Rieux**, hat Herr **Berthier** in die Mauer, und unter einer Art von Thore, Ueberbleibſel von allerley alten **Denkmälern**, mit dieſer Aufſchrift einmauern laſſen:

Has Idololatriae reliquias et ignotae ſamae
delubri mutilata fragmenta in agro de Martris
Toloſanis reperta ad ornatum Epiſcopalis
Aulæ. Ant. Franc. Berterius Epiſcopus Rivorum. P.
ANNO DN̄I CIↃIↃC IV^{XX} XIX.

Oben über dieſer Schrift hat man einen großen marmorn Schaupfenning angebracht, um welchen herum acht alte Köpfe ſtehen. In dem Felde dieſes Schaupfennigns ſtehen dieſe Worte: Hi ſunt Dii eorum, in quibus habebant fiduciam. Anſtatt der Umſchrift ſteht: Irrideat Chriſtianus, miretur artifex.

Es giebt noch eine andere alte Grabſchrift auf einem viereckichten Steine, die Schrift aber ſcheint nicht aus der guten Zeit zu ſeyn.

CONIV . . . .
SPATIVM BREVE CON
TIGIT AEVI
NON CAPIVNT LON
. . AS GAVDIA
. . NA* MORAS *MAGNA
. . . II. XI KALEN

Das übrige iſt verſtümmelt.

St. Bertrand de Comminges hat ehedem eine anſehnliche Stadt ſeyn müſſen, Lugdunum Convenarum. Anjetzt beſteht ſie bloß in dem Capitul der Cathedralkirche, welche auf der Spitze des Berges liegt, und ein Dutzend Bauerhäuſer um ſich hat. Herr **Lancelot** hat bereits im 1719ten Jahre den Ueberreſt einer dort befindlichen Aufſchrift angeführet.

IMP. XXVI. COS.
$\overline{\text{V}}$. P P Sehr ſchöne Schrift.
CIVITAS CONVEN

Er ſagte damals, dieſe chronologiſchen Zeichen ſchienen niemanden als dem **Tiber** zuzukommen. Seine Kindesannehmung iſt aus dem **Junius** des 757. Jahr **Roms**, und ſein fünftes Conſulat kömmt mit dem 784. J. R. überein, welches 26. Jahre und einige Monate Unterſchied unter dieſen zween Zeitpuncten machet.

Anjetzt ſteht dieſe Schrift über einem Thore, **Cabirole** genannt, welches die Geſtalt eines Thieres hat, ſo man für eine Ziege ausgiebt. Dieſe Figur iſt unmittelbar unter die Schrift geſetzt, ungeachtet ſie nie dazu gehöret zu haben ſcheint; gleichwohl iſt ſie alt.

Man findet in dieſer Stadt einige Aufſchriften, und folgende hat **Oihenart** Notit. Vaſconiae p. 518. unrichtig mitgetheilet:

D ℌ M
ANDOSSIO
SALISIVS
FIL PIEN
TISSIMO

Ziemlich gute Schrift.
In der Mauer zur Seiten der Hauptthüre der Kathedralkirche zu St. Bertrand de Cominges.

Ueber der großen Pforte der Cathedralkirche bewahret man folgendes Denkmaal, worauf unter der Schrift ein Bruſtbild iſt.

ΘAN..... SS .. I.........
SABINA FRONTONIS I....
CONIVGI EX TESTAMENTO.

Ziemlich gute Schrift.

Herr **Lancelot** beſchließt dieſe Nachricht mit Anmerkungen über zwo andere Seltenheiten, die zwar nicht aus einer ſo koſtbaren Zeit, aber eben ſo würdig ſind allhier ihren Platz zu finden.

1. In der **Narrenpriorey** nahe bey **Villeneuve-les Avignon**, lieſt man folgende Grabſchrift, mit gothiſchen Buchſtaben:

† Anno ab Incarnatione Domini MCCXXVIIII. pridie Nonas Iunii obiit Domina Mabilia filia Petri de Albavono Prioriſſa quae conſtituit iſtut monaſterium Feria VI. Luna prima in ipſe die ſol paſſus eſt eclipſim.

Einige Schriftſteller haben von dieſer Finſterniß geredet, z. E. **Johann Boivin, von Paris,** oder **St. Victor** genannt, ein Domherr dieſer Abtey, in ſeinem Memoriale Hiſtoriarum, welches noch nie gedruckt iſt; **Bernhard Guidonis** Biſchof zu **Lodeve,** in **Gregorius** des IX. Leben, ſo im III. Th. der italiäniſchen Geſchichte a. d. 574. S. gedruckt ſteht; und Herr **Gaſſendi** in des **Peireſcius** Leben 4. B. a. d. 320. S. Nachdem dieſer letzte bemerket hat, daß dieſer gelehrte Mann nichts verabſaumet, was den Flor der Sternkunde befördern konnte, ſo ſetzt er hinzu: Qua occaſione mire ſuſpexit, veniſſe in mentem hominibus haud dubie bonis, Inſcriptionem lapidi inſculpere, ad portam Sacelli ſupra rupem ad Druentiam prope Mirebellum eminentis, quam indicatam habuit a viro amico, et eruditionis paternae haerede, Iohanne Gallaupio Caſtuellio, Regio apud Magiſtros rationaleis cognitore. Quippe ea nil continet aliud, quam monimentum Eclipſeos Solis, quae III. nonas Iunii anno MCCXXXIX. contigit, cujus notitiam jam habuerat ex Necrologiis aliquot, ac nominatim noſtrae Eccleſiae, &c.

Herr **Peireſcius** würde ſich noch mehr verwundert haben, wenn er gewußt hätte, daß ſich noch ein Liebhaber, faſt aus eben dem Lande gefunden, der Sorge getragen, in der Grabſchrift einer Nonne von dieſer Finſterniß zu reden. Gleichwohl muß man bemerken, daß dieſe zween Zeugen von einander um einen Tag abgehen; der eine ſetzet ſie den 3. Junii, und der Verfaſſer unſerer Grabſchrift den IV. pridie Nonas. Beyde ſcheinen Augenzeugen geweſen zu ſeyn. Wieſoll man ſie nun vergleichen? Man kann nicht anders, als geſtehen, daß der letzte ſich geirret hat. Hier iſt der Beweis davon. Indem er gelehrt thun, und nach den Nonis zählen wollen, ſetzt er hinzu es ſey Fer. VI. geweſen. Nun iſt es gewiß, daß der 3. und nicht der 4. Junii des 1239. Jahres ein Freytag geweſen, da das Oſterfeſt den 27. März gefallen war. Es iſt auch gewiß, daß ſich die Sonnenfinſterniß an einem Freytage eräuget: **Bernh. Guidonis** a) bemerkt es ausdrücklich. Der **P. Riccioli**, welcher dieſer Finſterniß gedenkt, hat ſie nur aus des Herrn **Gaſſendi** Anführung gekannt.

2. Alle Welt weis, daß ſich in den Zeiten der Unwiſſenheit gewiſſe Feſte eingeſchlichen, die man ohne Unterſcheid das **Feſt der Narren**, der **Eſel**, der **Unſchuldigen und Calenden**, genennet. Dieſer Unterſcheid kam von den Tagen und Orten her, wo ſie gehalten wurden. Gemeiniglich geſchahen ſie im neuen Jahre, bey der Beſchneidung, oder am **Epiphanias**. Man hat bereits verſchiedene Beſchreibungen dieſer albernen Ceremonien mitgetheilet, welche die Einfalt unſerer Väter eingeführet, und die Kirche ſeitdem ſo billig abgeſchaffet hat. Hier iſt eine aus dem geſchriebenen Kirchenbuche zu **Viviers**.

Sie fieng mit Erwählung eines **Abtes der Cleriſey** an b). Es waren der niedere Chor, junge Domherren, Pfarren und Chorknaben, die dieſe Wahl verrichteten. Wenn nun der Abt erwählet, und das Te Deum geſungen war, trug man ihn auf den Achſeln in das Haus, allwo das ganze übrige Capitel beyſammen war. Alles ſtund vor ihm auf, wenn er hineinkam; auch der Biſchof ſelbſt, wenn er zugegen war. Hierauf folgte ein großer Schmaus, nach welchem der obere Chor an einer, und der niedere an der andern Seiten, gewiſſe Worte anſtimmeten, die keinen Zuſammenhang hatten. Sed dum earum cantus ſaepius & frequentius per partes continuando cantatur, tanto amplius aſcendendo elevatur, in tantum, quod una pars cantando, clamando, *e fort cridar* vincit aliam. Tunc enim inter ſe ad invicem clamando, ſibilando, ululando, cachinnando, deridendo, ac cum ſuis manibus demonſtrando, pars victrix quantum poteſt,

---

a) Anno Domini MCCXXXIX nonas Iunii, Feriae 6. facta eſt Eclipſis ſolis, adeoque obſcuratus eſt Sol, quod ſtellae videbantur in caelo. Item eodem anno in feſto ſancti Iacobi, facta eſt Eclipſis ſolis iterato, et obſcuratus eſt ſol ſupra pallorem ſolis, ſed non ſicut in alia praecedenti.

teſt, partem adverſam deridere conatur & ſuperare, jocoſasque truſas ſine tædio breviter inſerre. A parte Abbatis *heros*, alter chorus, & *nolie nolierno*: a parte Abbatis ad *ſons ſancti Bacon*, alii *Kyrie eleiſon*, &c.

Dieß beſchloß man mit einem Umgange, der die acht Tage hindurch alle Tage gehalten ward. Endlich am **Stephanstage** erſchien der närriſche Biſchof, Epiſcopus ſtultus. Dieß war auch ein junger Clericus, und von dem Abte der Cleriſey unterſchieden. Ungeachtet er gleich am Tage der unſchuldigen Kinder erwählet war, ſo genoß er doch eigentlich zu reden, die Vorrechte ſeiner Würde nur an den drey Tagen, **St. Stephan, St. Johann und unſchuldigen Kindertage.** Nachdem er die Pontificalzierrathe angelegt, nämlich den Prieſterrock, die Biſchofsmütze und den Biſchofsſtab ꝛc. kam er in Begleitung ſeines Almoſeniers, der ein kleines Küſſen, ſtatt der Mütze auf dem Kopfe trug, und ſetzte ſich auf den Biſchofsſitz, wohnete dem Amte bey, und erhielt eben die Ehrenbezeugungen, die man dem rechten Biſchofe würde erwieſen haben. Zu Ende des Amtes ſagte der Almoſenier überlaut: ſilete, ſilete, ſilentium habete. Der Chor antwortete: Deo gratias. Der närriſche Biſchof ſagte hierauf das adjutorium, und ertheilte ſeinen Segen, worauf unmittelbar dieſe Indulgenzien folgeten, die ſein Almoſenier ſehr ernſthaft herſagete:

De part Moſſenhor l'Eveſque,
Que Dieus vos done grand mal al beſcle,
Aves una plena banaſta de pardos
E dos des de raycha de ſot lo mento.

Die andern Tage fielen eben dieſe Ceremonien vor, doch mit dem Unterſcheide, daß die Indulgenzen anders waren. Dieſes ſind die vom zweyten Tage, die man auch den dritten wiederholete.

---

b) Man findet ein Urtheil vom 31. May 1406. von Schiedsrichtern, wider einen Menſchen gefället, den man zum Abte der Cleriſey erwählet, und der es weder ſeyn, noch vielweniger die Mahlzeit geben wollen. In not. Extenſ. Pontii de Nuce 1405. fol. 13.

Moſſenhor quets ayſſi preſenz
Vos dona XX. banaſtas de mal de dens,
E a vos autras donas a treſſi
Dona una coa de Roſſi.

In dieſen albernen Indulgenzen ſind einige Wörter zu erklären. Al beſcle, heißt an der Leber. Dieß iſt ein languedockiſches Wort von Beſcle, ſollte es auch von Viſcus, im Italiäniſchen Veſchio, die Leber ein viſcereuſer Theil herkommen? Der Urſprung des Wortes Raycha iſt leichter zu erklären; dos des de Reycha, zween Finger voller Grind, Krätze. In einem alten franzöſiſch-lateiniſchen Gloſſario, welches der P. Labbe mit unendlich vielen Fehlern in ſeinen franzöſiſchen Wortableitungen drucken laſſen, und davon eine gute Handſchrift auf der Bibliothek zu St. Germain des Prez befindlich iſt, findet man unter dem Worte porrigo: porrigo, Grind, Kräze. Man bedienet ſich noch in verſchiedenen Provinzen der Worte rache, raiche. Banaſta de pardos, heißt ein Korbvoll Erlaß. banaſte, benate, benaton, benne, banne, iſt in den mehreſten von unſern Provinzen an ſtatt eines Korbes, Gefäſſes, Behältniſſes darinn man Früchte, Korn, Erdgewächſe tragen kann. Es ſoll von benna, einem alten galliſchen Worte kommen, welches nach dem Feſtus, eine Art von Fahrzeug, oder Karren war. Benna lingua gallica, genus vehiculi appellatur. Von dem Karren der die Sachen führete, iſt der Namen auf die Sachen gekommen. Man hat viele Beyſpiele, da das heutige Benne, einige Aehnlichkeit mit dem alten Karren Benne hat.

* * *

* *

XII.

Des Herrn von Foncemagne Unterſuchung der Meynung des Herrn Maittaire, den Zeitpunkt des Anfanges der Druckerey in Frankreich betreffend. 1727.

Alle franzöſiſche Schriftſteller, die den Urſprung und Fortgang der Druckerey in Frankreich unterſuchet haben, kommen darinnen überein: daß ſie den Anfang dieſer Kunſt in Frankreich, entweder auf das Ende des 1469. oder auf den Anfang des 1470. Jahres ſetzen. Einige derſelben, haben die Ankunft der erſten Buchdrucker in dieſes Königreich, zum Zeitpunkte genommen: andere fangen erſt von derjenigen Zeit zu zählen an, in welcher die erſten gedruckten Bücher zu Paris zum Vorſcheine kamen.

Chevillier ſaget a. d. 27. Seite ſeiner **Geſchichte der Druckerey**, dieſes ſey im 1470. Jahre, im 10. Jahre der Regierung **Ludwigs** des XI. geſchehen, als in welchem man zu Paris das erſtemal gedruckt. **Ulrich Gering** ſey der erſte Buchdrucker geweſen. Er war ein Deutſcher, aus der Stadt **Coſtnitz** gebürtig, und kam mit zween Mitgeſellen, **Martin Kranzen** und **Micheln Fryburger**, auf **Wilhelm Fichets**, und **Johanns de la Pierre** Verlangen, nach **Paris**; die ſie in das Haus der **Sorbonne** aufnahmen: allwo man ihnen einen Ort eingab, die erſten Proben dieſer ſchönen Entdeckung zu machen, welche Deutſchland ſeit einigen Jahren hervorgebracht hatte. Vor dieſer Zeit, hatte man noch in keiner Stadt dieſes Königreiches Bücher gedruckt. Und das erſte Buch was ſie druckten, war eine Sammlung Briefe vom **Gaſparin von Bergamo.**

Die hier angeführte Stelle, läuft auf drey allgemeine Sätze hinaus. Nämlich 1. **Paris** iſt die erſte Stadt in

Frankreich in welcher man gedruckt hat. 2. Das erſte Buch ſo daſelbſt gedruckt worden, iſt eine Sammlung der Briefe **Gaſparins von Bergamo.** 3. Dieſes Buch iſt 1470. aus den Preſſen der **Sorbonne** zum Vorſcheine gekommen.

Die zween erſten Sätze ſind offenbar, in einem Sinngedichte enthalten, welches **Gering** und ſeine Gehülfen zu Ende des Gaſparins angedrucket:

Ut ſol lumen, ſic doctrinam fundis in orbem,
Muſarum nutrix, Regia Pariſius.
Primos ecce Libros, quos haec induſtria finxit,
Francorum in Terris, aedibus atque tuis.

Wie die Sonne das Licht, ſo ergießeſt du die Wiſſenſchaft in die Welt, du königliches Paris. Schaue hier die erſten Bücher, die unſer Fleiß in dem Lande der Franken, und in deinem Hauſe hervorgebracht hat a).

Ein Brief vom **Wilhelm Fichet**, an den **Johann de la Pierre**; welcher zu Anfange von **Gaſparins** Buche geſetzet worden, giebt den Beweis des dritten Satzes ab. Der Brief fängt ſo an: Guillermus Fichetus Pariſienſis Theologus Doctor, Joanni Lapidano Sorbonenſis Scholae Priori b). Die Zeit, in welcher dieſer Brief geſchrieben worden, giebt uns nothwendig die Zeit von dem Drucke des Werkes an, dem er zur Vorrede dienet; allein um das eigentliche Jahr zu beſtimmen, was man ſuchet, muß man, wie Herr **de Foncemagne** ſaget, ein Jahr ausfündig machen, in welchem die Doctorwürde, welche **Fichet** ſich hier beylegt, mit der Würde eines Priors übereinſtimmet, die er dem **Johann de la Pierre** giebt: Guillermus Fichetus, Pariſienſis, Theologus Doctor, Joanni Lapidano Sorbonenſis Scholae Priori. Nach den Regiſtern der theologiſchen Facultät, iſt Johann

---

a) Chevillier. Cap. III. p. 44. ſeqq.

b) Idem ibid.

hann **de la Pierre** zweymal Prior der **Sorbonne** geweſen, nämlich 1467. und 1470. Nun iſt aber nach eben dieſen Regiſtern, **Wilhelm Fichet**, im 1467. Jahre noch nicht Doctor geweſen; folglich muß man den Druck des **Gaſparinischen** Werkes, in das zweyte Priorat des **de la Pierre** ſetzen; welches ins 1470. Jahr fällt.

Dieſes alles iſt der Auszug vieler Seiten in **Chevilliers** Buche. Herr **de Foncemagne** glaubet, daß, wenn man einen bloßen Vernunftſchluß daraus machen wollte, die Sache noch deutlicher werden würde; man möge ſie aber darſtellen, in welcher Geſtalt man wolle, ſo ſcheint ſie ihm allezeit ſo ſtark, als eine Demonſtration zu ſeyn. Herr **Maittaire** indeſſen, urtheilet in ſeinen Annalibus Typographicis ganz anders davon. Die Gründe welche von verſchiedenen Schriftſtellern angeführet worden, die allgemeine Meynung, vom Anfange der Druckerey in Frankreich, zu rechtfertigen, rühren ihn wenig; und er will, daß dieſe Kunſt ſchon ſeit 1467. zu **Tours** im Flore geweſen. Auf dieſe Art wäre das 1470. Jahr nicht mehr der Zeitpunkt ihres Anfanges in Frankreich; und die Stadt **Paris**, deren Preſſen kein Denkmaal übrig haben, das älter wäre als dieſes Jahr, würde folglich die Ehre verlieren, ſo ſie zu beſitzen glaubet, als wäre ſie der erſte Ort welcher gedruckte Bücher geliefert hätte.

Liber quem vidi, probabit artem Typographicam ante annum 1470 in Gallia, alibi quam Pariſiis, coli coeptam. Franciſci Florii Florentini, de amore Camilli & Aemiliae Aretinorum, Liber expletus eſt Turonis, editus in domo Guillermi Archiepiſcopi Turonenſis, anno milleſimo quadringenteſimo ſexageſimo ſeptimo, pridie Kalendas Januarii c).

Bey dem Anblicke eines ſo ſonderbaren Datums, fraget der ſtutzige Leſer ſogleich: wer denn diejenigen Drucker geweſen, welche vor denen, die **Johann de la Pierre** nach Frankreich gezogen, in dieſes Land gekommen? Wer ſie zu-

---

c) Annales Typograph. Tom. I. p. 41.

erſt aus dem innerſten Deutſchlande nach **Tours** gezogen? Was für ein Umſtand ihrer Niederlaſſung in dieſer Stadt günſtig geweſen? und um welche Zeit man ihre Ankunft feſtſetzen müſſe?

Die Auflöſung aller dieſer Schwierigkeiten ſuchet man in denen Schriftſtellern, die von den **Tourrainiſchen** Alterthümern geſchrieben haben; und man erſtaunet, wenn man findet, daß auch ſogar die Sage daſigen Landes nicht einmal das Andenken dieſer Dinge erhalten hat. Indeſſen da die Druckerey zu **Tours** ſo alt iſt, daß man auch ihren eigentlichen Zeitpunkt nicht einmal beſtimmen kann, ſo werden vieleicht aus dem Schooſſe dieſer Stadt, diejenigen Arbeiter gekommen ſeyn, die ihre Kunſt in die andern Städte des Königreichs übertragen haben? Auch dieſes nicht. Wir wiſſen nichts von einem tourainiſchen Buchdrucker, der vor dem **Chriſtoph Plantin** gelebet haben ſoll, und dem man in ſeiner Grabſchrift den Namen Turonenſis civis giebt (*La Caille p.* 46. 47.) ungeachtet er von **Montlouis** geweſen, und **Plantin** 1589. geſtorben iſt. Das **Tourainiſche** nennet uns nicht nur keinen Buchdrucker in den älteſten Zeiten; ſondern wir können noch hinzuſetzen, daß der **Florus** das einzige alte Buch iſt, deſſen Druck man der Stadt **Tours** beylegen kann. Man ſetze voraus, wenn man will, daß es wirklich das erſte ſey, ſo man daſelbſt gedruckt hat; ungeachtet es ſchwer zu errathen iſt, warum ein ſo mittelmäßiges Werk, eben zur erſten Probe erwählet worden, die man von der Druckerkunſt machen wollen. Und warum iſt denn auf einen ſo glücklichen Anfang, kein ferneres ähnliches Unternehmen gefolget? Sind etwa die Arbeiter auf ihre eigene Ehre neidiſch geworden, und haben dem gemeinen Weſen die Vortheile misgönnet, die es von ihrer Geſchicklichkeit hätte haben können? Sah denn, unter ſo vielen Menſchen, die die Augenzeugen eines ſo glücklichen Erfolges waren, kein einziger die Nützlichkeit dieſer neuen Kunſt genugſam ein, um dieſelbe ferner zu bearbeiten?

Herr **Maittaire** geſteht, daß des **Florius** Werk mit vieler Sorgfalt gedruckt iſt; er bewundert die Sauberkeit der Schrift: folglich iſt die Druckerkunſt, wie Herr **von Foncemagne** ſaget, an dieſem Orte, nicht nur vernachläſſiget, ſondern gänzlich verabſäumet worden; und zwar in demſelben Augenblicke, da dieſelbe eben entſtanden, und gleich von ihrer Geburt an, auf einen groſſen Grad der Vollkommenheit war gebracht worden. Klingt dieſes aber nicht widerſinniſch?

Dieſe allgemeinen und aus lauter verneinenden Beweiſen beſtehenden Betrachtungen, ſind mehr als allzuhinlänglich, wider des Herren **Maittaire** Meynung ein Vorurtheil zu erregen. Er rechtfertiget den Sinn, den er des **Florius** Vorrede beyleget, ſo: wenn man ſich in dieſer Vorrede, ſaget er, bloß des Wortes expletus bedienet hätte; ſo bliebe vielleicht noch einige Schwierigkeit. Da aber das Wort editus dabey ſteht, ſo kann man nichts mehr begehren: eines erkläret das andere. Wenn das erſte von dieſen zwey Wörtern allein ſtünde, ſo könnte es wohl nur die Zeit andeuten, in welcher der Verfaſſer ſein Werk geendiget; und nicht diejenige, in welcher der Buchdrucker den Druck deſſelben vollendet hat. Seit dem aber die Buchdruckerkunſt bekannt geworden, ſo hat man das Wort edere zum eigentlichen Worte gebraucht, die Zeit anzudeuten, wenn ein Werk durch den Druck bekannt gemacht wird. Scrupulum ſi quem vox EXPLETUS injecerit, eximet vox EDITUS: illa forſan ſola, niſi haec fuiſſet adjecta, tempus quo librum ſcribendi Author, non excudendi Typographus, finem fecerat, potuit indicare. Verbum autem EDERE ex quo Typographiae ars pervulgata eſt, de ea Librorum, quae fit per typos, emiſſione fere ſemper dicitur.

Dieſem nun ſetzet Herr **von Foncemagne** drey Betrachtungen entgegen. Er ſagt 1. daß in der Schreibart des XV. Jahrhunderts, Liber editus, nichts anders, als ein Buch angezeiget, welches durch die davon gemachten Abſchriften verbreitet worden, und zum Unterſchiede von denen, die man nur ins Reine geſchrieben, und libri ſcripti genennet wurden. Der gelehrte Herausgeber der **Menagianen**, Herr **de la M…** hat ſchon im IV. Th. a. d. 55. S. vor ihm, eben dieſes angemerket. Er führet einen Brief vom **Philelphus** an, welcher, indem er von ſeinen zehen Büchern lateiniſcher Oden redet, ſaget: Carminum Libri dicti quinque…. nam alteri quinque Libri partim *ſcripti* ſunt, non *editi*, partim ne *ſcripti* quidem. Er ſetzet noch hinzu: **Dieſes beweiſet, daß** EDITI **nicht** gedruckt, **ſondern nur** EX MS: bekannt gemacht, **bedeute: weil es ſehr gewiß iſt, daß dieſe fünf Bücher Oden, niemals eher, als** 1497. **unter die Preſſe gegeben worden; das heißt ſechszehen Jahre nach dem Tode des Verfaſſers**

Vieleicht brauchte es nichts mehr, des Herrn **Mairtaire** Meynung zu Schanden zu machen; allein Herr von **Foncemagne** ſaget noch: anderntheils iſt auch dieſe Bedeutung des Wortes EDERE, gar zu weitläuftig, um ſich zu der hier vorkommenden Redensart zu ſchicken; und es ſcheint in einem eingeſchränkteren Verſtande gebräuchlich geweſen zu ſeyn. Man muß, ſo viel als möglich, einen Schriftſteller durch ſeine eigenen Worte auslegen. Was nun **Florius** in der Vorrede ſeines Werkes durch EDERE verſteht, das zeiget uns an, was er auch im Schluſſe für einen Begriff damit verknüpfet. Amore tui, ſaget er zu ſeinem Freunde, in einem Briefe zu Anfange ſeines Buches, de amore duorum amantium…. Librum edidi. Und anderwärts hunc vero librum non edidi, ut etc…. Nun heißt auf dieſen zwo Stellen, edidi, nicht, **ich habe drucken laſſen**; indem aus der als ein Brief eingerichteten Vorrede, daraus ſie genommen ſind, **Florius** allezeit von ſeiner Geſchichte, als von einem Werke redet, darüber er die Einſicht ſeines Freundes zu Rathe zieht. **Florius, ſagt er, bittet dich dieſe kleine Schrift, mit eben derſelben Verfaſſung des Gemüthes und Herzens durchzuſehen, darinnen er ſteht, da er ſie dir darbiethet. Er ſchickt es dir nur, damit du es verbeſſern mögeſt:** has breves lucubratiunculas ex

anima

animi (leg. *animi*) attentione legere, perplaceat rogo, ac ſuſcipere, affectione qua tuus tibi deditiſſimus Florius, ut habeas mittit atque emendes. **Mein Freund ändere in meinem Werke alles was er will,** corriget ut lubebit. Würde man wohl ſo von einem Werke reden, welches durch den Druck, oder auch nur durch die Menge abgeſchriebener Exemplarien, bereits in aller Leute Händen wäre? Wartet wohl ein Schriftſteller, der ſein Werk der Unterſuchung eines Freundes übergeben will, ſo lange damit, bis er nicht mehr Herr darüber iſt? Daraus, daß **Florius** nun ſeine Freunde über der Geſchichte zweener Verliebten zu Rathe zieht, ſchließt man mit Rechte, daß ſie noch nicht gedrucket geweſen: und er ſaget es ja ſelbſt mit ausdrücklichen Worten.

Dieſer Folgerung nun, die Herr **Foncemagne** hier zieht, ſetzet er noch des **Florius** Zeugniß hinzu: **ich habe dich,** heißt es, **zum Richter der Liebesgeſchichte vom Camillus und der Aemilia, und zum Richter meiner davon gemachten Beſchreibung geſetzet. Findeſt du etwas zu ändern, ſo will ich mir deine Erinnerungen zu Nutze machen, bevor ich meine Geſchichte an das Licht bringe:** Te autem in eorum amore elegi judicem, ac in meo opere correctorem, ut ſi quid emendandum corrigendumve duxeris, priusquam dulcis aurae vitales ſpiritus carpat, emendatoriam (leg. *emendatiorem*) formam abs te liber iſte ſuſcipiat. Dieſer Ausdruck, dulcis aurae vitales ſpiritus carpere, kann gewiß nicht anders gegeben werden, als ſo: **den Tag erblicken, an das Tageslicht treten, bekannt gemachet werden.** Nun iſt die Geſchichte, welche **Florius noch nicht an das Licht gegeben hatte,** und die er noch erſt beſſern wollte, bevor er ſie ihm darböthe, eben dieſelbe, davon er an eben dieſem Orte ſaget: edidi hunc Librum, edidi tractatum. Edere kömmt alſo in der Schreibart dieſes Schriftſtellers, mit unſerm Worte **drucken,** gar nicht überein.

Herr von **Foncemagne** geht noch weiter, und ſaget, es ſchiene, die erſten Drucker hätten dieſes Wort, recht mit Fleiße vermieden, als ob es ihnen die neue Geſtalt unter welcher ſie die Bücher mittheileten, nicht auf eine derſelben gehörige Weiſe, und die ſie von allen andern Arten unterſchiede, ausdrückete. Sie bedieneten ſich der Worte imprimere, Liber impreſſus, per talem impreſſorem. **La Caille** führet a. d. 16. u. 17. S. viele Beyſpiele davon an.

Indeſſen will ſich Herr von **Foncemagne** aller Vortheile begeben, die er aus dieſen zwo erſten Betrachtungen ziehen konnte; und ſetzet mit dem Herren **Maittaire** zum voraus, daß ſeit dem Anfange der Druckerey, edere ein Wort geworden iſt, welches man beſtimmet hatte, den Druck eines Werkes anzudeuten. Wenn nun dieſer Satz auch ſo richtig wäre, als falſch er iſt; ſo würde man doch gezwungen ſeyn, dieſem Worte allhier eine andere Bedeutung zu geben: und dieſes iſt des Herrn von **Foncemagne** dritte Anmerkung.

Er ſaget, er habe zwo verſchiedene Ausgaben vom **Florius** geſehen, die eine in dem **Mazariniſchen** Bücherſchatze, die andere, in des Herren von **Boze** Cabinette. Der Unterſcheid derſelben iſt leicht zu merken, nicht nur an den Buchſtaben, die in der erſten gothiſch ſind, und in der andern rund; ſondern auch an der Eintheilung der Seiten, die mit einander nicht übereinſtimmen; und dann an der Verſchiedenheit, ſowohl der Rechtſchreibung, als der Unterſcheidungszeichen. Dieſe iſt voller Abkürzungen; jene iſt nicht ſo richtig. Gleichwohl endigen ſie ſich beyde, mit denſelben Worten: editus pridie Kalendas Januarii anno Domini 1467. Iſt es nun wohl wahrſcheinlich, daß man zu einer Zeit, da die Buchdruckerkunſt noch ſo unvollkommen war, und folglich ihre Arbeiten ſehr langſam von ſtatten giengen, nicht nur innerhalb eines einzigen Jahres, ſondern ſogar in einem und demſelben Tage, zwo verſchiedene Ausgaben eines Werkes fertig geliefert hätte? Die Einförmigkeit der Zeit beyder Ausgaben, iſt ein Beweis, daß dieſelbe nothwendig nicht auf den Druck, ſondern auf die Verfertigung des Werkes gehen müſſe. Man glaubet vielmehr, man müſſe den ganzen Ausdruck ſo überſetzen: **Die Geſchichte zweener Verliebten, vollendet,** expletus **vom Franciſcus Florius Florentinus, und ſeinem Freunde, aus dem Hauſe Wilhelms, zugeſchicket,** editus. Editus hat eben die Stärke, als datae mit dem Litterae, datum, mit dem diploma zuſammen genommen.

Auf dieſe Art wird der Epilogus im **Florius** ſehr natürlich erkläret, ohne daß man nöthig hat, eine in ſolchen Fällen ſehr gewöhnliche Auflöſung zu Hülfe zu nehmen, nämlich, daß man die Buchdrucker im Verdachte hat, ſie hätten, ſich, entweder um der Ehre ihres Vaterlandes Willen, oder aus perſönlicher Eitelkeit, unterſtanden, ihren Drucken eine frühere Zeit vorzuſetzen, um ſie ſo viel möglich der Erfindung der Druckerey zu nähern. Herr **von Foncemagne** ſelbſt hat ein Beyſpiel dieſes Betruges, in einem Buche auf der Jeſuiterbibliothek zu **Straßburg** geſehen. Es heißt: Reformatorium vitae morumque & honeſtatis Clericorum ſaluberrimum. Zu Ende lieſt man folgende Worte: in urbe Baſilea per Michaelem Furter, impreſſorem, ſalubriter conſummatum, anno Incarnationis Dominicae MCCCCXLIIII. in Cathedra Petri. Der Beweis aber, daß dieſes Datum falſch iſt, erhellet daraus, daß die Seiten mit Zahlen gezeichnet, oder paginiret ſind: nun iſt es erſt verſchiedene Jahre nach Erfindung der Druckerey gebräuchlich geworden, die Seiten zu beziffern: und was noch mehr iſt, auf des Bogens K. Gegenſeite, wird von dem Pabſte **Eugenio** dem IV. als bereits verſtorben, geredet: beate memorie Eugenius Papa quartus; nun lebete aber dieſer Pabſt im Anfange des 1447. Jahres noch.

Herr **von Foncemagne** hält ſich mit der Widerlegung deſſen nicht auf, was Herr **Maittaire** weiter hinzuſetzet. Er glaubet nicht einmal, daß er es als einen neuen Beweis ſeiner Meynung angebe. Praeterea, ſaget er, eidem libro ſubjungitur alius, de duobus amantibus Libellus in Latinum ex Bocacio transfiguratus, per Leonardum Aretinum, qui anno 1443. obierat. Daraus, daß des **Florius** Geſchichte, in der Ausgabe die er davon geſehen, neben einem Werke geſtanden, deſſen Verfaſſer 1443. geſtorben iſt, daraus wird es noch nicht wahrſcheinlich, daß dieſes Werk eben 1467. gedruckt ſey; wenigſtens entdecket man kein Verhältniß der Folgerung auf den Satz, der dieſelbe in ſich ſchlieſſen ſollte. Wäre von ungefähr die Ausgabe des **Mazariniſchen** Bücherverrathes in ſeine Hände gefallen: was würde er nicht daraus geſchloſſen haben, daß daſelbſt **Florius** neben einem Briefe vom **Petrarch** ſteht, der bereits 1374. geſtorben iſt?

Herr von **Foncemagne** glaubet bewieſen zu haben, daß des **Florius** Buch unmöglich 1467. gedruckt ſeyn könne: er geſteht aber, daß er in den alten Drucken nicht bewandert genug iſt, um den wahren Zeitpunkt deſſelben beſtimmen zu können. Er will nicht einmal unter denen zwo Ausgaben, die er angeführet hat, den Ausſpruch thun, welches die älteſte iſt. In keiner von beyden ſind die Seiten beziffert, noch die Bogen unten mit Buchſtaben bezeichnet: und dieſes iſt ein Zeichen des Alterthums. Sie haben noch verſchiedene mehr die ihnen gemein ſind; ſo wie der häufige Gebrauch der Abkürzungen; die von der Art der künftigen Zeiten ſehr abweichenden Unterſcheidungszeichen, und die Forme der Buchſtaben. Das oe war noch nicht bekannt; und man brauchte bey den eigenen Namen noch keine groſſen Buchſtaben.

Jedoch die Schwierigkeit welche in den bisherigen Abſätzen abgehandelt worden, iſt nicht die einzige in des **Florius** Epilogus, die einer Erklärung bedarf. Die Geſchichte zweener Liebhaber iſt, es ſey nun gedruckt, oder geſchrieben,

---

d) Gall. Chriſt. Tom. I. p. 783.

e) Da es unfehlbar deutſche Setzer geweſen; ſo iſt dieſer Schluß wohl nicht ſo gar richtig. G.

f) Equidem celum teſtor, et ipſos me et ipſorum parentes noviſſe.

1467. aus **Wilhelms**, Erzbiſchofes von **Tours** Hauſe herausgekommen: editus in Domo Domini Guillermi Archiepiſcopi Turonenſis. Nun hat aber 1467. auf dem Biſchofsſtuhle zu **Tours** kein **Wilhelm** geſeſſen; ſondern **Gerhard von Cruſſol** war damals Biſchof dieſer Stadt d). Hier ſind zwo Antworten auf dieſen Einwurf.

Der Name **Gerhard** mag wohl in der Handſchrift, die die Schriftſetzer vor Augen gehabt haben, nur durch den Anfangsbuchſtaben G bezeichnet geweſen ſeyn, und dieſe haben anſtatt **Gerhard, Guillaume** (Wilhelm) hingeſetzet, welcher Name ihnen bekannter war e). Vieleicht auch (ſaget Herr **Foncemagne**, welcher ſich einmal mit Muthmaßungen aushelfen muß) bedeutet das Wort Archiepiſcopi, allhier keine Würde, ſondern einen Geſchlechtsnamen. Es giebt wirklich ein Geſchlecht dieſes Namens im **Tourainiſchen**: und folglich heißt der Sinn dieſer Redensart; daß die Geſchichte der zween Liebhaber in dem Hauſe Wilhelms Erzbiſchofs (Guillaume Archeveque) **eines Tourainers, gemacht worden.**

Uebrigens iſt des **Florius** Werk, davon dieſer Artikel handelt, eine Erzählung der verliebten Abentheuer zwoer jungen Perſonen von **Arezzo**, die der Verfaſſer gekannt haben will f); deren Namen er aber verſchwiegen g), weil er ihre Familie zu hoch ſchätzet h). Er nennet ſie **Camillus** und **Aemilia**; was er erzählet, das iſt vor ſeinen Augen geſchehen: und **Camillus**, der zu der Zeit da der Verfaſſer ſchrieb, noch hat leben können, mochte damals höchſtens in ſeinem vierzigſten Jahre ſeyn i).

Franciſcus Florius Florentinus, iſt allem Anſehen nach ein Gelehrter geweſen. Er hatte ein Werk unternommen, welches viele Nachforſchungen erforderte, weil der

Man-

---

g) Eorum propria nomina mutavi.

h) Ab (*leg. ob*) utriusque familie generoſitatem.

i) Quem (ſi fata ſervant) quadrageſimum annum nondum ſue etatis navaſſe ſcio.

Mangel der Bücher ihn nöthigte, daſſelbe zu unterbrechen k); und dieſes Werk, ſo er nicht nennet, hatte unfehlbar eine ernſthafte Materie zum Inhalte: denn ſo ſetzet er es ſeiner Geſchichte der zween Liebenden entgegen, ut ſcil. in quas nunc cogitationes exercitiaque priores illas curas, ſollicitudines ac labores converterim agnoſcas. Dieſe Art zu reden, zeiget die Wichtigkeit der Sache, über der er arbeitete, und vielleicht auch andere Aemter an, die ihm oblagen. Gleichwohl findet man ſeinen Namen, weder in dem Verzeichniſſe der **florentiniſchen** Schriftſteller, noch in der bürgerlichen oder geiſtlichen Geſchichte der Stadt **Tours**, allwo er gemeiniglich gewohnet. Er hatte auch einige Zeit zu **Paris** zugebracht; und erſt nach ſeiner Zurückkunft aus dieſer Stadt nach **Tours**, ſetzte er ſeine **Geſchichte der zween Liebenden** auf. Poſtea quam a Pariſia civitate receſſi.

Florius iſt entweder ein Geiſtlicher, oder ein Rechtsgelehrter, oder ein Arzt geweſen. Die Furcht ſo er bezeuget, daß man eine verliebte Geſchichte ſeinem Amte unanſtändig halten werde, gründet des Herrn von **Foncemagne** Muthmaßung: quod ſi non multum mee profeſſioni dixeris convenire. Er war arm, wenn man folgenden Ausdruck nach dem Buchſtaben nimmt, pauper tuus Florius, und noch dieſen: Florii allegabis inopiam.

Die Geſchichte der zween Liebenden iſt **Wilhelmen Tardiven**, ad Guilliermum Tardivum zugeſchrieben, wie der Prologus ſaget, der gleichſam die Zueignungsſchrift des Werkes iſt: Te ad limina Guilliermi Tardivi transferre non pigeat, ſagt der Verfaſſer zu ſeinem Buche in dem Epilogus, womit es ſchließt. Herr von **Foncemagne** überſetzet Tardivus durch Tardif, und glaubet: daß Guillermus Tardivus, eben derſelbe Guillaume Tardif ſey, von dem man verſchiedene franzöſiſche Werke, von der Beredſamkeit, Falkenjagd und Sittenlehre hat. Er nimmt allenthalben den Titel an: Liſeur du Roi Très Chreſtien Charles VIII.

des

---

k) Quorumdam exemplariorum carentia me tanto ab opere compulit aliquantulum ceſſare.

des allerchriſtlichſten Königes Carls des VIII. **Vorleſer**, wobey Herr **Foncemagne** im Vorbeygehen, einen Fehler bemerket, der ſich in des Pater **Labbe** Bibliothek der Handſchriften, in 4to a. d. 341. S. eingeſchlichen. Man lieſt daſelbſt: Apologues d'Eſope, traduits du Latin de Laurent Valle, par Guillaume Tardif Liſeur du Roi Charles VII. man muß aber leſen, Charles VIII. Dieß Buch iſt in der königl. franzöſiſchen Bibliothek, es enthält 33. äſopiſche Fabeln, in Folio gedruckt, auf Pergament mit ausgemalten Figuren.

Die erſte von dieſen Figuren, ſo den Verfaſſer vorſtellet, der ſein Werk dem Könige und der Königinn überreichet, wird den neugierigen Nachforſchungen des **P. von Montfaucon** nicht entwiſchen; und unfehlbar unter den Denkmälern der franzöſiſchen Monarchie einen Platz finden.

Naude, hat ſich in ſeinen Zuſätzen zu der Geſchichte **Ludwigs** des XI. in dem Namen Tardif geirret, da er ihn Tardin nennet. **Wilhelm Tardin**, ſaget er, a. d. 181. S. der ſeine **Rhetorik König Karln** dem VIII. zugeſchrieben. **Tardin**, iſt ein Arzt, der eine **natürliche Geſchichte von dem brennenden Springbrunnen**, nahe bey Grenoble **geſchrieben**. Er hieß **Johann**, und man weis nicht, warum er ſich in den franzöſiſchen Verſen, die er zu Anfange eines lateiniſchen Tractates geſetzet hat, ſo den Titel führet: Diſquiſitio Phyſiologica de pilis, **Johann Tardy** nennet. Das Buch von der Rhetorik aber, welches **Karln** dem VIII. zugeſchrieben worden, gehöret **Wilhelmen Tardiven** zu; weil er es in der Zueignungsſchrift zu des **Aeſopus** Fabeln, mit unter diejenigen Werke zählet, die er zum Unterrichte des Königes geſchrieben.

* * *

XIII.

Herrn Mahudels Abhandlung von dem Charaktere und Gebrauche der großen Schauſtücke. 1727.

Ehe die Kenntniß der alten Schauſtücke ſo weit gekommen, als ſie gegenwärtig iſt, hat man oftmals die Frage aufgeworfen: ob ſie zum Gelde gedienet haben, oder nicht? Eine jede Meynung hatte ihre Verfechter: ſeitdem es aber ausgemacht iſt, daß die Stücke vom großen, mittleren und kleinen Erzte, welches die gewöhnlichen Model ſind, aus denen man verſchiedene Folgen der Schaupfennige zuſammen ſetzet, unſtreitig ein gemeines Ausgebegeld geweſen, eben wie die goldenen und ſilbernen Münzen, denen ſie der Schrift und den Bildern nach, ähnlich ſehen: ſo geht die Frage anjetzt bloß auf die großen Schauſtücke (Medaillons.)

Dieſes ſind diejenigen alten Stücke, über deren Beſchaffenheit und Gebrauch Herr **Mahudel** einige beſondere Anmerkungen mitgetheilet hat: die, ſo entfernet ſie auch von der gemeinen Meynung zu ſeyn ſcheinen, gleichwohl nicht ohne allen Grund ſind. Man wundert ſich nur, daß dieſe Frage, noch bis anjetzt, von keinem einigen Alterthumskundigen abgehandelt worden. Herr **Spanheim**, hat in ſeinem Werke, **von der Nützlichkeit der Münzen**, nichts davon geſaget. Herr **Vaillant** ſchlägt dieſe Materie in der Vorrede, die er vor ſeiner Deſcription des Medailles Imperiales choiſies du grand bronze, gleichſam nur vor; und Herr **Buonarotti** hat in ſeinen Obſervations ſur les Medaillons du Cardinal Carpegna, gleichſam nur im Vorbeygehen davon geredet.

Was die großen Schauſtücke, ſie mögen ſeyn von was für Metalle ſie wollen, kenntlich machet, das iſt die Menge der Materie, welche durch ihr Gewicht, durch ihre Größe und Arbeit, den Umfang und die Forme aller gewöhnlichen alten Münzen übertrifft. Alle dieſe Umſtände zuſammen genommen, ſind die eigentlichen Unterſcheidungszeichen eines Medaillons; indem es Stücke giebt, die zwar großer ſeyn können, als das, was man großes Erz nennet, ohne deswegen ſchwerer zu ſeyn: und dieſes kömmt von der mindern oder ſchwächern Gewalt, bey dem Prägen der Metallſtücke, her.

So findet man auch Stücke, die von anſehnlicherem Gewichte ſind, als das Gewicht dieſes gewöhnlichen großen Models; dieſe, ob ſie gleich ſelten vorkommen, ſind noch keine eigentlich ſogenannten Medaillons; indem die Maſſe des Metalles, wodurch ſie dieſes Model übertreffen, mit demſelben nach Proportion, nämlich um ein Viertel, Drittheil, um die Hälfte, oder gedoppelt, ein Verhältniß hat: und da die Bilder darauf einerley ſind, ſo hat man Urſache zu ſchließen, daß es nur Münzen von größerm Werthe als die andern geweſen. Sie müſſen, nach dem Herrn **Mahudel**, etwas beſonders, entweder in der Arbeit, oder in der Forme, oder in Anſehung des Bildes haben; ſonſt gehören ſie allemal in die allgemeinen Claſſen, und verlieren niemals das Weſen einer Münze.

Auf dieſen Grundſatz wird es gar leicht ſeyn, ſobald man die Forme der goldenen und ſilbernen Münzen verſchiedener Monarchien, und der alten Republiken kennen wird, bey dem Anblicke eines Stückes von mehrer Schwere, zu entſcheiden: ob es Schauſtücke ſind oder nicht? So werden z. E. weder die ſilbernen Tetradrachmen ſo vieler freyen Städte des großen Griechenlandes, des **Peloponneſus**, der **archipelagiſchen** Inſeln, der Königreiche **Macedonien**, **Syrien**, **Aegypten**, **Bithynien**, **Pontus**, und ſo vieler andern Länder, auch ſelbſt ihre ſilbernen Unzialſtücke, deren

Bilder mit den Tetradrachmen übereinſtimmen, nur ſchwächere oder ſtärkere Geldſorten ſeyn.

Eben dieſes muß man von den ſilbernen Tetradrachmen der Kaiſer ſagen, die wegen ihrer Seltenheit, lange Zeit für Medaillons gehalten worden. Allein die häufigen Entdeckungen beweiſen uns zur Gnüge, daß ſie nur ein von andern Geldarten unterſchiedenes Model haben; welches in den drey erſten Jahrhunderten der Kaiſer, häufig genug gearbeitet worden iſt. Die goldenen und ſilbernen Münzen, die dieſe geſetzte Schwere übertreffen, werden ſo ſelten ſeyn, daß ſie für eigentliche Medaillons gelten könnten; oder doch dem Herrn **Mahudel** ſehr verdächtig vorkommen würden, welcher die Frage bloß auf die Stücke von Erze feſtſetzet, die wirklich den Stämpel der Kaiſer führen, übrigens aber ſich durch eine ſolche Größe und die von der Größe derer aus dem großen Model ſo ſehr abweicht, unterſcheiden; daß man ihnen unmöglich den Namen der Medaillons verſagen kann. Man will, daß die Fürſten ſich allein das Recht, dieſelben zu ſchlagen, vorbehalten, damit ſie auf ſelbigen gewiſſe beſondere Begebenheiten verewigen, und ſie an den Tagen irgend einer öffentlichen Freygebigkeit, unter das Volk auswerfen könnten. Allein Herr **Mahudel** will, daß ſie auch als Geld gangbar geweſen, man könne ihnen nicht anders, als von ungefähr, einen andern Gebrauch beymeſſen, und wenn irgend eine beſondere Veränderung mit ihrer gewöhnlichen Geſtalt vorgegangen wäre. Seine Meynung gründet er auf ſechs Haupturſachen.

Erſtlich, weil dieſe Stücke keinen andern Namen hatten, als nummi, oder numiſmata, deſſen die Römer ſich allezeit bedienet haben, das Geld überhaupt und insbeſondere, anzudeuten: und weil es wahrſcheinlich iſt, daß es dieſe Stücke ſind, von denen **Capitolin** im Leben des **Lucius Verus** geredet hat, allwo er ſaget: daß dieſer Prinz, da er jung geweſen, ſich damit beluſtiget, daß er in die Wirthshäuſer ſehr groſſe Stücke Geld geworfen, womit er die Gläſer

ſer zerſchmiſſen: jaciebat et nummos in popinas maximos, quibus calices frangeret. Und was Anlaß giebt, dieſes zu glauben, iſt, daß es nicht leicht einen Kaiſer gegeben, der deren von mehrerer Größe, und in größerer Anzahl geſchlagen, als **Marcus Aurelius**, welcher den **Lucius Verus** an Kindesſtatt aufgenommen.

Die andere iſt: weil dieſe Stücke, bis auf die Vermehrung der Dicke, in allen Stücken denen gleichen, die man für Geld erkennet. Sie ſind von eben dem Metalle, ſie haben eben die Forme, eben dieſelben Bilder und Ueberſchriften, als die Münzen aus großem, mittelmäßigem und kleinem Erzte.

Die dritte iſt: daß wenn die Figur der unter dem Namen der **Münze** verehreten Göttinn, eine natürliche Anzeige iſt, daß die Stücke auf denen ſie vorgeſtellet wird, im Handel und Wandel gangbar geweſen: ſo muß man eben das von den größern und ſchwerern urtheilen; indem man ſowohl im blühenden als verfallenden Reiche, inſonderheit vom **Gallienus** bis auf den **Conſtantius**, die Figur dieſer Göttinn auf eben die Art darauf ſieht, als auf den Münzen aller andern Metalle, von allerley Größen und von allen Kaiſern, mit denen ihr eigenen Zeichen: bald allein, bald unter dem Bilde dreyer Frauen, deren jede eine Wage hält, um die Gold- Silber- und Kupferwerkſtatt anzuzeigen, und gleichſam als ſo viele Bürgen, von dem Werthe und richtigen Gewichte. Alle dieſe Bilder ſind mit Schriften begleitet, die dieſen Gegenſtand feſtſetzen. Man lieſt darauf: MONETA AVG. AEQVITAS AVG. MONETA AVGG.; und in einem Medaillon vom **Criſpus**: MONETA VRBIS VESTRAE.

Die vierte iſt: weil die zween Buchſtaben S.C. die man gemeiniglich auf der Gegenſeite der Stücke von großem, mittlern und geringem Model des blühenden Reiches findet, und welche die zwey Wörter, SENATVS CONSVLTO, ausdrücken, eben auch auf vielen Stücken ſtehen, die man für Medaillons hält; und daß es faſt keinen Kaiſer giebt, von welchem man nicht einige ſolcher Stücke, von einer Unze, bis auf drey Unzen ſchwer angeben kann, die mit S C. bezeichnet ſind. Woraus erhellet, daß die Vermehrung des Gewichtes und der Dicke, in Unterſcheidung der Medaillonen, zweydeutige Zeichen ſind, und daß man nothwendiger Weiſe diejenigen Münzenmodel annehmen müſſe, die noch über das, was man gemeiniglich großes Erz nennet, weg ſind.

Die fünfte iſt: daß wenn man vorausſetzet, wie es denn ſehr wahrſcheinlich iſt, daß die Formeln, ΕΠΙ ΑΝΘΥΠΑΤΟΥ, ΕΠΙ ΠΡΕΣΒΕΥΤΟΥ, ΗΓΕΜΟΝΟΣ, ΑΡΧΟΝΤΟΣ, CΤΡΑΤΗΓΟΥ &c. **unter einem ſolchen Conſul, unter einem ſolchen Verweſer, Vorſitzer, Archonten, oder Prätor**, welche in den Umſchriften der Medaillonen und Münzen der griechiſchen Kaiſer ſtehen, dem S. C. der Lateiner ähnlich ſind; ſo muß man daraus ſchließen, daß es bey denen dem römiſchen Reiche unterworfenen Griechen eine Münzenforme gegeben, die größer als das große Erz geweſen; und daß man mit eben ſo vielem Rechte glauben könne, es ſey in Rom eben ſo geweſen.

Die ſechſte iſt, daß unter denen für Medaillons geltenden Stücken, dergleichen man täglich findet, die meiſten, nicht ſo viel von der Verderbniß der Zeit, als von dem Abreiben, erlitten: welches ein Zeichen iſt, daß ſie gebraucht worden und aus einer Hand in die andere gegangen ſind; welches aber mehr ſolche Stücke betrifft, die ihren geſetzten Lauf im Handel haben, als diejenigen, die nur der Ehre und Neugierde beſtimmet ſind.

Nunmehr machet Herr **Mabudel** ſich ſelbſt die vornehmſten Einwürfe, die er glaubet, daß man ihm machen könnte. Es ſind folgende:

1. Die Seltenheit dieſer Stücke, woraus man ſchließen könnte, daß ſie kein gangbar Geld geweſen.

2. Die Schwierigkeit, daß ſie im Handeln ſollten abgegriffen ſeyn, da ſie von ſo außerordentlicher Schwere ſind, und die Erhabenheit ihrer Bilder ſo gar dick iſt.

3. Die Ungleichheit der Schwere und Dicke, unter den Stücken von einerley Kaiſern und Bildern; welches den Regeln des rechtmäßigen Münzweſens in Stücken von einerley Art und Werthe zuwider iſt.

4. Die Nothwendigkeit, bey vorfallenden Freygebigkeiten eine Art von Münze zu haben, die vom gemeinen Gelde durch ein außerordentliches Gehalt, durch hiſtoriſchere Bilder, durch einen ausgearbeitetern Stämpel, und durch eine ſonderbare Arbeit unterſchieden wäre.

Nun führet Herr **Mahudel**, 1. wider die Folgerung aus der Seltenheit dieſer Stücke, den beſtändig üblichen Gebrauch in der Münzwerkſtatt an; da man nämlich viel weniger dicke und große Stücke präget, als von allen andern Formen, in denen ſie immer abnehmen.

2. Der Schwierigkeit des Gebrauches und Abreibens, denen die Dicke des Gepräges ein Hinderniß zu ſeyn ſcheint, ſetzet er die Gewohnheit der erſten Zeiten der Republik entgegen; in welchen die dicken gangbaren Geldarten, ſo man damals pecunia nannte, ein länglichtes Viereck vorſtellten, 4. bis 5. Pfunde wogen, und zum Bilde einen Ochſen führeten, welcher 2. bis 3. Linien erhaben war; und die andern runden Stücke, ſo man für das römiſche As erkennet, welche auf einer Seite den **Januskopf**, auf der andern einen Schiffſchnabel führeten, 12. Unzen wogen, und faſt einen halben Daumen dick waren. Ovid. Fast. 1.

3. Was die Ungleichheit der Schwere und Dicke betrifft, die man bey vielen Schauſtücken eines und deſſelben Kaiſers findet; ſo glaubet Herr **Mahudel** nicht, daß dieſes zum Beweiſe wider die Einförmigkeit dienen könne, die in der Münzwerkſtatt bey Münzarten von einerley Form ſtatt haben ſoll: indem wir ja ſo genau nicht alle Formen

und Größen wiſſen können, die in den verſchiedenen Münzen jedes Kaiſers, Statt gehabt haben mögen; und an ſtatt daß wir vier Formen vorausſetzen, darein wir ſie alle einſchränken wollen, es deren wohl zwölfe gegeben haben mag. Dieſes iſt ſo gewiß, daß man in jeder Forme drey unleugbare Unterſchiede, ſowohl in der Breite, als Dicke und Schwere, angeben kann. Außer dieſem, würde es Kupfermünzen geben, denen die Vorgeſetzten des Münzweſens, zu ihrem Schaden, ein Viertel und zuweilen wohl ein Drittel voraus gegeben hätten; welche gewiſſe wohl erhaltene Stücke des großen Erztes, mehr haben, als andere von eben dem Gepräge und eben dem Kaiſer, wie man ſolches auch im mittlern und kleinern Erzte bemerket. Es iſt viel natürlicher zu glauben, daß alle dieſe Unterſchiede unter einander ihr Verhältniß gehabt; und daß ſie nur relativiſche Unterabtheilungen, nach allen Veränderungen der Münzen des großen Models jedes Kaiſers geweſen. Man findet ſogar im **Lampridius** ein Beyſpiel von dieſen Verhältniſſen in Anſehung der Münzen von der großen Art; die, wie er ſaget, **Heliogabalus** ſchlagen laſſen, und die ſein Nachfolger **Alexander Severus**, den man den **Herſteller des Münzweſens** nennet, verrufen laſſen; um nicht, wenn er freygebig ſeyn wollte, genöthiget zu ſeyn, dreyßig oder vierzig Stücke, an ſtatt zehne auszutheilen, wie er im Sinne gehabt: formas binarias, ternarias & quaternarias & denarias etiam, atque amplius, usque ad bilibres quoque & centenarias, quas *Heliogabalus* invenerat, reſolvi praecepit, &c.

4. Die Nothwendigkeit, zu den Vorfällen der Freygebigkeit, außerordentlich große Münzarten zuzugeben, deren Vorrecht, wie man vorausſetzet, die Kaiſer ſich vorbehalten hätten, iſt der ſtärkſte von allen Einwürfen; indem man an einer Gewohnheit nicht zweifeln kann, deren ſo viele Schriftſteller gedenken, und es auch gewiß iſt, daß dieſe Freygebigkeiten, eigentliche Bedienten erforderten, die über die Verfertigung und Austheilung dieſer Art von Stücke geſetzt

waren. Dieſes erhellet aus der Forme des Beſtallungsbriefes dieſer Bedienten, welche **Caſſiodor** Variar. L. VI. C. 7. nebſt den Beſtallungsbriefen vieler andern Bedienten, von **Theodorichs** Hauſe anführet, die auf den Fuß des Hauſes der Kaiſer angenommen wurden. Die Aufſicht übet dieſe Freygebigkeiten, heißt darinnen: comitiva ſacrarum largitionum; und der Prinz, beſchließt deren Abſicht ſo: Calendis Januarii VII. affatim dona largimur, & laetitia publica militia tua eſt. Verum hanc liberalitatem noſtram alio decoras obſequio, ut figura vultus noſtri metallis uſualibus imprimatur, monetamque facis, de noſtris temporibus futura ſecula commonere. Dieß ſind inſonderheit diejenigen Arten von Münzen, welche die Vertheidiger der Medaillonen, von dem gangbaren und durch S. C. bezeichneten Gelde, unterſchieden wiſſen wollen.

Herr **Mahudel** geſteht auf dieſen Einwurf, daß die Stücke von der allergrößeſten Art, wohl zu dieſen Freygebigkeiten mögen gebraucht worden ſeyn, weil die Arbeit daran ſo ſchön geweſen; daß ſie aber deſſen ungeachtet ein wirkliches Geld, und eben ſowohl gangbar geweſen, als unſere dickſten Stücke vom **Varin**. In **Caſſiodors** Formel hätten ſie auch alle Zeichen, und ſelbſt den Namen des Geldes; und man hätte nicht mehrere Urſache zu glauben, daß dieſe Stücke zu Freygebigkeiten gedienet; als diejenigen, die in Golde, Silber, großem, mittlerm und kleinem Erze, ſtatt des Bildes, die Austheilung gewiſſer Freygebigkeiten führen, zur Schrift aber die Worte haben: Liberalitas II. III. IV. V. VI. VII. und VIII. Die Bilder der ſchönſten Medaillonen, ſahe man auch auf dem großen und mittlern Erze, und es habe nicht weniger Kunſt erfodert, viele Figuren auf einem kleinen Raume, in goldenen und ſilbernen Münzen vorzuſtellen, wie diejenigen, deren Schrift heißt: REGNA ADSIGNATA, unter dem **Trajan**, PVELLAE FAVSTINIANAE, unter **Fauſtinen** der Mutter, und auf einer Menge anderer von mittlerem Erze, als auf dem gröſeſten Stämpel der Medaillonen. Was aber das Recht betrifft, ſo die Kaiſer ſich vorbehalten haben ſollen, ſo hat man davon nur einen aus der Auslaſſung der Buchſtaben S. C. gezogenen verneinenden Beweis; derſelbe iſt aber ſehr zweydeutig, indem man verſchiedene Stücke von großem und mittlerem Erzte findet, welche, auch ohne dieſes Zeichen, gleichwohl Geldſorten waren; Hätte aber der Senat nicht die Macht gehabt, die Verfertigung ſolcher großen Stücke in Erz zu verordnen, ſo würden ja die mindeſten griechiſchen Städte, die deren ſo viele ſchlagen laſſen, mehr Vorrechte gehabt haben, als der Senat ſelbſt.

Da endlich Herr **Mahudel** ſich nicht enthalten kann, einige ſonderbare Stücke der Freygebigkeit, in Erze zu erkennen, ſo urtheilet er: daß, ungeachtet die Medaillonen, nach der erſten Abſicht ihrer Verfertigung, überhaupt zu reden dazu beſtimmet geweſen, daß ſie Geld ſeyn ſollten, ſo gäbe es deren doch einige, die aus verſchiedenen Urſachen, in Stücke zu einem andern Gebrauche verwandelt worden; indem man ihre gewöhnliche Geſtalt, ſelbſt in der Zeit da ſie geſchlagen worden, geändert hat.

Dergleichen nun ſind diejenigen, die gleich bey der erſten Verfertigung, verſilbert, vergoldet, und doppelt übergüldet worden. Dieß war eine Verſchönerung, die geſchickt war, den Werth der ſchönſten und am trefflichſten geſchlagenen Münzen zu erhöhen, die man nummos aſperos nannte.

Dergleichen ſind diejenigen, die aus zweyerley Metallen von verſchiedener Farbe, aber vollkommen wohl verlötet, beſtehen, deren eines z. E. von Kupfer iſt, und einem Meſſingenen oder korinthiſchem Metalle zum Rande dienet, und wo die Buchſtaben der Schrift über die zween Ränder weglaufen, allwo dieſe Metalle vereiniget ſind.

Dergleichen ſind auch noch diejenigen, deren Teller die ganze gewöhnliche Größe hat; die aber im Umkreiſe mit gezierten Ringen umgeben ſind, die ihnen zum Rande dienen und ihren Umfang doppelt ſo groß machen, als derjenige iſt, den man an andern Stücken mit gleichen Bildern bemerket: welche, da ſie dieſen Zierrath nicht hatten, nur ein gemeines Geld geweſen.

Dieſe Zirkel nun ſind, entweder von gleichem Metalle und mit dem Felde aus einem Stücke; oder von anderm Metalle als der Teller, mit welchem ſie vor ihrer Ausarbeitung verlötet worden; oder ſie ſind ſelbſt in einen andern Zirkel eingefüget, deſſen Metall abermals von dem Metalle des erſten Zirkels unterſchieden iſt. Alle dieſe Zierrathe deuten etwas beſonderes an, ſo man mit Fleiß dieſen Stücken beyfügen wollen; damit ſie von dem gemeinen Handel und Wandel ausgeſchloſſen würden. Man unterſchied noch andere dadurch, daß man ſie mitten im Durchmeſſer durchſtach, um Ringe durchzuziehen, und ſie an die Kriegsfahnen zu hängen, oder hie und da einzufügen: und dieſes waren dann die **heiligen Bilder**, in deren Gegenwart die Kriegeseide geleiſtet wurden.

XIV.

Des Herrn de la Barre Erklärungen und Verbeſſerungen einiger Stellen im Plinius 1727.

Es giebt wenig alte Schriftſteller, die ſchwerer zu verſtehen wären, als **Plinius**. Zuweilen will er alles witzig ſagen, oder wenigſtens will er alles mit wenigern Worten ſagen, als ein anderer würde gethan haben. Dieſe gekünſtelte Kürze macht ihn zuweilen ſo dunkel, daß man ihn mehr erräth als verſteht; niemals aber wird ſie einem verdrießlicher, als wenn ſie ihn veranlaſſet, ſich auf eine ſolche Art auszudrücken, die einen ganz andern Sinn vorſtellet, als was er wirklich ſagen wollen. Zuvörderſt bemerket Herr de la Barre, zwo Stellen von der Art, die er ſich vorgenommen zu erklaren; worauf er einige Stellen eben dieſes Scribenten verbeſſert.

Die erſte Stelle die einer Erklärung bedarf, ſteht im 23. Cap. des VII. Buches, allwo **Plinius** die Länder beſchreibt, die am Oriente des **Euphrates** und **Tigris**, über dem **Ocean** und **perſiſchen** Meerbuſen liegen. Um dieſe entfernten Länder bekannt zu machen, nimmt er die Beſchreibung von des **Nearchus** Schiffahrt in dieſen Meeren zu Hülfe; aber nicht diejenige, welche **Nearchus** ſelbſt gemacht hat, die ſehr merkwürdig war, und welche **Arrian** ſeitdem faſt ganz abgeſchrieben; ſondern des **Oneſikritus** ſeine, die gar nichts ſagen will, und darinnen man weder die Namen der Oerter findet, wo die Flotte angelandet war, noch die Strecke der Küſten die ſie vorbeygeſtrichen hatte. Er nimmt nur den Inhalt dieſer trocknen und dürren Beſchreibung, weil ſeine einzige Abſicht war, die Ordnung und Einrichtung der verſchiedenen Länder zu zeigen, die darinnen genennet werden, und er beſchließt dasjenige, was er davon ſaget, mit folgenden Worten: Ostium Euphratis: lacus quem faciunt Eulaeus, & Tigris juxta Characem, inde Tigri Suſa.

Bleibt man nun bey dem Sinne ſtehen, den dieſe Worte ſogleich darbiethen, ſo wird man ſagen müſſen: **Oneſikritus** habe entweder die Lage der Küſten die er durchfahren, nicht gekannt, oder **Plinius** habe den **Oneſikritus** nicht verſtanden; oder es habe zwiſchen **Eulåus**, dem **Tigris**, und der Stadt **Suſa**, die am Oriente des **Euphrates** lag, noch ein ander **Eulåus**, einen andern **Tigris**, und eine andere Stadt **Suſa** auf der Abendſeite eben dieſes Fluſſes gegeben. Eins von dieſen dreyen muß man nothwendig annehmen, und das dritte faſt noch eher, als die zwey andern, wenn man bey dem natürlichen Sinne bleiben will, der auch durch die Abſicht, die **Plinius** in dieſem Capitel hat, beſtätiget wird. Denn **Nearchus** iſt vom Morgen nach Abend gefahren: Er fähret von **Sindus** ab, ſtreicht an den Küſten der **Arbier**, **Oriten**, und **Ichthyophagen**, bey **Carmanien**, dem eigentlichen **Perſien**, und **Suſanien** vorbey, welche drey Länder an der morgendlichen Küſte des **perſiſchen** Meerbuſens liegen. Alles dieſes ſaget **Plinius** offenbar dem **Oneſikritus** nach: folglich kann man keinem von beyden einen ſo groben Irrthum Schuld geben, den ein Menſch begehen würde, welcher ſagen wollte: **Eulåus**, der **Tigris** und die Stadt **Suſa**, hätten an der Abendſeite des **Euphrates** gelegen. Das einzige Mittel ſo man wählen kann, iſt daß man zween andere Flüſſe, und eine andere Stadt zugiebt, die eben die Namen geführet.

Zu allem Glücke iſt des **Nearchus** Beſchreibung ſeiner Fahrt noch auf unſere Zeiten gekommen, und giebt uns den Sinn dieſer Stelle im **Plinius** an die Hand; welche ohne dieß, für eine von den Abſchreibern verſtümmelte Stelle wäre angeſehen worden.

Man findet in dieſer Beſchreibung, die **Arrian** abgeſchrieben hat, daß, nachdem **Nearchus** an der Mündung des **Euphrates** angekommen, er vom **Alexander** Befehle erhalten, denen zu folge er zurückgekehret, und in einen See oder Buſen gegangen iſt, welchen der **Euläus** und **Tigris** bey ihrer Ergießung ins Meer, machen, von da er bis nach **Suſa** hinauf gegangen. Dieſes alles ſtimmt mit demjenigen ſo wohl überein, was in des **Plinius** Texte ſo verwirrt zu ſeyn ſcheint: Oſtium Euphratis: Lacus quem faciunt Eulaeus, & Tigris juxta Characem, inde Tigri Suſa, daß man nicht zweifeln kann, er habe eben das ſagen wollen, was **Nearch** ſaget. Folglich iſt die Stelle dieſes Schriftſtellers erkläret; er hat dasjenige nur abgeſchrieben, was **Oneſikritus** von dem Ende der Schiffahrt die er beſchrieb, geſaget hatte. Allein es iſt gewiß, daß er auf dieſer einzigen Stelle zween wichtige Fehler begangen: denn er hat ſowohl wider die Kürze geſündiget, da er von einer nicht nur unnützen Sache redet, ſondern die auch ſeiner Abſicht zuwider lief, nach welcher er bloß die Lage der Küſten zeigen wollte; als auch wider die Deutlichkeit, da er auf eine Art davon redet, daß man glauben ſollte, ſie hätte mit ſeiner Abſicht eine nothwendige und weſentliche Verbindung.

Die Erklärung dieſer Stelle ſcheint vielleicht an ſich ſelbſt nicht ſehr wichtig zu ſeyn; weil, da die Länder von welchen darinnen geredet wird, bekannt ſind, er keine falſchen Begriffe davon machen können. Gleichwohl hat man es für gut gehalten dieſelbe mitzutheilen, weil man glaubet, ſie könne zu einigen vermeynten Entdeckungen in der alten Erdbeſchreibung dienlich ſeyn, worauf man ſich vieleicht gar zu ſehr verlaſſen möchte. Es iſt gar nicht natürlich zu glauben, daß es vor dem **Alexander**, faſt in einem und demſelben Lande zwo Städte eines Namens, ohne irgend einen Beynamen gegeben, der ſie von einander unterſchiede: und ſo geht es auch mit zween Flüſſen, die nirgend zuſammen kommen. Man will nicht ganz und gar leugnen, daß es dergleichen gegeben; aber man geſteht, daß es ſchwer ſey, ſolches zu glauben. Vieleicht wird ein weniges Nachſinnen über die angeführte Stelle, zeigen, daß Herr **de la Barre** Urſache hat, in dieſem Stücke gar nicht leichtgläubig zu ſeyn.

Wenn der **Tigris**, der **Euläus** und die Stadt **Suſa**, nicht ſo bekannt wären; oder wenn **Plinius** nur eines von dieſen Stücken in der Stelle genennet hätte, wo er ſie alle drey ſo zur Unzeit nennet; und wenn **Arrian** die Geſchichte von des **Nearchus** Schiffahrt nicht auf die Nachwelt gebracht hätte: ſo würde man unfehlbar glauben, es habe einen **Tigris**, **Euläus** oder eine Stadt **Suſa**, an der Abendſeite des **Euphrates** gegeben. Der Erdbeſchreiber, der dieſe neue Stadt oder dieſen neuen Fluß angedeutet haben würde, hätte ſich auf ſeine Anmerkung was zu gute gethan, und die Kunſtrichter hätten ſeine Entdeckung für unſtreitig gehalten. Demungeachtet würden dieſer zweyte **Tigris**, **Euläus**, und dieſes zweyte **Suſa**, nichts als Hirngeſpinſte ſeyn. Iſt es nicht ſehr zu fürchten, daß man nicht zuweilen doppelte Städte oder Flüſſe angenommen, die eben ſo wenig Wirklichkeit mögen gehabt haben, als dieſe gehabt hätten?

Die zweyte Stelle im **Plinius**, wo Herr **de la Barre** eben denſelben Fehler bemerket hat, ſteht im XII. Cap. des IV. B. allwo er das ſchwarze Meer beſchreibt. Man lieſt daſelbſt folgende Worte: Circuitus vero totius Ponti vicies ſemel centena quinquaginta M. ut autor eſt Varro, & fere veteres. Nepos Cornelius trecenta M. quinquaginta adjicit; das heißt: **Varro will, daß dieſes Meer zwo Millionen, hundert und funfzig tauſend Schritte im Umkreiſe habe; und das ſagen auch die mehreſten Alten:** Cornelius Nepos **aber, ſetzet noch drey hundert und funfzig tauſend Schritte zu.**

Es iſt niemand, der, wenn er dieſe Stelle lieſt, nicht glauben ſollte, daß das, was **Plinius** vom **Cornelius Nepos** ſagen wollen, nämlich, daß er drey hundert und funfzig tauſend Schritte zu den zwo Millionen und hundert funfzig tauſenden geſetzet, die **Varro** im Umfange des ſchwarzen

Meeres gezählet, oder daß er, wenn man ſo will, dreyhundert und funfzig tauſend Schritte mehr gezahlet, als **Varro**; und daß folglich nach dieſem Schriftſteller, der Pontus Euxinus zwo Millionen und fünfmal hundert tauſend richtige Schritte weit geweſen. Dieß iſt der natürliche Sinn dieſer Worte: Nepos Cornelius trecenta M. quinquaginta adjicit. Man ſieht ſogar nicht, wie man gehörigere Ausdrücke finden konnte, dieſen Sinn anzuzeigen; und gleichwohl will **Plinius** dieſes nicht ſagen. Seine Meynung iſt, anzudeuten, **Cornelius Nepos** habe zwo Millionen, drey hundert und funfzig tauſend Schritte, folglich nur zweymal hundert tauſend mehr, als **Varro**, zum Umkreiſe des Pontus Euxinus gerechnet.

Der Beweis dieſer Erklärung ſteht an zwo andern Stellen eben dieſes **Plinius**, allwo er abermals vom ſchwarzen Meere handelt. Die erſte ſteht im 11. Cap. eben dieſes Buches: ab Iſtri oſtio ad os Ponti paſſ. DLV. M. alii fecere: Agrippa adjecit ſexaginta. **Von der Mündung der Donau, bis zum Canale des ſchwarzen Meeres, rechnen die andern fünf hundert und funfzig tauſend Schritte. Agrippa aber ſetzet noch ſechzig hinzu.** Dieſe Stelle gleicht der angezogenen vollkommen; und es ſcheint aus dem **Plinius**, daß **Agrippa** von der **Donau** bis an den Canal ſechzig röm. Meilen mehr gezählet, als die andern, das heißt, daß er ſechs hundert und funfzehn röm. Meilen gezählet; allein, wenn man es ſo verſteht, ſo irret man ſich. Des **Agrippa** Rechnung geht von der andern ihrer ſehr wenig ab, der ganze Unterſcheid zwiſchen ihm und ihnen, war nur allein fünf Meilen, und er zählete nur fünf hundert und ſechzig Meilen, von der **Donau** zum Canale. **Plinius** ſelbſt macht dieſe Anmerkung, und erkläret dadurch auch ſich ſelbſt: Agrippa a Byzantio ad flumen Iſtrum DLX. *Lib. IV. Cap. XII.*

Will man wiſſen, worauf eine ſo ſeltſame Art ſich auszudrücken ſich gründen mag; ſo iſt es nicht ſchwer zu entdecken,

decken, **Plinius** habe geglaubet, daß es in denen Summen, wo es zwo Zahlen giebt, genug ſey, wenn man nur die Abweichung der Schriftſteller in Anſehung der kleinen Zahlen bemerkete, die ſie den größern, darüber ſie eins waren, beyſetzeten. Er hat ſich eingebildet, man würde z. E. verſtehen, daß in der Entfernung der Mündung der **Donau**, von dem Canale des ſchwarzen Meeres, die Zahl der fünf hundert Meilen eine feſte Zahl wäre; welcher einige noch fünf und funfzig, und andere noch ſechzig beyfügen.

Dieſe zwo Stellen, deren eine die andere erkläret, enthalten einen Fehler, den man mit Beyhülfe der Handſchriften nicht verbeſſern können, als in welchen der **P. Hardouin** keine verſchiedenen Leſarten gefunden hat. Dieſer Fehler beſteht darinn, daß man lieſt DLV. DLX. **fünf hundert fünf und funfzig**, und **fünf hundert ſechzig** Meilen; anſtatt daß CDLV. und CDLX. **vier hundert fünf und funfzig**, und **vier hundert ſechzig**, ſtehen ſollte.

Um von der Nothwendigkeit dieſer Verbeſſerung überzeuget zu ſeyn, ſo darf man nur auf dasjenige Acht geben, was die Römer, und andere Lateiner im Gebrauche gehabt, wenn ſie aus griechiſchen Schriftſtellern dasjenige abgeſchrieben, was ſie von der Größe derer Länder aufgezeichnet, in denen das griechiſche Volk zerſtreuet war. Man weis, daß ſie gewohnt waren, acht **Stadia** für eine **Meile** zu nehmen. **Plinius**, **Columella** und **Cenſorin**, ſind ſichere Zeugen dieſes Gebrauches. Wenn man alſo will, daß von der Mündung der **Donau**, bis zum Canale des ſchwarzen Meeres, fünf hundert und ſechszig Meilen ſind, welches man im **Plinius** lieſt; ſo müſſen die Griechen vier tauſend vier hundert und achtzig **Stadia** darauf gerechnet haben. **Arrian** aber, der dieſe Griechen abgeſchrieben, zählet in ſeinem Peripl. Ponti Euxin. nur drey tauſend ſechs hundert und achtzig. Dieſe Zahl iſt gar nicht zweifelhaft, weil es aus den beſondern Entlegenheiten jedes Ortes erhellet, wo man ankern konnte, wenn man von der Mündung der **Donau**, zu Waſſer nach **Byzanz** fuhr.

Es iſt wahr, daß man zuweilen bey zween alten Scribenten, welche die Entlegenheit zweyer Länder oder Küſten angeben, eben ſo wichtige Unterſchiede findet, als zwiſchen dem **Plinius** und **Arrian** ſeyn würden, wenn **Plinius** dasjenige geſchrieben hätte, was man in ſeinem Texte lieſt. Man kann dieſe Abweichungen nicht allemal den Abſchreibern beymeſſen, die uns ſtutzig machen, und zuweilen ſo viel Verwirrung erregen; es muß uns denn irgend ein beſonderer Umſtand dazu antreiben: hier aber ſind deren etliche und ſehr wichtige.

Die Küſte von **Byzanz** bis an die **Donau**, war mit ſehr volkreichen griechiſchen Städten beſetzet; folglich iſt es ſchwer, daß griechiſche Schriftſteller ſich ſo ſehr ſollten geirret haben, daß ſie derſelben acht hundert **Stadia** mehr beygeleget hätten, als ſie wirklich lang geweſen. Dieſe Vorausſetzung, die man ſchwerlich annehmen kann, wird noch unglaublicher, wenn man erwäget, daß diejenigen, denen man einen ſolchen Jrrthum beymeſſen müßte, die Richtigkeit ſo hoch haben treiben wollen, daß ſie auch kleine Zahlen zu Hülfe genommen, ſo, daß einer nur fünf Meilen, oder vierzig Stadien weniger gezählet, als die andern. Dieſem kann man noch beyfügen, daß **Agrippa** und **Arrian** in Anſehung der kleinen Zahlen vollkommen eins ſind, da ein jeder achtzig Stadien hat, wie man in obiger Ausrechnung geſehen.

Was endlich uns vollends überzeugen muß, daß der Fehler im **Plinius** weder von ihm, noch von ſeinen Schriftſtellern herrühre, ſondern von den Abſchreibern, und daß man ihn verbeſſern müſſe; ſo iſt es dieß: daß, es ſey nun daß man quadringenta ganz ausgeſchrieben, oder es mit römiſchen Zahlen hingeſetzet habe, es gar leicht geweſen quingenta daraus zu machen; und daß, bey Herſtellung der wahrſcheinlich richtigen Leſart, kein Unterſchied mehr unter denen zween Schriftſtellern bleiben wird, deren Uebereinſtimſtimmung in einem gewiſſen Stücke man bereits angezeiget hat: indem die vier hundert ſechszig Meilen des **Agrippa**, ganz richtig, und genau **Arrians** ſeine drey tauſend ſechs hundert und achtzig Stadien ſind.

Hierauf verbeſſert Herr **de la Barre** eine Stelle im 32. Cap. des 5. B. allwo man lieſt: Boſporus D. paſſ. intervallo Aſiam Europae iterum auferens, abeſt a Chalcedone XII. M. paſſ. Alle Handſchriften haben dieſe Leſart; aber man muß leſen VII. M. paſſ.

In der That, was **Plinius** den **Boſphorus** nennet, das iſt der Ort des Canales vom ſchwarzen Meere, allwo **Darius** eine Brücke ſchlagen ließ. Er ſelbſt ſaget es in des IV. B. XII. Cap. Anguſtiae Boſphorus Thracius, latitudine D. paſſ. qua Darius, pater Xerxis, ponte transvexit. Von dieſem Orte an, würden, nach dem **Plinius**, zwölf tauſend fünf hundert Schritte bis nach **Chalcedon** ſeyn; wenn er dasjenige geſchrieben hätte, was ſich in alle Ausgaben eingeſchlichen hat: allein man weis, daß dieſer Ort dasjenige iſt, was man das **hermäiſche Vorgebirge** nannte, ſo mitten an dem Canale, und auf dem halben Wege von **Chalcedon** nach **Jupiters** Tempel lag: dieß ſagen **Herodot** und **Polybius** mit ausdrücklichen Worten.

Ferner weis man, daß der ganze Canal hundert und zwanzig Stadien lang geweſen. **Arrian** und **Menippus** ſind hierinnen mit obangeführten alten Schriftſtellern eins. Dieſer Canal ward auch ſehr befahren, und ſeine Länge konnte nicht unbekannt ſeyn; nun waren hundert und zwanzig Stadien, für die Römer, welche deren acht auf eine Meile zähleten, richtige funfzehn Meilen. Es iſt alſo nothwendig, daß **Plinius** ſieben tauſend und fünf hundert Schritte, für die halbe Länge des Canals gezählet hat. Die Abſchreiber haben gar leicht ein V für ein X angeſehen.

⁂

XV.

Des Herrn Secouſſe Anmerkungen über Plutarchs Leben des Brutus.

1727.

Plutarchs Text.

I.

Als Brutus nach der pharſaliſchen Schlacht, für einen lybiſchen König eine gerichtliche Rede hielt, ſo erlag er gleichſam vor der Abſcheulichkeit des Verbrechens, welches man dieſem Prinzen ſchuld gab: gleichwohl aber erhielt er durch ſein Bitten und Flehen, daß man ihm den größten Theil ſeiner Staaten ließ. Man erzählet, daß, als Cäſar ſeine Rede gehöret gehabt, er zu ſeinen Freunden geſaget: Ich weis nicht, was der Mann haben will; aber was er will, das will er recht.

Anmerkung.

Man findet in keinem andern Geſchichtſchreiber, daß **Cäſar** einem **lybiſchen** Könige den Proceß hätte machen laſſen. Er überwand in der That in **Africa** den König **Juba**, welcher ſich zu den Ueberbleibſeln von des **Pompejus** Partey geſchlagen hatte; allein nach der Niederlage die dieſer Prinz erlitt, tödtete er ſich, oder ließ ſich tödten a).

Viele Kunſtrichter b) haben, und zwar mit gutem Grunde geglaubet, man müßte in dem Texte das Wort **galatiſchen** anſtatt **lybiſchen** ſetzen; und daß die Begebenheit, ſo Plu-

---

a) Hirtius de bello africano. Ad fin. App. de bello civ. L. II. p. 490.

b) Xylanders und Cruſers Noten a. d. 54. S. zu Ende des Plutarch.

Plutarch erzählet, den **Dejotarus** betroffen. In der That ſchicket ſich auch alles was **Plutarch** hier erzählet, ſehr wohl auf dieſen Prinzen. Es iſt gewiß, daß **Cäſar** ihm Armenien, welches ihm vom Senate war gegeben worden, und die Tetrarchie der **Troginier** weggenommen c); und es iſt eben ſo gewiß, daß **Brutus** das Wort zu ſeiner Vertheidigung geführet. **Cicero** redet in der V. Num. de claris Oratoribus, von dieſer Sache; deren auch in dem Geſpräche von den Rednern gedacht wird, welches man dem **Tacitus** zueignet.

Was aber die Sache noch mehr entſcheidet, iſt, daß **Cicero** im 2. Br. des XIV. Buches berichtet: **Cäſar** habe, bey Gelegenheit derjenigen Rede, die **Brutus** für den **Dejotarus** gehalten, dasjenige geſaget, was **Plutarch** anführet; als hätte er es geſagt, da **Brutus** für einen lybiſchen König geredet hätte.

Hier iſt **Cicerons** Stelle, die **Plutarchs** Texte zur Auslegung dienen kann. Cäſar **pflegte oftmals vom** Brutus zu ſagen: **es iſt nicht gleich viel, ob das, was er will, billig ſey oder nicht**: magni refert hic quid velit, **denn was er will, das will er recht. .... Dieſe Betrachtung machte** Cäſar, **als er ſah, mit was für Heftigkeit und Freyheit**, Brutus zu Nicäa **vor ihm, für den** Dejotarus **redete.**

II. **Plutarch**, welchem **Appian** im 2. B. de bell. civ. p. 498. gefolget iſt, führet an: daß **Caſſius** und **Brutus**, die beyde zugleich nach der Prätur ſtrebeten, alle beyde die Prätur der Stadt begehrten, weil damit die meiſte Ehre verknüpfet war. **Cäſar** habe ihre Gründe angehöret, und indem er mit ſeinen Freunden darüber gerathſchlaget, zu ihnen geſagt: **Caſſius** hat die Billigkeit auf ſeiner Seite;

---

tarch. Leben. Mongault über den I. Br. des XIV. B. an den Atticus. VI. Th. 9. S. Dacier VII. Th. 559. S.

c) Appian. de B. C. L. II. p. 472. Cic. de divinat. L. I. n. 15.

aber gleichwohl muß **Brutus** die vornehmſte Prätur haben.

Als **Plutarch** **Cäſars** Leben aufgeſetzet hat, muß er nothwendig andern Nachrichten gefolget ſeyn: denn, nachdem er in dieſem Leben geſagt hat: **Brutus** hätte die Stadtprätur erhalten; ſo ſetzet er hinzu: **Cäſar** habe ihn, mit Ausſchließung des **Caſſius**, zum Conſul ernannt; welcher, nach **Cäſars** eigenem Geſtändniſſe, ihm hätte vorgezogen werden ſollen.

Es würde ſchwer ſeyn, unter zwoen ſo verſchiedenen Erzählungen eine Wahl zu treffen, wenn man nicht das Anſehen des **Vellejus Paterkulus**, in des 2. B. 56. Num. für ſich hätte, der das letztere beſtätiget. **Cäſar**, ſaget er, konnte ſich den **Brutus** doch nicht zu eigen machen; ob er ihn gleich zum Conſul erwählete, und den **Caſſius** erbitterte, da er Anſtand nahm, ihn zu ernennen.

Plutarchs Text.

III. Als man wegen dieſer Verſchwörung wider den Cäſar rathſchlagete, ſo waren alle andere der Meynung: daß man mit Cäſarn zugleich, auch den Antonius umbringen müßte. Brutus aber widerſetzte ſich dieſem Anſchlage, 1. wegen der dadurch beleidigten Gerechtigkeit, und 2. weil er ihnen zu einiger Aenderung von Seiten des Antonius Hoffnung machte: denn er zweifelte nicht, daß, da ſelbiger von Natur ein edles Gemüth hätte, ehrſüchtig und ruhmbegierig wäre, er nicht, wenn er ohne Cäſarn ſeyn würde, ebenfalls an Wiederherſtellung der Freyheit arbeiten, und ſich durch ihre Beyſpiele zu einem edlen Nacheifer, nach allem was ſchön und wohlanſtändig wäre, würde anfeuern laſſen.

Im Leben des **Antonius** findet man eben das; nur mit dieſem Unterſchiede, daß **Plutarch** daſelbſt nur ſaget: **Bru-**

Brutus habe ſich dem Anſchlage der Verſchworenen widerſetzet; weil er geglaubet, daß *eine* zu Vertheidigung der Geſetze unternommene That, von allen Arten der Ungerechtigkeit unbefleckt erhalten werden müßte.

Anmerkung.

Ungeachtet Herr **Secouſſe** im **Cicero** eine Stelle gefunden hatte, woraus man ſchließen konnte; er ſchreibe dem **Decimus Brutus Albinus** denjenigen Fehler zu, welchen **Plutarch** dem **M. Brutus** zueignet, und daß er an einer andern Stelle zu zweifeln ſcheint, welcher von beyden daran Schuld geweſen: ſo ſchien ihm gleichwohl ein Brief des **Cicero** an den **M. Brutus**, nebſt einer Stelle im **Vellejus Paterculus**, dasjenige unſtreitig zu beſtätigen, was **Plutarch** hier anführet. Da ſich indeſſen ein gewiſſer ſehr geſchickter Mann, für die Gegenſeite erklärete, und wider den **Plutarch** eben dieſelbe Stelle aus dem **Vellejus Paterculus** anführete, die nach des Herrn **Secouſſe** Meynung, demſelben günſtig war: ſo hat er geglaubet, es würde nunmehr nützlich ſeyn, diejenigen Stellen zu unterſuchen, die dieſen hiſtoriſchen Punct betreffen.

Cicero rücket in dem VII. Br. des II. B. an den **Brutus**, demſelben auf eine ſo deutliche, als feine und zärtliche Weiſe, das Verſehen vor, welches er begangen, da er dem **Antonius** das Leben erhalten. Id profecto nullum eſſet, niſi tum conſervatus eſſet Antonius: ſed haec omitto, res enim a te geſta memorabilis, ac poene coeleſtis, repellit omnes reprehenſiones, quippe quae ne laude quidem ſatis idonea affici poſſit. Zuweilen giebt **Cicero** dieſes Verſehn, allen Verſchworenen zugleich Schuld: Sed hoc veſtrum eſt, ſagt er in einem Briefe an den **Caſſius** *d*), und in einem Schreiben an den **Brutus** *e*): quid praetermiſſum a vobis. Im 20. Br. des XV. B. ruft er an den

---

d) Ep. ad Famil. L. II. Ep. 5.

e) lib. I. ad Brut. Ep. XV.

Atticus aus: Haec omnia culpa Bruti; allein hier kann man eben nicht errathen, welchen **Brutus** er meynet. Es iſt wahr, daß gemeiniglich, wenn man im **Cicero** und andern Schriftſtellern, den Namen **Brutus**, ohne Vornamen findet, die Rede vom **M. Brutus** iſt. Allein auch dieſe Regel iſt nicht ſonder Ausnahme: denn in dem 9. Br. des XVI. B. ſtehe in einem Schreiben an den **Atticus**, der Namen **Brutus**, ohne Vornamen, auf einer Stelle, wo gewiß vom **Decimus** die Rede iſt.

In einem Briefe an den **Atticus**, redet **Cicero** von eben dieſer Sache, die ihm ſehr am Herzen liegt, und fraget ſich, τὴν δὲ αἰτίαν τῶν Βρούτων τις εἶχεν f). Und in einem andern Schreiben an eben denſelben g), da er ihm von einer Unterredung Rechenſchaft giebt, die er mit dem **Caſſius** und vielen andern gehabt; meldet er ihm: daß ſie ſich beklaget hätten, und inſonderheit **Caſſius**, eine ſo ſchöne Gelegenheit aus den Händen gelaſſen zu haben, amiſſas occaſiones. Er klaget ſehr über den **D. Brutus**, heißt es: ich ſagte ihnen, ſie hätten Recht; allein man müſſe an das Vergangene nicht mehr denken.

Der gelehrte Ueberſetzer der Briefe an den **Atticus**, bemerket bey dieſer Stelle: **Manucius** glaube, **Caſſius** habe ſich beklaget, daß **Decimus**, der ein Kriegsheer hatte, ſich dem **Antonius** nicht widerſetze: allein es ſcheint, ſetzet er hinzu, daß er ſich irre; es iſt hier die Rede von demjenigen, was nach **Cäſars** Tode vergegangen, und daß **D. Brutus** ſich widerſetzet hat. **Plutarch** ſaget, es ſey **M. Brutus** geweſen; aber aus dieſer Stelle läßt ſich ſchließen, daß es **Decimus** ſeyn muß.

Um nun im Stande zu ſeyn, von dieſer Sache zu urtheilen; ſo muß man nur noch die Stelle aus dem **Vellejus Paterculus** anführen: Quo anno id patraver fa-

cinus

---

f) Lib. XV. Ep. 12.

g) Lib. XV. Ep. XI.

cinus Brutus et C. Caſſius, Praetores erant; D. Brutus Conſul deſignatus. Hi una cum conjurationis globo, ſtipati gladiatorum D. Bruti manu, Capitolium occupavere, cum Conſul Antonius (quem cum ſimul interimendum cenſuiſſet Caſſius, Brutus repugnaverat, dictitans, nihil amplius praeter Tyranni .... petendum eſſe ſanguinem) *Vellejus Lib. II. n. 58.*

Herr **Secouſſe** zweifelt gar nicht, daß **Vellejus** hier nicht ausdrücklich ſage; es ſey **M. Brutus** geweſen, der ſich dem **Caſſius** widerſetzet hat: denn in dieſer Stelle redet **Vellejus** zweymal vom **D. Brutus**, und giebt ihm beydemale den Zunamen **Decimus**. Er redet auch vom **M. Brutus**, und nennet ihn nur **Brutus**; woraus man ſchlieſſen muß, daß dieſe Worte, Brutus repugnaverat, lediglich vom **M. Brutus** zu verſtehen ſind.

Der gelehrte Herr Ueberſetzer behält alſo nichts übrig, als die Stelle aus dem **Cicero**, ſeine Meynung zu unterſtützen.

Allein dieſe Stelle iſt gar nicht deutlich. **Cicero** redet nur mit halben Worten: man muß es errathen. Hätte er auch übrigens bloß des **Antonius** Begebenheit im Sinne gehabt, ſo würde er geſaget haben, amiſſam occaſionem: es ſteht aber amiſſas occaſiones, welches viele vortheilhafte Gelegenheiten anzeiget, deren ſich **D. Brutus**, welcher an der Spitze eines Kriegsheeres ſtand, nicht bedienet hatte. Wird nun dieſe zweydeutige Stelle im **Cicero**, **Plutarchs** und des **Vellejus Paterculus** ausdrückliche Textworte zernichten können, die gar keinen Zweifel übrig zu laſſen ſcheinen? Man muß auch über **Plutarchs** Stelle, von welcher hier die Rede iſt, noch bemerken, daß er darinnen ſaget: **Brutus** habe ſich dem Rathe dererjenigen widerſetzet, welche den Anſchlag gaben, den **Antonius** zu ermorden; und zwar erſtlich, aus Liebe zur Gerechtigkeit, zum andern, weil er nicht gezweifelt hätte, **Antonius** würde noch ein rechtſchaffener Mann werden.

Es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß **Brutus** vom **Antonius** eine ſo gute Meynung könne gehabt haben. Was konnte er doch wohl Gutes von einem Menſchen erwarten, der ſeiner Sitten, ſeiner Ergebenheit gegen den Tyrannen, und derer Niederträchtigkeiten wegen verſchrieen war, mit welchen er als Conſul, bey dem Feſte der **Lupercalien**, dem heimlichen Verlangen behülflich geweſen war, welches **Cäſar** hatte, zum Könige erkläret zu werden? Wir haben ja auch in der Stelle des **Vellejus Paterculus** geſehen, daß er dem **Brutus** keinen andern Bewegungsgrund beyleget, als die Billigkeit. **Plutarch** beruhet in ſeinem Leben des **Antonius** ebenſalls hierbey: und man kann demjenigen was er in dieſem Leben hinzufüget, dasjenige entgegen ſetzen, was in einem Briefe vom **Brutus** an den **Atticus** ſteht, allwo er ihm ſagt: Quamvis vir ſit bonus, ut ſcribis, Antonius, quod nunquam exiſtimavi. *L. I. Ep. ad Brut. Ep. 17.*

IV. Zu dieſer vierten Anmerkung giebt ein Widerſpruch im **Plutarch** Anlaß.

In den Leben des **Brutus** und **Antonius** ſaget er: **Caſſius** ſey vom **Pindar**, einem ſeiner Freygelaſſenen, ermordet worden, als den er gebethen, ihm dieſen letzten Dienſt zu erweiſen; und hierinnen ſtimmet er mit dem **Vellejus** (2. B. 70. Num.) und dem **Valerius Maximus** (6. B. 4. Num.) überein: in **Cäſars** Leben aber ſagt er: **Caſſius** habe ſich ſelbſt entleibet, und ſetzet als einen merkwürdigen Umſtand hinzu, er habe ſich mit eben dem Dolche erſtochen, mit welchem er den **Cäſar** verwundet hätte.

V. Es iſt eine Sage, die für gewiß ausgegeben wird, daß **Portia**, des **Brutus** Gemahlinn, ſich nach ſeinem Tode getödtet habe, indem ſie glüende Kohlen verſchlucket hat. Vieleicht iſt noch niemand darauf gefallen, dieſe Sache, die im **Plutarch** ſteht, in Zweifel zu ziehen. **Valerius Maximus** bezeuget ſie ebenſalls (4. B. 5. Num.) wie **Appian**, (bell. civ. L. IV. p. 669.) **Dio** im 47. B. a. d. 356. S. und das 43. Sinngedicht in **Martials** 1. Buche.

Aus allen dieſen muß einem jeden, der nur einigermaßen beleſen iſt, die Sache bekannt ſeyn. Gleichwohl, wenn man ſie näher betrachtet, ſo ſcheint es dem Herrn Secouſſe, nicht nur, daß man daran zweifeln könne; ſondern es ſey ſo gar wahrſcheinlich, daß **Porcia** vor dem **Brutus** geſtorben. **Plutarch** ſelbſt ſcheint dieſer Meynung zu ſeyn, und erkläret ſich darüber ſo:

Was die Porcia betrifft, ſo ſchreiben Nikolaus der Weltweiſe, und Valerius Maximus, daß ſie ſich vorgeſetzet hätte zu ſterben; und da ihre Freunde ſie an der Ausführung ihres Entſchluſſes gehindert, und ſie beſtändig bewachet, ſo hätte ſie einsmals aus einem Kohlfeuer eine glüende Kohle genommen, die ſie verſchlucket, den Mund verſchloſſen gehalten, und ſo erſticket ſey. Gleichwohl geht ein Brief vom Brutus herum, der an ſeine Freunde geſtellet iſt, um ſich zu beklagen, daß ſie ſeine Frau verlaſſen, und zugegeben hätten, daß ſie den Vorſatz gefaſſet ſich zu tödten, um einer Krankheit zu entgehen. Es erhellet alſo hieraus, daß der Weltweiſe Nikolaus die Zeiten vermenget: denn, wenn dieſer Brief wirklich vom Brutus iſt, ſo giebt er deutlich genug zu erkennen, auf was für eine Weiſe die Porcia geſtorben ſey.

Dieſes iſt ein Anfang eines Beweiſes wider die gemeine Meynung; allein das iſt noch nicht hinreichend, und man kann das Anſehen des **Nikolaus von Damaſcus**, (denn dieſer iſt es unfehlbar, der hier unter dem Namen **Nikolaus der Weltweiſe** angeführet wird) und des **Valerius Maximus** zweener faſt zeitverwandten Schriftſteller, durch keinen Brief zernichten, der ſelbſt nach dem **Plutarch**, der Falſchheit verdächtig iſt. Indeſſen, dieſer Brief ſey nun falſch oder wahr, ſo ſcheint doch ein Theil deſſen, was er enthält, durch einen Brief vom **Cicero** ſelbſt an den **Brutus**, beſtätiget zu werden. Er ſchreibt ihm im I. B. ad Brut. Ep. IX. um ihn wegen eines Unglückes zu tröſten, ſo ihm begegnet war: er ermahnet ihn ſolches ſtandhaft zu tragen. **Bedenke**, ſagt er, **daß nicht nur dein Heer, ſondern ſogar die ganze Welt die Augen auf dich gerichtet hat.** Dieſes ſetzet den Zeitpunct dieſes Schreibens in diejenige Zeit feſt, in welcher **Brutus** als Befehlshaber eines Kriegesheeres in Griechenland ſtand. **Ich gebe zu**, ſagt Cicero, **daß dein Schmerz gerecht iſt: du haſt dasjenige verloren, was nie ſeines gleichen auf dem Erdboden gehabt hat;** id enim amiſiſti, cui ſimile in terris nihil fuit. Auf was für eine Perſon in des **Brutus** Hauſe, kann wohl ein ſo herrliches Lob zielen? Sein Vater war vom **Pompejus** getödtet worden; ſeine Mutter überlebete ihn: und hatte ſie ſich ja vor andern hervorgethan, ſo war es gewiß nicht durch die Tugend. Es ſcheint auch nicht, daß **Brutus** Brüder gehabt, noch Kinder nachgelaſſen: es war ſchon einige Zeit vorbey, daß **Cato** ſein Schwiegervater, ſich entleibet hatte; und **Cicero** hatte ihn ſeit der Zeit ſchon geſehen. Wer ſoll denn dieſe unvergleichliche Perſon ſeyn, wenn es nicht die **Porcia** iſt? welche in der Zeit von der Verſchwörung wider den **Cäſar**, Proben einer ſolchen Hoheit der Seelen abgeleget hatte, die weit über ihr Geſchlecht erhaben waren, und ſie als eine würdige Tochter des **Cato** dargeſtellet hatten.

Uebrigens findet man noch in einem Briefe des **Brutus** an den **Atticus**, welcher nach der Niederlage des **Antonius** bey **Modena** und folglich gegen die Zeit geſchrieben worden, da **Brutus** nach Griechenland gegangen iſt, daß **Porcia** krank ſey: valetudinem Porciae meae tibi curae eſſe non miror. *Lib. I. Ep. 9. ad Brut.* welches ſich vertrefflich mit demjenigen reimet, was man im **Plutarch** ließt; daß **Porcia** einer Krankheit wegen den Vorſatz gefaſſet, ſich zu tödten.

Es ſcheint, daß man nach **Cicerons** und **Brutus** Briefen, und nach des **Plutarchs** Stelle, Grund genug vor ſich habe zu ſchließen: **Porcia** ſey vor ihrem Gemahle geſtorben;

oder daß man wenigſtens der gemeinen Sage nicht trauen dörfe.

Die einhällige Meynung derer Schriftſteller, ſo dieſelbe angenommen, kann hier ſo gar viel nicht bedeuten. Die Schriftſteller ſind von Natur geneigt, dergleichen erſtaunliche und wunderbare Begebenheiten anzunehmen; die ihnen Gelegenheit geben, ihren Witz zu zeigen, und ihren Werken zum Voraus eine gute Aufnahme verſprechen, weil ſie dem gemeinen Leſer gefallen. Und übrigens behält ſich auch, unter zwo verſchiedenen Sagen, diejenige die was ſonderbares und außerordentliches hat, am beſten: ſie breitet ſich mehr aus, und bringt die andere gar bald ins Vergeſſen.

XVI.

Des Hrn. Bonami Betrachtungen über des Kaiſers Julians Gemüthsart, und Heidenthum. 1727.

Ohne die mindeſte Abſicht zu haben, einen Abgefallenen zu vertheidigen, der ſo berühmt iſt, als der Kaiſer Julian: ſo kann man doch wohl unterſuchen, ob, dieſen Umſtand ausgenommen, er von Seiten des Herzens, der Sitten und ſeiner natürlichen Religion, alle die Eigenſchaften verdienet habe, ſo die Kirchenſcribenten ihm beylegen. Die Abſicht bey dem Aufſatze des Herrn **Bonami**, davon wir hier Rechenſchaft geben wollen, geht dahin, zu beweiſen: daß in gewiſſem Maaße, der Kaiſer Julian, heute zu Tage, alles Lob verdienen kann, was ein Trajan, **Marcus Aurelius**, und einige andere heidniſche Prinzen verdienen.

Er war aus Staatsabſichten, mit ſeinem Bruder **Gallus**, vom Hofe entfernet, verbannet; und ſie brachten ihr Leben in **Cappadocien** zu. In dieſer Einſamkeit, wo man ſie als Gefangene bewachte, nahm **Gallus** diejenige Wildheit der Sitten an, die ihm ſein ganzes Leben lang anhieng; indem **Julian**, durch Leſung der Alten, ſeinen Verſtand beſſerte. Ein glückliches Gedächtniß und eine gegründete Urtheilskraft kamen ihm zu Hülfe: er ward gar bald in allen Arten von Wiſſenſchaften vortrefflich, übertraf ſeine Meiſter, wie ſie ſelbſt geſtunden, und ward ein Redner, Dichter, Weltweiſer und Geſchichtkundiger. Indem er ſich nun dem Studiren gänzlich überließ, ſo wurden die Beſcheidenheit und Klugheit die Regeln aller Handlungen ſeiner Jugend; und da er an verſchiedenen Stellen ſeiner Werke [a], von der Reinigkeit ſeiner Sitten redet, und auch in der That diejenigen ſelbſt, die am ſchärfſten wider ihn geſchrieben haben, ihm in dieſem Falle nichts vorrücken; ſo kann man ihm auf ſein Wort glauben. Allein dieſe guten Eigenſchaften leuchteten nicht eher hervor, als bis er zum **Cäſar** erkläret ward; und es iſt erſtaunlich, daß, da er ſeinen Bart und ſein philoſophiſches Kleid zu **Coma** abgeleget, allwo der mindeſte Schein einiger Aufmerkſamkeit auf die Staatsgeſchäffte, verdächtig würde geweſen ſeyn, und er nach **Gallien** gekommen war; er ſich daſelbſt, nach **Ammian Marcellins** Berichte, ſo geſchickt in der Staatskunſt, und als einen ſo trefflichen Feldherrn bewies, als ob er ſein Lebetage nie was anders gethan hätte. Er jagte die Barbarn, die dieſe ſchöne Provinz des Reiches verheereten, bis über den Rhein; und nachdem er ſie bey der Stadt **Straßburg** geſchlagen, nahm er ihnen innerhalb vier Jahren, vierzig Städte und verſchiedene Feſtungen weg, die ſie an ſich geriſſen hatten. Er wandte alle ſein Anſehen an *b*), **Gallien** eine Linderung zu verſchaffen, und widerſetzte ſich dem Präfectus **Florens**, welcher daſelbſt neue Auflagen einführen wollte. Die unſchuldigen natürlichen und ungekünſtelten Sitten dieſer Völker, erwarben ihnen die Liebe und den Schutz dieſes Prinzen, den ſie als ihren Vater anſahen. Er war auch in der That ſehr gefliſſen, ſie zu regieren. Da er ſich von Jugend auf zu einer harten Lebensart angewöhnet hatte, ſo war es ihm was leichtes, eine vollkommene Mäßigkeit zu beobachten. Er ſchlief wenig; ſein Bett war ein Teppich und ein Fell, und er ließ faſt niemals einheizen: welches ihm bey ſeinem Aufenthalte zu **Paris** faſt das Leben gekoſtet hätte. (Amm. Marc. L. 16. Miſop. p. 60.) Er ſtand oft um Mitternacht auf, und brachte die übrige Nacht mit den Staatsgeſchäfften und Studien zu. Er verachtete die Pracht und Zierrathe, ſo, daß er auch auf das, was ſeine Perſon angieng, wenig Acht hatte. Eine natürliche Neigung, den Elenden beyzuſtehen, machte ihn gnädig und liebreich. Er erinnerte ſich

---

[a] Miſop. p. p. 352. 356. Edit. Spanh. Epiſt. ad Athen. Epiſt. ad Themiſt.

---

b) Amm. Marc. Lib. 17.

auch der mindeſten Dienſte, ſo man ihm geleiſtet hatte, und war freygebig im Allmoſen, auch alsdann, wann er ſelbſt wenig hatte. Dieſer Gnade und Leutſeligkeit ſchreibt **Sozomenus** ſeine Erhebung zum Kaiſerthrone zu; und es waren auch ſeine Soldaten die ihn zum **Auguſtus** ausriefen. Niemals trieben ihn die Empfindlichkeit über ein erlittenes Unrecht, noch der Zorn, zu Ausſchweifungen, die einem Weltweiſen unanſtändig ſind. Er rächete ſich an den Beleidigungen der Einwohner zu **Antiochien**, bloß durch Scherzreden; und die Verfertigung einer ſinnreichen Stachelſchrift, war die ganze Züchtigung für ihre Frechheit. Er kam ſelten in den Schauplatz und zu den Spielen des Circus, und nicht anders, als wenn die Hoheit des Reiches ſeine Gegenwart erfoderte. Miſop. p. 357. Herr **Tillemont** hat ſich, wie Herr **Bonami** anmerket, nicht recht beſonnen, wenn er im IV. Th. ſeiner **Kaiſergeſchichte**, a. d. 500. S. dieſen Ekel vor der Schaubühne, dem Verdruſſe zuſchreibt; daß man daſelbſt ihn ſelbſt lächerlich machte, indem er die chriſtliche Religion allda wollte verſpotten laſſen: da doch dieſer Geſchichtſchreiber anderswo zugeſteht, daß er dieſe Art von Zeitkürzung ſchon ſeit der Zeit gehaſſet, da er in Gallien geweſen; und man hatte damals auch noch nicht Gelegenheit gehabt, dieſen Kaiſer auf dem Schauplatze lächerlich zu machen. Die wahre Urſache dieſes Abſcheues war dieſe, daß ein ſolcher Zeitvertreib, ſich mit ſeiner ernſthaften Lebensart nicht reimete.

Dieſe und viel ähnliche Handlungen nun, werden von allen Schriftſtellern zugeſtanden, die vom **Julian** geſchrieben haben. Wie glücklich! wenn nicht die Ruchloſigkeit ſeines Abfalles faſt Urſache gäbe zu zweifeln, daß man aus ſeinem Munde den ſchönen Satz gehöret habe: ein Prinz müſſe gegen die Götter gottesfürchtig, ſeinen Freunden getreu, und gegen ſeine Unterthanen gnädig und menſchlich ſeyn: er müſſe ihnen ſo befehlen, daß er zuerſt von dem Guten ein Beyſpiel gebe; und er müſſe kein Sklave, weder ſeiner, noch ihrer Lüſte ſeyn.

Dieß Bild iſt von demjenigen weit entfernet, welches **St. Gregorius von Nazianz** von ihm machet; und Herr **Bonami** ſchenkt ihm alles, was er vom Kaiſer **Julian**, in Anſehung ſeines Abfalles und von dem Uebel ſaget, welches er ſich bemühete der Religion anzuthun, die er verlaſſen hatte; indem er eine Verfolgung von neuer Art erſann, die um ſo viel gefährlicher war, da ſie mit ſo ſinnreichen, als argliſtigen Kunſtgriffen erfüllet war. Daß aber dieſer Kirchenvater, Orat. IV. p. 122. über den Verſtand dieſes Prinzen ſpottet und ſaget: ſeit der Zeit, da er mit ihm **in Athen** ſtudiret, habe man in ſeinen Reden eine ſchwere Sprache der Worte wahrgenommen, die mit unverſchämten Fragen und mit Antworten, die nichts beſſer geweſen, unterbrochen worden; ſeine Werke wären nur von Schmäuchlern gelobet worden: ſo meynet Herr **Bonami**, daß, da dieſer Tadel mit der Religion nichts gemein hat, man könne, weit gefehlt ihm beyzupflichten, ſich gar wohl auf **Julians** Schriften, inſonderheit auf ſein **Miſopogon** und ſeine **Kaiſer** berufen; in denen ſowohl, als in den **Alten und Neuern**, man viele Schönheit, Lebhaftigkeit, Munterkeit und Witz antrifft: und deswegen verweiſet er in die Vorrede des berühmten **Spanheims** über die Caesares.

Julian verlohr indeſſen dieſes Verdienſt aller ſeiner moraliſchen Tugenden, indem er die chriſtliche Religion verließ: und, wenn man ſich nicht enthalten kann, ihn als einen großen Kaiſer zu bewundern; ſo muß man ihn als einen unſeligen Abtrünnigen, oder vielmehr als einen Prinzen verfluchen, der niemals im Herzen ein rechter Chriſt geweſen. Dieß iſt **St. Gregors von Nazianz** Meynung, und er iſt hierinn mit dem **Ammian Marcellin** (im 22. B. 5. Cap.) eins, welcher ſaget: daß ſchon ſeit ſeiner Kindheit ſeine Neigung zum Götzendienſte gegangen: A rudimentis pueritiae primis inclinatior erat erga Numinum cultum. Indeſſen muß man nicht glauben, daß ſein Heidenthum ſogar grob geweſen, als man ſich einbildet. Er dachte von den

Göttern, was die Weltweiſen von ihnen dachten: welche ſie nur für Eigenſchaften des erſten Weſens hielten; oder für gute oder ſchlimme Geiſter, welche Gott bey Regierung der Welt brauchte.

Was die Magie betrifft, die man ihm ſo ſehr vorgeworfen, ſo iſt Herr **Bonami** weit entfernet zu glauben, daß es die goetiſche Magie geweſen, von welcher man den 2ten Artikel dieſes Bandes nachſehen kann; ſondern nur eine Art von Sterndeuterey, die ihn noch nicht verbunden die Grauſamkeiten auszuüben, die man ihm nachſagt, als, daß er Weiber und junge Mägdchen erwürgen laſſen, um in ihren Eingeweiden die Wiſſenſchaft des Zukünftigen zu ſuchen; doch wir verweiſen hierinn auf beſagten Artikel.

Was endlich die Verfolgung betrifft, wodurch **Julian** die Kirche betrübt hat; ſo geſteht man zwar, daß ſie ſehr verderblich geweſen, wie auch bereits geſaget worden: gleichwohl leugnet man, daß ſie mit allen den Grauſamkeiten begleitet geweſen, die bey andern Verfolgungen herrſchen; und man ſieht dasjenige alles als Erdichtungen an, was man von dem Blutbade zu **Antiochien** ſagt, allwo er, wie man vorgiebt, ſo viel Menſchen ſoll haben würgen laſſen, daß der **Orontes** davon voll geworden. Er rächete ſich an den Einwohnern dieſer Stadt, bloß durch ſein **Miſopogon**; und zum Beweiſe, daß er keine andere Grauſamkeiten allda verübet, dient dieſes, daß, als **Julian** ſein Vätter, in Meynung ihm einen Gefallen zu erweiſen, den **St. Theodoret** tödten laſſen, der Kaiſer ihn darüber hart angelaſſen, und ihm ſowohl als allen andern, befohlen, keinen einigen Chriſten mehr zu tödten. **Mabillon** Analect. T. 4. p. 128.

Aus allem dieſem ſchließt Herr **Bonami**, man könne dem **Julian** nicht abſtreiten, daß er ein großer Kaiſer, keuſch, mäßig, gerecht, freygebig, außerordentlich tapfer, und heldenmüthig geweſen; und daß er, bis auf ſeinen Abfall, wie Herr **Spanheim** ſaget, den man nicht im Verdachte haben kann, daß er in ſeiner Abſchilderung geſchmäuchelt, der größe-

ſte

ſeſte unter allen Kaiſern geweſen. Selbſt Herr **Tillemont** ungeachtet er überzeuget iſt, daß dieſer Prinz derer Verbrechen ſchuldig geweſen, die man ihm beymißt, geſteht dennoch, daß er weder ein **Nero**, noch ein **Caligula** geweſen.

Was **Julians** Todesart betrifft, ſo muß man ſich deswegen nothwendig auf den **Marcellin** als einen Augenzeugen, verlaſſen, welcher ſaget: er ſey ruhig als ein Weltweiſer geſtorben; nachdem er heldenmüthig wider die Perſer gefochten, und zwar in derjenigen berühmten Schlacht, die der Erfolg ganz allein für verwägen erklärete.

* *

XVII.

Herrn Blanchards allgemeine Betrachtungen, über die zu Athen zum Behuf der Geſetze und zu Entſcheidung der Streitigkeiten, die ſich unter Privatleuten eräugeten, angeordneten Gerichte. 1728.

In der Zeit, da der Herr Abt **von Canaye** an ſeinen zwo Abhandlungen, von dem **athenienſiſchen Areopago** arbeitete, die in dem X. Theile der **ausführlichen Schriften** dieſer **Akademie** eingerücket ſtehen, bemühete ſich Herr **Blanchard**, dasjenige zu erklären, was die andern Tribunale in **Athen** betrifft. Die allgemeinen Begriffe, die er gleich Anfangs davon macht, werden der Inhalt dieſes Artikels ſeyn; die ausführliche Beſchreibung aber, welche er von jedem dieſer Tribunale aufgeſetzet hat, wird man in jenem Bande, und in den folgenden finden.

Man zählete zehn Tribunale zu **Athen**, deren Richter gewählet wurden. Vier davon waren zu Unterſuchung der Verbrechen und ſechs zu bürgerlichen Sachen. Die vier erſten waren, ἐπὶ Παλλαδίῳ, ἐπὶ Δελφινίῳ, ἐπὶ Πρυτανείῳ, und ἐν Φρεάττει. Die ſechs letzten wurden genannt, **Helicium**, **Trigonum**, das mittlere **Parabyſtum**, das große **Parabyſtum**, das Tribunal des **Lykus**, und des **Metiochus** ſeines. Vom **Aeopagus** iſt hier die Rede nicht.

Drako wird für den erſten **athenienſiſchen** Geſetzgeber gehalten: allein ſeine ſtrengen und mit Blute geſchriebenen Geſetze (wie man in alten Zeiten ſagte) wurden abgeſchaffet; theils weil ſie nicht ausgeübet wurden, theils weil **Solon** andere an deren Stelle gab, die ſowohl gelinder, als auch den Sitten derjenigen Zeit gemäßer waren, in der er ſie auſſetzte. Herr **Blanchard** hat die umſtändliche Ausführung hievon, klüglich vermieden, als welche man ſchon in des **Meurſius** Tractate, Themis Attica, finden kann. Er bemerket nur, daß man aus dem Sinne dieſer Geſetze, verſchiedene Arten gerichtlich zu verfahren gezogen, die dasjenige ausmachten, was wir einen Proceß nennen; und wir wollen noch aus dem **Aelian** hinzufügen, daß die **Athenienſer** die erſten unter den Griechen geweſen, die zu Erhaltung der Ruhe jedes Einwohners, wider die Anfälle derer, die ihre Macht und Anſehen misbrauchen wollten, eine Jurisprudenz erfunden.

Die Bedienten, welche in irgend einem von dieſen bemeldeten Tribunalen Sitz nehmen ſollten, um die Gerechtigkeit zu handhaben, wurden entweder durch das Loos, oder durch Aufhebung der Hand, oder endlich durch die geheime Wahl, nach der Mehrheit der Kugeln, gewählet. Sie waren alles Leute von guten Mitteln, εὔποροι, wie **Solon** durch ein eigen Geſetze ausgemacht hatte; und diejenigen, die zum Bürgen ihrer Handlungen nichts anders, als ihren Kopf hatten, die konnten gar keinen Theil an Verwaltung der öffentlichen Geſchäffte haben. Um nun diejenigen, ſo gewählet waren, noch beſſer an ihre Pflicht zu binden, mußten ſie, außer ihren liegenden Gründen im attiſchen Gebiethe, auch noch Kinder haben, oder doch geloben, daß ſie heirathen wollten.

Die Wahlen durch Loos giengen in des **Theſeus** Tempel, unter der Aufſicht der **Thesmotheten** vor; und da die Zahl derer, die ſich darum bewarben, immer größer war als der erledigten Stellen: ſo mußte das Loos den Ausſchlag geben. Der Namen der Werbenden ward auf Kügelchen geſchrieben, die man in eine Urne that; und in eine andere Urne warf man eben ſo viel weiße Bohnen, als Perſonen ſich angegeben hatten, worauf man eine Kugel und eine Bohne zog. War nun die letztere ſchwarz, ſo zog man eine andere Kugel und eine andere Bohne, bis daß die weiße Bohne denjenigen anzeigete, dem das Looß den Vorzug gab. Es war ein Hauptverbrechen, zwo Kugeln mit einerley Namen beſchrieben in eine Urne zu thun; und wenn zween Brüder zugleich anhielten, ſo mußten ſie irgend einen Unterſchied zu ihren Namen fügen.

Diejenigen nun, die auf dieſe Weiſe erwählet waren, wurden κληρωτοι genannt; wegen derer aber, ſo durch Aufhebung der Hand gewählet wurden, und die man χειροτονητοὶ nannte, verſammlete man ſich an einem Orte, der πνὺξ hieß, und nahe an der Feſtung lag, allwo die **Theſinotheten** ſie vorſtelleten: und ſobald das Volk einen von ihnen genehm hielt, ſo hob es die Hand, als eine Art von Ausrufung auf; es mochte nun bey der Wahl eines Feldherrn ſeyn, den die Archonten vorgeſchlagen hatten, oder eines Kriegsbedienten bey der Reuterey, oder endlich einer obrigkeitlichen Perſon. In der folgenden Zeit ward dieſe Wahl aus dem πνὺξ, in des **Bachus** Tempel verleget.

Die Wahl durch das Scrutinium, und die mehreſten Stimmen, wollen wir bis zum Artikel vom **Prytaneion** verſparen, der gegenwärtigen bald folgen wird.

Nach geſchehener Wahl mußten die Ernannten, bevor ſie ihr Amt antreten konnten, vor den Logiſten erſcheinen, allwo ſie in Gegenwart des Tribunals der Archonten, eine juriſtiſche Prüfung ausſtehen mußten: wobey einige durch das Geſetz ausgemachte Zeugen erfordert wurden, wie ſie ſich in Anſehung der Ehrerbiethung gegen ihren Vater und Mutter, oder diejenigen, ſo deren Stelle vertreten, gehalten; und ob ſie zum Dienſte der Republik die Waffen ſo lange getragen, als die Geſetze erforderten; ob ſie ſich zu der in dem Lande eingeführten Religion hielten, und ob ihr Vermögen hinlänglich ſey, für ihre Verwaltung zu haften?

Was die Frage von den Waffen betrifft, die zu dieſer Prüfung mit gehörete, ſo bemerken wir: daß gleich bey dem männlichen Alter, welches nach Beſchaffenheit eines ſchwächern oder dauerhaftern Körpers, eher oder ſpäter, gemeiniglich aber vom achtzehenden Jahre an gerechnet ward; diejenigen, welche ſich bey den **Lexiarchen** meldeten, über ihre Aufführung geprüfet, und in die Beſatzung geſchicket wurden, bis ſie das zwanzigſte Jahr erreicheten. Alsdann mußten ſie ſich von neuem in dem Tempel der **Aglauros** des **Cekrops** Tochter, der auch zugleich der **Diana** heilig war, einfinden, und daſelbſt den vom Geſetze vorgeſchriebenen Eid leiſten; damit ſie ſich nicht derer Waffen unwürdig bezeigen möchten, die in dieſem Tempel aufbehalten, und denen angeleget wurden, die dieſen Eid leiſteten und daher ἱερὰ ὅπλα genannt wurden. Sie ſchwuren hierauf, daß ſie ihrem Heerführer allenthalben folgen, zur Vertheidigung der Altäre und Heerde ihres Vaterlandes, einzeln oder gemeinſchaftlich fechten; mit arbeiten helfen wollten, daß die Republik in einen blühendern Zuſtand käme, als ſie ſie gegenwärtig fänden; über die See reiſen, um diejenigen Ländereyen zu bearbeiten, die man ihnen austheilen würde, der Obrigkeit und den Geſetzen gehorſamen; ſich denen widerſetzen, die ein einig Geſetz, es ſey denn mit einhälliger Bewilligung des Volkes, abbringen wollten, und ſich an denen rächen wollten, die ſich dergleichen

gleichen unterfangen würden; daß ſie für das Vaterland bis auf den Tod kämpfen, und in denen vom **attiſchen** Gebiethe abhänglichen Landſchaften die Pflanzſtädte des Getreides, Habers, der Weinſtöcke und Oelbäume, unterhalten helfen wollten: über welche Verbindlichkeit ſie die **Aglauros**, den **Enyalius**, **Mars**, **Jupiter**, die ernährende **Erde**, und **Dianen**, zum Zeugen nähmen.

Die Eide der **Prytanen** und **Heliaſten**, zweener Arten von Richtern, waren von dem hier beſchriebenen Eide ein wenig unterſchieden, wie man in ihren Artikeln ſehen wird. Niemand, er mochte ſo angeſehen ſeyn, als er wollte, konnte zweyen Aemtern zugleich vorſtehen, noch auch in einem und demſelben Jahre, wenn er nicht zuvor in Gegenwart der **Logiſten**, deren zehn durch das Loos erwählet ſeyn mußten, von ſeiner Verwaltung deſſelben Rechenſchaft abgeleget hatte; und dieſe Rechnung mußte höchſtens nicht über dreyßig Tage nach der Niederlegung des Amtes, aufgeſchoben werden. Dieſe **Logiſten** nahmen mit den **Archonten** Sitz, um ſeine Rechnungen anzunehmen und zu beurtheilen. Wenn nun der Rechnungsführer was rückſtändig blieb, ſo ſchickte man ihn zu neun andern Richtern: und ward er noch überdieß ſträflich befunden, ſo ward er vor das Gericht gefordert, welches die Verbrecher verurtheilete.

Die **Logiſten** waren zu **Athen** eben das, was in **Rom** diejenigen waren, die man Reciperatores pecuniarum repetundarum nannte. Diejenigen, die ſich vor dem Gerichte der **Logiſten**, als Ankläger, wider diejenigen Bedienten, angaben, die daſelbſt ihre Rechnungen ablegen ſollten, hatten dreyßig Tage zu Abfaſſung ihrer Klage, Zeit; nämlich von dem Tage angerechnet, da der Rechnungsführer ſein Amt niedergeleget hatte, und dieſe hatten ihre geſetzten Tage zum Erſcheinen. Stellten ſie ſich nun vor ihren Richtern nicht ein, ſo wurden ſie auf ein andermal beſchieden, und endlich, nach verfloſſenem Aufſchube, als Widerſpänſtige verdammet.

Diejenigen, die ihre Rechnung nicht abgeleget hatten, waren keiner bürgerlichen Güter fähig, und konnten auch nicht einmal an Kindes ſtatt aufgenommen werden, aus Furcht, es möchte ein Betrug dahinter ſtecken, und ſie, zum Nachtheile der Republik, durch eine ſolche Aufnehmung in eine andere Familie und unter fremde Bothmaßigkeit kommen. Sie hatten nicht die Freyheit, aus dem **attiſchen** Gebiethe zu gehen, und man verſagete ihnen alle Ehrenſtellen, die ihre übrigen Thaten verdienet hätten.

Der Senat des **Areopagus** mußte, wie alle andere Gerichte, vor eben dieſen **Logiſten** Rechnung ablegen. Ob man gleich nicht ganz genau die Zeit weis, wenn dieſes geſchehen mußte; ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß es alle Jahre geſchehen: und es ſcheint, daß **Aeſchines** wider den **Kteſiphon** zu verſtehen giebt, wenn er von dem Geſetze redet, welches die **Areopagiten** dieſem Ablegen der Rechnung unterwarf, daß eine in jedem Jahre hierzu eigen beſtimmte Zeit geweſen.

Ein jeder der zu irgend einem Amte erwählet war, mußte, wenn er Entſchuldigungen hatte, ſolches nicht anzunehmen, vor der Verſammlung die ihn gewählet hatte, erſcheinen, um ſeine Gründe hören zu laſſen.

Uebrigens ward die Richterwürde ſo ſehr in Ehren gehalten, daß es ſehr ſcharf verbethen war, einen ſolchen Mann in ſeinen Verrichtungen zu ſtören: und wer ihn in ſeiner Gerichtsſtube hätte beleidigen wollen, der hätte in den erſten Zeiten ein Verbrechen begangen, das des Todes würdig geweſen wäre. Gleichwohl ward dieß Geſetz in der folgenden Zeit gemildert, und die Todesſtrafe in eine Geldbuße verändert.

Die Schreiber bey denen Gerichten, davon hier die Rede geweſen, wurden aus denjenigen Sklaven genommen, die zum Dienſte der Republik waren; und hatten bey dieſem Amte nichts anders zu thun, als zu ſchreiben, und das, was ſie aufgezeichnet hatten, wieder nachzuleſen. In **Rom** ward es eben ſo gehalten. Deren in **Athen** waren drey an der Zahl; und diejenigen ſo im **Prytanäo** dieneten, hatten nur in denen dreyßig Tagen zu arbeiten, die jedes **Prytanäum** währete. Ein jeder von dieſen drey Schreibern hatte ſeine eigene Anweiſung; einer mußte die Befehle denjenigen Rednern vorleſen, die darum Anſuchung thaten; ein anderer hatte die Urtheile. Man ſieht aus des **Demoſthenes** und **Aeſchines** Reden, daß die Redner oft innegehalten, um **Schreiber, lies!** zu ſagen. Der Senat wählete zween derſelben, und das Volk den dritten; in den fünf letzten Tagen jedes **Prytanäi** aber, mußten ſie ihre Rechnung ablegen, wie man aus dem **Lyſias** ſieht.

Wenn in einem Geſetze, welches die Religion und den Gottesdienſt betraf, eine Dunkelheit vorkam, ſo ward deſſen Erklärung bis zum Tribunale der **Archonten** verſchoben; welche bis zur Zeit des **Ariſtides** eines Sohnes des **Lyſimachus**, aus den allervornehmſten Familien waren: dieſer aber verordnete, daß man künftig bey Beſetzung dieſer Stellen, nicht ſowohl auf die Geburt, als auf die Verdienſte ſehen ſollte. Dieſes Gericht beſtand aus neun Perſonen. Der erſte war der **Archon**, deſſen Namen das Jahr ſeiner Verwaltung führete. Der andere hieß **der König**; dann folgete der **Polemarch**, mit ſechs **Theſmotheten**. Dieſe durch das Bohnenloos erwähleten Gerichtsperſonen nun, mußten vor ihrer Zunft die Probe thun, wie ſie von Seiten ihrer Mütter von drey Ahnen abſtammeten, die atheniensiſche Bürger geweſen. Sie mußten auch ihren Eifer für des **Apollo** Gottesdienſt, als dem Beſchützer des Vaterlandes zeigen, und beweiſen, daß ſie in ihrem Hauſe einen dem **Jupiter** geweiheten Altar hätten; durch ihre Ehrfurcht gegen ihre Aeltern aber Hoffnung machen, daß ſie auch ihr Vaterland hochhalten würden. Sie mußten auch die gehörige Zeit der Republik die Kriegsdienſte geleiſtet haben, die jedem Bürger oblagen: welches denn gut abgerichtete Kriegsbediente gab, indem ſie erſt von vierzig Jahren losgelaſſen wurden. Ihr Vermögen ſelbſt, davon ſie diejenigen unterrichten mußten, die dieſer Unterſuchung vorgeſetzet waren, mußte Bürge ihrer Treue ſeyn.

Nachdem nun die zur Unterſuchung ihrer Proben Verordneten, wieder Bericht davon erſtattet, ſo mußten die neuen **Archonten** ſchwören, daß ſie die Geſetze aufrecht erhalten wollten, und im Falle, daß ſie es nicht thäten, ſich verbindlich machen, nach **Delphos** eine Bildſeule von der Schwere ihres eigenen Körpers zu ſchicken. Dieß brachte ein Geſetz vom **Solon** mit ſich. Wenn ein ſolcher **Archont** einmal einen Rauſch hatte, ſo ward er zu einer ſtarken Buße, auch wohl zum Tode verurtheilet.

Dergleichen Perſonen nun verdienten alle Ehrerbiethung; und ſo war es auch eine ewige Ehrloſigkeit ſie zu beleidigen. Dieſes veranlaſſet den **Demoſthenes** zu ſagen: wer gegen einen **Theſmotheten** keine Ehrerbiethung hätte, der hätte auch keine gegen die Republik.

Der Unterricht für die zweyte Perſon dieſes Gerichts, nämlich der **König**, enthielt, daß er an eines Bürgers Tochter verheirathet ſeyn, und ſie als Jungfer genommen haben mußte. Dieſes, ſagt **Demoſthenes**, ſey deswegen geſchehen, weil dieſer König, mit ſeiner Frauen zugleich, gewiſſe Opfer verrichten mußte; welche, an ſtatt die Götter zu beſänftigen, ſie nur mehr erzürnet haben würden, wenn nicht die Gattinn dieſer obrigkeitlichen Perſon, in dieſen zween Puncten rein geweſen wäre.

Die Unterſuchung von dem häuslichen Leben dieſer neun **Archonten** war ſehr ſcharf, und dieſe Aufmerkſamkeit war um ſo viel nöthiger, da ſie bey der Ablegung ihrer Kriegsdienſte, und nachdem ſie von ihrer Verwaltung Rechnung gethan, von Rechts wegen in den **Areopagus** kamen.

* * *

XVIII.

Des Herrn de la Cürne Anmerkungen, über Plutarchs Leben des Romulus. 1728.

Man hat in den bisherigen Bänden dieſer Geſchichte **der Akademie**, und in dem gegenwärtigen, verſchiedene Anmerkungen des Herrn **Secouſſe** über einige Leben im **Plutarch** geleſen: welcher auch dieſe Arbeit fortgeſetzt haben würde, wenn ihn nicht eine wichtige Beſchäfftigung, nämlich die Sammlung der alten königlichen Befehle, welche aller ſeiner Befliſſenheit würdig iſt, daran verhinderte. Herr **de la Cürne** indeſſen, welchem das Vorhaben ſeines Mitbruders ungemein wohl gefallen, hat nicht nur eine bloße Hoffnung gemachet, daſſelbe fortzuſetzen, ſondern auch bereits Anmerkungen über des **Romulus** Leben in die Akademie gebracht, die auf folgendes hinaus laufen.

I. Sagt **Plutarch**, nach den eigentlichen Ausdrücken von Herrn **Daciers** Ueberſetzung: daß, **als die Nachfolge der Könige zu** Alba, **welche vom** Aeneas **abſtammeten, von Vater auf Sohn, auf die zween Brüder** Numitor **und** Amulius **gefallen, der letzte zwey Looſe darüber gemacht, das** Reich **auf eine Seite gelegt, das Gold und Silber aber, mit ſammt dem Schatze den man von** Troja **gebracht hätte, auf die andere. Nachdem nun** Numitor **das Königreich gewählet, ſey** Amulius **der das baare Geld behalten, dadurch mächtiger geweſen, und habe ſeinen Bruder gar leicht vom Throne geſtoßen.** Dieſer Erzählung, die er aus dem **Diokles** nimmt, ſetzet er noch hinzu: dieſe Meynung ſcheine ihm die wahrſcheinlichſte zu ſeyn; und gleichwohl, außer daß nichts einer Fabel ähnlicher ſieht, als dieſe Geſchichte, ſo widerſprechen ihr auch noch alle andere Geſchichtſchreiber.

Fabius Pictor, den man allezeit für einen verſtändigen Geſchichtſchreiber gehalten, und der mehrentheils eben dieſem **Diokles** folget, hat doch in dieſem Stücke für nöthig gehalten, von ihm abzugehen: indem **Dionyſius von Halikarnaß**, der ihn anführet, nichts mehr ſaget; als daß **Amulius** den Thron mit Unrecht eingenommen, der ſeinem ältern Bruder **Numitor** zugehöret hätte: ὃς οὐ σὺν δίκῃ βασιλείαν κατασχὼν Νεμίτωρι προσήκουσαν, welches er auch einige Seiten weiter beſtätiget: Ἀμούλιος ἐπειδὴ παρέλαβε τὴν Ἀλβανῶν βασιλείαν, τὸν πρεσβύτερον ἀδελφὸν Νεμίτωρα, τῷ κατισχύσαι τῆς πατρίου τιμῆς ἀπήλλαξας. **Livius** ſaget in des 1. **Buchs** III. **Cap.** daß ihr Vater **Prokas**, dem **Numitor**, als dem älteſten, das Reich gelaſſen; daß aber **Amulius** ihm, zum Schaden der Vorrechte ſeines Alters und der Verordnung, die ihr Vater gemacht hatte, ihm ſelbiges genommen: Numitori qui ſtirpis maximus erat, Regnum vetuſtum Silviae gentis legat: plus tamen vis potuit, quam voluntas patris aut reverentia aetatis: pulſo fratre, Amulius regnat. Es ſtreiten alſo zwo Sachen wider die Meynung, welche **Plutarch** hier als die ſicherſte annimmt; das entgegen geſetzte Zeugniß anderer Geſchichtſchreiber, und das unſtreitige Recht, welches der älteſte bey den **Albanern**, auf die väterliche Krone hatte. Da dieß Recht einmal eingeführet war, ſo gehörete das Reich dem **Numitor** zu, und **Amulius** konnte ihm keine Wahl anbiethen. Die zwo angeführten Stellen nun, beweiſen zur Gnüge, das Recht des Aelteſten vor allen andern Brüdern. Man könnte aber deren noch verſchiedene andere anführen: allein des **Livius** ſeine iſt ſchon hinlänglich, welcher, wenn er im 1. B. 6. Cap. vom **Romulus** und **Remus** handelt, ſaget: daß, da ſie Zwillinge geweſen, es kein Recht der Erſtgeburt unter ihnen gegeben, wodurch es hätte können ausgemacht werden, welcher von beyden dem an-

andern befehlen ſollte: quoniam gemini eſſent, nec verecundia aetatis diſcrimen facere poſſet.

II. Wenn **Plutarch** von dem Orte redet, wohin die Wiege gebracht worden, in welcher **Romulus** und **Remus** ausgeſetzet lagen, ſo ſaget er: **Es ſtand in der Nähe ein wilder Feigenbaum, den man den Feigenbaum** Ruminal **nannte: entweder nach dem** Romulus, **wie die meiſten glauben, oder weil die Heerden des wiederkäuenden Viehes ſich in deſſen Schatten zu legen pflegten; oder vielmehr, weil dieſe Kinder daſelbſt geſäuget wurden, denn die alten Lateiner, ſagten an ſtatt des Eiters** ruma,

Bey dieſen zwo letzten Etymologien iſt alles ſehr natürlich; die erſte aber, läßt ſich um ſo viel weniger behaupten, da **Livius** im 1. B. 4. Cap. anmerket: daß man noch dieſem Feigenbaume den Namen **Romularis**, in Anſehung des **Romulus** gegeben: Romularem vocatum ferunt. Es iſt wahr, daß er dieſen Namen nicht behalten, der vielleicht ſonſten nirgend zu finden ſeyn möchte; dahingegen der Namen **Ruminal** allezeit geblieben iſt.

III. **Plutarch** ſetzet hinzu: die Alten gäben einer gewiſſen Gottheit den Namen **Romulia**, von dem Worte **Ruma**; weil man von ihr ſagte, ſie ſtehe der Geburt der Kinder vor. Allein es giebt noch kein Verhältniß zwiſchen einem und dem andern, und ſie hätte dieſen Namen bloß vom **Romulus** annehmen können. Vieleicht hat er **Rumina** ſagen wollen, denn ſo nennet er ſelbſt dieſe Göttinn, wie alle andere Schriftſteller auch thun, in ſeinen **römiſchen Fragen.** Herr **Dacier** überſetzet an dieſem Orte, **Rumina**, ohne zu ſagen, daß er den Text verbeſſere.

IV. **Plutarch** ſaget: daß, als der Schäfer **Fauſtulus** erfahren, **Romulus** wäre weggenommen, und dem **Numitor** gebracht worden, er die Wiege, in welcher er dieſe ſeine zween Enkel gefunden, ihm ebenfalls bringen wollen; und daß, als man ihn im Stadtthore zu **Alba** angehalten, dieſe Wiege von einem dererjenigen erkannt worden, der dieſe Kinder wegſetzen ſollen; allein **Plutarch** hat ſchon vergeſſen, daß er zwo Seiten zuvor geſaget, dieſer Befehl ſey nur einer einzigen Perſon gegeben worden, und daß einige wollten, es ſey **Fauſtulus** ſelbſt geweſen. Nach dem **Dionyſius von Halikarnaß**, ſind es ihrer etliche geweſen.

V. Indem **Plutarch** ſeine Erzählung fortſetzet, ſo ſaget er, wie es Herr **Dacier** überſetzet hat: **Fauſtulus ward vor den Amulius geführet, um in ſeiner Gegenwart befraget zu werden. In einer ſo großen Gefahr, ſey er weder ganz verwirret, noch ganz ſtandhaft geblieben: denn er habe in der That bekannt, daß die Kinder noch lebeten; allein dabey verſichert, daß ſie weit von Alba Heerden hüteten, und daß er käme, die Wiege der Ilia zu bringen, die lange gewünſchet hätte ihn zu ſehen, um von dem Leben ihrer Kinder überzeuget zu werden. Amulius wäre hierüber ſo verwirrt geworden, wie insgemein diejenigen, die die Furcht, oder der Zorn außer ſich ſelbſt bringen, daß er aufs ſchleunigſte einen redlichen Mann und Freund vom Numitor abgeſchicket, um von ihm zu erfahren: ob er hätte ſagen hören, daß ſeine Enkel noch lebeten.**

Man kann nichts ſeltſameres hören, als die Aufführung, die **Plutarch** hier dem **Amulius** beyleget. Kann man ſich auch wohl verſtellen, daß ein Wüthrich, der ſich ſo geſchickt die Früchte ſeines Laſters zu ſichern gewußt hatte, in dieſem Augenblicke ſo blind ſeyn ſollte, um einen ſolchen Befehl einem redlichen Manne, und am allerwenigſten einem Freunde vom **Numitor** zu geben? Was wäre es nicht für eine Unbeſonnenheit geweſen, ſich mit dieſem Prinzen in eine Erklärung einzulaſſen; die nichts anders nach ſich ziehen konnte, als allerley Verdacht über einer Sache zu erwecken, die mehr, als irgend etwas in der Welt verdeckt bleiben ſollte, und den **Numitor** zu Unternehmung allerley für des **Amulius** Anſehen gefährlicher Anſchläge zu treiben?

Des **Dionyſius von Halikarnaß** Erzählung iſt viel natürlicher: „Er ſchickte, ſchreibt er a. d. 68. S. nach ſeinem Bruder, um ſich unter einem falſchen Vorwande ſeiner Perſon zu bemächtigen, bis er von allen Muthmaßungen-Nachricht hätte. Derjenige indeſſen, dem er dieſen Befehl gab, ward von den Unglücksfällen dieſes Prinzen, und von der Gefahr darein er gerieth, gerühret, und entdeckte ihm alles, was wider ſeine Perſon angeſponnen würde.„ Wie groß iſt nicht der Unterſchied zwiſchen dieſem Verfahren, und demjenigen was ihm **Plutarch** beyleget? Man darf gar nicht zu der Gemüthsverwirrung dieſes Prinzen ſeine Zuflucht nehmen, um ſeiner Aufführung einen Schein der Wahrheit zu geben.

VI. **Plutarch** ſagt, daß die Freyſtatt, ſo man in **Rom** bald nach Erbauung dieſer Stadt eröffnet, der Tempel des Gottes **Aſyle** geheißen. Könnte man aber nicht mit mehrerem Grunde muthmaßen, daß **Plutarch** aus dem Worte aſylum eine Gottheit gemacht, die niemals vorhanden geweſen iſt? Wenigſtens kennet man keinen Schriftſteller der davon geſchrieben hätte. **Livius** ſagt im 1. B. 8. Cap. nur ſchlechtweg: Locum qui nunc ſeptus denſis ſentibus inter duos Lucos eſt, Aſylum aperit. **Dionyſius von Halikarnaß** ſaget: **Romulus** habe eine Freyſtatt errichtet, und einen Tempel hingebauet; er könne aber nicht gewiß verſichern, welchem Gotte oder Schutzgeiſte derſelbe geweihet geweſen: ὅτῳ δὲ ἄρα θεῶν ἢ δαιμόνων οὐχ ἔχω τὸ σαφὲς εἰπεῖν.

VII. In der Erzählung, die **Plutarch** von des **Remus** Tode macht, vermenget er die zwo verſchiedenen Arten wie derſelbe von andern Scribenten erzählet wird, und macht eine einzige Geſchichte daraus. Einige wollen, daß er getödtet

tödtet worden, indem er über die Graben der Stadt geſprungen, die ſein Bruder bauete. Andere gedenken dieſer Sache gar nicht, und ſagen nur, daß dieſe zween Brüder, nachdem ſie ein jeder eine Partey gemacht, einen Zank angefangen und ſich geſchlagen; und daß **Remus** mit dem Schäfer **Fauſtulus**, erſchlagen worden. Nach dem **Plutarch**, ward **Remus** getödtet, indem er über die Stadtmauern ſprang: worauf eine Art vom Gefechte entſtand, wobey **Fauſtulus** und **Pliſtenus** das Leben verloren. Hier iſt dieſe Stelle nach Herrn **Daciers** Ueberſetzung: Als Romulus den Grund der Stadtmauern legen ließ, mit welchen er die Stadt umgeben wollte, lachte Remus dieſe Arbeit aus, hinderte die Arbeiter, und indem er dem Spotte noch die Beſchimpfung hinzufügete, ſo ſprang er mit Verachtung über den Graben. Romulus ärgerte ſich über dieſe Beleidigung, und tödtete ihn. Andere ſagen, es ſey einer von ſeiner Leibwacht, Namens Celer geweſen, der ihn erſchlagen. Fauſtulus, und ſein Bruder Pliſtenus, der ihm geholfen hatte den Romulus erziehen, kamen in dieſer Verwirrung auch mit um. **Dionyſius von Halikarnaß** ſagt: daß, nachdem die Eiferſucht dieſe zween Brüder eingenommen, es zum Handgemenge gekommen, und ein blutiges Gefecht erfolget ſey: wobey **Fauſtulus** das Leben verloren, indem er beyde Parteyen auseinander bringen wollen; und **Remus** ſey ebenfalls geblieben. Dieſe Erzählung giebt er als die gewiſſeſte an, und ſetzet hinzu: daß nach andern, der auf ſeinen Bruder erbitterte **Remus**, um ſich über ihn aufzuhalten, über die Wälle ſeiner neuen Stadt geſprungen ſey: ein gewiſſer **Celerius** aber, der die Aufſicht über dieſe Arbeit gehabt, hätte ihn mit einer Hacke erſchlagen. **Livius** unterſcheidet im 1. B. 7. Cap. dieſe zwo Meynungen ebenfalls; nur mit dem Unterſchiede, daß er die **letzte**, als die allgemeinſte anführet, vulgatior fama; und den **Remus** von ſeinem Bruder tödten läßt. **Was Plutarch** hinzuſetzet, daß **Pliſtenus** des **Fauſtulus** Bruder mit getödtet worden, das ſteht nicht nur im **Dionyſius von Halikarnaß** nicht, ſondern auch im **Livius** und keinem andern Schriftſteller nicht; ja man findet ihn anderwärts gar nirgend einmal genannt.

VIII. **Plutarch** ſagt, der Raub der **Sabinerinnen**, ſey den vierten Monat der Stiftung **Roms** vor ſich gegangen, und führet den **Fabius** zu ſeinem Gewährsmanne an. Herr **de la Curne** muthmaßet, daß entweder **Plutarch** ſich geirret, oder daß im Texte ein Fehler ſey; und daß man an ſtatt des vierten Monates, im vierten Jahre leſen müſſe; wenigſtens iſt dieſes des **Dionyſius von Halikarnaß** Meynung. **Einige**, ſagt er, **haben geſchrieben, dieſe Begebenheit habe ſich im erſten Jahre** Roms **eräuget; allein** Cnejus Gellius **will, daß es erſt im vierten Jahre geſchehen, wobey auch viel mehr Wahrſcheinlichkeit iſt: denn es iſt nicht zu muthmaßen, daß dieſes Haupt der Römer, ein ſo verwägenes Unternehmen im Anfange ſeiner Einrichtung, und bevor er noch ſeine Macht recht befeſtiget, hätte wagen ſollen.** Dieſe Meynung wird durch **Capitolins** Faſtos beſtätiget, welche in das vierte Jahr der Erbauung **Roms**, des **Romulus** Sieg über die **Ceninier** ſetzen, welcher Krieg gleich auf den Raub der **Sabinerinnen** folgete. Auch **Livius** beſtätiget dieſes im 1. B. 9. Cap. und ſagt: daß die Römer, bevor ſie zu dieſer Gewaltthätigkeit geſchritten, ihre Nachbarn um die Erlaubniß erſuchet, ſich mit ihnen zu verheirathen. Ihre Macht war ſchon ſo feſt gegründet, daß ſie im Stande waren, allen umliegenden Städten die Spitze zu biethen; welches wohl nicht in vier Monaten, auch wohl nicht in einem Jahre, hätte geſchehen können. Uebrigens führet **Dionyſius von Halikarnaß** den **Fabius Pictor** oft genug an, und mit ziemlich großem Lobe: ſo daß man glauben kann, wenn dieſer Schriftſteller, den **Sabinerraub** nicht ins vierte Jahr **Roms** geſetzet hätte, ſondern in den vierten Monat, er ihn gewiß genannt haben, und ſo gründlich als er thut, die Meynung, der er gefolget wäre, widerleget haben würde. Es iſt daher gar nicht zweifelhaft, daß dieſe vier **Monate**, an ſtatt vier **Jahre** geſetzet worden; um ſo viel mehr, als man zur Gnüge weis, daß diejenigen Schriftſteller, die aus dem Gedächtniſſe ſchreiben, wie **Plutarch** vielmal gethan hat, eben ſo gut als die Abſchreiber, dergleichen Verſehungen ſehr unterworfen ſind. Herr **Dacier** hat a. d. 118. S. ſeiner Ueberſetzung die Stelle aus dem **Dionyſius von Halikarnaß** nur angeführet, ohne ſie mit irgend einem Beweiſe oder Anſehen, zu beſtätigen.

IX. Indem, daß alle andere Sabiner, ſagt Plutarch, die Zeit mit Rathſchlagen verderbten, und ſich mit Langſamkeit zubereiteten, hatte Akron, König der Cäninier, ein ſehr beherzter und erfahrner Kriegsmann, dem des Romulus ſeine erſten Unternehmungen, von Anfange an verdächtig vorgekommen waren, und der bey dieſem Raube der Sabinerinnen, ſich in ſeinen Gedanken beſtätigte, daß dieſes ein ſehr gefährlicher Nachbar ſeyn würde; den man endlich nicht mehr würde ertragen können, wenn man ſeiner Kühnheit nicht Einhalt thäte, zuerſt die Fahne wider die Römer aufgehoben; und erſchien mit einem mächtigen Heere. Romulus gieng ihm entgegen, und als die zween Anführer einander nah waren, und ſich das Weiße in den Augen ſehen konnten, ſo foderten ſie ſich zu einem Zweykampfe, mitten unter den zweyen Heeren heraus, die beyde ſtill ſtehend blieben. Romulus bethete zum Jupiter, und gelobete, ihm die Waffen ſeines Feindes zu weihen, wenn er ihm den Sieg über ihn verliehe. Sein Bitten ward erhöret; er tödtete den Akron, ſchlug ſein Heer in die Flucht, und nahm ſeine Hauptſtadt weg.

Dionyſius von Halikarnaß, und **Livius**, ſind mit dem **Plutarch**, was den Ausgang dieſer Schlacht betrifft, eins; aber nicht über der Art, wie es dabey zugegangen: denn an ſtatt dieſer von beyden Theilen verabredeten Schlachtordnung, ſagen ſie, **Romulus** habe die **Cäninier** unverhofft, und ſo wie ſie in Unordnung gekommen, das Land zu verheeren, überfallen, ſie in Stücke zerhauen und nachdem er mitten unter den Flüchtlingen, in ihre Stadt gekommen, dieſelbe unverſehens eingenommen. Eben dieſe zween Schriftſteller, ſind unter einander, was **Akrons** Tod betrifft, nicht mehr eins. Nach dem erſten, tödtete ihn **Romulus in der** Zeit, da er kam, ihn aus der Stadt der **Ceninier** zu treiben, deren er ſich bemeiſtert hatte, αἱρεῖ τὴν πόλιν ἐξ ἐφόδου καὶ τὸν βασιλέα τῶν Καινίνων ὑπαντήσαντα σὺν καρτερᾷ χειρὶ μαχόμενος αὐτοχειρίᾳ κτείνει, καὶ τὰ ὅπλα ἀφαιρεῖται. Nach dem andern, iſt es im Gefechte ſelbſt geſchehen, welches vor der Einnehmung der Stadt hergegangen: Regem in praelio obtruncat & ſpoliat, Duce hoſtium occiſo, urbem primo impetu capit.

X. **Plutarch** erzählet den Triumph der auf dieſen Sieg gefolget iſt, und gedenket der **Antemnater** nicht: gleichwohl da ſie unmittelbar darauf geſchlagen worden, müſſen ſie mit in demſelben Siege begriffen geweſen ſeyn, wie **Dionyſius von Halikarnaß** und **Capitolins** Faſti bemerken. Herr Dacier ſagt in ſeiner Anmerkung über dieſe Stelle, **Plutarch** ſey hierinn dem **Livius** gefolget. Herr **de la Cürne** geſteht, daß er es bey dem erſten Durchleſen auch dafür gehalten: man könne ſich leichtlich irren; und dieß habe vielleicht auch den **Plutarch** in Irrthum geſtürzet. Allein er glaubet, daß bey näherer Unterſuchung, **Livius** mit denen Schriftſtellern eins befunden wird, denen er zu widerſprechen ſchien, und daß er ganz und gar vom **Plutarch** abgehe. **Romulus**, ſagt er im I. B. 10. und 11. Cap. **ſchlägt das Heer der Cäninier, bringt es in Unordnung, tödtet deſſen König im Gefechte, beraubet ihn der Waffen**

und nimmt nachmals die Stadt unverſehens ein; nach ſeiner Zurückkunft in Rom aber, hielt er das Siegesgepränge. Nach einer ziemlich weitläuftigen Beſchreibung dieſes Siegsgepränges nun, fähret er in ſeiner Erzählung ſo fort: **Innerhalb dieſer Zeit**, dum ea Romani gerunt, **kommen die Antemnater, die Ländereyen der Römer zu verheeren. Dieſe gehen ſchleunig auf ſie zu, fallen ſie, ſo zerſtreuet als ſie waren, an, hauen ſie in Stücke, und nehmen ihre Stadt mit dem erſten Anlauſe ein.** Romulus, **der über dieſen doppelten Sieg triumphirte,** duplici victoria ovantem, **begnadigte auf Fürbitte der** Herſilie **dieſe zwo Städte.**

Wenn nun **Livius** dieſe zween Vorfälle von **Romuls** Triumphe, mit einander vermenget hat, ſo glaubet man doch nicht, man müſſe durchaus daraus ſchließen, daß ſie nicht gleich auf einander gefolget wären: vieleicht hat er es nur zu mehrerer Bequemlichkeit ſeiner Erzählung gethan. Der Tod des Feldherrn der **Cäninier** veranlaſſete ziemlich natürlich die Beſchreibung des Triumphes, wobey die ihm abgenommene reiche Beute, den größten Zierrath der Feyerlichkeit machte. Wenn er von den **Antemnatern** zu reden anfängt, ſo würde er ſich ja nicht der Redensart, dum ea Romani gerunt, bedienet haben, um zu ſagen: indeſſen daß **Romulus** die Ehre des Siegesgepränges genoß. Und deutet denn dieſes Wort gerunt, nicht vielmehr eine Kriegshandlung, als die Zubereitungen eines Triumphes an? Dieſe Worte duplici victoria ovantem, biethen noch neue Beweiſe dar. Der natürliche Verſtand, den ſie darbiethen, iſt nicht, daß er zum zweytenmale, wegen eines neuen Sieges triumphiret; ſondern daß, nachdem er zween auf einander folgende Siege erfochten, er für alle beyde die Ehre des Siegesgepränges erhalten. Ja noch mehr; man kann ihm gar keinen andern Sinn beylegen: denn ſonſt würde **Livius**, welches ſich aber nicht muthmaßen läßt, des **Romulus** Leben noch ein Siegesgepränge beylegen; davon ſonſt kein einziger Schriftſteller geredet hätte, ſelbſt **Capitolins** Faſti nicht, die doch ſo richtig ſind, kein einziges unbemerkt vorbey zu laſſen. Der letzte Umſtand womit **Livius** dieſe Erzählung beſchließt, ſetzet endlich deren Sinn völlig feſt. Er ſagt, **Herſilia** habe zu gleicher Zeit für beyde Völker um Gnade gebethen, die einerley Begegnung erhalten. Wenn nun nach der Niederlage der **Cäninier**, **Romulus** Zeit genug gehabt hätte, das Siegesgepränge zu halten: warum hätte denn **Herſilia** gewartet, bis er noch einen neuen Sieg und ein neues Siegesgepränge dem erſten beygefüget hätte; ehe ſie die Gnade für die **Cäninier** und **Antemnater** zugleich erbäthe? Man findet eine ſehr natürliche Urſache davon in der Beſchleunigung, womit er von einem Kriege zum andern ſchreiten mußte.

XI. **Nach der Niederlage der Cäninier,** ſchreibt **Plutarch**, **in der Zeit da die andern Sabiner ſich noch zubereiteten, überfielen die Fidenier, die von Cruſtumerium und von Antemnä, die Römer. Das Gefechte währete lange und war hitzig; endlich aber wurden die Sabiner überwunden, ihre Städte eingenommen, und ihre Ländereyen nach dem Looſe vertheilet, ſie ſelbſt aber nach Rom geführet.** Nach andern Schriftſtellern ſind die **Cäninier**, die **Antemnater**, und die **Cruſtumerier**, zwar die erſten unter den **Sabinern** geweſen, die ſich wider die Römer erkläret; allein ſie fielen dieſelben nur einer nach dem andern an, nachdem ſie näher lagen, und es wird nicht geſagt, daß irgend ein Bündniß unter ihnen geweſen. Unter den **Cruſtumeriern** und **Fidenatern** war noch weniger Einigkeit, und von den letztern war in dieſem ganzen Kriege die Rede gar nicht. Der erſte Krieg, den ſie mit den Römern hatten, war derjenige, von welchem **Plutarch** ſelbſt, etliche Seiten tiefer, eben ſo redet, wie alle andere Schriftſteller thun: und er eräugete ſich erſt lange Zeit hernach, als durch des **Tatius** Tod, **Romulus** allein Meiſter des Regiments blieb. Man ſieht nicht einmal was ſie zu einem Bündniſſe mit den **Sabinern** hätte bewegen ſollen, da ſie nicht zu dieſem Volke, ſondern zu den **Toſcanern** gehörten. Denn obgleich **Dionyſius von Halikarnaß** verſichert, daß **Cruſtumerium**, **Nomentum** und **Fidenä** Pflanzſtädte der **Albanier** geweſen, und von dreyen Brüdern angeleget worden, deren älteſter **Fidenä** gebauet hätte; welches anzudeuten ſcheinen würde, daß dieſe Stadt ſowohl ſabiniſch geweſen, als die andern: ſo ſagt doch **Livius** im I. B. 15. Cap. ausdrücklich, daß die **Fidenater**, **Toſcaner** geweſen, Fidenates quoque Etruſci fuerunt; und **Plutarch** ſelbſt, wenn er von den **Fidenatern** redet, ſagt, daß die **Vejer**, **Toſcaner** von Geburt geweſen, und die Stadt, als ihnen zugehörig, wieder an ſich gebracht hätten.

XII. **Plutarch** ſagt, **Tarpejus** ſey Statthalter im **Capitol**, in der Zeit des Krieges des **Tatius** wider die Römer geweſen; und nicht ſeine Tochter **Tarpeja**, wie einige wollen, die in dieſem Stücke dem **Romulus** eine ſehr unvernünftige Aufführung beymeſſen: ὡς ἔνιοι λέγουσιν εὐήθη τὸν Ῥωμύλον ἀποδεικνύντες. Gleichwohl, wenn er in ſeiner Vergleichung der römiſchen Fragen mit den griechiſchen davon redet, ſo ſaget er, ſie habe im Capitol das Befehlshaberamt gehabt. Eins von beyden muß ſeyn: entweder **Plutarch** widerſpricht ſich ſelbſt: oder dieſes Werk wird ihm fälſchlich zugeeignet, welches letztere man lieber will und viele Kunſtrichter behaupten.

XIII. **Plutarch**, **Dionyſius von Halikarnaß**, und **Livius**, erzählen alle drey die Begebenheiten des ſabiniſchen Krieges verſchiedentlich; allein da die umſtändliche Erzählung davon ſehr langweilig werden möchte, und wenigen viel daran gelegen wäre, ſo iſt es genug anzumerken, daß des **Dionyſius von Halikarnaß** Anſehen, den andern Schriftſtellern vorzuziehen zu ſeyn ſcheint.

XIV. Es iſt leicht zu merken, wenn man den **Plutarch** nur einigermaßen geleſen hat, daß unter verſchiedenen abweichenden Erzählungen von einerley Vorfalle, er faſt allezeit ſich für die fabelhafteſte erkläret. Man kann aus der Erzählung der letzten Schlacht zwiſchen den **Sabinern** und **Römern**, und von dem darauf erfolgeten Frieden, davon urtheilen. Er erzählet, daß **Romulus**, da er alles über der ſchändlichen Flucht ſeiner Geſchwader, voller Schrecken geſehen, ſich zum **Jupiter** gewendet: und da dieſer Gott ſogleich ſein Bitten erhöret, die Flüchtlinge ſtille geſtanden, und der Streit heftiger, als jemals wieder angefangen. In demſelben Augenblicke läßt er die **Sabinerinnen** voller Thränen und mit fliegenden Haaren kommen, welche mitten durch die Leichenhaufen dahin dringen, wo das Würgen am ſchrecklichſten war, und mitten unter alle Streiche die die Kriegenden einander verſetzten. Sie fallen ihnen zu Füßen, und nöthigen ſie, durch ihr Geſchrey und Weinen, die Waffen niederzulegen und Frieden zu machen.

Es fehlet ſehr viel, daß des **Dionyſius von Halikarnaß** Erzählung ſo pathetiſch und wunderbar ſey. Man weis aber nicht, ob er nicht an Seiten der Wahrheit, oder wenigſtens der Wahrſcheinlichkeit, dasjenige wider gewinnt, was er an der andern verlieren kann. Nachdem er die verſchiedenen Vorfälle dieſes Krieges, und inſonderheit derer zwey Gefechte erwähnet hat, die beyden Theilen viel Blut koſteten, ohne daß er weder von des **Romulus** Gebethe an den **Jupiter**, noch von der wunderbaren Art gedenket, wodurch ſein Heer auf der Flucht zurück gehalten ward, ſo ſagt er: daß beyde Theile, von ihrem Verluſte außerordentlich ermüdet, nichts als den Frieden gewünſchet; ohne daß ſie ihn erlangen können, weil keiner von beyden die erſten Vorſchläge dazu thun wollen. In dieſer Ungewißheit, hätten ſich die in Rom wohnhaften Sabinerinnen verſammlet, und wären unter ſich eins geworden, daß ſie den König und Senat um Erlaubniß gebethen, ſich zu Mittlerinnen aufzuwerfen. Dieß wäre ihnen zugeſtanden worden, und darauf hätten ſie ſich in das Lager des **Tatius** mit denen Kindern begeben, die ſie bereits von den Römern gebohren hatten, mit denen ſie verheirathet waren. Hier hätten ſie ihre Perſon durch Thränen und Bitten, ſo gut geſpielet, daß dieſer Prinz endlich in einen Waffenſtillſtand mit den Römern gewilliget: und dieſer Stillſtand gab Zeit, an einem Frieden zu arbeiten, der auch ſchleunig geſchloſſen ward.

In der erſten von dieſen Erzählungen, ſieht man einen Schriftſteller, der ſeinen Leſer durch die ſeltſamſten Vorfälle zu beluſtigen ſuchet, ohne viel zu unterſuchen, ob ſie auch gewiß wahr ſind. In der andern redet ein Mann, der gar nicht bekümmert iſt, zum Schaden der Wahrheit zu gefallen, und keinen andern Endzweck bey dem was er ſchreibt, hat; als wie er der Nachwelt die hiſtoriſchen Vorfälle, entweder wirklich ſo wie ſie geweſen, oder doch wie es ſcheint, daß ſie ſich müſſen eräuget haben, überliefern will. Was wir hier vom **Plutarch** ſagen, das kömmt auch dem **Livius** zu; denn er gleicht ihm in dieſem allen ganz und gar: und übrigens weis man zur Gnüge, wie ſeine Leichtgläubigkeit, und ſein Geſchmack an allem was wunderbar heißt, beſchaffen geweſen.

XV. **Plutarch** macht die **Carmenta** zu **Evanders** Gemahlinn, wider des **Livius** und **Dionyſius von Halikarnaß** Zeugniß, die beyde ſagen, daß ſie ſeine Mutter geweſen. Allein, außer daß er einen Beweis wider ſich ſelbſt darzubiethen ſcheint, wenn er hinzuſetzet: daß die Feſte dieſer Göttinn hauptſächlich von den **Müttern** begangen worden; ſo findet man auch in den **römiſchen Fragen**, eine ausdrückliche Stelle, wo er ſie **Evanders** Mutter nennet.

XVI. **Plutarch** ſaget, in eben dieſem Leben des **Romulus**, daß es unter der Regierung dieſes Prinzen zweyhundert erwählete Rathsherren gegeben; nämlich hundert aus den Römern, und eben ſo viel aus den **Sabinern**. Wenn er aber in des **Numa** Leben, von denen Senatoren redet, die das Regiment der Zwiſchenregierung theileten, die vor ſeiner Erwählung hergieng: ſo zählet er deren nur hundert und funfzig. Der Verfaſſer von des **Dionyſius** von **Halikarnaß** letzter Ueberſetzung will dieſen Widerſpruch gut machen, wenn er ſaget; ihre Zahl ſey bey des **Romulus** Tode nicht vollſtändig geweſen: allein, dieſes hat gar keinen Grund: denn ſie war zu Lebzeiten des **Tatius** voll, indem **Plutarch** ſelbſt ſaget; daß **Romulus** und dieſer Prinz gleich die Geſchäffte eines jeden beſonders, mit ſeinen hundert Senatoren, verabredet. Man glaubet auch nicht, daß es nöthig ſey, wie er thut, zu einer Verbeſſerung des Textes ſeine Zuflucht zu nehmen. Warum will man denn nicht geſtehen, daß er mit ſich ſelbſt uneins iſt? Dieß iſt ja das einzige mal nicht, daß man ihn darauf ertappet: und man darf ſich ſo viel weniger darüber wundern, da man hier eine ſehr natürliche Urſache davon ſieht. Viele Schriftſteller wollten, nach dem **Dionyſius von Halikarnaß**, daß man den hundert zuerſt vom **Romulus** gewählten Senatoren, noch hundert **ſabiniſche** beygefüget hätte; andere aber behaupteten, man hätte deren nur funfzig gemacht. Nachdem nun **Plutarch** anfangs der einen Meynung gefolget war, hat er ſich darauf ein andermal nicht wieder beſonnen, und iſt der entgegengeſetzten gefolget.

XVII. **Plutarch** ſetzet in das fünfte Jahr von des **Tatius** Regierung, die an den Geſandten der **Laurentiner** verübte Gewalt: wodurch das gute Vernehmen unterbrochen ward, das allezeit unter ihm und dem **Romulus** beſtanden hatte. Nach dem **Dionyſius von Halikarnaß** hatten ſie fünf volle Jahre mit einander in vollkommener Einigkeit regieret, und erſt im ſechſten Jahre fiel die Urſache ihrer Händel und vom Tode des **Tatius**, ein.

XVIII. Nachdem **Plutarch** den Krieg mit den **Fidenatern** erzählet hat, der auf des **Tatius** Tod folgete; ſo ſagt er: **Romulus** habe 2500. Einwohner in ihre Stadt geſchickt, und eine römiſche Pflanzſtadt daraus gemacht. **Dionyſius von Halikarnaß** ſetzt nur 300. an; welches mit dem Zuſtande einer Republik viel beſſer überein zu ſtimmen ſcheint, die nur erſt angefangen hatte, und deren Kräfte noch nicht ſehr anſehnlich ſeyn konnten.

XIX. **Plutarch, Livius** und **Dionyſius von Halikarnaß**, erzählen die Begebenheiten des Krieges wider die **Vejer** alle drey auf verſchiedene Art; außer daß ſie alle drey eins ſind, daß ſie unter das Joch gebracht worden. Es koſtete ſie, ſetzet **Plutarch** hinzu, ein anſehnliches Stück ihres Gebiethes **Septempagion**, oder die ſieben Theile genannt; *χώραν τε πολλὴν προέμενοι τῆς ἑαυτῶν ἣν σεπτεμπάγιον καλοῦσιν (ὅπερ ἐστὶν ἑπταμέριον)*. Dieſe Erklärung zeigt die wenige Kenntniß an, die er von der lateiniſchen Sprache gehabt hat, wie er auch ſelbſt offenherzig geſteht: denn dasjenige, was er *σεπτεμπάγιον* nennet, iſt eben das, was die Römer ſeptem pagi nannten, und welches **Dionyſius von Halikarnaß**, durch *ἑπτάπαγοι*, viel beſſer ausdrückt. Es ſieht ein jeder, daß dieſes Wort die **ſieben Dörfer**, oder **Flecken**, heiße.

XX. Nachdem **Plutarch** geſaget hat, daß **Romulus**, auf welchen nach **Numitors** Tode die Reichsfolge in **Alba** gefallen war, die Regierung davon den **Albanern** überlaſſen hätte, um ſich bey dem Volke beliebt zu machen; ſo ſetzet er ſogleich hinzu: er habe den **Sabinern** eine jährliche Obrigkeit geſetzet: *εἰς μέσον ἔθηκε τὴν πολιτείαν δημαγωγῶν, καὶ κατ' ἐνιαυτὸν ἀπεδείκνυεν ἄρχοντα τοῖς Σαβίνοις.* Die Einführung einer ſo unumſchränkten Obrigkeit bey den **Sabinern**, und ſelbſt in dem Schooße von **Rom**, war wie es ſcheint, eine ſo wichtige Begebenheit; daß die Geſchichtſchreiber ſich ſchon hätten die Mühe geben können, uns davon zu belehren: gleichwohl hat, ſo viel man weis, kein einziger davon geredet; ja es ſcheint ihr ſogar dasjenige zu widerſprechen, was nach dem Tode des **Romulus**, in Anſehung der Wahl eines Königes vorfiel. Die **Sabiner** begehrten, daß er aus ihnen gewählet werden müßte, indem der verſtorbene aus den Römern geweſen. Und ihre Beſchwerden würden übel gegründet geweſen ſeyn; wenn ſie das Vorrecht gehabt hätten, in **Rom** ein von den Römern abgeſondertes Oberhaupt zu haben. Man zweifelt daher gar ſehr, ob man auf das Wort dieſer einzigen Stelle, eine ſo unwahrſcheinliche Sache zugeben ſoll, die durch andere Zeugniſſe ſo wenig beſtätiget wird. Eine geringe Veränderung im Texte würde **Plutarchs** Erzählung vollkommen zurechte helfen, und ihr alle Wahrſcheinlichkeit ertheilen, die ihr fehlet. Vielleicht iſt durch ein ſehr natürliches Verſehen, ihm, oder irgend einem von ſeinen Abſchreibern, das Wort Σαβίνοις für Ἀλβανοῖς entwiſchet. Dieſe Verbeſſerung gründet ſich auf das Anſehen des **Dionyſius von Halikarnaß**. Wenn dieſer Schriftſteller von der Erwählung des erſten Dictators in **Rom** redet; ſo führet er den **Licinius** an, welcher ſaget, daß die Römer dieſe Gewohnheit von den **Albanern** überkommen: denn wie er verſichert, ſo ſind ſie es geweſen, welche zuerſt nach des **Amulius** und **Numitors** Tode, jährliche Obrigkeiten, von gleicher Macht mit den Königen, unter dem Namen eines **Dictators** erwählet. Wenn man dieſer Stelle ſo zurecht hilft, ſo wird die Einſetzung dieſer obrigkeitlichen Perſonen eine ſehr natürliche Folge deſſen, was **Plutarch** etwas vorher geſaget hatte, daß **Romulus** den **Albanern** die Regierung überlaſſen; da man hingegen nicht ſiehe, weswegen er hier von den **Sabinern** reden ſollte: denn es iſt auf dieſer Stelle von ihnen gar die Frage nicht.

Nach dem **Dionyſius von Halikarnaß**, ſtarb **Romulus** im 55ten Jahre ſeines Alters, und im 37ten ſeiner Regierung. Nach dem **Plutarch** wäre es im 54ten Jahre ſeines Alters, und im 38ten ſeiner Regierung geweſen, wie bereits Herr **Dacier** angemerket hat. Herr **de la Curne** ſetzet noch hinzu: daß **Livius** und **Capitolins** Jahrbücher, die Frage von der Dauer ſeiner Regierung nicht entſcheiden, ſondern nur anmerken, daß ſie 37. Jahre gewähret hat; welches ſich ſowohl für eine Regierung ſchickt, die im 37ten als die im 38ten Jahre ein Ende genommen hat.

Allein Plutarch ſelbſt, ſaget in dem Leben des **Numa** ausdrücklich, daß **Romulus** im 37ten Jahre der Erbauung **Roms** getödtet worden. Und an einer andern Stelle ſaget er, daß **Numa**, welcher an dem Stiftungstage von **Rom** gebohren worden, im 40ſt Jahre ſeines Alters den Thron beſtiegen. Dieſer Zeitpunct kömmt mit keinem einzigen überein, den er von des **Romulus** Tode angiebt: denn, wäre er im 37ten oder 38ten Jahre der Stiftung **Roms** erfolget, ſo müßte **Numa** nothwendig, wenn man noch eine Zwiſchenregierung von einem Jahre annimmt, erſt im 38ten oder 39ten Jahre **Roms** auf den Thron gelanget ſeyn.

Uebrigens kann man einem Schriftſteller dergleichen Fehler eben zu keinem großen Verbrechen machen, welche oftmals bloß von der Art herrühren, nach verfloſſenen, oder erſt angefangenen Jahren zu zählen.

XIX.

Des Herrn von Foncemagne critiſche Anmerkungen über zwo Stellen aus des Herrn von Valois Nachricht von Gallien 1728.

Herr von **Valois** ſaget in ſeiner **Nachricht von Gallien** unter dem Worte: Sancti Michaelis Oppidum & Monaſterium, daß das Kloſter **St. Michael**, oder **St. Mihel** an der **Maaß**, von **Wulfoaden**, **Childerichs** Schloßhauptmanne geſtiftet werden: Wulfoadus Praefectus Palatii Childerici Regis. . . . in Pago Paroeciaque Verodunenſi, ad flumen Moſam clariſſimum coenobium S. Michaelis fundavit. Herr **von Foncemagne** hat der Akademie die Anmerkung gemacht, daß **Wulfoadus**, **Childerichs** Schloßhauptmann, mit demjenigen **Vulfaudus** nicht vermenget werden müſſe, der das **St. Michaelskloſter** geſtiftet hat. Der erſte iſt gegen das 680te Jahr geſtorben, wie des **Fredegarius** Fortſetzer, a. d. 97. Num. angiebt. Der andere hat im 709. Jahre einen Schenkungsbrief, zum Beſten des von ihm geſtifteten Kloſters unterſchrieben. Dieſer Schenkungsbrief, welchen Herr **Balůze**, im IV. Th. ſeiner **Miſcellaneen** anführet, iſt vom 15ten Jahre von **Childeberts**, des letzten dieſes Namens, Regierung. Nun kommt aber dieſes Jahr mit dem 709. überein.

Dieſer Schenkungsbrief giebt zu noch einer Anmerkung Anlaß.

Herr **von Valois** führet, unter dem Worte: Vicus & Marſallum, zum Beweiſe des Alterthumes der Salzwerke zu **Vic** und **Marſal**, nichts anders an, als des **Fulradus**, Abtes von **St. Denys** Teſtament, und das Leben **Johanns**

Abtes von Gorſe: Fulradus Abbas Monaſterii ſancti Dionyſii in teſtamenti ſui tabulis.... Marſalli ante annos nongentos mentionem fecit .... Vita Johannis Gorſiae Abbatis ab aequali auctore ſcripta, Salinas Vici memorat. **Fulrads** Teſtament muß vom 777ten oder 778ten Jahre ſeyn; weil es von **Carls des großen** neuntem Regierungsjahre unterſchrieben iſt. In teſtamenti ſui tabulis ſignatis, anno nono regni Caroli gloriſſimi Regis Francorum & Langobardorum & Patricii Romanorum. **Johanns Abtes von Gorſe** Leben, welcher im 973ten Jahre geſtorben iſt, hat erſt zu Ende des zehnten Jahrhundertes geſchrieben werden können.

Man iſt geneigt zu glauben, wenn man dieſe zween Artikel lieſt, daß kein älterer Schriftſteller von den Salzwerken zu **Vic** und **Marſal** geſchrieben hat. Gleichwohl ſetzet **Vulfauds** Schenkungsbrief, den man vom 709ten Jahre angegeben, dieſelben ſchon als eingerichtet voraus: Donamus, ſagt der Geber, in Vico & Marſallo, ... ad ſal faciendum....

Diejenigen die einmal an einer neuen Ausgabe von der **Nachricht von Gallien** arbeiten möchten, werden ſich dieſe zwo Anmerkungen zu Nutze machen können: deren erſte einen Fehler verbeſſert, ſo dem Herrn **von Valois** entwiſchet iſt, und die andere ſeinen Nachforſchungen, zum Beſten der Salzwerke zu **Vic** und **Marſal**, ein viel älteres Zeugniß beyleget, als diejenigen ſind, ſo er gekannt hat.

* * *

XX.

Des Herrn Secouſſe Entwurf einer neuen Nachricht von Gallien und denen ſeit dem Anfange der Monarchie, den Franzoſen unterworfenen Provinzen.

1728.

Ungeachtet die Beſchäfftigungen des Herrn **Secouſſe**, welcher gegenwärtigen Entwurf aufgeſetzet hat, ihm nicht erlauben, denſelben auszuführen; ſo theilen wir denſelben gleichwohl mit, als ein Muſter, welches denenjenigen ſehr nützlich ſeyn wird, welche geneigt ſeyn möchten, an einer neuen Nachricht von Gallien zu arbeiten. Man hatte bereits in dem vorigen Jahrhunderte angefangen, das Chaos der franzöſiſchen Geſchichte aus einander zu wickeln, und wir beſitzen viele ſchätzbare Werke von dieſer Materie; allein eben dieſe Geſchichte, iſt ein unerſchöpfliches Werk an Unterſuchungen. Sie entwickelt ſich alle Tage, und nimmt eine neue Geſtalt an, indem ſo viele dieſelbe betreffenden Denkmäler zum Vorſcheine kommen.

Die Chroniken, die Diplomata, die Urkunden, und Befreyungen, welche man bereits ans Licht geſtellet: alles dieſes ſind Materialien, die bloß eine geſchickte Hand erwarten, um ſie in Ordnung zu bringen. Das vergangene Jahrhundert, und der Anfang des gegenwärtigen, ſind fruchtbar an Sammlungen von Urſchriften geweſen; und man hat Urſache, deren noch mehrere zu hoffen. Das Beyſpiel der Engländer, muß uns lehren, was für eine reichliche Aernte man aus den Regiſtern der Parlamente, der Rechnungskammern, der königlichen Bibliothek und des Schatzes der Urkunden zu **Chartres**, erwarten könnte.

Adrian von Valois war der erſte, der auf die Gedanken einer **Nachricht von Gallien** kam. Er war in der franzöſiſchen Geſchichte ungemein ſtark, und beſaß, nebſt einem erſtaunlichen Gedächtniſſe, noch alle andere Geſchicklichkeiten, die einen wahrhaftig Gelehrten ausmachen. Allein ſo wichtig auch ſein Werk iſt, welches man in der That als ein ſchwer nachzuahmendes Muſter angeben kann, ſo fehlten ihm doch diejenigen Hülfsmittel, die wir heute zu Tage haben. Herr **Secouſſe**, welcher die Beſchaffenheit dieſer Hülfsmittel unterſuchet hatte, und wie er ſelbſt ſagt, mehr ſeine Neigung als ſeine Kräfte kannte, war entſchloſſen, ſich derſelben zu Verfertigung einer **neuen Nachricht von Gallien** zu bedienen. Er arbeitete auch wirklich an deren erſtem Theile, welcher ſich von den Zeiten an, da die Geſchichte angefangen von **Gallien** zu reden, bis auf **Karls des groſſen** Regierung erſtrecken ſollte. Dieſer Theil würde zween Foliobände ausgemacht, und wenigſtens zwanzig tauſend Artikel betragen haben. Gleichwohl, fähret er fort, haben wir von dem erſten Geſchlechte unſerer Könige nur ſehr wenige Denkmäler, die der Wuth der Zeiten entwiſchet ſind. Hieraus kann man von der Weitläuftigkeit dieſer Arbeit in den übrigen Theilen, ſchließen, die ſchon näher auf unſere Zeit treffen.

Hier folget nunmehr der allgemeine Begriff, welchen Herr **Secouſſe** von dieſer neuen Nachricht von **Gallien** ertheilet. Fürs erſte muß man darinnen ſogleich, den Namen eines jeden Ortes finden, deſſen in den Schriftſtellern gedacht wird, und auch diejenigen, die er nach und nach geführet; ingleichen ſeine Lage, den Zeitpunct ſeiner Erbauung, die geringen oder gänzlichen Verheerungen, ſo er erlitten, und die Geſchichte derer Vorfälle die dazu Gelegenheit gegeben; ferner ſeine Wiedererbauung, wobey mit großer Aufmerkſamkeit unterſuchet werden muß, ob dieſelbe recht wieder an der vorigen Stelle geſchehen; ferner ſeine Gröſſe und Gränzen, die bey ſeinem Gebiethe vorgefallenen Erweiterungen,

erungen, und deren Eintheilungen, dafern es welche gegeben, der Kirchſprengel und die Pfarre wozu er in Anſehung der Geiſtlichkeit gehöret; und in Anſehung des bürgerlichen Standes, die Provinz, oder Regierung, das Oberamt oder die Landsvogtey, Generalität, oder Steuergericht davon er ein Mitglied geweſen, und die Gerichtsbarkeit wohin er gehöret hat; ferner ſeine Würde, ob es eine Stadt, ein Flecken, ein Dorf, ein kleines Dörfchen, oder ein Schloß geweſen; ſein Titel, als Herzogthum, Fürſtenthum, Grafſchaft, Burggrafſchaft, Marquiſat, Baronie, Caſtelaney, Herrſchaft, Lehn, Afterlehn, oder ganz freyes Landgut; ferner der Namen des Regenten oder Herren, den Urſprung und die Rechte auf dieſe Oberherrſchaft, oder Herrſchaft, und die Urſache von deren Aufhebung, wofern ſie nicht mehr beſtehen; und endlich die Rechte, Befreyungen, und Vorrechte, ſo man ihm ertheilet gehabt.

Welch ein Licht würde nicht eine ſolche Art über unſere ganze Geſchichte ausbreiten! Die Begebenheiten ſind einmal nothwendig mit denen Oertern verbunden, wo ſie ſich zugetragen, und man kann ſich von jenen keinen richtigen Begriff machen, ohne die andern genau zu kennen. Man kann nicht in Abrede ſeyn, daß die Geſchichtſchreiber, aus Mangel dieſer Kenntniß der Oerter, in ihren Erzählungen oftmals viel Dunkelheit zurück laſſen, welcher eine ſolche Nachricht, als hier vorgeſchlagen wird, abhelfen würde. Sie würde nicht allein nützlich ſeyn, gewiſſe dunkele Stellen der Geſchichtſchreiber zu erklären, ſie würde ſelbſt in die Handhabung der Gerechtigkeit, und in die Handlungen des Miniſterii einen Einfluß haben.

Sie würde in denen Streitigkeiten dienlich ſeyn, die ſich oftmals über die Gränzen und Vorrechte der Gerichtsbarkeiten, der Städte und Provinzen eräugen. Man könnte ein Licht zu Vollziehung der Friedensſchlüſſe daraus ziehen, die unter benachbarten Prinzen vollzogen werden. Gemeiniglich verändern ſolche Schlüſſe die Geſtalt der Gränzen, durch Abtretung einer Provinz, einer Stadt, oder eines Gebiethes. Man ſchickt Abgeordnete hin, um die Gränzen der abgetretenen Oerter auszumachen, und die neuen Gränzen feſtzuſetzen, und alsdann werden die Markſteine eines Dorfes, die Lage eines Schloſſes, der Lauf eines Fluſſes, Gegenſtände ſo mancherley Streitigkeiten, die durch eine gute Nachricht gehoben werden könnten. So ward nach dem **pyränäiſchen** Frieden, der Herr **von Marca** ernannt, mit den ſpaniſchen Abgeordneten auszumachen: welches denn eigentlich, zur Zeit der Römer, die Gränzen der Spanier und Gallier geweſen wären. Die umſtändliche Beſchreibung davon, ſteht in dem Werke dieſes gelehrten Prälaten, Marca Hiſpanica betitelt, und in der Vorrede des Herrn **Baluze**; aus welcher Beſchreibung man den Nutzen ſehen kann, welchen damals Herr **von Marca**, von ſeiner weitläuftigen Gelehrſamkeit gezogen.

Dergleichen Gelegenheiten kommen noch oft vor, und jemehr diejenigen, denen eine ſolche Verrichtung aufgetragen wird, in einer wohl verfertigten Nachricht, Licht finden werden, deſto tüchtiger werden ſie ſeyn, ihrer Pflicht recht nachzukommen. Man ſetze noch hinzu, daß eine ſolche Nachricht auch noch viel dazu beytragen kann, eine genauere Kenntniß von den Rechten der Krone zu erlangen. Die Domainenmaterie, die den geſchickteſten Rechtsgelehrten ſo oft zu ſchaffen gemacht, werden darinnen ihren Platz finden, indem die alten Domainen unſerer Könige, ihre Lehndienſtbarkeit, Veräußerungen, die Verpfändungen ſo damit vorgefallen, und Wiedervereinigungen mit der Krone, darinnen vorkommen müſſen.

Da ſich auch ein ſolches Werk auf alle Länder erſtrecket, die ſeit der Stiftung der Monarchie den Franzoſen unterworfen geweſen: ſo muß es nicht allein in den Raum zwiſchen den Ocean, die pyrenäiſchen Gebirge, das mittelländiſche Meer, die Alpen und den Rhein, das heißt, in die alten Gränzen von Gallien, eingeſchloſſen werden. Sondern, ſeit den erſten Königen her, muß es Frießland, das alte Franken, welches der erſte Wohnplatz der Franken jenſeits des Rheines, nach Cöln zu geweſen, Thüringen, Alamanien, oder das eigentlich ſogenannte Deutſchland, Suevien oder Schwaben, Rhätien oder das Graubünderland, Bayern, Savoyen und die Schweiz, in ſich ſchließen. Von dem Anfange des zweyten Geſchlechts von Königen an, muß es faſt die Hälfte von Europa in ſich halten, indem man den Lauf der Siege **Karls des großen**, in Spanien, Wälſchland und in die äußerſten Ende von Deutſchland, wo die Sachſen wohneten, verfolget.

Der Gegenſtand, den man am meiſten vor Augen haben muß, iſt dieſer, daß man genau die Weite und Gränzen derer Staaten beſtimme, die nach und nach in Gallien entſprungen ſind. Wenn dieſe Beſtimmungen gar zu weitläuftige Unterſuchungen erfodern, daß ſie in denen Artikeln abgehandelt werden könnten, woraus das Werk beſteht: ſo muß man ſie in vorläufige Abhandlungen werfen, und zu Anfange jedes Bandes ſetzen. In derjenigen, die vor dem Theile geſtanden haben würde, woran Herr **Secouſſe** gearbeitet hat, würde man gefunden haben, was für Eroberungen die Römer zuerſt in Gallien gemacht, die denſelben den Namen Provincia, oder **Provence** gegeben; ferner, die verſchiedenen Eintheilungen Galliens, in Provinzen; was das für ein Land geweſen, deſſen ſich die Burgunder bemächtiget; ingleichen dasjenige, ſo die Römer den **Wiſigothen** gegeben, was dieſe davon nach ihrer Niederlage durch den **Chlodoväus** behalten, und was ſie davon den **Oſtrogothen** abtreten müſſen; ingleichen die Niederlaſſung der **Brittannier** in der Provinz, die ihren Namen führet, und der **Waſconier** oder **Gaſconier** ihre, in **Aquitanien**; ferner der Fortgang der franzöſiſchen Eroberungen, welche, nachdem ſie alle dieſe Völker verjaget, oder unterwürfig gemacht, ganz allein die Meiſter von Gallien geblieben; ferner die Theilung der Kinder **Chlodoväus** des I.

und **Clotarius** des I. woraus die Königreiche **Paris**, **Orleans**, **Soiſſons**, **Reims** oder **Metz** entſtanden; ferner was man unter **Auſtraſien** und **Neuſtrien** verſtanden, und was es für eine Art von ſogenanntem Leibgedinge geweſen, welches **Dagobert** der I. ſeinem Bruder **Charibert** überlaſſen?

Diejenigen Abhandlungen, ſo vor den folgenden Bänden ſtehen ſollten, würden von der Eintheilung der Staaten **Ludwigs des gütigen**, unter ſeine Kinder; von den Abtheilungen ſo das franzöſiſche Reich unter dem zweyten Geſchlechte von Königen, in Deutſchland und Italien erlitten; von der Abtretung eines Theiles von **Neuſtrien** an die **Normänner**; und von der Aufrichtung der Königreiche **Arelat**, **Lothringen**, und von dem jenſeits des Berges **Jura** liegenden **Burgundien**, gehandelt haben.

Endlich würde Herr **Secouſſe** zum dritten Geſchlechte von Königen geſchritten ſeyn, und den Urſprung der groſſen Lehngüter unterſuchet haben, die damals faſt ganz Frankreich eintheileten. Dergleichen waren unter andern, das Herzogthum **Aquitanien**, und die Grafſchaften **Toulouſe**, **Flandern**, **Vermandois** und **Champagne**. Er würde verſucht haben, die Gränzen dieſer untern Herrſchaften auszumachen, und die Urſachen ſowohl, als den Zeitpunct ihrer Wiedervereinigung mit der Krone, anzumerken.

Bey Uebernehmung dieſer Arbeit, hatte Herr **Secouſſe** ſich ein Geſetz gemacht, keine einzige Sache vorzugeben, ohne die eigentliche Stelle derer Scribenten anzuführen, aus denen er ſie genommen hätte; und er würde ſogar ihre eigenen Worte, ſo oft als möglich, angezogen haben. Die Anführungen dienen zwar oftmals, die Nachläßigkeit und das Verſehen eines Schriftſtellers zu entdecken, allein ſie zeugen auch zum mindeſten von ſeiner Redlichkeit und guten Abſicht, und ſetzen den Leſer in den Stand, die Fehler zu verbeſſern, die ihm entwiſchet ſind. Es giebt kein ganz vollkommenes

Werk; auch die vortrefflichſten haben ihre Mängel, und die beſten ſind diejenigen, darinnen man die wenigſten Fehler findet. Die Fehler vermehren ſich in den Büchern, nach dem Maaße der Weitläuftigkeit und Verſchiedenheit der darinnen enthaltenen Materien; dieſe Fehler aber, ſie mögen nun ſo zahlreich ſeyn, als ſie wollen, verhindern noch nicht, daß Werke, von der Art der Wörterbücher und Nachrichten, nicht gut und nützlich ſeyn ſollten. In aneinander hängenden Geſchichten, in ſyſtematiſchen Büchern, ſind alle Theile mit einander verbunden, und machen zuſammen ein Ganzes aus: ſobald nun einige unter ihnen den andern widerſprechen, ſo werden alle andere erſchüttert, und ſtehen in Gefahr, umgeſtürzet zu werden. Bey dem Zuſammentragen aber, ſind die Theile abgeſondert, und von einander unabhänglich; der Mangel der einen, hat auf die andern keinen Einfluß, und man kann ſie, eine jede insbeſondere, beſſern und umarbeiten, ohne das Ganze zu berühren.

Noch ein Merkmaal ſolcher Arten von Werken, iſt dieſes, daß ſie allezeit Zuſätze und Vermehrungen ertragen können. Sie behalten dabey allemal den Namen ihres erſten Urhebers, dem man ſonder Unbilligkeit, die Ehre nicht rauben kann, die ihm ſo rechtmäßig zukommt. Aus eben dieſer Urſache, würde Herr **Secouſſe** ſich eine Pflicht und eine Ehre daraus gemacht haben, ſeine Nachricht nur als einen Zuſatz, und als eine Fortſetzung von des Herrn **von Valois** ſeiner mitzutheilen, und den Titel ſeines Werkes mit einem ſo berühmten Namen zu ſchmücken: wenn dieſer gelehrte Mann, zu Ende ſeiner Vorrede, nicht durchaus allen denen, die nach ihm ſammeln würden, verbothen hätte, ihre Arbeit mit der ſeinigen zu vermengen. Er erkläret ſich ſo gar: daß diejenigen, die verwägen genug ſind, die Hand an das Werk eines verſtorbenen Schriftſtellers zu legen, ihm eben ſo verbrecheriſch vorkommen, als die Frevler, die die Geiſter in der Erde beunruhigen, und die Gräber beſtehlen. Man hat eine Ehrerbiethung gegen die letzten Befehle eines Menſchen, gegen den man eine ſo große Hochachtung hat; und indem Herr **Secouſſe** ſeine neue Nachricht anmeldete, machte er ſich ein Vergnügen daraus, zu geſtehen, daß wenn ſie bey der Welt einigen Nutzen haben könnte, er dem Herrn **von Valois**, den er zu ſeinem Muſter genommen, alle Verbindlichkeit deswegen hätte.

Hierauf füget Herr **Secouſſe** einen Artikel ſeiner **neuen Nachricht** bey, woraus man von ſeiner Methode ſchließen kann:

ALANI..... Die Alaner.

Die **Alanen** waren **Scythen** von Geburt, und wohneten gegen den **Tanais**. Sie ſetzten ſich gegen die **Donau** zu, von wannen ſie aufbrachen, als ſie mit den **Sueven** und **Vandalern**, die **Gallier** überfielen. Der mehreſte Theil der **Alanen** gieng mit dieſen Völkern nach Spanien; einige aber blieben in Gallien, und man findet deren gegen **Maynz**, **Valenzia** und an dem Ufer der **Loire**. Siehe Valeſ. Rer. Franc. L. IV. p. 172. und in ſeiner Notit. das Wort Alani.

1. **Gregorius von Tours**, führet im 2. B. 9. Cap. a. d. 60. 61. S. eine Stelle aus dem Renatus Profuturus Frigeridus an, in welcher dieſer Geſchichtſchreiber, nachdem er von der Eroberung von **Rom** durch die **Gothen** geredet, geſagt hat: interea Reſpendial Rex Alamannorum, Goare ad Romanos transgreſſo, de Rheno agmen ſuorum convertit, Wandalis Francorum bello laborantibus...., cunctis Wandalorum ad interñecionem delendis, ni Alanorum vis in tempore ſubveniſſet a). Herr **von Valois** und der **P. le Comte** haben Alanorum, an ſtatt Alamannorum, geleſen, und man darf nur die Stelle im **Profuturus** aufmerkſam leſen, ſo wird man die Nothwendigkeit dieſer Verbeſſerung merken. War **Reſpendial** König der **Alanen**, ſo folget, daß **Goar** es auch geweſen ſey; allein es giebt

unleug-

---

a) Vbi ſupra N. (a) über den Greg. T. vbi ſupra.

unleugbare Beweiſe. **Olympiodorus** ſagt (beym **Photius** a. d. 184 S.) daß **Jovinus**, durch Beyhülfe des **Alanen Goars**, ſich zum Kaiſer von **Mundiacum**, einer Stadt im untern Deutſchlande, ἐν Μενδιακῷ erwählen laſſen. Es iſt außer Zweifel, daß man Moguntiacum leſen müſſe; denn man weis, daß **Jovinus** gegen dieſes Land zu regieret, indem er Herr von **Trier** geweſen. S. **Tillemonts** Leben des **Honorius**. Art. 47. 5. B. 697. S.

Die Zeitrechnung läßt keinen Zweifel übrig, daß dieſer **Goar** eben derſelbe ſey, deſſen **Profuturus** gedacht hat: denn es iſt gewiß, daß die **Alanen** und **Wandalen** im 406. Jahre nach **Gallien** gekommen, und im 411. Jahre machte ſich, nach dem **Tillemont**, **Jovinus** zum Kaiſer. Es bleibt daher gewiß, daß **Reſpendial** und **Goar**, beydes Könige der **Alaner**, im 406. Jahre an den **Rhein** kamen, daß **Reſpendial** von da abgereiſet ſey, um den **Wandalen** beyzuſtehen; daß **Goar** daſelbſt geblieben, die Partey der Römer ergriffen, und ſich in der Nähe niedergelaſſen, weil er im 411. Jahre in **Mayntz** geweſen, allwo er den **Jovinus** zum Kaiſer erwählen laſſen. 2. Wenn **Proſper** in ſeiner Chronik, nachdem er von des **Leo** Erhebung zum päbſtlichen Stuhle (im 440. Jahre), und von der Zurückkunft des **Aetius** nach **Italien** geredet, hinzuſetzet: deſerta Valentinae urbis rura, Alanis, quibus Sambida praeerat, partienda traduntur. Und ein wenig tiefer: Alani, quibus terrae Galliae ulterioris cum incolis dividendae ab Aëtio traditae fuerant, reſiſtentes armis ſubigunt, & expulſis dominis terrae, poſſeſſiones vi adipiſcuntur.

Die **Alanen** waren alſo nicht allein Herren von **Valenz**, ſondern erſtreckten ſich noch weiter ins Land; und vermuthlich von der Seite der **Loire**: indem nach dem **Jordanes** (de reb. Getic. C. 37.) **Sangibanus**, König der **Alanen**, welcher unfehlbar **Proſpers Sambida** iſt, nach des Attila Einfalle die Vertheidigung von **Orleans** auf ſich hatte. Er handelte mit dem **Attila**, ſie ihm zu überliefern; allein der Streich ward entdecket, und **Aetius** und **Theodorich**, Könige der **Wiſigothen**, ſtellten ihn, um ſich des ihnen verdächtigen **Sangibanus** zu verſichern, mitten unter ihr Kriegsheer.

Eben dieſer **Jordanes** ſaget im 43. Cap. daß **Attila**, bey ſeiner Rückkunſt in ſein Land, nachdem er den Anſchlag gemacht, die **Wiſigothen** anzugreifen, im Vorbeygehen auch die **Alanen** zu überwältigen vermeynete, die ſich jenſeit der **Loire** niedergelaſſen hatten. **Aetius** bedienete ſich eben dieſer **Alanen**, die Empörung der **Armoricaner**, eines Volkes zu beſtrafen, welches in **Gallien** an dem Ufer des **Oceans**, inſonderheit gegen das heutige **Bretagne** zu wohnete. Er ſchickte wider ſie den **Eocharich**, König der **Alanen**, eines ſtreitbaren und abgöttiſchen Volkes. Dieſer Prinz war bereits auf dem Zuge begriffen', als **Germanus** Biſchof zu **Auxerre** ſeinen Streichen Einhalt that, und ihn angeloben ließ: er wolle eher nichts unternehmen, bis er vom' **Aetius** neue Befehle erhalten hätte. **Germanus** wäre hierauf nach **Ravenna** geeilet, allwo er von **Valentinian** dem III. Gnade für die **Armorikaner** ausgewirket. Als aber dieſes leichtſinnige und unruhige Volk ſich abermals empöret, ſey es dem **Eocharich** übergeben worden, der ihr ganzes Land in Flammen und Blut geſetzet. Es iſt wahr, daß er den **Eocharich** einen König der **Allemanier** nennet; allein **Heribert**, der eben dieſelbe Sache erzählet, nennet ihn **Recharius**, und ſaget, er ſey ein Prinz der **Alanen** geweſen. Der **P. Sirmont** in ſeinen Noten über den **Sidonius**, die am Rande des **Surius** angeführet werden, bemerket, daß man Alanorum wieder ergänzen müſſe, und ſo hat auch Herr **von Valois** geleſen. Er ſaget, daß die **Alanen** bey dieſem Zuge in demſelben Lande geblieben, und ſich mit den **Armorikanern** vermenget hätten: und aus dieſer Urſache ſey der Namen **Alanen** in **Bretagne** ſo gemein *b*).

Er

---

b) L. Conſtantius V. S. Germani Lib. I. oder II. Surius 31. 12. Julius 4. 17. pp. 366. 369. De Miracul. S. Germani. C. 21. v. 618. ut ſupra.

Er glaubet auch, daß **Eocharich** mit dem **Vitricus** einerley ſey, von welchem **Proſper** in ſeiner Chronik ſaget, er ſey den Römern allezeit getreu geblieben, und habe ſich durch ſeine Tapferkeit hervorgethan (Theodoſio & Feſto coſſ.) Man kann auch glauben, daß es die in Gallien angeſeſſenen **Alanen** geweſen, deren **Sidonius** im erſten Briefe des vierten Buches Erwähnung thut.

Die **Alanen** waren mit dem ihnen abgetretenen Lande nicht zufrieden, ſie brachen auch noch in andere galliſche Provinzen ein.

Der Kaiſer **Majorianus**, gieng im 461. Jahre, wider ſie aus, als er in Italien erſchlagen worden. Val. Faſtes. Und kaum war im 467. Jahre **Anthemius** auf den Thron geſtiegen, als er ſeinen Eidam **Ricimer** wider die **Alanen** ausſchickte, der von dem erſten Gefechte an, dieſelben überwand, ihren König **Beurgus** tödtete, und ſie völlig ausrottete, internecione proſtravit. L. Jordan. de reb. Getic. Cap. 45.

Gleichwohl blieben noch lange Zeit hernach in Gallien **Alanen**, allwo ſie auch ihren Namen behalten hatten; indem **Fridegodus** c), im Leben des h. **Wilfridus**, welcher im ſiebenten Jahrhunderte lebete, von dieſem Heiligen der aus Italien kam, ſagte:

> Alpinosque petit quo Celtica permeet arva,
> Praeteriens notos pedetentim tranſit Alanos d).

---

c) Mabillon. Act. SS. Benedict. ſagt, er ſey im 634. oder 635. Jahre gebohren, und 709. geſtorben.

d) Act. S. B. Saecul. IV. P. I. p. 722.

* * *

* *

XXI.

Des Herrn Abtes Sallier Nachricht von einigen Büchern der königl. franzöſiſchen Bibliothek, mit geſchriebenen Noten.

1 7 2 8.

Der Büchervorrath des Königes, iſt nicht nur wegen der Weitläuftigkeit ſeiner Sammlung in allen Arten von Werken, den Gelehrten nützlich; ſondern man findet auch eine ziemlich große Menge Bücher darinnen, die mit beſondern Noten von der Hand derjenigen beſchrieben ſind, denen ſie zuſtändig geweſen. Dieſe nun ſind ein Pfand, welches die Gedanken dieſer ihrer Gelehrſamkeit wegen anſehnlichen Perſonen, erhält und auf die Nachwelt bringt: und der Herr Abt **Sallier** glaubt mit gutem Grunde, daß die Kenntniß derer Bücher, bey denen dergleichen geſchriebene Noten befindlich ſind, der gelehrten Welt nützlich ſeyn kann. Er fängt bey demjenigen Werke an, welches unter dem Titel: Περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων, ſo bekannt iſt.

Die Randgloſſen, ſo dieſes Werk bereichern, ſind vom Herrn **Meziriac**. Er las die **Pariſer** Ausgabe von 1557. Dieſer Gelehrte hatte eine neue Ueberſetzung hinzugefüget; allein ſie geht nur bis auf den neunten Artikel dieſes kleinen Werkchens. Zu Ende findet man eine ſehr richtige Tafel, von allen hiſtoriſchen und phyſikaliſchen Merkwürdigkeiten, ſo darinnen enthalten ſind. Von dem Verfaſſer des Werkes aber ſaget Herr **Meziriac** nichts, welches man bald dem **Ariſtoteles**, bald dem **Theophraſt** zugeeignet, und welches den Kunſtrichtern bloß eine Sammlung verſchiedener Beobachtungen über die natürliche Geſchichte zu ſeyn ſcheint, die wir der Neugierde irgend eines Schülers vom **Ariſtoteles** zu danken haben.

Herr **von Meziriac** verweiſt alſo bey dem erſten Artikel auf den **Ariſtoteles** in ſeiner Thiergeſchichte 5. B. 9. C. auf **Aelians** 7. B. 3. C. und auf den **Antigonus Caryſtius**, im 58. Cap. Dieſer erſte Artikel betrifft das Thier welches die Naturforſcher **Bonaſus** genennet haben. Es wird in **Päonien** gebohren, und hat die Geſtalt eines Ochſen, von dem es nur dadurch unterſchieden iſt, daß es größer und ſtärker iſt. Uebrigens hat es am Halſe niederhängende Haare wie ein Pferd, und andere, die ihm vom oberſten Theile des Kopfes, bis auf die Augen fallen. Seine Hörner ſchlagen ſich krumm herum und ſchließen die Ohren in einen Bogen ein, der ſeiner Rundung nach, einem Zirkel ziemlich gleich kömmt. Eben dieſe Krümme ſeiner Hörner macht dieß Thier zum Streiten untüchtig. Sein Fleiſch iſt ſüß und angenehm zu eſſen, und es ſcheint von dem, was man eine **indianiſche Kuh** nennet, abzugehen.

Der Herr Abt **Sallier** hat die Stellen derer Scribenten zu Rathe gezogen, und unterſuchet, auf welche Herr **von Meziriac** ſich beziehet; und indem er die Noten übergehet, welche **Salmaſius** bereits über dieſe verſchiedenen Texte gemacht hatte, ſo füget er allhier nur diejenigen hinzu, die dieſer gelehrte Mann nicht weitläuftig und richtig genug angeführet hatte.

Die erſte betrifft die Namen, unter welchen dieſes Thier bekannt geweſen. Diejenigen, die ihm die **Päonier** gegeben, ſind ſo zahlreich, als die Schriftſteller, ſo ſie angeführet haben. **Ariſtoteles** nennet es Μόναπος; nach der Mundart dieſer Völker in dem Tractate davon hier die Rede iſt, heißt es Μόνεπος. Nach des **Antigonus Caryſtius** Berichte, hieß ſein Name Μόνωπος, und **Aelian** endlich, nennet es Μόνωψ. Es iſt faſt nicht möglich zu ſagen, welcher von allen dieſen Namen der beſte ſey, ſo wenig als deren Bedeutung anzugeben, woſern ſie anders in der **pöoniſchen** Sprache irgend eine Bedeutung haben.

Bey den Griechen heißt dieſes Thier, bald Βόλινθος, bald Βόνασος, bald Βόνασσος. Die Urſache, warum man es Βόλινθος genannt, findet man in dem, was die alten Naturforſcher von der Art erzählen, wie dieſes Thier ſich wehret, wenn es von Hunden und Jägern verfolget wird. Mit den Hörnern kann es ſie nicht von ſich abwehren, als die keine Wunde machen können: allein es läßt ſeinen Koth und Harn fahren, und mit der Stärke, ſelbigen 24. Schuhe in der Länge weg zu ſchleudern, begießt es die Hunde und verbrühet ſie, und hält ſie ſolchergeſtalt von ſich ab. Dieſe Excremente ſind brennend und freſſend genug, um im Augenblicke die Haare von den Hundefellen wegzubeißen; woraus man denn ſieht, daß man in dieſer Stelle des Tractats davon hier die Rede iſt, an ſtatt, ἐπικαίει δὲ ὥστε ἀποψύχεσθαι τὰς τρίχας τῶν κυνῶν, ſo leſen und ſich keine andere Leſart ſtören laſſen müſſe: ἐπικαίει δὲ ὥστε ἀποψήχεσθαι τὰς τρίχας τῶν κυνῶν, das heißt: adurit adeo ut canum pilos abradat. Das Wort Βόλινθος zeiget τὸ βοὸς ἀφόδευμα an, wie Heſychius anmerket.

Die andere Anmerkung betrifft den Aufenthalt dieſes wilden Ochſen. Man findet ihn, laut dem Verfaſſer dieſes Tractates, auf einem Berge, welcher Pöonien bedecket, und von dem benachbarten Lande abſondert, welches er Μηδικὴν nennet: qui Poeoniam Medicamque Regionem terminat.

Die falſche Rechtſchreibung dieſes Wortes hat zu einem Irrthume Anlaß gegeben, oder könnte wenigſtens Leute verführen, die nicht aufmerkſam genug ſind. Anſtatt die erſte Sylbe dieſes Wortes Μηδικὴν mit einem M und η zu ſchreiben, muß man es mit einem M und αι ſchreiben, ſo, daß man Μαιδικὴν leſen kann. Dieſes iſt der wahre Namen eines Landes, welches nicht weit von Pöonien liegt, und wovon die Alten ziemlich oft reden. **Livius** erwähnet ſeiner im 26. B. ſeiner **Geſchichte**, und ſo lauten ſeine Worte im 40ten Buche: Philippus..... Stobos Poeoniae exercitu indicto, in Mædicam ducere pergit. Es iſt vielleicht nicht unnützlich anzumerken, daß die falſche Ausſprache dieſes Wortes eben dieſen Irrthum in die Schriften verſchiedener Scribenten, und unter andern, auch in den Strabo gebracht hat. Wenn es hier der Ort darzu wäre, ſo könnte man aus dem **Plutarch** in **Alexanders** Leben, zeigen, daß ein Namen ganz unbekannter Völker, an der Stelle des Namens eines Volkes *Mædol* genannt, ſtehe.

Der andere Artikel welchen Herr **Sallier** vorträgt, betrifft die Stadt **Utika** in **Libyen**. Der Verfaſſer des Tractates bemerket zweyerley: erſtlich die Grundlegung dieſer Stadt, und dann ihre Salzwerke. Herr **Meziriac** iſt bey dem erſten Puncte nicht ſtehen geblieben, und verweiſt uns, was den andern betrifft, in das 7. Cap. von des **Plinius** 31. B. Die Abſicht des Hrn. Abtes **Sallier** iſt nicht, das genaue Jahr zu beſtimmen, in welchem **Utika** gebauet worden; er bemerket nur, daß des Verfaſſers Meynung, nicht ihm allein eigen ſey, ſondern daß ſchon alle Schriftſteller nach ihm, eben ſo gedacht haben. Die **phönicischen** Jahrbücher, ſaget er, lehren uns, daß **Utika** zwey hundert und ſieben und achzig Jahre vor **Carthago** erbauet worden. Wenn auch die Bedeutung des Namens **Utika**, kein ſo vortheilhaftes Vorurtheil in Anſehung ſeines Alters verurſachete; ſo könnte man ſich doch nicht enthalten, daſſelbe für alt zu erkennen, da **Silius Italicus**, **Vellejus Paterculus** und **Juſtin** ihm dieſes Zeugniß geben:

Proxima Sidoniis Utica eſt effuſa maniplis,
Priſca ſitu, veterisque ante arces condita Byrſae,

ſagt der Dichter im 241. V. des III. B. Die **Phönicier** mußten alſo, lange Zeit zuvor, ehe ſie ſich in **Carthago** niedergelaſſen, ihre Schiffahrt weit in das mittelländiſche Meer und bis in die Meerenge erſtrecket haben. Man weis zwar, daß dieſe Zeitpuncte ſich nicht ſonderlich mit den neuen Lehrſätzen der verbeſſerten Zeitrechnung reimen; allein, man muß ſich nicht ſowohl dem Vergnügen überlaſſen, ſinnreiche Lehrgebäude aufzuführen, als die hiſtoriſchen Denkmäler zu verehren, oder man muß geſtehen, daß uns das Vergangene künftig eben ſo unbekannt ſeyn wird, als das Zukünftige.

In Lybien, nahe bey **Utika**, ſagt der Verfaſſer, wächſt ein aus der Erde zu grabendes Salz, achtzehen Schuh tief; dem Anſehen nach weiß, weich und einer ſehr ſchwammichten Materie gleich: allein wenn es aus dem Bergwerke gegraben wird, und an die Sonnenſtralen kömmt, ſo verhärtet es, und ſieht alsdann dem pariſchen Marmor gleich; man machet Bildſeulen und Gefäße davon. **Plinius**, deſſen 7tes Cap. im 31. B. Herr **Meziriac** hierbey anführet, ſetzet hinzu, daß man in **Utika** Haufen von Salze, gleich den Bergen gemacht: und wenn dieſe Haufen von den Sonnenſtralen und vom Monde, wären beſchienen worden, ſo könnte keine Feuchtigkeit ſie wieder erweichen; ja kaum könnten ſie durch das Eiſen gebildet werden.

Aus der erſten von dieſen Stellen ſieht man, daß das **Uticenſiſche** Salz, eigentlich zu reden, das Erdenſalz geweſen, ſo man ſal gemmae nennet, weil es ſo durchſichtig und klar iſt: die andere aber lehret uns, daß dieſes Salz viel von dem Seeſalze an ſich gehabt, indem es ſich bloß durch die Sonnenſtralen verhärtet und cryſtalliſiret hat. Des **Plinius** Nachricht würde uns wunderbarer als wahrſcheinlich vorkommen, wenn ſie nicht durch dasjenige erkläret würde, was der Verfaſſer des Tractates anführet. Es wäre ſo gar ziemlich natürlich zu glauben, **Plinius** habe ſich in dem Begriffe, den er ſich von dieſem Salze gemacht, geirret; welches er ſehr ungehörig von dem Erd- und Bergſalze unterſcheidet, ungeachtet der Grund ſeiner Erzählung wahr iſt. Factitii varia genera, ſaget er. Er hatte nichts anders an-

genergemerket, als die Gewohnheit dieſes Salz in die Sonnenſtralen zu legen, und es ſcheint nicht, als ob er Acht gegeben, daß man dieſe klebrichte Materie aus der Erde gebracht, und daß ſie keine Feſtigkeit bekommen können, wenn nicht die Sonnenhitze die Feuchtigkeit herauszöge.

Der Verfaſſer des Tractates, und **Plinius**, haben beyde Recht, wenn ſie verſichern, der eine, daß dieſes ſo gehärtete Salz, dem pariſchen **Marmor** gleiche, und der andere, daß das Eiſen ihm kaum was abgewinnen kann. Die vollkommene Cryſtalliſirung dieſes Salzes, machte daſſelbe hart und dicht, und zu gleicher Zeit durchſichtiger; ja es konnte geſchnitten werden, wie ein Cryſtall. Man weis aus verſchiedenen Nachrichten, inſonderheit aus des gelehrten Engländers **Eduard Browns** ſeiner, daß in den **ungariſchen** Salzbergwerken, oder auch in denen, die nahe bey **Cracau** liegen, und ſehr tief ſind, die Gewölber von ſtarken Pfeilern getragen werden, die man aus dieſem Salze gehauen; und daß bey dem Scheine der Fackeln, dieſe Pfeiler einen Glanz werfen, den das Auge kaum ertragen kann. Aus dieſen Salzſteinen werden verſchiedene Sachen gemacht, als Bächerchen, Gefäße, Roſenkränze u. dergl.

Wofern man ſich ſchmäucheln kann, daß dieſer Verſuch einer Nachricht nicht misfällig iſt; ſo verſpricht Herr **Sallier**, auf eben dieſen Schlag fortzufahren, und man hat alle Urſache, dieſe Fortſetzung zu hoffen.

XXII.

Herrn Lancelots Nachricht von einer alten Aufſchrift, ſo man das Denkmaal zu Ventavon nennet. 1728.

Als Herr **Lancelot** der **Akademie** eine Sammlung alter Aufſchriften mittheilete, die er auf ſeinen verſchiedenen Reiſen abgeſchrieben hatte, und die man im XI. Artikel geſehen; ſo redete er auch von denen, die man in der Gartenmauer des Schloſſes zu **Ventavon**, einem kleinen Flecken im **Gapenzoiſiſchen**, nahe an der **Durance**, fünf Meilen von **Gap**, und eine Meile von **Upaix**, eingemauert findet. Er bemerkete, daß dieſe Aufſchrift, von zween verſchiedenen Schriftſtellern bekannt gemacht worden. Der eine iſt **Aimar du Perier**, in ſeinem Diſcours hiſtorique touchant l'Etat general des Gaules, 1610. gedruckt; und der andere iſt Herr **Spon**, in ſeinem Werke, Miſcellanea eruditae antiquitatis, daß ſich aber unter dieſen zwo Ausgaben ein ziemlich wichtiger Unterſchied befände.

Dieſer Unterſchied führete ihn auf den überflüßigen Entſchluß, ſich an den Oberpräſidenten der Rechnungskammer zu **Grenoble**, Herrn **von Valbonnays**, zu wenden, und ihn zu bitten, er möchte ſie doch noch einmal an daſigem Orte durch jemanden abſchreiben laſſen, der der Sachen ein wenig kundig, und inſonderheit ſehr aufmerkſam auf die Richtigkeit wäre. Herr **von Valbonnays** beredete den Pfarrherrn zu **Ventavon**, dieſe Mühe über ſich zu nehmen, und dieſes Denkmaal mit aller möglichen Richtigkeit abzuſchreiben; und hier iſt alſo dieſe Abſchrift:

DIS. MAN. . B.
Q CAETRONI. Q. FIL.
VOLT. TITVLLI. VETER.
COH $\overline{VI}$. PR. LOCo $\overline{II}$ VIR
PONTIF.
COL. AVG. ARIM. PRAEF.
PAGI. EPOT. FLAM. AVG. ET
MVNER. PVBLICI. CVR$\overline{A}$
AD DEAM. AVG. VOC.
HERED. EX TEST.

Dieſe Abſchrift kömmt mit das Hrn. dů Perier ſeiner ziemlich überein, und veranlaſſet zu glauben, daß Hrn. Spons ſeine die ungetreueſte iſt.

Hr. Lancelot begnügete ſich damit, daß er nur mündlich einige Anmerkungen über dieſes Denkmaal machte. Er bemerkete daß Cätronius aus der Voltiniſchen Zunſt geweſen; daß Titulli ein Zunamen ſey, davon man viele Beyſpiele fände. Daß die Wörter

VETER
COH $\overline{VI}$. PR. LOCo $\overline{II}$ VIR
PONTIF.

einen Bejahrten des VI. prätorianiſchen Haufens, der anſtatt des Zwermannes des Oberprieſters geſetzet iſt, bedeuten. Daß die Colonie Arimini, in welcher Cätronius Zweymann und Oberprieſter geweſen, in einer andern Aufſchrift (auf Gruters 1095 S.) die noch in dieſer Stadt iſt, auch augusta genennet wird. Was das PRAEF. PAGI. EPOT. anlanget, ſo ſetzet er hinzu, nachdem er geſaget hatte, daß Herren Spons Muthmaſſung, es könne wohl in den Gegenden von Rimini einen Pagus Epotianus gegeben haben, ſehr willkührlich zu ſeyn ſchiene, daß es in der That eine Stadt Potentia daſelbſt gäbe; daß aber, außer daß Potentia keinen Pagum Epotianum machen könne, den Leſer auch nichts veranlaſſete dieſen Pagum eben in Italien zu ſuchen, wo man faſt kein Beyſpiel von Pagis findet. Es könnte ja wohl jenſeits den Alpen, und nahe an dem Orte allwo jetzt die Aufſchrift iſt, eines gegeben haben; um ſo viel mehr, da eben dieſer Cätronius ein Prieſter des Auguſtus zu Die, einer Stadt geweſen, die nur zehn oder zwölf franzöſiſche Meilen von Ventavon liegt: Flamen Auguſti, et muneris publici Curator. Aufſeher der öffentlichen Spiele: denn dieß bedeuten die Worte muneris publici, wie man in alten Denkmälern viele Beyſpiele davon findet. Es hat ſich ſogar zu Die noch eine andere Aufſchrift erhalten, die zu Ehren eines Sex. Vencius, Prieſters des Auguſtus, und Vorſtehers der Klopffechterſpiele gemacht iſt. Es iſt klar, daß das Amt, welches in der einen muneris publici Curator heißt, eben daſſelbe iſt, welches in der andern muneris gladiatorii Curator genennet wird.

Indeſſen hatte ſich Herr von **Valbonnays** beſtrebet, die zwo Stellen eben dieſer Aufſchrift zu erklären, die ſeiner Aufmerkſamkeit würdiger zu ſeyn geſchienen, und er übergab der Akademie im Auguſt des 1727ten Jahres ſeine neue Erklärung derſelben.

Dieſe zwo Stellen ſind, 1. VETER. COH. $\overline{\text{VI}}$. LOCo. Er wollte, man müſſe Veterani Cohortis ſextae Praetorianae loco leſen: loco bezöge ſich auf Veterani, und nicht auf $\overline{\text{II}}$ VIR. welches nachfolget: folglich ſey dieſer Cätronius ein Soldat geweſen, der ſeinen Anfang mit dem Dienſte bey einer Legion gemacht, nachmals habe ihn irgend eine wichtige That in dieſe cohortem gebracht, darinnen er die zwanzig Dienſtjahre geendiget, die man zu einem Bejahrten nöthig hatte. Man könne auch, anſtatt loco in einem einzigen Worte zu leſen, es für die Abkürzungen von loco conceſſo nehmen: indem die Sprachlehrer glauben, daß dieſe Wörter durch dieſe Buchſtaben angedeutet werden können, wenn ſonſt der Sinn darauf führet.

Die zweyte Stelle, welche nach des Herrn von Valbonnays Meynung einer Erläuterung nöthig hat, iſt dieſe, PRAEF. PAGI. EPOT. Nachdem er nun Hrn. Spons Meynung verworfen, glaubet er, man müſſe das e vom pot abſondern, und ſo leſen: e Potentia, praefectus pagi e regione Potentiae vel circa Potentiam, aus der Gegend bey Potentia, eine Stadt von Picenum; von welcher Cicero, Plinius, Strabo, Ptolomäus, und Peutingers Tafel melden.

Die Akademie war nicht der Meynung, daß in der erſten Stelle das LOCO ſich vielmehr auf VETERANI, als auf $\overline{II}$ VIR. beziehen ſolle. Sie glaubete vielmehr, daß, wenn es mit dieſem letzten zuſammen genommen würde, der Sinn deſto natürlicher und der Begriff klärer und einfältiger herauskäme. Es bedeute alsdann, daß Cätronius einem Zweymanne beygeſetzet geweſen, ſuffectus locò, daß er dieſes Amt für einen andern verwaltet, wobey man verſchiedene Beyſpiele dieſes ſuffecti in den alten Denkmälern anführete.

Was das Pagus e Potentia anbetrifft, ſo konnte man dieſe Muthmaßung ebenfalls nicht annehmen. Pagus e Pot iſt gar keine Wortfügung die einiges Anſehen für ſich hätte: und warum ſoll man auch überdem, das Pagus jenſeit der Alpen ſuchen, wenn Cätronius, welcher Praefectus des Landes, pagus epot genannt, geweſen, der Bediente zu Die war, und ſeine Aufſchrift im Gapenzeſiſchen gefunden wird? Es iſt ja natürlich, ſelbiges dieſſeits der Berge zu ſuchen?

Es ſchlug jemand vor, man ſollte Epor, anſtatt Epot leſen, alsdann würde es das Yvräiſche Land pagus Eporedienſis, heißen: allein man fiel dieſer Meynung nicht bey.

Herren **Eccards** ſeine, welchen Herr von **Valbonnays** über dieſer Aufſchrift zu rathe gezogen hatte, ward eben ſo wenig angenommen. Er wollte, daß dieſes pagus Epot, das Land von Yvoy im Luxenburgiſchen ſey, Epoiſſium, indem die Verwandelung des t in ein i, ziemlich gemein iſt. Allein, die Entfernung von **Epoiſſium**, von dem Lande, wo **Cätronius** in den letzten Jahren ſeines Lebens gewohnet hatte, war allzugroß, um dieſe Meynung gelten zu laſſen. Die Erklärung, welche Herr **Eccard** den andern Ausdrücken dieſer Aufſchrift gab, kam mit demjenigen vollkommen überein, was in der Akademie bereits geſaget worden war. Er verband, unter andern, das loco mit $\overline{\text{II}}$ VIR, und machte aus dem **Cätronius** einen Verweſer dieſer Obrigkeit.

Herr Laiſné, Mitglied der Akademie zu **Lyon**, welchem Herr von **Valbonnays** ſeine und Herrn **Eccards** Abhandlung ebenfalls mitgetheilet, hat von beyden ſeine Meynung geſaget, und in Anſehung eben dieſes Denkmaales ſeine eigenen Unterſuchungen beygefüget. Er war mit dem Herren **Eccard** in Anſehung der Vereinigung des loco mit dem Duumvir eins, und machte ebenfalls aus dem **Cätronius** einen **Vicedummvir**. Die **Präfectur** des pagus Epot betreffend, ſo verwarf er Herrn **Eccards** Meynung, daß es Yvoy ſey, ohne gleichwohl des Herrn von **Valbonnays** ſeine anzunehmen; indem es in der Steinſchreibart kein Beyſpiel dieſer Art zu reden, pagi e Potentia, giebt, wie es denn auch ſonſt ein ungewöhnlicher und unbeſtimmter Ausdruck iſt.

Herr von **Valbonnays** gab endlich der allgemeinſten Meynung nach, und indem er ſein veterani loco conceſſo fahren ließ, ſo nahm er das loco duumviri an. Was ihn hierzu vollends ſchlüſſig machte, war ein Geſetz, welches im **theodoſianiſchen** Coder, im 12 B. 1 Tit. ſteht: Si ad magiſtratum nominati auſſugerint requirantur, et ſi pertinaci animo latere patuerit, his ipſorum bona permittantur, qui praeſenti tempore in locum eorum ad Duumviratus munera vocabuntur. Omnes enim qui obſequia publicorum munerum declinare tentaverint, ſimili conditione teneri oportet. Conſtant. VIIII. et Conſtant. IIII.

Dieſes Geſetz dienete ihm, 1 zu ſchließen, daß **Cätronius**, welcher bereits Oberprieſter der Pflanzſtadt zu Rimini geweſen, erwählet worden, die Stelle des Zweymannes zu erſetzen, welcher durch ſeine Flucht den Aufwand erſparen wollen, zu dem er durch das Geſetz verbunden war. 2. daß dieſe Aufſchrift aus **Conſtantins** Jahrhunderte, nach der Kundmachung dieſes Geſetzes ſeyn müſſe: welches die meiſten darinnen befindlichen Ausdrücke beweiſen; als welche ſchon verſtümmelt genug zu ſeyn ſcheinen, daß man daraus den Verfall der lateiniſchen Sprache merken kann. Unter andern führet er das ad Deam an, welches Deae Vocontiorum heißen ſoll. Man findet, ſaget er, kein Beyſpiel, daß das Vorwörtchen ad, im guten Lateine, in dieſem Sinne gebrauchet wird.

Was die andere Schwierigkeit betrifft, die den pagus Epot angeht, ſo meynte er die Auflöſung davon gefunden zu haben, und man muß geſtehen, daß ſein Einfall glücklich iſt: es wäre nur zu wünſchen, daß er ſich auf irgend einen Beweis aus einer ältern Zeit gründete. Man hat bereits angemerket, daß **Ventavon**, allwo dieſe Aufſchrift befindlich iſt, nur eine Meile von **Upaix**, einem Orte liegt, der ehemals wichtiger geweſen, als anjetzt. Es war ehemals ein Schloß der **Delphinen** und welches in den letztern Zeiten ſeine Befreyungen erhalten. Von dieſem Orte nun will Herr von **Valbonnays**, daß das pagus Epot in der Aufſchrift, ſeinen Namen erhalten. In gewiſſen Briefen von **Ludwigen** dem XI. ſteht **Epaz**, in andern vom **Franciſcus** dem I. **Upoys**; nun hat man ſehr leichtlich aus pagus Epot, das **Epaz**, **Upoys**, und **Upaix** der letzten Zeiten machen können. Dieſe zwo Entdeckundeckungen theilete er im Auguſt 1728. der Akademie mit, als er zum Ehrenmitgliede zum Briefwechſel erwählet ward.

Im folgenden Chriſtmonate, verſuchte er ſich von dem Worte loco loszuſagen. Vermuthlich hatte er ſich nicht ſonder Mühe entſchloſſen, das loco duumviri anzunehmen. Er kam wieder auf ſeinen erſten Einfall, nämlich dieſes Wort dem vorhergehenden veterani beyzufügen. Er hatte unter dem Kriegesheere der **Conſtantinopolitaniſchen** Kaiſer, einen Unterofficier unter dem Namen **Lochagus** gefunden, deſſen Verrichtung geweſen, von jeder Cohorte einen kleinen Trup Soldaten zu führen. Nun glaubte er das loco in der Aufſchrift, ſey die Abkürzung von **Lochagus**, und **Cätronius** ſey ein ſolcher Officier geweſen. Es wäre nichts außerordentlicher allhier das lochago zu finden, als in dem **Lyonniſchen Taurobolio** das Wort occabo zu ſehen, u. ſ. w. Allein dieſe neue Muthmaßung hatte kein Glück.

* *

XXIII.

Des Herrn Abtes Vatri, Verbeſſerung und Erklärung einer Stelle in Ariſtotels Dichtkunſt 1728.

Die Stelle, davon hier die Rede iſt, ſteht gegen das Ende des 7ten Capitels, und wenn man ſie nur an ſich ſelbſt betrachtet, ſo kömmt ſie einem allerdings gar nicht wichtig vor. Allein man wird vielleicht anders davon urtheilen, wenn man auf die Vortrefflichkeit desjenigen Werkes denkt, daraus ſie genommen iſt, und welches deswegen wohl verdienet, daß man an deſſen Erklärung arbeite, um es recht zu verſtehen. Der Herr Abt Vatri, der dieſe Verbeſſerung der Akademie vorgetragen, will; daß man die allgemeine Lehre von Ariſtotels Dichtkunſt ſehr wohl innen haben, viele andere Stellen [*] eben dieſes Werkes zu rathe ziehen, und verſchiedene allerdings ſehr feine Unterſcheidungen, die aber ſehr nothwendig ſind, annehmen müſſe. Hier iſt Ariſtotels Text:

> Τοῦ δὲ μήκους ὅρος πρὸς μὲν τοὺς ἀγῶνας καὶ τὴν αἴσθησιν, οὐ τῆς τέχνης ἐστιν. εἰ γὰρ ἔδει ἑκατὸν τραγῳδας ἀγωνίζεσθαι, πρὸς κλεψύδρας ἂν ἠγωνίζοντο, ὥσπερ ποτὲ καὶ ἄλλοτε φασίν. ὁ δὲ κατ' αὐτὴν τὴν φύσιν τοῦ πράγματος ὅρος, ἀεὶ μὲν ὁ μείζων, μέχρι τοῦ σύνδηλος εἶναι, καλλίων ἐστὶ κατὰ τὸ μέγεθος.

Der Herr Abt Vatri überſetzet dieſe Stelle nach dem Buchſtaben und ohne etwas zu ändern, ſo: Die Länge des Trauerſpieles, in Anſehung der Vorſtellungen

---

[*] Das VI. Cap. gegen das Ende. Das IX. Cap. gegen das Ende. Das XXIV. Cap. zu Anfange. Das Ende des XV. und den Anfang des XVII. Cap.

in ſoweit es Kämpfe der Dichter, oder ſpielenden Perſonen unter einander ſind, und in Anſehung der Zuſchauer, ſo kann dieſelbe nicht durch die Dichtkunſt beſtimmet werden. Denn, wenn man hundert Trauerſpiele in einem Tage vorſtellen müßte, ſo dörfte man ſie nur nach der Waſſeruhre abmeſſen; wie man ehemals gethan haben ſoll. Betrachtet man aber das Trauerſpiel nach ſeiner Natur, ſo wird ein Stück um ſo viel ſchöner ſeyn, je weitläuftiger es iſt, nur daß es nicht weiter zunehme, als daß der Inhalt ganz beyſammen geſehen werden kann

Ariſtotels Endzweck iſt, wie man wohl ſieht, allhier feſtzuſetzen, wie lang ein Trauerſpiel ſeyn ſoll. Deswegen machet er einen Unterſchied und ſaget: die Länge des Trauerſpieles, in gewiſſem Verſtande genommen, geht die Kunſt des Dichters nicht an: die Länge des Trauerſpieles aber in einem andern Verſtande, muß ſo und ſo beſtimmet werden. Bey dem letzten Theile dieſer Unterſcheidung iſt keine Schwierigkeit, nur der erſte muß erkläret werden, der in folgenden Worten liegt: τοῦ δὲ μήκους ὅρος πρὸς μὲν, τοὺς ἀγῶνας καὶ τὴν αἴσθησιν οὐ τῆς τέχνης ἐστὶν, etc.

Was die Länge des Trauerſpieles, in Anſehung der Vorſtellung betrifft, in ſo weit es Kämpfe der Dichter, oder der Schauſpieler unter einander ſind, und im Abſehen auf die Zuſchauer; ſo kann die Dichtkunſt dieſelbe nicht beſtimmen.

Was nun Anlaß giebt zu glauben, daß dieſe Stelle einer Verbeſſerung nöthig habe, iſt dieſes: daß Ariſtoteles wohl hat ſagen können, die Länge des Trauerſpieles, was die Verſtellungen betrifft, inſoweit es Kämpfe der Dichter oder der Schauſpieler unter einander ſind, gehöre nicht für die Dichtkunſt; allein in Anſehung der bloßen Vorſtellung und der Zuſchauer, hat er dieſes von dem Trauerſpiele nicht ſagen können: denn ſelbſt nach dem Ariſtoteles, iſt das Trauerſpiel ſeiner Natur nach beſtimmet, den Zuſchauern vor Augen und Ohren zu kommen, und vorgeſtellet zu werden. Der Dichter muß, wenn er es verfertiget, allezeit die Vorſtellung und den Zuſchauer im Sinne haben; und wenn Ariſtoteles das Gegentheil ſagt, ſo ſagt er nicht nur eine ſehr falſche Sache, ſondern er widerſpricht ſich auch ſelbſt, wie ſolches **Caſtelvetro** ſehr wohl angemerket hat: Hora non pare ch' Ariſtotele dica vero, che il termine della grandezza della favola, che cade ſotto i ſenſi del corpo, et ſi può domandare favola di fuori, non ſottogiacia all' arte di comporre la favola et la Tragedia, et pare, che contradica a ſe ſteſſo, etc.

Dieſer Widerſpruch des Ariſtoteles mit ſich ſelbſt, hat den Herrn Abt **Vatri** auf die Muthmaßung gebracht, daß er anſtatt ȣ̓ τῆς τέχνης ἐςὶν, gar wohl ȣ̓ τῆς αὐτῆς τέχνης ἐςὶν, mag geſchrieben gehabt haben. Nach dieſer Verbeſſerung nun hat Ariſtoteles etwas ganz richtiges geſaget, und bleibt mit ſich ſelbſt ſehr wohl eins.

Man kann, würde er in dieſem Falle ſagen, die Länge des Trauerſpieles, durch eben dieſe Kunſt nicht beſtimmen; und was die Vorſtellungen betrifft, inſoweit ſie Kämpfe der Dichter, oder der Schauſpieler unter einander, und in Anſehung der Zuſchauer ſind: denn wenn man hundert Trauerſpiele in einem Tage vorſtellen müßte, ſo dörfte man ſie nur nach der Waſſeruhre abmeſſen, wie man auch ſchon einige male gethan haben ſoll. Betrachtet man aber das Trauerſpiel ſeiner Natur nach (**und dieſer Natur nach, iſt es beſtimmet vorgeſtellt zu werden, und den Zuſchauern in die Sinne zu fallen**) ſo wird ein Stück deſto ſchöner ſeyn, je weitläuftiger es iſt, nur daß es nicht ſtärker anwachſe, als daß man den Inhalt ganz beyſammen ſehen könne.

Das Wort **Vorſtellung**, kann in einem gedoppelten und ſehr verſchiedenen Sinne genommen werden. Es kann entweder die bloße Vorſtellung des Trauerſpieles, oder auch eben dieſe Action, als ein Kampf eines Dichters mit andern, eines Schauſpielers mit andern betrachtet, heißen. Caſtelvetro drücket dieſen Unterſchied ſo aus: Simplice recitamento in altri riſpettivo recitamento in atto à prova et in contraſto.

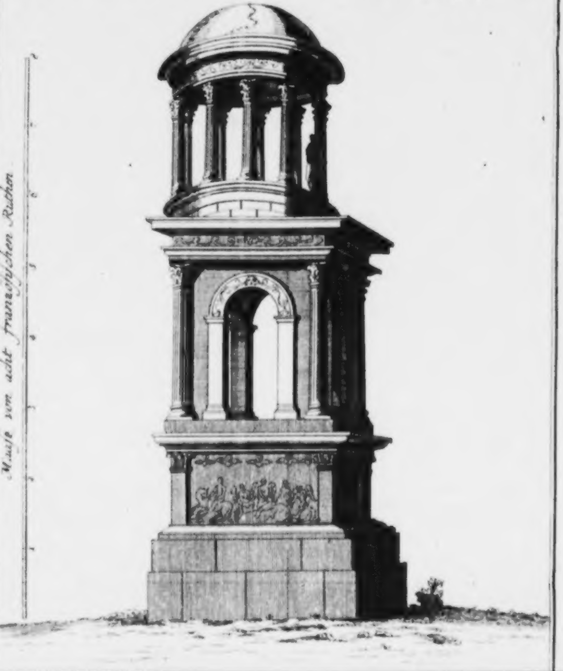
Dem Herren Abte Vatri iſt es vorgekommen, man müſſe das *ἀγῶνας*, von den Kämpfen der Dichter oder Schauſpieler verſtehen: nicht als ob er glaubte, es könne nicht auch für die bloße Vorſtellung genommen werden; denn ungeachtet es ſcheint, daß dieſes Wort allezeit einen Streit und Beſtreben unter verſchiedenen Mitwerbern andeute; ſo kann es doch auch zuweilen bloß die Action, oder auch irgend einen Nebenumſtand in der Action, darein man verwickelt iſt, andeuten. Z. E. wenn man die feyerlichen Spiele in Griechenland *ἀγῶνας* nennet, ſo nahm man dieſes Wort zuweilen nur, das zahlreiche Volk anzudeuten, was ſich alsdann verſammlete, ohne auf die verſchiedenen Kämpfe beſonders zu ſehen, die ihnen dieſen Namen zuzogen. Was den Herrn Vatri bewogen, dieſem Worte denjenigen Sinn beyzulegen, den er ihm beyleget, iſt inſonderheit dieß, daß Ariſtoteles hinzuſetzet: wenn man hundert Trauerſpiele in einem Tage vorſtellen müßte, ſo würde man die Zeit eines jeden nach der Waſſeruhre abmeſſen müſſen.

Man ſieht nicht, was dieſe Worte für ein Verhältniß mit der bloßen Vorſtellung haben; und zu was für Ende, wenn es nur darauf ankäme, einige Trauerſpiele aufzuführen, es eben nöthig ſeyn müßte, deren eine gewiſſe Anzahl vorzuſtellen: dahingegen eben dieſelben Worte, einen ſehr natürlichen Zuſammenhang mit der Vorſtellung, in ſo weit man ſie als einen Wettſtreit unter den Dichtern oder Schauſpielern unter einander betrachtet, haben; für welchen Wettſtreit man wohl gewiſſe Geſetze kann gemacht haben, z. E. daß eine gewiſſe Anzahl von Stücken mit einander ſtreiten,

und

EIN ALTES TODTENMAAL,

in der Ebene, eine Viertel Meile von St. Remy in Provence, aufgeführet


Maaſſe von acht franzöſiſchen Ruthen

und in einem Tage vorgeſtellet werden müßten. In dieſem Falle müßte Ariſtoteles dasjenige ſagen, was er wirklich ſagt: das geht meine Kunſt nicht an: und um die Länge eines Trauerſpieles feſtzuſetzen, wenn es in dieſem Verſtande genommen wird, muß man nur die Länge des Tages betrachten, und ſie durch Beyhülfe einer Waſſeruhre in die Zahl der Stücke eintheilen, die man vorſtellig machen ſoll.

Caſtelvetro, den dieſer Grund gerühret hat, und der durch ἀγῶνας, die bloße Vorſtellung verſtehen wollen, will, daß man anſtatt ἑκατὸν, ἕνεκα leſen ſoll.

Ariſtoteles unterſcheidet verſchiedene von einander ſehr abweichende Künſte, die zur Vorſtellung eines Trauerſpieles erfordert werden. Die Kunſt des Dichters der daſſelbe verfertiget, die Kunſt des Schauſpielers, der ſelbiges vorſtellet, die Kunſt des Theatermeiſters, des Malers, und derer die die Kleidungen, die Larven, u. ſ. w. machen. Der Vortrag und der Aufputz der Schaubühne, gehen nach dieſem Weltweiſen die Kunſt des Dichters nicht an: gleichwohl vereinigen ſich alle dieſe verſchiedenen Künſte, um einerley Wirkung hervorzubringen, das heißt zum Vergnügen des Zuſchauers. Dieß iſt ihr einziger Endzweck; darauf gehen ſie alle weſentlich. Ariſtoteles hat alſo nicht ſagen können, daß die Länge des Trauerſpieles, in Anſehung des Zuſchauers, die Kunſt des Dichters nicht angehe, und man ſieht nicht, wie es möglich ſey, ihn mit der geſunden Vernunft und mit ſich ſelbſt zu vereinigen, wenn man nicht etwas an ſeinem Texte ändert: man müßte denn durch πρὸς αἴσθησιν, den Aufputz der Schaubühne und den Vortrag verſtehen, welches die beyden Mittel ſind, durch welche das Trauerſpiel die Sinnen der Zuſchauer rühret. Man geſteht, daß alsdann Ariſtoteles allhier nur dasjenige wiederholen würde, was er an vielen andern Orten ſaget: nämlich daß die Kunſt des Dichters, mit der Kunſt des Schauſpielers, Malers, und Machinenmeiſters

meiſters, faſt nichts zu thun habe. Man geſteht auch ferner, daß auf ſolche Weiſe, dieſe bisher dunkele Stelle, erkläret ſeyn würde, ohne daß man einer Veränderung nöthig hätte.

Allein, was den Herren **Vatri** abhält, dieſer letzten Erklärung beyzupflichten, iſt dieſes, daß ſo oft Ariſtoteles Gelegenheit hat, entweder von dem Zubehör der Schaubühne, oder von dem Vortrage zu reden, er ſich allezeit einerley Ausdrücke bedienet; nämlich ſolcher Ausdrücke, die dieſen verſchiedenen Künſten eigen ſind, und daß er niemals das αἴσθησις braucht, als um die Wirkung anzudeuten, die das Trauerſpiel bey dem Zuſchauer thut. Nun kann er aber von dieſer Wirkung des Trauerſpiels in den Zuſchauer, nicht ſagen, daß ſie die Kunſt des Dichters nichts angehe; indem er ſelbſt dem Dichter anräth, den Sinnen ſeiner Zuhörer nichts anders darzuſtellen, als was mit der Vernunft übereinſtimmet.

Ungeachtet αἴσθησις eigentlich den körperlichen Sinn bedeutet, ſo wird es doch noch öfter in figürlichem Verſtande genommen, und verſteht ſich allein von der Empfindung der Seele, und von der Kraft zu empfinden und zu verſtehen. Nimmt man es nun in dieſer letzten Bedeutung, ſo ſcheint die vorgeſchlagene Verbeſſerung nöthig zu ſeyn. Will man es aber von dem körperlichen Sinne verſtehen; ſo wird eben dieſe Verbeſſerung ſich abermals hier ſehr wohl ſchicken, weil der Dichter, indem er das Trauerſpiel verfertiget, gar genau Acht haben muß, daß es nicht zu lang gerathe, die Sinnen des Zuſchauers nicht ermüde, und ihn überdrüſſig mache.

* * *

XXIV.

Des Herrn von Mautour neue Beſchreibung eines alten Denkmaales in Provence. 1728.

Eine Viertelſtunde von St. Remy, einer alten und unter einem andern Namen bekannten Stadt, wie man hernach zeigen wird, ſieht man mitten im freyen Felde, ein großes Mauſoläum, von ſehr dauerhaften und hoch erhabenen Steinen, nach den richtigſten Eintheilungen der Baukunſt aufgeführet.

Honorius Bouche in ſeiner Geſchichte von **Provence**, **Herr Spon**, in einer Kupfertafel vor ſeinen Recherches d' Antiquitez, und der **P. Montfaucon** im V Th. ſeiner Antiquité expliquée 1. Abth. 132 S. haben ein jeder eine Zeichnung, aber nur von 4 bis 5 Zollen hoch, davon mitgetheilet. Herr von **Mautour** hat eine andere viel größere und richtigere davon bekommen, die an Stelle und Orte von einem geſchickten Zeichner gemacht worden iſt, und dieſe Zeichnung hat ihm ſein Sohn der Ritter von **Mautour**, Hauptmann bey dem **Toulouſiſchen** Regimente geſchickt, der, da er im 1729 Jahre von Taraſcon nach Toulon gegangen, und durch St. Remy gekommen, dieſes Denkmaal betrachtet, und die Aufſchrift ſo abgeſchrieben hat, wie man ſie anjetzund lieſt.

Dieſes **Mauſoläum** beſteht aus dreyen Theilen *. Der erſte unten an der Erde, iſt ein mit erhabenem Schnitzwerk geziertes viereckigtes Fußgeſtell; aber ſo verderbt und durch die Wuth der Zeiten ſo ausgelöſchet, daß man weiter nichts, als Spuren von Schlachten darauf erblicket, die in dieſem Kupfer nur ſo obenhin angedeutet ſind. Oben drüber ſteht ein viereckigt Gebäude, welches in Geſtalt einer

---

* Man ſehe die erſte Kupfertafel.

Ehrenpforte viel mehr erhaben, und an den vier Seiten durch ſo viel Schwibbögen durchbrochen iſt, deren Ecken in Forme corinthiſcher Seulen geholkehlet und mit Zierrathen verſehen ſind. Man ſieht ſo gar einen Kopf, eine Art von Larve an dem Orte des Schlußſteines, mit Blumenſchnüren oder ausgeſchnitztem Laubwerke, an den Bögen. Ueber einem von dieſen Schwibbögen, der an der Hauptſeite ſteht, und auf dem erſten Geſimſe, lieſt man eine kurze Aufſchrift, mit großen und mehrentheils Anfangsbuchſtaben. Ueber dieſer Ehrenpforte ſteht ein ander Stockwerk, aus zehn corinthiſchen Seulen beſtehend, deren jede einzeln ſteht und geholkehlet iſt, alle aber eine laternartige Rundung machen, die oben mit einer Kuppel ſchließt. **Bouche** erzählet, man habe zu ſeiner Zeit inwendig ein Paar aufrecht ſtehende Bildſaulen geſehen, welche in römiſche Gewänder gekleidet geweſen. Seit der Zeit ſind ſie faſt umgeworfen, und man ſieht ſie inwendig in der Laterne, an zween Pfeiler angelehnet. Sie haben keine Köpfe mehr.

Dieſes Denkmaal hat in der Höhe, nach dem **Provenzermaaße**, acht Stäbe und viertehalb Hände breit, jeden Stab zu acht Handbreiten, und jede Handbreite zu neun Zoll und eine Linie gerechnet; ſo daß nach der Verwandelung dieſes Maaßes in das gewöhnliche **Pariſermaaß**, dieſes **Mauſoläum**, acht Meßruthen, drey Schuh, einen Zoll und zehn Linien hoch iſt, welches diejenigen, ſo es bisher beſchrieben, nicht beobachtet haben. Schließt man nun von der Höhe auf den Durchmeſſer, ſo ſieht man leicht, wie dauerhaft dieſes Denkmaal ſeyn müſſe, welches auch die Zeit nicht hat vernichten können.

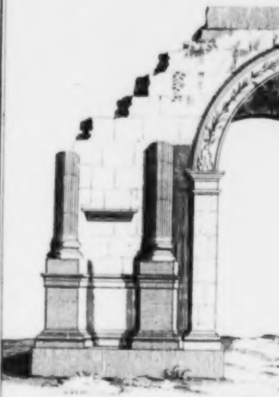
Die auf dem Geſimſe ſtehende Schrift, heißt abgekürzt ſo: SEX. L. M. IVLIAE. I. C. F. PARENTIBVS SVIS. Das iſt alles.

Die von den angeführten Schriftſtellern gegebenen Erklärungen, inſonderheit des **Bouche** ſeine, ſind zehn an

der

VEBERBLEIBSEL

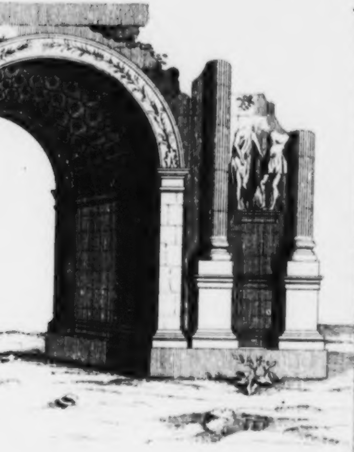
nahe bey



Maaſs

EINES TRIUMPHBÖGENS,

St. Remy in Provence.



von ſechs Stäben.

der Zahl, ohne ſeine eigene mit zu rechnen, die ſehr unwahrſcheinlich ausſieht. Herr von Mantour weis nicht ob er in ſeinen Muthmaßungen glücklicher ſeyn wird, wenn er dieſes Denkmaal, einem gewiſſen Sextius, aus dem Hauſe des Cajus Sextius Calvinus, eines römiſchen Conſuls beyleget, welcher der Stifter der Stadt Aix, im 630. oder 631. Jahre Roms geweſen.

Er ſetzet gleich Anfangs, und nicht ohne Grund, voraus, daß der Sextius dieſes Denkmaales, den Vornamen Cajus geführet, welcher durch C. angedeutet geweſen, ſo die Zeit vertilget haben mag, oder den auch der Zeichner nur vielleicht nicht bemerket hat: denn dieſer Vornamen war mit dem Geſchlechte Sextius verbunden; indem in Joh. Pithons Geſchichte der Stadt Aix, eine alte Aufſchrift angeführet wird, die in einem Marmor ſteht, und 1563 zu Rom gefunden worden iſt. Auf derſelben nun lieſt man: CAIVS SEXTIVS CAII FILIVS CAII NEPOS CALVINVS PROCONSVL DE LIGVRIBVS, VOCONTIIS, SALIISQVE.

Die Ligurier waren die Einwohner der Küſte von Genua; die Vocontier wohneten längſt an der Rhone, und die Salier nahmen die Gegenden um Aix und Arles ein. Strabo redet im 4 B. von dieſen letztern, und erzählet, daß Sextius ſie aufs Haupt geſchlagen, und ſie weit von der Seeküſte gejagt, die von Marſeille nach Italien führet: indem die Marſeiller ſelbſt Mühe gehabt, die häufigen Einbrüche und Verheerungen dieſer Barbaren zu hindern. Florus beſtätiget eben dieſes in des III. B. 2 Cap. Prima trans Alpes arma noſtra ſenſere Salii, quum de incurſionibus eorum fidiſſima atque amiciſſima civitas Maſſilia quereretur. Die Salier waren alſo das Volk jenſeits den Alpen, welche zuerſt die Waffen der Römer empfanden.

Herr von **Mautour** glaubet, er könne den Anfangsbuchſtaben L. der auf dem Namen **Sextius** in dieſer Auſſchrift ſolget, durch **Lucius** geben, und indem er fortfähret die Anfangsbuchſtaben zu erklären, die in den alten Auſſchriften ſo häufig vorkommen, ſo glaubet er auch: der Buchſtab M welcher vor dem Worte Iulia ſteht, müſſe Maritus heißen, welchen Namen man ſo oft auf den Grabmälern findet: MARITVS FECIT. MARITO OPTIMO. Unter andern kömmt er in einer Grabſchrift beym **Gruter** vor:

SEMPRONIAE TYCHE
CONIVGI CASTISSIMAE
ANTONIVS. SEVERVS
MARITVS, etc.

Herr von **Mautour** ſetzet alſo voraus, daß der **Sextius** dieſes Grabmaales eine **Julia** geheirathet gehabt, die aus dem alten Geſchlechte der **Julier**, **Julius Cäſars** Baſe, und eine Gemahlinn des großen **Marius** geweſen, welcher zwey und zwanzig Jahre nach dem von dem **Cajus Sextius** über die **Salier** im 652. Jahre **Roms**, erfochtenen Siege, in **Provence**, um die Gegenden der Stadt **Aix**, die **Cimbrer**, ein nordiſches Volk ſchlug; welches mit den **Teutonen**, einem deutſchen Volke, und mit den **Ambronern** aus dem **Lioniſchen Gallien**, vereiniget war, wie **Plutarch** berichtet; ſo, daß er die Auſſchrift ſo erkläret: Caius SEXtius Lucius Maritus IVLIAE Incomparabilis Curavit Fieri PARENTIBVS SVIS. **Sextius**, Gemahl der **Julia**, hat dieſes Denkmaal, dem Andenken ſeiner Vorfahren, und derer von ihnen in der **Provence**, welche bey ſo vielen Gelegenheiten der Schauplatz der römiſchen Kriege geweſen, erfochtenen Siegen aufrichten laſſen. Denn ungeachtet Parentes eigentlich nur Vater und Mutter bedeutet; ſo werden doch auch nach den alten Rechtsgelehrten und des **Feſtus** Zeugniſſe, Avus et proavas aliique ſuperiores utriusque ſexus usque ad tritavos et tritavas intelliguntur. *Leg. LI. Tit. 6. ff. de verborum ſignificatione.*

Man möchte die Anfangsbuchſtaben dieſer Aufſchrift gern durch dieſe Worte erklären: Sextus Libertus Moerens Iuliae Iulii Caeſaris Filiae, und am Ende das Wort fecit, oder poſuit, oder dicavit hinzu fügen: und dann könnte man dieſes Denkmaal, einem reichen Freygelaſſenen der Julia, Julius Cäſars Tochter zueignen, welcher er ſeine Freyheit und ſein Glück zu danken gehabt hätte; und um ſeine Erkenntlichkeit und ſeinen Schmerz zu bezeigen, dieſes Mauſoläum, dem Andenken ſeiner Wohlthäterinn zu Ehren hätte aufführen laſſen. Denn dieſe Julia, Julius Cäſars und der Cornelia, ſeiner zweyten Gemahlin Tochter, hatte den großen Pompejus geheirathet. Allein ſo natürlich auch dieſe Erklärung zu ſeyn ſcheint, ſo erlaubet ſie doch nicht, den übrigen Wörten Parentibus ſuis, einen vernünftigen Sinn beyzulegen; die ſich nur auf dieſen Freygelaſſenen, und auf deſſen Vater und Mutter, nicht aber auf die Julia und den Cäſar beziehen können. Vieleicht hätte die Zeichnung derer zwo ganzen Bildſäulen, die anjetzt umgeworfen und verſtümmelt ſind, ſowohl als die faſt verloſchene Schnitzarbeit, zur Erklärung dieſes Denkmaales ein vieles beytragen können.

Nahe daben ſteht noch ein ander Denkmaal *, und beſteht aus Ueberbleibſeln eines ſchönen Triumphbogens, der aus einem einzigen Schwibbogen beſteht, aber ohne alle Aufſchrift. Es ſteht in des P. Montfaucons Alterthümern, im IV. Th. der Zuſätze, im IV. Cap. a. d. 78 S. in Kupfer geſtochen, und da man dem Herrn von Mautour ebenfalls eine neue Zeichnung davon geſchickt hat, ſo wird es wohl den Liebhabern angenehm ſeyn, ſie beyde hier zu ſehen.

---

* Man ſehe die zweyte Kupfertafel.

Uebrigens hieß der Ort St. Remy, vor Alters Glanum, und war eine Stadt in dem Gebiethe der Salier in Provence gelegen, und von der Stadt Arles wenig entfernet. In Antonins Reiſebeſchreibung, in Peutingers Tafel, im Mela, Plinius und Ptolomäus wird ihrer gedacht, welche alle unter die Hauptſtädte der Salier, dieſes Glanum rechnen. Im 501 Jahre veränderte ſie ihren Namen in St. Remy, und zwar bey Gelegenheit einer Reiſe, welche St. Remy, Erzbiſchof von Reims nach der Provenz that, dahin er den König Chlodováum begleitete, als dieſer Prinz den Gundebald, König der Burgunder, in Avignon belagern gieng. Der Bewegungsgrund dieſer Reiſe, und der Veränderung des Namens Glanum, in St. Remy, wird vom Honoré Bouche in ſeiner Geſchichte der Provence, ausführlich erzählet, den man darüber zu Rathe ziehen kann.

* * *

XXV.

Des Herrn de la Cürne Nachricht von einer Handſchrift Vita Karoli Magni betitelt. 1728.

Herr de la Cürne giebt die Entdeckung gegenwärtiger Handſchrift eben für nichts wichtiges aus. Faſt alles was ſie in ſich hält, ſteht bereits in vielen Sammlungen gedruckt, und das wenige was noch ungedruckt iſt, läuft auf eine Geſchichte hinaus, welche in einer Zeit geſchrieben worden, die ſo lange nach den Begebenheiten ſelbſt gekommen iſt, daß ſie kein großes Gewicht haben kann. Dieſes Stück indeſſen ſey wie es wolle, ſo iſt es genug, daß es in die franzöſiſche Geſchichte einſchlägt, um nicht ganz vernachläßiget zu werden.

Dieſe Handſchrift nun wird in dem Büchervorrathe der Abtey zu **St. Ived de Braine**, Prämonſtratenſer-Ordens, in dem Kirchenſprengel von **Soiſſons** aufgehoben; und eben für dieſe Abtey iſt ſie auch abgeſchrieben worden, wie man aus den Schlußworten ſehen kann, die mit dem übrigen von einer Hand ſind: Liber ſanctae Mariae ſanctique Evodii de Brana, ſi quis eum abſtulerit, anathema ſit hic & in aeternum.

Es giebt in eben dieſem Büchervorrathe noch andere Handſchriften, von einer faſt ähnlichen Hand, in deren einer * man zu Ende dieſe Worte lieſt: Iohannes de Liviaco me ſcripſit, orate pro eo. Herr **de la Cúrne** glaubet, daß Iohannes de Liviaco derſelbe ſey, der das vorige Werk abgeſchrieben, und vieleicht iſt er irgend ein Ordensmann zu **Braine** geweſen.

Einige gelehrte **Benedictiner** haben bereits von dieſer Handſchrift Kenntniß gehabt. Der **P. Adam Luc d'Acheri** hat in ſeinem Spicilegio eine Liſte von Biſchöfen drucken laſſen, die hier am Ende ſteht; und die Patres **Martene** und **Durand**, haben im 11 Th. ihrer gelehrten **Reiſe**, a. d. 25 S. derſelben als einer Handſchrift erwähnet, die drey Leben von **Karln dem groſſen** in ſich hielte. Das erſte wäre in drey Bücher, auf Befehl des Kaiſers **Friedrichs** des erſten gebracht. Das andere vom falſchen **Turpin**, und das dritte vom **Eginhard** aufgeſetzt. Niemand aber hat die Neubegier gehabt, eine nähere Unterſuchung der darinnen enthaltenen Stücke anzuſtellen; und dieſes hat den Herren **de la Cúrne** veranlaſſet, ſolches mit aller Aufmerkſamkeit zu bewerkſtelligen.

---

* Es iſt ein Foliant auf Pergament, und auf dem Rücken Vita Sanctorum betitelt. Das erſte Leben ſo darinnen ſteht, iſt der ägyptiſchen Maria ihres, aus dem Griechiſchen ins Latein überſetzet.

Dieſe Handſchrift iſt in Folio, auf Pergament, mit geſpaltenen Columnen geſchrieben. Die Schrift iſt ſchön, durchgehends von einerley Hand, und wird von Kennern faſt vier hundert Jahre alt geſchätzet. Sie iſt von einer ziemlich neuen Hand, Vita Karoli magni, betitelt: und in der That fängt ſie mit einem Leben **Karls des großen** an, welches auf Befehl Kaiſer **Friedrichs des Rothbarts** aufgeſetzet worden, wie folgende Schlußworte der Vorrede und des Verzeichniſſes der Capitel, melden: Expliciunt Capitula, incipit nova Vita Karoli magni Imperatoris, juſſu Frederici Auguſti conſcripta.

Lambecius, hat im 11 Th. des Verzeichniſſes der kaiſerlichen Bibliothek a. d. 329 u. f. und a. d. 359 u. f. S. angeführet, daß man daſelbſt zwo Handſchriften von eben dieſem Leben, unter dem Titel, de ſanctitate meritorum & gloria miraculorum beati Caroli Magni ad honorem & laudem nominis Dei, aufbewahrete, und verſpricht dieſelben einmal ans Licht zu ſtellen. Hat nun dieſer Gelehrte dieſes Werk der Bekanntmachung nicht unwerth gehalten: ſo müſſen wir uns nicht weniger daraus machen als er; da es ja die franzöſiſche Geſchichte wohl ſo gut angeht, als die Reichshiſtorie.

Lambecius iſt unfehlbar durch andere Geſchäffte verhindert worden, ſeinen Anſchlag ins Werk zu richten; gleichwohl hat er uns vorläufig eine ziemlich weitläuftige Nachricht von dieſen Handſchriften hinterlaſſen: und Herr de la Cúrne hat geglaubet, er müſſe das erſte, als das beſte, mit der Handſchrift der Abtey zu **Braine**, zuſammen halten.

Man findet in des **Lambecius** Nachricht, den Inhalt derer in den drey Büchern dieſer Geſchichte enthaltenen Capitel, die mit denen in dem **Brainiſchen** MSt. ſehr übereinkommen: außer daß in dem **Kaiſerlichen**, im III. B. das **zweyte** Capitel, de Beatae viſione Stellaris viae, und das **zwölfte**, Miraculum in conſecratione Anianenſis Ar-

Archiſterii

chiſterii revelatum, betitelt iſt, welche in dem **Brainiſchen** MSt. nicht ſtehen. Dieſes hergegen hat wiederum ein Capitel, ſo das **Wieneriſche** nicht hat, nämlich das XVII. im III. B. Cognoſce te ipſum, betitelt.

Von der Vergleichung dieſes Verzeichniſſes der Capitel ſchreitet Herr **de la Cürne**, zur Vergleichung der Vorreden dieſer drey Bücher, die **Lambecius**, nebſt dem Schluſſe dieſer Geſchichte mitgetheilet hat. Die erſte Vorrede ſtehe auf der I. Seite, die zweyte a. d. XI. und die dritte a. d. XXVIII. S. der Handſchrift. Alles ſtimmet mit einander überein, bis auf einige Abweichungen, die nicht viel ſagen wollen; die aber gleichwohl urtheilen laſſen, daß die kaiſerliche Handſchrift der andern vorzuziehen ſey. Endlich bemerket **Lambecius**, daß die erſten acht Capitel des III. B. ſeiner Handſchrift, nur Ueberbleibſel von des falſchen **Turpins** Chronik ſind. Dieſe Capitel nun ſtehen in dem **Brainiſchen** MSt. nicht, ungeachtet ſie in dem Verzeichniſſe angeſetzet ſind, und es ſcheint, der Abſchreiber habe ſie mit Fleiße ausgelaſſen.

Uebrigens muß man geſtehen, daß dieſes ganze Leben **Karls des großen**, nichts ſonderlich merkwürdiges an ſich habe. Der Verfaſſer bemühet ſich mehr, ſeine Leſer zu erbauen; als von hiſtoriſchen Begebenheiten zu unterrichten. Was er davon ſaget, betrifft mehrentheils die Andacht, Barmherzigkeit und andere chriſtliche Tugenden **Karls des großen**, und die Wunderwerke, ſo Gott ihm zu gute gethan.

In dem kaiſerlichen MSt. folgt die Chronik des falſchen **Turpins**, auf **Karls des großen** Leben, und auch hierinnen ſtimmet es mit dem **Brainiſchen** überein. Dieſe Chronik fängt allhier auf der 28 S. an. Der Abſchreiber aber, der die **Brainiſche** Handſchrift geſchrieben, hat im vorhergehenden Leben, die acht erſten Capitel des dritten Buches unterdrücket; weil ſie nichts als Ueberbleibſel aus dem Turpin enthielten, die er nachmals der Länge nach einſchalten ſollte.

Lambecius bemerket, daß die kaiſerliche Handſchrift viele Sachen enthalte, die in **Turpins** Ausgaben nicht ſtehen, welche **Ruberus** und **Schardius**, ihren Sammlungen deutſcher Geſchichtſchreiber einverleibet haben. Eben ſo iſt es in dem **Brainiſchen** MSt. Der Ausdruck darinnen iſt ganz und gar verändert, die Titel der Capitel ſind verſchieden; und wenn die gedruckten Exemplare, ganze Redensarten, ja ganze Capitel enthalten, die in der Handſchrift nicht ſtehen; ſo hat ſie in andern Stücken wieder eben dieſen Vorzug vor den gedruckten, und würde gar anſehnliche Zuſätze darbiethen, wenn dieſe fabelhafte Chronik verdienete, daß man ſich mit einer neuen Ausgabe davon bemühete. Wenn man nun dieſe Vermehrungen der **Brainiſchen** Handſchrift, mit andern zuſammen hält, die ihnen faſt gleichen, und die **Lambecius** aus dem kaiſerlichen Exemplare anführet, ſo ſind dieſe letztern viel beſſer und ausführlicher.

Das kaiſerliche MSt. endiget ſich mit derjenigen Meſſe, welche dem großen **Karl** zu Ehren, zur Zeit ſeiner Canoniſation, durch den Gegenbapſt **Paſcal** den III. aufgeſetzet ward. Anſtatt dieſes Stückes nun, ſteht im **Brainiſchen** MSt. a. d. 45 S. die Erzählung eines Zuges vieler barbariſchen Völker, die **Julius Cäſar** abſchickte, Spanien zu verheeren, allwo ſie alles, was ſie vom männlichen Geſchlechte fanden, umbrachten.

Auf dieſe Geſchichte folget eine Seite, die ſchon mehrere Aufmerkſamkeit verdienet. Sie enthält nämlich zween Umſtände von **Karls des großen** Leben. Die erſte iſt, die Erlegung eines Bären, worüber er den Zunamen des großen erhalten; die andere handelt von der Gewaltthätigkeit, die er einem jungen Mägdchen, Namens **Amalberga**, anthun wollen: welche, da ſie vor ſeinen Verfolgungen floh, den Arm brach; worauf ſie ſich nach **Tempſeca**, an der **Schelde** begeben. Dieſe **Amalberga** iſt in die Zahl der heiligen Jungfrauen gekommen, und die verſchieſchiedenen Denkmäler ihrer Geſchichte, ſtehen in der übergroſſen Sammlung der **Bollandiſten**; allwo dieſe Begebenheit auf verſchiedene Art, ohne irgend eine Anführung dieſes Ueberbleibſels erzählet wird, welches unfehlbar ihren Nachforſchungen entwiſchet iſt.

Weiter geht das kaiſerliche MSt. nicht, da wir hingegen noch nicht auf dem dritten Theile des **Brainiſchen** ſind. Auf der 46 S. findet man **Eginhards** Leben **Karls des groſſen**; welches **dû Cheſne** in dem zweyten Theile der Sammlung franzöſiſcher Geſchichtſchreiber mitgetheilet hat: allein die verſchiedenen Leſarten, ſo man daraus mittheilen könnte, würden der Handſchrift nicht zum Vortheile gereichen. Auslaſſungen von zwo, auch oftmals drey Zeilen, zeigen, daß es ſehr nachläßig abgeſchrieben worden, und die zwo letzten Seiten von des **dû Cheſne** Ausgabe, das heißt, was die Nachricht von **Karls des** großen Tode betrifft, fehlen gar darinnen. Dieſe Auslaſſung indeſſen, wird durch drey Ueberbleibſel erſetzet, die ſo heiſſen; das erſte a. d. 54 Bl. de Magiſtro Alchuino qui et Albinus; das zweyte a. d. 55 S. excerptum ex Epiſtola Albini, und das dritte a. d. 55 Bl. de Karolo Martello, qui Eccleſiae decimas militibus dedit. Die zwey erſten ſtehen in des **dû Cheſne** Sammlung a. d. 222 S. des II. Th. in einem überbliebenen Stücke, welches er aus dem IV. Capitel des erſten Buches der Geſchichte **Wilhelms von Malmesburi** anführet; in der Handſchrift iſt der Eingang etliche Zeilen länger. Das dritte Fragment, welches **Karln Martel** betrifft, ſtand in einem Briefe der franzöſiſchen Biſchöfe an **Ludwigen den deutſchen**, und macht einen Theil des 7 Capitels im 27 Titel, von den Capitularen **Karls des kahlköpfigten** aus. Die Handſchrift beſtätiget die Leſart Concertationem, welche Herr **Balûze**, a. d. 109 S. im 2 Th. ſeiner Ausgabe, anſtatt Conſervationem, angenommen hat; wie es in den **Bollandiſten** ſteht. Allein, anſtatt des Wortes Caſatis, wie Herr Balüze geleſen, ſetzet es Ecclesia; welches viel beſſer, und auch die Leſart iſt, der die Bollandiſten gefolget ſind, indem ſie dieſe Stelle nach eben dieſem Herrn Balüze, in des h. **Eucherius** Leben anführen.

Dieſes Fragment enthält nur eine halbe Seite; und dann kömmt man auf ein viel größer Werk, nämlich auf **Wilhelms von Malmesburi** Geſchichte von England. Gleichwohl ſteht ſie nicht ganz darinnen: denn außer daß ſie nicht weiter als von der 56 bis zur 65 S. in der **Londonſchen** Ausgabe von 1596, in der Sammlung der engländiſchen Geſchichtſchreiber, gegen das Ende des IV. Buchs geht: ſo hat auch der Abſchreiber oftmals ganze Seiten ausgelaſſen, und zuweilen wohl ſieben bis acht, ſo daß es eigentlich nur ein Auszug zu ſeyn ſcheint, der mit eben ſo geringem Fleiße, als Urtheilskraft gemachet iſt. Indeſſen findet man doch inſonderheit dasjenige darinn, was die franzöſiſche Geſchichte betrifft; darneben aber auch viele Wunderwerke und andere dergleichen Erzählungen, ohne irgend eine merkwürdige Abweichung: außer zwo Seiten ungefähr, die nicht im gedruckten ſtehn, und daſelbſt im dreyzehenden Capitel des zweyten Buches, einen ziemlich wichtigen Zuſatz abgeben können.

Man weis nicht, woher dasjenige genommen iſt, was auf dieſe Geſchichte von der 106 Gegenſeite an, bis zur 110 Gegenſeite folget. Aus der Verſchiedenheit der Materien ſcheint es faſt, daß in dieſen fünf oder ſechs Blättern verſchiedene Ueberbleibſel enthalten ſind. Sie beſtehen in einer fabelhaften Geſchichte des bußfertigen Schächers, nach der Art unſerer Declamationen über die Unordnungen der Zeiten, und über die Menſchen aller Stände; in einem Wunderwerke der Hoſtie; in Entſcheidungen der Kirchenväter und einiger andern Schriftſteller, die Beichte in articulo mortis betreffend; und endlich in einer Erzählung deſſen, was der h. Beda ſaget: daß die Knaben, welche in drey gewiſſen Tagen des Hornunges zur Welt kommen,

men, den Vorzug haben, daß ihr Fleiſch ſich ohne Verweſung bis zum jüngſten Tage erhalte.

Auf dieſe Fragmente folgen drey andere, die alle aus **Sugers Leben Ludwigs des dicken** genommen ſind. Das erſte, ſo von der 110 S. von den Worten an Geſta Willelmi, bis an das contigit etc. auf der 111 Gegenſeite geht, findet man in des **du Cheſne** 2 Th. a. d. 283 S. Was die Handſchrift darbiethet, iſt voller Fehler. Das zweyte Fragment, welches a. d. 111 Gegenſeite von dem Worte Contigit anhebt, und a. d. 113 S. mit den Worten per idem tempus aufhöret, ſteht in eben dieſem Theile des **du Cheſne**, a. d. 295, 96 und 97 S. Es ſind drey oder vier ziemlich gute Leſarten darinnen. Das dritte, auf dem 113 Blatte, ſteht in eben dieſem Theile des **du Cheſne**, von der 287 bis zur 288 Seite. Alles, was in der Handſchrift vom gedruckten abgeht, das iſt ein rechtes Gewebe von groben Fehlern.

Die Geſchichte **Wilhelms von Jümiege**, welche in der Sammlung von des **du Cheſne** normandiſchen Geſchichtſchreibern, a. d. 216 u. f. S. enthalten iſt, ſteht auch in dieſer Handſchrift, von der 114 bis zur 149 Seite; ſie erſtrecket ſich aber nicht über das 42 Cap. des 7 B. dieſer Geſchichte: ſo, daß zwo Seiten dieſes Buches, und das ganze 8 Buch fehlen, welches das letzte iſt. Dieſe Geſchichte iſt eben ſo untreu abgeſchrieben, als die andern.

Ein Fragment von **Sugers Leben Ludwigs des dicken**, folget ſogleich auf **Wilhelms von Jümiege** Geſchichte. Es geht von der 149 Gegenſeite, von den Worten Anno Dominicae Incarnationis, bis auf die 151 Gegenſeite, zu den Worten Anno ab Incarnatione, und ſtimmet mit der 288 S. bis zur 291 S. B. des 2 Theiles von des **du Cheſne** Sammlung überein, ohne daß ein ſonderlicher Unterſcheid dabey zu merken ſey.

Das letzte Stück endlich, womit dieſe Handſchrift ſich endiget, iſt ein Verzeichniß derer Biſchöfe, die dem Lateraniſchen **Concilio** im 1179 Jahre, unter dem Pabſte

Alexander dem III. beygewohnet. Dieſes Verzeichniß ſteht im erſten Theile der neuen Ausgabe des Spicilegii, a. d. 636 u. f. S. eingedruckt, allwo angemerket wird, daß Dom Luc d'Achery ſelbiges aus eben dieſer Handſchrift genommen. Und ſo iſt das MSt. beſchaffen, davon Herr de la Cürne der Akademie Rechenſchaft geben wollen.

Es ſcheint, man müſſe das Werk von Karls des groſſen Leben nicht für ganz unnützlich anſehen, welches ein gewiſſer Gelehrter herauszugeben verſprochen; ſo wenig als das überbliebene Stück von dem Leben eben dieſes Kaiſers, die Begebenheit mit der h. Amalberga betreffend, welche von den Bollandiſten übergangen worden, und die zwo Seiten des Malmesburi, die ebenfalls im gedruckten fehlen. Alle dieſe Stücke ſind original und gehen die Liebhaber der franzöſiſchen Geſchichte an.

Eine Betrachtung, die einem natürlicher Weiſe einfällt, wenn man dieſe Nachricht lieſt, iſt dieſe: wie viele verſchiedene Stücke in einem einzigen Bande beyſammen befindlich ſind! In dieſem zählet man faſt zwanzig derſelben, welche mehrentheils keine Verbindung unter einander haben, und gleichwohl oftmals ſich durch nichts von einander unterſcheiden: ſo daß man einer ungemeinen Aufmerkſamkeit nöthig hat, wenn man aus dergleichen Denkmälern alle Vortheile ziehen will, die man daraus erwarten kann. Wie ſehr betriegen ſich daher diejenigen nicht, welche meynen, es ſey ſchon genug, wenn man ſie hier und da durchblättert. Es giebt keine Seite, ja keine Zeile, die man nicht mit einer gewiſſenhaften Richtigkeit unterſuchen muß; ſonſt kann man ſich niemals verſprechen, etwas mehr, als eine ſehr unvollkommene Kenntniß davon zu haben: indem oftmals in einer Sammlung der allergemeinſten Stücke, ein ungefährer Zufall das merkwürdigſte Stück aufbehalten haben kann, welches alle mögliche Unterſuchungen verdienet.

* * *

* *

XXVI.

Des Herrn Abtes Gedoyn Erläuterungen einiger allgemeinen Schwierigkeiten, die ſich in den griechiſchen Schriftſtellern finden. 1728.

Die Ueberſetzung des Pauſanias, und die Durchleſung derer Schriftſteller, die der Herr Abt Gedoyn wegen dieſes Werkes zu Rathe ziehen mußte, erregten ihm allerley Schwierigkeiten, die er ſich vornahm, zu erklären. Er trug der Akademie einige derſelben vor, davon wir hier Nachricht geben wollen; die andern hat er in die Noten gebracht, mit welchen er ſeine Ueberſetzung bereichert hat.

Die erſte dieſer Schwierigkeiten, betraf die hyperboräiſchen Völker, wegen welcher die Alten ſo uneins ſind; als aber der Herr Gedoyn nach der Zeit eine weitläuftigere Abhandlung von dieſer Materie geleſen, die im X. Bande der ausführlichen Schriften dieſer Akademie ſteht, und als der Herr Abt Banier noch andere Betrachtungen über dieſe Völker mittheilete, die in eben demſelben Bande ſtehen; ſo wollen wir uns auf dieſe zwey Stücke beziehen, und allhier nur **P. Hardouins** Note, über eine Stelle im **Plinius**, die Hyperboräer betreffend, anführen: weil ſich der Herr Abt Gedoyn in ſeiner Abhandlung begnüget, nur deren Inhalt anzuzeigen, und hinzu zu ſetzen, daß ſie gar keinen Grund habe. Hier iſt des **Plinius** Stelle: Pone eos montes, ultraque Aquilonem gens felix, ſi credimus, quos Hyperboreos appellavere etc. Die Note heißt ſo: Haec a Plinio Solinus excerpſit *cap. 16. pag. 36.* Plinius ex Hecatæo, ut ipſe innuit, *lib. 6. ſect. 20.* Hecatæus cataeus ex Ariſtea Proconneſio, ut Herodotus docet, *Lib. 4. pag. 229.* qui ab iſto conficta omnia arbitratur licentia poetica.

.. Wer ſollte auf das Wort eines ſo gelehrten, richtigen und arbeitſamen Auslegers, nicht glauben, **Herodot** verſichere ausdrücklich: **Hekatäus** habe dieſe Fabel vom Dichter **Ariſteas** genommen, und dieſer Dichter habe ſie ſich erdacht? Gleichwohl ſaget **Herodot** kein Wort davon, ungeachtet er weitläuftig vom **Ariſteas** und von den **Hyperboreern** redet. Da alſo die Zunahme, die in **P. Hardouins** Note ſteht, keinen Grund hat, ſo muß man ſich an dasjenige halten, was andere Alten davon ſagen: nämlich es ſey **Olen** von **Lycien**, und nicht **Ariſteas** von **Proconneſius** geweſen, der zuerſt die Fabel von den **Hyperboreern**, das heißt von einem Volke erfunden, welches unter der Erdaxe wohnete, und niemals vom Nordwinde beunruhiget werden könnte. Dieſe Fabel ward von den Griechen angenommen. **Simonides**, **Pindar** und noch andere brauchten ſie in ihren Verſen: und nach dieſer erſten Anlage, ſchmiedete man noch andere Fabeln, von dem langen Leben der **Hyperboreer**, von ihrer Glückſeligkeit, von ihrem beſtändigen Tanzen, und die andern alle, welche in den zwo angezogenen Abhandlungen, erkläret worden ſind.

II. **Strabo**, **Pauſanias** und **Athenäus**, führen ein ſehr altes Werk an, welches ſo unbekannt iſt, daß ein gelehrter Ausleger auch nicht einmal den Namen davon gehöret hat. Dieſes Werk iſt das, was die Griechen ἠοῖαι μεγάλαι, Eoeae magnae, nannten. **Amaſäus** giebt in ſeiner lateiniſchen Dollmetſchung des **Pauſanias**, dieſe Worte ἠοῖαι μεγάλαι, bald durch Eaeae magnae, bald durch Magnae matutinae, und einmal durch Orientalia Monumenta; eine Aenderung, die uns anzeigt, daß er nicht verſtanden, was er überſetzte, und gar dem ermeldeten Werke nicht gewachſen geweſen. Unfehlbar hat er

geglauglaubet, ἠοῖαι käme von ἠῷος her, welches matutinus, orientalis heißt, und darinn hat er ſich geirret: ἠοῖαι iſt ein verſtümmeltes Wort, wie man ferner zeigen wird.

Durch ἠοῖαι μεγάλαι muß man ein Werk, zu Ehren des berühmten griechiſchen Frauenzimmers verſtehen. Dieſes Werk war ein Gedicht, welches man gemeiniglich dem **Heſiodus**, aber ohne Grund, beyleget. **Pauſanias** hat es wenigſtens fünf oder ſechs male angeführet, und niemals unter des **Heſiodus** Namen: **Das Gedicht von dem berühmten Frauenzimmer; derjenige, der das Gedicht vom berühmten Frauenzimmer verfertiget hat**, ſo redet er. Hieraus nun kann man vernünftiger Weiſe ſchließen, er glaube nicht, daß dieß Werk vom **Heſiodus** geweſen; und da er daſſelbe, ſowohl als die Werke dieſes Dichters, unter Händen hatte: ſo iſt man verſichert, daß er ſeine Meynung auf die Verſchiedenheit der Schreibart weit mehr, als auf die Sage der **Böotier** gegründet habe, die er nur als ein Geſchichtſchreiber anführet, ohne ſie zu beſtätigen. „Die **Böotier**, ſagt er, welche um den „Berg **Helikon** herum wohnen, haben aus einer Sage, „daß **Heſiodus** der Nachwelt kein ander Werk hinterlaſſen, als das, welches den Titel führet: **die Werke und** „**die Tage**; und auch davon ſchneiden ſie noch die Anruffung an die Muſen, und alles dasjenige ab, was vor der „Stelle hergeht, wo der Dichter von zweyerley Arten des „Ehrgeizes redet, der die Menſchen theilet. Sie zeigten „mir ſo gar bey dem Brunnen **Hippokrene** eine bleyerne „Rolle, die ſie noch aufheben, ungeachtet ſie von der Zeit „ſehr beſchädiget iſt, darauf das Gedicht von den Werken „und Tagen, ganz geſchrieben ſteht. Allein es giebt eine „andere ganz entgegen geſetzte Meynung, nämlich diejenige, „die dem **Heſiodus** eine große Menge Werke beyleget; „z. E. das Verzeichniß der berühmten Frauen, und das, „ſo man ἠοῖαι μεγάλαι nennet, die Theogonie, gewiſſe „Verſe auf den **Melampus**, die Höllenfahrt des **Theſeus** „und **Pirithous**, Vorſchriften unter dem Namen **Chiron**,

„zu Achillens Erziehung, endlich auch das Gedicht von den Werken und Tagen, ohne noch die Verſe von der Weiſſagung zu rechnen, die ich nebſt denen am Ende beygefügten Auslegungen, geleſen; denn man ſaget, **Heſiodus** habe von den **Akarnaniern** die Kunſt zu weiſſagen gelernet.„

Man ſieht wohl, daß **Pauſanias** hier nur erzählet; er ſagt ſeine eigene Meynung nicht: ja er ließ ſich ſo gar von der Sage der **Böotier** ſo wenig rühren, daß, wenn er von der **Theogonie** redet, er ſie ohne Schwierigkeit dem **Heſiodus** beyleget. Was aber das Gedicht ἠοῖαι μεγάλαι betrifft, ſo führet er es allemal an, ohne zu ſagen, von wem es ſey: folglich muß man dieſes Werk in die Zahl derer ſetzen, davon die Verfaſſer ungewiß ſind! Man ſieht auch hieraus, daß das Verzeichniß berühmter Frauen, und das Werk ἠοῖαι μεγάλαι, zwey verſchiedene Werke geweſen; man muß ſie daher nicht vermengen, wie einige gethan haben.

Dieß Verzeichniß war in drey Theile getheilet, und wir haben im **Harpokration**, unter dem Worte Μακροκέφαλοι, eine Probe davon, allwo geſaget wird: ἔθνος ἐστὶν οὕτω καλούμενον, οὗ καὶ Ἡσίοδος ἐν τρίτῳ γυναικῶν καταλόγῳ μέμνηται. Es giebt ein Volk dieſes Namens, und Heſiodus gedenkt deſſen, in ſeinem dritten Verzeichniſſe berühmter Frauen. Das Gedicht ἠοῖαι μεγάλαι hergegen beſtand nur aus einem Theile, wenigſtens hat noch kein Schriftſteller, oder Scholiaſt deren mehrere angemerket.

Nun will man wiſſen, warum dieſes Gedicht einen ſo außerordentlichen Titel geführet? Es iſt vergeblich, das Alterthum deswegen zu Rathe zu ziehen; das giebt uns wenig Licht darinn. Gewiſſe neuere Gelehrte haben geglaubet, der Titel ἠοῖαι käme daher, weil, da dieſes Gedicht voller Vergleichungen und Aehnlichkeiten wäre, der Dichter oftmals das Wörtchen οἵη, qualis, gebrauchet hätte. Dieß iſt Caſaubons und Herrn le Clercs Meynung, die ihre Muthmaßungen auf zwo Betrachtungen gründen. Die eine iſt, daß in der That, in einigen Stücken, die wir von dieſem vermeynten Heſiodiſchen Gedichte haben, das Wörtchen οἵη oft wiederholet wird; die andere, daß uns das Alterthum noch andere Beyſpiele von Werken darbiethet, die nach Art dieſes Gedichtes, und aus eben der Urſache, faſt eben denſelben Titel geführet. Dergleichen war des Soſikrates ſeines, davon Athenäus in ſeinem 13 B. redet: ὡς κατὰ Σωσικράτους τοῦ Φαναγορίτου οἴους; non quemadmodum fecit Soſicrates Phanagorita, in eo libro quem appellant, Quales: denn ſo muß man mit dem Caſaubon das Wort οἴους, und nicht wie Dalechamp gethan, durch ſolus, geben.

Dieſer Soſikrates hatte die berühmten Männer in einem Gedichte erhoben, welches οἷος genennet wird; weil das Wörtchen οἷος oft darinnen vorkam. Daß man nun aus dieſer Urſache die Verſe οἷος genannt, das iſt eben nichts wunderbares; daß man aber andere ἠοῖαι genennet haben ſolle, das iſt eine ſeltſame Grille; indem dieſes Wort gar nichts ſagen will. Es iſt ein aus dem weiblichen Artikel ἡ in der einfachen Zahl verſtümmeltes Wort, dem man das Hauchzeichen weggenommen, um es mit dem Beyworte der mehrern Zahl οἷαι, zuſammen zu fügen. Woraus denn der Herr Abt Gedoyn zwo Sachen folgert: einmal, daß dieſer Titel, er ſey ſo alt er wolle, nicht derjenige ſey, den der Verfaſſer ſelbſt ſeinem Werke gegeben; und dann, daß der Gebrauch, oder beſſer zu ſagen, der Eigenſinn, zu allen Zeiten, in Anſehung der Sprachen, die Oberhand über die Vernunft und Regeln behalten hat. Und das iſt genug von einem Werke geſaget, davon wir faſt nichts mehr übrig haben.

III. Es giebt gewiſſe Wörter, die außer einer ſehr gemeinen Bedeutung, noch eine beſondere und unbekannte haben. Solche Wörter nun halten einen Leſer auf, weil gemeiniglich die Ausleger, entweder aus Unwiſſenheit, oder aus Begierde nach dem Buchſtaben zu überſetzen, dieſelben durch andere lateiniſche Worte ausdrücken, die keine doppelte Bedeutung haben. Z. E. ἀετὸς heißt Aquila; allein es bedeutet auch noch etwas anders: aquila hingegen im Latein, heißt gar nichts anders, als Adler. Wenn man alſo in der Beſchreibung der alten griechiſchen Tempel, ὑφ᾽ ἑνὸς ἀετοῦ findet, wie im Dionyſius von Halicarnaß, oder κατὰ τοὺς ἀετοὺς μάλιστα τοὺς ἐν τοῖς ναοῖς, wie im Pauſanias, und man nicht weis den doppelten Sinn des Wortes ἀετὸς: ſo bleibt man ſtecken, und bildet ſich nicht ein, daß ἀετὸς allhier, faſtigium, culmen, der Gipfel, das Dach bedeute, und das heißt es gleichwohl. Dieß iſt die Urſache davon, die man auch wiſſen muß, ſonſt würde man den Text nicht wohl verſtehen. Die Baukunſt iſt, gleich andern Künſten, in ihrem erſten Anfange rauh und ſehr ungelehrt geweſen. Damals war das Dach der Tempel ganz platt, man war darunter vor allen rauhen Witterungen ſicher; und ein mehrers begehrte man nicht. Gleichwohl hatte dieſe Art zu bauen ihre Verdrießlichkeiten; der Regen, der Schnee, die Unreinigkeiten blieben auf dem Dache liegen, und machten es faulend. Um dieſem nun vorzubeugen, erfand man die Sparren, und machte dadurch die Dächer abhängend. Was wir den Giebel, oder in der Pöbelſprache den Sattel des Dachs nennen, das ſchien den Griechen ein Adler zu ſeyn, der ſeine Flügel ausgebreitet und niedergeſenket hält; und daher nannte dieſes Volk, welches in ſeinen Benennungen allezeit glücklich und kühn war, dieſe Art von Decken, ἀετὸς und ἀέτωμα.

Pindar, der dieſe Kühnheit in Ausdrücken höher getrieben, als jemand ſonſt, ſagt in ſeinen olympiſchen Gedichten: τίς θεῶν ναοῖσιν οἰωνῶν βασιλῆα δίδυμον ἔθηκε: wem haben wir die Erfindung zu danken, daß wir auf beyde Seiten der Tempel der Götter, den König der Vögel ſetzen? Man muß geſtehen daß dieß eine außerordentliche Art zu reden iſt, anſtatt wer hat die abhängenden Dächer der Tempel erfunden? Aus eben dieſer Urſache, und wegen eben dieſer Aehnlichkeit, nannten die Griechen auch den Giebel ihrer Tempel ἀετός.

Herr Gedoyn hat gefürchtet, daß dieſe Anmerkung allen Leſern entwiſchen möchte, wenn ſie nicht überaus aufmerkſam wären; eben wie ſie allen Auslegern entwiſchet iſt. Wenn Pauſanias von dem Parthenon, oder Tempel der Minerva redet, ſo ſaget er, der vordere Giebel habe die Geburt der Minerva, und der hintere Giebel, den Streit zwiſchen ihr und dem Neptun, über die Stadt Athen vorgeſtellet: ἐς δὲ τὸν ναὸν ὃν Παρθενῶνα ὀνομάζουσιν ἐς τοῦτον ἐσιοῦσιν. ὁπόσα ἐν τοῖς καλουμένοις ἀετοῖς. πάντα ἐς τὴν Ἀθηνᾶς ἔχει γένεσιν τὰ δὲ ὄπισθεν ἡ Ποσειδῶνος πρὸς Ἀθηνᾶν ἐστιν ἔρις. Es iſt klar, daß er durch ἐν τοῖς καλουμένοις ἀετοῖς, die zween Giebel verſteht, weil er die Vorderſeite, und was man eigentlich den Giebel nennt, der Hinterſeite entgegen ſetzet, τὰ δὲ ὄπισθεν.

IV. Nichts iſt ſo gemein, als daß man in den alten griechiſchen Geſchlechtregiſtern, eine Perſon, es ſey Mann oder Weib findet, die ihren Urſprung von einem Fluſſe nimmt. Wenn uns nun ein Dichter eine ſolche Kindſchaft vorſtellet, ſo darf man ſich eben darüber nicht wundern: denn die fabelhafte Wahrheit iſt ſein Hauptwerk, und die Fabel iſt die Seele der Dichtkunſt. Nun lehret uns die Fabel, daß das Meer, die Ströme, die Flüſſe, und ſelbſt die Brunnen, ihre Schutzgötter gehabt, die aus dem Abgrunde ihrer tiefen Hölen, eine Herrſchaft über dasjenige Theil Waſſer geführet, welches ihrer Sorgfalt anvertrauet war. Dieſes iſt eine ſinnreiche Erfindung, wodurch die Weiſen des Heydenthumes, allem Anſehen nach, zu verſtehen geben wollten: daß die Vorſehung inſonderheit über die Erhaltung desjenigen wache, was in der Natur am nothwendigſten und ſchätzbarſten iſt. In dieſem Falle nun war dieſes ein Begriff welcher, davon abgeſondert, was der gemeine Mann, oder die Einbildungskraft der Dichter dazu geſetzet hatte, von demjenigen nicht abgieng, was wir durch die heil. Schrift ſelbſt beſtätiget finden.

Von dieſen Untergottheiten nun, waren einige männlich, andere weiblich, und alle hatten eine menſchliche Geſtalt. Denn die Menſchen haben ſich allezeit gar zu lieb gehabt, als daß ſie ſich den Gegenſtand ihrer Andacht nicht unter ihrer eigenen Geſtalt hätten vorſtellen ſollen. Es iſt alſo nichts erſtaunlicher wenn man findet, daß ein Dichter einem Fluſſe, das heißt dem Flußgotte, oder Schutzgotte dieſes Fluſſes, Kinder zuſchreibt, als daß er dem **Mercur** und **Apollo** welche beyleget. Mit der Geſchichte aber hat es eine andere Bewandniß: ſie muß mit richtigen Wahrheiten umgehen; ihr ſind alle Erdichtungen unterſagt. Daher wundert man ſich allezeit, wenn man in einem Geſchichtſchreiber findet, daß **Phoronäus** ein Sohn des Fluſſes **Inachus** geweſen; und daß die **Thebe**, von der die Stadt **Theben** den Namen bekommen, eine Tochter des **Böotiſchen** Fluſſes **Aſopus** geweſen.

Anderntheils, da dieſe Geſchichtſchreiber uns nicht nur gelehrt, ſondern auch verſtändig, und, es ſey nun in Anſehung ihrer Scharfſinnigkeit, oder ihrer Schreibart, den unſrigen weit überlegen vorkommen: ſo iſt es gefährlich, ſie ſo leichtſinnig zu verdammen. Wir wollen uns alſo bemühen ſie von einer ſcheinbaren Ungereimtheit zu befreyen, daran ſich ſo viele Leute ſtoßen.

Der Herr Abt **Gedoyn** glaubet, daß dieſes, mit einiger Ueberlegung, nicht ſchwer ſeyn werde: man müſſe ſich nur in jene Zeiten und in die Länder zurück begeben, in welchen dieſe berühmten Schriftſteller gelebet haben; ſo werde man ſehen, daß dasjenige, was für uns fabelhaft iſt, ganzen Völkerſchaften, welches die gelehrteſten und geſittetſten der damaligen Zeit waren, heilig geweſen. Sie glaubten nämlich, ihre Götter hätten ſich ſichtbar gemacht, die Menſchen mit ihrer Gegenwart beehret, den Umgang mit den ſterblichen Schönheiten nicht verachtet: und aus dieſem Umgange wären Halbgötter und Helden entſtanden, welche an der Herrlichkeit und Unſterblichkeit ihrer Väter Theil gehabt. Der ganze Gottesdienſt dieſer Völker, ihre Opfer, ihre Ceremonien, Feſte, ihre Polizey, hatten keinen andern Grund. Ein Schriftſteller, der heute zu Tage die Geſchichte des Hauſes **Luſignan** aufſetzen, und das Geſchlechtregiſter dieſes Hauſes auf jene berühmte Zauberinn gründen wollte, die unter dem Namen der **Meluſine** ſo bekannt iſt, der würde ſich lächerlich machen: und warum? Nicht deswegen, als ob dieſe Meluſine im Grunde eine Fabel wäre; ſondern weil man ſie für eine Fabel hält. Für einen Griechen oder Römer aber, war es gar keine Fabel, daß ein Flußgott mit einer Nymphe, oder ſterblichen Weibsperſon Kinder erzeuget hätte; ſondern es war ein Religionspunkt. Konnte denn ein damaliger Geſchichtſchreiber wohl anders reden, als alle andere Menſchen? Glaubte er an dieſe Fabeln, ſo dorfte er ſich ja nicht ſcheuen, ſie auch in ſeinen Schriften vorzutragen: glaubte er ſie aber nicht; ſo konnte er gleichwohl nicht wieder eine Religionsmeynung verſtoßen, welche durch den allgemeinen Beyfall ſo vieler Völker, und durch eine Reihe ſo vieler Jahrhunderte beſtätiget war. So lange man ſich nicht an die Stelle dieſer alten Scribenten ſetzen, und nicht auf einen Augenblick, ihre Sitten, Gebräuche, und Religion annehmen will; ſo wird man allezeit von ihnen und ihren Werken ſehr verkehrt urtheilen.

Jedoch, man kann ſie noch rechtfertigen, auch wenn man nicht zu ihrer Religion ſeine Zuflucht nimmt: denn, geben ſie auch dieſe ausſchweifenden Geſchlechtsregiſter, davon hier die Rede iſt, für ihre eigene Meynung aus? Nichts weniger. Es waren Sagen des gemeinen Mannes, oder Erdichtungen, die der Hochmuth ausgeſonnen hatte, und die mit der Zeit die Oberhand behalten hatten. Für etwas anders geben ſie dieſelben nicht aus. Man geht noch weiter. Wenn man ihre Schriften ſorgfältig lieſt, ſo entdecket man den Grund dieſer Hirngeſpinſte, und die Wahrheit in dem Schooße der Fabel ſelbſt. In der That iſt es nicht ſchwer, aus denſelben wahrzunehmen, daß der Erdboden nur allmählich und nach und nach von dem menſchlichen Geſchlechte bewohnet worden iſt; daß, nachdem verſchiedene Völkerſchaften ſo mancherley Länder in Beſitz genommen, die Anführer derſelben, nachdem ſie Könige des Landes geworden, deſſen ſie ſich bemächtiget hatten, ihren Namen, oder den Namen ihrer Kinder, nicht nur denen Städten gegeben, die ſie erbaueten, ſondern auch noch den Flüſſen und Bergen ihres Reiches.

Wir ſehen daß Inachus, der erſte König zu Argos, dem vornehmſten Fluſſe dieſer Gegend ſeinen Namen beygelegt; daß Aſopus, König der Platäenſer, ſeinen Namen einem Fluſſe desjenigen Böotiens gegeben, wo er regierete; ſo wie Citheron den ſeinigen, dem berühmten Berge beylegete, welchen man den Berg Citheron genannt. So gab es denn damals zween Inachus und zween Aſopus; der eine war ein Menſch, und der andere ein Fluß: und da die Abkömmlinge dieſer Könige, ſich noch eine edlere und ältere Abkunft, als die ihrige war, zueignen wollten; ſo beredeten ſie ſich, die wahren Urheber ihres Weſens wären die Flüſſe Inachus und Aſopus: und dieſes Hirngeſpinſt ward von ihren Zeitgenoſſen angenommen; indem die Religion die Geiſter ſchon dazu vorbereitet hatte. Damals hielt man den Phoronäus nicht für einen Sohn des Königes Inachus; ſondern für den Sohn eines Fluſſes, der mit dieſem Könige gleiches Namens war. Λέγεται δὲ καὶ ὧδε λόγος. Φορωνέα ἐν τῇ γῇ ταύτῃ γενέσθαι πρῶτον, Ἴναχον δὲ οὐκ ἄνδρα, τὸν ποταμὸν πατέρα εἶναι Φορωνεῖ. Pauſan. Corinth. Cap. 15. Damals wurden Platea, Cleone, und Thebe, alle drey Töchter des Aſopus, Königes der Plateer, und Stifterinnen dieſer berühmten Städte, für Töchter des böotiſchen Fluſſes Aſopus gehalten. Nachmals kamen die Dichter und Geſchichtſchreiber, welche, da ſie dieſe Meynungen eingeführet fanden, dieſelben in ihren Schriften brauchten.

Auf dieſe Weiſe iſt die Fabel in die Dichtkunſt und Geſchichte eingeſchlichen: nur mit dem Unterſchiede, daß ſie in den Dichtern ganz nackend iſt; bey den Geſchichtſchreibern aber ſich allemal mit den Merkmaalen der Wahrheit zeiget, und nur diejenigen betrügt, die gern betrogen ſeyn wollen. Man muß ihnen alſo aus dieſen Dunkelheiten kein Verbrechen machen, womit ſie zuweilen das was wahr iſt, verdecken müſſen; indem man es doch allezeit herausbringt, wenn man nur einigermaßen ſcharfſinnig iſt. Es giebt bey den Alten noch hundert andere Sachen, weswegen man ſie mit eben ſo wenigem Grunde verdammet.

* * *

XXVII.

Des Hrn. Abtes Sallier critiſche Unterſuchung, von Machiavells Leben des Caſtruccio. 1728.

Das Leben berühmter Leute hat nicht nöthig, durch Erdichtungen verſchönert zu werden, und der Herr Abt Sallier, als Verfaſſer dieſer kritiſchen Unterſuchung, erſtaunet mit Recht, daß Nikolaus Machiavell; welcher das Leben dieſes berühmten Tyrannen von Lucca beſchrieben, und, wenn er bloß bey einer einfältigen Erzählung der Begebenheiten geblieben wäre, uns eine ſchöne Geſchichte hätte liefern können; den Beyſtand der Erdichtungen nöthig zu haben geglaubet hat, um dieſelbe ſchöner und rührender zu machen. Man hat ihm auch die Ehre gethan, unter dieſer Ausführung ein Geheimniß zu ſuchen.

Wenn Herr von Leibnitz die Geſchichte des Caſtruccio mit der Cyropädie vergleicht, ſo will er: daß Machiavell uns in dieſem Muſter den Begriff eines vollkommenen Prinzen mittheilen will, ſo wie er ihn in ſeinem Tractate del Principe vorgeſtellet hatte. Andere haben gewollt, Machiavell ſey dem Abſcheue gar zu blindlings gefolget, den ein jeder Florentiner gegen einen Menſchen hat hegen müſſen, welcher an dem Untergange von Florenz gearbeitet hatte; oder daß er ſich geſchmäuchelt, wenn er nur die Wahrheit unter dem Mantel der Lügen verdeckte, ſo würde es ihm ſchon gelingen, den Ruhm des Caſtruccio zu verdunkeln, und die Redlichkeit derer Geſchichtſchreiber * verdächtig zu machen, die die Geſchichte dieſes Prin-

---

* Paul Iov. in Elog. und Nicol. Tegrini.

Prinzen zu ſchreiben unternommen hätten, oder ſie noch künftig ſchreiben wollten.

Ohne eine von allen dieſen Meynungen anzunehmen, erzählet Herr Sallier nur diejenigen Fabeln, die man in dieſem Leben findet, und widerleget ſie, entweder durch das Zeugniß der zeitverwandten Geſchichtſchreiber, oder durch Urkunden. Seine erſte Anmerkung betrifft des Caſtruccio Geburt, die **Machiavell** auf eine ganz fabelhafte Art erzählet. Er ſaget, das Haus des Caſtruccio, welches ehedem zu **Lucca** berühmt geweſen, anjetzt aber ganz erloſchen wäre, habe nur noch in zwo Perſonen beſtanden, nämlich im Anton Caſtruccio; Domherrn zu St. Michael, und in einer verwittibten Schweſter, ohne Kinder. Dieſe Frau ſey einmal des Morgens in einen Weinberg gegangen, der an ihres Bruders Garten geſtoßen; ſie hätte daſelbſt ein ausgeworfenes Kind gefunden, und daſſelbe ihrem Bruder gebracht, welcher mit ihr zugleich deſſen Verpflegung übernommen, und ihm ſeinen Namen beygelegt hätte.

Ungeachtet **Machiavell** dieſes ſo umſtändlich erzählet: ſo beweiſt doch der Herr Abt Sallier, daß alles mit einander ein erdichtetes Mährchen ſey. Er ſaget, des Caſtruccio Geburt ſey weder ungewiß noch dunkel; das Haus der Antelminelli, oder der Intelminelli, wie **Johann Villani** es nennet, iſt in **Lucca** ſehr alt, und beſtand zu **Machiavells** Zeiten noch. Caſtruccio nun ſtammete von demſelben ab, und die Namen ſeines Vaters und ſeiner Mutter ſind bekannt. Es theilete ſich dieſes Haus in verſchiedene Aeſte, und aus dem Zweige der Caſtracani, kamen zween Brüder Franciſcus und Gheri; von dieſem letzten aber ward Caſtruccio im Märzmonate des 1281ten Jahres gebohren. Weil Italien damals in die zwo Partheyen getheilet war, die man die weiße und die ſchwarze nannte; ſo waren des Caſtruccio Aeltern, die der erſten dieſer zwo Parteyen, nämlich den Gibelinern anhiengen, genöthiget, ſich mit dieſem Sohne nach Ancona zu begeben, allwo ſie kurz darauf ſtarben.

Alles dieſes kann man aus Urkunden beweiſen, die im 1590ten Jahre in Lucca und Ancona noch vorhanden geweſen. Aldus Manutius * der eine Sammlung vieler das Leben des Caſtruccio betreffenden Stücke an das Licht geſtellet, iſt Bürge deſſen, was Herr Sallier hier ſaget. Unter dieſen Stücken findet ſich auch das Teſtament des Caſtruccio, davon ein einziger Abſatz hinlänglich iſt, Machiavells Fabel umzuſtoßen. Hier iſt er: Wir wollen und gebiethen, daß man den letzten Willen weiland unſers Vaters Gheri, in allen Stücken ausführe, welches Teſtament in Ancona gemacht, und im 1301ten Jahre, vom Lorenz Luc, einem Notar, im Septembermonate aufgeſetzet worden iſt. Wir wollen auch, daß man die in dem letzten Willen weiland unſerer Frauen und Mutter Luccia enthaltenen Abſichten ausführe.

Die zwente Anmerkung des Herren Abtes Sallier, betrifft des Caſtruccio Erziehung, und den Anfang ſeiner Erhebung. Nach dem Machiavell, kam Caſtruccio aus dem Hauſe des Herren Antonius, in das Haus des Franciſcus Guinigi; der die Seele der Gibeliniſchen Partey und ein großer Kriegsmann war; und welcher, als er an dieſem damals achtzehnjährigen Jünglinge, kriegeriſche Neigungen merkete, ihn ſich von dem Domherren ausbath, um ihn ſelbſt abzurichten, und ihm eine Lieutenantsſtelle, in der Compagnie gab, die er zu Lucca hatte. Der junge Caſtruccio habe ſich gar bald zu erkennen gegeben, und bey der erſten vorfallenden Gelegenheit, ſo viele Proben ſeiner Vorſichtigkeit und ſeines Muthes abgelegt, daß er die Ehre aller derer verdunkelt, die neben ihm gefochten, und der Ruff von ſeinem Namen die ganze Lombardey

---

* Eſtratto della nuova Deſcrittione d' Italia di Alde Manuccii, eſtampato in Roma an. 1520.

bardey durchdrungen hätte. Als nun Franciſcus Guinigi kurz darauf in eine Krankheit verfallen wäre, und ſeinen nahen Tod gemerket hätte, ſo habe er den Caſtruccio vorfordern laſſen, um ihn zum Vormunde ſeines Sohnes und zum Verwalter ſeines Vermögens zu beſtellen; mit der Bitte, er möchte den Sohn die Erkenntlichkeit genießen laſſen, die er dem Vater ſchuldig wäre. Dieſes ſoll nun nach dem Machiavell, derjenige Augenblick geweſen ſeyn, da des **Caſtruccio** Erhöhung angefangen, und zugleich diejenige Eiferſucht rege geworden, die nachmals alle ſeine Abſichten durchkreuzet hätte.

So ſieht die fabelhafte Geſchichte aus, ſagt der Herr Abt Sallier, nun wollen wir auch die wahrhafte anſehen. Caſtruccio, welcher zwanzig Jahre alt war, als er ſeinen Vater und ſeine Mutter verloren, und wohl ſah, daß da er von der Partey der Gibelliner war, er nicht nach Lucca zurück gehen, noch in den Beſitz ſeiner Güter kommen könnte, verfügte ſich nach England, zu einem von ſeinen daſelbſt angeſeſſenen Freunden, und war ſo glücklich, ſich Eduards Gnade zu erwerben. Allein dieſes Glück währete nicht lange: er bekam Händel mit einem Herren dieſes Hofes, der ihm eine Maulſchelle gab. Caſtruccio ermordete dieſen Herren, und begab ſich nach Flandern, allwo er unter **Philipps des ſchönen** Kriegesheere Dienſte nahm. Einige zeitverwandte Schriftſteller, welche Manutius anführet, erzählen: daß Caſtruccio ſich bey verſchiedenen Gelegenheiten hervorgethan, und damals ſchon diejenige Fähigkeit in der Kriegskunſt zu erkennen gegeben, die ihn nachmals ſo hoch erhoben. Sie ſetzen noch hinzu, daß **Philipp** ihn in Ehren gehalten, und daß er mit Ehren und Wohlthaten dieſes Prinzen überhäufet, im 1313ten Jahre nach Italien zurück, und nicht nach Lucca, allwo die Guelphen den Meiſter ſpieleten, ſondern nach Piſa gegangen; welche Stadt damals denen aus Lucca verjagten Gibellinern zur Zuflucht dienete.

Nachdem nun **Huguccione de Faggiola** *, von Arezzo gebürtig, und von der Gibeliniſchen Partey, nach vielen Verſuchen, die Stadt **Lucca** zu einem Vergleiche gezwungen: ſo war ein Artikul dieſes Vergleiches dieſer, daß das Haus der **Intelminelli** wiederum in den Beſitz ſeiner Güter kommen ſollte. Folglich kam denn **Caſtruccio** wieder in ſein Vaterland. Als aber die Guelphen ihm die Wiedererſtattung ſeiner Güter verſagten, nahm er mit dem **Huguccione** ſolche gute Abrede, daß im 1314ten Jahre, die Gibelliner wieder in die Stadt zogen, und die Guelpher heraus trieben. **Caſtruccio** machte ſich durch ſeine weisliche und kluge Aufführung bey dem Volke ſehr beliebt; und da **Huguccione**, welcher durch ſeine ausgeübten Grauſamkeiten, alles wider ſich aufgebracht hatte, aus **Lucca** gejagt ward, wurde **Caſtruccio** zum Statthalter erwählet. Dieß ſind die Stuffen, auf welchen er zu derjenigen Hoheit hinan ſtieg, die ihn ſo berühmt gemacht hatte. Herr **Sallier**, der gar nicht im Sinne hat, die Geſchichte dieſes großen Mannes zu ſchreiben; ſondern nur die Fabeln zu widerlegen, die **Machiavell** hinein gemenget hat, geht weiter zu dem, was ſeinen Tod betrifft: und das iſt ſein dritter Artickel.

Machiavell verſichert, daß nach der letzten Schlacht, welche **Caſtruccio** über die **Florentiner** erhalten, er von einem Fieber angefallen worden, ſo die Aerzte für tödtlich erkläret. Als er nun dieſen Zuſtand geſehen, habe er den **Paul Guinigi**, einen Sohn deſſen, von welchem **Caſtruccio** ſelbſt erzogen worden, vor ſich kommen laſſen, und ihn ſo angeredet: „Hätte ich geglaubet, mein Sohn, daß das „Glück mich mitten in dem Wege, der mich zu Ehren führete, aufhalten ſollte; ſo würde ich nicht ſo viel Arbeit ausgeſtanden haben, und ich würde dich, zwar in einem „nicht ſo herrlichen, aber auch in einem ſolchen Zuſtande „verlaſſen, der dem Neide deiner Feinde nicht ſo ausgeſetzt „wäre. Ich hätte mich mit dem Beſitze von **Lucca** und

---

* Man ſehe den Joh. Villani, im 9 B. 67 Cap.

„Piſa begnüget, und würde nicht noch die Piſtoyer unter das Joch gebracht, und die Florentiner wider mich aufgehetzet haben. Hätte ich die Freundſchaft und das Vertrauen dieſer zwey Völker gewonnen, ſo hätte ich zwar nicht länger gelebet; aber mein Leben würde ruhiger geweſen ſeyn: und wenn ich dir gleich nicht ſo gar weitläuftige Staaten hinterließe, ſo würdeſt du ſie auch friedſamer finden, und mit mehrerer Sicherheit beſitzen. Das Glück, welches als ein unumſchränkter Herrſcher über alles gebiethet, hat nicht gewollt, daß ich ſelbiges recht kennen ſollte, und hat mir nicht Zeit genug gelaſſen, mich vor ſeiner Unbeſtändigkeit in Sicherheit zu ſetzen. Du haſt gehöret, (denn das iſt eine bekannte Sache, und ich habe ſie dir niemals geleugnet) daß ich in deines Vaters Hauſe jung, und ohne alle Hoffnung gekommen bin; und daß er mir mit eben der Zärtlichkeit begegnet iſt, als ob ich ſein Sohn geweſen wäre. Unter ſeiner Zucht habe ich gelernet unerſchrocken zu ſeyn, und mich des groſſen Glückes fähig zu machen, das du anjetzt im Begriffe ſiehſt, zu ſterben. Dein Vater vertrauete deine Perſon und dein Vermögen, meiner Redlichkeit; ich habe dich mit eben der Zärtlichkeit erzogen, die er gegen mich getragen hat; ich habe dein Vermögen mit demjenigen Eifer und mit aller der Treue vermehret, die meine Dankbarkeit von mir forderte. Ich habe mich niemals verheirathen wollen, aus Furcht, daß meine Liebe zu den Kindern, die Empfindungen eines Herzens theilen möchte, welches ganz und unzertrennt für dich allein ſeyn ſollte.„

Wer ſollte nicht glauben, dieß wären dieſelben Worte, die **Caſtruccio** im Sterben geſaget hat? Allein es ſind lauter aus der Luft gefangene Fabeln. **Caſtruccio** iſt vermählet geweſen: und ſeine Gemahlinn war von eben dem Geſchlechte, in welches ſein Vater geheirathet hatte. Er hatte aus ſeiner Heirath vier Söhne, und fünf Töchter. Das Teſtament, ſo er bey ſeinem Tode gemacht, gedenkt dreyer Söhne, und aller Töchter, und die auf das Grab des vierten Sohnes gehauene Grabſchrift, lehret uns, daß er ſehr jung geſtorben ſey. Heinrich der älteſte Sohn, ward durch den letzten väterlichen Willen, zum Herzoge von **Lucca** ernennet: Henricum primogenitum noſtrum, quem tamquam majorem natu, in dicto ducatu ſucceſſorem inſtituendo eligimus et declaramus. Noch mehr: da man zu fürchten hatte, daß nicht **Piſa**, nach dem Tode des **Caſtruccio**, Gelegenheit zum Aufruhre nähme, ſo hielt man dieſen Tod vom 3ten **December** bis zum 10ten dieſes Monates verborgen: in welcher Zeit der Sohn nach **Piſa** eilete, und alle diejenigen bey Seite ſchaffete, die ihm die Oberherrſchaft hätten können ſtreitig machen; worauf er wieder nach nach **Lucca** gieng, um ſeinem Vater die letzten Pflichten zu erweiſen.

So hat nun **Machiavell** die Geſchichte eines großen Mannes, durch Erdichtungen und Fabeln, verunſtaltet. Der Herr Abt Sallier merket beym Schluſſe noch an, daß, was denjenigen Theil des Lebens dieſes Prinzen betrifft, wo er ſo viel ſchöne Thaten verrichtet, das heißt vom 1316ten bis zum 1328ten Jahre, des **Aldus Manutius** Sammlung, wahrere Urkunden und umſtändlichere Begebenheiten darbiethe, als des Hrn. **von Leibnitz** Völkerrecht.

XXVIII.

Des Herrn Moreau von Mautour, Nachricht von einer Handſchrift, den verliebten Hof und die Könige vom Dorne, betreffend. 1728.

Dieſe ihres Alters wegen eben nicht ſehr merkwürdige Handſchrift, verdienet gleichwohl die Aufmerkſamkeit der Liebhaber, weil ſie die Beſchreibungen des verliebten Hofes und der Könige vom Dorne in ſich hält, deren Andenken faſt erloſchen iſt, ungeachtet dieſer Hof noch mitten im XV. Jahrhunderte in vollem Flore geweſen.

Herr **Moreau von Mautour**, in deſſen Hände dieſe Handſchrift im 1727 Jahre von ungefähr gerathen war, machte ſich ein Vergnügen daraus, in einer der erſten akademiſchen Verſammlungen, Nachricht davon zu geben: und da Herr **Lancelot** ſie nach dieſem noch näher betrachtete, ſo ward die Nachricht davon um ſo viel richtiger. Hier iſt alles, was man daraus ziehen kann.

Dieſe Handſchrift hat dem **Johann Lallon von Valenciennes** zugehört, welcher wohl vielleicht ſelbſt der Abſchreiber davon mag geweſen ſeyn. Sie mag ungefähr im Anfange des XVII. Jahrhunderts geſchrieben ſeyn, ſie iſt aber von einer andern abgeſchrieben worden, die etwa ein hundert Jahre vor ihr voraus gehabt hat.

Sie enthält erſtlich die Namen und ausgemalten Wappen derjenigen, die eine Art von Geſellſchaft, der verliebte Hof * genannt, ausmachten.

---

* La Cour amoureuſe.

Dieſer verliebte Hof hatte verſchiedene Claſſen von Bedienten. Man kann nicht eigentlich ſagen, welches die vornehmeſten geweſen, indem im Anfange verſchiedene Blätter fehlen. Allein da man die Namen der größten franzöſiſchen Häuſer darinnen findet, z. E. von Burgund, Flandern, und Artois: ſo kann man glauben, daß dieſe erſte Claſſe die vornehmſten Ritter dieſes Hofes in ſich begriffen. Man kann aus den Namen, Hangeſt, Craon, Angennes, Rambures, Soiſſons, Moreuil, Rochefoucault, Chabannes, Ligne, Neelle Offemont, Eſtouteville, Ailly, de la Trimouille, Heilly, Haverſquerque, Giſtelle, Chaſtillon, Dauphin de Jaligny, Gaucourt Rieur Marſchall von Frankreich, Licques, Dreux-Beauſſart, Tonnerre, Monchy, Toy, Lanndy, Longueval, u. ſ. w. davon ſchließen.

Nach dieſer Claſſe kommen die Oberjägermeiſter des verliebten Hofes, und deren ſind nur zween. Nach ihnen folgen die Schatzmeiſter der Regiſtraturen und Schriften des verliebten Hofes, deren hundert acht und achzig an der Zahl ſind. Die mehreſten geben ſich den Titel eines Ritters (Ecuyer). Auch hier findet man große Namen, viele Staatsbediente des königlichen Hauſes, Herzoge von Guyenne, von Orleans, von Burgund, die Prevots von Lille und Tournai, einige Licentiaten der Rechte, u. ſ. w.

Nach dieſen Schatzmeiſtern kommen die Auditeurs des verliebten Hofes. In dieſer Claſſe ſieht man einen Magiſter der Gottesgelahrtheit, Domherren von Paris, Tournai, Cambrai, St. Omer, Aufſeher der Bittſchriften, Rathsglieder des Parlaments, u. ſ. w.

Denn folgen die Ehrenritter, Räthe des verliebten Hofes, neun und funfzig an der Zahl, und alle von Adel. Der erſte von ihnen, iſt Euſtachius von Gaucourt, Oberfalkonier von Frankreich, welcher 1415 geſtorben iſt. Man ſieht auch einen **Montmaurin**, **St. Maure**, **Chepot**, **Noyers**, **Caſinet**, ꝛc. darunter.

Darauf kommen alle ritterlichen Schatzmeiſter des verliebten Hofes, zwey und funfzig in allem, unter welchen viele Ecuyers, Wapenträger und Wappenknechte, ein Wechsler von **Tournai**, und ein Bürger dieſer Stadt befindlich ſind. Man ſieht auch alte adeliche Namen darinnen, als: **Rocheguyon**, **Chalon**, **de la Trimouille**, **Villiers**, **Hümieres**, **Lannoi**, u. ſ. f.

Die Aufſeher der Bittſchriften des verliebten Hofes, welche nunmehr folgen, ſind ſieben und funfzig in allem. **Charl Chuldoe**, Aufſeher der pariſiſchen Kaufleute, war im 1411 Jahre der dritte Präſident derſelben. Es ſind faſt alles Bediente von der Rechnungskammer, Schatzmeiſter von Frankreich, Vorſteher des Münzweſens, Secretärs des Königes, pariſiſche, tournäiſche und lilliſche Domherren, Magiſter der Arzneykunſt, oder Phyſik, Parlementsadvocaten, unter welchen **Wilhelm Cauſinot**, ein unter **Karln** dem VII. ſo berühmter Namen, auch iſt.

Die Secretarien des verliebten Hofes, folgen hierauf 32 an der Zahl. Es ſind ebenfalls Secretarien des Königes, oder Herzog von Guyenne, von **Burgund**, von **Bourbon**, Grafen de la Marche ꝛc. Domherren von Laon, Capeläne von **Tournai**; unter andern iſt auch ein **Peter Couſinot**, Procurator bey dem Parlemente mit dabey.

Die Subſtituten der Generalprocuratoren des verliebten Hofes, welche zunächſt folgen, ſind nur acht an der Zahl. Es iſt ein Pfarrer von **Tournai**, ein Großvicar, und ein Capelan dieſer Stadt, ein Domherr von Lille u. a. m. dabey.

Hierauf folgen die Haushofmeiſter des verliebten Hofes, vier an der Zahl. Es ſind ihrer nur vier, und darunter ein königl. Wappenknecht. Alain de la Haye, Scherge der Bretagniſchen Gärten und Weinberge. Blancardin, Scherge bey den Gärten, des Pachtes von Senlis u. ſ. w.

Endlich ſchließt ſich dieſes Verzeichniß mit den Jägern des verliebten Hofes, zehn an der Zahl, davon ſechs Wappenknechte ſind.

Aus dieſer Liſte nun ſieht man, daß man den verliebten Hof, aus Bedienten gemacht, die mit den Bedienten des Königes, und der Obergerichtsbarkeiten eine Aehnlichkeit gehabt.

Es iſt leicht feſtzuſetzen, unter welche Regierung man dieſen Hof bringen ſoll. Man kann darinnen **Karls** des VI. Zeit nicht verkennen. Der Zeitpunkt des Oberfalkenmeiſters **Euſtachius von Gaucourt**, welcher dieſe Bedienung von 1406 bis an ſeinen 1415 erfolgten Tod, beſeſſen; und des Vorſtehers der Kaufleute, **Culdoe**, welcher 1411 dieſes Amt niederlegte, ſetzen deſſen Zeitpunkt nothwendig gegen das 1410 Jahr. Uebrigens haben auch alle die, deren Namen in dieſem Verzeichniſſe vorkommen, und die aus andern Titeln oder Begebenheiten in der Geſchichte ſehr bekannt ſind, um eben dieſelbe Zeit gelebet.

Man weis, daß eine ſolche Erfindung ſehr nach dem Geſchmacke von **Karls** des VI. Hofe geweſen; und daß die königl. Gemahlinn, Iſabella von Bayern, welche den Ueberfluß und die Pracht eingeführet hatte, auch viel zur Einführung der Buhlerey beygetragen.

Nach dieſem verliebten Hofe davon hier die Rede geweſen, folget in dem MSt. ein **Tractat von der Wappenkunſt**. Es iſt ſehr wenig daran, und man findet nichts häufiger, als dergleichen Sachen, die von den Herolden und Liebhabern der **flanderiſchen** Wappenkunſt gemacht worden; welche allezeit eine beſondere Neigung gehabt, die in dieſer Materie noch ſo ſehr verſchrieenen Fabeln anzunehmen,

men. Dieſer Tractat geht in der Handſchrift, von der 111 Seite, bis zur 208ten.

Das folgende Stück iſt merkwürdiger, und enthält eine Liſte der Könige vom Dorne zu Lille in Flandern, welche zweyhundert Jahre, nämlich von 1283 bis 1483 durchgeht.

Das Volk in Flandern und in den Niederlanden hat allemal die Spiele und Schauſpiele geliebet; und dieſer Geſchmack erhält ſich daſelbſt noch jetzt in demjenigen, was man die Triumphe nennet, in ihren Umgängen, und andern öffentlichen Feyerlichkeiten.

Eine jede Stadt hatte ihre eigenen Feſte, Kämpfe und Turniere: Brügge hatte ſein Feſt des Förſters; Valenciennes, die Feſte des Prinzen von Placenz, und des Prinzen von der Striegel; Cambray, das Feſt des Königes der Hurenjäger; Bouchin, das Feſt des Königes der Verwirrten; Douai, das Feſt der Eſel. An vielen Orten feyerte man das Feſt von dem Lanzenſpiele. Zu dieſen verſchiedenen Feſten kamen nicht nur die benachbarten Städte, ſondern ſogar viele Perſonen aus fernen Landen zugelaufen. Die Armbruſtſchützen von Paris, ſtellten ſich 1349 bey dem Kampfe ein, welcher zu Lille in Flandern gehalten ward. Bey dem Feſte des Fürſtenthums Placenz, welches zu Valenciennes, den Sonntag, oder 13 May 1348 gefeyert ward, erſchien der Prinz der Liebe von Lille, und der Prinz von der Striegel, der Prinz der Liebe von Tournai, die Paupourveus von Ath mit ihrem Abte, die Cornuten von Douay, der Prinz von Denain, die von der ſilbernen Schüſſel von Queſnoy, mit ihrem Abte, und wohnten, nebſt einer zahlreichen Geſellſchaft, und aller Pracht, die ſie nur erſinnen konnten, dieſem Feſte bey.

Lille, als die reicheſte Stadt in Flandern, hatte ebenfals dergleichen Feyerlichkeiten geſtiftet, und durch ihre Pracht, und die dabey gebräuchlichen Luſtbarkeiten, einen außerordentlichen Zulauf von Landesleuten und Fremden veranlaſſet. Das feyerlichſte von ſolchen Feſten war das Feſt der **Könige vom Dorne**. Dieſes Feſt hatte ſeinen König, den man alle Jahre, am Dingſtage in der Faſten, und mit ihm zugleich zween Turnierrenner wählete. Die vorhergehenden und alle folgenden Tage dieſer Woche, vergiengen mit Gaſtmahlen und Tänzereyen.

Am erſten Sonntage in der Faſten, begab ſich der König in großer Pracht an den zum Turnierrennen beſtimmten Ort, allwo die Kämpfer mit der Lanze rannten. Der Gewinſt des Siegers war ein goldner Sperber. Die vier folgenden Tage, mußte der König, mit zween Turnierkämpfern und dem ſieghaften Ritter, ſich an dem Kampfplatze einfinden, um mit allen denen, die ſich nur darſtelleten, Lanzen zu brechen.

Herzog **Johann** von Burgund, beehrete im 1416 Jahre dieſes Feſt mit ſeiner Gegenwart. Der Herzog **Philipp** der gütige fand ſich mit König **Ludwigen** dem XI. im 1464 Jahre ebenfalls dabey ein: und eben in einem von dergleichen Zweykämpfen geſchah es, daß ein junger Menſch, nämlich **Johanns**, Herrn **von Crouy** und **Renty** Sohn, welcher nur 15 Jahre alt war, das Pferd eines franzöſiſchen Edelmanns aus dem königl. Gefolge umrannte, und den Reuter mit einem Lanzenſtoße erſtach. Dieſer getödtete Edelmann ſoll nach **Jakob Moyers** Berichte, der ſtärkeſte Menſch ſeiner Zeit, das Schrecken der Tapferſten, und insgemein nur der **große Teufel**, wegen ſeiner Stärke und erſtaunlichen Größe, genannt worden ſeyn.

Der außerordentliche Aufwand, den dieſe königl. Würde erforderte, der Verfall vieler Familien, den ſie verurſachet hatte, die Weigerung einiger Einwohner zu **Lille**, dieſe vermeynte Ehre anzunehmen, und die Nothwendigkeit, ſo die Stadt oftmals betroffen, dieſe Koſten ſelbſt über ſich zu nehmen; endlich auch der Uebelſtand, alle dieſe Luſtbarkeiten, Tänzereyen und Schmauſereyen, in den zwo erſten Faſtenwochen anzuſehen, bewogen den Herzog **Karl** von Burgund, dieſes Feſt von 1470 bis 1475 einzuſtellen. Es wurde aber zum Theil, wiewohl auf Koſten des gemeinen Weſens, bis 1516 wieder eingeführet. Karl der V. hemmete deſſen Feyer wiederum auf zwölf Jahre, und fuhr damit, ſo lange er regierete, fort, wie ſeine Befehle von 1528 und 1538 zeigen. Endlich aber ward es im 1556 Jahre, durch Philippen den II. gänzlich abgeſchaffet.

Es ward indeſſen eine Zeitlang durch ein anderes Feſt erſetzet, welches man in eben dieſer Stadt, unter dem Namen des Prinzen der Narren, und nachmals des Prinzen der Liebe, einführete; und wovon ſchon oben geredet worden. Allein auch dieſes iſt eingegangen, und es iſt von allen dieſen Feſten nur der Namen des Dornes geblieben, den man einem der unterſten Bedienten des Raths, oder Stadthauſes zu Lille giebt; welcher gewiſſermaßen den Herold vorſtellet, welchen die Könige vom Dorne vor ſich konnten hergehen laſſen. Verſchiedene Geſchichtſchreiber haben von dieſem Feſte geredet, und unter andern der Verfaſſer einer kleinen Geſchichte dieſer Stadt, die 1730 gedruckt worden iſt. Der P. Johann Büzelinn hat in ſeiner Gallo-Flandria die Liſte dieſer Könige mitgetheilet, und es ſcheint, daß die ſeinige etwas richtiger iſt, als die in gegenwärtiger Handſchrift.

Einige wollen, der h. Ludwig habe dieſes Feſt eingeſetzet. Gleichwohl fängt das Verzeichniß der Könige vom Dorne erſt im 1283 Jahre, dreyzehen Jahre nach dem Tode dieſes heil. Königes an.

Mit Errathung des Urſprunges von dieſem Namen, iſt man nicht glücklicher geweſen. So viel weis man noch am gewiſſeſten, daß man dem Könige dieſes Feſtes, einen kleinen Dorn, zum Zeichen ſeiner Würde, gegeben, und daß er alle Jahre in voller Pracht, den heil. Dorn zu verehren, gegangen iſt, der in der Dominicanerkirche zu Lille aufbewahret wird. Er ſpeiſete mit dieſen Mönchen, mit den Aelteſten, und ſeinen Rittern, am Palmſonntage, und wohnte daſelbſt allen Andachten der Charwoche bey.

* * *

XXIX.

Des Herrn Abtes Sallier kritiſche Unterſuchung einiger Verbeſſerungen griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller. 1728.

Erſter Artikel.

Ungeachtet man denen Gelehrten des XV. und XVI. Jahrhunderts viele Verbindlichkeit ſchuldig iſt, die bey der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, ſich mit der ſo nützlichen Arbeit beſchäfftiget haben, durch Zuſammenhaltung der Handſchriften, die wahre Leſart derer Bücher feſtzuſetzen, die ſie drucken ließen; und ungeachtet man ausnehmend behutſam und ſcheu ſeyn muß, etwas in dem Texte zu ändern: ſo hat es doch der Herr Abt Sallier für dienlich erachtet, einige von denen Aenderungen zu unterſuchen, die dieſe großen Männer gemacht haben.

1. Die erſte Stelle zieht er aus dem zweyten Buche von der Natur der Götter. Hier iſt die Stelle, ſo wie ſie nach der Ausgabe angeführet wird, die Herr Davies in England herausgegeben, und Herr Olivet im 1721 Jahre zu Paris, zu Ende ſeiner Ueberſetzung dieſes Ciceroniſchen Werkes, wieder hat drucken laſſen. Scite enim Chryſippus .... caetera omnia aliorum cauſſa eſſe generata, animantes autem hominum: ut equum vehendi cauſa, arandi bovem, venandi et cuſtodiendi canem; ipſe autem homo ortus eſt, ad mundum contemplandum & mirandum. **Alle dieſe Dinge, ausgenommen das Weltgebäude, ſind eines für das andere gemacht. Die Erdenfrüchte für die Thiere, die Thiere für den**

Menſchen, das Pferd zum reiten, der Ochſe zum pflügen, der Hund zur Jagd oder Hut; der Menſch aber, daß er den Weltbau betrachten und bewundern ſoll, ad mundum contemplandum & mirandum.

Die älteſten Ausgaben vom Cicero, haben ſie ſowohl als die letzte, ſo man herausgegeben: ad mundum contemplandum et *imitandum*. Es ſcheint, es wäre ſehr natürlich geweſen, dieſe Leſart beyzubehalten, die man in den Handſchriften gefunden, und die durch die erſten Ausgaben geheiliget worden: darinn man recht gewiſſenhaft bemühet geweſen iſt, dieſe Handſchriften ſo darzuſtellen, wie ſie wirklich waren. Zum mindeſten hätte man zuvor den Gedanken des Weltweiſen, der hier redet, beſſer unterſuchen ſollen: und bey dieſer Behutſamkeit iſt es wahrſcheinlich, daß man dem Kitzel den Text des Schriftſtellers zu ändern, nicht ſo blindlings gefolget ſeyn; ſondern einen Gedanken darinnen gelaſſen haben würde, der den Grundſätzen deſſen, der hier redet, ſo gemäß war.

Viele von den alten Weltweiſen erkannten, daß es in dem Weltgebäude noch etwas anders gäbe, als die Materie. Unter denjenigen, die deſſen Anordnung dem Verſtande zueigneten, hatten einige, die neugieriger und aufmerkſamer waren, die Geſchicklichkeit der Natur bey ihren Zeugungen, und die Richtigkeit der Verhältniſſe bemerket, die ſich unter den Mitteln und Abſichten finden, ſie mögen nun allgemein oder beſonders ſeyn. Die Kenntniß der Abſichten war der Gegenſtand und Lohn ihrer Bemühungen. Die alte Akademie erzog ihre Schüler mit dergleichen Nachforſchungen, welche von den ſtoiſchen Weltweiſen geſammlet und noch höher getrieben wurden. Chryſippus hatte deren Meynungen angenommen. Wenn er nun verſichert, der Menſch ſey gebohren, das Weltgebäu zu betrachten und ihm nachzuahmen; ſo will er damit zu erkennen geben, wozu der Menſch inſonderheit beſtimmet ſey; und hierinnen kömmt er mit der Meynung ſeiner angenommenen Secte vollkommen überein. Ipſe autem homo ortus eſt ad mundum contemplandum et imitandum. Man ſetze *mirandum*, anſtatt imitandum; ſo entkräftet man die Meynung dieſes Weltweiſen ganz und gar.

Cato, der Cenſor, welcher unter den Römern eben dasjenige war, was **Chryſippus** unter den Griechen geweſen, nämlich die Stütze und der Schutz der Stoiker, redet in dem Buche vom Alter, auf eine Art, daraus man wohl ſieht, daß man durch dieſe Aenderung, den Text, welcher ſehr rein und richtig iſt, nicht verbeſſere, ſondern verſtümmele: Ich glaube, ſagt er, daß die unſterblichen Götter die Seelen in unſere Leiber gegeben, damit es auf der Welt Zuſchauer gäbe; die, wenn ſie die Ordnung der himmliſchen Sachen erwögen, denſelben durch die beſtändige Ordnung ihres Lebens, nachahmen könnten. Ich bin nicht allein durch das Nachſinnen und durch Unterſuchungen, auf dieſen Gedanken gekommen; ſondern ich hatte das Anſehen der größten und verſtändigſten Weltweiſen für mich: Credo Deos immortales ſparſiſſe animos in corpora humana, ut eſſent qui terras tuerentur, quique caeleſtium ordinem contemplantes, imitarentur eum, vitae modo atque conſtantia. Nec me ſolum ratio ac diſputatio impulit, ut ita crederem, ſed nobilitas etiam ſummorum Philoſophorum et autoritas.

Diejenigen Weltweiſen, deren Beyfall den **Cato** hat bewegen können, ſind **Pythagoras**, ſeine Anhänger, und **Plato** geweſen. Dieſer letzte läßt den **Timäus** in ſeinem Geſpräche, ſo reden: Wir wollen ſagen, Gott habe uns die Fähigkeit zu ſehen gegeben, damit wir die Veränderungen ſchauen möchten, die ſich am Himmel eräugen, und uns dieſes Beyſpieles bedienen möchten, der Ordnung unſerer Gedanken eben dieſelbe Richtigkeit zu ertheilen; und damit wir durch dieſe Kenntniß unſere Betrachtungen einrichten, und denen ordentlichen Bewegungen der Gottheit nachahmen, und die Ungleichheiten und Irrungen, die man bey unſern Handlungen ſpüret, feſt machen möchten. 47 S. d. Steph. Ausg.

Dieſe ordentlichen Bewegungen Gottes, wovon **Timäus** hier redet, τὰς τοῦ θεοῦ (περιφορὰς) πάντως ἀπλανεῖς οὔσας, ſind nichts anders, als die Bewegungen des Weltbaues, dem dieſe Weltweiſen eine Göttlichkeit zuſchrieben. Sie ſetzten nämlich feſt, daß die vollkommenſte Aehnlichkeit mit dieſem Gotte, die man nur erlangen könnte, der edelſte Endzweck der Weltweisheit ſey. Ein jeder Menſch ſollte wünſchen, ihm ſo ähnlich zu werden, als möglich, und folglich ſein Nachahmer zu ſeyn. Dieß iſt die ὁμοίωσις, die in den Schriften der Stoiker dem Menſchen ſo oft vorgeſchlagen wird.

Es iſt alſo offenbar, daß **Chryſippus**, nur bloß einen Grundſatz davon vorträgt, wenn er verſichert: der Menſch ſey dazu gebohren, das Weltgebäude zu betrachten, und ihm nachzuahmen. Homo autem ortus eſt, ad mundum contemplandum et imitandum. Wer alſo imitandum, in *mirandum* verändert, der ſchwächet des **Chryſippus** Rede; er geht von deſſen Gedanken ab, und verſtümmelt einen ſehr reinen Text, dem bloßen Vergnügen einer Neuigkeit zu gefallen.

II. **Gruter**, welchem man übrigens wegen derer nützlichen Werke ſo vielen Dank ſchuldig iſt, womit er die gelehrte Welt bereichert hat, iſt auch zuweilen von dieſer Liebe zur Neuigkeit hingeriſſen worden. Er hat nicht allezeit den Sinn oder die Schreibart desjenigen Schriftſtellers recht zu rathe gezogen, deſſen Schriften er unterſuchet hat. Unter andern Beyſpielen hievon haben wir eines zu Anfange des Ciceroniſchen Geſpräches, ſo man **Lucullus** nennet. Magnum ingenium Lucii Luculli, ſagt **Cicero**, magnumque optimarum artium ſtudium, tum omnis liberalis et digna homine nobili ab eo percepta doctrina: quibus temporibus florere in foro maxime potuit, caruit omnino rebus urbanis. Das heißt, daß **Lucullus**, nebſt dem großen Geiſte, den die Natur ihm verliehen, nebſt ſeiner Liebe zu den ſchönen Künſten, nebſt aller Kenntniß, ſo er ſich erworben, und die einem vornehmen Manne ſo wohlanſtändig ſind, daß ſelbiger gleichwohl ſich von der Theilnehmung an der bürgerlichen Angelegenheiten entfernet gehalten habe, und zwar in derjenigen Zeit, da er vor Gerichte das meiſte Aufſehen hätte machen können.

Gruter hat anſtatt caruit omnino rebus urbanis, ſo geſetzt, caruit omnino rebus *humanis:* und dieſe Leſart iſt in dem Texte der letzten **Ciceroniſchen** Ausgabe, die Herr **Verburg** herausgegeben hat, angenommen und eingeſchaltet worden. **Gruters** Urſachen hierzu ſind folgende. Ich habe, ſagt er, unſern Gelehrten die rechte Leſart des Cicero nicht länger misgönnen wollen, die ich in vielen Handſchriften gefunden. Die gedruckten haben rebus urbanis, welches eine große Thorheit iſt, prorſus ſtolide: wir mögen dieſe Worte auslegen, wie wir wollen.

Dieſer Ausdruck, Lucullus caruit rebus humanis, kann auf zweyerley Art gegeben werden. Die eine würde heißen: **Lucullus** ſtarb; und dieſes kann **Cicero** nicht haben zu verſtehen geben wollen, wie theils aus der Natur ſeines Geſpräches, theils aus der Folge der Geſchichte erhellet, die er von des **Lucullus** Leben mittheilet. Die andere Bedeutung würde ſeyn: **Lucullus** hätte an den Geſchäfften des menſchlichen Lebens keinen Theil genommen; welches eben ſo wenig mit der Wahrheit der Sachen übereinſtimmen würde: indem er ſeine ganze Jugend mit den Uebungen vor Gerichte zugebracht hat, wie **Cicero** ſelbſt anmerket: adoleſcentiam in forenſi opera conſumſerat.

Die wahre Leſart alſo iſt: Lucullus caruit omnino rebus urbanis: denn dieſe allein läßt ſich auf eine Art erklären, die man annehmen kann. **Cicero** will im Anfange dieſes

Geſpräches, nur den Namen rechtfertigen, den er demſelben giebt, wenn er es **Lucullus** nennet. Es gab Tadler zu **Rom**, denen es unanſtändig vorkam, daß man in philoſophiſchen Werken, ernſthafte und durch hohe Ehrenämter von andern unterſchiedene Männer, als redende Perſonen einführete. Einige dieſer Tadeler rückten es auch dem **Cicero** vor, daß er ſeinen Perſonen eine Gelehrſamkeit beylegte, die ſie nie beſeſſen hätten; ſelbſt das gemeine Weſen ſchien von des **Lucullus** philoſophiſcher Wiſſenſchaft, nicht den größten Begriff zu haben. Das weichliche und wollüſtige Leben, ſo er bis an ſeinen Tod geführet, hatte vieleicht veranlaſſet zu glauben, daß die Grundſätze einer gelinden und bequemen Weltweisheit vielmehr nach ſeinem Geſchmacke würden geweſen ſeyn, als die trockenen und feinen Grübeleyen der alten Akademie.

Cicero will alſo auf einer Seite zeigen, daß **Lucullus**, durch die Größe ſeines Geiſtes, und durch ſeine Bemühungen denſelben zu bearbeiten, es, ſo lange er vor Gerichte geweſen, ſehr weit gebracht; indem er durch die Verwaltung der römiſchen öffentlichen Geſchäffte, darein er ſich gar nicht gemiſchet, auf keine Weiſe verhindert worden. Auf der andern Seite aber, daß des **Lucullus** Reiſen, und die Befehlshabereyen, ſo er nach der Zeit bekommen, ihm gar kein Hinderniß geweſen, geſchickt zu werden; ſondern ihm vielmehr, entweder Muße, oder Hülfsmittel dargebothen, die er wohl zu nutzen gewußt hat. Man unterſteht ſich zu behaupten, daß dieſes der Sinn von **Cicerons** Vorrede, und ins beſondere von dem Ausdrucke ſey: caruit omnino rebus urbanis.

Nun muß man nur noch zeigen, daß dieſer Ausdruck in des **Cicero** Schreibart gewöhnlich, und ſeiner Art zu reden gemäß ſey. Dieſen Beweis zieht man aus dem 1 B. de officiis, allwo, wenn er die bürgerlichen Geſchäffte der Republik, den militariſchen entgegen ſetzet, er ſaget: cum plerique arbitrentur, res bellicas majores eſſe quam urbanas . . . . multae res exſtiterunt urbanae majores, clarioresque quam bellicae . . . . ſunt qui urbanis rebus bellicas anteponant. Neuere Beyſpiele, die man leichtlich von dieſem Ausdrucke beybringen könnte, würden eben ſo wohl beweiſen, daß man durch res urbanae die Verwaltung der innerlichen Geſchäffte Roms verſtehen; und ſie genau von denen unterſcheiden müſſe, die in den Provinzen des Kaiſers, oder denen zu erobernden Ländern geſchahen.

Gruter hätte folglich von der Leſart der Handſchriften und von des Victorius ſchöner Ausgabe nicht abweichen ſollen, um ein Wort einzuführen, welches Cicerons Text ſo ſichtbarlich verſtümmelt.

Wenn nun Gruter nicht zu entſchuldigen iſt, daß er, ohne eine längere Unterſuchung, die neuen Leſarten, den alten vorgezogen, ungeachtet die neuen, dem Scheine nach, durch Zeugniſſe beſtätiget waren: ſo muß man noch vielweniger ſolchen Veränderungen durch die Finger ſehen, die der Eigenſinn allein hervorbringt; und wobey der neuere Kunſtrichter, indem er ſich zum Richter aufwirſt, dem alten Schriftſteller, die Wahl oder Ordnung der Worte vorzuſchreiben ſcheint.

Der engländiſche Herausgeber des Horaz hat ſich nicht geſcheuet, dieſe Rolle mehr als einmal zu ſpielen. So hat er in der dritten Ode des 1 B. das Wort ſiccis wegläßt, um rectis an die Stelle zu ſetzen:

Quem mortis timuit gradum,
Qui rectis oculis monſtra natantia,
Qui vidit mare turgidum etc.

Horaz, ſagt der Herausgeber, hat unfehlbar nicht den Muth eines Menſchen, der den Gefahren des Meeres trotzet, und zwar aus dem Umſtande erheben wollen, daß er, ohne Thränen zu vergießen, die Wuth des aufgebrachten Meeres und die Ungeheuer erblicket, die es in ſeinem Schooße heget; ein blödes Weib iſt ja dieſer Standhaftigkeit fähig:

denn das Schrecken hemmet wohl die Thränen, aber es verurſachet keine. Es iſt daher augenſcheinlich, fähret er fort, daß Horaz das Wort rectis oculis, anſtatt ſiccis gebrauchet hat, oder doch hätte brauchen ſollen; und die Aenderung iſt nicht erzwungen.

Iſt nun dieſe Verbeſſerung unnütz, ſo muß man ſie verwerfen: ſie iſt aber unnütz, woſern der Ausdruck ſiccis oculis, dasjenige genau anzeiget, was man durch rectis oculis verſteht: und eben dieſes glaubt man behaupten zu können.

Unſer Ausdruck etwas mit trocknen Augen anſehen, bedeutet allerdings, etwas ſonder Zärtlichkeit und Thränen anſchauen; allein er deutet auch eine gewiſſe Standhaftigkeit der Seelen in uns an, die die größten Proben aushält. Der Ausdruck alſo, etwas mit trocknen Augen anſehen, wird bald in genauerm, bald in weitläuftigerm Verſtande genommen; und ſo geſchah es auch in der griechiſchen Sprache.

Aeſchylus, läßt in ſeinem Trauerſpiele von den ſieben Helden vor Theben, den Eteokles ſagen: daß die Flüche ſeines Vaters Oedipus ihm vor Augen ſchweben; und daß er ſie mit trocknen Augen anblicke: ξηροῖς ἀκλαύστοις ὄμμασι προσιζάνει. Der Haß, welcher den Eteokles wider den Polynices einnahm, verſtattete ihm nicht Thränen zu vergießen, das giebt man zu: allein man würde weit unter dem Gedanken eines ſo kühnen und nachdrücklichen Dichters, als Aeſchylus iſt, ſtehen bleiben: wenn man dieſe Worte ſo erklären, und ſich keinen Begriff von einer unbiegſamen Gemüthsart machen wollte, wie er hier im Eteokles anzeigen will. In dieſem Verſtande hat es der Scholiaſt genommen, welcher das ξηροῖς ὄμμασι durch ἀναλγήτοις, erkläret. Odyſſ. v. 818. Euſtathius gebrauche den Ausdruck ξηρὸν καὶ ἀμετάπειστον, als ob der zweyte Ausdruck zuweilen die Erklärung des erſten wäre. Wenn Plutarch zu verſtehen geben will, eine Seele ſey ganz frey von derjenigen Befleckung, die ſie durch ihre Vereinigung mit dem Körper ſich zuziehen kann, ſo nennet er ſie ψυχὴν ξηράν; und dieß iſt eine weitläuftigere Bedeutung, des Wortes ξηρά.

Man kann nicht leugnen, daß die lateiniſchen Schriftſteller ſich nicht oft genug des Wortes ſiccus in einem figürlichen und weitläuftigern Verſtande ſollten bedienet haben; folglich hat es auch Horaz gebrauchen können, um den unerſchrockenen Blick desjenigen anzudeuten, der ſich mitten unter den Gefahren eines ſtürmenden Meeres befindet. Wenigſtens will man lieber dieſe Erklärung wagen, als mit derjenigen Kühnheit, die der engländiſche Herausgeber gebraucht, die Ausdrücke der alten Schriftſteller ändern, da er gar kein Zeugniß anführen kann, ſeinen neuen Gedanken zu beſtätigen.

Doch man kann dieſem Herausgeber, in denen Aenderungen, die er mit Horazens Texte vorgenommen, nicht nur die Verachtung der Handſchriften und erſten Ausgaben vorwerfen; es giebt einige darunter, wodurch er das Bild welches der Dichter vorſtellig machen wollen, durchaus tilget. In der XIII. Ode des II. B. fällt Horaz plötzlich auf ein angenehmes Epiſodium, welches ſehr fähig iſt, die Materie zu bereichern. In dieſer Stelle zeiget er die Sappho und den Alcäus, welche in der Hölle, ihr Leiden und Unglück ſingen. Die von Verwundrung entzückten Schatten, hören ſie mit einem andächtigen Stillſchweigen an: als aber Alcäus die Stimme erhebt, um vom Streiten, Aufrühren und abgeſetzten Wüthrichen zu reden; ſo läuft eine Menge gemeiner Schatten hinzu, und höret ihn begierig an. Denſum humeris bibit aura vulgus.

Dieſe Worte nun entwerfen ein Bild, welches eine Menge Leute vor Augen ſtellet, die ſich drängen, und gleichſam einer auf den andern ſteigen, um ihn zu ſehen und zu hören. Man nehme aus dieſem Verſe das Wort humeris heraus, und ſetze denſum avida bibit aure vulgus an die

Statt; ſo vertilget man den ganzen Ausdruck dieſes Gemäldes. Man darf ſich nur auf die Maler beruffen, die dieſen Vers ſchildern wollten. Man frage ſie, wie ſie die Schönheit des Geſanges, den man anhöret, und die Empfindungen, ſo er in den Seelen der Zuhörer erreget, beſſer ausdrücken wollten? Uebrigens iſt auch der Ausdruck des Dichters, dem Gebrauche gemäß: und der alte Ausleger führet Beyſpiele davon an.

Zweyter Artikel.

Wenn die Abſicht unſerer Bemühungen, bloß die Entdeckung der Wahrheit iſt; ſo wird es nicht ſchwer, zu bekennen, daß man geirret habe. Der Herr Abt Sallier hatte vor einigen Jahren der Akademie einige Anmerkungen über verſchiedene griechiſche Schriftſteller mitgetheilet. Er glaubte damals, er habe den Sinn einer Stelle aus des **Euripides Elektra** recht glücklich getroffen; allwo nach der Ermordung des **Egiſthus** und der Clytemneſtra, die **Elektra** und ihr Bruder Oreſt, von ihrer Wuth wieder zu ſich ſelbſt kommen, und über das Unglück ſeufzen, darein ſie gerathen ſind. Unſer Zuſtand iſt ja wohl bejammernswerth, ſagt Elektra; bloß auf mich muß man alles ſchieben: denn ich habe den Tod meiner Mutter, ungeachtet alles deſſen, was ſich dawider ſetzte, eifrig geſucht. Kein Hinderniß konnte mich aufhalten. διὰ πυρὸς ἔμολον ἀτάλαινα ματρὶ τᾷδε.

Dieſer Ausdruck; διὰ πυρὸς μολεῖν iſt gewöhnlich, die Gewalt eines Entſchluſſes anzuzeigen: der Gegenſtand deſſelben ſey, welcher er wolle; wenn gar keine Schwierigkeit davon abwendig machen kann. Cicero hat ihn in dem zweyten Buche der tuſculaniſchen Fragen gebraucht: Quaenam eſt flamma, ſaget er, per quam non concurrerint ii qui haec punctis ſingulis colligebant. Es war alſo ſehr unrecht, und Herr Sallier geſteht es ſelbſt, daß er διὰδιάπυρος, in einem einzigen Worte leſen wollen: als wenn Elektra, durch dieſes Wort ihren unverſöhnlichen Haß gegen ihre Mutter anzeigen wollen.

Noch eine Aenderung, die er für unnütz und ungegründet hält, iſt diejenige, die eben der engländiſche Herausgeber, von dem er geredet, in einer Stelle im Plutarch vom Aberglauben, zu machen vorſchlägt. Die Stelle iſt dieſe: es ſey nun, daß dir im Traume ein Geſpenſt erſcheint, oder daß Hekate, dieſe hölliſche Göttinn, mit ihrem erſchrecklichen Gefolge dich mit Schauder und Grauſen erfülle; frage auch noch eine alte Zauberinn um Rath; wirf dich ins Meer, und bringe dann den ganzen Tag auf der Erde ſitzend zu. Wer kann ſich enthalten, auszuruffen: o ihr Griechen! was für barbariſche Unternehmungen mit euch ſelbſt, hat euch der Aberglaube nicht erfinden gelehrt! Ihr wälzet euch im Kothe, ihr beſchmieret euch mit Unflathe, ihr haltet den Sabbath, ihr bücket euch ſchändlicher Weiſe auf die Erde: kurz, ihr unterwerfet euch den fremdeſten und lächerlichſten Gebräuchen: ὦ βάρβαρα ἐξευρόντες Ἕλληνες κακὰ τῇ δεισιδαιμονίᾳ, πηλώσεις, καταβορβορώσεις, σαββατισμούς.

Der engländiſche Wortforſcher verſichert, man müſſe σαββατισμοὺς verändern, und βαπτισμοὺς leſen: allein, da die βαπτισμοὶ nur bloße Reinigungen waren, die die Griechen gemeiniglich vornahmen; ſo kann man nicht muthmaßen, daß Plutarch, einen ſo gemeinen Gebrauch, als das βαπτισμοὶ, unter die fremden und barbariſchen Gebräuche ſollte gezählet haben, wie er hier thut. Er rückt den Abergläubiſchen vor, es gäbe keinen außerordentlichen Gottesdienſt, den ſie nicht bereit wären anzunehmen, er möchte auch herkommen, von wannen er wollte. Die σαββατισμοὶ nun waren von dieſer Art: die Beobachtung des Sabbaths war für die Abergläubiſchen eine Andacht, die allezeit mit Traurigkeit und Furcht verknüpfet war: wie

Juvenals und des Perſius Ausdrücke zur Gnüge zeigen. Der Ausdruck σαββατισμὸς, war zu der Zeit, da Plutarch ſchrieb, unter den Griechen eben ſo gebräuchlich, als das Wort Sabbatha zu Auguſts Zeiten den römiſchen Schriftſtellern geweſen. Man kann alſo die vorgeſchlagene Aenderung nicht annehmen, und muß die erſte alte Leſart beybehalten.

Hierauf ſchlug der Herr Abt Sallier der Akademie einige Verſe aus dem Euripides vor, von welchen er glaubte, daß es nöthig ſeyn würde, einige Wörter darinnen zu ändern: und dieſe Aenderung wird niemanden erzwungen vorkommen, indem er aus dem Euripides ſelbſt beweiſt; daß man der Leſart nicht trauen dörfe, die er zu ändern für nöthig hält. Man darf nur zwo Stellen aus dieſem Dichter anführen, darinnen eben derſelbe Gedanken vorkömmt; ſo wird die Vergleichung allein die Wahl der Ausdrücke beſtimmen. Die eine ſteht a. d. 477 S. der vom Barneſius geſammleten Ueberbleibſel des Euripides; die andere ſteht im 1097 V. der Elektra. Der Dichter ſagt: derjenige iſt unvernünftig, welcher ſich durch die Liebe zum Reichthume, oder von dem Anſehen der Geburt verführen läßt, und in Anſehung deſſen eine Ehgattin ſonder Tugend erwählet. Eine mittelmäßige Heirath, wobey man aber die Weisheit findet, iſt der reichſten Partey vorzuziehen, der dieſelbe fehlet: μικρὰ γὰρ μεγάλων ἀμείνω σώφρονα ἐν δόμοις λέχη. Dieſer letzte Vers ſcheint nicht ſo richtig zu ſeyn, wenn man ihn ſo lieſt: μικρὰ γὰρ μεγάλων ἀμείνω σώφροσι ἐν δόμοις ἔχειν.

* * *

XXX.

Des Herrn Abtes Sallier Abhandlung vom Urſprunge des Reitens in Griechenland. 1729.

Der Herr Abt Gedoyn las im 1729 Jahre in der Akademie eine Abhandlung vor, die von dem Wettlaufen der Pferde und Wagen handelte, welche bey den olympiſchen Spielen üblich waren [*]; und nachdem er darinnen alles angeführet, was ſeine Bücherkenntniß ihm von dem Reiten an die Hand gegeben, ſo ermahnete er ſeine Mitbrüder, den Urſprung deſſelben noch ins beſondere zu unterſuchen, und zu ſehen, ob ſie nicht bey den Alten irgend eine entſcheidende Stelle, wegen einer ſo dunkeln Sache finden möchten, die noch zur Zeit ſo wenig aus einander geſetzet iſt. Die aus der Geſchichte des Heldenalters und der fabelhaften Zeit gezogenen Beyſpiele, z. E. Bellerophons ſeines, welchen Minerva das Pferd Pegaſus zähmen gelehret; der Centauren und Lapithen ihres, welche das Alterthum als Reiter anzuſehen ſcheint, können gar viel Auslegungen vertragen: wie man aus einem Aufſatze vom Herrn Freret erſehen wird, der auf gegenwärtige Abhandlung folgen ſoll, und in einer andern Schrift eben dieſes unſeres Mitgliedes, die im X. Th. der Memoires gedruckt ſteht.

Man ſagte ſogleich allerley, was einem von der Reitkunſt überhaupt beyfiel, die in Aſien und Aegypten zu allen Zeiten bekannt geweſen iſt, und kam nachmals auf Griechenland ins beſondere. Man machte verſchiedene Anmerkungen über die Fabel vom Bellerophon, dem Perſeus, und den Centauren; Caſtor und Pollux, die älter ſind, als der trojaniſche Krieg, und von den Alten als merkwürdige Reiter erkannt waren, wurden nicht vergeſſen. Man brachte ſo gar als eine ziemlich wahrſcheinliche Muthmaßung vor, wie es möglich ſey, daß die Anführer derer Colonien, die aus Aegypten und Phönicien als Ländern gekommen, allwo das Reiten von den älteſten Zeiten her üblich geweſen, die Kenntniß davon nach Griechenland gebracht haben müßten; allwo ſie ſich lange vor dem trojaniſchen Kriege niedergelaſſen.

---

[*] Man ſehe den XI. B. der Memoires dieſer Akademie.

Einige Tage darauf brachte der Herr Abt Sallier eine Schrift mit, darinn er unterſuchet, wozu die Alten zur Zeit des trojaniſchen Krieges, oder wenigſtens zu Homers Zeiten, die Pferde gebraucht. Wenn es nur darauf ankäme, ſaget er, daß man überhaupt erwieſe, man habe in den allerälteſten Zeiten, das Pferd nicht nur zum ziehen, ſondern auch zum tragen gebrauchet; ſo würde die vorgeſchlagene Frage gar bald ausgemacht ſeyn: das Zeugniß des allerälteſten Buches, ſo wir kennen, würde uns nicht lange im Zweifel laſſen.

Viele Stellen in den Büchern Moſis zeigen, daß die Pferde zu ſeiner Zeit, und ſchon vor ihm, zum Reiten gebraucht worden. Die Worte des hebräiſchen Textes, werden in den alten Ueberſetzungen ſehr richtig durch ἵππος καὶ ἀναβάτης, equus et ſeſſor, equus et inſidens equo, gegeben. Dieſe Erklärung giebt keinem Zweifel ſtatt, daß die allerälteſten Völker nicht das Pferd zu eben den Dingen gebrauchet hätten, wozu wir es heutiges Tages brauchen.

Es wäre erſtaunlich, daß eine Bequemlichkeit, die die Nothdurft des Lebens eben ſowohl erfinden helfen, als ſo viele andere, nicht ſogleich in die benachbarten Länder, und zu denen Völkern übergegangen ſeyn ſollte, die mit denſelben im Umgange ſtunden.

Da auch das älteſte heilige Buch, ſo wir haben, geſteht, daß die Kunſt zu reiten ſchon in denen Zeiten eingeführet

führet geweſen, deren Geſchichte ſelbiges beſchreibt; ſo bezeugt auch das älteſte weltliche Buch, ſo wir übrig haben, daß dieſe Kunſt den Griechen, für welche Homer ſchrieb, nicht unbekannt geweſen.

Zwo Stellen dieſes Dichters, die eine aus dem XV. B. der Ilias, die andere aus dem V. B. der Odyſſee, biethen die Beweiſe davon dar. So lautet die erſte:

Ὡς δ' ὅτ' ἀνὴρ ἵπποισι κελητίζειν εὖ εἰδὼς
Ὅς ἐπεὶ ἐκ πολέων πίσυρας συναγείρεται ἵππυς,
Σεύας ἐκ πεδίοιο μέγα προτὶ ἄστυ διώκει
Λαοφόρον καθ' ὁδὸν, πολέες τέ ἑ θηήσαντο
Ἀνέρες ἠδὲ γυναῖκες· ὁ δ' ἔμπεδον ἀσφαλὴς αἰεὶ
Θρώσκων, ἄλλοτ' ἐπ' ἄλλον ἀμείβεται, οἱ δὲ πέτονται
Ὡς etc.

So wie ein geſchickter Reiter, nachdem er unter einer großen Anzahl vier ausgeleſen, dieſelben von dem äußerſten Ende eines Feldes, durch die Landſtraße nach einer berühmten Stadt treibt, allwo ſein Lauf ſich enden ſoll. Ein ganzes verſammletes Volk, begleitet ihn verwunderungsvoll mit den Augen; indem der geübte Reiter mit ſichern Sprüngen, von einem Pferde auf das andere ſpringt, und mit ihnen davon fliegt.

Einige Betrachtungen werden die ganze Stärke dieſes Zeugniſſes zeigen.

Die erſte iſt, daß der Dichter dieſen Gebrauch in einer Vergleichung anführet, womit er die Stärke und Behendigkeit des Ajax anzeigen will, der von einem Schiffe auf das andere ſprang, und ſie alle zugleich vertheidigte. Die Uebung welche hier vorgeſtellet wird, mußte alſo denenjenigen ſehr bekannt ſeyn, für welche Homer ſie ſo lebhaft abſchildert. Er will ihnen in dieſem Gemälde die

Standhaftigkeit und Behendigkeit des Helden, den er lobet, zugleich zeigen.

Aber noch mehr, und dieß iſt die andere Betrachtung: die Reitkunſt mußte auch ſchon zu einer großen Vollkommenheit gebracht ſeyn, daß ein Menſch fähig war, vier Pferde in einem Gliede zu regieren, und im vollen Rennen von einem auf das andere zu ſpringen. Nicht nur die Geſchicklichkeit des Reiters allein verdienet hier Aufmerkſamkeit, ſondern auch die Sorgfalt, die Pferde abzurichten und ſie anzugewöhnen, einem einzigen Menſchen ſo gut zu gehorchen, und in ihrem Laufe nichts zu ändern.

Es erhellet alſo zugleich, daß man auf das ſpäteſte, zu Homers Zeiten, in einer Kunſt bereits eine Zeitkürzung geſuchet, die man anfänglich nur zur Nothdurft erfunden hatte. Die Uebung mit dem Pferderennen, ward zu einem öffentlichen Schauſpiele und gewiſſen Regeln unterworfen, die einem Reiter Ehre brachten, wenn er ſie zu beobachten wußte; und deren Ausübung die Zuſchauer mit Luſt erblickten. Eben dieſe Schwierigkeiten geben einen Beweis ab, daß man ſchon lange zuvor das Pferd, nicht nur zum Ziehen, wie man zugeſteht, ſondern auch zum tragen, gebraucht habe. Nun weis man nicht, ob der Zwiſchenraum, zwiſchen dem trojaniſchen Kriege und Homers Zeiten, wichtig genug geweſen, um in dieſelbe ſowohl den Anfang, als die Vollkommenheit dieſer Kunſt zu ſetzen.

Es bleibt nichts mehr übrig, alle Zweifel zu heben, die einem noch beyfallen könnten, als daß man die Bedeutung des Nennwortes κέλης, und des Zeitwortes κελητίζειν unterſuche.

Das große Etymologicon berichtet uns, daß das κελης genannte Pferd, eigentlich ein Läufer ſey, ἵππος μονάμπυξ καὶ δρομικὸς, ὁ νῦν βελλάριος λεγόμενος.

Euſtathius ſagt bey Gelegenheit der aus dem Homer angeführten Verſe, daß die Alten ſich zuweilen geübet, viele Pferde in einem Gliede zum Laufen zu treiben, ohne ſie in einen Wagen zu ſpannen, τέθριππον τι τοῦτο ἱστορῶν ἄνευ ἅρματος; dieſe Pferde wären nicht nur ſtolz und muthig, ſondern auch gelehrig geweſen, εὐπειθεῖς, und der Reiter, ἔποχος μεθαλλόμενος ἐκ τούτων, habe bey dieſer Uebung gar keine Gefahr gelaufen.

Man könnte noch viel andere Umſtände aus dieſer Stelle von des **Euſtathius Commentarien** ziehen, welche alle dasjenige zu beſtätigen dienen, was man allhier behauptet; allein diejenigen, die eine nähere Erklärung begehren, können Harpokrations Wörterbuch, über das Wort ἅμιπποι zu Rathe ziehen. Hier iſt nun die andere Stelle aus dem V B. der **Odyſſee** im 366 Verſe.

Homer beſchreibt: als ein Sturmwind das einzige Schiffchen zerdrümmert, ſo **Ulyſſes** nach dem Ungewitter noch übrig behalten; welches ihn bey ſeiner Abfahrt von der Inſel der **Calypſo** befallen, habe er eine Diele davon erhaſchet, worauf er geſprungen ſey, als ein Menſch der ſich auf ein geſattelt Pferd ſetzet:

Ἀμφ' ἑνὶ δούρατι βαῖνε, κέληθ' ὡς ἵππον ἐλαύνων.

Κέλης, ſagt der kleine Scholiaſt, ὁ ἵππος ἄζευκτος, ἵππος μόνος.

Man kann den Homer weder beſchuldigen, daß er in ſeinen Vergleichungen einen Fehler wider die Zeitrechnung gemacht hätte, noch daß er alle Sachen durch Bilder erkläret, die nur zu ſeiner Zeit üblich geweſen.

Eine dritte Stelle, die aus dem X. B. der **Ilias** genommen iſt, beweiſt vollends dasjenige, was hier geſaget worden. **Ulyſſes** und **Diomedes** finden ſich in der Nacht in dem Lager der **Thracier**, die den **Trojanern** zu Hülfe gekommen waren. **Rheſus** ihr Feldherr, ſchläft mitten unter ſeinen Kriegsleuten. Nach dem ſchrecklichen Blutbade nun, welches dieſe beyden griechiſchen Feldherren unter den Thraciern anſtellen, und nachdem Diomedes den Rheſius ſelbſt ermordet, macht **Ulyſſes** die Pferde los, die hinter dem Wagen dieſes Prinzen ſtanden, führet ſie zum Lager hinaus, ſteigt mit dem **Diomedes** auf dieſe Pferde: ἵππον ἐπεβήσατο, dieß iſt des Dichters Ausdruck, und beyde fliehen nach den Schiffen zu. Dieſer vom **Homer** bemerkte Umſtand zeiget an, daß man ſchon ſeit der Zeit des trojaniſchen Krieges, die Kunſt gewußt, Pferde zu führen, ohne ſie einzuſpannen. **Euſtathius** drücket den Sinn von **Homers** Worten aus, wenn er ſagt: **Ulyſſes** und **Diomedes** hätten geritten, κελήτιζον, equitabant.

Der einzige Punkt, darinnen man **Homers** Zeugniß vermiſſet, iſt dieſer, daß die Griechen in ihren Gefechten vor **Troja**, keine Soldaten gehabt, die zu Pferde gedienet hätten, und daß ſie keine Reiterey gehabt. Folgt aber daraus, daß die Reitkunſt, oder die Kunſt die Pferde auszulehren, und ſich ihrer in den Spielen und Turnieren zu bedienen, nicht älter ſey, als **Homer**?

XXXI.

Herrn Frerets Abhandlung, von den hiſtoriſchen Gründen der Fabel vom Bellerophon, und von der Art dieſelbe zu erklären. 1729

Die Materie vom Reiten der Griechen, woven vorſtehender Artickel gehandelt hat, worinnen von der Fabel vom **Bellerophon** geredet werden, den man gemeiniglich für einen Reiter anſieht, und der mit Beyhülfe des Pferdes **Pegaſus**, die **Chimära** bezwungen hatte, gab dem Herrn **Freret** Gelegenheit, die Gründe dieſer Fabel zu unterſuchen, die der Herr **Banier** zu gleicher Zeit, ſowohl als des **Perſeus** ſeine, unterſuchte *.

Nachdem nun Herr **Freret** gleich anfangs dasjenige vorgetragen, was heute zu Tage ziemlich allgemein angenommen wird, daß nämlich die hiſtoriſchen Begebenheiten des Heldenalters, einigen Grund in der Wahrheit ſelbſt gehabt, und daß es nicht unmöglich ſey, ſie auf einfältige und ganz hiſtoriſche Vorfälle zu bringen: ſo unterſuchet er, wie man die Fabel vom **Bellerophon**, ſeinen Uebergang aus Griechenland nach **Lycien**, wobey er auf dem Pferde **Pegaſus** ſitzend über das Meer geflogen, ſeinen Streit mit der **Chimära**, und die Erlegung dieſes Ungeheuers, durch Beyhülfe eben dieſes geflügelten Pferdes, erklären könne? Soll man den Grund dieſer Fabel in der Kenntniß ſuchen, die dieſer Held von der Reitkunſt beſeſſen? ſoll man ſie ſogar für einen Beweis annehmen, daß das Reiten bereits im Heldenalter in Griechenland bekannt geweſen? Dieſes eben will er unterſuchen.

---

* Man ſehe den folgenden Artikel und die im X. B. der Memoires eingerückte Abhandlung.

Er bemerket anfänglich, daß Homer, welcher im 2 B. der Ilias, die Geſchichte vom **Bellerophon** ſehr weitläuftig erzählet, des Pferdes **Pegaſus** gar nicht gedenkt: woraus man mit dem **Euſtathius** (p. 634.) ſchlieſſen kann, daß ſolches ein von den nachfolgenden Dichtern gemachter Zuſatz ſey. Zwar redet **Heſiodus** i. d. 326 V. ſeiner **Theogonie** von dem **Pegaſus**, und giebt ihn dem **Bellerophon** zu, um die Chimära zu überwältigen: allein, er thut ſolches zu Bezwingung dieſes Ungeheuers, und nicht, um ſeinem Helden ein Pferd zu verſchaffen. Er macht ſogar aus dem **Pegaſus** eine Art von Gottheit. Kaum ſaget er i. d. 281 V. war dieſes geflügelte Pferd gebohren, als es nach dem Himmel zur Wohnung der unſterblichen Götter flog; Jupiter nahm es in ſeinen Palaſt auf, und vertrauete ihm das Amt an, ſeine Blitze und Donnerkeile zu tragen.

Pindar iſt der erſte von denen Dichtern, die wir kennen, welcher in ſeiner 13 **Olymp.** dem **Bellerophon** den **Pegaſus** zum Pferde gegeben: und **Euripides** hat dieſe Erdichtung in ſeinem Trauerſpiele Jo angenommen, in welchem er vorausſetzet; daß auf gewiſſen in dem Tempel zu **Delphis** aufgehangenen Schildereyen, dieſer Prinz vorgeſtellet geweſen, wie er auf dem **Pegaſus** reitet, und die Chimäre bekämpfet. Nach dem **Pindar** iſt dieſe Begebenheit bey dem Brunnen **Pyräne** unweit **Corinthus** vorgefallen: allwo **Bellerophon** den **Pegaſus** bemeiſtert, indem **Minerva** ihn die Kunſt gelehret, dieſes Pferd zu beſteigen und zu zäumen; worauf denn dieſer Prinz ſich deſſelben bedienet, dasjenige Meer zu überfliegen, welches Lycien von Griechenland abſondert. Dieſe Sage währete in **Korinth** noch zu **Strabons** Zeiten.

Da der erſte Gegenſtand dieſer Erdichtung geweſen iſt, dem Helden ein Mittel zu verſchaffen, wie er über das Meer kommen und Griechenland verlaſſen möchte: ſo glaubet Herr **Freret**, dieſe Fabel müſſe von der Schifffahrt verſtanden werden. Folglich iſt denn **Pindars Pegaſus** nichts anders, als ein Fahrzeug, deſſen Bellerophon ſich bemächtiget, indem diejenigen, die ſich darauf befunden hatten, zum Brunnen **Pyräne** gegangen waren, friſch Waſſer zu holen. Der Zaum, welchen Minerva ihn dem **Pegaſus** anlegen gelehret, war ein Ruder: indem die Schiffknechte, nach dem Gebrauche der damaligen Zeiten, die ihrigen mitgenommen hatten, da ſie ans Land geſtiegen waren, damit man ihnen in ihrer Abweſenheit die Schiffe nicht wegnehmen möchte.

Dieſe Erklärung iſt gar nicht neu, indem der Verfaſſer eines Werkchens Opuſcul. de virt. mul. welches man dem Plutarch beymißt, ſchon vorausſetzt: daß Bellerophons **Pegaſus** ein längliches Schiff, oder ein Kriegsſchiff, und dauerhafter geweſen, als der ſolymiſchen Seeräuber ihre, die Amiſodars Sklaven waren, welcher die lyciſchen Küſten verheerete; und welche vom Bellerophon gezwungen wurden, das Meer zu räumen, und ſich in das pamphiliſche Gebirge zu verſtecken, welches einen Arm des Berges Chimära ausmachet. Daſelbſt ſchlug Bellerophon dieſe Seeräuber, und befreyete dergeſtalt Lycien von dieſem Raubgeſindel; welches den Dichtern Anlaß gab zu ſagen, er hätte die vom Amiſodar ernährete Chimära erlegt. Herr **Freret** aber beſtätiget ſolches durch eine große Menge Redensarten der Alten, die Gelegenheit gegeben haben können, ein Schiff mit einem Pferde zu verwechſeln.

Anfänglich iſt es gewiß, daß die Waſſerfahrzeuge an dem Vordertheile gemeiniglich die Figur eines Thieres führeten; und daß ſie nach des **Pollux** 1 B. 83. die Namen des Stieres, Widders, Bocks, u. ſ. w. gehabt: und auf dieſe Weiſe muß man auch dasjenige erklären, was die Dichter von der **Europa** und Helle geſaget haben. Man könnte ſogar verſichern, daß jede Art von Fahrzeugen eine beſondere Figur an dem Vordertheile gehabt hat: und wenn **Herodot** (3. 59.) von einem Seegefechte zwiſchen den Aeginetern und Samiern redet, ſo ſagt er: die Samier hätten verſchiedene Schiffe verloren, deren Art er gleichwohl nicht anders anzeiget, als daß er bemerket, ſie hätten alle das Zeichen des Bockes am Vordertheile geführet.

Der Name **Chimära**, χίμαιρα, bedeutet nichts weiter, als eine Gemſe; und eine Flotte, die, wie der Samier ihre, die Figur von Böcken oder Ziegen geführet haben würde, könnte wohl **Chimära** genannt worden ſeyn; inſonderheit wenn man vorausſetzet, daß die Hintertheile mit Löwen und Schlangen ausgezieret geweſen. Und da haben wir denn die ungeheure Verbindung dreyer verſchiedenen Thiere, aus welchen, nach den Dichtern, die **Chimära** beſtanden. Was die Veränderung von **Bellerophons** Schiffe in ein Pferd betrifft, ſo iſt auch dieſer Umſtand in dem Alterthume gegründet.

Strabo berichtet uns im 2 B. a. d. 29 S. daß die **gadiſchen Phönicier**, an das Vordertheil ihrer leichten Fahrzeuge, die Figur eines Pferdes geſetzet, und daß man dergleichen Schiffe, Pferde genannt habe. Vielleicht fand **Bellerophon** eines dergleichen nahe bey **Korinthus**, wohin die **Phönicier** handelten, und führete es weg; woraus denn die Fabel vom **Pegaſus** entſtanden ſeyn kann. Man hat auch Urſache gehabt, denjenigen Zaum, welchen die **Minerva** dem **Bellerophon** geſchenkt, in ein Ruder zu verwandeln.

Dieſe Göttinn der Künſte und Wiſſenſchaften, miſchte ſich auch in die Schiffahrt, und hatte dem Baue des Schiffes **Argos** vorgeſtanden, oder ſelbiges vielmehr ſelbſt gebauet. Wenigſtens kommen alle Dichter darinnen überein, daß ſie an deſſen Vordertheil das **redende Holz** gebracht, welches in dem **dodoniſchen** Walde gehauen werden, die ganze Fahrt der **Argonauten** lenkete, ſie vor Gefahren warnete, und ſie die Mittel lehrete, denſelben vorzubeugen. Sieht man denn nicht, daß unter dieſer figürlichen Art zu reden, ein Steuerruder verſtanden wird?

und wie Herr Freret ſaget, ſo muß man dieſe Erklärung deswegen nicht fahren laſſen; weil die Dichter dieſes Holz an das Vordertheil geſetzet haben, welches eigentlich nicht der Ort zum Steuerruder iſt: ſie waren ſo gar ſehr beflisſen eben nicht, ihre Erdichtungen vernünftig zu machen.

Pindar nennet in der IV. pythiſchen Ode diejenigen Anker, welche das Schiff auf einer gewiſſen Stelle feſt zu halten dienen, **Zäume**. Könnte denn nicht eben dieſer Namen auch dem Steuerruder gegeben worden ſeyn, welches ſie regieret? So giebt auch **Nonnus**, welcher das Wort χαλινὸς in dieſem Verſtande gebrauchet, den Rudern auf des **Kadmus** Schiffe, den Namen des Zaumes. Dionyſ. 3 B. 86 S. 26 V. Wir wollen noch hinzuſetzen, daß der Urſprung, welchen **Heſiodus** in ſeiner Theogonie, dem Pferde **Pegaſus** beyleget, mit dem Urſprunge der Chimära einerley iſt: und eben dieſer Urſprung beſtärkt Herrn **Frerets** Meynung.

Dieſes Ungeheuer war die Frucht von der Liebe Typhons und der Nymphe **Echidna**, welche beyderſeits die Hölen der Arimäer oder Aramäer, das heißt der Syrier und **Phönicier**, bewohneten. **Echidna** war der **Meduſa** Tochter; und da dieſer Dichter ebenfalls von den Liebeshändeln der **Meduſa** und **Neptuns** handelt, ſo kann man vorausſetzen, daß die alte Mythologie, den Gott der Meere, zum Vater des Ungeheuers **Echidna** gemachet: welches denn vorausſetzet, daß **Echidna** und Chimära einiges Verhältniß mit der Schiffahrt gehabt. Und eben das muß man vom **Pegaſus** ſagen; welcher, da er nach dem **Heſiodus**, aus dem Blute der **Meduſa**, oder wie **Hygin** will, aus ihrem Umgange mit dem **Neptun** entſprungen war, nach dem Tode dieſer Königinn der Gorgonen, davon geflogen war. Aſtr. poet. Lib. II. C. 18. Alle dieſe Fabeln müſſen von der Niederlage irgend einiger phöniciſchen Seeräuber verſtanden werden, welche Perſeus an den afrikaniſchen Küſten angegriffen haben mag. Diejenigen ſo davon kamen, ließen ſich nahe bey Cilicien nieder,

nieder: allwo ihre Flotte vielleicht unter dem Namen **Echidna**, oder der **Schlange**, oder unter dem Namen **Chimära** oder **Ziege**, wegen der Bilder ſo dieſe Schiffe geführet, bekannt geweſen ſeyn mag.

Eben ſo kann man glauben, daß die Ferſenflügel oder des **Perſeus** Flügel, nichts anders, als die Ruder der Galeere geweſen, auf welcher er von **Seriphus** ausgefahren, die afrikaniſchen Küſten zu durchkreuzen. **Homer** nennet im 127 V. der **Odyſſee** Λ dieſe Ruder, die **Flügel eines Schiffes**, und die Schiffe ſelbſt, **Meerpferde**, ἁλὸς ἵπποι. Dieſe beyden Begriffe zuſammen genommen, haben gar leicht aus einem leichten Fahrzeuge, ein geflügeltes Pferd machen können.

Herr **Freret** geht noch weiter, wenn er bemerket, daß der Name κέλης, oder ein **Renner**, celer, den man ſowohl gebraucht leichte Fahrzeuge, als Wettlaufpferde anzudeuten, welches ſogar die proſaiſchen Schriftſteller gethan, zur Gnüge anzeiget: wie ſehr die Begriffe von der Schifffahrt und dem Reiten, in der griechiſchen Sprache vermenget worden. **Homer** nennet einen Schiffmann, den **Kutſcher eines Schiffes**: und die tragiſchen Schriftſteller, als **Aeſchylus** und **Euripides**, geben den Schiffen den Namen der **Meerwagen**.

Man kann noch hinzuſetzen, daß das Pferd, welches **Neptuns** Vorſtellung begleitet, ein Sinnbild der Schifffahrt geweſen. Denn, ungeachtet es wahr iſt, daß **Neptun**, deſſen Götzendienſt urſprünglich aus denen Ländern entſprungen, von welchen die Pferde und die Kunſt ſie zu regieren, nach Griechenland gekommen war, auch **Hippius**, oder der **Reiter** genennet ward, und dem Wettlaufen der Pferde vorſtand *: ſo iſt es doch wahrſcheinlicher, da er dieſes mit andern Gottheiten, und inſonderheit mit der **Minerva**, gemein hat, daß man dafür halte, **Neptuns** Pferd ſey ein Sinnbild der Schifffahrt geweſen. Sein berühmter Streit mit der **Minerva** über die Herrſchafft den von Athen, bey welchem er aus der Erde, entweder eine Quelle geſalzenes Waſſers, wie einige Schriftſteller wollen; oder nach andern, ein Pferd entſpringen ließ, indem **Minerva** einen Oelbaum hervorbrachte: wodurch nach dem Urtheile der Götter, dieſe Göttinn den Sieg erhielt. Dieſes beweiſet zur Gnüge, daß die Frage darauf angekommen, ob die Schifffahrt ſchätzbarer ſey, als der Ackerbau?

---

* Pauſan. I. 75. 716. vel 572.

Thucydides macht in der Vorrede zu ſeiner Geſchichte eine Anmerkung, die uns lehret, daß dieſes der eigentliche Sinn dieſer Allegorie geweſen. Er bemerket, daß alle alten Städte Griechenlandes, weit von der See und mitten im Lande gebauet geweſen: gleich als ob ihre Stifter die Einwohner ſo ſie darein verſammlet hätten, verhindern wollen, ſich auf die Schifffahrt zu legen, damit ſie ſich lediglich des Ackerbaues befleißigen möchten. So iſt auch **Neptun**, nach des **Pauſanias** Berichte, in allen andern Streitigkeiten, die er mit den Göttern, wegen eben dieſer Sache gehabt, allezeit überwunden worden: z. E. in ſeinem Streite mit der **Minerva** wegen der Stadt **Trözen**; mit der **Juno**, wegen der Städte **Argos**, **Mycene** und **Korinth**; und mit dem **Apollo** wegen der Stadt **Delphi**.

Selbſt der Namen, den man dem vom **Neptun** hervorgebrachten Pferde gegeben, beſtätiget den Sinn der Fabel. Man nannte daſſelbe **Scypphius**, von Σκύπφιος, oder Σκύφος: welcher ſowohl als Σκάφη ein Schiff bedeutet, und ſowohl bey den Dichtern, als bey dem **Diodor** im IV. B. und einigen andern Geſchichtſchreibern, gebraucht wird, die anſehnlichſten Fahrzeuge anzudeuten, dergleichen das Schiff **Argos** geweſen; wiewohl er nach der Zeit nur die kleinſten angezeiget, z. E. diejenigen, die **Thucydides** Celeres, **Renner**, **Pollux** und **Suidas** aber celer nennen; und von dieſem Worte iſt das franzöſiſche Esquif entſtanden.

Die Zweydeutigkeit des Wortes Σκύφος, welches man nach der Zeit gebraucht, ein Trinkgeſchirr anzudeuten, welches länglich war, und einem Schiffchen glich, gab zu der Fabel Anlaß, daß **Herkules** in dem Schiffe der Sonnen über das Weltmeer gefahren wäre; und gleich als ob es nur darauf ankäme, die Sache noch wunderbarer zu machen, ſo braucht **Apollodor** im 2 B. 4 C. 10 Num. das Wort Δέπας, welches bloß ein Trinkgeſchirr bedeuten kann: dieſe Freyheit iſt neuer, als die alten Dichter, dergleichen **Pherecydes**, **Panyaſis**, **Piſander**, Verfaſſer der Herakleis, **Aeſchylus**, **Euphorio** und einige andere ſind, deren Ueberbleibſel vom **Athenäus** im 11 B. a. d. 469 S. angeführet werden: und uns lehren, daß dieſe alten Dichter, in Erzählung dieſer Fabel, das Wort Σκάφος oder Nachen, gebraucht hatten, welches zu ihrer Zeit gar nicht zweydeutig war.

Herr **Freret** bemerket, daß die Aegyptier, nach **Plutarchs** Berichte in Iſide, den Sternen, Wagen von Pferden gezogen beygeleget hätten; als ob die Bahn, ſo ſie bezeichneten, ein feſter Boden geweſen wäre. Dahingegen die Dichter und Maler ihres Landes eben dieſe Sterne in Schiffe geſetzt, vorſtellig gemacht; eine Erdichtung, die mehr mit dem Begriffe übereinkömmt, den ihre Weltweiſen von der Flüſſigkeit der Himmelluft hegeten. Das den Geſtirnen beygelegte Beywort, Σκαφοειδῆ, welches nach **Diodors** Berichte, ihnen nicht nur die chaldäiſchen Weltweiſen, ſondern auch viele von den erſten griechiſchen Philoſophen gegeben, iſt bloß gebrauchet worden, anzudeuten: daß dieſe Geſtirne, da ſie hohl wie ein Schiff, und daher leichter wären, als das Flüſſige, darinnen ſie ſchwimmen, eine große Strecke von dem Mittelpunkte ihrer Bewegung ſchweben blieben. Man ſehe den **Plutarch** de plac. Philoſ. nach dem Heraklit. Man weis daß die griechiſchen Weltweiſen, ſo vor dem **Ariſtoteles**, **Thales**, **Demokrit**, **Metrodor**, **Epikur** u. a. m. vorher gegangen, die Himmelluft fließend gemacht, eben wie die Aegyptier; die Planeten aber von einer feſten und ſchweren Materie vorgeſtellet haben. Plutarch 16. 11. 20.

Um nun dieſe ägyptiſche Anſpielung mit der griechiſchen Mythologie zu vereinigen, ſo haben die Dichter, welche nach dem Homer gekommen, der Sonnen, außer ihrem Wagen, noch ein Schiff Σκάφος gegeben, um über das Weltmeer zu kommen, und aus Heſperien das morgenländiſche Aethiopien zu erreichen. Dieſer Sonnenball ruhet nach dem Mimnermus niemals. (Athen. am angez. Orte) Kaum iſt er in die Wohnungen der Nacht gekommen, ſo ſetzet er ſich in einen von dem reineſten Golde gemachten Nachen, in welchem er ſich in den Palaſt der Aurora begiebt, allwo er alle Tage einen neuen Wagen und friſche Pferde antrifft. Der Verfaſſer der Titanomachie erſparete der Aurora dieſe Koſten, und ſetzte die Sonne mit ſammt ihrem Wagen in den Nachen. Dieſe Erdichtung, ſo kindiſch ſie auch iſt, fällt gleichwohl, da ſie die kugelrunde Geſtalt der Erde vorausſetzt, noch vernünftiger aus, als diejenige, die die Sonne alle Nacht in der Thetis Palaſte zu Bette ſchickte: und es iſt erſtaunlich, daß man ſo wenig Acht darauf gegeben, welches ſie, wie Herr Freret bemerket, gleichwohl verdienet hätte; da man ſie als einen Beweis von dem Alterthume der Meynung der Griechen, von der Rundigkeit der Erden anſehen kann. Ja ſie muß zur Zeit dieſer alten Dichter ziemlich gemein geweſen ſeyn; indem ſie ihre Erdichtungen darnach einzurichten trachteten.

* *

XXXII.

Des Hrn. Abtes Banier Betrachtungen über des Perſeus Reiſen, und über ſeinen Kampf mit dem Phineus. 1729.

Ungeachtet der verſtorbene Herr Abt **Maſſieu**, in ſeiner Abhandlung von den Gorgonen, die im IV. B. der ausführlichen Schriften unſerer **Akademie** eingerückt ſteht, wenig rückſtändig gelaſſen hat, was man von des **Perſeus** Geſchichte noch zu wiſſen begehren könnte; ſo hat der Herr Abt **Banier** dennoch gehoffet, daß dieſe ſeine neuen Betrachtungen in Anſehung des Pferdes **Pegaſus**, und des Kampfes dieſes Helden, mit dem **Phineus**, nicht unnützlich ſeyn würden.

Als **Perſeus**, nach **Apollodors** Berichte, in der Inſel **Seriphus**, einer der cykladiſchen, war, allwo der Nachen auf welchem **Akriſius**, ſein Großvater, ihn mit ſeiner Mutter **Danae** ausgeſtellet hatte, ſtehen geblieben war: ſo hätte ihn **Polydektus**, ein Bruder des **Diktys**, Königes dieſer Inſel, welcher ſich in die **Danae** verliebet hatte, und den jungen **Perſeus** ſcheuete, mit den andern Prinzen ſeines Hofes zu einem Gaſtmahle eingeladen; wozu ein jeder das ſeinige beytragen ſollte, um ſelbiges deſto koſtbarer und prächtiger zu machen. Er ſtellte ſich, als feyerte er dieſes Feſt, ſeine Heirath mit der **Hippodamia**, der Tochter des **Oenomaus**, Königs zu **Piſa** zu feyern; und befahl dem **Perſeus**, für ſeinen Antheil den Kopf der **Meduſa** einzuliefern. Dieſe Verrichtung war gefährlich: allein der junge Prinz führete ſich dabey ſo weislich und geſchickt auf, daß man auch ausbreitete: Mercur und Minerva hätten ihm mit Rath und That beygeſtanden.

Man begehret hier nicht die verſchiedenen Meynungen der Alten, wegen des Ortes anzuführen, allwo Meduſa und die zwo andern **Gorgonen**, ihre Schweſtern, gelebet. In des Herrn Maſſieu Abhandlung findet man alles, was ſie von dieſer Sache vorgegeben haben. Herr Banier beſtrebet ſich nur gleich anfangs zu beweiſen, daß der Ort ihres Aufenthalts nicht ſo gar weit von Griechenland geweſen, als man gemeiniglich glaubet.

Zuvörderſt iſt es nöthig zuzugeben, daß des **Perſeus** Reiſe ein Zug zur See geweſen; und daß diejenigen ſich geirret haben, die dieſen Helden als einen Reiter betrachtet, der den **Pegaſus** gezähmet hätte. Um von der Inſel **Seriphus** die **Gorgonen** aufſuchen zu gehen, brauchte man Schiffe und kein Pferd; und **Pegaſus** ſelbſt war ein Schiff mit Segeln. Heſiodus ſagt Theog. Met. L. IV. und **Ovidius** nach ihm, ohne der andern allhier zu gedenken, daß **Pegaſus** und **Chryſaor** aus dem Blute der Meduſa entſprungen wären; welches ſo viel ſagen will, daß es zwey Schiffe geweſen, die **Perſeus**, nachdem er dieſe Prinzeſſinn getödtet, mit ſich geführet. Man hat ſie für Kinder dieſer **Gorgone** gehalten, weil ſie ihr gehöret hatten; und hat geſagt, ſie wären aus ihrem Blute entſprungen, weil ihr Tod ſie dem Ueberwinder in die Hände geliefert. Wenn Hygin, Poet. Aſtr. L. 2. c. 18. hinzuſetzt, Neptun ſey ihr Vater geweſen: ſo ſieht man zur Gnüge, daß er ſagen wollen, man hätte ſolche gute Segler für ein Werk des Gottes der Meere gehalten. Die andern Dichter, welche erzählen, wie **Perſeus** nach dem Tode der **Meduſa**, den **Pegaſum** beſtiegen, und den Feldzug nach Mauritanien angetreten, geben zur Gnüge zu verſtehen, daß ſie von einem Schiffe reden wollen: denn aus einer Inſel und über die Meere, kömmt man nicht zu Pferde. **Perſeus**, deſſen Schiffe, die er von **Seriphus** mitgebracht, nur bloß mit Rudern waren, und welcher in dem Hafen der Gorgonen Fahrzeuge mit Segeln fand, machte ſich dieſe ſchöne Erfindung zu Nutze, und bediente ſich derſelben zu ſeiner Rückfahrt. Die damals in Griechenland noch unbekannten Segel, dahin **Danaus** ſelbſt aus Aegypten nur mit Ruderſchiffen gekommen war, wurden unter dem Bilde eines geflügelten Pferdes vorgeſtellet: und dieſes zeigte deren Schnelligkeit und Behendigkeit zur Gnüge an. So nennet auch **Virgil** dieſe Segel ſehr zierlich remigium alarum; und von nun an merket man, daß die Fabel, welche den **Pegaſus** aus dem Blute der **Meduſa** herleitet, kein weiteres Geheimniß iſt: indem man ſieht, daß ſie ſo viel bedeute, **Perſeus** habe ſich durch Vergießung des Blutes dieſer Frauen, ihrer Schiffe bemeiſtert, die er ſonſt unmöglich hätte wegbringen können.

Die Auflöſung einer einzigen Erdichtung, biethet gar oft den Schlüſſel zu vielen andern dar. Wenn alſo **Ovidius** ſaget, es wären aus dem Blute dieſer Prinzeſſinn verſchiedene Ungeheuer entſprungen: ſo heißt dieſes ſo viel, **Perſeus** habe in dieſen Meeren gewiſſe Schiffe gefunden, die entweder die Namen des Wallfiſches, oder Drachen geführet; wie man die Schiffe aus des Aeneas Flotte, den Centaur, die Chimära, u. ſ. w. genannt hat. Eben ſo kann man dasjenige erklären, was dieſer Dichter von den Corallen ſagt, die ebenfalls aus der **Meduſa** Blute entſprungen ſeyn ſollen: indem **Perſeus** in dem Lande der Gorgonen dergleichen gefunden, und ihr Tod deren Fang und Handel beförderte. So auch, wenn **Pauſanias** erzählet, **Minerva** ſelbſt habe den **Pegaſus** gezähmet: ſo kann man glauben, er habe ſagen wollen, **Perſeus** habe viel Verſtand nöthig gehabt, ſich eines Schiffes mit Segeln, deſſen Gebrauch ihm noch ganz unbekannt war, geſchickt zu bedienen. Man hat hinzugeſetzt, daß **Pegaſus** nach geendigten Feldzügen des **Perſeus**, auf den **Parnaß** geflogen ſey: und von dem **Chryſaor** redet man weiter gar nicht: gleichwohl ſind dieß zween Umſtände, die man erklären zu können glaubt, wofern es erlaubt iſt, den Erdichtungen der Alten einen natürlichen Sinn beyzulegen.

Das Schiff **Chryſaor** kam auf dem Wege um, oder ward in irgend einem Hafen zurück gelaſſen: und **Perſeus** kam mit dem **Pegaſus** glücklich nach Griechenland, vielleicht bis an den Meerbuſen **Cirrha**; von wannen er, um dem **Apollo** für den glücklichen Erfolg ſeiner Reiſe zu danken, in ſeinen Tempel, der auf dem **Parnaſſe** lag, das Verdertheil dieſes Schiffes ſchickte: wie es denn damals gebräuchlich war, nach langen und gefährlichen Reiſen, einige Theile derer Schiffe, auf welchen man wieder heimgekommen war, in die Tempel der Götter, und ſonderlich nach **Delphos** zu ſchicken; wie **Pauſanias** im XI. Capitel ſeiner Phocicor. ſchreibt. Allen dieſen Zeugniſſen kann man endlich noch dasjenige beyfügen, was **Pauſanias** in ſeinen Eliacis im XV. Cap. ſaget: daß man auf der Spitze des **Cypſelus**, die Schweſtern der **Meduſa** geflügelt geſehen, wie ſie den **Perſeus** in der Luft verfolgen: welches unfehlbar ſagen will, daß ſie dem **Perſeus** mit ihren Schiffen nachgeſetzet haben.

Der Herr Abt Banier ſetzet noch hinzu, daß alle Feldzüge des **Perſeus** im mittelländiſchen Meere geſchehen ſind, und man ſie nicht bis in den Ocean treiben müſſe, in den man zu **Perſeus** Zeiten nicht dringen dorfte; indem Herkules, einer ſeiner Nachkommen, und der größte Eroberer von Griechenland, ſeinen Eroberungen nahe bey **Tingi** Gränzen ſetzete; allwo er die berühmten Säulen pflanzete, welche andeuteten, daß man nicht weiter hinaus gehen dörfte.

Die Reiſe des **Perſeus** war folglich ſo lang nicht, als die Dichter ſie erſonnen haben. Er gieng von der Inſel **Seriphus** längſt den **Lybiſchen** Küſten, die nicht weit davon ſind, und wo die **Gorgonen** wohneten. Ohne daß man ſich hier in Weitläufigkeiten einlaſſe, die im Grunde ſehr unnützlich ſind, ſo iſt das wahrſcheinlichſte von dieſer Sache, daß es Lybiſche Stutten geweſen, die an dem tritoniſchen See geweidet haben. Was **Pomponius Mela** von **Hannons** des karthaginenſiſchen Anführers Feldzuge erzählet, das beſtätiget dieſe Meynung. Er läßt dieſen Reiſenden ſagen: die Weiber in dieſem Theile von Afrika, von wannen er käme, wären ganz rauch, und würden ohne Zuthun ihrer Männer fruchtbar. Dieſes nun ſchicket ſich nach der gemeinen Meynung, die **Virgil** in ſeinen Georgicis vorbringt, auf die jungen Stutten, die fruchtbar werden, wenn ſie ſich gegen den Zephyrwind kehren. **Hanno** verſichert, er habe zwey von dieſen Ungeheuern mitgebracht, und die Haut davon in einen Tempel der **Juno** gehangen, allwo ſie lange Zeit hängen geblieben.

Dieſer Begriff von den **Gorgonen**, wird durch eine ausdrückliche Stelle **Alexanders von Myndus** beſtätiget, die **Athenäus** im 11 B. anführet, und welcher in ſeiner Thiergeſchichte ſaget: es gäbe ein Thier in Libyen, welches die **Nomaden** des Landes **Gorgona** nennten; es ſahe einem wilden Schaafe gleich, und ſein Othem wäre ſo giftig, daß es alle, die ſich ihm näherten, den Augenblick tödtete. Ein langes Haar fiele ihm von der Stirne auf die Augen, und dieſes Thier wäre ſo ſchwer, daß man Mühe gnug hätte, es über Seite zu bringen, um die andern Gegenſtände neben ihm zu ſehen. Eben dieſer Schriftſteller ſetzet hinzu, daß einige Kriegsknechte vom **Marius**, das Gift dieſes Thieres in dem **Jugurthiſchen** Kriege mit Betrübniß erfahren; als ſie eines von dieſen **Gorgonen** begegnet, und ſich in den Stand geſetzet, ihm das Leben zu nehmen, hätte es ſie mit ſeinen Blicken getödtet. Nach dieſen erſten, ſetzet **Alexander von Myndus** hinzu, hätten noch andere eben das erfahren; bis endlich einige **Nomadiſche** Reiter einen Kreis geſchloſſen, und es von fernen mit Pfeilen erleget.

Man hat in einigen Thiergärten Schaafe aus der Barbarey geſehen, welche, bis auf den giftigen Athem, welcher vielleicht nur eine ungegründete Erdichtung iſt, wegen der Länge und Dicke ihrer Wolle, die ihnen den Kopf bedecket, dieſen **Gorgonen Alexanders von Myndus** ziemlich gleich kommen. Dieß iſt nun ſonder Zweifel der wahre Urſprung dieſer Fabel, und der Schild der **Minerva**, welcher nach dem Vorgeben der Alten, nahe bey dem tritoniſchen See entſprungen ſeyn ſoll, war nichts anders, als die Haut eines dieſer Thiere. Oder, damit man ſich der griechiſchen Wortableitung des Namens dieſer Art von Schilden noch mehr nähere: ſo war es die Haut irgend einer wilden Ziege, deren langes und ſtrumpfichtes Haar einigermaßen den Schlangen glich, die deſſen Kopf als Haare umgaben, weswegen **Lucan** ſaget:

> Pallas Gorgoneos diffudit in Aegida crines.
>
> *Pharſ. L. VII. v. 149.*

Von den lybiſchen Küſten war es dem **Perſeus** ein leichtes nach **Phönicien** zu kommen: und hier befreyete er die **Andromeda** von dem Ungeheuer, welches ſie freſſen ſollte, um **Ammons** ungerechtes Orakel zu erfüllen,

> Injuſtus juſſerat Ammon. *Ovid.*

von welchem **Perſeus** vielleicht in **Lybien** hatte reden hören, allwo das Orakel dieſes Götzen war; welches ihn unfehlbar bewogen, längſt der **phöniciſchen** Küſte zu ſegeln, und dieſes Abentheuer aufzuſuchen. Hier wäre es unnützlich zu unterſuchen, ob dieſes Ungeheuer in der That ein Fiſch, oder ein Seeräuber geweſen; genug, daß die junge Prinzeßinn ſelbſt der Lohn desjenigen war, der ſie erlöſen würde.

Dem ſey wie ihm wolle, des Herrn Abtes Banier Hauptabſicht geht dahin, zu zeigen: daß die **phöniciſchen** Küſten, oder, um richtiger zu reden, **Paläſtina**, und nicht **Mauritanien**, der Ort geweſen, allwo dieſe Begebenheit ſich zugetragen. Denn außer der Schwierigkeit einer ſo weitläuftigen Reiſe, zu einer Zeit, da die Schifffahrt noch ſo wenig bearbeitet war, hat man 1. des **Joſephus** ausdrückliches Zeugniß, im IV. B. ſeines jüdiſchen Krieges: welcher ſaget, man glaube, dieſe Begebenheit habe ſich, nicht in **Aethiopien**, ſondern nahe bey **Joppe**, dem heutigen **Jaffa** zugetragen; allwo man noch an einem Felſen die Ketten der ſchönen **Andromeda** fände. Es iſt wahr, daß dieſer Geſchichtſchreiber hinzuſetzet, daß man ſie vielleicht auch hinein gegraben haben kann, um die Sache glaublich zu machen: allein das würde doch allemal eine ſehr alte Sage andeuten.

2. So hatte ſchon **Strabo** im 1 B. 16 C. vor dem **Joſephus** an zwoen Stellen ſeiner Erdbeſchreibung, eben das geſagt. Und wenn er von **Aethiopien** redet, ſo verſichert er, es fehle an Schriftſtellern nicht, die ſelbiges auf die **phöniciſchen** Küſten ſetzen; und daß die Begebenheit mit der **Andromeda** nahe bey **Joppe** vorgefallen: welches dieſe Schriftſteller nicht aus Unwiſſenheit der Erdbeſchreibung vorgegeben.

3. Setzet **Plinius** im 9 B. 5 C. den übrigen Beweiſen dieſer Sage noch bey, daß **Scaurus** die Knochen desjenigen Ungeheuers von **Joppe** nach **Rom** gebracht, welches die **Andromeda** verſchlingen ſollen: Belluae cui dicebatur expoſita fuiſſe Andromeda, oſſa Romae aſportata ex oppido Judaeae Joppe, oſtendit inter reliqua miracula, in aedilitate ſua M. Scaurus, longitudine pedum XL. altitudine coſtarum Indicos elephantes excedente, ſpinae craſſitudine ſeſquipedali. **Solin** führet im 34 Cap. eben das an; indem er vom **Plinius**, nur was die Dicke des Rückgrades dieſes Ungeheuers betrifft, abgeht; die er nicht anderthalb, ſondern nur einen halben Schuh dick angiebt.

4. **Pomponius Mela**, erzählet noch was ſonderbareres von dieſer Sage: Eſt Joppe ante diluvium, ut ferunt,

condita, ubi Cephea regnaſſe eo ſigno accolae affirmant, quod titulum ejus fratrisque Phinei, veteres quaedam arae cum religione plurima retinent. Quin etiam rei celebratae carminibus et fabulis ſervataeque a Perſeo Andromedae, clarum veſtigium, belluae marinae oſſa immania oſtentant.

So vielen Zeugniſſen nun kann man noch dasjenige beyfügen, was **Pauſanias** in ſeinen Meſſeniacis von der Sage der Einwohner zu **Joppe** anführet, welche glauben: daß das rothe Waſſer eines nahe an ihrer Stadt gelegenen Brunnens, dieſe Farbe damals angenommen, als **Perſeus**, der von dem erlegten Ungeheuer ganz blutig geweſen, ſich darinn gewaſchen.

Allen dieſen Beweiſen füget der Herr Abt **Banier** noch einen bey, von dem er glaubet, daß ihn noch niemand ergriffen; nämlich, daß in der Beſchreibung von des **Perſeus** Kampfe mit dem **Phineus** ſeinem Nebenbuhler, **Ovidius** verſchiedene Anführer von den Kriegsheeren des letztern nennet: von denen es nicht wahrſcheinlich iſt, daß ſie ſich in den Gegenden um den Berg **Atlas** herum befunden haben ſollten; ſondern welche, als nähere Nachbarn von den ſyriſchen Küſten, wohl für den **Phineus** oder für deſſen Vätter **Cepheus**, die Waffen könnten ergriffen haben.

Der erſte, welchem **Perſeus** in dieſem Kampfe das Leben nahm, war der junge **Atys**: welchen **Limniacha** in den benachbarten Hölen des **Ganges**, oder vielmehr in einer Stadt in **Syrien** zur Welt gebracht hatte; die nach dem **Ptolomäus Attis** geheißen, und der Hauptname dieſes Feldherren war. Derjenige, der ſeinen Tod rächete, war **Lykabas** aus **Aſſyrien** gebürtig, Aſſyrius Lycabas, einem benachbarten Lande von **Judäa**. Hierauf nennet eben dieſer Dichter den **Phorbas**, aus der Stadt **Syena** im obern **Aegypten**, und den **Lybier Amphimedon**; den **Polydämon**, der ſeinen Urſprung von der **Semiramis** herrechnete, Semiramio ſanguine cretum; den **Halcyonäus**, dem er den Beynamen Bactrius, oder wie einige Handſchriften haben, Barcaeus giebt: es ſey nun, daß er aus Baktrien nach Syrien gekommen, oder vielmehr von der Stadt Barce im Cyreniſchen; den **Celadon** von **Mendes** im niedern Aegypten, Mendeſius Celadon, oder wie eine andere Leſart lautet, Mindeſius, aus der Stadt **Mindes** in Lybien; den **Aſträus**, deſſen Mutter aus **Paläſtina** war, und deſſen Vater man nicht wußte, matre Palæſtina; den **Molpäus**, dem er den Beynamen Choaneus giebt, das heißt, der von den **Choaniern** entſprungen war, welche nach des **Plinius** 6 B. 28 C. Völker waren, die in der Nachbarſchaft von Arabien lagen; und den **Nabathäer**, oder Araber **Ethemon**; den **Nileus**, der ſich rühmete, den **Nil** zum Vater zu haben; das heißt, der in der Gegend dieſes Fluſſes gebohren war, qui ſe genitum ſeptemplice Nilo ementitus erat. Und endlich, ſo redet eben dieſer Dichter in der Folge noch von einem **Acortäus**, oder vielmehr **Acarcäus**: welches der Namen von dem ägyptiſchen Zauberer iſt, der nach dem **Lucian**, ſich mit dem **Cäſar** von den Quellen des **Niles** unterredete, und dann von dem **Aſtyages**, einem in Aſſyrien bekannten Namen.

Es ſcheint, daß alle dieſe Anführer, oder wenn man lieber ſo will, alle dieſe Soldaten aus des **Phineus** Heere, aus Ländern gekommen ſind, die ziemlich nahe an den Ort gränzeten, allwo die Begebenheit ſich eräuget hat: und dieſer Beweis iſt hinlänglich, uns zu überführen, daß der Streit zwiſchen dem **Perſeus** und **Phineus**, nicht in **Mauritanien**, in der Gegend des Berges **Atlas**, ſondern auf den **phöniciſchen** Küſten, in ſolchen Ländern geſchehen, die mit Griechenland Verkehr hatten: aus welchen es bereits vor dem **Perſeus** verſchiedene Colonien erhalten; allwo **Minos** König zu **Kreta** bereits die **Europa** entführet, und wo es unſerm Helden was leichtes war, anzulanden, als er aus Lybien kam.

Es ſey aber an dieſer Fabel, und an der Erklärung, ſo man allhier davon mittheilet, was da wolle: ſo iſt es doch gewiß, daß man den Perſeus für keinen Reiter, ſondern für den Anführer einer Flotte halten müſſe, die einige Züge zur See verrichtet hat; erſtlich mit den Ruderſchiffen, die er aus Seriphus mitgenommen, und nachmals auf denen ſegelnden Schiffen, die er an den lybiſchen Küſten weggenommen.

Nunmehr fallen alle Muthmaßungen vom Bochart und Herrn le Clerc weg, welche bey der Wortableitung von Paras *, ſo in den morgenländiſchen Sprachen ein Reiter heißt, und von Pagſous, welches ein Pferd mit einem Zaume andeutet, geglaubt haben: Perſeus heiße ein Reiter, und Pegaſus ein Pferd. Dieſe Muthmaßungen ſind allerdings ſinnreich, aber auch nur in ſo weit wahr, als man ſie für eine Metaphore annimmt: unter welcher man die Geſchwindigkeit von des Perſeus Eroberungen, und die Behendigkeit des Schiffes andeuten wollen, deſſen er ſich bedienet hat; eine Metaphore, die, wenn es erlaubet iſt, das geiſtliche mit dem weltlichen zu vermiſchen, derjenigen gleicht, deren die h. Schrift ſich bedienet, wenn ſie, um den ſchnellen Lauf der Sonnen anzuzeigen, dieſelbe mit einem Rieſen vergleicht: exultavit ut Gigas ad currendam viam.

---

* Can. Lib. I. Bib. Univ. Tom. VI.

XXXIII.

* *

XXXIII.

Des Herrn Blanchards Abhandlung, von dem Urſprunge und den Verrichtungen der Prytanen, und von den Prytaneen. 1729.

Nachdem Herr Blanchard einen allgemeinen Begriff von den athenienſiſchen Gerichtsſtätten gegeben, ſo las er eine andere Abhandlung von den Prytanen und Prytaneen vor, von welcher wir in gegenwärtigem Artikel Rechenſchaft geben wollen.

Das Prytaneum war ein ziemlich großer Platz, mitten in der alten Stadt Athen, und mit allerley Gebäuden bedecket, die zu verſchiedenem Gebrauche, zum Nutzen der Republik beſtimmet waren.

Die Anwendung der verſchiedenen Theile dieſer Beſchreibung, wird aus dem fernern Verlauſe erhellen, darein wir uns einlaſſen müſſen: nachdem wir zuvor den Urſprung des Namens Prytaneum, und den verſchiedenen Sinn werden unterſuchet haben, den der Gebrauch damit verknüpfet hat.

Die Sprachlehrer leiten deſſen Urſprung von πυρὸς, oder πυρῦ ταμιεῖον ab; indem ſie gewohnt ſind, zu bemerken: daß faſt in allen Sprachen, das Volk durch Veränderung und Verſetzung gewiſſer Buchſtaben, die gar zu harten Ausdrücke mildert, deren Gebrauch häufiger iſt; und dieſe Aenderung wird zuweilen ſo anſehnlich, daß ſie auch die merklichſten Spuren des wahren Urſprunges vertilget.

Diejenigen, die dieſes Wort von πυρὸς ταμιεῖον ableiten, geben zum Bewegungsgrunde die Sorgfalt an, womit man in dem Tempel der Veſta, welcher mitten im Prytåneo ſtand, ein beſtåndiges Feuer, zu Ehren dieſer Göttinn unterhielt, eben wie die Veſtalinnen zu Rom thaten. Und das iſt, nach des Herrn Huetii Anmerkung, in ſeiner Demonſtrat. evangel. einer von vielen andern Gebråuchen, die von dem wahren Gottesdienſte zum heidniſchen Götzendienſte übergegangen ſind.

Diejenigen, welche wollen, daß das πρυτανεῖον von πυροῦ ταμιεῖον komme, werden durch die Provianthåuſer, inſonderheit aber durch den Kornvorrath dazu bewogen, welcher auf den Böden dieſes Gebåudes lag, und zu einem Gebrauche dienete, davon wir ferner reden werden.

Vielleicht aber, und ohne, daß man ſo vieler Unterſuchungen nöthig hat, kömmt dieſes Wort von dem Prytanis, einem der erſten und angeſehenſten Månner aus dem königl. Geſchlechte der Euripontiden; unter deſſen Regierung ſich ein Krieg zwiſchen den Lacedåmoniern und Argiern entſpann.

Das Wort Πρυτανεῖον, bedeutete unter den Athenienſern eben das, was bey den Römern Sportulæ bedeutete; nåmlich diejenige Austheilung von Lebensmitteln, die zu gewiſſer Zeit, und bey gewiſſen Gelegenheiten, auf Befehl und unter der Aufſicht der vornehmſten Magiſtratsperſonen unter das Volk geſchah.

Dieſe Austheilung, welcher in ihrem Urſprunge nichts als der Bewegungsgrund fehlete, um eine wahre Barmherzigkeit genannt zu werden, diente den Ehrſüchtigen ſehr oft zu einem Mittel, ſich zur Tyranney zu ſchwingen, und den römiſchen Kaiſern, ihrer Eitelkeit eine Genüge zu thun.

Τὰ πρυτανεῖα, oder αἱ πρυτανεῖαι, bedeutete eine gewiſſe Summe Geldes, die die Sachwalter niederlegen

mußten,

muſten, bevor ihr Anbringen gehöret ward: und die Summe erſtreckte ſich nach einigen, bis auf den zehnten Theil der ſtreitigen Summe, die der Fordernde und Weigernde niederlegen muſten. Nach dem **Demoſthenes** und **Iſokrates** indeſſen, die die Sache wohl wiſſen muſten, und nach **Ariſtophans** Scholiaſten über die Wolken, war dieſes niedergelegte Geld nur drey Drachmen, wenn die ſtreitige Summe unter tauſend Drachmen war; und dreyßig Drachmen, wenn dieſelbe ſich höher belief. Dieſes Unterpfand hieß bey den Römern ſacramentum, und blieb, nach dem **Valerius Maximus** im öffentlichen Schatze. Das von demjenigen, der den Handel verlor, niedergelegte Geld, war zur Strafe ſeiner verwägenen Weigerung verfallen; und ward zu Bezahlung der Richter und zur Nothdurſt des Prytanei angewandt.

Ἡ πρυτανεία ward zu Athen gebraucht, den Zeitpunkt gewiſſer merkwürdigen Vorfälle feſtzuſetzen; ſo wie die Archonten zu eben dem Gebrauche gedienet haben, als die Conſulate in Rom.

Das Zeitwort πρυτανεύω enthielt den Begriff aller derer Verrichtungen, welche denen Bedienten oblagen, die alle Jahre zur Uebung in das Prytaneum kamen; nämlich Verwaltungen der Gerechtigkeit, Austheilungen der Lebensmittel, allgemeine Polizey des Staates, und inſonderheit der Stadt; Friedensſchlüſſe und Ausruffungen, Kriegserklärungen; Ernennung der Vormünder und Verpfleger der Weyſen, oder aller derer die ihre Unfähigkeit in dieſe Claſſe der Geſetze brachte; endlich die Entſcheidung aller Sachen, welche, nachdem ſie in den untern Gerichten unterſuchet worden, an dieſen obern Rath gelangeten.

Die Bedienten dieſes Gerichts waren unter dem Namen Πρυτανεὺς oder Πρυτανις bekannt; und ihre Verwaltung war ſo beliebt, und ward für ſo weislich und der athenienſiſchen Republik ſo zuträglich gehalten, daß die Dichter ſich nach der Zeit dieſes Namens bedienet haben, einen Menſchen anzudeuten, der ſich durch ſeine vortrefflichen Eigenſchaften, über den gemeinen Theil der Menſchen erhebt.

Man wird ſich über den Flor dieſer Einrichtung nicht mehr wundern, durch welche die athenienſiſche Republik ſich zum Gipfel der Größe und Hoheit geſchwungen; und wodurch ſie im Stande war, den größten Mächten die Spitze zu biethen: wenn man die Grundſätze genauer unterſuchet haben wird, worauf ſelbige beruhete. Und hier findet der Satz ſeine Richtigkeit, daß ein Volk eines dauerhaften Glückes genießen muß; wenn es einer Regierung unterworfen iſt, die daſſelbe nach denen Regeln lenket, ſo die Weisheit vorſchreibt.

Solon theilete das Volk, aus welchem die athenienſiſche Republik beſtand, in vier Zünfte ein: worunter diejenigen begriffen waren, die in der Ringmauer der Stadt lebeten, und diejenigen, die ſich außerhalb derſelben auf den Dörfern niederließen.

Aus einer jeden von dieſen vier Zünften ſuchte man zweyhundert Perſonen aus, unter welchen man abermals eine neue Wahl anſtellete, die ſich auf hundert aus jeder Zunft erſtreckte; und aus welchen die Zahl derer vierhundert herauskam, die das Prytanäum eines Jahres ausmachte, und in denen verſchiedenen Gerichten arbeitete, darein ſie nach Beſchaffenheit der zu entſcheidenden Sachen vertheilet ward.

Die übrigen hundert aus jeder Zunft, welche daſſelbe Jahr in keine Bedienung traten, wurden beſtimmt, die Stellen der Erwählten aus der zweyten Wahl zu erſetzen, deren Stellen durch den Tod erlediget werden könnten; oder die bey der Unterſuchung ihres vorigen Lebenswandels, ausgeſchloſſen zu werden verdienen möchten.

Eine jede Zunft in der athenienſiſchen Republik hatte ihren Lexiarchen, welcher ein Verzeichniß über das Alter und die Geiſt- und Gemüthsgaben eines jeden Unterthanen des Staates hielt, die von 20 Jahren eingeſchrieben wurden.

Eine ſo anſehnliche Menge von Beamten, unterhielt die Einwohner in der gegründeten Hoffnung, daß ſie, ein jeder in ſeiner Ordnung, und wenn das Alter es verſtatten würde, zur Verwaltung der öffentlichen Geſchäffte gezogen, und von allem, was das verſchiedene Wohl des Staates beträfe, würden unterrichtet werden. Dieſe Erwartung nun wirkete einen edlen Nacheifer, und machte die jungen Leute ſehr aufmerkſam; damit ſie ſich nicht durch Vergehungen und Schwelgereyen dereinſt eine Ausſchließung zuziehen möchten, die ſie auf lebenslang ehrlos machte.

Man erklärete diejenigen für unfähig, in die Zahl der Prytanen zu kommen, welche durch eine üble Haushaltung, und durch Verſchwendung ihres Erbtheiles, ſich ſelbſt in die Reihe der Verſchwender geſetzt hatten. Auch diejenigen, die dem öffentlichen Schatze ſchuldig waren, und zur Bedürfniß der Republik das ihrige nicht beygetragen hatten, waren ebenfalls ausgeſchloſſen. Söhne, die auf eine öffentliche Weiſe die Ehrerbiethung gegen die Aeltern aus den Augen geſetzt hatten, dorften ſich auf dieſe Wahl keine Rechnung machen.

Nach dem Berichte der Lexiarchen nun, von dem Leben, und den Sitten derer, die erwählet worden waren, mußten dieſe ſchwören: daß ſie die Geſchäffte der Republik auf das beſte handhaben, nach den Geſetzen regieren, und Recht ſprechen, und niemanden in Ketten wollten legen laſſen, welcher, um davon zu kommen, drey Bürgen würde ſtellen können; dafern er kein Stöhrer der öffentlichen Ruhe, des Verraths verdächtig, oder ein betrüglicher Schuldner des Staates war.

Weil die Zahl der Dörfer nach dem Maaße zunahm, wie die Zahl der Bürger ſich mehrete; ſo verurſachte ſolches, des Kliſthenes Eintheilung des Volkes in zehn Zünfte:, aus derer jeder man nur hundert Bürger wählete, davon nur funfzig jedes Jahr in Bedienung kamen, und einen Senat von fünfhundert Perſonen ausmachten. Die andern warteten auf Erſetzung lediger Stellen, oder auf die wirkliche Verwaltung bey der Wahl des folgenden Jahres.

Die Fremden, welche man mit dem atheniensiſchen Bürgerrechte beehret hatte, waren ebenfalls zur prytaniſchen Ehre wahlfähig.

Um nun allen Schein des Vorzuges unter den Zünften eines Staates zu vermeiden, deſſen Ruhe in der Einträchtigkeit beſtand: ſo verſammleten ſich die älteſten Zünfte, um einer Art von Lotterie beyzuwohnen, welche den Rang der zehn **Prytanien** dem Schluſſe des Schickſals anheim ſtellete. Dieſe **Prytanien** regierten nach einander fünf und dreyßig bis ſechs und dreyßig Tage; nämlich diejenigen, denen durch das Loos die vier oberſten Plätze zugefallen waren, ſechs und dreyßig Tage, und die ſechs andern nur fünf und dreyßig, damit die Tage des Mondenjahres voll würden.

Man kann nicht wohl begreifen, auf was für einen Grund Scaliger vorgegeben, daß dieſe Zünfte einander alle Tage gefolget wären, und daß innerhalb zehn Tagen, eine jede von ihnen einen Tag regieret hätte.

Es ſcheint ſo gar, daß jede Zunft, ſo bald ihr Regierungstag gekommen geweſen, ſich in fünf Decurien getheilet, davon eine jede eine Woche regieret hat. Die zehn Männer jeder Woche hießen πρόεδροι, und derjenige, den das Loos zum Haupte jeder Decurie ernennet hatte, hieß ἐπιστάτης. Drey blieben in jeder Decurie übrig, die das Loos nicht zur Würde eines Epiſtates ernennet hatte; weil eine Woche nur ſieben Tage hat.

Derjenige, der einmal **Epiſtates** geweſen war, konnte ſich nie verſprechen, es in ſeinem Leben noch einmal zu werden; geſetzt, daß man ihn auch noch verſchiedene male zum **Prytan** gewählet hätte. Die Urſache dieſer Ausſchlieſſung war dieſe, daß er ſich hätte können gelüſten laſſen, ſeiner Geldbegierde ein Genügen zu thun, und ſich zum Herren derer großen Güter zu machen, die er in Verwaltung gehabt hatte. Denn an den Tagen dieſer Bedienung hatte er die Schlüſſel zum öffentlichen Schatze, zu den Regiſtern und Archiven des Staates, und zum Siegel der Republik.

Die Einwohner, welche eine gerichtliche Sache vor dem **Prytanäo** zu führen hatten, wendeten ſich an einen von den Beamten ihrer Zunft, um vor derjenigen, an der die Regierung war, Gehör zu finden.

Es gab vier allgemeine Verſammlungen, die in der Zwiſchenzeit jedes **Prytanei** gehalten wurden; nämlich den eilften, zwanzigſten, dreyßigſten und drey und dreyßigſten Tag. Dieſe ordentlichen Verſammlungen hießen, κυριαι ἐκκλησίαι. Man hatte einen Kalender, der dieſe Verſammlungstage bezeichnete, und die Ruhetage hießen ἄφετοι.

Die Herolde giengen zu drey verſchiedenen malen durch die Stadt, an den Tagen dieſer großen Verſammlungen, um alle diejenigen einzuladen, die ein Recht hatten, ſich dabey einzufinden, daß ſie bey Strafe einer Geldbuße, die man ſehr ſcharf eintrieb, erſcheinen ſollten. Alle Läden waren geſchloſſen, und die **Lexiarchen** trieben die Saumſeligen an zu eilen.

Parnytes Kalliſtrates ließ, um die Bürger vom Außenbleiben abzuhalten, einem jeden für ſeine Gegenwart einen Obel geben. Nachmals ließ **Agyrrhius** deren drey reichen; diejenigen aber, die zu ſpät kamen, erhielten nichts, und konnten auch nicht mit ſtimmen: und diejenigen, die ohne gültige Entſchuldigung weggeblieben waren, bezahlten die Strafe. Die Sklaven, die Fremden, und diejenigen, die verklagt waren, konnten nicht dabey ſeyn.

Die Hauptgeſchäffte, ſo die Republik, oder gewiſſe Privatperſonen betrafen, und deren Entſcheidung die **Prytanen** nicht über ſich nehmen wollten, wurden bis auf dieſe Verſammlungen verſchoben. Pollux VIII. 9. Die erſte war hauptſächlich zur Beſtätigung der Bedienten deſſelben Monates beſtimmt, gegen welche man Einwendungen machen konnte, wenn man ihnen etwas vorzurücken hatte.

Die andere Verſammlung ward für diejenigen gehalten, die eine Bittſchrift zu übergeben hatten, ſie mochte nun wider einen Einwohner, oder wider die öffentliche Regierung ſeyn: ſie mußten aber auf den Altar einen Oelzweig, mit Wolle umwunden, legen.

Der dritte Verſammlungstag war beſtimmet, den auswärtigen Geſandten Gehör zu geben, mit ihnen zu unterhandeln, denjenigen von der Republik, die im Begriſſe waren, abzureiſen, Unterricht zu geben, und den Bericht der Zurückgekommenen zu vernehmen.

Der vierte endlich unterſuchte die Religionsangelegenheiten.

Fiel irgend eine wichtige Sache indeſſen vor, ſo ſetzte der **Epiſtates** deſſelben Tages eine ſolche Verſammlung an, die man ἐκκλησίαι σύγκλητοι nannte. Er zog nach dem Looſe neun Bediente derer neun Zünfte, die nicht im Amte waren; unter dieſen neunen zog er wieder durch das Loos einen **Epiſtates**, dieſer Verſammlung Vorſitzer zu ſeyn: welcher denn die Urſache davon öffentlich anſchlagen ließ, damit ein jeder ſich zu einer gründlichen und ordentlichen Stimme bereiten konnte. Nachdem man nun dem **Jupiter** und der **Minerva**, bey Eröffnung aller Verſammlungen, ein Sühnopfer gebracht, welches gleichwohl bey den öffentlichen Verſammlungen mit mehrerer Pracht geſchah: ſo wünſchte der Herold dem athenienſiſchen Volke alle Arten der Glückſeligkeit, und ſprach überlaut den von den Geſetzen verordneten Fluch, über alle diejenigen, die nicht derjenigen Meynung geneigt ſeyn würden, die für die Republik

publik die heilſamſte zu ſeyn ſchiene. Hierauf ſtieg derjenige von den Rednern, welcher den Vortrag der Frage, und die Führung des Wortes an das Volk über ſich genommen hatte, mit einer Krone auf dem Haupte auf die Rednerbühne; und von dieſem Orte ſind alle die berühmten Stücke entſprungen, die noch jetzt von allen denen bewundert werden, die ſie leſen. Ja zuweilen bey außerordentlichen Fällen verſammlete man wohl auch das Landvolk, welches denn der Verſamlung den Namen κατακλησια gab. Die Feldherren der Kriegesheere berieſen auch mit Einwilligung der **Prytanen** eben dergleichen außerordentliche Verſammlungen, und der Entſchluß ward in ihrem und der **Prytanen** Namen kund gemacht, wie man in des **Demoſthenis** Rede, ἐπὶ μνησιφίλου ἄρχοντος, ſehen kann.

Um bey den Stimmen alle Verwirrung zu vermeiden, ſo folgten der **Epiſtaten**, die **Probedren**, und nachmals alle einzelne Glieder der Zunft, in den erſten Zeiten nach ihrem Alter; nach der Zeit aber, in der Ordnung, die das Loos ihnen gegeben hatte, auf einander. Nach derjenigen Zunft, die im Amte war, folgten diejenigen auf einander, an die allmählich nach ihr die Reihe zur Regierung kommen ſollte; und diejenigen, deren Prytaney ſchon geendiget war, folgten nach. Erhob ſich irgend eine Störung, die die Verſammlung unruhig machte: ſo hatten die **Prytanen** das Recht, durch den Herold, die Aufhebung der Verſammlung andeuten zu laſſen; und zu einer andern Zeit eine andere zu neuer Unterſuchung der vorhabenden Sache anzuſetzen.

Das Volk endlich, welches an der Zahl ſechstauſend ſtark ſeyn konnte, bekam an einer Scheidewand, allwo es ohne Getümmel vorüber gieng, eine weiße und eine ſchwarze Bohne ausgetheilet. Als aber der Thürhüter **Xenotimus** dieſe Bohnen gemisbrauchet hatte: ſo theilte man Kügelchen, oder nach Beſchaffenheit der obſchwebenden Materie, Blätter aus; wenn irgend ein Beamter abgeſetzet werden ſollte, der etwas unterſchlagen hatte; oder auch Muſcheln, wenn ein Oſtracismus geſchehen ſollte.

Das durch eine Scheidewand eingelaſſene Volk empfieng alſo etwas, womit es ſtimmen konnte, und indem es zu einer andern Scheidewand ausgelaſſen ward, ſo reichte man ihm die Obolen für ſeine Gegenwart. Nach der Unterſuchung der Stimmen, ſprach der **Epiſtates** mit lauter und deutlicher Stimme, das durch die mehreſten Stimmen gemachte Geſetz aus: worauf ein jeder ſich zurück begab, und die **Prytanen** ſich in das **Prytaneum**, mit denjenigen verfügten, die ein Recht hatten, daſelbſt auf Koſten der Republik zu ſpeiſen.

Athenäus hat uns ein Ueberbleibſel vom **Hermias** in ſeinem zweyten Buche über den **grynäiſchen Apollo** aufbehalten, allwo er ſich in eine Beſchreibung der Mahlzeiten des **Prytanei** zu **Naukratis** in Aegypten, und zwar an den Feſttagen, einläßt. Die **Prytanen**, ſaget er, kamen in weiſſen Röcken, die noch jetzt den Namen der **prytaniſchen** Kleider führen. Ein jeder nahm auf denen dazu beſtimmten Betten ſeinen Platz, und richtete ſich auf ſeine Kniee, um das Gebeth zu verrichten, welches der geheiligte Herold, bey Vergieſſung eines Trankopfers, herſagte. Hierauf bekam jeder zwey **Cotylen** Wein: und die Prieſter des **pythiſchen Apollo** bekamen von allem, was aufgetragen ward, ein zwiefaches Theil. Anfangs gab man ein plattes Brod, wie unſere Kuchen, und auſſerdem noch ein Stück weiſſes Brod, eine Portion Schweinfleiſch, eine Schüſſel gekochtes, oder Erdfrüchte, die die Jahreszeit mit ſich brachte, zwey Eyer, ein Stück Käſe, trockene Feigen, einen Kuchen, und einen Kranz.

Diejenigen öffentlichen Beamten, die für dieſe Mahlzeiten ſorgen mußten, würden diejenigen zu einer Strafe verdammet haben, die, da ihnen die Beſorgung des Opfers auflag, in dieſer Vorbereitung der Mahlzeit zu weit hätten gehen wollen.

Es war nicht erlaubt, in das **Prytaneum** andere Speiſen zu bringen, noch darinnen was anders zu eſſen.

Außer dieſen Feſttagen konnten diejenigen, die ein Recht hatten, an den Tafeln des **Prytanei** zu ſpeiſen, dafern ihnen das, was man daſelbſt auftrug, nicht anſtund, von außen ſich einige Schüſſeln mit Geköche, oder Fiſchen, oder einige Stückchen Schweinfleiſch bringen laſſen, und man gab ihnen ein einzig Maaß Wein dazu. Bloß, um ſich von den Geſchäfften und Bedürfniſſen des Staates zu unterreden, fanden ſich die Bürger bey müßigen Stunden bey dieſen Verſammlungen ein: und **Demoſthenes**, der Tragödienſchreiber, verſichert, daß bey einer ſolchen Verſammlung die Nachricht der Eroberung von **Elatea** eingelaufen ſey.

Das Verboth in den Speiſeſaal irgend ein zu der Nothdurft der Natur gehöriges Gefäß zu bringen, ſcheint ſich bloß auf den Begriff zu gründen, den man von der, bey dieſen Mahlzeiten verordneten, Mäßigkeit machen wollen. Das Frauenzimmer konnte in dieſe Verſammlungen nicht kommen, außer diejenigen die auf Inſtrumenten ſpieleten: und ſelbſt dieſe Ausnahme dienete dazu, die andern deſto gewiſſer auszuſchließen.

Die Mahlzeit des **Prytanei** zu **Naukeratis** zeiget, daß es auch in andern Städten, als **Athen**, dergleichen gegeben. **Pauſanias** gedenkt in ſeinen Corinthiacis des **korinthiſchen Prytanei**; **Ariſtoteles** redet in ſeiner Politik von dem **Prytaneo** zu **Rhodis** und **Miletus**. **Pindar** in ſeiner Ode auf den Ariſtagoras von **Tenedos**, giebt ebenfalls zu verſtehen, daß es in dieſer Stadt ein **Prytaneum** gegeben.

Aeſchylus ſetzet eines nach **Argos**, und **Herodot**, (in Thalia) eines nach **Siphnium**, welches mit **pariſchem** Marmor gezieret geweſen.

Nach dem **Theophraſt** (de Odor.) hatten die **Thaſier** ebenfalls eines.

Die Stadt **Smyrna** hatte ihr **Prytanäum**; und Herr Spanheim gedenkt nach dem Herrn Seguin, eines, auf Befehl der ſmyrniſchen **Prytanen** geprägten Schaupfenniges, Σμυρναίων Πρυτανεῖς.

Athenäus findet eines zu **Ereſus**, auf des **Phanias** Wort, der aus dieſer Stadt geweſen, und von den **Prytanen** geſchrieben hatte, und noch ein anders zu **Mitylene**.

Livius redet vom **Cyzikiſchen**.

Pauſanias beſchreibt der **Eleer** ihres.

Parthenius gedenkt des **Prytanei** zu **Naros**.

Achilles Tatius redet von dem wider den **Clitophon** gefällten Urtheile der **epheſiſchen Prytanen**, bey Gelegenheit eines Mordes, weswegen man ihn anklagete.

Alle dieſe Zeugniſſe nun veranlaſſen ein Mistrauen gegen **Plutarchs** Ausdruck; welcher in des **Numa** Leben zu verſtehen giebt: daß vor dieſem Prinzen, das heilige Feuer bloß zu **Athen** in dem Tempel des **pythiſchen Apollo** aufbewahret worden. **Dio Chryſoſtomus** verſichert, daß die **Prytanen** in den größten Städten Griechenlandes eingeführet geweſen; und **Dionyſius von Halikarnaß** macht eine ziemlich ausführliche Vergleichung, von den verſchiedenen Gerichtsſtäten der Römer, die in die mancherley Städte des römiſchen Gebiethes verlegt geweſen, mit denen griechiſchen, die ſich in denen verſchiedenen Städten befunden, die in dem Umfange von Griechenland lagen.

Pauſanias bemerkt, daß der Saal des **Prytanäi**, wo die Mahlzeit gehalten ward, θόλος genannt worden iſt. Die Bildſaulen der Schutzgötter, des Ortes und Staates haben darinnen geſtanden, um die Opfer anzunehmen, die vor Eröffnung der gewöhnlichen und öffentlichen Verſammlungen hergiengen: dieſe Bildſäulen waren, **Veſta**, der **Frieden**, **Jupiter** und **Minerva**. In eben dieſem Saale ſtanden auch die Bildſäulen großer Männer, von denen die **attiſchen** Zünfte ihren Namen führeten, des berühmten

Autolykus ſeine war auch daſelbſt: (Ἐπώνυμοι Pauſ. L. 1. p. 13.) und des **Themiſtokles** und **Miltiades** ihre *, dienten nach dieſem der Schmaucheley der Athenienſer, die durch eine neuere Unterſchrift, einem **Römer** und einem **Thracier** damit Ehre machten.

In dieſem Saale hiengen auch noch **Solons** Geſetze, damit das Andenken derſelben nicht erlöſchen möchte.

Es war eine beſondere Ehre, wenn man außer den Verrichtungen des **Prytanei** zu der Mahlzeit der **Prytanen** eingeladen ward: und es geſchah auch nicht anders, als zur Belohnung wichtiger Dienſte, ſo man der Republik geleiſtet hatte. Auch denen Wayſen, deren Väter in dem Dienſte der Republik geſtorben waren, ward es zugeſtanden, und dieſe Wayſen kamen unter die unmittelbare Aufſicht dieſer weiſen Obrigkeit.

Der Begriff, den man von der Ehre hatte, welche die Sieger in den olympiſchen Spielen ihrem Vaterlande machten, veranlaſſete ebenfalls, ihnen die Erlaubniß zu geben, daß ſie den Mahlzeiten und Austheilungen des **Prytanei** beywohnen dörften: und hierauf gründet ſich der Vorwurf, den man den **Athenienſern** wegen ihres ungerechten Ausſpruchs gegen den **Sokrates** macht; welcher mit viel mehrerem Rechte die Ehre verdienete, in dem **Prytaneo** ernähret zu werden, als irgend ein Menſch, der in den olympiſchen Spielen ein Pferd am beſten beſteigen, oder einen Wagen am beſten zu lenken wußte.

Nunmehr haben wir geſehen, zu was für einem Gebrauche ein Theil derer Lebensmittel beſtimmt geweſen, die in den Vorrathshäuſern des **Prytanei** lagen. Sie dienten aber auch noch zu den geſetzten Austheilungen, die an gewiſſen Tagen unter diejenigen Familien geſchahen; die durch eine Armuth ohne Verſchulden, nicht im Stande geweſen wären, ohne dieſe Beyſteuer zu leben, und die auf öffentlichen Befehl, nach der Zahl der Köpfe eingerichtet ward.

---

* Τὰς γὰρ Μιλτιάδου καὶ Θεμιστοκλέους εἰκόνας ἐς Ῥωμαῖόν τε ἄνδρα καὶ Θρᾷκα μετέγραψαν. Pauſan. L. 1. p. 42.

Im Anfange waren die Athenienſer ſehr ſchwierig, und geſtunden einen ſo ſchmäuchelhaften Vorzug, als die Beywohnung bey den prytaniſchen Mahlzeiten war, nicht anders, als aus ſehr dringenden Gründen zu.

Aus beſonderer Hochachtung gegen des **Demoſthenes** Verdienſte, ließ man ihm eine Bildſeule im **Prytaneo** aufrichten: ſein älteſter Sohn aber bekam das Recht, im **Prytaneo** zu ſpeiſen, und nach ihm immer der ältere Sohn. **Kalliſthenes** erzählet im **Plutarch**, daß **Polikrite** eine Großtochter des Ariſtides, in Anſehung ihres vortrefflichen Ahnherrn, dem Vermögen des **Prytanei** anheim gefallen ſey; damit ſie täglich drey Obolen bekommen möchte: weil ſie, indem ihr Geſchlecht ausgeſchloſſen war, ihre Mahlzeiten nicht im **Prtyaneo** einnehmen konnte.

Man nahm daſelbſt auch die Geſandten, mit deren Verhalten man zufrieden war, an eben dem Tage auf, da ſie der Republik Rechenſchaft abgeleget hatten. An dem Tage ihres Verhörs ließ man daſelbſt auch diejenigen auswärtigen Geſandten zu, die im Namen derer Prinzen oder Völker zugegen waren, welche mit der atheniensiſchen Republik im Bündniſſe ſtunden. Die Geſandten der Magneſier wurden zu dieſer Mahlzeit gezogen, als ſie mit dem ſmyrniſchen Volke das Bündniß erneuert hatten.

Als nun die Zahl der Bürger noch um ein groſſes zunahm, ſetzte man den alten Zünften, noch die antigoniſche und demetriſche Zunft bey. Die Zahl der **Prytanen**, ſo in fünf hunderten beſtanden, ſtieg auf ſechs hundert, und die Dauer der **Prytaneen** währete dreyßig Tage. Die übrigen Tage zu Vollendung des Sonnenjahres, giengen mit Abnehmung der Rechnungen von den Verwaltungen der **Prytanen**, und mit Ausmachung der Belohnungen für diejenigen dahin, die ſich in dieſem Amte um die Republik verdient gemacht hatten.

* *

XXXIV.

Des Herren Abtes Paris Abhandlung, daß die Alten Afrika umſegelt und deſſen mittägliche Küſten gekannt haben. 1729.

Man hat ſonſt eine ziemlich allgemeine Meynung gehabt, daß die Portugieſen die erſten geweſen, die das Vorgebirge der guten Hoffnung umſegelt ſind, und daß vor ihnen niemand Afrika umfahren habe. **Marmol**, **Dapper** und noch einige andere, kamen auf den Einfall, zu beweiſen, daß die Alten die mittäglichen Küſten dieſes Welttheiles gekannt und vorbeygeſegelt. Herr **Huetius** machte in ſeiner Geſchichte von der Handlung der Alten dieſe Sache ſo wahrſcheinlich, als ſie nur werden konnte; und der Herr **Abt Paris**, welcher aus eben dieſen Quellen geſchöpfet, hat geglaubt: er könne dieſe Wahrheit noch in ein größer Licht ſetzen, wenn er ſeinen Anführungen noch die Critik und gewiſſe Betrachtungen hinzufügete, die ihnen eine neue Stärke geben.

Um in einer gewiſſen chronologiſchen Ordnung zu verfahren, ſo fängt er bey dem **Herodot** an. Dieſer redet in des IV. B. 42 C. ſo: „Nachdem der König **Nekos** „aufgehöret hatte, den Arm des **Niles** an dem arabiſchen „Meerbuſen ausgraben zu laſſen, ſchickte er einige **Phönizier** mit Schiffen fort, und befahl ihnen durch den Ocean und des **Herkules** Seulen, bis in das mitternächtliche Meer zu ſegeln, und von da nach Aegypten zurück „zu kommen. Die **Phönicier** reiſeten alſo aus dem rothen Meere ab, und kamen in das mittägliche Meer. „Als nun der Herbſt einfiel, ſtiegen ſie an das Land, beſäe-

„ten die afrikaniſchen Küſten, wo ſie ſich befanden, warte„ten die Aernte ab, und giengen hernach wieder unter Se„gel. So waren zwey Jahre verlaufen, im dritten Jahre „kamen ſie an **Herkuls** Seulen und gelangten wieder in „Aegypten zurück: allwo ſie Sachen erzähleten, die ich „nicht glaube, die aber vielleicht ein anderer glauben wird. „Z. E. daß ſie, indem ſie an den afrikaniſchen Küſten ge„fahren, die Sonne auf der rechten Seite gehabt ꝛc.„ Nichts iſt ausdrücklicher als dieſe Stelle.

Jm 43 Cap. ſagt eben dieſer Schriftſteller, **Xerxes** habe den **Sataſpes** einen Neffen des **Darius**, ſpießen laſſen: weil er Afrika nicht von **Herkuls** Seulen an, bis an den arabiſchen Meerbuſen umfahren, wie es ihm doch befohlen worden, weil er der Tochter des **Zopyrus**, eines Sohnes des **Megabyzes**, Gewalt angethan. Dieſe Stelle beweiſt wenigſtens, daß man dieſe Schifffahrt für möglich gehalten.

Der Weltweiſe **Poſidonius**, und eben derjenige, welcher des **Pompejus** Freund war, erzählet zwo Begebenheiten, auf des **Heraklides von Pontus** Wort, wie man in **Strabons** 2 B. a. d. 98 S. ſieht. Die eine iſt, daß ein gewiſſer Zauberer den **Gelon** beſuchet, und ihm vorgepralet, er habe Afrika umfahren; allein die Sache, ſetzt dieſer Weltweiſe hinzu, bedarf Zeugen. **Poſidonius** war alſo kein leichtgläubiger Mann geweſen, und daher kann man denjenigen deſtomehr Glauben beymeſſen, was er nachmals von der Reiſe des **Eudoxus** von **Cyzikum** meldet: der die Umfahrt um Afrika, ſowohl durch Jndien, als durch den atlantiſchen Ocean, verſuchet. Es iſt wahr, daß **Strabo** des **Poſidonius** Erzählung von des **Eudoxus** Reiſe, mit allen Kräften beſtreitet: allein dieſer gelehrte Erdbeſchreiber ſetzt bloße Muthmaßungen gegen wirkliche Begebenheiten; wegen deren Kenntniß dieſer Weltweiſe ſich auf die Einwohner zu **Cadix** berufft, die den **Eudoxus** oftmals von dieſer Reiſe unterhalten hatten.

Man kürzet hier die Nachricht davon ab, indem man ſie am angezogenen Orte ganz nachleſen kann.

Nachdem **Pomponius Mela** geſaget hat, man habe lange Zeit gezweifelt, ob Afrika vom Ocean umgeben ſey, oder ſich ohne Gränzen gegen den Mittag erſtrecke: ſo ſetzt er hinzu, daß, als **Hanno**, der von den **Karthaginenſern** abgeſchickt worden, durch die **herkuliſchen** Seulen durchgekommen, und einen guten Theil von Afrika an den Küſten vorbey geſegelt; er umgekehret ſey, und die Nachricht heimgebracht habe, es habe ihm nicht an der See, aber wohl an Lebensmitteln gefehlet. Denn, ſetzet er hinzu, ein **gewiſſer Eudoxus, welcher** zur Zeit unſerer **Väter, vor dem** Ptolomäus Lathurus, **Königen von Aegypten geflohen, gieng aus dem arabiſchen Meerbuſen heraus und landete zu** Cadix an, wie **Cornelius Nepos bezeuget.** Dieß iſt ein neuer Beweis, daß des **Poſidonius** Erzählung, **Strabo** ſage davon was er wolle, keine zur Luſt erſonnene Fabel iſt.

Plinius ſagt in des 2 B. 67 Cap. „wenn man von „Cadix nach Süden zu ſegelt, ſo durchläuft man heutiges „Tages gemeiniglich, einen guten Theil vom mittäglichen „Meere, längſt den Küſten von **Mauritanien. Alexan„ders** Schiffe ſind dieſes Meer (im orientaliſchen Theile) „bis an den arabiſchen Meerbuſen durchfahren. in welchem „man zu den Zeiten, als **Cajus Cäſar** * in Arabien Be„fehlshaber war, Ueberbleibſel von ſpaniſchen Schiffen fand. „Noch mehr, ſo lange **Karthago** im Flore war, gieng „**Hanno** aus **Cadix** bis in das äußerſte Arabien, und hin„terließ eine Nachricht davon.„ Hierauf redet **Plinius** von des **Eudoxus** Schiffahrt, und ſetzet hinzu, daß vor des **Cornelius Nepos** Zeiten, **Cälius Antipater**, (ein

---

* Dieß iſt nicht **Caligula** ſondern **Cajus**, des **Auguſtus** Enkel, ein Sohn des **Agrippa** und der **Julia**: Cajum remeantem Armenia mors fato propera, vel novercae Liviae dolus abſtulit. *Tacit.*

Geſchichtſchreiber der zu Zeiten der Grachen gelebet) einen Menſchen geſehen, welcher von Spanien nach Aethiopien des Handels wegen, geſegelt wäre. Hier iſt augenſcheinlich von den Aethiopiern der morgenländiſchen Küſte die Rede, und nicht von der abendländiſchen afrikaniſchen Küſte; ſonſt würde **Plinius** nichts beweiſen, und ſehr übel ſchließen.

Was er den **Hanno** betreffendes ſagt, ſo iſt er mit dem **Mela** nicht eins. Dieſer führet den **Hanno** nicht aus der Meerenge bey Gibraltar in den arabiſchen Meerbuſen, er läßt ihn nur einen guten Theil der afrikaniſchen beſtreichen, und führet ihn gleich wieder zurück. Des **Mela** Erzählung kömmt mit **Hannons** *Periplus* überein, ſo wir noch heutiges Tages haben; und alſo verdienet **Mela** den Vorzug vor dem **Plinius**. Man weis, daß **Plinius** gern etwas waget, und daß man nicht allezeit auf ihn bauen kann. Es iſt zwar auch wahr, daß **Martianus Capella** mit dem **Plinius** einerley ſagt, aber es iſt auch gut anzumerken, daß er ihn hier faſt von Wort zu Worte abſchreibt. **Solin**, ein anderer Abſchreiber vom **Plinius**, redet von dieſer Schiffahrt des **Hanno** nicht. Man kann eben nicht ſagen, daß ſolches aus Ueberlegung geſchehen wäre; er hat es vielmehr vergeſſen. Er ſagt nur, **Hanno** ſey auf den gorgoniſchen Inſeln eingeſchiffet; und auch hier machet er noch einen Schnitzer, wenn er zu ſeinem Gewehrsmanne den **Xenophon von Lampſakus** anführet: darinnen hat er den **Plinius** nicht recht verſtanden. **Plinius** ſagt ausdrücklich: **Hanno** ſey bis in dieſe Inſeln gekommen, und habe ſolches ſelbſt ſchriftlich hinterlaſſen; er ſagt nicht, daß **Xenophon** es berichte: und wenn er ja vom **Xenophon** redet, ſo thut er es nur, um auf ſein Zeugniß zu verſichern, daß dieſe Inſeln vom feſten Lande nur zwo Tagereiſen zu Waſſer, entfernet geweſen. Dieſes eben hat **Solin** untereinander gemenget. Das Jahrhundert dieſes **Xenophons** iſt zwar nicht bekannt; allein er könnte gar leicht älter ſeyn, als **Hanno**. So viel iſt gewiß, daß **Hanno** ſeine Schiffahrt gethan Carthaginis potentia florente: Punicis rebus florentiſſimis explorare ambitum Africae juſſi. Plin. L. 2. Cap. 67. Lib. 5. Cap. 1. Nun geht der Zeitpunkt des groſſen Flores von **Karthago** nicht ſehr weit zurück. Iſaac **Voſſius** iſt der einzige, welcher den **Hanno** älter, als den **Hömer** und **Heſiodus** macht, aber ohne Beweiſe. Mit eben dieſer Dreiſtigkeit giebt er vor, daß die Fabel von den drey **Gorgonen** aus dem Periplus gezogen ſey, ſo wir noch jetzund haben; ungeachtet **Hanno** kein Wort von den Gorgonen ſaget, und nur von denen ganz rauchen Weibern redet, denen ſeine Ausleger den Namen der **Gorillen** geben.

Nach dieſen Zeugniſſen bemerket der Herr Abt **Paris**, was denn die Alten von den mittäglichen afrikaniſchen Küſten, ſo wohl im morgenländiſchen als im abendlichen Theile, gekannt haben. Er geht nur bis auf den 15ten oder 16ten Grad der Süderbreite, auf der einen, und bis auf den 4ten oder 5ten Grad der Norderbreite, anderer Seits; indem die Schriftſteller, ſo wir noch übrig haben, die alte Schiffahrt nicht weiter treiben. Er verbindet ſich nicht einmal, die Küſte bis dahin Schritt vor Schritt zu verfolgen; das heißt: er will nur dieſe zwey Ziele erreichen, und unterwegens den heißen Erdſtrich, trotz der gemeinen Meynung der Alten, bewohnet finden, die denſelben weder bewohnt, noch wohnbar achteten.

Es iſt dienlich allhier zu bemerken, daß unſer heiſſer Erdſtrich faſt gedoppelt ſo viel, als der ihrige iſt. Der unſrige geht von einem Wendezirkel bis zum andern; der ihrige gieng nur vom 12ten Grade der mitternächtlichen Breite, und ein wenig drüber, bis zum 12ten Grade der mittäglichen Breite und etwas drüber. **Strabo** ſagt es ausdrücklich, daß man drey tauſend Stadien von Meroe, wenn man gerade gegen den Mittag fähret, zu dem Orte komme, allwo kein Menſch vor Hitze wohnen kann: dieſe Gegenden lägen mit der **Region**, wo der Zimmt wächſt, in gleicher Höhe, und hier müßte man die Gränzen unſerer bewohnten Erde, von der Mittagsſeite, ſetzen.

Wir wollen dieſen 3000 Stadien, noch die 5000 beyfügen, welche Strabo von Syena nach Meroe rechnet, ſo haben wir 8000 Stadien von Syena, oder (welches einerley iſt) vom Wendezirkel des Krebſes, bis zum Anfange des heißen Erdſtriches. Es bleiben alſo 8800 Stadien von dieſem letzten Punkte bis zum Mittelſtriche: nun machen aber 8800 Stadien, nach Strabons Rechnung, 12° Grade, und ein wenig drüber, weil er 16800 Stadien von Syena, oder dem Wendezirkel, bis zum Mittelſtriche rechnet; und 8800 die Hälfte von 16800 und 400 drüber macht.

Wenn man ſaget, die Alten hätten ihren heißen Erdſtrich nicht für wohnbar gehalten, ſo hat man eben nicht von allen Alten, ſonder Ausnahme reden wollen. Es hat noch einige Weltweiſen unter ihnen gegeben, die dem Strome nicht gefolget ſind. Strabo ſelbſt, welcher der gemeinen und herrſchenden Meynung zugethan war, ſagt: Polybius und Eratoſthenes wären anderer Meynung geweſen. Man ſieht auch nicht, wie man bey einigem Gebrauche der Philoſophie, die Erde dieſſeits der zwölf Grade, für bewohnet, und jenſeits für unbewohnlich halten konnte. Im Grunde ſcheint es auch übrigens, daß Strabo, und alle Schriftſteller ſo er anführet, Stellen gekannt haben, die über die 12 Grade hinaus giengen. Wenn der Berg Elephas, von welchem Strabo nach dem Artemidor redet, der heutige Berg Felles iſt, wie es wahrſcheinlich iſt; wenn das Νότου κέρας, das Vorgebürge Orſui, oder nach dem Ptolomäus, noch ein mittäglicheres iſt, ſo kommen wir ja gewiß über zwölf Grade hinaus. Ueberhaupt kann man ſagen, daß faſt die ganze Zimmet-zeugende Gegend, in dem heißen Erdſtriche der Alten gelegen hat.

Um nun dieſen Weg mit dem Verfaſſer des Periplus von dem rothen und ptolomäiſchen Meere fortzuſetzen, ſo findet man gleich anfänglich das **moſſyliſche** Gebirg; nachmals das Spezereygebirg, welche beyderſeits von andern Schriftſtellern vermenget, von dieſen aber unterſchieden worden. Es iſt indeſſen ſchwer zu entſcheiden, welches von beyden das berühmte Vorgebirg **Gadaſu**, iſt. Das Vorgebirg Τάβαι im Periplus, woben ein Strom und eine Halbinſel iſt, ſieht dem Vorgebirg Fu ziemlich gleich, welches ſüdwärts des kleinen Meerbuſens **Alvan** im 10ten Grade liegt. Nunmehr läßt man alle andere Häfen von **Azanien**, heutiges Tages **Ayan**, liegen, und landet zu **Rapta** an, allwo der Verfaſſer des Periplus, er ſey nun wer er wolle, **Arrian**, oder ein anderer, ſeinen Lauf geendet, und geſaget hat: jenſeit wäre der Ocean nicht ſehr bekannt, er wendete ſich nach Abend, und vermenge ſich mit dem **occidentaliſchen** Meere, im Mittage von **Aethiopien**, **Afrika** und **Lybien**. **Ptolomäus** ſetzet die Stadt **Rapta** und den Fluß **Raptus** in den ſiebenden Grad der Breite. Man glaubet gemeiniglich, daß der Fluß **Raptus**, der heutige Fluß **Zebeus** iſt, der ſeinen Urſprung ziemlich nahe bey der Rhede von **Maleg** (das **Aſtapus der Alten**) nimmt, und ſich zu **Quilmanci**, im Königreiche **Melindus**, ins Meer ergießt. Sollte es aber nicht vielmehr die Rhede zu **Cuabo**, im Königreiche **Quiloa**, ſeyn? Dieſes ſcheint ſich viel beſſer mit der Lage zu reimen, die **Ptolomäus** und Herr **de Liſle** ſelbſt, dem Vorgebirge **Raptum** zueignen; welches der letzte dieſer zween Erdbeſchreiber, gegen den 10ten Grad der Süderbreite ſetzet. Es iſt zu verwundern, daß Hr. **de Liſle**, die Stadt **Rapta**, und die Mündung des Fluſſes **Raptus**, wenigſtens ſieben Grade jenſeits des Gebirges, das heißt: zwiſchen den 2ten und 3ten Grade, geſtellet hat. Dieſe Entlegenheit iſt unfehlbar zu groß; **Ptolomäus** ſetzet ſie nur auf einen Grad, 25 Minuten, wie man bereits angezeiget hat, und das iſt ungefähr eben die Weite, die ſich zwiſchen der Mündung des **Cuabo**, und dem Gebirge **Delgado**, befindet; welches in dieſem Falle, das Gebirg **Ra-**

ptum seyn würde. Es giebt auch noch eine Urſache, die dieſer Muthmaſung günſtig iſt, nämlich, daß **Ptolomäus** ſagt, daß man vom glücklichen Arabien an, bis an das Gebirg **Raptum**, gegen Südweſt ſegele; von da aber nach dem Vorgebirg **Praſſum**, ſegele man gegen Mittag und Morgen; nun geht aber vom Vorgebirge **Delgado** nach **Moſambika**, welches das **Praſſum** iſt, die Küſte nicht mehr ſüdweſtlich, wie zuvor, ſondern gerade nach Süden. Man darf nur eine Landkarte anſehen.

Nunmehr ſind wir alſo auf dem Vorgebirge **Praſſum**, welches nach aller Welt Zeugniſſe **Moſambik** iſt, und welchem **Ptolomäus** im 4 B. 9 Cap. ausdrücklich die Lage von **Moſambik** giebt, welches der 15te Grad iſt; gleichwohl giebt eben dieſer **Ptolomäus**, in des 1 B. 10 und 14 Cap. dieſem Vorgebirge 16 Grade, 25 Minuten, und ſetzet es unter den entgegen geſetzten Parallelum des Vorgebirges **Meroe**: woraus man denn ſchließen muß, entweder, daß er ſich im 4 B. geirret, oder daß es ein Abſchreiberfehler ſey; denn man muß ſich an die im 1 B. feſtgeſtellte Lage halten, weil ſie ſich auf ſehr richtige Verbindungen und Rechnungen gründet.

Man muß auch noch ein Wort von der Inſel **Menuthias** ſagen, welche **Zanzibar** iſt, wenn man dem **Voſſius** glauben will; die aber wohl mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit die Inſel **Madagaſcar**, ehemals **St. Laurent**, und ſo genannt worden iſt, weil ſie im 1506ten Jahre von den Portugieſen, am Tage des h. **Laurentius** entdecket worden. **Ptolomäus** ſetzet ſie in den 12ten Grad 30 Minuten der Süderbreite, im ſommerlichen Sonnenaufgange des Vorgebirges **Praſſum**. Dieſes iſt nun eben die Lage, welche unſere heutigen Karten, der mitternächtlichſten Spitze von **Madagaſcar** geben; und die Beſchreibung übrigens, welche der Verfaſſer vom Periplo, von der **Menuthias** machet, ſchickt ſich vollkommen auf **Madagaſcar**. Nach ihm iſt es eine ganz mit Wald bewachſene

ſene Inſel, voller Brunnquellen, Flüſſe, Crocodillen, Vögel und Fiſchern. Alles dieſes findet ſich noch jetzt darauf. Noch mehr, dieſe Fiſcher daſelbſt bedienen ſich kleiner Kähne, aus einem einzigen Stücke Holz Μονόξυλα, wie ſie damals gethan. Es ſcheint, des **Plinius** Cerne ſey nichts anders, als das **Menuthias**.

Es iſt Zeit, auch auf die andere Seite von Afrika zu kommen, und deren mittäglichſte Theile zu beſchauen. Des **Ptolomäus** Magnus Sinus, ſcheint von des Mela grandis litoris flexus nicht unterſchieden zu ſeyn, welches unfehlbar das große Knie iſt, ſo Afrika machet, indem es ſich vom Occident nach Orient, von Sierra Liona, bis an die morgendlichſten Küſten von Guinea, wendet. Hannons Periplus, geht bis an das Νότου κέρας, das Südervorgebirg, oder ſüdlichen Meerbuſen, in welchem er die Inſel der Gorillen fand, die der Inſel St. Annen viel ähnlicher ſieht, als den chimäriſchen Inſeln der Gorgonen. Man weis heute zu Tage, daß dieſe Gorillen nichts anders ſind, als große Meerkatzen. **Plinius** und **Solin** haben Unrecht gethan, ſie für Gorgonen zu halten, und nur zwo Inſeln von ihnen zu rechnen. Hanno zählet deren drey; und **Mela** unterſcheidet ganz billig Hannons Inſel, von den Inſeln der Gorgonen, und erhält ihr ihre wahre Lage, im Süden des Θεῶν ὄχημα, des **Wagens der Götter**, (heutiges Tages Sierra Liona). Allein, da der Geſchmack ſeiner Zeiten etwas wunderbares begehrete, ſo hat er vorgegeben: dieſe ganz rauchen, und alſo wohl ſeltſamen Weiber, wären auch noch ſine coitu marium fecundae; welches Hanno ganz und gar nicht ſaget. Er macht noch einen Fehler, der aber eher zu verzeihen iſt, daß er nämlich die St. Anneninſel, für eine große Inſel hält, grandis litoris flexus grandem Inſulam includit; und alles dieſes, weil er den Hanno nicht aufmerkſam geleſen.

Es ſcheint, daß alle Welt zugeſtehe, das Θεῶν ὄχημα ſey der Berg Sierra Liona, den man 50 bis 60 Meilen in der See ſieht, und ſo beſchaffen iſt, daß ihn Hanno in ſeinem Periplo des Nachtes ganz im Feuer, des Tages aber ganz mit Wolken bedecket, beſchreibt.

Was das Heſperion Keres betrifft, mit welchem der Herr Abt Paris beſchließt, ſo ſieht er nicht, warum man ſelbiges auf das grüne Vorgebirge ſetzet. Man weis, daß es nordwärts am Θεῶν ὄχημα, nach dem Hanno, Mela und Plinius, im 6 B. 30 Cap. liegt: (denn in des V B. 1 C. ſetzt er es auf des Polybius Wert, in den Mittag) Allein, wie will man nun die Breite des grünen Vorgebirges mit demjenigen zuſammen reimen, was Mela von dem Heſperion Keras ſagt? Ipſae terrae Promontorio, cui nomen Ἑσπέρου κέρας finiuntur; inde incipit frons illa, quae in Occidentem vergens Mari Atlantico alluitur. Wie ſoll man es mit dieſen Worten des Plinius vergleichen? Inde Promontorium quod vocavimus Heſperion Keras, inde primum circumagente ſe terrarum fronte in Occaſum ac Mare Atlanticum. Wie will man es endlich mit Hannons Straße vergleichen? Hanno rechnet 19 Tage von Cerne nach Arguin, welches im 20ten Grade, 20 Minuten der Norderbreite liegt, nach dem grünen Vorgebirge, welches 14 Grade 40 Minuten liegt; und er wird nur 4 Tage vom grünen Vorgebirge, zum Θεῶν ὄχημα rechnen, welches im 8ten Grade liegt; das heißt: er wird in 4 Tagen ſo weit fahren, als in neunzehen, und das auf einem Meere, welches bekanntermaßen ſo vielen Meerſtillen unterworfen iſt. Das iſt gar nicht wahrſcheinlich.

Man ſchließe alſo, daß das Heſperion Keras, gar nicht das grüne Vorgebirg iſt; daß man es weit mehr im Süden ſuchen müſſe, und daß man es nicht finden könne, als bey dem Θεῶν ὄχημα, oder Sierra Liona: denn hier ungefähr fängt die abendländiſche Küſte von Guinea an, und läuft von Süden nach Norden.

* * *

XXXV.

Des Herren de la Nauze Abhandlung, von der Dauer des Reiches Seleucus Nikators. 1729.

Nach Alexanders Tode, waffneten ſeine Feldherren ſich wider einander; und indeſſen, daß die meiſten von ihnen, ein Opfer der innerlichen Unruhe wurden, die ſie ſelbſt erreget hatten, zog Seleucus den beſten Vortheil davon. Er nahm, gleich wie ſeine Mitwerber, den Königstitel an, und beſaß ihn länger, als irgend ein anderer. Da nun die Geſchichte ſeiner Regierung, in Anſehung der damaligen Zeitrechnung, ſehr wichtig iſt: ſo unternahm Herr de la Nauze die Feſtſetzung von den vornehmſten Vorfällen derſelben, und ſetzte ſich vor, die Schriftſteller, ſo davon reden, mit einander zu vergleichen.

Appian ſagt, Seleucus habe 42 Jahre regieret. Euſebius ſetzet 32 Jahre. Der P. Petav, Uſſerius und Herr Vaillant, ſetzen 31. Der P. Souciet 30, indem, wie man ſieht, die Neuern den Alten immer was abnehmen. Allein weit gefehlet, dieſes zuzugeben, ſo hofft Herr de la Nauze, er werde zeigen können, daß Seleucus 50 Jahre, und wohl gar noch länger regieret habe.

Die Nothwendigkeit dieſe Regierung viel weiter hinaus zu verlängern, als man gemeiniglich thut, erhellet gleich anfangs aus der Schwierigkeit, die Zeitrechnung derer Begebenheiten feſtzuſetzen, die ſeit dem 20 Jahre der Regierung des Seleucus, bis an ſeinen Tod vorgefallen. Dieſe Begebenheiten, die man in einen Raum von wenigen Monaten einſchlieſſen wollen, erfordern nothwendig eine Reihe von etlichen Jahren.

Man giebt zu, daß **Antigonus** im 4ten Jahre der 119ten **Olympias** ermordet worden, wie **Diodor** im 20ten B. anzeiget. Dieß war nun zwölf Jahre nach dem Anfange von des **Seleucus** Regierung. Man giebt ferner zu, daß **Demetrius**, des **Antigonus** Sohn, ſiebenzehn Jahre nach ſeines Vaters Tode verſtorben, wie **Porphyr** und **Euſebius** bezeugen: das war alſo 29 Jahre nach dem Anfange der Regierung des **Seleucus**. Nun findet man aber zwiſchen dem Tode des **Demetrius**, und dem Abſterben des **Seleucus**, allerley hiſtoriſche Begebenheiten in des **Pauſanias** Attic. in des **Memno** 7, 8 und 9 C. ſo **Photius** anführet, und in **Juſtins** 16 B. 3 C. die nicht anders, als in einer ziemlich langen Zeit vergegangen ſeyn können.

In dieſem Zwiſchenraume ſchlug **Lyſimachus**, nach dieſen Schriftſtellern, den **Antigonus**, den Sohn des **Demetrius**, bemächtigete ſich **Macedoniens**, überzog den **Pyrrhus** mitten in ſeinen Staaten mit Krieg, allwo man ihn ſo gar beſchuldigte, er habe die Aſche der Könige von **Epirus** entehret. Er kam nach **Thracien** zurück, und gieng nach Aſien über, allwo er ſich **Heraklea** in **Pontus** unterwürfig machte. Nach allen dieſen Vortheilen, ſchien ſeinem Glücke nichts zu fehlen: er ſah die Kinder ſeiner Kinder; und verheirathete ſich gleichwohl noch einmal mit der **Arſinoe**, der Tochter des **Ptolomäi**, des erſten Königes von Aegypten. Von dieſer hatte er wenigſtens zwey Kinder, welche, eines 16, das andere 13 Jahre lebeten. In dieſem Alter wurden ſie umgebracht, wie **Juſtin** im 24 B. 3 C. ſagt, und zwar vom **Ptolomäus Ceraunus**, kurz nach dem Tode des **Seleucus**, den dieſer **Ptolomäus Ceraunus** nur zwey Jahre überlebete; wie **Memno** im 15 C. beym **Photius** bezeuget. Alſo mußten des **Lyſimachus** Kinder, welche lange Zeit nach dem dreyßigſten Regierungsjahre des Seleucus gebohren waren, wenigſtens zwölf bis funfzehn Jahre alt ſeyn, als **Seleucus** getödtet worden. Folglich hat **Seleucus** weit über 30 ja über 40 Jahre regieret.

Polybius ſaget im 2 B. daß **Ptolomäus**, des **Lagus** Sohn, **Lyſimachus**, **Seleucus**, und **Ptolomäus Ceraunus**, alle vier gegen die 124te Olympias geſtorben, das heißt im 30ten oder 34ten Jahre der griechiſchen Zeitrechnung: und auf dieſes Zeugniß haben die Zeitrechner, die Begebenheiten ſelbiger Zeit, ſo ſehr zuſammen gezogen. Von den vier Prinzen, davon hier **Polybius** redet, iſt der erſte, nämlich **Ptolomäus**, König von Aegypten, nach dem Geſtändniſſe aller Welt, in der von dieſem Geſchichtſchreiber beſtimmten Zeit geſtorben. Es iſt auch eben ſo gewiß, daß die drey übrigen, ziemlich kurz einer auf den andern, erſchlagen worden. **Seleucus** ward, nach Juſtins Berichte, vom **Ptolomäus Ceraunus**, ſieben Monate nach des **Lyſimachus** Tode getödtet; und **Ptolomäus Ceraunus**, welcher bey des **Seleucus** Tode, **Macedonien** einnahm, übete darinnen ſeine Tyranney nur zwey Jahre aus; wie der vom **Photius** angeführete **Memno** ausdrücklich ſaget. Dieſe drey Prinzen aber, die ungefähr zu gleicher Zeit ſtarben, ſtarben doch erſt lange Zeit nach dem 30ten Jahre der griechiſchen Zeitrechnung.

Dieſes haben wir inſonderheit aus dem Alter der letzten Kinder des **Lyſimachus** geſehen, welche nach denen Kriegen gebohren waren, die man gegen das 30ſte Jahr der Griechen angefangen hatte, und folglich bey des **Seleucus** Tode, 12 oder 15 Jahre alt ſeyn mußten. Ungeachtet das Anſehen des **Polybius**, an ſich ſelbſt betrachtet, vielleicht größer iſt, als derer ihm hier entgegen geſtellten Scribenten: ſo muß man doch bemerken, daß dieſe Geſchichtſchreiber, das Leben und die Thaten derer Könige beſchrieben haben, von denen wir hier reden; dahingegen **Polybius** nur im Vorbeygehen die Zeit ihres Todes anzeigt, ohne ſich in ihre umſtändliche Geſchichte einzulaſſen. Es iſt alſo, ungeachtet des Zeugniſſes eines ſo ehrwürdigen Schriftſtellers, nöthig, dem Seleucus eine viel größere Zahl von Jahren beyzulegen, als man gemeiniglich thut.

In der That war auch die Regierung dieſes Prinzen nicht von der gemeinen Art, ſowohl in Anſehung ihrer Vorfälle, als ihrer Dauer. Seleucus bezwang nach einander Meſopotamien, Armenien, Kappadocien, die Perſer, Parther, Baktrier, Araber, Tapirier, Sogdianer, Arachoter, die Hyrkanier, und andere Völker derer Gegenden, welche ſeit Alexanders Tode das macedoniſche Joch abgeſchüttelt hatten. Man ſehe den Appian, (Syr.) und Juſtins 15 B. 4 C. Er drang bis in Indien, und gieng mit ſeinen Waffen wider die entfernteſten morgenländiſchen Völker. Er durchſtrich ſo gar viele Länder, dahin die Macedonier noch nie gedrungen waren. Plinius hat in des 6 B. 17 C. die Züge des Seleucus, welche von Alexanders ſeinen unterſchieden ſind, ausführlich beſchrieben.

So viele und glücklich vollendete Arbeiten, waren wohl gewiß ein Werk von vielen Jahren. Als er nun nach Babylon zurück gekommen war, brauchte er wiederum viele Zeit, nach und nach ganz Aſien, keinem ungeſitteten Volke, ſondern den Macedoniern, den Ueberwindern der Welt, zu entziehen. (Appian. Pauſan.) Er ergriff erſtlich die Waffen wider den Antigonus. Die Eroberung von Syrien war der Lohn dieſes Krieges, in welchem Antigonus das Leben, 24 Jahre nach Alexanders Tode einbüßete. Siebenzehn Jahre hernach, blieb Seleucus im ruhigen Beſitze von Aſien, weil Demetrius geſtorben war, der ſich in ſeine Hände hatte werfen müſſen. Hierauf ſah er, ohne daß er Theil daran zu nehmen ſchien, des Lyſimachus Eroberungen in Macedonien, Thracien und Pontus an: bis endlich Lyſimachus gleich den andern unterliegen mußte. Seleucus ſchlug ihn vor der Spitze ſeiner Kriegsheere, und fügte Thracien und Macedonien, denen weitläuftigen Staaten bey, die er ſchon beſaß. Alle dieſe Siege nun, ſind durch ſo große und lange Zwiſchenräume unterſchieden, daß, wenn man ſie auch nur flüchtig und obenhin betrachtet, ohne ſich in einen genauen Ueberſchlag der Rechnung einzulaſſen, man gar leicht einſieht, daß des Seleucus Regierung von anſehnlicher Dauer geweſen ſeyn müſſe.

Ungeachtet ſo vieler Kriege, hatte er doch noch Zeit, ſich mit Arbeiten zu beſchäfftigen, und Denkmäler aufzuführen, die von der Nachwelt bewundert worden ſind. (Lucian. Appian.) Er bauete Tempel; er ſchickte die Königinn ſeine Gemahlinn nach Aegypten, daß ſie daſelbſt der Juno einen prächtigen Tempel bauen mußte; er ließ Bildſäulen aufrichten; ſchickte ſie nach Griechenland, und machte ſich um die Fremden ſo verdient, daß auch ſie ihm welche aufrichteten; er erbauete zum mindeſten neun und funfzig Städte, deren Namen Appian anführet, und that noch viel andere Dinge, die nichts anders, als Früchte einer langen und glückſeligen Regierung ſeyn können. Man ſehe den Plinius, Valer. Maximus, und Pauſanias.

Gegen das Ende ſeines Lebens war ihm nichts ſo ſchmäuchelhaft, als daß er der einzige war, der von Alexanders altem Hofe übrig geblieben; der einzige, vor dem alle andern hatten weichen müſſen, welches er, wie Juſtin in des 17 B. 22 Cap. ſaget, für die Wirkung einer beſondern Vorſehung hielt. Er überlebte Alexanders Familie, die er insgeſamt unglücklich hatte verderben ſehen; er überlebte auch Antipaters und Caſſanders Haus, die ſich Macedoniens bemeiſtert hatten; den Antigonus und Demetrius, welche ſich ganz Aſiens bemächtiget; den Ptolomäus, welcher 40 Jahre in Aegypten regieret, und endlich den Lyſimachus, welchen Lucian in die Reihe derer Männer ſetzet, die wegen ihres hohen Alters berühmt geworden. Folglich muß ja vielmehr **Seleucus** durch ein langes Leben, und eine langwierige Regierung merkwürdig geworden ſeyn.

Will man ihm ſo viel Jahre nicht zugeſtehen, ſo geſchieht es deswegen, weil man will, daß ſein Sohn, **Antiochus Soter** 19 Jahre nach ihm regieret haben ſoll. Allein es ſcheint, man müſſe die 19 Jahre, die man dem Sohne zutheilet, denen 30 oder 32 Jahren beylegen, die man dem Vater zugeſteht; und auf dieſe Art des **Seleucus** Regierung über die 50 Jahre hinaus verlängern.

Dasjenige, was wir heute zu Tage ſehen, nämlich einen Regenten, der ein Vorgänger und Nachfolger ſeines Sohnes iſt; einen Prinzen, der, nachdem er die Krone niedergelegt, dieſelbe nachmals wiedernimmt, faſt eben das ſah man ehedem im Königreiche Syrien. Man ſagt, faſt eben das, indem **Seleucus Nikator** die Regierung nicht gänzlich aufgegeben; er fieng bey der Theilung derſelben an, und zog ſie hernach wieder ganz allein an ſich: woraus man ſchließen kann, daß diejenigen Jahre, in welchen man gemeiniglich den **Antiochus Soter**, nach dem Tode ſeines Vaters regieren läßt, der Regierung des **Seleucus** noch beygefüget werden müſſen, und daß dieſe Regierung folglich viel länger geweſen, als man vorgiebt.

Zuvörderſt giebt man die Gelegenheit zu, welche den **Seleucus** ſchlüßig machte, das Königreich ſeinem Sohne zu laſſen. Man kennet die Liebe dieſes jungen Prinzen, zur **Stratonica** ſeiner Stiefmutter; die Geſchicklichkeit des Arztes **Eraſiſtratus**, ein Uebel zu entdecken, welches man ihm hartnäckig verſchwieg; und die großmüthige Huld eines Königes, der eine geliebte Gemahlinn, einem zärtlich geliebten Sohne abtrat, und noch den größeſten Theil ſeiner Staaten, ihnen beyden zu gute fahren ließ.

Der Kaiſer **Julian** hat (in Miſopog.) einige Umſtände dieſer hiſtoriſchen Begebenheit ungewiß machen wollen.

Wenn man ihm glauben will, ſo wollte **Antiochus** großmüthig thun, und ſchlug des Vaters Anerbiethen aus; bis daß der, nach ihm ſehr bald darauf erfolgte Tod des **Seleucus** ihn in den Stand ſetzte, ſo vieler Vortheile ohne Gewiſſensbiſſe zu genießen. Allein es giebt ältere Schriftſteller, als **Julian** iſt, die gerade das Gegentheil ſagen. **Appian** verſichert, daß **Seleucus** den **Antiochus** mit der **Stratonica** vermählet, und beyde in ihr Königreich geſchickt habe. **Valerius Maximus**, **Plutarch** und einige andere, verſichern ebenfalls, oder ſetzen voraus, daß **Seleucus** dem jungen **Antiochus** ſeine Gemahlinn und Krone abgetreten: folglich kann man an der Wahrheit dieſer Sache nicht zweifeln.

Plinius ſagt in des 29 B. 1 C. daß **Eraſiſtratus**, nachdem er den König **Antiochus** geheilet, von ſeinem Sohne, dem Könige **Ptolomäus**, hundert Talente zum Geſchenke bekommen; ein außerordentlich Geſchenk, ſo uns aber gar nicht Wunder nehmen darf, da eine Krankheit von ſolcher Art gehoben werden. Wir wollen nur anmerken, daß es keinen ſyriſchen König gegeben, der **Ptolomäus** geheißen; und wie ſollte auch **Antiochus**, der, wie **Appian** ſaget, zur Zeit ſeiner Krankheit noch ein junger Menſch geweſen, bereits einen Sohn, und einen Sohn, der König war, gehabt haben! Anſtatt des Königes **Ptolomäus**, ſeines Sohnes alſo, muß man im **Plinius**, der König **Seleucus** ſein Vater, leſen. Dieſe Verbeſſerung iſt unvermeidlich, der gelehrte Ausleger dieſes Schriftſtellers ſage dazu gleich, was er wolle; welcher, um dieſen vermeynten **Ptolomäus** in das Haus der Seleuciden zu bringen, zween andere Könige daraus vertreiben müſſen: nämlich den **Antiochus Theos**, und einen **Seleucus**, ungeachtet **Polybius**, **Appian**, und das ganze Alterthum ausdrücklich widerſprechen.

Uebrigens giebt **Plinius** an vielen Orten zu verſtehen, daß **Seleucus** und **Antiochus** zu gleicher Zeit mit einander regieret haben. Bald ſind es Begebenheiten, die, wie er im 2 B. 67 C. ſagt, unter der Regierung des Seleucus und Antiochus vorgefallen; bald iſt es bey dem Uebergange über einen Fluß, ein Menſch, welcher ein Bedienter der Könige Seleucus und Antiochus war, 6 B. 17 C. und eben daſelbſt durchlaufen Seleucus und Antiochus, mit dem Feldherren ihrer Flotte, Patrokles, das hyrkaniſche und kaſpiſche Meer. Da ſehen wir nun dieſe zween Prinzen in ſolcher Verbindung von Geſchäfften, die gar deutlich eine Einigkeit der Regierung anzeiget. Jedoch, eben dieſer Schriftſteller bringt noch was ausdrücklichers vor.

Wenn er im 6 B. 27 C. von einer Stadt redet, deren Grund Alexander geleget hatte, ſo ſagt er: Antiochus der fünfte König ſtellete ſie wieder her. Wenn man nun die Regierung Antiochus Soters, von des Seleucus ſeiner unterſcheidet, ſo iſt der fünfte ſyriſche König ein Seleucus und kein Antiochus geweſen. Zieht man aber dieſe zwo Regierungen zuſammen in eine, ſo findet man einen Antiochus, nämlich Antiochus den großen, als den fünften König in Syrien. Vor dieſes ſeiner Regierung war ſonder Zweifel Seleucus Nikators, des Antiochus Theos, Seleucus des II. und Seleucus des III. Regierung, die alle von einander ſehr deutlich abgeſondert ſind. Antiochus der große kann alſo nicht der fünfte König in Syrien ſeyn, wenn man nicht Antiochus Soters Regierung dermaßen in des Seleucus Nikators ſeine zuſammenzieht, daß der Sohn ganz und gar nicht nach dem Vater regieret habe.

Es iſt wohl wahr, daß es auch Geſchichtſchreiber giebt, die Antiochus den großen für den ſechſten König rechnen, wenn ſie den Antiochus Soter in die Zahl der Seleuciden ſetzen; aber auch dieſes kann man mit demjenigen, was hier geſaget wird, vergleichen. Antiochus Soter iſt wirklicher König geweſen, ungeachtet er es nicht nach ſeinem Vater geweſen iſt. Man kann ihn alſo ſchon in die Reihe der ſyriſchen Monarchen ſchieben, wenn man ihn nur nicht als einen beſondern Nachfolger betrachtet. Auf dieſe Weiſe vereiniget man den **Plinius** mit erwähnten Geſchichtſchreibern. Nach der gewöhnlichen Art aber, iſt es nicht möglich, den Widerſpruch zu vermeiden.

Die Alten geben auch genugſam zu verſtehen, daß es nach dem **Seleucus Nikator** nicht zween **Antiochus** nach einander gegeben, wenn ſie es gleich nicht mit ausdrücklichen Worten ſagen. Juſtin unter andern ſaget ſehr viel von des **Seleucus Nikators**, von **Antiochus** ſeines Sohnes, und gleich darauf von der Regierung eines zweyten **Seleucus**: aber, weder in dieſem Schriftſteller, noch in den andern, iſt von zween **Antiochen** die Rede, die auf einander, zwiſchen **Seleucus** dem I. und **Seleucus** dem II. gefolget wären. **Appian** iſt der erſte, der dieſe zween **Antiochen** zu erkennen ſcheint. Er ſagt, daß **Seleucus Nikator**, zu Nachfolgern nach einander ſeine zween Söhne, den **Antiochus Soter**, und den **Antiochus Theos** gehabt: allein von dieſen zwo hier erwähnten Thronfolgen, muß man die eine auf des **Seleucus** Lebenszeit, und die andere auf ſeinen Tod ſetzen.

Nachdem ein **Seleucus** ſeinem Sohne den größten Theil ſeiner Staaten abgetreten, und ſich nur diejenigen Länder vorbehalten hatte, die zwiſchen dem **Euphrate** und Mittelmeere gelegen waren: ſo trat er gleichwohl nach der Zeit wieder in den Beſitz ſeines Reiches ein, und regierte auch in denen ehedem abgetretenen Staaten. Dieſes aber iſt ein gewiſſer Beweis, daß ſein Sohn nicht mehr darinnen regierete: denn nicht **Antiochus**, ſondern **Seleucus**, bezog gegen das Ende ſeines Lebens den Lyſimachus in Aſien mit Krieg, und ſetzte denſelben auch in Europa fort. (Man ſehe den **Appian** und **Polyän**.) Er belagerte die Stadt **Sardes**, und eroberte ſie in eigener Perſon; er lieferte dem Feinde in **Phrygien** eine Schlacht, und indem er ſeinen Sieg verfolgete, ward er in **Thracien** von dem **Ptolomäus Ceraunus** umgebracht. Er hatte folglich die Regierung derer ehemals ſeinem Sohne abgetretenen Länder wieder übernommen; und folglich hatte Antiochus **Soter** vor ſeinem Vater aufgehöret zu regieren.

Die Geſchichte, welche dieſes jungen Prinzen vor ſeiner Gelangung zum Thron, bey den erſten Feldzügen des **Seleucus** gedenkt, ſagt auch in deſſen letzten Kriegen kein Wort vom **Antiochus**; da ſie doch in eine Zeit fallen, in welcher das reiſe Alter, und die königliche Würde deſſelben, wohl erfordert hätten, daß man mehr als jemals von ihm geredet hätte, wenn er noch am Leben geweſen wäre.

Er ſtarb auch in der That, nicht auf eine ſanfte Art, und in hohem Alter, wie Herr **Vaillant** auf das Anſehen der Summarien des **Trogus Pompejus** verſichert, die wir bald näher unterſuchen wollen; ſondern er ſtürzte vom Pferde.

Die in ihrem Lande gar zu ſehr eingeſchloſſenen Gallier, hatten viele tauſend Mann ihres Volkes fortgeſchickt, ſich anderwärts eine Heimath zu ſuchen. Ein Theil derſelben war in Italien eingefallen, hatte **Rom** eingenommen und verbrannt; und der andere, welcher ſich erſtlich in **Pannonien** niedergelaſſen, hatte ſich nachmals ſchaarenweiſe, und zu verſchiedenen malen, in **Macedonien**, Griechenland und bis in Aſien ausgebreitet. Das Schrecken des galliſchen Namens war im ganzen Oriente ſo groß, daß die Könige, auch ſelbſt diejenigen, ſo man nicht im Sinne hatte, anzufallen, ſich um den Frieden drungen. **Antiochus Soter**, welcher ſich ſchon in dem Kriege gegen den **Antigonus** hervorgethan hatte, ergriff bey dieſer Gelegenheit die Waffen wider dieſe Fremdlinge, und that ihren Siegen Einhalt. Die griechiſchen und aſiatiſchen Völker ſahen ihn als ihren Erretter an, und gaben ihm bey dieſer Gelegenheit den Zunamen **Soter**. Man ſehe den **Appian**,

Appian, Pauſanias, (in Phoc.) und Juſtin im 24 B. 4 Cap.

Er genoß dieſer erworbenen Ehre nicht lange: denn, nachdem er die Gallier geſchlagen hatte, und ſich zu Pferde ſetzte, um das Siegsgepränge auf dem Pferde des Centaretes (dieß war der feindliche Feldherr, welcher in der Schlacht geblieben war) zu halten: ſo ſetzte das Pferd, welches eine andere Hand fühlete, mit dem Antiochus auf jähe Anhöhen aus, und ſtürzte ſich mit ihm hinunter.

So ungefähr erzählet Solin im 45 Cap. dieſe Begebenheit. Plinius hat zwar auch in des 8 B. 64 Cap. davon geredet, aber er hat die Namen verändert: und da er den Antiochus anſtatt des Centaretes im Gefechte umkommen, und den Centaretes auf des Antiochus Pferde ſtürzen läßt; ſo iſt der Irrthum handgreiflich. Man weis die Todesart aller Seleuciden, die den Namen Antiochus geführet; keiner von ihnen iſt im Gefechte wider die Gallier umgekommen, und Antiochus Soter weniger als irgend ein anderer; indem er ſelbſt ſie geſchlagen, und verhindert hat, ſich in Aſien niederzulaſſen.

In den Summarien des Trogus Pompejus, die dem, was hier geſaget wird, zu widerſprechen ſcheinen, lieſt man Prolog. 26. folgende Worte: **Wie in Syrien der König Antiochus mit dem Zunamen Soter, geſtorben iſt, nachdem er eines ſeiner Kinder umkommen, und den andern, welcher Antiochus hieß, zum Könige ernennen geſehen.** Hier muß man zuvörderſt bemerken, daß die Summarien des Trogus Pompejus, ſo viel Richtigkeit man ihnen auch, was die Folge der Begebenheiten betrifft, zutrauet, voller Fehler in Anſehung der Oerter und Perſonen ſind, und faſt in jeder Zeile ein Namen für einen andern ſteht. Dieſes iſt nun offenbar auch hier geſchehen, und man müßte dieſe Worte ſo leſen: **Wie Seleu-**

cus Nikator geſtorben, nachdem er einen ſeiner Kinder umkommen, (dieß war Antiochus Soter) und den andern, welcher Antiochus hieß, (dieß war Antiochus Theos) zum Könige ernennet. Pauſanias verſichert in der That, in Attic. daß Seleucus, nachdem er den Lyſimachus geſchlagen, und im Begriffe geſtanden, die Reiſe nach Europa anzutreten, auf welcher er ermordet ward, ſeinem Sohne Antiochus die unumſchränkte Herrſchaft über Aſien ertheilet hätte. Dieß war nicht ſein Sohn Antiochus Soter, indem er ihm bereits die Oberherrſchaft übergeben hatte, da er ihn mit der Stratonica vermählete. Es mußte alſo Antiochus Theos ſeyn, und folglich war Antiochus Soter bereits todt. Noch eine Urſache, die die Nothwendigkeit dieſer Verbeſſerung beweiſt, iſt dieſe: daß Antiochus Soter ganz gewiß keinen Sohn gehabt hat, der ihm gefolget wäre, wie doch die Summarien ſagen; Antiochus Theos war des Seleucus Nikators zweyter Sohn, und Appian ſagt es ausdrücklich. Wider dieſe Zeugniſſe nun, hat Herr Vaillant, der die Worte der Summarien nach dem Buchſtaben verſtanden, vorgegeben: Antiochus Soter ſey ganz natürlich in einem ſehr hohen Alter geſtorben, indem er ſeine Krone ſeinem Sohne Theos gelaſſen. Da er ſich aber anderwärts über das Stillſchweigen der Geſchichtſchreiber, in Anſehung der beſondern Thaten vom Antiochus Soter beſchweret: ſo wäre wohl ſelbſt dieſes Stillſchweigen ein Beweis, daß die Regierung dieſes Prinzen von des Seleucus ſeiner nicht unterſchieden iſt; inſonderheit da alle andere Regierungen der Begebenheiten ſo voll ſind.

Und dieſes ſind nun die Gründe, die einen veranlaſſen zu glauben, daß die 19 Jahre von Antiochus Soters Regierung, nach den 30 oder 32 Jahren vom Seleucus Nikator beygefüget werden müſſen, damit eine einzige Regierung von 50 und mehr Jahren herauskomme. Vielleicht iſt dieſes nur eine bloße Muthmaßung, und die Sache würde keine Schwierigkeit mehr leiden, wenn es möglich wäre, einen von einem neuern Zeitrechner angeführten Schaupfennig zu beweiſen, der die Aufſchrift führet: ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΣΕΛΕΥΚΟΥ, und dieſe Zahlbuchſtaben ΔΝ, das heißt 54. Man ſehe Harduini Chronol. Veter. Teſtam.

Die Schauſtücke der **Seleuciden** bemerken gemeiniglich keinen andern Zeitpunkt, als **Seleucus Nikators** Regierung, ehedem die griechiſche **Aera** genannt; folglich würde erwähnter Schaupfennig 54 Jahre vom Anfange der Regierung **Seleucus** des I. andeuten. Es bliebe nichts mehr übrig, als zu beweiſen, daß der König **Seleucus**, von dem er redet, kein ſpäterer **Seleucus** ſeyn könne, als **Seleucus** der erſte; und dieſer Beweis wäre gar leicht. **Antiochus Theos**, der Vater und Vorfahr **Seleucus** des II. regierte noch lange Zeit nach dem 54 Jahre der Griechen. Er regierte gegen das 62 oder 63 Jahr, indem nach dem **Arrian** beym **Photius**, die berühmte Niederlage der Parther, unter ſeiner Regierung verfiel; eine Begebenheit, welche **Mircondus**, den Herr **Vaillant** führet, 72 Jahre nach **Alexanders** Tode, und **Juſtin** in des 41 B. 4 C. unter **Vulſons** und des **Regulus** Conſulate, das heißt in das 62 oder 63 Jahr der griechiſchen Zeitrechnung ſetzet. Er regierete ſo gar gegen das 66 Jahr; indem er nach dem Bekenntniſſe der Geſchichtſchreiber, den **Ptolomäus Evergetes** bekriegte, welcher im 66 Jahre dieſer Zeitrechnung den ägyptiſchen Thron beſtiegen. Hieraus nun würde folgen, daß ein Schaupfennig vom **Seleucus**, welcher das 54 Jahr anzeigete, viel älter ſeyn müßte, als **Seleucus** der II. und keinen andern, als **Seleucus** den I. betreffen könnte.

Es ſtehe nun um dieſen Schaupfennig, wie es wolle, ſo haben wir doch deren noch andere, zu **Aradus** geſchlagene, welche dieſes 54 Jahr der Griechen zum Zeitpunkte haben, wie ſolches der Cardinal **Norris** in ſeinen Zeitpunkten der **Syro-Macedonier** Diſſert. 4. C. 5. §. 3. gezeiget hat. Wenn nun dieſes vorausgeſetzet iſt, könnte es denn nicht ſeyn, daß die **Aradier** ſich des **Seleucus** Tod, der ſich zu dieſer Zeit eräugete, zu nutze gemacht hätten, um ſich von der Botmäßigkeit der ſyriſchen Könige zu befreyen?

Man weis, daß nach dem Tode dieſes Prinzen, das von ihm mit ſo vieler Müh errichtete Reich, gar bald anfieng, in Verfall zu gerathen; daß die ihm unterthan geweſenen ſyriſchen Städte, nach und nach anfiengen, das Joch ſeiner Nachfolger abzuſchütteln; daß ſie ſich das Recht anmaßeten, ſich durch eigene Geſetze zu regieren; daß ſie angefangen, ihre Jahre nach dem Zeitpunkte ihrer Autonomie zu zählen; und daß endlich die älteſte von dieſen Autonomien, die von **Aradus**, im 54 Jahre der Griechen geweſen. Man hat daher Urſache genug zu muthmaßen, daß **Aradus** zuerſt unter allen Städten ſich des **Seleucus** Tod zu nutze gemacht habe, und daß **Seleucus** gegen dieſes 54 Jahr der Griechen geſtorben ſey.

Dieſes ſind nun die Gründe, welche zu beweiſen ſcheinen, daß **Seleucus Nikator** nicht nur ungefähr 30 Jahre, wie man heute zu Tage vorgeben will, ſondern mehr als 50 regieret habe; und daß, wenn man ihm dieſelben zugeſteht, man die damalige Zeitrechnung gar nicht in Unordnung bringt: welcher Umſtand nicht nur weſentlich, ſondern auch des Herrn **de la Nauze** Meynung ſehr günſtig iſt.

* *

XXXVI.

Des Herrn Secouſſe Anmerkungen über Plutarchs Leben vom Cicero. 1729.

I.

Plutarch erzählet in Cicerons Leben a. d. 866 S. E. daß **Cicero** ſeinem Amtsbruder im Conſulate **Antonius**, die Statthalterſchaft in **Macedonien** abgetreten, und das Statthalteramt in dem jenſeitgebirgigen Gallien, ſo man ihm aufgetragen hatte, ausgeſchlagen. Herr **Dacier** hat im 7 Th. 92 S. überſetzet, welches man ihm geben wollte.

Eine Stelle aus des **Dio Caßius** 37 B. 45 S. A. erkläret den erſten Theil von **Plutarchs** Stelle, der ſich nicht deutlich genug ausgedrucket hat, und widerſpricht der andern, aber gar unrecht.

Nach dem **Dio**, trat **Cicero**, das durch das Loos auf ihn gefallene Macedonien, ſeinem Amtsbruder ab. An deſſen Stelle gab man ihm das Statthalteramt in Gallien: allein er gieng nicht hin, weil er ſeine Gegenwart in **Rom** für nothwendig hielt; und ſchickte daher den **Metellus** dorthin, damit ſich **Catilina** nicht Galliens bemächtigen möchte.

Man kann nicht zweifeln, daß **Cicero**, der den **Antonius** gewinnen wollte, als der mit dem **Catilina** in gewiſſen Verbindungen ſtand, nicht ſo gefällig geweſen ſeyn ſollte, ihm die Statthalterſchaft in **Macedonien**, die er ſich vor allen andern heftig wünſchete, abzutreten. **Cicero** giebt es deutlich genug zu verſtehen, wenn er in ſeiner Rede wider den **Piſo** 2 Num. ſagt: Ego Antonium collegam cupidum Provinciae, multa in Republica molientem, patientia atque obſequio meo mitigavi. Das was folget, würde noch ſtärker ſeyn, wenn man die Verbeſſerung annähme, welche von vielen Sprachverſtändigen vorgeſchlagen worden: Ego Provinciam Galliam, quam cum Antonio communicavi, in concione depoſui. **Hottmann**, **Lambin**, und **Fr. Fabricius**, vit. Cicer. glauben, man müſſe commutavi leſen. Nach dieſer Leſart könnte man ſagen, daß die zween Conſules, die ihnen durchs Loos zugefallenen Statthalterämter verwechſelt. **Salluſtius** ſagt in Bell. Catil. n. 26. ein Wort von dem Vergleich, der unter dieſen zween Amtsgenoſſen gemacht worden; Cicero Antonium pactione Provinciae perpulerat, ne contra Rempublicam conſentiret. Dieſes Wort Provinciae ſcheint alle Vertauſchung auszuſchließen; denn wenn ein Tauſch geweſen wäre, ſo hätte **Salluſtius** unfehlbar geſchrieben, pactione Provinciarum.

Nunmehr muß man noch beweiſen, daß **Dio** ſich geirret, wenn er vorgegeben hat, **Cicero** habe die Statthalterſchaft von Gallien behalten, und den **Metellus** als ſeinen Verweſer hingeſchickt, wie er zu verſtehen giebt. Es iſt außer allen Streit, daß **Cicero** dieſe Verwaltung in einer öffentlichen Verſammlung niedergeleget hat: die oben angeführte Stelle aus der Rede wider den **Piſo** zeiget es ausdrücklich. **Cicero** ſaget es auch in der IV. Catilinariſchen Rede, ex Provincia quam neglexi, und in einem Briefe an den **Atticus** Lib. 2. ep. 1. rechnet er für die ſechſte Rede, die er in ſeinem Conſulate gehalten, diejenige, die er in öffentlicher Verſammlung gehalten, um das Statthalteramt von ſich abzulehnen, cum Provinciam in concione depoſui.

Es iſt auch eben ſo gewiß, daß, nachdem **Cicero** ſich dieſes Amtes begeben, daſſelbe von dem Senate dem **Metellus** aufgetragen ward, welchen **Cicero** durch ſein Anſehen unterſtützete. Dieß beweiſt **Cicerons** Brief an den **Metellus**. Epiſt. famil. Lib. 2. ep. 2.

In des Salluſtius bell. Catilin. n. 27. 30. 42. ſieht eine Sache, die man wahrſcheinlicher Weiſe, als die Urſache von des **Dio** Fehler anſehen kann. Man lieſt daſelbſt, daß **Cicero** den **Metellus** in das **Picenum** geſchickt, dahin ſich ein gewiſſer **Septimius Camers**, auf Befehl des **Catilina** begeben hatte. Es iſt nicht unmöglich, daß **Dio** dieſe zwey Landſchaften vermenget, und dasjenige auf Gallien gezogen hat, allwo **Catilina** Anhänger hatte, was **Salluſtius** von **Picenum** geſaget hatte.

Man kann noch hinzuſetzen, daß **Dio** ſich ſelbſt widerſpricht; denn in einer an den **Cicero** gerichteten Rede, die er im 38 B. a. d. 77 S. B. dem **Philiſcus** in den Mund leget, ſaget dieſer Weltweiſe: **Cicero** habe eine Statthalterſchaft ausgeſchlagen, die man ihm angetragen gehabt. Herr Secouſſe glaubet, dieß müſſe von Gallien verſtanden werden, und er kann dem **Xylander** nicht beypflichten, welcher in den Annot. in Dion. ib. p. 947. col. 1. vorgiebt, ſolches betreffe eine Verrichtung, welche **Cicero** nach des **Vellejus** Berichte 2 B. 45 Num. ausgeſchlagen, und die darinnen beſtand, die Ländereyen in **Campanien** eintheilen zu gehen. Er glaubet nicht einmal, daß das Wort ἡγεμονία, deſſen **Dio** ſich bedienet hat, nur eine bloſſe aufgetragene Verrichtung andeuten könne.

II. **Plutarch** nennet diejenigen, welche vom **Catilina** waren erkaufet worden, den **Cicero** in ſeinem Hauſe umzubringen, **Marcius** und **Cethegus**. Hierinnen nun ſtimmet er mit dem **Salluſtius** nicht überein, welcher ſelbſt mit dem **Cicero** nicht recht zuſammen ſtimme.

In des **Salluſtius** 28 Numer, wird einer von dieſen Mördern **C. Cornelius**, ein römiſcher Ritter, und der andere, **L. Varguntejus**, ein Senator, genannt.

Cicero ſagt in der 4 Num. ſeiner erſten Catilinariſchen Rede, es wären zween römiſche Ritter geweſen, die er nicht nennet, die hätten die Ausführung dieſes Verbrechens unternommen; in der Rede für den **Sylla** aber, 6 Num. redet er bloß vom **C. Cornelius**. Will man dem **Appian**, B. C. Lib. 2. p. 429. D. glauben, ſo ſind es **Lentulus** ſelbſt, und **Cethegus**, nächſt dem **Catilina** die zween vornehmſten Anführer der **Catilinariſchen** Verſchwörung geweſen, welche zum **Cicero** gegangen, um ihn zu ermorden.

III. **Plutarch** und **Appian** ſagen ebendaſelbſt, daß die zu **Rom** in Verhaft genommenen Verſchwornen, in die Häuſer der **Prätoren** vertheilet worden, die ihnen zu Gefängniſſen gedienet. Gleichwohl nennet **Salluſtius**, welcher die Namen dererjenigen aufbehalten hat, bey denen die Verſchworenen in Verhaft gebracht worden, keinen von beyden Prätor. Noch mehr; nach dieſem Schriftſteller, ward **Lentulus** der zweyte Anführer der Verſchwörung, und welcher ſelbſt Prätor war, bey dem **P. Lentulus Spinther**, einem damaligen Bauherrn, ins Gefängniß geleget. **Statius** ward dem **Cäſar**, und **Gabinius** dem **M. Craſſius** anvertrauet. Epiſt. ad Attic. L. 2. ep. 21. Nun war **Cäſar** nach dem **Cicero**, **Sueton** und **Plutarch** ſelbſt etwas tiefer unten, damals nur erſt zur Prätur beſtimmet, und **M. Craſſius** war Conſul geweſen. **Caparius** endlich ward dem Senator **Cn. Terentius** anvertrauet. Suet. v. Caeſ. n. 14. Plut. ibid. p. 872. A.

IV. Nachdem **Plutarch** a. d. 874 S. F. von dem Auſſehen Rechenſchaft geben, welches die Begebenheit mit dem **Clodius** verurſachet, den man in Weiberkleider verkleidet, in **Cäſars** Hauſe angetroffen, ſo ſetzet er hinzu: **Cäſar** habe ſeine Gemahlinn verſtoßen, und den **Clodius** des Sacrilegii halber angeklaget. Er giebt von der Entſcheidung dieſer Sache Nachricht, und ſchließt, indem er ſaget, **Cäſar** habe, da man ihn gegen den **Clodius** zum Zeugen vorgefordert, nichts ausſagen wollen. Hier iſt nun der Widerſpruch offenbar: **Cäſar** wird in einer Sache zum Zeugen gefordert, die auf ſein eigenes Anſuchen geführet wird, und er will gegen einen Menſchen nicht zeugen, deſſen Ankläger er doch ſelber iſt. Man muß den Plutarch durch den Plutarch ſelbſt verbeſſern, welcher in Cäſars Leben, a. d. 712 S. C. ſaget: es ſey ein Tribun des Volks geweſen, der ſich zu des **Clodius** Widerparte aufgeworfen.

Dio ſagt ebenfalls im 37 B. a. d. 50 S. daß **Cäſar** nicht des **Clodius** Ankläger geweſen.

Herr **Secouſſe** weis nicht, ob es noch der Mühe werth iſt, zu bemerken, daß **Plutarch** in **Cicerons** Leben, eine gewiſſe Magd von **Cäſars** Gemahlinn, **Aura** nennet; die er doch in **Cäſars** Leben **Abra** nennt. Unfehlbar ſteckt in einer von dieſen Stellen ein Abſchreiberfehler.

V. Wenn **Plutarch** a. d. 875 S. A. von eben dieſer Sache redet, ſo ſaget er: **Cicero** ſey des **Clodius** Freund geweſen; welcher in der Zeit der **Catilinariſchen** Verſchwörung ihm viel Geneigtheit hatte blicken laſſen, und allezeit an ſeiner Seiten, gleichſam als eine Leibwache geblieben wäre.

Dieſes nun, was **Plutarch** hier ſaget, kann mit einer Sache nicht beſtehen, die in des **Aſconius** 21 Num. ſteht. Dieſer will, daß **Cicero** dem **Clodius** oftmals vorgerücket: er habe ſich in des **Catilina** Verſchwörung gemenget; (Orat. pro Milone edit. Graev. T. 5. p. 876.) und man habe ſo gar damals geſaget, daß, als dieſer aus **Rom** gegangen, um zum **Manlius** zu ſtoßen, welcher bey **Feſules** in **Hetrurien** gelagert war, **Clodius** ſich aufgemacht habe, um ihm nachzugehen; daß er ſich aber anders bedacht, und wieder nach **Rom** gekehret ſey. Er ſetzet hinzu, daß **Cicero** in der Stelle, wozu er dieſe Note macht, dieſe Begebenheit andeute. Hier iſt **Cicerons** Stelle: als **Clodius**, ſagt er, in das Feld zog, war er allezeit mit Griechen umgeben, etiam cum in caſtra Etruſca properabat.

Trotz des **Aſconius** Zeugniſſe, glaubet Herr **Secouſſe** dennoch, man könne beweiſen, **Clodius** ſey kein Mitverſchworener des **Catilina** geweſen, und ſo iſt es gleich anfangs falſch, daß **Cicero** ihm ſolches häufig vorgeworfen. Zwar ſaget er in der 3 Num. der Rede de Haruſpicum reſponſis, daß **Clodius** des **Catilina** Freund geweſen; und in der 20 Num. macht er ihm ein Verbrechen daraus: daß er von dem **Catilina** eine Summe Geldes, zum Lohne einer ſchändlichen Uebervortheilung, erhalten. Um dieſe Stelle zu verſtehen, muß man wiſſen, daß, als **Catilina** von ſeiner Statthalterſchaft aus Afrika zurück gekommen, er vom **Clodius** der Expreſſungen beſchuldiget worden; der ſich aber dermaßen beſtechen ließ, daß **Catilina** frey geſprochen ward. Es ſteht wegen dieſer Sache in **Cicerons** Rede wider den **Piſo** *, ein Ausdruck, der noch ſtärker zu ſeyn ſcheint. **Cicero** redet vom **Clodius**, und ſagt i. d. 10 Num. a Catilina praevaricatore quondam, tunc ultore. Es mögen wohl noch einige ähnliche Stellen im **Cicero** ſtehen; aber man kann doch verſichern, daß deren nicht viele ſind: und Herr **Secouſſe** bemerket deren keine, die ein ausdrückliches Verhältniß mit des **Catilina** Verſchwörung hätte. Vielmehr macht **Cicero** in der Rede de Haruſp. reſp. n. 20. 22. eine ſehr genaue Beſchreibung von des **Clodius** Leben, ſeit ſeiner Kindheit bis an ſein Tribunat, und deutet auch nicht einmal auf die **Catilinariſche** Verſchwörung. Wäre es indeſſen wahr, daß **Clodius** überwieſen, oder auch nur verdächtig geweſen, als hätte er an ſeinen Anſchlägen Theil gehabt: ſo kann man ja nicht glauben, daß **Cicero** ihm dieſes würde geſchenket haben; er, der an ſo vielen Stellen, ihn mit den häßlichſten Farben abſchildert, ihm die bitterſten Vorwürſe machet, und übrigens ſo gern von allem redet, was nur einige Verwandſchaft mit des **Catilina** Verſchwörung hat.

---

* Man ſehe des Aſconius Noten über die Ueberbleibſel von Cicerons Rede de Toga candida, nach der Gräviſchen Ausg. 6 Th. 979-981 S.

Alle dieſe Gründe halten den Herrn **Secouſſe** ab, dem Anſehen des **Aſconius** nachzugeben; an der andern Seite aber, ſcheint ihm auch das, was **Plutarch** erzählet, verdächtig zu ſeyn.

Es iſt ſchwer ſich einzubilden, daß **Cicero**, in einer Zeit, da man verſuchet hatte, ihn zu ermorden, ſich dem **Clodius** ganz anvertrauet; und ſich in die Arme eines Mannes ſollte geworfen haben, der mit dem **Catilina** in Verbindungen geſtanden hätte. Uebrigens bleibt auch im **Cicero** keine Spur von dieſer vermeyntlichen Freundſchaft zwiſchen ihm und dem **Clodius**; und wenn es eine dergleichen gegeben, ſo würde ſie ihm Stoff zu mehr als einem Lehrſpruche in denen Reden gegeben haben, wo er Gelegenheit hatte, ſich über den **Clodius** zu beſchwören.

VI. Nach dem **Plutarch**, machte man, ſobald **Cicero** aus **Rom** gegangen war, eine Verordnung kund, welche enthielt, daß man ihm auf fünfhundert italiäniſche Meilen keinen Aufenthalt geben ſollte. **Dio**, welcher im 38 B. a. d. 70 S. C. nach Stadien rechnet, ſetzet deren 3750, welches, das Stadium zu 125 Schritten gerechnet, noch nicht voll die 500000 Schritte im **Plutarch** macht. Allein es giebt einen noch weſentlichern Unterſcheid unter dieſen zween Schriftſtellern. **Plutarch** erſtrecket die Gränzen von **Cicerons** Verbannung aus Italien, auf 500000 Schritte, und **Dio** nur auf 3750 Stadien von **Rom**; ſo, daß wenn man ihm glauben wollte, **Cicero** ſich auf die italiäniſchen Gränzen hätte begeben können. Allan man findet viele Stellen im **Cicero**, die gar keinen Zweifel übrig laſſen, daß **Dio** ſich geirret hat. In des 3 B. 4 Br. an den **Atticus**, meldet er ihm, daß er das wider ihn gemachte Geſetz erhalten, und darinn gefunden, daß die Veränderung, davon er hätte reden hören, darinnen beſtünde, daß es ihm erlaubt wäre, über 400000 Schritte hinaus, das heißt 100000 weniger, als im **Plutarch**, zu bleiben. Die Veränderung, davon **Cicero** redet, iſt vielleicht die Urſache dieſes Unterſchiedes. **Cicero** bemerket zwar nicht, ob dieſe 400000 Schritte, von **Rom**, oder von Italien aus, ſollen gezählet werden: allein ein wenig tiefer unten, ſaget er, daß es ihm nicht erlaubet ſey, nach Maltha zu gehen, welches doch gewiß von **Rom** mehr als 400000 Schritte abliegt. Der ſiebende Brief redet noch deutlicher. Er ſaget: er fürchte, daß **Athen**, wohin er einige Hoffnung hatte, ſich hinbegeben zu dörfen, von Italien nicht entlegen genug gehalten werden dörfte; und im ſechſten Briefe meldet er dem **Atticus**, daß er nach **Cyzicum** in Aſien gehe.

Herr Dacier hat in ſeiner Ueberſetzung a. d. 132 S. das Wort **Rom**, anſtatt Italien geſetzt. Man weis nicht, iſt es als eine Unachtſamkeit, oder als eine Verbeſſerung geſchehen. Er hätte es melden ſollen.

VII. **Plutarch** nennet einen ſicilianiſchen Prätor **C. Verginius**, der doch in der Rede für den **Plancius**, **C. Virgilius** heißt. In Herrn Daciers Ueberſetzung ſteht **Vibius Virginius**, und das iſt unfehlbar ein Druckfehler: denn vier Zeilen zuvor ſteht ein **Vibius**.

VIII. Wenn man dem **Plutarch** glaubet, ſo blieb **Q. Cicero** bey einem zu **Rom** erregten Aufruhre, bey Gelegenheit der Wiederruffung ſeines Bruders, auf dem Markte für todt liegen.

Cicero macht in der 35 Numer, der Rede für den **Sextius**, eine ſehr umſtändliche Beſchreibung von dem, was bey dieſer Gelegenheit vorgefallen war. Man wird wohl nicht muthmaßen, daß er die Umſtände ſollte verringert haben: und gleichwohl, wenn man auch das, was er ſaget, nach dem Buchſtaben nimmt, ſo ſcheint es doch, nicht, daß ſein Bruder in großer Gefahr geweſen. Er erkläret ſich davon ſo: Pulſus e roſtris in comitio jacuit, ſeque ſervorum & libertorum corporibus obtexit, vitamque ſuam tum noctis et fugae praeſidio defendit. Dieſes heißt höchſtens nichts mehr, als daß **Quintus** im Fliehen gefallen, ſich bald wieder aufgeraffet habe, und von neuem geflohen ſey.

Dieſem Fehler im **Plutarch**, kann man zween Urſachen beymeſſen: vieleicht hat ihn das Wort jacuit betrogen, deſſen Sinn er nicht verſtanden, und ihm eine gar zu ſtarke Deutung beygeleget hat. Oder, was noch wahrſcheinlicher iſt, da ihm ſein Gedächtniß überhaupt beygebracht, was er in der Rede für den Sextius geleſen, und ſich nicht die Mühe genommen, ſie erſt nachzuſchlagen, bevor er geſchrieben: ſo hat er dem **Quintus** dasjenige beygelegt, was **Cicero** etwas weiter unten von dem Tribun **Sextius** ſaget, der in dieſem Auflaufe ſehr gefährlich verwundet worden, und dem Tode nur darum entgangen war, weil man ihn für todt hielte: a ſe mortem, opinione mortis depulit.

IX. **Plutarch** macht zween Schnitzer, wenn er von dem Tode der **Tullia** redet. Er will, daß ſie in den Wochen, bey ihrem Gemahle **Lentulus** (**Dolabella**) geſtorben ſey, den ſie nach ihres erſten Gemahls Tode geheirathet.

Es iſt aber gewiß, daß **Lentulus** ſie einige Zeit vor ihrem Tode verſtoßen. Der Herr Abt **Mongault** hat ſolches in ſeinen Anmerkungen über das 12te Buch der Briefe an den **Atticus** bewieſen. S. den V. Th. 222. S.

Zum andern hat ſich **Plutarch**, der nur von zween Männern der **Tullia** geredet hat, nicht auf den **Furius Craſſipes** beſonnen, den ſie zum zweyten Gemahl gehabt; gleichwohl redet **Cicero**, in der Rede für den **Sextius** 24. 31. und 63 Num. davon. In währender ſeiner Verjagung, oder doch bald darauf, ſtarb **Piſo**, ſein erſter Eidam; und in dem darauf folgenden Jahre ward ſeine Tochter mit dem **Craſſipes** im April verlobet: wie man in dem 2 B. der Briefe des **Cicero** an ſeinen Bruder ſehen kann. Man kann auch von dieſer Heirath mit dem **Craſſipes** im erſten Buche der vertrauten Briefe, den 4, 5, 6, 7 und 9 Br. nachſchlagen.

Nach ſolchen ausdrücklichen Stellen, iſt es zu verwundern, daß **Aſconius** eben denſelben Fehler begangen, als **Plutarch**; auch in denjenigen iſt er gefallen, den der Abt **Mongault** angemerket hat. Man ſehe des **Aſconius** Note über ein Ueberbleibſel der Rede wider den **Piſo**, Ausg. vom Gräf. 6 Th. 592 S.

X. Man lieſt in **Cicerons** Leben beym **Plutarch** 883 S. D. daß der junge **Octavius**, nachher **Auguſtus** zugenennet, ein Sohn der **Attia**, **Cäſars** Schweſter ἀδελφῆς, geweſen. Herr **Secouſſe** will ſich nicht mit Aufſammlung vieler Zeugniſſe aufhalten, zu beweiſen, daß Attia nicht **Cäſars** Schweſter, ſondern ſeine Nichte, Schweſtertochter, geweſen. Das kann man gar nicht leugnen; und der Beweis iſt hier um ſo viel unnöthiger, da es faſt gewiß iſt, daß hier im Texte ein Schreibefehler ſteckt, und daß man ἀδελφιδῆς, anſtatt ἀδελφῆς, leſen müſſe. In der That ſteht auch in des **Brutus** Leben, daß **Octavius**, ὢν ἐξ ἀδελφιδῆς Καίσαρος, geweſen; und wenn man in des **Antonius** Leben, auf einer Stelle ἀδελφῆς υἱὸς findet; ſo lieſt man auf einer andern, er ſey ein Sohn τῆς ἀδελφιδῆς, geweſen.

Iſt das Wort ἀδελφῆς ein Schreibefehler, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er in den Handſchriften ſchon ſehr alt ſeyn muß; denn Herr **Secouſſe** hat angemerket, daß alle neuere griechiſche Geſchichtſchreiber, **Cedrenus** p. 171 B. **Syncellus** p. 303. D. **Zonaras** lib. 10. num. 13 p. 494 B. Edit. vom Louv. die den **Plutarch** zum Hauptführer erwählet, und ihn zuweilen nur abſchreiben, wie inſonderheit **Zonaras** thut, alle drey ſagen, **Octavius** ſey **Cäſars** Schweſterſohn geweſen.

Nichts beweiſet ſo deutlich, wie leicht es iſt, daß die Abſchreiber ἀδελφῆς geſchrieben haben, als daß man das Wort ἀδελφῆς in einer Redensart beym Xiphilin findet, welche von Wort zu Wort aus dem Dio genommen iſt, allwo gleichwohl ἀδελφιδῆς ſteht. Xiphil. p. 161. l. Dio Lib. 45.

XI. Plutarch macht eine ſehr umſtändliche Erzählung von dem, was Cicero vorgenommen, als er ſeine Verweiſung erfahren; er redet von ſeiner Flucht, von den verſchiedenen Entſchließungen, ſo er gefaßt, und ſogleich wieder fahren laſſen, von den Hin- und Herreiſen, ſo er an den italiäniſchen Küſten gethan. Wie er ſaget, ſo reiſete Cicero von Tuſculum ab, um nach Aſtura zu gehen, welches am Ufer der See lag; und von da ſegelte er nach Circes. Als er daſelbſt angekommen, ſo ſey er, entweder aus Furcht vor der See, oder weil er noch einige Hoffnung gehabt, an das Land geſtiegen, und zu Fuße faſt hundert Stadien nach Rom zu, gegangen; bald aber wäre er zurück gekehret, und ſey nach Καπίτας zu Schiffe gegangen. Daſelbſt ſey Cicero an Land geſtiegen, und habe ſich in eine Sänfte geſetzet, in welcher er ermordet worden.

Seneca, der Rhetor, hat uns im 1 B. ſeiner Suaſor. VII. ein ſehr koſtbares Ueberbleibſel vom Livius aufbehalten, darinn derſelbe die Flucht des Cicero auf eine Art beſchreibt, die mit Plutarchs Erzählung gar nicht beſtehen kann. Er ſagt, Cicero ſey durch Umwege von Tuſculum nach Cajeta, ſo nicht weit davon gelegen, gegangen. Er ſey auf ein Schiff geſtiegen, ſo auf die Höhe gefahren; aber durch die Winde bald wieder an die Küſte getrieben worden. Cicero, den die See ſehr abgemattet, und der übrigens ſeines Lebens, und der Sorgfalt ſelbiges zu erhalten, überdrüſſig geweſen, ſey an Land geſtiegen, und nach Formias zurück gegangen: hierauf ſetzt Livius unmittelbar hinzu, er ſey in ſeiner Sänfte umgebracht worden.

Plutarchs Anſehen iſt mit des **Livius** ſeinem, keinesweges zu vergleichen. Gleichwohl muß man geſtehen, daß man merket, wenn man des **Livius** überbliebenes Stück lieſt, daß es nur ein Auszug ſey, der vielleicht nicht mit aller gehörigen Aufmerkſamkeit gemacht worden. Man kann glauben, daß, wenn man die Stelle ganz hätte, man darinnen die Beſtätigung einiger vom **Plutarch** angeführten Umſtände finden würde.

Das Wort καπίτας, welches in **Plutarchs** Stelle ſteht, erfordert ebenfalls eine kleine Unterſuchung. Der lateiniſche Dollmetſcher hat **Capoua** überſetzt, und Herr **Dacier**, **Cajeta**; man weis aber nicht, worauf beyde ſich gründen. Herr **Secouſſe** verſichert, er habe dieſes Wort καπιτας nirgend gefunden, Es iſt unfehlbar ein Abſchreiberfehler, man müßte denn ſagen, **Plutarch** habe der Stadt **Capua** dieſen Namen geben, und eine Anſpielung auf die Wortableitung machen wollen, die einige Schriftſteller dem Namen dieſer Stadt gegeben, den ſie von **Caput** herleiten, wie man aus des **Florus** 1 B. 16 C. und aus **Strabons** 5 B. 172 S. ſehen kann. Man ſehe auch den **Cellarius** Geogr. antiqu. L 2. C. 9. p. m. 850.

XII. Wenn **Plutarch** in der Erzählung von **Cicerons** Tode fortfährt, ſo ſaget er: derſelbe ſey kaum aus ſeinem Hauſe geweſen, als **Popilius**, ein Hauptmann über tauſend Mann, und **Herennius**, welcher einer Schaar von hunderten vorgeſtanden, mit ihren Soldaten dahin gekommen. Daſelbſt hätten ſie den Weg erfahren, welchen **Cicero** genommen, und wären ihm gefolget. **Herennius** ſey mit vollem Zügel auf die Sänfte zugejagt: **Cicero**, der das Getöſe gehöret, hätte halten laſſen, und ſeine Mörder ſteif angeſehen. **Herennius** habe ihm hierauf den Kopf herunter geſchlagen. **Plutarch** ſagt auch vom **Popilius**, daß, da er ehedem angeklagt geweſen, er hätte ſeinen Vater erſchlagen, **Cicero** ſein Sachwalter geweſen, und ihm losgeholfen habe.

Seneca lehret uns in einer Stelle, die man weiter unten ausführlicher ſehen wird, daß einige Geſchichtſchreiber ſagen, es ſey **Popilius** geweſen, der den **Cicero** umgebracht. Aus dieſer Zahl war **Brutidius Niger**, von dem er ein Ueberbleibſel anführet, darinn man findet: daß, als **Cicero** dieſen Menſchen, deſſen Verfechter er geweſen, näher kommen geſehen, einige Freude in ſeinem Geſichte blicken laſſen.

Brutidius Niger ſaget nicht, in was für einer Sache **Cicero** dem **Popilius** gedienet: und **Seneca** wird uns die Quelle der falſchen Ueberſetzung anzeigen, welcher **Plutarch** gefolget iſt, wenn er vorgiebt, er ſey wegen des Vatermordes angeklagt geweſen. **Popilius**, ein Mörder des **Cicero**, der ihm das Leben erhalten hatte, war eine ſchöne Materie für die öffentlichen Redner; ſie war recht ſo ſonderbar und außerordentlich, als ſie ſie nöthig hatten, um ihre eitele und nichtige Beredſamkeit zu erheben. Das 17 St. des 3 B. der **Controverſen** im **Seneca**, beſteht aus Ueberbleibſeln der großen Menge von Rednern, die über dieſer pathetiſchen Sache ihre Kräfte geübet hatten.

Vielleicht hat **Seneca** voraus geſehen, daß dergleichen Reden der hiſtoriſchen Wahrheit nachtheilig ſeyn könnten, wenigſtens muß man ihm Dank wiſſen, daß er uns die eigentlichen Umſtände aufbehalten hat. Er ſaget in demjenigen, was er die Eintheilung der Rede nennet, es hätten wenig Geſchichtſchreiber geſchrieben, daß **Popilius** den **Cicero** getödtet; alle ſtimmten darinnen überein, **Cicero** hätte ihn keines Hauptverbrechens wegen vertheidiget, ſondern in einem bloßen Rechtshandel; und es hätte den Rednern nur ſo gefallen vorzugeben, daß es bey einer Anklage vom Vatermorde geſchehen ſey.

Des **Seneca** Vorſichtigkeit hat nicht ihre ganze Wirkung gethan; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß aus einigen

gen Reden, oder aus gewiſſen Schriftſtellern die dadurch in Irrthum verführet worden, **Plutarch** dasjenige genommen, was er vom **Popilius** ſaget.

XIII. Man könnte dem **Plutarch** vorrücken, er hätte ſich bey dem herrlichſten Stücke von **Cicerons** Leben nicht lange genug aufgehalten; nämlich bey der Zeit nach **Cäſars** Tode. **Cicero** ſpielte hier eine Zeitlang die Hauptperſon, er war die einzige Zuflucht der Republikaner. **Antonius** ſcheuete ihn, und ſchonete ihn: **Octavius** konnte ihn nicht entbehren, und ſchien nichts ohne ſeinen Rath zu thun. Indeſſen währete dieſe Zeit nicht lange. **Cicero** war der vornehmſte Redner ſeiner Zeit, aber er war nicht der gröſte Staatsmann. Er ließ ſich vom **Antonius**, und dem jungen **Octavius** einſchläfern. **Plutarch** hat dieſe Begebenheiten nur ſo flüchtig angezeigt, und was er davon ſaget, das iſt zu einem richtigen Begriffe davon nicht zureichend.

* *

XXXVII.

Des Hrn. von Foncemagne Gründe, daß St. Gregor von Tours nicht der Verfaſſer von Leben des heil. Yrier (Aridius) ſey. 1729.

Laut einer alten Handſchrift aus dem Kloſter zu St. Gallen iſt das Leben des heil. Yriers vom Gregor von Tours geſchrieben.

Der P. Mabillon ſcheint in der Verrede zum IV. Th. ſeiner Analecten anfänglich anzuſtehen, dem Anſehen dieſer Handſchrift nachzugeben: und die Urſache ſeiner Unſchlüſſigkeit iſt dieſe, daß er in dieſem Leben verſchiedene Ausdrücke gemerket, die aus den Werken des Pabſtes St. Gregor, und St. Benedicts genommen ſind; welche doch St. Gregor von Tours, allem Anſehen nach, weder leſen noch abſchreiben können. Allein, er ſetzet hinzu, daß ein Vorurtheil von dieſer Art, das ausdrückliche Zeugniß einer alten Handſchrift gleichwohl nicht über einen Haufen ſtoßen können. Sequitur de Aredii Abbatis geſtis libellus, quem Gregorio Turonenſi Epiſcopo tribuit vetuſtiſſimus codex Monaſterii St. Galli. Quaedam tamen locutiones a Gregorio Magno et ſancto Benedicto acceptae in eo reperiuntur, quod, ut ad elevandam veteris codicis inſcriptionem non ſufficit, ſic omnino diſſimulandum non erat.

Der P. Ruinart glaubet, er trete der Ehrerbiethung nicht nahe, die er ſeinem Meiſter ſchuldig iſt; wenn er von deſſen Meynung gleich abgienge. Er muthmaßet, daß St. Yriers Leben, die Arbeit irgend eines Mönches desjenigen Kloſters ſey, deſſen Abt dieſer heilige geweſen *, und daß man ſie dem Gregor von Tours zugeeighet, weil der Verfaſſer ſie hauptſächlich aus denen verſchiedenen Vorfallen zuſam̃en geſetzet hat, die **St. Gregor von Tours** in ſeinen Schriften, von dieſem Heiligen erzählet: Sunt tamen alia indicia quae ſuadeant hanc vitam Gregorio tribuendam non eſſe, ſed Monacho potius alicui Atanenſi, qui eam potiſſimum ex Gregorii operibus collegerit; quod anſam praebuerit poſteris eam Gregorio adſcribendi. *Ruinart. Praef. ad Greg. Tur. n. 81.* Allein der P Ruinart gründet ſeine Meynung nur auf Wahrſcheinlichkeiten, die keine völlige Ueberzeugung bey ſich führen.

Herr von **Foncemagne** denket, wie obiger berühmte Benediktiner, daß das Leben des heil. Yriers unmöglich vom **St. Gregor von Tours** ſeyn könne: eine Stelle aus dieſem Leben ſelbſt, biethet ihm einen Beweis dar, der ihm überzeugend zu ſeyn ſcheint.

„Aridius, ſaget der Schriftſteller, ward von den Einwohnern zu **Limoges** wegen des Erfolges befraget, den Chilperichs Krieg, wider den Siegebert ſeinen Bruder, haben würde: er antwortete ihnen, Theodebert der euer Land verheeret, wird gar bald ſein Reich und das Leben verlieren. Euer König Siegebert wird verſchiedene Völker wider ſeinen Bruder aufhetzen; er wird ſiegreich aus dem Streite kommen: allein er wird ſeines Sieges nicht lange genießen. Die Argliſt ſeiner Feinde wird ihn um die Frucht deſſelben bringen. Sein Königreich wird nach und nach von ſeinen Söhnen auf ſeine Enkel kommen; und dieſe, die ganz feſt auf dem Throne zu ſitzen ſcheinen, werden durch einen frühzeitigen Tod, der Welt plötzlich entriſſen werden. Nun beſtätigte der Ausgang die Worte dieſes Mannes Gottes:„ Scitote quod regnum ipſius (*Theodeberti*) nuper auſertur, ſed hactenus ſcitius interimitur. Rex autem veſter multarum ſcilicet gentium augmenta adverſus illum commovebit, ſuper quem victoria ei donabitur: obtenta videlicet pugna victoriae, fraudulenter decipitur; ſed a filiis nepotibusque ſuis regnum ipſius traditur gubernandum. Caeteri vero Reges, quibus ſtabilitate Regnum ſtare videtur, interveniente articulo mortis preſſi in ignobilitate rapiuntur a ſaeculo . : . . quod vir Dei Aridius praedixit, ita poſtea rei probavit eventus. *Vita Aridii n. 30 Greg. Tur. edit. Ruinart. p. 1299.*

---

* Dieſes Kloſter, welches ehedem unter dem Namen Monaſterium Atanenſe bekannt geweſen, iſt anjetzt die Collegialkirche von St. Yrier im Limouſiniſchen

Dieſe Prophezeyung enthält im kurzen die Geſchichte von ungefähr vierzig Jahren. Die Hauptbegebenheiten ſo ſie verkündiget, ſind **Siegeberts** Krieg wider den **Chilperich**, der ſich nach **Tournai** hatte zurück ziehen müſſen; der Tod eben dieſes **Siegeberts**, welcher von denen Leuten umgebracht ward, die **Fredegundus** ihm aufgeſtellet hatte; **Childeberts**, **Siegeberts** Sohnes, Tod; und **Theodeberts** und des **Thieri**, **Siegeberts** Enkels, Tod. Es iſt unmöglich, ſie auf eine andere Reihe von Begebenheiten zu ziehen; denn das caeteri Reges, aus dem angeführten Texte, kann niemanden als dem **Theodebert** und **Thieri** zukommen; und **Clotarius** den II. gar nicht bedeuten, welcher damals allein in **Neuſtrien** regierete. Der Geſchichtſchreiber, welcher dieſe Vorfälle, als vorher verkündiget, aufgeſchrieben, und hinzuſetzt, die Weiſſagung ſey erfüllet worden, quod vir Dei Aridius praedixit, ita poſtea rei probavit eventus, muß nothwendig deren Erfüllung erlebet haben. Die letzte nun von dieſen Begebenheiten, nämlich des **Thieri**, **Childeberts** Sohnes und **Siegeberts** Enkels Tod, fällt ins 613 Jahr. Anal. Coint. ad an. 595. n. 29. Folglich kann **St. Gregor von Tours**, welcher höchſtens im 595. Jahre geſtorben war, dieſer Geſchichtſchreiber unmöglich ſeyn. Woraus Herr **von Foncemagne** ſchließt, daß **Gregor von Tours** auch nicht der Verfaſſer von dem Leben des heil **Yriers**, oder **Aridius** iſt.

XXXVIII.

Des Herrn Abtes Sallier Anmerkungen über die Bedeutung der Wörter ΗΡΩΟΝ ΜΝΗΜΑ

1729.

Die Kenntniß der Wörter führet uns auf die Kenntniß der Sachen: allein man muß auch geſtehen, daß oftmals die Kenntniß der Sachen, wenigſtens einen großen Vortheil abgiebt, die Bedeutung gewiſſer Ausdrücke mit derjenigen Richtigkeit zu beſtimmen, die allein fähig iſt, unſere Begriffe richtig zu machen. Man muß ſich daher nicht wundern, wenn man in dergleichen Fällen genöthiget wird, erſt von der Literatur, Critik oder Geſchichte zu handeln; ehe man den grammatikaliſchen Ausſpruch thun kann.

Nach dieſem Grundſatze fängt der Herr Abt Sallier an, bevor er die richtige Bedeutung des Wortes ΗΡΩΟΝ ΜΝΗΜΑ angiebt, die Gebräuche zu unterſuchen, die die alten Griechen in Anſehung der Helden beobachteten, wenn ſie ihnen die nach dem Tode ſchuldigen Pflichten leiſteten.

Es iſt nicht nöthig, ſich hier in die umſtändliche Beſchreibung deſſen einzulaſſen, was den zu Verbrennung der Leiche beſtimmten Holzſtoß betraf: hier iſt die Rede bloß vom Grabe, es ſey nun, daß wirklich die Aſche darinnen ruhen ſollte, oder daß es bloß ein leeres Grab war: denn die Griechen glaubten ihre Todten durch Ceremonien, die ſie um dieſe Gräber herum beobachteten, eben auch zu ehren.

Homer hat in ſehr ſchönen Verſen, und ziemlich ausführlich, ſowohl die Bauart desjenigen beſchrieben, welches Achill dem Patroklus aufführen ließ, als auch die Spiele, ſo er dabey angeſtellet:

> Τορνώσαντο δὲ σῆμα. Θεμείλιά τε προβάλοντο
> Ἀμφὶ πυρὴν εἶθαρ δὲ χυτὴν ἐπὶ γαῖαν ἔχευαν,
> Χεύαντες δὲ τὸ σῆμα, πάλιν κίον. αὐτὰρ Ἀχιλλεὺς, etc.
>
> *Iliad. 23. v. 255.*

Das heißt: Hierauf bemerken ſie den Umfang ſeines Grabes, ſie legen den Grund dazu um den Holzſtoß herum, und richten einen Hügel von Erde daſelbſt auf.

Dieſes nannten ſie τάφος, σῆμα, μνῆμα, τύμβος, denn alle dieſe Wörter bedeuten ein Grabmaal. Euſtathius 1673. S.

Gemeiniglich ließ man eine Seule auf das Grab ſetzen. Auch dieſes berichtet uns Homer an verſchiedenen Orten ſeiner Werke; es iſt genug, wenn wir nur eine Stelle anführen:

> Α'λλ' ὥστε στήλη μένει ἔμπεδον, ἥτ' ἐπὶ τύμβῳ
> Α'νέρος ἑστήκει τεθνηότος ἠὲ γυναικός.
>
> *Iliad. 17. v. 434.*

d. i. So wie eine Seule, die unbeweglich auf einem Grabe ſtehen bleibt.

Zu dieſem Kegel, oder dieſer Seule, fügte man noch zuweilen die Zeichen von der Lebensart desjenigen, dem man das Grab weihete. So ſah man auf Elpenors Grabe ein Ruder. Odyſſ. 12. V. 14.

Die nachfolgenden Zeiten haben dieſen Gebrauch beybehalten, und man findet in den Schriftſtellern viele Zeugniſſe davon; ja ſie lehren uns auch verſchiedene Umſtände dieſer Leichengepränge kennen. Das vornehmſte davon iſt die Einführung eines Dienſtes für die Seelen der Helden und Heldinnen. Eine unter den Weltweiſen und dem Volke ausgebreitete Meynung, flößte ihnen die Einbildung ein, daß die Seelen ſolcher Helden gern in geheiligten Wäldern lebten, und die Opfer und Trankopfer gern ſähen, die man ihnen dahin brächte. Folglich beſtand denn dieſer Dienſt aus zwey Stücken; erſtlich in der Einweihung eines beſondern Orts, allwo die Helden nach ihrem Tode verehret wurden; und dann in den Opfern, die man ihnen brachte: denn man kann das, was die Lateiner inferias nennen, ſo verſtehen. Man ſehe den Feſtus, unter dem Worte Inferiae.

Es wird nicht ſchwer fallen, von dieſem doppelten Gebrauche Beweiſe zu geben. Was die Opfer auf dem Grabe ſelbſt betrifft, ſo blieben ſie nicht bey dem einzigen Tage, da man den Holzſtoß anzündete. Man feyerte auch den Jahrstag davon, und die Dichter haben nie vergeſſen, den Lebenden dieſe fromme Pflicht gegen die Todten nachzurühmen, wenn ſie die Zärtlichkeit der einen gegen die andern vorſtellen wollten. Der Herr Abt Sallier läßt alle Zeugniſſe fahren, die er in Homers Gedichten finden könnte, und bleibt bloß bey denen ſtehen, die er in des Euripides Trauerſpielen gefunden. Z. E. in dem Trauerſpiele der Herakliden, da Euryſthäus im Begriffe iſt zu ſterben, nachdem er verſprochen, daß er auch ſelbſt nach ſeinem Tode den Athenienſern günſtig bleiben wolle; ſo erkläret er zugleich, daß er allemal ein Verfolger von Herkuls Abkömmlingen bleiben werde. Er begiebt ſich zum voraus aller gewöhnlichen Ehrenbezeugungen, wodurch man nur vergeblich ſeinen Schatten zu befriedigen ſuchen möchte: Uebrigens, ſagt er, vergießt keine Trankopfer auf meinem Grabe; das Blut der Opferthiere fließe nie darauf: denn ungeachtet dieſer Ceremonien, werde ich gleichwohl den Herakliden alles mögliche Unglück erregen;

Ἀλλὰ μήτε μοι χοὰς
Μήθ᾽ αἷμ᾽ ἐάσῃς ἐς ἐμὸν στάξαι τάφον. *V. 1040.*

Iphigenia rufft aus: o ihr grauſamen Götter, die mir meinen Bruder geraubet, und ihn in die Schatten des Todes geſtürzet! dieſe Trankopfer bringe ich ihm, dieſe Schaale mit dem Blute der Stiere angefüllet, will ich ihm darreichen; ſie gehöret den Todten, und ich will die Erde damit beſprützen:

ᾧ τάσδε
Χοὰς μέλλω, κρατῆρά τε
Τὸν Φθιμένων
Τ᾽ ὑδραίνειν γαίας ἐν νώτοις
Πηγάς τ᾽ οὐρείων ἐκ μόσχων.
Iphig. in Taur. v. 160.

Im 633 Verſe eben dieſes Stückes, verſpricht ſie, das Grab ihres Bruders auszuzieren, und gleichſam zu ehren, κόσμον ἐνθήσω τάφῳ. Die Biene, ſaget ſie, wird mir dieſen koſtbaren Saft darbietben, den ſie von den Blumen unſerer Fluren einſammlet.

Τῆς ὀρείας ἀνθεμόῤῥυτον γάνος
Μελίσσης.

So ſieht der Zierrath aus, den ſie des Oreſtes Grabe zudenkt.

Man würde noch andere Stellen anführen, wenn ſie einer ſo bekannten Sache eine mehrere Gewißheit geben könnten: diejenigen die neugierig darnach ſind, dörfen nur eben dieſes Dichters Hekuba nachſehen.

Wenn nun der Herr Abt Sallier dieſe dargebrachte Sachen, Opfer nennt; ſo hat er dem Feſtus folgen wollen, der ſie auch ſo nennet: denn ſonſt weis er wohl, daß dieß Wort nur gebraucht wird, wenn man von Göttern redet.

det. Herodot, Thucydides, Pauſanias, Lucian, und Plato, beobachten dieſen Unterſchied allemal: und eben dieſe dargebrachten Dinge anzudeuten, bedienen ſie ſich nicht des Wortes θυσίαι, Opfer, ſondern des Wortes ἐναγίσματα; nicht des Wortes θύειν, ſondern des Wortes ἐναγίζειν.

Hierauf kömmt Herr Sallier auf den andern Theil des Dienſtes der Helden, nämlich auf die Einweihung eines beſondern Ortes. Dieſer Ort enthielt dreyerley Stücke, einen geheiligten Wald, Altäre, und eine Erhöhung von Erde, die ſtatt des Grabes dienete, und nur ein leeres Grab war.

Wenn **Plato** de Legib. die Ehrenbezeugungen erkläret, die man berühmten Leuten nach ihrem Tode erwies, ſo ſaget er: daß man um ihr Grab herum einen geheiligten Wald gepflanzet, δένδρων ἄλσος περιφυτεύουσι. Servius verſichert, **Virgil** brauche niemals das Wort lucus, daß er dadurch nicht eine Einweihung verſtehen wolle; und daß die Seelen der Helden ſich in dieſen Wäldern aufhalten.

Hos tenent Heroum animae. *Aeneid. l. 445.*

Um dieſes noch beſſer zu verſtehen, muß man ſowohl **Virgils** Verſe, als das, was Servius hinzuſetzt, zu dem Begriffe fügen, den der Dichter giebt:

Solemnes tum ſorte dapes, et triſtia dona,
Ante urbem in luco, falſi Simoentis ad undam,
Libabat cineri Andromache, manesque vocabat
Hectoreum ad tumulum: viridi quem ceſpite inanem
Et geminas, cauſam lacrymis, ſacraverat aras.
Aeneid. l. 3.

Gleich als Andromacha im Hayne vor der Stadt,
Am falſchen Simois ein Mahl gehalten hat,
Das man den Todten bringt: wo ſie bey zween Altären,
Zu Hektors leerer Gruft, der Urſach ihrer Zähren,
Den Abgeſtorbnen rief. Schwarz.

Hier ſind die drey Dinge ausgedrückt, die, wie oben geſaget worden, in dem den Heldenſeelen geweiheten Orte enthalten waren. Nun wollen wir ſehen, wie Servius dieſe Verſe vom Virgil verſtanden: *Lucum* nunquam ponit ſine religione; nam in ipſis habitant manes piorum qui lares viales ſunt ..... et hic lucus qui ad reddenda ſolemnia Hectori et Aſtyanacti fuerat dicatus.

Cicerons zweytes Buch von Geſetzen, enthält viele Proben dieſes Gebrauches: allein es iſt beſſer, daß man die Leſer dahin verweiſt, als daß man hier Stellen anführe, die endlich doch nicht ausdrücklicher ſeyn können, als die bereits angeführten. Und dieſes iſt genug, um ohne Furcht zu entſcheiden, daß das Ἡρώων μνῆμα, ein Heldengrab heiße: nämlich dasjenige, was mit einem geheiligten Wäldchen umgeben, und mit Altären beſetzt war; welche von den Anverwandten oder Freunden des Verſtorbenen, von Zeit zu Zeit mit Trankopfern beſprenget, und auch ſonſt beſchenkt wurden.

* * *

XXXIX.

Herren Blanchards Abhandlung von den Heliaſten. 1730.

Die Heliaſten, deren Geſchichte Herr Blanchard aufgeſetzt, nachdem er die Geſchichte der Prytanen verfertiget hatte, wurden, nach einigen von dem Worte ἁλίζω, ich verſammle in groſſe Haufen, und nach andern, von Ἥλιος, die Sonne, ſo genannt, weil ſie ihre Verſammlungen unter freyem Himmel hielten. Sie machten nicht nur das zahlreicheſte, ſondern auch das wichtigſte Gericht der Stadt Athen aus, indem es bey ihren Ausſprüchen, entweder auf die Erklärung der dunkelſten Geſetze, oder auf die Aufrechthaltung derer ankam, die man zu verletzen trachtete.

Die Theſinotheten rieſen die Verſammlung der Heliaſten zuſammen, welche aus tauſend, und zuweilen aus funfzehn hundert Richtern beſtand. Nach dem Harpokration ward die erſte Zahl der tauſende, aus zwey andern Gerichten, und die Zahl der funfzehnhundert, aus drey andern genommen. Herr von **Valois** führet in ſeinen Noten über dieſen Schriftſteller, des **Stephans** Meynung an, welcher ſaget: dieſes Gericht ſey ein Ausſchuß aus vier andern Gerichten geweſen; nämlich aus dem Gerichte der fünfhunderte; welches, wie im 31 Artikel geſagt worden, ſich endlich auf ſechshundert Richter erſtrecket hat; aus dem Rathe der funfziger, aus dem Rathe der zweyhundert, und aus dem Rathe der Tauſend. Dieſes aber giebt nimmermehr die feſte Zahl von tauſend, vielweniger von funfzehnhundert, aus welchen das Gericht der Heliaſten zuweilen beſtand. Herr Blanchard glaubt daher, daß die Theſinotheten, um dieſe Zahl voll zu machen, zuweilen noch diejenigen aus jeder Zunft dazu berufen, die zuletzt aus denen Aemtern getreten waren, welche ſie in einem andern Tribunale bekleidet hatten.

Dem ſey wie ihm wolle, ſo ſcheint es, daß die Verſammlungen der Heliaſten nicht oft vorgefallen: indem ſie den Lauf der gewöhnlichen Verrichtungen, und die Sitzungen der geordneten Tribunale würden gehindert haben.

Die Theſmotheten mußten dafür ſorgen, daß einem jeden, der dieſem Tribunale beygewohnet hatte, drey Obolen für ſeine Gegenwart gereichet würden; welche mit zwo römiſchen Seſterzen, oder einer halben Drachme, überein kommen: und eben daher nennet **Ariſtophanes** ſie, die **Dreyobolenbrüder**. Sie wurden auch zu einer Geldbuße verurtheilet, wenn ſie zu ſpät angekommen waren; ja auch dann, wann ſie erſt erſchienen, nachdem der Redner bereits angefangen hatte, zu reden, wurden ſie nicht mehr zugelaſſen. Dieſe Ausgabe ward aus dem öffentlichen Schatze beſtritten, und hieß *μισθὸς ἡλιαστικὸς*.

Nach dem **Ariſtophanes** kam die Verſammlung gleich nach Sonnenaufgange zuſammen. Verhinderte die Kälte und der Schnee, daß ſie nicht unter freyem Himmel gehalten werden konnte, ſo hatten die Richter Feuer. Allein wir haben keine Spur übrig, die uns anzeigete, an welchem Orte man ſie, bey einer ſo rauhen Witterung ſowohl, als zu anderer Zeit, gehalten. Wir ſehen nur, daß dieſe Verſammlung, zu Erhaltung guter Ordnung, in einem doppelten Umkreiſe verſchloſſen geweſen. Der erſte war eine Art von Geländer, welches hie und da mit Thüren durchbrochen war, über denen die zehn oder zwölf erſten Buchſtaben des griechiſchen Alphabets mit rother Farbe geſchrieben waren; und denen Beamten zum Einlaſſe dieneten, aus denen dieſes Gericht beſtehen ſollte, ein jeder nach dem ſeiner Zunft beſonders eigenen Charactere. Die Thürhüter, denen ſie das Stäbchen wieſen, welches ihnen von den Theſmotheten zur Verſammlung war zugeſchickt worden, unterſuchten deſſen Character, um ſie einzulaſſen, und diejenigen auszuſchließen, die ſich ohne Vollmacht hätten darſtellen können.

Der andere Umkreis, welcher funfzig Schritte vom vorigen abſtand, war eine Art von Seile oder Strick, der das neugierige Volk, welches ſich um den erſten Umkreis herum verſammlete, nicht verhinderte alles zu ſehen, was ſich in dem andern in einer ziemlichen Entfernung eräugete; damit nicht die Richter durch das in der unruhigen Menge eines verſammleten Volkes, welches noch darzu durch eigennützige Abſichten, oder parteyiſche Gewogenheit beweget wird, nothwendige Getümmel beunruhiget würden.

Einem jeden, der in den erſten Umkreis eingelaſſen ward, theilete man zwey Stücke Kupfer aus, deren eines durchbohret war; doch ohne daß man daraus ſchließen kann, dieſes ſey zu Vermeidung des Betruges wegen der Dunkelheit des Ortes geſchehen, wo die Verſammlung gehalten ward: denn ſie fieng gleich mit Sonnenaufgange an, und endigte ſich mit Sonnenuntergange. Dieſe kupferne Stückchen brauchte man anſtatt der Seemuſchelchen, die ehmals zu dieſem Gebrauche beſtimmet geweſen.

Der König, welcher dieſe Verſammlung anſagen laſſen, war ſelbſt zugegen; die Theſmotheten laſen die Namen dererjenigen ab, daraus ſie beſtehen ſollte, und ein jeder nahm in der Ordnung Platz, wie er gerufen ward: worauf dann, wann die Exegeten, welche berufen waren, um auf die Wunderdinge, und auf die geheiligten Sachen Acht zu geben, nichts einzuwenden hatten, die Verſammlung eröffnet ward. Man weis, daß dieſe Beamten, die den Namen Exegeten führeten, oftmals von denjenigen beſtochen wurden, denen daran gelegen war, was in der Verſammlung vorkommen würde: eben wie zu Rom die Tribunen des Volkes, die von den Conſuln angeordneten Verſammlungen zu ſtören trachteten.

Von allen Denkmälern, die wir von den Verſammlungen der Heliaſten noch übrig haben, iſt das koſtbareſte der Schwur, den dieſe Richter in die Hände der Theſmotheten ablegeten. **Demoſthenes** hat uns denſelben in ſeiner Rede wider den **Timokrates** aufbehalten, welcher, da er ſich von denjenigen beſtechen laſſen, in deren Händen die Güter eines **Naukratiſchen** Schiffes zur Verwahrung lagen, und die ihre Rechnung davon verzögerten, ein Geſetz gemacht hatte; nach welchem es denen Gefangenen, die um öffentlicher Schulden halben ſaßen, erlaubet ſeyn ſollte, durch Leiſtung einer Bürgſchaft aus dem Gefängniſſe zu gehen; und dieſer Redner bedienete ſich deſſelben, als eines derer ſtarken Züge, die fähig ſind, eine ganze Verſammlung von Zuhörern zu erregen. Wider dieſes Geſetz nun hielt **Demoſthenes** ſeine Rede, in welcher er, um in die Zuhörer recht lebhaft zu dringen, ihnen den Eid der Heliaſten laut vorleſen läßt: den wir jezt näher betrachten wollen, damit wir von dem Anſehen, darinn dieſes Tribunal ſtand, und von der Wichtigkeit derer darinn vorkommenden Sachen, deſto beſſer urtheilen können.

Eid der Heliaſten.

„Ich will nach den Geſetzen und Ausſprüchen des athenienſiſchen Volkes, und des Senates der fünfhunderte richten.

„Ich will meine Stimme zur Einführung eines Tyrannen, oder zur Oligarchie, nicht geben.

„Ich will in dasjenige nicht willigen, was geſagt oder geſtimmet worden, wenn es der Freyheit oder Einigkeit des athenienſiſchen Volkes ſchädlich ſeyn könnte.

„Ich will meine Stimme weder zur Abſtellung der Schulden der Privatperſonen, noch auch zur Eintheilung des Landes und der Häuſer der Athenienſer nicht geben.

„Ich will, weder die Verbanneten, noch auch die zum Tode verurtheileten nicht widerrufen.

„Ich will diejenigen nicht zwingen, ſich wegzubegeben, „denen die Geſetze und Stimmen des Volkes und Tribunals „verſtatten zu bleiben.

„Ich will nicht einmal gegenwärtig dabey ſeyn, und „nicht dulden, daß irgend ein anderer, indem ich ihm meine „Stimme dazu gebe, in irgend ein obrigkeitliches Amt „trete; wenn er nicht zuvor von ſeinen bisher verwalteten „Aemtern Rechnung abgelegt hat.„

Dieſes verſteht ſich von den neun Archonten, von dem geiſtlichen Oberhaupte, und von denen, die mit den neun Archonten an einem Tage gewählet wurden, der Herold, der Bothſchafter, und die Beyſitzer.

„Ich will nicht zugeben, daß einerley Perſon zweymal „daſſelbe Amt verwalte, oder daß einerley Perſon in einem „Jahre, zweyerley Bedienungen habe.

„Ich will kein Geſchenk in der Abſicht meiner Amts„verwaltung annehmen, als Heliaſt, weder ſelbſt, noch „durch die dritte Hand, noch durch irgend jemanden, der „mir bekannt iſt, weder unverſehens, noch auf andere „Weiſe.

„Ich erkläre mich, daß ich nicht unter dreyßig Jahre „alt bin.

„Ich will gegen den Ankläger und Angeklagten gleich „aufmerkſam ſeyn, und meine Stimme über der ſtreitigen „Sache geben.

„Dieſes ſchwöre ich bey dem Jupiter, Neptun und „der Ceres.

„Und woſern ich irgend einer von meinen Verſprechun„gen nicht nachlebe: ſo bitte ich ſie, daß die Strafe dafür, „auf mich und auf die Meinigen, zu unſerm Verderben „komme.

„Ich flehe ſie an, alle Arten der Glückſeligkeit über „mich auszuſchütten, dafern ich meinen Eid treulich „halte.„

Man muß dasjenige leſen, was hierauf im **Demoſthenes** folget, wenn man ſehen will, mit wie vieler Beredſamkeit er ſich dieſes Eides bedienet, und wie er deſſen Grundſätze auf die Sache anwendet, die er vertheidiget.

Nunmehr kennen wir alſo einen von den Bewegungsgründen dieſer Verſammlung. **Ariſtoteles** aber führet noch einen andern an, nämlich dieß, wenn irgend eine neue obrigkeitliche Perſon, an die Stelle eines verſtorbenen Beamten gewählet werden ſollte, damit dieſe Veränderung durch öffentliche Gewalt geſchähe. Es iſt erſtaunlich, daß **Pauſanias**, dem doch ſolche Beſchreibungen ſo gewöhnlich ſind, uns gar nichts umſtändliches von dieſem Tribunale berichtet. Alles was er davon ſaget, iſt dieß, daß das zahlreicheſte von allen Tribunalen, und wo die Bürger am zahlreichſten zuſammen gekommen, Helice geheißen.

Diogenes Laerz, giebt in **Solons** Leben vor, **Piſiſtratus** habe ſich in einer von dieſen Verſammlungen der **Heliaſten**, mit Wunden und Stichen ganz bedeckt gezeiget, die er ſo wohl ſich ſelbſt, als den Maulthieren ſeines Wagens verſetzt, um das Volk wider ſeine vermeynten Feinde aufzuhetzen: welche aus Neid, wie er ſagte, über die Gewogenheit, die das Volk ihm bezeugte, weil er ſich ſeines Beſten, auch wider die Mächtigſten annähme, ihn überfallen hätten, da er auf der Jagd geweſen. Sein Anſchlag gelung ihm auch, und man erlaubte ihm eine Leibwache: deren er ſich bedienete, die Tyranney, oder oberſte Gewalt an ſich zu ziehen; dabey er ſich auch drey und dreyßig Jahre erhielt. Aus dieſer Erlaubniß nun, erhellet die Macht dieſes Tribunals um ſo vielmehr, da **Solon** ſelbſt, der dabey gegenwärtig war, und alles mögliche that, ſich dieſem Schluſſe zu widerſetzen, nichts ausrichten konnte.

Athenäus hat uns ein Ueberbleibſel von dem Comödienſchreiber **Poſidippus** aufbehalten, der, wenn er von der theſpiſchen **Phryne** redet, deren eigentlicher Name

Mne.

Mneſarete geweſen, wie Ariſtogiton in der Rede ſagt, die er wider ſie gemacht hatte; ſo ſagt er: dieſe berüchtigte Buhldirne, (deren Reichthum ſo groß war, daß ſie ſich erbeth, die vom Alexander verheerten Mauern der Stadt Theben wieder aufzurichten; wenn man ihr die Ehre thun wollte, ihren Namen in eine Aufſchrift zu ſetzen, die dieſer That gedächte) ſey vor das Tribunal der Heliaſten geführet worden: bey welchem die Zähren, ſo ſie vergoß, und die Schmäucheleyen, womit ſie die Richter um Hülfe bath, ihr kaum das Leben retten, und ſie vor der Strafe ſchützen konnten; welche, wie man glaubte, ihre Verführung verdienete, wodurch ſie Perſonen von allerley Alter gleich ſtark an ſich zog.

Dieſe drey Beyſpiele von Sachen, die vor das Gericht der Heliaſten gezogen worden, können das Stillſchweigen der Geſchichtſchreiber von dem Anſehen deſſelben, und von der Wichtigkeit der daſelbſt abgehandelten Sachen, erſetzen.

Nun wollen wir auf die Art kommen, wie die Richter ihre Stimmen ertheileten. Es war eine Art von Gefäß, worauf ein geflochtener Deckel von Binſen lag, und oben auf, zwo Urnen ſtanden, eine von Kupfer, die andere von Holz. In dem Deckel dieſer Urnen war eine Spalte mit einem länglichten Vierecke umgeben, welches oben weit und unten enger war, wie noch an einigen Kirchenkaſten zu ſehen iſt.

Die hölzerne Urne, κύριος genannt, war diejenige, darein die Richter die Stimmen zur Verdammung des Angeklagten warfen; die küpferne, welche ἄκυρος hieß, empfieng die Stimmen für den Losgeſprochenen.

Ariſtoteles bemerket, daß Solon, der ſein Volk glücklich machen wollte, und zu ſeiner Zeit die Ariſtokratie durch die Wahl der neun Archonten, als Beamten eines Jahres, eingeführet fand, deren Gewalt faſt unumſchränkt war; dieſe Laſt in ſo weit mildern wollen, daß man ſich von dem Ausſpruche dieſer Obrigkeit an das Volk wenden könnte, welches durch das Loos zum ſtimmen berufen war, nachdem es den Eid der Heliaſten, an einem Orte zu Athen, nahe bey dem **Panathäneo** geleiſtet hatte: allwo Hiſſus ehedem das zum Aufruhre gereizte Volk beſänftiget hatte, indem er es durch einen Eid zur Vereinigung verbunden. Man bemerket auch noch, daß man in dem Eide der Heliaſten, nicht wie bey den andern Tribunalen, den Gott **Apollo** angerufen.

Man hat geſehen, daß man ſich in dem Eide der Heliaſten, verbindlich machte, ſich weder durch Geld noch Bitten einnehmen zu laſſen; es möchte perſönlich oder durch untergeſchobene Leute ſeyn. Es war eine ſchwere Strafe auf diejenigen geſetzt, die dieſer Uebertretung überzeuget wurden. Die Zehnmänner zu Rom ſprachen das Todesurtheil über dieſes Verbrechen: allein **Aſconius** bemerket, daß dieſer Ausſpruch ſeitdem gemildert worden, und daß nach Befinden der Sache, der Verbrecher entweder aus dem Senat geſtoßen, oder auf eine Zeitlang verbannet worden. Gellius 20, 1. in Verr. 11. Paul. V. Sentent. tit. 28. ad L. Jul. repetund.

XXXX.

Des Herrn Mahudels kritiſche Betrachtungen über die Geſchichte von Hero und Leander. 1730.

Die Geſchichte oder Fabel der Liebesbegebenheiten von Hero und Leander hat etwas ſo einnehmend wunderbares an ſich; daß man ſich nicht wundern darf, wenn die Dichter ſich ihrer mit ſo vielem Vortheile bedienet haben, die Ausſchweifnngen einer zärtlichen Leidenſchaft zu entſchuldigen. Anderntheils aber, ſcheint der Hauptumſtand dieſer Geſchichte, ſich auf eine ſo alte Sage, und auf ſolche genaue Zeugniſſe zu gründen, daß es ſchwer iſt, ihr allen Glauben zu verſagen. Eben dieſes nun hatte den Herrn de la Nauze bewogen, eine Art von Vertheidigung für dieſelbe zu machen, die man im X. Bande der ausführlichen Schriften dieſer Akademie findet. Da aber unter andern Herr Mahudel auch dadurch noch nicht völlig überzeuget worden; ſo brachte er noch verſchiedene Einwürfe vor: die aber nothwendig erfordern, daß wir mit wenigen Worten den Kern dieſer Begebenheit wiederholen, ungeachtet ſie faſt allen Menſchen bekannt iſt.

Hero ſoll, wie man ſaget, eine Prieſterinn der Venus und zu Seſta wohnhaft; Leander aber ein junger Menſch von Abydus geweſen ſeyn. Dieſe zwo Städte hätten einander gegen über an den Ufern des Helleſponts, und an dem Orte gelegen, wo der Meerbuſen am ſchmälſten iſt. Damit nun Leander ſeinen Umgang mit der Hero deſto beſſer verdecken möchte, ſey er alle Nacht hin und zurücke geſchwommen: und dieſes Ueberſchwimmen ſey lange Zeit glücklich gegangen. Da aber die ſtrenge Witterung ihm ſolches beſchwerlicher gemacht, ſey er endlich in den Fluthen verunglücket: und **Hero** habe ſich aus Verzweifelung von ihrem Thurne in das Waſſer geſtürzet.

Herr **Mahudel** glaubet, die Möglichkeit dieſes wiederholten und fortgeſetzten Ueberſchwimmens, könne nicht vorausgeſetzt, vielweniger angenommen, und gehörig bewieſen werden: weder durch das Alter der Sage, noch durch die Namen der zween Verliebten, die man verſchiedene Jahrhunderte hindurch den zween Thürnen gegeben, die an den entgegengeſetzten Ufern des Stromes aufgeführet ſind; noch auch durch die Vorſtellung eines Schwimmers mitten in den Fluthen, dergleichen man auf der Gegenſeite der Schaupſennige von **Abydos** findet; noch durch das Anſehen der Beſchreibungen, welche **Ovidius** und **Muſäus** uns gelaſſen; noch durch die Anführungen unzählicher Schriftſteller: welche gleichwohl die Hauptbeweiſe des Herrn **de la Nauze** ſind, die er für die Wahrheit dieſer Sache anführet.

Was dieſelben dem Herrn **Mahudel** verdächtig macht, iſt dieß, daß er bemerket, die meiſten Fabeln hätten dergleichen Vorurtheile für ſich; deren ungeachtet ſie gleichwohl nicht die Merkmaale der Lügen in den Augen dererjenigen verlieren, die deren Urſprung aufmerkſam unterſuchen.

Wer ſollte z. E. nicht ſagen: es hätte ein Geſchlechte und ein Volk von Centauren gegeben; wenn man nach der griechiſchen Sage, nach der Benennung zu ſchließen, die ſie denen Orten ertheilet, die ſie in **Theſſalien** beſeſſen haben ſollen; nach der genauen Erzählung verſchiedener Begebenheiten, die die Dichter auf ihre Rechnung geſchrieben, und gewiſſe ernſthafte Geſchichtſchreiber angenommen haben: dergleichen **Xenophon** de Inſtit. Cyri L. 4. C. 4. **Plinius** de animal. L. 17. und **Aelian** ſind, und nach denen Bekräftigungen durch die Vorſtellungen, die wir von dieſen Ungeheuren, die halb Menſch halb Pferd waren, in den

Schnitzarbeiten, und in den Münzen des Pruſias, Königes von Bithynien, auf einigen nicäiſchen, pergamiſchen und böotiſchen, ja ſelbſt auf einigen Schaumünzen Kaiſer Galliens übrig haben? Wird man wohl des Ikarus Geſchichte nach dem Buchſtaben verſtehen, weil es eine See giebt, die den Namen dieſes unglücklichen Sohnes Dädals, zum Andenken ſeines Falles, in dieſelben führen ſoll, als ſeine von der Sonnen geſchmelzten Flügel ihn nicht länger in der Luft halten konnten?

Was das Anſehen betrifft, ſo die alten Schaupfennige denen Sachen geben können, die ſie vorſtellen, ſo muß man geſtehen: daß ſie noch nicht im Stande geweſen, eine unendliche Menge von Sachen wahr zu machen, die ſich auf ihren Gegenſeiten zeigen; indem ſelbige darauf, insonderheit auf den Münzen der griechiſchen Städte, nur als Symbola abgebildet worden, die ſie angenommen hatten, um ſie kenntlich, oder ihnen Ehre zu machen.

Was alſo noch am fähigſten ſeyn möchte, der Begebenheit von Leander und Hero einigen Schein der Wahrheit zu geben; das wäre die Möglichkeit, daß ein ſtarker und dauerhafter Menſch, heute zu tage den Verſuch eines oftmaligen Ueberſchwimmens über den Strom des Helleſponts in einer Zeit von zwo bis drey Stunden machte: denn die Sommernächte ließen dem Leander nicht viel mehr Zeit, ſich vor den Augen der Menſchen zu verbergen. Keinen ſtärkern Beweis könnte man haben, zu bezeugen, daß ein Griech zu den Zeiten der Hero, eben das unternehmen können. Allein, wenn man entſcheiden will, ob dieſes Ueberſchwimmen, allen Umſtänden nach, möglich ſeyn würde: ſo muß man erſt von der Lage der Oerter, und von der Breite des Meeres eins ſeyn, über welches man ſetzen mußte, um aus dem Hafen zu Abydos, oder von dem Thurne, der nicht weit davon lag, nach dem Thurne zu Seſtos zu kommen, der an jener Seite war.

Strabo iſt der eigentliche Erdbeſchreiber, der uns die wahre Lage dieſer zween Plätze, und wie weit ſie von einander gelegen, belehren kann. Die Beſchreibung, ſo er davon macht, iſt hier faſt der Länge nach nöthig, um die Folgerungen daraus zu ziehen, die Herren Mahudels Zweifel veranlaſſen.

Er ſagt im 3 B. ſeiner Erdbeſchreibung: „Abydus „liegt auf einer Anhöhe, die über dem Eingange der Pro„pontis, und demjenigen Theile der Meerenge, an deren „Seite ſie gelegen iſt. Sie iſt nur ſieben Stadien breit, und „dieſes iſt der Ort, welchen Xerxes erwählete, eine Schiff„brücke hinüber zu ſchlagen; weil es der Ort iſt, durch wel„chen, wie es ſcheint, Aſien ſich von Europa ſcheidet. Die „Häfen von Abydus und Seſtus ſind ungefähr dreyßig „Stadien von einander . . . . . Diejenigen, die von „Abydus nach Seſtus wollen, fahren anfangs an der „Küſte, die Seſto gegen über liegt, etwan hundert neun „Stadia lang, bis ſie an einen gewiſſen Thurn kommen, „der Seſtus gleich gegen über liegt: und wenn ſie allhier „ſind, dann fahren ſie queer über den Canal, um die Gewalt „des Stromes zu vermeiden.„

Die Folgen, welche Herr Mahudel aus dieſer nach dem Buchſtaben überſetzten Beſchreibung zieht, ſind folgende:

1. Daß, obgleich die alten Schriftſteller von Abydus und Seſtus, als von zwoen Städten reden, die einander gegen über gelegen: ſo ſey es doch nicht wahr, daß ſie ſo gar gerad gegen einander über geweſen, daß man von einer zur andern, noch auch von denen Thürmen, die nahe bey ihnen lagen, eine gerade Linie hätte ziehen können, die nur ſieben Stadien lang geweſen wäre; vielmehr müſte dieſe von einer Stadt zur andern gezogene Linie, da es eine Diagonallinie hat ſeyn müſſen, eine Strecke von dreyßig Stadien gemacht haben: welches dann, anſtatt achthundert fünf und ſiebenzig geometriſcher Schritte, als worauf die ſieben

Stadien ſich belaufen, dreytauſend ſiebenhundert und funfzig gemacht haben würde; wenn man auch (wofern das möglich geweſen iſt) den Weg bey dem Ueberſchwimmen von einem dieſer Oerter zum andern, nach dieſer letzten Richtung genommen hätte.

2. Daß dieſer Uebergang, wenn er gleich kurz geweſen wäre, dennoch ſo gar für die Fahrzeuge ſehr ſchwierig geweſen; indem der Strom reißend iſt, und faſt beſtändig widriger Wind darinnen war: indem dieſes eben der Ort iſt, an welchem, wie **Herodots** VII. B. bemerket, des **Xerxes** Flotte umgekommen; und wovon **Strabo** im XIII. B. der **Erdbeſchreibung** die Vorſichtigkeiten berichtet, die die Ueberfahrenden gebrauchen mußten, um ans Ufer zu kommen: welche Vorſichtigkeit, die zuweilen darinn beſtand, daß ſie eine zeitlang lavieren mußten, ehe ſie an die Ueberfahrt ſelbſt giengen, den Weg noch um ein großes verlängerte.

3. Daß, wenn gleich der Schwimmer von Abydus, um an den Fuß des Thurnes zu Seſtus zu kommen, den gerade über gelegenen Ort des Ufers gewählet hätte, der nur eine Linie von ſieben Stadien gemacht hätte: ſo würden doch die Schwierigkeiten, die **Strabo** in Anſehung der Fahrzeuge bemerkt, für den Schwimmer wenigſtens eben ſo groß geweſen ſeyn, als für die Schiffe: und dieſer hätte über den Fluß nicht kommen können, ohne eben die Vorſicht zu brauchen, die die Bootsleute nöthig hatten. Anſtatt alſo einen Weg von achthundert fünf und ſiebenzig Schritten zu ſchwimmen, würde er zum mindeſten noch einmal ſo weit haben ſchwimmen müſſen, welches mehr als drey Viertel Meilen ausmacht: ſo daß wenn man, wegen ſeiner ſchleunigen Rückkehr, dieſe Summe doppelt nimmt, er mehr als anderthalb Meilen hätte ſchwimmen müſſen.

Dieſe Oerter haben ſich nicht geändert; eben dieſelben Gefahren, eben dieſelben Winde, werden noch von den

Reiſenden bemerket; und diejenigen, ſo davon reden, haben Mühe zu glauben, daß ein Menſch zu dieſem Unternehmen Kräfte genug gehabt. Herr von **Tournefort**, zweifelt in ſeiner Voiage du Levant Tom. 1. bey dem Anblicke dieſer Schwierigkeiten, und der Breite des Meeres; daß ein Verliebter, ſo begierig er auch ſey, verwägen genug ſeyn ſollte, ſich darein zu wagen. Es ſcheint ſo gar, daß, wenn auch **Leander** in einem Nachen, den er allein regieret hätte, hinüber kommen wollen, die Gefahr nichts geringer, noch ſein Verdienſt um ſeine Geliebte kleiner geweſen ſeyn würde.

Herr **Mabudel** indeſſen iſt geneigter zu glauben, daß dieſes nicht die einzige Lügen von Griechenland ſey, die auch ſelbſt in der Geſchichte, für eine Erdichtung bekannt geweſen.

- - - Quidquid Graecia mendax
Audet in hiſtoria. - - -

Griechenland vergrößerte alles ungemein, was es fähig hielt, ſeine Ehre zu vermehren. Die Stadt **Abydus** war unter allen andern vornehmlich an der Aufſchneiderey zu kennen, die ſo ſehr darinnen herrſchete, daß ſie auch den eigentlichen Character der Einwohner ausmachte; und daß ein **Lügner** und ein **Abyder**, gleichbedeutende Worte waren. Man ſehe den **Heſychius** unter dem Worte Ἀβυδοκόμαι. Einem der ſtärkſten und kühneſten Menſchen nun das Leben gegeben zu haben, das war eine Urſache zum Ruhme für eine Stadt: von welcher **Suidas** ſagt, daß ihre Bürger für feig und weibiſch gehalten wurden. Sie machte ſich auch auf ihren Münzen, nicht mit einer kriegeriſchen That breit; ſondern ihr Held ſtreitet mit den Meereswellen: und auch dieſen Umſtand können ſie noch merklich verändert haben. Dieſe Veränderung der Begebenheiten war dieſem Volke ſo geläufig, daß man auch ſeinen Handel ſcheuete; man ſuchte allerley Zank und Hader wider die Fremden hervor, um von ihnen Geld zu ſchneiden: welches denn zu einer Warnung an die Reiſenden, in Form eines Sprüchwortes Gelegenheit gegeben: Ne temere Abydum!

Was den Poeten **Muſäus**, den Verfaſſer der Liebesgeſchichte von **Leander** und **Hero** betrifft, ſo will Herr **Mahudel**, daß er nicht nur durch ſein Werk, der Sache kein hiſtoriſches Anſehen verſchaffen könne, wie etwan **Heſiodus** oder **Homer**: ſondern man kann ſich auch nicht genug verwundern, wie ein ſolcher Mann, als **Julius Scaliger** geweſen, ihn nicht nur mit dem **Homer** in gleichem Paare ſtellen, ſondern ihm gar den Vorzug geben können; indem er den **Muſäus**, von welchem **Virgil** ſagt:

> Muſaeum ante omnes - - - *Aeneid. VI. v. 667.*

mit dieſem vermenget. Der Witz, nach welchem er in ſeinem Gedichte ringt, iſt gerade das Kennzeichen der Redner und Sprachlehrer des letzten Alters der griechiſchen und lateiniſchen Sprache: welches mit der Würde gar gut übereinſtimmt, die ihm in einigen geſchriebenen Exemplarien ſeines Buches gegeben wird: Μουσαῖος ὁ γραμματικός, und die ihn in das vierte Jahrhundert des römiſchen Reiches verweiſt. In dieſe Zeit ſetzet ihn auch der Ritter **Marsham**, Canon. Chron. Saec. 15. und ſeine Meynung iſt die allgemeinſte.

* *

XXXXI.

Des Herrn Abtes Banier Anmerkungen über eine Stelle im Pauſanias. 1730.

Die Stelle im Pauſanias, welche zu dieſen Anmerkungen Gelegenheit giebt, ſteht in den Corinthiacis a. d. 113 S. der Kuhniſchen Ausgabe. Nachdem dieſer Schriftſteller von dem Streite Neptuns mit der Sonnen geredet, und geſaget hat, daß Briaräus dem Meergotte die Korinthiſche Meerenge; der Sonnen aber das über der Stadt gelegene Vorgebirg zugeſprochen: ſo macht er eine Beſchreibung eines Tempels, darinnen eine Bildſäule vom Neptun, und eine von der Amphitrite, nebſt Tritonen und Nereiden, geſtanden, und ſetzet hinzu, dieſe Nymphen, die Nereiden, hätten auch noch verſchiedene andere Tempel in Griechenland: ταύταις καὶ ἑτέρωθι τῆς Ελλάδος βωμοὺς οἶδα ὄντας, quibus Nereidibus & in aliis Graeciae locis aras dedicatas novi, wie Amaſäus es überſetzet hat. Hierauf ſetzet Pauſanias hinzu: Δωτεῖς δὲ ἐν Γαβάλοις ἱερὸν ἐςιν ἅγιον; welches Amaſäus ſo überſetzt: apud Dotos in Gabalis ſanctiſſimum eſt templum: exſtat in eo peplus, quem filio Alcmaeoni ſumſiſſe Eriphylen Graeci putant.

Die Kunſtrichter haben dieſe Stelle für verſtümmelt gehalten, und geglaubet, man müſſe das ς vom Δωτοῖς wegnehmen; ſo denkt Canterus novarum lect. L. 6. C. 1. und ſo überſetzen: Dotoi, oder Dotoni eſt Templum ſanctiſſimum in Gabalis, die Nereis Doto, hat einen Tempel zu Gabalis. Amaſäus ſoll ſich alſo, wie die Kunſtrichter wollen, geirret haben, wenn er ein Volk, die Dotier, macht; da doch nur von einer Nereis die Rede iſt: denn, ſagen ſie, wie wollte **Pauſanias**, welcher bey Gelegenheit des Tempels **Neptuns** geſaget hatte, die daſelbſt vorgeſtellten **Nereiden**, hätten auch noch andere Tempel in Griechenland, auf einmal zum Tempel der **Dotier** übergehen? Da es hingegen ſehr natürlich iſt, zu glauben, daß, da er von den **Nereiden** zu reden hat, und da **Doto** eine von ihnen iſt, er in einer Reihe fortſaget, daß auch ſie einen Tempel zu **Gabalis** habe. Und übrigens, ſetzet man noch hinzu, wird die Redensart auch beſſer griechiſch ſeyn, wenn man Δωτεῖ anſtatt Δωτεῖς ſetzet.

Der Herr Abt **Banier** hingegen glaubet, **Amaſäus** habe ſich nicht geirret; und daß, da man nach dieſer Stelle des **Pauſanias**, in Griechenland eine Stadt **Gabala** voraus ſetzen muß, wie er hernach zeigen wird, man auch wohl darinn ein Gebieth zugeben könne, deſſen Einwohner die **Dotier** geheißen. Die Redensart iſt, die Kunſtrichter mögen ſagen was ſie wollen, eben ſo gut griechiſch, wenn man eine Gebendung der mehrern Zahl ſetzet, um die **Dotier** auszudrücken, als in der einfachen Zahl, eine **Nereis**, anzuzeigen. Es iſt nicht zu verwundern, daß **Pauſanias**, der ſich nicht begnüget, die Oerter, wo er vorbey geht, nur anzuzeigen; ſondern der gewohnet iſt, bey ihrer Gelegenheit, alles was ihm nur einfällt, in ſein Werk zu bringen, allhier, wie er an verſchiedenen andern Orten thut, eine Ausſchweifung macht, um von einem Tempel zu reden, in welchem man den Schleyer der **Eriphyle** zu haben glaubte, eben wie er an fünf oder ſechs andern Orten von dem berühmten Halsbande dieſer Prinzeßinn redet.

Allein, welches wird denn wohl dieſe Stadt **Gabalis** ſeyn, die allen Schriftſtellern unbekannt iſt, und wer ſind die eben ſo unbekannten **Dotier**? Herr **Banier** bemerket, daß es verſchiedene Städte gegeben, die **Gabale**, oder **Gabala** geheißen. Die berühmteſte lag in **Syrien**; in **Gallien** war ebenfalls eine, und ein Volk, die **Gabalier** genannt: man glaubt, dieſe ſey das heutige **Gevau**-

dan. **Cäſar**, **Ptolomäus**, und viel andere Schriftſteller, reden von dieſer Stadt, und in den Concilien von Frankreich wird einer Gabalitana Eccleſia et Civitas gedacht. **Apollonius Sidonius** macht in Propemt. ad Lib. v. 23. die Beſchreibung dieſer Stadt in folgenden Verſen:

> Tum terram Gabalum ſatis nivoſam,
> Et, quantum indigenae volunt putari,
> Sublimem in puteo videbis urbem.

Der **P. Sirmond** führet bey Gelegenheit dieſer Stelle eine alte Aufſchrift an, die man mitten in Auvergne gefunden, und auf welcher der Stadt **Gabalis** gedacht wird: **Strabo** nennet dieſe Völker Γαβάλεις.

Nach eben dieſem **Strabo** gab es auch eine Stadt dieſes Namens, im Abende von Armenien, die er Gabale nennet; und es iſt alſo nicht erſtaunlich, daß es auch eine in Griechenland gegeben. Iſt aber dieſelbe nur aus dem **Pauſanias** allein bekannt; ſo war hingegen die in Armenien, auch nur dem einzigen **Strabo** bekannt: und wie viel andere Oerter noch, ſind nur durch dieſe zween Schriftſteller bekannt?

Es iſt daher ganz unnützlich, daß man, ſowohl den Tempel der **Dotier**, als den Schleyer der **Eriphyle**, nach einem andern Gabalis verlege. **Pauſanias** redet in dieſer Stelle bloß von Griechenland: und hätte er von einer fremden Stadt geredet, ſo würde er es entweder erinnert haben; oder er hätte dieſe Stadt, und das Land, darinnen ſie gelegen, kennbar gemacht. Man weis, daß es in **Theſſalien** einen kleinen Canton, Podium Dotium mit Namen, gegeben, der vieleicht ſeinen Namen den Einwohnern ſelbſt mitgetheilet haben mag: und da **Pauſanias**, einige Zeilen vor der angezogenen Stelle, von dem Dienſte des **Achilles** redet, den er mit **Neptuns** und der **Nereiden** Dienſte zuſammen nimmt; ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er damals **Theſſalien** im Sinne gehabt, allwo dieſer Prinz nach ſeinem Tode, inſonderheit in der kleinen Inſel **Leuce** verehret ward, die ihm geheiliget war, und dieſes alles vielleicht darum, weil er ein Sohn der **Thetis**, einer der vornehmſten **Nereiden**, geweſen.

Bey dieſer Gelegenheit, theilet der Herr Abt Banier die Geſchichte des Halsbandes und Schleyers der **Eriphyle** mit, die in der Familie des **Amphiaraus** ſo viel Unglück verurſachet hatten. Wir führen dieſelbe allhier deswegen an; weil die Betrachtungen, ſo er hinzuſetzet, zum Beweiſe desjenigen dienen können, was er vorgebracht hat.

Nachdem **Amphiaraus** durch die Kunſt der Weiſſagung vorausgeſehen hatte, daß er in dem thebaniſchen Kriege umkommen würde; ſo wollte er bey dieſer Unternehmung nicht zugegen ſeyn, und hielt ſich verſteckt. Apollod. L. 3. Pauſan. Statii Theb. Strab. L. 9. Die Feldherren desjenigen Heeres, ſo man zu dieſem Feldzuge zubereitete, und die ſeiner nöthig zu haben glaubten, thaten ihr äußerſtes, den Ort ſeines Aufenthaltes zu entdecken: allein da ſie nichts heraus bringen konnten, und da **Adraſtus** wußte, daß ſeine Schweſter **Eriphyle**, des **Amphiaraus** Gemahlinn, die einzige wäre, ſo um dieſes Geheimniß wußte; ſo ſchenkte er ihr ein Halsband, und einen Schleyer von großem Werthe. Dieſe Prinzeßinn ward durch ein ſo ſchönes Geſchenk gewonnen, und verrieth ihren Gemahl: als alſo **Amphiaraus** entdecket war, und ſich nicht entbrechen konnte, dem thebaniſchen Feldzuge beyzuwohnen; ſo verordnete er ſeinem Sohne, die **Eriphyle**, ſeine Mutter, umzubringen, ſo bald er die Nachricht von des Vaters Tode haben würde. **Amphiaraus** kam wirklich bald darauf um, es ſey nun, daß ſich die Erde unter ihm aufgethan, ihn zu verſchlingen: wie **Statius** und **Strabo** ſagen; oder daß, indem er ſich mit Betrachtung des Vogelfluges beſchäfftiget, um ſeine Weiſſagungen daraus zu ziehen, er mit ſeinem Wagen in einen Abgrund gefallen, darinnen er das Leben eingebüßet.

So bald nun **Alkmäon** das Unglück ſeines Vaters erfahren, vollzog er den grauſamen Befehl, ſo er von ihm erhalten, und nahm ſeiner Mutter das Leben. Da ihn aber die

Furien auſſer ſich brachten, die ihn beſtändig verfolgeten, das heißt durch die Gewiſſensbiſſe quäleten, die er nicht tilgen konnte, irrete er in verſchiedenen Ländern herum, und begab ſich endlich nach **Pſophis**: allwo **Phegeus** das Sühnopfer mit ihm vornahm, und ihm ſeine Tochter **Alpheſiböa** zur Ehe gab, welcher **Alkmäon** das Halsband ſeiner Mutter ſchenkete. Als er ſie aber nachmals verſtoßen, um die **Kallirrhoe** des **Achelous** Tochter zu heirathen, wollte er dieſes Halsband wieder fodern, um es ſeiner neuen Gemahlinn zu geben: allein ſeine Schwäger ſtelleten ihm nach, und tödteten ihn auf dem Wege. Dieſes traurige Halsband wurde dem **Achelous** wieder überliefert, welcher, um allem Unglücke ein Ende zu machen, ſo es verurſachet, befahl: daß man es zu **Delphis** in den Tempel des **Apollo** weihen ſollte. Von dem Schleyer weis man weiter nichts, als was **Pauſanias** davon ſaget, daß er in dem Tempel zu **Gabalis** geweſen. Corinthiac. Lib. 3.

Nach eben dieſes **Pauſanias** Bœot. p.796. c. 40. rühmeten ſich die Einwohner zu **Amathunt**, einer Stadt auf der Inſel **Cypern**, ſie beſäßen das Halsband dieſer Prinzeßinn, und verſicherten, es wäre in dem Tempel der **Venus** und des **Adonis**. Allein dieſer Schriftſteller vernichtet dieſe Sage: denn, ſaget er, wie wäre es immermehr von Delphis nach Amathunt gekommen? Ich habe, fähret er fort, in meinen Arcadicis bewieſen, auf was Art es in den Tempel des Apollo gekommen iſt: es iſt alſo beſſer, man glaube, es ſey das Halsband der Harmonia, oder Hermione geweſen, welches von Edelſteinen in Gold gefaſſet war; dahingegen der Eriphyle ihres, nach Homers Odyſſee, nur von Golde war. Und gewiß, fähret Pauſanias fort, würde Homer, welcher zweymal von goldenen Halsbändern, und von Edelſteinen redet, nicht unterlaſſen haben zu ſagen, daß der Eryphile ihres dergleichen gehabt, wenn es wahr geweſen wäre. Allerdings wenn Homer von denen Geſchenken redet, die die Penelope von ihren Liebhabern empfangen, ſo ſaget er: daß Eurymachus ihr ein Halsband geſchenkt, daran das Gold und der Bernſtein, gleich der Sonnen geſpielet. **Eumäus** ſaget dem **Ulyſſes** in ſeinem Geſpräche mit ihm: es wäre ein **phöniciſcher** Kaufmann in den Palaſt gekommen, um ein Bernſteinern Halsband in Gold gefaßt zu verkaufen. Und endlich ſagt eben dieſer **Pauſanias**, an eben dieſem Orte ausdrücklich: der **Eriphile** Halsband ſey mit den andern Schätzen durch die Tyrannen von **Phocis**, von **Delphis** weggenommen worden, welche den daſigen Tempel geplündert hätten; und weiter berühret er die Geſchichte deſſelben nicht.

Wie iſt es nun, nach einer ſo umſtändlichen Erzählung der Geſchichte des Halsbandes, wohl wahrſcheinlich, daß man den Schleyer der **Eriphile** außer Griechenland ſuchen ſollte? Wäre in der erſten Stelle, die man aus den Corinthiacis angeführet, entweder von **Gabala in Syrien**, oder von irgend einer andern Stadt dieſes Namens die Rede geweſen: ſo würde ja **Pauſanias** die Geſchichte von dem Uebergange dieſes Schleyers erzählet, oder die Sage dererjenigen widerleget haben, die mit deſſen Beſitze praleten; ſo wie er das Vorgeben der Prieſter zu **Amathunt** widerleget? Es war alſo gewiß der Schleyer und das Halsband der **Eriphyle**, in zween verſchiedenen Tempeln in Griechenland.

Endlich beſchließt der Herr Abt **Banier** ſeine Betrachtungen mit einigen Anmerkungen über die verſchiedene Art, mit welcher **Apollodor** und **Pauſanias** die bisherige Geſchichte erzählen. **Pauſanias** ſaget, das Halsband ſey der **Eriphyle** von ihrem Bruder **Adraſt** gegeben worden; **Apollodor** verſichert in des 3 B. 6 C. daß **Polynices**, **Adraſts** Eidam, und ein Neffe dieſer Prinzeſſinn ihr ſowohl das Halsband, als den Schleyer geſchenkt, τὸν ὅρμον καὶ τὸν πέπλον; und in der Folge ſagt er: denn die Zuſammenſchreiber beſinnen ſich nicht allemal, was ſie bereits vorgegeben haben, es ſey **Therſander**, eben dieſes **Polynices** Sohn geweſen, der es ihr geſchenket hätte.

XLII.

Herrn Fourmonts Abhandlung von dem Nutzen der morgenländiſchen Sprachen, in Anſehung der Kenntniß der alten Geſchichte von Griechenland.

1730.

Daß Griechenland mit orientaliſchen und ägyptiſchen Colonien beſetzet worden, das iſt heute zu Tage eine ausgemachte Sache. Daß die Sprache derer Völker, aus welchen dieſe Colonie beſtanden, nachdem ſie ſich mit der natürlichen Sprache des Landes vermiſchet, in die Geſchichte eben dieſes Landes eine große Dunkelheit eingeführet hat, das erhellet aus der unzählbaren Menge der verſchiedenen Mittel, wodurch man geſuchet, dieſe Geſchichte zu erläutern, und aus den alten Fabeln, womit ſie angefüllet iſt. Hieraus nun ſchließt der ältere Herr Fourmont, daß man zur Kenntniß eben dieſer Geſchichte, und zur Erklärung derer damit verknüpften Fabeln, ſeine Zuflucht zu den orientaliſchen Sprachen nehmen müſſe. Er ſetzet hinzu, an dieſen Begriff hätten die Gelehrten ſich gehalten: weil in der That die alten Sagen in Griechenland beſtändig orientaliſch ſind, auch nicht anders ſeyn können. Wer alſo den Verſtand dieſer Fabeln, und folglich die Folge ihrer Geſchichte herausbringen wollte, der würde nicht nur eine verwägene, ſondern auch eine unmögliche Sache unternehmen; wenn er nicht die Sprachen derer verſchiedenen Gegenden des Orientes zu Hülfe nimmt, aus welchen dieſe Sagen gekommen: indem ſie bloß in dieſen Sprachen gleich anfangs geſchrieben oder vorgetragen worden.

Dieſer Satz iſt ſo richtig, und zu gleicher Zeit ſo fruchtbar, daß er nach dem Herrn **Fourmont**, alle Fehler der Chronologiſten ganz allein zu rechte bringt; ja er ſaget, dieß ſey ſchon ins Werk gerichtet. **Marsham** und **Newton** glauben in dem Seſac der heil. Schrift, den **Seſoſtris** zu erblicken. Allein ſie irren ſich; dieſe Namen allein machen alle ihre Rechnungen zu ſchanden, und dieſes hat ſchon **Scaliger** angemerket. Nach dem **Marsham**, waren **Manethons Aurites**, die Aegyptier vor der Sündfluth. Wie? hat er denn nicht geſehen, daß **Aurites**, oder **Avrides**, aus dem **Abaris** entſprungen iſt, ſo damals **Avaris** ausgeſprochen ward? Hätten der **P. Pezron**, und einige andere, das alte Aegyptiſche einigermaßen inne gehabt; ſo würden ſie uns wahrlich ihren **Aliſphragmuthoſis** nicht aufgeheftet haben: indem der heil. **Hieronymus** den wahren Namen **Mepharmutos**, und zwar mit der griechiſchen Endung **Mepharmutoſis**, aufbehalten hatte, welches den **Prinzen des pharmutiſchen** Nomi bedeutet. Dieſer Namen war anfangs fremde, und ward nachmals ägyptiſch. So hat auch niemand gemerket, daß man anſtatt **Amutanthus**, in dem Canone des **Eratoſthenes**, **Amo-Tauthus** oder **Teuthus** ſetzen müſſe; und daß **Amo-Theutus** bloß der Namen des **Teutamos** des wieder heimgekommnen **Cephalions**, und aus **Amos Theut**, Amos Mercurius, zuſammen geſetzet ſey. Dieſe Unachtſamkeit indeſſen verleitet den **Marsham** und alle andere zu vielen Zeitrechnungsſchnitzern.

Jedoch da man hier in den Beyſpielen davon kein Ende finden möchte, und dennoch nichts methodiſches herauskommen würde: ſo nimmt ſich Herr **Fourmont** bloß vor, den Nutzen ſeines Satzes in zween Fällen, zu zeigen. Der erſte iſt aus der Mythologie genommen, und wird die Fabel vom **Perſeus**, und den **Gorgonen** ſeyn; die alle Kunſtrichter für die Klippe ihrer Scharfſinnigkeit halten. Der andere iſt aus der Geſchichte ſelbſt genommen, und wird die berühmte Aufſchrift auf Sardanapals Grabe ſeyn, nämlich die Redensart: trink, iß, und ſuche dich zu vergnügen, und Anakyndarar, den man zu ſeinem Vater macht. Herr Fourmont beweiſt, in Anſehung der Fabel, daß man, weil man ſich nicht auf ſieben oder acht phöniciſche oder hebräiſche Wörter beſonnen, dieſelbe weder verſtanden, noch verſtehen können: und was Sardanapals Grabſchrift betrifft, daß, wenn man ſie chaldäiſch oder ſyriſch machet, ſie einen ganz ehrbaren Verſtand habe, der ſich zum Denkmahle ſchickt, ſehr lehrreich und ſo natürlich iſt, daß jeder vernünftiger Mann ſie annehmen muß.

Erſter Artikel.

Erklärung der Fabel von den Gorgonen.

Die Fabel von den Gorgonen beſteht in fünf Stücken:

1. **Phorcys** ein Meergott, der die **Ceto** zur Gattinn hat.

2. Seine fünf Töchter, zwo **Graſä**, **Pephredo** und **Enyo** genannt; und drey andere **Gorgonen**, **Stheino**, **Euryale** und **Meduſa** genannt. Man ſehe des Heſiodus Theogon. V. 274.

3. Die drey **Gorgonen**, haben unter einander, und alle drey, nur einen Zahn, ein Horn, und ein Auge.

4. Aus dem abgehauenen Köpfe der **Meduſa**, kömmt ein **Mann**, das heißt, **Chryſaor** der **Schmied**; und ein Pferd, nämlich **Pegaſus**.

5. Dieſes geflügelte Pferd dienet in Griechenland nur dem **Perſeus** und **Bellerophon**: und man hat kein ein-

ziges von ſeiner Zucht in einer Zeit übrig, da die gemeinen Pferde daſelbſt durch diejenigen Colonien ſehr gemein geworden ſeyn mußten, die älter ſind, als des Perſeus Zeitalter war.

Dieſen vorausgeſetzten Begriffen, wollen wir noch folgende Anmerkungen beyfügen: Im **Phöniciſchen** oder **Hebräiſchen**, und in allen orientaliſchen Sprachen, bedeuten die Wörter **Ben**, **Benei**, **Bat**, und **Banoth**, ſowohl den Beſitz, als die Geburt; oder, um deutlicher zu reden, ſowohl das beſeſſene, als das gebohrne Weſen. Auf dieſe Weiſe hießen die Schiffe eines Fürſten, ſeine **Söhne**; ſeine Galeeren, ſeine **Töchter**.

Zu allen Zeiten hat ein jedes Schiff ſeinen eigenen Namen gehabt, die **Priſtis**, der **Centaur**, der **Wallfiſch**. Als die **Amerikaner** zum erſtenmale die ſpaniſchen Schiffe erblickten, hielten ſie ſelbige für Ungeheuer der See. Kurz, dieſe Meynung erſtreckte ſich über das ganze Heidenthum; und daher verwandelt **Virgil** des **Aeneas** Schiffe in Meernymphen, und läßt dieſen Helden, da er ſie nachmals begegnet, ſie als Göttinnen anreden. Hier ſteckt alſo das erſte Verſehen unſerer Schriftſteller, ſie haben nicht recht Acht gegeben. Dieſe fünf Töchter des **Phorcys**, ſind nie was anders geweſen, als 5 Schiffe, aus denen die kleine Flotte dieſes Prinzen beſtanden.

Noch mehr: ein offenbarer Beweis, daß im **Heſiodus** die Rede von nichts anderm, als von Schiffen iſt, iſt dieſes; daß die fünf Wörter, **Enyo**, **Pephredo**, **Otheino**, **Euryale** und **Meduſa**, außer dem letzten, welches eine Ueberſetzung iſt, durchaus **phöniciſche** Worte ſind; und die, wenn man ſie mit den Buchſtaben ihrer urſprünglichen Sprache ſchreibt, alle eine **Flotte** vorſtellen, ſo gut ſie in den damaligen Zeiten ſeyn konnte.

1. **Enyo**, אֳנִיַּת phöniciſch, navis oneraria.

2. **Pephredo**, durch eine Verſetzung anſtatt Perphedo בְּאֵר פִּרְצָא phöniciſch, navis aquaria, von Wort zu Wort ciſterna ad viam ſufficiens, oder abundans.

3. **Stheino**, שְׁטִינָא phöniciſch, navis actuaria, oder remigium, eine Galeere.

4. **Euryale**, עֲבָרְיָה לֵיה phöniciſch navis tranſitoria, ein Both.

5. **Meduſa**, phöniciſch מַלְכָּה navis imperatoria, oder mit unter verſtanden סְפִינָה ſephinah, navis. Es ſcheint, dieß ſey ſo einfältig als möglich, und indeſſen doch ſehr ſonderbar.

Aus dieſen fünf Schiffen, waren drey von Κύρος. Κύρος oder Κόρος, iſt der erſte und älteſte Name der Inſel * der **Phäacier**, ſeit der Zeit Κόρκυρα genannt. Daher kömmt der Geſchlechtsname Κυρικὼ, Κυρκὼ oder Κορκὼ, und nachmals Γοργώ. Das C und G, das o und u, ſind allezeit eines für das andere genommen worden. Amurca, Ἀμόργη, Gamal Κάμηλος, und ſo auch Κορκὼ, Γοργώ, da haben wir die drey **Gorgonen**.

Zwey andere nennte man Γραῖαι, **griechiſch**: dieß waren Schiffe, ſo man den Griechen abgewonnen hatte. Die **Phönicier** bemächtigten ſich damals aller derer Inſeln. **Cyra**, **Corcyra**, **Ithaka**, und viele andere, waren alles ſolche neue phöniciſche Inſeln. Unter den alten und neuen Einwohnern wurden ziemlich hitzige Kriege geführet. **Paläphatus** ſagt, daß **Phorcys** ein **Cyrenier** geweſen; und das kann wohl wahr ſeyn: damals aber regierte er als Oberhaupt der **Colonie** zu **Ithaka**, **Cephalonien**, und Κύρος.

Im 13 B. der **Odyſſee** 345 V. zeiget **Minerva** dem **Ulyſſes** **Ithaka** ſein Vaterland, und unter andern den Hafen des Meergreiſes **Phorcys**:

---

* Χερία die Inſel der **Phäacier**, vor Alters χύρα ... Heſych. und zuvor Κύρος, Κόρος, davon Κορκύρα.

Φόρκυνος μὲν ὅδ᾽ ἐςὶ λιμὴν, ἁλίοιο γέροντος.

Hier haben wir alſo den Vater der **Gorgonen** gefunden: es iſt **Phorcys**, König von **Ithaka**, und der zwo benachbarten Inſeln, welcher fünf Schiffe beſitzt und auf Handlung ausſchickt; drey von Κύρες oder Κύρες, nämlich die drey **Gorgonen**, und zwey die er den Griechen weggenommen, nämlich die Γραῖας.

Der Handel dieſes Prinzen ward in Afrika mit den Einwohnern von **Cyrene**, dem Berge **Atlas**, den **Canariſchen** Inſeln, und der Küſte von **Guinea**, getrieben. **Plinius**, **Ptolomäus**, **Mela**, **Pauſanias**, **Hanno**, und ſelbſt **Heſiodus**, bezeugen, daß dieſer Handel ſchon zu des **Perſeus** Zeit gemein geweſen.

Allein worinnen hat er beſtanden? Außer dem Golde, was daſelbſt ſehr gemein geweſen, beſtand er in dreyen Sachen: in **Elephantenzähnen**, oder **Elfenbein** u. **Hörnern** von allerley Thieren; in **Hiänen** und **Fiſchaugen**, oder in **Edelſteinen**. Außer dieſem, brachte man noch allezeit einige ſeltene oder wilde Thiere zur Neugierde mit.

Wenn man nun recht Acht geben will, daß eben dieſes Land, allezeit die Namen der **Goldküſte**, und der **Zahnküſte** führet; daß das Viehhorn eines der erſten Dinge iſt, die man verarbeitet hat, wie aus dem **Homer** erhellet; daß die Augen vieler Fiſche und wilder Thiere, inſonderheit aber der **Hyäna**, die in dieſen Ländern ſehr gemein iſt, von allen Naturforſchern in die Reihe der Edelſteine geſetzt werden, Plin. L. 30; daß man allhier den **Pacaß**, eine Art von Büffelochſen findet, deſſen lange Ohren, inſonderheit wenn er läuft, Flügel zu ſeyn ſcheinen: ſo behauptet man, daß das Räthſel verſchwindet.

Von den fünf Schiffen des **Phorcys**, denket man nicht mehr an die **Perphedo**, die das ſüſſe Waſſer führet; noch an die **Enyo**, die nur entweder die gemeinen Waaren, oder das Zubehör zur Flotte, als Holz, Werkzeuge, u. ſ. w. führet.

Nunmehr kömmt es auf den Sieg an, **Perſeus** muß ſich alſo bloß an die drey **Gorgonen** halten. Nun ſaget man, dieſe drey hätten אחד שן einen Zahn, echad, ſchen, **einen Zahn**, oder **Zähne**, das heißt, **Elſenbein** gehabt.

אחד קרן echad, keren, ein **Horn**, oder das **Horn**, das heißt die Hörner der Thiere.

אחד עין echad, ain, ein **Auge**, oder das **Auge**, oder **Augen**; nämlich die **Augen** der Hyäna, der **Fiſche**, oder Edelſteine.

Das Wort אחד echad, **ein jedes**, oder **eins und das andere**, gieng auf jedes Schiff: da man es nun auf das folgende Wort gezogen, ſo hat es den Doppelſinn von einem Zahne, einem Horne, und einem **Auge**, verurſachet, ſo alle drey **Gorgonen** haben ſollten.

ראש Roſch auf phöniciſch, bedeutet ſowohl **Kopf**, als **Oberhaupt** und **Gift**. Der einmal herunter geſchlagene **Meduſenkopf** nun, oder welches einerley iſt, das einmal geſtürzte Oberhaupt, biethet den zweyten Misverſtand dar, nach welchem man ſagt, dieſer Kopf ſey ein Gift ראש. **Aus dieſem eroberten Kopfe, entſpringen ſowohl Chryſaor, als Pegaſus; Chryſaor**, der Metallarbeiter. Der Anführer der **Meduſa**, indem er von den Afrikanern Gold kaufte, hatte von ihnen einen Arbeiter mitgenommen, der es verarbeiten konnte, und das war ſehr billig.

Wollen wir den **Pegaſus**, im Altgriechiſchen **Pagaſus**, noch weit ſuchen, und da ος die griechiſche Endung iſt, mit Herrn **Bochart**, und **le Clerc** ſagen, Pegaſos ſey von פגאסים Pagaſous *fræni equus* entſtanden, welches noch vollends wider die Regeln der phöniciſchen oder hebräiſchen Sprachlehre iſt, die eine dergleichen Verſetzung nicht duldet? **Pagaſos** iſt, ohne Umſchweif und Gewalt, offenbar obiger Ochſe **Pacaß**. Als die Römer zum erſtenmal den Elephanten ſahen, nannten ſie ihn Bos; ſo ward auch der aus der **Meduſa** entſprungene **Pacaß**, weil man ihn zahm gemacht hatte, und ihn als ein Pferd beſteigen konnte, **Pferd** genannt. Es iſt zu allen Zeiten und in allen Sprachen üblich geweſen, daß man zu außerordentlichen Dingen, Namen geborget hat. Und ein Merkmaal, daß dieſes ein wildes Thier geweſen, iſt dieß, daß er davon gelaufen; daß er nicht eher, als vom **Bellerophon** wieder gefunden worden; daß er den **Bargyllus**, **Bellerophons** Freund getödtet, daß er auch dieſen ſelbſt verwundet hat; und darauf verſchwunden iſt.

Endlich ſchwatzet man noch von ſeltſamen **Verſteinerungen**, und hier ſtellen ſie ſich von ſelbſt dar. **Perſeus** überwand unfehlbar die Flotte des **Phorcys**, gegen die Syrten zu, und nahe bey **Cyrene**: man weis aber, daß dieſe Landſchaft allezeit wegen der **Verſteinerungen** berühmt geweſen; daß auch die arabiſchen Schriftſteller geſchrieben haben, es gäbe in der Erde daſelbſt, ganze Städte, in welchen die verſteinerten Menſchen und Thiere noch eben die Stellung hätten, die ſie vor der ſchleunigen Verſteinerung gehabt hätten. Und kurz

---

1. **Polydektus** war ein griechiſcher Prinz, König zu Seriphus, **Phorcys**, ein phöniciſcher Prinz, König zu Ithaka, **Cäphalonien** und Κόρος, wovon Κορκώ, Γοργώ, **Gorgonen**, kömmt.

2. **Perſeus** iſt Admiral, oder Haupt der Flotte des **Polydektus**. Der von des **Phorcys** Flotte wird nicht genannt, allein ſie hatte auch einen ראש הַמַּלְכָּה Roſch hammalekah, Haupt der Meduſa, ראש **Kopf**, ראש Gift.

3. Von den fünf Schiffen des **Phorcys**, waren zwey dem **Polydectus**, bey Gelegenheit des Krieges wegge-

nommen, Γραῖαι: drey waren aus Κόρος, oder Κόρκουρα, Γοργοὺς, oder Gorgones.

Man wiederholet hier die Zweydeutigkeit von אחד ein, anſtatt jede, und von שן קרן עין Zähne, Hörner, Augen, (oder Elſenbein, Hörner, Edelſteine) nicht. Hier iſt, außer einigen poetiſchen Verſchönerungen, der ganze Grund der Fabel, und es ſcheint, daß nichts klärer ſeyn kann. Man mußte ſie nur ins phöniciſche überſetzen; denn wer hätte ſie ſonſt verſtehen können?

Nunmehr wollen wir auch zum hiſtoriſchen Punkte, nämlich zu Sardanapals Grabſchrift ſchreiten.

Zweyter Artikel.

Erklärung der Aufſchrift des Denkmaals vom Sardanapal.

In dem VII. Bande der eigenen Schriften der Akademie, ſteht eine Abhandlung vom Herrn Freret, über die Geſchichte und Zeitrechnung der Aſſyrier, in welcher er ſehr ausführlich, und mit ſeiner gewohnten Gelehrſamkeit, von der Aufſchrift handelt, davon wir hier reden wollen. Athenäus theilet uns von derſelben drey Ueberſetzungen mit.

1. Des Dichters **Chörilus** ſeine, in hexametriſchen Verſen, die aus des **Chryſippus** Werken gezogen iſt.

2. Des Dichters **Phönix** von **Kolophon** ſeine, die eigentlich nur eine Nachahmung iſt.

3. Und die dritte in ungebundener Rede, aus dem Werke des **Amyntas** gezogen.

Dieſe drey Ueberſetzungen ſind, wie Herr Freret ſagt, darinnen eins, daß ſie dieſem Prinzen närriſche Worte in den Mund legen.

Das Alterthum redet von zweyen Denkmälern Sardanapals, deren eines ſelbiges nach Anchialus, das andere nach Ninive verleget. Nach dem Herrn Freret iſt Sardanapals Grab, das Denkmaal zu Anchialus. Anchialus war eine kleine Stadt in Cilicien, unweit Tarſis; der ſie auch zum Hafen dienete. Amyntas iſt der einzige Schriftſteller, der von einem ähnlichen Denkmaale zu Ninive geredet hat: allein wie lautete dieſe Aufſchrift? Klitarchus, Ariſtobulus, Calliſthenes, Hellanikus, Apollodor, Cicero, u. a. ſetzen zu denen vom Klearchus angeführten Worten, noch dieſe hinzu:

Σὺ δὲ ξένος ἔσθιε, πῖνε, παῖζε. oder ὄχευε. *

Du Wanderer, trink, iß, und liebe.

Das Zeugniß aller dieſer Schriftſteller, überhaupt genommen, iſt gar zu einhällig, daß man daran zweifeln ſollte. Gleichwohl denkt Herr Fourmont folgendes davon:

1. Die griechiſchen Schriftſteller haben die Denkmäler und die Aufſchriften mit einander vermenget. Amyntas geht von den andern ab, und dieſe ſind unter einander auch nicht einſtimmig.

2. Was in der Geſchichte am glaubwürdigſten iſt, iſt dieſes, daß Sardanapal, um nicht in die Hände des Arbaz zu fallen, ſich ſelbſt verbrannt habe, und dieſes zu Ninive in ſeinem Palaſte, mit allen ſeinen Schätzen, Weibern, und allem was ihm am liebſten geweſen.

3. Nach dem Geſtändniſſe aller Schriftſteller, war die Grabſchrift oder Aufſchrift dieſes Denkmaales mit chaldäiſchen Buchſtaben geſchrieben. Amyntas ſagt dieſes von dem Grabe zu Ninive; Klearchus aber verſichert es von dem zu Anchialus.

4. Wenn

---

* Anderswo ἄξιε. Man ſehe den Suidas in Sardanap. und ὀχεία.

3. Wenn dieſes iſt, ſo folget natürlicher Weiſe zweyerley. Erſtlich: daß die Griechen nicht anders, als vom Hörenſagen der Einwohner des Ortes davon geredet; und daß ſie ſie gar nicht geleſen, oder ſelbſt verſtanden haben. Zweytens muß man ſich bey den zwey widrigen Zeugniſſen, das eine vom Amyntas für Ninive, das andere von allen andern für Anchialus, an das letztere halten. Amyntas hat gewußt, daß es zu Ninive ein Grab vom Sardanapal gäbe, und ſo viel iſt wahr bey ihm. Die Aufſchrift dieſes Grabes war in chaldäiſcher Schrift; die hat er nicht leſen können, und hat vorausgeſetzt, ſie gliche der zu Anchialus: hierinnen aber hat er ſich geirret.

Allein noch eine dritte Folgerung iſt dieſe, daß, da Sardanapals Grab, zu Ninive geweſen, das Denkmaal zu Anchialus kein Grab ſeyn können, ſondern irgend ein Triumphbogen, den die Einwohner zu Tarſis und Anchialus aus Erkenntlichkeit gegen Sardanapals Wohlthaten aufgeführet haben mögen. Nicht zwar, als ob dieſer Prinz bey ihnen geſtorben wäre: dieß haben die Geſchichtſchreiber nur bey Gelegenheit dieſes vermeyntlichen Grabes vorgegeben; ſondern weil Sardanapal, nachdem er ſeine Eroberungen bis dorthin erſtrecket, ein Belieben an dem Orte gefunden, ſich einige Zeit dort aufgehalten, und um daſelbſt die erſtaunliche Macht der aſſyriſchen Könige blicken zu laſſen, in einem einzigen Tage, zwo anſehnliche Städte hatte bauen laſſen. Dieß iſt auch die einzige Sache die aus dem Denkmaale erhellet. Hier iſt es, ſo wie es vom Klitarch angeführet wird:

ΣΑΡΔΑΝΑΠΑΛΟΣ ΑΝΑΚΥΝΔΑΡΑΞΕΩ
ΑΓΧΙΑΛΗΝ ΕΔΕΙΜΕ ΚΑΙ ΤΑΡΣΟΝ ΜΙΗ ΗΜΕΡΗ
ΑΛΛΑ ΝΥΝ ΤΕΘΝΗΚΕΝ.

D. i. Sardanapalus, ein Sohn des Anakyndarar, hat in einem einzigen Tage Anchiale und Tarſis erbauet. Itzt iſt er todt.

Die

Die letzten Worte ſind ein gewöhnlicher Zuſatz der Grabſchriften; und da dieſes iſt, ſo gab es in der chaldäiſchen Aufſchrift nichts, als die zwo erſten Zeilen, mit den andern Ausdrücken, die man hier erklären wird. Es iſt auch leicht zu merken, daß ſie ein wenig verändert worden: denn wo käme ihr der Schwung der jambiſchen Verſe her, wenn ſie chaldäiſch wäre?

Doch hier ſind noch andere und weſentlichere Betrachtungen. Kann man uns wohl ſagen, was Anakyndarax iſt, und ob man in der aſſyriſchen Hiſtorie dieſen Namen von Sardanapals Vater kennet? Noch mehr: was für einen Zuſammenhang hat dieſe Aufſchrift für Tarſis und Anchialus, mit denen Worten, die bey den Geſchichtſchreibern folgen, ἔσθιε, πῖνε, παῖζε, oder wie man anderwärts lieſt ὄχευε?

Man behauptet, daß die Griechen, von den Einwohnern des Landes, wegen der Zweydeutigkeit der chaldäiſchen Ausdrücke hintergangen worden, und der Nachwelt etwas weis gemacht haben. Herr Freret hat, wie es ſcheint, dieſes auch gemerket: *Dieſe letzten Worte,* ſaget er am angezogenen Orte, *reimen ſich blutſchlecht mit dem Anfange der Grabſchrift: allwo Sardanapal mit der Erbauung zweyer anſehnlichen Städte in einem Tage, pralet. Wie iſt es wahrſcheinlich, daß man daraus eine ſo unverſchämte Folgerung ziehen können, die mit dem vorigen ſo wenig zuſammen hängt, als dieſe Einladung des Wanderers?* Er ſetzt hinzu, die meiſten Verfaſſer von Alexanders Leben würden beſchuldiget, daß ſie ihre Einbildungskraft bey ihrer Arbeit walten ließen, und den Kern der Geſchichte, mit vielen Erzählungen verſchönerten, die ſie ſich erſonnen. Dieß wirft ihnen auch Strabo vor: *Man kann ihnen glauben,* fähret er fort, *was die äußere Geſtalt dieſes Denkmaales vom Sardanapal betrifft, bey deſſen Fuſſe ſie vorbey gereiſet waren.* Allein was den Sinn der Aufſchrift anlanget, die in chaldäiſcher Sprache geſchrieben war, und die man ihnen erſt hatte erklären müſſen, die haben ſie nur aus einer verworrenen Erinnerung, und nach Ueberſetzungen, womit man ſich in Griechenland trug, aufgeſetzt.

Zum Beweiſe, wie weit die Griechen von dem wahren Sinne dieſer Aufſchrift abgewichen ſind, kann man einen kurzen Weg erwählen, und es iſt erſtaunlich, daß ihn noch kein einziger Kunſtrichter verſucht hat. Man ſetze ſie wieder ins Chaldäiſche. Dieß thut Herr **Fourmont**, und erkläret alle Theile derſelben:

סַרְטַן פּוּל בְּאַנָא קוּנְדָרְאַרַאַס
quundarras Bana Phul Sartan
אֵת תְּחַיְעַלַם וְאֵת תַּרְשִׁישָׁא בְּיוֹמָא חֲדָא
cheda bejoma ſchiſatar veeth Etachayialam
אכליה שׁתיה אבריה
abedeih ſchteih akeleih

Nunmehr bemerket Herr **Fourmont** 1, daß dieſe Aufſchrift in gutem Chaldäiſch, einen vortrefflichen Verſtand hat. 2. Daß die drey letzten dunkeln Wörter, den Spottvögeln den Begriff von ἔσθιε, πῖνε, und ὄχευε, beybringen können.

Der Sinn dieſer drey Zeilen iſt dieſer: Sardan, Phul, aedificavit Saltum Torrentis Anchialam et Tarſum, die unico. Imo perfecit eas, *id eſt*, fundavit et peſſulis clauſit. Herr **Fourmont** behauptet, daß die Ueberſetzung richtig ſey, und daß ein jeder, der nur einige Kenntniß vom Chaldäiſchen hat, es gleich zugeben werde.

Nunmehr werden noch einige Betrachtungen über den Text, die Zweydeutigkeit ſelbſt denen begreiflich machen, die auch keine Kenntniß von den orientaliſchen Sprachen haben.

1. סַרְתַּן פּוּל iſt Sardanapals chaldäiſcher Namen: פּוּל Phoul iſt aus der heil. Schrift, סַרְתַּן Sarthan iſt ein Zunamen, und eben dieſen Zunamen hatten die Griechen durch Θῶνος überſetzt; wovon man die Urſachen anderwärts angiebt.

2. באנא קינדראראס bedeutet ganz genau und ungekünſtelt aedificavit Saltum Torrentis, das heißt, diejenige Feſtung, unter welcher der Strom hinfloß. Warum, wird man fragen, hat man denn ἀνακυνδαραξεω überſetzt? Das ב von באנא konnte ganz allein für die Abkürzung von בֵּן ben, filius, genommen werden. So ward es, und ſo wird es noch allezeit in allen Urkunden und Aufſchriften der Juden genommen: wie vielmehr auf einem Grabmaale? Wenn man nun vorausſetzt, daß es einmal für das בֵּן ben, genommen worden, ſo ward das folgende ein eigener Namen: man glaubte daher אנאקינדראראס, Anakundarax ſey der Namen eines Mannes, und folglich des Vaters vom Sardanapal; allein, dieß iſt ein Verſehen, und zwar ein ſolches Verſehen, dem alle Verzeichniſſe widerſprechen, die wir von den aſſyriſchen Königen übrig haben.

Allein noch mehr: lehret uns denn die Geſchichte, ja ſo gar die griechiſche Geſchichte ſelbſt nicht, daß Kuinda eine Feſtung in Cilicien iſt? (Man ſehe den VII B. der ausführlichen Schriften). Herr Freret glaubet, dieß ſey die Rieſenſtadt, von welcher Paul Lucas redet; und das läßt ſich gar wohl hören. Dem ſey indeſſen, wie ihm wolle, ſo ſetzen alle Erdbeſchreiber Kuinda, nahe bey Anchialus, und bey den Alten glaubte man, dieß ſey ein Denkmaal der Semiramis: welches denn überhaupt beweiſt, daß ſie von den Aſſyriern erbauet worden; die Aufſchrift dieſes Denkmaales aber, ſetzet die Sache außer allen Zweifel. קִינְדְּרָא, heiſt gut Syriſch ſaltus: und mit dem Worte Strom oder Fluß, der nicht ſehr breit, aber deſto tiefer war, zuſammen genommen, bedeutete es den

Bogen einer Brücke. Folglich ſchicket es ſich vortrefflich zu denen prächtigen Schwibbögen, welche die Prinzen zuweilen über den Strömen, es ſey nun zur Bequemlichkeit ihrer Unterthanen, oder zum Uebergange der Kriegsheere, erbauen ließen.

Was das Wort ראס, ras oder arras betrifft, woraus der Name Araxes, und die Vermengung verſchiedener Araxen in den griechiſchen Schriften gekommen, ſo haben unſere Morgenländer ſchon vor langer Zeit gezeiget, daß es fluentum heiße, und beſonders von den Strömen und ſtrengen Fluthen gebraucht werde, et Pontem indignatus Araxes.

3. Anchiala und Tarſus betreffend, ſo hat man die chaldäiſchen Namen wieder hergeſetzt, תַּרְשִׁישׁ chaldäiſch תַּרְשִׁישָׁא iſt aus dem alten Teſtamente und den chaldäiſchen Paraphraſen im Jonas. Den andern Namen ſcheinen die Griechen von חֲזַי עָלָם Anchialum gemacht zu haben, wie Anchiolam für Achai-olam, in dem Verſe, Iura verpe per Anchiolam. *Mart. Epigr. Lib. 11. Epigr. 95.*

Will man indeſſen, weil Anchiala vielleicht der Stadt Tarſus zum Hafen gedienet hat, daſſelbe für ἄγχι prope, und ἅλς, das Meer, nehmen, ſo läßt man ſich auch das gefallen. Man weis, daß dieſe Stadt bey den alten Schriftſtellern ſehr verſchiedene Namen hat, zum Exempel, Anchiala, Parthena, u. ſ. w.

4. Nun bleiben noch die drey Wörter, ἔσθιε, πῖνε, ὄχευε, oder παῖζε, übrig. אַכְלֵיה *akeleih*, iſt in dem *aphael* eine gewiſſe Conjugation, das heißt eine Abwandelung von *kalah* כְּלָה, und paragogiſch gebiethende Art von אכל *akal*: nun bedeutet es von אכל *akal*, comede, und von כלה *kalah*, perfecit, oder vielmehr fecit perfici; und dieß iſt offenbar die Art, wie es hätte ſollen überſetzet werden.

2. Πῖνε שתיה *ſcheteih*, bedeutet in der gebiethenden Art bibe, שתיה ſchateh, oder ſchatah, in der vergan-

genen Zeit, bedeutet fundavit eam, oder eas. Dieß ſchickt ſich nun zu Gebäuden, und folglich zur Aufſchrift.

3. ὄχευε endlich kömmt auf zweyerley Art mit dem Chaldäiſchen überein. In der gebiethenden Art, von בְּדָא *beda*, hergenommen, heißt es **Unflätbereyen** thun, oder ſagen: in der vergangenen Zeit, von בַּד *bad*, genommen, heißt es repagulum, peſſulum, und im *apheel*, heißt es, clauſit peſſulis et repagulis, er hat die Schlöſſer und Gatter vorgelegt. Und alſo iſt es klar, daß dieſe Aufſchrift viererley ſagt, und alles für ein Tagewerk ausgiebt.

Zum erſten hatte Sardanapal Anchiala, Tarſus, und den Schwibbögen, oder die Feſtung gebauet, ſo von den Schriftſtellern Quinda genennet wird.

Zum andern hatte er ſie nicht nur gebauet, ſondern ſie auch ganz und gar vollendet oder vollenden laſſen; אַכְלִיה *ekleib*.

Drittens, da dieſes unmöglich ſcheinen mußte, ſo wird zu mehrerer Erklärung der Grundlegung gedacht, תשירה.

Viertens endlich, und das geſchieht bey den Gebäuden zuletzt, ſo hatte man die Zugbrücke, Thore, und Riegel dazu gethan, אכריה, fecit adjici repagula.

Dieſe Erklärung iſt einfältig, und allem vorzuziehen, was die Griechen davon geſchrieben haben. Man mußte nur, wie man ſieht, die chaldäiſchen Redensarten hervorſuchen, und deren Zweydeutigkeit entdecken.

XLIII.

Kurze Nachricht von einer gelehrten Reiſe, die der Herr Abt Sevin auf Befehl des Königes von Frankreich, in dem 1729. und 1730. Jahre, in die Levante gethan hat.

Diejenigen Regenten, ſo ſich durch groſſe Thaten, ungeachtet derer von dem Throne untrennbaren Beſchäfftigungen, der Unſterblichkeit würdig gemacht, haben ſich mehrentheils bemühet, Büchervorräthe zu ſammeln, die ſowohl wegen der Anzahl, als wegen der Wichtigkeit derer Bücher, aus denen ſie beſtanden, anſehnlich geweſen ſind. Sie waren unfehlbar überzeuget, daß die Wiſſenſchaften, mit der Gelehrſamkeit und dem Flore der Künſte, zugleich den Reichthum und Ueberfluß, als die gewöhnlichen Gefährten derſelben, in ihre Staaten einführen würden. Wenn aber die unbeſchreiblichen Sammlungen von Handſchriften, dem **Ptolomäus Philadelphus**, und einigen andern Prinzen, das Lob des ganzen Alterthums zugezogen haben: welchen Ruhm verdienen denn nicht die franzöſichen Monarchen, welche ſeit mehr als zweyen Jahrhunderten, mit einer wahrhaftig königlichen Freygebigkeit, die koſtbaren Denkmäler ſammlen, welche der Wuth der Zeiten, und dem Grimme der Barbaren entronnen ſind? In dieſem Stücke iſt nichts gröſſers und prächtigers zu ſehen, als die königl. franzöſiſche Bibliothek.

Ungeachtet bereits **Ludwig** der XIV. dieſelbe auf denjenigen Grad der Pracht getrieben hatte, der keinen fernern Zuſatz zu leiden ſchien: ſo haben wir dennoch geſehen, wie ſie unter dem Schutze **Ludwigs** des XV. der eben ſo aufmerkſam iſt, die Arbeiten der Gelehrten zu befördern, mit Schätzen bereichert worden, die ihr einen neuen Vorzug über die berühmteſten Bücherſchätze von Europa ertheilen. Wie viel vortreffliche Handſchriften hat er nicht, durch Beyhülfe weiſer und erleuchteter Rathgeber, aus denjenigen Finſterniſſen herausbringen laſſen, in welche ſie auf ewig verbannt zu ſeyn ſchienen.

Der Herr Abt **Bignon** erhielt im 1727 Jahre vom **Zaid-Aga**, einen Brief aus welchem einige Hoffnung hervorleuchtete, daß man in den Bücherſchatz des Großtürken, oder vielmehr der alten griechiſchen Kaiſer würde dringen können, welcher zur Zeit der Eroberung von **Conſtantinopel**, auf Befehl **Mahomeds** des II. ſorgfältig erhalten worden war. Hier konnte man ſich ſchmäucheln, viele von denen Werken wieder zu finden, deren Verluſt man ſo billig bedauret. Die gute Geſinnung des **Zaid-Aga** ſchien allerley Erleichterungen hierbey zu verheißen: und ungeachtet man wichtige Urſachen hatte zu glauben, daß dieſer Büchervorrath nicht mehr vorhanden wäre; ſo überwog doch die Liebe zum gemeinen Beſten, alle dieſe Erwägungen, und man ward ſchlüßig, einen Verſuch zu wagen, der, es gelänge nun wie es wollte, doch nicht ganz fruchtlos ſeyn konnte. Es war nicht wohl möglich, daß die Griechen nicht einige Handſchriften ſollten aufbewahret haben, und in der Abſicht alſo, wenigſtens dieſe ausfündig zu machen, that der König dem Herrn Abte **Sevin** 1728 die Ehre, ihm dieſen Befehl aufzutragen, welchem nach einigen Tagen, noch der Herr Abt **Fourmont** beygeſellet ward.

Sie kamen beyderſeits im Anfange des Chriſtmonates 1728 zu **Conſtantinopel** an. Den folgenden Monat gieng Herr **Fourmont** nach **Morea**, allwo er, weil er keine Handſchriften, ſo wenig als im Attiſchen Gebiethe fand, welches er durchſuchet hatte, alle erſinnliche Mühe, Ungemächlichkeiten, ja ſo gar Gefahren ausſtand, um eine erſtaunliche Menge Aufſchriften und Münzen aufzutreiben, und inſonderheit in der Erdbeſchreibung wichtige Entdeckungen zu machen.

Herr Sevin ſeiner Seits, trat in genaue Bekanntſchaft mit dem Doctor Fonſeca, deſſen Freundſchaft ihm unentbehrlich nöthig war. Eine in allen Stücken ſich ſehr weit erſtreckende Kenntniß, hatten ihm die Gnade und das Wohlwollen der vornehmſten Herren des ottomanniſchen Hofes erworben; und hiedurch war er mehr als jemand im Stande, demjenigen hülfliche Hand zu leiſten, was der franzöſiſche Hof von ihm wünſchete.

Ihre erſten Unterredungen handelten von verſchiedenen Sachen, welche, indem ſie allmählich ſeine Ergebenheit gegen den franzöſiſchen Hof zu erkennen gaben, den Herrn Sevin überzeugten, daß er ohne Gefahr ihm die Urſachen ſeiner Reiſe entdecken könnte, woraus er ihm auch ferner kein Geheimniß machte. Herr Fonſeca berichtete damals dem Herrn Sevin, daß der Büchervorrath der griechiſchen Kaiſer bis zu Amurats des IV. Regierung beſtanden hätte; daß dieſer Prinz, ungeachtet er gar kein eifriger Mahometaner geweſen, gleichwohl zuweilen heftige Anfälle der Andacht gehabt, und in einem von ſolchen Anfällen, die Bücher dieſer Bibliothek, dem unverſöhnlichen Haſſe aufgeopfert hätte, der ihn wider die Chriſten angeflammet.

So ausdrücklich nun auch dieſes Zeugniß war, ſo erſuchte ihn der Herr Sevin dennoch, in einer Sache, daran alle Gelehrten ſo vielen Theil nehmen, neue Verſuche zu wagen. Es iſt weder Ihnen, noch mir erlaubet, ſagte er zum Herrn Fonſeca, daß wir in dieſer Sache nicht unſer äußerſtes thun ſollten; vielleicht werden auch nicht eben alle Bücher, aus denen dieſe ungeheure Sammlung beſtanden, von den Flammen verzehret worden ſeyn: und hierauf verſprach Herr Fonſeca weiter nachzuforſchen.

Faſt zu eben der Zeit hatte der Herr Abt **Sevin** den **Muſtapha Effendi** bewogen, ihm mit allem ſeinem Anſehen zu Hülſe zu kommen. Dieſer ſtand bey dem Großkanzler ſehr wohl, deſſen Vertraulichkeit ihm viel Anſehen zuzog. Er war nicht ſo unwiſſend, als der gemeine Hauſen der Türken; er dienete mit Vergnügen, und war noch erfreueter, wenn er ſelbſt was lernen konnte, folglich ſetzte er verſchiedene ſeiner Freunde in Bewegung: aber alles war vergebens, und er brachte dem Herrn **Sevin** eben die Antwort, als **Fonſeca**, welcher ſeines Ortes nichts glücklicher war.

Der Lehrmeiſter der Kinder des Großtürken, an den er ſich ebenfalls gewandt hatte, verſicherte ihn, daß in dem **Serrail** nur noch die Schreibetafeln übrig wären, und keine einzige Handſchrift den Flammen entkommen wäre. Ungeachtet aller dieſer Zeugniſſe, deren Wahrheit unleugbar zu ſeyn ſcheint, glauben dennoch ſowohl die Juden, als die Chriſten und Türken, daß dieſer Büchervorrath noch vorhanden ſey. Hierüber muß man ſich auch nicht wundern: denn was inwendig im **Serrail** vorgeht, das wird faſt niemals auswendig kund: und zudem würde man kaum zehn Leute in dieſem Lande finden, welche auf den Verluſt auch der ſeltenſten Handſchriften, die mindeſte Acht haben ſollten. Die gemeinſte Sage iſt dieſe, daß die Bibliothek der griechiſchen Kaiſer, in den Zimmern des Groß, Sultans aufbewahret würde. Indeſſen giebt es Leute, welche wollen, daß **Mahomed** der II. ſo wohl dieſe Bücher, als die Zierrathe der Patriarchalkirche, in einen unterirdiſchen Ort ſeines Pallaſtes niedergelegt hätte. Sie ſetzen hinzu, daß, als einige Arbeiter, die die Mauer dieſes Ortes ausbeſſern ſollen, einen Schrank eingeſchlagen, eine Schlange heraus gekrochen ſey, die durch ihre Stiche in einem Augenblicke zween von den Arbeitern getödtet hätte.

Da nun dieſe Erzählung völlig einer Fabel gleicht, ſo gebrauchte Herr **Sevin** verſchiedene Perſonen, deren Unterſuchunterſuchungen dahin giengen, ihn von der Falſchheit dieſes Gerüchts zu verſichern. **Muſtapha Effendi**, der ſich in dieſe Sache gemiſchet hatte, war ſo gütig, daß er auf ſein Bitten, die Bibliothek des **Sultans Selim** unterſuchte. Dieſe beſteht in drey bis viertauſend Bänden, und er meynte, in dieſe Zahl könnten ſich wohl einige griechiſche und lateiniſche Handſchriften eingeſchlichen haben; allein ſeine Muthmaßungen ſchlugen fehl. Man entdeckte zwar vier Bände, die weder türkiſch, noch arabiſch, noch perſiſch waren; allein man fand bey dem Nachforſchen, daß dieſe vier Bände nichts anders als Regiſter wären, die man ehemals aus der venetianiſchen Kanzeley genommen.

So verſchwunden denn alle auf des **Zaid Aga** Briefe gegründete Hoffnungen, und Herr **Sevin** war leider! genöthiget, bey den Privatunterſuchungen und Einkaufe ſtehen zu bleiben. Ungeachtet nun die mehreſten Handſchriften im Feuer aufgegangen, und durch die Nachläßigkeit der Morgenländer umgekommen ſind: ſo zweifelte er dennoch nicht, einige Stücke aufzutreiben, die bey ſeiner Wiederkunft würdig ſeyn könnten, in des Königes Bücherſchatz zu kommen. Er rechnete zwar nicht ſonderlich auf die griechiſchen Handſchriften: denn dieſe ſammlete ſchon faſt ſeit zwanzig Jahren, der Prinz der **Walachey**, ein Sohn des berühmten **Mauro Cordato**, aller Orten ein. Es iſt kein Winkel in Griechenland, der nicht auf ſeinen Befehl durchſuchet worden, und ſeine Landesleute, bey denen er für ein Wunderwerk der Gelehrſamkeit gilt, beſtreben ſich wechſelsweiſe ſeine Neugierde zu ſättigen. Sie koſteten ihm unſägliche Summen; er verſchwendete das Geld dazu: und ſeine Freygebigkeit hatte ihm zu dem Beſitze einer ſehr anſehnlichen Menge griechiſcher und morgenländiſcher Handſchriften verholfen. Das Verzeichniß davon würde ſehr merkwürdig ſeyn, und Herr **Sevin** hat durch die dringendſten Bewegungsgründe ihn zu bewegen geſuchet, ſelbiges mitzutheilen; allein, zum Unglücke hat ihn die Begierde zum einſammeln ſo ſehr eingenommen, daß er verabſäumet hatte, ein Verzeichniß ſeiner Schätze zu machen. Er ſchrieb dem Herrn Sevin, ſie lägen über und unter einander in einer Niederlage, und zugleich ſchickte er ihm eine Handſchrift mit gliedlangen Buchſtaben, in welcher alle Seiten mit Figuren bemalet waren.

Dieſe Handſchrift enthält Parallelen, aus den verſchiedenen Tractaten der Kirchenväter genommen. Dieſes Werk hat demjenigen zum Muſter gedienet, welches der h. Johannes Damaſcenus in eben dieſem Geſchmacke geſchrieben hat. Der Herr Abt Sevin ſchenkete ihm dagegen, einige Monate drauf, ein Exemplar von denen im Louvre gedruckten Concilien. Nach der Zeit haben ſie ihren Briefwechſel mit einander ſehr ordentlich fortgeſetzt, und in den letzten Briefen, die er von dieſem Prinzen erhalten, ermahnet er ihn, denſelben auch nach ſeiner Zurückkunſt in Frankreich fortzuſetzen: und am Ende verſpricht er ihm noch ſeltnere Handſchriften, als diejenige iſt, davon man geredet hat. Allein der Prinz ſtarb unmittelbar nach Herrn Sevins Wiederkunſt.

In dieſer Zwiſchenzeit hatte Herr Sevin ſich die Gewogenheit der Patriarchen von Conſtantinopel und Jeruſalem zu erwerben geſuchet; hievon hieng der glückliche Fortgang eines Theiles ſeiner Abſichten ab: denn dieſe zween Prälaten ſind gewiſſermaßen, die Souverainen der griechiſchen Nation. Aller Höflichkeit ungeachtet, die der Patriarch von Conſtantinopel ihm bey dem erſten Beſuche bezeigete, bemerkte Herr Sevin gleichwohl diejenige Neigung zum Mistrauen und Neide, die die Griechen von allen andern Völkern unterſcheidet. Zum mindeſten mußte er alſo nur bewogen werden, nicht wider ihn zu ſeyn; und in dieſer Abſicht unterhielt ihn Herr Sevin, von den Verbindungen mit dem Dollmetſcher des Hofes, deſſen Anſehen er ſehr fürchtete. Den nächſten Morgen bezeugte ihm dieſer Drogueman, wie viel Theil er an allem nähme, was den Herrn Sevin beträfe.

Die Art, wie ihn der Patriarch von **Jeruſalem** aufnahm, war zwar eben ſo höflich, aber weit redlicher. Dieſer liebet Frankreich, und hält überaus viel auf gelehrte Leute. Er ſelbſt iſt in Wiſſenſchaften geübet, und nach dem Prinzen der Wallachey, iſt niemand in der Levante ſo gelehrt, als dieſer Prälat. Die Urſache von des Hrn. Sevins Reiſe war ihm nicht unbekannt, und weit gefehlet, daß ſie ihn hätte beunruhigen ſollen, ſo geſtund er vielmehr offenherzig: daß, wenn Griechenland ſeinen Ruhm den vortreflichen Schriften der alten Griechen zu danken hätte, es auch hergegen die Erhaltung eben dieſer herrlichen Arbeiten, der Großmuth der franzöſiſchen Könige verdanken müßte; die dieſelben nicht allein zuſammen geſammlet, ſondern auch durch prächtige Ausgaben unſterblich gemacht hätten. Hier nun ſagte ihm der Herr Abt Sevin, daß der jetzige König, nach dem Muſter ſeiner Vorfahren, ſich vorgenommen hätte, alles das vor dem Untergange zu bewahren, was noch in der Levante koſtbares vorhanden wäre; und daß er in dieſem Falle nie gezweifelt hätte, wie der Herr Patriarch ſich würden willig finden laſſen, zu einem für die Kirche ſo nützlichen, und für die Ehre ſeiner Nation ſo rühmlichen Vorhaben, das ſeinige beyzutragen. Dieſe Worte nahmen ihn vollends ein, und ſeit der Zeit hat er ganz eifrig alle Gelegenheiten ergriffen, die ſich eräuget haben, dem Herrn Sevin alle Vortheile zu verſchaffen, die er ſich nur von ſeiner Freundſchaft hatte verſprechen können. Von ſeiner Freygebigkeit beſitzt er, eine Liturgie vom heil. Chryſoſtomus, die nicht unter ſiebenhundert Jahren alt iſt; eine Handſchrift vom heil. **Gregor von Nazianz**, mit Figuren gezieret, und mit Scholien bereichert; ein ſlaviſches Lectionarium, ſehr alt, und des **Photius** Amphilochia, ein gelehrtes Werk, welches wohl den Druck verdienete. Dieſen Handſchriften hat er noch einige Tractate von ſeiner eigenen Arbeit beygefüget, die in der **Wallachey** gedruckt ſind: und da Herr Sevin ihm, wenige Zeit vor ſeiner Abreiſe geſagt, daß er ſehr gern einen gewiſſen **Homer** möchte abſchreiben laſſen, der eine beſondere Zierde ſeines Büchervorraths war, ſo erlaubete er ſolches nicht nur; ſondern er war noch ſo gütig, ihn zu verſichern, daß er mit der Abſchrift zufrieden wäre, und das Original, dem Herrn von **Villeneuve**, Abgeſandten von Frankreich bey der **Ottomanniſchen** Pforte wollte einhändigen laſſen. Dieſer Homer mag etwa vierhundert Jahre alt ſeyn, und die Paraphraſis und Scholien, mit denen er gezieret iſt, geben ihm einen neuen Werth.

Doch dieſes war nicht die einzige Frucht von ſeiner Bekanntſchaft mit dem Patriarchen von **Jeruſalem**, auch die Griechen wurden nach der Zeit umgänglicher und gelehriger. Er beſuchte ungeſtöret die Klöſter in der Gegend von **Conſtantinopel**, und die Obern in denſelben machten ihm nicht die mindeſte Schwierigkeit. In dieſen Klöſtern hatte er das Glück einige Stücke von des h. **Chryſoſtomus** Arbeit zu entdecken, die noch nie gedruckt worden. Dieſe Reiſen machten ihm auch noch die Reden dieſes Kirchenvaters wider die Juden bekannt. Die Handſchriften davon ſind ungemein ſelten, eben wie **Theodorets** ſeine, wenn ſie ein gewiſſes Alter haben ſollen. Dem Herrn **Sevin** ſind davon fünf dicke Bände, und alle ſehr alt, in die Hände gerathen. An eben dergleichen Orten fand er auch den Roman vom **Joſaphat**, und eine Auslegung über den h. **Lucas**, die er dem **Titus**, Biſchofe von **Boſtres** zuſchreibt: beyde ſcheinen aus dem zehnten Jahrhunderte zu ſeyn. Bey dem erſten ſind Miniaturmalereyen, die mehrentheils wohl behalten geblieben.

Dieſe Aernte nun würde unfehlbar noch reichlicher geweſen ſeyn, wenn die heutigen Griechen nicht in der gröbſten Unwiſſenheit lebeten. Gemeiniglich ſind ihre Handſchriften in einem ſehr unſaubern Zimmer verſchloſſen, und unter allen Zimmern des Kloſters wird ein ſolches am wenigſten beſuchet. Niemand begehret ſie zu leſen, und ſie werden dem Ungeziefer und der Faulniß zum Raube.

In einem Kloſter auf der Prinzeninſel zeigte man ihm faſt zwohundert Handſchriften, und unter dieſer großen Menge von Bänden, war es ihm nicht möglich, dreyßig Blätter zuſammen zu bringen, die ganz geweſen wären. Als er nun einsmals gegen den Patriarchen von Jeruſalem bittere Klagen deswegen führete, daß ſeine Nation in dieſem Stücke ſo nachläßig wäre, ſo erzählete derſelbe ihm folgendes: „Als ich mein Biſchofthum in Beſitz zu nehmen „gieng, führte mich ein ungefährer Zufall in ein Kloſter, „allwo ich eine ganze Kammer voller Handſchriften entdeckete. Meine Geſchäffte erlaubeten mir damals nicht, „dieſelben wegzuführen, ich ſetzte es daher bis zu anderer „Zeit aus. Einige Zeit darauf kam ich wieder dahin; allein die Handſchriften waren weg. Ich forderte ſie von „dem Superior, der mir ganz treuherzig geſtund, daß ſie „vor kurzem einen neuen Noviciaten bekommen, und aus „Mangel eines Zimmers für ihn, die alten Pergamente, „die ja dem Kloſter ganz zu nichts nutz wären, in den Fluß „geworfen hätten, der unter dem Kloſter weglief.„

Aus dieſer Erzählung kann man leicht ſchließen, wie viel daran gelegen ſeyn würde, die wenigen Handſchriften, ſo noch in der Levante übrig ſind, zu retten. Freylich aber hatte die Ausführung dieſes Vorhabens ihre Schwierigkeit. Hauptſächlich kam es darauf an, einen guten Briefwechſel aufzurichten. Der Herr Abt Sevin berathſchlagete ſich darüber mit dem franzöſiſchen Abgeſandten, welcher für die Ehre des franzöſiſchen Namens eifrig iſt, und ſich allezeit den guten Fortgang dieſer Reiſe eifrig hat angelegen ſeyn laſſen. Dieſer ſchrieb daher unverzüglich an diejenigen franzöſiſchen Conſuls und Glaubensbothen, die man zu einem ſo kützlichen Vorhaben am geſchickteſten hielt: und ihre Nachforſchungen ſind nicht unnützlich geweſen.

Faſt zu eben der Zeit hatte der Herr Abt Sevin zween Griechen in verſchiedene Landſchaften geſchickt, dahin die Franzoſen gar keinen Handel haben. Und dem Bemühen dieſer Männer haben wir verſchiedene ſehr alte Handſchriften zu danken. Dergleichen ſind einige bisher noch ganz unbekannte Commentarien über die Evangelia; Scholien über die Pſalmen, voller Fragmente von ſolchen Schriftſtellern, die heute zu Tage gar nicht mehr vorhanden ſind; die **Lauſiakiſche** Geſchichte vom **Palladius**; die aſcetiſchen Reden **Iſaacs**, Biſchofes zu **Ninive**; des **h. Macarius** Reden; des **h. Ephrem** Werke; **Joſephi** Geſchichte der Juden; **Alexanders** Geſchichte vom **Arrian**; und eine große Sammlung von mehr als dreyßig Stücken verſchiedener Schriftſteller: einer großen Menge anderer Bände zu geſchweigen, die eben ſo anſehnlich ſind.

Da der Verfaſſer dieſer Nachricht nicht im Sinne hat, ein vollſtändiges Verzeichniß aller dieſer Bände zu verfertigen; ſo ſchreitet er zu denen armeniſchen Handſchriften, die er theils zu **Conſtantinopel**, theils in andern Städten des türkiſchen Gebiethes, aufgetrieben. Das wichtigſte von allen iſt unfehlbar das Buch **Giarrantir**. Dieß iſt ein Werk von zween Schuhen und fünf Daumen lang, einen Schuh und zehn Daumen breit, und einen Schuh zween Daumen dick. Man kann leicht denken, daß ein ſolches Werk verſchiedene Dinge enthalten müſſe: und man findet auch darinnen eine Sammlung derer in Armenien gehaltenen Concilien, die Geſchichte dieſes Volkes, und verſchiedene Tractate ihrer älteſten Lehrer, ſelbſt dererjenigen, die vor dem **Chalcedoniſchen** Concilio gelebet haben. Damals erkläreten die Armenier ſich für den **Eutychius** und **Dioſcorus**. Seit der Zeit waren ſie geſchworene Feinde der griechiſchen Kirche, und griffen ſie durch die bitterſten Schriften an, deren keine man, die man nur auftreiben können, allhier zuſammeln vergeſſen hat. Die Werke dieſer alten Ketzer ſind ſehr geſchickt, die Irrthümer der Neulinge zu widerlegen. Eine Lehre, die in allen Gemeinen der Levante angenommen worden, iſt eine Lehre, deren Wahrheit man der römiſchen Kirche nicht ſtreitig machen kann.

Jedoch man iſt bey dieſen Bänden allein nicht ſtehen geblieben. man hat noch überdem eine große Menge Stücke geſammlet, die die Geſchichte, Weltweisheit und Sternkunde betreffen. Alhier müſſen wir das armeniſche Ritual; das Märtyrerverzeichniß eben dieſes Volkes; ein Lectionarium in Unzialbuchſtaben, und welches nicht viel unter tauſend Jahren alt iſt; die Werke des h. **Gregorius** des **Erleuchtenden**, eines Schriftſtellers aus dem dritten Jahrhunderte; und die Werke des Ordensbruders **Moſes**, der im ſechſten Jahrhunderte geblühet hat. Vielleicht hätte der Herr Abt **Sevin** ſeine Entdeckungen noch weiter getrieben, wenn nicht der Patriarch von Armenien plötzlich geſtorben wäre. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war in dem Kloſter zu **Ekmiaſin**, welches an außerordentlich ſeltenen Handſchriften ſehr reich ſeyn ſoll. Eine gewiſſe Perſon, die der Herr **Sevin** kannte, war mit dieſem Prälaten ſehr genau verbunden, und es war ſehr wahrſcheinlich, daß ſie auf inſtändiges Anhalten, endlich diejenigen Schätze mittheilen würden, deren Werth ihnen gänzlich unbekannt war.

Eben ſo viel Staat machte er ſchon auf ein Kleinod, welches zu **Boccara**, einer Stadt der usbekiſchen Tartarn aufbewahret ward: denn an dieſen Ort hatte **Tamerlan** alle die Handſchriften bringen laſſen, die er denen mancherley Völkern abgenommen, welche ſeine Waffen bezwungen hatten. Was er davon ſaget, das gründet ſich auf eine unter allen Armeniern eingeführete Sage. Sie verſichern, daß viele von ihren Kaufleuten, in dem Thurne des Palaſtes zu **Boccara**, eine erſtaunliche Menge Bücher geſehen hätten. Man weis zwar wohl, daß dergleichen Sagen zuweilen überaus verdächtig ſind; gleichwohl iſt den Wiſſenſchaften daran gelegen, daß man ſie unterſuche. In dieſer Abſicht nun ſchlug Herr **Sevin** einigen armeniſchen Handelsleuten, die gemeiniglich dieſe Reiſe thun, vor, ſich mit dieſer koſtbaren Waare zu beläſtigen; ſie antworteten ihm aber einhällig, daß ſolches für jetzt unmöglich wäre;

daß ſeit der letzten perſiſchen Empörung, die Wege unbrauchbar wären, und ſie nur umſonſt verſuchen würden, in die Tartarey zu dringen.

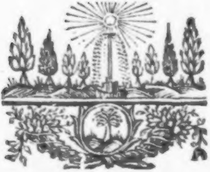
Nunmehr muß man noch von einigen arabiſchen und perſiſchen Handſchriften Rechnung thun, die Herr Sevin bey ſeinem Aufenthalte in der Levante an ſich gebracht hat. Dieſelbe fängt bey einem Stücke an, ſo man im Oriente für einzeln hält, und zwar deswegen, weil ſich die Muſelmänner ſo viel Mühe gegeben, ein Buch zu unterdrücken, deſſen Lehrſätze, **Mahomeds** ſeinen ſchnurſtracks zuwider laufen. Es enthält das Lehrgebäud des **Magismus**, darauf die Perſianer ſich vor der Geburt des berühmten **Zoroaſters** legeten. Das Original davon iſt nicht mehr vorhanden; man hat nur die Ueberſetzung davon, die gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts, von einem, Namens **Eboul**, des damals in Perſien regierenden Sultans Lehrmeiſter, verfertiget worden. Dieſes Werk erregete großes Lärmen, und der Sultan mußte den unglücklichen **Eboul**, der Rachſucht der Doctoren und des **Mahomedaniſchen** Geſetzes aufopfern. Eine ſo merkwürdige Handſchrift verdienete wohl bekannt zu werden, ſo wie noch viele andere, die ihm in die Hände gefallen ſind. Was kann z. E. wohl merkwürdiger ſeyn, als des **Sajoulhi** ägyptiſche Geſchichte, in ſieben Foliobänden? In derſelben beſchreibt der Verfaſſer ſo wohl die denkwürdigen Thaten der Sultanen, als die erſtaunliche Menge der Wunderdinge, die dieſem Königreiche den Rang über die berühmteſten Länder des Erdbodens geben. Er hatte dieſelben als ein geſchickter Mann unterſuchet, und ſeine Erzählungen müſſen unendlich richtiger ſeyn, als die Nachrichten unſerer neuern Reiſenden, die ſo glücklich nicht geweſen, als er; und weder die Freyheit, noch die Bequemlichkeit gehabt haben, alle Winkel von Aegypten zu durchſuchen. Ihre Verſuche auf Abyßinien ſind noch fruchtloſer abgelaufen; man kennt heut zu Tage dieſes Reich, und die Gegenden, ſo es einſchließen, nur dem Namen nach. Die Beſchreibung ſeiner verſchiedenen Landſchaften, welche ebenfalls ſieben Foliobände ausmacht, würde, wofern man ſich nicht irret, ebenfalls des Druckes würdig ſeyn.

Eben das muß man von verſchiedenen andern Stücken ſagen, die denen hiererwähnten gar nichts nachgeben. Die vornehmſten ſind, die Geſchichte von Perſien, Indien, der arabiſchen Könige, der Jeruſalemitiſchen Könige, des **Khoraſan**, der **Kalifen**, derer Prinzen, die in Aſien regieret haben, der griechiſchen Kaiſer, der Eroberung von **Yemen, Andaluſien, Afrika**; der Könige von **Amaſien**, der **Scherife**. Die Geſchichte von **China**, vom **Mogol** und den Juden; das Geſchlechtregiſter der tartariſchen **Chans**; geheime Nachrichten von den geheimſten Dingen, die zwiſchen den ägyptiſchen und Jeruſalemitiſchen Königen vorgefallen; nebſt **Tamerlans** Briefen an die Prinzen ſeiner Zeit.

Jedoch in der billigen Beſorgniß, daß die bloßen Büchertitel verdrießlich fallen möchten, übergeht man eine Menge anderer hiſtoriſchen Denkmäler mit Stillſchweigen, und erwähnet auch derer Reiſebeſchreibungen nicht, die von den Arabern aufgeſetzet worden, und derer aſtronomiſchen Werke, die Herr **Sevin** aufgetrieben hat. An ihm hat es nicht gelegen, daß er nicht alle arabiſchen Ueberſetzungen der alten griechiſchen Meßkünſtler und Weltweiſen ausfündig gemachet hat. Allem ſeinem Beſtreben aber ungeachtet, iſt es ihm nicht möglich geweſen, nur einen einzigen Band ſolcher Ueberſetzungen habhaft zu werden; und er iſt geneigt zu glauben, daß die Muſelmänner der letzten Jahrhunderte, die nicht ſo neugierig geweſen, als ihre Vorfahren, die Erhaltung dieſer koſtbaren Werke verabſäumet haben. Seine Muthmaßung gründet er hierauf: Er fragte einsmals, den Sat **Effendi**, einen Verehrer des Ariſtoteles, nach denen von dieſem Weltweiſen verfertigten Büchern

chern von der Republik. Er antwortete ihm aber: er hätte ſie im ganzen Oriente ſorgfältig aufſuchen laſſen, alle ſeine Mühe aber ſey vergeblich geweſen: vielleicht würde er noch künftig glücklicher ſeyn.

Der Herr Abt Sevin hat ungefähr ſechshundert Handſchriften nach Frankreich gebracht, und der Briefwechſel, den er in den mancherley Provinzen des Orientes aufgerichtet, hat uns deren noch verſchiedene mehr verſchaffet, und macht noch zu einer großen Menge Hoffnung. Da unſere Unterſuchungen ſich auf alle Sprachen dieſer Länder, auf die griechiſche, türkiſche, arabiſche, perſiſche, ſyriſche, chaldäiſche, armeniſche, georgiſche, coptiſche, und abyſſiniſche erſtrecken: ſo iſt es ſchwer, daß nicht eine jede von dieſen Sprachen, ins beſondere etwas darbiethen ſollte, welches zu Erweiterung unſerer Einſicht und Kenntniß die Hand biethen könnte.



XLIV.

Kurze Nachricht von des Herrn Abtes Fourmont, auf Befehl des Königes in dem 1729 und 1730 Jahre, in die Levante gethanen gelehrten Reiſe.

Als Herr Sevin und Herr **Fourmont** nach **Conſtantinopel** gekommen waren, merkten ſie gar bald, daß einer von ihnen beyden hinlänglich ſeyn würde, alle Unterſuchungen anzuſtellen, die in dieſer groſſen Stadt und in den umliegenden Gegenden vorzunehmen wären. Da alſo der Herr **Joſeph Dimitre von Gaſpary**, franzöſiſcher Conſul zu Athen, welcher damals zu **Conſtantinopel** war, gegen ſie einer groſſen Menge von Handſchriften erwähnete, die, wie er ſagete, in den Klöſtern zu **Pentily**, **Cyriani** und **Aſomatos**, unweit **Athen**, ſeyn ſollten; und da noch viele andere Perſonen ihnen den Büchervorrath des **Kloſters Agiamoni** auf der Inſel **Schio** anprieſen: ſo wurden ſie mit dem Herrn **Marquis von Villeneuve**, franzöſiſchen Bothſchafter bey der Pforte, eins, daß Herr **Fourmont** zuvörderſt die verſchiedenen Bibliotheken durchſuchen, und alsdann, in eben der Abſicht, ganz Griechenland, die Inſeln des **Archipelagi**, und **Morea**, durchreiſen ſollte.

Nachdem nun der Herr Bothſchafter eine ausführliche Beglaubigung des Paſſes des Großtürken Achmeds des III. für den Herrn **Fourmont** und einen ſeiner Neffen, ausgewirket, giengen ſie den 8 des Hornungs 1729 auf einer kleinen **Caike** von Schio zu Schiffe, welche Fahrt von den

Winden viele Tage hindurch gefährlich und unſicher gemacht, von dem Strome aber endlich glücklich in den Hafen von **Mitylene** getrieben wurde. Das Schiff hielt ſich daſelbſt faſt vierzehn Tage auf, welche Zeit Herr **Fourmont** zu Durchſuchung der Inſel **Lesbos** anwendete, deren Beſchreibung ihm einmal eine merkwürdige Abhandlung darbiethen wird. Dieſe Inſulaner behalten annoch, ob ſie gleich ſeit geraumer Zeit unter türkiſcher Bothmäßigkeit ſtehen, verſchiedene Denkmäler des graueſten Alterthums ſorgfältig auf; und Herr **Fourmont** brachte daſelbſt auf die zwanzig merkwürdige Aufſchriften zuſammen, die mehrentheils älter, als die römiſche Herrſchaft, einige mit derſelben gleich alt ſind, und andere die Perſer betreffen. Alle ſind wichtig, weil ſie entweder Beweiſe merkwürdiger Thaten ſind, die von den Schriftſtellern angeführet werden; oder weil ſie uns ſolche Dinge lehren, davon dieſe Scribenten nichts gedenken. Eine dergleichen Entdeckung hatte ihn bewogen, in den Gärten und Ruinen verſchiedener Tempel und anderer öffentlichen Gebäude, die hier in groſſer Anzahl ſind, nachſuchen zu laſſen; allein die Peſt verhinderte ihn daran. Eine mit dieſer Seuche behaftete türkiſche Galeere, ſteckte die ganze Stadt ſo plötzlich an, daß keine Sicherheit mehr darinnen war. Er gieng alſo wieder an Bord, um nach **Schio** zu ſchiffen; allein die allezeit widrigen Winde trieben das Schiff in den Hafen **Phokia**, von wannen man die erſten Einwohner von **Marſeille** herleiten will.

Zween Tage hernach kam das Schiff, worauf Herr **Fourmont** war, durch anhaltendes Laviren zu **Schio** an, von welchem Orte man ihm viele Handſchriften verſprochen hatte. Allein die Peſt, ſo ihn von der Inſel **Lesbos** vertrieben, war ihm nach **Schio** zuvorgeeilet, welches ihn denn bewog, gerade nach dem Kloſter zu **Agiamoni** zu gehen, welches mitten auf der Inſel, auf faſt unerſteiglichen Bergen liegt. Dieſes Kloſter iſt eines der berühmteſten des

Conſtantinopolitaniſchen Patriarchates: nicht nur wegen des Alters ſeiner Stiftung, die man dem **Conſtantin Monomachus** zuſchreibt; ſondern auch wegen der Schätze, die er darinnen verſammlet hat. Funfzig Predigermönche beſtellen allda wechſelsweiſe den Gottesdienſt, und hundert funfzig Laienmönche beſtellen die Ländereyen. Von ſechs und ſechzig Dörfern, daraus die Inſel beſteht, gehören zwey und dreyßig dieſem Kloſter; und das ſind zwar die beſten. In eben dieſen Dorfſchaften wird der **Maſtic von Schio** gezogen, der im ganzen Oriente ſo berühmt iſt, und ins beſondere zum Gebrauche des Serails aufbewahret wird. Nun wird man ſich leicht vorſtellen, daß es in einem ſo reichen Kloſter ſehr ſchwer wird gefallen ſeyn, Bücher zu kaufen. Der Abt kam auch ſelbſt allen Vorſchlägen dieſer Art zuvor, indem er dem Herrn **Fourmont** ſagete: daß ſie nicht nur keine Handſchrift wegzugeben begehreten, ſondern daß er eben jetzt mit den Mönchen zu **St. Iſidor**, nahe bey **Epheſus** in einem Handel ſtünde, um ſeinen Büchervorrath mit allen denen Werken zu bereichern, die dieſe Aſiater noch etwa haben möchten; dem er noch beyfügete, wie ungehalten er auf den Patriarchen von **Jeruſalem** wäre, daß er deren viele hätte wegholen laſſen. Der Herr **Fourmont** mußte ſich alſo mit einem richtigen Verzeichniſſe davon befriedigen.

Von dem Kloſter **Agiamoni** begab er ſich in das zu **St. Minas**, welches an dem mitternächtlichen Ende der Inſel liegt; weil er aber daſelbſt ſehr wenig Bücher, und keines von denen fand, die er ſuchte, ſo kehrete er wieder nach **Athen**, wo er einige Tage vor der Charwoche ankam. Die Chriſten und Türken lebeten damals in ihrer ſtrengeſten Faſten, eine Zeit, darinnen ſie keinen Beſuch annehmen, und keine Geſchäffte verrichten: er mußte daher das Oſter- und **Beyramfeſt** erſt vorbey laſſen, ehe er etwas vornehmen konnte. Er ſagte nicht, daß er gekommen wäre, die Bücherſchätze zu durchſuchen; denn ſo würde man ſie den Augenblick vor ihm zugeſperret haben, ſo weit geht der Neid der Griechen daſelbſt gegen die Lateiner: er ſtellte ſich nur auf alte Aufſchriften neugierig an: und hierauf bemüheten ſich der **Woywode**, der **Disdar** oder Befehlshaber der Feſtung, der **Cadiſch**, der Erzbiſchof, und einige Aebte der Klöſter und Provinz, um die Wette, ſeine Neugierde zu befriedigen.

Um nun hierinn deſto ordentlicher zu verfahren, und deſto mehr herauszubringen, befragete Herr **Fourmont** einige Mäurer dieſer Stadt, an was für Orten ſie die meiſten von ſolchen Sachen entdecket hätten; es ſey nun, wenn ſie an Grundlegung der Häuſer gearbeitet, oder die Keller und Brunnen gegraben, oder Kalkgruben und andere ſolche Sachen verfertiget. Dieſe Leute zeigeten ihm auch eine ſo große Menge an, daß er anfieng, dieſe Stadt als eine unerſchöpfliche Quälle beſchriebener Marmore anzuſehen; und da ihn einige alte **Archonten** verſicherten, daß Herr **Spon** und **Wheler**, nur in einigen Kirchen, und etwa fünf oder ſechs Privathäuſern geweſen, indem ſie ſich als Oelhändler angeſtellet: ſo nahm er ſich vor, ſie alle zu durchſuchen, und eine reiche Aernte zu ſammeln.

Was die Ausführung dieſes Vorhabens ſchwierig machte, war dieſes, daß die Türken und Griechen, ob ſie gleich ſonſt ſehr höflich ſind, und ſich die ausländiſchen Ehrbezeugungen wohl gefallen laſſen, zu **Athen** ſo gar viel Eiferſucht beſitzen, daß ſie ſo gar vor ihren nächſten Anverwandten, ihre Weiber, Töchter, und beliebteſten Bedienten verſtecken; und dieſes verbiethet allen Zutritt in ihre Häuſer. Die Franken, auch die Italiäner nicht ausgenommen, ſind ihnen in dieſem Stücke noch verdächtiger, als die Eingebohrnen, und die Meynung, ſo die Orientaler von den Franzoſen haben, vermehrete nur die Schwierigkeit. Gleichwohl hoffte Herr **Fourmont** noch, ſie zu überwinden, und das Vertrauen der Athenienſer zu gewinnen,

winnen, wenn er ſeine Aufführung ihrem Charactere gemäß einrichtete.

Er ließ ſich anfangs in der ganzen Stadt ſehen, die anjetzt viel größer und volkreicher iſt, als zu Herrn **Spons** und **Whelers** Zeiten, und gab vor, er ſuche nichts, als Alterthümer zu ſehen. So bald nun Frauenzimmer mit vortretenden oder nachfolgenden Sklaven kamen, zum Bade giengen, und ihm auf der Straße begegneten, ſo entwich er in eine andere; traf er aber irgend einen griechiſchen **Archonten**, oder einen türkiſchen Aga an, ſo unterhielt er ſich mit ihnen, von den Wunderwerken ihrer Stadt: und wenn ihn einer oder der andere in ſein Haus bath, um ihm Aufſchriften, oder erhabene Steinarbeit zu zeigen, ſo ſchlug er es höflich aus, und ſagte: es ſtünde ihm als einem **Archimandriten** nicht an, in ein Haus zu gehen, wo Frauenzimmer wäre, da er zumal die weislichen Sitten der **Athenienſer** kennete. Da nun die **Athenienſer** beyder Religionen große Schwätzer ſind, und nichts verſchwiegen bleibt, was bey ihnen vorgeht; ſondern alles zu einer neuen Mähre Gelegenheit giebt, die ſie den Augenblick auf ein Gerathewohl weiter bringen: ſo erfuhren ſie auch in zween Tagen allerſeits des Herrn **Fourmonts** Bezeugen, und dieſes tilgte in ihrem Herzen den Begriff aus, den ſie ſich von dem Umgange der Abendländer machten.

Von der Zeit an dorfte er frey in alle Häuſer gehen. Der **Woywode** gab den Türken ein gutes Beyſpiel: die großen Herren **Beninzelos**, **Capitanaki**, **Cavallari**, **Chalkochondilos**, **Limbona**, **Cancellieri**, **Neri** und **Pathouſa** giengen hierinn den Griechen vor: und kurzes war ihm nachmals nur ein einiges Haus, nämlich des Herrn **Antonius Palolåogus**, mit dem Zunamen **Bol Paſcha**, verſchloſſen. Dieſer wandte die Krankheit ſeiner Frau vor; war aber doch ſo höflich, dem Herrn **Fourmont** die in ſeinem Hauſe befindlichen Aufſchriften ſelbſt zu bringen;

und ſo iſt er im Stande, zu verſichern, daß er alle diejenigen beſitzt, die ſeit dreyßig bis vierzig Jahren entdecket worden ſind. Die Erlaubniß, ſo man ihm gab, die Trümmern der öffentlichen Gebäude umgraben zu laſſen, verſchaffete ihm ebenfalls eine große Menge; und es gab ſogar bis auf die Kinder, niemanden, der nicht Mauren umriß, um das Vergnügen zu haben, ihm Aufſchriften zu zeigen.

Man begreift leicht, daß, da Herr Fourmont dergeſtalt alle Winkel von Athen durchſtöret hat, er im Stande iſt, einen richtigern Grundriß davon zu machen, als obige Reiſenden, und daß ſeine Sammlung von Aufſchriften ebenfalls größer iſt, als die ihrige. Der Grundriß enthält alle Gaſſen, und die Aufſchriften in der Stadt allein, betragen mehr als ſieben hundert, ohne die erhabene Schnitzarbeit.

Die mehreſten von dieſen Aufſchriften ſind in Anſehung der Geſchichte ſehr wichtig. Dergleichen ſind z. E. mehr als hundert Verzeichniſſe junger Leute aus allen attiſchen Zünften, die in den Spielen geſieget haben. Man findet auch auf dieſen Marmorn die Namen der obrigkeitlichen Perſonen zu Athen, unter deren Regierung dieſe Spiele gefeyert worden; und woraus man zur Erläuterung der Zeitrechnung vieles Licht ziehen kann. Noch andere Verzeichniſſe giebt es von Prieſtern und Prieſterinnen verſchiedener Götter, die eben ſo viel Licht über die Religion der Heiden ausbreiten müſſen. Es finden ſich auch Schlüſſe der Amphyktionen, die Auflagen jeder Stadt feſt zu ſetzen; und endlich die Originaltafeln derer ſo weiſen atheniensiſchen Geſetze, die man ſo ſehr rühmet, ſo lange geſuchet und viele Jahrhunderte hindurch für verloren gehalten hat: davon wir in den allerälteſten Schriftſtellern nur einige Stückchen beſaßen, die allerdings koſtbar waren, uns aber dennoch den größten Theil des bürgerlichen Rechtes der Athenienſer verſteckt hielten.

Sobald Herr **Fourmont** aus **Athen** kam, beſuchte er die Bibliotheken zu **Pentely** und **Cyriani**, als der zween reicheſten Klöſter im attiſchen Gebiethe; allein er fand daſelbſt wenig Bücher und alle ſchlecht. Von **Cyriani** gieng er nach **Kephiſſea** und **Memdi**, allwo er mit eben der Sorgfalt graben ließ, und acht und ſechzig der ſeltenſten Aufſchriften fand. Dieſe neue Entdeckung machte in **Athen** Aufſehen: der **Woywod** ließ den Herrn **Fourmont**, als er es erfahren, erſuchen, zu ihm zu kommen; und er erſtaunte, die Höflichkeiten des Türken und ſeinen Schmerz zu vernehmen, daß ſeine Sklaven zu **Eleuſis** mehr als 350 beſchriebene Marmor zerſchlagen hätten. Da aber dem ungeachtet allda noch einige andere vorhanden wären, ſo bath er ihn, ſich auch dorthin zu begeben, und befahl einem von ſeinen Leuten eine Treppe einzureißen, darunter ein dergleichen Stein lag.

Herr **Fourmont** gieng folglich nach **Eleuſis**, heutiges Tages **Leſſina**. Daſelbſt gruben funfzehn Arbeiter des **Woywoden** fünf Tage lang die Oerter durch, die ihnen Herr **Fourmont** anzeigete, und auf dieſe Weiſe fand er koſtbare Marmore, unter andern auch von denen Aufſchriften, die von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten geſchrieben werden, und unter dem Namen **Buſtrophedon** bekannt ſind. Dieſe Art zu ſchreiben war bey den Griechen lange Zeit vor dem trojaniſchen Kriege üblich, und hat noch lange Jahrhunderte nach **Homers** Zeit gewähret.

Von **Leſſina** gieng Herr **Fourmont** nach **Megara**, allwo er gleich Anfangs unter freyem Himmel alle die Marmore ſah, die die Herrn **Spon** und **Wheler** bekannt gemacht haben; als er aber nachgraben ließ, fand er noch viele, die ſie nicht geſehen. Als er ſich hierauf nach **Paläochori**, dem ehemaligen **Rhus** begeben, welches ermeldete Reiſende ebenfalls beſchrieben, ſo fand er auch daſelbſt noch Aufſchriften, die ihnen entwiſchet ſind: unter andern eine, die bey Gelegenheit derer Donner gemachet iſt, die ſich von den Perſern hören laſſen, als ſie einige Zeit vor der Schlacht bey **Platäa**, in die Ebene hinunter ſteigen wollen. Der griechiſche Prieſter, auf deſſen Gebeth, wie man meynete, ſich dieſe Donner hören laſſen, und derjenige Theil des Heeres, für welchen er gebethet, ſind darauf angezeiget; und von dieſen zwo Sachen ſagen die Schriftſteller kein Wort.

Von **Megara** gieng Herr **Fourmont** nach **Niſäa**, als deſſen ehmaligem Hafen, und hier ließ er eben ſo glücklich nachgraben. Von dannen gieng er nach **Salamis**, welches anjetzt wenig bewohnet iſt. Der Hauptort heißt **Culuri**, und **Salamis** heißt **Ambelaki**. Herr **Fourmont** beſuchte die zwey daſigen Klöſter, das eine zu **Panagia**, das andere von **St. Johann des Theologen**; allein er fand keine Bücher, und um nur nicht mit ganz leeren Händen aus dieſer Inſel zu gehen, ſo ſchrieb er alle Aufſchriften ab, die er nur finden konnte. Er machte den Grundriß von dem alten **Salamis**, und kehrete wieder nach Athen zurück, allwo der **Woywode**, welcher an vielen Orten des attiſchen Gebiethes bauen ließ, allen Maurern befohlen hatte, die beſchriebenen Marmore, ſo ſie in der Erde finden würden, bey Seite zu legen, damit Herr **Fourmont** ſie abſchreiben könnte; und die übrigen Türken folgeten hierinnen dem Beyſpiele des **Woywoden**.

Da nun Herr **Fourmont** alſo das ganze Attiſche durchſuchen mußte, ſo trachtete er auch, wie er ſeine Reiſen den Wiſſenſchaften noch nützlicher machen möchte. Er nahm einen **Meidan**, oder Führer an; nämlich den Verweſer des Marſchallgerichtes daſiger Provinz, einen Mann, der alle Wege wohl innen hatte, die Namen der Dörfer, Kirchen, Felſen, Flüſſe, Springebrunnen, und Berge wohl wußte. Einem gelehrten Fremdlinge war ein ſolcher Mann höchſt nöthig, damit er die alten Städte, alle die ΔΗΜΟΥΣ des attiſchen Gebiethes erkennen, und eine genaue

Erdbeſchreibung davon machen könnte. Herr **Fourmont** führete auch alles zum Umgraben der Erde nöthige Werkzeug mit ſich, nebſt Strickleitern, um oben auf die Zinnen der Kirchen und alten Thürne gelangen zu können.

Mit dieſem Aufzuge reiſete er ab, um die abendliche Seite des Gebirges **Hymettus** zu beſtreichen, und diejenige Ebene zu beſchauen, die vom Mittage der Stadt **Athen** und gegen das Meer, bis an das niedrige **Lampra**, die Ruinen von **Phalerus**, **Colais**, **Phyle**, **Kephala** und **Lampra** ſelbſt, begreift. Alle dieſe erkannte er aus Aufſchriften, und nachdem er große Felſen überſtiegen, fand er das hohe **Lampra**, von wannen er den Weg nach **Sunium** verfolgete, **Aphydna**, **Proſpaltus** und **Anaphlyſtus** erkannte, welches letztere anjetzt **Elimos** heißt, und in **Sunium** ankam.

Dieſe ehedem ſo volkreiche Stadt, iſt anjetzt ſonder Einwohner, und man kann von ihrer Größe nur aus ihren Ruinen ſchließen. Das älteſte Denkmaal, ſo daſelbſt noch vorhanden, iſt der Tempel der ſuniſchen **Minerva**, mit ſiebenzehn ganzen Seulen, die auf eben die Art gearbeitet ſind, wie die Seulen an dem Tempel des **Theſeus** zu **Athen**. Man ſieht daran auf einem halberhaben gearbeiteten pariſchen Marmor, ein ſitzendes Weib mit einem kleinen Kinde, das ſo wie ſie, die Arme aufhebt, und mit Grauen einen nacketen Menſchen anzuſehen ſcheint, der ſich von der Höhe eines Felſen hinab ſtürzet. Nachdem Herr **Fourmont** die Größen dieſes Tempels ausgemeſſen, und den Grundriß der Stadt und des Hafens verfertiget, ſo wendete er ſich nach der morgendlichen Seite des attiſchen Gebiethes, allwo er durch Beyhülfe der Aufſchriften, **Laurium**, **Potamos**, **Panormus**, und viel andere Städte entdeckete. **Päonia** war unter allen diejenige, deren Lage am ſchwerſten zu beſtimmen war, weil er an gewiſſen ziemlich weit von einander entferneten Orten, Denkmäler fand, die dieſer Stadt eigen zu ſeyn ſchienen. Nachdem er nun die genaueſten Merkmaale davon genommen, kehrete er wieder nach Athen, um in die Inſel Aegina über zu gehen, deren Einwohner ſich eine Pflicht daraus machten, ihn eben ſo höflich aufzunehmen, als die Athenienſer gethan.

Hier beſuchte er die Klöſter zu **St. Dimitra**, und **St. Johanns des Theologen**, allwo er nur eine kleine Zahl gemeiner und übel erhaltener Bücher fand. Im Oriente der Inſel liegt ein Tempel der **Venus**; der nur noch ein und zwanzig Seulen hat. Im Occidente zeigt ſich die alte Stadt der Aegineter: der berühmte Tempel des **panhelleniſchen Jupiters** iſt darinn kaum noch zu kennen; indem nur zwo unverſehrte Seulen von **doriſcher** Ordnung davon übrig ſind. Herr **Fourmont** ließ dieſe Ueberbleibſel umwühlen, und fand ziemlich hübſche Aufſchriften darinnen. Er kehrete wieder ins Attiſche zurück, allwo er noch den athenienſiſchen Wald, die Gegenden des Berges **Pentely**, das Kloſter St. Johanns von **Loukou**, die Ebene von **Marathon**, die wegen der Niederlage des perſiſchen Heeres ſo berühmet iſt, und das ganze **Karadenia** zu beſchauen hatte, davon der **Thriaſius Campus** nur ein Theil war. Zu dieſer Reiſe wendete er ſechszehn Tage an, und brachte viele merkwürdige Aufſchriften, die Zeichnung von der Ebene bey **Marathon**, ingleichen der Städte **Rhamnus**, **Oenoa**, **Oropo**, **Sphittia**, des heutigen **Karbattos**, und vieler andern berühmten Oerter mit.

Als dieſe Arbeit geendiget war, reiſete er nach **Korinth** ab, welches heute zu Tage nur aus vierhundert Häuſern beſteht, die ſo klumpenweiſe hie und da in den Ringmauern zerſtreuet liegen: und von **Korinth** gieng er nach dem **Napoli** in **Romanien** und bis nach **Gortys**, dem heutigen **Garithena**. Hier fand er **Pallantium**, **Trapezus** und **Stymphalos**: in den Gegenden dieſer letzten Stadt aber, fand er die **ſtymphalidiſchen** Vögel nicht, die bey den Dichtern ſo berühmt ſind; die Ueberbleibſel des Grabes vom Terenz aber entdeckte er, und macht zu einer eigenen Abhandlung davon, Hoffnung.

Die damals herrſchende Peſt, verhinderte den Herrn **Fourmont** in viele Oerter **Arkadiens** zu dringen, und daher ſetzte er ſich vor, denjenigen Theil des **Argoliſchen** Gebiethes zu durchwandern, allwo ehemals die kleinen Stände von **Epidaurus**, **Trözen** und **Hermione** geweſen. Indem er die occidentaliſchen Küſten dieſer Halbinſel beſtrich, die der **argiſche** und **ſaroniſche** Meerbuſen machen, erkannte er die Städte **Ephyra**, **Philius** u. **Aſina**, aus welchen die berühmten Colonien gekommen, die die andern Städte des **Peloponeſus** bevölkert, ſo dieſen Namen geführet: und hier ſammlete er ſehr alte Aufſchriften, eben wie in den Gegenden des Kloſters **Amargiri** oder **St. Coſmus** und **St. Damian.**

Man muß nicht vergeſſen, daß Herr **Fourmont** ſogleich die Stadt **Hermione** an der bloßen Beſchreibung erkannt, die **Pauſanias** davon gemachet. Eine Halbinſel, die ſich ins Meer erſtrecket, nachmals ſich erweitert, und zurundet, bildet zween Häfen, über denen die Stadt liegt. Gewiſſe Canäle, davon noch die Ueberbleibſel zu ſehen, führen ihr das Waſſer ganz von oben zu. Zwey Dorfſchaften in der Gegend herum, heißen noch jetzund **Halica** und **Ile.** Der Anblick von **Didymos**, der Inſel **Tiparenus**, und die Nähe des Vorgebirges **Scyllåum**, ſo man noch **Scylla** nennet, machten abermalige Merkmaale ihrer Aehnlichkeit aus. Sobald aber Herr **Fourmont** in den Kirchen und Häuſern geweſen war, viele Aufſchriften gefunden, die von den **Hermionåern** handelten, und die Ueberbleibſel der Mauer betrachtet hatte, von deren außerordentlichen Structur **Pauſanias** uns belehret: ſo zweifelte er nicht mehr, daß dieſes eben daſſelbe **Hermione** ſey, allwo es ehedem ſo viel Tempel gegeben; und in deren Ueberbleibſeln er nothwendig allerley antreffen mußte, was zu irgend einer Abſicht ſeiner Bothſchaft dienlich ſeyn konnte.

Auf dem Hügel dieſer Halbinſel liegt ein altes Schloß mit viereckigten Thürnen umgeben, von welchen die Einwohner verſichern, daß ſie von den **Paläologiſchen** Prinzen, unverzüglich nach **Mahomeds** des II. Eroberung von **Conſtantinopel**, erbauet worden. Dieſes Schloß nahm er in Augenſchein, und da er es recht betrachtete, ſo fand er, daß viele Steine inwendig im Mauerwerke beſchrieben waren. Er nahm daher Arbeiter zur Hand, und ein ausgebrochener beſchriebener Marmor, entdeckte den andern, der es ebenfalls war. Er nahm alſo noch mehr Arbeiter an, und fand ganzer zwölf Tage lang, nichts als Aufſchriften. Die Tempel der **Limniſchen** und **Serapiſchen** Venus bothen ihm eben dergleichen dar, und ſelbſt im Meere fand er noch welche.

Als ſich nun Herr **Fourmont** weiter nach **Argos** begeben, ſo ließ er auch da, wie zu **Athen**, umgraben, und fand in dem Schutte eines Thurnes der Feſtung **Lariſſa**, **Bouſtrophedoniſche** Aufſchriften. Da er nun nicht weit von **Mycene** ſeyn konnte, ſo ſuchte er dieſe Stadt mit allem Fleiße, und entdeckte unterwegens das alte **Tiryns**, welches wegen **Herkuls** Aufenthalt berühmet iſt, als er im **Peloponneſus** war, eben wie **Phliaſia**, und zwo Meilen davon auf einem Arme des **Aſopos**, ein Tempel **Aeſkulaps**, und ein anderer der **Titaniſchen** Götter: allwo er annoch den, dem **Titan** ſelbſt geweihten Altar, mit einer **Bouſtrophedoniſchen** Aufſchrift fand.

Nemäa liegt nur zwo Meilen von **Phliaſia**, gegen Abend, die Peſt aber verhinderte den Herrn **Fourmont** dahin zu gehen, und leitete ihn auf den Weg nach **Sicyon**, dem erſten Wohnplatze der Könige des **Peloponneſus**. Sie hat jetzt nichts königliches mehr, als den Namen **Baſilika**. Er ſammlete auch allhier einige Aufſchriften,

ſchriften, worauf er nach Achaja gieng. Hier durchkreuzete er den **Nemäiſchen** Wald, **Montiköli**, und **Kölimenti**, und nachmals **Doucha**, in dem Innerſten von **Tricara**, dem höheſten Gebirge im **Peloponneſus**.

Die **Cylleniſchen** Berge, welche bey **Sicyon** anfangen, laufen vom Morgen gen Abend bis nach **Patras**, von wannen ſie ſich Mittagwärts nach **Cyllene** erſtrecken, welchen Namen ſie entlehnet, und die natürliche Gränze von **Achaja** in aller ſeiner Größe, wie auch von **Arkadien** im Mitternacht und Abende ausmachen. Aus dieſen Bergen entſpringen viele Flüſſe, die alle dieſe Landſchaften durchwäſſern. Die Erdbeſchreiber haben deren viele angemerket, aber von demjenigen ſagen ſie nichts, was Herr **Fourmont** in dieſen Bergen geſehen hat; deren mancherley Gipfel zwiſchen ihnen Thäler, oder vielmehr Ebenen laſſen, die an allen Seiten mit Hügeln umgeben ſind.

Dieſe Ebenen ſind fruchtbar, und werden von denen Flüſſen befeuchtet, die von den Bergen herunter kommen. Da ſie aber keinen Ausgang haben, ſo würden ſie ganz überſchwemmet werden, wenn dieſe Flüſſe nicht gewiſſe Abgründe fänden, darein ſie ſich ſtürzen, um an andern ähnlichen Ebenen, die unter dieſen erſten liegen, wieder hervor zu rinnen; und dieſes Spiel der Natur wiederholet ſich fünf bis ſechsmal. Auf dieſe Weiſe entſtehen, der **Pſophis**, **Erymanth** und **Alpheus**.

In dieſen Bergen ſuchte Herr **Fourmont** die Stadt **Pheneos**, konnte ſie aber nicht eher finden, als bis er über den **Styx** gekommen war. So nannte er einen Strom, der, da er vom **Tricara** hinunter fällt, durch drey große Dörfer zu **Wlaqs** läuft, und zuletzt dieſen Teich macht, davon die Dichter ſo viel geredet haben.

Die Beſchreibung, ſo ſie davon machen, iſt ſo erſtaunlich nicht, als das, was er den Augen der Anſchauer darbiethet. Das klare Waſſer des Fluſſes, verwandelt ſich in dieſem Teiche in alles, was nur abſcheulich ſeyn kann. Die allerekelhafteſten Farben vermiſchen ſich vor des Anweſenden Augen unter einander. Ein dicker Schaum, eiſenartig grün, mit ſchwarzen Flecken, ſchwimmet oben auf wie der Wind ihn treibt; und die Blaſen, ſo darauf entſtehen, gleichen dem Pech und Theer. Der Fiſch will in dieſem See nicht leben; die Dünſte, ſo daraus aufſteigen, verbrennen alle umſtehende Bäume, und die Thiere ſelbſt fliehen ſeine Ufer.

Von hier gieng Herr **Fourmont** nach **Patras**, allwo Herr **Bonet**, Viceconſul von Frankreich, ihm behülflich war, mehr als achtzig Aufſchriften auszuforſchen. Hierauf reiſete er nach **Lakonien** und **Meſſenien** ab, und die Peſt, ſo damals zu **Argos** regierete, zwang ihn zu Waſſer nach **Midea** zu gehen. Oben ſah er den See **Lerna**, woraus die Erdbeſchreiber einen Fluß gemacht haben, ungeachtet es nur ein zwey hundert Schritte vom Meere gelegener Springbrunnen iſt.

Als er nun in dieſen Theil von **Lakonien** angekommen war, der den Berg **Parthenias** in ſich begreift, und wo die Städte **Cyphantes**, **Caries**, **Belbina**, **Präſices** und **Zava** gelegen ſind, ſah er ſie an und ſammlete einige Aufſchriften. Die Peſt, ſo im obern **Arkadien** zunahm, erlaubte ihm nicht, die daſigen Klöſter zu beſuchen, noch auch in **Tegea** nachzugraben. Er durchreiſete dieſe ganze Provinz, um ſich nach **Meſſenien** zu verfügen. Im Vorbeygehen hielt er ſich zu **Megalopolis** auf, welches nur noch ein Dorf von hundert funfzig Häuſern iſt, die mehrentheils von **Mordaten** bewohnet werden. So nennen die Mahometaner diejenigen, die aus Chriſten Türken werden, nach dieſem wieder zum Chriſtenthume übergegangen, und aus einem verdammlichen Wankelmuthe, wieder zum Mahometaniſchen Glauben getreten ſind. Sie verachten dieſelben ungemein, und dieſe hingegen ſtellen ſich, als ob ſie noch eifrigere Muſelmänner wären, als die alten. Vier Tage darauf kehrete Herr **Fourmont** nach **Mothon**, allwo er keinen von den Harzbrunnen geſehen, deren **Pauſanias** gedenkt: von da kam er nach **Coron**, und erkannte **Aſina Pratoſa** auf dem Wege.

Die Türken zu **Coron** ſind wirkliche Türken, das heißt, rechte gute Leute. Der **Aga** ſelbſt führete den Herrn **Fourmont** an die geheimeſten Oerter ſeines Hauſes, um ihn Aufſchriften abſchreiben zu laſſen. Von **Coron** gieng er nach **Niſſy**, dem ehmaligen **Stheniclaros**. An dieſem Orte ſah er die vornehmſten von den **Magnioten**, die ihn einluden, ihr Land zu ſehen; welches er ihnen auch ſo bald zu thun verſprach, als ſeine Reiſe durch **Meſſenien** geendet ſeyn würde.

Von **Niſſy** nahm er den Weg nach **Androuſſa**, und den Klöſtern **Samari** und **Andromonaſteri**. In dem leztern hörete er, daß es ehedem in denen daſelbſt benachbarten Bergen, eine Stadt gegeben, die man **Mauromatia**, die **ſchönen Augen**, oder die **Schöne** nannte. Daſelbſt gieng er hin, und bey dem Anblicke ihrer Mauern und Größe, ihrer Haufen des ſchönſten Marmors, ließ er nachgraben, und die Aufſchriften, ſo er fand, ließen ihm gar keinen Zweifel mehr, daß dieſes das alte **Meſſenien** ſey.

Dieſe Stadt iſt, ſo viel man noch jezt davon ſehen kann, die größte Stadt im **Peloponneſus** geweſen. Ihre Mauern, ein Werk des **Epaminondas**, haben den **Pauſanias** zum Erſtaunen bewogen. Er vergleicht ſie mit den Mauern des alten **Byzanz**, **Rhodus** und **Babylon**; anjezt ſind noch acht und dreyſſig Thürne ganz davon zu ſehen. Herr **Fourmont** gieng eine ganze Stunde lang vorlängſt demjenigen Theile dieſer Mauern, der die Hälfte des Berges **Ithome**, und eines andern Berges gegen über demſelben, an der Morgenſeite begreift. Hierauf fand er das Thor von **Megalopolis**, mit Aufſchriften,

ten, die ſie zu erkennen gaben. Ueber dieſem Theile ſind die 38 erwähnten Thürne, jeder hundert funfzig Schritte von dem andern entfernet, welches denn einen Umkreis von fünf Viertel franzöſiſcher Meilen an dem nordlichen Theile der Stadt macht. An der Abendſeite erſtrecketen ſich die Mauern noch weiter nach dem Abende und Mittage zu in Thäler, allwo man noch die Ueberbleibſel des Stadii, vieler Tempel, und anderer öffentlichen Gebäude findet.

Herr Fourmont blieb einige Zeit in dem Kloſter zu Vulcano, das auf der Spitze des Berges Ithome liegt; und dann gieng er von Vulcano nach Calamata. Im Vorbeygehen ſetzte er über den Pamiſos und andere Flüſſe in Meſſenien, und fand die Ueberbleibſel von Pharä.

Calamata liegt nicht da, wo es die Erdbeſchreiber gemeiniglich hinſetzen. Es liegt weiter im Innerſten des Meſſeniſchen Meerbuſens und unten am Taygetes. Es iſt das alte Calamä mit einem ganz eigentlichen Namen, denn es wächſt eine ungemeine Menge Schilf in den Gegenden herum. Bey ſeinem Aufenthalte zu Calamata, ſchrieb Herr Fourmont an die vornehmſten Herren zu Magne, und in Erwartung ihrer Antworten, beſuchte er die ganze Stadt, wo er viel Aufſchriften fand. Fünf Tage darauf erhielt er Briefe aus Magne, und bald kam der Capitain Kontouros, der Capitain Kouloukoubaros, mit den Aebten von Velanidia, St. Elias und St. Johann zu ihm. Mit dieſen verabredete Herr Fourmont die nöthigen Anſtalten, um in ihr Land zu kommen; und unter ihrer Bedeckung beſuchete er die abendliche Küſte vom Taygetes. Die Magnioten liegen immer mit den Türken im Kriege, oder dieſe mit jenen. Die Papas, Mönche, und Biſchöfe ſelbſt tragen die Waffen; ſo gar das Frauenzimmer hat Piſtolen im Gürtel.

Als er wieder nach Calamata kam, erzählete man ihm von gewiſſen alten Characteren die auf Felſen gegraben wären, die wie man ſagte, noch niemand hätte leſen können: woraus er abnahm, daß es Buſtrophedonen ſeyn müßten. Es waren auch in der That dergleichen, und zwar Grabſchriften von Meſſeniſchen Königen und Königinnen, die ihm eine weitläuftige Abhandlung darbiethen werden.

Von **Calamata** gieng er ab, um nach Miſiſtra, durch den Weg von **Lykoſura** zu gehen, und nachmals die ganze morgendliche Seite des **Taygetes** zu verfolgen. Im Hinwege erkundigte er ſich nach Mantinea, oder Antigonia, deren Ueberbleibſel er nur von einer Höhe ſehen konnte, weil ihm die Peſt den Eingang verwehrete. Er urtheilete, daß ſie faſt eben ſo groß geweſen, als Meſſenien. Die Erdbeſchreiber ſetzen dieſe Stadt zwo Meilen von Megalopolis gegen Morgen, ſie iſt aber mehr als zwo Meilen gegen Abend eben dieſer Stadt gelegen. Indem nun Herr **Fourmont** dem Wege nach Miſiſtra folgete, ſo hatte er kaum vier Meilen zurück gelegt, als er auf dem Berge Menalus war, der anjetzt **Chelmos** heißt, an deſſen Fuſſe die Quelle des **Eurotas** iſt, und zween Tage darauf kam er nach Miſiſtra.

Dieſe Stadt iſt nicht das alte Sparta. Der ſehr ſteile Felſen, auf welchen Miſiſtra gebauet iſt, wäre allein hinlänglich geweſen, allen Erdbeſchreibern aus dem Traume zu helfen, die dieſen Ort Sparta nennen. Sie hätten beſſer gethan, ihn **Pharis** zu heiſſen: denn es iſt gewiß, daß er an dem Orte liegt, wo dieſe Stadt geſtanden; und die Vorſtadt von Miſiſtra heißt noch dieſe Stunde **Pharori**. Dieſe Vorſtadt war ehedem die Stadt ſelbſt, allein die Kriege haben die Einwohner gezwungen, ſich auf dem Felſen zu befeſtigen. Wenn man den Miſiſtrioten glaubt, ſo hat ein Anführer der Franken, Namens Wilhelm, (Meſſire Guillaume) die Befeſtigungen ihrer Stadt angefangen; in der Abſicht, die Spartiater hin zu locken, die einen groſſen Mangel an friſchem Waſſer hatten, ſeit der Zeit die Waſſerleitungen, die ſelbiges nach Sparta geführet, von den Türken waren verwüſtet worden. Die **Miſiſtrioter** erzählen viel Fabeln von dieſem **Wilhelm**; ſo viel aber iſt gewiß, daß in dem Verzeichniſſe der Güter des Kloſters **St. Baſilius**, ſo in eben dieſer Stadt liegt, die **Miſiſtrioter, Meſſirioten** genennet werden, ein Namen, den man in dem verderbten Griechiſchen gar wohl ſolchen Leuten hat geben können, die unter dem Schutze eines fränkiſchen Anführers gelebet, der den Titel Meſſire geführet hat.

Dem ſey wie ihm wolle, als die Vornehmſten zu **Miſiſtra** erfahren, daß Herr **Fourmont** in ihrer Stadt angekommen wäre, ſo beſuchten ſie ihn, und verſicherten ihn, es wäre in **Miſiſtra** und im alten **Sparta** keine geringere Aernte zu thun, als zu **Athen**. Sie redeten den Tag der Ankunft nach **Sparta** ab; wohin alle Geronten den Herrn **Fourmont** begleiten, und den **Pauſanias** in der Hand, ihm denſelben wollten unterſuchen helfen. Da dieſer Schriftſteller über die Brücke gekommen, die über den **Eurotas** geht, ſo kömmt er in den **Plataniſten**, der an dem rechten Ufer dieſes Fluſſes liegt, und den man noch anjetzt ſieht; hierauf ſteigt er in die Stadt, allwo er gleich **Lykurgs** Tempel findet. Er geht weiter, und begegnet viele andere Tempel; er ſieht den Palaſt der alten Könige, ihre Gräber und die Schaubühne, deren Schönheit ihn Wunder nimmt. Er ſteigt endlich zum Tempel der **Minerva** hinan und macht ſeine Anmerkungen über die kleinen Erdhügel, die eine Art von Befeſtigung verſtellen. Da nun Herr **Fourmont** ſeinem Schriftſteller ſo nachfolgete, ſo erkannte er leicht einen Theil derer Sachen, die zu ſeiner Zeit geweſen, allein ſie ſind anjetzt abgetragen. Die **paläologiſchen** Prinzen, die in den letztern Zeiten dieſe kleinen Erdhaufen befeſtiget, haben die erſten die beſten Materialien dazu gebrauchet und von allen dieſen Gebäuden nur den Grund ſtehen laſſen.

Indem Herr **Fourmont** ſich dergeſtalt bemühete, **Sparta** an allen dieſen Merkmalen zu erkennen, bemerkte ſein Neffe, der auf allen Seiten herum lief, daß gewiſſe nahe bey dieſer Mauer der **Paläologen** halb eingegrabene Seulenſtühle beſchrieben wären: Funfzehn Arbeiter giengen ſogleich zu Werke, und entdeckten mehr als zwanzig Aufſchriften. Man vermehrete die Anzahl der Arbeiter bis auf ſechszig, und innerhalb fünf und funfzig Tagen ihrer Bemühungen, alle dieſe Mauern der **Paläologen** umzureißen, auch die Grundlagen der Göttertempel, der Sacriſteyen der Helden, und Gräber der Könige ſelbſt nicht ausgenommen, brachte man über drey hundert Aufſchriften heraus.

Keine einzige von dieſen Aufſchriften iſt nicht wichtig, indem einige derſelben uns faſt eine Folge der **Ephoren**, **Nomophylacien** und **Bouliäen** dieſer Stadt mittheilen; indem wir aus andern eine große Zahl der **Agoranomen** und ihrer **Plataniſten**; wie auch Verzeichniſſe der Prieſter des Gottes **Lykurgus** und anderer Götter finden, die zur Zeitrechnung dienlich seyn können. Andere enthalten die Verordnungen, die man in des **Lykurgus** Tempel angeſchlagen, und werden uns ſeine Geſetze viel beſſer kennen lehren; die Geſchlechtregiſter der zwey königlichen Geſchlechter, werden dasjenige behaupten, was die Schriftſteller davon geſaget haben, oder ihnen ein neues Licht geben; das Geſchlechtregiſter der **Jamiden**, dieſer in Griechenland ſo berühmten Prieſter, wird ſowohl in Religionsſachen, als zu Erklärung einiger dunkeln Stellen im **Pindar** dienlich ſeyn können. Die Grabſchriften vieler andern Könige und Prieſter, unter andern vom **Ageſilas** und **Lyſander**, ſind merkwürdig; und die Geſetze des **Agis**, davon noch niemand hätte reden hören, ſind eines der koſtbarſten Stücke.

Amykla war gar zu nahe bey **Sparta**, und ein viel zu berühmter Ort, daß man allda nicht auch hätte nachgraben ſollen. Herr **Fourmont** ſuchte ihn, und fand ihn ſowohl, als den Tempel des **amykläiſchen Apollones**, allwo

es

er mehr als vierzig Aufſchriften entdeckte, deren eine das Verzeichniß der Prieſterinnen, oder Pythien des amykläiſchen Apollons iſt. Was dieſe Aufſchrift noch ſchätzbarer macht, iſt nicht, daß ſie Bouſtrophedoniſch, in verſchiedener Art, geſchrieben iſt, wie die Schrift in den mancherley Menſchenaltern es mit ſich brachte, woraus man gleichwohl nützliche Folgen für die Wiſſenſchaften ziehen kann; ſondern dieſes, daß die Jahre des Prieſterthums dieſer Prieſterinnen, darauf ſeit der Richtung dieſes Tempels, durch den Amyklas, König der Lacedämonier, bis auf die Zeit bemerket ſind, da die Römer dieſes Land erobert haben.

Nach dieſer Entdeckung reiſete Herr Fourmont nach Antigonia, Andania, und Piſa, ehedem Olympia ab, allwo die Peſt nachließ; allein damals bekam er Befehl nach Frankreich zurück zu kehren, wohin er auch ſeine ganze Aernte glücklich gebracht hat. Sie beſteht in einer großen Menge alter, hie und da aufgebrachter Münzen, und mehr als drey tauſend Aufſchriften, die, da ſie noch nie bekannt gemacht worden, ein ſo nützliches, als merkwürdiges Werk anfüllen werden.

XLV. Des

* *

XLV.

Des Herrn Abts Fourmont Auszug einer Geſchichte, von einer im ſechſten Jahrhunderte in Perſien vorgefallenen Empörung.

Perſien iſt allezeit den Staatsveränderungen unterworfen geweſen. Diejenige, davon der Hr. Fourmont die Akademie unterhalten, und die er aus einer türkiſchen Handſchrift gezogen hat, iſt eine der ſenderbareſten. Die griechiſchen Geſchichtſchreiber, ſo davon geredet haben, ſind übel davon unterrichtet geweſen; ob ſie gleich zu derſelben Zeit gelebet haben, und ſagen uns weder die Urſache, noch die wichtigſten Umſtände davon.

Dieſe Veränderung eräugete ſich gegen das Ende des ſechſten Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung, und biethet uns ein ſeltenes und in der morgenländiſchen Geſchichte faſt einziges Schauſpiel dar. Einen König, der des Thrones für unwürdig erkläret wird, und gerichtlicher Weiſe, durch einhällige Einwilligung eines ganzen verſammleten Volkes abgeſetzet wird. Sein, an ſeine Stelle auf den Thron geſetzter Prinz, läßt ihn im Geſängniſſe ermorden. Dieſer Sohn ſelbſt wird wieder gezwungen, das Königreich zu meiden, welches einem Unterthanen zum Raube wird: und dieſer Unterthan muß auch ſich ſeiner Seits zu ſeinen Feinden in Schutz begeben.

Dieſer König iſt **Khoſroes Hormudz**, ſonſt **Hormizdas** der III. welcher ein Sohn des **Khoſroes Nuſchirwan**, eines Sohnes **Khoſroes Kobades**, war.

Der Geſchichtſchreiber ſtellet den **Nuſchirwan** als einen großen König dar. Er nahm anfangs alles wieder ein, was die benachbarten Prinzen ſeinen Vorfahren weggenommen hatten; hierauf brachte er die Araber, Tartarn oder Türken, bis an die chineſiſche Gränze, und die an dem Ganges liegenden Indianer unters Joch: ja ſo gar die griechiſchen Kaiſer mußten ihm einen anſehnlichen Tribut entrichten.

Sein Volk regierete er mit vieler Weisheit. Er war ein eifriger Verehrer der alten perſiſchen Religion; er verſagte den Unterdrückten ſeinen Beyſtand niemals; das Laſter beſtrafete er ſehr ſcharf, und vergalt die Tugend mit einer recht königlichen Freygebigkeit. Er war allezeit bedacht, den Feldbau und Handel im Flore zu erhalten; er beförderte den Fortgang der Wiſſenſchaften und Künſte: und da er die Richterſtellen nur ſolchen Männern vertrauete, deren Redlichkeit bekannt war; ſo ward er von allen Unterthanen geliebet, die ihn als ihren Vater anſahen.

Er hatte einen Sohn, Namens Hormizdas, dem er die Tochter des tartariſchen Kaiſers zur Ehe gegeben, und der ihn auf dem Feldzuge wider die Griechen begleitete.

Nuſchirwan, der damals über achzig Jahre alt war, wollte ſeine Heere noch ſelbſt anführen. Er eroberte die Provinz Melitene: aber bald darauf, ſtürzte der Verluſt einer Schlacht, in welcher ſein Heer in Stücke gehauen ward, ihn in die betrübte Nothwendigkeit, zum erſtenmale vor dem Feinde zu fliehen; und auf einem Elephanten über den Euphrat zu ſchwimmen. Dieſer Unfall verkürzte ſein Leben, deſſen letzten Augenblicke er anwendete, in Gegenwart des Hormizdas, ſeinen letzten Willen aufſchreiben zu laſſen. Dieſes Teſtament theilet der Herr Abt Fourmont ſo mit, wie er es in der Handſchrift gefunden.

„Ich Nuſchirwan, welcher die Königreiche Perſien „und Indien beſitzt, richte meine letzten Worte an meinen „älteſten Sohn, Hormizdas: damit ſie ihm ein Licht in

„der Finſterniß, ein gerader Weg in der Wüſten, und ein „Leitſtern auf dem Meere dieſer Welt ſeyn mögen.

„Sobald er meine Augen geſchloſſen haben wird, die „das Licht der Sonnen ſchon nicht mehr ertragen können, „ſoll er meinen Thron beſteigen, und von da auf meine Unterthanen einen Glanz ausbreiten, der den Stralen der „Sterne gleicht. Er ſoll ſich erinnern, daß die Könige „nicht bloß ihrer ſelbſt wegen, mit der oberſten Gewalt begabet ſind; daß ſie, in Anſehung der übrigen Menſchen, „nichts mehr ſind, als was der Himmel in Anſehung der „Erden iſt. Würde wohl die Erde Früchte tragen, wenn „der Himmel ſie nicht befeuchtete?

„Mein Sohn! breite deine Wohlthaten anfänglich „über die aus, ſo dir am nächſten ſind; und alsdann, auch „über den mindeſten deiner Unterthanen.

„Wenn ich dörfte, ſo wollte ich mich dir zum Beyſpiele vorſtellen: allein du haſt größere vor dir.

„Siehe die Sonne an: ſie läuft von einem Ende des „Himmels bis zum andern, ſie verſtecket ſich, und zeiget ſich „nachmals wieder; und wenn ſie ja alle Tage ihren Lauf „verändert, ſo geſchieht es nur in der Abſicht, allen Gutes zu thun.

„Zeige dich alſo keiner Provinz in einer andern Abſicht, als um daſelbſt deine Gnade ſpüren zu laſſen: und „wenn du ſie verläſſeſt, ſo geſchehe es nur darum; damit „auch eine andere eben dergleichen Wohlthaten genieße.

„Es giebt Leute, die man ſtrafen muß. Die Sonne verfinſtert ſich. Es giebt andere, die belohnet werden müſſen, und die Sonne zeigt ſich wieder ſchöner, als ſie geweſen. Sie bleibt allezeit am Himmel: ſo erhalte auch „du die königliche Würde. Sie läuft allezeit: ſey auch „du allemal mit deinen Regierungsſorgen beſchäfftiget.

„Mein Sohn! melde dich oſtmals an der Pforte des „Himmels, um von dort Beyſtand in deinen Bedürfniſſen „zu erbitten; reinige aber zuvor deine Seele.„ Gehen auch „wohl die Hunde zum Tempel ein? Wirſt du dieſe Regel „genau beobachten: ſo wird der Himmel dich erhören, deine Feinde werden dich fürchten, deine Freunde werden „dich nimmermehr verlaſſen, du wirſt die Glückſeligkeit deiner Unterthanen, und ſie werden dein Glück ſeyn.

„Thue Recht, unterdrücke die Stolzen, komme den Armen zu Hülfe, liebe deine Kinder, beſchütze die Wiſſenſchaften, folge dem Rathe wohl erfahrener Leute, entferne von dir die jungen Leute, und laß dein ganzes Vergnügen im Wohlthun beſtehen.

„Ich laſſe dir ein großes Königreich. Wirſt du meinem Rathe folgen; ſo wirſt du es erhalten: wirſt du andern Rathſchlägen Gehör geben; ſo wirſt du es verlieren.„

Nuſchirwan ſtarb im 578ten Jahre, und **Hormizdas** folgte ihm.

Die drey erſten Jahre ſeiner Regierung waren ziemlich glücklich. Er beſtätigte den oberſten Staatsbedienten **Buzurghemihir**, in ſeiner Würde, der die Aufſicht über ſeine Kindheit gehabt hatte, und that nichts wichtiges, ohne deſſen Rath darüber zu vernehmen. Als aber dieſer weiſe Staatsmann ſich ſeines hohen Alters wegen zur Ruhe ſetzen mußte, überließ ſich der König den Vergnügungen, die er allezeit geliebet hatte, ganz und gar; und übertrug die Sorgen der Regierung, gewiſſen jungen Leuten, die ſein Vater ehedem vom Hofe entfernet hatte, und deren Zurückrufung **Buzurghemihir** nicht hatte hindern können. Dieſe entferneten einen Theil von **Nuſchirwans** Bedienten, gegen welche **Hormizdas** noch einige Gewogenheit hatte; und diejenigen, ſo ſie nicht fortſchaffen konnten, und die wohl ſahen, daß der Hof von lauter Leuten ſonder alle Wiſſenſchaft, Erfahrung und guten Sitten, wimmelte,

melte, wurden von ſelbſt ſchlüſſig, ſich auf ihre Güter zu begeben.

Die Unordnung des Hofes ſteckte auch die Provinzen an: und die vornehmſten gerichtlichen Stellen wurden gar bald mit Leuten beſetzet, in denen die gröbſte Unwiſſenheit, mit einer unerſättlichen Geldbegierde zuſammen kam. Die Unſchuld ward unterdrücket; die Sache der Wittwen kam vor die Ohren dieſer ungerechten Richter nicht; und wer ihnen das meiſte ſchenkte, der gewann allezeit ſeine Sache.

Indeſſen waren doch noch einige Aufſeher vom Nuſchirwan übrig, die er in jeder Provinz beſtellet hatte, über die Aufführung der Richter ein wachſames Auge zu haben. Dieſen übergab man Bittſchriften, die ſie nach Hofe ſchickten: und da der Künig keine Acht darauf gegeben, ſo rächete man ſich vieler Orten an ihnen, indem man diejenigen tödtete, über die man ſich vergeblich beklaget hatte. Hormizdas ſchickte andere Richter hin, und gab ihnen Kriegsknechte zur Begleitung, mit dem Befehle: diejenigen Städte zu plündern, die ſich ihrer Einführung widerſetzen würden. Einige Aufſeher, die damals zu **Madain** waren, nämlich in dem alten **Kteſiſphon** der Griechen, allwo der Hof war, glaubten, ſie müßten ihre Vorſtellungen vor den Thron bringen; und übergaben, wie der Geſchichtſchreiber ſaget, dem Könige ſelbſt, ein Memorial, welches in folgenden Worten abgehandelt war:

„Der Herr der Welt weis, daß der König ſein Herr „Vater, dieſelbe nur darum ſo glücklich regieret hat; weil „er in die gerichtlichen Aemter lauter geſchickte Perſonen „geſetzet, die die Armen in ihrem Schooße trugen. Man „hat ihn daher mit Recht **Nuſchirwan**, den **Rechtertheilenden** genannt.

„Deine Knechte werfen ſich alſo zu den Füßen deines „Thrones, dir von dem großen Unrechte Nachricht zu geben, welches einige deiner Beamten in den Provinzen „verüben.

„Man kann ihre Raubereyen, und die Art, wie ſie mit „den Weyſen verfahren, ohne den innerſten Schmerz nicht „anſehen. Der Löwe verfolget nicht ſo ſchnell ſeinen Raub; „der Adler ſtößt ſo hitzig nicht auf ein Aas: als ſie ſich über „die Güter der Wittwen hermachen.

„Wir kennen den Zuſtand und die Verfaſſung unſerer „Provinzen. Es iſt zu beſorgen, daß das Volk keinen „Aufſtand mache, und daß, um einer kleinen Anzahl von Leuten nachzugeben, das ganze Königreich in Flammen gerathe.

„Wir flehen dich daher an, als deine getreuen Knechte, die nichts anders, als das Beſte des Vaterlandes und „der Gerechtigkeit im Sinne haben, dieſe böſen Richter aus „den Provinzen wegzunehmen.„

Dieſer ihr Eifer ward übel belohnet: **Hormizdas** ließ ſie, als Störer der öffentlichen Ruhe, hinrichten. Als nun die Völker von **Khuſiſtan**, **Kerman** und **Irack** ſolches vernahmen, ſo empörten ſie ſich: und der König ward nur deſto wütender darüber. „Er ließ, ſagt der Geſchichtſchreiber, alle Richter gefangen nehmen, die ſein Vater eingeſetzet hatte, und deren man auf dreyzehn tauſend rechnete, „die alle ließ er grauſamer Weiſe umbringen. Als ihm „nun einige ſeiner Hofleute vorſtelleten, daß doch dergleichen Richter nöthig wären, antwortete er im Zorne: er „brauche ihrer nicht, er wäre König, und er allein wolle „ſeine Unterthanen richten; und zum Zeichen, daß er ſolches zu allen Stunden und Zeiten thun wollte, ſetzte er „eine Krone auf, die die Könige, ſeine Verfahren, nur alsdann zu tragen gewohnt geweſen, wenn ſie ihrem Volke „ein gerichtliches Verhör ertheileten.„

Die auswärtigen Nationen machten ſich dieſe Unruhen zu nutze. **Tiberius Conſtantin**, römiſcher Kaiſer, ſchickte unter des **Mauritius** Anführung, ein Kriegsheer wider die Perſer, welches viele Siege über ſie erhielt: und da er nach dieſem ſelbſt mit einer ſtarken Macht an die Gränzen rückete, ſo brachte er aus einem einzigen Feldzuge mehr als ſiebenzig tauſend Perſer gefangen, die er nach der Inſel Cypern ſchickte.

Schaweh-Schach hingegen, tartariſcher Kaiſer, des Hormizdas Vätter und Schwiegervater, verſagte ihm den Tribut. Die Indier und Araber ſchüttelten auch das Joch ab, und machten ſich Könige aus ihrem Volke.

So verlor Hormizdas durch ſeine übele Aufführung, in vier Jahren, was ſein Vater durch unendliche Arbeit erſt in vierzig Jahren erobert hatte. Es fehlte nicht viel, daß man ihn vom Throne ſtieß, und nur ein außerordentlicher Fall war ſchuld, daß er die Krone eine Zeitlang behielt.

„Der tartariſche Kaiſer, welcher ſich, ihm den Tribut zu „geben geweigert, both ihm Völker an, den Aufſtand der „Perſer zu dämpfen. Hormizdas nahm das Anerbiethen „ſeines Schwiegervaters an, und befahl den Einwohnern „zu Khoraſan, die ihm treu geblieben waren, das tartariſche Heer durchzulaſſen.

„ Schaweh-Schach kam mit viermal hundert tauſend Mann nach Perſien zu. Als er nun mitten in Khoraſan war, blieb er ſtehen, legte Wachen in einige Plätze, „um ſie in ſeinem Namen zu bewahren, und nahm ſeinen „Weg nach Madain, in der Abſicht ſelbiges zu erobern.„

Da nun Hormizdas kein ſo mächtiges Heer hatte, ihm Einhalt zu thun, ſo entſchloß er ſich zu einem Vergleiche mit ihm, und both ihm einen ſolchen Zoll an, als er für gut finden würde, abzutragen. Ein alter Bedienter vom Nurſchirwan aber redete ihm dieſes aus. Er ſagte ihm, er wäre in ſeiner Jugend an den Hof des Khoſchnawaz, Vaters des Schaweh-Schach geſchickt worden, und hätte einer aſtrologiſchen Ceremonie beygewohnet; aus welcher die Sterndeuter dieſes Kaiſers ihm vorher geſagt hätten: daß ſeine Nachkommen einen Einfall in Perſien thun würden, der ihr Unglück ſeyn würde, indem ein Perſer von außerordentlicher Länge einen groſſen Sieg über ſie erhalten würde.

Hormizdas ließ dieſen großen Mann in ſeinem ganzen Königreiche ſuchen, und **Beheram**, ſonſt **Waranes**, Statthalter in Medien, den man mit dem Zunamen **Schoubin** nennte, das heißt **Dürrholz**, ward der Länge nach für den größten befunden.

Dieſer Herr ſtammte von den alten Prinzen von **Rey** ab. Er hatte ſehr jung, als Freywilliger, unter **Nuſchirwans** Heeren gedienet, der ihn nach und nach, bis zu den oberſten Plätzen im Kriegsheere, erhoben, und ihn endlich mit der Statthalterſchaft in **Medien** beehret hatte; ſowohl um die Römer von deren Plünderung zu hindern, als auch damit er was haben möchte, davon er ſeiner Geburt gemäß leben könnte.

Hormizdas both ihm ein zahlreiches Heer an; daraus er ſich aber nur zwölf tauſend ausgeſuchte Leute nahm, und mit dieſem wenigen Volke dem **Schaweh-Schach** entgegen gieng, den er eben damit beſchäfftiget fand, ſein Heer durch das enge Gebirge **Ghilan** zu führen.

Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob man durch das Gebirg **Ghilan** diejenigen Berge verſtehen müſſe, die dieſe Provinz einſchließen, oder die andern Berge, über die man gehen muß, wenn man von **Khoraſan** nach der Stadt **Ghilan** kömmt: die man gern für die Hauptſtadt, ſowohl des eigentlich heutiges Tages ſogenannten **Ghilans**, als auch von **Jrak** agemi; halten wollte; welches ſonſt unter einem dergleichen **hyrcaniſchen** Namen bekannt geweſen. Soll es in dieſem letzten Verſtande genommen werden, ſo hat **Waranes** einen um ſo viel heftigern Widerſtand geleiſtet, da er ſeine Erbſtadt **Rey**, die nur einige Tagereiſen von dieſen Bergen liegt, zugleich mit verfochten.

Dem ſey wie ihm wolle, nachdem die Tartarn ſich einen Weg eröffneten, lockete **Waranes** ſie in einen andern holen Weg, und griff ſie mit ſo vielem Glücke an, daß er ihre vorderſte Linie durchbrach: die Heftigkeit aber, womit er ihren Flüchtlingen nachſetzete, wäre ihm bald ſchädlich geweſen

weſen. Er ward auf freyem Felde überfallen, von allen Seiten eingeſchloſſen, und hatte große Mühe, ſich durch ſo viele Feinde durchzuſchlagen. Da er aus dieſer Verwirrung heraus war, ließen ſeine Leute ein Freudengeſchrey erſchallen: welches die Tartarn beredete, er ſtieße ein neues perſiſches Heer auf ſie. Hier riſſen ſie aus: und **Waranes**, der ſich ihre Unordnung zu nutze machte, richtete ein greuliches Blutbad an. Man ſagt, er habe mit eigener Hand den Kaiſer und ſeinen Sohn ermordet, und dieſes zahlreiche Kriegsheer zerſtreuete ſich, ſobald es ſeine Anführer verlohren hatte.

Der Geſchichtſchreiber berichtet uns nicht, was die Perſer von einem ſo großen Siege für Nutzen gezogen: und was noch erſtaunlicher iſt, ſo ſchweigt er von den Folgen der Empörung von **Khuſiſtan**, **Kerman** und **Irak** gänzlich ſtill.

Die Griechen indeſſen machten ſich des **Waranes** Entfernung zu nutze, und drungen in Medien ein. Dieſer Feldherr eilete daher mit ſeinen ſiegenden Leuten in ſeine Stadthalterſchaft, er lieferte daſelbſt auch viele Schlachten, allein er verlohr ſie alle. **Hormizdas** vergaß ſeine vorigen Dienſte, und indem er bloß dem Rathe der Schmäuchler Gehör gab, ſo ſchickte er ihm einen Weiberrock und Kopfzeug; mit dem Befehl, ihm ſolches in Gegenwart ſeines Kriegsheeres anzulegen.

Waranes rächete ſich wegen einer ſo grauſamen Beſchimpfung, indem er die Waffen wider den König ſeinen Herren kehrete. Nach zwoen gewonnenen Schlachten, ließ er ein Manifeſt ausgehen, darinnen er die Völker einlud: den **Hormizdas** nicht länger auf dem Throne zu dulden, und ſeinen älteſten Sohn, einen jungen Prinzen, an ſeine Stelle zu ſetzen; der, da er noch keinen geſetzten Charakter hatte, ſich leichter nach dem Beyſpiele ſeines königlichen Großvaters würde lenken laſſen. Wenige Tage darauf, ward die Stadt **Madain**, in welche der König ſich hatte einſchließen müſſen, von den Einwohnern dem Waranes überliefert: der den Hormizdas gefangen nehmen ließ, und den Prinzen Parwiz, ſeinen älteſten Sohn auf den Thron ſetzte.

Hierauf verſammleten die Rebellen, alle Prinzen, Großen, Häupter der Magen, und der vornehmſten Städte, und brachten ihre Klagen über des Hormizdas böſe Aufführung vor ſie. Man ließ dieſen Prinzen vorkommen, dem man befahl, er ſollte ſich vertheidigen: und anfangs hörete man ihn gelaſſen genug an. Als er aber von dem Siege zu reden anfieng, den die zwölf tauſend Mann über die Tartarn erfochten, und zu verſtehen geben wollte; dieſer Sieg ſey eine Folge der guten Kriegszucht geweſen, die er unter dem Heere erhalten: ſo fiel ein Prinz, der ſein Anverwandter war, Namens Bendoi, ins Wort, und ſagte ihm: Du haſt niemals weder Herz noch Klugheit genug gehabt, daß du dir heute die Ehre dieſes Sieges zueignen könnteſt; und ſelbſt die Art, wie du davon redeſt, iſt ein Beweis deiner böſen Gemüthsart. Sogleich verdammete ihn die ganze Verſammlung zu einer ewigen Gefangenſchaft, und zum Verluſte ſeines Geſichtes. Sie beſtätigte die Wahl der Rebellen, in der Perſon des Prinzen Parwiz, dem man einen Rath zugab, deſſen Haupt Waranes war.

In ſo betrübten Umſtänden ſuchte Hormizdas ſeine Wachen zu gewinnen; nicht zwar um zu fliehen, ſondern um ſich zu tödten. Als er aber von ihnen dieſen Dienſt nicht erhalten konnte, wollte er keine Speiſe mehr nehmen, und als Parwiz dieſes erfuhr, ſo befahl er, ihn zu tödten.

Ein ſo barbariſcher Befehl, machte ihn den mehreſten Großen verhaßt. Sie bothen dem Waranes die Krone an, der ſie auch annahm, und des Parwiz Vättern hatten Mühe genug ihn zu retten. Er flüchtete nach Conſtantinopel, allwo der Kaiſer Mauritius ihn an Kindesſtatt aufnahm, und ihm die Prinzeſſinn Maria, ſonſt Sirine, zur Gemahlinn gab.

Waranes regierete vier Jahre in Perſien, mit dem Beyfalle aller Unterthanen. Er wollte **Nuſchirwans** glückliche Zeiten wiederbringen: allein, als er eben am eifrigſten daran arbeitete, kam **Parwitz**, mit einem mächtigen griechiſchen Heere, welchem **Waranes** nicht widerſtehen konnte. Er verlor drey ordentliche Schlachten, und mußte endlich zu den Tartarn flüchten, von denen er vergiftet ward.

Der Hr. Abt **Fourmont** beſitzet die türkiſche Handſchrift, darinn er die Erzählung dieſer hier vorgetragenen Vorfälle gefunden. Es iſt ein Octavband, der, wie er ſagt, drey hundert Jahre alt gehalten werden mag, und die Geſchichte der letzten Regierungsjahre **Nuſchirwans**, nebſt einer Wiederholung ſeiner öffentlichen und häuslichen Thaten, von ſeiner Geburt bis an ſeinen Tod; die Geſchichte eines Betrügers, Namens **Mazdak**, und der Regierungen des **Hormizdas** und **Parwitz** enthält. Man kann glauben, daß es nur die Folge einer größern Geſchichte iſt, deren zween erſten Bände verloren ſind. Was dieſe Muthmaßung beſtärket, iſt, 1. daß man auf dem Rande zwey Worte lieſt, die man durch Reliquiæ Nuſchirwani überſetzen kann, und 2. daß auf dem Rande der erſten Seite, eine 3 ſteht, wie man ſie in Frankreich ſchreibt.

Vermuthlich iſt es nur eine Ueberſetzung, indem die Ueberſchriften vieler Capitel perſianiſch ſind; allein dieſe Ueberſetzung muß alt ſeyn, denn man findet keines von denen griechiſchen oder fränkiſchen Wörtern darinn, mit denen die Türken ihre Sprache ſchon ſeit der Zeit zu verſchönern angefangen da ſie noch Kleinaſien bewohnet; da ſie hingegen voller perſaniſchen, iberiſchen, oder türkiſch gemachten armeniſchen Wörter iſt.

Die vielfältigen Beziehungen, ſo Hr. **Fourmont** in der Handſchrift angemerket, erlauben ihm nicht, ſie für ein Original zuhalten. Zu Ende lieſt man, daß ſie für den alten Seray geſchrieben worden: ſo nennen die Türken, ſeit ſie ſich in Europa niedergelaſſen, den Palaſt zu Burſe und Iconium.

XLVI.

Sinnbilder, Aufſchriften und Münzen, ſo die Akademie verfertiget.

Man hat bereits aus den vorhergehenden Bänden geſehen, und es wird vorjetzund unnütz ſeyn, es zu wiederholen, daß die Akademie alle Jahre neue Entwürfe von Zahlgeld, für den königlichen Schatz, zu allerley gelegenheitlichen Vorfällen, und zu den königlichen Gebäuden; ingleichen zu den ordentlichen und außerordentlichen Kriegskoſten, zum See- u. Galeerenweſen, verfertiget. Im 1726ſten Jahre fieng man an, auch zum Zahlgelde für die Hofſtadt der Königinn, Erfindungen zu machen, welches, da es erſt im Anfange des 1727ſten Jahres ausgegeben werden ſollte, auch dieſe Zeit führet. Man entwarf auch zwo Schaupfennige für den König, und verſchiedene Grabſchriften für Privatperſonen.

Im 1727ſten Jahre machte man zum Ueberfluſſe einen Schaupfennig, auf die glückliche Entbindung der Königinn, bey der Geburt zwoer Prinzeſſinnen.

Man verfertigte eine Aufſchrift auf eine metallene Bildſeule, die von der Provinz Bretagne dem verſtorbenen Könige zu Ehren aufgerichtet worden; und welche Schrift der Akademie von dem Herren Marſchall von Eſtrees abgefordert ward, der den Vorſitz in den Verſammlungen daſiger Stände hatte. Die Provinz Languedoc forderte ebenfalls neue Aufſchriften für den Markt zu Montpelier, allwo ſie eine eben dergleichen Bildſeule aufrichten laſen.

Man ſetzte auch eine andere Aufſchrift für den Thurn zu Cordouan auf, allwo der König, außer vielen wichtigen Ausbeſſerungen; einen neuen Pharus macher laſſen, der ganz von Eiſen, und größer und höher iſt, als der alte war, der aus Steinen beſtand, und von der Seeluſt ſehr war beſchädiget worden.

Die Hoffnung, ſo man 1728 hatte, die Geburt eines **Dauphins** zu erleben, verpflichtete die Herren, den Vorſteher der Kaufmannſchaft und die Schöppen der Stadt **Paris**, von der Akademie, zum Voraus, den Entwurf zu einem Feuerwerke, mit allen Aufſchriften, Sinnbildern und Münzen zu fordern, womit ſie ſolches begleiten wollten: und die **Akademie** arbeitete daran.

Sie machte auch noch andere Aufſchriften zu einem neuerbaueten Hoſpitale zu **Alenzon**; an den neuen Weg von **Jüviſy**, und die daſelbſt über den Fluß **Orge** erbaute Brücke, u. ſ. w.

Im 1729 Jahre hatte man das Glück, dasjenige zu gebrauchen, was man auf die Geburt eines ſo ſehnlich gewünſchten **Dauphins** zubereitet hatte. Die **Akademie** ſah alles durch, was gemacht war, und änderte das, was die Umſtände der Zeit, inſonderheit die Geneſung des Königs erforderte, die ſich kurz vor dieſer Begebenheit zugetragen.

Dieſe Geburt des **Dauphins** gab auch noch zur Erfindung eines Schaupfenniges Anlaß, der viel größer war, als die gewöhnlichen; und dieſer Schaupfennig ward dem Könige den Tag ſelbſt überreicht, da der Prinz gebohren war, weil man ſich bemühete, ſie vorher ganz fertig zu machen, ſo daß nur der Tag hineingeſetzt werden dorfte.

Man entwarf noch eine andere Münze für Se. Eminenz dem Cardinal **Fleury**; und einen Zahlpfennig für den Kriegsorden des h. **Ludwigs**.

Man verfertigte auch noch einige Aufſchriften, davon die vornehmſte diejenige war, welche die Provinz **Bearn** zu der neuen Brücke von St. Martory verlangete, und diejenige, ſo die Frau Aebtiſſinn zu St. Anton zu dem Waſſerbehältniſſe forderte, welches ſie in dem Hofe ihres Kloſters anlegen laſſen.

Auf den Herren Hop, gevollmächtigten Abgeſandten der Generalſtaaten, verſchaffte man eine hiſtoriſche Aufſchrift, in Geſtalt einer Grabſchrift auf ſeinen Herren Vater.

Im 1730ſten Jahre, machte man zwo überflüſſige Münzen, eine auf die Geburt eines Herzogs von Anjou, die andere auf die Brücke zu Compiegne, und verſchiedene Aufſchriften, auf die veränderten, verbeſſerten, oder neuangelegten Landſtraßen, von Paris bis nach Compiegne, und von Compiegne bis nach Noyon.

Leben

derer

Mitglieder der Akademie,

welche

seit dem 1726ten Jahre

bis

in das 1730ſte Jahr

geſtorben ſind.

XXXV.

Lebensumſtände des Herrn Abtes Bignon, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1726 in der Akademie vorgeleſen.

Hieronymus Bignon, älteſter Sohn Hieronymus Bignons, Staatsrathes, und Suſannen Phelypaux von Pontchartrain, ein Enkel jenes Hieronymus Bignons, dem man ſchwerlich einen glorwürdigern Titel beylegen kann, als ſein bloßer Namen iſt, ward zu Paris den 20 Auguſt 1658 gebohren.

Er ſtudierte in der Schule zu Harcourt, dahin man man ihn anfänglich in die Koſt gegeben, bis er, da er etwas männlicher ward, wieder in das väterliche Haus auf der Bernhardinergaſſe genommen wurde, von wannen er täglich zweymal, als ein auswärtiger Schüler, in eben dieſe Schule, und zwar zu Fuße gieng, das Wetter mochte ſeyn wie es wollte.

Dieſe alte Einfalt der Sitten, die ſo ehrwürdig und geſchickt iſt, gute Bürger und große Leute zu ziehen, meldete bey den Bignons ein Innerſtes an, welches noch viel ſchätzbarer war: ich meyne Väter, welche gewohnt waren, die vornehmſten Lehrmeiſter ihrer Kinder zu ſeyn, und ihnen durch eine Art von Uebertragung, die Eigenſchaften des Herzens, zugleich mit den Zierrathen des Geiſtes beyzubringen.

Herr Bignon ſieng an hievon die Proben in ſeinen Uebungen als Sachwalter zu geben, da ſein Herr Vater ſich ein Vergnügen daraus gemacht hatte, ihn einige Zeit unter ſeiner Aufſicht, die Gerichtsſchranken, als ein bloßer Sachwalter beſuchen zu laſſen, bevor er ihn zum königlichen Sachwalter bey dem Chatelet machte, welches Amt er in ſeinem drey und zwanzigſten Jahre bekam, und in welchem noch niemand mit ſo vieler Anmuth das Wort geführet hat. Eben ſo that er ſich in ſeiner Bedienung als Parlamentsrath hervor, die er vier Jahre darnach bekam; und endlich auch in dem Amte eines Aufſehers der Bittſchriften, welches ihm einigemale die Ehre zu wege brachte, dem Könige ſelbſt den Vortrag zu thun, und aus deſſen eigenem Munde, Lobſprüche zu erhalten, welche alle diejenigen beſtätigten, die man ihm in den Tribunalen ſo verſchwenderiſch ertheilet hatte.

Der durchdringende und ſcharfſinnige Verſtand, den er bey Unterſuchung der Geſchäffte zu Hülfe nahm, und die richtige und nette Schreibart, die in ſeinen Vorträgen herrſchte, bewogen den Herren de la Reynie, ihn ſich in den ſchwierigſten Polizeygeſchäften zum Gehülfen zu wünſchen; und in der Ueberzeugung, daß eine ſo wichtige Stelle ihm nicht anders, als ſehr ſchmäuchelhaft vorkommen würde, wollte er ſeiner freyen Wahl noch dadurch einen höhern Werth ertheilen, daß ſie dem Herren Bignon etwas unverhofftes wäre; er redete daher ohne ſein Vorwiſſen mit dem Könige davon. Der König hatte einerley Begriff mit dem Herrn de la Reynie, von des Herrn Bignons Geſchicklichkeit; allein er war ſo leichtgläubig nicht wegen dieſes vorausgeſetzten Berufſes, und ſagete dem Herrn de la Reynie, er ſollte ſich vor allen Dingen erkundigen, ob Herr Bignon ihn annehmen würde. Dieſer Verdacht war gegründet: Herr Bignon war zwar voller Erkenntlichkeit gegen die Gnade ſeines Landesherren; allein er machte ſich die Freyheit, ſo er ihm gelaſſen, zu nutze, und bezeugete, daß, wenn Se. Maj. ihn zu irgend einer andern Stelle brauchen wollten, als im Rathe, er dieſelben anflehete, daß es irgend eine Aufſeherſtelle in einer Provinz ſeyn möchte. Die zu **Rouan** nun ward am erſten erlediget, und Herr **Bignon** ward dazu ernannt. Sein Ruhm eilete ihm dahin ſo vortheilhaft zuvor, daß, trotz der Verwirrung, darein die Unfruchtbarkeit des 1693ſten Jahres faſt ganz Frankreich ſetzete, er daſelbſt dennoch den Nutzen ſeines Königes, die Hochachtung der obern Gerichte, und die Liebe des Volkes, glücklich mit einander vereinigen konnte.

Von der Aufſeherſtelle zu **Rouan**, die er nur ungefähr ein Jahr verwaltete, bekam er eben dieſe Bedienung in **Picardie** und **Artois**, zwoen Provinzen, die durch den beſtändigen Durchzug und die Einquartirung ſo vieler Kriegesvölker noch mehr mitgenommen waren, als durch die Folgen des Mangels. Allhier gab er nun Beyſpiele einer Zärtlichkeit und Menſchenliebe, die, ob ſie gleich oftmals ein weſentliches Stück der Bedienung eines Aufſehers ſind, gleichwohl als Heldenthaten angeſehen wurden. Nachdem er ſich genau um den wahren Zuſtand des Landes, und um dasjenige bekümmert, was, ohne ſelbiges zu ſehr zu erſchöpfen, die Einwohner zu den nothwendigſten Bedürfniſſen geben könnten; ſo faßte er das Herz, dieſes auf eine ſo dringende und überzeugende Weiſe vorzuſtellen, daß er große Verminderungen der bereits entworfenen Auflagen auswirkete; und das, was noch übrig blieb, ward durch eine billige Eintheilung unter diejenigen, die ſolches geben ſollten, noch mehr gemildert: und in dieſer ganzen Zeit, da er ſelbſt von ſeinen eigenen Mitteln lebete, theilte er den unglücklichſten Leuten, ſowohl ſeine Beſoldung, als ſeine Einkünfte, großmüthig aus. Dieſes Bezeugen nun, ſtellte daſelbſt, auch ſchon vor dem ryſwickiſchen Friedensſchluſſe, einen Ueberfluß wieder her, der ihm ſelbſt mehr Freude gemacht haben würde, als den Einwohnern, wenn nicht dieſe Freude durch ein häusliches Unglück wäre geſtöret worden, das ihm ſehr empfindlich war.

Mitten in dieſen glücklichen Beſchäfftigungen, und zu Anfange des 1697 Jahres, verlor er ſeinen Herrn Vater. Der öffentliche Ruff ertheilte ihm ſogleich deſſen Stelle als Staatsrath: und er würde ſie auch bekommen haben, wenn der König ſich nicht ein Geſetz gemacht gehabt hätte, bey Beſetzung dieſer Stellen, alles zu unterbrechen, was das Anſehen einer Erbfolge haben könnte. Doch dieſes Hinderniß ſelbſt machte ihm Ehre: der König hatte die Gnade ſich darüber zu erklären, und ihn zu der erſten drauf erfolgten Erledigung zu ernennen.

Dieſe neue Würde machte ihn in ſeiner Verwaltung eines Aufſehers nur noch gefliſſener, und das Glück der Provinz wollte, daß er dieſelbe auch noch in währender und nach der Belagerung von Lille verſah. Damals ward Artois zur Gränze, und das Kriegsweſen gieng daſelbſt mit erſtaunlicher Bewegung fort. Der Aufſeher mußte alles in allem ſeyn, er mußte gewiſſermaßen Schatzmeiſter, Proviantmeiſter, Inſpector, wirklicher General und dieſes alles in einer ſo viel grauſameren Verfaſſung ſeyn, da das ſchon ſeit vielen Jahren ſelten gewordene Geld, gänzlich verſchwunden war, ſeit das papierne Geld ſich gezeiget hatte. Aus dem Schooße dieſes Unglücks ſelbſt indeſſen, zeigete ſich ein Hülfsmittel. Anſtatt des Geldes, davon man wohl wußte, daß es nicht zu bekommen war, ſchien es, als ob ſich alles in der Provinz beredet hatte, des Herrn Aufſehers eigene Billette zu fordern; und da es niemanden in den Sinn kam zu bedenken, daß in dieſem Falle ſeine Billette nichts mehr gelten könnten, als die andern, ſo nahm er auch bey dieſer Verſchuldung keinen Anſtand; ungeachtet ſie ſein Vermögen bey weitem übertraf. Auf dieſe kamen die Recrouten, der Mundvorrath, und alles was erforderlich war, zum Stande; der

König ward von dieſem Eifer gerühret, deſſen Beyſpiel in gutem und ſchlimmen Verſtande ſehr wichtige Folgen haben konnte, und ließ alle Billette des Herrn Bignons, als die unſtreitigſten Schulden des Staates, auszahlen.

Nachdem er nun funfzehen Jahre Aufſeher geweſen, ward er zum Vorſteher der pariſiſchen Kaufmannſchaft erwählet: dieß geſchah 1708. Es war eben damals Landtag zu Artois, und zwar der letzte Sitztag, als man die Zeitung dieſer Ernennung erhielt. Den folgenden Tag verſammleten ſich die Stände außerordentlich, und ſchickten Abgeordnete aus dreyen Ständen an ihn, um ihn zu verſichern: daß der bloße Gedanke ſeiner Abreiſe eine allgemeine Trauer verurſachete. Der Biſchof von Arras, welcher das Wort führete, fügte hinzu: es wäre eine dergleichen Abordnung noch niemals an einen Aufſeher geſandt worden, und man hätte auch einmüthig beſchloſſen, in dem Protocolle anzumerken, daß ſie keine Folgen haben ſollte.

So lange Herr Bignon noch daſelbſt blieb, konnte er nicht aus dem Hauſe gehen, ohne daß ihn ſogleich eine Menge Volks umgab: die ihn theils ſegnete, theils ſeufzete und klagete. Bey ſeiner Wiederkunft in Paris aber, war ſein Haus, vor wie nach, allen denen aus der Provinz offen, die ſeines Schutzes oder Rathes nöthig hatten. Sie kamen noch mit eben demſelben Vertrauen, und machten ihn zum Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten: ja er ſchien ſie faſt noch mit mehrerem Nachdruck zu entſcheiden, und noch viele Jahre nach ſeiner Entfernung, wenn ſie unter einander den Aufſeher nannten, ohne einen andern Namen hinzuzufügen, ſo wollten ſie allezeit von dem Herrn Bignon reden.

Der Anfang ſeines Amtes als Aufſeher der Kaufleute fiel eben in einen betrübten Zeitpunkt; er trat daſſelbe erſt etliche Monate vor dem 1709 Jahre an, welches ſeiner

Wachſamkeit und Lebhaftigkeit ſo viel zu ſchaffen machen ſollte. Es war nicht genug, daß die letzte Aernte dem Landmanne nicht eingeſchlagen war, ſondern es wollte auch der Winter, noch ſo gar im Schooße der Erden, alle Zuflucht des künftigen Jahres zernichten.

Jedoch wir wollen hier diejenigen Drangſalen nicht wieder beleben, deren Andenken ſich nur bey gar zu vielen Gelegenheiten erneuert; wir wollen nur ſagen, daß nachdem der Herr **Bignon** ihnen alles entgegen geſtellet, was die Erfahrung, Klugheit und das Mitleiden ihm an die Hand geben konnten; er es dennoch weniger dieſer ſeiner Sorgfalt, als einem glücklichen Vorurtheile von Seiten des Volkes verdankete: daß er der Unbilligkeit des Verdachtes deſſelben und der gewöhnlichen Verwägenheit ſeiner Nachreden, entgangen war.

Im 1713 Jahre hatte er im Abſehen auf die Theurung des Holzes, wiederum einen Theil des Flehens und der Beſchwerden auszuſtehen, die ihm der Kornmangel 1709 verurſachet hatte. Er half ſich aber eben ſo glücklich heraus: in beyden Landplagen aber, ſah er nicht nur drauf, wie er dem Uebel gegenwärtig ſteuern möchte, ſondern er ſetzte auch weitläuftige Nachrichten auf, wie man ſich ins künftige davor bewahren könnte: und noch in ſeiner letzten Krankheit, redete er lange Zeit mit dem Herren Generalprocurator davon; welcher für dienlich gehalten hatte, ihn deswegen zu befragen.

Eine obrigkeitliche Perſon, die auf die Erleichterung der Mitbürger in ſolchen ſchweren Zeiten ſo ſehr bedacht iſt, konnte nicht anders, als zu aller Zeit auch für ihren Ruhm ſehr wachſam ſeyn. Daher kam der Anſchlag, den der Herr **Bignon** bey dem erſten Tage ſeines Berufs, als Vorſteher der Kaufmannſchaft faßte, an einer Geſchichte von **Paris** arbeiten zulaſſen: die wegen ihrer Richtigkeit, Weitläuftigkeit und Schönheit, ſo viel möglich der Größe des Gegenſtandes gliche. Nachdem er nun ſelbſt den Entwurf dazu gemacht, die ſeltenſten Beweiſe angezeiget, und die Hauptzierrathe feſtgeſetzet hatte, übertrug er dieſe Arbeit noch dazu einem bereits aus einer ähnlichen Geſchichte berühmten Schriftſteller. Und dieſem Eifer des Herrn Bignons für die Ehre ſeiner Vaterſtadt, haben wir das große Werk zu danken, welches unter dem Titel, **neue Geſchichte von Paris**, ans Licht getreten iſt.

Dieſer Eifer ließ ſich inſonderheit blicken, wenn es Gelegenheit gab, an der Spitze der ganzen Stadt, die Ehrfurcht, das Flehen und die Wünſche derſelben, vor die Stuffen des Thrones zu bringen. Da er von Natur zärtlich und rührend war: ſo ſchien der gemeine Ausdruck, da man ſagt, das Herz redet, recht für ihn gemacht zu ſeyn; er ſagte mehr Empfindungen als Worte her. Auch diejenigen Ohren, welche durch eine lange Gewohnheit gegen die größten Züge der Beredſamkeit waren unempfindlich gemacht worden, waren bezaubert; wenn ſie in den bloßen Ausdrücken eines treuen Herzens, ihren erſten Geſchmack wiederfanden. Und als er 1712 die Ehre hatte, den König über den Tod der Prinzen anzureden, ſagten Se. Maj. als ſie ſich wieder zu den Hofleuten wendeten: der Mann redet niemals mit mir, daß er mich nicht weichherzig machen, und daß mich das was er ſaget, nicht rühren ſollte.

Sobald Herr Bignon von ſeinen Aufſeherſtellen wiederkam, ſetzte dieſe Akademie ſich vor, ihn an ſich zu ziehen; und ſie mußte es faſt wider ſeinen Willen thun. Seine Beſcheidenheit, die noch größer war, als ſeine Geſchicklichkeit, machte, daß er beſtändig, auch gegen die mindeſten Ehrbezeugungen, auf ſeiner Hut war. Niemals hatte man ihn bewegen können, die Zueignungsſchrift einer Diſputation oder eines Buches anzunehmen; und der bloße Anfang einer Dankſagung machte ihn ſchon verwirrt. Er gab auch dem Bitten der Akademie nicht anders nach, als aus Furcht, der erſte ſeines Namens zu ſeyn, der den Wiſſenſchaften etwas abgeſchlagen hätte.

Ungeachtet ſeine Geſundheit ſehr gut zu ſeyn ſchien, ſo war ſie doch gleichſam in eine ungeſunde Fettigkeit verhüllet, die ihm beſchwerlich war, und Anlaß gab, alles zu beſorgen. Man hatte ihm daher die Geſundbrunnen gleich bey dem Frühlinge des letzten Jahres angerathen, und er hatte ſie immer von einer Zeit zur andern verſchoben. Dieß that er aus einem Triebe, der den meiſten Menſchen nur gar zu natürlich iſt: welche glauben, wenn ſie ſich den gewöhnlichen Vorbauungen gewiſſer Uebel methodiſch überlaſſen, ſie dadurch öffentlich erklären, daß ſie von dieſen Uebeln vollkommen eingenommen, und überzeuget ſind. Endlich machte ihn ein Beyſpiel ſchlüßig, welches ſtärker war, als alle Bewegungsgründe, nämlich der ſchleunige Tod eines ſeiner alten Freunde. Er bereitete ſich dann zu einer Reiſe nach Bourbon; er gieng nach Pontchartrain, von dem Herrn Kanzler, ſeinem Vätter Abſchied zu nehmen, und war mit ihm in ſeinem Schreibzimmer, als ein Theil deſſen, was ihm prophezeihet war, erfüllet ward. Es überfiel ihn eine Schwachheit, ſein linker Arm ward fühllos, und alles was die ſchleunig angewandten Mittel fruchten konnten, war dieß, daß man den Fortgang des Schlagfluſſes hemmete, und ihm den Kopf ganz frey erhielt.

In dieſem Zuſtande erwartete er nicht, daß man ihm die Gefahr erſt ankündigte. Er ſelbſt dachte weiter an nichts, als wie er alle noch übrigen Augenblicke, für ſich und die Ewigkeit nutzen möchte. Es würde ſich für uns nicht ſchicken, wenn wir hier die würdigen und vollkommenen Empfindungen der Andacht ausbreiten wollten, die er theils den erſten Augenblick, theils die drey Wochen lang, in welchem der Herr Kanzler ihn bey ſich behielt, theils auch bey ſeiner Rückkunft in Paris blicken ließ. Dieſe großen Beyſpiele des Chriſtenthums muß man der Kirche, ſeinen Verwandten und ſeinen Freunden, als künftige Troſtgründe überlaſſen. Er ſah auf nichts, als auf ſein nahes Ende, und der Ausgang beſtätigte ſeine Vorherſehung nur gar zu ſehr. Zu Ende der drey Monate, die er nach dem erſten Anfalle noch gelebet, bekam er zween andere Anfälle; deren einer ihm faſt das Geſicht, und der andere ihn ſelbſt, uns den 5 December, in ſeinem ſieben und ſechszigſten Jahre und etlichen Monaten raubte.

Mit der vollkommenſten Gottesfurcht verband er ein liebreiches Weſen, ſanftmüthige und dennoch ſtrenge Sitten; eine zuweilen gar zu hoch getriebene Höflichkeit, die aber niemals verſtellt war; im Umgange eine unverbrüchliche Treue, und eine große Liebe zum allgemeinen und beſondern Beſten: ſo daß auch er noch einer von denen Männern war, die unſer Jahrhundert im Ernſte, den verdächtigen Nachrichten der glückſeligſten Zeiten, entgegen ſetzen kann.

* *

XXXVI.

Lebensumſtände des Herrn le Peletier de Souzy, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1726, in der Akademie vorgeleſen.

Michael le Peletier de Souzy, Glied des königl. Raths, und Dechant des Staatsrathes, ward zu Paris unter **Ludwigs** des XIII. Regierung den 12 Jul. 1640 gebohren. Er war der letzte von dreyen Brüdern, davon der zweyte, Namens **Hieronymus**, 1696 als ordentlicher Staatsrath geſtorben iſt. Der älteſte, **Claudius le Peletier**, iſt derjenige, welcher, nachdem er Staatsrath und Generalcontroleur der Finanzen geweſen, ſich durch die Würdigkeit ſeines Privatlebens noch berühmter gemacht hat, als durch die Herrlichkeit ſeiner Aemter.

Ihr Vater, **Ludwig le Peletier**, hatte ſich durch Verſtand und Redlichkeit das ganze Vertrauen des Herrn Kanzlers **le Tellier**, ſeines Verwandten, erworben: und **Maria Leſchaſſier**, ihre Mutter, war eine Großtochter und ein würdiger Ueberreſt des berühmten **Peters Pithöus**.

Die Sorgfalt, ſo beyderſeits trugen, ihre Kinder in der Liebe zu den Wiſſenſchaften und zur Tugend zu erziehen, gelung ihnen ſo wohl, daß ſie bereits von zwölf bis dreyzehn Jahren im Stande waren, bey dem großen **Hieronymus Bignon**, als eine auserleſene Geſellſchaft zu erſcheinen: welcher Herr ſich gleichſam mit ihnen zu verjüngen ſchien, wenn ſie ihm Nachricht von ihrem Studieren ertheilten; da ſie hingegen ſich unvermerkt mit ihm zu edelen Neigungen und zum Geſchmacke an der erhabenſten Rechtsgelahrtheit gewöhnten.

Sie legten ſich alle drey mit gleichem Eifer darauf, nur mit dem Unterſchiede, daß die zween älteſten ſich gleich vom Laufe derer Bedienungen überließen, die ihrem Alter und Stande gemäß waren: dahingegen der jüngſte, den die Ehre der obrigkeitlichen Aemter weniger rührete, als der Nutzen, den er als ein bloßer Sachwalter leiſten konnte, ſchlüſſig ward, ſich gänzlich darauf zu legen. Nachdem nun ſeine Brüder ſich vergeblich bemühet, ihn davon abwendig zu machen; ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zu dem Anſehen des Herrn le Tellier: der ihn gleichwohl nicht bereden konnte, eine andere Bedienung anzunehmen, als eines königl. Sachwalters bey dem Chatelet. Er verwaltete dieſelbe fünf Jahre lang ganz allein, mit ſo vielen Vorzügen und einer ſo allgemeinen Zufriedenheit: daß, da es ſchien, er wolle noch von neuem dabey bleiben, man neues Bitten, ja gewiſſermaßen neue Befehle nöthig hatte, um ihn in den Rath des Parlaments zu bringen; wo er gegen das Ende des 1665 Jahres aufgenommen ward.

Im folgenden Jahre ward er mit dem Herrn le Peletier; ſeinem zweyten Bruder, zur Ausführung der Befehle des zu Clermont in Auvergne gehaltenen Landtages ernannt: und die Art, wie er dieſen Auftrag ins Werk ſetzte, zog zum erſtenmale die Augen des Landesherrn auf ihn; deſſen Scharfſichtigkeit die beſondern Gaben nicht leichtlich entwiſcheten. Der verſtorbene König erwählete ihn im Hornunge des 1668 Jahres, die Aufſeherſtelle in Burgund einzurichten, welches er damals zuerſt erobert hatte.

Kaum hatte er Zeit genug gehabt, dieſe Provinz genugſam zu durchreiſen und kennen zu lernen, als ſie den 2 May darauf durch den zu Aachen gemachten Vergleich, wieder an Spanien abgetreten ward. Indeſſen war dieſer Zwiſchenraum groß genug, daſelbſt einen ſolchen Begriff von ſeiner Gerechtigkeit, und ein ſolches Verlangen nach dem franzöſiſchen Namen zu hinterlaſſen: daß, als der

König im 1674 Jahre abermals deren Eroberung unternahm, alle Befeſtigungen, die man darinn angelegt hatte, nicht ſowohl zur Gegenwehr gegen unſere Waffen, als wider die allgemeinen Wünſche des Volkes, gemacht zu ſeyn ſchienen.

Eine ſo bekannte Klugheit und Geſchicklichkeit konnte man nicht länger unbeſchäfftiget laſſen. Herr von **Souzy** ward nach ſeiner Rückkunft aus **Burgund** zum Aufſeher über **Ryſſel**, aller Eroberungen in Flandern, und derer Heere, die der König daſelbſt unterhielt, beſtellet. Auf dieſe Ernennung folgete der Ruff eines erwählten Gevollmächtigten zur Feſtſetzung der Gränzen, zu folge der Friedensſchlüſſe von **Aachen** und **Nimwegen**. Endlich erwarben ihm ſeine immer nützlichern und angenehmern Dienſte, im 1683 Jahre die Stelle eines Staatsrathes.

In eben dieſem Jahre ward der ältere Herr **le Peletier** an den Hof berufen, und an des Herrn **Colberts** Stelle zum Generalcontrolleur ernannt. Er wehrete ſich lange Zeit, ein an ſich ſelbſt ſo ſchweres Amt zu übernehmen, welches durch den bloßen Namen ſeines Vorgängers noch viel ſchwieriger ward. Allein was ſeinen Widerſtand am meiſten dämpfete, das war die Erlaubniß, ſo man ihm gab, ſeinen Bruder, Herrn **le Peletier de Souzy** zu ſich kommen zu laſſen; und ihn, in der Perſon eines Aufſehers der Finanzen, zu ſeinem vertrauten Amtsgehülfen zu machen.

Die Hoffnung des Staatsmannes ſchlug nicht fehl: Herr von Souzy nahm den ganzen Theil der Laſt, ſo man ihm auflegen wollte, ganz leicht über ſich; er unterſtützte oder belebete den Muth ſeines Bruders, bey den unvermuthetſten Widrigkeiten; und entfernte ohne Zweifel ſeinen Vorſatz, ſich in die Stille zu begeben, den er faſt bey dem erſten Eintritte in ſein Staatsamt gefaſſet, noch auf viele Jahre.

Er ſelbſt ließ ſich noch länger zu allem dem brauchen, wozu man ſeiner Erfahrung und Geſchicklichkeit nöthig hatte. Er fuhr in den Verrichtungen eines Aufſehers der Finanzen, noch faſt zwölf Jahre und bis 1701 fort; da er das Vergnügen hatte, ſie in die Hände ſeines Sohnes, des Herrn **le Peletier des Forts** zu überliefern. Damals ſtiftete der König, der von ſeiner Kenntniß, die er als Aufſeher in Flandern, von dem Zuſtande der Gränzplätze erlanget hatte, nicht nur unterrichtet, ſondern ſelbſt ein Zeuge war, ihm zu Gute, nach dem Tode des Herrn **Marquis von Louvois**, die Stelle eines Generaldirectors der Land- und Seefeſtungen; mit dem Befehle, daß er Sr. Majeſt. ſelbſt, und lediglich ihnen, alle Wochen einmal Rechenſchaft davon thun ſollte.

Dieſe Arbeit, die demjenigen, welchem ſie aufgetragen war, ſo viel Ehre machte, war niemals mehr nach dem Geſchmacke des Prinzen geweſen, und demjenigen, was man Neigung nennet, ſonderbar nützlich. Herr **le Peletier de Souzy** ſah es für den angenehmſten Umſtand ſeiner Verrichtung an, daß er den König ſelbſt von allen Umſtänden deſſen unterrichten könnte, was man in dieſer Art vorträgt. Und bey dieſen wichtigen Umſtänden, die ſeine Vorfahren nicht hatten erforſchen können, fand Herr **le Peletier** Gelegenheit, die Verdienſte, die Dienſte und die Geſchicklichkeit der ſowohl zu Anlegung der Plätze, als auch zur Begleitung des Kriegsheeres gebrauchten Ingenieurs, auf eine ſo vortheilhafte Art dem Könige vor Augen zu ſtellen: daß er in kurzer Zeit den Kriegsbaumeiſtern überhaupt, kriegeriſche Belohnungen, Ehrenbezeugungen und Würden verſchaffte; die auch ein ſo angeſehener Staatsmann, als Herr **von Louvois** geweſen, ihnen gleichwohl nicht hatte zuwege bringen können.

Herr **le Peletier** empfieng noch ein neues Merkmaal der königlichen Gnade, in eben demſelben Jahre, da er ſeinem Sohne die Aufſicht über die Finanzen auftrug. Se. Maj. ernannten ihn zu einer Stelle in dem königl. Rathe, und dieſes Amt hat er mit Eifer, Treue und Uneigennützigkeit, eben wie das Amt eines Generaldirectors der Feſtungen, bis an den Tod dieſes Prinzen bekleidet.

Die verſchiedenen Räthe, ſo man damals einſetzete, machten einige Aenderung in der allgemeinen Geſtalt der Regierung, inſonderheit was das Fach der Feſtungen betraf. Es ſchien beſſer zu ſeyn, daß man denenſelben einen Kriegsmann vorſetzte, der ſeine Berichte dem Kriegsrathe überlieferte, und auch von demſelben ſeine Verordnungen erhielte: das aber ſchien noch viel billiger zu ſeyn, daß man dem Herrn **le Peletier** die Beſoldung eines Amtes ließ, dem er ſo lange Zeit ſolche wichtige Dienſte geleiſtet hatte. Die ganze Schwierigkeit beſtand nur darinn, daß er ſie annähme. Des Herzogs **von Orleans** königl. Hoheit beredete ihn dazu auf eine ſolche Art, die auch die vollkommenſte Uneigennützigkeit würde überwunden haben: allein des Herrn **le Peletier** ſeine war unüberwindlich. Er ſchlug dieſes Gehalt aus, begnügte ſich mit der Ehre, daß man ihn zum Regierungsrathe beruffen hatte, und bath ſich von **Sr. Kön. Hoheit** nur die Gnade aus: daß er ihnen die unermeßliche Arbeit, die Weitläuftigkeit und Schwierigkeit bey dieſer Verwaltung vorſtellen, und ihnen ſelbſt alle Entwürfe und Aufſätze einhändigen möchte; wo der verſtorbene König allemal ſelbſt mit eigener Hand die Antworten auf diejenigen Briefe vorangeſchrieben hatte, die er die Ehre gehabt, an ihn in ſeinen Reiſen, über den Zuſtand derer Plätze abzulaſſen, die er beſuchete.

So war der Staatsmann bey dem Herrn **le Peletier de Souzy** beſchaffen: bey dem eine lebhafte Fähigkeit etwas zu faſſen, eine ungemeine Richtigkeit, und eine unüberwindliche Standhaftigkeit, in dieſem Stücke, der Hauptcharacter war.

Eben dieſe Eigenſchaften waren auch zum Vortheile der Wiſſenſchaften ausgeſchlagen, da er mitten unter ſeinen größten Geſchäfften in einer beſtändigen Verbindung mit den Muſen geblieben. Er kannte alle lateiniſchen Schriftſteller der guten Jahrhunderte; er hatte ſie mit ſo vielem Nutzen und ſo vieler Gefliſſenheit geleſen, daß, ſobald man ihm irgend eine merkwürdige Stelle daraus anzeigte, er ſie gemeiniglich mit den Originalworten ganz herſagte.

Cicero, **Horaz** und **Tacitus** waren die untrennbaren Gefährten ſeiner Reiſen und Muße. Seine mindeſten Bedienten kannten ſie, als ein Handgeräthe, was ihm allenthalben folgen mußte. Er hatte durch ein tägliches Leſen die Dunkelheit der Gedanken des **Tacitus**, die Härte und Kürze ſeiner Schreibart, gewiſſermaßen überwunden; er wußte ihn auswendig, und hatte ihn faſt ganz überſetzt.

Italiäniſch und Spaniſch redete er fertig, und mit Anmuth. Sein mit den ſchönſten Stellen der Schriftſteller dieſer beyden Sprachen angefülltes Gedächtniß, both ihm alles, was er geleſen hatte, dar, ſobald er es brauchte. Was aber alle dieſe Vorzüge noch viel ſchätzbarer machte, das war eine richtige Art zu denken, die ſich in dem Urtheile von den wahren oder falſchen Schönheiten eines Werkes niemals irrete. Herr von **Tourreil** pflegete ihn nur mit dieſem Ausdrucke des **Cicero** zu ſchildern: Homo limatiſſimi judicii. Und man findet in der vortrefflichen Vorrede, die vor der Sammlung der Werke dieſes Mitgliedes der Akademie ſteht, daß er auf den Herrn **le Peletier** dasjenige ſehr richtig anwendet, was **Vellejus Paterculus** vom **Scipio** dem Africaner ſagt: kein Menſch hätte mit den Geſchäfften eine zärtliche Muſe voller Reizungen ſo gut zu verbinden gewußt, als er.

Das Umgraben der Erde, welches bey den Beſeſtigungen, allerdings ein obgleich entferntes Verhältniß mit dem Fortgange der Wiſſenſchaften hat, trug unter des Herrn le Peletier Aufſicht, ſehr vieles zu ihrem Aufnehmen bey. Es mochten ſich daher Aufſchriften, oder Münzen, gegrabene Steine, oder andere dergleichen Denkmäler finden; ſo gieng nichts davon verloren, oder ward verachtet: und, gleich als ob die koſtbarſten von dieſen Ueberbleibſeln des Alterthums zuweilen nur auf Hände warteten, die würdig wären, ſie zu ſammlen; ſo hat auch er das Glück gehabt, eine anſehnliche Menge derſelben in des Königes Cabinett zu ſtellen.

Dieſe Akademie, welche ſeit der Erneuerung von 1701 den Herrn de Souzy wenigſtens als ein Ehrenmitglied zu beſitzen wünſchete, hat ſeine Aufmerkſamkeit in dieſem Stücke ebenfalls mehr als einmal erfahren. In den erſten Theilen unſerer Schriften ſtehen einige Proben davon, bey Gelegenheit der Stadt der Curioſoliten, eines alten Volks in Armorica, deſſen Cäſar an drey oder vier Stellen ſeiner Commentarien erwähnet. Da ein Theil der Ausleger nur aus bloßer Muthmaßung geſagt hat: dieſe Stadt ſey Cornwallis, und ein anderer, es ſey Quimper geweſen; einige unſerer Mitglieder aber, die das Land kennen, dafür hielten, es könnte auch wohl das Dorf Courſeuilt, nahe bey Dinant ſeyn; allwo man noch die Spuren einer groſſen Stadt ſieht, und deſſen neuer Namen, der dem alten ſo ſehr ähnlich kömmt, noch bis jetzund alle Buchſtaben beybehalten hat, die in Curioſolites vorkommen: ſo ſchickte Herr le Peletier de Souzy ausdrücklich einen Kriegsbaumeiſter von St. Malo dorthin; welcher Befehl hatte, dieſe angegebenen Spuren Schritt vor Schritt zu unterſuchen, und nachmals einen genauen Bericht, ſo wie wir ihn der Welt mitgetheilet, davon einſchickte.

Nachdem er nun dem Könige, dem Staate und den Wiſſenſchaften auf dieſe Weiſe ſechzig volle Jahre gedienet, glaubte er endlich, er könne den unruhigen Geſchäfften der Welt auf ewig den Abſchied geben, um ſich ferner mit nichts, als mit dem großen Anblicke eines andern Lebens zu beſchäfftigen. Dieſe Neigung zur Einſamkeit, die dem Auge des Weiſen, wenn er frey iſt, allezeit ſo werth iſt, war inſonderheit der Familie des Herrn **le Peletier de Souzy** angenehm; ungeachtet ſie durch Ehrenämter und Geſchicklichkeit zur Verwaltung öffentlicher Geſchäffte gezogen war.

Wir haben bereits im Anfange dieſer Lebensbeſchreibung des Abtrittes des ältern Herrn **le Peletier**, Staatsminiſters und Obercontrolleurs der Finanzen, erwähnet; dieſem könnten wir noch beyfügen, daß eine ihrer Schweſtern, Aebtiſſinn der Abtey **U. L. F.** zu **Troyes**, dieſelbe ebenmäßig viele Jahre vor ihrem Tode aufgegeben, um wieder in den Stand einer bloßen Ordensſchweſter in dem Kloſter der Stadt l'Evêque zu treten: und es iſt vieleicht niemand, der ſich hier nicht desjenigen Beyſpieles erinnert, welches 1712, und faſt in der Blüthe ſeiner Jahre, ihr Neffe, der Oberpräſident, Herr **le Peletier**, des Miniſters Sohn, eben hievon gegeben.

Als Herr **le Peletier de Souzy** dieſen Schluß faſſete, war er ungefähr achtzig volle Jahre alt: allein er genoß noch einer dauerhaften ſtarken Geſundheit, und inſonderheit war ſein Geiſt geſund und ungeſchwächt. Er ſchlug ſeine Wohnung in der Abtey zu **St. Victor** auf, allwo er ſeine Zeit gemeiniglich in Bethen und Bücherleſen eintheilete; und nachdem es die Jahrszeit erlaubete, mehr oder weniger Spazierengehen, und eine kleine Anzahl von Beſuchen darunter mengete, (z. E. des Herrn Kanzlers von **Pontchartrain**, dem er allezeit wegen der Gleichheit in Sitten, Kenntniſſen und Empfindungen, ungemein ergeben geweſen) denn ſeine Gottesfurcht hatte nichts wildes an ſich, und hinderte ihn nicht, an den wohlanſtändigen Pflichten des Umganges. Die Zeit der Vacanzen brachte er ſo gar auf ſeinem Luſthauſe Meſnil-Montant zu; um ein wenig mehr in dem Schooße der Seinigen zu ſeyn, und auf die Erziehung ſeines Enkels diejenige Sorgfalt zu wenden, der er, wie man weis, bereits ſo viel Ehre macht.

Faſt drey Jahre waren in den Uebungen eines ſo ruhigen Lebens verfloſſen, als die heftigſten und faſt unaufhörlichen Schmerzen, ſeine Geduld und Tugend auf die Probe ſtelleten. Sie entſtunden durch eine Fiſchgräte, die, da ſie Anfangs den Magenmund durchſtochen, ihm in der Kehle ſtecken blieb, allwo ſie ihm große Schmerzen verurſachete, inſonderheit wenn er trank. Die Schwierigkeit zu trinken, verurſachete ein Treiben auf den Harn; und folglich verordneten ihm die Aerzte Milch: dem der Kranke auch nicht ſowohl aus Hoffnung zur Geneſung nachkam, als weil es im Anfange der Faſten war; und dieſe Verordnung ihn vor den Vorſtellungen ſicherte, die man ihm über der ſtrengen Enthaltung that, welche er geſonnen war, dießmal ſo gut, als in vorigen Jahren zu beobachten. Eine ſo leichte Nahrung indeſſen, minderte nicht nur das Uebel nicht, dawider ſie vorgeſchrieben war; ſondern zog ihm noch ein ſo viel wichtigeres zu, nämlich eine gänzliche Erſchöpfung, welcher gar nicht abzuhelfen war. Die Gicht kam dazu, die man für einen Fluß anſah, endlich aber in die Höhe ſtieg, ſo daß er den 10ten des letzten Decembers in dem ſechs und achtzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb: nachdem er ſeine Familie, die Fremden, und die Ordensleute ſo um ihn waren, durch die Empfindungen einer gründlichen Gottesfurcht, und die Ausübung aller chriſtlichen Tugenden erbauet hatte; ſo gefliſſen er auch war, vor den Augen der Menſchen alle diejenigen zu verbergen, von denen er glaubete, daß ſie nicht lediglich zur Erbauung des Nächſten eingeſetzet wären.

Er theilete z. E. reichliche Allmoſen aus; allein er that es auf eine dem Sinne des Evangelii, nach welchem die linke Hand nicht wiſſen ſoll, was die rechte thut, ſo gemäße Art, daß ihm alle diejenigen, die man erfuhr, verloren zu ſeyn ſchienen: er bekümmerte ſich, wie er ſolches wieder gut machen möchte. Und das Herz eines Geizigen kann über dem Raube des Erſpareten nicht mehr gerühret werden, als er war, wenn man irgend eine ſeiner Freygebigkeiten entdeckete.

* *

XXXVII.

Lebensumſtände des jüngern Herrn Boivin, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1727 abgeleſen.

Johann Boivin ward den 28 März 1663 zu Montreuil Largile, einer kleinen Stadt in der obern Normandie, in dem Kirchenſprengel von Lizieux gebohren. Wir haben bereits in dem Leben des ältern Herrn Boivins geſagt *, daß ihr Vater Ludwig Boivin, und Franz Boivin ihr Großvater, berühmte Sachwalter daſigen Landes geweſen; und daß ihre Mutter, Maria Vattier, eine Schweſter, Peters Vattier, königlichen Profeſſors der arabiſchen Sprache, und eines der gelehrteſten Männer des letzten Jahrhunderts geweſen.

Johann Boivin war nur drey Jahre alt, als er ſeine Mutter verlor, und war noch nicht neun Jahre voll, als ihm auch ſein Vater ſtarb. Er kam daher unter die Vormundſchaft ſeines Bruders Ludwig Boivins, der, da er zwey und zwanzig Jahre alt war, nach der Gewohnheit der Normandie, wo man von 20 Jahren mündig iſt, bereits mündig war.

Dieſer zärtliche und eifrige Vormund, desgleichen es wenige giebt, ließ ſeinen Pflegeſohn nicht in der Provinz ſchmachten. Er ließ ihn in ſeinem zehnten Jahre nach Paris kommen, und wollte die Mühe, ihn zu erziehen, und zu unterrichten mit niemanden theilen; er mochte auch ſeyn wer er wollte. Wir haben nicht verabſäumet, die merkwürdigſten Züge eines ſo lobenswürdigen Beſtrebens

---

* Man ſehe den III. Th. dieſer Geſchichte der Akademie.

zu erzählen, vielweniger zu verſchweigen, wie glücklich dieſe Erziehung ausgeſchlagen, darinn des älteſten Bruders hauptſächliche Ehre beſtund. Wir trenneten damals nur einige Umſtande davon, die wir bey der Geſchichte des jüngern Bruders, nicht ſobald nöthig zu haben glaubten.

Er fand an ſeinem Bruder allerdings einen ſehr geſchickten Meiſter; der aber als ein abgeſagter Feind der gemeinen Lehrart, ihm weder Themata zum Ausarbeiten, noch Aufgaben auswendig zu lernen gab. Nachdem er ihm alſo die allgemeinen Regeln der griechiſchen und lateiniſchen Sprache mündlich erkläret: ſo erſetzte er den Gebrauch und die Uebung in denſelben auf eine Art, die von derjenigen wenig abgeht, die die alten Einwohner der balearischen Inſeln im Gebrauche gehabt haben ſollen; um ihre Kinder im Bogenſchießen und Schleudern ſo geſchickt zu machen.

Er verſchloß nämlich ſeinen Schüler in eine Dachkammer, mit einem ganz griechiſchen Homer, einem Wörterbuche und einer Sprachlehre, und ließ ihn nicht eher frey, als bis er die Zahl von Verſen, darüber ſie eins geworden, lateiniſch oder franzöſiſch erklären konnte. Der Eingeſperrete machte ſich insgemein ſeine Einſamkeit, durch einen Fleiß und eine Klugheit zu nutze, die weit über ſeine Jahre war. Er begnügte ſich nicht damit, daß er das vorgeſchriebene recht gut lernete, ſondern arbeitete noch allezeit, ohne etwas davon zu ſagen, auf den morgenden Tag zum voraus; und bezeugete niemals eine Ungeduld aus dem Gefängniſſe zu kommen, die ihn hätte verrathen können, wie leicht ihm ſeine Arbeit ward.

Der Lohn, den er für dieſelbe erhielt, beſtand bey ſchönem Wetter, in einigen Spaziergängen, die der ältere Bruder allezeit künſtlich gegen die abgelegenſten Orte lenkete, um in währendem Gehen, noch einige Schriftſteller zu leſen: und des Abends lehrete er ihn das Schachſpiel, woran der junge Boivin ſo viel Geſchmack fand, daß er ſich gar bald ſo weit vergieng, ſeinem Lehrer abzugewinnen. Damit aber dieſer Lehrer ſein Anſehen in allen Stücken behaupten möchte, ſo erlaubete er dem Schüler nicht eher zu Bette zu gehen, bis er dermaßen ſchläfrig ward, daß er in der Geſchwindigkeit alles wieder verlor, was er gewonnen hatte. So giengen die drey erſten Jahre hin, die der jüngere Herr **Boivin** bey ſeinem Bruder in Paris zubrachte. Die folgenden hatten ein günſtiger Anſehen für ihn, und ſetzten ſeinen Stand eines Gelehrten, auf einen feſtern Fuß.

Der Staatsminiſter Herr le **Peletier**, welcher ſeit langer Zeit den ältern Herrn **Boivin** kannte, und ihm die Aufſicht über die Studien ſeiner Herren Söhne anvertrauen wollte, wußte gar wohl, daß die größte Schwierigkeit hierbey die Erziehung dieſes kleinen Bruders wäre. Er entſchloß ſich daher dieſen jungen Menſchen ebenfalls zu übernehmen, und es gereuete ihn nicht. Er war ein Nacheiferer, der ſeiner vornehmen Mitgeſellen würdig war, denen man ihn beygeſellete, und deren zweyter Lehrer er gewiſſermaßen war; ein rechtes Wunder im Arbeiten, und ein wahrer **Cato** in Sitten.

Aus dem väterlichen Hauſe, allwo die Söhne des Hrn. le **Peletier**, und ſelbſt ſeine Neffen, bis auf die Rhetorik gekommen waren, folgete ihnen der jüngere Herr **Boivin** in die Schule zu **Pleſſis**, allwo ſie auf eine ordentlichere Art die ganze Philoſophie durchgiengen; und am Ende ihrer Sätze, die ſie mit vielem Aufſehen und großer Pracht behaupteten, vertheidigte auch der jüngere Herr **Boivin** die ſeinigen, griechiſch und lateiniſch; mit ſo gutem Erfolge, deſſen Andenken ſich um ſo viel beſſer erhalten, da es die letzten von dieſer Art waren, die man auf der Univerſität verfochten hat.

Das Recht hörete er ein wenig mehr obenhin, weil er, indem er die jungen Herren le **Peletiers** verließ, die ſich zu dem Eingange in die Welt, und in die Aemter bereiteten, ſich ins beſondere, und unter der Aufſicht ſeines Bruders, auf eine gründliche Erlernung der griechiſchen und lateiniſchen Geſchichtſchreiber, Redner und Dichter legete: die er ſich ſo geläufig machte, daß es wenige Leute in **Paris** gab, ſie mochten ſo viel Ruhm und Geſchmack beſitzen, als ſie wollten, die ſich nicht wünſchten, ſie mit ihm noch einmal zu leſen und durchzugehen.

Dieſer Art von Wiederholungen, in dem glänzendſten Theile der Literatur, hatte er unendlich viele Kenntniß und viele nützliche Gönner zu danken: unter welchen letztern er inſonderheit dem Herrn von Agueſſeau, jetzigen Kanzler von Frankreich, dem Herrn Abte Bignon, und dem Herrn Abte von **Louvois**, vor andern anhieng. Der letzte gab ihm gleich ein Zimmer in der Bibliothek des Königes ein, darinn er zu ſeinem eigenen Gebrauche an den griechiſchen Handſchriften, inſonderheit an **Michaels Pſellus** ſeinen, und an den Briefen des **Libanius** zu arbeiten anfieng; deren Ueberſetzung ihm der Hr. **Bigot** zu übernehmen angerathen.

Wenige Zeit darauf ſtarb Herr **Thevenot**, einer der Aufſeher des Büchervorrathes. Herr Clement ward an ſeine Stelle ernannt, und Herr Boivin bekam Herrn **Clements** Stelle, und zwar 1692. Dieſer machte das erſte Jahr durch eine Entdeckung berühmt, die unter den Gelehrten viel Aufſehen machte. Denn als er einsmals die Handſchrift der Homelien des **h. Ephrems** durchblätterte, ſo bemerkte er unter dem Texte dieſer mit einer ſehr ſchwarzen Dinte, gegen den Anfang des XIV. Jahrhunderts geſchriebenen Homilien, einen andern mit Fleiß ausgeloſchten Text; und deſſen durch die Augen eines Kenners herausgebrachte Buchſtaben, dasjenige waren, was man **gliedlange Buchſtaben** nennet.

Er bemühete ſich, einige Worte davon herauszuklauben, und da die erſten, ſo er las, aus dem N. T. waren, ſo durchblätterte er den ganzen Band mit ſo viel größerer Neugier; da die Farbe der zurückgebliebenenen Dinte, nebſt der Geſtalt der Buchſtaben, ein Alterthum von zwölf bis dreyzehn hundert Jahren anzeigete. Auf allen Seiten fand er die Spuren eines gleichen Alterthums der Schrift, die mehr oder weniger ſcheinbar war: und endlich ward er überzeuget, daß dieſes Exemplar eine der koſtbarſten und verehrungswürdigſten Handſchriften, nicht nur in der königl. franzöſiſchen Bibliothek, ſondern in irgend einem Büchervorrathe von der Welt ſey; weil ſie mit einer noch kennbaren Schrift, mehr als zwey Drittheile des Neuen Teſtamentes, einen Theil des Buches **Hiob**, der Sprüchwörter, des Predigers **Salomo**, des Hohenliedes, des Buches der Weisheit, und des **Syrachs** enthielt; die alle ſeit den erſten Jahrhunderten der Kirche geſchrieben werden.

Wem iſt es unbekannt, mit was für einer andächtigen Sorgfalt man zu **Venedig**, nur einige Hefte vom Evangelio **St. Marci** aufbewahret; die mit einer ſo ausgeloſchten Schrift geſchrieben ſind, daß man nicht einmal verſichern kann, ob ſie griechiſch oder lateiniſch iſt? Herr **Boivin** nun unternahm es, die Leſung dieſer Handſchrift, durch eine recht hartnäckigte Arbeit zu erleichtern; die ohne allen Zweifel ſehr viel Mühe, aber noch mehrern Witz erforderte.

Der Abſchreiber, welcher den alten Text gleichſam unter einer ſchwarzen Wolke verſteckt und vertilget hatte, die aus ſeiner neuen **Dinte** entſtund, war nicht damit zufrieden geweſen, daß er nur ſolchergeſtalt alle Seiten verderbet; ſondern er hatte auch noch die Seiten unter einander geworfen, und ſichs, wie es ſcheint, recht angelegen ſeyn laſſen, bald ein Blatt, bald das andere, zu unterdrücken und umzuwerfen: dergeſtalt, daß er von mehr als zwey-

hundert

hunderten, nicht drey in ihrer natürlichen Ordnung gelaſſen hatte.

Um nun die Folge des alten Textes wieder herzuſtellen, mußte Herr Boivin erſt die oberſte Zeile jeder Seite errathen, und an der Seite die Stelle der h. Schrift bemerken, wohin ſie gehörete. Dieſe Arbeit war zuweilen ſehr langweilig und beſchwerlich. Es gab Seiten, davon man anfangs nur zwey oder drey Wörter leſen konnte. Um nun ihren Zuſammenhang ausfündig zu machen, mußte man ſie in allen griechiſchen Concordanzen herausſuchen, und ſelbſt die lateiniſchen zu Rathe ziehen, wenn man die Wörter der einen Sprache an die Stelle der andern ſetzte. Doch auch dieſes war nicht genug: wenn die Concordanz das Capitel oder den Vers angegeben hatte, in welchem dieſe drey Wörter vorkamen, ſo mußte man abermals, wenn dieſe Wörter aus der vom Ende, oder von der Gegenſeite der Pagina waren, bis auf die erſte Zeile zurückgehen; und durch die Stärke des Sinnes, und mit Beyhülfe eines gedruckten Textes, dasjenige herausbringen, was anfangs ganz unleſerlich ſchien.

Als nun Herr Boivin auf dieſe Art ſo weit gekommen war, daß er die Capitel und Verſe genau bemerken können, auf welche ſich die erſten Wörter aller Seiten bezogen: ſo beſchloß er dieſes Meiſterſtück der Geduld und Scharfſichtigkeit, durch ein Regiſter, deſſen Einrichtung vollends den Gebrauch dieſer Handſchrift einem jeden wieder herſtellet, der ſelbige mit den gedruckten oder auch andern Handſchriften vergleichen will. Dieſes Regiſter iſt eine Art von Concordanz, in welcher die Capitel des alten und neuen Teſtamentes in der Ordnung ſtehen, wie ſie in allen Auflagen beobachtet worden: allwo aber bey jedem Artikel eine Anweiſung auf das Blatt der Handſchrift ſteht, worauf entweder das ganze Capitel, oder ein Theil deſſelben befindlich iſt; ſo daß man darinnen auf einmal ſehen kann, ob die Stelle, welche man zu Rathe ziehen will, in der Handſchrift ſteht, und auf welcher Seite man ſie ſuchen ſoll.

Der Pater Lamy vom Oratorio, hat aus dieſer Entdeckung großen Nutzen gezogen, wie der zweyte Theil ſeiner evangeliſchen Harmonie beweiſt, welcher 1699 herausgekommen iſt. Herr **Sike**, welcher damals in Holland eine lateiniſche Monatſchrift verfertigte, fügte in derſelben, der Nachricht von dieſer Handſchrift, noch eine geſtochene Probe der alten Schrift bey. Der **P. Dom Bernhard von Montfaucon**, gedachte ihrer in ſeiner **Paläographie** mit vielem Ruhme: und verſchiedene Gelehrte oder Neugierige in allerley Völkern, haben ſich ſeit dem ein Vergnügen daraus gemacht, die verſchiedenen Leſarten derſelben zu vergleichen. Was uns betrifft, ſo haben wir uns hier einer Beſchreibung nicht entziehen können, welche mehr, als alles was wir ſonſt hätten ſagen können, anzeiget, wie groß die Kenntniß und der Fleiß des Herrn **Boivins** in dergleichen Sachen geweſen, und wie er beyde in Anſehung der erſtaunlichen Menge anderer Handſchriften gebraucht haben mag, die durch ſeine Hände gegangen ſind.

So beſchäfftigt er nun auch mit ſeinen verborgenen Arbeiten auf der Bibliothek war, ſo hatte dennoch die Welt ihren Antheil an ſeinen Nachtwachen. Dieſe verſchafften ihr 1693 ſeine Ausgabe der alten griechiſchen Meßkünſtler, die **Hr. Thevenot** unvollſtändig hinterlaſſen hatte. Er ſah die Handſchriften dazu von neuem durch; er ſammlete die Variantes vom **Julius Africanus**, deren Texte er durch Noten erläuterte; und zu Anfange der Sammlung aller dieſer Schriftſteller, ſetzte er in Geſtalt einer Einleitung die verſchiedenen Urtheile, ſo die Gelehrten davon gefället haben.

Im 1702ten Jahre gab er für ſich ſelbſt zween Bände heraus, welche die vier und zwanzig erſten Bücher von des **Nicephorus Gregoras** byzantiniſchen Geſchichte enthalten, davon man nur noch die eilf erſten kannte, welche **Hieronymus Wolf** aus dem griechiſchen überſetzt hatte. Herr **Boivin** ſtellte deren ſehr verſtümmelten Text wieder her; er überſah die lateiniſche Dollmetſchung, die nicht allezeit richtig war; er fügete die dreyzehn folgenden Bücher hinzu, die er das Glück gehabt hatte zu entdecken, und zuſammen zu tragen; er begleitete ſie mit einer getreuen und zierlichen Ueberſetzung, mit gelehrten und abgewechſelten Noten, mit einer merkwürdigen Vorrede über die andern Werke dieſes Griechen, und mit einem Leben dieſes Schriftſtellers, welches faſt gänzlich aus ſeinen eigenen Schriften gezogen iſt. Zugleich verſprach er auch noch zween andere Bände, deren einer, das heißt der dritte, die vierzehn letzten Bücher enthalten ſollte, die von des Gregoras Geſchichte noch übrig bleiben; und der vierte war zu einer Sammlung ſeiner verſchiedenen kleinen Werke, als Briefe, Reden, grammatikaliſche, kritiſche, philoſophiſche, aſtronomiſche und theologiſche Tractate beſtimmet.

Die Trockenheit von des **Gregoras** Schreibart, ſeine kalten und langweiligen Reden, ſeine oftmaligen Wiederholungen und alle ſeine übel ausgeſuchten Figuren, mußten unfehlbar einen ſo vernünftigen Ausleger abſchrecken; inſonderheit wenn er bedachte, daß dieſes Stück der byzantiniſchen Geſchichte, durch des **Cantacuzeno** ſeine, und einiger andern Schriftſteller ihre, ſchon auf eine vortheilhafte Art erſetzet worden. So viel iſt gewiß, daß man ihn davon nicht weiter hat reden hören, und daß man auch unter ſeinen Schriften nichts davon gefunden hat.

Die Dienſte und der eifrige Beyſtand, den die Gelehrten von der vornehmſten Claſſe allezeit vom Hrn. **Boivin** erhielten, hatten ihm noch einen andern Ruhm erworben, der demjenigen, welchen er durch ſeine Entdeckungen und Werke erlanget hatte, gleich kam, ja ihn gar übertraf. Außer denen Beyſpielen, die wir davon bereits angeführet, finden ſich noch ſehr rühmliche Zeugniſſe davon in des **P. Mabillons** Diplomatica, dem er ſehr oft die ſchwerſten Schriftſtellen, leſen, oder ergänzen helfen; ferner in der Sammlung der Werke des Herrn **Deſpreaux**, welchem er neue Anmerkungen zu Longins Tractate vom Erhabenen, und die Ueberſetzung einiger wenig bekannten Fragmente dieſes Rhetors verſchafft hatte; ferner in dem P. Quien, der uns unter andern in der Vorrede, die er vor ein dem h. Johannes Damaſcenus beygelegtes Werk geſetzet hat, meldet: daß er dem Herrn Boivin alle beſondern Umſtände zu danken habe, die er darinn anführet, und die den Namen ſowohl, als die Schriften des Michael Sicidites betreffen, den man auch zuweilen Siceliotes, und zuweilen Glycas nennet.

Dieſes alles waren ſo viel Vorrechte, die den jüngern Herrn Boivin, nebſt ſeinem ältern Bruder zu unſerer Akademie berieſen, als es 1701 dem Könige gefiel, dieſelbe zu vermehren, und ihr eine neue Geſtalt zu geben. Jedoch außer der ungemeinen Beſcheidenheit, nach welcher er ſich ſo gern dem öffentlichen Lichte entzog, ſo hatte er auch zu viel Ehrerbiethung gegen die Zärtlichkeit, und die Ueberhand ſeines Bruders, ſo daß er ſich nicht entſchließen konnte, den Schein zu haben, als wolle er mit demſelben in einem Paare gehen. Er wartete daher noch vier Jahre, bevor er ſich der Akademie darſtellete, und ſie rechnete ihm dieſen Aufſchub für keinen Fehler an: weil ſie wohl wußte, wie geſchickt er war, alles wieder einzubringen. Das gemeine Weſen, welches eben ſo wenig hieran zweifelte, hat die Proben davon aus zwölf bis funfzehn Abhandlungen von ihm geſehen; die entweder ganz oder zum Theile in den vier erſten Theilen der ausführlichen Schriften dieſer Akademie gedruckt ſind: und es iſt nicht zu fürchten, daß man etwas von dieſer Meynung werde fahren laſſen, wenn man die andern Werke von eben dieſer Hand ſehen wird, die in denen, gegenwärtig unter der Preſſe befindlichen, zween andern Bänden ſtehen.

Es war noch nicht drey Monate, daß man den Hrn. Boivin in die Akademie aufgenommen, als des Herrn

Pouchards Tod in dem königl. Collegio die Stelle eines Lehrers der griechiſchen Sprache ledig machte. Hr. Boivin hielt nicht darum an, und man ernennte ihn mit allgemeinem Beyfalle dazu. Er allein würde viel vergnügter geweſen ſeyn, wenn dieſe Wahl ſeinen Bruder getroffen hätte. Im folgenden Jahre ward die zweyte Stelle eines Lehrers der griechiſchen Sprache ebenfalls erlediget; und dieſesmal ſchrieb unſer Herr Boivin an den Miniſter, nicht, um ſie ſeinem Bruder zuzuwenden, indem er ſelbſt es für unverſchämt, und gewiſſermaßen für ungerecht hielt, beyde Stellen für zween Brüder zu begehren: und es ſchien ihm noch unanſtändiger, daß der jüngere Bruder, der ältere Amtsbruder des älteſten ſeyn ſollte. Alles was er bath, war dieß, daß er die Erlaubniß bekäme, ſeinem Bruder ſein eigenes Lehramt aufzutragen: und da er dieſen Schritt nicht aus bloßer Freundſchaftspralerey that, ſo unterſtützte er ſeine Bitte mit ſolchen Gründen, die man auch dann, wann man erhöret ſeyn will, nicht anders als zur höchſten Noth, und aus dringenden Urſachen beyzubringen pflegt. Er ſagte in ſeinem Briefe: *die Vortheile bey der Stelle eines königlichen Profeſſors mögen auch ſeyn wie ſie wollen: ſo kann ich ſie, und zwar viel eher entbehren, als mein Bruder. Er hat keine andere Bedienung, und wird ſich lediglich auf dieſe legen; ich aber, der ſich bereits in die Bibliothek und Akademie theilen muß, werde in Anſehung ihrer beyder, meinen Pflichten beſſer nachkommen können.* Indeſſen wurden die allgemeinen Wünſche dieſesmal mehr erhöret, als des jüngern Herrn Boivins ſeine: man hieß ihn ſeine Vorleſungen im königl. Collegio fortſetzen, und er hat daſelbſt bis in die letzten Jahre ſeines Lebens, die Gedichte vom Homer, mit allem dem Geſchmacke, und aller der Zierlichkeit erkläret, deren dergleichen Erklärungen nur fähig ſind.

In währenden dieſen Vorleſungen, entſpannen ſich diejenigen Händel über den Homer, davon die Monatſchriften und Akademien, ſo lange Zeit erſchollen ſind, um nichts mehrers zu ſagen. Herr Boivin, der dabey keinen bloßen Zuſchauer abgeben konnte, mengete ſich mit aller Anſtändigkeit darein. Er ließ 1715 eine Vertheidigung für den Homer drucken, inſonderheit für den Schild des Achilles: auf welchen alle Pfeile der Neuern zu fallen ſchienen. Beyde Parteyen lobeten dieſes Werk, und wenn es ja nicht den Sieg davon trug, indem auf beyden Theilen keiner nachgeben wollte: ſo erhielt es doch etwas, das eben ſo viel gilt, oder gar noch ſeltener iſt; man ertheilte ihm nämlich mit einhälliger Stimme, den Preis der Weisheit und der Mäßigung.

Auf Homers Vertheidigung folgten zwey andere Werke und Denkmäler von Herrn Boivins Hochachtung und Dankbarkeit. Das eine war ein lateiniſches Leben von dem gelehrten Peter Pithöus, welches er auf Anhalten des Miniſters, Hrn. le Peletier, als ſeines Urenkels, unternommen hatte. Das andere war des Hrn. le Peletier eigenes Leben, den der Tod ihm in währender ſeiner erſten Arbeit weggeriſſen. In dieſem nun wiederholet er auf eine beredte Weiſe alle Verbindlichkeit, die er ſeinem Mäcen ſchuldig war, und vergütet dieſelbe dadurch, daß er ihn, wie er war, das iſt, als einen vortreflichen Bürger, als einen großmüthigen Freund, als ein ehrwürdiges Glied der Obrigkeit und des Staatsrathes, und als einen Mann vorſtellet, der würdig iſt, einen der Landesregierung allemal theuren Namen hinter ſich zu laſſen.

Bisher haben wir aus der Erzählung von Hrn. Boivins Werken, das franzöſiſche, griechiſche und lateiniſche, faſt in gleichem Maaße erblicket; wie er denn auch in dieſen dreyen Sprachen gleich ſchön geſchrieben: und wenn es für eine jede eine eigene Akademie gegeben, ſo würde er einer jeden Ehre gemacht haben. Die franzöſiſche Akademie warf ihre Augen lediglich auf ihn, als die Stelle des berühmten Biſchofes zu Avranche, Herrn Huets, im 1721 Jahre beſeßt werden ſollte, welchem niemand an Gelehrſamkeit und Mannigfaltigkeit der Gaben ſo gleich kam, als Herr **Boivin**. Er hatte, ſo wie jener, die Kunſt beſeſſen, die Alten zu überſetzen, ohne ſie zu erniedrigen; er hatte ſie, ſo wie jener, mit gelehrten Auslegungen zu erläutern gewußt; er hatte ſo wie jener, und dieß blieb uns noch zu ſagen übrig, in ſeinen müſſigen Stunden, in dieſen dreyen Sprachen Gedichte verfertiget, deren Schwung und Zierlichkeit unnachahmlich ſind. Nichts iſt z. E. harmoniſcher und zärtlicher, als das Gedicht, darinnen er den auf dem Grabe der Frau **Dacier** weinenden **Anakreon** einführet; nichts iſt galanter als das, in welchem er, um eine Schöne wegen einiger geringen Spuren der Pocken zu tröſten, dieſelben als Wirkungen von der Eiferſucht, dem Zorne und der ohnmächtigen Wuth der **Venus** beſchreibt. Nichts kann auch ſinnreicher ſeyn, als ein gewiſſes anderes Stück, in welchem er, um einige gegen eine vornehme Frau verlorene Spiele im Schach zu bezahlen, dem **Vulkan** eine Schaumünze abfordert, auf welcher ſeine Heldinn unter den Zeichen der gewapneten **Minerva** erſcheinen; in der einen Hand eine **Victorie** halten, und mit der andern ihre fürchterliche Lanze auf den neuen **Palamedes** kehren, und ihn zu Boden ſtoßen ſollte, weil er mit den Göttinnen kämpfen wollen.

Dieſe Stücke ſind griechiſch, lateiniſch und franzöſiſch abgefaßt. Er war mit der italiäniſchen Sprache nicht ſo gar ſehr bekannt; deren Art und Zierlichkeit aber war ihm ſo wohl bewußt, daß ihn die Akademie della Crusca, auf das Wort ihrer vornehmſten Mitglieder, mit denen er in Verbindung ſtand, ebenfalls aufnahm.

Allen dieſen Ehrbezeugungen fehlete nur eine längere Dauer. Die Geſundheit des Herrn **Boivins** fieng an zu Ende des Winters vom 1726 Jahre ſchwächlich zu werden.

den. Dieß geſchah durch die unrichtigen Anfälle eines ſchleichenden Fiebers, worauf er nicht Acht genug gab; denn er brach von ſeinen gewöhnlichen Arbeiten nichts ab, und hielt die Faſten eben ſo ordentlich wie ſonſt. Nur gegen die Oſterfeyertage entſchloß er ſich eine Wohnung zu Chaillot zu miethen, um die ſchöne Jahrszeit hindurch einer reinen Luft, und der Stille des Landlebens zu genießen: doch auch dieſe misbrauchte er mehr, als er ſie nutzete. Hier wollte er nämlich alle ſeine Vorleſungen im königl. Collegio durchgehen, die eine ganze Ueberſetzung der Ilias und Odyſſee ausmachten. Auch an die Ueberſetzung von des Sophokles Oedipus, und von Ariſtophans Luſtſpiele die Vögel, wollte er die letzte Hand legen; die nur noch einer geringen Ueberſehung brauchten, um an das Licht treten zu können. Man bemühete ſich vergeblich, ihn von dieſem Fleiße loszureißen, der, da er alle Art der Hoffnung zu Boden ſchlug, die man ſich von ſeiner Geneſung gemacht hatte, oftmals mit den deutlichern Anfällen des Fiebers, die Zeichen eines Steckfluſſes verband. Man mußte ihn indeſſen gehen laſſen, denn die Vorſtellungen waren ihm ſo zur Laſt, als das Uebel ſelbſt: dem er weiter nichts als die Empfindungen einer vollkommenen Ergebenheit entgegen ſetzen wollte; und folglich den 29 Tag des letzten Octobers, in ſeinem fünf und ſechszigſten Jahre, darunter erlag.

d) Das Beyſpiel ſeines Bruders hatte ihn bis ins 1716 Jahr im ledigen Stande erhalten. Damals aber heirathete er eine Nichte der berühmten Frau de la Hay, die unter dem Namen Mademoiſelle Cheron noch bekannter iſt. Dieſe Nichte, die Erbinn ihres Verſtandes und ihrer Geſchicklichkeit, war für einen ſolchen Gelehrten als Herr Boivin war, das ſicherſte Unterpfand eines angenehmen Umganges. Von ſechs aus dieſer Ehe entſproſſenen Kindern, ſind drey; nämlich zwo Töchter und ein Sohn übrig, dem der vor Freuden entzückete Vater, einen

Zeitpunkt in der Litteratur anſetzte, da er noch in den Windeln war.

Er ließ nämlich unter dieſes Kindes Namen im 1717 Jahre eine Ueberſetzung in franzöſiſchen Verſen, von Homers Batrachomyomachie drucken, die er einem Mäcen von vier Jahren, nämlich dem jüngſten Sohne des Herrn Kanzlers zueignete: welchen dieſer neue Schriftſteller ſehr ernſtlich erſuchete, ja nicht zu zweifeln, daß eben die Muſe, die die Froſche und Mäuſe hätte können reden lehren, auch die Macht haben ſollte, einem Kinde von zween Monaten die Zunge zu löſen.

Er iſt ſo glücklich nicht geweſen, daß er die Reiſe der Früchte auf die Schleunigkeit der Blüthen hätte folgen ſeheb. Dieſer Vater, der ſo eifrig bemühet war, den Verſtand ſeines Sohnes mit den erhabenſten Kenntniſſen auszuzieren; der ſowohl fahig war, ſein Herz zu den Empfindungen der Religion, als der Ehre und Redlichkeit zu gewöhnen, davon er ſelbſt ſo ſehr erfüllet war, hat nichts hinterlaſſen können, was das Gewicht ſeines Ruhmes unterſtützen könnte, als die ſtummen Ueberbleibſel einiger Werke, und die ſchwache Erzählung ſeiner Tugenden, deren getreue Zeugen wir lange Zeit geweſen.

* * *

* *

XXXVIII.

Lebensumſtände des Herrn Cardinals Gualterio, in der öffentlichen Verſammlung nach Martin, 1728 vorgeleſen.

Philipp Anton Gualterio ward den 24 März 1660 zu Fermo einer Stadt des Kirchenſtaates in der Mark von Ancona gebohren: und der Cardinal Carl Gualterio, ſein Großvätter, welcher damals Erzbiſchof von Fermo war, ließ ihn bis ins zwölfte Jahr erziehen; da man ihn nach Rom in die Clementinerſchule ſchickte, ſeine Studien fortzuſetzen.

Die Familie der Gualterio, oder Gualtieri, wie die Italiäner mehrentheils ſagen, nimmt ihren Urſprung aus Deutſchland. Die Schriftſteller, ſo von ihr reden, geben

vor,

---

* Die Herren Franzoſen ſind doch wohl ſehr zärtlich in der Sprache, und haben doch ſelbſt in den Namen ſo vieler Oerter und Geſchlechter ihres Landes, eine Härte, darüber ſich auch eine gothiſche und longobardiſche Zunge blutig raſpeln konnte. Wo ſteckt denn die Rauhigkeit hier? In Gual, oder in Nerina? Iſt denn jene Sylbe härter als die erſte in Gallerie, querir, guerir, oder Galere? wenn man die italieniſche Ausſprache bedenkt? oder auch die franzöſiſche in Guerre, Guion, Guienne u. d. annimmt. Oder iſt Nerina härter als Carême, Garonne, Gueridon, Querelle, oder Caravane? Mich dünkt, wenn Nerine ein angenehmer Comödiennamen iſt, ſo kann auch Querine, oder Kerine (denn der Klang iſt einerley) gar nicht hart ſeyn.

So lautet die Vertheidigung unſrer alten Landsleute, oder Vorfahren, der ehrlichen Gothen und Longobarden. Allein ich hätte ſolche nicht einmal gebraucht. Denn Gualterio iſt kein andrer Namen, als der deutſche Walther, den wir die Stunde noch haben, und den die Fran-

zoſen

vor, daß ſie ſich gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts zu Orvieto niedergelaſſen, und eine von denen geweſen, die der Kaiſer Otto der I. der Statthalterſchaft dieſes kleinen Staates vorgeſetzet hat: ſie fügen hinzu, es ſey eben dieſelbe Familie, welche in den alleràlteſten Jahrbüchern, Guai Kerina genennet wird; weil man ſich lange Zeit beſtrebet hat, in der Ausſprache der eigenen Namen, die natürliche Rauhigkeit der Gothen und Longobarden beyzubehalten *.

Allein, der Urſprung dieſer Familie ſey nun welcher er wolle, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie ſeit vielen Jahrhunderten, da ſie bekannt iſt, niemals aufgehöret hat, Leute von ausnehmenden Verdienſten hervor zu bringen, und daß, ſeit der Zeit Orvieto aus einer ehemaligen Republik eine von den Erbſtaaten des h. Petrus geworden iſt, die Gualterio ſich oftmals mit den größten Häuſern der Päbſte, ſelbſt in währender ihrer päbſtlichen Würde verheirathet haben.

Unſer junger Gualterio, den ſo viele Urſachen zum Nacheifer und zur Hoffnung umgaben, ward faſt ſchon in

der

---

zoſen ſelbſt in Gaultier verwandeln; wie ſie aus Wilhelm Guillaume, aus Werner Guarnier, aus Wehre, Guerre, u. d. m. gemacht haben. Wenn wir uns hier beſchwerten, daß ſie unſre gelinden Wörter durch Zuſetzung mehrerer Mitlauter hart machten; ſo thäten wir gewiß nicht unrecht. Denn klingt Walsher nicht ganz ſanft gegen Gaultier u. ſ. w. mit den übrigen? Allein es dünkt gewiſſe Leute, daß man ſie gleich für vornehm, zärtlich und wohlerzogen halten wird, wenn ſie nur bey allen Gelegenheiten brav eckel thun, und alle Augenblick in Ohnmacht fallen wollen; ob ſie gleich ſelbſt viel ärgere Unſauberkeiten zu verdauen gewohnt ſind. So wie einsmals ein Oberſachs ſich vernehmen ließ: Man hätte in Niederſachſen vielerley vermiſchte Gerichte, die er Manſchereyen nennte; und doch, als er eins nennen ſollte, nichts anders, als Pökelfleiſch zu nennen wußte: ein Eſſen, das ſo einfach und ungemiſcht iſt, als irgend eins in der Welt ſeyn kann; und dem jede oberſächſiſche Waſſerſuppe an Zuſammenſetzung weit überlegen iſt.

der Geburt den Kirchenwürden geweihet, die ſowohl die koſtbareſte Ehre, als das ſicherſte Glück ſind, ſo man in daſigem Lande machen kann: und ſo bald er wußte, wozu man ihn beſtimmet hatte, ſtrebete er ſich würdig dazu zu machen.

Als er aus der **Clementinerſchule** kam, allwo er die Philoſophie erlernet hatte, kehrete er wieder nach Fermo, dahin ein anderer von ſeinen Vättern, an die Stelle des Cardinals Carls, zum Erzbiſchofe ernennet war. Allhier hörete er das Recht, hernach die Gottesgelahrtheit und in ſeinem neunzehenten Jahre, ward er in dieſen beyden Facultäten, Doctor.

Von da gieng er wieder nach Rom, allwo er, um ſich in der Kenntniß und Handhabung der Geſetze feſt zu ſetzen, dieſelben ins beſondere unter dem berühmten **Dominicus** Tarugi, ſeinem Anverwandten erlernete, welcher Auditor der Rota war, und ſeitdem Cardinal und Biſchof von Ferrara geworden iſt.

Der Herr Abt Gualterio, ward als Schüler eines ſolchen Meiſters, noch vor dem fünf und zwanzigſten Jahre in die Zahl der Referendarprälaten beyder Signaturen aufgenommen, und er hatte dieſe Stelle noch nicht lange bekleidet, als man ihn ſchon zu größern Bedienungen für tüchtig hielt, und als ihm dieſe Bedienungen von vier verſchiedenen Päbſten anvertrauet, und beſtätiget wurden; nämlich von Innocenz dem XI. Alexander dem VIII., Innocenz dem XII. und **Clemens** dem XI. Zweymal nach einander trug man ihm die Oberaufſicht der Lebensmittel auf; nach und nach bekam er die Stadthaltereyen von San Severino, Fabriano, Jeſi, des Herzogthums **Camerino**, **U. L. F.** von **Loretto**, und endlich die Vicelegation zu Avignon.

Man hatte bereits bemerket, daß bey ſeiner Statthalterſchaft zu **Loretto**, einem Orte, den die Andacht und

Neugierde gleich berühmt gemacht haben, der Herr Gualterio, den die Ausländer insgeſammt wegen ſeiner angenehmen und höflichen Sitten hoch ſchätzeten, die Franzoſen mit ganz beſonderer Achtung und Aufmerkſamkeit empfangen hatte; daß er gern das Andenken eines Sebaſtian Gualterio, Biſchofs zu Viterbo erneuert, welcher bey den erſten Unruhen, die Calvins Ketzerey in Frankreich verurſachet, zweymal dahin als Nuncius der Päbſte Julius des III. und Pius des IV. unter der Regierung Heinrichs und Franciſcus des zweyten geſchickt worden; und der bey dem tridentiniſchen Concilio, daſelbſt ins geheim mit dem Cardinale von **Lothringen** und andern franzöſiſchen Prälaten, alles verabredete, was man wichtiges vornehmen ſollte.

Als der Stadthalter von **Loretto**, Vicelegat zu Avignon geworden war, ſo war er noch mehr im Stande ſeiner Neigung gegen Frankreich eine Genüge zu thun. Der Herr Graf von Grignan, Herr von **Baſville**, und alle die in den benachbarten Provinzen zu befehlen hatten, merkten gar bald, wie weislich er regierete; und ermüdeten nicht, dem Hofe die vortheilhafteſten Nachrichten davon zu geben. Unter den Schwierigkeiten, die die Nähe der Oerter zuweilen veranlaſſet, entſtand auch dießmal eine, bald nach dem ryſwickiſchen Frieden, die ſehr kützlich war. Die mehreſten Neubekehrten aus den Gegenden von **Orange** giengen öffentlich hin, das Abendmaal und alle andere Handlungen der Religion zu halten, die ſie abgeſchworen hatten. Um nun dieſem Misbrauche abzuhelfen, wollte der König in die Grafſchaft Venaiſſin, darinnen die Stadt **Orange** liegt, kleine Haufen von Kriegsvölkern ſchicken, die ſelbige, bloß in dieſer Abſicht, auf eine gewiſſe Ferne einſchließen ſollten. Zu dieſem Ende hatte er mit dem Könige von England **Wilhelm** dem III. deſſen Statthalter in Oranien dieſen heimlichen Rebellen gar ſehr günſtig war, die in dem letzten Kriege unter dem Namen **Camiſard** ſo bekannt ſind, gehörige Abrede genommen.

Der Pabſt war als Haupt der Kirche gewiß weit entfernet, ſich einem ſo löblichen Vorhaben zu widerſetzen; allein als ein vorſichtiger und getreuer Haushalter der zeitlichen Gewalt des päbſtl. Stuhles, weigerte er ſich, auch nur im mindeſten von der Welt, zu einem Verfahren die Hand zu biethen, welches ſeiner Oberherrſchaft einigen Eintrag zu thun ſchien.

Der Vicelegat ſchlug hier nun ein Mittel vor, welches beyden Höfen gefiel und vortrefflich gelung; daß nämlich die franzöſiſchen Kriegsleute, die in die Grafſchaft Venaiſſin rücken würden, unter ſeiner Aufſicht als Hülfsvölker ſtehen ſollten, die der Pabſt ſelbſt ſich erbethen hätte, dieſen Theil ſeines Gebiethes in eine mehrere Ruhe, und in die einzige Uebung der römiſchkatholiſchen Religion zu ſetzen.

Zu Anfange des 1700ten Jahres beſchloß er das vierte Jahr ſeiner Vicelegation, als ihn Innocenz der XII. zum Nuncio in Frankreich ernannte. Er hatte keinen weiten Weg dorthin zu thun, und fand noch viel weniger Mühe, die daſigen Gemüther ſich geneigt zu machen; ſo eingenommen fand er ſie ſchon von Hochachtung, gegen ſeine Redlichkeit und Geſchicklichkeit: und jeder ſchien ihn insbeſondere ſeine Liebe zu der Nation anzurechnen, die er, wie man wußte, von ſeinen Vorfahren ererbet hatte.

Der Herr Cardinal von Etrees, ein großer Freund des verſtorbenen Cardinals Gualterio, ſagte dem Könige: es könne niemand beſſer als er Se. Maj. von der Ergebenheit und Ehrerbiethung des Herrn Nuncii verſichern; er habe ihn bey ſeinem Vätter, als einen Knaben von acht Jahren gekannt, und die erſten lateiniſchen Verſe ſo er auf der Schule gemacht, wären ein Sinngedicht zu Ehren Sr. Maj. geweſen. In der That hätte ſein Rector ihm nicht alle Ehre erweiſen wollen, die ſeine Arbeit wohl ſonſt verdienet hätte, indem in einer Zeile ein Fuß zu viel geweſen; allein dieſe Fehler wider das Sylbenmaaß wären bey einem jungen Dichter, gemeiniglich die Wirkung einer lebhaften Empfindung.

Dieſem vortheilhaften Zeugniſſe widerſprach der Herr **Gualterio** in den ſechs vollen Jahren, die ſeine Nunciatur währete, auf keine Weiſe. Der Krieg, ſo ſich an allen Orten wieder entſponnen, hatte faſt keinen auswärtigen Miniſter in Frankreich gelaſſen, als ihn: und dieſes machte ſein Miniſterium ſo wenig verdächtig, daß der König ſelbſt ihn in wichtigen Fällen zu Rathe zog. **Rom** war mit ſeiner Aufführung eben ſo wohl zufrieden, und ehe **Clemens** der XI. ihn nach Italien zurück rief: ſo ertheilte er ihm die Abtey zur h. Dreyfaltigkeit im Herzogthume **Meiland**, ernannte ihn zum Biſchoffe von **Imola**, machte ihn zum Cardinale, und erklärete ihn zum Legaten à latere zu **Ravenna** und in ganz **Romanien**. Der König ſelbſt begieng die Feyerlichkeit, ihm den Hut aufzuſetzen, und nach dieſer Handlung hatte er die Ehre, mit **Sr. Maj.** zu ſpeiſen: die ihn vor ſeiner Abreiſe mit allen Merkmaalen überhäufeten, die Sie ihm von Ihrer Zuneigung nur geben konnten.

Ungeachtet es ihm angenehm war, ſo zeitig wieder in ſein Vaterland zu kehren, und zwar mit dem Anſehen und der Ehre des Purpurs, ſo ungern verließ er doch Frankreich; und dieſes gleichwohl nicht ſo ſehr, wegen der angebohrnen Neigung, die er, wie wir geſagt, ſchon hieher gebracht, oder wegen des Anſehens, ſo er ſich bey uns erworben hatte; als aus einer andern Urſache, davon wir noch nicht Gelegenheit gehabt haben zu reden, nämlich wegen ſeiner ausnehmenden Liebe zu den Wiſſenſchaften.

Er hatte allhier genaue Bekanntſchaft mit den vornehmſten Gelehrten gemacht, mit dem Herrn Abte **Bignon**, dem **P. Mabillon**, dem Herrn **Foucault**, dem **P. Malebranche**, dem Marquis von **Hopital**, und einigen andern. Er hatte unſere Bücherſchätze aufmerkſam durchſucht; er hatte ſich von den meiſten ihrer einzigen und ſonderbaren Handſchriften Auszüge gemacht; und ſich faſt mit aller Beyhülfe verſehen, deren er zur Vollendung einer übergroßen Arbeit nöthig zu haben glaubte, an welcher er ſeit ſeinem zwanzigſten Jahre beſchäfftiget war.

Dieſes war eine allgemeine Geſchichte, in welcher er alles in dem älteſten Punkte ſeines bekannten Urſprunges vornehmen wollte, und ſich vorgeſetzt hatte, ſelbiges durch den Leitfaden der Beweiſe und Sagen, bis auf unſere Zeiten zu führen; ſo daß außer der Niederlaſſung und Eintheilung der Völker, und der Geburt, dem Wachsthume und Verfalle der Reiche, es kein Land und kein Volk geben ſollte, welches in dieſer Geſchichte nicht ſeine Jahrbücher und **Faſtos** viel umſtändlicher finden ſollte, als ſonſten wo, und daß ſelbige eine wahre Bibliothek der Welt geweſen ſeyn würde. Die Materialien zu dieſem Werke füllten bereits funfzehn große Kaſten, die unter der Zahl derer übrigen begriffen waren, die man auf ein ausdrücklich für ihn befrachtetes **Marſeilliſches** Fahrzeug an Bord brachte. Der übrige Theil beſtand in einem Haufen auserleſener Bücher, in Folgen von alten und neuen Münzen, in mathematiſchen und allerhand andern Werkzeugen, und in unendlich vielen andern Arbeiten der Kunſt, deren Fleiß, Schönheit, oder auch nur bloße Erfindung, die Hochachtung, die er gegen unſer Land hatte, auch in den Augen des misgünſtigſten Volkes hätte rechtfertigen können.

Der Hr. Cardinal Gualterio gieng gerade nach Imola, wohin ihn die Angelegenheiten ſeines Kirchſpiels riefen: und faſt im Augenblicke ſeiner Ankunft erfuhr er den Schiffbruch und gänzlichen Untergang obigen Schiffes. So groß nun auch die Ausgabe war, ſich in ganz neue Mobilien und Fuhrwerk zu ſetzen; ſo rührete ihn ſolche doch wenig. Er hatte ſo gar das Herz neue Bücher, Münzen und andere gelehrte Merkwürdigkeiten von neuem zu kaufen;

aber an den untergegangenen Materialien ſeiner allgemeinen Geſchichte, konnte er nicht ſonder große Schmerzen denken. Zuweilen aber, und wenn er bloß die Größe dieſes Unternehmens mit dem demüthigen Begriffe zuſammen hielt, den er von ſeinen Kräften hatte, ſagte er: es ſey für ſeine Ehre beſſer, daß alles auf ewig verloren gegangen, als ſo unvollkommen ausgeführet worden wäre, wie er es würde haben thun können.

Zwey Jahre darauf traf ihn ein faſt gleiches Schickſal zu **Ravenna**, allwo er Legat war. Frankreich hatte keine Kriegsvölker mehr in Italien, die kaiſerlichen lebten darinnen auf Zehrung, und aus Verdruß über der Zurüſtung, die der Pabſt zur Vertheidigung von **Comachio** gemacht hatte, nahmen ſie ihre Winterquartiere im Kirchenſtaate. Sie drangen in **Ravenna** ein, plünderten alles, was dem Legaten gehörete, und zwungen ihn nach **Rom** zu gehen, um ſeine Perſon in Sicherheit zu bringen. Der Pabſt verglich ſich, und es ward um ſo viel weniger daran gedacht, dem Cardinale **Gualterio** etwas zu vergüten, da man auf beyden Seiten ſich bereits erkläret hatte, alles, was zu **Ravenna** geſchehen ſey, gienge mehr auf den franzöſiſchen Nuncium, als auf den päbſtlichen Legaten.

Er tröſtete ſich über ſein Unglück mit eben dem Bewegungsgrunde, welchem man ſelbiges ſchuld gab, ja er machte ſich zur Zeit unſerer ärgſten Drangſaalen ſo gar eine Ehre daraus. In der Nacht vom 31ſten **December** auf den 1ſten **Jenner** 1710 ließ er das franzöſiſche Wapen über die Pforte ſeines Palaſtes aufhenken, und erſchien den folgenden Tag mit dem koſtbarſten und zahlreichſten Aufzuge den er nur zuſammen bringen konnte. Der König, den die Merkmaale einer ſo großmüthigen Ergebenheit rühreten, begnügte ſich nicht damit, daß er ſie mit den Verſicherungen ſeines Schutzes und ſeiner Freundſchaft belohnete; ſondern er fügte noch die Abtey **St. Remy von Reims** hinzu, die eben erledigt war, und ein ſtarkes Gnadengehalt aus dem königlichen Schatze. Die folgenden franzöſiſchen Siege, und ein rühmlicher Frieden, verſchafften dem Verfahren des Herrn Cardinals bald ein neues Anſehen, und ſöhnten daſſelbe mit allen Urtheilen der Staatsverſtändigen aus.

Was ihn betraf, ſo reiſete er, gleich als ob er vorausſähe, daß der Friede nicht lange Beſtand haben würde; oder daß ſeine Erkenntlichkeit bey fernerm Aufſchube zu viel leiden möchte, von Ravenna ab, und kam nach Frankreich, dem Könige zu danken. Seine Ankunft und Aufnahme waren, ungeachtet er incognito kam, ein ſehr reizender Anblick. Se. Maj. giengen ihm etliche Schritte entgegen, und umarmeten ihn. Sie nenneten ihn oftmals Ihren **Freund**, ließen ihn neben ſich zu **Verſailles**, **Marly**, und **Fontainebleau**, wohnen, und trieben die Ehre und Gnadenbezeugungen in Anſehung ſeiner, ſo weit; daß auch die Hofleute unruhig wurden, deren zärtliche Sorgſamkeit allezeit auf die Gunſt des Prinzen wachet. Der Cardinal that indeſſen alles was er konnte, ſie zu beruhigen; er war zufrieden, daß er ſeine Dankbarkeit gezeiget, und einige Monate auf eine ſo angenehme Art ſeine Aufwartung gemacht hatte. Er gieng nach Rom zurück, und nahm ſtatt aller neuen Gnadenbezeugungen die freundſchaftliche Pflicht mit ſich, ſo der König ihm auferlegte, Se. Maj. alle fünf Jahre wieder zu beſuchen, ſo lange es ſeine Geſundheit zulaſſen würde.

Dieſes Verſprechen konnte nichts aufheben, als des Königes Tod: und dieſer hob es in der That auf, aber ohne dem Eifer des Herrn Gualterio Schaden zu thun. Er fuhr fort, ſich um unſere Nation ſo verdient zu machen, daß er auch ſchon im erſten Jahre der Regierung, zum Abte von St. Victor zu Paris; und ſeitdem, zu einer Prälatenſtelle und Comthurey des heil. Geiſtordens in derjenigen Beförderung ernennet ward, die der König bey ſeiner Mündigkeit vornahm.

Hätten wir bisher der Ordnung der Zeit knechtiſch folgen wollen, ſo würden wir bereits geſaget haben: daß die Widerwärtigkeiten, welche den Herren Cardinal Gualterio, nach ſeiner Rückkunft von der Nunciatur in Frankreich befallen, ihn dennoch nicht gehindert haben, mit unſern Gelehrten einen Briefwechſel zu unterhalten; daß dieſer Briefwechſel in ſeiner andern Reiſe noch hitziger geworden, und daß inſonderheit ſein Vergnügen an den Uebungen dieſer unſerer **Akademie**, den König bewogen, die Claſſe der einheimiſchen Ehrenmitglieder, mit einer gewiſſen Anzahl ausländiſcher Ehrenmitglieder zu vermehren, darunter er den erſten Platz bekam.

Es würde ſchwer ſeyn, rührendere Ausdrücke zu erſinnen, als diejenigen waren, womit er der **Akademie** ſeinen Dank abſtattete. Nachmals ſchickte er derſelben verſchiedene abgeſchriebene Aufſchriften und alte Denkmäler, ſo, wie man ſelbige nach und nach entdeckte; oftmals fügete er auch noch die Erklärungen hinzu, ſo die römiſchen Gelehrten darüber gaben. Was ihn aber in der gelehrten Welt am beſten ſchildern kann, iſt dieſes: daß er, nachdem er zwo Bibliotheken, viele Folgen von Münzen und koſtbare Sammlungen von allerley Merkwürdigkeiten verloren, ſich gleichwohl bey ſeinen erſten ruhigen Augenblicken von neuem darauf befliſſen; und zwar mit ſo vielem Eifer, daß die Bibliothek, ſo er anjetzt nachläßt, und ſeine dritte war, aus mehr als zwey und dreyßig tauſend Bänden, theils gedruckt, theils in Handſchriften beſteht. Daß in ſeinem Palaſte, auf dieſe Bibliothek noch ein zwanzig andere Stücke folgen, die ſo viele Cabinette ausmachen, deren einige für Münzen und geſtochene Steine, andere für Figuren, Gefäße, Aufſchriften, und Aſchenkrüge; andere zur natürlichen Geſchichte der Thiere, Pflanzen, Steine und Metalle; andere zu den Werkzeugen faſt aller Künſte, inſonderheit der Zergliederungskunſt und Chymie, der Sternkunſt und Sehkunſt, gewidmet ſind, von welcher er auch etwas geſchrieben haben ſoll.

In dieſer Art von Gärten und Lauben, wie er ſie ſelbſt nannte, brachte er alle Stunden zu, die er den Geſchäfften rauben konnte: denn außerdem beſtändigen Dienſte derer Congregationen, denen er ſich gewidmet hatte, beſchäfftigte ihn die Sorgfalt, für die engländiſchen katholiſchen Kirchen ungemein, deren Beſchirmer er war.

In dem letzten Conclave fieng ſeine Geſundheit an, ſehr hinfällig zu werden. Er bekam eine Art von gelber Sucht, worauf in kurzer Zeit ein ſehr deutlicher Schlag folgete. Im November 1727 bekam er noch einen Anfall davon, der ſtärker war als der erſte; und ein dritter riß ihn den 21 des letzten Aprils, im Anfange ſeines neun und ſechzigſten Jahres, dahin.

Von zehn Brüdern die er gehabt hatte, waren nur noch zween übrig. Der eine iſt Biſchoff zu Todi, ein ſehr gelehrter und überaus frommer Prälat; und der andere, den er zu ſeinem Haupterben eingeſetzet hat, iſt Herr Graf Gualterio, Herzog von Cunnies, und ein Vater des Herrn Abts Gualterio, Ehrenkämmerers des Pabſtes: durch den derſelbige vor zweyen Jahren den Hut des Herrn Cardinals Fleury hieher ſchickte, und welcher auf dieſer Reiſe alle die Annehmlichkeiten fand, die er ſich von ſeinem Namen, und von der Bothſchaft, die ihm aufgetragen war, verſprechen konnte.

XXXIX.

XXXIX.

Lebensumſtände des Herren Abtes Fraguier. In der öffentlichen Verſammlung nach Martin 1728. vorgeleſen.

Claudius Franz Fraguier, ward zu Paris den 28 Auguſt 1666 gebohren, und war der zweyte Sohn Florimonds Fraguier, Grafens von Dennemarie und Eliſabezhen Briſard, ſeiner Gemahlinn. Florimond Fraguier war Hauptmann bey der Leibwache, und deſſen ſeines Vaters, eines Officiers bey eben dieſem Regimente, den man nur ſchlechtweg Dennemarie nannte, hat Saraſin in ſeiner Geſchichte der Dünkerkiſchen Belagerung, auf eine ſo rühmliche Art erwähnet. Eliſabeth Briſard, war die Tochter eines Parlamentsrathes, des achten ſeines Namens, welcher dieſes Amt vom Vater auf Sohn bekleidet.

Claudius Franz Fraguier gieng als Koſtgänger ſchon in ſeinem achten Jahre in die Jeſuiterſchule, und mit den glücklichen Trieben, die er zum Studieren dahin brachte, verband ſich noch dieſer Vortheil, daß der P. de la Baune daſelbſt Rector war: der, da er bey dieſem Amte bereits grau geworden, ſolches zum Beſten des verſtorbenen Herrn Herzogs von neuem wieder anfieng.

Alles, was nur der Anblick eines ſolchen Mitſchülers für Nacheifer erwecken kann, alle Kenntniß und der Geſchmack, die die Geſchicklichkeit des Rectors ertheilen konnte, ward von dem jungen Fraguier ſo begierig gefaßt, daß ſchon ehe er noch bey der Rhetorik war, ſeine gewöhnlichen Aufſätze, inſonderheit die poetiſchen, bereits die merklichen Züge an ſich ſehen ließen, die die Augen der Meiſter an ſich ziehen, und zu erkennen geben, was dereinſt aus jemanden werden ſoll.

Außer dem **P. de la Baune** indeſſen, hatte damals die Jeſuiterſchule zu **Clermont** noch ſonſt einige Männer aufzuweiſen, die ſehr fähig waren, hievon zu urtheilen. Der **P. Jouvency**, der **P. Rapin**, der **P. de la Rüe**, der **P. Commire**: von allen dieſen zweifelte kein einiger an dem guten Erfolge; und da ein jeder ſich beſtrebete, etwas dazu beyzutragen, ſo blieb auch derſelbe dabey nicht ſtehen, daß man allein die Gemüthsfähigkeit des Untergebenen beſſerte. Sein Herz ſelbſt, welches noch keine ihm eigenen Bewegungen hatte, empfieng zugleich die Eindrücke ihrer Gottesfurcht; und er ſetzte keine Zwiſchenzeit zwiſchen das Ende ſeiner Studien, und den Anfang ſeines Probejahres. Er trat daſſelbe den 18 **Auguſt** 1683 an, da er noch nicht volle 17 Jahre alt war.

Nachdem er die gewöhnlichen Proben überſtanden, und die Philoſophie von neuem durchgehöret, ward er nach **Caen** geſchickt, daſelbſt die Sprachen zu lehren, wie es bey dieſem Orden gebräuchlich iſt.

Die Begierde allen Pflichten ſeines Standes eine Genüge zu thun, verhindert gleichwohl nicht allemal; daß man deſſen Unannehmlichkeiten nicht gewahr werde, ſie hilft dieſelben nur überwinden. Des Herrn **Fraguiers** Glück indeſſen war, daß er zu deſto leichterer Ueberwindung derſelben, oder um ſie vielleicht gar nicht zu empfinden, zu **Caen** den Hrn. **Segrais** und den berühmten **Huetium** fand, mit denen er, ungeachtet des außerordentlichen Unterſchiedes ihres Alters, in einen vertrauten gelehrten Umgang gerieth.

Seine Lehrſtunden nahmen ihm wenige Zeit, außer derjenigen weg, die er nothwendig mit ſeinen Schülern in den Claſſen zubringen mußte; den übrigen Theil derſelben wendete er zu einem ämſigen Leſen der beſten griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller an, und ſein ſchnelles Wachsthum in allen Arten der Wiſſenſchaften, brachte ſo gar ſeine zween berühmten Freunde in Erſtaunen; die ſelbſt wegen ihrer tiefſinnigen Gelehrſamkeit, die Zierde ihrer Zeit waren.

Mit dem Homer, den er in weniger als vier Jahren wohl fünf- bis ſechsmal wieder durchleſen hatte, begegnete ihm etwas: welches, ob es gleich vermuthlich allen denen auch begegnet ſeyn mag, die ſich am meiſten auf ihn befliſſen, dennoch anjetzt vielleicht ſehr ſonderbar ſcheinen wird. Um die ſchönen Stellen dieſes Dichters deſto beſſer zu behalten, oder leichter gewahr zu werden, unterſtrich er ſie in ſeinem Exemplare mit einem Bleyſtifte, ſo, wie er ſie nach und nach las. Als er ihn zum zweytenmale las, ſo erſtaunte er, daß er Schönheiten fand, die er das erſtemal nicht gewahr geworden, und welche, da ſie noch lebhafter wurden, ihm einen unbilligen Vorzug vorzurücken ſchienen. Dies geſchah bey dem dritten und vierten Durchleſen abermals, und von einem Erſtaunen, von einer Anmerkung zur andern, war zuletzt das Buch vom Anfange bis zum Ende unterſtrichen. Nach ſeiner Meynung konnte man auch nicht eher, als bis einem dergleichen was begegnet wäre, von dem Fürſten der Dichter mit Ehren reden: man weis nicht was er von einem begehret haben würde, der ſein Tadler ſeyn wollte.

Das Vergnügen dieſer Beſchäfftigungen endigte ſich mit der zum Lehren beſtimmten Zeit, und im Anfange des fünften Jahres, ward er wieder nach Paris beruffen, um daſelbſt die Theologie zu lernen. Hier ward ſein von Natur lebhafter Geiſt, gleichſam auf einmal in ein fremdes Land verſetzet, an deſſen Luft er ſich nicht gewöhnen konnte, und deſſen Sprache ihm allezeit fremde vorkam. Die Liebe zu ſeiner Pflicht, die ihn noch einzig erhielt, verhinderte ihn dennoch nicht, daß er ins geheim für ſich, angenehmere

Studien darunter mengete, und dieſer Art von Erholungen haben wir unter andern, verſchiedene lateiniſche Sinngedichte in **Catulls** Geſchmacke zu danken; die ſich Herr **Deſpreaux** wohl zu Nutze zu machen wußte, als ſich der Streit über den Vorzug der Alten und Neuern erhob: ein Streit, der ſeit dieſem wieder faſt eben ſo hitzig angefangen hat, und davon man wünſchen muß, daß auch unſere Nachkommen ihn oftmals mögen erneuert ſehen; ohne daß ſie jemals das Herz, oder die Kraft haben mögen, ihn zu endigen.

Man zählet auch noch zu den Gedichten, die unſerm neuen Theologen dann und wann entfuhren, eine vortreffliche Ode auf **Innocentius** des XII. Erhebung; einige allegoriſche Fabeln an einen berühmten Journaliſten, von dem er glaubte, er habe den P. **Bouhours** nicht genug geſchonet, und eine ſinnreiche Fabel in griechiſchen und lateiniſchen Verſen von verſchiedenem Maaße, in welcher er, um eben dieſen Freund wegen einer andern Art von Critik zu rächen, ihn unter der Geſtalt eines Schwanes vorſtellet, deſſen weiße Farbe hundert eiferſüchtige Vögel zu ſchänden ſuchen, indem ſie ihn mit allem Kothe und Unrathe beſchmeißen, den ihre eigenen Flügel nur zuſammen bringen können; der aber, ohne das mindeſte von ſeinen melodiſchen Tönen zu verlieren, ſich nur einen Augenblick in die klaren Fluthen des **Cayſters** oder **Meanders** tauchet, um vor ihren Augen den erſten Glanz ſeines Gefieders wieder zu bekommen.

Seine poetiſche Ader war eine Art von **Protheus**, die im Augenblicke alle Geſtalten annahm, welche ſich zu der abzuhandelnden Sache ſchickten; die ſich mit den Schönheiten des Alterthums ſchmücken konnte: nicht durch eine knechtiſche Nachahmung der Alten, indem ſie deren Ausdrücke abſchrieb, und ihnen ganze Verſe ausriß, ſondern in dem ſie ſich ſo zu reden, in den jeder Art von Gedichten eigenen Charakter der Vollkommenheit einkleidete, in welcher ein jeder dieſer alten Schriftſteller am glücklichſten geweſen war.

Der Beyfall den dieſe Aufſätze in der Welt erlangeten, war ihnen kein Vorrecht, dadurch ſie vor den Vorgeſetzten Gnade gefunden hätten, die ſo aufmerkſam waren, die Beſchäfftigungen und Pflichten jedes Standes feſtzuſetzen. Der Herr Abt **Fraguier** gab ihnen Recht, und ſich ſelber auch, da er glaubte, es wäre beſſer, ſich von dieſem Zwange zu befreyen, da er es noch thun konnte; als ſich der Gefahr auszuſetzen, dereinſt darüber zu ſeufzen. Alſo ſchied er von den Jeſuiten, nachdem er eilf Jahre bey ihnen geweſen. Allein er verließ ſie, ohne ihre Hochachtung zu verlieren, und ohne daß ſeine Liebe zu ihnen aufhörete. Er vergaß niemals, was er ihnen zu danken hatte, und ſie nahmen allemal Theil an ſeinem Glücke.

Die Muſen, ſo ſeine Schritte begleiteten, führeten ihn gleich zu einem getreuen und großmüthigen Freunde, dem Herrn **Remond**, der ihnen bey einem anſehnlichen und geruhigen Glücke nachhieng, der ein Zimmer voll koſtbarer Bücher hatte, und mit Perſonen bekannt war, deren Verſtand überaus zärtlich und ausgeſchmückt war. Als ihm alle dieſe Vortheile zu Dienſten ſtunden, und er ſeinem Geiſte freyen Lauf laſſen konnte, gab er ſich je mehr und mehr zu erkennen. Dieſe **Akademie** war die erſte, ſo ihn aufnahm. Er trat 1705 hinein, und 1706 erhielt er des Herrn **Vaillants** Stelle eines beſoldeten Mitgliedes. In eben dem Jahre erſetzte er Herrn **Pouchards** Stelle in der Verſammlung des Tagebuchs der Gelehrten, welche bey dem Hrn. Abte **Bignon** gehalten ward. Der Herr Kanzler **von Pontchartrain** verſchaffte ihm den Titel eines königlichen Bücherrichters, mit einer Beſoldung aus der Caſſe des Siegels. In dem folgenden Jahre ernennte ihn die **franzöſiſche Akademie**, die ſchon ſeit vielen Jahren ihre Augen auf ihn geworfen, ſo oft ſie eine Stelle zu beſetzen hatte, an die Stelle des Herrn Abtes

Galloys: und da dieſe Wahl einige Schwierigkeiten gelitten, empfieng ſie wenige Monate darauf eine nachdrücklichere Geſtalt, bey dem Tode des Herrn **Colberts**, Erzbiſchofs von **Rouan**.

Oftmals reichten ganze Tage zu den Verrichtungen ſo vieler Bedienungen nicht zu: und alsdann nahm Herr **Fraguier** ſonder Anſtand die Nacht zu Hülfe, inſonderheit im Sommer, da deren Kühle die Arbeit leichter machet. Man meynt, daß man ſich dieſe Gewohnheit ſelten ungeſtraft angewöhnet, und man ſagt es noch immer fort; allein man glaube darum nicht, daß man bey den Gelehrten eine ſo offenbare Neigung abbringen werde, wodurch man vielleicht unausbleiblichen, aber noch etwas entfernten Uebeln vorbeugen könnte. Diejenigen, ſo den Herrn **Fraguier** betrafen, kamen plötzlich, und waren überaus heftig. Eine jählinge und ſchmerzhafte Lähmung befiel die Nerven ſeines Halſes; ſein Kopf war ſeinem eigenen Gewichte überlaſſen, und fiel auf eine ſo widrige als unbequeme Art auf die Achſeln; und nur mit großer Mühe, und zu den allernothwendigſten Verrichtungen konnte er ihn auf einen Augenblick in ſeinen natürlichen Stand bringen. Man ließ ihn alle Bäder des Königreiches durchreiſen; er fragte alle Aerzte um Rath, und nichts konnte ihm helfen.

In dieſem, auch ſo gar zu beſchreiben, ſchon beſchwerlichen Zuſtande, unterließ er gleichwohl nicht noch lange Zeit, an dem Tagebuche und für die Akademie zu arbeiten. Mit einer Hand hielt er die Feder, mit der andern den Kopf, und obgleich er ſich oftmals bey jedem Worte faſt allezeit aber bey jeder Zeile ausruhen mußte, ſo kam er dennoch mit den ſchwerſten Auszügen zu Stande. Er ſetzte gelehrte Abhandlungen auf, in welchen ſein großes und getreues Gedächtniß alles Nachſchlagen erſetzte, und keine Spur ſeiner Schwachheit blicken ließ. In denen Sachen aber, die bloß auf den Geſchmack ankommen, ward man ſie noch weniger gewahr. Der ſeinige hatte nichts von ſeiner Zärtlichkeit verlohren, und ſelbſt dann, wenn er ſich kaum von ſeinem Lehnſtuhle erheben konnte, um denen, die ins Zimmer traten, oder hinaus giengen, ſeine Höflichkeit zu bezeugen, ward doch dieſelbe von einer gewiſſen Zahl von Perſonen nicht leer, welche gelehrt und gefliſſen waren, aus ſeinen Unterredungen die großen Regeln des Schönen zu ſchöpfen, die ſich beſſer einflößen, als lehren laſſen. Die Akademie ſelbſt ward aus dieſer Urſache ſchlüſſig, die kleine Verſammlung bey ihm zuſammen kommen zu laſſen; welcher ſie die Fortſetzung der Münzgeſchichte des verſtorbenen Königs aufgetragen hatte: und man war mit der Mühe, die er darauf wendete, dermaßen zufrieden, daß er dafür ein beſonderes und eben ſo ſtarkes Gehalt bekam, als er bereits hatte.

Auch das Feuer der lateiniſchen Dichtkunſt erloſch bey ihm nicht; er fuhr fort, ſich bey aller Gelegenheit hören zu laſſen, wo er das Glück ſeiner Freunde erheben, oder ihre Unfälle lindern konnte, und war am lebhafteſten, wenn er Thränen oder Blumen auf ihre Gräber ſtreuen mußte. Allein man ſollte faſt glauben, er habe von ſeinen Werken von dieſer Art dasjenige zuletzt verſparet, welches einem ſo vortrefflichen Talente auf ewig die größte Ehre bringen ſollte. Er handelte nämlich in einem Gedichte von ungefähr ſieben hundert Verſen, **Platons** ganze Lehre von der Vollkommenheit des Menſchen ab: und da ſie durch die Reizungen der Harmonie nur ein gewiſſes ſtrenges Weſen verlohr, welches von Natur widerlich fällt: ſo lieh er ihr hingegen alle Anmuth, wodurch ſie die Vorſchriften unter dem Scheine des Vergnügens vortragen konnte.

Wir wollten hier gern als ein zweytes Unglück des Herrn Abtes **Fraguier** dieſes anführen, daß er gegen das Ende ſeines Lebens reich ward. Der Herr Graf von Dennemarie, ſein Bruder, ſtarb ohne Kinder, und ließ ihm an Gütern oder Häuſern eine Erbſchaft von zehn bis zwölf tauſend Livres an Renten. Seine wenige Kenntniß von Geſchäfften, vergrößerte ihm alle Beſchwerlichkeiten derſelben, und ſeine Philoſophie verminderte alle Vortheile. Was er ſchuldig war, das wurde gemeiniglich verdoppelt, und was er bekommen ſollte, um die Hälfte vermindert, und dieſe Hälfte gieng durch die Hände eines gewiſſen Aufſehers. Damit nun der Hauptſtamm ſelbſt endlich auch ſchmölze, brauchte es nur einige kleine Proceſſe, die von neuen Erbſchaften unzertrennlich ſind, und einige leichtſinnig gemachte Schulden: einige, unter dem Vorwande deſto eher in Ordnung zu kommen; die andern in der Abſicht, denenjenigen einen deſto ſicherern Lohn zu hinterlaſſen, die ihm ſo eifrig in ihrer Dienſtfertigkeit zu ſeyn ſchienen.

Wenige Zeit vor ſeinem Tode, war dieſe ganze Erbſchaft verkaufet oder verpfändet: ſo, daß er eben wieder in den Stand treten ſollte, von ſeinen bloßen Gehalten zu leben, mit denen er bis dahin vergnügt und glücklich gelebet hatte. Er ſtarb den 3ten Tag des letzten Mayes, an einem Schlagfluſſe, der ihm ſchon lange gedrohet hatte, und nicht der erſte war, ſo ihn betroffen. Er hat in Proſa keine andere Werke hinterlaſſen, als diejenigen, die man in den ausführlichen Schriften der Akademie findet; und die Welt wird eheſtens die Sammlung ſeiner Gedichte, von eben der Hand erhalten, die des Hrn. Huetii ſeine geliefert hat.

XL.

Lebensumſtände des Herrn de la Neufville, in der öffentlichen Verſammlung nach Martin 1728. vorgeleſen.

Jacob le Quien de la Neufville, ward den 1. May 1647. zu **Paris** gebohren, und war aus einem alten Geſchlechte in **Bullenois**, welches in Urkunden zuweilen le Clien, öfterer aber le Quien, nach der gemeinen Ausſprache des Landes, genennet wird. Sein Vater war **Peter le Quien de la Neufville**, Hauptmann bey der Reuterey, den ſeine Wunden genöthiget ſehr frühzeitig abzudanken; und der in der Hoffnung, daß es ſeinem Sohne beſſer glücken würde, denſelben von funfzehn Jahren zum Cadetten bey dem Regimente der franzöſiſchen Garde aufnehmen ließ. Allein ſein Hoffen ſchlug ihm fehl: dieſer Sohn konnte die Beſchwerden des zweyten Feldzuges nicht ertragen, und man ſchrieb dasjenige was nothwendig bloß der Schwachheit des Alters beyzumeſſen war, der Schwächlichkeit ſeiner Leibesbeſchaffenheit zu. Er hatte auch Zeit genug ſich zu erhohlen, ohne daß er die Zeit verlohren hätte, einen andern Stand zu erwählen. Weil er die freyen Künſte ziemlich gut erlernet, und einen Geſchmack zu den Wiſſenſchaften behalten hatte: ſo ward er ohne Mühe ſchlüßig die Rechtsgelahrtheit zu ergreifen, und legte ſich mit Ernſt auf die Weltweisheit und das Recht. Als er aber eben im Begriffe war, ein gerichtliches Amt anzutreten, darum er gehandelt hatte, ſo ward ſein Vater in einen Bankerout verwickelt, der alle ſeine Abſichten ſtörete, und dieſes nöthigte den Sohn, in den geheimen Arbeiten ſeiner Studierſtube den Troſt eines eingezogenen und unbekannten Lebens zu ſuchen.

Herr **Peliſſon**, der ihm gewogen war, und in ſeiner Schreibart ſowohl, als in ſeiner Art zu denken, die Spuren zu einem guten Geſchichtſchreiber bemerkt zu haben glaubte, rieth ihm an, ſich auf dieſen Theil der Gelehrſamkeit zu legen. Er that es auch, und ſetzte ſich ſchon damals vor, die Geſchichte von Portugall zu verfertigen, die in unſerer Sprache noch fehlte, und die noch kein ausländiſcher Schriftſteller von der ſpaniſchen abgeſondert hatte. Die Vorbereitungen dazu waren ein wenig weitläuftig: allein es kam auch nicht ſowohl auf die Geſchwindigkeit, als auf die Güte des Werkes an.

Herr **Neufville**, welcher nur eine geringe Kenntniß vom Spaniſchen und Portugieſiſchen beſaß, ſuchte ſich ſogleich dieſe zwo Sprachen bekannter zu machen, damit er aus den Quellen ſelbſt ſchöpfen könnte. Hierauf fing er verſchiedene Briefwechſel an, um aus den daſigen Archiven, Abſchriften oder Auszüge derer zu ſeiner Abſicht nöthigen geſchriebenen Stücke zu bekommen. Endlich gab er im 1700ten Jahre zween Quartbände, unter dem Titel, allgemeine **Geſchichte von Portugall**, ans Licht; und in der That bleibt er in denſelben dabey nicht ſtehen, daß er dieſe Geſchichte von derjenigen Zeit anfängt, da das von Spanien abgeſonderte **Portugall** ſeine eigene Könige zu haben angefangen, welches erſt zu Ende des eilften Jahrhunderts geſchehen iſt; als der Graf **Heinrich**, ein Prinz aus dem franzöſiſchen Hauſe, aus Begierde ſeine erſten Kriegesübungen unter dem berühmten **Roderich von Bivar**, mit dem Zunamen **Cid**, zu halten, nach Spanien gieng, und daſelbſt ſeinen Muth gegen die **Mohren** mit ſo vielem Glücke bewies, daß **Alphonſus** der VI König von Caſtilien, um ſich einen ſolchen Beyſtand zu erhalten, ihm eine von ſeinen Töchtern zur Ehe gab, und **Portugall** dazu, welches er faſt ganz erobert hatte. Herr **Neufville** geht, nach dem Beyſpiele der ſpaniſchen und portugieſiſchen Schriftſteller, bis auf dem **Tubal**, **Japhets** fünften Sohn zurück, deſſen

Nachkommen, **Iberier** genannt, dieſes Land, wie er ſagt, unter dem Namen **Iberien** bewohnet haben ſollen. Von **Tubals** Nachkommen ſchreitet er zu den **Karthaginenſern**, welche, nachdem ſie eben dieſes Land länger als dreyhundert und funfzig Jahre beſeſſen, durch die Römer daraus vertrieben worden; und von den Römern, welche mehr als ſechshundert Jahre Beſitzer davon geweſen, geht er zu den **Alanen**, auf deren Einbruch der **Wandaler**, **Sueven**, **Gothen**, und endlich der **Mohren** ihrer folgte: welche letztern vom **Roderich**, dem Grafen **Heinrich** und ſeinen Nachfolgern, mit ſo großer Mühe über das Meer vertrieben worden. Auf dieſe Veränderung folget die Einſetzung der Könige, die Herr **de la Neufville**, nur bis 1521. an den Tod **Emanuels** des erſten, geführet hat.

Der Titel einer **allgemeinen** Geſchichte, den er dieſem Werke gegeben, erforderte, daß dieſelbe auch bis auf die letzten Zeiten ausgeführet würde: und dieſes hatte er auch in ſeiner Vorrede mehr als zu viel verſprochen. Gleichwohl ſind ſeit der Zeit wohl dreyßig Jahre verſtrichen, ohne daß er das mindeſte davon herausgegeben: es ſey nun, daß ihn der Vorſatz, ſie noch vollkommner zu machen, oder die bloße Rechnung davon abgehalten, daß ihm nicht einmal zwey Jahrhunderte gegen mehr als zwanzig übrig blieben, die er ſchon geſchrieben hätte; nachmals aber geſehen, da er die Hand angelegt, daß in den Geſchichten, der alte Theil in Anſehung des neuern wenig Mühe koſtet; daß wenn man von ſehr entfernten Zeiten redet, man ſo viel davon ſaget, als man kann, ſehr oft auch, was man will, und das iſt gar bald geſchehen; dahingegen, ſobald man auf neuere Zeiten kommt, die unſer eigenes Jahrhundert angehen, ſich eine Menge Vorfälle darſtellen, die in gar zu friſchem Andenken ſtehen, daß man einen auslaſſen könnte. Die bloße Beſchreibung der Umſtände beſchweret den Schriftſteller, welcher ohne dieß unglücklicher Weiſe beſchäfftiget iſt, ohne Unterlaß die Wahrheit der Geſchichte, mit denjenigen Beſcheidenheit zu verbinden, die man denen mit den angeführten Begebenheiten verbundenen Prinzen ſchuldig iſt.

Der Ruhm, den dieſe portugieſiſche Geſchichte dem Herrn **de la Neufville** zuzog, war faſt der einzige Bewegungsgrund, den er bey dieſer **Akademie** nöthig hatte, in welche er im 1706. Jahre als Beyſitzer aufgenommen ward. Allhier erwählte er zum Gegenſtande ſeines Nachforſchens, die Geſchichte von Einrichtung der **Poſten**, bey den Alten und Neuern: und nachdem er der Geſellſchaft verſchiedene Stücke davon vergeleſen, that er ſie alle zuſammen, fügte ihnen alle Befehle, ſo das Poſtweſen betreffen, von **Ludwigen** dem XI an, als der daſſelbe in Frankreich wieder hergeſtellet hat, bis auf das 1708te Jahr, in welchem er ſchrieb, bey; und machte aus dieſem allen einen Tractat, der die Aufmerkſamkeit der Gelehrten verdienet; zugleich aber auch ein nothwendiger Coder für diejenigen iſt, die dieſen beſondern Theil unſers öffentlichen Rechts erlernen wollen.

Der Herr Marquis von **Torcy**, welchem der Herr **de la Neufville** ſeinen Tractat vom Urſprunge der Poſten zugeſchrieben hatte, verſchaffte ihm wenige Zeit darauf einen Theil an der Aufſicht über die flanderiſchen Poſten. Damit er nun dieſem Amte deſto ungehinderter vorſtehen könnte, ſo ließ er ſich zum bejahrten **Mitgliede** der **Akademie** erklären, und ließ ſich zu **Queſnoy** nieder, allwo er bis 1713. blieb, da der zu **Utrecht** geſchloſſene Frieden, die Geſandſchaften nach auswärtigen Höfen wieder hergeſtellet hatte. Der Herr Abt von **Mornay**, welcher zur portugieſiſchen Geſandſchaft ernennet war, wünſchte eifrig, daß Herr **de la Neufville** die Reiſe dorthin mit ihm unternehmen möchte. Die Sache kam ohne Schwierigkeit zu Stande, denn der eine war eben ſo begierig, das Volk perſönlich zu kennen, deſſen Geſchichte er geſchrieben hatte, als der andere ſich freuete, demſelben ſeinen Geſchichtſchreiber darzuſtellen. Sie reiſeten alſo mit einander ab, und der Herr Geſandte, welcher ſich ſehr in Acht genommen hatte, den Herrn de la

Neufville anzumelden, erſtaunte, da er bey ſeiner Ankunft zu Liſſabon erfuhr: wie ſein Ruhm demſelben auf eine ſo vortheilhafte Weiſe dahin vorgeeilet wäre, daß er gar nicht nöthig hatte, ſich ſelbſt zu bemühen.

Der König von Portugall ernannte ihn zum Ritter des Chriſtordens, als dem wichtigſten der drey Orden des Königreichs, und den der Prinz ſelber trägt; er fügte ihm aber auch noch ein Gnadengehalt von funfzehnhundert Pfunden bey, die ihm, an welchem Orte er wäre, ausgezahlet werden ſollten. Der Herr **de la Neufville** nahm beydes nicht eher an, als bis er die ausdrückliche Erlaubniß dazu von dem Könige von Frankreich erhalten, und ſeine erſte Sorge war, es unſerer Akademie zu berichten. Er ſchrieb ihr, daß ſeine Pflicht und Erkenntlichkeit ihn verbänden, die Gnade, womit man ihn in Portugall überhäufte, ſoviel und mehr, derjenigen Ehre beyzumeſſen, die er gehabt, bey uns zu ſitzen, als ſeinen Unterſuchungen der Geſchichte jenes Landes.

Allerdings iſt dieſes eine große Schmäucheley; da aber Herr **de la Neufville** zugleich der größte Wahrheitsfreund war; ſo iſt es billig bey dieſer Gelegenheit anzumerken: daß der Titel eines Akademiſten, dem Charactere eines Geſchichtſchreibers nicht übel zu ſtatten gekommen iſt.

Der König von Portugall dachte eben damals auf eine Akademie der Geſchichte, die er auch bald darauf in Liſſabon anlegte. Er ſelbſt unterſuchte die Einrichtung faſt aller andern Akademien in Europa, und ließ es auch durch andere Perſonen thun. Herr **de la Neufville**, der die Geſetze und die Einrichtung der unſrigen, nebſt einigen Proben ihrer Arbeiten mitgetheilet, hatte noch die Ehre dieſen Monarchen von der beſondern Art unſerer Uebungen zu unterhalten: und dieſelben kamen Sr. Majeſtät ſo geſchickt zu dem neuen Vorhaben vor, daß ſie in vielen Stücken das Muſter jener Akademie geworden iſt.

Aus dem erſten Bande, den die portugieſiſche Akademie unter dem Titel **königliche portugieſiſche Akademie der Geſchichte** herausgegeben, erhellet, daß man daſelbſt des Herrn **de la Neufville** Werk ſehr hoch gehalten. Inſonderheit rühmet man die Schönheit ſeiner Schreibart: und redet man ja von ſeiner hiſtoriſchen Richtigkeit nicht eben ſo vortheilhaft; ſo geſchieht es doch nur, nachdem man zuvor bemerket hat, wie ſchwer es bey Abfaſſung einer ausländiſchen Geſchichte ſey, daß ein Schriftſteller zu derjenigen Vollkommenheit gelange, die man kaum von dem Ausbunde der einheimiſchen in der Hauptſtadt verſammelten Gelehrten hoffen kann, die unter der unmittelbaren Aufſicht und dem Schutze des Prinzen ſtehen.

Herr **de la Neufville** war gefliſſen, ſich ihre Einſicht zu Fortſetzung ſeines Werkes zu Nutze zu machen, er arbeitete noch wenige Monate vor ſeinem Tode daran, und dieß mit einem Eifer, der ſein Alter faſt überſtieg. Er ſtarb zu **Liſſabon** den 20ſten des letzten **Maymonats**, in den erſten Tagen ſeines zwey und achtzigſten Jahres.

Er war ſehr jung verheirathet geweſen, und im vier und dreyßigſten Jahre Wittwer geworden; da er denn Vater von neun Kindern war, deren Erziehung er allen Abſichten auf das Glück vorzog, die ihn von dieſem Zwecke hätten abhalten können. Von dieſen neun Kindern hatte er den Schmerz ſieben zu verlieren, die mehrentheils alle zu denjenigen Puncte der Hoffnung gekommen waren, die die erſte und angenehmſte Frucht der väterlichen Sorgfalt iſt. Die zwey Kinder, ſo ihn überlebet haben, ſind beyde in ihrem Stande ſehr verdienſtvolle Perſonen. Der älteſte Sohn iſt Ritter vom St. **Ludwigsorden** und Major bey des **Dauphins** ausländiſchem Regimente Reiter; der jüngſte iſt Oberaufſeher der Poſt zu **Bourdeaux**.

* * *

XLI.

Lebensumſtände des Herrn Couture. In der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1729. abgeleſen.

Die Geburt derer durch ihre Gaben berühmten Männer, iſt oft gerade der unbekannteſte Umſtand ihres Lebens; und es iſt kein Wunder, daß man einige Jahrhunderte nach ihrem Tode ſo verſchieden davon redet, da es ſchon itzt wegen der Geburt und der erſten Jahre des Herrn Couture, zwo einander entgegen geſetzte Sagen giebt, die faſt gleich viel Anſehen für ſich haben.

Man hat ihn oft, es ſey nun im Collegio **de la Marche**, allwo er mehr als zwanzig Jahre gelehret; oder in dem königlichen, darinnen er wenigſtens eben ſo viel Jahre zugebracht hat; oder auch in unſerer **Akademie**, darein er im Jahre 1701 getreten iſt, und in unendlich vielen Privathäuſern ſagen hören: er wäre auf dem Ocean gebohren, und zwar im größten Ungeſtüme, dem er und ſeine Mutter nur durch eine Art von Wunderwerk entwiſchet wären. Von ſechs Jahren hätte man ihn nach **Canada** gebracht, und in einer **irokeſiſchen** Wohnung verlaſſen, da denn ſeine Wiederkehr nach Frankreich auch einem Wunderwerke gleich ſahe. Er erzählte die Sache folgendermaßen:

Gilles Couture, ſein Vater war ein Schiffmann in den Gegenden bey **U. L. F.** zur Hülfe, einer berühmten Wallfahrt, an den Küſten der niedern **Normandie**. Er hatte ein eigenes Schiff, und führte alle Jahre Leinewand und andere ſolche Waaren nach England, daran er was ehrliches gewann.

Auf einer von ſolchen Reiſen, die länger als gewöhnlich währte, wollte ſeine junge Frau, die nach einiger Nachricht von ihm verlangte, ſich dieſelbe ſelber holen. Sie ward ſchwanger, ohne daß es ihrem Manne möglich war, wieder nach Frankreich zurück zu kehren; der es aber doch auch nicht haben mochte, daß ſie in England niederkäme: er gab ſie alſo bey einem ſeiner Freunde an Bord, der einerley Handel mit ihm trieb, und ſchickte eine alte Frau zur Geſellſchaft mit ihr.

Kaum waren ſie auf die hohe See gekommen, als ein heftiger Sturm entſtund, der ſie in zweymal vier und zwanzig Stunden in die Meerenge von Gibraltar trieb; und mitten in dieſer gewaltigen Bewegung brachte die Mutter den kleinen **Couture** zur Welt. Das erſte Ufer, an welches er geſtiegen ſeyn ſoll, war die Spitze **St. Marie** in Spanien, bey dem Eingange der **Bay** zu **Cadix**; und man verſicherte, daß er daſelbſt ſehr eilfertig getaufet worden: weil der Krieg, darinnen man damals mit Spanien geſtanden, keinen langen Aufenthalt in daſigen Häfen verſtattet hat. Als man endlich wieder nach der Niedernormandie, und in das väterliche Haus gekommen, ward er von ſeiner Mutter erzogen, die er aber im dritten Jahre verloren. Sein Vater verheirathete ſich wieder, hatte mit der zweyten Frauen Kinder, und ließ gar zu viel Liebe gegen dieſen Sohn aus der erſten Ehe blicken. Die Stiefmutter alſo machte ſich eine der gewöhnlichen Reiſen ihres Mannes zu nutze, um dieſen Gegenſtand ihrer Unruhe bey Seite zu ſchaffen.

Sie hatte einen Bruder, welcher zum zweyten male nach Amerika gieng: dieſen bewog ſie, den kleinen **Couture** heimlich hinzuführen, und ihn dort an irgend einem unbekannten Orte zu verlaſſen; damit man niemals wieder von ihm zu hören bekäme. Die Ausführung dieſes Anſchlages koſtete ihnen wenig Mühe. Das Kind war ſchon mit allen Seeleuten gewohnt umzugehen, und gieng alſo ohne Widerſtand zu Schiffe. Man machte dem Vater weis, ſein Sohn wäre ertrunken, da er unvorſichtig am Ufer gelaufen: und als der Oheim an einen Ort kam, der ſich zu ſeiner Abſicht ſchickte, ſo gab er ihm gewiſſe Getränke, und ließ ihn ſchlafend auf dem Graſe liegen, ohne daß er ſich weiter um ihn bekümmerte.

Weil er eine angenehme Geſtalt hatte, lebhaft und geſchickt war, und alles beſaß, was einen in ſo zartem Alter rühren kann; ſo müſſen wohl diejenigen, zu denen das Glück ihn zuerſt geführet, ſich ſeiner erbarmet haben: und was ihn auch ſonſt vielleicht verhinderte, einen Theil ſeines Unglücks zu empfinden, war dieß, daß man ihn alles thun ließ, was er wollte.

So lebete er ſeit faſt achtzehn Monaten, als er einsmals, da er an dem Ufer des **St. Lorenzfluſſes** ſpielete, ein Schiff entdeckte, deſſen Segel ihm eben ſo auszuſehen ſchien, als an dem Schiffe, was ihn hingebracht hatte. Er zweifelte nicht, es würde ſein Oheim oder Vater drauf ſeyn, die ihn wieder zu holen kämen, und fürchtete nur, daß ſie ihn nicht ſehen möchten. In dieſer Furcht ſteigt er ſo hoch er kann: er giebt Zeichen, er ſchreyt aus allen Kräften, und erweckt endlich die Aufmerkſamkeit der Schiffleute, ſo daß ſie ein Boot hinſchicken. Das Schiff war von Havre, der Schiffmann, der es führete, war aus **Cherburg**, und erſtaunte zum höchſten, in einem ſo fernen Lande ein verlornes Kind zu finden, das recht gut franzöſiſch, das heißt die Sprache ſeiner eigenen Landſchaft, mit ihm redete, und welches, da es ihn nach ſeinem Vater und übrigen Anverwandten fragte, ihm lauter bekannte Namen aus ſeiner Nachbarſchaft nannte. Er nahm ihn alſo mit vielem Vergnügen an Bort, und als nach vollendeter Reiſe das Schiff wieder nach Havre, und der Schiffmann nach **Cherburg** kam: ſo holete **Gilles Coutüre**, der ſeines Kindes Geſchichte erfahren, ſeinen Sohn ab, empfieng ihn freudigſt, zeigte ihn bey ſich, nur ſo viel als nöthig war, um die Bosheit ſeiner Frau zu beſchämen, und führete ihn ſofort nach Caen zu der Frau Marquiſin **von Cauvigny**, die ihn ihres Schutzes würdigte; und da die Erzählung dieſer Geſchichte ſie weichherzig machte, den kleinen **Couture** in ihrem Hauſe behielt, allwo ſie bis in ſein zehntes oder zwölftes Jahr, ihn unter beſondere Obhut gab.

Man weis nicht, wie man eine Geſchichte, die der Herr **Couture** ſo oftmals geſagt und wiederholet hat, mit zween Nachrichten vereinigen ſoll, die man zwar nicht in der Urſchrift, aber in einer vidimirten Abſchrift, neben ſeinen Tonſurbriefen und Magiſterpatenten gefunden. Dieſelben ſcheinen die eine im 1672, die andere im 1696 Jahre, alle beyde aber auf des Herrn **Couture** eigenes Bitten gemacht zu ſeyn. Die mit dem Originale verglichene Abſchrift, welche ſtatt des Originals dienet, iſt von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, und es iſt eben ſo leicht ſeine Art zu denken, als ſeine Schrift darinnen zu kennen.

In der erſten ſtellet er dem Pfarren zu **Langrüne** in dem Kirchenſprengel von **Bayeux** vor, daß, da er den 11. November 1651. von **Gilles Couture**, und **Guillemetten Meriel**, ſeiner erſten Frauen, in dem Dorfe **St. Aubin**, welches zum Kirchſprengel von **Langrüne** gehöret, gebohren geweſen, er den dritten Tag darauf getaufet worden: da aber dieſe Kirche damals in Abtrag verfallen geweſen, und daſſelbe Jahr nur bloß von Predigern bedienet werden, die nicht mehr im Lande wären, und vernachläßiget hätten, das Kirchenbuch zu halten; ſo habe er, ſo viel Mühe er ſich auch gegeben, den Beweis ſeiner Taufe nicht aufbringen können. Um nun denſelben zu erſetzen, bittet er den Pfarrer das Zeugniß ſeines Vaters **Gilles Couture**, einiger andern Perſonen von ſeinen Anverwandten, das Zeugniß der Obſtetrix ſelbſt, (dieſes Ausdruckes bedienet er ſich, indem er von der Hebamme redet), die ihm zur Welt geholfen, und ihn nachmals zur Kirche getragen, endlich auch noch die Ausſage der vornehmſten Einwohner des Ortes anzunehmen, die ihn von Kindheit auf gekannt, und ihn allezeit in ſeines Vaters Hauſe geſehen.

Der Pfarrer zu **Langrúne** nimmt die angegebenen Zeugniſſe an; und da er ſie mit dem Vorgeben übereinſtimmig findet, ſo füget er noch ſein eigenes Zeugniß bey, was die Zeit betrifft, da er im Beſitze der Pfarre geſtanden, und die, ungefähr weniger ſechs Wochen, bis auf des Kindes Geburt zurücke geht; welchem zu gute er noch der von den Zeugen beygebrachten Ausſage beyfüget: daß, da er an ihm eine große Neigung zu den Wiſſenſchaften verſpüret, er, der Pfarrer, und ſeine verſchiedenen Vicarien, ſich wechſelsweiſe ein Vergnügen daraus gemacht, ihn darinn zu ſtärken, bis er im Stande geweſen, auf der Univerſität zu **Caen** weiter zu kommen, allwo er die Philoſophie erlernet hätte.

Die Nachricht von 1696. iſt ſehr kurz. Sie wiederholet die von 1672, und gedenkt noch einer zweyten Unterſuchung, die ſo fruchtlos geweſen als die erſte, und die man im Taufbuche der Pfarrer zu **Langrúne** angeſtellet hat, davon der neue Pfarrer ein Zeugniß giebt.

Zu allem Glücke ändert der ganze Unterſchied dieſer beyden Nachrichten, ſo groß er auch zu ſeyn ſcheint, nichts, oder doch ſehr wenig, an der Geſchichte des Herrn **Coutúre**, in ſo weit er ein Gelehrter iſt: denn dieſe Geſchichte fängt in der That erſt mit ſeinen Schulſtudien an. Nun iſt es gewiß, daß er ſie zu **Caen** bey den Jeſuiten gehalten; ſeine Philoſophie aber nachmals in den Schulen daſiger Univerſität unter dem Herrn **Cailly**, einem angeſehenen Profeſſor, gehöret hat, von dem wir verſchiedene nützliche Werke haben.

Der gute Fortgang ſeiner Studien zeigte ſich aus verſchiedenen Umſtänden; unter andern aus der Wahl des Herrn **von Lúc**, einem vornehmen Edelmanne in den Gegenden von **Caen**, der ihm in ſeinem zwanzigſten Jahre die Erziehung ſeiner zween Söhne anvertrauete; und noch mehr durch die Stelle eines Mitlehrers in der Schule der freyen Künſte, die die Univerſität ihm bald hernach auftrug.

Die Stadt **Vernon**, ob ſie gleich lange ſo anſehnlich nicht iſt als Caen, ſetzte ſich vor, und es gelung ihr auch, ſie des Herrn **Coutúre** zu berauben: weil ſie mit dem Lehramte der Rhetorik in ihrer neugeſtifteten Schule, die ſie gern in Flor bringen wollte, noch allerley andere Vortheile verknüpfte: allein ſie genoß ihres Sieges nicht lange. Die Univerſität zu **Paris** beneidete bald darauf der Provinz einen Mann, deſſen Gaben in der Hauptſtadt noch mehr Nutzen ſchaffen konnten. Man trug ihm daher den Lehrſtuhl der Rhetorik in der Schule **de la Marche** auf: und gleichwohl war eine große Schwierigkeit dabey. Die Grundſätze dieſer Univerſität zu **Paris** wollen ausdrücklich, daß man daſelbſt niemanden zum Lehrer annehme, als ſolche Leute, die ſelbſt auf dieſer Univerſität ſtudiret, und ihre Würden angenommen haben; Herr **Coutúre** aber hatte nirgend anders ſtudiret, und die Würde eines Lehrers der freyen Künſte angenommen, als zu **Caen**.

Gemeiniglich reizen die Hinderniſſe eine Begierde nur deſto mehr, und geben Mittel an die Hand. Man fand daher einen andern Artikel in eben dieſen Grundgeſetzen, nach welchem, in außerordentlichen und dringenden Fällen, das Mittel der Cooptation, das heißt der ſchleunige Uebergang von einer Univerſität zur andern, ſtatt hat. Hier nahm man keinen Anſtand, denſelben zum erſten male gültig zu machen; und dieſe Ausnahme machte dem Profeſſor und der Schule gleich viel Anſehen. Die Zahl der Schüler nahm jährlich zu; die Uebungen wurden feyerlicher und zahlreicher; und dasjenige, was die andern Schulen allezeit zu einem löblichen Nacheifer hätte ermuntern ſollen, ſchlug bey einigen in einen Neid aus; der zu vielen poetiſchen Schriſten Anlaß gab, deren einige gedruckt worden, und noch vorhanden ſind. Inſonderheit glaubte die Schule zu **Harcourt**, ſie hätte ein Recht, den Herrn **Coutúre**, als ein aus der **Normandie** gezogenes Landeskind, wieder an ſich zu ziehen; und dieſer bekräftigte ihre Anſprüche auf ſich durch die vortheilhafteſten Vorſchläge.

Dieß ſetzte die Schule **de la Marche** in Unruhe; ſie nahm ihre Zuflucht zu dem Anſehen des Erzbiſchofes von **Paris**, der ihr gebohrner Vorſteher iſt: und da ſie der Schule von **Harcourt** weder an Großmuth, noch an Erkenntlichkeit weichen wollte, ſo ſetzte ſie den Beſitz des Herrn **Coutúre** noch durch zwo förmliche Urkunden in Sicherheit, deren eine eine jährliche Vermehrung ſeines Gehalts von dreyhundert Pfunden; und die andere eine Tilgung aller Koſtgelder ward, die er ſchuldig wäre, oder mit der Zeit dem Vorſteher der Schule, für ſeinen Unterhalt ſchuldig werden könnte. Die ſämmtliche Univerſität bemühete ſich auch, dieſe innerlichen Unruhen auf eine Art beyzulegen, die ihr viel Ehre bringt. Sie machte ihn nämlich mit einhälliger Stimme zum Rector.

Und hier durchdrang plötzlich des Herrn **Coutúre** Ruhm die Gränzen des lateiniſchen Reiches. Es kannten ihn faſt alle, die in **Paris** die Wiſſenſchaften liebten; die mehreſten Väter, denen das Wachsthum ihrer Kinder am Herzen lag, bedienten ſich ſeines Rathes. Man that ihm ſo gar die Ehre an, ihn auf den königlichen Palaſt zu holen, um daſelbſt über die Grundſätze der Rhetorik mit dem verſtorbenen Herrn Herzoge von **Orleans** zu arbeiten, welcher allezeit viel Gnade und Hochachtung gegen ihn gehabt hat. Er ließ ſich in einen beſondern gelehrten und freundſchaftlichen Umgang mit dem Herrn Abte **Bignon** ein, welcher, da er ſchon an der Spitze der Wiſſenſchaften ſtand, ihm den Lehrſtuhl der Beredſamkeit in dem königl. Collegio, über welches er nachmals zum Inſpector erwählet ward; eine der erſten Beyſitzerſtellen, womit der König dieſe **Akademie**, durch die Verordnung vom 1701ſten Jahre vermehrte; den Titel eines königlichen Bücherrichters; ein Gehalt aus der Caſſe des Siegels; und kurz, alle mögliche Vortheile verſchaffte, womit er nur einen Mann von ſeinem Stande überhäuſen und beehren konnte.

Man ſieht gar leicht, wie viel Eifer und Geſchicklichkeit dazu gehöret hat, allen dieſen Stellen ein Genüge zu thun: und man würde nicht genug ſagen, wenn man nur ſagte, daß Herr **Couture** dieſer Mann geweſen. Man muß noch hinzuſetzen, daß er ſie alle ſo wohl verſehen, als ob eine jede die einzige geweſen wäre, ſo er zu beſorgen hätte; und daß er die Geſchicklichkeit beſeſſen, ſie eine der andern nutzbar zu machen, als ob ſie von ſelbſt in einer gegenſeitigen oder nothwendigen Abhängigkeit ſtünden.

Indeſſen, als man ihn zu einem Mitgliede der Akademie berief, ſo gehörte es ſich, daß er das Rectorat bey der Schule **de la Marche** aufgäbe; und dieſes that er mit ſo viel minderer Schwierigkeit, da er ſich bey derſelben, in ſeinem faſt fünf und zwanzigjährigen Amte, alle Ehren und Vorrechte eines Profeſſoris emeriti erwerben; und auch deſſen Pflichten mit mehrerm Anſehen im königlichen Collegio nachkam, darinnen er bis an ſein Ende, eine Menge Zuhörer von allerley Stande, weltliche und geiſtliche, alte Leute, die ihm ſeit mehr als zehn Jahren noch immer mit Vergnügen folgeten, und junge Rhetores aus faſt allen Schulen der Univerſität gehabt hat; die ſich einbildeten, wenn ſie ihn auf dieſe Weiſe außerordentlich fünf oder ſechs Monate nach einander höreten, ſie ſtärker würden, und weiter kämen, als wenn ſie die Rhetorik drey oder viermal durchhöreten.

Zuweilen ſah man wohl gar Profeſſoren daſelbſt, deren einige begierig waren, in ihren Vorleſungen ſeine gelehrten und nicht gewöhnlichen Züge der Beredſamkeit zu brauchen, die ſeinen Vortrag allemal erheben; andere aber ſich bemüheten, ihm dasjenige Lehreranſehen abzulernen, welches nicht der mindeſte Theil der Kunſt zu lehren iſt. Er unterſchied ſeine Vorleſungen, er wechſelte ſie unendlich ab, weil er ſie mit allem zu vermiſchen wußte, was er von den Umſtänden der griechiſchen und römiſchen Geſchichte nur Sonderbares finden konnte; hergegen in unſere **Akademie** brachte er ſeine Betrachtungen über die Redekunſt der Alten, über die Regeln ihrer Ausſprache, über die verſchiedene Geſtalt ihrer gerichtlichen Reden, und gerichtlichen Verſammlungen. Inſonderheit ſetzte er dabey gern eine Menge ihrer Künſteleyen in der Sprache aus einander, die den neuern Rednern unbekannt geweſen, und wovon gleichwohl zuweilen die Vollkommenheit der öffentlichen Denkmäler abhängen konnte.

Faſt alles, was man von ihm gedruckt hatte, bevor er in dieſe **Akademie** gekommen, beſtand in der lateiniſchen Ueberſetzung des kleinen Tractates der **Automaten**, vom **Hero von Alexandrien**, welcher 1693. in dem durch Herrn **Thevenot** geſammleten Bande der griechiſchen Meßkünſtler herauskam: und wir ſagen, dieſes ſey faſt alles geweſen, ſo man von ihm gedruckt gehabt; weil wir fünf oder ſechs Stücke in lateiniſchen Verſen nicht mit darunter rechnen, die als fliegende Blätter erſchienen ſind: ſo wie deren die Profeſſores der Univerſität von Zeit zu Zeit welche herausgegeben; es ſey nun bey Gelegenheit der Diſputationen in ihren Schulen, oder bey anderer Gelegenheit, davon ſie glauben, daß ſie daran Theil nehmen müſſen.

Eins von dieſen Stücken, welches ſchon wegen ſeines Zeitpunctes vom 1684ſten Jahre merkwürdig iſt, verdienet nicht minder Aufmerkſamkeit wegen der Materie, die dazu Gelegenheit gegeben, und wegen der Art, wie ſie abgehandelt worden. Dieſes Stück, via lactea betitelt, iſt an den verſtorbenen Herrn **von Harlay**, Erzbiſchof von **Paris**, und Vorſtehern der Schule **de la Marche** gerichtet, welcher, unter den verſchiedenen Mitteln, die man dem Könige vorgeſchlagen, die Proteſtanten in Frankreich wieder in den Schooß der päbſtlichen Kirche zu bringen, ſich offenbar für die gelinden und ſanftmüthigen Mittel erkläret hatte. Dieſe Meynung einer gottſeligen und friedliebenden Seele, erkläret der Verfaſſer unter dem Sinnbilde der Milchſtraße, via lactea: von welcher die Dichter vorgegeben, daß ſie die Straße der Helden wäre, die zum Himmel eilten, und der Weg, den die Götter gemeiniglich nähmen, um auf die Erde zu kommen.

Man will, daß ihm die franzöſiſchen Muſen eben ſo günſtig geweſen, als die lateiniſchen, und daß er im 1689ſten Jahre, nach dem Urtheile des Herrn **Foucault** und des Herrn **von Segrais**, den Preis des Palinodii zu **Caen**, wegen einer allegoriſchen Ode über die unbefleckte Empfängniß erhalten. Allein er hat niemals etwas dergleichen herausgegeben, und vielleicht hätte er es mit ſeinen übrigen Werken nicht beſſer gemacht, wenn nicht dieſe Akademie davon, ſo viel ſie nur gekonnt, in ihren Werken aufbehalten hätte.

In denſelben findet man von ſeiner Arbeit, die Abhandlungen von den Faſtis und dem Privatleben der Römer, von ihren Bejahrten, und über einige Stellen im Dionyſius von Halikarnaß, von dem er ſchon vor langer Zeit eine Ueberſetzung mit Noten verſprochen.

Kopfſchmerzen, die zwar nicht übermäßig waren, aber beſtändig währeten, und ihn ſeit etlichen Jahren, wie er ſagt, zu allen Arbeiten, die in einem Striche gehen ſollen, unfähig machten, haben ihn wohl verhindert, daran zu gehen: wie dieſelben auch Urſache geweſen, daß er zu den zween Bänden unſerer Arbeit, die itzt herausgekommen werden, nur ein einzig Stück mitgetheilet hat; welches von den Religionsgebräuchen handelt, wegen welcher die Römer ſich zur Dictatur gewandt; davon er ebenfalls eine vollſtändige Geſchichte verſprach. Jedoch man machte ſich ſchon ſo viel aus ſeiner Gegenwart und ſeiner Meynung über diejenigen Schwierigkeiten, die in unſerer Geſellſchaft abgehandelt wurden, daß man nichts mehreres von ihm begehrete: und dieſes Zeichen unſerer Hochachtung vergalt er durch eine ſo unausgeſetzte Anweſenheit; die ſein Alter, die Entfernung ſeiner Wohnung, und die Rauhigkeit der Witterung nur noch erbaulicher machten. Er war noch den Abend zuvor bey uns, ehe er in die Krankheit fiel, die ihn uns in minder als dreyen Wochen, nämlich den 16 des letzten Auguſts, in ſeinem faſt vollen ſieben und ſiebenzigſten Jahre, entriß.

XLII.

Lebensumſtände

des Herrn Abtes Boutard. In der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1729 vorgeleſen.

Franz Boutard, Sohn eines Kaufmannes zu Troyes in Champagne, ward daſelbſt im November 1664 gebohren, und ſtudirte anfänglich bey den daſigen Patern des Oratorii. Er muß ſehr zeitig eine große Luſt zu den Wiſſenſchaften haben blicken laſſen, ja wohl gar Proben davon gegeben haben, die einiges Aufſehen gemacht; weil er in einer Nachricht, die er mit eigner Hand geſchrieben hat, und die wir bald mittheilen wollen, herrechnet, daß der Herzog von Montauſier und der Herr Fleſchier Biſchof zu Nismes, ihn 1686 ermuntert, die Schriftſteller der alten Kaiſerhiſtorie zu überſetzen.

So ſchmäuchelhaft und anlockend aber eine ſolche Einladung, für einen jungen Menſchen von zwey und zwanzig Jahren, hat ſeyn müſſen, der kaum nach Paris gekommen war: ſo ließ er ſich doch mit einer bloßen Abhandlung von den Eigenſchaften dieſer Geſchichtſchreiber begnügen; und es verlieſen noch ſieben oder acht Jahre, ehe er ſich zu einem gewiſſen Stande entſchließen konnte.

Nach langer Unſchlüßigkeit, gieng er endlich im 1694 Jahre zu dem Herrn Francine, Großprobſte von Isle, als Hofmeiſter des Herrn von Villepreux ſeines Sohnes, ins Haus; und in den müßigen Augenblicken die dieſes Amt ihm ließ, brach ſein poetiſches Naturell hervor. Nur in der erſten Art ſelbiges anzuwenden, irrete er ſich. Er verfertigte eine franzöſiſche Ode zu Ehren der Frau von Maintenon. Dieſe Ode gelung ihm nicht; und er hielt von dieſer Zeit an dafür, er ſey zur lateiniſchen Dichtkunſt gebohren, darinn er auch allerdings glücklicher war.

Die Nachbarſchaft des Herrn **Francine** hatte ihn in den Stand geſetzet, mit **Mademoiſelle Mauleon**, einer beſondern Freundinn des Herrn **Boſſuet**, Biſchofes **von Meaux**, bekannt zu werden. Sie machte ſich ein Vergnügen Tauben zu erziehen, und ſchickte alle Jahre eine gewiſſe Zahl der ſchönſten davon, an den Biſchof **von Meaux** zu ſeinem Feſttage. Der Herr Abt **Boutard** kundſchaftete den Augenblick ihrer Abſendung aus, und beredete das Fräulein **Mauleon** ohne Mühe, daß dieſelben zugleich Ueberbringerinnen einer lateiniſchen Ode, zum Lobe ihres berühmten Freundes, abgeben ſollten.

Dieſes Angebinde ward überaus wohl aufgenommen. Herr **Boſſuet** wollte den Dichter kennen lernen; er empfing ihn ſehr wohl, und führete ihn auf einige Tage auf ſein ſchönes Luſthaus **Germigny**. Daraus entſtund den Augenblick eine neue Ode: GERMINIACVM, die **Beſchreibung von Germigny**; und der Herr Biſchof **von Meaux** nahm dieſe zweyte Höflichkeit noch beſſer auf, als die erſte. Denn große Leute fliehen die unmittelbaren Lobſprüche, indem ſie ihre Beſcheidenheit beleidigen, ohne ihrer Ehre einen Zuſatz zu geben; ihre Zeitkürzungen aber hören ſie gern loben: gleich als wenn ſie weniger Zeitvertreib nöthig hätten, als andere Leute, oder als wenn ſie verbunden wären, denſelben zu rechtfertigen. Was hier am beſten beweiſt, daß der Herr Biſchof **von Meaux** eben ſo gedacht habe, war dieſes: daß er dem Herrn Abte **Boutard** anrieth, auf eben dieſen Schlag an einer Beſchreibung von **Marly** und **Trianon** zu arbeiten, die er ſelbſt dem Könige mit gehörigem Lobe übergeben wollte. Der Dichter erkannte ſowohl die Wichtigkeit dieſes Rathſchlages, als die Güte des Anerbiethens; ſeine Muſe that das ihrige dabey: und als das Werk fertig war, ſo bezeugte ſich Herr **Boſſuet**, laut ſeinem Verſprechen, als deſſen Beſchützer und Dollmetſcher.

Dieſe Beſchreibung, deren Urſchrift gewiß durch die Erklärung, die der Biſchof **von Meaux** davon machte, von ihren Schönheiten nichts verlohr, gefiel dem Könige ungemein; und Herr **Bontems** der Vater, welcher Statthalter zu **Marly** war, wurde ſo gerühret davon, daß er nicht aufhören konnte **Se. Maj.** deſſen zu erinnern; bis der König von ſich ſelbſt einmal fragte: ob der Abt **Boutard** ein Geiſtlicher wäre? Der Herr Biſchof **von Meaux** antwortete: er hätte allezeit Luſt dazu gehabt, aber ſein mäßiges Vermögen verhinderte ihn daran. **Wohlan, ſagte der König, ich gebe ihm hundert Piſtolen zum Geſchenke, daß er in eurem Seminario die Orden annehmen könne; hernach will ich weiter für ihn ſorgen.**

Der Abt **Boutard** eilete unverzüglich nach **Meaux**. Er blieb faſt ein Jahr in daſigem Seminario und kam als Prieſter wieder zurück. Nach ſeiner Wiederkehr verwandelte der König die tauſend Pfunde, die er ihm anfangs als ein Geſchenk gegeben, in ein Gehalt. Er ernannte ihn hierauf zur Abtey **Boisgroland**, im Kirchenſprengel von **Lüzon**; und gab ihm endlich bey der Erneuerung von 1701 eine Stelle in dieſer **Akademie**, mit welcher ſein Gnadengehalt verbunden ward.

Die Dichter bezeigen ſich um ſo viel lieber gegen ihre Wohlthäter dankbar, da ſie verſichert ſind, daß ihr Dank dieſelben unſterblich macht. Der Herr Abt **Boutard** that ſich durch faſt ſo viele neue Oden hervor, als die Folge der Regierung des Königes, ihm Begebenheiten zu beſingen, darboth: und zuletzt gab er ſich den Titel eines **Dichters des königlichen Hauſes**, VATES BORBONIDVM.

Unter allen Alten ahmete er dem Horaz am meiſten nach. Er geſtund, daß er kein beſſer Muſter in derjenigen Art von Gedichten wählen könnte, darauf er ſich gelegt hätte: allein er ſchmäuchelte ſich, daß er ihm mit ſeinen Nachahmungen einige wichtige Dienſte gethan. Er glaubte ferner, er wäre ihm in Neigungen ſo ähnlich, als in Ausdrücken; in der Stellung, in Geſichtszügen, und durch alles was unter uns einen ſeiner wahren Erben anzeigen konnte: Venuſini pectinis haeres. So nennet er ſich in den meiſten ſeiner lyriſchen Werke.

So bald er an ein Stück die letzte Hand geleget hatte, brachte er es in die Akademie, und in irgend eine öffentliche Verſammlung lieber, als in die ordentlichen, allwo man leichter unterbrochen werden kann. Hierauf las er es noch in verſchiedenen Häuſern her, und zuletzt ließ er es auf ſeine Koſten in genugſamer Anzahl drucken, daß ein jeder es bekommen konnte. Allein wie man das Schickſal ſolcher fliegenden Blätter kennet; ſie würden itzund vielleicht ſchwer genug zu ſammeln ſeyn.

Uebrigens hatte er auch an einigen andern Werken von ganz anderer Art gearbeitet, und da er uns ſelbſt in einer Bittſchrift von ſeiner eigenen Hand Nachricht davon giebt, deren wir ſchon vorhin erwähnet haben, ſo wollen wir dazu ſchreiten: wie wir ſie denn nur bis hieher verſchoben, um dasjenige anzuführen, was darinnen nicht angeführet iſt, und was wir gleichwohl zu deſto beſſerm Verſtande nöthig gehalten haben.

Abſchrift einer Bittſchrift, welche dem Könige im 1728ſten Jahre vom Abte Boutard übergeben worden.

Allerdurchlauchtigſter ꝛc.

Der Abt Boutard, beſoldetes Mitglied der königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, welcher ſeit mehr denn vierzig Jahren für die Kirche, den Staat und die Gelehrſamkeit arbeitet, ſtellet eurer Majeſtät vor: daß er einer ſchleunigen Schadloshaltung benöthiget ſey, die ihn in den Stand ſetze, in ſeinen Arbeiten fortzufahren, deren weitläuftigere Beſchreibung hier folget.

Im 1686ſten Jahre ward er von dem Herrn Herzoge von Montauſier und von dem Herrn Fleſchier, Biſchofen zu Nismes ermuntert, die Geſchichtſchreiber der alten Kaiſerhiſtorie zu überſetzen. Die Abhandlung ſo er von dem Charactere dieſer Scribenten verfertiget hat, iſt in der Akademie vorgeleſen worden.

Im 1694ſten Jahre ließ er einen Verſuch in lyriſcher Schreibart und in folgendem Jahre, die Beſchreibungen der königlichen Häuſer, in lateiniſchen Oden drucken, die einigen Beyfall erhielten. Die Beſchreibung von Marly und Trianon, welche zuerſt heraus kamen, wurden von Sr. königl. Hoheit, dem Herzoge von Burgund, und von dem Könige von Spanien, damaligem Herzoge von Anjou, unter der Aufſicht des verſtorbenen Herrn Abts Fleury, Unterhofmeiſters der königlichen Kinder von Frankreich, ins Franzöſiſche überſetzet.

Im 1697ſten Jahre ward er vom verſtorbenen Herrn Boſſuet, Biſchofe zu Meaux gebraucht die Nachricht vom Quietiſmo lateiniſch zu überſetzen: und dieſe Ueberſetzung ward nach Rom zur Erläuterung der Wahrheit geſchickt, bevor die Sache entſchieden wurde.

Im 1698ſten Jahre bewog ihn eben dieſer Prälat eine lateiniſche Ueberſetzung ſeiner Geſchichte von den Veränderungen, zu unternehmen. Dieſer gelehrte Biſchof, welcher vor ſeinem Tode, die Vorrede dieſes Werks, und die zwey erſten Bücher deſſelben überſetzt geſehen, ermunterte den Verfaſſer dieſes große Werk zu vollenden, deſſen Nutzen für die römiſchkatholiſche Kirche er wohl einſah, wenn es in England, Deutſchland und in den nordiſchen Ländern, wo die lateiniſche Sprache gemein iſt, verbreitet würde.

Der Herr Cardinal von Rohan, welcher einige Stellen davon geleſen, zweifelt gar nicht an dem Nutzen, den es im ſtraßburgiſchen Kirchenſprengel haben würde.

Im 1703ten Jahre erhielt er einen Befehl vom Könige, welcher, da Se. Maj. von dem Beyfalle ſeiner lateiniſchen Gedichte Nachricht erhalten, ihm geboth, in dieſem Fache der Wiſſenſchaften, zu Folge des Briefes, fortzufahren, welcher ihm den 4 Februar dieſes Jahres von dem Staatsſekretär, Herrn von Pontchartrain, war geſchrieben worden.

Dieſem Befehle zu gehorſamen, verfertigte er nachmals für den König, für das königliche Haus, und verſchiedene Prinzen in Europa, allerley poetiſche Werke, die in der Akademie vorgeleſen, gedruckt, in auswärtige Länder vertheilet, und in verſchiedene Sprachen überſetzt worden ſind.

Im Jahre 1706 überſetzte er die gelehrte Vorrede des verſtorbenen Herrn Biſchofs von Meaux über die Pſalmen Davids, für die Dauphine; die damals noch Herzoginn von Burgund war, ins Franzöſiſche.

Im 1708ten Jahre ward er vom Herrn Cardinale von Eſtrees erſuchet, die in Horazens Werken hier und da angebrachten Sittenlehren, in einen Band zu ſammlen; und er arbeitete daran.

Im 1710ten Jahre, ermahnete ihn Pabſt Clemens XI die lateiniſche Ueberſetzung der Geſchichte von den Veränderungen in der Kirche, ans Licht zu ſtellen.

Dieſer groſſe Pabſt, der die Wichtigkeit dieſes Werkes einſah, ließ ſichs gefallen, daß es ihm zugeeignet würde; wie davon ein Brief Zeugniß giebt, welchen der Herr Cardinal Paulucci den 6 Junii eben dieſes Jahres, auf Befehl Sr. Heiligkeit an ihn geſchrieben; allein der Druck iſt bisher aus Mangel des Vorſchuſſes, verzögert worden.

Im 1711ten Jahre, und um ſich den Abſichten dieſes Pabſtes gemäß zu bezeigen, welchem des Abtes Boutard Gedichte nicht misfielen, umſchrieb er in lateiniſchen Oden, die ſchönſten Stellen der heil. Schrift. Se. Heiligkeit, welcher man ſie zugeſandt, haben darüber ihre Zufriedenheit bezeuget, wie die Antworten eben dieſes Cardinals Paulucci ausweiſen.

Im 1713ten Jahre verfertigte er verſchiedene Schaupfennige, die der Churfürſt von Cöln über allerley Sachen, von ihm begehret.

Im 1716ten Jahre ward er vom ſpaniſchen Herrn Abgeſandten erſuchet, ihm die Erfindung zu einem Feſte, über die Geburt des Infanten Don Carlos zuzuſtellen, und ſie ward nach Madrid geſchickt.

Im 1717ten Jahre, bekam er von dem damaligen Regenten, Herzoge von Orleans, Befehl, die letztere Kriegserklärung ins Latein zu überſetzen, damit man ſie deſto leichter in auswärtigen Landen verbreiten könnte. Dieſe Ueberſetzung ward ihm vorgeleſen; er ſchien damit zufrieden zu ſeyn, und behielt eine Abſchrift davon.

Im 1720ſten Jahre rieth ihm der verſtorbene Cardinal du Bois, zur Vereinigung beyder Parteyen, das letzte Lehrbuch des Cardinals von Noailles ins Latein zu überſetzen; welches die Cardinäle und Biſchöfe von Frankreich gebilliget und unterſchrieben haben.

Im 1722ſten Jahre hat er, auf Angeben des Herzogs von Oſſuna, Geſandten von Spanien, die Zeichnung des auf dem Fluſſe angeſtellten Feſtes, bey Gelegenheit der Vermählung des Königes, angegeben und ausführen helfen, und auch die dem Könige von Spanien davon zugeſandte Beſchreibung aufgeſetzt, welcher ihm darüber ſein vollkommenes Vergnügen, in einem Briefe bezeuget, womit ſie ihn den 20ſten April deſſelben Jahres beehret.

Im 1724ſten Jahre hat er die Beſchreibung von Chantilly geliefert, die er für den Herrn Herzog von Bourbon verfertiget, und Eurer Maj. übergeben hat.

Es wäre zu wünſchen, daß ein jeder Gelehrter, inſonderheit die Schriftſteller, auf dieſe Weiſe, nicht im Abſehen auf ihre Dürftigkeit, ſondern zum Vergnügen ihrer

Nachfolger, richtige Aufſätze, von der Zahl, der Zeit und Veranlaſſung ihrer Werke hinterlaſſen möchten. Wie viel Mühe, und vieleicht auch wie viel Lügen würden ſie hiedurch ihren Auslegern nicht erſparen! Die gelehrte Welt würde auch bald gewohnt werden, in dieſen Nachrichten, die mindeſten Spuren der Eigenliebe zu erkennen;; und in der Furcht, daß ſie ſich deswegen nicht zum Schaden der Wahrheit ſelbſt rächen könnte, ſo würde ein Leben der Akademiſten nur darinn beſtehen, daß man ihre ehrenvolle Begebenheiten darinnen erzählete, die von ihrer Beſcheidenheit unterdrücket, oder gar zu leichtſinnig wären übergangen werden.

Herr Boutard ſtarb zu Paris den 9ten des letzten Monats an einer Bruſtwaſſerſucht, die, wie man glaubet, von denen Arzneyen verurſachet worden, wodurch er ſich an der Gicht heilen wollen. Er war in ſeinem fünf und ſechzigſten Jahre.

XLIII.

Lebensumſtände

des Herrn de la Loubere. In der öffentlichen Verſammlung nach Martini 1729 vorgeleſen.

Simon **de la Loubere** war der Sohn eines der vornehmſten Beamten bey dem Präſidial zu **Toulouſe**, und ward daſelbſt im **März**e des 1642ſten Jahres gebohren. Er ſtudirte in der daſigen Jeſuiterſchule, darinn er einen ſeiner Gelehrſamkeit wegen berühmten Vätter hatte.

Herr **de la Loubere**, der Vater, welcher ebenfalls ein Gelehrter war, erſparete nichts ſeinen Sohn ſo zu erziehen, als er es ſeit ſeinen erſten Jahren zu erfodern ſchien; allein er lebete ſo lange nicht, daß er die Früchte hätte genießen können, die er davon zu hoffen hatte. Die Mutter war glücklicher. Sie war eine gebohrne **Bertrand**, und mit dem Cardinale **Bertrand** aus einem Hauſe: welcher Oberpräſident, anfangs im Parlemente zu **Toulouſe** und nachmals zu **Paris**, endlich aber unter **Heinrichen** dem II. Oberſiegelbewahrer geweſen.

Dieſes war eine ſehr verdienſtvolle Frau, und welche, ungeachtet ſie wie es ſcheint, mit den Proceſſen die ihr Mann ihr hinterlaſſen, beſchäfftiget genug geweſen, dennoch den Muth nicht ſinken ließ: daß ſie die Studien eines jungen Menſchen, der bereits in der Rhetorik war, würde ermuntern, und ihnen ſelbſt folgen können. Alle Tage mußte er ihr richtige Rechnung davon ablegen. Herr **de la Loubere**, dem dieſe Aufſicht beſchwerlich und vielleicht auch ungehörig verkam, ſchmäuchelte ſich damit, daß ſie wenigſtens nicht lange währen würde; und weil er eben damals im Griechiſchen, **Homers** Gedichte las, die ihn ganz bezauberten, ſo machte er ſich das leichtfertige Vergnügen, ſeiner Mutter morgens und abends eine Menge Verſe daraus vorzuſagen; in der Hoffnung, daß eine ihr ſo fremde Sprache, ihrer Geduld bald ein Ende machen würde. Allein er irrete ſich; die Aufmerkſamkeit ſeiner Mutter ward täglich neu, und nahm ſo ſehr zu, daß er ſich nicht enthalten konnte, ihr ſein Erſtaunen darüber zu bezeugen, und ihr treuherzig zu geſtehen, was ſeine Abſicht geweſen wäre. Auf dieſes Bekenntniß eröffnete ſie ihm auch etwas, darüber er nicht minder erſtaunte: nämlich, daß ſie unvermerkt an dem Wohlklange der griechiſchen Verſe einen ſolchen Geſchmack gefunden, daß ſie, wenn es ſeine Schuldigkeit nicht mehr ſeyn würde, ihr welche vorzuſagen, ihm dieſelben aus Freundſchaft abfordern wollte.

Alles was man ſonſt noch von dieſen erſten Jahren des Herrn **de la Loubere** weis, iſt, daß er im funfzehnten oder ſechzehnten Jahre ein lateiniſches Trauerſpiel verfertiget, deſſen Inhalt aus der heil. Schrift genommen geweſen; und ein aus dem **Plautus** nachgeahmtes franzöſiſches Luſtſpiel: daß er ſie aber beyde unterdrückt, als er nach **Paris**, in die Welt gekommen, die Schauplätze beſuchet, die Gerichtsbänke und Gelehrten kennen gelernet, und die Schwäche ſeiner Verſuche eingeſehen.

Die Begierde immer weiter zu kommen, inſonderheit immer geſitteter zu werden, bewog ihn inſonderheit das vornehme Frauenzimmer zu beſuchen: und in dieſem unſchuldigen Umgange, verfertigte er eine Menge zärtlicher und witziger Gedichte, welche die beſten Tonkünſtler begierigſt in Noten ſetzten, und alle Welt hernachmals ſang. So daß er, wie er ſagte, der größte Liederdichter von Frankreich würde geweſen ſeyn, wenn nicht die Opern gekommen wären, und ihn um dieſe Ehre gebracht hätten. Er trat ſie ihnen auch gar gern ab, weil er ohnedem bereits ſuchte, ſich mit ernſthaftern Dingen zu beſchäfftigen.

Er legte ſich auf die Kenntniß des öffentlichen Rechtes und auf das Recht der Fürſten; und als Herr von **St. Romain** zum Abgeſandten nach der Schweiz ernennet ward, ſo verlangte er den Herrn **de la Loubere** zum Geſandtſchaftsſecretär, und fügte den glaubwürdigen Zeugniſſen, derer Dienſte, die er in dieſem Lande geleiſtet, noch dieſes bey, daß er ſich daſelbſt eine allgemeine Hochachtung erworben, ungachtet er faſt nichts als Waſſer getrunken hatte.

Wenige Zeit darauf, ſchickte der König, deſſen Abſichten zu Einführung der römiſchkatholiſchen Religion und des Handels in **Siam**, ſehr groß waren, den Herrn **de la Loubere**, mit dem Titel eines außerordentlichen Geſandten dorthin. Er reiſete den 1 März 1687 von **Breſt** ab, und kam zu Ende des **Septembers** in **Siam** an, allwo er bis in den folgenden **Jenner** blieb; und in dieſer Zwiſchenzeit, die ungefähr nur drey Monate währete, ſammlete er ſolche richtige Nachrichten, von der Geſchichte und Beſchaffenheit des Landes, von dem Urſprunge, der Sprache, den Gebräuchen, den Sitten, dem Fleiße und der Religion der Einwohner; daß die Nachricht die er bey ſeiner Rückkunft davon heraus gab, ungeachtet man bereits drey oder vier andere hatte, gar bald als die einzige in ihrer Art betrachtet ward.

Gleichwohl muß man bemerken, daß man ſich in dieſer Nachricht, wunderwürdige und faſt unglaubliche Dinge verſprochen; daß Herr **de la Loubere** ſolches gewußt; daß es ihm auch nicht unbekannt geweſen, wie es damals gleichſam eine Art von Staatsliſt oder Eigennutz erfoderte, in dieſem Stücke das Vorurtheil und die Leichtgläubigkeit der Leute zu unterhalten: und daß er dennoch ſich dieſen, den Reiſenden ſo ſehr angenehmen Vortheil, gar nicht zu Nutze gemacht; ſondern, wenn man die Betrachtungen ausnimmt, womit er alles begleitet, was er geſehen, erfahren, und bis auf ſechstauſend Meilen weit unterſuchet hat, alles mit der Aufrichtigkeit und Einfalt eines Mannes erzählet, der niemals aus dem Lande gekommen wäre.

Wann auf ſolche Art die Urtheilskraft der Liebe zur Wahrheit gleich kömmt; ſo ermuntert und erhebt ſie den Muth die Wahrheit zu ſagen: und eben dieſes machte, daß man noch einmal die Augen auf ihn warf, und ihn, doch ohne Character, nach Spanien und Portugall, zu Ausführung eines geheimen Geſchäfftes, ſchickte. Die Hauptſache ſeines Geſchäfftes war unfehlbar, die Mittel auszuforſchen und vorzubereiten, wie man dieſe zween Höfe von dem Bündniſſe abbringen könnte, welches die Veränderung in England nach ſich gezogen, und wodurch ſich in ganz Europa das Kriegsfeuer entzündet hatte. Zum Unglücke ward dieſe Abſicht auf eine unmittelbare Art, und vielleicht bloß durch den Argwohn verrathen. Herr **de la Loubere** ward zu **Madrid** in Verhaft genommen, und durfte nicht nach Frankreich zurück kehren; weil man daſelbſt es mit allen dort befindlichen Spaniern eben ſo machte.

Nach ſeiner Rückkunft von dieſer ſpaniſchen Reiſe, wandte ſich Herr **de la Loubere**, welcher bereits mit dem Herrn Kanzler von **Pontchartrain**, ſo damals Generalcontrolleur der Finanzen, und Staatsſecretär bey dem Seeweeſen war, gänzlich an denſelben; um bey dem Herrn Grafen von **Pontchartrain**, ſeinem Sohne, die Anwartſchaft auf deſſen Stelle eines Staatsſecretärs zu erhalten. Er begleitete ihn auf ſeinem Herumreiſen, er vermiſchte mit ſeinen beſondern Arbeiten, lehrreiche und merkwürdige Erzählungen, von gelehrtem Bücherleſen, und machte ihm die Laſt der Geſchäffte leicht und angenehm, weil ſeine Gemüthsart beydes und ſogar ein wenig eigenſinnig war, welches der Herr Kanzler **von Pontchartrain** allezeit zu ſeinem Lobe kehrete. Und die Wahrheit zu ſagen, der Witz muß allerdings ein wenig ſonderbar ſeyn, um beſtändig diejenige Neuigkeit blicken zu laſſen, darinnen ſeine Anmuth beſteht.

Da nun dieſe Ergebenheit an den Herrn Kanzler, keinen Zweifel übrig zu laſſen ſchien, daß Herr **de la Loubere** beſtändig in **Paris** zu bleiben wünſchte: ſo ernannte ihn im 1693ſten Jahre die **franzöſiſche Akademie**, an die Stelle des ältern Herrn Abts **Tallemant**; und im folgenden Jahre ward er zu einer andern Stelle in dieſer **Akademie** beruffen, die nur noch erſt aus acht Mitgliedern, aber lauter beſoldeten, und alle aus der **franzöſiſchen Akademie**, beſtund.

Es ſey indeſſen, daß ihn nach und nach das Heimweh ergriffen, und daß er ſolches gemerket oder nicht: ſo redete er doch nicht anders davon, als von einer edlen Empfindung, die ihn für die Ehre ſeines Geburtsortes erfüllete. Gleich anfangs hielt er um die Wiederherſtellung der floraliſchen Spiele an, die ehemals zu **Toulouſe** ſo berühmt geweſen; nun aber ſeit einem Jahrhunderte, in kleine ſchwärmende Geſellſchaften ausgeartet waren, darinnen man nur noch einige mäßige Preiſe austheilete, die gar nicht fähig waren, den Nacheiſer zu erwecken.

Er erforſchete mit ungemeiner Mühe den Urſprung dieſer Spiele und bewies deren Nutzen ſo augenſcheinlich: daß man, um ſie deſtomehr zu ihrer alten Herrlichkeit zurück zu bringen, ihm ſelbſt auftrug, die neuen Grundgeſetze dazu, die Befreyungsbriefe, und ſogar das Verzeichniß der Akademiſten aufzuſetzen; darunter gewiß niemand ſo gut als er, eine anſehnliche Selle verdiente. Allein ſeine Beſcheidenheit

heit verhinderte ihn, ſich an irgend einer Stelle zu nennen: und die ganze Akademie mußte dieſe Uebergehung gut machen, indem ſie ihm mit einhälliger Stimme die erſte Stelle zuertheilete, die nur erlediget werden würde. In der That nahm er dieſes mit Freuden an; ja er that noch mehr, er reiſete ſelbſt hin, ſich zu bedanken: und dieſes war gleichſam das Zeichen ſeines Abzuges von **Paris**, welches durch den Genuß der angebohrnen Luſt vollends bekräftiget ward. Er fand zu **Toulouſe** eine liebenswürdige Muhme aus dem Hauſe **Bertrand**; er vergaß dabey, daß er faſt ſechszig Jahre alt war; er heirathete ſie, und kam bloß noch einige male nach **Paris**, ſeine Sachen in Ordnung zu bringen, und ſich je länger je mehr von allem loszumachen, was ihn daſelbſt zurück halten konnte.

Dieſer ſeiner Provinz wiedergeſchenkte **Herr de la Loubere**, war lange Zeit die Ehre und das Vergnügen aller dortigen Geſellſchaften. Er ward der Schiedsrichter eben dieſer **floraliſchen** Spiele, die er wieder hergeſtellet hatte: und dieß ward er bloß wegen ſeines beſſern Geſchmacks und ſeiner überlegenen Kenntniß.

Da er auch mehr als jemals im Stande war, Rath und Regeln zur Aufnahme der Dichtkunſt und Beredſamkeit zu ertheilen: ſo trug er in denen häufigen Reden die er hielt, und in den Gedichten die ihm entfuhren, Muſter dazu vor. Dieſe Gedichte waren allezeit voller Feuer und Verſtand, voll von einer zärtlichen Sittenlehre, oftmals auch einer feinen Galanterie, die ſeinem Alter nicht ähnlich ſah, ungeachtet er davon gern redete.

Er konnte nicht nur Griechiſch und Latein, davon wir vergeſſen zu ſagen: daß er in ſeiner Jugend, zu ſeinem Gebrauche, eine Sprachlehre und die Stammwörter in franzöſiſchen Verſen, nach Art der von **Portroyal** verfertiget; er konnte auch ſehr gut Deutſch, Italieniſch und Spaniſch.

Seine Neigung zur Poeſie ſchloß ſich auch nicht in die Gränzen ein, davon wir geredet haben, nämlich Lieder und Madrigale; ſondern er hat eine ziemlich dicke Sammlung von Sonnetten, Oden, Elegien und andern poetiſchen Werken hinterlaſſen, die alle in ihrer Art regelmäßig ſind: denn die ungleich langen Verſe konnte er nicht leiden, und nannte ſie nur, die Frechheit im Reimen.

Diejenigen, welche den Hrn. **de la Loubere** nur mittelmäßig kannten, glaubten, dieſes wäre ſeine ganze Beſchäfftigung; und gleichwohl war es nur ein Theil ſeiner Zeitkürzungen. Seit vielen Jahren übte er ſich unabläßig an allem, was die Mathematik erhabenes und abſtractes hat. Da er aber durch dieſen Fleiß nur nützliche Wahrheiten erfinden wollte: ſo redete er auch nur mit Leuten davon, die fähig waren, davon zu urtheilen: folglich war dieſes eine in der Provinz faſt unbekannte Sache, und gleichſam nur einer kleinen Anzahl gelehrter Freunde vorgeſparet, mit denen er allezeit in genauer Verbindung ſtund. Wenige Zeit vor ſeinem Tode ließ er ſichs gefallen, daß man einen Tractat bekannt machte, den er von der **Auflöſung der Aequationen**, oder von der **Extraction ihrer Wurzeln** verfertiget hatte. Man drucket anitzt daran, und Herr Saurin, der königliche Bücherrichter, auf deſſen Genehmhaltung der Befreyungsbrief darüber ertheilet worden iſt, hat das vortheilhafteſte Urtheil davon gefället.

Er ſtarb den 26ſten **März**, nach vollendeten ſieben und achtzig Jahren: und die Zeitung von ſeinem Tode, ſo wahrſcheinlich, ſo gewiß ſie auch war, hatte großer Beſtätigungen nöthig; indem ſich bereits ſeit langer Zeit, alle Jahre falſche Gerüchte davon ausgebreitet, die auf kleine Unpäßlichkeiten und auf die Furcht ihn zu verlieren, gegründet waren. Denn außer ſeinen Gaben verurſachte die Anmuth ſeiner Sitten und die Redlichkeit ſeines Umganges, daß man ihn unmöglich kennen konnte, ohne ihm ungemein ergeben zu ſeyn.

Man ſagt, daß wenn er nach irgend einer Krankheit, Gott für ſeine Geneſung gedanket, er ihn auch inſonderheit dafür geprieſen, daß er ihn noch bey ſeinen Freunden ließe; und daß, da ihm einige derſelben einsmals liebreich vorgeſtellet: daß er, ſo alt und kränklich er auch wäre, dennoch kein Zittern in den Händen hätte, welches der gemeine Mann für eine Strafe der Meyneidigen hält; er ihnen geantwortet: er hätte auch niemals einen falſchen Eid gethan, auch nicht einmal in der Liebe.

Er hat ſeine Frau ein Jahr überlebet, und keine Kinder, von ihr hinterlaſſen. Auch in dieſer Akademie hat ſein Tod keine Veränderung nach ſich gezogen; indem er darinnen ſeit dem 1705ten Jahre nur noch den Titel eines bejahrten Beſoldeten geführet.

XLIV.

Leben des Herrn Abtes von Boiſſy.

In der öffentlichen Verſammlung nach Martin 1729. vorgeleſen.

Johann Baptiſta **Thiaudiere von Boiſſy**, ward zu **Paris** den 20. **October** 1666. gebohren, und war das ſechſte Kind **Peters Thiaudiere**, welcher Finanzenſecretär bey der königlichen Frau Mutter, **Anna von Oeſterreich**, geweſen war. Er verlor ſeinen Vater ſehr frühzeitig; allein ſeine Erziehung ward doch darüber nicht verabſaumet. **Claudius Thiaudiere**, ſein älteſter Bruder, welcher in ſeinem ſieben und zwanzigſten Jahre bereits geheimer Secretär bey dem Herrn Oberpräſidenten **von Novion** war, nahm ſich ſeiner Studien an. Er ließ ihn in der Jeſuiterſchule ſtudiren, allwo er ſelbſt war erzogen worden: und als er mit ſeiner Rhetorik fertig war, nahm ihn einer ſeiner Vättern, ein **Bernhardinermönch**, und Prior der Abtey **Cercamp** in **Artois**, mit ſich, und behielt ihn einige Jahre bey ſich.

Unſer junger **Boiſſy**, als ein munterer und wiſſensbegieriger Menſch, ward gar bald mit daſigem Bibliothekar genau bekannt. Dieſer Mann verſtund mehr von ſeinem Handwerke, als daſiger Ort ſchien vertragen zu können; und machte ſich die leichte Gelegenheit, ſo er hatte, zu nutze, gerade zu von Holland allerley Bücher kommen zu laſſen, und für das Kloſter, für ſich und ſeine Freunde, zu behalten.

Der Herr Abt **Boiſſy**, des P. Priors Neffe, entriß ſich den verführiſchen Zeitkürzungen einer reichen Abtey voller Mönche, um die Tage, und zuweilen ganze Nächte, mit Bücherleſen zuzubringen. Er machte Auszüge, er hielt zuſammen, inſonderheit die theologiſchen Bücher und die von den ſchönen Wiſſenſchaften, als die ſeine Neugierde am meiſten anlockten: und als man ihn wieder nach **Paris** ſchickte, ſo waren ſeine Familie, Herr **Deſpreaux**, **Racine**, **Fourcroix** und andere Freunde ſeines Bruders, welche befürchteten, er würde wenigſtens ſeine Zeit verloren haben, über ſeine daſelbſt erworbene Kenntniß um ſo vielmehr erſchrocken, da er ſie niemanden als ſich ſelbſt zu danken hatte.

Man ließ ihn wieder zu den Studien gehen, und er that ſich durch ein ſo ſchleuniges Wachsthum, zugleich aber auch durch ſolche angenehme und ordentliche Sitten hervor: daß der Nacheifer, die Hochachtung und Ehrfurcht, ſo er bey ſeinen Mitſchülern erweckete, bis zu ſeinen Lehrern drungen, und ſie dieſelben ſo lange im Andenken behielten; daß dieſe Gewohnheit noch in aller ihrer Stärke war, als der Herr **Abt von Soubize**, jetziger Cardinal **von Rohan**, welcher zwölf Jahre jünger war als der Abt **Boiſſy**, in dieſem Stücke den Muſen ein neues Schauſpiel gab: nämlich einen Prinzen, den die Gratien gebildet hatten, und welcher, da er die höchſten Würden der Welt bloß ſeinem Namen zu verdanken haben dürfte, auf nichts mehr bedacht war, als wie er ſich derſelben durch eine beſtändige Gefliſſenheit, und durch einen ſo anſehnlichen Fortgang würdig machen möchte, die zuweilen dem Verdienſte bloßer Privatperſonen das Recht ertheilen, den Ehrenſtellen des Glücks Gewalt anzuthun.

Was nun derſelbe von dem Abte **Boiſſy** ſagen hörete, das machte ihn begierig, denſelben kennen zu lernen: und ſo bald er ihn kannte, wünſchte er ihn an ſich zu ziehen. Dieß war auch nicht vergebens; er beredete denſelben, die Erziehung ſeines Herren Bruders, des Prinzen Maximilians zu übernehmen: und dieſe ſtimmte mit allem überein, was man ſich von ſeinem Eifer und von ſeiner Fähigkeit verſprechen konnte. Er bildete in ihm einen liebenswürdigen und tugendhaften Kriegsmann, welcher zu der in ſeinem Hauſe erblichen Tapferkeit und Anmuth, ein Herz voller Empfindlichkeit, und einen mit hundert Kenntniſſen gezierten Verſtand fügete; und dadurch ſeinen Verluſt in der Schlacht bey **Ramilly** ſo ſchmerzlich machte.

Noch ein Gegenſtand der größten Hoffnung, der Prinz **von Soubize** ſelbſt, ward der Sorgfalt des Herrn Abtes **von Boiſſy** anvertrauet: und er pflegete die glücklichen Neigungen dieſes neuen Untergebenen ſo glücklich; daß er in ihm allein alles wieder hergeſtellet zu haben ſchien, was ruhmvolle, aber frühzeitige Todesfälle, in einer langen Reihe von Feldzügen ſeinem Hauſe geraubet hatten. Die Thränen, ſo er endlich auch ſeiner Seits veranlaſſet hat, und die noch nicht vertrocknet ſind, ſagen auf eine beredtere Art, als wir thun können, daß ihm nur die Jahre, und keine Tugenden gefehlet.

In der Zwiſchenzeit dieſer beyden Erziehungen, und nach der letzten, gebrauchte der Herr Cardinal **von Rohan** den Herrn **Abt von Boiſſy** zu allerley Sachen, daran ihm viel gelegen war, und die mehrentheils ihn ſelbſt angiengen. Er bezeuget mit Vergnügen, daß er allezeit im Grunde ſeiner Einſichten, in dem Umfange ſeiner Beleſenheit, und in ſeinem ſtarken Gedächtniſſe, die geſchwindeſten und ſicherſten Hülfsmittel zu allem, was er gewünſchet, gefunden. Er ſetzet hinzu, daß, da der Herr **von Boiſſy** ſo gar uneigennützig gebohren geweſen, daß er ganz unfähig geſchienen, irgend eine Abſicht zu ſeinem eigenen Vortheile zu faſſen, er niemals angeſtanden, zu reden und anzuhalten, ſo bald einem Unglückſeligen hat ſollen beygeſprungen, den Wiſſenſchaften ein Dienſt geleiſtet, oder zur Ehre derer, die es zu verdienen ſchienen, etwas beygetragen werden.

Die anſehnlichſte Gelegenheit, ſo er hierzu gehabt, und die er nicht verabſäumet hat, iſt 1707. geweſen, als die berühmte Bibliothek des Herrn **Thuanus**, nachdem ſie der Herr Präſident **von Menars** gekaufet, eben wieder verkaufet, und in fremde Länder zerſtreuet werden ſollen. Der Herr Abt **Boiſſy** ward gleich unruhig darüber, als über ein allgemeines Unglück: als er aber hierauf bedachte, daß niemand würdiger wäre, dieſes herrliche Pfand zu beſitzen, als der Herr Cardinal **von Rohan**, bath er ihn ſo inſtändig darum, daß ſein Anhalten alle Schwierigkeiten der damaligen Zeitläufte überwand; in welchen, wie man weis, die Drangſalen eines hartnäckigten und blutigen Krieges, die großen Häuſer noch mehr zu erſchöpfen pflegt, als das Vermögen der Niedern. Die Beſchwerlichkeiten einer ſo wichtigen Ueberfahrt und Aufſtellung fielen alle auf ihn; und er erſchrack davor nicht, ſondern machte ſich vielmehr ein großes Vergnügen daraus. Ja da es ihm nicht genug war, dieſen Schatz den Gelehrten ſeines Landes nur erhalten zu haben; ſo bemühete er ſich auch, ihn denſelben täglich noch nützlicher zu machen: entweder, indem er ihn auf eine Art anordnete, die deſſen Gebrauch ſehr erleichterte; oder dasjenige hinzufügete, was noch fehlete, ihn zu einem der vollkommenſten in Europa zu machen.

Dieſe verſchiedenen Arbeiten machten der **Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften** ein vortheilhaftes Bild vom Herrn Abte **von Boiſſy**. Er ward im 1710 Jahre bey ihr aufgenommen, und ungeachtet ſeine verwaltenden Geſchäffte ihm damals noch nicht verſtatteten, ſo oft als er gewünſchet hätte, bey uns zu erſcheinen: ſo kam er doch, nicht nur ſo oft es ihm möglich war, in die Verſammlungen, ſondern brachte auch eigentlich hierzu aufgeſetzte Werke mit.

Deren ſind unter andern zwey; eines von der, bey den Alten gewöhnlichen Ausſühnung; das andere von den

Opfern, dabey ſie menſchliche Schlachtopfer würgeten. Die **Akademie** hat dieſer Stücke auch in dem hiſtoriſchen Theile dieſer Geſchichte im I Bande auf eine rühmliche Art erwähnet.

Allein, auf dieſe Verrichtungen, die den Herrn Abt **von Boiſſy** abhielten, ſich den Uebungen unſerer Geſellſchaft gänzlich zu ergeben, folgten gar bald allerley Schwächlichkeiten, die ihn noch mehr von uns entferneten, und endlich nöthigten, den Titel eines Bejahrten zu ſuchen. Es waren aufſteigende Dünſte, beſtändige Kopfſchmerzen und Schlafloſigkeit: traurige Früchte eines mit vielem Sitzen und Arbeiten verknüpften Lebens!

Einige Zeit vor ſeinem Tode ſpürte er einige Linderung; worauf er wieder zur **Akademie**, mit einer Art von Befliſſenheit und Gefälligkeit kehrte; daß man ſich ſchon ſchmäuchelte ihn dereinſt von denen Uebeln, die gemeiniglich mit den Jahren abnehmen, völlig hergeſtellet zu ſehen: als er im letzten **May** abermals heftigere Anfälle, als gewöhnlich, davon empfand, welche mit einem bald dreytägigen, bald beſtändigen Fieber verknüpfet und ſtärker waren, als alle Arzneyen; ſo, daß er den folgenden 27ſten Junii, im drey und ſechszigſten Jahre, und mit der vollkommenſten Gelaſſenheit, erblich.

Sein Hauptcharakter beſtund in einer ungemeinen Gottesfurcht, Aufrichtigkeit und Unſchuld: die inſonderheit denen ſchätzbar war, welche gleich ihm, einen feinen und zärtlichen Geſchmack beſaßen, nach welchem er in den Werken des Witzes, und in den Arbeiten der Kunſt dasjenige, was groß, ſchön und wahr iſt, ſogleich von demjenigen zu unterſcheiden wußte, was nur den Schein davon hatte.

◆

XLV. Le-

XLV.

Lebensumſtände

des Herrn Präſidenten von Valbonnays.

Zu der öffentlichen Verſammlung nach Martin 1730. vorgeleſen.

Johann Peter Moret von Bourchenů, Marquis von **Valbonnays**, oberſter Vorſitzer der Rechnungskammer des **Delphinates**, ein Sohn **Peters von Bourchenů**, Dechanten des Parlaments eben dieſer Provinz, ward zu **Grenoble** den 23ſten **Junii** 1651. gebohren, und ſtudierte zu **U. L. F. zur Gnade in Foreſt**, allwo die Patres vom Oratorio eine Schule haben, deren Ruhm er ſehr erhöhete; weil er die allgemeinen Sätze aus der Weltweisheit in ſeinem vierzehnten Jahre, daſelbſt ſo trefflich vertheidigt hatte.

So viel Luſt Herr von **Valbonnays**, der Vater, auch hatte, aus ſeinem Sohne bald einen Mann zu ziehen, der fähig wäre, ſein gerichtliches Amt zu übernehmen, ſo glaubte er doch nicht, daß er ihn ſo zeitig zur Rechtsgelehrſamkeit führen dürfte; und da dieſer Sohn eine große Begierde zum Reiſen blicken ließ, ſo ſetzte er ihn in den Stand, auf eine angenehme Art nach Italien zu gehen. Er brachte von einem jungen Menſchen nichts dorthin, als die Begierde und Sehnſucht alles zu ſehen: im übrigen ſah er alles, als ein verſtändiger Menſch an, der ſein Tagebuch nicht mit Kleinigkeiten erfüllte; ſondern, indem er nichts ſonderbares vorbey ließ, ſelbiges faſt allezeit mit ſolchen vernünftigen Anmerkungen begleitete, daß er ſich derſelben, bis zu ſeinen letzten Arbeiten, nützlich bedienen können.

Er blieb ungefähr ſechs Monate in **Rom**, und etwas länger zu **Venedig**, indem der franzöſiſche Abgeſandte daſelbſt, damals Herr **von St. André**, Obervorſitzer des Parlaments zu **Grenoble** war, der ſich ein Vergnügen machte, ihn aufzuhalten, und ihn zu allen öffentlichen Feyerlichkeiten mit ſich nahm: unter andern befand er ſich auch bey derjenigen, allwo dieſer Miniſter, ob er gleich von der Feder Herkommens war, mit ſo vieler Herzhaftigkeit, als Anſtande, den Rang über den ſpaniſchen Geſandten **Marquis de la Fuentes** nahm, der ſich den Vorgang anmaßen wollte. Herr **Amelot de la Houſſaye**, welcher in ſeinen Nachrichten dieſe Begebenheit überaus umſtändlich beſchrieben, hat ſie mit einigen Ausdrücken luſtig gemacht, die er einem jungen Menſchen zuſchreibt, der den Herrn Geſandten begleitet: und dieſer Franzos, den er nicht nennet, ſoll unſer Herr **von Valbonnays** geweſen ſeyn.

Er hatte ſich geſchmäuchelt, daß man ihm nach ſeiner Rückkunft aus Italien erlauben würde, irgend eine andere Reiſe zu unternehmen. Als aber ſeine Hoffnung fehl ſchlug, ſo ritt er eines Tages, ohne ein Wort zu ſagen, auf einem geliehenen Pferde, davon; ohne etwas mehr an Baarſchaft bey ſich zu haben, als was er von ſeinen Ergetzungen erſparen können, und gab nicht eher Nachricht von ſich, als bis er in **Paris** angekommen war. Nunmehr konnte man ihm keinen Zuſchub verſagen, ſondern ſchickte ihm ſolchen, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er höchſtens in drey Monaten wieder in **Grenoble** ſeyn ſollte. Herr **von Valbonnays** empfing das Geld, und erfüllte die Bedingung blutſchlecht.

Er blieb immer auf ſeinem alten Vorhaben, Holland zu beſehen, und von da nach England zu ſchiffen, allwo er zu allem Glücke den Herrn **von Canaples**, den letzten Herzog **von Leſdiguieres** fand, welcher vor Freuden, einen jungen Menſchen aus ſeiner Provinz zu ſehen, ſich ſeiner ganz beſonders annahm, und ihn auf eine beſonders ehrenvolle Art an dem Hofe **Carls** des II darſtellte. Ein ſo unerwarteter glücklicher Fortgang, blähete ſeinen Muth dergeſtalt auf, daß, als er ſich einsmals im Gefolge des Königes befand, der auf der Rhede bey **Portsmouth** ſeine Flotte in Augenſchein zu nehmen gieng, welche mit der franzöſiſchen zugleich, die Holländer bis auf ihre eigenen Küſten aufſuchen ſollte; er alles anwendete, um die Erlaubniß zu erhalten, auf das Admirals- oder Viceadmiralsſchiff zu gehen, und das Gefecht mit anzuſchauen.

Der Herzog **von York**, als Befehlshaber über die Flotte, entſchuldigte ſich, ihn an ſeinen Bort zu nehmen; weil er gar zu vieler Gefahr ausgeſetzet ſeyn würde. **Mylord Sandwich**, auf dem Viceadmiralsſchiffe, that eben desgleichen, und aus eben der Urſache; allein er verſchaffte ihm eine Stelle auf einem derer Schiffe, die unmittelbar nach ihm folgeten, und wo er auch in der That viel weniger Gefahr lief. Denn an dem Tage des Gefechtes, welches den 7. Junii 1672. von ſieben Uhr des Morgens, bis um neun Uhr des Abends währete, brach **Ruiter**, der holländiſche Admiral, welcher ſich den vortheilhaften Wind zu nutze machte, dergeſtalt auf die rothe Flotte los, daß er ſogleich große Unordnung darunter verurſachte. Der Herzog **von York** mußte dreymal auf ein ander Schiff gehen; dem **Mylord Sandwich** aber ward, nachdem er zwey angeklammert hatte, das ſeinige endlich mit einem Brander angezündet, wodurch es mit ihm und allem ſeinem Geräthe in die Luft geſprenget ward. Ob nun der Sieg endlich gleich auf der Seite der zwo Kronen blieb: ſo machte doch dieſer Anblick, der für einen bloßen Neugierigen nichts minder als reizend war, bey dem Herrn **von Valbonnays** einen ſolchen Eindruck, daß er an nichts weiter dachte, als wie er die Abſichten ſeiner Familie erfüllen möchte.

Er kehrete nach **Paris** zurück, und da er von ſeinem Vater Erlaubniß erhalten, daſelbſt das Recht zu ſtudieren, und ſich einige Zeit vor Gerichte zu üben, ſo that er dieſes genau, und es gieng keine wichtige Sache vor, davon er ihm nicht den Verlauf berichtete. Nicht als ob dieſes ſeine einzige und liebſte Beſchäfftigung geweſen wäre; ſondern er gieng auch fleißig auf Bibliotheken und zu den Gelehrten. Er legte ſich noch beſonders auf die Mathematik; und hatte ſich nahe bey dem Herrn **Ozanam** eingemiethet, um ſeine Vorleſungen und müßigen Stunden beſſer nutzen zu können.

Der Aufenthalt in der Provinz erſtickte auch eine ſo natürliche und bekannte Liebe nicht. Sobald ſein Vater ihm ſeine Stelle eines Parlamentsrathes abgetreten hatte, fieng er an, bey ſich Verſammlungen über die Geſchichte und Litteratur zu halten: und indem er ſich mit einem ſeiner Freunde verband, welcher kein minderer Liebhaber der Mathematik war, als er; ſo ließen ſie auf gemeine Koſten den Herrn **Ozanam** nach **Grenoble** kommen, und behielten ihn zwey Jahre daſelbſt.

Einige Zeit darauf erhielt Herr **von Valbonnays** die Genehmhaltung des Königes, zur Oberpräſidentenſtelle bey der Rechnungskammer im **Delphinate**. Er ward daſelbſt 1690. eingeführet, und die Dienſte, ſo er leiſtete, erwarben ihm im 1696ſten Jahre eine Ernennung als Titular-Staatsrath. Allein ein perſönliches Unglück folgte allen dieſen Vorzügen auf dem Fuße nach. Sein Geſicht ward allmählich ſchwach, und er ward endlich ganz blind.

Dieſer Zufall mußte ihm unfehlbar ſchmerzlich ſeyn: allein weit gefehlt, daß er ſeine Vernunft hätte ſtören ſollen; ſo entdeckte er vielmehr an ihm alle Troſtquellen, die ein Weiſer im Unglücke findet.

Herr **von Valbonnays** fieng unverzüglich an, durch fremde Augen mehr zu leſen, als ſeine eigenen in den beſten Zeiten thun können. Er zierte ſein Gedächtniß mit unendlich vielen nothwendigen Sachen aus, von denen er ſich ſonſt begnüget hatte, nur ſo viel zu wiſſen, daß er ſie im Nothfalle einmal in Büchern würde finden können. Hieraus nun entſtund eine lebhaftere und fruchtbarere Einbildungskraft, erweiterte und gründliche Betrachtungen, nützliche und zuſammenhängende Anſchläge, ein lehrreicher Umgang, der ſich ſtets unterhielt, voller abwechſelnden Materien war; und der einem jeden, der nur einigen Geſchmack beſaß, den ungemeinen Unterſchied unter einem ſcharfſinnigen Manne, und denen Zuſammenſchreibern zu erkennen gab: die, wenn ſie ein wenig Witz zeigen wollen, beſtändig gewaltſame Einbrüche in fremde Arbeiten thun müſſen, und denen ungeübten Kriegesheeren gleichen, die ſich nur durch ſchreckliche Verheerungen hervorthun, aber niemals jemanden bereichern, und kaum ſelbſt von ihrem Raube leben können.

Die Verſammlungen, ſo der Herr **von Valbonnays** bey ſich hielt, wurden zugleich ordentlicher und häufiger; und ungeachtet alle rechtſchaffene Leute gern dabey gelitten waren, ſo wollte er doch dieſes Gut noch allgemeiner machen. Er übernahm ſelbſt ein Werk, deſſen bloßer Gedanken ſchon bey einem Manne von ſolchem Hauſe und Stande aller Ehren werth iſt: deſſen Ausfuhrung aber, in dem Zuſtande, darein ihn der Verluſt ſeiner Augen geſetzt hatte, nicht möglich zu ſeyn ſchien. Da er ſich indeſſen allezeit auf die Kenntniß der Geſchichte ſeines Vaterlandes befliſſen, und ihm die beſondern Urkunden alle bekannt waren, die in dem Archive der Rechnungskammer, und in den verſchiedenen Archiven der Provinz aufbehalten wurden, ſo war dieſes genug, daß er unter dem beſcheidenen Titel Memoires, die richtigſte und umſtändlichſte Geſchichte aufſetzen konnte, die man noch von den vienneſiſchen **Delphinen** des dritten Stammes geſehen; die von den Baronen **de la Tour du Pin**, von demjenigen an abſtammen, welcher die **Dauphine Anna**, den einzigen Zweig der **Dauphinen** des **burgundiſchen Hauſes** geheirathet, bis auf denjenigen, der ſeine Staaten an das franzöſiſche Haus gebracht hat.

Vor dieſer Geſchichte, oder vor dieſen Memoires, deren erſte Ausgabe zu **Paris** 1711. in einem Folianten herauskam, ſtehen fünf vorläufige Abhandlungen. Die eine, über den Urſprung der **Delphinen**; drey andere, von derjenigen Regierungsforme, ſo die von dem dritten Stamme in Verwaltung der Juſtiz, in der Einrichtung der Finanzen, und in der Art Krieg zu führen, eingeführet. Die fünfte handelt von den Namen und den Aemtern verſchiedener Magiſtratsperſonen, deren Verrichtungen wir nicht mehr kennen; und am Ende einer jeden ſolchen Abhandlung folgen allerley Reden und gerichtliche Zeugniſſe, die das, was vorhin vorgetragen worden, zu beſtätigen dienen. So findet man auch zu Ende der Geſchichte von den **Dauphinen** faſt dreyhundert andere Urkunden, die ihr zu Beweiſen und zur Zierde dienen; und welche nebſt ihren gelehrten Noten, über die Errichtung der Familien, über die Sitten, Geſetze und Gebräuche des Landes, ein groſſes Licht über die allgemeine Geſchichte der damaligen Zeit ausbreiten.

So erſtaunlich nun dieſes Werk auch ſchon damals war, als der Verfaſſer es zum erſten male herausgab, ſo wuchs es doch unter ſeinen Händen um ein Groſſes: ſo daß es einige Jahre darauf noch einmal ſo ſtark war, ſowohl was die Ausarbeitung der Geſchichte, als was die Noten betraf, deren mehreſte ſo viel merkwürdige Abhandlungen ausmachten; und endlich auch in Anſehung der Urkunden, die ſich über fünfhundert erſtreckten. Es ward daher im 1722ſten Jahre noch einmal in zween Folianten gedruckt: und dieſe zweyte Auflage, ungeachtet ſie wie die erſte mit einem königlichen Befreyungsbriefe verſehen war, ward zu **Genf** verfertiget; weil dieſer Ort dem Verfaſſer näher lag, und ihm die Ueberſchickung und Zurückſendung der Probebogen leichter machte.

Auch hierbey ließ er es noch nicht bewenden. Er gieng immer Stück vor Stück von dieſen letzten **Dauphinen**, bis auf die Stiftung der Königreiche **Arelat** und **Burgund** herunter, die aus dem Ueberbleibſel der Erbtheilung der Kinder des **Lotharius** entſtanden waren, deren ein Theil das **Delphinat** war. Hieraus nun entſtund ein dritter Theil der Geſchichte dieſer ſeiner erſten Regenten, von **Bozon** und ſeinem Sohne **Ludwig** an, die es gegen das Ende des neunten Jahrhunderts wurden. Er machte Anſtalt, auch dieſen Theil heraus zu geben, und hatte bereits von der Akademie Verordnete zur Unterſuchung ſeines Werkes erbethen, als ihn uns der Tod entriß.

Eine dergleichen Beſchäfftigung hätte die müßigen Stunden irgend einer andern Magiſtratsperſon, als Herr **von Valbonnays** war, auch wenn er nicht blind geweſen wäre, beſetzen können, gleichwohl unternahm er noch viel andere Dinge. Die franzöſiſchen und ausländiſchen Tagebücher enthalten verſchiedene Unterſuchungen, über verſchiedene Puncte aus der alten und neuen Litteratur: und lange zuvor, ehe er in einen ordentlichen Briefwechſel mit dieſer **Akademie** gerathen war, darein er 1728. unter dem einzigen Titel eines **Ehren-Correſpondenten** aufgenommen ward, hatte er ihr bereits Abhandlungen über gewiſſe ſonderbare Denkmäler zugeſandt, die man in ſeiner Provinz, oder da herum, entdecket hatte. Er hatte ihr auch andere Abhandlungen über gewiſſe Puncte aus der Erdbeſchreibung des mittlern Alters überſandt, die man itzt Mühe hat feſt zu ſetzen; z. E. über den Ort **Epaune**, allwo Sigismund,

mund, König der **Burgunder**, eine Nationalverſammlung zu Anfange des ſechſten Jahrhunderts gehalten; noch andere, über den Urſprung, die Familie und Thaten einiger berühmten Männer, die die Zeit faſt ins Vergeſſen gebracht hat, z. E. **Raymonds dü Puy**, erſten militariſchen Großmeiſters des Ordens **St. Johann von Jeruſalem.** Auch hatte er ſeit einigen Jahren zu beſonderm Gebrauche des Herrn Herzogs von **Orleans**, und auf deſſen Befehl, ein Adelsverzeichniß des **Delphinats** gemacht: welches aus mehr als vierzig Geſchlechtregiſtern der vornehmſten Häuſer des Landes beſtund, und auf glaubwürdigen Urkunden beruhete, die gleich ſeiner Geſchichte, mit Noten verſehen waren.

Die Aufmerkſamkeit, welche er auf die Verrichtungen ſeines Amtes als Oberpräſident wendete, erlaubten ihm eben ſo wenig die Vertheidigung der Vorrechte deſſelben, wenn ſolches erforderlich war, andern Händen, als ſeinen eigenen, anzuvertrauen: und dieſem haben wir einen Aufſatz zu danken, welchen er im 1715 Jahre drucken ließ, um die Gerichtsbarkeit des Parlamentes und der Rechnungskammer zu **Grenoble**, über das Fürſtenthum **Orange** zu behaupten. Der einzige gelehrte Briefwechſel endlich, den er mit den vornehmſten Gelehrten in Europa unterhielt, wäre ſchon allein fähig geweſen, einen Gelehrten anſehnlich zu machen; und das Zeugniß, welches ſie alle ſeiner Höflichkeit und Gelehrſamkeit gaben, rechtfertiget die Art von Erſtaunen, womit der verſtorbene Herr **Huetius** in ſeinen **Commentarien** davon geredet hat.

Weil er damals nicht verheirathet war, als er das Geſicht verlor, ſo glaubte er, dieſes Unglück würde ihm im ledigen Stande allezeit leichter zu ertragen ſeyn, und nichts konnte ihn von dieſer Meynung abwendig machen. Aus Furcht aber, daß die Einrichtung ſeines Hausweſens unangenehm werden möchte, ſorgte er mit großer Kunſt, alles darinn zu haben, was einige Freunde, die Geſchmack beſaßen, und auf die er ſich verlaſſen konnte, dahin locken könnte. Er hielt dreymal die Woche Concert, welches die vornehmſten Leute der Stadt hinzog. Weil er übrigens großmüthig, zärtlich und mitleidig war, ſo miſchte er ſich in alles, was zur Erleichterung des gemeinen Weſens, oder der Privatperſonen dienen konnte. Schon bey ſeinen Lebzeiten hatte er eine Summe von zwanzig tauſend Pfunden, zu Anſchaffung einer gewiſſen Menge Brods, für ſchamhafte Arme jedes Kirchſprengels beſtimmet: und es giebt in ganz **Grenoble** kein Hoſpital, kein Kloſter, welches nicht in ſeinem Teſtamente irgend ein nutzbares Zeichen ſeines Andenkens empfangen hätte. Was ſeine Verwandten betrifft, ſo hatte er bereits ſeit langer Zeit, nach dem Grade der nähern Verwandſchaft, oder Zuneigung, ſie einen Theil desjenigen Vermögens genießen laſſen, welches er ihnen dereinſt verlaſſen mußte.

Er ſtarb im März des 1730ſten Jahres an einer Stockung des Harnes, in ſeinem faſt vollendeten neun und ſiebenzigſten Jahre.

Ende des vierten Theils.

Le Mire sc.

Geſchichte
der königlichen Akademie
der ſchönen Wiſſenſchaften
zu Paris,

darinnen zugleich
unzähliche Abhandlungen aus allen
freyen Künſten, gelehrten Sprachen,
und Alterthümern, enthalten ſind.
Mit vielen Kupfern

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt,
von
Luiſen Adelgunden Victor. Gottſchedinn.

Fünfter Theil.

Mit Königl. Poln. und Churfürſtl. Sächſ. allergn. Freyheit.

Leipzig 1751,
verlegts Johann Paul Krauß,
Buchhändler in Wien.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Verzeichniß

der in dieſem Theile vorhandenen Artikel.

Seite

Fortgeſetzte Geſchichte der königlichen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften und Aufſchriften 1

1. **De la Nauze**, über die Jahre Jeſu Chriſti 9
2. **De la Barre**, über eben dieſelben 27
3. **Valois**, daß vorzeiten das Gelübd der Keuſchheit und die Anlegung des Schleyers zugleich geſchehen 39
4. **Hardions** Anmerkungen über des Euripides Andromacha 45
5. **Salliers** Fortſetzung der Nachricht von einigen Büchern aus der königl. franzöſ. Bibliothek 56
6. **Lancelots** Anmerkungen über den Namen Argentoratum 69

7. **Hardions** Verbeſſerungen einiger Stellen im Trauerſpiele Rheſus 76
8. **Moreau von Mautour** über den Namen des Feldherrn bey des Maxentius Kriegsheere 82
9. **Ebenderſelbe**, von der Furcht und Bläſſe, zwoen auf den römiſchen Münzen vorgeſtellten Gottheiten 89
10. **De la Barre** Erklärung eines Sinngedichtes im Martial 97
11. Ueber einen zu Rom entdeckten alten Sitz 104
12. Ueber einen alten gelobten Schild aus dem kön. franz. Cabinet 109
13. **Boze** Erklärung einiger griechiſchen, läteiniſchen und phöniciſchen Münzen 115
14. **Ebenderſ.** über eine Münze von Antonius und der Kleopatra 123
15. **Fourmonds** Gedanken über eine von Malta eingeſchickte Aufſchrift 129
16. Ueber eine in Champagne entdeckte Aufſchrift 133
17. **Von Boze** Erklärung eines alten geſtochenen Carnioles 136
18. **De la Barne** Gedanken von einer auf der Inſel Re gefundenen Krone 141

19. Der

19. Der **Akademie** Gedanken über einige Grabmäler, ſo man in der Pfarrkirche zu Chaſtenay gefunden 146
20. Ueber ein Fragment vom Livius 149
21. **Souchay** Anmerkungen über eben daſſelbe Fragment 154
22. **Mandajors** Verbeſſerung einer Stelle im Gregor von Tours 175
23. **Gedoyns** Anmerkungen über das olympiſche Stadium in Vergleichung mit dem römiſchen Circus 179
24. **Sallier** über Platons Geſpräch Phädrus genannt 186
25. **Moreau von Mautour** hiſtoriſche Beſchreibung der vornehmſten Denkmäler der Ciſtercienſerabtey 198
26 **Lancelots** Erklärung eines ſonderbaren Calenders 256
27. **Chamborts** Erklärung einiger alten Schriftſteller 269
28. **Banier** von den Entzündungen des Berges Veſuv 281
29. **Mahudels** Erklärung einiger ſonderbaren zu Langres gefundenen Aufſchriften 291

30. Bouhiers Gedanken über die Frage: ob vor Balbins und Puppians Zeiten, wenn es zween Kaiſer zugleich gegeben, nur einer davon Pontifex Maximus geweſen? . . . 307
31. Lancelots Beſchreibung gewiſſer alten Bildſäulen an der Magdalenenkirche zu Chateaudün . . . 319
32. Sinnbilder, Aufſchriften und Münzen, ſo die Akademie verfertiget . . . 336

Leben.

46. Leben des Biſchofes von Metz 341
47. Leben Biſchofes von Blois. 353

Fortgeſetzte

Geſchichte

der

königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

Die **Akademie** der ſchönen **Wiſſenſchaften** begnügte ſich noch damit, daß ſie ihren alten Verbindlichkeiten mit vieler Gefliſſenheit nachkam: als der Eifer einer gewiſſen obrigkeitlichen Perſon, ihr eine neue Pflicht auflegete, davon man der Welt Rechenſchaft geben muß.

Der Herr Präſident **Dürey von Noinville**, welcher die Nutzbarkeit der Arbeiten unſerer **Akademie** einſah, und (damit wir uns ferner ſeiner eigenen Worte bedienen) von der Ehre und den Vortheilen grühret war, welche durch dieſelben, ſowohl den Wiſſenſchaften überhaupt, als auch dem Lande inſonderheit, täglich zugezogen werden, faſſete den Entſchluß, auch ſelbſt etwas dazu, durch Stiftung eines **jährlichen Preiſes** von vier hundert Pfunden, für denjenigen Schriftſteller beyzutragen, welcher nach dem Urtheile der **Akademie**, in Abhandlung irgend einer Materie, die ſie zu Erlangung dieſes Preiſes vorſchlagen möchte, am glücklichſten geweſen ſeyn würde.

Dieſer Vorſchlag ward der **Akademie** in der Verſammlung des 16. **Decembers** 1732. gethan: und man kann leicht denken, daß der guten Abſicht und Großmuth des Stifters alles gehörige Lob beygelegt worden ſey. Darüber aber wird man ſich unfehlbar wundern, daß das Annehmen dieſes Anerbiethens ſehr große Schwierigkeiten gefunden. Eben deswegen wollen wir dieſelben allhier der Länge nach anführen, damit wir wenigſtens einen Begriff von derjenigen Behutſamkeit ertheilen mögen, mit welcher gewiſſe Geſellſchaften, die ohnedieß bereits genugſam beſchäfftiget ſind, ſich neuen Bemühungen unterziehen ſollen; ſo anſehnlich und ſo nützlich auch ihr Gegenſtand immermehr ſeyn mag.

Man ſtellete daher vor, daß wenn zu der Wahl derer Materien, deren Abhandlung man zum Wettſtreite um den Preis ausſetzen möchte, ſchon viele Unterſuchungen und Aufmerkſamkeit gehören, man beyde noch in höherm Grade bey der Prüfung der Abhandlungen ſelbſt nöthig haben würde, deren Zahl, vermuthlich, alle Jahre höher ſteigen dörfte. Daß, da dieſe Unterſuchung und noch viel weniger der Ausſpruch, nicht bloß nach einer einzigen Vorleſung in der Geſellſchaft geſchehen könnte, ſie genöthiget ſeyn würde, Gevollmächtigte hierzu zu ernennen; daß ſie dieſelben aus den arbeitſamſten, fleißigſten und gelehrteſten Mitgliedern der Akademie

demie würde erwählen müſſen; und daß in der Zeit da ſie ſich auf eine ſolche Prüfung befliſſen, ihre beſondern Arbeiten für die **Akademie**, nothwendig unterbrochen und verſchoben werden müßten. Daß ferner die Verſchiedenheit der Meynungen von Seiten dieſer Gevollmächtigten, zuweilen ſehr beſchwerlich ſeyn, und noch zu größern Schwierigkeiten Anlaß geben könnte, als der Aufſchub ihrer Arbeiten. Endlich daß, ſo behutſam man auch verfahren möchte, nicht anders als mit genugſamer Kenntniß der Sachen, und nach den Regeln der ſtrengeſten Billigkeit zu urtheilen, die misvergnügten Schriftſteller, das heißt, die ſchwächern, oder unglücklichern, ſich dennoch ohne Scheu wider die **Akademie** empören, und diejenigen als ihre offenbaren Feinde anſehen würden, die ſie ſonſt allezeit als ihre Richter angeſehen hätten.

Gleichwohl behielt keiner von allen dieſen Gründen die Oberhand, über die Begierde den Fortgang der Wiſſenſchaften durch Erregung eines neuen Nacheifers unter denen, die ihnen obliegen, zu befördern. Der Vorſchlag des Herrn **von Noinville**, ward mit Genehmhaltung des Königes, angenommen: und da Se. Majeſtät ihn ſich gefallen ließ, ſo ward einhällig beſchloſſen:

1. „Daß die Aufgabe des Preiſes allezeit von einem
„wichtigen Puncte aus der alten oder neuen Geſchichte
„oder Litteratur handeln; daß ſie aber allemal das dritte
„Jahr, inſonderheit irgend einen Theil der franzöſiſchen
„Geſchichte betreffen ſollte.

2. „Daß, damit der Schein irgend einer gewinnſüchtigen
„Belohnung in Anſehung des Preiſes, deſto
„weiter entfernet würde, man dieſelbe in ein goldenes
„Schauſtück von gleichem Werthe, das ausdrücklich da-

„zu gemacht und mit einer dieſer Einſetzung gemäßen „Aufſchrift verſehen wäre, verwandeln wolle.

3. „Daß die erſte Materie zum Wettſtreite um den „Preis, in der nächſten öffentlichen Verſammlung nach „Oſtern angekündiget, und der Preis ſelbſt in einer dergleichen Verſammlung des folgenden Jahres, ausgetheilet werden ſollte.

4. „Daß alle Perſonen, aus allerley Ländern und „Ständen, ausgenommen die Mitglieder dieſer Akademie, zum Wettſtreite um dieſen Preis zugelaſſen werden ſollten; und daß ihre Aufſätze, in franzöſiſcher, „oder lateiniſcher Sprache, nach ihrem Gefallen abgefaßt „ſeyn könnten, nur daß deren Vorleſung nicht länger „als eine Stunde währen dörfte.

5. „Daß die Verfaſſer ſchlecht weg nur einen Wahlſpruch zu ihrer Arbeit legen ſollten; damit man ſie „aber kennen möchte, ſie in einem verſiegelten Zettelchen, „ihre Namen Wohnplatz und Stand beyfügen möchten, „und daß dieſer Zettel nicht eher, als nach ertheiltem „Preiſe, eröffnet werden ſollte.

6. „Daß alle Stücke endlich, dem Secretäre der „Akademie vor dem 1. December jedes Jahres eingeliefert werden müßten; damit man erforderliche Zeit „hätte, ſie zu prüfen und zu beurtheilen.„

Der Herr Präſident von **Noinville**, welcher aus einem Triebe der Beſcheidenheit, der ſonſt den Stiftern eben nicht gewöhnlich iſt, in der Stiftung ſelbſt gar nicht genannt ſeyn wollte; hatte ſich nur (und zwar vielmehr aus Liebe zu den Wiſſenſchaften, als aus irgend einer Abſicht des Vorzuges) das Recht vorbehalten, daß es zuweilen bey einigen Privatverſammlungen ſelbſt erſcheinen, und diejenigen Materien in Vorſchlag bringen dörfte, te, die ihm zum Wettſtreite beygefallen wären; wobey er gleichwohl niemals begehren wollte, daß ſie den Vorzug vor andern erhalten ſollten, wofern man ſie nicht zu gleicher Zeit für geſchickter befände.

Als nun der Herzog **von Antin** dem Könige die Umſtände dieſer Stiftung hinterbrachte, ſo verſchwieg er dabey die Uneigennützigkeit des Stifters nicht; und ſogleich machten ihm Se. Majeſtät eine einzelne Stelle in dieſer **Akademie**, unter dem Titel eines freyen **Beyſitzers** aus: welcher Namen, da er ihn zu keiner Arbeit verpflichtete, ihn dennoch in den Stand ſetzte, ſo oft es ihm gefiele, denen Uebungen beyzuwohnen, zu denen er ſo viel Liebe und Hochachtung bezeigete. Dieſer Ehrenbezeugung fügete die **Akademie** noch dieſes hinzu, daß ſie den Herrn **von Noinville** insgemein auf die Bank ihrer Beamten und Ehrenmitglieder, nöthigte.

Ehe wir zu denen beſondern Veränderungen ſchreiten, die ſich in der Zahl unſerer Mitglieder in denen drey Jahren zugetragen, davon wir gegenwärtig die Geſchichte und **ausführlichen Schriften** mittheilen, müſſen wir noch einer andern Begebenheit erwähnen, die die **Akademie** überhaupt betrifft.

Im Junius des 1733ten Jahres ſtarb Herr **Felibien**, welcher die Aufſicht über die Alterthümer des **Louvres**, mit einem jährlichen Gehalte von 600. Pfunden beſeſſen hatte. Man erſuchete den König, er möchte den Titel der Aufſicht über die Alterthümer des **Louvres**, nebſt dem damit verknüpftem Gehalte, mit dieſer **Akademie** zu vereinbaren geruhen; und erlauben, daß ſie dieſer Sammlung von Alterthümern, noch diejenige beyfügen möchte, die ihr im 1722ten Jahre, von dem Herrn **Baudelot** wäre vermacht worden: damit beyde künftig nur einen einzigen Schatz ausmachten, der unter der

Aufſicht desjenigen Mitgliedes der Akademie ſtünde, welches Se. Majeſtät dazu ernennen würden. Der König war ſo gnädig, daß er der Akademie alles zugeſtund, was ſie ſich unterſtanden hatte von ihm zu bitten, und ernannte zu dieſer neuen Stelle, den Herrn von **Joncemagne**, Beyſitzern der Akademie.

Veränderungen,

ſo ſich in dem Verzeichniſſe der Mitglieder der Akademie, vom 1731ſten Jahre, bis zu Ende des 1733ſten Jahres zugetragen.

Im 1732ſten Jahre

Starb der Herzog **von Coislin**, Biſchof zu **Metz**, ein akademiſches Ehrenmitglied, und ſeine Stelle ward durch den Herzog von **Saint Aignan** beſetzet.

Im 1733ſten Jahre

Starb der Biſchof **von Blois**, ein Ehrenmitglied der Akademie, und an ſeine Stelle kam der Herr Abt **von Rothelin**.

Imgleichen ſtarb der Biſchof **von Langres**, unſer Ehrenmitglied, und ſeine Stelle ward vom ältern Herrn **von Argenſon**, Staatsrathe, beſetzt.

Die Beyſitzerſtelle, welche der Herr Abt **Paris** bekleidete, ward für leer erkannt, weil er abweſend ſeyn mußte: und der Herr Abt **Reſnel** ward dazu ernannt.

Zu Ende eben dieſes Jahres, ſtarb Herr **von Boullogne**, erſter Maler des Königes, und Zeichner der Akademie. Er gehörete nicht zur Zahl unſerer Mitglieder: ſein perſönliches Verdienſt aber, nebſt dem Titel des erſten königlichen Malers, hatten ihm freyen

Eingang und Sitz in unſerer Geſellſchaft verſtattet, wie bereits Herr Coypel, der Vater, ſein Vorgänger gehabt hatte.

Herr Chaufournier ward ſchlechtweg zum Zeichner der Akademie ernannt.

Geſchichte
von den
Werken der königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

I.

Herrn de la Nauze Abhandlung über die Jahre Jeſu Chriſti.

1731.

Die Materie derjenigen Abhandlung, welche Herr de la Nauze der Akademie über die Jahre Jeſu Chriſti vorgeleſen, iſt ſchon oftmals abgehandelt worden, und iſt noch dieſe Stunde nicht recht ins Licht geſetzt. Faſt alle Ausleger der heil. Schrift, und die berühmteſten Zeitkundigen haben ſie ſorgfältig unterſuchet, und zu deren

Entſcheidung alles angewandt, was eine genaue Kenntniß der Geſchichte und Sternkunde, ihnen nur für Licht darbiethen können. Herr **Vaillant** und der Herr **Abt von Fontenü** nach ihm, haben in zwoen Abhandlungen, wie im III. Theile dieſer **Geſchichte der Akademie**, a. d. 208 u. f. S. und im III. Theile der **ausführl. Schriften**, a. d. 185 S. franz. Ausg. mitgetheilet worden, geglaubt; ſie fänden in den Münzen eine genauere Entſcheidung davon. Alle aber, ausgenommen der **P. Hardouin**, bekennen, daß die gemeine Jahrrechnung, die erſt gegen das ſechſte Jahrhundert üblich geworden, und deren **Dionyſius der kleine** ſich zuerſt bedienet hat, nicht ganz genau auf das Geburtsjahr Jeſu Chriſti eintreffe.

Wie viel Jahre aber iſt denn eigentlich dieſe Geburt älter, als die Jahrrechnung die wir annehmen? Sind es zwey, drey, vier, oder gar ſieben Jahre, wie der ältere Herr **Boivin** will? Hierinnen iſt man noch uneins. Ein jeder Gelehrter hat diejenige Meynung ergriffen, die ihm nach ſeiner Art diejenigen Vorfälle zu ordnen, welche vorhergehen oder nachfolgen, die bequemſte zu ſeyn geſchienen hat.

So oft ein Mitglied unſerer **Akademie** ſich ſolche Materien zur Unterſuchung erwählet, die bereits von andern abgehandelt worden; ſo fodert die **Akademie**, daß er, entweder ein ganz neues Lehrgebäu vorzutragen habe; oder demjenigen, welchem er den Vorzug ertheilet, neue Beweiſe beyfüge; oder daß er es wenigſtens in mehrere Ordnung und Methode ſetze. Und nach dieſer Einrichtung, wollen wir hier, von des Herrn **de la Nauze** neuer Abhandlung Nachricht ertheilen.

Um die Schwierigkeit hierbey deſto beſſer zu erklären, unterſuchet er

I. Jeſu Chriſti Geburtsjahr;
II. Sein Taufjahr;
III. Sein Todesjahr:

und aus dieſer Unterſuchung zieht er den Schluß, daß das erſte Jahr in das ſechſte vor der gemeinen Zeitrechnung, das andere, in das vier und zwanzigſte derſelben, und das dritte, in deren ſechs und zwanzigſtes falle.

I. Das Geburtsjahr Jeſu Chriſti.

Daß der wahre Zeitpunct von Jeſu Chriſti Geburt, einige Jahre vor der gemeinen Zeitrechnung eingefallen iſt, das beweiſet nichts ſo gut, als das Ende der Regierung und des Lebens **Herodes**. Dieſer Prinz lebete noch, als **Meßias** auf die Welt kam: und gleichwohl ſtarb er **vier** Jahre vor unſerer Zeitrechnung. Dieſer Fürſt erhielt vom römiſchen Senate, die jüdiſche Krone, in der **hundert und vier und achtzigſten Olympias**, unter des **Domitius Calvinus** und **Aſinius Pollio** Conſulate. Dieſes verſichert **Joſephus**, und es iſt gewiß, daß dieſes Conſulat, mit dem **vierzigſten** Jahre vor unſerer Zeitrechnung eintrifft. Er ſtarb, nach eben dieſem Geſchichtſchreiber, im **ſieben und dreyßigſten** Jahre, nach der von den Römern erhaltenen königlichen Würde; folglich iſt er **vier** Jahre vor dieſer Zeitrechnung geſtorben. Dieſer Tod traf, nach eben dieſem **Joſephus**, im **vier und dreyßigſten** Jahre nach der Niederlage des **Antigonus**, welchem man in der **hundert und fünf und achtzigſten Olympiade**, zu **Antiochia** den Kopf abſchlug, und dieß geſchah unter des **Marcus Agrippa**, und **Caninius Gallus** Conſulate, ſieben und dreyßig Jahre vor der gemeinen Zeitrechnung. Folglich iſt er **vier** Jahre vor derjenigen Jahrrechnung geſtorben, nach welcher wir zählen.

Dio erzählet unter des **Apulejus** und **Silius** Conſulate, welches in das zwanzigſte Jahr vor unſerer Zeitrechnung fällt, diejenige Reiſe, welche **Auguſtus** nach **Syrien** gethan, und in welcher er dem **Zenodorus** die Tetrarchie von **Trachonitis** genommen, um ſie dem **Herodes** zu geben. **Joſephus** ſetzet eben dieſe Begebenheit, nach ſiebenzehn verfloſſenen Regierungsjahren dieſes jüdiſchen Königes; das heißt, ins **achtzehnte** Jahr nach des **Antigonus** Niederlage. Wenn nun das **achtzehnte** Regierungsjahr dieſes Prinzen, mit dem **zwanzigſten** Jahre vor der gemeinen Zeitrechnung überein trifft, ſo muß das letzte Jahr dieſer Regierung, nämlich das **vier und dreyßigſte**, mit dem **vierten** vor eben dieſer Zeitrechnung, eintreffen.

Archelaus, des **Herodes** Sohn, ward nach dem **Joſephus**, im **zehnten** Jahre ſeiner Regierung, und im **ſieben und dreyßigſten** nach der Schlacht bey **Actium**, nach **Vienne** in Gallien verbannet. Nun fällt dieſe Schlacht in das **ein und dreyßigſte** Jahr vor der gemeinen Zeitrechnung: folglich trifft das zehnte Jahr von des **Archelaus** Regierung, in das ſechſte Jahr unſerer **Zeitrechnung** und alſo kömmt das erſte, nämlich des **Herodes** letztes Jahr, mit dem **vierten** vor unſerer Zeitrechnung überein. **Dio** iſt hierinnen mit dem **Joſephus** vollkommen eins, und ſetzet des **Archelaus** Verweiſung, den er den **Herodes von Paläſtina** nennet, unter des **Aemilius Lepidus** und **Aruntius** Conſulat. Dieſes Conſulat nun, fällt ins **ſechſte** Jahr unſerer Zeitrechnung; und hieraus folget, daß das erſte Jahr der Regierung dieſes Prinzen, welches mit dem Todesjahre ſeines Vaters zuſammen trifft, in das **vierte** Jahr vor der gemeinen Zeitrechnung folget.

Joſephus zählet **vierzig** Jahre zwiſchen dem Anfange von des **Archelaus** Regierung, und dem erſten

Regierungsjahre des Caligula. Dieſer Kaiſer nun trat die Regierung den 17. März, des ſieben und dreyßigſten Jahres unſerer Zeitrechnung an: folglich fällt des **Herodes** Tod, bey welchem des **Archelaus** Herrſchaft anfieng, in das **vierte** Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Eben dieſer Geſchichtſchreiber ſagt, daß **Philippus**, welchem **Herodes**, ſein Vater, **Trachonitis** nachgelaſſen, in Tibers zwanzigſtem Jahre geſtorben ſey, nachdem er ſieben und dreyßig Jahre regieret gehabt. Nun folgete Tiber dem **Auguſtus**, im Auguſtmonate des vierzehnten Jahres der gemeinen Zeitrechnung; folglich enthält Tibers zwanzigſtes Regierungsjahr die letzten Monate des **drey und dreyßigſten** Jahres, und die erſten Monate des **vier und dreyßigſten** dieſer Zeitrechnung. Dieſes war das **acht und dreyßigſte** von **Philipps** Regierung; folglich war ſein erſtes, nämlich des **Herodes** letztes Jahr, das **vierte** vor der gemeinen Zeitrechnung.

Das Ende von des **Herodes** Regierung wird im **Joſephus** durch zwey ganz beſondere Zeichen unterſchieden; einmal durch das Oſterfeſt, und dann, durch eine Mondenfinſterniß. Durch die aſtronomiſche Ausrechnung findet man, dieſe für **Judäa** ſo merkwürdige Mondenfinſterniß, den 13. März des **vierten** Jahres vor unſerer Zeitrechnung, wenige Tage vor Oſtern: folglich ſetzt man mit gutem Grunde den Tod dieſes Prinzen, um dieſe Zeit herum.

Endlich zieht Herr **de la Nauze** ſeinen letzten Beweis noch, aus den Münzen; da aber eben dieſer Beweis in Herrn **Vaillants** Abhandlung (**ausführliche Schriften III. Theil**) ſehr weitläuftig abgehandelt worden, ſo verweiſt man den Leſer darauf.

Aus allen dieſen Beweiſen nun zuſammen genommen, erhellet, daß **Jeſus Chriſtus** wenigſtens **vier** Jahre vor demjenigen Zeitpuncte gebohren worden, der ſeine Zeit feſtſetzt. Wo wird man aber noch die zwey andern Jahre hernehmen? Das erhellet aus vielen andern Begebenheiten.

Herodes hat noch gelebet, da **Jeſus Chriſtus** gebohren worden iſt. Bey der Geburt des **Meßias** erſchien ein Stern im Morgenlande. Drey Könige, die denſelben gewahr wurden, wurden ſchlüßig denjenigen aufzuſuchen, deſſen Geburt dieſer Stern, wie ſie überzeuget waren, bedeuten müßte. Sie brauchten Zeit zu den Vorbereitungen ihrer Reiſe. Sie mußten erſt alle drey zuſammen kommen, oder ſich wenigſtens einander ihren Entſchluß wiſſen laſſen. Zur Reiſe ſelbſt brauchten ſie auch Zeit, und ohne daß man hier über den Ort ihres Hoflagers ſchwierig zu thun begehrt; man verlege ihn gleich nach Arabien wenn man will: ſo wird doch allemal eine anſehnliche Zeit zwiſchen der Erſcheinung des Sternes, und ihrer Ankunſt in **Jeruſalem**, von da aber nach **Bethlehem** verſtreichen. Der von den Weiſen hintergangene **Herodes** ergreift den Entſchluß, alle Kinder in **Bethlehem** und daſigen Gegenden, umzubringen; und, damit **Jeſus Chriſtus** in dieſes Blutbad deſto gewiſſer mit verwickelt würde, ſo begreift er alle diejenigen mit darunter, die ſeit zwey Jahren gebohren worden: gleich als ob er in der That aus ſeiner Unterredung mit den Weiſen entdecket hätte, daß es ungefähr ſo lange ſey, daß der Stern ihnen erſchienen wäre. Erſt nach dieſem Blutbade ſtarb **Herodes**: nun aber iſt er vier Jahre vor der gemeinen Zeitrechnung geſtorben, wie man vorhin bewieſen hat: folglich ſtarb er erſt ungefähr zwey Jahre nach **Jeſu Chriſti** Geburt.

Herr **de la Nauze** nimmt auch noch zu ſeinen Beweiſen, die Schatzung mit an, welche dem **Joſeph** und der **Maria** Anlaß gaben, ſich in **Bethlehem** einzeichnen

nen zu laſſen. Dieſe Schatzung hat **Auguſtus** dreymal vorgenommen; die erſte und dritte mit einem Amtsgehülfen, und die zweyte ganz allein.

Die erſte Schatzung geſchah unter des **Auguſtus** und **Agrippa** Conſulate, im **acht und zwanzigſten** Jahre vor der gemeinen Zeitrechnung. Man ſehe davon den **Sueton.** Die zweyte Schatzung geſchah unter **Cenſorins** und des **Aſinius** Conſulate, im **achten** Jahre vor dieſer Zeitrechnung; und die dritte unter dem Conſulate der beyden **Sextier**, im **vierzehenten** Jahre eben dieſer Rechnung. Es iſt alſo offenbar, daß **St. Lucas** im 1. und 2. Cap. von der zweyten Schatzung redet: denn die zwo andern waren gar zu weit davon entfernet. Von dem Anſchlage derſelben nun bis zur Ausführung; bis zur Ernennung derer vierzig Gevollmächtigten von welchen Suidas redet, und bis zur Ankunft derer die nach **Judäa** beſtimmet waren, welches von Rom ſo weit ablag, ſind wohl ein oder zwey Jahre vergangen; und hieraus erhellet, daß **Jeſus Chriſtus** ungefähr **ſechs** Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung gebohren worden.

Nachdem **Tertulian** geſaget hat, daß das Verzeichniß derjenigen Schätzung die **Chriſti** Geburt bemerket, noch in Rom vorhanden ſey, ſo ſetzet er an einem andern Orte hinzu: daß dieſe Schätzung unter dem **Sentius Saturninus** gehalten worden. Vergleicht man nun dieſes Zeugniß vom **Tertulian** mit demjenigen, was man bereits in Anſehung des **Varus** weis, welcher dem **Saturninus** in der ſyriſchen Statthalterſchaft folgete, die er ſchon ſeit dem Septembermonate des ſechſten Jahres vor der chriſtlichen Zeitrechnung, im Beſitze hatte: ſo muß **Jeſus Chriſtus**, da er zu Zeiten von des **Varus** Vorfahrer gebohren worden, noch vor dem **September** dieſes ſechſten Jahres gebohren worden ſeyn. **Joſephus** verſichert uns, daß **Varus** des **Saturninus**

Nachfolger geweſen: und Herr **Vaillant** hat in ſeiner bereits angezogenen Abhandlung erwieſen, daß eben dieſer **Varus**, im September des ſechſten Jahres vor unſerer Zeitrechnung, den Beſitz ſeiner Statthalterſchaft angetreten habe.

Die Schwierigkeit, ſo man aus des **Lucas** 1. **Cap.** zieht, welcher dieſe Schätzung durch den **Cyrenius** halten läßt, bringt den Herrn **de la Nauze** auf keine andere Gedancken: denn die Stelle dieſes Evangeliſten, leidet mehr als eine Erklärung: **und dieſe Schätzung war die allererſte, und geſchah zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war;** oder **dieſe Schätzung geſchah früher als diejenige, welche Cyrenius Landpfleger in Syrien nachgehends anſtellete.** Oder man kann auch denken, wie bereits viel Gelehrte angemerket haben: daß **Cyrenius**, welcher nachgehends Landpfleger in **Judäa** geworden, zur Zeit der Schätzung des **Auguſtus**, einer von denen vom **Auguſt** ernannten Gevollmächtigten geweſen.

Nachdem nun Herr **de la Nauze** auf dieſe Weiſe das Geburtsjahr **Jeſu Chriſti** ausgemacht hat, ſo forſchet er nach deſſen eigentlichem Zeitpuncte. Des Heiligen **Clemens von Alexandrien**, als eines der gelehrteſten Kirchenväter, Meynung, welcher **Jeſum Chriſtum** den 25. **May** gebohren werden läßt, ſcheint ihm die wahrſcheinlichſte zu ſeyn. Der Umſtand der Nachtwache der Hirten, ſcheint dieſer Meynung günſtig zu ſeyn. Selbſt der Ausdruck, ἀγραυλῶντες, deſſen **Lukas** ſich bedienet, zeigt an daß ſie auf dem Felde bey dein ſchönen Sternenlichte die Hürden bewachet, welches in **Judäa** im **December** nicht angieng. Es iſt whar, daß die Kirche dieſe Geburt den 25. **December** feyert: allein dieſer Gebrauch iſt auch nicht beſtändig geweſen. Ehemals feyerte ſie dieſes Feſt den 6. **Jenner**, mit dem **Epipha-**

phaniasfeſte und der Taufe Chriſti auf einen Tag. Der heil. **Johann Chryſoſtomus** redete gegen das 375ſte Jahr von Einſetzung des Feſtes der Geburt Jeſu Chriſti, am 25 December, als von einem Gebrauche, der im Oriente erſt ſeinen Anfang nähme; allwo er ſogar erſt gegen das ſechſte Jahrhundert, auf Befehl Kaiſer Juſtins, allgemein geworden.

II. Das Taufjahr Jeſu Chriſti.

Das Geburtsjahr Jeſu Chriſti, kann auch zur Beſtimmung ſeines Taufjahres dienen. **Lucas** ſagt nicht, daß er damals volle dreyßig Jahre alt geweſen; ſondern das dreyßigſte faſt angefangen gehabt. Καὶ αὐτὸς ἦν ὁ Ἰησοῦς ὡσεὶ ἐτῶν τριάκοντα ἀρχόμενος. Dieſes letzte Wort zeiget zur Gnüge an, daß die dreyßig Jahre nicht voll und verfloſſen geweſen: und das Wort ὡσεὶ, iſt hier, wie ſonſt häufig an andern Orten, eine Einſchränkung, welche anzeiget, daß ſie ſogar nicht einmal recht angefangen geweſen.

Weil **Jeſus Chriſtus** im **May** des ſechſten Jahres vor der gewöhnlichen Zeitrechnung gebohren worden; ſo muß er gegen die erſten Monate des vier und zwanzigſten Jahres eben dieſer Zeitrechnung, faſt das dreyßigſte Jahr angefangen, oder das neun und zwanzigſte faſt beſchloſſen gehabt haben. In der That ward er den ſechſten Jänner getaufet, und die Kirche iſt in Anſehung dieſes Feſtes, allezeit bey einerley Tage geblieben. Die Begebenheiten, welche das Evangelium, zwiſchen der Taufe Jeſu Chriſti, und dem Oſterfeſte erzählet, welches im vier und zwanzigſten Jahre, auf den eilften, oder zwölften April gefallen iſt, erfodern auch nicht viel mehr Zeit, als etwan drey Monate: das heißt, Jeſu Verbergung in der Wüſten, eine vierzigtägige Faſten, die erſte Berufung der Apoſtel **Andreas** und **Petrus**; die Hochzeit zu **Kana**, ein ſehr kurzer Aufenthalt zu **Kapernaum**, und die Reiſe nach **Jeruſalem**. Außerdem ward **Jeſus Chriſtus**, in währenden Predigten getaufet, welche **Johannes** im funfzehnten Jahre von **Tibers** Regierung zu halten anfieng. Man kann folglich dieſes Jahr, als einen Zeitpunct von der Taufe **Jeſu Chriſti** betrachten; und Herr **de la Nauze** will, daß es eine Art gäbe, die Jahre dieſes Kaiſers zu zählen, nach welcher der Anfang des vier und zwanzigſten Jahres der gemeinen Zeitrechnung, mit dem funfzehnten Jahre ſeiner Regierung überein trifft.

Um nun dieſen Punct der Geſchichte zu erläutern, welcher in allen Lehrgebäuden gleich viel Schwierigkeiten macht, muß man, außer **Tibers** unumſchränkter Regierung, die ſich anfieng, da er dem **Auguſtus** nachfolgte, nämlich im vierzehnten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung, mit vielen Gelehrten, z. E. **Cappelen**, **Hervarten**, dem **P. Pagi**, u. a. m. ſeine proconſulariſche Regierung erkennen, die ſich damals anfieng, als **Auguſtus** ihn zum Mitregenten annahm. **Vellejus Paterculus**, **Tacitus** und **Sueton**, reden von dieſer Theilnehmung des Regiments, und ſie iſt außer allem Zweifel. Auf dieſen Grund aber kann man ſich nicht enthalten, in **Tibers** Regierung zween Zeitpuncte zu unterſcheiden; nämlich den Zeitpunct ſeiner unumſchränkten, und ſeiner proconſulariſchen Regierung. Und von dieſem letztern hat **Clemens von Alexandrien** unſtreitig reden wollen, wenn er ſaget: dieſer Kaiſer habe ſechs und zwanzig Jahre, ſechs Monate und neun und zwanzig Tage regieret: denn dieſer Prinz überlebete den **Auguſtus**, nur zwey und zwanzig Jahre, und ſieben Monate, weniger drey Tage.

Es iſt wohl wahr, daß die neuern Zeitrechner dieſe Theilnehmung am Regimente, nur ein oder zwey Jahre ſpäter ſetzen: allein, außer daß das Zeugniß des angeführten Kirchenvaters, mehr gelten muß, als das ihrige; ſo haben wir auch noch die Geſchichtſchreiber für uns. In der That iſt das Jahr von des **C. Poppäus Sabinus**, und des **Q. Sulpicius Camerinus** Conſulate, in der Geſchichte, durch die Niederlage des **Varus**, und durch **Tibers** Sieg in **Dalmatien**, merkwürdig. Unter dem folgenden Conſulate, nämlich im zehnten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung, empfieng **Tiber** die Ehre des Siegsgepränges, und weihete den Tempel der **Einigkeit** ein. Nun ſetzet **Paterculus** die Theilnehmung am Regimente, unmittelbar vor dieſe zwo Handlungen: folglich triumphirete er, und verrichtete die Einweihung des Tempels, gegen die letzten Monate des zehnten Jahres der gemeinen Zeitrechnung; nachdem er gegen den Monat **Auguſt**, zum Mitregenten war angenommen worden. Dieſe Theilnehmung am Regimente war geſchehen, ehe **Tiber** nach **Rom** kam, wie **Paterculus** zu verſtehen giebt: und **Tacitus** ſagt, daß dieſer Prinz, indem er dieſe Ehre erhalten, dem Heere vorgeſtellet worden.

Tibers funfzehntes Jahr, welches **Lucas** mit **Jeſu Chriſti** ſeinem faſt angefangenen dreyßigſten zuſammen bringt, kann unmöglich zu dieſes Prinzen unumſchränkter Regierung gehören, die erſt mit dem vierzehnten Jahre unſerer Zeitrechnung angefangen. Denn, wenn das funfzehnte Jahr dieſer Regierung, mit dem dreyßigſten Jahre **Jeſu Chriſti** übereinſtimmete; ſo wäre unſer Erlöſer gegen den Anfang der gemeinen Zeitrechnung gebohren: man hat aber gewieſen, daß dieſes nicht ſeyn kann. Es muß dieſes Jahr alſo zu ſeiner proconſulariſchen Regierung gehören. Es iſt wohl wahr, daß die Zeit der Taufe **Jeſu Chriſti**, die Herr **de la Nauze** auf den ſechſten Jänner des vier und zwanzigſten Jahres, der gemeinen Zeitrechnung ſetzet, hiedurch auf das vierzehnte, und nicht auf das funfzehnte Jahr von **Tibers** Regierung zu fallen ſcheint; und dieß iſt auch in der That wahr: allein, dieſes vierzehnte Jahr, ward für das funfzehnte gerechnet, indem der Gebrauch, dieſe Jahre voraus zu rechnen, damals im Schwange gieng, wie der Herr **P. Petav** anmerket. Was dieſer gelehrte Zeitrechner bey ſolcher Gelegenheit von den griechiſchen Vätern ſagt, welche die Zeit von **Tibers** unumſchränkter Regierung, nicht mit dem Tage anfangen, an welchem er dem **Auguſtus** gefolget war; ſondern ſchon von dem vorhergehenden **Herbſte** an, als derjenigen Zeit, da man das Jahr anfieng: ſo will Herr de la **Nauze**, daß man eben dieß vom Evangeliſten **Lukas**, in Anſehung der proconſulariſchen Regierung eben dieſes Prinzen, ſagen müſſe: denn ſo wie die Griechen, in deren Sprache **Lukas** geſchrieben, die Jahre der unumſchränkten Regierung von demjenigen **Herbſte** zu zählen angefangen, welche, einige Monate vor **Auguſts** Tode hergegangen: ſo hat auch dieſer Evangeliſt, die Jahre der proconſulariſchen Macht ſeit demjenigen Herbſte zu zählen angefangen, der vor demjenigen Sommer hergieng, in welchem **Tiber** mit in die Regierung aufgenommen ward; und folglich hat er die Taufe des Erlöſers, in das funfzehnte Jahr dieſes Kaiſers ſetzen müſſen.

III. Die Zeit des Todes Jeſu Chriſti.

Was das Evangelium von der Taufe Chriſti, und von denen drey Oſterfeſten, gegen das dreyßigſte Jahr ſaget, die von ſeiner Taufe an, bis zu ſeinem Tode gefeyert worden ſind, das hat die Zeitrechner veranlaſſet, zu glauben: man hätte ſich ehedem geirret, wenn man vorgegeben, **Jeſus Chriſtus** ſey in ſeinem dreyßigſten Jahre geſtorben. Gleichwohl iſt es gewiß, daß die alten Kirchenväter in keiner Sache ſo einſtimmig ſind, als hierinn. In vielen andern Stücken, die das Leben Jeſu Chriſti betreffen, ſind ſie uneins; die Wahrheit dieſer Sache aber, bezeugen ſie alle einhällig: wie der **P. Honoratus von St. Maria'**, im III Th. ſeiner **kritiſchen Betrachtungen** anmerket, welcher dieſe Sage bis ins fünfte Jahrhundert der Kirche erforſchet und bewieſen hat; da die gegenſeitige Meynung, allererſt im folgenden Jahrhunderte in Schwang gekommen.

Hier iſt der Grund, auf welchen dieſe Meynung ſich ſtützete. Nach dem Evangeliſten **Lukas**, iſt **Chriſtus** gegen ſein dreyßigſtes Jahr getaufet worden. Vor ſeinem Tode hat er noch dreymal das Oſterfeſt gefeyert; folglich iſt er erſt in ſeinem drey und dreyßigſten Jahre geſtorben. Herr **de la Nauze** nimmt den ganzen Grundſatz dieſer Schlußrede an, und gleichwohl bleibt er bey der Meynung der erſten Kirchenväter. Denn, wenn **Jeſus Chriſtus**, wie er bewieſen zu haben glaubt, im Maymonate des ſechſten Jahres vor der gemeinen Zeitrechnung gebohren iſt; wenn er im Anfange des vier und zwanzigſten Jahres eben dieſer Zeitrechnung, getaufet iſt, und wenn er zu Ende des Märzmonats des ſechs und zwanzigſten Jahres geſtorben iſt: ſo findet ſichs, daß er in ſeinem faſt angefangenen dreyßigſten Jahre getaufet worden, wie **St. Lucas** meldet; daß er drey Oſterfeſte zwiſchen ſeiner Taufe und dem Tode gefeyert, und nur dreyßig Jahre und zehn Monate gelebet hat, wie die Kirchenväter verſichern.

Dieſe Meynung feſt zu ſetzen, ordnet Herr **de la Nauze** die Begebenheiten des Lebens **Jeſu Chriſti**, folgendergeſtalt. Nach der erſten Oſterfeyer, die im vier und zwanzigſten Jahre, den eilften oder vielmehr den zwölften **April** einfiel, blieb der Erlöſer nur kurze Zeit in Judäa, indem er bey dem Gerüchte von der Gefängniß **Johanns des Täufers**, herausgieng. Er unterrichtet die Samariterinn, vier Monate vor der letzten Aernte, das heißt, gegen das Ende des **Novembers**, und thut daſelbſt ein zweytes Wunderwerk; worauf er nach Jeruſalem zu dem Feſte der Weihung des Tempels geht, welches in damaligem Jahre den 14 December gefeyert ward. Er heilet den Gichtbrüchigen am folgenden Sabbathtage, und dieß war der 17 des Monates; er hält noch einige Predigten in **Judäa**; kehret im Anfange des fünf und zwanzigſten Jahres nach Galiläa zurück; prediget daſelbſt, und berufet zum zweyten male den **Andreas**, **Petrus** und einige andere Jünger. Er thut verſchiedene Wunderwerke bis zum zweyten Oſterfeſte, welches den 1 April gefeyert ward; er entſchuldiget ſeine Jünger, welche am Sabbattage des zweyten Monates Aehren ausrauften, dieß war der 21 April; er fähret fort Wunderwerke in Galiläa zu thun; er geht nach **Bethanien**, und von da nach **Jeruſalem**. Den 28ſten September geht er in den Tempel, mitten in den ſieben Tagen des Lauberhüttenfeſtes, welches den 25 angefangen hatte. Den 4 **December** befindet er ſich noch in eben derſelben Stadt, bey dem Feſte der Einweihung des Tempels. Von da geht er zum **Jordan**; kehret im Anfange des ſechs und zwanzigſten Jahres wieder nach Jeruſalem; verkündiget ſein Leiden; erwecket den **Lazarus**, gegen die Anrückung des dritten Oſterfeſtes, und wird gekreuziget, nachdem er daſſelbe mit ſeinen Jüngern gefeyert hat.

Es iſt zwar wahr, daß nach dieſer Ordnung, **Jeſus Chriſtus**, ſeit ſeiner Taufe bis an ſeinen Tod, nicht drey Jahre lang geprediget haben wird; wie man gemeiniglich glaubt. Herr **de la Nauze** meynet aber, es ſey nichts daran gelegen, wenn man gleich dafür halte, daß ſein Predigtamt nicht volle drey Jahre gewähret. Es ſey genug, wenn man ſaget, er habe einige Monate im vier und zwanzigſten Jahre, das ganze fünf und zwanzigſte hindurch, und den Anfang des ſechs und zwanzigſten, geprediget. Denn einmal iſt es gewiß, daß dieſes ſechs und zwanzigſte Jahr der gemeinen Zeitrechnung, das zwölfte von **Tibers** unumſchränktem Kaiſerthume, und das ſechszehnte von ſeiner proconſulariſchen Regierung iſt: ein neuer Beweis, daß **Jeſus Chriſtus** in dieſem Jahre geſtorben, wie Euſebius ausdrücklich ſaget. Wenn aber **Clemens von Alexandrien, Tertullian, Julius Africanus**, welchen **Hieronymus** anführet, **Lactanz** und andere ſagen, es ſey **Tibers** funfzehntes Jahr geweſen, ſo haben ſie das volle und verfloſſene Jahr gezählet.

Man giebt zu, daß einige lateiniſche Kirchenväter verſichern, **Jeſus Chriſtus** ſey den 25 **März**, unter dem Conſulate der zween **Geminer** geſtorben; welches auf das neun und zwanzigſte Jahr, und nicht auf das ſechs und zwanzigſte, der gemeinen Zeitrechnung hinaus läuft. Allein, außer daß ihre Meynung nicht überall angenommen wird, ſo iſt auch der 25 **März** des damaligen Jahres kein Freytag des Vollmondes im Aequinoctio geweſen: wie es doch ſeyn müßte, und wie man es von dem 22 **März** des ſechs und zwanzigſten Jahres leicht beweiſen kann.

Die neuern Juden leugnen nicht, daß ihr Kalender ſeit ihrer Zerſtreuung, durch verdrießlichere Methoden verändert worden, als diejenigen geweſen, deren ſie ſich ehemals bedienet. 1) Fiengen ſie den Tag von der ſechſten Stunde des vorhergehenden Abends an. 2) Hatten ſie die Monate nach dem Monden. 3) Ward der Anfang des Monates, nicht durch die Beobachtung des neuen Lichtes, noch durch den wirklichen Mondenlauf, ſondern durch eine einfältige und leichte Vorausſetzung des mittlern Neumonden, feſtgeſetzet. 4) Waren ihre Monate wechſelsweiſe, neun und zwanzig oder dreyßig

Tage lang, und jeder Monat fieng gegen ſechs Uhr desjenigen Abends an, der jedem mittleren Neumonde am näheſten war. 5) War allemal der erſte Monat, wenigſtens derjenige, der den Lauf des Jahres anordnete, gemeiniglich derjenige, deſſen Oſterneumond ordentlich nach dem Aequinoctio des Frühlings einfiel. Alles dieſes wird aus der Schrift, dem **Joſephus**, **Philo** und aus dem beſtändigen Gebrauche dieſes Volkes bewieſen. **Herr de la Nauze** ſagt gemeiniglich, und nicht allemal; indem, wenn der Vollmond nur ein oder zween Tage vor dem Aequinoctio einfiel, er oſterlich war, und die Juden keinen andern erwarteten, wie wohl die Chriſten thun. Dieſe Ausnahme gründet ſich auf Zeugniſſe, die man aus den apoſtoliſchen Satzungen, aus dem heil. **Epiphanius** und dem Kaiſer Conſtantin, zieht, welche alle zeigen, daß die Juden ihr Oſterfeſt zuweilen vor dem Aequinoctio gefeyert haben.

Nach dieſen Regeln nun, müßte der erſte Tag des erſten Monats des ſechs und zwanzigſten Jahres, der achte März geweſen ſeyn, wenn man ihn von der ſechſten Stunde des vorhergehenden Tages zählet; indem das neue Licht zwiſchen 7. und 9. Uhr des Morgens, das volle Licht aber den 22. um drey oder vier Uhr des Morgens, ein oder zween Tage vor dem Aequinoctio einfiel; folglich mußte das Oſterlamm und der Anfang des Feſtes auf den Abend des 21. die Feyer aber den 22 folgen. Es iſt gewiß, daß **Chriſtus** den Abend vor ſeinem Tode das letzte Oſterlamm gegeſſen; daß ſein Sterbetag, ein Vorbereitungstag, das heißt der Tag vor dem Sabbathe, ein Freytag, geweſen; daß er an dem Abende eben dieſes Tages begraben worden, als der erſte Anbruch des folgenden Sonnabends bereits anfieng; und daß endlich die Auferſtehung, am erſten Tage der Woche, nach vergangenem Sonnabende, geſchah. Nun iſt es gewiß, daß im ſechs und zwanzigſten Jahre, da der Sonntagsbuchſtab F geweſen, das Oſterlamm den ein und zwanzigſten März, nämlich Dienſtags, gegeſſen werden müſſen; daß das Feſt den folgenden Tag, am zwey und zwanzigſten März einfallen müſſen, und daß der dritte Tag hernach, nämlich der vier und zwanzigſte März, ein Sonntag geweſen.

Gleichwohl entſteht hieraus eine große Schwierigkeit. Hat Jeſus Chriſtus das Abendmal, nach Moſes Einſetzung gefeyert: ſo iſt den folgenden Tag die große Feyer des Oſterfeſtes geweſen. Wie haben nun die Juden um ſeinen Tod anhalten, oder an ſeiner Verurtheilung arbeiten, und ihn endlich können kreuzigen laſſen? Es iſt übrigens gewiß, daß ſie ihr Oſterfeſt einen Tag ſpäter gefeyert, das heißt, Freytag Abends.

Um auf dieſe Schwierigkeit zu antworten, nimmt Herr de la Nauze ſeine Zuflucht zur Regel Badu, die ſeit Chriſti Zeiten üblich geweſen. Nach dieſer Regel, welche von vielen Gelehrten in eben dieſer Abſicht gebrauchet worden, werden die Neumonden oder Anfänge der Monate, welche auf den Montag, Mittwoch, oder Freytag fallen, auf den folgenden Tag verlegt. Der achte März nun des ſechs und zwanzigſten Jahres, welcher natürlicher Weiſe den Monat anfangen ſollte, war ein Freytag; folglich hat der Monat erſt den 9. anfangen, das Oſterlamm einen Tag ſpäter gegeſſen werden müſſen, als Chriſtus gethan; und dann iſt die Feyer erſt den Tag nach ſeinem Tode vor ſich gegangen.

Herr de la Nauze beſteht auf demjenigen nicht, was Phlegon von Tralles ſagt: es ſey eine große Finſterniß geweſen, die die Kirchenväter mit der im Evangelio für einerley gehalten: denn ſie hätte in dem erſten Jahre der hundert erſten Olympias, und nicht im vierten der hundert zweyten kommen müſſen; wie dieſer heydniſche Schriftſteller auf des Julius Africanus Wort ſagt: denn es ſey nun, daß einer von beyden ſich geirret, oder daß dieſer Zeitpunct im Julius Africanus verrückt worden, wie viele Gelehrte glauben; ſo bleibt es allezeit, nach dem Herrn de la Nauze, erwieſen, daß Jeſus Chriſtus nicht im drey und dreyßigſten Jahre der gemeinen Zeitrechnung geſtorben iſt.

II.

Des Herrn de la Barre neue Anmerkungen über dieſe Materie.

1 7 3 1.

Herr de la Barre theilete wenige Tage nach des Herrn de la Nauze Abhandlung, der Akademie folgende Anmerkungen mit; nicht ſowohl um die Sache aus dem Grunde zu entſcheiden, als die vornehmſten Stücke die zu deren Entſcheidung dienen können, in eben das Licht zu ſetzen.

Er ſagt: vier unſtreitige Wahrheiten, die weder eine Auslegung, noch Einſchränkung dulden können, verbinden uns zu glauben: daß **Jeſus Chriſtus** in währendem ſieben hundert neun und vierzigſten Jahre der Stadt **Rom**, gebohren worden, als **Auguſtus** zum zwölften male Conſul war, und den **L. Cornelius Sylla** zum Amtsgehülfen hatte. Dieß iſt die Meynung des Jeſuiten **P. Deckers** geweſen, welcher der **P. Petav** und viele andere Gelehrte beygepflichtet haben.

Die erſte dieſer Wahrheiten iſt, daß **Jeſus Chriſtus** wenige Zeit vor des **Herodes** Tode gebohren; und die zweyte, daß dieſer Prinz im Frühlinge des 750 Jahrs der Stadt **Rom** geſtorben iſt.

Die Beweiſe welche von obigen zween Schriftſtellern angewandt werden, dieſe zwo Wahrheiten zu beweiſen, hätten billig alle Menſchen überzeugen ſollen: wenigſtens müſſen diejenigen die ihnen noch nicht weichen wollen, doch endlich durch ſolche Denkmäler davon überzeuget werden, die noch viel unſtreitiger ſind, als die Geſchichte ſelbſt; das heißt, die Münzen, ſo wie man ſie aus Herrn **Vaillants** und des Herrn Abtes von **Fontenü** Abhandlungen ſehen kann, davon in dem vorigen Artickel geredet worden.

Die zwo andern Wahrheiten ſind, daß man **Tibers** funfzehntes Regierungsjahr damals gezählet, als **Johannes** angefangen in der Wüſten zu predigen; und daß einige Monate drauf **Jeſus Chriſtus**, in ſeinem dreyßigſten Jahre getaufet worden. Die erſte Sache wird durch den Evangeliſten **Lucas** ausgemacht; die andere, das heißt das Alter **Jeſu Chriſti** bey ſeiner Taufe, iſt es ebenfalls. Denn was will **Lukas** mit der im vorigen Artikel angezogenen Stelle ſagen, als daß dem Erlöſer wenig an dreyßig Jahren gefehlet, oder daß er ſie eben angefangen? Dieſe Taufe nun geſchah, entweder im funfzehnten, oder zu Anfange des ſechszehnten Jahres vom **Tiber**: will man alſo deren eigentliche Zeit wiſſen, ſo darf man nur nachforſchen; auf welches Jahr der chriſtlichen Zeitrechnung, das funfzehnte Jahr dieſes Prinzen zutrifft.

Die Jahre ſeiner Regierung können auf dreyerley Art gezählet werden. Erſtlich, von dem Augenblicke an, da er die tribuniſche Gewalt bekommen, welches nach den Münzen, im 750ſten Jahre **Roms** geſchehen; und auf dieſe Weiſe zählete man das ſiebenzehnte Jahr dieſes Kaiſers, als **Auguſtus** im ſieben hundert ſieben und ſechszigſten, oder im vierzehnten der gemeinen Zeitrechnung ſtarb. Das zweyte Jahr zählete man von dem Augenblicke an, da **Auguſtus** ſtarb, das heißt, vom 19ten **Auguſt** des ſieben hundert ſieben und ſechszigſten Jahres: und auf dieſe Weiſe fieng das funfzehnte Jahr mit dem ſieben hundert ein und achtzigſten, an einem Tage an. Nun war es zu Anfange dieſes Jahres, ein und dreyßig Jahre und etliche Monate, daß **Herodes** todt war;

war. Wenn man alſo vorausſetzet, Jeſus Chriſtus ſey an dem 25. December gebohren, der vor dem Tode dieſes Prinzen hergegangen: ſo muß er damals ein und dreyßig Jahre und acht Monate alt geweſen und vier Monate darauf in ſein drey und dreyßigſtes Jahr getreten ſeyn.

Das dritte Jahr endlich zählet man von der Zeit an, da **Auguſtus** den **Tiber** mit zur Regierung gezogen, das heißt, ſeit der Zeit, da ſeine tribuniſche Gewalt zu **Rom**, mit dem proconſulariſchen Anſehen in den Provinzen und bey den Kriegsheeren, verbunden ward. Der Tag davon iſt bekannt; es war der 28ſte Auguſt. Was das Jahr betrifft, ſo würde es das ſieben hundert drey und ſechszigſte von **Rom**, oder das zehnte der gemeinen Jahrrechnung geweſen ſeyn; wenn man dem **Clemens von Alexandrien** glauben wollte, welcher will: daß **Tiber** ſechs und zwanzig Jahre, ſechs Monate und einige Tage regieret habe. Nach dem **Sueton** hergegen, ward er erſt nach ſeinem Triumphe, dem **Auguſtus** gleich geſetzet. Nun triumphirete er erſt im ſieben hundert fünf und ſechszigſten Jahre **Roms**: wenn man ſich aber an den **Vellejus Paterculus** hält, deſſen Zeugniß wichtiger iſt, als der zween andern ihres; ſo iſt es im ſieben hundert vier und ſechszigſten geſchehen.

In der That ſagt dieſer Geſchichtſchreiber im 2. Buche, daß **Tiber**, nachdem er im ſieben hundert drey und ſechszigſten Jahre die Eroberung von **Pannonien** und **Dalmatien** vollbracht, an ſtatt nach **Rom** zurück zu kehren, nach Deutſchland gegangen ſey, und die Kriegsheere nicht eher in die Winterquartiere geſchickt habe, in hiberna revertitur, als bis er über die Deutſchen verſchiedene Vortheile davon getragen. Er ſetzet hinzu, daß im folgenden Jahre, nämlich im ſieben hundert vier und ſechszigſten, **Tiber** neue Siege erfochten, eadem virtus et fortuna ſubſequenti tempore; und nachdem er die Unruhen in Gallien geſtillet, und inſonderheit die in der **Vienneſiſchen** Provinz beygelegt, habe der römiſche Senat und das Volk, auf **Auguſts** Bitten befohlen, daß er in allen Provinzen und bey allen Kriegsheeren, eben die Macht haben ſollte, die **Auguſtus** beſaß: quum res Galliarum maximae molis, accenſasque plebis Viennenſium diſſenſiones - - - - - molliſſet, et S. P. Q. R. poſtulante patre ejus, ut aequum ei jus in omnibus provinciis, exercitibusque eſſet, quam erat ipſi, decreto complexus eſſet. Hier nun iſt dieſes proconſulariſche Regierungsjahr deutlich angezeigt. Endlich ſagt **Vellejus** noch: **Tiber** ſey nach **Rom** zurück gekehret, und habe die Ehre des Siegesgepränges genoſſen; welches durch die Fortſetzung des Krieges wäre verzögert worden: in urbem reverſus, jampridem debitum, ſed continuatione bellorum dilatum - - - - egit triumphum.

Nach dieſer Art nun ſeine Regierung zu rechnen, welches jedoch die einzige iſt, deren man ſich bedienen kann, muß **St. Johannes** nothwendig zwiſchen dem acht und zwanzigſten Auguſt des ſieben hundert acht und ſiebenzigſten Jahres der Stadt **Rom**, angefangen haben zu predigen; und an einem ähnlichen Tage, des folgenden Jahres, das heißt, des fünf und zwanzigſten der chriſtlichen Zeitrechnung, oder in den acht erſten Monaten des folgenden Jahres, denn in dieſem Zeitraume hält ſich **Tibers** funfzehntes Jahr. Als nun dieſes funfzehnte Jahr anfieng, da war es acht und zwanzig Jahre und einige Monate, daß **Herodes** geſtorben war, neun und zwanzig und etliche Monate aber, als dieſes Jahr zu Ende gieng. Man kann noch hinzu ſetzen, daß unter der faſt unzählbaren Zahl derer, die ſich bemühet haben, die Oſterfeſte zu beſtimmen, die zwiſchen der Taufe **Jeſu Chriſti**, und dem Oſterfeſte eingefallen ſind, an welchem er geſtorben iſt, es einige gegeben, die ſich äußerſt beſtrebet haben zu zeigen, daß es deren drey gäbe. Daß aber die Meynung über welcher man am einſtimmigſten iſt, dieſe ſey: daß nach dem Evangeliſten **Johannes**, der Herr einige Zeit vor Oſtern getaufet worden, und daß er zwey Jahre hernach, nachdem er dieſes Feſt zum erſtenmale nach ſeiner Taufe begangen, indem er nach **Jeruſalem** gekehret, um es daſelbſt zum drittenmale zu feyern, daſelbſt gekreuziget worden. Dieß verſichert der heilige **Hieronymus** im 9. **Cap.** über den **Daniel**: juxta Joannem Evangeliſtam per tria Paſchata duos poſtea implevit annos. Der heilige **Epiphanius** ſaget eben das in Haer. Alog.

In der That iſt es leicht zu ſehen, daß dieſe zwey Oſterfeſte von demjenigen unterſchieden werden, da **Chriſtus** geſtorben iſt. Nachdem der Evangeliſt **Johannes**, in des 2. **Cap.** 12. und 13. Verſe, das Wunderwerk auf der Hochzeit zu **Kana** erzählet hat, ſo ſaget er darauf: der Herr ſey nach **Capernaum** gegangen, aber nicht lange daſelbſt geblieben; ſondern ſey, weil das Oſterfeſt nahe geweſen, nach **Jeruſalem** gegangen. Dieß iſt nun das erſte Oſterfeſt ſeit ſeiner Taufe. Das andere gieng kurz vor der Vermehrung der Brodte her. **Es war aber nahe die Oſtern der Juden Feſt**, ſagt eben dieſer Evangeliſt in des 6. **Cap.** 4. **V.** Er ſaget nicht, daß **Chriſtus** auch dieſesmal nach **Jeruſalem** gegangen ſey: aber es iſt gewiß, daß er ſich zum Lauberhüttenfeſte daſelbſt eingefunden. 7. **Cap.** 2. **V.** Das folgende angemerkte Oſterfeſt endlich, iſt das, daran **Chriſtus** geſtorben iſt.

Im **Johannes** findet man kein mehreres Oſterfeſt, zwiſchen dem erſten und demjenigen, welches Herr **de la Barre** als das zweyte betrachtet. Diejenigen welche glauben, daß es noch ein anders gegeben, gründen ſich bloß darauf, daß der Evangeliſt, nachdem er von der Ge-

Geſundmachung des Sohnes des Hauptmannes zu Capernaum geredet, ſaget: μετὰ ταῦτα ἦν ἑορτὴ τῶν Ἰουδαίων, 5. C. 1. V. und daß Jeſus ſich nach Jeruſalem begeben. Nun hat man aber zween gute Gründe zu glauben, daß er hier nicht vom Oſterfeſte rede. Einmal, weil der Evangeliſt im 6. Cap. 1. und 4. V. ausdrücklich ſaget: daß Jeſus Chriſtus, nach der Feyer dieſes Feſtes, nach Galiläa zurück gekehret ſey; daß das Volk ihm bis jenſeit des Meers an der Stadt Tiberias nachgefolget; und daß damals das Oſterfeſt nahe geweſen, ſo daß ein ganzes Jahr in dieſen wenigen Worten und Thaten verfloſſen ſeyn müßte. Zum andern, weil dieſe Worte ἦν ἑορτὴ τῶν Ἰουδαίων, nicht bedeuten, daß dieß das Oſterfeſt geweſen; man müßte noch ἡ ἑορτὴ hinzufügen, um dieſes Feſt ausdrücklich anzudeuten, wie Johannes es nennet, aber dieſer Artickel ἡ ſtehe hier nicht.

Es ſey nun, daß das Feſt, davon der Evangeliſt redet, das Pfingſtfeſt ſey, wie der heilige Cyrill und St. Johann Chryſoſtomus geglaubet haben; oder daß es auch das Lauberhüttenfeſt wäre, wie Herr de la Barre meynet: ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß es nicht das Oſterfeſt geweſen, ἡ ἑορτὴ. Da es nun nur zwey Oſterfeſte zwiſchen der Taufe Jeſu Chriſti, und denen Oſtern gegeben, in welchen er geſtorben iſt, ſo erhellet daraus: 1. daß er nicht eher getaufet worden, als zwiſchen den Oſtern des ſieben hundert neun und ſiebenzigſten Jahres der Stadt Rom, und den Oſtern des ſieben hundert achtzigſten, das heißt, zu Ende von Tibers funfzehntem Jahre, oder doch in den erſten Monaten ſeines ſechszehnten Jahres.

2. Daß er in währendem ſieben hundert neun und vierzigſten Jahre gebohren worden: indem von einem dieſer zwey Jahre bis zum andern, dreyßig Jahre heraus kommen. Dieſe Wahrheit ſchließt man aus demjenigen

jenigen, was man von der Zahl der Oſtern bewieſen hat; indem, da es nur eine einzige gute Art giebt, **Tibers** Jahre zu zählen, nach welcher **Chriſtus** in ſeinem dreyßigſten Jahre getaufet worden iſt; und da es wahr iſt, daß nach dieſer Rechnung, **Jeſus Chriſtus** in ſeinem drey und dreyßigſten Jahre hat ſeyn, und unter dem Conſulate der zween Geminer gekreuziget werden können; das heißt im ſieben hundert zwey und achtzigſten Jahre **Roms**, welches das neun und zwanzigſte der chriſtlichen Zeitrechnung iſt: ſo muß man glauben, daß er wirklich in dieſem Jahre geſtorben ſey.

Das Alterthum hat, vor dem **Euſebius**, in dieſem Stücke nie die Sprache geändert, und ſowohl des **Clemens von Alexandrien**, als **Tertullians** Irrthum, die Jeſu Chriſti Taufe und Tod in eines und daſſelbe Jahr ſetzen, dienet bloß dazu, uns eine Sage zu entdecken, die bis auf der Apoſtel Zeiten hinauf geht. Sie ſind nämlich bloß darum in dieſen Irrthum verfallen, weil ſie eines Theils im **St. Lukas** geleſen, daß **Jeſus Chriſtus** vom **St. Johannes** getaufet worden: welcher doch nach eben dieſem Evangeliſten, ſeinen Beruf erſt in **Tibers** funfzehntem Jahre erhalten; anderntheils aber in den Alten gefunden hatten, daß das funfzehnte, durch das Conſulat der zween Geminer bemerkte Jahr, unſers Erlöſers Todesjahr geweſen. Sie konnten nicht anders, als in dieſen Fehler fallen, da ſie **Tibers** Jahre nicht eher, als bey dem Tode des **Auguſtus** zu zählen anfiengen: ja noch mehr, ſie mußten, wie es auch geſchehen iſt, Jeſu Chriſti Geburtszeit um zwey Jahre verſchieben. Was aber inſonderheit anzeiget, daß **Tertullian** Chriſti Todeszeit ganz genau gewußt habe, und dasjenige, was er davon geſchrieben, entweder von einem alten und ſichern Schriftſteller; oder wenigſtens aus einer Sage genommen habe, die auf die Zeiten der Apoſtel zurück gegangen, iſt dieſes: daß er, der gar kein Sternverſtänverſtändiger war, und zu deſſen Zeiten man noch keine Vergleichung zwiſchen dem jüdiſchen und julianiſchen Jahre gemacht hatte, in ſeinem Werke Adv. Jud. 8 Cap. feſtſetzet, der Erlöſer ſey den 25 **März** geſtorben, und zwar unter dem Conſulate der zween **Geminer**: und in der That fiel das Oſterfeſt im neun und zwanzigſten Jahre der chriſtlichen Jahrrechnung, auf dieſen Tag; wie **Samuel Petit** (Eclog. Chron. Lib. 1. C. 11.) es ausgefunden hat.

Tertullians Anſehen im 22 **Br.** ſetzte man noch des **Lactanz** IV **Buche** ſeiner div. inſtit. Cap. 10 und 14 und des **Sulpicius Severus** ſeines bey: welcher in ſeiner Hiſt. ſacr. 2 **Buche**, nicht nur geglaubet hat, **Chriſtus** habe unter eben dieſem Conſulate gelitten, ſondern daß es auch **Tibers** achtzehntes Jahr geweſen; welches anzeigt, daß er deſſen proconſulariſchen Zeitpunct gekannt hat. Man nehme die allgemeine Sage endlich des ganzen römiſchen Reiches, des ganzen **Afrika**, nach dem **Tertullian**; **Aegyptens**, nach dem **Julius Afrikanus**, und des kleinen **Aſiens** und **Galliens**, nach des **heil. Irenäus** 3 **B.** 25 **Cap.** Sie alle können ſich wohl in der Geburtszeit und in der Zeit der Taufe **Chriſti** geirret haben: allein dieſer Irrthum hat ſich lediglich auf die Unwiſſenheit von **Tibers** proconſulariſcher Regierung, oder wenigſtens auf die Unachtſamkeit auf dieſen Zeitpunct gegründet; welcher die Wahrheit zu geſtehen, in der Staatsverfaſſung des Reiches nicht das mindeſte ändert.

Nachdem nun der Herr **de la Barre** dieſe Zeitpuncte dergeſtalt feſtgeſetzet hat, ſo widerſtrebet er den Gründen gar nicht, welche den Herrn **de la Nauze** bewogen, die Geburtszeit **Chriſti** in den **May** zu ſetzen: weil die Jahrszeit im 25 **December** zu kalt geweſen, als daß die Hirten damals die Nacht auf freyem Felde hätten zubringen ſollen. **Allein**, ohne in dieſer Sache etwas zu entſcheiden, ſo bemerket er: daß eben dieſer Grund beweiſen würde, **Jeſus Chriſtus** ſey nicht den 6 **Jenner** getaufet worden, als einer Zeit, da man ſich wohl nicht in einen Fluß tauchen wird. Dieſem füget er noch bey, daß in der That zwiſchen der Taufe und Oſtern gar zu viel vorgefallen, daß man nicht ungefähr fünf bis ſechs Monate darauf rechnen ſollte. **Man ſehe davon den vorigen Artikel.**

Allein, wird man ſagen, in dem Jahre, darein **Herr de la Barre Chriſti** Tod ſetzen will, hat es keine Sonnenfinſterniß gegeben. Das iſt wahr; man findet aber auch in keinem andern Jahre, keine natürliche bey dem Vollmonde. Man wird ferner einwenden, und **Herr de la Nauze** hat es wirklich gethan, daß wenn **Chriſtus** nur wenige Monate vor **Herodis** Tode gebohren worden, dieſer Prinz in den Kindermord, welchen er anbefahl, nicht alle Kinder von zwey Jahren würde verwickelt haben. Allein weis man denn nicht, ſagt **Herr de la Barre**, daß die Tyranney furchtſam iſt, und eben ſo wohl zu wenig als zu viel in der Behutſamkeit zu thun pflegt? Warum erwürgete **Herodes** zu ſeiner Sicherheit auch die Kinder in der Gegend von **Bethlehem**? Man hatte ihm ja geſaget, **Meßias** ſey in **Bethlehem** ſelbſt gebohren? Warum ermordete er hingegen nicht alle jüdiſche Knaben? denn da das ganze Volk ſich an ſeinem Geburtsorte hatte müſſen ſchätzen laſſen, wie viele ſind nicht noch außer dem **Joſeph** in die Stadt gekommen, wo alle Herbergen voll lagen! Wie viele waren auch zur Zeit von des **Herodes** Befehle ſchon wieder heimgekehret? **Joſeph** und **Maria** flüchteten von **Bethlehem**, ſich in Aegypten zu verbergen: folglich war es noch ſehr neu, höchſtens drey oder vier Monate, daß **Chriſtus** war gebohren worden: denn dieſe Stadt war nicht ihr ordentlicher Wohnplatz, ſie waren nur hingekommen, des Kaiſers Befehlen zu gehorchen.

Herr de la Barre macht ſich noch einen Einwurf. Man weis, ſaget er, daß Auguſtus nur drey Schatzungen ausgeſchrieben hat, und zwar in dem achtzehnten, acht und dreyßigſten und neun und funfzigſten julianiſchen Jahre, und daß von dieſen dreyen Jahren, das zweyte, als dasjenige, welches er der Geburt Chriſti am nächſten hält, noch zu weit davon entfernet iſt; indem zwiſchen beyden, noch zwey volle andere Jahre ſind. Allein er antwortet, man wiſſe, daß dieſe drey Schatzungen, nur die gewöhnliche Steuer geweſen, die nicht ordentlich unter dem Auguſtus geſchehen iſt; und daß dieſer Prinz ſie als Cenſor ausgeſchrieben. Die Schatzung hergegen, davon St. Lukas redet, war was außerordentliches, und Auguſtus ſtellte ſie nach ſeiner proconſulariſchen Gewalt an: indem er alle Arten von Leuten, und ſelbſt diejenigen darunter begriff, die nicht einmal unmittelbare Unterthanen des Reiches waren. Es iſt wahr, daß Tertullian die zweyte Schatzung mit dieſer vermenget hat, und eben deswegen will er, daß ſie unter dem Sentius Saturninus, Statthaltern in Syrien, vorgegangen ſeyn ſoll: allein da dieſe Zeitverwandſchaft ſich auf nichts ſtützet, ſo kann ſie auch für nichts anders, als für eine Muthmaßung gelten.

Weiter kennet der Herr de la Barre keine Schwierigkeit, die ſeine angenommene Meynung beſtreiten könnte: denn was man wider die Stelle im Lukas einwendet, allwo geſaget wird, daß die Schatzung zur Zeit der Geburt Chriſti, die erſte geweſen, ἡγεμονεύοντος τῆς Συρίας Κυρηνίου, das ſtreitet mit allen Lehrgebäuden gleich ſtark; und ſo kann man es auch in allen Lehrgebäuden gar leicht heben; da ihm indeſſen dasjenige gar keine Genüge gethan: was Herr de la Nauze darauf antwortet, ſo ſchlägt er folgendes vor.

Da es zur Zeit dieſer Schatzung einen König in Judäa gegeben, ſo hielt es Auguſtus, aus Achtung gegen denſelben, nicht für rathſam, die Schatzung durch die ordentliche Obrigkeit verrichten zu laſſen. Er trug alſo die Sache dem **Quirinus**, einem conſulariſchen Manne auf; und um ihm deſtomehr Anſehen zu geben, ſo ertheilte er ihm dasjenige, was man damals Imperium nannte, nämlich den ſchönſten Theil des obrigkeitlichen Anſehens. Da nun dieſes iſt, ſo wird man geſtehen, daß **St. Lukas** vom **Quirinus** ſagen müſſen, ἡγεμόνευς τῆς Συρίας, weil er auch vom **Pilatus** in Anſehung von **Judäa**, eben ſo viel ſagt. Zehn Jahre darauf hielt eben dieſer **Quirinus**, als ordentliche Obrigkeit in **Syrien**, in **Judäa** eine zweyte Schatzung, deren die Alten gedenken: folglich bedeuten die angezogenen Worte des Evangeliſten nur, daß dieſe Schatzung die erſte von denen zwoen geweſen, die in **Judäa** angeſtellet worden, indem **Quirinus** in **Syrien** zu befehlen hatte. Es iſt wahr, daß bereits Herr **de la Nauze** dieſe Auflöſung angeführet hat: allein er hatte keine erweislichen Gründe von des **Auguſtus** Entſchluſſe vorgebracht, dieſe Schätzung durch den **Quirinum** veranſtalten zu laſſen.

Um nun den Schwierigkeiten vorzubeugen, die man bey dieſer Gelegenheit machen könnte: ſo ſagt Herr **de la Barre**, daß ungeachtet **Herodes** damals König von **Judäa** geweſen, dennoch **Auguſtus** eben ſo viel Recht gehabt, daſelbſt eine Schätzung auszuſchreiben, als in andern Provinzen. Dieſes that man, um die Stärke des Reiches zu wiſſen, und von jeder den Römern unterworfenen Landſchaft, die Beyſteuer einzutreiben: die von dem Senate eingeſetzten Könige aber, waren derſelben eben ſo wohl unterworfen, als alle andere Einwohner.

Herr **de la Barre** ſetzet noch hinzu, daß **Clemens von Alexandrien** der älteſte Schriftſteller ſey, welcher geſchrieben hat, **Jeſus Chriſtus** habe in **Tibers** neunzehntem Jahre gelitten. Zu gleicher Zeit merket dieſer

Kirchenvater die Jahre der Olympiaden an: allein es iſt nöthig hier zu erinnern, daß der **P. Pagi** angemerket hat, er habe ſie anders gezählet, als wir; und daß folglich ſeine Meynung uns nicht verhinderte zu glauben, daß das was er Tibers neunzehntes Jahr nennet, nicht vielleicht eben daſſelbe Conſulatsjahr der zween Geminer ſey, welches in der That das achtzehnte war. Die Meynung dieſes Kunſtrichters iſt nicht ohne Grund, denn erſtlich zeiget man: daß der **heil. Clemens** die proconſulariſche Regierung ein Jahr voraus gerechnet; und übrigens iſt man gewiß, daß er den Tod Jeſu Chriſti, unter das Conſulat der Geminer ſetzet, indem er Strom. Lib. 1, p. 249 will, daß er funfzehn Jahre unter dem **Auguſtus**, und eben ſo viel Jahre unter dem Tiber gelebet habe. Allein man hat ihn anders verſtanden, und ſetzet voraus, daß das neunzehnte Jahr, davon er redet, von **Auguſts** Tode an gezählet werden müſſe. Dieſer Irrthum iſt in die Chronik von **Alexandrien**, und in des **Euſebius** ſeine übergegangen, die wegen des **heil. Hieronymus** Ueberſetzung, allenthalben angenommen worden; ja ſie hat dergeſtalt die Oberhand gewonnen, daß ſie auch die gemeine Zeitrechnung hervorgebracht hat, weil **Dionyſius Exiguus**, und **Beda**, dieſen ungetreuen Wegweiſern gefolget ſind.

III.

Des Herrn von Valois Abhandlung, daß vorzeiten das Gelübde der Keuſchheit und die Annahme des Schleyers, an einerley Tage geſchehen.

1731.

Alles was das Alterthum betrifft, es mag geiſtlich oder weltlich ſeyn, das gehöret für dieſe Akademie; und ungeachtet ſie ſich enthält, Materien abzuhandeln, die ganz und gar theologiſch ſind, ſo leihet ſie doch auch denen Lehrpuncten ein Ohr, deren Unterſuchung über einige Stellen der Kirchengeſchichte ein Licht ausbreiten kann. Dieſes nun hat auch den Herrn **von Valois** bewogen, obige Frage zu unterſuchen, welche er bejahet; ungeachtet bey dem neuern Gebrauche der Kirche, der Schleyer etliche Zeit eher genommen wird, ehe man das Gelübd der Keuſchheit thut: um die Folgen eines Bündniſſes zuvor beſſer kennen zu lernen, welches das ganze Leben hindurch währen ſoll.

Herr **von Valois** durchläuft die vier Stände der ledigen Jungfrauen, von denen die erſten Kirchenväter geredet haben, und findet keinen Zwiſchenraum unter der Anlegung des Schleyers und dem Gelübde.

Die Jungfrauen der erſten Art, waren diejenigen, welche, ohne ein öffentliches und feyerliches Gelübd zu thun, Gott dem Herrn in ihrem Herzen das Gelübd der Keuſchheit thaten. Sie blieben deswegen dennoch in dem Schooße ihrer Familien, und waren von andern Jungfrauen durch nichts, als ihre außerordentliche Schamhaftigkeit unterſchieden, welche ſich theils in ihrer Kleidung, theils in ihrem Bezeigen, und in ihrer beſtändigen Ausübung chriſtlicher Tugenden, zeigete. Dergleichen waren die vier Töchter des **Philippi**, eines der erſten ſieben Diaconen, deren im 21. Cap. der Apoſtelgeſchichte gedacht wird. Dergleichen waren auch noch die andern Jungfrauen zu **Pauli** Zeiten, und es ſcheint nicht, daß es damals beſondere Häuſer zu ihrer Aufnahme gegeben: welches bis ins dritte Jahrhundert währete, gegen deſſen Mitte, und da die Mönchsklöſter, inſonderheit im Oriente, ſich ſehr gemehret hatten, die Jungfrauen, um ſich von den Weltjungfern zu unterſcheiden, eine von ihnen unterſchiedene Kleidung anlegeten. Dieſe Kleidung beſtund in einem langen Rocke von brauner Wolle, und in einem ſchwarzen Mantel: wie man aus dem Briefe des heiligen **Hieronymus** an den **Gaudentius** beweiſen kann: Solent quidam, cum futuram virginem ſpoponderint, pulla tunica eam et furvo operire pallio, *etc.* Das Wort quidam ſelbſt beweiſt, daß dieſer Gebrauch nicht allgemein geweſen.

Dergleichen war auch noch im vierten und fünften Jahrhunderte der Zuſtand der Jungfrauen, von der andern Claſſe: die gleichwohl deswegen dennoch bey ihren Aeltern blieben.

Die Jungfrauen des dritten Standes, waren diejenigen, die ein öffentliches und feyerliches Gelübd der Keuſchheit thaten, und den Schleyer von der Hand ihres Biſchofes empfiengen. Dieß geſchah mit großer Feyerlichkeit, entweder am Feſte der Erſcheinung Chriſti, oder am zweyten Oſtertage, oder an irgend eines Apoſtels Tage. Unter währender Meſſe, empfieng der Biſchof, bey großem Zulaufe des Volkes, das Gelübd, und übergab den Schleyer: nur mit dem Unterſchiede, daß für die Wittwen ſo ſich Gott weiheten, die Ceremonie in der Sakriſtey und mit minderer Pracht, vollzogen ward.

Dieſe Ceremonie, und alle dabey angegebene Umſtände, findet man in des heiligen **Gregorius** des groſſen **Sacramentario** und in dem Buche, welches den Titel führet, **der römiſche Orden.** Wobey Herr **Valois** bemerket, daß **Dom Hugues Menard**, welcher eine Ausgabe von des **Gregorius** Werken beſorget hat, vergeſſen habe zu ſagen: daß dieſe Feyerlichkeit zuweilen auch an Weihnachten vorgenommen worden, wie ſolches der heilige **Marcella**, des heiligen **Ambroſii** Schweſter widerfahren iſt; welcher der Pabſt **Liberius** an dieſem Tage den Schleyer in der Kirche des **Vaticans** angeleget hat. Dieſes verbindet erwähnten heiligen Lehrer, welcher dieſer Schweſter ſeine drey Bücher de Virginibus zugeſchrieben, ihr ſolches wieder zu Gemüthe zu führen: Namque is (*Liberius*), cum Salvatoris natali ad Apoſtolum Petrum Virginitatis profeſſionem, veſtis quoque mutationem ſignares, quo enim melius die, quam quo Virgo poſteritatem adquiſivit etc. Lib. 3. Cap. 1.

Dieſe drey Gattungen von Jungfrauen blieben in der Welt, entweder bey ihren Aeltern, oder in irgend einem Privathauſe; welches ſie ſich wähleten, um daſelbſt in groſſer Eingezogenheit zu leben. Dieſes kann man aus verſchiedenen Stellen der Briefe des heiligen **Hieronymus** ſchlieſſen, inſonderheit aus demjenigen, der den Titel führet, de vitando ſuſpecto contubernio, in welchem er den Jungfrauen vorſtellet, mit wie vieler Behutſamkeit ſie die Mitſchweſtern ihrer Eingezogenheit wählen ſollen. Die heilige **Marcellina** blieb nach ihrer Einſegnung zu **Rom**, mit einer andern Jungfrau die ihre Freundinn war, und der ſie ein Zimmer eingegeben hatte. Man findet auch in des heiligen **Ambroſii** Leben, welches der meyländiſche Prieſter **Paulin** aufgeſetzet hat, die Rede des Pabſtes **Liberius** ſelbſt, bey dem Gelübde dieſer heiligen Jungfrauen. Der Pabſt ermahnet ſie darinn, die öffentlichen Geſellſchaften, inſonderheit die

Hochzeiten zu meiden: folglich blieben dieſe Jungfrauen noch in der Welt; denn eingeſperrten Jungfern hält man dergleichen Ermahnungen nicht.

Hieraus folgert Herr **von Valois**, daß zu Ende des vierten Jahrhunderts, und ſelbſt im Anfange des fünften, als der Zeit, in welcher die heilige **Marcellina** gelebet hat, die Jungfrauen ſo Gott ihre Keuſchheit gelobet, dennoch in der Welt geblieben. Man weis außerdem daß im 429ten Jahre, die **heil. Genevieve**, die bereits im ſiebenten Jahre vom **St. Germanus**, Biſchofe von **Auxerre** eingeweihet, und 439. von dem Biſchofe von **Paris**, in ihrem Stande beſtätiget worden; welchen **Baillet**, **Felix** nennet, ungeachtet ſein Namen iſt in dem alten leben der **heiligen Genevieve** nicht ſteht, welches in des **Bollandus** Acta ſanctorum gedruckt ſteht: man weis, ſaget Herr **von Valois**, daß dieſe heilige Jungfrau bis an ihren Tod, 512. in der Welt geblieben iſt. Eben dieſes könnte man noch, wenn es nöthig wäre, mit einer Stelle aus **Optats**, Biſchofs zu **Mileve Werke**, contra Donatiſt. *Lib.* VI. beweiſen; allwo dieſer Prälat, wenn er von den **afrikaniſchen** Jungfrauen redet, ſaget: daß der Hut den ſie auf dem Kopfe getragen, und der ihren Stand angezeiget, ſie gegen die Verfolgungen derer beſchützet, die ſie hätten entführen, oder heirathen wollen; welches er nicht geſaget haben würde, wenn dieſe Jungfrauen eingeſchloſſen geweſen wären. Dieſe Hüte, oder Mützen, die die afrikaniſchen Jungfrauen ſtatt des Schleyers trugen, waren von Wolle, in Purpur gefärbet, und bedeckten einen Theil des Kopfes und der Achſeln, wie man aus den Worten eben dieſes Schriftſtellers ſchließen kann.

Die Jungfrauen der vierten Claſſe endlich, waren diejenigen, die ſogleich nach gethanem Gelübde der Keuſchheit, ſich in ein Kloſter begaben, um unter der Aufſicht einer Vorgeſetzten zu leben: welcher Gebrauch im Anfange des vierten Jahrhunderts in der Kirche eingeführet worden iſt. In der That gedenkt der **heilige Baſilius**, in ſeinen Aſceticis der Jungfrauenklöſter, ſowohl als der Mönchsklöſter; und ſeine Schweſter, die **heilige Macrina**, war Aebtißinn eines Jungfrauenkloſters welches nahe bey der Stadt Cäſarea in Cappadocien lag, davon ihr Bruder Biſchof war. Dieſes berichtet uns der **heilige Gregor von Nyſſa**, ein Bruder dieſes Kirchenlehrers und der **heiligen Macrina**, in dem Leben dieſer Aebtißinn. Man findet es auch in den Geſchichten des **Sozomenus**, und **Sokrates**, welche ſagen: daß **Macedonius** Biſchof zu **Conſtantinopel**, und **Eleuſius** Biſchof von Cyzicum, in ihren Kirchſprengeln, verſchiedene Mönchs-und Jungfernklöſter geſtiftet.

Dieſer Gebrauch, die Gott geweihten Jungfrauen einzuſchließen, kam im Occidente, ſonderlich in Frankreich, viel ſpäter auf; allwo die älteſten bekannten Nonnenklöſter, diejenigen ſind, welche **St. Eloyſius** im 632ten Jahre zu **Paris**, in einem ſchönen Hauſe geſtiftet, ſo **Dagobert** ihm geſchenkt hatte; und darinnen er gegen drey hundert Nonnen, unter der Aufſicht der **heiligen Aura**, als Aebtißinn davon, verſammlete. Der ſelige **Dadon**, älteſter Bruder **St. Ouens** zu **Jouarre**, ſtiftete im 640ten Jahre, unter **Clothars** des zweyten Regierung, und die **heilige Batildis**, **Chlodaväi** des II. Gemahlinn, im 656ten oder 57ten Jahre, zu **Chelles** eben dergleichen.

Es iſt auch dienlich zu bemerken, daß man nach der Stiftung dieſer Klöſter, diejenigen Jungfrauen, welche öffentlich das Gelübd der Keuſchheit gethan hatten, nicht eben gezwungen, ſich darinnen zu verſchließen. Dieſes beweiſt nichts ſo klar, als **Chlotarius** des II. Verordnung, welche in den **Concilien** von Frankreich befindlich iſt, und deren Ausdrücke ſo lauten: Sanctimoniales, tam quae in propriis domibus reſident, quam quae in Monaſteriis poſitae ſunt, etc.

Es geſchah alſo erſt in den folgenden Zeiten, und um den Aergerniſſen vorzubeugen, die ſich in der That zuweilen eräugeten, daß die Kirche allen Gott gelobten Jungfrauen anbefahl, ſich in die Klöſter zu begeben.

Nachdem nun Herr **von Valois** die Geſchichte dieſer vier Jungfrauenſtände durchlaufen: ſo bleibt er bey den zween letzten ſtehen, das heißt bey denen, die nach dem gethanen Gelübde der Keuſchheit noch in der Welt blieben, und bey denen, die ſich in die Klöſter begaben. Er glaubet, er könne aus allem, was er von dieſer Materie angeführet hat, den Schluß ziehen: daß in dem vierten, fünften, und ſechſten Jahrhunderte, das öffentliche und feyerliche Gelübd der Keuſchheit, allemal mit Anlegung des Schleyers verbunden geweſen, wie man aus der Geſchichte der **heiligen Genevieve** und der **heiligen Marcellina** geſehen hat.

Der Verfaſſer beweiſt es aber auch noch 1.) aus des **heiligen Ambroſius** Werke *Ad Virg. lapſ. Cap.* V. His, in illo tunc die conſecrationis tuæ dictis, et multis ſuper caſtitate tua præconiis, ſacro velamine tecta es. Omnis populus dotem tuam ſubſcribens, non atramento ſed ſpiritu, pariter clamavit, Amen. 2.) Aus Optats Zeugniſſe, welcher dieſe Sache in ſeinem ganzen VI. Buche contra Donatiſtas, als gewiß vorausſetzet. Und 3.) endlich aus der VIII. Nov. des Kaiſers Majorians, in welcher dieſer Herr allen Vätern und Müttern verbiethet, durch ihr Anſehen die Töchter zu Annehmung des Schleyers zu zwingen, und zuzulaſſen, daß ſie ihn aus freyer Wahl, vor dem vierzigſten Jahre annehmen mögen. Dieſe Verordnung nun ſetzet voraus, daß es damals noch nicht wie jetzt, eine Zwiſchenzeit des Noviciates gegeben; in welcher diejenigen die den Schleyer angenommen haben, ſich noch in kein Verbindniß eingelaſſen hätten, ſo ſie nicht wieder brechen könnten.

IV.

Herrn Hardions Anmerkungen über den Text von des Euripides Andromacha. 1731.

Es ſtehen im IX. Theile der **ausführlichen Schriften** unſerer Akademie, zwo Abhandlungen vom Herrn **Hardion**, über des **Euripides Andromacha**, deren erſte über die allgemeine Einrichtung dieſes alten Trauerſpieles, und über die Anſpielungen, aufgeſetzet iſt; welche **Euripides** auf die Regierungsforme der athenienſiſchen Republik zu machen geſchienen; die zweyte aber den Titel führet: **kritiſche und hiſtoriſche Anmerkungen, über den Chor in des Euripides Andromacha.** Dieſe iſt eine Unterſuchung des Chores eben dieſes Stückes, in Abſicht auf die Regeln der Dichtkunſt, und derer Reden, die die Perſonen, woraus dieſer Chor beſteht, in den Auftritten und zwiſchen denſelben halten. Der Verfaſſer hat anjetzt noch verſchiedene Anmerkungen über den Originaltext dieſes Stückes hinzugefüget, davon wir allhier Nachricht geben wollen.

Dieſelben beſtehen mehrentheils, in Verbeſſerungen einiger Stellen des Trauerſpiels **Andromacha**. Herr **Hardion** hat ſie alle, ausgenommen eine einzige, aus einer Handſchrift der königlichen Bibliothek gezogen. Es iſt die 2793te Numer und ungefähr ſieben hundert Jahre alt. Aus dieſer hat er ſorgfältig nur diejenigen Leſarten genommen, die ihm entweder nothwendig, oder doch beſſer, als die gedruckten geſchienen: und er folget ihnen in der Ordnung des Trauerſpieles ſelbſt, als der einzigen Verbindung, die man bey dergleichen Anmerkungen beobachten kann.

Die erſte Verbeſſerung kömmt bey dem 62ten Verſe vor. In den gedruckten Exemplaren heißt der Text ſo:

Δεινὰ γάρ τοι βούλεται
Μενέλαος εἰς σέ
Atrocia enim vult
Menelaus adverſus te.

In der Handſchrift ſteht:

Δεινὰ γὰρ βουλεύεται
Μενέλαος εἰς σέ,
Atrocia enim cogitat
Menelaus adverſus te.
— Menelaus hat was grauſames wider dich im Sinne.

Man ſieht gar leicht, daß das Wort βουλεύεται, eigentlicher iſt als βούλεται: ungeachtet dieſes, überhaupt zu reden, in eben dem Verſtande genommen werden kann. Der Vers behält ſein Maaß und ſcheint noch harmoniſcher zu klingen:

Τί δρῶσι; ποίας μηχανὰς πλέκουσι νῦν. verſ. 66.
Quid agunt? quas nunc inſidias ſtruunt?

In der Handſchrift ſteht:

Τί δρῶσι; ποίας μηχανὰς πλέκουσιν αὖ;
Was machen ſie? was ſchmieden ſie von neuem wider mich?

Der Unterſchied dieſer beyden Lesarten iſt nicht wichtig; allein die zweyte iſt doch beſſer: indem das Wort νῦν in der erſten, unnütz iſt, hergegen das Beſtimmungswort αὖ, welches rurſus heißt, einen ſehr guten Verſtand giebt. Andromacha hatte bereits von Seiten der Hermione und des Menelaus viel Verfolgung ausgeſtanden; da man ihr nun von abermaligen Wirkungen ihrer Wuth Nachricht ertheilet, ſo ſagt ſie: **Was machen ſie? was ſchmieden ſie von neuem wider mich?**

Τί δρῶσι; ποίας μηχανὰς πλέκουσιν αὖ;

Der 163 Vers:

Ἢν δ' οὖν θεῶν τίς σ', ἢ βροτῶν σῶσαι θέλῃ.

Si quis vero Deorum te aut hominum ſervare velit.

In der Leſart der Handſchrift wird die Steigerung beobachtet, und der Vers heißt ſo in derſelben:

Ἢν δ' οὖν βροτῶν τίς σ', ἢ Θεῶν σῶσαι θέλῃ.

Si quis vero hominum aut Deorum te ſervare velit.

Wofern ein Menſch, oder ein Gott, dich erhalten will.

Der 198 Vers:

Ὡς ἡ Λάκαινα τῶν Φρυγῶν μείων πόλις;
Τύχῃ θ' ὑπερθεῖ; καί μ' ἐλευθέραν ὁρᾷς;
Num quod Lacaena civitas Phrygum (urbe) ſit minor!
Fortunaque (eam) ſuperet, meque liberam videas?

Die Kunſtrichter haben gemerket, daß man dieſe Stelle verbeſſern müſſe: allein die Handſchrift biethet hier nichts dar. **Andromacha** antwortet ſpöttiſch auf den Vorwurf, den ihr **Hermione** macht, daß ſie ſie bey dem **Neoptolemus** von ihrer Stelle verdringen wolle. **Auf was für einen ſo dauerhaften Grund,** antwortet ſie, **ſollte ich wohl unternehmen, dich aus deines Ehgatten Bette zu vertreiben? Iſt etwa die Stadt Lacedämon geringer, als Troja? Geht ſie ihr etwan an Glückſeligkeit vor? Iſt es etwa, weil ich frey, in der Blüthe meiner Jahre bin,** u. ſ. w. Dieſe Worte, geht ſie ihr an Glückſeligkeit vor, τύχῃ θ' ὑπερθεῖ, verderben den Verſtand der ganzen Stelle. **Canterus** hat geleſen:

Ὡς

Ἢ τῆς Λακαίνης ἡ Φρυγῶν μείων πόλις;

Iſt die Stadt Troja geringer als die Stadt Lacedämon.

Allein dadurch wird der Sinn nichts beſſer, man müßte denn leſen, μείζων, major, anſtatt μείων, minor, wie Barneſius vorſchlägt: welches einen ſehr richtigen Verſtand geben würde; allein der Text leidet zuviel darbey. Es würde einfältiger ſeyn, wenn man ὑπερθῶ, anſtatt ὑπερθεῖ, leſen wollte. Dieſe Aenderung iſt faſt unmerklich und ſtellet den Sinn des Textes wieder her, ohne daß man nöthig habe, ein Wort zu verſetzen, oder einzuſchieben.

Ἢ ἡ Λάκαινα τῶν Φρυγῶν μείων πόλις;
Τύχῃ θ' ὑπερθῶ; καὶ μ' ἐλευθέραν ὁρᾷς;
Iſt es etwa, daß die Stadt Lacedämon geringer iſt als Troja? Weil das Glück mir günſtiger iſt, als dir? weil ich frey bin ꝛc.

Der 259te Vers:

Σφάζ', αἱμάτου θεᾶς βωμόν, ἣ μέτεισί σε.
Iugula, pollue ſanguine aram Deae, quae te perſequetur.
Erwürge mich! Beſpritze den Altar der Göttinn, die dich ſtrafen wird, mit Blute.

Alle Texte hatten ſonſt αἵματος anſtatt αἱμάτου. Canterus, ſchlug vor, man ſollte ſo leſen: σφάζ' αἷμα πρὸς βωμόν. Düportus hat zuerſt geſehen, daß man αἱμάτου leſen müſſe; und ſeiner Verbeſſerung ſind Scaliger und Heinſius gefolget. Die Handſchrift, die wir vor uns haben, beſtätiget ſie ebenfalls:

Der 311 Vers:

Σὺ μὲν γὰρ εὔχῃ θεᾶς βρέτας σώσειν τόδε
Τοῦτόν τε καὶ κρύψαντας.
Tu enim gloriaberis hoc Deae ſimulacrum ſervaturum, et hunc, et eos qui occultaverunt.

Da

Du ſchmäuchelteſt dir, daß dieſe Bildſeule der Göttinn, deinen Sohn und diejenigen ſo ihn verſtecket haben, verbergen würde.

In der Handſchrift ſteht:

Σὲ μὲν γὰρ ηὔχεις Θεᾶς βρέτας σώσειν τόδε
Τοῦτον δὲ, τοὺς κρύψαντας.

Te enim gloriaberis ab hoc Deae ſimulacro ſervandum eſſe; hunc autem (ſcilicet filium) ab iis qui eum occultaverunt.

Dieſe Leſart iſt unſtreitig die rechte. Andromacha war zum Altare der Thetis geflüchtet, in der Hoffnung, dieß würde eine unverletzliche Freyſtäte für ſie ſeyn; anderntheils hatte ſie ihren Sohn in einem fremden Hauſe verborgen, allwo ſie glaubete, daß man ihn nicht finden würde. **Menelaus** aber, der ihn dennoch gefunden, ſaget zur **Andromacha**: **du ſchmäuchelteſt dir, daß dieſe Bildſeule der Göttinn dir zur Zuflucht dienen ſollte, und diejenigen die deinen Sohn verſtecket hatten, ihn vor meinen Verfolgungen verbergen würden.**

Σὲ μὲν γὰρ ηὔχεις Θεᾶς βρέτας σώσειν τόδε
Τοῦτον δὲ, τοὺς κρύψαντας.

Der 408te Vers:

Οὐ δῆτα τ' ἐμοῦ γ' εἵνεκ' ἀθλίου βίου.
Ἐν τῷδε μὲν γὰρ ἐλπὶς εἰ σωθήσεται.

Non certe propter miſeram meam vitam (eum caedent)
In hoc enim ſpes eſt, ſi ſervetur.

Man kann dieſer Stelle keinen vernünftigen Sinn geben, wofern man ſie nicht radebricht; und um einen leichten und klaren Sinn heraus zu finden, darf man nur der Punctirung unſerer Handſchrift folgen, allwo nach dem οὐ δῆτα ein Ausrufszeichen ſteht. **Menelaus** hatte der **Andromacha** vorgeſchlagen, entweder ihren Sohn auszuliefern, damit ſie ſelbſt ihr Leben erhielte; oder ſich ſelbſt für ihren Sohn dahin zu geben. Sie entſchließt ſich daher, zu dem letztern. Dieſer Sohn, ſaget ſie, blieb mir noch übrig, und das war meine ganze Hoffnung. Man will ihn umbringen. Nein wahrlich, das werde ich nicht zugeben! Das Leben was ich führe, iſt gar zu unſelig, als daß ich es durch dieſes Opfer ſollte erhalten wollen. Ich weis keinen andern Troſt, als in der Erhaltung meines Sohnes.

> Οὐ δῆτα' τ' ἐμοῦ γ' ἄνευ' ἀθλίω βίω.
>
> Ἐν τῷδ μὲν γὰρ ἐλπὶς εἰ σωθήσεται.
>
> Non certe (eum caedent) idque propter miſeram meam vitam.
>
> In hoc enim ſpes eſt, ſi ſervabitur.

Der 423te Vers:

> Εἰς ξύμβασιν δὲ χρή σε, καὶ σὴν παῖδ' ἄγειν
>
> Μενέλαε καὶ τήνδε.
>
> Oportet igitur te et tuam filiam in reconciliationem ducere,
>
> Menelae, et iſtam.

In der Handſchrift findet ſich ein geringer Unterſchied; aber der Sinn iſt eben derſelbe:

> Εἰς ξύμβασιν δὲ χρήν σε τὴν παῖδ' ἐξάγειν
>
> Μενέλαε, καὶ τήνδε.
>
> Oportet te in reconciliationem tuam filiam adducere,
>
> Menelae, et iſtam.
>
> Dir, o Menelaus, kömmt es zu, deine Tochter mit dieſer Gefangenen auszuſöhnen.

Der 440 Vers:

> Ὅταν τάδ' ᾖ, τότ' εἴσομεν.
> Quando haec erunt, tunc videbimus.
> Wenn das geſchehen wird, dann wollen wir ſehen.

In der Handſchrift ſteht:

> Ὅτ' ἂν τάδ' ᾖ, τάδ' οἴσομεν.
> Quando hoc evenerit, haec feremus.
> Wenn das geſchehn wird, denn wollen wir dieſe Strafe leiden.

Dieſe Worte des Menelaus ſind eine Antwort auf dasjenige, was Andromacha ihm geſaget hatte: Siehſt du die Gottheit für ein Hirngeſpinſt an? Glaubſtu daß die Götter nicht eine ſtrenge Gerechtigkeit üben? Wobey man anmerken muß, daß der Scholiaſt οἴσομεν geleſen hatte, wie es in der Handſchrift ſteht, und daß er es durch ὑπομενοῦμεν erkläret. Man begreift nicht, wie des Euripides letzter Ausleger hat ſagen können: das Wort οἴσομεν machte gar keinen Verſtand.

Der 476 Vers:

Τεκτόνοιν θ' ὕμνοισιν ἐργάταις δυοῖν
Ἔριν Μῶσαι φιλεῦσι κραινεῖν.

Fabrosque inter duos hymnorum artifices
Litem Muſae ſolent excitare.

Die Muſen ſind gewohnt unter zweenen Arbeitern, die Göttergeſänge verſertigen, Eiferſucht zu erwecken.

Grotius hat anſtatt ὕμνοισιν, ὕμναιν geſetzet, welches man mit τεκτόνοιν nicht richtig conſtruiren kann; und um das Versmaaß durch Hinzufügung einer Sylbe, an die Stelle der abgekürzten, wieder vollzufüllen, ſo lieſt er:

Τεκτόνοιν ὕμνοιν τ' ἐν ἐργάταιν δυοῖν.

Duportus lieſt:

Τεκτόνοιν ὕμνοιν συνεργάταιν δυοῖν.

In der Handſchrift aber ſteht:

Τεκτόνοιν ὕμνοιν ἐργάταιν δυοῖν.

Dieſer Ausdruck iſt regelmäßig, und damit das Versmaaß richtig ſey, ſo konnte man mit dem **Duportus**, das ἐργάταιν, συνεργάταιν verändern. Es iſt ein geringer Unterſchied unter der gewöhnlichen Leſart der gedruckten Exemplare, und derjenigen, die Herr Hardion hier vorſchlägt.

Τεκτόνων ὕμνοισιν ἐργάταιν δυοῖν.

Τεκτόνων ὕμνων συνεργάταιν δυοῖν.

Der 548 Vers:

Τί ταῦτα; πῶς ταῦτ'; ἐκ τίνος λόγου νοσεῖ

Δόμοι;

Quid haec? quomodo haec; quam ob cauſam laborat

Domus?

Die Handſchrift hat:

Τί ταῦτα καὶ πῶς; κἀκ τίνος λόγου νοσεῖ

Δόμοι;

Quid haec et quomodo? quamque ob cauſam laborat

Domus?

Der Sinn dieſer zwo Leſarten iſt einerley; in der andern aber, klinget der Vers viel harmoniſcher.

Der 802te Vers:

Es kömmt eine Frau, und bringt Nachricht von der Hermione ihrer Verzweiſelung, die ſich ermorden will; um der Strafe zu entgehen die ſie von dem Neoptolem billig zu beſorgen hat. In den gedruckten Exemplaren nun wird dieſe Frau durch θεράπαινα, eine Sklavinn, ausgedrückt, da es hingegen in der Handſchrift die Amme der Hermione iſt, τροφός. Was ſie ſaget, das ſchicket ſich auch in der That nur für die Amme dieſer Prinzeßinn, und man kann aus den Wörtern ὦ τέκνον, ὦ παῖ, davon ſchließen, deren dieſe Amme ſich bedienet, wenn ſie mit der Hermione redet, und aus dieſen, die die Hermione gegen die Amme gebraucht: ὦ φίλη, indem ſie ihr antwortet. (*) Es iſt alſo kein Zweifel, daß man ſowohl in dieſem Auftritte, als in dem folgenden, das Wort τροφὸς, anſtatt θεράπαινα, wieder herſtellen müſſe.

Der

(*) Der Scholiaſt ſagt über den 851 Vers: ὅμοιον τῆς τροφοῦ ἐστὶ τὸ πρόσωπον.

Der 802te Vers:

Ὡς κακὸν κακῶς διάδοχον.

Canterus hat geſehen daß hier κακῷ, anſtatt κακῶς ſtehen müßte, und die Handſchrift beſtätiget dieſe Leſart:

Der 848te Vers.

Ποῖ δ' ἂν πέρας ἀρθῶ;

Ubi vero ad finem (ſcilicet vitae) ſublimis ferar?

Herr **Hardion** zweifelt, daß das Wort πέρας allein, und ohne daß man τοῦ βίου hinzuſetze, das **Ende des Lebens** bedeuten könne. Uebrigens iſt auch der Ausdruck

Ποῖ ἂν πέρας ἀρθῶ;

ſehr ſeltſam. In der Handſchrift ſteht πέτρας, anſtatt πέρας und man darf dieſe Stelle nur leſen, ſo ſieht man, daß dieß die rechte Leſart ſey.

Ποῖ δ' ἂν πέτρας ἀρθῶ;

Hermione redet hier. **Wo kann ich doch, ſaget ſie, Flammen finden, die mich verſchlingen? wo werde ich mich auf die Höhe eines Felſen ſchwingen, und mich von da ins Meer ſtürzen können?**

Der 1252te Vers:

Παλλάδος προμηθίᾳ.

Palladis providentia.

In der Handſchrift ſteht:

Παλλάδος προθυμίᾳ.

Palladis deſiderio.

Das Wort προθυμία iſt eigentlicher, und hat mehr Stärke als προμηθία. Der Dichter läßt die **Thetis** ſagen, daß die Götter noch für **Troja** wachen; ungeachtet es durch den Grimm der **Pallas** zerſtöret worden, Παλλάδος προθυμίᾳ; und dieß ſchicket ſich beſſer, als wenn man ſagen wollte, Pallas habe vorhergeſehen, daß es untergehen würde:

> Καὶ γὰρ δοκεῖτε κ' ἄμεινον μέλλει,
> Καίπερ πεσόντος Παλλάδος προθυμίᾳ.

Herr Hardion bemerket beym Schluſſe noch, daß Ariſtophanes in ſeinen Fröſchen, über einen Ausdruck ſpottet, welcher allem Anſehen nach, aus dem Euripides geweſen iſt, und ihm lächerlich vorgekommen war.

Hercules ſagt zum Bacchus, bey Gelegenheit eines Lehrſpruches, welchen Euripides in den Mund des Hippolytus gelegt hatte:

> Ἡ μὲν κόβαλλά γ' ἐστιν, ὡς καὶ σοὶ δοκεῖ.
> Dieſe Meynung iſt abſcheulich, wie du ſelbſt denkſt.

und Bacchus antwortet:

> Μὴ τὸν ἐμὸν οἰκεῖ νοῦν, ἔχεις γὰρ οἰκίαν.
> Suche keine Herberge in meinen Gedanken; du haſt ein Haus wo du wohnen kannſt.

Der Ausdruck im Euripides bedeutete: ſuche nicht zu errathen was ich denke, oder meine Gedanken zu ergründen; und über das, was Herkules dem Bacchus ſagt:

> . . . . ὡς καὶ σοὶ δοκεῖ
> . . . . wie du ſelbſt denkſt,

leihet Bacchus zur Antwort des Euripides Ausdruck:

> Μὴ τὸν ἐμὸν οἰκεῖ νοῦν.

Ariſtophans Scholiaſt will, daß dieſer Ausdruck aus des Euripides Andromacha ſey, und führet den ganzen Vers an:

> Μὴ τὸν ἐμὸν οἰκεῖ νοῦν, ἐγὼ γὰρ ἀρκέσω.

Gleichwohl kann man verſichern, daß dieſer Vers nicht aus der Andromacha iſt, ſo wie wir ſie anjetzt haben: allein es giebt einen Vers darinn, auf welchen Ariſtophans Stelle eine Anſpielung ſeyn könnte, ungeachtet der Sinn nicht eben derſelbe iſt, als in dem vom Ariſtophan angebrachten Ausdrucke. Es iſt der 236. Vers, in welchem Hermione zur Andromacha, die ſie ermahnet, daß ſie ſich mäßigen ſoll, ſaget:

> Ο' νοῦς δ' ὁ σός μοι μὴ ξυνοικείτω, γύναι.
>
> O mulier, ne mens tua mecum habitet.

Ich will nicht, daß dein Sinn bey mir herberge: anſtatt, ich beneide dir deine Vernunft und Weisheit womit du praleſt, nicht.

V.

Des Herrn Abtes Sallier Fortſetzung der Nachricht von einigen Büchern aus der königl. franzöſiſchen Bibliothek, die mit geſchriebenen Randgloſſen gezieret ſind. 1731.

Wir haben in dem IV. Theile der Geſchichte dieſer Akademie a. d. 218 S. das nützliche Vorhaben des Herrn Abtes Sallier kund gemacht, nach welchem er der gelehrten Welt diejenigen Randgloſſen mittheilen wollen, welche einige Gelehrten, mit ihrer eigenen Hand, gewiſſen ihnen zugehörigen Büchern beygefüget haben, und welche nach und nach in den königlichen Bücherſchatz gekommen ſind.

Die erſte Rechenſchaft, die wir von der Ausführung dieſes Vorhabens gegeben, hat genugſam anzeigen können, daß der Herr Abt Sallier nicht nur Wort gehalten; das heißt, ſich nicht damit begnüget hat, dieſe Noten getreulich anzuführen; daß er ſie allezeit zuvor, als ein verſtändiger Kunſtrichter unterſuchet, daß er die Zeugniſſe befeſtiget hat, auf die ſie ſich ſteifen; daß er die Texte derer Ausgaben zuſammen gehalten, nach welchen dieſe Gelehrten gearbeitet, und mit dem Texte derer Ausgaben verglichen, die ſie vieleicht nie geſehen hatten; daß er inſonderheit die beſondern Handſchriften zu Rathe gezogen, von denen ſie allem Anſehen nach gar keine Kenntniß gehabt; endlich daß er diejenigen Stellen, die ſie verbeſſern, verwerfen oder wieder herſtellen wollen, mit ähnlichen Stellen anderer alten Schriftſteller verglichen; die ihren Anmerkungen oftmals eine neue Stärke ertheilen, zuweilen dieſelben mildern, zuweilen aber auch ganz niederſchlagen, ſo wahrſcheinlich ſie auch anfangs zu ſeyn ſchienen.

Auf dieſe Weiſe haben wir bereits nach dem Herrn **Sallier**, einen Theil derer Anmerkungen und Randgloſſen angeführet, womit der verſtorbene Herr **Meziriac**, Mitglied der **franzöſiſchen Akademie**, ſein Exemplar des Tractates Περὶ ταυμασίων ἀκουσμάτων, (Pariſer Ausgabe von 1557.) bereichert hat: welches bald dem **Ariſtoteles**, bald dem **Theophraſt** zugeeignet wird, vielleicht aber auch nichts als eine bloße Sammlung, verſchiedener Anmerkungen über die natürliche Geſchichte ſeyn mag, die von irgend einem Schüler, des einen oder andern, herrühren kann. Dem ſey wie ihm wolle; hier ſind diejenigen, die wir dem Herrn **Sallier** abermals zu danken haben.

Erſte Anmerkung.

Der Verfaſſer ermeldeten Tractats, fängt im Anfange des XV. Capitels an, von dem **Honig** jedes Landes zu reden, inſonderheit von demjenigen, das auf der Inſel **Melos**, und auf der Inſel **Knidus** wächſt. Das Honig dieſer zwo Inſeln hat einen beſondern Wohlgeruch; allein dieſer Wohlgeruch dauret nicht lange.

Die Stellen welche Herr **Meziriac**, bey dieſer Gelegenheit, aus der natürlichen Geſchichte anführet, biethen, indem ſie die Fehler des griechiſchen Textes zeigen, zugleich ein Mittel dar, ihn zu verbeſſern. Hier iſt der Text.

Λέγεται δὲ ὑπό τινῶν μὲν τὸ καλούμενον ἄνθεον περὶ Μῆλον καὶ Κνίδον γίνεσθαι. εὐῶδες μὲν τῇ ὀσμῇ, ὀλιγοχρόνιον δὲ κατὰ τὴν ἐριθάκην.

Man ſieht aus des **Plinius** Zeugniſſe, auf welches Herr von **Meziriac** verweiſt, gar leichtlich, daß der griechiſche Text folgendergeſtalt hergeſtellet werden müſſe: *λέγεται δὲ ὑπὸ τινῶν μέλι τὸ καλούμενον ἄνθινον.* Plinius fuhret in des 11. Buches 14. Cap. an, daß man dreyerley Arten von Honig kenne: Vernum, ſaget er, ex floribus conſtructo favo, quod ideo vocatur anthinum. Das erſte iſt das, was wir Frühlingshonig nennen, um es von dem Sommer- und Wildhonig zu unterſcheiden. Der griechiſche Schriftſteller hatte ſich eingebildet, und vielleicht ohne groſſe Urſache, daß das Frühlingshonig, in den Jnſeln **Melos** und **Knidus**, einen ſtärkern Wohlgeruch hätte, als anderwärts; und daß folglich die Blumen und Kräuter, von denen die Bienen den Saft zum Honig ſammleten in dieſen Jnſeln im Frühlinge wohlriechender wären, als anderwärts.

Zweyte Anmerkung.

Jm 18ten Cap. führet der Verfaſſer an, daß man im **Lydien** ſehr vieles Honig auf den Bäumen einſammle, *ἀπὸ τῶν δένδρων τὸ μέλι γίγνεσθαι πολύ*; daß die Einwohner des Landes, ohne das Wachs dazu zu nehmen, kleine Kügelchen davon machen; und daß, wenn ſie ſich dieſes Honigs bedienen wollen, ſie dieſe Kügelchen erſt mit Gewalt zerbrechen müſſen.

Aelian, welchen Herr **von Meziriac** anführet, ſchreibt in ſeines V. Buches 42. Cap. eben dieß, aber mit andern Umſtänden. Er bemerket, daß es in **Medien** ſey, wo die Bäume dieſes Honig ausſchwitzen. Ungeachtet nun der Verfaſſer unſers Tractats, **Lydien** dasjenige zuſchreibt, was nach dem Aelian in **Medien** geſchieht: ſo glaubet Herr **Sallier** doch nicht, daß es eben nöthig ſey, wie Herr von **Meziriac** meynet, in beyder Texte etwas zu ändern.

Einestheils, wenn **Herodot** in des VII. Buchs 31. Cap. von des **Xerxes** Zuge durch **Lydien** redet; ſo gedenkt er eines natürlichen Honigs, aus welchem die Einwohner des Landes eine Compoſition machten, und das ſie auf kleinen Bäumchen ſammleten.

Uebrigens ſammlete man nach dem Amyntas (*), nicht nur in Lydien dieſes Honig das von den Bäumen oder Pflanzen herabträufelte, ſondern man kannte es auch in ganz Aſien: und Amyntas ſaget überhaupt, daß die Völker dieſer Gegenden im Gebrauche gehabt, von abgeriſſenen Blättern Honig zu ſammeln; daß ſie dieſelben eines über das andere geleget, wie man einen Feigenkorb anſchichtet, oder daß ſie auch Kugeln daraus gemacht; und wenn ſie dieſes Honig gebrauchen wollen, ein Stück von dieſer Kugel abgebrochen, und es in einen hölzernen Bächer geworfen; daß ſie es hierauf beſprenget, und der Saft der daraus gekommen, vollkommen den Geſchmack des Honigs gehabt, ja noch angenehmer geſchmecket habe.

Dieſe letzten Zeugniſſe beſtätigen des Schriftſtellers, den wir hier vor uns haben, und Aelians Auſſage zur Gnüge. Es iſt wahr, daß die Erzählungen beyder Geſchichtſchreiber von einander abgehen, allein ſie widerſprechen ſich doch nicht.

Die einzige Schwierigkeit ſo ſich hier eräuget, ſcheint darinn zu beſtehen, was dieſe Schriftſteller eigentlich unter dieſem Honige verſtanden haben mögen, welches aus den Bäumen geträufelt, oder von den Blättern geſammlet worden iſt. Amyntas nennet dasjenige ἀερομέλι, was der Verfaſſer unſers Tractates und Aelian, μέλι nennen. Das Wort ἀερομέλι heißt eigentlich ein Honig, welches als eine Art von Thau vom Himmel fällt. Die Tropfen davon ſind klein und rund, ungefähr wie die Hagelkörner. Dergleichen nun ſind diejenigen von

dem

(*) Ein Schriftſteller, welcher von den verſchiedenen Stationen in Aſien geſchrieben hat und vom Athenäus im 11 Buche a. d. 500 S. angeführet wird.

dem flüßigen Manna, welches an einigen Orten in Perſien in der Gegend von Groß-Cairo und in der Nachbarſchaft von Aleppo ſo bekannt iſt. Peter Belon, lehret uns in ſeinen Beobachtungen, daß man daſſelbe in irrdenen Näpfen auffange, und in der Levante damit handele. Dieſes Manna iſt von demjenigen unterſchieden welches ein Gummi iſt, und von ſich ſelbſt, oder durch Einſchnitte, von den gemeinen und wilden Eſchbäumen fließt.

Bevor der Herr Abt Sallier dieſe zweyte Anmerkung beſchließt, ſo ſetzet er hinzu: es ſcheine ihm ſehr wahrſcheinlich zu ſeyn, daß die Beobachtung dieſes Phaenomeni, den Dichtern Gelegenheit zu denen verwägenen Beſchreibungen gegeben, die ſie von einigen Umſtänden des Bacchusfeſtes ertheilen. Nichts iſt nach den übertriebenen Ausdrücken dieſer Dichter natürlicher zu begreifen; und wenn man davon das gehörige abzieht, ſo kömmt alles Wunderbare auf dieſe natürliche Begebenheit heraus, wie ſie hier erzählet worden iſt. In vielen andern Fällen haben die Dichter eben nichts mehr nöthig gehabt, um ihrer Einbildungskraft den Zügel ſchießen zu laſſen: wenn alſo Euripides den Athenienſern den Bacchus ſchildert, wie ihm ein Schwarm bewegter Bacchanten auf den Berg Citheron folget, ſo ſagt er: es ſey an der Erde ein Strom von Milch gefloſſen und das Honig, dieſer Nektar der Bienen, habe das Erdreich benetzet: Ῥεῖ δὲ γαλακτι πέδον. ῥεῖ δ᾽ οἴνῳ ῥεῖ δὲ μελισσᾶν νέκταρι. v. 142. ſo muß man ſich aus allen dieſen Beſchreibungen nichts mehr vorſtellen, als irgend einen Ueberfluß dieſes Honigs, welcher als ein Thau vom Himmel auf die Bäume und Erde gefallen. Für eine, ein wenig über die Regeln der Richtigkeit, aufgebrachte Einbildungskraft, war die weiße Farbe dieſer Tropfen, ein hinlänglicher Grund, Milchſtröme zu erſinnen. Man muß aber gleichwohl zu dieſer einfältigen Erklärung ſeine

Zuflucht nehmen, den Horaz in folgenden Verſen zu verſtehen, welcher ſeine Begriffe nur von den griechiſchen Schriftſtellern borgete:

> Fas pervicaces ſit mihi Thyadas,
> Vinique fontem, lactis et uberes
> Cantare rivos, atque truncis
> Lapſa cavis iterare mella. *Lib. 2. Od. 19.*

Euripides ſelbſt, ſcheint in der Folge des Trauerſpieles der Bacchanten, die wahre Bedeutung der erſtangezogenen Worte, beſtimmet zu haben. Folgendes legt er einem Bothen in den Mund: **Wenn irgend eine von den Bacchanten einen Trank von Milch begehrte, dorfte ſie ſich nur bücken und die Hand auf die Oberfläche der Erden legen, ſo konnte ſie ſo viel davon ſchöpſen als ſie nöthig hatte; der liebliche Honigſaſt floß von den Aeſten des Epheus: die ihnen ſtatt der Stangen dienten:** *γλυκείας μέλιτος ἔσταζον ῥοαί.* v. 710. ſeqq.

Endlich kann man auch aus **Aelians** Worten, einige Folgerungen für dieſe Muthmaßung und Erklärung ziehen, welche der Herr Abt Sallier gleichwohl noch für gewagt ausgiebt: denn nachdem **Aelian** des Honiges gedacht hat, welches in Niedien von den Bäumen träufelte: ſo ſetzt er hinzu: auf dieſe Art habe **Euripides** verſichert, daß es auch auf dem Berge **Citheron** geſchähe. Man ſollte faſt ſagen, **Aelian** habe derjenigen Stelle, wo **Euripides** anfangs die Sache übertrieben, die andere vorgezogen; allwo der Dichter einfältig und ohne Hyperbole dasjenige erzählet, was möglich iſt.

Dritte Anmerkung.

Man weis, wie viel Theſſalien demjenigen Kriege zu danken hatte, den die natürliche Feindſchaft der Störche wider

der die Schlangen, zuwege bringt; denn ohne dieſen, würde die erſtaunliche Menge dieſes Gewürmes das Land wüſte gemacht haben. Einsmals nahmen ſie zu **Lacedämon** ſo ſehr zu, wie der Verfaſſer dieſes Tractates im 24 Cap. ſagt, daß die **Lacedämonier** ſie zur Nahrung gebrauchten, und deswegen ὀφιόδειροι genannt wurden. Herr von **Meziriac** will, auf das Wort des **Porphyrius**, περὶ ἀποχῆς Lib. 1, daß die Zeit, da die **Lacedämonier** ſo weit getrieben worden, damals geweſen, als die **Herakliden** nach dem **Peloponneſus** zurück gekommen waren. So viel entdeckt die Note des Herrn von **Meziriac**. Der Herr Abt **Sallier** aber ſetzet hinzu: daß wenn man **Plutarchs** Anſehen dieſe Sache wollte entſcheiden laſſen, man das Wort ὀφιόδειροι, in ὀφιόβοροι würde verwandeln müſſen; denn dieſen letzten Namen giebt die **Pythia** den **Spartern**, nach dieſes Schriftſtellers moralib. a. d. 406 S. So billig indeſſen dieſe Verbeſſerung auch zu ſeyn ſcheint, ſo hält Herr **Sallier** ſie doch nicht für nöthig.

Vierte Anmerkung.

Der Verfaſſer des Tractates ſagt im 27 Cap. wenn man von **Suſa** nach **Medien** geht, ſo findet man auf der zweyten Tagereiſe eine ſo große Menge Scorpionen, daß wenn der König ſelbſt dieſe Reiſe thun will, ὅτε διοδεύει, er drey Tage zuvor Leute ausſchickt, die die Wege ſicher machen, und ſo viel als möglich, von dieſen Thieren tödten müſſen. Wer nun die meiſten getödtet hat, der bekömmt den Lohn. **Aelian** erzählet in des 15 Buchs 26 Cap. ſeiner Thiergeſchichte, eben das; allein er ſagt: τὸν Περσῶν βασιλέα ὁπότε δέοι &c. Es iſt kein Zweifel, daß man in **Aelians** Stelle ὁπότε διοδεύοι, wie es der Text des Verfaſſers von unſerm Tractate mit ſich bringt, an die Stelle der Wörter, ὁπότε δέοι, einſchalten müſſe. Die Verbeſſerung iſt nicht erzwungen, und der Verſtand den ſie giebt, iſt beſſer und deutlicher.

Fünfte

Fünfte Anmerkung.

Einige wunderbare Wirkungen der Natur an gewiſſen Orten der Erde, geben dem Verfaſſer des Tractates im 33. Cap. zu verſchiedenen Anmerkungen Anlaß. Er redet darinnen von dem Ausbruche derer Ausdünſtungen die ſich in dem Schooße der Erden entzünden, und die, ob ſie gleich ſo erſchrecklich nicht ſind, als die vollkommen gebildeten feuerſpeyenden Berge, gleichwohl in dem Erdballe heftige Stöße verurſachen. So, ſagt er, ſähe man, nahe bey den **apolloniſchen** Gebirgen um Atitanien herum, περὶ Ἀτιτανίαν, einen brennenden Felſen, ohne daß man das Feuer ſehen könne; aus dem aber wenn man nur ein wenig Oel darauf ſchüttete, plötzlich eine Flamme hervordringe. **Strabo** im VII. B. **Dio Caßius** im 41. B. und **Aelian** in des 13. B. 16. Cap. ſeiner variar. histor. beſchreiben eben dieſes, und vermehren ihre Erzählung noch mit wunderbarern Umſtänden. Aus der Vergleichung, die man unter dieſen Geſchichtſchreibern anſtellen kann, erhellet, daß man anſtatt Ἀτιτανία, Ἀτιντανία leſen müſſe: und dieſe Leſart, die vom **Strabo** bekräftiget wird, kann durch den **Stephan** von Byzanz und den **Thucidides** im 2. B. noch mehr beſtätiget werden.

Sechſte Anmerkung.

Hieronymus erzählet, daß in dem Lande der nabatäiſchen **Araber** ein See ſey, darinnen weder die Fiſche, noch andere Waſſerthiere leben können, und daß die Einwohner nur Stücke Harz heraus ziehen. Wenn **Vitruvius** von der Beſchaffenheit einiger Seen redet, und denjenigen nennet, der hier vorkömmt, ſo drücket er ſich ſo aus: item Joppae in Syria Arabiaque Numidarum. Der Herr Abt **Sallier** zweifelt alſo nicht, man müſſe ſo leſen: Arabiaque *Nabataeorum.* **Diodor von Sicilien,**

Strabo und **Plinius** gedenken dieſer Art von Araber, ohne ſie jemals Numidae zu nennen: in Nabataeis qui ſunt ex Arabia contermini Syriae; und nach den Beſchreibungen der alten Erdbeſchreiber, lagen die numidiſchen oder ſcenitiſchen Araber, im Oſten und viel mehr zurück von Syrien, als die **Nabatäer.**

Siebente Anmerkung.

Es giebt ſchwimmende Inſeln, welche der mindeſte Wind von einer Seite zur andern treibt. Dieſes erzählet unſer Schriftſteller ſo: *ἔϛι δὲ καὶ λάκκος Σῶα ἡ Ἄμμωνος καλουμένη λίμνη - - - - - ἔχουσα νησία πλείονα πάσῃ πνοῇ μετακινούμενα.* Wer des **Plinius** Stelle im 95. C. des 2. B. geleſen hat, der wird gar bald die wahre Leſart des griechiſchen Textes merken: *ἔϛι δὲ καὶ λάκκος ἡ Οὐαδίμωνος, etc.* in Vadimonis lacu, ſagt **Plinius**, et ad Cutilias aquas opaca ſylva, quae nunquam eodem loco viſitur.

Das folgende von des **Plinius** Erzählung führet uns noch auf eine andere Verbeſſerung, die eben ſo nöthig iſt, den Text des griechiſchen Schriftſtellers in Richtigkeit zu bringen: in Lydia, quae vocantur Calaminae non ventis ſolum, ſed etiam contis quo libeat impulſae - - - - - *ἐν Λυδίᾳ ἐστὶ λίμνη Ταλαμὲν καλουμένη.* Es iſt offenbar, daß hier *Καλαμίνη*, anſtatt *Ταλαμὲν*, ſtehen müſſe.

Bey dieſer Stelle der geſchriebenen Noten des **Herrn von Meziriac** iſt der Herr Abt **Sallier** ſtehen geblieben, in der Hoffnung daß dasjenige, was er davon geſammlet und angezeiget hat; mehr als hinlänglich ſey, denen die es ſelbſt zu Rathe ziehen wollen, den Nutzen anzuzeigen, den ſie daraus ſchöpfen können.

Unter den andern Bänden in der königlichen Bibliothek, die er der Mühe werth hält, angezeiget und bekannt gemacht zu werden, hat er des **Sophokles** Trauerſpiele erwählet, daben **Tanaquill Fabers** Noten befindlich ſind. Herr **Sallier** unterſuchet dieſe Noten, nicht nur nach den gewöhnlichen Regeln der Kritik, ſondern auch nach der Zuſammenhaltung mit einer neuen Handſchrift vom **Sophokles**: die der König kürzlich überkommen hat, und die in ihrer Art, wichtig genug iſt, daß ſie eine beſondere Beſchreibung verdienet.

Sie iſt aus der Zahl derer, die dem verſtorbenen Präſidenten Herrn **de Meſmes** gehöret haben, und kürzlich zur königl. Sammlung gekommen ſind.

Sie enthält einige Trauerſpiele vom **Euripides**, alle Trauerſpiele vom **Sophokles**, und einen Theil von **Ariſtophans** Luſtſpielen.

Die Stücke aus dem **Euripides** ſind: **Hekuba**, **Oreſtes**, die **Phönicierinnen**, **Andromacha**, **Medea**, und **Hippolytus**.

Des **Sophokles** ſeine ſind in dieſer Ordnung geſchrieben: **Ajax**, **Elektra**, **Oedipus** der König, **Antigone**, **Oedipus** von **Kolon**, die **Trachinerinnen**, **Philoktetes**.

Von **Ariſtophans** Luſtſpielen enthält dieſe Handſchrift folgendes: **Plutus**, die **Wolken**, die **Fröſche**, die **Ritter**, die **Vögel**, die **Acharnier**, und einen Theil von demjenigen, ſo man unter dem Namen der **Rednerinnen** kennet.

Dieſe wegen der großen Menge derer darinn enthaltenen Werke ſchon koſtbare Handſchrift, iſt wegen ihres Alterthums noch viel ſchätzbarer. Es geſchieht ſehr ſelten, daß man in dieſer Art der Literatur dergleichen findet.

I. Anmerkung.

Ueber die vier erſten Zeilen in der Antigone.

Die vier erſten Verſe in der Antigone enthalten einen Widerſpruch, wenn man ſie ſo nimmt, wie ſie in allen Ausgaben dieſes Trauerſpieles ſtehen. Der Herr Abt Sallier würde ſie, mit einer ſehr geringen Veränderung, ſo überſetzen.

Theure Iſmene, welch einen Strom von Uebeln hat nicht Jupiter, ſeit denen dem Oedipus zugeſtoßenen Unglücksfällen, über unſere Häupter ergoſſen? Welch einen Schmerz, welch eine Strafe, welch eine Schmach! Was bleibt ihm noch für eine Verachtung übrig, deren Bitterkeit er uns nicht mit ſtarken Zügen hat ſchmecken laſſen?

Οὐδὲν γὰρ οὔτ' ἀλγεινὸν, οὔτ' ἄτης ἄτερ,
Οὔτ' αἰσχρὸν, οὔτ' ἄτιμον, &c.

In der Art den erſten Vers zu leſen, fällt der Widerſpruch ſogleich in die Augen, und die allerälteſten Scholiaſten haben es ſowohl, als die neuern Herausgeber gemerkt: ἄτης ἄτερ iſt kein Ausdruck, der mit den Worten ἀλγεινὸν, αἰσχρὸν, ἄτιμον, dem Sinne nach zukommen kann. Wenn man ἄτης ἄπερ (ſup. ἐχόμενα) läſe, ſo würde der Vers nichts anſtößiges mehr haben. Ἄτης ἄπερ, bedeutet die **Folgen des Laſters**, oder die **Beſtrafung**. Die Veränderung iſt nicht erzwungen, und wenn man ſich ja wegen dieſer Muthmaſſung mit Zeugniſſen aus der Leſart des Manuſcripts der königlichen Bibliothek waffnen wollte, ſo würde man einige Art von Grunde in den Zügen der Schrift finden, woraus dieſes Wort beſteht. Allein der Herr Abt **Sallier** geſteht offenherzig, daß die Randgloſſe alles wieder umſtoßen würde, was man auf dieſer Seite zu hoffen hätte. Herr **Tanaqu. Faber** merket wegen dieſer Verſe nichts an.

II. Anmerkung.

Ueber den 16ten Vers.

Iſmene ſagt, ſeit der Niederlage des Kriegsheeres der Argier, habe ich weiter nichts neues, weder gutes noch böſes, was uns begegnet, gehört.

Οὐδὲν οἶδ' ὑπέρτερον,
Οὔτ' εὐτυχοῦσα μᾶλλον, οὔτ' ἀτωμένη.

Herr le Fevre, der nicht allezeit Achtung genug für die Leſarten der Handſchriften gehabt, wenn ſie gleich alle einſtimmig geweſen, will dieſe letzte Zeile geändert wiſſen, und ſie ſo leſen:

Οὔτ' εὐτυχέω, οὔτε μή, ἀτωμένη.

Allein man kann dieſe Aenderung nicht annehmen, wenn man ſich an obbenannte Handſchrift halten will: und die Redensart iſt weder dem Sophokles allein eigen, noch irgend einer Regel zuwider, wie man gar leicht zeigen könnte.

III. Anmerkung.

Ueber den 140 Vers.

In dieſer Stelle erinnert ſich der Chor der Niederlage der Völker des Kapanäus und des Falles dieſes Feldherrn, welchen Jupiter mit ſeinem Donner erſchlug. Der Herrſcher der Götter, ſagt er, kann die Reden einer hochmüthigen Zunge, nicht ſonder Abſcheu anhören.

Καί σφας ἐσιδὼν
Πολλῷ ῥεύματι προσνισσομένους
Χρυσοῦ καναχῆς ὑπεροπτίας
Παλτῷ ῥιπτεῖ πυρὶ, &c.

Herrn Tanaq. Fabers Worte über dieſe Verſe ſind folgende: Locus inexplicabilis: puto intelligi ſuperbiam ex ſtrepitu armorum aureorum. Allein des Königes Handſchrift biethet einen leichten Weg an, die Schwierigkeit zu heben.

1. Hat dieſelbe Hand, als eine Scholie, die Auslaſſung der præpoſition μετὰ zu dieſen Worten, χρυσοῦ καναχῆς, hinzugeſchrieben.

2. Steht über dem Worte ὑπεροπτίας, das Wort ὑπερόπτας.

Es geſchieht wohl zuweilen, daß die Dichter, ſonderlich in Liedern, den Namen der Geſtalt, anſtatt des Subjects der Geſtalt, nehmen, oder das abſtractum für das concretum. Da nun dieſes iſt, ſo muß der Vers ſo gegeben werden: **Als Jupiter die Kriegsknechte des Kapanäus, in großen Haufen und mit Getümmel die Pforten von Theben erſchüttern ſah: ſo ergrimmete er über ihrer Frechheit und Verachtung der Götter, und ließ das Feuer ſeines Zornes auf ihre Häupter fallen.**

IV. Anmerkung.

Ueber den 152ten Vers.

Ungeachtet die Ordnung der Verſe in der letzten Gegenſtrophe ſo wie ſie in den gedruckten Exemplaren ſteht, ſich auf gute Urſachen gründet: ſo erinnert gleichwohl der Herr Abt Sallier, daß ſie in den erwähnten Handſchriften, in Anſehung der vier erſten Verſe, ſehr verſchieden iſt. Er ſetzet hinzu, daß man anſtatt der gewöhnlichen Leſart, ὁ Θήβας δ' ἐλελίχθων, in der Handſchrift ὁ Θήβας ἐλελίζων findet, welches um ſo viel mehr den Vorzug zu verdienen ſcheint; da die alten Ausleger dieſe Leſart angeführet, folglich wohl in ihren Ausgaben gefunden haben müſſen. Herr Tan. Faber hat Luſt gehabt, ſie anzunehmen, und die Leſart der Ausgaben fahren zu laſſen.

VI.

Herrn Lancelots Anmerkungen über den Namen Argentoratum.

1731.

Herr Schöpflin, ein Mitglied unſerer Akademie, zum Briefwechſel, nahm im 1731ten Jahre ſeine Stelle in derſelben ein, und bemerkte den Tag ſeines Antrittes durch die Vorleſung einer Abhandlung über ein Denkmaal, von der achten Legion des Auguſtus; welches man vor einigen Jahren zu **Straßburg**, als dem beſtändigen Wohnplatze des Herren **Schöpflins** entdecket hat. Da er nun zu Ende dieſer Abhandlung, die im XV Bande der ausführlichen Schriften ſteht, den alten Namen von **Straßburg**, Argentoratum, für einen römiſchen Namen zu erkennen ſcheint; ſo hat Herr **Lancelot** ſich verpflichtet gehalten, ihm folgende Anmerkungen dawider entgegen zu ſtellen.

Erſtlich, ſagt Herr **Lancelot**, treibt uns keine dringende Urſache das Wort argentoratum, von *argentum* herzuleiten. Kein einiger Schriftſteller berichtet uns, daß die Stadt **Straßburg**, in ihrem Gebiethe Silberbergwerke gehabt hätte; oder daß ſie die Niederlage der Kriegskaſſe, oder des öffentlichen Schatzes geweſen wäre; noch daß die Beamten und Arbeiter, ſo man argentarios genennet, beſonders ihre Wohnung in ihr gehabt hätten.

Zweytens, kann man keine gewiſſe Beweiſe geben, daß die Stadt **Straßburg**, zuvor, ehe noch die Römer in das deutſche Gebieth eingedrungen, nicht vorhanden geweſen; oder nicht ſchon den Namen Argentoratum geführet habe. Reicht wohl das Stillſchweigen einiger

Schriftſteller zu, ihr Daſeyn zu leugnen? Sie konnte ja wohl in der Welt ſeyn, ohne daß eben **Cäſar, Strabo, Plinius** und **Tacitus** von ihr reden dorften. Es war in ihr nichts vorgegangen, was ihnen zu Ohren gekommen wäre, oder verdienet hätte, auf die Nachwelt gebracht zu werden.

Man kann nicht leugnen, daß ſie ſchon zu des **Ptolomäus** Zeiten anſehnlich geweſen, indem dieſer Schriftſteller, welcher gemeiniglich nur der vornehmſten Städte gedenkt, von dieſer Stadt redet, und ſaget, daß ſie für die achte Legion beſtimmet geweſen. Ihr Wachsthum müßte daher ſehr ſchleunig geweſen ſeyn, wenn ſie ihre Errichtung erſt den Römern zu danken gehabt hätte.

Drittens, bringt man gar keine neue Meynung vor, wenn man ſaget, ſie ſey von deutſchem Urſprunge: denn dieſes geben viele Schriftſteller vor, z. E. **Bebelius, Spener**, u. a. m. **Spener** ſagt ſogar, man ſoll ja nicht zweifeln, daß ihr Namen deutſches Urſprunges ſey: Nomen urbis, ut fere reliqua cis-Rhenanorum, ex Germania fuiſſe nemo valde dubitabit. *Not. Germ. antiq. Lib. VI. C. V. §. 5.* Der richtige und verſtändige Herr **Obrecht** hatte ſich vorgenommen, dieſen Punct des Alterthumes in dem Werke abzuhandeln, welches er unter dem Titel Alſaticarum urbium Origines, herauszugeben verſprochen; (*Prodrom. rer. Alſac. C. IV. §. 20.*) und dieß Werk, welches er nicht Zeit gehabt zu vollenden, wäre eine würdige Beſchäfftigung für den Verfaſſer der Abhandlung, über das **ſtraßburgiſche Denkmaal.**

Viertens, muß man als einen allgemeinen Grundſatz feſt ſetzen, daß man die Namen der Oerter, in der allererſten Sprache derer Völker ſuchen müſſe, die ſie bewohnet haben; ehe man ſich entſchließt, ihnen einen fremden Urſprung zu geben: es müßte ſich dieſer denn auf einen unſtreitigen hiſtoriſchen Punct gründen.

Kann man nun den Namen Argentoratum im **Celtiſchen** oder **Deutſchen** finden; warum ſoll man denn einen lateiniſchen Namen daraus machen? Wenn man hier **Celtiſch** oder **Deutſch** ſaget: ſo geſchieht es darum, weil man an der Verwandtſchaft dieſer zwo Sprachen nicht zweifeln kann; wofern ſie nicht gar einerley ſind. Daß nun argento ein celtiſches Wort ſey, das beweiſen die Namen **Argentomagus**, **Argentomum**, **Argentogilum**. Man kann auch noch **Argentovaria**, ein Wort dazu nehmen, welches ſich unvermerkt in **Argentoaria**, und nachmals in ſpätern Zeiten, in **Argentaria**, **Argentoduplum**, oder **Argentoduprum**, verändert hat: welches ein Strom in **Languedoc** iſt, der ſich in den Fluß **Aude** ergießt. Vielleicht kommen auch hiervon alle die Namen, **Argences**, **Argenzon** und **Argentan**, die in Frankreich ziemlich gemein ſind.

Man kann nicht leugnen, daß **Argentomagus** und **Argentogilum**, galliſche Namen, und aus argento und magus und gilum, zuſammen geſetzet ſind: dieſe beyden letzten ſind unſtreitig.

Aus dem aber, daß ſie mit **argento** zuſammen geſetzet ſind, muß man ſchlieſſen, daß **argento** ſelbſt, celtiſch ſey. Man findet keine lateiniſche Namen mit celtiſchen zuſammengeſetzt; wenn man diejenigen ausnimmt, die die Schmäucheley oder die Dankbarkeit, dem **Julius Cäſar** und **Auguſt** zu gefallen eingeführet haben. Dieſer zween Kaiſer Namen findet man mit celtiſchen Wörtern vereiniget, z. E. in **Auguſtodunum**, **Auguſtomagus**, **Auguſtonemetum**, **Auguſtoritum**, oder **Auguſtoretum**, **Cäſarodunum**, **Cäſaromagus**, **Juliacum**, **Juliobana**. Allein man ſieht wohl, daß man nicht anders thun können: und was dieſes vollends beweiſt, iſt, daß man außer dieſen Fällen, keine Vermiſchung galliſcher und römiſcher Ausdrücke, inſonderheit bey denen Oertern ſindet, die in den mitternächtlichen galliſchen oder celtiſchen Provinzen gelegen.

Wollte man dem Herrn **Lancelot** den Namen **Senlis Sylvanectes**, einwenden, welcher ein lateiniſches Wort darzuſtellen ſcheint: ſo würde er antworten, daß Herr **von Valois**, deſſen Zeugniß in dieſer Sache, ſchon einiges Gewicht haben muß, dieſes Wort für galliſch ausgiebt; daß übrigens dieſe Völker in den erſten Jahrhunderten nicht **Sylvanectes** wären genennet worden; daß **Plinius** ſie **Ulbanectes** nennet, wie auch **Ptolomäus** nach **Cluvers** Zeugniſſe gethan haben ſoll; und daß man den Namen Civitas Sylvanectum, nur in der Notitia Imperii zum erſtenmale finde: daß übrigens ſo wenig Unterſchied unter **Ulbanectes** und **Sylvanectes** zu finden ſey, daß eines gar wohl an die Stelle des andern, hat geſetzet werden können; und daß, da das Land **Senlis** voller Waldungen geweſen, man in den folgenden Jahrhunderten geglaubet hat, **Sylvanectum** müſſe vom lateiniſchen Sylva herkommen.

Wenn es alſo gewiß iſt, daß, außer denen hier benannten Fällen, und die noch dazu alle miteinander nur eine ſehr geringe und allgemeine Regel ausmachen, man niemals einen celtiſchen Namen mit einem römiſchen verbunden: ſo bleibt es auch gewiß, daß die Namen **Argentomagus**, und **Argentogilum**, aus zween galliſchen Namen zuſammen geſetzt ſind; ja, man kann ſogar eine Anmerkung wegen des letztern machen. Das Wort **gilum**, nach denen Wörtern zu ſchließen, die es endiget, iſt nur ſolchen Oertern gegeben worden, die von gerin-

---

a) Corterate, Coutras.

b) Carpenteratum, Carpentras.

c) Die Inſel Houat auf der Küſte von Vannes.

d) Auguſtoritum Pictonum, Poitiers.

e) Anderitum Cabalorum, Mende.

f) Argentogilum, vel Argantogeringerer Erheblichkeit geweſen, als diejenigen ſo magus, dunum, oder bona, haben; es iſt niemals gut genug geweſen, an Julius Cäſar und Auguſt angeſetzet zu werden; indem dieſe Prinzen ihre Aufmerkſamkeit und Wohlthaten, niemals auf ſolche unſcheinbare Oerter erſtreckt gehabt: und daher iſt es allezeit mit andern celtiſchen Worten zuſammen gekommen, als Bonogilum, Brogilum, Diogilum, Nantogilum, Abtogilum, Gargogilum, Caſſenogilum, Cantogilum, Vernogilum, u. ſ. w.

Wenn nun argento in den Namen Argentomagus, und Argentogilum, und in den übrigen die man vorhin angegeben, ein celtiſches Wort iſt; warum ſollte es in Argentoratum nicht mehr celtiſch ſeyn? Warum ſollte dieſer Namen nicht auch aus zween andern celtiſchen, oder deutſchen zuſammen geſetzet ſeyn, nämlich aus argento und ratum, welches wohl mit retum, ritum, oder ractum, einerley ſeyn kann? Denn alle dieſe Endungen, welche eine gemeinſchaftliche, oder einander gleichkommende Bedeutung haben müſſen, finden ſich in Corterate *a*), in Carpentoratum *b*), oder Carpentoracte, in Bibracte, in Inſula Horata *c*), in Auguſtoretum, oder Auguſtoritum *d*), in Anderitum *e*), u. ſ. ſ.

Wenn es natürlich iſt zu fragen: was denn in celtiſcher Sprache die Wörter argento, argantum *f*), bedeutet haben? ſo ſagt Herr Obrecht, welchen wir bereits angeführet haben, und welcher bey Gelegenheit des Wortes Tribocci geſteht, daß es celtiſch ſey; daß man

---

gantogilum a Gallis nuncupatum eſſe puto, nomine compoſito ex *argento*, aut *arganto*, et *gilum*, vel *gelum*, quæ Gallica eſſe nomina, ſed ſignificationis ſolis noſtris Britannis ac Inſularibus notæ, non dubito. *Valeſius Not. Gall. in voce* Argentogilum, *pag.* 409. *Col.* 3.

man aber deſſen eigentliche Bedeutung ſchwerlich ergründen könne. Es ſey unmöglich von dem Urſprunge eines Wortes, und von dem Gebrauche einer Sprache ein Urtheil zu fällen, ſo lange man von dieſer Sprache und von dieſem Worte, nichts zuverläßiges weis. So geht es uns aber mit der celtiſchen Sprache: wir kennen viele von ihren Wörtern, und verſtehen auch einige, weil ſie von alten Schriftſtellern erkläret worden. Da dieſes aber nicht hinlänglich iſt, auch die Erklärung der übrigen auszufinden: ſo müſſen wir uns damit begnügen, daß wir dieſer Sprache alle diejenigen Wörter wieder zuſtellen, die ihr gehören können.

Als die Römer, nachdem ſie Herren oder Bundsgenoſſen derer Völker geworden, die mit dem Rheine gränzen, nach ihrer Gewohnheit, der Stadt Argentoratum einen lateiniſchen Namen geben wollten, ſo ward ihnen die Sache nicht ſchwer. Sie zogen die erſte Hälfte deſſelben auf ihr lateiniſches Wort argentum, und ließen ihn wie er war. Die andere Hälfte oratum, ratum, verwandelten ſie in eine ihrer liebſten Endungen, im, woraus denn Argentina geworden iſt.

Was den neuern Namen Straßburg betrifft, ſo ſieht man ſogleich, daß er aus ſtrata und Burgus zuſammen geſetzt iſt. Es giengen nämlich viel römiſche Straßen da vorbey, und man weis, daß die Landſtraßen, die die Römer in den Ländern ihres Aufenthaltes, oder an den beſiegten Orten angeleget hatten, das Wort ſtrata, via ſtrata, daſelbſt eingeführet haben. Die mehreſten Völker, bey denen man dergleichen Landſtraßen findet, haben dieſes Wort, weil es ſo oft vorkam, beybehalten. Daher kömmt das franzöſiſche Eſtrées, das Angelſächſiſche ſtret, das engländiſche ſtreet, ſtreat, das deutſche Straße, das däniſche ſtraede, und flamändiſche ſtraet. Folglich kommen auch daher die Namen Erminſtreat, und Wattingſtreat in England, von Strasburgum. Alle dieſe ſind zuſammengeſetzte Namen, zwar eigentlich zu reden, nicht aus zwo, ſondern aus einer Sprache zuſammengeſetzt: indem das Wort ſtrata ſelbſt, deutſch, engländiſch, und franzöſiſch, geworden war; da dieſe Völker ſich daſſelbe zugeeignet und einem jeden die ihnen eigene Endung beygeleget hatten.

Aus dieſer Einführung neuer Wörter, und aus andern Veränderungen, welche durch plötzliche Einbrüche, und zuweilen ſchon durch den bloßen Handel und Wandel, in den erſten Sprachen entſtanden ſind, haben ſich die neuern Sprachen gebildet. Dieſe hat man in der mittlern Zeit bäuriſche **Sprachen**, das heißt, gemeine Sprachen, in Gegenhaltung der lateiniſchen, genannt; welche ganz allein den Wiſſenſchaften vorbehalten und von der Kirche geheiliget worden war. In dieſem Sinne muß man auch das Wort ruſtice nehmen, welches ſich im Diploma von Kaiſer **Otto** dem II. befindet, allwo es von **Straßburg** heißt: Argentinenſem civitatem quae ruſtice Strazburg vocatur alio nomine. *Prodr. rer. Alſat. p. 297.* So iſt auch die franzöſiſche Sprache, damals, als ſie ſich zu bilden angefangen, Lingua ruſtica genannt worden.

VII.

Herrn Hardions Verbeſſerungen einiger Stellen im Trauerſpiele Rheſus.

1731.

Es ſteht in dem XIV. Bande der ausführlichen Schriften dieſer **Akademie**, eine Abhandlung vom Herren **Hardion** über das Trauerſpiel **Rheſus**, welches man gemeiniglich dem **Euripides** zueignet; einige Gelehrte aber dem **Sophokles** zuſchreiben, und wovon Herr **Hardion** glaubet, daß es keinem von beyden gehöre. Dem ſey wie ihm wolle, Herr **Hardion** hat in Anſehung dieſes Stückes eben das geleiſtet, was wir im IV. Artickel von der **Andromacha** geleſen haben. Er hat das Trauerſpiel **Rheſus**, ſo wie man es in den gedruckten Ausgaben hat, mit zwoen Handſchriften der königlichen Bibliothek, nämlich mit der 3310. und 3519. Numer verglichen. Dieſe letztere, die die älteſte von beyden iſt, ſcheint nicht über drey hundert Jahre alt zu ſeyn; gleichwohl hat er in beyden gewiſſe Leſarten gefunden, die ihm wichtig geſchienen. Hier ſind ſie.

Ueber den 116 Vers.

Hektor wollte die Griechen in der Nacht überfallen; **Aeneas** aber ſagt zu ihm: allein, wenn du in die Verſchanzungen wirſt gekommen ſeyn, und von ihrer Seite einen ſtarken Widerſtand findeſt: wie wird deine Mannſchaft, im Falle der Flucht, über die Paliſſaden und wieder in das Feld kommen können?

Ue.

Πῶς γὰρ περάσεις σκόλοπας ἐν τροπῇ στρατοῦ;

Quomodo enim tranſilies in fuga palos exercitus?

In beyden Handſchriften ſtehen dieſe Verſe anders.

Πῶς γὰρ περάσεις σκόλοπας ἐν τροπῇ δορός;

Quomodo enim tranſilies palos in exercitus fuga?

Denn wie willſt du, wofern du zurück getrieben wirſt, über die Paliſſaden kommen?

Beyde Leſarten kommen, was den Sinn betrifft, überein; nur muß man bemerken, daß der Ausdruck ἐν τροπῇ δορός, welcher poetiſcher iſt, als der in der erſten Leſart, auch noch im 82ten Verſe des Trauerſpieles Rheſus vorkömmt.

Ueber den 149. Vers.

Hektor entſchließt ſich, auf des Aeneas Einrathen, einen Spion in das Lager der Griechen zu ſchicken. Wer will, ſaget er, unter denen Trojanern, die hier im Rathe beyſammen ſind, das Lager der Griechen auskundſchaften gehen?

Τίς δῆτα Τρώων οἳ πάρεισιν ἐν λόγῳ

Θέλει κατόπτης ναῦς ἐπ' Ἀργείων μολεῖν;

Quis igitur Trojanorum, qui huic ſermoni adſunt, vult, explorator ad naves Græcorum ire?

Beyde Handſchriften haben das Wort λόχῳ, anſtatt λόγῳ.

Τίς δῆτα Τρώων οἳ πάρεισιν ἐν λόχῳ

Θέλει κατόπτης ναῦς ἐπ' Ἀργείων μολεῖν;

Quis Trojanorum, qui adſunt in hac cohorte, vult. &c.

Welcher von denen Trojanern, aus denen dieſes Geſchwader beſteht, will in das feindliche Lager gehn? u. ſ. w.

Hektor hielt keinen förmlichen Kriegsrath, er überlegte nur mit der ausgeſonderten Mannſchaft, woraus die Wache beſtand, den Vorſchlag, welchen Aeneas gethan hatte. Daher zieht denn Herr Hardion das Wort λέχω, dem λόγῳ vor, weil es ſich auf dieſer Stelle viel beſſer ſchickt.

Ueber den 204. Vers.

Ἔσω τίν' ἄλλην ἀντὶ τῆς δ' ἕξεις στολήν;

Sed quam aliam veſtem pro hac habebis?

In beyden Handſchriften iſt die Leſart dem Begriffe gemäßer, den dieſe ganze Stelle darbeuth.

Εἴπ' ἦ τίν' ἄλλην ἀντὶ τῆς δ' ἕξεις στολήν;

Dic, nunc aliam veſtem pro hac habebis?

Dolon hatte geſagt: **Ich will mich ſchon auf eine Art einkleiden, die dem Geſchäffte gemäß ſeyn ſoll, was ich ausführen will.** Der Chor antwortet ihm hierauf: **Sage mir, wirſt du ein ander Kleid anziehen, als was du an haſt?**

Ueber den 220. Vers.

Σωθήσομαί τε καὶ κτανὼν, Ὀδυσσέως
Οἴσω κάρα σοι σύμβολον δ' ἔχω σαφὲς.
Φήσεις Δόλωνα ναῦς ἐπ' Ἀργείων μολεῖν.

Salvus revertar, et occiſo Ulyſſe, caput ejus ad te afferam, ſignum autem manifeſtum habeo. Dices Dolonem ad naves Græcorum iviſſe.

Es iſt kein Zweifel, daß man, um dieſer Stelle einen vernünſtigen Sinn zu geben, im andern Verſe ἔχων, für ἔχω leſen müſſe; wie die beyden Handſchriften haben, und daß der Punct nach dem σαφὲς weg muß.

Σωθήσομαί τε καὶ κτανὼν, Ὀδυσσέως
Οἴσω κάρα σοι σύμβολον δ' ἔχων σαφὲς,
Φήσεις Δόλωνα ναῦς ἐπ' Ἀργείων μολεῖν.

Salvus revertar, et occiſo Ulyſſe caput ejus ad te afferam.

Signum autem habens manifeſtum, dices Dolonem ad naves Græcorum iviſſe.

Ich will geſund und wohlbehalten wiederkommen, und dir den Kopf des Ulyſſes mitbringen. Wenn du einen ſo offenbaren Beweis haben wirſt, als dieſer iſt, ſo wirſt du nicht leugnen können, daß Dolon bis in die Schiffe der Griechen gedrungen ſey.

Ueber den 240 Vers.

Οἷς χρὴ γεγωνεῖν.

Quibus oportet nuntiare.

In beyden Handſchriften ſteht:

Οἷς χρὴ γεγωνεῖν σ'.

Quibus te oportet nuntiare.

Denen du Rechenſchaft geben mußt.

Es iſt wahrſcheinlich, daß das perſönliche Fürwort σε, den Abſchreibern entwiſchet iſt. Es macht aber die Wortfügung regelmäßiger, und man ſollte es auf das Anſehen dieſer zwo Handſchriften wieder in den Text ſetzen.

Ueber den 271. Vers.

Σκαιοί βοτῆρες ἐσμὲν, οὐκ ἄλλως λέγω.

Inepti paſtores ſumus, non ſecus dico.

In beyden Handſchriften ſteht λέγεις anſtatt λέγω.

Σκαιοί βοτῆρες ἐσμὲν, οὐκ ἄλλως λέγεις.

Inepti paſtores ſumus, non temere hoc dicis.

Wir ſind grobe Hirten, du irreſt dich nicht.

Man leſe dieſe Stelle wie man will, ſo iſt der Sinn allemal gut.

Ueber den 281. Vers.

Λόγων δὲ δὶς τόσων μ' ἐκούφισας,

Sermone me bis tantum levaſti.

In beyden Handſchriften ſteht δὶς τόσον, und Herr Hardion hält dieſes für die wahre Leſart.

Λόγῳ δὲ δὶς τόσον μ' ἐκούφισας.
Sermone bis tanto me levaſti.

Es iſt faſt nicht möglich, dieſe Redensart nach dem Buchſtaben franzöſiſch zu geben: und wollte man etwas anders an die Stelle ſetzen, ſo würde der Unterſchied der Leſarten nicht in die Sinne fallen; man wird ihn aber gleich merken, wenn man den Text nachlieſt.

Ueber den 381. Vers.

Πολίαρχον, Civitatis Principem.

Es ſcheint, man müſſe mit den zwo Handſchriften πολύαρχον multorum Principum, leſen. Die Rede iſt vom Rheſus, welchen der Dichter unter dem Bilde eines mächtigen Fürſten, der über viele Völker herrſchete, vorſtellet.

Ueber den 385. Vers.

Κλύε δέ. In beyden Handſchriften ſteht κλύε καί. und dieß iſt auch die wahre Leſart: denn der Vers muß ein Anapäſt ſeyn; κλύε δέ aber, iſt ein Choreus oder Tribrachys, welcher in dem anapäſtiſchen Sylbenmaaße nicht ſtatt hat.

Ueber den 481. Vers.

Πάντ' εἰργάσμεθα.
Omnia confecimus.

Herr Hardion möchte mit den zwo Handſchriften, lieber

Πάντ' εἰργάσμεθ' ἄν.
Omnia confecerimus.

leſen. Das Beſtimmungswörtchen ἄν, welches, wie die Sprachlehrer reden, potentiale iſt, giebt einen richtigern Verſtand.

Ueber den 501. Vers.

Ἔναγχος, nuper. Beyde Handſchriften haben ἔννυχος, nocturnus. Hektor redet nämlich von des Ulyſſes Ränken. Er iſt, ſaget er, in der Nacht gekommen, und hat die Bildſeule der Minerva entführet: welches natürlicher geſagt iſt; als er iſt dieſer Tage gekommen.

Ueber den 672. Vers.

Beyde Handſchriften haben: χωροῦσ' ἐφ' ὑμᾶς. Vadunt adverſos nos. Minerva nämlich, rufft dem Diomedes und Ulyſſes die in des Rheſus Lager ſind, von weitem zu: die Feinde rücken auf euch an; welches viel beſſer iſt, als die Feinde rücken auf uns an.

Ueber den 936. Vers.

Ἥτε μυρία γερουσία
Ἔπεισ' ἀνελθεῖν.
Et frequens legatio
Induxit ut venires.

Beyde Handſcheiſten haben:

Αἵτε μυρίαι γερουσίαι
Ἔπεισαν ἐλθεῖν.
Et frequentes legationes
Induxerunt vt venires.

Hier iſt die mehrere Zahl für die einfache. In der Leſart der gedruckten Ausgaben hingegen, muß das α, in μυρία wegen des Versmaaßes lang werden; und dieſes iſt wider den gemeinſten Gebrauch: dahingegen bey der Leſart der zwo Handſchriften der Sinn und das Sylbenmaaß zugleich, beſtehen können.

VIII.

Des Herrn Moreau von Mautour Anmerkungen über den Namen des Feldherrn bey des Maxentius Kriegsheere.

1731.

Man weis, daß, vor dem großen Siege, welchen **Conſtantin** nahe bey **Rom** über den **Maxentius** erfochten, die Einnahme verſchiedener Städte und der Gewinn dreyer Schlachten hergegangen war, in welchen **Conſtantin** die Feldherren dieſes Tyrannen geſchlagen hatte. **Conſtantin** fieng dieſen Krieg im 312ten Jahre, und im 5ten ſeiner Regierung an. Er gieng mit einem Kriegsheere von vierzig tauſend Mann nach Italien. Anfänglich nahm er die Stadt **Suſa**, an dem Fuße der Alpen ein, nachmals hieb er in der Ebene bey **Turin**, einen Theil von des **Maxentius** Heere in Stücken. Von hier wendete er ſich mit ungemeiner Eilfertigkeit nach der Gegend von **Meyland**; er machte ſich alle Städte unterthan, die auf dieſer Straße lagen: und nachdem er ſich gen **Breſcia** gewendet hatte, brachte er den beſten Theil der feindlichen Reuterey in Unordnung, die ſich in aller Eile unter die Stadt **Verona** zurück zog, allwo des **Maxentius** Völker Befehl hatten ſich zu ſammeln. Dieſe Kriegsvölker, die von verſchiedenen berühmten Feldherren angeführet wurden, hatten einen Oberfeldherren, welcher in der Kriegeskunſt ſehr erfahren war; und dieſer Feldherr wird von den zween einzigen Schriftſtellern, die uns ſeinen Namen haben erhalten wollen, ſehr verſchiedentlich genannt.

Nazarius nennet ihn in ſeiner Rede an den **Conſtantin**, **Ruricius**. Aderat quidem, ſagt er, RVRICIVS experientiſſimus belli, et Tyrannicorum ducum columen. Dieſer **Ruricius** ſchloß ſich in **Verona** ein, und **Conſtantin** belagerte ihn darinnen. Er that einen Ausfall und ward mit Verluſt zurück getrieben. Als er ſich endlich heimlich aus der Stadt geſchlichen, und alles was er noch außerhalb von Mannſchaft hatte verſammlet, kam er zurück, in Hoffnung die Stadt zu entſetzen. Bey der erſten Nachricht aber, die **Conſtantin** hiervon bekam, gieng er ihm entgegen, griff ihn an, ſchlug ihn, und in dieſer Schlacht kam dieſer Feldherr ums Leben.

Dieſe Sache wird vom **Euſebius** und **Aurelius Victor**, wie auch von dem bereits angeführten **Nazarius** erzählet; allein von allen dreyen Schriftſtellern, iſt **Nazarius** der einzige, welcher den Feldherrn nennet, und zwar nennet er ihn **Ruricius**. Ein anderer ungenannter Lobredner indeſſen, handelt von eben dieſer Begebenheit, indem er in einer ähnlichen Rede an den **Conſtantin** ſaget, **Verona** ſey von einem anſehnlichen Kriegsheere vertheidiget worden; dieſes Heer hätte ſehr muthige Kriegshäupter gehabt, und den unerſchrockenſten, oder wenn man lieber ſo will, denjenigen Feldherren, beſeſſen, der am ſteifſten auf dem Vorſatze beharret wäre, ſich zu vertheidigen. Er nennet denſelben **Pompejanus**, und indem er das Schickſal der Stadt **Verona** beklaget, ſo ſagt er: daß, nachdem ſie eine Pflanzſtadt des großen **Pompeji** geweſen, ſie das Unglück betreffen müſſen, durch die Hartnäckigkeit des Feldherrn **Pompejanus** zu Grunde gerichtet zu werden: Verona maximo hoſtium exercitu tenebatur, acerrimis Ducibus, pertinaciſſimo Præfecto; ſcilicet ut quam Coloniam Cnejus Pompejus aliquando deduxerat, POMPEIANVS everteret.

Herr **Moreau von Mautour** hat der **Akademie** ſeine Gedanken über dieſen anſcheinenden Widerſpruch, und über die Art wie man beyde Schriftſteller vereinigen könne, mitgetheilet.

Fürs erſte, zweifelt er nicht, daß beſagter Feldherr, **Ruricius** geheißen; denn außer, daß des **Nazarius**, als eines bekannten Schriftſtellers Zeugniß, der noch dazu mit dem **Conſtantin** zu einer Zeit gelebet hat, dem Anſehen eines Ungenannten vorgezogen zu werden verdienet: ſo haben auch die Gelehrten ſich nicht irren laſſen. Unter andern hat **Spanheim**, in ſeinen Noten über **Julians Kaiſer**, im Anfange von **Conſtantins** Rede, darinnen er, um ſich mit **Alexandern** zu vergleichen, ja noch über ihn zu erheben, ſich berühmet, daß er die Römer überwunden, und ihre Tapferkeit der perſiſchen Weichlichkeit entgegen geſtellet habe, eine Note gemacht, die den Sieg dieſes Kaiſers anführet, und der gänzlichen Niederlage des **Ruricius** erwähnet; der des **Maxentius** Kriegsheer, welches aus den ſtreitbarſten Völkern des Erdbodens beſtanden, angeführet hatte.

Anderntheils hat aber auch der ungenannte Lobredner den Namen **Pompeſanus** in einer Zeit gar nicht erdichtet, da das Andenken dieſer Begebenheit die er preiſet, noch ſo friſch war; und es iſt ſchwer, ſich einzubilden, daß er ſich dieſe Freyheit bloß aus Vergnügen ſollte heraus genommen haben, eine Anſpielung zu machen; oder vielmehr eine kindiſche Zweydeutigkeit zwiſchen dem Namen **Pompejus**, als Wiederherſtellers dieſer Stadt, und dem Namen desjenigen Feldherrn zuwege zu bringen, der ihren Untergang befördert hatte.

Hieraus nun ſchließt Herr **Moreau von Mautour**, daß, wenn **Ruricius** der rechte Namen dieſes Feldherrn geweſen, **Pompeſanus** dennoch wohl ſein Zunamen habe ſeyn können. Herr **Tillemont** ſcheint in ſeiner Kaiſergeſchichte, eben dieſen Einfall gehabt zu haben, indem er ihn **Ruricius Pompejanus** nennet. Er führet aber ganz keinen Grund an, ſolches feſt zu ſetzen; und um dieſem Mangel abzuhelfen, geräth Herr von **Mautour** anfangs auf die Gedanken, es ſey nicht unmöglich, daß dieſer Feldherr in ſeiner Familie einige Verbindungen mit des **Pompejus** Nachkommen gehabt haben mag; deſſen Namen ehedem in **Italien**, **Sicilien**, und ſelbſt in **Gallien**, durch das bloße Recht der Schutzverwandſchaft, oder Clientele, ſolchergeſtalt ausgebreitet war. Doch er will auf dieſem Einfalle ſo gar ſehr nicht beſtehen, und bemühet ſich, dieſen Zunamen, durch den Namen desjenigen Ortes zu beſtimmen, von welchem **Ruricius** ſeine Abkunſt gehabt hatte. Dieſes nun erkläret er ſo:

In **Antonins** Tagebuche ſeiner Seereiſen, darinnen die Entfernung eines Hafens von dem andern, von der Stadt **Genua** an, bis nach **Arles** zu, enthalten iſt, indem man die **Rhone** hinauf geht, ſteht folgendes: ab Alconis POMPEIANIS portus millia paſſuum xxx a POMPEIANIS Telonem Martium (nämlich **Toulon**) millia paſſuum xv.

Pompejana, ehedem **Meſe**, iſt eine kleine Inſel, welche **Plinius** in des 3 B. 5 C. in die Reihe der drey **Stöchadiſchen** Inſeln ſetzet; und dieſe ſind **Prote**, **Meſe** und **Hypäa**, in der Nachbarſchaft von **Marſeille**: tres Stœchades a vicinis Maſſilienſibus dictæ per ordinem, quas item nominant ſingulis vocabulis, Proten & Meſen, quæ et Pompejana vocatur, tertia Hypæa. Man muß **Pompeiana**, nach der alten Leſart der Handſchriften, wie in der Ausgabe von 1587 und in **Dalechamps** Note, auf welche der **P. Hardouin** nicht Acht gegeben, leſen; nicht aber **Pomponiana**, wie in einigen andern Ausgaben ſteht. Einige neuere Erdbeſchreiber glauben, daß dieſe Inſel die heutige Inſel **Pomegut**; andere, daß es die Inſel **Porqueyroles** ſey, oder einen Theil der **hieriſchen** Inſeln ausmache. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt es doch nach des **Plinius** Berichte gewiß: daß ſie zu denen Inſeln gehöret hat, die in der Nachbarſchaft der **Marſeilliſchen** und **Touloniſchen** Küſte liegen.

Herr von **Mautour** iſt ſehr geneigt zu glauben, daß **Ruricius** von dieſer Inſel **Pompejana** gebürtig, oder ein Abkömmling geweſen; daher er denn den Zunamen **Pompejanus** geführet haben könnte: und da Italien ſich mit einem Theile von Gallien, an der Seite der Alpen, für den **Maxentius** erkläret, **Ruricius** der Befehlshaber dieſer Völker zu **Verona** geweſen. Uebrigens nennet Herr **von Tillemont**, in **Conſtantins** Leben, den **Ruricius** einen **Präfectus Prätorio** des **Maxentius**: welcher vermuthlich ihm dieſen Titel in irgend einer Stadt desjenigen Galliens, welches ſich für ihn erkläret hatte, gegeben haben mochte.

Dieſe Gelegenheit ergreiſt Herr **Mautour**, von einem andern **Ruricius** zu reden, welcher in der Geſchichte eben deſſelben Jahrhunderts bekannt iſt; und von dem er glaubet, daß er mit dem Feldherrn des **Maxentius**, von einem Geſchlechte ſey.

In den erſten Jahren von **Valentinians** Regierung, das heißt im 364ten und 365ten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung, trug ſich eine wichtige Begebenheit in Afrika zu. Die **Auſturier**, ein barbariſches Volk, und Nachbarn von **Lybien**, die an lauter Rauben und Morden gewöhnet waren, erregten oftmalige Unruhen in dieſer Provinz. So beſchreibt ſie **Ammian Marcellin** im 28 **Buche**: Auſturiani his contermini partibus Barbari, in diſcurſus ſemper expediti veloces, vivereque adſueti rapinis et caedibus, pauliſper pacati in genuinos turbines revoluti ſunt.

Dieſe Barbarn hatten ſchon von Kaiſer **Jovians**, als **Valentinians** Vorgängers, Zeiten an, Einbrüche von der Seite von **Lepti** und **Ea**, zweer Städte im **tripolitaniſchen Libyen** zu thun. Sie plünderten dieſe zwo Städte, ſetzten ihre Verheerungen fort, und übten in der ganzen Provinz **Tripoli**, davon **Ruricius** damals Statthalter war, große Grauſamkeiten aus. **Ammian**, welcher alles erzählet hat, was damals geſchehen iſt, berichtet, daß die Einwohner zu **Lepti**, und die andern **Tripolitaner** dem **Valentinian** Abgeordnete zugeſandt, um ihm den bedaurenswürdigen Zuſtand vorzuſtellen, darinnen ſie ſich befänden, und ſeinen Beyſtand zu erbitten. Da ihnen nun ein gewiſſer **Romanus**, ein harter und geiziger Mann, verdächtig war, welcher ſeit einiger Zeit den Titel eines Grafen von **Afrika** führete: ſo bathen ſie den Kaiſer, daß **Ruricius**, Statthalter dieſer Provinz, den Befehl über die in ſelbiger zerſtreuten Kriegsvölker haben möchte, welches ihnen auch zugeſtanden ward. Allein dieſer Befehl ward bald geändert, und die Sorgfalt über das Kriegesheer ward dem **Romanus** anvertrauet: negotiorum quoque & militarium cura Præſidi delata *Ruricio*, mox tranſlata eſt ad *Romanum*. Dieſes nun erregete in der Folge große Unordnungen. **Ruricius** hatte dem Kaiſer einen Bericht von den Einbrüchen der Barbarn, von dem unglückſeligen Zuſtande der **Tripolitaner**, und von den geheimen Anſchlägen gethan, die man gefaſſet hatte. Gleichwohl ward er durch die Ränke des **Romanus**, als ungetreu angeklaget: denn dieſer **Romanus** ſpann mit Beyhülfe der Beamten am kaiſerlichen Hofe, die Zerrüttungen in **Afrika** an. Man gab dem **Valentinian** zu verſtehen, daß er hintergangen, und übel berichtet ſey; man verwickelte den **Jovinus**, **Ruricius** und andere Beamte in dieſe Verleumdung. **Valentinian**, der von Natur grauſam war, verdammete ſie zum Tode; inſonderheit aber gab man dem **Ruricius** das Laſter ſchuld, daß er nicht die Wahrheit vorgeſtellet, und in ſeinen Bericht verwägene Ausdrücke hätte einfließen laſſen: Valentinianus ad acerbitatem proclivior, præcepit *Ruricium* Præſidem ut mendacem morte mulctari, hoc quoque accedente quod in relatione ejus verba quædam, ut viſum eſt, immodica legebantur. Er ward in der That zu **Sitipſis**, oder **Stophe**, einer Stadt in **Mauritanien**, hingerichtet.

Aus der Gleichheit des Namens dieſes **Ruricius** mit dem vorigen, und aus dem geringen Unterſchiede von drey oder vier und funfzig Jahren, zwiſchen dem Tode des einen und des andern, kann man, wie Herr von **Mautour** meynet, ſchließen: daß **Ruricius**, Præſes Provinciæ Tripolitanæ, welchen **Ammian Marcellin** anführet, und der in **Mauritanien**, im 365 oder 366 Jahre, in einer den Römern unterworfenen Provinz, geſtorben iſt, aus eben derſelben Familie, ja vielleicht gar der Sohn, des **Ruricius Pompejanus** geweſen ſey; welcher des **Maxentius** Kriegsheer geführet, und im 312 Jahre, in der Schlacht bey **Verona**, umgekommen iſt.

IX.

Des Herrn Moreau von Mautour Abhandlung, von der Furcht und Bläſſe, zwoen auf den römiſchen Münzen vorgeſtellten Gottheiten. 1732.

Zween Schaupfennige aus der **hoſtiliſchen** Familie, welche in des **Fulvius Urſinus** römiſchen Geſchlechtern ſowohl, als vom **Patin** und **Vaillant** angeführet werden, haben dem Herrn **Moreau von Mautour** zu einigen hiſtoriſchen Betrachtungen und Unterſuchungen, Anlaß gegeben.

Die erſte Münze ſtellet einen Kopf mit aufgeſträubten Haaren, und einem erſchrockenen Geſichte, einem offenen Munde, und einem Anblicke vor, welcher das **Schrecken** in einer gefährlichen Gelegenheit, abſchildert.

Die zweyte Münze ſtellet ein mageres langes Antlitz, mit abhängenden Haaren, und einem ſtarren Blicke dar. Man erblicket an ſelbigem eben die Züge, welche **Ovidius** dem **Neide** beylegt:

> Pallor in ore ſedet, macies in corpore toto,
> Nusquam recta acies, &c.
>
> *Metamorph. Lib. II. Fab. 12.*

Die Bläſſe indeſſen iſt eine Wirkung der Furcht, indem alsdann das Blut und die Farbe zurück treten. Das Geſicht wird bleich und ſalb: wie **Beroaldus** in ſeiner Auslegung über des **Apulejus** Verwandelungen anmerket; da die **Pſyche** wegen der eifrigen Bemühungen eines Liebhabers, den ſie nicht kennet, verwirrt und voller Unruhe zu ſeyn ſcheint:

> Diriguere oculi, calidusque e corpore ſanguis,
> Inducto pallore, fugit, &c.

Dieſe zween Schaupfennige ſind auf die Veranſtaltung des **Lucius Hoſtilius Sacerna** geſchlagen worden, deſſen Namen ſie auch führen. Dieſer iſt eben derſelbe, deſſen **Cäſar** in dem afrikaniſchen Kriege gedenket, und welchem er, mit ſechs Haufen, die Statthalterſchaft der Stadt **Lepti** anvertrauete, die er wider das Kriegsheer des **Labienus** ritterlich vertheidigte.

Dieſer **Hoſtilius** heißt mit dem Zunamen **Sacerna**, ein Namen, deſſen Erklärung nicht mit in der Zahl derjenigen begriffen iſt, welche **Onuphrius** in ſeinem Tractate de antiquis nominibus angeführet hat. **Sacerna** ſtammete von dem Könige **Tullus Hoſtilius** ab, und hat durch dieſe zween Schaupfennige das Andenken einer ſonderbaren Begebenheit erneuern wollen, welche ſich unter des **Tullus** Regierung zugetragen, und vom **Livius** im 1 Buche, ſehr ausführlich erzählet wird.

Nachdem die Stadt **Alba** durch den Tractat, welcher auf den Sieg der **Horazier** folgete, den Römern unterwürfig gemacht worden war, daurete der Friede nicht lange; ſondern ward durch den Verrath des Dictators **Metius Suffetius**, und den Aufſtand der **Albaner** gebrochen, welche die **Fidenater** und **Vejer** auf ihre Seite zogen.

Als nun **Tullus** den Schluß gefaſſet hatte, ſie zu ſchlagen: ſo ward er mitten in der Schlacht gewahr, daß die **Albaner**, welche ſich anfangs für die Römer erkläret hatten, auf Anhalten des Dictators, ihre Waffen wider dieſelben kehreten. Damit nun **Tullus** dem Schrecken vorbeugen möchte, welches dadurch in ſeinem Heere entſtehen könnte, ſo gelobete er, wie der Geſchichtſchreiber ſagt, im Augenblicke, der **Furcht** und **Bläſſe**, zwölf Salier und **Tempel**; in re trepida duodecim vovit Salios, fanaque *Pallori* ac *Pavori*. Dieſes Gelübd that ſeine Wirkung; des **Tullus** Völker ſchlugen den Feind auf das Haupt; es nahm ſie Furcht und Schrecken ein; **Alba** ward zerſtöret, und **Metius Suffetius** geviertheilet; eine Todesſtrafe, deren **Virgil** in der Beſchreibung von **Aeneens** Schilde gedenkt:

Haud procul inde, citæ *Metium* in diverſa quadrigæ
Diſtulerant (at tu dictis, *Albane*, maneres)
Raptabatque viri mendacis viſcera *Tullus*
Per ſylvam, & ſparſi rorabant ſanguine vepres.

Æneid. Lib. VIII. v. 642.

Dionyſius von Halikarnaß ſtimmet gleichwohl mit dem **Livius** nicht überein, was die Zeit und Gelegenheit betrifft, die zu dieſem Streite und Gelübde der Römer Anlaß gegeben. Im 3. **Buche** ſeiner **Alterthümer**, ſcheint es erſt nach Zerſtörung der Stadt **Alba**, und bey Gelegenheit eines andern Sieges, welchen **Tullus** über die **Sabiner** erfochten, geſchehen zu ſeyn, daß er ſein Gebeth an die Götter gerichtet, und das Gelübd gethan, die **Salier** um die Hälfte zu vermehren.

Dieſes nun macht den Unterſchied unter denjenigen aus, die vom **Numa**, und unter denen, die vom **Tullus** geſtiftet worden. Die erſten, welche Palatini genannt wurden, waren dem Dienſte des Gottes **Mars** auf dem palatiniſchen Berge geweihet; dieſe aber hießen Collini, oder Collatini und Quirinales, weil ihr Altar auf dem **Quirinaliſchen** Berge ſtand, den die Lateiner ſchlechtweg Collis nannten. **Vigenere** führet in ſeinen **Auslegungen** eine Stelle aus dem **Servius** an, die den Unterſchied dieſer zwo Geſellſchaften der **Salier** betrifft, und merket an: daß diejenigen, die vom **Tullus** geſtiftet worden, auch noch Salii Pavorii und Pallorii geheißen.

Dem ſey wie ihm wolle, ſo ſind dieſes die zwo Leidenſchaften, derer **Lactanz** im 20. **Cap.** de falſa religione gedenkt: Pavorem, Palloremque Tullus Hoſtilius figuravit & coluit, und die **Minutius Felix** in die Reihe der Götzendienſte ſetzet, die er den Römern vorrücket: Cloacinam Tatius invenit & coluit; Pallorem

Hoſtilius atque Pavorem, mox a neſcio quo, Febris dedicata, hæc alumna urbis iſtius ſuperſtitio.

In der That, wenn der Aberglaube eine große Menge Götter, oder ein ganzes Volk von Göttern hervor gebracht hat, um den Ausdruck des **Arnobius**, contra Gentes, zu gebrauchen: ſo geſchah ſolches gemeiniglich aus Erkenntlichkeit gegen die großen Feldherren, und gegen diejenigen, die durch ihr weisliches Regiment, oder durch ihre trefflichen Thaten, dem Vaterlande Glück und Ehre zugezogen hatten. Aber außerdem iſt es auch gewiß, daß die Furcht an dem Urſprunge der Götter nicht mindern Antheil gehabt hat; wie des **Petronius** bekanntes Zeugniß beſtätiget:

> Primus in orbe Deos fecit timor, ardua cælo
> Fulmina dum caderent, diſcuſſaque mœnia flammis
> Atque ictus flagravit Athos, &c.

Städte, die durch das Feuer vom Himmel in Aſche verkehret worden, das Brüllen des Donners, Berge die vom Wetter getroffen worden, und andere Begebenheiten, deren Urſachen die Leute nicht einſahen, konnten leichtlich in ihren Gedanken den Begriff irgend einer Gottheit erregen, und ſie veranlaſſen, in dem Himmel, oder auf der Erden Schutzgötter zu ſuchen, die ſie vor der drohenden Gefahr ſichern ſollten.

Alſo lernten denn die mit Wohlthaten überhäuften, oder mit öffentlichen Drangſalen beſchwerten Menſchen, eine ihnen verborgene und geheime Gewalt verehren, oder ſcheuen, die ihnen das Gute und Böſe zuſchickte: und da ſie gar keinen Begriff von dem wahren Gottesdienſte hatten, ſo verfielen ſie in Abgötterey.

Wenn der **heilige Auguſtin** im 10. Cap. des 6. **Buchs von der Stadt Gottes**, von der **Furcht** und **Bläſſe** redet, ſo betrachtet er dieſe Gottheiten des Heydenthumes, als zwo grauſame Leidenſchaften der Menſchen, deren eine in die Seele, und die andere in den Körper wirket. *Hoſtilius* dedicavit *Pallorem* atque *Pavorem*, teterrimos hominis affectus, quorum alter mentis territæ motus eſt, alter corporis ne morbus quidem, ſed color. Und nichts ſtellet die Wirkung der Furcht oder Betrübniß beſſer vor, als die Art wie der heilige Geſchichtſchreiber diejenige beſchreibt, welche der Hoheprieſter **Onias** empfunden, als **Heliodor** in den Tempel gekommen, die Schätze wegzuholen: **Der Hoheprieſter aber ſtellete ſich ſo jämmerlich, daß ihn niemand ohne groſſes Mitleiden anſehen konnte: denn man ſah es ihm an, weil er ſich ſo im Angeſichte entfärbet hatte, daß er in groſſen Aengſten war. Denn er war ſo gar erſchrocken, daß er überall zitterte; daraus man leichtlich ſpüren konnte, wie übel ihm zu muthe war.** 2. Maccabäer 3. Cap. 16. 17. Vers.

Wenn Auguſtin im eben dem Werke von der Stadt Gottes, in des 2. B. 23. Cap. von der Glückſeligkeit redet, die die Römer erſt ſehr ſpät als eine Gottheit verehret: ſo wundert er ſich, daß **Romulus**, welcher doch das Glück ſeiner anwachſenden Stadt gründen wollen, daß **Tatius** und **Numa**, unter ſo vielen andern Göttern und Göttinnen die ſie bereits eingeſetzet hatten, die Glückſeligkeit vergeſſen; und er merket an, daß wenn **Tullus Hoſtilius** ſie gekannt hätte, er ſich wohl nicht an die **Furcht** und **Bläſſe** würde gewandt, und aus ihnen neue Gottheiten gemacht haben; indem, wenn man die Glückſeligkeit auf ſeiner Seite hat, man weiter nichts ſcheuen dörfe: *Hoſtilius* certe Rex, Deos & ipſe novos *Pavorem* atque *Pallorem* propitiandos non introduceret, ſi Deum illum noſſet & coleret; præſente quippe FELICITATE, omnis *Pavor* & *Pallor* non propitiatus obſequeretur, ſed pulſus aufugeret.

Ungeachtet aus der römiſchen Geſchichte erhellet, daß **Tullus Hoſtilius** der erſte geweſen, welcher in **Rom** den Dienſt der **Furcht** und **Bläſſe** eingeführet hat; ſo waren doch dieſe zwo Leidenſchaften bereits von den Dichtern und griechiſchen Geſchichtſchreibern in Perſonen verwandelt worden. Sie meynten nämlich, der Heldenmuth und die Tugend beſtünden nicht darinnen, daß man nichts ſcheue, ſondern daß man etwas unanſtändiges zu vermeiden wiſſe. Sie glaubten, daß derjenige, welcher ſich fürchtete das Geſetz zu beleidigen und zu brechen, viel kühner und tugendhafter ſey, als derjenige, der die Geſetze verachtet oder vernachläßiget; und daß endlich die Furcht vor einem böſen Namen, ganz allein, den Menſchen geneigter mache, ſich der Arbeit und den Gefahren zu unterziehen. Nihil metuere, niſi turpem famam, ſagte **Marius** zum römiſchen Volke, in ſeiner vom **Salluſtius** angeführten Rede.

Die Beſtrafung des Laſters iſt der Gerechtigkeit eben ſo weſentlich eigen, als die Belohnung guter Thaten. In dieſer Abſicht hatten die **Lacedämonier**, nach **Plutarchs** Berichte, in ihre Stadt den Tempel der **Furcht**, nahe an das Tribunal der **Ephoren** geſetzt; indem ſie für die Erhaltung des Staates nichts ſo nöthig hielten, als daß dem Gemüthe der Boshaften, die Furcht vor der harten Straſe eingepräget würde.

Um den Begriff zu beſtärken, welchen die Alten von dieſer Leidenſchaft hatten, ſtellet **Heſiodus**, in der Beſchreibung von **Herkuls** Schilde, nach deſſen Muſter **Virgil** des Aeneas Schild entworfen, den Gott **Mars** auf ſeinem Wagen, von der **Furcht** und dem **Grauen** begleitet vor:

— — — — παρὰ δὲ Δεῖμός τε Φόβος τε
Ἕστασαν. v. 195.

Er ſagt in ſeiner **Theogonie**, daß das **Schrecken** und die **Furcht** von der **Venus** und dem **Mars** gebohren worden:

— — — — — — Ἄρει
Ῥινοτόρῳ Κυθέρεια Φόβον καὶ Δεῖμον ἔτικτεν
Δεινοὺς &c. v. 933. ſeqq.

Pauſanias gedenkt, in ſeinen Corinthiacis eines Grabes der zween Söhne der **Medea**, **Mermerus** und **Pheres**, welche wegen einer ungerechten Urſache, von den **Korinthiern** geſteiniget worden, und berichtet: daß dieſe Ungerechtigkeit, durch ein Sterben der Kinder in den erſten Jahren beſtrafet worden, welches ſo lange gewähret; bis man auf Befehl des Orakels den Söhnen der **Medea** jährliche Opfer gelobet, und der **Furcht** eine Bildſeule geweihet hätte.

Wenn **Homer** die Waffen der **Minerva** beſchreibt, womit ſie dem **Diomedes** und den Griechen zu Hülfe gegangen, ſo ſetzet er auf ihren Schild die **Furcht**, die **Zwietracht**, das **Schrecken** und den **Tod**; und wenn er in eben dieſem fünften Buche der **Jlias**, den **Hektor** vorſtellet, der zum **Menelaus** und **Antilochus** kömmt, ſo ſaget er: es folgen ihm die furchtbaren **trojaniſchen** Kriegsvölker, die an ihrer Spitze den **Mars** und die **Bellona** führen, davon die letztere **Furcht** und **Schrecken** mit ſich habe; denn ſo giebt der Dichter den Waffen der Göttinn die Namen der Leidenſchaften die ſie einflößet.

Jn dem eilſten Buche beſchreibt er **Agamemnons** Schild, der ſich zum Streite rüſtet, und ſagt: mitten in den Schild ſey eine erſchreckliche **Gorgone**, in Begleitung des **Schreckens** und der **Furcht**, halb erhaben gearbeitet geweſen.

Jn dem dreyzehnten Buche vergleicht er den **Jdomenäus** und **Merion** ſeinen Waffenträger, mit dem Gotte **Mars**, den das **Schrecken** und die **Flucht**, deren Vater er iſt, begleiten.

Jn dem funfzehnten Buche, wenn **Mars** aus der **Juno** Erzählung vernimmt, daß man ſeinen Sohn **Askalaphus** getödtet: ſo befiehlt dieſer vom Zorne entbrannte Gott, dem **Schrecken** und der **Flucht**, ſeinen Wagen anzuſpannen.

Man ſetze noch hinzu, daß im ſechszehnten Buche der **Jlias**, wo von des **Ajax** Gefechte mit dem **Hektor** geredet wird, **Homer**, nachdem er die Flucht der **Trojaner** mit einem ſchwarzen Gewölke verglichen, aus den erſchrockenen und in die Flucht getriebenen Kriegsleuten, zwo Perſonen, unter dem Namen der **Furcht** und **Flucht** bildet, die, da ſie ſich von den griechiſchen Schiffen erheben, auf **Troja** zueilen.

Aeſchylus ſetzet in ſeinem Trauerſpiele von den **ſieben Helden vor Theben**, die **Furcht** unter die Zahl derer Götter bey denen ſie geſchworen:

Auf einem ſchwarzen Schild macht ſieben Krieger Wüthen
Die Götter ſchreckensvoll, durch graus erfüllte Schwüre.
Bey dem halbtodten Stier den ihre Fauſt erwürgt,
Die Hand ins Blut getaucht, beſchwören ſie die Rache.
Sie ſchwören bey der Furcht, beym Mars und bey Bellonen.

Dieſes ſind nun die Betrachtungen des Herren **Moreau von Mautour**, über die zween Schaupfennige der **Hoſtiliſchen** Familie, welche die **Furcht** und **Bläſſe** vorſtellen. Es giebt wenige, die die Anbethung der andern Leidenſchaften: oder menſchlichen Schwachheiten ſo entſchuldigen: ungeachtet man es mit dem Zeugniſſe der größten Dichter, und dem Anſehen der ernſthafteſten Geſchichtſchreiber, eben ſo wohl beweiſen könnte: z. E. der Tod, die Unverſchämtheit, die Verleumdung, der Betrug, die Armuth, die Zwietracht, u. ſ. w. Mit den moraliſchen Eigenſchaften und Tugenden hergegen iſt es ein anders, z. E. mit der Ehre, Gerechtigkeit, Güte, Frömmigkeit, Gottesfurcht, Beſtändigkeit, und Mäßigkeit: dieſe ſind der gemeine Gegenſtand und das Merkmaal der alten Münzen, ſonderlich der römiſchen.

* *

X.

Des Herrn de la Barre Erklärung eines Sinngedichts im Martial.

1 7 3 2.

Herr de la Barre glaubet in einer Abhandlung, die im XII. Bande der ausführlichen Schriften dieſer Akademie ſteht, genugſam erwieſen zu haben, daß das römiſche Pfund, zwölftehalb Unzen des Pariſerpfundes gleich gekommen, und daß man ſechs und neunzig conſulariſche Denarien, jeden von fünf und ſiebenzig Gran, darauf rechnen müſſe; da man hingegen faſt ein ganzes Jahrhundert nur vier und achtzig darauf gerechnet hat, die man gar noch für etwas leichter gehalten, weil man etliche Stellen alter Scribenten gefunden, deren Sinn man nicht recht eingeſehen. Einige von denen Anmerkungen die er damals gemacht hat; können zur Herſtellung der wahren Leſart und zum wahren Verſtande eines Sinngedichtes im Martial dienen, darüber man verſchiedener Meynung iſt, und welches ſo lautet:

> Natales mihi Martiæ Calendæ,
> Lux formoſior omnibus Calendis,
> Qua mittunt mihi munus & puellæ,
> Quinquageſima liba ſeptimamque
> Veſtris addimus hanc focis acerram.
> His vos (ſi tamen expedit roganti)
> Annos addite bis precor novenos,
> Vt nondum nimia piger ſenecta,
> Sed vitae tribus aureis peractis,

Lucos Elysiæ petam puellæ
Post hæc tempora, nec diem rogabo.
Epigr. XXIV. Lib. X.

Das heißt: „Ihr Calenden des Märzmonates, „Tag meiner Geburt! du ſchönſter Tag von allen Tagen, „an welchem mir ſogar die Mädchen Geſchenke ſchicken, „du ſiehſt mich zum ſieben und funfzigſten male, deinen „Heerden Trankopfer und Weihrauch bringen. Allein, „wofern ich nicht zu viel bitte, ſo ſetze doch dieſer Zahl „von Jahren, noch achtzehn andere hinzu: damit ich in „das Wäldchen der Göttinn **Elyſie** kommen möge, ehe „mich das Alter gar zu ſehr darnieder drücket, und nachdem ich eine Zahl von Jahren vollbracht habe, die der „Zahl von Silbermünzen gleicht, ſo man gegen drey „Goldſtücke einwechſelt. Nach dieſem will ich auch keinen einzigen Tag mehr begehren.„

Es ſcheint daß in dieſem Sinngedichte gar nichts ſchwieriges ſeyn würde, wenn nicht der ſiebente Vers in den Handſchriften, oder wenigſtens in den gedruckten Ausgaben, auf verſchiedene Art ſtünde. In einigen lieſt man, wie der Herr **de la Barre** thut:

Annos addite *bis* precor novenos,

und nach dieſer Leſart foderte **Martial** fünf und ſiebenzig Jahre ſeines Lebens. In des **Gryphius** Ausgabe aber und in einigen andern, ſteht anſtatt bis, *ter:*

Annos addite *ter* precor novenos.

da man denn ſagen müßte: der Dichter, welcher doch nur mäßige Wünſche thun wollen, habe ſich mit vier und achtzig Jahren begnüget, um den Ungemächlichkeiten des Alters zu entgehen; er habe aber auch nichts davon ablaſſen mögen, dafern er nicht irgend größere Uebel zu beſorgen hätte, als ſolche, die das hohe Alter gemeiniglich nach ſich zieht.

Da nun die letzte Leſart von dem Verfaſſer einer Abhandlung angenommen worden, die in dem Tagebuche von Trevoux, im May des 1732ten Jahres, den 45ſten Artikel ausmacht und auf der 875ſten Seite ſteht, ſo hielt ſich Herr **de la Barre** verbunden, die erſtere zu rechtfertigen.

Der Verfaſſer dieſer Schrift behauptet, man müſſe *ter* novenos leſen: weil er meynet, man habe vier und achtzig Stück Silbermünze für drey Goldpfennige gegeben. Herr **de la Barre** hingegen, glaubt daß man für drey Goldſtücke, nur fünf und ſiebenzig Stück Silbermünze gewechſelt, und indem er dieſes beweiſt, ſo ſtreitet er für das *bis* novenos.

Anfangs iſt es gewiß, daß das Gold und Silber ſich in alten Zeiten, wie eins zu zwölfen verhalten; das heißt, daß man für ein Stück Gold, welches z. E. zwey hundert Gran gehalten hätte, nach dem Geſetze, eine Anzahl von Silberſtücken gewechſelt bekommen, die das Gewicht von zwey tauſend vier hundert Gran gehalten. Eben ſo gewiß iſt es, daß bey den Römern, eben wie bey uns, die Einwechſelung des Goldes und Silbers nach den Geſetzen geſchehen iſt; welche das Gewicht beſtimmeten, ſo die Münzen von beyderley Metalle haben ſollten. Dieſe zween Grundſätze, ſagt Herr **de la Barre**, müſſen zwiſchen dem Verfaſſer jener Abhandlung und zwiſchen ihm, den Ausſchlag geben, wenn man noch einen Umſtand hinzufüget, der gar keine Schwierigkeit leidet: nämlich, daß man ſeit der Zeit des Triumvirats, oder auch wohl noch eher, eine Gewohnheit gemacht, die Geldſorten zu vergringern; ohne daß ihre Vergringerung im Wechſeln, eine Aenderung hätte nach ſich ziehen können, weil es betrügeriſch und den Verordnungen zuwider geweſen wäre.

Man weis, daß es conſulariſche Denarios von 75 Granen giebt: und Herr **de la Barre** hat ſich ſonſt überzeuget, daß diejenigen Denarii ſo viel halten müſſen, die von den Münzbeamten ausgegeben wurden, um mit 84gen ein Pfund Silber ſo man ihnen brachte, zu bezahlen. Das Geſetz wodurch ihnen dieſes anbefohlen worden, beſtand noch zu des **Plinius** Zeiten: cum juſſum ſit LXXXIV. è libris ſignari, ſagt er in des 33ten **Buchs** 9tem **Capitel**. Unter den Kaiſern hergegen würde man die Denarios von dieſem Gewichte vergeblich ſuchen. Sie waren ſchon zu **Auguſts** Zeiten geringe, und in der Folge wurden ſie noch ſchlechter; ja als **Plinius** ſchrieb, wogen ſie nur noch 65 Gran: gleichwohl theilte man ſie noch immer auf eben den Fuß aus.

Aus dem Gewichte der ſilbernen Denarien, können wir das für die goldenen Denarien erſoderliche Gewicht entdecken. Wenn man 84 mit 75 vermehret, ſo giebt es 6300 Gran; und 6300 Gran, mit 40 dividirt, geben $157\frac{1}{2}$. So viel muſte alſo der goldene Denar wiegen, weil man in der Münze vierzig Stücke dieſes Metalles, für ein Pfund Materie gab: poſt hæc placuit X. XL, è libris ſignari. *Plinius Lib. 33. Cap. 3.* Ob man nun noch heutiges Tages Denarios von dieſem Gewichte findet, die zur Zeit der Republik geſchlagen worden, das weis Herr **de la Barre** nicht: er meynet aber, daß er verſichern könne, es gäbe keinen einzigen mit einem Kaiſerſtempel. Man war bemühet ſie zu vergringern, um den Nutzen der neuen Prägſtäte zu vermehren: paulatim principes imminuere pondus; bis endlich **Nero** ſie gar ſo weit hinunter brachte, daß man 45 Stück für ein Pfund Materie hätte geben müſſen: Minutiſſime *Nero* ad XLV. Was **Plinius** hier ſagt, das wird aus dem Gewichte der Schaumünzen gerechtfertiget. 6300 Gran mit 45 dividirt, geben 140 für jeden Golddenar, und dieſes iſt, bis etwa auf zween Gran, das Gewicht von **Nerons** Schaupfennigen.

Herr de la Barre unterſuchet nicht, ob man bey der Vergringerung der Münze, welche nach und nach einriß, allezeit genau ein gleiches Verhältniß unter den ſilbernen und goldenen Münzen, beobachtet. So viel iſt gewiß, daß es nicht gänzlich vernachläßiget worden, weil man beyde Arten immer zugleich vergringert hat: doch vielleicht iſt man ſo gar gewiſſenhaft dabey nicht verfahren, und daher dörſen wir es in der Unterſuchung ebenfalls nicht ſeyn. Man darf nur bey denen zween Puncten ſtehen bleiben, davon man ſchon etwas genaueres ſagen kann.

Fürs erſte geben die 157½ Grane, die der goldene Denar halten mußte, bevor man ihn vergringerte, wenn man ſie mit 12 multipliciret, 1890 Gran. Nun muß man 1875 auf 25 ſilberne Denare rechnen, ſo wie ſie zur Zeit der Republik geſchlagen worden, ehe man noch auf den Einfall kam, ihren Werth zu vergringern: folglich wechſelte man damals 25 ſilberne Denare, gegen einen goldenen.

Andern Theils aber, nahm der goldene Denar dergeſtalt ab, daß man nicht minder, als 45 Stück haben mußte, um 40 Stücken, nach dem alten Fuße, gleich zu kommen: und auch damals fand ſich noch unter den ſilbernen und goldenen Münzen', einerley Verhältniß. Denn die ſilbernen Denare von eben der Zeit, das heißt, von **Nerons** Zeit, wogen 65 Grane, auch wohl noch etwas darüber; folglich brauchte man nur 25 um 1630 zu 40 Gran zu geben, welches die nächſte Zahl zu 1656 iſt, worauf die 138 mit 12 multipliciret, hinaus laufen.

Dieſes nun vorausgeſetzet, will Herr de la Barre behaupten, daß es ihm nicht ſchwer fallen werde, die Unzulänglichkeit derer Beobachtungen zu beweiſen, auf welch der Verfaſſer oberwähnter Abhandlung ſich ſteifet, wenn er verſichert: daß ein goldener Denar 28 ſilberne wert gewesen.

Er hat, wie er ſagt, in ſeinem Cabinette eine goldene Münze, von **Domitians** erſtem Regierungsjahre, welche 6 Denare und 6 Grane wiegt, und folglich zwölf Grane ſchwerer iſt, als die ſeit dem **Nero** geſchlagenen Münzen. Nun iſt es gewiß, daß man um das Gewicht einer ſolchen Münze zwölf mal zu haben, nicht weniger als acht und zwanzig ſilberne Münzen, ſo wie man ſie damals geſchlagen, haben muß. Dieß iſt ſein erſter Beweis.

Den andern findet er in folgenden Verſen aus dem **Martial**:

Aureolos ultro quatuor ipſa petit,
Non dedimus: centum juſſit me mittere nummos,
Sed viſa eſt nobis hæc quoque ſumma gravis.

Er will nämlich, daß der Dichter hier ausdrücklich ſage, hundert ſilberne Münzen, wären weniger werth, als vier goldene; und da er glaubet, er könne dieſen hundert Münzen, noch zwölfe beyfügen, um die Summe gleich zu machen, ſo ſchließt er daraus: daß **Martial**, wenn er gewünſchet, ſeine Lebensjahre möchten der Summe dreyer Goldſtücke gleich kommen, ſich **vier und achtzig** Jahre zu leben gewünſchet.

Herr **de la Barre** fängt bey dieſer zweyten Anmerkung an, aber ohne ſich lange dabey aufzuhalten. Denn wer weis nicht, daß in der Sprache der Alten, Nummus gemeiniglich nur eine **Seſterze** iſt. Dieſes weis der Verfaſſer der Abhandlung unfehlbar auch; aber er hat nicht acht darauf gegeben.

Was **Domitians** goldene Münze betrifft, ſo kann weiter nichts daraus geſchloſſen werden, als daß man damals im Sinne gehabt, der Münze einen Theil des verlohrnen Gewichtes wieder zu geben. Wollte man aber etwas mehrers daraus ſchließen, ſo müßte man erſt gewiß ſeyn, daß dieſer Anfang einer Verbeſſerung nur bey den goldenen Münzen ſtatt gehabt hätte. Nun hat aber Herr **de la Barre** gezeiget, daß das Gold und Silber ſich immer gleich verhalten, und daß man das eine nicht hinunter geſetzet, ohne auch das andere zu verringern. Folglich muß man muthmaßen, daß ſie auch zu gleicher Zeit vermehret worden ſind. Iſt nun dieſes geſchehen, ſo iſt es allezeit in demjenigen Verhältniſſe geſchehen, davon er die Proben angegeben hat; damit 25 ſilberne Denare, wie gewöhnlich, einen goldenen betragen möchten. Folglich kann die Vergleichung von **Domitians** Münze, mit den ſilbernen Münzen ſeiner Zeit, welche nach Proportion zu geringhaltig waren, nicht ſtatt haben.

Die mehreſten Ausleger haben ſich mit einer nichtigen Gelehrſamkeit breit gemacht, oder ſie haben vielmehr allerley ausſchweifendes Zeug über den Vers;

Sed vitæ tribus aureis peractis;

erſonnen. Der Verfaſſer obbenannter Abhandlung, hat ſie ſehr glücklich widerlegt, und auch außerdem ſeine Münze ſehr wohl angewendet, den Sinn dreyer oder vier Stellen feſt zu ſetzen, allwo **Martial** von der Münze redet. Herr **de la Barre** geſteht ſelbſt, daß er in dieſem Stücke alles geleiſtet habe, was man von einem witzigen Kopfe fodern kann, welcher ſich nicht in verſtrickte Unterſuchungen vertiefen will; ohne welche man die Muthmaßungen nicht unnützer Weiſe vermehret.

XI.

Beobachtungen

über einen zu Rom entdeckten alten Sitz von Marmor (*). 1732.

Dieſer alte Marmorſitz, welcher mit verſchiedenen Schichten voller Figuren, von halberhabner Schnitzarbeit gezieret iſt, hat zwo römiſche Spannen in die Breite, und vier dergleichen Spannen in die Höhe; die römiſche Spanne aber, hatte acht Daumenbreiten und einige Linien.

Er ward zu **Rom** im **Märzmonate** des 1732ten Jahres faſt zwanzig Schuhe tief gefunden, als man den Grund der neuen Capelle umgrub, welche der Pabſt auf einer Seite **St. Johannes von Lateran** erbauen laſſen. Der Herr **Marquis Caponi**, Großfourier des päbſtlichen Stuhles, und eines von unſern auswärtigen Ehrenmitgliedern, ſchickte ſogleich den Abriß davon, dem Herrn **von Boze**, um ihn unſerer **Akademie** zu zeigen, und zu erfahren, was ſie davon halten würde.

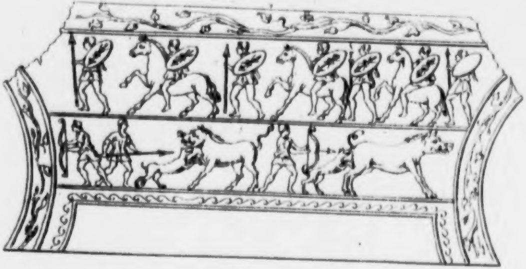
Bey dem erſten Anblicke ſchloß man gleich, daß dieſes Denkmaal aus dem fünften oder ſechſten Jahrhunderte der Republik ſeyn müßte; als einer Zeit, da die Bildhauerkunſt noch roh geweſen, und der **hetruriſche** Geſchmack, den die Römer anfangs angenommen hatten, annoch in **Rom** gebräuchlich war.

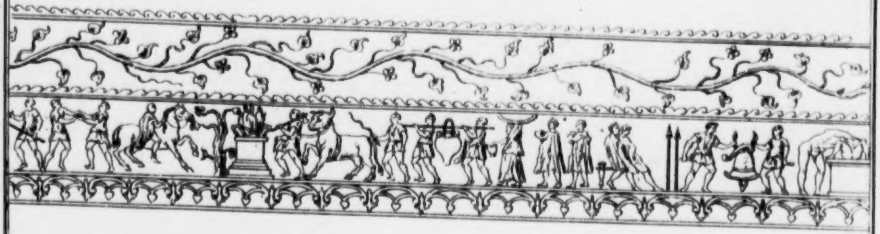
Dieſen Geſchmack erkennet man aus der Aehnlichkeit der Zeichnung in den Gefäßen, Waffen, Moden in der Kleidung, und in der Umzeichnung und unrichtigen Zeichnung der Menſchen und Thiere, die das Hauptwerk in

---

(*) Man ſehe die erſte Kupfertafel.

EIN ALTER SITZ VON MARMOR.
so 1733. zu Rom endeckt worden.





in dieſer erhabenen Schnitzarbeit ſind, wenn man ſie mit Denkmälern von gleicher Art zuſammen hält, die man noch alle Tage im Toſcaniſchen entdecket.

Uebrigens wird die Aehnlichkeit die die Figuren dieſes Schnitzwerkes mit den Perſonen des alten Luſtſpieles hat, ſo wie ſie zu Zeiten des Terenz geweſen, und nach dem Alterthume in denen Abzeichnungen, die uns der Verfaſſer des Tractates de Perſonis & Larvis, und die Frau Dacier, mitgetheilet haben, dieſe Bildhauerarbeit allemal in diejenige Zeit ſetzen, die wir ihr angewieſen haben.

Was nun den Gebrauch eines ſo ſonderbaren Stuhles betrifft, als dieſer iſt: ſo muß, theils ſeine Geſtalt, ſeine Beſtimmung daß er feſt und unbeweglich auf einer Stelle bleiben ſollen, welches die Feſtigkeit der Materie anzeiget; theils die Schönheit des Marmors, und der Arbeit, ſo gut die damalige Zeit ſie verſtattete; endlich auch theils das Verhältniß der vorgeſtellten Sachen, diejenige Perſon anzeigen, welche ein Recht gehabt hat, darauf zu ſitzen.

Denn erſtlich hat es kein Stuhl ſeyn können, der irgend, einer von denen Gottheiten geweihet geweſen, die in den Tempeln ſitzend vorgeſtellet werden: indem, außer daß die Figur gemeiniglich mit dem Stuhle zugleich aus einem Stücke Marmor gehauen wurde, die innern erhobenen Schnitzarbeiten nicht hätten können gemacht werden, oder doch um ſo viel unnützer geweſen ſeyn würden, da der Leib und die Kleidung der beſtändig ſitzenden Gottheit, ſie allezeit durchaus verſtecket haben würde.

Zum andern erlauben die Schwierigkeit, einen dergleichen Stuhl von einem Orte zum andern zu bringen, die Härtigkeit des Marmors, die Ungleichheiten des Sitzes und der Lehne, welche durch die Vertiefungen und Erhöhungen des Schnitzwerkes entſtehen, wiederum nicht, daß man ihn für einen Ruheſtuhl irgend einer Privatperſon anſehe. Es muß alſo bloß ein **Prachtſeſſel** zum Zierrathe, für irgend eine öffentliche Perſon geweſen ſeyn: dergleichen ehedem unter uns an Gerichtlichen Orten, in den Kirchen, Capiteln und unter den Klöſtern gebräuchlich geweſen, und noch jetzt vorhanden ſind; worauf, bloß an gewiſſen Tagen, der im Gerichte vorſitzende Fürſt, die oberſten Richter, die Biſchöfe, und Aebte, geſeſſen.

Diejenige Perſon nun, welcher zur Zeit der Republik, Vorzugsweiſe, oder auch mit Ausſchließung aller andern, ein ſolcher Sitz gebührete, das war unſtreitig der **Oberprieſter**: und es iſt eben ſo leicht ein genaues Verhältniß unter den verſchiedenen Figuren die darauf vorgeſtellet ſind, und den Verrichtungen dieſer vornehmſten Magiſtratsperſon zu finden; als zu zeigen, daß dieſe verſchiedenen Figuren unter einander unmöglich die Geſchichte irgend eines beſondern Vorfalles enthalten oder ausmachen können.

Wenn man alſo dieſe erhabene Schnitzarbeit ſtückweiſe betrachtet, wie ſie wirklich ſtückweiſe ſind, und bey dem ſcheinbarſten, das heißt, bey dem mittelſten anfängt: ſo findet man in allem die Spuren von den Verrichtungen und dem Anſehen des Oberprieſters.

Es iſt ein Altar, worauf man ein angezündetes Feuer ſieht, das zu einem Opfer, nach Art derer bereit liegt, wobey man einen Stier ſchlachtete. Der Baum zeigt den heiligen Hayn an, in welchem man gemeiniglich den Göttern opferte.

Die Zubereitung zu einem großen Opfer, wird auch noch durch den Verkäufer des Schlachtopfers angedeutet, der den Stier herzu führet; durch den **Camillus**, welcher mit einer Gerte in der Hand hinter dem Schlachtopfer hergeht, um es fortzutreiben, in der Lincken aber Blumen hält, um es zu krönen; und durch zween andere **Camillen**, die auf ihren Achſeln ein Gefäß zu den Sühnopfern, Luſtrationen, und Beſprengungen tragen; der letztere hält auch noch ein ſimpulum, in der Hand, welches zum Trankopfer gehörete. Ihnen folget ein als eine Veſtalinn gekleidetes Frauenzimmer, die auf dem Kopfe eine Art von Teller oder platten Korbe trägt, den ſie mit der linken Hand unterſtützet, in der Rechten aber das Gefäß, urceolus, genannt trägt, deſſen Gebrauch bey den Opfern ſo ſehr bekannt iſt. Endlich beſchließen dieſen Aufzug zween Männer, die das verſammlete Volk vorſtellen.

Der Menſch zu Pferde, welcher von der Gegenſeite auf das Opfer zukömmt, ſcheint den Conſul oder Feldherren des römiſchen Kriegsheeres anzudeuten, welcher entweder den Göttern zu danken, oder ihren Beyſtand zu erbitten kömmt.

Alle dieſe Religionsgebräuche nun wurden durch den Oberprieſter vollzogen. Er befahl alles, und die Bauherrn hatten nur gehorchungsweiſe die Einrichtung der öffentlichen Feyerlichkeiten, die mit den feyerlichen Opfern verbunden waren, welche für die Ehre oder für das Heil der Republik angeſtellet wurden. Und ſo zeigen die übrigen Figuren dieſer halberhabenen Schnitzarbeit auf dem Marmorſitze, dieſer vornehmſten Magiſtratsperſon, die Jagden des Amphitheaters, die Spiele im **Circus**, die Kämpfe der Klopffechter, u. ſ. w. an.

Die zween Männer, ſo ſich bey den Händen faſſen, ſind Ringer, welche anfangen ihre Stärke zu verſuchen, ehe ſie ſich in einen ordentlichen Kampf einlaſſen.

Der andere, welcher auf der Gegenſeite einen Menſchen um, und auf eine Art von Seulenſtuhl geworfen, ſcheint ein ſiegender **Athlet** zu ſeyn, welcher des Volkes Stimmen über den Tod oder das Leben des Ueberwundenen erwartet: und es muß für den Tod geſtimmet worden ſeyn; wenn man nach der Stellung des dritten Mannes ſchieſſen ſoll; welcher dem Umgeworfenen einen Lanzenſtich verſetzen zu wollen ſcheint. Wäre dieſer Umſtand nicht, ſo würde man geneigt ſeyn zu glauben, daß man nur einen von denen jungen Leuten vorſtellen wollen, welche, um mit ihrer Stärke und Geſchicklichkeit zu pralen, die dem Scheine nach viel ſtärker waren als ſie, unverſehens ſehr dicke Männer die dem Anſehen nach viel ſtärker waren, als ſie, mitten bey dem Leibe ergriffen, und, indem ſie dieſelben aufhoben, ſie der ganzen Verſammlung zum Schauſpiele vorzeigeten.

Die zween andern Athleten welche einen an den Federn aufgehängten Helm tragen, ſcheinen den Befehl wozu er gebraucht werden ſoll, von den Agonotheten, denen ſie ſich nahen, einzuholen. Dieſe Agonotheten ſitzen, das heißt, als Richter, und die vor ihnen aufgerichteten Spieße, zeigen ſo wohl ihre Macht, als die Ehrfurcht an, ſo man ihnen ſchuldig war.

Die auf dem untern Leiſten der Lehne vorgeſtellete Jagd, iſt auch noch ein zu den Spielen des Amphitheaters gehöriges Stück. Es iſt eine wilde Schweinsjagd, die Sau wird in der Nähe und von weitem mit Pfeilen angegriffen.

Der Zug eines Haufens Reiter und Fußvolk endlich, der durch die Zahl von drey Reitern und vier untermengten Fußknechten angezeiget wird, beziehet ſich eben auch auf den Oberprieſter: der ſich der Billigkeit des Friedens und Krieges annahm, der den Kriegsvölkern Urlaub ertheilete, Gelübde that, und für das Glück der Waffen der Republik, Dankgebethe abſtattete.

Was den Leiſten betrifft, der dieſer halberhabenen Schnitzarbeit oben und unten zur Einfaſſung dienet; ſo iſt er eine bloße Phantaſey des Bildhauers und hat mit obigem kein Verhältniß, ſo wenig als er der Natur ähnlich ſieht: denn es iſt weder eine Weinranke, noch ein Epheu, welche Pflanzen ſich beyde in die Länge erſtrecken, ſondern eine unrichtige Zuſammenfügung von beyden.

* * *

XII.

Ueber einen gelobten Schild, welcher vor kurzem in des Königes von Frankreich Cabinet gekommen iſt.

Dieſe Art von Schilden, werden ins beſondere gelobte Schilde genannt, weil ſie durch ihre Geſtalt oder Gröſze, noch mehr aber wegen der Koſtbarkeit ihrer Materie, niemals in Schlachten gebräuchlich geweſen, ſondern einzig in der Abſicht verfertiget zu ſeyn ſcheinen, daß ſie den Göttern gewidmet und in die Tempel aufgehangen werden ſollten.

Die alte Geſchichte, die Aufſchriften und Münzen, biethen uns eine Menge Beyſpiele von dieſer Art von Widmung bey den Römern ſeit den erſten Zeiten der Republik, bis unter die letzten Kaiſer, dar. In dem 1. Theile der **ausführlichen Schriften** unſerer **Akademie**, findet man eine ausdrückliche Abhandlung von den **gelobten Schilden**: wir verweiſen den Leſer auf dieſelbe und führen hier nur dasjenige daraus an, was zum Verſtande der Sache unumgänglich nöthig iſt.

Nachdem **Numa Pompilius** das verſammlete Volk überredet hatte, es ſey ein länglichter Schild, den er zugleich vorzeigte, vom Himmel gefallen, und **Roms** Schickſal mit demſelben verbunden: ſo widmete er ihn dem **Capitol**, nachdem er ihn zuvor unter eilf andere gemenget, die ihm ganz ähnlich wären, und die er mit Fleiß hatte machen laſſen, um hiedurch die Anſchläge zu zernichten, die man wider dieſes Pfand der öffentlichen Glückſeligkeit hätte faſſen können. Der Aberglaube der Römer trieb dieſe erſte andächtige oder ſtaatskluge Handlung

lung ſehr weit. Man weihete nach einem über die **Karthaginenſer** erfochtenen Siege, einen ſilbernen Schild von hundert und acht und dreyßig Pfunden ins **Capitol**; den man unter der Beute des **Aſdrubal von Barca**, eines ihrer beſten Kriegsoberſten gefunden: und **Titus Quintius** ſchickte, nachdem er den **Philippus von Macedonien**, des **Demetrius** Vater geſchlagen, zehn ſilberne Schilde und einen von lauterm Golde dahin, die einen Theil der Beute ausmachten.

Eben die Koſtbarkeit dieſer gelobten Stücke, ſo zahlreich und dauerhaft dieſelben auch ſonſt geweſen, iſt ſchuld daran, daß ſie nicht bis auf uns gekommen ſind. Die Unwiſſenheit, die Geldgierde, die Noth, die Sparſamkeit, alles hat die Hand gebothen, dieſe koſtbaren Ueberbleibſel des Alterthums bey Seite zu ſchaffen. Man hat ſich nicht entſchließen können, ſolche anſehnliche Stücke eines Metalles ganze Jahrhunderte fruchtlos liegen zu laſſen, deſſen kleinſte Stückchen ſo ſehr nützlich ſind; und nur durch einen ſehr ſeltenen ungefähren Zufall, kann man hoffen, dergleichen Denkmäler zu entdecken.

Innerhalb einem Jahrhunderte, hat dieſer ungefähre Zufall ſich zweymal zugetragen, und beyde ſind zur Bereicherung des königlichen franzöſiſchen Cabinets ausgeſchlagen.

Das erſtemal geſchah es im 1656ten Jahre, als gewiſſe Fiſcher, nahe bey **Avignon**, in der **Rhone** den berühmten gelobten Schild fanden, welchen Herr **Spon** in ſeinen Recherches d' Antiquité hat ſtechen laſſen; und welcher eine denkwürdige Probe von der Enthaltung des jungen **Scipio** vorſtellet, die ihm eben ſo viel Ehre machet, als alle ſeine Siege. Als er nämlich das neue **Karthago** mit Sturm erobert hatte, brachte man ihm unter den gefangenen Frauensperſonen ein außerordentlich ſchönes Frauenzimmer; und ungeachtet er gegen dergleichen Vorzüge ungemein empfindlich war, ſo verehrete er dennoch, ſo bald er hörete, daß ſie mit einem vornehmen Herren daſigen Landes, den ſie liebete verlobet wäre, dieſes Band; und bedienete ſich des Rechtes ſo ihm ſein Sieg gab nicht anders, als daß er den Reizungen und dem Brautſchatze dieſer Prinzeßinn, noch alles das hinzufügete, was ihre Aeltern zu deren Auslöſung mitgebracht hatten. Das Volk, als ein Augenzeuge einer ſo reinen und römiſchen Tugend, weihete dieſelbe auf einem **gelobten Schilde**, und **Scipio** konnte dieſes Denckmaal ihrer Dankbarkeit und Bewunderung nicht ausſchlagen, welches die römiſche Ehre ſelbſt mit betraf. Es iſt wahrſcheinlich, daß bey der Rückkunft von dieſem Feldzuge, **Scipions** Schild bey der Ueberfahrt über die **Rhone** verloren gegangen: ſo viel aber iſt gewiß, daß er unter dem Sande des Fluſſes viel ſicherer gelegen hat, als er in irgend einem Tempel geweſen wäre, dem man ihm hätte widmen können.

Der Schild iſt von reinem Silber, vollkommen rund, hat ſechs und zwanzig Daumbreiten im Durchmeſſer, und wiegt zwey und vierzig Mark. Weil er mit einem verhärteten Schlamme überzogen war, der ihn ungemein ſchwarz machte, ſo hielten ihn die Fiſcher die ihn gefunden, für eiſern. Ein Goldſchmidt dem ſie ihn zeigeten, ließ ſie in dieſem Irrthume, um deſtomehr Nutzen davon zu ziehen: und in der That ließen ſie ihm denſelben für ein Spottgeld. Als aber der Goldſchmidt ihn gereiniget und geputzet hatte, getrauete er ſich nicht ihn ganz ſehen zu laſſen, ſondern ſchnitt ihn in vier Stücke und ſchickte ein jedes in eine andere Stadt. Dasjenige ſo er nach **Lyon** ſchickte, ward zu einem Liebhaber, Namens Herr **Mey**, getragen; der die drey andern Stücke nachkommen und alles zuſammen löten ließ. Nach dem Tode dieſes Herrn **Mey**, kam der Schild an ſeinen Eidam, einen berühmten Handelsmann eben derſelben Stadt; welcher aber nach der Zeit in ſeinem Handel ſo viel Unglück

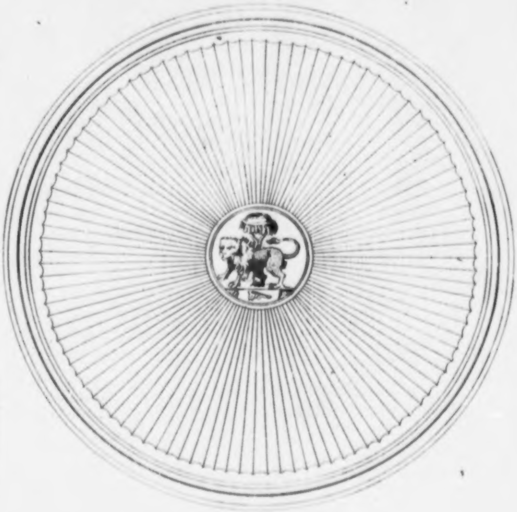
glück erlitte, daß eben dieſer Schild, den man damals einen Schaupfennig (Medaillon) nannte, noch eine ſeiner beſten Zuflüchte ward. Er ſchickte ihn nämlich im 1697ten Jahre, dem **P. de la Chaiſe**, der ihn dem Könige zu kaufen anrieth, und bis auf den jetzigen Tag iſt er für ein einziges Stück in **Sr. Maj.** Cabinete gehalten worden.

Das war die Geſchichte des erſten **gelobten Schildes**: nun wollen wir auch auf den zweyten kommen, der zu dieſer Abhandlung Gelegenheit gegeben hat.

Im 1714ten Jahre ſtieß ein Pachter eines Gutes, auf dem Wege nach dem **Delphinate**, in dem Kirchſprengel von **Vienne**, indem er bey Sonnenaufgange pflügete, mit der Pflugſchaare an einen großen Stein, deſſen Erſchütterung einigen Laut von ſich gab. Er arbeitete den ganzen Tag daran, ihn wegzuheben, und da es ihm endlich gelungen, fand er darunter einen großen ſilbernen Schild, von ſieben und zwanzig Daumenbreiten im Durchmeſſer, und drey und vierzig Mark ſchwer. Herr **Gallien von Chabons**, Erbherr des Gutes, und Parlamentsrath zu **Grenoble**, war zu allem Glücke damals auf ſeinem Schloſſe. Der Pachter brachte ihm alſo noch denſelben Abend den Schild: worüber er eine ſolche Freude hatte, daß er ihm auf der Stelle den Pacht auf ein ganzes Jahr ſchenkete, und ihm nur dabey anbefahl, ſowohl den Fund, als die Belohnung, zu verſchweigen.

Dieſen Schild nun, den er einen **Opfertiſch** nannte, verſchloß er ſorgfältig in einem Schranke, in der Sacriſtey ſeiner Capelle, ſo daß man vor ſeinem Tode nichts davon erfahren. Damals aber erfuhren ſeine Erben alles; aus ſeinem Rechnungsbuche, darein er geſchrieben hatte, daß, wofern ſie jemals dieſes Stück des Alterthumes wollten veräußern, ſie es nicht anders, als gegen ein Capital thun ſollten, davon auf dem Schloſſe auf der **Delphinaterſtraße**, ein Caplan ehrlich unterhalten werden

Ein GELOBTER SCHILD von reinem Silber.



Ein Alterthum aus des Königs Cabinet.

Dieſer Schild hat 27. Zoll im Durchmeſser, und wiegt.
42. Mark.

den könnte. Sie beſchloſſen daher dieſem Willen zu folgen. Sie ſandten dieſen Schild, der immer noch ein Opfertiſch hieß, dem Herrn von **Boze**, um zu erfahren, ob er ſich in das königliche Cabinet ſchicken möchte. Se. Maj. behielten ihn, ließen zweymal ſo viel dafür bezahlen als er innerlich am Werthe hatte; und er ward neben **Scipions** Schild aufgeſtellet.

Dieſer zweyte gelobte Schild nun, welcher ganz und unverſehret geblieben, iſt von eben der Forme, das heißt vollkommen rund, und faſt eben ſo groß und ſchwer, als der vorige; aber er hat bey weitem ſo viel Figuren und Zierrathe nicht (*). Es ſteht nur in der Mitten ein Löwe darauf, unter einem Palmenbaume, und unten, in einer Art von Abſchnitte, liegen zerſtreuete Knochen von Thieren, inſonderheit von wilden Säuen. Aus dieſem Mittel aber laufen Stralen aus einfältigen und edlen Rinnen beſtehend, die ſich in richtiger Verhältniß erheben und öffnen, bis nach dem Umkreiſe des ganzen Schildes zu; und geben dem Auge einen angenehmen Anblick in dieſer Art.

Als Herr von **Boze** nun denſelben der **Akademie** gezeiget hatte, ſo erkannte man ſonder Anſtand eine **karthaginenſiſche** Arbeit daran. Die Aehnlichkeit des Stiches auf dieſem Schilde, mit der Arbeit auf den **karthaginenſiſchen** Münzen, würde ganz allein dieſes angezeiget haben: allein der Löwe und Palmbaum, als gewöhnliche Kennzeichen dieſer berühmten Stadt, machten die Sache vollends aus. Als ſich nun hieraus allerley Muthmaßungen erhoben, gieng man gar ſo weit, daß man argwohnete: dieſer Schild könnte wohl dem **Hannibal** gehöret haben, und ein Gelübd ſeyn, ſo er nach ſeinem Uebergange über die **Rhone**, irgend einer Gottheit daſiger Gegend bezahlet; zum Exempel, der Göttinn der **Vocontier**, DEA VOCONTIORVM, welche in der Ge-

---

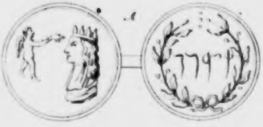
(*) Man ſehe die zweyte Kupfertafel.

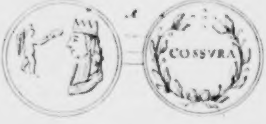
ſchichte ſo berühmt iſt, und von welcher man eine ſo große Menge Denkmäler im Delphinate findet. Man bemerkte, daß ihr Tempel gerade in demſelben Canton geſtanden habe, wo dieſer Fund geſchehen iſt; und daß, nach der alten Sage des Landes, die Gegend des **Ueberganges**, (du Paſſage) ihren Namen von **Hannibals** Uebergange mit ſeinem Heere behalten, als er daſſelbe nach Italien geführet hat. Man ſetzte noch hinzu, daß wenn die Griechen und Römer gewohnt geweſen, den Göttern gelobte Schilde zu weihen, um von ihnen Glück zu erbitten, oder dafür zu danken, dieſer Gebrauch bey den **Karthaginenſern** nicht minder Statt gehabt hat: wie man bereits aus **Aſdrubals**, **Hannibals** Bruders, Beyſpiele geſehen hat, unter deſſen Beute man jenen ſilbernen Schild gefunden; welcher hundert und acht und dreyßig Pfund gewogen, und in das **Capitol** gehenket worden.

Man merkete ferner an, daß wenn der Leue eines von den Kennzeichen der Stadt **Karthago** iſt, er ganz beſonders **Hannibals** eigenes Thier geworden, dem man deſſen Zunamen gegeben; und daß **Amilkar** der Vater gewohnt geweſen von ſeinen Kindern zu ſagen, ſie wären **Leuen**, die er ernährete, daß ſie **Rom** und deſſen Bundsgenoſſen verheeren ſollten.

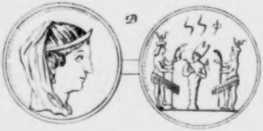
Endlich ſchien es etwas ſehr ſonderbares zu ſeyn, daß zwey Denkmäler dieſer Art, die heute zu Tage ſo gar ſelten ſind, daß man außer dieſen zweyen auch gar keine andern kennet; zwey Denkmäler, deren eines in **Afrika**, das andere in **Spanien**, eines für den fürchterlichſten unter allen **Karthaginenſern**, das andere für den Ueberwinder von **Karthago**, gemacht worden, ſich in einem galliſchen ſo weit entfernten Canton gleichſam verſammlet, nach zwey tauſend Jahren wieder gefunden worden, und in ein Cabinet gekommen ſind, welches unter allen am würdigſten iſt, ſie zu beſitzen, und am geſchickteſten, ſie aufzubewahren.

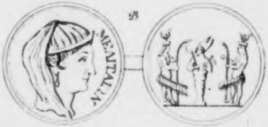
COSSURISCHE MÜNZEN.

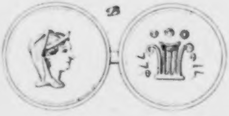


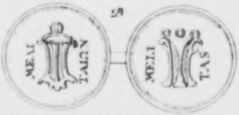


MALTHESISCHE MÜNZEN.

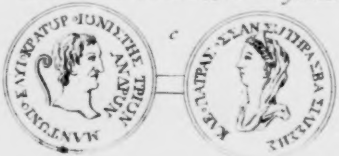








MÜNZEN VOM ANTONIUS UND DER CLEOPATRA,
die Tristan im I. Th. a. d. 57. Seite anführet.


C
ANTONIOΣ AVTOKPATΩP TPIΩN ANΔPΩN
KΛEOΠATPAΣ ΘEAΣ NEΩTEPAΣ BAΣIΛIΣΣHΣ

XIII.

Herrn von Boze

Erklärung einiger griechiſchen, lateiniſchen und phöniciſchen Münzen, inſonderheit von der Wortableitung des Namens Malta.

Im Anfange des 1731 Jahres theilete Herr von Boze der Akademie die Zeichnungen verſchiedener griechiſchen, lateiniſchen und phöniciſchen Münzen mit, die man ihm aus der Provinz, mit einem ſehr vernünftigen Inhalte zu deren Erklärung, zugeſchicket hatte. Sie ſind alle ehern, aber von unterſchiedener Dicke und Größe (*).

Die zwo erſten mit A. bezeichnet, welche zugleich die größten von dieſen Münzen ſind, ſind aus dem alten Coſſura, welches anjetzt la Pantalerie heißt, eine kleine Inſel im afrikaniſchen Meere, zwiſchen Sicilien und der Küſte des Königreiches Tunis gelegen.

Der Verfaſſer hat ſehr vernünftig angemerket, daß die Vergleichung dieſer zwo Münzen, deren Bilder einander ähnlich ſehen, und davon wir den Stich mittheilen, ungezweifelt beweiſen,

1. Daß die puniſchen Buchſtaben der einen mit den lateiniſchen der andern übereinkommen; nur mit dieſem einzigen Unterſchiede unter beyden,

2. Daß die erſte von dieſen zwo Münzen oder Schauſtücken, von den Einwohnern der Inſel geſchlagen worden, als ſie noch unter den Karthaguenſern geſtanden;

(*) Man ſehe die dritte Kupfertafel.

die andere aber, nachdem die Römer **Karthago** überwältiget hatten.

3. Daß die Griechen, die dieſe Inſel nur erſt lange Zeit nach den **Phöniciern** kennen gelernet, und ſie vieleicht nur durch ſie gekannt haben, ihr allem Anſehen nach, und vieleicht aus Noth gezwungen, eben den Namen erhalten, den dieſe ihr gegeben hatten; daß ſie ſie folgends Κόσυρα genannt; und daß die Römer, welche ihrer beyder Nachfolger geweſen, ihr den Namen COSSURA gegeben, ſo wie die Barbarn in der Nachbarſchaft, ſie noch anjetzt **Koſira** nennen.

Aus dieſen Anmerkungen nun ſchloß der Verfaſſer: daß wenn man die unbekannten Charactere der erſten von dieſen zwo Münzen, mit den lateiniſchen Buchſtaben der zweyten zuſammen hält, man unfehlbar eben denſelben Namen darinnen finden muß; und daß, wenn man auf dieſe Art die unbekannten Charactere von der Rechten zur Linken nimmt, wie dieſes die Art der morgenländiſchen Sprachen iſt, der erſte ein **K**, der zweyte ein **O**, der dritte ein **S**, und die zween letzten zwey **RR**, oder etwas gleichbedeutendes, ſeyn müßten; welcher Buchſtaben, wenn man noch einen Selbſtlauter am Ende, nach der Art eben dieſer Sprachen hinzufüget, den Namen **Koſrra**, ausmachen würden.

Diejenigen Münzen die wir nach dieſen von **Coſſura** mittheilen, und mit B. bezeichnet haben, ſind alle von den Einwohnern der Inſel **Maltha**, zu verſchiedenen Zeiten, und unter verſchiedenen Regierungen geſchlagen werden: wie die Verſchiedenheit der darauf befindlichen Charactere anzeiget, die anfangs phöniciſch, nachmals griechiſch, und endlich lateiniſch ſind. Der Verfaſſer hat dieſelben Folgen daraus gezogen, die wir bereits bey Gelegenheit der Münzen von **Coſſura** angezeiget haben; folgendes aber hat er noch beſonders hinzugeſetzet, um auch den alten Namen **Maltha** darauf zu finden, und deſſen Bedeutung zu beſtimmen.

Er will, daß die drey **phönicischen** Charactere, welche auf einige von dieſen Münzen geſtochen ſind, ein **K** und zwey darauf folgende **R R** wären, in denen, wenn man die Selbſtlauter **E** und **A** hinzufügete, das Wort **Kerra** zu finden iſt. Nach dieſem wollte er dieſem **puniſchen** Namen, eine um ſo viel vernünſtigere Bedeutung geben, je mehr ſie mit dem Hebräiſchen überein käme, von denen die **Phönicier** bekanntermaßen einen guten Theil ihrer Worte und Charactere erborget haben. Er ſetzte alſo mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit voraus: daß die **Phönicier**, welche zuerſt in Maltha angelandet wären, und es wüſte gefunden, indem ſie die Sprache derer die es bewohneten, nicht verſtanden, ſelbiges von freyen Stücken **Kerra** genennet; und dieß aus eben der Urſache gethan hätten, die noch heute zu Tage die Schiffer veranlaſſet, den unbekannten Ländern, die ſie entdecken, ſolche Namen zu geben, die mit dem erſten Begriffe übereinkommen, den ſie ſich davon machen. So haben, fähret er fort, in dem funfzehnten Jahrhunderte die Portugieſen diejenige Inſel des atlantiſchen Meeres, die ſie ganz mit Walde bedecket fanden, **Madera** genennet. Es könnte wohl ſeyn, daß aus einer gegenſeitigen Urſache, die **Phönicier**, denen die Inſel **Maltha** ſich als ein rauher und ganz nackter Felſen gezeiget, ihr in phönicischer Sprache den Namen **Kerra** gegeben, als wenn man im Italieniſchen la Calva ſagen wollte. Denn nach der Wortableitung und dem Verhältniſſe, welches nach aller Gelehrten Meynung zwiſchen dem Hebräiſchen und **Phöniciſchen** iſt, heißt קרח Kereach in der heiligen Sprache ſo viel, als Calvus.

Nachdem man nun die Bemühung und Scharfſinnigkeit dieſes Verfaſſers gelobet hatte, ſo unterſuchete man die **phöniciſchen** Charactere, ſo auf dieſen alten Münzen der Inſel **Maltha** ſtehen, etwas näher: und man war um ſo viel begieriger, ſich damit zu helfen, um ihren urſprünglichen Namen zu finden; da, ungeachtet die Wortableitung des Namens **Malta** gar leicht zu finden zu ſeyn ſcheint, gleichwohl noch niemand ſie richtig angegeben zu haben ſcheint. Dieſes hat bereits **Bochart** angemerket: Melita unde dicatur, nondum indicavit quisquam, licet res videatur eſſe obvia. Wenn man aber bedenkt, daß er ſelbſt drey Wortableitungen davon glebt, und daß ſich zwo von dieſen dreyen auf gleich ſtarke Gründe ſteifen; ja daß inſonderheit, wenn man zu der Unterſuchung der malthesiſchen Münzen ſchreitet, die uns mit dem Μελιταίων und den drey puniſchen oder hebräiſchen Zeichen רלל, vorgeſtellet werden, ſo ſcheint die Sache ganz ausgemacht zu ſeyn.

Daß **Malta**, auf griechiſch Μελίτη nach dem Namen einer Nymphe ſo genennet worden, welche **Herkules** geliebet hat, und des **Hyllus** Mutter geweſen iſt, das verwirft **Bochart** mit Recht, als ein den Griechen nur gar zu gewöhnliches Mährchen. Nichts aber iſt wahrſcheinlicher, als daß ſie ihren Namen von מלט malath, נמלט melath, **ſich verbergen**, bekommen, weil ſie nach **Diodors** V Buche, eine **phönicische** Colonie geweſen, die dieſe Inſel als eine **Zuflucht** angeſehen, und ſich auch wirklich gar oft hinein verborgen, καταφυγὴν εἶχον εὐλιμένην. Gleichwohl giebt **Bochart** noch eine Wortableitung an, der er weicht, nämlich, daß im 45 Capitel **Jeremiä** מלט Meleth, eſt cæmentum ex arena; daß in des **Plinius** 36 **B.** 26 **C.** **Malta** eben das heiße; im **Palladius**, im alten Ausleger **Juvenals**, u. a. m. eben ſo; und daß wir endlich in **Diodors** V Buche erfahren, daß zu **Maltha** alle Häuſer mit einer Kütte überzogen geweſen. Nun kann es wohl ſeyn, daß diejenigen, welche **Maltha** Μελίτη genannt, weder an die Zuflucht, noch an die Kütte gedacht haben, die man nach dieſem aus der Inſel **Malta** geholet hat: denn wer getrauet ſich wohl die Abſichten dieſer erſten Einwohner, oder derer, die der Inſel den Namen

Malta gegeben haben, ganz gewiß zu errathen? Wir wollen alſo nur ſo viel behalten, daß **Malta** eine Pflanzſtätte von **Karthaginenſern** oder **Phöniciern** geweſen, und dieſes iſt ganz ausgemacht. Was aber allhier die Schwierigkeit vermehret, das iſt die Zahl der Münzen dieſer Inſel, mit der Aufſchrift in griechiſchen, hebräiſchen oder puniſchen Buchſtaben.

Der ältere Herr **Fourmont**, welcher auf ſich genommen hatte, den nächſten Verſammlungstag der **Akademie** genaue Nachricht davon zu geben, that ſolches auf folgende Art. Dieſe Münzen, ſagte er, müſſen vor dem Kriege der Römer mit den **Karthaginenſern** und damals geſchlagen worden ſeyn, als die Griechen und **Karthaginenſer** einander die Herrſchaft über dieſe Inſeln ſtreitig machten. Damals waren die Einwohner zu **Malta** nicht im Stande ſich zu vertheidigen; ſie wußten auch nicht, an wen ſie ſich ergeben ſollten, und trachteten allem Anſehen nach, wie ſie innerlich auf ihrer Inſel ihre Freyheit, äußerlich aber den Handel mit beyden Völkern behalten möchten. Unfehlbar ließen ſie alſo aus Staatsklugheit auf ihren Münzen die zwo Aufſchriften zugleich miteinander ſtehen, Μελιταίων in griechiſcher Sprache, und das unbekannte Wort ebenfalls, welches hier ins Licht geſetzet werden ſoll.

In der unſerer **Akademie** überſchickten Abhandlung will man, daß der erſte Buchſtab des Wortes ein **Koph** und die zween andern ein **Reſch** ſey; woraus man ſchließt, daß es **Kerra** heiße, nd aus dem hebräiſchen קרח calvum eſſe komme: weil vermuthlich die Inſel **Malta**, damals als man ſie erfunden, ohne Bäume geweſen, und ein dürrer ganz nackter Felſen zu ſeyn geſchienen.

Allhier nun finden ſich, wie Herr **Fourmont** ſaget, ſehr viele grammatikaliſche Fehler.

Wenn man gleich mit dem Verfaſſer der Nachricht vorausſetzen will, daß der erſte Buchſtab ein **Koph** ſey, ſo iſt es darum noch nicht ausgemacht, daß die zween andern ein **Reſch** ſind: und vielmehr wird man ſie nie für etwas anders, als zwey **Lamed** halten; das beweiſt der Augenſchein gar zu deutlich.

2. Geſetzt daß es auch zwey **Reſch** wären, wie könnte man denn noch dieß Wort vom hebräiſchen קרח calvum eſſe, ableiten? wo iſt das **Cheth** aus dem קרח, hingekommen? Glaubet man, es ſey ausgelaſſen worden, ſo weis man ja auch wohl, daß die **Phönicier** und **Hebräer** das **Reſch** niemals verdoppelt haben; und wenn ſie es auch verdoppelt hätten, wie die **Araber** thun, ſo iſt es eine Regel bey allen dieſen Völkern, das erſte wegzulaſſen.

3. Das vortheilhafteſte was man noch zu dieſem ganzen Lehrgebäude ſagen könnte, iſt dieß, daß man, ohne ſich bey dem קרח calvum eſſe, aufzuhalten, das **Kerra** aus dem קרר karar ziehen könne, welches unter andern Bedeutungen, auch quies heißt, und hiedurch mit dem καταφυγὴ, nämlich Herrn **Bocharts** erſter Etymologie, überein kommen würde.

Jedoch alles dieſes iſt ſehr unwahrſcheinlich, weil man noch immer fragen wird: warum eines theils das griechiſche Μελιταίων, und an der andern Seite, das vermeynte unbekannte Wort ſtehen?

Herren **Fourmonts** beſondere Betrachtungen bey dieſer Sache, ſind folgende:

1. Daß das hebräiſche oder phöniciſche Wort mit dem Μελιταίων überein ſtimmen müſſe; dieß will die geſunde Vernunft, und der Verfaſſer des Aufſatzes giebt es zu. Es muß daher der phöniciſche Namen der **Maltheſer** ſeyn, aber ein Namen der durch die Buchſtaben ſowohl, als durch die Ausſprache, ſo viel als möglich mit demjenigen überein komme, den die Griechen und Lateiner an die Stelle geſetzet haben.

2. Daß dieſer Namen weder von נמלט מלט refugium, refugere, noch von מלט meleth maltha, oder cæmentum herkomme; denn darum daß Malta eine Zuflucht für die karthaginenſiſchen Schiffe geweſen ſeyn mag, daraus folget noch nicht, daß die Inſel ihren Namen daher genommen, weil ſie das auch wohl mit andern gemein gehabt haben kann. So leugnet er auch nicht, daß die Namen der Oerter ihnen nicht zuweilen wegen gewiſſer natürlichen Eigenſchaften gegeben worden, wodurch ſie ſich von andern unterſchieden haben; allein, ſetzet er hinzu, es iſt klar, daß das מלט meleth, nur eine bloße Muthmaßung iſt. Er bemerket hierbey, daß die wegen einer innern Beſchaffenheit oder Eigenſchaft beygelegten Namen, z. E. des Vortheils Kütte von da zu holen, andere und ältere Namen voraus ſetzen, die einer Inſel gemeiniglich bey dem erſten Anblicke gegeben werden; und daß, da die eingeſchickten Münzen, nach dem Urtheile der Kenner, unverfälſcht ſind, ſie auch denjenigen Namen anzeigen müſſen, den die Malteſer ſelbſt ihrer Inſel gegeben; um ſo vielmehr, da Herr Fourmont ihn in dem darauf geſtochenen phöniciſchen Worte findet.

3. Daß der griechiſche Namen Μελιταίων uns andeute, wie die drey puniſchen Buchſtaben, nur drey Anfangsbuchſtaben aus dem phöniciſchen Worte מללים Melalier oder Malteſer ſind, und daraus beweiſt, daß deſſen rechte Wortableitung noch nicht bekannt geweſen. Hier iſt ſie nunmehr, ſo wie Herr Fourmont ſie aus der bloſſen Erklärung dieſer drey Buchſtaben mittheilet.

Fürs erſte ſind die zween letzten, zwey Lamed; wer ſie nur anſieht, der kann gar nicht daran zweifeln.

Zum andern iſt der erſte ein Mem. In allen gemeinen Handſchriften, ſonderlich in denen, die wir aus Afrika bekommen, iſt die Geſtalt des Mem allezeit auf einem dem griechiſchen Φ ſehr ähnliche Weiſe gezogen worden. In einer Handſchrift vom **Alphrag**, die in der königl. franzöſiſchen Bibliothek befindlich iſt, in der Handſchrift der Sprachlehre des **Juda-Hiug**, welche bey den PP. des **Oratorii** aufgehoben wird, und deren Alphabeth Herr **Fourmont** ſelbſt ehemals dem **P. le Long**, ausforſchen helfen, um ſein Verzeichniß hebräiſcher Schriftſteller zu ergänzen, und endlich im Herrn **Simon**, findet man überall das **Mem**, dem **Koph** ganz ähnlich. Es iſt alſo eine ausgemachte Sache, daß der erſte Buchſtab dieſes phöniciſchen Wortes ein **Mem** iſt, wie er auch in der That nichts anders ſeyn kann, wenn man annimmt, daß dieſes Wort mit dem Μελιταίων überein ſtimmen ſoll.

Dieſe drey Buchſtaben alſo מלל ſind die drey Anfangsbuchſtaben von מלליום, und wenn dieſes iſt, ſo heißt der urſprüngliche und älteſte Namen der Inſel **Malta** מללית *mallit*, oder das gegen das e ausgeſprochene patach: woraus klar erhellet, daß die Griechen, mit Vernachläßigung des doppelten *l*, λλ, ihr Μελίτη gemacht haben.

Allein was bedeutet מללית *mellit?* Es bedeutet circumciſa, von dem hebräiſchen מלל, eben wie מל *mul*, circumcidere, cædere, herbam exſcindere, ſolia excidere, welches ein in der Schrift ſehr gebräuchlicher Ausdruck iſt.

Nun hat die Inſel **Malta** dieſen Namen מללת melalit, mallit, aus zwoen Urſachen bekommen: entweder weil ſie kahl ohne Bäume und nur zu gewiſſem Getraide fähig geweſen, das ſie in Menge hervor bringt, als Hirſen, türkiſchen Weizen, u. ſ. w. oder weil ſie wie Herr **Fourmont** lieber meynet, eine Art von ſteilem Fels iſt; und die **Phönicier** bey dem erſten Anblicke, dieſelbe מללית *malleth*, circumciſa genannt haben, ein Ausdruck der bey ihnen ſo gemein iſt, als der Begriff der Beſchneidung in ganz **Phönicien**.

Dem ſey wie ihm wolle; ſo iſt dieſe Leſart der drey phönicíſchen Buchſtaben auf dieſen maltheſiſchen Münzen richtig: und das Wort סלליט *mellit*, aus סללי *melali* gezogen, deſſen drey Anfangsbuchſtaben auf dieſen Münzen ſtehen, ſtimmt mit allen grammatikaliſchen Regeln überein.

◆ ◆ ◆

XIV.

Des Herrn von Boze

Gedanken über eine Münze vom Antonius und der Kleopatra, die in Triſtans hiſtoriſchen Commentarien angeführet wird. (*)

Ein beſonderer Beynamen welcher der **Kleopatra** auf einer Münze gegeben wird, darauf ſie auf der Gegenſeite des **Marcus Antonius** ſteht, hatte den Herrn Präſidenten **Bouhier** veranlaſſet, den **Herrn von Boze** darüber zu Rathe zu ziehen. Dieſer glaubte, er müſſe der **Akademie** die **Zweifel** dieſer gelehrten Magiſtratsperſon ſammt der **Antwort** vorlegen, die er darauf zu geben gedächte; und dieſer **Artikel** hat uns allhier eine Stelle zu verdienen geſchienen. **Der Herr** Präſident **Bouhier** drücket ſich ſo aus.

„Erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich mich zu „Ihnen bey Gelegenheit einer Münze vom **Marcus Antonius** und der **Kleopatra** wenden dörfe, über welcher ſich ſchon ehedem **Triſtan** in ſeinen hiſtoriſchen „Commentarien, a. d. 57. S. des **1. Theils**, Mühe „gegeben hat. Es iſt in Anſehung des Titels ΟΣΣΑΝ

„ΣΩ-

(*) Man ſehe die Münze C. auf der II. Kupfertafel.

„ΣΩΤΗΡΑΣ geſchehen, welcher auf derſelben dem Namen **Kleopatra** beygefüget und gewiß nicht leicht zu erklären iſt. **Occo** hat a. d. 30. S. ſeiner Sammlung, in der Ausgabe von 1600 dieſe Münze ſo angeführet: und bald darauf noch eine andre ähnliche dergeſtalt: ΒΑΣΙΛΙΣΣΑ ΚΛΕΟΠΑΤΡΗ ΟΣΣΑΝ ΣΟΤΗΡΑ. Scaliger ſcheint in ſeinen Noten über den **Euſebius**, a. d. 267. S. der Ausg. von 1706 dieſe Münzen im Sinne gehabt zu haben, wenn er ſaget: Cleopatra quæ cognominata eſt Aegyptiace Ὀσσανσώτειρα. Bis dahin iſt kein Zweifel unter den Alterthumskundigen entſtanden, auf was Weiſe man dieſe Randſchrift leſen ſolle. Allein **Spanheim** hat in ſeinem vortrefflichen Tractate de Vſu & præſtantia Numiſmatum, a. d. 418. und 419. S. des 1. Theils der **Londonſchen** Ausgabe, vorgegeben: man habe ſich bis auf den heutigen Tag in der Leſart von **Triſtans** Münze geirret, und es ſtünde darauf ΘΕΑΣ ΝΕΩΤΕΡΑΣ, wie man aus dem Anblicke der Münze ſelbſt überzeuget werden könnte, die anjetzt in des Königes Cabinete iſt. Dieſes alles verſichert er auf Herrn **Vaillants** Wort, in deſſen Geſchichte der **Ptolomäer**.

„Nun ſcheint mir es ſehr was außerordentliches zu ſeyn, daß dieſer letzte beſſere Augen gehabt haben ſoll, als ſo viel andere gelehrte Alterthumskundige, die dieſe Münze in Händen gehabt haben, und denen daran gelegen geweſen, ſie recht genau zu betrachten: weil ihnen die Erklärung dieſer Schaumünze ſchon ſo viel zu ſchaffen gemacht hat. Dieſes nimmt mich nun ſo vielmehr Wunder, da ich unter dieſen zwo Leſarten einen ſehr großen Unterſchied ſehe, und es mir nicht natürlich vorkömmt, daß man ſich ſo lange ſollte geirret haben. Außerdem redet Herr **Vaillant**, ſo wie ich aus dem Spanheim davon urtheile, nur von einer Schaumünze, und **Occo** handelt von zweon, welche

„beyde das ΟΣΣΑΝ ΣΩΤΗΡΑ behaupten; folglich wenn „auch die eine wegfiele, ſo würde doch die andere bleiben.

„Sie allein, mein Herr, können meine Zweifel he„ben, entweder durch Dero eigene Einſicht, oder durch „eine neue Unterſuchung dieſer zwo Münzen, dafern ſie „ſich in dem königlichen Cabinete befinden. Auf dieſe „Art werden Sie uns gewiß machen, welches eigentlich „die rechte Art ſey ſie zu leſen: und vielleicht wenn Sie die„ſelben mit beſſern Augen anſehen, als alle andere, ſo „werden Sie noch mehr Sachen finden, die jenen ent„wiſchet ſind. Dem ſey wie ihm wolle, ich bin alle„zeit voller Freuden, u. ſ. w.„

Des Herrn von **Boze** Antwort, enthält eigentlich:

Daß **Occo**, **Scaliger** und **Triſtan** die einzigen nicht ſind, welche die Münze der **Kleopatra**, mit der Umſchrift ΒΑΣΙΛΙΣΣΗΣ ΚΛΕΟΠΑΤΡΑΣ ΟΣΣΑΝ ΣΩΤΗΡΑΣ, anführen, die dem Herrn Präſidenten mit ſo vielem Rechte ſchwierig zu ſeyn ſcheint. **Golzius** hatte ſie ſchon vor jenen angeführet, und ſein Ausleger **Nonnius**, hat ihrer ebenfalls Erwähnung gethan; jedoch müſſen **Golzius**, **Nonnius**, **Occo**, **Scaliger** und **Triſtan**, in dieſem Stücke nur für einen Mann, und ihr Zeugniß nur für eines, und zwar für ein ſehr verdächtiges Zeugniß gelten.

Golzius war ein geſchickterer Zeichner, als Alterthumskundiger, er zeichnete alles was man ihm gab, und häufete ohne Unterſchied ſeine Sammlungen damit. Zu ſeiner Zeit entwarf man nur noch erſt die Wiſſenſchaft der alten Münzen; man war noch nicht in der Uebung, in derſelben gewiſſermaßen, die erloſchenſten Buchſtaben wieder zu erſetzen, noch aus den geringſten Ueberbleibſeln ganze Randſchriften aus der Zuſammenhaltung mit unendlich vielen andern deutlichern und beſſer erhaltenen wieder herzuſtellen. Er zeichnete ſie folglich ſo hin, wie ſie ihm bey dem erſten Anblicke vorkamen, oder wie man ihn verſicherte, daß ſie beſchaffen wären. Noch mehr, da auch erſt ſeit ſeiner Zeit geſchickte Stämpelſchneider angefangen haben die falſchen Stämpel nachzumachen, wodurch die neuern Liebhaber des Alterthums noch ſo oft hintergangen werden: ſo hat er denſelben blindlings getrauet, wie man in zwanzig weſentlichen Fällen angemerket hat.

Nonnius, der die Münzwiſſenſchaft ganz und gar nicht verſtund, das heißt, der die alten von den neuen gar nicht unterſcheiden gelernet hatte, der auch die verſchiedenen Arten der falſchen nicht kannte, vor denen man ſich nie genug hüten kann, hat ſich damit begnüget, des **Golzius** Zeichnungen mit einer gelehrten Auslegung zu erläutern: und jemehr ſeltſame und ſonderbare Sachen er darinnen fand, deſto freudiger war er die Fruchtbarkeit ſeiner Einbildungskraft dabey zu üben.

Scaliger nahm alles an, was er anderwärts angeführet fand, und hielt es für gut und richtig geleſen. **Occo** ſchrieb in ſein Verzeichniß ohne Unterſuchung, alles ein, was er anderer Orten geſtochen oder angeführet fand. Und was endlich den **Triſtan** betrifft, welcher in der That einige Kenntniß des Alterthums hatte, die aber lange ſo groß nicht war, als der Kützel bey einer ſolchen Gelegenheit alle Spuren einer ſchwülſtigen Gelehrſamkeit zu verrathen; ſo muß man bey denen Münzen die er anführet, einen großen Unterſchied unter denjenigen machen, die er ſelbſt geſehen und unterſuchet zu haben bezeuget, und unter denen, die er ſo zu ſagen, von ſeinen Vorgängern erborget. In dieſe letzte Claſſe aber muß man auch ſeine Münze von der **Kleopatra** ΟΣΣΑΝ ΣΩΤΗΡΑΣ ſetzen.

Er ſetzet weder ihre Gröſſe noch das Metall feſt; er ſaget nicht daß er ſie ſelbſt geſehen, er ſaget nicht einmal woher er ſie habe: man merket nur, daß **Occo** und **Nonnius** ſeine Gewährsmänner ſind. Jedoch wenn man auch nur nach dem bloſſen Geſchmacke des **Stiches** urtheilet, den er vor dieſes Capitel ſo geſetzet hat, wie wir ihn auf der dritten Kupfertafel C. mittheilen, ſo ſieht man wohl daß es einer von denen neuen Stämpeln ſey, davon annoch in der Welt unzählich viele Abdrücke herumlaufen, die aber niemanden mehr verführen.

Zuweilen ſind dieſe falſchen Stämpel nach dem Alterthume gemacht, aber mehrentheils ſind die Verfälſcher nicht geſchickt genug geweſen, die Schrift recht richtig heraus zu bringen, und da ſie dieſelbe in ihrer Arbeit nur leſerlicher vorzuſtellen ſuchten, ſo gruben ſie in ihren Stämpel dasjenige ſehr deutlich hinein, was doch in dem andern gar nicht ſtand; zuweilen ſetzten ſie auch, um nach ihrer neuen Arbeit mehr Nachfragens zu machen, für ihren Kopf, ſonderbare Dinge hinein, die ſie ſelbſt nicht verſtunden. Alles endlich was man geſagt hat, das Beywort ΟΣΣΑΝ zu rechtfertigen, das hat ſo wenig Grund, und iſt ſo unglücklich ausgedacht, daß wenn man auch nur einen Augenblick vorausſetzen wollte, es gäbe eine Münze von der **Kleopatra**, die ungezweifelt alt, ſehr leſerlich und mit der Aufſchrift verſehen wäre, die Triſtan anführet und zu erklaren bemühet iſt, man ſie ohne alles Bedenken, der Unwiſſenheit oder dem Verſehen irgend eines lateiniſchen Münzmeiſters aus des **Antonius** Gefolge Schuld geben müßte, der, da er auf ſeinen Stämpel eine Aufſchrift in griechiſcher Sprache, die er nicht verſtanden, verkehrt graben müſſen, ΟΣΣΑΝ. ΣΩΤΗΡΑΣ, für ΘΕΑΣ ΝΕΩΤΗΡΑΣ, oder wenn man will, für ΘΕΑΣ *Νεωτέρας* ΣΩΤΗΡΑΣ, geſetzet hätte. Denn außer daß das Wort ΟΣΣΑΝ nicht griechiſch iſt, und daß es, geſetzt auch daß es griechiſch wäre, gar keine Wortfügung und keinen vernünftigen Sinn, zwiſchen denen beyden Zeugendungen wo es ſteht, geben könnte; ſo iſt es noch dienlich zu bemerken, daß die gewöhnliche Umſchrift ΘΕΑΣ ΝΕΩΤΗΡΑΣ oder ΘΕΑΣ Ν ΣΩΤΗΡΑΣ, eben ſo viel Buchſtaben habe, als das vermeynte ΟΣΣΑΝ ΣΩΤΗΡΑΣ. Zum andern daß dasjenige, was anfänglich den Irrthum in dieſem Stücke veranlaſſet, dieſes geweſen, daß, auf den alten Münzen jener Zeit, das Θ von dem bloßen O noch durch keinen Querſtrich unterſchieden worden, daß das Σ und E auf einerley Art, ja oftmals auch nur ſo L, ausgeſehen; und daß dieſes ſo gemein und ſo bekannt ſey, daß es nicht einmal nöthig hat angemerkt zu werden.

Nunmehr muß man noch von den Münzen der **Kleopatra** aus dem königlichen Cabinete Rechenſchaft geben. Es ſind darinnen zwölfe, von verſchiedener Größe und Metallen, das heißt, von Silber, und Erz: denn man kennet keine die von Golde wären. Von dieſen zwölfen nun, ſind nur zwo, welche dem Namen Kleopatra, und ihrem Titel als Königinn, ein Beywort beyfügen. Alle beyde ſind ſehr leſerlich, und machen ſolchen Augen die ein wenig geübt ſind, gar keine Schwierigkeit. Die erſte iſt ein groſſer Schaupfennig von Silber. Auf demſelben lieſt man ganz ausführlich folgende Aufſchrift, ſonder alle Abkürzung, rund um den Kopf der **Kleopatra** ΒΑΣΙΛΙΣΣΑ ΚΛΕΟΠΑΤΡΑ ΘΕΑ ΝΕΩΤΗΡΑ, und dieſer Kopf der **Kleopatra** iſt mit aufgeputzten Haaren, die bloß durch die königliche Binde gehalten werden, ohne allen Schleyer, wie **Triſtans** ſeiner; wobey man noch bemerken muß, daß es keine einzige Münze in keinem Cabinette der Welt giebt, die ſo geſchleyert ſey, wie insgemein die Arſinoen, und **Berenicen** ſind, nach denen die vom Triſtan angeführete Münze wohl nachgeahmet ſeyn mag.

Die andere Münze der Kleopatra iſt von kleinem Erze. Der Kopf der Prinzeſſinn gleicht dem auf dem ſilbernen Schaupfennige in allen Stücken; allein er hat keine Umſchrift, und man lieſt um des Antonius Kopf herum dieſe Worte: ΑΥΤΟΚΡΑΤΩΡ. ΘΕΑ ΝΕΩΤΕΡΑ. welche ſich auf beyde Köpfe ſchicken, die einer auf des andern Gegenſeite ſtehen.

* *

XV.

Des Herrn Abts Fourmont Gedanken über eine von Malta eingeſchickte griechiſche Aufſchrift.

In Chriſtmonate des 1733ten Jahres ſchickte man dem Herrn Cardinale **von Polignac**, Präſidenten unſerer **Akademie**, die Zeichnung verſchiedener alten Denkmäler, welche man kürzlich in **Malta** gefunden: und Se. **Eminenz** theilte uns dieſelben in der nächſten Verſammlung mit.

Das merkwürdigſte von dieſen Denkmälern, war ein Gefäß von ſonderbarer Figur, oben ſpitz und mit Laubwerke gezieret, worauf eine phöniciſche Aufſchrift in vier Zeilen ſtand. Vielleicht werden wir in einem von den folgenden Bänden, weitläuftiger davon reden, denn der Herr Abt **Fourmont**, welcher in unſerer Verſammlung gegenwärtig war, verſprach, daß er ſie erklären wollte, und ſetzte hinzu: daß er aus einer bloßen Vergleichung, die er bey ſich ſelbſt unter ihnen und den hebräiſchen Buchſtaben machte, mit welchen ſie überein kamen, bereits merkete, es ſey darinnen von einem Corallenfange die Rede, den die Tyrier unternommen; in welchem ſie zwar von den Lybiern geſtöret worden, nachdem ſie aber über dieſelben wichtige Vortheile erhalten, ſey ein glücklicher und geruhiger Corallenſang darauf erfolget

Nach dieſer phöniciſchen Aufſchrift folgete eine griechiſche, von welcher wir anjetzt handeln wollen. Im Originale ſteht ſie ſo:

ΔΙΟΝΤΣΙΟΣ ΚΑΙΣΑΡ
ΑΠΙΟΝΟΙ ΣΑΡΑΠΙΟΝΟΣ ΤΤΡΙΟΙ
ΗΡΑΚΛΕΙ ΑΡΧΗΓΕΤΕΙ

Die Schwierigkeiten, die ſich gleich anfangs bey Erklärung der erſten Zeile darſtelleten, ſo einfältig dieſelbe auch zu ſeyn ſcheint, verhinderten, in der zweyten irgend einen geſunden Verſtand zu finden: und dieſe Schwierigkeiten ſchienen ſich deſtomehr zu vermehren, je mehr man ſie ergründen wollte.

Dieſe Aufſchrift, ſagte man, mag gemacht ſeyn in welchem Jahrhunderte ſie will; ſo muß ſie ſich doch entweder auf die Zeiten der Republik, oder der Kaiſer, beziehen: denn die Geſtalt der Buchſtaben erlaubet uns nicht, ſie für älter zu halten. Zur Zeit der Republik nun, kennen wir nur die einzige Familie der **Julier** die den Zunamen **Cäſar** geführet hat; einen ſo beſondern Zunamen, daß ſo gemeinſchaftlich ihnen auch ſonſt die ſeltſamſten Namen ſind, man doch dieſen auf keinem einzigen Denkmaale einer griechiſchen oder römiſchen Familie, jemanden anders als den **Juliern** beygelegt findet.

Iſt die Aufſchrift aus den Zeiten der römiſchen Kaiſer, und von der Zeit, da der Titel **Cäſar** bey ihnen ein Titel der Macht und Würde, und der allgemeine Ausdruck war, deſſen man ſich bedienete, um beydes anzuzeigen: ſo giebt es in der ganzen Folge der **Cäſarn**, oder römiſchen Kaiſer, keinen einzigen **Dionyſius**, noch einen von eben dieſen Kaiſern, von welchem uns wiſſend wäre, daß die Griechen ihm den Zunamen ΔΙΟΝΥΣΙΟΣ gegeben hätten. Uebrigens vertilgten auch die Zunamen, ſie mochten noch ſo ehrenvoll und gegründet ſeyn als ſie wollten, den wahren Namen nicht: und es iſt auch die Art der Hochachtung oder Erkenntlichkeit nicht, daß ſie ihren Gegenſtand unbekannt bleiben laſſen. Es gab nur einige Fälle, wo das Volk aus übergroßer Zärtlichkeit, ſeinen Beherrſchern eine Art von Gottesdienſt zu leiſten ſcheinen wollte; und ſie daher unter dem Bilde, den Namen und Zeichen der Götter ſelbſt, vorſtellete. Dieſer Fall aber findet hier keine Statt, allwo von einer bloſſen Sache, von einer Aufſchrift die Rede iſt, in welcher dieſer DIONYSIVS CAESAR, gar nicht als ein Gegenſtand der Andacht; ſondern vielmehr als derjenige vorgeſtellet wird, welcher dem **Herkules**, mit dem Zunamen ARCHEGETES, eine Verehrung erweiſt, oder ſeinen Dank abſtattet.

Alle dieſe Schwierigkeiten aber verſchwunden bey dem erſten Vorſchlage den jemand that, weiter zu leſen und zu unterſuchen, ob nicht die neue Schwierigkeit, die man bey dem Verſtande der zweyten Zeile anträfe, einen Einfluß auf die erſte hätte, und vielleicht in beyden nur aus der Verſetzung der Buchſtaben, oder aus der Verwechſelung und Unordnung einiger Worte veranlaſſet würde? Und ſogleich las ein jeder, mit einhälligen Stimmen, und faſt zu gleicher Zeit, folgende Aufſchrift:

ΔΙΟΝΥΣΙΟΣ ΚΑΙ ΣΑΡΑΠΙΟΝ ΟΙ ΣΑ-
ΡΑΠΙΟΝΟΣ ΤΥΡΙΟΙ ΗΡΑΚΛΕΙ ΑΡΧΗ-
ΓΕΤΕΙ.

DIONYSIVS ET SERAPIO SERAPIO-
NIS FILII TYRII HERCVLI DVCI.

Man leiſtet den Gelehrten nicht allezeit einen ſo geringen Dienſt, als man ſich wohl einbildet; wenn man ihnen dergleichen ſchwierige Kleinigkeiten auf ſolche Weiſe vor

Augen legt (*), die auch wohl die beſten Köpfe abſchrecken, ſie verführen, und was noch ärger iſt, ſie zuweilen anreizen können, auf ſolche ſeichte Gründe, die Gebäude einer unermeßlichen Gelehrſamkeit aufzuführen.

Dem ſey wie ihm wolle, nachdem man dieſe Aufſchrift ſo geleſen, da ſie denn gar keinen dunkeln oder zweydeutigen Verſtand mehr hatte: ſo begnügete man ſich mit der Anmerkung, daß es nichts erſtaunliches ſey, wenn **Herkules**, der vornehmſte Gott zu **Tyrus**, auch daſelbſt vorzugsweiſe den Zunamen ΑΡΧΗΓΕΤΗΣ, DVX PRINCEPS, geführet. Daß es aber wunderſam wäre, daß kein einziger Geſchichtſchreiber davon geredet hat, und daß dieſes das erſte von den Denkmälern dieſes Helden, dieſes Halbgottes wäre, welches man mit einem dergleichen Beynamen entdecket hätte; dahingegen **Thucydides**, in des 6 Buches 3 Abſchnitte uns berichtet: daß **Apollo** auf der Inſel **Naxus** einen Altar und Götzendienſt unter dem beſondern Titel ΑΡΧΗΓΕΤΗΣ gehabt. Wir ſehen aus **Golzens** Sicilia, in der IV Tabelle, daß die alten Einwohner von **Taormina**, die urſprünglich von **Naxus** waren, aus deren Trümmern ihre Stadt entſtanden war, auf ihre Münzen, auf der einen Seite **Apollons** Kopf mit dieſem einzigen Worte, ΑΡΧΑΓΕΤΑ, nach ihrer Ausſprache, und auf die andere ihren Namen, ΤΑΥΡΟΜΕΝΙΤΑΝ, um eine Leyer herum geſetzet haben; und daß man in den Aufſchriften der damaligen Zeit

ΑΠΟΛΛΩΝΙ ΑΡΧΗΓΕΤΕΙ

findet, wie man davon **Spons** Reiſe in Griechenland nachleſen kann.

Ueber

(*) Man ſehe die ausführl. Schriften der Akademie, I. Band, und den I. und III. Band der Geſchichte.

XVI.

Ueber eine in Champagne entdeckte lateiniſche Aufſchrift.

Frankreich iſt voller alten Denkmäler, und man entdecket deren täglich neue, die man vernachläßiget hatte, oder noch nicht gewahr worden war. Dergleichen nun iſt auch die Aufſchrift, davon Herr **Moreau von Mautour** der **Akademie** eine gezeichnete Abbildung mitgetheilet hat, die er nach dem Urbilde verertiget.

Ueber dem Dorfe **Fontaines** hinaus, zwo Meilen von **Joinville** wenn man die **Marne** hinauf geht, und vier Meilen von **St. Dizier**, wenn man den Fluß hinunter geht, ſieht man einen groſſen Bleyrecht aufgerichteten Stein, als eine Art von Spitzſeule, ungefähr 24 Schuhe hoch, unten 8 bis 9 Schuhe breit, und welcher nach oben zu immer abnimmt, bis er nur drittehalb Fuß Breite behält. Er iſt übrigens auf der Erde 2 Schuh und oben einen Schuh dick.

Dieſer Stein ſcheint roh und niemals gehauen geworden zu ſeyn. Er iſt ganz aus einem Stücke, und hat nur oben einen Mangel; indem ein Stück von vier Schuh lang herunter gefallen iſt. Auf der Mitte der Höhe dieſes Steines, lieſt man dieſe Worte, welche wohl gehauen ſind, ungeachtet der Grund nicht gar zu eben iſt:

VIROMARVS
ISTATILIF

Tauſend Leute redeten von dieſem erſtaunlichen Steine, niemand aber dachte daran, daß eine Schrift darauf wäre. Als nun Herr **Moreau von Mautour**, mit den Pfarrern von **Fontaines** und **Joinvilles** hingegangen war; ihn zu ſehen, ſo unterſuchte er ihn genauer. Er merkte halb und halb Buchſtaben daran, und als er mit ſeinem Augenglaſe die Sache noch gewiſſer ſah, kam er durch Beyhülfe einer Leiter ſo weit, daß er ſie, ſo wie wir ſie angeführet haben, leſen und abſchreiben konnte.

Die Muthmaßungen folgten der Entdeckung auf dem Fuße nach. Herr **Moreau von Mautour** meynete, das Wort VIROMARVS, welches man ſonſt nirgends findet, könnte wohl die Abkürzung von VIRIDOMARVS eines Prinzen von **Autün** ſeyn, deſſen **Cäſar** im ſiebenten Buche ſeiner **Commentarien** gedenkt. Es gab auch einen **Viridomarus**, König der **Inſubriſchen Gallier**, die heute zu Tage die Einwohner des **Meyländiſchen** ſind, ward vom **Marcellus** getödtet, welcher ſeine Beute dem dieſer **Feretriſchen Jupiter** weihete.

Man kann aber wohl denken, daß Herr **Moreau von Mautour** ſich beſtändig an den **Viridomarus** von **Autün** hält, und man muß nicht vergeſſen, hier zu ſagen: daß dasjenige was ihn noch mehr in der Meynung beſtärket, VIROMARVS ſey nur die Abkürzung ſeines Namens, dieſes iſt; daß erſtlich dieſes Wort, an der Stelle wo es geſchrieben iſt, die ganze Breite des Steines einnimmt, ſo daß, wenn die Buchſtaben von einerley Dicke hätten ſeyn ſollen, es unmöglich geweſen wäre, nur noch einen einzigen mehr hinzubringen. Zum andern, daß das O, welches die zweyte Hälfte des Namens VIROMARVS, anfängt, viel dicker iſt, als einer von den andern Buchſtaben: wovon er glaubet daß es mit Fleiß geſchehen iſt, um die Abkürzung anzuzeigen.

Was die Buchſtaben ISTAT IL IF, betrifft, ſo müſſen es nach Herrn **von Mautours** Meynung, da ſie an ſich ſelbſt nichts bedeuten, Anfangsbuchſtaben; das heißt, Anfänge von Namen oder abgekürzten Worten ſeyn, und nach ihm müſſen ſie ungezwungen ſo geleſen werden: Iovi STATori Ingentem Lapidem Inſcribi Fecit.

Der einzige Einwurf, den man glaubte dem Herrn von **Mautour** machen zu können, iſt dieſer: daß da der **Viridomarus**, dem er dieſe Aufſchrift zuſchreibt, ein galliſcher Prinz geweſen, und damals gelebt hat als **Cäſar** dieſes Land erobert, es außerordentlich zu ſeyn ſcheint, nicht nur, daß man ihm ein Denkmaal dieſer Art, in lateiniſcher Sprache aufgerichtet; ſondern ſelbiges auch einer in dieſem Lande durchaus unbekannten Gottheit, IOVI STATORI: gewidmet, da doch der Dienſt des **Jupiter Stators**, bloß den Römern eigen geweſen.

Es ſchien alſo, daß man um dieſe Schwierigkeiten zu heben, dieſer Aufſchrift nur einen ein wenig neuern Zeitpunct zueignen dörfte, und daß, wenn man ſie ohne alle Aenderung und Abkürzung, einem **Viromarus**, Anführer der Gallier zu jener Zeit beylegete, da ſie als Bundsgenoſſen des Reiches, deſſen Kriegsheeren gar anſehnliche Kriegsvölker beyfügeten, die unter ihrer eigenen Anführung ſtanden; er alsdann auch wohl, nach dem Beyſpiele der Römer, ſein Gebeth und ſeinen Dank an den **Jupiter Stator**, IOVI STATORI, und an alle andere in **Rom** verehrte Götter richten könnte, z. E. Iovi Liberatori, Iovi Feretrio, u. ſ. w. denn auch ſo könnte man noch die vier letzten Buchſtaben ausdeuten.

XVII.

Herrn von Boze

Erklärung eines 1733 zu Rom gefundenen alten geſtochenen Steines.

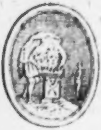
Außer der großen Menge von Göttern die die Römer gleichſam gemeinſchaftlich angebethet haben, hatte noch jede Familie ihre beſondern Götter, welche man Deos Lares, oder Penates nannte. Es iſt hier nicht nöthig, ſich bey der Einführung und Menge dieſer Götter aufzuhalten. Es haben ſchon ſonſt viele Schriftſteller davon gehandelt, und unter andern auch eines unſerer Mitglieder Herr **Baudelot**, in demjenigen Werke, ſo er unter dem Titel Utilité des Voyages herausgegeben. Es iſt genug wenn man anmerket, daß es vor alten Zeiten verbothen geweſen, bey ſich zu Hauſe ſolche Gottheiten anzubethen, deren Verehrung die herrſchende Religion nicht zuließ; daß man aber in der Folge, nicht nur die Einführung dieſer Privatgottheiten gelitten, ſondern daß ſie auch noch durch die politiſche Regierung beſtätiget worden iſt: indem ein gewiſſes Geſetz der XII Tafeln, ausdrücklich befahl, die Opfer der Götter **Penates** zu feyern, und in jeder Familie ununterbrochen damit fortzufahren, nachdem die Häupter dieſer Familien es würden vorgeſchrieben haben. Man weis auch, daß wenn jemand durch den Titel oder die Vorrechte der Aufnahme an Kindesſtatt, aus einer Familie in die andere übergieng, die Obrigkeit bemühet war, für den Dienſt derjenigen Gottes zu ſorgen, den die aufgenommene Perſon verließ. Daher kommen unfehlbar die unzählbaren Gottheiten, die **Plinius** an Menge der Zahl der Menſchen vorzieht: Major cœlitum numerus, quam hominum, indem jeder Hausvater die Freyheit hatte, ſo viele zu erwählen als ihm beliebte: Cum ſinguli quoque ex ſemet ipſis totidem Deos faciant, Iunones, Genioſque, &c.

War man genöthiget zu reiſen, ſo führete man gemeiniglich irgend eine geliebte Gottheit bey ſich; wie die Stelle im **Apulejus** beweiſt, allwo er uns ſaget, daß er, wo er auch hinreiſete, allezeit in ſeinen Kleidern die Bildſeule irgend einer Gottheit mit ſich führete und verborgen hielte: Nam morem mihi habeo, quoquo eam, ſimulacrum inter loculos conditum geſtare. Und es ſcheint, **Cicero** habe gefürchtet, er werde ſeine **Minerva** auf Reiſen abnutzen: weil er, bevor er ins Elend abreiſete, dieſelbe im **Capitol** zur Bewahrung übergab.

Da der Menſch allemal wegen des Zukünftigen unruhig, und begierig iſt, daſſelbe zu erfahren: ſo iſt kein Zweifel daß es auch unter den **Penaten**, Götter gegeben, welche Orakelſprüche ertheilet, oder doch dafür gehalten worden. Man konnte die öffentlichen Orakel nicht allemal zu Rathe ziehen; man befragete ſie auch nur in wichtigen Fällen: und hierzu gehöreten gar viele Vorbereitungen, Bemühungen und Koſten. In ſeinem häuslichen Bethzimmer aber, konnte ein jeder alle Augenblicke, wegen der mindeſten Kleinigkeit, und mit geringen Koſten die **Lares** befragen, denen man dieſes Vermögen zuſchrieb: und wenn wir ja kein ausdrückliches Zeugniß haben, was dieſen Gebrauch beſtätiget, ſo weis man ja wohl, daß mans zuweilen vergeſſen hat, auch die gemeinſten und am meiſten im Schwange gehenden Sachen aufzuzeichnen.

Eine Münze, eine Aufſchrift, ein geſtochener Stein alſo, lehret uns täglich Sachen, die im Alterthume gemein geweſen ſind; und die uns ohne dieſe Hülfe, ſtets unbewußt geblieben wären. Und eben in dieſem Falle befinden wir uns dieſesmal.

Hier iſt die Abzeichnung eines alten Carnioles, welcher hohl gegraben, und im 1733ten Jahre zu **Rom** entdecket worden iſt. Der Herr **Marquis Capponi** ein fremdes Ehrenmitglied der **Akademie** ſchickte den Abdruck davon ſogleich an den **Herrn von Boze.**



Man hat darauf einen Altar vorgeſtellet, darauf ein Kopf oder vielmehr eine Larve zu ſehen iſt. In der Ferne ſteht ein gebückter Menſch, welcher ſeinen Kopf ſenket und anlehnet, als ob er zuhören wollte, und ein kleines Thier hält, ſo eine Ziege zu ſeyn ſcheint. Vorn und im Geſichte des Altares, ſteht ein Frauenzimmer.

Es iſt natürlich, zu glauben, daß dieſe Art von Kopf oder Larve, einen Gott vorſtellen ſoll, den man zu Rathe zieht; und daß der Menſch, den man in der Stellung eines aufmerkſam Horchenden erblicket, derjenige ſeyn ſoll, der den Orakelſpruch erwartet. Die Frau, die vor dem Altare ſteht, ſcheint die Perſon zu ſeyn, die das Orakel befragt.

fragt. Das kleine Thier, es ſey nun, was es wolle, denn es iſt ziemlich ſchwer ſelbiges deutlich zu erkennen, iſt vermuthlich das Opferthier, ſo man zu dieſem häuslichen Opfer beſtimmet hat. Die Frau hält auch noch ſonſt etwas in der Hand, welches man, weil der Stein ſo klein iſt, nicht wohl erkennen kann; allem Anſehen nach aber etwas wohlriechendes oder ein zuſammengeſetztes Rauchwerk iſt, welches ganz beſonders zu denen Opfern erfodert ward, die man zu Auslegung der Träume gebrauchte.

Man zog auch dieſe häuslichen Orakel inſonderheit im Falle der Träume zu Rathe; doch nicht ſo, daß man nicht, nachdem die Wichtigkeit der Materie, oder der hohe Stand der Perſonen es mit ſich brachte, auch oftmals die öffentlichen Orakel befraget hätte. Man kann hievon das ſiebente **Capitel** im **Valerius Maximus** nachſchlagen, welcher darinnen die Träume der meiſten wichtigen Perſonen geſammlet zu haben ſcheint, die alle ihre Bedeutung gehabt, und in die Erfüllung gegangen ſind, ſo bemühet man auch geweſen war, ſie zu vermeiden.

Den Gelehrten iſt es wohl bekannt, daß es beſondere Götter über die Träume gegeben; daß ſie DII SOMNIALES geheißen, und daß es eigene Prieſter für ihren Dienſt gegeben. Herr **Spon** führet in ſeinen **vermiſchten Alterthümern**, eine Aufſchrift an, die er zu **Florenz** in dem Palaſte der **Strozzi** abgeſchrieben hat: darinnen von dem Dienſte des **Herkules** als eines Gottes geredet wird, der dem Schlafe, das heißt den Träumen, vorgeſtanden.

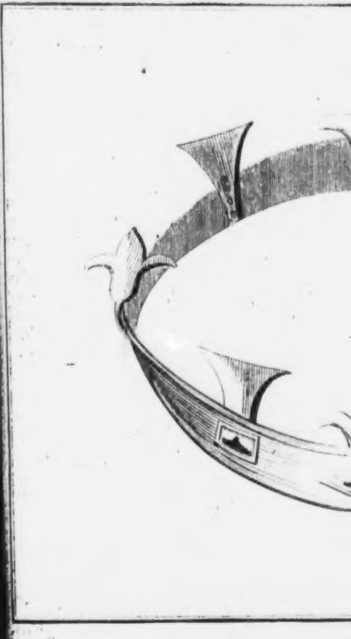
CVLTORES HERCVLIS SOMNIALIS.

Es iſt vielleicht ſchwer zu beſtimmen, aus was für einer Urſache die Alten geglaubet haben, **Herkules** ſtünde dem Schlafe oder den Träumen vor: gleichwohl iſt es gewiß, daß ſie dieſes geglaubet haben, und daß man ſogar die Kranken in ſeine Tempel ſchlafen geſchickt; um im Traume die angenehmen Vorbedeutungen ihrer Geneſung zu erfahren.

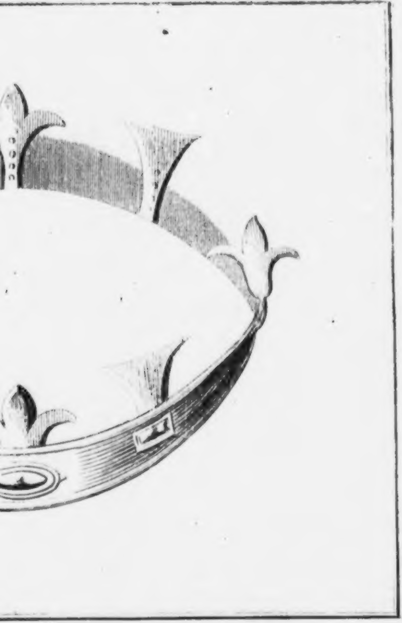
Ungeachtet man angemerket hat, daß die auf dieſem Carniol vorgeſtellte Frau, die fragende Perſon iſt, und der auf den Spruch des Orakels aufmerkſame Menſch der Prieſter des Orakels ſey; ſo verhindert uns doch nichts zu glauben: daß der Menſch ſelbſt derjenige ſey, der den Gott Lar um Rath fraget, die Frau aber diejenige ſey, die ihm die Art und Ceremonien des Opfers vorſchreibt. Doch findet man außer den einzigen Veſtalinnen, nirgends wo, daß die Frauen irgend ein Amt bey den heiligen Sachen gehabt hätten.

Gabriel Simeoni, ſagt in ſeiner Beſchreibung von der Limagne d' Auvergne, daß man noch zu ſeiner Zeit in dem Palaſte Polignac en Vélay, einen Kopf eines Jünglings mit Stralen umgeben, von vier bis fünf Schuhen im Umfange, von einem blaulichten Steine, mit einem großen offenen Munde, aufbewahret. Er ſchließt hieraus, daß die Sage daſigen Landes, nicht ohne Grund mit ſich bringe, daß dieſer Kopf ehedem Orakel ausgeſprochen. Nun ſieht dieſer auf einen Altar geſetzte Kopf, worauf man ihn unfehlbar geſetzt haben wird, der auf unſerm Carniole vorgeſtelleten Larve ziemlich ähnlich, und kann deſſen Erklärung beſtärken.

To. II. I.



TAB. IV. p. 141.



XVIII.

Des Herrn de la Barre

Gedanken von einer auf der Inſel Re gefundenen Krone.

Im Maymonate des 1731ten Jahres ſchickte Herr **Bompar**, ein Arzt bey dem königlichen Soldatenhoſpitale auf der Inſel **Re**, dem Herren **de la Barre**, die Abzeichnung von einer Krone, die man daſelbſt kurz zuvor gefunden; indem man den Grund eines für den Statthalter der Inſel neuaufzuführenden Gebäudes umgegraben. Der Statthalter aber hatte die Krone ſelbſt, ſogleich dem Herrn von **Angervilliers**, Staatsminiſtern und Sekretäre, zugeſandt.

Sie iſt nur von Kupfer, an einigen Stellen aber ſind noch die Ueberbleibſel einer ziemlich guten Vergoldung (*). Ihre Spitzen beſtehen in vier franzöſiſchen Lilien und in vier umgeworfenen Dreyecken, deren drey Linien inwendig ein wenig krumm laufen. Acht Steine die unter dieſen Lilien und Dreyecken eingefaſſet ſind, dienen dem ganzen Zirkel zum Zierrathe; wofern man dieſe Krone einen Zirkel nennen kann, welche aus zwey holen Blechen beſteht, die, da ſie beyde in der Mitten ziemlich breit ſind, allmählich und bis an die zwey Ende wo ſie ſich ſchließen, ſpitz zu laufen. Der vornehmſte von dieſen acht Edelſteinen, war ein **Türkis**, und mitten in den Ort geſetzt, der über der Stirne zu ſtehen kömmt. Die ſieben andern waren bloße Cryſtalle, die von dem Roſte ſehr beſchädiget worden. Herr **Bompar** hatte auch angemerket, daß ein Theil von

---

(*) Man ſehe die vierte Kupfertafel.

der Hirnſchale des Verſtorbenen, gleichſam an den Zirkel der Krone, die man ihm nach ſeinem Tode aufgeſetzet, angeküttet geweſen.

Als nun Herr **de la Barre** der **Akademie** von dieſer Entdeckung Nachricht gab, ſo fügte er noch etliche Beobachtungen hinzu, deren einige vom Herrn **Bompar** ſind; welcher unter andern angemerket hatte: daß ein Kriegsbedienter von der Inſel **Re**, geglaubet habe, dieſe Krone ſey **Hunolds**, Herzogs von **Aquitanien** ſeine; welcher ſich im 745ten Jahre auf die Inſel **Re** begeben, allwo er den Mönchsſtand angenommen, nachdem er das Herzogthum ſeinem Sohne **Gaifre**, einem jungen Prinzen von achtzehn bis zwanzig Jahren übergeben. Dieſe Entſagung Herzog **Hunolds** wird beſtätiget: allein wie Herr **de la Barre** anmerket, ſo weis man auch, daß **Hunold**, nach des **Gaifre** Tode, der ſich im 768ten Jahre zugetragen, ſein Kloſter verlaſſen, und das Herzogthum wieder angenommen habe; daß **Karl der große** den **Hunold** im folgenden Jahre gefangen bekommen; daß er zwey Jahre drauf entrunnen und von **Rom** allwo er ſich einige Zeit aufgehalten, ſich zum **Didier** Könige der **Longobarden** verfüget, und endlich im 774ten Jahre zu **Pavia** unglücklicher Weiſe umgekommen ſey; allwo das Volk ihn einige Zeit zuvor ſteinigte, ehe die Stadt an **Karln den großen** übergieng.

Herr **Bompar** fügete hinzu, daß ein anderer bey dem Seeweſen angeſehener Officier, dieſe Krone für etwas älter gehalten, und ſie dem **Eudes**, dieſes **Hunolds** Vater zugeeignet; welcher im 735. Jahre natürlichen Todes geſtorben, und vermuthlich mit der gefundenen Krone, einbalſamiret worden iſt. Dieſe letzte Meynung nun nimmt Herr de la **Barre** an, und beſtätiget ſie mit folgenden zwo Anmerkungen.

Erſtlich iſt es gewiß, daß **Eudes**, zugleich mit ſeiner Gemahlinn **Valtrudis**, auf der Inſel **Re** ein Kloſter geſtiftet hat, und daß er in demſelben begraben worden. Die **P. P. Benedictiner**, welche kürzlich eine neue Geſchichte von **Languedok** ans Licht geſtellet, haben in den Beweiſen, a. d. 86ten Seite, eine Karte von **Karln dem Kahlkopfe**, aus dem 845ten Jahre angebracht, darinn man folgende Worte lieſt: Monaſterium de Rodi Inſula, quod olim in honorem Beatae Mariæ ædificavit LVDO (dieß iſt ein Fehler vom Abſchreiber welcher EVDO ſchreiben ſollen). Aquitaniæ Dux, cum uxore ſua bonæ memoriæ *Valtruda*, *Valchigiſi* Ducis, de noſtra progenie filia, & ubi prædictus LVDO (EVDO) ſepultus eſt.

Zum andern ſo ſcheint es, daß obgleich **Eudes** nur den Herzogstitel geführet, man ſich dennoch nicht entbrechen können, ihn mit einer Krone, und zwar zu einer Zeit zu beerdigen, da man die Kennzeichen der beſeſſenen Würde mit ins Grab zu nehmen pflegte; indem er ganz beſonders das Vorrecht beſeſſen eine Krone zu tragen. Und bey dieſer Gelegenheit kann man ſich deßjenigen wieder erinnern, was bereits im 1. Bande der **Geſchichte** dieſer **Akademie** a. d. 183. S. geſaget worden, nämlich, daß **Chilperich**, der II. und **Rainfroy** der Schloßmeiſter, dem **Eudes** eine Krone nebſt andern Geſchenken zugeſandt, damit er ſich mit ihnen wider **Karln Martel** verbinden möchte.

Man geſtand damals in unſerer Verſammlung, daß das Wort Regnum, deſſen der angeführte **Fredegar** ſich bedienet hat, für eine goldene, mit Edelgeſteinen gezierete Krone, müſſe gehalten werden: und man zweifelte nur, ob die Zuſendung einer Krone für eine Erkennung der unumſchränkten Macht und Unabhänglichkeit desjenigen zu halten ſey, dem man ſie zuſendet. Alles was zu dieſem Gedanken Anlaß gegeben hatte, mußte allerdings ſehr zweydeutig zu ſeyn ſcheinen; vielleicht wird man aber finden, daß des **Eudes** unumſchränkte Macht, aus einer Stelle der bereits angeführten Karte etwas beſſer erhellet, darinnen **Karl der Kahlkopf**, nachdem er geſaget, daß **Hunold** und Gaifre nach des **Eudes** Tode das Herzogthum Aquitanien beſeſſen, dieſe Art von Einſchränkung hinzufüget: daß ſie die Herzoge davon, nomine tamen Francorum Regum, geweſen; als ob er ſagen wollen, **Eudes** wäre ein unabhänglicher Herzog davon geweſen.

Wenn man dieſe Muthmaßung annähme, ſo würde man ohne Mühe die Urſache des Krieges errathen, welchen **Karl Martel** ſo eifrig nach Aquitanien brachte, ſo bald er des **Eudes** Tod erfahren hatte. Es wäre nämlich dieſe geweſen, den neuen Herzog zu zwingen, daß er die oberſte Gewalt der franzöſiſchen Könige erkennen ſollte, ſo wie ſein Vater ſie ehedem erkannt hatte, ehe **Chilperich** ihm die Krone zugeſchickt: und wenn man fragete, warum eben dieſer **Karl** denn gelitten hätte, daß **Eudes** einer Unabhänglichkeit genoſſen, die er nur in einer Zeit voller Unruhe und bürgerlicher Kriege überkommen, ſo wäre es leicht zu antworten; daß dieſer Herzog ſich von **Chilperichs** Parteÿ abgeriſſen, und folglich mit **Karln** bereits in Unterhandlung getreten war, ehe noch **Chilperich** darein gewilliget hatte, daß eben dieſer **Karl** ſein Schloßmeiſter werden ſollte. Die Geſchichtſchreiber ſagen, daß **Eudes** damals den **Chilperich** verlaſſen habe.

Man kennet keine andere Gemahlinn des **Eudes**, als die **Valtrudis**, eine nahe Anverwandte **Karl Martels**; gleichwohl kann ſie nur ſeine zweyte Gemahlinn, und **Hattons** Mutter ſeyn. So viel iſt indeſſen gewiß, daß als **Hunold** im 745ſten Jahre, den Krieg wieder anfangen wollte, er dem **Hatto** die Augen ausſtechen laſſen. Alsdann wäre es wohl nichts erſtaunliches, daß **Karl Martel** in Anſehung eines neuen Bundes mit dem **Eudes**, darein gewilliget hätte, ihm die unumſchränkte

Ge-

malt zu laſſen, und nicht zugeben wollen, daß **Hunold**, nach ihm, ſie ebenmäßig beſäße.

Dem ſey nun wie ihm wolle, die Krone ſo zu dieſen Betrachtungen Anlaß gegeben, ſieht keiner von allen denen ähnlich, die **Dom Bernhard von Montfaucon** hat abzeichnen laſſen, und die man in dem erſten Bande der **Denkmäler der franzöſiſchen Monarchie** antrifft. Jene haben ſolche verkehrte Dreyecke nicht, als dieſe hat, und wodurch ſie ganz ſonderbar wird; vier ganz ähnliche franzöſiſche Lilien aber ſieht man wohl an **Fredegunds** Krone, auf ſeinem Grabe in der Abtey zu **St. Germain des Prez**; welche nach eben dieſes Paters Meynung, ein urſprüngliches Denkmaal aus eben derſelben Zeit iſt.

XIX.

Gedanken der Akademie

Ueber einige Grabmäler ſo man in der Pfarrkirche zu Chaſtenay gefunden.

Indem man in dem Chore der Pfarrkirche zu **Chaſtenay** unter **Baigneux** nahe bey **Sceaux** nachgegraben, hat man zehn bis zwölf Gräber von Gips gefunden, in deren jedem zum wenigſten ein Topf von graulichter Erde mit kleinen rothen Ringen, geſtanden, die mit Aſche und Kohlen angefüllet geweſen. Oftmals ſind deren drey bis vier, und vielmals auch eine kleine Phiole in einem Grabe geweſen. In andern Särgen die in dem alten Kirchhoſe dieſer Pfarrkirche ſtehen, der wohl ungefähr eine halbe Vierthelmeile vom Dorfe abliegt, fand man eben dergleichen Näpſe.

Herr **Clairambault**, Secretair der königlichen Verordnungen, deſſen Liebe zu allen Denkmälern unſerer Geſchichte man bereits kennet, theilete unſerer **Akademie** einen von dieſen Näpſen mit. Er legete zugleich ein eiſern Blech mit dazu gehöriger Schnalle bey, welches man auf dem Knochen eines Armes gefunden, den daſſelbe ganz angefreſſen, und mit der Farbe gefärbet hatte, die auf dieſem Metalle zu entſtehen pflegt. Er hat auch die Zeichnung von allen dieſen Stücken, und den Abriß derer Oerter aufbehalten, wo man dieſe Gräber gefunden. Er fragete uns hierauf, zu was für einem Gebrauche dieſe Näpſe und Phiolen beſtimmet geweſen? in was für eine Zeit man dieſelben ſetzen müſſe? und ſeit welcher Zeit man angefangen, allerley Perſonen, ohne Unterſchied, in die Kirchen zu begraben?

Auf dieſe Fragen antwortete man folgendergeſtalt:

1. Daß **Johann Beleth**, der im zwölften Jahrhunderte gelebet hat, und von welchem wir einen Tractat über die Kirchengebräuche beſitzen, von der Gewohnheit redet, Weihwaſſer, Kohlen und Räucherwerk in die Gräber zu thun: und dieß trägt er als eine zu ſeiner Zeit ganz gemeine Sache vor. Wenn der Körper des Verſtorbenen, ſaget dieſer Schriftſteller, in das Grab gelegt worden iſt, illhic aqua apponitur benedicta, ac prunæ cum thure. Er ſetzet hinzu, daß das Weihwaſſer die Teufel abhalten ſoll, ſich der Leiche nicht zu nahen; das Räucherpulver ſoll den Geſtank vertreiben, und die Kohlen ſollen anzeigen, daß dieſes Erdreich nicht zu den gemeinen Arbeiten gebrauchet werden ſoll.

2. Daß dieſer Gebrauch zu **Wilhelm Durands**, Biſchofs von **Mende** Zeiten, welcher im 1286 Jahre geſtorben iſt, ſchon etwas nachzulaſſen angefangen, indem derſelbe bemerket, daß er nur noch an einigen Orten üblich ſey. Deinde ponitur cadaver in ſpelunca, in qua, in quibusdam locis ponitur aqua benedicta, & prunæ cum thure.

3. Daß es mit der Gewohnheit, die Todten in oder neben der Kirche zu begraben, eben ſo ſey. **Johann Beleth** entſcheidet im 159 Cap. gänzlich: daß nur die Körper der Heiligen, oder die dafür gehalten werden, in die Kirche begraben werden ſollen: Certe nullum corpus in Eccleſia debet ſepeliri, niſi ſint corpora ſanctorum Patrum, qui dicuntur Patroni, id eſt defenſores; ipſi enim meritis ſuis totam patriam defendunt. Sed cæteri circa Eccleſiam debent ſepeliri.

4. Daß **Wilhelm Durand** dieſe Erlaubniß etwas weiter ausgedehnet hat: Sane non debent paſſim omnes intra Eccleſiam ſepeliri; und ein wenig weiter unten: Nullum ergo corpus debet in Eccleſia aut prope al-

tare, ubi corpus Domini et ſanguis conficitur, ſepeliri, et niſi corpora ſanctorum Patrum, qui dicuntur Patroni, id eſt defenſores, qui meritis ſuis totam defendunt Patriam, & Epiſcopi, Abbates & digni Presbyteri, & Laici ſummæ ſanctitatis. . . . Sed cuncti debent circa Eccleſiam ſepeliri, puta in atrio, aut in porticu, aut exedris ſive voltis„ Eccleſiæ exterius adhærentibus, aut in cæmeterio. *Lib. I. Cap. V, n. 12.*

Aus dieſen Stellen kann man ſchließen, daß zu **Johann Beleths** und **Wilhelm Durands** Zeiten, das heißt, vom zwölften Jahrhunderte bis zu Ende des dreyzehnten, der Gebrauch, nur die Heiligen allein in die Kirchen zu begraben, und in die Gräber Kohlen und Weihrauch zu thun, bereits etwas verändert war; daß er aber doch zum Theile noch üblich geweſen. Ohne daß man alſo nöthig hat, bis auf die erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums zurück zu gehen, kann man dennoch ſagen: daß diejenigen Näpfe, darinnen man Kohlen und Ueberbleibſel von Rauchwerk findet, wohl aus einer viel neuern Zeit, ja wohl aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderte ſeyn können. Dergleichen ſind diejenigen, die man in dem Grabe **Philipps, Ludwigs des dicken Sohne** gefunden, welcher im 1161ten Jahre geſtorben iſt, und in der Kirche **U. L. F.** begraben worden. Ferner diejenigen, die man zu **Cocherel** nahe bey **Evreux** gefunden, und eine Menge anderer.

Was die Art von Schloſſe oder Klammer mit ſeiner Schnalle betrifft, ſo iſt zu vermuthen, daß es ein Ueberbleibſel von Reliquien iſt, die man einem Prieſter um den Arm gebunden. Oder es kann auch ein Theil irgend eines von ſeinen prieſterlichen Zierrathen ſeyn.

XX.

Abhandlung über ein Fragment vom Livius, welches Herr Profeſſor Schöpflin der Akademie zugeſchicket hat.

1732.

Es iſt niemanden unbekannt, in was für einem Zuſtande die Geſchichte des **Livius** auf unſere Zeiten gekommen iſt; und daß derjenige Theil ſeiner Zehenden, den wir noch übrig haben, gegen den, der uns fehlet, faſt für nichts zu achten iſt.

Man hat einige Zeit auf das Wort des **Thomas Erpenius** geglaubet, daß die Araber ſie alle mit einander aufbehalten hätten. **Pietro della Valle** verſichert ſogar, daß es zu ſeiner Zeit in der Bibliothek zu **Conſtantinopel** eine arabiſche Ueberſetzung aller dieſer Zehenden gegeben. Allein das Anerbiethen einer anſehnlichen Belohnung, welches ehedem **Ludwig** der XIV und auch der Großherzog allen denen thun laſſen, die dieſen gelehrten Schatz nach Europa bringen würden, hat denſelben noch nicht ausfündig machen können.

Herr **Chapelain** erzählete, daß einer von ſeinen Freunden, ein Gelehrter, in ſeiner Jugend mit einem Holze Ball geſchlagen, welches mit einem Fragmente vom **Livius** bezogen geweſen, ſo wir nicht mehr haben: und dergleichen Mährchen giebt es noch hundert andere, die recht dazu gemacht zu ſeyn ſcheinen die allgemeine Hoffnung zu erhalten, oder uns zu mehrerem Nachforſchen aufzumuntern.

Im Märzmonate des 1732ten Jahres, ſchrieb Herr **Schöpflin**, öffentlicher Lehrer der Geſchichte und ſchönen

Wiſſenſchaften zu **Straßburg**, und unſerer **Akademie** Mitglied zum Briefwechſel, an den Herrn **von Boze**: er hätte in den Handſchriften eines deutſchen Gelehrten, Namens **Matthias Klockius**, welcher ungefähr vor hundert Jahren geſtorben iſt, ein von ſeiner eigenen Hand geſchriebenes Blatt, mit einer Note gefunden, in welcher geſaget wird, es ſey ein Fragment aus des **Livius** XVI Buche, und er habe daſſelbe aus einer Handſchrift der Abtey zu **Salmannweyler** in Schwaben, abgeſchrieben. Die Ordensleute dieſer Abtey ſind **Ciſtercienſer**, und als der **P. Mabillon**, bey ſeiner deutſchen Reiſe auch zu ihnen gekommen, wie er uns berichtet: ſo hat er dort verſchiedene ſeltene Stücke gefunden, die er in ſeine **Analekten** eingetragen hat. Seit dieſer Zeit aber, iſt dieſe berühmte Bibliothek ſowohl, als die Abtey ſelbſt, von dem Feuer verzehret worden.

Hier iſt nun das vom **Klockius** abgeſchriebene Fragment.

FRAGMENTVM

ex T. LIVII *Lib.* XVI. *de primo Bello Punico a* Matthæo Klockio *repertum in Monaſterio Salemitano.*

Ac neceſſarium ſibi ratus Meſſanam ſervare, ne a Cartaginenſibus undique Italia cingeretur: neu quaſi pontem quemdam ad invadendum haberent, auxiliandum Mamertinis decrevit. Cum igitur id placuiſſet, Appius Claudius traducere copias in Siciliam, & Mamertinis opem ferre juſſus, profectionem parabat. Mamertini autem de P. R. decreto certiores facti, Cartaginenſium Prefectum, qui in arce poſitus erat, incautum circumſiſtunt, eumque una cum preſidio urbe dejiciunt. Poſt hec jam liberius Conſulem Romanum per crebras litteras nunctiosque vocant. Ac Cartaginenſes poſtquam in-

tellexerunt preſidio eorum a Mamertinis pulſo, Romanos vocari, ira ſimul & indignatione accenſi Prefectum preſidii, qui eius culpa atque ignavia arcem amiſiſſet, in crucem ſubſtulerunt: mox raptim coactis copiis, mari & terra Meſſanam agrediuntur. Claſſe quidem circa Pelorum ſtatione poſita, terreſtribus autem copiis haud procul Meſſana caſtrametati urbem premebant. Acceſſit quoque ad Cartaginenſium violentiam Hieron Syracuſanus, qui tempus plane adeſſe ratus, quo Mamertini veteres hoſtes penitus delerentur, inito cum Cartaginenſibus fœdere, ac ſocius belli factus, ſuo & ipſe milite ſuisque caſtris alia ex parte Meſſanam obſedit. Ita binis per terram hoſtium caſtris, mari autem claſſe Mamertini obſidebantur. Inter hæc Appius Claudius Conſul ratibus ex Neapolitanis ac ceteris ſociorum maritimis civitatibus (nondum enim P. R. claſſem ullam habebat) ex plebiſcito per ſilentium noctis exercitu impoſito Meſſanam advehitur, trajectoque celeriter freto, incolumes omnes copias ante urbem exponit. Hec prima exercitus P. R. profectio extra Italiam fuit, primuſque mari ingreſſus, cum ad eam diem cetera omnia bella intra Italiam geſſiſſe quingenteſimum jam poſt urbem conditam annum in Tuſcis & Samnitibus, ceteriſque finitimis populis domitandis occupatus. Expoſitis igitur in Sicilia copiis, & intra Meſſanam urbem inductis, Conſul nec tutum ſibi exercituique, nec ſatis e dignitate P. R. obſidionem perpeti ratus, quippe non terram modo, verum etiam mare undique hoſtis habebat, urbique imminebat, commeatus omnes intercludebat, pace primo res componere ſi qua poſſet, ea vero ſi negaretur, ferro quam primum decernere ſtatuit. Maxime vero e P. R. dignitate viſum eſt, ante omnia de pace agere, nam federa cum Cartaginenſibus ſepius jam ad eam diem icta erant; extabant, per que etſi licebat P. R. Mamertinos in amicitiam fidemque ſuſcepiſſe: tamen humanum videbatur, pacem, nichil preſertim habituram nocumenti, offerre. Servata enim Mamertinorum libertate, Siracuſanis item (über dem *item* ſteht ein Abkürzungszeichen) in ſuis conſiſtentibus, minus erat P. R. Cartaginenſium formidanda potentia. Miſſis igitur ſuper his ad Cartaginenſes Hyeronemque legatis, cum utique pacem aſpernarentur, quod reliquum erat, Conſul milites cohortatus adverſus Hyeronem et Siracuſanos duxit. Nec Hyeron quidem detractavit certamen, ſed obviam Conſuli egreſſus acie inſtructa dimicavit. Pugnatum eſt aliquandiu equo Marte. Tandem vero prelii is exitus fuit, ut Romani victores magna parte hoſtium ceſa, Regem nudatum pene omnibus copiis, usque in caſtra perſequerentur. Hyeron autem metuens non caſtrenſibus modo, verum etiam urbanis rebus, proxima nocte deſertis caſtris Siracuſas conceſſit. Cartaginenſes quoque auxilio Hyeronis nudati, perculſisque metu militibus, et virtutem Romanorum plus equo formidantibus, ſoluta confeſtim obſidione, nec ultra caſtris fidere auſi, per Sicilie urbes, qui ipſorum in fide erant, dividuntur. Conſul paucis poſt diebus hoſtium agros cum legionibus ingreſſus, usque ad Siracuſarum menia longe lateque populatus omnia, ubi obuiam nemo procedit, Meſſanam copias reduxit. Hec ut geſta erant per licteras Conſulis Romae nunctiata, majori ſpe patres plebemque impulere ad bellum Sicilie capeſcendum. Itaque M. Valerium & C. Octacilium ſequentis anni Conſules cum duobus Conſularibus exercitibusque, magnisque ſociorum auxiliis in Siciliam mictunt. Adventu Conſulum cum preter ſuperiorem victoriam dupplicatum P. R. exercitum, duosque Conſules pro uno verſari in Sicilia conſpiciebant, plereque mediterranee civitates que in fide Cartaginenſium fuerant, ad Romanos defecere. Hyeron autem Sicilie populos metu perculſos, & ſimul hoſtium vires adauctas cernens, multis rationibus preſtare duxit, ſi qua fieri poſſet, Romanorum patis (*patis* mit einem Abkürzungszeichen über dem *a*) ſectari. A qua conſideratione inductus, miſſa ad Conſules le-

gatione agere de pace cepit. Conſulesque omnes Siciliæ portus Cartaginem.

Herr **Schöpflin** hielt dieſes überbliebene Stück für ſehr zuverläßig, und meynete in jeder Zeile, des **Livius** Character und Schreibart zu erkennen. Nur dieſes bemerkte er, daß, da ſich in der genau nach der Urſchrift verfertigten Abſchrift, keine Doppellaute befänden, dieſe Handſchrift zu Ende des neunten, oder zu Anfange des zehnten Jahrhunderts verfertiget ſeyn müßte; und dieß war, nach ſeinen Gedanken, ein neuer Beweis, daß das Stück nicht untergeſchoben ſey; indem die in damaligen Zeiten herrſchende Unwiſſenheit, welche bis in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts gewähret hat, niemanden erlaubet zu glauben, man habe ſich einfallen laſſen etwas dergleichen unterzuſchieben. Er fügete noch hinzu, **Klockius** ſey ein Kenner geweſen, der ſich zu ſeiner Zeit vor andern Gelehrten, durch eine damals noch nicht gemeine Liebe zur Kritik, inſonderheit aber durch ſehr mühſame Unterſuchungen hervor gethan.

Unſere **Akademie** indeſſen fällete von dieſem neuen Fragmente kein ſo geneigtes Urtheil, als Herr **Schöpflin.** Nach verſchiedenen mündlichen Beobachtungen über alles dasjenige was ihr dem Charactere, oder vielmehr dem Schwunge von des **Livius** Schreibart, ja ſelbſt den allgemeinen Regeln des guten Lateins, am meiſten zu widerſtreiten ſchien, übernahm der Herr Abt **Souchay** allen dieſen Anmerkungen noch diejenigen beyzufügen, die eine genauere Unterſuchung ihm an die Hand geben würde.

Wir wollen davon Rechenſchaft geben.

* * *

XXI.

Des Herrn Abts Souchay Anmerkungen über das dem Livius beygelegte Fragment.

Das zweyte Zehend von des **Livius** Geſchichte, welches völlig verloren iſt, enthielt die Geſchichte deſſen, was innerhalb ſiebenzig Jahren, ſeit dem 461. Jahre **Roms**, bis ins 531. vorgegangen, das heißt: die Geſchichte von dem **Tarentiniſchen**, dem **Pyrrhiſchen**, dem erſten puniſchen, dem **Liguſtiſchen**, illyriſchen und galliſchen Kriege.

Man ſetzet voraus, daß das Fragment, davon hier die Rede iſt, einen Theil des ſechſten Buches des zweyten **Zehends** ausmache, darinnen **Livius** dasjenige erzählet, was den erſten puniſchen Krieg betrifft; ſo daß der Krieg mit den **Tarentinern** und mit dem **Pyrrhus** die fünf erſten Bücher dieſes **Zehends** einnähme; und die fünf übrigen alles das in ſich enthielten, was bis zum zweyten **Puniſchen** Kriege vorgefallen wäre, allwo das dritte **Zehend** anfängt, ſo wir noch ganz haben.

Die Urſache zum erſten puniſchen Kriege war folgende. Die **Mamertiner** hatten vielmals den Kürzern gezogen, und waren auch durch den Abfall der **Rheginer**, ihrer Bundesgenoſſen, geſchwächet. In dieſem Zuſtande glaubten ſie, ſie müßten für ihre Sicherheit ſorgen; da aber die Einwohner zu **Meßina** ſich entzweyet hatten, ſo überlieferten einige das Schloß den **Karthaginenſern**, andere riefen die **Römer** zu Hülfe, in Meynung ihnen die Stadt zu übergeben. Dieſe Sache ward im Senate berathſchlaget, (**Polyb.** im 1. B.), und hierbey fängt das neue Fragment an: Ac neceſſarium ſibi ratus, &c.

Nun fraget es ſich, iſt dieß neue Fragment wirklich vom **Livius**? Man hat alle Urſache daran zu zweifeln; indem man zwey offenbare Kennzeichen des Unterſchiebens daran wahrnimmt. Man erkennet nämlich darinnen, weder des **Livius** Art zu denken, noch ſeine Schreibart.

Erſtes Kennzeichen des Unterſchiebens, welches die Art betrifft.

1. **Livius** giebt allezeit genaue Rechenſchaft von den Berathſchlagungen: und im Falle die **Patricier** und **Plebejer** entgegen geſetzter Meynung geweſen, ſo unterläßt er niemals die Urſachen davon anzuführen. Unter den verſchiedenen Beyſpielen, die man hiervon anführen könnte, darf man nur den Handel der **Ardeater** nennen, weil er mit dem Vorfalle der **Mamertiner** einerley iſt; und weil der Senat in beyden durch das Volk gezwungen ward, die Redlichkeit und Ehre des römiſchen Volkes, dem Eigennutze aufzuopfern.

In dieſem Fragmente nun ſteht kein Wort von der Berathſchlagung, die das Verlangen der **Mamertiner** veranlaſſet hatte. Indeſſen war doch dieſe Beſchreibung, die man in des **Polybius** 1. B. ſehen kann, wichtig genug. **Rom** hatte eben drey hundert ſeiner Bürger am Leben geſtrafet, weil ſie ſich zu **Rhegium**, auf eine ſo ungerechte als grauſame Weiſe niedergelaſſen hatten; und die Schande ſo es nach ſich zog, ſich offenbar der **Mamertiner** anzunehmen, welche in Anſehung der Stadt **Meßina**, ſich gerade in gleichem Falle befunden, verhinderte den Senat ſich für ſie zu erklären. Indeſſen behielt das Volk die Oberhand; eben wie es in der Sache mit den **Ardeatern** bereits den Meiſter geſpielet hatte.

2. **Livius** erhebet allenthalben die römiſche Tapferkeit, und man würde ſchwerlich irgend anderswo, als in dieſem neuen Fragmente, ſo man dem **Livius** beymißt, dieſen Gedanken finden: es habe nie ein Feind der Römer, ihre Tapferkeit über die Gebühr geſcheuet: virtutem Romanam plus æquo formidantibus.

3. **Livius**, der ein ſo geſchworner Anbether der Römer iſt, daß er auch oftmals unbilliger Weiſe andere Völker hinunter ſetzet, hat ja wohl diejenigen Vorfälle nicht verſchweigen können, welche dem römiſchen Namen rühmlich waren; inſonderheit wenn er wegen dieſer Vorfälle einen ſo guten Gewehrsmann hatte, als den **Polybius**. Nun ſaget aber das Fragment kein Wort von dem Siege welchen **Appius** über die **Karthaginenſer** erfochten, nachdem er den **Hiero** geſchlagen, der mit ihnen gemeinſchaftlich die Stadt **Meſſina** belagerte. Man lieſt nichts mehr darinnen; als daß nach des **Hiero** Niederlage, die **Karthaginenſer** die Belagerung aufgehoben, und ſich in diejenigen Städte vertheilet haben, die unter ihrer Bothmäßigkeit ſtunden. Cartaginenſes - - - - - ſoluta confeſtim obſidione - - - - - per Sicilie urbes, que ipſorum in fide erant, dividuntur.

Gleichwohl ſagt **Polybius** am angezogenen Orte, daß **Appius Claudius**, den Morgen darauf, nachdem er den **Hiero** geſchlagen, die **Karthaginenſer** angegriffen, eine große Menge davon niedergemacht; und daß, als die andern in die benachbarten Städte geflüchtet wären, er ſich in die Felder vertheilet und dieſelben verheeret habe.

Das Fragment ſchweigt ebenfalls von der Art, wie **Appius Claudius** nach Sicilien gegangen, und was ihm den Zunamen Caudex erworben. Gleichwohl war hier der Ort davon zu reden. **Livius** würde gewiß von einem ſo kühnen Unternehmen, und welches **Polybius** gelobet hat, nicht geſchwiegen haben. Doch, wir wollen zur Schreibart dieſes neuen Fragmentes ſchreiten.

Zweytes Kennzeichen des Unterſchiebens, aus der Schreibart hergenommen.

Des **Livius** Schreibart iſt einfältig, ſie erhält ſich aber allezeit bey vieler Stärke und Majeſtät. Sein Ausdruck iſt ungemein rein und zierlich: denn man iſt ziemlich allgemein der Meynung; daß des **Pollio** Vorwurf der **Patavinität**, nur auf die Ausſprache des **Livius** gegangen ſey, nicht aber auf ſeine Schreibart. Dieſe Schreibart nun vermiſſet man in dem Fragmente. Es ſcheint barbariſch zu ſeyn, und es könnte wohl kommen, daß eine ſchlechte lateiniſche Ueberſetzung von des **Polybius** erſtem Buche, die Urſchrift zu dieſem neuen Fragmente wäre.

1. Daß die Schreibart darinnen barbariſch ſey, das kann man bey dem erſten Anblicke der Ausdrücke ſehen. Cartaginenſes poſtquam intellexerunt preſidio eorum pulſo, &c. Prefectum, qui ejus culpa arcem amiſiſſet, &c. In was für Schriftſtellern aus den beſten Zeiten würde man wohl die Zeugendungen des Fürwortes is auf dieſe Art anſtatt des wiederkehrenden Fürwortes finden! Würde man ferner wohl viele Beyſpiele von dieſen Worten, per terram, als eine Entgegenſetzung, mit mari autem, antreffen? Würde man häufig die Redensart, Syracuſanis in ſuis conſiſtentibus, und dieſe, pontem habere ad invadendum; a qua conſideratione inductus, finden?

2. Was ſoll man von dieſen Worten denken, nec ſatis e dignitate P. R. &c. maxime vero e P. R. dignitate, &c. die ſich einander faſt berühren? Iſt eine ſolche Wiederholung dem **Livius** nicht unanſtändig, der ſeine Redensarten ſo ſehr zu verändern weis? Was ſoll man zu dieſen Ausfüllungswörtchen, quidem, autem, ſagen, die mit dem δὲ und μὲν der Griechen überein kommen; wie eorum, und ejus, mit ihrem ὧν und αὐτῶν übereinkömmt?

kömmt? Was ſoll man noch von dieſen Beſtimmungswörtern denken, ac, igitur, autem, poſt hæc, jam, quippe, vero, ita, itaque, welche alle Ausdrücke des Fragmentes mit einander verbinden, überhaupt aber nur zur Verwirrung und Einſchläfrung der Erzählung dienen? Hier merket man die miram in narrando jucunditatem nicht, welche **Quintilian** am **Livius** bewundert; man wird auch in allem, was wir von dieſem vortrefflichen Geſchichtſchreiber beſitzen, nichts dergleichen finden.

Außer erwähntem Character, und der Schreibart des **Livius** indeſſen, iſt auch dieſes noch ganz entſcheidend: daß das Fragment nur ein Auszug, und eine buchſtäbliche Ueberſetzung von des **Polybius** Vorbereitung iſt. Man weis, daß der lateiniſche Geſchichtſchreiber vieles aus dem griechiſchen Geſchichtſchreiber genommen hat: aber auch ſelbſt in denen Stellen die **Livius** nur überſetzt zu haben ſcheint, bleibt er allezeit ein Original, wie man gleich einſehen wird, wenn man die Stellen mit einander vergleicht, wo **Polybius** (im 3. B.) von der Geſandtſchaft der Römer, nach der Eroberung von **Sagunt**, von der Art wie **Hannibal** ſeine Elephanten über die **Rhone** ſetzen laſſen, und von den Reden handelt, die er an ſeine Soldaten gehalten, als er auf den Spitzen der Alpen war, und des **Livius** 21. B. dagegen hält, wo er aller dieſer Sachen erwähnet.

Herr **Schöpflin**, welchem Herr **von Boze** alle die vom Herrn Abte **Souchay** geſammleten akademiſche Anmerkungen mittheilete, und überzeuget war, daß erwähntes Fragment kein ſolches Merkmaal des Unterſchubes an ſich trage, berief ſich auf das neue darauf: daß **Klockius** daſſelbe vor hundert Jahren (*), in der Abtey zu **Salmanweyler** mit eigener Hand abgeſchrieben; daß die Biblio-

---

(*) Scheybius in ſeinen Noten über den **Vellejus Paterculus**, nennet den **Klockius** im 1 B. 14 C. acutiſſimi ingenii juvenem.

Bibliothek dieſer Abtey an zahlreichen und alten Handſchriften ſehr reich geweſen, darinn viele Gelehrte ſich oftmals Raths erholet hätten; daß die Urſchrift nach welcher **Klockius** ſeine Abſchrift verfertiget, eine Handſchrift aus der mittlern Zeit geweſen, ja jünger ſey, als das neunte Jahrhundert, indem die Doppellaute darinn nicht angemerket wären; woraus ſie denn einen ganz unverdächtigen Zeitpunct erhält, der ſie nothwendig einem ungleich ältern Schriftſteller zueignet, deſſen Schreibart alle Spuren des ſchönen Alterthums an ſich hat. Iſt es nun derſelbe **Livius** ſelbſt? oder iſt es einer ſeiner Zeitgenoſſen? oder endlich einer, der kurz nach ihm gelebet hat?

Der erſte Einwurf, den man wider die Meynung gemacht hat, die ſie dem **Livius** ſelbſt beyleget, geht die Berathſchlagung an, welche das Begehren der **Mamertiner** zu **Rom** veranlaſſet hat, und deren dieſes überbliebene Stück nicht erwähnet. Die umſtändliche Nachricht, ſaget der Kunſtrichter, welche man im **Polybius** davon findet, war gar zu wichtig, als daß **Livius** ſie mit Stillſchweigen würde übergangen haben.

Allein Herr **Schöpflin** antwortet auf dieſe Schwierigkeit: daß da dieſes Fragment zu Anfange verſtümmelt iſt, die Berathſchlagung nicht mehr dabey ſey, und nur der zu **Rom** gefaßte Entſchluß darinnen zu finden iſt; den man endlich erwählet, nachdem die Sache auf allen Seiten überleget worden. Der erſte Abſatz des Fragments ſaget, auxiliandum Mamertinis decrevit, *ſcilicet* Populus Romanus. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß das fehlende Stück, die Streitigkeiten zwiſchen dem Senate und den **Plebejern** enthalten habe, davon **Polybius** in ſeinem erſten Buche redet.

Wenn aber **Livius** von der Flucht der **Karthaginenſer** ſchreibt, würde er wohl den Ausdruck gebraucht haben: virtutem Romanam plus æquo formidantibus?

Er, welcher die römiſche Tapferkeit allenthalben ſo ſehr erhebt?

Dieß iſt der zweyte Einwurf, welcher nach Herren **Schöpflins** Meynung, ſehr viel von ſeiner Stärke verlieret, ſobald man ſich nur erinnert, daß die **Karthaginenſer** damals ein mächtiges Volk waren; ſie waren Herren eines großen Theiles von Afrika, Spanien, und den Inſeln des mittelländiſchen Meeres. Die Römer hingegen waren in den Gränzen von Italien eingeſchloſſen, und fiengen an die **Karthaginenſer** zu ſcheuen: Romanus & Pœnus paribus uterque votis ac viribus Imperium orbis agitabat, ſchreibt **Florus** bey Gelegenheit dieſes Krieges. **Livius** hat ſich alſo bey ſolchen Umſtänden, auch ohne demjenigen Begriffe der Hoheit zu nahe zu treten, der aus allen ſeinen Werken hervorleuchtet, gar wohl eines Ausdruckes bedienen können, welcher, wenn man ihn auf ſeinen eigentlichen Sinn ſetzet, nichts weiter ſagen will; als daß die **Karthaginenſer**, aus einer gar zu hoch getriebenen Furcht, die Gegenſtände allzuſehr vergrößert, und ihre Feinde für unüberwindlich angeſehen hätten, welches doch in der That nicht geweſen wäre, indem der zweyte puniſche Krieg, nach dem Berichte eben dieſes Geſchichtſchreibers, mehr als einen Beweis des Widerſpieles darſtellet. Es geht alſo ganz natürlich zu, daß dieſer Schriftſteller, virtutem Romanam plus æquo formidantibus, geſaget hat.

Man wirft drittens ein, daß dieſes überbliebene Stück von dem Siege des **Appius Claudius** über die **Karthaginenſer**, nach des **Hiero** Niederlage, nichts gedenkt, welches doch **Livius**, als ein genauer Schriftſteller und getreuer Verehrer der Römer, nicht mit Stillſchweigen würde übergangen haben. Allein, den **Hiero** ſchlagen, heißt das nicht auch die **Karthaginenſer** ſchlagen, indem, da einerley Nutzen ſie verband, die Flucht der einen, auch den Fall der andern nach ſich zog? Da auch übrigens **Florus** in des 2. B. 2. Cap. **Aurelius Victor** im 37. Cap. de Viris illuſtribus, und ſelbſt der Abkürzer des **Livius**, keiner zweyten Schlacht erwähnen: ſo hat man alle Urſache zu muthmaſſen, daß man dieſe Begebenheit zu ihrer Zeit, nicht für recht ausgemacht, oder auch für ſonderlich wichtig gehalten. Noch mehr, **Philinus**, ein karthaginenſiſcher Geſchichtſchreiber, wie **Polybius** ſelbſt berichtet, hat die Geſchichte von dem erſten puniſchen Kriege, auf eine ganz verſchiedene Art erzählet, die des **Fabius**, eines römiſchen Geſchichtſchreibers ſeiner gerade entgegen läuft: ſo verſchieden waren die Geſchichtſchreiber in dieſem Stücke.

Herr **Schöpflin** hingegen ſcheint von derjenigen Anmerkung mehr gerühret zu ſeyn, die man über das Stillſchweigen des Fragmentes **in Anſehung der Art** beobachtet, wie **Appius Claudius** nach Sicilien gegangen, und was ihm den Zunamen Caudex erworben. Er geſtehe, es ſey nicht natürlich, daß **Livius** von einem ſo **kühnen Unternehmen, und welches Polybius ſelbſt gelobet hat**, geſchwiegen habe; obgleich **Polybius**, wenn er es lobet, das ganze Lob des **Appius** in das einzige Wort παραβόλως einſchließt, ohne des Zunamens Caudex, noch deſſen was zu demſelben Anlaß gegeben, zu gedenken. Indeſſen ſaget Herr **Schöpflin**, es habe den **Livius** eben nichts genöthiget, dieſer Sage vielmehr auf der Stelle die unſer Fragment ausmacht, als an derjenigen zu gedenken, wo er von der Zubereitung des ihm zugeſprochenen Siegsgepränges redet: zumal da es dort eben die Stelle iſt, wo alles vorgeſtellet werden muß, was daſſelbe einigermaſſen erheben kann; ſowohl als die naves caudicariæ, die zu dem Zunamen Caudex Gelegenheit gegeben.

Dieſes ſind die drey vornehmſten Puncte der Kritik, die den Schwung und Character, oder wie der Herr Abt **Souchay** es genennet hat, die Art des Geſchichtſchreiders betreffen. Nun muß noch von der Schreibart geredet werden, die er barbariſch nennt; und zwar ſoll der Barbarismus in folgenden Ausdrücken beſtehen: Cartaginenſes poſtquam intellexerunt preſidio eorum pulſo &c. Prefectum qui ejus culpa arcem amiſiſſet, &c.

Man findet in dieſen Worten das beziehende Fürwort zweymal, anſtatt des zurückkehrenden Fürwortes; und dieſes iſt wider die gute Latinität. Es iſt kein Zweifel, ſagt Herr **Schöpflin**, daß die letztere Art zu reden, tadelhaft ſeyn würde, wenn ſie gewiß das wäre, wofür man ſie ausgiebt. Es iſt wahr, daß in der Handſchrift der Buchſtab q mit einem Zeichen der Abkürzung ſteht, welches ſowohl das Fürwort qui, als das Bindwort quod, anzeiget, nachdem es die Folge des Textes erfordert. Das Wort amiſiſſet iſt ebenfalls mit Zügen geſchrieben, die die Abkürzung zu verſtehen geben; und hieraus folget klärlich, daß da es durch Cartaginenſes regieret wird, und nicht durch Prefectum, man es nothwendig in der mehreren Zahl leſen müſſe. Was iſt aber richtiger, als dieſe Art ſich auszudrücken: quod ejus culpa atque ignavia arcem amiſiſſent, ohne daß das Fürwort ejus beſchwerlich falle? Was das andere beziehende Fürwort eorum betrifft, ſo ſcheint es ebenfalls auf der rechten Stelle zu ſtehen. Wenn in dem Fragmente folgende Ordnung beobachtet wäre: at Carthaginenſes, præſidio eorum a Mamertinis pulſo, poſtquam intellexerunt Romanos vocari, ira - - - - - accenſi præfectum præſidii - - - - in crucem ſuſtulerunt, ſo würde man nichts dawider zu ſagen haben. Da nun die zwey Worte poſtquam intellexerunt, vor dem præſidio eorum ſtehen: ſo verändern ſie das beziehende Fürwort, nicht durchaus in ein zurückkehrendes. Beyde geben einerley Verſtand, und ſind dem guten lateiniſchen Ausdrucke nicht zuwider.

Das dem Worte mari entgegen geſetzte Wort terra, welches einen abermaligen Punct der Kritik ausmacht, iſt dem **Livius** ſo gar fremd eben nicht. Man lieſt in des Livius 24 B. 33 C. Inde terra marique ſimul cœptæ oppugnari Syracuſæ: terra ab Hexapylo, mari ab Achradina. Da übrigens **Hieron** und die **Karthaginenſer**, die Stadt **Meſſina** auf einer Seite zu Lande belagerten, und die leztern hergegen die Belagerten mit ihrer Flotte beunruhigten: ſo war ja der Geſchichtſchreiber berechtiget, ja er konnte ſich nicht enthalten, dieſe Entgegenſetzung zu gebrauchen; er, der in des 26 B. 39 C. ſich eben dieſes Ausdrucks bedienet hat: Ita æquatæ res ad Tarentum, Romanis victoribus terra, Tarentinis mari?

Die Redensart Syracuſanis in *ſuis* conſiſtentibus, widerſtrebet dem guten Lateine auf keine Weiſe: weil **Cicero** ſelbſt in einem Briefe an den **Atticus**, keinen Anſtand nimmt, zu ſagen, Ariarathes pedem ubi ponat in *ſuo* non habet. Die Figur, deren der Verfaſſer des Fragmentes ſich bedienet, wenn er von den **Karthaginenſern** redet, neu quaſi pontem quemdam ad invadendum haberent, ſcheint ſehr ſchön zu ſeyn. **Polybius** hat ſich auch damit geholfen: *μηδὲ ἐᾶσαι Καρχηδονίοις οἱονεὶ γεφυρῶσαι τὴν εἰς Ἰταλίαν αὐτοῖς διάβασιν.* Denn die Lage von Sicilien war ſo beſchaffen, daß es den **Karthaginenſern** allerdings zur Brücke hätte dienen können, um nach Italien zu kommen, und die Römer ſelbſt mit Krieg zu überziehen.

Auf die Kritik aber, die man über die Worte a qua conſideratione inductus, angeſtellet hat, antwortet Herr **Schöpflin** etwas mehr obenhin. Wenn das Vorwort a ausgelaſſen wäre, ſaget er, ſo würde dieſer Ausdruck keine Schwierigkeit haben. Die guten lateiniſchen Schriftſteller ſagen, ſpe, cogitatione, argumentis, ratione, oratione, ſtudio, affectu inductus, impulſus; warum ſollte man denn nicht auch ſagen können, conſideratione inductus, da das Wort conſideratio an ſich ſelbſt ſehr gut Latein iſt? Das Vorwort hat gar wohl aus Nachläßigkeit der Ab-

ſchreiber

ſchreiber hinzugefüget werden können; da auch die Handſchrift dieſes Fragmentes ſehr fehlerhaft geweſen, welches aus des **Klockius** Abſchrift erhellet: der ganz ſorgfältig, auch ſogar die Fehler des Originales angemerket hat, ſo in einem barbariſchen Jahrhunderte geſchrieben worden, wie die meiſten Schriftſteller; welches alles denn gemeiniglich die Kunſtrichter in Verwirrung ſetzet. Das Uebrige des Fragmentes aber, zeiget zur Gnüge, daß ſein Verfaſſer viel zu geſchickt geweſen, als daß er einen ſo groben und plumpen Fehler hätte begehen ſollen.

Die Wiederholung des Wortes dignitas innerhalb fünf Zeilen, iſt eines von den letztern Einwürfen, die man wider erwähntes Stück gemacht hat. Herr **Schöpflin** antwortet darauf ſo: die vortrefflichſten Muſter des Alterthums geben zu erkennen, daß die Schriftſteller der damaligen Zeit, in dieſem Stücke, lange nicht ſo gewiſſenhaft geweſen, als wir anjetzt ſind. **Livius** wiederholet in des IV B. 7 C. das Wort injuria in wenigen Zeilen dreymal. Legati ab Ardea Romam venerunt, ita de *injuria* querentes, ut, ſi demeretur ea, in fœdere atque amicitia manſuros reſtituto agro appareret. Ab Senatu reſponſum eſt, judicium Populi reſcindi ab Senatu non poſſe, præterquam quod nullo nec exemplo nec jure fieret, concordiæ etiam ordinum cauſa. Si Ardeates ſua tempora exſpectare velint, arbitriumque Senatui levandæ *injuriæ* ſuæ permittant, fore, ut poſtmodum gaudeant ſe iræ moderatos: ſciantque Patribus æque curæ fuiſſe, ne qua *injuria* in eos oriretur, ac ne orta diuturna eſſet. Die Wiederholung der Worte terra marique, ſteht im 26 B. 43, 44 C. in einem ſo engen Raume, als das dignitas in der ſtreitigen Handſchrift immermehr ſtehen kann. **Q. Curtius** fängt in ſeinem erſten Capitel, drey Abſätze mit dem Worte cæterum an: und **Livius** braucht es zweymal, nämlich in des 10 Buchs 17 und 18 Capitel faſt nach einander. Noch mehr: der Verfaſſer des Fragmentes war gewiſſermaßen gezwungen, das Wort dignitas zweymal zu brauchen: weil es überaus ſchwer war, daſſelbe durch ein gleichbedeutendes und eben ſo nachdrückliches Wort zu erſetzen. Außerdem aber ſo verſchönert auch die Atitheſis ſo er hinzuſetzet, ſeine Erzählung um ein merkliches: nec ſatis e *dignitate* Populi Romani: maxime vero e *dignitate* Populi Romani.

Die Beſtimmungswörter, quidem, autem, igitur, poſthæc, jam, quippe, vero, itaque, die, wie man ſaget, in dem Fragmente bloß zur Verwirrung dienen, und die Erzählung matt machen, findet man in eben derſelben Menge, und auf eben die Art gebraucht, in dem ganzen übrigen Werke; welches, anſtatt den Werth des Fragmentes zu vergringern, vielmehr anzeiget, daß es unverfälſcht und glaubwürdig ſey. Das Beſtimmungswort quidem, z. E. iſt dem **Livius** ſehr gewöhnlich. Man darf nur zwey Beyſpiele aus des 27 Buches 2 und 43 Cap. anführen: Et Romæ *quidem* luctus ingens ex præterito, *&c.* Et Conſul *quidem* quantis maximis poterat itineribus *&c.* In der Stelle des Fragmentes, allwo er ſaget, Claſſe quidem circa Pelorum *&c.* ſteht dieſes Bindewort dem autem entgegengeſetzt; welches ſelbſt **Cicero** für eine Art von Zierlichkeit angeſehen hat, indem er ſich derſelben in dem VI Briefe des VII Buches an den **Atticus**, in den Officiis, im 1 B. 11 Cap. und in des **Brutus** 29 und 30 Cap. bedienet. Im X Cap. des 2 Buches de Officiis, ſagt er: admirantur communiter illi *quidem* omnia, quæ magna animadvertunt, ſeparatim *autem* in ſingulis, *&c.* Im 11 Cap. vom Alter heißt es: Et corpora *quidem* exercitatione & defatigatione ingraveſcunt, animi *autem* ſe exercendo levantur. Welches eine vollkommene Gleichheit mit dem Ausdrucke im Fragmente hat: Claſſe *quidem* circa Pelorum ſtatione poſita, terreſtribus *autem* copiis.

Poſthæc ſteht gleich im 22 und 32 Cap. des 26 Buches: Poſthæc, quum centuria frequens ſucclamaſſet, &c. Poſthæc Conſul, &c. Inter hæc, iſt ihm eben ſo geläufig: Inter hæc Hannibal &c. 10 Cap. Inter hæc Hiſpaniæ populi, &c. 18 Cap. In Anſehung der Ausdrücke poſthæc und inter hæc, ſind auf beyden Seiten gleich viel Gründe.

Das quippe bekömmt vielerley Bedeutungen. Zuweilen wird es ſpottweiſe gebraucht:

Quippe vetor fatis! *Virg. Æneid. Lib. I.*

zuweilen ſetzet man es anſtatt der Bindewörter, certe, utpote, nam. **Livius** nimmt es in dieſem letzten Verſtande, wenn er ſagt: quippe in oculis erat omnis ille, &c. eben wie **Cicero** auch thut (*). Im Fragmente hat es eben dieſen Verſtand, und kömmt nur ein einziges mal darinnen vor.

Das ita ſteht auch nur einmal darinnen, und wird für itaque, oder atque ita genommen, ein Verſtand, darinnen **Cicero** ſelbſt (**) es, ſo wohl als **Livius**, ſehr oft nimmt. *Ita* ſic armatus in Tiberim deſiluit. Und an einem andern Orte, *ita* de tribus conſultatione data Iuniores ſuffragium ineunt. Und anderswo, *ita* Senatus quum quid placeret magis oſtendiſſet quam decreſſet, dimittitur.

Ferner iſt dem römiſchen Geſchichtſchreiber nichts gewöhnlicher, als das Bindewörtchen *jam*, in eben demſelben Verſtande genommen, wie es das Fragment hat. Es kömmt in einem und demſelben Capitel der Hiſtorie mehr als fünfmal vor; da es doch in dem Stücke, welches zu dieſen Unterſuchungen Anlaß giebt, nur einmal ſteht. Das itaque iſt eine von denen Verbindungsformeln, die dem

Livius

(*) 10 B. 41 C. Philip. 2. 29. de Orat. 2. 54. pro Dom. 48.

(**) Tuſcul. Lib. 5. C. 23. pro Quint. 2. Offic. lib. 3. c. 1. & 15. Lib. 2. cap. 10. Lib. 26. c. 22. ibid. cap. 29. Lib. 28. cap. 14.

Livius am meiſten gefällt, zuweilen (im 10 B. 21 Cap.) fängt er unter drey auf einander folgenden Abſätzen, zweene damit an.

Nach allen dieſen Betrachtungen nun, verwundert ſich Herr **Schöpflin**, daß man, anſtatt dieſes Fragment dem **Livius** zuzueignen, daſſelbe für eine **abgekürzte buchſtäbliche Ueberſetzung der Vorbereitung des Polybius** anſehen darf, und füget hinzu: daß man vermuthlich eins von beyden voraus ſetze; indem ein **Auszug**, und eine **buchſtäbliche Ueberſetzung**, einander widerſtreiten. Nach ſeiner Meynung aber, iſt es keines von beyden. **Abgekürzet** iſt es nicht, indem es wenigſtens eben ſo weitläuftig, wo nicht noch weitläuftiger iſt, als des **Polybius** Erzählung. Uebrigens hat es auch nichts von allem dem an ſich, was einen Auszug kenntlich macht; der gemeiniglich bey einer ſummariſchen Anzeige ſtehen bleibt: wie man am **Florus**, **Juſtin**, und an des **Livius Abkürzer** ſehen kann.

Eine buchſtäbliche Ueberſetzung iſt es auch nicht; denn, ob es gleich faſt eben dieſelben Umſtände zu enthalten ſcheint, die **Polybius** angeführet hat: ſo findet man doch weder dieſelbe Einrichtung, noch Folge darinnen. Ja der Unterſchied geht ſo weit, daß auch Herr **Souchay** ſelbſt die vom **Polybius** angeführten und allhier ausgelaſſenen Umſtände bemerket, welches ſich mit einer buchſtäblichen Ueberſetzung nicht reimet. Es iſt alſo, ſagt Herr **Schöpflin**, eine Erzählung, die großentheils aus dem **Polybius** und zwar ſo gezogen iſt, als **Livius** ſelbſt dieſen Schriftſteller, an mehr als einer Stelle ſeiner Geſchichte, abgeſchrieben oder überſetzt hat.

Antwort auf Herrn Schöpflins Gründe.

Dieſe Antwort veranlaſſete die **Akademie**, das bewußte Fragment noch einmal zu unterſuchen, ohne daß ſie gleichwohl das erſte Urtheil, welches ſie ſogleich davon gefället hatte, im mindeſten änderte; indem ſich auch Herr **Schöpflin** ſelbſt, in den feyerlichſten und höflichſten Ausdrücken, demſelben ſchon zum voraus unterworfen hatte. Allein dieſe Höflichkeit ſelbſt war Urſache, daß der Herr Abt **Souchay**, den dieſer Streit insbeſondere betraf, es über ſich nahm, die erſten Gedanken der **Akademie**, durch eine neue Verantwortung zu rechtfertigen.

Bey dem erſten Durchleſen des dem **Livius** zugeeigneten Fragmentes, ſchloß man faſt einhällig, ſagt der Herr Abt **Souchay**: daß es von dieſem Schriftſteller nicht herrühre, und daß man weder ſeine Art noch ſeine Schreibart darinn erkennete. Man ſagt hier ſeine **Art**, und nicht ſein **Character**, indem die Art nur einen Theil des Characters macht; und weil, da der Character eigentlich der Inbegriff aller Züge mit einander iſt (*), man ſie unmöglich alle in einem ſo kurzen Fragmente finden kann.

Es iſt vergeblich, daß man das Alterthum der Handſchrift beweiſt: ſie iſt nicht mehr vorhanden, und man kann nichts mehr davon aufweiſen, als die Abſchrift eines oder zweyer Blätter, welche **Klockius** verfertiget, der ungefähr vor hundert Jahren gelebet hat. Hat aber dieſer **Klockius** eine Nachricht von der Urſchrift gegeben? hat er ſeine Abſchrift genau nach allen Zügen verfertiget? hat er die Doppellaute nicht mit Fleiße ausgelaſſen? und da er ein ſehr witziger junger Menſch geweſen ſeyn ſoll, acutiſſimi ingenii juvenis, kann er denn nicht etwa ſelbſt der Verfaſſer des Fragmentes ſeyn? Oder iſt das Fragment nicht etwa von jemanden aus dem dritten, oder vierten Jahrhunderte? oder wenn man lieber will, aus einer noch frühern Zeit? Dieſes alles wiſſen wir nicht. Genug, ſagt der Abt **Souchay**, daß es nicht vom **Livius** iſt, und die wichtigſten Schwierigkeiten noch immer, auch ſelbſt

---

(*) Rapin, Comp. de Thucyd.

nach Herrn Schöpflins gegebener Antwort, in ihrem Weſen bleiben.

Der erſte Einwurf, in Anſehung der Art (maniere) hat das Stillſchweigen des Fragmentes über die Berathſchlagung zum Gegenſtande, die das Anſinnen der **Mamertiner** in **Rom** veranlaſſen müſſen. Hierauf antwortet Herr **Schöpflin**, daß, da eben dieſer Abſatz mit den Worten, auxiliandum Mamertinis decrevit anfängt; es wahrſcheinlich ſey, daß das vorhergehende, die umſtändliche Erzählung des Streites zwiſchen dem Volke und Senate, enthalten habe. Dieſe Antwort war ſchon zum voraus geſehen worden; aber ſie hatte keinen Eindruck gemacht. Geben denn nicht die Worte, cum igitur id placuiſſet, genugſam zu verſtehen, daß die Sache mit einhälligen Stimmen ſey beſchloſſen worden? dahingegen **Polybius** uns berichtet, daß ſie nur durch die Macht des Volkes, und ganz wider den Senat, durchgeſetzet worden ſey.

Der andere Einwurf rührete aus dieſem Ausdrucke her: virtutem Romanam plus æquo formidantibus. Man ſtelle die **Karthaginenſer** ſo mächtig vor, als man wolle, ſo wird es dennoch ſchwer werden zu glauben, **Livius** habe ſich von den Römern dieſer Redensart bedienet; und in was für Umſtänden? indem eben ein König, der mächtigſte Bundsgenoß ihrer Feinde, geſchlagen iſt. Ein franzöſiſcher Geſchichtſchreiber würde wohl ſagen: die Franzoſen ſcheueten bey dieſer Gelegenheit die Tapferkeit der Bundesgenoſſen gar zu ſehr; aber daran zweifelt man, daß er in irgend einem vorausgeſetzten Falle ſagen würde: die Bundsgenoſſen ſtellten ſich die Tapferkeit der Franzoſen gar zu groß vor.

Der dritte und vierte Einwurf, betreffen das Stillſchweigen des Fragmentes in Anſehung des Sieges, welchen **Appius Claudius** über die **Karthaginenſer** erfochten, ſochten, nachdem er das Heer des Hiero geſchlagen, und in Anſehung der Art wie Appius nach Sicilien gegangen.

Auf den erſten antwortet Herr **Schöpflin** folgendes: **den Hieron ſchlagen, das hieße zugleich die Karthaginenſer ſchlagen, indem ſie Bundsgenoſſen geweſen, und dieſer ihre Flucht nur als eine Folge dieſer, für ſie beyde ſo entſcheidenden Schlacht anzuſehen ſey. Daß übrigens Florus, Aurelius Victor, und ſelbſt der Abkürzer des Livius, auch von keiner zweyten Schlacht gedenken, und man daher muthmaßen müſſe, die Sache ſey noch ungewiß; daß endlich überhaupt Philinus und Fabius in dem was den erſten puniſchen Krieg betrifft, nicht einig wären.** Iſt denn hier aber nur von einer bloßen Flucht der **Karthaginenſer** die Rede? **Polybius** ſaget mit ausdrücklichen Worten, daß den Morgen darauf nach der Niederlage **Hierons**, **Appius** die **Karthaginenſer** verfolget habe die ihn angegriffen hätten, und daß er eine große Menge von ihnen erſchlagen: *πολλοὺς μὲν αὐτῶν ἀπέκτεινε.* Man giebt zu, daß dieſe Verrichtung eine Folge der erſtern geweſen, aber das wird man doch nimmermehr zugeben, daß **Livius** ſie mit Stillſchweigen hätte übergehen ſollen: um ſo viel weniger, da es im **Polybius** zwo von einander unterſchiedene Handlungen ſind; noch auch daß man aus dem Stillſchweigen einiger Abkürzer, die Sache gar in Zweifel ziehen könne. Noch mehr: geſetzt, daß ſie zweifelhaft wäre, ſo würde **Livius** ihrer dennoch gedacht, die verſchiedenen Nachrichten angeführet, und ſie ſogar unterſuchet haben. Dieß iſt ſeine Art, wie man aus des XXI. B. 38. Cap. ſehen kann: Quantæ copiæ transgreſſo in Italiam Annibali, nequaquam inter auctores conſtat, *&c.* auch im XV. Cap. ebend. bey Gelegenheit von **Sagunt**, und an unzählich andern nicht ſo wichtigen Orten.

Auf den andern Artikel der den **Appius** betrifft, antwortet Herr **Schöpflin**: **Livius** werde ſowohl davon, als von dem Zunamen Caudex, an demjenigen Orte geredet haben, wo er die Siegesgepränge der Conſule beſchrieben hat. Allein, außer daß die capitoliniſchen Jahrbücher von dieſem Siegesgepränge nichts wiſſen: ſo verſchiebt auch **Livius** die Umſtände ſo ihm eine dergleichen Ehre zugezogen, nicht auf die Beſchreibung des Siegesgepränges ſelbſt, ſondern führet ſie allemal auf ihrer gehörigen Stelle an. So macht er es im 3. B. 24. Cap. und im 3. B. 63. Cap. in Anſehung der Siegesgepränge des **Q. Fabius** und **L. Cornelius**, des **L. Valerius** und **M. Horatius**, u. ſ. w. In Anſehung der Zunamen muß man noch hinzuſetzen, daß **Livius** gar nicht erſt das Ceremoniel des Siegsgepränges erwartet, um davon zu reden: Is pavor perculit Romanos, auxitque pavorem Conſulis vulnus, periculumque intercurſu tum primum pubeſcentis filii propulſatum. Hic erit juvenis, penes quem perfecti hujusce belli laus eſt, Africanus ob egregiam victoriam de Annibale Pœniſque appellatus. Uebrigens, obgleich **Polybius** das Lob des **Appius** in das einzige Wort παραβόλως eingeſchloſſen, ſo kann man dennoch ſagen, daß er ihn gelobt habe. Dieß Wort, welches die Wörterbücher durch temere, audacter, projecta audacia, ausdrücken, iſt ja wohl allein ſo gut, als ein weitläuftiges Lob.

Nach dieſem ſchreitet der Herr Abt **Souchay** zu denen wegen der Schreibart vorgebrachten Schwierigkeiten, und bemühet ſich zu zeigen: daß faſt alle Stellen der Vertheidigung, das Ziel verfehlen.

So geht es inſonderheit, ſagt er, der Gelehrſamkeit, womit Herr **Schöpflin** den Gebrauch der Bindewörter zu vertheidigen ſuchet, womit die Rede verknüpfet wird. Man leugnet nicht, daß ſie alle gut und zierlich ſind; man hat auch nicht geſagt, daß ſie nicht Latein wären, ſondern daß es des **Livius** Gewohnheit nicht ſey, ſie alle auf einer einzigen Seite zu gebrauchen.

Die Wiederholung des Wortes injuria in wenigen Zeilen, rechtfertiget die Wiederholung der Redensart, nec ſatis e P. R. dignitate, *&c.* maxime vero e P. R. dignitate, *&c.* noch lange nicht: denn hier iſt nicht die Rede von der Wiederholung eines einzigen Wortes, wie man in der Antwort geſaget hat.

Ariarathes pedem ubi ponat in ſuo non habet, beweiſt nicht, daß dieſer Ausdruck, Syracuſanis in ſuis conſiſtentibus, ſchön Latein ſey.

Terra, dem mari entgegen geſetzt, rechtfertiget noch den Ausdruck nicht, per terram, mari autem, als ſey er dem **Livius** geläufig; und in allen angeführten Beyſpielen, ſteht terra - - - mari, nicht aber *per* terram. Man könnte ſich leicht aus der Schlinge ziehen, wenn man ſagte: es ſteht in der Handſchrift nur der bloße Buchſtab p, und auch dieſer iſt nur durch die Abſchreiber hingeſetzet worden; alsdann würden freylich die angeführten Stellen ihre volle Kraft haben aber alsdann würde man auch von einer ſo gut lateiniſchen und bekannten Redensart nicht haben reden wollen.

Wenigſtens iſt dieſes die Art, wie Herr **Schöpflin** die Schwierigkeit beantwortet, die man wegen des Ausdruckes, Prefectum qui ejus culpa arcem amiſiſſet, vorgebracht hat. **Du lieſeſt** qui, **und man muß** quod **leſen,** ſagt Herr **Schöpflin.** Von Herzen gern! aber das hebt die Schwierigkeit noch nicht. Man kann wohl quod leſen, weil das Wort allerdings abgekürzet iſt; aber man kann doch nicht amiſiſſent leſen; wo ganz ordentlich amiſiſſet, ohne den mindeſten Zug ſteht, der eine Abkürzung andeutete. Man kann ſogar mit Grunde vorausſetzen, daß der Urheber des Fragmentes nichts geſchickter geweſen, als der Verfaſſer von **Virgils** Leben, welcher ſagt, wenn er von dieſem Dichter redet: Voluit etiam ejus oſſa Neapolim transferri. Uebrigens möchte man wohl ſagen: culpa ſua amiſit; würde man aber auch wohl eben ſo gut ſagen: culpa ejus amiſerunt?

Eben ſo hält ſich auch Herr **Schöpflin**, da er den Ausdruck, a qua conſideratione inductus, nicht entſchuldigen kann, an die Unachtſamkeit der Abſchreiber, die das Fürwort hinzugefüget haben. Wäre **Nodot** auch ſo klug geweſen, daß er die Fehler ſo man ihm vorrückte, auf die Abſchreiber geſchoben, oder hätte er ſie vielmehr zu vermeiden gewußt; ſo hätte er vieleicht den ſcharfſichtigſten Kunſtrichtern viel zu ſchaffen gemacht: ſo wie **Muretus** den **Joſeph Scaliger** verwirret, ja gar hintergangen; da er ihm Verſe von ſeiner Arbeit, unter dem Namen der Alten, zeigete.

Endlich beklaget ſich Herr **Schöpflin**, daß man, **anſtatt dieſes Fragment dem Livius zuzueignen, daſſelbe für einen Auszug einer buchſtäblichen Ueberſetzung der Vorbereitung des Polybius, zu halten vermag, und meynet: man habe eins von beyden vorausgeſetzet, indem ein Auszug und eine buchſtäbliche Ueberſetzung wider einander ſtreiten.**

Der Herr Abt **Souchay**, den dieſer Einwurf insbeſondere angeht, antwortet zuvörderſt überhaupt: es ſey genug, daß man bewieſen, das Fragment davon die Rede iſt, ſey nicht vom **Livius**; und daß, wenn er weiter gegangen, er nur Muthmaßungen vorbringen wollen, die doch in der That ſehr wahrſcheinlich ſind. Hierauf antwortet er ſtückweiſe folgendes:

Anſtatt dieß Fragment dem Livius zuzueignen.

Antw. Ich habe mich wohl gehütet, ihm daſſelbe zuzueignen, da ich vermeynte bewieſen zu haben, daß es nicht von ihm ſey.

Man glaubt es einen Auszug einer buchſtäblichen Ueberſetzung von des Polybius Vorbereitung nennen zu können.

Antw. Das habe ich nicht geſagt: ich habe geſagt, das Fragment iſt nichts, als ein Auszug, als eine buchſtäbliche Ueberſetzung.

Man ſetzet hier vermuthlich eins von beyden voraus.

Antw. Nein. Ich nehme beydes an. Das Fragment iſt ein Auszug, in ſoweit es verſchiedene anſehnliche Begebenheiten ausläßt, welche **Polybius** in ſeiner Vorbereitung erzählet; und es iſt eine buchſtäbliche Ueberſetzung, inſoweit die in dem Fragmente enthaltenen Vorfälle, recht buchſtäblich nach des **Polybius** griechiſchem Texte überſetzt zu ſeyn ſcheinen.

Dieſen fernern Beobachtungen hat Herr **Schöpflin** weiter nichts entgegen geſtellet(*). Wir aber haben geglaubet, wir könnten keinen gar zu umſtändlichen Auszug dieſer Art eines gelehrten Proceſſes mittheilen, darinn es ſich fragt: ob man ein Fragment erkennen, oder verwerfen ſoll, welches, ob es zwar ſeiner Länge wegen nicht ſehr merkwürdig iſt, dennoch, wenn es wirklich vom **Livius** wäre, unendlich ſchätzbar ſeyn würde.

(*) Ich habe wegen dieſes Artikels an den Herrn Profeſſor Schöpflin geſchrieben, und ihm in meiner Ueberſetzung, eine Stelle fur alles daßjenige angetragen, was er ſeinen vorigen Gründen ferner würde hinzufügen wollen. Allein er hat mir geantwortet, daß dieſes Stück ganz wider ſein Vermuthen, in die Geſchichte der Akademie eingedruckt worden, und daß er ſeine eigenen Gedanken von dem Fragmente, niemals entdecket gehabt.

XXII.

Herrn von Mandajors Verbeſſerung einer Stelle im Gregorius von Tours. 1732.

Gregorius von Tours ſagt im zwanzigſten Capitel, des zweyten Buches ſeiner Geſchichte: Eurichus autem Gothorum Rex, Victorium ducem ſuper ſeptem civitates præpoſuit anno quarto-decimo regni ſui. Qui protinus Arvernis adveniens, &c. Fuit autem Arvernis annis novem, poſt cujus exceſſum regnavit Eurichus annos quatuor. Obiit autem anno regni ſui vigeſimo-ſeptimo.

Dieſe letzten Zeilen enthalten nach dem Herrn von **Mandajors**, einen offenbaren Irrthum in Anſehung der Regierungsjahre vom **Eurich**. **Iſidor**, **Jornandes**, und **Victor von Tunes**, geben dem **Eurich** höchſtens nur neunzehn Regierungsjahre, deſſen Tod ſie in das 484te oder 485te Jahr ſetzen.

Die Vorrede vom **Theodoſiſchen** Codex, und die Acten des **Agdiſchen Concilii**, ſetzen, daß Alarich, **Eurichs** Sohn und Nachfolger, den 2. Februar und im Septembermonate des 506ten Jahres, im zwey und zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung, geweſen. **Gregor** von **Tours** endlich ſagt ſelbſt: daß **Siagrius** nach der Schlacht bey **Soiſſons**, die im 486ten Jahre vorgegangen, zum **Alarich** Könige der **Viſigothen**, geflüchtet ſey.

Es iſt alſo kein Zweifel, daß in **Gregor von Tours** Texte ein Fehler ſey: es ſey nun daß ihn dieſer Geſchichtſchreiber ſelbſt begangen, oder daß irgend ein Abſchreiber ſeinen Text verſtümmelt habe.

Hier iſt aber noch ein Fehler, in eben dieſem Texte, welchen Herr von **Mandajors** ſichtbar zu machen trachtet. Nach dem **Gregor von Tours**, nahm **Victorius**, Statthalter der ſieben Städte in dem erſten **Aquitanien**, in **Eurichs** vierzehntem Jahre, welches auf das 480te fällt, **Auvergne** in Beſitz. Nun war aber **Victorius** bereits vor dem 477ten Jahre in **Auvergne**; und dieſes beweiſt Herr **von Mandajors** auf folgende Weiſe.

Sidonius Apollinaris erwähnet eben dieſes **Victorius**, als ſey er bereits in **Auvergne** geweſen, und zwar in dem vorletzten Briefe ſeines ſiebenten Buches: Tum principaliter, ſagt **Sidonius**, ampliſſimi viri Victorii Comitis devotione præventus, quem jure ſæculari patronum, jure eccleſiaſtico filium, excolo ut cliens, ut pater diligo.

Des **Sidonius** ſieben erſte Bücher nun, welche er dem **Conſtantius** zugeeignet, kamen ſchon vor dem 477. Jahre heraus; folglich muß der Brief in welchem er des **Victorius** gedenket, vor dem 477ten Jahre geſchrieben worden ſeyn: und weil nun **Victorius** bereits in **Auvergne** geweſen, als dieſer Brief geſchrieben worden; ſo muß auch **Victorius** bereits vor **Eurichs** vierzehntem Jahre in **Auvergne** geweſen ſeyn. Zum Beweiſe aber, daß des **Sidonius** ſieben erſte Bücher noch vor dem 477ten Jahre bekannt worden, brauchet Herr von **Mandajors**, den eilften Brief des neunten Buches, welcher an den Biſchof von **Troyes**, **St. Loup**, gerichtet iſt.

Dieſer Brief enthält zwey Dinge; einmal, daß **St. Loup** damals in ſeinem funfzigſten Jahre ſeines Bißthums geweſen, denn **Sidonius** ſagt zu ihm: Iam per quinquennia decem non æquævis ſacerdotibus tantum, verum & antiquis quoties collatus antelatusque ſit, &c.

und wir wiſſen übrigens aus des **Fleury** Kirchengeſchichte aufs 429. Jahr, daß **St. Loup** ſeit dem 427. Jahre Biſchof geweſen und 429 mit dem **h. German** nach Großbrittanien gegangen, nachdem er damals zwey Jahre Biſchof geweſen; welches den Zeitpunct von des **Sidonius** Schreiben ins 477. Jahr ſetzet.

Zum andern enthält dieſer Brief, daß er zuvor dem **St. Loup** ein Exemplar ſeiner Briefe zugeſchickt gehabt, um ſolches einem ſeiner Freunde zuzuſtellen.

Dieſes Exemplar nun, welches im 477. Jahre dem **h. Loup** zugeſchickt worden, enthielt den Brief, in welchem **Sidonius**, des **Victorius**, als eines Statthalters erwähnet; woraus denn folget, daß **Victorius**, nicht nur bereits vor dem 477ten Jahre in **Auvergne** geweſen; ſondern auch ſchon eher als die erſte Sammlung vom **Sidonius** heraus gekommen war.

Um endlich zu beweiſen, daß es eben dieſe Sammlung ſey, davon in des **Sidonius** Briefe an den **heil. Loup** geredet wird, ſo bemerket Herr **von Mandajors**, daß der **heil. Loup**, ſich gegen den **Sidonius** über den Vorzug beſchweret, den er einem andern eingeräumet hätte, dem er ſein Buch zugeſchickt: propter Libellum, ſagt **Sidonius**, quem non ad vos magis, quam per vos miſſum putatis, epiſtolam veſtram, non ad me magis, quam in me ſcriptam recepi. Er ſetzet hinzu: quem prælatum ſuſpicabare unius epiſtolæ forma contentus abſceſſit. Tu qui quereris omiſſum, tribus loquaciſſimis paginis fatigatus.

Nun findet man in dem dieſem Biſchofe zugeſchriebenen ſechſten Buche des **Sidonius**, eben drey Briefe an den **h. Loup**. Und endlich ſtellet **Sidonius** dem **h. Loup** vor, daß ſein Namen der erſte in dieſem ſechſten Buche ſey: Sicut tu antiſtitum cæterorum cathedris, prior eſt tuus in libro titulus. In der That fängt auch das ſechſte Buch mit einem Briefe an den **h. Loup** an; woraus erhellet, daß das Buch davon in dieſem Briefe geredet wird, der im funfzigſten Jahre von des **heil. Loups** Prieſterthume geſchrieben worden, die erſte Sammlung von des **Sidonius** Briefen geweſen und vor dem 477. Jahre heraus gekommen iſt, darinnen man einen Brief findet, in welchem des **Victorius** ſo gedacht wird, daß er bereits in **Auvergne** ſaßhaft geweſen. **Victorius** muß alſo nothwendig vor der Kundmachung dieſes Briefes des **Sidonius**, das heißt vor dem 477ten Jahre nach **Auvergne** gekommen ſeyn, und da der Kaiſer **Nepos** im 475ten Jahre, dem **Eurich** die Landſchaft **Auvergne** abgetreten, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß **Victorius**, welcher bereits Statthalter der ſieben Städte des alten **Aquitaniens** geweſen, in eben dieſem 475ten Jahre **Auvergne** in Beſitz zu nehmen gekommen ſey: wodurch ſich denn ſeine Statthalterſchaft auch über die acht Städte dieſer Provinz ausgebreitet hat.

XXIII.

Des Herrn Abts Gedoyn neue Anmerkungen über das olympiſche Stadium, in Vergleichung mit dem römiſchen Circus.

1732.

Nichts iſt in der Geſchichte des alten Griechenlandes ſo berühmt, als die Feyer der olympiſchen Spiele, welche nach vier verfloſſenen Jahren, allemal von neuem anfieng, und eben der Einſetzung dieſer Spiele, hat die griechiſche Zeitrechnung ihre erſte Gewißheit zu danken.

Die mehreſten alten Schriftſteller, und nach ihnen, eine Menge neuerer, haben von dieſen Spielen geredet; ihre Mannichfaltigkeit, ihre Einrichtung, die Regeln ſo man dabey beobachtete, die Preiſe der Sieger, alles dieſes haben ſie ſehr weitläuftig beſchrieben; von der Topographie des Ortes aber, welcher zu denen verſchiedenen Uebungen beſtimmet geweſen, aus welchen dieſe Spiele beſtunden, haben wir viel weniger Nachricht. Pauſanias, welcher in ſeinen Eliacis ſehr ausführlich davon handelt, hat ſich viel mehr Mühe gegeben, die unbekanntere Geſchichte derer daſelbſt befindlichen Denkmäler nachzuſuchen, als einen deutlichen Begriff von dem Orte ſelbſt zu machen. Die Beſchreibung ſo er von dem Stadio mittheilet iſt ſehr dunkel, und man muß geſtehen, daß weder des Herrn Abtes Gedoyn Ueberſetzung, noch die auf Veranſtaltung des Ritters Follard geſtochenen Platten, die Schwierigkeiten heben, die man über dieſer Beſchreibung anſtellen kann.

Um nun endlich einmal dieſe Schwierigkeiten, wo möglich, zu heben, hat eben der Herr Abt Gedoyn dieſe Materie einer neuen Unterſuchung von ſeiner Seite werth gehalten; und es haben nach und nach, ſowohl der Herr de la Barre, als auch der Herr Abt Banier, der Akademie drey Abhandlungen vorgeleſen, die weiter nichts mit einander gemein haben, als den Gegenſtand auf welchen ſie ſich beziehen. Die zwo erſtern findet man in dem XIII. Th. der ausführlichen Schriften, von der dritten aber, wollen wir hier Rechnung thun.

Salmaſius machet über **Solins** 46. Capitel, in welchem der Verfaſſer bey Gelegenheit von **Kappadocien**, von den Pferden und ihren Führern redet, eine weitläuftige Auslegung über dieſer Sache und nimmt alles zuſammen, was eine ausnehmende Gelehrſamkeit, einem ſolchen Gelehrten wie er war, von den Stadien der Alten, über die Wörter carceres, repagula, und viel andere Umſtände, an die Hand geben konnte; von dem olympiſchen Stadio aber ſaget er nichts beſonders und berühret auf keine Weiſe die in der Akademie bey Gelegenheit der Beſchreibung des **Pauſanias** entſtandenen Schwierigkeiten, ſo wenig als Herr **Spon**, welcher in ſeinen Reiſen von den olympiſchen und ſmyrniſchen Stadien ziemlich weitläuftig handelt.

Panvini, welcher einen weitläuftigen Tractat von den Spielen des Circus bey den Römern verfertiget, hatte ſehr ſchöne Gelegenheit, auch von den griechiſchen zu reden; es machen ja wohl die Verfaſſer beſonderer Tractate, zuweilen noch unnöthigere Ausſchweifungen; allein ungeachtet dieſer, in Anſehung der römiſchen Circus, alles leiſtet was man nur wünſchen kann, indem er ſo wohl von denen handelt, die noch zu ſeiner Zeit, entweder ganz, oder zum Theil beſtanden, als auch von denen, die auf den Münzen vorgeſtellet werden; ſo ſagt er doch von den griechiſchen, und inſonderheit von den olympiſchen, kein Wort. Ungeachtet ſeines Stillſchweigens von dieſer Sache nun, ſo glaubt Herr Abt Banier dennoch, man könne leicht glauben, wenn man die Beſchreibung, welche **Pauſanias** von dieſem Stadio macht, mit denen Abbildungen zuſammen hält, die **Panvini** von den römiſchen Circis und dem **Hippodromus** zu **Conſtantinopel** verfertigen laſſen, davon zu ſeiner Zeit noch ein Stück vorhanden geweſen, daß ſie alle mit einander nach dem Riſſe und Muſter dieſes einen gemacht geweſen. Ob alſo gleich die Zierrathe, Bildſäulen, Altäre, und die andern Denkmäler, welche man in die verſchiedenen Circos oder **Hippodromen** geſtellet, von denen im olympiſchen Stadio unterſchieden geweſen ſeyn mögen, nachdem es nämlich der Geſchmack und die Freygebigkeit derjenigen mit ſich gebracht hat, die ſie hatten erbauen, oder auch in folgenden Zeiten wieder zurechte machen laſſen; ſo ſcheint es doch, daß das Weſentliche bey allen einerley geweſen.

Sie hatten alle eine gewiſſe Länge, die auf beyden Seiten mit einer halben Rundung endigte. Sie ſtellten entweder die ganze Welt, oder irgend einen Theil des Erdbodens, oder die See, vor, und machten eine Art von Cirkel aus, daraus die Lateiner das Wort Circus gemacht. So hat nach dem Zeugniſſe der Alten, der zu **Conſtantinopel**, **Europa**, der zu **Olympia**, das mittelländiſche Meer faſt in Geſtalt eines Schiffes vorgeſtellet, deſſen Vordertheil, nach dem **Pauſanias**, das Modell desjenigen Ortes geweſen, der vor der Rennbahne gelegen. Dieſer Schriftſteller ſagt zwar nichts von der Zahl der Kammern, oder Schuppen, darinnen vor dem Wettlaufe die Wagen und Pferde ſtunden; die lateiniſchen Schriftſteller aber ſagen, daß es deren in dem römiſchen **Circus** zwölfe gegeben, die zwölf Zeichen des Thierkreiſes dadurch anzuzeigen, wie man in dem **Panvini** und **Caſſiodor** ſehen kann, welchen letztern **Panvini** abgeſchrieben hat.

In den römiſchen Circis waren dieſe Kammern ſo eingerichtet, daß, wenn man die Stricke los ließ, welche die Wagen hielten, ſie zu gleicher Zeit abfuhren, ohne daß einer vor dem andern das mindeſte voraus hatte, und darauf in einem fortliefen. Nach dem Pauſanias waren dieſe Kammern in dem olympiſchen Stadio unordentlicher angelegt, entweder weil der Boden es nicht anders zugelaſſen, oder weil man durchaus die Figur eines Vordertheiles vom Schiffe beybehalten wollen; ſo daß, nachdem man die Stricke losgelaſſen, die Wagen alle auf einen gewiſſen Ort kommen mußten, welchen Pauſanias den Sporn nennet, und wo man, wie der Herr Abt Banier ſaget, ſie ſo einzurichten bemühet war, daß ſie im Laufe in einer Gleichheit bleiben mußten. Alsdenn aber ſieht man eben nicht, was theils die Stricke genützet, da die Führer ja wohl fähig geweſen, ihre Pferde zu halten, noch warum man, nach eben dieſem Schriftſteller, die Kammern nach dem Looſe gezogen. Denn wenn man dieſe Stelle genau erwägt, ſo kann ſie nur zweyerley Sinn haben.

Man zog das Loos um die Kammern, entweder weil einige vortheilhafter gelegen waren, als die andern, weil ihre Figur unordentlich war; oder weil, da ſie nicht in genugſamer Anzahl für die ſo ſich angaben, geweſen, man eine Art von Lotterie, von ſo vielen Numern gemacht, als es Wagen gegeben, und nur ſo viel ſchwarze Zettel, als Kammern geweſen. Der Herr Abt Banier glaubt, man müſſe den Pauſanias in dieſem letzten Sinne verſtehen, indem der Begriff des Vorzuges einiger Kammern vor den andern, keine Statt hat; da ja, ſobald die Wagen heraus gefahren waren, ſie ſich an einem andern Orte ſtellen mußten, um daſelbſt verglichen zu werden, und von dorten aus in die Rennbahne abzulaufen.

Um nun ferner die Aehnlichkeit des römiſchen Circi und olympiſchen Stadii zu verfolgen, muß man ſich vorſtellen, wie der Herr Abt Banier hinzufüget, daß es in beyden, am Ende einen Schranken gegeben, um welchen herum man fahren müſſen; und da diejenigen, die ſich demſelben am meiſten genähert, einen kleinern Zirkel beſchrieben, als die ſo weiter davon abfuhren, ſo hatten ſie zwar einen Vorzug vor denſelben, zugleich aber liefen ſie auch Gefahr, an dieſelbe zu rennen und den Wagen zu zertrümmern, und eben auf dieſer Stelle that ſich die Geſchicklichkeit derer, die die Wagen führeten, am meiſten hervor: **Horaz** beſchreibt dieſe Geſchicklichkeit in folgendem Verſe der 1 Ode:

> Metaque fervidis evitata rotis.

In den römiſchen Circis und in dem **Hippodromus** zu **Conſtantinopel**, gab es eben wie in dem olympiſchen, längſt hinaus Sitze und Logen, für die Richter und anſehnlichſten Zuſchauer, z. E. die Prieſterinnen, Veſtalinnen, u. ſ. w. Und wenn in dem **Hippodromus**, nach dem **Pauſanias**, dergleichen nur an einer Seite geweſen, ſo hat dieſes, wie der Herr **Abt Banier** glaubt, dieſen Grund gehabt, weil der Boden ganz unten und längſthin an einem Hügel gelegen, allwo man gleichwohl gewiſſe, aber etwas unbequemere Sitze, für das dieſen Spielen in Menge zulaufende Volk angebracht gehabt. Die Römer hatten ſich freyere Plätze ausgeſucht, und daher waren ihre Circi regelmäßiger, wie man in denen Figuren ſehen kann, die **Panvini** ſtechen laſſen, inſonderheit in der vom groſſen **Circus**.

In dem olympiſchen Stadio ſah man, nach eben dieſem **Pauſanias**, **Endymions** Grabmaal, den Tempel der **Ceres**, die Bildſäule der **Hippodamia**, und einige andere Denkmäler; weil ſie aber keine weſentliche Verwandtſchaft mit den darinnen vorgenommenen Spielen haben, ſo ſcheint es, daß ſie ſchon da geſtanden haben müſſen, als man dieſen Platz zum Stadio abgeſteckt; wodurch denn auch vermuthlich die Unrichtigkeiten deſſelben entſtanden ſind. Die Römer, welche wie geſagt, einen bequemern Platz zu ihren Circis erſehen, ſetzten, um gleichwohl bey dem Muſter zu bleiben, ſo ſie von den Griechen geſehen, in die ihrigen verſchiedene Zierrathe, welche einige Aehnlichkeit mit denen im olympiſchen Stadio hatten. Man fand darinnen z. E. Altäre, Bildſäulen, Pyramiden, u. ſ. w. Einige waren ſogar mit Delphinen, deren Zahl ſich zuweilen auf ſechſe belief, beſetzt. Derjenige der in dem olympiſchen Stadio befindlich war, mochte nicht ſowohl des Kunſtſtücks wegen, wie **Pauſanias** will, da ſeyn, nach welchem er ſich bis zur Erden bückete, wenn der ausgebreitete Adler ſich empor hob, um ſich den Zuſchauern zu zeigen, als vielmehr irgend eines Geheimniſſes der Religion wegen, darüber die Alten uns keine Erklärung gelaſſen haben. Der Herr Abt **Banier** muthmaßet, daß da das Stadium und der **Circus**, die Welt vorgeſtellet, der ſich bis zur Erden beugende **Delphin**, die See, und der ſich in die Höhe hebende Adler, den Himmel bedeutet habe: denn es dünkt ihm ſchwer zu glauben, daß alle beyde nur deswegen da geweſen, damit ſie die Loſung zu Loslaſſung der Stricke in den Kammern, auf eine etwas erſtaunliche Art geben ſollen. Die Römer gaben auch ein Zeichen zu Loslaſſung dieſer Stricke, allein man hat uns nicht berichtet, worinnen ſolches beſtanden.

Anſtatt des ausgebreiteten Adlers, der in **Olympia** an dem Orte vor der Rennbahne war, hatten die Römer in ihrem **Circus** zween kleine **Merkure** (Hermulos) geſetzet, welche ein jeder in einer Hand, das Ende von denen Stricken hielt, womit die Logen vermacht waren, und dieſelben los und fallen ließen, ſo bald das Zeichen gegeben ward. In oſtiis Circi, ſagt **Panvini**, erant carceres cancellis clauſæ, quibus bigæ & quadrigæ certantes emittebantur, ante quas utraque carcerum parte, duo parva Mercurii ſimulacra fuere, funem ſive catenulam manibus ante carceres tenentes, quibus equi & quadrigæ apertis jam cancellis, ne ante ſignum a Magiſtratu datum currerent, coercebantur. Signo vero dato, ita funes compoſitæ erant, ut ex Hermulorum manibus, miniſtrorum opera, ſtatim elaberentur, & equi currere inciperent, welches dieſer Schriftſteller aus dem Caſſiodor genommen. Bey dem Ausfahren aus den Schuppen, war eine weiße Linie gezogen, der die Wagen folgen mußten, damit ſie, wenn ſie einander begegneten, einander nicht umwürfen, und den Zuſchauern das Vergnügen benähmen, ſie laufen zu ſehen. Alba linea, ſagt Caſſiodor, non longe ab oſtiis carcerum in utrumque podium quaſi regula directa producitur, ut quadrigis progredientibus inde certamen orietur, ne dum ſemper præpropere conantur elidere, ſpectandi voluptatem viderentur populis abrogare. Die Griechen brauchten dieſe weiße Linien nicht, wenn es wahr iſt, wie der Herr Abt Banier glaubet, daß ſie ſich erſt zuſammen ſtellen müſſen, um ſich einrichten zu laſſen.

Weil die Bildſäule, welche den Geiſt des Taraxippus verſtellete, nur zum Schrecken der Pferde da ſtund, woraus viel Unfug entſtehen konnte, ſo hatten die Römer nichts dergleichen. Man kann im Pauſanias nachſchlagen, was von dieſem Schutzgeiſte gehalten worden.

Aus allen dieſen Betrachtungen nun, ſchließt der Herr Abt Banier, daß die Circi und Hippodromen der Römer, nach dem Muſter des olympiſchen Stadii verfertiget worden, und daß man ſich mit ihrer Geſtalt, und denen Figuren, die Panvini nach unſtreitigen Denkmälern, davon hat ſtechen laſſen, hätte helfen können, um der Welt einen richtigern Begriff von demjenigen zu geben, welchen Pauſanias im Grunde ſo undeutlich beſchreibt, daß er zu dreyen von einander ganz abgehenden Auslegungen Gelegenheit gegeben.

XXIV.

Des Herrn Abts Sallier Inhalt und Auszug von Platons Geſpräche, Phädrus betitelt.

1732.

Die Materie dieſes Geſpräches, welches der Herr Abt Sallier allhier zergliedert, iſt die Rhetorik, oder die Kunſt zu reden, und nach ſeiner Meynung, hat alles, was die Unterredenden, nämlich **Phädrus** und **Sokrates**, darinnen ſagen, eine unmittelbare Verwandtſchaft damit.

Drey Reden, deren eine vom **Lyſias**, und die zwo andern vom **Sokrates** ſind, machen gleichſam den erſten Theil dieſes Geſpräches aus. Das andere beſteht, in Darſtellung derer Regeln, deren Beobachtung **Sokrates** für nöthig hält, wenn man zu dem Ruhme der Wohlredenheit gelangen will. Der Anfang des Geſpräches führet allmählich deſſen Materie herbey, und die Einrichtung deſſelben iſt folgendermaßen beſchaffen.

Phädrus, ein ſchöner und ſinnreicher Jüngling, welchem die ſogenannten Werke des Witzes gefallen, kömmt vom **Lyſias**, einem der größten Redner ſeiner Zeit. Er kömmt mit aller Entzückung desjenigen Vergnügens von ihm, welches die angehörte Rede dieſes Redners in ihm erreget, und die er nachmals begierig gefaſſet und abgeſchrieben hat. Der Inhalt derſelben war dieſer: daß man in der Liebe, nicht gegen die Perſon die da liebet, ſondern gegen die, die nicht liebt, gefällig ſeyn müſſe.

Nun iſt es wohl ein Misbrauch der Stärke der Beredſamkeit, wenn man ſie zu ſolchen nichtswürdigen und der Ehrbarkeit und dem Wohlſtande, ſo widerſtreitenden Dingen anwendet. Gleichwohl hatte **Lyſias** ſich ein Vergnügen daraus gemacht, und Gründe mit Gründen gehäufet, um ſeine Meynung zu behaupten. Die Beredſamkeit des **Lyſias**, war nicht denen groſſen Flüſſen gleich (*) deren Strom alles mit ſich reißt, was ſich ihrem Laufe widerſetzet, ſondern ſie glich vielmehr denen reinen und hellen Quellen, welche ohne alle Mühe rinnen. Diejenigen Gründe, welche ſich nicht einmal bis zur Wahrſcheinlichkeit erheben, waren in der That nichts als lauter Sophiſtereyen; aber ſie waren mit angenehmen Schwüngen ausgeputzet, und in vollſtändige richtige Abſätze eingeſchloſſen, ſo daß ſie den **Phädrus** bis auf das Bezaubern, eingenommen hatten.

In dieſem Zuſtande nun begegnet er dem **Sokrates**, und die Entzückung dieſes jungen Menſchen, erlaubet ihm nicht von des **Lyſias** Rede zu ſchweigen. **Sokrates** hingegen, der unter dem Geſtändniſſe ſeiner Unwiſſenheit und dem vorgegebenen Verlangen ſich unterrichten zu laſſen, allenthalben die Abſicht verbirgt ſeine Mitbürger, inſonderheit aber die Jugend, der Wahrheit und Tugend zuzuführen, ergreift dieſe Gelegenheit, ſich mit dem **Phädrus** in ein Geſpräch einzulaſſen, und erhält von ihm die Gefälligkeit, daß er ihm des **Lyſias** Rede herſaget, oder verlieſt. Das ſeltſame Paradoxon nun welches deren Inhalt ausmachte, das Anſehen des Redners, und der lebhafte Eindruck welchen **Sokrates**, auch nach gehaltener Rede, noch bey dem **Phädrus** bemerkete, alles dieſes mußte unfehlbar die Begierde erwecken, ihn ſelbſt zu hören.

Phädrus und **Sokrates** gehen daher zur Stadt hinaus, und begeben ſich an einen abgelegenen Ort, un-

---

(*) Puro fonti magis quam flumini propior. *Quintilian.*

ter einen Baum, welcher nahe an dem Ufer des Jliſſus war, und allhier leſen ſie des **Lyſias** Rede. **Sokrates** wendet alle ſeine Aufmerkſamkeit darauf, und bemerket ſo zu reden, alle Anfälle der Begeiſterung welche des **Lyſias** Beredſamkeit an dem **Phädrus** gewirket hatte. Er ſtellet ſich ſogar, als ob er ſelbſt dieſe Bewegungen empfinde, und ſcheint von der Rede eben ſo eingenommen zu ſeyn, als **Phädrus** ſelbſt, deſſen Begriffe von der Beredſamkeit er auf beſſere Wege zu bringen gedenkt.

Als aber **Phädrus** dem **Sokrates** die mündlichen Lobeserhebungen ablocken will, ſo findet er, daß dieſer Weltweiſe von ſeinem Redner ſo gar eingenommen eben nicht ſey, als er ſich anfangs geſtellet hatte. Vielmehr, da **Sokrates** ſich endlich erklären muß, ſo ſtellet er über des **Lyſias** Rede eine ſtrenge Kritik an, wobey des **Phädrus** Eigenliebe nicht wenig leiden muß. Dieſer Menſch wird empfindlich aufgebracht, ſo daß er, ohne ferner an des **Lyſias** Vertheidigung zu denken, den **Sokrates** gerade zu antaſtet, und ihn heraus fodert, über dieſen Satz was beſſers zu ſagen. **Sokrates** weigert ſich deſſen anfänglich, endlich aber giebt er dem Bitten, dem Flehen, den Verſprechungen und Bedrohungen des **Phädrus** Gehör; denn dieſer wendet alles an, ſeinen Tadler zum Streite einzuführen.

Sokrates nimmt, ob er gleich ganz anderer Meynung iſt, des **Lyſias** Satz auf eine Zeitlang an, behauptet ihn als ob er ihn glaubte, doch bloß aus Ehrgeiz, um nur dem **Phädrus** zu zeigen was **Lyſias** eigentlich hätte thun ſollen; und, indem er ſich auf einmal ſtellet, als ob ihn eine göttliche Eingebung überfalle, thut er eine Anruffung an die Muſen, damit ſie ſelbſt ihm von einer Materie etwas an die Hand geben mögen, davon er, ſeinem Geſtändniſſe nach, nur vom Hörenſagen was wiſſe. Er giebt vor, daß man bloß der Macht dieſer Gottheiten, als Vorſteherinnen des Ortes wo **Sokrates** und **Phädrus** ſich vorjetzt befänden, den Ueberfluß derer Gedanken zuſchreiben ſolle, die er auseinander ſetzet, indem er des **Lyſias** Paradoxen abhandelt. Diejenigen Regeln welche **Sokrates** in der Kritik vorgetragen, die den **Phädrus** ſo ſehr beleidiget hatte, werden in der Rede die er hält, genau beobachtet, und der Tadler hat alle Fehler ſorgfältig vermieden, welche er an denjenigen Stücke ausgeſetzet, ſo den Streit veranlaſſet hatte.

Phädrus konnte auch nicht in Abrede ſeyn, daß es dem **Sokrates** beſſer gelungen ſey; folglich bringt ihn deſſen Strenge gegen den **Lyſias** nicht mehr ſo ſehr in den Harniſch. Sein erſtes Auffahren läßt nach, ſeine Bewegung legt ſich, und die Bewunderung nimmt etwas ab; **Phädrus** kömmt wieder zur Wahrheit, und höret auf, der Vertheidiger desjenigen zu ſeyn, deſſen eifriger Anhänger, er noch vor einem Augenblicke geweſen.

So hatte denn **Sokrates** der Ausforderung eine vollkommene Genüge gethan, und den Sieg über denjenigen erhalten, mit dem er in einerley Bahne gelaufen. Jedoch dieſer erſte Verſuch that ihm noch kein Genügen. Er war damit noch nicht zufrieden, daß er den **Phädrus** von ſeinem übermäßigen Vorurtheile gegen den **Lyſias** zurück gebracht hatte, er verſuchte auch noch, ihm die Falſchheit ſeines Satzes zu zeigen, ihm die närriſche und furchtſame Art dieſes Redners verächtlich zu machen, ihn zu dem erhabenſten Nachſinnen zu erheben, ihn zu Erlernung der Weltweisheit, als zur wahren Quelle der erhabenſten Beredſamkeit zu leiten, und dieſes alles durch eine Rede zu bewerkſtelligen, darinnen abermals eben die ordentliche Einrichtung herrſchet, als in der erſten die er zuvor gehalten hatte.

Die Nothwendigkeit einen Wiederruff zu thun, veranlaſſet dieſe zweyte Rede. **Sokrates** hatte, aus Gefälligkeit gegen den **Phädrus**, einen ſeltſamen Satz behauptet, der dem Gotte der Liebe ſehr ſchimpflich war, und er ſcheuet daher die Züchtigung, die eine ſo ſchwere Beleidigung erfordert. **Homers** und des **Steſichorus** Beyſpiel erſchrecken ihn. Er muß daher dieſem Gotte eine Ehrenerklärung thun; und indem er deſſen Vertheidigung, wider die ſeltſame Meynung des Redners unternimmt, dieſem Gotte einen angenehmen Lobgeſang darbringen. Um aber des **Lyſias** Meynung zu widerlegen, muß er zuerſt denen Folgerungen vorbeugen, die aus dem gegenſeitigen Satze entſtehen könnten. Dieſes nun ſind die Abſichten, wornach **Sokrates** ſich ganz genau gerichtet hat.

Die Wiederruffung beſteht in einem Lobgeſange den er der Liebe ſinget; es iſt eine Ode, die eine ſtrafbare Rede ausſöhnen ſoll. Die Muſen, die Nymphen, und andere Gottheiten des Ortes allwo er ſteht, begeiſtern ihn, und geben ihm ihr Daſeyn zu erkennen; folglich muß er ſich einer höhern Schreibart bedienen; er muß ſie nach dem Maaße des Gegenſtandes verſchönern, ſie nach der Würde der Materie einrichten, ſich über die ungebundene Schreibart, ja ſo gar über die gewöhnliche Poeſie erheben, welche nach Quintilians erſtem Capitel des X. Buches, nur darum Poeſie iſt, weil ſie ſich in eine gewiſſe Anzahl von Füßen eingeſchloſſen hält; kurz er muß nicht die Sprache eines gemeinen Menſchen, ſondern eines ſolchen Menſchen zu erkennen geben, der von einem göttlichen Geiſte ergriffen iſt.

Er läßt auch in der That ſeiner Einbildungskraft freyen Lauf, und ſchwinget ſich bis in die Wohnung der Götter. Allhier entdecket er die Natur und Eigenſchaften der Seele, ihre Unſterblichkeit, das Leben welches ſie da unter den himmliſchen Heerſchaaren führet, die Wahrheit, die ihr in dieſen obern Gegenden zur Nahrung dienet, den Urſprung ihrer Begriffe, ihrer Empfindungen, und inſondirheit der Liebe. Er entlehnet von der Dichtkunſt, die ſtärkſten Erdichtungen, die kühneſten Figuren, die glänzendſten Ausdrücke, um den Geiſt ſeiner Zuhörer durch lebhafte Bilder deſſen zu rühren, was er ihnen beybringen will.

Zu gleicher Zeit aber da **Sokrates** dieſe Metaphyſik über die ſowohl göttliche als menſchliche Natur der Seelen vorträgt, hält er ſich gleichwohl ſehr ſorgfältig an die Regeln, denen man nach ſeiner Meynung folgen muß, wenn man gut reden und ſchreiben will. Er ſetzet genau die Beſchaffenheit ſeines Satzes feſt, er theilet ihn in ſeine Theile ein, und alle ſeine Begriffe ſtellen ſich mit Ordnung und Deutlichkeit dar. Folglich wird er denn keine Regeln vortragen, deren Ausübung er nicht zuvor gezeiget hat, und man würde die Vorſchriften ſelbſt in denen Exempeln finden, die **Sokrates** giebt, wenn gleich das Verzeichniß dieſer Vorſchriften, nicht zu Ende der Rede ſtünde.

Was die Vorſicht anlanget, die man wider die Folgerungen nehmen muß, welche aus der Widerlegung der Rede des **Lyſias** und aus dem ſeinem Satze entgegenlaufenden Thema fließen könnten, ſo waffnet **Sokrates** ſelbſt ſeine Zuhörer dagegen, durch die Regeln die er feſt ſetzet.

Indem er dem **Phädrus** den erſten Stand der Seelen bekannt machet, ſo zeiget er ihm, daß der Körper ihr Gefängniß ſey; daß ſie nur aus einer Strafe der Götter darein geſtürzet worden; daß ſie, wenn ſie in den obern Gegenden wohnen ſollte, diejenigen Ketten nicht tragen würde, die ſie an den Körper heften, wenn ſie ihre natürliche Kraft behalten hätte; daß der Augenblick ihrer Erlöſung derjenige ſeyn wird, da ſie ihre Flügel wieder bekommen wird; daß ſie aber hierzu nicht anders gelangen werde, als wenn ſie ſich von allen denen Makeln unbefleckt erhält, die man ſo gar leicht in der Bewohnung des Leibes annimmt; daß wenn ſie ſich allezeit, nicht mit ſinnlichen, ſondern mit den reinen Gegenſtänden, z. E. der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Ehrbarkeit, der himmliſchen und weſentlichen Schönheit beſchäfftiget iſt, deren Anblick ehemals ihre ganze Nahrung ausgemachet hat, ſie durch die Kraft ihres Fluges, an den Ort ihres Urſprunges, ſteigen würde; daß die Schönheit der Körper lediglich dazu diene, uns der göttlichen Schönheit zu erinnern, die wir nur durch die groben Decken ſehen, die ſie verhüllen; und daß man, durch Beyhülfe dieſer unvollkommenen Bilder, ſich zur Beſchauung des Urbildes erheben müſſe.

Zu ſolchen Abſichten braucht **Sokrates** die Beredſamkeit. In ſeinem Munde, wird ſie zu einem Werkzeuge der Vernunft und zu einer Schule der Tugend. **Phädrus** aber hatte keinen ſolchen Begriff davon, er, der ſich von einer Art der Beredſamkeit hatte dahin reißen laſſen, deren ganzer Vorzug, darinn beſtund, daß die Worte ſo zu reden, mit dem Zirkel abgemeſſen worden. Er geſteht es auch anjetzt, daß des **Lyſias** Reden, in Gegenhaltung der **Sokratiſchen**, ihm künftig kriechend vorkommen werden.

Und bey dieſer Gelegenheit entdecket ihm der Weltweiſe die Quellen der erhabenen Beredſamkeit, und räth ihm, in der Weltweisheit ſelbſt zu ſchöpfen. Dieſe allein muß uns zur Kenntniß der Wahrheit und der Natur der Dinge verhelfen. Durch dieſe deutlichen Begriffe bemeiſtern wir uns der Herzen, und lenken ſie wohin wir wollen; durch ſie wird die Vernunft erheitert, und die Ueberzeugung gewirket. Die Weltweisheit lehret uns auch noch die Theile einer Sache von einander abſondern, ſie gehörig austheilen, und ſie dergeſtalt verbinden, daß die Rede gewiſſermaßen, ein belebter und beſeelter Körper zu ſeyn ſcheint. Der wahre Weltweiſe iſt auch im Stande die Geiſter zu unterſcheiden, und ihre verſchiedene Verfaſſung eben ſo gut zu kennen, als ein Arzt das Temperament ſeiner Kranken kennen ſoll. Er weis die Stellen zu treffen, wo man die Seelen angreifen muß, und ihm ſind die Zeiten bekannt, wo man ſchweigen, wo man reden, wo man ſich kurz oder weitläuftig erklären, die Stärke oder Gelindigkeit gebrauchen, die Leidenſchaften erregen oder mäßigen muß: nachdem der Muth der Zuhörer angehalten oder angefeuert werden ſoll. **Perikles** gelangte zu dieſer Beredſamkeit, in dem Umgange mit dem **Anaxagoras**, welcher die Seele zu bewegen, und Stacheln im Herzen zurück zu laſſen wußte.

Sokrates führet endlich den **Phädrus** auf die Erlernung der rhetoriſchen Regeln, nur darum zurück, damit er aus ſelbigen, diejenigen Gedanken, die wir allein durch die Weltweisheit erlangen, mit den gehörigen Schwüngen und Ausdrücken vortragen lerne.

Dieſe Sätze nun leiten ihn auf die Unterſuchung der vorhergegangenen Reden, und eben daraus ſchließt er, auf die Güte und den Nutzen derer Vorſchriften, welche die alten Meiſter der Wohlredenheit, oder auch die Lehrer ſeiner Zeit, gegeben hätten. Er zeiget, daß die fürchterlichen Wörter, die man erſonnen hatte, bald dieſe, bald jene Figur auszudrücken, uns keinen blauen Dunſt vormachen dörften; daß ſie höchſtens gut wären, mit Lärmen zu machen, und uns zu betäuben: daß ſie aber den Verſtand weder ſtärkten noch erleuchteten; daß dieſe eitele Zierrathe ſich ſehr ſchlecht zu der an ſich ſelbſt ſo einfältigen Wahrheit ſchickten; und daß die ernſthafte Beredſamkeit, dieſen gekünſtelten Putz verachte: daß übrigens, wenn gleich dieſe Regeln im Grunde nützlicher wären, man dennoch nicht viel darauf halten müßte, weil der Endzweck eines rechtſchaffenen Mannes, wenn er redet, nicht dieſer ſeyn ſoll, daß er durch harmoniſche Töne die Ohren kützele; denn das wäre ein Sklav, der andere Sklaven bezaubern wollte; da man hingegen ſich beſtreben muß, den Meiſtern, und zwar den allerbeſten Meiſtern, zu gefallen.

Sokrates beſchließt dieſes Geſpräch mit einigen Erinnerungen wegen der Sucht, die viele ihm bekannte Schriftſteller hatten, nach welcher ſie der Nachwelt lauter Denkmäler ihres Witzes hinterlaſſen wollten. Wenn ein Schriftſteller ſich bey ſolchen Aufſätzen nichts als ſinnreiche Spielwerke vorſetzt, ſo läßt er ihm dieſe Tändeley hingehen. Iſt aber ſein Endzweck, die wichtigſten Wahrheiten der Natur, z. E. der Gerechtigkeit, aus dem Grunde vorzutragen, ſo behauptet er: daß dieſes ein ſehr ſchlechtes Mittel ſey, zu ſolchem Zwecke zu gelangen, und daß ein Weltweiſer nicht anders, als durch den mündlichen Vortrag, in die Herzen der Zuhörer diejenigen Grundſätze einprägen kann, welche ſich nachmals in der ganzen Ausführung ihres Lebens äußern ſollen.

Dieſes iſt nun der Inhalt, und überhaupt die Einrichtung des Geſprächs **Phädrus**. Der Herr Abt **Sallier** hat ſich bemühet, in dieſem Auszuge dem Verfaſſer Schritt vor Schritt zu folgen. Hierzu hat ihn die Nothwendigkeit gezwungen, die Hauptabſicht zu ſuchen und heraus zu bringen, die **Plato** ſich in einem jeden von dieſen Geſprächen vorſetzet, denn es iſt kein einiges zu finden, darinnen er nicht dergleichen haben ſollte. Niemals iſt ein Scribent ſtärker in Verbindung der Theile geweſen, und eben aus dieſem Ganzen, welches aus der Verbindung derer Theile entſteht, die dieſe großen Tractate ausmachen, gefällt er unſerm Verſtande ſo gar ſehr; wenigſtens dann, wann man von der Schönheit und Richtigkeit der Anlage gerühret iſt. Irret man ſich aber in der Kenntniß des Endzweckes, welchen **Plato** in einem Geſpräche gehabt hat; ſo kann man deſſen Einrichtung weder auf einmal überſehen, noch die Verknüpfung ſeiner Begriffe, die Stärke ſeines Geiſtes, noch den Faden ſeiner Gedanken bemerken. Alsdann geht es einem mit ſeinem Geſpräche, wie mit denen poetiſchen Aufſchriften, die man ehemals auf die Gräber ſetzte, und deren letzter Vers, gar wohl an der Stelle des erſten, oder auch in der Mitte hätte ſtehen können. Einige haben dieſe Aufſchriften, zum Spotte, Quarrez genannt; weil es gleich viel war, wo man ſie zu leſen anfieng, beym Anfange oder Ende: eben wie das geometriſche Quadrat, allenthalben gleiche Linien zeiget, man ſehe es von welcher Seite man wolle.

So gefliſſen der Herr Abt **Sallier** auch geweſen, die Einrichtung des **platoniſchen** Geſpräches nicht zu verändern, und deſſen Sinn getreu mitzutheilen, ſo beſchließt er doch, indem er diejenigen, mit denen er redet, erſuchet: ſie möchten ſich ja erinnern, daß es unbillig ſeyn würde, dasjenige auf die Rechnung des Dichters zu ſetzen, was eigentlich der Fehler der ſpielenden Perſonen iſt; und den Helden die ſchlechten Vorträge beyzumeſſen, die zuweilen von ihren Geſandten abgeſtattet werden. Indeſſen iſt es wahr, daß der Herr **Sallier** in dieſem Stücke, bey weitem ſo viel Nachſicht nicht nöthig hat, als **Marſilius Ficin.** Dieſer Dollmetſcher hat ſein Aeußerſtes gethan, die Schriften des **Plato** verſtändlich zu machen, und wir genießen noch täglich den Nutzen von ſeiner Einſicht. Hat er uns aber einestheils Hülfsmittel dargebothen, in die **platoniſche** Weltweisheit zu dringen, ſo hat er uns auch deſſen Lehre verdunkelt, und er iſt ein Wegweiſer, der oftmals aus der Bahne weicht.

Ob er gleich ein Philoſoph ſeyn wollte, und bis auf dieſen Namen ſelbſt, in großem Anſehen ſteht: ſo kann man ſich doch heute zu Tage an ſeine Titel und Ehre wagen, wenn man von ihm nach ſeinen Schriften urtheilen will. In Anſehung der Wahrheiten, iſt er kalt, und in Anſehung des Wunderbaren, geräth er außer ſich ſelbſt. Die Decke der Allegorie, dienet ihm mehrentheils zur Verſchönerung; das heißt, zur Verſtellung der natürlichſten Gedanken ſeines Schriftſtellers, die dem Gegenſtande, den er vor Augen gehabt, am gemäßeſten waren. Er ſtand in der Meynung, **Plato** verberge allenthalben die tiefſinnigſten Geheimniſſe; und dieſes eben müßte man zu denen

Begriffen noch einſchalten, die ſeine Worte anzudeuten ſchienen; ja, man würde ihn nicht den **göttlichen Plato** genennet haben, wenn er auch zuweilen als ein Menſch geredet hätte. Daher kömmt es nun, daß er, anſtatt bey dem **Plato** eine ganz menſchliche Wiſſenſchaft zu finden, zuweilen die größten Wahrheiten der chriſtlichen Religion bey ihm anzutreffen meynet, und ihn aus einem Weltweiſen, zu einem Gottesgelehrten machet.

Der Herr Abt **Sallier** hat ſich, weil er vielleicht geglaubet, es möchte gezwungen laſſen, wenn er alle Quellen dieſes Verſehens entdecken ſollte, damit begnüget, daß er nur dasjenige anführet, was **Marſilius Ficin** von obigen Geſpräche ſaget.

„**Plato**, heißt es, voll poetiſcher Raſerey, die ihn, als „einen Sohn des **Apollo**, von Kindheit an überfallen, „hat, als die erſte Frucht dieſer Eingebung, das Geſpräch „verfertiget, ſo er **Phädrus** nennet. In dem **Gaſt**„**mahle**, handelt er von der Liebe, und durch eine noth„wendige Folge, von der Schönheit; in dem **Phädrus** „aber, handelt er nur von der Liebe, bey Gelegenheit der „Schönheit, als dem Hauptinhalte des Geſpräches. Die „Rede des **Lyſias** iſt auf keine ungeſchickte Art angebracht. „Die Schönheit gehöret dem Geiſte, dem Geſichte und „Gehöre zu: folglich hat man Urſache, die Schönheit der „Rede, mit in diejenigen Unterſuchungen zu miſchen, die „man von der Natur der Schönheit überhaupt anſtellet.„

Es wäre unnütz, einen ausführlichen Auszug aus **Marſilius Ficins** Vorberichte zu machen. Man kann aus dieſer Probe ſchon ſehen, wie wenig er den Endzweck getroffen, welchen **Plato** ſich vorgeſetzet hatte. Der griechiſche Weltweiſe verwirft des **Lyſias** Rede, die **Phädrus** für ein Meiſterſtück hielt, und merket an, auf welchen Stellen ſie wider die Regeln verſtoßen. Er findet allerdings, einen Reichthum in Ausdrücken, aber auch einen

nen groſſen Mangel an Gedanken und viel Unordnung darinnen. Er ſetzet alſo, ohne von der Materie abzuweichen, der Rede des **Lyſias** eine andere entgegen, und um noch deſto lehrreicher zu werden, ſo beobachtet er die Regeln der Kunſt, und ſetzet dergeſtalt das Gute dem Böſen entgegen. Da ihm aber der ganze Satz der Rede nicht anſtund, ſo machet er eine zweyte Rede in einem ganz andern Sinne, und indem er den **Lyſias** auf der Erden gehen läßt, ſo führet er ſich einen Plan in den Lüften auf, indem er in dieſer andern Rede, von dem Urſprunge und der Natur der Liebe handelt. Dieſe Materie nun, wird aus einem bloſſen Zufalle einer Unterredung der beſondere Satz der Rede; ſie kommt aber nur allemal als epiſodiſch, und gar nicht als der groſſe oder Hauptzweck des Geſpräches vor, welches Geſpräch der Verfaſſer durch die Beſchreibung alles deſſen beſchließt, was zur Vollendung des Redners etwas beytragen kann.

Dieß iſt nun des **Plato Phädrus**. **Marſilius Ficin** nimmt einen Theil für das Ganze, und aus dem Zufälligen, macht er das Hauptwerk.

XXV.

Des Herrn Moreau von Mautour hiſtoriſche Beſchreibung der vornehmſten Denkmäler der Ciſtercienſerabtey.

Es hat ſeinen guten Grund, daß die meiſten franzöſiſchen Geſchichtſchreiber, die Abtey der Ciſtercienſer das **Mauſoleum** der **Herzoge von Burgund** genannt haben. Die von dem erſten Stamme ſind alle daſelbſt begraben worden, ausgenommen **Robert** und **Hugo**, die erſten des Namens.

Herr **Moreau von Mautour** hat die Beſchreibung derſelben übernommen, wie er ſich denn gewiſſermaßen dazu verbindlich gemacht hatte, als er der Welt die Beſchreibung der Grabmäler der burgundiſchen Herzoge zweyten Stammes, mittheilete, welche bey den **Carthеuſern** zu **Dijon** befindlich ſind: und dieſe Verbindlichkeit, die die Liebe zu ſeinem Vaterlande ihm allezeit ſchätzbar machte, iſt ihm nothwendig und heilig vorgekommen; als er geſehen, daß einige Reiſende ſich bemühet, ihm vorzueilen, deren Nachrichten aber ſehr unrichtig gerathen ſind.

Um nun von den Nachrichten des Herrn **Moreau von Mautour**, die er der **Akademie** übergeben, beſſer zu urtheilen, muß man ſich einiger hiſtoriſchen Umſtände, und der Ordnung der Erbfolge dieſer Herzoge, erſten Stammes erinnern.

Robert, der dritte Sohn **Roberts**, Königes von Frankreich, und **Hugo Capets** Enkel, war eigentlich zu reden, der erſte Herzog von Burgund. Von ſeiner Gemahlinn **Helien von Semur** hatte er vier Söhne, und zwo

Töchter, den **Hugo**, **Heinrichen**, **Roberten** den **Simon**, **Conſtantien** und **Adelheiden**.

Ungeachtet **Heinrich** vor ſeinem Vater **Robert** ſtarb, ſo war er doch der einzige von dieſen vier Söhnen, der das Geſchlecht der Herzoge von **Burgund** fortpflanzete. Er ließ verſchiedene Kinder aus ſeiner Ehe mit **Sibyllen**, einer Tochter **Renalds**, Grafens von **Burgund**: **Hugo** den I. Herzogen von **Burgund**; den **Eudes** deſſen Nachfolger, der die Abtey der **Ciſtercienſer** ſtiftete; **Roberten**, Biſchofen von **Langres**, und **Heinrichen**, der ſich durch ſeine Siege über die **Mauren** und **Saracenen** berühmt gemacht, **Thereſien von Caſtilien** geheirathet hat, und der Stammvater der Könige von **Portugal** geworden iſt. **Dü Cheſne** erwähnet noch eines fünften Sohnes, Namens **Renald**, welcher Abt zu **Flavigny** geweſen ſeyn ſoll.

Nachdem **Hugo** der I. im 1078ten Jahre, ſeine Gemahlinn **Yolanda** von **Nevers** verloren, von der er keine Kinder gehabt hatte: ſo begab er ſich in die Abtey zu **Clüny**, allwo er das Kloſtergelübde in die Hände ſeines Pathen **Hugo**, Abtes derſelben Abtey, ablegte, und ſeinem Bruder **Eudes** das Herzogthum **Burgund** überließ, welches er nur ungefähr drey Jahre im Beſitze gehabt hatte.

Dieſe zween erſten Herzoge, wurden nicht in der Abtey der Ciſtercienſer begraben, denn ſie war noch nicht in der Welt; ſondern ihre Nachfolger, ihre Gemahlinnen und Kinder, ſind alle daſelbſt zur Rechten und Linken der Halle, in dem Eingange der Kirche, oder in der Kirche ſelbſt und in der Sacriſtey begraben: daher denn Herr **Moreau von Mautour** ſchlüßig geworden: in der Beſchreibung aller dieſer Grabmäler, keiner andern, als derjenigen Ordnung zu folgen, in der ſie ſich von ſich ſelbſt darſtellen. Wir aber, die wir noch ſo viel als möglich, denen Neugierigen zu Hülfe kommen wollen, deren Wegweiſer er iſt, wollen hier zum voraus ein chronologiſches Verzeichniß deder Herzoge von **Burgund** herſetzen, die ſeit **Eudes** dem I. einander von Vater auf Sohn, bis auf die Erlöſchung des erſten Stammes, der über dreyhundert Jahre fortgewähret hat, gefolget ſind.

Eudes der I, der Stifter der **Ciſtercienſerabtey**, welcher im 1078ten Jahre, durch den Abtritt ſeines Bruders **Hugo** des I. Herzog geworden war, ſtarb im 1103ten Jahre, und hatte zum Sohne und Nachfolger

Hugo den II. welcher 1142 ſtarb.
Eudes der II. ein Sohn **Hugo** des II. ſtarb 1162.
Hugo der III. ein Sohn **Eudes** des II. ſtarb 1192.
Eudes der III. ein Sohn **Hugo** des III. ſtarb 1218.
Hugo der IV. ein Sohn **Eudes** des III. ſtarb 1272.
Robert der II. ein Sohn **Hugo** des IV. ſtarb 1309.
Hugo der V. ein Sohn **Roberts** des II. ſtarb 1315.
Eudes der IV. zweyter Sohn **Roberts** des II. ſtarb 1349.

Sein Sohn, Namens **Philipp**, war drey Jahre zuvor geſtorben; weil er aber aus ſeiner Ehe mit **Johannen von Boulogne**, einen Sohn, ebenfalls **Philipp** genannt, und zwar **Philipp von Rouvre**, weil er auf dem Schloſſe **Rouvre**, zwo Meilen von **Dijon** gebohren war, hinterließ: ſo folgte dieſer **Philipp** der erſte des Namens, und **Eudes** des IV Enkel, ſeinem Großvater, und ſtarb 1361 im ſechszehnten Jahre, ohne Leibeserben: und alſo hörete in ſeiner Perſon der erſte Stamm der **Burgundiſchen** Herzoge auf.

Endlich, und ehe wir dem Herrn **Moreau von Mautour** in der weitläuſtigen Beſchreibung folgen, die er zu verſchiedenen Zeiten von den Denkmälern der **Ciſtercienſerabtey**, gemachet hat, müſſen wir noch erinnern, daß er nicht allein bey den Grabmälern der Herzoge von **Burgund**, erſten Stammes, ſtehen geblieben, deren Verzeichniß wir hier hergeſetzet; ſondern daß er auch, und zuweilen

Fig. 1.

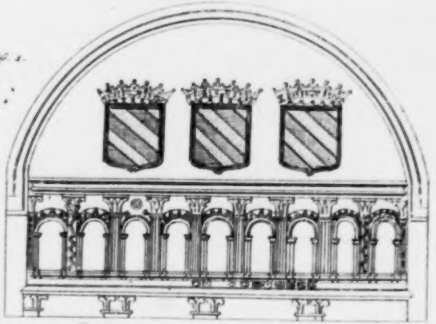
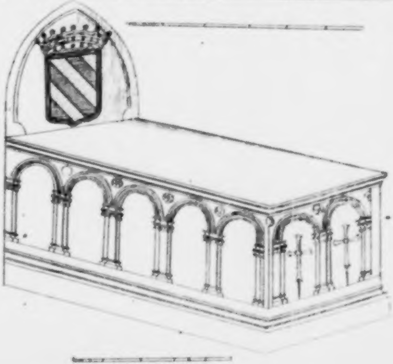


Fig. 2.



auch ausführlicher, die Grabmäler anderer vornehmen Perſonen beſchrieben hat, die an eben dieſem Orte ruhen, und daß dieſer Theil ſeines Werkes nicht minder Aufmerkſamkeit verdienet, da er allezeit mit der Geſchichte der Ciſtercienſerabtey, und der Herzoge von **Burgund** oder des Herzogthums **Burgund**, verknüpfet iſt.

Das erſte Grabmaal (*) welches man bey dem Eingange in die Kirche der **Ciſtercienſerabtey** und in einer verſchloſſenen Capelle, unter dem Portale rechter Hand erblicket, die man die **Capelle der Herzoge** nennet, iſt in die Dicke der Mauer angebracht. Es ſteht vier Schuh hoch unter einem ſteinernen Bogen, und die auf das Geſims des Grabes eingehauene Grabſchrift, enthält faſt nichts, als die Namen der drey erſten Herzoge, die daſelbſt begraben ſind. Dieſe Grabſchrift wird von einigen Schriftſtellern, aber verſchiedentlich, angeführet: ſie muß indeſſen ſo geleſen werden:

HIC IACENT TRES ILLVSTRISSIMI BVRGVNDIAE DVCES ODO FVNDATOR HVIVS MONASTERII, QVI OBIIT ANNO 1102. HVGO FILIVS EIVS, QVI OBIIT ANNO 1142. ODO FILIVS DICTI HVGONIS, QVI OBIIT ANNO 1162.

ANIMAE EORVM REQVIESCANT
IN PACE. AMEN.

Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Aufſchrift erſt lange nach dem Tode dieſer drey Prinzen hingeſetzt worden, deren Tod darinnen, mit der Chronik des heil. **Benignus** von **Dijon**, und der **Vezelayiſchen**, welche vom **Andreas**

(*) Man ſehe die fünfte Kupfertafel. 1 Fig.

dû Cheſne angeführet wird, einſtimmig angemerket worden. Herr **Moreau von Mautour** bemerket noch, daß der Ort dieſes Grabmaales, allwo eine Capelle und ein Altar iſt, von dem **Nicolaus Boucherat**, dem erſten dieſes Namens, und Abte zu **Ciſteaux** in die Halle der Kirche eingeſchloſſen worden, welcher die Zwiſchenwand im 1584ten Jahre aufführen laſſen.

Eudes der Erſte.

Eudes der I. Herzog von **Burgund**, und der in dieſer Grabſchrift zuerſt genennet wird, war ungefähr ſechs und zwanzig Jahre alt, als das Herzogthum an ihn fiel. Er hatte die **Mahault**, oder **Mathildis**, eine Tochter **Wilhelms** des II. mit dem Zunamen **Kühnkopf**, (Tetehardie) Grafens von **Burgund**, **Vienne** und **Maſcon**, geheirathet. Es koſtete ihm viel Mühe, einen Erlaß von **Rom** zu erhalten, weil **Mathildis** mit ihm Geſchwiſterkind war, und in den damaligen Zeiten, die Erlaſſung zu den Heirathen unter nahen Anverwandten, viel ſchwieriger zugeſtanden ward.

Dieſer Prinz bewies ſeine Gottſeligkeit durch die Stiftung der Ciſtercienſerabtey, im 1098ten Jahre, und durch ſeine Reiſe in das gelobte Land, dahin er an der Spitze von hundert tauſend Kreuzrittern gieng. Er ſtarb in der Stadt **Tarſis** in **Cilicien**, den 23. **März** des 1103. Jahres, welches man noch für das 1102te zählete. Sein Körper ward nach **Ciſteaux** gebracht, um allda begraben zu werden, wie er vor ſeiner Abreiſe befohlen hatte. Gleich anfangs ſetzte man ihn in das Begräbniß der Ordensbrüder, von da man ihn in obbeſchriebenes Grab legte. Dieſer Prinz hat das Herzogthum **Burgund** vier und zwanzig Jahre beſeſſen. Alle Jahre wird vor dem Sonntage der Marterwoche, eine Jahrfeyer für die Ruhe ſeiner, und ſeiner Söhne Seele, in der Abtey zu **Ciſteaux** gefeyret.

Die Herzoginn **Mahault**, ſeine Wittwe, nahm das Ordenskleid zu **Fontrevrauld** an. Dieſes war ein neues Jungfernkloſter, ſo unter der Aufſicht des ſel. **Robert Arbriſſels** errichtet worden. Aus dieſer Ehe blieben zween Söhne; **Hugo**, der im Herzogthume **Burgund** nachfolgete, und **Heinrich**, der ein Ordensbruder bey den **Ciſterciensern** ward. Zwo Töchter aber, **Alix** oder **Adele**, die zum erſtenmale **Bertranden** Grafen von **Toulouſe** und **Tripoli**, zum andernmale aber, **Wilhelmen**, Grafen von **Ponthieu**, und **Alenzon** heirathete. Die andere Tochter, welche **Fleurine** geheißen, ſoll nach dem **Dü Cheſne** und **P. Labbe**, die Reiſe in das gelobte Land gethan haben und daſelbſt geſtorben ſeyn.

Die Herren Sammarthaner haben ihrer gar nicht gedacht; aber vom **P. Labbe** iſt ſie ſo wenig, als in der Hiſtoire des grands Officiers de la Couronne, vergeſſen werden.

Hugo der Zweyte.

Hugo der Zweyte des Namens, Herzog von **Burgund**, welcher in dieſer erſten Grabſchrift mit eingeſchloſſen iſt, hatte den Zunamen **der Friedfertige**: weil er in ſeiner ganzen Regierung, die faſt vierzig Jahre währete, in ſeinen Staaten allezeit den Frieden erhielt. Herr von **Mautour** führet noch einen Umſtand ſeines Lebens an, welcher dieſen Vornamen noch beſſer beſtätiget; nämlich die Begnadigung die er einem ſeiner Unterthanen gewährete, den die ordentlichen Richter zum Tode verurtheilet hatten, indem er allerley Drohungen und Läſterworte gegen dieſen Prinzen ſelbſt ausgeſtoßen.

Er war in ſeiner Jugend von dem **Jarenton**, einem der gröſten Männer ſeiner Zeit erzogen worden, welcher nebſt einer groſſen Gottesfurcht, viel Klugheit, Weisheit und Beredſamkeit beſaß. **Profundus** ſcientia & eloquio prudens conſilio, ſagt die alte Chronik von **St. Benignus** von **Dijon.** Als nun **Jarenton** ſah, daß ſein Schüler im Stande war ſelbſt zu regieren, ſo begab er ſich in den Mönchsſtand zu **Clúny**; der Prinz aber, um ihn näher bey ſich zu haben, ließ ihn zum Abte von **St. Benignus** zu **Dijon** erwählen. Er ward alſo daſelbſt der ſieben und vierzigſte Abt, und ſtarb allda im 1105ten Jahre, drey Jahre nach des **Hugo** Erbfolge im **Herzogthume Burgund.**

Hugo hatte die **Mahault**, oder **Mathildis**, eine Tochter **Bozons**, des erſten des Namens, **Vicomtens** von **Turenne** geheirathet, wie **Dú Cheſne** ſagt. Dieſer war durch ſeine großen Eigenſchaften im Anſehen; er war freygebig, prächtig, gelehrt und gottesfürchtig, ein großer Freund des **h. Bernhards**, wie man aus einer Sammlung ſeiner Briefe ſehen kann, darinn er diejenigen anführet, die dieſer Prinz ſelbſt an **Wilhelmen**, Herzogen von **Aquitanien**, und Grafen von **Poitou** geſchrieben, um ihn zu bereden, daß er ſich dem Pabſte unterwerfen, und von der Spaltung **Peters von Leon** trennen ſollte.

Als im 1137ten Jahre das Feuer vom Himmel faſt ganz **Dijon** verheerete, welches nur noch ein feſtes Schloß war, ſo die Römer zu **Marcus Aurelius** Zeiten erbauet hatten, und nichts als die Mauren davon übrig blieben, ſo ließ **Hugo** es ſchleifen, und die Materialien zu der Ringmauer einer Stadt gleiches Namens anwenden. **Dijon** hat auch in der That dieſem Prinzen ſeinen Anfang zu danken, wie man in dem Plane ſehen kann, welcher in **St. Stephans** von **Dijon** Geſchichte befindlich iſt, die 1696 gedruckt werden.

Hugo der II. ſtarb fünf und ſechzig Jahre alt, im 1142ten Jahre, wie in der Grabſchrift ſowohl, als in der Chronik von **St. Benignus** zu **Dijon** angemerket iſt, und nicht 1141, wie die **Vezelayiſchen** ſagen.

Er hatte von ſeiner Gemahlinn, **Mathildis von Turenne**, zehn Kinder; ſechs Söhne und vier Töchter: obgleich **Sammarthan** nur fünf anführet. Der älteſte Sohn, war **Eudes** der II. des Namens, welcher im Herzogthume **Burgund** folgete. Der zweyte war **Raymund von Burgund**, welcher den 28ten Junii 1158 ſtarb, und zu **Ciſteaux** mit ſeiner Gemahlinn **Agnes von Montpenſier**, einem Sohne **Hugo**, der in der Kindheit ſtarb, und einer Tochter, Namens **Mahault**, begraben worden. Der dritte Sohn war **Hugo**, mit dem Zunamen **der rothe**, welcher den 23. **April** 1172 ſtarb, und zu **Ciſteaux**, mit ſeiner Gemahlinn, und **Sibyllen**, ihrer beyder Tochter begraben ward, welche **Anſeruhen** von **Montreal** geheirathet hatte. Der vierte Sohn war **Robert von Burgund** Biſchof von **Autún**, welcher im 1140ten Jahre, in dem Jahre ſeiner Salbung ſelbſt, verſtarb. Der fünfte war **Heinrich**, ebenfalls Biſchof von **Autún**, und ward zu **Ciſteaux** begraben. Man wird in der Folge von ihm reden. Der ſechſte war **Gaultier**, welcher, nachdem er das Erzbißthum von **Beſanzon** niedergelegt, weil er **Friedrichs** Partey verlaſſen, der mit in der Kirchenſpaltung begriffen war, zum Biſchofe von **Langres** erwählet ward. Er ſtarb im 1179ten Jahre, wie in einem alten Todtenregiſter **St. Stephans von Dijon** bemerket wird, allwo er Dechant geweſen. Er ward bey den Cartheuſern zu **Jügny**, begraben, welches Kloſter er geſtiftet hatte.

Die erſte von den Töchtern, Namens **Sibylle**, ward **Rogern** dem erſten des Namens, Könige von **Sicilien** vermählet, und ſtarb zu **Salerno**, wenige Jahre nach ihrer Vermählung. Die zweyte war **Mahault**, welche **Wilhelmen von Montpellier** heirathete. Die dritte hieß **Aigeline**, und ward an **Hugo**, Grafen von **Vaudemont** vermählet. Die vierte war **Aremburge**, eine Kloſterjungfrau in dem Kloſter **Larrey** nahe bey **Dijon**, welches nach dieſem ſäculariſiret, und mit der Abtey **St. Beni**-

gnus vereinbaret worden iſt. **St. Stephan**, dritter Abt der Abtey zu **Ciſteaux**, und **St. Bernard**, damaliger erſter Abt zu **Clairvaux**, waren bey der Feyer ihrer Einkleidung zugegen. Die Herzoginn **Mahault**, Wittwe **Hugo** des II. ſtarb den 16. **Julii** 1147. Ihr Körper ward ebenfalls nach **Ciſteaux** gebracht, und neben des Herzogs, ihres Gemahls, Leiche gelegt.

Eudes der II.

Eudes der II. des Namens, und dritter Herzog von **Burgund**, welcher mit obigen zweenen in vorſtehender Grabſchrift enthalten iſt, war der älteſte Sohn und auch der Nachfolger **Hugo** des zweyten. Er gieng **Alphonſo** dem erſten des Namens, Könige von **Portugall**, zu Hülfe, der ſein Oheim und **Heinrichs** von **Burgund**, des Stammvaters der portugieſiſchen Könige, Sohn war.

Auf ſeine Fürbitte geſchah es auch, daß im 1158ten Jahre, nachdem er die **Mauren** gezwungen, die Belagerung von **Calatrava** aufzuheben, die Ritter dieſes Ordens, den Ordensregeln, und gleichſam dem Orden zu **Ciſteaux** ſelbſt, unterworfen wurden.

Eudes ſtarb den 26. **September** 1162, ein und ſechzig Jahre alt. Er hinterließ von **Marien** von **Champagne**, **Thibaulds** des IV. Grafen von **Champagne**, mit dem Zunamen **der Große**, Tochter, einen Sohn **Hugo** der ſein Nachfolger war, und zwo Töchter; die eine **Mahault**, ſo an **Roberten** Grafen von **Auvergne** und **Clermont**, und eine **Alix**, die an den **Archambaud** von **Bourbon**, den ſiebenten des Namens, vermählet ward. Was die Herzoginn ihre Mutter betrifft, ſo bemerket das Märtyrerverzeichniß der Abtey **Fontevrauld**, welches die **Sammarthaner** in Gall. Chriſt. Tom. IV anführet, daß ſie nach dem Tode des Herzogs ihres Gemahls, in dieſem Kloſter das Ordenskleid angelegt, und Aebtiſſinn deſſelben geworden.

Zwey-

Zweytes Grabmaal (*).

Unter eben dieſem Schwibbogen der Kirche, ſieht man beym Eingange linker Hand, ein von der Erde etwa fünf Schuh erhöhetes Grabmaal, mit folgender auf den Rand des Grabes eingehauenen Grabſchrift:

Hugo der III.

HIC IACET SERENISSIMVS DVX BVRGVNDIAE HVGO III. FILIVS ODONIS II. QVI GLORIOSA MORTE OCCVBVIT IN EXPEDITIONE ORIENTALI CONTRA INFIDELES ANNO 1192. FVNDAVERAT SACRAM DIVIONENSEM CAPELLAM. ANNO 1172.

VIVAT IN COELIS PERENNITER.
AMEN.

Als der König **Philipp Auguſt**, ſich wieder nach Frankreich begeben muſte, ließ er den **Hugo** an der Spitze ſeines Kriegesheeres, und erklärete ihn zu deſſen oberſten Feldherrn. Er hatte ſich geſchmäuchelt, Jeruſalem den Ungläubigen abzunehmen: allein er ſtarb kurze Zeit nach der Abreiſe des Königes, nämlich 1192 zu **Tyr** in **Akre**, wie **P. Maimbourg** berichtet. Das Sterbejahr iſt in der Grabſchrift angezeiget; nur hätte noch dabey bemerkt werden ſollen, daß dieſes ſein zweyter Zug ins gelobte Land geweſen, denn zum erſten male, reiſete er im 1170ten Jahre dahin. Bevor er abreiſete, gieng er nach Ciſteaux, bey Gelegenheit einer Verſammlung des Capitels; er

---

(*) Man ſehe die 2te Figur der V. Kupfertafel.

er empfahl ſich daſelbſt dem Gebethe des Ordens, und bath ſich Sitz und Stimme bey ihnen aus. **Guichard**, Erzbiſchof von **Lyon**, **Peter**, Erzbiſchof von **Tarentaiſe**, und **Alexander**, damaliger Abt von **Ciſteaux**, ſtellten ihn dem verſammleten Capitel vor, welches ihm alles zugeſtund, was er wünſchte. **Hugo** befreyete aus Erkenntlichkeit, nicht nur das Kloſter zu **Ciſteaux**, ſondern auch alle Geiſtlichen des Ordens, die in ſeine Staaten kommen würden, von allen Zöllen und Auflagen. Nach dieſem begab ſich dieſer Prinz zu Schiffe, ſtand einen gewaltigen Sturm aus, in welchem er gelobete, in der Stadt **Dijon** eine Kirche, zu Ehren der Jungfrau **Marie** und **Johannes** des Evangeliſten erbauen zu laſſen. Dieſes erfüllete er bey ſeiner Wiederkunft im 1172ten Jahre, und ſeiner Gottesfurcht hat alſo die Stadt **Dijon** das herrliche Gebäu zu verdanken, welches die **heil. Capelle** genannt wird. Im 1179ten Jahre, ſchenkte er ſeinem Vätter **Gautier** von **Burgund**, Biſchofen von **Langres**, und den Biſchöfen ſeinen Nachfolgern, die Grafſchaft **Langres**, ſo er vom **Guido** von **Saulx** eingetauſchet hatte.

Als **Hugo** im 1192ten Jahre auf ſeiner zweyten Reiſe nach dem Oriente geſtorben war, ward ſein Körper einbalſamiret, in verſchiedene ſeidene Tücher von ſchwarzem Damaſt und weißem Moor eingewickelt, in eine Kiſte von Cedernholz gelegt, die mit Spezereyen angefüllet war, und nach **Ciſteaux** geführet, woſelbſt er in das Grabmaal geſenket ward, welches ihm die Herzoginn ſeine Wittwe, hatte aufrichten laſſen.

Er hatte zwo Gemahlinnen gehabt. Die erſte war **Alix** von **Lothringen**, eine Tochter Herzogs **Matthäus** des I. welche er nach der Zeit verſtieß. Die andere war **Beatrix**, eine Tochter des **Guigue**, Dauphins vom **Vienniſchen**. Von der erſten hatte er **Eudes** den III, der ihm im Herzogthume **Burgund** nachfolgete, und **Alexandern** von **Burgund**, den Stammvater der Herren von **Mon-**

Montaigu, in dem Gebiethe Chalon-ſur-Saone, die Wohlthäter der Abtey zu **Maizieres**, allwo ſie ihr Begräbniß haben. Von der **Beatrix** hatte er, den **Guigue-Andreas von Burgund**, welcher der Stammvater des andern Stammes der **Dauphins** vom **Vienniſchen** iſt, und in der **St. Andreaskirche** zu **Grenoble** begraben worden.

Ferner hatte **Hugo** von der **Beatrix** ſeiner zweyten Gemahlinn, eine Tochter Namens **Mahault**, welche den **Johann**, Grafen von **Burgund** und **Chalon** heirathete; der auch von ihr einen Sohn, Namens **Hugo** von **Chalon** bekam, welcher ein Gemahl der **Alix** von **Meranie**, Pfalzgräfinn von **Burgund** ward. Dieſe zu Ciſteaux begrabenen Prinzen und Prinzeßinnen, haben der Abtey verſchiedene Schenkungen verliehen.

Die zwo Gemahlinnen des Herzogs **Hugo** betreffend, ſo iſt die erſte nicht zu **Ciſteaux** begraben worden. Die andere aber, **Beatrix**, ward neben ihren Gemahl, in eben das Grab gelegt, und in ſeidene Tücher von ſchwarzem und weißem Sarge auf eben die Art gewickelt, wie ſie die Einhüllung des Herzogs ihres Gemahls beſorgt hatte.

Das dritte Grabmaal (*).

Ohne von dieſem Orte, das heißt, aus der Halle der Kirche zu gehen, ſieht man ein ander Grabmaal, auch noch auf der linken Hand, in eben derſelben Höhe von der Erden aufgeführet, als das vorige, und unter einem in die Dicke der Mauer angebrachten ſteinernen Schwibbogen.

Vier

(*) Man ſehe der VI Kupfertafel dritte Figur.

Vier Herren von Vergy.

Dieß iſt das Begräbniß der vier Herren von **Vergy**, deren Wapenſchild an die Wand unter dem Schwibbogen gemalet iſt (*), und einer Frau von **Vergy**, die man für **Eliſabethen**, Frau von **Vergy** hält, welche an den **Hugo** von **Mont-Saint-Jean** vermählet geweſen, deſſen die Grabſchrift gedenkt.

HIC IACENT QVATVOR ILLV-
STRES DOMINI ET VNA DOMINA
DE VERGIACO. ATQVE DVO DY-
NASTAE DE MONTE SANCTI IOAN-
NIS. IN PACE QVIESCANT.
AMEN.

Der erſte iſt **Savari**, Herr von **Vergy**, und ſein Sohn, alle beyde Wohlthäter von **Ciſteaux**, und im 1113. Jahre Stifter der Abtey zu **Ferte**, der vornehmſten Tochter von **Ciſteaux**. Der dritte Herr von **Vergy** ſo in dieſem Grabmaale liegt, iſt **Hugo**, der Vater der Herzoginn **Alix** von **Vergy**, **Eudes** Herzogs von **Burgund** des dritten dieſes Namens, Gemahlinn. Der vierte iſt **Wilhelm** der III. von **Vergy**, Herr von **Mirebeau**, Oberamtmann von **Burgund**, und Bruder der Herzoginn.

Die zween Herren von **Mont-Saint-Jean**, ſind, **Hugo**, der zweyte des Namens, Herr von **Mont-Saint-Jean**, welcher **Eliſabethen** von **Vergy**, eine Tochter des **Herve** von **Vergy**, eines der Söhne des **Savari**, geheirathet hatte. Der andere iſt, **Wilhelm** der dritte des Namens, Herr von **Mont-Saint-Jean**, welcher Mar-

---

(*) Es iſt ein rothes Feld mit drey goldenen Roſen.

Fig. 3.

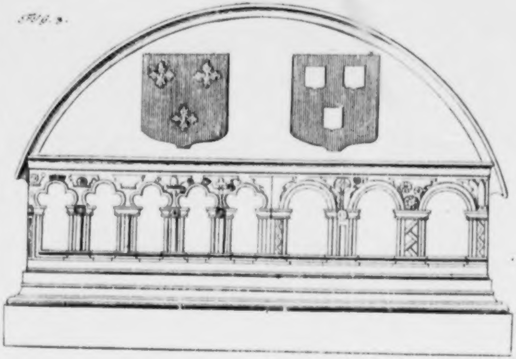
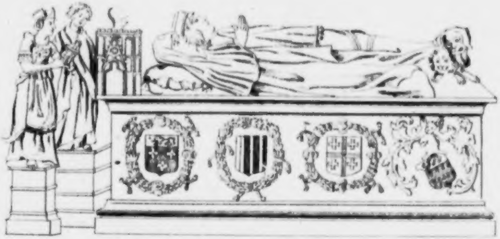


Fig. 4.



Margarethen von Burgund, Herzogs Hugo des IV. Tochter, nach dem Du Cheſne, geheirathet haben, und im 1240ten Jahre, ohne Kinder geſtorben ſeyn ſoll. Dieſe Herren von Vergy haben der Abtey zu Ciſteaux viel Gutes gethan. Ihr Wapen iſt ein rothes Feld mit drey goldenen Schilden.

Die in dieſen Grabſchriften angeführten Jahre, zeigen zugleich die Gewohnheit der damaligen Zeit an, die man bey groſſen Herren und ſelbſt bey den Regenten beobachtete: daß man ſie außer den Kirchen, in dem Eingange, oder in der Halle begrub.

Viertes Grabmaal (*).

Wenn man queer durch das Kirchenſchiff geht, findet man rechter Hand am Chore, hinter dem Gitter, ein Grabmaal von ſchwarz und weißem Marmor, etwa drey Schuh hoch von der Erde.

Guido von Rochefort.

Dieſes iſt Guidons von Rochefort, Kanzlers von Frankreich und Marien Chambellan, ſeiner zweyten Gemahlinn ihres. Sie ſind darauf in Marmor abgebildet, und folgende Grabſchrift ſteht auf dem Rande des Grabmaales.

HIC IACET, DOMINVS GVIDO DE
ROCHEFORT INTEGERRIMVS FRAN-
CIAE CANCELLARIVS, QVI OBIIT
15. IANVARII 1507. ET ILLVSTRISSI-
MA DOMINA MARIA DE CHAM-

(*) Man ſehe auf der VI Kupfertafel die 4te Numer.

BELLAN VXOR EIVS, CVIVS FIDEI
TVTELAE AC REGIMINI CREDITA
EST IVVENILIS AETAS SERENISSI-
MI PRINCIPIS DOMINAE CLAV-
DIAE A FRANCIA MAIORIS NATV
E FILIABVS PIISSIMI REGIS LVDO-
VICI XII.

Guido von Rochefort, ward auf dem Schloſſe **Rochefort**, in der Grafſchaft **Burgund** gelegen, gebohren. Er legte ſich in ſeiner Jugend auf Erlernung der Rechte, darinnen er es weit brachte. Da er ſich aber zu den Waffen wendete, folgte er dem Herzoge **Karl von Burgund**, mit dem Zunamen **der Krieger**, der ihn zum Waffenträger, nachmals zu ſeinem Parlamentsrathe zu **Beaune** und **St. Laurent**, und zum Kammerherren der Prinzeßinn **Maria**, ſeiner Tochter, machte. Dieſe Prinzeßinn ſchickte, nach dem Tode des Herzogs ihres Vaters, den **Guido von Rochefort** nach **Arras**, um daſelbſt von ihren Unterthanen, der Grafſchaften **Flandern** und **Artois**, den Eid der Treue einzunehmen. Wenige Zeit darauf begab ſich **Guido von Rochefort**, in **Ludwigs** des XI. Dienſt: der ihn gleich anfangs zum Parlamentsrathe zu **Dijon** machte, und ihm im 1482ten Jahre das Amt des oberſten Vorſitzers bey eben dieſem Parlamente verlieh. **Wilhelm**, ſein älteſter Bruder aber, ward im folgenden Jahre Kanzler von Frankreich.

Guido beſaß viele Ländereyen in Burgund, als **Plevaut**, **Flagey**, **Cuiſſeaux**, **Labergement**, **Foucheran**, und **Rouvrai**, oder **Rouvres**, in dem Amte **Arnay-le-Dúc**. An dieſem Orte (*) ſoll ihn eine ſtreifende Partey

auf-

(*) Dieß ſagt **Gollüt** in ſeinen Memoires de la Franche Comté; allein darinnen irret er ſich, daß er dieſes **Rouvres** mit

dem

aufgehoben und nach **Morigny**, von da aber nach **Salins** in **Franchecomte** gebracht haben; von wannen er ſich, nach ſieben monatlichem Gefängniſſe, mit der Flucht gerettet.

Ungeachtet durch den, zwiſchen **Ludwigen** dem XI. und **Maximilianen**, welcher **Marien**, Erbinn von **Burgund** geheirathet, errichteten Tractat, das Herzogthum **Burgund** Frankreich zu eigen blieb, die freye Grafſchaft aber dem **Maximilian** anheim ſiel, ſo traueten doch dieſe zween Prinzen einander nicht, und übten allerley Feindſeligkeiten aus. Dieſes hatte nun denen in der **Franchecomte** Gelegenheit gegeben, den **Guido von Rochefort** aufzuheben. Im 1497. Jahre ward er ebenfalls Kanzler von Frankreich, und **Robert Brizonnets**, Nachfolger und er ſtund dieſem Amte mit ſo vieler Redlichkeit vor, ſo lange **Karls** des VIII. Regierung währete; daß **Ludwig** der XII. nachmals, ihn nicht nur in eben dieſer Würde beſtätigte, ſondern ihm auch noch die Verwaltung des Königreiches anvertrauete, und ihn ernannte, im Namen des Königes, in der Stadt **Arras**, den Eid der Treue anzunehmen; welchen **Philipp**, Erzherzog von Oeſterreich, **Maximilians** Sohn, dem Könige, wegen der Pairien und Grafſchaften **Flandern** und **Artois**, wie auch für die Grafſchaft **Charollois**, leiſten mußte.

Dieſer ſtarb 1507 in einem hohen Alter, wie in der Grabſchrift angemerket wird. Das auf ſeinem Grabmaale gehauene Wapen, iſt blau, mit goldenen Strichen: das obere Drittheil des Schildes iſt ſilbern, mit einem rothen leopardirten Löwen: zum Helmzierrathe hat er einen Löwenkopf.

dem drey Meilen von Dijon liegenden Rouvre vermenget, dieß iſt ein Wohnplatz der ehmaligen Herzoge von Burgund geweſen.

Seine Gemahlinn, **Maria Chambellan**, war der Prinzeßinn **Claudia** von Frankreich, der älteſten Tochter **Ludwigs** des XII. Hofmeiſterinn, bis an die Vermählung dieſer Prinzeßinn mit **Franciſcus** dem I. Dieſe Ehre aber ward ihr erſt nach dem Tode des Kanzlers ihres Gemahls, zu Theile.

Sie war eine Tochter **Heinrich Chambellans**, Vicomte-Majors von **Dijon**, Oberſten des Münzweſens und der Finanzen des Herzogthums **Burgund** und Vorſtehers der Rechnungskammer. Dieſer hatte eine Alix von **Berbizy**, genannt **Berey**, mit dem Zunamen, **die Schöne**, geheirathet.

Oben über dem Grabmaale des **Guido von Rochefort** und **Marien Chambellan**, ſtand für einen jeden eine große Grabſchrift in galliſchen Verſen, welche auf Pergament in vier Spalten geſchrieben, und in einen hölzernen Rähmen gefaſſet war. Die eine beſtand aus hundert und zwanzig Verſen, die zehn Strophen ausmachten, deren jede zwölf Zeilen hatte; und die andere aus hundert und ſechszehn Verſen. Der **P. Martene** hat ſie in ſeiner Geſchichte des Parlamentes zu **Dijon**, alle beyde nach dem **Palliot** angeführet: denn ſie ſind ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr vorhanden, wobey der Herr **von Mautour** beobachtet; daß die ausnehmende Länge dieſer Grabſchriften, ganz allein fähig geweſen, die Neugierde der Reiſenden zu erſticken. Und es iſt wahr, daß dieſe Arten von Arbeiten, wenn ſie geleſen, ja wenn ſie auswendig gelernet und behalten werden ſollen, niemals kurz genug ſeyn können. Gleichwohl hat er es für gut gehalten, einige Stellen, und inſonderheit den Anfang, daraus anzuführen.

Cy giſt la Fleur, le Titre & l'Excellence,
Le Parangon, la haute Précellence,
L'Honneur, le Prix, le Parfait des Humains,

Le vrai Miroir de Proueſſe, & Vaillance,
Le grand Ruiſſeau & Fleuve d'Eloquence,
Le Bien public, excedant les Romains,
Saige, diſcret, mettant par-tout les Mains,
Sans épargner Puiſſant, Foible ni Fort:
Pour le nommer, c'eſt *Guy de Rochefort*,
Le plus exquis, qui de ſon Tems regna. *&c.*

D. i. Hier liegt die Blume, der Titel und die Vortrefflichkeit, und die Zierde, die Ehre, der Preis, der vollkommenſte der Menſchen, der wahre Spiegel der Tapferkeit, und des Heldenmuthes, der große Strom und Fluß der Beredſamkeit, das Beſte des gemeinen Weſens, der die Römer übertraf, welcher weiſe und verſtändig geweſen, und an alles Hand angelegt hat, ohne des Gewaltigen, Schwachen oder Starken zu ſchonen. Soll man ihn nennen? es iſt Guido von Rochefort, der auserleſenſte, der zu ſeiner Zeit regieret hat, u. ſ. w.

Dieſes große Lob endiget ſich mit folgenden Verſen:

Mais *Atropos*, qui tout Homme décrie,
Fut contre lui une mortelle Envie,
Et lui livra très cruelle Bataille,
Par Accident qui toſt lui eut ravie
Force & Vigueur, & lui oſta la Vie,
En le frappant & d'Eſtoc & de Taille,
Qui au grand Roi eſt allérendre Compte,
Celui duquel je fais ici mon Compte
Et dont le Corps giſt deſſous cette Lame:
Prions à Dieu, que point ne ſe méconte,
Ains en Repos veuille mettre ſon Ame.
Amen.

D. i. Aber Atropos, die alle Menſchen anfeindet, hatte einen tödlichen Haß auf ihn geworfen, und lieferte ihm eine grauſame Schlacht, durch einen Zufall, der ihn plötzlich ſeiner Kraft und Stärke beraubte und ihm das Leben raubte, indem ſie ihn auf Hieb und Stich anfiel. Nun iſt er gegangen dem großen Könige Rechnung zu thun, derjenige von dem ich hier erzählet habe, und deſſen Körper unter dieſem Steine ruhet. Wir wollen Gott bitten, daß er ſich nicht verrechne, ſondern ſeine Seele in Ruhe laſſen wolle. Amen.

Die Aufſchrift der Maria von Chambellan lautet ſo:

Cy giſt auſſi ſous cette Sepulture
Un autre Corps, comme la Portraiture
Démontre à tous, une excellente Dame.
Oncques ne fut de long Tems Creature
Créée de Dieu, ni formée par Nature,
Mieux accomplie, voire de Corps & d'Ame,
En Gloire, en Los, en bon Renom & Fame,
Et en Vertu, je lui donne ce Titre
Parquoi Raiſon m'a commencé lui Titre
Son Epitaphe pour donner Connoiſſance
De ſon haut Nom, qui tout Tems adminiſtre
Bruit & Honneur à ceux de ſa Naiſſance.
Et tout premier convient que je deſigne
Comme à Dijon elle prit Origine,
Et fut extraite de noble Geniture, &c.

D. i. Hier liegt ebenfalls unter dieſem Grabmaale ein anderer Körper, wie das Bildniß allen zeigt, von einer vortrefflichen Frauen. In langer Zeit hat es keine ſo ſchöne Creatur unter allen denen gegeben, die Gott geſchaffen, noch die Natur gebildet hat, die vollkommner an Seel und Leib, an Ehre, Ruhm, gutem Namen und Tugend geweſen wäre. Ich gebe ihr dieſes Lob, weil mir die Billigkeit befiehlt, ihr ihre Grabſchrift zu ſetzen, damit man ihren hohen Namen erkenne, der zu allen Zeiten denen, die von ihrem Geſchlechte kommen, Ruhm und Ehre ertheilet. Zuerſt aber muß ich anzeigen, daß ſie in Dijon ihren Urſprung aus einem edlen Geſchlechte genommen. u. ſ. w.

Das Ende iſt einem ſo ſchönen Eingange ähnlich:

Mort éverſant ſes criminaux Excès,
Deux Ans après le Trepas & Decès
De ce Seigneur dont ici giſt le Corps,
Auprès de lui donna Lieu & Accès,
A ſa Compagne dont cy je tiens Procès,
L'An mil cinq cens & neuf je ſuis raccord,
Vingt & deux Ans ſans Débat ni Diſcord,
Avoient vecu en loyal Mariage,
Et avec deux qu'elle fut en Veuvage,
Compris les quinzes qu'elle avoit deivendit,
Trente & neuf Ans elle avoit endroit l'Age.
Or prions Dieu qu'il luy doint Paradis.
AMEN.

D. i. Der Tod übte ſeine ſtrafbare Macht aus, zwey Jahre nach dem Eintritte und Abſterben des Herren, deſſen Körper hier liegt; und gab neben ihm ſeiner Gehülfinn, deren Geſchichte ich hier erzähle, Raum und Platz, im tauſend fünf hundert und neunten Jahre, wie ich mich beſinne. Zwey und zwanzig Jahre, nicht mehr, nicht weniger, hatten ſie in ordentlicher Ehe gelebet, und nebſt zweyen Jahren, die ſie im Wittwenſtande zugebracht, die funfzehen mit gerechnet, die ſie vorhin gelebet hatte, hat ſie neun und dreyſig Jahre gelebet. Wir wollen Gott bitten, daß er ihr das Paradies gebe. Amen.

Es giebt noch eine dergleichen Grabſchrift, in vier und zwanzig franzöſiſchen Verſen, die auf eine kupferne Platte geſtochen war, darunter das Herz des Herrn **von Rochefort** gelegen. Dieſe hängt an einem Pfeiler des Kirchenſchiffes, ganz nahe an der Mitte des Chores.

Fünftes Grabmaal (*)

Zween Biſchöfe.

Das fünfte Grabmaal ſteht gegen den Giebel des Kirchenkreuzes an der Mittagsſeite zu, und ſchließt die Körper zweener zeitverwandten Biſchöfe, den einen von **Autún**, und den andern von **Chalon-ſúr-Saone** ein. Ihre Namen lernet man nur aus zwoen Aufſchriften, die mit gothiſchen Buchſtaben, über dem Grabe, an die Mauer gemalet ſind.

HIC DVO PONTIFICES SERVI VERI SALOMONIS.
Pauſant Henricus Eduæ, Petrus Cabilonis.

Heinrich von Burgund, ein Sohn **Hugo** des II. und der **Mathildis von Turenne**, und Enkel **Eudes** des I. der Stifter von Ciſteaux, war der drey und funfzigſte Biſchof von Autún. Er regierte ſeine Gemeine mit vieler Erbauung, und gieng eine ſo genaue Freundſchaft mit **Petern von Branges** oder **Branion**, Biſchofe von **Chalon** ein, daß ſie in einem Grabe mit einander zu liegen wünſchten. **Heinrich** empfieng im 1148ten Jahre das Pallium zu **Ciſteaux** aus den Händen des Pabſtes **Eugen**

(*) Man ſehe die VII Kupfertafel.

Fig. 6.

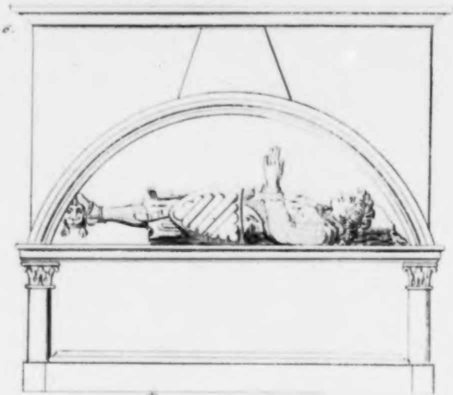
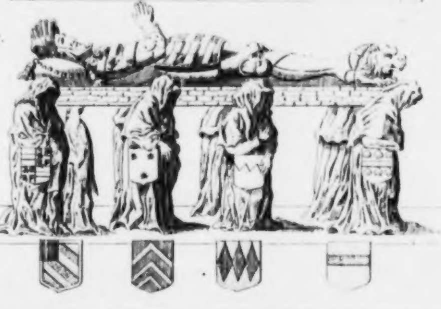


Fig. 5.



gens III. welcher damals in Frankreich war, und das Generalcapitel, welches in eben dieſem Jahre zu **Ciſteaux** gehalten ward, mit ſeiner Gegenwart beehrete.

Peter war der vierzigſte Biſchof von **Chalon**. Man meynet, er ſey ehemals ein Ordensbruder zu **Ciſteaux** geweſen. **Ludwig der** junge bedienete ſich ſeiner mit Nutzen, um die Landſtreifereyen eines gewiſſen **Joſſerands** Herrn von **Brianzon** zu hemmen, welcher ſowohl die Güter der Einwohner, als die Kirchenſchätze, raubete. **Peter** ſtarb im 1178ten Jahre und ward von ſeinem Volke ſehr bedauret. Herr **Moreau von Mautour** glaubt, daß **Heinrich von Burgund**, ſein vertrauter Freund, in eben dieſem Jahre geſtorben ſey, und wie er ſagt, ſo ſteht der Beweis davon in der auf den Rand des Grabes geſtochenen Grabſchrift.

HIC IACENT DVO ILLVSTRISSIMI
PRAESVLES HENRICVS EPISCOPVS
AEDVENSIS, FILIVS HVGONIS II.
BVRGVNDIAE DVCIS, ET PETRVS
CABILONENSIS EPISCOPVS EX MONACHO HVIVS COENOBII. AMBO
OBIERVNT ANNO M.C.LXXVIII.

Da es aber außerdem gewiß iſt, und man erwieſen hat (*), daß **Stephan** dem **Heinrich** im Biſthume **Autun**, ſchon ſeit dem 1171ten Jahre gefolget ſey; ſo muß man nothwendig dieſe Grabſchrift für neuer halten, und kann ſie zu gar nichts brauchen.

Sech-

(*) Siehe Galliam Chriſtian. die zweyte Ausg. im IV Th. a. d. 397 Seite.

Sechſtes Grabmaal.

Philipp Pot.

In der Capelle St. Johanns des Täufers, ſieht man ein prächtiges Grabmaal, nämlich **Philipp Pots** ſeines, welcher von Fuß auf gewappnet und mit einem Harniſch angelegt, auf einem Grabe, ungefähr ſechs Schuhe hoch von der Erden liegt, und von acht Leidtragenden oder Klagweibern getragen wird, deren jede am Arme das Wappen ſeiner Verwandtſchaften hängen hat. Das erſte iſt das offene Wappen des Hauſes **Pot**, welches golden und blau iſt. Der andere Schild von eben dieſem Wappen iſt mit dem Wappen des Hauſes von **Courtjambe**, als welches mit dem Hauſe **Pot** verſchwägert iſt, in vier Theile getheilet. In den andern ſieht man die Verbindungen mit den Häuſern **Vergy**, **Blaiſy**, **Montagü Sombernon dü Ble**, **Nagü**, **Varennes** und **Vaudrey**.

Philipp Pot, ein Sohn des **Renatus Pot**, Herrn **de la Roche**, ꝛc. ward Oberamtmann in **Burgund**, und Ritter des goldnen Vließes, vom Herzoge **Philipp** dem **gütigen**, und dann von **Ludwig** dem XI. zum Ritter vom **St. Michaelsorden**, erſtem Rathe und Kammerherren Sr. Maj. Hofritter des Parlaments von **Burgund**, und zum Statthalter dieſer Provinz gemacht.

Er war 1428 gebohren und hatte Herzog **Philipp** den **gütigen** zum Pathen. Sobald er nun die Waffen tragen konnte, machte ihn dieſer Herzog zum Waffenträger. Hierauf beehrte er ihn mit vielen wichtigen Verrichtungen: unter andern brauchte er ihn zum Schluſſe der verſchiedenen Vermählungen des Grafen **Charollois**, der ſich dreymal vermählete. Zum erſtenmale mit **Katharinen**, der Tochter König **Karls** des VII., zum andern male, mit **Iſabellen** von **Bourbon**, **Karls** des I. Herzogs von **Bur-**

bon

von Tochter; und zum dritten male, mit **Margarethen** von **York**, **Eduards** des IV. Königes von England, und **Richards**, Herzogs von **York**, Schweſter.

König **Karl** der VIII. **Ludwigs** des XI. Nachfolger, hatte im Sinne, das Parlament zu **Dijon** eingehen zu laſſen, und es mit dem pariſiſchen zu vereinigen. **Philipp Pot** ward daher vom Parlamente zu **Dijon** abgeſchickt, um die Widerruffung dieſes Edictes anzuhalten, und es gelung ihm. Der König, welchem ſeine Treue bekannt war, beſtätigte ihn in der Statthalterſchaft des Herzogthums **Burgund**, denn die Graſſchaft **Burgund** war **Maximilianen** von Oeſterreich, der nachdem Kaiſer ward, abgetreten worden. **Philipp Pot** ſtarb 1494 ſechs und ſechszig Jahre alt, und da er der Jungfrau **Maria** beſonders ergeben war, ſo wollte er in der Kirche zu Ciſteaux, die derſelben gewidmet iſt, begraben ſeyn. An einem Pfeiler der das Gewölb der Capelle trägt, in welcher ſein Grabmaal iſt, ſieht man eine lateiniſche Grabſchrift von vier und vierzig Verſen. **Palliot** und der **P. Martene** haben ſie angeführet. Sie hebt ſo an:

> Quem rapuit e medio mors impia plange *Philippum*,
> Nomine *Pot*, cuius fama perennis erit.

Das Ende lautet ſo:

> Mille quadringento nonageno ter & uno
> Septembris menſe huic membra dedit loculo.

Der Inhalt der Grabſchrift lehret uns, daß **Philipp** der gütige ihm auch noch die Statthalterſchaft der Städte **Ryſſel** in **Flandern**, **Douay** und **Orchies** anvertraut. Dieſes wird auch noch durch eine andere Grabſchrift in franzöſiſcher Proſa, beſtätiget, die der **P. Martene** nicht angeführet hat, ob ſie gleich noch viel andere Umſtände ſeines Lebens enthält. Sie iſt ſo abgefaſſet.

TANT L. VAUT.

Cy giſt Meſſire *Philippes Pot*, Chevalier, de la Roche, Nolay de Chateauneuf en Auxois, & de Genvray en Charolois pour la plus grande part, Grand-Senechal de Bourgoigne, Seigneur de Thorey ſur Oiſche & de St. Romain, qui fut nourry en l' hoſtel de feu Monſeigneur le bon Duc Philippes de Bourgoigne trépaſſé que Dieu abſolve, lequel le fit Chevalier, fut ſon parrain, & par l' élection des Chevaliers de l' Ordre de la Toiſon d'or, la li donna & mit au col, luy fit de grands biens & honneurs en pluſieurs manières, & en divers eſtats, ſelon l' aige qui le ſervit, & tant qu'environ deux ou trois ans avant ſon trepas, il fuſt en éſtat de premier Chambellan, ly donna les Capitaineries du Chaſtel & des Villes de Lille, Douay & Orchies. Aprés la mort de ſondit maiſtre fut reſervé par Monſieur le Duc Charles, ſon fils, en ſon ſervice, l' un de ſes principaux Chambellans, & généralement ly laiſſa tous les offices dont il le trouva en poſſeſſion, auquel ſervice il demeura la vie durant de ſondit Seigneur & maiſtre, aprés la mort duquel par ceux de ladite Ville de Lille, tant Officiers comme tous autres, il fut mis hors du Chaſtel & d'icelle Ville par le commendement de Mademoiſelle de Bourgoigne, qui pour lors eſtoit Dame des dits lieux, & il ly fit force de ſoy retirer à Tournay, ou pour le tems d'adonc les gens du Roy & de mad^{e} Demoiſelle alloint & venoint, & par le conſentement des ſuſdits Seigneur & Dame, auquel lieu le Roy envoya querre ledit Seigneur de la Roche, le voulut avoir à ſon ſervice, luy fit de grands biens, luy oſta ladite Ordre qu'il portoit, & ly fit cet honneur que de lui laiſſer la ſienne, & le créa Grand-Sénéſchal de Bourgoigne (*).

Aus

(*) Die Zeit dauret mich, dieſes alte Franzöſiſch zu überſetzen; zumal da der Leſer deſſelben ganzen Inhalt bereits aus obigem weiß.

Aus dieſer Aufſchrift erhellet, daß **Maria von Burgund**, die Tochter und einzige Erbinn Herzog **Karls**, da ſie mit **Ludwigen** dem XI. wegen der Erbfolge ihres Vaters, und der Anforderung des Königes auf das Herzogthum und die Grafſchaft **Burgund**, ſtreitig geweſen, den **Philipp Pot** im Verdachte gehabt, er möchte ſich mit dem Könige verſtehen, und ihn daher abgedankt hat; worauf er denn aus ihrem Dienſte in die franzöſiſchen getreten.

Was die Ueberſchrift TANT L. VAVT betrifft, ſo will man, daß ſie ſich auf ein Ebentheuer beziehe, ſo **Philipp Pot** im gelobten Lande gehabt haben ſoll, allwo man ihn zum Gefangenen gemacht, und **Bajazet** der II. ihm nichts als die Wahl gelaſſen, ob er die Religion verändern, oder einen wüthenden Löwen bezwingen wollte? In der Hitze des Gefechtes nun, habe ſich der chriſtliche Ritter der Jungfrau **Maria** gelobet, den Löwen erſchlagen, und ausgeruffen: TANT ELLE VAVT! daraus er nachmals ſein Feldgeſchrey gemacht. Man ſetzet noch hinzu, daß der von Verwunderung gerührte Sultan, ihm die Freyheit und ſeinen eigenen Säbel geſchenkt: welches ihn dennach bewogen, ſein Wappen mit zween Säbeln zu verſchränken, die in der franzöſiſchen Wappenſprache Badolaires heißen. Es iſt aber viel wahrſcheinlicher, daß ſie von einer Verbindung mit dem alten Hauſe von **Courtjambe** herrühren, welches eben dieſes Wappen geführet. Was aber die Begebenheit im gelobten Lande betrifft, davon es ganz und gar nicht ausgemacht iſt, ob **Philipp Pot** jemals da geweſen: ſo wäre es ſehr natürlich, ſeine Andacht und Erkenntlichkeit gegen die Jungfrau **Marie**, derjenigen Hülfe zuzuſchreiben, die ſie ihm damals erzeiget, als ihn **Maria von Burgund** verfolgete: denn man hat in der Kirche **U. L. F.** zu **Dijon**, noch lange Zeit ein Bild aufbewahret, allwo er vor einem **Marienbilde** knieend gemalet geweſen, an welches er dieſe Verſe gerichtet:

Sauve-moy Dame très-heureuſe,
De la Priſon tant rigoureuſe,
Ou l’on ne voit que Cruauté
Garde-moi d’y eſtre bouté,
Car à chacun tu es piteuſe
Mere de Dieu.
TANT L. VAVT ET A VALV.
A celui qui a recouru
A celle pour qui diſt ce mot,
Te ſuppliant, Philippes Pot,
Qui de tout mal l’a ſecouru.
TANT L. VAVT.

Das ſiebente Grabmaal (*).

Robert Graf von Tonnerre.

Das ſiebente Grabmaal, welches Roberten von Burgund, Grafen von Tonnerre gehöret, iſt von ſchwarzem Marmor, mit der Figur dieſes Prinzen in weißem Marmor. Es ſteht in dem Chore der Kirche, an der Epiſtelſeite. Oben drüber lieſt man dieſe Aufſchrift.

CY GIST MONSEIGNEVR ROBERT DE BOVRGOGNE COMTE DE TONNERRE, IADIS FILS DE MONSEIGNEVR ROBERT DVC DE BOVRGOGNE ET DE MADAME AGNES IADIS FILLE DE MONSEIGNEVR SAINCT LOVIS ROY DE FRANCE, LEQVEL TREPASSA LE SAMEDI VEILLE DE SAINCT LVC DE L’AN DE GRACE. 1334 (**).

Die

(*) Siehe die obere Figur auf der VII. Kupfertafel.

(**) Da der Abend vor dem St. Lukastage im 1334ten

Jahre

Dieſer **Robert von Burgund** Graf von **Tonnerre**, war der fünfte von **Roberts** des II. Herzogs von **Burgund** Söhnen. Die Grafſchaft **Tonnerre** beſaß er durch ſeine Gemahlinn **Johanna von Chalon**, **Wilhelms** von **Chalon**, Grafen von **Auxerre** und **Tonnerre**, und **Eleonoren** von **Savoyen** Tochter. Er ließ keine Kinder nach.

Als der Graf **Robert**, **Eduarden**, Grafen von **Sovoyen** in dem Kriege zu Hülfe kommen wollte, den er wider **Guiges** den VI. **Dauphin** vom **Vienneſiſchen**, wegen der Gränzen ihrer Staaten hatte; (**Dú Cheſne**) ſo ward **Robert** in einem Scharmützel darinn er in Lebensgefahr war, gefangen. Der **Dauphin** foderte zweymal hundert tauſend Pfund für ſein Löſegeld; und da **Robert** nicht im Stande war, dieſe Summe zu bezahlen, ſo wurden ſein Bruder, **Eudes** der IV. Herzog von **Burgund**, der Graf von **Flandern**, die Grafen von **Eu** und von **Vendome**, der Herr von **Joinvilles**, und einige andere, Bürgen für ihn, dieſer Summe wegen, die gleichwohl in der verabredeten Zeit nicht bezahlet ward: welche Zeit man aus der Verabredung, welche den 29. **Jenner** des 1325ten Jahres aufgeſetzt worden, und vom **Dú Cheſne** angeführet wird; wie auch aus des Herrn Präſidenten von **Valbonnays** Memoires der Geſchichte des **Delphinates** ſieht.

Das achte Grabmaal.

Zween Aebte von Ciſteaux.

Das folgende Grabmaal, welches an eben dieſer Seite des Chores ſteht, und erhabener iſt, als des Grafen von **Tonnerre** ſeines, iſt das Grab zweener Prälaten, die in dem Geruche der Heiligkeit geſtorben ſind. Man hält den

---

Jahre auf einen Montag gefallen iſt; ſo kann man nicht zweifeln, daß dieſe Grabſchrift neu ſey. Man ſieht es auch an der Schreibart.

erſten für den ſel. **Peter**, welcher Anfangs Abt zu **Pontigny**, nach dieſem Abt zu **Ciſteaux**, und endlich 1179 Biſchof zu **Arras** geweſen iſt. Er ſoll im 1203ten Jahre geſtorben ſeyn; da aber nach **Alberichs** Chronik, derjenige Biſchof von **Arras**, welcher im 1203ten Jahre geſtorben iſt, zu **Pontigny** begraben worden: ſo hat man Urſache zu glauben, daß man zween Biſchöfe von **Arras**, eines Namens, mit einander verwechſelt hat; deren einer, welcher Abt zu **Ciſteaux** geweſen, den 18. **December** 1185 geſtorben, und der andere ſein unmittelbarer Nachfolger geweſen iſt. Man ſehe Galliam Chriſtian. in der zweyten Ausg. III **Th. a. d.** 328. **S.** und im IV. **Th.** der 988. **Seite.**

Man glaubt auch, daß der andere Prälat, der Cardinal **Robert** ſey, welcher vom Pabſte **Cöleſtin** dem V. im 1294ten Jahre mit dem Purpur beehret worden. Er hielt ſich zur Zeit der Streitigkeiten **Philipps des ſchönen**, mit **Bonifacius** dem VIII. zu **Rom** auf, und Herr **Baillet** gedenkt ſeiner, bey Gelegenheit eines Briefes, den er zu **Rom** an den Herzog von **Burgund**, wegen dieſer Zwiſtigkeiten geſchrieben. Dieſer Cardinal war der funfzehnte Abt von **Pontigny** geweſen, von wannen er im 1293ten Jahre weggenommen, und der acht und zwanzigſte Abt zu **Ciſteaux** ward. Er ſtarb zu **Parma** im 1305ten Jahre in dem Kloſter **St. Martin** eben des Ordens, von wannen die Mönche ſeinen Leichnam nach **Ciſteaux** ſchickten, um daſelbſt begraben zu werden, wie er im Sterben befohlen hatte. **Dom Martene** führet ihre Grabſchriften an, allein zu **Ciſteaux** iſt keine Spur von **Peters** ſeiner: und **Roberts** ſeine, ſteht bloß in der Gallia Chriſtiana, und in den Jahrbüchern von **Ciſteaux**, darinnen man folgendes lieſt:

ROBERTVS MORTVVS PARMAE 1305. MENSE AVGVSTO, AB ECCLESIA SANCTI MARTINI TRANSLATVS IN CHORO SVAE BASILICAE AD SINISTRAM MAIORIS ALTARIS TVMVLATVS.

Neuntes Grabmaal.

Calixtus der II.

Hinter dem hohen Altare der Kirche, ſieht man eine Art von Capſel die das Herz des Pabſtes **Calixtus des II.** in ſich hält, mit dieſer Aufſchrift:

ECCE HIC EST COR NOBILE DOMINI CALIXTI PAPAE.

Auf der Capſel ſtehen zween Schlüſſel kreuzweiſe, und unten zwo Biſchofsmützen, durch deren eine ein Biſchofsſtab, und durch die andere ein Patriarchalkreuz geht. **Calixtus** der II. ward im 1119ten Jahre zum Pabſte erwählet, und ſtarb den 12 **December** im 1124ten Jahre. Sein Herz ward zu **St. Stephans** Zeit, nach **Ciſteaux** gebracht, der deſſen dritter Abt war.

Dieſer Pabſt, deſſen eigentlicher Namen **Guido von Burgund** iſt, war **Hugo** des III. Herzogs von **Burgund** Vätter, und der fünfte Sohn **Wilhelms**, mit dem Zunamen **der Große**, Grafens von **Burgund**, und **Gertruden**, Gräfinn von **Vienne**. Als er im 1083 Jahre Erzbiſchof von **Vienne** war, ſtiftete und bauete er im 1117ten die Abtey zu **Bonnevaux** im **Delphinate**; und eben an dieſem Orte, als er von einer Kirchenverſammlung zu **Dijon** kam, der er als Legat des römiſchen Stuhles beygewohnet hatte, brachte er den **St. Stephan**, Abt von Ciſteaux mit. Er verwaltete die Dienſte eines Legaten, noch unter den Päbſten **Paſcal** dem II. und **Gelaſius** dem II. welchem er nachfolgete. Damals war es über funfzig Jahre, daß die Kirche durch Spaltungen geſtöret ward, welche die deutſchen Kaiſer unterhielten; er aber hatte das Glück, der Kirche den Frieden wieder zu ſchaffen. Der Gegenpabſt **Moritz Bourdin**, welcher ſich **Gregor** der VIII. nennen ließ, ward gefangen und abgeſetzet; und Kaiſer **Heinrich** der V. welcher deſſen Macht ſcheuete, des **Calixtus** Tugend aber in Ehren hielt, verſöhnete ſich mit ihm.

Zween Prälaten.

An eben dieſem Orte ſieht man noch ein ſteinernes Grabmaal, welches die Körper zweener andern berühmten Prälaten einſchließt. Der erſte iſt **Waldemar**, Biſchof von **Schleswig**, einer Stadt im **Herzogthum Holſtein**, in Dänemark (*), und nachmaliger Erzbiſchof von **Bremen**, ein Sohn des Königes **Canut**. Dieſer Prälat, nachdem er ſich ſeiner Würden begeben, ward er ein Mönch zu **Ciſteaux**, und ſtarb daſelbſt. Der andere iſt **Albrecht**, Patriarch von **Antiochien**, aus dem 1226ten Jahre. Ihre lateiniſchen Grabſchriften ſtehen in des **Dom Martene** gelehrter Reiſe.

Der Patriarch **Albrecht** kam 1245 mit **Innocenz** dem IV auf die Kirchenverſammlung zu **Lyon**, auf welcher Kaiſer **Friederich** der II in den Bann gethan ward. **Albrecht** ſtarb daſelbſt, und wählete ſich ſein Grab in der Kirche zu **Ciſteaux**.

Was den **Waldemar**, Biſchofen von **Schleswig**, betrifft, ſo wollte dieſer Prälat nach dem Tode König **Ca-**

(*) Dieß muß ich als Ueberſetzerinn herſetzen. Man ſieht daraus, wie trefflich die Franzoſen in der Geographie bewandert ſind.

nuts des V, welchen ſein Bruder hatte ermorden laſſen, als ein Neffe des verſtorbenen Königes, dem **Canut**, der mit ihm Geſchwiſterkind war, die Krone ſtreitig machen, indem ſich derſelbe zu deſſen Erben erklärete: allein **Canut** bemächtigte ſich ſeiner Perſon, und ließ ihn nicht eher los, bis er ſeinem Bißthume entſaget hatte. Er gieng daher nach Italien und blieb zu **Bononien**, allwo er ſich zwey Jahre lang auf Erlernung der Schriſt und Kirchenväter legete. Da nun das Erzbißthum **Bremen** erlediget ward, ließ er ſich von dem Capitel zum Erzbiſchofe wählen, und ſobald die Abgeordneten ihm die Zeitung davon brachten, ſo gieng er mit ihnen nach **Rom**, um die Bullen anzuhalten. Allein der Kanzler von Dännemark, welcher zu gleicher Zeit hinkam, ſetzte ſich im Namen ſeines Königes dawider. Da ſich nun die Sache in die Länge verzog, gieng **Waldemar** plötzlich aus **Rom**, ohne des Pabſtes Wiſſen, und kam nach **Bremen**, allwo er für ſeinen Kopf das Erzbißthum in Beſitz nahm. Der Pabſt drohete ihm, ja er that ihn gar in den Bann: allein nichts konnte ihn vertreiben, weil ihn das Volk dermaßen unterſtützete; daß weder der Pabſt, noch der König von Dännemark, einen finden konnten, der ihm den Bann ankündigen wollte. Endlich nach ſechs bis ſieben Jahren, ward **Waldemar** gefährlich krank, und da ihn die Gewiſſensbiſſe quäleten, ließ er den Abt vom Kloſter **Lickia**, Ciſtercienſerordens, in Niederſachſen, an den Gränzen vom Herzogthume **Bremen** gelegen, holen. Dieſem beichtete **Waldemar**, und nachdem er angelobet: daß, wenn Gott ihn leben ließe, er nicht nur das Erzbißthum niederlegen, ſondern auch Ciſtercienſermönch zu **Ciſteaux** werden wollte, ſo gab ihm der Abt die Abſolution. **Waldemar** ward geſund, und hielt Wort. Er gieng nach **Rom**, allwo Pabſt **Honorius** der III. **Innocenz** des III Nachfolger, ihn zur Buße aufnahm, ſeinen Bann aufhob, und ihn dem ſel. **Gautier**, damaligen Abte zu **Ciſteaux** ſchickte, der ihn in den Orden aufnahm. Hier brachte er ſein übriges Leben in ſtrenger Gottesfurcht zu, und ſtarb den 18 Auguſt 1226, wie in der Grabſchrift angemerket wird. Die übrigen Vorfälle ſeines Lebens, erzählet Johann Jſaac Pontanus in ſeiner Geſchichte von Dännemark, und Albrecht Kranz, in ſeiner däniſchen Chronik.

Das zehnte Grabmaal.

Zwo von den eilftauſend Jungfrauen.

Der Herr von Mautour verfährt ſo genau, daß es ihm nicht möglich iſt, in der Beſchreibung der Denkmäler zu Ciſteaux ein ander Grabmaal, in Geſtalt einer Todtenkiſte zu übergehen, welche hinter dem Chore auf der Evangelienſeite ſteht, und deren Aufſchrift, die oben mit gothiſchen Lettern ſteht, anzeiget, daß es die Leiber der h. Palladia und der h. Samnia, zwoer von den eilftauſend Jungfrauen ſind.

HIC IACENT CORPORA SANCTA-
RVM PALLADIAE ET SAMNIAE
QVAE SVNT DE NVMERO VNDECIM
MILLIVM VIRGINVM.

Allein weiter läßt er ſich in keine Betrachtungen und hiſtoriſche Umſtände ein, womit er ſonſt die Beſchreibung aller andern Denkmäler zu begleiten pflegt.

Das eilfte Grabmaal.

Vier Prälaten.

Hiernächſt erblicket man in der Dicke der Mauer, an der Evangelienſeite, ein Grab, welches die Leiber von vier Prälaten, eines Erzbiſchofes, und dreyer, Biſchöfe enthält.

Der erſte iſt **Donatus Onolargau**, eilfter Erzbiſchof zu **Caſtbel** in **Irland**, allwo ſeine Familie annoch beſtehen ſoll. Nachdem er dieſes Erzbißthum eilf Jahre beſeſſen, kam er im 1223ten Jahre nach **Ciſteaux**, und ward ein Mönch, ſtarb auch daſelbſt im 1232ten Jahre.

Die drey Biſchöfe ſind, erſtlich **Peter**, Biſchof zu **Puis in Velay**, welcher, nachdem er ein Ciſtercienſermönch geweſen, zu **Ciſteaux** begraben ſeyn wollte. Er ſtarb ſehr alt 1189, hatte ſeiner Kirche dreyßig Jahre vorgeſtanden, und in ſeine Hände legte König **Ludwig** der VII, genannt **der junge**, in der Kirche **U. L. F.** zu **Paris**, das Gelübd ab, ins gelobte Land zu ziehen, und die Ungläubigen zu bekriegen.

Der zweyte iſt **Robert von Chatillon**, aus dem uralten Hauſe der Herren von **Chatillon an der Seine**, Biſchof von **Langres**. Er ſchenkte ſeinem Bißthume das Haupt **St. Mammets** des Märtyrers, welches ihm von **Conſtantinopel**, vom **Guido von Dampierre**, Domherrn zu **Langres** und Biſchofe von **Damaſcus**, zugeſchickt ward. **Robert** ſtarb den 20 **März** 1209 und ward in der Kirche zu **Ciſteaux** begraben. Herr **von Mautour** bemerket, daß da dieſes Grab, wegen des Altares den man im 1667ſten Jahre erbauet hat, nicht mehr vor Augen ſteht, man dieſem Mangel einigermaßen durch eine große lateiniſche Aufſchrift abgeholfen, die an einen Pfeiler angemacht iſt, und in des **Dom Martene** gelehrter Reiſe angeführet wird.

Der dritte iſt ein anderer **Robert**, Biſchof zu **Chalon-ſur-Saone**, welcher, nachdem er im **October** des 1193ten Jahres, die Kirche zu **Ciſteaux** eingeweihet, ſein Grab darinnen erwählet. Er ſtarb den 12 **Jänner** 1215, oder 1216; und die in des **Martene** gelehrter Reiſe übel abgeſchriebene Grabſchrift dieſer Prälaten, iſt mit gothiſchen Buchſtaben geſchrieben, und ſo abgefaßt:

HIC DVO ROBERTI LINGONENSIS
CABILONENSIS
PONTIFICES PAVSANT SIMVL ET
PETRVS PODIENSIS
HIS EST DONATVS CASFELENSIS
SOCIATVS
PRAESVL HONORATVS, NOSTRI
QVE COMES MONACHATVS.

Das zwölfte Grabmaal.

BEAV GVY PARÉ.

Von dem eilften Grabe ſchreitet Herr **Moreau von Mautour** zu dem Grabmale des ſel. **Guido Paree**, funfzehnten Abtes zu **Ciſteaux**, und ehemaligen Abtes **dû Val**, in dem Kirchſprengel von **Paris**, einer der größten Männer ſeiner Zeit. Pabſt Innocenz der III. (und nicht **Cöleſtin** der III. wie im **Moreri** ſteht) ernannte ihn zum Biſchofe von **Präneſte**, und machte ihn zum Cardinale. Er ward im 1203ten Jahre zum Erzbiſchofe von **Rheims** ernannt. Der Pabſt beſtätigte ihm, und ſeinen Nachkommen, das Recht die Könige zu ſalben. **Guido Paree** war von Geburt ein Franzos, und der Pabſt hatte ihn aus **Ciſteaux** gezogen, um ihn zur Würde eines Cardinal-Biſchofes zu erheben, „weil er ihn als einen Mann „gefunden hatte, der in Thaten und Worten mächtig „wäre, auch die verſtockteſten Sünder durch ſeine feurigen „und rührenden Predigten zu bekehren.„ Er verfertigte ein theologiſches Summarium, davon die Handſchrift auf der **St. Victorbibliothek** zu **Paris** iſt. Er verfertigte auch einen Tractat von den neuen Satzungen, für die Ritter zu **Calatrava**, welchen **Dom Henriquez** im 1630 Jahre herausgegeben hat.

Eine alte lateiniſche Handſchrift auf der Bibliothek zu Ciſteaux, enthält, daß er, da er noch Abt geweſen, eine heil. Nonne ſeines Ordens, welche ſehr häufige Offenbarungen gehabt, um Rath gefraget, um zu erfahren: ob in ſeinem Orden noch der erſte Geiſt deſſelben, in aller ſeiner Reinigkeit herrſchete, und daß ſie ihm geantwortet: drey Dinge misfielen Gott an demſelben, unendlich. Nämlich die große Menge liegender Gründe, der Ueberfluß in Gebäuden, und die Vernachläßigung (negligence) des Chorgeſanges von den Mönchen (*).

Guido Paree ließ zum Theile die Kirche zu **Ciſteaux** bauen, und im 1193ten Jahre von **Roberten**, Biſchofe zu **Chalon-ſur-Saone** einweihen, wie bereits gemeldet worden. Er ſchlug auf eine großmüthige Weiſe, bey einer allgemeinen Kirchenverſammlung, wo er den Vorſitz hatte, drey tauſend Mark Silber aus, die Kaiſer **Heinrich** der V ihm zuſchickte: entweder, um ihn in ſeine Kirchenſpaltung zu verwickeln, oder ihn wegen der in den Klöſtern des **Ciſtercienſerordens** geſchehenen Plünderungen, ſchadlos zu halten. Dieſe Weigerung zog dem **Guido Paree** großen Ruhm zu, und **Baronius** gedenkt derſelben auf das 1194te Jahr.

Noch ſtandhafter verwarf er die Taxen, welche Pabſt **Innocenz** der III auf alle Kirchengüter, und inſonderheit auf die zu **Ciſteaux** geleget hatte, weil dieſe Taxen ihm das dem **Ciſtercienſerorden** verliehene Befreyungsrecht zu verletzen ſchienen. Der Pabſt legte ſich nach vielen Drohungen und Verfolgungen, endlich zum Ziele, und ließ ſich durch des **Guido** Vorſtellugen und Bitten bewegen. Ja, da ihn ſowohl deſſen Standhaftigkeit, als Tugend rührete, ſo widerrief er die Taxen, beehrete ihn mit dem

---

(*) Sciatis, Domine Pater, tria eſſe in Ordine noſtro quæ ſpecialiter oculus ſummæ Majeſtatis offendunt: multiplicatio agrorum, ſuperfluitas ædificiorum, & vocum laſcivia.

Cardinalshute, und ernannte ihn zu ſeinem Legaten in Deutſchland. In dieſer Würde befahl er, daß man in der Meſſe bey Aufhebung des Brotes und Kelches, ein klein Glöckchen ziehen ſollte, um das Volk aufmerkſamer zu machen; und daß man eben dieſes thun ſollte, wenn man das Abendmaal zu einem Kranken brächte: welches denn auch ſeitdem allemal in der Kirche beobachtet worden iſt.

Zu Gent in Flandern, allwo er Legat war, ward er von der Peſt überfallen, und ſtarb daran den 30 Julii 1206. Sein Körper ward nach Ciſteaux gebracht, allwo man auf einer Rolle folgende Grabſchrift lieſt:

NOBIS DONATVS DE CVLMINE
PONTIFICATVS
RHEMIS TRANSLATVS IACET
HIC VIR GVIDO BEATVS.

und folgende iſt in den Rand ſeines Grabmaales gehauen:

CORPVS BEATI GVIDONIS DE
PARE', QVONDAM CARDINALIS
ET LEGATI IN GERMANIA EX
MONACHO ET ABBATE
HVIVS COENOBII ASSVMPTI IN
ARCHIEPISCOPVM RHEMENSEM;
OBIIT GANDAVI ANNO M.CCVI.

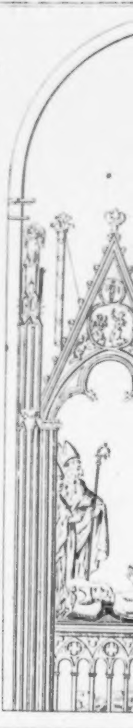
Das dreyzehnte Grabmaal (*).

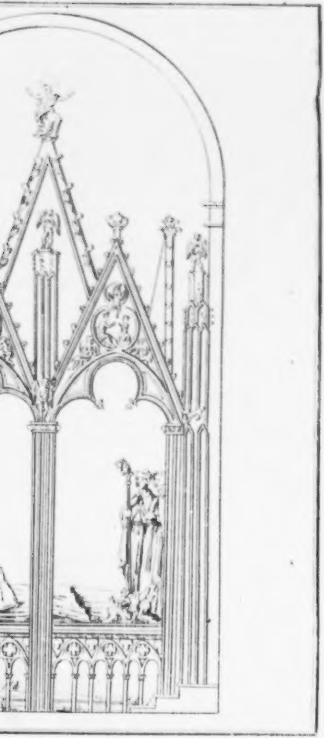
Der ſel. Arnold.

In dem Chore auf der Evangelienſeite, iſt das Grabmaal des ſeligen Arnold Amalrichs, welcher, nachdem er zehn Jahre Abt zu Ciſteaux geweſen, im 1212. Jahre zum

---

(*) Siehe die VIII Kupfertafel.





zum Erzbiſchofe von **Narbonne** erwählet ward. Er war aus der Familie der **Vicomten** von **Narbonna**. Anfangs ward er Abt zu **Poplet** in **Catalonien**, nachmals zu **Grandſelve** im Kirchenſprengel von **Toulouſe**, und endlich der ſiebenzehnte Abt zu **Ciſteaux**. Hierauf ward er Legat des päbſtl. Stuhles, und erſter Ketzerrichter wider die **Albigenſer**. Er ſtarb im Geruche der Heiligkeit im September des 1225ten Jahres, zwey Jahre zuvor, ehe der h. **Dominicus** nach **Rom** gieng, ſeine Stiftung vom Pabſte genehm halten zu laſſen. Den Biſchofsſitz zu **Narbonne** hatte er dreyzehn Jahre beſeſſen. Sein Körper ward nach **Ciſteaux** gebracht und daſelbſt begraben. Man richtete ihm ein Mauſoläum auf, darinnen er mit ſeinen biſchöflichen Kleidern angethan vorgeſtellet wird, die Biſchofsmütze und den Stab bey ſich habend: zu ſeinem Haupte ſtehn zweene Biſchöfe, und zu ſeinen Füßen zween Aebte. Unten in eben dieſem Mauſoläo, aber auf einem andern Grabe, ſieht man noch einen Abt mit der Mütze auf dem Haupte; vieleicht ſtellet alles dieſes den **Arnold** in ſeinen verſchiedenen Würden vor. Man will daß ſeine Grabſchrift, die einen hiervon hätte belehren können, im 1356ten Jahre, in währendem Kriege König **Johanns**, von den Soldaten geraubet ſey. Dieſer Umſtand, davon in des **Dom Martene** gelehrter Reiſe nichts ſteht, hat dem Herrn **von Mautour** einiger Unterſuchungen werth geſchienen, die den Verluſt der Grabſchrift erſetzen könnten.

Henriquez von **Burgos**, Verfaſſer der Jahrbücher vom Ciſtercienſerorden und die **Sammarthaner**, ſagen, der erſte im I. Th. a. d. 476. S. und die andern im IV. Th. ihrer Gallia Chriſtiana: **Arnold** ſey zu **Ciſteaux** begraben worden, ohne den Ort des Grabes genau anzuzeigen. Auf der 480. S. aber ſagt **Henriquez**, und die **Sammarthaner** a. d. 248. S. daß **Robert**, Abt zu **Pontigny**, nachmaliger acht und zwanzigſter Abt von **Ciſteaux**, und letztlich Cardinal, auf eben der Stelle begraben liege, wo man glaubet, daß **Arnold** gelegen habe; und hier führen ſie eine Grabſchrift in lateiniſchen Verſen an, welche man zur Zeit **Dom Vaußins** Abtes zu **Ciſteaux**, auf Pergament geſchrieben, inwendig im Grabe gefunden. Dieſe Grabſchrift bemerket **Roberts** Tod zu **Parma**, im 1305ten Jahr, und iſt eben dieſelbe, die **Dom Martene** a. d. 208. S. anführet, der nicht die Sache ſelbſt nachſehen können, ſondern nur den **Andreas du Chesne** in ſeiner Cardinalsgeſchichte hat abſchreiben müſſen.

Es iſt wohl wahr, daß, als der Abt **Vaußin** im 1666. Jahre, die Einfaſſung des hohen Altares von neuem, und ſo verfertigen laſſen, wie man ſie jetzt noch ſieht, man einige Grabmäler hat müſſen eingehen laſſen; allein die Aufſchriften und Grabſchriften davon, hat man doch aufgehoben, dergleichen des Pabſtes **Calixtus** des II. des Patriarchen von **Antiochien**, des Erzbiſchofes von **Casbel**, der Biſchöfe von **Pui**, **Langres** und **Chalon** ihre ſind, deren Gräber auch eingegangen, die Grabſchriften aber abgeſchrieben, auf die außere Wand des Chores gemalet, und im 1686ten Jahre erneuert worden ſind. Man kann noch bemerken, daß die Figur des Prälaten, ſo man auf dem Grabe ſieht, mit der Mütze auf dem Haupte, mit gefalteten Händen, und zu deſſen Füßen eine kleine Figur ein Buch haltend zu ſehen iſt, wohl den **Arnold** anzeigen könnte, um ſo viel mehr, da nach des **Ciaconius** Berichte, der Cardinal **Robert** kein Biſchof geweſen, ſondern nur Cardinalprieſter von dem Titel der heiligen **Pudentiana**. Es würde alſo nichts hindern zu glauben, daß dieſes Denkmaal zu Ehren dieſer zween großen Männer aufgeführet worden, die beyde zu **Ciſteaux** begraben liegen, und, ungeachtet zu verſchiedener Zeit, in einem Grabe vereiniget worden ſind.

Das vierzehnte Grabmaal.

Unten am Grabe des ſel. Arnolds, und unter einem und demſelben Grabe von Kupfer, liegen die Leichname **Niclas Boucherats** des erſten dieſes Namens, Abtes von Ciſteaux, und **Nicolas Boucherats**, ſeines Neffen, ebenfalls Abtes zu Ciſteaux. Auf dem erſten iſt eine große lateiniſche Grabſchrift zu leſen, die auf eine kupferne Tafel gegraben iſt, ſein Wapen enthält, und in die Mauer angemachet iſt; deren aber **Dom Martene** in ſeiner gelehrten Reiſe nicht gedenkt. Dieſe Tafel ward den 2. **May** 1601 von **Edme de la Croix**, ſeinem Nachfolger, an die Stelle der metallenen Bildſäule in Lebensgröße dieſes **Boucherats** des erſten geſetzt, welche in währender Plünderung von 1589 mit allem Metalle ſo in der Kirche geweſen, und mehr als fünf und dreyßig tauſend Pfund gewogen, weggenommen worden war. Von einem Theile dieſes Metalles, ließ der Graf **von Tavannes** zwo Canonen gießen, die noch anjetzt auf dem Schloſſe zu **Dijon** ſind: wie die Acten ausweiſen, die auf Befehl des Marſchalls von **Biron**, davon verfertiget worden, und in den Archiven zu **Ciſteaux** aufbehalten ſind.

Aus dieſer Grabſchrift nun erhellet, daß **Nicolaus Boucherat**, der I. des Namens, aus **Trojes** in **Champagne** gebürtig, ein Mönch in der Abtey zu **Reclüſe**, Doctor der **Sorbonne**, und 1540 General Procurator ſeines Ordens geweſen. Daß er in dieſer Würde der Tridentiniſchen Kirchenverſammlung beygewohnet, allwo er mit großer Herzhaftigkeit und Beredſamkeit, die Vorrechte ſeines Ordens vertheidiget hat, wie er auch in der Folge zu **Rom**, vor dem Pabſte **Pius** dem V. und **Gregor** dem XIII. gethan hat.

Im 1571ten Jahre ward er Abt und General von Ciſteaux. Im 1578ten Jahre, ward er von der Provinz **Burgund**, als einer der beredteſten Männer ſeiner Zeit an König **Heinrichen** den III. abgeordnet, welcher eine Verſammlung der Geiſtlichkeit und des Adels nach **Rouan** beruffen. Hier nun ſollte er dem Könige den unglückſeligen Zuſtand, darinnen **Burgund** ſich damals befand, und die Unmöglichkeit vorſtellen, die ſie fände, die ihr auferlegten Summen aufzubringen. Seine damalige Rede liegt noch von ſeiner eigenen Hand geſchrieben, auf der Bibliothek zu **Ciſteaux**. Zwo Faſten hat er in der Capelle zu **Dijon** geprediget. Als er Abt war, ließ er ſich in der Würde des erſten eingebohrnen Parlamentsraths von **Burgund** für ſich und ſeine Nachfolger beſtätigen, davon die Briefe den 11. Jänner 1578 ausgefertiget ſind. Er ſtarb den 22. März 1586 zwey Jahre nachdem er die Abtey niedergeleget hatte, weil er in ſehr hohem Alter war. Seine Abdankung die mit Genehmhaltung des Königes geſchah, kam dem **Edmus de la Croix** Mönchen zu **Clairvaux** zu gute: der ſein Nachfolger ward, und bey ſeinen Kloſterbeſichtigungen in **Aragonien** und **Catalonien**, zu **Barcelona** ſtarb, und in der Ciſtercienſer-Kirche der Abtey **Popler** begraben worden iſt; allwo man ihm ein prächtig Grabmaal aufgeführet hat.

Nicolaus Boucherat der II. mit dem Zunamen, **der Junge**, und Neffe **Nicolaus Boucherats** des erſten, ward zu **Pont-ſur-Seyne** gebohren, und nahm noch zu ſeines Vätters Lebzeiten das Ordenskleid der Ciſtercienſer an. Er ward Doctor der **Sorbonne**, Abt zu **Vaucelles**, in dem Kirchſprengel von **Cambray** und zuletzt erwählter Abt zu **Ciſteaux**. Er beſuchte alle Klöſter ſeines Ordens, in den Provinzen der **Franchecomte** und **Touraine**, in der Schweiz, in Ober- und Niederdeutſchland, in den Königreichen Böhmen, Pohlen, und Hungarn, in Flandern und den Niederlanden. Er wohnte den allgemeinen Landesverſammlungen des Königreiches, und der **Burgundiſchen** Stände bey. Er ward oftmals von der Geiſtlichkeit an den König **Heinrichen** den IV. und **Ludwigen** den XIII. abgeordnet, und ſtarb zu **Dijon** den 8. May 1625 im drey und ſechszigſten Jahre.

Das

Das funfzehnte Grabmaal.

Nächſt dem Grabe der zween **Boucherats**, ſieht man in ſchwarzem Marmor, des **D. Claudius Vauſſin**, Abtes von **Ciſteaux** ſeines, mit einer lateiniſchen Aufſchrift, deren in der **gelehrten Reiſe** nicht erwähnet wird. Aus dieſer Grabſchrift erſieht man, daß dieſer Abt zweymal von der Geiſtlichkeit, an die **Burgundiſchen** Stände abgeordnet und mit dem Titel eines Staatsrathes beehret worden. Daß er die Klöſter ſeines Ordens in Frankreich, Deutſchland, in den Niederlanden, in Italien und Spanien beſuchet; daß er zwo Reiſen nach **Rom**, in ſeinen Ordensgeſchäfften gethan, und den 1. des Hornungs 1670 im drey und ſechszigſten Jahre ſeines Alters geſtorben iſt.

Das ſechszehnte Grabmaal.

Sieben Herzoge und Herzoginnen von Burgund.

In der Sacriſtey dieſer Kirche, ſind noch ſieben Herzoge und Herzoginnen von **Burgund**, Prinzen und Prinzeſſinnen dieſes Geblütes, begraben. Hier iſt die Grabſchrift, ſo wie ſie oben auf geleſen wird:

Cy-devant le grand Autel, entre les places des Diacres & Sous-Diacres, gizent très illuſtres Princes & Ducs de Bourgogne ODO III. de ce nom, lequel déceda l'an 1218. PHILIPPE FILS d'ODO IV. Duc de Bourgogne, qui mourut avant ſon Pere en l'an 1346 & PHILIPPE fils dudit PHILIPPE, qui trepaſſa à Rouvre en l'age de 15 ans l'an 1361, auquel la ligne Roiale maſculine du grand Roy HVGVES CAPET fut interrompue en cette haute maiſon de Bourgogne.

D. i. Hier vor dem hohen Altare, zwiſchen den Plätzen der Diaconen und Unterdiaconen, liegen die durchlauchtigſten Herzoge und Prinzen von Burgund, Odo der III des Namens, welcher im 1218ten Jahre geſtorben iſt. Philipp, ein Sohn Odons des IV. Herzogs von Burgund, welcher vor ſeinem Vater, im 1346ten Jahre geſtorben iſt; und Philipp, ein Sohn beſagten Philipps, welcher zu Rouvre, in ſeinem funfzehnten Jahre, 1361 verſtorben iſt, in welchem die Königliche männliche Linie des großen Königes Hugo Capets, in dieſem hohen Burgundiſchen Hauſe, unterbrochen worden.

Ferner lieſt man folgendes:

Voicy les noms des femmes & filles deſdits Ducs. ALIX DE VERGY, femme de ODO III, qui déceda à Lyon l'an 1218, laquelle mourut le 3. May 1251; ALIX DE BOVRGOGNE leur fille, qui mourut l'an 1266 ſans avoir èté mariée. YOLAND DE DREVX, premiere femme de HVGVES IV. fils dudit EVDES, ou ODO III. Duc de Bourgogne, qui mourut l'an 1272 & eſt inhumé au meme lieu, avec la dite YOLAND ſon epouſe, morte avant lui l'an 1255.

D. i. Dieß ſind die Namen der Frauen und Töchter beſagter Herzoge. Alix von Vergy, Odons des III. Gemahlinn, welcher im 1218. Jahre zu Lyon verſtarb, und welche den 3. May 1251 erblichen iſt. Alix von Burgund, ihre Tochter, welche 1266 unvermählt geſtorben iſt. Yolanda von Dreux, erſte Gemahlinn Hugs des IV. eines Sohnes des Eudes, oder Odo des III. Herzoges von Burgund, welcher 1272 geſtorben, und an einem Orte mit dieſer ſeiner Gemahlinn Yolanda, die 1255 vor ihm geſtorben iſt, begraben liegt.

Die Namen dieſer Prinzeſſinnen, die hier in einem Grabe beyſammen liegen, und davon Herr von Mautour die Beweiſe aus den alten Urkunden der Abtey gezogen hat, haben ihn veranlaſſet, viele hiſtoriſche Unterſuchungen über dieſer Sache, anzuſtellen.

Eudes der III.

Eudes, oder **Odo** der III. war der älteſte Sohn **Hugo** des III. und der **Alix** von **Lothringen**. Anfänglich heirathete er die **Mahault** von Portugall, Königs **Alphonſus** von Portugall Tochter, und Wittwe **Philipps** von **Elſas**, Grafen von **Flandern**, welcher im gelobten Lande bey der Belagerung von **Acre** geblieben war. Allein dieſe Heirath ward wegen der nahen Blutsfreundſchaft, wieder getrennet: denn **Mahault** war **Heinrichs** von **Burgund**, erſten Königes von **Portugall**, Enkelinn.

Hierauf heirathete **Eudes**, die **Alix** von **Vergy**. Er bekriegte die **Albienſer** auf Fürbitte des ſel. **Arnolds**, Abtes von **Ciſteaux**: und in dieſem Feldzuge, welcher in das 1209te Jahr fällt, ſchlug er ſo großmüthig die Herrſchaft über die Städte **Carcaſſonne** und **Beziers** ab, die die Prinzen und Freyherren vom Kreuzorden ihm angetragen hatten; und trug vielmehr dazu bey, daß man ſie dem **Simon**, Grafen von **Montfort**, ertheilete. Herr **von Mautour** hat in einer alten Urkunde bey der Rechnungskammer, die Eide der Treue, Huldigungen, Abtretung, Uebertragung und andere Handlungen gefunden, die damals von den Vaſalen, Biſchöfen, Herren und Einwohnern der Städte und Schlöſſer, in der Provinz **Languedoc**, dem Grafen **Simon von Montfort** zu gute, geſchehen ſind.

Im 1213ten Jahre, that **Eudes** noch einen Feldzug wider die **Albigenſer**: worauf er dem Könige **Philipp Auguſt**, wider Kaiſer **Otto** den IV. zu Hülfe gieng, und ſich in der Schlacht bey **Bovines** ungemein hervorthat; allwo er den Vortrab des franzöſiſchen Kriegsheeres anführete.

Im 1218ten Jahre reiſete er mit einem Heere von fünf und zwanzig tauſend Mann Kreuzbrüdern ab, um die Chriſten im gelobten Lande zu verſtärken: da er aber nach **Lyon** kam, ward er krank, und ſtarb den 6. Julii eben deſſelben Jahres.

Dieſer Prinz hatte von der **Alix de Vergy**, ſeiner Gemahlinn, vier Kinder, nämlich **Hugo** den IV. der ihm im Herzogthume folgete; **Johannen von Burgund**, welche **Raoul** den II. Grafen von **Eu** heirathete, ohne Kinder ſtarb, und in der Kirche der Abtey **Foucarmont** begraben ward; die **Beatrix von Burgund**, welche einen **Humbert**, Herrn von **Thoire** und **Villars** zum Gemahle hatte, und zu **Ciſteaux** begraben liegt; und **Alixen**, welche im 1266. Jahre unvermählet ſtarb, deren die **Sammarthaner** gedenken, und die im Chore dieſer Kirche begraben liegt.

Was die Herzoginn **Alix von Vergy** betrifft, die eine von den größten Wohlthäterinnen von **Ciſteaux** geweſen iſt, ſo hat ſie drey und dreyßig Jahre im Wittwenſtande gelebet, und mit Einwilligung des Herzogs **Hugo** des IV. ihres Sohnes, zu **Dijon** das Kloſter der Predigerbrüder geſtiftet, auch vielen Klöſtern Gutes gethan. Sie ſtarb den 3. **May** 1251 im zwey und ſiebenzigſten Jahre, und ward zu **Ciſteaux**, neben dem Herzoge ihrem Gemahl, begraben.

Hugo der IV.

Hugo der IV. einziger Sohn **Eudes** des III. folgete ihm im Herzogthume **Burgund**, in ſeinem ſechſten Jahre, da er noch unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter ſtand. Im 1229ten Jahre, heirathete er **Rolanden von Dreux**, **Roberts** des III. Grafen von **Dreux** und **Leonoren von St. Valery**, Tochter. Im 1230. Jahre war er bey der Verſammlung des Adels zugegen, die der heil. **Ludwig** nach **Melün** beruffen laſſen, allwo **Hugo** ſchwur, daß er in ſeinen Staaten, das wider die Juden ergangene Edict halten, und halten laſſen wollte.

Im 1237ten Jahre erhielt er vom **Johann** Grafen von **Chalon** und **Burgund** die Hälfte der Grafſchaft **Chalon-Sûr-Saone** mit ihren Abhänglichkeiten; indem die andere Hälfte im 1098ten Jahre, von **Gottfrieden von Donzy**, an **Gautiern**, Biſchofen von **Chalon**, verkaufet worden. Er überkam auch noch viel andere Herrſchaften. Hierauf huldigte er dem **h. Ludwig**, von wegen der Grafſchaften und Caſtelaneyen von **Charolles** und dem Berge **Sainct Vincent**, die damals einen Theil der Grafſchaft **Chalon** ausmachten; ja, nach des **Joinville** Zeugniſſe, ward er ein Kreuzritter, um den **h. Ludwig** ins gelobte Land zu begleiten.

Die Herzoginn **Yolanda von Dreux** ſtarb im 1236ten Jahre. Zwey Jahre nach ihrem Tode, heirathete **Hugo** die **Beatrix** von **Champagne**, eine Tochter **Thibauds** des 6ten Grafen von **Champagne** und **Brie**, Königs von **Navarra**, und **Marien von Bourbon**. Dieſe **Beatrix** brachte ihm zum Brautſchatze zweymal hundert tauſend Pfund und die Caſtelaney **Lisle** unter **Montreal**, zu. Der Herzog ihr Gemahl, ſetzte ihr zum Wittwengehalte, vierzehn tauſend Pfunde, von der Stadt **Chatillon-ſûr-Seyne** zu ziehen, aus. Von dieſer zweyten Gemahlinn hatte er, einen Sohn und vier Töchter. Endlich im 1272. Jahre ſtarb er, ſechszig Jahre alt: und ſein Körper ward neben ſeiner erſten Gemahlinn **Yolanda**, begraben.

Von dieſer **Yolanda**, hatte er den **Eudes** und **Johann von Burgund** gehabt, die die zwo Schweſtern, **Mathildis** oder **Mahault**, und **Agnes** von **Bourbon**, die einzigen Töchter und Erbinnen **Archambauds**, letzten Herrn von **Bourbon** heiratheten; und dann einen dritten Sohn, **Robert** den II. Herzog von **Burgund**.

Eudes von Burgund, Graf von **Nevers**, hatte von der **Mathildis** ſeiner Gemahlinn, vier Töchter. Sie ſtarb 1262 und ward in der **St. Georgencapelle** zu **Ciſteaux** begraben.

Von dieſen vier Töchtern, war die erſte **Yolanda von Burgund**, welche **Roberten** den III. Grafen von **Flandern** heirathete, und in der Barfüßerkirche zu **Nevers** begraben liegt. Die andere war **Magaretha von Burgund**, zweyte Gemahlinn **Karls** von Frankreich, Grafen von **Anjou**, Königs von **Jeruſalem** und **Sicilien**, Bruders König **Ludwigs des heiligen**. Sie ſtarb im 1308. Jahre, im Geruche der Heiligkeit, und ward im Hoſpital zu **Tonnerre** begraben, welches ſie geſtiftet hatte. Die dritte war **Alix**, Gemahlinn **Johanns von Chalon** Herrn von **Salins** und **Rochefort**, welche mit ihrem Gemahle in der **St. Georgencapelle** zu **Ciſteaux** begraben liegt. Die vierte und letzte war **Johanna von Burgund**, welche unvermählet geſtorben, und zu Ciſteaux in eben dieſer Capelle begraben iſt. Als **Eudes**, ihr Vater, die Reiſe ins gelobte Land unternommen hatte, ſtarb er daſelbſt im 1268ten Jahre, wie **St. Stephans** von **Dijon** Nekrologium ausweiſt. **Johann von Burgund**, ſein Bruder, zweyter Sohn **Hugo** des IV. ſtarb zu Anfange eben dieſes 1268ten Jahres, und ward zu Ciſteaux begraben.

Wenn Herr von **Mautour** von der **St. Georgencapelle** zu Ciſteaux, außer der Kirche, und hinter dem Chore, redet, ſo bemerket er, daß dieſe Capelle, darinnen es verſchiedene Denkmäler von Prinzen und Prinzeßinnen aus dem **Burgundiſchen** Hauſe gegeben, im 1589ten Jahre von den Kriegsheeren des Grafen von **Tavannes**, eines Bruders des Vicomten von **Tavannes**, der damals im Namen des Herzogs von **Mayenne**, Statthalter zu **Dijon** war, gänzlich verheeret worden: ſo daß kein einziges Denckmaal dieſer Capelle mehr vorhanden iſt, und daß man die Gräber darinnen, nicht anders, als aus dem Archive zu Ciſteaux, oder aus denen Geſchichtſchreibern anzeigen kann, die er ſorgfältig zu rathe gezogen.

Um nun auch auf die andern Kinder zu kommen, welche **Hugo** der IV. Herzog von **Burgund**, von **Rolanden von Dreux**, ſeiner erſten Gemahlinn, gehabt hat: ſo war der dritte ſeiner Söhne, **Robert** der II. Herzog von **Burgund**.

Von den zwo andern Töchtern, war die eine **Alix**, welche mit **Heinrich** dem III, Herzoge von **Brabant**, vermählet, und zu **Löwen** in der Kirche der Predigerbrüder, die ſie und ihr Gemahl hatten erbauen laſſen, begraben worden. Dieſe Prinzeßinn hatte dieſen Orden geliebet und beſchützet, und dieß veranlaſſete den **heil. Thomas** von **Aquin**, ihr ſein Buch **von der Regierung der Fürſten** zuzueignen.

Die zweyte Tochter hieß **Margaretha** von **Burgund**. Sie hatte zur erſten Ehe **Wilhelmen** den III, Herrn von **Mont Saint-Jean**; zur andern aber, **Guido** den IV. Vicomte von **Limoges**. Sie ſtarb 1263.

Eben dieſer Herzog **Hugo** der IV. hatte von der **Beatrix** von **Champagne**, ſeiner zweyten Gemahlinn, fünf Kinder, einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn war **Hugo** von **Burgund**, welcher von ſeiner Gemahlinn **Margaretha**, eine Tochter Namens **Beatrix** hatte, die im 1291ten Jahre ſtarb, und alle drey Leichen liegen zu **Ciſteaux** begraben.

Die vier Töchter waren, erſtlich eine andere **Beatrix** von **Burgund**, welche den **Hugo** von **Luſignan**, genannt **der braune**, Grafen **de la Marche** und **Angouleſme** heirathete. Sie ſtarb zu **Cognac** im 1298ten Jahre und hatte ihr Begräbniß bey den Barfüßern zu **Angouleſme**. Die zweyte Tochter war **Iſabella**, Gemahlinn **Peters** von

Chambly, Herrn von Neaufles. Sie ſtarb 1323 und ward in der Auguſtinerkirche zu **Paris** begraben. Die dritte war, nach dem Tillet, **Margaretha**, Gemahlinn **Johanns von Chalon**, eines Sohns **Wilhelms** Grafen von **Burgund** und **Chalon**. Von ihnen ſtammen die Herren von Arlay in der Grafſchaft **Burgund** ab. **Margaretha** that der Abtey zu **Ciſteaux** ſehr viel gutes, allwo ſie auch mit ihrer Tochter, **Iſabella**, die unvermählet geſtorben iſt, begraben liegt. Die vierte endlich, war **Johanna von Burgund**, welche jung ſtarb, und in der Herzogscapelle zu **Ciſteaux** begraben liegt.

Robertus der II.

Robertus der II. ein Sohn eben dieſes **Hugo** des IV. folgte demſelben in allen ſeinen Staaten, im 1272ten Jahre.

Er hatte noch bey Lebzeiten ſeines Vaters die **Agnes** von **Frankreich**, fünfte Tochter König **Ludwigs** des **heil.** geheirathet, und zehn Kinder mit ihr erzeugt. Er ſtarb den 9. Oct. 1309. Die Herzoginn ſeine Wittwe überlebete ihn achtzehn Jahre, und ward neben ihm zu **Ciſteaux** in der Herzogscapelle begraben.

Das erſte von ihren Kindern war, **Johann von Burgund**, welcher im 1276ten Jahre, drey und zwanzig Jahre alt, verſtarb. Seine Gemahlinn, **Alix von Burgund**, eine Tochter und einzige Erbinn **Ottons**, Grafen von **Burgund**, ſtarb vor ihrem Gemahle, an einer unzeitigen Geburt. Beyde liegen zu **Ciſteaux** begraben.

Der andere Sohn war **Hugo** der V, welcher die Burgundiſchen Staaten ererbete. Der dritte war **Eudes** der IV, der ſeines Bruders Nachfolger ward, und den Stamm fortſetzte. Der vierte war **Ludwig von Burgund**, welcher eine **Mahault von Hennegau**, einzige Tochter des **Florens** von **Hennegau**, und **Iſabellen** von **Ville-Hardouin** heirathete. Sie ſtarben ohne Kinder, und wurden zu **Ciſteaux** begraben. Der fünfte war **Robert von Burgund**, Graf von **Tonnetre**, deſſen wir bereits gedacht haben. Die ſechſte war **Blanca von Burgund**, welche **Eduarden**, Grafen von **Savoyen** heirathete. Beyde liegen in der Barfüßerkirche zu **Dijon** begraben. Die ſiebente war, **Margaretha von Burgund**, erſte Gemahlinn **Ludwigs Hütin**, nachmaligen Königes von Frankreich, welche, nachdem ſie zu **Chateaugaillard** auf der **Seyne** in der **Normandie**, eingeſperret werden, daſelbſt 1313 ſtarb, und in der Franciſcanerkirche zu **Vernon** begraben liegt. Die achte war **Johanna von Burgund**, an **Philippen von Valois**, nachmaligen König von Frankreich, vermählet. Sie ſtarb im Geruche der Heiligkeit, im 1348ten Jahre. Ihr Körper ward nach **St. Denys** in Frankreich, und ihr Herz nach **Ciſteaux** gebracht, allwo es neben die Leiche ihres Vaters, Herzog **Roberts**, geſtellet worden. Die neunte war **Maria**, welche **Eduarden** den I, Grafen von **Bar**, heirathete. Die zehnte und letzte war, **Alix von Burgund**, vermählt an den **Johann von Burgund**, Herrn von **Montagû** in der Grafſchaft **Burgund**, und mit ihr zu **Ciſteaux** begraben.

Hugo der V.

Hugo der V, **Roberts** zweyter Sohn, war ſein Nachfolger im Herzogthume **Burgund**, und im Königreiche **Theſſalonich**, welches er erworben hatte. Gleichwohl trat er ſeine Anſprüche darauf, ſeinem nächſtgebohrnen Bruder, **Ludwig von Burgund**, in Anſehung ſeiner Heirath mit der **Mahault von Hennegau**, Prinzeſſinn von **Achaja** und **Morea**, ab. Die Tractate darüber wurden in Beyſeyn Pabſt **Clemens** des V, und König **Philipps des ſchönen**, zu **Poitiers** im 1312ten Jahre aufgeſetzt.

Hugo war zweymal verlobet; einmal mit **Katharinen** von **Valois**, Tochter **Karls** von Frankreich, Grafen von **Valois**: welches aber nicht vor ſich gieng. Das anderemal mit **Johannen** von Frankreich, älteſter Tochter König **Philipps** des **Langen**, damaligen Grafen von **Poitiers**: allein er ſtarb vor der Vollziehung dieſer Heirath, und ward im 1315ten Jahre zu **Ciſteaux**, in der Capelle der Herzoge ſeiner Vorfahren begraben.

Eudes der IV.

Eudes der IV, dritter Sohn Herzog **Roberts** des II, folgte ſeinem Bruder **Hugo** dem V in der Regierung. Er heirathete 1318, mit Erlaſſung des Pabſtes, eben dieſelbe Prinzeßinn **Johanna** von Frankreich: welche ihm zum Brautſchatze die Grafſchaften **Burgund** und **Artois**, und die Herrſchaft **Salins** zubrachte. Zwey Jahre darauf, kaufte **Eudes**, dem **Ludwig**, Grafen von **Clermont**, Herrn von **Bourbon**, das Recht ab, welches er auf das Königreich **Theſſalonich**, auf das Fürſtenthum **Achaja** und auf **Morea** hatte; welche er aus der Erbſchaft ſeines Bruders, **Ludwigs** von **Burgund** beſaß. Er ſtiftete und bauete die Carthauſe zu **Beaune**. Er half mit ſeinen Heeren und in eigener Perſon, **Philippen** von **Valois** ſeinem Schwager, in faſt allen Kriegen; und ſtarb 1349, wie ſeine Grabſchrift ausweiſt:

L'an mil trois cent neuf & quarante,
De la mort accomplit la rente.

Er hatte in ſeinem Teſtamente befohlen, daß ſein Körper zu **Ciſteaux** in der **St. Georgencapelle** begraben, ſein Herz aber in der Carthauſe zu **Beaune**, und ſein Eingeweid in der **h. Capelle** zu **Dijon** beygeſetzt werden ſollten, ſo auch geſchehen iſt.

Er hatte von ſeiner Gemahlinn, **Johannen von Frankreich**, zwey Kinder, nämlich **Philippen** und **Johann von Burgund**. **Johann** ſtarb in der Kindheit, und ward zu **Ciſteaux** begraben. **Philipp** heirathete im 1338ſten Jahre, **Johannen von Boulogne**, Tochter und Erbinn **Wilhelms** des III. Grafen von **Boulogne**, und **Auvergne**, und **Margarethen** von **Evreux**. Mit dieſer zeugete er einen Sohn und zwo Töchter, und ſtarb 1346 den 22 **September**, an einem Falle vom Pferde, bey der Belagerung von **Aiguillon**. Er ward mitten im Chore der Kirche zu Ciſteaux begraben.

Johanna von Frankreich, Gemahlinn **Eudes** des IV, ſtarb 1346 und ward zu **Ciſteaux** in der Herzogscapelle begraben.

Philipp von Rouvre.

Die drey Kinder, welche **Philipp** von **Burgund**, älteſter Sohn **Eudes** des IV, von **Johannen** von **Boulogne**, ſeiner Gemahlinn hatte, waren **Philipp** mit dem Zunamen **von Rouvre**, welcher der letzte von den Herzogen von **Burgund**, erſten Stammes, war. Er hatte ſeinen Vater ſehr frühzeitig verloren, und er war nur drey Jahre und wenige Monate alt, als ſein Großvater, **Eudes** der IV, ebenfalls ſtarb. Dieſer **Philipp** ward durch Vermählungen und Erbſchaften ſehr mächtig, denn ſeine Großmutter, die Herzoginn **Johanna** von Frankreich, hatte ihm die Grafſchaft **Burgund** und **Artois** gelaſſen, und er hatte von ſeiner Mutter, **Johanna** von **Boulogne**, die Grafſchaften **Auvergne** und **Boulogne**, ererbet. Dieſe Staaten, mit dem Herzogthume **Burgund** und andern Herrſchaften zuſammen genommen, machten ihn zu einem der reichſten Prinzen in Europa. Die Vermählung dieſes jungen Prinzen, war auf den 12 **März**, 1356, mit **Margarethen** von **Flandern**, Erbinn der

Grafſchaften, **Flandern**, **Nevers** und **Rhetel**, feſtgeſetzet worden; allein ſie hatte noch nicht vollzogen werden können: und dieſer Prinz war erſt in ſeinem funfzehnten Jahre, als ihn der Tod 1361 auf dem Schloſſe **Rouvre**, worauf er gebohren war, dahin riß. Die männliche Linie der Herzoge von **Burgund**, erſten Stammes, endigte ſich mit ihm, und er ward zu **Ciſteaux**, als dem gewöhnlichen Begräbnißorte ſeines Hauſes, begraben. **Philipp von Rouvre**, letzter Herzog von **Burgund**, hatte zwo Schweſtern, **Johannen** und **Margarethen** von **Burgund**, die beyde jung und unvermählet geſtorben ſind. Die **Johanna** war an den **Amadeus** den VI, Grafen von **Savoyen** verlobet geweſen. Beyde ſind zu **Ciſteaux** begraben, allwo man auch noch ſechszig Herzoge und Herzoginnen, Prinzen und Prinzeßinnen von **Burgund** findet.

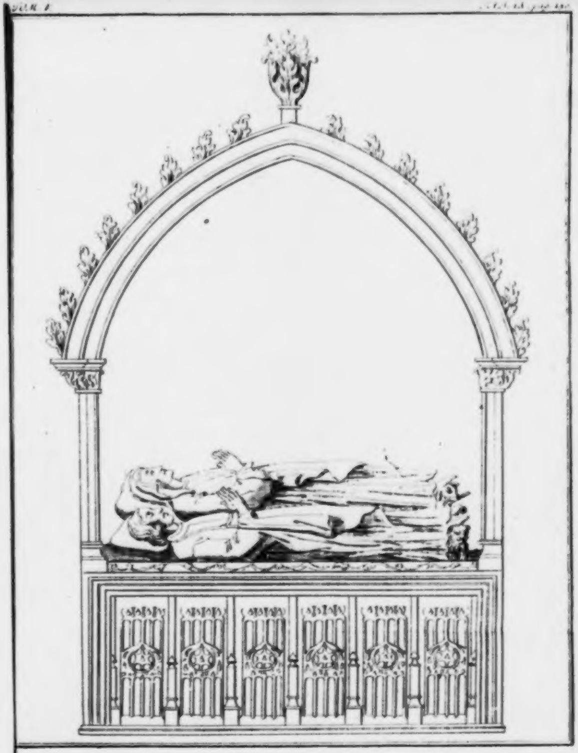
Das ſiebenzehnte Grabmaal (*).

Philipp von Vienne.

Das ſiebenzehnte Grab, welches Herr **von Mautour** beſchreibt, iſt in der Capelle aller Heiligen. Es iſt etwa drey Schuh von der Erde erhaben, und gehört **Philippen von Vienne**, Herren von **Pagney**, und **Johannen** ſeiner Gemahlinn, einer Tochter des Grafen von **Geneve**, beyde mit dem Hauſe von **Vergy** verſchwägert. Sie ſind in Stein ausgehauen auf dem Grabe liegend vorgeſtellet, auf deſſen Geſimſe man dieſe Grabſchrift lieſt:

HIC IACENT DOMINVS PHILIP-
PVS DE VIENNA DOMINVS DE PA-
GNEY, ET DOMINA IOHANNA VX-
OR EIVS, FILIA COMITIS GEBEN-
NENSIS. REQVIESCANT IN PACE.
AMEN.

(*) Man ſehe die IX Kupfertafel.



Dieſer **Philipp von Vienne**, ſchenkte der Abtey **Ciſteaux** die Dorfſchaften **Changey**, **Maiſon-Dieu** und **Fauxbourg de Laone**. Er ſtarb im 1303ten Jahre. Das Haus von Vienne, ſo noch jetzt beſteht, iſt eines der älteſten und berühmteſten in **Burgund**. Es nimmt ſeinen Urſprung von einem jüngern Bruder der Grafen von **Burgund**, deſſen in **Ludwig Gollüts** Commentarien gedacht wird.

Das achtzehnte Begräbniß.

Der Abt St. Stephan.

Das achtzehnte Grab ſchließt den Körper des **heiligen Stephans**, dritten Abtes zu **Ciſteaux** in ſich, welcher im 1134ten Jahre geſtorben iſt, wie auch vieler andern Aebte ihre, welche nach der Einſegnung der Kirche, die im 1193ten Jahre, von **Roberten**, Biſchofen zu **Chalon** geſchehen, an dieſen Ort gebracht worden ſind. Man hat daſelbſt einen **U. L. F.** als Ordenspatroninn geweihten Altar aufgerichtet. Dieſes Grabmaal ſieht man, wenn man aus der Kirche und in das Kloſter hinunter gehen will. Man lieſt auf einer an die Wand gehefteten Tafel, die Namen dieſer Aebte, deren ein jeder mit einer Ziffer bemerket iſt.

BEATI ac venerabiles Patres Abbates Monaſterii & Ordinis Ciſtercienſis fundatores & ampliatores hic ſimul ſunt. Die Namen ſtehen in den **gelehrten Reiſen**, und lehren weiter nichts.

Das neunzehnte Begräbniß (*).

Der ſel. Alain.

Anjetzt kommen wir zu dem Grabmaale des ſel. **Alanus**, Layenbruders der Carthauſe **Ciſteaux**, mit dem Zunamen der **der allgemeine Lehrer.** Dieſes Grabmaal ſteht im Kloſter, neben beyden vorhergehenden. **Alanus** war in der hebräiſchen, griechiſchen und lateiniſchen Sprache ſehr gelehrt. Er lebte mit dem **h. Thomas**, dem **Bonaventura**, **Albrecht** dem **Großen**, und andern berühmten Lehrern, denen er es in der Gelehrſamkeit gleich that, zu gleicher Zeit. Er war ein vortrefflicher Dichter, einer der geſchickteſten Ausleger der h. Schrift, ein großer Prediger, ein feiner Philoſoph, ein tiefſinniger Gottesgelehrter, und ein Vertheidiger des Glaubens wider die Ketzer. Er ward zu **Ryſſel** in Flandern gebohren, und begab ſich unter der bloßen Kleidung eines Layen, nach **Ciſteaux**, allwo er im 1294 Jahre, hundert und ſechzehn Jahre alt, zu Zeiten **Roberts** des II, Abtes von **Ciſteaux** und Cardinales ſtarb.

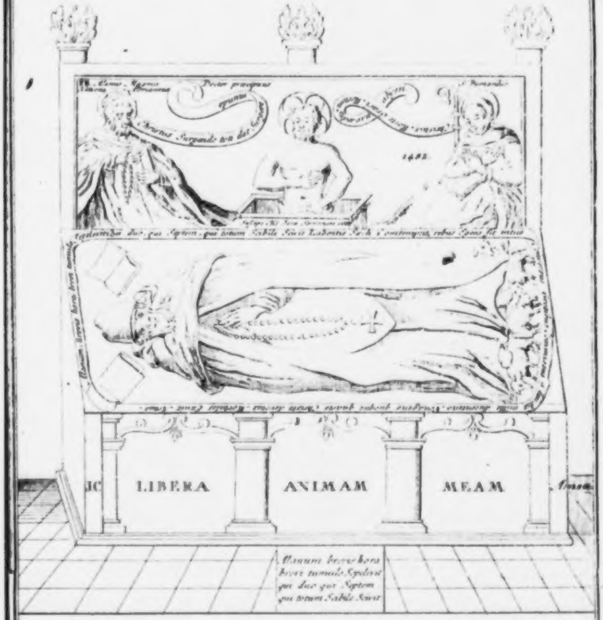
Die alte lateiniſche Grabſchrift des **Alanus**, iſt diejenige, die man in gothiſcher Schrift, unten an dem Grabe, auf einem Steine, von ungefähr zween Schuhen ins Gevierte lieſt, und worauf dieſe zween Verſe ſtehen:

> Alanum brevis hora, brevi tumulo ſepelivit:
> Qui duo, qui ſeptem, qui totum ſcibile ſcivit.

Alles übrige, ſo man in des **Martene** gelehrter Reiſe, nebſt noch vielen andern Stellen und Aufſchriften mit halb erhabenen Figuren begleitet, antrifft, iſt im 1482ſten Jahre, von **Dom Johann de Cirey**, Abte von **Ciſteaux** hinzugefüget worden: welcher dieſes Denkmaal, ſo wie es heute zu Tage zu ſehen iſt, aufbauen laſſen.

(*) Man ſehe die X Kupfertafel.

Fig. 9


S. Bernardus
1482
LIBERA
ANIMAM
MEAM

Alanus wird in ſelbigem auf ſeinem Grabe, in der Kleidung eines Layenbruders, vorgeſtellet, in der Hand eieinen großen Roſenkranz haltend, und Schafe zu ſeinen Füßen habend, wie in der großen neuen Grabſchrift angedeutet wird:

Intus converſus gregibus commiſſus alendis.

Der **P. Martene** hat noch eine andere franzöſiſche Grabſchrift vom **Alanus** angeführet, die nicht mehr vorhanden iſt: weil man im 1712ten Jahre, als man dieſes Kloſter ausweißen laſſen, dieſelbe übertünchet hat.

Dieß ſind nun die merkwürdigſten Denkmäler und Gräber der Abtey **Ciſteaux**. Uebrigens ſieht man daſelbſt noch eine große Menge Gräber die mit der Erde gleich hoch, und Grabſchriften, die in andere Capellen dieſer Kirche, in das Capitel und Kloſter verſetzet worden. Sie handeln von Aebten, Priorn des Ordens, und ſelbſt von vielen Layen. Herr von **Mautour** begnüget ſich mit deren bloßer Anzeige, und ſchließt ſeine Beſchreibungen, mit der Nachricht vieler, in die friſche Wand der Capelle, rechter Hand, unter dem Portale der Kirche, gemalten Bildniſſe.

Oben über dem Altare, iſt der Herzog **Eudes**, als Stifter von Ciſteaux vorgeſtellet: der die Herzoginn **Mahault**, ſeine Gemahlinn, **Hugo** den II. ihrer beyder Sohn, und **Eudes** den III. ihren Enkel, in ihren herzoglichen Kleidungen, zu ſeinen Seiten hat. Unten lieſt man dieſe Schrift:

Odoni, Mathildi, dulciſſimæ & ſvaviſſimæ conjugi, Hugoni & Odoni amantiſſimis filio & nepoti, inclytis Burgundiæ Ducibus; quorum pietate & largitate Monaſterium Ciſtercii fundatum fuit & erectum.

An der Epiſtelſeite ſieht man den **h. Robert**, erſten Abt des Ordens, in ſchwarzer Kleidung, und drey andere Aebte in weißen Kleidern: welche **Alberich**, der zweyte

Abt, **Stephan**, ein Engländer von Geburt, dritter Abt, und **St. Bernhard**, erſter Abt zu **Clairvaux** ſind.

Oben über dem Schwibbogen, welcher die Leiber der oberwähnten drey Herzoge in ſich ſchließt, ſieht man nach einander fünf Aebte von **Ciſteaux** nach dem Leben und knieend gemalet; einen jeden mit einer lateiniſchen Aufſchrift, die ihren Namen, ihre Würde und die Zeit ihres Todes, anzeiget: nämlich des **Johann Baptiſta Loyſier**, welcher 1540 erwählet, und 1559 geſtorben iſt; des **Ludwig von Baiſſey**, welcher 1560 erwählet, und nach der Rückkehre vom tridentiniſchen Concilio 1564 geſtorben iſt; des **Hieronymus de la Souchiere**, welcher in eben dem Jahre erwählet, nach dem Cardinal geworden, und zu **Rom** 1571 geſtorben iſt; des **Nicolaus Boucherat**, welcher in demſelben Jahre erwählet worden, und **Edmunden de la Croix**, ſeinen Nachfolger.

Ritter vom St. Michaelsorden.

Die letzte Anmerkung des Herrn **von Mautour** iſt dieſe, daß man in dem Chore der Kirche, und oben über dem Gitter, ehemals noch die Wapen und Schilde der Ritter des **St. Michaelordens** geſehen: welche von **Franciſcus** dem I geſchlagen worden, der im **Junio**, des 1521. Jahres, eine große Anzahl derſelben in dieſer Kirche zu Rittern gemacht; dahin er ſich zu dem Ende, mit ſeiner Mutter, **Luiſen** von Savoyen erhoben. Die Schilde zur Seite des Abtes, rechter Hand, waren des Königes, des Dauphins, **Franciſcus** ſeines älteſten Sohnes, von funfzehn Jahren, welcher im neunzehnten Jahre geſtorben; des Königes von **Navarra**, **Heinrich Albrechts** des II. welcher **Margarethen** von **Valois**, eine Schweſter **Franciſcus** des I. geheirathet hatte; des Prinzen **Friedrichs** von Dännemark, welcher nachdem König geworden; des **Claudius** von **Lothringen**, Herzogs von **Guiſe**, ein Sohn **Renatus** des II. Herzogs von **Lothringen**, ferner **Roberts de la Mark**, Grafen von der **Mark**, Herrn und Prinzen von **Sedan**; **Claudius Gouffiers** Grafen von **Caravas**, welcher nachmals Herzog von **Roannez** und Oberſtallmeiſter von Frankreich geworden iſt; **Karls Chabot** Herrn von **Jarnac**, **Jacobs Chabot** und **Margarethen** von **Luxenburg** Sohn, ihre Schilde.

An der Seite des Priors, zur linken Hand, waren die Schilde Kaiſer **Karls** des V. **Heinrichs** des VIII. Königes von England; **Claudius Annebault**, Admirals von Frankreich, **Franciſcus** von Lothringen, Grafen von **Aumale**, **Ludwigs** von **Beuil**, Grafen von **Sancerre**, welcher nachmals 1533 Oberſchenk von Frankreich geworden; **Johann Albons** Grafen von **St. Andre**, welcher nachmals Statthalter im **Lyonneſiſchen** geworden, und des Marſchalls von **St.** Andre Vater geweſen iſt; **Nicolaus** von **Boſſut**, Herrn von **Longueval**; **Guido** von **Maugiron** Herrn von **Dampierre**, Statthalters im Delphinate; und endlich der Schild der Abtey **Ciſteaux**, welcher mit franzöſiſchen Lilien durchſäet, und im Herzſchilde den alten **Burgundiſchen** Schild, mit goldnen Balken im blauen Felde und rothen Rändern führet.

XXVI.

Herrn Lancelots Erklärung eines ſonderbaren Calenders (*).

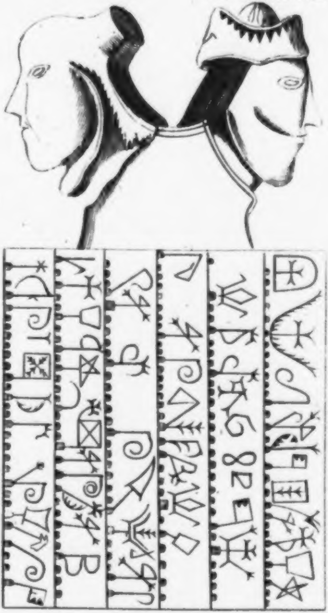
1732.

Bey Einreißung eines derer Giebel des Schloſſes Coedic in **Bretagne**, fanden die Arbeiter ſo mit dem Abbrechen beſchäfftiget waren, in einem gemauerten Vierecke, welches recht dazu verfertiget zu ſeyn ſchien, die Stücke eines irrdenen Topfes, und ein Stückchen Holz ungefähr fünf und einen halben Zoll lang, und drey Zolle breit, ſechs Linien aber dick. Auf beyden Seiten war daſſelbe mit ſo ſeltſamen Puncten, Characteren und Figuren bemalet, daß alle diejenigen, denen man es zeigete, trotz der frommen Aufſchrift die rund herum ſteht, dafür hielten: daß es entweder eine zum Nativitätſtellen, oder Weißagen, dienliche Tafel ſey. Andere hielten es für einen **Talismann**; andere endlich für eine Art eines teufeliſchen Zauberbrettes, zum Beſchwören, Verhexen, und andern Zauberkünſten gehörig: daher ſie denn alle dafür hielten, man könne es nicht ſchleunig genug ins Feuer werfen.

Der Herr des Ortes, welcher der närriſchen Mährchen die er erzählen hörete, überdrüßiger war, als der Scrupel und abergläubiſchen Begriffe, ſo man in ihm erwecken wollte, entſchloß ſich, ſeinem guten Freunde, dem Herrn de la **Curne de St. Palaye**, unſerm Mitgliede, dieſes Stückchen Holz zu ſchicken. Wir haben es ſeiner Seltſamkeit wegen, in Kupfer ſtechen laſſen: und wenn dieſer Stich plump zu ſeyn ſcheint, ſo kömmt es daher, daß er dem Originale vollkommen ähnlich ſieht.

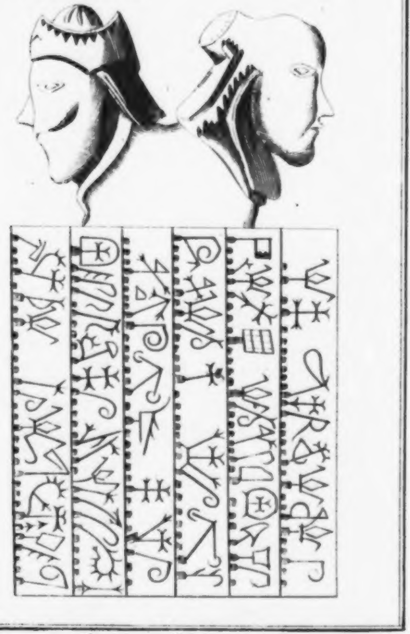
(*) Man ſehe die XI. Kupfertafel.

EIN ALTER HÖLZERN



TAB. XI. pag. 256.

ER CALENDER.



Bey dem erſten Anblicke, merkten viele Mitglieder unſerer Akademie, daß dieſes Stück, welches ſo viel Lärmen gemacht, und die Frömmigkeit ſo vieler Perſonen in Unruhe geſetzet hatte, ein bloßer Calender wäre, den irgend ein neugieriger oder müſſiger Mönch, beſonders erfunden hätte. Herr **Lancelot** nahm es über ſich, eine ausführliche Beſchreibung davon zu machen, ſowohl um die Ungeduld des Beſitzers zu ſtillen; als je länger je mehr die Vorurtheile des Pöbels über Sachen zu tilgen, die nur ein wenig über ſeinen Geſichtskreis ſind; und zugleich den vernünftigen Leuten auf die Spure zu helfen, wie ſie dergleichen Dinge erkennen möchten, daſern es noch einige in Frankreich gäbe: wie man denn im Norden, in Moſcov, und bey den ſchismatiſchen Griechen, dergleichen findet.

Dieſer Calender hat zwo Seiten, die eine jede in ſechs Theile getheilet ſind, und ſich folglich auf die zwölf Monate des Jahres beziehen. Die ſechs erſten nehmen denjenigen Theil ein, über welchen man zween Köpfe, einen Mannskopf und einen Weiberkopf ſieht. Die ſechs letzten, ſtehen auf der Gegenſeite. Jede Linie, oder Abtheilung, hat ſo viel Puncte, als der darinn angedeutete Monat, Tage hat, und neben dieſen Puncten ſtehen zuweilen gewiſſe Charactere oder Zeichen, die die vornehmſten Feſte des Jahres andeuten, oder doch diejenigen, gegen die der Verfertiger die meiſte Ehrerbiethung gehabt hat. Alle auf dieſe Art bezeichnete Feſttage, ſind unbewegliche Feſte; es iſt kein bewegliches darunter, ſonſt hätte der Calender alle Jahre erneuert werden müſſen, und das war des Verfaſſers Abſicht nicht, der übrigens zu dieſer Anzeigung, weder Namen noch Bilder erwählet hat. Und hierinn geht ſein Calender von den Diptychis der Alten und von denen griechiſchen und ruſſiſchen Calendern ab, die die gelehrten Verfaſſer der Actorum Sanctorum, welche man zu Antwerpen druckt, zu Anfange des erſten Bandes und Monates May haben drucken laſſen. Ja er gleicht vielmehr den erſten norwegiwegiſchen Calendern, **Primſtaffe** genannt (*), die den daſigen Völkern zu Jahrbüchern dieneten, und darinnen die Hauptfeſte auch nur durch Striche und Puncte bezeichnet waren, die zuweilen nur einen ſehr geringen Unterſchied unter einander hatten.

Nur diejenigen Tage haben Merkmaale oder Zeichen, wo der Verfertiger einen Heiligen hat angeben wollen: und es ſind bey weitem nicht alle Tage oder Puncte mit Zeichen begleitet. Z. E. vom erſten **Jänner**, als am Tage der Beſchneidung, iſt keines, bis zum 6. **Jänner**, oder **Epiphanias**.

In der Zahl dieſer durch Zeichen angedeuteten Feſte, hat der Verfertiger noch ein Mittel gefunden, einige andere anzudeuten, es mögen nun hohe Feſttage, oder nur ſolche ſeyn, die er von andern unterſcheiden wollen. Bey dieſen Tagen hat er einen kleinen eiſernen oder küpfernen Stift eingeſchlagen. Im ganzen Monate **Jänner** ſind deren nur zween, am erſten Tage des Jahres, und am heil. Dreykönigstage. Im **Februar**, bey Lichtmeß und **St. Matthias**. Im **März**, beym **Joſephstage** und **Maria Verkündigung**. Im **April** am 5. Tage, **Sanct Vincent**, am 16. **St. Patern**, und am 25. **St. Marcus**. Im **May** den 1. **St. Jacob**, den 19. **St. Yves**, den 21. die Uebertragung **St. Paterns**, u. ſ. w.

Alle Figuren und Zeichen dieſes Calenders, ſind von des Verfertigers eigener Erfindungskraft. Er hat ſie ſo einfältig gemacht, als möglich iſt, um den Raum zu ſparen: und dieſer Behutſamkeit ungeachtet, iſt er ihm dennoch zuweilen zu enge geworden. Zuweilen hat er nur die Hälfte des Zeichens hingeſetzt; manchesmal hat er ſie auch auf verſchiedene Art verändert. Ein Theil z. E. der auf einer Stelle zur Rechten ſteht, iſt an einer andern, auf die linke Seite geſetzt. Was dort oben geſtanden, das ſteht hier unten;

(*) Olaus Rudbek in Atlantic. No. 2.

unten; nachdem es die nebenſtehenden Zeichen erfordert haben. Er hat auch zuweilen dieſe Zeichen verbinden müſſen, wenn zween Heilige auf einen Tag gekommen.

Dieſe Figuren nun haben gemeiniglich ihren wirklichen oder allegoriſchen Grund. So ſtellet ein Kreuz, die Geheimniſſe **Jeſu Chriſti** vor, und der Verfaſſer hat es nur mit den Nebendingen von andern unterſchieden. Dieſes findet man den 1. **Jänner** am Beſchneidungstage, den 6. **Jänner** am **Epiphanias**; den 3. **May** bey Kreuzeserfindung; den 6. **Auguſt** bey der Verklärung **Chriſti**; den 14. **September** bey der Kreuzeserhöhung; und den 25. **December** bey der Geburt **Chriſti**. Auch den 1. **November** bey aller Heiligen Feſte, hat der **Verfertiger** es gebraucht. Er hat es zu den Feſttagen verſchiedener Apoſtel geſetzt, für die er es eben nicht nöthig befunden, neue Zeichen zu erſinnen. So ſteht daſſelbe den 25. **Jänner**, bey **Pauli** Bekehrung; den 24. **Februar** bey **St. Matthias**; den 21. **September** bey **St. Matthäus**; den 28. **October** bey **St. Simon.** Auch zu des Kaiſers St. Heinrichs Feſte den 14. **Julii**, und den 25. **Auguſt** zum St. **Ludwigstage**, hat es ihm dienen müſſen: welche zween Monarchen für die Verbreitung der chriſtlichen Religion ſehr eifrig geweſen.

Alle Marientage ſind mit einer Lilie bezeichnet. So iſt eine am Lichtmeß- oder Mariä Reinigungsfeſte den 2. **Februar**, bey Maria Verkündigung den 25. **März**; bey der Heimſuchung den 2. **Julii**, bey der Kirchweihe der **heil. Maria Major**, den 5. **Auguſt**; bey Maria Himmelfahrt den 15. **Auguſt**; bey Maria Geburt den 8. **September**; bey Mariä Opferung den 21. **November**; und bey der Empfängniß den 8. **December**. Auch zum **Maria Magdalenen** Feſte den 22. **Julii** hat er Lilien gebraucht, weil ſie **Maria** geheiſſen; und bey dem **St. Annenfeſte** den 26. **Julii**, weil ſie der Jungfrau **Maria** Mutter geweſen. Auch den 17. **December**, am Feſte des **heil. Lazarus**, findet man eine Lilie: ohne Zweifel darum, weil er der **Maria Magdalena** Bruder geweſen; oder auch vielleicht um ein ander **Marienfeſt**, die Exſpectation genannt, anzuzeigen, welches einige auf den 16. andere auf den 18. **December** ſetzen, und welche beyden Meynungen, der Verfaſſer alſo im 17. **December** vereinigen wollen.

Ferner haben alle **Johannesfeſte** eine einſtimmige Bezeichnung. Man weis, daß **St. Johann** der Evangeliſt, insgemein mit einem Kelche vergeſtellet wird: und mehr hat der Verfertiger dieſes Calenders nicht gebraucht, um alle Feſttage irgend eines **Johannes**, mit dieſem Zeichen anzudeuten. Dergleichen nun iſt der 27. **Jänner** am Tage **St. Johann Chryſoſtomus**; der 27. **März**, am Tage **St. Johanns** des Einſiedlers; den 6. **May** am Tage **Johanns** Porte-Latine; der 24 **Junius**, am Tage **St. Johann** des Täufers; der 29. **Auguſt**, am Tage **Johanns** Enthauptung, und der 27. **December**, am Tage **Johanns** des Evangeliſten.

So findet man auch einen Schlüſſel bey allen Feſttagen **St. Peters**, zu **Rom** und **Antiochien**, den 29. **Junius** auf das Feſt dieſes Apoſtels, und den 1. **Auguſt** bey **Petri** Kettenfeyer.

Die zween Feyertage des **heil. Elogius** den 25. **Junius** und den 1. **December** haben einen Goldſchmiedshammer. Der **heil. Laurentius** den 10. **Auguſt**, hat einen Roſt; der **heil. Bartholomäus** den 24. **Auguſt** hat ein auf einer Seite ſchneidendes Werkzeug, welches demjenigen ziemlich gleicht, womit die Felle zubereitet werden. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß der Urheber den 20. **Jänner** am Feſte **St. Sebaſtians**, Pfeile vorſtellen wollen.

Die heil. Jungfrauen und Märtyrinnen, haben eine Art von Hacke, mit einer aus dreyen Spitzen geſchloſſenen Krone. Dieſes Zeichen ſieht man den 21. **Jänner** bey der **heil. Agnes**, den 5. **Februar** bey der **heil. Agatha**, den

9. Februar bey der heil. **Apollina**, den 16. Julii bey der heil. **Juſtina**, den 22. November bey der heil. **Cecilia**, den 4. December bey der heil. **Barbara**, und den 13. December bey der heil. **Lucia**.

Die heil. Päbſte und Biſchöfe, ſind insgemein mit einem Biſchofsſtabe angezeiget. Dergleichen ſieht man den 12. März am Feſte **St. Pauls**, erſten Biſchofes von **Leon**; den 16. April am Feſte **St. Paterns** erſten Biſchofes von **Vannes**; den 30. März am Feſte des **heil. Brieux**, welches an einigen Orten in Bretagne auf dieſen Tag gefeyert wird; weil den Morgen darauf, als an ſeinem Todestage, bereits das Feſt **Philippi Jacobi** eingeführet iſt. Ferner den 21. May am Tage der Translation des **heil. Paterns**; den 29. Julii auf das Feſt **St. Wilhelms** Biſchofes von St. Brieux; den 1. September für den **St. Leo**; den 10. October, für den **St. Clarus** Biſchof von **Nantes**; den 12. December für den **heil. Renatus**; und den 31. December für den **heil. Sylveſter**.

Die heil. Prieſter und Aebte, haben ebenfalls einen Hirtenſtab, mehrentheils aber iſt er von der Biſchöfe ihrem unterſchieden, indem er einfältiger und nicht ſo ſehr gekrümmet iſt. Dergleichen ſieht den 21. Junii am Tage des **heil. Meens**, Abtes im Kirchenſprengel von **St. Malo**; den 26. Junii für den heil. Abt **Babolin**; den 22. Auguſt für den **heil. Philibert** Abt von **Jümieges**; den 22. September für den **heil. Florens**, welcher im Kirchſprengel von **Rennes** verehret wird; den 30. September, für den **heil. Hieronymus**, und für den **heil. Lery**, Abt des Kirchſprengels von **Vannes**.

Herr **Lancelot** rechnet zu dieſem Zeichen, noch einige andere, die ihm ſehr gleich kommen. Z. E. das am 13. Jänner für den **heil. Hilarius** von **Poitiers**, wo der Hirtenſtab verkehrt gekrümmet iſt; das am 4. **April**, welches vermuthlich den **heil. Gonery**, Prieſter des Kirchſprengels von **Vannes** anzeigen ſoll; am 3. **November**, für den heil. **Abt Guenau**, und das vom 4. **November**, für den **heil. Melanius** Biſchof von **Rennes**, u. ſ. w.

Gleichwohl giebt es einige Prälaten denen der Verfertiger ein ander Zeichen, als den Biſchofſtab beygeſetzet hat. Dieß ſind z. E. die zwey Feſte **St. Martins**, eins den 4. **Julii**, das andere den 11. **November**, die hier beyde mit einem Biſchofskreuze angezeiget ſind. Eben dieſes Kreuz findet man den 24. **October** auf das Feſt des **heil. Magloirus**, Biſchofes oder Erzbiſchofes von **Dol**. Am **St. Nicolasfeſte** den 9. **May** und 6. **December**, ſteht eine Figur, die einem ordentlichen b ziemlich gleich ſieht, das Feſt **St. Germains** von **Paris** aber hat ein großes B.

Es würde ſchwer ſeyn, von dieſen Figuren Rechenſchaft zu geben. Derjenige der ſie ſich erſonnen hat, weis allein die Urſachen dazu. So geht es auch mit denen, wodurch er die heil. Mönche und Ordensbrüder bezeichnen wollen. Z. E. die Feſte des **heil. Franciſcus** und **Dominicus** haben eine Figur, die der arabiſchen Zahl 4 ähnlich ſieht, und wobey zwey Striche ſtehen, die ein jeder in drey Spitzen auslaufen. Hat der Verfaſſer etwa eine Mönchskappe und die Geißel vorſtellen wollen? Dieſe Zeichen ſtehen beym 9. **März** am Tage der **heil. Franciſca**, welche die Franciſcaner angenommen haben, ob ſie gleich nicht von ihrem Orden geweſen. Den 5. **April** am Tage des **heil. Vincenz Ferriers**, **Jakobiners**, gegen welchen ganz **Bretagne**, ſonderlich aber der Kirchſprengel zu **Vannes**, allwo er geſtorben iſt, eine ſehr großе Andacht heget. Am 29. **April** für den Peter Martyr, der auch ein Jakobiner war; den 20. May für den **heil. Bernardin von Siena**, Franciſcaner; am 25. **May** für die Translation des **heil. Franciſcus**; am 6. **September**, für die Translation des **heil. Vincenz Ferriers**, und am 4. **October** für das Feſt des **heil. Franciſcus**.

Den 4. **Auguſt**, als am Tage **Dominicus**, ſteht ein Zeichen, welches ermeldetem ähnlich iſt; nur hat der Platz gemangelt, daſſelbe auszuführen.

Den 15. **Jänner**, am Tage des Abtes **St. Maur** und **St. Bernards** am 20. **Auguſt**, ſteht eben dieſes Zeichen; nur mit dem Unterſchiede, daß die Art der Kappe nur einen Strich hat, der auch in drey Spitzen ausläuft.

Die zween heil. **Antons**, der Abt, den 17. **Jänner**, und der von **Padua** den 13. **Junii**, haben ein Zeichen das ihnen eigen iſt, nämlich eine Art eines b inwendig mit Spitzen beſetzt.

Die zwey Feſte oder Erſcheinungen **St. Michaels**, auf dem Berge **Gargan** den 29. **September**, und auf dem **St. Michaelsberge** den 16. **October**, haben noch eine ſonderbarere Figur. Dieß iſt ein langer Strich, welcher gegen die Spitze zu, zween andere abhängende Striche zur Rechten und Linken hat, die ſich in zween kleinen Zirkeln, oder Ringen ſchließen. Dieſe ſollen Flügel, oder eine Waage vorſtellen, und eine Anſpielung auf das Amt ſeyn, welches einige Maler oder Bildhauer dieſem Erzengel gegeben, die Seelen abzuwägen. Man darf gar nicht zweifeln, daß ſich der Urheber nicht ſehr oft, ſolcher Begriffe bedienet habe. Den 18. **October**, am **St. Lucastage**, ſcheint es, daß er die Figur eines Vogels habe ſetzen wollen, um auf die Benennung **St. Lucas-Vogel** zu zielen, die der gemeine Mann in Frankreich noch heutiges Tages gebraucht, einen **groben Klotz** anzudeuten.

Den 23. **April**, am **St. Georgenfeſte**, der durch die Erlegung des Drachen berühmt iſt, ſteht zum Zeichen eine Lanze. Bey **St. Samſon** von **Dol**, den 28. **Auguſt**, dem die Legendenſchreiber auch nachſagen, daß er vier Drachen getödtet, ſteht eben dieß Zeichen.

Und weil **St. Vincenz Ferrier**, als ein **Jakobiner**, das ſeinem Orden eigenthümliche Zeichen führet; ſo hat **St. Vincenz** der Märtyrer, den 22. **Jänner**, da er einerley Namen mit ihm hat, ebenfalls dieſe Art von Kappe, nur mit einem einzigen Striche, wie **St. Maur** und **St. Bernhard**.

Eben das Zeichen, welches die Sterbtage andeutet, nämlich eine Linie mit verſchiedenen Spitzen oder Haken, iſt auch zum Tage der unſchuldigen Kinder gebraucht worden.

St. Gildas, zugenamt der **Weiſe**, Abt von **Ruiz** im Kirchſprengel von **Vannes**, deſſen Feſt den 29. **Jänner** gefeyert wird, und die Translation am 11. **May**, hat zum eigenen Zeichen, auf dieſen zwo Stellen, einen Stern.

Es wäre unnützlich noch einige andere Figuren dieſes Calenders zu erklären. Man ſieht z. E. den 1. **März**, am Feſte **St. Aubins**, Biſchofs von **Angers**, eine Art eines eigenen Werkzeuges die Erde umzugraben, oder vieleicht auch ein Werkzeug eines Zimmermannes. Eben dieß Werkzeug ſteht bey dem 19. **März** am Tage **St. Joſephs**, und am 21. **December** am **S. Thomas-Tage**.

Die Figur die beym 25. **April**, oder **S. Marcustage** ſteht, iſt ſehr künſtlich, und es ſcheint, ſie ſoll das meiſte von allem dem enthalten, was den Ackerbau betrifft. Oberwähntes Werkzeug iſt auch mit darunter: außerdem ſieht man noch eine Pflugſchaare, ein Rebenmeſſer, u. ſ. w. Auf den 15. **May** ſtehen andere Figuren, die dieſen gleichen. Der 3. **Junius** oder **S. Liphard**, hat eine Sichel. Ueber dem 7. **Junius**, am Feſte **St. Meriadecs**, Biſchofs von **Vannes**, ſteht ein Zeichen das einer Gabel gleicht, und findet ſich weiter bey keinem Tage. Den 13. **Julius** am Feſte **St. Thuriau** Biſchofs von **Dol**, ſieht man eine Art von Dreſchflegel. Ueber dem 6. **October**, am Feſte **St. Bruno**, ſteht wieder ein einzelnes Zeichen, ſo zu keinem

nem Tage gehöret, und einer Mütze ziemlich ähnlich iſt. Es ſcheint auch dieſe Mütze komme am 10. **November**, (oder am Tage **St. Gobrians** nach dem Breviar von **Vannes**) wieder vor.

Die wenige Verhältniß, ſo dieſe Zeichen mit denen Feſten haben, darauf ſie geſtellet ſind, läßt einen urtheilen, daß der Verfertiger ſie hingeſetzt habe, um die Jahrszeiten, und verſchiedenen Feldarbeiten, oder auch ſolche Feſte anzuzeigen, die an dem Orte wo er gelebet hat, allein gefeyert worden. Das Kirchweihfeſt ſeiner Kirche iſt vermuthlich durch die Fahne angedeutet, die beym 11. **Junius** ſteht.

Aus dieſer ganzen Unterſuchung nun erhellet, daß das Stück Holz, davon hier die Rede iſt, ein bloſer Calender ſey, welcher mit mehrerer Mühe als Nutzen, erſonnen und verfertiget worden iſt.

Die Provinz ſeines Urhebers wird niemand verkennen; wenn auch gleich ſein Werk nicht in dem Grunde des Schloſſes **Coedic**, in dem Kirchſprengel von **Vannes**, wäre gefunden worden. Man würde noch folgende Proben haben.

1. Daß er ein **Bretagner** geweſen ſeyn muß. Die Sorgfalt ſo er getragen, keinen einzigen derer Heiligen zu vergeſſen, die man in dieſer Provinz beſonders verehret, iſt ein Beweis davon. Dergleichen nun ſind, der heil. **Simſon** von **Dol**, **St. Patern** von **Vannes**, **St. Gildas** von **Ruiz**, **St. Paul** von **Leon**, **St. Meen**, **St. Melanius**, **St. Guenau**, **St. Clarus** von **Nantes**, **St. Brieux**, **St. Vincenz Ferrier**, u. ſ. w. **St. Yves**, einer der berühmteſten Heiligen in **Bretagne**, hat ſein Hauptfeſt auf den 19. **May** durch eine Fahne nebſt einem Kreuze angemerkt. **St. Martin**, der Metropolitan dieſer Provinz, als Biſchof und Erzbiſchof von **Tours**, und **St. Maglorius**, als Biſchof und Erz-

biſchof von **Dol**, haben ein Kreuz, welches ſich von andern, durch eine doppelte Durchkreuzung unterſcheidet.

2. Daß dieſer Calender für den Kirchſprengel von **Vannes** verfertiget worden iſt. Dieſes beweiſen auf eine augenſcheinliche Weiſe, gewiſſe dieſem Kirchſprengel ganz eigene Feſte, welche mit den beſondern Zeichen der ganzen Feyertage, das heißt, mit einem kleinen eiſernen Stifte, bezeichnet ſind. So iſt **St. Vincenz Ferrier**, den 5. **April**, in dieſem Calender mit einem Stifte bemerket; ſo auch **St. Patern**, den 16. **April** und ſeine Translation den 21. **May**. Die Translation **St. Vincenz Ferriers** den 6. **September**, **St. Guenau** Abtes von **Landevenec**, und einer der Patronen von der Cathedralkirche zu **Vannes**, den 3. **November**. Alle dieſe Feſte nun, die in dem Breviar dieſes Bißthums doppelt gezeichnet ſtehen, ſind die einzigen beſondern Feſte dieſer Provinz, welche in dieſem Calender durch Stifte bemerket worden. Die andern, die er auf eben dieſe Weiſe bezeichnet hat, ſind Feyertage, die in der ganzen Kirche als ganze gefeyert werden.

Die Zeit aber in welcher dieſes Stück verfertiget worden, iſt nicht ſo leicht zu beſtimmen. Man meynte anfangs, man hätte ſie in den Zahlen gefunden, die über dem Monate **Februar** in einem leeren Raume, zwiſchen dem 11. und 22. Tage, ſtehen, allwo die Zahl 1468 zu ſtehen ſcheint: wenn man voraus ſetzt, daß der erſte Character aus zwoen Zahlen beſteht, nämlich aus einer 4. und aus einer durchgezogenen 1. Dieſe Zeit ſchien auch mit derjenigen überein zu kommen, in welcher die neueſten Heiligen, ſo darinnen angemerkt ſind, gelebet haben, oder canoniſiret worden. Die jüngſten ſind **Bernhardin von Sienne**, der 1450. und **St. Vincenz Ferrier**, ſo fünf Jahre hernach canoniſiret worden. Der Schwierigkeit aber, die man daraus hätte machen können, daß auf den 9. **März** die heil. **Franciſca** ſteht, die doch erſt im 1608ten Jahre und alſo viel ſpäter als 1468 canoniſiret worden, antwortet Herr **Lancelot**: daß, da dieſe heil. Wittwe bereits 1440 geſtorben war, der **Franciſcanerorden**, welchem, wie er muthmaßet, der Verfertiger des Calenders ergeben geweſen, ihre Canoniſation bereits geſucht, und an den nöthigen Berichten und Verfahren dieſer Ceremonie, ſogleich nach ihrem Tode bereits gearbeitet; ja daß ihre Verehrung ſelbſt, ſchon lange Zeit vorher erlaubt geweſen, ehe ſie canoniſiret worden. Dieſem fügete er noch eine Anmerkung bey, die einiger Aufmerkſamkeit würdig iſt, nämlich dieſe: daß ungeachtet die zwey letzten Jahrhunderte an neuen Heiligen fruchtbar geweſen, dennoch in dieſem Calender kein einziger von irgend einem Orden oder einer Geſellſchaft gefunden werde, woraus er denn mit einer Art von Gewißheit geſchloſſen, daß dieſer Calender aus dem funfzehnten Jahrhunderte und zwar von 1468 ſey.

Die Umſtände ſeiner Ausfündigmachung, in den Ueberbleibſeln eines Schloſſes zu **Coedic**, welches von Alter umgefallen ſeyn ſoll, ſchienen dieſe Muthmaßung zu beſtätigen. Allein **St. Vincenz Ferriers** Translation giebt ihr einen großen Stoß; und dieſe kann man an den zwey Zeichen die ſie von andern unterſcheiden, nicht verkennen. Bey dem 6. **September** findet man das eigene Zeichen des **Dominicanerordens**, und eben daſſelbe welches beym 5. **April**, als am Feſte **St. Vincenz** ſteht, wie auch beym 6. **September** ſteht, iſt mit einem Stifte, als ein ganzer Feyertag bezeichnet. Nun hat die Translation dieſes Heiligen, welche eines der berühmteſten Feſte im Kirchenſprengel von **Vannes** iſt, ihren Urſprung bloß der Entdeckung **Sebaſtians** von **Roſmadec**, Biſchofes von **Vannes** zu danken, da er die Reliquien dieſes Heiligen den 6. **September** 1637 ausfand. Wenn alſo dieſes Feſt in beſagtem Calender nicht nachgetragen worden, wie doch gar nicht wahrſcheinlich iſt: ſo muß er viel neuer ſeyn. Uebrigens ſcheint auch der Denkſpruch, oder das Gebeth, welches auf der Dicke dieſes Brettchens herum zu leſen iſt, nicht der Schreibart noch Rechtſchreibung des XV. Jahrhunderts, ſo wenig als die Zierrathe der Köpfe ſo oben drüber ſtehen, ähnlich zu ſeyn.

* *

XXVII.

Herrn von Chamborts Erklärung einiger Stellen alter Schriftſteller.

1 7 3 2.

Erſter Artikel.

Ueber den Anfang von des **Heſiodus** Gedichte, welches man den **Schild des Herkules** nennet.

Die erſten Verſe von des Heſiodus Gedichte, **Herkuls Schild** genannt, haben unter den Gelehrten allerley Schwierigkeiten erreget, die Herr von **Chambort** von neuem zu unterſuchen, für dienlich gehalten.

Um dieſe Schwierigkeiten recht einzuſehen, muß man die erſten drey Verſe erwähnten Gedichtes hieher ſetzen:

Ἠ οἵη προλιποῦσα δόμους καὶ πατρίδα γαῖαν
Ἤλυθεν ἐς Θήβας, μετ' ἀρήϊον Ἀμφιτρύωνα,
Ἀλκμήνη θυγάτηρ λαοσσόου Ἠλεκτρύωνος.

Die lateiniſchen Dollmetſcher erklären insgemein die Worte ἢ οἵη welche die meiſte Schwierigkeit machen, durch aut qualis: woraus denn folgen würde, daß ſie nicht der Anfang des Gedichtes wären, ſondern daß die erſten Verſe deſſelben verloren gegangen. In der That hat **Canterus** ſie dieſer Geſtalt gedollmetſchet, und geſagt: er hätte vom **Johann Daurat** gehöret, dieſes Gedicht wäre nur ein

Theil eines viel anſehnlichern; welches **Heſiodus** zum Lobe verſchiedener berühmten Frauen verfertiget hätte, und daß daſſelbe μεγάλαι ἠοῖαι, hieße.

Pauſanias in Böot. **Athenäus**, und des **Pindars**, **Sophokles** und **Apollonius**, Ausleger, führen dieſe μεγάλαι ἠοῖαι an, und ſagen: daß die Lobſprüche, welche **Heſiodus** dieſen berühmten Frauen gegeben, in einer gewiſſen Zahl von Verſen enthalten wären, in welchen ſie eine mit der andern verglichen würden: Dieſe Abſicht der Aehnlichkeit und Vergleichung, hätte ihn verbunden, ſich oftmals der Worte ἢ οἵη, aut qualis, zu bedienen; woher denn das Gedicht ſelbſt, erwähnten Namen bekommen.

Hermeſianax, ein Dichter von **Kolophon**, will ſo gar: daß **Heſiodus** nur darum dieſe Worte ſo oft wiederholet habe; weil ſie der Name ſeiner Geliebten geweſen, die er dadurch berühmt machen wollen.

Dieſe Zeugniſſe nun haben den **Canterus** bewogen zu ſchließen, daß der Titel des **Schildes Herkulis**, den dieſes Gedicht anjetzt führet, niemanden verhindern müſſe zu glauben, daß es nur ein Theil eines viel weitläuftigern Werkes ſey: ſo wie **Scipions** Traum, unter **Cicerons** Werken, ein eigenes Werk ausmacht; ob es gleich nur ein überbliebenes Stück vom ſechſten Buche der Republik iſt, ſo dieſer Schriftſteller aufgeſetzt hat. Folglich meynet er, man müſſe obige Verſe ſo überſetzen: **oder dergleichen, wie Alkmene, Elektrions des Erretters der Völker Tochter war; welche, nachdem ſie ihr Haus und Vaterland verlaſſen, zu dem kriegeriſchen Amphitryon, nach Theben kam.**

Tzetzes hingegen glaubet, daß der Dichter, ſo wie wir ihn haben, ganz ſey, und erkläret die Wörter ἢ οἵη durch qualis, indem er ſaget: man müſſe das η wie das Geſchlechtswort ἡ, nicht aber wie das theilende Beſtimmungswort anſehen; welches natürlicher Weiſe nicht zu

Anfange eines Werkes ſtehen kann. Er ſetzt hinzu, man müſſe das folgende Wort nur als einen Ausdruck der Bewunderung anſehen, da der Dichter es ſo geſetzt hat, indem er der **Alkmene** Lob anfängt; und er verſichert, man müſſe ſo überſetzen: **was für Vollkommenheiten beſaß nicht Alkmene**, Elektrions **Tochter**, u. ſ. w.

Ein anderer griechiſcher Scholiaſt, **Johannes Diaconus**, gebraucht dieſen Ausdruck nur als ein gleichbedeutendes Beywort mit ὀπεία, μεγάλη, und überſetzt ſo, **die große Alkmene** ꝛc. Ein anderer Kunſtrichter, Herr **Guiet**, macht in ſeinen Noten über **Herkuls** Schild, aus zweyen Worten nur eins, und will: daß es ein weibliches Beywort von ἠοῖος genommen ſey, welches die Morgenzeit betrifft, und daß man erwähnte Verſe ſo leſen müſſe: **Alkmene kam einsmals des Morgens nach Theben**, u. ſ. w.

Herr **von Chambort** aber verwirft dieſe vier Erklärungen. Nach ſeiner Meynung, iſt das Gedicht, ſo wie wirs haben, vollſtändig, und dem **Herkules** zu Ehren gemacht: wird aber ja von der **Alkmene** darinn geredet, ſo geſchieht es darum, weil ſie dieſes Helden Mutter geweſen. **Pindars** Scholiaſt hat uns die erſten Verſe von zweyen andern Gedichten des **Heſiodus** aufbehalten, welche ebenfalls mit ἢ οἵη anfiengen. Das erſte war zum Lobe des **Euphemus**, eines berühmten **Argonauten**, **Neptuns** Sohnes. Das andere lobete den **Ariſtäus**, **Apollons** Sohn. Nun iſt es wahrſcheinlich, daß, da der Dichter in dieſen zweyen Werken von der Geburt dieſer zween Helden redet, er ſich auch eben dieſes Ausdruckes bedienet habe. Es iſt erſtaunlich, fährt Herr von **Chambort** fort, daß des **Canterus** Meynung, die ſo ungegründet iſt, vom **Heinſius**, **Clericus**, **Caſaubon**, und ſo vielen andern angenommen worden. Des **Tzetzes** ſeine verdienet nicht mehr Aufmerkſamkeit. Ein Dichter wie **Heſiodus**, der ſich in allen ſeinen Werken, einer ungekünſtelten einträchtigen Schreibart bedienet, ſollte der wohl das Gedicht **vom Schilde**, wie ein Schüler, mit der bewundernden Figur angefangen haben? Nach ihm, hat **Johannes Diaconus** eben ſo wenig Recht, dieſe zwey Worte in ein Beywort zu verwandeln; und Herr Guiet hat noch weniger Grund für ſich, aus zweyen Worten eins zu machen. Alle Handſchriften und gedruckten Exemplare ſcheiden ſie von einander, und es iſt lächerlich zu glauben, daß der Dichter hätte ausdrücken wollen: **Alkmene ſey des Morgens angekommen.**

Alle dieſe Schwierigkeiten würden verſchwunden ſeyn, wie Herr **Chambort** ſaget, wenn des **Heſiodus** Ausleger bedacht hätten, daß in den guten griechiſchen Schriftſtellern das Wort οἴη, durch sola gegeben werden muß, indem es auf der erſten Sylbe mit einem gelinden Hauche ausgeſprochen wird; und daß das ἡ deſſen Geſchlechtswort iſt. Dieſer Ausdruck iſt um ſo viel natürlicher, da er anzeiget, in was für einem Zuſtande **Alkmene** nach **Theben** gekommen, nachdem ihre Brüder geſtorben waren, die ihr Gemahl noch nicht gerächet hatte, und nach dem Tode ihres Vaters **Elektryon**, der durch einen ungefähren Zufall umgekommen, wie **Apollodor** berichtet. Folglich behauptet Herr **von Chambort**: daß, wenn man das was **Heſiodus** ſagen wollen, genau ausdrücken will, man die erſten drey Verſe ſeines Gedichtes, ſo überſetzen müſſe: **Alkmene, Elektryons Tochter, der ein Beſchützer der Völker war, verließ ihre Wohnung, und kam ganz allein nach Theben, nach dem tapfern Amphitryo. Sie kam von Tirynth,** einer Stadt, zurück, die ihr Gemahl hatte verlaſſen müſſen, um ſich nach **Theben** zu begeben, nachdem er unglücklicher Weiſe den **Elektryon** ermordet.

Zum Beweiſe, daß dieſe Ueberſetzung den Sinn der Verſe gut ausdrücke, begnüget ſich Herr **von Chambort** nicht damit, daß er die Leſer nur an die Wörterbücher verweiſt, wo man das Beywort findet, davon οἶος das männliche, οἴη das weibliche, und οἶον das ungewiſſe iſt. Er beweiſt es noch mit dreyen Stellen aus dem **Homer**, allwo dieſes Wort **allein** bedeutet.

Die erſte ſteht im 287ten Verſe des XX Buches der **Ilias**, allwo geſagt wird, daß **Aeneas allein**, οἶος, einen Stein gehoben, welchen, zur Zeit dieſes Dichters, zween Männer Mühe haben würden, zu heben. Der zweyte iſt aus dem 1 Buche der **Odyſſee**, im 331 Verſe genommen, allwo **Homer** ſagt, **Penelope** habe nicht **allein**, οὐκ οἴη, an die Thüre des Saales kommen wollen, in welchem ihre Liebhaber ſchmauſeten. Die dritte endlich ſteht im 2 Buche der **Ilias**, im 486 Verſe, allwo ſich der Dichter in der Anrufung der Muſen, bey Gelegenheit der Muſterung ſo ausdrückt: wir haben nur allein den Ruf davon gehöret: οἶον ἀκούομεν. Dieſe drey Beyſpiele ſind nach den drey Geſchlechtern dieſes Beywortes ausgeſuchet.

Die Dollmetſcher, fähret Herr von **Chambort** fort, erklären die letzten Worte der drey bemeldeten Verſe nichts glücklicher, wenn ſie ſagen: ſecuta maritum Amphitryonem, ſie ſollten ſagen: poſt mavortium Amphitryonem. Das Vorwort μετὰ, bedeutet zum, wenn es vor der Klagendung ſteht. Das Wort ἀρήιον, bedeutet nicht **Mann**; es iſt ein Beywort, welches den Heldenmuth des **Amphitryo** anzeiget, und von Ἄρης, dem Namen des Kriegesgottes, hergenommen iſt.

Herr von **Chambort** ſtellet noch drey andere Betrachtungen über dieſe Stelle im **Heſiodus** an; die erſte über die Mutter der **Alkmene**, welche **Heſiodus** nicht nennet, und die er nicht für die **Anaxo**, wie **Apollodor** ſaget, noch auch für die **Eurymeda** hält, wie **Diodor** von Sicilien glaubt; ſondern für die **Lyſidice**, eine Tochter des **Pelops**, wie **Plutarch** ſaget, deſſen Meynung durch eine alte Aufſchrift beſtätiget wird, welche anzeiget, daß **Herkules** des **Pelops** Enkel geweſen.

Die andere geht das Beywort λαοσσόος an, welches dem **Elektryo** gegeben wird, und davon **Heſychius** will, daß es aus λαὸς, populus, und aus σείω, agito, concutio, zuſammengeſetzet ſey, welches denn an dieſem Prinzen, einen lebhaften wirkſamen Geiſt anzeigen würde; dahingegen andere es von λαὸς und σόω, ſervo, conſervo, herleiten, ſo auch wahrſcheinlicher iſt.

Die dritte geht das Sylbenmaaß des dritten Verſes an, welcher mit dem Worte Ἠλεκτρύωνος beſchließt. Um einen Dactylum im fünften Fuße dieſes Verſes zu finden, muß man die zweyte Sylbe kurz machen; gleichwohl folgen zwo ſtumme Buchſtaben nach. Man gewinnet auch nichts, wenn man ſagen wollte, der Vers ſey ſpondäiſch: denn wie will man ihn vierſylbigt machen? Herr von **Chambort** glaubet der Sache abzuhelfen, wenn man entweder das κ wegnimmt, oder es verſetzt, und gleich vor oder nach dem λ ſetzt; und die Weglaſſung nimmt er an, die ohnedem im **Homer** und andern Dichtern, ſchon ähnliche Exempel hat.

Zweyter Artikel.

Ueber eine Stelle im XVIII Buche des Cicero an den Atticus.

Eine Stelle in den Briefen des **Cicero** an den **Atticus**, hat dem Herrn von **Chambort** zu verſchiedenen kritiſchen Betrachtungen Gelegenheit gegeben. Dieſelbe iſt aus dem 18 Briefe des 1 Buches, Grăviſcher Ausgabe, genommen, welcher Brief den 11 Tag vor den Calendis Februarii, unter des **Quintus Metellus** und **Lucius Afranius** Conſulate, das heißt den 20 **Januar** des 694ten Jahres Roms, unterſchrieben iſt. Sie lautet ſo: nihil mihi nunc ſcito tam deeſſe, quam hominem eum, quicum omnia, quæ me cura aliqua afficiunt, una communicem; qui me amet, qui ſapiat, quicum colloquar, nihil ſingam, nihil diſſimulem, nihil obtegam: abeſt enim frater ἀφελέστατος & amantiſſimus: Metellus non homo, ſed littus atque aër & ſolitudo mera, &c.

Cicero beſchweret ſich gegen ſeinen Freund, daß er keinen vertrauten Menſchen habe, gegen den er in ſeinen Angelegenheiten ſein Herz ausſchütten könne: allein, man muß geſtehen, daß die Art, wie er ſich ausdrückt, von den Worten abeſt enim frater an, bis zum Ende, ſehr dunkel iſt.

Die alten Herausgeber des **Cicero**, haben dieſe Redensart anders punctiret. Sie verbanden das Wort amantiſſimus mit dem Worte Metellus, worauf ſie einen, oder zween Puncte ſetzten: abeſt enim ἀφελέστατος frater, & amantiſſimus Metellus, non homo, ſed littus atque aër & ſolitudo mera. **Paul Manutius** hat gar wohl angemerket, daß das Beywort auf **Cicerons** Bruder gehe, und man alſo das Theilungszeichen der Redensart, nach dem Worte amantiſſimus ſetzen müſſe, wie man in der angeführten Stelle gethan. Allein es bleibt noch allemal die

Frage übrig, was **Cicero** mit dieſen Redensarten, Metellus non homo, ſed littus atque aër & ſolitudo mera, habe ſagen wollen? Redet er von dem damaligen Conſul **Quintus Metellus**? Allein er ſagt ja in eben dieſem Briefe, Metellus eſt Conſul egregius & nos amat.

Wenn man das Wort Metellus unterdrückte, wie **Malaſpina** haben wollen, und an deſſen Stelle mei ſetzte, ſo daß man leſen müßte, abeſt frater . . . amantiſſimus mei, worinnen man ihm in vielen Ausgaben gefolget iſt; ſo würde man dennoch durch eine ſo verwägene und ungegründete Aenderung wenig gewinnen. Denn wem ſoll man auch alsdann, die übrigen Worte, non homo, ſed littus, *&c.* zuſchreiben? Es würde noch ärger ſeyn, wenn man meus, anſtatt mei, ſetzen wollte, wie **Antonius Auguſtin** gethan hat; denn da wäre die Redensart vollends gar nicht lateiniſch. **Paul Manutius** zieht die Worte non homo &c. auf den **Metellus**, welcher, ob er gleich des **Cicero** Freund war, dennoch in Anſehung der republicaniſchen Geſchäfte, mit ihm nicht eines Sinnes, und außerdem vielleicht, ein trauriger und ſauertöpfiſcher Mann war; ſo daß man in ſeinem Umgange gleichſam einſam und am Ufer des Meeres ſaß.

Der Herr Abt von **St. Real**, und der Herr Abt **Mongault**, haben dieſe Stelle ſo überſetzet. Der erſte: denn mein Bruder, dem ich mich noch entdecken, und ihm meine geheimſten Gedanken mit eben der Sicherheit eröffnen könnte, als den Wäldern und Felſen, der mich zärtlich liebt, und in welchem kein Falſch iſt, iſt nicht allhier. Der andere: denn ich habe meinen Bruder nicht mehr, welcher der beſte Menſch von der Welt iſt, der mich ſo zärtlich liebt; und dem ich meine geheimſten Gedanken eben ſo ſicher entdecken könnte, als den Felſen und einödeſten Feldern.

Man ſieht wohl, daß beyde Ueberſetzer der Aenderung des **Malaſpina** gefolget ſind, der den Namen des **Metellus** wegläßt; und daß ſie auch das Wort ser nicht überſetzen, weil es lächerlich geweſen wäre zu ſagen: daß **Cicero** ſeine Geheimniſſe ſeinem Bruder eben ſo ſicher vertrauen könnte, als der Luft, den Felſen und öden Feldern. Auch das non homo haben ſie weggelaſſen, weil in der That dieſer Ausdruck ſich zu dem Lobe nicht ſchickt, welches, nach ihrer Meynung, dieſer Redner ſeinem Bruder wegen ſeiner Verſchwiegenheit und anderer guten Eigenſchaften, ertheilet.

Herr **Rollin**, der in ſeiner Anweiſung die freyen Künſte zu lehren und zu lernen, dieſe und noch einige andere Betrachtungen über dieſe zwo Ueberſetzungen machet, iſt der Meynung: man müſſe in dem Texte nichts ändern; und er habe auch ohne dieſe Auslaſſung, einen ſehr guten Verſtand. In der That ſagt **Cicero** gleich anfangs: er habe keinen Menſchen um ſich, mit dem er ſich vertraut unterhalten, noch ſeine Sorgen entdecken könne, um einige Linderung von ihm zu hoffen. Denn, ſetzt er hinzu, mein Bruder, der mich ſo zärtlich liebet, iſt nicht hier. **Metellus** aber, iſt nicht ein Menſch wie andere, deſſen Umgang mir im mindeſten nützen könnte. Seine Gegenwart iſt für mich die erſchröcklichſte Einöde, wo man nichts, als Himmel und Felſen ſieht. Du aber mein liebſter Freund, deſſen Rathſchläge und Unterredungen meinen Gram und meine Sorgen ſo oft verſüßet haben . . . . wo biſt du anjetzt? tu autem, qui . . . ubinam es?

Herr von **Chambort**, welcher den Herrn **Rollin**, bey Gelegenheit ſeiner kritiſchen Anmerkungen lobet, iſt gleichwohl nicht ſeiner Meynung, daß in dem Texte nichts zu ändern ſey. Die Eigenſchaften, ſo **Cicero** dem **Metellus** beyleget, non homo, ſed littus, der ihm in eben dieſem Briefe und anderswo, Lobſprüche ertheilet, und ſagt, Metellus eſt Conſul egregius & nos amat; machen ihm keine Sorgen, ſondern die Worte non homo, &c. ſelbſt, die er dieſem Redner für ſehr unanſtändig hält. In der That wickelt er ſich aus der erſten Schwierigkeit ſo heraus, daß er ſaget: **Cicero** habe dem Anſehen nach mit dem **Metellus** gut gelebt; gleichwohl konnte er einem Manne nicht ſonderlich trauen, der ein Anhänger von ſeines offenbaren Feindes, des **Clodius** Partey war. Und er kann alſo gar wohl geſagt haben, er wäre ein guter Conſul, und liebe ihn; ohne daß er ihn deswegen als einen Menſchen angeſehen, dem er ſeine geheimſten Sorgen entdecken könnte, und daß er folgends mit ihm wie in einer Wüſten wäre.

Was den andern Punct betrifft, ſo glaubt Herr von **Chambort**, daß dieſe Worte, non homo, ſed littus, *&c.* eine Anführung ſind, wodurch **Cicero** auf irgend einen Vers aus einem tragiſchen Dichter, disjecti membra Poetæ, deutet, deſſen vielleicht er und **Atticus** ſich bedienet haben mögen. Es geſchieht ja wohl, daß gute Freunde einander gewiſſe Wörter ſagen: deren Deutung ſie gar wohl wiſſen, und die doch oftmals von andern nicht verſtanden werden; das ſind ſolche Verſtändniſſe, die aus dem Umgange kommen, und die man einſehen muß, wenn ſie einem luſtig vorkommen ſollen.

Zuförderſt trennet Herr von **Chambort** das Wort Metellus von einander, und ſaget, man müſſe leſen me tellus, alsdann machen die Worte me tellus, non homo, einen halben jambiſchen Vers aus, und die folgenden, ſed littus atque aër, & ſolitudo mera, machen einen ganzen. Dieſes iſt, ſetzt er hinzu, ein Ausdruck, deſſen ſich irgend ein tragiſcher Dichter bedienet hat, um die abſcheuliche Einſamkeit anzudeuten, darinn irgend ein Unglücklicher ſich befand, der ſich auf der Schaubühne darüber beklagete. Z. E. **Philoktetes**, welchen die Griechen

chen auf der Inſel **Lemnos** verlaſſen hatten, und von welchem ein lateiniſcher Dichter ein Trauerſpiel, nach Art des **Sophokles**, verfertiget hatte. Unfehlbar war **Accius** ihr Urheber, welchen **Cicero** an verſchiedenen Orten, ſeiner Werke (*) lobet. Herr **Chambort** ſagt alſo, er würde dieſe Stelle ſo überſetzt haben. Erſtlich hätte er in den lateiniſchen Text me tellus, non homo, geſetzt, und würde darunter tenet oder habet, ja auch noch adeſt verſtanden haben: alsdann hätte er den Vers, ſed littus atque aër, & ſolitudo mera, folgen laſſen, und dieſes mit folgenden zween, oder etwa ein Paar ähnlichen Zeilen ausgedrückt. **Ich bin zwar auf Erden; aber ach! ohne Umgang, und bloß der Luft und einem entlegenen Ufer ausgeſetzt.**

Man könnte einwenden, daß der vermeynte jambiſche Vers, davon man hier redet, nicht das gehörige Maaß habe, weil von dem Worte ſolitudo die drey letzten Sylben den fünften Fuß ausmachen müſſen. Herr **Chambort** aber antwortet hierauf, 1. daß die alten dramatiſchen Dichter, dergleichen **Accius**, Verfaſſer des **Philoktetes** geweſen, die Richtigkeit ihrer jambiſchen Verſe, nicht allemal ſehr genau beobachtet. Sie waren zufrieden, wenn ſie aus ſechs Füſſen beſtunden, davon der letzte ein Jambus ſeyn mußte; zu den andern fünf Füßen, brauchten ſie Wörter von zwo auch drey Sylben: die letzten drey Sylben nun von dem Worte ſolitudo, machten einen dreyſylbigen Fuß, **Amphibrachys** genannt, weil er aus einer langen und zween kurzen Sylben beſteht, welches auf einen Dactylus oder Anapäſt heraus kam. Die Ueberbleibſel, ſo wir von dieſen alten Dichtern haben, geben viele Exempel davon an die Hand (**).

(*) De Haruſp. reſponſ. de fin. bon. & mal. Lib. I. V. Tuſc. lib. 2.

(**) Man ſehe die Comm. des Delrio über den Seneca.

2. Verkürzete man vielleicht den letzten Buchſtaben des Wortes mit einem Apoſtropho, ſolitud' und dann iſt der fünfte Fuß ein Jambus. Dieſe Art von Abkürzungen, war bey den alten Dichtern ziemlich gemein.

3. Vielleicht hatte Accius auch ſolitas geſetzt, welches zu ſeiner Zeit, anſtatt ſolitudo im Gebrauche war. **Nonnius Marcellus** führet im II. Cap. 83. Num. eben dieſes Wort ſolitas, aus einem Trauerſpiele eben dieſes Accius, **Euryſaces** betitelt an. Dieſer **Euryſaces** war des Ajax Sohn.

XXVIII.

Des Herrn Abtes Banier Abhandlung, von den Entzündungen des Berges Veſuvius. 1733.

Eine Stelle in der neuen Naturlehre des Herrn Colonne, natürliche Geſchichte des **Weltgebäudes** betitelt, brachte einige Perſonen auf eine Schwierigkeit, welche der **Akademie** von dem Herrn Abte Souchai vorgetragen ward. Der Verfaſſer ſaget, indem er von den Entzündungen des Berges **Veſuv** redet: man wüßte keine frühere, als die, zu Zeiten des Kaiſer Titus; ja es gäbe keinen Beweis, daß es ehedem dergleichen gegeben.

Es kam denen, die dieſe Stelle laſen, ſehr ſonderbar vor, daß dieſer Berg ſich gleich zum erſtenmale auf eine ſo außerordentliche und der ganzen Nachbarſchaft ſo verderbliche Weiſe, ſollte entzündet haben. Sie meynten, es müſſe ſich mit dem **Veſuv** eben ſo verhalten, wie mit dem **Aetna** und einigen andern Bergen: deren Feuerſchlünde, ſo zu reden, von jeher bekannt ſind.

Der Herr Abt Banier hat dieſe Frage unterſuchet, und in den Alten nachgeforſchet, was man von dieſer Sache denken ſoll. Der Erfolg ſeiner Bemühungen war dieſer: es ſey gar nicht zweifelhaft, daß man ſchon vor Kaiſers Titus Zeiten gewußt, der Berg **Veſuv** pflege ſich zu entzünden; daß man aber in den Alten keine abſonderliche Geſchichte dieſer Entzündungen finde; daß auch die italieniſchen Schriftſteller, die von dem Feuerſchlunde des Berges **Veſuv** geſchrieben, und unter andern **Recupitus** (de incendiis

Montis Veſuvii) nur derjenigen Entzündungen gedacht haben, die auf oberwähnte erfolget ſind.

Um den erſten Satz zu beweiſen, denn der andere bleibt unbewegt, bis man ein Zeugniß hervorbringt, ſo ihn umſtößt, führet der Herr Abt **Banier** **Strabons** Zeugniß aus dem V. Buche 247. S. an, der ſich ſo erkläret: „Oben über „dieſen Gegenden, liegt der Berg **Veſuv**, welcher überaus fruchtbar iſt, wenn man ſeinen Gipfel ausnimmt, „der ganz unfruchtbar iſt, und ein aſchenfarbiges Erdreich „zu haben ſcheint. Man ſieht daſelbſt ſogar Hölen, mit „Steinen von eben dieſer Farbe erfüllet, die ſo ausſehen, „als wenn ſie verbrannt und vom Feuer ausgebrannt worden: woraus man ſchließen könnte, daß dieſe Oerter ehedem entzündet geweſen, und daß es hieſelbſt einen Feuerſchlund gegeben, der nicht eher nachgelaſſen, als bis die „verbrennlichen Materien verzehret geweſen. Vielleicht iſt „ſelbſt dieſes die Urſache von der Fruchtbarkeit der benachbarten Gegenden, wie man von den umliegenden Orten „des **Catana** geſaget hat: daß das mit der Aſche des Berges **Aetna** vermiſchte daſelbſt befindliche Erdreich, ein „vortrefliches Weinfeld geworden; denn damit dieſe Materie ſo hat brennen können, muß ſie eine Fettigkeit haben, „die ſie zum fruchttragen geſchickt macht.„

Dieſe Stelle aus einem ſo richtigen Schriftſteller als **Strabo** iſt, und welcher lange Zeit vor dem Zufalle gelebet, der ſich zu des **Titus** Zeiten zugetragen, beweiſet zweyerley: einmal, daß man ohne Mühe habe erkennen können, es müſſe ehemals auf dem **Veſuv** einen Feuerſchlund gegeben haben, der aber aus Mangel der Materie erloſchen; und dann, daß dieſer gelehrte Erdbeſchreiber nicht gewußt, zu welcher Zeit dieſer Berg in Flammen geſtanden, und von keiner ſeiner Entzündungen eine beſondere Kenntniß gehabt.

Diodor von Sicilien, welchem der Zuſtand des Berges Veſuv beſſer, als jemanden hätte bekannt ſeyn ſollen, ſagt im IV. B. nichts mehr, als daß dieſer Berg noch die Spuren eines ehemaligen Brandes zeige, ohne daß er ſich weitläuftiger darüber erkläret. **Vitruv** redet von Bimſteinen, die der Veſuv ausgeworfen; welches beweiſt, daß ihm deſſen Feuerſchlund bekannt geweſen.

Plinius, dem die Entzündung des Berges Veſuv ſo ſchädlich war, redet zweymal von dieſem Berge, erſtlich im III. Buche; allein daſelbſt iſt die Rede nur von deſſen Lage. Zum andernmale im XIV. B. allwo er von der Güte der Weine und Weinberge redet, und ſaget: ex iis minor auſtro læditur, cæteris ventis alitur, ut in Veſuvio monte, Surrentinisque collibus. Woraus ſich leicht ſchließen läßt, daß **Plinius** weder den Feuerſchlund dieſes Berges, noch die ſchwefelhafte Eigenſchaft ſeines Bodens gekannt; als die er gleich dem **Strabo** für eine von den Urſachen ſeiner Fruchtbarkeit im Weine, oder des Geſchmackes der dort wachſenden Weine, angegeben haben würde. In der That, wenn er Gelegenheit hat, von dem Berge **Aetna** zu reden, (und man bemerke, daß ſolches in eben dieſem III. Buche geſchieht): ſo gedenkt er allerdings derer Flammen die daraus heraus ſchlugen, nocturnis mirus incendiis, *&c.* **Der P. Hardouin**, welcher doch ſonſt ſo weitläuftige Noten über den **Plinius** machet, ſagt an dieſen beyden Orten ebenfalls nichts.

Eine Stelle aus des **Corn. Tacitus** Jahrbüchern im IV. B. 67. Cap. beweiſet, daß zu **Tibers** Zeiten, die Auswürfe dieſes Berges in den umliegenden Gegenden, noch kein Unheil angerichtet hatten. Denn, indem er von der Inſel Caprea redet; dahin ſich dieſer Kaiſer begeben, ſo ſaget er: dieſes Land ſey zuvor ehe die Entzündungen des Berges **Veſuv** daſſelbe verunſtaltet, überaus ſchön geweſen: antequam Veſuvius mons ardeſcens faciem loci verteret; woraus man denn ſchließen muß, daß die Verheerungen ſo das Feuer aus dem **Veſuv** in der Nachbarſchaft verurſachet, ſpäter geſchehen ſeyn müſſen, als **Tibers** Aufenthalt daſelbſt; und daß der Geſchichtſchreiber zugleich eine Anſpielung auf den berühmten Brand machet, in welchem **Plinius** umkam, und deſſen Beſchreibung er vom jüngern **Plinius** gefodert, um die Umſtände von ſeines Vätters Tode zu erfahren. Des **Plinius** XVI. Brief im VI. B. der die ausführliche Beſchreibung dieſes Zufalles enthält, gedenkt keiner frühzeitigen Entzündung, und ertheilet in der hier obwaltenden Frage gar kein Licht: woraus man ſchließen muß, daß ihm ſelbſt keine ehemalige Entzündung des **Veſuvs**, ſo wenig als dem **Dio** bekannt geweſen, der dieſe Entzündung ſo wohl beſchrieben. Auch **Xiphilin**, der ſie ſo prächtig beſchreibt, als diejenige die nachmals unter des **Septimius Severus** Regierung erfolgete, hat keine frühere gekannt.

Euſebius gedenkt in der 2095. Num. ſeiner Chronik, der Entzündung zu Kaiſers **Titus** Zeiten; von einer früheren aber redet er nicht, welches er doch gethan haben würde, wofern ihm eine bekannt geweſen. **Scaliger** führet bey dieſer Gelegenheit nur den im 472ten Jahre erfolgten Ausbruch der Flammen des **Veſuvs** an: welcher ſo erſchrecklich geweſen, daß die Aſche davon durch den Wind bis nach **Conſtantinopel** geführet worden; und in dieſer Stadt ein ſolches Schrecken verurſachet haben ſoll, daß man zum Andenken dieſer Begebenheit, daſelbſt ein jährliches Feſt angeſtellet hat, welches den 8. Iduum, das heißt den 6. November begangen worden. Dieſes erzählet der Graf **Marcellin**, unter des **Marcianus** und **Feſtus** Conſulate, Indict. 10. Die Geſchichte dieſes Feſtes aber findet man in keinem Menologio der Griechen.

Dieſen aus den Geſchichtſchreibern gezogenen Zeugniſſen nun, füget Herr **Banier** noch das Anſehen der Dichter bey. Anfangs zieht er nur einiger maßen mit Zwang des **Lucrez** Zeugniß herbey, indem der 747. Vers des VI. B.

als der einzige, darinne der Dichter vom Berge Veſuv redet, faſt zehn Veränderungen ausſtehen müſſen, damit das Wort Veſuv hinein kommen können; als ohne welches er keinen Verſtand haben würde, wie man im Havercamp ſehen kann. Hier iſt er in ſeinem letzten Zuſtande:

> Qualis apud Cumas locus eſt, montemque Veſuvum
> Oppleti calidis ubi fumant fontibus æſtus - - - - -

Aber ſo viel ſcheint doch, daß dieſer alte Dichter den ſchweflichten Boden des Veſuvs, und die herumliegenden warmen Bäder, gekannt haben müſſe.

Des **Valerius Flaccus** Zeugniß iſt genauer. Dieſer Dichter hatte ſein Werk von den **Argonauten**, dem **Veſpaſian**, des **Titus** Vater, zugeeignet. Folglich hat er noch vor der Entzündung, die unter dieſem letzten Kaiſer vorgefallen, geſchrieben.

> Sic ubi prærupti tonuit cum forte Veſevi
> Heſperiæ lethalis apex *Argon. Lib. IV.*

Silius Italicus iſt noch älter, weil er zu **Nerons** Zeit gelebt, und folglich iſt ſein Zeugniß entſcheidender. Er redet aber ſo von dem Berge **Veſuv**:

> Sic ubi vi cæca tandem devictus, ad aſtra
> Evomuit paſtos per ſæcla Veſuvius ignes,
> Et pelago & terris fuſa eſt Vulcania peſtis.

Es ſcheint ſogar aus dieſen Verſen: daß der Dichter gewußt, wie der **Veſuv** zuweilen zu Land und zur See Unglück angerichtet.

Virgils Stillſchweigen hatte man für einen Beweis angeſehen, daß dieſer Dichter die Feuerſchlünde des **Veſuv** nicht gekannt, weil er nichts davon geſagt, er, der doch ſo lange zu **Neapel** gewohnet. Doch machte man die Einſchränkung dabey, daß, da der Beweis nur verneinend iſt, man nichts daraus folgern könne. Indeſſen zieht der Herr

Abt **Banier**, aus eben dieſem **Virgil** eine Folgerung: daß dieſer Dichter in der That die Entzündungen des Berges **Veſuv** nicht gekannt. Denn im zweyten Buche der **Feldgedichte**, wenn er von einem fruchtbaren und wohl bearbeiteten Felde redet, ſo bedienet er ſich folgender Vergleichung:

> Talem dives arat Capua, & vicina Veſuvo
> Ora jugo.

Hätte er einigen Begriff vom alten Feuerſchlunde gehabt: ſo würde er, außer denen Schönheiten die ein dergleichen Gegenſtand von ſelbſt der Dichtkunſt darbeuth, und die **Virgil** gar wohl zu nutzen wußte, zum wenigſten davon, als von einer Nachbarſchaft geredet haben, die den Menſchen zuweilen fürchterlich iſt, und dem **Strabo** in der Anmerkung zuvor gekommen ſeyn, die er wegen der hauptſächlichſten Urſache der benachbarten Fruchtbarkeit angiebt. Es iſt auch nicht undienlich, bey Gelegenheit dieſes Verſes anzumerken, daß **Servius** ſich irret, wenn er will: daß der Dichter bey dieſer Gelegenheit nicht vom **Veſuv**, ſondern vom **Veſula**, einem liguriſchen Berge am Fuſſe der Alpen rede. Wie iſt es doch wahrſcheinlich, daß **Virgil** den **Veſula** mit **Capua** ſollte vereiniget haben, welches ſo nahe am **Veſuv** liegt!

Die Sibylliniſchen Verſe, (S. den 127ten u. f. des IV. B.) zieht man hier nicht an, allwo von der Entzündung des **Veſuvs** geredet wird; und wo der Verfaſſer, er ſey nun wer er wolle, eine offenbare Anſpielung auf die zur Zeit des **Titus** vorgefallene Entzündung macht, und den **Xiphilin** abgeſchrieben zu haben ſcheint. Dieß iſt ein neuer Beweis, von dem neuen Unterſchube dieſes Buches, und zwar ein Beweis, auf den man vielleicht nicht Acht gegeben hat.

Aus allen dieſen Zeugniſſen nun, folgert der Herr Abt **Banier** dreyerley: 1. daß der **Veſuv** ſchon ſeit den älteſten

Zeiten Flammen ausgeworfen; 2. daß ſein Feuerſchlund erloſchen geweſen; und 3. daß wir keinen gewiſſen Zeitpunct haben, noch auch die Geſchichte von irgend einer Entzündung dieſes Berges, vor der Regierung des **Titus** beſitzen; und daß Herr **Colonne** ſich nicht geirret hat, wofern er nichts mehr ſagen wollen, als dieſes.

Dieſen von dem Herrn **Banier** angeführten Beweiſen kann man noch des Herrn **Bianchini** Anmerkungen beyfügen, die Herr **Freret** nur anzeigen wollen (*). Unter den mancherley Beweiſen die dieſer Schriftſteller von dem Zeitpuncte der Sündfluth anführet, bringet er auch die Beobachtungen bey, die im 1689ten Jahre, nahe bey dem Berge **Veſuv** gemacht worden. Man grub daſelbſt die Erde in der Gegend, und faſt eine Meile vom Meere um, und hinterbrachte, wie er ſaget, dem Eigenthumsherrn des umgegrabenen Erdreichs: daß man verſchiedene Lagen von Erde horizontal auf einander liegen fände, die ſo vielen Pflaſterungen ähnlich ſähen, ſo mit Fleiße hingeleget worden; er aber befahl, man ſollte immer weiter nachgraben, ſo tief man kommen könnte. Einige alte Aufſchriften nun, ſo man gefunden, und die der Stadt **Pompeja** gedachten, welche an dieſem Orte, oder da herum gelegen, reizten die Arbeiter ſo lange nachzugraben, bis das Waſſer, welches häufig zuſchoß, ſie hinderte weiter fortzufahren. Damals waren dieſe Arbeiter mehr als ſiebenzig Schuh tief gekommen, und hatten beſtändig verſchiedene Lagen von Erde, ordentlich eine über der andern liegend gefunden. Die erſten ſind von einer zum Bearbeiten tauglichen Erde, die andern von gebrannten, calcinirten und vergläſerten (**) Steinen geweſen. Als nun Herr **Bianchini** erfuhr, daß der Signor Franceſco Pichetti, ein berühmter Baumeiſter zu **Neapel**, ein

---

(*) Hiſtoria univerſale provata con monumenti e figurata con Simboli de gli Antichi. In Roma MDCXCIX. a. d. 246. u. f. S.

(**) vergläſert vitrificirt.

ein richtiges Tageverzeichniß dieſer Entdeckung verfertiget hätte: ſo bath er ihn um ſelbiges, damit er es ſeiner Geſchichte einverleiben könnte; und hier iſt es.

Zuvörderſt fand man eine Lage guter Erde, zwölf Spannen (*) dick; alsdann eine dichte Lage vier Spannen dick, von ſchwarzen vergläſerten Steinen; alsdann drey Spannen lockere Erde; alsdann ſiebentehalb Spannen eben ſolcher vergläſerten und calcinirten Erde, mit einigen Kohlen. Auf dieſer Lage fand man oberwähnte Aufſchriften; alsdann kamen wieder zehn Spannen lockere Erde; alsdann nur zwo Spannen gebrannter Erde, wie die in der andern Lage; alsdann wieder acht Spannen lockere Erde; alsdann vier Spannen vergläſerte Erde, aber viel leichter als die erſte; alsdann fünf und zwanzig Spannen, noch lockerere Erde als die erſte, und ſo hart, daß ſie dem Toffſtein glich. Auf dieſe Art von Toffſtein folgten ſechszehn Spannen verbrannter Erde; und endlich zwölf Spannen Toffſtein, ehe man auf das ſüſſe Waſſer kam: welches das fernere Nachgraben verhinderte.

Auf die Tiefe nun derjenigen Lage, auf welcher die Aufſchriften gefunden worden, die die Stadt **Pompeja** angehen, gründet Herr **Bianchini** ſich, wenn er die Zeit der verſchiedenen Erſchütterungen des Berges **Veſuv** beweiſen will. Denn, ohne daß man ſich viel mit Beſtimmung der wahren Lage dieſer Stadt aufhalte, wegen welcher er ſich auf **Baudrands** geographiſches Wörterbuch beziehet; ſo iſt es gewiß, daß ſie in der Gegend des Berges **Veſuv** geweſen. Und da der Verfaſſer vorausſetzet, was auch ſehr wahrſcheinlich iſt, daß dieſe Aufſchriften an dieſen Ort, zur Zeit der Entzündung gelegt worden, die unter dem Kaiſer Titus vorgefallen iſt, ſo ſchließt er, aus der Tiefe ihrer Lage, und aus der Tiefe dererjenigen, die innerhalb ſechszehn hundert

---

(*) Die in ganz Italien eingeführte römiſche Spanne, hält acht Daumen und drey Linien.

dert Jahren, nämlich von des **Titus** Regierung bis auf unſere Zeiten, in den darauf folgenden Entzündungen, deren Geſchichte bekannt iſt, hinzugekommen: daß die allertiefeſte Lage, das heißt die von Tuffſtein, worauf das ſüße Waſſer gekommen, eben dieſelbe geweſen, die ſich nach der Sündfluth gezeigt; und daß die Lage von verbrannter Erde, die auf derſelben gelegen, in den allerälteſten Zeiten und kurz nach der Ueberſchwemmung der Erde entſtanden ſeyn müſſe, ſo daß man, wie oben geſagt worden, mit dem **Silius Italicus** ſagen kann:

> Evomuit pallos per ſecla Veſuvius ignes.

Denn Herr **Bianchini** ſchließt ſo: die Natur folget in ihren Wirkungen faſt einerley Weiſe, und es iſt kein Zweifel, daß, da der **Veſuv**, in einer von ſeinen Entzündungen, faſt alle Materien erſchöpft gehabt, die ſich entzündet hatten, es eine gewiſſe Zeit erfodert, ehe er wieder andere geſammlet. Nun finden wir in ſechszehn Jahrhunderten nur zwo Entzündungen dieſes Berges (*). Der Verfaſſer redet hier nur von denen, die heftig genug geweſen, um neue merkliche Erdlagen zu verurſachen, nämlich die eine im 472. Jahre, als eben die, welcher der Graf **Marcellin** gedenket, und die wir bereits angeführet haben; und die andere den 5. **December** 1631. deren **Calviſius** in ſeiner Chronik auf das 1631. Jahr gedenket, und davon man eine weitläuftigere Beſchreibung in dem Briefe **Wilhelms Berdiſi** ſehen kann: welchen der Abt **Nazari** ſeinem ge-

---

(*) Der Veſuvius hat ſich zwanzigmal entzündet, wie **Caſpar Paragallo**, der deſſen Naturgeſchichte beſchreibt, erzählet. Das drittemal geſchah es im 471. Jahre. Nach dieſem, im 512. im 1036. im 1139. im 1631. im 1650. 1680; 1682. 1689. 1694. u. ſ. f. Man ſehe hiervon des **Anton Lazaro Moro** gelehrten und angenehmen Tractat, welcher im 1751. Jahre bey **Breitkopfen**, unter dem Titel: **Neue Unterſuchungen der Veränderungen des Erdbodens, ꝛc.** herausgekommen iſt, a. d. 237. u. f. S.

gelehrten Tagebuche auf das 1674. Jahr, der 146. S. einverleibet hat. Da nun der Veſuv ſechszehn hundert Jahre gebrauchet hat, ehe er dieſe zwo Lagen auswerfen können, und da es noch drey tiefere giebt, welche calcinirte und vergläſerte Steine enthalten: ſo muß man ſchließen, daß dieſer Berg ungefähr zwey tauſend vier hundert Jahre, ſie alle zu bilden, gebraucht hat, welches in das höchſte Alterthum zurück geht.

Herr Bianchini führet hierauf noch einige andere Beobachtungen von eben dieſer Sache an, und er ſcheint zu wünſchen, daß man auch um andere Berge herum, wo es Feuerſchlünde giebt, eben die Verſuche machen möchte, als um den Berg Veſuv: welches allerdings der Neugierde aller Gelehrten und Weltweiſen würdig wäre.

XXIX.

Herrn Mahudels

Erklärung einiger ſonderbaren Aufſchriften, welche in den zwey letztern Jahrhunderten zu Langres gefunden worden.

Die Städte rühmen ſich ihres Alterthums eben ſo, als die Privatperſonen ihres Adels: allein ſie ſind nicht alle auf die Erhaltung derer Vorrechte gleich wachſam, die ihren Urſprung verherrlichen. Die Aufſchriften, die Schnitzwerke, die Bildſäulen, die Ueberbleibſel der Säulen, die Trümmer der Gebäude, kurz alles was ſie von den Werken ihrer erſten Bewohner noch übrig haben, ſind ſo viele Stücke, die zu ihrer Geſchichte dienen, und daraus ſie oftmals die Beweiſe einer Tapferkeit, Weisheit, oder eines Fleißes ziehen, den ihre Mitbürger annoch als ein Erbſchaftsſtück von ihren Vorältern zu bearbeiten ſich rühmen.

Langres iſt eine von denen franzöſiſchen Städten, die aus dieſen Arten von Denkmälern den mehreſten Vortheil ziehen kann. Unter denjenigen, die annoch in ihr vorhanden, ſind einige hie und da in die Mauren ſelbſt eingefaßt, die ihr zur Ringmauer dienen; andere aber ſtehen als Zierrathe in den Gärten der Einwohner. Es giebt verſchiedene darunter, die von den Familien, als ihre **Palladia** angeſehen werden. Man trifft ſie auch auf den benachbarten Dörfern an, und gräbt ſelten in den Vorſtädten nach, ohne noch beſtändig neue Entdeckungen zu machen.

Da es aber das Schickſal der mehreſten von ſolchen Alterthümern mit ſich bringet, daß ſie von ihrem Geburtsorte, woſern man ſo reden darf, weggenommen werden, um die Sammlungen neugieriger Ausländer zu vergrößern: ſo hat die Obrigkeit der Stadt **Langres** ſich ſchon ſeit langer Zeit vor ſolchem Verluſte ſichern wollen; indem ſie in den Stadtbüchern, nicht nur den Zeitpunct und die Umſtände ſolcher Entdeckungen, ſondern auch noch die Abzeichnung ſolcher Schnitzwerke und Bildſäulen, und die Abſchrift der Aufſchriften, aller nach und nach entdeckten Stücke, hat aufheben und eintragen laſſen.

Da nun dieſe Abſchriften, unſerer **Akademie** durch den Herrn Biſchof **von Langres** mitgetheilet worden: ſo übernahm Herr **Mahudel**, diejenigen von dieſen Aufſchriften mit Anmerkungen zu begleiten, die ihm für die Gelehrten am merkwürdigſten zu ſeyn ſcheinen würden: entweder weil ſie die römiſche Geſchichte überhaupt, oder die Geſchichte der Stadt **Langres** ins beſondere betreffen. Und hierbey macht er keinen Unterſcheid unter denen, die noch nie bekannt geworden; und unter denen, die bereits **Gruter**, **Reineſius** und **Gautherot** in ſeiner Anaſtaſe von **Langres**, mitgetheilet haben: weil faſt keine einzige iſt, die nicht verſtümmelt und verunſtaltet worden; da auch übrigens keiner von dieſen Schriftſtellern dieſelben erkläret hat, und dieſes auch nicht recht gründlich geſchehen kann, woſern ſie nicht erſt nach den richtigſten Abſchriften wieder hergeſtellet werden.

I. Aufſchrift.

Die erſte Aufſchrift ſteht an einer noch vorhandenen Meilenſäule, zur Rechten der Landſtraße von **Langres** nach **Gray**. Sie iſt mehr als zween Schuh im Durchmeſſer, auf zehn Schuh in der Höhe; davon ſechs in der Erde vergraben ſind, und vier hervorragen. Hier iſt die wahre Einrichtung der Zeilen und Worte, wie ſie auf der Seite nach der Landſtraße zu, eingehauen ſind.

TI. CLAVD. DRVSI F.
CÆS. AVG. GER.
MANIC. TN. P. MAX.
TRIB. PoTEST. $\overline{III}$. IMP. VI.
P. P. COS III. ET
DESIGN. IIII.
AND. M. P. XXII.

Dieß wird ſo geleſen: TIberius CLAVDius DRVSI Filius CÆSar AVGuſtus GERMANICus Tiberii Nepos Pontifex MAXimus TRIBunicia PoTESTate tertium, IMPerator ſextum, Pater Patriæ COnSul tertium ET DESIGNatus quartum. ANDomatuno Millia Paſſuum XXII.

Gruter, welcher dieſe Aufſchrift anführet, hat ſie nicht nur voller Fehler mitgetheilet; ſondern dieſelben auch noch durch Erklärungen rechtfertigen wollen, die mit der Geſchichte des Kaiſer Claudius nicht beſtehen können. Anſtatt GERMANICVS, ein Zunamen der ihm von ſeiner Kindheit an gegeben worden, lieſt Gruter GERMANICI FRATER; einen ganz unnützen Titel, und den man auf keinem Denkmaale dieſes Kaiſers findet. Anſtatt P. MAX. ſetzt er die Buchſtaben NIXXX, die gar keinen Verſtand geben. Anſtatt TRIB. P. $\overline{III}$. hat er $\overline{IIII}$. geſchrieben; anſtatt IMP. VI. lieſt er P. M. III. gleich als wenn die Alten im Brauche gehabt, nach den Pontificatsjahren der Kaiſer zu rechnen. Anſtatt COS. III. ſetzt er COS. IX. eine Zahl, an die der Kaiſer Claudius nie gekommen iſt; da er nur viermal Conſul geweſen, und die Beſtimmung zu ſeinem vierten Conſulate, auf dieſer Säule bemerket iſt.

Dieſer Kaiſer reiſete zweymal queer durch Gallien, wegen ſeines engländiſchen Heerzuges, der ſeit dem Tage ſeiner Abreiſe von **Rom**, bis an den, da er im Triumphe wieder kam, nur ſechs Monate währete; und **Sueton** bemerket in Claudio, daß er von **Marſeille** nach **Calais** zu Fuße gegangen: a Maſſilia Geſſoriacum uſque pedeſtri itinere confecto inde transmiſit. Da er nun als Ueberwinder wiederkehrete, ſo kam er unfehlbar mit mehrerer Pracht: und dieß war vermuthlich eine Gelegenheit, in Gallien die Kriegswege wieder auszubeſſern, welche **Auguſt** daſelbſt hatte anlegen laſſen; oder doch, zur Bequemlichkeit der Reiſenden, Meilenſäulen hinzuzufügen, die die Entlegenheit der Oerter anzeigeten. Die gegenwärtige iſt nicht die einzige geweſen; ſondern es giebt noch zwo andere die noch vorhanden ſind: die eine zwiſchen **Lyon** und **Vienne**, die andere zwiſchen **Niſmes** und **Montpellier**; die auch beyde den Namen dieſes Kaiſers, mit eben dieſer Ernennung zum vierten Conſulate, und eben derſelben Zahl ſeiner tribuniſchen Gewalt, führen.

AND. iſt die Abkürzung des Wortes Andomatuno: denn Andomatunum iſt der Name, welchen **Ptolomäus** und alle alten Erdbeſchreiber der Stadt **Langres**, als der Hauptſtadt der Völker des celtiſchen **Galliens**, und Lingones genannt, geben. Von hieraus liefen viele gepflaſterte und als Dämme aufgeführte Landſtraßen, davon man noch die Spuren derer Wege findet, die nach den Städten **Lyon**, **Toul** und **Beſanzon** geführet, um von da nach den Alpen zu kommen. (Itiner. Antonin.) und eben auf der Straße dieſer letzten Stadt, die durch einen ſolchen Damm über die **Saone** merkwürdig iſt, ſteht die Säule wovon hier die Rede iſt, ſechs ſtarke Meilen von **Langres**, welches die zwey und zwanzig tauſend Schritte ausmacht, die darauf angezeigt ſind.

II. Aufſchrift.

Die zweyte Aufſchrift iſt aus der Zahl derer die **Gruter** angeführet hat. Die Urſchrift davon iſt nicht mehr zu **Lan-**

Langres, weswegen ſie eben dem Herrn **von Valois** verdächtig vorgekommen iſt. Allein er hat ſich übereilet: denn außer **Gruters** Anführung, welchem der Präſident **Rouſſat** von **Langres** die Abzeichnung davon geſchickt hatte, ſo ſteht ſie auch in den Stadtbüchern ſeiner Zeit.

D. M.
MODERATO
LIBERTO
COLONIAE
LINGONVM

Was dieſe Aufſchrift in Anſehung der galliſchen Geſchichte und inſonderheit der von **Langres** merkwürdig macht, iſt dieſes: daß ſie uns anzeiget, es habe in dieſer Stadt eine römiſche Colonie gegeben. Herr **von Valois** ſchließt in ſeiner Notit. Gall. ſie könne erſt ſeit dem Kaiſer **Marcus Aurelius** hingeſchickt ſeyn: weil **Ptolomäus** nichts von ihr geſaget hat. Allein, dieſer Beweis iſt bloß verneinend, und nach dem Herrn **Mahudel**, um ſo viel ſchwächer; da **Ptolomäus** ſich nicht allemal gebunden, die Zeit, oder gar die Niederlaſſung der römiſchen Pflanzſtädte, in den Orten wovon er geredet hat, zu bemerken. Der gelehrte **Columella**, der unter der Regierung des Kaiſers **Claudius** geſchrieben hat, führete den Namen Moderatus: der in dieſer Aufſchrift einem Freygelaſſenen gegeben wird.

III. Aufſchrift.

Der Stein, auf welchem die dritte Aufſchrift ſteht, ward im 1673ten Jahre gefunden, und über einen Brunnen geſetzt, der außer den Mauren der Stadt ſteht. Es ſcheint, daß er anfänglich in der Mauer eines Tempels des **Apollo** geſteckt, oder die Vorderſeite des Fußgeſtelles der Bildſäule dieſes Gottes ausgemachet habe. Was aber nach Herrn **Mahudels** Meynung, an dieſer Aufſchrift das Merkwürdigſte iſt, das iſt die Eigenſchaft, ſo darinnen denjenigen gegeben wird, der das darinn bemerkte Gelübd bezahlet hat.

APOLLINI IVLIA
BELLORIX
ABREX. TVB
OGI. F. EX. VO
TO SVSCEPT
O

Der Namen **Bellorix** wird ſchon aus der bloßen Endung für celtiſch erkannt: welcher denn mit irgend einem andern galliſchen Nennworte zuſammen geſetzt, in dieſer alten Sprache einen mächtigen und angeſehenen Mann andeutete. Alle angeführete Gallier deren Namen in Cäſars Commentarien ſich auf dieſe Weiſe endigen, waren in ihren Cantonen im Anſehen.

Bellorix iſt alſo bey den Einwohnern zu **Langres** ein wichtiger Mann geweſen. Herr **Mahudel** glaubt, es ſey gar einer ihrer Könige: denn er will, daß das Wort ABREX anzeige, daß er die königliche Würde niedergelegt; ſie ſey nun jährlich geweſen und durch eine Wahl bey dieſen Völkern, wie bey einigen andern Galliern geſchehen; oder daß derjenige, den man einmal gewählet, ſie beſtändig behalten. Denn, hätte er die Krone nicht aus eigener Bewegniß niedergelegt, ſondern erſt nach verſtrichenem Zeitlaufe verlaſſen, ſo hätte man EXREX geſaget. Indeſſen würde dieſes alles wegfallen, wenn man aus dem Worte ABREX, wie aus ſo vielen andern, einen bloßen Zunamen machte, der keines von allem dieſem anzeigen will: und man würde dieſes vielleicht deſto eher glauben, da er hier vor den Worten TVBOGI Filius ſtehe, da er von rechtswegen hinterher ſtehen ſollte, wenn er einen Titel andeutete, der durch die Niederlegung der Krone erworben wäre.

Dieſer IVLIAnus BELLOKIX ABREX, der dem **Apollo** ein Gelübd bezahlet, ſey übrigens wer er auch wolle: ſo haben ſich doch die Gallier an dieſen Gott gewendet, um von Krankheiten geheilet, oder davor bewahret zu werden: habent opinionem, Apollinem morbos pellere, ſagt **Cäſar** in ſeinen Commentarien, de Bell. Gall. Lib. VI.

IV. Aufſchrift.

Die vierte Aufſchrift ſteht unter zweyen geſchnitzten Bruſtbildern von halberhobener Arbeit, deren eines **Mercur**, mit zween Flügeln am Kopfe; das andere aber eine **Fortuna** iſt, deren Haare hinten geflochten und gebunden ſind. Beyde ſtehen auf einem Steine, welcher von **Langres**, allwo man ihn zu Anfange des letzten Jahrhunderts gefunden, nach **Rheims** gebracht worden, wo er noch itzund iſt. Sein gröſter Vorzug beſteht in dem der **Fortuna** darinn gegebenen Beynamen.

DEO MERCVRIO
ET FORT. VERTE.
C. ANTIVS. TITI. FI.
EX VOTO.

Es iſt ein Unterſchied unter der Art, wie Herr **Ma**hudel dieſe Aufſchrift lieſt, und derjenigen, von welcher Gruter ſie abſchreibt. Dieſer letzte hat geſchrieben, POST. VERTE. ein ſonderbares aber übelbedeutendes Beywort: ahingegen, wenn man die Zeilen und Wörter ſo voneinnder abſondert, wie ſie es wirklich auf dem Steine ſind, an leſen muß: ET FORT. VERTE, d. h. ET FORunæ VERTEnti, ein Wort, was mit REDVCI faſt gleichbedeutend iſt; und dieſer Sinn iſt in einer andern Aufſchrift noch deutlicher ausgedrückt, wo man FORTVNÆ MELIORI lieſt:

V. Aufſchrift.

Die fünfte Aufſchrift, ſo man im 1642 Jahre, in dem Grunde der alten Mauren dieſer Stadt gefunden, iſt eine Weihung dieſes Denkmaales, welche **Lucius Maſculus**, und **Sedatia Blandula**, ſeine Mutter, dem **Mercur**, mit dem Zunamen MOCCVS, zu Erfüllung eines gethanen Gelübdes, thun.

IN H. DD.
DEO MERCVRIO MOCCO
L. MASCL. MASCVLVS ET
SEDATIA BLANDVLA MATER
EX VOTO.

Man

(*) Dieſer Misverſtand Cäſars iſt ſchon ſo oft auf eine ernſthafte Art wiederholet worden, daß es den Gelehrten faſt eine Schande iſt, einen Irrthum ſo lange fortzupflanzen. Cäſar hatte den Fehler aller ſeiner Landesleute, bey allen bezwungenen Völkern die Mythologie und Abgötterey ſeiner, und der griechiſchen Nation zu vermuthen und zu finden. Bey der geringſten Aehnlichkeit alſo, glaubte man dieſen oder jenen Gott, oder ſeine Verehrung zu finden. Als daher Cäſar oder ſeine Soldaten bey den Galliern, das Wort Diet ausſprechen, oder gar ſagen hörte: daß ſie von einem alten Diet herſtammeten, ſo kam ihnen gleich ihr Pluto in den Sinn: als ob die Gallier geſagt hätten; ſie ſtammeten a Dite Patre her. Allein wer es weis, daß Diet bey den alten Celten, Galliern und Deutſchen ſoviel als ein Volk geheißen; davon noch heute zu Tage das franzöſiſche und ſchlecht lateiniſche Wort Diete und Dieta, eine Verſammlung des Volkes, oder der Stände herkömmt; wer da bedenkt, daß Dietrich Theodoric, Theuderic, Volkreich; Dietlieb, einen der das Volk liebt, oder von ihm geliebt wird, u. ſ. w. bedeutet; der wird ſich ſchämen Cäſars Irrthum immer wiederzukäuen, und ganze

Lehr-

Man kann denen Buchſtaben IN H. DD. die die erſte Zeile ausmachen, vielerley Sinn geben. Herr **Mabudel** aber hält dieſen für den beſten: INſtituti Hæredes DeDicaverunt, der ihm gewöhnlicher und natürlicher vorkömmt, als IN Honorem, oder IN Horto DeDicaverunt.

VI. Aufſchrift.

Die ſechſte Aufſchrift findet man auf verſchiedenen Steinen wiederholet, und beſteht nur aus fünf Anfangsbuchſtaben.

D. M.
S. Q. D.

die gemeiniglich durch folgende Worte erkläret werden: Dis Manibus Sacrum Que Diti und beſtätigen dasjenige, was **Cäſar** (*) von der Verehrung ſagt, die die **Gallier** gegen den **Pluto** geheget, von dem ſie abzuſtammen geglaubet, und in Anſehung deſſen ſie nach Nächten, und nicht nach Tagen zähleten, wie andere Völker thun.

VII.

Lehrgebäude von der Verehrung Plutons bey den Galliern darauf zu bauen. In dieſer Aufſchrift iſt gewiß nichts ungewiſſer, als daß der letzte Buchſtab D. dieſen Höllengott bedeute. Gleichwohl muß ers ohne allen Dank ſeyn: ja daher ſollen auch die Celten oder Gallier den Tag von der Nacht angefangen haben. Fiengen denn die Juden nicht auch mit Sonnenuntergange den folgenden Tag an? Und verehrten ſie deswegen den Pluto? Oder warum mußte eben die römiſche Einbildung, daß Pluto des Nachts verehret werden müßte, den Galliern eigen ſeyn? Ich bin nicht die erſte, die Cäſars Verſehen gerüget hat. Leibnitz hat ſolches in ſeiner Theodicée ſchon ſeit mehr als 40 Jahren gethan, daraus es die Herren Franzoſen ſich längſt hätten merken können. Hätten aber ja die Gallier nicht ein Volk durch ihr Diet gemeynet: ſo könnten ſie den Theut, oder Teutates, den die ſpaniſchen Celten verehreten, als den erſten Stifter oder Anführer der Celtiſchen, oder deutſchen Völker gemeynet haben; deſſen Tacitus gedenket, und davon die Deutſchen ſelbſt ihren Namen herleiten. S. der Theodicee II. B. 142 §. a. d. 329 S. der deutſchen Ausgabe von 1744. G.

VII. Aufſchrift.

Die ſiebente beſteht in dieſen zwo Zeilen:

QVINTVS CASSIVS
CEN. MERCATVR.

Der **P. Vignier** ein Jeſuit, welcher ſich auf die Erforſchung der Alterthümer dieſer Stadt geleget hat; und **Gautherot** der eine ziemlich ſchlechte Art von Geſchichte davon geſchrieben, haben, anſtatt MERCATVR, VERGATVR geleſen: indem ſie nicht Acht gegeben, daß das V. das mittlere Stück eines M iſt, deſſen zween Seitenſtriche ein wenig verloſchen ſind. Das CEN. muß hier alſo für CENſor geleſen werden, wie man insgemein bey Aufſchriften thut; oder auch für CENſitor, welches Wort **Ulpian** gebraucht, wenn er einen Menſchen andeuten will, der die Waaren ſchätzet.

Hieraus folget nun, nach Herrn **Mahudels** Meynung, daß dieſer **Quintus Caßius**, deſſen Namen ganz römiſch iſt, und der aus einer der vornehmſten conſulariſchen Familien geweſen, da er ſich, vielleicht zur Zeit der erſten Colonie, zu **Langres** befunden, daſelbſt etwan Aufſeher oder Vorſteher des Handels geworden; ein Amt, das uns zwar bisher unter dem Namen CENSOR MERCATVRÆ unbekannt geweſen; dergleichen es aber in **Langres** wohl ehemals gegeben haben mag, welche damals eine viel ſtärkere Handelsſtadt war als jetzt.

VIII. Aufſchrift.

Die achte Aufſchrift, welche **Gruter** noch am richtigſten mitgetheilet hat, weil ſie ſehr gut erhalten geweſen, lehret uns, daß es ſehr lange Zeit zu **Langres** eine öffentliche Schaubühne, und folglich ordentlich eingerichtete Schauſpiele, wie in den größten Städten, gegeben.

ATTIA SACRATA
C. FIL. PROSCENIVM
VETVSTATE CORRVPTVM
DE SVO RESTITVIT.

Als man zu Anfange des letzten Jahrhunderts, auf Henrichs des IV. Befehl, an der Befeſtigung dieſer Stadt arbeitete, entdeckte man, bey dem Nachgraben, in der Gegend eines Thurns an der Morgenſeite, den man den Thurn von St. **Forgueul** nennet, die Grundlagen eines groſſen Gebäudes, ſo man für die Ueberbleibſel dieſer Schaubühne hielt. Die Anlage derſelben muß für die Zuſchauer um ſo viel vortheilhafter geweſen ſeyn, da ſie vor dem Nordwinde bedeckt geſtanden, der zu **Langres** ſehr beſchwerlich iſt.

IX. Aufſchrift.

Gruter, **Reineſius** und **Gautherot**, haben alle drey die neunte Aufſchrift mitgetheilet, aber ſo verſchieden, daß man auf ihre Abſchriften gar nicht bauen kann. Diejenige, ſo in den Stadtbüchern zu **Langres** ſteht, da der Stein ſelbſt nicht mehr dort iſt, ſcheint die richtigſte zu ſeyn.

Q. SEDVLIVS FIL (*)
SEDVLI MAIOR
DIS MARIS AC
AVG.(†) ARCVM
STATVAS IDEM
M.(**) DD.

Gruter hat, anſtatt DIS MARIS, DIS ILANIS geſchrieben, den er für den Gott von **Troyes** hält. **Reineſius** hat anſtatt STATVAS, STATVAM, geſetzt. **Gautherot** ſchreibt anſtatt IDEM, ALDEM: und man wundert ſich, daß er nicht vielmehr AEDEM geſetzt hat. **Reineſius** ſetzt auch BASIDEM, um das folgende M, durch mar-

---

(*) Filius.

(†) Augusto.

(**) Munus, oder municeps dedicavit.

marmoream zu erklären, welches mit ſeiner vorigen Leſart ſtatuam übereinkommen würde: aber damit ſtimmt es nicht überein was er ſaget, daß Herr **Philibert de la Mare**, der ihm dieſe Aufſchrift zugeſchickt, ihm geſchrieben; ſie hätte zwoen Bildſäulen zum Fußgeſtelle gedienet, die man zu gleicher Zeit, und an einerley Orte entdecket hätte.

Der Sinn dieſer Aufſchrift nun, wie man ſie in den Stadtbüchern zu **Langres** findet, iſt dieſer: daß **Quintus Sedulius**, der älteſte Sohn eines andern **Sedulius**, den Göttern des Meeres und dem **Auguſtus**, einen Bogen und Bildſäulen gewidmet. Ungeachtet dieſe Bogen, oder Schwibbogen, Gebäude geweſen, deren Erbauung zum erſten und einzigen Gegenſtande die Ehre derer Helden gehabt, die, da ſie die Ehre des Siegesgepränges verdienet, dafür gehalten werden, daß ſie unter dieſen aus den Schwibbögen beſtehenden Pforten, durchgezogen wären, oder doch hätten ziehen ſollen: ſo finden wir auch in den alten Aufſchriften, Beyſpiele von ſolchen Ehrenbögen, die den Eltern geweihet worden, um ihnen ein Merkmaal der Verehrung zu geben. Derjenigen, ſo nahe bey dem Geſundbrunnen zu **Baden** in der **Schweiz** ſteht, und welchen **Gruter** bekannt gemacht hat, enthält: daß **Titus** in dieſem Lande, einen dergleichen Ehrenbogen dem Gotte **Mars**, **Apollo** und der **Minerva**, aufführen laſſen. Derjenige, der in dieſer gegenwärtigen Aufſchrift angezeiget wird, und die Bildſäulen, von welchen ſie Erwähnung thut, ſind den Meergöttern und dem **Auguſt** geweihet.

Das M. in der letzten Zeile dieſer Aufſchrift, kann durch Munus, oder auch durch Municeps, gegeben werden. Es giebt von beyden Abkürzungen Beyſpiele.

X. Aufſchrift.

Der Stein, auf welchem die zehnte Aufſchrift ſteht, iſt ein überbliebenes Stück von einem Geſimſe, welches im 1673ten Jahre in einem bedeckten Gange der alten Befeſtigungen entdecket worden, von da man es in das Haus des ſel. Herrn Präſidenten **von Hemery** gebracht hat, welches anjetzt die Carmeliter Barfüßer beſitzen, wo es noch zu ſehen iſt.

Die darein gegrabene Aufſchrift, erhält das Andenken eines Werkes, welches ein gewiſſer Augurius Catulinus Urſarius zu **Langres**, auf ſeine Koſten verfertigen laſſen.

OPVS QVADRATARIVM
AVGVRIVS CATVLINVS
VRSAR. D. S. P. (*)

OPVS QVADRATARIVM, kann man nicht durch ein viereckigtes Werk geben. Man würde es mit einem ausdrücklichern Namen benennet haben; es ſey nun, daß es ein viereckigter öffentlicher Platz geweſen, dergleichen es zu **Rom** einen, quadrata genannt, gegeben; oder daß es auch ein viereckigter Markt oder ein Haus geweſen, dergleichen es noch eines dieſes Namens zu **Niſmes** giebt. In allen dieſen Fällen nun, würde man quadratum, anſtatt quadratarium geſetzt haben. Herr **Mahudel** glaubet, daß, da es verſchiedene Verzierungen in der Baukunſt, unter dem eigenen Namen opus gegeben, z. E. opus albarium, muſivum, teſſellatum, vermiculatum, auch opus quadratarium, eines von dieſer Art ſeyn könnte.

Die gewöhnliche Bedeutung des Wortes quadratarius, iſt ein Steinmetz, ein Arbeiter, welcher Stein oder Marmor zuhauet. Die Lapicidæ und Quadratarii werden in dem erſten Geſetze oder Codice de excuſationibus artificum, in eine Claſſe geſetzt. Was aber die Quaderſteine oder Marmor betrifft, ſo wurden dergleichen noch zu vielen andern Werken, als bloß zu dauerhaften Gebäuden gehauen. Man ſägete ſie von verſchiedenen Farben, und machte größere oder kleinere Quaderſtücke daraus, womit man die Wände verkleidete, und die Fußböden der Tempel, auch anderer öffentlicher und Privatgebäude, austäfelte und verſchönerte.

(*) De Suo Poſuit.

Die Kunſt die Steine ſolchergeſtalt zuzuhauen und anzuwenden, war eine ganz andere Arbeit, als die ars quadrataria. Dieſer Ausdruck wird in einer ſehr alten Legende von den vier Gekrönten gebraucht, die unter dem **Diocletian** gemartert wurden: dum Diocletianus omnes metallicos congregaret, invenit Claudium, Caſtorium, Symphorianum & Nicoſtratum, mirificos in ARTE QVADRATARIA. *Du Cange Gloſſ. med. Latinit.* Die Leute ſo dieſe Arbeit verfertigten, hießen QVADRATARII, und ihre Arbeit OPVS QVADRATARIVM.

XI. Aufſchrift.

Die ellfte Aufſchrift iſt noch auf einem Steine zu leſen, der in die Bruſtlehne der Stadtmauren, nahe dem Thore eingemauert iſt, ſo man das lange **Thor** nennet. Es iſt eine Art von leerem Grabmaale, welches eine **Victoria** **Victorins** Ehegattinn, und Großmutter des **Lucius Victorinus**, den DIIS Manibus ihres Enkels gewidmet hat; nachdem ſie, ihrem Gelübde zu folge, dem Volke und den Soldaten, Korn austheilen laſſen.

DIS MANIBVS
L. VICTORINI. VICTORIA
PIISSIMA VICTORINI
VXOR RINOVATO
(ex voto) E. V. FRVMENTO.

Die Perſonen ſo in dieſer Aufſchrift genannt werden, haben zu Zeiten Kaiſer **Galiens**, in **Gallien** viel Aufſehen gemacht, und ein Theil davon iſt auf der Seite von **Langres**, oder in **Langres** ſelbſt, vorgegangen. **Victoria** hat lange daſelbſt gewohnet; vielleicht iſt ſie auch ſowohl als **Victorin** von dort gebürtig geweſen.

Dieſe Heldinn, welche **Trebellius Pollio** mit der **Zenobia** vergleicht, war des **Aurelius Victorinus** Mutter, welchen **Poſthumus** wider den **Galien** zu Hülfe rief, und welcher allein Herr von **Gallien** blieb, nachdem **Poſthu**und **Lollian** geſchlagen waren.

Victoria erwarb ſich, wie **Trebellius Pollio** (in Victoria) ſagt, den Beynamen einer Matris Caſtrorum, und hat ſowohl wegen ihrer Freygebigkeit, als wegen ihrer Einſicht die Herzen der Soldaten an ſich gezogen.

Diejenigen, die aus dieſen Worten DIS MANIBVS Lucii VICTORINI ſchlieſſen wollten, daß dieſer junge **Prinz** zu **Langres** begraben worden, müßten auf die Umſtände nicht Acht gegeben haben, die **Trebellius Pollio** von ſeinem Tode anführet. Er ſagt, daß Vater und Sohn faſt zu gleicher Zeit zu **Cöln** getödtet, und ihre Körper unter einem kleinen Grabmaale von Marmor begraben worden, worauf man dieſe Grabſchrift geſetzt.

HIC DVO VICTORINI TYRANNI
SITI SVNT.

Nach ihrem Tode, behielt **Victoria** in **Gallien** noch eine ſolche Gewalt, daß ſie den Nachfolger im Reiche nach ihrem Gefallen zu wählen ſchien. Sie war es inſonderheit, die des **Tetricus** Wahl beförderte, da ſie verſichert war, daß die oberſte Gewalt, vielmehr einem Manne, als einer Frau anvertrauet werden müßte: ungeachtet die Münzen, die man zu **Trier** ſchlug, und die in **Gallien** am meiſten gänge und gäbe waren, allezeit das Bild der **Victoria** führeten.

XII. Aufſchrift.

Der Stein, auf welchem die zwölfte Aufſchrift ſteht, hat einen Schuh und fünf Daumen in der Breite, zween Schuh und ſieben Daumen aber in der Höhe. Er ward 1642 in dem Grunde desjenigen Theiles der alten Stadtmauren zu **Langres** gefunden, der nach Morgen zu, hinter dem biſchöflichen Palaſte liegt, und iſt in die Bruſtwehre dieſer Mauren eingeſetzt worden, als man ſie wieder zurecht gemacht.

DIS MANI
BVS LIVLI
CHI
CRESCENS
IVLIORVM
DISP. FIL
ET
VLLINVS
CONTRASCRIBA.

Dieſes Grabmaal, welches **Creſcentius** der Sohn, Haushofmeiſter im **Juliſchen** Hauſe, und **Ullinus**, ein Rechnungsſchreiber, den Diis manibus und dem Andenken des **Liulichius** geweihet haben, lehret uns zweyerley.

Einmal, daß ſeit der Eroberung von **Gallien**, die **Juliſche** Familie, große Güter zu **Langres**, oder in der Gegend herum, und Haushaltungen gehabt haben müſſe, wozu allerley Arten von Bedienten gehöret haben; davon dieſer Verwalter und Rechnungsſchreiber auch ein Paar geweſen.

Zum andern, daß unter den Bedienten vornehmer Häuſer, bey den Alten, darinnen es einen Haushofmeiſter gab, der Diſpenſator hieß, es auch einen Bedienten gegeben, der Contraſcriba geheißen, deſſen Namen uns bisher, weder aus Aufſchriften, noch auch aus der Hofſtadt der römiſchen Kaiſerhäuſer, in der Erzählung und Nachricht die **Gütieres** und **Panciroll** (de officiis domus Auguſtæ) von den darinn befindlichen Bedienungen mitgetheilet, bekannt geweſen.

Das Amt des Contraſcribæ war, wenn wir es auf das ἀντιγραφεύς, des **Julius Pollux** ziehen, dieſes: daß er die Rechnungen des Haushalters abnehmen, ſie unterſchreiben und verbeſſern mußte. Dieſer Bedienung kömmt **Iſidors** reviſor rationum, und unter uns der Gegenſchreiber eines Hauſes gleich: welche Bedienten im verfallenen Lateine, unter dem Namen Contrarotulatores, die die Unterſuchung der Rechnungen auf ſich hatten, bekannt waren.

* *

XXX.

Des Herrn von Bouhier Gedanken über die Frage: ob vor Balbins und Puppians Zeiten, wenn es zu gleicher Zeit verſchiedene römiſche Kaiſer gegeben, nur einer darunter Oberprieſter geweſen.

1733.

Es iſt nicht leicht über einer Frage unter allen die von römiſchen Alterthümern gehandelt haben, mehr geſtritten worden, als darüber: ob alle diejenigen, die zur römiſchen Kaiſerwürde erhoben worden, wenn es verſchiedene Kaiſer zugleich gegeben, auch gleichſeitig die Würde eines Oberprieſters erlanget.

Einige Gelehrte (*) haben ſie ohne alle Ausnahme bejahet, indem ſie überzeugt geweſen: daß, ſo bald einer zum Kaiſer erwählet worden, er auch das Recht gehabt, den Titel eines Oberprieſters anzunehmen.

Andere (**), die einer ganz entgegen geſetzten Meynung ſind, haben behauptet: daß, wenn es zu gleicher Zeit verſchiedene Kaiſer gegeben, allezeit nur ein einziger davon das Oberprieſterthum beſeſſen, und ſeine Mitbeamten nur ſchlechtweg Prieſter geweſen.

Noch

(*) *Roſin.* Antiq. Rom. III. 12. *Panvin.* de Civit. Rom. Lib. 2. Cap. de Pontif. *Bulenger* de Imper. Rom. I. 14.

(**) *Gutherius* de Iur. Pontif. Lib. 15.

Noch eine dritte Meynung (*) war dieſe, daß dieſe Vorbehaltung der Oberprieſterwürde, für einen Kaiſer allein, nur bis auf den **großen Conſtantin** gewähret habe.

Die vierte endlich, und die von den Gelehrten der neuern Zeit angenommen worden (**), auch heutiges Tages die gemeinſte iſt, iſt dieſe: daß der Titel eines Oberprieſters nicht eher, als unter dem **Balbin** und **Puppian**, von mehr als einem Kaiſer zugleich angenommen werden.

Herr von Bouhier, ehemaliger Präſident zu **Dijon**, und einer von den vierzig Mitgliedern der **franzöſiſchen Akademie**, ein Mann, der ſowohl wegen ſeiner Gelehrſamkeit, als wegen ſeiner Würden und perſönlichen Eigenſchaften, ehrwürdig iſt, hatte dieſe verſchiedenen Meynungen ſorgfältig unterſuchet, und war ſo gütig, dem Herrn **von Boze** den Ausgang ſeiner Betrachtungen mitzutheilen. Da er aber auch die Erlaubniß gegeben, daß dieſer ſie unſerer **Akademie** zeigen dörfte, ſo hielt dieſelbe dafür, es würde unbillig ſeyn, dieſelben der Welt zu verenthalten.

Er glaubet alſo, daß unter dieſen verſchiedenen Meynungen, die zweyte und dritte ſich gar nicht behaupten laſſen; indem, wenn man auch nichts mehr wüßte, als **Balbins** und **Puppians** Beyſpiel, es, ſowohl aus ihren Münzen, als aus der Geſchichte (***) gewiß iſt, daß dieſe zween Kaiſer, die Würde eines Oberprieſters mit einander bekleidet.

Was die vierte Meynung betrifft, ſo glaubt Herr **Bouhier**, ſo groß auch das Anſehen dererjenigen iſt, die ſie behaupten, daß er ſie dennoch mit Gründen beſtrei-

(*) *Selden de* Synedr. l. 10.

(**) *Boſius* de Pontif. Max. C. 2. *Spanheim* de Præſt. Numiſm. Tom. 2. p. 422. *Noris* Cent. Piſ. Diſſert. 2. C. 7. *Pagi* in Baron. Ann. 161. no. 6. *Tillemont*. Hiſt. des Emper. T. III, p. 596.

(***) *Capitolin* in Maxim. & Balbin. Cap. 8.

ſtreiten könne, die ſchwer zu widerlegen ſind; und er bringt ſie ſo bey.

Man weis, daß **Titus** von ſeinem Vater **Veſpaſian** mit zum Kaiſerthume gezogen worden, und zwar im **März** des 71. Jahres **Chriſti**. Nun haben wir noch dreyzehn Münzen von dieſem Kaiſer, welche in den folgenden Jahren, aber zu Lebzeiten ſeines Vaters, geſchlagen worden; auf welchen man ihm den Namen P. M. das iſt Pontifex Maximus giebt (*).

Die erſte, welche auf einer Seite **Veſpaſians** Kopf, und auf der andern des **Titus** ſeinen führet, giebt dieſem letztern den Titel eines Oberprieſters in ſeinem zweyten Conſulate, nämlich im 72ten Jahre.

Die zweyte und dritte, ſind aus ſeinem dritten Conſulate und folglich von 74. Die vierte und fünfte, ſind aus ſeinem vierten Conſulate, und alſo aus dem folgenden Jahre. Die ſechſte iſt vom 77ten Jahre, unter ſeinem ſechſten Conſulate. Und die ſieben andern, die von ſeiner achten tribuniciſchen Macht gerechnet ſind, folglich auch noch vor **Veſpaſians** Tode geſchlagen worden, geben ihm eben dieſen Namen (**)

Herr **von Bouhier** redet von denen Aufſchriften nicht, die dieſe Münzen zu beſtätigen ſcheinen, weil er meynet, daß **Boſius** ſehr gründlich darauf geantwortet hat (***): wiewohl er mit ſeinen Antworten in Anſehung der Münzen (†), nicht ſo wohl zu frieden iſt.

Die erſte hat er mit ziemlich nichtigen Gründen beſtritten. Sie kömmt ihm darum verdächtig vor, weil die Um-

---

(*) Pagi in Baron. ad ann. 71. no. 3. ſeqq. in der Sammlung des Mezzabarba.

(**) Patin hat das Bild der einen mitgetheilet. Not. ad Sueton. tit. 6.

(***) de Pont. Max. Cap. II. no. 6. & 14.

(†) Ibid. no. 12 & 13.

ſchrift mit IMP. anfängt. Dieſes rühret aber daher, weil er ſich fälſchlich eingebildet, **Titus** ſey damals nur noch **Cäſar** geweſen, da er doch ſchon ſeit dem vorigen Jahre ſeines Vaters Mitregent geworden. Um ferner dieſe Münze für untergeſchoben auszugeben, iſt es eine ſchlechte Zuflucht; denn nicht nur **Occo** hat ſie geſehen, ſondern auch **Mezzabarba** hat ſie angeführet, daß ſie in der Münzſammlung des Herzogs von **Parma** vorhanden ſey.

Boſius ſcheint auf die zwo folgenden nicht Acht gegeben zu haben, ungeachtet die erſte bereits in der Ausgabe ſteht, die er insgemein vom **Occo**(*) anführet. Was die zweyte betrifft, ſo hat ſie ihm vielleicht unbekannt ſeyn können, denn ſie ſteht nur in dem Cabinete des Königes von Preußen (**). Man ſieht darauf, auf einer Seite den Kopf des **Titus**, mit dieſer Umſchrift: IMP. T. CAES. VESP. AVG. F. P. M. TR. P. COS. III. und auf der Gegenſeite, die Vorſehung, welche dieſem Prinzen eine Weltkugel darreichet, mit den Worten: PROVIDENT. AVG. S. C. Was kann man nun ſolchen offenbaren Denkmälern entgegen ſetzen?

Von den zwo Münzen aus des **Titus** viertem Conſulate, führet **Boſius** nur eine an; und um ſich heraus zu wickeln, meynet er, man müſſe COS. VII. oder VIII leſen. Eben dieſes Mittel ſchlägt er wegen der Münze des VI. Conſulates vor. Der Herr Präſident **Bouhier** aber fraget, ob man auf eine dergleichen Muthmaßung, bey der Menge ähnlicher Münzen etwas geben dörfe; aus deren Zahl die ſieben andern ſind, welche unter der achten tribuniciſchen Gewalt des **Titus** geſchlagen worden, wie er bereits angemerket hat.

In Anſehung des **L. Verus**, hat des **Boſius** Zweifel in der 15. Num. mehrern Schein; jedoch nicht darum, weil **Capitolin**, indem er von den Titeln redet, welche **Marcus Aurelius** dieſem Prinzen ertheilet, des Oberprieſterthums nicht

---

(*) pag. 162. Ausg. von 1600.

(**) *Beger* Theſaur. Brandeburg. Tom. II. p. 635.

nicht gedacht hat: denn es ſcheint, er habe ſeiner auf eine Art gedacht, die eben ſo gut iſt, nicht nur in den Worten: ex eo cœperunt PARITER Remp. regere (*). und durch dieſe, in SIMILI ac PARI Majeſtatis Imperio (**), ſondern noch viel ſtärker durch dieſe: Marcus in eum OMNIA contulit (†). ein ſo allgemeiner Ausdruck, ſcheint die Oberprieſterwürde eben ſowohl einzuſchließen, als alle andere. Auch bey einer andern Stelle aus dem **Dio Caßius** bleibt Herr **Bouhier** eben ſo wenig ſtehen, obgleich **Boſius** ſich darauf ſteifet; und er wird künftig die Urſache davon angeben. Was aber noch viel ſtärker iſt, iſt dieſes, daß man auf keiner Münze des **L. Verus** den Titel Pontifex Maximus findet: und er geſteht, daß dieſer Beweis, ob er gleich verneinend iſt, dennoch ein großes Gewicht hat.

Gleichwohl ſcheint dieſe Schwierigkeit durch drey Aufſchriften gehoben zu ſeyn, in welchen dem **L. Verus** dieſer Titel ausdrücklich gegeben wird.

Die erſte iſt zu **Rom** auf dem Platze gefunden worden, der **Trajans** Namen führet. Sie ſteht unter einem ſchönen Karnis, welches **Boißard** (††) der Zeichnung und Aufſchrift nach, bekannt gemacht hat. Wir wollen ſie hier ſo wie er ſie anführet, mittheilen: denn diejenigen (†††) ſo ſie nach ihm mitgetheilet, haben die Ordnung der Zeilen verändert, da doch dieſes gar nicht gleichgültig iſt.

IMP. CAES. L. AVRELIO VERO AVG.
ARMENIAC. MED. PARTHIC. PONTIF.
MAXIM. TRIBVNIC. POTEST. $\overline{\text{VIII}}$.
IMP. $\overline{\text{V}}$. COS. $\overline{\text{III}}$. P. P.

Fulvius Urſinus, deſſen Geſchicklichkeit bekannt iſt, hatte ſie eben ſo geleſen, wie **Gruter** ſelbſt verſichert: ſo daß es nicht zweifelhaft ſchien, daß dieſe Abſchrift getreu ſey.

(*) *Capitolin.* in Marco Cap. VII.

(**) Ibid. in Vero. Cap. 1.

(†) Ibid. Cap. 2.

(††) Antiqu. Tom. III. p. 120.

(†††) *Gruter.* CCLVIII. 3.

Gleichwohl will **Boſius** (*), man ſolle das Wort MAXIM. weglaſſen, indem er ſich auf eine andere Abſchrift eben dieſer Aufſchrift gründet: die, wie er meynet im **Gruters** (**) Sammlung ſteht, und wo dieſes Wort nicht zu finden iſt; in welcher Meynung ihm auch der Verfaſſer derer Noten gefolget iſt, die man zu Ende der letzten Ausgabe ſeiner Sammlung, angehänget hat. Allein Herr **Bouhier** kann ihrer Meynung ſchwerlich beypflichten.

1. Weil **Gruter** nicht angiebt, woher er dieſe Abſchrift hat. Anfangs ſcheint es, daß er ſie aus des **Smetius** Sammlung genommen: allein auch da ſteht ſie nicht; folglich muß man ſie für ſehr verdächtig halten.

2. Wenn ſie auch wahr wäre, ſo iſt es doch nicht wahrſcheinlich daß ſie mit der vorigen einerley ſey: denn dieſe letzte, iſt nach **Grutern**, auf einer Mauer der **Engelsburg** geleſen worden, da man hingegen die andern auf dem Markte **Trajans** gefunden.

3. Wenn man aus der Stellung der Zeilen gegenwärtiger Aufſchrift ſchließen ſoll, ſo hat das Wort MAXIM. unmöglich fälſchlich hinzugeſetzt werden können: indem es daſelbſt nothwendig zu ſeyn ſcheint, um dieſe Zeile mit den andern gleich lang zu machen. Soll man alſo eine von beyden Aufſchriften, nach der andern verbeſſern: ſo muß dieß Wort vielmehr derjenigen Abſchrift beygefüget werden, der es mangelt; wie auch **Gudius** in ſeiner kleinen Note dafür hält.

4. Wird die auf dem Markte **Trajans** gefundene Aufſchrift, noch durch die zwo folgenden beſtätiget, die deren Gewißheit und Anſehen beſtärken.

Die eine ſteht in **Gruters** Sammlung CCLVII. 11. nach den Nachrichten des gelehrten Jeſuiten **P. Andreas Schott**, welcher ſie in der Stadt **Portalegre** in Spanien geſe-

---

(*) dict. no. 15.

(**) CCLIII. 1.

geſehen. **L. Verus** wird darinnen rund heraus Pontifex Maximus genannt. Auf dieſes Denkmaal hat **Boſius** keine andere Antwort erſinnen können, als daß der Titel eines Oberprieſters, dieſem Kaiſer aus Irrthum von ſolchen Spaniern gegeben werden, die von ſeinen Würden nicht wohl unterrichtet geweſen. Allein, der Herr Präſident **Bouhier** erwiedert: iſt es auch im mindeſten wahrſcheinlich, daß man in einer Provinz, die mit der Hauptſtadt des Reiches in ſo großer Verbindung geſtanden, und worinn es noch außerdem damals einen römiſchen Statthalter, verſchiedene Legionen, und ſo viel angeſehene Römer gegeben, eine ſo wichtige Sache nicht gewußt hätte?

Die andere Aufſchrift iſt glücklicher Weiſe 1729 zu **Narbonna**, auf einem überaus wohlerhaltenen Marmor gefunden worden. Die gelehrten Patres **Benedictiner** welche ſie anführen, bezeugen (*) daß ſie ſo ſauber und ganz ſey, als wenn ſie erſt neu verfertiget worden. Hier ſind die Worte davon:

IMP. CAESARI
DIVI. ANTONINI
PII. FIL. DIVI. HADRIANI
NEPOTI. DIVI. TRAIANI
PARTHICI. PRONEPOTI
DIVI. NERVAE. ABNEPOTI
L. AVRELIO. VERO. AVG. AR
MENIACO. PONT. MAXIM.
TRIBVNIC. POTEST. IIII.
IMP. II. COS. II. PROCOS.
DECVMANI
NARBONESES.

Was will man wider dieſes Zeugniß einwenden? Will man auch ſagen, daß man in der **Narbonneſiſchen** Provinz

---

(*) Hiſt. nouv. de Languedoc. T. 1. Avertiſſ.

die Würden des **L. Verus**, im vierten Jahre ſeiner Regierung nicht gewußt? Das iſt gar nicht möglich. Will man behaupten, daß ein Fehler auf dieſem Marmor ſey, und man PART. MAXIM. leſen müſſe? Außer daß der Marmor ſelbſt dieſer Ausflucht widerſpricht, als der viel zu unverletzt erhalten iſt, daß man ſich irren könnte; ſo muß man auch bemerken, daß dieſe Veränderung, viele andere nach ſich ziehen würde: denn man ſieht ſowohl aus den Münzen des **L. Verus**, als aus der Geſchichte ſelbſt, daß er den Namen Parthicus erſt unter ſeiner fünften tribunicischen Gewalt angenommen, da er zugleich den Titel IMP. III. annahm. Wenn man alſo auf dieſem narbonniſchen Marmor PART. MAX. leſen wollte, ſo müßte man zugleich TRIBVNIC. POTESTAT. V. IMP. III. leſen. Da aber alle dieſe Veränderungen weder anzunehmen, noch thunlich ſind: ſo iſt dieß einzige Beyſpiel hinlänglich, allen Anhängern der gegenſeitigen Meynung die Augen zu öffnen.

Der Herr Präſident **Bouhier** ſchreitet zum **Commodus**, welchen ſein Vater **Marcus Aurelius** im 175ten Jahre **Chriſti** zum Regimente zog. Von ihm findet er in der Sammlung des **Mezzabarba**, fünf von ihm, bey Lebzeiten ſeines Vaters geſchlagene Münzen. Die eine iſt vom 177ten Jahre und die vier andern ſind von 179. Auf allen hat er den Titel AVG. GERM. P. M. angenommen.

Boſius ſcheint keine von allen gekannt zu haben. Herr **Tillemont** aber, der in Anſehung des Oberprieſterthums eben dieſelben Vorurtheile eingeſogen zu haben ſcheint, redet von zwoen dieſer Münzen (denn er meynt, mehrere gebe es nicht), und glaubet man müſſe PON. anſtatt P. M. leſen(*). Dieß wäre alles was man ſich heraus nehmen könnte, wenn es nur eine einzige gäbe, und die man noch dazu im Verdacht hätte, daß ſie abgerieben oder verſtummelt worden; dahingegen es hier viele giebt, an deren Aufrichtigkeit man

---

(*) Hiſt. des Emper. Tom. 3. p. 596, 597.

gar nicht zweifeln kann. Man ſieht auch noch aus dem, was oben geſaget werden, daß ſie in Anſehung des Titels Pontifex Maximus, gar nichts ungewöhnliches haben.

Vom Kaiſer **Albin** haben wir verſchiedene Münzen mit dem Titel Pontifex Maximus, und zwar aus einer Zeit, da er des **Severus** Amtsgenoß zu ſeyn ſcheint. Herr **Tillemont** giebt am angezogenen Orte, Urſachen davon an, die dem Herrn **Bouhier** ziemlich gut vorkommen, ſo daß er ſie nicht weiter treiben mag.

Was wird man aber von der Münze des **Caracalla** vom 207ten Jahre ſagen, worauf er, noch zu Lebzeiten ſeines Vaters, eben dieſen Titel annimmt? Was will man von fünf andern dergleichen, vom **Geta**, aus dem 210ten Jahre ſagen?

Boſius, der dieſe Münzen nicht geſehen, hat nichts davon ſagen können. **Mezzabarba** hält die erſte für untergeſchoben; da er indeſſen die Gewißheit der fünf andern zugeben muß, ſo ſagt er, es ſey ein Räthſel, ſo er nicht erklären könne: ænigma Oedipo indigens. Die Dunkelheit dieſes vermeynten Räthſels aber, rühret bloß von dem falſchen Lehrgebäude her, ſo die Gelehrten ſich von dem Oberprieſterthume gemacht haben; und daß ſie eine Stelle im **Dio Caſſius** übel verſtanden, worauf ihre Meynung ſich hauptſächlich ſteifet.

Wenn dieſer Geſchichtſchreiber (*) von den Vorrechten der Kaiſer, und unter andern vom Oberprieſterthume redet, ſo ſagt er: daß wenn es zween oder drey Kaiſer gegeben, allezeit einer von ihnen Oberprieſter geweſen: Ἀρχιερέων τε τινὰ αὐτῶν εἶναι, womit er aber nur ſagen wollen: daß ſeit dem **Auguſt** die Kaiſer dieſe Würde niemals in andere Hände kommen laſſen; und daß, wenn es verſchiedene Kaiſer gegeben, zum wenigſten einer von ihnen dieſelbe bekleidet.

Dio

(*) im 53. Buche 508. S.

Dio hat vermuthlich **Tibers** Beyſpiel vor Augen gehabt, der, ob er gleich des **Auguſtus** Mitregent war, dennoch nicht zugleich Oberprieſter geweſen, und dieſe Würde auch nicht einmal unmittelbar nach ſeines Pflegevaters Tode beſeſſen. Denn ungeachtet deſſen Tod im **Auguſtmonate** des 14. Jahres erfolgete, ſo ward er doch erſt den 9. **März** des folgenden Jahres zum Oberprieſter erwählet: wie aus einer ſchönen **Florentiniſchen** Aufſchrift (*) erhellet, und erſt zu dieſer Zeit ließ er ſich dieſen Titel auch auf den Münzen geben. Vermuthlich geſchah dieſes aus Staatsabſichten, ſowohl von **Auguſts** Seiten, welcher die alte Gewohnheit in dieſem Stücke nicht abbringen wollen, als auch von **Tibers** Seiten, welcher nicht das Anſehen haben mochte, als eigene er ſich dieſe Würde aus eigener Macht zu, indem er wohl wußte, daß wenn er nur erſt das Kaiſerthum hätte, er das übrige auch wohl bekommen würde. Seine Nachfolger aber waren ſo gewiſſenhaft nicht, oder der Senat kam ihren Wünſchen zuvor, indem er ihnen dieſen Titel ſobald gab, als ſie zu Kaiſern erkläret waren, oder doch bald darauf.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo hat man den **Dio** ſehr übel verſtanden, wenn man ihn ſagen laſſen, daß **ſelbſt dann wann es verſchiedene Auguſte zugleich gegeben, dennoch nur einer von ihnen den Titel eines Oberprieſters angenommen** (**). Das heißt einen bejahenden Satz in einen verneinenden verwandeln, und ihm folglich eine ſehr falſche Auslegung beylegen. Ein einzig Beyſpiel war genug, den **Dio** ſo reden zu laſſen wie er thut, und vielleicht hat es deren mehrere gegeben: denn wir wiſſen nicht gewiß, ob **Titus**, **L. Verus**, **Commodus**, **Caracalla** und **Geta**, das Oberprieſterthum ſogleich überkommen, als ſie zu Mitregenten erhoben worden. Es kann alſo

wohl

(*) Gruter CCXVIII. 8. In Montfaucons Diar. Ital. a. d. 382. S. und in des Gori Inſcript. Florent. a. d. 316. S. iſt ſie ganzer.

(**) Tillemont dict. a. d. 596. S.

wohl ſeyn, daß es einen Zwiſchenraum bey dieſen zween Würden gegeben, und mehr braucht man nicht den **Dio** zu rechtfertigen.

Eine andere Schwierigkeit die die Gelehrten beſchweret hat, iſt, daß einige derer Mitregenten die wir genannt haben, nur den bloßen Titel Pontifex, ſelbſt nach der Zeit geführet haben, in welcher ſie, wie Herr **Bouhier** glaubet, die Würde eines Oberprieſters beſeſſen: weswegen denn eben dieſe Alterthumskundigen die Münzen und andern Denckmäler verwerfen, auf welchen dieſen Prinzen dieſe Würde gegeben wird. Man ſehe den Beſius ebendaſ. no. 16. und den Noris am angez. Orte.

Allein ſie hätten mehrere Acht auf eine vortreffliche Anmerkung geben ſollen, die Herr **Spanheim** zuerſt gemachet hat (*); nämlich daß bey den Römern das Wort Pontifex, gar oft anſtatt Pontifex maximus gebraucht worden iſt. Dieſe Wahrheit hat nach dieſem nicht nur der gelehrte **P. Pagi** (**), ſondern auch noch der berühmte Herr **Cuper** (***) eingeſehen, der ſie mit neuen Beweiſen beſtätiget und gezeiget hat, daß dieſes die Urſache ſey, warum **Geta** auf ſeinen Münzen, bald PONT. MAX. bald PONT. allein, genennt wird. Nun muß man eben das von andern ſagen, und mit dem Herrn **Bouhier** daraus ſchließen: daß, da das Wort Pontifex zweydeutig iſt, man gar keinen Beweis in der hier obwaltenden Sache daraus ziehen kann.

Es kann auch wohl gar eine Urſache aus dem Wohlſtande, oder der Staatsklugheit hergenommen, den Gebrauch veranlaſſet haben, denen zur Regierung mit zugezogenen Prinzen, nur den bloßen Namen PONTIFEX zu geben. Denn man ſieht gar leicht ein, daß obgleich dieſe Prinzen auch den Titel **Oberprieſter** geführet, ſolches

doch

(*) Spanheim de Præſtant. Numiſm. 2. Th. a. d. 54. S.
(**) Diſſert. Hypat. Part. I. Cap. I. n. 6.
(***) in Lactant. de Mortib. Perſecut. p. 212.

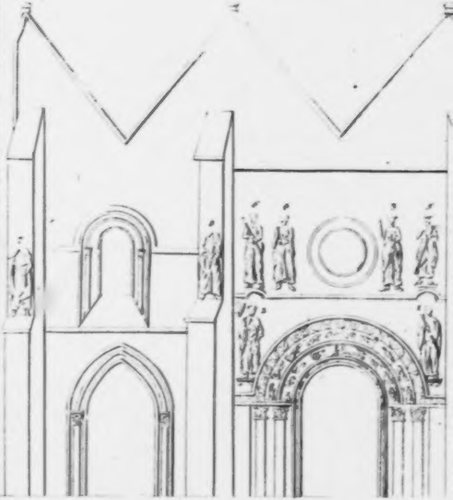
doch nur ehrenhalber geſchehen: da das ganze Anſehen dieſes Amtes, ſo wie deſſen Verrichtungen, bloß bey der Perſon desjenigen blieben, der ſie zu Mitregenten aufgenommen hatte. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn der Hauptkaiſer in dieſem Stücke einigen Unterſchied behalten, oder wenn wenigſtens ſeine Amtsgehülfen ſo viel Achtung gegen ihn gehabt, daß ſie ſich ihm nicht allemal in allen Stücken gleich geſtellet; wofern er es nicht ſelbſt begehret, oder irgend ein beſonderer Bewegungsgrund dazu geweſen. Und dieſes iſt, nach Herrn **Bouhier**, die Erklärung des Räthſels.

Gleichwohl ſchließt er hieraus, mit den Anhängern der erſten Meynung noch nicht: daß alle diejenigen, die zu Mitkaiſern aufgenommen worden, auch mit der Würde eines Oberprieſters bekleidet geweſen. **Tibers** einziges Beyſpiel iſt hinlänglich ſie zu widerlegen. Er hält nur dafür, daß die mehreſten von dieſen Prinzen, es bereits vor dem **Balbin** und **Puppian** geweſen, vom **Titus** an gerechnet; ja noch mehr, daß ſie dieſes Vorrechtes, nicht von rechtswegen, als Mitregenten, genoſſen; ſondern nachdem es dem Kaiſer gefallen, ſich einen oder mehrere Amtsgehülfen zu ſetzen. Dieſes ſcheint alle Schwierigkeiten zu heben.

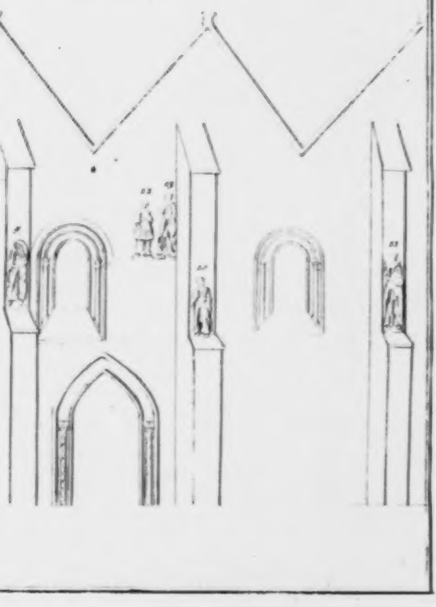
Tom. V.

HAUPTSEITE DER KIRCHE

Magdalenen-Abtey



DER KÖNIGLICHEN St
zu Chateaudün.



XXXI.

Herrn Lancelots Beſchreibung der Figuren, welche auf der Vorderſeite der Kirche der königlichen Abtey St. Magdalene zu Chateaudün befindlich ſind.

1733. (*)

Die Vorderſeite der Kirche der königl. Abtey St. **Magdalenen zu Chateaudün**, iſt mit alten Bildſäulen gezieret, welche nach der Sage daſigen Landes, von Karls des Groſſen Zeit ſeyn ſollen. Man hatte Urſache zu hoffen, daß der gelehrte Verfaſſer der **Denkmäler der franzöſiſchen Monarchie**, ſie mit in ſein Werk bringen würde. Allein er hat uns verſichert, daß er alles Anhaltens ungeachtet, ihm die Zeichnung dieſer Figuren zuzuſchicken, und wegen der Unmöglichkeit daſigen Ortes jemanden zu finden, der geſchickt dazu wäre; am meiſten aber wegen des unglücklichen Zuſtandes der Stadt, worein ſie 1723 durch den Brand geſetzt worden, der ſie faſt ganz verzehret hat, ſie unmöglich der Welt mittheilen können.

Ein neuer Umſtand bewog den Herrn **Lancelot**, im April des 1733ten Jahres, mit einem Zeichner eine Reiſe dorthin zu thun. Man redete nämlich von Abtragung dieſer ganzen Vorderſeite und eines Theiles des Gebäudes ſelbſt. Es war ſogar zu beſorgen, daß noch vor der beſtimmten Zeit, ein alter Thurn, welcher mit dieſer Vorderſeite verbunden iſt, und gleichſam von ihr getragen wird, ſie nicht durch ſeinen Fall zerſchmetterte.

Man

(*) Man ſehe die XII. Kupfertafel.

Man kann gar nicht zweifeln, daß **Chateaudún** nicht eine ſehr alte Stadt ſey. Denn außer den Landſtraßen oder römiſchen Wegen, welche von **Chartres** und **Mans** nach dieſer Stadt gelaufen, und deren Ueberbleibſel noch heutiges Tages **Cäſars Wege** heißen, ſo iſt auch der galliſche Namen **Dún** ein Beweis ihres Alterthumes. Dunum, Dunenſe Caſtrum.

In den erſten Zeiten der franzöſiſchen Monarchie, war ſie gar anſehnlich, weil ſie im 497 Jahre, ſowohl als die Stadt **Chartres** mit dem Titel eines Biſchofsſitzes, beehret ward. **St. Solenn**, erwählter Biſchof dieſer letzten Stadt, begab ſich bey der erſten Nachricht, die er von ſeiner Wahl erhalten, in die Einſamkeit: und ſein Bruder **St. Aventin**, ward an ſeine Stat erwählet. Als nun nach der Zeit das Volk den **heil. Solenn** in ſeiner Einſamkeit ausgekundſchaftet, ſo bewogen ſie ihn heimzukehren, und die Aufſicht über ihre Kirche zu übernehmen. **St. Aventin** aber ward, zu Verwaltung der Biſchöflichen Verrichtungen, nach **Chateaudún** geſchickt. Dieſe Einführung einer Art von Biſchofsſitzes zu **Chateaudún** in **Aventins** Perſon, diente in der Folge einem gewiſſen **Promotus** zum Vorwande, daß er ſich vom Könige **Sigebert** zu dieſem Bißthume ernennen ließ. **Pappolus** aber, Biſchof von **Chartres**, ſetzte ſich dagegen, und die zu Paris im 573ten Jahre verſammleten Kirchenväter, thaten den Ausſpruch: es ſollte kein eigener Biſchof zu **Chateaudún** ſeyn.

Man ſieht aus verſchiedenen Stellen im **Gregor von Tours**, und andern Zeitverwandten Geſchichtſchreibern, daß dieſe Stadt einen Grafen oder Statthalter gehabt; daß man ein ganzes Land nach ihrem Namen Pagus Duniſus geheißen, und daß deſſen Einwohner mächtig geweſen. Als im 587ſten Jahre, **Childebert** der II, und **Gontran**, **Sigeberts** Staaten mit einander theileten, ſo fielen das Schloß Chateaudún, und Vendome, ein Drittheil der Stadt Paris, und die Länder Eſtampes und Chartres, dem Gontran anheim. Childebert bekam Meaux, zween Theile von Senlis, Tours, Poitiers, Avranches, Aire, St. Lizier de Conſerans, Bayonne und Albi.

Alles dieſes beweiſt, daß Chateaudún den beſten Städten des Reiches die Wage gehalten. Unter dem zweyten Stamme ſtand Chateaudún noch in eben dem Anſehen. Wir haben noch Münzen von Karln dem Kahlen, die zu Chateaudún, DVNO CASTRO geſchlagen ſind. Als nun im Reiche ſo viel Landesherren entſtunden, als Statthalter es gab, die mächtig und anſehnlich genug waren, ſich der ihnen anvertrauten Städte und Ländereyen zu bemächtigen: ſo fügete der neue Graf von Blois ſeinen Staaten noch das Dúniſche und deſſen Hauptſtadt bey. Thibald der Spieler ließ ein Schloß daſelbſt bauen; und man ſieht noch jetzt einen Theil ſeines Umfanges und der Feſtungswerke, die er daſelbſt angeleget hat. Zu gleicher Zeit eignete ſich der Vicomte, oder der Statthalter der Stadt, die Ländereyen derſelben zu.

Die letzte Feuersbrunſt hat den Palaſt oder das Schloß dieſer Vicomten, ſo man die Vicomtee nannte, umgeworfen. Dieſe Vicomten, oder Herren von Chateaudún, maßeten ſich auch das Recht des Münzweſens an. Die Dúniſche Münze wird gar oft in den Urkunden angeführet: und man hat noch in den Cabinetten verſchiedene Stücke, die die Umſchrift führen, CASTRI DVNI, oder VICECOMITES CASTRI DVNI.

Unter denen verſchiedenen Kirchen, die dieſe Stadt in ſich ſchließt, iſt ſonder Zweifel die königliche Abtey der regularen Domherren die älteſte. Es iſt ſehr wahrſcheinlich,

lich, daß es eben dieſe ſey, wo St. Aventin ſeinen Biſchofsſitz gehabt. Sie hat auch alle Vorrechte behalten, die insgemein mit der Hauptkirche einer Stadt verbunden zu ſeyn pflegen. Sie iſt noch jetzt die Pfarrkirche des Schloſſes, ungeachtet es ſchon ſeit mehr als fünfhundert Jahren zwo Pfarrkirchen darinnen gegeben: die man vorbey gehen muß, wenn man von der Abtey nach dem Schloſſe will. Herr **Lancelot** hat eine Urkunde vom 1148ten Jahre geſehen, durch welche **Thibald**, Graf von **Blois**, dieſer Abtey die Befreyung beſtätiget, die ſeine Vorfahren ihr gegeben: nämlich, daß ſie allein die Schwüre empfangen könnte, die über den Reliquien geſchahen; und allein die Proben durch Waſſer und Eiſen, welche damals üblich waren, mit Ausſchließung aller andern Stadtkirchen, veranſtalten könnte.

Sie war anfangs der Jungfrau **Maria** gewidmet, und man könnte verſchiedene Beweiſe davon anführen: allein man weis nicht, in welchem Jahrhunderte ſie dieſe erſte Patroninn gegen die **heil. Maria Magdalena** vertauſchet, deren Namen ſie anjetzt führet. Man weis nur, daß ſie ſeit 1131 von weltlichen Domherren bedienet worden: an deren Stelle der Pabſt **Innocenz** der II, noch in denſelben Jahre die regularen Domherren ſetzte; welche ſich ſeit ſechshundert Jahren, auf eine ſehr erbauliche Art daſelbſt erhalten haben.

Wir haben bereits erwähnet, daß nach der gemeinen Sage, **Karl der Große** dieſelbe wieder hergeſtellet haben ſoll. Dieſe Sage nun wird nicht nur durch das Zeugniß verſchiedener Schriftſteller, ſondern auch noch durch das Wapen dieſer Kirche beſtätiget, welches einen zweyköpfigten Adler, oder Reichsadler, führet; doch ſagt man damit nicht, daß dieſer zweyköpfigte oder Reichsadler, zu allen Zeiten, oder um richtiger zu reden, ſeit der Einfühführung der Wappen, das Reichswappen geweſen wäre. Einige Schriftſteller (*) wollen, daß **Karl der Fünfte**, denſelben zuerſt geführet: allein ſie irren ſich, und man findet ihn ſchon in den Siegeln Kaiſer **Friedrichs** des IV, im 1459ten Jahre; ja vielleicht ſchon in ſeines Vorgängers Kaiſer **Sigismunds** ſeinen. Der kaiſerliche Adler der königl. **Magdalenenabtey** hingegen, iſt unſtreitig viel älter. Herr **Lancelot** hat die Urſchrift einer Transaction zwiſchen dem Abte und den Domherren dieſer Kirche, und dem Meiſter und Brüdern des Hauſes **St. Lazars**, in eben dieſer Stadt geleſen; wobey das Wapen der Kirche, ein Schild mit einem zweyköpfichten Adler iſt. **P. Meneſtrier** gedenkt dieſes Siegels (**) und geſteht, daß dieſes der alleräteſte Adler mit zween Köpfen ſey, die er in den Wappen geſehen. Er ſetzet noch hinzu, daß man glaube, die Magdalenenabtey ſey von Karln dem Großen geſtiftet worden, und daß es über dem Thore gewiſſe Figuren gebe, die man dafür hält, daß ſie von dieſem Kaiſer ſeyn. u. ſ. w.

Man ſieht auch den kaiſerl. Adler noch auf einem alten Weihkeſſel, auf welchen noch andere Zierrathe gegraben ſind, die über dreyhundert Jahre alt zu ſeyn ſcheinen; und man findet ihn auch an verſchiedenen Orten alter Gebäude, die von der Abtey abhängen. Was könnte man aber für eine andere Urſache davon angeben, als die Wahrheit der Sage, welche mit ſich bringt: daß **Karl der Große**, wo nicht der Stifter, doch der Wiederherſteller und hauptſächlichſte Wohlthäter davon ſey? Denn dieſe Abtey kann dieſen Adler, weder von den Grafen von **Blois**, und **Champagne**; noch von dem Hauſe **Chatillon-ſür-Marne**, welches deren Nachfolger geworden; noch von den Vicomten von **Chateaudün**

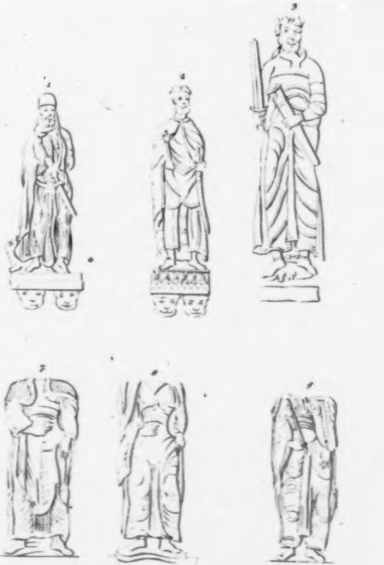
(*) Man ſehe den *Heineccius* de Sigill. im 9 Cap. a. d. 113. S.

(**) Origine des Ornemens des Armoiries. Ch. 17. p. 428.

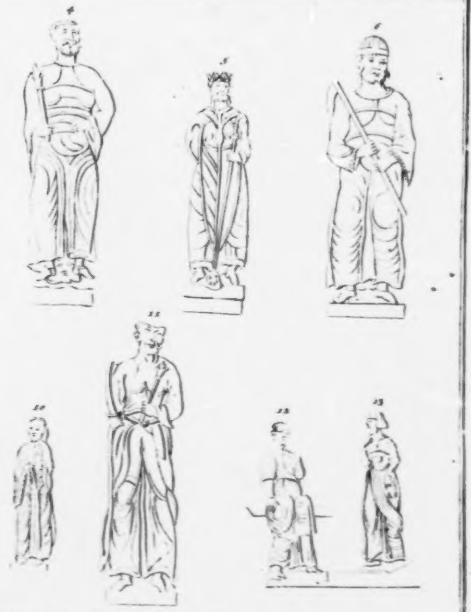
haben. Alle dieſe Herren haben ganz andere Wappen geführet.

Die **Magdalenenkirche** zu **Chateaudun**, hat verſchiedene Veränderungen erlitten. Sie war ehedem funfzehn bis zwanzig Schuh länger als jetzt. Den 22 Julius des 1500ten Jahres, fiel eine Hälfte davon ein, die nur zum Theil wieder hergeſtellet worden. Sie hatte auch noch eine andere unterirrdiſche Kirche, von der man glaubet, daß ſie den erſten Chriſten gedienet habe. Man entdeckte im 1710ten Jahre, die Kuppel davon mit kleinen Fenſterchen, mehr als 45 Schuh unter der Erde. Anjetzt aber iſt nur noch eine einzige Capelle brauchbar davon, das andere alles iſt verſchüttet. Was ſich von der alten obern Kirche noch am beſten erhalten hat, iſt diejenige Seite, die nach Norden zu geht; der meiſte Theil davon aber iſt zu verſchiedenen Zeiten ausgebeſſert worden. Dieſe Seite nun hat drey Thüren: das umliegende Erdreich, welches durch die Länge der Zeit höher geworden, hat einen Theil davon verſchüttet. Nur die Hauptthüre in der Mitten iſt noch offen, und iſt auch die einzige, die einen mit kleinen Figuren ausgezierten Schlußbogen hat. Zur Rechten, im Hineingehen, hat man das Paradies vorgeſtellt, wohin die Engel die Seelen tragen. Zur Linken wird die Hölle, durch Drachen und allerley ſcheußliche Ungeheuer abgeſchildert, die in ihren Klauen oder Rachen, andere Figuren halten.

Ueber dieſer Hauptthüre nun, und auf den Pfeilern, welche hier und da dieſe Vorderwand der Kirche tragen, ſtehen die Figuren, welche Herr **Lancelot** zeichnen laſſen, und deren Beſchreibung er der **Akademie** mitgetheilet hat.



FIGUREN des Portals der Kirche der K


4
5
6
10
11
12
13

önige. St. Magdalenen-Abtey zu Chateaudun.

Erſte Figur. (*)

Die erſte ſo neben dem Schlußbogen, rechter Hand im Hineingehen in die Kirche, ſteht, führet einen Zepter. Dieſer Zepter aber hat nicht nur ein einfaches Kleeblatt, ſondern iſt dickbüſchicht, wie König Childeberts ſeiner, auf dem Portale der Abtey St. Germain des Prez. Sie hat eine Mütze auf, die derjenigen ziemlich ähnlich kömmt, ſo man auf Karls des Großen Münzen (**), und auf denen Figuren ſieht, die auf den Thürgerichten zu St. Denys ſtehen. Sie hat lange Haare, und eine chlamydem, oder einen auf der rechten Achſel aufgeſchürzten Mantel um. An ihrer Seiten hängt ein Degen mit großem Hefte, deſſen Scheide mit Edelſteinen beſetzt zu ſeyn ſcheint; endlich tritt ſie noch einen Drachen mit Füßen. Sie iſt ſechs Schuhe und drey Daumen hoch.

Die zweyte Figur.

Die Figur auf der andern Seite dieſes Bogens, führet ebenfalls einen Zepter in der rechten Hand, aber derſelbe iſt einfältiger. Es iſt eine bloſe Blume von drey Blättern, womit er ſchließt, und dieſe Blätter ſind lang und ſchmal. Mit der Linken hält ſie das Schwert in der Scheide, die Spitze nach unten gekehret. Ihr Mantel iſt mit einer Schnalle feſtgemacht, und auf beyden Armen aufgehoben. Ihr ganzer Kopfputz beſteht in geflochtenen Haaren, die hinterwärts auf die Achſeln hängen. Sie iſt fünf Schuh und neun Daumen hoch.

(*) Man ſehe die XIII Kupfertafel 1te Numer.

(**) Le Blanc a. d. 92 S.

Die dritte Figur.

Ueber der Platte des Säulenfußes, der dieſen Theil der Vorderwand theilet, ſtehen vier andere Figuren. Diejenige, ſo hier mit der Zahl 3 bezeichnet iſt, hat eine Krone mit Kleeblättern auf. In der rechten Hand hält ſie einen bloßen Degen, die Spitze in die Höhe gekehret; und in der Linken, die Scheide. Ihre langen Haare liegen zerſtreuet auf den Achſeln: ſie hat keinen Mantel, ſondern ein enges Kleid wie ein Rock, deſſen Aermel ſehr enge ſind. Sie hat auch Sporen mit viereckigten Rädern. Sie iſt ſieben Schuh hoch.

Die vierte Figur.

Die vierte hat einen etwas dünnbüſchichtern Zepter als die erſte, er iſt aber gezierter als der zweyten ihrer. Der obere Theil des Kopfes, iſt von der Zeit verſehret worden. Man ſieht keine Spur von Krone, Stirnband oder Mütze darauf. Ihre Kleidung iſt nicht wie ein Mantel, ſondern ziemlich enge: gleichwohl ſind die Aermel weit. Sie hat auch Spornen, und iſt 7 Schuh 2 Daumen hoch.

Die fünfte Figur.

Die fünfte ſoll einen Biſchof vorſtellen. Man erkennet ohne Mühe ſein Meßgewand, den Hirtenſtab den er in der linken hält, und deſſen Spitze er einem Teufel in den Rachen ſtößt, den er zu ſeinen Füßen hat. Die rechte Hand iſt abgebrochen; der Kopfputz aber gleicht mehr einer Königsbinde, als einer Biſchofsmütze. Herr **Lancelot**, der ſie genau betrachtet hat, zweifelt, ob jemals etwas mehrers daran geweſen, als anjetzt. Soll es eine

Biſchefsmütze ſeyn; ſo iſt ſie allerdings ſonderbar genug. Dieſe Figur iſt ſechs Schuhe und vier Daumen hoch.

Die ſechſte Figur.

Die ſechſte Figur ſtellet einen Menſchen dar, der mit beyden Händen eine Streitart hält, die er auf die rechte Achſel lehnet. Er hat eine mit einem Rande gezierte Mütze auf, die einer Königsbinde ziemlich ähnlich kömmt. Die Aermel ſeines Rockes ſind etwas weiter, als der vierten Figur ihre (*). Er trägt auch Spornen; und alſo haben wir hier drey Figuren mit Spornen.

Die Mode einen Gurt und Degenſcheiden mit Gold und Edelſteinen beſetzt, goldene Spornen, reiche und herrliche Kleider zu tragen, hat ſich ſchon ſeit dem erſten Stamme der Könige eingeſchlichen. Unter **Karln dem Großen** war dieſe Pracht ſogar bis auf die Geiſtlichkeit gekommen. Als nun **Ludwig der Gütige** an Verbeſſerung der Geiſtlichen arbeitete, und deswegen im 817 Jahre zu **Aachen** die Verordnungen ergehen ließ: ſo ließ die Geiſtlichkeit nach, dieſen fremden Putz zu tragen, wie der aſtronomiſche Geſchichtſchreiber dieſes Prinzen ſagt: Denique tunc cœperunt deponi ab Epiſcopis & Clericis cingula balteis aureis & gemmeis cultris onerata, exquiſitæque veſtes, ſed & calcaria talos onerantia relinqui. Monſtro enim ſimile ducebatur, ſi Eccleſiaſticæ familiæ deputatus conaretur aſpirare ad ſecularis gloriæ ornamenta. Die Spornen ſo man an der dritten, vierten und ſechſten Figur ſieht, ſind ihrer Geſtalt und Größe nach, ſo, wie ſie in dieſer Stelle abgebildet werden, ſehr geſchickt, die Ferſen zu beſchweren und zu beläſtigen.

(*) Sie iſt ſieben Schuh, ſechs Daumen hoch.

Es bleiben noch fünf andere Figuren übrig, die auf den fünf Pfeilern angebracht ſind, welche dieſe Vorderſeite der Magdalenenkirche tragen.

Unter dieſen fünfen ſind vier weibliche Figuren. Im 1654ten Jahre waren ſie noch unverſehret, zum mindeſten ſtellet eine in dieſem Jahre verfertigte Zeichnung dieſer Seite ſie ſo vor. Jetzt aber ſind von ihrer dreyen die Köpfe abgefallen.

Die ſiebente Figur.

Dieſe hält in ihrer Hand eine Rolle aufgewickelt, und iſt hierinn verſchiedenen von denen ähnlich, die auf den verſchiedenen Thürgerichten ſtehen, die **Dom Bernhard von Montfaucon** ſtechen laſſen; unter andern auf dem zu **St. Germain des Prez**, worauf die Namen derer Prinzen ſtehen, die dieſe Figuren vorſtelleten. Herr **Lancelot**, der dieſe Figur auf der Magdalenenkirche zu **Chateaudûn** genau beobachtet hat, iſt gar keine Buchſtaben darauf gewahr geworden. Vieleicht zeigt dieſe Rolle eine der Kirche gethane Schenkung an. Noch ein beſonderer Umſtand an dieſer Figur, iſt dieſer, daß ſie aufgeſchnittene Schuhe an hat; wie des **Chlodovâus** ſeine auf eben dieſem Thürgerichte ſind: und dieſes iſt die einzige Figur die dergleichen hat. Ihre Aermel ſind enge und auch hierinnen von den folgenden weiblichen Figuren unterſchieden. Sie hat einen Gürtel um, deſſen Enden ihr bis auf die Kniee niederhängen. Von Haaren aber iſt keine Spur zu ſehen. Sie iſt vier Schuh und 9 Daumen hoch.

Die achte Figur.

Die achte Figur hat einen Mantel oder Rock mit ſehr weiten Aermeln an, und ihre Haare ſind geflochten. Sie iſt 4 Schuhe und 5 Daumen hoch.

Die neunte Figur.

Der Mantel der neunten Figur hat ebenfalls weite Aermel. Die Zöpfe ihrer Haare ſind ſehr lang; was ſie aber noch mehr unterſcheidet, iſt der Zepter den ſie trägt, und deſſen Blume aus langen und ſchmalen Blättern beſteht. Sie iſt fünf Schuhe hoch.

Die zehnte Figur.

Dieſe Figur ſcheint eine junge Perſon vorzuſtellen. Die Zöpfe ihrer Haare, ſo ſie in Händen hält, gehen ihr bis auf die Kniee. Die Aermel ihres Rockes, oder Mantels ſind weit. Dieß iſt die einzige Figur, deren Kopf behalten geblieben. Sie iſt vier Schuhe und ſieben Daumen hoch.

Die eilfte Figur.

Die eilfte Figur endlich iſt eine männliche, welche in der rechten Hand einen bloßen Degen, die Spitze in die Höhe gekehret, und in der Linken einen Zepter hält, der dem Zepter der vierten Figur ziemlich gleich kömmt. Der Obertheil des Kopfes iſt zerbrochen. Herr **Lancelot** hat nicht entdecken können, ob es einen Zierrath darauf gegeben. Sie iſt ſieben Fuß hoch, und hat einen Gürtel, darinn die Degenſcheide hängt.

Es giebt noch zwo andere Figuren, mit 12 und 13 bezeichnet: ſie ſtehen aber auſſer der Mauer in dem Winkel des vierten Pfeilers, und machen alſo mit den vorigen kein Ganzes aus. Ihre Kleidungen ſind auch unterſchieden; und ſie können wohl ſpäter gemacht ſeyn.

Die zwölfte Figur.

Die erſte von dieſen Figuren iſt ſitzend, und ſcheint einen ſtehenden Menſchen anzuhören. Im 1654ten Jahre war noch eine andere Figur, vorlängſt auf der Platte liegend zu ſehen, die eine Hand auf dem Fuße der ſitzenden Figur liegen hatte. Dieſe Figur iſt abgefallen, und es liegt nur noch ihre Hand auf dem Fuße der erſten. Dieſe ſitzende Figur iſt vier Schuhe und acht Zolle hoch. Aus angezeigten Umſtänden nun, iſt leicht zu ſehen, daß es **Jeſus Chriſtus** ſeyn ſoll, der dem Phariſäer **Simon**, die That der **Maria Magdalena**, oder der Sünderinn, anzeigt, die ihm die Füße gewaſchen und geſalbet hatte. Die ſtehende Figur iſt fünf Fuß und einen Zoll hoch.

Die eilf Hauptfiguren, die wir hier nach dem Herrn **Lancelot** beſchrieben haben, ſind ehedem mit verſchiedenen Farben angemalet geweſen, und er findet noch auf denen mit 1.2 und 5 bezeichneten Figuren, die Spuren davon. Wenn man nun ihre Kleidungen, Zepter, Kronen, und Mützen unterſuchet: ſo ſieht man nichts, welches nicht, wo nicht mit den letzten Zeiten des erſten königl. Stammes, doch wenigſtens mit dem Anfange des zweyten, beſtehen könnte. Sie haben keinen Zierrath, der den nachfolgenden Jahrhunderten eigen wäre; weder Schild noch Wappen, weder Vögel auf der Fauſt, noch Panzer, noch Helm, wie man im XI und XII Jahrhunderte findet. Die Zepter ſchließen ſich mit ſchmalblättrichten Blumen, und es iſt keine ausdrückliche Lilie darauf angegeben. Faſt alle haben lange Haare; die Weibsbilder haben Zöpfe, ſo ihnen bis auf die Kniee gehen. Die Aermel ihrer Röcke ſind weit und abhängend, und alle dieſe Merkmaale findet man in denen Denkmälern auch, die wir aus den ſechs erſten Jahrhunderten der Monarchie übrig haben.

Wollte man der gemeinen Sage zu **Chateaudün** glauben, ſo iſt die mit 3 bezeichnete Figur, die eine Krone auf dem Haupte hat, **Karl der Große** ſelbſt; die vierte, iſt **Ludwig der Gütige**; die fünfte iſt der Erzbiſchof Turpin; die ſechſte iſt der ſogenannte **Roland der Wüthende**; u. ſ. w. Dieſe Meynung hat ſich ſogar in ernſthafte Werke eingeſchlichen. **Bernier**, ein Geſchichtſchreiber der Stadt **Blois**, hat ſie angenommen, und der **P. Meneſtrier** gedenkt ihrer. Was noch mehr zu dieſen Gedanken beygetragen, iſt die 6te Figur, die man nicht verleugnen konnte, daß es **Roland** ſey. Man wollte, daß er ganz unſtreitig durch das Horn angezeigt wäre, welches der Sage nach, unter ſeinen Füßen läge. Dieſes iſt das im Romane des **falſchen Turpins** ſo berühmte Horn; welches mit ſeinem Degen zugleich in ſein Grab gelegt ward: Mucronemque ipſius ad caput, & tubam eburneam ad pedes.

Allein, 1. ſteht dieſes Horn, welches in einer Ecke unter derjenigen Platte ſteht, die den erſten Abſatz dieſer Vorderwand machet, ganz frey, und könnte wohl in neuern Zeiten hinzugefüget ſeyn. Wenn es auch übrigens zu einer von den Figuren gehören ſollte, ſo müßte es vielmehr der zweyten zugehören, neben welche es gehauen iſt; als der ſechſten, unter welcher es nicht ſteht, ſondern durch die Platte von ihr abgeſondert wird.

2. Wenn diejenigen, die dieſes Thürgericht aufgeführet, den **Roland** hätten vorſtellen, und ihn durch das

Horn abbilden ſollen: ſo müßten ſie ſowohl das Daſeyn dieſes erdichteten Romanenhelden, als den Umſtand ſeines vorgegebenen Horns, aus **Turpins** Romane gezogen haben. Nun aber geſtehen die geſchickteſten Kunſtrichter, daß dieſer Roman erſt nach dem tauſendſten Jahre hat geſchrieben werden können. **Guido Allard**, der ihn einem Mönch von **St. Andreas** zu **Vienne**, man weis aber nicht, mit was für Grunde zueignet, ſetzt ihn noch ſpäter, ins 1092te Jahr. Folglich müßten dieſe Figuren erſt im zwölften Jahrhunderte gemacht ſeyn; und wir haben bereits angemerket, daß ſie älter ſind: dieſes zeigt der Geſchmack der Kleidung und der Nebenzeichen. Es würde vergeblich ſeyn, wenn man, zum Beweiſe, daß dieſe Figur wirklich den **Roland** vorſtelle, hinzuſetzen wollte: daß ſie einen Stab führet, und daß dieſer Stab, ſeine vermeynte Statthalterwürde, oder eines Feldherrn von **Karls** des **Großen** Heere, anzeiget. Auf dieſe Weiſe haben gewiſſe ſehr ſchlecht berichtete Leute, die Einwohner zu **Chateaudün** davon reden gelehret; ohne zu bedenken, daß die Befehlshaberſtäbe erſt aus den letzten Jahrhunderten ſind. Da aber Herr **Lancelot** recht unterſuchet hat, was dieſe Figur eigentlich in Händen hätte, und die Erde und das Gras weggenommen, welches die über die linke Achſel gebogene und gelehnte Spitze bedeckte, hat er gefunden, daß es eine Streitart, ein in den erſten Jahrhunderten unſerer Monarchie, ſo ſehr gewöhnliches Gewehr geweſen. Folglich verſchwindet denn dieſer vermeynte Stab, und mit ihm der grobe Irrthum, den man ſeinetwegen vorgegeben.

Nachdem alſo dieſe Meynung verworfen worden, ſo wäre es wohl gut zu unterſuchen, wer denn die hier vorgeſtellten eilf Perſonen ſeyn mögen. Herr **Lancelot** geſteht offenherzig, daß, jemehr er nachgedacht, jemehr

mehr Schwierigkeit er gefunden, irgend eine vernünftige Muthmaſung ausfündig zu machen. Dieſe Figuren ſcheinen alt zu ſeyn: alle Zeichen, alle Zierrathe, ſo man daran erkennet, veranlaſſen einen zu glauben, daß ſie älter ſind, als das zehnte Jahrhundert. Gleichwohl iſt kein beſonderes Merkmaal, keine Aufſchrift, nicht ein einziger Buchſtab dabey, der etwas beſtimmen könnte. Es giebt auch in den Archiven, und in dem Tagebuche der Abtey nicht das geringſte, worauf man ſein Urtheil gründen könnte. Es iſt daher beſſer, man halte innen damit, und bleibe bey einigen Beobachtungen ſtehen.

Die erſte iſt, daß die Sage, welche **Karln dem Großen** die Wiederherſtellung der **Magdalenenabtey zu Chateaudim** zuſchreibt, ſo alt iſt, daß alle Schriftſteller, ſo davon geredet, ſie angenommen haben; und daß folglich dieſe Abtey zu aller Zeit, alle Vorzüge und Vortheile genoſſen hat, die mit einer königlichen Stiftung verbunden ſind.

2. Verwahret man in dem Schatze zu **Chateaudim** ein Glas von neun Zollen hoch, und fünfen im Durchmeſſer, mit eingeſchmelzten Abtheilungen, die durch goldene Streifen getrennet ſind. Dieſes Glas führet von undenklichen Zeiten den Namen, **Karls des Großen Glas**; und ſoll eines von denen Geſchenken ſeyn, die **Aaron**, König von Perſien, dieſem Könige zugeſchickt hat. Im Umfange ſtehen alte arabiſche Charactere, welche **Friedrich Morel**, königlicher Profeſſor, zu Anfange des letzten Jahrhunderts, ſo überſetzet hat: Majeſtas perpetua, vita longæva, ac ſana, fortuna aſcendens, tempus adjuvans, imperium perfectum. Andere haben es ſo gegeben: Bona vita, felix regnum, æterna majeſtas, ſumma gloria.

Bernier hat dieſes Glaſes gedacht, allein die Sage hätte eines mehreren Beweiſes nöthig. Dieß Glas kann wohl viel neuer ſeyn, als Karl der Große; und hat ihm denn der König von Perſien dergleichen Geſchenk geſchickt?

3. Herr **Lancelot** hat ſich entſchloſſen, den erſten Platz derjenigen Figur einzuräumen, die an der Seite des Schlußbogens der Hauptthüre, zur Rechten ſteht, wenn man in die Kirche geht; weil es ihn gedünket hat, daß ſie auf der vornehmſten Stelle ſtehe. In dieſer Stellung iſt ſie die erſte an der Seite, auf welcher in dieſem Bogen das Paradies vorgeſtellet iſt. Dieſe Figur könnte wohl **Karl der Große** ſelbſt ſeyn: ſein Zepter iſt büſchichter als die andern, und die Mütze iſt derjenigen ziemlich gleich, die man auf ſeinen Münzen ſieht. Er tritt einen Drachen mit Füßen, um die verſchiedenen Thaten dieſes Prinzen anzuzeigen; die er zum Schutze und zur Verbreitung der chriſtlichen Religion gethan: und dieß iſt die einzige Figur die dieſes Zeichen hat. Die Figur zur linken Hand, könnte **Ludwig der Gütige** ſeyn. Durch das Horn, was auf eben dieſem Steine ſteht, hat man vieleicht die Begierde dieſer zween Prinzen zur Jagd, anzeigen wollen. **Eginhard** ſagt, daß **Karl der Große** beſtändig gejaget: quod illi gentilitium erat, quia vix ulla in terris natio invenitur, quæ in hac arte Francis poſſit æquari. Das **Düniſche** Gebieth, darinnen man viel anſehnliche Waldungen findet, und darinnen es deren, in jenen entfernten Zeiten, vermuthlich noch mehrere gegeben hat, war ein ſehr geſchicktes Land zu dieſer Leibesübung. Man hat bereits angemerket, daß nur bey dieſen zwo erſten Figuren, der Mantel recht deutlich ausgedrücket iſt.

4. Scheint es, daß Karl der Kahle einige beſondere Zuneigung zu Chateaudún gehabt habe. Nur unter ſeiner Regierung findet man das Dúniſche, Pagum Duniſum, unter denen Landſchaften, darinnen die Commiſſarien, miſſi dominici, ſich einfinden mußten. Unter ſeiner Regierung ſieht man Münzen zu Chateaudún gepräget, DVNo, DVNIS CASTRO. Sollte er es auch ſeyn, der bey irgend einem Aufenthalte in dieſer Stadt, die Vorderwand der unter Karln dem Großen angefangenen Kirche, vollenden, und die noch vorhandenen Figuren darauf hätte ſetzen laſſen?

XXXII.

Sinnbilder, Aufſchriften und Münzen, welche die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften und Aufſchriften, von 1731, bis an das 1734ſte Jahr verfertiget hat.

Es iſt der Welt hinlänglich bekannt, daß die **Akademie**, alle Jahre neue Erfindungen zum Zahlgelde für die Hofſtatt der Königinn, zum ordentlichen und außerordentlichen Kriegsweſen, zum See- und Galeerenweſen, zum königl. Schatze, zu beſondern Vorfällen, und zu den königlichen Gebäuden, liefert.

Außer dieſer ordentlichen Arbeit nun, verfertigte die Akademie noch im 1731. Jahre, eine Aufſchrift und eine Münze, die ihr von dem Herrn Cardinale **Fleury**, im Namen der Herren **Jurats** von **Bourdeaux**, bey Gelegenheit der Bildſäule des Königes zu Pferde, abgefordert wurden: die man daſelbſt auf einem großen Platze aufgerichtet hatte, welcher mit ordentlichen Gebäuden gezieret, und mit Fleiß im Angeſichte des Hafens angeleget war.

In eben dieſem Jahre, arbeitete man auch an einigen beſondern Grabſchriften, ſo man von der **Akademie** verlangete; und brachte einige andere, worüber man ſie zu Rathe zog, in Ordnung.

Man lieferte auch Sinnbilder, für verſchiedene Geſellſchaften und Zünfte: welche ſeit der Zeit da der Geſchmack und die Kenntniß, vielleicht auch die Verſchwendung des

Witzes ſich vermehret haben, beſonderes Zahlgeld zur Beſoldung, oder für ihre Anweſenheit, bey der Aufnahme, Veränderung der Bedienten, und andern dergleichen Gelegenheiten, begehren. Die Stadtbedienten ſo die Waaren ſchätzen, die Bedienten bey dem Hafen, und einige andere, begehrten dergleichen.

Im 1732. Jahre lieferte die **Akademie** eine Aufſchrift und die Erfindung zu einer erhobenen Schnitzarbeit, zu Auszierung eines öffentlichen Brunnens; den der Bürgermeiſter und die Schöppen zu **Rouan**, daſelbſt erbauen ließen.

Die oberſten Leibwundärzte des Königes, durch deren Bemühung ſeit kurzem, mit Genehmhaltung Sr. **Maj.** eine chirurgiſche Geſellſchaft oder Akademie entſtanden iſt, begehrten den Entwurf zu einem Schaupfennige: zum Preiſe den ſie jährlich unter ihre Kunſtverwandten auszutheilen gedenken, welche die ihnen zum Wettſtreite vorgeſchlagenen Fragen aus ihrer Wiſſenſchaft, am beſten auflöſen werden; und dieſen Entwurf verfertigte man ihnen.

Auch für den König wurden zwo neue Münzen verfertiget. Die eine über die Befeſtigungen von **Metz**, die andere über die Erkaufung von mehr als zehntauſend für den königlichen Bücherſchatz erhandelter, Handſchriften: die theils aus des Herrn **Colbert** groſſer Sammlung waren, theils auch vom Könige aus der **Levante** waren erkaufet worden.

Im 1733. Jahre verfertigte man abermals neue Entwürfe zum Zahlgelde für einige Geſellſchaften; unter andern für die Bedienten der Wache zu Pferde, die kürzlich war eingerichtet worden.

Man arbeitete auch an neuen Aufſchriften für den Thurn zu **Corduan**.

Man verfertigte eine Aufſchrift auf die Hauptſeite des Prachtkegels, welcher mitten auf der großen Straße des neuen Waldes zu Vincennes aufgerichtet worden war.

Der indianiſchen Compagnie lieferte man auch den Entwurf zu einer Münze, welche in den Grund der allgemeinen Niederlage gelegt werden ſollte, die ſie in dem Hafen Orient wollte bauen laſſen.

Endlich machte die **Akademie** noch zween neue Schaupfennige für den König; eine, bey Gelegenheit der Feldläger, die andere wegen der Erbauung, Verbeſſerung oder Verzierung, faſt aller Landſtraßen im Königreiche.

Leben

derer

Mitglieder der Akademie

welche

seit dem 1731ten Jahre,

bis an das 1734te Jahr,

geſtorben ſind.

XLVI.

Lebensumſtände des Herrn Biſchofes von Metz, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1733 vorgeleſen.

Heinrich Karl von Cambout, Herzog von **Coislin**, **Pair** von Frankreich, Biſchof von **Mez**, Comthur des heil. Geiſtordens, und oberſter Almoſenier des Königes, ward zu **Paris** den 15. September des 1664ten Jahres gebohren. Sein Herr Vater war **Armand von Cambout**, erſter Herzog von **Coislin**, die Mutter aber **Magdalena von Halgoet**, eine Erbinn aus einem großen Hauſe in **Bretagne**.

Von ſechs aus dieſer Ehe erzeugten Kindern, die alle ohne Erben geſtorben ſind, waren fünf Söhne, davon der Herr Biſchof von **Mez** der jüngſte war; und eine Tochter welche an den Herzog von **Sülly** vermählet geweſen, und im Jänner des 1721ten Jahres geſtorben iſt.

Von dieſen fünf Söhnen, ſtarben zween in der Kindheit: die drey andern aber wurden in das Collegium von **Navarra** in die Koſt gethan; allwo noch einer davon ſtarb, ſo der andere war, und bereits das Hälschen trug. Der Herr Biſchof, damaliger **Maltheſerritter**, verließ das

Ordenskreuz, und weihete ſich der Kirche: ſowohl aus dem Triebe einer ſchon damals bekannten Gottesfurcht, als aus der Hoffnung, die ihm das Anſehen und die Freundſchaft des Biſchofes von Orleans, ſeines Vätters machte; welcher oberſter Almoſenier des Königes war, und ſeitdem Cardinal von Coislin geworden iſt.

Dieſer Prälat nahm faſt ſogleich die Erziehung dieſes ſeines Neffen über ſich, und zwar ſolchergeſtalt, daß er auch die mindeſten Umſtände derſelben nicht verabſäumete. Denen öffentlichen Uebungen, die er ihm ordentlich alle Vierteljahre, über verſchiedene Theile der ſchönen Wiſſenſchaften die er lernete, halten ließ, fügete er noch und zwar viel öfter, beſondere Unterredungen, über die Sitten, die Höflichkeit und diejenigen Empfindungen hinzu, die dereinſt der feſteſte Grund ſeines Glückes und Ruhmes ſeyn ſollten. Dieſes nun ſtörete den Lauf ſeiner ordentlichen Studien ſo wenig, daß es ſie vielmehr noch mit allem dem verſtärkte, was die aufgeklärte Vernunft dem natürlichen Witze hinzufügen kann. Er dorfte auch nicht erſt das Ende eben dieſer Studien abwarten, ehe er ihn bey Hofe vorſtellen konnte; er wagete es ihn jung hinzubringen, und hatte alle Urſache ſich ſolches nicht gereuen zu laſſen. Er war gefällig, dienſtfertig und höflich, ungezwungen und ohne Niederträchtigkeit. Seine Ausdrücke waren richtig; aber nicht weit hergeholet: denn ſeine Munterkeit und Lebhaftigkeit erhielten ſie bey derjenigen Anmuth, die oftmals ſchon durch das bloße Beſtreben ſie zu verſchönern, verloren geht. Kurz, er fand allgemeinen Beyfall und war kaum ein und zwanzig Jahre alt als der König ihm die Anwartſchaft auf das Amt des oberſten Almoſeniers gab.

Hergegen locketen ihn auch die Annehmlichkeiten, und die Gunſtbezeigungen, des Hofes; welche ſo fähig ſind auch das ſpäteſte Alter einzunehmen, nicht einen Augenblick von den trockenen und ſtrengen Studien ab, die ihn noch beſchäfftigen mußten. Er ſetzte ſein Theologiſches Studium mit eben ſo vieler Gefliſſenheit fort; er behauptete ſeine Licentiaten-Theſes mit Ruhme, und bloß in Anſehung ſeiner großen Fähigkeit, erließ man ihm die durch die Verordnungen anbefohlenen Zwiſchenräume.

Dem Gebrauche nach, hatte er nichts mehr zu thun, als ſogleich die Doctorwürde anzunehmen: welches vielmehr die letzte Ceremonie, als eine neue Probe zu nennen iſt. Er aber war ſo gewiſſenhaft, daß er ſich zuvor derſelben würdig machen und ſie nicht eher annehmen wollte, als bis er fünf Jahre nacheinander die griechiſchen und lateiniſchen Kirchenväter durchgegangen und die Grundſätze der Kirchenzucht aus dem Grunde erlernet hätte. In dreyen andern Jahren, ſtand er ſeinem Vätter, dem Biſchofe von **Orleans**, in der Verwaltung ſeines Kirchſprengels und in den Verrichtungen ſeiner Bedienung als oberſter Almoſenier bey, und damals ertheilte ihm der König, welcher in dem vortheilhaften Begriffe beſtärket ward, den er allezeit vom Abte von **Coislin** gehabt hatte, die Abtey von **St. George zu Boſcherville** im Lande **Caux**; ernannte ihn zum Biſchofe von **Metz**, und beehrete ihn mit einer Comthurſtelle im Orden des heil. Geiſtes.

Er bekleidete die Ehrenſtellen, wozu er gebohren war, ohne Hochmuth: und da er gar keinen Unterſchied unter den Pflichten und Vorzügen der Stellen machte, ſo fieng er an ſeinen Sitz in **Metz** zu halten; von wannen er alle Theile ſeines Kirchſprengels beſuchte, ungeachtet deſſen Verwaltung für eine von den ſchwierigſten gehalten ward. Er fand auch in der That in ſelbigem eine große Menge Misbräuche, die durch die Zeit gewiſſermaßen

maßen heilig geworden, und an deren Abſchaffung ſeine Vorgänger vergeblich gearbeitet hatten. Indeſſen ſchreckte ihr Beyſpiel ihn nicht ab: er verſuchte es ſeiner Seits auch, und es gelung ihm. Selbſt diejenigen Gemüther welche am wenigſten geneigt waren, das Gewicht des Anſehens zu erkennen, ſchämten ſich einem Seelenhirten zu widerſtehen, der ſie liebete.

Die chriſtlichen Redner, welche in Gegenwart der Altäre (*) und ſogar im Heiligthume der Muſen (**), das Lob der biſchöflichen Tugenden des Herrn Biſchofes von **Metz** verkündiget, haben ſie zwiefach vor dem Verluſte geſichert, den ſie in dem Munde eines weltlichen Redners hätten erleiden können; und überlaſſen uns nur einen hiſtoriſchen Umſtand zu berühren, der uns mit jenen Tugenden eine große Verwandtſchaft zu haben ſcheint. Es iſt dieſer, daß er in währenden fünf und dreyßig Jahren ſeines Bißthums, keinen Gerichtshandel, keine anſehnliche Streitigkeit, ja nicht die mindeſte Zwiſtigkeit, weder mit ſeinem Capitel, noch mit irgend einer andern Kirche gehabt hat.

Bey Gelegenheit des Ablebens ſeines Herrn Bruders, des Herzogs **von Coislin**, deſſen einziger Erbe er war, erregete man ihm einen ziemlich kützlichen Handel. Man brachte dem Könige vor, es liefe ſowohl wider den Sinn der Kirche, als wider die Staatsabſicht: daß ein Geiſtlicher, ein Prieſter, ein Biſchof, in der Würde eines weltlichen **Pairs** folgen ſollte. Das Beyſpiel des Cardinals **Richelieu**, und des Cardinals **Mazarin**, welche außerdem zu Herzogen waren gemacht worden, aber ſolches

---

(*) Die in der Cathedralkirche zu **Metz** gehaltene Leichenpredigt.

(**) Rede des Herrn Biſchofes von **Venze**, in der franzöſiſchen Akademie.

ches nicht durch die Erbfolge geworden waren, führete man als Ausnahmen an: die um ſo viel weniger Folgen haben könnten, da man ja wohl wüßte, daß ſie im unumſchränkten Beſitze der ſonderbarſten Gnaden geſtanden. Kurz, da dieſe Frage noch niemals vorgekommen war, ſo ſuchte man ſie eben ſo kützlich zu machen, als neu ſie war. Der Herr Biſchof von **Metz** begehrete ſie gar nicht durch ſchriftliche Vorſtellungen in Gefahr zu ſetzen, als welche nur Gegenvorſtellungen nach ſich gezogen hätten; er brachte aber dem Könige gerade zu, die Schriften, wodurch **Coislin** in Anſehung ſeines Vaters und deſſen männlichen aus ordentlichem Ehebette erzeugten Erben, zum Herzogthume erhoben worden war; wobey er nur noch vorſtellete, daß, wenn die Geiſtlichen hievon ausgeſchloſſen ſeyn ſollten, ihre Ausſchließung in Gerichtlichen Schriften zu **Coislin**, oder in den Urkunden irgend eines andern Herzogthumes, befindlich ſeyn müßte, dahingegen derſelben nirgendswo gedacht wäre; und daß, jemehr die Cardinäle **Richelieu** und **Mazarin** in Gnaden geſtanden, deſto ſtrafbarer ſie geweſen ſeyn würden, insbeſondere ein Geſetz zu übertreten; welches, wenn es vorhanden geweſen, in den folgenden Zeiten, den ſchönſten Titel ihrer Häuſer, als unächt erklären könnte. Der König, welcher gerecht war, ſah die Stärke dieſes Schluſſes ein; alle Hinderniſſe fielen weg, der Herr Biſchof leiſtete den gewöhnlichen Eid, und nahm den 31. März 1711 ſeinen Sitz im Parlamente.

Der Biſchof von **Metz** erhielt alſo mit dem Titel eines Herzogs und **Pairs**, alle Güter, Ehren und gelehrten Schätze, die ſich in ſeinem Hauſe beſtändig erhalten hatten, und die er auf eine Art gebrauchen ſollte, die dem letzten **Coislin** anſtändig wäre.

Gleich anfangs nahm er ſeines Bruders Stelle in der franzöſiſchen **Akademie** ein, ſo wie dieſer ſein Bruder, der Nachfolger ihres Vaters des Herzogs von Coislin geweſen, welcher, als ein Groß-Neffe des Cardinals **Richelieu**, und Enkel des Kanzlers **Seguier**, in dieſer Geſellſchaft das theuerſte Pfand der Zärtlichkeit dieſer ihrer erſten Beſchützer war.

Hierauf ſann er, wie er die berühmte Sammlung von Handſchriften ordnen und nützlich machen möchte, die der Kanzler **Seguier**, ſein Aeltervater mit unſäglichen Koſten und Mühe angeſchafft hatte; und die ſeit ſeinem Tode, ſo ſorgfältig und mit einer Art von Ehrfurcht aufgehoben worden war: die, da ſie faſt keinen Zutritt zu ihr erlaubte, ſie auch faſt ins Vergeſſen gebracht hatte.

Dieſe Handſchriften, aus allen Sprachen und Wiſſenſchaften, die mehrentheils aus dem Innerſten des Morgenlandes aufgeſuchet ſind, waren vier tauſend an der Zahl, und ehe man ſie denen Perſonen mittheilen konnte, die im Stande waren ſich ihrer zu bedienen, mußte man wenigſtens ein gutes Verzeichniß davon haben. Hierbey nun fieng der Herr Biſchof an; da er aber verſichert war, daß die griechiſchen Handſchriften, die den merkwürdigſten und nutzbarſten Theil dieſer großen Sammlung ausmachten, noch eine andere Bemühung erfoderten; und da er nichts ſparen wollte, es ſey an Arbeit, noch an Druckerkoſten: ſo nahm er einen der beſten Gelehrten zu Hülfe, der bereits aus verſchiedenen Ausgaben der Kirchenväter, und noch mehr aus einem großen Werke über den Urſprung und Fortgang der griechiſchen Sprache bekannt war; welcher die Nachricht von dieſen Handſchriften herausgeben, und nach den Regeln der Palaographie, das Alter einer jeden anzeigen, daſſelbe durch geſtochene Proben von dem ſonderbaren Charactere darinnen ſie zuweilen geſchrieben waren, beſtätigen, und die ungedruckten Stücke davon mußte drucken laſſen. Er mußte ferner, alle verſchiedene Leſarten davon ſammeln, die einen mindern oder weſentlichern Unterſchied machen könnten; und kurz er mußte die Aufmerkſamkeit ſo hoch treiben, daß er auch die mindeſten Lücken anmerkte, damit diejenigen, die mit neuen Ausgaben irgend eines alten griechiſchen Schriftſtellers beſchäfftiget wären, ſich auf dieſe Nachricht eben ſo ſicher verlaſſen könnten, als ob ſie die Urſchriften der Manuſcripte ſelbſt vor Augen hätten.

Dieſer erfindungsreiche und arbeitſame Gelehrte, **Dom Bernhard von Montfaucon**, auf den er ſich wegen der Ausführung dieſes ſeines Anſchlages verließ, erfüllte ſein Hoffen mit ſolcher Gefliſſenheit, daß der **Coisliniſche** oder **Seguieriſche** Bücherſchatz, denn er führet und verdienet beyde Namen gar, bald eben den Vorzug erhielt, den die einzige kaiſerliche Bibliothek, von des **Lambecius** Commentarien erhalten hatte.

Unſere Akademie bediente ſich des Rechtes, ſo ſie hat, den größten Theil der Erkenntlichkeit über ſich zu nehmen, die die gelehrte Welt dem Herrn Biſchofe von **Metz** für eine ſolche Wohlthat ſchuldig war. Sie ernannte ihn zu einem **Ehrenmitgliede**, und der König hatte die Gnade zu der Genehmhaltung unſerer Wahl hinzuzufügen: wie es zu wünſchen wäre, daß er ſich ſo oft bey unſern Verſammlungen einfinden könnte, als er durch ſeinen Geſchmack und ſeine Gaben, in ſelbigen Nutzen ſchaffen würde.

Je mehr wir ſelbſt davon überzeugt waren, deſto kürzer iſt uns die Zeit vorgekommen, da wir ihn beſeſſen haben. Sein Aufenthalt zu **Metz** ließ uns nicht die Hoffnung, ihn anders, als in den kleinen Zwiſchenzeiten ſeiner

ner Reiſen, in der Akademie zu ſehen: und dieſe Hoffnung hat auch niemals, außer mit der Hoffnung des gemeinen Weſens zugleich, fehlgeſchlagen; nämlich damals, als ſeine letzte Krankheit ihn nach Paris brachte. Denn da lebte er ſo eingezogen, daß man den betrübten Fall welcher nachfolgen ſollte, ſchon voraus ſah.

Es iſt auch wahr, daß, an welchem Orte er auch geweſen, ſeine Neigung zu den Wiſſenſchaften ihn beſtändig zu deren Uebung getrieben. Man weis, daß er außer der erwähnten großen Sammlung von Handſchriften, und die er allezeit in Paris, als im Mittelpuncte der Gelehrſamkeit gelaſſen, noch zu Metz einen Büchervorrath, von zehn bis zwölf tauſend Bänden, und noch einen andern in ſeinem Schloſſe zu Freſcati gehabt, die alle beyde nicht müßig geſtanden. Er ſelbſt gebrauchte ſie ſo viel und mehr, als irgend jemand, dem er den Zutritt in ſelbige erlaubte: und geſchah dieſes nicht allemal durch das, was man Werke, eigene Ausarbeitungen nennet; ſo geſchah es doch durch ein ſo fortgeſetztes und ordentliches Bücherleſen, welches gleichſam die Ausarbeitungen vornehmer Leute ſind. Man weis auch noch, daß er in jedes von ſeinen Seminarien, einen hinlänglichen Vorrath gehöriger Bücher geſchafft hat; und daß er außerdem alle Jahre an verſchiedene Landprieſter welche ausgetheilet; und daß es endlich in ſeiner Hauptbibliothek eine anſehnliche Menge Bücher doppelt und dreyfach gegeben; damit ſie deſto leichter unter die Geiſtlichen des Kirchenſprengels, oder unter die Gelehrten der Provinz, die ihrer benöthiget wären, ausgetheilet werden könnten.

Wir haben dieſe Beſchreibung wie der Herr Biſchof von Metz ſeine gelehrten Schätze angewandt, dem gemeinen Weſen zu gute machen müſſen: welches allein von der Art gerühret war, wie er ſeine Glücksgüter anwendete; und man erlaube uns dieſen letzten Umſtand nur ſo obenhin zu berühren, der, da er bereits über die Gränzen der Wahrſcheinlichkeit, nicht nur in den Leichen- und Trauerreden derer Akademien, davon er ein Mitglied geweſen, ſondern auch ſogar in vertrauten Unterredungen getrieben iſt; gleichwohl noch allezeit unter der genauen Wahrheit ſtehen bleiben muß: weil der Herr Biſchof von Metz ſo ſehr gefliſſen geweſen, alle Arten der Freygebigkeit zu verbergen, daß ſie ſich nicht eben nothwendig entdeckten. Dergleichen ſind die Seminarien, ſo er gebauet und mit Einkünften verſehen, die Hoſpitäler ſo er angeleget oder bereichert, die Kirchen oder Klöſter ſo er gebauet, oder wieder hergeſtellet hat. Dergleichen ſind ferner die prächtigen Caſernen, die, da er ſie zur Ruhe der Einwohner und Bequemlichkeit der Soldaten unternommen, gleichwohl nur zur Zierde der Stadt aufgeführet zu ſeyn ſcheinen. Und was man vielleicht mit Verwunderung, von uns in die Reihe dieſer gottſeligen und offenbaren Freygebigkeiten geſtellet ſehen wird, das iſt das Schloß und die Gärten zu Freſcati ſelbſt, dazu er nicht eher den Entſchluß faßte; als bey dem Anblicke ſo vieles Elendes, darein die ſchreckliche Theurung vom 1709ten Jahre, eine unzählige Menge Arbeiter geſtürzet hatte. Was im Grunde eigentlich ein Werk der Barmherzigkeit war, das ward unter ſeinen Händen, gar leicht ein Werk der Pracht: und da er dieſe Stücke ſchon damals den Biſchöfen von Metz, ſeinen künftigen Nachfolgern zudachte; ſo ſchien ihm dieſes allein ein großes Anſehen zu erfodern, welches der Würde eines ſo ehrenwerthen Sitzes gemäß wäre.

So groß und prächtig er aber auch gebohren war, ſo war er nichts deſtoweniger ungekünſtelt, und der Zutritt zu ihm war nicht ſchwer. Er war prächtig, freygebig, ja ſogar verſchwenderiſch in ſolchen Gelegenheiten, wo es darauf ankam, die Ehre ſeines Standes, oder ſeines Vaterlandes zu behaupten. Gleichwohl war er mäßig, wirthlich, und ſeine täglichen Ausgaben ordentlich feſt geſetzt: die noch geringer geweſen ſeyn würden, wenn nicht ſeine bekannte Ergebenheit gegen alles was des Königes Dienſt betraf, ihn verbunden hätte, täglich die vornehmſten Kriegsbedienten an ſeiner Tafel zu bewirthen. Er kannte ſie faſt alle aus einem langen Umgange: und wenn einer nach Metz kommen ſollte, der noch niemals da geweſen war, oder den er nicht ſchon anderwärts geſehen hatte; ſo erkundigte er ſich ſo genau nach allen ſeinen Umſtänden, daß dieſe Officiere bey ihrer Ankunft, aus Verwunderung und Vergnügen, daß er ſie ſo perſönlich zu unterſcheiden wußte, ihm gleich von Herzen ergeben wurden, und nicht anſtunden, ihn in ihren eigenen Angelegenheiten um Rath zu fragen. Er ſelbſt würde ein tugendhafter Kriegsmann geworden ſeyn: theils weil er ſein Vaterland heftig liebete, theils von Natur thätig war, und eine unverletzliche Redlichkeit beſaß.

Sein Umgang war lebhaft und reizend. Er gab allem was er ſagte, einen eigenen und beſondern Schwung; er mochte nun von moraliſchen oder politiſchen Sachen, von einer vorgefallenen neuen Begebenheit; oder von einem Vorfalle des alten Hofes reden; und ſo wenig er einſchläferte, ſo wenig mochte er eingeſchläfert werden. Nur die Unglücklichen allein genoſſen das Vorrecht, auch dann, wann er ihr Unglück vermindert hatte, daß ſie ihn noch mit langen und unnützen Nebenumſtänden überhäufen dorften.

Man fieng gleich an, eine Abnahme ſeiner Geſundheit zu beſorgen, als man nicht mehr daſſelbe Feuer und die alte Munterkeit bey ihm wahrnahm. Allmählich ließ er weniger Geſellſchaft, in der Stadt und auf dem Lande zu ſich kommen; er ſtellte ſeine Ergetzungsübungen und Zeitkürzungen ein: und eine Lebensart, die von ſeiner bisherigen ſo weit abgieng, erhitzte und verderbte ſein Blut. Dieſes ward er indeſſen nur durch einen geringen Schmerz an der Spitze des rechten Daumens innen, welchen er verſchlimmerte, da er ihn mit einer Federſpitze unterſuchen wollte. Man mußte die Wundärzte holen, die, da ſie das Uebel für ernſtlich hielten, den kranken Daumen kunſtmäßig öffneten, ſo daß die zwey Glieder heraus fielen. Der letzte Rath war, nach **Paris** zu gehen, allwo er eben keine mehrere Linderung fand; und wo er, da ſeine Kräfte von Tage zu Tage abnahmen, in einer gänzlichen Entkräftung den 28. **November** des letzten Jahres, in einem Alter von acht und ſechszig verfloſſenen Jahren ſtarb.

Ohne dieſen gefährlichen Augenblick, dem Anſehen nach, jemals gefürchtet zu haben, ſo war er doch deſſen Folgen zuvor gekommen, und hatte ſie ſo zu reden durch ſolche Anordnungen verherrlichet, aus denen nichts als Vernunft, Weisheit, Religion, und eine große Seele hervorleuchtet. Er hat keine Art von Dienſt, ohne eine Belohnung gelaſſen, die der Art, wie er einen Dienſt aufzunehmen pflegte, gemäß war. Er hat auf eine prächtige Weiſe für die Erhaltung und Vermehrung derer in ſeinem Kirchſprengel von ihm angelegten milden Stiftungen, geſorget. Das Schloß zu Freſcati, hat er mit allen deſſen Einrichtungen und Abhänglichkeiten, ſeinen Nachfolgern im Biſtthume **Metz**, als den einzigen Luſtort vermacht, deſſen ſie ſich mit einigem Anſtande bedienen könnten, ohne die Fürſorge und ſo zu reden, den Anblick ihrer Kirche zu verabſäumen. Die ganze Sammlung ſeiner Handſchriften, hat er der Abtey **St. Germain des Prez** vermacht, wohin er ſie ſchon ſeit langer Zeit hatte bringen laſſen; indem dieſer Ort der bequemſte und ſicherſte Platz der gelehrten Republik iſt. Und endlich hat er keinem von denen Vorzügen Gehör gegeben, die unter den Erben der Seitenlinien ſo gewöhnlich ſind; ſondern hat ihnen in der Ordnung des Erbfolgrechtes, alle Güter gelaſſen, worüber er die meiſte Gewalt gehabt hat.

XXXXVII.

Lebensumſtände des Herrn Biſchofes von Blois, in der öffentlichen Verſammlung nach St. Martin, im 1733ten Jahre vorgeleſen.

Johann Franciſcus Paul le Fevre von Caumartin, Biſchof von **Blois**, ward den 16. December des 1668ten Jahres zu **Chalons** in **Champagne** gebohren, allwo **Herr von Caumartin**, ſein Vater, damals Aufſeher war. Dieſe obrigkeitliche Perſon, der Enkel eines Siegelbewahrers, und der durch ſich ſelbſt die höchſten obrigkeitlichen Würden verdienete, hatte ſich zweymal vermählet gehabt. Einmal mit **Marien Urbanen von Sainte-Marthe**, von welcher er nur einen Sohn zeugete; und nachmals mit **Catharinen Magdalenen von Verthamont**, von welcher er fünf Töchter und vier Söhne bekam, davon der Herr Biſchof von **Blois** der zweyte war.

Der Cardinal von **Retz**, ein Anverwandter und vertrauter Freund des Herrn von Caumartin, kam bloß nach **Chalons** um ihn zur Taufe zu halten: und da er hörte, daß man einen **Maltheſerritter** aus ihm machen wollte; ſo verſchaffte er ihm einen Befehl vom Pabſte, daß er ſchon in der Wiege in dieſen Orden eingenommen ward. Er war aber noch nicht ſieben Jahre alt, als der Cardinal ſein Vorhaben mit ihm änderte, und ihm, mit Genehmhaltung des Königes, ſeine anſehnliche Abtey, die er in **Bretagne** beſaß, nämlich die

Abtey von **Buzay**, **Ciſtercienſerordens**, abtrat; und dieſe Abtretung verurſachte gar bald in dem Leben des jungen Abtes **von Caumartin**, einen ſonderbaren Zufall. Sein Herr Vater, der das Aufſeheramt in **Chalons** aufgegeben hatte, ward vom Könige zum Gevollmächtigten auf dem Landtage in **Bretagne** ernannt. Er nahm den neuen Abt **von Büzay** mit ſich dahin, der in dieſer Würde, nicht nur einen Sitz bey den Landſtänden, ſondern auch noch den Vorſitz bey einer gewöhnlichen Commißion hatte: wobey er ſeine Verrichtungen in der Mütze und dem Ueberrocke eines Abtes vollführete, und bey deren Gelegenheit er verſchiedene Reden hielt; die wir, wie wohl gewiſſe Perſonen thun, eben nicht für die eigene Arbeit eines Kindes von ſieben bis acht Jahren halten; aber nach guten und glaubwürdigen Zeugniſſen, nur ſo viel davon ſagen wollen: daß er ſie mit aller Anmuth und mit ſo geſetztem Geiſte gehalten, die ihm dieſelben zu eigen machen konnten; ſo daß dieſer **kleine Präſident**, denn ſo nennete man ihn, ein Wunder vor der ganzen Verſammlung ward, die ganze Provinz von ihm redete, und ſelbſt bey Hofe eine Neuigkeit abgab.

Dieſer glückliche Erfolg, nun that eine große Wirkung auf die Folge ſeiner Erziehung. Als man von der **Bretagniſchen** Verſammlung der Stände zurück kam, hielt man es nicht für rathſam, einen jungen Menſchen in die Finſterniß der Schule zu verſchließen, der ein ſo ſchleuniges Wachsthum verſprach, und gleichſam bereits ſeinen Eintritt in die Welt gemacht hatte. Man miethete ihm ein eigen Haus auf der **St. Jacobs-Vorſtadt**, allwo er offene Tafel für alle Gelehrte hielt, die ſeine Lehrer für gut hielten hin zu bitten, damit dieſer ſein Privatunterricht, alle Vortheile des öffentlichen haben möchte. Seine erſten Lehrer waren, ein gewiſſer Herr **Lenglet**, der ſich nachmals auf der Univerſität einen

nen großen Namen erworben, und ein Herr **Labbe**; welcher ſich, nachdem er ihn erzogen, der chineſiſchen Glaubensbothſchaft weihete, wo er auch mit dem Titel eines Biſchofes von **Tillopolis** geſtorben iſt. -

Mit ſolcher Beyhülfe, kam er in wenigen Jahren die ganze Laufbahne gewöhnlicher Claſſen durch, und nahm ſo fort, eine ſolche Liebe zu den Sprachen an, die ſich auch bey den beſten Köpfen, gemeiniglich erſt ſpät hernach äußert.

Drey berühmte Männer, die alle drey als Profeſſoren des Königlichen Collegii, und als beſoldete Mitglieder unſerer **Akademie** geſtorben ſind, machten ſich ein Vergnügen daraus, dieſen hervorkeimenden Geſchmack in ihm zu bearbeiten. Herr **Couture** zeigte ihm die Schönheiten der lateiniſchen Beredſamkeit: der jüngere Herr **Boivin** las die trefflichſten griechiſchen Schriftſteller mit ihm, und Herr **Pouchard** lehrete ihn das Hebräiſche.

Nun mußte noch auf die Sprachen die Kenntniß der Geſchichte und Mathematik folgen, damit er unvermerkt erſt das Alter erreichen möchte, welches diejenigen nöthig haben, die an die Erlernung der Gottesgelahrheit gehen wollen. Als er aber auch dieſes erreichet hatte, ſo that er ſich um ſo viel mehr vor andern hervor, da er ſchon vorhin durch das Band der Freundſchaft, mit einem ſo weiſen als erleuchteten Doctor, dem Herrn Abte **von Gouay**, einem Neffen des Cardinals **du Perron**, verbunden war.

Gleichwohl war der Herr Abt **von Caumartin**, der außerdem durch ſeine angenehmen und höflichen Sitten, und durch eine recht glückliche Fertigkeit ſich auszudrücken, bekannt war, ſeiner Jugend ungeachtet, durch einhälligen allgemeinen Ruff, zu einem Mitgliede der franzöſiſchen **Akademie** beſtimmet. Er ward auch wirklich im 1694ten Jahre darinn aufgenommen, ob er gleich noch nicht ſechs und zwanzig Jahre alt war; und wenige Monate darauf, ward ihm eine anſehnliche Aufnahme, nämlich des Biſchofes von **Noyon, Clermont-Tonnerre** aufgetragen: wobey er durch einen Unglücksfall, zu dem man ſchwerlich eine andere Urſache, als die natürliche Bosheit des menſchlichen Herzens ausſündig machen kann, erfahren mußte: daß das gemeine Weſen, diejenigen Lobſprüche in einen bittern Tadel verdrehete, die er noch ſo fein ausgeſucht zu haben glaubte. Es koſtete ihm keine Mühe dieſem lärmenden Vorurtheile, alle Ehre aufzuopfern, die er von einer ſchönen Rede hoffen konnte; und er wollte ihr lieber den Druck verſagen, als deren redliche Abſicht länger im Zweifel ſtehen laſſen.

Das gelehrte Glück, welches ja ſo eigenſinnig iſt, als irgend eine andere Art des Glückes, war mit dieſem Opfer zufrieden, und prüfete ſeinen Muth ferner nicht anders, als durch Lobſprüche, die er allemal erhielt, ſo oft er öffentlich redete. Im 1726. Jahre rechtfertigte die franzöſiſche **Akademie** ſelbſt, den vortheilhaften Begriff ſo ſie von ihm hatte; indem ſie ihm eine vorzügliche Ehre wiederfahren ließ, davon man bis dahin kein Beyſpiel gehabt hatte. Der Herzog **von St. Aignan** ſollte aufgenommen werden, und der Tag ſeiner Aufnahme war bereits angeſetzet. Der Herr Abt **von Caumartin**, damaliger Biſchof **von Blois**, und **Director** der **Akademie**, ſollte die Ceremonie verrichten, und ſeine Rede war fertig, als ihn ein Schlagfluß überfiel, dabey man für ſein Leben beſorget war. Man mußte alſo nothwendig auf andere Beamte warten: allein in dieſer Zwiſchenzeit beſchloß die **Akademie**, daß, der durch das Loos zu erwählende neue Director möchte auch ſeyn wer er wollte, er dem Herzoge von St. Aignan nicht anders, als mit der vom Biſchofe **von Blois** verfertigten Rede antworten ſollte. Dieſer Schluß ward vollzogen, und ſelbſt von demjenigen gelobet, den er einer ſeiner angenehmſten Verrichtungen zu berauben ſchien.

Die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, in welcher er eines der erſten Ehren-Mitglieder geweſen, hat ihn auch oftmals als Vorſitzer ihrer öffentlichen und Privatverſammlungen geſehen, da er denn, nach dem ehemaligen Gebrauche, die allertiefſinnigſten Abhandlungen wiederholet, und denſelben, nach dem Geſtändniſſe ihrer eigenen Verfaſſer, durch die Schönheit des Ausdruckes und durch ſeine gründliche Betrachtungen, einen neuen Werth ertheilet hat.

Die verſchiedenen Kirchen, denen er nach und nach gedienet, oder ihnen vorgeſtanden hat, haben erfahren, daß er mit aller Geſchicklichkeit eines Mitgliedes der **Akademien**, die vortrefflichſte Erkenntniß und Eigenſchaften verbunden hat. Sie reden von ihm, als von einem trefflichen Canoniſten und tiefſinnigen Gottesgelehrten, der, da er ſich das Recht erworben; die nichtigen Fragen der Scholaſtiſchen Lehrart zu verachten, dennoch die längſten Unterſuchungen derſelben geduldig ertragen konnte. Sie bewundern ihn als einen Prälaten, der eifrig, aufmerkſam und glücklich geweſen, das Gute zu mehren und die Misbräuche bloß durch die Ueberzeugung abzuſtellen. Sie rühmen ihn, als einen lebhaften und fruchtbaren Geiſt allenthalben Rath zu finden; der aber hierzu keine andern Mittel gewählet als diejenigen, die die Mäßigkeit und Liebe zum Frieden an die Hand gegeben.

Der Herr Cardinal von **Noailles** hatte ihn bey ſeiner Gelangung zum Erzbiſthume von **Paris**, zu der Beſuchung und andern Reiſen in ſeinem Kirchſprengel, mit Nutzen gebraucht. Unter ſeinen Augen war er Superior des Seminarii der Irrländer, und des Stiftes der **Drey und Dreyßiger** geweſen. Im 1714ten Jahre hatte ihn das Capitel von **Tours** zum Dechanten der Metropolitankirche und hernach, in währender Erledigung des Erzbiſchöflichen Stuhls zum Großvicar erwählet. Im 1717ten Jahre ward er Biſchof zu **Vannes**, und nachdem er ſich zu **Nantes**, in währender Verſammlung der Stände weihen laſſen, ſo erſchienen dieſelben in corpore bey der Einweihung. Im folgenden Jahre kam er endlich nach **Blois**, allwo er bis an das Ende ſeines Lebens, als ein liebenswürdiger und tugendhafter Prälat, eine ganz ſanftmüthige, weiſe und nutzbare Regierung geführet hat.

Herr **Berthier**, erſter Biſchof von **Blois**, hatte in denen Theilen der Kirchſprengel, aus welchen der ſeinige beſtund, eine ſo geordnete Geiſtlichkeit gefunden, daß ihm nichts dringender und nothwendig geſchienen, als die Aufführung eines biſchöflichen Palaſtes, der dieſem neuen Biſchofſitze, noch durchaus fehlete. Herr **von Caumartin**, ſein Nachfolger, fieng ſeine biſchöflichen Verrichtungen durch die Einweihung der Cathedralkirche an, die noch nicht geſchehen war; er berief auch den erſten Synodus der in dieſem Kirchſprengel gehalten worden, und machte auf ſelbigem die Satzungen, Verordnungen und Hirtenbriefe kund. Hierauf ließ er zween Catechismos, den einen für die Anfänger, den andern für die Erwachſenen drucken. Dieſen zwey Büchern folgete ein Ritual, darinnen, außer einem klaren und deutlichem Unterrichte, noch alles zu finden war, was die bürgerlichen und canoniſchen Kirchengeſetze, von der Geſtalt und Gültigkeit der Sacramente ſagen, und worinnen er den Geiſtlichen ſeiner Kirche, auch die mindeſten Fehler entdecket, und ſie vor den geringſten Streitigkeiten in Sicherheit ſetzet. Dieſem Ritual ſollte ein neues Gebethbuch folgen, ſo auch ſchon ſehr weit gekommen iſt; und eine topographiſche Geſchichte des Kirchſprengels zu **Blois**, dazu nur noch die Charten geſtochen werden dörfen.

Mit der Heiligkeit ſeiner Pflichten, verband er die Reizungen einer nicht gewöhnlichen Gelehrſamkeit, deren Nachforſchungen einen Theil ſeiner Muſſe ausmachten; und davon die Frucht, doch ohne Pralerey, ſich in ſeinen Unterredungen zeigete. Alles war ihm lieb, Geſchichte, Kritik, Genealogie, Lehrgebäude, Entdeckungen; und um einen Geſchmack deſto beſſer zu befriedigen, den ſein Aufenthalt in der Provinz nicht mindern konnte: ſo erkaufte er, als er nach **Blois** kam, den Büchervorrath ſeines Vorgängers, ungeachtet er ſchon ſelbſt eine ſehr zahlreiche Bibliothek hatte. Auf die Kenntniß der gelehrten Sprachen, wendete er ein beſtändiges Bemühen. Sie waren ihm von Kindheit an geläufig geweſen, und dieſe Kenntniß hatte ihn zu den lebendigen oder neuern Sprachen ſo fertig gemacht; daß er auch faſt das Pohlniſche konnte, ungeachtet er es nur einigemal in **Chambort** hatte predigen hören.

Wir haben bereits geſagt, daß im 1726ten Jahre den **Herrn von Blois** ein Schlagfluß überfallen, der ihn in Lebensgefahr geſetzet. Hier wollen wir nur noch hinzufügen, daß, ſo viel Sorgfalt man auch angewendet, ihm die wahre Beſchaffenheit dieſes Ubels zu verbergen, er demſelben doch nicht getrauet, und den Gegenmitteln noch weniger. Damit er nun von deſſen innerlicher Wirkung überzeuget werden möchte, ſetzte er ſich in den erſten Tagen ſeiner Geneſung ſolche Proben damit vor, dazu wohl wenige Leute von ſeinem Stande und Alter fähig geweſen wären. Er verfertigte weitläuftige arithmetiſche und algebraiſche Rechnungen, und ſagte ein Capitel aus dem Jeſaias und einen der längſten Pſalmen **Davids**, auf hebräiſch auswendig her.

Dieſes war nun wohl genug, daß er glauben konnte, er habe von Seiten des Verſtandes und Gedächtniſſes nichts verloren; aber vor der Wiederkehr einer Kranckheit konnte ihn dieſes nicht ſichern: die wie man faſt allemal ſieht, mit vielen Anfällen dasjenige ausrichtet, was ihr zum erſtenmale nicht gelingen wollen. Indeſſen wollte er, außer der Diät, von keinem andern ihn einſchränkenden Gegenmittel hören. Er bekam abermalige Anfälle, davon er die unmerklichſten verſchwieg, und wegen der andern nur die allerunumgänglichſten Hülfsmittel brauchte, oder brauchen ließ. Endlich mußte er den letzten 30. **Auguſt** einem ſchleunigen und heftigen Anfalle unterliegen, den er zu **Blois**, bey dem Ausgange aus der Meſſe, und ſelbſt in der Capelle ſeines biſchöflichen Schloſſes, bekam. Er war fünf und ſechszig Jahre, weniger etliche Monaten alt.

Ende des fünften Theils.

Geſchichte
der königlichen Akademie
der ſchönen Wiſſenſchaften
zu Paris,

darinnen zugleich
unzähliche Abhandlungen aus allen
freyen Künſten, gelehrten Sprachen,
und Alterthümern, enthalten ſind.

Mit vielen Kupfern.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzet,
von
Luiſen Adelgunden Victor. Gottſchedinn.

Sechſter Theil.

Mit Königl. Poln. und Churfürſtl. Sächſ. allergn. Freyheit.

Leipzig 1751,
verlegts Johann Paul Krauß,
Buchhändler in Wien.

Verzeichniß
derer in dieſem Theile vorhandenen Artikel.

Seite

Fortgeſetzte Geſchichte der königl. Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften und Aufſchriften 1

I. Vatry und Gedoyn, von Ueberſetzungen 9

II. D. Bernh. Montfaucons, und Gronovs Streit über eine Stelle im Herodot 38

III. Blanchard von den Piraten 46

IV. Souchay, über eine Stelle im Cicero 52

V. Mahudel von den ſo genannten Donnerkeilen 56

VI. De la Barre, Verbeſſerung einiger Stellen im Herodot 65

VII. Lancelot, Nachricht von dem Leben und den Werken des Präſidenten von Boiſſieu 73

VIII. De la Barre Erklärung zwoer Stellen im Feſtus 80

IX. Dû Reſnel, von den Verrichtungen und Vorrechten der Bothſchafter bey den Alten 90

X. Gedoyn Gedanken vom Horaz 105

XI. Blanchard von magiſchen Beſchwörungen 120

XII. Racine von Lehrgedichten 131

XIII. Blanchard, Lehrgebäude der Weltweiſen von der Seele der Welt 144

XIV. Maffei, was die Wörter NAMA SEBESIO auf einem alten Marmor heißen 154

XV. Gedoyn, ob die Alten gelehrter geweſen, als die Neuern ꝛc. 165

XVI. Fontenû, hiſtoriſche Betrachtung über den Fluß Loiret 205

XVII. Vatry, über eine Stelle in des Iſokrates äginetiſcher Rede 219

XVIII. Baniers Betrachtungen über die Mythologie 222

XIX. Bouhier, über zwo griechiſche Münzen . 235

XX. De la Baſtie, von dem Amphitheater zu Bourdeaux 265

XXI. Caumont Beſchreibung eines alten Denkmaales in Provence 283

XXII. De la Baſtie, wie die Aegypter die Regierungsjahre ihrer Kaiſer gerechnet 290

XXIII. Bon, Erklärung einer alten Figur vom Merkur 313

XXIV. Blanchard, über die Geſetze der Kindesannehmung zu Athen 320

XXV. Valois, über des Mezzabarba Buch von Münzen 330

XXVI. Vatry, Erweis, daß der alte Iſokrates die Rede an den Demonikus gemacht habe 339

XXVII. Geinoz, Betrachtungen über die alten Münzen 352

XXVIII. Chamborts Erklärungen ſchwüriger Stellen in den Alten 375

XXIX. Fontenü, von der Verehrung der Waſſergötter 397

XXX. Betrachtungen über eine ſeltene Münze vom Kaiſer Titus 425

XXXI. Sinnbilder, Aufſchriften und Münzen der Akademie 4

* *

Leben.

XLVIII. Leben des Herrn Abtes Vertot 4
XLIX. Leben des Herrn Biſchofes von Caſtres 4
L. Leben des Herrn Profeſſor Iſelins. 4

Fortgeſetzte

Geſchichte

der

königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

Die Akademie theilet hiermit der Welt nicht nur zween neue Bände ihrer Geſchichte und ausführlichen Abhandlungen mit, ſondern ſie hat auch zu gleicher Zeit den Gebrauch der vorhergehenden Bände viel bequemer und nützlicher machen wollen.

Um dieſes nun zu bewerkſtelligen, hat ſie ein überaus weitläuftiges, richtiges und umſtändliches Regiſter, von allen darinnen abgehandelten Materien verfertigen laſſen, davon die mehreſten in dem Inhalte jedes Bandes nicht angezeiget ſind. Dieſes Regiſter, iſt nach alphabetiſcher Ordnung eingerichtet, und machet nur einen Band *) aus, der den Bänden der ausführlichen Ausarbeitungen gleich kömmt **).

Es giebt wenige Bücher, denen man nicht, wenn ſie ein wenig ſtark werden, zur Bequemlichkeit der Leſer, und zur Erleichterung des Nachſchlagens, ein gutes Regiſter der Materien beyfüget. Man thut dieſes ja ſchon bey denen dogmatiſchen an einander hängenden Büchern, deren Abtheilung und Hauptinhalt der Hauptſtücke, genugſam anzuzeigen ſcheint, was man darinnen ſuchen ſoll. Wie viel mehr iſt ſolches denn nicht bey einer Reihe kleiner Abhandlungen und einzelner Stücke der auserleſenen Literatur zu wünſchen, aus welchen die Nachrichten dieſer Akademie beſtehen? Da ſie alſo von dem Nutzen, ja gewiſſermaßen von der Nothwendigkeit dieſes Verfahrens überzeuget iſt: ſo hat ſie ſich vorgeſetzet, allemal von zehn zu zehn Bänden, dasjenige ferner zu thun, was ſie gegenwärtig bey den zehn erſten thut.

Wir haben im fünften Theile dieſer Geſchichte, von der Stiftung und den Bedingungen eines gelehrten Preiſes Erwähnung gethan, der vom Herrn Präſidenten **Dürey von Noinville** eingeſetzet, und demjenigen Schriftſteller zugedacht worden iſt, welcher, nach dem Urtheile der Akademie, diejenige Materie am beſten abgehandelt haben würde, die ſie jedes Jahr, zum Wettſtreite um dieſen Preis ausgeſetzt hätte; und daß derſelbe in einem goldenen Schaupfennige von vier hundert Livres am Werthe beſtehen ſollte.

Dieſer Stiftung iſt man nun mit aller der Sorgfalt nachgekommen, die das Aufnehmen der Wiſſenſchaften,

als

---

*) In der pariſer Ausgabe.

**) Dieſes Regiſter ſoll zu ſeiner Zeit im Deutſchen auch folgen, wenn wir namlich in

der

als der Hauptendzweck derſelben, zu erfodern ſchien. Die Materie, ſo die Akademie nach und nach zur Ausarbeitung in denen vier Jahren vorgeſchlagen, davon dieſe Bände die Geſchichte enthalten, ſind folgende:

Die Aufgabe zu demjenigen Preiſe, welcher in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern des 1734. Jahres, von der Akademie ausgetheilet worden, war:

Der Zuſtand der Wiſſenſchaften, in der ganzen franzöſiſchen Monarchie, unter der Regierung Karls des großen.

Dieſer ward vom Herrn Abte le Boeuf, Dom- und Chorherrn der Kirche zu Auxerre davon getragen.

Der vom 1735. Jahre war:

Wie weit die Alten ihre geographiſche Kenntniß, zur Zeit Alexanders des großen getrieben gehabt?

Dieſen trug Herr de Nicolai von Arles davon.

Der Preis vom 1736. Jahre war:

Wie die gemeinſchaftlichen Geſetze derer griechiſchen Völker beſchaffen geweſen, die den helleniſtiſchen Staat ausgemacht haben; und welches der Urſprung, die Abſicht dieſer Geſetze, und die Vortheile geweſen, ſo ſie nach ſich gezogen?

Dieſen trug wiederum oberwähnter Herr de Nicolai von Arles davon; den dieſer gute Fortgang ermunterte, ſich in Paris niederzulaſſen.

---

der Ueberſetzung der ausführlichen Schriften ſo weit gekommen ſeyn werden, davon der 1. Theil künftige Oſtermeſſe erſcheinen ſoll.

Im 1737. Jahre, gab man die natürliche Folge derjenigen Materie auf, die im 1734. Jahre aufgegeben worden, nämlich:

Den Zuſtand der Wiſſenſchaften in Frankreich, von dem Tode Karls des großen an, bis auf den Tod König Roberts.

Dieſen Preis trug der Herr Abt Goujet, Domherr von St. Jacob de l'Hoſpital davon.

Ueberhaupt haben alle dieſe Aufgaben ſehr gute Ausarbeitungen zuwege gebracht, und es ſind faſt eben ſo viel aus fremden Ländern, als aus dem Innerſten des Königreichs, und aus der Hauptſtadt ſelbſt, eingelaufen. Ein Umſtand indeſſen, der ſie noch ſchätzbarer macht, iſt dieſer: daß, da die Mitglieder der Akademie, ſich ſelbſt von dem Wettſtreite ausgeſchloſſen, indem ſie als Richter den Preis ertheilen ſollten; keiner von ihnen allen, eben dieſe Materien abgehandelt hat.

Damit nun die Akademie, das gemeine Weſen, der Anmuth und des Nutzens derer Unterſuchungen nicht berauben möchte, die in denen von ihr bekrönten Schriften enthalten ſind: ſo hat ſie ſich entſchloſſen, dieſelben beſonders drucken zu laſſen, ſobald deren eine genugſame Anzahl vorräthig ſeyn wird; daß ſie einen Band ausmachen, der als eine Folge ihrer ausführlichen Schriften erſcheinen kann.

Bey dem Tode Ludwigs des XIV. mußte die Akademie, welche gewohnet war ihre Befehle von dem Staatsſecretär anzunehmen, der die Ausfertigungen des königl. Hauſes hat, dem Herzoge von Antin begegnen: der ſich dieſe Art einer Aufſicht, als eine Art von Vorrecht anmaßete, ſo mit dem Oberaufſeheramt der Gebäude verknüpfet wäre, welches man ihm zu gute wieder eingeführet hatte. Ob nun gleich wenige Zeit nach der Mündigkeit des Königes, die öffentliche Verwaltung der Aemter wieder auf den alten Fuß war geſetzt worden: ſo behielt man doch, aus beſonderer Achtung gegen den Herzog von Antin, bey ſeinen Lebzeiten, faſt alles dasjenige bey, was ihm zur Zeit des Regenten war zugeſtanden worden. Die Fürſorge für die Akademie ward mit hierzu gerechnet, und wir können die Aufmerkſamkeit nicht genugſam preiſen, die er bis an ſein Ende, welches im Anfange des **Novembers** 1736. erfolgete, gegen uns bezeiget hat.

Nachmals fiel die Akademie dem Herrn Grafen von **Maurepas** anheim, dem ſie allezeit, wegen des Andenkens der Gütigkeiten des Herrn Kanzlers von **Pontchartrain**, ſeines Großvaters, und des Herrn Grafen von **Pontchartrain**, ſeines Vaters, ſehr ſchätzbar geweſen war. Zugleich war ſie ihm viele Ergebenheit ſchuldig, weil er allemal vielen Theil an den Arbeiten dieſer Geſellſchaft genommen, allemal begierig für das Aufnehmen der Wiſſenſchaften, und in der That würdig geweſen, dieſelben zu lieben.

Von dieſem Augenblicke an, war die einzige Sache, ſo die Akademie ohne Vorwiſſen des Herrn Grafen von **Maurepas** that, dieſe, daß ſie unmittelbar den König anflehete: Se. **Maj.** möchten geruhen, daß dieſer Miniſter, welcher bereits die Stelle eines Ehrenmitgliedes in der Akademie der **Wiſſenſchaften** bekleidete, auch eine dergleichen in der Akademie der ſchönen **Wiſſenſchaften** haben möchte; damit er, als ein Augenzeuge ihrer Bemühungen, ſie zuweilen durch ſeine Gegenwart ermuntern, und beſtändig im Stande ſeyn könnte, Sr. **Maj.** genaue Rechenſchaft davon zu geben. Der König hielt dieſe Bitte genehm, und des oberſten Staatsminiſters, Cardinals von **Fleury** Eminenz hatte die

Gnade, der Akademie in eigner Perſon Nachricht davon zu geben.

Sogleich kam der Herr Graf von Maurepas und nahm ſeinen Sitz in derſelben ein. Die erſte Probe ſeiner Aufmerkſamkeit, war dieſe: daß er an die Stelle eines bloßen Zeichners, den die Akademie ſeit dem Tode des erſten königl. Hofmahlers, Herrn von Boullongne, gehabt, einen andern, und zwar einen der größten Künſtler von Europa, einführete. Man begreift ja zur Gnüge, wie viel die Schönheit und Nettigkeit der Zeichnung, zur Schönheit und zur Kenntniß der Münzen, Schaupfennige und anderer Denkmäler beyträgt; wobey man ſich der Bilder der Fabeln, Geſchichte, Symbolen und Allegorien bedienen muß.

Veränderungen,

ſo ſich in dem Verzeichniſſe der Mitglieder der Akademie, vom 1733ſten Jahre an, bis zu Ende des 1737ſten Jahres zugetragen.

Im 1734ſten Jahre

Ward der Herr Marquis Maffei, indem er eben in Paris war, zum auswärtigen Ehrenmitgliede, über die Zahl, erkläret; und als ein ſolches bey der Akademie aufgenommen und eingeführet.

Im 1735ſten Jahre

Starb der Herr Abt Vertot, ein beſoldetes Mitglied.

Der ältere Herr Fourmont, bisheriger Beyſitzer, ward zum beſoldeten Mitgliede an die Stelle des Abtes Vertot ernannt; und der Herr Abt Geinoz ward Beyſitzer an des ältern Herrn Fourmonts Stelle.

Im 1736ſten Jahre

Ward Herr Moreau von Mautour, ein beſoldetes Mitglied, zum bejahrten Mitgliede ernannt.

Herr Freret, Beyſitzer der Akademie, ward ein beſoldetes Mitglied, an die Stelle des Herrn Moreau von Mautour, und Herr de Nicolai ward an die Stelle des Herrn Frerets zum Beyſitzer aufgenommen.

Der Herr Marquis von Caumont Avignon, und Herr Bon, erſter Präſident bey der Rechnungskammer zu

Montpellier, wurden zu Ehrenmitgliedern zum Briefwechſel, ernannt.

Der Herr Graf von Maurepas, Staatsminiſter und Secretär, ward zum Ehrenmitgliede, außer der Zahl, ernannt.

Es ſtarb der Herr Biſchof von Caſtres, ein bejahrter Beyſitzer.

Der Herr Bouchardon ward zum Zeichner der Akademie ernannt.

Im 1737ten Jahre

Ward der Freyherr de la Baſtie zum Ehrenmitgliede zur Correſpondenz ernannt.

Herr Iſelin von Baſel, ein auswärtiges Ehrenmitglied, ſtarb; und ſeine Stelle ward mit dem Herrn Marquis Maffei, der über die Zahl war, beſetzt.

Der Herr Abt Anſelme, ein beſoldeter Bejahrter, ſtarb.

Der Herr Marſchall von Etrees, ein Ehrenmitglied, ſtarb ebenfalls, und ſeine Stelle ward mit dem Herrn Grafen von Maurepas beſetzt, welcher über die Zahl war.

Geſchichte

von den

Werken der königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

I.

Des Herrn Abts Vatry, und des Herrn Abtes Gedoyn, Gedanken von Ueberſetzungen.

1734.

Der Herr Abt Vatry, hatte in einer Abhandlung, die der Akademie zu Anfange des 1734ten Jahres vorgeleſen ward, behauptet: daß die Ueberſetzungen, weit gefehlet, daß ſie das Aufnehmen der Wiſſenſchaften befördern ſollten, vielmehr eine ganz widrige Wirkung gethan; und zum Theile verurſachet hätten, daß die Wiſſenſchaften ins Stecken gerathen wären *a*).

Der Herr Abt Gedoyn ſah des Herrn Abtes Vatry Meynung als eine gefährliche Neuerung an, und antwortete ihm in einer Abhandlung, die dahin geht, den Nutzen der Ueberſetzungen zu zeigen. Von dieſer gelehrten Streitigkeit nun, wollen wir hier Nachricht ertheilen.

Nachdem der Herr Vatry mit wenigen Worten, die Geſchichte der Ueberſetzungen, bey den Lateinern, Italienern und Franzoſen, entworfen: ſo führet er, zu Beſtätigung ſeiner Meynung, viele der größten Gelehrten an, und unter andern den Huetium de claris Interpretibus, welcher in dieſem Werke gleich anfangs ſagt *): er wiſſe nicht, ob die Ueberſetzungen nicht dem Aufnehmen der Wiſſenſchaften hinderlicher, als nützlich geweſen, wobey er ſich ſo ausdrückt *b*):

„Man kann nicht leugnen, daß wir nicht im Franzöſiſchen,
„einige vortreffliche Ueberſetzungen haben ſollten, und
„daß dieſe Ueberſetzungen ſelbſt, nicht ihren Nutzen hätten.
„Außerdem wird man auch allezeit eben dieſelben Sachen
„gern in zierlichem Franzöſiſch leſen, die einem im Griechiſchen
„oder im Lateine, ſo gut geſagt zu ſeyn ſchienen. Gleichwohl
„iſt es doch eben ſo wahr, daß die Ueberſetzungen,
„indem ſie ſich vermehren, zum Theile Urſache ſind, daß
„man die Urſchriften vernachläßiget hat, und alſo haben
„ſie

---

a) So gefährlich dieſer Satz auch für mich, als eine Ueberſetzerinn klingt, ſo habe ich dennoch guten Muth bey meiner Arbeit, und kein Bedenken getragen, dieſen gegenwärtigen Artikel gar an die Spitze dieſes Theiles zu ſetzen. Der Leſer wird bald im Stande ſeyn, von der Stärke der Gründe und Gegengründe zu urtheilen.

*) Dubitavi ſæpenumero detrimentine plus in Rempublicam Litterariam invexerit interpretandi ars, aut emolumenti?

„ſie der wahren Gelehrſamkeit einen tödtlichen Streich bey„gebracht c).„

Hier folgen nunmehr die Beweiſe, oder Gründe, welche, nach dem Herrn Abte Patry, des Huetius Meynung ins Licht ſetzen und beſtärken.

1. Haben die Ueberſetzungen, dem gemeinen Schlage der Leſer, eben keine große Hochachtung gegen die alten Schriftſteller beybringen können. Es giebt wenig gute Ueberſetzungen: und es iſt unmöglich, daß auch die beſten, mit allen denen Nebenumſtänden verknüpfet ſeyn ſollten, welche doch nothwendig wären, wenn die Urſchriften dadurch vollkommen verſtändlich werden ſollten. Ein Studierender, der ſich in den Stand geſetzet hat, daß er die Alten in der Quelle leſen kann, der hat ſich auch zugleich in ihrer Geſchichte feſt geſetzt; er kennet ihre Sitten, ihre Religion: alle ihre Arten zu gedenken ſind ihm geläufig, er iſt ſo zu reden ein naturaliſirter Alter, weil er ſo lange mit den Alten umgegangen iſt. Ganz anders iſt es hergegen mit einem Menſchen, der die Alten nur in Ueberſetzungen lieſt. Dieſer findet nur wenige Sachen, die ihm gefallen; alle Augenblicke bleibt er ſtecken, und weis nicht was der Schriftſteller hat ſagen wollen. Seine Begriffe ſtoßen ſich an allem, und der Mangel des Lebens und Geiſtes, der gemeiniglich mit den Ueberſetzungen verknüpfet iſt, wird ihm ekelhaft. Anſtatt der Zierlichkeit, des edeln Weſens, und der Stärke der Urſchrift, ſieht er nichts, als ein ſeltſames Miſch-

---

b) Man ſehe hiervon die Vorrede meines Freundes, vor der deutſchen Ueberſetzung von Lucians auserleſenen Schriften, welche 1745. bey Breitkopfen herausgekommen, und darinnen faſt alle Gründe, die man für und wider das Ueberſetzen anführen kann, vorgetragen und beantwortet werden.

c) Würden wir deswegen wohl den Menander und andere verlohrene Schriftſteller noch haben, wenn gleich Terenz niemals ein Stück von ihm überſetzt hätte? Ich ſehe es nicht ein.

Miſchmaſch von Altem und Neuerm, von Ausländiſchem und Franzöſiſchem. Alsdann wird er geneigt, dasjenige zu verachten, was ihm ſo ſchlecht gefällt: und ohne zu bedenken, wie viel ihm zu einem richtigen Urtheile fehle, ſo verdammet er die Alten, weil er in ihren Schriften dasjenige nicht findet, was er geglaubt hatte darinn zu finden; und weil er dasjenige was er wirklich darinnen findet, nicht begreift.

Wenn er denn nachmals dieſe Meiſterſtücke des Alterthumes mit unſern franzöſiſchen Werken vergleicht, die für uns geſchrieben, nach unſern Begriffen und nach unſerm Geſchmacke eingerichtet ſind, und daran wir auch die mindeſten Schönheiten bemerken können: ſo hält er die letztern aller ſeiner Bewunderung würdig, und findet an den andern gar nichts, das die Lobeserhebungen verdiente, die man ihnen verſchwendet hat.

So urtheilen nun die Weltleute von dieſer Sache, und ihr Urtheil iſt eine Mode, der alle andern folgen. Auch ſelbſt diejenigen, die ihr Stand mit der gründlichen Gelehrſamkeit näher verbinden ſollte, folgen dem allgemeinen Vorurtheile; und ſo nimmt denn die Bewunderung: ſo man gegen die Alten hegete, ab. Allmählig, wenn man ſie nicht mehr ſo ſehr bewundert, ſo lieſt man ſie auch nicht mehr ſo fleißig, und ſucht nicht mehr die wahren Vorbilder in allen Arten der Wiſſenſchaften, bey denſelben.

Der Herr Abt Vatry kömmt hier dem gewöhnlichen Einwurfe zuvor, welcher darinn beſteht, daß ein Ueberſetzer freylich diejenigen Schönheiten nicht beybehalten kann,

die

d) Was rühret uns denn in dergleichen Stücken des Witzes? ſind es die Worte? oder die Leidenſchaften? Unfehlbar die letztern. Dieſe aber haben alle Völker; folglich haben ſie auch Worte dieſelben auszudrücken: und wenn nur dieſe gehörig gebraucht werden, ſo hat das Gemälde ſeine Richtigkeit. Ich will bey dem Gleichniſſe der Malerey bleiben: eine Copey

iſt

die mit der Sprache des alten Schriftſtellers verbunden ſind, das Uebrige alles aber könne er leiſten; er könne ſeine Leſer gar ſehr in den Stand ſetzen, von der Erfindung, der Einrichtung und dem innern Werthe der Sachen, ſo gar in einem Dichter, zu urtheilen.

Er erwiedert hierauf, daß, da alle mit den Worten verknüpfte Schönheiten, ſich in der Ueberſetzung eines Dichters gar nicht mehr blicken laſſen; es auch nicht möglich ſey, ein billiges Urtheil von dieſem Dichter zu fällen, wenn man ihn nur in der Ueberſetzung lieſt. Ein Dichter iſt nur bloß durch den Ausdruck vortrefflich, oder mittelmäßig; und eben daher iſt er deſto ſchwerer zu überſetzen, je vortrefflicher er geſchrieben hat: welches nicht geſchehen würde, wenn er in allen andern Stücken, die in eine Ueberſetzung übergehen können, ſich erhalten könnte. Ein Dichter iſt ein Maler, und ſeine Malereyen ſind mit ſeinen Ausdrücken ſo weſentlich verbunden: daß ſeine Ausdrücke, ſobald ſie zernichtet oder verändert ſind, gar keine Mahlerey, und folglich auch keinen Dichter mehr, zurück laſſen.

Zum Exempel, die Liebe der Phädra zum Hippolytus, macht den Grund von des Racine Trauerſpiele aus. Wie werden uns nun die verſchiedenen Gemüthsverfaſſungen, die mancherley Bewegungen des Herzens, und kurz, die Leidenſchaft dieſer Prinzeſſinn, dargeſtellet? Dieß geſchieht, durch die Wahl, durch die Vereinigung der Ausdrücke, durch den Schwung der Redensarten. Man verſetze, man ändere die Worte; ſo wird es gleich nicht mehr daſſelbe Gemäld ſeyn d). Wenn man nun, um einen gu-

ten

---

iſt dem Urbilde gleich, wenn alle Stellungen und alle Leidenſchaften beybehalten ſind: auf die Farben, auf die Materie, ja ſo gar auf die Größe, kömmt es hier nicht an. Wenn ich z. E. den Marcus Curtius, von Raphaels Arbeit, auf der fürſtl. Lichtenſteiniſchen Gallerie zu Wien geſehen habe; und ich bekomme an irgend einem Orte der Welt ein Blatt, oder eine Leinwand

in

ten Begriff von dem Inhalte eines Trauerſpieles zu haben, ſich nothwendig an die Ausdrücke des Dichters halten muß, ſo muß man ja eben das thun, wenn man ein richtiges Urtheil von der Erfindung und Einrichtung des Gedichtes fällen will? Denn dieſe Erfindung und dieſe Einrichtung, erſcheinen nur alsdann in aller ihrer Schönheit, wann die Leidenſchaften, die deren Seele ſind, getreulich dargeſtellet ſind e).

Denket man denn wohl, daß es ſo was leichtes ſeyn ſollte, den Menſchenfeind zu überſetzen? Geſetzt, der ausländiſche Dollmetſcher würde gleich alles Luſtige gewahr, was in dieſem Luſtſpiele herrſchet, würde es ihm denn auch ſo leicht fallen, ſolches ſeinen Mitbürgern vorſtellig zu machen? Würde er in ſeiner Sprache wohl Ausdrücke finden, die eben ſo viel ſagten als die franzöſiſchen Ausdrücke thun f)? Dieſe Ausdrücke ſind ſo genau mit unſern Sitten und mit unſerer Art zu denken, verbunden, daß es um ſo viel ſchwerer ſeyn würde, einem Ausländer, durch lange Erklärungen, deren Stärke begreiſlich zu machen; da wir ſelbſt im Franzöſiſchen, ſie nicht wohl durch andere Redensarten geben könnten.

Bleibt

---

zu ſehen; darauf ich eben dieſelbe ſchreckenvolle Verwägenheit in dem Römer und ſeinem Pferde, u. ſ. w. von der Hand eines guten Meiſters vorgeſtellet ſehe: ſo ſey es übrigens mit Röthel oder Bleyſtift, mit Tuſche oder Farben verfertiget; ich werde gleich erkennen, es ſey die Vorſtellung jenes Raphaeliſchen Meiſterſtückes: das heißt, es wird mir nichts von den weſentlichen Vollkommenheiten des Urbildes fehlen.

e) Und dieſes iſt gar nicht unmöglich. wenn nur der Ueberſetzer die gehörigen Eigenſchaften eines guten Ueberſetzers hat. Amthors Ueberſetzung der Rede der Dido aus dem Virgil, iſt ein überzeugender Beweis davon; und eben ſo glücklich iſt dem Herrn von Canitz ſeine Dollmetſchung aus dem Boileau gerathen, die, wie ein gelehrter Franzos, der beyder Sprachen mächtig war, ſelbſt geſtanden hat, an vielen Stellen das Original noch übertrifft.

Bleibt man aber dabey ſtehen, daß man ſaget, die Dichter zwar ſollten freylich nur in ihrer eigenen Sprache geleſen werden: das wären aber auch nur ſchlechte Schriftſteller, an denen nicht viel gelegen wäre. Diejenigen Bücher, ſo von Wiſſenſchaften handeln, und die Geſchichtſchreiber, das wären allein wichtige Werke: bey dieſen wäre es gar nicht nöthig ſie in der Grundſprache zu leſen. Und wer könnte ſich wohl ſchmäucheln, er ſey auch in Sprachen ſo geſchickt, als er wolle, daß er einen griechiſchen oder lateiniſchen Schriftſteller eben ſo gut verſtehe, als der Ueberſetzer deſſelben; welcher zehn, funfzehn, ja zwanzig Jahre zugebracht hat, ihn zu erläutern?

Auf dieſen Einwurf antwortet der Herr Abt **Vatry**: 1) man irre ſich ſehr, wenn man das Leſen der alten Dichter, als eine unnütze Sache anſähe. Er will vielmehr, daß ſelbiges der Grund aller andern Studien ſey, ſie mögen geiſtlich oder weltlich ſeyn; wie er in einer anderweitigen Abhandlung zu zeigen geſonnen iſt.

2) Sagt der Herr Abt **Vatry**, ſetzt dieſer Schluß voraus, theils, daß alle Ueberſetzer geſchickt und ämſig gewe-

---

f) Welch ein Begriff von fremden Sprachen! Warum nicht? Wofern der Herr Abt Vatry nicht den Deutſchen, Italienern, Spaniern, u. ſ. f. die Originalcharactere abſpricht, die in **Molierens Menſchenfeinde** vorkommen, ich meyne, wofern er nicht leugnet, daß es bey dieſen Völkern Dichter gebe, die in ihre mittelmäßigen Arbeiten übermäßig verliebt ſind, Buhlſchweſtern, die an andern gerne tadeln, was ſie ſelbſt alle Augenblicke begehen, und eigenſinnige Starrköpfe, die dreiſt begehren, daß die ganze Welt ſich nach ihrem Eigendünkel richten ſoll: ſo muß er auch zugeben, daß alle dieſe Leute ſich mit ſolchen Worten ausdrücken werden, die ihrem Charactere gemäß ſind; und daß folglich dieſe Wörter in jeder Sprache zu finden ſeyn werden. Die Thorheit geht ja durch die ganze Welt, und findet allenthalben Worte genug, zu der ihr eigenen Sprache!

geweſen, theils, daß es eine nothwendige Verbindung unter dem richtigen Verſtande eines Textes, und unter deſſen guter Ueberſetzung ins Franzöſiſche gebe; welches aber beydes falſch iſt.

Hierauf macht er ſich an die Unterſuchung der franzöſiſchen Dollmetſcher. Er zeiget deren Fehler: einige, ſagt er, haben die Sprache derer Schriftſteller, die ſie überſetzt haben, nicht verſtanden, und ihre Ueberſetzungen nur nach andern Ueberſetzungen gemacht. Andere verſtunden ihre eigene Sprache nicht einmal recht. Die meiſten haben mit ihrer Arbeit unglaublich geeilet: theils, weil ſie im Elende geſtecket, wodurch ſie gezwungen wurden, ſich der Gewinnſucht der Buchhändler zu bequemen; theils auch aus Nachläßigkeit, und aus Begierde, nur eine große Menge Ueberſetzungen zu liefern, ohne eine einzige zur Vollkommenheit zu bringen. Giebt es endlich ja noch einige wenige Ueberſetzer, die ſich Mühe gegeben, mancherley Kenntniſſe zu erlangen, die ihnen nöthig geweſen: ſo giebt es deren doch noch viel weniger, die genugſamen Geſchmack und Einſicht genug beſeſſen, ihre Urſchriften gut zu verſtehen, und richtig auszudrücken, die Zeit genug darauf gewandt, und ſich die Mühe genommen hätten, ihre Werke zur Vollkommenheit zu bringen. Und hieraus zieht der Herr Abt Vatry den Schluß: daß man mit ſehenden Augen müſſe blind ſeyn wollen, wenn man ſich auf ihre Ueberſetzungen verlaſſen wollte.

Er geht noch weiter, und ſagt: das Leſen der Urſchriften würde doch noch allemal nöthig ſeyn; geſetzt auch, daß man rechte gute Ueberſetzungen davon hätte. Dieſes nun zeiget er, ſowohl in Anſehung der Wiſſenſchaften, als der Geſchichte.

1) Bemerket er in Anſehung der Wiſſenſchaften, wie viel daran gelegen ſey, die Ausdrücke eines Schriftſtellers

zu verſtehen, um von dem Grunde ſeiner Lehre zu urtheilen. Eine Zweydeutigkeit, eine doppelſinnige oder dunkele Redensart, iſt hinlänglich, einen in dem ganzen Lehrgebäude irrig zu machen. Außer der Unachtſamkeit und Unwiſſenheit eines Ueberſetzers aber, verurſachet der bloße Unterſchied der Sprachen ſchon, zuweilen dieſe Wirkung. Zwiſchen einer, obgleich guten Ueberſetzung, und dem Originale, wird noch allezeit eben derſelbe Unterſchied ſeyn, der unter einem Meiſter und ſeinem Lehrlinge iſt. Iſt es aber nicht, es ſey in welcher Wiſſenſchaft es wolle, ein großer Vortheil, den Meiſter ſelbſt zu hören, und nicht den Schüler?

2. In Anſehung der Geſchichte, ſo ertheilet ein Ueberſetzer den Begebenheiten allemal einen Schwung, der ihm ſelbſt eigen iſt. Man weis ja, wie vielmal eine Erzählung verändert wird, indem ſie aus einem Munde in den andern geht; die Feder aber, iſt dergleichen Veränderungen nicht minder unterworfen, als die Zunge. Ein Geſchichtſchreiber iſt in Anſehung ſeines Ueberſetzers, eben das, was ein Menſch, der eine Sache ſelbſt geſehen, in Anſehung deſſen iſt, der ſie nur hat erzählen hören. Ein Geſchichtſchreiber redet bald vom Kriege, bald von Staatsſachen. Die Religion, die Wiſſenſchaften, die Sitten, alles gehöret für ihn. Glaubt man aber wohl, daß es möglich ſey, alle dieſe verſchiedenen Theile der Geſchichte, mit der höchſten Richtigkeit, und ohne daß das mindeſte verloren gehe, aus einer Sprache in die andere zu bringen?

Die Geſchichte iſt eine lebhafte Schilderey der Leidenſchaften, und um ſo viel natürlicher und wahrhafter: da es keine Abſchilderungen ſind, die der Schriftſteller ſich ſelbſt erdenkt; ſondern wirkliche Leidenſchaften, die durch wichtige Angelegenheiten verurſachet, und durch die Umſtände verändert werden. Alle Schildereyen, inſonderheit diejenigen, die die Bewegungen des Herzens vorſtellen, ſind mit dem Ausdrucke ſo genau verbunden, daß, wie bereits gedacht worden, ſobald der Ausdruck geändert wird, auch die Schilderey nicht mehr dieſelbe iſt; und daß folglich, da dieſes eine derer Urſachen iſt, die eine gute Ueberſetzung der Dichter faſt unmöglich machen, auch ein guter Geſchichtſchreiber, welcher, in dieſem Stücke, gewiſſer maßen ein Dichter iſt, durch ſeinen Dollmetſcher, er ſey ſo gut als er wolle, niemals recht dargeſtellet werden kann. In vielen Wiſſenſchaften aber, und ſonderlich in der Geſchichte, kann man ſich gar nicht ſchmäucheln, daß man recht geſchickt ſey, wenn man nicht ein guter Kunſtrichter iſt: und ein guter Kunſtrichter kann man, ohne die Kenntniß der Sprachen und Urſchriften nicht ſeyn. Kann man wohl, aus einer bloßen Ueberſetzung, ſich ſelbſt, oder andere überzeugen, daß der Sinn irgend einer ſtreitigen Stelle, wirklich dieſer oder jener ſey? Kann man daraus utheilen, daß dieſe oder jene Geſchichte wirklich in dieſem oder jenem Jahrhunderte, oder von dieſem oder jenem Schriftſteller geſchrieben werden? Muß nicht ſein Ausdruck und ſeine ihm eigene Schreibart, hiervon ein richtiges Zeugniß geben?

Endlich beſchließt der Herr Abt Vatry, mit dieſer Stelle aus Cicerons 2tem Buche vom Redner: Tardi ingenii eſt, rivulos conſectari, fontes rerum non videre g).

Der

---

g) Hier verkehret, wie mich bedünkt, der Herr Abt die Streitfrage. Daß man die Ueberſetzungen den Originalen vorziehen, oder gar von der Güte eines Schriftſtellers, aus der Ueberſetzung ſchließen ſoll, das hat wohl der Herr Abt Gedoyn, und mit ihm kein einziger vernünftiger Menſch jemals behauptet. Wer würde wohl eines Raphaels, Michel Angelo, oder Corregio Arbeit, nicht allen ihren Copien vorziehen? oder wer würde von der Stärke ihres Pinſels, aus denen Copien urtheilen wollen, die, auch der größte Künſtler, verfertiget hätte? Allein, ſollen ſie darum gar nicht copiret werden? Das ſey ferne! Die Copien ihrer Arbeiten dienen, erſtlich zur Uebung für die Künſtler; und denn, diejenigen Bilderſammler nicht ganz arm zu laſſen, die die Originalſtücke nicht haben, oder

nicht

Der Herr Abt Gedoyn hergegen will, daß die Ueberſetzungen unendlich nützen, und noch mehr Lob verdienen, als man ihnen gemeiniglich zu geben pflegt; kurz, daß ein Menſch, der dasjenige in ſeine eigene Sache überſetzt, was jedes Jahrhundert unter andern Völkern, nützliches hervorgebracht hat, das gewiſſeſte Mittel darbiethe, unſere Kenntniß zu vermehren, die Liebe zur guten Literatur zu erhalten, dieſelbe, wenn ſie ſich verlieren ſollte, wieder zu erwecken, und zu verhindern, daß man nicht wieder in die Barbarey und Unwiſſenheit verfalle, darinnen man ſo lange Zeit vergraben gelegen hat.

Indem der Herr Abt Gedoyn ſich einen ſo vortheilhaften Begriff von den Ueberſetzungen macht; ſo weis er nichts deſto weniger gar wohl, worinnen ihre Mängel beſtehen. Er iſt ungemein geübt in dieſer Kunſt zu ſchreiben, und bildet ſich alſo nicht ſonder Grund ein, daß er deren Fehler und Vorzüge, beſſer als jemand, einſehen könne. Damit man nun nicht glaube, daß er ſich der Ueberſetzer gar zu hitzig annehme; ſo redet er ganz offenherzig von ihren Fehlern. Keine Copie, ſaget er, kann eine völlige Gleichheit mit dem Urbilde haben: und es giebt drey Haupturſachen, weswegen alle Dollmetſchungen überhaupt, an ihre Originale nicht reichen können.

---

nicht bezahlen können. So beſſert auch ein Ueberſetzer ſeinen Geſchmack, wenn er ein treffliches Original dollmetſchet; und bereichert diejenigen, die die Grundſprache nicht verſtehen. Noch mehr, ich glaube, daß das Ueberſetzen uns ſelbſt in den Schriften der Alten, ſonderlich der Griechen, viele Stellen aufgeheitert hat, die ſonſt in einer ewigen Verwirrung geblieben wären. Es lieſt kein einziger Leſer, ich nehme auch die gelehrteſten Sprachkundigen nicht aus, ein Werk mit derjenigen Aufmerkſamkeit, womit ein Ueberſetzer es lieſt. Er glaubt alles zu verſtehen, und hier und da entfahren ihm Schwierigkeiten, die er erſt gewahr wird, wenn er das, was ihm im Leſen klar zu ſeyn ſchien, auch andern Leſern, in andern Worten, klar machen ſoll. Jedoch, alle kritiſchen Artikel in dieſen ſechs Bänden, ſind Beweiſe davon.

1. Was heißt überſetzen? Es heißt, dasjenige, was in einer Sprache geſchrieben iſt, in eine andere bringen. Nun hat aber keine einzige Sprache, in ſich ſelbſt, gleichgeltende Ausdrücke, in genugſamer Menge, um dasjenige recht vollkommen darſtellen zu können, was in einer andern Sprache, ſie ſey gelehrt, oder gemein, glücklich geſagt iſt. Man kann z. E. im Franzöſiſchen, weder **Virgils** Pontem indignatus Araxes; noch **Horazens** vultus nimium lubricus aſpici; noch des **Saluſtius**, Mithridates ingenti numero perinde armatus, geben: und ſo würde man hingegen, weder im Griechiſchen noch lateiniſchen, die kühnen Ausdrücke der franzöſiſchen Dichter, oder den feinen Scherz des **la Fontaine** geben können. Dieſe Wahrheit macht der Herr Abt auf eine ſehr überzeugende Weiſe begreiflich, indem er die aus dem **Horaz** genommene Fabel, von der Stadtmaus und Feldmaus, anführet. Glaubt man wohl, ſagt er, daß es möglich ſey, dieſes Bild, im Franzöſiſchen, in aller ſeiner Schönheit darzuſtellen? Man verſuche es nur, ſo wird man ſehen, ob man ihm auch nur nahe kommen wird. Indeſſen verſtehen wir gleichwohl, den Gedanken des Dichters, und die Worte, ſo ihn ausdrücken, vollkommen gut. Und hieraus ſchließt nun der Herr Abt, daß dieſe Unmöglichkeit, bloß an der Armuth der franzöſiſchen Sprache, liege; die eben keine Armuth an ſich ſelbſt, ſondern nur in Anſehung von **Horazens** lateiniſcher Erzählung iſt. Folglich iſt denn der Mangel gleichgeltender Ausdrücke, der erſte Fehler der Ueberſetzungen.

2. Heißt überſetzen, einen alten Schriftſteller in die gemeine Sprache bringen. Ein Ueberſetzer muß daher eine vollkommene und uneingeſchränkte Kenntniß von derjenigen Sprache beſitzen, darinn das Original geſchrieben iſt. Es giebt keine todte Sprache, die nicht viele Ausdrücke hat, die wir heut zu Tage gar nicht verſtehen können. Es giebt allezeit einen gewiſſen Wortverſtand, der

von dem gewöhnlichen Wortverſtande ſo entfernet iſt, daß wir gewiß in irgend einen Irrthum gerathen müſſen. Der Herr Abt Gedoyn giebt hier das Wort ſaltare zum Beyſpiele, welches zuweilen, eine Rede halten, oder Geberden machen; eben ſowohl als tanzen heißt. Das griechiſche Wort, Εννέωρος, bedeutet ein Kind von neun Jahren, und zugleich einen Menſchen, der die Gewohnheit hat, alle neun Jahre eine gewiſſe Sache zu thun. Endlich führet er eine Stelle aus dem Quintilian an, deren wahrer Sinn ſo ſchwer zu errathen iſt, daß alle Ausleger uneins ſind; und ſowohl Herr Rollin, als der Herr Abt Gedoyn, ſie beyde auf verſchiedene Weiſe überſetzt haben. Dergleichen Stellen nun findet man ſehr häufig. Quintilians angeführte Stelle iſt dieſe: Quo quidem judicio ita ſevere ſunt uſi veteres Grammatici, ut non verſus modo cenſoria quadam virgula notare, et libros qui falſo viderentur inſcripti, tanquam ſubdititios ſummovere familia permiſerint ſibi; ſed auctores alios in ordinem redegerint, alios omnino exemerint numero. Herr Gedoyn hat dieſe Stelle ſo überſetzt: „Die alten Sprach„lehrer übten dieſe Critik mit ſo vieler Strenge aus, daß „ſie, da ſie ſich zu Kunſtrichtern aufwarfen, in den Bü„chern diejenigen Stellen zeichneten, die ihnen nicht ge„fielen. Auf dieſe Weiſe unterſchieden ſie die eigenen Werke „eines Schriftſtellers, von denjenigen, die ihm fälſchlich „beygemeſſen wurden, und giengen mit dieſen als mit un„tergeſchobenen Kindern um, die man aus dem Hauſe „jaget, um den rechtmäßigen Platz zu machen. Sie ließen „alle Schriftſteller durch die Muſterung gehen; einige „brachten ſie in beſſere Ordnung; und andere ſchloſſen ſie „gänzlich aus.„ Herr Rollin hat, mit einigen andern Auslegern, durch alios in ordinem redegerint, verſtanden, inter vulgares et mediocres connumeraverint; und durch alios omnino exemerint numero, verſteht er, eximios fecerint. Dieſes ſind aber zween ganz verſchiedene Sinne, von einerley Stelle. Wer hat nun Recht? Herr Rollin, oder der Herr Abt Gedoyn? Das kann man ſo leicht nicht errathen, weil wir nicht Latein genug verſtehen; weil wir das Griechiſche auch nicht beſſer wiſſen, noch die andern gelehrten Sprachen vollkommen kennen.

3. Ein griechiſcher oder lateiniſcher Schriftſteller, den man überſetzet, hat ungefähr vor ſiebenzehn, achtzehn hundert, oder zwey tauſend Jahren gelebt. Er hat für die Leute ſeiner Zeit geſchrieben, und folglich findet man in ſeinem Werke, vielerley Dinge, die ein Verhältniß mit den Sitten, Gebräuchen, der Religion, der Regierungsforme, der Geſchichte, und verſchiedenen Verfaſſungen jener Zeit haben. Dieſes alles nun ſind Stücke, die auch von den gelehrteſten Auslegern, noch nicht ſo gut entwickelt worden ſind, daß nicht noch viele Dunkelheit darinnen herrſchen ſollte. Der Herr Abt Gedoyn führet hier z. E. dasjenige an, was Pauſanias von den Schranken zu Olympia, und von der Laufbahne ſaget, darinnen die Pferdeläufe und Wagenrennen gehalten wurden: welche Stelle uns, heut zu Tage, unüberſteigliche Schwierigkeiten macht. Hat man zwölfmal um die Schranken rennen müſſen? Pauſanias ſagt eines Theils von dieſer vermeyntlichen Nothwendigkeit nicht ein Wort; andern theils aber ſcheinen verſchiedene Stellen einiger Schriftſteller, und die Ausdrücke δωδεκάδρομοι und δωδεκάγναμπτοι, ſo im Pindar ſteht, ſolches voraus zu ſetzen. Indeſſen wird dieſe Frage wohl niemals recht entſchieden werden. Wie ſoll man ferner das verſtehen, was uns die Alten von ihren Galeeren zu neun, zwölf, ja funfzehn Ruderſchichten ſagen? In dergleichen Fällen eben iſt der Ueberſetzer in übeln Umſtänden; einen Theil deſſen, was ſein Schriftſteller ſagen will, verſteht er, das übrige erräth er; oder, wenn man lieber ſo will, ſo lehrt ihn die eine Sache, eine andere glauben, oder muthmaßen. Allein glauben, und muthmaßen, das führet allezeit eine Ungewißheit mit ſich, und dieſes allein verurſachet ſchon den Glauben: es gäbe gar keine vollkommene Ueberſetzung.

Aber, nach eben dieſer Offenherzigkeit, womit der Herr Abt. Gedoyn die mancherley Mängel der Ueberſetzungen bekennet, behauptet er auch: daß man, wenn man ein vortreffliches Original überſetzt, eine der würdigſten Beſchäfftigungen unternehme, deren ein Gelehrter nur fähig iſt; und daß er, als ein Gelehrter, ſeiner Nation nicht leicht einen größern Dienſt thun kann, als daß er ihr, in ihrer gemeinen Sprache, dasjenige vor Augen leget, was das Alterthum uns koſtbares hinterlaſſen hat. Denn man kann, fährt er fort, nicht leugnen, daß die Schriften der Griechen und Römer, das nützlichſte ſind, was wir nur leſen können: und dieſes theils in Anſehung der Sitten, der Vorſchriften der Weisheit der groſſen Exempel die ſie enthalten, und der Gelehrſamkeit ſelbſt, deren Quelle und Grundſtein ſie ſind; theils auch in Anſehung des Witzes, der Feinigkeit des Geſchmackes, der Richtigkeit, und derjenigen Erhabenheit der Gedanken, die ihnen die allgemeine Hochachtung ſo vieler Jahrhunderte erhalten haben. Wie können aber dieſe an ſich ſelbſt ſo nützlichen Schriften, ihren Nutzen darüber verlieren, daß ſie aus einer Sprache in die andere übergehen? Die Ueberſetzungen ſind Copeyen dieſer Urbilder: freylich ſind es unvollkommene Copeyen; aber ſie ſind doch ähnliche, und zwar ſehr ähnliche Copeyen. Es iſt wahr, fährt der Herr Abt Gedoyn fort, daß ich ſelbſt gezeiget habe, wie vielerley Hinderniſſe ſich ihrer Vollkommenheit widerſetzen; aber nicht ihrer Aehnlichkeit mit den Originalen.

Das erſte und wichtigſte von dieſen drey Hinderniſſen, nämlich der Mangel gleichgeltender Wörter, iſt nicht leicht zu merken, als wenn man einen Dichter überſetzet. Was die zwey andern betrifft, ſo gehen ſie ſowohl auf jeden Leſer, er ſey ſo gelehrt und ſcharfſichtig er wolle, als auf jeden Ueberſetzer. Geſetzt nun, dieſer ſey ein verſtändiger, aufmerkſamer Mann, und arbeitſam genug, um ſich die Hülfsmittel zu nutze zu machen, die man in den verſchiedenen Auslegern findet, ſo wird dasjenige, was ein ſolcher nicht verſteht, gewiß auch von dem größten Gelehrten nicht beſſer verſtanden werden.

In allen Schriftſtellern, giebt es einige Stellen, die unſerer Scharfſinnigkeit und unſern Nachforſchungen entwiſchen. Zu allem Glücke aber ſind eben dieſe Stellen niemals die nothwendigſten und wichtigſten eines Werkes. Es ſind etwan Anſpielungen, gewiſſe Begebenheiten, oder Umſtände, deren Kenntniß nicht ſowohl nützlich, als der Neugierde angenehm iſt. Man verſteht gar nicht, was **Quintilian** von der alten Ausſprache einiger lateiniſchen Worte, und von der Art ſaget, wie ein Redner in währendem Reden, ſeinen Rock legen ſoll: und dennoch haben wir ſeine Inſtitutiones im Franzöſiſchen, das heißt, wir haben von allen ſeinen Büchern, keines ausgenommen, dasjenige, welches am geſchickteſten iſt unſern Geſchmack, unſern Verſtand, und unſere Sitten in Ordnung zu bringen. Die dunkeln Stellen im **Pauſanias**, verhindern nicht, daß wir im Franzöſiſchen ſein ſo richtiges und merkwürdiges Buch von den Reiſen durch die berühmteſten aſiatiſchen und europäiſchen Gegenden haben ſollten. Ob wir gleich die gelehrten Sprachen ſo gut nicht verſtehen, als unſere eigene, ſo haben wir dennoch vortreffliche Ueberſetzungen im Franzöſiſchen.

Hier erhebt nun der Herr **Gedoyn**, mit vieler Billigkeit, die Vorzüge des **Curtius** vom **Vaugelas**, und des **Ablançourt** Ueberſetzungen; inſonderheit die Dollmetſchung ſeines **Rückzuges der Zehntauſend**, und des **Thucydides**. Er meynt auch, die Kunſt zu überſetzen, habe ſich ſeit dreyßig Jahren ſehr gebeſſert, und führet zum Beweiſe deſſen, verſchiedene Dollmetſchungen an, die aus dem Schoße dieſer Akademie ſelbſt gekommen ſind; deren Verfaſſer ſich nicht damit begnüget, daß ſie den Text an vielen Stellen wieder hergeſtellet, und ihn mit kritiſchen und vernünftigen Anmerkungen erläutert; ſondern auch vor ihre Werke, gelehrte Vorreden geſetzt haben, die uns in jene Zeiten und Länder verſetzen, in welchen der alte Schriftſteller geſchrieben, uns ſeine Abſichten entdecken, und ſeinen Character bekannt machen. Dergleichen ſind, des Herrn **Tourreil** Ueberſetzung des **Demoſthenes**, der **Briefe** des **Plinius** vom Herrn **von Sacy**, des **Oedipus** und **Sophokles** und der **Vögel** des **Ariſtophanes**, vom Herrn Boivin, einiger Oden **Pindars** vom Herrn Abte Maſſieu, **Plutarchs** Tractat von der Muſik, nach des Herrn Bürette Ueberſetzung, u. ſ. w. Wer da ſagen wollte, dieſe Werke hätten keinen ſonderlichen Nutzen, und dienten nicht ſehr, die Liebe zu den Wiſſenſchaften zu erhalten, der würde wahrlich vor dem hellen Sonnenlichte die Augen ſchließen. Sie erhalten ihn allerdings! ſowohl im Ueberſetzer, als im Leſer. Im Ueberſetzer, weil er glückſeliger Weiſe gezwungen iſt, ſein Original recht auszuforſchen, und alles zu leſen, was ihm den Verſtand deſſelben erleichtern kann; im Leſer, wegen der Empfindung derer Schönheiten, die der Ueberſetzer beyzubehalten gewußt hat, und die er nicht im Stande wäre im Original einzuſehen.

Welch ein Irrthum iſt es nicht, fährt der Herr Abt **Gedoyn** fort, wenn man ſich einbildet, daß **Demoſthenes**, **Cicero**, **Herodot**, **Livius**, **Thucydides** und **Salluſtius**, nicht anders das ſind, was ſie ſind, als wann ſie in ihrer eigenen Sprache reden? Von einem Dichter laſſe ich es noch gelten! den kann man freylich in eine andere Sprache nicht recht gut überſetzen. Allein mit den Rednern, Geſchichtſchreibern und Weltweiſen iſt es ganz was anders: dieſe verlieren faſt gar nichts, und ganz und gar nichts weſentliches, wenn man ſie aus einer Sprache in die andere bringt. Was unſerer Sprache mangelt, das kann zwar die Copey viel ſchwächer machen, als das Original: aber darum daß ſie ſchwächer iſt, darum ſtellet ſie doch noch alle Züge deſſelben vor; und eben hierauf kömmt es an. In der Ueberſetzung der philippiſchen Reden, erkennet man den Demoſthenes noch für den größten Redner, den es jemals gegeben; und in der Ueberſetzung von Trajans Lobrede, wird man nur einen gezwungenen Redner gewahr, der nur witzig ſeyn will, und eine ſehr mittelmäßige Beredſamkeit beſitzt. Folglich iſt beyder Character, in beyden Ueberſetzungen, ſehr wohl beobachtet.

Uebrigens iſt, nach dem Herrn Gedoyn, der Ueberfluß einer Sprache nicht ſo gar ein Vorzug; daß er nicht eben auch zu Fehlern Anlaß gebe, wenn man nicht ſonderlich behutſam damit verfähret. Er tadelt den Cicero, welcher, wenn er ſagen will, Catilina ſey aus Rom gegangen, dieſe vier Worte brauchet: abiit, exceſſit, evaſit, erupit! Er nennt dieſe Ausdrücke eine kalte Tautologie, und hält ſie dem Redner, welcher damals Conſul war, ganz und gar für unanſtändig. Eine jede Sprache, ſetzt er hinzu, hat ihre eigenen Vortheile und etwas eigenthümliches. Hat die griechiſche und lateiniſche Sprache mehr Stärke: ſo iſt hergegen die franzöſiſche beſcheidener, gewiſſenhafter, eine größere Freundinn der Deutlichkeit, und eine Feindinn der Wiederholungen.

So verlieren denn die Schriften der Alten ſo gar viel nicht, wenn ſie in unſere Sprache überſetzt werden. Das Hauptwerk iſt nur, daß man gut überſetze. Denn es geht mit den Ueberſetzern, wie mit andern Schriftſtellern, es giebt deren mehr ſchlechte als gute. Einige ſind in der Wahl ihrer Originale unglücklich. Herr Gedoyn z. E. will niemanden anrathen, die theatraliſchen Stücke der Griechen zu überſetzen. In dieſem Falle muß man ſich Horazens Regel zu nutze machen:

— — — — Et quæ
Deſperat tractata niteſcere poſſe relinquit.

Eben ſo zweifelt er, daß eine Ueberſetzung vom Athenäus viel Beyfall finden ſollte.

Es giebt noch andere Ueberſetzer, die nur ums Brod arbeiten, und nach der Ehre gar nicht fragen. Iſt nun eine Arbeit in der Welt, welche Mühe und Zeit erfordert, ſo iſt es das Ueberſetzen. Die mindeſte Schwierigkeit hierbey iſt, den Sinn des Schriftſtellers einzuſehen: die meiſte Kunſt iſt dieſe, daß man ihn allenthalben auf eine anſtändige Weiſe, allezeit deutlich, allezeit natürlich und ungezwungen, überſetze. Im **Q. Curtius** finden wir die Erzählung von **Alexanders** Thaten, die ganz ungekünſtelt iſt; wir finden auch Beſchreibungen darinnen, die anmuthig und zierlich; wir finden ferner Reden darinnen, die edel und ſtark ſind. Wer nun ſeine Schreibart, nicht nach dem beſondern Charactere dieſer verſchiedenen Stellen einrichten kann, der wird eine ganz einträchtige Ueberſetzung machen, und nicht alle verſchiedenen Schönheiten des Originals beybehalten.

Man ſtellet ſich nimmermehr vor, wie viel Mühe zum guten Ueberſetzen gehöre; man muß es ſelbſt erfahren haben, wenn man es wiſſen will. **Vaugelas** hat am **Curtius** dreyßig Jahre gearbeitet, und hinterließ ihn doch noch unvollkommen. **Quintilian** ſagt, ſeine Inſtitutio Oratoris habe ihm nur zwey Jahre gekoſtet; der Herr Abt **Gedoyn** aber ſagt: er habe zehn Jahre zugebracht, ihn ins Franzöſiſche zu überſetzen, und er wünſchte, daß er noch längere Zeit daran gewandt hätte. Wenn nun diejenigen, die alle Eigenſchaften eines guten Ueberſetzers beſitzen, ſo viel Mühe haben, ehe es ihnen gelingt; was ſoll man ſich denn von denen verſprechen, die ſich ins Ueberſetzen mengen, und von der Natur keine einzige Geſchicklichkeit dazu erhalten haben, dergleichen der Abt **Marolles** und der Abt **Püre** geweſen?

Von der Nützlichkeit der guten Ueberſetzungen und von ihrer Schwierigkeit, ſchließt der Herr Abt **Gedoyn** nun, daß ſie auch ſehr ſchätzbar ſeyn müſſen. Denn, alles was dem Menſchen nützlich iſt, und wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten, die Leute abſchrecken kann, das verdient ja wohl; daß man demjenigen Dank wiſſe, der ſich demſelben, und zwar mit gutem Erfolge, unterzieht. Wir ſetzen auch, daß alles, was wir in dieſer Sache tüchtiges haben, allezeit ſeinen Werth und Ruhm behält, wie **Amyots Plutarch**, trotz der Menge von Fehlern bezeugen kann, die Herr **Meziriac** darinnen angemerket hat; ja trotz allen denen neuen Ueberſetzungen, dadurch man die alte zu ſtürzen geſucht, erhält ſich **Amyots** Arbeit, ſeit zweyen Jahrhunderten in Hochachtung; da wir indeſſen faſt keinen Originalſcribenten von damaliger Zeit haben, der anjetzt noch in einigem Anſehen wäre b).

Der Herr Abt **Vatry** hätte dieſe Antwort des Herrn Abts **Gedoyn**, unerwiedert laſſen können: da es auch aus dieſem Auszuge ihrer Abhandlungen zur Gnüge erhellet, daß, im Grunde, die Meynung des einen, von des andern ſeiner nicht weit abgeht. Allein der Herr Abt **Vatry** hatte ſich inſonderheit vorgeſetzt, den Irrthum zwoer Gattungen von Leuten zu beſchämen, die heute zu Tage, einen anſehnlichen Theil des gemeinen Weſens ausmachen. Dieß ſind diejenigen, die, entweder aus Unwiſſenheit, oder aus Faulheit, ſich eingebildet haben: ſie hätten es nun nicht mehr nöthig, die gelehrten Sprachen zu lernen, indem alle guten Bücher überſetzt wären; und dann diejenigen, die ſich dünken laſſen, ſie könnten von den Werken der Alten, nach den Ueberſetzungen, urtheilen. Nun ſcheint es nicht, daß der Herr Abt **Gedoyn** eines von dieſen Vorurtheilen beſitze: und andern Theils glaubt der Herr Abt **Vatry** nichts weniger, als daß die Ueberſetzungen unnütz ſind, und es gar keine vortreffliche im Franzöſiſchen gebe. Folglich hatten dieſe zween Herren denn eigentlich ſehr wenig mehr mit einander auszumachen.

Der

---

b) Marot, la Mothe le Vaier, Ronsard, und Montaigne, ſind gleichwohl Originalſcribenten aus der damaligen Zeit,

und

Der Herr Abt Vatry bemerket daher bloß um anderer Willen, daß man in allen Arten von Schriften, auf die Schreibart und auf den Grund der Sachen, ſehen müſſe. Er überläßt es den Gelehrten, diejenigen Urſachen vorzubringen, die ſie, einen jeden in ſeiner erwählten Wiſſenſchaft, verbinden müſſen, die Originale zu leſen, um ſich von den Sachen zu unterrichten, und ſich mit den Ueberſetzungen nicht zu begnügen. Er ſelbſt bleibt bloß bey der Schreibart ſtehen; und aus der Zergliederung dieſer Schreibart der griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller, ſetzt er ſich vor, den Unterſchied zu zeigen, der allemal unter den Originalen und Ueberſetzungen, bleiben wird.

Nach dem Dionyſius von Halikarnaß, iſt unter einer ſchönen, und unter einer angenehmen Schreibart, ein Unterſchied. Zum Beyſpiele der ſchönen Schreibart, giebt er des Thucydides ſeine; und zum Beyſpiele der angenehmen, Xenophons Schriften, an.

Die alten Rhetores unterſcheiden noch dreyerley Arten der Schreibart: nämlich, die erhabene, zierliche, und gewöhnliche oder gemeine Schreibart. Dieſe 3. Gattungen der Schreibart nun, ſind, in Anſehung der Rede, eben das, was die Grundfarben in Anſehung der Malerey ſind. Wenn dieſe Farben mit einander vermiſchet werden; ſo entſtehen unzählige Verbindungen daraus, die hinlänglich ſind, irgend einen jeden Gegenſtand auszudrücken: und dieſe drey Arten der Schreibart, wenn man ſie einzeln gebraucht, oder auch die eine von dem Charactere der andern etwas annehmen läßt, verurſachen ebenfalls, nicht nur eine angenehme, ſondern auch nothwendige Verſchiedenheit; um die unendliche Menge der Dinge davon man zu reden hat, glücklich auszudrücken.

---

und ſtehen noch dieſe Stunde, inſonderheit der letzte, in groſſem Anſehen. Man ſehe davon die Briefe der Frau von Sevigne, im III. und IV. Th. und die Menagiana hin und wieder.

Die Schreibart deren man ſich bedienet, ſey welche ſie wolle, ſo entſteht ſie aus Worten. Die Worte können betrachtet werden, entweder als bloße Töne, und in Anſehung derjenigen Wirkung, die ſie auf das Ohr thun, oder auch als Zeichen unſerer Gedanken, und aller Bewegungen unſerer Seele. Dieſer Unterſcheid nun veranlaſſet die Eintheilung der neuen Abhandlung des Herrn Abtes **Vatry**. In dem erſten Theile handelt er von Worten, in ſo weit ſie nur bloße Töne ſind; und in der andern, vom Gebrauche der Worte, in ſoweit ſie mit dem Verſtande reden, und die Seele rühren.

Derjenige verſteht die Kunſt zu ſchreiben gar nicht, ſagt der Herr Abt **Vatry**, welcher nicht weis, wie viel daran gelegen ſey, dem Ohre zu gefallen, um die Seele gefangen zu nehmen. Aus der Wahl und Ordnung der Worte, entſteht eine unausſprechliche Bezauberung; und **Dionyſius von Halikarnaß** vergleicht ganz billig die Harmonie einer Rede, mit **Homers Minerva**: nachdem es dieſer Göttinn beliebet, den **Ulyß** zu verwandeln, nachdem iſt er bald ein gemeiner Menſch, bald ein Greis, der unter der Laſt der Jahre erliegt, bald ein zerlumpter Bettler, ein verächtlicher und lächerlicher Gegenſtand des Muthwillens eines Haufens lüderlicher Leute; bald aber ein fürchterlicher Kriegsheld, ein ſchöner Prinz, in den ſich die ſchönſten Göttinnen verlieben; ein Held der den Göttern gleicht, und deſſen erhabenes und majeſtätiſches Weſen ſich in der Verſammlung der Könige Ehrerbiethung erwirbt. So macht auch die bloße Anordnung der Worte, daß die Rede niedrig und kriechend, hart und widerlich; oder voller Stärke, edel und angenehm ſey: wie ſolches **Dionyſius von Halikarnaß** durch Beyſpiele beweiſt, die er aus dem **Homer** und **Herodot** hernimmt. Er ändert nichts, weder in den Sachen ſelbſt, noch in den Gedanken, noch auch in den Ausdrücken; ſondern verkehret nur die Ordnung der Worte, und alsdann behält der Ausdruck keinen Schatten mehr von demjenigen Charactere, den er zuvor hatte. Er beklaget ſich mit Recht, daß dieſer Theil, der von den älteſten Schriftſtellern ſo bearbeiteten Schreibart, von denen die nach ihnen gekommen ſind, ſo gar vernachläßiget werden; und er ſchreibt den geringen Beyfall, welchen die Werke der Neuern erhalten, zum Theile dieſer Nachläßigkeit zu.

Nach eben dieſem Schriftſteller, tragen viererley Dinge ſehr viel zu dieſen verſchiedenen Characteren der Schreibart bey. Dieſe ſind die Modulation, der Rhythmus oder Wohlklang, die Uebereinſtimmung und die Abwechſelung.

1. Die Modulation.

Im Griechiſchen und lateiniſchen entſtand die Modulation der Schreibart aus den Accenten und den Tönen. Die Accente bemerkten die Erhebung oder Niederſenkung der Stimme bey gewiſſen Sylben, und ihre Wirkung ließ ſich in der Ausſprache hören. Dieſe Ausſprache iſt uns freylich heute zu Tage nicht recht bekannt, folglich ſind wir nicht mehr im Stande, dieſen ganzen Theil der Modulation der Schreibart der Alten zu merken; wir wiſſen nur, wie viel daran gelegen ſey, im Reden zu rechter Zeit die Stimme zu erheben und ſinken zu laſſen, und daß es der Ton ſey, welcher den Worten ihren wahren Werth ertheilet. Bey den Alten war der Ton nichts willkührliches, wie er bey uns iſt. Eine jede Sylbe hatte ihren feſtgeſetzten Ton, folglich erfodert von dieſer Seite, die Wahl und Ordnung der Sylben, ſchon ſehr viel Kunſt; allein die Wahl der Sylben, in Anſehung ihres Tones, erfoderte nicht weniger Kunſt.

Die Alten hatten über die Natur und Eigenſchaft jedes Buchſtabens, inſonderheit aber der Selbſtlauter, ungemein gegrübelt: und mit Beyhülfe dieſes Nachſinnens, waren ſie ſo weit gekommen, daß ſie ihrer Schreibart diejenige Harmonie ertheileten, die wir noch heute zu Tage bewundern: denn die Sylben beſtehen aus Buchſtaben, und nehmen ihren Character eben ſo an, wie die Wörter den Character derer Sylben annehmen, daraus ſie beſtehen. In der edlen und zierlichen Schreibart, haben die Alten die klingenden Sylben gebraucht, die etwas würdiges und majeſtätiſches bey ſich führen. In der zierlichen Schreibart, haben alle Wörter und Redensarten, etwas Luſtiges, welches das Ohr ergetzet. Sie giengen noch weiter, ſie malten ſo gar durch die Töne, alle Gegenſtände ab, davon ſie zu reden hatten. Homer und Virgil ſind voller Beyſpiele dieſer wunderwürdigen Kunſt, und man darf ſie nur aufſchlagen, um einige zu finden. Die andern Dichter, ſind ebenfalls ihren Spuren gefolget, und darinnen glücklicher oder unglücklicher geweſen, nachdem ſie mehr oder weniger Geſchicklichkeit beſeſſen. Eben dieſes Kunſtſtück iſt von der Poeſie zur Proſa übergegangen. Ueberhaupt mußte bey den Alten, alles der Befriedigung der Ohren weichen, ja zuweilen ſelbſt die Grundregeln der Sprachlehre: oder vielmehr iſt die Euphonie, die erſte und hauptſächlichſte Regel von allen andern. Quintilian lobet den Virgil, daß er geſagt hat:

Cæſâ jungebant fœdera porcâ.

ungeachtet das weibliche Geſchlechtswort porca gar nicht gebräuchlich war; und will, daß er übel gethan haben würde, wenn er ſich regelmäßiger ausgedrucket hätte, weil ſolches das Ohr beleidiget haben würde.

2. Der Rhythmus, oder der Wohlklang.

Nach der Modulation, kömmt der Rhythmus. Unter dieſem Namen kann man das Sylbenmaaß, oder die Bewegung verſtehen. Beydes findet ſich in der gebundenen Schreibart, wie in der ungebundenen. Das

Sylbenmaaß eines Dichters kömmt auf die Art von Verſen an, die er erwählet, und die Füße, aus denen dieſe Verſe beſtehen, machen die Bewegung; folglich hat folgender Vers:

Monſtrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademptum.

und dieſer:

Quadrupedante putrem ſonitu quatit ungula campum.

einerley Maaß, aber ſie haben eine ſehr verſchiedene Bewegung; da der eine ſehr langſam, und der andere ſehr eilfertig geht. In ungebundener Rede iſt das Maaß nichts anders, als die Länge oder Kürze der Redensarten, und ihre Eintheilung in mehr oder weniger Glieder: die Bewegung aber entſteht aus der Länge derer Sylben, woraus die Wörter zuſammen geſetzt ſind. In der Poeſie ſind die Wirkungen des Wohlklanges bekannt; in der Proſa aber iſt ſeine Kraft nicht geringer. Es iſt unmöglich, eine lange Reihe von Worten auszuſprechen, ohne Othem zu holen; und wenn auch der Redende es aushalten könnte, ſo würden es die Zuhörer nicht ausſtehen: es iſt daher nöthig geweſen, die Rede in verſchiedene Theile zu theilen. Auch dieſe Theile hat man abermals eingetheilet, und noch andere Zwiſchenräume, von mehrerer oder geringerer Dauer eingeſchaltet, nachdem es ſich geſchickt hat; und daraus iſt denn dasjenige entſtanden, was man das Maaß der Proſa nennen könnte. Dieß iſt nichts anders, als die Nothwendigkeit, Othem zu holen; es iſt die Nothwendigkeit, dann und wann denen, die uns zuhören, Luft zu laſſen. Dieſe hat veranlaſſet, daß man die ungebundene Schreibart in verſchiedene Glieder eingetheilet hat, und dieſe durch die Kunſt vollkommener gemachte Eintheilung, iſt eine von den großen Schönheiten der Rede geworden: allein dieſe Verſchönerung kann ſich dennoch von der Zahl, das heißt, von der Länge der Sylben, nicht trennen. Die Redensarten können nicht anders gefallen, als wann ſie aus gehörigen Füßen beſtehen. Alsdann, wann ſich die Proſa ſolchergeſtalt in alle Abwechſelungen der Rede ſchicket, ſo ſchmäuchelt ſie ſich bey dem Verſtande der Zuhörer ein, und rühret und erhitzet ſie. Alsdann wird ſie zu einer Art von Muſik, die allenthalben in einem geordneten Maaße bleibt, und eine nach mannichfaltigen und angenehmen Abſätzen eingerichtete Bewegung hat.

Anfangs hatten das Ohr allein, und der Geſchmack der Schriftſteller, den Wohlklang der Proſa feſtgeſtellt; nach der Zeit hat die Kunſt ihn vollkommen gemacht, und man beſtimmte einer jeden Schreibart, die Art von Füßen, die ſich am beſten für ſie ſchickte, es möchte nun die redneriſche, oder die hiſtoriſche Schreibart, oder auch die Schreibart in Geſprächen ſeyn. Kurz, für eine jegliche Schreibart, die es nur geben kann, es ſey in Poeſie oder Proſa, wurden das Maaß und die Bewegung durch Regeln feſtgeſetzet, und dieſe Regeln wurden für ſo weſentlich gehalten, daß Cicero ſie auch denen Rednern nicht einmal ſchenken will, die aus dem Stegereife, oder ohne Vorbereitung, reden müſſen.

3. Die Uebereinſtimmung.

Es iſt leicht zu merken, daß die Modulation und der Rhythmus oder Wohlklang, nicht anders, als durch die Uebereinſtimmung, Vollkommenheiten der Schreibart ſind; das heißt, inſoweit der Schriftſteller allenthalben die Modulation und den Wohlklang, nach denen Dingen einrichtet, davon er reden ſoll. Herr Fenelon ſaget, die Schreibart müſſe ſeyn, wie ein ſehr klarer und durchſichtiger Cryſtall, durch welchen man den Gegenſtand recht ſo ſieht, wie er wahrhaftig iſt. Dieſe Vollkommenheit der Schreibart zeiget die Schriftſteller der oberſten Gattung an. Die Schreibart, deren ſie ſich bedienen, iſt ſo ſehr zu der Sache, davon ſie reden, gehörig, daß man auch von den Sachen ſelbſt nicht anders gerühret werden würde, als man durch ihre Worte gerühret wird. Ohne den Wohlklang würden die allerſchönſten Zahlen, an ungehörigen Orten, nur lächerlich werden. Zu eben der Zeit, als man das ridiculus mus des Horaz und Virgil lobete, belachete man mit Recht folgenden Vers, aus ich weis nicht welchem Dichter:

Prætextam in Ciſta mures roſere Camilli.

Eben aus dieſer Urſache verdienen die Verſe in den Satyren und Briefen des Horaz eben ſo ſehr unſern Beyfall, als die ſchönſten Verſe in Virgils Schäfer- und Hirtengedichten.

4. Die Abwechſelung.

Wenn die Schreibart ſich allenthalben nach der Sache einrichtet, davon ſie handelt: ſo wird ſie auch nothwendig abwechſelnd ſeyn: denn da die Rede ohne Unterlaß verſchiedene Gegenſtände darſtellet, ſo werden auch der Wohlklang und die Modulation beſtändig abwechſelnd ſeyn. Auch dieſe Abwechſelung iſt eine von den größten Schönheiten der Schreibart, und die Alten waren überaus gefliſſen, dieſelbe überall in ihre Werke zu bringen. Die Dichter waren an eine Art von Verſen gebunden, die ihnen groſſen Zwang anthat, es ſey nun in Anſehung der Modulation, oder in Anſehung des Wohlklanges. Ein epiſcher Dichter z. E. mußte ſich dem Hexameter unterwerfen. Dieſer Vers fängt allezeit mit einer langen Sylbe an, und endiget ſich mit einem Daktylo und Spondäo, welches in die Länge viel Einförmigkeit im

Maaſſe zuwege bringt, welches niemals kürzer oder län ger als zwölf Zeittheilchen ſeyn konnte. Den Ode dichtern war es nicht möglich, das mindeſte an ihrem Sy benmaaße zu ändern; die Zahl und Länge der Sylbe mußte nothwendiger Weiſe in den Strophen und Gege ſtrophen einerley bleiben. Allein, was können nicht Ar beit und Geſchicklichkeit zuwege bringen? Homer ſchein in Proſa zu ſchreiben: ſo ungezwungen iſt ſeine Schreib art. Und wie vollkommen iſt nicht Virgil ſelbſt in alle Theilen der Schreibart? Nach des Dionyſius vo Halikarnaß Zeugniſſe hatten Steſichorus und Pinda ſich von dieſem außerordentlichen Zwange losgeriſſen, de den lyriſchen Dichtern auferleget war, und einen abwech ſelndern Schwung genommen, als des Alcäus und de Sappho ihrer geweſen. Vielleicht trägt die Dicht kunſt, durch die Kühnheit ihrer Figuren, über die Proſ den Sieg davon; hergegen ſcheint die Proſa, wegen ihre Abwechſelung, über die Poeſie zu ſiegen. Sie geh nämlich ohne Zwang; ſie kann ſich nach eigenem Belie ben, in lange Perioden einlaſſen, und ſich augenblicklich wieder in engere Gränzen einſchließen: ſie kann ihre Redensarten in ſo viele Glieder eintheilen, als es ihr beliebt. Bald ruhet ſie ſich aus; bald verzögert oder beſchleuniget ſie ihren Lauf, nach eigenem Belieben, ſo daß ſie, in dieſem Falle, aller Schönheiten der Schreibart, zum mindeſten eben ſo fähig iſt, als die Poeſie.

Aus dieſer Zergliederung nun der vier Theile der Schreibart, ſchließt der Herr Abt Vatry, daß Cicero und Demoſthenes, Herodot und Livius, Homer und Virgil, die proſaiſchen Schriftſteller ſowohl als die poetiſchen, eigentlich dasjenige nicht ſind, woferne ſie nicht in ihrer eigenen Sprache reden: Denn derjenige ganze Theil der Schreibart, welcher das Ohr rühret, und ſo viele Reizungen hat, gehe in einer Ueberſetzung ganz und gar verloren. Der Ueberſetzer mag machen, was er will; ſeine

Schreibart iſt ſeine eigene Schreibart, und niemals des Originals ſeine: allein die Schreibart des Originals iſt ein einziges Geſchöpf der Natur und Kunſt: es mußten, die Einbildungskraft des Verfaſſers, der Character ſeiner Mutterſprache, und eine unendliche Arbeit zuſammen kommen, um ihm zu dem hohen Grade der Vollkommenheit zu helfen, dahin er gelanget iſt. Man mag voraus ſetzen wie man will, daß es dem Ueberſetzer in allen Theilen der Schreibart gelungen ſey, alles, was daraus folgen wird, iſt dieſes, daß beydes der Ueberſetzer und das Original, Bewunderung verdienen, und auch alle beyde würdig ſind, geleſen zu werden, indem es unſtreitig zwey Werke ſind, deren Schönheiten ganz verſchieden ſeyn werden.

* *

II.

Herrn Dom Bernhards von Montfaucon und Herrn Gronovius gelehrte Streitigkeit, über eine Stelle im Herodot. 1734.

Dom Bernhard von Montfaucon giebt hier von einer gelehrten Streitigkeit Nachricht, die ſich vor einigen Jahren, unter ihm und dem Herrn Gronov eräuget, und unterwirft ſie dem Urtheile der Akademie.

Wenn Herodot im 4. Buche 191ten Capitel von Lybien redet, ſo erkläret er ſich folgendergeſtalt: Ἡ δὲ χώρη αὕτη τε καὶ ἡ λοιπὴ τῆς Λιβύης ἡ πρὸς ἑσπέρην, πολλῷ θηριωδεστέρη τε καὶ δασυτέρη ἐστὶ τῆς τῶν νομάδων χώρης· ἡ μὲν γὰρ δὴ πρὸς τὴν ἠῶ τῆς Λιβύης, τὴν οἱ νομάδες νέμουσι, ἐστὶ ταπεινή τε καὶ ψαμμώδης, μέχρι τοῦ Τρίτωνος ποταμοῦ· ἡ δὴ ἀπὸ τούτου τὸ πρὸς ἑσπέρην, ἡ τῶν ἀφετήρων, ὀρεινὴ τὲ κάρτα καὶ δασέα καὶ θηριώδης· καὶ γὰρ οἱ ὄφιες οἱ ὑπὲρ μεγάθεες, καὶ οἱ λέοντες κατὰ τούτους εἰσὶ, καὶ οἱ ἐλέφαντες τε καὶ ἄρκτοι. καὶ ἀσπίδες τε καὶ ὄνοι οἱ τὰ κέρεα ἔχοντες· καὶ οἱ κυνοκέφαλοι, καὶ οἱ ἀκέφαλοι οἱ ἐν τοῖσι στήθεσι τοὺς ὀφθαλμοὺς ἔχοντες (ὡς δὴ λέγονταί γε ὑπὸ Λιβύων) καὶ ἄγριοι ἄνδρες, καὶ γυναῖκες ἄγριαι, καὶ ἄλλα πλήθει πολλὰ θηρία ἀκατάψευστα.

Dieſe Stelle hat **Laurenzius Valla** ſo überſetzt: Regio autem hæc et reliqua Africæ ad Occidentem vergens, multo frequentior eſt feris ſylvisque quam regio paſtoralium. Nam quæ ad auroram Africæ reſpicit, quam paſtorales incolunt, Tritonæ flumine tenus et depreſſa eſt et arenoſa: hinc deinceps quæ aratorum eſt, veſperam ſpectans, montana valde eſt ac nemoroſa, feriſque frequens. Siquidem apud hos et ſerpentes ſunt ſupra modum grandes et leones, elephantes quoque et urſi, et aſpides, et aſini cornibus præditi; et cynocephali, capita canina habentes, et acephali, non habentes capita, qui in pectoribus oculos habent, ut ab Afris memorantur, viri fœminæque feræ, et aliæ permultæ feræ haud ementitæ.

Es war nöthig, die ganze Stelle ſowohl, als des **Laurenzius Valla** Ueberſetzung anzuführen, damit man dasjenige, was **Herodot** ſelbſt als wahrhaftig erzählet, von demjenigen unterſcheiden könne, was er nur auf das Wort der Libyer erzählet, die, ſo wie andere weit entlegene und barbariſche Völker, von ihrem Lande oftmals unglaubliche Sachen ſagten, dafür **Herodot** gar nicht Bürge iſt.

Er unterſcheidet hier das öſtliche Libyen, welches das Land der **Nomaden**, oder Schäfer war, von dem weſtlichen, darinnen es fruchtbares Land, Wälder, und viele wilde Thiere gab, **Schlangen von ungeheurer Größe, Löwen, Elephanten, Bären, Nattern, gehörnete Eſel, Cynocephalen**, oder Thiere mit Hundeköpfen, **Acephalen**, oder Thiere ohne Köpfe, **die die Augen auf der Bruſt haben.** Hier nun ſetzet er in einem Einſchluſſe hinzu, wie die Libyer ſagen, um zu zeigen, daß er dasjenige gar nicht glaube, was ſie von dieſen letzten Thieren erzählen, **wilde Männer und Weiber**, fährt er fort, **und viel andere wilde Thiere**, καὶ ἄλλα πλῆθει πολλὰ θηρία ἀκατάψευστα, wie das Gedruckte hat.

Das Beywort, ἀκατάψευστα war dem **P. Montſaucon** gleich anſtößig geweſen, als er den **Herodot** zum erſten male geleſen. Als er nach dieſem die griechiſchen Schriftſteller von allerley Zeiten las: ſo wurde er in der Meynung beſtärket, jenes Beywort ſey ein Fehler irgend eines Abſchreibers, der ſich hernachmals auch in den Druck eingeſchlichen. Er zog alſo die Handſchriften der königlichen und Colbertiſchen Bibliothek zu Rathe. In beyden fand er fünf Herodoten. Das eine Exemplar von dieſen fünfen, war zu Ende der Melpomena mangelhaft, und folglich erwähnte Stelle nicht darinnen. Von den vier andern aber, hatten zwey πολλὰ θηρία ἀκατάψευστα, und zwey andere πολλὰ θηρία ἀκατάψαυστα. Mehr brauchte er nicht, auf die Meynung zu gerathen, dieſe letzte Leſart ſey die rechte; die andere aber ſey ein Fehler. Und ſo hat er ſie in ſeine Paläographie unter diejenigen geſetzt, die die alten Abſchreiber durch zweydeutige Federzüge in die Schriftſteller gebracht haben.

Allein, dieſer Gründe, und dem Anſehen der Handſchriften ungeachtet, behielt Herr Gronovius, welcher im 1715ten Jahre eine neue Ausgabe vom Herodot, mit des Laurenzius Valla Ueberſetzung zu Leyden in Druck gab, die alte Leſart ἀκατάψευστα bey, und verwarf diejenige, welche Dom Bernhard vorgeſchlagen hatte. Er ſaget, Valla, welcher dieſe Worte, θηρία ἀκατάψευστα, ſo gegeben, feræ haud ementitæ, hat dieſes Wort in der leidenden Bedeutung genommen, um auszudrücken, daß dieſe Thiere in der That vorhanden wären, wie man ſolches, entweder durch das Gerücht, oder von den Reiſenden, die in dieſem Lande geweſen wären, oder auch endlich von den benachbarten Völkern vernähme, die ihr Daſeyn bezeugeten. Vel ab fama, ſaget er, vel ab quibusdam, qui peregrinati illuc ita retulerunt, vel ab vicinis, ut ille rumor eſſet. Er behauptet, daß das Wort ἀκατάψευστα, auf dieſe Art in der leidenden Bedeutung genommen, einen ſehr guten Verſtand gebe. Gleichwohl geſtehe er, daß ementiri, im Cicero bald in der thätigen, bald in der leidenden Gattung genommen ſey, und das Beywort ἀκατάψευϛα, auf beyderley Art verſtanden werden könne.

Was die Leſart ἀκατάψαυϛα betrifft, ſo verwirft er ſie, weil man, wie er ſaget, in den Wörterbüchern, καταψεύθεϛαι und κατάψευϛες findet, welches die Leſart ἀκατάψευϛα ſichert, nicht aber καταψαύομαι noch κατάψαυϛες darinnen antrifft; welches denn, wie er meynet, eine Urſache iſt, daß man ἀκατάψαυϛα nicht kann gelten laſſen.

Die Gründe des Herrn Gronovius, machten den P. Montfaucon nicht irre, ſondern veranlaſſeten ihn nur zu neuen Unterſuchungen. Da es ihm nun bekannt war, daß es in Italien viel mehrere Handſchriften vom Herodot gäbe, als in Frankreich: ſo bath er den Herrn Vernet von Genf, welcher eben nach Italien gieng, dieſe Stelle, in allen Handſchriften dieſes Schriftſtellers nachzuſchlagen, welche in den Büchervorräthen zu Meyland, Modena, Venedig, Florenz, und Rom befindlich ſind. Dieſes vollſtreckte Herr Vernet aufs genaueſte, und überſchickte ihm alle verſchiedene Leſarten derſelben, wie hier folget.

In der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Meyland ſind fünf Handſchriften vom Herodot, davon die neueſte, in 8vo ſo lieſt: καὶ ἄγριοι ἄνδρες, καὶ γυναῖκες ἄγριαι, καὶ ἄλλα πλήθεϊ πολλὰ θηρία ἀκατάψαυϛα. L. 23.

Ein älteres Exemplar hat, ἀκατάψαυϛα. L. 15.

Ein drittes von eben dem Alter, hat ἀκατάψευϛα. A. 163.

Ein viertes von drey hundert Jahren, hat ἀκατάψαυϛα C. 82.

Dieſe letzte Leſart ſteht auch im fünften Exemplare, A. 253. fol. welches das älteſte und beſte von allen iſt.

Eine Handſchrift von ungefähr vier hundert Jahren, in des Herzogs von Modena Bibliothek, hat ἀκατάψευϛα.

Von zwoen Handſchriften auf der St. Marcus-Bibliothek zu Venedig, hat die eine *), welche aus dem zwölften Jahrhunderte iſt, ἀκατάψαυϛα, und die andere, welche älter iſt **), ἀκατάψευϛα.

Von dreyen Handſchriften vom Herodot auf der Vaticaniſchen Bibliothek, haben die zwo neueſten, ἀκατάψευϛα, und die dritte †), welche viel älter iſt, hat ἀκατάψαυϛα. Zwo Handſchriften von der pfälziſchen Bibliothek, die mit der Vaticaniſchen vereiniget worden, haben ἀκατάψευϛα.

Zu Florenz, hat eine Handſchrift aus dem eilften Jahrhunderte, welche auf der St. Laurenzius-Bibliothek iſt *), ἀκατάψευϛα. Eben ſo lieſt auch eine neuere. 29. Num. Und eine dritte, 6. Num. faſt von eben dem Alter wie die letztere, hat ἀκατάψαυϛα.

Dieſes ſind nun ſechezehn Handſchriften in Italien, davon ſieben ἀκατάψαυϛα, und neun, ἀκατάψευϛα, haben; von den vieren aber aus des Königs Büchervorrathe, haben zwo die eine, und zwo die andere Leſart. Die Zahl iſt alſo auf beyden Theilen faſt gleich; allein es hat auch das Sprüchwort, ponderantur, non numerantur, hauptſächlich in dieſen Fällen ſtatt. Diejenigen, welche ſich auf die Verbeſſerung der Ausgaben alter Schriftſteller gelegt, haben keinen Anſtand genommen, eine gute Leſart, wenn ſie gleich nur von einem einzigen Manuſcripte unterſtützet wurde, einer andern vorzuziehen, die in vier, fünf, ja zehn Handſchriften ſtund, ſich aber zum Texte gar nicht paſſete.

---

*) 6. Schrank, 2. Brett, 4. Num.

**) 2. Schrank, 3. Brett, 4. Num.

Dergleichen iſt nun dieſe Leſart καὶ ἄλλα πλήθεϊ πολλὰ θηρία ἀκατάψευστα. Man nehme das Beywort ἀκατάψευστα, in welchem Sinne man wolle, ſo kömmt kein vernünftiger Verſtand heraus. Nimmt man es in der thätigen Gattung, wie ἄψευστος oftmals von einem wahrheitliebenden Menſchen geſagt wird, der gar nicht lügen kann: ſo kömmt es ja den Thieren nicht zu. Nimmt man es hergegen in der leidenden Gattung, für Thiere, die wirklich ſo vorhanden ſind, wie man ſie beſchreibt, und davon man nichts erzählet, was nicht die Wahrheit wäre: ſo iſt Herodot mit ſich ſelbſt nicht einſtimmig, weil er, wenn er die Thiere des weſtlichen Libyens beſchreibt, gleich diejenigen ſetzet, die bekannt waren, die großen Schlangen, Löwen, Elephanten, Bären und Nattern; wenn er aber auf dieſe unbekannten Thiere kömmt, die man nur aus dem Munde der Libyer kannte, und deren einige, allem Anſehen nach, niemals vorhanden geweſen, z. E. die Acephalen, die keinen Kopf, und die Augen auf der Bruſt gehabt haben ſollen, ſo ſaget er, er rede nur nach, was ihm die Libyer geſagt hätten, ὡς δὴ λέγονταί γε ὑπὸ Λιβύων, eine Behutſamkeit, die er allezeit beobachtet, wenn die Rede von barbariſchen Völkern iſt, welche von ihren Ländern, unglaubliche und oftmals falſche Dinge erzählten. Es fraget ſich daher, ob er, nachdem er auf dieſe Art angezeiget hat, daß er für die Nachrichten der Libyer von dieſen Thieren, nicht Bürge ſeyn mag, wohl mit dem Zeugniſſe habe ſchließen können, ſie redeten der genaueſten Wahrheit gemäß; welches nach dem Herrn Gronovius allhier das Wort ἀκατάψευστα heißen ſoll.

Er ſage wie er wolle, in den Wörterbüchern finde man, καταψεύδομαι und κατάψευστος, man finde aber, weder καταψαύομαι, noch κατάψαυστος darinnen, folglich

†) 1369. Num. *) 3. Num. 20. Band.

lich ſey es billiger, daß man ἀκατάψευστα, als ἀκατάψαυστα, leſe. Denn, außer, daß auch in den weitläuftigſten Wörterbüchern, faſt eine unzählige Menge von Wörtern fehlet, die in den alten gedruckten Schriftſtellern ſtehen, und **Dom Bernhard** ſelbſt, ſeinem **Conſtantin**, nach des **Portus** Ausgabe, deren faſt drey tauſend beygefüget hat; wie viel andere giebt es denn nicht noch in der großen Menge von Schriftſtellern und griechiſcher, von den Alten angeführter Werke, die gar nicht mehr vorhanden ſind? und wie viele ſolcher zuſammengeſetzter Wörter ſieht man nicht in den Wörterbüchern, ohne daß man diejenigen findet, davon ſie abgeleitet ſind? So findet man z. E. ἀκαταγώνιστος, ἀκαταληψία, ἀκατάλλακτος, man ſuchet aber vergebens nach καταγώνιστος und καταληψία und κατάλλακτος. Ja, was noch ſtärker iſt, iſt dieſes, daß ἄψαυστος ein übliches Beywort iſt, welches in allen Wörterbüchern ſteht, und daß ſich hauptſächlich aus dergleichen Beywörtern des verneinenden ἀ, alle diejenigen gebildet haben, die in der Zuſammenſetzung das κατὰ leiden; wie ἀκατάβλητος, ἀκατάγελτος, ἀκαταγώνιστος, und eine große Menge anderer.

Ἀκατάψαυστος iſt aus ἄψαυστος zuſammen geſetzt, das κατὰ giebt ihm nur mehrere Stärke. Ἄψαυστος, welches ziemlich oft in den Schriftſtellern ſteht, bedeutet nach dem **Heſychius**, ἀπροσπέλαστος, ἀνέπαφος, ἀψηλάφητος, inaccessus, intractabilis, qui tangi nequit; ἀκατάψαυστος hat eben denſelben Sinn, und der Ausdruck iſt ſo gar noch lebhafter. Dieſes Wort kömmt von dem Zeitworte ψαύω und ψαύομαι, welches anrühren, oder annähern bedeutet. **Plutarch** bedienet ſich in ſeinem Tractate de ſolertia animalium terreſtrium et aquatilium, dieſes Zeitwortes und ſeiner Ableitungen, ziemlich oft. Er ſaget von gewiſſen Crocodillen, daß ſie nicht nur die Stimme der Prieſter verſtünden, ſondern auch duldeten, daß man ſie anrühre: ἀκούουσι τὴν φωνὴν καλουμένων, καὶ τὴν ψαῦσιν ὑπομένουσι. Er ſaget auch, daß noch ein ander Thier ſich von den Vorübergehenden berühren laſſe, καὶ περιορᾷ ψαυόμενος ὑπὸ τῶν παριόντων. Auf einer andern Stelle, in eben dieſem Tractate, bedienet er ſich auch noch des, ψαύω, des ἐπιψαύω und des ψαύομαι in eben dieſem Verſtande von annähern und berühren, welches beweiſt, daß dieſes Zeitwort und ſeine Ableitungen, in dieſer Bedeutung üblich geweſen, und daß folglich das Beywort ἀκατάψαυϛα in dieſer Stelle des Herodotus ſehr geſchicklich ſtehe, καὶ ἄλλα πλήθει πολλὰ θηρία ἀκατάψαυϛα, et aliæ bene multæ feræ intractabiles.

Dieſe Verſchiedenheit von Leſarten kömmt von einem Federzuge der alten griechiſchen Abſchreiber her. Sie zeichneten αυ und ευ faſt auf einerley Art, durch ▷; und hiervon kömmt die Veränderung ἀκατάψαυϛα in ἀκατάψευϛα. Die Abſchreiber der folgenden Zeiten, ſahen dieſen Federzug, und laſen, einige ευ, andere αυ. Es hat ſo gar einige gegeben, die geglaubet haben, es ſtünde nur ein Buchſtab da, und die anſtatt παρ᾽ αὐτοῦ, παρὰ τοῦ geſchrieben, welches vollends den ganzen Sinn zernichtete.

III.

* *

III.

Herrn Blanchards Abhandlung von den Seeräubern, oder Piraten.

1734.

Cicero ſaget überhaupt, die Piraten wären die allgemeinen Feinde aller andern Nationen; Herr Blanchard aber, erkläret in folgenden Betrachtungen etwas umſtändlicher, was wir unter dem Worte Piraten, verſtehen. Es ſind, ſaget er, Menſchen, die eines oder mehrere Fahrzeuge erbauen, womit ſie über die Meere fahren, ohne irgend eines Regenten Schutz dazu zu haben.

Einige Wortforſcher, zu welchen Herr Blanchard auch die Herausgeber des **Wörterbuchs** von Trevoux zählet, leiten dieſen Namen von dem griechiſchen Worte πῦρ, welches Feuer bedeutet, her, weil die Piraten gewohnt ſind, die Schiffe, deren ſie ſich bemächtigen, in Brand zu ſtecken, nachdem ſie dieſelben entwaffnet und geplündert haben, und in den Wohnungen derer Inſeln oder Küſten, wo ſie anlanden, alles mit Feuer und Schwerdte zu verheeren. Allein, dieſer Wortableitung widerſpricht die Rechtſchreibung des Wortes ſelbſt, in denen Sprachen, die es angenommen haben, und die Analogie der griechiſchen Sprache, welche niemals aus dem Stammworte πῦρ, einen Ausdruck gemacht hat, der dieſem ähnlich wäre.

Die Sprachlehrer leiten es von πειράω ab, und viel öfter von πεῖρα, welches ſie durch die gleichbedeutenden Wörter δόλος, ἀπάτη, τέχνη ausdrücken, und erklären das Wort πειραταὶ, durch ὁ κατὰ θάλασσαν κακοῦργει, geben. Diejenigen, die es von πέραω, trajicio, herleiten, ſagen, daß dieſe Straßenräuber die Meere durchkreuzen, um die Reiſenden anzufallen, inſonderheit aber die Kaufmannsſchiffe, bey denen ſie mehr gewinnen können, und weniger Gefahr laufen.

Das franzöſiſche Wort **Corſar** giebt eben denſelben Verſtand. Es kömmt aus dem italieniſchen Corſo, der **Lauf** her, daraus denn Corſario, Corſare, Corſale geworden; und dieſe Ableitung ſcheint gegründeter zu ſeyn, als **Sheringhams** ſeine, in ſeinem Buche de origine gentis Anglorum. Dieſer will, daß ſie dieſen Namen, von gewiſſen Völkern in der Nähe des Berges **Caucaſus** angenommen, welche **Plinius**, in des 6. B. 1. Cap. nach einigen Ausgaben Cherbaros, nach andern aber, Chorſacos nennet.

Es giebt noch andere Schriftſteller, die dieſen Namen von den **Corſen** ableiten wollen, welche ehedem ſtarke Seeräuber geweſen. Die Spanier nennen die **Corſen** Venturéros, **Abentheurer**, und die Franzoſen ſelbſt haben die erſten **Corſaren**, welche die americaniſchen und antilliſchen Inſeln befahren, Avanturiers genannt. Man hat ſie auch Flibuſtiers von dem engländiſchen Worte Fliber, oder Flibot geheißen, welches ein kleines Fahrzeug von achtzig bis hundert Tonnen, und ein rundes Schiffchen iſt, das gar kein Viereck hat.

Die Franzoſen nennen die Befehlshaber der kriegsmäßig gewapneten Schiffe, womit man die feindlichen Schiffe verfolget, Armateurs. Dieß ſind ebenfalls eine Art von **Piraten**, die aber Befehl und Macht haben, ſich auszurüſten. Man nennet ſie auch zuweilen **Capers**, ſowohl als die Schiffe, die ſie führen.

Die Alten hatten ſo wie wir, beſondere Fahrzeuge zu dieſen Seefahrten. Sie nannten ſie *μυοπάρωνας*, und dieß Wort, iſt in eben dieſem Verſtande, auch in die lateiniſche Sprache gekommen. Nach den Wortforſchern, iſt es aus Myus oder Myonte, und Paros zuſammengeſetzt, als zwoer Städte, wo dieſe Fahrzeuge erbauet wurden.

Man nannte ſie auch κέρκουροι, von der Inſel Corcyra, wo man dergleichen machte. Es wurden auch zu Rhodis welche erbauet, und allemal, wenn von ſchnellen Fahrten die Rede iſt, brauchen die Geſchichtſchreiber die Namen μυοπάρωνες, τριήρεις, ἡμιολίαι, δίκροτοι, welches mit dem Begriffe der franzöſiſchen Brigantinen übereinkömmt, deren Wortableitung man ſchon aus dem bloßen Namen ſehen kann.

Auf die Etymologie der verſchiedenen Namen der Piraten, ſchreitet Herr Blanchard zu demjenigen, was die Geſchichtſchreiber von dem Urſprunge der Seeräuberey gemeldet haben. Thucydides ſaget, daß Minos, der älteſte der Könige, die er nennen hören, eine Flotte gehabt und ſich des Meeres bemächtiget, welches zu ſeiner Zeit das Meer von Griechenland geheißen, daß er in den Cykladiſchen Inſeln commandiret, und die Carier daraus vertrieben; daß er Colonien hingeſchickt, an deren Spitze er ſeine Kinder geſtellet, und daß er dieſes Meer von den Räubern befreyet, die durch langwierige und oftmalige Streifereyen, die daſigen Wohnſtäte verheeret, und die Einwohner außer Stand geſetzet hatten, die ihnen aufgelegten Zinſen zu zahlen: denn, ſetzet dieſer Geſchichtſchreiber hinzu, die alten Griechen wendeten ſich, ſowohl als die Barbarn, welche ſich auf der Seeküſte niedergelaſſen hatten, und diejenigen, welche Schiffe hatten, worauf ſie ſich leichtlich von einem Orte zum andern begeben konnten, auf die Seeräuberey, und machten ſich daraus eine Art eines ihnen eigenen Staates. Sie fielen Städte, die nicht mit Mauern umgeben waren, und diejenigen Wohnungen an, die, da ſie nicht nahe genug an einander lagen, ſich keinen Beyſtand leiſten konnten. Sie führten den meiſten Theil der Lebensmittel mit ſich fort, ſie hielten gar keine Maaß, und machten ſich noch wohl eine Ehre aus dieſer Obergewalt.

Strabo ſaget in des 11. B. 3. C. von dem Urſprunge der Seeräuber faſt eben das. Er ſetzet aber noch hinzu, daß diejenigen, die bey ihren Streifereyen zur See, Gefangene gemacht, ſich erbothen, ſie gegen ein billiges Löſegeld, welches ihnen wieder zu den Koſten ihrer Ausrüſtung verhelfen mußte, loszugeben.

Herodot ſaget im II. B. 177. daß **Amaſis** allen Räubereyen, ſowohl zur See als zu Lande, vorbeugen wollen, und daher kund thun laſſen, oder vielmehr ein Geſetz gültig gemacht habe, nach welchem bey Todesſtrafe, alle ſeine Unterthanen, dem Magiſtrate jedes Ortes anzeigen mußten, womit ſie ihr Brodt verdieneten. Jedoch dieß Geſetz war unnütz, und die Zahl der Uebertreter blieb immer ſo groß, daß nach **Diodors von Sicilien** I. B. **Amaſis** einſah, die Neigung und Gewohnheit eines Volkes, würde niemals den Verordnungen eines Prinzen nachgeben.

Strabo berichtet im II. B. 352. daß einige dieſer Seefahrer des Ackerbaues ſo wenig gewohnt geweſen, daß zu gewiſſen Zeiten des Jahres diejenigen, auf die ſie bey ihren Streifereyen Rechnung gemacht, ihnen die Feldfrüchte überlaſſen müſſen, die ſie bereits ausgeſäet hatten. Wir leſen endlich auch in ſeinem 14. B. 460. S. daß ein gewiſſer **Trypho** der erſte geweſen, welcher die **Illyrier**, die **Cilicier** und die Einwohner in **Caramanien**, zwiſchen dem Berge **Taurus** und dem **Ciliciſchen** Meere, auf die Luſt zur Seeräuberey geführet, und ſich die Nachläßigkeit derer Könige zu Nutze gemacht habe, welche in **Cilicien** und **Syrien** regieret. Er ſetzet hinzu, ſie wären zu dem Corſarenleben noch mehr angetrieben worden, weil es ihnen ſo gar leicht gefallen, zu **Delos** diejenigen Sclaven zu verkaufen, die ſie unterwegens gemacht hatten, indem die Schwelgerey dieſer Inſel dieſelben in großen Werth ſetzte; unter dem Vorwande aber dergleichen Sclaven wegzunehmen, machten ſie alles zur Beute, was ihnen unter die Hände kam. Man ſetze zu dieſen Bewegungsgründen noch hinzu, daß ihnen ihre Fahrten um ſo viel leichter fielen, da die Könige von **Cypern** und **Aegypten**, als Feinde der **Syrier**, dieſem Unfuge nicht den mindeſten Einhalt thaten.

Uebrigens kündigte man den Corſaren keinen Krieg an; man ſuchte ſie nur auszurotten. Sie wurden nicht als rechtmäßige Feinde angeſehen, weil nach Cicerons 4. philippiſchen Rede, nur diejenigen als Feinde angeſehen werden, welche Mitglieder einer Republik ſind, darinnen es einen Senat, einen öffentlichen Schatz, und Bürger giebt, die in allen Rathſchlagungen über Staatsſachen ein Recht zu ſtimmen, und überhaupt Grundſätze mit andern Völkern gemein haben, nach welchen ſie ſich in Krieges- und Friedenszeiten verhalten. Anſtatt alſo daß man ihnen den Krieg ankündigen ſollte, ſo gab man nur den Feldherren Befehl, ſie ſonder Barmherzigkeit anzugreifen. Dergleichen Befehl hatte Pompejus zur Zeit des Krieges mit dem Mithridat. Er machte ſolche gute und weitläuftige Anſtalten, daß er das Meer von allen Corſaren reinigte, womit es erfüllet war. Er brachte hierzu die ganze Seemacht des Reiches und die Hülfsflotte der Rhodier; er theilte allen ſeinen Verweſern Schiffe aus; dem Gellius eines, um das Toſcaniſche Meer, dem Plotius, um das Sicilianiſche, und dem Gratilius, um das Meer bey Genua zu bedecken. Er ſelbſt bewachte die Küſten des galliſchen Meeres. Die Balcariſchen Inſeln wurden vom Torquatus beſetzt; Tiberius Nero bewachte die Meerenge von Gibraltar, Lentulus das Lybiſche Meer, Marcellinus das Aegyptiſche, die jungen Pompejer das Adriatiſche, Varro und Terentius das Aegeiſche und Pontiſche, Metellus das Pamphiliſche, Cäpio das aſiatiſche, und Portius Cato das Propontiſche Meer. Als er nun auf dieſe Weiſe ein Herr aller Häfen, Meerbuſen, Meerengen, und aller Zuflüchte war, dahin die Piraten ſich nur verbergen konnten: ſo wandte

er

---

*) Das iſt luſtig! Als wenn die Provinz bereits Normandie geheißen hätte, bevor noch die Normänner hingekommen ſind. Der Herr Blanchard redet auch von der ganzen Sache auf eine ſo unſcheinbare Art, daß man denken ſollte, es beträ-

fe

er ſich nach der Seite von **Cilicien**, allwo er dieſe Seeräuber zwang, um Gnade zu bitten. Dieſe geſtund er ihnen auch zu: allein er vertheilte dieß Geſindel in die vom Meere entlegenſten Oerter, und auf dieſe Weiſe, verſchaffte er, innerhalb vierzig Tagen, den Schiffen zur See die Freyheit; er beſetzte die leeren Gegenden im Lande mit Einwohnern, und ohne ein einiges Schiff verloren zu haben, war er im Stande mit dieſen Seeräubern nach Belieben zu verfahren, welche vom **Mithridat** und **Tigranes** waren aufgehetzet worden, die Unterthanen des römiſchen Gebiethes zu beunruhigen. Dieſer Kriegeszug nun, ſo vortheilhaft er der Republick auch war, konnte dennoch dem **Pompejus** die Ehre eines Siegsgepränges nicht zuwege bringen, indem man, wie wir bereits geſaget haben, in **Rom**, die Seeräuber nicht als rechtmäßige Feinde, ſondern bloß als Störer der öffentlichen Ruhe betrachtete.

Die erſten **Piraten**, welche die franzöſiſchen Küſten ängſtigten, wurden **Normänner** genannt; nicht, weil ſie urſprünglich aus der **Normandie** waren, ſondern weil die Einwohner dieſer Provinz, mit ihren Oberherren misvergnügt waren, die gar zu unmenſchlich mit ihnen verfuhren, und ſich alſo zu den nordiſchen **Corſaren** ſchlugen, woher dieſe Provinz ihren Namen genommen, und ſich alſo berechtiget hielten, Rache zu ſuchen *) und ſelbſt alle Gewaltthätigkeiten und Ausſchweifungen zu begehen

Es gehöret nicht für dieſe Akademie, zu unterſuchen, ob diejenigen Staaten ſtrafbar ſind, welche die Ausrottung der Seeräuber verabſäumen. Herr **Blanchard** bemerket nur, daß die Einwohner der Inſel **Scyros** von den **Amphyctyonen** verdammet worden, weil ſie ſolches nicht gethan hatten.

ſe nur ſo eine geringe Empörung mürriſcher und gedrückter Bauren gegen ihre Gerichtsherren: da doch hier die Rede von den ſchweren und blutigen Kriegen iſt, ſo die Normänner mit dem Reiche, mit Frankreich, Italien u. ſ. w. geführet, da ſie Gel-

IV.

Des Herrn Abtes Souchay Unterſuchung einer Stelle im Cicero.

1734.

Es iſt ſonder Zweifel der Critik ihr Werk, die Grundtexte wieder herzuſtellen, und deren wahre Leſarten feſt zu ſetzen. Eine ihrer edelſten Verrichtungen aber iſt dieſe, daß ſie in jedem Texte, die Fehler oder Schönheiten des Ausdruckes bemerke.

Der Herr Abt Gedoyn hat in ſeiner Abhandlung von Ueberſetzungen, deren Auszug im 1. Artikel dieſes Bandes zu finden iſt, gemisbilliget, daß Cicero ſich der vier Worte bedienet, abiit, exceſſit, evaſit, erupit, um ſchlecht weg zu ſagen, Catilina ſey endlich aus Rom gegangen. Er nennet dieß eine kalte Tautologie, die dem Cicero um ſo viel unanſtändiger ſey, da er damals Conſul geweſen.

Sogleich nahm ſich der Herr Abt Souchay vor, dieſen Fürſten der Redner zu rechtfertigen; und zum Beweiſe, daß in dieſer Stelle des Textes gar keine Tautologie zu finden ſey, bemerket er, daß die Tautologie ein

Aus-

Geldern verwüſtet, Flandern durchſtreifet, Nimwegen, Aachen und Trier eingenommen, Rouan und Nantes geplündert und verbrannt, Paris belagert, Lothringen überfallen, die Deutſchen geſchlagen haben, und endlich nach Karls des kahlen Zeit, vom Könige Ludwig geſchlagen worden, wovon man das alte Siegeslied, welches ſich anhebt:

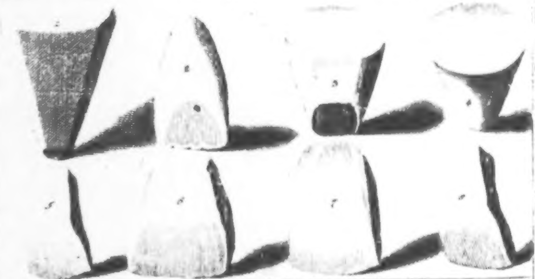
Einen Kuning weiz ich
heiſſet herr Ludwig &c.

in Schilters Theſaur. Antiqu. im 2. Bande unter dem Titel Rhythmus antiquus Ludovico Regi Francorum victori Normannorum acclamatus, nachſehen kann. Man ſehe auch

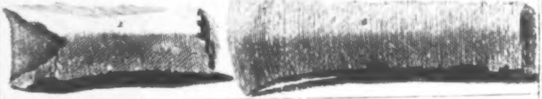
von

Steinerne Werkzeuge
deren ſich die erſten Menſchen zu den Künſten bedienet,
und die von den Schriftſtellern Donnerkeile
genennet werden.

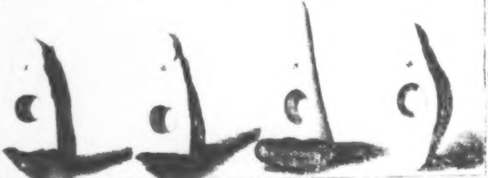
I. Tafel. Keile



II. Tafel. Steine wie Scheeren.



III. Tafel. Steine wie Hämer.



An
W
böſ
no
W
zu

Sc
auc
Di
zwa
des
Da
and
ben

wie
ſchil
geh
die
in d
zuſa
ſchön
einſt

---

von
ner.
Geſc
im 2
tori
im V

*)
ſecta
quan
pram
Exer

sdruck ſey, der mit Worten überladen iſt, die auf alle
eiſe unnützlich ſind; daß auch dieſes Wort allemal in
em Verſtande genommen werde, dahingegen die Sy-
nymie, die einen einzigen Begriff mit verſchiedenen
orten ausdrücket, allezeit ein Zierrath iſt, wenn ſie nicht
unrechter Zeit angebracht wird.

In angeführtem Texte nun, iſt nach des Herrn Abtes
uchay Meynung, ſo wenig eine Tautologie, daß
nicht einmal eine bloße Synonymie darinnen iſt.
ſe vier Worte, abiit, exceſſit, evaſit, erupit, deuten
r wohl alle eine einzige That an, nämlich die Flucht
Catilina; aber ſie zeigen ſie auf verſchiedene Art an.
s erſte Wort zeiget bloß die Sache ſelbſt, und die drey
ern zeigen die Umſtände und Bewegungsgründe derſel-
an.

Exceſſit, ein ſtärkerer Ausdruck als abiit, deutet an,
ungern Catilina aus Rom gegangen *). Evaſit,
dert die Nothwendigkeit, welche ihn gedrungen, wegzu-
n, um ſich in Sicherheit zu ſetzen. Erupit, bemerket
Geſchwindigkeit, womit er ſich davon gemacht, um ſich
es Manlius Lager zu verfügen; und alle dieſe Züge
mmen genommen, machen mit einander ein um ſo viel
ner Gemäld aus, da es mit der hiſtoriſchen Wahrheit
immiger iſt **).

---

ieſem Kriege der Normän-
des P. Barre allgemeine
ichte von Deutſchland
ten Th. und des Mura-
Geſchichte von Italien,
. Bande.
Retorquet oculos pro-
ſæpe ad hanc Urbem,
ex ſuis faucibus ere-
eſſe luget. *2, Catil. in*

) Eben dieſelbe Stärke hat mein Freund in ſeiner Ueberſetzung dieſen verſchiedenen Wörtern gelaſſen. **Er iſt entgangen, entwichen, entlaufen, ja gewaltſam hinausgedrungen! heißt es in ſeiner Redekunſt a. 207. S. der Ausg. 1750. Es hat aber ſchon in der erſten Ausgabe derſelben von 1736. ſo geheißen.

Wenn der Herr Abt Souchay zu Beſtärkung dieſer Meynung, Zeugniſſe nöthig hätte: ſo würde er, wie er ſaget, des **Muretus** ſeines beybringen, deſſen Geſchmack ſo auserleſen war, und den **Voſſius**, welcher in ſeiner **Rhetorik**, den hier erwähnten Text, als ein Beyſpiel einer ſchönen Figur anführet. **Quintilian** aber, dieſer verſtändige Kunſtrichter, von welchem uns der Herr Abt **Gedoyn** eine ſo vortreffliche Ueberſetzung geliefert hat, iſt allein ſo viel werth, als ein ganzes Heer anderer Zeugniſſe.

Quintilian nun führet im dritten **Capitel** ſeines neunten Buches zweymal dieſe Textworte an. Er ſaget zwar, daß **Cäcilius** einen **Pleonasmus** darinnen ſowohl als in dieſem Texte gefunden: Vidi oculos ante ipſe meos; allein er widerleget dieſen Einfall, indem widrigenfalles, alle Verdoppelungen, alle Wiederholungen, und ein jeder Zuſatz, ebenfalls ein **Pleonasmus** ſeyn würde.

Uebrigens würden dieſe Worte, abiit, exceſſit, evaſit, erupit, wenn ſie gleich einerley Bedeutung hätten, dennoch nicht verwerflicher ſeyn, als dieſe, in welchen **Cicero** ſaget, wenn er vom **Catilina** redet: Quæro ab inimicis, ſint-ne hæc . . . ſublata, deleta, extincta per me, davon **Quintilian**, der doch ja wohl ſeine Sprache verſtund, ſaget, daß ſie gerade einerley Sache bedeuten, und die er gleichwohl nicht tadelt.

Und wird man wohl dasjenige in der franzöſiſchen Sprache tadeln, oder eine **Tautologie** nennen, was ein gewiſſer Redner bey Gelegenheit einer Seele ſaget, die durch den Tod alles verliert, worauf ſie ſich ſteifete: **Alles zerrinnet unter ihr, alles verſchwindet, alles wird vernichtet!**

Der Herr Abt Souchay ſetzet ferner hinzu, daß, wenn man auch nicht nach Zeugniſſen, oder ähnlichen Stellen, ſondern nach der Vernunft und denen Regeln urtheilen will, die

aus

---

a) Loco ille motus eſt, cum eſt ex Urbe depulſus.

Quæ quidem (Civitas) lætare mihi videtur, quod tan-

tum

aus der Natur ſelbſt genommen ſind, Cicero ſich dennoch ſo habe erklären müſſen, als er gethan hat, indem er die Sprache derjenigen Leidenſchaft reden mußte, die er in denen Umſtänden, darinnen er damals war, empfand, oder doch zu empfinden ſcheinen mußte, das heißt die Sprache der Freude, die an Worten eben ſo fruchtbar iſt, als an Gedanken.

Der Tag, an welchem Cicero ſeine zweyte Catilinariſche Rede hielt, war ein Trimphtag für ihn. Seine Beredſamkeit hatte angefangen, ihm, mitten im Frieden, diejenigen Ehrenbezeugungen zu erwerben, die man nur ausnehmenden Siegen zu ertheilen pflegte; ſo redet Quintilian davon. Und was hatte denn dieſe göttliche Beredſamkeit gewirket? Die Flucht des Catilina. Man darf ſich daher gar nicht mehr wundern, daß der Redner auf dieſe Begebenheit pochet, und zu deren Beſchreibung ſo viel Worte brauchet, die dem Anſehen nach, gleich viel bedeuten: emiſimus *a*), ejecimus . . . abiit, exceſſit, evaſit, erupit. Woraus erhellet, daß in dieſem letzten Texte, nichts zu finden ſey, das einem Redner, der Conſul iſt, unanſtändig wäre.

Den Tag zuvor hatte Cicero die Verwägenheit des Catilina in Verwirrung geſetzt; er hatte ihn, durch ſeine Beredſamkeit getrieben, aus Rom zu gehen, und ſo zu reden, durch ſeine Flucht, die ſtrafbaren Anſchläge zu bekennen, die er im Schilde geführet hatte *b*); und da dieß ein ausnehmender Sieg war, wie Quintilian ſaget, ein herrlicher Sieg, wie Cicero ſelbſt ſaget, hominem perdidimus magnificeque vicimus, ſo konnte ja wohl Cicero, ſo ein Conſul als er auch war, ſich nicht beſſer ausdrücken, als daß er verſchiedene Worte dabey brauchte, eine Figur, deren gemeinſte Wirkung dieſe iſt, daß ſie die Größe des Gegenſtandes um ein anſehnliches vermehret.

---

tam peſtem evomuerit, forasque projecerit.

b) In apertum latrocinium conjecimus.

* *

V.

Herrn Mahudels Abhandlung, von den ſo genannten Donnerkeilen.

1734.

Ein Irrthum muß, darum weil er alt iſt, nichts höher gehalten werden, und es iſt allemal noch Zeit, ihn zu entdecken. Dieſes hat Herr **Mahudel** in Anſehung der Donnerkeile auch gethan, davon er in einer der Akademie vorgeleſenen Abhandlung bewies, daß es Werkzeuge wären, deren die erſten Menſchen ſich, vor dem Gebrauche des Erztes und Eiſens bedienet haben, wie bereits **Mercatus**, Pabſts Clemens des VIII. Leibarzt, behauptet hat. Man bemerket, ſaget er in ſeiner Metallotheca Vaticana, dreyerley Arten dieſer Steine, welche die Griechen ΒΡΟΝΤΙΑ und ΚΕΡΥΝΙΑΣ genannt haben, weil ſie glaubten, ſie fielen mit dem Donner herunter; ſie leiten aber ihren Unterſcheid ſowohl von der Verſchiedenheit derer mineraliſchen Subſtanzen, aus denen ſie gebildet ſind, als von ihrer Figur ab. Einige ſind nichts als Verwandlungen mancherley Meerigel, davon die Schaale und die Erde, die darinnen die Stelle des Thieres eingenommen, verſteinert worden ſind; welches, ihnen bey den Neuern, den Namen Echinites zuwege gebracht, die Alten aber hießen ſie Bœtyles, indem ſie allemal etwas Wunderbares im Kopfe hatten, ſo ſie mit ihrem Gebrauche verknüpſten.

Die andere Art von Donnerkeilen iſt diejenige, welche wegen Ueberfluß der metalliſchen Subſtanzen, ſo ſie enthalten, zu der Claſſe der **Marcaſiten** und gebildeten Feuerſteine, gerechnet werden. Man überläßt es den Chymiſten, den Urſprung derſelben wider diejenigen zu beweiſen, die ſelbigen

gen für himmliſch halten, und bleibt hier nur bey denen von einer dritten Art ſtehen, die von einer bloß ſteinernen Subſtanz ſind, und diejenigen Figuren, weswegen wir ſie bewundern, nicht von der Natur empfangen haben: die Hand des Menſchen hat ſie ihnen gegeben, um ſie anſtatt des Erztes und Eiſens zu gebrauchen, welches erſt ſeitdem üblich geworden.

Es giebt in der Geſchichte der älteſten Zeiten, tauſend Unterſuchungen, die lange nicht ſo merkwürdig ſind; die gegenwärtige hat den Vorzug, daß ſie uns von einem falſchen Vorurtheile befreyet, welches man von dem Urſprunge und der Beſchaffenheit dieſer Steine gefaßt hat. Außerdem giebt ſie uns auch Beweiſe von dem Fleiße unſerer Vorältern, wodurch ſie ihrer Bedürfniß zu Hülfe gekommen ſind, und ſich die Bequemlichkeiten dieſes Lebens verſchafft haben. Doch, auch eben dieſe Entdeckung kann nicht wohl aus einander geſetzt werden, wofern man nicht eine lange Reihe von Begebenheiten erzählen will, worauf ſie ſich gründet.

Die erſte iſt, daß die Menſchen das Erzt und Eiſen erſt einige Jahrhunderte nach Erſchaffung der Welt kennen gelernet; und daß ſie, ſeit ihrer Erneuerung durch die Sündfluth, verſchiedene Länder bewohnet haben, ohne daß ſie noch in langer Zeit dieſe Metalle kennen lernen. Aus dieſer erſten Sache folget eine zweyte, nämlich, daß man zu den Nothwendigkeiten des Lebens, gewiſſe Werkzeuge haben mußte, die die Stelle des Erztes und Eiſens vertraten, und daß hierzu nichts tüchtigers geweſen, als die Steine.

Das dritte iſt, daß man hierzu nicht allerley Arten von Steinen brauchen können; und daß, wenn die Beſchaffenheit derer, die die Forme dieſer Werkzeuge haben, ganz und gar dieſelbe iſt, die wir auch in ungebildeten Steinklumpen erkennen, dieſe erſten nicht vom Himmel gefallen, und keine Wirkung eines ungefähren Zufalles ſind: ſondern, daß der Fleiß der Menſchen ihnen diejenige Bildung gegeben, die ſie anjetzt von andern unterſcheidet.

Endlich, daß wenn man eine vollkommene Gleichheit unter einer Menge eherner Werkzeuge und dieſer Art von gebildeten Steinen findet, dieſes eine natürliche Folge ſey, daß ſie mit jenen ehernen Werkzeugen zu einerley Gebrauche gedienet, und daß die ehernen bloß nach dem Muſter, und als eine Nachahmung der ſteinernen, gemacht worden.

Es ſcheint, daß die Entdeckung derer Sachen, die heut zu Tage noch ſo gemein ſind, bloß dem blinden Zufalle und vielen mühſamen Unterſuchungen vorbehalten worden; wir ſchreiben auch die mehreſten davon, nur Leuten aus dem ſiebenten oder achten Jahrhunderte zu.

Dergleichen ſind die Entdeckung der Metalle, inſonderheit des Erztes und Eiſens, deſſen Erfindung, oder erſten Gebrauch, wir, nach der gemeinen Meynung, dem **Tubalkain**, **Lamechs** und der **Sella** Sohne, zu danken haben. Nach der gemeinen Rechnung nun, welche die Zeitrechner von den Jahren der Welt nach der Rechnung machen, die uns die heil. Schrift von den Jahren der Patriarchen ertheilet, die vor der Sündfluth gelebet haben, hat Tubalkani im zehnten Jahrhunderte eine ordentliche Mannsſtärke gehabt; und wenn man alſo gleich nicht ganz feſt ſetzen will, daß er der Erfinder dieſer Metalle geweſen, ſo kann man doch den Zeitpunct des erſten Gebrauches derſelben in ſeine Zeit ſetzen. Die Feſtſetzung dieſes Zeitpunctes in den Künſten, zeiget uns eine lange Reihe von Jahren, in welcher die Menſchen des Gebrauches metallner Werkzeuge beraubt geweſen zu ſeyn ſcheinen, durch deren Beyhülfe ſie ſich die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens verſchaffen können. Gleichwohl leſen wir in der heil. Schrift und im Joſephus, daß ſie dem ungeachtet den Acker gebauet, um die Erde zu zwingen, daß ſie ihnen ihre Nahrung tragen müſſe. Sie fälleten und ſpalteten Bäume, um ſich Wohnungen zu machen; ſie beſchoren ihren Schafen, deren Hirten ſie waren, die Wolle, und machten ſich Kleider daraus; ſie lebten von der Jagd wilder Thiere, die ſie im Laufen, doch nicht ohne irgend ein Gewehr, das ſie von weiten verletzte, fällen können; ſie konnten auch das Fell davon nicht herab bekommen, noch dieſe Thiere zergliedern, ohne irgend ein ſchneidendes Werkzeug zu haben. Die heil. Schrift gedenkt ſo gar der vom Cain erbaueten Stadt Henoch, deren Aufführung eine Menge Werkzeuge vorausſetzet, die an ſtatt der ehernen und eiſernen gedienet haben, welche damals noch nicht bekannt waren.

Nun will Herr Mahudel, daß dergleichen Werkzeuge von dieſen Steinen geweſen, davon er verſchiedene gebildete Stücke geſammlet hat, die von der Zeit verſchonet worden. Denn welch eine Materie ſchicket ſich hier beſſer, als Stein; nicht zwar von Felſen, die, um ſie von dem ungeheuren Klumpen los zu trennen, womit ſie verbunden geweſen, eine noch härtere Materie erfordert hätten, als der Felſen ſelbſt iſt; ſondern die losliegenden, beweglichen Stücke, von verſchiedener Dicke, die allenthalben auf dem Erdboden zerſtreuet liegen, und durch ihren Fall oder Schlag auf einige andere von größerer Schwere, oder welche härter und feſter ſind, ſo leicht können zerbrochen werden. Unter denen Stücken nun, darein ſie ſich zertheilten, fanden ſich, eben wie in einem Stücke Eis oder Cryſtall, ſo man in Stücke ſchlägt, einige Stücke mit ſcharfen ſchneidenben, auch wohl ſpitzigen Ecken, die nach ihrer Länge, und mehrern oder mindern Dicke, zu Hakken, Keilen, Meſſern, Pflugſcharen, und ſpitzigen durchbohrenden Waffen dienen konnten, die durch die Art, wie ſie geworfen worden, im Stande waren, zu durchbringen und zu verwunden; durch das wiederholte Reiben der Seiten dieſer Steinſplitter aber, die in Händen gehalten werden ſollten, ſchliffen ſie gegen andere härtere Steine, oder auch an feſtern Felſen, den lebendigen Bruch ab und glätteten ihn, daß ſie ſich damit nicht verletzen, ſondern ſich ihrer deſto bequemer bedienen konnten. Zuweilen fanden die Menſchen auch, wie wir noch heutiges Tages, an den Ufern der Flüſſe, oder auf dem Boden der Ströme, wenn ſie abgelaufen ſind, diejenige Art von Kieſelſteinen, in welchen das beſtändige Wälzen und Reiben, ſo ſie einer am andern auf verſchiedenen Seiten erduldet, die Geſtalt eines Keiles oder einer Hakke vollkommen gemacht, ſo der ungefähre Zufall nur entworfen hatte; fehlete ihnen aber ja noch etwas zu der recht vollkommenen Geſtalt dieſer Werkzeuge, ſo vollführten ſie die Arbeit mit einer auſſerordentlichen Geduld.

Diejenigen Arten von Steinen, an welchen wir dieſe Härtigkeit, dieſe Leichtigkeit zum Zerſchlagen, und im Zerfallen, einen ſchneidenden lebendigen Bruch und ſpitzige ſcharfe Ecken zu bekommen, bemerken, ſind **Kieſelſteine**, deren Farben mit jedem Lande ändern, wo man ſie findet; der **Probierſtein**, der **Schleifſtein**, die ſich von allen andern ſo ſehr durch ihre Härte unterſcheiden, weswegen man ſie auch in Aegypten zu den Bildſäulen der Götter brauchete. Unter allen Steinen aber konnten ſie keinen zu mehreren ſchneidenden Werkzeugen gebrauchen, als den **Flintenſtein**; und die Urſache dieſes Vorzuges kömmt von ſeiner Eigenſchaft her, daß er im Zerſchlagen, auf allen Seiten lebendige Brüche bekömmt, ſowohl als die Agathen, die man eben zu dem Geſchlechte der Kieſelſteine rechnen kann. Ja, wenn man etwas auf die Wortableitung bauen will, um daraus den Urſprung und die Natur der Dinge zu erklären, ſo kann man ſagen, daß man in dem Namen des Kieſelſteines, ſilex, welcher nur eine Zuſammenziehung des alten Wortes ſicilex zu ſeyn ſcheint, welches Feſtus *) von ſcindere, ſchneiden, abgeleitet zu ſeyn glaubet, einen Begriff dieſes erſten Gebrauchs der Stücke dieſes Steines findet. Das Wort ſcilex wird auch wirklich in einigen Schriftſtellern für gleichbedeutend genommen, um ein ſchneidendes Werkzeug anzudeuten: Silex, ſaget Scaliger *Exercit. 108.* lapidem ſignificat qui ſectus et lectus eſt quaſi ſcilex.

Findet man nun alle dieſe Merkmaale bey einer gewiſſen Anzahl von gebildeten Steinen, die man in Cabinetten aufbewahret, weil man glaubet, ſie ſeyn mit dem Donner vom Himmel gefallen; bemerket man noch davon verſchiedene Formen, wodurch dergleichen Steine die erſten Werkzeuge der Menſchen, die ihnen nützlich waren, genau nachahmen: ſo zernichtet man einen mehr als pöbelmäßigen Irrthum. Man hat alsdenn einen Beweis, daß diejenigen Steine, die man von einem himmliſchen Urſprunge zu ſeyn glaubte, nur einen irdiſchen haben, der dem Urſprunge anderer Steine ſehr ähnlich iſt. Man ſiehe, daß ihre Figur, die man entweder für ein Spiel der Natur, oder für ein Zeichen des göttlichen Zorns hielt, ein bloßes Werk der Kunſt iſt, und man erlanget zu gleicher Zeit die Kenntniß der älteſten Denkmäler, die man von der Arbeitſamkeit unſerer erſten Väter nur wünſchen kann.

Damit es nun Herr **Mahudel** in dieſer Unterſuchung deſto weiter brächte, ſo hat er mit unſern Kieſelſteinen von verſchiedener Art, eben ſo viele von dieſen vermeyntlichen Donnerkeilen, als er nur habhaft werden können, verglichen; und aus allen denen, die in den Beſchreibungen der Cabinette vorkommen, ſo viel Zeichnungen von dieſen Steinen geſammlet, als er nur gekonnt hat. Aus der Vergleichung nun, die er gemacht hat, und die ein jeder von der Natur derſelben, mit den verſchiedenen Arten der Kieſelſteine, und von ihrer Forme mit der Geſtalt ſo vieler

---

*) Paulus apud Feſtum.

Werkzeuge und Waffen von altem Gebrauche machen kann, die man noch alle Tage, wiewohl mehr in Erzt, als in Metall und Eiſen antrifft, glaubet er, er könne als eine gewiſſe Sache behaupten, daß dieſe Steine zu eben dem Gebrauche bereitet worden, als jene eherne Werkzeuge.

Die Naturforſcher werden bey dieſer Vergleichung dieſer Donnerkeile, mit den Kieſelſteinen von verſchiedener Art, eine gleiche Subſtanz; eine gleiche Fähigkeit durch das Reiben des einen am andern Feuer zu machen; und eben die Eigenſchaft finden; im Zerſchlagen, Splitter mit ſcharfen und ſchneidenden Winkeln, und ſpitzige ſchneidende Platten zu bilden, kurz, auch dieſelben Farben werden ſie antreffen, die den Kieſelſteinen gewiſſer Länder eigen ſind.

Die Alterthumsforſcher aber werden bey der Beobachtung dieſer ſogenannten Donnerkeile, Hammerklumpen finden, die auf einer Seite dicker ſind, als auf der andern *); die auf einer Seite platt, und auf der andern rund, in der Mitten aber **) durchbohret ſind, um den Stiel durchzubringen; ferner Keile, die größer oder kleiner, und ſtumpfer oder ſpitziger ſind †); ferner Hakken, die im Stande ſind an einen Stiel befeſtiget, oder auch in der Hand gehalten zu werden ††); ferner Formen von Scheeren, wie der Mäurer ihre; ſchneidende Meſſer, ſowohl gerade als zugerundet, womit man ſowohl aufrecht in die Höhe hinauf ſchlitzen, als perpendicular auf einer Fläche ſchneiden können; ferner breite Platten, auf beyden Seiten ſchneidend, die auf einem äußern Ende ſpitz, andere aber ſchmäler, kürzer, platt, oder auch dreyeckigt ſind, und auf einem äußern Ende in eine ſehr ſcharfe Spitze auslaufen *); auf der andern aber eine Verlängerung haben, ſo man in einen Stock einſenken, oder ſie ſehr feſt an einen Stab anbinden; und damit die Partiſanen, die Piken, die Wurfſpieße und Pfeile nachahmen kann. Dieſes alles nun ſind Gegenſtände, welche unter ſo ähnlichen Geſtalten, in allen Stücken von Metall oder Erzt in den Cabinetten der Neugierigen erſcheinen, daß wenn man die Zeichnung beyderley Inſtrumente auf dem Papiere erblickt, man ſie gar von einander nicht unterſcheiden würde, wenn man nicht von der verſchiedenen Materie, woraus ſie beſtehen, Nachricht hätte.

---

*) Siehe die 1. Kupfertafel 2. Abſchn.

**) Siehe die 1. Kupfert. 1. Abſchn.

Selbſt der Gebrauch einiger dieſer ſteinernen Werkzeuge, hat noch in gewiſſen Gelegenheiten, auch nach der Erfindung des Erztes und Eiſens fortgewähret; z. E. bey der Beſchneidung der Juden, nach dem Befehle, welchen Gott dem Joſua gegeben hatte: mache dir ſteinerne Meſſer, und beſchneide wieder die Kinder Iſrael zum andernmal, Joſ. 5. C. 2. v. ſo auch bey der Verſtümmelung, die die Prieſter der Cybele, nach Art des Atys, mit irgend einem Scherben eines irdenen Gefäßes unternehmen mußten, wie **Plinius** im 12. **Cap.** des 35. **B.** bezeuget; oder wie **Arnobius** ſaget, ſo iſt es ein ſcharfer Kieſelſtein, das heißt, eine Art eines ſteinernen Meſſers geweſen, welches denen geglichen, die die Zeit uns aufbehalten hat. Adv. Gentil. Lib. V.

Herr **Mahudel** führet die Gründe gar nicht einmal an, welche die Unmöglichkeit beweiſen, daß dieſe Steine vom Himmel gefallen wären; ſondern er beſchließt ſeine Betrachtungen damit, daß er ſaget, man könne die Einwohner der alten Welt ſo anſehen, wie die Einwohner der neuen, welche in den gemeinſten Bedürfniſſen des Lebens, und im Kriege, ſich ſteinerner Werkzeuge bedienet haben, ehe

die

---

†) Siehe die 1. Kupfertafel 3. Abſchn.

††) S. die 2. Kupfert. 1. Abſchn.

*) Siehe die 2. Kupfertafel 5. Abſchn.

die Europäer ſie das Eiſen brauchen lehren; worauf er hinzuſetzet, daß es, bey dem bloßen Anblicke dieſer vermeynten Donnerkeile, offenbar iſt, daß ſie von Menſchenhänden gemacht ſind. Das Erzt und Eiſen haben nach und nach den unbequemen Gebrauch dieſer erſten Werkzeuge aufgehoben: allein die Erde, ſo dieſelben in Verwahrung gehabt, weil man ſie in die Särge derjenigen geleget, ſo ſich ihrer bedienet hatten, und darinnen man noch täglich welche findet, hat uns eine hinlängliche Menge davon aufgehoben, um uns von ihrem Gebrauche zu überzeugen. Auf dieſe Art wird durch Beyhülfe derer Entdeckungen, die man von Zeit zu Zeit machet, eine Meynung, die anfangs nur eine bloße Muthmaſſung zu seyn ſchien, von Tage zu Tage gewiſſer, und ſtößt einen alten Irrthum zu Boden.

VI.

Des Herrn de la Barre Verbeſſerungen einiger Stellen im Herodot.

1734.

Herr de la Barre hat der Akademie die Verbeſſerung dreyer Stellen im Herodot vorgetragen, die ihm offenbar verſtümmelt zu ſeyn ſcheinen. Bey zweyen findet er gar keine Schwierigkeit, ſie wieder zurechte zu bringen; und dieß ſind die erſte und dritte; bey der zweyten aber iſt er ſeiner Sache ſo gar gewiß nicht.

Die erſte Stelle ſteht im 131. Cap. des erſten Buches, darinnen der Geſchichtſchreiber die Opfer der Perſer beſchreibt. „Wenn ſie opfern wollen, ſaget er, ſo bauen ſie keine Altäre auf, und zünden kein Feuer an, οὔτε βωμοὺς ποιεῦνται, οὔτε πῦρ ἀνακαίουσι, ſie gebrauchen weder Trankopfer, noch Flöten, noch Kränze, noch Kuchen; ſondern derjenige unter ihnen, welcher opfern will, führet das Opfer an einen reinlichen Ort, und indem er über ſeiner Opfermütze mit einer Krone gekrönet iſt, die insgemein aus Myrthen beſteht, ruft er diejenige Gottheit an, der er ſein Opfer bringen will. Er ruft ſie aber niemals für ſich allein an, ſondern zugleich für alle Perſer, in deren Zahl der König allemal mit begriffen iſt. Nachdem er nun das Opfer getheilet, und das Fleiſch hat kochen laſſen, ἐπεὰν δὲ διαμυστίλας κατὰ μέρεα τὸ ἱρεῖον, ἑψήσῃ τὰ κρέα, ſo breitet er alles auf ein Lager von friſchen Kräutern und Wurzeln, inſonderheit aber auf Klee, aus, und in dieſer Zeit ſingt ein Magus, welchen er mit ſich gebracht hat, die Theogonie ꝛc.

Man ſieht ſogleich, daß dieſe Beſchreibung mangelhaft iſt. Der Geſchichtſchreiber verſichert, man habe kein Feuer angezündet; folglich hat man auch das Fleiſch nicht kochen laſſen, und es ſtecket in dieſen Worten, ἐπεὰν δὲ διαμυστίλας κατὰ μέρεα τὸ ἱρήϊον, ἑψήσῃ τὰ κρέα, ein Abſchreiberfehler.

Es finden ſich zweyerley Arten, den Sinn wieder herzuſtellen: Die erſte iſt, wenn man ἕψῃ, anſtatt ἑψήσῃ, läſe. Homer ſaget im 6. B. der Ilias, im 32. V. daß Hektor, als er nach Alexanders, oder des Paris Zimmer gehen wollen, ihn in Abputzung ſeiner Waffen geſunden; welches er mit dieſem Verſe ausdrücket:

Τὸν δ' εὗρ' ἐν θαλάμῳ περικαλλέα τεύχε' ἕποντα,

Hunc autem invenit in thalamo pulcherrima arma curantem. Euſtathius hat über dieſe Stelle angemerket, daß ἕποντα eben ſo viel bedeute, als ἀμφέποντα. In der That kann es auch hier nichts anders heißen, als putzen, reinigen, worinnen die Sorge für die Waffen beſteht. Man könnte alſo glauben, daß Herodot dieſes Wort in obiger Beſchreibung, in eben dergleichen Sinne gebraucht habe, um anzuzeigen, daß man das Opfer zerfleiſchet, und das Fleiſch deſſelben abgeſondert habe. Dieſes wäre denn der Verſtand der Worte, ἐπεὰν δὲ διαμυστίλας κατα μέρεα τὸ ἱρήϊον, ἕψῃ τὰ κρέα: und im Lateine könnte man ſie ſo geben: poſtquam victima membratim conſciſſa, carnes curavit. Nachdem er das Opfer zerleget, und das Fleiſch abgeputzet hat, das heißt, nachdem er es gereiniget, und von den Knochen abgeſondert hat.

Es giebt aber auch noch eine andere Art, dieſe Stelle zu verbeſſern, und die noch viel genauer iſt. Nach dieſer, muß man weder ἑψήσῃ leſen, welches einen falſchen Sinn machet, noch auch ἕψῃ, welches gar zu unbeſtimmt iſt; ſondern ψήσῃ, welches auch Herodot geſchrieben. Die Verfaſſer der Wörterbücher bemerken, daß das Zeitwort ψάω, unter andern Dingen, auch radendo detergeo bedeute, und dieſes iſt eben der Sinn, den wir hier brauchen. Derjenige nämlich, welcher opferte, that, nachdem er das Opfer erwürget und abgedecket hatte, zweyerley: er ſchnitt daſſelbe in Stücke, und dann löſete er das Fleiſch von den Knochen ab. Die Handlung des Zerlegens, oder Zergliederns, wird durch dieſe Worte ausgedrücket: διαμιστύλας κατὰ μέρεα τὸ ἱρήιον, und das Ablöſen des Fleiſches, durch dieſe Worte: ψάσῃ τὰ κρέα.

Die zweyte Stelle, welche Herr de la Barre zu verbeſſern verſucht hat, ſteht im 49ſten Capitel des zweyten Buches. Herodot redet darinnen von dem Dienſte des Bacchus, und bemerket, daß es Melampus geweſen, welcher, nachdem er erfahren, wie man dieſen Gott in Aegypten verehrete, eben dieſelben Gebräuche auch in Griechenland eingeführet, und nur wenige Umſtände darinnen geändert hat. Alsdann fährt er fort: οὐ γὰρ δὴ συμπεσέειν γε Φήσω τά τε ἐν Αἰγύπτῳ ποιεύμενα τῷ Θεῷ καὶ τὰ ἐν τοῖσι Ἕλλησι· ὁμότροπα γὰρ ἂν ἦν τοῖσι Ἕλλησι, καὶ οὐ νεωστὶ ἐσηγμένα· οὐ μὲν οὐδὲ Φήσω ὅκως Αἰγύπτιοι παρ' Ἑλλήνων ἔλαβον ἢ ἀλλόκου τὶ νόμαιον.

Heinrich Stephan hat ſich deutlich merken laſſen, wie viel ihm dieſe Stelle zu ſchaffen gemacht; denn an dem Orte, wo man lieſt, ὁμότροπα γὰρ ἂν ἦν, hat er, ohne es zu melden, das Beſtimmungswort ἂν, ausgelaſſen; und dennoch hat er ſeine Ueberſetzung, die auch in der That nicht zu dulden iſt, nur furchtſam verfertiget. Neque enim dixerim caſu contigiſſe, ut eadem tum in Aegypto tum in Græcia huic Deo ſacra fierent. Sunt enim unius modi apud Græcos, neque recens introducta etc. Es würde ſchwer ſeyn, jemanden eine ſeltſamere Rede anzudichten, als Heinrich Stephan hier dem Herodot in den Mund leget: „Es iſt nicht, läßt er ihn ſa-

„gen, aus einem blinden Zufalle gekommen, daß Bacchus „in Griechenland auf eben die Weiſe verehret wird, als in „Aegypten. Warum nicht? Weil die Feyerlichkeiten „bey ſeinem Dienſte in Griechenland einförmig, und nicht „erſt neuerlich eingeführet ſind.„ Unſer Geſchichtſchreiber vernünftelt niemals. Uebrigens iſt auch, wie bereits Gronovius angemerket hat, ſeiner Abſicht nichts mehr zuwider; denn man weis, daß er ſich überall, insonderheit aber im zweyten Buche, bemühet, zu beweiſen, daß alles, was die Götter und ihren Dienſt betrifft, in Griechenland ziemlich neu geweſen.

Wie ſoll man denn aber nun dieſe Stelle verſtehen? Man müßte der Sache gar entſagen, wenn man nicht wüßte, daß die alten Griechen, diejenigen Perioden, darinnen ſie das Bindewort γὰρ brauchten, auf eine außerordentliche und ſeltſame Weiſe geordnet haben. Das heißt, mit Beyhülfe dieſes Bindeworts, konnten ſie eine Periode, auch wohl eine ganze Rede, anfangen; und nur die Urſache derjenigen Sache bemerken, die ſie feſtſetzen; oder den Bewegungsgrund deſſen angeben, wovon ſie andere überreden wollten. Auf dieſe Art fängt des Harpagus Brief an den Cyrus an, welchen Herodot im 1. B. 124. C. anführet: Ὦ παῖ Καμβύσεω. σὲ γὰρ θεοὶ ἐπορέωσι (οὐ γὰρ ἄν κοτε ἐς τοσοῦτον τύχης ἀπίκευ) σὺ νῦν Ἀστυάγεα τὸν σεαυτοῦ φονέα τίσαι. Du Sohn des Kambyſes, habe doch endlich einmal das Herz, dich an dem Aſtyages, deinem Mörder zu rächen, denn die Götter ſchützen dich, und ſonder ihren Schutz, würdeſt du dein itziges Alter nicht ſo glücklich erreichet haben. In eben dieſem Geſchichtſchreiber ſind noch mehrere ſolche Beyſpiele, und hier iſt eines aus dem Sophokles:

Ἀλλ' ὅτι γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμ' ἀπέδραν,
Παταγοῦσιν, ἅτε πτηνῶν ἀγέλαι
Μέγαν αἰγύπιον ἀποδείσαντες

Τάχ' ἂν ἐξαίφνης εἰ σὺ φανείης,
Σιγῇ πτήξειαν ἄφωνοι.

In Αἴαντ, μαστιγ. v. 177.

Hätte der Dichter ſich natürlich ausdrücken wollen, ſo würde er dieſen Abſatz folgendermaßen geordnet haben: ἀλλὰ τάχ' ἂν σιγῇ, πτήξειαν ἄφωνοι, εἰ σὺ ἐξαίφνης φανείης· ὅτι γὰρ δὴ τὸ σὸν ὄμμα ἀπέδραν, παταγῦσιν, etc. allein ſeine Zuhörer waren dergleichen Verwerfungen von ihm ſchon gewohnt. Nun iſt eben eine ſolche Verſetzung in der Stelle, davon hier die Rede iſt; denn dieſe Worte: ὁμότροπα γὰρ ἂν ἦν τοῖσι Ἕλλησι, καὶ οὐ νεωστὶ ἐσηγμένα, beziehen ſich nicht auf das Vorhergehende, ſondern auf das Folgende, οὐδὲ φήσω etc. Sie beziehen ſich auf das Vorhergehende nicht: denn es iſt offenbar, daß, es ſeyn nun die Feyerlichkeiten bey des Bacchus Götzendienſte, von Alters her in Griechenland eingeführet geweſen, oder erſt nach kurzer Zeit darinnen aufgebracht worden, die Neuigkeit, oder das Alter derſelben, mit der Betrachtung nichts zu thun hat, die der Geſchichtſchreiber hier machet; nämlich, daß es kein bloßer ungefährer Zufall ſey, daß dieſe Feyerlichkeiten in Aegypten und Griechenland einerley wären. Vielmehr ſchicken ſich dieſe Worte ſehr wohl auf das Folgende: οὐ μὲν οὐδὲ φήσω etc. denn, wenn es wahr iſt, daß die Griechen den Götzendienſt des Bacchus, nur erſt ſeit ſehr kurzer Zeit hatten kennen lernen, ſo hatte ja der Geſchichtſchreiber Recht, wenn er verſicherte, daß Aegypten, in welchem dieſe Gebräuche ſchon ſehr alt waren, ſie nicht von Griechenland erlernet hätte.

Doch, es iſt nicht genug, daß man nur die wahre Ordnung dieſer Worte entdecket hat, man kennet deswegen doch nur erſt ihren Sinn zum Theile; und wenn man ſie vollkommen verſtehen will, ſo iſt es unumgänglich nöthig, dieſe Worte: ὁμότροπα γὰρ ἂν ἦν τοῖσι Ἕλλησι, καὶ οὐ νεωστὶ ἐσηγμένα, ein klein wenig zu ändern.

Denn, was heißt doch wohl immer mehr ὁμότροπα? und was kann es hier bedeuten? Gar nichts! Wenn man aber ὁμότροφα an die Stelle ſetzet; ſo ſcheint es, daß alles überaus klar wird: ὁμότροφα γὰρ ἂν ἦν τοῖσι Ἕλλησι, etc. Viel weniger will ich ſagen, daß die Aegyptier dieſe Feyerlichkeiten von den Griechen erlernet, oder von ihnen irgend einen andern Gebrauch, der die Religion betrifft, abgeſehen hätten: denn wenn das wäre, ſo müßte man dieſe Gebräuche nicht erſt ſeit kurzem in Griechenland eingeführet haben, ſondern ſie müßten mit den Griechen zugleich entſtanden ſeyn; das heißt: ſie müßten ſo alt ſeyn, als das griechiſche Volk ſelbſt. Das heißt im figürlichen Verſtande das Beywort ὁμότροφος, welches eigentlich ſimul nutritus et eductus, heißt. Wenn Herodot von den ägyptiſchen Thieren redet; ſo ſaget er, es gäbe deren zahme, die mit den Menſchen leben, und andere, die ferne von ihnen wohnen, welches er mit folgenden Worten ſaget: καὶ τὰ μὲν σύντροφα αὐτοῖσι τοῖσι ἀνθρώποισι, τὰ δὲ οὔ. 2. B. 65. C. Noch mehr, wenn er von dem Könige Rampſinitus redet, ſo bemerket er, es habe keiner von ſeinen Nachfolgern, die Geldkaſten ſo voll gehabt, als er, οὐδένα τῶν ὕστερον ἐπιτραφέντων, βασιλέων, *ibid. Cap. 121.* neminem eorum regum, qui poſtea nutriti ſunt (ſive vixerunt), denn ſo lieſt man in der großherzoglich toſcaniſchen Handſchrift, und in den beſten Handſchriften der königlichen franzöſiſchen Büchersammlung, anſtatt ἐπιγραφέντων, welches gar keinen Verſtand giebt. Dieſe Beyſpiele ſind hinlänglich, zu beweiſen, daß das Zeitwort τρέφεσθαι im figürlichen Verſtande, leben, vorhanden ſeyn, und in dem Beyworte ὁμότροφος, denjenigen bedeute, der zu leben, zu gleicher Zeit mit uns zu ſeyn, angefangen hat.

Der dritte Fehler, welchen Herr de la Barre zu verbeſſern unternommen hat, iſt ſehr wichtig, und ſteht im

27. Cap. des fünften Buches. Nachdem der Geſchichtſchreiber von den Feldzügen des **Otanes**, eines Feldherrn der **Perſer** in **Europa**, geredet hat: ſo bemerket er, daß er nach der Eroberung der Inſel **Lemnos**, die Präfectur derſelben dem **Lykaretes** gegeben, der ſich ſeiner Gewalt gemisbrauchet, und kurz darauf von einigen derersjenigen umgebracht worden, die er mishandelt hatte. Hierauf ſetzet er hinzu: ὗτος μὲν νῦν τοσαῦτα ἐξεργάσατω στρατηγήσας μετὰ δὲ ὐ πολλὸν χρόνον ἄνεως κακῶν ἦν καὶ ἤρχετο τοδεύτερον ἐκ Νάξου τε καὶ Μιλήτου Ἴωσι γίνεσθαι κακά.

Lorenz Valla hat dieſe Stelle ſo überſetzt: hæc iſte in ſua præfectura perpetrabat: ſed non diù in malis faciendis delituit. Et cœperunt iterum è Naxo atque Mileto calamitates Ionibus fieri. **Heinrich Stephan** hat weder den Text, noch die Dollmetſchung berühren mögen, er hat nur bloß am Rande angemerket, daß ihm das Wort ἄνεως verdächtig ſey: ſunt qui ἄνεως hic ſuſpectum habeant, nec immerito fortaſſe. Herr **Gronovius** aber iſt anderer Meynung. Er will, daß dieſes Wort, welches eigentlich ſtumm heißt, vom **Herodot** metaphoriſch gebraucht worden, und daß, wenn er ſaget, **Lykaretes** ſey vor Schmerzen ſtumm geworden, er zu verſtehen geben wollen, der Tod habe ihn außer Stand geſetzt, jemanden zu ſchaden; ein ſolcher Begriff nun dienet ſehr zum Beweiſe, wie nöthig es ſey, den guten Geſchmack mit der Gelehrſamkeit zu verbinden.

Einmal iſt es gewiß, daß das Wort ἄνεως verderbt iſt, weil man in keinerley Verſtande von einem Menſchen ſagen kann, er ſey vor Uebeln ſtumm geworden. Um nun die wahre Leſart zu finden, muß man nothwendig beobachten, daß der kurze vorhergehende Abſatz, ὗτος μὲν νῦν τοσαῦτα ἐξεργάσατο στρατηγήσας, nicht auf den **Lykaretes** ziele, ſondern auf den **Otanes**. In der That redet **Herodot** von dem erſtern nur zufälliger Weiſe, und in Anſehung der Eroberung, die Otanes an der Inſel Lemnos gemacht hatte. Er erzählet, auf was Weiſe, der Feldherr einer von den königlichen Richtern geworden; er läßt ſich in die Beſchreibung ſeiner Thaten ein, und, indem er zu etwas andern ſchreiten will, ſo endiget er das, was ihn angeht, mit den Worten οὗτος μέν νυν etc. ohne an des Lykaretes eingeſchaltete Perſon zu denken. Dieß iſt ſeine Art, die meiſten Erzählungen zu endigen, wie alle diejenigen wiſſen, die ihn mit Aufmerkſamkeit geleſen haben. Die Wörter ἐξεργάσατο und στρατηγήσας, kommen ſehr wohl einem Feldherren zu, welcher Eroberungen gemacht hat; dahingegen ſie keinem Statthalter einer mittelmäßig kleinen Inſel zukommen, der keine Kriegesvölker zu Gebothe gehabt, und ſich nur durch boshafte Handlungen, die ihm auch ſo gar das Leben gekoſtet, bekannt gemacht hat.

Hieraus nun folget, daß mit den Worten μετὰ δὲ οὐ πολλὸν χρόνον, eine ganz neue Erzählung anfängt; und dann ſieht man ſogleich, daß es nur einer ſehr geringen Aenderung bedarf, um den Text wieder herzuſtellen. Nichts wird ferner darinnen anſtößig ſeyn, wenn man ἄνεσις anſtatt ἄνεως lieſt, und die ganze Aenderung machet nur aus einem ω ein σι. Μετὰ δὲ, οὐ πολλὸν χρόνον ἄνεσις κακῶν ἦν, καὶ ἤρχετο τοδεύτερον ἐκ Νάξου τε καὶ Μιλήτου Ἴωσι γίνεσθαι κακά: Poſt hæc, non diuturna malorum intermiſſio fuit etc. Die Ruhe, deren man nach dieſem genoß, war ſehr kurz, und die Jonier fingen wieder an, neue Unfälle zu erdulden, die ihren Urſprung aus der Inſel
Naxus und in der Stadt Milet
nahmen.

VII

Herrn Lancelots Nachricht von dem Leben und den Werken des Präſidenten Boiſſieu.

1734.

Nachdem Herr Lancelot Gelegenheit gehabt, einige Unterſuchungen über das Leben und die Werke des Dionyſius Salvaing de Boiſſieu, oberſten Vorſitzers der Rechnungskammer zu Grenoble, anzuſtellen: ſo theilte er dieſelben der Akademie mit, und hier iſt ein kurzer Inhalt davon:

Nicolaus Chorier, ein Geſchichtſchreiber aus dem Delphinate, hat eine Art von Lebensbeſchreibung dieſes Präſidenten Boiſſieu in einem Buche verfertiget, bey welchem man nichts weiter verlangen dürfte, wenn es genau erfüllete, was ſein Titel verſpricht. Es heißt de Dionyſii Salvagnii Boeſſii Delphinatis viri illuſtris Vita liber unus, in 12. gedruckt, 1680. Jedoch man darf das Gute, was man von dem Präſidenten Boiſſieu zu denken Urſache hat, nicht allein auf das gründen, was dieſer Schriftſteller vortheilhaftes von ihm ſaget. Die eigenen Werke des Herrn von Boiſſieu, machen uns einen viel höhern Begriff von ſeiner Gelehrſamkeit. Das Werk, ſo er vom Gebrauche der Lehne verfertiget hat, iſt ſo beſchaffen, daß ſeine Entſcheidungen, von den Lehnsmaterien und den herrſchaftlichen Vorrechten, in einigen franzöſiſchen Parlamenten, als Geſetze gelten. Dieſe Ehre hat er zum Theile derjenigen Regel zu danken, die er ſich vorgeſchrieben, und nach welcher er nichts ohne Beweis, vorgetragen hat. Sie ſind mehrentheils aus den Kloſteracten des h. Hugo von Grenoble, und **St. Bernhards de Romans**, aus der Rechnungskammer des **Delphinates**, und einigen andern beſondern Archiven gezogen. Dieſe Vorſicht war ihm nöthig, weil man den Schriftſtellern der damaligen Zeit nicht gern auf ihr Wort glaubte, und ſie der glückſeligen Nothwendigkeit unterwürfig machte, daß ſie allezeit das Anſehen haben mußten, als würden ſie von dem Zeugniſſe irgend einer glaubwürdigen Acte, oder eines zeitverwandten Schriftſtellers unterſtützet.

Noch ein ander Werk, was ihn über die mittelmäßigen Schriftſteller erhebt, iſt ſeine Auslegung in Ibim. Man weis, daß dieſes Stück eine beißende Schmähſchrift vom **Ovidius** iſt, die er gegen einen gewiſſen Ibis gemacht hat, welchen Herr von **Boiſſieu** für den Hygin hält. Die ganze alte Fabel, die ganze alte Geſchichte, ſind in ſeinen Verfluchungen gleichſam eingeſchleſſen; wer ſich alſo ſchmäucheln wollen, in derſelben einiges Licht zu ſchaffen, der hat beyde vollkommen inne haben müſſen. Was aber das erſtaunlichſte iſt, ſo war dieſes Werk, des Herrn von **Boiſſieu** erſter Verſuch. Er fand Kräfte genug bey ſich, dieſes Werk auszulegen, und zwar in einem Alter, darinnen es ſchon viel iſt, wenn man es erſt zu leſen anfängt. Er ſelbſt berichtet uns, daß er dieſe Auslegung, vor ſeinem zwanzigſten Jahre fertig gehabt: Hic finis eſto Commentationum, quas admodum juvenis auſpicatus ſum Viennæ Allobrogum, promovi Lutetiæ Pariſiorum, abſolvi tandem in Voreano meo; annum agens ætatis viceſimum. Has autem ſtudiorum meorum primitias tibi, ſumme rerum opiſex, dedico. Einer ſeiner Lobredner ſaget ſo gar, er ſey nur achtzehn Jahre alt geweſen, welches ihm wohl die Ehre einer Stelle unter denen durch ihre Gelehrſamkeit berühmten Kindern hätte zuwege bringen ſollen. Im 1632ten Jahre eignete er die erſte Ausgabe davon, dem Herrn Präſidenten **Expilly** zu. Seine Abſicht war Anfangs nur geweſen, die ſchwerſten Stellen zu erläutern;

man rieth ihm aber hernach, das ganze Werk durchzuarbeiten, welches er auch that. Dieſe neue Ausgabe nun machet den größten Theil desjenigen Werkes aus, das den Titel führet, Dionyſ. Salvagnii Boeſſii, Regi ab interioribus conſiliis, et in ſuprema Rationum Fiſci apud Delphinates Curia Primarii Præſidis Miſcella, zu Lyon 1661. in 8vo gedruckt.

Man findet auch in dieſer Sammlung, nebſt verſchiedenen andern Stücken, einige Ueberſetzungen griechiſcher Schriftſteller, ſeine Gedichte über die ſieben Wunderwerke des Delphinates, und die Rede, welche er dem Pabſte Urban dem VIII. als Geſandſchaftsredner des Herzogs von Crequi, wegen des kindlichen Gehorſams, gehalten. Die Standhaftigkeit, ſo er bey dieſer Gelegenheit bewieſen, indem er ſich gewiſſer Redensarten, die dem römiſchen Hofe eben nicht gefielen, dennoch nicht enthielt, hat ihm in Frankreich viel Ehre gemacht.

Ferner hat die Welt dem Herrn von Boiſſieu gewiſſe Werke zu danken, die unter den Namen anderer Verfaſſer ans Licht getreten ſind. Von dieſer Zahl iſt das Buch la Science heroique de Vulſon de la Colombière. Alles, was darinnen von der Wapenkunſt neues vorkömmt, rühret von dieſem gelehrten Präſidenten her. Ihm hat man faſt alle die Namen zu danken, die in dieſer Wiſſenſchaft noch fehleten, und in dieſem Tractate zum erſtenmale erſchienen. Seiner natürlichen Beſcheidenheit ungeachtet, hat er ſich doch nicht enthalten können, dieſes in derjenigen Elegie zu geſtehen, die er de vita ſua gemacht hat.

Ars quoque deſinuit mira dulcedine captum
Stemmata nobilium quæ generoſa docet;
Hanc ego reſtitui denſa caligine tectam,
Et quæ defuerant nomina, vera dedi.

Chorier verſichert dieſes in ſeinem Leben noch ausdrücklicher; und endlich wird es auch in einer Handſchrift vom

P. Philibert Brün, einem Jeſuiten, beſtätiget, welcher vor einigen Jahren zu Lyon geſtorben iſt. Dieſer Pater glaubet ſo gar, er habe die Urſache errathen, welche den Herrn Boiſſieu bewogen, dieſes Werk unter des Colombiere Namen ans Licht treten zu laſſen. Dieß iſt ein Geheimniß, welches er in einer Erläuterung über die Wapen, das Feldgeſchrey, u. ſ. w. des Hauſes von Salvaing, entwickelt. Er meynet, dieſer Präſident habe damit nichts anders im Sinne gehabt, als der Welt, in Anſehung des Alterthums ſeines Hauſes, etwas weis zu machen. Es giebt, ſaget dieſer Pater in beſagter Handſchrift, wenige Perſonen in dieſer Provinz, die, wenn ſie in der Geſchichte der Zeit nur einigermaßen bewandert ſind, nicht wiſſen ſollten, daß der Präſident von Boiſſieu Verfaſſer desjenigen Werkes iſt, welches den Titel führet, la Science heroique. Hierauf ſetzet er hinzu: Da er nun in dieſem Werke dasjenige feſtſetzen will, was er ſich zur Ehre ſeines Hauſes erdichtet hatte; ſo würde man ihm auf ſein Wort nicht geglaubet haben: dahingegen wenn Colombiere uns verſichert, er habe dasjenige, was er uns von dem Hauſe des Herrn von Boiſſieu ſaget, aus den Archiven dieſes Präſidenten gezogen, es unverſtändig ſeyn würde, wenn man daran zweifeln wollte. Er will ſo gar, daß er aus eben dieſer Urſache dem Herrn Videl die Anmerkungen über das Leben des Ritters Bayard zugeeignet hat, die doch unſtreitig von ihm ſind. Nun kann man nicht leugnen, daß Herr von Boiſſieu für ſein Haus nicht ſehr eingenommen geweſen, und er iſt auch in dem Geſchlechtregiſter, welches er uns davon mittheilet, von allem Verdachte ſo gar frey nicht geblieben. Bey dieſer Gelegenheit eben hat man geſagt: andere gemeine Menſchen hätten ihr Leben ihren Voraltern zu danken, Herr von Boiſſieu aber hätte es ſeinen Voraltern ertheilet. So gar den Großmeiſter der Tempelherren, Guiffrey von Salvaing, hat man in Zweifel gezogen, ſeitdem man geſehen, daß der gelehrte Herr dú Cange, welchem nichts entwiſchet, keinen andern Beweis gefunden, daß er jemals gelebet hat, als das Verzeichniß der Carthauſe zu Villeneuve, welches Herr von Boiſſieu zuerſt herausgegeben. Es hätte auch kein anderer, außer ihm, dieſe Reihe von Großmeiſtern mittheilen können, die er nach eigenem Belieben geordnet hat. Alles, was die Welt hiervon hat ſagen können, hielt ihn nicht ab, ſeine allergrößte Luſt in dieſen Unterſuchungen zu ſuchen. Er wollte ſo gar ſeinen gelehrten Lauf hiermit beſchließen, und das letzte Werk, welches er herausgegeben, war das Geſchlechtregiſter ſeines Hauſes, 1683. gedruckt.

Er ſtarb den 10. April eben deſſelben Jahres, im drey und achtzigſten Jahre, weniger drey Tage. Man hat einige Zeit geglaubt, daß das unſelige Werk, de Arcanis amoris et Veneris, davon das vermeynte ſpaniſche Original, der Aloyſia Sigäa und die lateiniſche Ueberſetzung, dem Meurſius beygemeſſen wird, vom Herrn von Boiſſieu geweſen. Dieſes gründete ſich darauf, daß man überhaupt wußte, dieſe Geſpräche wären im Delphinate gemacht. Allein man muß der Redlichkeit und Frömmigkeit des Herrn von Boiſſieu mehr Recht wiederfahren laſſen, als welcher ganz unfähig war, ſich mit dergleichen Sachen zu beſchäfftigen. Der treffliche Verfaſſer dieſes Werkes, iſt Nicolaus Chorier, deſſen ganzes Leben, mit denen darinn enthaltenen Sätzen, einſtimmig geweſen. Er gab die ſechs erſten Geſpräche einem Buchhändler zu Grenoble, Namens Nicolaus, um ihn wegen des Verluſtes ſchadlos zu halten, den er bey dem erſten Bande der Geſchichte des Delphinates erlitten. Man ſaget, eine gewiſſe obrigkeitliche Perſon eben dieſer Stadt, ſo vor wenig Jahren geſtorben iſt, habe die Koſten dazu über ſich genommen, und Nicolaus, der Sohn, habe die franzöſiſche Dollmetſchung verfertiget. Dieſes Werk hingegen, ſetzte den Verleger nicht nur nicht in beſſere Umſtände, ſondern zwang ihn gar den Buchhandel aufzugeben. Den zweyten Theil dieſes Werkes, welcher das ſiebente Geſpräch enthält, ſchickte man zum Drucke nach **Genf**: allein, da **Choriers** Handſchrift faſt nicht zu leſen war, und man auch verſtohlener Weiſe daran arbeiten mußte, ſo ward dieſe Ausgabe ſo verſtellt, daß **Chorier** ſich darüber, als über einen anſehnlichen Schimpf, den man ihm erwieſen, beſchwerete. Wie glücklich, wenn dieſe Fehler ſein Werk hätten außer Stand ſetzen können, jemals geleſen zu werden! allein **Chorier** war von aller Reue ſo entfernt, daß er ſich auch die Mühe gab, ein Exemplar mit eigener Hand auszubeſſern, welches noch dieſen Tag in dem Büchervorrathe des Herrn **de Vachon de la Roche**, Parlamentsraths zu **Grenoble**, vorhanden iſt, welcher 1708. geſtorben. Man zweifelte anfangs, daß dieſes Werk vom **Chorier** ſey, indem man aus dem Schwunge und den Ausdrücken ſchloß, es rühre von einer italieniſchen Feder her, deren Handſchrift Chorier gefunden haben möchte. **Morhof** ſelbſt heget in ſeinem **Polyhiſtor**, eben dieſen **Zweifel**: Sermonis textus habitusque totus oſtendit in Latio potius quam Hiſpania eſſe natum hunc fœtum. Indeſſen, da er den Verdacht, den man deswegen hegete, für einen Schimpf hielt, und durchaus für den eigentlichen Verfaſſer erkannt ſeyn wollte, ſo ſahen ſeine Freunde wohl, daß ſein Herz verſtockt war, und daß ſie es ihm zu gefallen thun mußten. Damit auch ja die Welt daran nicht zweifeln dörfte, ſo ſchaltete er in die Sammlung ſeiner 1680. gedruckten Gedichte, des Tuberonis Genethliacon ein, welches er vorn vor das erſte Geſpräch hatte drucken laſſen, und dann das kleine Gedicht de Laude eruditæ Virginis quæ contra turpia Satyram ſcripſit, wodurch er denn dieſe zwey Stücke für ſeine Arbeit erkannt hat. **Chorier** ſtarb den 14. **Auguſt** 1692. zu **Grenoble**, in einem Alter von drey und achtzig Jahren, mit Elend und

Krankheiten, als Früchte ſeiner Schwelgerey, und nicht ſeines Alters, überladen.

Herr Lancelot hat ſich nur ſo lange bey dieſem Werke aufgehalten, um den Herrn von Boiſſieu in dieſem Stücke zu rechtfertigen: denn, da auch ein bloßer Verdacht von dieſer Art, demjenigen, auf den er fällt, großen Schimpf zuziehen kann; ſo hat er es für ſeine Pflicht gehalten, den Schuldigen zu entdecken, um den guten Namen vieler Unſchuldigen in Sicherheit zu ſetzen.

VIII

Des Herrn de la Barre Erklärung und Verbeſſerung zwoer Stellen im Feſtus. 1734.

Unter der großen Anzahl Stellen, die im Sprachlehrer Feſtus vorkommen, und die man bis auf den heutigen Tag, weder erklären noch verbeſſern können, ſind zwo, darinnen von verſchiedenen Arten der Talente geredet wird. Hier ſind ſie:

Die erſte Stelle: Euboïcum talentum, nummo Græco ſeptem millium et quingentorum Ciſtophorûm eſt: noſtro, quatuor millium denariorum.

Die zweyte Stelle: Talentorum non unum genus: Atticum eſt ſex millium denariûm. Rhodium et Ciſtophorûm, quatuor millium quingentorum denariûm.

Herr de la Barre hat bereits vor einigen Jahren eine Abhandlung *) von dem römiſchen Pfunde herausgegeben, darinnen er nichts vergeſſen hat, welches beweiſen kann, daß die Unze oder der zwölfte Theil dieſes Pfundes, einer Unze und vier und zwanzig Granen des pariſer Pfundes gleich gekommen. Unter andern Dingen bemerkte er, daß, in Anſehung des Gewichtes, ein großer Unterſchied, unter der attiſchen Drachme und dem römiſchen Denar geweſen; daß aber, obgleich die Drachme wichtiger geweſen, als der Denar, man dennoch, zu Folge eines alten Geſetzes, davon er die Spuren in einigen Alten gefunden, in der römiſchen Münze, hundert Drachmen für acht und neunzig Dena-

---

*) Sie ſteht in den Memoires de Litterature, im 12. Th. a. d. 1. S.

Denare empfangen; und daß übrigens im gemeinen Handel und Wandel, der Drachme und Denar gleichgültig eins für das andere genommen worden.

Dieſe ſeine Beobachtungen, dienen ihm vorietzt zum Beweiſe, daß eine von den zwo angeführten Stellen, nicht wie man geglaubt hat, von den Abſchreibern verſtümmelt worden ſey; und er glaubet, ſie werde auch gewiſſermaßen nützlich ſeyn, die andere Stelle zu verbeſſern, wenn man nur dabey die Anmerkung des **P. Panel** von dem Gewichte der **Ciſtophoren** zu Hülfe nimmt, die in einer vor kurzem gedruckten Abhandlung von dieſen Münzen zu finden ſind. Denn keiner von denen, die davon geſchrieben haben, hat ſich noch die Mühe genommen, ſie zu wägen; und dieſer Alterthumsforſcher, welcher deren ſehr viele geſehen, verſichert, daß alle, die er in Händen gehabt hat, ſich im Gewichte, zwiſchen zwey hundert neun und zwanzig, bis zwey hundert ein und vierzig Gran gehalten.

Hieraus lernen wir nun, daß es in klein Aſien Silbermünzen gegeben, welche faſt drey Drachmen, oder etwas mehr als drey Denare gewogen; und folglich haben wir keine Mühe, weiter zu begreifen, warum **Livius**, in der Beſchreibung von des **Quintius Flaminius** Siegesgepränge, nachdem er geſagt, daß man dabey vier und achtzig tauſend Stücke attiſch Silbergeld getragen, hinzuſetzet, daß man ſie **Tetradrachmen** geheißen, und daß ſie ungefähr drey Denare gewogen. Tetradrachma vocant: trium fere denariorum in ſingulis argenti eſt pondus. *Lib. 34. Cap. 51.*

Das nunmehr bekannte Gewicht der **Ciſtophoren** bezeuget, daß dieſe Stelle nicht verſtümmelt iſt, wie Herr de la Barre ehedem ſelbſt geglaubt hatte. Rechte **Tetradrachmen** würden zwar faſt fünftehalb Denare gewogen haben: allein Alexanders Nachfolger ließen viel ſchwächere Silbermünze ſchlagen, und ſie gleichwohl für vier Drachmen gelten. Tetradrachmen nannte man diejenigen, die in Europa geſchlagen wurden; und zuweilen fügte man noch den Zunamen attiſch hinzu, weil das Silber darinnen, eben ſo fein ſeyn ſollte, als das in den attiſchen Drachmen. In Aſien nannte man die Münzen von eben dem Gewichte und von eben dem Werthe, **Ciſtophoren**, weil allezeit ein Korb (κιϛή) darauf ſtund.

Nunmehr bleibt keine Schwierigkeit mehr in der zweyten Stelle des Feſtus übrig. Dieſer Sprachlehrer erkannte verſchiedene Arten von Talenten, talentorum non unum genus. Warum? weil, wenn man ein Talent in attiſchen Drachmen bezahlte, die im gemeinen Leben an ſtatt der Denare genommen wurden, ein ſolches Talent ſechs tauſend Denare hatte, die ſechs tauſend Drachmen ausmachten, wie man weis: Atticum eſt ſex millium denariûm. Dahingegen, wenn man ein Talent in rhodiſcher Münze, oder in **Ciſtophoren** Rhodium et Ciſtophorum, bezahlen wollte, alsdann (da dieſe Münzen beyderſeits nur das Gewicht von drey Drachmen hatten, und gleichwohl für Stücke von vier Drachmen galten,) auch ein ſolches Talent, welches in der That nur drey Vierthel Talent hielt, nur für vier tauſend und fünf hundert Denare genommen werden ſollte: Rhodium et Ciſtophorum, quatuor millium et quingentorum denariûm.

Die andere Stelle im **Feſtus** hat zweene Theile: Euboicum talentum, nummo Græco, ſeptem millium et quingentorum Ciſtophorûm eſt. Das iſt der erſte Theil; der andere iſt, noſtro, quatuor millium, denariorum. Es iſt augenſcheinlich, daß man zu dieſem hinzuſetzen muß, quingentorum: noſtro, quatuor millium quingentorum denariorum. Was den erſten Theil betrifft, ſo glaubet Herr de la Barre, man könne nicht beſſer thun, als daß man ihn folgendergeſtalt lieſt: Euboicum talentum, nummo Græco mille et quingentorum Ciſtophorum eſt. Um die Richtigkeit dieſer Verbeſſerung zu zeigen, muß man feſt ſetzen, daß das euböiſche Talent eben daſſelbe iſt, welches man zuweilen das attiſche Talent genannt hat; und bey dieſer Gelegenheit beſtreitet Herr de la Barre die Meynung des Paters Panel, welcher ſie für zwey verſchiedene Talente gehalten.

Als Antiochus die Römer um Frieden bath, und man im Kriegsrathe die unterwürfigen Bezeigungen der gevollmächtigten Geſandten dieſes Prinzen angenommen hatte: ſo erklärete ihnen Scipio der Africaner, welcher das Wort führete, daß ſie für die Kriegeskoſten funfzehn tauſend euböiſche Talente bezahlen ſollten; nämlich, fünf hundert ſogleich, zwey tauſend fünf hundert, ſobald als der Senat und das römiſche Volk den Friedenstractat würden unterzeichnet haben, und das übrige in zwölf auf einander folgenden Jahren: Pro impenſis deinde in bellum factis, quindecim millia talentûm Euboicorum dabitis: quingenta præſentia, etc. *Liv. Lib. 37. Cap. 45.* Im Polybius redet dieſer berühmte Römer eben ſo: πρὸς δὲ τούτοις Εὐβοϊκὰ τάλαντα ἐπιδοῦναι μύρια καὶ πεντακισχίλια Ῥωμαίοις ἀντὶ τῆς εἰς τὸν πόλεμον δαπάνης, &c. Der Tractat ward einige Zeit darauf zu Stande gebracht; und weil Antiochus bereits drey tauſend Talente gezahlet hatte, ſo hatten die Römer weiter nichts zu thun, als daß ſie ſich der noch rückſtändigen zwölf tauſend verſicherten, welches in folgenden Ausdrücken geſchah: Argenti probi XII. millia Attica talenta dato intra duodecim annos penſionibus æquis. *Lib. 38. Cap. 38.* Antiochus ſoll, in zwölf nach einander folgenden Jahren, in zwölf gleich ſtarken Zahlungen, die Summe von zwölf tauſend attiſchen Talenten in gutem Silber erlegen. Man ſieht wohl, daß die Talente davon allhier geredet wird, eben dieſelben ſind; deren Zahlung Scipio der Africaner feſtgeſetzet hatte.

Nun heißen ſie in der erſten Stelle, euböiſche Talente, und in der zweyten, attiſche Talente: es iſt alſo offenbar, daß der Unterſchied in der Benennung keinen Unterſchied in der Sache ſelbſt gemacht haben muß.

Gleichwohl hat der **P. Panel** geglaubt, er könne ſich aus der Verwirrung helfen, darein ihn die Vergleichung dieſer zwo Stellen im **Livius** geſtürzet hatte, und zwar wendet er ſich zum **Polybius**. Weil dieſer Geſchichtſchreiber, indem er den Friedenstractat anführet, nichts von attiſchen Talenten gedenkt, ſondern nur von Talenten in gutem attiſchen Silber redet, ἀργυρίου διδότω Ἀντίοχος Ἀττικοῦ Ῥωμαίοις ἀρίστου τάλαντα μύρια δισχίλια ἐν ἔτεσιν ιβ, etc. ſo meynet er, **Livius** habe den **Polybius** falſch überſetzt.

Der berühmte **Antonius Auguſtinus**, welchen **Fulvius Urſinus** in ſeinen Noten über den **Livius** anführet, hat ſchon vor dem **P. Panel** eben das angemerket: allein Herr **de la Barre** getrauet ſich, zu behaupten, daß dieſe Weiſe, eine Schwierigkeit zu heben, ſeiner Geſchicklichkeit in der Critik unanſtändig geweſen. Wie hat es ihm entwiſchen können, daß **Livius** bezeuget, er ſchreibe den Vergleich ganz und in denſelben Ausdrücken ab, darinnen er aufgeſetzt worden, dahingegen **Polybius** die meiſten Bedingungen deſſelben, nur als ein Geſchichtſchreiber und auf eine ſolche Art anführet, welche zwar anzeiget, daß er eine hinlängliche Kenntniß davon gehabt, ſich aber gar nicht vorgenommen, die eigenen Ausdrücke beyzubehalten? Der Vergleich war unfehlbar lateiniſch aufgeſetzt; in dieſer Sprache ward er im Senate ſchriftlich verfaßt, dem Volke vorgetragen, und endlich kund gemacht, nachdem die daran theilnehmenden Perſonen ihn unterſchrieben hatten. Dieß iſt alſo derjenige Vergleich, welchen **Livius** mitgetheilet hat, und keine Ueberſetzung aus dem **Polybius**, der ſich ganz anders ausgedrücket hat, als er thut.

Unterſuchet man die Folge des Tractates, ſo wird man je mehr und mehr überzeugt, daß die Talente, welche Antiochus zu zahlen verſprochen, und die man gleich anfangs euböiſche Talente genannt hatte, wirkliche attiſche Talente geweſen. Herr de la Barre hat in ſeiner Abhandlung von dem römiſchen Pfunde feſtgeſetzt, daß daſſelbe ſechs und neunzig Denare enthielte, daß der Denar fünf und ſiebenzig Grane, und der attiſche Drachme vier und achtzig wiegen ſollte; ſo daß, da das attiſche Talent aus ſechs tauſend ſolchen Drachmen beſteht, ſelbiges ſiebenzig römiſche Pfunde gewogen. Man hat auch daraus geſehen, daß die Republik das fremde Geld nicht anders als mit dem Gewinnſte von acht auf hundert angenommen; welches denn beweiſt, daß ein attiſches Talent, ihr achtzig Pfunde fremder Geldſorten werth geweſen iſt. Dieſes iſt nun eben der Werth, welchen nach ihrem Begehren die Talente halten ſollten, welche Antiochus zu zahlen hatte: talentum ne minus pondo LXXX. Romanis ponderibus pendat, und die Folge zeiget ſich von ſelbſt.

Antiochus hatte ſich vermuthlich die Zweydeutigkeit zu Nutze machen wollen, welche mit dem Namen **Talent**, ſeit Einführung derer Geldſorten verbunden war, die man in Europa **Tetradrachmen**, und in Aſien **Ciſtophoren** nennete; das heißt, er hatte gewünſcht, man möchte dieſe **Ciſtophoren** für Stücke von vier Drachmen annehmen. Auf dieſe Weiſe hätte er an der ganzen Summe drey bis vier tauſend Talente erſparet. Allein die Römer, als Leute, die ſich nicht überrumpeln ließen, verbanden ihn, ihnen ſogleich drey tauſend richtige und volle Talente, mit dem Aufgelde, zu zahlen; und um dem Verſehen vorzubeugen, darein die **Quäſtores** hätten fallen können, bemerkten ſie in dem Vergleiche mit klaren Worten, was man unter einem Talente verſtehen ſollte.

Was hat denn alſo den **P. Panel** und diejenigen Gelehrten hintergangen, deren Meynung er angenommen?

Dieſes, daß Herodot im 89. C. des 3. B. bemerket, das babyloniſche Talent, habe ſiebenzig euböiſche Minen gegolten; und Aelian an der andern Seite verſichert, daß in eben dieſem babyloniſchen Talente zwey und ſiebenzig attiſche Minen wären. Var. hiſtor. L. 1. C. 28. Hieraus nun hat man geſchloſſen, daß das athenienſiſche Talent ſich zu dem Talente der Inſel Euböa, wie 35. zu 36. verhalte.

Es würde auch in der That nichts richtiger ſeyn, als dieſes, wenn der Text beyder Schriftſteller richtig wäre. Allein er iſt es nicht, wie Herr de la Barre behauptet, welcher will, daß in Herodots ſeinem ein Fehler ſey. Dieſer Geſchichtſchreiber hat uns im 90. C. ſeines 3. B. einen richtigen Aufſatz von allen Auflagen hinterlaſſen, welche die verſchiedenen Provinzen des perſiſchen Reiches, ſeit der Regierung des Darius, auf Befehl dieſes Prinzen zahlen müſſen; und allhier bemerket er, daß das babyloniſche Talent ſiebenzig euböiſche Minen gelte. Auf dieſe Weiſe hätte ſich das euböiſche Talent, zu dem babyloniſchen, wie 6. zu 7. verhalten; er lehret uns aber ſelbſt, daß es ſich gegen ſelbiges, wie 5. zu 6. verhalte. Wie das? weil das ganze Reich in neunzehn Abtheilungen geſondert war, die, eine jede nach dem Maaße ihrer Größe und ihres Reichthums, verſchiedene Summen Talente in babyloniſcher Silbermünze bezahleten, welche alle zuſammen ſieben tauſend, ſieben hundert und vierzig Talente betrugen *). Hierzu kommen noch zwey hundert und vierzig euböiſche Talente, für die Fiſcherey in dem See Möris. Herr de la Barre behauptet alſo, daß man dieſe Summe hinzu ſetzen müſſe, weil Herodot im 91. Cap. uns ſelbſt davon Be-

richt

---

*) Die erſte Abtheilung zahlete vier hundert Talente; die zweyte fünf hundert; die dritte drey hundert und ſechzig; die vierte fünf hundert; die fünfte drey hundert und funfzig; die ſechſte ſieben hundert; die ſiebente hundert und ſiebenzig; die achte drey hundert; die neunte tauſend; die zehnte vier hundert

und

richt giebt, wenn er von Aegypten redet, welches, wie er ſaget, tauſend Talente, außer der Summe Geldes zahlet, die der König von der Fiſcherey im See Möris nimmt: πάρεξ τοῦ ἐκ τῆς Μοίριος λίμνης γινομένου ἀργυρίου. Er ſetzet im 2. B. 149. C. hinzu, daß dieſe Summe zwey hundert und vierzig euböiſche Talente betragen, indem der Geſchichtſchreiber uns in der Beſchreibung von Aegypten, allwo gar die Rede von den babyloniſchen Talenten nicht iſt, gemeldet hat, daß dieſe Fiſcherey in ſechs Monaten ein Talent, und in den ſechs andern Monaten, zwanzig Minen einträge, die man dem Könige alle Tage bezahlete. Wenn nun eben dieſer Schriftſteller einen richtigen und genauen Begriff von den Reichthümern des Königes von Perſien machen will, ſo zieht er, nachdem er alle beſondere Summen babyloniſcher Talente erwähnet hat, die er aus den Provinzen erhielte, dieſelben in eine Hauptſumme euböiſcher Talente zuſammen, und dieſe Summe machet neun tauſend fünf hundert und vierzig Talente aus: τὸ μὲν δὴ ἀργύριον τὸ Βαβυλώνιον πρὸς τὸ Εὐβοϊκὸν συμβαλλόμενον τάλαντον, εἶναι τεσσεράκοντα καὶ πεντακόσια καὶ εἰνακισχίλια τάλαντα.

Hieraus nun entſteht eine unfehlbare Folgerung, weil ſie ſich auf die Rechnung gründet. Denn, in dem Verhältniſſe von 7. zu 6. würden ſieben tauſend ſieben hundert und vierzig babyloniſche Talente, nur neun hundert und dreyßig euböiſche machen: hergegen in dem Verhältniſſe von 6. zu 5. machen ſie neun tauſend zwey hundert und acht und achtzig; und wenn man noch die zwey hundert und vierzig für den See Möris dazu nimmt, ſo bekömmt man

---

und funfzig; die eilfte zwey hundert; die zwölfte drey hundert und ſechzig; die dreyzehnte vier hundert; die vierzehnte ſechs hundert; die funfzehnte zwey hundert funfzig; die ſechszehnte drey hundert; die ſiebenzehnte vier hundert; die achtzehnte zwey hundert; und die neunzehnte drey hundert.

die Summe von neun tauſend fünf hundert und acht und zwanzig Talente, welche, bis auf zwölfe, eben diejenige iſt, welche Herodot für die Summe derer Abgaben ſetzet, ſo der König von Perſien in baarem Gelde erhalten. Die zwölfe, die noch mangeln, ſind ſtatt derer zehn babyloniſchen Talente, die der Geſchichtſchreiber in der Erzählung der Abtheilungen vergeſſen hat, deren einige, ein oder zwey Talente mehr bezahlet haben, als er angemerket hat, wie er ſelbſt zu Ende des Verzeichniſſes der Tribute geſteht: τὸ δ' ἔτι τούτων ἔλασσον ἀπιεὶς, οὐ λέγω. Wenn nun das euböiſche Talent und das babyloniſche, ſich gegen einander wie 5. zu 6. verhalten: ſo iſt es ausgemacht, daß man, anſtatt daß wir bis anjetzt in Herodots Texte τὸ δὲ Βαβυλώνιον τάλαντον δύναται Εὐβοΐδας ἑβδομήκοντα μνέας geleſen, künftighin, wie im Aelian, Εὐβοΐδας δύο καὶ ἑβδομήκοντα μνέας, leſen müſſe, das babyloniſche Talent gilt zwey und ſiebenzig euböiſche Minen.

Um nun wieder auf die Stelle aus dem Feſtus zu kommen, die man bereits vergeſſen haben mag, Euboicum talentum, numino Græco ſeptem millium et quingentorum Ciſtophorûm eſt, ſo glaubet Herr de la Barre, man werde nach dem, was er angemerket hat, nicht mehr zweifeln, daß man anſtatt ſeptem millium, *mille* darinnen leſen müſſe. Das euböiſche Talent, macht in griechiſcher Münze, funfzehn hundert Ciſtophoren. Da nun ein Ciſtophor für ein Stück von vier Drachmen gegeben worden: ſo waren funfzehn hundert Ciſtophoren ehemals ſo viel, als ſechs tauſend Drachmen, die ein Talent hatte. Da aber eben dieſe Ciſtophoren, in der That nur das Gewicht von drey Drachmen hatten: ſo nahm man ſie zur Zeit des Verrius Flaccus, deſſen Abkürzer Feſtus iſt, nur für drey Denare an; und eben deswegen ſetzet er, nach Maaßgebung der vorhin erklärten Stelle hinzu: Noſtro, quatuor millium quingentorum denariorum.

In unſerm Gelde, machet eben dieſes Talent, vier tauſend fünf hundert Denare.

Es iſt nicht ſchwer, den Urſprung der Verſtümmelung dieſer Stelle zu errathen. Ein Abſchreiber hat etwa den Buchſtab M. welcher mille bedeutet, auf eine etwas rauhe Stelle des Pergamentes geſchrieben, und ihn noch einmal geſchrieben, da hat man nun dieſen unnützen und übel geſtalteten Buchſtab, für eine römiſche VII. angeſehen, und daher wird die Leſart ſeptem mille gekommen ſeyn, welche die Gelehrten ſo lange Zeit in Verwirrung gebracht hat.

IX.

Des Herrn Abtes dû Reſnel Abhandlung, von den Verrichtungen und Vorrechten der Bothſchafter bey den Alten.

1735.

Unter den Alten, haben **Krates**, **Demetrius Phalereus**, und **Cicero**, von den Verrichtungen und Vorrechten der Bothſchafter gehandelt; von den Neuern, haben **Hermolaus Barbarus**, **Albert Gentilis**, **Karl Paſcal**, **Hermann Kirchner**, **Marſelaer**, und einige andere, von eben dieſer Materie geſchrieben. Allein, die Werke der erſtern hat uns die Zeit entriſſen; und was die andern betrifft, ſo haben ſie nicht nur dasjenige nicht nachgeſucht, was uns das Alterthum davon lehret, ſondern auch nur ſo im Vorbeygehen davon geredet, und nur vielmehr zeigen wollen, was auch noch unter uns heut zu Tage ein Bothſchafter ſeyn ſoll, als was er ehedem geweſen, inſonderheit aber haben ſie zeigen wollen, wie weit ſich zu allen Zeiten und bey allen Völkern, dasjenige Vorrecht der Bothſchafter erſtrecket hat, welches ihre Perſonen heilig und unverletzlich machet.

Um nun dieſes Vorrecht eigentlich kennen zu lernen, hat der Herr Abt dû Reſnel es nicht für undienlich gehalten, dasjenige aufzuſuchen, was die griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller uns von dieſer Sache merkwürdiges hinterlaſſen haben. Gleichwohl geht er nicht bis auf die Zeiten der Barbarey zurück, da noch die Menſchen in einer beſtändigen Straßenräuberey, und ſo zu reden in beſtändigem offenbaren Kriege gegen einander lebeten. Damals kennte nichts anders, als der Schild der Religion, das Leden und die Güter dererjenigen in Sicherheit ſetzen, welche mit ihren Feinden, oder auch nur mit Fremden etwas abzuhandeln hatten. Daher kamen die feyerliche Menge der Ceremonien der geheiligten Kräuter, die Kränze, die Trankopfer, und alle die Kennzeichen der Andacht, welche die Herolde bey den Griechen, und die feciales bey den Römern, an ſich trugen, wenn ſie bey einem feindlichen Volke irgend eine Bothſchaft zu beſtellen hatten.

Als aber das gemeinſchaftliche Beſte der bürgerlichen Geſellſchaft, die Wildheit der Sitten gemildert hatte: ſo wurden dieſe Gebräuche unvermerkt abgeſchaffet. Seit Homers Zeiten findet man in Griechenland, wie bey den Römern ſeit den zwey erſten Jahrhunderten der Stiftung ihres Reiches, faſt keine Spuren mehr davon. Man begriff endlich, auch unter den barbariſchen Völkern, daß der gegenſeitige Vortheil der Staaten erfordere, die Perſonen der Bothſchafter als unverletzlich anzuſehen. Folglich handelt auch der Herr Abt **dü Reſnel** von den Herolden und Fecialen ins beſondere nicht, und es haben auch bereits verſchiedene Schriftſteller dieſe Materie erſchöpft. Dieſe Art von Geſandten war eigentlich dasjenige nicht, was wir anjetzt unter dem Namen **Bothſchafter** verſtehen: Ihr Geſchäffte beſtund gemeiniglich nur darinn, daß ſie die gegebenen und wieder zur Antwort erhaltenen Reden, von Wort zu Wort getreulich beſtelleten; Unterhandlungen aber wurden ihnen niemals aufgetragen. Der Herr Abt redet alſo bloß von denen Zeiten, darinnen das Vorrecht der Bothſchafter von allen Völkern erkannt wurde, und diejenigen, die ein ſolches Amt auf ſich hatten, weiter nichts als denjenigen Character brauchten, welchen ſelbiges mit ſich führete, um mit denen Völkern, an die ſie geſandt waren, in aller Sicherheit handeln zu können.

Zuvörderſt unterſuchet er, was für Eigenſchaften bey den Alten erforderlich geweſen, einen zum Bothſchafter zuernennen; bey was für Gelegenheiten man ſie abgeſchickt; wie ſie aufgenommen worden; was für Pflichten und Verbindlichkeiten ſie gehabt, und in wieſern ihre Perſonen für unverletzlich gehalten worden: bey Gelegenheit aber, unterſuchet er auch noch andere Dinge, die zu dieſen verſchiedenen Stücken gehören.

Es iſt nicht nöthig, zu erweiſen, daß die Alten begehret haben, der Stand, das Alter, und die andern perſönlichen Eigenſchaften eines Bothſchafters, müßten einem ſo ehrwürdigen Titel noch ein neues Gewicht geben. Bey dem **Homer** (Iliad. 1.) werden **Alyß** und **Menelaus** abgeſandt, den **Trojanern** Friedensvorſchläge zu thun; und man darf den **Thucydides** und **Livius** nur aufſchlagen, ſo wird man ſehen, daß man von einem ſo billigen Grundſatze ſehr ſelten abgewichen iſt.

Junge Leute wurden faſt niemals zu Bothſchaftern gebraucht. Das Wort Πρέσβεις, welches bey den Griechen für einen Bothſchafter gebrauchet wird, bedeutete im eigentlichen Verſtande einen Alten. Die Geſetze des Volkes zu **Chalcis** hatten das funfzigjährige Alter beſtimmet, um zu dieſer Würde für tüchtig gehalten zu werden. Heraclid. in Pont. **Polybius** führet ſelbſt, im 27. B. ſeiner Geſchichte an, daß die Achäer ihn, nebſt noch zween andern, als Bothſchafter an den König **Ptolemäus** ernennet, ob er gleich noch nicht das zu dieſer Würde erforderliche Alter gehabt; und da wir wiſſen, daß man bey den Römern, zu den höchſten Würden der Republik, erſt im vierzigſten Jahre kommen können, und anderntheils alle Bothſchafter, faſt ſonder Ausnahme, aus dem Senate genommen wurden, ſo darf man nicht zweifeln, daß das reife Alter, bey den Römern, nicht wie bey allen andern Völkern, eine durchaus nothwendige Bedingung geweſen, wenn man die Würde eines Bothſchafters bekleiden wollen.

Aus eben dieſer Urſache wird man ſich nicht ſo ſehr verwundern, daß die Römer zuweilen das Loos über ihre Bothſchafter gezogen. **Tacitus** ſchreibt im IV. B. ſeiner Geſchichte, daß ſich im Senate ein großer Streit erhoben, ob man die Bothſchafter, welche man an den **Veſpaſian** ſchicken wollte, durch Stimmen wählen, oder durchs Loos ziehen ſollte. Dieſer Geſchichtſchreiber hat uns auch die Reden aufbehalten, die bey dieſer Gelegenheit von beyden Theilen gehalten worden, und ſetzet hinzu, man habe beſchloſſen, daß nach der alten Gewohnheit, ſecundum vetera exempla, das Loos die Wahl der Bothſchafter entſcheiden ſollte.

In der That ſieht man aus **Cicerons** 17. Br. im 1. B. an den **Atticus**, daß auch er auf dieſe Art Bothſchafter geworden. **Dio Caſſius** berichtet, daß von vielen Perſonen, daraus eine Geſandtſchaft beſtanden, einige gewählet, und andere durchs Loos gezogen worden. Allein dieſe Beyſpiele ſind ſo ſelten, daß **Gentilis**, de legationibus und **Paſcal**, de Legato, denen ſie entwiſchet waren, dieſer Stelle des **Tacitus** faſt widerſprechen.

Die Römer, welche vieleicht beſſer als irgend ein Volk eingeſehen haben, wie viel daran gelegen ſey, die Augen der Leute zu blenden, um die Ehrfurcht des großen Haufens auf ſich zu ziehen, gaben ihren Bothſchaftern verſchieden äußerliche Zierrathe. Aus dieſer Urſache hatten ſie, nach des **Plinius** 22. B. 3. C. und 33. B. das Vorrecht einen goldenen Ring zu tragen, auch zu der Zeit, da die Rathsherren und Ritter ſelbſt, noch keinen tragen dorften. Sie hatten auch ein beſonder Kleid, welches **Dionyſius** von Halikarnaß (Excerp. Legation. Cap. 4.) heilig nennt, ἱερὰ ἐσθής. Nach dem **Appian** (in Selectis) und **Virgils** 6. B. der **Aeneis**, war es von Purpur, in den Geſandtſchaften, welche die Staatsſachen angiengen, bey denen aber, die nur die Pflichten des Wohlſtandes und der Höflichlichkeit betrafen, ſaget **Livius**, daß ſie einen weißen Rock geführet.

Es war bey den Römern eben ſo gewöhnlich, als bey uns, daß ſie Bothſchafter ſchickten, es ſey nun in Klagfällen, oder Glückwünſche abzuſtatten. Als Alexander von ſeinen Feldzügen ſiegend zurück kam: ſo empfing er zu **Babylon** Bothſchafter, aus faſt allen Theilen der Welt. **Curtius** im 10. B. Bey der Hochzeit des **Perſeus** und des Königes **Pruſias**, waren verſchiedene Bothſchafter zugegen, welche den neuen Vermählten von Seiten ihrer Herren, Geſchenke mitgebracht hatten. Was aber die Klagreden in traurigen Fällen betrifft, ſo weis man wohl die Scherzrede des **Tiberius** an die Geſandten von Ilium, welche ein volles Jahr nach dem Tode des **Druſus** kamen, ihm ihr Beyleid zu bezeugen. **Liv.** im 24. B. **Sueton** in Tiber.

Es gab noch eine Art von Geſandſchaften, davon man die Spur nur bey den Römern findet. Man nannte ſie **freye Geſandſchaften**, libera Legatio, weil diejenigen, denen man dieſes Vorrecht zugeſtund, kein Geſchäfft zu beſtellen hatten, und abreiſen oder wieder kommen konnten, wenn ſie wollten. Dieſes war eigentlich nur eine Ehrenſtelle, die man Perſonen von gewiſſem Stande ertheilete, um ihnen mehr Ehrerbiethung zuzuziehen, wenn ſie ihrer eigenen Geſchäffte halber, ſich eine Zeitlang in fremden Ländern aufhalten mußten. Zuweilen bediente man ſich auch derſelben als eines ehrenvollen Vorwandes, um die Entfernung eines Menſchen zu beſchönigen, welcher wegen irgend eines Unfalles, ſich eine Zuflucht außer Italien ſuchen mußte. Unter dieſem Vorwande, wendete ſich **Scipio Naſica** nach Aſien, als er gezwungen war, **Rom** zu verlaſſen, um ſich vor der Wuth des **Pöbels** zu verbergen, welcher des **Gracchus** Tod, mit ſeinem Blute rächen wollte *).

---

*) Plutarch im Leben des Gracchus Valer. Maximus im V. B. 3. C.

Sueton aber merket an, daß auch Tiber dieſen Titel damals geführet, als dieſer Prinz wegen gewiſſer Händel, die ihm wenig Ehre brachten, ſich ſelbſt auf die Inſel Rhodus verweiſen mußte. (in Tiber.)

*** Cicero redet im 3. B. de Legibus mit vieler Heftigkeit wider dieſe Art von Geſandtſchaften. Er machet es begreiflich, wie lächerlich der Bothſchaftertitel bey einem Manne ſey, welchem man gar kein Geſchäfft aufgetragen hat. Er verſichert uns auch, daß er unter ſeinem Conſulate dieſe Art von Geſandſchaften ganz und gar würde abgeſchaffet haben, daß er aber, da ihm dieſes nicht möglich geweſen, durch ſein Anſehen es wenigſtens dahin gebracht, daß die Zeit ſolcher Geſandtſchaften, nur auf ein Jahr eingeſchränkt geworden; dahingegen ihre Dauer ehemals gar keine geſetzte Zeit gehabt hätte.

Die Urſache indeſſen zu einer Geſandſchaft mochte nun ſeyn, welche ſie wollte, ſo ſieht man, ſowohl bey den Römern als Griechen, daß man gemeiniglich nicht minder als drey, und nicht mehr als zehn Bothſchafter geſchickt hat. Gleichwohl gab es Gelegenheiten, wo es deren auch noch mehrere gegeben, nicht nur, damit dieſe Perſonen einander durch ihre Einſicht Hülfe leiſten könnten, ſondern auch, damit man demjenigen, an welchen ſie geſchickt wurden, mehrere Hochachtung bewieſe. Wir ſehen auch aus dem Plutarch (Apophth.), daß Demetrius Poliorcetes es für ein Zeichen der Verachtung angenommen, daß die Lacedämonier ihm nur einen einzigen Bothſchafter geſchickt, und daß dieſer, um ſie zu entſchuldigen, ihm auf eine feine Art ſagte: Daß, da der ſpartaniſche Senat nur mit einer einzigen Perſon zu thun, er auch geglaubet hätte, er müſſe ihm nur einen einzigen Mann ſchicken.

Die Sachen, welche man den Bothſchaftern auftrug, waren in dem Decrete des Prinzen, Senates oder Volkes ſo ſie abſchickte, enthalten. Dieſes Decret war ihnen das, was wir anjetzt Beglaubigungsbriefe nennen. Dieſes nun mußten ſie vorweiſen; ſonſt hielt man ſich für berechtiget, ſie nicht anzuhören. Livius im 33. Cap. des 39. B. Mit dieſer einzigen Urſache entſchuldigten ſich die Achäer, daß ſie in ihren Rath einige Bothſchafter nicht vorgelaſſen hatten, welche der Senat abgeordnet hatte, zu unterſuchen, ob diejenigen Städte, welche in währenden Handeln des Eumenes und Philippus verſchiedenen griechiſchen Völkern weggenommen worden, ihnen wieder zurückgegeben wären? Die Gewohnheit der Athenienſer war, dem Decrete, davon wir hier reden, allezeit dieſen Satz anzuhängen: übrigens mögen die Bothſchafter alles das thun, was ſie zum Nutzen des Staates für das dienlichſte halten werden, πράττειν τὸ τοὺς Πρέσβεις καὶ ἄλλ' ὅτι ἂν δύνωνται ἀγαθὸν *). Zuweilen gab man den Bothſchaftern auch wohl volle Macht, die Bedingungen abzuhandeln, die ihre Weisheit ihnen an die Hand geben würde.

Da aber unter dem Schutze des ehrwürdigen Bothſchaftertitels, ſich auch wohl Spionen und unberuffene Leute; oder, die auch in der Abſicht kämen, geheime Ränke anzuſpinnen, hätten einſchleichen können, ſo nahm man ſie nirgends als Bothſchafter auf, bevor man ſich gegen allen Betrug genugſam in Sicherheit geſetzt hatte **). Zu Rom, wenn ihre Ankunft nicht vorher gemeldet war, oder man ſie nicht erwartete, ließ man ſie auch nicht ſogleich zur Stadt hinein; ſondern man erkundigte ſich erſt nach allem, was ihre Perſonen angieng, und was die Urſache ihrer Bothſchaft betraf. Dieſes Amt kam den Quäſtoren zu, Quaeſtores Urbani. Dieſe giengen zu dem Bothſchafter an einen außer Rom beſtimmten Ort; daſelbſt ſchrieben ſie ihre Namen auf, und wenn dieſe Bothſchafter von irgend einem freundſchaftlichen Hofe geſchickt waren †), ſo wurden ſie auf Koſten der Republik beherberget. Man hielt ſie und ihr Gefolg frey, ſo lange ihr Aufenthalt währete ††); man beſchenkte ſie gar anſehnlich, mit Waffen, Pferden, Kleidern, ſilbernen Gefäßen, u. ſ. f. **Livius** nennt dieſe Geſchenke, Lautia, ein den Römern eigenes Wort, und welches **Plutarch** (Quæſt. Roman.) durch kein gleichgeltendes in ſeiner Sprache hat geben können. Kurz, man ſorgte recht prächtig für alles, was ſie brauchten; und wenn ſie in währender Geſandtſchaft ſturben, ſo nahmen ermeldete Quäſtoren die Beſorgung ihres Begräbniſſes über ſich, die Republik aber bezahlete die Koſten. Gleichwohl muß dieſes nur von ſolchen Bothſchaftern verſtanden werden, die von Seiten der Freunde, oder Bundesgenoſſen kamen. Die Bothſchafter der **Rhodiſer**, welche man im Verdachte hatte, daß ſie es mit dem **Pompejus** hielten, und diejenigen, welche **Perſeus** nach **Rom** ſendete, um ſich wegen der Fallſtricke zu entſchuldigen, die er dem **Eumenes** gelegt haben ſollte, nahm man ganz anders auf *); und da man ſeine Entſchuldigungen nicht annahm, ſo ſchickte man die Bothſchafter fort, und ſetzte ihnen dreyßig Tage Zeit, aus Italien zu weichen. Die Bothſchafter der **Aetolier** wurden noch härter empfangen; denn man gab ihnen nur die Hälfte dieſer Zeit, um aus den Gränzen der Republik zu weichen. Dio, Excerpt Legation.

---

*) Aeſchin. Orat. de falſa Legat. apud Demoſthen.

**) Serv. in Virg. Aeneid. VII. verſ. 168.

Plutarch ſchreibt in ſeinen Quæſt. Roman. daß, da zu ſeiner Zeit, der große Umfang des römiſchen Reiches, die Zahl der Bothſchafter unendlich vervielfältiget gehabt, und die Koſten, wodurch ſie frey gehalten wurden, der Republik folglich ſehr zur Laſt geworden, man aufgehöret habe, ſie ferner zu verpflegen. Man habe aber fortgefahren,

---

†) Valer. Max. Lib. 5. c. 1.

††) Livius 3. Decad. Lib. VIII. IV. Dec. Lib. 3. et alibi.

*) Livius V. Decad. Lib. V. Polyb. Excerpt. Leg. 48.

ren, ihre Namen in die Bücher zu ſchreiben, und ſonſt nichts von denen Vorrechten abgebrochen, die man ihnen ehedem zugeſtanden, und wovon eines der vornehmſten das Recht war, bey den Spielen und öffentlichen Gefechten, im Orcheſter einen Platz zu haben *). Auch die Abgeordneten der Stadt Marſeille genoſſen dieſes Vorzuges, in Anſehung derer Dienſte, ſo ſie den Römern geleiſtet hatte. Man findet in des Joſephus 14. B. 10. C. ein Decret vom Kaiſer Cajus an den Senat, durch welches dem Hircan, ſeinen Kindern, und ſeinen Bothſchaftern, eben dieſe Ehre zuerkannt wird. Tacitus aber berichtet Annal. 11. daß, als zween Bothſchafter eines gewiſſen belgiſchen Volkes in des Pompejus Schauplatz gekommen, als man darinnen Spiele gefeyert, ſie einige Fremde mit unter dem Senate ſitzen geſehen; und da ſie von denen, die ſie begleitet, erfahren, daß man dieſe Ehre den Bothſchaftern derer Völker zugeſtünde, die ſich durch ihre Liebe gegen das römiſche Volk vor andern hervor thäten, ſo hätten ſie ausgeruffen, es wäre kein Volk in der Welt, welches es ihrer Nation in Waffen und Ehrlichkeit zuvor thäte, worauf ſie ſich, ohne fernere Umſtände in das Orcheſter nieder geſetzt, welches, wie Tacitus ſagt, ſehr wohl aufgenommen, und für eine Treuherzigkeit angeſehen worden, die aus Eifer und Zuneigung herrührete. Gleichwohl, als Auguſtus vernommen, daß unter den Griechen gewiſſe von Freygelaſſenen gebohrene Perſonen, zuweilen den Bothſchaftertitel trügen, ſo verboth dieſer Prinz durch einen öffentlichen Anſchlag, daß kein Bothſchafter mehr in das Orcheſter gelaſſen würde; nach ſeiner Zeit räumte Trajan ſelbiges denen wieder ein, die von gekrönten Häuptern abgeſchickt waren.

Bey den Römern gab es keinen beſondern Ort, den Bothſchaftern Verhör zu geben. Man hörte ſie an verſchiede-

---

*) Juſtin. Lib. 43.

**) Livius IV. Dec. Lib. 4. 3. Dec. Lib. 10. u. 4. Dec. Lib.

ſchiedenen Orten, außer der Ringmauer der Stadt an, insgemein im Tempel des Saturnus, zuweilen auch in des **Apollo** oder der Minerva Tempel. Man muß auch nicht glauben, wie ſichs einige aus gewiſſen übel verſtandenen Stellen **) eingebildet haben, daß man in Rom mit den Bothſchaftern, nur in dem einzigen Monate Februar unterhandelt habe. Alle Geſchichtſchreiber bezeugen das Gegentheil. Nur ſo viel iſt wahr, daß dieſer Monat dazu beſtimmet geweſen, das Begehren dererjenigen anzuhören, welche von denen Provinzen abgeordnet waren, die dem römiſchen Reiche unmittelbar unterwürfig waren. Dieſer Gebrauch ward auch ſo heilig gehalten, daß **Cicero** verſichert, man habe in dieſer ganzen Zeit durchaus nichts anders vorgenommen.

Was aber, damit man ſich der Worte des Valerius Maximus bediene, anzeiget, wie gefliſſen ſie geweſen, in allen Stücken ihr eigenes und der Republik Anſehen zu erhalten, iſt dieß, daß ſie ihnen nie keine Antwort anders, als in lateiniſcher Sprache gegeben; ja, daß ſie dieſelben genöthiget, ſich durch Dollmetſcher eben dieſer Sprache zu bedienen, und dieſes nicht nur zu Rom, ſondern auch allenthalben, wo man ihnen Gehör gab.

Es ſcheint, daß unter den Griechen, die Bothſchafter, weder auf Koſten der Republik beherberget, noch beköſtiget worden ſind; ſondern, daß die Privatperſonen die Gaſtfreyheit gegen ſie ausgeübet haben, faſt auf eben die Art, wie ſie es gegen andere Fremdlinge zu thun gewohnt waren. Dieſes kann man aus **Xenophons** 6. B. ſeiner griechiſchen Geſchichte ſchlüßen, wo er es den Atheniensern bitter verwirft, daß ſie einem Herolde die Gaſtfreyheit verſaget hatten. Aus einem andern Ausdrucke eben dieſes Schriftſtellers, der weiter unten angeführet werden ſoll, wird man

Lib. 3. Plut. Quaeſt. Rom. Ep. 4. et Lib. 1. Ep. ad Q.
Cicero Lib. 1. Epiſt. Fam. Fratr. Ep 11.

ſehen, daß die ſpartaniſchen Bothſchafter zu Athen, ihre Wohnung bey einem Manne genommen, deſſen Lebensart es war, alle diejenigen zu beherbergen, welche ihrer Geſchäffte wegen nach Athen kommen mußten, πρόξενος. Wir wollen noch hinzu fügen, daß die Griechen allezeit bey ihrer alten Gewohnheit blieben, welche in Kriegeszeiten darinn beſtund, daß vor den Bothſchaftern ein Herold voraus gieng, faſt wie man heutiges Tages einen Trompeter voran ſchicket, um zu erfahren, ob der Feind den Abgeordneten die nöthige Sicherheit verſtatten würde, ihr Geſchäfft auszurichten. Thucydides geſellet in ſolchen Umſtänden, den Bothſchaftern allezeit einen Herold zu, κήρυκα καὶ πρεσβείαν; und **Demoſthenes** rechnet es denen zehn Bothſchaftern, die mit dem **Philippus** unterhandeln ſollten, welcher damals eine Stadt im attiſchen Gebiethe belagerte, als ein Verbrechen an, daß ſie ſich zu dieſem Prinzen begeben, ohne erſt die Antwort des an ihn abgeſendeten Heroldes zu erwarten. De falſa Legatione.

Weil die Athenienſer und Corinthier ein ausdrückliches Geſetz hatten, nach welchem es ihnen verbothen war, durchaus keinerley Geſchenk von denjenigen anzunehmen, an die ſie geſchickt waren: ſo iſt es natürlich, zu glauben, daß ſie auch den Bothſchaftern anderer Nationen nichts geſchenkt haben; es müßten denn ſolche kleine freundſchaftliche Andenken geweſen ſeyn, die man ſonſt den Gäſten zu machen pflegte, und welche Ξένια genennet wurden †). In der That, als der macedoniſche König **Philippus** einige Bothſchafter von Athen beſtechen wollte, ſo bediente er ſich, wie **Demoſthenes** de falſa Legatione ſaget, dieſes Vorwandes, um ſie zu Annehmung wichtiger Geldſummen zu bereden. Eben dieſer Redner behauptet, mit ſeinem gewöhnlichen Eifer, es ſey ein Hauptverbrechen; und die Geſchichte lehret uns, daß einige Bothſchafter, die man davon überwieſen, ſelbiges mit dem Tode büßen müſſen.

In

---

†) Demoſthen. ibid. Plut. in Dionyſ.

Zu Athen war man in dieſem Stücke ſo gewiſſenhaft, daß Callias, bloß um dieſer Urſache willen, zu einer Geldbuße von funfzig Talenten verdammet ward, ungeachtet er mit dem Könige von Perſien einen vortheilhaften Frieden geſchloſſen hatte. Gleichwohl war es der Gebrauch der Kaiſer dieſes Volkes, denjenigen, die als Bothſchafter zu ihnen kamen, große Geſchenke zu geben; (Aelian. Lib. 1. Hiſt.) ja es ſchien ſo gar der Würde des Königs gemäß zu ſeyn, ſolches zu thun. Vielleicht iſt es auch aus dieſer Urſache geſchehen, daß die Bothſchafter, welche der Senat an den Ptolemäus geſchickt, welchen man für den Philadelphus hält, da ſie ſich nicht entbrechen können, die koſtbaren Geſchenke anzunehmen, die dieſer Prinz ihnen angebothen hatte, noch vorher, ehe ſie von ihrem Gewerbe Nachricht ertheileten, dieſe Geſchenke in den öffentlichen Schatz lieferten; eine Großmuth, die den Senat dermaßen bewegete, daß die Geſchenke, mit Bewilligung des Volkes, ihnen wieder zugeſtellet wurden. Valer. Maxim. 4. B. 3. C.

Nachdem nun der Herr Abt du Reſnel die Gebräuche und Gewohnheiten der Alten, in Anſehung derer Bothſchafter, die ſie abſchickten, oder von andern erhielten, gezeiget hat: ſo kömmt er zuletzt auf ihren geheiligten Character, nach welchem ihre Perſonen als unverletzlich angeſehen werden. Nach dem alten Völkerrechte, mußte eine jede Perſon, die einem Bothſchafter einiges Leid zugefüget hatte, in die Hände derjenigen Macht geliefert werden, die ihn abgeſchickt hatte, damit ſie ſich nach Belieben rächen könnte. Auf dieſe Weiſe ward ein gewiſſer Leptines, welcher den Cnäus Octavius getödtet hatte, von den Griechen, den Römern ausgeliefert; und die Römer ſelbſt ließen diejenigen Jünglinge in die Hände der Karthaginienſer liefern, welche deren Bothſchafter beſchimpfet hatten. (Livius 38. B. und Val. Maximus 6. B. 6. C.) Eben ſo verfuhren ſie mit zween Bauherren, welche den

Abgeſchickten der Apolloniaten übel begegnet waren, und aus Furcht, daß die Befreundte dieſer zwo obrigkeitlichen Perſonen ſie nicht unterwegens aufheben möchten, gab der Senat einem Quäſtor Befehl, ſie bis in den Hafen zu begleiten, wo ſie eingeſchifft werden ſollten.

Jedoch man bricht von dieſer Sache ab, die bereits von andern Schriftſtellern *) abgehandelt worden, und bemerket nur überhaupt, daß alles, was man in den Schriftſtellern am ſtärkſten von der Sicherheit findet, die das Völkerrecht den Bothſchaftern zugeſteht, darinnen beſteht, daß man ſich, weder gegen ſie, noch gegen einen aus ihrem Gefolge, des Kriegesrechtes, oder eines andern Bewegungsgrundes bedienen kann, welcher einen Prinzen berechtigte, die Unterthanen, die Strafe derer Schmähungen, oder des Unrechtes leiden zu laſſen, die er von ihrem Herrn erlitten zu haben glaubte. Jedoch, wer darum begehren wollte, daß ein Bothſchafter, welcher durch ſeine Ränke, oder Gewaltthätigkeiten, die Ordnung und Ruhe desjenigen Staates kränkete, an den er geſandt war, weder beſtraft, noch dem Richter übergeben werden könnte, der würde alle Regeln der natürlichen Billigkeit über einen Haufen werfen, und ihm ein Recht zugeſtehen, welches ſein Landesherr ſelbſt nicht einmal haben würde, wenn er ſich perſönlich in den Staaten desjenigen Prinzen befände, mit welchem er gewiſſe Sachen abzumachen hätte.

Xenophons Zeugniß (Rer. Græc. Lib. 3. cap. 4.) ſcheint dem Herrn Abte dü Reſnel hinlänglich zu ſeyn, zu zeigen, was das Alterthum von dieſer Sache gedacht hat. Dieſer Schriftſteller führet an, daß, nachdem die Lacedämonier die Herolde des Darius in Brunnen werfen

---

*) Man ſehe Barbeyracs Noten über des Grotius Jus Belli et Pacis. Lib. 2. Cap. 18.

werfen laſſen, welche gekommen waren, das Waſſer und die Erde zu fordern, ſogleich die Wirkungen des himmliſchen Zornes erfahren, und daß derſelbe ſie ſo lange verfolget, bis zween großmüthige Spartiaten das Herz gehabt, dem Könige der Perſer ihren Kopf darzubiethen, um den Tod dieſer Abgeordneten zu tilgen. Er ſetzet hinzu, daß, als die Athenienſer, ſich eben dieſes Verbrechens ſchuldig gemacht, zu der göttlichen Rache, noch die Verheerung ihres Landes durch des Xerxes Kriegesheere hinzu gekommen. Indeſſen erzählet eben dieſer Geſchichtſchreiber, welcher, die der Perſon eines Bothſchafters gebührende Ehrerbiethung, bis zum Aberglauben treibt, an einem andern Orte, daß die Athenienſer drey lacedämoniſche Bothſchafter in Verhaft nehmen laſſen, weil ſie dieſelben im Verdachte hatten, ſie ſteckten mit einem ihrer Feldherren unter einer Decke, welcher im Sinne gehabt, das Piräum zu überfallen. Nun muß man bemerken, daß er hier die Athenienſer gar nicht beſchuldiget, als hätten ſie bey dieſer Gelegenheit das Völkerrecht gebrochen, ſondern er ſaget nur, ſie hätten gar keinen Theil an dieſem Unterfangen gehabt, und wären auf gegebene Beweiſe davon, ſogleich wieder freygeſtellet worden.

Der Herr Abt du Reſnel beſchließt ſeine Unterſuchungen, mit der Beſchreibung derer Ehrbezeigungen, die man der Perſon, oder auch wohl dem Andenken derer Bothſchafter erzeigte, die ſich bey ihren Verrichtungen trefflich bewieſen hatten. Zu Sparta und Athen, gab man ihnen, außer den Dankſagungen, die ſie öffentlich erhielten, noch ein feyerliches Mahl. Bey den Römern, erhob man ſie zu den oberſten obrigkeitlichen Würden; (Livius im 30. B.) und wenn es ſich zutrug, daß ſie in ihrer Geſandtſchaft getödtet wurden, ſo richtete man ihnen eine Bildſäule auf. Cicero ſaget in der 9. philippiſchen Rede, daß die Bildſäulen, welche man zu Ehren derer vier Bothſchafter aufgerichtet, die zu Fidenes von einem

Könige der Vejer getödtet worden, noch bis auf ſeine Zeit geſtanden hätten. Er vergißt auch nicht, anzumerken, daß man auf eben dem Markte, allwo die Rednerbühne war, die Bildſäule des Cnäus Octavius ſahe, welcher in währender ſeiner Geſandtſchaft zu Laodicäa umgebracht worden. Dieſes Vorrecht war ſo üblich, daß eben dieſer Redner behauptet, es müſſe ſich auch ſo gar auf diejenigen erſtrecken, die in ihrer Geſandtſchaft nur an einer Krankheit ſturben. Folglich war Cicero auch damit nicht zufrieden, daß der Senat befohlen hatte, man ſollte auf gemeine Koſten, dem Servius Sulpitius, welcher als Bothſchafter bey dem Antonius geſtorben war, ein Grabmaal erbauen, ſondern er erhielt auch noch eine ſtehende Bildſäule von Metalle für ihn. Auch die Athenienſer richteten ein Denkmaal auf der heiligen Straße, dem Andenken des Heroldes Anthemokritus zu Ehren auf, welcher von den Megariern war umgebracht worden.

Pauſan. Lib. 1.

* *

X.

Des Herrn Abts Gedoyn Gedanken vom Horaz.

1735.

Der Herr Abt Gedoyn redet in dieſer Abhandlung vom Horaz, weder als ein Dichter, noch als ein Sprachlehrer; er geſteht mit Beſcheidenheit, daß er keines von beyden iſt; ſondern er redet nur von ihm als ein Menſch, welchen die wahren Schönheiten rühren, die er in ſeinen Schriften findet. Er geſteht daher offenherzig, daß diejenige Art von Verdienſt, womit Horaz ſelbſt ſich was wußte, ihn gerade am wenigſten rühre. Denn dieſer Dichter ſaget uns ſelbſt, daß die Eigenſchaft eines Liederdichters, alle ſeine Wünſche erfülle:

> Quod ſi me Lyricis vatibus inſeres,
> Sublimi feriam ſidera vertice.
>
> *Od. 1. Lib. 1.*

Er ſuchte ſeine größte Ehre darinnen, daß er mit den Griechen um den Preis der Ode ſtreiten, und deren Sylbenmaaß und Wohlklang in ſeine Sprache überbringen können. Indeſſen, damit wir heutiges Tages einigen Begriff von der Schönheit der lyriſchen Verſe, und von ihrer Schwierigkeit haben mögen, ſo ſind wir faſt gezwungen, entweder zu erwägen, wie ſehr es den Horaz gekützelt, daß es ihm darinnen gelungen, oder wir müſſen betrachten, daß er in der That der einzige Römer geweſen, der es unternehmen dürfen.

Griechenland hatte eine große Menge lyriſcher Dichter hervorgebracht, und Rom konnte ihm niemand, als ſeinen

Horaz, entgegen ſetzen; indeſſen erkennet er ſelbſt, daß er noch weit unter dem Pindar ſey, welchen er mit einem Schwane vergleicht, den ein ſchneller Flug bis in die Wolken trägt, ſich ſelbſt aber einer Biene gleich hält, welche, ohne ſich zu erheben, auf den Blumen dasjenige zuſammen holet, woraus ſie mit Mühe und Arbeit ihren Honig zubereiten will. Stecket nun in dieſer Vergleichung viel Beſcheidenheit, ſo iſt auch viel Wahrheit darinnen: nicht als ob Horaz nicht eben ſo erhaben wäre, als Pindar, und einen ſchönern Witz hätte, als er, ſondern weil er in ſeiner Sprache nicht eben dieſelben Vortheile fand, die der griechiſche Dichter in der ſeinigen hatte. Der erhabene Ausdruck war der griechiſchen Sprache eigen, welche glücklich und mit Nachdrucke, ein Wort aus zwey oder drey andern zuſammen ſetzen konnte; dahingegen die blödere lateiniſche Sprache, ſich dieſe Freyheit nicht leicht herausnahm, die ihr gleichwohl auch in gewiſſen, aber gar nicht in allen Gelegenheiten gelung. Auf dieſe Art hielten ſich die Römer, zu eben der Zeit, da ſie den Griechen dieſe glückliche Zuſammenſetzung der Wörter beneideten, über den Pacuvius auf, und verlachten ſein Nerei repandi roſtrum incurvi ceruſcum pecus, faſt eben ſo, wie wir den Ronſard verlachen, welcher, mit Hindanſetzung ſeiner Sprache, ſich ein franzöſiſches Gewäſch aus Griechiſch und Latein geſchmiedet hat.

Dem ſey wie ihm wolle, ſo muß man geſtehen, daß die lyriſche Dichtkunſt der Alten, ſie ſey griechiſch oder lateiniſch, in uns wenige Wirkung thut. Dieß kömmt ohne Zweifel daher, weil wir in unſerer Jugend einen Geſchmack zu ihren Hexametern bekommen, zu ihren lyriſchen Verſen aber gar nicht, deren Maaß und Regeln uns nicht ſonderlich bekannt, die feinen Künſte derſelben aber noch unbekannter ſind. Aus eben dieſer Urſache nun gefällt uns die Harmonie der ſchönen Verſe im Homer und Virgil ungemein, in der Zeit, daß die freyen und kühnen Dithyramben eines Pindars, welche Horaz ſo ſehr bewundert hat, kaum unſer Gehör rühren, und wir dem Horaz ſelbſt für das, was ſeine Oden am Odenmäßigſten in ſich haben, gar keinen Dank wiſſen. Wir ſehen zwar wohl, daß jene ſehr edel und erhaben, andere aber luſtig und ſcherzhaft, andere noch moraliſch und ernſthaft, und einige ſo gar ungekünſtelt ſind, daß diejenigen Schriftſteller, die nur das Glänzende lieben, dieſelben eben ſo verachten würden, als ſie eine Arbeit vom Peliſſon verachten, ſo ſchätzbar und ſo gut geſchrieben ſie auch iſt.

Es iſt niemand, welcher nicht merket, daß Horaz in verſchiedenen von ſeinen Oden, den Pindar, ſo gar in ſolchen Ausſchweifungen und Verirrungen nachahmen wollen, welche vom **Quintilian glückliche Kühnheiten** genennet werden, und daß er hingegen in andern ſeine Materie nicht aus den Augen läßt. In dieſer iſt er richtiger und nicht ſo pindariſch, aber mitten in dieſem Unterſchiede, entwiſchet uns die Schönheit des Verſes. Da alſo Horaz nur in ſeinen Oden ein Dichter iſt, und nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, ſeine andere Schriften bis auf das Sylbenmaaß, faſt ganz proſaiſch ſind: ſo folget daraus, daß wir ſie heut zu Tage, nur der Gedanken und des Ausdruckes wegen, leſen. Der Herr Abt Gedoyn ſaget, er für ſeine Perſon, ſuche weiter nichts darinnen, aber auch auf dieſer Seite kenne er keinen Dichter, welcher geſchickter wäre, einen verſtändigen Leſer zu vergnügen, der einen guten Geſchmack beſitzt. Man findet in ihm, ſaget er, alle Arten des Witzes und der Charactere; bald genau und gedrungen, wenn er viel mit wenig Worten ſaget, und nichts minder deutlich bleibt:

Damnoſa quid non imminuit dies!
Aetas parentum pejor Avis, tulit
 Nos nequiores, mox daturos
  Progeniem vitioſiorem.

bald reich und überflüßig, da beluſtiget er ſich mit lachenden und zierlichen Beſchreibungen, wie in der Ode

Beatus ille qui procul negotiis etc.

darinnen er eine ſo reizende Beſchreibung vom Landleben machet. Bald erhebet er die niedrigſten Gegenſtände, durch ſolche treffliche und richtige Ausdrücke, die man nur bey ihm findet, wie z. E. in der Fabel von der Stadt- und Feldmaus, und in dem Briefe an den Torquatus, in welchem er ihn zu einem Mahle einladet, dabey die Einfalt, die Reinlichkeit, und die Eintracht der Gäſte, alle Annehmlichkeit ausmachen ſollte:

Ne turpe toral, ne ſordida mappa etc.

und in dieſer Stelle, wo er das weibiſche Weſen der Jünglinge ſeiner Zeit, mit der Leibesſtärke der alten Römer vergleicht, welche den Hannibal bezwungen, und Karthago erobert hatten:

Non his juventus orta parentibus, etc.

und noch in dieſer, wo er die Römer mit einem großen Baume vergleicht, der, je mehr man ihn behauet, je mehr er ſich erhebt, und ſelbſt aus ſeinem Verluſte, ſeinen Zuwachs zu nehmen ſcheint:

Duris ut ilex tonſa bipennibus, etc.

In dieſer Stelle iſt kein Wort, welches nicht zum Ziele trifft, und keines von denen müßigen Beywörtern, die der Reim, bey uns auch den beſten Dichtern, abdringt. Iſt aber die Rede von zärtlichern Gegenſtänden, ſo weis er ihnen Anmuth zu ertheilen, und malet ſie mit feinen Zügen:

Quem ſi puellarum inſereres choro, etc.

Aus dieſer Vermiſchung der Charactere nun, entſteht eine ungemeine Lebhaftigkeit, die ſeine Gedichte ſo reizend machet: denn Horaz war keiner von denen Dichtern, deſſen Leyer allezeit in einem Tone blieb, nichts als die Liebe beſang, wie Anakreon und Sappho, oder nur Schlachten, wie Alcäus und Tyrtäus, oder nur Elegien machte, wie Simonides, oder die Sieger in den griechiſchen Spielen beſang, wie Pindar. Er handelte allerley Arten von Materien ab, und allezeit mit der gehörigen Schönheit, worinnen er von einigen unſerer Dichter weit unterſchieden war, die nur glücklich ſind, wenn ſie einen ſatyriſchen, frechen oder unfläthigen Einfall, zuſammen reimen ſollen; noch mehr aber geht er von denen ab, die in der That viel Verſtand haben, mit demſelben aber nur auf Koſten der Geſetze, der Regierungsforme und der Religion ihres Landes, pralen.

Horaz hatte freylich ſeine Schwachheiten, ja ſo gar ſeine Laſter, und zwar große Laſter; aber weit gefehlet, daß er ſich als einen Ruchloſen hätte darſtellen ſollen, ſo leſe man nur, mit wie vieler Ehrfurcht, und wie wohlanſtändig er von dem oberſten der Götter in folgenden ſchönen Verſen redet:

Regum timendorum in proprios greges,
Reges in ipſos imperium eſt Jovis,
Clari Giganteo triumpho,
Cuncta ſupercilio moventis!

Die Dichter damaliger Zeit machten ſich eine Ehre aus der Frömmigkeit, und errötheten nicht darüber:

Ab Jove principium Muſæ, Jovis omnia plena,

ſaget Virgil. Es iſt auch nicht leicht möglich, daß Männer, die ſo erleuchtet geweſen, die Gottheiten des Heidenthums ſollten geglaubt haben: allein ſie hielten dafür, daß ein Weiſer, wenn er gleich von der Religion andere Gedanken heget, als ein anderer, dennoch ſo davon reden müſſe, wie der große Haufen. Dieſes iſt der eigentliche

Grund alles Aberglaubens, welchen man im Herodot, im Livius, im Pauſanias, und in den mehreſten Alten findet; es iſt lauter Aberglauben, in Anſehung unſerer, in Anſehung ihrer aber gar nicht.

Was nun den Horaz betrifft, und wenn man von ihm aus ſeinen Gedichten urtheilen will, ſo kann man nicht zweifeln, daß er ſehr andächtig geweſen. Er begnügte ſich nicht nur, die Götter zu fürchten und zu verehren, er preiſet auch allenthalben ihren Dienſt und ihre Ceremonien, mit einem Eifer an, der wohl einer beſſern Sache würdig geweſen wäre. Man erinnere ſich nur, wie er die Römer in der ſechſten Ode des dritten Buches anredet:

Delicta majorum immeritus lues, etc.

ſo wird man finden, daß Horaz ſolch ein Epikurer eben nicht geweſen, als er ſaget, und man das, was er an den Tibull ſchreibt, eben nicht nach dem Buchſtaben nehmen müſſe:

Me pinguem et nitidum bene curata cute viſes,
Cum videre voles Epicuri de grege porcum.

Freylich geſteht er es ſelbſt, daß er ein Anhänger dieſer unvernünftigen Secte geweſen: allein er berichtet uns auch, daß er umgewandt ſey:

Parcus Deorum cultor et infrequens, etc.

und ſeine Aenderung war ehrlich; denn niemals hat ein Dichter die Tugend mehr angeprieſen, und ſie beſſer gelehrt. Zu ſeiner Zeit war der Ehebruch in Rom was gemeines. Dieſes Unweſen, welches von dem natürlichen und göttlichen Geſetze gleich ſtark verdammet wird, findet man in unſern Dichtern, als ein gutes Stück und als eine Galanterie abgehandelt. Horaz hingegen, ſaget es den Römern rund heraus, daß die Verletzung der ehelichen Treue, dasjenige wäre,

wäre, warum ſie von der Tugend ihrer Vorältern aus der Art geſchlagen wären, welches die beſten Geſchlechter mit Baſtarden angefüllet hätte, und eine ganze Sündfluth von Plagen auf das Vaterland zöge. Um ſie aber wegen ihrer Ausſchweifungen ſchamroth zu machen, ſo führet er ihnen das Beyſpiel derer Völker an, die ſie als Barbarn anſahen, und die ihnen gleichwohl Lehren der Tugend geben könnten:

Campeſtres melius Scythæ, etc.

Man ſollte ſagen, Horaz habe bloß geſchrieben, ſeine Mitbürger zu beſſern Leuten zu machen, und der große Bewegungsgrund, welchen er ihnen, als ein Mann, der das menſchliche Herz vollkommen kannte, an die Hand gab, war, ihr eigen Beſtes; der Lohn war es, den ſie von den Göttern gewarten ſollten, und der allezeit dem Opfer, welches man ihnen bringt, gemäß iſt:

Quanto quisque ſibi plura negaverit
A Dis plura feret.

Welch ein Grundſatz bey einem Heiden! Iſt er nicht das, was das Chriſtenthum nur vollkommener lehret? Man kann daher mit allem Rechte vom Horaz dasjenige ſagen, was er ſelbſt vom Homer ſaget, daß dieſer Dichter die Tugend beſſer gelehret, als Krantor, oder Chryſippus. In der That bezeuget er nicht nur in einigen ſeiner Gedichte, einen ſo lobenswürdigen Eifer, ſondern in den allermehreſten, ohne daß der Stand derjenigen Perſon, an welche er ſie richtet, ihn abhalte, ihnen frey zu ſagen, was er denkt. Z. E. in ſeiner Ode an den Lollius, welcher mehr als einmal Conſul geweſen war, ſaget er ihm herzhaft heraus, daß nicht der Reichthum und die Ehrenſtellen dasjenige ſind, was uns glücklich machet, und daß nur derjenige allein glücklich ſey, welcher ſein Glück weislich zu gebrauchen, die Armuth, wenn es ſeyn muß, zu ertragen wiſſe, und lieber den Tod erdulde, als eine ſchändliche That begehen wolle. Einem andern Großen ſaget er: So wie du dein Glück wirſt zu ertragen wiſſen, ſo werden wir dich auch ertragen.

Ut tu fortunam, ſic nos te, Celſe, feremus.

Einem andern: Ganz Rom redet von deinem Glücke; ich aber fürchte ſehr, daß du dieſes Glück nicht vielmehr in der Meynung, die andere Leute von dir hegen, als in dir ſelbſt ſucheſt; und ich für mein Theil, ſchätze dich nur in ſo weit glücklich, als du derjenige rechtſchaffene Mann ſeyn wirſt, der du, wie man ſaget, ſeyn ſollſt:

Tu recte vivis, ſi curas eſſe quod audis, etc.

und wenn er mit dem Mecän redet, welcher des Auguſtus Staatsrath und Liebling war, mit wie viel Edelmuthe ſaget er ihm nicht, der Menſch ſey durch die Verachtung des Reichthumes, viel größer, als durch deſſen Beſitz, der allezeit ein Gefährt des Geizes iſt.

Selbſt die Lobſprüche, welche er dem Auguſt beyleget, ſo ſchmäuchelhaft ſie auch ſind, müſſen für ſo viele Ermahnungen angeſehen werden, wie man ſich verhalten ſolle, um von dem Volke, ſeiner Gnade wegen geliebet zu werden, und doch daſſelbe zu gleicher Zeit, durch eine gerechte Schärfe, im Gehorſame zu erhalten.

Doch inſonderheit in ſeinen Strafgedichten und Briefen, handelt er die wichtigſten Stücke der Morale ab. Wenn man dieſe zwo Gattungen ſeiner Gedichte lieſt: ſo glaubet man einen Sokrates, Plato, Epiktet und alles zu leſen, was die Stoa und die alte Akademie, von den Sitten vortreffliches hervorgebracht haben; nur mit dieſem Unterſchiede, daß die Platoniker, durch unerträglich langwierige Umwege zu ihrem Zwecke gingen, und die Stoiker eine ekele Trockenheit hatten: dahingegen Horaz, uns ſolche deutliche, vernünftige und wohl gewürzte Wahrheiten vorträgt, daß es keinen Leſer giebt, der ihnen nicht mit Vergnügen Beyfall gebe. Er ſaget an irgend einem Orte, es gebe Worte, die die Kraft hätten, die Krankheiten der Seelen zu heilen; und Bücher, die, wenn ſie gehörig geleſen würden, den Geiſt unfehlbar geſund und geruhig machen würden. Giebt es aber irgend ein Buch in der Welt, davon man dieſe Wirkung erwarten kann, ſo iſt es gewiß das ſeinige. Horazens groſſe Kunſt iſt dieſe, daß er nichts ſaget, als Sachen, die aus demjenigen natürlichen Lichte genommen ſind, welches uns, auch wider Willen, erleuchtet. Er redet allezeit lauter Vernunft, und derjenige Menſch, der ſich der Macht widerſetzet, iſt doch gegen die Vernunft allemal gelehrig; wenn man ſie ihm nur auf die rechte Art vorſtellet. Daher eben thun die Predigten ſo wenig Wirkung bey uns: indeſſen, daß andere bloß moraliſche Betrachtungen, allgemeinen Beyfall finden. Dergleichen iſt dieſe im Horaz:

Vilis amicorum eſt annona, bonis ubi quid deeſt.

denn ein jeder beſchweret ſich, er habe keine Freunde; oder beklaget ſein Unglück, daß er in ſeinem ganzen Leben ſich keinen Freund erwerben könne. Horaz ſaget, es iſt nichts leichters, als ſich Freunde zu machen; ſo lange es noch rechtſchaffene und verdiente Leute giebt, die arm ſind: und man muß geſtehen, daß er recht hat. Eben ſo iſt es auch mit dieſem Lehrſatze:

Cœlum, non animum mutant, qui trans mare currunt.

Die Welt iſt voll unruhiger Leute, die unbeſtändig und leichtſinnig ſind, die ohne Unterlaß Ort und Stelle verändern möchten, und ſich doch nirgend wohl befinden: ſie ſchieben es auf die Luft, auf das Clima, auf die Einwohner des Landes. Schiebt es doch nur auf euch ſelbſt, ſaget Horaz zu ihnen, und auf eure Gemüthsart, die ihr allenthalben mit euch führet:

In culpa eſt animus, etc.

Er ſuchet diejenigen, die ſich durch ihre Leidenſchaften regieren laſſen, dadurch zu heilen, daß er ſie wieder zur Vernunft führet. Den Verſchwender, den Geizhals, den Ehrſüchtigen, den Abergläubiſchen, den Häuchler, einen jeden ſchildert er ſo ähnlich ab, daß ſie ſich wohl erkennen und vor ſich ſelber ſchämen müſſen. Mit was für angenehmen Zügen hergegen ſchildert er nicht den tugendhaften Menſchen ab!

— — — Sibi qui imperioſus,
Quem neque pauperies, neque mors, etc.

und den wahren Weiſen, der ſo fern vom Aberglauben, als von der Ruchloſigkeit iſt:

— — — Caret tibi pectus inani
Ambitione, caret mortis formidine.

Dieſer moraliſche und tugendhafte Character, welcher uns unter dem Namen bene morata oratio, ſo ſehr empfohlen wird, und wohlgearteten Leuten ſo reizend vorkömmt, fehlt heut zu Tage unſern Schriftſtellern vieleicht am allermeiſten, inſonderheit aber unſern Dichtern. Es giebt deren gewiß auch wenige, die mit dem Horaz ſagen könnten:

Quid verum atque decens curo et rogo, et omnis
in hoc ſum.

Das Salz und die Annehmlichkeit ſeiner Strafgedichte, zeigen zur Gnüge, daß er, wenigſtens eben ſo gut als ſie, zu lachen und zu ſcherzen gewußt habe: allein, wenn er ſeinen Leſer eine Zeitlang ermuntert und beluſtiget hat, ſo führet er ihn auch allezeit wieder auf das Hauptwerk zurück.

Geht man nun von den eigentlichen Tugenden, auf die Pflichten des gemeinen Lebens, ſo wird man auch hier den Horaz ganz vortrefflich befinden. Er iſt voll der eigentlichſten Lehrſätze, die uns zu einem angenehmen Umgange geſchickt machen können. Unter ſeinen Händen, haben die Wiſſenſchaften wirklich das Vorrecht, die Sitten zu mildern; und verdienen den Namen humaniora, den ſie aus eben dieſer Urſache bekommen haben. Was kann wohl vernünftiger ſeyn, als was er ſaget, mit wie vieler Gutheit wir die Gebrechen anderer Leute ertragen ſollen? *Du verzeiheſt andern nichts, heißt es, alles verdreußt dich an ihnen: denkſt du auch wohl, daß dieſe Strenge auf dich ſelbſt zurück fährt?*

— — — Eheu!
Quam temere in noſmet legem ſancimus iniquam, etc.

Man kann ohne Bewegung, die Zeichen der Hochachtung und Erkenntlichkeit nicht leſen, die er gegen ſeinen Vater äußert. Dieſer war eines Freygelaſſenen Sohn, und daher nahm man Gelegenheit, den Horaz zu verachten:

Quem rodunt omnes libertino patre natum.

Wie lehnt er nun dieſen Vorwurf ab? *Ich will nicht ſagen, heißt es, wie wohl die mehreſten thun: bin ich nicht von edlen und berühmten Aeltern gebohren, ſo iſt ſolches mein Fehler nicht. Das wenige, was ich werth bin, habe ich meinem Vater, der Erziehung, die er mir gegeben hat, und der Sorgfalt zu danken, womit er auf mein Verhalten Acht gegeben. Ja, ſtünde es gleich bey mir, mir ein Geſchlechtregiſter nach eigenem Gefallen zu machen, ſo würde ich dennoch einen ſo guten Vater, niemals gegen einen andern vertauſchen.*

Nil me pœniteat ſanum patris hujus eoque, etc.

Ein Menſch, der ſo denkt, iſt weit davon entfernt, einen neuen Namen anzunehmen, und ſeinen eigenen fahren zu laſſen.

Frankreich hat zween Schriftſteller gehabt, die man mit dem Horaz, wenigſtens in gewiſſen Stücken vergleichen kann, dieſe ſind, Voitüre und Boileau. Den Voitüre, wegen ſeines feinen Witzes, ſeiner wunderwürdigen Geſchicklichkeit den Großen zu gefallen, und mit ihnen auf einen vertrauten Fuß umzugehen, ohne jemals zu vergeſſen, wer er wäre. Den Boileau, wegen des luſtigen Schwunges ſeiner Strafgedichte, und wegen ſeiner feinen Critik; beyde aber wegen der großen Hochachtung, darinn ſie zu ihrer Zeit geſtanden, wegen des Ruhmes, den ſie genoſſen . . . Was iſt aber übrigens nicht für ein Unterſchied unter ihnen! Voitüre hat ganz unleugbar allezeit ſchöne Briefe geſchrieben: und diejenigen, ſo ſie heut zu Tage herunter machen, würden keine verfertigen, die ihnen gleichen. Sie würden, wie der Herr Abt Gedoyn ſaget, niemals die Höflichkeit, die gute Art zu leben, und die feine Galanterie erreichen, darinn deren Weſen beſteht. Allein, es ſind ſchöne Worte, und weiter nichts. Niemals wird man etwas moraliſches oder gründliches darinnen finden. Er machet an irgend einer Stelle eine Abſchilderung von ſich ſelbſt; aber er hütet ſich wohl von ſeiner Geburt etwas zu ſagen: alles, was ihn derſelben erinnerte, war ihm unerträglich. Er war der Mann nicht, der mit dem Horaz hätte ſagen mögen:

Nunc

---

*) Als eine Probe, daß Boileau kein Weltmann geweſen, mag die Antwort dienen, die er einmal dem Prinzen von Condé gegeben. Das franzöſiſche Kriegesheer ſollte unter der Anführung dieſes Feldherrn nach Deutſchland gehen, und hatte ſich zu dem Ende unweit Paris gelagert. Der Prinz fragte einsmals den Herrn Boileau, welcher daſſelbe

— — Non ego pauperum
Sanguis parentum, non ego, quem vocas,
Dilecte, Mæcenas, obibo.
Od. 20, Lib. 2.

Vom Boileau aber weis man, daß er ein bloßer Dichter, und gar kein Weltmann geweſen *).

Man geſteht, daß Horazens Dichtkunſt ein Meiſterſtück der geſunden Vernunft und Critik iſt, welche allen Dichtern, die etwas dauerhaftes machen wollen, ewig zur Regel dienen wird. Man hat auch geſehen, daß ehedem die franzöſiſchen Dichter dieſelbe beſonders ſtudieret, und auswendig gelernet haben. Anjetzt aber, da die meiſten Weltleute dieſes Buch liegen laſſen: ſo haben es auch die Dichter vernachläßiget, und dafür einen Stoß kleine Schmierereyen geleſen, die immer eine auf die andere folgen, alle aber dazu gemachet ſind, den Witz oder die Sitten zu verderben.

Nach dieſen Betrachtungen, endiget der Herr Abt Gedoyn ſeine Abhandlung eben ſo, wie er ſie angefangen: **welch ein angenehmer Dichter iſt nicht Horaz! und wie ſchade iſt es, daß man ihn nicht mehr lieſt!**

Wenige Tage drauf, als der Herr Abt Gedoyn ſeine Schrift vorgeleſen, brachte der Herr **Moreau von Mautour** eine andere, darinnen er einen Satz feſtſtellet, der des Herrn Abts Gedoyn ſeinem, womit er ſeine Schrift angefangen und beſchloſſen hatte, ſehr zuwider iſt,

---

daſſelbe beſehen hatte: wie es ihm gefiele? Gnädiger Herr, antwortete Boileau, die Armee wird ſehr gut werden, wenn ſie wird mündig ſeyn. In der That war der älteſte darunter kaum achtzehn Jahre: aber welch eine kühne und beleidigende Antwort, gegen den Feldherrn! Man ſehe die Briefe der Frau von Sevigne, im IV. Th.

nämlich, daß Horaz nicht mehr geleſen würde: und es fiel ihm nicht ſchwer, zu beweiſen, nicht nur, daß man dieſen berühmten Dichter noch immerfort läſe, ſondern, daß er auch, unter allen alten Schriftſtellern derjenige ſey, welcher noch am meiſten geleſen würde; daß er allezeit das Vergnügen derer ſey, die einigen Geſchmack an den wahren Schönheiten der Dichtkunſt haben; daß er auch einiges vornehmes und berühmtes Frauenzimmer ergötzet, worunter Herr von Mautour die Gräfinn de la Fayette nennet; und kurz, daß er noch immer der Dichter aller muntern Köpfe, inſonderheit aber der Hofleute und Kriegsbedienten ſey. Geſetzt aber, man wüßte auch ſonſt nichts anzugeben, als die erſtaunliche Menge von Ausgaben, Auslegungen und Ueberſetzungen, welche man von dieſem Dichter gemachet hat, und noch täglich machet; ohne der Schulbücher zu gedenken, die ſich alle Jahre vermehren: ſo brauchte man ja ſchon nichts mehrers, zum Beweiſe, daß er noch allezeit geleſen wird, und daß man ihn ferner ſo lange leſen wird, als die Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften dauern wird.

Nach dieſem Eingange beklaget ſich Herr Moreau von Mautour, daß der Herr Abt Gedoyn den Horaz nur als einen ſtrengen Weltweiſen vorgeſtellet hat. Er zeiget, aus einer großen Menge von Anführungen: daß er ein Menſch geweſen, der ein guter Schmausbruder geweſen, inſonderheit den guten Wein geliebt, und eine anſehnliche Menge Buhlerinnen gehabt; wie aus ſeinen Oden an die Leuconoe, Lydia, Glycera, Chloe, Neära, Pyrrha, Galatea, Phillis, Lyce, und noch andere mehr, erhellet. Wir mögen hier alle dieſe Anführungen nicht wiederholen, als die bekannt genug ſind, und welche beweiſen: daß, wenn Horaz vortreffliche moraliſche Sätze vorgetragen, wie man dieſes nicht leugnen kann, er auch gar oft verliebte Sachen vorbringt. Wir wollen alles ſagen: er iſt zuweilen in ſeinen Ausdrücken gar zu frey geweſen, und fällt in ſeinem zweyten Strafgedichte ſo gar ins Cyniſche; ſo, daß auch Herr Dacier, ſo eingenommen er ſonſt vom Horaz geweſen, in ſeinen Anmerkungen zu dieſer Satyre ſagen müſſen: er kenne darinn den Horaz nicht, und dieſer müſſe trunken geweſen ſeyn, als er ſie verfertiget hat.

So wird denn einer und derſelbe Menſch, nachdem man ihn in verſchiedenen Geſichtspuncten betrachtet, ſich ſelbſt unähnlich; oder, um richtiger zu reden, er iſt ſelbſt, ein rechter Widerſpruch. Allein, fragt Herr Moreau von Mautour: iſt auch dieſer Schriftſteller wirklich in alle die Schönen verliebt geweſen, an die er ſeine Oden richtet, oder war er nur, wie man ſaget, ein galanter Menſch? Iſt die Eiferſucht kein zweydeutiges Kennzeichen einer wahren Leidenſchaft, ſo iſt Horaz verliebt geweſen: weil er zuweilen bis zur Ausſchweifung eiferſüchtig iſt, wie in der 13. Ode des 1. B. darinn er ſich über den Vorzug beklaget, welchen die Lydia dem Telephus, ſeinem Nebenbuhler, gab. Er machet ihr die bitterſten Vorwürfe, und ſcheint in Wuth zu gerathen, wenn er an die Gunſtbezeugungen denkt, die ſie ihm erweiſt. Kann man ſich denn nicht eben ſo gut eiferſüchtig anſtellen, als verliebt? und iſt Horaz nicht denjenigen ähnlich, von welchen Boileau ſaget:

> Qui dans leur Cabinet, aſſis au Pied des Hêtres,
> Font redire aux Echos des Sottiſes champêtres?

* * *

XI.

Herrn Blanchards Abhandlung von magiſchen Beſchwörungen.

1735.

Der Exorciſmus iſt in gutem Verſtande, eine gewiſſe Formel, deren die Kirche ſich bedienet, um Gott anzuruffen; daß er die Drangſalen, ſo uns betreffen, oder drohen, abwenden wolle: und der Gebrauch dieſes Gebethes iſt ſo alt, als die Kirche ſelbſt. Allein von dieſer Art des Exorciſmus, redet der Herr Blanchard, in der kleinen Schrift, die er der Akademie vorgeleſen, und wovon wir hier einen Auszug mittheilen wollen, ſo wenig, als von dem Exorciſmus der Synagoge.

Die erſte Materie haben bereits Herr Thiers *), der Abt Renaudot **) und einige andere, erſchöpfet. Herrn Blanchards Unterſuchungen, gehen bloß auf diejenigen magiſchen Beſchwörungen, welche von den alten Heiden gebraucht worden. Dieſe hatten ihren Urſprung bloß einer eiteln Neugierde zu danken, eben wie die falſche Wiſſenſchaft, die ſie gebräuchlich machte. Wäre man allezeit der weiſen Regel des Philetas gefolget: Deum crede, atque cole, noli quærere: ſo wäre man niemals in die Ausſchweifungen verfallen, dahin dieſe unverſtändige Neugierde die Menſchen, und ſo gar die Weltweiſen, gebracht hat. Man wollte die unerforſchliche Natur des höchſten Weſens ergründen, davon St. Auguſtin ſaget, melius ſcitur neſciendo; und in dieſem Abgrunde verloren ſie ſich ſelbſt.

---

*) des Superſt.

**) Hiſtoire des Liturgies.

Jamblichus und Porphyr haben viel von dieſer Sache geſchrieben. Der erſte ſaget, die alten Aegyptier und die Aſſyrer wären überzeugt geweſen, daß die Götter über das ganze Weltgebäu ausgebreitet wären, und daß ſie alle zur Regierung der Welt, durch eine gemeinſchaftliche Vorſehung beytrügen; daß es aber deren einige gäbe, die beſonders, einige in der Luft, andere im Waſſer, andere in der Erde, und andere im Feuer herbergeten. Wenn man ſaget, gewiſſe Götter wohneten inſonderheit an gewiſſen Orten, ſo iſt das ſo zu verſtehen: daß, da ſie ihrem Weſen nach, allenthalben ſind, ſie ihre Kraft an dieſen Orten, wegen der Verfaſſung, die ſich daſelbſt befindet, auf eine beſondere Art ſehen laſſen; eben wie die Sonne, die, ob ſie gleich ihr Licht überhaupt allenthalben ausbreitet, ſelbiges gleichwohl an gewiſſen Orten, nachdrücklicher mittheilet als anderwärts.

Daher kömmt es, daß diejenigen, die dieſe Geheimniſſe einzuſehen meynen, und ſich für geſchickt genug halten, mit den Göttern umzugehen, ſich beſonderer Anruffungen bedienen, und diejenigen dazu erwählen, die ſich zu dem Orte, allwo ſie ſie thun, am beſten ſchicken. Denn, gemeine Anruffungen, würden bey dieſen Göttern keine Wirkung thun, die ſich nur durch dasjenige rühren laſſen, was einiges Verhältniß mit ihrer Natur hat. Daher kam auch die Wahl gewiſſer beſondern Schlachtopfer, Rauchwerke, gewiſſer Worte bey den Opfern, Darbringungen, und Gebethen.

Porphyr hat geglaubet, daß nicht nur die Dæmones, ſondern auch die Götter ſelbſt, eine der Leidenſchaften fähige Natur hätten, oder die dieſelben doch empfinden könnte; weil ſie ſich durch die Opfer und Anruffungen rühren laſſen, die man vor ſie bringt. Um nun dem Einwurfe zu begegnen, daß die Götter, als geiſtige Weſen, ſich durch irrdiſche Sachen ſollten bewegen laſſen, deren Natur mit der ihrigen ſo gar nicht überein kömmt, antwortet Jamblichus: es gebe in den materialiſchen und körperlichen Dingen, gewiſſe göttliche und geiſtige Urſachen, Gattungen, Maaße, und Verhältniſſe, die eine ſehr deutliche Verbindung mit den Göttern hätten.

Unter den alten Gottesgelehrten hat es einige gegeben, die zweyerley Arten von Göttern erkannt haben. Die eine waren von ganz geiſtiger Natur; die andern aber hatten eine zum Theil geiſtige, zum Theil thieriſche Natur; jene wären gegen alle unſere Gelübde und Opfer unempfindlich, weil ſie ſo erhaben wären, und folglich müßte man ihnen keine bringen; dieſe aber würden durch unſere Gebethe und Gaben ſehr gerühret. Außer den Göttern, glaubte man noch, daß das Weltgebäu mit Geiſtern erfüllet wäre, die überhaupt der Regierung der Welt, und jedes Weſens ins beſondere vorſtünden: allein in Anſehung der Natur, der Zahl, und Verrichtungen dieſer Geiſter war man nicht einig. Ein jeder hat nach dem Begriffe davon geredet, welchen er ſich von der Gottheit gemachet, und nach der Einrichtung, die er zu dieſer großen Haushaltung erdacht hatte. Alle haben zugeſtanden, es gäbe deren verſchiedene Arten, und in jeder Art wären viele Legionen. Man hielt auch dafür, es gäbe eine Ordnung und eine Unterwürfigkeit unter dieſen Geiſtern, ja ſo gar unter den Geiſtern von einer Art. Unter dieſen gäbe es einige, die allezeit vor den Augen Gottes und an ſeinem Hofe, als oberſte Staatsbediente wären, und die ſeine Befehle erhielten; die ſie wieder andern auftrügen, welche für deren Ausführung Sorge trügen. Von allen dieſen Geiſtern, ſetzte man hinzu, wären die unvollkommenſten diejenigen, die über die Elemente geſetzt wären.

Aber wird man ſagen, da dieſe Geiſter eine erhabnere Natur haben, als der Menſch, und zugleich Staatsbediente der Götter ſind: wie kann denn der Menſch ſie herbey rufen, ſen, durch Beſchwörungen austreiben, und dadurch die Wirkung ihrer Bothſchaft ſtören? Das geſchieht, antwortete man, weil in gewiſſen Fällen, der Menſch von den Göttern einen höhern Befehl bekommen haben kann, nach welchem er wieder ſeinerſeits den Geiſtern gebeuth; ſo, daß ſie ſeinen Vorforderungen und Beſchwörungen gehorchen müſſen. Allein, worinnen beſtunden dieſe Beſchwörungen und Vorforderungen? Das werden wir gleich hören.

Agrippa führet dreyerley Arten des Beſchwörens der Geiſter an. Die erſte iſt die natürliche, und geſchieht durch die Kraft vermiſchter Dinge, mit denen ſie eine Sympathie haben. Die andere iſt himmliſch, und geſchieht durch die Beyhülfe himmliſcher Körper, deren Kraft man anwendet, die Geiſter herbey zu holen, oder zu verjagen. Die dritte und ſtärkſte, iſt göttlich, und geſchieht durch Beyhülfe der göttlichen Namen, der Sacramente und heiliger Gebräuche. Die letzte Beſchwörung, bindet nicht nur die Geiſter, ſondern auch alle Arten der Creaturen, die Waſſerfluthen, Ungewitter, Feuersbrünſte, Schlangen, Seuchen, u. ſ. w.

Es giebt auch außer dieſem noch Rauchwerke, die geſchickt ſind, gewiſſe Geiſter herbey zu holen, und andere zu vertreiben. Dieſe muß man zu miſchen, und ſich ihrer gehörig zu bedienen wiſſen.

Die alten Magi haben geglaubet, daß der Menſch, durch die Kraft der Sacramente, die ihm eigen ſind, den Geiſtern gebiethen, und ſie zwingen könne, ihm zu gehorſamen: weil er, indem er ſich dieſer geheiligten Werkzeuge bedienet, die Stelle der Götter vertritt, und gewiſſermaßen mit in ihren Orden erhoben wird. Da nun dieſe heiligen Werkzeuge von den Göttern kommen, die ſie dem Menſchen gegeben: ſo darf man ſich nicht wundern, wenn ſie auch eine Kraft haben, die den Menſchen über die Geiſter erhebet. Das Büchelchen Enchiridion Leonis Papæ betitelt, hat vieles zur Verderbniß des Verſtandes beygetragen; ungeachtet, wie Herr Blanchard ſaget, lauter gute Sachen in den Gebethen ſtehen, die es enthält: allein die große Menge Kreuze, welche man darinnen findet, zeigen lauter Aberglauben an.

Der Verfaſſer ſetzet hinzu, er habe in dieſem Werke, eine Beſchwörung geleſen, wodurch man ſich vor den Waffen feſt machen könne: und dieſe komme ihm unerlaubet vor, weil ſie verwägener Weiſe die anbethenswürdigen Namen Gottes, und die Werkzeuge des Leidens Chriſti, mit den Namen der Heiligen, und den Werkzeugen ihrer Marter, vermenget. Er meynt auch, man entſchuldige dieſes Werk, in dieſem Stücke, nicht genug, wenn man ſaget, es ahme hierinn die Litaneyen nach. Unter andern abergläubiſchen Dingen, die noch ferner darinnen ſtehen, fähret Herr Blanchard fort, iſt auch Chriſti Brief an den König Abgarus, welcher offenbar falſch iſt. Man läßt darinnen den Herren Chriſtum ſagen: „er könne „dieſen König nicht beſuchen, wolle ihm aber einen von „ſeinen Apoſteln ſchicken; er ſchriebe ihm anjetzt mit ſeiner „eigenen Hand, und riethe ihm, dieſen Brief als einen „Schild aufzuheben, der ihn wider alle ſeine ſichtbaren oder „unſichtbaren Feinde, bedecken würde.„

In dieſem Buche ſtehen ferner einige Worte Adams, die er geſprochen haben ſoll, als er in die Behältniſſe vor der Hölle gegangen. Wer aber hat doch wohl Worte aufſchreiben können, die in einer andern Welt geſprochen ſeyn ſollen? Der Verfaſſer indeſſen eignet dieſen Worten ſo viel Kraft zu, daß er will: ein jeder Menſch, der ſie geſchrieben bey ſich trage, habe nichts zu fürchten; er befinde ſich auch, in welcher Gefahr er wolle. Er verſichert ſo gar, daß, wenn man ſie auf einen Ochſen, oder Schöps lege, der Holzſtoß daſſelbe nicht tödten könne.

Es giebt auch noch ein ander Büchelchen, welches den Titel führet, Schlüſſel zum Enchiridion, und ausführlich die Art und Weiſe erkläret, wie man ſich derer in dieſem Werke enthaltenen Gebethe bedienen ſoll. Es wird darinn von der Kraft des Pentaklum gehandelt, ohne welches man keine Beſchwörung vornehmen kann. Dieſes iſt ein Petſchaft, ſo auf Jungferpergament eines Bocks, oder auf irgend ein Metall, Gold, Silber, Kupfer, Zinn, oder Bley, gedruckt iſt. In dieſem Petſchafte ſtehen die Namen Gottes. Es ſchließt einen Dreyeck in zween Zirkel ein, und man lieſt darinn die Worte: FORMATIO REFORMATIO, TRANSFORMATIO. Zur Seite des Dreyeckes ſteht das Wort AGLA, welches ſehr mächtig iſt, der Bosheit der Geiſter Einhalt zu thun. Das Fell, worauf man dieſes Siegel druckt, muß beſchworen und geweihet ſeyn. Man beſchwöret die Dinte und Feder, deren man ſich bedienet; und nachdem man ſich gereiniget hat, räuchert man das Pentaklum: worauf man es drey Tage und drey Nächte in ein ſehr ſauberes Gefäß verwahret; nachmals thut man es in eine Leinwand, oder in ein Buch, das man räuchert und beſchwöret.

Alle Gebethe, die in dem Ausleger des Enchiridions vorgeſchrieben werden, ſind an ſich ſelbſt gut: allein es ſtehen vorher, darneben, und hinter her, ſo viel abergläubiſche Ceremonien, von rothen Kreuzen, mit dem Blute des Zeigefingers oder Daumens gemacht, und zwar zu gewiſſer Zeit des Mondes, zu gewiſſen Stunden der Nacht, und an gewiſſen Tagen; und von ſchwarzen Kreuzen, ſo mit geweihten Kohlen gemacht werden, daß ein jeder Chriſt einen Abſcheu vor ſolchen Handlungen haben ſollte. Eben ſo iſt es mit dem Gebrauche des Eiſenkrautes und mit der Art ſolches zu ſammeln: da man ſich nach Morgen wenden, mit der linken Hand auf das Kraut lehnen, gewiſſe Worte ſprechen, und ohne ſich umzuſehen, rückwärts gehen muß. Auch die Zirkel thun bey allen dieſen Handlungen ſehr viel. Dieſe müſſen mit weißer beſchworner Kreide gezogen werden. Sie werden angewandt, die Geiſter einzuſchließen, damit ſie weder dem Beſchwörer, noch den Umſtehenden ſchaden. Und wer weis nicht die Analogie der Zirkelfigur mit der Einheit, die das vollkommene Kennzeichen Gottes iſt?

Der Unterſchied dieſer Zirkel beſteht in den Namen und Figuren, die darinnen, entweder an ſich ſelbſt verſchieden, oder auf verſchiedene Art geordnet ſind: und dieſe Aenderung hat ihren Grund in den Verhältniſſen der Zahlen.

Von allen Beſchwörungen indeſſen will man hier nur diejenige anführen, die über das magiſche Buch geſprochen wird. Dieſe iſt ein wichtiges Stück, daraus man ſchließen kann, daß dieſe Ausſchweifungen, das Werk einiger unwiſſenden und gottloſen Theologen ſey. Hier iſt die Formel davon:

„Ich beſchwöre euch alle, und befehle euch Geiſtern
„allen, ſo viel ihr eurer ſeyd, dieſes Buch, ſo euch zugeeignet
„iſt, anzunehmen; damit, ſo oft man es leſen wird,
„ihr ohne Säumniß und in menſchlicher, ſanftmüthiger
„und angenehmer Geſtalt, denenjenigen erſcheinet, die
„dieſes Buch auf die ihnen beliebige Art leſen werden:
„es ſey überhaupt oder beſonders, das heißt, einer oder
„viele, auf Begehren des Leſers, ohne jemanden aus ſeiner
„Geſellſchaft zu ſchaden, oder einiges Leid zuzufügen;
„es ſey am Leibe, oder an der Seelen, oder auch mir,
„der ich dieſes befehle. Daß ihr, ſo bald das Leſen
„vorüber iſt, erſcheinen ſollet, entweder eurer viele, oder
„einzeln, nach Belieben des Beſchwörers, ohne Lärmen,
„Aufſehen, Brechungen, Donner, Verblendniß, Lügen oder
„Trug. Hierum beſchwöre ich euch, durch alle Namen
„Gottes, die in dieſem Buche geſchrieben ſind. Wofern

„derjenige, oder diejenigen, ſo beſchworen werden, nicht
„erſcheinen können: ſo ſollen ſie gehalten ſeyn, andere zu
„ſchicken, die ihren Namen melden ſollen; und die ihre
„Dienſte thun und ihre Macht ausüben können, und einen
„feyerlichen unverbrüchlichen Eid leiſten ſollen, den Befehlen
„des Leſers ſogleich, und ſo bald er es wird haben wollen,
„genau zu folgen, ohne daß er einer andern Hülfe,
„Stärke, oder Gewalt nöthig habe. Erſcheinet alſo, im
„Namen der ganzen himmliſchen Hofſtatt, und gehorchet,
„im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen
„Geiſtes. Amen. Stehet auf und kommet, durch die Kraft
„eures Königes, und durch die ſieben Kronen eurer Könige,
„und durch die ſchweflichten Ketten, unter denen alle
„Geiſter und Teufel in der Hölle gehalten werden. Erſcheinet
„und eilet in dieſen Zirkel zu kommen, um auf mein
„Begehren zu antworten, und alles zu erfüllen, was ich
„haben will. Kommet alſo, ſowohl vom Morgen, als vom
„Abend, vom Mittage als Mitternacht, und wo ihr nur
„ſeyn möget. Ich beſchwöre euch darum, durch die Kraft
„und Macht desjenigen, der drey und eins, ewig und gleich
„an Perſonen, ein unſichtbarer ſelbſtſtändiger Gott iſt;
„der den Himmel, die Erde und das Meer, und alles,
„was darinnen iſt, erſchaffen hat, durch ſein Wort.„

Um die letzten Worte dieſer Beſchwörung zu verſtehen, muß man wiſſen, daß die Zauberer, vier von dieſen Geiſtern, den vier Theilen der Welt vorſtehen ließen. Dieſe waren gleichſam die Kaiſer des Weltbaues. Derjenige, der dem Morgen verſtund, hieß **Lucifer**, der vom Occidente, **Aſtharoth**, der vom Mittage **Leviathan**, und der vom Mitternacht **Amainon**. Für einen jeden von ihnen, gab es eine eigene Beſchwörung, die Herr **Blanchard** anzuführen für unnöthig gehalten, ſo wenig als die allgemeine Beſchwörung dieſer vier Geiſter: welche abergläubiſch, wider Gott und die Religion laufend, und der höchſte Grad der Ruchloſigkeit iſt; da ſie den Namen Gottes, und alles deſſen, was in der Religion verehrungswerth iſt, zu ungeordneten Leidenſchaften misbrauchet.

Da es den Geiſtern nicht allezeit gelegen iſt, zu gehorſamen, und ſie ſich wohl zuweilen wider die Befehle auflehnen, ſo hat man aus der Cabala eine Beſchwörung gezogen, die noch viel abgeſchmackter iſt, als alle andere: welche denen Geſchöpfen, die von Gott verlaſſen, und zu den äußerſten Strafen verdammet ſind, Aemter und Würden ertheilet, und ihnen drohet, ſie von ihren Bedienungen abzuſetzen, und ſie in den Abgrund der Höllen zu ſtürzen; gleich als ob ſie irgend eine andere Wohnung hätten. Man muß hier bemerken, daß die Macht eines jeden von dieſen Geiſtern, eingeſchränket iſt: daß es alſo unnütz ſeyn würde, ihn wegen einer Sache zu beſchwören, die nicht in ſeinem Vermögen ſtünde; und daß man einem jeden für ſeine Mühwaltung, ein Geſchenk geben müſſe, ſo ihm angenehm iſt. **Lucifer**, den man Montags in einen Zirkel beruft, in deſſen Mitte ſein Namen geſchrieben ſteht, iſt mit einer Maus zufrieden. **Nimroth** bekömmt den Stein, den man ihm den Dienſtag zuwirft. **Aſtharoth** wird Mittewochs gerufen, um die Gunſt der Großen zuwege zu bringen, u. ſ. w.

Was aber das gefährlichſte iſt, iſt dieſes: daß der Urheber dieſer abſcheulichen Beſchwörungen, Gebethe an Gott und an Chriſtum aufgeſetzt hat, die ſehr heilig zu ſeyn ſcheinen; um durch dieſen Schein der Religion den Einfältigen ein Blendwerk zu machen. Denn, kann man Gott auch wohl bitten, daß er uns in Beſchwörung der Teufel gnädig ſey; daß er uns ſeine Diener des Böſen ſende, um unſerer Eitelkeit und Sinnlichkeit eine Gnüge zu thun? und heißt es nicht ihn beleidigen, wenn man die heiligſten Sachen, zu Stillung der menſchlichen Leidenſchaften anwendet?

Die Alten brauchten dergleichen Beſchwörungen nicht. Sie misbrauchten die Namen der Götter und der Geheimniſſe ihrer Religion nicht; ſie bemüheten ſich bloß, in der Natur die eigentlichen Mittel, in ihren magiſchen Unternehmungen glücklich zu ſeyn, zu ſuchen: denn ſie waren überzeuget, daß die ganze Natur, nur von einem einzigen allgemeinen Geiſte belebet und regieret würde, der in allen beſondern Weſen vertheilet war, und welchen ſie die Seele der **Welt** nannten. Sie hielten dafür, alle Weſen wären mit einander verbunden; ein jedes von ihnen, hätte nach ſeiner Eigenſchaft und Kraft, ſein Weſen, ſeine Forme, Geſtalt und Verhältniß: da ſie nun in den Weſen unter dem Monde, Verhältniſſe mit den himmliſchen Weſen fanden; ſo bedienten ſie ſich jener, um dieſe hernieder zu ziehen: ein Mittel, welches einem ſo leicht einfallen kann, als ſchwer es ſelbſt unter denjenigen zu finden iſt, welche eine größere Kenntniß der natürlichen Geheimniſſe zu haben vorgeben.

Herr Blanchard beſchließt ſeine Anmerkungen, mit einer Beſchreibung desjenigen Zauberſtäbchens, womit man die Zirkel zu den magiſchen Handlungen machet. Selbiges muß von einer Haſelſtaude, aus einem einjährigen Schößlinge ſeyn, und man muß es die erſte Mittwoche nach dem Vollmonde, zwiſchen eilf und zwölf Uhren des Nachtes ſchneiden. Bey dem Schnitte muß man gewiſſe Worte ſprechen; das Meſſer muß neu und in die Höhe gerichtet ſeyn, wenn man das Stäbchen ſchneidet; man muß es auch einweihen, und an das dicke Ende das Wort AGLA, in der Mitten ων, und das Tetragrammaton an das dünne Ende, mit einem Kreuze nebſt jedem Worte, ſchreiben, dabey aber ſagen: Conjuro te cito mihi obedire. Venias per Deum vivum, ein **Kreuz**, per Deum verum, ein **Kreuz**, per Deum ſanctum, das dritte **Kreuz**. Man ſchreibt dem Arnaud von Villeneuve die ruchloſe Beſchwörung derer Geiſter zu, die ſich weigern ſollten, den Beſchwörungen gehorſam zu ſeyn.

Aus dieſer ganzen Abhandlung nun, deren Inhalt ein wenig kützlich iſt, ſchließt Herr Blanchard: daß es eben ſo gefährlich ſey, wenn man Gott gar zu ſehr kennen will, als wenn man ihn ganz und gar nicht kennet. Das eine bringet Hochmuth und Ehrgeiz, das andere, Aberglauben und Abgötterey zuwege. Weswegen der h. Cyprian ſagt: de Deo etiam vera dicere periculoſum.

XII.

Des Herrn Racine Abhandlung von den Lehrgedichten.

1735.

Ungeachtet die vornehmſte Pflicht der Dichter dieſe iſt, daß ſie das Beſte der Menſchen zum Augenmerke haben ſollen: ſo nehmen wir doch, da wir die Zeitkürzung viel mehr lieben, als die Erbauung, diejenigen lange nicht ſo begierig auf, die uns unterrichten wollen; als diejenigen, die uns bloß zu gefallen ſuchen. Es geſchieht ſo gar gemeiniglich, daß wir von der Güte ihrer Arbeiten, mehr nach der Anmuth urtheilen, die wir darinnen finden, als nach dem Nutzen, den wir daraus ziehen können. Wir haben ohne Bedenken, den Dichternamen an einen jeden verſchwendet, der uns durch ſinnreiche Erdichtungen beluſtiget hat, bevor wir noch unterſuchet haben, ob unter der Decke ſeiner Erdichtungen, auch eine gründliche Morale verborgen läge. Und obgleich Arioſts ſeine, geſetzt, daß er jemals eine Morale im Sinne gehabt, ſo verſteckt liegt, daß man ihm gar zu viel Ehre thut, wenn man darnach ſucht: ſo hat ihm doch die wunderbare Sammlung ſeiner ausſchweifenden Erdichtungen, ſonder Mühe den Namen eines Dichters erworben; indeſſen, daß man ihn andern ſtreitig macht, die ganz und gar mit unſerer Belehrung beſchäfftiget ſind, und uns Verſchriften ſonder Erdichtungen, geliefert haben.

Verſchiedene Kunſtrichter, ſagt Herr Racine [*], haben den Heſiodus und Theognis, nur in die Reihe der

---

[*] De la Maniere d'étudier les Poetes.

Versmacher geſtellet. **Empedokles** iſt nach Ariſtotels Urtheile nur ein Naturforſcher: und **Plutarch** ſaget von eben dieſem **Empedokles**, er ſey Verfaſſer eines Buches in Verſen; aber nicht eines Gedichtes. **Nikander, Theognis** und **Parmenides**, haben das Versmaaß, nach eben dieſem **Plutarch**, nur gebrauchet, um ſich ein wenig über die Proſa zu erheben. **Aratus** hat, nach **Quintilians** Urtheile, weder Abwechſelung, noch Zierlichkeit, noch etwas an ſich, welches das Herz rühret, oder beweget. Eben ſo viel kann man vom **Lucrez** ſagen, von welchem **Quintilian** ſo kaltſinnig redet, und den viele Kunſtrichter [*]) auch nur für einen Versmacher anſehen.

Es iſt wohl wahr, daß erwähnte Schriftſteller, auch günſtigere Richter gefunden haben. **Heſiodus** hat Bewunderer gehabt, die ihn mit dem **Homer** verglichen; und, ſo weit er auch von ihm entfernet iſt, ihm den nächſten Platz nach ihm, eingeräumet haben. Die Kinder in Griechenland, lernten die Verſe des **Theognis** auswendig. Sicilien hat, wenn man dem **Lucrez** im 1. B. 730. V. glaubt, nichts größers, nichts koſtbarers, nichts heiligers gehabt, als den **Empedokles**. Die Sicilianer ſageten ſeine göttliche Verſe auswendig her, und bewunderten darinn die Entdeckungen, ſo die Fähigkeit des menſchlichen Verſtandes überſteigen. **Lucrez**, deſſen Verſe, nach des **Ovidius** Weißagung, ſo lange dauren werden, als die Welt ſteht, ſcheint dem **Statius** voll von derjenigen hohen Begeiſterung zu ſeyn, dahin der gemeine Haufen nicht dringen kann: docti furor arduus Lucreti.

Dieſe verſchiedenen Urtheile nun, beweiſen nach dem Herrn **Racine**, zum mindeſten: daß die Meynung derjenigen, welche nicht glauben, daß der Verfaſſer eines Lehrgedichtes den Namen eines **Dichters** verdienen könne, keine allgemeine Meynung ſey. Und wer könnte auch wohl in der That dieſen Namen einem Virgil verſagen, und ihn nicht an die Spitze aller Dichter ſeiner Zeit ſetzen, wenn er gleich nichts, als ſein Gedicht vom Feldbaue, das vollkommenſte Werk, ſo die lateiniſche Poeſie nur aufzuweiſen hat, verfertiget hätte? Unter ſo viel lateiniſchen Gedichten, als das neuere Italien ausgehecket hat, hat der Verfaſſer der **Syphilis**, welcher ſo glücklich in der Schreibart, als unglücklich in der Materie iſt, den Namen **Fracaſtor** berühmt gemacht: welcher noch jetzt unbekannt ſeyn würde, wenn der Verfaſſer es bey ſeinem epiſchen Gedichte, **Joſeph** betitelt, hätte bewenden laſſen. Der **Pulc**, ob er gleich in ſeiner Art vollkommen, und voller angenehmen Erdichtungen iſt, wird niemals ſo ſehr bewundert werden, als die **Dichtkunſt** (Art poëtique) eben dieſes Verfaſſers. Es iſt alſo gewiß, daß gewiſſe Lehrgedichte, ihren Verfaſſern auch den Namen der **Dichter** erworben haben: und es kömmt nur noch auf die Unterſuchung an, durch was für Eigenſchaften ſie ſich dieſen Titel erworben. Diejenigen, welche ſich weigern, ihnen denſelben zu zugeſtehen, gründen ſich auf den Grundſatz: **es gebe keine Poeſie, ſonder Erdichtungen.**

---

[*]) Baillet Jugemens des Savans.

Vor einigen Jahren ſchon las Herr Racine der Akademie eine Abhandlung vor, worinn er, nachdem er dieſen Grundſatz beſtritten, das Weſen der Poeſie ſuchte, und ausfündig machte: daß es in der Begeiſterung beſtünde; gleichwohl aber allemal noch der Meynung blieb, man behaupte einen falſchen Satz, wenn man überhaupt ſpricht: es gebe keine Poeſie ohne Erdichtung. Verſteht man durch dieſes Wort, die epiſchen Erdichtungen, das heißt, die Erzählung wunderbarer Thaten, welche der Dichter erſonnen hat; ſo glaubet er: man entehre die Poeſie, wenn man ſie in Fabeln beſtehen läßt. Verſteht man aber unter dieſem Worte, die Erdichtungen der **Schreibart**, das heißt, die Bilder, die kühnen Figuren, wodurch der Dichter, als ein vollkommner Nachahmer, alles, was er beſchreibet, abſchildert, und allen Sachen Empfindungen mittheilet, wodurch er ſein Werk lebend und beſeelet macht: ſo widerſpricht Herr **Racine** dieſem Satze nicht nur nicht, ſondern er nimmt ihn, als mit dem ſeinigen einſtimmig, an; weil dieſe erdichtete Schreibart, die von der Dichtkunſt unzertrennlich iſt, und ſie von der Proſa weſentlich unterſcheidet, die Schreibart und Sprache der Leidenſchaft, das heißt, derjenigen Begeiſterung iſt, davon die Dichter erfüllet ſeyn wollen, und in welcher ſie nur Redensarten gebrauchen, die über die gemeine Art zu reden, erhoben ſind.

Ein Dichter handele ab, welche Materie er wolle: ſo muß dieſe Erdichtung der Schreibart, welche in den Bildern und Figuren beſteht, in dem ganzen Werke herrſchen; weil er allezeit gleichſam aus einer Eingebung reden muß. Herr **Racine** ſcheint ſich auch ſehr zu verwundern, daß gewiſſe berühmte Engländer, ihren Lehrgedichten, den Titel **Verſuch**, gegeben haben. Das Gedicht des Grafen **Roſcommon**, heißt: **Verſuch von der Art in Verſen zu überſetzen**; des Grafen **Buckingham** ſeines: **Verſuch über die Poeſie**; und Herrn **Pope** ſeines: **Verſuch über die Critik.** Dieſer Titel, welchen einige proſaiſche Schriftſteller, ihren Werken aus Beſcheidenheit gegeben, kann ſich für Dichter nicht ſchicken: welche, da ſie für Menſchen voller Eingebung gehalten werden, dasjenige, was ſie ſagen wollen, nicht mit einer Demuth vorbringen müſſen, die der Begeiſterung, welche ſie antreibt, zuwider läuft.

Bevor **Virgil** die Lehren vom Feldbaue vorbringet, ſo ruft er alle Götter und Göttinnen an: der Himmel ſelbſt ſoll ihm eingeben, was er ſingen will. Lucrez ſelbſt ruft die **Venus** an, als die Mutter alles deſſen, was in der Natur ſchönes iſt. Es iſt indeſſen wahr, fährt Herr **Racine** fort, daß ſeine Begeiſterung gar bald in der Kälte der Lehren und Vernunftſchlüſſe erliſcht. Man kann ſie in den niedrigſten Dingen beybehalten, und in den größten Sachen kann ſie zuweilen mangeln. Wären Aratus und Manilius von dieſem göttlichen Feuer erhitzet worden: ſo würde die Sternkunde ihnen einen edlen Stoff zu deſſen Unterhaltung dargebothen haben. Anjetzt, da ſie uns viel bekannter iſt, als ſie den Alten war, da wir durch beſtändige Beobachtungen, und mit Beyhülfe der Ferngläſer, dieſe ungeheure Schaubühne der Wunder entdecket haben, worauf unſere Augen ſtets mit neuem Erſtaunen herum wandern: ſollte da ein Dichter, welcher eine ſo vortreffliche Materie mit gebührenden Tönen beſänge, nur ein Versmacher heißen? Aratus und Manilius aber, hatten nicht die Kraft, ſich ſo hoch zu ſchwingen: und der letzte hat ſich gröblich geirret, oder vielmehr eine nichtige Entſchuldigung wegen ſeiner Kälte geſuchet, wenn er geſaget hat, ſeine Materie brauche keiner Zierrathe, man dörfte ſie nur vortragen:

> Ornari res ipſa negat, contenta doceri.

Man lieſt ſelten Verſe, um Wahrheiten daraus zu ernen. Wer ſich in Verpflegung der Bäume geſchickt machen will, wird lieber den la Quintinie als den Virgil eſen. Viele ſeiner Vorſchriften, ſind, entweder nicht gewiß, oder laſſen ſich in unſerm Erdſtriche nicht anwenden. Könnte man aber auch gleich einigen Nutzen daraus ziehen, o werden die Menſchen doch des lernens bald überdrüßig: wenn nicht derjenige, der ſie lehret, die Kunſt beſitzt, ihre Aufmerkſamkeit zu erwecken. Das Nützliche wird verdrieß- ch, wenn es nicht mit dem Angenehmen verbunden iſt. Lucrez ſelbſt, iſt hiervon ſo überzeugt geweſen, daß er ſtmals verſpricht: er wolle die Wahrheiten, welche er ortragen wird, mit der Süßigkeit der Muſen würzen; llein es bleibt beym Verſprechen, er hält ſein Wort nicht.

Bey einer an ſich ſelbſt kalten Materie, iſt es ſchwer, aßjenige Feuer zu erhalten, welches die poetiſchen Werke beleben ſoll, die Bewunderung des Leſers durch die allezeit neu werdenden Erdichtungen der Schreibart, zu erhalten, das Herz zu rühren, und auf ſeine Seite zu ziehen, kurz, die beliebte Abwechſelung überall zu verbreiten, welche beſtändig die Aufmerkſamkeit erwecket. Allein je ſchwerer die Verbindung aller dieſer Stücke iſt, deſto mehr erſtaunet man, daß man ſie in **Virgils** Gedichte vom Feldbaue antrifft.

Im vierten Buche rühret einen **Virgil** noch mehr als in den andern: weil die Materie, die gewiß nicht erhaben iſt, dennoch angenehmer und beluſtigender iſt, und alſo fruchtbarer an Annehmlichkeiten zu ſeyn ſcheint. Aber, mit wie vieler Geſchicklichkeit ſetzt nicht **Virgil** Zierrathe hinzu, die nur er ſich hat erſinnen können? Wenn er die Arbeiten, die Sitten, die Leidenſchaften der Bienen, ihre Kriege, ihren Gehorſam und ihre Treue gegen ihren König, beſchreibt: ſo vergeſſen wir, daß wir in einen Bienſtock eingeſchloſſen, und mit den Arbeiten einer Fliege beſchäfftiget ſind; und glauben, wir wären in die Ringmauer einer mächtigen Stadt verſetzt, allwo wir die Geſchäffte eines zahlreichen Volkes, ſeine Sitten, ſeine Politik, ſeine Geſetze und Regierungsforme, ja alle Triebfedern betrachten, die die großen Staaten in Bewegung ſetzen.

Uns rühren ferner die angenehmen Einſchaltungen, welche zu Ende jedes Buches, die Aufmerkſamkeit des Leſers erhalten, eben wie die Stücke, die uns in dem Werke ſelbſt reizen: **Virgil** bleibt groß und liebenswerth, mitten unter den bäuriſchen Vorſchriften. Will er uns die Mittel lehren, Thiere zu erziehen, ſo führen uns ſeine edlen Bilder auf die Erziehung des Menſchen zurück. Er ſaget uns: man müſſe die Jugend bey Zeiten zu denen Geſchäfften anführen, wozu man ſie beſtimmet, und die Zeit wahrnehmen, da der Geiſt noch zart und geſchmeidig iſt:

Dum faciles animi juvenum, dum mollior ætas.

Hier denkt man nicht mehr daran, daß er im vorigen Verſe geſaget hatte, jam vitulos hortare; und daß von einer ſo verächtlichen Jugend die Rede iſt. Er wendet die Worte der Lucina und des Hymens glücklich an:

Aetas Lucinam, juſtosque pati Hymenæos.

um die Art auszudrücken, wie man dasjenige wieder erſetzet, was die Krankheiten und das Alter unbrauchbar gemacht haben.

— — Subeunt morbi, triſtisque ſenectus,
Et labor, et duræ rapit inclementia mentis.

Man ſage auch nicht, daß die Thiere, wegen der Aehnlichkeit ihrer Leidenſchaften mit den unſrigen, dergleichen Bilder gar leicht darbiethen. Virgil bleibt bey den allerunbelebteſten Gegenſtänden, eben derſelbe; er weis ſie lebend zu machen, und ſtreuet die poetiſchen Blumen ſo gar über die Diſteln und Miſthaufen des Landes aus.

Lehret er, daß man der jungen Bäume ſchonen ſoll, ſo fürchtet ein ſo zartes Alter das Eiſen: wann ſie ſtärker ſeyn werden, dann ſchneide man Kopf und Arme weg, und übe eine grauſame Herrſchaft aus:

At dum prima novis adoleſcit frondibus ætas,
Parcendum teneris, etc.

Er will für den jungen Baum, welchen man verſetzt, eine dergleichen Erde haben, als die war, worinnen er aufgezogen worden:

Mutatam ignorent ſubito ne ſemina matrem.

Man muß ſo gar Sorge tragen, ihnen auch eben denſelben Wind zu ſchaffen:

Adeo in teneris conſueſcere multum eſt.

Der Baum, welcher, nachdem er gepfropfet worden, glückliche Zweige treibt, erhebt ſich bis in die Wolken, erſtaunt über ſeine fremden Blätter, und über Früchte, die ihm nicht eigen ſind:

> Exiit ad Cœlum ramis felicibus arbor,
> Miraturque novas frondes, et non ſua poma!

Erniedriget **Virgil** ſich endlich, uns ſo gar eine Pflugſchare zu beſchreiben, ſo ſtellt er uns denjenigen vor, welcher in einem Walde einen Ulmenbaum ſeinem Willen unterwirft:

> Continuo in ſylvis magna vi flexa domatur
> In burim, et curis formam accipit ulmus aratri.

Befiehlt er, daß man im Frühlinge anfangen ſoll zu ackern: ſo hören wir das Seufzen des Stieres, und ſehen die Pflugſchare in den Furchen glänzen:

> Depreſſo incipiat jam tum mihi taurus aratro
> Ingemere, et ſulco attritus ſplendeſcere vomer.

Dieſe in Beſchreibung ſo gemeiner Sachen, ganz ungewöhnliche Schreibart, findet ſich weder im **Nicander**, noch im **Theognis**, noch im **Heſiodus**, noch in den übrigen Lehrdichtern des Alterthums; ſo wenig als in den neuern Dichtern, die gleich die meiſte Ehre eingelegt haben, z. E. **Fracaſtor**, und **P. Rapin** von den Gärten: ob er gleich ſein Gedicht mit allen Zierrathen ausgeſchmücket hat, welche die Fabel, von dem Urſprunge der Blumen an die Hand giebt; noch in des **Scävola Sammarthans** Gedichte, von der Art, wie man die ſäugenden Kinder erziehen ſoll, welches Werk ſonſt ſehr ſchätzbar iſt, weil es viel nützliche Lehren enthält, und viel Zärtlichkeit gegen die ſchwachen Geſchöpfe einflößet, deren Verpflegung es vorträgt; noch auch endlich im **Quillet**, welcher auf die Reinigkeit der Sprache mehr Acht gegeben, als auf die Reinigkeit der Sitten. Man kann allen dieſen Schriftſtellern, das Lob guter Versmacher nicht abſprechen; aber den Ruhm der Dichter muß man ihnen nicht zugeſtehen.

Lucrez hatte ſonder Zweifel eine edlere und erhabnere Materie erwählet, als Virgil; er hätte auch keine rührendere wählen können: weil er nicht nur die Geheimniſſe der Natur entwickeln, ſondern auch die Menſchen das groſſe Geheimniß lehren will, ſich ſelbſt glücklich zu machen; indem er ſie von aller Furcht und von allen Leidenſchaften heilet, um ihnen eine unwandelbare Gemüthsruhe zu verſchaffen. Man ſtreitet ihm auch den Ruhm nicht ab, daß er rein geſchrieben, und dunkele Sachen deutlich gemacht habe; ein Lob, welches er ſo gar ſich ſelbſt giebt:

> — — Obſcura de re tam lucida pango
> Carmina.

allein, ob er ſich gleich rühmet, daß er die Fußſteige des Parnaſſes durchlaufen, ſo ſieht man ihn doch faſt niemals darauf. Sein Eingang iſt vortrefflich, der Schluß ſeines zweyten Buches iſt ganz erhaben, und durch einen Schwung der Begeiſterung, führet er zu Ende des dritten Buches die Natur ein, die die Menſchen anredet, um ihnen die Schwachheit zu verweiſen, daß ſie den Tod ſcheuen. Die poetiſche Geſchicklichkeit, womit er gebohren war, zeiget ſich an dieſen dreyen Stellen, in allem übrigen aber iſt ſie erſticket, darinnen man, nicht einen Dichter gewahr wird, welcher nachahmet, malet, und bewegt; ſondern allezeit einen Weltweiſen höret, welcher Schlüſſe macht, und aus einem Tone redet. Dieſe Einförmigkeit, die der Begeiſterung ſo ſehr zuwider läuft, macht die Leſung eines langen Werkes verdrießlich, welches keine andere Abwechſelung hat, als die aus der Verbindung derer durch folgende kalte und gemeine Uebergänge verbundenen Materien entſteht: Anjezt will ich reden von . . . höret mir jezt aufmerkſam zu . . . Ich ſage alſo . . . wie ich bereits oben geſaget habe, u. ſ. w.

— — — Dicam, tu percipe dicta.
Dico, animo noſtro primum ſimulacra meandi
Accidere, atque animum pulſare, ut diximus ante.
Lib. IV. v. 877.

. . . .

Percipe, namque ipſâ de re nunc dicere conor.
Lib. VI. v. 769.

Wenn er ſeine Leſer zur Erklärung des Schlafes vorbereitet; ſo verſpricht er ihnen wenige, aber bezaubernde Verſe, und vergleicht ſich ſelbſt mit einem Schwane:

Suavidicis potius, quam multis verſibus edam,
Parvus ut eſt Cycni melior canor.
Lib. IV. v. 181.

Gleichwohl iſt er auf dieſer Stelle ſelbſt, in dem, was er ſaget, ſo dunkel, als trocken und kalt ſeine Verſe ſind: denen er diejenige Harmonie nicht vermocht hat, zu geben, welche wenige Zeit nach ihm, **Virgil** den zärtlichen Ohren bekannt gemacht hat.

Um dieſe zween Schriftſteller noch beſſer zu kennen, ſo nähert ſie Herr Racine einander in einerley Materie, und vergleicht ſie einen mit dem andern. Sie haben z. E. beyde eine Beſchreibung von der Peſt gemacht.

Lucrezens Beſchreibung, iſt nichts als eine weitläuftige Erzählung der Zufälle dieſer Krankheit; er ſchildert alle ekeln Umſtände eines widerlichen Gegenſtandes: weil er diejenigen Geheimniſſe der Nachahmung nicht weis, welche auch die abſcheulichſten Dinge angenehm machen, und uns mit einer anmuthigen Traurigkeit erfüllen. Es wäre ihm deſto leichter geweſen, uns dieſelbe einzuflößen, da er das Unglück der Menſchen beſchreibt: dahingegen **Virgil** uns auf ſeine Seite bringt und weichherzig macht, ungeachtet er nur das Unglück des Viehes beſchreibt.

Welch ein Anblick, wenn man daſſelbe mitten in den fruchtbarſten Weiden, umfallen ſieht!

Hinc lætis vituli vulgo moriuntur in herbis,
Et dulces animas plena ad præſepia reddunt.

Man beklagt das ſchnelle Roß, welches ſeiner alten Siege vergißt, den Kopf ſinken läßt, und ſterbend hinfällt:

Labitur infelix, ſtudiorum atque immemor herbæ,
Victor equus, fonteſque avertitur, et pede terram
Crebra ferit, demiſſæ aures.

Man nimmt Theil an der Betrübniß des Ackermannes, welcher den über den Tod ſeines Bruders erſtaunten Ochſen, aus dem Joche ſpannet, und den Pflug mitten im Felde ſtehen läßt:

— — — It triſtis arator,
Mœrentem abjungens fraterna morte juvencum,
Atque opere in medio defixa relinquit aratra.

Man erſchrickt über dem Anblicke der Tiſiphone, welche aus der Höllen ſteigt, und indem ſie die Martern und das Schrecken vor ſich hergehen läßt, ihren blutdürſtigen Kopf erhebet:

Sævit, et in lucem Stygiis emiſſa tenebris
Pallida Tiſiphone, morbos agit ante metumque,
Inque dies avidum ſurgens caput altius effert.

Dieſe Beyſpiele zeigen zur Gnüge, worinn die Erdichtung der Schreibart beſtehe. Sie rühret uns, ſie reißt uns dahin; und iſt um ſo viel vortrefflicher, wenn ſie auch ſolche Dinge edel macht, von denen man nicht glaubte, daß ſie edel gemacht werden könnten. Nichts iſt einfältiger, als wenn man ſaget, der jambiſche Vers würde ſich zum Trauerſpiele nicht ſchicken, wenn er nicht mit Spondäen untermenget wäre. Damit nun Horaz eine ſo gemeine

Sache erheben möchte, ſo macht er den jambiſchen Vers zu einer Perſon; welche, um mit einem langſamern und majeſtätiſchern Schritte zum Ohre zu kommen, mit dem ernſthaften **Spondäus** ein Bündniß macht; welchen er mit zu dem väterlichen Erbtheile läßt, doch mit dieſem Bedinge, daß er, weder den zweyten, noch den vierten Platz an ſich reiße:

> Tardior, ut paulo, graviorque veniret ad aures,
> Spondæos ſtabiles in jura paterna recepit,
> Commodus et patiens; non ut de ſede ſecunda
> Cederet, aut quarta ſocialiter.

Ungeachtet man gewohnt iſt, daß ſich unter des **Boileau** Händen, die Diſteln in Roſen verwandeln, ſo nimmt es einen doch nichts weniger Wunder, wenn er, anſtatt uns ſchlechtweg zu ſagen, er ſey acht und funfzig Jahre alt, ſich beklaget, daß das Alter

> Sous ſes faux Cheveux blonds, deja toute chenue,
> A jetté ſur ſa Tête avec ſes Doigts péſans,
> Onze Luſtres complets ſur chargés de trois Ans,

und wenn er, um denjenigen fehlerhaften Zuſammenfluß von Selbſtlautern zu vertheidigen, welchen man hiatus nennet, zu den reimenden Dichtern ſaget:

> Gardez qu'une Voïelle, à courir trop hâtée,
> Ne ſoit d'une Voyelle en ſon Chemin heurtée.

und hier zeiget er denen, die ſich über die franzöſiſche Sprache beklagen, daß ſie nicht geſchickt ſey, Kleinigkeiten auf eine edele Art vorzutragen, wie ungegründet ihre Beſchwerden ſind.

Er iſt es, ſagt Herr **Racine**, welcher ſeit dem **Virgil**, uns am beſten gezeiget hat, daß man auch in einem Lehrgedichte, ein großer Dichter ſeyn könne. Seine

Dichtkunſt, wird man allezeit für ein vortreffliches Gedicht, nicht nur in Anſehung der Ordnung der Materien, der Richtigkeit des Ausdruckes, der Gründlichkeiten der Vorſchriften, und der edeln Verſification anſehen; ſondern auch im Abſehen auf die erſtaunende Abwechſelung, womit er von den Lehren, zu der Beurtheilung der Werke ſelbſt, und von den Betrachtungen über die Poeſie, zur Geſchichte der Dichtkunſt ſelbſt übergeht; inſonderheit aber in Anſehung ſeiner Geſchicklichkeit, in ſeinen Verſen, den Character jeder Art von Gedichten, wovon er redet, auszudrücken: ſo, daß ſeine Vorſchriften, zugleich Beyſpiele werden, und, wenn er von der **Idylle**, **Ekloge**, **Elegie**, von **Oden**, von **epiſchen** und **dramatiſchen** Gedichten redet, die Harmonie ſeiner Verſe, ſeine Ausdrücke und Bilder, mit allen dieſen verſchiedenen Gedichten übereinſtimmen; woraus man denn einen vollkommenen Nachahmer, und folglich einen großen Dichter, erkennet.

XIII.

Herrn Blanchards Abhandlung des Lehrgebäudes der Weltweiſen, von der Seele der Welt.

1736.

Da der größte Theil der alten Weltweiſen geglaubet hat, alle Seelen, ſowohl der Menſchen, als der Thiere, wären Theilchen, welche aus der allgemeinen Seele, oder der Seele der Welt, ausgiengen, ehe ſie in die Materie kämen, ſo bleibt Herr **Blanchard**, als Urheber dieſer Abhandlung, ein wenig bey der Unterſuchung der Natur unſerer menſchlichen Seele ſtehen.

Wenn wir, ſaget er, von der Seele überhaupt reden wollten, inſonderheit aber von der menſchlichen, ſo würde ſolches nicht in der Hoffnung geſchehen, deren Natur aus der Vernunft kennen zu lernen: denn dieſe verlieret ſich in dergleichen Unterſuchungen, die die Weltweiſen zu allen Zeiten, ohne Erfolg, angeſtellet haben. Sie verhölen es gar nicht, daß der Menſch, welcher in die Geheimniſſe der Dinge, durch die Stärke ſeiner Seele einzudringen begehret, dieſe Seele ſelbſt, nicht einmal kenne. Er fühlet wohl, daß er in ſich einen Trieb zur Bewegung habe, der ihn auf verſchiedene Weiſe treibet; aber er kann nicht ſagen, weder in welchem Theile er liegt, noch was er eigentlich iſt.

Die Kirchenväter, z. E. **Hieronymus**, **Auguſtin**, und **Gregor**, haben bekannt, daß dieſes ein unerforſchliches Geheimniß ſey. Wir wiſſen zu Befeſtigung unſers Glaubens, nichts mehr davon, als was die erſte Kirchenverſammlung zu **Braganz**, die lateraniſche unter **Innocenz** dem III. und Leo dem X. und die zu Vienne, unter Clemens dem V. feſtgeſetzt haben: daß nämlich, die Seele des Menſchen unkörperlich, und unſterblich, weder aus dem göttlichen Weſen gezogen, noch eher als der Himmel geweſen, ſondern aus Nichts, zur Zeit der Bildung des Körpers, erſchaffen worden; und daß ſie wirklich, weſentlich, und ſelbſtſtändig ſey.

Man muß gar nicht verſuchen, dieſe Erklärung durch irgend einen Vernunftſchluß zu erweiſen: der menſchliche Witz würde dabey zu kurz kommen. Die Vernunft kann, in dieſem Stücke, der Religion gar keine Hülfe leiſten; ſo daß dieß alles nur dahin zielen würde, zu zeigen: wie weit der menſchliche Verſtand, es in dieſer Unterſuchung gern gebracht haben möchte. Das wäre nun zwar eine merkwürdige, aber keine nützliche Abhandlung.

Nach dieſen Betrachtungen über die Beſchaffenheit der Seele, ſchreitet Herr **Blanchard** zu demjenigen, was man unter der **Welt** verſteht. Dieſe iſt, ſaget er, ein aus verſchiedenen Theilen zuſammengeſetztes Ganzes, die aber wohl geordnet, und ſonder Verwirrung ſind. Dieſe Theile ſind nun, zum mindeſten durch eine gegenſeitige Verwandtſchaft unter einander verbunden, dergleichen man unter Soldaten und Bürgern, in einem Kriegesheere, und in einer Republik ſehen kann; es ſind Ganze, die aus deutlichen und einer vom andern abgeſonderten Theilen beſtehen, welche aber durch ein gegenſeitiges Verhältniß verbunden ſind: und ſo ſind, die Sonne, die Erde, und der Mond, zum wenigſten verbundene Theile eines und deſſelben Ganzen. Es giebt wenige Weltweiſen, welche nicht zugäben, daß die Theile der Welt, durch irgend ein Band zuſammen hiengen, welches ſie einen mit dem andern verbindet, wie die Materialien eines Gebäudes, oder das Holzwerk eines Schiffes.

Da es aber noch eine dritte Art von Verbindung giebt, welche einen aus verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzten Körper ausmacht, deſſen Theile ſowohl verbunden und an einander gefüget ſind, daß man nicht einmal ſehen kann, was ſie eigentlich verbindet; und da dieſe Verbindung in einer gewiſſen Stärke, in einer gewiſſen verborgenen und in alle Theile auf eine unerforſchliche Weiſe vertheilten Kraft, beſteht: ſo haben einige Weltweiſe dafür gehalten, die Maſſe der Welt, dieſes große Ganze, welches aus ſo vielen, ſo verſchiedenen, und mannigfaltigen Theilen beſteht, würde durch die unmerkliche Kraft eines innern Bandes unterſtützet; welches mit allen ſeinen Theilen verbunden wäre, die ſich einander durch dieſe Kraft in der Einigkeit erhielten, und welcher ſie den Namen der **Seele der Welt** gaben: indem ſie glaubten, die Welt, die ſie für ein Werk der Natur hielten, würde von einer großen Seele beſeelet, die in ihrer Schönheit durch ein inneres Band erhalten würde; gleichwie wir ſehen, daß die Theile dieſes großen Ganzen, ein jeder durch eine Art von Einigkeit, und durch ein unmerkliches innerliches Band, in ihrem Stande erhalten werden. Dieſes drücket **Virgil** in folgenden Verſen ſo ſchön aus:

> … Principio Cœlum ac Terras, camposque liquentes
> Lucentemque Globum Lunæ, Titaniaque Astra,
> Spiritus intus alit, totamque infusa per Artus
> Mens agitat molem, et magno se Corpore miscet.
>
> *Aeneid. VI. 724.*

Pythagoras und **Plato** *) ſind die erſten geweſen, welche ſich bemühet haben, dieſe Meynung in Schwang zu bringen, und ſie aus einander zu wickeln. Dieſen kann man noch die Stoiker beyfügen, welche glaubten, ein durchdringendes Feuer in allen Theilen dieſes Ganzen, unterhalte deſſen Verbindung; indem Feuer und Seele, nach dem Begriffe, welchen ſie von dieſem Feuer hatten, faſt einerley waren, und die verſchiedenen Weſen, dieſes Feuer aus den Sternen eingezogen, in welchen ſie geherberget, bevor die untern Götter ihnen das gegenwärtige Daſeyn ertheilet haben. Dieſes will folgender Vers im Virgil ſagen:

---

*) Ἔσπειρε τὰς μὲν ἐς Ἥλιον, τὰς δ' εἰς Σελήνην, τὰς δ' εἰς τὰ ἄλλα ὅσα ὄρματα χρόνου. Τὸ δὲ μετὰ τὸν σπόρον, τεῖς νέοις παράδωκε θεοῖς σώματα πλάττειν. Plato in Timæo.

> Igneus eſt ollis vigor et cœleſtis origo.
>
> *Aeneid. VI. 730.*

Sie haben dieſen Begriff von der Seele der Welt und ihrer Kraſt, aus der Kraft und den Eigenſchaften genommen, die ſich in den Planeten, Metallen, und in den andern Weſen finden, die die Zierde des Weltbaues ausmachen.

Tertullian beſchweret ſich, daß Anaxagoras, welcher dieſe Meynung vom Linus entlehnet, dieſelbe nur dunkler gemachet, indem er ſie aus einander ſetzen wollen. Gleichwohl hatte derſelbe zu ſeiner Zeit, ſo ſehr erhaben davon geredet, daß man auch ihm zu Ehren, etliche Cenotaphien mit dieſen prächtigen Aufſchriften aufgerichtet: Μνῆμα τοῦ Νοῦ τῆς ἀληθείας ταφές.

Die Cabaliſten, Chymiſten, ja ſo gar einige Ketzer, hatten dieſe Meynung ebenfalls angenommen: weil aber die Art, wie Pythagoras und Plato davon gehandelt haben, ihnen faſt die Ehre der Erfindung zugezogen hat; ſo wollen auch wir dieſelbe, nach ihrer Art zu denken, erklären, ungeachtet man dieſelbe oftmals errathen muß. Sie waren zu ſtolz, zu bekennen, daß ſie von dieſer Sache eben nicht viel mehr wüßten, als der gemeine Mann; und haben alſo ihre Unwiſſenheit mit Vergleichungen bemäntelt, deren ſchlechte Richtigkeit, nur lauter Dunkelheit verurſachet hat.

Sie haben denn voraus geſetzt, die Seele der Welt wäre eine zarte Subſtanz, in dem ganzen Weltgebäude ausgebreitet; ſie wäre nicht einfach, ſondern beſtünde ſelbſt aus zween Theilen, deren einer ſehr rein und ganz unkörperlich, der andere nicht ſo gar rein, gleichwohl aber doch rein wäre, wenn man ihn mit der Dicke und Unreinigkeit des Leibes vergliche: ſo daß, da der erſte Theil ſich ſeiner Natur nach, gar nicht mit dem Körper zu vereinigen ſcheint, der andere gleichſam deſſen Hülle iſt, die ihn umgiebt, und ihm zur Decke dienet, um in diejenigen Körper zu dringen, die er beleben ſoll. Auf dieſe Art nun verſteht man dasjenige, was **Plato** ſaget, daß Νοῦς, Mens, **Verſtand**, in der Seelen, und die Seele im Körper ſey.

Damit nun ferner die Natur dieſer Subſtanz begreiflich werde, ſo ſaget **Pythagoras**, ſie ſey eine Zahl, die ſich durch ſich ſelbſt bewege: und **Plato** ſaget, ſie ſey eine Natur, eine Subſtanz, die ſich durch ſich ſelbſt bewege; und ſo ſagen beyde einerley, nur mit verſchiedenen Worten. **Pythagoras**, verſteht durch das Wort **Zahl**, eine mit Proportion zuſammengeſetzte Subſtanz: **Plato** aber meynt durch eine Subſtanz, die ſich durch ſich ſelbſt bewegt, eine ſolche, die ſich durch die Proportion der Zahlen, oder durch eine harmoniſche und proportionirte Zahl bewegt.

Was iſt nun aber dieſe Proportion, dieſe Zahl, dieſe Harmonie, woraus die Seele beſteht? Dieſer iſt, ſagt man, ihre Zuſammenfügung aus zween Theilen, deren einer aus der untheilbaren, und der andere, aus der theilbaren Natur genommen iſt: ἐκ τ' αὐτοῦ καὶ ἑτέρȣ, ex eodem ac diverſo, um des **Plato** Worte zu gebrauchen; welche ſo gar die Weltweiſen ſeiner eigenen Zeit kaum verſtanden, und nur ſo viel errathen laſſen: daß da die zween obberührten Theile der Seelen, nämlich, der verſtändige und untheilbare, und der nicht ſo reine oder theilbare, einer mit dem andern verbunden werden, und dieſe Vereinigung mit Mäßigung, Richtigkeit, Verhältniß, Harmonie und Ebenmaaß geſchehen iſt, ſolches die Seele der Welt hervorgebracht hat. Da nun die vollkommene Harmonie in der Octav, oder dem doppelten Verhältniſſe, in der Quinte, oder der Proportione ſesqui altera, die von drey zu zweyen iſt, oder endlich in der Quarte, oder Proportione ſesqui tertia beſteht, die wie vier zu dreyen iſt: ſo haben dieſe Philoſophen geſaget, die Seele der Welt, und jede andere Seele, ſey aus dieſen vollkommenen Verhältniſſen zuſammen geſeßt. Die übrigen Verhältniſſe haben ſie entweder nicht gekannt, oder ſich doch ihrer nicht bedienen wollen: und man kann kühnlich ſagen, daß, wofern ſie ſich ſelbſt recht verſtanden haben, ſie doch uns den Schlüſſel zum Räthſel nicht gelaſſen.

Alles was ſie haben ſagen können und wollen, iſt dieſes: die Seele ſey eine Subſtanz, die in ihren Verhältniſſen richtig iſt, und es gäbe weder Töne noch eine Harmonie, die an dieſe Richtigkeit reichten; kurz, daß nichts ſowohl vereiniget, ſowohl zuſammengefüget wäre, als dieſe zween Theile, der reinere, und der nicht ſo reine, aus denen ihrer Meynung nach, die Seele beſtünde. Iſt es aber auch wahr, und iſt es nöthig, daß die Welt eine Seele habe, die die innere Forme, der ſichtbaren Welt ſey, und welche Empfindung und Vernunft habe?

Die Welt hat keine merkliche thieriſche Verrichtung. Sie ſcheint nur bloß diejenige Bewegung zu haben, welche ihr durch eine Triebfeder mitgetheilet worden, die nicht ſie iſt. Wenn man ſaget, die Sonne ſey das Auge der Welt, ſo iſt das eine Metaphore, wie alles andere, was man von ihr geſaget hat, um einen beſeelten Körper aus ihr zu machen. Und wenn ja einige alte Weltweiſen ſolches geſaget, ſo haben ſie damit ihre Unwiſſenheit, von dem Urſprunge der Seelen verdecken wollen: die, da ſie vernünftig ſind, ihrer Meynung nach, nicht von einem Weſen gebildet ſeyn könnten, ſo nicht vernünftig wäre.

Allein dieſer Vernunftſchluß iſt ein wahrer Trugſchluß. Denn ſo viel iſt wohl gewiß, daß die Seelen nothwendig von einem Weſen müſſen gebildet ſeyn, das in der Welt iſt; aber das iſt nicht nöthig, daß die Welt eine Seele habe. Die Welt iſt ein Zuſammenfluß von ſehr verſchiedenen Dingen, deren einige beſeelet ſind, und andere nicht. Folglich iſt es nicht die Seele der Welt, die die Thiere macht, ſo wenig als die Seele Stein iſt, weil es Steine in der Welt giebt. Wenn der Menſch vernünftig iſt, ſo würde daraus folgen, daß die Welt es auch ſey: aber dieß folget eben ſo wenig, als daß ſie ein Flötenſpieler ſey, wie Cicero ſaget; weil es Menſchen giebt, die dieſes Inſtrument ſpielen. Wenn der Menſch Empfindung hat, hat darum die Welt welche? fraget **Lactanz**; weil die Menſchen ſterblich ſind, wird die Welt es darum auch ſeyn?

Die Alten haben eine andere Urſache gehabt, die Seele der Welt zu glauben. Man redet hier von denen, die die Göttlichkeit der Welt haben feſtſetzen, und ihrer Seele die Verſehung übergeben wollen. Denn, wenn ſie dieſelbe, bald Gott, bald die Seele der Welt nennen, ſo haben ſie geſaget: ſie hätte ſich einen Körper gemacht, und folglich regiere ſie denſelben, und man müſſe ſie anbethen. Allein dieſe Meynung verdienet gar keine ernſthafte Widerlegung, ſo wenig als die Göttlichkeit der Welt, oder der Sterne. Wäre ſie indeſſen einiger Aufmerkſamkeit werth, ſo haben bereits, **Epikur** im **Lukrez**, Cicero und **Lactanz**, dieſe Widerlegung mit vieler Stärke und Schönheit verfertiget. Man kann ſie nachſchlagen, wenn man nicht zur Gnüge merket, daß dieſe Meynung ſich ſelbſt widerleget.

Ariſtoteles hat die Materie, als den Stoff und Grund aller Körper, für unerſchaffen und unverderblich angeſehen. So hat er auch geglaubet, es gebe eine unerſchaffene und unverderbliche Forme, die er die Seele der Welt nennet, aus welcher alle andern Formen gefloſſen wären: ſo wie alle Körper ein Ausfluß aus der allgemeinen Materie ſind. Dieſe Seele wäre ferner aus einem ſehr reinen Theile zuſammengeſetzt, welchen er Intellectum: oder Gott nennet, daher dieſer Vers im Virgil kömmt:

> Eſſe apibus partem divinæ mentis et hauſtus
> Aethereos dixere. *Georg. IV. 220.*

und aus einem andern nicht ſo reinen Theile, den er ebenfalls Seele nennet; und ungeachtet er die Materie von demjenigen zu unterſcheiden ſcheint, was der Körper iſt; und die Seele der Welt von dem was Gott iſt: ſo kömmt es doch, wenn man ſeine Gedanken recht unterſuchet, auf eins hinaus. So glaubet er, daß die Welt beſeelet ſey, daß alle Dinge ihren Verſtand haben, ungeachtet er nicht allenthalben hervorleuchtet: und da dieſe Seele, die nach ſeiner Art zu denken, nichts anders iſt, als Gott, ſehr verſtändig, und allenthalben zugegen iſt; ſo hat er geglaubt, ſie kenne alles, und enthalte in ſich das Muſterbild aller Dinge, als die Urſache von allem, und die nichts ohne Abſicht thut. Dieſes Muſterbild nennet er einen Begriff, einen Grund, eine Urſache. Folglich wird dieſer Begriff kein Weſen ſeyn, ſo von Gott unterſchieden iſt; es iſt eine und dieſelbe Sache, wenn man ſie aus dem, was ſie iſt, betrachtet: erwäget man ſie aber nach dem, was ſie in ſich begreift, ſo iſt ſie vielfach, da ſie das Muſter verſchiedener Dinge in ſich faſſet. Sie iſt ein Siegel, welches man auf verſchiedene Stücke Wachs oder Materie drücken kann, und, nach der Beſchaffenheit dieſer Materie, einen beſondern Character zuwege bringt. Nun heißt dieſer durch den Begriff auf die Materie gemachte Eindruck, Forme, τυπὸς, oder eine Spure des Begriffes, εἰδὸς, oder Art, obgleich auch Plato den Begriff ſelbſt ſo nennet; Seneca aber unterſcheidet εἰδὸς vom Begriffe, wie die Forme vom Muſterbilde. Die Art iſt im Werke, und der Begriff im Werkmeiſter.

Dieſer ganze Wörterkram der alten Weltweiſen nun, deren Gedanken ſich nach dem Maaße, wie ſie hervorkamen, wieder zerſtreueten und verflogen, diente bloß dazu, eine wirkende Urſache feſt zu ſtellen, die ſie in die erſte und zweyte eintheileten. **Plato** und **Ariſtoteles** ſetzen unter die erſten, diejenigen quæ movent immotæ, und diejenigen, ſo nothwendig bewegen; dahingegen die andern ſelbſt, von andern bewegt werden: um zu einer erſten Urſache zu kommen, die über die zweyten erhaben, wahrhaftig einig iſt, und vom **Plato**, Gott genennet wird.

Auch die **Stoiker** erkannten dieſe erſte Urſache. **Ariſtoteles** nennet ſie primum movens. Und kurz, alle Weltweiſen ſind hierinnen eins geweſen, daß ſie zwey Hauptprincipia erkannt haben, nämlich, eine allgemeine Materie, und eine allgemeine wirkende Urſache, welche Gott heißt. Nur einige Ohngötter muß man hier ausnehmen, z. E. den **Diagoras**, den **Hippoprotagoras**, und einige andere nach ihnen, welche geglaubt, oder doch Herz genug gehabt haben, zu ſagen: es gebe keine erſte Urſache, und folglich keinen Gott. Auch **Epikur** iſt hier auszuſchließen, welcher zwar in der That eine göttliche Natur zugiebt, die aber müßig iſt, und welcher folglich durch ſeine Sätze dasjenige feſtſetzt, was er doch in der That umſtößt.

Nachdem nun Herr **Blanchard** die Meynung der alten Weltweiſen von der Seele der Welt gezeiget hat, ſo ſaget er nach dem **Bernier** in ſeinem Auszuge von des **Gaſſendi** Weltweisheit *): daß dieſe Meynung noch anjetzt, in Indien beſtehe; daß die **Derwiſche** bey den Türken; und die **Souphis**, oder Gelehrten der Perſer, von dem Wahne eingenommen ſind, es gebe eine allgemeine Seele der Welt, welche unkörperlich, eben das, was die göttliche Subſtanz iſt, eine nicht nur beyſtehende, ſondern auch mitwirkende Forme ſey; oder die als ein Theil in die

---

*) 2. Th. a. d. 90. S.

Zuſammenſetzung der Welt gehöre, und davon die Seelen der Menſchen und Thiere, Theilchen ſind; ſo daß es kein Thier gebe, welches nicht ſagen könne, es habe Theil an dem göttlichen Weſen, und folglich nicht Gott genannt werden könne.

Eben dieſer **Bernier** füget hinzu, er habe von glaubwürdigen Leuten gehöret, daß dieſe Meynung ſo gar bis nach China und Japan gedrungen ſey: ſo daß in denen Theilen von Aſien, die er durchreiſet hat, faſt alle, die für gelehrt gelten, ſich, wiewohl heimlich, eine Ehre daraus machen, zu ſagen, ſie wären Theilchen der göttlichen Subſtanz, und gewiſſermaßen kleine Götter. Er ſetzet hinzu, daß die **Brachmanen** die Erdichtung und Träumerey noch weiter getrieben, daß es aber nicht möglich ſey, aus ihnen irgend eine Art von Beweiſe ihrer Meynung zu bringen; und daß ſie voller Vergleichungen ſtecken, die ſie aus den Schriften ihrer vermeynten Weiſen ziehen. Die gewöhnlichſte dieſer Vergleichungen iſt diejenige, welche ſie von der Ausdehnung der Spinnenwebe, und der Art machen, wie die verſchiedenen Weſen aus der göttlichen Subſtanz ausgehen, und wie ſie wieder hineingehen, und zuletzt wieder hineingehen werden, um uns zu zeigen: daß alles, was vor unſern Augen geſchieht, ein lauteres Blendwerk ſey.

Allen dieſen Meynungen nun, die im Grunde nichts als eine bloße Ohngötterey ſind, ſetzet Herr **Blanchard** die tüchtigſten und überzeugendſten Beweiſe vom Daſeyn Gottes entgegen. Da aber dieſe Beweiſe noch umſtändlicher in andern Werken enthalten ſind, die jedermann in Händen hat, ſo mögen wir ſie hier nicht anführen.

* * *

XIV.

Des Herrn Marquis Maffei Erklärung, was die Wörter NAMA SEBESIO heißen, die man auf einem alten Marmor findet. 1736.

Unter den Figuren des Mithra, eines alten Gottes der Perſer, deſſen Götzendienſt zur Zeit des Krieges mit den Seeräubern nach Rom gebracht ward, iſt inſonderheit eine, auf welcher außer der Unterſchrift: DEO SOLI INVICTO MITHRAE, man noch dieſe barbariſche Worte lieſt: NAMA SEBESIO, welche alle Alterthumsforſcher, die deren Erklärung unternommen, gemartert haben. Gruter, welcher dieſe Aufſchrift zuerſt bekannt gemachet, ſaget a. d. 34. S. nur bloß, daß dieſe Wörte; die er nicht erkläret, perſiſch wären: weil Mithra die Hauptgottheit der Perſer geweſen.

Andere Schriftſteller ſagen einer dieß, der andere das. Reineſius *) findet in dieſen Worten den Fluß Sebeth, welcher nach Neapolis geht. Olaus Rudbek verſichert im dritten Theile ſeiner Atlantis, es wären ſcythiſche Worte, und dollmetſchet ſie mit Beyhülfe der ſchwediſchen Sprache ſo: **Der Namen des Ochſen heißt die Göttinn Erde.** Boulenger **) will, man ſoll Nannæ Sebesio Deo leſen: und Herr Muratori †) erkläret es durch die Nannea, davon in dem Buche der Macchabäer, die Rede iſt, und die mit der Diana einerley zu ſeyn ſcheint.

Philipp Torreus, Biſchof von Hadria, welcher ein vortreffliches Werk von dem Gotte Mithra geſchrieben,

iſt

---

*) Var. lect. Lib. III. Fluvius Sebethus. **) de Mag. Lib. I. Cap. 4. †) Anecdot. Lett. T. I.

iſt der erſte, welcher dieſe Aufſchrift ſo angeführet hat, wie ſie auf den Marmor gegraben iſt, und mit denen dazu gehörigen Figuren. Was die zwey erwähnten Worte betrifft, ſo nennet er dieſelben ein **ſchweres Räthſel, welches noch niemals erkläret worden iſt.** Gleichwohl bemühet er ſich, ſie durch Hülfe des Hebräiſchen zu erläutern. Er zeiget die Aehnlichkeit, die ſie mit den Namen haben, welche der Sonne von denen Ketzern gegeben worden, die, nach **St. Epiphanius** Berichte, die griechiſchen Namen der Sterne in hebräiſche Namen verwandelten. Die Sonne nannten ſie Ημα καὶ σέμες, man lieſt in den Gedruckten unrecht Ημακαίσεμες. Der **Pater Petav** überſetzet Hama et Semes. Hebräiſch heißt die Sonne חַמָּה Chammah, und heißt auch שֶׁמֶשׁ Schemeſch.

Der **Pater Panel** ergreift in ſeinem Werke von den **Ciſtophoren**, die Meynung derer, welche glauben, man hätte auf den Marmor Sabazio graben ſollen; oder man ſollte doch Sebeſio eben ſo verſtehen, als Sabazio, da beyde Worte nur einerley Namen der Sonne anzeigen. Es giebt Gelehrte, welche meynen, man müſſe dieſe Worte von der Linken zur Rechten leſen, und dann werde man finden, daß nama im Hebräiſchen ſo viel, als **getreu, aufrichtig,** ſagen wollen.

Noch andere glauben, dieſes ſey der Namen desjenigen, welcher zu Bezahlung eines Gelübdes, gegenwärtigen Marmor graben laſſen. Noch andere glauben, man ſolle dieſe Worte nicht erklären, ohne vorher zu wiſſen, was der Menſch bedeute, ſo den Ochſen erſticht, und was die unter dieſen Figuren verſteckte Allegorie ſey. Endlich verſichern auch einige Alterthumsforſcher, es ſey ganz unnütz, die Deutung davon zu ſuchen, da man nicht wiſſen kann, was ſie in irgend einer unbekannten Sprache heißen mögen.

Der Herr **Marquis Maffei**, iſt mit dieſen Erklärungen ſehr ſchlecht zufrieden geweſen, und hat daher der Akademie eine neue vorgetragen. Zuvörderſt iſt er verſichert, daß man ſich aus der Aehnlichkeit wenig machen dörfe, die dieſe Worte von ungefähr mit einigen ausländiſchen Sprachen haben könnten, da die römiſchen Marmor nichts, als Latein und Griechiſch redeten. Vielleicht hätte einer unter denen, die von dieſer Aufſchrift gehandelt, ſich ſehr glücklich geſchätzet, wenn er gewußt hätte, daß NAMA ein perſiſches Wort iſt. Gleichwohl iſt es ganz gewiß eines, und die Perſer haben ein Buch **Erdaviraph nama** betitelt, das heißt: **das Buch Erdaviraph. Erdaviraph** aber war einer ihrer alten Geſetzgeber. Dieſes Buch wird vom **Thomas Hyde** fleißig angeführet, welcher in ſeinem gelehrten Tractate von der **Religion der Perſer**, ſehr oft vom **Mithra** redet. Gleichwohl führet eben dieſer Schriftſteller, welcher auch von der gegenwärtigen Aufſchrift redet, dieſe Wörter nichts weniger, als auf die perſiſche Sprache, und waget gar keine Erklärung davon.

Der Herr **Marquis Maffei** fähret fort, um von den Alterthümern gehörig zu urtheilen, muß man alle Umſtände daran unterſuchen. Dieſe nun findet man ſogleich, wenn man nur einen Blick auf erwähnten Marmor thut, wo man nach den Worten DEO SOLI INVICTO MITHRAE, noch Platz genug zu mehrern, ja zu einer ganzen Zeile, ſieht. Indeſſen hat man erwähnte zwey Worte gleichwohl ganz abgeſondert, und gar auf eine andere Stelle geſetzt. Dieſes iſt nun ein Zeichen, daß ſie keine Folge der vorigen, noch folglich zween andere Namen der Sonnen, das heißt des Gottes **Mithra**, ſind. Dieß wird auch hinlänglich durch alle Aufſchriften beſtätiget, die man von dieſem Gotte hat. Man ſieht in keiner derſelben, irgend einen andern Namen, oder einen andern Titel, nach der feyerlichen Formel, Invicto Mithræ. Noch weniger ſieht man dieſe zwey Worte in andern Aufſchriften. Zu Rom hat man ein halb erhaben Stück, auf welchem man den Bacchus mit den Buchſtaben ΝΔΜΔ findet, die gar nichts ſagen; allein das Alterthum dieſes Stückes iſt auch nicht recht gewiß.

Man hat ferner dieſe zwey Worte, weder unten, noch oben geſetzt, allwo doch Platz genug geweſen wäre; ſondern ſie an einer Stelle eingeſchloſſen, wo kaum Raum genug iſt, ſie zu faſſen, und wo ſie nicht einmal gehörig haben können geſtochen werden. Dieß iſt nun ein gewiſſes Merkmaal, daß man irgend eine Urſache gehabt hat, ſie dorthin zu ſtellen: und welches hätte wohl dieſe Urſache ſeyn können, als die Anzeige, oder der Namen, oder die Eigenſchaft der Sache, über welche ſie geſtochen ſind? Es iſt etwas ähnliches mit demjenigen, was man in einer halb erhobenen Arbeit findet, die ſehr ſchätzbar und vom Fabretti bekannt gemacht worden iſt. Er nennet ſie Tabula Iliaca, weil der trojaniſche Krieg, und die Thaten dieſer Geſchichte das Hauptwerk darinn ausmachen. Allenthalben bemerket man darinnen griechiſche Worte, welche anzeigen, welches die Sache, und die Perſonen ſind, ſo auf der erhabenen Arbeit vorgeſtellet werden.

Worüber hat man nun die zwey erwähnten Worte geſetzet? Ueber das Blut, welches ſtromweiſe und mit Gewalt aus der dem Stiere im Halſe gemachten Wunde ſchießt. Was wollen ſie ſagen? Dieſes:

Νᾶμα Σεβήσιον. heißt im guten Griechiſchen, wie der Herr Marquis Maffei ſaget, eine herrliche Quelle, ein ehrwürdiges Naß, ein heiliger Fluß. Konnte man auch wohl etwas gehörigers und eigentlichers hinſetzen?

Wir wiſſen, wie geheimnißvoll das Blut bey vielen Opfern geweſen, und inſonderheit das Blut der Stiere.

In der Opferung des Táurobols, bedeckte ſich der Prieſter faſt ganz und gar damit, und ließ keinen Tropfen davon umkommen; er trank ſo gar davon, wie man aus des **Prudentius** Beſchreibung dieſer Ceremonie, ſehen kann. **Julius Firmicus** ſaget, wir wären durch das theure Blut **Jeſu Chriſti** erkauft; bey den Opfern der Heiden aber, **betröge das Blut der Thiere dieſe Elenden: weil es wohl beſchmutzete, aber nicht erlöſete, wie ſie glaubeten** *). Es iſt alſo mit großem Rechte geſchehen, daß man dieſes Blut, **ein ehrwürdiges und heiliges Naß** genennet hat.

Man kann gar nicht zweifeln, daß die auf dieſem Marmor vorgeſtellte Handlung, das Opfer eines Stieres ſey, welchen der Prieſter erwürget, der in der heiligen Höle den Gott ſelbſt vorſtellete. Man hielt dafür, **Mithra** wäre ein Ochſenräuber geweſen, und hätte ſie in Hölen getrieben, wie wir im **Porphyr**, im **Firmicus**, und im **Commodian** einem chriſtlichen Dichter leſen, welcher vom **Mithra** ſaget:

Vertebatque boves alienos ſemper in antris.

Statius redet ebenfalls davon, und wir ſehen in dieſer Zeichnung **) ſelbſt, die vom Dichter angezeigte Stellung:

— — Torquentem cornua Mithram.

Man glaubte auch, daß die Sonne eben dieſer **Mithra** ſey. **St. Paulin**, ſagt in dem vom Herrn **Muratori** herausgegebenen Gedichte:

Quemque tegunt tenebris, audent hunc dicere Solem.

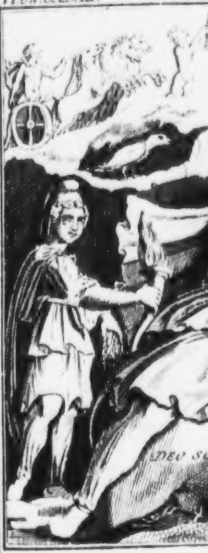
Man könnte bey Gelegenheit dieſer Erklärung einwenden, 1.) daß der letzte Buchſtab in dem Worte Σεβήσιον fehle.

---

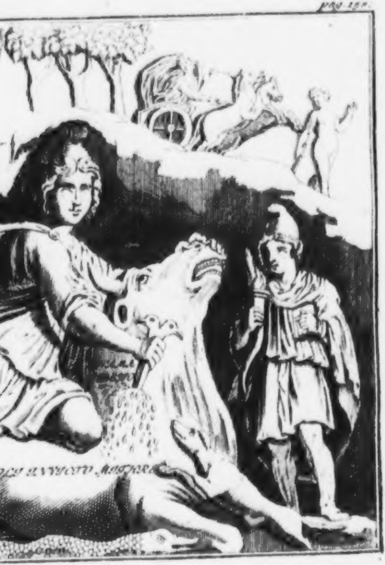
*) Et ne cruor pecudum miſeros homines aut decipiat, aut perdat, polluit ſanguis iſte, non redimit. *Iul. Firmicus* de Errorib.

**) Man ſehe die dritte Kupfertafel.

II. Pl. CXLIII.



pag. 155.



fehle. Allein, man ſieht die Urſache davon; es war kein Platz mehr zwiſchen dem äuſſern Rande des Halſes und dem Meſſer. Vielleicht hat auch dieſer Buchſtab im kleinen auf dem Meſſer ſelbſt geſtanden, und man iſt es nur nicht inne geworden, oder die Zeit hat ihn auch ausgetilget. Hätte man das N geſehen, ſo wäre gar keine Schwierigkeit mehr übrig geblieben; und alle Welt hätte geſehen, daß es zwey griechiſche Worte wären. Uebrigens ſtoßen ſich diejenigen, die des Unterſuchens der Alterthümer gewohnt ſind, daran gar nicht, daß am Ende einer Aufſchrift ein Buchſtab fehle.

Ferner könnte man einwenden, 2.) daß das Wort Νᾶμα allerdings ſehr gebräuchlich ſey, ein flieſſendes Naß anzudeuten; aber daß es mit dem Worte Σιβησιον ein anders ſey, welches man in den Wörterbüchern nicht findet.

Der Herr Marquis Maffei antwortet hierauf, daß kein Wörterbuch, es ſey in welcher Sprache es wolle, alle Beugungen der Wörter enthalte, die man aus den Zeitwörtern ziehen kann. Wir wiſſen das Zeitwort σέβω, veneror, adoro, colo, welches beſonders zur Religion beſtimmet war. Von dieſem Zeitworte nun kömmt, σιβάσμιος, σιβάϛος, σέβεσθαι, ἀσεβέω, ἀσεβὴς; man ſieht nicht, daß dieß eben ſo viel ſey, als σιβησιον daraus zu machen. Man ſetze noch hinzu, daß man in des Suidas Wörterbuche σιβίσαι, colere, findet. Vielleicht ſollte man σιβῆσαι leſen, da die Ausſprache des verfallenden Jahrhunderts den Selbſtlauter geändert haben mag. Hieraus nun kann man nichts anders, als σιβήσιον machen. Wer dieſe Zeitwörter zugiebt, und dieſes Nennwort nicht zugeben will, der thäte eben, als wenn er veneror zugäbe, und venerabile nicht zugeben wollte.

Auf alten Marmorn erblickt man nicht nur Wörter, die in Wörterbüchern nicht ſtehen; ſondern man könnte ein groſſes Verzeichniß von Wörtern allerley Art, griechiſch und lateiniſch machen, die man in Aufſchriften lieſt, und in Schriftſtellern nicht findet. Z. E. in der eliſchen Tafel, ſteht über einem Tempel ΑΠΟΛΛΩΝΙΟΝ, das heißt, **Tempel des Apollo**; man findet aber dieſes Wort überaus ſelten bey den Schriftſtellern in dieſem Sinne: gleichwohl ſehen wir hieraus, daß es im Reden gemein geweſen. Da dergleichen Wörter in den Schriftſtellern nicht gewöhnlich ſind, ſo hat man ſich zuweilen geirret. Ein neuerer Schriftſteller hat der Königinn **Artemiſia** das Wort ΑΡΤΕΜΙΣΙΟΝ zugeeignet, welches er auf einem alten Schaupfennige angetroffen, und auf demſelben, **Tempel der Diana**, heißt.

Man könnte ferner einige Schwierigkeit finden, daß man die zween lateiniſchen Buchſtaben S für Σ, und E für H, in dem griechiſchen Worte ΣΕΒΗΣΙΟΝ antrifft; allein man darf ſich nur erinnern, daß dieſe Vermiſchung, im verfallenden Jahrhunderte ſehr gemein geweſen. Wir haben unzähliche Beyſpiele davon. Der Name **Jeſus** iſt allezeit durch drey Buchſtaben IHS vorgeſtellet worden, davon der zweyte griechiſch, und der dritte lateiniſch iſt. Ohne dieſe Anmerkung würde man nicht begreifen, wie der Buchſtab H in den Namen **Jeſus** kömmt. Dieſe Vermiſchung findet man inſonderheit in den chriſtlichen Aufſchriften, und darf man ſich nicht verwundern, daß die **Mithrianer** ſie nachgeahmet haben; indem ihr Aberglaube faſt das ganze vierte Jahrhundert der Kirche durchwährete, und groſſentheils aus Nachahmungen der Gebräuche und Sacramente der Chriſten entſtanden iſt. Sie ſetzten in ihre Kalender, die Geburt des **Mithra** auf denſelben Tag, da wir die Geburt Chriſti feyern. St. Juſtin, Tertullian und Chryſoſtomus, lehren uns, daß ſie eine Art von Märtyrthum gehabt, und das Abendmahl und die Taufe nachgeäffet haben. Vieleicht bedienete man ſich des aus dem Halſe des Stieres flieſſenden Blutes, um die

Ausſöhnung zu verrichten, davon dieſe Kirchenväter reden, und vieleicht nennen ſie daſſelbe deswegen ein heiliges Naß. Man ſieht wohl, wie weit dieſes von dem alten Dienſte des **Mithra** abgeht, ſo wie ihn die Perſer übeten. **Hyde** hat gezeiget, daß die Griechen und Römer denſelben gänzlich geändert, und in keinem Stücke der Meynung der Perſer von dieſem Gotte und ſeinen Geheimniſſen gefolget ſind. Ein neuer Beweis, daß man keine perſiſchen oder orientaliſchen Worte auf gegenwärtigen Marmor werde geſtochen haben.

Der ſtärkſte Einwurf, und welchen der Herr **Marquis Maffei** ſich nicht gemacht hat, iſt dieſer, daß die Handlung des **Mithra**, der einen Stier zu erwürgen ſcheint, nicht die Vorſtellung eines wahren Opfers; ſondern eine Anſpielung auf die Gewalt der durch den **Mithra** vorgebildeten Sonne ſey: wenn dieſer Himmelskörper, nachdem er die Zeichen der Fiſche und des Widders durchlaufen, in das Zeichen des Stieres tritt. Denn, wenn man dieſes ganze Stück genauer betrachtet, ſo ſieht man, daß es eine Himmelskarte iſt; worauf die Zeichen des Himmels vorgeſtellet ſind, und wo man diejenigen Figuren erblickt, die den Aufgang, Mittag, und Untergang der Sonnen ꝛc. vorſtellen: wie der Herr Abt **Banier** im ſiebenten Buche ſeiner **Mythologie** *) angemerket hat.

Dem ſey wie ihm wolle, die Meynung des Herrn **Marquis Maffei** von gegenwärtiger Aufſchrift, iſt die, ſo wir erwähnet haben. Da aber unter den verſchiedenen Meynungen, denen man bisher gefolget iſt, diejenige, die ſich den meiſten Anhang erworben, dieſe iſt: daß Sebeſius, von Sabazius nicht unterſchieden ſey, ſo ſetzet er hinzu, daß diejenigen, die dieſer Meynung zugethan ſind, anmerken; daß der Namen Sabazius, dem **Bacchus** eigen geweſen, und

*) im 1. Th. a. d. 630. u. f. S.

und man ihn folglich auch der Sonnen beylegen können, weil man gezeiget hat, daß **Bacchus** und die Sonne einerley Gott geweſen.

Demoſthenes hingegen, und ein noch älterer Schriftſteller, ſagen, in einer Stelle, die vom **Harpokration**, **Diodor**, **Strabo**, **Ariſtophans Scholiaſten**, **Euſebius**, **Stephan von Byzanz**, **Heſychius**, **Suidas**, und noch von vielen mehrern angeführet wird: daß **Sabazius**, **Bacchus** geweſen, und keiner von ihnen ſaget; daß man jemals der Sonne dieſen Namen gegeben. Zwar bemühet ſich **Makrobius** zu erweiſen, daß **Bacchus** mit der Sonnen einerley Gott geweſen: allein das iſt eine Folge ſeines ihm eigenen Lehrgebäudes, nach welchem **Merkur**, **Mars**, und alle andern Götter, nichts anders ſeyn ſollten, als die Sonne: ein Lehrgebäude, welches in der That der den Heiden gemeinen Theologie ganz zuwider läuft: und es iſt dem ungeachtet noch eben ſo gewiß, daß man niemals einen von denen dem **Bacchus** in ſo großer Menge beygelegten Zunamen, der Sonnen gegeben hat. Will jemand dieſe Zunamen faſt alle wiſſen, und zugleich erfahren, was man von dem Namen **Sabazius** insbeſondere geſaget hat: ſo kann er nur das achte **Syntagma** des **Lilio Giraldi** nachſchlagen; allwo er ſie mit einer ſolchen Mühe geſammlet finden wird, die viele neuere Schriftſteller ſich zu Nutze gemacht haben, ohne daß ſie ihm den mindeſten Dank dafür gewußt hätten.

Die Anhänger dieſer Meynung gründen ſich darauf, daß man den Namen **Sabazius** auch dem **Jupiter** gegeben, und ſagen: man habe ſonder Unterſcheid, **Sabazius**, **Sebadius** und **Sebeſius**, geſchrieben.

Der Herr **Marquis Maffei** antwortet hierauf, es thue nichts zur Sache, daß man den Namen **Sabazius** auch zuweilen dem **Jupiter** gegeben, und gleichwohl iſt die Sache ſo ausgemacht noch nicht; er glaubt aber auch nicht, daß man dieſe Namen ſonder Unterſchied, einen für den andern geſchrieben. Wir ſehen zwar in der That in einigen lateiniſchen Schriftſtellern, daß dieſe Namen dem **Bacchus** und **Jupiter** gegeben werden, allein man müßte zuvor unterſuchen, ob die Leſart auch allezeit zuverläßig iſt, und nicht zuweilen von den Abſchreibern verderbet worden. Denn kurz um, nicht nur das Wort **Sabazius**, ſondern auch alle diejenigen, ſo von σαβεῖ oder σαβάζειν abgeleitet ſind, beziehen ſich auf den **Bacchus**, oder die **Bacchanten**: und kein einiger griechiſcher Schriftſteller hat ſie jemals dem **Jupiter**, oder einem andern Gotte zugetheilet. Man müßte daher unterſuchen, ob man z. E. im **Firmicius**, an ſtatt Sabazium Jovem, nicht Sebesium leſen ſollte: denn in der That ſchicket ſich der Titel Augustus, ſehr wohl für den **Jupiter**.

Gegenwärtiger Marmor lehret uns, nach des Herrn **Maffei** Meynung, daß dieſes Wort gebräuchlich geweſen: und man hat allezeit geſehen, daß die Bücher aus Marmorn gebeſſert werden, nicht aber die Marmor aus Büchern. Nun muß man ſehen, fährt er fort, ob man in des **Makrobius** Stelle, allwo wir leſen, daß **Bacchus**, **Sebadius** geheiſſen, nicht **Sebazius** leſen müſſe; um ſo viel mehr, da das Δ und Z bey den neuern Griechen einerley Ausſprache haben; und ſo war es auch zu der Römer Zeiten. Daher hat der Herr **Maffei**, in der Vorrede zu der Ausgabe des h. **Hilarius** angemerket, daß man in den Handſchriften, Zabulo für Diabolo findet, und daß **Philoſtorgius**, Ναδιανδὸν, für Ναζιανζὸν, geſchrieben, welches **Photius** angemerket hat. Auch die alten Griechen haben nach **Platons** Berichte, dieſen Buchſtab ſo ausgeſprochen.

Gleichwohl begehret er den **Jupiter Sabazius** nicht ganz und gar zu verwerfen, allein das könnte in einer eigenen Abhandlung vorgetragen werden. Genug, daß er feſtgeſetzet hat, man habe niemals Sebeſius an ſtatt Sabazius geſaget, und habe niemals der Sonne den Namen Sabazius gegeben. Zum Beſchluſſe begnüget er ſich noch damit, daß er bemerket, wie die alten Schriftſteller uns lehren, daß σαβοῖ, ein Ausdruck der Bacchanten, und σαβάζειν, barbariſche Wörter geweſen; daß einige ſie für thraciſch, andere für phrygiſch halten, und daß ſie alſo nicht die mindeſte Verwandtſchaft mit dem Worte Sebesion haben, welches ganz griechiſch iſt; ja daß man endlich bedenken müſſe, die ganze Schwierigkeit ſtecke in zweyen Worten. Es iſt nicht genug, in gegenwärtiger Aufſchrift, nur eines davon zu erklären, und z. E. Sebeſio, durch Sabazio zu erklären; vom Nama aber nichts zu ſagen. Man iſt hier auf dem halben Wege ſtehen geblieben, und hat nichts ausgerichtet, indem es nicht möglich geweſen, die Erklärung des einen Wortes, mit der Erklärung des andern zu vertragen.

XV.

Des Herrn Abtes Gedoyn Abhandlungen, ob die Alten gelehrter geweſen, als die Neuern? und wie man die Verdienſte dieſer und jener auf ihren wahren Werth ſetzen könne? 1736.

Es iſt gar nicht in der Abſicht geſchehen, den alten Streit, in Anſehung der Neuern und Alten zu erneuern, daß der Herr Abt Gedoyn die zwo Abhandlungen verfertiget hat, davon wir hier Rechenſchaft geben wollen; ſondern man will vielmehr ihrer beyder Verdienſte gewiſſer beſtimmen.

Erſter Theil.

Es iſt ausgemacht, daß die Alten uns in der Kunſt zu ſchreiben, es ſey in gebundener, oder ungebundener Rede, bey weitem übertroffen haben. Je mehr man ſie lieſt, je mehr ſpüret man, daß ſie, inſonderheit in den annehmlichen Werken, dergleichen die von der Beredſamkeit, Geſchichte und Dichtkunſt ſind, die wahre Art getroffen haben, einen Gedanken zu finden und auszudrücken; daß ſie ſich bemühet haben, die ſchöne Natur zu ſchildern, und daß es ihnen gelungen iſt. Wer ſie nicht zu Muſtern annimmt, wer ſich nicht nach ihnen bildet, der verläßt die ſo reiche Quelle des Schönen, die Natur ſelbſt: welche bald ſtark und heftig, bald lächelnd und angenehm, und allezeit in ihren verſchiedenen Characteren lieblich iſt; kurz, in deren Darſtellung, der Vorzug eines jeden Schriftſtellers, wie jedes Malers, beſteht.

Ein jeder von dieſen Characteren, hat ein Laſter zu befürchten, welches ihm ganz nahe liegt, und nicht eben leicht zu vermeiden iſt. Und eben darum ſind die guten Schriftſteller des Alterthumes ſchätzbar, weil ſie daſſelbe vermieden haben. Sie haben gewußt, wie man fruchtbar ſonder Ueberfluß, bündig ohne Dunkelheit, einfältig ohne Nachläßigkeit, zierlich ohne Zwang, edel und erhaben ohne Schwulſt, heftig ohne Wuth oder Unordnung, angenehm ohne Künſteley oder Verſtellung, ſchreiben könne. Die Neuern hergegen, haben gemeiniglich an dieſen Klippen geſcheitert, und gerathen noch täglich daran.

Indeſſen muß unſere Bewunderung der Alten auch ihre Gränzen haben, weil ihre Verdienſte nicht ſonder Gränzen ſind. Der Herr Abt Gedoyn geſteht, daß er deren nur viere kennt, die, da ſie keine Fehler haben, über alles Lob erhaben ſind. Dieſe ſind **Homer** und **Virgil**, **Demoſthenes** und **Cicero**. Er ſaget, ſie ſind **ohne Fehler**: denn, irren iſt von der menſchlichen Natur unzertrennlich. Dieſe viere nun haben ihres gleichen nicht, und haben alle diejenigen, welche mit ihnen in einer Bahne gelaufen, weit hinter ſich gelaſſen. Die andern, ſo viel Vollkommenheit ſie auch beſitzen, ſo glaubet er dennoch, daß man ihnen noch gleich kommen könne.

Wir thun ſo gar, fährt er fort, den Alten mehr Ehre an, als ihnen gebühret. Sie haben nicht alles gethan, was ſie wohl hätten thun können; ſie haben viele Kenntniſſe verabſäumet, die ſie hätten erlangen können: die beſchwerlichen und arbeitſamen Studien ſind ihnen ziemlich unbekannt geblieben. Die Neuern hingegen haben ſich mehr Mühe gegeben; keine Schwierigkeit hat ſie abgeſchrecket. Sie haben zu ihrem Unterrichte alles gethan, was ihnen nur möglich geweſen iſt; ſie haben eine unzähliche Menge von Kenntniſſen, welche die Alten nicht haben konnten: woraus dann folget, daß die Neuern gelehrter ſind, und allgemeiner ſind, als die Alten geweſen. Der Beweis eines jeden dieſer Sätze, wird den Beweis dieſer Meynung ausmachen.

Wenn wir einen griechiſchen oder lateiniſchen Schriftſteller leſen, dergleichen z. E. Plato, Herodot, oder Livius iſt; ſo bewundern wir die Schönheit ſeiner Schreibart, die Reinigkeit und Deutlichkeit ſeines Ausdruckes. Wir verſtehen dieſen Schriftſteller, und wiſſen ihm aus einer heimlichen Gefälligkeit, vielen Dank, daß er ſich uns verſtändlich gemacht hat: da doch ſeine Sprache uns fremde iſt. Wir bedenken nicht, daß dieſer Scribent ja nichts mehr thut, als daß er ſeine Sprache gut ſchreibt; und rechnen ihm eine Sache als ein großes Verdienſt an, die im Grunde nichts ſchweres iſt. Denn, daß man geſchehene Sachen ordentlich und zierlich vortrage, kurze Betrachtungen mit untermenge, die vernünftig und moraliſch ſind; daß man die Perſonen nach ihrem Charactere, und nach ihren Sitten reden laſſe, das iſt allerdings ein Verdienſt: aber es ſteckt eben nichts wunderwürdiges dahinter.

Man ſtelle ſich einen Franzoſen vor, der ein geſcheider Mann iſt, der nichts als ſeine Sprache, aber dieſe auch recht gut verſtünde. Dieſer Franzos wird alles geleſen haben, was wir von guten Schriftſtellern beſitzen, Dichter, Redner, Philoſophen, Geſchichtſchreiber. Nun ſetze man, daß er mit einem ſo bearbeiteten Geiſte, ein hiſtoriſches Stück ſchreiben will: würden wir wohl, das Werk gelinge ihm ſo gut es wolle, den Verfaſſer in die Zahl der Gelehrten ſetzen? Nichts weniger: wir würden ihn für einen guten Schriftſteller halten, und nichts mehr. So waren die Griechen zu Platons Zeiten, das heißt, als Athen noch im Flore war, auch geſinnt. Sie kannten nichts als ihre Sprache; ja ſie konnten gar keine andere. Alle Völker der Erden, von den Römern an gerechnet, waren Barbarn gegen ſie. Ihre ganze Gelehrſamkeit beſtund in einigen poetiſchen Werken, wie Homers und des Heſiodus, Alkmanns, des Steſichorus, Alcäus, Archilochus ihre; in des Aeſopus Fabeln, und einigen geringen phyſikaliſchen Tractaten, welche von ihren erſten Weltweiſen waren aufgeſetzet worden. Denn vom Thales an, als dem älteſten unter ihnen, bis auf den **Plato**, waren nur ſechs und zwanzig Jahre verfloſſen, und in ſo kurzer Zeit konnte die Naturlehre nicht eben gar weit gekommen ſeyn: da ihr noch alle die Beyhülfe gefehlet hat, die ihr nach dieſem die Zeit und Erfahrung geleiſtet haben. Man brauchet viele Jahrhunderte, bevor der Menſch es in der Erforſchung der Natur etwas weit bringt. Die Beredſamkeit hatte ſchon einen ſchnellern Fortgang gehabt, und ſie erfordert auch weniger Kunſt, und mehr natürliche Geſchicklichkeit. In minder als hundert Jahren, ward ſie vom **Perikles** und **Demoſthenes** auf den höchſten Gipfel gebracht.

Plato iſt der erſte von den griechiſchen Weltweiſen, zum mindeſten von denen geweſen, davon wir noch etwas übrig haben, welcher ſeine Gedanken auf die Sitten gerichtet hat. Er war beredt gebohren; er verſtund ſeine Sprache vollkommen wohl; er beſaß ſo gar, wenn er wollte, das Feuer, die Erhabenheit und Begeiſterung eines Dichters. Er war voll von den Geſetzen eines **Minos**, **Solons** und **Lykurgs**; er machte den Grundriß zu einer Republik, und faßte den edlen Anſchlag, die Menſchen beſſer, folglich auch glücklicher zu machen. **Sokrates**, deſſen Schüler er bis ins acht und zwanzigſte Jahr geweſen war, gieng mit Tode ab. Dieſes war der gerechteſte Mann geweſen, den das ganze Heidenthum noch geſehen hatte; ein Mann, der dazu gebohren war, den zukünftigen Jahrhunderten ein Muſter zu ſeyn; ein wahrer Weiſer, welcher, unter dem Scheine eines gemeinen Lebens, und unter einem nachläßigen Aufzuge, die gründlichſte Tugend verbarg; welche er durch ſeinen muntern Verſtand, und durch die Sanftmuth ſeiner Sitten, angenehm machte. Dieſen wählte Plato zu ſeinem Helden, zum hauptſächlichſten Mitredner in denen Geſprächen, die er uns hinterlaſſen hat. In deſſen Mund legte er ſeine eigenen Gedanken, und die großen Lehren der Tugend, die er ſeinen Mitbürgern geben wollte. Dieſe Geſpräche ſind mit aller der Kunſt geſchrieben, die dergleichen Werke erfodern. Man findet alles das attiſche Salz, alle diejenige Höflichkeit darinnen, wodurch ſich die Athenienſer von den übrigen griechiſchen Völkern unterſchieden, und die Sittenlehre darinnen iſt ſehr ſchön.

Indeſſen, wollen wir alles Vorurtheil beyſeite ſtellen. Iſt Plato nicht zuweilen ein wenig geſchwätzig? Geht er nicht durch gar zu weitſchweifige Umwege ſeinem Zwecke entgegen? Macht ſeine verſtrickte Dialektik ſeinem Leſer nicht Mühe? und wird nicht ſeine Art durch Fragen und Antworten abzuhandeln, gar zu einförmig und etwas langweilig? Was aber ſeine Sittenlehre betrifft, iſt ſie wohl mit der im Telemach zu vergleichen, die der vortreffliche Erzbiſchof von Cambray, Fenelon aufgeſetzt hat? Wäre dieſes Werk griechiſch geſchrieben, und zwey tauſend Jahre alt: ſo würden wir es als ein Meiſterſtück des Alterthumes anſehen. Warum aber wollen wir einem Weltweiſen, der von uns ſo fern iſt, diejenige Bewunderung zutheilen, die mit mehrerem Rechte dem großen Manne gehöret, welchen wir genennet haben?

Die griechiſche Litteratur, war alſo auch zu den ſchönſten Zeiten von Athen, ſehr eingeſchränkt. Andere Völker kannten ſie wenig; ſie nannten ſie Barbarn, und verachteten ſie daher. Zwar war Herodot in Aegypten gereiſet, und ſeine Nachricht davon iſt ſchätzbar: allein, ſaget er uns auch was von den Sitten, der Religion, und der Regierungsforme derer ſo berühmten Völker, wie unſere franzöſiſchen Reiſenden uns von allem belehret haben, was

China betriſſt? Er ſaget uns nichts von der Sprache der Aegyptier, noch von ihrer Schriſt, noch von ihren Hieroglyphen, noch von dem Zuſtande der Künſte und Wiſſenſchaſten unter ihnen, noch von der Urſache, warum ſie gewiſſen Thieren eine Art einer Ehrerbiethung erzeigten; eine Ehrerbiethung, die, wider alle Wahrſcheinlichkeit, die Muthmaßung veranlaſſet hat, daß ſie dieſelben wirklich anbetheten.

Nach dem **Plato** kam **Ariſtoteles**. Wer den **Ariſtoteles** nennet, der ſcheint die Wiſſenſchaften ſelbſt zu nennen. In der That hat dieſer Weltweiſe erſtaunend viel geſchrieben, und über aus vielerley Materien abgehandelt. Seine Schreibart iſt kurz, trocken und ohne Zierde; gleichwohl ſind ſeine Werke von der Staatskunſt, von der Beredſamkeit und Dichtkunſt, vortrefflich. Es gehöret aber auch zu dergleichen Werken, nur viel geſunde Vernunſt, und dieſe iſt in allen Zeiten und in allen Ländern zu haben. Verſchiedene ſeiner andern Schriften ſind ſo viel ſchlechter, als dieſe, daß man ſie für untergeſchoben hält. Man kann ſich nicht enthalten zu bekennen, daß **Ariſtoteles** eine weitläuftigere Kenntniß gehabt habe, als alle andere vor ihm beſeſſen: für ein Orakel aber hätte man ihn niemals halten ſollen, zumal in der Phyſik. Sein Namen hat in den Schulen gar zu lange tyranniſiret; heute zu Tage giebt man der Vernunſt Gehör, und nicht dem Anſehen. Wie hätten doch die Griechen wahrhaftig gelehrt ſeyn wollen? Sie hatten weder Kritik, noch Theologie, noch Jurisprudenz, noch Zeitrechnung, noch Geſchichte; außer von dem, was unter ihnen ſelbſt vorgegangen war.

Wenn **Quintilian** von den alten griechiſchen Sprachlehrern redet, ſo ſaget er, daß ſie, indem ſie ſich zu Kunſtrichtern aufgeworfen, die Schriften verſchiedener Scribenten durch die Muſterung gehen laſſen; die untergeſchobenen von den wahrhaften ausgeſondert; und dieſe in beſſere Ordnung gebracht hätten. Vielleicht meynt er hiermit den Ariſtarch und einige andere berühmte Sprachlehrer. Man ſieht indeſſen nicht, daß dieſe Kunſtrichter es mit ihrer Arbeit und Kritik weit gebracht hätten. Haben ſie auch wohl das Fabelhafte im **Herodot** und **Kteſias** gemerket? Haben ſie die Aufzüge, die Auftritte, die Verſe des **Euripides**, **Sophokles** und **Ariſtophanes** gehörig geordnet? Haben ſie uns **Pindars** Verſe nach ihrem rechten Sylbenmaaße überliefert? Haben ſie endlich, ſo manche ſchwere Stellen, die man in den Schriften der Alten findet, erläutert und erkläret? Weil ſie doch auf die Ehre ihrer Schriftſteller ſo eifrig erpicht geweſen, weil ſie ihre Sprache ſo geliebet, und gegen alle andere ſo gleichgültig waren: ſollten ſie uns denn nicht wenigſtens irgend ein Wörterbuch, irgend eine Sprachlehre hinterlaſſen haben, die uns den Verſtand ihrer Schriften erleichtern, und ihre Sprache bey der Nachwelt hätten erhalten können? Es iſt wohl wahr, daß man bereits lange vor dem **Suidas**, **Heſychius**, **Pollux** und **Harpokration**, nebſt einigen andern, deren **Photius** gedenket, eine Art von Wörterbüchern und Gloſſarien geſchrieben gehabt: allein dieſe Werke betrafen nur einen gewiſſen Theil der griechiſchen Sprache, nicht die ganze Sprache ſelbſt; folglich würden ſie auf keine Weiſe mit unſern Wörterbüchern eines **Stephans**, noch der **franzöſiſchen Akademie** ihrem, zu vergleichen ſeyn. Zu geſchweigen, daß ſie nicht einmal zur Zeit des guten Griechiſchen, gefertiget worden ſind: welches doch das einzige iſt, davon man hier redet. Der Herr Abt **Gedoyn** hat daher nicht unrecht, wenn er ſaget: die Griechen hätten zum Aufnehmen der Wiſſenſchaften, nicht alles gethan, was ſie wohl gekonnt hätten.

Ihre Gottesgelahrtheit war ungeheuer: und, es ſey nun aus Furcht oder Staatsliſt geſchehen; ſo ließ man es ſich gar nicht in den Sinn kommen, ſie vernünftiger zu machen. Ihre Rechtsgelehrſamkeit war ebenfalls ſehr eingeſchränkt. Sie kannten nichts, als die Geſetze des **Drako**, **Solon**, **Lykurgs**, die Befehle der **Amphiktyonen**, die Gebräuche ihrer Zünfte; ſie hatten weder Rechtsgelehrte, noch Corpus Juris, noch etwas, das der vortrefflichen Sammlung nur einigermaßen gleich käme, die uns die Römer gelaſſen haben, und wir die **Digeſten** nennen.

Welch eine Zeitrechnung konnte ferner wohl ein Volk haben, welches nicht wußte, wohin die Begebenheiten gehöreten: weil es ihm an einem feſten Puncte fehlte, von wannen es anfangen konnte, die Jahre zu zählen? Denn die Griechen hatten gar keine Kenntniß von der Schöpfung der Welt, noch von ihrer Dauer, bis auf ſie. War es denn aber ſo was ſchweres, über einer Lehrmeynung eins zu werden, die ihnen in der Wiſſenſchaft von der Zeit, zur Grundfeſte hätte dienen können? Sie erſannen indeſſen nichts dergleichen. Alles, was ſie daher thun konnten, war, daß ſie die Begebenheiten auf die Regierungen ihrer Könige, oder auf das obrigkeitliche Amt ihrer **Archonten** brachten; daß ſie aber hätten wiſſen ſollen, in welches Jahr der Welt das obrigkeitliche Amt, oder die Regierung dieſer Könige, dieſer **Archonten**, gefallen, das war nicht möglich. Sie hätten aus der Eroberung von **Troja** einen allgemeinen Zeitpunct machen können; aber auch das haben ſie nicht gethan: es hat uns, an ihrer Statt, einfallen müſſen.

Und was brauchte denn auch wohl ein Volk die Zeitrechnung, welches ſo wenig hiſtoriſche Kenntniß beſaß? Faſt zwölf hundert Jahre lang haben die Griechen gar keine Geſchichtſchreiber gehabt. Der erſte derſelben, der ſich einen großen Namen erworben, war **Herodot**, welchem **Thucydides** auf dem Fuße gefolget iſt. Von der allgemeinen Geſchichte haben ſie bis auf den **Diodor von Sicilien**, gar nichts gewußt. So iſt auch alles, was bey ihnen vor dem trojaniſchen Kriege vorgegangen iſt, lauter Finſterniß und Fabelwerk. Seit dieſer berühmten Begebenheit aber, äußert ſich ſchon mehr Ordnung und Gewißheit in der beſondern Geſchichte jedes Volkes, welche die ganze Nation ausmachten. Endlich ſetzten ſie die **Olympiaden** ein, und fanden dadurch dieſen feſten Punct, welchen ſie viel frühzeitiger hätten ſuchen ſollen. Allein, ihre erſte **Olympias** fällt ins 3208te Jahr der Welt; und von hier bis auf die chriſtliche Zeitrechnung, ſind nur hundert und drey und neunzig **Olympiaden**, die noch nicht acht hundert Jahre ausmachen. Ein Zeitraum, der in Anſehung der vier tauſend Jahre, die man bis auf Chriſti Geburt zählet, gar nichts ſagen will.

Uebrigens, wenn der Herr Abt **Gedoyn** nur den **Herodot** und **Thucydides** als Geſchichtſchreiber, bis an den **peloponneſiſchen** Krieg nennet; ſo will er damit nicht ſagen, daß es gar keine andern gegeben. Zu allen Zeiten hat es unter den geſitteten Völkern Männer gegeben, welche bemüht geweſen, die großen Begebenheiten, die ſie als Augenzeugen angeſehen, auf die Nachwelt zu bringen. Man darf daher nicht zweifeln, daß es bey den Griechen eben ſo geweſen: wie hätten uns ſonſt diejenigen Schriftſteller, die ſo viel ſpäter gelebet haben, dergleichen **Diodor von Sicilien**, **Pauſanias** und **Plutarch** geweſen, die Geſchichte der entfernteſten Zeiten liefern können? Sie haben dieſes nicht anders bewerkſtelligen können, als aus Nachrichten, die zu jenen Zeiten ſelbſt aufgeſetzet worden. Herr **Gedoyn** hat daher nur ſagen wollen: daß die Griechen, bis auf den **Herodot**, keinen einzigen Geſchichtſchreiber gehabt, der viel Hochachtung verdienet hätte. Die Meßkunſt war unter allen Wiſſenſchaften vielleicht diejenige, darinnen man es noch am weiteſten brachte. **Euklides** brachte ſie unter dem erſten der **Ptolemäer**, zur Vollkommenheit, und ſeine Grundlehren ſind noch dieſe Stunde der Grund und die Stütze der ganzen Meßkunſt. Was die

Sternkunde betrifft; ſo ſcheint es nicht, ungeachtet **Meton**, und nach dieſem **Eudoxus** ſich mit gutem Erfolge darauf geleget haben, daß das Licht dieſer Wiſſenſchaft ſich unter den Griechen ſehr ausgebreitet gehabt; indem **Perikles** aller ſeiner Beredſamkeit nöthig hatte, um den Athenienſern gegen eine Sonnenfinſterniß einen Muth zu machen; davor ſie ſich entſetzeten; und da **Nicias**, der ſo geſchickt nicht war, der Verwirrung gar nicht abhelfen konnte, die ſeine Kriegesleute in Sicilien bey einer gleichen Begebenheit überfiel.

Unter dem Alexander aber und deſſen Nachfolgern, erlangeten die Griechen neue Kenntniſſe, die ſie wohl zu nutzen wußten. Dieſer Eroberer führete ein Heer von fünf und dreyßig tauſend Griechen, über den **Indus** und bis an den **Ganges**. Viele derſelben macheten in denen unermeßlichen Ländern, die ſie durchzogen, ſehr wichtige Entdeckungen. Sie bemerketen die Lage der Provinzen und Städte, ihre Entfernung von einander und von Athen ſelbſt; den Unterſchied der Erdſtriche, die Sitten der Völker, und kurz, alles, was in jeder Gegend ſeltenes und ſonderbares ſeyn konnte. **Kalliſthenes** ſah mit eigenen Augen zu **Babylon** die alten Beobachtungen der Chaldäer, und theilete ſie dem Ariſtoteles mit. Alles dieß trug nun ſehr viel zum Aufnehmen der Erdbeſchreibung, der Sternkunde, und Geſchichte bey. Es ward auch wenige Zeit darauf, **Eratoſthenes** in dieſen Wiſſenſchaften dermaßen berühmt, deß die Leute ſeiner Zeit ihn den Zweyten in jeder Art nannten. Man weis nicht, wen ſie zum **Erſten** gemacht haben, ſo viel man aber aus dem Zeugniſſe der Alten ſchließen kann, ſo war **Eratoſthenes** gelehrter, als alle ſo vor ihm geweſen waren.

Die

---

*) Dieſes beweiſt nicht, daß ſie ſchlecht ſind, ſondern daß die mehreſten Menſchen, mehr von der Neugierde, zum Leſen getrieben werden, als von der Begierde ſich zu beſſern. Vielleicht liegt es auch an den Ueberſetzern. Es gehöret mehr

Kennt-

Die **Ptolemäer**, als gebohrne Griechen, zogen Griechen an ihren Hof, die ſie mit Wohlthaten überhäufeten, und denen ſie die Aufſicht jenes berühmten Bücherſchatzes anvertraueten, den ſie ſich in Alexandrien angeſchaffet hatten. Allhier lerneten dieſe Griechen, den **Beroſus** und **Manethon** kennen, und konnten in deren Umgange von tauſend Alterthümern eine Kenntniß erlangen. So wie nun die Kenntniſſe zunahmen, ſo gab es auch Schriftſteller, welche erleuchteter und arbeitſamer waren, als ihre Vorgänger, und wichtige Wercke unternahmen. So verfertigte **Polybius**, ein Geſchichtſchreiber, der am Verdienſte und Anſehen keinem einzigen etwas nachgiebt, eine allgemeine Geſchichte in vierzig Bücher abgetheilet: vieler andern Werke zu geſchweigen, die einem großen Feldherrn und einem weiſen Staatsmanne anſtändig ſind.

Als ſich nachmals die Römer zu Herren von Griechenland macheten, ſo ließen ſich verſchiedene Griechen in Rom nieder; allwo ſie ſich durch ihre Wiſſenſchaft und durch Schriften hervor thaten, die man nie zu hoch ſchätzen kann. Unter andern war **Diodor von Sicilien**, **Dionyſius von Halikarnaß**, **Strabo**, **Pauſanias**, **Dio** und **Plutarch**. Dieſer letzte Mann beſaß eine erſtaunliche Gelehrſamkeit. Wovon hat er nicht geſchrieben? Allein, er war auch gelehrter, als angenehm; er ſchrieb ſchläfrig und ohne Lieblichkeit. Seine **Leben berühmter Männer** ſind von allen ſeinen Werken das beliebteſte; ſeine moraliſchen Tractate ſind zu allen Zeiten wenig geleſen worden *).

Was wir aber den Griechen am meiſten verrücken können, iſt dieß, daß ſie auf die Nachkommen nicht be-

bachte

Kenntniß einer Sprache dazu, ein moraliſches als ein hiſtoriſches Werk zu überſetzen. Es iſt übrigens gewiß, daß den Deutſchen in **Plutarchs Moralien**, noch eines der ſchönſten griechiſchen Werke fehle. Denn **Eppendorfs** Ueberſetzung, iſt wohl nach dem heutigen Geſchmacke zu alt.

dacht genug geweſen. Sie haben uns vieler Kenntniſſe beraubet, weil ſie ſich nicht deutlich genug darüber erkläret haben; oder weil ſie dieſelben nicht merklich genug gemachet haben. Dergleichen ſind ihre Werkzeuge des Krieges, ihre Galeeren zu neun, zwölf und funfzehen Ruderſchichten, die Bauart ihrer Tempel, der Gebrauch ihrer Chöre in Trauerſpielen, der Flöten in Luſtſpielen, ihre Wagen mit 4. Pferden, ihre olympiſchen Schranken, und verſchiedene Umſtände die Spiele betreffend. Man ſollte faſt ſagen, ſie hätten bloß für ſich geſchrieben, oder, als ob die Zeit, die alles verheeret, ihre Gebräuche und Denkmäler allein hätte verſchonen ſollen. Es iſt wahr, daß die Holzſchnitte und Kupferſtiche eine Folge der Druckerey ſind, die eine neue Erfindung iſt; aber zum mindeſten hätten ſie ſich der Linien und Züge bedienen können, die uns manche Sache deutlich gemacht haben würden; und das iſt ihnen nicht beygefallen.

Nach dieſer Unterſuchung der griechiſchen Schriftſteller ſchreitet der Herr Abt Gedoyn zu den Römern.

Was die Natur den Griechen geweſen war, das waren die Griechen den Römern. Das heißt, die Griechen haben kein ander Muſter vor ſich gehabt, als die Natur: weil kein einziges ihnen bekanntes Volk eher gelehrt und geſittet geweſen, als ſie. Die Römer hingegen haben die Griechen zum Vorbilde gehabt. Die Griechen ſind alſo Originale, in Anſehung der Römer, wie dieſe es in Anſehung der Franzoſen ſind. Wir ſehen auch, daß die Römer nicht eher angefangen in den Wiſſenſchaften fortzukommen, als von dem Augenblicke an, da ſie die Griechen nachgeahmet haben. Nichts war plumper, nichts unwiſſender als ſie, vor dieſer Zeit. Die Geſchichte giebt uns ein merkwürdiges Beyſpiel davon:

Nachdem der Conſul Mummius die Stadt Korinth eingenommen und geplündert hatte, ſo ließ er ein Schiff mit den ſchönſten Bildſäulen und Gemälden anfüllen, die man in dieſer unglückſeligen Stadt gefunden hatte. In den Augen der Kenner waren alle ſo viele Meiſterſtücke der Kunſt; in den Augen des Römers aber, war es Marmor, Metall, und gemaltes Holz. Gleichwohl, da man ihm dieſe Seltenheiten gerühmet hatte, ſo warnete er den Schiffmeiſter ſehr ernſthaft: daß derſelbe, wenn er dieſe Sachen nicht wohl behalten heim brächte, auf eigene Koſten andere ſollte verfertigen laſſen! Iſt auch wohl jemals eine Unwiſſenheit dieſer gleich gekommen? Gleichwohl zählete man damals bereits das 600te Jahr **Roms**.

Ungefähr um dieſe Zeit erlebeten die Römer den erſten Flor ihrer Dichter. **Nävius**, **Livius Andronicus**, **Ennius**, **Accius**, **Pacuvius** und **Lucilius**, können theils mit einem franzöſiſchen **Desportes**, **Ronſard** und **Regnier**, theils mit dem **Triſtan** und **Rotrou**, verglichen werden. Beleidiget dieſe Vergleichung irgend einen gar zu eifrigen Anhänger der Alten, ſo bittet der Herr Abt **Gedoyn** denſelben, zu erwägen: daß in allen Ländern der Anfang irgend einer Kunſt oder Wiſſenſchaft, ſchwach geweſen iſt; und daß die Menſchen ſich zur Vollkommenheit nur ſtuffenweiſe erheben. Hierauf folgte **Plautus**, welcher ſchon beſſer war, ungeachtet er auch noch nicht viel taugte; zum wenigſten denkt ein Dichter, der ſich gut darauf verſtund, nicht anders von ihm:

> At noſtri proavi Plautinos et numeros, et
> Laudavere ſales, nimium patienter utrumque
> Ne dicam ſtulte, mirati.
>
> *Horat. Art. poet.*

Terenz hatte die Güte ſeiner Stücke dem **Menander** zu danken, welchen er nicht ſowohl nachahmete, als abſchrieb; und dann auch den Rathſchlägen des **Scipio** und **Lälius**, zween der geſitteſten Männer in ganz **Rom**. **Cato** der Sittenrichter ſchrieb viel, er lernte ſo gar in ſeinem Alter noch griechiſch; wir haben aber ſehr wenig von ihm. Wenn wir indeſſen die Zeit erwägen, darinnen er gelebet hat, und wenn wir ſeine Schriften mit eines Paſquiers Unterſuchungen vergleichen, ſo werden wir ihm, nach Herrn Gedoyns Urtheile, noch allezeit viel Ehre erweiſen müſſen. **Lucrez**, welchen der Geiſt eines **Demokritus**, **Epikurs**, und des agrigentiniſchen Dichters **Empedokles** belebete, brachte die Naturlehre in ziemlich ſchlechte Verſe; durch welche man, aus einigen glücklichen und lebhaften Einfällen, dennoch einen großen Dichter erblicket. Allein was kann der Nacheifer nicht? In minder als funfzig Jahren, feilten die Römer ihre Sprache aus, und ſetzten ſie in den Stand, der griechiſchen Sprache zu gleichen. **Antonius**, **Craſſus**, **Catulus**, die zween **Gracchen**, und **Hortenſius**, machten den Griechen den Preis der Beredſamkeit ſtreitig: und **Cicero** trieb dieſelbe ſo hoch, daß ihr nach ihm, nichts als der Verfall übrig blieb: welches auch geſchah. Dieſer große Mann ſtellte ſich zugleich zwey Muſter vor, den **Plato** und den **Demoſthenes**; und wußte beyder Verdienſte in ſeiner Perſon zu vereinigen. Kurz darauf verfertigte **Virgil** ſeine **Aeneis**, als eine Nachahmung **Homers**, und gab der Nachwelt zum Zweifel Anlaß, ob er ihn nicht übertroffen habe? In der That, finden ſich ja im griechiſchen Dichter, mehr Feuer, mehr Einbildungskraft, und mehr Fruchtbarkeit! ſo iſt hergegen in dem lateiniſchen mehr Richtigkeit, mehr Feilung, und mehr Uebereinſtimmung; außer daß ſein Grundriß unendlich größer iſt, als **Homers** ſeiner, und ſowohl ſein viertes als ſechſtes Buch, nach des Herrn Abt **Gedoyns** Meynung, ganz neue Schönheiten beſitzen, die alles bey weitem übertreffen, was in der **Ilias** und **Odyſſee** ſchönes iſt.

In Anſehung der Geſchichte, gab es unter den Römern, einen gleichen Nacheifer, und gleichen Erfolg. **Livius** kam zum mindeſten dem **Herodot** gleich, und

Salluſt war nichts ſchlechter, als Thucydides; vieler andern zu geſchweigen, die ſich zu verſchiedenen Zeiten, durch verſchiedene Eigenſchaften hervor thaten: dergleichen Cornelius Nepos, Vellejus Paterculus, Tacitus, Trogus Pompejus, Juſtin ſein Abkürzer, und Quintus Curtius geweſen.

Man begehret dem Verdienſte der Römer eben keinen Eintrag zu thun: man muß bekennen, daß ſie aus unwiſſenden und groben Leuten, gar bald eben ſo geſittet und erleuchtet geworden, als die Griechen; und daß ſie zu der Ehre, dieſelben ihrem Reiche beygefüget zu haben, noch dieſen Ruhm hinzugefüget, daß ſie ſich auch den guten Geſchmack, die Gelehrſamkeit und die Einſicht der Ueberwundenen zu eigen gemacht. So viel aber muß man auch geſtehen, daß ſie in ihrer Sprache eine Erleichterung und gewiſſe Vortheile gefunden, die ſich in den neuern Sprachen nicht finden.

Die Sprache, welche die Römer redeten, beſtund ganz aus Wörtern, deren Sylben lang oder kurz waren, eben wie die griechiſche. Hierdurch nun ward ſie eben der Zahl und eben der Harmonie der griechiſchen Sprache fähig: und durch eine natürliche Folge, ward ſie auch zu eben der Gattung von Gedichten, und eben der Art von Verſen geſchickt, als die Dichtkunſt der Griechen. Die Römer nahmen auch alle dieſe Gattungen der Poeſie, und alle dieſe Arten von Verſen an. Horaz brachte mit einer Kühnheit, womit er ſich recht viel weis, die erſte Ode und den erſten lyriſchen Vers in ſeine Sprache. Virgil brauchte den heroiſchen Vers, welcher ſich ſowohl zur Epopee ſchicket. Catullus die Hendecaſyllaben, die ſich zu Kleinigkeiten ſo überaus gut ſchicken. Ovid, Tibull und Properz bedieneten ſich des Pentameters, und gaben dadurch der ſchwächlichen Elegie die gehörige Unterſtützung. Varius endlich, Ovid und Pomponius Secundus, ließen ihre

Perſonen im Trauerſpiele, in jambiſchen Verſen reden, alle drey mit gleichem Erfolge; aber nur, um zu zeigen, wozu ſie fähig wären.

Ganz anders iſt es mit uns beſchaffen. Die neuern Sprachen ſind gerade das Widerſpiel von der griechiſchen und römiſchen. Sie beſtehen alle aus Wörtern, deren Sylben, wenn man es recht erwägt, weder kurz noch lang ſind; das heißt, deren Ausſprache an keine feſtgeſetzte und beſtimmte Zeit gebunden iſt *). Folglich iſt es unmöglich, daß unſere Proſa, eben den Rhythmus, eben die Zahl und denſelben Gang haben könne, als die Proſa der Griechen und Römer hatte; und folglich können wir nicht eben dieſelbe

---

*) Man muß ſich hier über zweyerley Stücke billig wundern. Das 1) iſt, daß die Herren Franzoſen ſich ſo herzhaft erkühnen, von allen heutigen Sprachen zu urtheilen; da ſie doch, außer ein wenig italieniſch, insgemein keine andre verſtehen. Dieſes freche Urtheil ſelbſt beſtätiget, was ich ſage. Denn wer alle die Sprachen und Mundarten kennet, die aus dem Deutſchen entſprungen, oder doch damit verſchwiſtert ſind, der muß ja nothwendig auch wiſſen, daß ſie alle ein richtiges Sylbenmaaß in ihrer Dichtkunſt haben, das aus der ordentlichen Abwechſelung langer und kurzer Sylben erwächſt. Dieſes lehren alle deutſche, holländiſche, engländiſche, däniſche und ſchwediſche Gedichte; und ſelbſt ein Ausländer müßte kein Gehör haben, wenn er ſie von einem gelehrten Deutſchen leſen hörete, und ſolches nicht bemerken wollte. Aber was iſt es Wunder, daß Franzoſen von Sprachen, die ſie nicht verſtehen, ſo falſche Ausſprüche thun, da ſie ſelbſt von der ihrigen ſo ſchlecht urtheilen? Dieſes iſt das 2) Stück, worüber man ſich billig wundert. Sie können, oder wollen es nicht hören, daß ihre Wörter lange und kurze Sylben haben. Kann man es aber wohl leugnen, daß z. E. in faire, dire, lire, u. d. m. die erſten Sylben lang, das letzte e aber kurz; hergegen in aimer, batir, Honneur, Cheval, umgekehrt die erſten Sylben kurz und die letzten lang ſind? So ſind ja die erſten Wörter Trochæi, die andern aber Jamben. Haben ſie nun ſolche Füße; warum ſollten ſie nicht auch ſolche Verſe haben können? Sie haben ſie aber wirklich,

ſelbe Gattung von Gedichten und dieſelbe Art von Verſen haben. Eigentlich zu reden, ſo giebt es in der franzöſiſchen Sprache, weder epiſche Gedichte, noch Oden, noch Elegien, noch Trauerſpiele, noch Luſtſpiele: wir haben zwar dieſelben Benennungen beybehalten, aber im Grunde iſt die Sache unterſchieden. Denn alle unſere Verſe unterſcheiden ſich von einander, nur durch die Anzahl der Sylben: daher denn folget, daß nichts leichter ſeyn würde, als Verſe in franzöſiſcher und allen neuern Sprachen zu machen; wenn man nicht dem Dichter die Nothwendigkeit der Reime auferlegt hätte, die ihm die Hände binden, ihn in Zwang ſetzen, und zugleich, wenn er gut damit zurecht kömmt, ſein ganzes Verdienſt ausmachen a).

---

lich, ohne es zu wiſſen. Z. E. der Anfang von des Boileau Satire iſt Jambiſch,

Dĕ tōus | lĕs Ā|nĭmāux |

und der Anfang ſeiner Ode auf die Eroberung Namurs, iſt trochäiſch:

Quēllĕ | dōctĕ et | ſāintĕ y-
vrēſſĕ, etc.

Und alſo kömmt es ja nur auf den Vorſatz eines Dichters an, daß er ein ganzes Gedicht in einerley Art von Verſen machen; nicht aber, wie die Franzoſen bisher gethan, allerley Füße durch einander miſchen wollen. S. der kritiſchen Dichtkunſt 12tes Hauptſt. und der deutſchen Sprachkunſt IV. Theil 1. Cap. wo dieſes ausführlicher abgehandelt wird. Auch der Abt Olivet geſteht es in ſ. Proſodie Françoiſe, daß ſchon Rob. Stephan zu ſeiner Zeit verſuchet, lateiniſche Hexameter im Franzöſiſchen zu machen. Wie hätte er das thun können, wenn er nicht lange und kurze Sylben darinnen gefunden hätte?

a) Der Verfaſſer redet, als wenn das Weſen einer Epopee, einer Tragödie, Komödie, Elegie und Ode, bloß in der Versart beſtünde; nicht aber in der innern Einrichtung ſolcher Gedichte zu ſuchen wäre. Hat er denn aber den Ariſtoteles und Horaz nicht geleſen? Dieſe würden ihn lehren, daß die heroiſchen Verſe den Empedokles nicht einmal zum Dichter, geſchweige denn zum epiſchen machen können; und daß Plato in ſeinen Geſprächen ein Dichter ſey, ob er gleich in Proſa geſchrieben. Fenelons Telemach iſt eine wahrhafte Epopee, wie de la Motte ganz recht geurtheilet hat: ob er gleich nicht in Verſen geſchrieben

Zum andern muß man bedenken, daß das Griechiſche, welches uns ſo ſchwer fällt, den Römern nicht ſchwer ankam. Sie lerneten es von ſich ſelbſt, durch den Umgang mit den Griechen. Zu Cicerons Zeiten, gab es keinen wohlhabenden Bürger in Rom, der nicht die Reiſe nach Athen that, und nicht ſeine Kinder dahin ſchickte, um die Höflichkeit, in dem Schooße der Höflichkeit ſelbſt, zu lernen. Ja, ſeitdem Griechenland eine Provinz des römiſchen Reiches geworden war: ſo gab es wenig vornehme Römer, die nicht in ihrem Hauſe Griechen, entweder als Sclaven, oder als Freygelaſſene, oder als gute Freunde gehabt hätten. Dieſe Griechen hatten eine vortreffliche Erziehung genoſſen; ein Vorrecht, welches in Griechenland ſo gemein war, als ſelten es unter uns iſt *b*). Sie unterhielten ihren Gönner, ihren Herren, ihren Freund, mit derjenigen Gelehrſamkeit, die ſie ſich erworben hatten, und unterrichteten deſſen Kinder darinnen, die das Griechiſche zugleich mit ihrer Mutterſprache lerneten.

Man

ſchrieben worden; dieſer la Motte hat ja auch Oden und Trauerſpiele in ungebundener Rede verſuchet. Das erſte zwar, will ſich darum nicht wohl thun laſſen, weil ſich die Proſa nicht gut ſingen läßt, wie es doch bey der Ode ſeyn ſoll: aber das andre geht nur gar zu wohl an; wie eine Menge proſaiſcher Schauſpiele im Deutſchen zeigen. Kurz, man muß ſich wundern, daß ein Franzos, wie in andern Dingen, alſo auch in der Dichtkunſt, ſo ſehr aufs Aeußerliche fällt: gleich als ob ein Pariſer darum ein Türk würde, wenn er irgend auf der Bühne ein türkiſches Kleid anzieht; oder ein Mann darum zum Weibe würde, wenn er im Carneval eine weibliche Hülle übergeworfen hat.

b) Hier ſieht man doch, wie ſehr ſich, ſelbſt nach dem Urtheile eines gelehrten Franzoſen, diejenigen Ausländer betriegen, die ſich einbilden: ſie hätten für die Auferziehung ihrer Jugend ſehr wohl geſorget, wenn ſie dieſelbe nur einem Franzoſen, oder einer Franzöſinn anvertrauet; ſo gut oder ſchlecht ſie derſelben habhaft werden können. Kinder gut zu erziehen, muß man ſelbſt wohl erzogen, und zu allen ſchönen Wiſſenſchaften wohl angeführet ſeyn. Sollten es aber diejenigen Franzoſen und Fran-

zöſinnen

Man darf ſich daher gar nicht wundern, wenn die Römer, in ſo kurzer Zeit im Stande waren, es ihren Muſtern gleich zu thun, und ihnen nichts, als die Ehre der Erfindung übrig zu laſſen. Gleichwohl gelung es ihnen auch nicht in allem. Man ſieht nicht, daß es ſehr berühmte tragiſche und komiſche Dichter unter ihnen gegeben. Quintilian ſaget, die lateiniſche Sprache, könne die ſcherzhafte Annehmlichkeit der attiſchen nicht erreichen, worinnen **Menanders** Luſtſpiele ſo vortrefflich waren c). Wenn aber die Römer auch nur wenigſtens verſchiedene Dichter von der Güte des Terenz gehabt hätten; ſo würde die Nachwelt ſie erhoben haben: und in Anſehung des Trauerſpieles, haben ſie nicht dieſelbe Entſchuldigung.

So ſehen wir auch unter ihnen weder Meßkünſtler, noch Sternkundige, noch beſonders große Weltweiſen: man meynt hier Weltweiſe, die ſich auf die Erforſchung der Natur geleget hätten *). Hergegen trieben ſie die

---

zöſinnen wohl ſeyn, die oft ihren eigenen Namen nicht recht ſchreiben können, von den freyen Künſten aber wenig oder gar nichts wiſſen?

c) Freylich gieng das nicht an, ſo lange die Römer, wie ihre meiſten dramatiſchen Dichter thaten, nur Ueberſetzer blieben. Hätten ſie ſich aber eben ſo eifrig auf Originalſtücke befliſſen: ſo würden ſie ihre eigene Urbanitatem, wie es Cicero nennet, und darinn ſowohl er, als der jüngere Plinius, ein ſo großer Meiſter war, eben ſo vollkommen erreichet haben. Dünket doch ſchon Plautus vielen, die ihn recht zu verſtehen glauben, hierinn ganz vollkommen, und unnachahmlich zu ſeyn. Wären uns des Ennius, Pacuvius, Accius, Ovidius, Varius, u. a. Schauſpiele nicht verloren gegangen, ſo würden wir mehr davon ſagen können. Es iſt ein blindes Glück, daß Terenz uns übrig geblieben, der doch in Rom nicht ſehr beliebt war, und ſelten mit Beyfall aufgeführet worden; ja welchem Cäſar ſogar die vim comicam abgeſprochen hat.

*) Iſt nicht **Manilius** ein Sternkundiger? Iſt nicht Seneca, Plinius der ältere, und **Marcus Aurelius** ein Philoſoph zu nennen? Und wer weiß, wie viel fleißige Natur-

Rechtswiſſenſchaft ſo hoch, als die Beredſamkeit, und die Entſcheidungen ihrer Rechtsgelahrten, dienen noch heut zu Tage allen geſitteten Völkern von Europa zur Richtſchnure. Auch Sprachlehrer haben ſie gehabt, die wenigſtens eben ſo geſchickt, und nützlich geweſen, als der Griechen ihre, wie Servius, Aſconius Pedianus, und Donat beweiſen.

Uebrigens finden wir bey den Römern eben dieſelbe Nachläßigkeit in vielen Dingen, als bey den Griechen. Sie haben uns weder Sprachlehren noch Wörterbücher von ihrer Sprache hinterlaſſen *); ſie haben uns weder von ihrer Münze, noch von ihren Aufſchriften, noch von ihren Schauplätzen, noch von ihren Circis, Nachricht gegeben. Aegypten hatten ſie unter ihr Joch gebracht, ſie ſchicketen alle Jahre eine Art von Statthaltern hin, welcher eine Menge Bediente von allerley Art mit ſich ſchleppete. Was hätten nun dieſe nicht für Unterſuchungen in einem Lande anſtellen können, welches ſo fruchtbar an Wundern iſt? Sie ſagen aber kein Wort von allem.

Ueberhaupt kann man ſagen, daß die Römer, nach dem Ruhme in den Waffen, ihren Sinn allein auf die Beredſamkeit, mehr als auf irgend eine andere Wiſſenſchaft, geſtellet. Die Beredſamkeit führete ſie zu allem, und war dem gebiethenden Feldherrn nicht minder nöthig, als dem Redner. Sie legeten ſich alſo unbeſchreiblich auf die Kunſt gut zu reden, gut zu denken, und gut zu ſchreiben. Es gelung ihnen auch wunderwürdig darinnen; und ganz Griechenland hatte nichts, was es einem Cicero und Quintilian, in der Kunſt wohl reden zu lernen, gleich ſtellen konnte: allein das macht noch keinen Gelehrten.

---

forſcher noch mögen verloren gegangen ſeyn ? Indeſſen iſt freylich die Neigung der meiſten guten Köpfe in Rom, durch die curam peculii, wie Horaz ſaget, auf die Rechtskunde gelenket, und dadurch zur Weltweisheit untüchtig und ſtumpf gemachet worden.

Wir kennen auch über drey Männer unter den Römern nicht, die dieſen Namen verdienen könnten; und dieſe ſind **Cicero**, **Varro** und **Plinius**. **Cicero** hatte einen Verſtand, welcher mit allem ausgeſchmückt war, was man damals nur wiſſen konnte. **Varro** ward mit einhälligen Stimmen für den gelehrteſten Mann ſeiner Zeit angeſehen; und vom **Plinius** haben wir ſeine natürliche Geſchichte, darinnen eine unermeßliche Gelehrſamkeit herrſchet. Allein ſie beſteht aus einer Sammlung, die er aus Nachrichten gemacht hat, die man ihm an die Hand gab, oder die er auch geſammlet haben mochte, dergleichen Werke nun ſind dem Irrthume gar ſehr unterworfen. **Plinius** indeſſen war, wegen der Schönheit ſeines Geiſtes, wegen ſeiner großen und ſtarken Art zu denken, noch viel ſchätzbarer, als wegen ſeines mühſamen und beſchwerlichen Unternehmens. Eine jede Sammlung, welcher diejenigen erleuchtenden Züge fehlen, die wir an ihm bemerken; oder der es an Scharfſinnigkeit und Kritik fehlet, die macht ihrem Verfaſſer wenig Ehre, ob ſie gleich allezeit der Welt Nutzen ſchaffet.

Was die freyen Künſte betrifft, dergleichen die Baukunſt, die Malerey und Bildhauerkunſt iſt: ſo muß man bekennen, daß dieſes die ſchwache Seite der Römer geweſen. Sie mochten **Rom** mit den griechiſchen Meiſterſtücken ausputzen wie ſie wollten, das heißt, ſie mochten die ſchönſten Schnitzbilder und die trefflichſten Gemälde, die es in der Welt gab, aufſtellen; ſo haben ſie doch dieſen großen Muſtern niemals nahe kommen können. **Vitruv** war in der That in der Wiſſenſchaft der Verhältniſſe, und der Baukunſt ein tiefſinniger Mann; allein er war es mehr

---

*) Dieſes iſt deſto mehr zu bewundern, da doch eine ſolche Menge von Barbarn und Ausländern nach Griechenland und Rom gekommen, um ihre Sprache zu lernen: Wie haben es dieſe guten Leute gemacht, da man ihnen keine Grammatiken vorlegen können, ihnen die Erlernung derſelben zu erleichtern?

in der Theorie, als in der Ausübung a). Die Griechen, die einen lebhaftern und zärtlichern Geiſt beſaßen, die waren hierzu gebohren, die Römer aber nicht.

Zweyter Theil.

Nachdem nun der Herr Abt Gedoyn die Vorzüge der Alten dergeſtalt feſtgeſetzet hat, ſo ſchreitet er zu den Neuern, die er nur von der Zeit der Erneuerung der Wiſſenſchaften an, unter Franciſcus dem I. rechnet. Denn, wenn man diejenigen Gelehrten ausnimmt, die zur Zeit **Karls des** großen, und hernach, bis auf dieſen Zeitpunct gelebet, dergleichen **Eginhard**, Alcuin *), **Loup de Ferrieres**, Guillaume de **Nangis**, und einige andere geweſen: ſo fehlt es nicht viel, wie er ſaget, daß man zu der groben Unwiſſenheit, darinnen ganz **Europa** eine ſo lange Zeit hindurch begraben gelegen, den Mund zuthun muß. Dieſer zweyte Theil iſt alſo dazu beſtimmet, die Verdienſte der beſten Schriftſteller ſeit der Erneuerung der Wiſſenſchaften zu unterſuchen, und zu ſehen, welche von den Alten und Neuern man mit einander vergleichen könne.

Soll man denn aber der einen Partey den Vorzug, mit Ausſchließung der andern geben? Der Herr Abt Gedoyn wird hier zweifelhaft. Wir haben, ſaget er, vielleicht

---

a) Dieſen Vorwurf verdient Vitruvius nicht; weil hier nicht die Frage von practiſchen Baumeiſtern, ſondern von Gelehrten iſt, ſo die Baukunſt gründlich verſtanden und zureichend geſchrieben haben. Das hat aber Vitruvius ſo vollkommen geleiſtet, daß er noch immer der Lehrer aller Neuern bleibt. Daß es aber Rom nicht an Baumeiſtern gefehlet, das zeigen ſo unzähliche prächtige Gebäude, an Tempeln, Schauplätzen, Palläſten, Bädern und dergleichen, womit es gepranget. Ganz Europa zuſammengenommen hat itzo ſo viel Meiſterſtücke der Baukunſt nicht aufzuweiſen, als dieſe einzige Stadt vormals in ſich gehabt.

leicht nicht den zwanzigſten Theil von den Werken der Alten, die uns in vielen Wiſſenſchaften hätten unterrichten können; oder die zum mindeſten dazu gedienet hätten, daß wir die, ſo die Zeit uns erhalten, beſſer verſtehen möchten. Daher wäre es denn eine Verwägenheit, wenn man einen gar zu vortheilhaften Ausſpruch für die Neuern thun wollte, welche glauben: daß in Anſehung der Schaubühne, nichts über einen **Corneille**, **Racine**, **Moliere** und **Quinault** ſey. Und was treibt ſie denn zu dieſem Urtheile an? Die Vergleichung, die ſie zwiſchen den Stücken der franzöſiſchen Schaubühne, und den alten, anſtellen.

Fürs 1.) aber wiſſen ſie nicht, daß wir deren nur eine ſehr kleine Zahl haben; daß wir von zwey und neunzig Trauerſpielen des **Euripides**, nur noch neunzehn beſitzen; daß wir von hundert und zwanzigen, die **Sophokles** verfertiget hat, nur noch ſieben haben; daß von mehr als funfzig Luſtſpielen des **Ariſtophanes**, nur eilf auf uns gekommen ſind; daß alle Stücke des **Kratinus**, **Eupolis**, **Philemons**, und vieler andern, verloren ſind; und daß **Menander** hundert acht, oder zehn Luſtſpiele verfertiget hat, die alle untergegangen ſind.

2.) Kann man ſich denn auch wohl rühmen, daß man alle Schelmereyen, alle Anſpielungen, und alle Spaſſe, in denen theatraliſchen Stücken der Alten, die wir noch haben, verſtehe?

---

*) Herr Gedoyn wird uns erlauben, ihm zu ſagen, daß nicht nur dieſer Eginhard und Alcuin Deutſche geweſen. ſondern, daß wir auch mitten in den Zeiten der Unwiſſenheit, in allen Jahrhunderten gelehrte Männer aufzuweiſen gehabt, die uns auch Schriften, ſonderlich hiſtoriſche, hinterlaſſen haben, als Jornandes, Warnefried, Ottfried, Notker, Ditmar von Merſeburg, Saxo Grammaticus, Albertus, Walafried Strabo, Otto von Freyſingen, Hinkmar, der fuldiſche Annaliſt, und unzähliche andre, ohne welche wir in den mittlern Zeiten blind ſeyn würden. Wo bleiben noch alle die Dichter, die Leyſer in der Hiſtoria Poetarum medii ævi beſchrieben hat, und darunter viele recht ſchön geſchrieben haben.

3.) Weis man denn nicht, daß die Griechen auf die Schaubühne erpicht waren? daß ſie um den Nacheifer der Dichter zu erwecken, bey den öffentlichen Spielen, denenjenigen Preiſe zutheileten, die über ihre Mitbuhler ſiegeten? daß man dem **Sophokles** die Regierung einer berühmten Stadt, für eines ſeiner Stücke übergeben, welches den Zuſchauern gefallen hatte? kurz, daß zu **Athen** die Sorgſalt für die Schaubühne, den angeſehenſten Männern der Stadt anvertrauet war? Welch ein Vorurtheil aber wirket dieſes nicht für die dramatiſchen Dichter der Alten? Uebrigens ſind uns die Fehler der griechiſchen Schaubühne nicht gnugſam bekannt; und die unſrigen fallen jedem ins Auge. Man ſetzt noch hinzu, daß unſere Schaubühnen ſo vernachläßiget werden, und ſo übel angebracht ſind; daß man zur Gnüge ſieht, die Obrigkeit, ſo von einem Andachtstriebe eingenommen iſt, beſchütze dieſelben nicht ſo wohl, als ſie ſie nur duldet *a*).

Andern Theils, muß man geſtehen, daß unſere Oper, ſie ſey ſo bezaubernd als ſie wolle, ein Schauſpiel iſt, welches offenbar wider die Wahrſcheinlichkeit verſtößt, die doch unter allen Regeln gerade diejenige iſt, ſo am meiſten in Ehren gehalten werden ſoll. Man läßt darinnen Sachen ſingen, die gerade am wenigſten zum Singen gemacht ſind,

---

a) Daß dieſes von den pariſer Schaubühnen in der That wahr ſey, beſtätiget Herr von Voltaire, in ſeinen Vorſchlägen von der Verſchönerung der Stadt Paris, die man in dem Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit I. B. deutſch leſen kann. Nichts iſt elender, als die Schauplätze zu Paris, da ſie hergegen in Deutſchland faſt an allen Höfen mit königlichen Koſten erbauet und ausgezieret werden. Wem gebühret nun in dieſem Stücke der Vorzug an Geſchmack und Beförderung des öffentlichen Vergnügens?

b) Hier ſieht man doch, daß gelehrte und vernünftige Män-

ner

ſind, alles was den Verdruß, den Zorn, die Wuth, die Verzweifelung einflößt, ja ſogar die Empfindung eines nahen Todes: und dieß iſt ein ſo plumper Misbrauch, daß nichts, als eine lange Gewohnheit uns denſelben erträglich machen kann. Die Liebe, dieſe gefährliche und tyranniſche Leidenſchaft, die einzige Liebe iſt die Seele der Oper, und ihr ewiger Gegenſtand. Man trägt darinnen die verderbteſten Regeln ungeſtraft vor, die nicht nur der Religion, ſondern auch der geſunden Staatskunſt ſchnurſtracks zuwider laufen.

Nach der Abſicht eines wahren Dichters, muß eine jede dramatiſche Poeſie ſich vorſetzen, die Menſchen in irgend einem Stücke zu beſſern, und den Unterricht mit allen Annehmlichkeiten des Vergnügens vorzutragen. In der Oper iſt das **Vergnügen** der einzige Zweck, den man ſich vorſetzet; ſie bringt auch keine andere Wirkung zuwege, als daß ſie die Sinne bezaubert, die Seele weichlich macht, die Sitten verderbt, und ein ganzes Volk auf nichtige Dinge lenket. Man könnte noch hinzuſetzen, daß die lange Weile, bey dieſem ewigen Singen und bey den beſtändigen Symphonien, unvermeidlich iſt, die das Weſen unſerer Opern ausmachen. Denn das Auge wird zwar nicht des Sehens überdrüßig: aber das Ohr wird wohl des Hörens ſatt, inſonderheit wenn dieſelben Töne oft wiederkommen *b*). Wir wollen doch ſehen, ob unſere andern theatraliſchen Stücke vollkommener ſind.

Moliere,

---

ner in Frankreich noch itzo von der Oper ſo urtheilen, wie St. Evremond zu ſeiner Zeit davon geurtheilet, wie auch Muratori in ſeiner Poeſia perfetta Italiana, (S. der Krit. Beyträge VI. B. a. d. 485. u. f. S.) und wie in der hieſigen kritiſchen Dichtkunſt ſchon 1729. davon geurtheilet worden: ſo ſehr dieſes auch den damaligen Opernheld König, wider den Verfaſſer aufgebracht hat. Die geſunde Vernunft ſaget in allen Ländern, denen, die ſie hören wollen, einerley. Allein die Höfe, und diejenigen, die ihren Verſtand in der Kehle haben, bleiben wohl bey ihren koſtbaren Thorheiten.

Moliere, und nach ihm verſchiedene komiſche Schriftſteller, haben ſich die Freyheit genommen, Luſtſpiele in Proſa zu machen. Dieß war eine unerhörte Sache im Alterthume *), welchem wir gleichwohl die Erfindung und Regeln dieſer Dichtungsart zu danken haben. Denn das Luſtſpiel iſt ein Gedicht; und ein jedes Gedicht will in Verſen geſchrieben ſeyn. Iſt es erlaubt, ein Luſtſpiel in Verſen zu machen, warum nicht auch ein Trauerſpiel, eine Ekloge, Elegie, und Ode, ja gar ein epiſch Gedicht in Proſa **)? Der Herr Abt Gedoyn iſt alſo überzeugt, daß jedes Luſtſpiel in Verſen ſeyn ſoll; aber in was für einer Art von Verſen? Das iſt eben die Schwierigkeit. Seiner Meynung nach, ſollte man dazu, weder die alexandriniſchen Verſe nehmen, als die träge und zur Action gar nicht geſchickt ſind; noch auch gereimte Verſe, als die vollends wider alle Wahrſcheinlichkeit laufen. Denn die Perſonen, ſo der Dichter auf die Bühne bringt, reden in der That nicht in Verſen: warum will man ihnen denn dieſe Sprache im Trauerſpiele und Luſtſpiele zutheilen, die doch eine Nachahmung, ein Bild ihrer wahrhaften Unterredung ſind? Dieß thaten die Griechen im tragiſchen und komiſchen, wenn ſie ſich des jambiſchen Verſes bedieneten; deſſen Maaß zur Action überaus geſchickt war, und der Unterredung derer Perſonen, die ſie auf die Bühne brachten,

---

*) Wer des Plautus überaus ungebundene und faſt ausſchweifend freye Versart kennet, die kein heutiger Sprachlehrer oder Kunſtrichter in ein ordentlich Sylbenmaaß bringen kann, der wird wohl ſehen, daß die komiſchen Verſe der Lateiner von der Proſa nicht viel unterſchieden geweſen. Denn ſolche jambiſche oder vermiſchte libertiniſche Verſe waren noch leichter aus dem Ermel geſchüttelt, als unſere Recitative, zumal wenn ſie Reime haben. Selbſt Terenz, ob er wohl beſſer ſcandiret, machet doch bald ſechs, bald achtfüßige Jamben; ja bisweilen Trochaen von allerley Art. Warum ſollten nun nicht auch ganz proſaiſche Komödien gut ſeyn können, da ſie doch die innere gute Einrichtung, d. i. die Nachahmung lächerlicher Handlungen im Bürger- oder Adelſtande beybehalten

ten, nur ein wenig mehr Gewicht und Haltung ertheilete. Es iſt aber ein groſſer Unterſchied unter dem jambiſchen Verſe, oder der Paſtoralpoeſie; und unter dem gezwungenen Reime, der die Natur verändert, ohne ſie zu verſchönern.

Der Herr Abt Gedoyn verſichert, daß das, was er hier ſaget, gar nicht auf die Verkleinerung der neuern theatraliſchen Dichter ziele, deren viele ganz vortreffliche Gaben beſeſſen haben, die Rom und Athen Ehre gemacht hätten. Sie haben nicht anders gekonnt, und ſich den Einrichtungen unſerer Poeſie, und unſerer Gewohnheit unterwerfen müſſen. Er hat nur zeigen wollen, daß die Alten ganz andere Nachahmer geweſen, als wir: nicht, daß ſie mehr Verſtand gehabt hätten; ſondern weil ſie gefliſſener waren, die Natur der Dinge zu betrachten, und weil die Sprache, die ſie redeten, ihnen in allem was ſie nöthig hatten vollkommen zu ſtatten kam: da die franzöſiſche hergegen, die keine langen und kurzen Sylben hat *3), uns zwinget des Verſes wegen zu dem Kinderſpiele des Reimes unſere Zuflucht zu nehmen, welcher hiedurch einen großen Werth bekömmt. Man muß ihn alſo wohl dulden, ſagt er, nur ſo viel wünſchet er, daß das Luſtſpiel in ungleich langen Verſen geſchrieben ſeyn möchte; das würde ihm ein ungezwungener und natürlicher Anſehen geben *4).

Indeſſen

---

behalten können; und in der Schreibart der Natur noch gleicher kommen, als wenn ſie in den künſtlichſten Verſen wären?

**) Hievon iſt ſchon oben gedacht worden, daß allerdings der Telemach eine Epopee in Proſa iſt, und daß de la Motte auch ein Trauerſpiel, und eine Ode ohne Verſe gemacht hat. S. die Note *a* auf der 181. S.

*3) Auch hiervon iſt ſchon oben in der Note * a. d. 180. S. gehandelt worden.

*4) Das haben aber die Alten nicht gethan; und wenn man nun erſt die Reime, ſodann die gleiche Länge der Zeilen, aus den franzöſiſchen Verſen verbannet; ſo möchte ich wohl wiſſen, woran man hernach dieſe Verſe von der Proſa unterſcheiden wird; da ohnedem ſchon kein Sylbenmaaß darinnen beobachtet wird.

Indeſſen iſt dieſes der einzige Fehler nicht, den die franzöſiſche Schaubühne hat. Die dramatiſchen Stücke, ſo an die bloße Declamation gebunden ſind, und mit keinem Singen, mit keiner Muſik begleitet werden, können nichts als ein unvollkommenes und langweiliges Schauſpiel darbiethen. Bey den Alten hingegen, gab der mit dem Luſtſpiele untermengte Flötenton, demſelben eine neue Anmuth; welche, ohne daß man noch die gewöhnlichen Larven mitrechnet, ſehr viel zum Spiele des Theaters beytrug *5). In der Tragödie hatten ſie die Chöre, die, da ſie an allem Theil nahmen, und ſich allezeit mit Singen ausdrückten, ihre Stücke überaus rührend machen mußten. Man kann aus des **Racine Eſther** und **Athalia** davon urtheilen: darinnen die Chöre eine ſo ſchöne Wirkung thun, ſo abgeſondert ſie auch von den Stücken ſelbſt ſind. Wir können uns denn alſo nicht genug in acht nehmen, wenn es darauf ankömmt Sachen zu verwerfen, davon wir nur eine halbe Kenntniß haben.

Eben ſo iſt es mit der Muſik der Alten beſchaffen. Auch dieſe iſt ein Stück, davon man ſchwerlich einen Ausſpruch thun kann. Eines Theils haben wir kein einziges Denkmaal übrig, daraus wir urtheilen könnten, wie weit ſie dieſe Kunſt getrieben haben. Anderntheils iſt alle Wahrſcheinlichkeit von der Welt, daß ſie dieſelbe auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit gebracht, wie alle Künſte, die ihnen bekannt geweſen, inſonderheit aber diejenigen, ſo in der Nachahmung beſtanden. Da indeſſen dieſe Frage von einigen berühmten Schriftſtellern unſerer Zeit, bereits ſehr gelehrt abgehandelt worden: ſo begnüget ſich der Herr Abt **Gedoyn** damit, daß er ſaget; es habe nie ein Volk die Muſik mit ſolchem Eifer bearbeitet, als die Griechen. Sie machte ein weſentliches Stück der Kinderzucht aus, die ſie mit den Wiſſenſchaften zugleich erlerneten: und dadurch ward ſie zu einer ſo allgemeinen Kenntniß, daß die Griechen, eigentlich zu reden, ein Volk von lauter Muſicanten waren.

---

*5) Der Herr Abt Gedoyn verfällt ſehr auf allerley Nebendinge: mich wundert nur, daß er nicht auch auf die Kleidungen der tragiſchen Perſonen beyderley Geſchlechtes dringt, die bey den Alten viel natürlicher nach ihren Sitten geweſen: da hergegen heute auf der franzöſiſchen Bühne, Griechen und Römer in franzöſiſcher Tracht auftreten; welches die Wahrſcheinlichkeit verderbet.

*6) Hier hat der Herr Verfaſſer vollkommen recht. Denn wenn ja der franzöſiſche Componiſt zu der erſten Strophe eine Melodie geſetzet hat, die ſich

Wir ſehen auch, daß die Muſik nicht nur bey ihren Ergetzungen geherrſchet, ſondern auch noch faſt in allen Gattungen der Gedichte, die unter ihnen gebräuchlich waren: da ſie dem Sinne der Worte einen neuen Nachdruck giebt, und ihre eigene Harmonie, mit dem Wohlklange der Verſe vermiſchet. Die Elegie ward bey Flöten geſungen; das Heldengedicht bey der Leyer, inſonderheit aber die Ode: und hierinn gieng ſie von der franzöſiſchen ab, die ſo wenig zum Singen gemacht iſt, daß man gar keine Urſache hat, ſie eine Ode zu nennen *6). Daher ſagt Herr **Gedoyn**, wir könnten nicht mehr von der Schönheit der pindariſchen Oden oder Lieder urtheilen: denn eine jede zum Singen gemachte Poeſie, die man nicht mehr ſingen kann, verlieret ſofort die Hälfte von ihrem Werthe. **Pindar**

ſich dazu ſchicket, wie Clerambault zu ſeinen Cantaten mehrentheils geſchickt gethan: ſo wird ſich doch dieſelbe Melodie zu der folgenden Strophe nicht mehr ſchicken; weil der Poet ſich keines Sylbenmaaßes bedienet, das mit der erſten Strophe ihrem, genau zuſammen trifft. Wo dort eine lange Sylbe kam, da kömmt hier eine kurze, und umgekehrt. Wie kann das klingen? S. den Iſaac Voſſius in dem Tract. de Poematum Cantu et viribus Rhythmi, der ausdrücklich in dieſem Stücke den Franzoſen die Unvollkommenheit ihrer Dichtkunſt vorgerücket hat.

war ein großer Dichter: allein wir ſagen dieſes bloß auf das Wort der Schriftſteller des Alterthums, die ihn dafür ausgeben, und ſich wohl darauf verſtanden haben. Diejenigen, die ihn heute zu Tage am meiſten bewundern, ſind bloß ein Echo jener Alten; ihre Bewunderung iſt erborget, und nicht ſelbſt empfunden. Daher hat auch der Herr Abt Gedoyn dieſen Dichter nicht mit zu der Zahl derer großen Muſter gefüget, deren Vortrefflichkeit wir faſt ganz und gar kennen, nämlich zum Homer und Virgil, Demoſthenes und Cicero. Er ſchließt endlich, daß man alſo den Vorzug der Neuern vor den Alten, nicht in der Muſik ſuchen müſſe.

Worinn denn? Etwan in der Beredſamkeit? Er meynt aber nicht, daß wir blind genug ſeyn ſollten, um nicht einzuſehen, daß wir in dieſem Stücke, nur Kinder gegen die Alten ſind. Nicht, daß wir ſie nicht erreichen könnten; ſondern weil man uns gar nicht zur Beredſamkeit vorbereitet. Und die Wahrheit zu ſagen, was ſollten wir auch damit anfangen? und was ſollte ſie uns in ſolchen Staaten nützen, darinnen der Bürger nicht den mindeſten Theil an den Staatsgeſchäfften hat; und wo gar nicht mehr, wie ehedem in Athen und Rom, die Rede davon iſt, einen Befehl, ein Geſetz, einen Rathsſchluß, im Senate, oder in der Verſammlung des Volkes, durchzuſetzen? Diejenigen von unſerer Obrigkeit, denen das Regiment obliegt, und die da reden müſſen, thun das Ihrige ſo wohl, und beſitzen die zu ihrem Amte nöthigen Eigenſchaften, in ſo hohem Grade, daß kein Zweifel iſt, es würde ihnen auch an den übrigen nicht fehlen, wenn ſie ihrer benöthiget wären *7).

Eben

---

*7) Das iſt eine behutſame Art, dem Kalbe nicht ins Auge zu ſchlagen, ſowohl als im folgenden, von den Sachwaltern und Geiſtlichen.

Eben das ſagt Herr Gedoyn von unſern Sachwaltern, deren viele alle Verdienſte beſitzen, die ſie in der Gerichtsſtube haben dörfen; denn man weis, daß ihnen, nicht nur das Pathetiſche und die großen Bewegungen, ſondern ſo gar das geblümte Weſen, der Pracht und die Zierrathe der Rede, unterſaget ſind. Wäre uns die Beredſamkeit eben ſo nützlich und rühmlich, als ſie den Griechen und Römern war, ſo würden wir ebenfalls Ciceronen und Demoſthenen haben. Nun ſcheint es zwar, dieſe große Geſchicklichkeit ſollte ſich auf den Kanzeln zeigen; allwo der Redner ein freyes Feld hat, und alle Stärke der Beredſamkeit auskramen kann. Allein, was hat er hier nicht, für Schwierigkeiten zu überwinden? Das ſicherſte und beſte würde wohl ſeyn, den Verſtand durch das Herz zu gewinnen, die Seele in Verwirrung zu ſetzen, und diejenigen großen Bewegungen zu erregen, die allein die Bekehrung wirken. Allein von allen Gaben iſt die Kunſt zu rühren gerade die ſeltenſte *8): und der Herr Abt Gedoyn beſchließt dieſen Artikel, daß es ihm genug ſey, gezeigt zu haben, wie, weder die Alten ſo ſehr zu bewundern ſind, als man wohl denkt, da ſie die Redekunſt auf den höchſten Grad der Vollkommenheit gebracht haben; noch die Neuern ſo ſehr zu ſchelten ſind, als es ſcheint, da ſie jenen unendlich nachſtehen müſſen, indem jede Zeit ihre Gewohnheiten hat, die ſich auf die Nothdurft gründen.

Mit den ſpeculativiſchen Wiſſenſchaften hergegen iſt es ganz anders. Hier muß man zweyerley Art von Fortgang betrachten; einen, der nicht ſo ſehr ins Auge fällt, und eine Frucht des Witzes iſt; den andern, der viel merklicher iſt, und den man der Zeit zu danken hat. Der erſte machet den Alten Ehre; der andere wird den Neuern zu Theile.

---

*8) Hier hören wir doch, daß es mit der geiſtlichen Beredſamkeit in Frankreich nicht beſſer ausſieht, als bey uns. C'est par tout comme ici: ſagte jener. Was macht man ſich doch für falſche Vorſtellungen von Frankreich?

Dieſe haben die Beyhülfe der Entdeckungen und Erfahrungen gehabt; jene ſind bloß von ihrem Triebe geleitet worden. Den Alten weis man nicht Dank genug, daß ſie erfunden haben; und den Neuern rechnet man es zu hoch an, daß ſie nur hinzugeſetzt und ausgefeilet haben. Sie ſelbſt vergeſſen es, oder wiſſen es auch vieleicht nicht, was ſie dem Alterthume ſchuldig ſind, und belohnen es alſo mit Undank. Würden wir denn wohl ſo erleuchtet, und ſo tiefſinnig in der Sternkunde, Meßkunſt, und Algebra ſeyn, wenn **Meton**, **Ariſtoteles**, **Eudoxus**, **Hipparchus**, **Euklides**, **Archimedes**, und **Diophantus**, nicht den Grund zu dieſen Wiſſenſchaften geleget, und dieſe verwirrten Materien aus einander geklaubet hätten? Würden wohl unſere Meßkünſtler, ſo weit ſie es auch gebracht haben, heute zu Tage dasjenige thun, was **Archimedes** gethan hat? Verſtehen ſie denn die bewegenden Kräfte beſſer als jener? und würden ſie wohl die Ausübung mit der Theorie ſo nützlich verbinden, als er? Zum wenigſten iſt es erlaubt hieran zu zweifeln.

Es iſt ein ziemlich beugender Umſtand für diejenigen, die dieſe Wiſſenſchaften treiben, daß die Werkzeuge, die zu ihrem Fortkommen das meiſte beytragen, von Leuten erfunden worden, die eine ganz andere Handthierung gehabt. So iſt, weder der Compaß von einem Seefahrer, noch das Sehrohr von einem Sternkundigen, noch das Vergrößerungsglas von einem Naturforſcher, noch die Druckerey von einem Gelehrten, noch das Schießpulver von einem Kriegsmanne erfunden worden. Die mehreſten dieſer Erfindungen ſind eine Wirkung des ungefähren Zufalles, und die Neuern haben ſie klüglich zu nutzen gewußt. Es iſt aber viel ſchwieriger und rühmlicher geweſen, die Sternkunde ſo hoch zu treiben, als ſie zu des **Hipparchus** Zeiten war; als es nach dieſem geweſen, ſie unendlich höher zu treiben, wie man mit Beyhülfe der Sehröhre gethan hat. Der erſte, welcher, um eine Ueberfahrt von hundert Meilen zu thun, den Gefahren des Meeres auf einem morſchen Fahrzeuge getrotzet, hat vielmehr Unerſchrockenheit nöthig gehabt, als alle, die heut zu Tage die längſten Reiſen verrichten.

Bey dieſer Gelegenheit geſteht Herr **Gedoyn**, daß er ſich niemals an den Ausdruck gewöhnen kann: **Carteſius** ſey es, der die Menſchen denken gelehret hätte, und vor ihm habe es weder eine Logik, noch eine Richtigkeit im Schlüſſen gegeben: gleich als ob alle Menſchen vor ihm verkehrt geurtheilet hätten. Die Alten waren allerdings in der Naturlehre ſehr unwiſſend, darinnen man erſt ſeit denen merklichen Erfahrungen einiges Licht bekommen, die man von der Schwere der Luft, von ihrer elaſtiſchen Kraft, und von ihrer Verdichtung und Verdünnerung, angeſtellet hat. In den mehreſten Wiſſenſchaften aber, deren Fortgang bloß von dem menſchlichen Verſtande abhängt, glaubt Herr **Gedoyn**, daß ſie uns überlegen geweſen.

Ihre Schriften ſagt er, ſind verſtändiger abgefaßt als unſere: es iſt ſo viel Metaphyſik darinnen als nöthig iſt, mehr Dialektik und Logik als in unſern, ohne der Annehmlichkeit Schaden zu thun, womit ſie ihre Werke würzen; dahingegen die unſrigen oftmals weder angenehm noch gründlich ſind. Was dieſes, nach Herrn **Gedoyns** Meynung, unſtreitig beweiſt, iſt dieß, daß unter den neuern Schriftſtellern, diejenigen, die den allgemeinſten Beyfall erhalten, dieſe ſind, die den Alten am ähnlichſten kommen, und nach ihrem Geſchmacke ſchreiben; die daher denen großen Malern, einem **Raphael**, einem **Pouſſin** gleichen; welche durch langes Studieren des Alterthums aus denen koſtbaren Denkmälern, die die Zeit uns aufbehalten hat, dahin gekommen ſind, ihnen gleich zu kommen, ja ſie zuweilen zu übertreffen. Wir ſind für uns ſelbſt gar zu ſehr eingenommen, und meſſen ſehr oft den Schriftſtellern des Alterthums Fehler bey, die nirgend als in unſerer Einbildungskraft ſtatt haben.

Eben aus einer Folge dieſes Grundſatzes, halten wir uns für erleuchteter als die Alten, weil wir von gewiſſen Materien beſſer denken: z. E. von der Einigkeit Gottes, von der Vorſehung, von der Unſterblichkeit der Seelen, vom höchſten Gute, u. ſ. f. Nichts aber iſt ungerechter als dieß; wir machen unſerm Verſtande eine Ehre aus denen Erkenntniſſen, die wir doch einzig unſerer Religion zu danken haben. Das Chriſtenthum, welches wir das Glück gehabt, mit der Muttermilch in uns zu ſaugen, wirket auf unſere Begriffe, auf unſere Sitten, auf unſere Empfindungen, und kurz, auf unſere Art zu handeln und zu denken. Das Werk des Herrn **Fenelons**, welches in dem erſten Theile dieſer Abhandlung ſo ſehr gelobet worden, würde das nicht ſeyn, was es iſt, wenn der Verfaſſer kein Chriſt geweſen wäre: und ob er darinnen gleich nicht ausdrücklich als ein Chriſt redet, ſo iſt doch ſeine edle und reine Morale eine Frucht der Religion, vielmehr als ſeines Witzes. Folglich findet ſich denn in dieſem allen, der Vorzug der Neuern vor den Alten nicht. Wo werden wir ihn denn finden? Da, wo man ihn gemeiniglich gar nicht ſuchet: in der Vermehrung der Kenntniſſe, in der Kritik, die man hinzugefüget hat; und in den unendlichen Schwierigkeiten, die von den Neuern muthig überwunden worden, um ſich ſelbſt und andere zu unterrichten. Denn hierinn beſteht eigentlich die Ehre der Neuern.

Wir müſſen uns vorſtellen, in was für einem Zuſtande die Künſte und Wiſſenſchaften vor dem funfzehnten Jahrhunderte geweſen. Sie waren aus dem Gedächtniſſe der Menſchen faſt vertilget; ſie waren nur noch auf alten Pergamenten abgeſchrieben, und von der Hand unwiſſender Mönche vorhanden, die aber arbeitſam geweſen; andere hatten ſie gar vernachläßiget. Die gelehrte Sprache der daſigen Zeit, war ein verderbtes Latein. Aus der damaligen gelehrten Sprache kann man ſchließen, wie die gemeine beſchaffen geweſen; ſie war ein unförmliches und grobes Gewäſch, ſo wie man es von ſeinen Vätern erlernet hatte, und niemanden fiel es ein, daß ſie von dem, was ſie barbariſches an ſich hätte, gereiniget werden; daß man ſie ausfeilen, vollkommener, und einiger Harmonie fähig machen könnte. Gleichwohl ſchrieb man damals nicht minder als jetzt; ein jedes Volk hatte ſeine Annaliſten, Romanſchreiber, muntern Köpfe, und Dichter. Daher kommen die alten Chroniken, welche in Ermangelung wahrhafterer und gewiſſerer Denkmäler, unſern Geſchichtſchreibern zum Wegweiſer gedienet haben; daher rühren die Ritterbücher, ein abentheuerliches Miſchmaſch von Andacht, Liebeshändeln, und einem Geſchmacke an Ebentheuern und Schlachten, nach dem Charactere der damaligen Menſchen, inſonderheit der Franzoſen; daher rühren auch endlich die elenden Gedichte, deren einige romanhaft, andere allegoriſch, und andere verliebt ſind; in denen ſich mehrentheils die Vernunft verirret, indem ſie dem Reime nachläuft, und deren ganzes Verdienſt einige ſinnreiche Einfälle ſind: wenn man des Dantes Gedichte ausnimmt; ein Dichter, bey dem der Groll die Stelle des Apollo vertrat, und welchen man noch mit Vergnügen lieſt, weil die italieniſche Sprache bereits mehr Zierlichkeit und Reinigkeit erlanget hatte, als irgend eine andere.

In dieſer Schlafſucht und Unwiſſenheit nun lagen die Wiſſenſchaften, als man ſie in der Mitte des funfzehenten Jahrhunderts wieder erwachen, und mit einem neuen Glanze erſcheinen ſah. Die Griechen waren dazu beſtimmt, die Römer zum zweyten male zu erleuchten: und dieſe ſollten das Licht in allen andern Theilen des Occidentes ausbreiten. Im 1453ſten Jahre, nach der Eroberung von Conſtantinopel, kamen einige flüchtige Griechen nach Italien, eine Freyſtadt daſelbſt zu ſuchen, und brachten ihre Schätze mit ſich. Dieſe beſtunden ganz allein in der Litteratur, womit ihr Verſtand gezieret war; und in griechiſchen Handſchriften, daraus ſie dieſelben genommen hatten.

Damals beſaß zu großem Glücke für die Welt, ein Pabſt den Stuhl zu Rom, der auf ewig preiswürdig bleiben wird; ein Pabſt, der ein Freund der Wiſſenſchaften, der Verdienſte und Tugend war, er mochte ſie finden wo er wollte. Nicolaus der V. nahm dieſe Unglücklichen gütig auf. Sie kennen zu lernen, ſie zu lieben, und ihnen Gutes zu thun, das war eins für ihn. Noch ein Glücksfall kam hinzu: Italien war damals voller vortrefflichen Köpfe, denen es an nichts als an Gelegenheit fehlete, die vortrefflichſten Gaben zu zeigen. Dieſe Gelegenheit zeigte ſich, und ſie ergriffen ſie begierig. Sie giengen mit dieſen Griechen um, ſie fanden bey ihnen eine Art von Litteratur, von Wiſſenſchaft, und von Geſchmack, die bis daher in Italien unbekannt geweſen waren. Dieſes bezauberte ſie. Aus der Hochachtung gegen die Perſonen, erwächſt eine Hochachtung gegen ihre Bücher; dieſe waren ein Räthſel für die neuen Lehrlinge, ſie gaben ihnen den Schlüſſel dazu, und bald darauf die Kenntniß. Sogleich bemächtiget ſich ein edler Nacheifer der Gemüther, wer zuerſt die griechiſche Sprache lernen würde. Der Pabſt ſelbſt befördert dieß löbliche Vorhaben, und krönet deſſen guten Erfolg. Er ſelbſt läßt allenthalben Handſchriften aufſuchen, und ſparet weder Mühe noch Koſten, dergleichen auszufinden. Man ſchaffet ihm deren auch von allerley Art, griechiſche, lateiniſche, hebräiſche, ſyriſche, arabiſche. Hierdurch nun legte er den Grund des erſten Büchervorrathes im Vatican. Alles hilft zum Flore und zur Ehre der Wiſſenſchaften; die Druckerkunſt, welche ſo glückſeliger Weiſe wenige Jahre zuvor erfunden war, ward gar bald durch die Bemühungen der Alden blühend; die den Namen der Gelehrten noch vielmehr verdieneten, als den Namen berühmter Buchdrucker. Mit Beyhülfe einer ſo nutzbaren

Kunſt

---

*) Die Rangordnung iſt nicht die richtigſte. Die Wiſſenſchaften drungen eher nach Deutſchland, als nach Frankreich. Rudolph Agricola, Erasmus, Reuchlin, Peutinger, Conrad Celtes, von Hutten, Pirkhaimer, Dürer, Böſchenſtein, Aventin, Rhenanus, Eobanus Heſſus und Seb. Münſter,

haben

Kunſt nun, entſtunden aus dieſen halb verloſchenen Handſchriften, die voller Abkürzungen, und ſo gar ſchwer zu leſen waren, gedruckte Abdrücke mit ſo ſchönen Lettern, daß auch die gleichgültigſten ſie bewunderten, und eifrig waren, deren Inhalt einzuſehen. Die Abdrücke vervielfältigen ſich, und zugleich wächſt die Begierde zum lernen. Der Ruf von den italieniſchen Gelehrten breitet ſich überall aus: endlich verachten die neugebohrnen Wiſſenſchaften ihre Wiege, ſie durchbrechen die Alpen, und werden in Frankreich von einem Könige aufgenommen, der ſo witzig, als prächtig und wohlthätig war *). Sie gehen immer weiter, ſie dringen nach England, in die Niederlande, nach Deutſchland, nach Norden, und ganz Europa verändert ſeine Geſtalt; der Unwiſſenheit und Grobheit, die darinnen herrſchete, folgen das Wiſſen und die Höflichkeit.

Bildet man ſich aber auch wohl ein, wie viel Mühe und Nachtwachen es die neuern Gelehrten gekoſtet hat, welche die Gelehrſamkeit aus der Finſterniß gezogen, und die ſeit ſo vielen Jahrhunderten todten Sprachen wieder belebet haben? Was für Schwierigkeiten haben ſie nicht überſteigen müſſen? Sie hatten keine Beyhülfe, als ihren Muth und ihre Aemſigkeit; gleichwohl begnügten ſie ſich nicht damit, daß ſie endlich dieſe Sprachen hatten verſtehen lernen: ſondern es trieb ſie auch ein Eifer, den man nie gnug erkennen noch loben kann, den Gebrauch derſelben noch der Nachwelt zu erleichtern.

Es gab keine Methode, keine Sprachlehre, noch Wörterbücher; ſie aber verfertigten welche, und zwar ſolche weitläuftige und richtige, daß man nichts hinzuſetzen kann. Was für treffliche Leute waren nicht die Stephane: man mag ſie nun als Buchdrucker, oder als Schriftſteller betrachten! Welch ein Unternehmen war es nicht, die er-

---

haben bey uns vorher in allen Arten der Gelehrſamkeit geblühet, ehe noch ein Franciſcus I. auf den Thron gelanget. Allein die Franzoſen mögen ſo gern oben an ſtehen, daß ſie drüber die Chronologie vergeſſen, und die Geographie noch dazu; z. E. daß Deutſchland näher an Italien ſtößt, als Frankreich.

ſtaunlichen griechiſchen und lateiniſchen Wörterbücher zu verfertigen, die ſie uns geliefert haben! eine Art von Arbeit, die den Alten unbekannt war, und die ſo nützlich iſt, als man nur eine erſinnen mag!

So ſah nun das erſte Alter der Wiſſenſchaften ſeit ihrer Erneuerung aus. Das folgende ſtellet uns noch viel andere Wunder dar. Rechte Wunderwerke der Gelehrſamkeit; Leute, die alles wußten, für welche das Alterthum gar nichts verborgenes hatte, denen alle Jahrhunderte gegenwärtig waren, und deren geringſtes Verdienſt darinnen beſtund, daß ſie hebräiſch, griechiſch und latein, ſo gut als ihre eigene Sprache verſtunden. Dergleichen waren, ein **Petav**, ein **Sirmond**, **Grotius**, die zween **Scaliger**, und ein **Bochart**.

Hier geſteht nun der Herr Abt **Gedoyn**, daß er, der Ehrerbiethung ohne Schaden, die er gegen das Alterthum hat, ſich nicht ſcheue zu ſagen: daß es gleichwohl nichts aufweiſen könne, ſo dieſen großen Neuern gleich zu ſetzen wäre. Die **Encyklopädie**, welche **Quintilian** ſo ſehr herausſtreicht, iſt eigentlich ein Erbtheil der Neuern, und nicht der Alten.

Man hat es bereits geſaget, die Griechen kannten nichts, als ihre eigene Sprache, die Geſchichte ihres eigenen Landes, und die Schriftſteller ihres eigenen Volkes. Die Römer hatten ihrer eigenen Litteratur, noch die griechiſche beygefüget; in der Geſchichte und Zeitrechnung aber, wie in vielen andern Dingen, waren beyde ſehr eingeſchränket, und mußten es auch, ihrer Art zu denken nach, ſeyn. Alle andere Völker verachteten ſie; und das war eben das Mittel nicht, die Erkenntniſſe weit her zu holen. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo verdienten auch die mehreſten dieſer Völker wohl den Namen der Barbarn, den man ihnen gab: anjetzt aber, da ſich aus den Trümmern des römiſchen Reiches, ſo viel geſittete Staaten erhoben, die allerſeits in Europa eine wichtige Rolle ſpielen; die ihre Regenten, ihre Kriege, Bündniſſe, und berühmte Perſonen gehabt haben, muß ein

Neuerer, wenn er gelehrt ſeyn will, mit der Geſchichte der ganzen Welt, die Geſchichte eines jeden dieſer Staaten inſonderheit, verbinden. Dieß iſt nun ein erſtaunender Zuwachs von Erkenntniſſen, welcher allezeit ſo, wie die Jahrhunderte ſich vermehren, zunehmen wird. Es iſt alſo gar kein Vergleich unter einem **Varro**, dem gelehrteſten der Römer, und einem **Petav**, dem gelehrteſten der Neuern, anzuſtellen. Dieſen nennet Herr **Gedoyn** nur, weil man ihn dafür erkennet; nicht als ob man nicht noch andere nennen könnte; auch ſo gar aus der jetzigen Zeit, und ohne ſie, wie er ſaget, wo anders zu ſuchen, als an dem Orte, wo er die Ehre hat zu reden.

Horaz ſagte von den lateiniſchen Dichtern, ſie hätten alles verſucht:

Nil intentatum noſtri liquêre Poëtæ.

Dieß iſt ein Lob, welches man den Neuern mit mehrerem Rechte geben kann. Welch eine Art der Litteratur giebt es wohl, davon ſie nicht gehandelt, die ſie nicht erſchöpfet hätten? Die heilige, die weltliche, die fabelhafte und hiſtoriſche; die alte und neue Geographie, das Recht, die Diplomatik, die Aufſchriften und Münzen, die Denkmäler aller Art, Dollmetſchungen, Ueberſetzungen, Auslegungen, nichts iſt ihnen entwiſchet; und was dieſe Menge von Kenntniſſen noch unendlich ſchätzbarer machet, das iſt die weiſe Kritik, die alles ſo genau prüfet; eine Kritik, die den Alten wenig bekannt geweſen, es müßte denn in der Beredſamkeit und Dichtkunſt ſeyn.

Wie viel Sachen werden nicht im **Plinius** obenhin, auf das Wort der Reiſenden, auf **Ariſtoteles**, **Theophraſts**, des **Dioſkorides** und **Columella** Zeugniß angeführet; die dieſer große Naturforſcher nicht beweiſet, und die ſich falſch befinden? Wir ſehen heut zu Tage nicht, daß unſere Sternkundige, Naturforſcher, Kräuterkenner, oder Chymiſten, einer den andern abſchreiben, oder ungewiſſe Begebenheiten, und erdichtete Erſcheinungen vorausſetzen. Sie glauben bloß ihren Augen, ihrer eigenen Erfahrung; ſie haben zweifeln gelernet, und ſich durch eine Art von Unglauben, von dem, was gewiß iſt, zu verſichern. Denn, man muß es zu ihrem Ruhme geſtehen: die Natur iſt noch niemals ſo genau beobachtet worden, als durch dieſe arbeitſamen Köpfe. Die geringſten Gewürme entwiſchen ihren Unterſuchungen nicht, und wann einige ihrer Entdeckungen uns anjetzt mehr merkwürdig, als nützlich vorkommen; ſo hat man doch Urſache zu glauben, es ſey ein Saamen, welcher mit der Zeit ſeine Frucht tragen wird.

Was ſoll man denn aus dieſem allen ſchließen? Dasjenige, was der vernünftigſte Dichter des Alterthums ſo ſchön ausgedrückt hat:

Multa ferunt anni venientes commoda ſecum,
Multa recedentes adimunt.

Das, was wir erlangen, vergütet unſern Verluſt. Wir wollen den Alten die Ehre laſſen, daß ſie es in der Beredſamkeit und Dichtkunſt höher gebracht haben; wir wollen ſie für unſere Meiſter in denen Dingen erkennen, die nur Geſchmack, Anmuth und Empfindung erfodern: das iſt ihr Triumph. Wir wollen von ihnen lernen, vernünftig denken, ohne den witzigen Einfällen nachzujagen; und uns allezeit auf eine natürliche ungezwungene Art auszudrücken, ohne in Künſteleyen und in das Geziere zu verfallen. Wir wollen in unſere Schriften das edele und anmuthige Weſen der ihrigen, die Schönheit der Schreibart, die Annehmlichkeit des Ausdrucks, den Wohlklang und die Harmonie derſelben, ſo viel als möglich iſt, bringen. Zugleich aber wollen wir auch geſtehen, daß die Neuern arbeitſamer, begieriger nach dem Erkenntniß, genauere Beobachter der Natur, in ihren Unterſuchungen aufmerkſamer und gründlicher, unendlich viel allgemeiner, und gelehrter ſind. Auf dieſe Weiſe werden wir für beyde Theile diejenige Hochachtung behalten, die ſie eigentlich verdienen.

XVI.

Des Herrn Abtes Fontenü hiſtoriſche Betrachtungen über den Fluß Loiret. 1736.

Die Kenntniß des Urſprunges und Laufes der Flüſſe gehöret zwar eigentlich zur Naturlehre: allein es giebt in Anſehung ihrer doch auch Umſtände, inſonderheit hiſtoriſche Sachen, die durchaus für die ſchönen Wiſſenſchaften gehören. Dieſes hat den Herrn Abt Fontenü bewogen, den Loiret aufmerkſam zu beobachten. Dieß iſt ein kleiner Fluß im Orleaniſchen, welcher von dem Orte an, den man die Quelle nennet, bis über die Brücke von Saint-Meſinin läuft, allwo er ſich in die Loire ſtürzet, nachdem er ungefähr zwo Meilen gelaufen iſt.

Die Hauptabſicht des Herrn Abtes, iſt dieſe geweſen, daß er die Vergrößerungen derer Schriftſteller, welche von dieſem Fluſſe gehandelt haben, in Richtigkeit bringen und auf ihren wahren Werth ſetzen wollen. Denn dieſer Fluß ſcheint nicht anders merkwürdig zu ſeyn, als weil ſein Waſſer durch Dämme aufgehalten wird, die ſelbiges wieder in ſein Bette leiten. In der That, ſo ſchön und reichlich auch ſeine Quelle iſt, ſo giebt ſie doch nur Waſſer genug, zu einem Fluſſe von einer ſechsfüßigen Ruthe breit, drittehalb oder drey Fuß aber tief.

Gleichwohl haben verſchiedene Schriftſteller, von dem Loiret, als von einem Wunderwerke geredet. Papyrius Maſſo, der gelehrteſte unter denſelben, unterſcheidet in ſeinem Buche von franzöſiſchen Flüſſen, den Loiret, von allen andern Flüſſen, weil er, gleich in ſeinem Urſprunge, ein ſo anſehnlicher Fluß iſt, daß er bey ſeiner Mündung, und in ſeiner Quelle ſelbſt, Schiffe tragen kann *).

Sollte man hierbey nicht denken, es wäre die Rede von einem großen Strome, der aus der Erde hervorſchöſſe? Gleichwohl gaben die zwo Hauptquellen **), ſo den Loiret ausmachen, nebſt vielen andern kleinen Quellen, die aus dem Grunde ihrer zwey Waſſerbecken kommen, im 1736. Jahre, an dem Ausfluſſe, wo ihre Waſſer zuſammen laufen, nur ſechs Schuh Waſſer in die Breite, und zwey oder drey Schuh in der Höhe, das heißt, ſechszehn oder achtzehn cubiſche Fuß Waſſer, die nur mit einer mittelmäßigen Schnelligkeit liefen. Was kann man nun für einen Vergleich, zwiſchen einer ſo geringen Menge Waſſer machen, die der Loiret bey ſeinem Ausfluſſe in die Loire hat? Ein Ueberfluß, welchen er nicht ſeinen zwo Quellen zu danken hat, als die nur eine ſehr mittelmäßige Portion Waſſer bis in die Loire führen können, ſondern denen Zuflüſſen, die er theils von außen durch verſchiedene Springbrunnen, und einige Flüſſen, die längſt ſeinem Ufer in ihn fallen; theils auch aus denen unzähligen Quellen erhält, die allenthalben in ſeinem Boden, und mit ſolchem Ueberfluſſe entſpringen, daß ſie den größten Theil ſeiner Waſſer ausmachen.

Coulon verſichert, in ſeinem Werke von den Flüſſen in Frankreich: daß der Loiret bey ſeiner Quelle ſo groß ſey, als an dem Orte, wo er mit Schiffen, die mit Weinen und Getreide von Sologne beladen ſind, in die Loire fällt. Hierinnen, ſetzt er hinzu, iſt er von andern Flüſſen weit

---

*) In vicina urbis Aureliæ, ſagt dieſer Schriftſteller, Ligorulus oritur, tantus in oſtio quantus in fonte, altum enim fluvium et navicularum patientem emittit.

**) Die großen Veränderungen, welche Herr Bouin, Oberweit unterſchieden, die nur nach und nach wachſen, und nicht eher zur Vollkommenheit gelangen, als nachdem ſie verſchiedene Provinzen durchlaufen, und ſich unterwegens mit andern Flüſſen, oder Bächen, vereiniget haben.

Dieſem Schriftſteller war es unfehlbar nicht bekannt, daß der Loiret, faſt auf drey Vierteln ſeines Laufes, nicht ſchiffbar iſt, indem er an verſchiedenen Orten mit Dämmen und Brücken durchſchnitten wird, die ſeine Waſſer aufhalten. Er hat auch nicht gewußt, daß es vielleicht keinen einzigen Fluß in Frankreich giebt, welcher nur in zwo Meilen Weges eine ſo große Menge Waſſer empfängt, als der Loiret.

Leo Tripaut, Rath bey dem Landgerichte zu Orleans, der ſich von dem allgemeinen Vorurtheile blenden laſſen, verſichert dreiſte: daß der Loiret ſeinen Ueberfluß, bloß ſeiner Quelle zu danken habe, und nennet ſie daher la Source par Excellence; ein Namen, der ihm nicht zukommen könnte, als weil er gewiſſermaßen, von ſeinem Urſprunge an, bis zu ſeinem Ausfluſſe, lauter Quelle iſt.

Franz le Maire treibe in ſeinen Alterthümern von Orleans, die Sache noch höher, als oberwähnte Schriftſteller; und giebt den Loiret für ein Wunderwerk der Natur aus, welcher von ſeiner Quelle an, einen See von achtzig Ruthen breit macht; der ſtark genug iſt, nicht nur große Böte, ſondern auch die größten Schiffe zu tragen.

Es iſt ſehr ſeltſam, daß dieſer Schriftſteller ein großes Waſſerbecken, welches alle Waſſer der zwo Quellen des

Loirets

Obereinnehmer von Tours, an den Betten der zwo Quellen des Loiret machen laſſen, haben deren äußeres Anſehen dergeſtalt verändert, daß es ſchwer iſt, ſie anietzt mit demjenigen zu vergleichen, was ſie ehedem geweſen.

Loirets ſammlet, die zu Ende ihres beyderſeitigen Waſſerbeckens, nur einen Ausfluß von zwo Ruthen breit hatten; durch welchen ihre Waſſer mit mittelmäßiger Geſchwindigkeit in einen groſzen Graben floſſen, allwo eigentlich das Bette des Loirets anfängt, für einen natürlichen See gehalten. Noch erſtaunlicher iſt es, daß dieſer Schriftſteller begehrt, eine Maſſe Waſſer von drittehalb Schuen, und drey Schuen tief, ſolle die größten Schiffe tragen können.

Es iſt wahr, daß der Loiret bey ſeinem Ausfluſſe die größten Schiffe der Loire einnimmt, von wannen ſie bis nach der Brücke St. Meſmin, aber nicht höher, hinan fahren können: aber auch dieſes geſchieht nur durch Kunſt, und gar nicht aus ſeinen natürlichen Kräften, weil er ſolches nur deswegen bewerkſtelliget; weil drey Viertel ſeiner Waſſer, bey ſeinem Einfluſſe in die Loire, durch lange und ſtarke Ramwerke aufgehalten und unterſtützet werden: die ihn auf mehr als drey Vierteln ſeiner Länge einſchließen, und ihm vorlängſt an ſeinem Ufer nur ſo viel Oeffnung zu laſſen, als er braucht; damit die groſzen Böte der Loire bis an die Brücke St. Meſmin frey hinauf gehen können: welche Brücke nur eine kleine halbe Meile davon liegt, und im Winter eine groſze Hülfe iſt, daß dieſe Böte vor dem Eiſe ſicher liegen; da die heftigſten Fröſte niemals eine Macht auf den Loiret haben, ſo gewaltig ſie auch ſeyn mögen.

Da die andern Schriftſteller, welche vom Loiret geſchrieben haben, dergleichen Symphorian, Guion in ſeiner Geſchichte von Orleans, Daviti, Maty, Corneille, und noch letzlich Herr Peluche, in ſeiner Beſchreibung der Stadt und den Gegenden von Orleans, von dieſem Fluſſe nichts in ihre Werke gebracht haben, als was ſie aus obbemeldeten Schriftſtellern genommen: ſo würde es vergeblich ſeyn, ſie einen jeden insbeſondere zu widerlegen.

Wer ſie lieſt, der ſollte denken, die zwo Quellen lieferten Waſſer in ſolcher Menge, daß ſie ſogleich einen großen Strom bereiteten, darauf man nur die größten Böte, ja Schiffe ſetzen dörfte, um nach Belieben herum zu ſchiffen. Wäre dieſes nun, ſo würde es unfehlbar ein ſo großes Wunder der Natur ſeyn, als wofür man es ausgiebt. Allein die wenigen Beobachtungen, ſo man hier gemacht hat, entdecken ſchon, wie viel man von dem Geprale der Schriftſteller, ſowohl in Anſehung des Loirets, als ſeiner zwo Quellen abziehen muß, die ſie in eine einzige geſchmolzen haben. Gleichwohl muß man geſtehen, daß man nothwendig ſehr erſtaunt ſeyn muß, wenn man, ſobald man nach der Brücke von Olivet, eine halbe Meile von Orleans kömmt, bey dem erſten Anblicke eine ſehr breite Waſſerfläche mitten in einer ſchönen großen Wieſe erblickt, und zwar in einem viel breitern Bette, als der Seine ihres vor den Tuillerien iſt, und darauf ſich eine Brücke von hundert fünf und zwanzig Ruthen lang, aus zwanzig Schwibbögen beſtehend, zeiget. Wer ſollte hier in der That nicht denken, er ſähe einen großen Fluß, wenigſtens von fünf hundert Schuen breit, deſſen Quelle gleichwohl nur drey Viertel Meilen davon entlegen iſt?

Alleine das Erſtaunen, oder vielmehr die Verblendung, ſollte ſich verlieren, wenn man gewahr wird, daß dieſes breite Waſſerbette nur mit ſtehenden und gleichſam todten Waſſern erfüllet iſt; deren Lauf ſo unmerklich iſt, daß die Spreuer, ſo oben ſchwimmen, keine andere Bewegung bekommen, als die die erregte Luft ihnen geben kann: ſo daß ein Senkbley, das man in dieſes Waſſer würfe, um deſſen Geſchwindigkeit zu erkennen, bleyrecht darinnen würde hängen bleiben, ohne ſich davon vielleicht nur um eine Linie zu entfernen.

Es ſind alſo nur geſammlete Waſſer, die in einer gewiſſen Höhe erhalten werden; ſo wie alle diejenigen ſind, die in großen durch die Kunſt gemachten Waſſerſtücken gefunden werden, woran die Natur keinen Theil hat. In der That iſt, außer einem großen Waſſerkaſten, der die Waſſer an dieſem Orte ſammlet und aufhält, die Brücke zu Olivet ſelbſt, unter welcher der **Loiret**, wie man meynet, frey durchfließt, ein Damm, der ſeinen Lauf faſt gänzlich aufhält, da ſeine Hauptſchwibbögen ſo geſchloſſen und verwahret ſind, daß von den zwölfen, unter denen der **Loiret** durchfließen ſollte, nur ein einziger offen ſteht; und dieſer noch ſo, daß man nur ſieben bis acht cubiſche Fuß Waſſer durchlaufen läßt, nämlich fünf in die Breite, und anderthalb in der Höhe, etwas mehr oder weniger, nachdem die Waſſer im **Loiret** ſteigen oder fallen, das heißt, man läßt nur ſo viel durch, als man braucht, die Mühle jenſeit des Schwibbogens im Gange zu erhalten, welches denn gewiſſermaßen nur ein Abſchlag von Waſſer, in Gegenhaltung der erſtaunlichen Größe ſeines Bettes iſt. Bey trockener Zeit ſchießt ſo gar wenig Waſſer durch, daß alsdann deſſelben nicht einmal genug iſt, die Mühle zu treiben. Im **October** des 1736. Jahres gieng ſie ſehr langſam, indem das Waſſer damals nur acht Zoll hoch über dem Fachbaume ſtand. Im 1734. Jahre aber, konnte ſie eine lange Zeit des Jahres gar nicht mahlen.

Da alſo faſt alle Waſſer aus den zwo Quellen des **Loirets**, und vieler andern Nebenquellen, die in ſeinem Schooße entſpringen, über der Brücke von Olivet aufgehalten werden, ſo irret man ſich, wenn man ſie als Waſſer anſieht, die einen hübſchen Fluß ausmachen würden; da zu einem Fluſſe gehöret, daß er einen freyen und natürlichen Lauf habe: flumen et fluvius à fluendo. Hier aber ſieht man in der That nichts, als eine ſehr große Menge Waſſers, in ein Waſſerbecken geſammlet.

In der That, fährt der Herr Abt Fontenů fort, man mache nur die Schwibbögen in der Brücke von Olivet auf, man thut die langen und ſtarken Dämme fort, die an vielen Orten queer über den Loiret gehen, man nehme das Rahmwerk weg, welches ihn bey ſeiner Mündung ſchützet: ſo wird ſein ganzes Bett faſt trocken da ſtehen; indem ein ungemeiner Unterſchied unter deſſen großer Breite und Tiefe, und demjenigen Waſſer iſt, welches der Fluß aus allen ſeinen Quellen erhalten kann, ſie mögen ſo reichlich und überflüßig zu ſeyn ſcheinen, als ſie immer wollen. Was würde alsdann aus dem Boden werden, den ſeine Waſſer bedecken? Eine große und lange Fläche, die, da ſie nur wenig Waſſer haben würde, mit Schilf und Binſen bewachſen, und ein unwegbarer Moraſt ſeyn würde.

Um nun die falſchen Begriffe vollends zu vernichten, welche von angeſehenen Schriftſtellern dem Loiret und ſeinen Quellen beygelegt worden, machet Herr Abt **Fontenü** folgende Beſchreibung davon.

Der **Loiret**, welchen **Gregorius von Tours**, Ligeretus, **Marius**, Biſchof von **Avranches**, Ligericinus, und einige andere neuere Schriftſteller Ligerulus, nennen, entſpringt mitten in den Gärten des Schloſſes la Source: welches **Mylord Bollingbroke**, und ſeit der Zeit Herr **Boutin**, zu dem angenehmſten und reizendſten landhauſe gemacht haben, ſo in der Gegend von **Orleans** nur zu finden iſt.

Zwo ſehr reichliche Quellen, mit einigen kleinen Nebenquellen umgeben, ſind der Urſprung des **Loiret**. Die anſehnlichſte von dieſen zwo Quellen, heißt la grande Source, (die große Quelle) und die andere la petite Source, (die kleine Quelle) oder vielmehr der **Prudel**; indem das Waſſer, welches daraus empor ſteigt, auf der Oberfläche zu prudeln ſcheint. Dieſe letztere, welche man hier zuerſt beſchreibt, weil ſie oberhalb der andern hundert und ſiebenzig Ruthen entfernt liegt, ſie ſchießt unter der Erde durch eine Oeffnung heraus, die fünf bis ſechs Schuhe im Umfange hat. Das Waſſer ſchießt ſchwächer oder ſtärker dadurch heraus, nachdem die Waſſer in der Loire, hoch oder niedrig ſind; ein Beweis, daß die Waſſer dieſer Quelle nichts anders als ein Abfall des Waſſers aus der Loire, durch irgend eine unterirdiſche Röhre, ſind. Eben ſo iſt es mit der großen Quelle: die Natur des Erdreichs aber, durch welches dieſes Loirenwaſſer läuft, ändert deſſen Eigenſchaften ganz und gar, es machet ſie feiner und vollkommener.

Die Gewalt, mit welcher die Waſſer der kleinen Quelle aus der Erde dringen, macht, daß auf deren Oberfläche ein Prudel entſteht; der gleichwohl durch den Druck der Luft gehemmet wird: ſo daß die Waſſer ganz geruhig in die Runde und in ein von Menſchenhänden gemachtes Waſſerbecken laufen. Dieſes Becken iſt ſechszehn Ruthen lang und eilf breit. Hierinn werden die Waſſer von drittehalb bis drey Fuß erhalten, und fließen durch eine Oeffnung von ſechs Ruthen in die Länge, und vier in die Breite, ſo mitten durch eine Allee geht, in einen Graben von funfzig Ruthen lang und eilf Ruthen breit, von hier aber in ein großes Waſſerbett, ebenfalls mit Kunſt gemacht, in der Größe von hundert und zwey Ruthen lang und zwanzig Ruthen breit. Dieſes ſchöne Waſſerſtück geht verlängſt an dem Walle des Schloſſes weg, deſſen größte Zierde es iſt.

Aus dieſem großen Becken nun, entſpringt aus dem Innerſten einer Höle, oder vielmehr eines Abgrundes, die große Quelle des Loirets, durch einen Schlund von acht bis neun Schuen im Umfange. Dieſe giebt höchſtens acht bis neun cubiſche Fuß Waſſer, welche mit den vier cubiſchen Fuß Waſſern, ſo der Sprudel, das heißt die erſte Quelle, hergiebt, höchſtens zwölf bis dreyzehn cubiſche Fuß Waſſer ausmachen. Der Ueberſchuß alſo der ſechszehn bis achtzehn cubiſchen Fuß Waſſer, die durch die gemeinſchaftliche Oeffnung der zwo Quellen des Loirets ſchießen, kömmt aus allen den kleinen Quellen, die in dem Grunde der Waſſerbecken dieſer zwo Quellen entſpringen. Dieſe Quelle hatte auch vor einigen Jahren bey ihrem Ausfluſſe einen Prudel auf ihrer Oberfläche, ſeit dem aber Mylord Bullingbroke die Oeffnung derſelben erweitern ließ, iſt er verſchwunden. Aus dem Innern dieſes Beckens entſpringen noch mehrere Quellen, darunter die eine ganz anſehnlich iſt.

Die Waſſer beyder Quellen, werden in dieſem Becken geſammlet und in der Höhe von drittehalb bis drey Fuß etwas mehr oder weniger aufgehalten, nachdem die Waſſer in der Loire ſeichter oder höher ſind. Sie ſind ſtehend und ſcheinen gar keine merkliche Bewegung zu haben, es müßte denn bey dem Ausfluſſe am äußerſten Rande des Beckens ſeyn, wo ſie einen Ausgang von ſechs Schuhe breit und drittehalb bis drey Schuhe, mehr oder weniger, in der Höhe haben. Dieſer Ausgang iſt das richtigſte Maaß von der Menge Waſſer, die dieſe zwo Quellen alle Augenblicke ausgeben. Durch dieſen Ausgang ſchießen ihre Waſſer in einen Graben von eilf Ruthen breit, den man als den Anfang zu dem Bette des Loirets anſehen muß.

Man darf dieſen Graben nur anblicken, den man gleichwohl einen, gleich vom erſten Urſprunge an, vollkommenen Fluß nennet: ſo iſt man im Stande zu urtheilen, daß er mit Fleiß gegraben worden, und daß er ſeine Breite und Tiefe, bloß Menſchenhänden zu danken habe. Der Herr Abt Fontenu will ſo gar, daß der Graben des Fluſſes, bis an die Brücke von Olivet, ebenfalls durch Kunſt gemacht ſey; es könnte aber auch wohl ſeyn, daß die Waſſer der Quelle denſelben in einem niedrigen und feuchten Boden, ſelbſt gebildet hätten.

Was nun die erſtaunliche Menge Waſſer betrifft, die in dem Bette des Loiret, zwiſchen den Brücken von Olivet und St. Meſmin eingeſchloſſen iſt: ſo kömmt ſolches nicht ſowohl aus dieſen zwo Quellen, die nur ſehr wenig

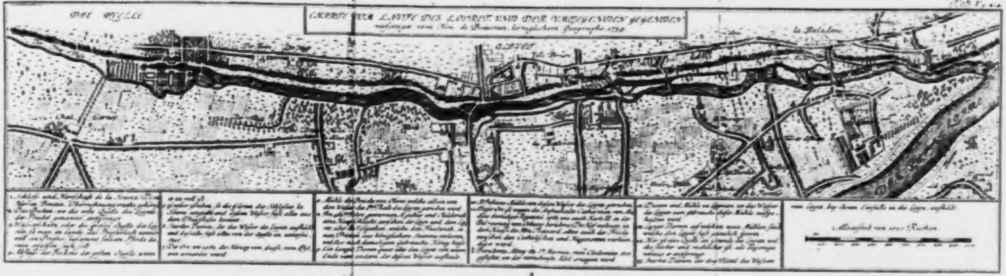
Waſſer hinſchicken, als aus vielen großen Springbrunnen und einigen Bächen, die ſich vorlängſt an ſeinem Ufer befinden; inſonderheit aber aus einer unzähligen Menge Quellen, die im Grunde ſeines Beckens und längſt hin, befindlich ſind *).

Aus dieſer Beſchreibung der zween erſten Theile des Loirets, erhellet, wie viel daran fehle, daß er gleich von ſeinem Urſprunge an ein großer Fluß ſey; man ſollte ihm dieſen Namen faſt auf drey Vierteln ſeines Laufes nicht einmal geben. Er verdienet ihn erſt in dem letzten Theile ſeiner Länge, von dem großen Damme an, der ihn faſt von einem ſeiner Ufer bis an das andere, ein wenig oberhalb der Brücke von St. Meſmin, durchkreuzet, bis an ſeinen Ausfluß in die Loire, in der Strecke einer nur kleinen halben Meile. Von dieſem großen Damme an, macht ein Theil ſeiner Waſſer, da es durch die Oeffnungen frey wird, die man daſelbſt gemachet hat, um neun Mühlen zu treiben, endlich eine Maſſe ſtrömenden Waſſers, die anſehnlich genug iſt, um einen Fluß vorzuſtellen, der ungehindert in ſeinem Bette läuft.

Dieſe erſte Maſſe laufenden Waſſers wächſt auf ſeinem Wege ſtark an, indem es aus einer Menge von Quellen Zuſchub bekömmt, die in dem Grunde des Loiret entſpringen; und davon eine einzige, die ſich mit Gewalt gegen über dem erſten Schwibbogen der Brücke zu St. Meſmin erhebt, und einen großen Prudel auf der Oberfläche des Waſſers macht, zum wenigſten eben ſo ergiebig iſt, als die große Quelle vom Loiret. Man verſichert, daß dieſe Quelle von einem ſehr ſchnellen Strome komme, der ſeinen Lauf weit im Lande unter einer Zuckerſiederey hat, die man bey dem Eingange der Brücke ſieht. Es iſt erſtaunend, daß ſo viele Schriftſteller, ſo viel Pralens von der großen Quelle des Loirets gemacht; und dennoch kein einzig Wort von der-

---

*) Man ſehe die V. Kupfertafel.


Die Quelle
Olivet
Loire

derjenigen geſagt haben, die unter der Brücke von St. Meſinin zu ſehen iſt.

So überflüßig aber auch die Menge Waſſers zu ſeyn ſcheinen mag, welche das Becken des **Loirets** von der Brücke zu St. Meſinin an, bis zu ſeinem Ausfluſſe erfüllet: ſo hält er gleichwohl gemeiniglich, an freyem laufendem Waſſer, nur fünf hundert cubiſche Schue. Das ſind dreymal weniger als in **Paris** unter dem Pont roïal durchlaufen, allwo in jedem Augenblicke zwey tauſend cubiſche Schue Waſſer nach der Rechnung, die Herr **Mariotte** davon gemacht hat, durchfließen.

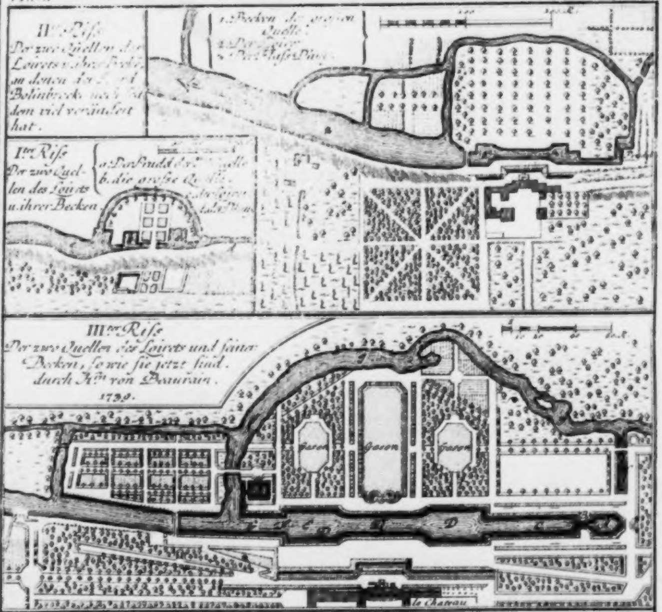
Gleichwohl muß man, der Vorurtheile ungeachtet, die man im ganzen **Orleaniſchen** gegen den **Loiret** gefaſſet hat, inſonderheit was ſeine Quelle betrifft, geſtehen: daß beyde die Neugier der Gelehrten und der Liebhaber der natürlichen Geſchichte verdienen.

Um bey den zwo Quellen anzufangen, davon der **Loiret** ſeinen Urſprung hat, ſo iſt der Ueberfluß erſtaunend. Man ſieht in dieſen zwo Quellen, aus dem Schooße der Erden, ſechszehn bis achtzehn cubiſche Fuß Waſſer heraus ſchießen, die den **Loiret** gleich in ſeinem Urſprunge in den Stand ſetzen, einen ziemlich anſehnlichen Bach vorzuſtellen. Die große Quelle des **Loirets** kömmt ſo tief unter der Erde hervor geſchoſſen, daß die Höle, woraus ſie quillt, ein Abgrund iſt; deſſen Grund man bis auf dieſe Stunde noch nicht entdecken können. Der **Marquis von Entragues**, Statthalter von **Orleans**, ließ im 1583ten Jahre, die Tiefe dieſes Abgrundes mit drey hundert Klaftern Stricken, daran eine Canonenkugel gemacht war, vergeblich unterſuchen, wie **Franciſcus le Maire**, in ſeinem Werke von den orleaniſchen Alterthümern verſichert. Nach ſeiner Zeit hat **Mylord Bollingbroke**, vor einigen Jahren, eben dieſelbe Probe, mit eben ſo wenigem Erfolg gemachet; welches indeſſen nicht gänzlich beweiſet, daß die Tiefe ſo gar groß ſey, als man glaubt; weil die Canonenkugel vieleicht durch die gar große Schnelligkeit irgend eines Stromes kann dahin geriſſen worden ſeyn, der ſich etwa von fernen über einige unterirdiſche Abfälle ſtürzen mag. Die kleine Quelle, der Prudel genannt, kann man gar nicht unterſuchen, und folglich auch ihre Tiefe nicht wiſſen, weil ſie krumm und ſchräge geht.

Nichts aber iſt ſonderbarer, als was der kleinen Quelle begegnet, wenn die Loire ſich ſehr ergießt, denn alsdann ſchießt das Waſſer mit ſolchem Ungeſtüme heraus, daß es ein Getös machet; welches man auf vier bis fünf hundert Schritte hören kann: welches vermuthlich daher kömmt, weil ſie alsdann zwiſchen ihre Felſen, zwiſchen denen ſie unter der Erden ihren Lauf hat, gar zu enge eingeſchloſſen iſt, und Gewalt anwenden muß, ſich eine Bahne zu öffnen.

Was ferner beſonderes dabey iſt, iſt dieß, daß die zwo Quellen des Loirets, durch ihr unvermuthetes Anſchwellen, die Ergießungen der Loire vier und zwanzig Stunden zuvor im Lande anmelden; ehe man noch zu Orleans die geringſte Zunahme in dieſem Fluſſe merket. Dieſe unerwarteten Anſchwellungen, ſind alsdann ein ſicherer Beweis, daß die Loire ſich bereits einige Tagereiſen oberhalb Orleans ergoſſen; welches denn unfehlbar beweiſt, daß dieſe Quellen ihren Urſprung aus der Loire nehmen, aber von ſehr fern her, und daß ſie nur ein Abfall des Waſſers aus dieſem Fluſſe ſind, welcher, da es ſich einen ſehr tiefen Graben gemacht, in dem Garten des Schloſſes de la Source hervorbringe.

Wenn dieſes nun vier und zwanzig Stunden eher geſchieht, als der Anwachs der Loire vor Orleans; ſo rühret es daher, daß ſie eine abfallendere Lage unter der



1. Becken der großen Quelle.
2. Der [illegible]
3. Der [illegible]
a. Der Prudel der [illegible] Quelle
b. die große Quelle.
c. [illegible]
d. [illegible]
A
B
C
D
E
F
G
H
I
K
Gazon
Gazon
Gazon
le Chateau

IIter Riſs Der zwo Quellen des Loirets u. ihrer Becken, an denen der Lord Bolinbroke nach [illegible] den viel verändert hat.

Iter Riſs Der zwo Quellen des Loirets u. ihrer Becken

IIIter Riſs Der zwo Quellen des Loirets und ihrer Becken, ſo wie ſie jetzt ſind, durch Hrn. von Beaurain. 1739.

A. Erſte Quelle des Loirets, der Prudel genannt. Ihr Becken iſt ſeit 1734 ſehr vergröſsert worden.

B. Ein Buſen, 4. Ruthen breit, an deſſen äuſſerm Ende eine Mauer unterm Waſſer iſt, unter welcher die Waſſer der Quelle, anderthalb Daumen dick, fortſchieſſen.

C. Dieſer Graben, der jetzt 12. Ruthen breit iſt, war 1734. nur ein Graben, einer Ruthe breit.

D. Dieſe 3. Theile, waren 1736 nur ein Becken von gleicher Breite, ſo man in der Mitten eingezogen.

E. Zweyte Quelle des Loirets.

F. Hier war 1736. der Ausfluſs des groſsen Beckens, er war nur eine Ruthe breit, und hatte eine kleine Brücke, deren jetzt 2. ſind.

G. Hier fieng 1736. der groſse Graben des Loirets an.

H. Ablauf des zu ſtarken Prudels.

I. Graben, deſſen Waſſer faſt todt iſt, und gemeiniglich aus dem Dhue kommen.

K. Groſſes Waſſerbecken.

der Erden haben, in ihrem Graben eingeſchloſſener ſind, und gerader zu laufen, als die Waſſer, welche im Bette der Loire fließen, und allerley Krümmungen haben.

Der Graben, darinn das Waſſer dieſer zwo Quellen läuft, könnte wohl jenem Strome ähnlich ſeyn, der, wie man im Orleaniſchen ſaget, ſehr tief unter der Erde, nahe bey dem Schloſſe Cornet laufen ſoll, welches nur eine Viertelmeile von dem Schloſſe la Source abliegt. Dieſer Strom ward vor einigen Jahren, von gewiſſen Arbeitsleuten entdecket, die, da ſie einen Brunnen gruben, in demſelben von dem Waſſer faſt wären verſchlungen worden, welches auf einmal mit Gewalt hervorſchoß.

Zeigt ſich aber die Natur in den Quellen des Loirets ſo wunderbar; ſo kann man auch verſichern, daß die Kunſt ihr durch Dämme und Bollwerke, die man längſt demſelben angebracht hat, ſehr zu Hülfe gekommen iſt. Dem ſey wie ihm wolle, außer der Schönheit des Canales, ernähret der Loiret auch noch Fiſche, die viel lieblicher ſchmecken, als die in der Loire und andern Strömen des Landes. Die Hülſenfrüchte, alle Arten von Zugemüſen, und die Früchte, welche längſt an ſeinem Ufer wachſen, ſollen die beſten in der ganzen Gegend ſeyn. Eben ſo geht es mit den Viehweiden und Wieſen am Loiret, die für das Vieh vortrefflich ſind; auch das Milchwerk, was davon kömmt, wird im ganzen Canton für das beſte gehalten. Mit den Weinen von den Hügeln am Loiret iſt es eben ſo. Das Waſſer dieſes Fluſſes iſt geſund, leicht, und gefrieret niemals; eine Eigenſchaft, die faſt alle unterirdiſche und Quellwaſſer haben: denn man muß den Loiret nicht anders, als für eine große Sammlung von Waſſern aus lebendigen Quellen anſehen, die zu tauſenden längſt ſeinen Ufern hin, und aus dem Innerſten ſeines Grabens, von ſeinem Urſprunge an bis zu ſeinem Ausfluſſe, hervorkommen.

Der dicke Rauch und die heißen Dünſte, welche aus dem Loiret in die Höhe ſteigen, verhindern die nahgelegenen Fluren; indem ſie ſich über ſelbige ausbreiten, ebenfalls im ſtrengen Winter zu frieren, und dienen ihnen noch zu einem ſehr vortrefflichen Dünger; ſie erhalten ſo gar das Gras der herumliegenden Wieſen, und machen ſo zu reden einen beſtändigen Frühling.

Das Nitrum hat in den Waſſern des Loirets die Oberhand: ſie ſehen auch grünlich aus, und gehen hierinn vom Waſſer der Loire ab, deſſen Farbe weißlicht iſt. Hierzu trägt der Unterſchied der Böden nicht wenig bey, deren einer voller Kräuter, und der andere ganz ſandicht iſt.

XVII.

Des Herrn Abtes Vatry, Erſetzung und Erklärung einer Stelle in des Iſokrates äginetiſchen Rede.

1736.

Die äginetiſche Rede des Iſokrates iſt eine von ſeinen gerichtlichen Reden. Sie heißt die Aeginetiſche, weil die Sache vor den Richtern der Inſel Aegina geführet worden. Es kömmt allhier auf folgendes an.

Ein gewiſſer Thraſilochus hatte ſeinen Freund an Kindesſtatt aufgenommen, ihm ſeine Schweſter zur Ehe gegeben, und ihn zum Erben aller ſeiner Güter gemachet. Eine andere Schweſter, ein Baſtard dieſes Thraſilochus, macht ihm die Erbſchaft ſtreitig, und will das Teſtament umgeſtoßen wiſſen. Wider dieſe Frau nun iſt dieſe Rede gemacht, und der vom Thraſilochus zum Erben eingeſetzte Freund, ſoll ſie eigentlich halten. Dieſer beweiſet nun anfangs, daß das Teſtament mit den Geſetzen, ſowohl der Inſel Syphne, aus welcher Thraſilochus und ſein Freund gebürtig waren; als auch der Inſel Aegina übereinſtimme, allwo der Proceß geführet ward; ja ſelbſt den Geſetzen des Vaterlandes der Klägerinn gemäß ſey.

Hierauf nun, um zu zeigen, daß der Verfertiger des Teſtamentes nicht nur den Geſetzen gefolget ſey; ſondern auch in allem, was er gethan, nach Vernunft und Billigkeit gehandelt habe: ſo ſtellet er den Richtern vor: 1. daß dieſe vorgegebene Schweſter, allemal eine offenbare Feindinn des Thraſilochus und aller der Seinigen geweſen; er aber ihnen allen, alle Arten von Dienſten erwieſen: daß er mit ihnen in der vertrauteſten Einigkeit gelebet, und durch ſeine Fürſorge, nicht wenig zu Erhaltung eben dieſer anjetzt ſtreitigen Güter beygetragen. Hierauf läßt er ſich in die Beſchreibung alles deſſen ein, was er für ſie gethan hat, und drücket ſich ſo aus: καὶ περὶ μὲν τῶν παλαιῶν πολὺ ἂν ἔργον εἴη λέγειν· ὅτι δὲ πᾶσιν ὡς παρὼν κατέλαβεν; ἔτυχεν αὐτοῖς ὑπεκκείμενα τὰ πλεῖστα τῆς οὐσίας παρὰ τοῖς ξένοις τοῖς ἐμοῖς. ᾤμεθα γὰρ ταύτην μάλιστα τῶν νήσων ἀσφαλῶς ἔχειν, etc.

Dieſes machet nun gar keinen Verſtand. Wolfius und Heinrich Stephan haben geglaubet, es fehleten einige Worte im Texte, und an den Rand geſetzt: deſunt nonnulla. Die Auflöſung dieſer Schwierigkeit aber, ſteht zum Theile im Harpokration. Er ſaget: Πασῖνος· Ἰσοκράτης αἰγινητικῷ ὄνομα κύριον. Dieſem Anſehen zu Folge ändere man πᾶσιν ὡς, in πασῖνος, und ſetze ein ο an ſtatt des ω in παρὼν, ſo wird weiter keine Schwierigkeit bleiben, und man darf im Texte nichts hinzuſetzen, als: ὅτι δὲ πασῖνος πάρον κατέλαβεν ἔτυχεν, etc.

Dieſes wird denn heißen: Ich würde kein Ende finden, wenn ich meine alten Dienſtleiſtungen anführen wollte. Als aber Paſinos ſich der Inſel Paros bemächtigte, ſo war der beſte Theil ihrer Güter bey meinen Wirthleuten in Verwahrung: denn wir hatten in dieſer Inſel mehrere Sicherheit zu finden geglaubet, als anderwärts, u. ſ. w.

Als der Herr Abt Vatry dieſe Erſetzung der Stelle in des Iſokrates äginetiſcher Rede vortrug; ſo ſagte ihm jemand in der Akademie, Herr von Valois hätte bereits in ſeinen Noten über den Harpokration, dieſe Schwierigkeit angemerket, und ſo gut als gehoben; indem er ebenfalls bemerket hätte, daß man πασῖνος an ſtatt πᾶσιν ὡς leſen müßte. Der Herr **Vatry** zog alſo dieſe Ausgabe zu Rathe, die er noch nicht geſehen hatte, und genoß noch, neben dem Vergnügen, mit dem Herrn **von Valois** eines Sinnes zu ſeyn, die Freude: daß er ſeine Entdeckung noch weiter getrieben, und die Stelle vollends klar gemachet; indem er das ω in παρὼν, in ein ſchlechtes ο, πάρον, verwandelt hätte.

So ſehr er übrigens wegen des **Paſinos** nachgeforſchet, von welchem dieſe Stelle handelt; ſo hat er doch nichts mehrers von ihm finden können. Diejenigen aber, welche einige Kenntniß von den damaligen Händeln in Griechenland haben, die wiſſen auch, wie vielen Veränderungen alle Städte, und inſonderheit dieſe kleinen Inſeln, ausgeſetzt geweſen. Es iſt alſo kein Wunder, daß die Geſchichte uns nicht die Namen aller Urheber der Unruhen und Veränderungen aufbehalten, die in dieſen kleinen Staaten vorgefallen ſind. Ohne daß man ſich mit Muthmaßungen ermüde, die ſo langweilig, als überflüßig ſeyn würden: ſo iſt ſchon Harpokrations Anſehen hinlänglich, feſtzuſetzen: daß es ehemals einen Menſchen, Namens **Paſinos** gegeben, der ſich einer Inſel bemächtiget hat; und es ſcheint außer Zweifel zu ſeyn, daß dieſes die Inſel **Paros** geweſen. Denn 1. iſt in dieſer Stelle die Rede von einer Inſel. 2. liegt **Paros** ganz nahe bey **Syphne**, allwo diejenigen wohneten, von denen die Rede handelt. 3. Iſt die Veränderung von ο in ein ω ſo wahrſcheinlich, daß, da ſie ſich zumal noch auf andere Gründe ſtützet, ſie gar keine Schwierigkeit leiden darf.

* * *

XVIII.

Des Herrn Abtes Banier Betrachtungen über die Mythologie.

1736.

Die Wiſſenſchaft der Mythologie iſt ungemein wichtig für alle diejenigen, die eine vollkommene Kenntniß von der alten Geſchichte erlangen wollen. Der Herr Abt Banier, welcher ſich ſchon ſeit langer Zeit darauf befleißt, und deſſen in den ausführlichen Schriften der Akademie eingedruckte Werke, faſt alle dieſen Gegenſtand haben, ward von ſeinen Mitbrüdern ermuntert, ein ordentliches, weitläuftigeres und gründlicheres Lehrgebäu davon zu verfertigen, als alles was bisher davon geſchrieben worden. Er ließ ſich endlich in ihren Vorſchlag ein, doch mit der einzigen Bedingung, daß er ſie beſtändig über der Ausführung ſeines Vorhabens zu Rathe ziehen möchte: es beträfe nun ſolches die Anordnung der Materien, oder den Vorzug der Lehrgebäude, die Zärtlichkeit oder Neuigkeit einiger Erklärungen; oder überhaupt alle Schwierigkeiten, die ihm aufſtoßen möchten.

Ein dergleichen Recht pflegt man nur denen ſchwerlich einzuräumen, von welchen man weis; daß ſie eben nicht geneigt ſind, es gehörig zu gebrauchen: und dem Herrn Abte Banier konnte es gar nicht ſchwer werden, daſſelbe zu erhalten. Seine Anfragen ſind vielfältig geweſen, und die Frucht davon iſt in dem Tractate von der Mythologie zu ſpüren, den er gegenwärtig in Druck gegeben hat. Er hätte zwar gewünſchet, ſie den Leſern noch merklicher zu machen: wenn er, ohne ſie gar zu oft vom Hauptwerke abzuwenden, ihnen allemal hätte Rechenſchaft geben können, was ihn bewogen, dieſe oder jene Meynung, dieſes oder jenes Urtheil, u. ſ. w. anzunehmen. Indeſſen, da aus der ausführlichen Erzählung ſolcher Berathſchlagungen, ein vom Werke ſelbſt unabhänglicher Nutzen entſteht, der noch zu beſſerem Verſtande deſſelben dienen kann: ſo wird es nicht undienlich ſeyn, wenn wir allhier einen Begriff davon geben.

Die Abſicht des Herrn Abtes Banier war allezeit geweſen, die Fabeln auf die alte Geſchichte zurück zu führen, und die Morale und Anſpielungen davon zu entfernen; welche bis in das letzte Jahrhundert denenjenigen, ſo dieſelben erklären wollten, den meiſten Stoff an die Hand gegeben. Der Akademie gefiel ſeine Lehrart, und gab ihm unter den Fuß, die hiſtoriſchen Umſtände anzuführen, mit denen die poetiſchen Fabeln verbunden waren. Nicht, als ob ſie nicht vollkommen überzeugt geweſen wäre, daß es deren viele giebt, die ihr Daſeyn bloß der Einbildungskraft zu verdanken haben, die ſie ſich erſonnen hat; und daß man vergeblich hiſtoriſche Umſtände dahinter ſuchen würde: ſondern weil dergleichen Fabeln, in ſehr kleiner Anzahl gegen diejenigen zu rechnen ſind, die auf eine weitläuftigere oder kürzere Art, den Grund der Götter- und Heldengeſchichte enthalten; ein Grund, der allerdings mit etwas übernatürlichem gezieret und vermiſchet iſt, weil man es für billig gehalten, etwas wunderwürdiges und erhabenes hinein zu bringen, daran es ihm ſonſt gefehlet hätte.

Der Herr Abt Banier hatte gar wohl gemerket, daß ſeine Vorgänger in der Mythologie, dergleichen **Natalis Comes**, **Balduin**, **le Cartari**, und **Verdier**, deſſen Ausleger, **Lilio-Giraldi**, und einige andere geweſen, ſich in gar zu enge Gränzen eingeſchloſſen. Nachdem nun die Akademie, mit ihm zugleich unterſuchet hatte, was an dieſen Schriftſtellern gutes und mangelhaftes ſey, ſo hielt ſie für gut, daß ſein Werk die Religion faſt aller bekannten

Völker, enthalten ſollte, ſo daß es eine allgemeine Mythologie ſeyn könnte. Um nun dieſes zu bewerkſtelligen; ſo ſollte er, nach vollſtändigen Einleitungen von dem Urſprunge der Fabeln; und nachdem er deren Quellen und verſchiedene Arten entdecket hätte, die verſchiedenen Theogonien und Kosmogonien der alten Völker, das heißt, der Chaldäer, Phönicier, Aegypter, Indianer, Chineſer, und vieler andern anführen. Ferner ſollte er zu dieſem Artikel alles ſammlen, was Euſebius, Syncellus, und einige andere Schriftſteller, uns vom Beroſus, vom Sanchoniathon, Megaſthenes, u. a. m. aufbehalten haben. Hierauf ſollte er einen weitläuftigen Tractat von dem Urſprunge und Fortgange der Abgötterey verfertigen; alle philologiſche Streitfragen bey Seite ſetzen, welche Voſſius ſo ſorgfältig abgehandelt hat; und nichts vortragen, als was in dieſer Materie hiſtoriſch iſt. Auf dieſe zween Tractate ſollte von dem Urſprunge und der Geſchichte derer Götter gehandelt werden, die der Gegenſtand des Gottesdienſtes aller abgöttiſchen Völker geweſen; von den Phöniciern, Babyloniern und Chaldäern an, bis auf die Aegypter, Perſer, Kappadocier, Karthaginenſer, und afrikaniſchen Völker: und dieſes wäre denn der Inhalt des erſten Theiles.

In dem zweyten, ſollte er von den Göttern der Griechen, Römer, Gallier, der Einwohner von Großbritannien, der Spanier, der alten Deutſchen, der nordiſchen Völker, der Scythen, und anderer Völker reden, die in den Gegenden der Kappadocier und Perſer gewohnet: das heißt, hier ſollte die allgemeine Geſchichte aller Götter folgen, die das ganze Heidenthum angebethet hat.

In dem dritten ſollte er alles beybringen, was diejenigen Zeiten betrifft, die Varro die fabelhaften, oder heroiſchen nennet. Und hier käme die Geſchichte aller derer Begebenheiten vor, die die griechiſchen Dichter ſo beſungen haben; z. E. die Sündfluth des Ogyges und Deukalions die Eroberungen und Reiſen des Perſeus und Bellerophons, die Geſchichte der Argonauten, die Geſchichte des Krieges der Centauren, der kalydoniſche Krieg, die zween thebaniſchen Feldzüge, und endlich die Eroberung von Troja. Ferner ſollte er zu der Geſchichte aller dieſer Begebenheiten, die Geſchichte derer Helden hinzufügen, die ſich dabey hervorgethan. Und da endlich hierbey auch viele ganz davon abgeſonderte Fabeln vorfallen, die mit keiner von jenen Thaten verbunden ſind: ſo ſollte er zu Ende eben dieſes Bandes, beſondere Erklärungen davon mittheilen, und ſein Werk mit der Geſchichte der berühmten Spiele in Griechenland und Italien, von den älteſten Zeiten her, beſchließen. Denn da dieſe Spiele der Religion geweihet waren, davon ſie einen Theil ausmachten; ſo gehören ſie natürlicher Weiſe in die Mythologie.

Hierauf fragte der Herr Abt Banier die Akademie um Rath, ob er in dieſes Werk auch verſchiedene Sachen noch bringen ſollte, die in den andern Mythologien vorkommen? Man antwortete ihm, ſeine Mythologie müſſe freylich alles enthalten, ſo gar diejenigen Sachen, die am allerkundigſten ſind. Die Leſer würden ſchon vermuthen, alles darinnen zu finden, was mit dieſer Materie eine Verbindung hätte, denn, wenn ſie ein Werk läſen, ſo hätten ſie zuweilen weder Bequemlichkeit noch Luſt, auch andere noch nachzuſchlagen, und alles was man weltkündig zu ſeyn glaubte, wäre mehrentheils dem großen Hauſen unbekannt.

Wegen eines andern Einfalles aber, welchen der Herr Abt Banier gleich anfangs gehabt hatte, waren die Meynungen getheilter: und auch er ſelbſt ließ ihn nach der Zeit fahren. Er dachte nämlich ſein Werk mit Kupferſtichen zu zieren, die, da ſie ſelbiges prächtiger machen würden, es auch zuweilen nützlicher und an gewiſſen Stellen verſtändlicher machen könnten. Allein die Gründe, ſo er an-

führete,

führete, warum er keine nehmen wollte, behielten die Oberhand. Dieſe waren, 1. daß die Abbildungen der Götter, der Helden, und anderer Gegenſtände der Fabel, die noch von der Zeit verſchonet worden, heut zu Tage bereits in einer großen Menge Werke ſtünden, die in aller Menſchen Händen ſind; inſonderheit aber in der Sammlung des P. Dom Bernhard Montfaucons, als welcher unter allen Alterthumsforſchern, die mehreſten derſelben hat zeichnen laſſen. Man müßte dieſelben alſo nur nachſtechen, und alſo nothwendiger Weiſe, den Preis eines Werkes ungemein erhöhen: welches, da es zum Unterrichte beſtimmet wäre, niemals wohlfeil genug gegeben werden könnte; da indeſſen denenjenigen, die bereits des P. Montfaucons Sammlung hätten, dieſe Wiederholung nur überläſtig ſeyn würde.

Er bemerkte 2. daß, da die mehreſten dieſer Figuren griechiſch oder römiſch wären, ſie nicht ein gnugſames Alterthum für ſich hätten, um uns ſicher zu machen, daß ſie die Götter ſo vorſtelleten, wie man ſie in den erſten Zeiten wirklich angebethet hat. Den Gelehrten wäre es bekannt, daß die alten Götterbilder ſehr plump geweſen; da die Bildhauerkunſt nur erſt ſehr ſpät zur Vollkommenheit gebracht worden. Es habe ehemals, und von den erſten Zeiten her, ein roher und unförmlicher Stein, ein Degen, ein Kloß, eine Säule, ſtatt der Bildſäulen gedienet, und wäre gewiſſermaßen die erſte und urſprüngliche Figur der Götter geweſen: es verlohnte aber die Mühe nicht, dergleichen Symbola ſtechen zu laſſen. Dädalus, welcher zur Zeit des zweyten Minos, und folglich wenige Jahre vor dem trojaniſchen Kriege gelebt, war der erſte, welcher von dieſen unförmlichen Maſſen, wodurch Menſchen und Götter vorgeſtellet wurden, die Arme und Beine abſonderte, die anfangs in einerley Maſſe verſteckt lagen. Dieß erwarb ihm ſo viel Ehre, daß man mit einer Hyperbole, die ſich in dieſem Falle gar wohl entſchuldigen läßt, verkündigte:

er habe dieſe Bildſäulen belebet und ihnen eine Bewegung gegeben. Ja die mehreſten alten Völker, nahmen den Gebrauch der Bildſäulen und Bilder, erſt ſo ſpät an, daß auch ſelbſt die Römer, nach **Plutarchs** Berichte, hundert und ſiebenzig Jahre lang, gar keine gehabt hatten.

Man warf dem Herrn Abte Banier ein: daß die ägyptiſchen Figuren, zum mindeſten diejenigen, die die Füße und Arme dergeſtalt mit dem Leibe verbunden gehabt, für ſehr alt gelten, und aus einer Zeit ſeyn müßten, darinn die Bildhauerkunſt noch ſehr roh geweſen. Allein, er antwortete hierauf, daß dieſe Rauhigkeit der ägyptiſchen Bildſäulen, nicht eben ein Beweis ihres Alterthums ſey, und hierbey führete er eine Stelle aus **Platons** 2. Buche de Legib. an. Dieſe lehret uns, daß die ägyptiſchen Bildſchnitzer, ſich nach den alten Muſtern richten müſſen, und es ihnen verbothen geweſen, die mindeſte Neuerung damit vorzunehmen; ſo, daß ihre in den letzten Zeiten verfertigten Schnitzbilder, eben ſo unförmlich und plump geweſen, als die Stücke des graueſten Alterthumes. Er ſetzte hinzu, daß die Urſache, warum wir diejenigen Bildſäulen, die wir noch übrig haben, für neu, das heißt, aus denen Zeiten halten, da die Griechen mit den Aegyptiern in großem Verkehr geſtanden, dieſe ſey, weil ſie mehrentheils menſchlich geſtaltet ſind. Nun geſtehen alle alte Schriftſteller, daß die Bildſäulen der alten Aegyptier nicht dieſer Art geweſen. Sie hatten die heiligen Thiere, welche die Symbola und wahren Vorſtellungen ihrer Götter abgaben. Daher mußten die Bilder und Figuren dieſer Thiere, auch die Vorſtellungen ihrer Götter ſeyn. So war der Sperber und der Falk, oder ein Auge mit einem Zepter, das alte Bild des **Oſiris**; der **Hippopotamus**, **Typhons** ſeines; der Hund ſtellte den **Merkur**, die Katze den **Bubaſt** u. ſ. w. vor; und gewiß konnte es in den erſten Zeiten keine andere geben. Sie hätten gefürchtet, ihre Götter zu erniedrigen, wenn ſie dieſelben unter menſchlichen Figuren vorgeſtellet und Gelegenheit gegeben hätten zu glauben, daß ſie wären Menſchen geweſen. Es verſichert auch Strabo, daß es ehedem in den Tempeln der Aegyptier gar keine menſchliche Figur gegeben; und wir wiſſen auch außerdem, daß ihre Prieſter ſich gar nichts aus derjenigen machen konnten, die man ihnen von Sinope brachte, und die den Pluto oder Anubis vorſtellete. Strabo ſagt ehedem, denn Herodot berichtet uns, daß es ſchon ſeit des Cambyſes, das heißt Cyrus Nachfolgers Zeiten, in dieſen ägyptiſchen Tempeln, Figuren in menſchlicher Geſtalt; aber plump zu und ſo ungeſchaffen gegeben, daß ſie auch dieſes Prinzen Verachtung und Spott auf ſich gezogen.

Dieſes nun waren die hauptſächlichſten Urſachen, welche der Herr Abt Banier anführete, um die Figuren von ſeiner Mythologie wegzulaſſen: indem er verſprach, an gehörigen Orten ſolche genaue und umſtändliche Beſchreibungen derſelben mitzutheilen, daß der Leſer, ſie bey dem mindeſten Anblicke, in den Cabinettern der Alterthümer, oder in denen Büchern, wo ſie geſtochen zu finden ſind, würde erkennen können.

Der Herr Abt Banier iſt überzeuget, daß die Urſache, ſo die mehreſten von denen, die ſich vor ihnen bemühet, die alten Fabeln zu irgend einem vernünftigen Sinne zu bringen, betrogen hat, dieſes geweſen: daß ſie ſich in ein allgemeines Lehrgebäu einſchließen wollen, oder daß ſie ſich eingebildet haben, ſie entſprängen alle aus einem Lande, es ſey nun Phönicien oder Aegypten, oder einem andern. Dieſes Vorgeben zu vernichten, bewies er nun ſehr ausführlich: daß ſie weder zu einer Zeit, noch an einerley Orte, noch von einerley Perſonen, erfunden worden; und vielmehr die Frucht des menſchlichen Witzes, der allezeit zum Wunderbaren geneigt iſt, als die Wirkung eines abgeredeten Anſchlages ſind. Gleichwohl gab er zu erkennen, daß von allen in dieſer Sache entworfenen Lehrgebäuden, wenn man der Alchymiſten ihres ausnimmt, welche glauben, die alten Erdichtungen enthalten die Geheimniſſe ihrer Kunſt, es kein einziges gäbe, daraus man nicht einigen Nutzen ziehen könnte, dafern man ſie nur nach demjenigen Begriffe einzurichten und ihm zu unterwerfen wüßte, den er in Anſehung der verſchiedenen Urheber der Zeit, und mancherley Länder der Fabeln angegeben, darinn ſie entſtanden ſind.

Der Verfaſſer unterſuchet hierauf die vornehmſten dieſer Lehrgebäude ausführlich. Das älteſte iſt ſeiner Meynung nach, das Lehrgebäu der platoniſchen Weltweiſen, die, da ſie ſich an den Unflätereyen und dem Uebelſtande ärgerten, welchen die Fabeln in ihre Religion eingeführet hatten; oder die, da ſie in den letzten Zeiten des Heidenthums von den chriſtlichen Vertheidigern gedränget wurden, durch ſeine Vernunftſchlüſſe zu zeigen verſuchten, daß nur die äußere Rinde dieſer Erdichtungen, unflätige Begriffe darböte; das Innerſte derſelben aber ganz andere enthielte, die ſehr natürlich und vernünftig wären. Sie ſagten, daß nur die Art ſie vorzutragen, vieleicht ſo abgeſchmackt als ausſchweifend wäre, der Sinn aber, den ſie enthielten, wäre es nicht; kurz, es wären ſo viel Allegorien, die große Geheimniſſe und inſonderheit das von der Erſchaffung der Welt, und den verſchiedenen Wirkungen der untergeordneten Urſachen bedeckten; die von eben demſelben Geiſte beſeelet würden, der ſie aus dem Chaos gezogen hätte. Die große Menge von Göttern, deren Verehrung man ihnen vorrückte, wären untere Geiſter, die dem erſten Beweger unterworfen wären, der ihnen die Regierung der Welt übergeben hätte. Dieſe Erdichtungen endlich, die ſo abgeſchmackt, und zuweilen gar voller Zoten zu ſeyn ſchienen, verbörgen nur die Zeugung der Pflanzen und beſeelten Weſen.

Dieſes Lehrgebäu nun iſt überhaupt falſch, und zur Erklärung aller Fabeln nicht hinlänglich, indem es deren eine große Menge giebt, die wirklich hiſtoriſch ſind; und aus denen, um eine an einander hängende Geſchichte eines Gottes oder Helden daraus zu machen, man nur das gewöhnliche Episodium des übernatürlichen nehmen darf, ſo man darein gemenget hat. Man kann noch hinzuſetzen, daß ſolches erſt ſehr ſpät erfunden worden, und unfehlbar nicht der Hauptzweck derer geweſen, die zuerſt dieſe Fabeln verfertiget. Gleichwohl kann man ſagen, daß es ſehr gut ſey, deſſen Ungereimheit zu vermindern, und daß es gemeiniglich auf einige Umſtände eben dieſer Fabeln kann gedeutet werden, die wirkliche Allegorien ſind, und in denen man vergeblich etwas hiſtoriſches ſuchen würde. Es iſt gewiß, und man bedienet ſich hier nur dieſes einzigen Beyſpieles: daß ungeachtet Saturn wirklich ein titaniſcher Prinz geweſen, der mit den andern Prinzen ſeines Hauſes große Kriege geführet; er dennoch nur darum mit einer Senſe in der Hand vorgeſtellet worden, anzudeuten: daß die Zeit, denn das heißt ſein griechiſcher Namen χρόνος, alles abmähet und verheeret. Die **Mythologie** ſtellet oftmals dergleichen aus der Geſchichte und Allegorie zuſammen geſetzte Fabeln vor; und das **platoniſche** Lehrgebäu dienet zum mindeſten dieſen letzten Sinn zu erklären.

Das Lehrgebäu derer, die die Fabeln auf die von den Heiden übel verſtandene heil. Schrift zogen, welche einige Züge aus der Geſchichte des Volkes Gottes misbrauchten, die die unter alle Nachkommen des Noah ausgebreitete gemeine Sage ſie gelehret hatte, iſt vieleicht am allerungeſchickteſten, die Fabeln zu erklären; ungeachtet es von den mehreſten Gelehrten des letzten und jetzigen Jahrhunderts angenommen worden. Denn außer daß die Bücher der heil. Schrift in einer den Griechen unbekannten Sprache aufgeſetzt geweſen, ſo waren auch die Juden, welche vor **Nebukadnezars** Eroberungen, der ſie nach **Babylon** brachte, und deſſen Zeitpunct ſpäter iſt, als die Erdichtungen, davon man hier redet, auf ihre Gebräuche und Ceremonien ſo neidiſch: ja ſie ſahen die abgöttiſchen Völker, mit denen ſie umgeben waren, mit ſo vieler Verachtung an; daß ſie einen Kirchenraub zu begehen geglaubet hätten, wenn ſie dieſelben ihnen bekannt gemacht haben ſollten. Da indeſſen gleichwohl die Sage von einigen ungemein berühmten Vorfällen, dergleichen die alte Art zu leben der erſten Menſchen, die Sündfluth, die Eintheilung der Welt unter die drey Kinder des **Noah**, die Reiſen Abrahams, und einige andere mehr, ſich unter faſt allen Völkern der Welt erhalten hatten: ſo kann es wohl ſeyn, daß ſie dieſelben zuweilen gemisbrauchet, und die Wahrheit derſelben, durch Einſtreuung verſchiedener Erdichtungen verderbet haben. Und eben deswegen kann man ſich der Kenntniß der hebräiſchen Sprache mit Nutzen bedienen, um die Erdichtungen auf ihren erſten Urſprung zurück zu leiten; wie **Bochart**, **Huetius**, der **P. Thomaſſin**, und einige andere mit Nutzen gethan haben.

Außerdem aber daß man bey dem Gebrauche dieſer Lehrmeynung viel Behutſamkeit nöthig hat: ſo beweiſt ſchon der einzige Unterſcheid, welcher ſich zwiſchen der Anwendung befindet, die die Gelehrten mit der heil. Schrift und den Fabeln machen, die Ungewißheit dieſes Lehrgebäudes, und wie wenig Nutzen man daraus ziehen könne, zur Gnüge. Wie kann man auch wohl gleich auf den erſten Schimmer einer Aehnlichkeit bauen, der ſich zuweilen zwiſchen einer vom **Moſes** bezeugten Geſchichte, und einer vom **Homer** bekannt gemachten Fabel findet? Können ſich denn nicht einander faſt ähnliche Begebenheiten unter den Juden und andern Völkern eräuget haben? Uebrigens misbrauchet man dieſes Lehrgebäu ſo gar, daß man auch nicht einmal dieſen Schimmer einer Aehnlichkeit ſuchet, um neue Erklärungen in die Welt zu wagen. Denn was kann doch wohl endlich für eine Gleichheit unter Abrahams Reiſen, der das gelobte Land und Aegypten allezeit zu Lande durchwandert, und unter der Seefahrt der Argonauten ſeyn?

Gleichwohl hat ſich ein neuerer Schriftſteller Gewalt angethan, zu beweiſen: daß die eine Reiſe, das Vorbild und der Grund der andern geweſen.

Wenn es in dem heidniſchen Alterthume irgend eine Erdichtung gäbe, die ein Misverſtand einer Wahrheit aus der Geſchichte der Hebräer wäre: ſo müßte es unfehlbar diejenige ſeyn, welche mit ſich führet, daß die Welt unter den Jupiter, Neptun und Pluto, eingetheilet worden; ſo wie Sem, Ham und Japhet ſie unter ſich getheilet. Gleichwohl, wenn man die große Strecke des Reichs der Titanen, und ihre Eroberungen, von Aſien an, bis nach Spanien hinein betrachtet: ſo kann man ſehr billig ſchließen, daß ſie unter die drey Söhne Saturns vertheilet worden; und daß dieſe Theilung, ohne die geringſte Verwandſchaft mit obiger Erbtheilung der drey Patriarchen zu haben, in der That ſo angeſehen worden, als hätten die Titanen das ganze Weltgebäu unter ſich getheilet.

Das Lehrgebäu des gelehrten P. Kirchers, welcher die Auflöſung der mehreſten Fabeln, in der Anwendung der ägyptiſchen hieroglyphiſchen Sprache geſuchet hat, iſt unzulänglich, wenn man es zu weit ausdehnet; denn alle poetiſche Erdichtungen kommen nicht urſprünglich aus Aegypten. Indeſſen da dieſes Land zuerſt, und kurze Zeit nach der Zerſtreuung von Sinear bevölkert worden, und da die Abgötterey und Fabeln, die eine unzertrennliche Folge davon ſind, gar nicht ſäumeten, ſich daſelbſt einzuſchleichen: ſo iſt es gewiß, daß die Kenntniß der heiligen Sprache dieſes alten Volkes, gar wohl hat dienlich ſeyn können, den Sinn der älteſten Erdichtungen zu entdecken; wie denn dieſer gelehrte Jeſuit ihrer viele ſehr glücklich erkläret hat.

Herrn Bocharts Lehrgebäu, welchem auch Herr le Clerc gefolget iſt, und der die Auflöſung der Fabeln in den Zweydeutigkeiten der phönicischen Sprache ſuchet, würde ſich gar nicht behaupten laſſen, wenn man es allzu gemein machte; indem **Phönicien** nicht alle Fabeln entſpringen geſehen, und man auch heutiges Tages die alte Sprache dieſes Landes nicht genugſam kennet. Da indeſſen die **Phönicier** das erſte bekannte Volk ſind, die ſich aus ihrem Lande begeben, um Pflanzſtädte in fremde Länder zu führen; da man auch nicht leugnen kann, daß man nicht in verſchiedenen Inſeln des mittelländiſchen Meeres, an den Küſten des kleinen Aſiens, in Griechenland, und anderwärts, Merkmaale ihres Handels und ihrer Religion gefunden; und da es gewiß iſt, daß **Kadmus** den Gebrauch der Buchſtaben, und das phöniciſche Alphabeth nach Böotien gebracht hat: ſo kann die Kenntniß dieſer alten Sprache, vieles zur Erklärung der Fabeln beytragen, und iſt auch in der That von bemeldeten Gelehrten glücklich gebraucht worden.

Das Lehrgebäu endlich dererjenigen, welche die Fabeln auf die Geſchichte der erſten Zeiten führen, die aber von den Dichtern verunſtaltet worden, ſcheint das wahrſcheinlichſte zu ſeyn. Es würde dem ungeachtet doch auch noch ſeine Schwierigkeiten haben, wenn man ſie alle auf die Geſchichte bringen wollte, indem es deren einige giebt, die nur bloße Allegorien ſind. Dergleichen iſt z. E. die Fabel, welche **Plutarch** in ſeinem Tractate von **Iſis** und **Oſiris** anführet. Nachdem die **Rhea**, ſagt er, das Mittel gefunden, ſich heimlich dem Saturn zu nähern, ſo ward ſie fruchtbar: die Sonne aber, ſo dieß Geheimniß entdeckte, verdammte ſie, dieſe Frucht in ihrem Schooße zu behalten, ohne daß ſie dieſelbe irgend einen Tag des Jahres los werden könnte. **Merkur**, welcher in eben dieſe Göttinn verliebt war, beredete die **Diana**, oder den Mond, mit ihm auf Würfel zu ſpielen; und da er ihr hierdurch, wiewohl zu verſchiedenen malen, einen mäßigen Theil jedes Tages abgewonnen, ſo machte er fünf neue daraus, die er denen drey hundert und ſechzigen hinzufügte, aus welchen damals das Jahr beſtand; und machte es dergeſtalt, daß Rhea in dieſen fünf Tagen mit fünf Kindern niederkam, nämlich mit dem Oſiris, Orus, Typhon, der Iſis und Nephte. Es erhellet offenbar, daß dieſe Erdichtung eine Anſpielung auf die fünf Tage iſt, die die Aegyptier, welche in die Länge gewahr wurden, daß ihr Jahr zu kurz war, hinzufügten; worinnen ihnen bald die andern Völker nachfolgten.

Es giebt noch andere Fabeln, deren Endzweck unſtreitig die Sittenlehre iſt, ungeachtet der Grund derſelben hiſtoriſch iſt. Dergleichen ſind unter andern Phaetons ſeine, als ein Symbolum dererjenigen, welche Dinge unternehmen, denen ihre Kräfte nicht gewachſen ſind; und des Narciſſus ſeine, welche eine ſo ausſchweifende als lächerliche Eigenliebe anzeiget. Es giebt auch andere, die ganz phyſikaliſch ſind: denn bis auf die Weltweisheit, ward vor alten Zeiten alles auf eine räthſelhafte und fabelmäßige Weiſe vorgetragen. Dergleichen iſt die Fabel von der Aurora, welche, nach dem Homer, eine Tochter der Luft und Vorläuferinn des Tages iſt. In dieſer Bedienung nun, ſollte ſie die Thüren des Orients bewachen, die ſie alle Morgen mit ihren Roſenfingern eröffnete, nachdem ſie die Zephyren vor ſich voraus ſchickte, um in der weiten Ferne des Himmels, die finſtern Dünſte zu zerſtreuen, ſo dieſelbe verdunkelten.

In dergleichen Arten von Erdichtungen nun, ſuchet Herr Banier allerdings die alte Geſchichte nicht. Es wird ihm ſchon genug ſeyn, wenn er ſie nur erkläret, indem er dieſelben auf ihren wahren Urſprung zurück leitet; und ſo viel ihm möglich iſt, die Zeit und den Ort anzeiget, allwo ſie gleich anfangs erdichtet und verbreitet geworden zu ſeyn ſcheinen.

◆ ◆ ◆

* *

XIX.

Des Herrn Präſidenten Bouhiers Gedanken, über zwo griechiſche Münzen.

Die eine, von der Kleopatra, die andere vom Pharnaz, und eine dritte lateiniſche, aus der fabiſchen Familie.

Wir haben im V. Theile dieſer Geſchichte der Akademie einen Brief des Herrn Präſidenten Bouhier, an den Herrn von Boze mitgetheilet, welcher das Wort ΟΣΣΑΝ betraf, ſo einige Alterthumskundige in der Schrift einer Münze der Kleopatra geleſen haben wollen; zugleich aber auch die Antwort des Herrn von Boze an dieſen gelehrten Herrn bekannt gemacht. Da aber die Schwierigkeiten und Erklärungen dabey nicht ſtehen geblieben ſind; und übrigens dieſer gelehrte Briefwechſel noch über andere Sachen, gar merkwürdige Streitfragen erreget hat: ſo wollen wir bey der Art von Verbindlichkeit beharren, dieſelben bekannt zu machen.

Hier iſt der zweyte Brief des Herrn Präſidenten Bouhier an den Herrn von Boze. Er iſt vom 29. September 1736.

Mein Herr,

„Da ich nur erſt ſeit kurzem, die zween letzten Bände
„der ausführlichen Schriften der Akademie der ſchö-
„nen Wiſſenſchaften geſehen: ſo habe ich Denenſelben
„nicht eher für die Stelle danken können, die Sie, mein
„Herr, und Dero Herren Mitbrüder, meiner Abhand-
„lung

„lung von der gemeinſchaftlichen Würde der Oberprieſter der Kaiſer, darinn zu geben beliebt haben. „Ich erſuche Sie, mein Herr, denenſelben dafür meine „ergebenſte Dankſagung abzuſtatten, und ihnen zu bezeugen: wie ſehr ich von dem Beyfalle gerühret bin, womit „ſie mich haben beehren wollen.

„Mit eben ſo großem Vergnügen habe ich auch Dero „gelehrte Betrachtungen geſehen, zu denen ich Gelegenheit gegeben, und welche die Umſchrift einer Münze der „Kleopatra betreffen; auf welcher einige Alterthumsforſcher ΟΣΣΑΝ ΣΩΤΗΡΑ· zu leſen geglaubet. Man „kann nicht gelehrter, als Sie gethan, die Meynung derejenigen vertheidigen, welche dieſe Münzen für untergeſchoben halten; oder doch glauben, daß die Schrift derſelben, unrecht geleſen worden ſey.

„Gleichwohl haben Sie hier zweyerley, was man ihnen entgegen ſetzen kann, und einige Aufmerkſamkeit zu „verdienen ſcheint.

„1. Bezeugen die Verfaſſer des Tagebuchs zu Leipzig „(Act. Erud.) im Julius des 1684. Jahres a. d. 315. S. „daß ſie, wegen der vom Herrn Spanheim über dieſe „Münzen beygebrachten Zweifel, ein Exemplar davon in „einem berühmten Cabinette zu Rathe gezogen, ſo ſie zwar „nicht nennen; auf welchem ſie aber, wie ſie ausdrücklich „ſagen, eben dieſelbe Schrift gefunden, die Golzius angeführet hat. Nun iſt es ſchwer zu glauben, daß, da ſie „in dieſem Falle auf ihrer Hut geweſen, ſie ſich ſollten geirret haben.

„2. Führet Karl Patin, in ſeinen Noten über den „Sueton, a. d. 25. und 76. S. eine Münze vom Pharnaz, Könige von Pontus an, welche folgende Aufſchrift „hat: ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΟΣΣΑΝ ΜΕΓΑΛΟΥ. Ich weis „zwar wohl, daß Herr von Spanheim, de Præſt. Numiſm.

„miſm. Tom I. pp. 486. 487. geglaubet hat, er habe Unrecht geleſen: allein das kann ich mir eben von einem ſolchen Manne, als Patin geweſen, nicht einbilden. Ich „möchte ſehr gern wiſſen, was Sie dazu ſagen werden.

„Zugleich habe ich die Ehre Ihnen eine Abhandlung „zuzuſenden, die ich vor einigen Jahren bey Gelegenheit „einer Münze aus der fabiſchen Familie aufgeſetzt habe; „über deren Bild Sie mein Herr, die Güte hatten, mir einige Erklärungen zu ſchicken, die meine Zweifel zerſtreuten „und dieſe Münze, die man meinem Bedünken nach nicht „verſtanden hatte, erklären halfen. Halten Sie dieſelbe für würdig, den Herren von Ihrer Akademie „vorgelegt zu werden: ſo ſtelle ich es in Dero Macht, und „habe die Ehre allezeit zu ſeyn, u. ſ. w.

Erklärung einer conſulariſchen Münze aus der fabiſchen Familie, welche dem Herrn von Boze, von dem Herrn Präſidenten Bouhier zugeſandt, und im Chriſtmonate 1736. in der Akademie vorgeleſen worden.

Ich habe Urſache, gar ſehr mit mir ſelbſt zufrieden zu ſeyn, daß ich mich an Sie, mein Herr, gewandt, um meine Zweifel über das Gepräge einer Münze aus der fabiſchen Familie zu heben: denn da Sie mich in meinen Gedanken, die ich davon hegete, beſtätiget; ſo haben Sie mir auch noch Gelegenheit gegeben, den wahren Endzweck dieſer Münze zu entdecken.

Sie iſt die vierte in des Fulvius Urſinus und Andreas Morels Sammlung: in des Herrn Vaillants ſeiner aber, iſt ſie die funfzehende.

Auf der einen Seite ſtellet ſie, wie Sie mein Herr wiſſen, den Kopf Jupiters mit Lorbern gekrönet, und auf der andern den Gott **Mars** ſtehend vor, welcher ſeinen Schild hinter ſich hat, mit der linken Hand den Spieß und mit der rechten eine Krone hält, die von andern, z. E. vom **Morel** für eine Trinkſchaale, vermuthlich deswegen gehalten worden; weil die Krone auf einigen Münzen verloſchen geweſen. Unter dieſer Krone nun, ſteht die Schrift Q. FAB. und weiter unten im Urſinus, eine Art eines Dreyfußes, oder vielmehr, nach dem Herrn **Vaillant** und Herrn **Morel**, der Namenszug |Ā|.

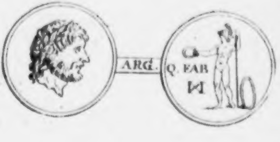
Herr **Vaillant** iſt der erſte geweſen, welcher einige Verſuche gethan, dieſe Münze zu erklären. Gleich anfangs iſt er überzeugt geweſen, ſie wäre nicht zu **Rom** geſchlagen; und in der Meynung, darinnen er ſtund, daß dieſer Namenszug die Buchſtaben ΠΑ enthielte, hat er geglaubt, man müſſe dieſe Münze den **Panormitanern** zueignen. Was den **Quintus Fabius** betrifft, deſſen die Münze Erwähnung thut: ſo hat er, um nicht gar ſtill zu ſchweigen, vorgegeben, es wäre **Quintus Fabius Servitianus**. Dieſe Muthmaßung nun gründet ſich nicht auf die mindeſte Wahrſcheinlichkeit; weil man nicht ſieht, daß dieſer Römer irgend ein Befehlshaberamt in Sicilien gehabt.

Herr **Havercamp** hat gleichwohl in ſeinem gelehrten Tractate, den er nur ſeit kurzem über **Andreas Morels** Sammlung heraus gegeben, Herrn **Vaillants** Meynung zum Theile angenommen: denn er glaubt wie jener, daß die Münze zu **Palermo** geſchlagen ſey. Allein er iſt auch überzeuget, daß der **Fabius** in der Ueberſchrift, einer von denen ſey, welchen **August** aufgetragen, die Colonie zu führen, die er nach **Panormus** ſchickete.

So ſinnreich nun dieſe Muthmaßung auch iſt, ſo würde ſie mir doch nicht wahrſcheinlich vorkommen, wenn gleich der Namenszug nach ſeinem Sinne ſollte erkläret werden.

Denn 1. findet ſich, wie auch dieſer gelehrte Mann ſelbſt erkennet, in allen andern Münzen dieſer Pflanzſtadt, der Namen der Panormitaner, allemal mit römiſchen Buchſtaben ausgedrückt. Dieß war auch in der That der römiſchen Colonien gemeiner Gebrauch: und dieß würde man in gegenwärtiger Münze um ſo viel weniger unterlaſſen haben, da der Namen Fabius darauf ebenfalls mit römiſchen Buchſtaben ſteht. 2. Wenn dieſe Münze zu Ehren eines der Anführer erwähnter Pflanzſtadt wäre geſchlagen worden: warum würde man auf derſelben wohl, lieber die Figur des Gottes Mars, als die Pflugſchare, das gewöhnliche Merkmaal dergleichen Pflanzſtädte, haben ſtechen laſſen? Das iſt gar nicht wahrſcheinlich.

Da mich nun dieſe Erwägung auf den Argwohn gebracht, daß die Alterthumsforſcher dieſen Namenszug unrecht geleſen: ſo hatten Sie, mein Herr, die Gewogenheit, auf mein Bitten, dieſe Münze in der reichen Sammlung des Königes genauer zu betrachten, und mich in einer Sache zu beſtärken, die mir ſchon geahndet hatte. Der Namenszug nämlich war auf derſelben ſo abgebildet |⋈|, woraus Sie mit allem Rechte ſchloſſen, es wäre die Abkürzung von MAXimus.



Es fragt ſich alſo weiter nichts, als daß man ausmache: welchem von denen, die dieſen Namen geführet, die gegenwärtige Münze am ungezwungeſten zukommen könne? Nun ſehe ich nichts wahrſcheinlichers, als daß man ſie dem **Quintus Fabius Maximus**, dieſem berühmten Dictator zueigne, der den Zunamen Verrucoſus führete; und da er allen Unternehmungen **Hannibals** auswich, das Mittel fand, ihn faſt ohne Schwertſtreich zu überwinden.

Ich bilde mir daher ein, dieſe Münze ſey im 544 Jahre **Roms**, unter dem fünften Conſulate dieſes großen Mannes geſchlagen worden, als er Tarent, auf die Art, wie es von den Geſchichtſchreibern erzählet wird, wieder unter die Bothmäßigkeit der Römer gebracht hatte *).

Es iſt auch wahrſcheinlich, daß ſie zu Tarent ſelbſt geſchlagen worden, allwo man den **Jupiter** beſonders verehrete, und wo er eine rieſenmäßige Bildſäule auf dem Kampfplatze hatte, wie Strabo berichtet. Die Krone betreffend, welche der Gott **Mars** auf der Münze, auf den Kopf des Conſuls zu ſetzen ſcheint: ſo ſieht man wohl, daß er ſie billig verdienet gehabt, nachdem er einen ſo wichtigen Sieg erhalten.

Aber, wie war dieſe Krone beſchaffen? Denn man weis, daß es bey den Römern verſchiedene Arten derſelben gegeben, womit man die großen Sieger beehret; und daß ſie nicht ſonder Unterſchied vertheilet worden. Dieſer Punct bleibt noch zu erläutern übrig, und kann dienlich ſeyn, eine Stelle im ältern **Plinius** zu erklären, die wohl einige Betrachtungen von Seiten der Ausleger verdienete.

Dieſe Stelle ſteht im 22. B. ſeiner natürlichen Geſchichte, im 3. 4. und 5. Cap. allwo er, wenn er von allen dieſen verſchiedenen Kronen redet, ſaget: daß die

ehren=

---

*) Man ſehe den **Livius** im 27. B. 15. 16. den **Plutarch** in des **Fabius** Leben, und den Strabo im III. B. a. d. 278. S.

ehrenvolleſte unter allen, die von grünem Graſe geweſen: Corona nulla fuit graminea nobilior, in majeſtate Populi Terrarum Principis.

Er ſetzet hinzu, die andern wären verſchiedene male, theils von den Feldherren, theils auch zuweilen von dem Senate vergeben worden. Die von Gras aber, wäre niemals anders, als nach überſtandener großer Gefahr, darein ein Kriegsheer gerathen wäre, in deſperatione ſuprema, zugeſtanden; noch irgend einem Feldherrn ertheilet worden, daß ihm dieſelbe nicht zuvor das Kriegesheer zugeſprochen, welches er aus einer ſolchen Gefahr errettet hätte: nulli, niſi ab univerſo exercitu ſervato, decreta.

Hierauf berichtet uns **Plinius** ferner, daß dieſe Krone aus den Raſen ſelbſt gemachet worden, die ſich an dem Orte befunden, allwo die That geſchehen war; und daß man ſie Obſidionalem genannt, weil man ſie demjenigen Feldherrn ertheilet, welcher die vom Feinde belagerten Völker entſetzet.

Endlich führet dieſer Geſchichtſchreiber die Namen einiger wenigen Feldherren an, denen dieſe Ehre widerfahren wäre, und ſetzet in ihre Reihe auch gegenwärtigen großen **Fabius**. Er merket dabey an, daß er, ungeachtet des wichtigen Dienſtes, welchen er ſeinem Vaterlande unter ſeiner Dictatur erwieſen, da er einen Theil des vom **Minucius** angeführten Kriegesheeres gerettet, dennoch damals mit dieſer Krone nicht beehret worden; ſondern ſie erſt erhalten, nachdem er den **Hannibal** aus Italien verjaget, Annibale ex Italia pulſo. Er erhielt ſie aber auch mit den allerruhmwürdigſten Umſtänden: denn ſie ward ihm, nicht nur vom Senate und Volke; ſondern auch von ganz Italien zuerkannt, und auf gewiſſe Weiſe, wie **Plinius** ſaget, von den Händen des ganzen Reiches ſelbſt aufs Haupt geſetzet: ipſius Imperii manibus impoſita eſt.

Da nun die Eroberung von Tarent die letzte Heldenthat des Fabius gegen den Hannibal geweſen iſt: ſo darf man nicht zweifeln, daß er auch erſt nach dieſer, ſolche vorzügliche Ehrenbezeugungen genoſſen habe. Gleichwohl fallen hier verſchiedene Schwierigkeiten vor, die man zu heben ſuchen muß; indem die Gelehrten nicht für dienlich gehalten, ſolches bis anjetzt zu thun.

Die erſte iſt, daß man erfahre, warum man dem Fabius eben bey dieſer Gelegenheit die Obſidional-Krone gegeben? Denn wir haben geſehen, daß man ſie, nicht demjenigen, welcher Städte erobert; ſondern demjenigen ertheilet habe, welcher die römiſchen Kriegesvölker aus irgend einer dringenden Gefahr erlöſet gehabt.

Damit man ſehen möge, daß Fabius ſich in dieſem Falle befunden, ſo erinnere man ſich: daß, als Hannibal den Römern die Stadt Tarent weggenommen, der Befehlshaber ſich mit ſeinen Völkern in die Citadelle gezogen; und daß derſelbe, ungeachtet einer langwierigen Belagerung, die nachmals in eine Sperrung verwandelt ward, ſich dennoch fünf Jahre lang darinnen gegen alle Stürme des karthaginenſiſchen Feldherrn erhalten hatte *). Gleichwohl kann man nicht zweifeln, daß dieſe Beſatzung, die anfangs aus fünf tauſend Römern beſtund, wozu noch eine große Menge Tarentiner kam, die ihn hinbegleitet hatten, in großen Nöthen müſſe geſtecket haben, als Fabius ſie endlich glücklich erlöſete **).

Und damals haben ihn unfehlbar, um ihren Erretter zu ehren, die belagerten Völker, nebſt denen, die unter ſeiner eigenen Anführung ſtunden, mit dieſem glorreichen Graſe bekrönet, welches ſie aus der Citadelle ſelbſt genommen,

---

*) Livius 25. B. 10. 11. 15. und im 26. B. 16. 25. Plutarch in des Fabius Leben. p. 187. **) Appian. Annibalic. p. 332.

men, darinn ſie eingeſchloſſen geweſen: Ex gramine viridi, ex eo loco decerpto, in quo erant incluſi *); und eben dieſe Kriegesvölker werden unter dem Bilde des Gottes Mars, auf unſerer jetzigen Münze vorgeſtellet.

Die zweyte Schwierigkeit erwächſt aus dem, was Plinius ſaget, daß Fabius dieſe Ehre vom Senate und römiſchen Volke, ja gar von ganz Italien erhalten: da ſie doch, nach eben dieſem Geſchichtſchreiber, dem Feldherrn nur allein von dem Kriegesheere, welches er errettet hätte, widerfahren ſollen: Ab univerſo exercitu ſervato.

Allein, dieſer kleine Widerſpruch läßt ſich leicht heben, wenn man, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, voraus ſetzt: daß weder der Senat noch das Volk, jemals die erſten geweſen, ſo dergleichen Kronen zugeſprochen. Sie warteten erſt darauf, daß die erretteten Kriegesvölker ſie ihnen zuerkenneten: worauf ſie dann die letzte Hand an dieſe Ehrenbezeugung legten, indem ſie demjenigen Feldherrn, der ſie erhalten, die Erlaubniß ertheileten, ſein Siegesgepräng in Rom mit dieſer Kron[illegible] halten.

Dieß wird man nun unfehlbar dem Fabius mit demjenigen einhälligen Beyfalle zugeſtanden haben, davon Plinius redet: denn es iſt gewiß, daß er nach der Einnahme von Tarent, im Triumphe eingezogen iſt. Dieſes wird in Gruters Sammlung durch eine alte Aufſchrift beſtätiget †). CONSVL V̄ TARENTVM CEPIT TRIVMPHAVIT. Livius hat es vergeſſen; und ich weis nicht warum, es müßte denn irgend eine Lücke auf dieſer Stelle ſeiner Geſchichte ſeyn. Plutarchs Aufmerkſamkeit hingegen iſt dieſe Begebenheit nicht entwiſchet ††): welcher uns berichtet, daß man bey dieſer Gelegenheit, der Ehre des Siegesgepränges, noch außeror-

---

*) Pomp. Feſtus, verb. *Obſidionalis*.

†) Grut. CCCCVI, 7.

††) in des Fabius Leben. p. 187.

deutliche Ehrbezeugungen hinzugefüget. Nun iſt gar kein Zweifel, daß die Graskrone eins von dieſer Anzahl geweſen.

Noch eine letztere Schwierigkeit, die man machen kann, iſt dieſe, daß Plinius dem Fabius die Ehre zutheilet, er habe den Hannibal aus Italien vertrieben; denn alle Geſchichtſchreiber ſind eins, daß der Verluſt von Tarent dieſen karthaginenſiſchen Feldherrn noch eben nicht genöthiget hat, wieder übers Meer zu gehen. Dieſes entſchloß er ſich erſt zu thun, als ihn ſeine Landsleute zurück beriefen, die von dem Kriegesheere des großen Scipio gedränget wurden. Folglich ſcheint denn dieſem letztern allein die Ehre zuzukommen, daß er den Hannibal genöthiget, Italien auf ewig zu verlaſſen.

Hierauf ſind zwo Antworten. 1. Kann man ſagen, daß zur Zeit des Fabius, die Römer, die Provinz der Bruttier, allwo Hannibal eingeſchloſſen war, nachdem er Tarent verloren hatte, noch nicht unter dem Namen Italien mit begriffen. Sie nannten ſie nur das große Griechenland, oder das auswärtige Griechenland. So nennet ſie auch Plautus *), ein Zeitverwandter des Fabius, in einem von ſeinen Luſtſpielen, wo er ſie offenbar von Italien unterſcheidet.

Es iſt wohl wahr, daß hingegen einige griechiſche Schriftſteller †) vorgegeben, der Namen Italien habe mit dem großen Griechenlande angefangen, von wannen er ſich bis an die Alpen erſtrecket. Der Römer Meynung aber war dieſes nicht **): welche glaubeten, man habe dieſen Namen anfangs, ganz allein den benachbarten Ländern des Tyberſtromes, vom Italus dem Könige von Sicilien gegeben, als derſelbe ſich daſelbſt niedergelaſſen,
und

---

*) In Menaechm. Act. 2. Sc. 1. vers. 11. †) Unter andern Strabo im V. B. **) Servius in Virg. Aeneid. L. 1. in princip.

und daß ſich dieſer Namen nach dieſem auch denen andern Gegenden mitgetheilet, welche anietzt Italien ausmachen; ſo wie nach und nach die Römer ihre Eroberungen darinnen weiter getrieben. Der Erdbeſchreiber **Stephan von Byzanz**, iſt unſtreitig eben dieſer Meynung geweſen; indem er, wenn er von **Calabrien** redet, ſaget: es ſey an Italien gelegen: folglich machte es ſeiner Meynung nach, keinen Theil davon aus. **Plinius** war, in Anſehung der Zeiten **Hannibals**, unfehlbar auch eben dieſer Meynung: und eben deswegen hielt er ihn für ganz vertrieben aus Italien, ſo bald er Tarent verlaſſen mußte.

Ich weis wohl, daß dieſe Stadt ſelbſt, einen Theil des großen Griechenlandes ausmachte; da aber **Hannibal** aus derſelben ein Bollwerk dieſer Provinz gegen die Römer gemacht hatte, ſo kann man leicht denken, daß dieſer Feldherr, deſſen Beſatzung darinnen ſtark war, dieſelbe beſtändig zu allerley Streifereyen in Italien angewandt hat. Ueberdieß gab ihm dieſer Stand eine große Erleichterung, ſeine Völker auf Koſten des feindlichen Landes zehren zu laſſen; folglich beſchnitt man ihm den Eingang in dieſelben, da man ihm Tarent wegnahm.

2. Wenn auch das große Griechenland einen Theil von Italien ausgemacht hätte, ſo war doch dieſe Provinz ſo unanſehnlich geworden, ſeitdem Tarent davon abgeſchieden war; daß, ungeachtet ſie in **Hannibals** Händen geblieben, man ihn dennoch für einen aus ganz Italien vertriebenen anſah: denn das heißt auch einigermaßen daraus vertrieben ſeyn, wenn er darinnen gar nichts mehr bedeutet.

Plutarch hat unfehlbar eben ſo davon geurtheilet, wenn er *) von dem Verdruſſe redet, womit **Hannibal** ſich entſchloſſen, wieder nach **Karthago** zu gehen, und dabey ausdrücklich ſaget: ungeachtet er aus Italien vertrieben war, περιωθούμενος ἐκ τῆς Ἰταλίας, bezeugte

---

*) In Ageſil. p. 609.

er gleichwohl ſehr viel Leidweſen, eine Gegend zu verlaſſen, darinnen er ſo viel Ruhm erworben hatte. Dieſe Stelle ſtimmet vortrefflich mit des **Plinius** ſeiner überein, und bringt, meines Erachtens, ein völliges Licht in gegenwärtige Münze.

Sie kann zugleich dienlich ſeyn, die Meynung des Herrn **Vaillant** *) wegen einer andern vom **Golzius** †) angeführten Münze zu rechtfertigen; auf deren einer Seite der Kopf von **Rom**, mit einem Helme, in einen Lorberkranz eingeſchloſſen, mit dieſem Worte ſteht, ROMA; auf der Gegenſeite aber **Neptun** mit ſeinem Dreyzack vorgeſtellet wird, wie er auf einem vierſpännigen Wagen ſitzt, deſſen Seile er hält, und unter deſſen Füßen das Hintertheil eines Schiffes zu ſehen iſt. Weiter unten ſteht die Schrift: Q. MAX. VERRVC.

Herr **Vaillant** hat hier mit gutem Grunde dafür gehalten, daß dieſe Münze bey Gelegenheit des oberwähnten Siegesgepränges geſchlagen worden, und mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit hinzugefüget: daß **Golzius** ſich wohl hätte irren können, wenn er die Graskrone für eine Lorberkrone angeſehen.

Die letzte Meynung iſt gleichwohl neulich von einem geſchickten Alterthumskundigen, Herrn **Havercampen** ††), verworfen worden: weil **Hannibal** Italien erſt einige Jahre nach der Eroberung von **Tarent** verlaſſen; allein dasjenige, was bisher angemerket worden, könnte ſeine Zweifel heben. Wenn übrigens die Graskrone, dem **Fabius** zugetheilet worden, ſo geſchah es nicht deswegen, weil er den **Hannibal** aus Italien vertrieben, ſondern wegen der Urſache, die ich angegeben habe.

Es verhalte ſich nun mit dieſer Münze, deren Daſeyn ſo gar ausgemacht nicht iſt, wie es wolle: ſo dünket mich doch, ich habe diejenige genugſam erkläret, welche zu denen

---

*) in Numm. famil. Rom. Tom. I. p. 419. †) in Faſt. ad A.V. Cap. 644. ††) in Theſaur. Morellian. Tom. I. p. 554.

Unterſuchungen Anlaß gegeben, die ich die Ehre habe, Ihnen, mein Herr, zuzuſenden. Ich erwarte indeſſen noch Dero Ausſpruch darüber, und bin allezeit, u. ſ. w.

Antwort des Herrn von Boze, an den Herrn Präſidenten Bouhier.

den 30. Decemb. 1736.

Es hat nicht an mir gelegen, mein Herr, das Schreiben eher zu beantworten, welches Sie mir die Ehre gethan, mir im letzten December zu zuſenden. Die Akademie feyerte damals: und die gemeinſchaftlichen Arbeiten, die ſie ſeit den wieder angegangenen Verſammlungen gehabt, haben mir erſt in der letzten Verſammlung Gelegenheit gegeben, derſelben endlich die gelehrte Abhandlung vorzulegen, die Sie die Geneigtheit gehabt, mir zu zuſenden; und welche von einer conſulariſchen Münze der fabiſchen Familie handelt.

Vorjetzt geht es alſo erſt an, daß ich mich mit Ihnen davon beſpreche, wenn ich Ihnen zuvor noch ein letztes Wort von dem ΟΣΣΑΝ der kleopatriſchen Münze werde geſaget haben, welche vom Triſtan angeführet wird; und zu deſſen Vortheil Sie, mein Herr, mir die gelehrten Tagebuchſchreiber von Leipzig und den Patin anführen, welcher mit ſeinen Noten über den Sueton, eine Münze vom Pharnaz hat ſtechen laſſen, die eben das Wort ΟΣΣΑΝ führet.

Bevor man aber urtheilen kann, wie wichtig das Zeugniß der Leipziger Tagebuchſchreiber ſey, ſo wollen wir, mit Dero Erlaubniß, ihre Ausdrücke unterſuchen. Sie verſichern aber das Daſeyn und die Wahrheit des Zunamens ΟΣΣΑΝ ΣΩΤΗΡΑ, welcher der Kleopatra auf ihren Münzen gegeben wird, und welchen Spanheim beſtreitet, folgendergeſtalt. Quod verum eſſe confirmare poſſumus ex SCRINIIS Aulæ CVIVSDAM illuſtriſſimæ.

Weiter ſteht kein Wort, und, Sie erlauben mir, Ihnen zu ſagen; daß ich dieſe Worte, nicht wie Sie die Gütigkeit gehabt zu thun, durch dieſe geben würde: daß ſie, auf die von dem Herrn Spanheim wider dieſe Münze vorgebrachten Zweifel, das Exemplar eines berühmten Cabinetes zu Rathe gezogen, allwo ſie ausdrücklich eben dieſe Schrift gefunden. Dieſe Herren reden von der Sache mit viel minderm Grunde und Richtigkeit, als Sie, mein Herr, Ihnen in den Mund legen. Sie ſagen bloß, ſie können die Wirklichkeit dieſer Schrift aus den Archiven eines gewiſſen ſehr berühmten Hofes beſtätigen: und eine obrigkeitliche Perſon, wie Sie, mein Herr, Präſident ſind, würden unfehlbar eine ſolche Ausſage auch in der mindeſten Sache nicht gelten laſſen. Warum machet ihr doch, würden Sie zu ihnen ſagen, ein Geheimniß aus dem Hofe, wo dieſe ſeltene Münze zu finden iſt, welche einen gelehrten Streit entſcheiden ſoll, an welchem ihr Theil nehmt, und worinnen ihr eine Rolle mitſpielen wollet? Lieſt ihr etwan einige Gefahr, ihn zu nennen? und war dieſes nicht vielmehr das ſicherſte Mittel, dem Herrn Spanheim ſelbſt und allen denen, die ſo denken wie er, die Augen zu öffnen? Er war in euren eigenen Gegenden angeſeſſen; er durchſuchte begierig die mindeſten Sammlungen, die man ihm nur anzeigete, und pflegte ihrer Beſitzer allezeit auf eine rühmliche Weiſe Erwähnung zu thun. Warum wollet ihr ihn denn irre machen, da ihr ihn an einen gewiſſen berühmten Herrn Jemand verweiſet? Noch mehr, (würden Sie, mein Herr Präſident, hinzuſetzen,) ſeyd ihr Kenner von Münzen; und habt ihr dieſe ſtreitige geſehen, warum beſchreibt ihr ſie denn nicht? Wir wiſſen ja noch nicht, von was für Metalle, von was für Größe ſie ſey? Warum ſagt ihr uns nicht, ob ſie auch unſtreitig alt, oder ob ſie, wofern ſie vorhanden iſt, nicht ſo, wie man ſie im Verdachte gehabt, aus einer neuern Werkſtäte ſey? und warum gebt ihr uns endlich zu verſtehen, daß alle Kenntniß, die ihr vielleicht davon habt, euch höchſtens aus irgend einem gewagten Verzeichniſſe kund geworden? ex SCRINIIS Aulæ CVIVSDAM: denn confirmare aliquid ex ſcriniis alicujus, bedeutet nichts anders, ſo wie das compilare ſcrinia alicujus, im Horaz, nicht anders gegeben werden kann, als durch plündern, ausziehen, fremde Schriften abſchreiben:

— — Ne me Criſpini Scrinia lippi
Compilaſſe putes.

Und welches ſollte wohl übrigens dieſes Münzverzeichniß des Cabinets eines großen Herrn in Deutſchland ſeyn? Wir beſitzen das Verzeichniß der Königinn Chriſtine, des Churfürſten von der Pfalz, des Königes von Preuſſen, des Herzogs von Sachſen-Gotha, des Grafen von Schwarzburg, u. ſ. w. Wir haben die Werke der berühmteſten Alterthumsforſcher daſiger Länder, den Beger, den Morel, den Schot, den Liebe, u. a. m. Warum finden denn wir nicht die mindeſte Spure dieſes verwünſchten Wortes ΟΣΣΑΝ: welches, im Vorbeygehen geſaget, Herr Patin nur mit einem einzigen Σ geſchrieben, wenn er auf das Wort anderer Leute, eben dieſe Münze der Kleopatra, in ſeinen Noten über den Sueton anführet; gleichwohl aber ſich enthält, ſein Urtheil davon zu fällen, und gar gut zu verſtehen giebt, daß er ſie nie geſehen habe?

Ich gehe noch weiter, mein Herr, ohne Furcht Dero Geduld zu misbrauchen, indem ich mit einer Weitläuftigkeit, die für einen jeden andern zu groß ſeyn würde, von ſolchen Materien handele, die Sie lieben, und die in der That Ihrer würdig ſind. Derjenige Tagebuchſchreiber in

Leipzig, welcher gegenwärtigen Artikel aufgeſetzet hat, (denn es wäre unbillig, wenn alle diejenigen dafür haften ſollten, die an dieſem Werke arbeiten) dieſer Mann*), ſage ich, iſt kein Kenner von Münzen geweſen: dieß haben wir zur Gnüge aus vorhergehenden Anmerkungen bewieſen. Er hat die Münze, davon hier die Rede iſt, ſie ſey nun wahr oder falſch, nicht geſehen; ſonſt würde er ſich ganz anders ausgedrückt haben.

Ich füge mit der vollkommenſten innern Ueberzeugung noch hinzu, daß er die nichtige Anführung des Verzeichniſſes eines berühmten Cabinets, obenhin vorausgeſetzet hat; bloß um die Erklärung anzunehmen, welche Scaliger von dem Worte ΟΣΣΑΝ gegeben. Er eilet wie ein Blitz über das Daſeyn und die Glaubwürdigkeit der Münze weg, welches eben der Hauptpunct iſt: um ſich ohne Noth bey der nichtigen Erklärung aufzuhalten, die er herbey bringt, und die, wenn ſie auch noch viel ſinnreicher wäre, als ſie in der That iſt, mit dem Denkmaale ſelbſt doch über einen Haufen fallen muß; ſo, daß ſein Beyfall, welchen er der Münze giebt, eigentlich nichts, als ein Uebergang zur Vertheidigung der Erklärung iſt, die Scaliger gegeben hat. Hoc verum eſſe confirmare poſſumus, ex SCRINIIS Aulæ CVIUSDAM illuſtriſſimæ; nec indocta eſt Auctoris conjectura de interpretatione vocis, etc. bis zu Ende des Artikels. Man ſieht wohl, daß er keinen andern Endzweck gehabt hat: allein ich habe geſagt, oder doch zum wenigſten zu verſtehen gegeben, daß dieſe Erklärung bey weitem ſo glücklich nicht ſey, als er denkt. Geruhen Sie, mein Herr, mir ein wenig Aufmerkſamkeit zu gönnen.

Scaliger will, ΟΣΣΑΝ ſolle in ägyptiſcher Sprache, die **Mehrheit**, die **Menge**, das **Volk**, kurz PLVRES,

---

*) Es iſt der ſel. Ittig geweſen, wie wir aus dem Exemplar unſrer pauliner Bibliothek ſehen, bey deren Artikeln die Namen der Verfaſſer geſchrieben ſtehen.

RES, bedeuten: das ΟΣΣΑΝ ΣΩΤΗΡΑ aber auf der ſogenannten kleopatriſchen Münze, ſoll wie POPVLI SERVATRIX ſeyn. Nun ſage ich aber, das Wort POPVLI vermindere vielmehr den Begriff des Wortes SERVATRIX, als es ihn vermehret. Ich ſage, daß die griechiſchen und lateiniſchen Münzen von der Kleopatra, oder von irgend einer andern Prinzeßinn, oder einem Prinzen, niemals dergleichen Benennungen mit dem Namen ΣΩΤΗΡ, SERVATOR, oder SERVATRIX verbunden haben: und nun frage ich, warum man in keinem Ueberbleibſel eines ägyptiſchen Schriftſtellers, ſonderlich der Geſchichtſchreiber, denen das Wort Volk ſo theuer, ſo nöthig und gewöhnlich iſt, niemals das Wort ΟΣΣΑΝ findet?

Doch, das iſt noch nicht alles: Bedeutet ΟΣΣΑΝ das Volk, und nimmt man an, daß die Münze des Pharnaz, die Herr Patin in ſeinen Noten über den Sueton anführet und dieſe Umſchrift hat: ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΟΣΣΑΝ ΜΕΓΑΛΟΥ ΦΑΡΝΑΚΟΥ, richtig geleſen ſey; was wird ſie denn für einen Verſtand haben? Wollte man ſie ſo erklären, REGIS POPVLI MAGNI PHARNACIS? Nein gewiß nicht. Aber ſo viel iſt auch wahr, daß alle diejenigen, die eine gut erhaltene Münze von dieſem Pharnaz geſehen haben, z. E. Morel, Spanheim, Vaillant, auf denſelben, nicht ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΟΣΣΑΝ, ſondern ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΒΑΣΙΛΕΩΝ, geleſen haben: ein ſtolzer Titel, welchen faſt alle parthiſche, ein Theil der armeniſchen und pontiſchen Könige auf ihren Denkmälern angenommen; und welchen die Kaiſer zu Conſtantinopel auf ihren Münzen wieder hervorgeſucht, indem ſie ihn auf den Heiland der Welt gedeutet, welchem freylich die größten Könige ihn nicht ſtreitig machen können. Herr Vaillant, der ein ſo großer Kenner alter Münzen war, und deren er eine ſo große Menge geſehen hatte, verachtete dieſes vermeynte ΟΣΣΑΝ ſo ſehr, welches ſchon lange vor ihm war beſtritten worden; daß er es auch nicht einmal der Erwähnung werth gehalten, weder in ſeiner Geſchichte der Könige von Aegypten, darinnen er ſo ſorgfältig alle Münzen der Kleopatra geſammlet; noch in der Geſchichte von den pontiſchen und boſphoriſchen Königen, allwo er des Pharnaz ſeine beybringt.

Nunmehr iſt es wohl Zeit, mein Herr, daß ich auch auf Dero Abhandlung komme, die Sie mir die Ehre gethan, mir zu ſchicken; und welche eine ſilberne Münze vom Q. FABIUS MAX. betrifft, deren Namenzug ich auf Dero Verlangen, in dem königlichen Cabinette nachſehen müſſen. Ich habe dieſe Schrift mit einem beſondern Vergnügen der Akademie vorgeleſen, welcher ich ſie auf Dero Erlaubniß mittheilen dorfte: und ſie hat darinnen ſogleich diejenige Ordnung, Deutlichkeit und Nettigkeit erkannt, die allem eigen ſind, was aus Dero Feder fließt. Da Ihnen aber unfehlbar weniger daran gelegen iſt, neue Lobſprüche, die im Grunde doch immer eben dieſelben ſind, zu erhalten, als zu erfahren, ob Ihnen noch einige Schwierigkeiten aufzulöſen übrig bleiben; ſo will ich Ihnen diejenigen alle nach der Reihe anmerken, die man meines Bedünkens, Ihnen noch machen könnte.

Erſtlich denken Sie, mein Herr, daß dieſe Münze im [illegible] Jahre Roms, unter dem fünften Conſulate des Q. Fabius Maximus, bald nach der Eroberung von Tarent, geſchlagen worden.

Zum andern, daß dieſe Münze zu Tarent ſelbſt geſchlagen worden: allwo Jupiter beſonders verehret worden, und eine rieſenmäßige Bildſäule im Kampfplatze gehabt hat.

Endlich ſehen Sie dieſe Münze als eine Erklärung und einen der vollſtändigſten Beweiſe einer Stelle im Plinius dem Naturforſcher an; der, da er von den verſchiedenen

Kriegeskronen redet, die bey den Römern gebräuchlich geweſen, ſaget: daß die rühmlichſte von allen die von grünem Graſe, corona graminea geweſen; welche niemals einem Feldherrn mit mehrerem Aufſehen gegeben worden, als dem **Q. Fabius Maximus**, nachdem er den Hannibal aus Italien vertrieben, Annibale ex Italia pulſo.

Iſt gegenwärtige Münze im 544 Jahre Roms, unter dem fünften Conſulate des Q. Fabius Maximus geſchlagen worden?

Erſte Schwierigkeit.

Man muß nicht glauben, daß alle hiſtoriſche Begebenheiten, die wir auf denen Münzen antreffen, welche wir **conſulariſche Münzen** nennen, gleich zur Zeit dieſer Begebenheiten geſchlagen worden. Der größte Beweis, den man hiervon geben kann, iſt dieſer, daß die mehreſten dieſer Begebenheiten, aus dem erſten, zweyten, dritten und vierten Jahrhunderte **Roms** ſind, daß man aber erſt gegen das Ende des fünften Jahrhunderts angefangen, in dieſer Stadt Silbermünzen zu ſchlagen.

Eben ſo gewiß iſt es, daß über mehr als noch ein Jahrhundert hindurch, die Quäſtores, Bauherren und Dreymänner des Münzweſens, die einer nach dem andern die Aufſicht über das jus cudendæ monetæ hatten, mit Fleiß und aus Furcht den mindeſten Neid unter ſolchen Mitbürgern zu erwecken, die nur gar zu neidiſch geſinnet waren; auf dieſe Münzen nichts anders, als den doppelten **Januskopf**, mit einem Schiffſchnabel, einen vierſpännigen Wagen, auf der Gegenſeite; oder auch den Kopf der Stadt **Rom** mit einem Helme, mit eben dergleichen zwey oder vierſpännigen Wagen auf der Gegenſeite, und noch öfter die Bilder vom **Caſtor** und **Pollux**, ſetzen ließen. Erſt gegen die

Zeiten des Marius und Sylla, Julius Cäſars, und inſonderheit des Triumvirats, fiengen die römiſchen Münzverweſer an, etwas mehr zu wagen, und auf ihren Münzen merkwürdige Thaten ihrer Vorfahren zu erneuern, die ihren Familien, Siegen, Eroberungen, Siegsgeprängen, Prieſterthume, öffentlichen Spielen, Conſulaten, Dictaturen, u. ſ. w. einen neuen Glanz geben konnten. Dieſe Arten von Münzen, ſind auch dem Stämpel nach, einander ſo ähnlich, daß dieſe Gleichheit allein hinlänglich wäre, uns zu überzeugen, daß ſie aus einerley Jahrhunderte ſind, wenn wir auch ſonſt keinen andern Beweis davon hätten.

Es iſt unnöthig hier dasjenige hinzuzuſetzen, was Sie, mein Herr, ohnedem zur Gnüge wiſſen, nämlich daß der Namen Conſulariſch, welchen wir dieſer Art von Münzen geben, nur ſo viel bedeute: daß ſie zu der Zeit geſchlagen worden, da Rom von Conſuln regieret ward, nicht aber, daß man ſie auf ihren Befehl, mit ihren Namen, und denen Symbolen geſchlagen, welche geſchickt wären zu bezeugen, was ſie für den Vortheil, oder die Ehre der Republik ausgerichtet hatten.

Iſt dieſe Münze zu Tarent geſchlagen worden?

Zweyte Schwierigkeit.

Herr Vaillant hat nur darum vorausgeſetzt, daß gegenwärtige Münze außer Rom geſchlagen worden; weil er geglaubt, es ſtünde unter dem Namen FABIVS, ein Namenszug aus zween griechiſchen Buchſtaben zuſammen geſetzt: und er meynte nur deswegen es ſey eine panormitaniſche Münze, weil dieſer Namenszug ihm ein Π mit einem A in der Mitte eingeſchloſſen, |Ā|, zu ſeyn geſchienen.

Da nun aber eben dieſer Namenszug ausgemachter maßen die Abkürzung des Namens MAXimus iſt, ſo fällt aller Verdacht einer ausländiſchen Werkſtäte weg, inſonderheit in irgend einer Stadt, darinnen man griechiſch geredet hat. Nun redete man aber zu Tarent griechiſch und nicht lateiniſch, als Fabius ſie dem Hannibal wieder abnahm: welches er nicht durch Gewalt und heftige Anfälle, ſondern durch Liſt und eine ſolche Kunſt bewerkſtelligte, die von derjenigen wenig unterſchieden war, deren Hannibal ſich ſelbſt bedienet hatte, ſie zu überrumpeln. Außerdem, waren auch die Tarentiner darüber noch nicht zu Römern geworden; Fabius ließ ein großes Blutbad unter ihnen anſtellen, und verkaufte bis auf dreyßig tauſend Bürger *). Die Stadt ward geplündert, und von dem gemünzten Gelde allein, ſo man ihr wegnahm, kamen drey tauſend Talente in den öffentlichen Schatz.

Man bemerke ferner, daß die Geldmünze, oder Schaupfennige, auf welchen das Andenken der Siege oder Eroberungen erhalten werden ſollte, gewöhnlicher Weiſe nicht in den beſiegten Ländern, und bey den überwundenen Feinden geſchlagen worden, ſondern in der Hauptſtadt der Ueberwinder, allwo ſich alles zu Ehren des Siegesgepränges verſammlete. Und ferner bemerke man, daß ſelbſt ſeit der Zeit, da die Römer unumſchränkte Herren von Tarent geweſen, und dieſe Stadt, durch eine Erweiterung, mit zu dem eigentlich ſogenannten Italien gerechnet worden, ſie dennoch niemals eine Werkſtäte zur Münze gehabt hat.

Der Jupiter, deſſen mit Lorbern umkränztn Kopf man auf des Fabius Münze ſieht, wie er auch af vielen andern geſehen wird, iſt kein ausländiſcher Jupitr. Es iſt der capitoliniſche, oder quirinaliſche Jupier, der erſte Beſchützer von Rom, der dem olympiſchen Jupiter ſehr gleich iſt, vultu quo beat Cœlum et Terras. Derjenige,

---

*) Plutarch in ſeinem Leben.

nige, den man zu Tarent verehrete hingegen, und welchen wir gleichwohl niemals auf irgend einer von ſeinen Münzen vorgeſtellet finden, ungeachtet wir von dieſer Stadt noch die mehreſten haben, war der Jupiter fulgurator, Καταιβάτης, welcher, wie Sie mein Herr wiſſen, beſondere Eigenſchaften, und eine ganz andere Figur und Geſichtsbildung hat.

Erkläret dieſe Münze des Plinius Stelle, in dem vorgetragenen Sinne?

Dritte Schwierigkeit.

Ungeachtet bey dieſer Stelle, des Plinius Augenmerk bloß geweſen, den Werth und Unterſcheid der Krone von bloßem grünen Graſe zu zeigen, nicht aber recht genau zu beſchreiben, was eigentlich dem Q. Fabius dieſe Ehre zugezogen; und obgleich ſein Zeugniß eigentlich nicht wider diejenigen Geſchichtſchreiber aufgeſtellet werden könnte, die ſo wie Livius, die Begebenheiten dieſes Krieges ſo umſtändlich beſchrieben, noch auch endlich ihrem Stillſchweigen: ſo kann man ihn gleichwohl mit ihnen vergleichen, wenn man ihn nur nicht mehr ſagen läßt, als er wirklich ſaget. Sie erklären, mein Herr, ſein Annibale ex Italia pulſo, ſo, als ob er geſagt hätte: Fabius habe dieſe Krone erhalen, nachdem er den Hannibal aus Italien vertrieben, cum Annibalem ex Italia pepuliſſet; oder weil er den Hanibal aus Italien vertrieben, ob Annibalem ex Italia pulſum. Der Sinn hingegen, den er natürlicher Weiſe anzubiethen ſcheint, iſt dieſer: daß dieſe Ehre dem Fabius zuertheilet worden, nachdem Hannibal bereits aus Italien verjaget geweſen, Annibale ex Italia pulſo; welches erſt ſechs Jahre nach der Eroberung von Tarent geſchah.

Die Münze wird aber dem **Fabius** nur deſto mehr Ehre machen, und mit dem **Plinius**, **Plutarch** und einigen andern Geſchichtſchreibern um ſo viel beſſer zuſammen ſtimmen. Nämlich ſo:

Hannibals Rückzug, welcher ſechs Jahre ſpäter geſchah, als die Eroberung von Tarent; und nicht ſowohl durch dieſe beſondere Begebenheit, als durch die beſtändigen Vortheile beſtimmet ward, welche **Scipio** über die Karthaginenſer, ſowohl in Spanien als Afrika erhielt; dieſer Rückzug ſage ich, fällt in des **Fabius** eigenes Todesjahr. **Plutarch** ſaget mit klaren Worten, er habe nicht die Freude erlebet, die große Niederlage **Hannibals**, durch den **Scipio**, zu erfahren; weil er eben in der Zeit krank geworden, da dieſer karthaginenſiſche General, Italien verlaſſen, und in wenigen Tagen geſtorben wäre. Man weis daß ihn **Rom**, ob er gleich mehr als achtzig Jahre alt geworden, dennoch ſo beweinet hat, als ob er ihm in der Blüthe ſeiner Jahre, und mitten in ſeinen Siegen wäre entriſſen worden. Man ſprach ihm alle Ehrenbezeugungen zu, die ſein Leichengepräng ſchmücken konnten, und es gab keinen einzigen Römer, (ſaget **Plutarch** ferner, den ich hier von Wort zu Wort abſchreibe), der nicht ein Stück Geld zu ſeinem Leichbegängniſſe hergab: nicht, um ſeiner Armuth beyzuſpringen, denn er war reich, ſondern damit alle den Troſt haben möchten, daß ſie zu ſeinem Begräbniſſe, als zu ihres gemeinſchaftlichen Vaters Beerdigung beygetragen; ſo daß auch noch ſein Tod mit einer Herrlichkeit gekrönet worden, die ſeinem Leben vollkommen anſtändig war: Φάβιος δὲ Μάξιμος οὐ διήρκεσε τῷ βιῷ πρὸς τὸ τοῦ πολέμου τέλος, οὐδ᾽ ἤκουσεν Ἀννίβαν ἡττημένον, οὐδὲ τὴν μεγάλην καὶ βέβαιον εὐτυχίαν τῆς πατρίδος ἐπεῖδεν· ἀλλὰ περὶ ὃν χρόνον Ἀννίβας ἀπῆρεν ἐξ Ἰταλίας, νόσῳ καμὼν ἐτελεύτησεν. Ἐπαμεινώνδαν μὲν οὖν Θηβαῖοι δημοσίᾳ διὰ πενίαν ἣν ἀπέλιπεν ὁ ἀνὴρ, ἔθαψαν· οὐδὲν γὰρ οἴκοι τελευτήσαντος εὑρεθῆναι, πλὴν ὀβελίσκον σιδηροῦν, λέγουσι·

Φάβιον δὲ Ῥωμαῖοι δημοσίᾳ μὲν οὐκ ἐκήδευσαν, ἰδίᾳ δ' ἑκάστου τὸ σμικρότατον αὐτῷ τῶν νομισμάτων ἐπενεγκόντες, οὐχ ὡς δι' ἔνδειαν προσαρκέντων, ἀλλ' ὡς πατέρα τοῦ δήμου θάπτοντες, ἔσχε τιμὴν καὶ δόξαν ὁ θάνατος αὐτοῦ τῷ βίῳ πρέπουσαν.

Dieſe Worte im **Plutarch**, breiten ein großes Licht über des **Plinius** Stelle aus. Sie verbinden die Merkmaale der Geſchichte, mit demjenigen, was bey ihm nur eine redneriſche Erweiterung zu ſeyn ſchien; und man begreift ohne Mühe, wie, und in was für Umſtänden, **Fabius**, durch einhälligen Beytritt des Senates, des Volkes und aller Ordnungen, dieſe koſtbare Krone erhalten habe; wornach die römiſchen Feldherren inſonderheit ſtrebeten: und wie er der einzige hat ſeyn können, der ſie gewiſſermaßen, aus den Händen des ganzen Reiches erhalten. Es iſt kein Zweifel, daß es der Tod dieſes großen Mannes geweſen, welcher, da er gerade mit **Hannibals** Rückzuge zuſammen traf, die Dankbarkeit **Roms** und des ganzen Italiens, auf eine mehr als gemeine Weiſe, gegen ihren Befreyer erreget. Und eben in dieſen plötzlichen Bewegungen der Zärtlichkeit und Entzückung, welche allein vermögend war, die Trägheit und den Neid der gewöhnlichen Berathſchlagungen zu erſticken, geſchah es, daß erwähnte Krone data eſt et a Senatu Populoque Romano, qua claritate nihil, et quidem in rebus humanis, ſublimius duco, Fabio illi, qui rem omnem Romanam reſtituit non pugnando. Nec data, cum Magiſtrum equitum et exercitum ejus ſervaſſet: tunc ſatius fuit nomine novo coronari, appellatum patrem ab his quos ſervaverat: ſed quo dictum conſenſu honoratus eſt, ANNIBALE EX ITALIA PVLSO. Quæ corona adhuc ſola ipſius imperii manibus impoſita eſt, et quod peculiare ei eſt, ſola a tota Italia data.

Wenn es übrigens, aus obangeführten Urſachen, ſchwer iſt, die eigentliche Zeit zu beſtimmen, in welcher gegenwärtige

tige Münze geſchlagen worden: ſo kann man gleichwohl muthmaßen, daß es kurz nach des Fabius Tode geſchehen. Was mich bewegt dieſes zu glauben, iſt dieß: daß das Geſchlecht der **Fabier**, troz dem großen Stoße, den ſie einige Jahrhunderte zuvor, bey der Schlacht von **Cremera** erlitten, annoch ſo zahlreich und im Anſehen geweſen, daß ſie allezeit die höchſten obrigkeitlichen Aemter der Republik bekleidet; und daß der erſte von ihnen, welcher das Recht gehabt haben mag, dem gemeinen Gelde ein neu Gepräg zu geben, nicht ermangelt haben wird, ſolche Merkmaale hinein zu bringen, die das Andenken einer Begebenheit erhalten könnten, welche ſeine Nachkommen mit einer unſterblichen, gerechten, gegründeten, von jedermann gebilligten, und eben deswegen höhern Ehre ſchmücken könnte, als alle Biſſe des Tadels und Neides reichen würden.

Wie vielen Dank bin ich Ihnen, mein Herr, nicht ſchuldig, daß Sie die Güte gehabt, mir auf die Spur dieſer Entdeckung zu helfen, die aus der Kenntniß und Unterſuchung der alten Denkmäler gezogen iſt! Glückſelig ſind alle diejenigen, die ſo, wie Sie thun, dieſelbe mit ſo vieler Gefliſſenheit, Zärtlichkeit und glücklichem Erfolge bearbeiten! Noch glücklicher aber ſind diejenigen, denen Sie dieſe Frucht Ihrer Nachtwachen mitzutheilen geruhen! Es iſt auch nicht möglich, denen Empfindungen der Hochachtung, Erkenntlichkeit und Ehrerbiethung etwas hinzuzufügen, mit welchen ich bin, u. ſ. w.

Dritter Brief des Herrn Präſidenten Bouhier, an den Herrn von Boze.

den 12 Februar 1737.

Ich ſtatte Ihnen, mein Herr, den ergebenſten Dank für den Inhalt ihres ſchönen und gelehrten Briefes ab, bey deſſen Durchleſung ich ein ungemeines Vergnügen empfunden.

Dero Haupteinwurf wider die vermeynte Münze der Kleopatra, mit der Umſchrift ΟΣΣΑΝ ΣΩΤΗΡΑ, war mir ſelbſt bereits eingefallen: allein, ich konnte mir nicht wohl einbilden, daß der **Leipziger** Tagebuchſchreiber verwegen genug geweſen ſeyn ſollte, vorzugeben; dieſe Münze befände ſich in einem berühmten deutſchen Cabinette, ohne daß er es gewiß gewußt hätte.

Eben das dachte ich von der **Pharnaziſchen**, die im **Patin** ſteht, um ſo vielmehr, da er verſicherte: er habe die Schrift derſelben ſehr deutlich geleſen. Dieſes Zeugniß war mir ſehr anſehnlich vorgekommen, ungeachtet mir gar wohl bewußt war, was **Spanheim** a. d. 486. S. ſeines 1. Bandes ſagt, um zu überreden, daß man auf dieſer Münze, eben wie auf einer andern von dieſem Prinzen, ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΒΑΣΙΛΕΩΝ ΜΕΓΑΛΟΥ ΦΑΡΝΑΚΟΥ, leſen müſſe. Denn außer daß die zwey Geſichter, die auf dieſen Münzen ſtehen, einander gar nicht ähnlich ſehen, ſo ſind auch die Worte ΟΣΣΑΝ und ΒΑΣΙΛΕΩΝ, einander noch unähnlicher.

Herrn **Vaillants** Stillſchweigen, in ſeiner Geſchichte der Könige von **Pontus** betreffend, ſo rührete mich ſolches wenig: theils weil er ſelbſt niemals die letzte Hand an ſein Werk geleget hat; theils weil er auch wohl die vom **Patin** angeführte Münze aus der Acht konnte gelaſſen haben; und weil endlich dieſer verneinende Beweis nichts minder als überzeugend iſt. So viel Fleiß auch übrigens dieſer gelehrte Alterthumskundige an ſeine vollendetſten Werke, z. E. an ſeine Münzengeſchichte der Könige von Syrien und Aegypten gewandt hat; ſo giebt es doch noch viele Münzen hinzuzuſetzen: dergleichen diejenigen ſind, ſo Herr **Havercamp** in ſeiner Vorrede zum Theſauro Morelliano verſpricht.

Was nun die Schwierigkeit betrifft, dieſes ΟΣΣΑΝ zu erklären, ſo würde mich ſolche gar nicht ſtutzig machen.

Wie viel Wörter giebt es nicht, die man ehmals für unverſtändlich gehalten, und deren Bedeutung die Zeit uns nach dieſem entdecket hat?

Was mich alſo für dieſesmal verbindet, mein Urtheil über dieſe zwo Münzen noch zu verſchieben, das iſt einzig Dero Meynung, mein Herr, darauf ich alles von der Welt halte. Fallen ſie jemals in die Hände irgend eines Alterthumskundigen, der im Stande iſt, ſie recht zu erklären, ſo wird man alsdann ſehen, was davon zu halten ſey.

Ich komme auf Ihre Betrachtungen über die Münze aus der fabiſchen Familie, darüber ich Ihnen eine neue Erklärung mitgetheilet. Ich geſtehe Ihnen hierbey offenherzig, daß ich mich von der Gründlichkeit Ihrer angegebenen Urſachen überwinden laſſe, womit Sie beweiſen, daß dieſe Münze nicht zu Tarent geſchlagen worden.

Daß ſie aber dennoch nicht zu Lebzeiten des großen Fabius könne gemacht ſeyn, das kann ich ſchwerlich zugeſtehen; und Dero Zweifel in dieſem Falle, ſcheint mir nicht gegründet genug zu ſeyn, daß ich mich geben ſollte.

In der That, ſobald es gewiß iſt, daß gegenwärtige Münze zu Ehren des Dictators Fabius geſchlagen worden, ſo iſt auch die Muthmaßung da, es ſey zu ſeiner Zeit geſchehen. Ich weis wohl, wie Sie ſehr gründlich anmerken, daß es unter den conſulariſchen Münzen verſchiedene gebe, die erſt lange Zeit nach den Begebenheiten geſchlagen worden: das heißt aber nicht, daß dergleichen in Rom zu Ehren der Privatperſonen nicht eher, als gegen des Marius und Sylla Zeit geſchlagen worden, wie Sie, mein Herr, anzudeuten ſcheinen; und daß folglich alle, die eine frühere Zeit anzeigen, einen neuern Zeitpunct hätten.

Dieſes könnte ich gar leicht mit dem einhälligen Zeugniſſe der Alterthumskundigen, in Anſehung einer unzählbaren

ren Menge conſulariſcher Münzen beweiſen. Allein wir wollen nur bey denen bleiben, die unſern Dictator betreffen. Sie werden verſchiedene davon in allen Sammlungen, und unter andern in Andreas Morels ſeiner a. d. 174. S. finden, allwo Herr Havercamp, nachdem er ſie erkläret hat, hinzuſetzt: Cuſi vero ſunt A. V. C. 536. juſſu Q. Fabii Dictatoris. Wäre es denn ſo was außerordentliches, daß eben dieſer Fabius noch eine andere ſchlagen laſſen, nachdem er eine ſo ruhmvolle und allen Römern ſo angenehme That vollbracht hatte, als die Einnahme von Tarent war? Ich glaube nicht, daß es nöthig ſey, von dieſer Sache noch mehr zu ſagen.

Auf die Stelle des Plinius zu kommen, welcher Sie einen andern Sinn beylegen als ich, ſo erlauben Sie mir Ihnen zu ſagen: daß derſelbe mir mit demjenigen nicht verträglich ſcheint, was eben dieſer Schriftſteller von der Graskrone ſaget. Haben Sie nur die Güte ſeine Worte zu prüfen.

Graminea, ſagt er, nunquam, niſi in deſperatione ſuprema contigit. Das heißt: gleich nach Entgehung aus einer dringenden Gefahr. Nun frage ich Sie, welches war die Gefahr, aus welcher die Römer zur Zeit da Fabius ſtarb, geriſſen wurden? Sie, die damals in Afrika ein ſiegendes Kriegsheer hatten, und den Hannibal im Begriffe ſahen, das große Griechenland zu verlaſſen, dafern er es nicht ſchon verlaſſen hatte?

Nulli, ſetzt Plinius hinzu, niſi ab univerſo exercitu ſervato decreta. Merken Sie dieſes Wort nulli wohl, welches keine Ausnahme leidet. Hat nun Fabius dieſe Krone erhalten, wie man daran nicht zweifeln kann: ſo hat es nicht anders als damals geſchehen können, da er noch Befehlshaber über das ſiegende Kriegsheer war, worunter die Beſatzung der Citadelle bey Tarent, die er ſo glücklich errettet hatte, mit gehöret.

Endlich nach dem **Plinius**, dabatur hæc viridi e gramine, decerpto inde ubi obſeſſos ſervaſſet aliquis. Dieſes beweiſt, daß dieſe Ceremonie vorgenommen ward, ehe noch der Feldherr den Ort verließ, wo die That vorgegangen war. Iſt dieſes nun: wie hätte man ſechs Jahre warten können, um dem Fabius dieſe Ehre zu erweiſen?

Man kann daher, wie mich dünket, vernünftiger Weiſe nicht zweifeln, daß dieſer groſſe Mann ſie nicht ſobald erhalten, als er nach Tarent gekommen, und daß er nicht nachmals eben dieſe Krone getragen, als man ihm bey ſeiner Rückkunft in **Rom**, das Siegsgepräng zuerkannte.

Es ſcheint mir auch um ſo viel unwahrſcheinlicher zu ſeyn, daß man ihm dieſelbe erſt nach ſeinem Tode zugeſprochen haben ſoll, da ich kein Exempel eines Römers weis, dem man nach ſeinem Tode, noch auch nur einige Zeit, nachdem er dieſen Lohn verdienet, eine kriegeriſche Krone zuerkannt hätte.

Was den Ausdruck, Annibale ex Italia pulſo betrifft, ſo glaube ich nicht, daß Sie, mein Herr, mir ſtreiten werden, er könne gar wohl auch, ob Annibalem ex Italia pulſum, heißen. Da ich alſo gewieſen, daß **Plinius** den Hannibal für einen aus Italien vertriebenen anſehen können, als er aus Tarent vertrieben war: ſo ſehe ich nichts, das ſich meiner Erklärung widerſetzte.

Schließlich muß ich Ihnen noch für die geneigte Aufnahme danken, die Sie dem kleinen Werkchen gegönnet, welches Ihnen von mir zugeſtellet worden iſt. Dieſe Frucht meiner Zeitkürzungen, verdienete vieleicht nicht, Ihnen vor Augen zu kommen. Ich habe es auch nur gethan, um Ihnen zu zeigen, wie viel ich mir aus der Ehre ihrer Freundſchaft mache, und daß niemand in der Welt Sie ſo vollkommen verehren kann, als Dero gehorſamſter, u. ſ. w.

Beſchluß.

Als Herr von **Boze** der Akademie dieſes letzte Schreiben vorlegte, ſo bemerkte er dabey nur ſo viel, daß der Herr Präſident **Bouhier**, um ſeine Meynung zu beſtärken: daß die Münze dem **Quintus Fabius Maximus** zu Ehren, bey ſeinem Leben und unter ſeinem fünften Conſulate geſchlagen worden, **Patins**, **Vaillants**, **Morels** und einiger andern Alterthumskundigen Anſehen zu Hülfe nimmt; die, wenn ſie conſulariſche Münzen erklären, gemeiniglich zu ſagen pflegen: Cuſus eſt hic nummus tali anno A. V. C. Allein, ſie bedienen ſich in dieſem Stücke einer ſehr uneigentlichen und unrichtigen Redensart, die gleichwohl bequem, und ziemlich allgemein angenommen iſt: indem ſie nur bedeutet, daß der Dictator, Conſul, Prätor, Bauherr, oder irgend eine andere obrigkeitliche Perſon, deren Namen eine Münze führet, eine ſolche obrigkeitliche Würde, in dem und dem Jahre **Roms** bekleidet habe, oder, daß die darauf angezeigte Begebenheit in dieſem oder jenem Jahre vorgefallen; nicht aber, daß ſie anzeiget, die Münze ſey auch in eben dieſem Jahre geſchlagen worden. Er, Herr von **Boze**, glaubte dieſem Einwurfe, in einem eigenen Abſatze ſeiner Antwort vorgebeugt zu haben: er wolle alſo ferner nichts gegen einen ſo gelehrten Mann aufbringen, als der Herr Präſident **Bouhier** wäre; welcher eben ſo fähig iſt, eine Meynung von ſelbſt fahren zu laſſen, die er für ungegründet hält, als durch ſeinen Beyfall, einer andern ein neues Gewicht zu geben, der es weiter an nichts, als an einigem mehrerem Anſehen fehlete.

XX.

Des Freyherrn de la Baſtie, Beſchreibung und Gedanken von dem Amphitheater zu Bourdeaux *), gemeiniglich der galieniſche Palaſt genannt.

1737.

Die Amphitheater gehöreten zu den anſehnlichſten Gebäuden der Alten, nicht nur wegen ihrer Größe und Pracht; ſondern auch deswegen, weil ſie mehrere Erfindung und Geſchicklichkeit von Seiten des Baumeiſters zu erfordern ſchienen: welcher Mittel ausfündig machen mußte, in einem ziemlich mittelmäßigen Platze, etliche tauſend Zuſchauer zu ſetzen, die, ohne einander im mindeſten zu ſtören, aus und eingehen konnten; die ihre Stellen einzunehmen kamen, und ſelbige wieder verlaſſen konnten, ohne daß jemand deswegen beſchweret werden dorfte; und welche die Spiele, ſie möchten ſeyn in welchem Orte des Amphitheaters ſie wollten, anſehen konnten, ohne irgend jemanden die Ausſicht zu benehmen.

Die Schwierigkeit dergleichen Leute zu finden, die geſchickt genug waren, die Einrichtung ſolcher Gebäude zu übernehmen, und die unbeſchreiblichen Koſten, die zu deren Vollendung gehöreten, waren Urſache, daß die Anzahl derſelben in ganz Italien ziemlich gering blieb. Man findet nur noch von fünf Amphitheatren die Ueberbleibſel; nämlich, von dem zu **Rom**, gemeiniglich das Coliſæum genannt; von dem zu **Verona**; von dem zu **Capua**; von dem zu **Pozzuolo**, und von dem zu **Arezzo**.

---

*) Man ſehe die VI. Kupfertafel.

Frankreich bewahret ebenfalls noch die Ueberbleibſel von fünf Amphitheatern †). Die zu Arles und Nimes ſind bereits verſchiedene male geſtochen worden: und der Herr Marquis Maffei, welcher die Zeichnungen davon abermals mitgetheilet, hat auch das Amphitheater von Frejus hinzu gefüget. Man ſieht annoch zu Lyon einige Ueberbleibſel des Amphitheaters, darinnen man diejenigen Märtyrer, welche unter dem Marcus Aurelius gelitten, den wilden Thieren dargeſtellet ††). Allein alle dieſe Ueberbleibſel ſind gar zu unanſehnlich, als daß ſie uns einen Begriff von dem Zuſtande dieſer Gebäude geben könnten, wie ſie ganz ausgeſehen.

Das Amphitheater zu Bourdeaux, iſt vielleicht das unbekannteſte von allen, davon wir noch in dem ganzen Umfange des Königreiches, die Spuren finden; wenigſtens iſt es dasjenige, davon unſere Schriftſteller am wenigſten geredet haben.

Der Herr Baron de la Baſtie, hatte im 1737ten Jahre eine nach dem Leben gemachte Zeichnung davon bekommen, und brachte ſie im Anfange des Junius in die Akademie. Er fügte aber zugleich der Beſchreibung dieſes Gebäudes einige Anmerkungen hinzu, davon wir anjetzt Rechenſchaft geben wollen.

Woſern man bey dem erſten Anblicke, ſagt der Freyherr de la Baſtie, nicht gleich ſähe, daß dieß die Ueberbleibſel eines Amphitheaters ſind: ſo könnte des Auſonius Stillſchweigen *) einen leicht auf die Gedanken bringen, es hätte dergleichen niemals gegeben. In der That redet er in denen Verſen, die er zu Ehren ſeiner Vaterſtadt gemacht hat, von ihren Wällen, von ihren Märkten, von ihren nach der Schnur gezogenen Gaſſen, von denen mit den Kreuzwegen übereinſtimmenden Thören, von ihrem Hafen, und von den Kaufmannsſchiffen, die die Fluth des Meeres in großer Menge hinzuführete. Er vergißt auch des berühmten Brunnens nicht, welchen die Gallier in die Zahl ihrer Götter geſetzet hatten, und den man Divona nannte: von dem Amphitheater aber ſaget er kein Wort. Hat er dieß etwa darum gethan, weil ſelbiges nie vollendet worden iſt, wie man von dem zu Arles angemerket hat? oder, weil zu Zeiten des Kaiſers Gratians, und da die Stadt Bourdeaux ſchon ganz chriſtlich war, man ſich deſſelben nicht mehr bedienete?

---

† Gall. Sel. Antiqu. Ep. 23.

†† Vid. Euſeb. Hiſt. Eccl. Lib. V. Cap. I. ſqq.

*) Clar. urb. n. XIV.

Als man in den letzten Jahrhunderten anfieng, die Amphitheater der Alten kennen zu lernen, und die Begriffe, ſo man davon hatte, noch nicht recht deutlich waren, glaubte man allenthalben Ueberbleibſel davon zu ſehen; ſogar in denen Städten, allwo es doch dergleichen niemals gegeben. In den vorhergehenden Jahrhunderten hingegen, hatte die gänzliche Unwiſſenheit von allem, was die Alterthümer betraf, ſie auch ſelbſt an denen Orten unkennbar gemacht, wo man ſie vor Augen hatte.

Dieß iſt nun inſonderheit dem Amphitheater zu Bourdeaux begegnet. Man ſah ein anſehnlich Gebäu, davon man weder den Namen noch den Gebrauch kannte; man hielt es daher für einen alten Palaſt. Hierauf ſollte der Urheber, und zu welcher Zeit es gebauet wäre, entdecket werden. Hier nun kamen die Romanſchreiber den Neugierigen zu Hülfe. Man weis, daß die Spanier nicht leiden konnten, wenn man ſagte: **Karl der große** habe einen Theil von Spanien unter das Joch gebracht. Gleichwohl ſahen ſie in ihrem Lande gar zu viele Zeugniſſe von den Thaten dieſes Prinzen, als daß ſie es gänzlich hätten leugnen können. Hierbey nun erſannen ſie eine lächerliche Fabel, welche von Rodrichen, dem Erzbiſchofe von Toledo, einem Schriftſteller des dreyzehenten Jahrhunderts, angeführet wird.

Dieſer ſagt *), auf den Glauben irgend eines allgemeinen Rufes: daß der König **Pipin**, welcher auf ſeinen Sohn **Karln** den großen erzürnt geweſen, der ihm nicht ehrerbiethig genug begegnet, ihn aus dem Königreiche verjaget; und daß dieſer Prinz, um ſeinem Vater deſtomehr zu trotzen, ſich zum **Galafre**, oder **Galaſtre**, Könige von **Toledo** begeben, und unter ſeinem Kriegesheere wider **Marſilen**, den König von **Saragoſſa** gedienet hätte. Als er nach dieſem den Tod ſeines Vaters **Pipins** erfahren, ſey er wieder nach Frankreich gekommen; dahin er die Tochter des Königes **Galaſtre**, Namens **Galiena** mit ſich gebracht, die er auch geheirathet, nachdem ſie die chriſtliche Religion angenommen. **Roderich** ſetzet hinzu, man ſagt, daß er ihr zu **Bourdeaux** ein Schloß bauen laſſen. Fama eſt et apud Burdegalam ei Palatia conſtruxiſſe.

Iſt es etwa dieſe Fabel, fragt der Herr **de la Baſtie**, welche das Amphitheater zu **Bourdeaux**, den **Palaſt Galiens** getauft hat? Oder hat der Namen **Galien**, welcher durch die Sage in einer Zeit erhalten worden, da man nicht gewußt hat, daß es einen Kaiſer dieſes Namens gegeben, dieſe Fabel etwa veranlaſſet? Dieſes mag er nicht entſcheiden. Gleichwohl könnte es geſchehen ſeyn, daß das Amphitheater unter **Galliens** Regierung, unter ſeinem Schutze, ja vielleicht gar auf ſeinen Befehl, erbauet worden wäre; daß aber die Sage hievon allmählich verloren gegangen, und nur der Namen übrig geblieben; davon man gern die Urſache ausfündig machen wollen, und daher dieſes lächerliche Mährchen von der Prinzeſſinn **Galiena**, **Karls** des großen Gemahlinn, erſonnen hätte.

So waren nun die groben Begriffe beſchaffen, die man ſich von dem Amphitheater zu **Bourdeaux**, in den Jahrhunderten der Unwiſſenheit gemacht hat. Allein

---

*) Rod. Tolet. de reb. Hiſp. L. IV. C. 11. p. 75. Tom. II. Hiſp. illuſtr. A. Schott.

Elias Vinet ließ in einem Werke *), ſo er König Karln dem IX. im 1565. Jahre überreichte, und in ſeinen Auslegungen **) über den Auſonius, die er funfzehn Jahre hernach herausgab, die Ueberbleibſel dieſes Gebäudes in Holz ſchneiden; und nachdem er ſich über das Mährchen von der Prinzeſſinn Galiena aufgehalten, ſo that er den Ausſpruch: dieſer vorgegebene **Palaſt** ſey ein wirkliches Amphitheater, und muthmaßete, es ſey ein Werk vom Kaiſer Galien.

Gabriel de **Lurbe** hat eben ſo davon geredet, als **Vinet**, und zwar in ſeiner Chronik von **Bourdeaux**, die mit dem 1594. Jahre aufhöret †). Beyde verſichern, daß dieſes Denkmaal in gewiſſen alten lateiniſchen Urkunden der Kirche zu St. Severin, welche in der Nachbarſchaft liegt, und älter als fünf hundert Jahre ſind, Arenæ genennt wird. Dieſes nun würde beweiſen, daß das Mährchen von der Prinzeſſinn Galiena, und der Namen **Palaſt** ſelbſt, nicht viel älter ſind, als **Roderich von Toledo**; und daß das Amphitheater zu **Bourdeaux** nicht eher Galiens **Palaſt** genennet worden, als höchſtens im zwölften Jahrhunderte: indem die Urkunden, die ihm den Namen Arenæ beybehalten, von dem eilften Jahrhunderte haben ſeyn müſſen, wenn ſie zu **Elias Vinets** und Gabriels von **Lurbe** Zeit, fünf hundert Jahre alt haben ſeyn ſollen.

Ein böhmiſcher Edelmann, Namens Abraham **Bibran**, welcher in Italien, Frankreich und Spanien zu Anfange des vorigen Jahrhunderts herum reiſete, um die noch vorhandenen Ueberbleibſel der alten Denkmäler zu ſehen, ſchickte dem **Lipſius** die Zeichnung des Amphitheaters von **Bourdeaux**, nebſt einer kurzen lateiniſchen Beſchreibung. Dieſe Beſchreibung iſt unter den Schriften des **Lipſius** wieder gefunden, und zu unſern Zeiten, mit ver-

---

*) Antiqu. de Bourd. nn. 17. 18. et 19. **) Not. in Auſon. n. 210. G. †) Chron. Bord. edit. Franc. von 1619. p. 5.

verſchiedenen Briefen dieſes gelehrten Mannes gedruckt worden †). Allein, die Zeichnung, die viel mehrere Dienſte würde geleiſtet haben, iſt verloren gegangen.

Im 1664. Jahre ſchickte Cäſar von Arcons, Sachwalter bey dem Parlamente zu Guyenne, welcher durch einen Tractat von der Ebbe und Fluth, und einige andere Werke bekannt iſt, dem Abte **Püre** eine Beſchreibung der Ueberbleibſel dieſes Amphitheaters. Der Herr **de la Baſtie** fand vor einigen Jahren, das von ſeiner Hand geſchriebene Original unter ſeinen Schriften, die in den Händen ſeiner Erben ſind. Ungeachtet man nun damals dasjenige, was die Amphitheater betrifft, noch nicht recht aus einander geſetzt hatte; und Arcon ſelbſt in der Kenntniß der alten Baukunſt nicht ſonderlich bewandert geweſen: ſo ſchien gleichwohl, da ihm die neuere Baukunſt ziemlich geläufig war, und er auch zu **Bourdeaux** gewohnet hat, ſeine Beſchreibung, die man dem Freyherrn **de la Baſtie** mitgetheilet, demſelben hinlänglich zu ſeyn, um einen Begriff zu machen, was noch heutiges Tages von dieſem Denkmaale übrig iſt; ohne daß man Muthmaßungen über demjenigen hinzuſetze, was von der Zeit verſtöret worden *).

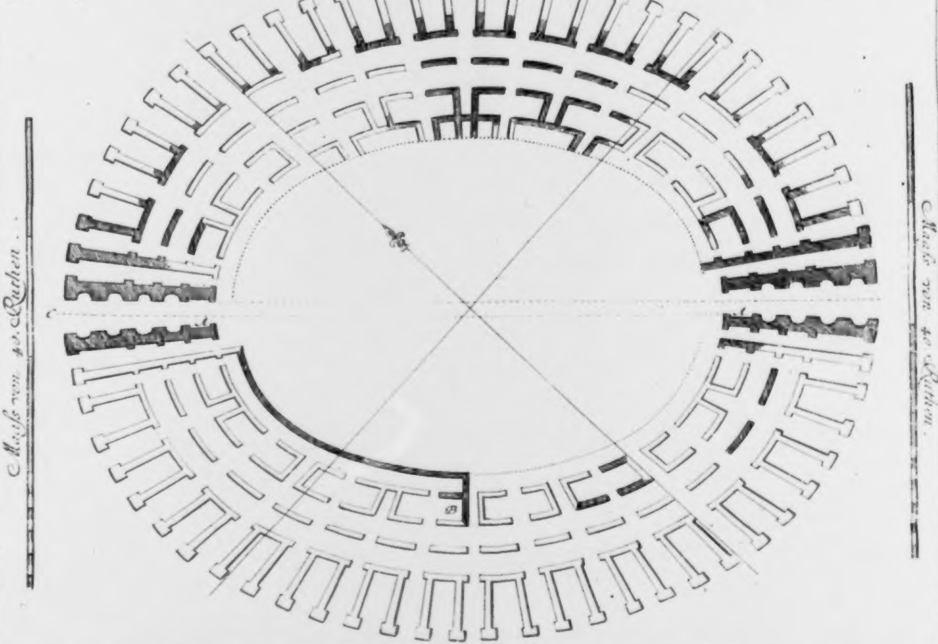
Der Herr **Marquis Maffei** hat bereits angemerket, daß die Amphitheater gemeiniglich vor der Stadt gebauet worden. Das zu **Bourdeaux** war ungefähr vier hundert Schritte von der Stadt. Von allen aber, die in Frankreich zu ſehen ſind, iſt keines ſo ſehr beſchädiget worden, außer das zu Lyon; und das zerſtörete Stück davon, machte über drey Viertel des ganzen Gebäudes aus. Ein ſo anſehnlicher Theil deſſelben nun iſt mit Fleiß zerſtöret worden; weil man in den Kriegsläuften befürchtete, der Feind möchte ſich deſſelben bemächtigen, und es als eine Be-

---

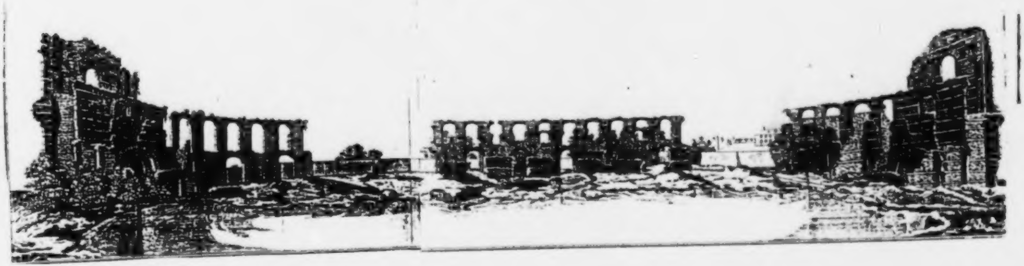
†) Syllog. Epiſt. Vir. illuſtr. Pet, Burmann. T. II. p. 190.

*) Man ſehe die VII. Kupfertafel.

Grundriſs des Amphitheaters zu Bourdeaux


Maaſs von 40. Ruthen.
Maaſs von 40. Ruthen.
C
B

[illegible] Ruines de l'Amphitheatre de Bordeaux, [illegible]



Veſtung wider die Stadt brauchen. Man kann alſo bloß aus demjenigen, was noch ſteht, und aus dem Grunde, von ſeiner ehemaligen Schönheit, Geſtalt, Größe und denen Materialien urtheilen, deren man ſich zu deſſen Erbauung bedienet gehabt.

Das Coliſæum, das Amphitheater zu **Verona** und zu **Capua**, wie auch die zu **Arles** und **Nimes**, waren aus großen gehauenen Steinen gebauet, die ſo genau an einander gefüget geweſen, daß man weder Kalk noch Kitte weiter gebraucht: faſt wie die Mauern zu **Byzanz**, die wie **Herodian** im 3. B. 1. 15. bemerket, eben deswegen nur ein einziger Stein zu ſeyn ſchienen. Das Amphitheater zu **Frejus** beſtand aus einer Mauer nach gewöhnlicher Art, mit kleinen viereckigten Steinen bekleidet, die nicht ſehr hart, etwas rauh, und von gleicher Größe waren. Das Amphitheater zu **Bourdeaux**, war hierinnen dem zu **Frejus** ziemlich gleich, und von allen andern unterſchieden: da es aus kleinen, ſehr harten, und ganz gehauenen Steinen, von drey Daumen hoch und breit, auf der Oberfläche der Mauer, beſtand, die etwa fünf Daumen tief in die Mauer hinein giengen. Von drey zu drey Fuß in die Höhe war dieſe Fütterung mit einer Reihe von drey dicken Ziegeln unterbrochen, die auf jeder Seite rund herum lief. Dieſe ſo geordneten Ziegel, und diejenigen, ſo die Schwibbögen der Thüren, ſowohl im erſten als zweyten Stockwerke, unterbrachen, gaben dem Auge einen ſo angenehmen Anblick des ganzen Gebäudes, theils wegen der Uebereinſtimmung ihrer Lage, theils wegen der Verſchiedenheit die ihr dunkelrothes dem Auge vorſtellete; welches die andern Farben, die graulicht oder aſchfarb waren, ziemlich wohl unterbrach.

Dieſe Materialien waren durch ihre Vermiſchung, und durch eine Art von Kitte, die gleichwohl nur gemeinem Kalke ähnlich ſieht, ſo feſt aneinander gefüget, daß ſich ſeit mehr als zwölf Jahrhunderten, auch kein einziger Stein, in dem was noch ganz davon iſt, losgegeben hat; und das Gewicht hat keinen einzigen von den groſſen Gipfeln der Mauer, die der Brechhammer, gleich gewiſſen Felſenzapfen, in der Luft hat hängen laſſen, abbrechen können: ſo daß, wenn man nicht durchaus gearbeitet hätte, dieſes koſtbare Denkmaal zu zernichten, wir es noch heutiges Tages, faſt in eben dem Stande haben würden; darinnen es ſich zur Zeit der Alten befunden.

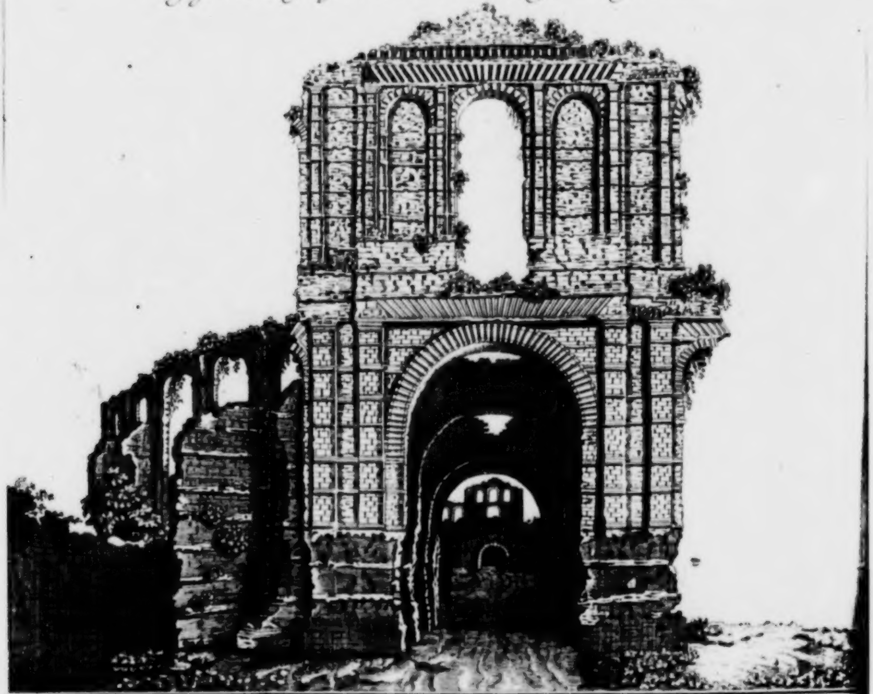
Es iſt nicht nöthig hier zu erwähnen, daß die Forme des Amphitheaters zu Bourdeaux elliptiſch oder eyförmig geweſen, wie aller Amphitheater ihre. Dieſes beſtand aus ſechs Kreiſen, wenn man die arenam, das heißt den Ort mitrechnet, wo der Kampf der Klopffechter oder wilden Thiere gehalten ward. Es ſcheint, daß man denſelben in dem Riſſe, welchen wir hier mittheilen, anzudeuten vergeſſen: ungeachtet die Ueberbleibſel einiger Querwände, die auf denſelben zulaufen ſollen, darinnen angedeutet ſind. Arcon verſichert in ſeiner geſchriebenen Nachricht von dieſem Amphitheater, daß dieſe arena fünf und dreyßig ſechsfüßige Ruthen in ihrem längſten Durchmeſſer, und vier und zwanzig im breiteſten gehabt; und man dieſes aus den Grundſtücken ſchließen könnte, die noch überall zu ſehen wären. Allein, da man dieſen Ort aufs neue und viel genauer übermeſſen, hat man ſeine Länge von zwey hundert ſechs und zwanzig Fuß, und ſeine Breite, hundert ſechs und ſechszig befunden.

Von der Ringmauer, oder dem äußern Umfange, ſtehen nur noch die zwo großen Eingangspforten, die an den beyden Enden des größten Ovals geſtanden; diejenige, ſo noch am beſten erhalten iſt, hat man hier ſtechen laſſen *). Die Einfaſſungsſteine, ſo man an den zwo Seiten dieſer großen Pforten, nebſt den Ueberbleibſeln der zween kleinern

---

*) Man ſehe die VIII. Kupfertafel.

Aufriſs des Einganges von der Seite c. zu ſehen, auf 65. Schue.



rn Seitenbögen der großen Ringmauer ſieht, und das, as von der fünften, vierten, dritten und zweyten übrig iſt, igen zur Gnüge. 1. Daß der ſechſte oder größte Umfang, ngefähr zwey und ſechszig Fuß hoch geweſen. 2. Daß er wohl, als der folgende ſchnur gerade, aus acht und zwan- g bis dreyßig Schwibbögen, an jeder Seite der zwo großen Pforten, ohne die zween Nebenſchwibbögen am großen Eingange, beſtanden. 3. Daß dieſe Schwibbögen ſo viele hüren geweſen, wodurch man in die Gänge, in die Pfor- n des Bodens, und in das ganze Innerſte des Amphi- heaters gekommen. 4. Daß dieſe Schwibbögen in glei- her Entfernung von einander nach einer Schnure geſtan- en, die aus dem Mittelpuncte zum Umkreiſe gegangen iſt; nd daß es im obern Stocke eben ſo viele gegeben, als in ieſem. Denn der Freyherr **de la Baſtie** iſt überzeugt, aß das Amphitheater zu **Bourdeaux** nur zween Stockwerke gehabt, wie auch das zu **Nimes**; und daß es ſich uch mit der attiſchen Ordnung geſchloſſen.

Die größte Länge dieſes Amphitheaters, von einer gro- en Eingangspforte bis zur andern genommen, war nach em **Vinet**, drey hundert und ſiebenzig Schuhe. **Arcon** echnet ſie ſechszig Ruthen, das heißt drey hundert Fuß. ls man ſie aber nach dem in der Kupfertafel unten ange- ebenen Maaßſtabe gemeſſen, hat ſie fünf und ſechszig und wey Drittel Ruthen, oder drey hundert vier und neunzig Schuhe haben müſſen. Ihre größte Weite war von zwey undert und dreyßig Fuß, nach dem **Vinet**; und nach dem **Arcon**, zwey und funfzig Ruthen, welche drey hundert wölf Fuß ausmachen. Gegenwärtiges Kupfer giebt ihm wey und funfzig und ein Drittel Ruthen, welches drey undert und vierzehn Schuhe machen würde.

Nach dieſer Rechnung nun iſt die Forme dieſes Amphitheaters der Forme des Amphitheaters zu **Nimes** iemlich gleich gekommen, und hat ihm an Größe wenig nachgegeben; indem dieß letztere nur vier hundert und zehn Schuhe in ſeiner größten Länge, zwey hundert fünf und achtzig aber im größten Durchmeſſer ſeiner Breite hat, und die Höhe ſeines äußern Umfanges, ſiebenzig Fuß geweſen iſt.

Man hat geſagt, es wäre von dem großen Umfange des Amphitheaters zu Bourdeaux, nichts mehr übrig, als die zwo großen Thüren, die an den zwey äußerſten Ecken des Ovals ſtehen. Man kann aber muthmaßen, daß es zwo dergleichen, an den zwey äußerſten Ecken ſeiner Breite gegeben; und daß zwo Linien, die man aus jeder von dieſen Thüren zu der gegen über ſtehenden gezogen hätte, ſich mitten im Kampfplatze, in rechten Winkeln würden durchſchnitten haben.

Es ſteht noch ein Stück von dem fünften, vierten, dritten und zweyten Umkreiſe. Den Grund des erſtern, das heißt desjenigen, der den Kampfplatz umſchloß, kann man ſpüren.

Auf der platten Erde giengen zween Gänge herum, der eine, zwiſchen dem ſechſten und fünften, der andere, zwiſchen dem fünften und vierten Umfange. Sie lieſen mit den Schwibbögen des erſten Umfanges, durch welche man zu ihnen gelangete, gleich hoch; und es muß noch zween Gänge gegeben haben, die dem obern Stockwerke faſt gleich geweſen, außer daß der zweyte, wegen der Sitze, die er tragen half, und die immer niedriger abfielen, auch niedriger hat ſeyn müſſen. Der Unterſchied, den es unter den Gallerien des erſten und zweyten Stockes gegeben, beſtand darinnen: daß die im zweyten, rund um das Amphitheater lieſen, dahingegen die im erſten, durch Mauern unterbrochen waren; die von den Seiten derer, auf den äußerſten Enden des Ovals aufgerichteten großen Pforten, ablieſen, und auf die Einfaſſung des Kampfplatzes zulieſen. Dieſes beweiſt nun, daß dieſe Pforten derer zwo

Ecken, die anjetzt noch ſtehen, dazu beſtimmet geweſen, daß die Kämpfer, die wilden Thiere, und alles was zu den Spielen gehörig war, in den Kampfplatz eingehen können.

Die Gallerien waren durch acht und zwanzig bis dreyßig Schwibbögen oder Wege durchkreuzet, welche queer durch die Einfaſſungen oder Umgänge liefen; von den erſten Arcaden des äußern Umfanges an, bis an die unterſte Galerie, welche zwiſchen dem vierten und dritten Umkreiſe war: auf welche ſie alle zutrafen. Von dieſen Säulengängen oder Wegen aber, gab es zehne, nämlich fünf auf jeder Seite des Ovals, die über den dritten und zweyten Umkreis weg, und zu derjenigen Mauer liefen, welche den Kampfplatz umſchloß. Durch alle dieſe verſchiedenen Säulengänge, kam man in das Innerſte des Amphitheaters, und konnte die mancherley Treppen finden, durch welche man zu den Reihen und Sitzen kam. Der Freyherr de la Baſtie aber, rechnet zu der Zahl dieſer Wege, diejenigen nicht, welche ſowohl von den großen Pforten, als von den kleinen Nebenthüren an den zwo Seiten abliefen, und ſich bey dem Kampfplatze, in welchem ſie ihren Ausgang hatten, endigten.

Uebrigens iſt dieſes Denkmaal dergeſtalt verwüſtet, daß man auch nicht die mindeſte Spur mehr von denen Sitzen ſehen kann, worauf die Zuſchauer den Spielen zugeſehen; noch auch die Treppen, durch welche man aus einem Stockwerke ins andere gegangen; noch auch die andern Stiegen, welche zu den Sitzen und Plätzen geführet. Viel weniger kann man daran die Einrichtung der Ausgänge, Ecken und Umfaſſungen, erkennen. Kurz, man erſieht nichts daran, was uns einen deutlichen Begriff von der innern Einrichtung dieſes Gebäudes geben könnte. Alle Fußböden, welche die Gallerien, ſo rund herum liefen, ja ſelbſt die Schichten der Sitze tragen halfen, ſind gänzlich zerſtöret: und es ſtehen nur noch einige Vorgewölbe derer

Schwibbögen, die die verſchiedenen Umkreiſe ausmachten. Aus der geringen Dicke der Mauern aller dieſer Umkreiſe aber, und aus denen Löchern, die man längſt den innern Umkreiſen, und über den Bögen der Thüren ſieht, kann man ſchließen: daß die Galerien im obern Stocke, und die Sitze der Zuſchauer, nicht auf Gewölbern, ſondern nur auf bloßen Fußböden geſtanden, welche von großen Balken getragen worden, die von einem Umkreiſe zum andern gegangen. Man hat ſich bemühet, dieſe Löcher, an verſchiedenen Stellen der Abzeichnung deſſen, was von dem Innerſten des Amphitheaters annoch zu ſehen iſt, anzudeuten: und es iſt augenſcheinlich, daß man ſie nicht für ſolche Löcher halten kann, die nur das Gerüſt getragen, worauf man gebauet hat; dergleichen man wohl an viel andern Gebäuden des Alterthumes bemerket, und wegen welcher die Gelehrten *) ihre Muthmaßungen erſchöpfet haben. Hieraus muß nun folgen, daß die Sitze der Zuſchauer nur von Holze haben ſeyn können: weil, wenn ſie von Stein oder Mauerwerk geweſen wären, dergleichen Mauern und Fußböden, als im Amphitheater zu Bourdeaux ſind, ſie nicht hätten ertragen können.

Man ſpüret ferner, daß der innere Theil des Amphitheaters unten aus drey gleich laufenden Gallerien, und aus zwoen im oberſten Stocke, und aus Wegen oder Säulengängen beſtanden, welche dieſelben durchſchnitten; indem ſie durch die Schwibbögen jedes Umkreiſes liefen, welche in der Höhe nach dem Maaße abnahmen, wie ſie ſich in dem Kampfplatze näherten: ſo daß, da die im großen Umkreiſe, neun Schuhe in der Breite gehabt; diejenigen, ſo ſich im fünften, als dem nächſten an der Mauer, die den Kampfplatz einfaſſete, befunden, nur drey Schuhe breit geweſen. Endlich hat es zwiſchen den Gallerien und Wegen, kleine Kammern oder Logen, von ungefähr eilf Schuhen

---

*) Man ſehe den Suar. Diſſ. de Foraminib. et ap. Sallengr. Antiqu. Rom. T. I. p. 313.

hen ins Gevierte gegeben, deren einige unfehlbar ihre Ausgänge auf Treppen, in der Reihe der unterſten Sitze gehabt; die andern aber, ſo keine Ausgänge hatten, haben zu Aufbewahrung verſchiedener Sachen gedienet, die zu den Spielen erforderlich geweſen.

Es iſt faſt unmöglich zu muthmaßen, wie groß die Zahl dieſer Schichten von Sitzen für die Zuſchauer geweſen, und wie viele Perſonen darinnen bequemen Platz haben finden können. Alles was man ſagen kann, iſt dieß, daß es von dem Grunde derjenigen Mauer an, die den Kampfplatz umſchloſſen, bis zum großen Umgange, ungefähr ſechs und ſiebenzig Schuhe weit geweſen; ohne die Dicke der Ringmauern zu rechnen, davon die erſte zween Schuhe, die andere drittehalb, die dritte drey, die vierte viertehalb, die fünfte vier, und die ſechſte fünf Schuhe gehabt. Die Dicke dieſer Ringmauern beſtund alſo in allem nur in zwanzig Schuhen, welche mit obigen ſieben und ſechszigen zuſammen genommen, ſieben und achtzig Schuhe horizontalen Platz zu den Sitzen der Zuſchauer, geben. Die Höhe der äußern Ringmauer, iſt, wenn man nach der Höhe der großen und noch am beſten erhaltenen Eingangspforte davon urtheilet, zwey und ſechszig Schuhe geweſen; indem ſie annoch faſt ſechszig oben mit der Mauer gleich hat, die den Kampfplatz umgeben, und dieſer Kampfplatz ungefähr ſechs Schuhe niedriger iſt, als die Schnurgleiche des übrigen Amphitheaters, in dem Zuſtande, wie es ſich anjetzt befindet, ja ſelbſt als der Boden der Nachbarſchaft. Wenn alſo die Schichten, oder Sitze, bis auf vier oder fünf Schuhe von dem äußerſten Ende des großen Umganges in die Höhe geſtiegen: ſo hat es deren zum wenigſten dreyßig Reihen rund um das Amphitheater geben müſſen, und man hat darauf vierzehn bis funfzehn tauſend Menſchen ſetzen können; ohne daß ſie einander zu ſehr gedränget, oder daß eine die andere gehindert hat, alles zu ſehen, was in dem Amphitheater vorgegangen iſt.

Nun muß man noch von den großen Pforten reden, die an den beyden Ecken des Ovales ſtehen, und annoch faſt ganz erhalten ſind. Sie haben fünftehalb ſechsfüßige Ruthen in der Höhe, und drey in der Breite. Die zwo Seiten dieſer Pforten ſind mit Säulen begleitet, die ungefähr drey Zolle aus der Mauer hervorragen. Ihre Capitale tragen eine Art von Balken oben über der Pforte; die Zeit aber hat deren Säulenſtühle verſtöret. Es hat oben über dem Balken noch eine Binde gegeben, welche etwas über dem Boden der Gallerie im obern Stocke erhöhet geweſen.

Im zweyten Stocke ſieht man über einer jeden von dieſen großen Pforten, ein großes Fenſter, mit zween Hölungen, einer an jeder Seite. Sie ſind von gleicher Größe, indem eine jede achtzehn Fuß in der Höhe, und vier in der Breite hat. Die Fenſter und Hölungen haben auch ihre Säulen an den Seiten, welche den aus Ziegeln verfertigten Architrab tragen, der dem über der Thüre gleicht. Oben darüber lief eine Art von Karnis, welches nach einigen mit Modillonen, und nach dem Cäſar d'Arcon mit Menſchenköpfen gezieret geweſen, die aus der Mauer hervorgeraget, und von der Zeit ſchon damals ganz verſtellet geweſen: allein er kann ſich wohl geirret haben, und man hat anderwärts nie dergleichen geſehen. Dieſes nun hat ſich mit der attiſchen Ordnung enden müſſen, die das ganze Gebäu geſchloſſen. Der Vordergiebel hat von der Schnurgleiche an bis zur oberſten Krone, zwey und ſechzig Schuhe in der Höhe, und acht und zwanzig in der Breite, nämlich zwiſchen denen zween Pfeilern haben müſſen, die neben der großen Pforte und den zween kleinen Nebenſchwibbögen ſtunden.

Es ſcheint nicht, daß die Arcaden des äußern Umkreiſes mit Zahlen oben über dem Vorgewölbe gezeichnet geweſen: wie die im Coliſäo und im Amphitheater zu Verona ſind. Die zu Nimes und Arles ſind auch nicht mit

Zahlen gezeichnet, welches anzuzeigen ſcheint, daß man ſich in dieſem Stücke in Gallien, nicht nach dem italieniſchen Gebrauche gerichtet. Der Herr de la Baſtie ſetzt noch hinzu, daß ihm die ganze Fläche dieſes Gebäudes von toſcaniſcher Ordnung zu ſeyn ſcheint: und dieſes iſt auch **Bibrans** Meynung, welcher ſaget, auf die toſcaniſche Ordnung folge eine doriſche; davon man gleichwohl in den mitgetheilten Zeichnungen, keine rechte deutlichen Spuren ſieht.

Man gedenkt noch einer ziemlich großen Menge von Kampfplätzen in andern galliſchen Städten. Herr dü Cange hat *) in ſeinem Gloſſario von der mittlern und verfallenen Latinität, verſchiedene Stellen von Schriftſtellern und Karten aus dem mittlern Alter angeführet, die von den Kampfplätzen zu **Paris**, **Poitiers**, **Bourges**, **Perigueux**, **Rheims**, **Marſeille** und **Trier** handeln. Es ſind noch nicht hundert Jahre, daß man zu **Orange** den Ort gezeiget hat, wo die Kampfplätze geweſen ſind. Dieſer Ort lag außer der Stadt, und war ganz was anders, als was man daſelbſt gemeiniglich den **Circus** nennet: von dem man ſchon ſeit langer Zeit weis, daß er ein Theater geweſen.

Man könnte muthmaßen, daß die Stadt Die im Delphinate, ebenfalls ihre Kampfplätze gehabt habe. Es iſt niemanden unbekannt, daß Munus publicum, inſonderheit die öffentlichen Spiele, von der Art derer anzeigete, die man in den Amphitheatern anſtellete. Nun aber wird in einer zu **Ventavon** entdeckten Aufſchrift, die man in den **ausführlichen Schriften** dieſer Akademie findet, und welche Herr de la Baſtie anderwärts erkläret hat, ein gewiſſer **Q. Cätronius Tibullus**, MVNERis PVBLICI CVRator AD DEAM AVGuſtam VOContiorum, genannt. In einer andern Aufſchrift beym **Gruter** 484. 2.

---

*) Gloſſar. Lat. Tom. I. p. 677. et ſeqq. Edit. noviſſ.

wird Sex. Vencius Juventianus von den Vocontiern gelobet, OB PRÆCIPVAM EJVS IN EDENDIS SPECTACVLIS LIBERALITATEM.

Einestheils wäre es ſchwer zu glauben, daß man den Namen Arenæ in dem mittlern Alter, denen Gebäuden ſollte gegeben haben, die ihn noch damals in ſo vielen verſchiedenen Städten geführet: indem man ſchon ſeit langer Zeit diejenigen Spiele nicht mehr kannte, zu denen die Arenæ, oder Kampfplätze, beſtimmet waren. Dieſer Namen mußte ſich alſo bloß durch die gemeine Sage, von den Zeiten der Alten her, erhalten haben. Anderntheils, iſt es auch nicht minder ſchwer, ſich vorzuſtellen, daß wenn es in allen denen Städten, darinnen der Kampfplätze gedacht wird, Amphitheater gegeben, die denen zu Nimes, Arles, Frejus und Bourdeaux geglichen, von denſelben nicht zum wenigſten irgend ein Stück, der Wuth der Zeiten ſollte entgangen ſeyn; da doch von den übrigen ſolche große Ueberbleibſel ſtehen, an deren Zerſtörung ſo gar die Menſchen ſelbſt gearbeitet haben: denn niemals hat es dauerhaftere Gebäude gegeben.

Könnte man indeſſen nicht alle dieſe Schwierigkeiten heben, wenn man ſagte: die Begierde der Menſchen, Gefechte von wilden Thieren und Kämpfern zu ſehen, ſey faſt allenthalben gleich geweſen. Da ſich aber nicht alle Städte gleich in den Umſtänden befunden, Gebäude aufzuführen, die ſo viel koſteten, als die Amphitheater haben koſten müſſen; ſo hätten die mehreſten dieſem Mangel abgeholfen: einige damit, daß ſie das Orcheſter der Schaubühnen, das Feld der Circorum, oder den Platz der Stadien, zu einerley Sache gebraucht; andere damit, daß ſie geringere Gebäude aufgeführet, die einzig dieſer Art von Gefechten gewidmet, und die den großen Amphitheatern ſchon ziemlich geglichen haben, ungeachtet ſie weder ſo groß noch ſo prächtig geweſen.

Die Kampfplätze zu Tinteniac, vier Meilen von Tülle im Limoſiniſchen gelegen, welche Baluze *) ſtechen laſſen, ſchei-

---

*) Hiſt. Tutel. p. 6.

ſcheinen geſchickt zu ſeyn, einen Begriff von dieſen Amphitheatern im kleinen, zu machen. Man ſieht darinnen nur einen einzigen eyförmigen Umfang von großen gehauenen Steinen. Es ſind keine großen Arcaden, wie in den rechten Amphitheatern darinnen, und es ſcheinen nur vier Thüren auf der platten Erde zu ſeyn. In demjenigen was den oberſten Stock hat ausmachen ſollen, laufen nichts als ziemlich niedrige und enge Fenſter herum. Die Spuren von den Sitzen, ſo man darinnen bemerket, ſcheinen nichts anders, als die Merkmaale derer Stellen zu ſeyn, wo die Reihen oder Schichten auf der Abdachung der Gewölber, die dieſelben trugen, angebracht werden ſollten.

Es wäre alſo natürlich, wenn man ſich einbildete: daß dieſe geringeren Kampfplätze faſt nach dieſem Muſter gebauet geweſen; daß ſie aus bloßen Ringmauern von gehauenen Steinen, oder Mauerwerke, und aus Gewölbern beſtanden, welche die Gerüſte oder hölzernen Stühle getragen, welche man hingeſetzet, wenn eine Gelegenheit zu öffentlichen Spielen vorgefallen, und nach deren Endigung, wieder weggenommen. Diejenigen obrigkeitlichen Perſonen, welche zuweilen bey dem Antritte ihrer Aemter dergleichen Spiele gaben, und die reichen Privatperſonen, welche eben das thaten, um ſich die Gunſt des Volkes zu erwerben, konnten wohl gewiſſen Unternehmern auftragen, in ſolchen Gelegenheiten, die in ſolchen Städten, welche keine Hauptſtädte waren, nicht oft wiederkamen, die Kampfplätze mit Stühlen zu beſetzen. Allem Anſehen nach hat man ſolche Amphitheater im kleinen, nur bloß Kampfplätze genannt, ungeachtet man dieſen Namen auch den eigentlichen Amphitheatern, und ſelbſt den Schaubühnen und Rennbahnen gegeben. Juvenal nennet dieſes Municipales Arenas *).

Die Märtyrergeſchichte des h. Demetrius, welche Dom Mabillon **) herausgegeben, lehret uns, daß man Ringmauern und Sitze nur von bloßen Brettern gemachet, um

---

*) Sat. III. v. 34. **) Annal. vet. pag. 172. Edit. noviſſ.

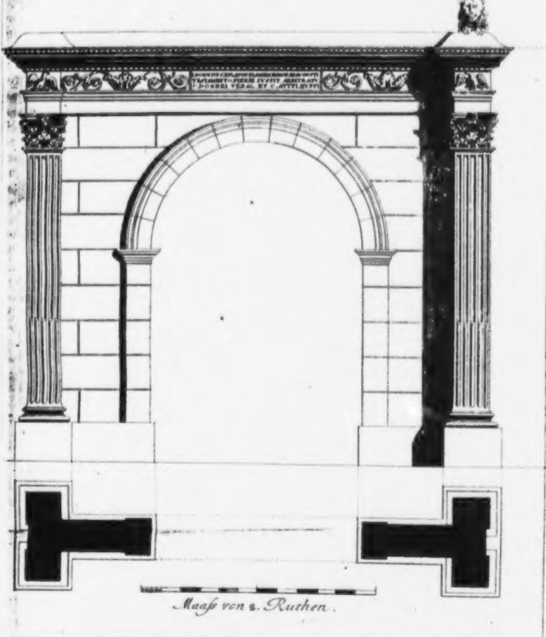
um darinnen Kämpfe von Klopffechtern zu halten, und daß man ſie in dem theſſaloniſchen Stadio angebracht. **Auguſt** hatte in dem **Marsfelde** Athleten kämpfen laſſen, nachdem er verordnet, einen gewiſſen Platz mit hölzernen Sitzen zu beſetzen *): und man nimmt den Begriff, daß die mindern Amphitheater auf dieſe Art bereitet worden, von denen beſondern Oertern, welche die Kaiſer entweder in der Ringmauer ihres Palaſtes, oder gleich daneben zurichten laſſen, um das Vergnügen dieſer Art von Spielen, außer der Menge, und ſo zu reden, in ihrem eigenen Hauſe zu genießen. Dieſe Oerter wurden Luſoria genannt. **Domitian** hatte einen dergleichen zu **Alba**, wovon ſowohl **Juvenal** **), als ſein Scholiaſt reden. **Lampridius** gedenkt in **Heliogabals** Leben, desjenigen, welchen die Kaiſer zu **Rom** gehabt. **Lactanz** †) redet ebenfalls von des **Galerius Maximians** ſeinem, worinnen er ſo gern Menſchen von wilden Bären zerreißen ließ. Zu **Conſtantinopel** gab es zwey ſolche Luſoria. Die alte Beſchreibung von dieſer Stadt, welche **Panzirol** zu Ende der Nachricht der zwey Kaiſerthümer mitgetheilet hat, ſetzet eines davon in die vierzehente Region. Die geſchriebene Beſchreibung der kaiſerlichen Bibliothek, welche **du Cange** ††) anführet, ſetzet ebenfalls ein anderes in die erſte Region neben den großen Palaſt. Ungeachtet dieſe alle nun keine wahren Amphitheater geweſen, und **Salvian** *) ſie auch gar wohl davon unterſchieden hat; ſo haben ſie gleichwohl zu eben demſelben Gebrauche gedienet, und Herr **de la Baſtie** ſieht nichts, was einen hindern ſollte zu glauben, daß ſie zu Muſtern dererjenigen kleinen Kampfplätze gedienet, deren Andenken ſich in einer ſo großen Anzahl von Städten erhalten hat.

XXI.

---

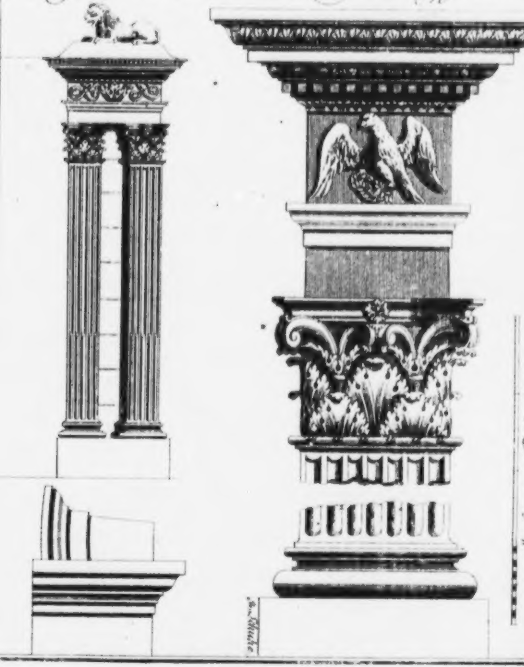
*) Suet. Aug. Cap. 43. **) Sat. IV. v. 99. ſeqq. †) de mort. Perſec. Cap. 21. ††) C. p. Chriſt. p. 108. *) de Gubern. Dei, Lib. VI. p. 122. Edit. Baluz.

Ein altes Denkmaal, auf einer Brücke nahe bey dem


Maaß von 2. Ruthen.

p.16.223

Dorfe St. Chamas in der Provence aufgerichtet.


Schuhe
Maaſs von 4 Ruthen

* *

XXI.

Des Herrn Marquis von Caumont Beſchreibung eines alten Denkmaales, welches auf einer Brücke nahe bey dem Dorfe St. Chamas in Provence aufgerichtet iſt. 1737.

Eine halbe Viertelmeile weit von dem Dorfe St. Chamas in der Provence, gegen Mittag zu, fließt ein kleiner Bach, la Touloubre genannt, über welchem noch jetzt, eine alte Brücke, von römiſcher Bauart, ganz und unverſehrt befindlich iſt, welche von den Einwohnern die Brücke Sirian genannt wird. Sie iſt als ein voller Bogen zwiſchen zween Felſen, mit dem Wege, welcher von Arles nach Aix geht, und auf welchem noch anjetzt alles Fuhrwerk fährt, gleich hoch gebauet. Dieſe Brücke hat nur einen einzigen Schwibbogen von ſechs franzöſiſchen Ruthen im Durchmeſſer. Sie beſteht aus großen Quaderſteinen, Extrados genannt, drey Schuhe und einen Zoll dick. Die Brücke, welche durch zwey ſehr dicke Gemäuer verlängert wird, hat eilf Ruthen in die Länge; und an ihren beyden Enden ſieht man zween Schwibbögen, deren Böden, welche zween Schuhe hoch ſind, längſt ihr hinlaufen, und die Bruſtwehre der Brücke ausmachen, welche drey Ruthen breit iſt. Die Höhe dieſer Bögen, iſt ein und zwanzig Fuß und acht Zolle *).

Derjenige Bogen, ſo auf der Seite von Aix ſteht, hat ein Geſims, deſſen Zierrathe zwey Drittheile einnehmen, und das übrige iſt mit folgender Aufſchrift in dreyen Zeilen angefüllet:

---

*) Man ſehe die IX. Kupfertafel.

I.., DONNIVS C. F. FLAVOS FLAMEN
ROMAE. ET AVGVSTI TESTAMENTO
FIERI. IVSSIT ARBITRATV C. DON-
NEI VENAL. ET C. ATTEI. RVFFI.

Gegen die Pfeiler zu ſieht man Adler, und der innere Theil des Geſimſes iſt mit Zierrathen, ſonder alle Aufſchrift angefüllet.

Der andere Bogen, nach der Seite von St. Chamas zu, am äußerſten Ende der Brücke, iſt dem hier beſchriebenen gleich: außer daß die Aufſchrift nur zwo Zeilen in dem Geſimſe einnimmt, da die dritte auf der großen Seite des Balkens ſteht; und daß, an ſtatt die erſte mit einem I . . . anfängt, dieſe ſich mit einem C anhebt, und die dritte Zeile mit größern Buchſtaben gehauen iſt, als die zwo oben ſtehenden Zeilen. Auf dieſer Seite nun, halten die Adler eine Krone von Lorbern. Man ſieht auch, auf einem von dieſen Bögen, einen liegenden Löwen: die andern drey ſind entweder weggenommen, oder von der Zeit zernichtet worden.

Dieſe Bogen ſind von korinthiſcher Ordnung; die Untergeſtelle aber könnten für attiſch gelten, wenn ſie eine Plinthe hätten. Der große Säulenring wird auf einem Geſtelle von zween Schuhen hoch getragen. Die Scotie, iſt ein wenig klein und das Capital ſcheint zu kurz zu ſeyn, da es nur zwey Model hoch iſt. Das Gebälk iſt den fünften Theil ſo hoch als das Denkmaal: und dieß macht einen ziemlich angenehmen Anblick.

Es ſind noch einige ſonderbare Umſtände dabey, in Anſehung der Baukunſt, die es dienlich iſt zu beobachten. 1. Sind das Geſims und Karnis ſehr verzieret, und der Durchzug oder Tragbalken iſt es nicht.

2. Die Säulenringe der Capitäle ſind mit Paternoſtern, welches man an keinem Denkmaale des Alterthums findet.

3. Haben die Pilaſter ſieben Hohlkehlen, die ſich auf dem Drittel und am obern Theile, hohl enden. Die an den Seiten ſind enger, und die Hohlkehlen daran belaufen ſich nur auf fünfe. Alle dieſe Werke ſcheinen mit Fleiß gemacht zu ſeyn, und ſind wohl zubereitet. Der Bau daran iſt dauerhaft und gehörig ausgearbeitet. Die Zeit aber hat die Capitäler, die Eckwinkel, die Erker und Zierrathe ein wenig beſchädiget.

Auf den innern Seiten beyder Bögen ſteht gar keine Schrift, ſondern die Zierrathe des Geſimſes nehmen ſie ganz ein.

Der Herr **Marquis von Caumont**, ein Ehrenmitglied zum Briefwechſel dieſer **Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften**, hat dieſes Denkmaal mit aller möglichen Richtigkeit ausmeſſen und abzeichnen laſſen, bevor er es den Augen der **Akademie** vorgeleget hat. Nur **Bouche**, ein provenzaliſcher Geſchichtſchreiber, iſt darauf gekommen, daſſelbe ſtechen zu laſſen *): allein er hat es ſo nachläßig bewerkſtelliget, daß man es kaum erkennen kann. Da nun dieſes Ueberbleibſel des Alterthumes, auf einem entlegenen Wege liegt, ſo entwiſchet es der Neugierde der Reiſenden, und eben dieſes hat den Herrn **Marquis von Caumont** bewogen, daſſelbe ſo bekannt zu machen, wie es eigentlich noch vorhanden iſt.

Wir finden in Antonins Reiſebeſchreibung, und in **Peutingers** Karte, zween Wege, auf welchen man ehedem von Aix nach Arles gekommen. Der erſte, und längſte, gieng über **Marſeille, Calcaria**, ein anjetzt unbekannter Ort, und Foz, oder Foſſæ Marianæ. So iſt dieſer Weg im Itinerario angegeben:

Aquis Sextiis	
Maſſilia	M. P. XVIII.
Calcaria	M. P. XIIII.

Foſſis

---

*) 4. B. 4. Cap. 320. S.

Foſſis Marianis	M. P. XXIIII.
Arelate	M. P. XXXIII.

Man ſieht wohl, daß dieſe Straße mehr als einen Umweg genommen, weil man auf dem geraden Wege von Arles nach Aix, nur zwölf provencer Meilen zählet: welches aber nur acht und vierzig tauſend Schritte geben würde, wenn man vier tauſend auf jede Meile zählete. Die Straße im Itinerario hingegen, zählet neun und achtzig tauſend Schritte von Aix nach Arles, welches etwas mehr als zwey und zwanzig provencer Meilen austrägt. Um von Marſeille nach Arles, und zwar durch Foz zu gehen, iſt es wahrſcheinlich, daß man rund um den Teich bey Berre gegangen.

Der erſte Ort, durch welchen man kam, wenn man von Marſeille ausgieng, hieß Calcaria, und war vierzehn Meilen davon entlegen. Bouche hat ſich †) fälſchlich eingebildet, dieſer Ort wäre mit dem Incaris in dem Itinerario maritimo einerley. Denn 1. iſt zwo Meilen Unterſcheid in der Weite, die das Itinerarium zu Lande, zwiſchen Marſeille und Calcaria ſetzet; und zwiſchen der Entfernung, die das Itinerarium zu Waſſer, zwiſchen Marſeille und Incaris angiebt. 2. Iſt Incaris ganz unſtreitig Cary, ein kleiner Hafen, drey Meilen, oder zwölf tauſend Schritte von Marſeille entlegen. Wenn man nun von Cary zu Lande nach Foz gegangen wäre, ſo würde man neun und zwanzig bis dreyßig tauſend; und nicht nur vier und zwanzig tauſend Schritte zu thun gehabt haben. Wäre man aber gegentheils gerade zu hingegangen, das heißt, queer über das anjetzt ſo genannte Meer von

---

†) Hiſt. de Prov. Tom. I. p. 152. u. 160.

*) Man kann ſich auf alle dieſe Ausgaben ſehr ſchlecht verlaſſen. Bergiers ſeine wimmelt von Fehlern, weil er, wie alle Neueren, den erſten Herausgeber derſelben abgeſchrieben, ohne die Originalkarte

Martigues gefahren, ſo hätte man kaum achtzehn tauſend Schritte Weges gehabt. Es iſt daher falſch, daß das Incaris aus dem Itinerario zu Waſſer, eben das Calcaria aus dem Itinerario zu Lande, ſey. Wenn man ſich an die in dieſem letzten Itinerario angegebene Weite hält, ſo iſt es wahrſcheinlich: daß Calcaria an dem Orte gelegen, wo anjetzt Marignane liegt; oder daß es wenigſtens ein Ort geweſen, welcher zwiſchen Cignac und Marignane gelegen. Von da kam man auf der Brücke von St. Chamas über die Touloubre; und wenn man an die Spitze des Teiches von Berre gelanget war, wendete man ſich linker Hand nach Foz.

Wer ſich die Mühe nimmt, dieſen Weg auf einer Karte zu verfolgen, ſo wie man ihn hier voraus ſetzt, der wird finden, daß es richtige acht und dreyßig tauſend römiſche Schritte, von Marſeille bis zu den Foſſis Marianis gegeben, welche die zehntehalb provencer Meilen ausmachen; die man von Marſeille bis Foz rechnet, wenn man den Teich bey Berre umgeht. Hier haben wir alſo eine römiſche Landſtraße, die über die Brücke Sürian oder St. Chamas gegangen iſt.

Außer dieſer Landſtraße nun, giebt die peutingeriſche Karte uns noch eine Queerſtraße an, auf welcher man gerades Weges von Aix nach Arles gekommen iſt; die Zahlen aber, welche die Entfernungen derer auf dieſem Wege gelegenen Oerter andeuten, fehlen in allen Ausgaben dieſer Karte *); man kann daher, weder die Hauptſumme der Schritte, welche die Alten von Aix nach Arles gerechnet, noch die Lage der Oerter feſtſetzen, welche die peu-

---

karte geſehen zu haben. Man erwartet aber nächſtens diejenige Ausgabe, die der gelehrte und berühmte Herr von Scheyb zu Wien anjetzt beſorget, und an deren Richtigkeit nichts auszuſetzen ſeyn wird. Aus dieſer wird man vielleicht auch in gegenwärtigem Artikel, ein mehreres Licht erlangen können.

peutingeriſche Karte zwiſchen dieſen zwo Städten angiebt, nämlich Piſaris, Tericiâ, Glanum, Ernagina. Alles was man ſagen kann, iſt dieſes, daß auch dieſer Weg über St. Chamas hat gehen müſſen, weil die Landſtraße von Aix auf Arles noch anjetzt darüber geht, und weil ſeit der Römer Zeiten, in dieſem Lande keine Veränderung vorgefallen iſt, welche die Einwohner der Provinz ſollte genöthiget haben, eine neue Landſtraße zu machen. Nichts war alſo für das gemeine Weſen nützlicher, als die Erbauung einer Brücke, an einem Orte, allwo die zween Wege vorbey giengen, die nach einer der größten und blühendſten Städte von Gallien führeten.

Um nun wieder auf die auf dieſer Brücke zu St. Chamas aufgebaueten Bögen zu kommen, ſo nennen Bergier und Bouche dieſelben, Triumphbögen: allein ihre Meynung ſcheint gar keine Wahrſcheinlichkeit zu haben; und man kann ſich gar nicht irren. Dieſes Denkmaal kann nichts anders, als einer von denen Bögen ſeyn, welche die Alten als Zierrathe der Brücken und anderer öffentlichen Gebäude brauchten. Dergleichen ſind noch diejenigen, die man zu Saintes auf der Brücke von der Charente ſieht, und welche in den ausführlichen Schriften dieſer Akademie bekannt gemacht worden ſind: allwo man noch mehrere Beyſpiele von eben dieſer Art finden wird *).

Was nun den Bewegungsgrund betrifft, welchen Lucius Donnius, Flamen oder Prieſter der Stadt Rom gehabt haben mag, in ſeinem Teſtamente zu verordnen, daß dieſe Brücke und Prunkbögen, nach ſeinem Tode, auf Befehl und unter der Aufſicht des Cajus Donneus Venalis, und des Cajus Attejus Ruffus, erbauet werden ſollten: ſo muthmaßet der Herr Marquis von Caumont, daß Donnius, der etwa von St. Chamas, oder da herum gebür-

---

*) Man ſehe auch den III. Th. dieſer Geſchichte der Akademie.

gebürtig geweſen, aus Liebe zu einem Lande, darinn er gewohnt hatte, ſich bey ſeinen Mitbürgern nach ſeinem Tode einen Namen machen wollen; oder auch nur deren Bequemlichkeit im Sinne gehabt haben mag: indem er die Erbauung einer dem gemeinen Weſen ſo nützlichen Brücke befohlen, und daß er die Vollſtrecker ſeines Teſtamentes bevollmächtiget, alles hinzu zu fügen, was ein ſo löbliches Vorhaben noch mehr erhöhen könnte.

Es ſcheint ſonderbar genug zu ſeyn, daß das Denkmaal zu Saintes und das gegenwärtige, alle beyde von Prieſtern oder **Flaminen Roms** und **Auguſts** auferbauet worden. Die Befremdung hierüber verſchwindet aber, wenn man bedenkt: einestheils, daß dieß Prieſterthum nur ſolchen Perſonen ertheilet wurde, welche ſchon durch ihre Geburt und Reichthümer erhoben waren; anderntheils aber, daß die reichen Einwohner ſich eifrig zu beſtreben pflegten, einen Theil ihrer Güter zu Erbauung gewiſſer Gebäude anzuwenden, die ihrem Vaterlande nützlich waren.

Der Namen **Donnius** ſteht in verſchiedenen Aufſchriften, ſo wie auch **Flavos** und **Flavus**. **Gruter** führet dieſe letztern a. d. 320. S. 3. N. gar nicht richtig an. Er giebt dem **Donnius** den Zunamen **Juvenalis**: und **Bouche** nennet ihn **Venå**, da es doch ganz leicht iſt VENAL zu leſen. Es iſt wahr, daß das L nicht ganz zu ſehen iſt: allein ein ſo kleiner Unterſchied in den Zunamen, macht im Grunde nichts weſentliches aus, und verdienet nicht berühret zu werden.

Viele Denkmäler dieſer Art beſtehen noch in den franzöſiſchen Provinzen: und es wäre zu wünſchen, daß mehrere Perſonen, die ſo eifersvoll und geſchickt ſind, als der Herr **Marquis von Caumont**, ſich die Mühe geben möchten, ſie bekannt zu machen.

XXII.

Des Freyherrn de la Baſtie Abhandlung, von der Art, wie die Aegyptier die Jahre der Regierung der Kaiſer gerechnet. 1737.

Die Abhandlung des Freyherrn de la Baſtie von der Regierung des Probus, und von denen ägyptiſchen Münzen dieſes Prinzen, darinnen des achten Jahres ſeiner Regierung gedacht wird, ward der Akademie vorgeleſen: und Herr de la Barre brachte einige Einwürfe wider die Erklärung auf die Bahn, welche der Herr de la Baſtie von dieſen Münzen gegeben hatte.

Nach dem Lehrgebäude des Freyherrn de la Baſtie, rechneten die Aegyptier die Regierungsjahre der Kaiſer, nicht von dem Tage an, da ſie zur Regierung gekommen waren; ſondern von dem erſten Tage des Monates Thoth, der vor ihrer Wahl hergegangen war. Bloß dieſe Stelle der Abhandlung wollte der Herr de la Barre beſtreiten.

Er ſagte, 1. wäre dieſer Einfall nicht neu: ſondern, da ihn bereits einige Zeitrechner vorgeſchlagen, ſo ſchiene es nicht, daß er von denjenigen ſelbſt wäre angenommen worden, denen er ſehr dienlich hätte ſeyn können, verſchiedene Münzen zu erklären, wenn ſie denſelben für gegründet gehalten hätten.

2. Muß eben dieſer Begriff, nach dem Herrn de la Barre, gleich bey dem erſten Anblicke einem ſehr wunderlich vorkommen: denn man hat Mühe zu begreifen, daß Völker, nicht nur einen Zwiſchenraum von einem oder

zween Monaten, ſondern ſo gar eine einzelne Woche, ja einen einzigen Tag, für ein ganzes Jahr hätten zählen wollen; welches gleichwohl zuweilen geſchehen ſeyn kann und muß, wenn des Herrn de la Baſtie Lehrgebäude Statt findet. Herr de la Barre ſetzet noch hinzu, daß dieß Lehrgebäude übrigens ganz willkührlich wäre, und ſich auf keines einzigen alten Schriftſtellers Anſehen gründe. Man kann ſo gar ſagen, fährt er fort, daß es demjenigen zuwider ſey, was in Aegypten gewöhnlich war, als man daſelbſt dem **Auguſt** zu gefallen, eine neue Jahrrechnung einführete. In der That wäre es damals, als ſich dieſer Prinz **Alexandriens** bemeiſtert hatte, welches gleich im Anfange des Monates **Auguſt** im 724ten Jahre **Roms**, das heißt, den 8. Tag des ägyptiſchen Monates **Meſori** geſchah, gebräuchlich geweſen, die Jahre der Regierung des Prinzen, nach dem erſten **Thoth**, der vor ihrer Gelangung zum Throne hergegangen, zu rechnen: ſo hätte **Auguſts** Jahrrechnung ſich mit dem erſten **Thoth** des 723ten Jahres **Roms** anfangen müſſen. Wir leſen aber vielmehr im Cenſorin, daß die Aegyptier den erſten **Thoth** abgewartet, welcher auf die Eroberung von **Alexandrien** gefolget iſt, um ihre **auguſtiſche** Jahrrechnung dabey feſt zu ſetzen.

3. War Herr de la Barre überzeuget, daß es leicht wäre, wenn man gleich nicht ſeine Zuflucht zu der vom Herrn de la Baſtie vorgeſchlagenen Auflöſung nähme, diejenigen Münzen zu erklären, die dem Galba ein zweytes, und dem **Probus** ein achtes Jahr beylegen. Er ſetzte deswegen zum voraus: man habe des Galba Regierung von dem Tage angefangen zu zählen, da er von dem ſpaniſchen Kriegesheere zum Kaiſer erwählet worden; folglich hatte dieſer Prinz neun Monate und dreyzehn Tage regieret, als er ermordet ward: und die Nachricht von ſeinem Tode mag etwa ſpät nach Aegypten gekommen ſeyn; ſo daß die Münzen ſchon fertig geweſen, die zu Anfange des zweyten Jahres ſeiner Regierung ausgetheilet werden ſollten.

Was den **Probus** betrifft, ſo meynte Herr **de la Barre**, daß man in Aegypten die ſechs Monate des Interregni, welche auf **Aurelians** Tod gefolget waren, und die ſechs Monate der Regierung des **Tacitus**, für des **Probus** erſtes Jahr gezählet habe: ſo, daß wenn man dieſes Jahr zu denen ſechſen und einigen Monaten ſetzet, die dieſer Kaiſer wirklich auf dem Throne zugebracht hat, man weiter nicht bekümmert ſeyn dörfe, woher man ihm ein angefangenes achtes Jahr ſchaffen ſoll.

Dieß waren nun eigentlich die Einwürfe des Herrn **de la Barre**, auf welche der Freyherr **de la Baſtie** in eben derſelben Ordnung antwortete, worinnen ſie vorgetragen worden, und zwar in einer Abhandlung, die er am nächſten Sitztage in der Akademie vorlas.

Er ſagt gleich anfangs, daß, als er ſein Lehrgebäu, von der Art, wie die Aegyptier die Jahre der Kaiſer gezählet, vorgetragen, er ſich die Ehre dieſer Entdeckung im mindeſten nicht zueignen wollen, ſondern gefliſſen geweſen, diejenigen Werke der berühmten Zeitrechner anzumerken, woraus er ſie entlehnet gehabt. Man wird auch in der That finden, daß er in ſeiner Abhandlung die Stellen aus den Werken des Cardinals **Noris**, des **P. Pagi**, und des Biſchofs von **Hadria**, Herrn **de la Torre**, genau anführet, in welchen Werken ſie, wegen anderer Münzen, eben dieſelbe Auflöſung zu Hülfe genommen, deren er ſich in Anſehung der Münze des **Probus** bedienet.

Wenn alle Alterthumskundige, welche Gelegenheit gehabt, Kaiſermünzen anzuführen, die in Aegypten geſchlagen worden, ſich nicht eben dieſes Grundſatzes bedienet haben: ſo kömmt ſolches einzig daher, daß dieſe Alterthumskundige, auf die chronologiſche Schwierigkeit, die aus dieſen Münzen erwächſt, nicht acht gegeben: denn, ſetzet Herr **de la Baſtie** hinzu: es giebt wenige Alterthumskundige, die zugleich Zeitrechner geweſen wären. Uebrigens hat doch auch kein einziger von ihnen dieſen Einfall widerleget, und man muß geſtehen, daß, wenn man einestheils mit dieſem einzigen Grundſatze alle chronologiſche Schwierigkeiten auflöſen kann, die in Anſehung der ägyptiſchen Münzen vorkommen, und wenn ſich anderntheils gar keine Auflöſung findet, die denſelben eine völlige Gnüge thut, man im Stande iſt, denſelben als ſehr gültig anzunehmen. Und was könnte man auch wohl noch mehr in einer Materie begehren, dabey man wohl ſieht, daß es unmöglich iſt, bis auf die Deutlichkeit einer Demonſtration zu kommen.

Um nun auch den zweyten Einwurf des Herrn de la Barre zu beantworten, ſo behauptet der Herr de la Baſtie: daß wenn man für das erſte Jahr eines Prinzen, das ganze Jahr rechnen will, zu Ende deſſen er ſeine Regierung angefangen hat, ſolches kein Mittel ſey, zu deſſen Ergreifung, eine einzige Schwierigkeit die Zeitrechner gezwungen; ſondern eine Wahrheit, die man ſowohl aus Schriftſtellern als aus Münzen beweiſen kann.

Die Juden zähleten die Jahre ihrer Könige von demjenigen Monate Niſan an, welcher vor ihrer Gelangung zum Throne hergegangen war, und die Jahre der auswärtigen Könige, von dem Monate Tiſri an, wie ausdrücklich in dem 1. Cap. des Buchs Thalmud gemeldet wird, welches den Titel hat, Roſch Haſchanah. Der Rabbi Jſaſchar Ben Mardochai, das heißt der Sohn des Mardochäus, bemerket in ſeinem Tractate von der Jahrrechnung, ebenfalls, daß ein einziger Tag, zu Ende eines Jahres, für ein ganzes Jahr gerechnet werde. Dieſe zwey Zeugniſſe führet der P. Petav *) in ſeinen Noten über den h. Epiphanius an, und man kann ihnen noch des Joſephus ſeines †) beyfügen, welches noch wichtiger iſt. Dieſer Geſchichtſchreiber ſaget, daß Herodes der große, von dem Senate in der CLXXXIV Olympias, unter dem Conſulate des C. Domitius Calvinus und des L. Aſi-

---

*) Anim. Epiphan. Hær. 28. p. 47. †) Antiqu. Lib. XIV. C. 26.

nius Pollio, zum Könige ernannt werden. Nun war dieſes Jahr, das 714te Roms. Eben dieſer Schriftſteller berichtet ferner, daß Herodes dieſen Titel, der Gnade des Marcus Antonius und des Auguſtus zu verdanken gehabt, die beyde nach Rom gekommen waren, nachdem ſie durch des L. Coccejus Vermittelung Frieden gemacht hatten. Nun haben aber Antonius und Auguſtus nicht eher nach Rom kommen können, als höchſtens zu Ende des Sommers eben dieſes Jahres; indem Antonius nicht eher in Apulien angelandet war, als in der Zeit, da Agrippa zu Rom die apollinariſchen Spiele feyern ließ, welche in den alten Kalendern auf den fünften Julius ausgeſetzt werden; und als der Krieg und die Beſprechungen der Bevollmächtigten, welche Dio und Appian anführen, länger als einen Monat währeten. Gleichwohl hatte die CLXXXV. Olympias bereits mit dem Vollmonde des erſten Sommermonates angefangen. Joſephus hat alſo nicht ſagen können, Herodes ſey in der CLXXXIV. Olympias König geworden, wofern er nicht den Anfang ſeiner Regierung von dem Monate Niſan zu zählen anfängt, welcher vor dem Rathſchluſſe hergegangen war, der ihm die Krone zugetheilet hatte.

Nach denen Beyſpielen nun, die der Herr de la Baſtie von den benachbarten Völkern der Aegypter hergenommen, führet er auch diejenigen an, die ihm der Canon der Kaiſerfolge darbeuth, welcher vom Ptolemäus angefangen, und vom Theon, als zween Alexandrinern, fortgeſetzt worden *). Dieſe zween Sternkundige, bedienen ſich allerdings, nicht des unbeweglichen Jahres: denn das ägyptiſche Jahr, deſſen Anfang alle vier Jahre um einen Tag zurück wich, erhielt ſich allezeit unter den Sternkundigen: in der Zueignung aber, die dieſe Schriftſteller von den Jahren der Kaiſer gemacht haben, geben ſie faſt allezeit demjenigen Prinzen, der das Ende eines Jahres erle-

bet

---

*) Apud Dodwel. Append. Cypr. p. 19. ſeqq.

det hat, das ganze Jahr. Sind ſie ja zuweilen von dieſem Gebrauche abgewichen, ſo iſt es deswegen geſchehen: daß, weil ſie ſich niemals in die Brüche der Jahre eingelaſſen, das heißt, weil ſie niemals die Monate und Tage gezählet, ſie auch alle diejenigen Kaiſer haben übergehen müſſen, die kein volles Jahr regieret hatten. Und um nun dieſe kleinern Zeiträume wieder zu gewinnen, haben ſie einigen Prinzen, ſolche Jahre beylegen müſſen, die ſie doch nur angefangen gehabt. Man wird aus folgender Beſchreibung hiervon urtheilen können.

Nachdem **Prolemäus**, dem **Auguſtus** drey und vierzig Regierungsjahre beygeleget hat, welche eben den letzten Tag des ägyptiſchen rückgängigen Jahres ein Ende hatten, welches Jahr auf den 19. julianiſchen **Auguſt**, im 767ten Jahre **Roms**, im 762. Jahre von **Nabonaſſars** Zeitrechnung, und im 14. Jahre **Chriſti** zuſammen traf; ſo giebt **Prolemäus** ſage ich, dem **Tiber** hierauf nur zwey und zwanzig Jahre, und läßt dieſelben den 13. **Auguſt** des 65. Jahres des **Auguſtus**, und im 783ten Jahre **Nabonaſſars**, und im 36. Jahre **Chriſti**, endigen: denn der morgende Tag war der erſte **Thoth**, der Tag, an welchem das 784te Jahr **Nabonaſſars** anfieng. Gleichwohl ſtarb **Tiber**, nach dem **Tacitus** *) und **Sueton** †), erſt den 16. **März** des 37ten Jahres **Chriſti**, im 66. von **Auguſts** Zeitrechnung, und in **Nabonaſſars** 784ſtem. **Prolemäus** eignet daher dieſes letzte Jahr, ganz dem **Caligula** zu, ungeachtet **Tiber** die erſten ſieben Monate deſſelben erfüllet hatte. Der **Canon**, welcher dem **Caligula** vier volle Jahre giebt, läßt ſie mit dem erſten **Thoth** des 66. Jahrs **Auguſts**, des 784. vom **Nabonaſſar** angefangen; ſie endigen ſich mit **Auguſts** neun und ſechzigſtem, und **Nabonaſſars** ſieben hundert ſieben und achtzigſtem, deſſen letzter Tag der zwölfte julianiſche **Auguſt** des vierzigſten Jahres **Chriſti** geweſen. **Caligula** ward

---

*) Annal. Lib. 6.

†) In Tiber. Cap. 16.

erſt den folgenden vier und zwanzigſten Jenner getödtet, und folglich iſt das ägyptiſche Jahr, in welchem er ermordet worden, für des Claudius erſtes gezählet worden, deſſen Anfang man auf den erſten Thoth zurück geholet, der vor ſeiner Erwählung hergegangen war.

Die vierzehn Jahre des Claudius, endigen ſich, nach dem Canon, mit dem letzten Tage des drey und achtzigſten Jahres Auguſts, des acht hundert erſten von Nabonaſſarn; das heißt, den 9. Auguſt des vier und funfzigſten Jahres der chriſtlichen Zeitrechnung. Claudius ſtarb erſt den folgenden 13. October; folglich muß man ſeinem Nachfolger das ganze vier und achtzigſte Jahr Auguſts, das acht hundert zweyte Nabonaſſars, gegeben haben: welches den 10. Auguſt, nämlich zween Monate und drey Tage vor dem Tode des Claudius angefangen hat.

Wenn Ptolemäus dem Nero vierzehn Jahre zutheilet, die ſich erſt den 5. Auguſt, als den letzten Tag von Auguſts ſieben und neunzigſtem, Nabonaſſars acht hundert funfzehentem, und Jeſu Chriſti acht und sechszigſtem haben ſchlieſſen müſſen, ungeachtet dieſer Kaiſer ſchon den vorigen 9. oder 10. Junius geſtorben war: ſo rühret dieſes einzig von der Auslaſſung der Regierungen des Galba, Otto und Vitellius her, deren er gar nicht gedacht hat, weil keiner von ihnen ein ganzes Jahr regieret hatte. Daher hat dem Ptolemäus, wider ſeinen gemeiniglichen Gebrauch, ein ganzes Jahr dem Nero zulegen müſſen, welcher weit hinein gelebet hatte, da er vom Galba, der daſſelbe beſchloß, nichts ſagen wollen. Gleich darauf aber kömmt er wieder auf ſeine alte Art zu zählen.

Von denen zehn Jahren, die er dem Veſpaſian zugetheilet, hat er Auguſts acht und neunzigſtes, oder Nabonaſſars acht hundert ſechszehntes, für das erſte gezählet; ungeachtet Veſpaſian erſt den erſten Julius deſſelben Jahres zu Alexandrien

andrien war ausgerufen worden, welches ſich den folgenden 5. Auguſt im neun und ſechszigſten Jahre Chriſti endigte †). Veſpaſians zehntes Jahr ſchließt ſich den dritten Auguſt, als den letzten Tag von Auguſts hundert und ſiebentem, Nabonaſſars acht hundert fünf und zwanzigſtem, und Jeſu Chriſti acht und ſiebenzigſtem. Veſpaſian iſt allererſt den folgenden 24. Junius geſtorben ††). Man hat alſo für das erſte Jahr des Titus, das hundert achte Jahr Auguſts, Nabonaſſars acht hundert ſechs und zwanzigſtes, gerechnet. In der That endigen ſich auch die drey Jahre, welche Ptolemäus ihm beyleget, mit Auguſts hundert zehntem, und Nabonaſſars acht hundert acht und zwanzigſtem, den 2. Auguſt des ein und achtzigſten Jahres Chriſti. Des Titus Tod erfolgte erſt den folgenden 15. September; und Domitians funfzehn Jahre fangen mit Auguſts hundert eilftem, Nabonaſſars acht hundert neun und zwanzigſtem an, und endigen ſich mit dem hundert und fünf und zwanzigſten einer dieſer Zeitrechnungen, und mit dem acht hundert drey und vierzigſten der andern, den 29. Julius des ſechs und neunzigſten Jahres Chriſti.

Domitian ward den folgenden achtzehenten September ermordet: folglich wird dasjenige Jahr, welches den 30. Julius vor ſeinem Tode angefangen hatte, ganz und gar dem Nerva zugetheilet, und iſt das einzige, ſo der Canon ihm giebt. Es ſchloß ſich mit dem 29. Julius des ſieben und neunzigſten Jahres Chriſti. Da aber Nerva bis gegen das Ende des folgenden Jenners gelebet hatte: ſo gilt das ganze hundert ſieben und zwanzigſte Auguſtiſche, und acht hundert fünf und vierzigſte Jahr von Nabonaſſarn, für Trajans ſeines Nachfolgers, erſtes Jahr; ungeachtet er nur die ſechs letzten Monate davon regieret hatte.

---

†) Suet. in Veſp. Cap. 6. Tacit. Hiſt. 2. 79. ††) Pagi Crit. ad annum 79. n. 3.

Nach dem Ptolemäus, nimmt der Herr de la Baſtie den Theon vor, als den Fortſetzer des chronologiſchen Canons dieſes berühmten Sternkundigen, und beweiſt aus vielen Beyſpielen: daß er eben derſelben Art, die Jahre der Kaiſer zu zählen, gefolget ſey. Wir wollen hier nur einige davon anführen, um die oftmaligen Rechnungen nicht zu vervielfältigen.

Theon *) giebt dem Aurelian ſechs volle Jahre, und läßt ſie mit Auguſts drey hundert viertem, und Nabonaſſars tauſend zwey und zwanzigſtem enden; das heißt, den 15. Junius des zwey hundert fünf und ſiebenzigſten Jahres Chriſti. Hierauf hat er dem Probus die folgenden ſieben Jahre gegeben, die er den 16. Junius, mit Auguſts drey hundert fünftem, und Nabonaſſars tauſend drey und zwanzigſtem Jahre anheben läßt. Probus ward erſt zehn Monate hernach erwählet, wie der Herr de la Baſtie in ſeiner Abhandlung anmerket. Da haben wir alſo ein volles Jahr, ſo man einem Prinzen gegeben, der ſeine Regierung erſt zu Ende deſſelben angefangen.

Theon läßt auch des Carus Regierung im drey hundert dreyzehenten auguſtiſchen, und tauſend ein und dreyßigſten nabonaſſariſchen Jahre; das heißt den 12. Junius des zwey hundert vier und achtzigſten Jahres Jeſu Chriſti, endigen. Weil er ihm nun zwey Regierungsjahre zutheilet, ſo muß er dieſelben mit dem erſten Thoth des drey hundert zwölften auguſtiſchen, und des tauſend dreyßigſten nabonaſſariſchen, das heißt den 12. Junius des zwey hundert zwey und achtzigſten Jahres Chriſti, anfangen laſſen. Nun hat aber Probus noch drey Monate hernach gelebet.

Wenn Theon ja zuweilen von dieſer Art zu zählen abgeht, ſo geſchieht es, eben wie der Herr de la Baſtie

bereits

---

*) apud Dodwell, p. 92.

bereits vom Ptolemäus angemerket hat, um dasjenige wieder zu gewinnen, was die Auslaſſung derer Kaiſer, welche kein volles Jahr regieret haben, wie z. E. Tacitus und Aemilian, oder dererjenigen, die man für Tyrannen hält, z. E. Macrinus, an der ganzen Summe entziehen konnte.

Aus allem dieſen nun hält ſich der Herr de la Baſtie für berechtiget zu ſchließen, daß, da der Gebrauch das erſte Jahr der Kaiſer von dem erſten Tage desjenigen Monates Thoth an zu zählen, der vor ihrer Wahl hergegangen war, bey den Sternkundigen zu Alexandrien eingeführet, und dem Gebrauche der Juden gemäß geweſen, die gar vieles von den Aegyptern angenommen hatten, man ihm nicht ſonder Unbilligkeit, einen bloß willkührlichen Einfall ſchuld geben kann.

Was den zweyten Theil des Einwurfes betrifft, nämlich, daß man, als Auguſt ſich Alexandriens bemächtiget, ſeine Regierung ſo wenig nach dem erſten vorhergegangenen Thoth gerechnet, daß auch die Aegyptier erſtlich den erſten auf dieſe Eroberung folgenden Thoth erwartet; um den Anfang derjenigen Jahrrechnung feſtzuſetzen, welche ſie zu Ehren dieſes Prinzen einführeten: ſo antwortet der Herr de la Baſtie hierauf, er könne ſich zwar damit begnügen, wenn er bloß ſagte; man habe ſich vielleicht verſchiedener Regeln wegen der allgemeinen Zeitpuncte, und der Rechnung der beſondern Jahre jedes Kaiſers, geſetzt. Allein, er behauptet noch überdem, daß man in der Zahl der uns bekannten Zeitpuncte der Aegypter, einige finden wird, deren Anfang ſeiner vorgeſchlagenen Regel ganz gemäß iſt, und daß man deren hingegen keinen einzigen finden werde, welcher ihr durchaus zuwider wäre.

Wir kennen vier Zeitpuncte *), deren die Aegypter ſich bedienet haben, ihre Jahre zu zählen. Dieſe ſind, Na-

bonas-

---

*) Cenſorin. de D.N, cap. 21.

bonaſſars ſeiner, des **Philippus Arideus**, **Auguſtus**, und **Diocletians** ihre.

Die ägyptiſchen Sternkundigen hatten die erſte Art von den chaldäiſchen Sternkundigen angenommen. Es iſt zwar nicht recht gewiß, ob ſie im bürgerlichen gemeinen Leben ſtatt gehabt, noch weniger weis man, ob deren Anfang auf den erſten vorhergehenden **Thoth** feſtgeſetzt geweſen, oder auf denjenigen, der nach **Nabonaſſars** Gelangung zum Throne gefolget war. Folglich kann man denn daraus keine Folgerung wider des Herrn **de la Baſtie** Meynung ziehen.

Die Einſetzung von des **Philippus Aridäus** und **Diocletians** Zeitpuncten, iſt demjenigen Gebrauche vollkommen gemäß, auf welchen ſich die Erklärung gründet, ſo Herr **de la Baſtie** von des **Probus** Münzen giebt.

Des **Philippus Arideus** Zeitpunct *) fängt, nach des **Ptolemäus** und **Cenſorins** Canon, mit **Nabonaſſars** vier hundert fünf und zwanzigſtem Jahre an; deſſen erſter **Thoth** in den zwölften julianiſchen **November**, im vier hundert neun und zwanzigſten Jahre **Roms**, und in das erſte der hundert vierzehenten **Olympias**, unter dem Archon **Hegeſias** fällt. Alexander der große, ein Vorgänger des **Philippus Arideus**, ſtarb erſt den 22. des folgenden Maymonates, nach des **Uſſerius** **), **Dodwells** und einiger andern Rechnung: das heißt, ſechs Monate und zwölf Tage nach dem erſten Tage desjenigen Jahres, welches die Aegyptier für das erſte Jahr ſeines Nachfolgers gerechnet haben; und ſelbſt des **Philippus Arideus** Erhebung zum Throne, iſt wohl noch erſt einen Monat nach Alexanders Tode geſchehen. Die Aegyptier müſſen daher nothwendig dem **Philippus** die ſieben Monate beygeleget haben, welche vor dem wahren Anfange ſeiner Regierung hergegangen waren, um ſein erſtes Jahr daraus zu machen, und den Anfang des neuen Zeitpunctes feſt zu ſetzen.

---

*) Ptol. in App. in Cypr. Dodwell, p. 80. Cenſor. cap. 21.

**) Annal. p. 221. 222.

Eben ſo haben ſie es mit Diocletians Anfange gemacht. Der **P. Petav** hat bewieſen, daß er von dem Kriegsheere, den 17. September des 284ten Jahres Chriſti wäre erwählet worden. Die berühmteſten Zeitrechner ſind hierinnen eins, z. E. der Cardinal **Noris**, und der **P. Pagi**, welcher in der Abhandlung von der Dauer der Regierung des **Probus** angeführet wird; denen man noch den **Thomas Lydiat** *) den **Tillemont** **) und andere, beyfügen kann. Nun iſt es gewiß, daß die in den alten Schriftſtellern der Kirche ſo berühmte Jahrrechnung, die ſie ſo beſchreiben: Ex die imperii Diocletiani, ihren Anfang in dem gemeinen Jahre, den 29. Auguſt, im erſten des Thots des 314. Jahres Auguſti, und im 284. Jahre Chriſti, nimmt. **St. Ambroſius** †) läßt in ſeinem Schreiben an die Biſchöfe zu Aemilia, den 5. Tag des Monates **Pharmuthi**, des 89. diocletianiſchen Jahres, mit dem 31. März des 373. Jahres Chriſti, und den 21. des **Pharmuthi** aus dem 93. Jahre Diocletians, mit dem 16. April des 377. Jahres Chriſti, übereintreffen. Wer noch weitläuftigere Erläuterungen begehret, der wird ſie in der Einleitung finden, die vor des **Sethus Calviſius** chronologiſchem Werke ſteht ††).

Man muß alſo in Aegypten das erſte Jahr Diocletians, nicht vom eigentlichen Tage ſeiner Wahl, noch von dem darauf folgenden Monate Thot, ſondern vom erſten vorhergegangenen Thot an gezählet haben; ungeachtet Diocletian dieſen Tag noch ein Privatmann geweſen, und **Numerian** noch mehr als vierzehen Tage hernach gelebet hat.

Was

---

*) Ser. ſumm. Mag. p. 145. **) Hiſt. des Emper. T. IV. not. 1. über den Diocletian p. 594. †) Epiſt. 83. ††) Iſag. Part. III. Cap. 16.

Was des Auguſtus Jahrrechnung betrifft, ſo könnte Herr de la Baſtie mit des Dio Anſehen beweiſen: daß die Eroberung von Alexandrien erſt den 26. Auguſt des 724. Jahres Roms erfolget ſey, indem einestheils dieſer Geſchichtſchreiber *) verſichert, der römiſche Senat habe verordnet, daß die Alexandriner künftighin ihre Jahre von dem Tage an zählen ſollten, da ſich Auguſtus ihrer Stadt bemächtiget hätte, und es außerdem gewiß iſt, daß die Jahre der Alexandriner ſich erſt vom 29. römiſchen Auguſte angefangen haben. Allein der Herr de la Baſtie geſteht, daß Dio ſich auf dieſer Stelle geirret habe, denn wir ſehen aus einem alten Kalender, welcher zur Zeit des Kaiſers Claudius in einen Marmor gegraben worden, und welchen Herr Bianchini **) bekannt gemachet hat, daß Auguſt ſich bereits den erſten Auguſt der Hauptſtadt Aegyptens bemeiſtert habe: K. AVG. . . AVG. ALEXAND. RECEPIT. Nun haben aber die Alexandriner ihr Jahr niemals den erſten Auguſt angefangen. Es iſt alſo falſch, daß der Senat den Aegyptern befohlen gehabt, ihre Jahre von dem Tage der Eroberung Alexandriens an zu rechnen.

Welches iſt denn aber nun die eigentliche Zeit, von welcher die Alexandriner die neue dem Auguſtus zu Ehren eingeführte Jahrrechnung zu zählen angefangen? Nach dem Herrn de la Baſtie, iſt es ſeit dem Tode der Kleopatra, und der Verwandlung Aegyptens in eine römiſche Provinz geſchehen. Keine von dieſen beyden Begebenheiten, iſt den erſten Auguſt des 724. Jahres geſchehen: denn es verſtrichen viele Tage ſeit Auguſts Einzug in Alexandrien, bis an den Tod der Kleopatra. Es gab noch verſchiedene Unterhandlungen von Seiten derer Perſonen, die ſie bey dem Auguſtus gebrauchte, und von Seiten derer, die der Kaiſer wieder an ſie abſchickete, um

---

*) Lib. LI. p. 523. **) ad calc. Cam. et inſcr. ſepulchr. Lib. 54.

um ſie zu überreden, daß ſie ihrem Leben nicht abſagen ſollte, ja ſie ſprachen einander ſo gar ſelbſt. Man nehme ſich die Mühe, dieſe ganze Sache im **Plutarch** *) und **Dio** **) ſelbſt nachzuleſen, ſo wird man überzeuget werden, daß dasjenige, was ſie erzählen, nicht in einem einzigen Tage hat vorgehen können. So lange **Kleopatra** noch lebete, nahm ihr **Auguſtus** nicht nur den königlichen Titel nicht, ſondern machte ihr ſo gar Hoffnung, ihr auch das Königreich zu erhalten; folglich konnte denn der Anfang von **Auguſts** Regierung in Aegypten, weder auf den erſten Auguſt des 724ſten Jahres **Roms** geſetzet werden, noch auch auf die folgenden Tage: denn **Kleopatra** lebete noch, und ward für die daſige Regentinn gehalten.

Noch eins, was man bemerken muß, iſt, daß wahrſcheinlicher Weiſe, Aegypten ſich nicht eher einer neuen Jahrrechnung hat bedienen dörfen, als nach der Kundmachung des Edicts, wodurch es zu einer Provinz des römiſchen Reiches erkläret ward. Bis dahin war es noch ungewiß, ob eine gänzliche Aenderung der Herrſchaft vorgehen würde. **Auguſtus** konnte ja die Krone, den Kindern der **Kleopatra** wiedergeben, oder ſie auch einem von denen mit der Republik im Bunde ſtehenden Königen ſchenken †). Es ſcheint, daß dieſes Edict, und die Verordnungen, ſo es enthalten ſollte, nicht eher hat müſſen kund gemachet werden, als bis alle ägyptiſche Nomen, auch ſo gar die entfernteſten, den Römern unterwürfig gemacht worden. Zu allen dieſen nun iſt es gar nicht zu viel, wenn man alle diejenigen Tage dazu gebraucht hat, welche ſeit **Auguſts** Einzug in **Alexandrien**, bis auf den erſten **Thot**, des 719. nabonaſſariſchen, und des 724. Jahres **Roms** verfloſſen waren. Man würde noch viel mehr Zeit gebrauchet haben, wenn man, vor der Kundmachung dieſer Verordnungen, erſt die Genehmhaltung des Senates, wie

es

---

*) in Anton. p. 954 ſeqq. **) Lib. 51. p. 515. ſeqq.

†) Man ſehe des Dio 517. S.

es doch ſehr wahrſcheinlich iſt, erwartet hat; und in dieſem Falle, kann das Edict nicht vor dem Ende des Decembers kund gemacht worden ſeyn. Nach dieſer Kundmachung nun, hat man eigentlich angefangen, ſich der auguſtiſchen Jahrrechnung zu bedienen: und vermuthlich hat man ſie, um deren Anfang auf den erſten Tag des ägyptiſchen Jahres feſt zu ſetzen, auf einige Tage vor der Verkündigung des Edictes zurück geſetzt. Folglich findet denn der Herr de la Baſtie, von denen nach und nach in Aegypten üblich geweſenen vier Jahrrechnungen, keine einzige, die demjenigen Gebrauche zuwider liefe, welchen er in Aegypten, in Anſehung der Kaiſerjahre, als üblich anſieht: und zwo davon, ſetzen denſelben gar augenſcheinlich voraus.

Der dritte Theil der Abhandlung des Herrn de la Baſtie, wird zu Beſtreitung derer Auflöſungen angewendet, welche der Herr de la Barre vorgetragen, um die chronologiſchen Schwierigkeiten zu heben, welche ſich auf den ägyptiſchen Münzen des Galba und Probus eräugen.

Wer da ſagen will *), daß die Nachricht von des Galba Tode, da dieſer Kaiſer gleichwohl neun Monate regieret hat, gar zu ſpät nach Aegypten gekommen; ſo daß bereits das neue Geld geſchlagen geweſen, welches den erſten Tag des zweyten Jahres ſeiner Regierung ausgetheilet werden ſollte: der ſetzet, nach dem Herrn de la Baſtie, eine Sache voraus, die gar keine Wahrſcheinlichkeit hat. Denn, wen wollte man wohl überreden, daß die Nachricht von des Galba trauriger Todesart, erſt nach Verlauf zweener Monate nach Aegypten ſollte gekommen ſeyn? Solche wichtige Zeitungen werden ja allezeit mit unglaublicher Geſchwindigkeit an alle Orte gebracht, denen daran gelegen iſt, ſie zu wiſſen. Kann man denn wohl glauben, daß des Galba Nachfolger nicht geeilet haben werde, in

allen

---

*) Man ſehe den Xiphilin in Galb. und des Zonar. Annal. im 2. Th.

allen Provinzen ſeine Wahl bekannt zu machen? Sollte er verabſäumet haben, ein Schiff abſegeln zu laſſen, um dieſe Zeitung ſo viel geſchwinder nach Aegypten zu bringen, welches eine anſehnliche Provinz war, und worinnen ein Kriegsheer ſtund? In Ermangelung eines Fahrzeuges aber, welches durch widrige Winde, entweder verſinken, oder aufgehalten werden konnte; zumal in einer zur Schifffahrt ſo rauhen Witterung, als die im Jänner iſt: hat es denn eben ſo gar viel Zeit gebraucht, auch zu Lande von Rom bis an die Meerenge zu kommen, welche Aſien von Europa abſondert? und wenn man über dieſelbe geſetzet, den Weg nach Aegypten, zu Wagen oder Pferde fortzuſetzen? Man weis ja, daß Auguſtus auf allen großen Landſtraßen, von Ort zu Ort, junge fertige Leute geſtellet, und nachmals Fuhrwerke angeleget hatte; um das, was in den Provinzen vorgieng, deſto ſchneller zu erfahren: Quo celerius ſub manum annuntiari, cognoſcique poſſet, quid in provincia quaque gereretur, juvenes primo, modicis intervallis per militares vias, de hinc vehicula diſpoſuit *).

Plutarch **) erzählet, daß die Conſules, ſogleich nach des Nero Tode, dem Galba öffentliche Sclaven zugeſchickt: um ihm den zu ſeinem Vortheile gemachten Rathsſchluß zu überbringen; und daß ſie dieſen Sclaven verſiegelte Päſſe gegeben, damit die Obrigkeiten derer auf ihrer Straße liegenden Städte, wenn ſie dieſelben ſähen, gefliſſen ſeyn möchten, ihnen neue Fuhren zu Beſchleunigung ihrer Reiſe zu verſchaffen. Außerdem gab es Soldaten, die in den Provinzen vertheilet lagen, und bloß dazu beſtimmet waren, Neuigkeiten fortzutragen. Man nannte ſie Curioſos, Frumentarios, Speculatores: weswegen man des Salmaſius Anmerkungen über des Auguſtus Geſchichte nachſchlagen kann †). Dieſe giengen ſo geſchwinde, daß auch der Redner Ariſtides geglaubet hat, er könne die Eilfertigkeit, womit er eine Reiſe nach Rom gethan, nicht beſſer beſchreiben, als daß er ſagt: ſelbſt die mit Neuigkeiten ausgeſchickten Soldaten, wären ihm nicht zuvor gekommen: ὅτι γὰρ οἱ τὰς ἀγγελίας κομίζοντες τῶν στρατιώτων ἥμας γε παρῆλθον †).

---

*) Sueton. Aug. Cap. 49.

**) in Galb. p. 1056.

†) Man ſehe Not. ad H. A. Script. p. 28.

Um noch begreiflicher zu machen, daß dieſe vorgegebene Langſamkeit in Ueberbringung der Nachricht von des Galba Tode nach Aegypten, nicht nur der Wahrſcheinlichkeit, ſondern auch der Wahrheit zuwider ſey; bemerket der Freyherr de la Baſtie: daß diejenigen, die dieſe Auflöſung vorſchlagen, vorausſetzen müſſen, des Galba Tod ſey in Aegypten allererſt in den letzten Tagen des Märzmonates des 69. Jahres bekannt geworden: weil das zweyte Jahr erſt den 13. Tag des folgenden Aprils hat anfangen müſſen; man müßte denn behaupten wollen, daß man dieſes Geld für das neue Jahr eines Prinzen, lange zuvor geſchlagen, ehe daſſelbe noch angefangen; welches aber nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit hat. Otto wäre alſo erſt gegen das Ende des Märzmonates in Aegypten als Kaiſer erkannt worden; und da keine mindere Zeit wäre erfordert worden, um ihm zurück zu melden, daß die Provinz und das Kriegsheer ſich für ihn erkläret hätten: ſo würde Otto in ſeinem Leben gar nichts davon erfahren haben, weil er ſich den 16. April eben dieſes Jahres ſelbſt ermordete; wie der P. Pagi ſehr gut bewieſen hat ††). Gleichwohl ſagt Otto in derjenigen Rede, die Plutarch *) ihn an ſeine Freunde halten läßt, welche ihn von ſeinem vorhabenden Selbſtmorde nach der Niederlage ſeines Kriegsheeres abzuwenden trachteten, er ſähe wohl, daß noch nicht alles verloren ſey, daß ihm noch ein Theil der Provinzen und Kriegsvölker anhiengen, und unter den erſtern nennet er auch Aegypten, als eine von denen, deren Hülfsvölker ſchon im Anzuge wären.

---

†) Ariſt. Serm. Sac. II. Tom. I. opp. p. 304.

††) Crit. ad ann. 69 n. 6.

*) in Otton. p. 1073.

Wenn die Nachricht von dem Tode des Galba nicht eher als in zween Monaten nach Aegypten hat kommen können: ſo müßte aus eben dieſer Urſache, die Zeitung von **Ottons** Tode erſt zu Ende des **Junius** hingekommen ſeyn; weil **Otto** ſich erſt den 16. **April** ermordet hat. Gleichwohl haben wir eine große Menge Münzen, die auf den **Vitellius** in Aegypten geſchlagen worden: und wir ſind verſichert, daß **Tiberius Alexander**, Statthalter dieſer Provinz, den **Veſpaſian** ſchon ſeit dem erſten **Julius** hat ausrufen laſſen *). Nun waren einige unruhige Tage vorhergegangen, in welchen es wohl nicht wahrſcheinlich iſt, daß man Gelder mit des **Vitellius** Stämpel werde haben ſchlagen laſſen.

Hier kömmt der Herr **de la Baſtie** einer Schwierigkeit zuvor, die man ihm dagegen machen könnte: daß die Nachricht von des **Otto** Tode viel geſchwinder nach Aegypten müſſe gekommen ſeyn, als die Zeitung von des **Galba** Tode; da doch der eine in einer zum ſchiffen viel vortheilhafteren Jahreszeit geſchehen, als der andere.

Wenn aber dieſer Einwurf einige Stärke haben ſollte, ſo müßte man vorausſetzen, daß bey des **Otto** Gelangung zum Throne, die Winde denenjenigen, wodurch er ſie in Aegypten melden laſſen, viel widriger geweſen, als denen, die dieſe Nachricht nach **Syrien** und **Judäa** brachten. Ehe noch **Plutarch** **) von der Einnahme redet, die des **Vitellius** Heer an den Päſſen der Alpen gethan, ſo ſchreibt er, **Otto** hätte Abbittſchreiben vom **Mucian** erhalten, welcher in **Syrien** Befehlshaber war, wie auch vom **Veſpaſian**, dem Feldherrn des Kriegsheeres wider die Juden. Nun geſchah das länger als einen Monat vor des **Otto** Tode. Es muß daher nicht mehr, als zween Monate Zeit gebrauchet haben, die Nachricht von ſeiner Wahl in

---

*) Tacit. Hiſt. II, 9. Suet. Veſp. Cap. 6.

**) in Otton. p. 1068.

dieſe Provinzen zu bringen, und die Antwort dererjenigen zu erhalten, denen ſie gemeldet worden war. Warum ſollte nun doppelt ſo viel Zeit darauf gegangen ſeyn, ſie in Aegypten kund zu machen, welches ja nicht weiter ablag? Man wird allemal Muthmaßungen mit Muthmaßungen häufen müſſen; wenn man ſich nicht eines ungezwungenen Grundſatzes bedienen will, welcher gleichwohl allein hinlänglich iſt, alle Schwierigkeiten zu heben *). Dieſer Grundſatz, auf welchen der Herr de la Baſtie ſeine Erklärung gründet, kann auch noch dienlich ſeyn, von einem beſondern Umſtande die Urſache anzugeben, den man bey Gelegenheit der ägyptiſchen Münzen des Galba bemerket. Es giebt deren nämlich, wenigſtens eben ſo viele; und mit einer eben ſo großen Zahl verſchiedener Gegenſeiten aus ſeinem zweyten Jahre, als aus dem erſten. Die Urſache davon iſt eben ſo ſchwer anzugeben, wenn man des Herrn de la Barre Lehrgebäude annimmt; als leicht ſie zu finden iſt, wenn man die Meynung des Herrn de la Baſtie gelten läßt. Denn, da Galba zu Anfange des Aprils im 68. Jahre Chriſti **) erwählet worden, und den folgenden 15. Jänner geſtorben war: ſo findet ſichs, daß er faſt gleich viel Zeit vor, und nach dem erſten Thoth gelebet hat.

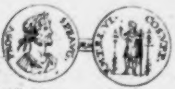
Hierauf unterſuchet der Herr de la Baſtie diejenige Erklärung, welche Herr de la Barre von denen Münzen geben wollen, auf welchen man das achte Jahr des Probus findet. Er ſagt, wenn man vorausſetzt, daß die ſechs Monate Interregnum, welche auf Aurelians Tod folgeten, und die ſechs Monate der Regierung des Tacitus, in Aegypten für des Probus erſtes Jahr gezählet worden: ſo hat man wohl nicht acht darauf gegeben, daß Tacitus vom Senate ſelbſt feyerlich erwählet worden, und daß ihn alle Kriegesheere und alle Provinzen insgemein dafür erkannt haben. Wir haben beſondere Beweiſe, daß Aegypten ihm gehuldiget hatte; da daſſelbe Münzen ſchlagen laſſen, worauf man das erſte Jahr ſeiner Regierung bezeichnet. Es giebt deren drey von mittlerm Erzte, in der Sammlung des P. Banduri ſtehen *); und da man auf deren Gegenſeite das ETOYC. A. findet, und da es auch welche vom **Probus** giebt, auf welchen man L. A. lieſt: kann man denn wohl ſagen, die Aegypter hätten auf einigen Münzen dasjenige vermenget, was doch andere Münzen beweiſen, daß ſie es ſehr wohl aus einander geſetzet haben?

---

*) Hard. Opp. ſel. p. 725. Patin Theſaur. Maurocen.

**) Pagi Diſſ. Hypat. n. 19.

Die lateiniſchen Aufſchriften und Münzen beweiſen vollends auf eine Weiſe, dawider nichts zu ſagen iſt: daß man des **Probus** Regierung nicht unverzüglich nach Aurelians Tode, ſondern von ſeiner Wahl, nach des Tacitus Tode, an, gezählet habe. In des Reineſius Sammlung ſteht a. d. 320. S. eine Aufſchrift, welche die ſechſte tribuniciſche Gewalt des **Probus**, mit ſeinem vierten Conſulate zuſammen bringt. Der Herr Abt Rothelin hat in ſeinem Cabinette eine ſilberne Münze vom **Probus**; allwo man auf der Kopfſeite PROBVS B. F. AVG. lieſt, und auf der Gegenſeite einen ſtehenden Menſchen, mit dem Kriegskleide Paludamentum genannt, angethan, in der Rechten eine Kugel,



---

*) Num. Impp. T. I, p. 427.

und in der linken eine Lanze haltend, in der Mitten zweyer Kriegeszeichen, die Schrift aber heißt: P. M. TR. P. VI. COS. V. PP.

Hier ſind nun zwey Zeugniſſe, welche beweiſen: daß die ſechſte tribuniciſche Gewalt des **Probus**, mit ſeinem vierten Conſulate zuſammen getroffen hat, welche in das 281. Jahr Chriſti fällt; und mit dem fünften, welches in das 282. Jahr Chriſti trifft. Weil **Probus** im Aprilmonate des 276. Jahres von dem Kriegsheere zum Kaiſer erwählet, und den 3. Julius eben dieſes Jahres, von dem Rathe feyerlich dafür erkannt worden; ſo folget daraus, daß ſeine ſechſte tribuniciſche Gewalt, im Monate April oder Julius, des 281. Jahres angefangen, und ſich erſt in einem dieſer zween Monate, des 282. Jahres geendiget habe; daß ſie folglich, zum Theile, mit ſeinem vierten und fünften Conſulate zuſammen getroffen. Iſt hergegen ſeine Regierung gleich nach Aurelians Tode gerechnet worden, welcher ſich im März des 275. Jahres eräugete: ſo wäre es ganz und gar unmöglich, daß ſein fünftes Conſulat mit ſeiner ſechſten tribuniciſchen Gewalt habe übereintreffen können, als die ſich mehr denn ſechs Monate vorher würde geendiget haben, bevor man ihn das fünfte mal zum Conſul gemacht *).

Jedoch die Münzen des Galba und **Probus** ſind nicht die einzigen, welche den Herrn de la Baſtie bewogen haben, diejenige Meynung zu ergreifen, die er in ſeiner Abhandlung vertheidiget. Wir haben noch andere vom Hadrian, und Claudius dem Gothiſchen: welche, wie es ſcheint, nicht anders erkläret werden können, als wenn man das Mittel ergreift, welches er in Anſehung des **Probus** und Galba ergriffen. Hadrian hat ſeine Regierung den 11. Auguſt des 117. Jahres Chriſti angefangen, und iſt den 10. Julius 138. geſtorben. Man kann die Beweiſe davon in des **P. Pagi** Diſſert. hypat. Part. 1. Cap. 4. und in ſeiner Kritik des **Baronius** nachſehen. Der Cardinal **Noris**, welcher gleich anfangs einer widrigen Meynung geweſen, hat endlich den Gründen des **P. Pagi** Raum gegeben, worinnen ihm auch **Tillemont** gefolget iſt *).

---

*) Pagi Crit. ad annum 275. nn. 2. 3.

Vier Münzen vom **Hadrian**, zwo in mittlerem Erzte, und zwo in kleinem Erzte, haben auf der Gegenſeite L. K. B. anno XXII. Wie will man nun hieraus finden, daß ein Prinz, welcher nur zwanzig Jahre, und keine volle eilf Monate regieret hat, ſein zwey und zwanzigſtes Jahr habe zählen können, wofern man nicht voraus ſetzet, daß das erſte Jahr von dem erſten **Thoth** an gezählet worden, der vor ſeiner Gelangung zum Throne hergegangen iſt? Denn weder im Anfange noch zu Ende von **Hadrians** Regierung, iſt keine ſonderbare Begebenheit vorgefallen, welche Gelegenheit hätte geben können, ſeine Jahre nach einer beſondern Art zu zählen.

Will man hier auch wieder ſagen, die Nachricht von **Hadrians** Tode ſey erſt nach Aegypten gekommen, als die Münzen auf das folgende Jahr bereits geſchlagen geweſen? und glaubet man, daß wenn ja die Aegypter ſich einmal geirret, als ſie die Münzen zu frühzeitig geſchlagen, ſie nach dieſem nicht beſſer auf ihrer Hut geweſen, um nicht abermal in eben dieſen Fehler zu fallen? Man muß auch nicht ſonder allen Beweis annehmen, daß man gemeiniglich dergleichen Münzen finde, von denen man vorausſetzet, daß ſie ſchon im Voraus auf Prinzen geſchlagen worden, die den Zeitpunct dieſer Münzen nicht einmal erlebet haben. Wenn es auch ſo wahr wäre, als ungewiß es iſt, daß man Münzen im Voraus geſchlagen, um ſie im Anfange des neuen Jahres auszutheilen: iſt es denn nicht glaublich, daß wenn man darauf den Tod des Kaiſers erfahren, ehe noch

---

*) Hiſt. des Emper. T. II. Not. XIX. in Hadr. p. 597.

der Tag der Austheilung anberaumet geweſen, man in dieſem Falle die übereilten Abdrücke wieder werde eingeſchmolzen und ſie nicht unter die Leute haben kommen laſſen?

Bey dem Lehrgebäude des Herrn de la Baſtie iſt man nicht genöthiget, ſeine Zuflucht zu einem Stämpelfehler zu nehmen *), um eine Münze in kleinem Erzte vom Kaiſer **Claudius** dem **Gothiſchen** zu erklären, auf deren Gegenſeite man lieſt L. Δ. anno quarto, ungeachtet dieſer Prinz nur zwey Jahre und etwas weniges über ſieben Monate regieret hat. **Trebellius Pollio** **) lehret uns, daß die Nachricht von des **Claudius** Erwählung den 24. März des 268ſten **Jahres Chriſti** nach **Rom** gebracht worden. Nun hat man in Aegypten ſein erſtes Jahr, vom erſten **Thoth** oder dem folgenden 29ten **Auguſt** rechnen müſſen; von dieſem Tage an, bis an den 29. **Auguſt** des 269. Jahres, war das zweyte; vom 29. **Auguſt** des 269. Jahres, bis wieder an dieſen Tag 270, das dritte; und ſo fieng man das vierte von dem 29. **Auguſt** 270. zu zählen an. **Claudius** der **Gothe**, ſtarb ungefähr erſt zween Monate hernach; denn ein Geſetz des **Codex** †), welches ſeinen Namen führet, lehret uns, daß er noch den 25. **October** 270. gelebet habe; wie bereits der **Cardinal Noris** ††) angemerket hat.

Man vergleiche, ſaget der Herr **de la Baſtie** noch zum Beſchluſſe, die Einfalt eines Grundſatzes, welcher allein hinlänglich iſt, alle Schwierigkeiten zu heben, welche die ägyptiſchen Kaiſermünzen darbiethen; mit denen mannigfaltigen Muthmaßungen, zu denen man ſeine Zuflucht nehmen muß, wenn man eine jede ins beſondere erklären will: ſo wird dieſe einzige Vergleichung hinlänglich ſeyn, zu zeigen, daß man ihn annehmen muß.

XXIII.

---

*) Bandur. Num. Impp. T. I. p. 353.

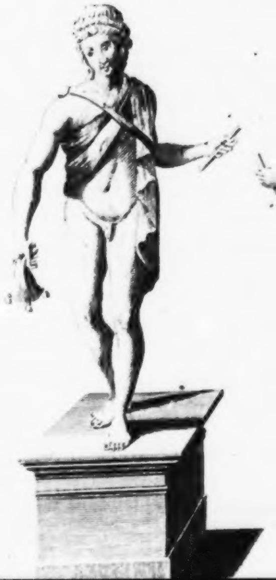
**) Treb. Poll. Claud. Cap. 4.

†) Leg. II. Cod. de diverſ. Reſcr.

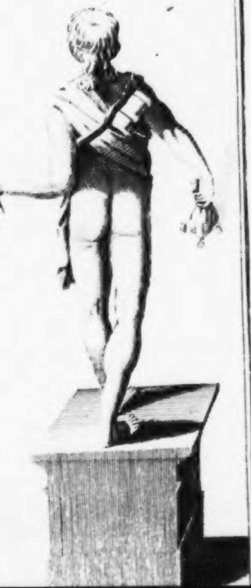
††) Parerg. de vot. decenn. Cap. 6.

VI. Th. TAB. X.

Eine alte Ab
den Gott Merku
von zweyen Seite



bildung
r vorſtellend.
n zu ſehen.



* *

XXIII.

Des Herrn Präſidenten Von Gedanken, über eine Figur des Gottes Merkur, die mit einem Köcher auf der Achſel vorgeſtellet iſt. 1737.

Im Jänner des 1737ten Jahres ſchickte der Herr Bon, Oberpräſident bey der Steuer- und Finanzkammer zu Montpellier, und Ehrenmitglied der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zum Briefwechſel, dem Herrn von Boze die Zeichnung einer ſonderbaren Figur des Gottes Merkur, welche einen Köcher auf der Achſel hat, und ſo ausſieht, wie ſie hier geſtochen iſt *). Dieſe Zeichnung begleitete er mit einer Art von Abhandlung in Geſtalt eines Briefes, deſſen Inhalt hier folget.

Auszug
eines Schreibens des Herrn Präſidenten von Bon,
an den Herrn von Boze.
den 25. Jänner 1737.

„Ich habe unlängſt die kleine metallene Bildſäule überkommen, davon ich die Ehre habe, Ihnen mein „Herr, beygehende Abzeichnung, nebſt einigen Muthmaßungen zu überſchicken, die ich gänzlich Dero und der „Akademie Ermeſſen anheim ſtelle.

„Dieſe Figur iſt vier Zolle hoch, von auserleſenem Geſchmacke: und wenn man von derjenigen Gottheit, die ſie „vorſtellet, aus ihrer jungen Geſtalt, noch mehr aber aus

---

*) Man ſehe die X. Kupfertafel.

„dem Beutel ſchließen ſoll, den ſie in der Hand hält, und „aus dem Stabe in der andern, ſo kann man daran den „Merkur nicht verkennen. Sie hat deſſen gewöhnliche „Stellung: und die Art von Mantel, oder das Gewand, „ſo ſie flüchtig bedecket, findet man ebenfalls bey den mehreſten Bildſäulen dieſes Gottes.

„Das außerordentliche Merkmaal nur, was ich hier „finde, iſt ein geſchloſſener Köcher, den das Bild auf der „rechten Achſel trägt, und welcher an einem Riemen oder „Bande hängt, welches kreuzweiſe auf der Bruſt dieſes „Gottes über das Gewand wegläuft. Dieß iſt ein neues „Zeichen in Anſehung dieſes Gottes, und welches den Mythologen Materie genug darbiethen kann, ihren Witz und „ihre Gelehrſamkeit ſehen zu laſſen: denn es ſtecken noch „dicke Finſterniſſe in der heidniſchen Theologie, ſo berühmt „ſie auch iſt.

„Der Köcher hat gar kein Verhältniß mit dem Gotte „Merkur, welcher weder ein Jäger noch Krieger geweſen. „Dieſes fremde Kennzeichen macht mich daher verwirrt: es „müßte denn dieſe Figur ein Pantheon ſeyn.

„Die Alten waren gewohnt, denen kleinen in ihren Larariis geweihten Götzen, dergleichen Kennzeichen verſchiedener Götter aus mancherley Claſſen beyzufügen: es ſey „nun, daß ſie in einer einzigen Figur den Begriff der Gegenwart vieler Götter vereinigen wollen, deren Dienſte „ſie beſonders ergeben waren; oder daß ſie durch dieſe „Verſammlung der Kennzeichen, die Koſten erſparen wollen, womit ſie viele Bildſäulen hätten anſchaffen müſſen.

„Nicht die Alterthumskenner der letzten Jahrhunderte „erſt, haben dergleichen Götzen den Namen Pantheon gegeben. Die Aufſchriften lehren uns, daß ſie denſelben „ſchon von der Zeit an geführet, als ſie in den Tempeln „oder andern den Göttern geweihten Orten geweihet wer-

„den, allwo man ſie mit dem Namen, Signa Panthea bezeichnet gefunden.

„Es gab deren keines, welches nicht den Namen irgend einer beſondern Hauptgottheit führete, welcher man die andern Göttern zuſtehenden Kennzeichen nur als Hülfszeichen beyfügete. So ſagte man Pantheum Jovis, Pantheum Fortunæ, Pantheum Auguſti, von denen, deren Hauptfigur ein **Jupiter**, eine **Glücksgöttinn**, oder Auguſtus war: und die dieſen Göttern fremde Zubehörungen werden in den Aufſchriften **Parerga** Nebendinge genannt.

„**Merkur** nun hatte unter den Göttern ſo mancherley Verrichtungen, bey den Menſchen ſtand er ſo vielerley Sachen vor, und ward unter ſo vielerley Geſtalten verehret, daß es kein Wunder war, wenn ſeine Figur in den Tempeln, auf den öffentlichen Märkten, Landſtraßen und in beſondern Häuſern, eine der mannigfaltigſten war: und woferne es ja ein Land gegeben, in welchem der Dienſt dieſes Gottes beſonders ausgebreitet geweſen, ſo war es unſtreitig **Gallien.** Dieß lehret uns **Cäſar** im ſechſten Buche ſeiner **Commentarien**, wenn er von der Religion der Gallier redet: Deum maxime Mercurium colunt: hujus ſunt plurima ſimulachra, hunc omnium inventorem Artium ferunt: hunc viarum atque itinerum ducem: hunc ad quæſtus pecuniæ mercaturasque habere vim maximam arbitrantur. Es giebt auch keine Landſchaft, darinnen man mehrere Bildſäulen vom **Merkur**, große, mittlere und kleine, in Marmor, von Landſteinen, oder Metall findet, als in Frankreich. Selbſt dieſe iſt allhier entdecket worden, und es iſt gewiß, daß es faſt keine heidniſche Gottheit gegeben, deren Bild ſo oft zur Hauptfigur des **Pantheons** gedienet hat, als **Merkurs** ſeines.

„**La Chauſſe** ſtellet in ſeinem Muſæo Romano einen dieſer **Merkure** vor, welcher durch einen Oelzweig und

„eine Keule, die er in Händen hält, **Apollons** und Her-
„kuls Kennzeichen trägt. Man findet auch einen in den
„Zeichnungen gegrabener Steine, welche Gorläus heraus-
„gegeben, der außer dieſem Oelzweige, auch noch Cupi-
„dons Fackel in Händen hat. Ein anderer im **Boiſſart**
„trägt das Horn des Ueberfluſſes der **Fortuna**: und ver-
„ſchiedene im **Spon**, haben die Merkmaale der häuslichen
„Schutzgeiſter.

„Welchem Gotte ſoll man nun den Köcher zuſchreiben,
„der auf der Achſel dieſer kleinen metallenen Figur hängt;
„als dem **pythiſchen** Gotte **Apollo**, dem Vater und Be-
„ſchützer dererjenigen, die ſich des Bogens und der Pfeile
„bedienen? Dieſe Namen hatte er ſich dadurch erworben,
„daß er dieſe Waffen bey Erlegung des **pythiſchen** Dra-
„chen gebrauchet hatte.

„Die Jugend im Geſichte dieſes **Merkurs**, und ſei-
„ne Schönheit, die mit derjenigen übereinkömmt, womit,
„wie **Kallimachus** in ſeinem Göttergeſange an den
„**Apollo** ſaget, dieſer Gott allezeit abgeſchildert worden,
„kann zum Beweiſe dieſer Aehnlichkeit dienen: außer daß eben
„der Cäſar, den ich bey Gelegenheit der Religion der Gallier
„angeführet habe, den **Apollo** in den erſten Rang derer
„Götter, doch nach dem **Merkur**, ſetzet, von denen er ſa-
„get, daß die Gallier ſie angebethet haben: Poſt hunc
„Apollinem et Martem, etc. und dieſer war ihnen ehr-
„würdiger, weil er diejenigen beſchützete, die vom Bogen-
„ſchießen ihr Werk machten, als wegen irgend einer andern
„Abſicht: wenn man nach der natürlichen Neigung ur-
„theilen ſoll, die die Gallier allezeit zum Bogenſchießen ge-
„habt haben; eine Neigung, die in verſchiedenen Städten
„in Frankreich, und ſo gar in unſern Landen gleichſam erblich
„geworden, allwo es noch ſtark im Gebrauche iſt.

„Es giebt zu **Montpellier** eine Geſellſchaft, die
„Ritter **vom edeln Spiele des Bogens** genannt.
„Der

„Der verſtorbene König that dieſer Geſellſchaft die Ehre „an, ſich ihr Oberhaupt zu nennen, und verſchiedene Pfeile „nach dem Papagey zu ſchießen. Die durchlauchten Prinzen zeichneten ſich bey ihrer Durchreiſe in das Verzeichniß dieſer Ritter ein, und kürzeten ſich ebenfalls die Zeit „mit Pfeilſchießen. Die Befreyungen dieſer Geſellſchaft „ſind von den franzöſiſchen Königen beſtätiget worden, um „den Nacheifer der Mitglieder und dererjenigen zu erhalten, welche die Preiſe davon getragen, die man darinnen „bey Gelegenheit öffentlicher Freudenbezeugungen ausſetzet, „dergleichen die Vermählungen der Könige, die Geburten „der **Dauphins**, Verkündigungen des Friedens, und andere ſolche Begebenheiten ſind.

„Allein, man könnte mir einwenden, dasjenige was „ich an dieſer Figur einen Köcher nenne, ſey gar keiner: „weil man die Hölzer der Pfeile nicht herausgucken ſieht; „wie doch bey andern Abbildungen von Köchern, die man „am **Apollo**, **Cupido** und der **Diana** ſieht, gewöhnlich „iſt. Allein, da ein dergleichen Köcher nur ein Futteral „geweſen, welcher ſich am obern Theile auf- und zugethan, „um die darinn enthaltenen Pfeile zu bewahren, und nicht „allemal offen geſtanden; wie man noch an unſern jetzigen „Köchern ſieht: ſo muß man auch dieſen für geſchloſſen „halten. Uebrigens ſtellen uns auch die halberhobenen „Arbeiten und die geſchnittenen Steine der Alten, Köcher „von ſolcher Geſtalt und in dieſem Zuſtande vor. Der „**P. Montfaucon** liefert uns einen dergleichen in einem „halb erhobenen gearbeiteten **Apollo**, welcher die dritte „Figur der funfzigſten Kupfertafel des erſten Bandes ſeines Treſor d' Antiquités, und aus des **Marquis** „**Maffei** Sammlung genommen iſt.

„Ich bin mit der ehrerbiethigſten Hochachtung, u. ſ. w.

Antwort des Herrn von Boze an den Herrn Präſidenten Bon.

den 12 Febr. 1737.

„Ich habe das Schreiben erhalten, womit Sie, mein „Herr, mich beehret haben; indem Sie mir die „Zeichnung von der kleinen metallenen Figur eines Alterthums, den Merkur vorſtellend, zugeſchickt, die Sie ſeit „kurzem überkommen, und ſehr merkwürdig iſt, Dero „Sammlung einverleibet zu werden.

„Ich habe dieſe Zeichnung der Akademie, zuſammt „denen Betrachtungen mitgetheilet, die ſie hinzu gefüget „hatten; um eine Urſache von dem fremden Kennzeichen anzugeben, welches man hier dem Merkur beygeſellet hat, „ich meyne den Köcher, den er auf dem Rücken trägt. Die „allgemeine Urſache, ſo Sie, mein Herr, davon angeben, „iſt allerdings den Regeln der geſunden Kritik gemäß: dieß „hat die Akademie mit Vergnügen erkannt, und mir aufgetragen, Ihnen zu bezeugen, wie angenehm ihr die Aufmerkſamkeit ſey, mit welcher Sie, mein Herr, den Namen und die Vorrechte Ihres Briefwechſels unterhalten.

„Die einzige Anmerkung, welche ich Ihnen mittheilen „ſoll, iſt ein Gedanken, der mir eben denſelben Augenblick „beyfiel, als ich dieſe Figur eines Merkurs mit dem Köcher auf dem Rücken erblickte. Es fiel mir daher nämlich die berühmte Begebenheit ein, welche in dem Hymno „an dieſen Gott erzählet wird, den man dem Homer zueignet, und die in des Philoſtratus Schildereyen *) „noch umſtändlicher erzählet wird: wie ſie denn auch Horaz in der 9. Ode des 1. Buchs, die dieſem Gotte zu Ehren gemachet iſt, nicht vergißt.

„Man

---

*) Lib. 1. Imag. 26.

„Man weis nämlich, daß Merkur, als er noch ganz
„jung und kaum von Mutterleibe gekommen geweſen, wie
„Philoſtratus ſaget, ſo erſtaunlich ſchlau geweſen: daß
„er zum Probeſtück unternommen, die Ochſen des Königes
„Admetus zu ſtehlen, welche der wegen des Mordes der
„Cyklopen vom Himmel vertriebene Apollo hüten mußte.
„Apollo nun habe in voller Wuth dem jungen Diebe gedrohet,
„er wolle ihn umbringen, wenn er ihm die Ochſen
„nicht wieder gäbe; welcher aber immerfort geleugnet, daß
„er ſie entführet hätte: und da alſo Apollo ſeine Pfeile
„auf ihn ſchießen wollen, ſey er mit noch größerm Erſtaunen
„gewahr worden, daß er ihm auch ſo gar ſeinen Köcher
„gemauſet; ſo daß er, ungeachtet ſeines Zornes, ſich
„nicht des Lachens enthalten können:

Te, boves olim niſi reddidiſſes
Per dolum amotas, puerum minaci
Voce dum terret, viduus PHARETRA
Riſit Apollo.

„Nun ſcheint, mein Herr, ihr Bild vom Merkur,
„mit einem Köcher auf dem Rücken, recht dazu gemacht zu
„ſeyn, dieſe Strophe im Horaz zu erklären und ihr zur
„Auslegung zu dienen; ja ich bin ſo gar überzeuget, daß
„Sie dieſelbe deswegen nicht minder hochſchätzen werden.

„Ich habe die Ehre zu ſeyn, u. ſ. w.

* * *

XXIV.

* *

XXIV.

Herrn Blanchards Anmerkungen über diejenigen Geſetze, welche zu Athen die Aufnehmungen an Kindesſtatt erlaubeten. 1737.

Die bey den Griechen und Römern eingeführte Aufnehmung an Kindesſtatt, hat zu verſchiedenen Geſetzen Anlaß gegeben. Gegenwärtige Anmerkungen des Herrn Blanchards betreffen die Geſetze der Griechen, welche Samuel Petit in ſeiner Auslegung über die attiſchen Geſetze, geſammlet hat. Dieſe vom Solon eingeführten Geſetze, waren folgende.

Wenn jemand, ſagt der Geſetzgeber, ohne Kinder, und eigner Herr ſeines Vermögens iſt, und einen Sohn an Kindesſtatt aufnimmt, ſo ſoll dieſe Aufnahme gültig ſeyn *).

Wer eine ſolche Aufnehmung an Kindesſtatt vornehmen will, muß am Leben ſeyn **).

Derjenige, welcher an Kindesſtatt aufgenommen worden, ſoll nicht eher die Freyheit haben, wieder in die Familie zurück zu kehren, aus welcher er gekommen war; als bis er derjenigen Familie, in welche er an Kindesſtatt aufgenommen worden, einen rechtmäßigen Sohn verſchaffet hat †).

---

*) Ὁτὰν τις ὢν ἄπαις, κύριος τῶν ἑαυτοῦ, ποιήσηται υἱὸν, ταῦτα κύρια εἶναι.

**) Τὸν ζῶντα ποιεῖσθαι παῖδα.

†) Τῷ ποιηθέντι οὐκ ἐξεῖναι ἐπανιέναι, ἐὰν μὴ καταλίπῃ γνήσιον.

Der an Kindesſtatt aufgenommene, ward Ἐκποίητος, in Anſehung derjenigen Familie genannt, aus welcher er getreten war; welches eben das ſagen will, als was wir unter dem Begriffe einer Emancipation, nach dem römiſchen Rechte, verſtehen: in Anſehung derjenigen Familie aber, in welche er aufgenommen worden, ward er Ποιητός, Εἰσποίητος, Θέτος, Υἱοθετὸς genannt; und die Urkunden, durch welche er zur Aufnehmung gerufen ward, hieſſen, Ποίησις, Θέσις, Εἰσποίησις, und Υἱοθέσις.

Das Alterthum dieſer Kindesannehmungs-Schriften iſt gar nicht zweifelhaft. Einige Schriftſteller haben den Urſprung derſelben in der Annehmung der zween Stämme Ephraim und Manaſſe geſuchet *).

Joſephus ſaget **), Abraham habe den Sohn ſeines Bruders Aram an Kindesſtatt aufgenommen, welcher ein Bruder ſeines Weibes Sara geweſen. Die Hebräer nahmen ſo gar Töchter auf, wie Mardochai die Eſther an Kindesſtatt aufgenommen hatte. Beroſus verſichert im V. Buche, daß die Kindesannehmung auch bey den Aſſyrern üblich geweſen: und Diodor von Sicilien ſagt im II. Buche, wenn er von Ninus dem III. Könige zu Babylon redet, eben das. Auch die Aegyptier hatten dieſen Brauch, weil Pharaons Tochter, den Moſes zum Kinde aufgenommen hatte †). Plato erlaubet ††) denen, die verſchiedene Kinder haben, deren eines zu behalten, und die andern zu Kindesannehmungen hinzugeben. Plutarch aber erzählet in Solons Leben, daß Thales von Mileſius, einer der ſieben Weiſen, den Cybiſtus, ſeiner Schweſter Sohn, an Kindesſtatt aufgenommen habe.

Eben dieſer Plutarch hat angemerket, daß Theſeus vom Aegeus an Kindesſtatt aufgenommen worden, und

---

*) Geneſ. IV. Exod. XI. **) Antiqu. 15. †) Exod. I. ††) Legg. IX.

daß dieſer auch ein aufgenommener Sohn vom **Vandis** oder **Pandion** geweſen. Selbſt der Namen Theſeus ſoll aus eben dieſer Quelle, als Θέτος, wegen ſeiner Geburt und derer Bedingungen gekommen ſeyn: welche Aegeus der Mutter auferlegt, da er wegreiſete, ſeine Reiſen fortzuſetzen; wenn nämlich der Sohn, den er von ihr hoffete, wegen ſeiner Stärke und ſeines Heldenmuthes würdig befunden würde, ſich durch die Aufnehmung an Kindesſtatt, die er ihr verſprach, ſeinem Urſprunge zu nahen.

Es iſt wohl wahr, daß in dieſen Heldenzeiten, die Kindesannehmung nicht durch Geſetze beſtimmet worden iſt, die bis auf uns gekommen wären, wie wohl nach der Zeit geſchehen; geſetzt, daß **Aegeus** nichts mehr als **Pandions** aufgenommener Sohn geweſen. Denn in der Austheilung, welche dieſer von dem attiſchen Lande unter ſeine Kinder machte, wird **Aegeus** zuerſt zu der Theilung dieſer Länder, und zu dem anſehnlichſten Theile derſelben, welcher in dem ganzen benachbarten Gebiethe von **Athen**, bis an den Tempel des **pythiſchen Apollo** beſtand, ernennet.

Die Kindesannehmung iſt daher eine rechtmäßige Handlung, wodurch ein Menſch, der keine Kinder hat, das Recht beſitzet, einen andern Menſchen aufzunehmen, der ihm im Beſitze ſeiner Güter folgen, und oftmals gar ſeinen Namen annehmen könne.

Die Kindesannehmung ahmete der Natur nach; ſie hatte aber noch große Vortheile über dieſelbe. Dieſe mußte ſich mit demjenigen begnügen, was ihr zu Theil anheim fiel, und war alſo genöthiget, in einem nothwendigen Erben, die Fehler des Körpers, die Mängel des Verſtandes, und oftmals auch die Verderbniß des Herzens zu erdulden. Ganz anders war es mit der Kindesannehmung beſchaffen; ſie ward von der Vorſichtigkeit gelenket, ſie war Herr über ihre Wahl, und entſchloß ſich nach genugſamer Kenntniß

niſs der Sache. Sie hatte nichts zu ſcheuen, als ihre eigenen Vorurtheile, und dorfte ſich über nichts beklagen, als über den Mangel ihrer Ueberlegung. Sie war ein Troſt, welchen die Geſetze denenjenigen hatten verſchaffen wollen, die, da ſie ſich niemals verheirathet hatten, keine Kinder haben konnten, welche geſchickt wären, in den Beſitz ihrer Güter zu treten; oder welche, da ſie aus rechtmäßigem Ehbette Kinder gehabt, den Schmerz empfunden, ſie zu verlieren. Denn ſo bald ſie Söhne oder Töchter hatten, ſtand es ihnen nicht mehr frey, auch ſo gar durch ein Teſtament, andere an Kindesſtatt aufzunehmen; und eben dieſe Geſetze unterſtützeten das Beſte der Großkinder, und vernichteten die Schrift der Kindesannehmung, welche der Großvater zu ihrem Nachtheile gemacht hatte *).

Wir haben geſaget, die Kindesannehmung hätte der Natur nachgeahmet, und darunter verſtanden, ſo viel als möglich. Und eben aus dieſem Sinne erlaubten die Geſetze die Kindesannehmung einem Menſchen nicht, welchem ſie, wegen irgend eines natürlichen Gebrechens, das Recht hatten, die Erlaubniſs zu verſagen, eine rechtmäßige Ehe einzugehen: weil er nicht im Stande geweſen wäre, den Bewegungsgründen zu dieſem Bündniſſe eine Genüge zu thun, und der Republik Bürger zu verſchaffen.

Ein Menſch, welcher ſich fürchtete, er möchte ſterben, ohne von einer Frauen Kinder zu hinterlaſſen, mit welcher er in ordentlicher Ehe lebete, konnte durch ſein Teſtament die Wahl eines an Kindesſtatt aufgenommenen Sohnes, doch mit der Bedingung feſtſetzen, wenn er von ſeiner Frauen keine Kinder hinterließe. Durch eine ſolche Verordnung ward **Philoktemon** vom **Chäreſtratus** aufgenommen.

---

*) Iſæus. Ἐν τῷ περὶ τῦ Ἀριςάρχυ· —λέγως ὄντι εἰν Ἀριςάρχυ φύσει τις διαθέσθαι ἐκ ἀληθῆ λέξει. γνοὺς γὰρ ὄντος αὐτῷ Δημοχάρους μιᾶς, οὔτ᾽ ἂν ἐβούλετο ταῦτα διαπρᾶξαι, ὔτ ἐξῆν ἑαυτῷ δοῦναι τὰ ἑαυτῦ ἑτέρῳ.

Nach den Ausdrücken des Geſetzes aber †), nach welchem derjenige, der jemanden aufnehmen wollte, keine Kinder haben, ein freyer Herr ſeiner Güter, und im Stande ſeyn mußte, damit zu ſchalten, wurden alle diejenigen ausgeſchloſſen, die noch unter der Aufſicht anderer Leute ſtunden, und das Recht nicht hatten, Kinder zu beſitzen, die unter ihrer Bothmäßigkeit ſtünden. Dergleichen waren diejenigen, welche man μέτοικους nannte, welche, entweder zur Straſe, oder aus andern Gründen, außer ihrem Vaterlande wohneten, und nur die Art von Wohnrecht hatten, welches ſie jährlich, die Männer für zwölf, und die Weiber für ſechs Drachmen, erlangeten: denn dieß war eine Art jährliches Kopfgeldes, ſo man zahlen mußte, bey Straſe, zum Beſten der Republik verkaufet zu werden.

Die Sklaven, die Weiber, und Kinder, ſo unter fremder Aufſicht ſtunden, hatten gar kein Recht ein Teſtament zu machen, wie Iſäus bemerket. Denn da die Kinder unter zwanzig Jahren über nichts Herr waren, ſo konnten ſie auch kein Teſtament machen, und folglich auch niemanden an Kindesſtatt annehmen; das Geſetz müßte ihnen denn den freyen Gebrauch dieſer Rechte eingeräumet haben.

Zur Gültigkeit der Acte von der Kindesannehmung gehörete, daß derjenige, der ſie verfertigte, einer vollkommenen Geſundheit genießen, und einen geſunden Verſtand haben mußte, εὖ φρονῶν. Denn das vom Libanius in dem Inhalte der Rede des Demoſthenes wider den Leochares angeführte Geſetz, giebt zu verſtehen: daß derjenige, welcher auf eine gültige Art eine Kindesannehmung vornehmen wollte, nothwendig nicht in einer ſo heftigen Krankheit liegen mußte, daß man muthmaßen könnte; er ſey nicht bey ſo freyem Verſtande, der zu einer ſo wichtigen Unternehmung gehörete, die ſeinen Erben einen ſo großen Nachtheil zufügete.

---

†) ἄπαις κύριος τῶν ἑαυτοῦ.

Ferner war es nöthig, daß derjenige, welcher an Kindesſtatt aufgenommen war, die Gewohnheit beſorgen mußte, daß die Acte von ſeiner Aufnahme, noch bey Lebzeiten deſſen, der ihn aufgenommen, in die Stadtbücher eingetragen würde; wofern er die Sache erfahren hatte: und daß er ſich von derjenigen Familie, in welche er gerufen worden, erkennen ließe; nachmals aber, ſo viel der Wohlſtand zuließ, die Stelle desjenigen einnahm, deſſen Nachfolger er ſeyn ſollte.

Gleichwohl verſichert Iſäus, in der Rede für des Apollodorus Erbſchaft, daß dieſes Geſetz nicht nach aller Schärfe ausgeübet worden: wenn man nur übrigens eine ſtarke Muthmaßung haben konnte, daß der Wille deſſen, der das Teſtament gemacht, dieſer ſey; und man dem aufgenommenen Menſchen keine Nachläßigkeit ſchuld geben konnte.

Derjenige, welcher jemanden, mit Einwilligung der Schiedsrichter ſeiner Acte, aufnahm, konnte keinen Menſchen, der über zwanzig Jahre war, zum Sohne annehmen.

Man hat es nicht allezeit gar zu genau beobachtet, daß derjenige, der eine Kindesannehmung vornahm, wenigſtens vierzehn Jahre älter hat ſeyn müſſen, als der, den er aufnahm; ungeachtet dieſe Bedingung aus der Erklärung fließt, die man von dem Geſetze giebt, damit es der Natur nachahme.

Derjenige, welcher unverehlicht gelebet, und irgend einen Bürger erwählet hatte, ihm in ſeinen Gütern zu folgen, konnte ſich nachmals nicht mehr verheirathen, wenn der an Kindesſtatt aufgenommene Menſch in den Beſitz getreten war: er müßte denn eine vorläufige Erlaubniß dazu von denen Richtern erhalten haben, die für die Beobachtung der Geſetze wacheten. Die Undankbarkeit eines aufgenommenen Sohnes, brachte ihn um alle ſeine Vorrechte;

und ſo ward nach des Tzetzes Berichte, die Kindesaufnahme des Rhetors Andocides für nichtig erkläret; welcher die Frechheit hatte, ſeinen Pflegevater Leogaras vor Gerichte zu verklagen. Nichts war übrigens billiger, als dieſe Strafe; denn wenn man gleich genöthiget iſt, die rechtmäßigen Kinder mit allen ihren Fehlern anzunehmen: ſo ſollten doch die angenommenen Kinder, da die Kindesannehmung eine freywillige Handlung iſt, dieſe Güte nur ihrem Verdienſte und ihrer Geburt zu danken haben. In der That hatten auch die Geſetze verſchiedene Bedingungen in Anſehung desjenigen feſtgeſtellet, der an Kindesſtatt aufgenommen ward. Dieſe Bedingungen waren ſtrenge, und konnten zur Decke alles deſſen dienen, welches in einer Acte verhaßt ſcheinen könnte, welche die rechtmäßigen Erben von einer Erbſchaft ausſchloß, wozu gleichſam die Natur ſelbſt ſie zu rufen ſchien.

Es war nöthig, daß derjenige, der zur Kindesannehmung ernennet ward, aus ordentlichem Ehbette gebohren ſeyn mußte *), welches nicht für ordentlich gehalten werden konnte, wenn es nicht zwiſchen einem Bürger und einer Bürgerinn, beyde von Athen geſchloſſen, und mit den gehörigen von den Geſetzen erforderten Ceremonien begleitet war, damit dieſer Sohn ſelbſt ein atheniensiſcher Bürger ſeyn konnte. Dieſe Bedingung war ſo nothwendig, daß auch Plutarch anführet, es habe Herkules, als er das Bürgerrecht begehret, zuvor vom Pylius an Kindesſtatt aufgenommen werden müſſen. Und als Caſtor und Pollux, nach dem Kriege, womit ſie die Einwohner zu Aphidnus überzogen, allwo Theſeus ihre Schweſter Helena eingeſchloſſen hatte, in dieſer Stadt das Bürgerrecht begehreten, ward ihnen ſolches erſt zugeſtanden; nachdem ſie zuvor mit allen von den Geſetzen vorgeſchriebenen Umſtänden, vom Aphidnus an Kindesſtatt

waren

---

*) Μόνους Ἀθηναίους εἶναι τοὺς ἐκ δυοῖν Ἀθηναίων γεγονότας.

waren aufgenommen worden. Die Baſtarde ſolcher Familien, die mit denen Häuſern, in welche man ſie aufnehmen wollte, keine Verwandtſchaft hatten, konnten gar keinen Anſpruch darauf machen. Die Kinder ſelbſt, welche derjenige, ſo jemanden aufnahm, aus einer Ehe mit einer Perſon gezeuget hatte, die keine Bürgerinn war, konnten dazu nicht gelaſſen werden, wenn ſie nicht, oder ihr Vater für ſie, das Bürgerrecht erhalten hatten: und dieſes wurde ihnen ſo leichtlich nicht zugeſtanden, ſo lange die öffentliche Freyheit im Stande blieb, die Strenge der Geſetze zu behaupten.

Gleichwohl geſchah es, daß **Perikles**, ein Sohn des **Xantippus**, welcher dieſem Geſetze, in der Zeit, da er noch rechtmäßige Kinder hatte, ſeine erſte Kraft wieder gegeben hatte, der erſte war, welcher ſelbiges zu brechen ſuchte. Nachdem er nämlich ſeine Kinder verloren hatte, wendete er alles ſein Anſehen an, um einem Sohne, welchen er von der berüchtigten Aſpaſia, einer Buhlerinn zu **Miletus** erzeuget, das athenienſiſche Bürgerrecht zu verſchaffen.

Harpokration führet ein Geſetz vom **Solon** an, welches, wie er ſaget, das ein und zwanzigſte dieſes Geſetzgebers ſeyn ſoll, und eines von denen iſt, ſo wir oben abgeſchrieben haben. Dieſes erlaubete einem aufgenommenen Sohne nicht aus der Familie, die ihn aufgenommen hat, wieder heraus zu treten, um in ſeine urſprüngliche wieder zu kehren; es ſey denn, daß er einen rechtmäßigen Sohn hinterlaſſe, welcher geſchickt ſey, ihm in der Familie, die er verlaſſen will, nachzufolgen. Nicht nur die Privatperſonen allein, wachten für die Beobachtung dieſes Geſetzes; ſondern auch den Archonten lag es ob, damit nicht eine Erbſchaft ungewiß bliebe, und die Obrigkeit mußte zu der Annehmungsacte mit gezogen werden.

Derjenige, welcher nun wieder herausgetreten war, ward nicht mehr, weder für den Sohn noch Erben desjenigen gehalten, der ihn aufgenommen hatte; er behielt keine einzige von den Verwandtſchaftsverbindungen, mit derjenigen Familie, in die er durch die Kindesannehmung getreten war. Daraus erhellet nun, wie **Demoſthenes** ſaget, daß der Geſetzgeber dem aufgenommenen Sohne das Recht genommen, durch eine abermalige Kindesannehmung einen andern an ſeine Stelle zu ſchieben: damit, wenn er ohne Erben ſtürbe, diejenige Erbſchaft, wozu ihn die Kindesaufnahme fähig gemacht, wieder an die Erben zurück fiele, welche ſie, ohne dieſe Aufnahme, nach den Geſetzen würden zu fodern gehabt haben. Folglich wurden, die durch das Recht der Kindesannehmung anheim gefallenen Güter, nur in gerader Linie zum Stamme, und erſtreckten ſich nicht auf die Nebenäſte. Eben dieſer Punct der Rechtsgelehrſamkeit hat zu der Rede des **Demoſthenes** wider den **Leochares** Gelegenheit gegeben: welcher eine Erbſchaft ſtreitig machte, welche durch das Abſterben eines dritten Beſitzers derer Güter ledig geworden war, die der angenommene Sohn des **Archiadas** beſeſſen hatte; weil dieſer erſte, nachdem er von **Eleuſis** war berufen, und vom **Archiadas** als Kind aufgenommen worden, und er einen zu ſeiner Nachfolge tüchtigen Sohn hinterlaſſen, ſeinen athenienſiſchen Rechten entſaget hatte, und wieder nach **Eleuſis** in ſeine Familie zurückgekehret war. Der zweyte hatte es eben ſo gemacht, und da der dritte ſonder Erben geſtorben war, ſo bewieſen die rechtmäßigen Erben des **Archiadas**, durch ihr Geſchlechtregiſter und durch Zeugen, das Recht, welches ihre Vorfahren auf des **Archiadas** Erbſchaft würden gehabt haben, wenn er nicht einen **Eleuſiner** als Kind aufgenommen hätte.

Solons Geſetze erlaubten den angenommenen Söhnen nicht, ein Teſtament zu machen, und die Güter, welche ihnen durch die Annehmung anheim gefallen waren, andern zuzuwenden. Sie ſahen ſie bloß als einen Nießbrauch an, den er wohl nutzen, aber unter dem Schutze der Geſetze, und in einem ſolchen Falle, als wir vorhin erwähnet, nicht misbrauchen durfte.

Wer des Vortheils der Kindesaufnahme genieſſen wollte, mußte in das offene Buch Φρατόρων genannt, eingezeichnet werden: und dieſe Ceremonie geſchah an einem gewiſſen Feſttage, mit großen Umſtänden. Diejenigen aus der Zunft, in welcher er eingeſchrieben war, wurden gerufen, dieſer Einzeichnung beyzuwohnen: und ſie gaben ihre Stimmen, nachdem die Bevollmächtigten ſehr ſorgfältig unterſuchet hatten, ob auch an der Formalität der Acten etwas fehle; ob der Aufzunehmende alle von den Geſetzen erforderte Eigenſchaften beſäße, und ob er allen Bedingungen derſelben ein Genügen geleiſtet hätte.

XXV.

Des Herrn von Valois Anmerkung über einige Stellen des Buches oder der Sammlung von Münzen des Grafen Mezzabarba. 1737.

Das Buch, oder vielmehr das allgemeine und mit Betrachtungen begleitete Verzeichniß aller lateiniſchen Kaiſermünzen, welches der Graf Mezzabarba herausgegeben, iſt allerdings überaus nützlich, und um zu deſſen noch mehrerer Vollkommenheit beyzutragen, hat Herr von Valois unternommen, die hauptſächlichſten Fehler anzumerken, die ihm entwiſchet ſind; einige, weil er vernachläßiget hat die Zeit anzumerken, in welcher einige Münzen, die er anführet, geſchlagen worden; andere, weil er auf das Wort gewiſſer halben Kenner des Alterthums, ſolche Münzen für gut angenommen, die man heut zu Tage für falſch erkennet, oder die doch für ſehr verdächtig bekannt ſind.

Ehe er ſich aber in dieſe Unterſuchung einläßt, machet der Herr von Valois erſt eine vorläufige Betrachtung, die in das ganze Werk einen Einfluß hat. Der Graf Mezzabarba, ſaget er, hätte ſich damit nicht begnügen ſollen, daß er die Münzen jedes Kaiſers in drey Claſſen eintheilet, ſo wie die Beſchaffenheit der Metalle es erfordert; ſondern er hätte auch noch die Größe einer jeden von dieſen Münzen ins beſondere andeuten ſollen. Im Golde z. E. hätte er die großen Schauſtücke anordnen, die verſchiedenen Größen und ſogar das Gewicht derſelben beſtimmen ſollen. Den zweyten Rang hätte er den Schaumünzen von gewöhnlicher Größe, und den dritten den kleinern Münzen geben ſollen, die man Quinarias nennet. Eben ſo hätte er es mit den ſilbernen Münzen machen, und den großen Schauſtücken den erſten Platz einräumen ſollen, nachdem er ihre Größe bemerket hätte. Die Münzen von gewöhnlicher Größe wären in die zweyte, und die Quinarii in die dritte Claſſe gekommen.

Aus eben dieſer Urſache hätte **Mezzabarba** die metallenen Münzen in fünf Claſſen theilen, und in die erſte die ganz großen, allemal mit Bemerkung ihrer Größe, ſetzen ſollen: denn die metallenen großen Schaupfennige ſind ſowohl, was die Größe als Dicke betrifft, von einander ungemein abgewichen. Die zweyte Claſſe hätte die Münzen von großem Erzte, und die dritte, die von mittlerem enthalten ſollen. Die Münzen von kleinem Erzte wären in die vierte gekommen; in der fünften und letzten Claſſe aber hätten die Münzen vom allerkleineſten Model, und die nur Arten der Quinarien ſind, Platz gefunden.

Von dieſer allgemeinen und verläufigen Anmerkung, ſchreitet Herr von **Valois** zu beſondern Anmerkungen. Die erſte handelt von zwoen Münzen des **Auguſtus**, welche als ſilbern angegeben werden, ungeachtet ſie nur von verruffenem Metalle ſind. Sie ſtellen alle beyde, auf einer Seite den Kopf des **Auguſtus** mit Stralen gekrönet, mit dieſer Schrift vor: DIVO AVGVSTO. Auf der Gegenſeite der erſten ſieht man einen viereckigten Altar, auf deſſen Mitte ein Feuer brennet, deſſen Flamme ſich ziemlich hoch erhebt. Die Gegenſeite der andern ſtellet einen Adler von vorn vor, der auf ſeinen Füſſen ſteht, und die Flügel halb geöffnet hat. Beyde dieſe Gegenſeiten haben zur Umſchrift dieſes einzige Wort CONSECRATIO.

Herr von **Valois** wünſchet gleich anfangs, daß **Mezzabarba** erinnert hätte, wie des **Auguſtus** Münzen mit dem Beyworte DIVVS, ſo ſelbſt in der Zeit ſeiner Vergötterung geſchlagen worden, in Gold und Silber ſehr ſelten, in mittlerm Erzte aber ſehr häufig ſind; daß er ferner bemerket hätte, daß gegenwärtige nur von verruſſenem Metalle ſind, und hinzugefüget hätte, daß ſie mehr als zwey hundert Jahre nach des **Auguſtus** Tode geſchlagen worden; daß man dieſe Wiederherſtellung gemeiniglich dem **Gallien** beymißt, welcher auf gleiche Weiſe die Ehre der Vergötterung ſeiner meiſten Vorgänger erneuern laſſen. Indeſſen ſetzt Herr von **Valois** deren Anzahl doch nur auf eilf, nämlich den **Auguſt**, **Veſpaſian**, den **Titus** ſeinen Sohn, den **Nerva**, **Trajan**, **Hadrian**, **Antonin**, **Marcus Aurelius**, **Commodus**, **Septimius Severus**, und **Severus Alexander**. Er zweifelt aber nicht, daß Gallien noch andere habe erneuern laſſen, und wenigſtens die Vergötterungen aller derer Kaiſer, die der Senat in die Zahl der Götter geſetzet hatte.

Für einen jeden dieſer Kaiſer hat **Gallien** zwo Münzen ſchlagen laſſen. Ihr mit Stralen gekrönter Kopf iſt auf denſelben von der Rechten zur Linken geſtochen, und die Gegenſeiten dieſer Münzen ſind allezeit, wie bey dem **Auguſtus**, die eine, ein Altar, auf welchem das heilige Feuer brennet, und die andere, ein Adler von vorn. Der einzige **Marcus Aurelius** nur, hat, ſo zu reden, vier Münzen an ſtatt zwoer; allein dieſe vier Münzen ſind nur durch die um den Kopf geſtellte Schrift unterſchieden, DIVO MARCO und DIVO M. ANTONINO. Die Gegenſeiten ſind immer dieſelben, und man lieſt auf allen CONSECRATIO: ein Wort, welches man erſt unter dem **Trajan** dazu gebraucht hat; da die Münzen ſeiner Schweſter **Marciana** die erſten ſind, auf welchen es befindlich iſt.

Von den Münzen des **Auguſtus** ſchreitet Herr von **Valois** zu **Veſpaſians** ſeinen, deren einige wirklich unmittelbar nach ſeinem Tode geſchlagen worden: die andern aber hat ebenfalls Gallien wieder hergeſtellet, ungeachtet **Mezzabarba** wieder nicht ſo aufmerkſam geweſen, ſolches anzumerken. Herr von **Valois** bemerket, daß die Gegenſeite der erſtern gar kein Verhältniß mit der Ehre der Vergötterung gehabt, wenn man diejenige ausnimmt, welche einen vierſpännigen Wagen vorſtellet, in welchem man **Veſpaſians** Figur erkennet, und die zur Umſchrift nur dieſes hat, EX SC. welches andeuten kann, daß ſein Bildniß auf dieſe Weiſe ſo prächtig, und auf ausdrücklichen Befehl des Senats in den Circus geführet worden.

Es iſt erſtaunlich, daß ein ſolcher Prinz als Titus geweſen, welchen man bey ſeinem Leben, **das Heil und die Luſt des menſchlichen Geſchlechts** genannt, nach ſeinem Tode keine einzige Münze gehabt haben ſoll, die ſeiner Vergötterung erwähnet. Dieſes Stillſchweigen der Münzen ſchreibt man gemeiniglich der Eiferſucht ſeines Bruders und Nachfolgers, **Domitians** zu. Gleichwohl ließ er ihm eine Münze in Gold, mit dem Titel DIVVS rund um den Kopf, ſchlagen. Da aber auf der Gegenſeite der Kopf ſeiner Tochter **Julia** ſteht: ſo glaubet Herr **von Valois**, daß dieſes Denkmaal nicht ſowohl für eine fromme Pflicht von Seiten **Domitians** gegen einen ehrenwerthen Bruder; als für ein unbeſonnenes Zeugniß ſeiner Liebe gegen deſſen Prinzeſſinn Tochter, angeſehen werden müſſe.

Die nach des Titus Tode in Erzt geſchlagenen Münzen, mit dem Titel, DIVVS, ſtellen ihn nur vor einem Altare ſitzend vor, wie er in der Rechten einen Oelzweig, und in der Linken eine bloße Lanze hält. Von der Zahl derer, welche **Mezzabarba** anführet, ſteht eine oben a. d. 127. S. welche Herrn von **Valois** verdächtig vorkömmt, und die wenigſtens ſehr unrichtig abgezeichnet zu ſeyn ſcheint; weil wider die Gewohnheit, der Titel AVGVSTVS, zweymal darauf ſteht.

Was die ſilbernen Münzen von des Titus Vergötterung betrifft, ſo hat Gallienus deren keine, als die bereits angemerkten, ſchlagen laſſen: und bey dieſer Gelegenheit entrüſtet ſich Herr von Valois am meiſten gegen den Mezzabarba, welcher eine von dieſen Münzen, mit der Umſchrift, DIVO TITO, an der Seite des Kopfes, dem Tyrannen Titus Quartinus, beylegt. Außer der Geſichtsbildung und dem Ausſehen des Kopfes vom Kaiſer Titus, der auf allen ſeinen Münzen ſo leicht zu kennen iſt, konnte ja Mezzabarba wohl denken: daß, wenn die gegenwärtige dem Titus Quartinus gehöret hätte, auch DIVO QVARTINO, oder wenigſtens DIVO T. QVARTINO darauf hätte ſtehen müſſen; weil Quartinus ſein Namen, und Titus nur ſein Vornamen geweſen; daß aber Titus der einzige ſey, bey welchem dieſer Vornamen die Stelle des Zunamens vertreten, den er mit ſeinem Vater Veſpaſian gemeinſchaftlich beſeſſen. Da auch außerdem, fährt Herr von Valois fort, Quartinus den Purpur nur gewaltſam an ſich geriſſen; da er zu Rom nicht dafür erkannt war, und der Rath ihm die Ehre der Vergötterung niemals zugeſprochen: ſo kann man Münzen von ſeiner Vergötterung nicht ſo leichtſinnig annehmen.

Allein Strada von Rosberg hat ſchon vor dem Mezzabarba eben dieſen Fehler gemacht. Dieſer hat ihn in Irrthum verführet, ohne daß er deswegen zu entſchuldigen ſey; zu geſchweigen, daß Strada in dieſem Stücke viel zu wenig Kenntniß beſeſſen, um ein Anſehen haben zu können. Victorin iſt vieleicht der einzige von den Tyrannen, das heißt von denen, die ſich ohne des Volks und Senats Einwilligung bis zum Kaiſerthume geſchwungen, von dem wir Vergötterungsmünzen übrig haben. Sie waren auch ein Werk desjenigen Kriegesheeres, das ihn zum Kaiſer ausgeruffen hatte, der Ehrfurcht und Verehrung, welche die Soldaten gegen ſein Andenken behielten, und von dem großen Anſehen, welches die **Victoria**, oder **Victorina**, ſeine Mutter, ſich in Gallien erworben hatte.

Gleichwohl haben wir noch von einem andern Tyrannen eine Einweihungsmünze, nämlich vom **Marinus**, welcher zur Zeit ſeines Vaters **Philippus**, von dem Kriegsheere, welches er an den Gränzen von **Sarmatien** anführete, ausgerufen ward. Herr **Seguin** hat dieſelbe in ſeinem Werke Numiſmata ſelecta ſtechen laſſen, und ſie iſt in der königlichen franzöſiſchen Münzſammlung. Man ſieht darauf, den nackten und kahlen Kopf des **Marins**, mit dieſer Umſchrift, ΘΕΩ ΜΑΡΙΝΩ. Sie ſcheint zu **Philippopolis**, einer Stadt und Pflanzſtäte in Arabien geſchlagen zu ſeyn. Allein dieſes iſt eine griechiſche Münze, und Herr **von Valois** will nur von lateiniſchen reden.

Hierauf ſchilt er den **Mezzabarba**, daß er nicht im Anfange des Artikels vom **Domitian** erinnert hat, daß **Veſpaſian** ſein Vater, und **Titus** ſein Bruder, die erſten Kaiſer geweſen, welche auf ihren Münzen den Titel CENSOR angenommen. Ferner, daß er nicht bemerket hat, daß **Domitian**, in ſeinem eilften Conſulate, den bloßen Titel CENSOR in dieſe Formel CENſoriâ POTeſtate verwandelt hat; und daß er gegen das Ende eben dieſes Conſulates, die Formel CENſoriâ POTeſtate, abermals verändert hat, um ſie weitläuftiger zu machen, und zwar in der Benennung CENSor PERPetuus, welche nicht mehr geändert ward.

Mezzabarba hat unter **Domitians** zehntes Conſulat, eine Münze dieſes Kaiſers geſetzet, welche die Formel führet CENSoriâ POTeſtate, und hat hierinn, ſagt Herr von

Valois, ſo viel mehr Unrecht gehabt, da ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, dieſe Münze gar kein Merkmaal eines Conſulates führet. Eine andere, mit eben dieſer Formel, hat er in Domitians zwölftes Conſulat geſetzet: und das iſt ein Fehler, den er aus dem Indice des Cavotorta abgeſchrieben hat, da er ihn vielmehr hätte verbeſſern ſollen. Endlich hat er nach dem Triſtan, eine Münze vom Domitian mit der Würde CENSor PERPetuus, angeführet, und ſie, wie jener gethan, in dieſes Prinzen zehntes Conſulat geſetzet. Dieß iſt abermal ein Fehler. Der erſte kam aus einer ungehörig hinzugeſetzten Zahl, in der Beſchreibung der Münze, und der andere kömmt von der Auslaſſung eben dieſer Zahl, welche der erſten fehlete.

Uebrigens glaubt man durchgängig, daß Domitian in ſeinem ſiebenzehenten Conſulate ermordet worden, und das iſt auch die Stelle, wo Mezzabarba das Verzeichniß ſeiner Münzen beſchließt; allein der Pater Chamillart, hatte noch eine in ſeinem Cabinette, welche das Zeichen des achtzehenten führet. Dieſe würde nun zwar beweiſen, daß Domitian daſſelbe angetreten und wenige Tage vor ſeinem Ende Beſitz davon genommen: an der gewöhnlichen Zeitrechnung, noch auch an den funfzehn Regierungsjahren, die man ihm beyleget, würde ſie nichts ändern. Uebrigens würde nichts verhindern zu glauben, daß dieſe Münze zum Voraus auf eine ſo nah bevorſtehende Begebenheit, als dieſe geweſen iſt, die faſt nicht fehlen zu können ſchien, geſchlagen worden.

Mezzabarba führet nach dem Patin, eine Münze von Domitians Vergötterung an: allein alle die ſie im Original geſehen, geſtehen, daß das Wort CONSECRATIO, ſo man darauf lieſt, mit dem Grabſtichel gemacht, und an die Stelle dieſer geſetzet worden iſt, COS. XIIII. LVD. SAEC. FEC. welche zuvor darauf geweſen. Ja ſelbſt das Bild zeuget wider dieſe Veränderung: denn es ſtellt ein feyerliches Opfer vor, ſo wie man es auf andern Münzen ſieht, welche Domitian zur Feyer der ſäculariſchen Spiele ſchlagen laſſen.

Von Domitians Münzen ſchreitet Herr von **Valois** zu des **Nerva** ſeinen. **Mezzabarba** hat deren zwo beſchrieben, welche die Schrift führen, CONGIAR. R. P. D. und ſich natürlicher Weiſe ſo erklären zu laſſen ſcheinen: CONGIARium Romano Populo Datum. Da man aber niemals weder auf den Münzen, noch andern Denkmälern das Wort Romanus anders als mit Vorbegleitung des Wortes Populus, wenn die Rede vom römiſchen Volke iſt, gefunden; ſo muß auch dieſe Schrift verſtümmelt oder übel abgeſchrieben ſeyn. Und ſo könnte es auch wohl mit der Schrift CONGIARium II. beſchaffen ſeyn, welche **Mezzabarba** aus dem **Patin** anführet, der ſie allerdings unter denen aus ſeinem Cabinette ſtechen laſſen: Herr **Vaillant** aber, der ſie geſehen, und ſich darauf verſteht, hat eine Verſtümmelung dabey vermuthet, und ſie in ſeinem Werke Numiſmata Præſtantiora gar nicht gebraucht.

Außer denen zwo Münzen von des Kaiſers **Nerva** Vergötterung, welche **Gallienus** wieder hergeſtellet hat, führet **Mezzabarba** noch drey in Erzte an, die, wie er vorausſetzet, gleich nach deſſen Tode geſchlagen worden. Die erſte, ſo er nach dem **Adolph Occo** abgezeichnet, iſt augenſcheinlich falſch. Er beſchreibt ſie ſo:

Auf einer Seite ſteht der Kopf des vergötterten **Nerva**, mit der Umſchrift DIVVS NERVA PERPETVVS. Auf der Gegenſeite ein Merkurſtab zwiſchen einem Lorber und einem Palmenzweige, mit der Umſchrift CLEMENTIA AVGuſti PATER PATRIAE.

Die zwo andern ſind aus demjenigen Verzeichniſſe von Münzen und Aufſchriften genommen, welches unter dem Namen von des **Golzius** Schatzkammer bekannt iſt. Dieſes hat nun an ſich ſelbſt wenig Anſehen, wenn es nicht durch das wirkliche Daſeyn derer Denkmäler verſtärket wird, die darinnen beſchrieben ſind.

Unter den Münzen vom Trajan, ja wenn man will, auch vom **Nerva**, iſt hier eine, die ſich auf beyde bezieht, und die Herr von **Valois** im **Mezzabarba** auch noch gar ſehr im Verdachte hat, weil die Schrift ſo unordentlich iſt. IMPerator CAESar TRAIANVS AVGuſtus NERVAE AVGuſti IMPeratoris Filius. Der Titel Imperator, im Verſtande vom Kaiſer genommen, ſteht wie Herr von **Valois** ſaget, allezeit zu Anfange; und Auguſtus hergegen, welcher nur mit ihm gleichgeltend iſt, allemal am Ende. Hieraus ſchließt er nun, daß wenn gegenwärtige Münze alt iſt, IMPerator CAESar TRAIANVS AVGuſtus IMPeratoris NERVAE AVGuſti Filius darauf ſtehen müſſe. Dieſes heißt der Richtigkeit und Kenntniß der Stämpelſchneider ungemein viel Ehre erweiſen, wenn man ſich gar nicht einbilden kann, daß ſie jemals einer geringen Unachtſamkeit fähig geweſen.

Herr von **Valois** iſt wohl viel beſſer gegründet, wenn er aus des **Mezzabarba** Sammlung, dieſe zwo andern Münzen vom **Nerva** verweiſt, mit deren Beſchreibung er ſeine erſten Anmerkungen über das Werk dieſes Alterthumsforſchers beſchließt.

Die erſte von dieſen Münzen, hat auf der einen Seite des **Nerva** Kopf, mit der Umſchrift IMPerator NERVA CAESar AVGuſtus; auf der Gegenſeite, einen Prachtkegel mit dieſen Worten, die eine Fortſetzung der um den Kopf ſtehenden Schrift ſind: GERManicus Pontifex Maximus TRibunitiâ Poteſtate II.

Die zweyte hat dieſe Aufſchrift auf der Kopfſeite: IMPerator NERVA CAESar AVGuſtus PONTifex MAXimus TRIBunitiâ POTeſtate II. PROCOS. und ſtellet auf der Gegenſeite ein Gebäude mit acht Säulen nebſt dieſer Umſchrift vor: PALATIVM NERVAE.

XXVI.

Des Herrn Abtes Vatry Erweis, daß der alte Iſokrates Verfaſſer der Rede an den Demonikus ſey.

1737.

Man beklaget ſich oftmals, daß die Kunſtrichter der letzten Jahrhunderte alle Materien erſchöpfet und uns nichts nach ihnen zu thun überlaſſen hätten. Wenn man ſich aber nur befleißigen wollte, ihre Verſehungen aufzuſuchen, ſo würde noch genug zu arbeiten übrig geblieben ſeyn. Wie viele Mühe haben ſie ſich zuweilen nicht gegeben, Texte zu verbeſſern, die wir anjetzt wieder in ihren erſten Stand ſetzen müſſen? Was für Spitzfündigkeit, was für Gelehrſamkeit haben ſie nicht verſchwendet, um oftmals einen Alten etwas ſagen zu laſſen, daran er niemals gedacht hat, und gerade das Gegentheil von dem, was er nach der geſunden Vernunft geſaget haben muß? Wie viel vermeynte Entdeckungen giebt es nicht, die übel ausgedacht, und mit den nichtigſten Beweiſen beſtärket ſind, die man heut zu Tage beſtreiten muß? Wenn endlich gewiſſe gelehrte Neuere zuweilen die Werke des Alterthums erkläret, und uns deren Verſtand durch ihre Ueberſetzungen, Auslegungen und Muthmaßungen erleichtert haben: ſo iſt es doch auch eben ſo gewiß, daß ſie ſie oftmals verſtümmelt und nur noch dunkler gemacht haben; daß alle ihre Gloſſen, Erklärungen, und Sammlungen, anſtatt daß ſie uns den Weg zu den Wiſſenſchaften verkürzen ſollten, uns nur oftmals vielmehr davon abführen; und daß man folglich, ſich nie zu ſehr auf das Studieren der Originale ſelbſt legen könne, die Ausleger aber allemal nur im Nothfalle, und allezeit mit Mistrauen, zu Rathe ziehen müſſe. Ein verſtändiger Mann wird allemal mehr Nutzen aus einem aufmerkſamen Durchleſen des Cicero haben, als wenn er ihn mit allen Auslegern obenhin durchläuft, die ſich um dieſen vortrefflichen Schriftſteller bemühet haben.

Der Herr Abt **Vatry** iſt von der Wahrheit und Wichtigkeit dieſes Satzes überzeuget geweſen, und hat daher unternommen, eine Meynung zu beſtreiten, welche von zween berühmten Kunſtrichtern vorgebracht und behauptet worden iſt, wie ſie denn auch viele Gelehrte angenommen.

Die Rede an den **Demonikus** iſt das berühmteſte Werk des **Iſokrates**. Es iſt oftmals einzeln gedruckt und in verſchiedene Sprachen überſetzet worden. Es iſt auch desjenigen ſehr würdig, deſſen Namen es führet, nämlich jenes berühmten Athenienſers, eines Freundes des **Sokrates** und **Plato**, welcher die größten Redner ſeines Jahrhunderts zu Schülern hatte. Gleichwohl will **Muretus** *), es ſey ein anderer **Iſokrates**, ein Zeitgenoß des **Dionyſius von Halikarnaß**, der Urheber davon. Dieſe Neuerung hat dem **Heinrich Stephan** **) gefallen, und er hat ſich beſtrebet, ſie durch alle nur erſinnliche Gründe zu behaupten. Nachmals haben **Maußac** †) und einige andere, ihre Meynung, als außer allem Zweifel, angenommen. Der Herr Abt **Vatry** ſtellet zuvörderſt die Beweiſe dar, ſo ſie angegeben, und diejenigen, ſo man ihnen entgegen ſtellen kann; und alsdann bemühet er ſich zu zeigen: es ſey viel wahrſcheinlicher, daß der alte **Iſokrates** der Verfaſſer dieſer göttlichen Rede ſey, als daß man ſie einem andern Schriftſteller zueigene, er ſey gleich wer er wolle.

1. Gründet ſich **Heinrich Stephan** auf einige Ausdrücke, die er der guten Zeit des Griechiſchen nicht gemäß hält, und deren ſich folglich der alte **Iſokrates** nicht hat bedienen

---

*) Variar. lection. im Anfange. **) in Iſocrat. Diatrib.
†) in Harpocrat.

bedienen ſollen. Allein alle dieſe Ausdrücke, laſſen ſich entweder leichtlich entſchuldigen, oder finden ſich auch in denen andern Werken, die unſtreitig dem alten Iſokrates zugehören, ſo wie auch in den andern vortrefflichen Schriftſtellern eben deſſelben Jahrhunderts: und man wundert ſich ſehr, daß Heinrich Stephan dieſes nicht gemerket hat.

Dieſe Ausdrücke ſind folgende:

1. ἀκμὴν für ὅτι.
2. διότι für ὅτι.
3. μέλλομέν σοι συμβουλεύειν ὧν χρὴ τοὺς u. ſ. w. für τίνων χρή.
4. τῆς πρὸς ἡμᾶς φιλίας, für πρὸς ἀλλήλους.
5. καλὸν μὲν ἔργον ἐπιχειροῦντα, für καλῷ μὲν ἔργῳ.
6. στέργε τὰ παρόντα, für τοῖς παροῦσι.

I. ἀκμὴν für ὅτι. Heinrich Stephan irret ſich, wenn er denkt, daß ἀκμὴν in der Rede an den Demonikus, mit ὅτι gleich bedeutend ſey; es bedeutet darinnen in ipſo fervore. Iſokrates ſaget zum Demonikus, nicht, daß er noch die Weltweisheit erlerne, welches man einem Menſchen von ſiebenzig Jahren auch ſagen könnte; ſondern er ſaget ihm, er ſey in dem gröſten Eifer ſeiner Studien, welches einem jungen Menſchen ſehr wohl zukömmt. Daß das ἀκμὴν hier ein Nebenwort iſt, das machet keine Schwierigkeit: weil dergleichen Nebenwörter nur beſondere Klagendungen ſind, welche durch darunter verſtandene Vorwörter regieret werden; und es, damit ſie der Analogie der Sprache gemäß ſeyn, genug iſt, daß die Hauptwörter, deren Endungen ſie ſind, in derſelben Bedeutung gewöhnlich ſeyn, als das Nebenwort. Nun wird das ἀκμὴ vom Iſokrates in eben dem Sinne genommen: ἀλλ' εἰδὼς μὲν τὸν λόγον τοῦτον οὐ τῆς ἐμῆς ἡλικίας δεόμενον, ἀλλ' ἀνδρὸς ἀνθοῦντος τὴν ἀκμὴν ἔχοντος *).

II.

---

*) Orat. ad Philipp.

II. διότι für ὅτι. Iſokrates iſt voller dergleichen Redensarten, hier iſt eine recht ausdrückliche: ἐπίςηϑε διὰ τῦτο προλήψομαι πόῤῥωθεν, ἵν διότι ταύτην ὑμᾶς τὴν χώραν ἀποςερεῖν ἐπιχειρῦσιν, u. ſ. w. *)

III. μέλλομέν σοι συμβουλεύειν ὧν χρὴ, u. ſ. w. für τίνων χρή. Man findet noch eine unzählbare Menge anderer ähnlicher Ausdrücke im Iſokrates: ὅτω γὰρ ἀκριβῶς εὕρισκον ἐξ ὧν ἄνθρωποι μάλις' ἂν μισηθεῖεν, u. ſ. w. **)

IV. τῆς προς ἡμᾶς Φιλίας, für πρὸς ἀλλήλους. Περὶ δὲ τῶν κοινῶν ὅσοι μὲν εὐθὺς ἐπελθόντες διδάσκουσιν, ὡς χρὴ διαλυσαμένους τὰς πρὸς ἡμᾶς αὐτοὺς ἔχθρας, u. ſ. w. †)

V. καλὸν μὲν ἔργον ἐπιχειρῦσιν, anſtatt der Gebendung καλῷ μὲν ἔργῳ. Der Herr Abt Vatry geſteht, daß er keine Beyſpiele hiervon im Iſokrates gefunden: aber es iſt, nach ihm, augenſcheinlich, daß dieſes eine Ellipſis iſt. ἐπιχειρεῖν wird eben ſo zierlich mit der unbeſtimmten Art verbunden. So heißt ἐπιχειρῦσιν τὸ ἔργον, ſo viel als, ποιεῖν τὸ ἔργον.

VI. ςέργει τὰ παρόντα, für τοῖς παρῦσι. Καὶ δικαίως μὲν γενομένυς ἐπαινῦσθαι, καὶ ςέργειν ταύτην τὴν τιμὴν ††)

Er verwirft ferner das Φιλοπροςήγορος und Φιλοπροσηγορία. In der That finden ſich dieſe Worte im Iſokrates nicht: allein ſie ſind der Aehnlichkeit der Sprache ſo gemäß, und man findet ſo viel andere ähnliche, daß es ohne Schwierigkeit glaublich iſt, es könne ſie ein Schriftſteller des guten Jahrhunderts gebrauchet haben.

Was dieſen andern Ausdruck betrifft, τὰ τῶν τρόπων ἤθη, ſo iſt es wahr, daß er nicht ſehr natürlich ausſieht, und ohne Beyſpiel iſt; es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß in

---

*) Archidam. gegen das Ende. **) Orat. de Pace.
†) Panegyr. p. 43. Edit. Pariſ. in folio. ††) Areopagit.

in dem Texte nur τὰ τῶν τρόπων geſtanden, und irgend jemand, um dieſe Worte zu erklären, an den Rand ἤθη geſchrieben habe, welches nachmals in den Text übergegangen iſt: dergleichen Verſehen ſind den Abſchreibern was gewöhnliches.

2. Meynet **Heinrich Stephan** *), er ſähe in dieſer Rede verſchiedene kindiſche Regeln, die einem ſo ernſthaften Manne als **Iſokrates** geweſen, ſehr unanſtändig wären. **Muretus** ſelbſt hat ganz anders gedacht, wenn er ſaget, indem er von dieſem Werke redet **): Elegans in primis, et cum ſaluberrimis referta præceptis, tum omnibus condita dicendi feſtivitatibus Oratio, quæ Paræneſis ad Demonicum inſcribitur. Wenn **Heinrich Stephan** uns hätte ſagen wollen, welches eigentlich dieſe Grundſätze ſind, die ihm weder erhaben noch wichtig genug vorkommen; ſo würde man zuſehen, wie man dieſelben rechtfertigen könnte. Da er ſie aber nur überhaupt ſo nennet, ſo kann ihm der Herr Abt **Vatry** auch nur überhaupt antworten, man müſſe erwägen, an wen **Iſokrates** dieſe ſeine Rede richte. Es iſt ein junger Menſch; er mußte daher ſeine Vorſchriften nach deſſen Jahren einrichten, und es ſcheint dennoch nicht, daß er nur eine einzige gegeben habe, die nicht vernünftig und ſehr nützlich ſeyn ſollte.

Eben ſo antwortet er auf dasjenige, was **Heinrich Stephan** ferner ſaget, daß es viele Stellen in eben dieſer Rede gäbe, die ſich weder zu den Sitten, noch zu dem Jahrhunderte des **Iſokrates** zu ſchicken ſcheinen. Er hätte dieſe Stellen anführen ſollen, und **Heinrich Stephan** hätte ſolches leicht thun können: denn des **Iſokrates** Apologiſt beruft ſich auf alle diejenigen, die deſſen Werke mit einiger Aufmerkſamkeit geleſen haben.

---

*) In Iſocr. Diatrib. 1. **) Variar. Lect. Cap. 1.

Viertens führet man eine Stelle aus dem Harpokration *) an, welcher, da er die Rede an den Demonikus anziehet, dieſelbe dem apolloniſchen Jſokrates beylegt. Jn der That hat es noch einen andern Jſokrates gegeben, als den Athenienſer. Dieſer neue Jſokrates war von Apollonien in Pontus. Suidas redet von ihm, und ſaget, er ſey ein Schüler des großen Jſokrates geweſen. allein dieſe Stelle im Harpokration iſt dem Heinrich Stephan nicht vortheilhaft: denn, wenn es wahr wäre, daß die Rede an den Demonikus von dem apolloniſchen Jſokrates wäre, ſo wären alle Muthmaßungen, die Heinrich Stephan gemacht hat, zu Grunde gerichtet. Dieſer neue Jſokrates lebte mit dem alten zu gleicher Zeit; man müßte alſo in ſeinem Werke eben dieſelben Sitten und die Sprache desjenigen Jahrhunderts wieder finden, darinn der alte Jſokrates geſchrieben. Es berufen ſich auch weder Heinrich Stephan, noch Muretus auf Harpokrations Zeugniß; ſie meynen denjenigen Jſokrates gefunden zu haben, welchen ſie in einer gewiſſen Stelle des Dionyſius von Halikarnaß **) ſuchen, in welcher dieſer Redner, wenn er ſeinem Sohne Echekrates die Rede an den Demonikus anführet, ſich ſo ausdrücket: ſo wie Jſokrates, dein Freund und der meine, ſaget: Ἰσοκράτης μὲν ὁ σὸς ἑταῖρος καὶ ἐμὸς, u. ſ. w.

Hier iſt alſo ein dritter Jſokrates, welcher etwa derjenige Schriftſteller ſeyn wird, den wir ſuchen. Es iſt aber erſtaunlich, daß niemand jemals dieſes Jſokrates erwähnet hat, und daß ſelbſt Dionyſius von Halikarnaß, nur hier im Vorbeygehen, und auch nur auf dieſer einzigen Stelle, von ihm redet. Dieſer Jſokrates war ſein Freund, und muß ein vortrefflicher Schriftſteller geweſen ſeyn; er hat ſo viel von dem alten Jſokrates und von allen andern Rednern, die er gekannt hat, geredet, und führet ſeinen Freund

---

*) Harpocrat. in ἀναντὸς ὅρκος. **) Lib. de Arte Rhetoric.

Freund nur an, um einen ziemlich bekannten Grundſatz von ihm vorzutragen: von ſeiner Schreibart aber und von ſeinen übrigen Eigenſchaften, ſaget er nichts. Wenigſtens hätte er doch bemerken ſollen, daß er ſich beſtrebet habe, den alten Iſokrates nachzuahmen, und daß ihm ſolches auch ziemlich gut gelungen ſey. Wäre es denn nicht wahrſcheinlicher, daß Muretus und Heinrich Stephan nach ihm, einen figürlichen Ausdruck, in gar zu buchſtäblichem Verſtande genommen? Man weis, mit wie vieler Hochachtung, ja mit wie vieler Bewunderung ſo gar, Dionyſius von Halikarnaß allemal vom Iſokrates redet; und unfehlbar hat Echekrates eben ſo von ihm gedacht. Wenn nun Dionyſius das Vergnügen ausdrücken wollen, ſo ſie an dieſem vortrefflichen Redner hatten: ſo wird er ihn ihren getreuen Gefährten genannt haben, ὁ σὸς ἑταῖρος καὶ ἐμός. Dieß iſt eine Redensart, davon man verſchiedene Beyſpiele in den Alten finden kann. Philon. apud Euſeb. XI. 15. Præp. Evangel. wird der Prophet Zacharias εἷς τῶν Μωϋσέως ἑταίρων genannt *). Cicero 2. 16. ad Attic. nennet den Theophraſt ſeinen Freund, und den Dicäarch, Ariſtotels Schüler, des Atticus Freund. Ut quoniam tanta controverſia eſt Dicæarcho *familiari* tuo, cum Theophraſto *amico* meo.

Um dieſe Muthmaßung umzuſtoßen, müßte man aus andern Zeugniſſen beweiſen: daß es wirklich gegen das Jahrhundert des Auguſtus, einen großen Weltweiſen und großen Redner Iſokrates gegeben; allein hiervon findet man nirgends die mindeſte Spur. Alſo kann denn dieſe Stelle aus dem Dionyſius von Halikarnaß, weit gefehlet, daß ſie dem alten Iſokrates die Rede an den Demonikus rauben ſollte, vielmehr ein neuer Bewegungsgrund ſeyn, zu verſichern, daß er der Urheber davon ſey; zumal da wir vier ausdrückliche Zeugniſſe für ihn haben.

---

*) Bibl. Fabr. Vol. I.

Iſidor von Peluſium, Photius, Tzetzes und Hermogenes, ſchreiben dem Iſokrates von Athen, die Rede an den Demonikus zu *). Hermogenes muß bey dieſer Gelegenheit ein großes Gewicht haben: denn er lebete unter dem Marcus Antoninus, und folglich in einem Jahrhunderte, darinn er von dieſer Sache ein ſicheres Licht haben konnte. Außerdem war er ein Rhetor und hatte des Iſokrates Schriften ſchon ſo gut inne, daß er deſſen wahre Werke gekannt haben wird. In dem 25. Capitel ſeiner Methode nun, darinnen er von der Art ſich ſelbſt zu loben handelt, redet er ſo von ihm: Iſokrates giebt davon, in der erſten Rede ſeiner Ermahnungen ein ſchönes Beyſpiel, wenn er ſeinen Eingang aus ſeinem eigenen Lobe zieht, indem er mit gleichgeltenden Worten ſaget: weil ich der einzige bin, o Demonikus, welcher durch die ämſige Beobachtung ſeiner Pflichten, der Freund deines Vaters, auch nach deſſen Tode geblieben; und mit Güte und Liebe gegen dich erfüllet iſt. Τούτων παράδειγμα ἐν τῷ πρώτῳ λόγῳ Παραινέσεων τὸ πρῶτον προοίμιον ἑαυτοῦ ἔπαινον παρασκευάσει θέλει γὰρ εἰπεῖν, ὅτι ἐγὼ ἀνὴρ σπουδαιότατος καὶ μόνος φίλος ἀγαθὸς ἀποθανόντος τοῦ Πατρὸς, ὦ Δημόνικε, σοι σύνειμι, etc.

Was ferner des Muretus Meynung umſtoßen könnte, iſt dieß, daß Cicero in ſeinen Büchern von der menſchlichen Pflicht, verſchiedene Lehren aus der Rede an den Demonikus abgeſchrieben zu haben ſcheint. Was aber den Harpokration betrifft, ſo darf ſein Anſehen niemand anſtößig ſeyn. Das Beywort des Apolloniers, welches dem Verfaſſer der Rede an den Demonikus gegeben wird, würde ein ſehr nichtiger Grund ſeyn, einen zu einer Partey zu bewegen: weil eben derſelbe Harpokration **), wenn er dieſe Rede auf einer andern Stelle anführet, ſie dem atheninenſiſchen Iſokrates beyleget.

Heinrich

---

*) Iſid. Prolaſ. Lib. IV. Epiſt. 162. ad Ophelin. Gram. Phot. Biblioth. p. 327. Edit. Rothomag. **) in παράκλησις.

Heinrich Stephan will uns zwar überreden, daß das Wort der Apollonier, in der zweyten Stelle entweder aus Harpokrations eigener, oder eines Abſchreibers Nachläßigkeit ausgelaſſen worden: allein, würde man nicht eben ſo viel Grund haben zu ſagen, eben ein dergleichen Verſehen ſey Schuld daran, daß es an dem Orte ſteht, wo er ihn angeführet hat; zumal, da Harpokrations Hauptzweck in ſeinem Wörterbuche, dieſer iſt, die zehn Redner zu erklären, davon der athenienſiſche Iſokrates einer der vornehmſten war; dahingegen in ſelbigem nirgend die Rede von Iſokrates dem Apollonier iſt? Suidas, welcher ein wenig nach dem Harpokration gekommen, aus eben den Quellen geſchöpfet, und den Harpokration ſelbſt ziemlich oft abgeſchrieben hat, redet zwar wirklich von dieſem apolloniſchen Iſokrates, und eignet ihm fünf Reden zu, deren Titel er auch anführet; keine von allen aber kann die Rede an den Demonikus ſeyn: wobey man bemerken muß, daß Philoſtratus *) dem athenienſiſchen Iſokrates eine von denen Reden beyleget, die Suidas dem apolloniſchen zuſchreibt; dieſes iſt die Leichenrede des Mauſolus, Königes von Karien.

Jedoch, wir wollen alle Zeugniſſe beyſeite ſetzen, und auf die Rede ſelbſt kommen. Hier wollen wir ſehen, ob denn nichts darinnen ſey, das deren wahren Verfaſſer beſtimme?

Es würde ſehr ſchwer ſeyn, daß ein Schriftſteller aus Auguſts Zeiten, ſich nicht an irgend einer Stelle zu erkennen geben ſollte. Außer der Schreibart, die gewiß nicht mehr dieſelbe war, als ſie zu Alexanders Zeiten geweſen, iſt ja der Unterſchied in Sitten und Begriffen, ungemein groß. Ein neuerer Schriftſteller unterläßt nicht, Anſpielungen auf ſeine Vorgänger zu machen; ſich ihrer Einſichten zu bedienen; ja ſie ſo gar abzuſchreiben; Beyſpiele und Zeugniſſe anzuführen; und kurz, man erkennet ihn an

---

*) in Iſocratem.

an irgend einer Sache. Nun iſt in der Rede an den **Demonikus** nichts, woraus man eine vor dem **Iſokrates** hergegangene Zeit muthmaßen könnte. Man findet darinnen, ſowohl die Reinigkeit der Sprache, als die Einfalt der Begriffe, welche jenen erſten Zeiten eigen waren. Wenn der Verfaſſer Beyſpiele vorträgt, ſo ſind es des **Herkules** und **Theſeus** ihre; wenn er Zeugniſſe anführet, ſo ſind es der Dichter und Sophiſten ihre überhaupt.

So ſehr man auch nachgeſuchet, ſo hat man von dem **Demonikus**, an welchen die Rede gerichtet iſt, nichts ausfündig machen können. Es hat wohl zu **Athen** einen Archonten **Demonikus** gegeben, und **Demoſthenes** redet in ſeiner Rede wegen der Krone von ihm; allein die Zeiten ſtimmen nicht überein. **Tzetzes** ſaget, daß dieſer **Demonikus** ein Sohn des **Evagoras** und Bruder des **Nikokles** geweſen: allein die Rede ſelbſt widerſpricht ihm; denn ſie nennet ihn einen Sohn des **Hipponikus**. Es ſcheint, daß dieſer **Demonikus** in einem monarchiſchen Staate gelebet haben müſſe; mehr weis man von ihm nicht.

Was den Verfaſſer betrifft, ſo ſaget er, ſeine Handthierung ſey, junge Leute zur Weisheit zu führen. Nun wiſſen wir, ſowohl aus den andern Schriften des **Iſokrates** ſelbſt, als auch aus allen, die von ihm reden: daß er ſein ganzes Leben mit dem Unterrichte junger Leute zugebracht, und ſie nicht nur in der Beredſamkeit, ſondern auch noch in der Tugend, unterwieſen habe. Folglich iſt denn nichts in dieſer ganzen Rede, was uns verhindern könnte, den großen **Iſokrates** für deren Urheber zu halten. Noch mehr, ſaget der Herr Abt **Vatry**: alle Anſcheinungen bringen uns darauf; man findet darinnen ſeinen ganzen Geiſt, ſeine Lehrart, und ſeine Schreibart. **Sokrates** bemerkete, wie **Plato** im **Phädrus** ſaget, an dem **Iſokrates**, da er noch jung war, ein Geſchick zur Weltweisheit, nach welchem er von dieſem Schüler die größten

Dinge hoffete. Dieſe Weltweisheit nun, muß man in allen ſeinen Werken bewundern; dieſe machet ſein größtes Verdienſt aus, und ſetzet ihn ſo weit über alle andere Redner weg, die vor und nach ihm gelebet haben. Ungeachtet er ſeine Schreibart ſehr ausgearbeitet hat, ſo giebt er ſich doch viel mehr Mühe um die Sachen, als um die Worte; er folget ſeiner Materie, und entfernet ſich niemals davon. Er hält allezeit feſt an der richtigen Vernunft, und man kann ihm weder einen falſchen Gedanken, noch einen ſchlechten Schluß Schuld geben. Dieſe richtige Vernunft und Weltweisheit nun, iſt in der Rede an den **Demonikus**, von einem Ende bis ans andere zu bemerken, und mit derjenigen würdigen Anſtändigkeit begleitet, die ihm niemals fehlet, und worinnen ſein Hauptcharacter beſteht.

Man findet nicht nur in den zwo Reden an den **Nikokles** verſchiedene Lehrſätze aus der Rede an den **Demonikus**; ſondern man könnte auch noch verſichern: daß in dieſem letzten Werke faſt nichts ſey, das ſich nicht in des **Iſokrates** Werken befände, was ſowohl die Lehrart ſelbſt, als die Ausdrücke betrifft.

Man vergleiche z. E. die Lehre, welche **Iſokrates** dem **Demonikus** von der Religion giebt: Τίμα τὸ δαιμόνιον ἀεὶ μὲν, μάλιστα δὲ μετὰ τῆς πόλεως· οὕτω γὰρ δόξεις ἅμα τε τοῖς θεοῖς θύειν καὶ τοῖς νόμοις ἐμμένειν, mit allen andern Stellen, wo **Iſokrates** von den Göttern handelt; ſo wird man leicht ſehen, daß es einerley Schriftſteller iſt, der da redet.

Wir haben noch zwo andere moraliſche Reden vom **Iſokrates**. Sie ſind in eben der Ordnung eingerichtet, und haben eben die Forme, als die Rede an den **Demonikus**. Erſtlich iſt ein Eingang, hernach folgen die Lehren in Geſtalt von Grundſätzen, und dann ſchließt er mit einer Schlußrede.

Heinrich Stephan hat die Aehnlichkeit dieſer drey Reden wohl gemerket, und eingeſehen, wie viel Anſehen eine der andern gäbe. Um ſich nun aus dieſer Verwirrung zu wickeln, ſo hält er die zwo Reden an den **Nikokles** im Verdachte, daß ſie ebenfalls nicht vom **Iſokrates** wären; und weil **Iſokrates** ſelbſt ihrer in der Leichenrede auf den **Evagoras** gedenket, ſo kömmt ihm dieſes Lob eben ſo verdächtig vor. Allein auf dieſe Weiſe hätte ihm auch noch die Rede bey Gelegenheit des Tauſches, περὶ Ἀντιδόσεως, verdächtig vorkommen müſſen; die doch ſo gar gewiß vom **Iſokrates** iſt, und worinnen dieſer Redner, den Anfang einer von den Reden an den **Nikokles** anführet. Wie hat doch ein ſolches Verſehen immermehr dem **Heinrich Stephan** entwiſchen können?

Niemand hat jemals ſeine Werke ſo ausgearbeitet, als **Iſokrates**. Daher rühret diejenige Richtigkeit und Deutlichkeit, die ihm ſo eigen ſind; daher kömmt es auch, daß er ſich ſelbſt ziemlich oft wiederholet, wenn er einmal einen guten Einfall hat, deſſen Ausdruck ihm glücklich gerathen iſt: dieſen brauchet er oftmals, und faſt wieder mit denſelben Worten.

Iſokrates iſt es, der die Harmonie einer Rede erfunden, oder doch wenigſtens zur Vollkommenheit gebracht hat. Allein **Dionyſius von Halikarnaß**, ſein eifrigſter Verehrer, tadelt ihn mit Rechte, daß er um die wohlklingenden Schwünge gar zu eifrig und gar zu einträchtig bemühet geweſen; er meynet, er habe die Gegenſätze gar zu oft gebraucht, und die Glieder ſeiner Perioden ſähen einander gar zu gleich.

Dieſe Fehler nun ſind in der Rede an den **Demonikus** faſt gar nicht zu ſpüren, weil ſie größtentheils nur aus einzelnen Grundregeln beſteht. Gleichwohl ſieht man doch, daß die Gegenſätze dem Verfaſſer nicht misfallen haben: und der im **Iſokrates** ſo ſehr gerühmte Wohlklang, findet ſich theils in der Vorrede, theils im Eingange, und iſt denen in den andern Reden, ſo gemäß, daß man ſich darinn nicht irren kann. Er ſchlägt allezeit ein wenig ins Heroiſche, auch dann, wann ſeine Materie eine mehrere Einfalt zu erfodern ſcheint.

Dionyſius von Halikarnaß machet ihm auch dieſen Vorwurf, und zwar mit gutem Grunde. Man leſe nur die Vorrede zu der Rede an den **Demonikus**, ſo wird man darinnen den ernſthaften Weltweiſen nicht verkennen, der ſeine Lehren mit einer Meiſtermine ertheilet. Kurz, man findet überall in dieſer Rede, eben dieſelben Begriffe, eben dieſelben moraliſchen Abſichten, eben dieſelbe Richtigkeit und Deutlichkeit, dieſelbe Art des Ausdruckes, die Harmonie, und die Zierlichkeit, die man in den andern Werken bewundern muß, welche unſtreitig vom **Iſokrates** ſind. Iſt es denn möglich, ihm eine Rede abzuſprechen, die ihm aus ſo vielerley Grunde zugehöret?

Der Herr Abt **Vatry** endiget ſeine Abhandlung mit der Beobachtung, daß die Rede an den **Demonikus**, in allen gedruckten Ausgaben, und in allen Handſchriften, beſtändig den Namen des **Iſokrates** führet. Man müßte daher ſehr ſtarke Gründe haben, wenn man ſie ihm nehmen wollte. **Muretus** und **Heinrich Stephan** geben ſehr ſchwache Urſachen an; ſie können auch in dieſer Schrift nichts anzeigen, welches eine ſpätere Zeit bewieſe, als des athenienſiſchen **Iſokrates** ſeine. Dieſe Rede wird ferner in allen Schriftſtellern, als von ihm angeführet, und was endlich den Ausſpruch thun muß, iſt dieſes: daß dieſe Rede dem Sinne und Charactere des **Iſokrates** vollkommen gemäß iſt, und man allenthalben darinnen ſeine Schreibart und ſeine Sitten erkennet.

* * *

XXVII.

XXVII.

Des Herrn Abtes Geinoz Beobachtungen, über die alten Münzen.

1736. und 1737.

Wenn die unſtudierten Leute die einzigen wären, welche ſich keinen richtigen Begriff von der Münzwiſſenſchaft machen, ſo würde es faſt unnützlich ſeyn, die Misbräuche anzuzeigen, die ſich in das Studium dieſer Wiſſenſchaft eingeſchlichen haben: indem man alsdann ſich vergeblich bemühen würde, denſelben abzuhelfen. Allein der Herr Abt Geinoz glaubet, daß die mehreſten dieſer Misbräuche, ſolche Schriftſteller zu Urhebern, oder doch zu Beſchützern gehabt haben, deren Gelehrſamkeit ausgemacht iſt.

Auf das Wort dieſer berühmten Schriftſteller führet man noch alle Tage Münzen an, die vieleicht niemals in der Welt geweſen ſind. Ihr Zeugniß eben verhindert einen, gewiſſe Münzen von einer andern Art zu verwerfen, die, ungeachtet ihres Alterthumes, dennoch in der Geſchichte nichts beweiſen können. Auf ihr Anſehen gründen ſich alle die hirnſpinſtigen Auslegungen, wodurch die ehrwürdigſten Denkmäler abgeſetzet werden würden; indem ſie zum Spiele der Einbildungskraft eines jeden Privatmenſchen gemacht würden. Dieſen Schriftſtellern endlich muß man hauptſächlich ſo viele Irrthümer und Fehler von allerley Art Schuld geben, in welche die Liebhaber der Münzen täglich gerathen; inſonderheit diejenigen, welche ohne deren eigentlichen Werth zu kennen, dieſelben nur bloß ſammlen: entweder weil ſie ein natürliches Belieben am Einſcharren haben, oder weil ſie begierig ſind, ſich eine Art von Namen in der gelehrten Welt zu machen. Dieſe mancherley Misbräuche, die man ſowohl zu erkennen geben, als ihnen vorzubeugen ſuchen muß, haben dem Herrn Abte Geinoz die Materie zu denen Anmerkungen dargebothen, die er der Akademie im 1736ten und 1737ten Jahre vorgeleſen hat.

Es iſt einem jeden bekannt, ſaget der Herr Abt Geinoz, daß man in der weitläuftigen Sammlung, die Golzius der Welt mitgetheilet hat, eine große Menge von Münzen findet, die heut zu Tage in keinem einzigen bekannten Cabinette mehr vorhanden ſind. Hat ſich nun Golzius dieſe Münzen erſonnen? Soll man ihm ſchuld geben, daß er mit Gefahr ſeiner Ehre, der ganzen Welt was weiß machen wollen? und dieſes durch einen ſo groben Betrug, und den man ſo leicht entdecken kann? Oder iſt Golzius ſelbſt, und ohne es zu wiſſen, von andern hintergangen worden, die er zur Unzeit ſeines Vertrauens würdig gehalten? Sollte man ihn wohl ſo ſehr um die Fichte geführet haben, daß man ihm bloß erdichtete Zeichnungen, für alte Münzen geſchickt hätte?

Wie iſt es wieder an der andern Seite möglich, daß die mehreſten von des Golzius Münzen, zugleich verſchwunden ſind? Geſetzt aber auch, die Erde hätte dieſe Schätze von neuem verſchlucket: warum ſieht man denn ſo wenige Münzen, die des Golzius ſeinen gleichen? Wird man wohl glauben, daß ſeine Sammlung nur hauptſächlich aus dieſen beſondern und koſtbaren Stücken beſtanden, die in der Welt nur einzeln zu haben ſind?

Der Herr Abt Geinoz bekennet, daß ſeine Einſicht nicht zureiche, eine ſo verwirrte Sache aus einander zu ſetzen: und es falle ihm ſchwer zu glauben, daß auch die erfahrenſten Alterthumskundigen, einen Ausſpruch wagen würden, ob der berühmte Golzius ſchuldig oder unſchuldig ſey?

Noch ein Misbrauch, welcher angemerket zu werden verdienet, iſt derjenige, welcher aus der Nachläßigkeit derer Schriftſteller entſteht, die dergleichen Sammlungen von Münzen haben drucken laſſen. Die Fehler, die der erſte gemacht hat, werden ſehr ſelten von dem andern verbeſſert; man ſieht ſo gar, daß es oftmals nicht möglich iſt, indem die Münzcabinette gar oft andere Beſitzer bekommen. Daher kömmt es nun, daß die Fehler ſich verewigen: denn jeder Alterthumsforſcher ſchreibt mit gewiſſenhafter Genauigkeit diejenigen Schriftſteller ab, ſo vor ihm geweſen ſind; ja ſo gar die Druckfehler werden zuweilen heilig, indem ſie aus einem Buche in das andere übergehen. So iſt es gekommen, daß, da **Vaillant** einen großen Schaupfennig vom **Valerian** mit dieſer Schrift auf der Gegenſeite drucken läßt, CONCORDIAE SAECVLORVM, wir anjetzt dieſen Schaupfennig in einer berühmten Sammlung finden. Es iſt wahr, daß man ſie daſelbſt nach dem **Vaillant** anführet: wenn man aber das Verzeichniß der Druckfehler bey dem Werke dieſes Alterthumskundigen nachgeſchlagen hätte, ſo würde man geſehen haben, daß man anſtatt SAECVLORVM, leſen müſſe AVGVSTORVM.

Von den untergeſchobenen und unrichtig geſchriebenen Münzen, ſchreitet der Herr Abt Geinoz zu denen Arten von Münzen, von welchen er geſaget hat: daß ſie in der Geſchichte gar keinen Glauben verdienen, ob ſie gleich für alt bekannt ſind. Hierunter nun verſteht er hauptſächlich diejenigen, die man untergeſchobene nennet, das heißt die falſche Münze des Alterthums: er glaubet auch, er könne in eben dieſe Claſſe diejenigen ſetzen, welche zwar ſehr gültig geweſen, aber deren Schrift durch Nachläßigkeit der Münzmeiſter, gleichſam lauter Räthſel ſind; indem darinnen einige Buchſtaben hinzugeſetzt, ausgelaſſen, oder auch verſetzet worden.

Nichts iſt gemeiner als dergleichen Stücke, wenn man ein wenig mit dem Alterthume bekannt wird: und nichts iſt ſeltener, als ein Alterthumskundiger, welcher der Eitelkeit widerſtehen kann, eine einzelne Münze zu beſitzen, und aus einer ſolchen auch nicht mehr machet, als ſie verdienet.

Es wird niemanden ſchwer fallen, zu glauben, daß die falſchen Münzen in allen Ländern und zu allen Zeiten, einer der hauptſächlichſten Gegenſtände der Aufmerkſamkeit geſitteter Regierungen geweſen. Daher iſt denn dasjenige, was wir falſche Münze nennen, allezeit ein Werk der Finſterniß geweſen. Diejenigen, die die Gewinnſucht zu einem ſo gefährlichen Handwerke verlocket, haben gemeiniglich ihr Kunſtſtück an dunkeln und abgelegenen Orten getrieben: und ſind vielmehr Leute von ſchlechtem Stande und elender Erziehung geweſen, die um eines geringen ſchändlichen Nutzens willen, ihr Leben ſo in die Schanze geſchlagen; als unterrichtete Leute, die fähig geweſen wären, richtig und ordentlich zu arbeiten. Wir ſehen auch wenige von dieſen untergeſchobenen Münzen, auf denen man nicht die gröbſten Schnitzer gewahr wird: es ſey nun in der Zeit, wenn etwa daſſelbe Conſulat, dieſelbe tribuniciſche Gewalt, auf den zwo Seiten der Münze wiederholet werden; oder man findet auch wohl einen wirklichen Unterſcheid, und zuweilen von einigen Jahren; oder es ſey auch in denen Begebenheiten, welche nur einem Prinzen zukommen, welcher vor oder nach demjenigen gelebet hat, deſſen Kopf auf der andern Seite der Münze ſteht.

Dieſe Fehler nun müſſen alle den Verfertigern der falſchen Münze zugeſchrieben werden. Die Unruhe, die von jeder Handlung unzertrennlich iſt, welche das Leben in beſtändige Gefahr ſetzet, ſtimmet nicht wohl mit der Aufmerkſamkeit überein, womit ein Werk ausgebeſſert werden muß. Sie ſchlugen alſo ihre falſche Münze, nach dem das blinde Glück die Stämpel zuſammen paarete, die eben dieß blinde Glück in ihre Hände gebracht hatte. Zu dem Kopfe eines Kaiſers, nahmen ſie die erſte beſte Gegenſeite, die ſie ergriffen; und fürchteten nicht, daß dieſe ſeltſame Vermiſchung den Lauf ihrer Münze hindern könnten: indem ſie von ſich auf die andern ſchloſſen, und ihre Unwiſſenheit ihnen nicht erlaubete, ihre eigenen Fehler einzuſehen.

Von mehr als drey hundert Beyſpielen von Fehlern, die der Herr Abt **Geinoz** auf ſolchen falſchen Münzen bemerket hat, die in dem Cabinette des Abtes **Rothelin** ſind, begnüget er ſich nur einige der wichtigſten anzubringen. Er hat darunter mit Erſtaunen, im **Trajan**, ſein ſechſtes Conſulat auf einer ſilbernen Münze bemerket gefunden, die auf der Kopfſeite nur das fünfte führete. Im **Hadrian** iſt FORTVNAE REDVCI, das Reduci, mit einem AE geſchrieben. Im **Marcus Aurelius**, ſteht auf der einen Seite die vier und zwanzigſte tribuniciſche Gewalt, da doch die andere nur die achtzehente andeutet. Bald ſtehen die Conſulate und die tribuniciſche Gewalt, auf der Gegenſeite einer Kaiſerinn. Hier ſtehen Bilder und Schriften, die bloß Prinzeßinnen zukommen, auf der Gegenſeite eines Kaiſerkopfes. Im **Gordian**, kömmt eine von denen Gegenſeiten vor, welche **Philippus** auf die ſäculariſchen Spiele ſchlagen ließ, die unter ſeiner Regierung gefeyert wurden. Zuweilen kömmt ein Kaiſerkopf mit der Gegenſeite einer conſulariſchen Münze zuſammen. Kurz, es giebt Beyſpiele ohne Zahl, von allem, was nur in dieſer Art, die Nachläßigkeit, Uebereilung und Unwiſſenheit, hat verurſachen können.

Hieraus nun ſchließt der Herr Abt **Geinoz**, daß wer ſolchen Münzen Glauben beymeſſen und einen Vortheil daraus ziehen wollte, um gewiſſe Aufgaben in der Geſchichte aufzulöſen, der würde die Welt durch nichtige und falſche Abhandlungen aufhalten und hintergehen. Es iſt wahr, daß alle diejenigen, die uns bisher Verzeichniſſe von Münzen geliefert, ſich nicht die Mühe genommen haben, dieſe falſche Münzen von den wahren zu unterſcheiden; allein dieß iſt auch ein gegründeter Vorwurf, den wir ihnen mit Rechte machen können. Wer untergeſchobene Münzen mit rechtmäßigen vermenget, der menget falſche Zeugniſſe unter die wahren, der vermiſchet die Fabel mit der Geſchichte.

Allein, wird man ſagen, warum ſind denn die falſchen Münzen faſt allezeit ſelten, und gar oft nur einzeln? Der Herr Abt Geinoz antwortet: deswegen, weil das falſche Geld niemals ſo häufig geweſen iſt, als das gültige. Ferner auch daher, weil ſie vom Roſte und andern Zufällen eher haben können vernichtet werden; als die auf Eiſen und Kupfer mehr Wirkung thun, als auf Gold oder Silber. Endlich auch, weil es ziemlich ſelten iſt, daß derſelbe Fehler von ſolchen Arbeitern oft wiederholet werden könne, deren einziger Anführer der ungefähre Zufall iſt. Er ſetzet hinzu: ich ſage dieß nicht, als ob diejenigen Münzen, ſo auf Befehl des Prinzen, vor den Augen der Obrigkeit geſchlagen worden, allezeit von allen Fehlern frey wären; es giebt deren, wo die Schrift nicht richtig iſt; bald ſind einige Buchſtaben ausgelaſſen, bald ſind welche zu viel. In einigen ſind die Buchſtaben verſetzet, und noch andere, darinnen der Stämpelſchneider, an ſtatt der wirklichen Buchſtaben etwas hingeſetzet hat, das gar nichts heißt, oder deſſen Verſtand ſich mit dem Bilde gar nicht reimet.

Auf einigen iſt der Kopf deſſelben Prinzen, auf beyden Seiten erhaben gegraben, und oftmals mit Umſchriften, die eine verſchiedene Zeit haben. Auf einigen andern, die wir incuſas nennen, ſteht derſelbe Kopf auf einer Seite erhaben, und auf der andern vertiefet. Zuweilen iſt die Gegenſeite eines Kaiſers, zu dem Kopfe einer Kaiſerinn, oder die für eine Kaiſerinn verfertigte Gegenſeite, mit dem Kopfe eines Kaiſers zuſammen gepaaret. Endlich giebt es noch gewiſſe Münzen, die mehr als einmal geſchlagen worden, und hier finden wir oftmals ein ungeheures Miſchmaſch zuſammengeſetzter Wörter aus zweyerley Umſchriften: ja zuweilen ſind die Buchſtaben darauf in einer ſo richtigen Verhältniß geordnet, daß man Mühe hat, es für ein bloſſes Werk des ungefähren Zufalles zu halten.

So lieſt man in dem Cabinette des Herrn Abtes **Rothelin**, auf einer Münze vom **Otto**, PAX ORBIS RARVM, anſtatt PAX ORBIS TERRARVM. Auf einer Münze vom **Macrin**, ſteht MCRINVS, anſtatt MACRINVS. Auf einer andern vom **Gallienus**, ſteht GERMACVS, anſtatt GERMANICVS. Auf einer Münze vom **Julian** dem abtrünnigen, VLIANVS, anſtatt JVLIANVS. In folgenden Beyſpielen wird man überflüßige Buchſtaben finden.

Auf einer Münze vom **Auguſtus**, . . . III. VIR. R. P. C. Auf einer Münze der **Saluſtia Barbia Orbiana**, CONCORDIA A. AVGG. Endlich auf einer Münze von kleinem Erzte vom jungen **Conſtantin** CONSTANTINVS. I. JVN. COS. II.

Verſetzte, und was noch mehr iſt, hinzugeſetzte Buchſtaben ſind zu ſehen, in dieſer ſilbernen, die auf den **Valens** geſchlagen zu ſeyn ſcheint, D. N. AVLENAVS. P. AVG. und in dieſer andern ebenfalls ſilbernen, vom **Peſcennius**, FR. FR. FRVG. Das Bild, welches die Göttinn **Ceres** vorſtellet, die in der Rechten Kornähren hält, und ſich mit der Linken auf eine Fackel lehnet, giebt Anlaß zu glauben, daß die Abſicht des Münzmeiſters geweſen, dieſe Schrift CERERI FRVGIFERAE, ins Kurze zu bringen; eine Umſchrift, die in den Münzen der damaligen Zeit ziemlich gewöhnlich iſt. Man kann auch noch auf den Münzen eben dieſes **Peſcennius** das FORTVNAE REDVCI, mit dem Bilde der Glückſeligkeit anführen, wo ein ſtehendes Weibsbild zu ſehen iſt, welches in der Rechten den **Merkurſtab**, und in der Linken ein Horn des Ueberfluſſes mit den Worten hat: SALVTI AVG. mit dem Bilde der Billigkeit, die in einer Hand eine Wageſchaale, und in der andern ein Fruchthorn hält.

Aber hier iſt noch was viel ſeltſamers. Es iſt eine ſilberne Münze von der **Etruſcilla**, auf welcher die Verwirrung zwoer Aufſchriften, dieſe barbariſche Schrift ausgehecket hat PVDI ROVIDE AVG. Die älteſte von dieſen zwo Aufſchriften; PROVIDENTIA AVG. oder PROVID. DEORVM, war für den **Heliogabalus**, mit dem gewöhnlichen Bilde geſchlagen worden, ſo man nicht mehr erkennen kann. Die zweyte, PVDICITIA AVG. eine bey der **Etruſcilla** ſehr gewöhnliche Aufſchrift, ward auf eben dieſe Münze mit dem nicht dunkeln und ſehr ſcheinbaren Bildniſſe einer ſtehenden Schamhaftigkeit, gedruckt. Die Buchſtaben ſind allerdings unter einander ſo gleich, von einander ſo richtig abgeſondert, und in eine ſo vollkommene Linie geſtellet, daß es ſchwer fallen würde, die wahre Urſache dieſes Verſehens zu entdecken; wenn nicht die Kopfſeite dieſer Münze das ganze Geheimniß verriethe. Denn obgleich der Kopf der **Etruſcilla**, allein und deutlich darauf vorgeſtellet iſt, und obgleich die Umſchrift dieſer Prinzeßinn noch ganz darauf zu leſen iſt: ſo ſieht man doch deutlich dieſe zwey Worte, IMP. ANT. ſo von der alten Aufſchrift ſtehen geblieben ſind.

Auf der Gegenſeite des **Antoninus Pius** in Silber, erkennet man das Wort AVGVSTA, welche Gegenſeite für ſeine Gemahlinn beſtimmet geweſen, auf einer Münze von großem Erzte, in dem Cabinette des Herrn **von Surbek**. Man lieſt, JVNO REGINA, auf der Gegenſeite des **Didius Julianus**, und dieſe bey dieſem Kaiſer unbekannte Gegenſeite, iſt die einzige, die uns die Münzen mit dem Kopfe der **Manlia Scantilla**, des **Didius Julianus** Gemahlinn, vorſtellen. So iſt noch in andern Münzen von großem Erzte, die Gegenſeite PRIMI DECENNALES COS. III. vom Marcus Aurelius auf die Fauſtina, und dieſe VENVS, und VENERI GENITRICI, von der Fauſtina, auf den Marcus Aurelius gekommen.

Der Herr Abt Geinoz beſchließt ſeine Anmerkungen über diejenigen Münzen, welche, ob ſie gleich wirklich aus dem Alterthume herſtammen, dennoch keinen hiſtoriſchen Glauben verdienen, mit der Beſchreibung einer quinariſchen: die auf einer Seite den Kopf des Auguſtus, und auf der andern des Marcus Antonius ſeinen vorſtellet. Dieſes quinariſche Stück iſt um ſo viel merkwürdiger, da es auf ein Stück Silber, oder auf einen Kuchen gepräget iſt, damit wir uns eines Ausdruckes bedienen, der heute zu Tage bey unſerm Münzweſen üblich iſt, und das Gewicht wie die Größe eines Denars hat. Auf dieſem Quinar nun, ſieht man zween Schnitzer in der Schrift. Der erſte beſteht nur in der Art zu punctiren, und iſt auf der Seite, die den Marcus Aurelius vorſtellet. Man lieſt daſelbſt: M. ANTON. IMP. III. VI. R. R, P. C. AVG. Der Buchſtab R, der dritte im Worte VIR, iſt von den zween andern, durch einen ſehr ſichtbaren Punct abgeſondert: gleichwohl macht er einen Theil deſſelben Wortes aus, wie unendlich viel andere Münzen eben dieſes Marcus Antonius bezeugen. Der zwente Fehler ſteckt in der Schrift, die man um den Kopf des Auguſtus lieſt: CAESAR. IMP. PONT. III. VIR. R. C. Es iſt augenſcheinlich, daß hier R. P. C. ſtehen ſollte, welches man gemeiniglich durch Reipublicæ conſtituendæ, erkläret. Gleichwohl wenn dieſe Münze, mit dieſer Unvollkommenheit geblieben wäre, würden ſich unfehlbar Alterthumsforſcher gefunden haben, denen es an Gründen nicht gefehlet hätte, uns zu beweiſen: dieſe Auslaſſung wäre mit großem Fleiße geſchehen. Allein auf aller Fall hat der Stämpelſchneider die Schwierigkeit gehoben, indem er nach vollendeter Arbeit ein P. in den Zwiſchenraum gemacht hat: wie auch wir zu thun gewohnt ſind, wenn wir im Schreiben einen ausgelaſſenen Buchſtaben nachholen wollen. Dieſes P. nun iſt kleiner als die übrigen Buchſtaben der Umſchrift, es ſteht auch höher, indem es zwiſchen dem R. und C. die einander berühren, keinen Platz finden können.

Hierauf handelt der Herr Abt Geinoz von der Erklärung der Münzen, als einer Sache, die mit dem vorigen natürlich zuſammen hängt. Denn wenn die Münzen nicht richtig ſind, oder wenn ſie, trotz ihrer Richtigkeit, unrecht geleſen werden: ſo kommen nothwendig ſeltſame Erklärungen heraus, die allenthalben Irrthum und Verwirrung machen. Es gehöret daher zur Erklärung der Münzen, viel Vernunft, Enthaltung und Erfahrung.

In den Marmorn und Aufſchriften des Alterthumes iſt alles voller Abkürzungen. Bey den Umſchriften der Münzen hat man ſich deren noch mit mehrerm Grunde bedienen müſſen, welche oftmals auf einem kleinen Raume, eine große Menge Sachen ausdrücken. Die Neugierigen haben nicht lange Zeit gebraucht, den wahren Sinn der gewöhnlichſten Worte dieſer Umſchriften zu entdecken, davon ſie, ſo zu reden, ein Alphabeth gemacht haben.

Gleichwohl muß man nicht glauben, daß die Alterthumsforſcher, ſo vor uns gelebet haben, in allen ihren Muthmaßungen gleich glücklich geweſen ſind. Einige z. E. haben geglaubet, ſie müßten allezeit auf gewiſſen Münzen vom Domitian, CENSOR PERPETVVS leſen, weil CENS. P. darauf ſteht. Gleichwohl führen andere Münzen von dieſem Kaiſer, die entweder damals noch nicht bekannt geweſen, oder die man nicht zu Rathe gezogen, mit eben dieſem Bilde und eben demſelben Jahre der tribuniciſchen Gewalt, dieſe Worte der länge nach, CENSORIA

SORIA POTESTATE, die eine natürliche Erklärung der Abkürzung CENS. P. wenigſtens in einer großen Menge von Domitians Münzen ſind.

So hat man auch geſehen, daß einige Alterthumsforſcher dieſe beym Gallien gemeine Gegenſeite GERMANICVS MAXV. durch die Worte GERMANICVS MAXVMVS erkläret haben. Allein das V. was nach dem MAX. ſteht, iſt hier eine Zahl, und zeiget an, daß der Titel Germanicus, dem Gallien zum fünften male beygeleget worden. Dieß ſcheinen zwo andere Silbermünzen zu beweiſen, deren eine, ſo wie dieſe erſte, zum Bilde der Gegenſeite ein Siegsgerüſt, mit dieſer ganzen Aufſchrift hat: GERMANICVS MAXIMVS; die andere aber hat zur Umſchrift um Galliens Kopf: IMP. GALLIENVS P. AVG. GERM. III. und auf der Gegenſeite: VICTORIA GERMANICA, eine Victorie auf einer Weltkugel mit zween Sclaven zu ihren Füßen. In der That zeiget uns die erſte dieſer zwo Münzen, daß man zu Galliens Zeiten, Maximus und nicht Maxumus geſagt; die zweyte aber, daß dieſer Prinz gefliſſen geweſen, die Zahl ſeiner Siege über die Deutſchen auf die Münzen prägen zu laſſen; woraus ſich denn ungezwungen ſchließen läßt, daß man durch GERMANICVS MAX. V. nichts anders, als GERMANICVS MAXIMVS QVINTVM, verſtehen müſſe; ſo wie man GERMANICVS TERTIVM, auf oben angeführter Münze leſen muß.

Außer den Titeln eines Prinzen, welchem zu Ehren diejenige Münze geſchlagen worden, die man erklären will, und von welchen Titeln die Abkürzungen bekannt, und von allen Gelehrten auf einerley Weiſe erkläret worden ſind, finden ſich oftmals Buchſtaben, ja ganze Wörter, entweder im Felde, oder im Abſchnitte, oder in der Umſchrift der Münzen, die, da ſie keinen vollkommenen Sinn haben, oder ſich mit dem vorhergehenden und nachfolgenden nicht leicht reimen laſſen, einen zwingen, daß man zu willkührlichen Erklärungen ſchreiten muß. Alsdann iſt man ſo zu reden gezwungen, zu errathen: und derjenige erräth gemeiniglich am beſten, der der Wahrſcheinlichkeit am nächſten kömmt, und am wenigſten ins Wunderbare ſchlägt.

Auf einer conſulariſchen Münze der juliſchen Familie, ſieht man auf der Gegenſeite ein Hackbeil, welches zur Seite eines Siegsgerüſtes liegt, an deſſen Fuße man CAESAR lieſt: und an der Seite des Kopfes, welcher nach dem **Vaillant**, der Kopf der Gottesfurcht mit einer Eichenkrone umgeben iſt, ſtehen dieſe drey Buchſtaben I. IT. die ſich durch dieſe Worte ſollen erklären laſſen: IMPERATOR ITERVM. Zu dieſer Auslegung wird man durch eine andere Münze eben dieſer Familie genöthiget, die ebenfalls ein Siegsgerüſt, aber mit andern Zierrathen vorſtellet, und dieſe Worte hat: C. CAESAR C. F. An der Kopfſeite, welches der **Venus** ihrer iſt, lieſt man IMP. ITER. welches ganz klar IMPERATOR ITERVM, heißt.

Der Buchſtab I. kann auch noch auf einer Münze vom Aemilian eben dieſe Bedeutung haben, auf deren Gegenſeite man P. M. TR. P. I. P. P. lieſt: denn dieſe Schrift muß heiſſen: PONTIFEX MAXIMVS TRIBVNITIA POTESTATE IMPERATOR, PATER PATRIAE, oder auch TRIBVNITIA POTESTATE, PRIMVM PATER PATRIAE. Es iſt aber nie gebräuchlich geweſen, die Zeit der erſten tribuniciſchen Gewalt auf den Münzen anzugeben; man zeiget ſie nicht anders, als mit dieſen Worten an: TRIBVNITIA POTESTATE. Es iſt daher ſehr wahrſcheinlich, daß das I in dieſer Schrift, ein Anfangsbuchſtab ſey, und IMPERATOR bedeute.

Eine gewiſſe Münze in dem Cabinette des Abtes Rothelin, ließe ſich unmöglich erklären, wenn man nicht zu den Anfangsbuchſtaben ſeine Zuflucht nähme. Sie iſt in kleinem Erzte, und vom **Probus**. Auf der Seite des mit Lorbern bekrönten Kopfes, lieſt man: BONO IMP. C. M. AVR. PROBVS AVG. und auf der Gegenſeite: SOLI INVICTO, allwo die Sonne ihren vierſpännigen Wagen führet. Die ganze Schwierigkeit beſteht hier in dem Worte BONO, welches zu Anfange der Schrift auf der Kopfſeite ſteht. Wenn man an ſtatt BONO, BONVS läſe; oder wenn an ſtatt PROBVS, PROBO ſtünde: ſo würde man, ungeachtet der Neuigkeit dieſer Aufſchrift, deren Sinn dennoch leicht errathen können. Dieſes iſt nun nach dem Herrn Abte Geinoz, einer von denen Fällen, wo man zu den Anfangsbuchſtaben ſeine Zuflucht nehmen muß.

Es würde zwar gar zu verwägen ſeyn, wenn man ſich unterfangen wollte, die wahre Bedeutung der gegenwärtigen feſt zu ſetzen. Gleichwohl glaubet er, es müſſe ihm erlaubet ſeyn, ſeine Muthmaßungen bey einer Gelegenheit zu wagen, da nur von Muthmaßungen die Rede iſt. Er ſieht alſo dieſe vier Buchſtaben BONO, als die Anfangsbuchſtaben der Wörter BONO ORBIS NATVS OPTIMVS an, die ſich ſehr wohl zu dem Uebrigen der Münze ſchicken: IMPERATOR CAESAR MARCVS AVRELIVS PROBVS AVGVSTVS. Dieſe Erklärung, die er nur unterdeſſen vorſchlägt, bis man eine andere ausfündig gemacht haben wird, die mehrere Genüge leiſte, entfernet ſich von der Schreibart in Münzen nicht; indem wir bey mehr denn einem Kaiſer, Münzen mit der Schrift, BONO REIPVBLICAE NATVS finden; und ſie widerſpricht auch der Geſchichte nicht, die uns den Kaiſer **Probus** als einen Herrn vorſtellet, welcher aller Lobſprüche würdig geweſen iſt; die ein Prinz nur verdienen kann, der ſeine größte Ehre in der Glückſeligkeit ſeiner Unterthanen ſuchet.

Sind dieſe zween Gründe nicht überzeugend, wie ſie denn der Herr Abt Geinoz auch nicht dafür ausgiebt: ſo denket er wenigſtens vor dem Vorwurfe ſicher zu ſeyn, daß er nicht der Wahrſcheinlichkeit nachgegangen; und daß er ſich mehr Vergnügen gemacht, ſeine eigenen Gedanken auf die Münzen zu ſetzen, als den Sinn derer Vorſteher des Münzweſens, die dieſelben ſchlagen laſſen. Denn es iſt nur gar zu wahr, oder wenigſtens gar zu augenſcheinlich, fährt er fort, daß die Abſicht gewiſſer Schriftſteller, die übrigens wegen ihrer weitläuftigen Gelehrſamkeit ſehr zu loben ſind, nirgend anders hingegangen. Um ein Beyſpiel hiervon zu geben, erwählet er eine ſilberne Münze vom **Alexander Severus**, die zur Zeit ſeiner Kindesannehmung geſchlagen worden, oder doch kurze Zeit darauf, als er nur noch Cäſar geweſen. Man ſieht darauf, auf einer Seite den bloſſen Kopf eines jungen Menſchen, und dieſe Schrift herum: M. AVR. ALEXANDER CAES. Marcus Aurelius Alexander Cæſar. Auf der andern ſteht ein mit einem langen Rocke bekleidetes Weib, den ſie von hinten mit der linken Hand aufhebt, indem ſie in der Rechten eine Blume hält: kurz es iſt das Bild der Hoffnung, aber mit dieſer ſonderbaren Aufſchrift: INDVLGENTIA AVG. Indulgentia Auguſti.

Die Seltenheit dieſer Aufſchrift, beſteht nur darinnen, daß ſie mit dem Bilde der Hoffnung beyſammen ſteht; denn man findet unter den mehreſten Kaiſern, Münzen mit der Aufſchrift: INDVLGENTIA AVGVSTI. Alsdann aber ſtellet die Münze gemeiniglich ein ſitzendes Weibsbild vor, die in der Rechten eine ziemlich kurze Lanze, ſchief geſtellet hält.

Eben die Vereinigung dieſer Umſchrift mit erwähntem Bilde nun, hat einen unſerer berühmteſten Alterthumskundigen *) veranlaſſet zu denken, daß die Buchſtaben der Um-

---

*) Den P. Harduin.

Umſchrift, faſt lauter Anfangsbuchſtaben wären. Dieſem Einfalle und vielen andern zu folge, die ihn bey ſeinen Unterſuchungen niemals verließen, hat er unter den zwey Worten: INDVLGENTIA AVG. dieſen langen Satz zu entdecken vermeynet: Inſtituti Narbonenſium Decreto Votivi Ludi GENTi Juliæ Aureliæ AVGuſtæ.

Es iſt um ſo viel ſonderbarer, daß man zu einer ſo ſeltſamen Erklärung ſeine Zuflucht genommen, da dieſe Münze vom **Alexander Severus**, ihre Erklärung ſelbſt bey ſich führet; ſo daß man ſie nur aufmerkſam betrachten darf, um an ihrer Bedeutung nicht zu zweifeln. Sie ward zur Zeit geſchlagen, als **Alexander Severus** an Kindesſtatt war aufgenommen worden, und hat allem Anſehen nach, dazu dienen ſollen, dieſe große Begebenheit auf die Nachwelt zu bringen. Da man nun zu verſtehen geben wollen, daß dieſe Kindesannehmung, eine Frucht der bloßen Gnade des Kaiſers **Heliogabalus**, gegen den jungen **Alexander**, als ſeinen Oheim, wäre: ſo hat uns dieſes Denkmaal einestheils die hiſtoriſche Begebenheit, und anderntheils den Bewegungsgrund aufbehalten, welcher den Kaiſer zu einer ſo großmüthigen Handlung getrieben hat. Dieſe Münze muß daher folgendergeſtalt geleſen werden: M. AVR. ALEXANDER CAES. INDVLGENTIA AVGVSTI. **Marcus Aurelius Alexander, der durch die Gnade oder Großmuth des Kaiſers Cäſar geworden iſt.**

Dieſe zwey Bilder ſtimmen nicht minder mit einander überein, als die zwo Aufſchriften: indem es wahr war, daß der neue **Cäſar** durch die Kindesannehmung, die Hoffnung desjenigen Volkes ward, deſſen Glückſeligkeit er dereinſt befördern ſollte. Wenn man nur einigermaßen in Münzen bewandert iſt, ſo weis man, daß mehrentheils die Schrift der Gegenſeite, nur eine Folge derjenigen iſt, die um den Kopf herum ſteht. Man weis auch, daß zwiſchen beyden Stämpeln eine vollkommene Uebereinſtimmung ſeyn muß. Was will man alſo wider eine ſo klare als deutliche Erklärung einwenden? Wird man ſich daran ſtoßen, daß das Wort INDVLGENTIA, in der Nehmendung ſteht? So müßte man ſich auch gegen eine unzählbare Menge von Münzen auflehnen, auf welchen das erſte Wort der Schrift von der Gegenſeite, in einer unrechten Endung ſteht.

Man könnte einige anführen, die mit allen Arten der Endungen anfangen, und ſo gar verſchiedene, die offenbar in der Nehmendung ſtehen. Allein, außer daß dieſe Schwierigkeit nicht die Mühe lohnet, daß man ſich dabey aufhalte: ſo findet auch der Herr Abt Geinoz in den Münzen ſelbſt eine unleugbare Beſtätigung derjenigen Erklärung, die er der Umſchrift INDVLGENTIA AVG. auf dieſer Münze vom **Alexander Severus** gegeben. Er findet dieſe Beſtätigung auf einer andern Münze dieſes Prinzen, welche ein Stück in der prächtigen Münzenſammlung von mittlerm Erzte, im königlichen franzöſiſchen Cabinette iſt. Die Aufſchrift beyder Seiten, iſt in beyden Münzen durchaus dieſelbe: an der Stelle des Bildes der Hoffnung aber, ſieht man auf der Gegenſeite der gegenwärtigen, den jungen Prinzen ſtehend, in Kriegestracht, in der Rechten einen Zepter, und in der linken einen Spieß haltend, nebſt zweyen kriegeriſchen Zeichen hinter ihm. Kurz, es iſt genau eben daſſelbe Bild, welches gemeiniglich mit den Worten PRINCIPI IVVENTVTIS begleitet wird; das man ſowohl als das Bild der Hoffnung, auf der Gegenſeite aller Münzen findet, ſo für die neu ernannten Cäſare geſchlagen worden, welche durch dieſen Titel ein Recht auf das Kaiſerthum bekamen. Was kann nun dieſes Bild mit der Umſchrift INDVLGENTIA AVG. anders bedeuten, als daß der Prinz, deſſen Kopf auf der andern Seite gegraben iſt, durch die Gnade des Kaiſers zum Prinzen der Jugend gemacht worden? ſo wie auf der andern Münze, das Bild der Hoffnung, mit eben dieſer Umſchrift, zu verſtehen giebt: daß er durch die Gnade des Kaiſers, die Hoffnung des Volkes geworden ſey. Hieraus folget nun, daß dieſe Erklärung die natürlichſte und richtigſte iſt, die man dieſen zwo Münzen geben kann; welche einzig beweiſen: entweder Heliogabalus habe befohlen, daß alle Denkmäler, wodurch die neue Würde des jungen Alexanders gefeyert werden ſollte, zugleich bemerken ſollten, wie er ſie bloß ſeiner Freundſchaft gegen ihn zu danken hätte; oder daß der junge Alexander gewünſchet, daß alles was ſeine neue Würde verkündigte, zugleich ſeine Erkenntlichkeit gegen die Gnade des Kaiſers, andeuten ſollte.

Nachdem nun die hauptſächlichſten Misbräuche gezeiget worden, die ſich in die Münzwiſſenſchaft eingeſchlichen haben; und der Herr Abt Geinoz einige derer Hinderniſſe angezeiget hat, die man bey dem Studio der Münzen antrifft: ſo ſchlägt er Mittel vor, wie man ſich vor ſolchen Misbräuchen hüten, und die Schwierigkeiten überwinden könne. Er ſchränket ſie in zwey hauptſächliche ein.

Das erſte iſt, daß man ſich unabläßig auf die Kenntniß des Alterthumes befleiße; welches nicht nur das Metall, ſondern auch noch den Stich der Stämpel und die Schärfe der Buchſtaben betrifft: ſo daß man, wo möglich, dergleichen Art von Augen überkomme, welche Cicero oculos eruditos nennet.

Das andere, und noch wichtigere iſt dieſes, daß man ſich beſtändig vor dem Wunderbaren hüte; in alles ein Mistrauen ſetze, was man in dieſer Art ſonderbares vorzeiget; und kurz, daß man nichts bewundere, als bis man durch ſich ſelbſt, von dem wahren Werthe einer vorgelegten Münze überzeuget iſt.

In Anſehung der Münzen ſowohl, als einer unzähligen Menge anderer Dinge, die einen Theil deſſen, was man Liebhaberey nennet, ausmachen, verleitet einen, die Eitelkeit ein ſeltenes und einzelnes Stück zu beſitzen, oftmals zu allerley Ränken und Kunſtgriffen des Betruges. Daher kommen die ungeſchaffenen Verzeichniſſe, in welchen ſolche Münzen, an denen weiter nichts iſt, als daß ſie von Kippern und Unwiſſenden geſchlagen worden, mit herrlichen Lobſprüchen beſchrieben werden. Daher rühren die willkührlichen Erklärungen, wodurch zuweilen die ausgemachteſten hiſtoriſchen Sätze umgeſtoßen werden. Daher rühret die Unordnung und Vermengung in den Cabinetten und Büchern, wo falſche und wahre Münzen, neuere und alte, beyſammen liegen, und hundert andere Sachen mehr, die man in Erforſchung der Münzen alle Augenblicke entdecket: denn da dieſe Eitelkeit einmal die Sinnen der Neugierigen eingenommen hatte, ſo hat man ſich nicht mehr an die Wahrheit gehalten, ſondern hat dem Wunderbaren nachgejaget. Ein jeder hat gewollt, ſeine Sammlung ſollte ſonderbarer ſeyn, als des andern ſeine, oder doch dafür gehalten werden. Um nun hierzu zu gelangen, hat man alles hoch angerechnet, alles gelobet, alles bewundert.

Es iſt daher einem Liebhaber dieſer Alterthümer weſentlich nöthig, daß er im Stande ſey, ſelbſt von dem Werthe jedes Stückes zu urtheilen, und daß er ſich nicht durch die prächtigen Beſchreibungen blenden laſſe, die er entweder von dem neuen Beſitzer einer Münze, oder von demjenigen machen höret, der ſie gern los ſeyn möchte. Oftmals wird er bey näherer Unterſuchung deſſen, was man ihm ſo ſehr herausgeſtrichen hatte, finden, daß es ein neuer Stämpel, und eine entweder nachgemachte oder untergeſchobene Münze ſey; iſt ſie aber endlich alt und unverſtellet, ſo wird ſie doch vielleicht zur Geſchichte undienlich ſeyn. Er wird daher aufhören dieſe Münze zu bewundern; und wenn er ſie nicht mehr bewundert, ſo wird er auch aufhören, dasjenige ängſtlich zu begehren, was er nur darum zu haben wünſchet, weil er es nicht kannte: und auch dieſes iſt noch ein neuer Vortheil für die große Menge von Gelehrten, denen die Natur die Wiſſenſchaften angenehm und leicht gemacht; obgleich das Glück ihnen die Hülfsmittel ſie zu erlangen, verſaget hat.

Was diejenigen Liebhaber betrifft, die mit dem Geſchmacke, den ſie an den Münzen finden, weder eine gewiſſe Kenntniß der Geſchichte, noch das Leſen der Werke des Alterthums verbinden: ſo ſchätzen ſie gemeiniglich die Münzen nur nach dem Maaße ihrer Seltenheit. Und dieſe Seltenheit beſteht mehrentheils nur im Eigenſinne, oder in der Falſchheit dererjenigen, welche die Verzeichniſſe der Münzen drucken laſſen; zuweilen auch in der Schönheit und Erhaltung der Münze, und faſt allezeit in dem blinden Zufalle: welcher erlaubet hat, daß man einen Schatz des Alterthumes, früher oder ſpäter entdecket hat.

Derjenige hergegen, welcher die Münzen nur als ein Gelehrter anſieht, das heißt, der ihren Werth nur nach ihrer Nutzbarkeit abmißt, zieht den übrigen Münzen nur diejenigen vor, die zu Entdeckung irgend einer neuen Begebenheit, oder zu Erklärung irgend einer dunkeln Sache in der Geſchichte, dienen können. Eine Münze, die einen gewiſſen Tag anzeiget, oder einen Zeitpunct feſtſetzet, inſonderheit wenn dieſer Tag, oder dieſer Zeitpunct wichtig iſt, die iſt ihm viel ſchätzbarer, als die Cornelia ſupera, die Tranquiliner, oder Peſcennier.

Der Herr Abt Geinoz begehret indeſſen hiermit diejenigen nicht zu verdammen, welche keine Koſten ſparen, alle Köpfe der berühmten Perſonen des Alterthumes zu ſammlen. Er geſteht, daß es den Münzen dennoch nicht an allen Vorzügen fehlen würde, wenn ſie auch nur dazu dieneten, uns die Bildniſſe großer Männer zu erhalten; aber das iſt es noch nicht, warum ein Gelehrter ſie hauptſächlich aufſuchen ſoll.

Wenn eine Münze vom Peſcennius keine beſondere Zeit angiebt; wenn ſie keine gewiſſe hiſtoriſche Begebenheit enthält, und uns weiter nichts als ein Bildniß zeiget: ſo iſt es demjenigen, welcher gelehrt werden will, einerley, ob übrigens dieſes ſeltene Stück in ſeinen, oder in eines andern Händen ſey. Alle Welt iſt eins, daß es einen Peſcennius gegeben: derjenige Liebhaber, welcher ſeine Münze beſitzt, iſt nichts gewiſſer davon überzeuget, als ein anderer. Der Gelehrte nur möchte gern die Zeit feſtſetzen, in welcher dieſer Peſcennius gelebet hat; er möchte gern gewiſſe Umſtände ſeines Lebens wiſſen. Kann ihn nun die Münze von dem, wornach er forſchet, nicht unterrichten, ſo iſt es faſt unnütz, daß er ſie geſehen hat.

Will man denn aber von einem Münzenliebhaber, und zwar von einem ſolchen, der ein Gelehrter iſt, begehren: daß er ſich ſein ganzes Leben hindurch bemühen ſoll, den Unterſchied zwiſchen dem Alten und Neuen herauszuklauben; ſich in alle Kleinigkeiten des Stiches und der Münzarbeit herunter zu laſſen? Heißt das nicht, ihn zu einem bloßen Künſtler machen? Heißt das nicht ſo gar, ihm eine Pflicht auferlegen, die er nicht einmal wird erfüllen können: indem die Liebe, die er zum Bücherleſen haben ſoll, ſich mit derjenigen Zerſtreuung nicht vertragen läßt, die von dem Leben eines Menſchen unzertrennlich iſt, der die Cabinette durchläuft?

Der Herr Abt Geinoz würde die Wahrheit dieſes Einwurfes zugeſtehen, wenn die Kenntniß deſſen, was er das Weſentliche einer Münze nennet, eine langwierige ernſthafte Beſchäfftigung erfoderte; oder wenn er nicht eine beſondere Liebe zu den Münzen, bey demjenigen vorausgeſetzt hätte, der dieſe Kenntniß erlangen will. Ohne dieſe Liebe, würde man in der That vieleicht ſich zu wenig aus ſeiner Zeit machen, wenn man ſie dieſer Wiſſenſchaft widmen wollte. Allein hier iſt die Rede von einem Liebhaber, in welchem die Liebe zu den Wiſſenſchaften die natürliche Neigung vermehret, die er zu den koſtbaren Ueberbleibſeln des Alterthumes empfindet. Es iſt wahr, daß, wenn dieſe Arbeit keinen Nutzen haben ſollte, man ganz recht thun würde, daß man ſich dieſelbe erſparete: allein der Herr Abt **Geinoz** beweiſt überflüßig, und aus einem Beyſpiele, ſo ihm die Münzen an die Hand geben; daß die einzige Verfertigung dieſer Denkmäler, in gewiſſen Fällen, ein ſehr großes Licht über ſolche Begebenheiten ausbreiten kann, die in der Geſchichte nicht genugſam erkläret worden ſind. Hieraus folget nun, daß der Gelehrte, welcher ſich auf Münzen verſteht, ſie mit ganz andern Augen anſieht, als der erfahrenſte Künſtler.

Der Namen **Carauſius** iſt niemanden unbekannt. Man weis, daß dieſer Prinz, unter den Regierungen **Diocletians** und **Maximians**, ſich zum Herrn von Großbrittanien machte, und ſich daſelbſt den Kaiſertitel gab. Nun würde es unnützlich ſeyn, hier anzumerken, daß die Münzen des **Carauſius**, uns mehrere Umſtände von ſeinem Leben darbiethen, als wir aus der Geſchichte wiſſen: denn dieſer einzige Satz würde eine ganze Abhandlung erfodern. Herr **Geinoz** bleibt alſo nur bey zwoen von ſeinen Münzen ſtehen, auf welchen man an der Seite des Kopfes lieſt: IMP. CARAVSIVS P. F. AVG. und auf der Gegenſeite: PAX. AVGGG. mit dreyen G. Das Bild hat nichts merkwürdiges. Es iſt eine ſtehende Friedensgöttinn, die mit einer Hand einen Oelzweig aufhebt, und ſich mit der andern, entweder auf eine Lanze lehnet, oder ſie ſchiefliegend hält: denn es giebt deren in beyden Stellungen. In dem Felde und Abſchnitte erkennet man auch noch verſchiedene Buchſtaben. Die Arbeit an dieſer Münze, ſcheint vielmehr barbariſch als römiſch zu ſeyn; und kurz, ſie iſt ſo beſchaffen, als die an allen andern Münzen des **Carauſius**. Was aber am ſonderbarſten darauf erſcheint, das ſind die drey G. welche drey **Auguſte** anzeigen, wie alle Alterthumskundige zugeben.

Wer ſind nun eigentlich dieſe drey Auguſte? oder, um richtiger zu reden, wer ſind die zween andern Auguſte, die mit dem Carauſius Frieden gemacht, und ihn für ihren Collegen erkannt, da ſie ihn ihrer Würde beygeſellet haben? Alle Schriftſteller ſchweigen von einer ſo wichtigen Sache, deren Wahrheit wir noch jetzt nicht wiſſen würden; wenn wir nicht andere Münzen hätten, die in allem dieſer vom Carauſius gleichen, außer daß ſie den Namen, einige vom Diocletian, und andere vom Maximian, führen. Die Arbeit dieſer Münzen iſt ſo vollkommen dieſelbe: ſo daß man ſeine eigene Augen Lügen ſtrafen müßte, wenn man zweifeln wollte, daß ſie an einerley Orte und zu gleicher Zeit geſchlagen worden; und daß man ſie folglich beſtimmet gehabt, das Andenken dieſer Begebenheit auf die Nachwelt zu bringen.

Wir können daher zuverläßig verſichern, fährt der Herr Abt Geinoz fort, (und dieſe Zuverläßigkeit haben wir bloß der Aufſicht über das Münzweſen zu danken) daß **Diocletian** und **Maximian**, den **Carauſius** für einen Kaiſer erkannt haben. Unfehlbar ſind ſie durch irgend einen Sieg dazu gezwungen worden, welchen dieſer Prinz über ſie erhalten hatte. Sie gaben ihm lieber den Titel ihres Mitbruders, und bewilligten ihm in Großbrittanien zu herrſchen, deſſen er ſich bemeiſtert hatte, als daß ſie hätten gezwungen werden ſollen, die Gränzen des römiſchen Gebiethes, dieſſeits dieſer Inſel einzuziehen. Da indeſſen in dieſem Friedensſchluſſe, alle Ehre und aller Vortheil auf Seiten des neuen Kaiſers war; ſo würden die beyden alten ſich eben nicht darnach gedrungen haben, das Andenken davon zu verewigen: und Carauſius, hingegen wird nichts verabſäumet haben, ſolches zu thun. Daher kömmt es denn, daß diejenigen Münzen, worauf dieſe Begebenheit ausgedrücket iſt, ſowohl die, welche den Kopf des Carauſius führen, als diejenigen, auf welchen man **Diocletians** und **Maximians** Namen lieſt, nicht zu **Rom**, ſondern entweder in Großbrittanien, oder in irgend einem andern Lande geſchlagen worden, ſo dem Carauſius günſtig geweſen.

Eben ſo iſt es mit den folgenden Münzen eben dieſes Prinzen, die eine in kleinem Erzte, welche die Schrift führet: LAETITIA AVGGG. mit dreymaligem G. und zwoen ſilbernen, auf deren erſter man, ROMAE VICTRICI, rund um einen Tempel von acht Säulen lieſt, in welchem **Roms** Bild ſitzt; auf der andern aber ſteht ROMANO RENOVA, als die Abkürzung dieſer Worte ROMANorum RENOVAtio, um die Wölfinn herum, die die Zwillinge ſauget.

Uebrigens, ſaget der Herr Abt Geinoz noch, würde man einen ſehr falſchen Begriff von Münzen haben, wenn man ihren Nutzen nur auf ſolche Beobachtungen einſchließen wollte. Man leſe nur des gelehrten **Spanheims** Werk, ſo wird man leicht einſehen: daß in unzählichen Umſtänden, die Münzen eine große Hülfe darbiethen. Gleichwohl muß man ihnen nicht die Ehre erweiſen, zu glauben, daß ihre Kenntniß von der Leſung der alten Schriftſteller getrennet werden könne. Oftmals zwar helfen die Münzen den Büchern, ſie erläutern Stellen, ſie erſetzen die Zeiten und Namen, und bringen ſo gar zuweilen Fehler zu rechte: für einen Dienſt aber, den ſie der Geſchichte leiſten, erhalten ſie tauſend Gegendienſte von den Geſchichtſchreibern, und die alle ſo wichtig ſind, daß man aus den Büchern, ohne die Münzen, vieles und recht gut wiſſen kann; aus den Münzen, ohne die Bücher aber, wenig, und noch dazu ſehr ſchlecht, wiſſen würde.

* * *

* *

XXVIII.

Fortſetzung derer Erklärungen, die der Herr von Chambort, über ſchwierige Stellen verſchiedener alten Schriftſteller gegeben. 1737.

Wir haben im V. Theile dieſer Geſchichte der Akademie, zween anſehnliche Artikel von Erklärungen gewiſſer Stellen berühmter Scribenten mitgetheilet, ſo wie der Herr von Chambort ſie vorgetragen. Der eine Artikel betraf, die drey erſten Verſe des kleinen Gedichtes, Herkuls Schild genannt, ἀσπὶς Ἡρακλέος, welches man insgemein zu des Heſiodus Werken zählet. Der zweyte Artikel, ſetzte den wahren Sinn dieſer Stelle in einer von Cicerons Epiſteln *) feſt, wo er zu ſeinem Freunde Atticus ſaget: Metellus non homo, ſed littus atque aër et ſolitudo mera.

Da nun dieſes unſer Mitglied dergleichen Unterſuchungen fortſetzet, ſo hat er die Wirkung davon, der Akademie, in folgenden zween Artikeln mitgetheilet.

Erſter Artikel.

Der Zweck dieſes Artikels iſt der erſte Vers in Homers Ilias: μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος, Göttinn ſinge den Zorn des Achilles, Peleus Sohnes.

Verſchiedene alte Kunſtrichter, haben dieſen Vers, für das unrichtigſte von allem gehalten, was das Werk dieſes großen Dichters ausmacht. Plutarch lehret uns in einem ſeiner

---

*) Lib. 1. Epiſt. 18. Gräviſcher Ausg. von 1734.

ſeiner moraliſchen Tractate, der den Titel führet: **von der Art, wie man wiſſen kann, wie weit man es in der Tugend gebracht habe:** Homer habe keine Scheu getragen, dieſen in dem Sylbenmaaſſe ſo fehlerhaften erſten Vers, ans Licht zu ſtellen; ſo gewiß ſey er von der Güte und Vollkommenheit der andern überzeuget geweſen: Ὅμηρος δὲ τὸν πρῶτον καὶ διηνέχθη τῶν ϛίχων ἄμετρον ἐξενεγκὼν τοσοῦτον περιῆν αὐτῷ φρονήματος εἰς τὰ λοιπὰ διὰ τὴν δύναμιν.

Der Sprachlehrer **Didymus** iſt eben dieſer Meynung, und drücket ſich noch ausführlicher aus. Er will, daß Homer in dieſem einzigen Verſe, in drey Fehler gefallen ſey. 1. Daß er die ſiebente Sylbe dieſes Verſes, das heißt die zweyte in dem Worte Θεά, wider die Natur, die ſie kurz gemacht hatte, lang machet; 2. daß er in dem fünften Fuße ſeines Verſes, keine Eliſion der Selbſtlauter macht; und 3. daß er dem Worte Ἀχιλῆος, ein λ nimmt, um die zwo erſten Sylben dieſes Namens kurz zu machen; welches der Namen der Hauptperſon des Gedichtes iſt: damit er den Daktylum bekäme, welcher ſonſt dem fünften Fuße dieſes Verſes gemangelt hätte.

Juſtin der Märtyrer hat in ſeinem Tractate, darinnen er die Heiden ermahnet, das Chriſtenthum anzunehmen, προτρεπτικὸν, die Unrichtigkeiten dieſes Verſes im Homer angemerket. Er behauptet, daß Homer, da er die Meynungen des **Orpheus** von der Vielheit der Götter angenommen, alle dieſe fabelhaften Begriffe ergriffen; und er ſetzet hinzu, er habe die Dichtkunſt dieſes Schriftſtellers nachahmen wollen, welcher der Göttinn **Ceres** zu Ehren einen Geſang verfertiget hatte. Dieſes Gedicht des Orpheus fieng mit dem Verſe an:

Μῆνιν ἄειδε, Θεὰ, Δημήτρος καρποφόρου,

Göttinn, beſinge den Zorn der Fruchtbringerinn Ceres. Nach dieſem Juſtin war Homer ſo begierig, ſein Gedicht von Achills Zorne mit einem ähnlichen Verſe anzufangen, daß er, um nur dieſes zu thun, die gewöhnlichen Regeln der Dichtkunſt übertrat.

Homer iſt wegen ſeiner vortrefflichen Dichtkunſt, ein ſo ehrwürdiger Schriftſteller, daß er wohl eine Schutzſchrift verdienet; und der Herr von **Chambort** greift die Sache ſo an.

Des h. **Juſtins** Betrachtung, ſaget er, kann die Schönheit und Richtigkeit dieſes erſten Verſes nicht vernichten, welchem **Homer** gewiß noch tauſend andere Geſtalten hätte geben können. **Juſtin** aber tadelt ihn hauptſächlich nur darum, daß er den Griechen gar zu viel Liebe zur Abgötterey beygebracht; daß er denen Ceremonien, die **Orpheus** aus Aegypten nach Griechenland gebracht, gar zu ſehr angehangen; daß er ſehr unvollkommene Begriffe von der Gottheit gegeben; daß er den Göttern Laſter, ja gar Verbrechen, beygelegt, und daß er zur Ausbreitung des Heidenthumes viel beygetragen hat.

Herr von **Chambort** begehret alle dieſe Fehler am **Homer** nicht zu entſchuldigen, die er mit dem **Heſiodus** und allen griechiſchen Dichtern gemein hat. Es haben ſie einige weiſe Heiden, ſo gut als dieſer Kirchenvater angemerket: und alle Vertheidiger des Chriſtenthums in den erſten Jahrhunderten der Kirche, ſind hierinnen einſtimmig. **Herodot** ſagt in ſeinem 2ten Buche ausdrücklich: daß die Umſtände des Heidenthums und der Dienſt der verſchiedenen Götter, bey den Griechen ſehr neu wären; es wären nur vier hundert Jahre verfloſſen, daß **Heſiodus** und **Homer**, deren Geſchlechtregiſter ausgebreitet, ihnen Namen, Handthierungen, Geſtalten gegeben, und ihnen Ehrenſtellen zugeeignet hätten. Wenn **Plato** in ſeiner Republik einen Begriff von einer vollkommenen Regierungsforme geben will: ſo ſchließt er den **Homer**, **Heſiodus**, und alle epiſchen, tragiſchen, komiſchen und dithyrambiſchen Dichter aus; weil ſie von göttlichen Dingen ſolche böſe Begriffe geheget, und gar zu vielen Eindruck in die Einbildungskraft der Bürger machen können, die er zu bilden und vollkommen zu machen trachtete.

Alle dieſe Betrachtungen ſind wahr und vernünftig; allein ſie haben mit den Fehlern wider die Proſodie und Sprachlehre nichts gemein. **Plutarch** und **St. Juſtin** haben nur überhaupt davon geredet: **Didymus** aber, der ſie ſtückweiſe durchgeht, ſeßet ſie auf drey feſt.

Fürs erſte behauptet er, **Homer** habe die zwente Sylbe des Wortes Θεὰ lang gemacht, ungeachtet ſie kurz iſt. Dieſer Kunſtrichter hat an die gemeinen Regeln der Proſodie nicht gedacht, wenn er dieſes ſaget. Die Griechen zählen in ihrem Alphabethe ſieben Selbſtlauter, zween kurze, nämlich das ε und das ο, zween lange, nämlich das η und das ω, und drey ungewiſſe, nämlich das α, ι, und das υ. Es hat daher dem **Homer** frey geſtanden, dieſe Sylbe kurz oder lang zu machen, wie es ſein Vers erfoderte, ohne daß er deswegen wider die Regeln verſtieße. Und da ſelbſt dieſe Sylbe in dem Worte Θεὰ, auf eine volle und ernſthafte Art ausgeſprochen worden, wie der Accent gravis über ihr anzeiget: ſo war es ja wohl natürlicher, daß er ſie lang als kurz machte; und alſo hat er hierinnen nicht gefehlet. Noch mehr, es iſt eine von den Regeln der griechiſchen Quantität: daß die weiblichen Namen, die von männlichen abgeleitet werden, welche ein ες haben, das α am Ende lang haben. Nun iſt das Wort Θεὰ von Θεὸς abgeleitet; und folglich iſt, nach der Regel, das α am Ende lang: und **Homer** hat ſich hierinnen nichts herausgenommen, ſondern iſt bey der genaueſten Regel geblieben.

Die zwente Schwierigkeit, welche **Didymus** wider dieſen Vers im **Homer** aufbringt, iſt dieſe: daß der Dichter im fünften Fuße des Verſes keine Eliſion gemacht hat; er glaubt folglich, daß er vierſylbig ſey. **Euſtathius** verſichert,

ſichert, es hätten einige Sprachlehrer behauptet; der vierte Fuß dieſes Verſes beſtünde aus vier Sylben: und eben dieſer Einfall ermeldeter Sprachlehrer, hat ſowohl den **Plutarch** als **Juſtin** veranlaſſet zu ſagen; dieſer Vers im Homer ſey unrichtig, ἄμετρος, und hätte nicht das gehörige Maaß. Die ganze Schwierigkeit kömmt auf die Zahl der Sylben an, woraus das Wort Πηληϊάδεω, als die Zeugendung des Wort Πηληϊάδης, beſteht: ein Geſchlechtsnamen des **Achilles**, und welcher den Leſer des Gedichtes ſogleich lehret, daß dieſer Held, des **Peleus** Sohn geweſen. Denn wenn das Wort Πηληϊάδεω ſechsſylbigt iſt, wie die Sprachlehrer wollen, ſo wird der Vers eine Sylbe zu viel haben: wenn man aber dieſe überflüſſige Sylbe zum Daktylus des vierten Fußes rechnet, ſo wird ſichs finden, daß an ſtatt, da dieſer Fuß eine lange und zwo kurze Sylben haben ſollte, er aus einer langen und dreh kurzen beſtehen wird, welches wider die Regel des Herameters läuft. Setzt man nun gegentheils dieſe Sylbe in den fünften Fuß, wie **Didymus** meynet, ſo wird eben dieſe Sylbe den fünften Fuß ausmachen, der ein vierſylbiger Daktylus, deſſen erſte Sylbe kurz, die andere lang, und die zwo letzten kurz ſeyn werden; welches denn den Vers nicht unrichtig machen wird.

Um nun aus dieſer Verwirrung zu kommen, muß man nothwendig behaupten, daß das Wort Πηληϊάδεω nur fünf Sylben hat; und um dieſes thun zu können, muß man einen von den fünf letzten Selbſtlautern, mit einem der nächſten vereinigen. Dieſes nun geht nur auf zweyerley Art an, entweder, wenn man das ι mit dem η, ſo vorher ſteht, zuſammen nimmt; oder das ι mit dem folgenden ω verbindet. Allein keine von beyden Verbindungen iſt der gewöhnlichen Analogie der griechiſchen Sprache gemäß. Dieſe Sprache hat ihre feſtgeſetzte Art zween Selbſtlauter zuſammen zu ſetzen, daraus denn eine einzige Sylbe entſteht, die man Doppellaut nennet: und keine von obigen

Zuſammenziehungen findet darinnen Statt. Das ι wird mit dem η nicht anders, als durch die Unterzeichnung verknüpfet, und das ε wird nie zum ω gefüget, um einen Doppellaut daraus zu machen; und kann auch mit dem ι und υ nur dann verbunden werden, wann es vor ihnen ſteht.

Es ſcheint, daß diejenigen Tadler Homers, deren Meynung **Plutarch**, **Juſtin** und **Didymus** gefolget ſind, ſich an die Strenge dieſer Regeln gehalten haben, nach welchen das Wort Πηληϊάδεω, ſechs Sylben haben würde. Allein es iſt ihnen nicht beygefallen, daß dieſes Wort eine Zeugendung von der ioniſchen Mundart iſt. Nun ändert ſich nach der Gewohnheit der Jonier, in den Namen der erſten Abänderung der einfachen Wörter, die ſich in ης endigen, und ſich in der gemeinen Zeugendung, mit α abändern; dieſes α, in der ioniſchen Mundart, in εω, Πηληϊάδης, Πηληϊάδου, Πηληϊάδεω; allein die Zahl der Sylben dieſer Wörter, wird darum nichts größer. Unfehlbar haben die Jonier bey deren Ausſprache, eine Eliſion des ε mit dem folgenden ω gemacht, wie die Franzoſen in den Worten beau, Tableau, Eſcabeau auch thun; darinnen ſie das e unterdrücken, und von welchen Wörtern das erſte einſylbigt, das andere zweyſylbigt und das dritte dreyſylbigt iſt.

Wenn dieß Wort Πηληϊάδεω nur einmal im Homer ſtünde: ſo hätte man ſagen können, daß ι wäre nach dem zweyten η unterſchrieben geweſen, und da die erſten Abſchreiber Homers, ihn mit großen Buchſtaben abgeſchrieben; ſo hätten ſie das ι nach dem großen η geſetzet, da denn die künftigen Abſchreiber daſſelbe, ohne daran zu denken, wieder an die Seite geſetzet, als ſie die Jlias mit kleinen Buchſtaben abgeſchrieben. Allein das kann gar nicht ſeyn, weil es im Homer verſchiedene Beyſpiele ſolcher ioniſchen Zeugendungen giebt, die ſich mit εω endigen, und ebenfalls nur eine Sylbe machen; ja, in welchen dieſe Unterzeichnung des ι, gar nicht hat geſchehen können. Dergleichen ſind Ἀτρείδεω, die ioniſche Zeugendung von Ἀτρείδης, des Atreus Sohne, ein Beynamen Agamemnons; Τυδείδεω, die joniſche Zeugendung von Τυδείδης, des Tydeus Sohn, Diomedens Beynamen; Μενοιτιάδεω, die Geſchlechtsendung von Μενοιτιάδης, des Menötius Sohn, des Patroklus Beynamen, der Achilleus Freund war.

In allen Wörtern, die ſich auf dieſe Weiſe ſchlieſſen, machen die drey Endbuchſtaben δεω, nur eine einzige Sylbe aus. Homer iſt nicht der einzige, der es ſo macht. Wenn Heſiodus im 311. Verſe ſeiner Theogonie, vom Cerber, Plutons Hunde redet, ſo brauchet er die ioniſche Geſchlechtsendung Ἀΐδεω, an ſtatt der Geſchlechtsendung Ἀΐδου: und dieſes Wort Ἀΐδεω iſt nicht vierſylbigt, ſondern hat nur drey Sylben, davon die zwo erſten ἀΐ kurz ſind, und die letzte δεω eine lange Sylbe iſt; weil die Jonier wenn ſie dergleichen Sylben ausſprachen, eine Eliſion machten.

Es iſt alſo falſch, daß das Wort Πηληϊάδεω aus ſechs Sylben beſtehe, und Homers erſter Vers um eine Sylbe zu lang ſey, und den Namen ἄμετρος verdiene. Iſt aber ja Plutarch der erſte, welcher dieſer Meynung geweſen: ſo kann man ihn, nach dem Herrn von Chambort anklagen, daß er in dieſem Falle wie ein rechter Böotier gedacht, und die andern zur Unzeit in Irrthum verführet habe.

Die letzte Schwierigkeit, welche Didymus wider dieſen Vers im Homer auf die Bahne bringt, iſt dieſe, daß er ſaget: Homer habe in dem Worte Ἀχιλῆος, durch eine poetiſche Freyheit, deren er ſich gleichwohl nicht ſogleich im Anfange ſeines Gedichtes bedienen ſollen, ein λ ausgelaſſen.

Dieſer Einwurf kömmt daher, daß Didymus geglaubet hat, in dem Namen dieſes Helden, des Peleus und der

Thetis Sohn, wären zwey λ, und er hieſſe Ἀχιλλεὺς und nicht Ἀχιλεὺς: allein das iſt ſo ausgemacht noch nicht. Wenn man den **Homer** lieſt, ſo findet man gewiß eben ſo viel Verſe, wo er dieſen Namen mit einem einzigen λ ſchreibt, als andere, wo er ihn mit zweyen λλ geſchrieben. Diejenigen, die dieſen Namen mit zweyen λλ brauchen, wollen, daß der Namen **Achilles**, von dem Worte ἄχος, dolor, und von ἰάλλειν, jacere, abgeleitet ſey; weil dieſer Held das Herz ſeiner Feinde mit Betrübniß erfüllen ſollte. Daher erkläret **Euſtathius** dieſe Worte, ἄχος ἰάλλειν, durch dieſe, τὴν λύπην ἐμβάλλειν, triſtitiam injicere, in Traurigkeit ſtürzen. Diejenigen aber, welche den Namen **Achilles** mit einem λ geſchrieben haben wollen, behaupten: daß, wenn **Homer** zwey λλ darinnen gebrauchet hat, ſolches ein wirklicher **Pleonaſmus** ſey, deſſen er ſich bedienet hat, um dieſen Namen wohlklingender zu machen. Sie ſetzen hinzu, daß wenn dieſer Namen Ἀχιλεὺς, von ἄχος, dolor, herkäme, man noch das Wort Ἰλιεῖς, Ilienſes hinzufügen müſſe; ein Namen der **Trojaner**, deren Fall er, nach der Weißagung des Orakels verurſachen ſollte. Sie geben dem Worte Ἀχιλεὺς auch noch zween andere Urſprünge. Der erſte beſteht in dem Vorgeben, dieſer Namen komme von dem Worte χιλὸς, pabulum, eſca, eine **Nahrung**, mit einem α privativo vor dem Worte; weil **Achilles**, von ſeiner Kindheit an, nicht mit Milch- oder Mehlſpeiſen, als der gewöhnlichen Kinderkoſt genähret worden, ſondern gleich nach ſeiner Geburt, da ihn ſein Vater **Peleus** dem **Chiron** übergeben, dieſer Centaur ihn mit Eingeweiden von Löwen und mit Eber- und Bärenmark, geſpeiſet. Ὁ δὲ λαβὼν αὐτὸν ἔτρεφε σπλάγχνοις λεόντων, καὶ συῶν ἀγρίων, καὶ ἄρκτων μυελοῖς καὶ ὠνόμασεν Ἀχιλέα. So ſchreibt **Apollodor**, welcher will, daß **Chiron** ihm den Namen **Achilles** gegeben, weil er ihm die gewöhnlichen Speiſen entzogen. Bis dahin hatte er Λιγύρων geheißen. Die Anmuth ſeiner Stimme, deren Ton ſehr lieblich war, hatte ſeine Aeltern bewogen, ihn ſo zu nennen.

Der andere Urſprung, welchen man dem Worte Ἀχιλεὺς giebt, wird von χεῖλος. labrum, die **Lippe**, hergeholet, vor welchem Worte ein α privativum vorhergeht; weil **Achilles** ſich ſeiner Lippen nicht hat bedienen dörfen, um die Milch aus den Brüſten ſeiner Amme zu ziehen, wie andere Kinder thun: ὅτι χεῖλη μαςοῖς οὐ προσήνεγκε, quod labra mammis non intulerit.

Dieſe drey Urſprünge von **Achillens** Namen, beweiſen nun, die Wahrſcheinlichkeit, daß man den Namen Ἀχιλεὺς, nur mit einem λ geſchrieben: und da alſo **Homer** in ſeinem erſten Verſe der **Ilias** die Geſchlechtsendung Ἀχιλῆος angewandt, ſo hat er ſich bey Verfertigung dieſes Verſes, keiner poetiſchen Freyheit bedienet. Er iſt in ſeinem Maaße richtig, und den ſtrengſten Regeln der griechiſchen Verskunſt gemäß.

Jedoch die Auflöſung dieſer grammatikaliſchen Schwierigkeiten, ſo man über den erſten Vers der **Ilias** gemacht hat, erfüllet die Abſicht des Herrn von **Chambort** noch nicht gänzlich: er fügt noch andere Betrachtungen hinzu. Die erſte iſt, daß dieſer Vers den ganzen Inhalt dieſes großen Gedichtes in ſich faſſet, nämlich **Achillens** Zorn:

Μῆνιν ἄειδε, Θεὰ, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος.

Der andere, daß **Homer**, um dieſen Zorn des **Achilles** beſingen zu können, in dieſem Verſe die Göttinn anruft. **Homer** ſaget uns den Namen dieſer Göttinn nicht. **Euſtathius** will, **Homer** rufe allhier ſeinen eigenen Schutzgeiſt an, und gebe dem edlern Theile ſeiner Seelen, in welchem der Verſtand und das Erkenntniß wohnen, den Namen einer Göttinn. Θεὰν ὁ ποιητὴς τὴν ἐν τῇ ἑαυτοῦ ψυχῇ γνῶσιν λέγει: denn, ſetzet er hinzu, die Art, wie ein Menſch die Gegenſtände erkennet, iſt etwas göttliches: θεῖον μὲν γάρ τι ἡ γνῶσις. Dieſer Ausleger ſetzet hinzu, man müßte eben das denken, wenn **Homer** an dieſer Stelle Μοῦσα, an ſtatt Θεὰ geſetzet hätte, indem das Wort Μοῦσα nichts anders ſagen will, als die Fähigkeit, die der Dichter beſitzt, in ſeinem Verſtande das aufzuſuchen, was er aufſetzen und ans Licht ſtellen will: indem das Wort Μοῦσα, von dem Zeitworte μάω, oder μῶ, hergeleitet iſt, welches eben ſo viel, als ζητῶ, ich ſuche, heißt: ταυτὸν δὲ ἐςὶν ἐν ταῦτα, θεὰν εἰπεῖν καὶ Μοῦσαν· τὸ μὲν παρὰ τὸ θέειν καὶ τὸ τάχος τῆς γνώσεως· τὸ δὲ τὸ μῶ τὸ ζητῶ.

Die andern Ausleger dieſes Dichters, erklären das Wort θεὰ, durch Μοῦσα; allein ſie behaupten, daß Homer auf dieſer Stelle eine von denen Gottheiten anrufe, welche das abgöttiſche Griechenland durch einen öffentlichen Dienſt verehrete. Homer nennet, ihrer Meynung nach, im Anfange ſeiner Ilias, diejenige eine Göttinn, die er im Anfange der Odyſſee, Muſe nennet. Dieſe Göttinn iſt, nach ihnen, Kalliope, welche denen Gedichten vorſtund, die zu Verherrlichung der Helden und großen Könige beſtimmet waren. Da nun das epiſche Gedicht das anſehnlichſte und prächtigſte von dieſen Gedichten war, ſo ſtand es auch unter beſonderer Aufſicht dieſer Muſe. Man hielt ſie für des Orpheus Mutter, und die Griechen räumten ihr den Vorrang über die andern Muſen, ihre Schweſtern ein, προφερεςάτη ἐςὶν ἁπασέων, ſagt Heſiodus in der Theogonie.

Virgil billiget dieſe Meynung nicht. Dieſer lateiniſche Dichter, Homers wahrer Nachahmer, hat ſeine ſchönſten Sachen aus ihm genommen. Omne opus Virgilianum, ſagt Makrobius, velut de quodam Homerici operis ſpeculo formatum eſt. Um nun dieſes auf eine vollkommnere Art zu thun, hat er in ſeiner Aeneis eine Materie eingeſchloſſen, die er in zween Theile getheilet hat. Der erſte, welcher in ſechs Büchern beſteht, iſt der Odyſſee ähnlich. Der zweyte, ebenfalls in ſechs Büchern beſtehend, iſt eine Nachahmung der Ilias. Da nun Homer im Anfange ſeiner Odyſſee den Beyſtand einer Muſe erbethen,

then,

chen, ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μῦσα, πολύτροπον, etc. ſo ruft auch Virgil im erſten Buche ſeiner Aeneis den Beyſtand einer Muſe herbey.

Muſa, mihi cauſas memora, etc.

In dem zweyten Theile der Aeneis hergegen, allwo er die Ilias zum Muſter genommen, hat Virgil die Muſe Erato genommen, die er Göttinn nennet. Dieſes beweiſen folgende Verſe aus dem VII. Buche der Aeneis:

Nunc age, qui Reges, Erato, quæ tempora rerum,
Quis Latio antiquo fuerit ſtatus, advena claſſem
Cum primum Auſoniis exercitus appulit oris,
Expediam, et primæ revocabo exordia pugnæ:
Tu vatem, tu Diva, move: dicam horrida bella,
Dicam acies, actoſque animis in funera Reges,
Tyrrhenamque manum, totamque ſub arma coactam
Heſperiam: major rerum mihi naſcitur ordo,
Majus opus moveo — — —

Nun ſprich, was Latien für Landesfürſten hatte,
Sprich, Erato, was war doch für ein Zuſtand da;
Als unſers Helden Volk am Erſten Wälſchland ſah?
Hilf, Muſe hilf, ich will des Krieges Anfang ſagen;
Wie viele Könige zum Morden und Erſchlagen
Gereizet worden ſeyn; wie der Tyrrhener Macht
Und ganz Heſperien, in mancher harten Schlacht,
Den Waffen unterlag; o welche Wichtigkeiten,
Hab ich jetzt kund zu thun!

Schwarz.

Dieſe Verſe überzeugen uns, daß Homer geglaubet hat, die Göttinn, welche Homer zu Anfange ſeiner Ilias angerufen, ſey die Muſe Erato geweſen.

Es iſt wahr, daß Servius, in ſeiner Auslegung über dieſe Stelle Virgils, verſichert: dieſer Dichter habe in ſeinen Verſen den Namen Erato, entweder an ſtatt des Namens der Kalliope, oder irgend einer andern Muſe, angewandt: *Nunc age.* Hic eſt ſequentis operis initium, ante dicta enim ex ſuperioribus pendent: *Erato*, vel pro qualicunque Muſa poſuit ſane.

Segrais iſt bey des Servius Meynung geblieben. Er hat in ſeiner Ueberſetzung überhaupt den Namen Muſe, an ſtatt des Namens der Erato, deſſen Virgil ſich bedienet hätte. So lautet die Anmerkung dieſes berühmten Ueberſetzers, über dieſe Verſe des ſiebenten Buches! „Da „der Dichter hier zu einer neuen Materie ſchreiten will, ſo „erneuert er auch ſeine Anrufung. Viele Leute verwundern „ſich, daß er dieſe Muſe Erato nennet, als welche die „Muſe der Liebe iſt; da doch er, wie er ſelbſt ſaget, den „grauſamſten Krieg beſingen ſoll, dicam horrida bella. etc. „Allein es iſt leicht zu antworten, daß er dieſen beſondern „Namen einer Muſe, durch eine poetiſche Figur genommen; „welche erlaubet, die Art für das Geſchlecht, oder einen „Theil für das Ganze, zu nennen.„

Dergleichen Anmerkungen über einen ſolchen Schriftſteller, als Virgil iſt, ſcheinen dem Herrn von Chambort, nicht ſowohl Erklärungen des Textes, als Handgriffe zu ſeyn, ihm zu widerſprechen, und ihn unnützer Weiſe zu ändern. So haben auch die gelehrten Jeſuiten, Nikolaus Abraham, Ludwig de la Cerda, und einige andere Ausleger, welche in den Sinn des Dichters eindringen, und ſelbigen entwickeln wollen, gleich anfangs erkläret, was dieſe Erato eigentlich ſey, welche Virgil anrufet; und dann haben ſie die Urſache geſaget, warum er ſie anrufet. *Erato*, Muſa quæ verſibus præeſt amatoriis, ab ἐράω, *amo:* hanc Poëta invocat, quia orta ſunt hæc bella ex amore et nuptiarum *Lavinia* ambitu. Erato iſt eine von den Muſen, ſie ſtehe den verliebten Verſen vor, und ihr Namen kömmt von dem griechiſchen Worte ἐράω, ich liebe. Der Dichter ruft hier dieſe Muſe an: weil die Kriege, die er erzählen will, aus der Liebe zweener berühmten Nebenbuhler gegen die Lavinia, entſtanden waren.

Dieſer Krieg war dem Aeneas, von der Sibylle, ſchon im ſechſten Buche vorher geſaget worden:

Cauſa mali tanti conjux iterum hoſpita Teucris.

Ein tiefes Nachſinnen über die Veranlaſſung der Ilias, hat dem **Virgil** dieſen Gedanken eingegeben. Denn, man betrachte ihn nun in dem ganzen Umfange des Krieges der Griechen gegen die Trojaner; ſo war die Entführung der Helena Schuld daran: oder man ſchließe ihn auch in den einzigen Zorn des Achilles ein, welcher durch Agamemnons Unbilligkeit gereizet ward; ſo ſieht man abermals gar leicht, daß die Liebe dieſer zween Prinzen, gegen ihre vornehmen Sklavinnen, die Urſache dieſer großen Uneinigkeit geweſen, die den Griechen ſo ſchädlich ward.

Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß, da **Virgil** in dieſem zweyten Theile ſeiner Aeneis, die Ilias nachahmen wollen, und überzeuget war; daß **Homer**, unter dem Namen dieſer Göttinn eine von den Muſen angerufen: er auch geglaubet habe, daß dieſe Muſe die ſo genannte **Erato** geweſen, als eine Muſe, die geſchickt iſt, die verliebten Händel zu beſingen.

So groß übrigens auch, obangeführte Zeugniſſe ſind, ſo kann doch Herr von **Chambort** nicht glauben, daß, wenn **Homer** zu Anfange ſeiner Ilias eine Muſe anrufen wollen, er es nicht ausdrücklich hätte ſagen ſollen, wie er zu Anfange ſeiner Odyſſee gethan. Es iſt leicht zu ſehen, wie viel geringer der Gegenſtand der Odyſſee iſt, als der Ilias ihrer; indem es in der Odyſſee nur auf des Ulyſſes Rückkunft in ſeine Inſel Ithaka ankömmt. Dieſes einzige, mit einigen rührenden Zwiſchenfabeln gezieret, machet dieſes ganze Gedicht aus. Ehe er aber daſſelbe unternimmt, ſo flehet Homer den Verſtand der Muſe des epiſchen Gedichtes an; und das iſt ihm genug. Ganz anders iſt es mit der Ilias. Die Größe des Inhaltes, mit welchem das Heil und die Größe der Griechen verbunden war, erfoderte eine wichtigere Anrufung, als einer einzigen Muſe ihre.

In der Ilias ſelbſt brauchet Homer die Muſen nur zu Erzählung gewiſſer beſonderer Thaten. Im zweyten Buche der Ilias ruft er ſie alle an; wenn er nämlich die ſämmtlichen Schiffe und diejenigen nennen will, die deren Befehlshaber geweſen: ἔσπετε νῦν μοι, Μοῦσαι ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι etc. Eben dieſe Anrufung wiederholet Homer im eilften Buche dieſes Gedichtes, wenn er die kriegeriſchen Thaten Agamemnons und die Zahl derer erzählen will, denen dieſer Prinz in der Schlacht das Leben genommen. Er wiederholet ſie auch noch einmal, wenn er im funfzehenten Buche der Ilias, die Art erzählet, wie das Feuer die griechiſchen Schiffe ergriffen; folglich iſt es auch keine bloße Muſe, die er im erſten Verſe dieſes Gedichtes anruft.

Es iſt vielmehr, nach dem Herrn von Chambort, viel wahrſcheinlicher, daß Homer, bey einer ſo erhabenen Materie, an welcher ſeinem ganzen Volke ſo viel gelegen war, eine der oberſten Göttinnen, und die über die Muſen erhaben geweſen, werde angerufen haben. Nach ihm iſt dieſe Göttinn die Minerva, die Göttinn der Weisheit und des Verſtandes geweſen: welche den Wiſſenſchaften und Künſten vorſtund, welche die Griechen beſchützete, welche der erſten Wuth des Achilles gegen den Agamemnon Einhalt gethan, ihn wieder zu dem Gehorſame gebracht hatte, den er dem oberſten Befehlshaber des Kriegsheeres ſchuldig war; und welche, nachdem ſie beyde

Helden wieder ausgeſöhnet hatte, allezeit den Griechen in ihren Unternehmungen wider die Trojaner beyſtund.

Bey dieſem berühmten Kriege, war auf der aſiatiſchen Seite, der wüthende und wilde **Mars**; das heißt, hier ward der Krieg nur mit Wuth, ohne Kriegszucht getrieben. Auf der Seite von Griechenland aber, war **Pallas** oder **Minerva**, das heißt die Kriegskunſt, oder die durch den Verſtand gelenkte Tapferkeit: woraus denn Herr von **Chambort** den Schluß machet, daß es **Minerva** ſey, welche **Homer** im erſten Verſe ſeiner **Ilias**, durch das Wort θεὰ andeuten wollen.

Zweyter Artikel.

Der zweyte Artikel der Anmerkungen des Herrn von **Chambort** betrifft eine gewiſſe Stelle eines Briefes vom **Cicero** an den **Atticus**. Dieſer Brief iſt der zwölfte im X. Buche, nach des **Gräviuus** und **Verburgs** Ausgaben. **Cicero** hat ihn im Maymonate des 705ten Jahres **Roms** geſchrieben, welches das erſte von **Cäſars** und des **Pompejus** bürgerlichem Kriege war.

Damals wollte **Cicero** aus Italien gehen, um ſich zum **Pompejus** zu verfügen, welcher mit den zween Conſuln, **Lucius Lentulus**, und **Cajus Marcellus**, ja mit dem größten Theile des Senates, in Griechenland war. **Cäſars** Einrückung in Italien hatte ſie bewogen, **Rom** zu verlaſſen. **Cicero**, welcher zu **Capua** und in der ganzen Küſte von **Campanien** Befehlshaber war, hatte weder zu **Luceria** einer Stadt in **Apulien**, noch zu **Brunduſium**, zum **Pompejus** ſtoßen können, wie er doch gehoffet hatte. Die Geſchwindigkeit, womit **Cäſar** Italien queer durch gegangen war, und die Eile, womit **Pompejus** ſich zurück gezogen hatte, waren die eigentlichen Gründe hiervon. Als nun **Cäſar** den **Pompejus** genöthiget, Italien zu verlaſſen, kam er nach **Rom**, und blieb nur wenige Tage da. Er hatte die daſelbſt zurückgebliebenen Rathsglieder verſammlen laſſen, um ihnen von ſeinem Verfahren Rechenſchaft zu geben. Von hier war er gegangen Spanien zu erobern, allwo **Pompejus** mit ſieben Legionen Befehlshaber war, die in ſeiner Abweſenheit unter dreyen Verweſern ſtanden, nämlich dem **Lucius Afranius**, dem **Marcus Petrejus**, und dem **Marcus Varro**. **Cäſar** hatte in **Rom** den **Marcus Aemilius Lepidus**, einen Prätor, zurück gelaſſen. Verſchiedene ſeiner Verweſer hatte er in etliche Theile Italiens verlegt, und dem **Marcus Antonius**, ſeinem Verwandten, damaligem Tribun des Volkes, die Oberbefehlshaberſchaft gegeben. **Cicero** ward vom **Cäſar** ſelbſt gebethen, in Italien, und zwiſchen dem **Pompejus** und ihm nur gleichgültig zu bleiben; verſchiedene Anhänger von **Cäſarn** bathen ihn eben das, ſowohl mündlich, als ſchriftlich: endlich aber erfuhr er vom **Trebatius**, **Marcus Antonius** habe Befehl, ſeinen Ausgang aus Italien zu verhindern.

So ſtunden die Sachen nun, als **Cicero** vorhabenden Brief an den **Atticus** ergehen ließ. Er drücket in ſelbigem ſeinen Schmerz aus; die Schmach, ſo er empfinde, annoch in Italien zu ſeyn; ſeine Begierde aus einem Lande zu kommen, darinnen er mit Ehren nicht bleiben könne; ſein Verlangen in **Macedonien** zum **Pompejus** zu ſtoßen, und die Anſtalten, ſo er ſchon zur Ausführung dieſes Vorhabens gemacht hätte.

Die Ausdrücke, deren **Cicero** ſich in dieſem Briefe bedienet, ſeinen Zuſtand anzudeuten, werden ſeine Gedanken beſſer anzeigen. Sie lauten ſo: Quidnam mihi futurum eſt? aut quis me non ſolum infelicior, ſed jam etiam turpior! Nominatim de me ſibi imperatum dicit *Antonius:* nec me tamen ipſe adhuc viderat, ſed hoc *Trebatio* narravit. Quid agam nunc? cui nihil procedit, caduntque ea, quæ diligentiſſime ſunt cogitata, teterrime? Ego enim *Curionem* nactus, omnia me conſecutum putavi. Is de me ad *Hortenſium* ſcripſerat. *Reginus* erat totus noſter, huic nihil ſuſpicabamur, cum hoc mari negotii fore. Quo me nunc vertam? Undique cuſtodior. Sed ſatis lacrymis. Πάρωρα πλευστέον igitur, et occulte in aliquam onerariam corrependum, non committendum, ut etiam compacto prohibiti videamur. *Sicilia* petenda, quam ſi erimus nacti, majora quædam conſequemur.

Hier iſt nun die Ueberſetzung, welche der Herr Abt **Mongault** von dieſem Briefe verfertiget. „Was wird doch aus mir werden? Kann man auch wohl unglücklicher und mehr voller Schmach ſeyn, als ich bin? Antonius ſpricht, er habe Befehl, mich nicht aus Italien zu laſſen. Ich habe ihn zwar noch nicht geſprochen: aber Trebatius weis es vom Antonius ſelbſt. Wozu ſoll ich mich nun entſchließen, anjetzt da mir alles fehlet, und die beſten Anſtalten mir ſo übel ausſchlagen? Ich dachte, als ich den **Curio** gewonnen hatte, nun hätte ich weiter nichts zu fürchten. Er hat meinetwegen an den Hortenſius geſchrieben. Wegen des **Reginus** war ich auch ſicher, und meynte, Antonius würde an dieſer Küſte nichts zu ſuchen haben. Wie ſoll ich mich nun flüchten? Ich werde auf allen Seiten bewachet. Jedoch genug geſeufzet. Ich muß mich entſchließen, trotz der rauhen Witterung, mich lieber in ein Fahrzeug zu werfen; als daß man von mir glaube, ich hätte dieſe Hinderniſſe ſelbſt veranlaſſet. Wir wollen erſt ſuchen, nach Sicilien zu kommen, und dann können wir unſer Hoffen weiter hinaus ſetzen.

Die größte Schwierigkeit bey dieſer Stelle im **Cicero**, beſteht darinnen, wer diejenigen geweſen ſind, von welchen hier geredet wird. Es erhellet aus dieſem Briefe, **Cicero** habe geglaubet, er würde durch des **Curio** Beyhülfe aus

Italien kommen können, ſo bald er nur Luſt dazu hätte. **Curio** war ein tapferer und beredter römiſcher Rathsherr, aus dem ſcriboniſchen Hauſe. Cajus **Scribonius Curio**, ſein Vater, war im 678. Jahre **Roms**, Conſul geweſen. Die Siege, ſo er über die **Dardanier**, ein thraciſches Volk erhalten, brachten ihm die Ehre des Siegsgepränges zuwege. **Curio** der Sohn, von welchem hier die Rede iſt, war das Jahr vor dem bürgerlichen Kriege, Tribun des Volkes geweſen. Anfangs hatte er es mit der Republik und dem **Pompejus** gehalten: allein **Cäſar** hatte Mittel gefunden, ihn durch wichtige Geldſummen auf ſeine Seite zu ziehen. **Curio** leiſtete dem **Cäſar** auch wichtige Dienſte, er gewann ihm viele Freunde in **Rom**: und wenn wir dem **Vellejus Paterculus** glauben, ſo war er der hauptſächlichſte Urheber des Bürgerkrieges zwiſchen **Cäſarn** und dem **Pompejus**. Zween große Dichter haben das Andenken dieſes **Curio** ſchwarz gemacht.

Der erſte iſt **Virgil**, welcher im ſechſten Buche ſeiner Aeneis, indem er von den Verbrechen redet, die in der Hölle hart beſtrafet werden, das Laſter desjenigen anführet: welcher ſein Vaterland um Geld verkaufet hat, damit es unter einen tyranniſchen Oberherrn gerathe:

> Vendidit hic auro patriam, dominumque potentem
> Impoſuit *).

Servius lehret uns über dieſen Vers, daß **Virgil** allhier obigen **Curio** gemeynet habe.

Der zweyte iſt **Lucan**, welcher in ſeinen **Pharſalien** zu Ende des vierten Buches ſaget: die Götter hätten ihn mit großer Billigkeit dazu verdammet, daß er kein Begräbniß haben, und ein Raub der lybiſchen Geyer und Raben ſeyn ſollte.

De

---

*) V. 621. 622.

Da Curio in Cäſars Partey eine Hauptperſon war, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß Cicero geglaubet hat: Cäſar werde ihm in Italien die Oberbefehlshabergewalt auftragen; allein Cicero irrete ſich in ſeiner Muthmaßung. Cäſar ſchickte ihn mit dreyen Legionen nach Sicilien, um den Cato hinaus zu treiben, welcher dorten des Senats und Pompejus Partey erhielt. Eben dieſer Curio hatte auch Befehl, wenn er Sicilien unters Joch gebracht hätte, nach Africa überzugehen: und allhier ward er getödtet.

Antonius und Lepidus ſind zur Gnüge bekannt. Trebatius war ein gelehrter Rechtsgelehrter, ein guter Freund des Cicero. Da ſeine Glücksumſtände mäßig waren, ſo hatte ihn Cicero mit Empfehlungsſchreiben an den Cäſar nach Gallien geſchickt, der ihn auch an ſich zog: wie man aus dem fünften Briefe des ſiebenten Buches ad familiares, und aus den folgenden, bis an den zwey und zwanzigſten ſehen kann.

Hortenſius war ein Sohn des berühmten Redners Quintus Hortenſius. Er war auf Cäſars Seite getreten, der ihn zu ſeinem Verweſer gemacht, und ihm die toſcaniſche Küſte, unter ſeinen Befehl gegeben hatte, das heißt von der italieniſchen Seite, die ſich von der Mündung der Tyber anfängt. Appian von Alexandrien ſaget, Cäſar hätte dem Hortenſius auch den Befehl über die Schiffe ertheilet, die dieſe Küſte beſchützen ſollten. Cicero ſcheint ſich im vierten Briefe eben dieſes Buches, aus dieſem Hortenſius nicht viel zu machen. Er ſaget, ſeine boshafte Gemüthsart habe gemacht, daß er von der Tugend ſeines Vaters ausgeartet wäre, ſo wie Curio von der Tugend des ſeinigen gewichen.

Was den Reginus betrifft, davon Cicero ſaget, er ſey ſeinetwegen ohne Sorgen, Reginus erat totus noſter: ſo ſcheint derſelbe ein anderer Verweſer Cäſars zu ſeyn, der etwa auf der mittägigen Küſte von Italien commandirt habe. Sebaſtian Corradus glaubet, daß Cicero unter dem Namen **Reginus**, welcher ſonſt unbekannt iſt, vom **Lucius Minutius Baſilius**, **Cäſars** Verweſer, rede. Dieſer **Minutius Baſilius** führete einige Kriegsvölker auf eben der Küſte an, wo **Hortenſius** ſtand. **Corradus** ſteifet ſeine Meynung auf das Anſehen des **Paulus Oroſius**, welcher im XV. Capitel des VI. Buches ſeiner Geſchichte, dieſes **Baſilius** Erwähnung thut, als wäre er damals einer von **Cäſars** Verweſern in Italien. Er will, daß **Cicero** ihn hier nur deswegen **Reginus** nennet; weil βασιλεῖος im Griechiſchen eben das heißt, was Reginus im Lateiniſchen bedeutet.

Der Herr Abt **Mongault** ſaget in der Note, die er über dieſes Wort **Reginus** macht, man finde in damaligen Zeiten keinen Menſchen dieſes Namens. Hierauf erkläret er des **Corradus** Meynung, und ſpricht, ſeine Erklärung ſey gar zu weit hergeholet. Zudem ſo meynet er auch, **Cicero** würde **Regius** und nicht **Reginus** geſagt haben. Er glaubet endlich, **Cicero** habe vielmehr denjenigen anzeigen wollen, welcher zu **Rhegium** commandirte, und deſſen er benöthiget ſeyn könnte, wenn er nach Sicilien übergehen wollte: allein, alsdann müßte man **Rheginus**, mit einem h leſen, welches im Latein einen Menſchen von **Rhegium** anzeigen würde, an ſtatt daß **Reginus**, ohne h kein lateiniſches Wort iſt.

Herr von **Chambort**, welchen die Verwirrung Wunder nimmt, die der Namen **Reginus** dieſen gelehrten Männern gemacht hat, erinnert ſie eines proconſulariſchen Verweſers, welcher in dem Kriege wider die Gallier, unter **Cäſarn** gedienet hat. Hier hatte er einen mit Namen **Reginus**. Und nun iſt es ausgemacht, daß alle Verweſer, die **Cäſar** im galliſchen Kriege gehabt, auch ſeine Verweſer im bürgerlichen Kriege geweſen. **Titus Labienus** war der einzige, welcher ihn verließ, um ſich zu des **Pompejus** Partey zu wenden. **Decimus Brutus** und **Cajus Trebonius**, welche nach dieſem mit dem **Marcus Brutus** und **Cajus Caſſius** wider ihn aufſtunden, verließen

ließen ihn im bürgerlichen Kriege nicht: und eben dieſen trug er die Einrichtung der Belagerung von **Marſeille** auf, indeſſen daß er hingieng, Spanien zu erobern.

Cäſar redet oft von dieſem **Reginus**, und nennet ihn **Cajus Antiſtius Reginus**. Zu Anfange des ſechſten Buches ſeiner Commentarien vom galliſchen Kriege ſaget er: daß, da er geſehen, wie geſchwächet ſein Herr von dem Verluſte von funfzehn Cohorten geweſen, welche **Titurius Sabinus** und **Aurunculejus Cotta**, ſeine Verweſer im Lütticherlande commandiret; er in Italien neue Leute werben laſſen, und hierzu drey von ſeinen Verweſern, den **M. Silanus**, **T. Sextius** und den **C. Antiſtius Reginus** gebraucht habe. Dieſe Verweſer brachten ihm noch vor Ende Winters drey neue Legionen nach Gallien; und der Verluſt, welchen **Cäſar** im vorigen Jahre erlitten hatte, ward gedoppelt erſetzet.

Im ſiebenten Buche vom galliſchen Kriege, gedenkt **Cäſar** zweymal dieſes **Antiſtius Reginus**. Zum erſtenmale bey der Beſchreibung der Belagerung von **Alexia**, allwo **Antiſtius Reginus** ein Viertel auf der mitternächtlichen Seite dieſes Ortes, mit noch einem **Caninius Rebilus**, ebenfalls einem Verweſer von **Cäſarn** commandirte. Das andere mal geſchieht es zu Ende eben dieſes ſiebenten Buches. **Cäſar** redet von der Eintheilung der Winterquartiere unter ſeine Legionen, nach gehaltenem Feldzuge, und ſaget, er habe den **Cajus Antiſtius Reginus**, mit einer Legion in das **Nivernesiſche** geſchickt.

Man muß daher dieſen **Reginus** nicht mit dem **C. Minutius Baſilius**, oder **Baſilus**, vermengen: wie **Corradus** in ſeiner Note gethan hat. Dieſer **Minutius Baſilus** war ein anderer Verweſer **Cäſars** im galliſchen Kriege; und blieb auch im bürgerlichen ſeiner Partey ergeben. Dieſer hatte einige Verbindungen mit dem **Cicero**, der ihm einen Brief voller Freundſchaftsbezeugungen und Höflichkeiten zuſchickte. Dieſer Brief des **Cicero** iſt der kürzeſte unter allen ſeinen Schreiben, und der XV. im VI.

Buche derer ad familiares. Aus dem ſechſten Buche der Commentarien vom galliſchen Kriege, ſieht man, daß Cäſar ſeine Reiterey dem Lucius Minutius Baſilius untergeben, und ihn in das Holz bey Ardennes rücken laſſen, als er den Ambiorix, den hauptſächlichſten Urheber der Niederlage des Titurius Sabinus und des Aurunculejus Cotta, angreifen wollte: allein Cäſar vermenget ihn mit dem Reginus nicht, der ein anderer von ſeinen Verweſern war.

So war auch der Namen Reginus damals in Rom kein unbekannter oder neuer Namen, wie doch der Herr Abt Mongault in ſeiner Note vorgeben will. Da dieſer Reginus, von welchem hier geredet wird, Cajus Antiſtius Reginus geheißen: ſo iſt er aus dem antiſtiſchen Hauſe, einer der anſehnlichſten Familien zu Rom geweſen, ob ſie gleich nur plebeiſch war *). Dieſes Haus war ſehr alt. Livius **) gedenket deſſelben oft, und redet allezeit mit vielem Ruhme von denen Bürgern, die der Republik daraus erwachſen ſind. Die Aufſchriften und Münzen lehren uns, daß ſich dieſes Geſchlecht in zween Hauptäſte getheilet, deren einer den Namen Vetus, und der andere Reginus, geführet.

Nach Cäſars Tode, zeigte ſich Reginus, der ihm in ſeinem Leben ſehr ergeben geweſen, nicht eifrig genug, ihn zu rächen. Man lieſt im Appian, daß man ihn in die Zahl der Verwieſenen geſetzet, und daß er dieſer Verweiſung nur durch die Geſchicklichkeit ſeiner Frau entgangen ſey.

Allein eine Münze vom Auguſtus, die von verſchiedenen Schriftſtellern angeführet wird, ſtellet uns auf ihrer Gegenſeite die gewöhnlichen Werkzeuge zum Opfern, mit den Kennzeichen eines Augurs und dieſer Umſchrift: C. ANTISTIVS REGINVS III. VIR. dar. Vermuthlich iſt dieſes der Sohn des vorigen Reginus geweſen, welcher, nachdem ſich die Unruhen wieder geleget hatten, vor dem Auguſtus wieder Gnade gefunden.

XXIX.

---

*) Livius im 16. B. aufs 332. Jahr Roms.

**) Ebend. derſ. 6. B. aufs 376. J. R.

XXIX.

Des Herrn Abtes Fontenü Abhandlung von dem Dienſte der Waſſergötter. 1737. und 1738.

Die Verehrung, ſo man den Waſſergöttern erwieſen hat, von welchen man glaubete, ſie ſtünden denſelben vor, iſt eine der älteſten Arten der Abgötterey; und der Verfaſſer des Buches der Weisheit, ſetzet ſie in die Zahl derer, die bey den Heiden am meiſten Eingang gefunden.

Da nun der Herr Abt Fontenü von dieſer Sache verſchiedenes ſonderbares geſammlet hat, ſo theilete er ſelbiges zu verſchiedenen Zeiten der Akademie mit. Hier iſt das hauptſächlichſte, worauf es ankömmt.

Erſter Theil.

Die Aegypter bewieſen ihre Verehrung dem Waſſer überhaupt, als einem Elemente, unter den Namen Oſiris, Iſis, Canope und Nil. Die Phönicier betheten es unter dem Namen Dagon an, der halb Menſch halb Fiſch war. Die Syrer verehrten es unter dem Namen Derceto, oder Atergatis, die halb Frau halb Fiſch war: eben wie die Figur ausſah, welche Lucian davon in Phönicien geſehen hatte. Die Babylonier ſtellten ebenfalls ihren Oannes, und die Scythen ihren Thamyſades vor, welches Symbola des Mondes und der See waren.

Die Gallier und Deutſchen hatten eine beſondere Verehrung gegen das Waſſer, inſonderheit gegen den Rhein und den Toulouſer-See. Die Griechen endlich (denn wenn man ein genaues Verzeichniß von allen Völkern machen wollte, die dieſer Art von Abgötterey ergeben geweſen, ſo müßte man ſie faſt alle nennen) die Griechen ſage ich und die Römer, brachten ihre Opfer überhaupt der Gottheit des Waſſers, unter dem Namen Ocean; oder bey den Griechen unter dem Namen Poſeidon, und bey den Römern unter dem Namen Neptun, eines Gottes, welchen beyde Völker gar oft mit dem Ocean, als dem allgemeinen Vater aller Waſſer, vermenget haben.

In der That, wenn wir dem Homer glauben, bey dem man einen Theil der Lehrſätze der alten heidniſchen Theologie findet, ſo war der Ocean nicht bloß in die Gränzen des Meeres eingeſchloſſen, ob ſie gleich unermeßlich ſind; ſondern er erſtreckete ſich noch in alle Theile der Erden, und das durch die Vermittelung der Quellen, der Brunnen, der Bäche, und Flüſſe, welche nach dieſem Dichter, ihren Urſprung aus demſelben haben:

Ἐξ ὅπερ πάντες πόταμοι, καὶ πάσα θάλασσα,
Καὶ πάσαι κρῆναι, καὶ φρείατα μάκρα ναίουσι.

Iliad. L. 21. v. 196. 197.

Heſiodus verſichert in ſeiner Theogonie, daß der Ocean, von der Thetis, (in dem Verſtande der Erden genommen) alle Flüſſe gehabt, die in der Welt zerſtreuet ſind; wie auch die mehreſten von den Nymphen der Erden, und des Waſſers.

Selbſt der Dienſt, den man dem Ocean als oberſtem Herrn der Waſſer bezeigete, muß ſehr alt geweſen ſeyn, und aus der Abgötterey ſeinen Urſprung haben: weil Homer bezeuget, daß der Ocean, der erſte, und der Vater der Götter, die Thetis ſeine Gattinn aber, deren Mutter ſey:

Ὠκεανόν τε, Θεῶν γένεσιν καὶ μητέρα Τηθύν.

Die Göttergeſänge, welche man dem Orpheus zuſchreibt, bringen eben dieſe Lehre vor, und Virgil ſchreibt dem Ocean den Urſprung aller Dinge zu:

> Oceanumque patrem rerum, etc.
>
> *Georgicor. Lib. IV, v. 23.*

Die Urſache, welche die Heiden angetrieben, das Element des Waſſers in die Zahl ihrer Götter zu ſetzen, biethet ſich von ſelbſt dar. Dem Waſſer nämlich ſchrieben ſie faſt alles zu, was die ganze Natur hervorbringt; und dieſes Lehrgebäude, welches Thales in Aegypten ganz eingeführet fand, ward nach dieſem von den mehreſten Weltweiſen angenommen.

Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß die Heyden geglaubet haben, die Verehrung, welche ſie dem Meere, den Flüſſen, Brunnen, oder deren Nymphen und Schutzgeiſtern bewieſen, ſey eben ſo gut gegründet, als ihr Dienſt der andern Götter. Daher kamen ſo viele Altäre und Tempel, die das Heidenthum zu Ehren der Waſſergottheiten, inſonderheit dem Neptun aufrichtete, deſſen Oberherrſchaft, die anfangs bloß ins mittelländiſche Meer eingeſchränket war, ſich nach der Zeit auch auf alle andere Meere erſtreckete.

Die Aegypter trieben dieſen Aberglauben unter allen am höchſten, und man kann ſolches nicht ausdrücklicher bemerken, als Julius Firmicus gethan *). Athanaſius ſagt ebenfalls, in ſeiner Rede wider die Heiden **): daß die andern Völker die Flüſſe und Brunnen nur in Ehren gehalten, die Aegypter aber ihnen die größten Verehrungen erzeiget hätten.

Gleich-

---

*) Aegypti incolæ, aquarum beneficia ſentientes, aquam colunt, aquam ſupplicant, aquas ſuperſtitioſa contentione venerantur. *Lib. de errorib. prof. Relig.* **) Ἄλλοι ποτάμους καὶ κρήνας, καὶ παντῶν μάλιστα Αἰγύπτιοι ὕδωρ προτετιμήκασι, καὶ Θεοὺς ἀναγορεύουσι.

Gleichwohl verabſcheueten ſie gewiſſermaßen das Meerwaſſer, wie **Diodor von Sicilien** berichtet, und **Neptun** war ihnen ein Grauſen: weil ſie dieſen Gott für den **Typhon**, den geſchwornen Feind des **Oſiris**, und für ſeinen Mörder hielten. Wie hoch gieng aber anderntheils ihre Ehrfurcht gegen die Waſſer des **Niles**?

Da nun alſo die Heiden ſich nach eigenem Wahne und nach ihrer verſchiedenen Nothdurft Götter macheten: ſo konnte es dem **Nile** nicht fehlen, daß er in Aegypten für eine obere Gottheit gehalten ward. Man gab ihm ſo gar, nach dem **Diodor von Sicilien**, ſogleich den Namen **Ocean**; von welchem man ebenfalls den Urſprung der andern Götter herleitete.

Uebrigens rühmete ſich Aegypten, eine Tochter des **Niles** und der Nymphe **Memphis** zu ſeyn. Es glaubete nicht nur, nach dem **Herodot**, daß das **Delta** ein Geſchenk dieſes Fluſſes ſey; ſondern es ſchrieb ihm auch noch die Fruchtbarkeit ſeines Bodens und ſeine Reichthümer zu:

> Et viridem Aegyptum nigra fecundat arena.
>
> *Virg. Georgicor. IV. v. 291.*

Dieſe Art natürlicher Wunderwerke und noch viele andere wunderbare Dinge, die man von dieſem Fluſſe erzählete, veranlaſſeten die Aegypter, den **Nil** unter dem Namen **Oſiris**, als ihrer erſten Gottheit, anzubethen.

Der Nutzen, den ſeine jährlichen Ueberſchwemmungen Aegypten verſchaffeten, machte, daß er für einen Sohn **Saturns**, Κρόνιδα, gehalten ward, wie ihn **Pindar** nennt; und für den **Jupiter**, wie **Euſtathius** und **Athenäus** ihn nennen: Αἰγύπτιος Ζεὺς Νεῖλος. Dieſe Schriftſteller nennen ihn deswegen ſo, weil er bey den Aegyptern die Stelle des **Jupiters** Ὄμβριος, der Griechen vertrat; welcher eben der **Jupiter Pluvius** der Römer war.

Te propter nullus Tellus tua poſtulat imbres
Arida, nec Pluvio ſupplicat herba Jovi.

Tibul.

Es ward alſo kein Gott bey den Aegyptern höher verehret, als der Nil: und daher kam es, nach Heliodors Berichte, daß ſie dieſem Fluſſe eben dieſelbe Ehre bezeigeten, als dem Jupiter; ja daß Homer ihn vom Jupiter abſtammen läßt, Διιπετης, a Jove delapſus. Nach dieſem Begriffe ſang man bey dem feyerlichen Feſte, ſo man jährlich zu Ehren des Niles anſtellete, mitten unter den Luſtbarkeiten der Spiele, eben dieſelben Göttergeſänge, die man gewohnet war, an Jupiters großen Feſttagen zu ſingen.

Doch die ägyptiſchen Prieſter blieben hierbey nicht ſtehen; ſie beehreten ihn auch mit dem Titel eines Heiligen, welchen Merkurius Triſmegiſtus ihm beyleget, und den man auf einer Münze im moroſiniſchen Cabinette wieder findet: DEO SANCTO NILO. Sie erfanden ihm zu gute die Fabel des Gottes Canope, welcher unter dem Bilde eines gefüllten Waſſerkruges, das heilige Feuer dämpfete und bezwang: welches die Chaldäer zur Verehrung des Volkes, als den erſten und mächtigſten der Götter, ausgeſtellet hatten.

Daher rührete die außerordentliche Ehrerbiethung, welche die Aegypter gegen die Waſſer dieſes Fluſſes hatten. Sie hielten ſie für unverſehrlich und göttlich; man brauchte ſie bey den größten Feyerlichkeiten der Religion; man trug etwas davon mit großer Pracht bey öffentlichen Umgängen in Gefäßen herum: die man nachgehends auf die Altäre ſetzete, und daſelbſt als heilige Bilder des Oſiris und der Iſis, der Schutzgeiſter des Nils, verehret wurden; und vor welchen die Prieſter niederfielen.

Unter allen Jahreszeiten war keine, in welcher dieſer Fluß mit mehrerer Feyerlichkeit und Pracht verehret ward, als gegen den längſten Tag, die Zeit, wo er am höchſten anſchwell. Alsdann eröffnete man die Canäle des Niles, in Gegenwart der ägyptiſchen Könige, und der größten Herren des Reiches, bey einem ungeheuren Zulaufe des Volkes an die Ufer dieſes Fluſſes.

Die Prieſter des Oſiris und der Iſis brachten mit großer Pracht, die Bildniſſe dieſer zwo Gottheiten hinzu, deren Hochzeit man alsdann feyerte: und ihre vereinigten Bildniſſe, waren nach dem Lehrgebäude der Aegypter, die Vorſtellung der Vermählung, die zu gleicher Zeit zwiſchen der ägyptiſchen Erde, für die Iſis genommen, und dem Fluſſe Nil, für den Oſiris genommen, geſchah; wie **Plutarch** berichtet.

Alle Handlungen der Andacht, die man alsdann vornahm, ſchloſſen ſich mit einem Geſchenke an den Fluß; und beſtanden in einem jungen Mägdchen, ſo man in ſeine Fluthen ſtürzete.

Aegypten hat ſeit dieſen erſten Zeiten, noch allezeit eine gewiſſe Art von Ehrerbiethung gegen den Nil behalten; und man findet noch anjetzt daſelbſt die Spuren, von der ihm ehemals bewieſenen Verehrung: ja ſo gar die **Copten** zu Groß **Cairo**, ſind, ob ſie gleich Chriſten ſind, von dem Aberglauben in dieſem Stücke nicht gänzlich frey. Den 24. **September**, an welchem Tage die koptiſche Kirche das Feſt des h. Kreuzes feyert, und eben die Zeit iſt, da der Nil abzunehmen anfängt, gehen die Prieſter einer von ihren Kirchen in Groß-Cairo, nachdem ſie die Meſſe gehalten, mit großer Feyerlichkeit an die Ufer des Niles.

Hier nun ſangen ſie an, Gott für die Ergießungen des Niles zu danken. Nachmals werfen ſie in ſeine Fluthen ein hölzernes Kreuz: gleich als wollten ſie ihm das Ziel ſeines Anwuchſes vorſchreiben, und ihm befehlen, ſich wieder von den Feldern abzuführen. Die Türken wohnen dieſer Feyerlichkeit gern bey.

Der **Nil** ward auf den öffentlichen Denkmälern, unter andern auf Münzen, als eine der erſten ägyptiſchen Gottheiten vorgeſtellet. Doch unter allen ihm geweihten Denkmälern, iſt keines majeſtätiſcher, als ſeine Bildſäule in Rieſengröße, von baſaltiſchen Steinen: welche im **Belvedere** des **Vaticans** zu ſehen iſt, und von welcher eine ſchöne Copey im Garten der **Tuilerie** zu **Paris** ſteht. **Plinius** gedenket dieſes Meiſterſtückes der Kunſt, und berichtet uns, daß der Kaiſer **Veſpaſian** daſſelbe in den Friedenstempel ſtellen laſſen. Man hat ſich die Mühe gegeben, rund um dieſe Bildſäule die vornehmſten Symbola des **Niles** einzugraben, dergleichen der **Hippopotamus**, der Krocodil, der **Ibis**, der **Ichneumon**, die **Lotus**pflanze, die Pflanze des **Papyrus**, und ſechszehn Kinder ſind, die um dieſen Gott von den Füßen an bis zum Kopfe herum ſpielen; um den Anwuchs des **Niles** auf ſechszehn Ellen anzuzeigen, eine Höhe, die den Aegyptern das fruchtbarſte Jahr verſpricht, ſo ſie wünſchen können. Die Bildſäule dieſes Fluſſes, hält auch ein Horn des Ueberfluſſes, als ein Kennzeichen der Fruchtbarkeit Aegyptens. Eine Münze in großem Ertze, vom Kaiſer **Hadrian** zu **Alexandrien** geſchlagen, hat uns das Andenken der Ergießung des **Niles** bis auf ſechszehn Ellen erhalten; als welche ſich im zwölften Regierungsjahre dieſes Kaiſers zugetragen.

Doch die Aegypter ſind nicht das einzige Volk geweſen, welches die Flüſſe für Gottheiten gehalten: ſondern viele Völker ſind ihnen nachgefolget. Die Perſer, ob ſie gleich große Anbether des Feuers waren, verehreten gleichwohl auch die Flüſſe, wie **Herodot** anmerket: Σέβονται ποτάμους τῶν πάντων μάλιστα. Sie wollten nicht einmal, daß man ſich die Hände darinnen wüſche, darein ſpiee, und noch viel weniger was unanſtändiges verrichtete.

Maximus von Tyrus berichtet, daß die **Maſſageten** ebenfalls den **Tanais** und den **Palus Mäotis** als Gottheiten angebethet, ihnen Bildſäulen geweihet, und bey ihren Namen geſchworen haben. Er ſaget ferner, daß die Phrygier aus der Stadt Celenna, den Flüſſen Mäander und Marſyas, Opfer gebracht hätten.

Man ſieht noch heut zu Tage in Indien Spuren des ehmaligen Götzendienſtes der Flüſſe. Das daſige Volk heget eine beſondere Ehrfurcht gegen den großen und kleinen Ganges; ſie halten deſſen Waſſer für heilig und geheiliget, und ſchreiben ihm Wunderkräfte zu. Von dieſem Aberglauben wiſſen die Regenten ihren Vortheil zu ziehen, indem ſie ihren Unterthanen die Freyheit ſich darinnen zu baden, ja nur Waſſer daraus zu ſchöpfen, theuer genug verkaufen.

Zweyter Theil.

Außer dem allgemeinen Bewegungsgrunde, welcher die Griechen und Römer, ſo wie andere Völker der Erden antrieb, ſich der Abgötterey gegen die Flüſſe und Brunnen zu ergeben, nämlich deren große Nutzbarkeit; führet Maximus von Tyrus, in ſeiner acht und dreyßigſten Rede, noch viel beſondere Nebenurſachen an *). Er ſagt, die Heiden erwieſen den Flüſſen, aus ſechs verſchiedenen Urſachen göttliche Ehre.

Die erſte und hauptſächlichſte war, der Nutzen und die anſehnlichen Vortheile, welche die Menſchen von denen Flüſſen und Brunnen hatten, die ihre Felder durchwäſſerten. So betheten die Aegypter den Nil an, die Indianer den Ganges und Indus: weil ſie die ganze Fruchtbarkeit ihres Erdreiches, den jährlichen Ueberſchwemmungen dieſer Flüſſe zuſchrieben, die ſich über ihre Felder ergoſſen; und

ihnen

---

*) Eſt ſuus fluviis honor, aut ob utilitatem, quomodo Aegyptii colunt Nilum; aut ob pulchritudinem, ut Peneum Theſſali; aut ob magnitudinem, ut Iſtrum Scythæ; aut ex fabula, ut Aetoli Acheloum; aut ex lege, ut Spartiatæ Eurotam; aut ex ſacro inſtituto, ut Iliſſum Athenienſes.

ihnen ſtatt ſtarker Regen dienten, als welche bey dieſen Völkern ſehr was ſeltenes ſind.

Die zweyte Urſache dieſer göttlichen Verehrung, war ſowohl von der Schönheit gewiſſer Flüſſe, ob pulchritudinem, als auch von denen Annehmlichkeiten hergenommen, die ſie an denen Orten, wo ſie durchfließen, verurſachen. So machte der **Peneus**, indem er das Thal bey **Tempe** durchwäſſerte, einen ſo entzückenden Ort daraus, daß die alten und neuen Dichter von ihm als von einer Gegend geredet haben, welche würdig wäre, ein Wohnplatz der Götter ſelbſt zu ſeyn. Der Fluß **Lado** in **Arkadien**, muß aus eben dieſer Urſache einer von allen Flüſſen ſeyn, den die Griechen am meiſten verehret haben: indem **Pauſanias** verſichert, daß unter allen Flüſſen Griechenlandes, kein einziger geweſen, der ihm an Schönheit und Klarheit des Waſſers geglichen hätte.

Die dritte Urſache, von der großen Strecke eines Fluſſes hergenommen, ob magnitudinem, trieb die **Scythen** an, die **Donau** über alle andere Flüſſe zu verehren. Die Römer giengen eben ſo wenig davon ab; und man findet ihn als eine Gottheit, auf einigen Münzen vom **Trajan** vorgeſtellet. Auch der **Rhein** verdienete wegen ſeiner Größe, daß er auf die römiſchen Münzen mit der Aufſchrift, SALVS PROVINCIARVM, auf den Gegenſeiten des **Poſthumus** geſchlagen worden.

Die vierte Urſache war von den ſinnreichen Erfindungen hergenommen, welche die Dichter und Mythologen von den Flüſſen hervorgebracht haben, ex Fabula. Was haben nicht die Dichter, um die Gottheit des **Achelous** heraus zu ſtreichen, welchen **Homer** mit dem Titel des Königes der Flüſſe beehret, von dem berühmten Kampfe alles vorgegeben, welchen der Schutzgeiſt dieſes Fluſſes, mit dem **Herkules** gehabt? Uebrigens ward dieſer **Achelous** ſo hoch verehret, daß auch das dodoniſche Orakel oftmals denjenigen, die es um Rath frageten, anbefahl: ſie ſollten zuvor dieſem Fluſſe Geſchenke bringen, um ſich ſelbigen günſtig zu machen. Er hatte ſeine Altäre, ſowohl als der **Alpheus** und **Cephiſſus**. Die Begebenheiten der **Daphne** und des **Leucippus**, welche im **Pauſanias** angeführet werden, wie auch **Neptuns** und der **Ceres** ihre an den Ufern des **Lado**, vermehreten noch die Ehrerbiethung, ſo man gegen dieſen Fluß, wegen der Schönheit ſeiner Waſſer hatte.

Die fünfte Urſache gründete ſich auf einige beſondere Verordnungen oder Geſetze, ex Lege, ja auch vieleicht auf einige Grundgeſetze des Staates. So befahl **Sybotas**, König zu **Meſſenien**, daß die Könige ſeine Nachfolger, alle Jahre dem Fluſſe **Pamiſus**, Opfer bringen ſollten.

Die ſechſte Urſache entſprang aus irgend einer Verordnung der Religion, ex ſacro inſtituto. Dergleichen war der Bewegungsgrund, welcher die **Athenienſer** veranlaſſete, den **Iliſſus** für einen ihrer Schutzgötter zu erkennen. Die **Athenienſer** haben, ſaget **Pauſanias**, zween Flüſſe: eines iſt der **Iliſſus**, und der andere, welcher in dieſen fällt, iſt der **Eridanus**; eines Namens mit demjenigen Fluſſe, der das Land der **Celten** befeuchtet. An den Ufern dieſes Fluſſes ward **Orythia** von dem **Boreas** entführet, welcher ſie heirathete, und nachgehends in Erinnerung dieſes Bündniſſes mit den **Athenienſern**, ihnen den Dienſt erwies, verſchiedene barbariſche Galeeren in den Grund zu jagen. Die **Athenienſer**, ſetzet **Pauſanias** hinzu, halten dafür, der **Iliſſus** ſey den Muſen geweihet; ſie haben auf deſſen Ufern einen Altar, Namens der **Altar der iliſſiſchen Muſen**, das heißt, der iliſſiſchen Nymphen; denn man weis, daß die Alten oftmals den Nymphen den Namen der Muſen gegeben, und daß **Varro** ſie faſt allezeit vermenget.

Die Urſachen nun, welche **Maximus von Tyrus** hier anführet, ſind gleichwohl noch nicht die einzigen, welche die Heyden hatten, die Flüſſe und Brunnen zu der Würde der Götter und Göttinnen zu erheben. Sie wurden auch noch 1. durch die Erleichterung des Handels dazu veranlaſſet, welchen die großen Ströme befördern; und zwar nicht nur unter den Einwohnern verſchiedener Provinzen, ſondern auch mit den Völkern der entlegenſten Länder: indem die großen Flüſſe eine Gemeinſchaft mit dem Meere haben.

2. Ein anderer Bewegungsgrund war die Dunkelheit des Urſprunges der Flüſſe und Brunnen, und die Beſtändigkeit ihres Laufes, den ſie als ein unergründliches Geheimniß der Natur bewunderten, das aber der höchſten Verehrung würdig wäre. Seneca ſagt auch: man verehre am meiſten die Quelle der Flüſſe; und zu dieſer gienge man, ihnen die höchſte Ehre zu bezeigen.

3. Geſchah es, wenn ſie wegen ihrer Tiefe oder Breite, mächtigen Völkern zur Gränze und Schutzwehre dieneten, ſo wie der Rhein, die Donau, der Euphrat und einige andere Flüſſe. Alsdann ſah man ſie nicht nur, als ſo viel natürliche Vormauern, wider den plötzlichen Einfall eines ehrſüchtigen und mächtigen Feindes an; ſondern auch als heilige und unverletzliche Schranken, die man nicht überſchreiten konnte, ohne eine Art von Kirchenraub zu begehen.

4. Erzeigte man denen Flüſſen noch beſondere Ehre, welche die Hauptmauern einer Stadt, entweder durchgiengen, oder an dieſelben anſpieleten, inſonderheit wenn es die Hauptſtadt eines Staates war. So ſtralen der Scamander und die Tyber, der erſte im Homer, die andere im Virgil, als die Schutzherren, der eine von der Stadt Troja, und der andere von Rom. Und wie viele Flüſſe ſieht man denn nicht in Münzen auf den Gegenſeiten griechiſcher Städte, neben deren andern Göttern vorgeſtellet?

5. Die Erdichtungen der Poeten und Mythologen machten aus einer Menge von Flüſſen ſo viele Perſonen, denen ſie die Namen der Helden, der Könige, Prinzen und Prinzeſſinnen beylegten.

Die Anbethung, welche das Alterthum den Flüſſen und Brunnen erwies, gründet ſich alſo auch darauf: daß man ſich einbildete, die Geiſter derer großen Perſonen, deren Namen ſie führeten, wohneten in ihren Waſſern; theilten ihnen ihre Eigenſchaften mit, und regiereten ſie nach ihrem Gefallen. Die Dichter machen uns ſo gar prächtige Beſchreibungen von den unterirdiſchen Paläſten dieſer Waſſergottheiten, und zwar ſo umſtändlich, als wären ſie ſelbſt an ihren Höfen geweſen.

Allein ſo weit auch vor Alters die Verehrung gegen die Flüſſe überhaupt gegangen, ſo gab es doch deren einige, die beſonders befreyet waren: z. E. diejenigen, die irgend einer von den obern Gottheiten geheiliget waren. Unter dieſen, und ohne des Fluſſes **Inachus** zu gedenken, welchen **Heſiodus** den Liebling des Himmels nennet; noch auch des Fluſſes **Eurotas**, und einiger andern, die man unter dem Namen gewiſſer Himmelsgötter anrief, war **Alpheus** der allerberühmteſte, als welcher dem **Jupiter** der liebſte war. Von allen Flüſſen, ſchreibt **Pauſanias**, iſt keiner, der dem **Jupiter** ſo angenehm wäre, als der **Alpheus**. Man dorfte ſich auch keines andern Waſſers, als deſſen aus dem Fluſſe **Alpheus** bedienen, um damit die Aſche derer Opfer einzurühren, die man dem olympiſchen **Jupiter** ſchlachtete. Die **Aruſpices** macheten aus dieſer Aſche eine Kitte, womit ſie alle Jahre, den 19. März; den Altar dieſes Gottes beſtrichen, und die Stuffen ausbeſſerten, auf denen man hinauf ſtieg.

Die Römer hegeten nicht mindere Ehrfurcht gegen die **Tyber**, Cœlo gratiſſimus amnis. Mit welcher Majeſtät läßt nicht **Virgil** dem **Aeneas** im Schlafe denſelben erſcheiſcheinen *)? Als ein unumſchränkter Herr des Ortes, allwo dieſer Held ſchlief, und welchem das Zukünftige eben ſo kundig war, als Gott Jupitern ſelbſt, verkündiget er ihm die Größe ſeines Schickſales, und lehret ihn, was er thun ſoll, ſich deſſelben würdig zu machen. Als ſich nun dieſer Held gegen Morgen wandte, wie der Gebrauch es bey Anrufung der Götter mit ſich brachte; und nachdem er in ſeine Hände Waſſer aus der Tyber genommen, ein abermaliger Gebrauch bey Anrufung der Flüſſe: ſo richtet dieſer Held ſein Gebeth an die Tyber, als an die Schutzgottheit daſigen Ortes **). Er erhebt die Heiligkeit ſeines Waſſers; er verehret ihn mit dem prächtigen Titel eines Herrn von Italien; er flehet ihn um ſeinen Schutz an, und ſchwöret, ſeine Verehrung gegen ihn niemals aus den Augen zu ſetzen.

Der **Clitumnus**, ein Fluß, eine Stunde weit von der Stadt **Spoleto** in Umbrien, war ebenfalls in großen Ehren. **Plinius** der jüngere †) redet ſo davon. „An den „Ufern der Quelle des **Clitumnus** iſt ein alter Tempel, „den man ſehr in Ehren hält. Man ſieht darinnen die „Bildſäule des **Clitumnus**, welche durch das Loos, Orakelſprüche an diejenigen ertheilet, die ſelbige um Rath zu „fragen, kommen. Rund um den Tempel ſtehen verſchie„dene Capellen, in deren jeder die Vorſtellung der Gott-

---

*) Huic Deus ipſe loci Fluvio Tyberinus amœno
Populeas inter ſenior ſe attollere frondes
Viſus. *Aeneid. Lib. VIII. v. 64.*

**) Tuque, o Tybre, tuo genitor cum flumine ſancto,
Accipite Aeneam.

Die Nymphen des Ortes kamen auch in dieſe Anrufung hinein.

et tandem arcete periclis,
Semper honore meo, ſemper celebrabere donis,
Corniger Heſperidum fluvius regnator aquarum,
Adſis, o tandem, et propius tua flumina firmet.
Aeneid. Lib. VIII. v. 72.

†) Lib. III. Epiſt.

„heit ſteht, die darinnen unter verſchiedenen Benennungen auf eine eigene Art angebethet wird.

„In einigen dieſer Capellen befinden ſich Quellen, die, da ſie ſich mit dem Hauptbrunnen vereinigen, den Clitumnus ausmachen, über den man auf einer Brücke geht. Dieſe Brücke macht den Unterſchied zwiſchen den heiligen Waſſern, und denen, die man für gemein hält, und in den erſten iſt es nicht erlaubt zu baden.

„Die Einwohner zu **Spoleto**, welchen **Auguſtus** dieſen Ort geſchenket hat, ſetzet **Plinius** hinzu, üben das Recht der Gaſtfreyheit gegen diejenigen aus, welche aus Andacht dahin kommen: und es iſt nichts an dieſem Orte, was nicht Vergnügen bringt, und nicht die Neugierde ſtillet. Alle Säulen und Mauern der Capellen und des Tempels ſind mit Aufſchriften zum Lobe des Fluſſes und ſeiner Quelle angefüllet.

Dieſer Fluß ſtand in ſo großem Rufe, daß auch **Vibius Sequeſter** verſichert: man habe ihn unter dem Namen **Jupiter Clitumnus** angebethet. **Plinius** der Naturforſcher berichtet uns, daß die Waſſer dieſes Fluſſes die Eigenſchaft gehabt, die Haare der Ochſen weiß zu machen, die längſt an deſſen Ufer hingiengen, daher ſie denn für heilige Thiere gehalten wurden, die man bloß aufhob, zu Ehren dieſes Gottes, an den Tagen der Siegsgepränge geopfert zu werden.

Der **Eridanus**, welchen **Virgil** den Vater der Flüſſe nennet, Fluviorum pater Eridanus, war nicht nur eine ſublunariſche und irdiſche Gottheit; ſondern man ſprengete noch aus, **Jupiter** habe ihn auch zu einer himmliſchen gemacht, und in die Zahl der Himmelsgeſtirne geſetzet: um den **Apollo** wegen des Verluſtes ſeines Sohnes **Phaetons** zu tröſten, welcher in deſſen Fluthen war geſtürzet worden.

Die Heiden verehrten die Nymphen oder Schutzgeiſter derer Brunnen beſonders hoch, deren Waſſer die Kraft hatten, irgend eine Krankheit zu heilen: und daher rühren ſo viele Aufſchriften, Bildſäulen, erhobene Schnitzwerke und Altäre für Nymphen, als Göttinnen der Geſundheit: Nymphis ſalutiferis, Nymphis pro ſalute. **Strabo** und **Pauſanias** gedenken eines ſehr berühmten Tempels, funfzig Stadien von **Olympia**, welcher den ioniſchen Nymphen,. auf dem Ufer ihres Brunnens erbauet geweſen; dahin ſich eine große Menge Menſchen begeben, von ihren Gebrechen geheilet zu werden. Wegen der Geſundheit aber wurden inſonderheit die Nymphen der warmen Bäder verehret. Coluntur Aquarum calentium fontes, ſagt **Seneca** Epiſt. 4. und man gab den Thermis oder warmen Bädern, den Namen Nymphæa, als ob ſie den Nymphen heilig wären.

So hatte man auch gewiſſe Brunnen in beſondern Ehren, welche bey dem gemeinen Manne für Wunderbrunnen gehalten wurden: weil ſie gewiſſe Wirkungen thaten, die man über die Kräfte der Natur erhaben zu ſeyn glaubte. So ward, nach dem **Pauſanias**, in Arcad. der Brunnen **Hagno**, am Fuße des Berges **Lycäus** verehret: weil aus ſeinem Waſſer Dünſte ſtiegen, die ſich in ſtarke Regen auflöſeten; ſo bald der Prieſter des **lycäiſchen Jupiters**, bey einer eingefallenen Dürre, einen eichenen Aſt hinein warf, nachdem er zuvor dem **Jupiter Pluvius** ein Opfer gebracht.

Allein unter den Brunnen fanden ſich wenige, die ſo berühmt waren, als derjenige, der nahe bey **Bouzoles** war. Dieſer Brunnen wuchs niemals an, und nahm auch nicht ab, weder in einer dürren Zeit, noch wann es regnete.

Man hatte ſo viel Hochachtung gegen die Nymphen, welche, wie man glaubte, darinnen herbergeten: daß man ihnen zu Ehren an dem Ufer dieſes Brunnens, einen ſchönen Tempel von weißen Steinen erbauete; wie **Philoſtratus** anmerket.

So erwies man auch noch gegen gewiſſe andere Brunnen eine beſondere Andacht, von denen man ausſprengete: daß ſie die Gabe und Kraft hätten, geheime Wahrheiten zu entdecken, oder Orakelſprüche zu geben. Dergleichen war in Sicilien der berühmte Brunnen der zween Götter **Palici**: welche, wie **Makrobius** ſaget, daſelbſt außerordentlich verehret worden. Sie hatten einen ſehr berühmten Tempel, wohin man von allen Orten kam, ſie als unfehlbare Orakel zu befragen: und man brachte ihnen ſo viel Opfer, daß auch der Altar Ara pinguis genannt wurde. Viele Schriftſteller, inſonderheit Ariſtoteles, gedenken dieſes Brunnens, und ſagen: daß er die Meyneide entdecket habe, ohne ſich jemals zu irren. Er war auch eine unverletzliche Freyſtäte für die Sclaven. Die Weißagung geſchah daſelbſt durch kleine Schreibtafeln, auf welche der Prieſter des Tempels dieſer Götter, die Namen derer wegen Meyneides angeklagten ſchrieb. Hierauf warf er dieſe Schreibtafel in den Brunnen. Kam dieſelbe wieder hinauf auf das Waſſer; ſo waren die Angeklagten für unſchuldig erkläret: giengen ſie aber zu Grunde; ſo wurden ſie als ſchuldig verdammet. Damit nun dieſes Orakel noch berühmter würde, ſo ſprengete man aus: die Miſſethäter würden ſogleich von einem Feuerwirbel verſchlungen, der aus dem Grunde des Waſſers hervor ſtiege. **Plinius** erzählet, in des XXXI. Buches 3. Cap. etwas ähnliches von dem Fluſſe **Orachas** in **Bithynien**; deſſen Waſſer auch diejenigen verbrannt haben ſoll, die eines Meyneides ſchuldig waren.

Auch in dem Moraſte, oder See Jno, nähe bey **Epidaurus**, ſonſt **Limera** in **Lakonien** genannt, wurden Orakel gegeben, allwo man die Weißagungen ebenfalls durchs Loos ertheilete. An dem Feſttage der Jno, warf man Stücke Teig in den See: blieben ſie im Grunde, ſo bedeutete ſolches was gutes; kamen ſie wieder in die Höhe, ſo war es ein ſchlimmes Kennzeichen.

Der Brunnen der Ceres, nahe bey Patras im Peloponneſus, war ebenfalls wegen ſeiner Orakel bekannt, und man gab vor, daß ſie niemals trögen. Die Weißagung daſelbſt geſchah durch die Katoptromancie, oder durch Spiegel: So redet Pauſanias in Achaic. davon. „Man bindet einen Spiegel an einen Bindfaden, und hält ihn über die Oberfläche des Brunnens, ſo daß nur der äußerſte Rand des Spiegels das Waſſer berühret. Hierauf thut man Gebethe an die Göttinn, man zündet ihr zu Ehren Rauchwerk an: und wann man denn geſchwind in den Spiegel ſieht, ſo kann man ſehen, ob der Kranke geneſen, oder ſterben werde.„ Capitolin und Spartian erzählen, daß Didius Julianus dieſen Brunnen gern zu Rathe gezogen; und durch denſelben viele Dinge erfahren zu haben vorgegeben.

Pauſanias berichtet uns noch, daß es zu Cyanea in Lycien ein Orakel des thyrxeiſchen Apollo gegeben, allwo, wenn man nur in einen dieſem Gotte geheiligten Brunnen geſchauet, man alles ſehen können, was man zu ſehen gewünſchet. Dieſer Gott hatte nahe bey Kolophon noch einen andern Brunnen, allwo man ebenfalls Orakel gab; diejenigen aber, welche ſelbiges zu Rathe gezogen, ſollen nicht lange gelebet haben.

Von allen Brunnen in Griechenland aber, iſt vieleicht keiner geweſen, welcher in mehrerm Anſehen geſtanden, als der zu Klepſydra, nahe bey Ithome. Dieſer war Jupitern ſelbſt geweihet. Man gab vor, wie Pauſanias ſaget, daß dieſer Gott daſelbſt in ſeiner Kindheit von denen Nymphen, die ihn erzogen hatten, oftmals gewaſchen worden. Das Waſſer in dieſem Brunnen ward für heilig gehalten, und man trug täglich etwas davon in den Tempel des ithomiatiſchen Jupiters.

Man will hier von den übrigen berühmten Brunnen nichts ſagen, dergleichen die Kaſtalis, die Hippokrene und einige andere geweſen, die gar zu bekannt ſind, daß man ſich dabey aufhalten ſollte. Italien hatte auch einige; die ſehr berühmt waren, unter welchen der aponiſche Brunnen nahe bey Padua war. Hieſelbſt war die Weißagung durch Würfel gebräuchlich. Bey dieſem Brunnen; entſchied ein einziger Würfelwurf das Glück oder Unglück des Zukünftigen, nachdem man mehr oder weniger Augen warf. Alhier bekam Tyber die allerſtärkſte Hoffnung, bevor er noch zur Kaiſerwürde gelangete: denn da er bey ſeinem Zuge nach Illyrien, Geryons Orakel, welches auch in der Nachbarſchaft von Padua lag, um ſein Schickſal befragen gieng; ſo ſchickte ihn dieſer Gott zum Würfelloose des Brunnens zu Apo, allwo er, nachdem er goldne Würfel geworfen, im Grunde des Waſſers, die höchſten Augen auf ſelbigen erblickte, die er nur verlangen konnte *). Sueton **) bemerket hierauf ferner, daß man noch zu ſeiner Zeit, eben dieſe Würfel im Grunde des Brunnens geſehen. Claudian verſichert ebenfalls, daß man noch zu ſeiner Zeit die alten Geſchenke gewiſſer Prinzen allda erblicket habe:

Tunc omnem liquidi vallem mirabere fundi,
Tunc veteres haſtæ regia dona micant.

Lucan giebt auch demjenigen Prieſter, der daſelbſt die Aufſicht hatte, den Namen Augur. Dietrich, König von Italien, ließ nachmals den Ort, wo dieſer Brunnen war, mit Mauern einſchließen, weil er in ſo großem Rufe ſtand: ob loci celebritatem, ſaget Caſſiodor.

Es gab noch andere heilige Brunnen, allwo die Pegomancie ebenfalls noch auf verſchiedene andere Weiſe getrieben ward: es ſey nun, daß man eine gewiſſe Anzahl Steine hinein warf, deren verſchiedene Bewegungen man ſich merkete; oder daß man irdene Gefäße hinein ſenkete,

und

---

*) Evenit ut ſummum numerum jacti ab eo tali oſtendetent. *Sueton. in Tiber.*

**) Hodieque ſub aqua viſuntur ii tali.

und acht gab, mit was für Heſtigkeit das Waſſer hinein drang, indem es die Luft, womit ſie erfüllet waren, hinaus trieb.

Es wird noch einiger heiligen Teiche gedacht, allwo man die **Ichthyomancie**, das heißt, die Kunſt trieb, durch die Fiſche zu weißagen; welche man für heilig hielt, und die man nicht ſpeiſen dorfte.

Allein man muß nicht vergeſſen, 1. den Brunnen **Egeria** in dem Felde bey **Rom**, außer dem **Capenerthore**, welcher in des **Numa** Geſchichte, wegen der heimlichen Zuſammenkünfte ſo berühmt iſt, welche dieſer Prinz mit der Nymphe oder Muſe **Egeria** zu haben vorgab: denn ſo nennet ſie **Dionyſius von Halikarnaß**.

Numa ließ nahe bey dieſem Brunnen einen Tempel und heiligen Wald zu Ehren der **Camönen** anlegen; das heißt der Muſen, die deſſen Schutzgöttinnen waren. **Cicero** redet im zweyten Buche de divinatione, von dieſem Tempel und der Vergötterung dieſes Brunnens. Camœnarum fons, ſaget er, in Deos relatus, et delubro honoratus. Nach der Zeit ward dieſer Tempel von dem Conſul **Fulvius Nobilior** ſehr prächtig wieder erbauet; welcher die Bildſäulen der neun Muſen, nebſt des **Herkules Muſageta** ſeiner, hinein ſetzen ließ.

Die Aufſicht über dieſen Brunnen, war den Veſtalinnen aufgetragen worden; wie die Obhut über das heilige Feuer: dieß ſagt **Plutarch** im Leben des **Numa**, und die **Veſtalinnen** mußten ſich täglich dieſes Waſſers bedienen; um den Tempel der **Veſta** zu waſchen und zu reinigen.

Der kleine See, aus welchem der **Almo** entſpringt, in welchem man jährlich die Bildſäule der **Cybele** wuſch; der Brunnen **Albulnea**, nahe bey **Tivoli**; und der Brunnen **Juturnus**, zogen ſich alle auch viel Verehrung zu: entweder weil ſie heilſam waren, oder weil man Wunderdinge von ihnen vorgab.

Uebrigens trieben die Römer, welche nach dem **Valerius Maximus**, die Waſſer insgemein als heilig verehreten, ihre Ehrfurcht gegen gewiſſe Brunnen ſo hoch: daß ſie auch dachten, man entweihete deren Waſſer, und thäte deren Heiligkeit Gewalt an, wenn man ſich nur unterſtünde, darinn zu baden. **Tacitus** führet davon ein merkwürdiges Beyſpiel an. Er erzählet, daß, als **Nero** ſich in dem Brunnen Aqua Martia *) genannt, zu baden gegangen, man ihm in **Rom** ein ſolches Verbrechen hieraus gemacht, daß ihn halb ehrlos gemacht, und ihn in Lebensgefahr geſetzet hat: denn man habe ſich eingebildet, daß er durch dieſen Kirchenraub die Rache der Götter auf ſich gezogen; und er habe auch ſeit der Zeit eine ſehr ſchwache und hinfällige Geſundheit gehabt.

Die Verehrung gegen gewiſſe Brunnen, denen man den Titel der Götter beylegete, Divo Fonti, ſagt eine Aufſchrift im **Gruter**, kam daher; weil man ſie für die Wohnplätze der **Najaden** hielt.

Vos ſacri fontes, et Littora ſacra valete,
Nympharum pariter, Nereidumque domus.
Martial. Lib. IV.

Dritter Artikel.

Der Herr Abt Fontenü fügete denen zwo Abhandlungen, deren Inhalt wir angezeiget haben, noch einige beſondere Beobachtungen über die Opfer hinzu, welche die Alten den Waſſergottheiten gebracht; und über die Figuren der Flüſſe und Nymphen, welche man auf verſchiedenen alten Denkmälern ſieht.

Dasjenige Opfer, welches die Perſer, und vermuthlich noch verſchiedene andere Völker, ſo unter ihrer Bothmäßig-

keit

---

*) Iisdem diebus nimia luxus cupido infamiam et periculum Neroni attulit, quia fontem aquæ Martiæ ad urbem deductæ, toto corpore polluiſſet, ſecutaque anceps valetudo iram Deûm firmavit. *Annal, Lib. XIV.*

keit geſtanden, dem Waſſer gebracht, iſt das ſonderbarſte.

An einem ſolchen Tage, ſagt **Strabo** im XVI. Buche, verfügte man ſich nahe an den See eines Fluſſes oder Brunnens; man grub allda einen Graben, worinnen man das Opfer ſchlachtete, doch mit großer Behutſamkeit, daß das nahe Waſſer nicht davon blutig würde; worauf man das Fleiſch des geopferten Thieres auf Myrthen- und Lorberäſte legte. Hierauf kamen die Magi und zündeten dieſelben mit kleinen Stäbchen an, und dann vergoſſen ſie das Trankopfer aus Oel, Milch und Honig beſtehend; welches ſie nicht auf das Feuer, oder Waſſer, ſondern auf die Erde goſſen. Nachmals beſchloſſen ſie ihr Opfer mit langen Anrufungen, in der Hand ein Büſchel Heide haltend?

Herodot redet von dieſen Opfern ein wenig anders, weil die Religionsgebräuche bey den Perſern ſich ein wenig geändert hatten: ſo daß diejenigen, die zu **Strabons** Zeiten daſelbſt noch üblich waren, nicht mehr dieſelben waren, welche man zu **Herodots** Zeiten beobachtet hatte.

Zum andern war das Opfer, ſo man dem Meere, das heißt dem **Ocean** und **Neptun** brachte, um, wie **Homer** Odyſſ. Λ ſagt, deren Oberherrſchaft über die Wellen zu erkennen, wenn ſelbige beweget waren, ein ſchwarzer Stier, wie bey den Stürmen und an dem See **Avernus**. Man ſehe hiervon den **Feſtus**. Wenn das Meer geruhig war, ſo opferte man ihm, nach eben dieſem Dichter, ein Lamm und ein Schwein. Gleichwohl ſagt **Virgil**, der Stier ſey dasjenige Opfervieh, welches man am gewöhnlichſten den Meergöttern widmete *). Zuweilen opferte man dem Meere auch Pferde, wie **Mithridat** zeuget **), welcher, um

---

*) Di quibus imperium Pelagi, quorum æquora curro,
Vobis lætus ego hoc candentem in littore Taurum
Conſtituam ante aras, voti reus.

Aeneid. L. V. v. 235

**) Appian. in Mithrid.

um ſich ſelbiges günſtig zu machen, Wagen mit vier Pferden beſpannet, hineinſtürzen ließ.

Wenn das Opfer am Ufer des Meeres geſchah: ſo war es gewöhnlich, das Blut in Schalen aufzufangen, welche man hernach, mit gehörigen Gebethen hinein warf. Geſchah hingegen das Opfer am Borte eines Schiffes, ſo ließ man das Blut des Stieres ins Meer fließen, wie **Apollonius von Rhodis** bemerket. **Virgil** ſetzet dieſer Ceremonie noch dieſes hinzu, daß man das Eingeweide des Opferthieres in die Fluthen geworfen, und dabey Wein vergoſſen.

> Stans procul in prora, pateram tenet, extaque ſalſos
> Projicit in fluctus, et vina liquentia fundit.
> *Aeneid. Lib. V. v. 775.*

und dieß hat auch nach des **Livius** Berichte, **Scipio** bey ſeiner Abreiſe aus Sicilien nach Afrika gethan. Cruda exta, cæſa victima, uti mos eſt, in mare projicit, tubaque dedit ſignum proficiſcendi. *Lib. XXIX.*

In dem Opfer aber, welches die **Cyrena** dem **Ocean**, mitten in dem Palaſte des **Peneus**, an der Quelle dieſes Fluſſes bringt, gießt ſie den Wein, zu drey verſchiedenen malen in die Flammen des auf dem Altare brennenden Feuers, wie **Virgil** erdichtet.

> Ter liquido ardentem perfudit nectare Veſtam,
> Ter flamma ad ſummum tecti ſubjecta reluxit.
> *Georg. IV. 384.*

Auch der Weihrauch ward bey dieſer Art von Opfern nicht geſparet, und allezeit mit Wünſchen und Gebeth begleitet.

Man opferte ferner bey dieſer Art von Opfern verſchiedene Arten von Früchten. Man ſieht deren auf der trajaniſchen Säule eine auf dem Altare ſtehende Pyramide, vor welcher der Kaiſer, eine Schale in der Hand haltend, einen Stier am Borte ſeines Schiffes erwürgen läßt. Gleichwohl berichtet uns Juſtin, daß Alexander der große, bey der Rückkehr von ſeinen Feldzügen, da er ſich den Ocean günſtig machen wollen, ihm nur bloß Trankopfer gebracht, ohne weiter ſonſt etwas zu opfern. Alexander urbe expugnata, reverſus in naves, Oceano libamenta dedit, proſperum in patriam iter precatus. *Lib. XIII.* Nach des Thucydides Berichte, hatten Alcibiades, Nicias und Lamachus, allerſeits Feldherren der athenienſiſchen Seemacht, ebenfalls bey ihrer Ausfahrt aus dem Hafen Pyräum, nur bloße Trankopfer aus goldenen und ſilbernen Bächern ins Meer gegoſſen, und dabey Geſänge geſungen.

Heſiodus ſagt, man ſolle die Flüſſe und Bäche nicht vorbey gehen, ohne ſie vorher anzurufen, und in ihrem Waſſer die Hände zu waſchen: Die Götter, ſetzet er hinzu, werden zornig, und ſtrafen diejenigen ſehr hart, die ſolches verabſäumen. Opera et dies Lib. 2.

Bey großen Gelegenheiten aber, und bey Kriegsgeſchäfften, bemühte man ſich ſonderlich, die Götter der Flüſſe günſtig zu haben; indem man ihnen prächtige und herrliche Opfer brachte, bevor man über das Waſſer fuhr. Dieß nannten die Griechen, Διαβαϑήρια ϑύειν, wegen der Ueberfahrt Opfer würgen. Die römiſchen obrigkeitlichen Perſonen ſelbſt, dorften nach dem Feſtus, nicht über den Fluß Petronia gehen, um nach dem Marsfelde zu kommen, bevor ſie erſt die Augures am Ufer um Rath gefraget. Eben dieſe Ceremonie beobachteten die Prätores und Proprätores auch, ehe ſie irgend einen Feldzug antraten, wie Cicero im 2. B. von der Wahrſagung bezeuget. Das gewöhnlichſte Opfer bey ſolchen Gelegenheiten war ein Pferd *). Xerxes opferte bey dergleichen Gelegenheiten dem Fluſſe Strymon weiße Pferde, bevor

er

---

*) Euſtath. III. in Iliad.

er über denſelben nach Griechenland gieng, wie **Herodot** uns berichtet. Ἐς τὸν Στρύμονα μάγοι ἐκαλλιερέοντο σφάζοντες ἵππους λευκούς. Auch **Tiridates** opferte dem **Euphrat** ein Pferd, bevor er mit dem **Lucius Vitellius**, dem Feldherrn des römiſchen Heeres, unter **Tibers** Regierung darüber gieng. Robur legionum ſociorumque ripam ad Euphratis ducit (Vitellius) ſacrificantibus, cum hic more Romano ſuovetaurilia daret, cum ille (Tiridates) equum placando amni adornaſſet. **Vitellius** aber brachte ein Opfer von Stieren, nach Gewohnheit der Römer.

Zuweilen begnügte man ſich auch damit, daß man den Flüſſen die Pferde nur darbrachte, ohne ſie zu ſchlachten; indem man ſie in ihre Fluthen ſtürzte, wie die **Trojaner** in Anſehung des **Scamanders** thaten. Zuweilen war es auch genug, daß man ſie in Freyheit auf den benachbarten Wieſen leben ließ. So gelobete **Julius Cäſar**, bevor er über den **Rubicon** gieng, um gegen **Rom** zu ziehen, dieſem Fluſſe eine ziemlich große Menge Pferde, die er in den benachbarten Weiden ſich ſelbſt überließ. Proximis diebus mortis ejus, ſagt **Sueton**, equorum greges, quos in trajiciendo Rubicone fluvio conſecrarat, ac vagos, ac ſine cuſtodia dimiſerat, comperit pertinaciſſime cibo abſtinere, ubertimque flere.

Man opferte den Flüſſen auch Stiere, wie dem **Ocean** und dem **Neptun**. **Lucullus** opferte dem **Euphrat** einen Stier, bevor er über denſelben gieng, den **Tigranes** zu verfolgen. Zuweilen gab man auch den Flüſſen die Figur eines Stieres, daher ſie den Zunamen ταυρόμορφοι führeten. Zuweilen bildete man ſie auch mit Stierhörnern ab, daher der **Nil**, die **Tyber**, der **Rhein**, der **Eridanus**, und einige andere Flüſſe, von den Dichtern κερατόμορφοι, κερατόφοροι, Corniformes, Cornigeri, genannt werden. Uebrigens waren dieſelben ein Zeichen des Ueberfluſſes, den ſie bey ſich führeten.

Außer den Opfern von Pferden und Stieren, die man den Flüſſen brachte, bezeugte man ihnen noch ſeine Andacht durch Gaben von mancherley Art. Eine der ſonderbarſten war diejenige, die die jungen Mägdchen aus **Troja** und in der Gegend herum, dem Fluſſe **Scamander** von ihrer Jungferſchaft brachten; indem ſie ſich den Abend vor ihrer Hochzeit darinnen baden giengen. Eine andere war, ſeine Haare dem Fluſſe zu geloben. **Pauſanias** berichtet, in ſeiner arkadiſchen Reiſe, daß die Jugend zu **Phialia**, oder **Phigalia**, zu gewiſſen Tagen, ſich die Haare an dem Ufer des **Neda** abgeſchnitten, um ſie ihm zu weihen.

Dieſer Gebrauch muß in Griechenland ſehr alt geweſen ſeyn, weil wir im **Homer** leſen: daß **Peleus**, dem Fluſſe **Sperchius** die Haare ſeines Sohnes **Achilles** geweihet. Auch in **Aegypten** muß dieſer Gebrauch üblich geweſen ſeyn: denn eben dieſer Dichter bemerket, daß **Memnon**, ein Sohn der **Aurora**, ſeine Haare dem **Nile** geopfert.

Pauſanias erzählet auch noch, daß man in dem Tempel der **Minerva Polias** zu **Tegea**, welcher von einem Prieſter bedienet ward, der nur alle Jahre einmal hinein kam, die Haare der **Meduſa** ſehr koſtbar aufbewahret: welche **Minerva**, wie man ſagte, dem **Cepheus** des **Aleus** Sohne geſchenket, und ihn verſichert haben ſollte; daß **Tegea** hiedurch eine unüberwindliche Stadt werden ſollte: daher es denn gekommen, daß der Tempel, das **Bollwerk** genannt ward.

Wir ſehen aus dem **Theokritus**, **Horaz**, u. a. m. daß es gebräuchlich geweſen, auf den Altären der Nymphen, Ziegen oder Zickel, oder auch Lämmer, mit Trankopfern von Wein, Milch und Oele zu opfern; und daß man die Altäre und das Opfervieh mit Blumenſchnüren gezieret, mit welchen die Nymphen ſich gern geputzet. **Lakon** verſpricht in **Theokrits** zehnter Idylle, den Nymphen zwey Gefäße, eines voller Oel, und das andere voller Milch zu bringen: **Romates** aber verſpricht ihnen ein Lamm, und verſichert ſeinen Freund, er habe den Muſen bereits zwo Ziegen geſchenket.

Horaz gelobet dem blanduſiſchen Brunnen eine junge Ziege, welchen Brunnen er inſonderheit wegen ſeines klaren Waſſers lobet; und verſpricht ihm, ſein Opfer mit Blumen und Trankopfern von Weine zu begleiten.

O fons Blandusiæ, ſplendidior vitro,
Dulci digne mero, non ſine floribus
Cras donaberis hædo.

Od. Lib. III. Od. XV.

Wenn wir nun anjeßt mit dem Herrn Abte Fontenü, unſere Sammlung von alten Figuren zu Rathe ziehen wollen: ſo werden wir darunter verſchiedene Götter der Flüſſe und Bäche finden, die mit den größten Göttern des Heidenthums vermiſchet ſind; von denen man ſie, wegen der ihnen eigenen Kennzeichen, gar leicht unterſcheiden kann.

Die Flüſſe erkennet man an langen beneßten Haaren, und an einer Schilfkrone: wie die **Donau** auf der Gegenſeite einer Münze vom **Trajan**, und die **Tyber** im **Virgil**:

Et crines umbroſa tegebat arundo.

Aeneid. VIII. 34.

Man ſieht die Flüſſe auch noch mit andern Waſſerpflanzen gekrönet, und zuweilen halten ſie dergleichen in der Hand, oder auch ein Steuerruder. Oben über ihren Figuren, werden ofmals, entweder ein Boot, oder ein

Galeerenſchnabel, und faſt allezeit ein umgeſtürzter Krug vorgeſtellet, aus welchem Waſſer zu ſtürzen ſcheint, und auf welchen der Fluß ſich halb gelehnet hat.

Außer dieſen Kennzeichen, wodurch ſich die Flüſſe von andern Gottheiten unterſcheiden, haben ſie noch beſondere Merkmaale, die ſie zu erkennen geben, und vor andern kenntlich machen. Der **Crocodill**, der **Hippopotamus**, der **Ibis**, der **Ichneumon**, und andere Symbola, zeigen uns den **Nil** an: ſo wie die zwey Kinder ſäugende Wölfinn, den **Tyberſtrom**.

Gewiſſe Flüſſe erkennet man noch an beſondern Pflanzen, die in ihrem Schooße, oder an ihrem Ufer, oder in ihrer Nachbarſchaft wachſen: ſo zeiget ein Eppichblatt, den Fluß **Himera** in **Sicilien**, oder den Fluß **Selinus** in **Troas** an.

Da aber auf den Münzen alles bedeutend iſt, ſo gar die Stellungen, Lagen, und Wendung des Kopfes: ſo ſind auch die Alterthumskundigen überaus aufmerkſam, auf die Art, wie die Flüſſe auf den Denkmälern vorgeſtellet werden; um zu urtheilen, ob z. E. dieſelben ſchiffbar, oder nicht ſchiffbar ſind; ob ſie einen langen Lauf haben, ob ſie ins Meer fließen, u. ſ. w.

Sind ſie darauf als alte und bärtige Männer vorgeſtellet: ſo ſind es insgemein große und ſchiffbare Flüſſe, die ſich ins Meer ergießen. Stellen ſie ſich als Jünglinge ohne Bart dar; ſo ſind es mehrentheils nur Bäche, die kaum ein kleines Fahrzeug tragen können.

Erſcheinen die Flüſſe auf den Münzen, in weiblicher Geſtalt, oder als Nymphen: ſo heißt es, wie Herr **Vaillant** ſagt, daß ſie nicht ins Meer laufen; und ſich unterwegens mit irgend einem anſehnlichen Strome vereinbaren, der ſie aufnimmt, und um ihren Namen bringt.

Aelian berichtet uns ſo gar, daß die Agrigentiner, um zu erkennen zu geben, daß der bey ihrer Stadt vorüber fließende Bach ſehr klein ſey, und einen geringen Lauf habe, ihn unter der Geſtalt eines ſchönen Kindes verehret: welchem zu Ehren ſie eine elfenbeinerne Bildſäule in dem Tempel des **delphiſchen Apollo** aufgerichtet.

Vielleicht geſchieht es auch, um gewiſſe Flüſſe noch eigentlicher zu bezeichnen, daß der Krug bey einigen ſehr geſenket, die Oeffnung nach unten gekehret iſt, und anderer ihre Krüge gerade liegen, ja faſt halb ins Waſſer geſenket ſind, anzuzeigen, daß jener ihr Lauf ſehr ſchnell, der andern ihrer langſam und geruhig ſey. Eben dieſe Flüſſe werden auf den Münzen zur Rechten oder Linken geſtellet, nachdem ihr Lauf gegen Morgen, oder gegen Abend geht.

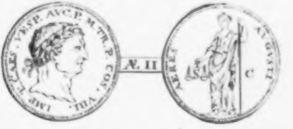
* *

XXX.

Betrachtungen über eine ſonderbare Münze vom Kaiſer Titus, Veſpaſians Sohn.

Die Münzen vom Kaiſer Titus ſind gemein, eben wie ſeines Vaters Veſpaſians und ſeines Bruders Domitians ihre. Die geruhige Dauer ihrer Regierungen hat deren Anzahl vervielfältiget, die Arbeit vollkommener gemacht, und ihre Erhaltung geſichert. Zuweilen aber findet man ſonderbare Gegenſeiten darauf, die ſie übrigens eben ſo ſelten und ſchätzbar machen, als die Münzen ſolcher Kaiſer, deren Regierungen noch ſo kurz und unruhig geweſen.

Dergleichen iſt nun unter andern, diejenige, davon wir hier die Zeichnung beyfügen:


IMP. T. CAES. VESP. AVG. P. M. TR. P. COS. VIII.
Æ. II
AERES
AVGVSTI
S
C

Sie iſt von mittlerm Erzte, und man lieſt um den Kopf herum dieſe abgekürzte Umſchrift:

IMPerator Titus CÆSar VESPaſianus AVGuſtus Pontifex Maximus TRibunitia Poteſtate COS. VIII.

Die Gegenſeite ſtellet ein ſtehendes Weibsbild mit einem Rocke bekleidet vor, der ihr bis auf die Füße geht: in der Rechten hält ſie eine Wage im Gleichgewichte, in der Linken die haſtam puram, welche ein langer Pfeil ſonder Eiſen, oder vielmehr der gewöhnliche Zepter der Götter iſt. Die Schrift um dieſes Bild herum, beſteht nur aus zweyen Worten: AERES AVGVSTa, oder AVGVSTi. Die zween Buchſtaben S. C. welche man im Felde ſieht, ſind das gewöhnliche Senatus Conſulto.

Dieſe Münze ward im Junius des 1734. Jahres vom Herrn **Mahudel** in die Akademie gebracht; ſie ward darinnen gezeiget, nicht nur als was ſeltenes, welches ſie in der That auch iſt: ſondern gar als ein einzelnes Stück, da ſie in keiner einzigen Sammlung geſtochen vorkömmt, in keinem Verzeichniſſe beſchrieben, und von keinem Schriftſteller angeführet iſt.

Gleichwohl verſicherte Herr von **Boze**, bey dem erſten Anblicke des Stückes, daß es im königlichen Cabinette eine dergleichen gäbe; oder wenn ja ein Unterſchied unter beyden wäre, derſelbe doch ſehr gering ſey. Er fügete noch hinzu, daß Herr **Peireſcius**, einer der Gelehrten des letzten Jahrhunderts, welcher die Liebe und Kenntniß des Alterthumes aufs höchſte getrieben, eine faſt ähnliche in den Händen ſeines Freundes des **Paul Petaus**, Parlamentsraths zu **Paris** geſehen; und daß er derſelben in gewiſſen geſchriebenen Beobachtungen gedächte, welche der verſtorbene Parlamentspräſident **Harlay**, ehemals dem Herrn von **Boze** geſchenket hätte: welchem bey dieſer Gelegenheit allerley Umſtände beyfielen.

Fürs erſte, daß **Peireſcius**, wenn er gegenwärtige Münze beſchreibt, ſie dem **Veſpaſian**, und nicht ſeinem Sohne **Titus** zuſchreibt; daß er aber, da er ſelbſt ſaget, ſie ſey ungemein abgenützet geweſen, gar wohl den Vater mit dem Sohne habe vermengen können; und ſolches um ſo viel mehr, da ſie beyderſeits den Namen Veſpaſian führen: ungeachtet wenn man die Sache nach der Strenge nehmen will, einen nichts verhindert zu glauben, daß dieſelbe Gegenſeite ſich bey beyden finde; indem es deren viele giebt, die ſie mit einander gemein haben.

Zum andern, daß das Wort AERES dem Peireſcius ein in der lateiniſchen Sprache ſo außerordentliches Wort zu ſeyn geſchienen; daß er, da ohnedem die Münze ſehr verloſchen geweſen, gemuthmaßet hatte: man müſſe CERES, und nicht AERES, darauf leſen. Allein, fügete Herr von Boze hinzu, das Wort AERES iſt in der lateiniſchen Sprache ſo außerordentlich nicht, als Peireſcius wohl gedacht hat. Uebrigens ſteht es auch auf zwoen Münzen von verſchiedenen Stämpeln ſo deutlich ausgedrücket, daß man nicht zweifeln kann, es ſey mit Fleiß hingeſetzet worden; und wenn man CERES an die Stelle ſetzen wollte, die Schrift kein Verhältniß mehr mit dem Bilde haben würde: denn die Göttinn Ceres iſt niemals mit einer Wage in der Hand vorgeſtellet worden. Dieſes iſt entweder das Merkmaal derjenigen Gottheit, welche dem Münzweſen vorſtund, oder das allegoriſche Symbolum der Gerechtigkeit.

Nach dieſem Grundſatze glaubete alſo Herr von Boze, daß das Wort AERES, welches er mit dem Voſſius aus dem griechiſchen ἄρως herzukommen glaubt, das Stammwort von AES ſey, welches durch Zuſammenziehung daraus entſtanden wäre: wie PLEBS von PLEBES; und nachmals die Oberhand behalten hätte, aber nur im Hauptworte, und vielleicht nicht ſo ſehr, um die Ausſprache zu erleichtern, als, um keine Zweydeutigkeit darinn zu laſſen, weil AERES eine Aehnlichkeit mit HAERES hat. Die andern Abänderungen wären alle ungeſtöret geblieben, als AERIS, AERI, AERE, oder in der mehrern

Zahl AERA. Hieraus ſchloß er nun, daß da AES oder AERES natürlicher Weiſe bey den Lateinern dasjenige ausdrücket, was wir unter dem Worte Geld verſtehen; dieſes Wort auch eigentlich die Göttinn des Münzweſens anzeigete, die, wie **Livius** Decad. 1. Lib. 6. anmerket, ſo genannt ward; weil der Ort, wo die Geldſorten geſchlagen wurden, an den Tempel der **Juno** mit dem Zunamen **Moneta**, a monendo, geſtoßen. Da es nun nicht ſchwer iſt, wahrſcheinliche Gründe von demjenigen zu erſinnen, und anzugeben, was der blinde Zufall oftmals hervorgebracht hat: ſo hat auch **Iſidor** *) geſagt, daß man die goldenen, ſilbernen und ehernen Sorten, welche zu Unterhaltung des Handels dienen ſollen, **Münzen** genannt habe; weil der Stämpel, womit ſie bezeichnet geweſen, das Volk verſichert, daß ſie das von den Verordnungen vorgeſchriebene Gewicht hätten, um einen ſichern und rechtmäßigen Lauf zu haben. Quod valoris publici vel alterius cujusdam rei nos MONEAT.

Das Wort AES oder AERES, wenn es zu dem Bilde einer Weibsperſon gefüget wird, die eine Wage in der Hand hat, kann alſo für nichts anders, als für die Gottheit gehalten werden, die dem Münzweſen und Handel vorſtund. Mit der Wage in der Hand wurden in jenen erſten Zeiten alle Contracte und wichtige Geſchäffte geſchloſſen, wie dieſe Formel des Geſetzes der zwölf Tafeln, per AES et LIBRAM, mit ſich brachte. Auf den öffentlichen Plätzen, und inſonderheit auf den Märkten, gab es Bediente, die das Gewicht der abgeredeten Summe unterſuchen mußten. Es gab deren ſo gar für den Sold des Kriegsvolkes. **Plinius** nennet ſie im 3. Cap. des 33. Buches, ſtipis ponderandæ Penſatores; und die abgewogenen, oder noch zu wägenden Summen, libripendia.

Bey dieſer akademiſchen Unterredung über das Wort AERES, als ein Geſchlechtswort aller Münzen, oder auch für den beſondern Namen der Gottheit, die über die Münzen wachte, genommen, brachte man die Frage vor: ob auf den Münzen der mehreſten Kaiſer des verfallenen Reiches, auf welchen man drey ſtehende Weibsbilder mit der Wage in Händen ſieht, und die Umſchrift lieſt: SACRA MONETA AVGG. ET CAES. NN. (AVGuſtorum ET CAESarum Noſtrorum) das mittelſte Weibsbild, deren Wage viel größer zu ſeyn ſcheint, als der zwo andern ihre, die Goldmünzen abwägen ſollen: wie **Buonarotti** in ſeiner Erklärung der Münzen des Cardinals **Carpegna** geſagt hat; weil dieſe Münze einen ſo großen Vorzug vor der ſilbernen und ehernen hat?

---

*) Orig. Lib. XV. Cap. XVII.

Einige Mitglieder nahmen dieſe Meynung ſogleich an, und fanden ſie ſinnreich: allein man ließ ſich durch den Glanz des Goldes nicht lange blenden. Nachdem man die Meynung des **Buonarotti** etwas näher unterſuchet hatte, ſo ward man einig: daß man den mittlern Platz und die große Wagſchale der ehernen Münze einräumen müßte; indem bey dem Abwägen der Metalle nichts gemeiner iſt, als daß man die kleinſten Wagen zum Golde gebraucht, welches viel kleiner iſt, als die zwey andern; die größten aber zum Erzte, welches für einen gleichen Preis mit dem Golde, tauſendmal größer iſt.

Die Urſache, warum man den mittelſten Platz lieber der ehernen, als der goldnen oder ſilbernen Münze einräumet, iſt eben ſo klar. Das Gold und Silber wird allezeit vergleichungsweiſe mit dem Erzte gewogen: wie dieſer Vers im Auſonius angiebt:

> Auri magnus honos, auri pretium tamen eſt AES.

Wäre zu damaliger Zeit das Wort AERES noch gebräuchlich geweſen: ſo würde Auſonius es glücklich gebraucht haben, und ſein Vers harmoniſcher geweſen ſeyn:

> — — — Pretium tamen AERES.

Nur würden Auſons Ausleger unter einander geſtritten haben, was das Wort AERES für ein Geſchlecht hätte. Diejenigen, die es weiblich hätten haben wollen, hätten des Ennius Anſehen herausgeſtrichen, welcher An. Lib. 22. ÆRE FVLVA ſaget. Die andern hätten geantwortet, daß Aulus Gellius, aus welchem allein wir dieſe Stelle im Ennius kennen, im 20. Cap. des 13. B. dieſelbe eine glückliche Licenz nennet, und bemerket hat: daß EnniusÆre fulva, für fulvo geſagt hat; ſo wie er anderwärts rectosque Cupreſſos, für rectas, geſaget hatte. Jedoch wir gehen wieder zu unſerm Zwecke.

Es iſt einem jeden bekannt, wie nützlich das Erzt bey der Vermiſchung des Goldes und Silbers iſt, nicht nur um beyde in dem geſetzmäßigen Verhältniſſe zu erhalten, welches man den Gehalt nennet; ſondern ihnen auch durch dieſe Vermiſchung eine Art von Härtigkeit zu ertheilen, die zu ihrer Erhaltung nöthig iſt. Denn wenn das Gold und Silber in den Münzen, wie in den Werken der Pracht, ganz rein gebraucht würde, ſo könnten ſie auch der mindeſten Gewalt nicht widerſtehen; ſie würden ſich bald vernutzen, und acht Tage Reiben wäre hinlänglich, daß man gar das Gepräg einer Münze nicht mehr würde kennen können.

So wie es übrigens in den Unterredungen gelehrter Leute geht, die von einem gewiſſen Geſchmacke ſind; daß dasjenige, was anfangs nur ein Gegenſtand einer flüchtigen Unterſuchung zu ſeyn ſchien, allmählich in ernſthaftere und wichtigere Erforſchungen ausſchlägt: ſo gerieth man auch hier durch einen andern Weg abermals auf das Wort AERES; und ungeachtet man ziemlich einhällig der Meynung war, daß es das Stammwort von AES geweſen ſeyn könnte; ſah man doch ein, daß der Gebrauch nach dieſem einen großen Unterſchied darinnen gemacht haben könnte; daß das Wort AES nicht bloß dabey eingeſchränkt worden, überhaupt alles auszudrücken, was wir durch das

Wort Geld verſtehen, ſondern daß es auch noch alle Arten wahrer oder erdichteter Güter, ja ſo gar die Schulden, angezeiget hätte: æs grave, æs rude, æs ſignatum, æs alienum. Daß man ferner auch die Ausgaberechnungen AERA genannt. Das Wort AERES hingegen, ſchien bloß den Namen derjenigen Gottheit angedeutet zu haben, welche dem Münzweſen vorgeſtanden. Beyde Wörter ſind alſo von verſchiedenem Geſchlechte, und hierinnen den Schutzgöttern der Perſonen beyderley Geſchlechts ähnlich geweſen.

Man ſetzte hinzu, daß man vieleicht aus der Vereinigung dieſer zwo Gottheiten AES und AERES, die Abkunft der kleinern Götter Argentinus und Aeſculanus voraus geſetzet: von welchen **Auguſtin** als von Beſchützern der beſchäfftigten Leute, und aller derer redet, die mit Geld und Wechſelſachen zu thun gehabt. Den einen riefen ſie an, um reich zu werden, den andern aber, daß er die Ablegung ihrer Rechnungen erleichtern, über ihre Betrügereyen eine undurchdringliche Decke hängen, und die Augen des Neides von ihrem Glücke abkehren möchte.

Man bemerkte ferner, daß, wenn die nahe Nachbarſchaft des Tempels der **Juno** mit dem **Zunamen Moneta**, demjenigen Orte, allwo die goldenen, ſilbernen und metallenen Münzen verfertiget worden; ja ſelbſt den Münzſorten, die daraus gekommen, den Namen Moneta zuwege gebracht; und diejenigen, ſo dabey zu ſchaffen gehabt, bewogen, ſich dem Schutze dieſer Göttinn anzubefehlen: ſie auch den **Apollo** eben ſo ſehr, wegen der Richtigkeit der Zeichnung, wegen der Schönheit des Stiches, und wegen der Wahl gehöriger Ausdrücke, hätten verehren müſſen. Bey dieſer Gelegenheit führete man zwo Münzen vom Kaiſer **Commodus** an: auf deren einer man APOLLINI PALATINO, und auf der andern APOLLINI MONETAE, lieſt.

Vom Apollo kam man auf den Vulkan, von dem man glaubte, man könne ihm um ſo viel weniger einen gewiſſen Antheil an demjenigen Schutze verſagen, deſſen das Münzweſen nöthig gehabt: da ihm inſonderheit die erſten Arbeiten des Schmelzens, Gießens und Schlagens zukämen. Außer dem, daß dieſes billig ſcheint, ſo fand man auch den Beweis davon in einer Münze vom Claudius dem Gothen: auf welcher der Gott Vulkan mit Ambos, Zange und Hammer vorgeſtellet wird, welches die Werkzeuge der Münze ſind, ſo auf dem Schaupfennige des T. CARISIVS, Münztriumvirs nebſt dieſer Aufſchrift ſtehen: REGI ARTIS.

Da es endlich wenig mühſamere Arbeiten giebt, und die mehr Leibeskräfte erfodern, als die Arbeit der Münzer: ſo ſuchte man nach, ob ſie ſich nicht etwa auch unter des Herkules Schutz begeben hätte; und man fand in vielen alten Aufſchriften, ausdrückliche Beyſpiele und Anführungen davon.

XXXI.

Sinnbilder, Aufſchriften, und Münzen, welche die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften und Aufſchriften vom 1734. Jahre an, bis an das 1738. Jahr verfertiget hat.

In dem Laufe derer vier Jahre, deren Geſchichte und ausführliche Schriften gegenwärtige vier neuen Bände *) enthalten, hat die Akademie nicht nur nach ihrer Gewohnheit, Sinnbilder zum Zahlgelde für alle königliche Collegia, ſondern auch noch diejenigen geliefert, die zu den ordentlichen und außerordentlichen Verſammlungen der Geiſtlichkeit, welche im 1734ten und 1735ten Jahre gehalten worden, und von verſchiedenen andern Geſellſchaften und Zünften von ihr verlanget wurden, verfertiget.

Ueberdieß hat ſie im 1734ten Jahre verſchiedene Münzen zur königlichen Geſchichte, verfertiget; nämlich eine auf die Eroberung des Meyländiſchen, eine andere über die Schlacht bey Parma, eine andere über die Schlacht bey Guaſtalla, und noch eine über die Eroberung von Philippsburg.

Im 1735ten Jahre machte ſie auf Befehl des Königes, eine Aufſchrift, die auf das große Fußgeſtell der aſtronomiſchen und trigonometriſchen Beobachtungen kommen ſollte, welche die Mitglieder der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Peru anſtellen ſollten: die von Sr. Maj. dahin geſchickt wurden, um unter dem Erdgürtel, die Grade der Länge und Breite auszumeſſen, deren Vergleichung zu Feſtſetzung der Figur der Erden dienen kann.

---

*) Der pariſer Ausgabe.

Eine andere Aufſchrift verfertigte ſie zu dem Prachtkegel, welcher im Mittelpunkte derer Straßen aufgerichtet worden iſt, die Se. Maj. in dem Holze zu Creſſy, in Brie haben machen laſſen.

Und eine dritte, welche von den Herren Maltheſerrittern, zu der Bildſaule des Großmeiſters verlanget wurde, welche in der kleinen Inſel Marſamuſat aufgerichtet worden iſt, die er auf ſeine eigene Koſten befeſtigen laſſen.

Auch für die Regiſter der Tontine ward eine Deviſe verfertiget.

Endlich machte man noch drey Münzen für den König. Die eine darüber, daß die Kaiſerlichen über den Fluß Aetſch waren getrieben worden; die andere über den verglichenen Waffenſtillſtand; und die dritte über die Erziehung ſeiner Hoheit des Dauphins.

Im 1736. Jahre machte man einen neuen Schaupfennig für den König, über den mit dem Kaiſer geſchloſſenen Frieden.

Ferner eine von dem Prinzen von Chalais verlangte Aufſchrift, zu einem öffentlichen Orte der Stadt Bourges.

Und eine Grabſchrift für den Marſchall von Roſen.

Im 1737. Jahre verfertigte die Akademie auf königlichen Befehl, eine neue Aufſchrift, welche auf ein feſtes Denkmaal kommen ſollte, ſo die Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften in Lappland aufrichten wollten: welche Se. Maj. hingeſchickt hatten, um unter dem Polarzirkel, die Grade des Meridians zu meſſen, ſo wie die andern Mitglieder der Akademie, in Peru thaten, die Se. Maj. hingeſchickt hatten; damit aus der Vergleichung beyder Ausmeſſungen, mit denjenigen, die bereits in Frankreich gemeſſen worden, man zu einer genaueren Kenntniß von der wahren Figur der Erden kommen könne.

Man machte auch einen Schaupfennig über die Vereinigung von Lothringen und Bar mit der franzöſiſchen Krone.

* * *

Leben
derer
Mitglieder der Akademie,
welche
ſeit dem 1734ten Jahre,
bis
an das 1738te Jahr,
geſtorben ſind.

XLVIII.

Lebensumſtände des Herrn Abtes von Vertot, in der öffentlichen Verſammlung der Akademie, den 15. November 1735. vorgeleſen.

Renatus Auber von Vertot, zweyter Sohn Herrn Franciſcus Auber von Vertot, und Luiſen von Hanyvel de Manevilette, ward auf dem Schloſſe Bennetot, im Lande Caux, unter dem Kirchſprengel von Rouen, den 25. November 1655. gebohren.

Das Haus von Auber wird in der höhern Normandie für ſehr gut adelich gehalten; indem es daſelbſt über zwey Jahrhunderte hindurch, beſtändig die beſten Vermählungen getroffen: z. E. mit den Mallets von Graville, mit den Houdetot, Pelleve und denen von Prie. Der älteſte Bruder des Herrn Abtes Vertot, ſtarb jung und ohne Kinder; er war Kammerherr von Sr. Hoheit, einzigem Bruder Ludwigs des XIV. und Maria von Mannevilette, ihre Baſe, hatte einen Clermont Tonnere geheirathet.

Der Herr Abt Vertot ward nicht als ein jüngerer Sohn erzogen, noch auf Veranlaſſung der Geburt, dem geiſtlichen Stande gewidmet. Die Spielwerke, die muntern Einfälle ſeiner Jugend, machten ſeine Aeltern aufmerkſam auf ihn: und ſo bald er nur im Stande war, die erſten Anfangsgründe irgend einer Anführung zu faſſen, gab man ihm einen guten Lehrmeiſter; mit welchem man ihn nach dieſem in die Jeſuiterſchule zu Rouen that, den ordentlicheren Studien obzuliegen, allwo er auch im ſechszehenten Jahre ſeine letzten philoſophiſchen Sätze vertheidigte.

Damals verlangte er ſelbſt die Platte: und ſeine Familie willigte darein, ohne die Folgen dieſer erſten Verbindung einzuſehen; deren Abſicht bey ihm, nicht reiner noch uneigennütziger hätte ſeyn können. Denn ſo bald er nur aus dem Seminario kam, wo er der Einſamkeit gepflogen, ſo verſchwand er ganz und gar; und erſt nach ſechs monatlichem Suchen erfuhr man, daß er in ein Capucinerkloſter zu Argentan getreten ſey. Sein Vater eilete ſogleich dahin; allein alle ſeine Bemühungen, ihn wieder zu ſich zu bringen, waren vergebens. Der Bruder Zacharias, dieß war der Namen des neuen Bruders, beharrete bey ſeinem Vorſatze, that das Kloſtergelübd, und würde allem Anſehen nach eine der größten Zierden des Ordens geworden ſeyn: wenn ihm nicht ein Zufall begegnet wäre, der ihn in Lebensgefahr ſetzte, und ihn einem unfehlbaren Tode übergeben hätte, wenn er bey der gewöhnlichen Strenge des Ordens geblieben wäre.

Er hatte, indem er noch zu Rouen ſtudierte, einen Schmerz in den Beinen empfunden, der ihn faſt ein ganzes Jahr lang im Bette gehalten hatte: und dieſes Uebel war ein ſo wichtiges Geſchwür, daß man auch Wundärzte von Paris verſchreiben mußte, ſelbiges zu heilen. Man fand, daß der Knochen angefreſſen war; die Cur ward alſo langwierig und ſchwer, und die überbliebene Narbe, war ſo breit und tief, daß man ſich entſchloß, ſie allezeit mit einer Binde umgeben, und verdeckt zu halten. Nichts lief alſo gewiß dieſer klugen

Vorſichtigkeit mehr zuwider, als daß der Abt Vertot ſich nachmals ſein ganzes Leben zu bloßen Beinen, unter einem rauhen und groben wöllenen Rocke verbindlich machte, der die Beine mehr reibt und ſchlägt, als bedecket.

Es erneuerte ſich auch, wenige Zeit nach dem Gelübde des Bruders Zacharias, dieſes alte Geſchwür; es ward ſehr gefährlich, und man hielt es faſt für unheilbar. Als das letzte Mittel, brachte man ihn nach Feſcamp, in die Nachbarſchaft der Seinigen. Das Uebel ward hier noch ärger: die Aeltern verlangten endlich den Kranken ſelbſt in ihre eigene Aufſicht zu nehmen; und ihre Fürſorge für ihn war ſo glücklich, daß alle ihre Zärtlichkeit wieder rege ward. Sie verſorgten ſich mit Berichten derer verſchiedenen Wundärzte, die ihn unter Händen gehabt hatten, ſie fügten das Bedenken der Aerzte und der Doctoren der Sorbonne hinzu, ſie erhielten Erlaubniß vom Pabſte, und die Einwilligung der Obern, und, welche von allem das ſchwerſte war, des jungen Mönches, um ihn in einen gelindern Orden zu bringen.

Er erwählete den Prämonſtratenſerorden und nahm das Ordenskleid in der Abtey zu Valſery an: allwo er im zwey und zwanzigſten Jahre, zum andern male das Kloſtergelübd that; vier Jahre aber war er bey den Capucinern geweſen.

In dieſem Orden nun hatte ſein Geiſt und ſeine Geſchicklichkeit, der Krankheit und dem ſtrengen Leben getrotzet. Der Abt Colbert, Oberhaupt und Ordensgeneral der Prämonſtratenſer, hörte ſo vortheilhaft von ihm reden; daß er ihn nach Premontre kommen ließ, daſelbſt die Philoſophie zu lehren. Als er ihn nun perſönlich kennen lernte, ſo ſchätzte und liebte er ihn deſto mehr. Er machte ihn zu ſeinem Secretär, und dieſer Vorzug verurſachte um ſo viel mehr Neid: da nach den Regeln der Mönchszucht, diejenigen Gelübde, ſo man in einem ehemaligen Orden gethan hat, einen Menſchen aller Vortheile und Würden desjenigen Ordens, darinn er übergetreten iſt, unfähig machen. Allein der Abt Colbert hatte ihn durch einen Brief vom römiſchen Hofe zu allen ſeinen Rechten wieder für tüchtig erklären laſſen, dem zu Folge er ihn auch zum Prior des Kloſters Joyenval ernannte.

Bey dieſer zweyten Gunſtbezeugung begann das Murren laut zu werden. Man beſchloß in einer Provinzialverſammlung, daß man ſich auf dem großen Rathe wider alle päbſtliche Breven in Sicherheit ſetzen wollte, die im Namen des Pater Vertot ausgefertiget worden wären; ſie fielen dieſelben gerichtlich an, und würden ſie für null und nichtig erkläret haben, wenn nicht der König in währendem Laufe des Proceſſes die Gnade gehabt hätte, öffentliche Befehle zu deren Vollſtreckung und Einzeichnung ausfertigen zu laſſen.

Dieſe Formalität, die zwar ſeinen Stand befeſtigte, ſchaffte ihm deswegen doch nicht mehrere Ruhe. Er hatte mitten in den gerichtlichen Klagen, und vielleicht aus Furcht vor dem Ausgange, heftige Kopfſchmerzen bekommen, die ſich ſo bald nicht legten: und, um ſie los zu werden, war es nicht genug, daß er die Prioren von Joyenval aufgab; denn in welchem andern Hauſe hätte er nicht eben dergleichen Gelegenheit zur Unruhe und zum Verdachte zu finden geglaubet?

Er begnügte ſich daher mit einer bloßen vom Orden abhängenden Pfarre, nämlich die Pfarre zu Croiſſy-la-Garenne, nahe bey dem Waſſerwerke von Marly; und hier gelangte er, bey der Aufſicht einer ganz andern Art von Heerde, ſo weit, daß er mit den Pflichten eines treuen

Hirten, die Studien der ſchönen Wiſſenſchaften und Geſchichte verbinden konnte: welche ihm von zween Freunden, die viel Geſchmack beſaßen, und ſowohl ſeine Landsleute als Zeitgenoſſen waren, nämlich dem Herrn Abt de St. Pierre, und Herrn von Fontenelle, als ein Studium waren angerathen worden, das ſich für ſeine Gemüthsart am beſten ſchickte; und worinnen er es auch am weiteſten bringen würde, da er die Gabe beſaß, ſich ſehr wohl auszudrücken und vortrefflich zu erzählen.

Allhier verfertigte er auch ſein erſtes Werk, **Geſchichte von der Verſchwörung in Portugall**: welches er im 1689ten Jahre drucken ließ, und davon er verſchiedene Ausgaben unter dem allgemeinen Titel Revolutions herausgegeben hat.

Dieſes Werk fand erſtaunenden Abgang: nicht nur weil es gut geſchrieben war, ſondern auch weil der an ſich ſelbſt wichtige Inhalt, noch viel wichtiger in Anſehung des Verhältniſſes zu ſeyn ſchien; welches derſelbe, wie man ſich einbildete, dereinſt mit demjenigen haben könnte, was eben damals in England vorgieng. Gleichwohl geſtand der Verfaſſer, welcher ſich hieraus ein Verdienſt hätte machen können, ganz offenherzig: daß er nichts weniger im Sinne gehabt, und daß wenn ihn, außer dem Vergnügen zu ſchreiben, noch etwas rührete, ſolches die Begierde ſey, wieder in ſeine Provinz zurück zu kehren, aus welcher er niemals ſonder Reue gegangen wäre. Hierzu nun fand er auch gar bald Gelegenheit, er vertauſchete nämlich ſeine Pfarre zu Croiſſy, mit einer andern im Lande Caux: und zu noch größerm Glücke erhielt er nachgehends den gehörigen Erlaß, für dieſe zweyte Pfarre, die ebenfalls noch vom Orden abhieng; um eine dritte anzunehmen, die ganz weltlich war, anſehnliche Einkünfte hatte, und vor dem Thore von Rouen lag.

Da er nunmehr im Stande war Bücher zu haben, ſo bekam er deren auch viel, und brauchte ſie ſehr wohl. Er ſchrieb die Geſchichte der **Veränderungen in Schweden**, welche er im 1696ten Jahre heraus gab, und mit ſo vielem Beyfalle aufgenommen ward: daß man vier oder fünf Auflagen davon nach einander machte, ohne daß man das Herz gehabt hätte, ihnen eine neue Zeit vorzuſetzen. Sie ward auch in verſchiedene Sprachen überſetzet, und das Werk ward in **Stockholm** ſelbſt ſo hoch gehalten, daß man auch vorgiebt: der Geſandte, welcher eben im Begriffe geweſen, nach Frankreich zu gehen, habe in ſeinen Vorſchriften Befehl gehabt, ſich mit dem Verfaſſer bekannt zu machen; und ihn durch ein Geſchenk von zwey tauſend Thalern dahin zu vermögen, daß er eine allgemeine Geſchichte von Schweden ſchreiben möchte. Man ſetzet hinzu, daß dieſer Geſandte, welcher den Herrn Abt **Vertot** in **Paris**, in den beſten Geſellſchaften mitten unter den vornehmſten Leuten zu finden glaubte; da er mit Erſtaunen ihn nirgend geſehen, ſich nach ihm erkundiget habe: und als er erfahren, daß er nur ein Pfarrer in der **Normandie** ſey; einen ſolchen Bericht von ſeinem Geſchäffte abgelegt habe, worüber der ganze Anſchlag ins Stecken gerathen iſt.

Dem ſey wie ihm wolle, ſo erlangte dieſer normanniſche Pfarrer unvermerkt den Ruhm eines vortrefflichen Geſchichtſchreibers, und eines der beſten Schriftſteller. Der **P. Bouhours**, der ſich gewiß darauf verſtund, verſicherte: er habe im Franzöſiſchen nichts geleſen, welches, in Anſehung der Schreibart, den **Veränderungen von Schweden und Portugall** vorzuziehen wäre. Der Biſchof **Boſſuet** aber, welcher noch mehr im Stande war, davon zu urtheilen, ſagte einsmals zum Cardinale von **Bouillon**: das wäre eine, zum Leben des Herrn von **Türenne** geſchnittene Feder.

Als es endlich dem verſtorbenen Könige gefiel, dieſe Akademie zu vermehren, und ihr diejenige Geſtalt zu geben, die ſie durch den Befehl vom 1701ten Jahre erhalten hat: ſo erinnerte Se. Maj. ſich auch des Abtes **Vertot**, und ernannte ihn aus eigener Bewegung, zur Stelle eines beyſitzenden Mitgliedes.

Der Staatsſecretär Herr Graf von **Pontchartrain**, meldete ihm dieſe Ernennung eigenhändig: und Herr **Vertot** ward ſo viel mehr davon gerühret, je weniger er ſich ſolches verſehen; allein er gerieth in eine ungemeine Verwirrung. Er mußte nach **Paris** kommen, ſich hier niederzulaſſen, folglich ſeine Pfarre aufgeben, die ihm jährlich drey tauſend Livres einbrachte, darinn ſein ganzes Vermögen beſtund; und die er auch nicht einmal mit Verbehaltung eines Gehaltes aufgeben konnte, weil ihm noch zwey Jahre Sitz und Dienſt fehleten.

In dieſer Verwirrung ſchrieb er an den Miniſter, in den allgemeinen Ausdrücken der äußerſten Erkenntlichkeit, für die ihm erzeigte Ehre, und der größten Begierde ſie durch ſeine Arbeiten zu verdienen. Einige Zeit darauf aber ſchrieb er an einen ſeiner Freunde, von dem er wußte, daß er mit dem Grafen von **Pontchartrain** bekannt war, einen pathetiſchen Brief: in welchem, nachdem er ſeinen Zuſtand, das heißt, ſeine Bekümmerniß abgeſchildert hatte, er das Mittel vorſchlug, der Akademie ordentlich alle halbe Jahre ſolche Arbeiten zu ſchicken, die, wie er ſchrieb, beſſer ſeyn ſollten, als er ſelbſt; bis er dereinſt durch eine erſtaunende Gefliſſenheit, eine Abweſenheit wieder würde gut machen können, die gewiß ſehr wider ſeinen Willen wäre. Nach dieſer Einleitung, machte er den Entwurf zu einer neuen Geſchichte von Frankreich, mit Münzen auf die vornehmſten Begebenheiten jeder Regierung begleitet; und ſein Beſchluß war dieſer: daß er, um ſich gänzlich den Wiſſenſchaften zu überlaſſen, nur für ſein Nothwendiges zu ſorgen trachtete; bevor er ſein Wohlleben auf diejenigen Gnadenbezeugungen bauen wollte, die er etwa von der Freygebigkeit des Prinzen erwarten könnte.

Dieſe Vorſtellungen thaten ihre Wirkung. Man wartete auf den Herrn Abt **Vertot**; er hielt Wort, und unſere Uebungen wurden ſeiner Anweſenheit gar bald gewahr. So oft es ihm möglich war, lenkete er dieſelben auf Stücke aus der neuern Geſchichte, die er ſehr innen hatte; inſonderheit auf die franzöſiſche, darinnen er ſehr geübt, und für welche er ſehr eingenommen war.

Wir laſſen uns hier nicht in die Erzählung derer Werke ein, die er der Akademie, vom Ende des 1703ten Jahres an, bis an das 1726te geliefert hat; als die wiederholten Anfälle des Schlages und der Lähmung, ihn außer Stand ſetzten auszugehen und zu arbeiten. Dieſes Verzeichniß würde gar zu groß werden, wenn wir auch nur bey den bloßen Titeln ſtehen blieben; und es würde auch unnütz ſeyn, indem ſie in die ſechs erſten Bände der **ausführlichen Schriften**, ſorgfältig eingetragen worden. Wir wollen nur derer gedenken, die er einzeln hat drucken laſſen, und die uns eben ſowohl zugehören: theils weil er unſer Mitglied iſt, und ſich auf ſelbigen allezeit ſo genannt hat; theils auch, weil er ſie niemals eher herausgegeben, als bis er ſie der Prüfung der Akademie unterworfen, und die merkwürdigſten Stücke daraus, in unſern öffentlichen oder beſondern Verſammlungen vorgeleſen hatte.

Das erſte Werk war ſein Tractat **von der Lehndienſtbarkeit von Bretagne**, 1710. gedruckt. Der Herr Abt **Vertot** hatte nicht ſonder einen mit Beſorgniß vermiſchten Schmerz ſehen können: daß der neue Geſchichtſchreiber dieſer Provinz, indem er die Gedanken einiger ſeiner Vorgänger noch weiter getrieben, ſich nicht damit begnügte, gleich ihnen zu behaupten; daß unſere Könige vom erſten und zweyten Stamme gar keine rechtmäßige Gewalt über die **Bretagner** ausgeübet hatten; und daß ihre Abtretung, wie man ſagte, von der Lehendienſtbarkeit der **Bretagner** an die erſten Herzoge der **Normandie**, ein bloßes Hirngeſpinſt ſey: ſondern, daß er auch an denen Stellen, wo ihn die Menge der Beweiſe wohl gezwungen, eben dieſe Könige für Herren und Beherrſcher der **Bretagner** zu erkennen, er recht mit Fleiß ihre Macht und die Ueberlegenheit ihrer Waffen herausſtreicht, gleich als ob dieſes ihr einziges Recht darauf geweſen wäre; und daß er, da die **Bretagner** bey Gelegenheit irgend eines bürgerlichen Krieges, unſern Königen den Dienſt und die gewöhnlichen Gaben verſaget, dieſe kurzen Empörungen, Zeiten der Freyheit, nennet; und von ihren verſchiedenen Rädelsführern, die oftmals aus dem unterſten Pöbel gebohren geweſen, als von ſo vielen groſmüthigen Prinzen redet, welche ihr Leben in die Schanze geſchlagen, um die Ketten des Volkes zu brechen.

Es hatte bereits faſt vor einem Jahrhunderte **Niklas Vignier**, ein berühmter Schriftſteller, ſich wider dieſes hiſtoriſche Paradoxen geſetzet. Der Herr Abt **Vertot** aber zeigete deſſen Blendwerk noch deutlicher, und wir müſſen hier als eine Sache, die uns ganz beſonders bewußt iſt, noch hinzu ſetzen, daß er dieſen kritiſchen Streit in dem Innerſten unſerer **Akademie** hätte ruhen laſſen, wenn ſich nicht eine ungeſtalte Abſchrift ſeiner Handſchrift, ausgebreitet hätte, und wenn nicht der Vorwand, ſo vieler Vorreden, in Anſehung ſeiner, eine gewiſſe, ob wohl altfränkiſche Wahrheit geweſen wäre.

Verſchiedene Schriftſteller verbanden mit dieſem Tractate von der Lehndienſtbarkeit, noch einige beſondere Abhandlungen, zum Vortheile der Meynung des Herrn Abtes **Vertot**. Jedoch das war es nicht, was er am meiſten wünſchete, ſondern eine gewiſſe Antwort, die man gleich anfangs als todtſchlagend ankündigte: und welche gar nicht zum Vorſcheine kam, oder doch wenigſtens auf zwo Scarteken hinaus lief; davon die wichtigſte, die unter dem Namen eines Freundes des bretanniſchen Geſchichtſchreibers heraus kam, und voll von ſeinem Lobe war, am Ende für deſſen eigene Arbeit erkannt ward. Der Pater le Long brachte dieſen Umſtand in ſeiner Bibliothek der franzöſiſchen Geſchichtſchreiber ans Licht; und der Herr Abt Vertot genoß dieſen letztern Vortheil in aller Gelaſſenheit: als die Bewegungen, ſo ſich in Bretagne eräugten, ungeachtet ſie von daſiger Regierung glücklich gedämpfet wurden, ihn von neuem anfeuerten. Er war verſichert, daß das Vorurtheil oder auch die Bosheit der neuern Geſchichtſchreiber dieſer Provinz, hinreichend ſey, den Saamen der Unabhänglichkeit und Aufwiegelung, darinnen zu erhalten. Da er nun dergleichen Vorurtheile daſelbſt ſtören wollte, die der Ruhe des Volkes ſo ſchädlich, als der Wahrheit der Geſchichte zuwider ſind: ſo verfertigte er einen vollſtändigen Tractat von der Niederlaſſung der Bretagner in Gallien; und erfüllete alles, was man nur verlangen konnte, es ſey in Anſehung der urſprünglichen Oberherrſchaft unſerer Könige über ganz Bretagne; oder in Anſehung der urſprünglichen Unterwürfigkeit der erſten Bretagner, welche einen Theil des armoriſchen Gebiethes einnahmen. Dieß Werk nun ward im 1720ten Jahre gedruckt, und es kam nichts mehr dagegen heraus.

In der Zwiſchenzeit des Tractates von der Lehendienſtbarkeit, und des Werks von der Niederlaſſung der Bretagner in Gallien, beſchäfftigte er ſich mit einer Arbeit, die, wo nicht nützlicher, dennoch weitläuftiger und ſeinem Geſchmacke gemäßer für die Litteratur aber viel nutzbarer war. Er ſchrieb nämlich die Geſchichte der Veränderungen der römiſchen Republik, welche im 1719ten Jahre in drey Bänden ans Licht trat.

Der Beyfall dieſes Werkes iſt gar zu bekannt, und war den Arbeiten des Herrn Abtes Vertot etwas gar zu gewöhnliches, als daß wir uns anjetzt mit deſſen Beſchreibung aufhalten ſollten. Wir könnten nur dieß bemerken, daß derſelbe nicht von der Neuigkeit der Materie herrührete; und daß dieß hauptſächlich die Urſache war, welche den Maltheſerorden, der ſchon eine große Menge Geſchichtſchreiber, und faſt in allen lebendigen Sprachen gehabt hatte, bewog, die Augen auf ihn zu werfen; damit er ſie alle in eins ſchmelzen und dieſen herrlichen Jahrbüchern eine neue Geſtalt geben möchte. Dieſes übernahm er, und der Großmeiſter ließ ſogleich ein Schreiben voller Hochachtung und Erkenntlichkeit an ihn ab. Er fügte dieſem das Ordenskreuz bey, der Geſandte übergab ihm beydes in eigner Perſon: und der Großprior von Frankreich ertheilete ihm die Comthurey von Santeny.

Die Verfertigung ſeiner neuen Geſchichte des Maltheſerordens, in funfzehn Bücher abgetheilet, und in vier Quartbänden beſtehend, erfoderte viel Zeit: und das für ihn eingenommene gemeine Weſen, ließ ihm nicht viel Zeit. Man hätte gern alle Augenblicke wiſſen mögen, wie weit er wäre, wenn er fertig werden würde, wenn er würde den Druck anfangen laſſen? Endlich erfuhr man es, und ſogleich beſchwerte man ſich nur über die Langſamkeit des Druckes: es iſt aber auch wahr, daß die Buchhändler zwo Ausgaben auf einmal machen ließen, und daß diejenige, ſo ſie für auswärtige Länder beſtimmet hatten, nicht hinreichen wollte, ſo ſtark ſie auch war.

Wir wollen ja nicht vergeſſen, daß eben in währendem Drucke dieſes Werkes, Se. Hoheit der Herzog von Orleans, deſſen Hofſtaat eben eingerichtet ward, bey ſelbigem dem Herrn Abte Vertot die Stelle eines Dollmetſchers gab, ihn in dem königlichen Palaſte wohnen ließ, und ihn ſogleich nach ſeiner Vermählung, zum Secretär der Verordnungen der Herzoginn von Orleans, ernannte.

So waren die Annehmlichkeiten und Vortheile beſchaffen, welche ihm die ſonderbare Gabe eine gute Geſchichte zu ſchreiben, zuzog. Wir ſagen nicht das Glück: weil, da er ſo gar ſein väterliches Erbtheil dem Herrn aufgeopfert, es wohl nicht glaublich iſt, daß er jemals nach etwas mehrerm geſtrebet habe, als nach einem Leben ohne Unruhe und Mangel des Nothwendigen. Was aber die Ehre des Geiſtes betrifft, die für alle Stände gehöret, und deren Erlangung einem Menſchen nicht anders, als nützlich ſeyn kann: ſo wehrete er ſich ſo wenig davor, daß er vielmehr alles that, wodurch er ſie ſich erhalten konnte.

Niemals iſt ein Schriftſteller aufmerkſamer geweſen, edle, und erhabene Gegenſtände zu erwählen, welche fähig wären, einzunehmen, und zu rühren. Die Schönheit und Reinigkeit ſeines Ausdruckes, ſtimmen mit der edlen Beſchaffenheit ſeiner Materie überein. Er ſtellet ſie mit großer Deutlichkeit dar, und die Erzählung der Umſtände ſcheint ſie mehr zu verſchönern, als zu überladen. Er drücket die verſchiedenen Charactere mit ſichern, ſtarken und deutlichen Zügen aus, die die Seele ſelbſt ſchildern. Seine lebhaften und beſeelten Beſchreibungen reißen den Leſer dahin; man zieht ſelbſt mit dem Kriegsheere, welches er in Bewegung ſetzet, und man nimmt, wie er es haben will, entweder am Siege Theil; oder man ſeufzet über das Geſchick der Ueberwundenen.

In ſeiner Geſchichte von der Verſchwörung in Portugall, ſtellet er eine Monarchie dar, welche ſeit faſt einem Jahrhunderte von einem mächtigen Könige unterwürfig gemacht worden, die gehorſamſte Provinz aller ſeiner Staaten zu ſeyn ſcheint, und in einem einzigen Tage ihr Schickſal verändert. Dieſe Unternehmung iſt ein Geheimniß, welches, ſo zu reden, einem ganzen Volke anvertrauet worden iſt; und dennoch an keinem Orte ausbricht: die Ausführung derſelben aber, die durch tauſend Zufälle unterbrochen werden kann, gelingt allenthalben gleich gut. Es iſt eine allgemeine Feuersbrunſt, welche aus der Hauptſtadt ſchleunig bis an die Gränzen dringt, ja bis über das Meer eilet.

In ſeinen Empörungen von Schweden, ſieht man einen unglücklichen und vertriebenen Prinzen, welcher aus dem Innerſten der Berge und dunkeln Bergwerke, die ihm zum Aufenthalte dienen, in dem Herzen ihrer plumpen Einwohner, eine ſolche Liebe zu Ruhm und Freyheit anfachet; daß er ſich auch an ihrer Spitze einen Weg zum Throne eröffnet, und ſich von der Abhänglichkeit los machet, in welcher das Anſehen des Senates, die Eiferſucht der Großen, und die Gewalt der Geiſtlichkeit, die Könige ſeine Vorfahren gehalten hatte. Er machet eine Wahlkrone erblich, verändert ſo gar die Religion des Landes, und ſtirbt allgemein bedauert: nachdem er ohne Lieblinge regieret, ohne Staatsbedienten geherrſchet, und ohne Feldherren geſieget hatte.

Rom iſt gewiſſermaßen, der Palaſt der Geſchichte, für den Schriftſteller ſeiner Veränderungen. Die Vorfälle ſind darinnen mit ausnehmender Kunſt vertheilet; mit einer noch größern Kunſt ſchildert er einen jeden, mit denen ihm eigenen Farben, und ſetzet ihn in ſein gehöriges Licht. Man glaubet, man ſey wirklich in den Verſammlungen des Senates und Volkes, auf dem Marsfelde, oder am Ufer der Tyber zugegen. **Rom** ſcheint mächtig zu ſeyn, ſo lange es ſich aus ſeiner Armuth eine Ehre macht, und ſo lange der Dictator, ſo gut als der Soldat, nur von dem kleinen Stückchen Felde leben, welches ſie mit eigenen Händen bauen: man vermuthet aber **Roms** Untergang, ſo bald es als Beherrſcherinn der Welt, alle Schätze in ſeinem Schooße zuſammen fließen ſieht.

Die Jahrbücher von Malta, in denen man ſo viele recht römiſche Thaten findet, erfoderten keine minder geübte Feder ſie zu beſchreiben. Allein die Gottesfurcht heiliget in ſelbiger den Heldenmuth: und eben in dieſer Abſicht führet der vorſichtige Geſchichtſchreiber auf eine ſo glückliche Weiſe, alles was er von einem Orden ſaget, den die chriſtliche Liebe hervor gebracht; den die Ehre des chriſtlichen Namens und die Vertheidigung der heiligen Oerter wider die Ungläubigen gewaffnet hat; ja der, da er allezeit ihren barbariſchen Anfällen ausgeſetzet iſt, die friedfertigen Tugenden der Religion zu vereinbaren weis, auf den höchſten Heldenmuth in Gefechten hinaus.

Als der Herr Abt von Vertot einige einzelne Stücke von dergleichen Werken in die Akademie brachte, ſo entdeckte man gar bald noch eine andere Quelle ihrer Stärke und Schönheit. Kaum hatte er einige Seiten davon geleſen, ſo vereinigte er ſich unvermerkt mit ſeinem Inhalte: er ſelbſt trat wirklich an die Stelle des Helden, er überließ ſich der ganzen Wuth ſeiner Tapferkeit, und es vergieng ihm ſo gar der Othem. So haben wir ihn auch zärtlich werden, und mit Coriolans Mutter zu den Füßen ihres Sohnes Thränen vergießen geſehen. Iſt es nun leicht, die Zärtlichkeit und das Vertrauen der Menſchen, durch den Zuſammenhang angenehm erſonnener und vorgetragener Begebenheiten zu überraſchen: was muß denn nicht die Erzählung wichtiger Vorfälle für einen Eindruck in ihnen machen, die allgemein für wahr erkannt, und ſo zu reden, noch voll desjenigen Lebens ſind; welches ein Verfaſſer, der ſelbſt davon recht durchdrungen iſt, allein vermögend iſt, ihnen zu ertheilen?

Was vielleicht eben ſo würdig wäre, angemerket zu werden, iſt dieſes, daß der Herr Abt von Vertot faſt fünf und vierzig Jahre alt war, als er das erſte Stück Geſchichte geſchrieben, welches er in die Welt gehen laſſen; und daß er mehr als ſiebenzig alt war, als er die Geſchichte von Malta verfertigte, mit welcher ſich ſein gelehrter Lauf geſchloſſen.

Nach dieſem hat er noch neun volle Jahre gelebet, aber mit ſo vielen Beſchwerlichkeiten beladen, und in ſolcher Verſchmachtung des Leibes und Gemüthes: daß nichts als die ungemeine Gewohnheit zu arbeiten, ihm dann und wann noch neue Anſchläge darboth; z. E. die Veränderungen von Karthago, und die Geſchichte von Pohlen, davon er oft redete. Man ſtellete ihm vor, daß er ja nicht im Stande wäre, weder zu leſen noch zu ſchreiben: er antwortete aber, er hätte genug geleſen, um daß er auch aus dem Gedächtniſſe aufſetzen; und genug geſchrieben, um daß er jemanden in die Feder dictiren könnte. Alle ſolche Einfälle aber verſchwunden einen Augenblick hernach: und die einzigen hinterlaſſenen Werke, ſo man von ihm hoffen kann, ſind einige Geſchlechtregiſter, und die Geſandtſchaften des Antonius, Franciſcus, und Aegidius von Noailles an verſchiedene Höfe in Europa; unter den Regierungen Heinrichs des II. Franciſcus des II. Karls des IX. und Heinrichs des III.

Dieſe hatte er in den erſten Jahren geſchrieben, da er nach Paris kam, und nach den Originalnachrichten, welche ihm von dem noailliſchen Hauſe, dem er ungemein ergeben war, waren mitgetheilet worden, aufgeſetzet.

Er ſtarb im königlichen Palaſte den 15. Junius dieſes Jahres, in einem Alter von faſt vollen achtzig Jahren.

XLIX.

Lebensumſtände des Herrn Biſchofes von Caſtres, in der öffentlichen Verſammlung der Akademie, den 13. November 1736. vorgeleſen.

Honor de Quiqueran de Beaujeu, Biſchof von Caſtres, und bejahrter Beyſitzer dieſer Akademie, ward zu Arles den 29. Junius 1655. gebohren. Er war der zweyte Sohn Herrn Honore von Quiqueran, Freyherrn von Beaujeu, und Thereſen von Grille d'Eſtoublon, ſeiner Gemahlinn; beyde aus einem berühmten und alten Geſchlechte in der Provence.

Moreri und ſeine Fortſetzer haben des quiqueraniſchen Hauſes nicht gedacht: allein die Geſchichtſchreiber der Provence haben es gar nicht vergeſſen. Cäſar Noſtradamus ſtellt es, in ſeiner Geſchichte der Provence, allenthalben mit den vornehmſten Aemtern des Staates und des Hofes der Könige von Neapolis, der Grafen von Provence, und der zwey Häuſer von Anjou, ausgezieret dar. Ja ſeit der Wiedervereinigung dieſer Provinz mit der Krone Frankreich, findet man in denſelben Kammerherren und Schloßhofmeiſter unſerer Könige; Ordensritter, Generalsperſonen, und verſchiedene Biſchöfe: unter welchen Peter Quiqueran von Beaujeu, Biſchof zu Senez, eine beſondere Achtung verdienet; denn er war der erſte Biſchof, welcher nach dem Concordat Leo des X. und Franciſcus des I. ernannt ward. Dieß geſchah in ſeinem achtzehenten Jahre, und er hatte eine ſo ſonderbare Ernennung, bloß dem großen Namen zu danken, den er ſich bereits unter den Gelehrten erworben hatte. Ein zu früher Tod raubete ihn der Kirche und den Wiſſenſchaften, und die einzigen Werke, ſo wir noch von ihm haben, ſind: ein vortreffliches Lob ſeines Vaterlandes, unter dem Titel de Laudibus Provinciæ; welches einigemal gedruckt, ja ſelbſt im Anfange des letzten Jahrhunderts ins Franzöſiſche überſetzt worden iſt: und dann ein lateiniſches Gedicht über Hannibals Zug nach Gallien, und ſeine Ankunft an das Ufer der Rhone, nahe bey Arles.

Aegidius Corrozet beſchreibt in ſeinen Alterthümern von Paris, das Mauſoläum, ſo man ihm bey den großen Auguſtinern erbauet, welches noch zu ſeiner Zeit geſtanden. Der Prälat iſt in weißem Marmor vorgeſtellet, und war darauf von der Göttinn des Gerüchtes, mitten unter den Merkmalen der Wiſſenſchaften und Künſte unterſtützet: unten aber ſind zwo große lateiniſche Aufſchriften zu ſeinen Ehren, die eine in Verſen, die andere in ungebundener Rede, zu leſen geweſen.

Dieſes Grabmaal iſt, unfehlbar wegen irgend einer Veränderung in der Kirche, zerſtöret worden. Jetzt ſieht man nichts mehr darinnen, als eine bloße Grabſchrift, darinnen geſaget wird; daß er von vier und zwanzig Jahren geſtorben ſey: allein die Sage in der Familie bringt mit ſich, daß er ſechs und zwanzig Jahre alt geworden; und daß, da der Steinmetz dieſe Zeit mit lateiniſchen Zahlen angegeben, die I. vor die V. geſetzet, an ſtatt daß er ſie hinter her ſetzen ſollen. Eben dieſe Sage bringt auch mit ſich, daß, als man das Grabmaal zerſtöret, der Cardinal von Joyeuſe das Bruſtbild des Prälaten begehret: welches von der Hand des berühmten Peter Gougeon verfertiget geweſen, der die halb erhobenen Werke an dem Brunnen der unſchuldigen Kinder gemacht hat.

Das Haus von Quiqueran hat auch dem Maltheſerorden, einige Großpriore, Großkreuze, verſchiedene

Comthure und eine Menge Ritter verſchaffet, davon einer der berühmteſten, **Paul Antonius Quiqueran de Beaujeu**, ein Vätter des Biſchofes **von Caſtres**, geweſen iſt. Die Zahl und das Glück ſeiner Gefechte wider die Türken, hatte ihm den Ruhm eines der größten Seehelden ſeiner Zeit erworben, als er im Jänner des 1660ten Jahres durch das Ungewitter genöthiget wurde, in einen ſchlimmen Hafen des Archipelagi einzulaufen. Alhier ward er von den dreyßig **Rhodiſer** Galeeren angegriffen, welche der Hauptmann **Baſcha Mazamamet** in eigener Perſon anführete. Er hielt das Feuer derſelben einen ganzen Tag aus, und lag nicht eher unter, als bis aller ſein Kriegsvorrath verbraucht, und drey Vierthel ſeiner Leute verloren waren. Er ward hierauf in Ketten geleget, und man führete ihn gleichſam im Siegsgepränge; als ein neues Ungewitter, welches weit heftiger war, als das erſte, empor kam, und die ſiegende Flotte in ſolche Gefahr ſetzte, daß auch **Mazamamet** ſeinen Gefangenen um Beyſtand erſuchen mußte. Und das war nicht vergeblich. Der Ritter **von Beaujeu** errette ihn, durch ſeine geſchickten Anſchläge, und erfüllete ihn mit ſo viel Hochachtung und Erkenntlichkeit: daß, da er nunmehr auch ihn zu retten ſuchte, er ſeinen Ritterſtand verleugnete, und ihn unter die elendeſten Sklaven mengete. Allein der Großvezier, welcher vermuthlich bereits Nachricht davon haben mochte, begehrte ihn zu ſehen: und da er den Ritter an ſeiner kriegeriſchen Mine, oder auch an dem Bilde, ſo man ihm von ihm gemacht hatte, erkannte; ſo ward er in das Gefängniß der ſieben Thürne gebracht, ohne Hoffnung durch Löſegeld, oder Wechſel, zu entkommen. Die Pforte verwarf alle Vorſchläge, ſo man ihr ſo gar im Namen des Königes that: und die Venetianer verſuchten mit eben ſo ſchlechtem Erfolge, ihn in den Tractat von **Candia** mit einzuſchließen. Einer von ſeinen Neffen, der nur zwey und zwanzig Jahre, und des Herrn Biſchofes **von Caſtres** älteſter Bruder war, faßte den Entſchluß, ihn zu erretten, und richtete ihn auch ins Werk.

Er gieng mit dem Herrn von Nointel, franzöſiſchem Geſandten nach Conſtantinopel. Man erlaubete ihm die Freyheit, den Gefangenen zu ſprechen: denn man verſagte dieſelbe, an einem ſo ſichern Orte, keinem Menſchen; man begnügte ſich nur, diejenigen, die ſich meldeten, bey der erſten Wache zu durchſuchen, und ihr Gewehr daſelbſt, auch ſo gar die Meſſer, ja gar die Schlüſſel, wenn ſie welche bey ſich hatten, zu behalten.

Der Ritter von Beaujeu erſchrack gleich anfangs über einen Anſchlag, welcher die gefährlichſten Folgen haben konnte. Allein, eilf Jahre Gefangenſchaft, und die Luſt zu verwägenen Unternehmungen, die ihm noch im Herzen geblieben war, zugleich aber auch das Vertrauen, ſo ihm der Muth eines jungen Menſchen machte, ließen ihn nicht lange Zeit im Zweifel ſtehen. Von dieſer Zeit an, brachte ihm ſein Neffe jedesmal, ſo oft er zu ihm kam, eine gewiſſe Länge von Stricken, die er ſich um den Leib wand: und als ſie meynten, es wären ihrer genug, ſo redeten ſie den Tag, die Stunde, und das Zeichen ab. Als das Zeichen gegeben war, ſo ließ ſich der Ritter hernieder: und da der Strick um vier bis fünf Ruthen zu kurz war, ſo warf er ſich ins Meer, welches unten am Schloſſe vorbey ſtreicht. Der Lärmen, den dieſes machte; ward von einigen Türken gehöret, die in eine Brigantine ſtiegen, und gerade auf ihn zukamen. Allein der Neffe, welcher mit ſtarkem Rudern, in einem wohl bewehrten Boote hinzukam, trieb ſie ab, nahm ſeinen Vätter ein, und brachte ihn an Bort eines königlichen Schiffes; welches der Graf Apremont, ſein Freund, commandirte: der ihn auch glücklich nach Frankreich brachte, allwo er noch lange Zeit im Schooſſe der Seinigen, als Comthur von Bourdeaux gelebet hat; welche

Comthurey ihm der Großmeiſter ſogleich nach ſeiner Zurückkehr ertheilet hatte.

Herr von Tournefort hat, in ſeiner Nachricht von ſeiner Reiſe in die Levante, zwar geſaget: er habe das Schloß der ſieben Thürne nicht ſehen können, weil man, ſeitdem der Ritter von Beaujeu ſich davon gemacht, keinen Fremden mehr hinein ließe, und daß dieſes dem Auſſeher oder Camaican, das Leben gekoſtet. Allein da keine einzige Geſchichte, auch nicht einmal die letzte von Malta, dieſe Begebenheit anführet; die gleichwohl ſo ſehr verdienet hätte, darinnen zu ſtehen: ſo hoffen wir, daß unſere hieſige Erzählung derſelben, weder fremde, noch veraltet zu ſeyn ſcheinen wird.

Der Herr Abt von Beaujeu, welcher faſt mit eben ſo vieler Lebhaftigkeit gebohren war, als ſein Vater und Bruder, wendete dieſelbe inſonderheit zu den Studien an. Er erlernte die gelehrten Sprachen ſehr ſchleunig, er ward ein tiefſinniger Gottesgelehrter, und bemühete ſich um die Beredſamkeit mit einer ſolchen Begierde: daß ſie bey ihm allemal mehr eine Gabe der Natur, als eine Frucht der Arbeit zu ſeyn ſchien. Seine Bekanntſchaften mit einigen Patribus des Oratorii, die ſich durch eben dieſe Gabe hervorthaten, machten ihn ſchlüßig, in ſeinem ſiebenzehenten Jahre in ihre Gemeinſchaft zu treten: und er war in ſelbiger nur noch erſt Kirchendiener, als man ihm auftrug, die Gottesgelahrtheit, anfangs zu Arles, und nachmals zu Saumür zu lehren. Er predigte daſelbſt zu gleicher Zeit die Sonntagspredigten, und zwar mit ſo vielem Beyfalle, daß die Obern bewogen wurden, ihn zu der Glaubensbothſchaft in Poitou und in dem Lande Aunis zu brauchen: allwo der Widerruf des Edictes von Nantes dieſelbe ſo nothwendig, als ſchwer machte. Dieſe Bothſchaft that daſelbſt ſo gute Wirkung, daß der Biſchof von Nimes, nämlich der berühmte Fleſchier, die Vortheile merkete, die dergleichen in ſeinem Kirchſprengel haben würde, und daher den Abt von Beaujeu an ſich zu ziehen ſuchete. Er ertheilete ihm ein Canonicat bey ſeiner Cathedralkirche; kurz darauf erwählete er ihn zum Großvicar, und beehrete ihn mit einer ſolchen Vertraulichkeit, die gar bald vollkommen gerechtfertiget ward.

Der Herr Marſchall von Montrevel, welcher im Languedoc commandirete, und benachrichtiget ward, daß am Palmſonntage die Hugonotten, ihre Verſammlung in einer Mühle auf der Vorſtadt bey Nimes halten würden, ließ dieſelbe mit fünf hundert Dragonern beſetzen, welche Befehl hatten, ſie in Brand zu ſtecken. Das Schrecken drang von der Vorſtadt in die Stadt: die Rede gieng, man würde ſie unverzüglich anzünden, und alles über die Klinge ſpringen laſſen; und die bewaffneten Einwohner begaben ſich in die Kirche, als in eine Verſchanzung, in welcher ſie geſonnen waren, ſich bis auf das äußerſte zu wehren. Der Biſchof Fleſchier, ſo ein großer Redner als er auch war, getrauete ſich nicht, ſein Amt unter eine ſo erſchrockene und halb wüthende Menge Volks zu wagen. Er entdeckte dieſes dem Abte Beaujeu, welcher den Ausgang über ſich nahm, auf die Kanzel ſtieg, und mit ſo vieler Stärke und Begeiſterung redete: daß, da unvermerkt erſt die Ruhe und dann die Andacht an die Stelle des Aufruhres trat, der Gottesdienſt wie gewöhnlich gehalten ward, ein jeder ruhig nach Hauſe gieng, und ſich faſt ſchämte, daß er unruhig geworden war.

Dergleichen ſchleunige und unverſehene Gelegenheiten mußte er haben, damit ſie dem Feuer ſeiner Einbildungskraft gewachſen wären: welche ſich weder in die Langſamkeit der Aufſätze, noch in das Joch des Herſagens ſchicken konnte. Er hatte ſich ſo zeitig geübet, aus dem Stegreife zu reden, daß unter drey verſchiedenen Faſten, die er zu Aix, Paris und Rochelle geprediget hat, und unter vielen andern Predigten, er nicht vier derſelben vollkommen aufgeſchrieben hatte. Er begnügte ſich damit, daß er deren Inhalt recht überdachte: und wenn es ja geſchah, daß er zuweilen die Einrichtung derſelben aufſchrieb, ſo that er es lateiniſch; damit er ſich deſto weniger an die Ausdrücke binden dörfte. Er hielt es nicht für gut gethan, daß man den Erfolg einer Rede auf das gute Gedächtniß ankommen laſſe; er hielt ſo gar dafür, daß die ungekünſtelten Ausdrücke und das Erhabene in den Gedanken, auf dem Papiere allezeit etwas verlieren: ſo wie die Blumen, welche, wenn man ſie gleich noch ſo ſorgfältig abbricht, und mit Anſtändigkeit darreichet, doch niemals eben ſo friſch und glänzend ſind, als ſie auf ihrem natürlichen Stängel waren.

Dieſe große Fertigkeit zu reden, machte ihm, im 1693. und im 1700ten Jahre, in den Verſammlungen der Geiſtlichkeit ſehr viel Ehre, zu welchen er aus dem zweyten Orden ernennet ward. Der Biſchof von Meaux, Herr Boſſuet, erſtaunte darüber, er überhäufte ihn mit Lobeserhebungen und Freundſchaft, und ſagte: er müſſe ſich durchaus in Paris niederlaſſen. Der Abt Bignon aber, welcher eben ſo dachte, glaubte, er könne dazu was beytragen, wenn er ihn zu einer Beyſitzerſtelle in dieſer Akademie vorſchlüge, welche damals eben erneuert ward. Der Herr Abt von Beaujeu nahm dieſelbe auch an; allein er genoß ſie nicht lange. Die Furcht ſeinen Beruf zu verſäumen, trieb ihn beſtändig wieder zu ſeinen erſten Uebungen, und der König nahm ſolches wohl auf. Se. Maj. ernannten ihn im 1705ten Jahre zum Biſchofe von Oleron: darüber er ſehr froh zu ſeyn ſchien, obgleich die Einkünfte dieſes Biſthums ſehr mittelmäßig, und der Aufenthalt daſelbſt ſehr unangenehm war. Zu allem Glücke ward das Biſthum zu Caſtres erlediget, bevor noch die Ausfertigung des erſtern vollzogen war: und alſo ward er hieher verſetzet, nicht als zu einem überaus viel reichern und ſchöner gelegenerem Sitze, ſondern als zu einem Amte, deſſen weitläuſtige und kützliche Verrichtungen, ſeinen Gaben gemäßer wären.

Der neue Biſchof von Caſtres, dem ſeine Pflichten vollkommen bekannt waren, war zugleich der gefliſſenſte Menſch von der Welt, dieſelben zu erfüllen. Er ſetzte ſeine Abreiſe gleich den Tag nach demjenigen feſt, da er ſeinen Eid der Treue in die Hände des Königes ablegen ſollte, welcher ihm ſagte, als der Biſchof von ihm Abſchied nahm: **Es iſt ſehr geſchwinde; aber es iſt ſehr wohl gethan.** Und von dieſer Zeit an, bis an ſeinen Tod, nämlich in einer Zeit von dreyßig Jahren, iſt er faſt nicht aus ſeinem Kirchſprengel gekommen; als zu den Verſammlungen der Stände von **Languedoc**, und zu den Verſchickungen der Provinz, oder Geiſtlichkeit.

So bald er in Caſtres ankam, legete er ein Seminarium an: welches er in den ſchwereſten Zeitläuften erhalten, und der Kirche, theils durch ſeinen Unterricht, theils durch ſeine Wohlthaten, nutzbar gemachet hat. Er fand auch noch daſelbſt, ſowohl in ſeiner eigenen Haushaltung, als auch in ſeiner Mildigkeit, die Mittel, Kirchen zu erbauen, oder wieder in Stand zu ſetzen, der allgemeinen und beſondern Nothdurft beyzuſpringen: und es gab keine Verrichtung des Prieſterthumes, die er nicht mit einer Gefliſſenheit und einer Anſtändigkeit abwartete, welche fähig waren, die Ehrfurcht der Gläubigen, und den Eifer der Kirchendiener zu vermehren. Da der Prediger ſeiner Kathedralkirche in ſeiner erſten Faſtenpredigt geſaget hatte, er könne nicht öfters, als dreymal die Woche predigen: ſo ſtand der Herr Biſchof von Caſtres, welcher keine Nachricht davon gehabt, auf, und verſprach, die übrigen Tage über ſich zu nehmen; welches er auch bey einem wunderwürdigen Zulaufe aus der Stadt und umliegenden Gegenden gethan.

Das erſte mal, da er ſich wieder bey Hofe ſehen ließ, war im 1711ten Jahre, wegen der Uebergabe des Verzeichniſſes der Stände. Seine Rede an den König dabey, fand außerordentlichen Beyfall, und was er dem Herzoge **von Bourgogne**, wegen der heranwachſenden Kirchengeſchäffte ſagte, rührete denſelben dermaßen, daß er ſich deswegen mit ihm mehr als einmal beſprechen wollte.

Bey ſeiner Rückkunſt in **Languedoc**, und in währender Verſammlung der Stände, verlor dieſe Provinz einen Biſchof, nämlich den Biſchof **von Lavaur, Mailly**, und es fragte ſich: ob man ihm nach Gewohnheit, eine Leichenrede halten ſollte, weil die Verſammlungen zu Ende giengen; und es nicht möglich ſchien, eine ſolche Arbeit in dieſem kurzen Zwiſchenraume zu bewerkſtelligen? Der Herr Biſchof **von Caſtres** hielt ſich nicht mit dem ſtimmen auf, daß ſie gehalten werden ſollte; ſondern erboth ſich, ſie am Begräbnißtage ſelbſt zu halten, und man ſagt: daß dieſe Rede eine der ſchönſten geweſen ſey, die man jemals von ihm gehöret hat.

Als endlich im 1715ten Jahre der König, in der Zeit der allgemeinen Verſammlung der Geiſtlichkeit zu **Paris**, geſtorben war: ſo erwählete man den dabey gegenwärtigen Herrn Biſchof **von Caſtres**, welchem man bereits den Aufſatz einiger Kirchencenſuren aufgetragen hatte, daß er zu **St. Denys** die Leichenrede dieſes Monarchen halten ſollte; deſſen Lob ſeit langer Zeit, entweder das Meiſterwerk, oder die Klippe der größten Redner geweſen war.

Dieſes Stück ſeiner Beredſamkeit, welches das einzige iſt, ſo er der Preſſe überlaſſen, oder ihr vielmehr nicht hat vorenthalten können, erreget die billigſte Betrübniß über den Verluſt der andern. Jedoch wir haben ſchon zur Gnüge angezeiget, wie ſchwer, wo nicht unmöglich es ihm geweſen, der Welt dieſes Vergnügen zu machen: da er ſich angewöhnet hatte, gleich aus dem Kopfe zu reden, oder eine Rede zu verfertigen, ohne zu ſchreiben. Er nahm die Feder ſelten in die Hand; als wenn er Befehle, oder Briefe und Unterrichte an die geiſtlichen Hirten verfertigte: von welchen nothwendiger Weiſe übereinſtimmende Abſchriften herum geſchickt werden mußten, und davon wir höchſtens nur die Titel melden dörfen. Wir wollen alſo nur ſagen, daß es dergleichen wegen der Einrichtung ſeines Seminarii, wegen der anſteckenden Seuchen in **Languedoc** und **Provence**, wegen der Feuersbrunſt zu Caſtres, wegen des Misbrauches im Betteln, wegen der Legende **Gregors** des VII. wegen der Kirchenverſammlung zu **Embrün**, und wegen einiger andern Lehrpuncte giebt, an deren Spitze er faſt allezeit die Worte: **Liebet den Frieden und die Wahrheit**, geſetzet hat.

Er mäßigte die Strenge ſeiner Sitten, und die ernſthaften Beſchäfftigungen ſeines Standes, durch die Anmuth der Wiſſenſchaften. Kein Tag gieng vorbey, da er ihnen nicht einige Stunden weihete: und allmählich hatte er ſich einen weitläuſtigen Büchervorrath geſammlet, darinn die meiſten Bücher mit ſeiner Hand bezeichnet ſind. In Geſellſchaft brachte er eine Sanftmuth und Munterkeit mit, die alle andern ergetzte. Er verband damit die Gabe zu ſinnreichen Einfällen und Scherzreden, ohne daß jemals jemand beleidiget ward. Er war ein gewiſſer Freund: zwar zuweilen empfindlich, aber doch allezeit unfähig ein Feind zu werden; oder auch nur ſo zu thun, um hernach deſto verträglicher oder großmüthiger zu ſcheinen.

Seine Familie, die ſehr zahlreich war, hat nächſt den Armen, vielen Antheil an ſeiner Zärtlichkeit gehabt. Neffen, Oheim, Großneffen, alle hat er mit vieler Sorgfalt erziehen laſſen: für ihre Verſorgung aber hat er nicht eher geſorget, als bis er den ganzen Chor ſeiner Kathedralkirche neu aufgeführet, und das große Hoſpital zu Caſtres erbauet hatte. Nehmet, ſagte er zu ihnen, was ich bey meinen Lebzeiten mit gutem Gewiſſen geben kann: ich werde euch keine Schulden, aber auch keine Schätze hinterlaſſen; erinnert euch eurer ehmaligen Herrlichkeit bloß, um die gegenwärtige Mittelmäßigkeit eures Glückes beſſer zu gebrauchen. Sehet, ſetzte er hinzu, allen Glanz des Adels, nur als eine weſentlichere Schuldigkeit an, niemals etwas zu thun, das dem Adel nicht anſtändig wäre; er iſt eine Art von Firniß, welcher die Anmuth einer auserleſenen Schilderey erhebt, und die Rauhigkeit und unebenen Züge eines gemeinen Pinſels, nur deſto ſichtbarer machet. Inſonderheit ſchalt er diejenigen; welche ſich damit nicht begnügen, was die allgemeine Geſchichte, oder auch beſondere Vorrechte ihnen darbiethen; ſondern ſich fabelhafte Urſprünge erſinnen, oder auf die bloße Aehnlichkeit der Namen, ſich ungeſcheut mit den größten Perſonen des Alterthums verbinden zu können vermeynen: und bey dieſer Gelegenheit hat man auf einem ſeiner Bücher, neben dem mit griechiſchen Buchſtaben geſchriebenen Namen ΚΙΚΕΡΩΝ, der hierdurch dem Namen Quiqueran ſehr ähnlich ward, eine Note gefunden, die ungefähr dieß enthält: daß es eben ſo lächerlich ſeyn würde, wenn man von ihm abſtammen wollte, als es ein Glück ſeyn würde, wenn man ihm ähnlich ſeyn könnte.

Voll von dieſen Empfindungen, und bereits mit mehr als achtzig verfloſſenen Jahren überladen, ſetzte der Biſchof von Caſtres ſich den letzten Frühling das Vergnügen vor, ſeine Familie und ſein Vaterland noch einmal wieder zu ſehen. Allein es giebt wenig Frühlinge für ein ſolches Alter. Das Fieber überfiel ihn unterwegens; zu Arles nahm es nur mehr zu, und er ward daſelbſt noch überdas von einem Bruſtfluſſe überfallen, daran er den 26. Junius mit der einzigen Betrübniß ſtarb, daß er nicht noch ſeine letzten Augenblicke zur Erbauung ſeines Kirchſprengels hätte anwenden können, und in dieſer Abſicht, an ſeinem Geburtsorte ſelbſt, als in dem Innerſten eines fremden Landes, ſterben müßte.

◆

L.

Lebensumſtände des Herrn Iſelins, in der öffentlichen Verſammlung der Akademie, den 12. November im 1737ten Jahre abgeleſen.

Jakob Chriſtoph Iſelin ward zu Baſel den 12. Junius 1681. von Johann Lucas Iſelin, Juſtizaſſeſſorn und Mitgliede des großen Rathes dieſes Cantons, und Marien Salomen Birrinn, ſeiner Ehgattinn, gebohren.

Die iſeliniſche Familie, welche urſprünglich aus dem Wirtembergiſchen iſt, ließ ſich gegen den Anfang der Empörungen, in der Schweiz nieder: und des Urſtiſius Chronik bemerket, daß ſie der anwachſenden Republik, vortreffliche Leute zu den Kriegsbedienungen und zu den obrigkeitlichen Aemtern, zur Vermehrung des Handels, und zum Aufnehmen der Wiſſenſchaften verſchaffet habe.

Da dieſe letztern dasjenige ſind, was unſere Blicke insbeſondere auf ſich ziehet, ſo wollen wir auch bemerken: daß Herrn Iſelins Großvater und Aeltervater, der eine des berühmten Alciats, der andere aber des berühmten Cujaz, Schüler geweſen; und daß, da man ihnen bey ihrer Rückkunft in Baſel, das Lehramt der Rechte, nach den Grundſätzen und der Lehrart ihrer Lehrer vorzutragen anbefohlen; ſie den erſten Grund zu dem Ruhme der daſigen hohen Schule geleget haben.

Auch Herrn Iſelins Vater beſaß viel Geſchmack an den Wiſſenſchaften: allein da er frühzeitig zu den Verrichtungen des Staates gezogen ward, und außerdem verbunden war, ſeine Sorgfalt auf eine wichtige Manufactur zu wenden, die in ſeinem Hauſe angeleget worden; ſo ſchlug dieſer Geſchmack ganz allein zum Nutzen ſeiner Kinder aus, davon unſer Herr Iſelin der älteſte war.

Zwo beſondere Begebenheiten, die gleich zu derſelben Zeit gedrucket worden, lehren uns, wie weit es mit ſeinen Studien von ſtatten gegangen. Die erſte iſt, daß man ihn in der Schule nur gemeiniglich den Prinzen der Jugend, PRINCEPS IVVENTVTIS, genannt. Die andere, daß, als er mit der Rhetorik fertig geweſen, und noch kaum das vierzehente Jahr erreichet gehabt, er von einem dererjenigen, die um das erledigte Lehramt der griechiſchen Sprache diſputiret, zum Reſpondenten genommen worden. Dieß iſt der Gebrauch der mehreſten hohen Schulen in Deutſchland, und inſonderheit der zu Baſel: wenn ein Lehrſtuhl in irgend einer Facultät erlediget iſt, daß diejenigen, die die erforderlichen gelehrten Würden und Eigenſchaften haben, einen Anſpruch darauf machen zu können, ſich darſtellen, eine Prüfung ausſtehen, und um eine Materie anhalten, die ſie in einer Abhandlung, als Theſes vortragen. Damit nun dieſe feyerliche Handlung anſehnlicher und würdiger ausſähe, ſo erwählen ſie unter den Studierenden denjenigen, den ſie am geſchickteſten halten, ein Argument gut zu wiederholen, und die erſten Einwürfe zu beantworten: wobey ſie ſich vorbehalten, das Wort zu nehmen, wenn die Schwierigkeit größer wird, und eine meiſtermäßige Auflöſung erfodert, welches auch gar bald geſchieht. Denn dieſes ſind gar keine freundſchaftlichen Einwürfe, keine zuvor geſehenen Gründe, die eine gefährliche Höflichkeit eingeführet hat; um den bloßen Bemühungen des Gedächtniſſes, den Schein einer tiefen Gelehrſamkeit zu ertheilen. Ein jeder Anfall kömmt hier von einem Mitwerber, welcher im Sinne hat zu ſiegen; oder auch von einem Richter, dem daran gelegen iſt, daß nur der würdigſte gekrönet werde.

Herr Iſelin ſetzte die Verſammlung ſogleich in Verwunderung, da er in einem weg, in griechiſcher Sprache alle Argumente wiederholete, die nur lateiniſch vorgetragen wurden; ja noch mehr, da er die dunkelſten Stellen unzählicher griechiſcher Scribenten, deren Sinn man zu wiſſen verlangete, oder deren Widerſpruch man einwendete, ſelbſt erklärete. So daß der Doctor, welcher der eigentliche Vertheidiger der Sätze, und in der That geſchickt war; weil er eben dieſen Lehrſtuhl einige Jahre hernach bekam, ihn dieſesmal nicht erlangete: weil er einen Reſpondenten hatte, der ihm nichts übrig ließ, hinzu zu ſetzen.

Mit einer ſolchen Geſchicklichkeit nun, und einer groſſen Liebe zu den Wiſſenſchaften, konnte es dem Herrn Iſelin nicht fehlen, ſich einen Namen zu machen. Er fieng mit ſeinen poetiſchen Stücken an, deren viele gedruckt wurden. Hierauf gab er einige Abhandlungen über die lateiniſchen Geſchichtſchreiber der beſten Jahrhunderte heraus, die ſo günſtig aufgenommen wurden: daß, als in Marpurg der Lehrſtuhl der Beredſamkeit und Geſchichte erlediget ward, der Landgraf von Heſſen ihn, ohne alle Veranlaſſung, und ob er gleich fremd, ja abweſend und erſt drey und zwanzig Jahre alt war, dazu ernannte.

Er ward von dieſer Ehre gerühret, und ſtattete ſogleich den verbindlichſten Dank dafür, ſowohl dem Landgrafen, als der hohen Schule ab. Allein er bath ſie, um einen Monat Aufſchub, um einige wichtige Geſchäffte in Ordnung zu bringen, die er nicht wohl verlaſſen konnte: und daraus, daß er ſie wichtig nannte, kann man wohl ſchlieſſen, daß ſie nichts anders, als die Litteratur betreffen konnten; und ſo war es auch.

Es war bereits über zwey Jahre, daß Herr Iſelin ſich auf eine gründliche Erlernung der Gottesgelahrtheit und morgenländiſchen Sprachen geleget hatte. Er hatte ſchon ſo gar kritiſche Anmerkungen wider die Meynung des Biſchofes von Meaux, Boſſüet, über die Geſchichte in der Offenbarung herausgegeben: und in der Zeit, da man ihm ſeine Ernennung zum Lehrſtuhle der Geſchichte auf der hohen Schule in Marpurg meldete, ward die hebräiſche Lehrerſtelle zu Baſel, durch den Tod des berühmten Johann Jakob Buxtorfs, auch erlediget; in deſſen Familie dieſelbe, wegen der Geſchicklichkeit, und wegen eines mehr als hundertjährigen Beſitzes, erblich zu ſeyn ſchien. Herr Burtorf ließ zwar einen Neffen ſeines Namens nach, welcher fähig war, dieſen Ruhm zu erhalten: allein, da er ſeit langer Zeit auf dem Flecken Ariſtorf geſeſſen, allwo er Geiſtlicher war; ſo hatte er bis dahin allen Ermahnungen widerſtanden, die ihn nach Baſel haben wollten.

Herr Iſelin glaubte daher, er würde ſich an ſeinem Vaterlande und an ſeinem Berufe verſündigen, wenn er ſich nicht wenigſtens anböthe, dieſe Stelle zu erſetzen. Er that es alſo, und brachte ſeine Schrift in die Geſtalt einer Diſputation, und einer gelehrten Abhandlung: von der Art der morgenländiſchen Sprachen, und der Dollmetſchung des neuen Teſtamentes. Indeſſen kam man glücklich mit der Ueberredung des Neffen vom verſtorbenen Buxtorf zu Stande: und Herr Iſelin, welcher ſolches mehr, als jemand gewünſchet hatte, erklärete ſich den Augenblick, daß er mit ihm nicht anhalten wollte; ſondern reiſete nach Marpurg ab.

Es war ihm unbekannt, daß in dieſer Zwiſchenzeit, die öffentlichen Lehrer zu Marpurg, welche über den Vorzug böſe waren, den man ihm vor den Gelehrten daſigen Landes gegeben, und ſich auf den Beyſtand des heſſiſchen Kanzlers verließen, welcher unter den Mitwerbern einen nahen Anverwandten hatte, alles mögliche angewendet hatten, daß der Landgraf ſeine Wahl ändern möchte. Sie hatten ihm vorgeſtellet, ein Menſch von des Herrn Iſelins Alter, würde die Laſt und den Ruhm einer der vornehmſten Lehrſtühle daſiger hohen Schule ſehr ſchlecht unterſtützen. Sie fügeten hinzu, die verſchiedenen Kenntniſſe, deren er ſich nach und nach befliſſen, ließen einen nicht glauben, daß er eine einzige recht gründlich verſtünde: und es brauchte, wie ſie ſagten, hierinn keines andern Beweiſes, als den Brief ſelbſt, den er ihnen geſchrieben hätte, in welchem ſie Ausdrücke fänden, die aus der verfallenſten und allerſchlechteſten Latinität wären. Der Landgraf aber antwortete nichts mehr, als daß man noch beſſer davon urtheilen könnte, wenn er in voller Verrichtung ſeyn würde. Er kam alſo ohne den mindeſten Verdacht an; und ſelbſt diejenigen, die ihn am meiſten verleumdet hatten, begleiteten ihn zur Audienz bey dem Landgrafen, als er ihm vorgeſtellet ward.

Der Landgraf nahm ſie ſehr gnädig auf; er redete mit ihnen von den Pflichten ihres Standes, und von der Einigkeit, die unter ihnen herrſchen ſollte. Hierauf wendete er das Geſpräch auf Sachen, die bloß den Geſchmack betreffen; und indem er, als ob es aus Gewohnheit geſchähe, von einer Zeit zur andern lateiniſche Brocken mit untermengete, brachte er auch einige von denen Ausdrücken mit an, die man ihm ſo ſehr herunter gemacht hatte. Er wendete ſich dabey zum Herrn Iſelin, und fragete ihn, als zu ſeinem eigenen Unterrichte: ob ſie gut Latein wären? weil ihm oftmals welche entfuhren, die ſehr ſchlecht wären. Herr Iſelin, welchem es vielleicht nicht beyfiel, daß er ſie jemals gebrauchet hatte, verſicherte Se. Durchl. daß ſie nicht nur Latein, ſondern auch ſehr gut Latein wären. Der Landgraf ſtellete ſich, als fürchtete er, Herr Iſelin billige ſie nur gegenwärtig, aus gar zu großer Höflichkeit gegen einen Prinzen: Herr Iſelin aber ſagte nein, und fieng an, ſie ſogleich mit Stellen aus dem Tacitus, Livius und Cicero zu rechtfertigen. Indeſſen ſahen ſeine Amtsbrüder einander als Verſchworene an, die ſich fürchten, daß ſie verrathen ſind, und einem mächtigen Feinde übergeben werden. Doch der Landgraf ließ es dabey bewenden. Er freuete ſich über ihre Unruhe, ohne ſich was merken zu laſſen: und erſt lange Zeit hernach, als er den Herrn Iſelin noch näher an ſich ziehen wollte, geſtand er ihm, daß dieſe Unterſuchung kein ungefährer Zufall geweſen wäre.

Als Herr Iſelin nun ſeinen Lehrſtuhl der Beredſamkeit und Geſchichte in Beſitz nahm, hielt er eine lateiniſche Rede von der genauen Verbindung der Gaben eines Redners, und den Eigenſchaften eines Geſchichtſchreibers, und von der Nothwendigkeit nach beyden zu ſtreben. De arctiſſimo Eloquentiæ et Hiſtoriarum in ſtudiis vinculo. Und dieſe Rede, welche die hohe Schule ſelbſt drucken ließ, that eine große Wirkung. Der neue Lehrer hatte beſtändig den völleſten Hörſaal, und zählete unter ſeine Schüler, denen er beſondere Vorleſungen hielt, auch ſo gar regierende Herren.

Der Freyherr von Malsburg, aus einem der größten heſſiſchen Häuſer, wünſchete, daß ſein Sohn eine öffentliche Lobrede auf den Landgrafen, von Herrn Profeſſor Iſelins Arbeit halten möchte: und dieſer wußte die Anmuth und Zierrathen der Rede ſo glücklich zu der Materie auszuſuchen, daß dieſe Rede in ganz Deutſchland für ein Meiſterſtück gehalten ward. Der Landgraf ſelbſt trug ihm ſeinerſeits, die Leichenrede auf den General Keller auf, den er liebete, und den er zum Feldherrn über ſein Kriegesheer geſetzet hatte. Ferner erwählete er ihn eine gleichmäßige Ehrbezeugung der königlichen Prinzeſſinn von Preußen zu erzeigen, welche des Erbprinzen von Heſſen, nachmaligen Königes von Schweden, erſte Gemahlinn geweſen war.

In den verſchiedenen Abhandlungen endlich, die Herr Iſelin über die alte und neue Geſchichte behauptete, war unter andern eine von der Gewalt der Magier in Perſien, welche erſtaunenden Beyfall fand: und dieſe ganze Beſchreibung, die nichts minder als überhäufet iſt, enthält nur einen Raum von zweyen Jahren, von 1704. bis 1706. da die Univerſität Baſel, die ihren Zögling niemals aus den Augen gelaſſen hatte, ihn in einer für ſie ſo betrübten, als für ihn rühmlichen Gelegenheit zurück rief.

Es ſollte bey ihr der Lehrſtuhl der Geſchichte wieder beſetzet werden, der durch Herrn Hoffmanns Tod erlediget war. Dieſer Hoffmann iſt durch ſeine Werke, und inſonderheit durch das große Wörterbuch bekannt, welches ſeinen Namen führet. Herr Iſelin ward ſogleich mit Frohlocken dazu erwählet, und man erfuhr es zu Marpurg, bevor man noch Zeit gehabt hatte, es zu fürchten. Denn es war in Anſehung ſeiner auch nicht der mindeſte Schatten von Neid mehr daſelbſt; ſondern man hielt ihn überhaupt wegen ſeiner Gaben ſo hoch, und liebete ihn wegen ſeiner Gemüthsart ſo allgemein: daß ſelbſt die Gnade, womit ihn der Prinz beehrete, ihm nicht mehr ſchaden konnte.

Man ſchlug dem Landgrafen vor, er ſollte verſuchen, ihn durch neue Vortheile bey ſich zu behalten; allein dieſer glaubete, das würde ihn beleidigen heißen, und er wollte den Verdruß, den dieſe Veränderung ihm verurſachete, auf eine edlere Art bemerken. Er bath den Herrn Iſelin, ſeinen Nachfolger ſelbſt zu ernennen, und da er einen ſeiner ehmaligen Mitſchüler zu Baſel vorgeſchlagen hatte;

ſo nahm ihn die Univerſität mit ſo vielem Zutrauen und ſo begierig an, daß er zu Marpurg ankam, und ins Amt eingeführet ward, ehe noch Herr Iſelin von dannen reiſete. Darauf beſchenkte ihn der Prinz mit fünf hundert guten Büchern, und gab ihm ein ſolches Erlaßſchreiben an ſeine Republik mit, als er einem Geſandten hätte geben können.

Herr Iſelin vermehrete noch durch ſeine Arbeiten, denjenigen Ruhm, welchen Hoffmann dem Lehrſtuhle der Geſchichte auf der Univerſität Baſel zugezogen hatte. Indeſſen wollen wir nichts weiter von ſeinen Diſputationen, Reden, und andern Arbeiten dieſer Art ſagen. Man kann ſich aus denen von der Univerſität Marpurg einen richtigen Begriff davon machen; und es wäre ſchwer, ſie in einer Erzählung auch ſo zu verändern, wie er ſie in der Ausübung zu verändern wußte.

Viel wichtiger iſt es anzumerken, daß es mitten in dieſer angenehmen Litteratur, die ihn ganz allein zu beſchäfftigen ſchien, keinen Tag gab, an welchem er ſich nicht einige Stunden zu ſeinem liebſten Studio, den morgenländiſchen Sprachen, der heil. Schrift, den Kirchenverſammlungen und Kirchenvätern ausſetzte; und daß, als vier Jahre nach ſeiner Wiederkunft, ein Lehrſtuhl in der Gottesgelahrtheit zu Baſel offen ward, er um denſelben angehalten, ihn bekommen, und ſich demſelben unverbrüchlich gewidmet hat.

Daher rühreten denn auch verſchiedene Werke, von ganz anderm Geſchmacke, und davon die vornehmſten dieſe ſind: Abhandlungen über den Canon des neuen Teſtamentes; andere, von der Unzulänglichkeit der natürlichen Religion; von der Abſchaffung der legalen Ceremonien; von den Prophezeihungen, die die Stadt Tyrus betreffen; und von den Streitigkeiten der anglicaniſchen Kirche.

Wir wollen noch hinzu ſetzen, daß Herr Iſelin, der zugleich dem Dienſte des Evangelii in ſeinem Canton gewidmet war, daſelbſt gar oft, bald deutſch, bald lateiniſch, bald franzöſiſch geprediget hat, nachdem es der Gebrauch und die Beſchaffenheit der Kirchen mit ſich brachte. Seine deutſchen Predigten ſind die einzigen, ſo er hat drucken laſſen; und zwar ſeiner Mutter zum Troſte, die nicht im Stande war, hinzugehen und ſie zu hören. Man ſetze ferner hinzu, daß die Aufſicht über den Büchervorrath zu Baſel, welcher ſehr zahlreich iſt, und allen offen ſteht, ihm ebenfalls anvertrauet ward; daß er ihn anſehnlich vermehret, und daß er, es ſey zu ſeinem beſonderm Nutzen, oder zum Beſten anderer Gelehrten, die ihn um Rath gefraget, die wichtigſten Handſchriften zuſammen gehalten; und vorn vor eine jede, den Auszug aus dieſer Zuſammenhaltung geſchrieben hat, damit er ſeinen Nachfolgern auch dieſe Mühe erleichterte.

Ein ungemein weitläuftiger Briefwechſel, der einem nicht ſo arbeitſamen Manne alle Zeit würde geraubet haben, war die Frucht oder Laſt eines ſo großen Eifers. Er antwortete franzöſiſch, italieniſch, ſpaniſch, engländiſch, auf die Briefe, welche man ihm in dieſen Sprachen zuſchickte, und war gleichwohl nirgend anders, als in Frankreich gereiſet, dahin er zweymal gekommen iſt. Das erſtemal in ſeinem ſiebenzehenten Jahre, da er das Delphinat, die Provence und Languedoc durchzog, Aufſchriften abſchrieb, die Ueberbleibſel der Amphitheater ausmaß, die Siegspforten und andere Alterthümer abzeichnete, welche dieſer Theil von Frankreich den Neugierigen im Ueberfluſſe darſtellet. Dieſe erſte Reiſe währete nur ſechs Monate.

Im 1716ten Jahre machte er andere Anſtalten, wieder nach Paris zu kommen, von da nach England über zu gehen, und durch Holland wieder nach Deutſchland zurück zu kehren. Allein, er hielt ſich zu Paris eine längere Zeit auf, als er zur ganzen Reiſe angeſetzet hatte: und da ihn die Univerſität Baſel zurück rufen mußte, ſo that ſie ſolches, wie ſie gewohnet iſt, mit einer neuen Art von Ehrenbezeugung; ſie ertheilte ihm nämlich in ſeiner Abweſenheit die Rectorwürde.

Er nahm, außer der Hochachtung und Betrübniß aller derer Gelehrten, mit welchen er in Paris umgegangen war, noch einen hohen Begriff von der Einrichtung unſerer gelehrten Verfaſſungen, und eine beſondere Ehrerbiethung gegen unſern Herrn Kanzler mit: mit welchem er verſchiedene Unterredungen über gewiſſe Puncte der Literatur, Geſchichte, und ſelbſt der Theologie, gehabt hatte; und welchen er in allen, allemal eben ſo gründlich, und gemeiniglich erhabener, zärtlicher und durchdringender gefunden hatte, als diejenigen, deren Hauptwiſſenſchaft ſelbige zu ſeyn ſcheinen.

In einer von dieſen Zuſammenkünften, fiel das Geſpräch auf die Kirchenverſammlung zu Baſel. Der Herr Kanzler wollte ungemein gern, daß eine gute Geſchichte davon verfertiget würde. Er ſelbſt hatte viele zerſtreute Stücke davon geſammlet, oder ſammlen laſſen: und Herr Balüze hatte es über ſich genommen, ſie zuſammen zu faſſen. Allein er war überzeuget, daß man zu Baſel deren noch eine größere Menge finden müßte, die uns unbekannt ſind: und Herr Iſelin kam zu einer viel zu gelegenen Zeit, daß man ſich darnach nicht hätte erkundigen ſollen. Kein Menſch konnte auch gewiß beſſere Nachricht davon geben. Alle dieſe Stücke ſchienen in ſeinen eigenen Händen zu ſeyn, und nichts wäre erſtaunlicher geweſen, als die Nachricht, ſo er davon gab: wenn er ſie nicht mit Erzählung eines Umſtandes angefangen hätte, den ſeine Beſcheidenheit ihm nicht erlaubete, zu verſchweigen; und welchen die Begierde ſich groß zu machen, einem jeden andern zum mindeſten als unnöthig vorgeſtellet hätte.

Dieſer Umſtand war, daß Herr Lenfant, Hofprediger des Königes von Preußen, welcher eben die Geſchichte der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz, in zween Quartbänden herausgegeben hatte, ſich vorgeſetzet hätte, auch die Geſchichte der baſeliſchen Kirchenverſammlung heraus zu geben; und da er gemuthmaßet, es möchten in dieſer Sache verſchiedene Schriften in den Archiven der Stadt, und in dem Büchervorrathe der hohen Schule zu Baſel ſeyn, er den König, ſeinen Herrn, bewogen, deren Mittheilung zu verlangen. Da indeſſen der daſige Rath niemals in die Verſchickung, ja nicht einmal in die Verſetzung der Originale auf eine andere Stelle willigen wollen: ſo habe ſich Herr Lenfant mit Auszügen begnüget, die man ihm angebothen, und er, Herr Iſelin, habe Befehl gehabt, ſie zu verfertigen.

Der Herr Kanzler, welcher gewohnet war, als ein großer Herr zu denken, und in allem die Vollkommenheit zu ſuchen, ſagte ihm: daß dieſe Auszüge, von denen Herr Iſelin aufs großmüthigſte die zweyte Abſchrift von ſeiner eigenen Hand verſprach, ſo richtig man ſie auch voraus ſetzen könnte; gleichwohl gegen den Werth einer ganzen Abſchrift für nichts zu achten wären, wenn man dieſelbe nur haben könnte, die Koſten und Dauer der Arbeit, möchten auch ſo groß ſeyn, als ſie wollten. Denn unter der erſtaunlichen Anzahl derer Stücke, die Herr Iſelin angab, gab es einige, die ganz allein ſehr dicke Bände ausmachten.

Dergleichen war unter andern, eine Geſchichte, oder ein weitläuftiges Tageregiſter der Kirchenverſammlung, von einem Mitgliede derſelben, Namens Johann von Segovien, einem ſpaniſchen Doctor, verfaſſet, welchen die hohe Schule zu Salamanca dahin geſchickt hatte, und von welchem Aeneas Sylvius, damaliger Secretär oder

Agent der Kirchenverſammlung, und nachmaliger Pabſt Pius II. an fünf oder ſechs Orten ſeines Werkes, ſehr prächtig redet. Dieſes ganz vergeſſene Tageregiſter, beſtund in zween großen Foliobänden, in zween Spalten mit einer ziemlich dichten Hand geſchrieben; und was den Werth anzeiget, den man darauf geſetzet, iſt dieſes: daß man zu gleicher Zeit zwey Exemplare davon, eines in Papier, das andere in Pergament, in die Barfüßerbibliothek zu Baſel geſtellet hat, allwo die Kirchenverſammlung beyſammen geweſen; und daß dieſe zwey Exemplare, bey der nachmaligen Religionsveränderung, gar ſorgfältig aus der Barfüßerbibliothek, in die Archive der Stadt getragen worden ſind.

Herr Iſelin konnte nicht leugnen, daß ein ungemeiner Unterſchied, und unter dieſen Auszügen, und den ganzen Stücken ſelbſt wie jener ihr Nutzen ſchlecht wäre, davon der erſte Antrag aber ihn in Schrecken geſetzet hätte. Er bereitete die Wege dazu, und auf die Hoffnung, ſo er machte, fragete man bey dem Magiſtrate zu Baſel an: ob man an Stelle und Ort, alles was man wollte, würde können abſchreiben laſſen? und er erlaubete es.

Der Herr Kanzler erwählete zu dieſer Arbeit eine verſtändige Perſon, welche ſie auch in zweyen Jahren mit Herrn Iſelins Beyhülfe glücklich vollendete: welcher, da er auf Befehl der Republik die Originale bewachen mußte, deren Leſung erleichterte, die Abſchreiber anführete, den Fehlern zuvor kam, oder ſie beſſerte, und gar oft beſondere Noten zum Verſtande des Textes beyfügete.

Als nun dieſe Abſchriften fertig waren, wollte man ihnen auch alle nur mögliche Glaubwürdigkeit geben. Man begehrte daher, daß ſie mit dem Bevollmächtigten des Königes in dieſer Sache, welches der Herr Abt

Jourdain, Secretär der königl. franzöſiſchen Bibliothek war, und irgend einer andern Perſon, die der Rath ernennen würde, und welche abermals Herr Iſelin war, zuſammen gehalten werden ſollten. Hierauf ließ man ſie im Namen der Republik, die durch die Bedienten des Rathes vorgeſtellet ward, für gültig erklären. Man trieb endlich die Richtigkeit und den Argwohn ſo weit: daß; da die Abſchrift des erſten Bandes der Geſchichte der Kirchenverſammlung, durch den **Johann von Segovien**, anfangs nur nach dem papiernen Exemplare hatte gemacht werden können; weil das auf Pergament verlegt geweſen war, ſo bald Herr Iſelin berichtet, daß es ſich gefunden hätte, der Herr Abt Jourdain mit ſeiner Abſchrift wieder nach Baſel reiſete, um ſie noch zum Ueberfluſſe auch damit zuſammen zu halten, und ſie mit beyden Exemplaren gleich zu machen.

Alle dieſe nach der Zeit und den Materien angeordneten Stücke, machen anjetzt in der königl. Bibliothek, ein Werk von drey und dreyßig Foliobänden aus; deren man ſich eben ſo ſicher, und viel bequemer bedienen kann, als der Urſchriften: füget man aber dieſelben zu den verſchiedenen Sammlungen, welche man in dieſer Bibliothek die baſeliſche Kirchenverſammlung betreffend, bereits gemacht hatte; ſo hat man die reineſte und überflüßigſte Quelle, woraus ein jeder ſchöpfen kann, der eine Geſchichte davon unternehmen wollte. Wie glücklich! wenn dieſe gegenwärtige Einſchaltung, die mit Herrn Iſelins Lebensumſtänden natürlich verbunden iſt, allhier irgend eine Feder beleben wollte, die dem Anſchlage des Herrn Kanzlers gewachſen wäre: deſſen Begierde durch Herrn Lenfants hinterlaſſenes Werk nicht geſtillet worden, und deren Erfüllung des Herrn Balüze Tod ſehr weit hinaus geſtellet hat.

Was Herrn Iſelin nun betrifft, wenn ihn irgend eine andere Belohnung hätte rühren können, als gelehrte Ehrenbezeugungen, die er außerdem ſo wohl verdienete; ſo würde er auch die erhalten haben: allein die einzige Sache, die ihn zu rühren ſchien, war dieſe, daß er in gegenwärtiger Akademie die Stelle erſetzen möchte, die Herr Cuper, ſein Freund, als auswärtiges Ehrenmitglied gehabt; und die Akademie ſann ſchon ſelbſt darauf, als der Herr Kanzler ſolches in Vorſchlag brachte.

Herr Iſelin ſah dieſen Erfolg, als einen von denen Siegen an, welche endlich ein Athlet in den großen Spielen Griechenlandes davon trug, der ſich ſchon ſonſt in beſondern Kämpfen gezeiget: und er drückete dieſes auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe in einer Rede aus, die er der Akademie zuſchickte, und worinn er den Spanheim und Vaillant über den wahren Sinn der abgekürzten Aufſchrift verſchiedener alten Münzen angriff, die bey Gelegenheit dieſer Spiele geſchlagen worden: CERtamen SACrum PERiodicum OECVMenicum, ISELaſticum. Die Schwierigkeit und der Unterſcheid ihrer Meynungen, gehen einzig auf das abgekürzte Wort PER. welches Spanheim und Vaillant durch PERIOdonicum gegeben haben, und von welchem Herr Iſelin will, daß es nur PERiodicum heiße.

Es iſt unnöthig, allhier die Gründe zu wiederholen, die er davon angiebt, ſie ſtehen ſehr ausführlich in dem dritten Bande dieſer Geſchichte der Akademie, a. d. 223. u. f. S. Aber man muß nicht glauben, daß dieſes ſeine erſte Schrift über dergleichen Puncte des Alterthumes geweſen. Er hatte deren bereits viele andere, entweder einzeln, oder in deutſchen Monatſchriften bekannt gemachet. Dergleichen ſind diejenigen, wo er von den Jahrhunderten der Hebräer handelt; wo er alte Aufſchriften

ſchriften erkläret, die zu Moudon und Trieſte gefunden worden; wo er die ſo genannte Ewigkeit der Welt unterſuchet, die durch die alten Denkmäler geleugnet wird; wo er feſtſetzet, was man von denen Rieſen glauben ſoll, von welchen die Schrift redet; und von dem, dem Tiber beygemeſſenen Vorhaben, Jeſum Chriſtum unter die fremden Gottheiten zu ſetzen, welche in Rom angebethet wurden.

Die Trockenheit und lange Weile, welche mit allem verbunden ſind, was die Geſtalt eines Verzeichniſſes hat, machen, daß wir hier die verſchiedenen Ausgaben, ſo er beſorget hat, mit Stillſchweigen übergehen; auch ſo gar die von des Moreri ins Deutſche überſetztem Wörterbuche; deſſen Artikel er faſt alle durchgearbeitet, und vor welches er zwo gelehrte Vorreden, die eine vor den erſten, und die andere vor den dritten Band geſetzet hat.

Wenn wir hier von ſolchen Mitgliedern der Akademie reden, mit denen wir lange Zeit gelebet haben, ſo gehen uns auch die geringſten Begebenheiten an: und unſere Aufmerkſamkeit iſt eine Folge der Hochachtung oder Freundſchaft, die wir gegen ſie gehabt haben. Ganz anders iſt es mit den auswärtigen: perſönlich haben nur ſehr wenige ſie gekannt; die andern faſt gar nichts von ihnen gewußt. Ihr größerer oder minderer Ruhm iſt allen genug, und kann bey den umſtändlichen Beſchreibungen nicht anders als verlieren, dafern ſie nicht ſo wunderwürdig ſind, daß ſie in dem gemeinen Leben der Gelehrten nicht vorkommen. Indeſſen wollen wir uns doch nicht enthalten, noch zu ſagen, daß Herr Iſelin, welcher ſeinem Stande nach ernſthaft, mit ernſten Beſchäfftigungen überladen, und ſehr kränklich geworden war, noch beſtändig mit eben ſo vielem Vergnügen, und mit eben ſo großer Fertigkeit ſeine Gabe zur lateiniſchen Dichtkunſt bearbeitete, die die erſte Süßigkeit ſeiner Jugend geweſen war. Hier iſt ein eigener Beweis davon, welcher wohl verdienet angemerket zu werden.

Wenige Zeit zuvor, als der Herr **Marquis Beretti-Landi**, ſpaniſcher Geſandter in der Schweiz, mit eben dieſer Würde nach Holland gieng, verlangete er vom Magiſtrate zu **Baſel**, die Abſetzung eines Poſtmeiſters, welchen er anklagete, daß er ihm einige Packete einbehalten hätte. Da nun der Magiſtrat ihn nicht ohne Umſtände abſetzen konnte, und Unterſuchungen anſtellete, die nichts fruchteten: ſo wollte der ungeduldige Miniſter ſich ſelbſt Recht ſchaffen. Er ließ das Felleiſen der von Frankfurt kommenden reitenden Poſt wegnehmen: und da dieſes in der Meſſe geſchah; ſo machte dieſe aufgehobene ordentliche Poſt, in dem baſeliſchen Handel eine große Verwirrung. Man kömmt zuſammen, aller Verdacht fällt auf den ſpaniſchen Geſandten; man ſchickt Abgeordnete an ihn nach **Lucern**, wo er ſich aufhielt: und da der Magiſtrat wußte, wie gnädig er dem Herrn Iſelin war; ſo bereden ſie ihn, mit den Abgeordneten mitzugehen. Sie reiſen alſo ab, kommen in **Lucern** an, und halten noch denſelben Tag ihre Anrede an Se. **Excellenz**: welcher ſich ſtellet, als wiſſe er von nichts, ſie zum Abendeſſen behält, ſie herrlich bewirthet, und auf alles, was ſie ihm nur pathetiſches ſagen können, mit lauter Complimenten antwortet. Als man von Tiſche aufſteht, ertappet Herr Iſelin einen Augenblick, ihm noch ſein eigenes Flehen vorzutragen, wie er verſprochen hatte, und der Geſandte ſagt zu ihm: *Mein lieber Herr Doctor, ſie könnten mir hierüber in einer Viertelſtunde hundert der ſchönſten Verſe von der Welt machen; und dennoch wäre ihr* **Latein** *verloren.* Die ganze Geſellſchaft gieng hierauf weg: und Herr Iſelin fand von ungefähr Feder und Dinte bey der

Hand. Er macht mit flüchtiger Feder einen Brief von hundert und etlichen Verſen, die er in einer Viertelſtunde dem Geſandten ſchicket, den man eben auskleidete. Er lieſt ſie einmal, und noch einmal; er legt ſich zu Bette; er kann ſie die ganze Nacht nicht aus dem Kopfe bringen, und ſinnet auf Mittel, wie er ihnen ein Genügen thun könne, ohne ſich in die Sache zu miſchen. Den folgenden Tag kommen die zur Abreiſe fertigen Abgeordneten noch einmal frühe zu dem Geſandten, der immer bey ſeiner geſtrigen Rede blieb, und nur zum Herrn Iſelin, der ihn mit poetiſchen Augen anſah, dieſen ſo bekannten Vers ſagete:

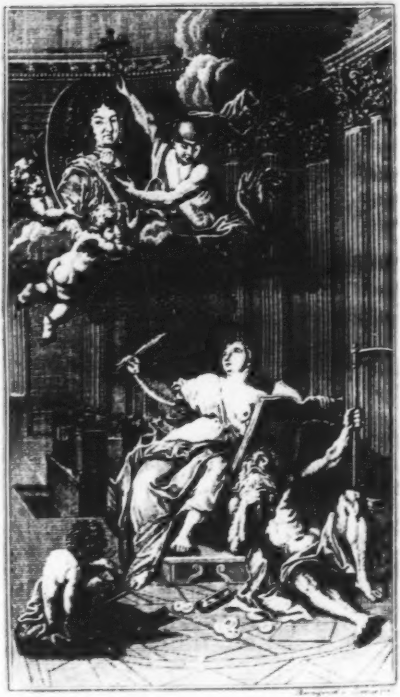
Carmina vel Cælo poſſunt deducere Lunam.

Sie kamen ohne Hoffnung zurück, und Herr Iſelin dorfte ſich das wenige, was er davon hoffete, nicht merken laſſen, als man ihnen in einem Dorfe unterwegens ſagte: daß ein Reiter mit vollen Zügeln, heute früh bey Tagesanbruch, ein klein Felleiſen hätte fallen laſſen; darüber er wohl ſehr bekümmert ſeyn würde. Sie ließen ſich daſſelbe bringen, und erkannten bald, daß es daſſelbe wäre, weswegen ſie ausgeſchickt worden waren.

Der Herr Marquis Beretti Landi, hat mir im 1720ten Jahre dieſe Begebenheit im Haag erzählet, und hinzu geſetzt: er wäre über das glückliche Naturell und den fruchtbaren Witz des Herrn Iſelins ſo erſtaunet geweſen, daß er eine Abſchrift ſeines Schreibens, zu denen Schriften geleget, worinnen er dem Hofe zu Madrid von allem, was vorgegangen war, Nachricht gegeben. Der König habe den Spaß vortrefflich wohl aufgenommen; und er ſey, bey der Rückkunft ſeines Couriers bloß nach Baſel gereiſet, um ſeinen Freund zu ſprechen, und ihm zu ſagen: Auguſtus hätte dasjenige genehm gehalten, was Mecän für den Virgil gethan hätte.

Herr Iſelin ſtarb an einem Bruſtfluſſe, den 13: des letzten Aprils, in dem ſechs und funfzigſten Jahre ſeines Alters, nachdem er zweymal Rector der hohen Schule, und neun mal Dechant der theologiſchen Facultät geweſen. Er hatte einen ſchönen Büchervorrath, den er ſeinen Neffen geſchenket; der Univerſitätsbibliothek aber, eine Summe von fünf tauſend livres zu Erkaufung gewiſſer Bücher vermacht, die ihr noch fehleten; und ihr noch überdieß ſeine Auslegungen über des Urſtiſius Chronik hinterlaſſen hat, daran er ſeit langer Zeit arbeitete.

Ende des ſechſten Theiles.



Geſchichte

der königlichen Akademie
der ſchönen Wiſſenſchaften
zu Paris,

darinnen zugleich
unzähliche Abhandlungen aus allen
freyen Künſten, gelehrten Sprachen,
und Alterthümern, enthalten ſind.

Mit vielen Kupfern.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzet,
von
Luiſen Adelgunden Victor. Gottſchedinn.

Siebenter Theil.

Mit Königl. Poln. und Churfürſtl. Sächſ. allergn. Freyheit.

Leipzig 1754,
verlegts Johann Paul Krauß,
Buchhändler in Wien

Inhalt
derer in dieſem Bande enthaltenen Stücke.

Fortgeſetzte Geſchichte dieſer Akademie a. d. 1 S.

I. **D. Bernhard von Montfaucon** von den alten ägyptiſchen Gottheiten 5

II. **Freret**, von der Dauer der Generationen in den königlichen Geſchlechtern 15

III. **Blanchard**, von den Bildſäulen der Alten, ſonderlich der Griechen und Römer 24

IV. **Salliers** Ueberſetzung des Platoniſchen Geſpräches, **Krito** betitelt, nebſt Anmerkungen 48

V. **Salliers** Auszug aus Plutarchs Tractate, wie man von ſeinen Feinden Nutzen ziehen könne. Nebſt kritiſchen Anmerkungen über den Text 92

VI. **Nicolai** Anmerkungen über des Agis und Kleomenes Leben im Plutarch 107

VII. **Chamborts** chronologiſche Erklärung, den Tag betreffend, an welchem Pompejus, zur Zeit des bürgerlichen Krieges, aus Brundusium und Italien gegangen 126

VIII. **Fontenü**, Zuſätze zur Geſchichte von den alten Lägern, die in Frankreich unter dem Namen Camps de Ceſar bekannt ſind 132

IX. **Boze** und **de la Baſtie** Nachricht von einigen im Jahre 1739 zu **Nimes** entdeckten Alterthümern 139

X. **Valois** fortgeſetzte Beobachtungen über des Grafen **Mezzabarba** Verzeichniß von Kaiſermünzen 155

XI. **Mahudels** Anmerkungen über die Nachſtämpel auf alten Münzen 175

XII. **Bons** Muthmaßungen über einen alten geſchnittenen Stein 193

XIII. **Freret**, von den Meilenſäulen in Frankreich, auf welchen die Entlegenheit der Oerter durch das Wort Leugæ bemerket iſt 197

XIV. **Frerets** Vergleichung des Maaßes der römiſchen Reiſecharten, mit dem geometriſchen der Herren **Caſſini** 213

XV. **Frerets** Nachricht von der **Peutingeriſchen** Reiſecharte 233

XVI. **Fourmont**, daß die ſiebenzig Dollmetſcher ihre Ueberſetzung nach einem punctirten hebräiſchen Texte gemachet haben 240

XVII. **Mahudel**, von dem Anſehen, welches die Spottnamen in der Geſchichte haben 243

XVIII. Souchay, Unterſuchung einer Stelle im Plinius 260

XIX. Sevins Beobachtungen über den Text des Pauſanias 263

XX. **Chambert** über eine Stelle im **Thuan** 281

XXI. Foncemagne, Widerlegung einer beſondern Meynung König **Ludwigs** des VII Geburt betreffend 285

XXII. Foncemagne, kritiſche Anmerkung, über eine neuere Erklärung der Wörter Auſtria und Neuſtria 292

XXIII. **Cürne**, Nachricht von **Froiſſards** Gedichten 299

XXIV. **Boze**, Beobachtungen über einige Stellen der typographiſchen Annalen des Herrn **Maittaire** 313

XXV. **Sallier**, Anmerkungen über einige Umſtände der Geſchichte der Buchdruckerey 331

XXVI. **Boze**, Nachricht von dem erſten gedruckten Buche, das einen gewiſſen Zeitpunct hat 361

XXVII. **Bonamy**, Anmerkungen über den Fluß **Bievre**, oder der **Gobeliner** 380

XXVIII. Sinnbilder, Aufſchriften und Münzen, welche die Akademie vom 1738ſten Jahre an, bis zu Ende des 1740ſten Jahres verfertiget hat 404

Leben

derer Mitglieder der Akademie, welche seit dem 1737ſten Jahre, bis an das 1740ſte Jahr geſtorben ſind.

LI. Leben des Herrn Abtes Anſelm 407

LII. Leben des Herrn Marſchalls von Eſtrees 417

LIII. Leben des Herrn de la Barre 436

Fortgeſetzte

Geſchichte
der
# königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

In währenden dreyen Jahren, wovon dieſe zween neuen Bände *) handeln, iſt die Akademie lediglich mit ihren gewöhnlichen Uebungen beſchäfftiget geweſen, und wir haben gar keine nur etwas fremde Begebenheit, an die Spitze dieſes Bandes ihrer Geſchichte zu ſetzen.

---

*) Nämlich der XIV. und XV. Band der Pariſer Ausgabe.

Sie iſt fortgefahren eine ausnehmende Aufmerkſamkeit auf diejenigen Materien zu wenden, die ſie zum Wettſtreite um den Preis, abzuhandeln vorgeſchlagen: welchen ſie, wie gewöhnlich, alle Jahre in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern austheilet.

Die Materie vom 1738ten Jahre, beſtand in der Aufgabe:

Was die Inſel Kreta für Geſetze gehabt? ob Lykurgus ſich derſelben bey denen Geſetzen bedienet, die er zu Lacedämon gegeben? und ob unter dieſen Geſetzen ein ſolches Verhältniß ſey, daß man nothwendig vorausſetzen müſſe, jene hätten dieſen zu Muſtern gedienet?

Dieſer Preis war der erſte, und iſt auch noch zur Zeit nur der einzige, welchen die **Akademie** hat verſchieben müſſen; indem in allen eingelieferten Schriften, die Verfaſſer ſich begnüget hatten, nach bereits vorhandenen Sammlungen, die Ueberbleibſel zuſammen zu tragen, die wir von den **kretiſchen und lacedämoniſchen** Geſetzen haben, ohne den weſentlichen Punct, von dem Verhältniſſe oder Unterſchiede dieſer Geſetze, abzuhandeln; der ſie auf die Feſtſetzung derer Grundſätze und Folgerungen würde geleitet haben, welche man davon hätte erwarten können. Da nun die **Akademie** dieſen Preis auf ein anderes Jahr verſchob: ſo entſchloß ſie ſich, ihm noch eine andere Aufgabe beyzugeſellen, die aus der franzöſiſchen Geſchichte genommen wäre.

Der Satz alſo, den ſie auf das 1739te Jahr vorſchlug, beſtand darinnen, daß man

Den Monath und den Tag desjenigen römiſchen Jahres feſtſetzen ſollte, in welchem ſeit der Vertreibung der Könige, bis auf Julius Cäſars Tod, die Con-

Conſuls gewohnet geweſen, ihr Amt anzutreten, und die Veränderungen anzumerken, welche dieſer Gebrauch erlitten.

Dieſen Preis erhielt Herr **Pontedera**, Profeſſor auf der hohen Schule zu **Padua**: und der Herr Bothſchafter von **Venedig** machete ſich ein Vergnügen daraus, den gewöhnlichen goldenen Schaupfennig für ihn in Empfang zu nehmen.

Im 1740ten Jahre nahm die **Akademie** den Satz von den kretiſchen und lacedämoniſchen Geſetzen abermals vor, welcher 1738. nicht richtig genug abgehandelt war, und da durch die Verſchiebung dieſes Preiſes, zween Preiſe anſtatt eines, zu vergeben waren, ſo ſchlug ſie zur Materie des zweyten vor:

Den Zuſtand der Wiſſenſchaften in Frankreich, ſeit dem Tode König Roberts, bis an den Tod Philipps des ſchönen.

Der erſte von dieſen Preiſen, nämlich der von den kretiſchen und lacedämoniſchen Geſetzen, ward vom Herrn **Cüloteau**, königlichem Sachwalter bey dem Präſidial zu Chaalons-ſur-Marne, und der zweyte vom Herrn Abte **le Böuf**, Domherrn zu **Auxerre**, davon getragen.

Um nun auch auf die Veränderungen zu kommen, welche ſich innerhalb dieſen dreyen Jahren in dem Verzeichniſſe der Akademie zugetragen haben, ſo laufen ſie auf folgendes hinaus:

* * *

Veränderungen,

ſo ſich in dem Verzeichniſſe der Mitglieder der Akademie, vom 1738ten Jahre, bis zu Ende des 1740ten Jahres, zugetragen.

Im 1738ten Jahre

Starb Herr de la Barre, Beyſitzer der Akademie, und Herr Melot folgete ihm.

Im 1739ten Jahre

Erhielt der Herr Abt Canaye, Beyſitzer der Akademie, die Stelle eines Bejahrten: und Herr Dúclos erhielt ſeinen Platz.

Im 1740ten Jahre

Starb der Herr Abt Nadal, ein bejahrtes Mitglied der Akademie.

Herr Lancelot, Beyſitzer der Akademie, ſtarb ebenfalls, und dieſes letzten Stelle, die allein zu beſetzen war, erhielt der Herr Abt le Bóuf.

Geſchichte
von den
Werken der königl. Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

I.

P. Dom Bernhard von Montfaucon, von den alten ägyptiſchen Gottheiten. 1739.

Aegypten iſt unter allen Ländern der Welt dasjenige, wo der Aberglauben am meiſten geherrſchet hat. **Herodot**, **Plutarch**, und faſt alle Schriftſteller geſtehen: daß die Griechen und verſchiedene andere Völker, von daher den Dienſt der mehreſten von ihren Gottheiten genommen haben. Verſchiedene Ausleger der heil. Schrift glauben, daß die Verehrung, welche die Iſraeliten bey ihrem Auszuge aus Aegypten dem goldenen Kalbe erwieſen, bloß eine Nachahmung von dem Dienſte des **Apis** geweſen.

Sie hatten eine groſſe Menge Götter von verſchiedener Art, wovon der **P. Dom Bernhard von Montfaucon**, in ſeinem erklärten Alterthume, und in denen Bänden, die die Zuſätze dazu enthalten, die Zeichnung und Beſchreibung mitgetheilet hat. Die vornehmſten ſind **Iſis** und **Oſiris**. Die **Iſis** ſetzet er voran, indem nach der Meynung der **Aegypter**, **Iſis** alle Dinge war; und wie **Plutarch** ſaget, in dem Tempel der **Minerva zu Sais**, welche mit der **Iſis** für einerley gehalten wurde, dieſe Aufſchrift zu leſen war: **Ich bin alles, was geweſen iſt, was noch iſt, und künftig ſeyn wird: und kein Sterblicher hat noch meinen Schleyer aufgedecket**; das hieß, es hätte noch niemand ihre Geheimniſſe ergründet. Anderwärts ſchreibt eben dieſer **Plutarch**, **Iſis** ſey die Natur überhaupt.

Verſchiedene nannten ſie **Myrionyma**: weil, da ſie ſich in verſchiedene Geſtalten einkleidet, und aller Arten von Begriffen fähig iſt, man ſie alſo gar wohl mit unendlich vielen Namen nennen kann. Vermuthlich iſt dieſes die Urſache, daß man ſie auf ſo mancherley Art, und nach denen verſchiedenen Verrichtungen gemalet ſieht, die man ihr zuſchrieb.

Der **P. von Montfaucon** hat im 1739ten Jahre der **Akademie** eine neue Figur davon mitgetheilet, die die gröſte und ſonderbareſte iſt, ſo er jemals davon geſehen hat. Sie ſteht weder in ſeinem **erklärten Alterthume**, noch in deſſen **Zuſatze**; weil der Herzog **von Bouillon** ihm dieſelbe erſt geſchencket, nachdem beyde Wercke ſchon heraus waren. Er ſagete, man hätte ſie in derjenigen Ebene gefunden, die um die **ägyptiſchen** Pyramiden liegt.

Die

Vorstellung

au

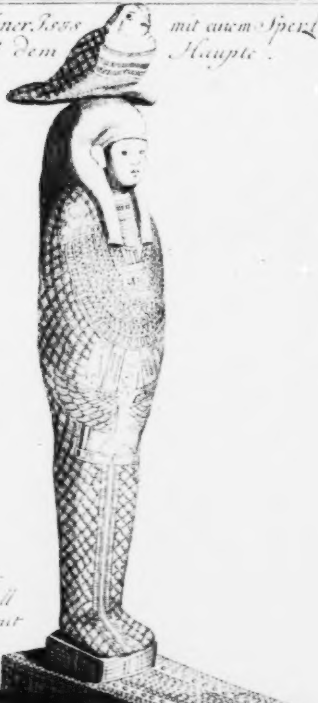
Die Hohe h

4. Schuhe 1. Z

das Fuſsgeſtell

gerechnet

einer Iſis mit einem Sperber
f dem Haupte.



at
oll
mit

Die Figur iſt mit dem Fußgeſtelle mehr als zween Schuhe hoch. Es iſt eine Iſis, die einen Sperber auf dem Kopfe hat. Dieſer Sperber ſtellet den Oſiris, der Iſis Bruder und Mann, vor. Anderwärts ſieht man ihn zwar oft mit dem Sperberkopfe und einem Menſchenleibe vorgeſtellet; hier aber hat er die ganze Geſtalt eines Sperbers. Der Kopf iſt ganz verguldet, ſo wie auch das Geſicht der Iſis, und im ganzen Körper ſind die Federn mit Verguldungen und Figuren von mancherley Art und verſchiedenen Farben vermiſchet. Iſis inſonderheit iſt auf der Mitte der Figur vorgeſtellet; auf ihre offenen und in gerader Linie ausgeſtreckten Arme, ſind zwo kleine ziemlich übel gebildete Gottheiten geſtellet, und dieſe Arme ſelbſt werden von großen Flügeln unterſtützet. Auf dem Kopfe hat ſie eine verguldete Kugel, und ſie ſitzt auf ihren Ferſen. Da aber dieſes Bild der Göttinn Iſis allhier ſehr unvollkommen iſt, ſo hält der P. Montfaucon für gut, dieſelbe ſo zu beſchreiben, wie ſie in einem andern Bilde erſcheint, wo man alles ſehr umſtändlich ſieht.

In dieſem andern Bilde trägt die Iſis auf dem Haupte, nicht eine Kugel, wie in dieſem; ſondern einen großen Zirkel, und dieſes darum: weil dieſe große Kugel noch drey andere kleinere enthalten ſollte, die man ebenfalls vorſtellen wollte; und da konnte man die erſte Kugel nicht ganz vorſtellen, ohne die drey andern zu verdecken. Der erſte und größte Zirkel iſt weiß, der zweyte blau, der dritte braun, der vierte roth. Dieſes nun ſcheint die vier Elemente anzudeuten. Der rothe wird das Feuer ſeyn, der braune die Erde, der blaue das Waſſer, der weiße die Luft, oder der Himmel, oder vieleicht beydes. Das Feuer iſt in der Mitten; vermuthlich als dasjenige Element, welches allen Dingen Wärme und Leben ertheilet. Iſis hat eine blaue Kappe auf, und vieleicht ſtecket auch dahinter ein Geheimniß.

Ihre beyden Arme ſind ebenfalls in gerader Linie ausgeſtrecket; ſie zeiget das Innerſte der Hand und ſchläget die Finger einwärts zuſammen. Auf ihren Armen ſind zwey Gemälde, deren Ränder blau und gelb ſind, und der Grund roth iſt. In dem Bilde auf dem rechten Arme, ſieht man an einer Seite ſogleich eine blau bekappete **Iſis**, ſo wie die große **Iſis** in der Mitten iſt. Es iſt in den ägyptiſchen Figuren ziemlich gewöhnlich, daß man einerley Bild zweymal in einem Gemälde antrifft. Dieſe kleine **Iſis** hat einen weißen Rock mit ſchwarzen Strichen auf der rechten Achſel bezeichnet an; eine andere Art von brauner enger Kleidung die ſie darüber hat, läßt einen Theil des weißen Rockes ſehen; der von Leinen zu ſeyn ſcheint. **Iſis** hält mit beyden Händen eine zuſammen gefaltene Binde, deren Falte oben über den Händen eine Art von Ring machet. Die Kleidung der drey andern Figuren derer zwey Gemälde, die auf der Rechten und Linken ſind, iſt der Kleidung der **Iſis** vollkommen gleich, und alle dieſe Figuren halten die Binde auf eben die Art, die Köpfe aber ſind ſehr unterſchieden.

Die Figur, welche die andere Seite eben deſſelben Gemäldes einnimmt, worauf die **Iſis** iſt, hat den Kopf eines **Cynocephals**, ſo wie ihn der **P. von Montfaucon** bereits in der 129ten Kupfertafel des zweyten Theils ſeines erklärten Alterthums mitgetheilet hat. Sie ſieht die **Iſis** auf der andern Seite an. Zwiſchen beyden ſteht eine niedrige Säule, die wohl ein Altar ſeyn könnte; worauf man runde Gefäße erblicket, die ſehr ſchwer zu unterſcheiden ſind. Das Gemäld auf der andern Seite, iſt auf dem linken Arme der großen **Iſis**, und man ſieht darauf eben dieſelbe Art eines Altars. Der Gott, welcher an einer von den Seiten ſteht, iſt **Oſiris** mit einem Sperberkopfe: denn man ſtellete ihn, wie **Plutarch** ſaget, ſo vor. Auf der Seite gegen über, ſteht **Anubis** mit einem Hundskopfe.

Iſis trägt alſo allhier die vier Elemente und die ganze Welt auf dem Haupte. Auf ihren ausgeſtreckten Armen trägt ſie ebenfalls alle Götter und die ganze Religion, welche durch die vier Hauptgötter angezeiget wird. Alle dieſe hier vorgeſtellten Götter, und alle andern ägyptiſchen Götter, hatten ein Verhältniß mit der Iſis. Man muß ſich daher nicht wundern, wenn der Dienſt der Iſis in ganz Aegypten ſo allgemein geweſen iſt.

Nächſt dem Kopfe und den Armen der Iſis ſieht man den Buſen dieſer Göttinn, und dieſer iſt mit einer Art eines Andreaskreuzes bezeichnet. Man erblicket ebenfalls die Kreuzfigur auf dem Körper des Oſiris, in einer andern Kupfertafel. Das Kreuz findet ſich ziemlich oft in den Händen ägyptiſcher Götter, wie im zweyten Theile des erklärten Alterthums a. d. 277ten S. und anderwärts geſaget worden iſt. Unter dieſem Andreaskreuze, iſt der Leib der Iſis, oder vielmehr eine Art von Kleide, die ſo genau anſchließt, daß die ganze Geſtalt des Körpers erhalten bleibt. Dieſes Kleid iſt mit kleinen blauen, rothen und braunen Vierecken, nach einer faſt ſymmetriſchen Art bemalet. Dieſe Farben gehen bis auf den Knöchel des Fußes.

Unter den ausgeſtreckten Armen der Iſis, ſind zween große Flügel; die auf jeder Seite bis an den äußerſten Rand des Gemäldes laufen. Man erblicket gleich vier Reihen ſolcher kleinen Federn, die oben auf den Flügeln wie einen Rand von Pflaumfedern machen. Die erſten ſind blau, die andern roth, die dritten blau, die vierten braun. Hierauf folgen drey Schichten große Federn. Die erſte beſteht aus braunen Federn auf gelbem Grunde, die zweyte aus rothen Federn auf blauem Grunde, die dritte aus blauen Federn auf weißem Grunde. Die auf ihren Ferſen ſitzende Iſis, recket ihre Arme und großen Flügel aus. Was ſollen aber dieſe Flügel? wozu können ſie ihr nützlich ſeyn? Man müßte denn ſagen: daß, da die Iſis ein Sinnbild der ganzen Natur iſt, ſie ſitzend vorgeſtellet worden ſey, um die Stätigkeit des Weltbaues anzuzeigen; und daß ſie ihre groſſen Flügel ausbreite, um die beſtändige Bewegung aller ihrer Theile anzudeuten, eine Bewegung, die deren Ordnung niemals ſtöret, ſondern dieſelbe vielmehr allezeit in gleichem Stande erhält. Dieſes große Bild der Iſis enthielt ſonder Zweifel viel geheimen Verſtand: und vermuthlich hat man deswegen unten zween **Sphinxe** hingeſtellet, deren einer das Geſicht nach den Knieen, der andere nach den Füßen der **Iſis** gekehret hat. **Plutarch** ſchreibt, man habe **Sphinxe** vor die Tempel geſetzet, anzudeuten: daß die ägyptiſche Theologie räthſelhaft und ſchwer zu erklären ſey.

Die folgende **Iſis**, welche eine menſchliche Figur hat, iſt von einem ägyptiſchen Marmor, **Baſaltes** genannt. Sie hält den kleinen **Horus**, ihren Sohn, auf dem Schooße. Sie ſitzt auf einem Stuhle, der ein großes Grundgeſtell hat; an deſſen Seiten verſchiedene hieroglyphiſche Buchſtaben ſtehen. Auf dem Kopfe trägt ſie einen großen Klumpen, der an beyden Seiten zerbrochen iſt, und worauf vieleicht auch irgend eine Figur geweſen ſeyn mag.

Eine andere **Iſis** iſt noch wegen der großen Menge hieroglyphiſcher Buchſtaben merkwürdig, womit ihr ganzer Leib bedecket iſt. Sie hält in jeder Hand ein Schwert; und es giebt noch drey bis vier andere faſt ähnliche **Iſides**.

Nach der **Iſis** müſſen wir auch auf den **Oſiris**, ihren Bruder und Gemahl, kommen, davon hier einige Bilder ſind. Man ſtellete ihn ſowohl als die **Iſis**, verſchiedentlich vor. Hier ſehen wir ihn mit einem Sperberkopfe und Männerleibe. Er iſt ebenfalls von ägyptiſchem Marmor, **Baſaltes** genannt. Auf ſeinem Rücken iſt eine Tafel, die bis auf den Grund hinunter geht, und die Figur halten hilft, welche voller hieroglyphiſchen Figuren iſt.

Ein anderer iſt faſt eingewickelt, wie die ägyptiſchen Mumien; ſein Kopfputz aber iſt einer der ſeltſamſten. Unten an dieſem Putze ſind zwey Hörner. Mit einer Hand hält er eine Geißel und in der andern eine gekrümmte Gerte, die einem Auguralſtabe ähnlich ſieht. **Oſiris** ward für die Sonne gehalten, der man eine Geißel gab, um die Pferde anzufriſchen, die den Wagen zogen, deſſen ſie ſich zu ihrem Laufe bedienete. Man findet eine ziemlich große Menge ſo gebildeter **Oſiris**, und unter andern auch einen, der von vorſtehendem nur darinn unterſchieden iſt, daß er keine Hörner hat.

Ein anderer bey den Aegyptern berühmter Gott, war der Ochs oder Stier **Apis**, welchen einige für ein Bild des Stieres im Thierkreiſe gehalten. Dieß war kein Götzenbild von Stein oder Marmor, ſondern ein wirklicher lebendiger Stier; den die ägyptiſchen Prieſter nach gewiſſen Kennzeichen ausſucheten und erkannten, welche ihren Grundſätzen zu Folge ſeine Gottheit anzeigeten. Sie ſageten, er wäre von einer Kuh geworfen, die vom Donner empfangen hätte.

Die alten Schriftſteller ſind in den Merkmaalen, woran man den wahren Gott **Apis** erkennet, nicht eins. **Herodot** giebt folgende an. Er müßte ganz ſchwarz ſeyn, auf der Stirne ein ganz weißes Viereck, auf dem Hintern die Figur eines Adlers, auf der Zunge die Figur eines Käfers haben, und die Haare im Schweife müßten gedoppelt ſeyn. **Aelian** giebt ihm bis neun und zwanzig verſchiedene Kennzeichen. **Strabo** beſchreibt ihn faſt eben ſo wie **Herodot**, ſchwarz und mit einem weißen Flecken auf der Stirne; doch ſetzet er hinzu, er ſey übrigens mit verſchiedenen Farben geflecket geweſen: welches mit dem, was **Lucian** ſaget, übereinkömmt, der ihn buntſcheckigt nennet. **Aelian** ſaget auch, daß man ihn für den **Horus** gehalten, der gleichwohl ſein Sohn war: allein dieſe Aegypter waren in ihren Meynungen ſo verſchieden, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn viele den Sohn für den Vater genommen hätten.

Wenn **Diodor von Sicilien** von dem Dienſte des **Apis** bey den **Aegyptern** redet, ſo ſagt er: daß nach ihrem Vorgeben, die Seele des **Oſiris** in dieſem Stiere wohne, und deſſen Nachfolgern überliefert werde. Es giebt einige, welche ſagen: **Iſis** habe die vom **Typhon** zerſchnittenen Glieder des **Oſiris**, in eine hölzerne mit Leinwand bedeckte Kuh verborgen, und daher komme der Namen **Buſiris**. **Plinius** eignet ihm an der rechten Seite ein weißes Merkmaal, in Geſtalt eines zunehmenden Mondes zu, und will auch, daß er unter der Zunge einen Knoten gehabt, den man Cantharus, oder **Käfer** genannt habe. **Pomponius Mela** saget: er ſey ſchwarz geweſen, und habe einen ganz andern Schweif und eine ganz andere Zunge gehabt, als andere Ochſen.

Wenn nun die Prieſter dieſen Stier mit den geſuchten Merkmaalen gefunden hatten, ſo führeten ſie ihn nach **Memphis**, allwo er zween Tempel hatte, Thalamos genannt, oder **Schlafzimmer**; von wannen das Volk Wahrzeichen und Vorbedeutungen einholete. Ein gewiſſer Eingang in einen dieſer Tempel hatte eine gute Vorbedeutung; kam man aber zum andern hinein, ſo waren die Weißagungen unglücklich. Eine glückliche Antwort für diejenigen, die ſich befragen kamen, war dieſe, wenn er dasjenige fraß, was ſie ihm darreicheten. Er wandte ſich weg, als **Germanicus** ihm die Hand hinreichete: und dieſer Prinz kam bald darauf um. Die Prieſter, welche den **Apis** begleiteten, waren hundert an der Zahl, ſie heiligten ihn und weiheten ihn zu den Geheimniſſen ein.

Dieſer von den **Aegyptern** ſo verehrete **Apis**, konnte nur eine gewiſſe Anzahl von Jahren leben, nach deren Verlauf, die Prieſter ihn in ihren großen Brunnen ſtürzeten, wo er erſoff. Wann ſie ihn nun ſo umgebracht hatten, trugen ſie groß Leid um ihn. Sie beſcheren ſich das Haupt, und bezeugeten groſſes Leidweſen über ſeinen Tod. Dieſe Trauer hörete auch nicht eher auf, als bis ſie einen andern Apis gefunden hatten, der ſeines Vorgängers Kennzeichen hatte.

Dieß iſt nun die Geſchichte des Gottes Apis, deſſen Figur man gar oft auf ägyptiſchen Denkmälern antrifft: allein man entdecket auf denſelben nicht alle die Merkmaale, von welchen die Schriftſteller reden, und darüber ſie unter einander gar nicht eins ſind. Hier iſt die Beſchreibung einer Figur vom Gotte Apis, die in dem Cabinette des P. von Montfaucon befindlich iſt. Er iſt buntſcheckigt, wie Lucian ſaget, und hat zween Streifen auf dem Leibe; auf dem Kopfe trägt er den Mond, oder wenigſtens ein erſtes Viertel. In einer Figur aus dem Cabinette des verſtorbenen Cardinals Carpegna, ſäuget die Iſis den Apis an der Bruſt. Man wußte wohl, daß Apis von dem Gefolge der Iſis war, und beyde in Geſellſchaft ſtunden: allein, daß die Iſis den Apis gar ſäugen ſollte, das hatte man ſonſt noch nicht geſehen. Sollte es auch etwan anzeigen: daß Iſis, oder die Natur, die Amme aller Thiere ſey?

Beobachtungen über die Verguldung gewiſſer Figuren alter ägyptiſcher Gottheiten.

Die ägyptiſchen Gottheiten, von welchen der P. von Montfaucon die Akademie im December des 1739ten Jahres unterhielt, und wovon wir hier Nachricht gegeben haben, erinnerten den Herrn von Boze, einer Figur vom Oſiris, die ganz ſonderbar verguldet geweſen; und die er kurze Zeit zuvor in den Händen des Grafen von Caylus geſehen hatte. Sie hatten dieſe Verguldung ſorgfältig unterſuchet. Die Mechanik daran war ihnen ſo ſinnreich vorgekommen, daß ſie nicht vergeſſen werden darf; und doch einfältig genug, um gar leicht wieder in Uebung gebracht zu werden, wenn ſich die Gelegenheit dazu eräuget.

Der Grund dieſer Figur war Erz, ſie war dreyzehn Zolle hoch, und ſtellete einen Oſiris vor, wie man ihn gemeiniglich vorſtellet; das heißt, mit einer Art von Biſchofsmütze auf dem Kopfe, wie er in einer Hand eine Peitſche mit drey Schnüren, und in der andern den Stab, oder das Pedum hält, nach Mumien Art eingewickelt.

Allein dieſe Figur war mit einer ziemlich dicken Kitte überzogen, und faſt auf eben die Art, als unſere hölzernen Sachen, verguldet. Da nun einige Theile dieſer Kitte zerbrochen waren, ſo hatten ſie das Erz bloß gelaſſen, welches ſchon durch das Gewicht der Figur allein, genugſam angezeiget ward. Man bröckelte noch einige Stücke davon ab, um deſto gewiſſer hinter dieſe Art von Verguldung zu kommen, und man erkannte, 1. daß das Gold auf einen weiſſen Grund getragen war, wie wir auch thun; 2. daß, weil der weiße Grund auf dem Metalle nicht würde gehaftet haben, der Künſtler auf die Figur anfänglich einen guten Grund von Leim, ganz mit Spreu von Reißſtroh vermiſchet, getragen hatte; 3. daß er über dieß alles noch zween Flecken feinen Cattun gezogen, die beyde mit Leim getünchet geweſen, damit es deſto feſter anhielte, und ſich deſto genauer in die mindeſten Fugen der Figur ſchlöſſe; daß er endlich, nachdem er auf dieſen Cattun einen guten weißen Goldgrund getragen, dieſelbe zuletzt verguldet habe.

Man dorfte nur ein Stück von dieſer Kitte in ſiedend Waſſer tauchen, ſo ſah man, woraus ſie beſtand und wußte den ganzen Kunſtgriff. Der Leimgrund gab ſich gleich durchs Aufblähen zu erkennen: und wenn man ihn ins Feuer brachte, ſo ſah man, daß es rechter feſter Leim und gar kein Gummi war. Die zweyerley Cattune aber konnte man leicht nicht nur herausfinden, ſondern auch von einander abſondern.

II.

Herrn Frerets Unterſuchung von der Dauer der Generationen in den königlichen Geſchlechtern. 1740.

Wir wiſſen ſehr wenig von den alten Geſchichten derer Zeiten, die vor Solons Zeit in Griechenland, und vor Alexandern im Oriente geweſen; außer was uns einige ungemein trockene Auszüge melden, die mehrentheils bloße Verzeichniſſe, oder genealogiſche Folgen derer Könige ſind, die nach und nach den Thron beſeſſen haben. Da nun in den meiſten von dieſen Verzeichniſſen, die Dauer der Regierungen gar nicht oder doch auf eine ſolche Art angemerket iſt, daß ſie Schwierigkeiten veranlaſſet: ſo iſt man gezwungen, wenn man die ganze Dauer dieſer Regierungen beſtätigen, oder dieſelbe ergänzen will, ſie mit den Generationen zu vergleichen.

Sie, die Dauer der Generationen, iſt von den Alten zu drey und dreyßig Jahren ungefähr gerechnet worden. Man rechnet drey männliche Generationen auf ein Jahrhundert, und die weiblichen Generationen auf die Hälfte, das heißt auf funfzehn bis ſechszehn Jahre. Dieſen Grundſatz der alten Genealogiſten haben die Neuern angenommen, welche in der Geſchichte der folgenden Zeiten nichts gefunden haben, welches ſie genöthiget hätte, ſich davon zu entfernen. Allein, hat dieſe Regel, die in Privatfamilien unzweifelhaft iſt, auch in den königlichen Häuſern Statt; in welchen moraliſche und politiſche Bewegungsgründe die Zeit der Vermählungen der Prinzen zu beſchleunigen ſcheinen?

Herr Freret, der ſich im 1740ten Jahre entſchloß, dieſe chronologiſche Aufgabe aufzulöſen, geſteht: daß ſolches nicht anders geſchehen kann, als daß man unterſuche, was ſich in denen königlichen Häuſern zugetragen hat, deren Geſchlechtsregiſter mit Gewißheit bekannt iſt. Es iſt nöthig zu bemerken, daß, da die Dauer der Generationen ungleich iſt, man deren eine gewiſſe Zahl mit einander erwägen müſſe; damit die längſten den kürzeſten aushelfen, und dann die daraus entſpringende mittlere Dauer deſto gewiſſer ſey.

Er fängt ſeine Unterſuchung bey den neuern Familien an, in denen die Zahl und Dauer der Generationen am gewiſſeſten ſind. In dem erſten Stamme der Könige von Frankreich, ſeit der Geburt des **Chlodoväus**, im 466ten Jahre, bis auf die Geburt des **Thiery de Chelles** im 713ten, zählet man acht Generationen, in zwey hundert und ſieben und vierzig Jahren. Das giebt auf jede Generation, eine Dauer von ein und dreyßig Jahren.

In dem zweyten Stamme, von der Geburt **Pipins**, im 714ten Jahre, bis auf die Geburt des **Lotharius** im 941ten Jahre, zählet man ſieben Generationen, in zwey hundert ſieben und zwanzig Jahren. Das ſind faſt zwey und dreyßig und ein halb Jahr, für eine jede Generation.

In dem dritten Stamme, ſeit der Geburt des **Hugo Capetus** im 941ten Jahre bis auf die Geburt **Sr. königl. Hoheit** des **Dauphins** 1729. giebt es vier und zwanzig Generationen, innerhalb ſieben hundert acht und achtzig Jahren. Das machet auf jede Generation zwey und dreyßig Jahre und zehn Monathe. Erwäget man nun die gerade Linie, welche in den Kindern von **Philippen dem ſchönen** erloſchen; ſo wird man finden, daß von der Geburt des **Hugo Capetus**, bis auf die Geburt **Johanns**, **Ludwig**, **Hutins**, nach dem Tode gebohrnen Sohnes, im 1316ten Jahre, drey hundert acht und ſiebenzig Jahre, und eilf Generationen herauskommen, deren jede über vier und dreyßig Jahre hat.

Die Unterſuchung deſſen, was ſich in den beyden Aeſten der **Valois**, in dem Aſte von **Orleans** und im Hauſe **Bourbon** zugetragen, ertheilet den Generationen die verſchiedene Dauer von dreyßig Jahren acht Monathen, ein und dreyßig Jahren acht Monathen, zwey und dreyßig Jahren zwey Monathen, vier und dreyßig Jahren, drey und dreyßig Jahren, ein und dreyßig Jahren ſechs Monathen, und neun und zwanzig Jahren vier Monathen. Die mittlere unter dieſen verſchiedenen Dauern wird alſo zwey und dreyßig Jahre und faſt zehn Monathe ſeyn, welches von der alten Regel eben nicht ſehr abweicht.

Die Genealogiſten ſehen das Haus der Könige von **Portugall** für einen Aſt vom **Hugo Capetus** an. Nun ſind von der Geburt **Athenäus** des I. anfangs Grafen, nachmaligem Könige von Portugall, im 1110ten Jahre, bis auf die Geburt des **Dom Joſephs** Prinzen von **Braſilien**, 1714. ſechs hundert und vier Jahre Zwiſchenzeit, und achtzehn Generationen. Das machet nun drey und dreyßig Jahre und mehr als ſechs Monathe auf jede Generation.

Die Könige von England ſtammen von **Wilhelmen** dem **Eroberer** ab, welcher im 1027ten Jahre gebohren war. Von da an, bis auf die Geburt **Friedrich Ludwigs**, Prinzen von **Wallis**, ſind ſechs hundert achtzig Jahre, und ein und zwanzig Generationen; welches einer jeden zwey und dreyßig Jahre und vier Monathe an Dauer geben würde. Da aber in dieſen ein und zwanzig Generationen, ſechs weibliche befindlich ſind: ſo muß man ſie auf achtzehn ſetzen, der Regel der Alten gemäß, welche die Dauer einer weiblichen Generation, nur auf die Hälfte der Dauer einer männlichen ſetzet. Dieſe achtzehn Generationen werden alsdann ſieben und dreyßig Jahre und neun Monathe haben. Die Genealogie dieſes Hauſes, allwo die Thronfolge die Krone in viel verſchiedene Aeſte gebracht hat, iſt, wie Herr **Frerer** bemerket, einer großen Menge verſchiedener Verbindungen fähig: allein es würde hier zu weitläuftig fallen.

In dem Hauſe **Savoyen**, ſind von der Geburt des Königes von **Sardinien Karl Emanuels**, im 1701ten Jahre, bis auf die Geburt **Humberts** des I. welcher 1048. in einem hohen Alter geſtorben iſt, mehr als ſieben hundert Jahre: und man zählet darinnen, ein und zwanzig Generationen, davon eine jede mehr als drey und dreyßig Jahre haben wird.

Das Haus **Oeſterreich**, wenn man von der Geburt **Rudolphs von Habsburg** im 1218ten Jahre, bis auf den Kaiſer **Karl** im 1687ten rechnet, enthält drey und dreyßig Generationen, in vier hundert neun und ſechszig Jahren. Das giebt auf jede Generation ſechs und dreyßig Jahre.

Philippus der V. jetziger König von **Spanien**, ſetzet das Haus der Könige von **Caſtilien** fort. Von der Geburt **Alphonſus** des VI. dem erſten aus dieſem Hauſe, deſſen Geburt man mit Gewißheit weis, oder vom 1027ten Jahre an, bis 1713. als dem Geburtsjahre des **Dom Ferdinands** Prinzen von **Aſturien**, iſt der Zwiſchenraum ſechs hundert ſechs und achtzig Jahre. Die Zahl der Generationen iſt drey und zwanzig: allein, wegen der drey weiblichen Generationen, muß man ſie nur auf ein und zwanzig und eine halbe ſetzen, welches denn faſt zwey und dreyßig Jahre auf eine Generation giebt.

Erwäget man die Thronfolge im öſterreichiſchen Hauſe, und ziehet in Anſehung der Prinzeſſinnen eben ſo viel ab: ſo bekömmt man zwanzig Generationen, und eine Zwiſchenzeit von ſechs hundert und acht und neunzig Jahren. Das giebt auf jede Generation zwey und dreyßig Jahre und neun Monathe.

Das alte Geſchlecht der Grafen von **Flandern**, beſteht ſo, wie das Haus der Könige von **Caſtilien**, in den weiblichen Abkömmlingen. Wenn man nun die weiblichen Generationen, nach den männlichen rechnet: ſo wird die mittlere Dauer, in dem öſterreichiſchen Hauſe, drey und dreyßig Jahre und eilf Monathe; und in den zween Aeſten des franzöſiſchen Hauſes, ein und dreyßig Jahre und drey Monathe, oder zwey und dreyßig Jahre und vier Monathe ſeyn.

Die mittlere Dauer unter oberwähnten zwey und zwanzig Dauern, iſt von drey und dreyßig Jahren und zehn Monathen, welches die Dauer der Privatfamilien mehr als ſechs Monathe übertrifft. Wir finden alſo in unſern abendländiſchen königlichen Familien nichts, was nicht die Regel der Alten, in Anſehung der Dauer der Generationen beſtätigte; und dieſe Folgerung zieht Herr **Freret** aus ſeiner Unterſuchung.

In den Familien der morgenländiſchen Prinzen, ſind die Generationen kürzer: weil die mahometaniſche Religion verurſachet, daß die Prinzen ſich in dieſen Familien frühzeitiger verheirathen. Die politiſchen Erwägungen kommen bey dergleichen Verbindungen nicht vor: und da wo man auf den Stand der Mutter gar nicht ſieht, da kann den Heirathen der Söhne der Regenten, nichts im Wege ſtehen. Die Thronfolge der **Kaliphen**, giebt in der Familie der **Ommiaden**, Generationen von neun und zwanzig Jahren; in dem Stamme der **Mervaniden**, neun und zwanzig Jahre und vier Monathe; und bey den **Abaſſiden**, acht und zwanzig Jahre, und drey Monathe. In einem Aſte der **Mervaniden**, in welchem die Thronfolge ſich durch jüngſte Söhne erhalten hat, ſind die Generationen von acht und dreyßig Jahren.

In der Familie der **Aliden**, von welcher die letzten perſiſchen Könige abſtammen wollen, ſind vom **Abdoul-Moutalib**, **Mahomets** Anherrn, bis auf den **Haſſan-Aſkeri**, den letzten der **Imamen**, die Generationen von acht und zwanzig Jahren und neun Monathen. **Schach-Iſmael Sefi**, der Stifter des perſiſchen Reiches, welcher 1487. gebohren ward, war der drey und dreyßigſte ſeit dem **Abdoul-Moutalib**. Die Dauer dieſer Generationen, iſt von dreyßig Jahren und zehn Monathen. Seit dem **Iſmael Sefi** ſind die Generationen ſchon kürzer. Von ſeiner Geburt an, bis auf die Geburt des jungen **Mirza**, der im 1732ten Jahre auf den perſiſchen Thron kam, giebt es zehn Generationen, von vier und zwanzig und einem halben Jahre eine jede. Vom **Abdoul-Moutalib** auf eben dieſen **Mirza**, giebt es drey und vierzig Generationen, die etwas über neun und zwanzig Jahre haben.

Der Geſchichte der **Tatarn** zu Folge, welche **Aboulgaſican** aufgeſetzet hat, würden die Generationen des Aſtes der **Usbeker**, die vom **Genghiſcan** abſtammen, nur ſieben und zwanzig Jahre und ſieben Monathe haben. In der Familie der indianiſchen **Mogolen**, vom **Timur** an, bis auf den **Orangzeb**, ſind die Generationen länger, und haben ein und dreyßig Jahre. Bey den **Othmaniden**, oder türkiſchen **Sultanen**; ſind ſie kürzer und haben nur ſechs und zwanzig und ein halb Jahr.

In **China** ſind die Generationen in der Familie des **Confucius**, von dieſem Weltweiſen an, bis auf ſeinen acht und ſechzigſten Abkömmling gerechnet, von zwey und dreyßig Jahren. In den kaiſerlichen Familien, deren Zeitrechnung gewiß iſt, haben die Generationen ſieben und zwanzig Jahre, dreyßig Jahre, ein und dreyßig Jahre fünf Monathe, ja ſogar ein und vierzig Jahre und neun Monathe.

In **Japan**, in der Familie des Dairi oder **Miccado**, geiſtlichen Kaiſers, und wenn man die zweifelhaften Zeiten verwirft, iſt die Dauer der Generationen, ſieben und zwanzig Jahre und neun Monathe. Wollte man aber bis auf ungewiſſere Zeiten zurück gehen, ſo würde die Dauer der Generationen, vierzig Jahre ſeyn.

In der neuen Welt, iſt die Folge der Könige von **Mexico** die einzige, deren Generationen man beſtimmen kann. Dieſe nun haben dreyßig Jahre und zehn Monathe, und in der Familie der Nachkommen des **Montezuma**, durch Weiber, drey und dreyßig Jahre.

Der vornehmſte Nutzen, den die Generationen in der Chronologie haben können, fällt auf die alte Geſchichte: und eben die Dauer alter königlicher Familien iſt am nöthigſten erläutert zu werden, wie Herr **Freret** ſich bemühet hat zu zeigen. Die perſiſchen Könige, des **Cyrus** Nachfolger, ſtammeten nur durch Prinzeßinnen von ihm ab. Von der Geburt des **Cyrus** nun, welcher im 530ten Jahre, ein und ſiebenzig Jahre alt geſtorben iſt, bis auf die Geburt des **Darius Codomanus**, welcher im 331ten Jahre, funfzig Jahre alt verſtarb, ſind zwey hundert zwanzig Jahre, und ſiebentehalb Generationen, wegen der Thronfolge der **Atoſſa**, des **Cyrus** Tochter, die dem **Darius**, des **Hyſtaſpes** Sohne vermählet ward: das giebt nun jeder Generation drey und dreyßig Jahre Dauer.

Unter **Alexanders** Nachfolgern, bey welchen Herr **Freret** ſtehen zu bleiben Urſache findet, weil ihre Zeitrechnung keinem Zweifel unterworfen iſt, waren die **macedoniſchen** Könige vom **Antigonus** entſproſſen, welcher im 381ten Jahre gebohren war. Von dieſem Jahre nun an, bis auf das 237te Jahr, in welchem **Philippus**, des **Perſeus** Vater gebohren war, ſind drey und funfzig Jahre, und vier Generationen, das machet auf eine jede acht und dreyßig Jahre und drey Monathe.

In der Familie der Ptolomäer, Könige von Aegypten, ſind von der Geburt Soters, des Lagus Sohne, im 362ten Jahre, bis auf den letzten der Ptolomäer, zweyten Gemahls der berühmten Kleopatra, im 56ten Jahre, drey hundert ſechs Jahre, und acht Generationen. Das machet acht und dreyßig Jahre und drey Monathe auf eine jede: allein es kömmt daher, weil die Thronfolge nicht durch lauter ältere Söhne fortgeſetzet werden iſt.

In der Familie der Seleuciden, Könige von Syrien, ſind die Generationen kürzer. Von der Geburt des erſten Seleucus, im 358ten Jahre vor C. G. bis auf den Antiochus Gryppus im 141ten Jahre, ſind zwey hundert ſiebenzehn Jahre und acht Generationen. Das machet nun

auf

---

*) So wahrſcheinlich hier die Dauer der Glieder in den Geſchlechtern oder Reichsfolgen auf 30 bis 33 Jahre beſtimmet worden: ſo hat doch der berühmte Iſaac Newton, in ſeiner Chronologie eine weit kürzere Dauer derſelben angegeben, und zu behaupten geſuchet. Weil hier derſelben gar nicht gedacht, auch nichts darauf geantwortet worden, da der Hr. Verfaſſer vermuthlich das Engländiſche nicht verſtanden, und gedachtes Buch alſo nicht gekannt: ſo will ich etwas davon beybringen, und dem Leſer hernach die Entſcheidung überlaſſen.

Nachdem er den Irrthum der kunſtmäßigen Zeitrechner widerleget hat, die den Lykurg zu einem Zeitgenoſſen des Iphitus machen, der die olympiſchen Spiele erneuert hat, ſo zeiget er, daß Lykurg in der 18. 19. und folgenden Olympiade erſt geblühet habe. Als er ſchon alt war, brachte er etwan in der 23ſten Olympiade die homeriſchen Gedichte aus Aſien, die Terpander mit den ſeinigen zu ſingen pflegte: und kurz darauf gab er ſeine Geſetze, die Terpander in Verſe brachte. Dieß geſchah unter der Regierung des Königs Ageſilaus, welcher von der Rückkehr der Herakliden der ſechſte König war. Jede Regierung nun zu 20 Jahren gerechnet, giebt 120 Jahre, und für die kurze Regierung Ariſtodems noch ein, oder ein paar Jahre. Nach dieſer Rechnung, würde die Rückkunft der Herakliden nach Sparta 45 Jahre vor den Olympiaden geſchehen ſeyn. Durch eine andere Rechnung des Geſchlechts des Iphitus, vom Herkules, bringt

er

auf eine jede nur ſieben und zwanzig Jahre und einige Monathe. Die mittlere Dauer unter dieſen vieren, wird über vier und dreyßig Jahre haben.

Ungeachtet die Beſtimmung der chronologiſchen Dauer, durch die Dauer der Generationen nur muthmaßlich iſt: ſo ſieht man doch, ſaget Herr Freret zum Schluſſe, daß in ſolchen Gelegenheiten, wo man keine andere Beyhülfe hat, man dieſelbe brauchen könne, ohne Furcht in einen wichtigen Irrthum zu gerathen; und daß in dieſem Falle, kein Unterſchied unter königlichen Häuſern und Privatfamilien ſey. Gleichwohl muß man auch einige Acht auf das Clima geben, und die Sitten der Völker erwägen, deren Zeitrechnung man durch dieſe Methode beſtimmen will. *)

---

er doch nur 51 Jahre heraus; und durch noch eine andere 58.

Nun iſt aber die Eroberung von Troja 75 Jahre bis 80 Jahre, d. i. vier Geſchlechter vor der Rückkehr der Herakliden geſchehen, und die Fahrt der Argonauten noch ein Geſchlecht früher: ſo folget daraus, daß dieſe erſt 43 Jahre nach Salomons Zeiten vorgefallen.

Aus dem Geſchlechtregiſter des Hippokrates, der im 18ten Gliede vom Aeſculap, und im 19ten auf der Mutter Seite vom Herkules herſtammete, kömmt freylich eine Zeit von 28 bis 30 Jahren auf ein Geſchlecht oder Glied heraus. Aber dieſe Vorfahren waren auch nicht Könige und Fürſten geweſen: und doch kömmt auch vermöge dieſer Rechnung der Zug der Argonauten 43 Jahre nach Salomons Zeit.

Eben dieß beſtätiget er durch die Rechnungen der Karthaginenſer, deren Archive, bey Eroberung ihrer Stadt, in die Hände der Römer gekommen, und aus welchen Appion, in ſeiner Geſchichte des Puniſchen Krieges ſaget: Karthago habe 700 Jahre geſtanden; welches auch Solinus beſtätiget. Nun ward Karthago unter dem Conſulate des Lentulus und Mummius im 4568ſten Jahre des Jul. Periodus zerſtöret. So fällt denn die Einweihung der Stadt aufs 16te Reg. Jahr Pygmalions, des Bruders der Dido; in deſſen 7tem Jahre ſie geflohen war. Servius, Virgils Ausleger, der gleichfalls aus den tyriſchen und cypriſchen Archiven Nachrichten haben können, ſetzet hinzu: Teucer ſey zu den Zeiten der Dido nach Cypern gekommen, kurz vor Pygmalions Regierung.

III.

Herrn Blanchards allgemeine Beobachtungen, von den Bildſäulen der Alten, ſonderlich der Griechen und Römer.

Ungeachtet die alten Griechen und Lateiner verſchiedene Ausdrücke gehabt haben, um dem Verſtande den Begriff vorzuſtellen, den wir bey dem Namen **Bildſäule** haben: ſo haben ſie doch deren keinen vorzüglich gebrauchet, um die Schnitzbilder der Götter oder Helden, von den Bildſäulen der Menſchen, Thiere oder lebloſen Dinge

---

Regierung. Dieß iſt aber 7 Jahre nach Trojens Untergange geſchehen, und folglich iſt dieſe Zerſtörung irgend 76 Jahre nach des Königs Salomons Tode geſchehen. Und Virgil behält Recht, daß Aeneas die Dido geſprochen haben könnte.

Alle ſolche und noch unzähliche andere Beweiſe, die Newton vorbringt, bringen heraus, daß man die Glieder der Geſchlechtregiſter, zwar nicht alle gleich lang, aber die von den alten regierenden Häuſern nicht leicht über 20. 21. Jahre machen kann. Alles aber erhält dadurch einen großen Grad der Gewißheit, daß die Argonauten die erſte Himmelskugel gemachet, und die zwölf himmliſchen Zeichen genau auf die Stellen des Himmels geſetzet, wo der 15te Grad jedes Zeichens ſein Mittel ausmachete. Zu des Thales Zeiten waren ſie ſchon viele Grade weiter, und zu Hipparchs Zeiten noch weiter fortgerücket; und heute zu Tage ſind ſie um ein ganzes himmliſches Zeichen weiter fortgegangen. Da nun ihre ſcheinbare Bewegung in einem Jahre nicht über 72. Secunden fortgeht: ſo kann man es genau ausrechnen, im wievielſten Jahre der argonautiſche Zug geſchehen ſeyn muß; und daraus folget die Beſtimmung der Geſchlechter, oder Glieder in den königlichen Stammbäumen auch ſehr deutlich auf 18. bis 20. Jahre.

Doch was brauchet es viel Weitläuftigkeit? Die Bibel hebt alle Zweifel. Die 18. Könige von Juda, die nach dem Salomon ge zu unterſcheiden. Die Griechen haben die Wörter, εἰκόνες, ἀνδριάντες, ἀγάλματα, ἐπιϛήματα, βρέτεα, ξόανα, ſo wie die Lateiner ſtatuæ, imagines, ſigna, ſimulachra, und ſculptilia, gebrauchet.

Als Herr Blanchard im 1740ten Jahre, in der Akademie eine Abhandlung von den Bildſäulen der Griechen und Römer vorlas, ſo glaubete er, er dörfe ſich bey der Unterſuchung, dieſer gleichbedeutenden Wörter nicht aufhalten: denn er hielt dafür, ſie ſtelleten ſich von ſelbſt dar; oder, ungeachtet einige von ihnen einen Unterſchied anzudeuten ſcheinen, ſo hat doch kein Schriftſteller ſich beſtändig daran gehalten.

Er ſchreitet alſo mit einigen Betrachtungen zum Werke, über das Verboth, welches Gott ſeinem Volke gegeben, ſich

---

men folgten, herrſcheten zuſammen 390. Jahre, das machet gleich durch getheilet 22. Jahre auf einen. Die XV. Könige von Iſrael nach dem Salomon, regierten 259. Jahre, das iſt, jeder 17¼ Jahre. Die XVIII. Könige von Babylon, Nabonaſſar, ꝛc. ꝛc. regierten 209. Jahre, das iſt nur 11⅔ Jahre auf jeden. Die zehn Könige von Perſien Cyrus, Cambyſes u. ſ. w. bis auf Alexandern regierten 208. Jahre, welches auf jeden 21. Jahre machet. Die XVI. Nachfolger Alexanders des großen und ſeines Bruders, in Syrien, Seleucus ꝛc. ꝛc. regierten 244. Jahre, welches nur 15¼ Jahr auf jeden machet: dahingegen die XI. Könige in Aegypten Ptolemäus Lagi ꝛc. 277. Jahre geherrſchet, welches 25. Jahre auf jeden machet.

Die dreyßig Könige von England vom Wilhelm Conqueſtor, haben 648. Jahre regieret, welches auf jeden nur 21⅗ Jahr machet. Die erſten 20. Könige von Frankreich, Pharamund, ꝛc. regierten 458. Jahre, d. i. jeder 19. Jahre. Die nächſt folgenden 24. Könige, Ludovicus Balbus ꝛc. 451. Jahre, d. i. jeder 18¾ Jahre u. ſ. w. Kurz, ein jeder wird ſehen: daß die Sache unſers Herrn Frerets noch vielen Zweifeln unterworfen; und wenigſtens in alten Zeiten nicht ſo, als heute zu Tage geweſen iſt. Vielleicht iſt die Urſache dieſe, daß vormals viele Regenten nicht natürliches, ſondern eines gewaltſamen Todes geſtorben; da denn ihre Nachfolger viel zeitiger zur Regierung gekommen ſind: anderer ſolcher Betrachtungen zu geſchweigen. G.

kein Bild zu ſchnitzen, welches ihm zum Götzendienſte Anlaß geben könnte. Er bemerket ſogleich, daß dieſes Verboth einigen Auslegern der heil. Schrift Gelegenheit gegeben, zu glauben: die Juden hätten diejenigen Künſte, die zu dieſer Sünde Anlaß geben könnten, gar nicht gekannt oder getrieben; daß **Joſephus** aber unter dieſem Geſetze nur das Verboth begreift, kein geſchnitztes Bild anzubethen; und daß die **Cherubinen**, die die Arche mit ihren Flügeln bedeckten, ſowohl als die Ochſen, die das eherne Meer im Tempel trugen, **Joſephs** Meynung beſtätigen, und das Verboth mildern, welches Gott in dieſem Stücke gethan hatte.

Man weis, daß **Nimrod**, um ſich über den Tod ſeines Sohnes zu tröſten, von demſelben ein Ebenbild hatte machen laſſen. **Cedrenus** führet ohne andern Gewährsmann als ſeine bloße Erzählung, den Urſprung der Bildhauerkunſt, und folglich der Abgötterey, auf den **Sarug**, einen von **Abrahams** Nachkommen zurück: und von dieſem können dem **Laban**, durch den **Thara** diejenigen Abgötter gekommen ſeyn, welche **Rahel** ihrem Vater entwandte, und **Jakob** in die Erde graben ließ; um ſeiner Frauen die Gelegenheit zu benehmen, den Geſchöpfen oder Werken der Menſchen, eine Ehre mitzutheilen, die nur Gott allein vorbehalten bleiben ſollte.

Die Bücher, aus denen das alte Teſtament, und auch ſogar das neue beſteht, inſonderheit aber die Bücher der Propheten, gedenken gar oft dieſes Verbothes, um der Abgötterey vorzubeugen. Wem habet ihr mich ähnlich gemachet? ſchreibt **Jeſaias**, mit wem habet ihr mich in Vergleichung geſtellet? ... Hebt die Augen gen Himmel, da werdet ihr ſehen, die Merkmaale deſſen, der alles erſchaffen hat, was um euch iſt.

Wir leſen in des Propheten **Daniels** 3tem Capitel die Pracht, mit welcher **Nebukadnezars** Bildſäule aufgerichtet worden iſt, und das Mandat, wodurch dieſer Prinz befahl, daß alle Unterthanen ſeines Reiches ſie anbethen ſollten; zugleich aber auch die Strafe die er dafür litt, und die Buße die er that. Wollen wir noch höher gehen, ſo iſt die Geſchwindigkeit, womit die Jſraeliten das goldene Kalb und die eherne Schlange aufrichteten, ein unläugbarer Beweis, daß dieſes Volk in Aegypten die Schnitzkunſt und Bildhauerey getrieben hatte. Die **Philiſter** ſelbſt haben auf Einrathen ihrer Prieſter, Denkmäler von der Strafe Gottes an ihnen aufgehoben, weil ſie ſich unterfangen, die Lade des Bundes zu rauben, die ſie auch ſieben Monathe behalten: in welcher Zeit ſie mit verſchiedenen Plagen heimgeſuchet worden, deren Andenken durch die aufbewahreten Symbola dieſer Plagen, die ſie in einer goldenen Kiſte mit der Bundeslade zugleich fortſchicketen, verewiget worden iſt. Faſt alle Kirchenväter haben den Urſprung der Abgötterey ſolchen Vorſtellungen beygemeſſen, die ihrem erſten Anfange nach, nur gemachet waren, diejenigen zu tröſten, die irgend einer ihnen ſehr lieb geweſenen Perſon waren beraubet worden: denn ſie meyneten, dieſe Ebenbilder hätten etwas von dem Vorbilde an ſich.

Diodor von Sicilien ſaget im 1. B. daß als die Aegypter ihre Augen gen Himmel gehoben, ſie von einer ſo großen Bewunderung wären gerühret worden; da ſie die ordentliche Bewegung der Sonnen und des Mondes ſowohl als der Geſtirne geſehen: daß ſie dieſelben für ewige Weſen gehalten, und für die vornehmſten Gottheiten, denen ſie alle Süßigkeit ihres Lebens zu danken hätten. Sie erbaueten ihnen zu Ehren Tempel, und im Eingange dieſer Tempel ſtelleten ſie **Sphinxe** hin, um die unerforſchlichen Geheimniſſe anzudeuten, die ſie daſelbſt feyerten. Jnwendig in dergleichen heilige Gebäude ſetzeten ſie auch ausgehauene Leuen, wegen des Eintritts der Sonnen in den Leuen, zur Zeit der Ergießung des Nils, eine Urſache der Fruchtbarkeit des Erdreichs, ſoweit dieſe Ueberſchwemmung ſich erſtreckete.

In eben dieſer Abſicht, das heißt aus dankbarem Triebe, weiheten ſie das Andenken einiger ihrer Prinzen und berühmten Männer, welche ſich dadurch hervor gethan, daß ſie die Ruhe und den Ruhm ihrer Unterthanen, oder ihres Vaterlandes befeſtiget hatten.

Der Endzweck, den man ſich gleich anfangs bey denen Figuren vorſetzete, die man zur Erhaltung des Andenkens irgend einer beſondern Wohlthat verfertigte, war nur ein Symbolum irgend einer göttlichen Eigenſchaft. Allein die Prieſter verabſäumeten das Volk zu unterrichten, und ihr Geiz zog ſeinen Vortheil aus der Unwiſſenheit, die dieſen Symbolen denjenigen Dienſt erwies, der nur allein der Gottheit zukam. Dieſer pöbelhafte Irrthum, den die Diener der Religion nähreten, dienete zu Erweiterung ihres Anſehens und ihrer Glücksgüter.

Oſiris hatte das ägyptiſche Volk, welches ſich lediglich durch die Sinne lenken ließ, die Kunſt das Feld zu bauen gelehret; um nun das Andenken einer ſo ſchätzbaren Wohlthat zu erhalten, verehrete man ihn unter dem Bilde einer jungen Kuh. Die Aegypter giengen noch weiter, ſie begnügeten ſich, nach dem **Herodot**, nicht damit, daß ſie ſageten: ihre Väter wären die erſten Erbauer der Tempel, Altäre und Vorſtellungen geweſen; ſondern ſie ſind in eben den Fall gerathen, welchen **Cicero** den **Epikurern** vorrücket. Er ſchreibt: *) „Wir müſſen noch erwägen, welches denn die Natur der Götter ſey? und bey dieſer Unterſuchung iſt nichts ſo ſchwer, als daß man den Verſtand von den Verblendungen der Augen abziehe. Dieſe Schwierigkeit hat die Unwiſſenden, und die **Epikurer**, welche in dieſem Falle den Unwiſſenden gleichen, bewogen; daß ſie an die Götter nicht denken können, ohne ihnen eine menſchliche Geſtalt zu geben. Eben daſſelbe Volk, ſaget

---

*) Lib. II. de nat. Deor. p. 70.

„Cicero an einem andern Orte*, welches man verſpottet, hat
„kein ander Thier geweihet, als ſolche, davon es einigen Nu-
„tzen gezogen: z. E. den Ibis, der eine große Menge von
„denen Schlangen tödtete, davon das Land wimmelte, und
„ſie vor der Peſt bewahrete, die die Fäulniß dieſer Thiere
„über Aegypten hätte ziehen können.„ Sie weiheten kein Thier, ſchreibt Herodot, wenn ſie nicht an ihm einiges Verhältniß mit dem Begriffe fanden, den ſie ſich von der Gottheit gemachet hatten. Hiervon gaben ſie eine Urſache an, die aus ihren Fabeln genommen war. Sie ſagten: diejenigen von den Göttern, die in dem Kriege wider die Rieſen viel gelitten hätten, wären nach Aegypten gekommen: und da ſie ſich daſelbſt nicht ſicher genug gehalten, hätten ſie ſich in die Leiber verſchiedener Thiere verborgen.

Wenn man nun dieſen Grundſatz weiter verfolget, ſo weis ja ein jeder, wie weit es die Vielgötterey bey denen Griechen gebracht hat, welche von den Aegyptern unterrichtet waren, die den Ruhm weiſer und ſehr geſchickter Leute hatten; und nachmals auch bey den Römern, welche allenthalben das Bildniß der Göttinn Cybele ſuchen, und es nach Rom bringen ließen: weil die Orakel der Sibyllen ſie verſicherten, daß ſie ohne deſſen Gegenwart, den Hannibal nimmermehr von Rom abtreiben würden. Nachdem ſie nun die Griechen unters Joch gebracht hatten, unter was für Figuren, und mit was für Kennzeichen bemerketen ſie nicht die Gottheiten die ſie annahmen? Sie erbaueten ihnen prächtige Tempel, und damit ihre Bildſäulen noch vollkommener würden, ſo verurtheileten ſie diejenigen Bildhauer zur Geldbuße, die ihre Verfertigung übernommen hatten, wenn ſie im geringſten wider die Regeln der Kunſt verſtießen, und dem Erwarten derer keine Genüge thäten, die ſich ihrer Arbeit bedieneten.

---

*) Lib. 1. ibid.

Aus einer eben ſolchen Zärtlichkeit verboth Alexander, daß kein anderer als **Apelles** ihn malen ſollte, kein anderer, als **Pyrgoteles**, dorfte ſein Bildniß graben, und **Lyſippus** allein hatte die Erlaubniß, ihn in Metall vorzuſtellen.

In der That iſt nichts billiger, als der Zoll des Dankes, den man der Gottheit für die beſtändigen Wohlthaten bringt, die der Menſch von ihr erhält. Allein es hat ſchon mehr als ein Weltweiſer gefraget: ob es recht ſey, daß man bey dem ihr ſchuldigen Gottesdienſte, Bildſäulen zu Hülfe nehme? Der Pöbel iſt ſchlecht unterrichtet; er kann ſich über die Sinne nicht erheben; er ſetzet das Zufällige an die Stelle des Weſentlichen; er ſuchet mit leichter Mühe davon zu kommen, und die Verderbniß verleitet ihn zu Ausſchweifungen.

Aelian erzählet a), daß ein junger Athenienſer ſich in die Bildſäule des guten Glücks, welche im **Prytaneo** geſtanden, verliebt gehabt. Die häufigen Gelübde ſo er derſelben gethan, hätten ihn dermaßen erhitzet, daß er, nachdem er Urſachen ausfündig gemachet, ſich über den Uebelſtand ſeiner Leidenſchaft zu erheben, in den Senat gegangen, und eine große Summe gebothen, dieſe Bildſäule an ſich zu kaufen. Man habe ihm aber ſolches abgeſchlagen, und er, nachdem er die Bildſäule mit aller Pracht ausgeſchmücket, die einem Privatmanne nur erlaubet ſeyn konnte, habe derſelben ein Opfer gebracht, und ſich ermordet.

Plinius b), **Valerius Maximus** c), **Athenäus** d), **Plutarch** e), **Clemens von Alexandrien** f), und **Arnobius** g), ſind voller Beyſpiele ſolcher Schwachheiten gegen die Bildſäulen der **Venus** zu **Gnidus**, und in der Inſel **Cypern**.

Nach

---

a) Hiſtor. variar. IX. a. 39.

b) Lib. XXXVI. 4.

c) VIII.

d) Lib. VIII.

Nach den Göttern, ward die Ehre der Bildſäulen den Menſchen zu Theile, denen ſonderbaren Männern, die ihr Heldenmuth über andere erhob, und die durch anſehnliche Dienſte ſich bey ihren Zeiten ehrwürdig gemachet hatten.

Einige haben dieſe Ehre ſchon bey ihrem Leben erhalten, und andere, die ſie ausgeſchlagen, haben ſie nach ihrem Tode aus einem Triebe der Dankbarkeit verdienet, der nicht ſo zweydeutig iſt. Dergleichen war **Scipio**, welchem **Rom** dieſes öffentliche Zeugniß der Hochachtung, erſt damals erzeigete, da er ſich nicht mehr dawider ſetzen konnte. Als er Cenſor war *h)*, hatte er alle die Bildſäulen umreißen laſſen, die die Privatperſonen ſich auf dem Markte hatten aufrichten laſſen, ſie müßten denn durch einen Rathsſchluß dazu berechtiget geweſen ſeyn; und **Cato** wollte lieber, daß man fragen ſollte: warum man ihm keine Bildſäule aufgerichtet hätte, als wenn man fragen könnte: wie er doch zu dieſer Ehre gekommen wäre?

Sueton ſaget: daß **Auguſtus** durch ein Edict bekannt machen laſſen, daß die Bildſäulen, die er zu Ehren großer Männer aus allerley Völkern aufgerichtet hätte, bloß ihm und den Prinzen ſeinen Nachfolgern zum Beyſpiele dienen, und die Bürger antreiben ſollten, eben dergleichen zu begehren. Einige dieſer Prinzen indeſſen hatten dieſelben mehr der Furcht ihrer Unterthanen, als den eigenen Verdienſten zu danken: und da ſie wohl merketen, daß ſie nach ihrem Tode nichts dergleichen zu hoffen hätten, ſo eileten ſie, ſich aus Gefälligkeit, oder mit Gewalt, eine Verehrung erzeigen zu laſſen, die nur der Tugend allein zukam. Als **Apollonius** nach **Babylon** kam, ſo ward er angehalten, die Bildſäule des Königes anzubethen. Die Abgeſandten von **Rom** waren allein von dieſem Merkmaale der

Ehr-

---

e) *Gryllo.*
f) Admon. ad Gentil.
g) Adverſ. Gent.
h) *Aurel. Vict.* pag. 68.

Ehrfurcht befreyet, und dieſes in Erwägung der Majeſtät des Reiches und des Bündniſſes der perſiſchen Könige mit den Römern.

Die Bildſäulen macheten, wie die Tempel, einen anſehnlichen Theil derjenigen Vergötterung aus, wovon die Schriftſteller der Geſchichte des Auguſtus ſo vielfältig reden. Man findet darinnen eine große Beſchreibung derer weſentlichen Feyerlichkeiten, die bey ſolchen Gelegenheiten beobachtet wurden, und von allem was die Schmäucheley noch hinzufügete; um den Lebendigen in ſolchen Ehrenbezeugungen, die man den Verſtorbenen ziemlich leichtſinnig zuerkannt hatte, deſtomehr zu gefallen. Die Römer waren in dieſen Einweihungen der Tempel oder Bildſäulen ſo gewiſſenhaft, daß ſie ſie von neuem würden angefangen haben, wenn ſie gemerket hätten, daß ein einzig Wort, oder nur eine Syllbe wäre ausgelaſſen worden i). Und **Plinius** bemerket, daß der Pontifex **Metellus**, welcher ſtammelte, ſich ſechs Monathe vorbereitet habe, den Namen der Göttinn Ops-opifera, der man einen Tempel weihen ſollte, auszuſprechen.

Wir haben bereits geſaget, daß man im **Daniel** die Ceremonien nachleſen kann, die bey Aufrichtung der Bildſäule **Nebukadnezars** beobachtet worden. Eben ſo kann man in **Herodians** IV. B. nachſchlagen, was bey den Vergötterungen der Kaiſer, unter den Römern üblich war.

Die Geſetzgeber ſind faſt in allen Staaten mit Bildſäulen beehret worden. Einige berühmte Männer haben dieſe Ehre mit ihnen getheilet; andere aber, die der Erkenntlichkeit und allgemeinen Hochachtung nicht traueten, warteten ſo lange nicht, bis man ihnen dieſe Ehre zugeſtund; ſie richteten ſich ſelbſt Bildſäulen auf ihre eigene Koſten auf: und vieleicht hat man dieſer Freyheit die Verordnungen zu danken, welche verbothen, daß ohne den Beyfall der Cenſoren

---

i) Ne verbo vel ſyllaba cadant. Lib. XI. 65.

ſeren dergleichen aufgerichtet werden ſollten. Doch erſtreckten ſich dieſe Verordnungen auf die Bildſäulen nicht, die gewiſſe angeſehene Leute ihren Landhäuſern zum Zierrathe aufſtellen ließen, allwo zuweilen neben den ihrigen, auch die Bildſäulen ihrer Sclaven zu ſtehen kamen, die ihnen lieb geweſen waren; welches in der Stadt, wenigſtens was die Sclaven betrifft, nicht angieng.

Valerius Maximus ſchreibt *k*): daß eine Bildſäule der **Semiramis**, ſie in eben dem Zuſtande vorgeſtellet, darinnen ſie ſich befunden, als man ihr berichtete, daß die Einwohner zu **Babylon** ſich empöret hätten. Sie ſaß vor dem Nachttiſche, hatte nur erſt eine Hälfte der Haare aufgeſchlagen: und indem ſie ſich dem Volke ſo gezeiget, ſey es ſogleich wieder zu ſeiner Pflicht gekehret.

Cornelius Nepos erzählet in dem Leben des **Chabrias**: daß die Athenienſer, welche die bey irgend einem Spiele ſiegenden Athleten mit einer Bildſäule beehret, dieſelben ſo vorſtellen laſſen, daß ſie auf einem Kniee geruhet, mit ihrem Schilde bedecket geweſen, und die Lanze in den Haken eingeleget gehabt; weil **Chabrias** ſeinen Soldaten befohlen gehabt, in dieſer Stellung den Angriff der Soldaten des **Ageſilaus** zu erwarten, welche geſchlagen wurden. Eben dieſe Athenienſer richteten dem **Beroſus**, welcher zu **Alexanders**, und nicht zu **Moſes** Zeiten gelebet hat, wie **Euſebius** bezeuget *l*), eine Bildſäule auf: deren Zunge verguldet war, und die man an den Ort der öffentlichen Uebungen ſtellete; weil man ſeine Schriften und aſtronomiſchen Beobachtungen ſo hoch ſchätzete.

Plinius ſaget *m*): daß **Lucius Minucius Augurinus**, welcher ſich den hochmüthigen Abſichten des **Melius** widerſetzet, und von dem Stande eines **Senators**, denn das war er gebohren, ein **Plebejer** ward, damit er **Tribun**

des

---

k) Lib. IX. 3. *l*) Præparat. Evangel. *m*) Lib. XVIII. 4.

des Volkes werden konnte, nachdem er den Ueberfluß wieder nach **Rom** gebracht hatte, mit einer Bildſäule an dem Thore Trigemina beehret worden: und **Patin** bringt a. d. 179ten S. die Münze bey, die ihn vorſtellet, wie er in dieſer Bildſäule ausgeſehen; in ſeiner Hand zwo Kernähren als ein Zeichen des Ueberfluſſes, haltend.

Selbſt das Frauenzimmer, welches der Republik irgend einen Dienſt erwieſen, wurde dem Vorrechte Bildſäulen zu haben beygeſellet. Man verordnete eine Bildſäule zu Pferde für die **Clelia**, als ſie ſich aus den Händen des **Porſenna** weggeſchlichen, der ſie für Geiſel bewahrete. Die **Veſtalinn Suffetia** erhielt durch einen Rathſchluß, die Erlaubniß, ſelbſt einen beliebigen Platz auszuſuchen; wohin die ihr zuerkannte Bildſäule, wegen einiger Ländereyen, die ſie der Stadt **Rom** geſchencket, geſtellet werden ſollte: und **Dionyſius von Halikarnaß** führet a. d. 419ten S. noch andere Beyſpiele an.

Wann der Senat eine Bildſäule verordnete, ſo befahl er den Unternehmern öffentlicher Werke, aus dem Schatze der Republik das Geld zu den erforderlichen Koſten zu nehmen. Es war eine feſte Zeit zur Ausführung dieſes Befehles angeſetzet: und es waren Beamte verordnet, die ein Auge darauf haben mußten.

Wenn der Senat die Erlaubniß, oder das Recht ertheilete, Bildſäulen aufzurichten, ſo beſtimmete er den Ort, und ein Stück Erdreich, fünf Schuhe breit, um das Fußgeſtell herum: damit die Familie deſſen, dem dieſe Gunſt verſtattet war, mehrere Bequemlichkeit hätte, den Schauſpielen beyzuwohnen, die auf den öffentlichen Plätzen gehalten wurden; bevor man noch die Amphitheater und Circos erbauet hatte. Die Zuſprechung des Ortes, war der Würde desjenigen gemäß; den man ehren wollte, und derjenigen Handlung, die ihm den Vortheil erwarb, eine Bildſäule auf öffentlichen Befehl zu erhalten.

Einige wurden in die Tempel geſtellet, oder auch in den Saal, wo der Senat ſich verſammlete; andere in den Platz der Rednerbühne, an die höchſten Oerter der Stadt, auf den Kreuzwegen, in öffentlichen Bädern, unter die zum Spazieren beſtimmten Säulengänge, bey den Eingängen der Waſſerleitungen, oder auch auf Brücken n); und mit der Zeit ward deren eine ſolche Menge, daß ſie ein ganzes Volk von Stein oder Marmor ausmacheten. **Cicero** ſchreibt: man verehrete ſie allenthalben dadurch, daß man Weihrauch vor dieſen Ebenbildern brannte; man brachte Opfer dahin, man zündete ihnen Kerzen an: und da man dergleichen Säulen, nachdem es die Gelegenheit gab, bey irgend einer ſonderbaren Handlung, an Oerter ſtellete, die nicht ſo volkreich waren; ſo gab es Beamte, die Sorge tragen mußten, daß ſie bewachet wurden. Dieſe Beamten werden im römiſchen Rechte Comites, Curatores Statuarum und Tutelarii genannt.

Die Oerter, welche zur Vorſtellung der Luſtſpiele und Trauerſpiele beſtimmet waren, wurden zu Aufrichtung der Bildſäulen ſolcher berühmten Schauſpieler erlaubet, an denen das Volk ſeine Luſt hatte. Auch die Verfaſſer ſolcher Schauſpiele, die man mit Beyfall aufgenommen hatte, hatten eben ſo viel Recht darauf: am öfterſten aber ſetzete man ſie in die Bibliotheken; inſonderheit ſeit der Zeit, da **Pollio** öffentliche Bibliotheken angeleget hatte.

Mithridates, ein Sohn des **Perſes Rhodobaſes**, weihete den Muſen eine Bildſäule vom **Plato**; welche **Silanio**, ein berühmter athenienſiſcher Bildhauer verfertiget hatte. Dieſer Künſtler hatte ſich durch ein glückliches Naturell ſelbſt unterwieſen; und er iſt es eben, der dem in dieſer Kunſt ſo berühmten **Zeuxis** die großen Grundſätze beygebracht hat, wie die Regeln der Bildhauerkunſt dem **Apol-**

---

n) Alex. gen. dies IV. 1030.

lodor o). Er goß ſogar die Bildſäule des letztern in Erz, und dieſer Schüler ward ſo geſchickt und zärtlich in dem Urtheile über ſeine eigenen Werke, daß man ihn auch für unſinnig anſah, und ihm einen ſolchen Zunamen gab; weil er deren viele zerſchlug, die, ſo vortrefflich ſie auch andern Kennern vorkamen, ſeinem Geſchmacke noch keine Genüge thaten.

Zuweilen verordnete man auch Bildſäulen, um die Beſtrafung irgend eines Verrathes oder Staatsverbrechens auf die Nachwelt zu bringen. Dieſe ſetzete man bloß auf die Erde, ohne Fußgeſtell, damit ſie dem ſchimpflichen Bezeigen deſto beſſer ausgeſetzet wären, davon **Juvenal** redet p).

Wegen der Höhe ſolcher Bildſäulen war keine feſtgeſetzte Verordnung. Es ſcheint, daß die dreyſchuhigten ziemlich lange nach dem Geſchmacke der Römer und auch der Griechen, für die Ueberwinder in den olympiſchen Spielen, geweſen ſeyn müſſen. **Lucian** läßt uns q) nur bey Gelegenheit derer, die in ſolchen Spielen dreymal gekrönet worden, bemerken: daß man ihre Bildſäulen ſehr genau nach ihrer natürlichen Größe gemeſſen; und daß die **Hellanodiker**, welche die Aufſicht darüber gehabt, ſich mehr angelegen ſeyn laſſen, ihre Länge nicht zu übertreffen, als gewiſſenhaft in Beobachtung derer Regeln zu ſeyn, nach welchen ſie von der Behendigkeit und Geſchicklichkeit derer urtheilen ſollten, die die Krone verdieneten.

Plinius r) und einige andere Geſchichtſchreiber, haben ſich bey der Beſchreibung der coloſſaliſchen Bildſäulen ſehr weitläuftig aufgehalten. **Hadrian** ließ dem olympiſchen **Jupiter** eine aufrichten, welche mit dem berühmten **Koloſſus** zu **Rhodus** in Vergleichung kann geſtellet werden. Zuweilen gab es deren einige von ſo ungeheurer Größe, daß da ſie nicht in einer einzigen Werkſtatt gearbeitet werden konnten, man die Abtheilungen davon, verſchiedenen Werkmeiſtern

---

o) Plinius XXXIV. 9. p) Sat. VI. verſ. 131.

meiſtern ſo genau verzeichnete, daß, wenn ſie die Theile überbrachten, die einem jeden zu verfertigen waren gegeben worden, ſie ſich ſo genau zuſammen paſſeten: daß wenn ſie zuſammen gefüget waren, ſie ein ſo wohl ausgeſuchetes Ganzes ausmacheten, als ob es aus einerley Klumpe und von einer einzigen Hand gearbeitet geweſen wäre.

Solin merket an, daß **Dädalus** der erſte geweſen, dem es eingefallen, den Bildſaulen die natürliche Stellung einer Perſon zu geben, die im Gehen begriffen iſt. Vor ihm hatten ſie die Füße dicht beyſammen, und man nannte ſie bey den **Römern** Compernes.

Die ſitzenden Bildſäulen brauchete man gemeiniglich für Götter oder Göttinnen; als ein Symbolum der Ruhe, der ſie genieſſen. So ſtellete man auch die vornehmſten obrigkeitlichen Perſonen dar, um die ruhige Verfaſſung ihrer Seelen, in Unterſuchung und Entwickelung der Geſchäffte anzudeuten.

Was nun die Materie betrifft, woraus ſie beſtunden: ſo iſt es wohl wahrſcheinlich, daß der Thon, als die geſchmeidigſte und geſchickteſte Materie, allerley willkührliche Geſtalten anzunehmen, zuerſt dazu gebrauchet worden. Nachdem man dem Thone die Geſtalt gegeben, die ſich zur Zeichnung ſchickete, ließ der Künſtler ihn an der Sonne hart werden, oder trocknete ihn im Feuer, damit er feſter würde, und im Stande wäre, dem Ungeſtüme der Luft beſſer zu widerſtehen. Vieleicht hat auch die Ueberziehung mit noch einer härtern Materie, ſie vor der Veränderung zu bewahren, diejenigen, die die Kunſt erfunden haben, in Metall zu gieſſen, darauf gebracht, daß ſie ſich des Thones zu Verfertigung der Modelle bedienet haben.

q) de Imag. r) Lib. XXXIV. und XXXVI.

Nachmals arbeitete man in Holz, weil es ſich beſſer handthieren läßt, als Stein oder Metall: und man hat es denen in Bildſäulen verſchwenderiſchen **Römern** vorgeworfen, daß ſie eine lange Zeit nur grob geſchnitzete hölzerne Götter in den mehreſten ihrer Tempel, auch ſelbſt nach der Zeit noch gehabt, da ſich die Bildhauer ſchon Stein und Marmor unterwürfig gemachet hatten.

Die Bildſäulen der Götter wurden auch oft vorzugsweiſe, lieber von gewiſſem Holze gemachet, als von anderm. **Priapus** war anfänglich von Feigenholze, für den Gärtner, der ſeinen Beyſtand wider die Diebe der Früchte anflehete. Der Winzer wollte ſeinen **Bacchus** von Weinholze haben: und zu den Bildſäulen der **Minerva** nahm man Olivenholz. **Mercur** ward, als ein Gott der Wiſſenſchaften, auch nicht aus allerley Holz geſchnitten; inſonderheit wenn er von den **Hermathenen**, der **Minerva**; und von den **Hermeraklen**, dem **Herkules** beygeſellet werden ſollte.

Herodot erzählet s), daß die **Epidaurier**, welche durch die Unfruchtbarkeit ihrer Ländereyen, in das äußerſte Elend gerathen waren, das Orakel von **Delphis** um Rath fragen laſſen; welches ihnen geantwortet: das Mittel für ihre Drangſalen wäre mit Aufrichtung zwoer Bildſäulen, zu Ehren der Göttinnen **Damia** und **Auxeſia**, aus wildem Olivenholze verbunden. Da nun das einzige athenienſiſche Erdreich dieſe Arten von Oelbäumen trug, ſo ſchickten ſie hin und ließen welche verlangen. Man verſprach ſie ihnen auch, aber unter der Bedingung, daß die **Epidaurier** alle Jahre, an einem gewiſſen Tage, einige ihrer Bürger abordnen ſollten, um zu Athen, der **Minerva** und **Erechtäa** Opfer zu bringen. Nach einigen Jahren misfiel den **Epidauriern** dieſe Dienſtbarkeit: ſie wollten ſie ſich vom Halſe ſchaffen, und man bezog ſie deswegen mit Krieg.

Es

---

r) Terpſich. 82. s) Achaïc. 557. Arcad. 592. 649.

Es erhellet, wenn man die Namen dieſer zwo nicht ſonderlich bekannten Göttinnen unterſuchet, es ſey bloß eine Warnung des Orakels an die **Epidaurier** geweſen: auf ihre Aecker mehr Sorgfalt zu wenden, als ſie zu thun gewohnet waren.

Pauſanias gedenkt t) einiger hölzernen Bildſäulen, die das Geſicht, die Hände und Füße von Marmor gehabt; anderer von verguldetem und gemaltem Holze, deren Geſicht, Hände, und Füße mit Elfenbein überzogen geweſen.

Eben dieſer **Pauſanias** ſaget u), daß **Theodor** von **Samos** der erſte geweſen, der die Kunſt erfunden das Eiſen zu ſchmelzen, und **Tiſagoras** der erſte geweſen, der ſich derſelben bedienet habe, verſchiedene Bildſäulen zu gießen. Allein dieſes Metall iſt gar zu locker, und nimmt daher gar zu leicht den Roſt an, als daß man es lange Zeit hätte verarbeiten ſollen; inſonderheit wann es in freyer Luft, oder an feuchten Orten ſtehen ſollte. Das Kupfer, welches durch ſeine Vermiſchung mit Zinn und Bleye, von zwölf bis fünf und zwanzig Pfund auf hundert zu Erz ward, läßt ſich viel beſſer gießen, und iſt der Veränderung viel weniger unterworfen.

Plinius gedenkt x) eines Geſetzes, welches auf Anſuchen des **Marius Gratidianus** bekannt gemachet ward, und die gehörige Vermiſchung zur Münze des gemeinen Geldes betraf; damit es ſich durch das Reiben nicht gar zu ſehr verändern möchte. Er ſetzet hinzu, dieſes Geſetz wäre dem ganzen Volke ſo angenehm geweſen: daß es, um ihm ſeine Erkenntlichkeit zu bezeugen, in den mehreſten Straßen der Stadt **Rom**, Bildſäulen zu ſeinen Ehren habe aufrichten laſſen.

---

u) Lacon. 237. Phocic. 841. x) Lib. XXXIII. 9.

Auch Gold und Silber hat man noch zu Bildſäulen gebrauchet, und man darf den **Pauſanias** nur aufſchlagen, um häufige Beyſpiele davon zu finden. **Valerius Maximus** aber bemerket y), daß man weder zu **Rom**, noch an irgend einem Orte **Italiens**, eher eine goldene Bildſäule geſehen; als bis **Glabrion** eine zu Pferde für ſeinen Vater **Marcus Acilius Glabrio**, in den Tempel der Frömmigkeit ſtellen laſſen, nachdem **Antiochus** der große bey **Thermopyle** war geſchlagen worden.

Die zu **Athen** erwähleten Magiſtratsperſonen, ſchworen bey ihrer Einführung, an dem Eingange der Gallerie des Königes: daß ſie genaue Beobachter der Geſetze ſeyn, und kein Geſchenk für die Ausübung der Gerechtigkeit nehmen wollten; bey Strafe, auf eigene Koſten eine goldene Bildſäule von gewiſſem Gewichte aufrichten zu laſſen.

Auch das Elfenbein ward zu Bildſäulen verarbeitet.

Herr **Blanchard** ſaget nichts von denen magiſchen Bildſäulen, die von Wachs gemachet wurden, um zu der Zauberey fähiger zu ſeyn: allein er bemerket, daß das Buchsbaumholz, als das dichteſte, zu den magiſchen Geheimniſſen gebrauchet worden. **Photius** gedenkt z) in dem Auszuge der XXII. Bücher der Geſchichte des **Olympiodorus**, einer zu **Reggio** aufgerichteten Bildſäule, welche die Kraft hatte, die Gluten des Berges **Aetna** aufzuhalten, und die Barbarn verhinderte, die Küſten zu verheeren.

Plinius und viel andere Geſchichtſchreiber haben von **Memnons** künſtlicher Bildſäule geredet, die alle Morgen beym Aufgange der Sonnen erklang: und deren Trümmer, wie einige Schriftſteller wollen, annoch beym Aufgange der Sonnen, einen Ton geben, der den Seyten eines Inſtruments gleicht, wenn ſie ſpringen.

Die

---

y) Lib. II. 5. z) Ph. 182.

· Die **Perſer** richteten ihren Göttern gar keine Bildſäule auf, und **Xerxes** zerſtörete alle diejenigen, die er auf ſeinem Feldzuge nach Griechenland antraf, wie **Herodot** verſichert a).

Bey den **Griechen** waren die Bildſäulen gemeiniglich nackend, ausgenommen der **Lucina** ihre, die man bis auf die Füße bedeckete. Sie waren mit einem Gewande behangen, welches den verſchiedenen Ständen der Römer gemäß war. Gleichwohl erzählet **Diogenes Laerz**, nach dem **Hippobotus**: daß die Bildſäule des **Empedokles** zu **Gregenti**, gekleidet geweſen; diejenige aber, welche die **Römer** ihm aufgerichtet, und in die Pforte des Senats geſtellet gehabt, nackend geweſen ſey. **Neanthes von Cyzikum** ſaget, daß, als nach **Metons** Tode, die Einwohner zu **Akragas** ſich empöret, **Empedokles** den Aufruhr geſtillet, und ſeinen Mitbürgern gerathen, ſich auf eine republikaniſche Regierungsforme einzuſchränken: ja nachdem er ſich gegen das Volk ſehr freygebig erwieſen, und diejenigen Mägdchen ausgeſtattet, die aus Mangel des Vermögens nicht heirathen konnten; ſo habe er die Bildſäule, die man ihm zu Ehren aufgerichtet, mit Purpur bedecket, und einen vergoldeten Harniſch, und andere Zierrathe hinbringen laſſen, die die Römer erbeuthet gehabt, als ſie ſich der Stadt bemächtigten.

Plinius ſetzet den Unterſchied der griechiſchen und römiſchen Bildſäulen in folgenden Worten feſt: Græca res eſt nihil velare; at contra, Romana et militaris thoracas addere. Lib. XXXIV. 5.

Die Römer, als Ueberwinder und Herren der Welt, ſchmücketen ihre Stadt mit den berühmteſten Bildſäulen aus. **Metrodorus von Scepſis** ſaget, die **Volſcinier** wären von den Römern angegriffen worden, ohne einen andern Bewe-

---

a) Uran. 124.

gungsgrund, als um ſich derer zwey tauſend Bildſäulen zu bemächtigen, die ihrer Stadt zur Zierde dieneten. Nummius führete deren eine große Menge von Achaja; Lucullus von Pontus; Antonius von Epheſus weg. Nero ließ alle die wegſchaffen, die zu Olympia ſtunden; Cato ließ Zenons ſeine von Cypern nach Rom führen: weil er ſie aus Hochachtung gegen dieſen Weltweiſen nicht verkaufen wollte. Dio von Pruſium und Syneſius *b*) ſagen: die Kinder hätten ſich über die Bildſäulen aufgehalten, die auf den Köpfen eine Art von Hut nach Art der Lacedämonier gehabt: und Aerotian nennet ſie σκεπάσματα σκιᾶς χάριν πεποιημένα.

Es war gewöhnlich, Bildſäulen auf die Gräber zu ſetzen. Feſtus Pompejus berichtet, daß man nahe bey dem römiſchen Thore einen Ort, Namens Statuæ Cinciæ gefunden, weil daſelbſt ſo ſehr viele Bildſäulen auf den Grabmälern der Cinciſchen Familie geweſen.

Die Athenienſiſchen Geſetze beugeten der übermäßigen Pracht der Grabmäler vor. *c*). Man dorfte nicht länger als drey Tage, und nur durch zehn Leute, daran arbeiten laſſen. Es war auch verbothen, Bildſäulen vom Mercur über die Begräbnißſäulen ſetzen zu laſſen: und Demetrius Phalereus, welchem man über dreyhundert Bildſäulen, in der einzigen Stadt Athen aufgerichtet, hatte die Höhe der Begräbnißſäulen oder Pyramiden, auf drey Ellen hinunter geſetzet.

Lucian gedenkt, in ſeinem Geſpräche Philopſeudes, oder der Ungläubige betitelt, einer Bildſäule, die die Kraft gehabt das Fieber zu heilen, und deren Kniee voll von den Merkmaalen der Erkenntlichkeit derer gehangen, die einige Lin-

---

b) Orat. XXX. de regno. *c*) Cicero de legib. II.

Linderung von ihr erhalten. Gleich darauf erzählet er die Straſe desjenigen Unſeligen, der den kleinen Schatz dieſer Bildſäule geſtohlen gehabt.

Eben dieſer **Lucian** ſaget anderwärts *d*): daß die Bildſäule des **Polydamas** zu **Olympia**, und des **Theagenes** zu **Thaſos**, in großer Verehrung geſtanden; und ſpottet über diejenigen, von welchen man ſagete: daß ſie ſchwitzeten, ſich bewegeten und Orakel gäben.

Als die Bildſäule des **Horatius Cokles** vom Blitze war gerühret worden, ließen die **Römer** aus **Hetrurien** Wahrſager kommen, ſie um Rath zu fragen: wie man ein ſolches Wunder austilgen ſollte? Sie riethen, das Schnitzbild an einen ſolchen Ort der Stadt zu ſetzen, wohin die Sonnenſtralen niemals träſen. Man merkete die Bosheit dieſes Rathes wohl, man brachte ſie heraus, und beſtrafete ſie mit dem Tode.

Als **Granius Marcellus** ſichs einfallen laſſen *e*), einer Bildſäule des **Auguſtus** den Kopf abzunehmen, und auf **Tibers** Bildſäule zu ſetzen, ward die Sache vor den Senat gebracht, und er zum Tode verdammet: als ob er dem **Auguſt** ſein tyranniſches Regiment vorwerfen wollen. Denn wie der h. **Hieronymus** über das IV. **Cap. Habacucs** anmerket, ſo machete man es mit denen den Tyrannen errichteten Bildſäulen ſo, wenn die Furcht ihnen zumisfallen verſchwunden war.

Es war keinem Herrn erlaubet ſeinem Sclaven übel zu begegnen, wenn er zu einer kaiſerlichen Bildſäule flüchtete: und zu **Tibers** Zeit war es eine Art von Verbrechen, ſich vor einer Bildſäule nur ein ander Kleid anzuziehen. Der

Kaiſer

---

d) Concil. Deor. pag. 714. *e*) *Tacit.* Annal. 1. *Sueton.* in *Tiber.*

Kaiſer **Claudius** ließ **Auguſts** ſeine von dem Markte wegnehmen, allwo die verurtheilten Uebelthäter abgeſtrafet wurden, um ſie durch ſolchen Anblick nicht zu entweihen.

Pauſanias ſaget: es habe das Leben gekoſtet, eine Bildſäule zu ſtehlen, oder von ihrer Stelle zu bringen. Er hat uns die Geſchichte des Theagenes, eines Sohnes des Timoſthenes, Prieſters des Herkules zu Thaſos erhalten. Dieſer hatte in ſeiner Kindheit eine ſo große Stärke, daß, da er in ſeinem neunten Jahre aus dem Orte kam, wo er ſeine Uebungen gehalten hatte, er eine eherne Bildſäule weggetragen. Man zog ihn gefänglich ein, und man ſchenckete es ſeiner Kindheit nur mit der Bedingung, daß er ſie wieder hintragen ſollte: welches er auch den Augenblick that. Er trug bis vierzehn hundert Preiſe in verſchiedenen griechiſchen Spielen davon; wenn wir dem griechiſchen Texte eben dieſes **Pauſanias** glauben: denn der Ueberſetzer, welcher ſie auf vier hundert hinunter geſetzet, iſt nur durch die mehrere Wahrſcheinlichkeit dazu veranlaſſet worden. Einer ſeiner Mitwerber, der nur gar zu oft in ſeinem Leben mit ihm in Handgemenge geweſen war, kam vor Eiferſucht in einen ſolchen Haß wider ihn, daß er alle Nacht hingieng, die Bildſäule dieſes Ueberwinders mit Ruthen zu ſtreichen: und da dieſe Bildſäule einsmals auf den, der mit ihr ſo ſchimpflich verfuhr, umſtürzete, ſo erdrückete ſie ihn. Seine Kinder foderten vor Gerichte Genugthuung wegen ihres Vaters Tode, und gründeten ſich auf das Geſetz des **Drako**; welches auch die lebloſen Dinge ins Elend verwieſen, die eines Menſchen Tod verurſachet hatten. Die Thaſier befahlen daher, man ſolle die Bildſäule ins Meer ſtürzen: allein ſie wurden dafür durch eine Unfruchtbarkeit ihrer Aecker geſtrafet. Sie ſchicketen nach **Delphis**, und das Orakel rieth ihnen, die Verbanneten wieder zu ruffen: allein man vergaß die Bildſäule des Theagenes; und die Unfruchtbarkeit hielt ferner an. Man ſchickete alſo noch einmal an das Orakel, und dieſes erinnerte ſie des dem **Theagenes** erwieſenen Unrechts. Es zogen alſo einige Taucher die Bildſäule wieder aus dem Meere, und man brachte ſie mit Ehren an ihre Stelle. Nachmals ward ſie in großer Verehrung gehalten, und man rief ſie in verſchiedenen Krankheiten um Hülfe an.

Der Pöbel ließ wenigſtens eben ſo viel Wuth in Umreißung der Säulen dererjenigen blicken, die in Ungnade gefallen waren; als er Zuneigung und Hitze bezeuget hatte, ſie denen aufzurichten, die in Gnaden ſtunden. Die Beyſpiele des **Demetrius Phalereus** zu **Athen**, und einiger Kaiſer, oder auch **Sejans**, in **Rom**, ſind gute Beweiſe von der Unbeſtändigkeit des Volkes in ſeinem Wohlwollen.

Der Rechtsgelehrte **Modeſtinus** ſaget *): die Bürger ſollten unterrichtet ſeyn, daß man die Bildſäulen derer zerſtören müſſe, die wegen des Verbrechens der beleidigten Majeſtät verbannet wären. So werden die Namen **Stilicon**, **Rufin**, und **Eutropius**, im **theodoſianiſchen** Codex verworfen und für ehrlos erkläret.

Man entweihete die Bildſäulen, wenn man ſie zu Boden riß, ſie mit Kothe bedeckete, die Aufſchriften abriß, oder auslöſchete; wie **Plinius** in der Lobrede auf den **Trajan** zu erkennen giebt: und **Sueton** drücket dieſe Geſinnung des Senats ſelbſt, bey **Domitians** Tode, in folgenden Worten ſehr nachdrücklich aus: Contra Senatus adeo lætatus eſt, ut repleta certatim Curia non temperaret, quin mortuum contumelioſiſſimo atque acerbiſſimo acclamationum genere laceraret, ſcalas etiam afferri, clypeoſque et imagines ejus coram detrahi, et ibidem ſolo affligi juberet; noviſſime eradendos ubique titulos, et abolendam omnem memoriam decerneret.

Cajau-

---

*) Lib. 4. ff. de pœnis.

Caſaubon verbeſſert in dieſer Stelle ſcalas afferri, und ſetzet hin, ſcalis inferri: als wenn man hätte im Sinne gehabt ihn ad ſcalas Gemonias ſchleppen zu laſſen. Allein das hätte die Wiederausgrabung aus der Erde nach ſich gezogen, davon hier nicht geredet wird: und man weis, daß Domitians Amme Sorge getragen, ſeinen Körper in die Gräber ſeiner Familie bringen zu laſſen.

Lampridius ſaget, daß ſich nach dem Tode des **Commodus** eben dergleichen Bewegungen geäußert: und **Capitolin** ſchreibt von **Maximins** Tode eben das.

Der h. **Ambroſius** bemerket [*]): daß man diejenigen ins Elend verwieſen; die die Bildſäulen der Tyrannen bewacheten; und einige Bürger am Leben beſtrafet habe, welche die Ebenbilder des **Brutus** und **Caſſius**, der Mörder Cäſars, aufbewahreten.

Theodoſius ſchaffete alle Ceremonien ab, die bey Aufrichtung der Bildſäulen üblich waren, ſobald ſie nur den Schein einer Verehrung hatten. Vor denen Geſetzen, die er deswegen einführete, mußten alle Menſchen Trankopfer von Weine thun, und Weihrauch zu den Füßen derer Bildſäulen anzünden, die man einweihete. Die Kirchengeſchichte gedenkt gar oft der Chriſten, die man geſtrafet hat: weil ſie keinen Antheil an denen Nahrungsmitteln nehmen wollen, die man einige Tage lang dieſen Bildſäulen brachte.

Dieß iſt nun das vornehmſte, was ſich aus des Herrn **Blanchards** Beobachtungen über die Bildſäulen der Alten ergiebt: und es iſt nicht unrecht, daß man diejenigen, die ſich aus dem bloßen Titel einbilden könnten, dieſe Materie ſey ſchon erſchöpfet, erinnere: daß wir nicht viel davon finden, als was **Plinius** im XXIV. und XXVI. Buche ſeiner

---

[*]) Offic. Lib. I. 43.

ner natürlichen Geſchichte davon ſagt. Des **Frigelius** Abhandlung de Statuis illuſtrium Romanorum, kann in Anſehung desjenigen Theiles, den er hier erklären wollen, für nichts als für eine Auslegung dieſer Bücher des **Plinius** gehalten werden. Der Tractat von Bildſaulen des **Franciſcus Lemäus**, iſt nur ein Auszug aus dem **Frigelius**, welcher nichts ſonderbares hat, als was die Bildſäule **Ludwigs** des XIV. auf dem Markte des Victoires betrifft. Es iſt wahr, daß man noch des **Kalliſtratus** Tractat von Bildſäulen zu Rathe ziehen kann, welchen **Vigenere** zu Ende der Bildniſſe der zween **Philoſtraten** überſetzet hat; und die Noten dieſes Ueberſetzers. Sie ſind voller Gelehrſamkeit, ſie haben aber inſonderheit nur die Malerey und Bildhauerkunſt zum Gegenſtande, davon hier nicht die Rede iſt.

IV.

Des Herrn Abtes Sallier Ueberſetzung des Geſprächs vom Plato, Krito betitelt, nebſt einigen Anmerkungen. Im 1738 Jahre.

Der Herr Abt Sallier, welcher nach und nach alle Werke **Platons** ins Franzöſiſche überſetzet, theilet auch dann und wann der Akademie die Stücke ſeiner Ueberſetzung, nebſt Anmerkungen mit: die theils den Grund der in dieſen verſchiedenen Stücken enthaltenen Lehre, theils auch den Grundtext betreffen, wornach er ſie überſetzet hat.

Gegenwärtiges Geſpräch iſt eines der ſchönſten und merkwürdigſten dieſes Weltweiſen. Es heißt **Krito**, und er ſtellet uns darinnen den **Sokrates** im Gefängniſſe vor, welcher, da man durch ſolche Bewegungsgründe, die die meiſte Kraft über einen Menſchen, und zumal einen unglücklichen Menſchen haben können, in ihn dringt: er ſolle ſich durch eine ſchleunige und leichte Flucht dem unbilligen Urtheilsſpruche entziehen, den die Athenienſer über ihn gefället hatten; einem um ſeine Rettung bekümmerten Freunde beweiſt, daß die Flucht, welche er ihm vorſchlägt, ſie beyde vor Menſchen und Göttern ſtrafbar machen, ihn ins beſondere aber mit einer viel größern Schmach beflecken würde, als der ihm zuerkannte Tod thun könnte.

Wir wollen zuvörderſt die Ueberſetzung des ganzen Geſprächs herſetzen, und dann die hauptſächlichſten Anmerkungen hinzufügen, womit der Herr Abt Sallier ſie begleitet hat.

Krito,

Krito, oder
Sokrates, im Gefängniſſe.

Wie kömmt es, Krito, daß du ſchon ſo früh hier biſt? Iſt es nicht noch ſehr früh?

Krito.

Ja, Sokrates, allerdings.

Sokrates.

Wie früh iſt es wohl?

Krito.

Es iſt erſt am kleinſten Anbruche des Tages.

Sokrates.

Ich begreife nicht, wie der Kerkermeiſter dich zu dieſer Zeit hat einlaſſen können.

Krito.

Ich bin ſchon ſo oft hier geweſen, daß ich Bekanntſchaft mit ihm gemachet habe, und er hat ſich auch außerdem über meine häufigen Beſuche nicht zu beſchweren, ſie ſind nicht allezeit ſein Schaden.

Sokrates.

Biſt du erſt dieſen Augenblick gekommen, oder haſt du ſchon lange gewartet?

Krito.

Ich bin ſchon ziemlich lange hier.

Sokrates.

Und du haſt mich nicht gleich gewecket? Warum haſt du da gewartet und nichts geſaget?

Krito.

Ich mochte dich durchaus nicht wecken, Sokrates, und wünſchete, daß ich ſelbſt auch ſchlafen könnte und von dem Schmerzen, der in mir iſt, nicht beunruhiget würde. Ich erſtaune ſehr, daß ich dich ſo gelaſſen ſchlafen ſehe. Ich entſchloß mich, dich der ſüßen Ruhe genießen zu laſſen. Denn ich geſtehe dir, daß wenn mir bisher, und dein ganzes Leben hindurch, dein Glück groß vorgekommen iſt, welches vieleicht deinen Sitten und deinem Charactere beyzumeſſen iſt, mir dieſes Glück noch viel größer vorkömmt, da ich dich anjetzt in deinem unglücklichen Zuſtande, ſonder Unruhe und Bekümmerniß antreffe.

Sokrates.

Es würde ſich wahrlich! ſehr ſchlecht ſchicken, wenn ich, in meinen Jahren, den nahen Tod, der mir drohet, nicht mit kaltem Blute anſehen könnte.

Krito.

Wie viel andere aber, die eben ſo alt ſind, als du, Sokrates, laſſen ſich von einem ſolchen Unglücke zu Boden ſchlagen? Das hohe Alter erſparet ihnen die heftigen Bewegungen nicht, die der Anblick eines nahen Todes verurſachet.

Sokrates.

Das kann wohl ſeyn. Aber warum biſt du ſo früh hergekommen?

Krito.

Wegen einer ſehr böſen Neuigkeit, nicht für dich, wie es ſcheint; aber für mich, und alle für deine Freunde; die entſetzlichſte Neuigkeit, die ich hätte erfahren können.

Sokrates.

Worinnen beſteht ſie denn? Iſt etwa das Schiff von Delos gekommen? Habe ich nur noch einige Augenblicke zu leben?

Krito.

Noch zur Zeit iſt es nicht gekommen, allein nach dem Berichte einiger Perſonen von **Sunium**, die es dort gelaſſen haben, iſt es wahrſcheinlich, daß es heute kommen wird, und daß morgen unfehlbar der letzte Tag deines Lebens ſeyn werde.

Sokrates.

Immerhin! Krito, wenn es der Wille der Götter iſt. Ich kann dennoch nicht glauben, daß das Schiff heute ſchon kommen ſollte.

Krito.

Weswegen glaubeſt du das?

Sokrates.

Ich will dirs ſagen: ich ſoll erſt den Tag nach der Ankunft des Schiffes ſterben; denn ſo wollen es diejenigen, die es entſcheiden können. Es iſt alſo unmöglich, daß es heute in den Hafen komme, und es kann erſt morgen geſchehen. Dieſes ſchließe ich aus einem Traume, den ich nur dieſe Nacht gehabt habe, und welcher mich veranlaſſet, dir zu ſagen, daß du mich allerdings zur Unzeit gewecket haben würdeſt. Ich träumete, ich ſähe ein ſchönes Weib, die gut von Geſtalt und weiß gekleidet war, und als ſie ſich mir genähert hatte, zu mir ſagete: **Sokrates,**

Nach dreyen Tagen wirſt du Phtiens Felder ſehen.

Krito.

Das iſt ein ſehr ſonderbarer Traum!

Sokrates.

Sonderbar, wenn du willſt; mir iſt er ſehr klar.

Krito.

Ach freylich! iſt er nur gar zu klar. Allein, **Sokrates,** glaube mir, rette dich mit der Flucht von hier. Verliere ich dich; ſo iſt dieſes das größte Unglück für mich: denn außer dem Schmerze einen ſolchen Freund zu verlieren, als du biſt, und dergleichen ich niemals wieder finden werde, werde ich noch den Verdruß haben, von Leuten, die uns beyde nicht genugſam kennen, ſagen zu hören, daß ich mir keine Mühe gegeben habe, dich aus dem Gefängniſſe zu bringen, da es doch nur bey mir geſtanden hätte, ein Stück Geld zu geben, und dich zu retten. Iſt nun wohl ein größerer Schandfleck für einen Menſchen, als daß er ſein Geld lieber zu haben ſcheine, als ſeinen Freund? Der große Hauſen wird ſichs niemals einbilden, daß eben du dich geweigert haſt, von hier zu gehen; ungeachtet wir in dich gedrungen haben, es zu thun.

Sokrates.

Was thut uns das, was der große Hauſen denkt? Die Vernünftigen, deren Urtheil allein man verehren muß, werden glauben, die Sache ſey ſo zugegangen, wie ſie wirklich zugegangen iſt.

Krito.

Allein, **Sokrates**, du ſiehſt, daß man das Urtheil des großen Haufens ſo ſehr nicht verachten darf: der gegenwärtige Zuſtand deiner Sachen zeiget dir wohl, daß ſelbiger im Stande iſt, denenjenigen das größte Leid zuzufügen, auf die er einen Groll hat.

Sokrates.

Wollte Gott! **Krito**, daß es in des Pöbels Macht ſtünde, uns viel Leid zuzufügen; vieleicht ſtünde es dann auch in ſeiner Macht, uns viel Gutes zu thun, und das wäre eine ſelige Sache. Allein, wir dörfen eins ſo wenig fürchten, als das andere hoffen; denn es ſteht nicht in des Pöbels Gewalt, uns weiſe oder unſinnig zu machen: er thut alſo nichts, als was der blinde Zufall ihn tüchtig machet zu thun.

Krito.

Jmmerhin! dem ſey denn ſo. Sage mir zum wenigſten, ob du, um mich oder deine andern Freunde zu ſchonen, dich wegerſt, aus dieſem Orte zu gehen? Fürchteſt du etwa, dein Entweichen möchte uns Ungelegenheit zuziehen, man möchte es uns Schuld geben, es möchte uns unſer ganzes Vermögen, oder doch einen großen Theil deſſelben koſten, oder wir möchten wohl gar noch was ärgers dulden müſſen? Alles dieſes darf dich gar nicht abhalten. Jſt es denn nicht billig, daß wir, um dich zu retten, alle dieſe Gefahr laufen? Wir wollten uns wahrlich! wohl noch größern Gefahren ausſetzen. Glaube mir alſo, und ergreif das Mittel, was ich dir vorſchlage.

Sokrates.

Ich kann nicht läugnen, daß mir bereits dieſes und ſonſt noch verſchiedenes eingefallen iſt.

Krito.

So höre denn endlich auf, dir ſelbſt Hirngeſpinſte zu erſinnen, die dich ſcheu machen: ich beſchwöre dich darum! Man fodert eben keine ſo gar große Summe, dich von hier wegzubringen und zu retten. Und ſiehſt du überdem nicht, wie gering der Stand dieſer feilen Ankläger iſt, denen man mit wenigem Gelde leicht das Maul ſtopfen wird. Mein ganzes Vermögen iſt zu deinen Dienſten, und wird, wie ich denke, hinreichend ſeyn. Wollteſt du aber, um deſſelben zu ſchonen, dich ſeiner nicht bedienen; ſo haſt du ja hier Freunde genug, die das Ihrige mit beytragen werden, dich in Sicherheit zu bringen. **Simmias von Theben**, einer der vornehmſten, hat ſo viel Geld, als nöthig iſt, mitgebracht. **Cebes** biethet ebenfalls welches an, und noch viel andere thun desgleichen. Widerſetze dich alſo nicht weiter zu deinem Verderben, und ſtoße dich nicht weiter an das, was du letztlich deinen Richtern ſagteſt: daß wenn du dich aus dieſer Sache wickelteſt, du nicht wiſſen würdeſt, was du anfangen noch machen ſollteſt. Weiſt du denn nicht, daß du an verſchiedenen Orten Freunde finden würdeſt? Wollteſt du nach Theſſalien gehen, ſo ſtehe ich daſelbſt mit verſchiedenen Perſonen in Verbindungen des Gaſtrechts; dieſe würden dich mit Freundſchaft aufnehmen; ſie würden ſich aus deiner Gegenwart was machen, und erfreuet ſeyn, dich zu beſitzen. Dieſe Zuflucht wäre ganz ſicher, und von Seiten der Theſſalier hätteſt du nichts zu fürchten.

Uebrigens, **Sokrates**, erlaube mir, dir zu ſagen, daß du dich, meiner Meynung nach, den Regeln der Billigkeit nicht gemäß bezeugeſt, wenn du dich ſelbſt dem Tode in den

Augenblicke übergiebſt, da du die Mittel in Händen haſt, dich zu retten. Du ſelbſt hilfſt ja das ausrichten, was deine grauſamſten Feinde wider dich beſchloſſen haben, nämlich dein Verderben. Füge dieſem noch bey, daß du deine Kinder verwahrloſeſt; du könnteſt ſie erziehen: und du verläſſeſt ſie, und ſo viel nur an dir iſt, giebſt du ſie auf gut Glück dahin. Was hat man nicht für ſie zu fürchten? es wird ſie alles das treffen, was täglich vor unſern Augen allen denen begegnet, die Weyſen bleiben. Du hätteſt entweder leben müſſen, ohne Kinder zu haben, oder du mußt dich auch entſchließen, alle Plagen zu erdulden, welche die Pflicht, ſie zu ernähren und zu erziehen, dir auferlegt. Der Rath, den du ergreifſt, iſt meines Erachtens eine Schwachheit, und nichts iſt entfernter von der Verbindlichkeit eines Menſchen, welcher ſich gegen die Welt erkläret hat, er ſey in ſeinem ganzen Leben mit nichts als mit der Tugend beſchäfftiget geweſen. Thue alſo, was ein rechtſchaffener und beherzter Mann thun würde: denn ich kann dirs nicht verhölen, daß ich mich deiner und deiner Freunde wegen ſchäme. Dieſe ganze Sache wird man uns allen für eine Wirkung unſerer Zaghaftigkeit auslegen. Erſtlich haſt du dich recht muthwillig in einen Rechtshandel und in Weitläuftigkeiten eingelaſſen, die du wohl hätteſt vermeiden können; zum andern, wie iſt denn die Sache in ihrem ganzen Laufe getrieben worden? Der Ausgang endlich, der gleichſam der lächerliche Zufall des ganzen Stückes ausmachet, ſcheint unſern Augen gänzlich entzogen zu ſeyn, und dieſes unſerer Schwachheit und Feigherzigkeit wegen, weil du dir keine Mühe gegeben haſt, und wir eben ſo wenig, dich von hier wegzubringen, da wir es doch ohne Schwierigkeit hätten thun können, wenn wir wozu getauget hätten. Gib wohl Acht, **Sokrates**, daß nicht außer dem Uebel, was daraus entſtehen wird, dieſes alles noch auf dich und uns eine groſe Schmach ziehe. Bedenke es wohl, oder glaube vielmehr nicht, daß du Zeit zum Ueberlegen habeſt, du ſollteſt den einzigen Rath, der dir übrig bleibt, ſchon ergriffen haben. Künftige Nacht muß alles ausgerichtet ſeyn. Verſäumeſt du einen Augenblick, ſo haben wir keine Zeit, kein Mittel, keine Rettung mehr. Gib alſo nach, **Sokrates**, und folge meinem Rathe.

Sokrates.

Dein Eifer, **Krito**, würde ein großes Gewicht haben, wenn er nur billig und geordnet wäre; da er dieſes aber nicht iſt, ſo iſt er mir um ſo viel verdrießlicher, je dringender er iſt. Mir kömmt es zu, zu unterſuchen, ob es erlaubet ſey, deine Anerbiethungen anzunehmen, oder nicht. In dem Stande, darinnen du mich anjetzt ſiehſt, bin ich noch derſelbe, der ich jemals geweſen bin, das heißt, unfähig, irgend jemanden zu gehorchen, als der Vernunft, die mir am geſündeſten zu ſeyn ſcheint. Mein jetziger Zuſtand iſt von meinem vorigen unterſchieden; deswegen aber ſteht es noch nicht in meiner Gewalt, diejenigen Grundſätze der Aufführung fahren zu laſſen, denen ich ſonſt gefolget bin. Ich ſehe, daß dieſe Grundſätze über mich noch eben ſo mächtig ſind, als ehedem, und eben die Lehren, die ich ehedem verehret habe, die verehre ich auch anjetzt noch. Kannſt du mir nun jetzo keine beſſern und gegründetern entgegen ſetzen, ſo hoffe nur ja nicht, mich auf deine Meynung zu bringen: du brächteſt mich nicht darauf, wenn gleich das in deinen Augen ſo mächtige Volk mich durch neue Ketten, durch neue Todesarten, und durch den Verluſt aller meiner Güter ſchrecken wollte, ſo wie man den kleinen Kindern durch nichtige Geſpenſter ein Schrecken einjaget.

Krito.

Wie können wir uns, **Sokrates**, in die Unterſuchung inlaſſen, die du vorſchlägſt?

Sokrates.

Nichts iſt leichter, als das. Wir wollen auf deine vorigen Reden kommen, und auf die Achtung, die man, wie du meyneſt, auf das, was die Leute von uns denken, haben müſſe. Wir wollen doch ſehen, ob es nicht wahr ſey, daß es Urtheile giebt, auf die man allerdings zu ſehen hat, und wieder andere, nach denen man gar nichts zu fragen hat? Iſt es wohl möglich, daß dieſes wahr geweſen wäre, ehe ich an den Augenblick meines Todes gekommen bin, daß die Sachen ſich jetzo änderten, und daß es augenſcheinlich wäre, man hätte nur ſo geredet, um das Geſpräch zu unterhalten? Sollte man in der That nur haben ſpaßen und ſcherzen wollen? Ich möchte wohl mit dir unterſuchen, **Krito**, ob der Grundſatz, davon wir hier reden, mir in meinen gegenwärtigen Umſtänden anders vorkommen kann, als ſonſt; oder ob er derſelbe bleibt? ob ich mich ihm unterwerfen, oder ihn fahren laſſen muß? Unter den Urtheilen der Menſchen giebt es einige, die man für etwas rechnen muß, und andere, die für gar nichts zu halten ſind. Was meyneſt du davon? denn ſo viel die Ungewißheit menſchlicher Dinge es zuläßt, kann man verſichern, du werdeſt morgen nicht ſterben; und der Zufall, welcher mir drohet, kann dich außerdem ſo ſehr nicht beunruhigen, daß du deine Meynung ändern ſollteſt. Sage mir, ſcheint dir dieſes wahr zu ſeyn?

Krito.

Nichts iſt gewiſſer.

Sokrates.

Man muß diejenigen Urtheile verehren, die gut ſind, und diejenigen verachten, die es nicht ſind.

Krito.

Unfehlbar.

Sokrates.

Geſunde Urtheile wollen wir diejenigen nennen, die von vernünftigen Perſonen kommen; der unvernünftigen ihre, nennen wir verächtlich. Nun wollen wir ſehen, wie das zu verſtehen iſt. Wir wollen einen Menſchen ſetzen, der die Uebungen des Kampfplatzes lernen will, und gänzlich damit beſchäfftiget iſt; ſage mir doch, ich bitte dich, ſoll derſelbe ſich mehr aus dem Lobe, oder aus dem Tadel machen, der ihm von den Leuten überhaupt, ſie ſeyn wer ſie wollen, zuflieſſt, oder lediglich aus dem Urtheile desjenigen, der die Stelle des Arztes vertritt, oder den Uebungen des Kampfplatzes vorſteht?

Krito.

Er muß nichts anhören, als was der Arzt, oder der Uebungsmeiſter ſaget.

Sokrates.

Den Tadel oder die Lobſprüche einer unwiſſenden Menge, darf ein ſolcher Menſch alſo gar nicht ſcheuen; er brauchet nichts mehr, als das Lob des Meiſters allein zu verdienen, und deſſen Tadel zu ſcheuen. Nach deſſen Gutachten muß er handeln, und im Eſſen und Trinken die gehörige Maaſſe beobachten. Dieſen Meiſter, der den ganzen Uebungsplatz ordnet, muß er mehr als die Meynungen eines blinden Pöbels zu Rathe ziehen.

Krito.

Das iſt außer allem Zweifel.

Sokrates.

Wenn nun zum Unglücke der Menſch, von welchem ge reden, den Rath des einzigen Mannes, dem er folgen ſoll, verachtete; wenn er auf die Meynung des Lehrers und auf deſſen Lobſprüche nicht viel gäbe; wenn er ſich nur aus dem Beyfalle des groſſen Hauſens was machete, der die Sache nicht verſteht; glaubeſt du wohl, daß ihm Uebels daraus erwachſen würde?

Krito.

Wie ſollte ihm nichts übels daraus entſtehen?

Sokrates.

Was für ein Uebel aber würde ihn wohl treffen? worauf würde es hinaus laufen, und auf welchen Theil dieſes ungelehrigen Jünglinges würde der Schaden kommen?

Krito.

Auf den Körper, welcher gar ſehr dabey leiden würde.

Sokrates.

Sehr wohl, Krito; eben ſo würde es in andern Fällen gehen; und damit wir nicht in gar zu groſſe Weitläuftigkeit gerathen, ſo antworte mir: wenn es darauf ankömmt, zu entſcheiden, was recht, unrecht, wohlanſtändig, ſchändlich, gut, oder böſe ſey, wie wir in gegenwärtigem Falle entſcheiden ſollen, muß man da die Meynungen des gemeinen Hauſens erwählen, oder ſcheuen; oder eines einzigen Menſchen ſeine, wenn dieſer einzige es verſteht; muß man dieſen allein mehr verehren und ſcheuen, als alle andern? Wir wiſſen, daß, wenn wir ſeiner Meynung nicht gehorchen, wir denjenigen Theil unſerer ſelbſt tödtlich verletzen werden, den die Ausübung deſſen, was recht iſt, ſtärket, und die Unbilligkeit ſchwächet. Glaubeſt du, daß alles dieſes nichts ſey?

Krito.

Wahrlich! ich denke das Gegentheil.

Sokrates.

Wir wollen weiter gehen; wenn wir dadurch, daß wir auf die Meynung geſchickter Leute nicht achten wollten, in uns dasjenige verderbeten, was die Geſundheit allein erhält, und die Krankheit verderbet, nämlich den Körper; könnten wir denn wohl hoffen, eines längern Lebens zu genieſsen? ein erſchütterter und geſchwächter Körper liegt zuletzt unter.

Krito.

Allerdings.

Sokrates.

Glaubeſt du wohl, daß wir noch länger leben könnten, wenn wir in uns ſelbſt denjenigen Theil verſehreten, den die Billigkeit allein in gutem Stande erhält und die Unbilligkeit verderbet? oder, wenn wir gleich nicht unterſuchen, was das für ein Theil an uns ſelbſt ſey, auf welchen das Recht oder Unrecht ſolche verſchiedene Wirkungen thun, hältſt du denſelben nicht für ſo koſtbar, als den Körper?

Krito.

Ja gewiß.

Sokrates.

Hat nun derſelbe einen noch größern Werth, ſo geſtehe mir auch zu, daß man ſich nicht daran kehren müſſe, was die Leute ſagen, ſondern was derjenige ſagen möchte, welcher unterſcheiden kann, was in unſern Handlungen billig oder unbillig iſt, was dieſer einzige Richter ſagen wird, was die Wahrheit ſelbſt ſprechen wird. Hieraus folgere ich nun ſogleich, daß du, wider die geſunde Vernunft, mir die Meynung des großen Haufens herausgeſtrichen und gewollt haſt, ich ſollte darauf in einem ſolchen Falle achten, wo es darauf ankömmt, was recht, was unrecht, was gut oder übel iſt. Vielleicht könnte mir jemand ſagen: aber dieſer große Haufen kann dich tödten!

Krito.

Das wird man dir allerdings ſagen, **Sokrates.**

Sokrates.

Immerhin! Allein, mein lieber **Krito**, kömmt nicht das, was du mir da erinnerſt, mit dem, was wir bereits geſaget haben, überein? iſt es nicht dieſelbe Sache? Wir wollen noch eins bedenken, nämlich die Gewißheit dieſes Grundſatzes: daß das Leben an ſich ſelbſt kein ſolches Gut ſey; was man ſo gar hoch ſchätzen müſſe, ſondern daß lediglich das tugendhafte Leben dieſes Vorrecht verdiene.

Krito.

Dieſer Grundſatz iſt unſtreitig.

Sokrates.

Das tugendhafte Leben aber iſt nichts anders, als ein Leben, welches der Ehrliebe und Billigkeit gemäß iſt. Biſt du eins mit mir?

Krito.

Ja.

Sokrates.

Nach dieſen Grundſätzen nun läuft unſer ganzer Streit darauf hinaus, zu wiſſen, ob es recht ſey oder nicht, daß ich verſuche, ohne Einwilligung der Athenienſer hier weg zu gehen. Finden wir, daß dieſe Entwiſchung die Regeln der Billigkeit nicht verletze: ſo muß man ſie verſuchen; wo nicht, ſo muß man gar nicht mehr daran denken. Was deine Betrachtungen wegen des Geldes, das es koſten könnte, wegen der Reden der Leute und der Erziehung meiner Kinder betrifft; ſo ſind dieſes ſolche Erwägungen, mein **Krito**, die man dieſem unvernünftigen Pöbel überlaſſen muß, welcher, aus bloßem Eigenſinne, heute jemanden tödtet, dem er morgen gern das Leben wiedergäbe, wenn er es könnte. Was uns betrifft, ſo wollen wir uns an dasjenige halten, was wir geſaget haben, und bevor wir uns verbindlich machen, Geld zu geben, bevor wir denenjenigen verbunden werden, die mir dienen möchten, ſo müſſen wir erſt zuſehen, ob wir nicht beyde wider die Billigkeit verſtießen, ſowohl diejenigen, die mich von hier wegbrächten, als wir, die wir die Anerbiethungen ihrer Macht annähmen. Wofern wir in dieſem Entſchluſſe einen Schatten von Unbilligkeit ſehen, ſo dörfen wir gar nicht anſtehen, wir müſſen der Rettung unſers Lebens entſagen, wir müſſen den Tod und alles, was in der Welt nur ſchreckliches iſt, lieber erwarten, als eine ungerechte That thun.

Krito.

Ich kann dir nicht widerſprechen, **Sokrates**; aber was willſt du denn, das wir thun ſollen?

Sokrates.

Wir müſſen gegenwärtigen Handel mit einander unterſuchen. Werde ich Sachen vorbringen, die du beſtreiten kannſt, ſo beſtreite ſie, ich will nachgeben; haſt du mir aber nichts entgegen zu ſetzen, ſo höre endlich auf, mir zu wiederholen, daß ich, wider den Willen der Athenienſer, aus meinem Kerker gehen ſoll. Ich will es für was großes halten, dafern ich dich von meiner Meynung überzeuge, und es ſollte mir leid ſeyn, wenn du meiner Meynung nachgäbeſt, ohne daß du überwunden wäreſt. Höre einmal zu, wobey ich meine Sätze anfange, und beantworte mir meine Fragen nach deinen Gedanken. Wir haben ehemals feſt geſetzet, daß es niemals erlaubet ſey, jemanden Unrecht zuzufügen, es ſey auf was Weiſe es wolle, und in allen unſern ehemaligen Unterredungen haben wir dieſe Wahrheit, als eine ausgemachte Wahrheit angenommen und zugeſtanden. Was meyneſt du nun? Sollte wohl die Evidenz dieſes Satzes, bey dem wir ehedem alle eins waren, in dieſen wenigen Tagen verſchwunden ſeyn? Sollte es wohl möglich ſeyn, daß Leute von unſern Jahren, die ſich ihr ganzes Leben befliſſen haben, die ernſthafteſten und wichtigſten Gegenſtände zu unterſuchen, ſich recht als kleine Kinder ſelbſt betrogen hätten; oder ſcheint uns die Sache heute noch eben ſo zu ſeyn, als ſie uns damals vorkam? Darum wollen wir uns nicht bekümmern, daß der große Haufen ſo denken ſolle, als wir, oder daß er anders denke; daß uns daher die größten oder geringſten Unglücksfälle zuſtoßen; wollen wir ohne Bedenken behaupten, daß das Unrecht für den, der es thut, eine ſchändliche und auf alle Art böſe Sache ſey?

Krito.

Wir beharren allerdings in dieſer Meynung.

Sokrates.

Iſt es in keinem Falle erlaubet, eine Ungerechtigkeit zu begehen, ſo wird es auch dem, der eine Ungerechtigkeit leidet, nicht erlaubet ſeyn, ſich durch eine andere zu rächen, wie der gemeine Mann glaubet; es iſt nicht erlaubet, jemanden Böſes zu thun, noch Böſes mit Böſem zu vergelten. Den Menſchen Böſes thun iſt nichts anders, als ihnen Unrecht thun, und keine böſe Begegnung, ſie ſey beſchaffen wie ſie wolle, berechtiget uns, einer gegen den andern un-

ungerecht zu ſeyn. Gib wohl Acht, Krito, wenn du hierinnen mit mir worüber eins wirſt, daß du mir nichts wider deine innere Ueberzeugung zugiebſt. Du weiſt wohl, daß dieſe Sätze nur von ſehr wenigen Leuten angenommen werden, und wie unmöglich es iſt, daß diejenigen, welche in Grundſätzen nicht eins ſind, ſich recht aufrichtig vereinigen, mit einander Unterſuchungen anzuſtellen. Es iſt faſt unausbleiblich, daß ein Theil den andern heimlich verachte, wenn ſie ihre Reden gegen einander überlegen. Siehe alſo zu, geſetzt daß du ſo dächteſt als ich, ob du im Stande biſt, meine Gründe anzunehmen, und ob wir aus dieſem Satze ferner folgern ſollen: daß es allezeit böſe ſey, eine Unbilligkeit zu thun, Unrecht mit Unrecht zu vergelten, und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben: oder ſage mir, ob du dieſen Grundſatz verwirfſt, und dich nicht im Stande befindeſt, an meinen Unterſuchungen Theil zu nehmen? Haſt du mir was entgegen zu ſetzen, ſo verhöle mirs nicht; haſt du aber nichts, ſo höre die Folge meiner Rede.

Krito.

Ich bin deiner Meynung und weis keine Schwierigkeit wider dich aufzubringen.

Sokrates.

Wenn man ſich einmal anheiſchig gemachet hat, etwas billiges und rechtmäßiges zu thun, glaubeſt du wohl, daß man ſein Wort nicht halten und ſich von ſeinem Verſprechen erlaſſen könne?

Krito.

Nein gewiß nicht.

Sokrates.

Hieraus nun unterſuche, ob ich, wenn ich ohne Bewilligung der Athenienſer aus dieſem Gefängniſſe gienge, nicht jemanden Unrecht thun würde, und zwar ſolchen Leuten, denen man am wenigſten Unrecht thun ſoll. Unterſuche endlich, ob dieſes denen Verbindungen ein Genügen thun hieße, die wir unſerm Geſtändniſſe nach rechtmäßig eingegangen ſind?

Krito.

Ich weis dir nichts zu antworten, **Sokrates**, und ich ſehe nicht, wie man dir etwas einwenden will.

Sokrates.

Stelle dir einmal vor, ich hätte den Anſchlag ergriffen, mich hier wegzuſtehlen; oder willſt du meiner Entweichung etwa dieſen Namen geben, dem Tode zu entgehen. Stelle dir ferner vor, daß in dem Augenblicke meines Ausganges, ich die Republik und Geſetze der Athenienſer begegne, daß ſie vor mir ſtehen bleiben, und mich ſo anreden: Was haſt du im Sinne, **Sokrates**? bedenkeſt du auch, worauf das abzielet, was du thuſt? Weiſt du, daß es, ſo viel an dir liegt, auf den Untergang deines Vaterlandes und den Umſturz der Geſetze hinaus läuſt? Oder glaubeſt du, ein Staat könne ſich erhalten, wenn die nach den Geſetzen gefällten Urtheilsſprüche darinnen keine Stärcke und Gewalt haben; ſobald bloße Privatperſonen dieſelben ungeſtrafet verachten, und für nichtig anſehen wollen? Was werden wir auf dieſe und dergleichen Reden antworten? Denn ſetze nur einen Redner, welcher ſeine Beredſamkeit der Republik und den Geſetzen leihet: was würde derſelbe nicht zu Unterſtützung desjenigen Geſetzes ſagen, welches meine Flucht vernichten würde; und welches will, daß man die Ausſprüche der Gerichtsbänke, die ſich auf das öffentliche Anſehen gründen, verehre? Wollen wir ſagen, die Republik thue mir Unrecht? ihr wider mich gefälletes Urtheil ſey ein Urtheil voller Unbilligkeit?

Krito.

Ja; allerdings werden wir das ſagen, **Sokrates.**

Sokrates.

Wie aber? wenn dieſe Geſetze uns erwiederten: Haſt du nicht zugeſtanden, **Sokrates**, man müßte ſich den Ausſprüchen der Republik, die ſie durch den Mund der von ihr geſetzten Obrigkeit ertheilet, unterwerfen? Und wenn wir über dieſer Rede ſtutzig zu ſeyn ſchienen, könnten ſie nicht noch hinzufügen: Erſtaune nicht, **Sokrates**, und da du mit der Fragweiſe ſo gut umzugehen weiſt; ſo erlaube uns anjetzt, dir ebenfalls Fragen vorzulegen, und antworte du deinerſeits darauf. Was haſt du uns vorzurücken, uns und deinem Vaterlande, daß du uns durch deinen Ungehorſam ſo zu Grunde richten willſt? Uns haſt du deine Geburt zu danken; durch uns ſind dein Vater und deine Mutter verbunden, und du biſt aus ordentlichem Ehbette gebohren worden. Rede! bey was für Gelegenheit beklageſt du dich über diejenigen Geſetze, die die Ordnung des Eheſtandes betreffen? Worinnen ſündigen ſie? Wahrlich, **Krito**, ich würde gezwungen ſeyn, zu ſagen, ich hätte mich über dieſe Geſetze nicht zu beſchweren. Nun dann! würden ſie fortfahren, findeſt du diejenigen etwa nicht ſo weiſe, die die Erziehung und den Unterricht betreffen, ſo die Väter ihren Kindern ſchuldig ſind, und die du ebenfalls genoſſen haſt? Haben nicht die Geſetze, die deine Erziehung angeordnet haben, die gehörigſten Dinge vorgeſchrieben, da ſie deinem Vater befohlen, dich durch Wiſſenſchaften und Leibesübungen zu bilden? Da du nun uns das Leben, die Nahrungsmittel ſelbſt, die dir ſolches erhalten, und die Tugendlehren zu danken haſt, die dich gelenket haben: unter was für Vorwande willſt du dich denn unſerm Anſehen entziehen? Wie? willſt du ſagen, daß du uns nicht angehöreſt; und nicht bekennen, daß du ſowohl unſer Sohn, als Sclav biſt, du und deine Väter? Glaubeſt du bey ſolcher Abhänglichkeit, über uns eben das Recht zu haben, was wir über dich haben? Glaubeſt du, du könnteſt mit Billigkeit dich an uns vergreifen, weil wir wider dich verfahren? Wie, Sokrates! du magſt von einem Vater dulden, du magſt unter einem Lehrmeiſter leiden, dem du unterworfen biſt; ſo wird dirs dennoch nicht erlaubet ſeyn, Böſes mit Böſem, Unrecht mit Unrecht zu erwiedern: du wirſt ihn nicht ſchlagen dörfen, wenn er gleich dich zuerſt geſchlagen hat. Und wenn es auf dein Vaterland, und auf die Geſetze ankömmt, darauf ſelbiges ſich gründet: ſo willſt du dirs für erlaubet halten, zu verſuchen, ob du ſie verderben kannſt, weil dein Vaterland und dieſe Geſetze wider dich ein Todesurtheil gefället haben, welches ſie für billig halten? Kannſt du wohl, wenn du ſo verfährſt, verſichern, daß du das Recht nicht verletzeſt; du, der du dich dafür ausgiebſt, daß du der Tugend wirklich anhängſt? Iſt deine Geſchicklichkeit ſo beſchaffen, daß du nicht weiſt, wie das Vaterland mehrere Ehrfurcht von uns verdiene? daß ſelbiges etwas heiligeres, etwas noch unverletzlicheres ſey, als ein Vater, als eine Mutter und alle unſere Anherren ſind? Iſt dirs unbewußt, daß nach dem Urtheile der Götter und weiſen Menſchen, das Vaterland weit über alle Anverwandten erhaben ſey? Daß man es verehren, ihm gehorchen, und ſelbſt in dem Augenblicke, da wir ſeinen Zorn empfinden, ihm mit mehrerer Behutſamkeit begegnen müſſen, als wir einem Vater thun würden? Daß wir daſſelbe durch demüthige Vorſtellungen erweichen, oder thun müſſen, was es befiehlt, und die Uebel, wozu uns daſſelbe verurtheilet, ohne Murren erdulden ſollen: es ſey nun, daß es erfodert, uns zu ſchlagen, oder in Ketten zu legen; oder daß es uns in die Gefahren eines Gefechtes ſchicket, wo wir nichts als den Tod, oder tödtliche Wunden zu gewarten haben? Wir müſſen uns allem unterwerfen, und die Billigkeit will es ſo. Man muß nicht nachlaſſen, weder einen Fußbreit weichen, noch ſeinen Poſten verlaſſen; ſondern im Kriegsheere und in der Stadt, in Gerichtsbänken und allenthalben, ſind wir verbunden, zu thun, was die Obrigkeit, oder das Vaterland uns auferlegen. Das Mittel der Ueberredung iſt uns erlaubet, wenn wir uns ſeiner zu bedienen wiſſen; die Gewalt aber iſt uns, in Anſehung unſerer allgemeinen Mutter, noch viel härter unterſaget, als in Anſehung eines Vaters.

Was würden wir wohl, mein **Krito**, auf dieſe Rede der Geſetze zu antworten haben?

Krito.

Nichts ſcheint mir gewiſſer zu ſeyn, als alles, was du geſaget haſt.

Sokrates.

Bekenne demnach, würden ſie noch hinzufügen, daß du dem Rechte gegen uns Gewalt anthuſt. Dieſe Geſetze, die du verletzeſt, nachdem ſie dir das Leben gegeben, nachdem ſie dich ernähret und in ihrem Schooße erzogen haben, die haben dir und allen deinen Mitbürgern, alle Vortheile mitgetheilet, die ſie dem Staate nur verſchaffen können. Sie ſind nicht zufrieden geweſen, dich mit Wohlthaten zu überhäuſen; ſie haben dir und jedem, es ſey wer da wolle, auch noch die Macht gelaſſen, die Art zu unterſuchen, wie man die Geſchäffte hier zu Lande abhandelt; und nachdem dieß reiſlich erwogen worden, dich mit allem, was dir gehörete, zu begeben, wohin du wollteſt, wenn du glaubeteſt, es ſtünde dir nicht an, in Athen zu bleiben. Du weiſt es, **Sokrates**, es giebt kein einziges Geſetz, welches irgend einem unter euch verböthe, oder ihn hinderte, ſich in einer Pflanzſtadt niederzulaſſen, wenn er mit uns nicht zufrieden wäre, oder ſich mit ſeinem Haabe und Gute zu einem andern Volke zu begeben. Hieraus folget nun: daß ein jeder unter euch, welcher von der Einrichtung unſerer Urtheile und unſerer Art zu regieren, völlig unterrichtet iſt, und fortfähret, in unſerer

rer Stadt zu leben, ein ſolcher ſich auch wirklich und in der That verbinde, die Pflichten, welche wir vorſchreiben, getreulich zu erfüllen; und daß, wer ſich denſelben nicht unterwirſt, die Gerechtigkeit auf dreyerley Art verletze. Einmal vergeht er ſich an dem, der ihm das Leben gegeben hat; zweytens lehnet er ſich gegen diejenigen auf, die ihn erzogen haben; und drittens bricht er eine mit völliger Freyheit eingegangene Verbindung. Man muß uns entweder gehorchen, oder uns überzeugen, daß wir ungerechte Befehle gegeben haben. Unſere Gewohnheit iſt es niemals geweſen, mit einer unerbittlichen Härtigkeit zu gebiethen, und wir laſſen jedem Bürger unter zweyen Dingen die Wahl: entweder zu thun, was wir befehlen; oder uns durch ſeinen Rath auf das, was recht iſt, zurückzuführen. Du hingegen thuſt keines von beyden; folglich behaupten wir mit Rechte: daß, wenn du deinem gegenwärtigen Entſchluſſe folgeſt, du aller Verbrechen ſchuldig ſeyn wirſt, die wir dir hier zu erkennen gegeben; ja du wirſt noch ſchuldiger ſeyn, als irgend ein Athenienſer. Willſt du wiſſen, warum? ſo wollen wir dir es ſagen.

Du, **Sokrates**, haſt dich mehr, als ſonſt jemand, anheiſchig gemachet, nach den Geſetzen der Athenienſer zu leben. Der Hauptbeweis davon iſt dieſer, daß du mehr als jemand die Geſetze und Regierungsforme deines Vaterlandes zu billigen geſchienen haſt. Wenn dieſes nicht geweſen wäre, würdeſt du dich wohl zu Athen, mehr als ſonſt ein anderer Athenienſer gethan, aufgehalten haben? Du haſt dich niemals von hier begeben, um auswärtige Schauſpiele zu ſehen: keine Neugierde hat dich ſchlüßig machen können, die Stadt auf eine Zeit lang zu verlaſſen. Du biſt ganz anders geweſen, als andere Leute; und haſt dich nur entfernet, um in den Krieg, oder zu den iſthmiſchen Spielen zu gehen, und dieſes auch nur ein einziges mal. Du haſt auch nicht einmal begehret, in einer andern Stadt, oder unter andern Geſetzen zu leben. Du biſt folglich ſehr vergnügt geweſen, dein Leben unter unſerm Anſehen zuzubringen. Welch ein ſicherer Merkmaal kann es geben, daß du gern von uns haſt gelenket und regieret ſeyn wollen? Du haſt auch unſer Recht auf dich und die Verbindungen, darinnen du ſtundeſt, dadurch beſtärket, daß du dich in unſerer Stadt verheirathet und Kinder gezeuget haſt.

Noch mehr: es hat dir frey geſtanden, ſo lange deine Anklage gewähret hat, dich zu begeben, wohin du gewollt hätteſt; dich ſelbſt durch eine freywillige Vertreibung zu beſtrafen: und was du damals mit Genehmhaltung deines Vaterlandes gethan hätteſt, das kannſt du anjetzt nicht anders, als wider ſeinen Willen thun. In den erſten Augenblicken dieſes Proceſſes aber, praleteſt du mit einer fälſchlichen Verachtung des Todes, und redeteſt, als ob der Tod dir erträglicher vorkäme, als der Auszug aus Athen. Anjetzt ſind alle dieſe Reden nichts bey dir; und uns hältſt du ſo wenig in Ehren, daß du uns umzuſtoßen trachteſt. Du macheſt es nicht beſſer mit uns, als ein elender Sclav, der nur davon zu laufen ſuchet; und verachteſt das Verſprechen und die Verabredung, die wir mit einander haben, daß du unſerm Willen gemäß leben wollteſt. Antworte uns, Sokrates, iſt es eine Unwahrheit, daß du dich wirklich, und nicht nur mit dem Munde, dazu anheiſchig gemachet hatteſt?

Was ſoll ich zu meiner Rechtfertigung antworten, Krito?

Krito.

Du müßteſt dich freylich für ſchuldig erkennen.

Sokrates.

Haſt du nun dieſe Verſprechungen, dieſe Verabredungen, wider welche du handelſt, gezwungen, oder wider Willen gethan? Wirſt du ſagen, daß du übereilet worden, und daß man dich gezwungen habe, dich mit uns zu verbinden, ohne daß du Zeit genug gehabt hätteſt, es zu überlegen? War dir ein Raum von ſiebenzig Jahren nicht Zeit genug, ein anders Land zu erwählen, wenn wir dir nicht anſtunden, und deine Verbindungen dir unbillig vorkamen? Du erkenneſt, daß **Lacedämon** und **Kreta**, Staaten ſind, die weislich regieret werden. Gleichwohl haſt du weder dahin gehen mögen, noch irgend eine andere griechiſche oder barbariſche Stadt erwählen wollen; und biſt weniger aus Athen gekommen, als die Blinden oder Lahmen, oder Unvermögenden: ſo groß war der Vorzug, den du deinem Vaterlande und uns einräumeteſt! Denn welche Geſellſchaft kann gefallen, wenn ſie nicht durch Geſetze unterſtützet wird? Gleichwohl zerreißeſt du anjetzt alle dieſe Bande.

Willſt du uns glauben, ſo wirſt du ganz anders verfahren, und durch eine ſo verwerfliche Flucht, nicht andern Leuten etwas zu lachen ſchaffen. Und in der That, was haſt du für dich oder deine Freunde für Vortheil davon zu hoffen? Was ſie betrifft, ſo iſt es offenbar, daß du ſie in Gefahr ſetzeſt, aus der Stadt gejaget und ihrer Güter beraubet zu werden; du aber, magſt nun nach **Theben**, oder **Megara**, als Städte gehen, wo man die Geſetze in Ehren hält; ſo wirſt du nicht anders als ein Feind des Regiments hinein treten. Diejenigen, die für die Sicherheit dieſer Staaten wachen, werden dich mit mistrauiſchen Augen anſehen, und in dir nichts, als einen Zerſtörer der Geſetze erblicken. Deine Richter wirſt du in der Meynung beſtätigen, daß ſie ein gerechtes Urtheil wider dich gefället haben. Denn wer ſich zum Störer der Geſetze machen kann, der kann auch mit allem Rechte als ein Verführer der Jugend, und ſolcher Leute, deren Verſtand ſchwach iſt, gehalten werden.

Wozu wirſt du dich alſo entſchließen können? Wirſt du die wohlgeordneten Städte, und den Umgang weiſer Leute vermeiden? Iſt es dann wohl der Mühe werth, zu leben? Gehſt du aber mit rechtſchaffenen Leuten um, was wirſt du wohl mit ihnen reden können, darüber du nicht erröthen müßteſt?

Was wirſt du für Reden führen? werden es wohl andere ſeyn, als die du gewohnet biſt: nämlich daß die Tugend, die Gerechtigkeit, die Liebe zu den Geſetzen und billigen Sachen, dem Menſchen ein ſchätzbarer Gut ſind, als alles übrige? Und glaubeſt du wohl, daß in dieſem Falle, der Stand des **Sokrates** nicht ein unanſtändiger Stand ſeyn ſollte? Nein, das darfſt du nicht hoffen.

Entziehſt du dich dem Anblicke tugendhafter Menſchen, ſo thuſt du es, um **Kritons** Freunde in **Theſſalien** aufzuſuchen. Daſelbſt wirſt du die Verachtung der Geſetze und die Unordnung triumphiren ſehen. Vieleicht werden ſie auch mit Vergnügen die Erzählung deines letzten Abentheuers anhören: wie du dich in verſtellter Tracht aus dem Gefängniſſe geſchlichen haſt, und mit einigen Kleidungen behangen geweſen biſt, die dich unkenntlich machten, wie insgemein die allerſtrafbareſten Flüchtlinge thun. Fürchte aber zugleich, daß nicht jemand anmerke: wie **Sokrates**, um den unſeligen Ueberreſt eines allem Anſehen nach, ſehr kurzen Lebens zu retten, ſich nicht geſcheuet hat, die heiligſten Geſetze zu verletzen, noch ſich dem Schrecken der Dürftigkeit auszuſetzen. Vieleicht haſt du, dafern du aller Menſchen ſchoneſt, und niemanden misfällſt, alsdann dieſe Widerwärtigkeiten nicht zu beſorgen; aber was wirſt du auch hingegen nicht für Dinge thun müſſen, die dir unanſtändig ſind? Zu was für Niederträchtigkeiten wirſt du dich nicht hinunter laſſen müſſen? Und wirſt du nicht gegen alle die, mit denen du zu thun haſt, eine nichtswürdige Gefälligkeit brauchen müſſen? Womit wirſt du alſo in **Theſſalien** beſchäfftiget ſeyn? Etwa den Gaſtmahlen beyzuwohnen? gleich als ob du die Reiſe nur unternommen hätteſt, dem Wohlleben nachzulaufen? Ey! was wird dann aus allen denen ſchönen Unterredungen werden, die von der Gerechtigkeit und Tugend handelten? Vieleicht willſt du uns antworten, du wollteſt dich für deine Kinder erhalten, die du zu erziehen haſt: allein wirſt du ſie ſo leicht erziehen können, wenn du ſie in ein Land gebracht haſt, wo du ihnen keine andern Vortheile verſchaffen kannſt, als daß du Fremdlinge aus ihnen macheſt? Das werden ſie mit dir gewinnen! Oder denkſt du etwa, wenn du ſie auch nicht von **Athen** wegnimmſt, und nur lebeſt, daß ſie hier viel beſſer werden erzogen werden, wenn du fern von ihnen biſt? Oder wie? kannſt du dir einbilden, deine Freunde werden ſich eher deiner Kinder annehmen, wenn ſie wiſſen, daß du in einem Winkel von **Theſſalien** noch vorhanden biſt; als wenn ſie dich mit Standhaftigkeit ſterben ſehen? Dieß kann man wahrlich von Leuten nicht glauben, die ſich dafür ausgeben, daß ſie dir ergeben ſind, und die zu allem fähig ſind.

Uebrigens verlaſt dich auf uns, **Sokrates**, denen du alles zu danken haſt, was du biſt; und ſtehe nicht an, die Liebe zur Billigkeit deinen Kindern, deinem Leben ſelbſt, und allen andern Dingen vorzuziehen: damit du ſonder Furcht, und im Stande dich vertheidigen zu können, vor denen erſcheinen mögeſt, welchen du in jener Welt Rechenſchaft zu geben haſt. Dadurch, daß du uns ungehorſam biſt, haſt du ferner keinen Vortheil in dieſem Leben, weder für dich, noch für jemanden von deinen Freunden zu hoffen; du verſündigeſt dich nur an der Gerechtigkeit, an der Frömmigkeit, und bereiteſt dir in jenem Leben kein beſſer Schickſal vor. Gehe alſo aus dem gegenwärtigen, wenn du hinaus gehen ſollſt, und beklage dich nicht, über unſere Ungerechtigkeit, ſondern über der Menſchen ihre. Kömmt dir es aber nicht ſchändlich vor, Böſes mit Böſem, und Unrecht mit Unrecht zu vergelten; dein Verſprechen und deine Bündniſſe gegen uns zu brechen; denen Schaden zu thun, denen du am wenigſten ſchaden ſollteſt; dir ſelbſt, deinen Freunden, deinem Vaterlande und uns, nachtheilig zu ſeyn: ſo wiſſe, daß wir dich als unſern Feind anſehen werden, ſo lange du in dieſer Welt biſt; und wenn du dich in jener Welt einfinden wirſt, ſo werden jene ewigen Geſetze, die unſere Schweſtern ſind, dich mit Verachtung und als einen Menſchen annehmen, der ſein äußerſtes gethan hat, uns zu vernichten. Sey wider **Kritons** Rathſchläge wohl auf deiner Hut, und gib vielmehr denen, die wir dir ertheilen, Gehör.

So ſind nun, mein lieber **Krito**, die Reden beſchaffen, die ich beſtändig in mir ſelbſt zu hören glaube: faſt wie die **Korybanten** beſtändig den Schall der Flöten zu hören glauben. Der Kopf iſt mir von dem Tone dieſer Reden ſo voll, daß ich auch unfähig bin, auf etwas anders Acht zu geben. Du magſt nun für das Gegentheil ſagen, was du willſt; ſo würdeſt du, ſo viel ich urtheilen kann, vergebens reden. Glaubeſt du indeſſen noch, daß du über meinen Verſtand etwas gewinnen könnteſt, ſo fange noch einmal an.

Krito.

Ich habe weiter nichts zu ſagen.

Sokrates.

So wollen wir denn gelaſſen bleiben, und uns dahin führen laſſen, wohin der Willen Gottes uns ruft.

Anmerkungen
über Platons Geſpräch, Krito betitelt.

Die Anmerkungen, welche der Herr **Abt Sallier** über dieſes Geſpräch darbeuth, gehen theils **Platons** Lehre, theils den Text des Geſpräches an. Die erſtern ſind nur eine Unterſuchung von **Platons** Grundſätzen. Er hat geglaubet, daß er, um deſto beſſer hinter deren Wahrheit zu kommen, **Platons** Anſehen auf einige Zeit bey Seite ſetzen, das bloße natürliche Licht ohne Vorurtheil zu Rathe ziehen, und die Lehre dieſes Weltweiſen, mit den Lehren des natürlichen und öffentlichen Rechtes zuſammen halten müßte, ſo wie die Vernunſt ſie uns an die Hand geben kann.

Einige ſehr einfältige Erwägungen, haben die Menſchen von der Nothwendigkeit überzeuget, in Geſellſchaft zu leben: und daher ſind die Betrachtungen über die Regeln entſprungen, denen ſie in dem Umgange, welchen ſie mit einander pflegen müſſen, zu folgen haben.

Um vom **Plato** zu urtheilen, muß man nur noch ſehen: ob dieſe Grundſätze mit denjenigen übereinſtimmen, die die Vernunft geheiliget, und die Einwilligung der weiſeſten und ernſthafteſten Leute, aus allen Völkern beſtätiget hat?

Anmerkungen über Platons Lehre.

Der Herr Abt **Sallier** ſetzet nichts voraus, als was ein Weltweiſer, der ein rechtſchaffener Mann iſt, ſich nicht weigern kann anzunehmen, nämlich: daß unter den Handlungen der Menſchen ein weſentlicher Unterſchied ſey; deren einige gut und lobenswerth, die andern böſe und tadelhaft ſind.

Er ſetzet hinzu, daß, wenn es Leute geben ſollte, die fähig wären, den Unterſchied zwiſchen dem Böſen und Guten zu läugnen, man ihnen nicht erlauben dörfte, daher die Lehre anzutaſten, welche **Plato** in gegenwärtigem Geſpräche vorträgt; und daß es vorläufig genug wäre, wenn man ihnen zu bemerken gebe: daß **Plato** in gegenwärtigem Falle, dieſe Wahrheit, vom Unterſchiede des Guten und Böſen, als feſt geſetzet, und an verſchiedenen Stellen ſeiner Schriften erwieſen, anſieht; daß man ſie daher als einen vorläufigen Grundſatz, oder wenigſtens als eine Lehrmeynung annehmen müſſe, die **Plato** das Recht gehabt hat, voraus zu ſetzen.

Auf dieſen Grund unternimmt dieſer Weltweiſe, dem **Krito** zu beweiſen: daß **Sokrates**, ohne die Geſetze der

Gerechtigkeit zu verletzen, aus ſeinem Gefängniſſe nicht hat gehen können.

Dieſes vorausgeſetzet, wollen wir nunmehr ſehen, was die Vernunft uns von den verſchiedenen Ständen des Lebens, darein wir, es ſey durch freye Wahl, oder durch einen vorhergegangenen Willen unſerer Väter, gerathen können, entdecken wird.

Der Menſch kann entweder im natürlichen, oder im bürgerlichen Stande betrachtet werden.

Unter dem Stande der Natur, verſteht der Herr Abt **Sallier** denjenigen, darinnen die Menſchen einander nicht unterworfen ſind; wo ſie von keinem gemeinſchaftlichen Herrn abhängen, und wo ſie endlich von einander weder Gutes noch Böſes empfangen haben. Dieſer Stand könne nun vorhanden ſeyn, oder nicht: ſo iſt doch das, was ihn von dem bürgerlichen Stande unterſcheidet, die unbedingte Unabhänglichkeit von allem, was nicht der Urheber der Natur ſelbſt iſt. Es iſt ein Stand der natürlichen Freyheit, darinnen der Menſch niemanden von ſeinem Thun Rechenſchaft geben darf; und wo er aus eigener Macht entſcheiden kann, was er thun oder laſſen will.

Der Begriff, den wir uns von dieſem Stande machen, ſchmäuchelt derjenigen Liebe, womit wir gebohren werden, der Liebe zur Unabhänglichkeit von aller Herrſchaft.

Nichts iſt angenehmer, als wenn man glaubet, man ſey frey von allem, was die Freyheit bindet, und ſich einbildet: man habe keinen Herrn, und dörfe kein Geſetz von einer fremden Macht erwarten. Man glaubet, den Weg gefunden zu haben, der zum höchſten Gute führet: allein, man kann ſich mit dieſer Unabhänglichkeit nicht ohne Verblendung ſchmäucheln, und eine Verblendung kann nicht lange

Beſtand haben. Unſere Schwäche giebt uns gar bald zu erkennen, wie eitel und ſogar nachtheilig dieſe Freyheit iſt, die wir zu genießen glauben. Unſer Unvermögen, uns das Gute zu verſchaffen, und das Uebel zu entfernen, rufet uns beſtändig zu der Nothwendigkeit des bürgerlichen Lebens und einer Geſellſchaft zurück, welche durch Geſetze regieret wird, die den Gebrauch der höhern Gewalt einſchränken und mäßigen können.

In der That, man ſtelle ſich einen Menſchen vor, wie z. E. den **Ariſtippus**, im **Xenophon** *), der weder gebiethen noch gehorchen will; der weder nach der Herrſchaft ſtrebet, noch die Knechtſchaft leiden mag; und welcher endlich, um ſich den Uebeln der mit der Bosheit und Macht bewaffneten Gewalt zu entziehen, ſich unter keine Geſellſchaft begeben, noch auch einen Oberherrn erkennen will. Dieſer unabhängliche Menſch wird allenthalben fremd ſeyn, von einer Stadt zur andern irren, ohne Vaterland, ohne Anverwandte, ohne Freunde. Sein Vaterland iſt jeder Ort, wo er Luft ſchöpfet, und es giebt keine allgemeine Mutter, welche die Stimme erhebt und für ihn wirket. Dieſe vorläufigen Ausſichten auf die Unglücksfälle, welche ſich eräugen können, und die man durch die Vorſichtigkeit entfernet, dieſe Abſichten, womit das Vaterland ſich beſchäfftiget, und ſich anfüllet, gereichen demjenigen nicht zum Vortheile, den es nicht kennet. Das Vaterland hat ſeine ihm eigenen Kräfte, und brauchet dieſelben zum Beſten derer, die es als ſein erkennet; diejenigen aber, die ihm nicht angehören, vernachläßiget es. Die Weisheit der Geſetze, die Strenge derer, die über dieſelben wachen, die Gewalt der Waffen, die Vorſichtigkeit der Rathſchläge, alles dienet einen Schild auszumachen, mit welchem das Vaterland nur diejenigen bedecket, die ſelbiges für ſeine Mutter erkennen, und im Nothfalle als Beſchützerinn anruffen.

Es

---

*) Memorabil. *Socrat.* Lib. II

Es gebe einen Sinnis, einen Sciro, einen Prokruſtes; dieſe berüchtigten Straßenräuber mögen noch heute zu Tage, ganze Landſchaften durch dieſelben Grauſamkeiten verheeren, die ſie ehedem ausgeübet haben: und dieſer Ariſtippus, dieſer Fremdling, den wir uns hier vorſtellen, antworte uns, wer ihm ſeine Freyheit, ſein Leben, oder ſeine Güter verſichern wird? Was für eine Geſellſchaft wird für das Heil eines Menſchen wachen, der nicht gehorchen will, und niemanden gebiethen kann? Was für ein Arm wird ſich bewaffnen und ihn wider die Anfälle eines Stärkern vertheidigen?

Glaubeſt du, könnte man zu ihm ſagen, daß, wenn es auch weder einen Sinnis, noch einen Prokruſtes gäbe, weiter niemand übrig bliebe, welcher diejenigen mishandelte, die weder Beſchützer noch Rächer haben? Wie? diejenigen, die allezeit in ihrem Vaterlande bleiben, haben Geſetze, die nicht dulden, daß man diejenigen beleidige, die es beſchützet: ſie haben Verwandte, ſie haben Freunde, die ihnen beyſpringen. Ihre Städte ſind befeſtiget, ſie haben Waffen, ſich zu beſchützen; ſie ſtehen in Bündniſſen mit ihren Nachbarn: und gleichwohl können ſie vor dem Ueberfalle der Boshaften nicht geſichert bleiben. Und du, der du keinen dieſer Vortheile haſt; der du allemal ohne Vaterland biſt, und meiſtentheils auf den Straßen von Gefahren umringet wirſt; der du in keine Stadt kömmſt, wo du nicht weniger Anſehen haſt, als der geringſte Einwohner; kurz der du in eben dem Stande lebeſt, den diejenigen ſuchen, welche andere Leute betrügen wollen, glaubeſt du, man werde deiner ſchonen, weil du ein Fremdling biſt? Sage uns doch, worauf dein Hoffen ſich gründet, oder was für eine Art von Sicherheit du vorgekehret haſt? Was für Staaten haben ſich anheiſchig gemachet, dich zu unterſtützen, und was ſollte ſie wohl dazu bewogen haben? Du wirſt von ihnen angeſehen, wie eine Horniß, die ſich unter die Bienen geſchlichen hat, um einer bequemen Einrichtung zu genießen, deren Gutes du nicht beförderſt, und deren Laſten du nicht trägſt. Scheue alſo die Unternehmungen eines Angreifenden, der ſo viel gefährlicher iſt, da ihm die Unſtrafbarkeit gewiß iſt.

Eine dergleichen Rede würde dem **Ariſtippus** die Beſchwerlichkeiten des Standes zu erkennen geben, darinnen er bleiben wollte, und zugleich zeigen, wie wenig er ſich dabey ein geruhiges und glückſeliges Leben zu verſprechen hätte. Dieſe Gründe würden ihm bald begreiflich machen, wie nothwendig es ſey, ſich mit einer Geſellſchaft zu verbinden, in deren Schooße er ein Vaterland, und Mitbürger fände, die ſeine Beſchützer würden.

Nur einer geordneten Gemeinſchaft ſteht es zu, den gewaltthätigen Menſchen in die Nothwendigkeit zu ſetzen, daß er ſein eigenes Uebel in demjenigen erblicke, welches er einem andern zufügen will, und ihn dadurch in ſeinen böſen Abſichten zu hemmen. Der Schwache hat alſo keine Zuflucht, als eine Gemeine: darinnen er aber wird gehorchen müſſen, dafern er nicht zu der Ehre erhoben wird, daß er gebieten kann.

Dieſe Grundſätze führen uns auf den Urſprung der Gemeinen. Nicht der bloßen natürlichen Neigung, die den Menſchen ſo unbezwinglich antreibt, den Umgang ſeines gleichen zu ſuchen, muß man den Urſprung der Gemeinen zuſchreiben; ſondern er kömmt vielmehr von der Nothwendigkeit her, anderer Beyſtand zu genießen. Die Unabhänglichkeit, wir ſagen es noch einmal, worauf **Ariſtippus** trotzete, würde eine Art von **Anarchie** ſeyn: und die Vernunft hat noch zur Zeit keinen andern Damm wider den Strom derer Uebel gefunden, die die Anarchie mit ſich führet, als die Errichtung der Gemeinen; und das iſt der Stand des bürgerlichen Lebens.

Die Pflichten nun, die dieſer Stand auferleget, fließen ganz natürlich aus der ordentlichen Einrichtung dieſer Gemeinen.

Damit eine Gemeine entſtehe, ſo gehöret dazu, 1. eine Vereinigung, eine Uebereinſtimmung des Willens, daß ein jeder ſich gleichſeitig mit allen andern anheiſchig mache, ſich auf immerdar in einen einzigen Körper zu begeben; und mit allgemeiner Einwilligung dasjenige zu ordnen, was die gemeinſchaftliche Erhaltung, die Sicherheit und den Nutzen der Gemeine betrifft.

2. Muß eine Gleichheit der Geſinnungen ſeyn, die den Ausſchlag über die Forme des Regimentes giebt. Die Wahl iſt hier unvermeidlich, damit man die Kräfte in Uebung bringe, die das Heil des Staates verſichern ſollen.

3. Kurz, das Haupt der Gemeine muß ſich verbindlich machen, für das gemeine Weſen zu wachen, und die Privatperſonen müſſen eine völlige Unterwerfung unter den Willen desjenigen geloben, deſſen Weisheit den Gebrauch und die Uebung dieſer Kräfte ordnet.

Dieſe dreyerley Verabredungen machen den Staat aus, und der auf dieſe Weiſe eingerichtete Staat, ſtellet ſich unter dem Bilde eines politiſchen Körpers und einer moraliſchen Perſon vor, der man den Namen Monarchie, oder Republik giebt. Dem dergeſtalt vorgeſtelleten Staate nun, eignet man Rechte, eine Macht, und eine Herrſchaft zu; er iſt im Stande, ſich Endzwecke vorzuſetzen, und iſt Herr, die gehörigen Mittel zu erwählen, wie er dazu gelange.

Aus dieſer Einrichtung entſteht eine Veränderung in dem Stande derer, die in eine Gemeine treten. Durch ihre neue Verbindung berauben ſie ſich ihrer natürlichen Freyheit; ſie verlieren das Recht, rechtmäßiger Weiſe ſolche

che Handlungen zu unternehmen, die ſie zuvor mit Rechte thun konnten; ſie ziehen ſich Verbindlichkeiten zu, mit denen ſie vorhin nicht beſchweret waren, und ihre Verſprechungen, ihre Eidſchwüre, ſind Ketten, die ſie ohne Ungerechtigkeit nicht brechen können.

Sie werden Bürger eines Staates, deſſen Nutzen ſie zu befördern gelobet haben. Dieſer Pflicht nun könnten ſie nicht nachleben, wenn ſie nicht dieſen allgemeinen Nutzen ihrem beſondern Nutzen vorzögen; oder wenn ſie ihr eigenes Uebel mehr ſcheueten, als das Uebel desjenigen politiſchen Körpers, deſſen Glieder ſie geworden ſind.

Dieſe Verbindlichkeiten haben ihre völlige Kraft über den Bürger: er habe nun an der erſten ausdrücklichen Verabredung Theil gehabt; oder er ſey nur durch eine ſtillſchweigende Einſtimmung gebunden.

Die Natur und der Endzweck ſolcher bürgerlichen Geſellſchaften erfodern, daß die Oberherrſchaft, die dem ganzen Körper und dem Haupte des Staates gehöret, eine geſetzgeberiſche Gewalt habe. Mit dieſer Gewalt verbindet ſich noch eine andere, die man mitwirkend nennet; denn alle Gemeinſchaften, die wir kennen, haben gewollt; daß die oberherrliche Gewalt des Staates bewaffnet ſeyn ſollte, und haben ſie in den Stand geſetzet, daß die von ihr ausgehenden Befehle auch vollzogen würden. Ferner iſt es nöthig geweſen, noch die gerichtliche Macht hinzuzufügen, welche in Abthuung der Streitigkeiten unter Privatperſonen, oder in Ausſprüchen über die wider die Bürger geführten Anklagen beſteht.

Der Staat übet alſo nur ſein Recht aus, und gebrauchet ſich einer rechtmäßigen Gewalt, wenn er auch die größeſten Strafen wider diejenigen verordnet, die er für ſchuldig erkannt hat.

Man mache ſich von dem' Stande der Natur, welch einen Begriff man wolle; Xenophons Ariſtippus ſey auch wer er wolle, welcher unter den Menſchen leben, und in keiner Gemeine mit begriffen ſeyn wollte: ſo iſt es genug, wenn wir bewieſen haben: 1. Die Nothwendigkeit des bürgerlichen Lebens, für einen Menſchen, der nicht in der Einſamkeit leben will; 2. daß wir die Grundſätze angeführet haben, worauf eine jede Gemeinſchaft ſich gründet. Nun brauchen wir nur noch zu ſehen, was **Plato** uns in dem Geſpräche, **Krito** betitelt, lehret.

Man muß, ſpricht er, ſeine Aufführung nicht nach der Meynung gemeiner Leute richten, ſondern nach dem Urtheile desjenigen allein, welcher erkennen kann, was ehrbar iſt, oder nicht: das Urtheil der Wahrheit ſelbſt muß man erwägen.

Nun erkläret uns die Wahrheit, daß es in keinem Falle erlaubet ſey, eine Ungerechtigkeit zu begehen; auch nicht einmal um uns vor einem Uebel zu ſchützen, welches die Ungerechtigkeit eines andern uns zuziehen kann.

Plato ſetzet, ohne zu entſcheiden, ob die Verdammung des **Sokrates** gerecht geweſen, oder nicht, wider **Kritons** Meynung feſt: daß **Sokrates** aus dem Gefängniſſe nicht gehen darf, allwo das öffentliche Anſehen der Geſetze ihn verwahret hält.

Wenn man ſich, ſaget er, einmal anheiſchig gemachet hat, etwas billiges und rechtmäßiges zu thun: ſo kann man ſich von dem, was man verſprochen hat, nicht losſagen, das iſt eine Verbindlichkeit des natürlichen Rechtes. Wer das Wort bricht, welches jeder Bürger dem Vaterlande gegeben hat, oder doch dafür angeſehen wird, als hätte ers gegeben; der ſuchet es zu Grunde zu richten, der zerſtöret ſeine Grundſäulen, die von dem Gehorſame gegen die Geſetze abhängen: und es giebt deren keine, die man mehr in

Ehren halten ſoll, als Urtheilsſprüche, die von der Obrigkeit gefället worden ſind, ſo die Republik eingeſetzet hat.

Sokrates nun, fährt **Plato** fort, hat ſich verbindlich gemachet, ſich den Ausſprüchen derſelben zu unterwerfen. Seinem Vaterlande hat er das Leben, die Nahrungsmittel, die ihm ſolches gefriſtet haben, und die Erziehung zu danken, die er genoſſen hat. Dieß iſt für den **Sokrates** ſchon eine Verbindlichkeit zur Abhänglichkeit. Wer ſich erfrechet, etwas wider die Geſetze zu thun, der unterwindet ſich gegen ſein Vaterland, welches für einen Bürger noch heiliger ſeyn muß, als die Väter für ihre Kinder, oder die Herren für ihre Sclaven ſind. Das Vaterland kann uns auf die härteſten Proben ſtellen, uns den größten Gefahren ausſetzen, mit uns auf das ſchärfſte verfahren: dennoch iſt uns die Rache unterſaget; und wenn das Mittel der Vorſtellungen uns nicht dienlich iſt, ſo bleibt ein ſtandhaftes Leiden der einige Weg, den wir erwählen können.

Nachdem **Sokrates**, ſaget **Plato** ferner, von Athen alle Vortheile gezogen hat, die ein geordneter Staat denenjenigen verſchaffen kann, die ſeine Mitglieder ſind: ſo iſt er bis auf eine gewiſſe Zeit, noch freyer Herr geweſen, eine Gemeine zu verlaſſen, in die er getreten war. Von Stunden an wäre er von ſeinen Verbindungen frey geweſen. Athen hat ihm die Freyheit gelaſſen, ſich weg zu begeben: allein er iſt nicht gegangen; folglich hat er ſich ſelbſt die Pflicht auferleget, ſich der Regimentsforme und denen Geſetzen zu unterwerfen, die der Staat für ſeine ſämmtlichen Mitbürger eingeführet hat. Wer mit der Republik verbunden bleibt, wer ſeinen Aufenthalt darinn fortſetzet, der unterſchreibt, erneuert und bekennet in jedem Augenblicke das Verſprechen, ſo man gethan, den Geſetzen zu gehorchen.

Dieſes Band iſt auch um ſo viel ſtärker, da **Sokrates** ganz frey geweſen iſt, in die Verabredungen zu willigen, die er mit der Republik eingegangen. Er iſt weder gezwungen, noch hintergangen worden, ſondern hat ſich mit völliger Kenntniß der Sachen, verbindlich gemachet: und ſiebenzig Lebensjahre, ſind hinlänglich geweſen, zu überlegen, und eine Gemeine zu wählen, in deren Schooße er leben und ſterben wollte.

Dieß ſind nun die moraliſchen und politiſchen Grundſätze, welche **Plato** wider **Kritons** gar zu freye Meynung vorbringt, und dieſer Weltweiſe, läßt ſie den **Sokrates** durch die Geſetze ſelbſt vortragen, die er redend einführet.

Die Geſetzgeber und Grundleger der Staaten, die weiſeſten Rechtsgelehrten, haben niemals nichts gründlichers, nichts nachdrücklichers geſaget, die Gemeinſchaften vollkommener zu machen; nichts was tüchtiger wäre, deren Dauer, Ruhe und Frieden zu verſichern.

Trotz dieſer Uebereinſtimmung indeſſen, iſt es bekannt, daß man dieſe Grundſätze, für einen erdichteten Heldenmuth hält; und daß unter den Geſetzen, diejenigen, welche die Pflichten gegen das Vaterland, und die Obliegenheiten der Bürger vorſchreiben, heut zu Tage gerade diejenigen ſind, deren Anſehen am wenigſten blendet. Es fehlet nicht viel, daß die Namen, **Vaterland** und **Bürger**, nicht leere Namen, ohne Verſtand zu ſeyn ſcheinen.

Gleichwohl iſt es wahr, daß **Platons** Grundſätze, in gegenwärtigem Geſpräche, ſich für alle Zeiten, und für alle erleuchtete Völker ſchicken, die über die Beſchaffenheit des Regiments, nachgeſonnen haben.

Die Liebe zum Vaterlande, und die Ehrerbiethung gegen die Geſetze, haben die Geduld eines **Miltiades**, **Themiſtokles**, **Ariſtides** und **Phocions** unterſtützet, als ſie ein Opfer des Eigenſinnes, der Undankbarkeit und Ränke einiger Rottirer ihres Vaterlandes wurden.

Die erſten **Römer** haben eben dieſe Grundſätze angenommen, und ihre Aufführung iſt auch nicht anders geweſen. **Cicerons** Beredſamkeit hat in den Büchern **von der menſchlichen Pflicht**, bloß die Regeln vorgetragen, welche die großen Männer, der vortrefflichen Jahrhunderte der römiſchen Republik, gewiſſenhaft beobachtet hatten.

Die Geſchichte des franzöſiſchen Volkes, erhält noch das Andenken verſchiedener berühmten Perſonen, welche überzeuget geweſen ſind: daß die Menſchen nicht unabhänglich, von den Geſetzen des Vaterlandes, gebohren werden; wo ſie das Licht erblicket haben, wo ſie erzogen worden, und wo ſie in einem ſchwachen Alter einen wohlthätigen Schutz gefunden; da ſie ihre eigene Nothdurft noch nicht kannten, und außer Stande waren, ſich dieſelbe zu verſchaffen. Man müßte alſo zeigen, wenn man die entgegen geſetzte Meynung behaupten wollte, daß die ganze Unterwürfigkeit in Gemeinen, nur eine willkührliche Sache, und ein bloßes Werk der Policey ſey; daß die Rechte der natürlichen Freyheit weder verjähren, noch durch irgend eine Verbindung, eingeſchränkt werden können, oder daß dieſe Verbindung allemal bedingungsweiſe iſt.

Endlich müßte man die Grundſäulen der Sitten und aller Gemeinſchaften zernichten; dieſer Grund aber iſt die vernünftige Natur ſelbſt, die Vernunft allein kann die Menſchen unter einander vereinigen und verbinden, weil ſie allein der unwandelbare Urſprung der Sitten iſt.

Uebrigens kann ein bloßer Privatmann, in ſeiner eigenen Sache, wider ſein Vaterland ſo wenig Richter ſeyn, als wider eine Mutter, die ihn zur Welt gebracht hat. Er kann ihm weder übel begegnen, noch ſich der Gewalt entziehen, die es von Natur außer der Kunſt, und den menſchlichen Einrichtungen, über ihn hat.

Wenn man hier, fährt der Herr **Abt Sallier** fort, auch nur eine bloße Speculation, ohne Grund und vernünftige Stützen anſtellete: ſo würde es doch allezeit nützlich ſeyn, dergleichen moraliſche und politiſche Regeln vorzutragen: und es wäre nur zu wünſchen, daß bey Gelegenheit, die Bewegungsgründe von des **Sokrates** Aufführung Eingang fänden, und man ſeinem Beyſpiele folgete. Eine Speculation gegen die andere gerechnet, wird man doch allemal diejenigen vorziehen, die einen Einfluß auf die menſchlichen Handlungen haben, und dienlich ſeyn können, ſie zum Beſten der bürgerlichen Geſellſchaft, und jedes Menſchen ins beſondere zu beſſern.

Dem ſey aber wie ihm wolle: ſo dorſte **Sokrates**, wie es ſcheint, in Anſehung der Republik **Athen**, keinen andern Weg ergreifen, als er gethan. Wer hiervon überzeuget ſeyn will, der darf ſich nur des Characters erinnern, unter welchem man den **Sokrates** vorſtellete, und zu was für einem hohen Ruhme dieſer Weltweiſe durch ſeine große Weisheit gelanget war. Die Zuſammenkunft faſt aller moraliſchen Tugenden hatte ihm dieſen Ruhm erworben; er genoß ihn vollkommen, und hatte ihn nicht geſuchet: denn ob er gleich ſtets gefliſſen war, ein tugendhaftes Leben zu führen, ſo bekümmerte er ſich doch um den Ruhm nicht, der daſſelbe begleitet. Trotz der Unſchuld ſeines Lebens, erwecketen ihm dennoch der Haß und der Neid, Ankläger; er ward vor Gericht gezogen, und mußte antworten. Seine gehaltene Schutzrede iſt noch itzt vorhanden. Er beſtreitet darinnen ganz gründlich die läſterungen, deren einige Perſonen ſich bedienten, ihn in den Augen der Richter ſtrafbar zu machen. Der heldenmäßige Muth, welchen die Unſchuld einflößet, fehlete ihm bey dieſer Gelegenheit nicht: und ſeine Rede glich der Rede eines Menſchen, der bloß die Wahrheit zu ſeiner Vertheidigung begehret, der Lügen und dem Betruge aber die Schwünge und die Sprache der gekünſtelten Beredſamkeit überläßt. Er verſuchete nicht einmal ſeine Richter durch das Mitleiden zu bewegen, er mochte die Thränen der Seinigen nicht zu Hülfe nehmen, wie der gemeine Haufen der Angeklageten zu thun pflegete; er wollte, man ſollte ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und erniedrigte ſich nicht, um Gnade zu bitten. Nur die Schuldigen müſſen verſuchen, ihre Richter durch Gaukelkünſte, und das Spiel der Leidenſchaften zu verblenden: ein Weltweiſer ſuchet ſie nicht zu verleiten; er erleuchtet ſie nur, und das iſt ihm genug. Das Leben ſchien auch dem **Sokrates** ein ſo koſtbares Gut eben nicht zu ſeyn: da er nur dasjenige Leben hoch hielt, was in der Ausübung der Pflichten und der Tugend beſteht, ſo fragete er viel darnach, ob er den Tod litt; wenn er ſeine Richter nicht überzeugen konnte, daß er ihn nicht verdienete.

Ein Menſch, der mit einer ſolchen Standhaftigkeit denket, der kann ohne Uebelſtand zu den niederträchtigen und zaghaften Mitteln nicht greifen, die ihm, um ſich zu retten, einige ſehr unphiloſophiſche Freunde vorſchlagen. Er verwirft dieſe Mittel mit Verachtung, und als ſeinem Charactere unanſtändig, ja er unterſuchet nicht ſo wohl, ob ſie nützlich ſind, als ob der Wohlſtand ihm erlaubet, ſich ihrer zu bedienen. **Sokrates** war überzeuget, daß der Nutzen dem Wohlſtande weichen müſſe, und glaubete, die Beobachtung dieſes Wohlſtandes, hienge bey ſeinen damaligen Umſtänden, von der Uebereinſtimmung ab: die ſich unter ſeinen Gedanken und ſeinen Reden, unter ſeinen Reden und Handlungen, und endlich unter ſeinen Handlungen und demjenigen Charactere ſinden würde, den er allezeit, ſo zu reden, vor den Augen der Welt angenommen gehabt.

Eben dieſelben Betrachtungen, welche den **Sokrates** abgehalten hatten, ſich der demüthigen und unterwürfigen Rede zu bedienen, welche **Lyſias** ihm gebracht hatte, mußten ihn auch abmahnen, die Mittel zu ſeiner Rettung zu gebrauchen, die **Krito** ihm vorſchlug. **Sokrates** mußte die wenige Zeit, die er noch zu leben hatte, aufopfern, die Frucht ſo vieler Jahre nicht verlieren, ſich auf das Urtheil der Nachwelt verlaſſen, und nicht in ſeinem bereits hohen Alter einen Eingriff in diejenigen Geſetze thun, die er ſein ganzes Leben hindurch verehret, und gegen welche er eine Liebe einzuflößen geſuchet hatte.

Betrachtungen über den Text von Platons Geſpräche.

Einige Handſchriften von der königlichen Bibliothek, die der Herr Abt **Sallier** zu Rathe gezogen, haben ihm die Leſarten bekannt gemachet, welche von den gedruckten Texten abgehen.

Es giebt deren noch andere, die er, wie er ſaget, für ſich ſelbſt, und ohne durch Handſchriften berechtiget zu ſeyn, gewaget hat. Diejenigen, denen ſie nicht gefallen, können ſie aber auch mit eben ſo vielem Rechte verwerfen, als er gehabt, ſie vorzuſchlagen.

Die Handſchrift von der königlichen Bibliothek †) biethet eine ganz gute Leſart, gleich im Anfange dieſes Geſpräches dar, ſie ſteht a. d. 44. S. von Johanns de

---

†) Cod. 1780.

Serres Ausgabe. Im gedruckten heißt es: οὐδεμία ξυμφορά ἐςιν ἄλλη. Der Sinn dieſer Worte, die in Kritons Rede ſtehen, iſt dieſer: **Kömmſt du bey dieſer Gelegenheit um, Sokrates, ſo habe ich weiter kein Unglück zu fürchten.** Die Handſchrift machet aus οὐδεμία zwey Worte, und man lieſt, οὐ μία ξυμφορά ἐςιν, ἀλλά. Der Sinn davon iſt eben der, welchen er in ſeiner Ueberſetzung beybehalten hat: **Fleuch von hier, Sokrates, dafern du umkömmſt, ſo wird dein Tod nicht das einzige Unglück ſeyn, ſo mir begegnet. Denn außer dem Schmerze, einen ſolchen Freund zu verlieren, als du biſt** ꝛc. Die Folge von Kritons Rede an den Sokrates, ſetzet dieſe Leſart der Handſchrift außer Zweifel: und folglich iſt die Verbeſſerung des gedruckten Textes höchſt nöthig.

An eben dieſem Orte glaubet er, um Platons Ausdruck regelmäßiger zu machen, und ihn von einem Pleonaſmus zu befreyen, daß man das σοῦ in τοῦ verwandeln müſſe, und dann würde man ſo leſen: ἀλλὰ χωρὶς μὲν τοῦ ἐςερῆσθαι τοιούτου ἐπιτηδείου, οἷον ἐγὼ οὐδένα εὑρήσω, &c. Nach dieſer Veränderung wird ſich die Stelle ſo überſetzen laſſen: χωρὶς τοῦ ἐςερῆσθαι κ. λ. **Außer dem Unglücke dich zu verlieren, werde ich noch den Schmerz haben, von Leuten, die uns beyde nicht recht kennen, zu hören** ꝛc. Dieſe Unterſchiebung des Geſchlechtswortes vor dem unbeſtimmten Zeitworte, iſt eine Sache, welche denen bekannt iſt, die nur die mindeſte Kenntniß von der griechiſchen Sprache haben. Dieſe Veränderung indeſſen hat der Herr Abt Sallier nicht der Handſchrift der königlichen Bibliothek zu danken.

Dieſe Handſchrift beuth noch eine Leſart a. d. 44ten S. dar. Man lieſt daſelbſt ἀμελῆσαι, anſtatt ἀμελήσαιμι im gedruckten. Die Leſart der Handſchrift ſcheint vorzüglicher zu ſeyn, und ἀμελῆσαι muß mit dem Zeitworte δόξω conſtruiret werden: alsdann drücket ſich die Partikel ὡς durch obwohl aus, ſo wie die Partikel ut der Lateiner, zuweilen dieſe Bedeutung hat.

Auf der 45. Seite lieſt man οὐδὲ δίκαιον μοι δοκεῖς ἐπιχειρεῖν πρᾶγμα, σαυτὸν προδοῦναι, καὶ τοιαῦτα σπεύδειν περὶ σεαυτὸν κ. λ. Die Punctirung der Handſchrift iſt unterſchieden, denn nach dem Worte προδοῦναι fängt die Redensart erſt an, und hängt mit der vorigen nicht zuſammen. Die Handſchrift lieſt: καὶ τοιαῦτα σπεύδεις περὶ σεαυτόν. Beyde Leſarten ſind gleich gut.

Auf der 49ten Seite ſteht eine Randgloſſe vom Heinrich Stephan, welche nur eine nothwendige Verbeſſerung anzeiget, um in der Stelle, wo ſie ſteht, einen klaren Verſtand zu geben: Iſt es wohl erlaubet, fraget Sokrates, auf eine gewiſſe Art Unrecht zu thun, und auf eine andere nicht? Man muß leſen: τρόπῳ τινὶ μὲν, τινὶ δὲ οὔ. Dieſe Verbeſſerung Heinrich Stephans wird durch die Handſchrift der königlichen Bibliothek feſtgeſetzet und beſtätiget.

Auf der 48ten Seite von Heinrich Stephans Gedrucktem, iſt der Herr Abt Sallier überzeuget, ungeachtet die Handſchrift nicht auf die Verbeſſerung weiſt, daß man das Zeitwort πεῖσαι, in παῦσαι verändern müſſe. Sokrates ſaget zum Krito folgendes: Wenn du mir nichts entgegen ſetzen kannſt, ſo höre einmal auf, mir zu wiederholen, daß ich wider Willen der Athenienſer, aus dem Gefängniſſe gehen ſoll. Ich für mein Theil, würde es für was großes halten, wenn ich in dir den Eifer dämpfen könnte, von welchem du wegen meiner Befreyung brenneſt. Das Wort πεῖσαι kann auf keine Weiſe mit des Sokrates Meynung übereinſtimmen. Seine Abſicht war, dem Krito ſein Vorhaben, den Sokrates zu retten, aus dem

Sinne zu bringen. Krito hatte ziemlich weitläuftig alle Gründe vorgebracht, die ihm die beſten geſchienen hatten, ſeinen Lehrer von der Hartnäckigkeit abzubringen, die er ihm vorrückete, da er ſich der Strenge eines ungerechten Urtheils unterwerfen wollte. Dem **Sokrates** fiel ſein Eiſer, und eine Rede zur Laſt, die ihm alle Geſetze der Billigkeit zu verletzen ſchienen. Ich wollte es für etwas groſſes halten, ſagete er, bey dieſen Umſtänden, παῦσαί σε ταῦτα πράττειν, wenn ich dich bewegen könnte, deine Ermahnungen zu enden. Das Wort πεῖσαι ſchicket ſich hier nicht.

Uebrigens iſt dieſe Redensart, der Natur der griechiſchen Sprache ſehr gemäß, und man könnte viele Beyſpiele davon anführen, wenn es nöthig wäre.

V.

Des Herrn Abtes Sallier Auszug aus Plutarchs Tractate, wie man von ſeinen Feinden Nutzen ziehen könne.

Nebſt kritiſchen Anmerkungen über den Text dieſes Tractats. 1739.

In dem Werke, welches **Xenophon** von dem Regimente eines Hausweſens geſchrieben hat, ſaget er: daß weiſe Leute lernen müſſen, wie ſie auch ſelbſt von dem Haſſe ihrer Feinde Nutzen ziehen können, und dieſer Art eines Sittenſpruches haben wir **Plutarchs** Tractat zu danken, von welchem der Herr Abt Sallier im 1739ten Jahre der **Akademie** einen Auszug, nebſt kritiſchen Anmerkungen über den Text des Verfaſſers, mitgetheilet hat.

Plutarch richtet im 1ten Capitel diejenigen Betrachtungen, zu welchen **Xenophons** Grundſatz ihn veranlaſſet hatte, an den **Cornelius Pulcher**.

Cornelius Pulcher war eben an das Regimentsruder geruffen worden, und machete ſich denen, die mit ihm zu thun hatten, gefällig und angenehm. Da nun **Plutarch** oftmals den Tractat in deſſen Händen ſah, in welchem er Regeln zur Ausführung für diejenigen giebt, die mit den öffentlichen Geſchäfften zu thun haben; ſo glaubete dieſer Weltweiſe, er müſſe ihn auch noch wider dasjenijenige waffnen, was bey den öffentlichen Welthändeln am verdrießlichſten, und am meiſten zu fürchten iſt.

Es iſt leichter, ſaget **Plutarch** zu ihm, ein Land zu finden, darinnen es keine giftigen Thiere giebt; als es möglich iſt, auf eine ſolche Art zu herrſchen, die weder den Neid noch die Eiferſucht, als fruchtbare Quellen des Haſſes und der Feindſeligkeit, erwecken. Es kömmt alſo einem Staatsmanne zu, denen Regeln nachzudenken, die er ſich in Anſehung ſeiner Feinde vorſchreiben muß.

Die Menſchen in dem erſten Weltalter, waren zufrieden, wenn ſie ſich nur vor dem Uebel bewahreten, was ihnen die wilden Beſtien zufügen konnten; und hatten, indem ſie wider dieſelben fochten, keinen andern Endzweck, als daß ſie ihrer Wildheit nicht zum Schlachtopfer werden wollten: anitzt beſitzen wir die Kunſt, ſie ſogar dem menſchlichen Leben nützlich zu machen. Es könnte Leuten aus dem gemeinen Haufen wohl genug ſeyn, daß ſie nur den böſen Abſichten ihrer Feinde entwiſcheten: allein da **Xenophon** will, daß wir lernen ſollen, wie wir uns auch ſogar ihren Haß zu Nutze machen ſollen, ſo wollen wir doch dieſen Weltweiſen anhören, und von einem Uebel, welches wir nicht vermeiden können, wenigſtens Vortheil zu ziehen ſuchen.

Der Ackersmann kann die Natur von allen Arten der Bäume nicht beſſern; es giebt Thiere, die ſich nicht zahm machen laſſen: gleichwohl hat uns die Zeit das Geheimniß gelehret, die unfruchtbareſten Bäume zu unſerm Nutzen zu kehren, und die dem erſten Anblicke nach unbändigſten Thiere zu zähmen. Das Seewaſſer iſt geſalzen und nicht trinkbar; allein es dienet dazu, daß es die entfernteſten Völker eins dem andern nähere: und ſeine Weite iſt ein allezeit offener Weg für diejenigen, die ſich aus einem Lande in das andere begeben wollen. Wir wollen alſo erwägen, ob unſer Feind, welcher gemeiniglich böſes thut, und ſchwer zu lenken iſt, nicht auch irgend eine Seite haben ſollte, wo wir ihn ergreiſen, und uns ſeiner bedienen könnten?

Verſchiedene vortheilhafte Sachen können uns ſchädlich werden, und wie viele, die unſerer Nothdurſt zuwider ſind, können zu unſerem Vortheile gerichtet werden? Eine Krankheit zieht uns oft aus der Verwirrung der Geſchäffte; ein Umſturz unſers Glückes, oder die Verbannung, haben vielen den Weg zur Erlernung der Weltweisheit geöffnet. Zeno hatte in einem Schiffbruche alles verloren: Wohlan! o Glück, ſagte er, du thuſt recht, und deine Ungnade wird mich in den Rock der Weltweiſen bringen. Man bemerket oftmals, daß dasjenige, was eine nützliche Nahrung für einen geſunden und dauerhaften Körper iſt, demjenigen ſchädlich wird, deſſen Geſundheit nur ſchwächlich und hinfällig iſt. Selbſt die Freundſchaften ſchlagen für unvernünſtige Leute übel aus: da hingegen die Weiſen auch von Feindſchaften Vortheil zu ziehen wiſſen.

Folgender Vortheil wird der erſte ſeyn, den wir davon werden ziehen können. Unſer Feind iſt für uns niemals ſchlafend, er ſuchet allezeit einen Augenblick und eine Gelegenheit, uns zu ſchaden; er folget uns allenthalben, er geht mit uns, und umgiebt uns. Sein Blick, welcher durchdringender iſt, als des Lynceus ſeiner, erforſchet, nicht durch Eichen oder Steine, ſondern durch einen Freund, durch einen Hausgenoſſen, durch irgend jemanden, welcher vertraut mit uns lebet. Er durchſuchet unſere Geheimniſſe, und entführet ſie uns ſo viel als möglich. Er beſtrebet ſich inſonderheit unſere Fehler zu kennen, er weis, wo er uns erreichen kann. Die Geyer werden nur durch den Geſtank des Aaſes herbey gelocket, und lebendige Körper reizen ihren Geruch nicht. So erwecken auch unſere Schwachheiten, unſer Fallen, die Krankheiten unſerer Seele, die Aufmerkſamkeit eines Feindes. Was iſt aber wohl nützlicher,

cher, als wenn man uns beſtändig zuruft: wir ſollen wach ſeyn über uns, wir ſollen wohl auf der Hut und in ſtetem Mistrauen gegen uns ſelbſt ſtehen; damit uns derjenige nicht erhaſche, der auf uns lauret? Dieſes Mistrauen unterdrücket die Leidenſchaften, es erwecket Betrachtungen, und führet uns zu einem untadelhaften Leben. So erhalten ſolche Staaten, die in beſtändigem Kriege mit ſehr nahen Nachbarn leben, eine richtigere Policey; und werden nicht ſo fahrläßig in Beobachtung der Geſetze, die der Grund ihres Heils ſind.

Tugenden, die man aus Nothdurft oftmals ausübet, werden gar bald zur Gewohnheit, und allmählich wird man geübet, in ſeiner Aufführung regelmäßig zu ſeyn: dieſes aber hat man der Wachſamkeit eines Feindes zu danken, den man allezeit zu ſehen vermeynet, und der einem beſtändig drohet. Die Muſikanten der Bacchusfeſte vernachläßigen ſich, wenn ſie auf ihren Inſtrumenten ſpielen, und nicht vom Nacheifer angeſpornet werden: allein man gebe ihnen nur Nebenbuhler, die ſie zu überwinden hoffen, oder von denen ſie überwunden zu werden ſcheuen; alsdann denken ſie darauf, wie ſie ihre Inſtrumente vorbereiten, wie ſie die Seyten verſuchen und ſtimmen. Eben ſo iſt es mit den Laſtern beſchaffen. Die Anweſenheit eines Feindes hält uns mehr auf unſerer Hut, als die Gegenwart eines Freundes. **Rom** beſtund ſo lange, als es die Eiferſucht von **Karthago** oder ſolcher Feinde noch befürchtete, die es zu unterwerfen hatte; ſein Fall aber erfolgete, ſo bald es keine Feinde mehr zu ſcheuen, und keine Freunde mehr zu verehren hatte.

Dieſen Betrachtungen füge man noch die weiſe und anſtändige Antwort eines Staatsmannes bey, welche **Diogenes** jemanden ertheilete, der ihn fragete: wie er ſich vor der böſen Geſinnung ſeines Feindes hüten könnte? Du

mußt,

muſt, antwortete **Diogenes**, ein tugendhafter und rechtſchaffener Mann werden.

In der That, will man einen Feind zum ſchweigen bringen, will man ihm ein Stillſchweigen auferlegen, welches zu gleicher Zeit ſeine Beſtrafung ſey? ſo erſcheine man in ſeinen Augen gerecht, mäßig; man ſey Herr über ſich ſelbſt, behutſam im Reden, und führe ein ordentliches Leben. Wenn **Pindar** ſchreibt, daß die Kämpfer in den griechiſchen Spielen, den Triumph ihrer Nebenbuhler anſehen, ohne das Herz zu haben, davon zu reden: ſo hat er dieſes nicht bloß für diejenigen geſchrieben, die einander den Preis ſtreitig machen; ſondern auch für diejenigen, die ihren Feinden, an Gütigkeit, Groſmuth und Wohlthaten weichen müſſen.

An ſtatt daß man einen Feind durch Verweiſe zu beſchämen ſuchet, anſtatt ihn der Weichlichkeit oder des Geizes zu beſchuldigen, ihn unmäßig und ausſchweifend zu ſchelten: ſo trachte man die Tugenden zu erlangen, die ihm fehlen, und ſich von denen Laſtern frey zu machen, die man ihm vorrücken könnte. Geht man ſo weit, daß man ihn durch Schimpfworte angreift: ſo ſey dieß wenigſtens eine Urſache für uns, ſelbſt von denen Laſtern frey zu ſeyn, die man ihm vorwirft. Man gehe in ſich ſelbſt zurück, man unterſuche ſeine eigenen Geſinnungen, und ſehe was ſie laſterhaftes haben: dieſes rotte man bis auf die mindeſten Wurzeln aus. Nichts iſt ſo ſchimpflich, als eine beleidigende Rede, die man auf denjenigen zurück ſchieben kann, der ſie vorbringt. So verſehret das Zurückprallen des Lichtſtrales kranke Augen mehr, als die geſunden. So geht auch **Apollons** Vorſchrift: **Lerne dich ſelbſt erkennen**, niemanden ſo ſehr an, als diejenigen, welche andere tadeln und anklagen wollen; damit ſie nicht, wenn ſie herausſagen, was ſie wollen, etwas hören müſſen, ſo ſie nicht zu hören begehren.

Das iſt nun nützlich und vortheilhaft, wenn man ſeinen Tadel an ſeinem Feinde üben will: eben ſo heilſam iſt es, wenn man erwägt, daß man zuweilen der Gegenſtand ſeines Tadels werden könne.

Antiſthenes hatte recht, wenn er verſicherte: daß derjenige, der ſich vor den Krankheiten der Seele bewahren will, wahrhafte Freunde finden müſſe; oder doch Feinde, die ſeiner gar nicht ſchonen. Da nun heut zu Tage die Freundſchaft ſtumm iſt; da ſie eine nur ſehr leiſe Sprache hören läßt, und die Süßigkeit der Schmäucheley, die nützliche Bitterkeit derer Ermahnungen vergiftet hat, die uns die Freundſchaft ertheilen könnte: ſo muß man allerdings von dem Munde eines Feindes die Wahrheit lernen und erfahren. **Telephus** nahm, als er einen Arzt brauchete, und keinen hatte, zu dem Stahle eines Feindes ſeine Zuflucht, der ihm ein tödtliches Geſchwür öffnete. In Ermangelung eines Freundes, der großmüthig genug iſt, freymüthig mit uns zu reden: gebe man einem Feinde Gehör, der die Ausdrücke gewiß nicht ſparet, die der Haß ihm einbläſt.

In dergleichen Fällen, verblende man ſich nur nicht ſelbſt, und unterſuche nicht die Abſicht deſſen, der da redet, ſondern merke auf das, was er ſaget. Derjenige, welcher im Sinne hatte, den Theſſalier **Prometheus** zu tödten, rettete ihm ſein Leben durch einen Schwertſtreich; indem er ihm eine Wunde öffnete, woran er krank war. Man mache es nicht wie ein Klopffechter, welcher bloß darauf ſinnt, ſeinem Gegner viel Stöße beyzubringen; und ſich nicht bekümmert, das Blut zu ſtillen, was aus ſeinen eigenen Wunden fließt, noch auch den Staub abzuſchütteln, der ihn bedecket: ſondern man muß vielmehr nach den Vorwürfen eines Feindes, ohne Verſtellung unterſuchen: was uns dieſelben zugezogen hat; in ſich ſelbſt die Laſter verbeſſern, die andern Leuten in die Augen fallen, und zuſehen, was wohl denen ehrenrührigen Reden zum Grunde dienen mag, die wider uns herumgehen. Lehren uns die unverſehenen Unglücksfälle des Lebens, oftmals einſehen, was wir in gewiſſen Gelegenheiten Gutes zu thun haben: warum ſollten wir uns denn die Warnungen eines Feindes nicht zu Nutze machen? Er iſt ein erleuchteter Lehrmeiſter, den nichts verblendet, und der uns dasjenige aufdecket, was uns bis dahin verborgen war. Er bemerket unſere Fehler viel lebhafter, als ein Freund: und der Haß hat nicht nur die Neugierde, daß er ſie wiſſen will, ſondern auch die Begierde ſie bekannt zu machen.

Noch mehr: einer der hauptſächlichſten Theile der Tugend beſteht in der Enthaltung, und darinnen, daß man ſeiner Zunge einen Zaum anlege; dieſes nun kann man unmöglich erlangen, wenn man nicht durch die Uebung, durch Mühe und Beſtreben, die Leidenſchaften der Seele, und inſonderheit die heftigſten, dergleichen der Zorn iſt, gezähmet hat. Die vortheilhafteſte Uebung iſt dieſe, daß man ſich angewöhne, ſonder Ungeduld und mit Herzhaftigkeit die beleidigenden Reden eines Feindes anzuhören. **Sokrates** gewöhnete ſich, die Bosheit der **Xantippe** zu ertragen; damit er dadurch lernete, von den ſchimpflichen Reden derer nicht beleidiget zu werden, die ihm zuweilen vorkamen. Mit einem Feinde muß man eben ſanftmüthig und geduldig verfahren. Iſt man in ſo weit Herr über ſich ſelbſt, daß man ſeinen Verdruß bezwingen kann, um ſich einer Rache nicht zu bedienen, die die Gelegenheit darbeuth; und einen Feind den man ſtürzen kann, mit Wohlthaten zu überhäufen, ihm beyzuſpringen, wenn es ihm widrig geht: wer wird da nicht gezwungen ſeyn, unſere Großmuth zu loben? **Cäſar** bemühete ſich die Bildſäulen, welche man ihm geſetzet hatte, zu befeſtigen, indem er die niedergeriſſenen Bildſäulen des **Pompejus** wieder aufrichten ließ.

Man verſage daher ſeinem Feinde dasjenige Lob nicht, deſſen er würdig zu ſeyn ſcheint: dieß wird uns ſelbſt eine

Ehre ſeyn. Dadurch werden wir uns über die Anfälle der niedern Eiferſucht erheben, ein Laſter, welches den Wohlſtand eines Freundes nur mit Verdruß erblicket.

Man bemerket insgemein, daß ſich zu Zeiten der Unruhen, in den Staaten gefährliche Misbräuche einſchleichen, die man nachmals nur mit großer Mühe ausrotten kann. Der Haß, welcher ſich einer Seele bemächtiget, führet mit ſich zugleich den Neid, die Eiferſucht, die boshafte Freude, und den Verdruß hinein. Mit dieſen ſchändlichen Leidenſchaften verbinden ſich der Betrug, die Argliſt und das grauſame Vergnügen ein Uebel zu thun, welches man ſich in Anſehung ſeines Feindes für erlaubt hält. Dieſe Laſter bleiben der Seele einverleibet, man kann ſie faſt nicht los werden, und oftmals verleiten ſie uns, wider unſere Freunde ſelbſt zu handeln, wenn man denen Eindrücken nicht widerſtanden hat, die ſie uns gegen unſere Feinde einflößen. **Pythagoras** verboth die Grauſamkeit in Anſehung aller Geſchöpfe; damit er die Menſchen veranlaſſete, auch gegen ihres gleichen nicht grauſam zu ſeyn.

Erſte Anmerkung.

Xylander hat †) in denen wenigen Noten, die er über **Plutarchs** gegenwärtigen Tractat verfertiget hat, ſehr wohl angemerket: daß der erſte Abſatz einen Widerſpruch enthält. Die gewöhnliche Leſart heißt: τὴν πραότατον ἄτερ πολιτείας ἥρηνται τρόπον. Die Wörter ἄτερ πολιτείας geben einen Verſtand, der **Plutarchs** Gedanken, und ſelbſt dem Texte, gerade zuwiderläuft. Xylander indeſſen ſchlägt keine Verbeſſerung vor; gleichwohl iſt es natürlich, daß man das ἄτερ in ἄτε δὴ verwandele, und dann iſt in dem Ausdrucke des Verfaſſers keine Schwierigkeit mehr.

---

†) Pag. 86. Edit. Pariſ.

Zweyte Anmerkung.

Plutarchs Text hat eben daſelbſt, χάραν Ἄθηρον, ὥσπερ ἱστοροῦσι τὴν Κρήτην. Amyot ſaget in ſeiner Ueberſetzung, **Kreta** ſey von giftigen Thieren frey; ſo drücket er das Wort Ἄθηρος aus.

Nun iſt es wahr, daß die alten Naturforſcher, der Inſel **Kreta** das Vorrecht zuſchreiben, ſie ſey Ἄθηρος geweſen. So führen ſie Ariſtoteles, in dem Buche von wunderbaren Geſchichten, de Mirabilibus auditu, Aelian im III. B. 32. Cap. und im V. B. 2. Cap. wie auch **Plinius** im VIII. B. an. Einige, die noch das Fabelhafte mit dem Hiſtoriſchen verbinden, fügen hinzu: dieſes Vorrecht ſey der Inſel **Kreta**, vom **Jupiter** verliehen worden. Allein die neuern Reiſenden ſtimmen mit dieſen alten Schriftſtellern nicht überein, und berichten, daß die Inſel **Kandien**, ſo wohl wilde Thiere, ungeachtet dieſelben nicht Schaden thun, als auch giftige Thiere ernähre. Man darf auch nur die Augen auf **Belons** Beobachtungen, und auf **Dappers** Beſchreibung der Inſeln im Archipelago werfen: ſo wird man der Erzählung der alten Naturforſcher nicht trauen.

Dritte Anmerkung.

Εξερκει, ſaget **Plutarch**, ebendaſelbſt, τοῖς παλαιοῖς ὑπὸ τῶν ἀλλοφύλων καὶ ἀλλοτρίων ζώων μὴ ἀδικεῖσθαι, das heißt: die Alten waren zufrieden, wenn ſie ſich von den wilden Thieren nur nicht zerreißen ließen. Eine alte Handſchrift von der königlichen Bibliothek, hat ἀγρίων anſtatt ἀλλοτρίων, und dieſe Leſart ſcheint vor den gedruckten den Vorzug zu haben: nicht nur weil ſie andern Handſchriften gemäßer iſt, die in einer Sammlung von Collationen über verſchiedene Werke **Plutarchs** angezeiget werden, die dem königlichen Bücherſchatze gehöret; ſondern auch darum, weil der Ausdruck ἀγρίων von dem Verfaſſer ſelbſt, an einigen andern Orten dieſes Tractats gebrauchet wird.

Vierte Anmerkung.

Πόνοι πολλοῖς προπεσόντες. Das heißt, die Arbeiten die verſchiedenen zugeſtoßen ſind. Es wäre wohl gut, dieſe Stelle anders zu leſen, und mit einer ſehr geringen Aenderung zu ſagen, πόνοις - ἄλλοι περιπεσόντες.

Denn erſtlich iſt πόνοι προπεσόντες, kein Ausdruck, der ſich erhalten kann. Man müßte, indem man das Vorwort beybehielte, welches das Mittelwort προπεσόντες bildet, noch προσπεσόντες an die Stelle ſetzen, welches ſich dann ſo geben ließe: Die Uebel, oder Schmerzen, die verſchiedene überfallen. Dergleichen Ausdrücke findet man in den beſten griechiſchen Schriftſtellern.

Zum andern aber, wenn man die Schriftzüge kennet, welche in Handſchriften die Vorwörter πρὸ, περὶ, und παρὰ anzudeuten dienen: ſo nimmt es einen nicht wunder, wenn eines dieſer Vorwörter für ein anderes geſetzet wird: dieß iſt ein ziemlich gemeines Verſehen, und wovon man mehr als einen Beweis hat.

Drittens endlich ſo iſt περιπίπτειν πόνοις der gewöhnliche Ausdruck guter griechiſcher Schriftſteller. **Plutarch** ſelbſt brauchet ihn in hundert Fällen, und **Demoſthenes** ſaget*): τοιαύτῃ συμφορᾷ περιπέπτωκεν - -- - - Αἰσχρᾷ περιπεσεῖν τύχῃ iſt von dem **Euripides** in der Hekuba, 498ten Verſe; und λυτροῖσιν περιπεσὼν πανυστάτοις iſt von eben dieſem Dichter in des **Oreſtes** 367ten Verſe.

---

*) Cont. Mid.

Fünfte Anmerkung.

Τοὺς περὶ τον Διόνυσον τεχνίτας Ο᾽ρῶμεν. Allhier will **Plutarch** die Sänger, die Muſikanten und diejenigen zu verſtehen geben, die zum **Bacchusfeſte** das ihrige beytrugen. Dieſe Feyerlichkeit beſtund in **Tetralogien** *), das heißt in poetiſchen Kömpfen, da die Dichter durch vier verſchiedene Stücke mit einander kämpfeten. Die alten Schriftſteller gedenken dieſer **Tetralogien** gar oft. Ferner gab es auch Wettſtreite unter den Muſikanten. Wenn gleich dieſe Stelle im **Plutarch** uns davon nicht verſicherte, ſo würden wir doch den Beweis davon, in den Aufſchriften finden. Hier findet man Verzeichniſſe von Muſikanten, die den Preis erhalten haben, die Namen der Ueberwinder, und ſogar die verſchiedenen muſikaliſchen Inſtrumente, deren ſie ſich im Kampfe bedienet hatten. **Plutarch** ſaget in den Quæſt. Roman. a. d. 289ten S. daß dieſe τεχνίται περὶ τον Διόνυσον bey den Römern ἰστρίονες genennet würden. Man darf die Zueignung dieſer Benennung nicht ſo blindlings auf **Plutarchs** Wort annehmen; es iſt gewiſſermaßen wahrſcheinlich, daß der griechiſche Schriftſteller von dem Gebrauche der Römer nicht unterrichtet genug geweſen iſt.

---

*) Dieſe Tetralogien waren eine Folge der faſt unbändigen Liebe der Athenienſer zu den Schauſpielen. Weit gefehlet, daß ſie ſich an einem vorgeſtellten Trauerſpiele hätten ſatt ſehen können, ſo ſahen ſie die Wettſtreite von drey bis vier Dichtern an, deren Stücke kurz hintereinander in einem Tage aufgeführet wurden. Und weil dieſe ſich nicht getraueten, in einzelnen Stücken ihre ganze Kunſt zu zeigen, ſo machete ein jeder vier Stücke auf einmal: davon man ſich eins, als ein Vorſpiel, das zweyte, als das Hauptſtück, das dritte gleichfalls als ein Hauptſtück; und das letzte, als ein Nachſpiel vorſtellen kann. So wurden denn bey dem Wettſtreite dreyer Poeten zwölf, von vier Poeten aber ſechzehn Stücke hintereinander in einem Tage aufgeführet. Ariſtoteles kann ſich daher, im VII. Cap. ſeiner Poetik nicht enthalten, von dieſer athenienſiſchen Schauſpielſucht, auf eine bittere ſatiriſche Art zu reden; indem er fraget, wie lang ein Trauerſpiel ſeyn müſſe? und zur Antwort giebt: das könne man nicht ſagen. Denn wenn man z. E. hundert Tragödien in einem Ta-

Sechſte Anmerkung.

Es iſt eine belachenswürdige Sache, ſaget **Plutarch**, wenn man ſieht, daß jemand einem andern Vorwürfe machet, die er doch ſelbſt verdienet. **Leo von Byzanz** antwortete einem Pucklichten, der ihn über ſein ſchwaches Geſicht antaſtete: Du wirfſt mir nur eine natürliche Unvollkommenheit vor, ἀνθρώπινον πάθος ὀνειδίζεις; du aber trägſt die göttliche Rache auf deinem Rücken. Dieſer hiſtoriſche Umſtand ſteht in den Tafelgeſprächen, in der 2ten Quæſt. noch einmal, nur mit einigem Unterſchiede. Anſtatt der Worte: ἀνθρώπινον πάθος, ſteht daſelbſt ἀσθένειαν σώματος ὀνειδίζεις. Noch mehr: hier iſt es ein gewiſſer **Paſiades**, welcher den **Leo von Byzanz** zu beleidigen ſuchet: und auf den Sohn dieſes **Paſiades**, trifft **Leons von Byzanz** Antwort unmittelbar. Du ſiehſt, ſpricht er, deinen Sohn nicht, welcher die **Nemeſis**, die Göttinn der Rache auf ſeinen Schultern trägt.

Sie-

---

ge ſpielen müßte, ſo würde man ſich in Abmeſſung der einer jeden gehörigen Dauer nach einer Waſſeruhr richten müſſen.

Caſaubonus in ſeinem Tractate de poeſi ſatyrica Græcorum auf der 130ſten S. merket an, daß man ſowohl τριλογιας als τετραλογιας τραγικων δραματων gehabt habe; davon allemal das letzte ein ſatiriſches Stück geweſen, welches eine luſtige Art, und einen fröhlichen Ausgang gehabt. Dergleichen Stück iſt des Euripides **Cyklops**, welches das einzige dieſer Art iſt, ſo uns von den Alten übrig geblieben iſt. Und im V. Cap. a. d. 160ten u. f. S. handelt er ausführlicher davon. Eine von des Aeſchylus Tetralogien hat **Oreſtia** geheißen, und das lernen wir aus dem Scholiaſten **Ariſtophans**, in den Fröſchen; wo es heißt:

Πρωτον δε μοι τον ἐξ Ορεστειας
λογε.

Wozu der Scholiaſt ſetzet: dieſe **Oreſtia** habe aus dem Agamemnon, den Coephoren, den Eumeniden, und dem Preteus einem ſatiriſchen Stücke beſtanden. Jn ſeinem 52ſten Jahre gewann er den Preis mit einer andern Tetralogie, die aus dem **Phineus**, **Perſeus**, **Glaucus**, und **Prometheus** beſtund. C.

Siebente Anmerkung.

Plutarch führet folgende zween Verſe aus dem Sophokles an †):

> Φιλεῖ - - '- γλῶτταν ἐκχέας μάττην
> Ἄκων ἀκούειν ἃς ἑκὼν εἴπῃ λόγους.

Allein man muß bemerken, daß einer von dieſen Verſen verſtümmelt, und der andere ebenfalls nicht ſo beſchaffen iſt, wie der Dichter ihn ausgedrücket hatte. Stobäus hat ſie uns ganz aufbehalten ††), und ſie lauten ſo:

> Φιλεῖ δὲ πολλὴν γλῶτταν ἐκχέας μάττην
> Ἄκων ἀκούειν ἃς ἑκὼν εἶπεν κακῶς.

Achte Anmerkung.

Diejenigen *), welche zu einer unſträflichen Aufführung gelangen wollen, müſſen, wie Antiſthenes ſchreibt, aufrichtige und wahre Freunde, oder heftige Feinde haben; die ſonder Verſchonen mit ihnen umgehen. Plutarch eignet in zween andern Tractaten, dieſen Lehrſatz dem Diogenes zu **). Dieſe verſchiedenen Leſarten muß man beybehalten, und nichts ändern: denn der Lehrer und der Schüler können wohl einerley Grundſatz feſtgeſetzet haben.

Neunte Anmerkung.

Ein ungefährer glücklicher Zufall, rettete, nach Plutarchs Erzählung †) dem Theſſalier, Prometheus, das Leben. Indem ſein Feind ihn mit einem Schwertſtreiche zu tödten meynete; ſo eröffnete er ihm ein Geſchwür, und verſchaffte ihm dadurch eine völlige Geneſung. Verſchiedene Schriftſteller haben die Wahrheit dieſer Begebenheit unterſuchet: und die mehreſten wollen, daß es Jaſon der Tyrann von Pheres geweſen, dem dieſes Glück begeghet ſey, nicht aber Prometheus. Folglich behaupten ſie, daß

---

†) Pag. 89. ††) Serm. 18. *) Pag. 89. **) Pag. 74. 82.
†) Pag. 74. 82.

Plutarch ſich hier geirret hat, und ſtützen ſich auf das Zeugniß des **Cicero, Valerius Maximus**, und **Plinius**. Man kann hierüber den **P. Victorius**, im VII. B. 9ten Cap. ſeiner verſchiedenen Leſarten, wie auch den **Turnebus** und **Brodeau** in ſeinen Miſcellan. 1. B. 23. Cap. nachſchlagen. Die Leſart der älteſten Handſchriften, kommt mit **Plutarchs** ſeiner überein.

Zehente Anmerkung.

Auf der 91ten Seite des Textes. Wie ſich in einer Stadt nothwendige und böſe Gewohnheiten einführen, die ſchwer abzuſchaffen ſind, wenn ſie einmal Fuß gefaſſet und das Anſehen der Geſetze bekommen haben: ſo auch die Feindſchaft, wenn ſie den Haß und Neid mit ſich in die Seele einführet ꝛc. Die gedruckten Texte haben: ὥσπερ γὰρ ἐν πολέμῳ, πολλὰ τῶν ἀναγκαίων, ἄλλως δὲ φαύλων, ἔθος λαβόντα, καὶ νόμου δύναμιν, οὐκ ἔστι ῥᾳδίως ἀπώσασθαι βλαπτομένους, οὕτως ἡ ἔχθρα συνεισάγουσι τῷ μίσει φθονον, etc. Nach der Handſchrift von der königlichen Bibliothek, müſſen in den gewöhnlichen Ausgaben, dreyerley Aenderungen gemachet werden. 1. Anſtatt ὥσπερ ἐν πολέμῳ, hat dieſe Handſchrift ἐν πόλει, und dieſe Leſart ſcheint beſſer zu ſeyn. 2. Anſtatt der Worte, ἔθος λαβόντα καὶ νόμου δύναμιν, hat die Handſchrift ἔθους λαβόντα καὶ νόμου δύναμιν, welches beſſer iſt. Und endlich an ſtatt συνεισάγουσι findet man im MSt. συνεισάγουσα ἡ ἔχθρα.

Eilfte Anmerkung.

Plutarch ſaget, **Onomademus** habe ſich in einem Aufruhre befunden, der ſich auf der Inſel **Chio** erhoben: und da die ſeinigen die Oberhand gewonnen, ſo hätte er ihnen gerathen: nicht alle diejenigen zu verjagen, die auf der Gegenparteÿ geweſen; ſondern einige davon ſerner auf der Inſel wohnen zu laſſen: aus Furcht, ſprach er, daß wenn wir keine Feinde mehr zu beſtreiten hätten, wir nicht unſere Waffen auf unſere Freunde kehren.

Einige Schriftſteller haben aus dem Namen **Onomademus** zwey Wörter gemacht, und ihn ſo ausgedrücket; als ob **Plutarch** von einem Menſchen, Namens **Demus**, rede. Die Handſchrift der königlichen Bibliothek hat in dem Texte des Tractats, **Onomademus** in einem einzigen Worte, und am Rande ſteht dieſe kurze Note, *περὶ τοῦ Ὀνομαδήμου*; es iſt alſo kein Zweifel; daß nicht der Staatsmann, *πολιτικὸς ἀνὴρ*, davon hier die Rede iſt, **Onomademus** geheißen habe. **Aelian** führet in ſeinen Hiſtor. var. im XIV. B. 25. Cap. eben dieſelbe Begebenheit an, er nennet aber denjenigen nicht, den ſie betroffen.

* * *

VI. Des

---

†) Man ſehe den V. Band der Memoires dieſ. Akad. par. Ausg. a. d. 170. S. und in der Geſchichte derſelben, den III. B.

VI.

Des Herrn von Nicolai Anmerkungen, über des Agis und Kleomenes Leben, im Plutarch. 1738.

Die vom Plutarch verfertigten Leben großer Männer, ſind bisweilen von Seiten der Zeitpuncte und der Umſtände ſo unvollkommen, daß Hr. von Nicolai es für nützlich gehalten hat, ſie zu erklären. Das Beyſpiel des Herrn Secouſſe und des Herrn de la Curne †) hat ihn bewogen, an dem Leben der griechiſchen Könige und Feldherren, eben das zu verſuchen, was ſie an verſchiedenen römiſchen Feldherren verſuchet haben.

Erſte Anmerkung.

Wenn man dem Plutarch glaubet: ſo war Kleomenes der allerverdienteſte Mann, geſchickt im Kriege, unbeweglich in Widerwärtigkeiten, edelmüthig, begierig nach dem wahren Ruhme, lediglich mit dem Wohl ſeines Volkes beſchäfftiget, und der mindeſten Ungerechtigkeit unfähig: ſo bildet er ihn in dem Leben ab, welches er von ihm geſchrieben. Der Begriff, welchen andere Schriftſteller uns von ihm machen, weicht etwas ab. Kleomenes hatte allerdings große Eigenſchaften; allein ſie wurden auch durch unendlich viele Laſter verdunkelt. Man kann dem Plutarch zugeſtehen, daß Kleomenes ſein Handwerk verſtanden, daß er Muth genug beſeſſen, das Unglück zu ertragen, daß er in Führung der Geſchäffte klug und geſchickt

---

B. a. d. 514. S. und im IV. B. a. d. 38. 48. und 53. S. deutſch Ausg.

ſchickt geweſen: in ſo weit iſt **Polybius** mit dem **Plutarch** eins. Allein nebſt dieſen Geſchicklichkeiten beſaß er auch einen Ehrgeiz, der ihn antrieb, die ungerechteſten Dinge vorzunehmen, ſo bald er ſich nur ſchmäucheln konnte, daß ſie gelingen würden. Er war ein Mann voller Argliſt und Verſtellung, der die feyerlichſten Eidſchwüre brach, wenn er den mindeſten Vortheil dabey zu finden meynete. Es iſt wahr; daß ihn die **Lacedämonier** ſehr liebeten: allein ihre Zuneigung zu ihm, wird vieleicht im Grunde nichts beweiſen, wenn man die rechte Urſache unterſuchen wird.

Er hatte eine Einrichtung gemachet, die dem Anſehen nach für das Volk vortheilhaft war: denn ein jeder Menſch, der im Regimente was neues einzuführen ſuchet, der trachtet erſt ſich bey dem Volke beliebt zu machen. Daraus aber kann man noch nicht ſchließen, daß er wirklich das Wohl ſeines Vaterlandes gebauet habe.

Zweyte Anmerkung.

Plutarch ſaget, **Lyſander**, des **Leonidas** Feind, ſey ein Sohn des **Lybis** geweſen, und **Pauſanias** machet ihn a) zu eines andern **Lyſanders** Sohne, und zu des **Ariſtokrates** Enkel. Er ward ein Freund des **Kleombrotus**, welcher die **Chelonis**, des **Leonidas** Tochter, geheirathet hatte, und bewog denſelben durch ſeine Verſprechungen, ſeinen Schwiegervater anzuklagen. Eines der Hauptverbrechen, deren er ihn beſchuldigte, war, nach dem **Pauſanias**, dieſes: daß er in ſeiner Jugend, ſeinem Vater **Kleonymus** eidlich angelobet hätte, ſein äußerſtes zu thun, um die Stadt **Sparta** zu verderben. **Kleonymus**, der gegen ſeine Vaterſtadt aufgebracht war, und die zukünftige Erhebung ſeines Sohnes nicht voraus ſah, mochte wohl vieleicht dieſen Eid geſodert haben. Als aber **Leonidas** im Am-

---

a) Lib. III. Cap. 5.

Amte war, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß es ihm nicht eingefallen ſeyn würde, ein ſo leichtſinniges Verſprechen zu halten.

Dritte Anmerkung.

Plutarch ſaget, **Aratus** habe ſich mit denen unter ihm ſtehenden Kriegesvölkern nach **Korinth** begeben, um die Bewegungen der **Aetolier** in Obacht zu nehmen: von denen man ſagete, ſie würden durch das Gebieth der **Megarier** eine Landung in den **Peloponneſus** thun. **Polybius** aber lehret uns *b*), daß dieſe ſich bereits von dem Bündniſſe mit den **Macedoniern** abgezogen, um ſich mit den **Achäern** zu verbinden: nachdem **Aratus** ſich im zweyten Jahre der 134ten **Olympias**, zweyhundert drey und vierzig Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, von **Korinth** Meiſter gemachet.

Vierte Anmerkung.

Agis hat ſich, wie **Plutarch** ſchreibt, nach **Korinth** begeben, um ſich gemeinſchaftlich mit den **Achäern**, dem Eingange der **Aetolier** in den **Peloponneſus** zu widerſetzen. Es fällt einem ſchwer, dieſe Vereinigung der **Lacedämonier** mit den **Achäern** zu begreifen, deren heimliche Feinde ſie allezeit geweſen waren. In dieſem Stücke ſind die Alten nicht zweyerley Meynung geweſen *c*). Zudem ſcheint es nicht, daß die **Lacedämonier** mit den **Macedoniern** ſeit derjenigen Schlacht Krieg geführet haben, wo **Agis**, ihr König, getödtet ward, nämlich im dritten Jahre der 112ten **Olympias**; und ſie haben ſich ſehr geſchwächet vorkommen müſſen, weil ſie Geſandten an **Alexandern** den **großen** ſchicketen, um ihm die Entſcheidung der unter ihnen obwaltenden Streitigkeiten anheim zu ſtel-

---

b) Lib. 2. *c*) *Polyb.* L. 2. p. 127 132. *Pauſan.* L. VII. C. 7. *Diod.* L. XVI. et XVII.

ſtellen: und damals, als die mehreſten **Griechen** ſich mit den **Athenienſern** vereinigten *d*), um unter der Anführung des **Leoſthenes**, **Antipatern** mit Krieg zu überziehen, ſo blieben die **Lacedämonier** neutral. In der Folge aber, ungeachtet die macedoniſchen Könige, **Alexanders** Nachfolger, oftmals den **Peloponneſius** bekriegten; ſo ſcheint es doch nicht, daß ſie jemals mit den **Lacedämoniern**, bis auf die Regierung des **Kleomenes** etwas zu theilen gehabt haben. Nun war aber des **Aratus** Unternehmen, ein offenbarer Krieg wider die **Macedonier**: und ſchon etliche Jahre zuvor, hatte **Antigonus-Gonatas** mit den **Aetoliern** einen Bund gemachet, die heranwachſende Republik der **Achäer** zu zernichten *e*). Es ſcheint alſo nicht wahrſcheinlich zu ſeyn, daß eine verheerete Stadt, wie damals **Lacedämon** war, ſich in einen Krieg ſollte eingelaſſen haben, der wider ihren im **Peloponneſius** allmächtigen Bundsgenoſſen unternommen war; und dieſes, um einem Volke beyzuſpringen, mit welchem ſie allezeit in Mishälligkeit gelebet hatten. Des **Agis** Krieg wider die **Achäer**, reimet ſich nicht mit **Plutarchs** Vorausſetzung. Es iſt zwar wahr, daß er nichts davon gedenkt: allein **Pauſanias** erzählet uns einige Umſtände davon *f*). Er ſaget, daß kurz darauf, als **Aratus** **Korinth** eingenommen, und vielleicht indem er noch mit dieſem Feldzuge beſchäfftiget geweſen, **Agis**, der Sohn des **Eudamidas**, ſich **Pellene**, einer Stadt im achäiſchen Gebiethe bemächtiget, und vom **Aratus**, der ihn geſchlagen, bald daraus vertrieben worden ſey.

Pauſanias ſaget ferner *g*), daß kurz darauf, als **Lydiades** ſich der Tyranney von **Megalopolis** begeben, und dieſe Stadt der Republik der **Achäer** beygeſellet gehabt, **Agis** dieſelbe belagert habe. Sogleich ſchlug er die Einwoh-

d) Im zweyten Jahre der 114ten Olympias.

e) *Polyb.* Lib. 2. p. 130.

f) Lib. 2. C. 8. et Lib. VII. Cap. 7.

g) L. VIII. C. 27.

wohner die ihm entgegen kamen: und man zweifelte nicht, daß er nicht bald die Stadt erobern müßte; als ſich ein ſo heftiger Nordenwind erhob, daß er die Maſchinen zerbrach, die bereits einen anſehnlichen Durchbruch gemachet hatten; ein Zufall, worüber der König von **Sparta** abziehen mußte. Des **Lydiades**, oder **Lyſiades**, Abdankung, wie **Polybius** ihn nennet *h*), iſt älter, als der Tod des **Demetrius**, Königs von **Macedonien**: welcher im erſten Jahre der 136ten **Olympias**, zwey hundert ſechs und dreyßig Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung erfolgete. Eben dieſer **Pauſanias** erzählet *i*), daß man nahe bey dem Tempel **Neptuns** in dem **mantineiſchen** Gebiethe, ein Siegesgerüſt von Steinen geſehen, welches man von der Beute der **Lacedämonier** und ihres Königes **Agis** aufgeführet hatte; der einige Seiten zuvor als derjenige angegeben wird, deſſen Leben **Plutarch** beſchrieben. Will man dem **Pauſanias** glauben, ſo ward **Agis** bey dieſer Gelegenheit getödtet; folglich könnte die vom **Plutarch** vorgebrachte Urſache ſeines Todes wohl falſch ſeyn. In dem Kriege der **Achäer** wider die **Lacedämonier**, veränderte die Stadt **Mantinea** ihre Herren und ihre Partey ſo oft, daß man wegen des Zeitpuncts dieſer Schlacht aus dem was **Pauſanias** ſaget, die **Mantineer** hätten dabey für die **Achäer** gefochten, nichts ſchließen kann. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſie geliefert worden, bevor dieſe Stadt die Gemeinſchaft der **Achäer** zum erſtenmale verlaſſen. Den Zeitpunct dieſes Abtrittes weis man nicht; man weis nur ſo viel *k*), daß er vier Jahre vor der Ankunft des **Antigonus** im **Peloponneſus**, vom **Aratus** wieder vorgenommen worden: welches im Anfange desjenigen Jahres geſchah, ſo vor des **Kleomenes** Flucht hergieng. Die Eroberung von **Mantinea**, durch den **Aratus**, fällt alſo in das erſte Jahr der hundert acht und dreyßigſten **Olympiade**,

---

h) Lib. 2. pag. 131.

i) Lib. VIII. Cap. 10.

k) *Polyb.* L. 2. p. 141.

piade, zwey hundert acht und zwanzig Jahre vor Chriſti Geburt.

Fünfte Anmerkung.

Es iſt wahrſcheinlich, daß Agis ohne Kinder geſtorben ſey, indem ſein Bruder **Archidamus** ſein Nachfolger geworden. **Plutarch** ſaget, dieſer Prinz habe ſich noch bey des **Leonidas** Lebzeiten nach **Meſſenien** begeben. Man kann ihn hier, wie im ganzen Leben des **Kleomenes** im Verdachte haben, daß er ſich ein wenig gar zu ſehr der Neigung überläßt, die ein jeder hat, Leute, deren Leben man beſchreibt, auf der beſten Seite vorzuſtellen. **Polybius** *l*), ein faſt zeitverwandter Schriftſteller, und welcher alle Umſtände dieſes Krieges, von ſeinem Vater, **Lykortas**, einem verdienſtvollen Manne erfahren haben konnte; welcher ſehr oft in den Geſchäfften der **Achäer** mit den **Römern** gebrauchet worden war; **Polybius**, ſage ich, redet *m*) von der Flucht des **Archidamus** nach **Meſſenien**, als ob ſie unter der Regierung des **Kleomenes** vorgefallen ſey: *καθ' ὃν δὲ καιρὸν Ἀρχίδαμος ἐκ τῆς Σπάρτης ἔφυγε, δείσας τὸν Κλεομενην, καὶ παρεγένετ' εἰς Μεσσηνην.* Nach dem **Pauſanias** *n*), bedienete ſich **Kleomenes**, als er zur Krone gekommen war, des Anſehens der **Ephoren**, um den König **Eurydamidas** vergiften zu laſſen, der noch ein Kind war, und von dem andern Hauſe ſpartaniſcher Könige abſtammete: vielleicht war dieſer **Eurydamidas** ein Sohn des **Agis**. Wenn die Sache wahr iſt, welche **Pauſanias** anführet, ſo könnte es wohl ſeyn: daß **Archidamus**, aus Furcht man möchte es mit ihm eben ſo machen, als man ſeinem Neffen gethan, den Rath ergriffen von **Sparta** zu fliehen. **Polybius** berichtet *o*), daß es ihm ſehr ſchwer geworden, einen Augenblick dazu zu finden, und dieſe Schwierigkeiten beſtätigen ſeine Furcht.

---

l) Id. L. IV. p. 271. *m*) Id. p. 383. *n*) Lib. 2. C. 9. *o*) L. VIII. p. 511.

Sechſte Anmerkung.

Plutarch ſaget zu Ende des Lebens vom **Kleomenes**, er habe ſechszehn Jahre regieret. Er ſtarb im erſten Jahre der hundert und vierzigſten **Olympias**, zwey hundert und zwanzig Jahre vor Chriſti Geburt; folglich fällt der Tod des **Leonidas**, in das erſte Jahr der hundert und ſechs und dreyßigſten **Olympias**, zwey hundert und ſechs und dreyßig Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Damals war **Kleomenes** etwa ſiebenzehn Jahre alt, und nach dem **Plutarch** in **Philopömens** Leben, war er dreyßig Jahre alt, als er ſich von **Megalopolis** bemeiſterte. Die Einnahme dieſer Stadt, geſchah in demjenigen Winter, welcher vor der Schlacht hergieng, darinn **Kleomenes** geſchlagen ward; und dieſe Schlacht ward im Anfange des zweyten Jahres der hundert neun und dreyßigſten **Olympias**, zwey hundert drey und zwanzig Jahre vor Chriſti Geburt, geliefert. Da nun **Kleomenes** damals 30. Jahre alt geweſen; ſo folget, daß er im vierten Jahre der hundert ein und dreyßigſten **Olympias**, zwey hundert drey und funfzig Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung gebohren geweſen ſeyn müſſe.

Siebente Anmerkung.

Nach der Art, wie **Plutarch** ſich ausdrücket, ſollte niemand zweifeln, daß nicht die **Achäer** den Krieg wider die **Lacedämonier** angefangen haben. Der Anſchlag des **Aratus** iſt geweſen, wie **Plutarch** will, alle Völker des **Peloponneſus** in einen einzigen Körper zu vereinigen: ſie waren faſt alle in eine Verſchwörung wider die **Achäer** getreten, und es blieben nur noch die **Lacedämonier**, die **Eläer** und ein Theil der **Arkadier** übrig. Sobald nun **Leonidas** todt war, ſo fieng **Aratus**, welcher die Jugend des **Kleomenes** verachtete, die **Arkadier** anzugreifen an, und dieſes vermochte die **Ephoren**, den **Kleomenes** abzuſchicken; damit er ſich des **Athenäi**, nahe bey

Belbine bemächtigen möchte. **Kleomenes** nahm es auch ein, und befeſtigte es.

Wer ſollte nun nach dieſer Erzählung im **Plutarch** nicht glauben, daß **Aratus** der angreifende Theil geweſen? Gleichwohl iſt die Sache nicht ſo zugegangen. Dieß lernen wir vom **Polybius** p): und das Anſehen dieſes Geſchichtſchreibers iſt von ganz anderm Gewichte, als **Plutarchs** ſeines. Er bezeuget alſo, daß nach dem Tode des **Demetrius**, die **Aetolier** den Krieg wider die **Achäer**, denen ſie große Verbindlichkeit hatten, nicht offenbar führen mögen; ſie hätten ſich nur heimlich mit den **Lacedämoniern** verſtanden: und als **Kleomenes** ſich durch Verrath der Städte **Tegea**, **Mantinea** und **Orchomena** bemächtiget, hätten die **Aetolier** es gern geſehen. Indeſſen begnügeten ſich **Aratus** und die Achäer, die niemanden zum Kriege auffodern wollten, damit, daß ſie ſich nur durch Ränke den Abſichten der **Lacedämonier** widerſetzten, welches einige Zeit ſo fortgieng, und bis **Kleomenes** das Athenäum hatte befeſtigen laſſen. Nachmals ſchoneten die **Achäer** weiter nichts, und kündigten durch einen Schluß des ganzen Volkes den **Lacedämoniern** den Krieg an?

Man ſiehe hieraus, daß **Kleomenes** der erſte geweſen, welcher Feindſeligkeiten ausgeübet, und daß die Achäer die Waffen nur zu ihrem Schutze ergriffen. Das Athenäum, ein Schloß oder Tempel der **Minerva**, in dem megalopolitaniſchen Gebiethe gelegen, ward von den **Lacedämoniern** ſelbſt zerſtöret q), welche es bey **Philipps** Annäherung, im zweyten Jahre der hundert und vierzigſten **Olympias**, zwey hundert und neunzehn Jahre vor Chriſti Geburt verlaſſen mußten.

---

p) Lib. 2. pag. 131.

q) Lib. IV. p. 344.

Achte Anmerkung.

Plutarch ſchreibt, daß es zur Zeit dieſes Feldzuges des **Kleomenes** einige Streitigkeiten zwiſchen den **Lacedämoniern** und **Megalopolitanern** gegeben. Dieſe Stadt hatte das Unglück, eine Nachbarinn von Sparta zu ſeyn r), und die **Lacedämonier** überfielen dieſelbe ſo oft, als ſie mit irgend einem **peloponneſiſchen** Volke im Kriege waren; folglich waren dieſe Streitigkeiten, von Seiten der **Megalopolitaner**, nichts anders, als ihre Wachſamkeit, ſich vor den ungerechten Unternehmungen der **Lacedämonier** zu ſchützen. **Pauſanias** beſchreibt s) drey dergleichen Unternehmungen ausführlich; und füget hinzu, daß als **Kleomenes** **Megalopolis** angegriffen, dieſe Stadt mit Sparta im Bündniſſe geſtanden, daß aber dieſer Prinz geglaubet, er dürfe dieſes Bündniß nicht achten.

Neunte Anmerkung.

Nachdem **Aratus** an dem arkadiſchen Berge **Lyceum** war geſchlagen worden, flüchtete er nach **Mantinea** und nahm es ein. Man hat bereits den Zeitpunct von der Eroberung dieſer Stadt, auf das erſte Jahr der hundert acht u[illegible] dreyßigſten Olympias, zwey hundert und acht und zwanzig Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung feſtgeſetzet, folglich iſt die erſte Schlacht zu eben der Zeit geliefert worden.

Zehnte Anmerkung.

Man ſieht eben nicht, warum der Muth der **Lacedämonier** zu der Zeit niedergeſchlagen geweſen, da ſie einen völligen Sieg über die **Achäer** erhalten hatten. Gleichwohl ſaget es **Plutarch**, und füget hinzu: daß, als **Kleomenes** den Krieg fortſetzen wollen, er von den **Ephoren**,

---

r) Lib. V. p. 432.

s) Lib. VIII. c. 25.

ren, die ſich ſeinem Vornehmen widerſetzten, die Zurückberufung des **Archidamus** erhalten. Hiedurch meynete er die Macht der **Ephoren** zu ſchwächen, und deſto ſicherer alles thun zu können, was er nur wollte. Diejenigen indeſſen, füget er hinzu, welche den **Agis** getödtet hatten, und die Rückkehre ſeines Bruders ſcheueten, tödteten denſelben ebenfalls, ſo bald er in die Stadt kam. Es ſey nun, daß **Kleomenes** in dieſe Gewaltthätigkeit nicht gewilliget habe, wie **Plutarch** verſichert; oder daß er dieſen unglücklichen Prinzen ſeinen Verfolgern überlaſſen: ſo iſt es doch wahrſcheinlicher, daß er den **Archidamus** nur zurück beruffen, um ihn aus dem Wege zu ſchaffen.

Polybius verſichert t), daß als **Kleomenes** dem **Archidamus** entgegen gegangen, er ihn bald darauf hinrichten laſſen; und an einem andern Orte u), wo er von dem Grade des Zutrauens redet, welches man auf Geiſeln ſetzen ſoll, tadelt er den **Archidamus** ſehr: der, da er des **Kleomenes** Ehrſucht und ſeine Herrſchbegierde kannte, ſich gar zu leichtſinnig in ſeine Gewalt begeben. **Polybius** bemerket hierbey, daß, ſich gar keinem anvertrauen, den öffentlichen Welthändeln entſagen heiße; und daß man alſo in der Nothwendigkeit, darinnen man zuweilen ſteht, ſich für das Beſte ſeines Vaterlandes zu wagen; doch zuvor die nothwendigſte Sicherheit nehmen müſſe, damit man nicht zu ſchelten ſey. Worinn beſteht aber dieſe Sicherheit? Sie beſteht in Eidſchwüren, in Geiſeln, dergleichen Weiber und Kinder derjenigen ſind, mit denen man unterhandelt, und mehr als alles dieſes, der Ruff, welchen ſie ſich in ihrem bisherigen Leben erworben. Dem **Polybius** wäre das Unglück des **Archidamus** nicht begegnet; er hätte den **Kleomenes** gar zu gut gekannt.

Eiſ.

---

t) Lib. V. p. 383.

u) Lib. VIII. p. 511. 512.

Eilfte Anmerkung.

Man darf ſich nicht mehr über den vortheilhaften Begriff verwundern, welchen **Plutarch** vom **Kleomenes** machet, ſo bald man weis, daß er den Geſchichtſchreiber **Phylarchus** zu Rathe gezogen hat. Dieſer Schriftſteller war ungemein parteyiſch, und um dem **Kleomenes** Ehre zu machen, oder den **Antigonus** und **Aratus** zu tadeln, ſo unterdrückete und veränderte er die Begebenheiten. Man kann eine ziemlich lange Beſchreibung ſeiner Lügen im **Polybius** x) ſehen.

Zwölfte Anmerkung.

Plutarch ſaget: die zweyte Schlacht zwiſchen dem **Aratus** und **Kleomenes** ſey unter den Mauern von **Leuktrum**, einer Stadt im megalopolitaniſchen Gebiethe, geliefert worden. **Polybius** y) nennet den Ort der Schlacht, laodicäiſche Felder. Nach dem **Plutarch**, blieb **Lydiades** in dieſer Schlacht; aus dem **Pauſanias** aber z) erhellet, daß ſein Tod erſt einige Jahre hernach, und zu der Zeit erfolget ſey, da **Kleomenes Megalopolis** erobert hat.

Dreyzehnte Anmerkung.

Nichts kömmt denen Lobeserhebungen gleich, welche **Plutarch** dem **Kleomenes** über die Veränderungen ertheilet, die er in der Regierung gemachet hat; es war gar ein Wunderwerk dabey, wenn man ihm glauben will. Ein im Tempel der **Paſiphae** eingeſchlafener **Ephorus**, glaubete im Traume zu ſehen, daß man vier Stühle wegnähme, die für die **Ephoren** beſtimmet waren, und daß nur noch ein einziger übrig bliebe; daher erſcholl eine Stimme aus dem Allerheiligſten, welche ihm ſagete; dieß geſchä-

---

x) L. 2. à p. 141. ad p. 149. y) Ib. p. 157. z) L. VIII. C. 27.

ſchäße zum Beſten der Stadt Sparta. Dieſer Tempel der **Paſiphae**, war ſonder Zweifel der Tempel des Jnus, in welchem die Bildſäule der Sonnen und der **Paſiphae** ſtand. Dieſer Ort lag zwiſchen Aetylien und **Thalamo**, zwoen lakoniſchen Städten, und hier ſprachen die Orakel durch Träume. Unfehlbar wurde dieſer prophetiſche Traum hintennach erfunden, und auf eben den **Ageſilaus** gedeutet, der dem Metzeln der **Ephoren** entwich, und um ſich zu erhalten, ſich an den **Kleomenes** hängen mußte; vielleicht war er auch ſelbſt der Urheber dieſer Fabel.

Plutarch erhebt dieſe That des **Kleomenes** ungemein, und dieß vermuthlich auf **Phylarchs** Anſehen. Nach ſeiner Meynung, war die Stadt **Sparta** in Pracht und Schwelgerey erſoffen: die **Ephoren** waren unumſchränkte Herren des Regiments, ſie drängten das Volk, und **Kleomenes** half allem dieſem Uebel durch Ermordung der **Ephoren**, durch eine neue Eintheilung der Ländereyen, durch Einrichtung der Sachen auf denſelben Fuß, wie ſie zu **Lykurgs** Zeiten geweſen waren, und durch die Erlaſſung der Schulden ab: das heißt, indem er alles was von reichen und mächtigen Leuten im Staate war, bettelarm machete. Hätte dieſes Unternehmen ſolche vortheilhafte Folgen haben müſſen, ſo wäre es auch von andern Griechen gebilliget worden: allein man ſieht, daß es nicht geſchehen iſt *a*). Man beſchuldigte den **Kleomenes**, er trachte nach der Tyranney; man ſagte ſogar, die **Lacedämonier** wären zu Sclaven geworden, und man ſah dieſen Umſturz der Staatsverfaſſung als die Urſache alles Unglückes an, welches ihnen nachmals begegnete. Die Art wie ſich **Kleomenes** auch nach dieſem aufführete, beſtätiget alle Vorwürfe die man ihm machet: denn hatte er, um die elenden Umſtände des Pöbels zu lindern, eine neue Eintheilung der Aecker vorgeſchlagen; ſo berechtigte ihn doch ſolches noch nicht, die **Ephoren** umzubringen. Und warum ſpielete er denn nach-

---

a) *Polyb.* L. 2. p. [illegible]. et L. IV. p. 344. *Pauſan.* L. VII. C. 9.

nachmals die Krone ſeinem Bruder **Euklidas**, oder **Epiklidas** auf das Haupt, indeſſen daß von der andern königl. Familie noch zween Söhne des **Archidamus** da waren; wenn er nicht durchaus Herr ſeyn wollen? Und zeuget nicht dieſe Erhebung ſeines Bruders auf den Thron, daß er die **Patronomen**, die er an ſtatt der Ephoren eingeführet hatte, völlig lenkete, wohin er wollte? Man hat alſo ganz Recht gehabt, ihn für einen Tyrannen zu halten.

Plutarch, der mehr ein Gelehrter als ein Staatsmann war, hat ſich durch den Schein von des **Kleomenes** Anſchlage blenden laſſen, und ihn für einen neuen **Lykurgus** angeſehen: da hingegen **Polybius**, deſſen Urtheilskraft durch die Uebung in öffentlichen Geſchäfften ſelbſt, war gebildet worden, durch den äuſſerlichen Schein hindurch ſah; und da er die Menſchen, nicht aus ihren Reden, ſondern aus ihren Thaten beurtheilete, die vom **Kleomenes** vorgenommenen Veränderungen als ein Mittel anſah, welches er ſich erſonnen, um ſein Vaterland ſich unterwürfig zu machen.

Vierzehnte Anmerkung.

Die dritte Schlacht muß vom Ende des vierten Jahres der hundert acht und dreyßigſten **Olympias** ſeyn: weil ſie nicht lange vor des **Antigonus** Ankunft im **Peloponneſus** hergeht; welche in den Anfang der hundert neun und dreyßigſten **Olympias** feſtgeſetzt iſt.

Funfzehnte Anmerkung.

Plutarch ſaget, als **Kleomenes** vernommen, daß die **Achäer** ſich der Stadt **Argos** bemächtiget, habe er den **Megiſton** hingeſchicket: und als derſelbe in dieſem Feldzuge umgekommen, ſey er ſelbſt hingegangen; von wannen er ſich durch die Stadt **Tegea** wieder nach Sparta verfüget. Hingegen erhellet aus dem **Polybius** b), daß **Kleomenes** das Lager, welches er nahe am **Iſthmus** hatte befeſtigen laſſen, bey der erſten Nachricht verlaſſen, die er von dem Abfalle der **Argier** erhielt; daß er ſich eilfertig nach **Argos** begeben, und als er von den **Achäern** abgetrieben worden, durch die Stadt **Mantinea** den Weg nach **Sparta** genommen, welcher in der That auch der kürzeſte war.

Der Unterſchied der Wege, die man ihn gehen läßt, verdienet angemerket zu werden; weil es auf die Art, wie **Plutarch** redet, das Anſehen hat, daß **Kleomenes** trotz dieſem Unfalle, doch noch immer im Stande und geſonnen geweſen, das Lager zu halten, und ſich nur wegen der erhaltenen Nachricht von ſeiner Gemahlinn Tode, nach **Sparta** begeben. **Polybius** hat wahrſcheinlicher Weiſe dieſes nicht ſagen wollen; es ſcheint vielmehr, **Kleomenes** ſey nach **Sparta** gekehret, weil er nicht die nöthigen Lebensmittel gehabt, länger das Lager zu halten.

Sechszehnte Anmerkung.

Die Eroberung von **Megalopolis** geſchah im Winter des zweyten Jahres, der hundert neun und dreyßigſten **Olympias**. Dieß war ein großer Vortheil für den **Kleomenes**; und **Plutarch** ſaget auch, dieſe Stadt ſey ſo wichtig geweſen, als **Sparta**. Der Umfang von dieſer enthielt nur acht und vierzig **Stadia**, der von **Megalopolis** aber funfzig. Da es noch nicht lange war, daß man dieſe Stadt gebauet hatte: ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie nach dem Verhältniſſe des Raumes den ſie einſchloß, bevölkert geweſen. Gleichwohl geſteht **Polybius** c), ſie ſey nicht ſo volkreich geweſen, als **Sparta**, und ſein Zeugniß darf nicht verdächtig ſeyn.

Plut-

---

b) Lib. 2. pag. 138. 139. c) Lib. IX. pag. 558.

Plutarch thut ſein äuſerſtes, die Grauſamkeit zu entſchuldigen, die **Kleomenes** bey dieſer Gelegenheit verübete; indem er, ſo bald er ſich der Stadt bemächtiget, denjenigen die ſich nach **Meſſenien** geflüchtet hatten, anboth, ihnen die Stadt wieder zu geben, dafern ſie nur der Gemeinſchaft der **Achäer** entſagen wollten. Man ſieht aus dem **Polybius**, daß **Plutarch** allezeit aus dem **Phylarch** redet. Hätten die **Megalopolitaner** den **Kleomenes** verrathen, ſo hätte er vielleicht einen Vorwand gehabt, ſie zu ermorden und ihre Stadt zu zerſtören: allein er hatte kein Recht alle dieſe Verbrechen zu begehen, weil ſie nie mit ihm in Gemeinſchaft geſtanden hatten. Man kann nachleſen, was **Polybius** und **Pauſanias** davon ſagen.

Drey Monathe zuvor hatte **Kleomenes** bereits einen Verſuch auf **Megalopolis** gethan; er war mit einigen Perſonen eins geworden, die ſie ihm überantworten wollten, und die bey der dritten Nachtwache auf der Hut ſeyn ſollten, da er denn um dieſe Stunde vor der Stadt ſeyn wollte. Allein er bedachte nicht, daß um dieſelbe Zeit die Nächte noch kurz waren, er kam alſo zu ſpät an den beſtimmten Ort: und anſtatt ſich der Stadt zu bemächtigen, ſo wurden ſeine Leute geſchlagen und zurück getrieben.

Siebenzehnte Anmerkung.

Plutarch iſt zufrieden, wenn er ſaget, daß **Antigonus** nach ſeiner Ankunft im **Peloponneſus**, daſelbſt verſchiedene Städte erobert; er nennet ſie aber nicht. Aus dem **Polybius** ſehen wir d), daß nachdem **Antigonus** zum Feldherrn der **Achäer** auf der allgemeinen Verſammlung des Volkes war erwählet worden, die man zu **Aegium** gehalten, er die Städte **Tegea**, **Orchomena**, **Mantinea**, **Herea** und **Telphuſſa**, in dem Feldzuge erobert, welcher zu Ende des erſten Jahres der hundert neun und dreyßigſten **Olympias** anfieng.

Achtzehnte Anmerkung.

Plutarch ſaget nach dem **Polybius**, mit einem für den **Kleomenes** vortheilhaften Schwunge, der aber im Grundtexte nicht ſtehe: dieſer ſpartaniſche König habe nur zwanzig tauſend Mann gehabt, als er mit dem **Antigonus** geſchlagen, welcher deren dreyßig tauſend gehabt. Es verlohnet nicht ſonderlich die Mühe ihm zu widerſprechen; indem nach dem Verzeichniſſe der Völker des **Antigonus**, welche **Polybius** anmerket e), das Kriegsheer dieſes Prinzen aus acht und zwanzig tauſend Fußknechten und zwölfhundert Pferden beſtanden.

Die Schlacht bey Selaſia ward im zweyten Jahre der hundert neun und dreyßigſten **Olympias** geliefert, wie bereits etlichemale geſaget worden iſt. Man kann eine ziemlich umſtändliche Beſchreibung davon im **Polybius** finden. **Euklidas**, der Bruder des **Kleomenes**, ward in dieſer Schlacht getödtet, wie **Plutarch** ſaget: **Polybius** aber ſaget, er habe mit denen unter ihm ſtehenden Hülfsvölkern die Flucht ergriffen. Kann etwas dieſer Meynung günſtig ſeyn, ſo iſt es dieß: daß wir ſehen, wie die **Lacedämonier** erſt nach dem Tode des **Kleomenes** Könige erwählet haben. Wäre **Euklidas** in der Schlacht bey Selaſia getödtet worden, warum hätten ſie drey Jahre angeſtanden, ihm einen Nachfolger zu ſetzen? Wenn man ſich an das hält, was **Polybius** ſaget, ſo kann man glauben: **Euklidas** ſey ſeinem Bruder nach **Aegypten** gefolget, und beyde ſeyn zu gleicher Zeit daſelbſt geſtorben.

Neunzehnte Anmerkung.

Nachdem **Antigonus** ſich der Stadt **Sparta** bemeiſtert hatte, ſo führete er daſelbſt die alte Regimentsforme der **Ephoren** wieder ein. Es ſcheint nicht, daß An-

tigo-

---

e) Kleom. p. 170.

tigonus auch eine neue Eintheilung der Aecker gemachet hätte, welches zu **Lacedämon** einen Aufſtand hätte veranlaſſen können; das aber iſt gewiß, daß er neue **Ephoren** einſetzen laſſen. Man ſieht deren vor dem Tode des **Kleomenes**, und es iſt wahrſcheinlich, daß eben dieſelben die Stadt **Sparta** in ſeiner Abweſenheit regieret haben, weil **Polybius** ſaget *f*), ſie ſey κατὰ τὰ πάτρια regieret worden. Dieſe Regimentsforme beſtand auch noch zur Zeit des **Pauſanias** *g*).

Zwanzigſte Anmerkung.

Kleomenes flüchtete unter der Regierung des **Ptolomäus Evergetes** nach Aegypten. **Evergetes** überhäufete ihn mit Wohlthaten, und verſprach ihm Kriegsvolk zu geben, um nach Griechenland zu kehren: allein ſein Tod, der mit des **Kleomenes** ſeinem zugleich erfolgete, verhinderte die Erfüllung ſeines Verſprechens. **Philopator**, ſein Sohn, folgete ihm, und machete ſeine Gelangung zur Krone durch den Mord ſeines Bruders berühmt. Nach dem **Plutarch**, wollte ihn **Kleomenes** von dieſem Verbrechen abmahnen, und auf die Verſtellung des **Soſiba**, Raths und Lieblings des ägyptiſchen Königes, daß ſo lange **Magas** lebete, es zu fürchten wäre, daß er nicht die fremden Kriegsvölker, die ihm ſehr ergeben waren, aufwiegeln möchte, habe **Kleomenes** geantwortet: er dörfe dieß nicht beſorgen, indem unter dieſen Fremdlingen drey tauſend Griechen aus dem **Peloponneſus** wären, die allezeit ſeinem Befehle folgen würden.

Dieſe auf ſolche Art vorgetragene Rede, ſpricht den **Kleomenes** völlig frey, daß er an dem Tode des **Magas** Theil gehabt; allein aus dem **Polybius** *h*) erhellet: daß man den **Kleomenes** nur über die Mittel um Rath gefraget, wie man den Aufſtand des Kriegsheeres verhindern könn-

---

f) Lib. 2. p. 304. *g*) *Pauſan.* Lib. 2. Cap. 9. *h*) L. V. p. 382.

könnte; wenn es den Tod des **Magas** erführe, und daß er obige Rede nur gehalten, um den König und ſeinen Rath in ihrem Entſchluſſe zu beſeſtigen. Es iſt unzweifelhaft, daß man es ſo verſtehen müſſe: denn **Plutarch** geſteht ſelbſt, daß des **Kleomenes** Rath den **Soſiba** zum Morde des **Magas** ſchlüſſig gemachet. Wäre nun **Kleomenes** einer andern Meynung geweſen: ſo hätte der Staatsrath ſich auf das Anſehen nicht verlaſſen dörfen, welches dieſer Prinz über einen Theil des Heeres hatte; indem er es allem Anſehen nach bey ſolcher Gelegenheit nicht würde gebrauchet haben.

Plutarch ſaget ferner: **Philopator** habe die Sorge für das Reich, ſeiner Mutter und ſeinem Kebsweibe **Agathoklia** überlaſſen. Vielleicht hat er dem Kebsweibe den Namen der Mutter gegeben: denn **Strabo** lehret uns *i*), daß die Mutter des **Ptolomäus Philopators**, **Agathoklia** geheißen: vielleicht iſt auch dieſe **Agathoklia**, Kebsweib des Königes, mit einer andern Frauen gleiches Namens einerley, die nach der Zeit, nebſt ihrem Bruder **Agathokles** elendiglich umkam.

Ein und zwanzigſte Anmerkung.

Wenn **Plutarch** von dem Verrathe des **Nikagoras** von **Meſſenien** gegen den **Kleomenes** redet, ſo ſaget er: es ſey ſchon eine alte Zwiſtigkeit unter ihnen geweſen, indem **Kleomenes** von dieſem **Nikagoras** ein Landgut gekaufet hatte, ſo nicht bezahlet worden.

Dieß iſt hier abermals eine Folge von der Verhölung des Geſchichtſchreibers in Anſehung der Ermordung des **Archidamus**, Bruders des **Agis**: denn **Nikagoras** war ſein beſonderer Freund, und eben zu ihm flüchtete der König von Sparta *k*). Als nun nachmals **Kleomenes** gegen ſeinen Amtsgenoſ-

---

i) Lib. XVII.

k) Polyb. Lib. V. pag. 383.

nöſſen anderes Sinnes zu werden ſchien, ſo bedienete ſich **Archidamus** des **Nikagoras**, ihre Verſöhnung zu unterhandeln. Dieſer richtete ſein Gewerb auch aus, und begleitete ſeinen Gaſt bis in die Stadt **Sparta**. Da er nun in das Unglück dieſes Prinzen nicht mit verwickelt ward: ſo ſagete er allenthalben, er ſey dem **Kleomenes** ſehr verbunden; im Grunde des Herzens aber nährete er einen unverſöhnlichen Haß, wegen des Todes des **Archidamus** wider ihn: und eben deswegen ſuchete er ſich an dem **Kleomenes**, bey der erſten vorfallenden Gelegenheit zu rächen.

Zwey und zwanzigſte Anmerkung.

Kleomenes ſtarb im erſten Jahre der hundert und vierzigſten **Olympias**, zwey hundert und zwanzig Jahre vor Chriſti Geburt, im drey und dreyßigſten Jahre ſeines Alters. Sein Aufenthalt in **Aegypten** währete drey Jahre. Als nun die **Lacedämonier** ſeinen Tod erfuhren, wähleten ſie zween Könige *l*): einer war **Ageſipolis**, ein Enkel des **Kleombrotus**, welcher bey der Flucht des **Leonidas** den Staat regieret hatte. Weil **Ageſipolis** noch gar zu jung war, ſo gab man ihm ſeinen Vätter **Kleomenes**, einen Sohn eben dieſes **Kleombrotus**, zum Vormunde. Der andere König den man erwählete, war ein gewiſſer **Lykurgus**, der nicht aus königl. Geblüte war; allein er zahlete einem jeden der **Ephoren** ein Talent, und alſo ward er zum Könige von **Sparta** und von **Herkuls** Geſchlechte erkläret. Die Zeit der Strenge und der Uneigennützigkeit der erſten **Lacedämonier** war damals ſchon verſchwunden.

---

l) Idem Lib. IV. pag. 324.

VII.

Des Herrn von Chambort chronologiſche Erklärung, den Tag betreffend, an welchem Pompejus zur Zeit des bürgerlichen Krieges aus Brunduſium und Italien, gegangen. 1738.

Herr von Chambort, welcher der Akademie im 1738ten Jahre dieſe chronologiſche Erläuterung mittheilete, hat ſich inſonderheit deswegen dazu entſchloſſen: weil der Tag von des **Pompejus** Auszuge aus Italien, um von **Brunduſium** nach **Dyrrachium** zu gehen, unter den Gelehrten zuweilen Schwierigkeiten verurſachet.

Juſtus Lipſius, welcher mit ſo vielem Nutzen an Erklärung verſchiedener Puncte aus der römiſchen Geſchichte gearbeitet hat, ſchlägt dieſen, als eine wahre Schwierigkeit in der Litteratur, im ein und dreyßigſten Briefe der Centurie ſeiner Briefe an die deutſchen und franzöſiſchen Gelehrten, vor. Dieſer Brief des **Lipſius**, iſt an den **Sebaſtian Pighius** gerichtet.

Der Verfaſſer will; daß **Cicero** in ſeinen Briefen an den **Atticus**, dieſen Ausgang des **Pompejus** aus Italien, auf den vierten Tag vor den Kalendis Martiis, das heißt, auf den ſechs und zwanzigſten Februar des ſieben hundert und fünften Jahres der Stadt Rom feſtſetze. Er füget hinzu, daß zu Folge einer Stelle in **Plutarchs** Leben von Cäſarn, und zu Folge der Geſchichte **Pauls Oroſius**, man nicht ſagen könne: **Pompejus** ſey an dem

Tage der **Bacchusfeſte**, oder den ſechszehnten Tag vor den K[illegible]end. April. das heißt, den ſiebenzehnten **März** aus **Italien** gegangen; indem dieſe zween Schriftſteller verſichern, der Tag der **Bacchusfeſte** ſey derjenige, da **Pompejus** mit den **Conſuln** aus **Rom** gezogen, und es folglich nicht der Tag ſeines Abzuges aus **Italien** ſeyn könnte.

Leonhard Malaſpina, welcher **Cicerons** Briefe an den **Atticus** ausgeleget, hat zu Anfange jedes Buches dieſer Briefe, einen hiſtoriſchen Inhalt derſelben hingeſetzet, um deren Verſtändniß deſto deutlicher zu machen. Nun verſichert er in dem Inhalte des neunten Buches, daß **Pompejus** den Tag der Iduum Martii des ſieben hundert und fünften Jahres **Roms**, aus **Italien** nach **Macedonien** gegangen ſey. Continetur hoc libro *Cnæi* fugæ *Brundusium*, atque inde in *Macedoniam* transmiſſio, quæ fuit *Idibus Martiis*, præmiſſis antea Conſulibus *L. Cornelio Lentulo* et *C. Claudio Marcello*, cum omnibus pene Magiſtratibus, cunctoque Senatu.

Es iſt erſtaunlich, daß zween in der gelehrten Welt ſo berühmte Männer, als **Lipſius** und **Malaſpina** ſind, das neunte Buch der **Cicetoniſchen** Briefe an den **Atticus**, mit ſo weniger Aufmerkſamkeit geleſen haben. Hätten ſie es genau durchgegangen, ſo hätten ſie darinnen gefunden, daß **Cicero** an keinem Orte ſaget: **Pompejus** ſey den vierten Tag vor den Kalendis Martiis, das heißt, den ſechs und zwanzigſten **Februar** aus **Italien** gegangen, wie **Lipſius** will. Und unter den Briefen dieſes neunten Buches, würden ſie einen von dem **Cornelius Balbus** an den **Cicero** gefunden haben, in welchem er ihm ein Handbriefchen zuſchicket, welches **Cäſar** an den **Oppius** und an eben dieſen **Balbus** geſandt hatte. In dieſem Briefchen bemerket er dieſen zween Freunden, daß er den ſiebenten Tag vor den Idibus Martiis, das heißt, den neunten **März**, vor den Mauern von **Brunduſium** angekommen ſey; daß er mit ſeinem Heere davor liege, und daß **Pompejus** darinnen ſey: *Cæſar Oppio et Cor[illegible]lio ſalutem. A. D. VII. Id. Martiis Brudunſium* veni: ad murum caſtra poſui: *Pompejus* eſt *Brunduſii* etc.

Im folgenden Briefe ſchreibt **Cicero** an den Atticus, daß **Q. Pedius**, **Cäſars** Verweſer und Anverwandter, ihm einen Brief zugeſchicket habe, welchen ihm **Cäſar** den Abend vor den Idibus Martiis, *prid. Id. Mart.* zugeſandt: aus welchem Briefe von **Cäſarn** an den **Pedius** erhellet, daß **Pompejus** damals zu **Brunduſium** geweſen; daß **Cäſars** Kriegsheer ſich noch vor der Stadt gelagert gehabt; und daß **Cäſar** große Werke machen laſſen, ihn darinn einzuſchließen, oder ihn zu zwingen, eiligſt heraus und über das Meer zu gehen.

In eben dieſem Buche ſteht ein Brief vom **C. Matius** und **C. Trebatius**, beyde von **Cäſars** Anhange, den ſie dem **Cicero** geſchrieben, um ihm zu melden: daß **Pompejus** mit allen ſeinen Leuten den ſechszehnten Tag vor den Calendis April. das heißt den ſiebenzehnten **März**, aus **Brunduſium** hinaus ſey; daß **Cäſar** Tages darauf in dieſe vom **Pompejus** verlaſſene Stadt eingezogen, daß er die verſammleten Einwohner angeredet, und vor dem erſten April in **Rom** zu ſeyn hoffete. Alle dieſe Zeitpuncte ſind um ſo viel gewiſſer, da ſie mit demjenigen vollkommen übereinſtimmen, was **Cäſar** im erſten Buche ſeiner Commentarien vom bürgerlichen Kriege meldet: er habe den **Pompejus** in der Stadt **Brunduſium** neun Tage lang belagert gehalten.

Was den **Malaſpina** betrifft, ſo hat ihn dieſes veranlaſſet zu ſagen, **Pompejus** ſey an dem Tage der Iduum Martii, das heißt den funfzehnten **März**, aus **Brunduſium** gegangen: weil **Cicero** dem **Atticus** zu Ende des vierzehnten Briefes im neunten Buche, eine Neuigkeit meldet. Dieſe Neuigkeit hatte er aus **Capua** vom **Q.**

Lepta erhalten, der ihm meldete, **Pompejus** hätte an dem Tage der Iduum Martii **Brunduſium** verlaſſen. Dieſer **Q. Lepta** war dem **Cicero** ſehr ergeben, unter welchem er in **Cilicien** als Aufſeher der Maſchinen, Præfectus Fabrum, gedienet hatte. Vermuthlich hatte ihm **Cicero** aufgetragen, er ſolle ſich nach den Nachrichten von **Cäſars** Belagerung vor **Brunduſium**, allwo **Pompejus** eingeſchloſſen war, erkundigen. Allein dieſe Nachricht vom **Q. Lepta** war falſch und zu frühzeitig. **Matius** und **Trebatius** meldeten nach dieſem dem **Cicero**, daß des **Pompejus** Räumung der Stadt **Brunduſium**, erſt zween Tage nach den Idibus Martiis, das heißt, den ſechszehnten Tag vor den Calendis Aprilis oder dem ſiebenzehnten **März**, geſchehen ſey. Man darf ſich auch nicht wundern, daß die Nachrichten von dieſer wichtigen Begebenheit ſo ungewiß geweſen, indem aus dem ſechſten Briefe dieſes neunten Buches erhellet, daß man dem **Cicero** gemeldet: **Pompejus** ſey von **Brunduſium** nach **Dyrrachium**, den vierten Tag vor den Nonis Martiis, das heißt, den vierten **März**, gegangen.

Des **Pompejus** Abzug aus **Italien**, den ſiebenzehnten **März**, im 705ten Jahre **Roms**, wird auch vom **Uſſerius** beſtätiget, deſſen Richtigkeit in der Zeitrechnung ſehr bekannt iſt. Dieſer ſiebenzehnte **März**, oder um römiſch zu reden, dieſer ſechszehnte Tag vor den Calendis Aprilis, war der Tag des **Bacchusfeſtes**. Die Griechen nannten dieſes Feſt *Διονύσια*, von dem Namen *Διόνυσος*, den ſie dem **Bacchus** gaben. Die Römer aber nannten es Liberalia, weil **Bacchus** bey ihnen Liber hieß.

Was nun **Lipſius** ſaget, daß **Paul Oroſius** will, **Pompejus** ſey am Tage der **Bacchusfeſte** aus **Rom** gegangen: ſo iſt das ein offenbares Verſehen dieſes Geſchichtſchreibers, welcher im fünften Jahrhunderte nach **Chriſti** Geburt gelebet hat. Er hat des **Pompejus** Abzug aus Italien

lien für ſeinen Auszug aus Rom angeſehen, und alſo verdienet er in dieſer Sache gar keine Achtung.

Selbſt die vom **Lipſius** aus dem **Plutarch** angeführete Stelle, die aus dieſes Schriftſtellers Leben **Julius Cäſars** gezogen iſt, widerſetzet ſich Herrn **Chamborts** Meynung nicht. **Plutarch** ſchreibt daſelbſt: **Cäſar** habe die Schlacht bey **Munda**, in Spanien, wider die Kinder des **Pompejus**, am Tage der **Bacchusfeyer** gewonnen; an welchem Tage der **große Pompejus**, vier Jahre zuvor zum Kriege ausgezogen wäre: τὴν μάχην ἐνίκησε τῇ τῶν Διονυσίων ἑορτῇ, καθ' ἣν λέγεται καὶ Πομπήϊος Μάγνος ἐπὶ τὸν πόλεμον ἐξελθεῖν διὰ μέσου δὲ χρόνος ἐνιαυτῶν τεσσάρων διῆλθεν. **Plutarch** ſaget nicht, **Pompejens** Auszug in den Krieg, ſey der Tag ſeines Ausganges aus **Rom**, wie **Lipſius** in ſeiner lateiniſchen Erklärung dieſes Ausdruckes vom **Plutarch** geglaubet hat; ſondern die Worte des Textes müſſen von des **Pompejus** Auszuge aus Italien verſtanden werden. So lange **Pompejus** noch in Italien blieb, war er außer Stande **Cäſarn** zu bekriegen, er ſuchete nur ſeinen Angriffen zu entgehen, da er ſich beſtändig von ihm entfernete. Erſt nach ſeinem Abzuge von **Brunduſium**, dem letzten Orte in Italien, bereitete er ſich in rechtem Ernſte ſeinen Mitwerber zu bekriegen.

Herr **von Chambort** decket auch noch den Fehler auf, welchen **Wilhelm Xylander** begangen hat, wenn er in ſeiner Ueberſetzung der Werke **Plutarchs**, dieſe Stelle lateiniſch giebt. Er erkläret das Wort τῶν Διονυσίων, durch das lateiniſche Wort Saturnalium; es iſt aber ſehr leicht zu erweiſen, daß dieſes ein Irrthum iſt, und er die **Bacchusfeyer** mit den ſaturnaliſchen Feſten vermenget hat, die von einander durch die Monathe und Tage, darinnen ſie gehalten wurden, gar ſehr unterſchieden ſind.

Uebrigens iſt Lipſius der einzige nicht, welcher dieſe Stelle im Plutarch von Pompejens Auszuge aus Rom verſtanden; er hat dieſe Meynung mit zween berühmten franzöſiſchen Ueberſetzern, dieſes griechiſchen Schriftſtellers, dem Amyot und Dacier gemein. Da indeſſen ihre Ueberſetzungen mit allem Rechte hochgehalten werden, und in jedermanns Händen ſind: ſo hat dieſes den Herrn von Chambort noch mehr ermuntert, dieſen Punct der römiſchen Geſchichte zu unterſuchen. Fehler die von gelehrten Männern begangen werden, haben für die Welt gefährlichere Folgen, als die Fehler mittelmäßiger Schriftſteller.

VIII.

Des Herrn Abtes de Fontenú, Zuſätze zur Geſchichte von den alten Lägern, die in Frankreich unter dem Namen Camps de Ceſar bekannt ſind. 1740.

Es ſtehen in den vorhergehenden Bänden *) verſchiedene Abhandlungen des Herrn Abtes von Fontenú, über allerhand Läger, oder Ueberbleibſel von Lägern, die in Gallien unter dem Namen der **Läger Cäſars** bekannt ſind: es ſey nun, daß dieſe Läger, ungeachtet ihrer gemeinſchaftlichen Benennung, an ſich unläugbare Merkmaale eines ſehr geringen Alterthums führen; dergleichen die zu **Dieppe**, **Neufſchatel**, **Catenoye**, und **Brienne le-Chateau**; oder von weit ältern Zeiten her ſind, wie die zu **St. Leu d'Eſſeran**, **Pequigny**, **l'Etoile**, **Wiſſan** und **Froidmont**: ſo kann man dennoch nicht verſichern, daß ſie vielmehr von **Julius Cäſarn**, als von den andern römiſchen Kaiſern herkommen, die ihm unter dem Namen der **Cäſarn** gefolget ſind.

Der Autor verweiſt es ſich, daß er in keinem dieſer verſchiedenen Werke, eines gewiſſen Lagers gedacht hat, davon noch ſehr große Spuren an einem Orte im niedern **Wallis** zu ſehen ſind, welches ehemals Octodurum genennet ward, und die Hauptſtadt der alten **Veragrer** war **). Nicht als ob ihm dieß Lager nicht bekannt geweſen, ſondern er hat es nur verabſäumet, weil **Gabriel Simeoni**, ein **Florentiner**, der vor zweyhundert Jahren gelebet hat, und zu deſſen Zeit das Lager noch viel ganzer geweſen, als es jetzt iſt, in ſeinen Beobachtungen über Alterthümer, ſehr viel davon geſaget hat; und dieſes eben die erſte Quelle iſt, woraus **Stewechius** daſſelbe gezogen, um es in ſeinen Auslegungen über den **Vegetius** ſtechen zu laſſen. Nach dieſen zween Schriftſtellern alſo, theilet es der Herr Abt **von Fontenu** allhier wieder, als eine Art von Modell alter römiſcher Läger, und als einen natürlichen Beſchluß alles deſſen mit, was er bereits von dieſer Materie geſaget hat.

---

*) Im X. Bande a. d. 403. 412. 436. S. und im XIII. B. a. d. 410. 420. S. Par. Ausg.

**) Man ſehe das Kupfer.

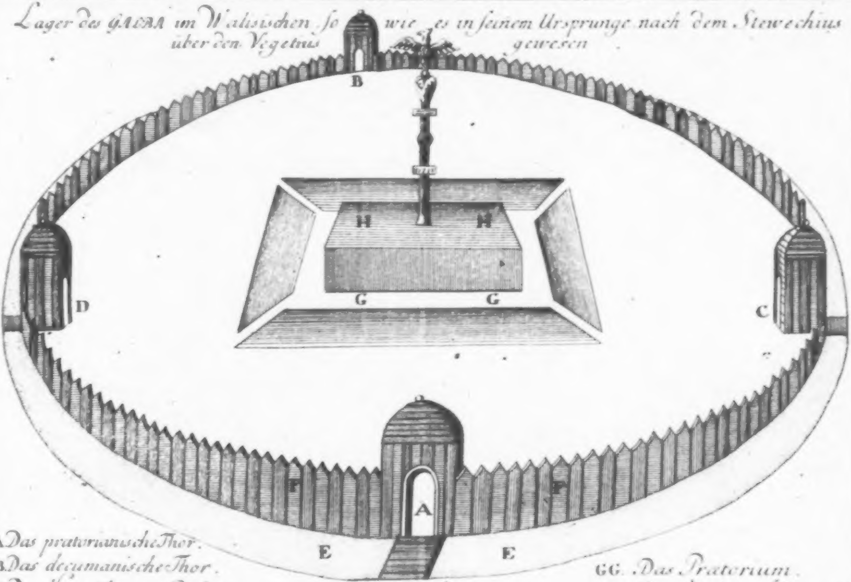
Die beſtändige Sage des Landes, wo dieſes Lager liegt, iſt dieſe: daß es vom **Galba** angeleget worden, der einer von **Cäſars** vornehmſten Verweſern war, als er **Gallien** erobert hatte; und dieſe Sage iſt demjenigen gemäß, was **Cäſar** ſelbſt in ſeinen **Commentarien** ſchreibt. Nachdem er den zweyten galliſchen Feldzug glücklich geendiget, ſo verordnete der Senat ihm zu liebe, vierzehn ganzer Tage lang öffentliche Gebethe, und andere Vorzüge, die man bis dahin noch keinem Feldherrn zugeſtanden hatte. In dieſen Umſtänden meynete er: er müſſe ſich in **Rom** einfinden, um dem Senate und den Göttern zu danken, und durch ſeine Gegenwart, durch ſein Bitten und ſeine Freygebigkeit, den Muth ſeiner Freunde zu vermehren, die ſich für ihn zu erklären anfiengen. Allein, da er vor ſeiner Abreiſe einſah, wie viel daran gelegen ſey, die Wege der Berge des Landes **Elen**, des hohen und niedern **Wallis** zu öffnen, um eine freyere Gemeinſchaft mit **Italien** zu haben: ſo ließ er dem **Galba** die zwölfte Legion und einen Theil ſeiner Reiterey, um in **Wallis** die Winterquartiere zu nehmen, und die daſigen Völker, welche er **Nantuater**, **Seduner** und **Veragrer** nennet, zu unterwerfen.

Galba bemächtigte ſich ſogleich einiger Poſten, worein er Beſatzung legete. Dieſe Völker unterwarfen ſich auch dem Scheine nach, ſie nahmen ſeine Friedensbedingungen an, und gaben ihm Geiſeln. **Galba**, der in völliger Sicherheit war, ließ nur zwo Cohorten und weniges Fußvolk in dem Lande von Eley, und lagerte ſich bey Octodurum der Hauptſtadt derer Veragrer, die das niedere Wallis einnahmen.

Dieſe Stadt lag in der Tiefe einer kleinen mit Bergen umgebenen Ebene, und da ſie von Natur durch den Fluß Drance, der mitten durch lief, in zwo Hälften getheilet war; ſo gab er die eine Seite den Einwohnern ein, und verſchanzete ſich in der andern. Dieſe nahe Nachbarſchaft nun ſetzete die Einwohner beſſer in den Stand, die kleine Anzahl der römiſchen Völker zu kennen, und flößete ihnen den Muth ein, ſie anzugreifen, zugleich aber auch eine Art von Zuverſicht ſie zu überwinden. Sie nahmen Abrede mit den benachbarten Völkern, und da ſie ſich von Tage zu Tage geruhiger ſtelleten: ſo zogen ſie ſich in der Nacht auf ihre Berge, allwo der Verſammlungsort ihrer Bundsgenoſſen war. Hier nun brachten ſie ein Heer von faſt dreyßig tauſend Streitern zuſammen, die von allen Seiten auf die Handvoll verſchanzter Römer zufielen. Bey ihrer Annäherung rathſchlagete Galba: ob es rathſamer wäre, ſie ſtandhaft in ſeinem Lager zu erwarten, oder auf ſie los zu gehen, wie die vornehmſten Kriegsmänner vorſchlugen, in der Meynung, daß man ohne Mühe durch dieſen ungeübeten Haufen durchdringen, und gar leicht Savoyen erreichen würde, allwo es leichter wäre ſich zu vertheidigen. Allein in dieſem Falle mußte man alles große Geräth im Stiche laſſen: und alſo entſchloß ſich Galba, ſolches bis auf das äußerſte zu verſparen.

Anfangs hielten die Römer den Anfall der Barbarn mit einem ihnen anſtändigen Heldenmuthe aus: allein es war unter beyden ein ſolcher Unterſchied, dem auch die erſinnlichſte Tapferkeit nicht abhelfen kann. Die Barbarn führeten beſtändig neue Mannſchaft an, welche diejenigen ablöſeten die gelitten hatten: die Römer hingegen wurden ſo

Lager des GALBA im Walisischen ſo wie es in ſeinem Ursprunge nach dem Stewechius über den Vegetius gewesen.



A. Das prætorianische Thor.
B. Das decumanische Thor.
C. Das Hauptthor zur Rechten.
D. Das Hauptthor zur Linken.
EE. Die Græben.
FF. Die Paliſſaden.
GG. Das Prætorium.
HH. Eine Art eines Altars mit dem Legionarischen Adler.

dünne, daß auch die Verwundeten nicht aus ihren Gliedern treten dorften, ohne eine Lücke zu laſſen, die der Feind wohl würde zu nutzen gewußt haben. Denn ſie ließen nicht ab, und ſchrieen ſogar ſchon gewonnen, als Galba, welchen ein ſechsſtündiges Gefecht ſehr geſchwächet hatte, da er ſeine Laufgräben über halb angefüllet ſah, die Römer zu allen Thoren des Lagers hinaus dringen ließ. Die erſtaunten Barbarn, gaben ſich ſogleich, und das Schrecken was ſie überfiel, war ſo ſchnell und ſo groß, daß es ihnen auch die Kraft benahm zu fliehen; ſie verloren mehr als zehn tauſend Mann, ehe der übrige Theil ihrer Mannſchaft die Höhe der Berge erreichen konnte. Hierauf gieng Galba wieder in ſein Lager: allein da es ihm darinnen auch an Lebensmitteln gebrach, ſo verließ er es gleich in der folgenden Nacht, um ſeine Quartiere in Savoyen zu nehmen.

Gabriel Simeoni verſichert, daß noch zu ſeiner Zeit die Gräben, die Bollwerke, und inſonderheit die innere Anhöhe von des Galba Lager, ſehr deutlich geweſen; und füget hinzu: daß daſige Einwohner dieſe Anhöhe la Motte oder la Butte *) der Saracenen nenneten. Der Herr Abt von Fontenu merket überhaupt an:

1. Daß des Galba Lager von ovaler Geſtalt geweſen, als einer Figur, die nach der dreyeckigten diejenige iſt, davon man noch die meiſten römiſchen Läger antrifft, z. E. das zu Etoile, zu Wiſſan, und anderer Orten. Er verwundert ſich auch, daß man in Frankreich gar kein viereckigtes weis, ungeachtet Polybius und Joſephus melden: daß die Römer dieſe Figur zur Bequemlichkeit die Mannſchaft zu laſſen und zu vertheilen, ſowohl als wegen der Ordnung und Leichtigkeit ihrer Bewegungen, am meiſten angenommen hätten.

---

*) Ein Haufen Erde, dawider man nach dem Ziele ſchießt.

2. Daß dieſes Lager des Galba gerade um ein Dritttheil länger als breit iſt, und dieſes nach den Regeln der römiſchen Caſtrametation, oder Lagermeſſung: Pulchriora creduntur Caſtra, ſaget **Vegetius**, quibus ultra latitudinis ſpatium, tertia pars longitudinis additur; ungeachtet man dieſe Regel nur in ſo weit beobachtete, als der natürliche Raum des Erdreichs es zuließ. Denn man ſieht auf alten Denkmälern, und unter andern auf Trajans Säule, römiſche Läger, die gewiß ſo wie ſie geweſen ſind, vorgeſtellet worden, und die überaus unregelmäßig ausſehen.

3. Daß die Thore von des Galba Lager, gerade nach den vier Hauptgegenden gehen: das erſte, ſo man Prætorianum nannte, nach dem Orte wo das **Prätorium** war, daß heißt an der Spitze des Lagers, und das Decumanum hinten, dem **Prätoriano** gegen über; die zwey aber ſo man Principales nannte, an den zwo Seiten, eines zur Rechten, das andere zur Linken. **Polybius** und **Vegetius**, die wir bereits angeführet haben, ſagen nur von vier Thoren, wenn ſie von römiſchen Lägern reden; allein in des Kaiſers Leo Tractate von der Miliz, ſehen wir, daß man nach dieſem noch viel andere hinzugefüget hat, um den Ein- und Ausgang der Kriegsleute zu erleichtern.

Der Herr Abt von Fontenú bemerket ferner:

1. Daß dieſe Anhöhe, worauf man den römiſchen Adler ſieht, ein Ort zum Beobachten geweſen, darauf man eine Warte geſetzet; und wohin der Feldherr oftmals ſelbſt gegangen, um die innern Bewegungen, die in ſeinem Lager vorgiengen, oder auch was außen geſchah, deſto beſſer zu bemerken.

2. Daß die Bollwerke aus kleinen aufgeworfenen Erdſchollen beſtanden, die durch Pfähle und geflochtene Zweige befeſtiget, auf beyden Seiten aber mit Raſen bekleidet geweſen,

weſen, deren jeder anderthalb Schuhe in der Dicke, und eben ſo viel in der Länge gehabt, aber nur einen Schuh breit geweſen; und daß dieſe in gleichen Schichten gelegten Raſen, ſo ordentlich und ſymmetriſch gelegen, daß die Denkmäler die ſie vorſtellen, die geſchickteſten Alterthumskundigen hintergangen, welche ſie für ein wirkliches Mauerwerk gehalten.

3. Daß die Römer ſo viel Fleiß angewandt, die Raſen zu legen und an einander zu fügen, daß ſie der größten Gewalt widerſtanden, und **Ambiorix** ſie undurchdringlich gefunden, als er einen Anfall auf **Cäſars** Lager gethan, welches denn ſeine Legionen rettete.

Was nun den römiſchen Adler und die andern Kriegsfahnen betrifft, ſo pflanzete man dieſelben gleich beym Ankommen, als Schutzgötter des Lagers hin: Propria Legionum Numina et bellorum Dii, ſchreibt **Tacitus**; dem man noch folgendes Zeugniß aus dem **Vegetius** beyfügen kann: Prima Signa in ſuis locis in Caſtris ponunt, quia nihil eorum majeſtate venerabilius.

Der Adler ward unmittelbar vor den Eingang des Hauptzeltes gepflanzet, wenn es nur ein flüchtiges Lager war; war es aber ein beſtändiges Lager, welches zum Winter- oder Sommerquartiere dienen ſollte, ſo bauete man eine beſondere Art von Tempel, allwo man ihn hinbrachte, und wo man hingieng ihm Gelübde zu thun. **Herodian** erzählet bey dieſer Gelegenheit, daß, als **Antoninus Pius** einsmals das Lager der Leibwache beſuchet, er ſich gleich in die Capelle verfüget, allwo man die Kriegsfahnen angebethet: εἰς τὸν νεὼν τὰ σημεῖα τοῦ ϛρατοπέδου προσκυνεῖται, und **Tertullian** wirft in ſeiner Apologetik den Römern vor, daß alle ihre Religion in Lägern, auf den Gottesdienſt der Fahnen hinaus lieſe, daß ſie bey deren Namen geſchworen, und ihr Aberglauben ſo weit gegangen, daß ſie ſie allen andern Gottheiten der Welt vorgezogen: Relligio tota caſtrenſis Signa veneratur, per Signa jurat, Diis omnibus præponit.

Der Herr Abt von Fontenû beſchließt dieſen Zuſatz zu ſeiner Geſchichte von denen alten Lägern, die in Frankreich, unter dem Namen Camps de Céſar bekannt ſind, damit, daß er bemerket: wie der Ort, allwo Galba das gegenwärtige aufgeſchlagen, und welcher, wie wir bereits geſaget haben, Octodurum genannt worden, eine alte Stadt der **Gallier** und Hauptſtadt der **Veragrer**, nachmals eine römiſche Pflanzſtadt geworden, welcher **Auguſtus** das **Recht des Latii** zugeſtand; und daß ſie in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums einen biſchöflichen Sitz gehabt; daß aber, als die **Longobarden** ſie gänzlich verheeret, der Biſchof des Ortes, den Sitz ſeiner Kirche nach ſeiner alten Stadt der **Sedunier** verleget, wodurch dieſe denn die Hauptſtadt von Ober- und Niederwallis geworden; da indeſſen das **Octodurum**, welches anjetzt **Martigny** und zuweilen **Martignach** heißt, nur ein bloßer Flecken und eine von den ſechs Gemeinen oder **Bannieres** in dem **Walliſchen** iſt, welche mit dem obern Theile, den man das hohe **Wallis** nennet, einen mit der **Schweiz** verbundenen Canton ausmachet.

Es giebt in dieſem Lande eine alte Sage, nach welcher zu dieſem **Martigny**, die berühmte thebaniſche **Legion** den Märtyrtod gelitten haben ſoll, welche der **heil. Moriz** zu **Diocletians** Zeiten anführete. Und wenn ſich dieſe Sage auf irgend ein hiſtoriſches Denkmaal gründete, ſo wäre es natürlich, als eine Folgerung, zu verſichern, daß dieſe heilige Legion eben daſſelbe Lager bewohnet habe, welches Galba einige Jahrhunderte zuvor, zu **Octodurum** bewohnet gehabt.

* * *

IX.

Der Herren von Boze und de la Baſtie Nachricht von einigen im 1739ten Jahre zu Nimes entdeckten Alterthümern.

1739.

Indem man um den Brunnen zu **Nimes** herum gegraben, damit das Waſſer freyern Lauf haben möchte, hat man im **Julius** des 1739ten Jahres eine anſehnliche Zahl alter Denkmäler entdecket, die ſogleich die Aufmerkſamkeit daſiger Gelehrten rege gemachet. Zweene unter denſelben, nämlich der Herr Abt **Caveirac** und der Herr **Menard**, trugen, ein jeder für ſich, Sorge, daß dem damaligen Vorſteher unſerer **Akademie**, Herrn **Cardinale von Polignac**, Nachrichten von den gemachten Entdeckungen geſchicket würden. Zugleich fügeten ſie Riſſe von den Ueberbleibſeln der alten Gebäude und Abſchriften von denen Aufſchriften bey, die man in dem Haufen von Ruinen, welche man ausräumen wollte, gefunden. Dieſem fügeten ſie ihre Anmerkungen, oder beſſer zu ſagen, ihre Muthmaßungen über verſchiedene Denkmäler bey.

Zu gleicher Zeit ſchickete Herr **von Bon**, oberſter **Präſident** der Rechnungskammer zu **Montpellier**, und unſer Ehrenmitglied zum Briefwechſel, dem Herrn **von Boze** noch andere Abſchriften von Aufſchriften zu, und fügete ihnen den Abdruck eines Siegels und Münzenſtämpels vom Kaiſer **Auguſt** bey, die an eben dieſem Orte gefunden worden. Die Herren **Smart**, **Lethieullier** und **Karl Friedrich** endlich, Mitglieder der königlichen Societät zu **London**, welche eben zu der Zeit, da man dieſe

Entdeckungen gemachet, durch **Nimes** giengen, ſahen alle neu ausgegrabenen Aufſchriften mit Augen an, die an dergleichen Denkmäler mehr gewohnet ſind, als der dortigen Gelehrten ihre. Sie nahmen alſo ſehr richtige Abſchriften davon, und theilten ſie bey einer Reiſe, die ſie nachmals nach **Paris** thaten, dem Herrn **de la Baſtie** mit.

Da nun alle dieſe verſchiedenen Aufſchriften der Akademie mitgetheilet worden, ſo trug ſie deren Unterſuchung den Herren **von Boze** und **de la Baſtie** auf: und hier iſt kürzlich ihr Bericht davon.

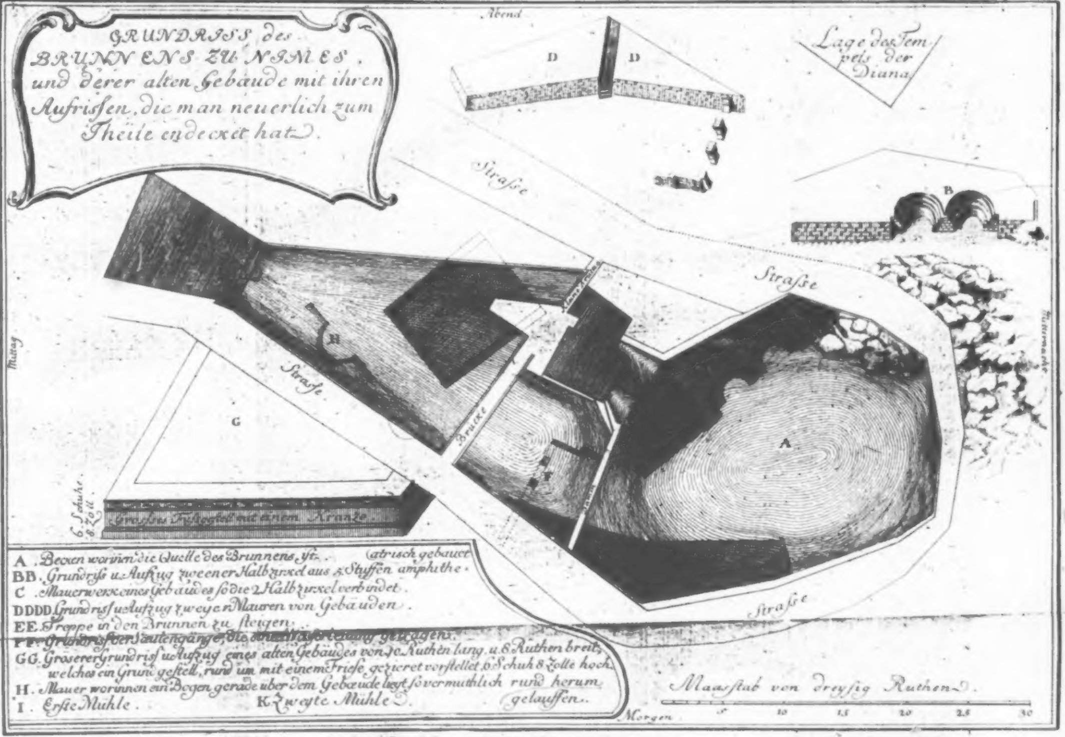
Man kann die neuerlich nahe an dem Brunnen zu **Nimes** entdeckten Denkmäler in drey Claſſen ordnen. Einige ſind Ueberbleibſel alter Gebäude; die andern beſtehen in Münzen, Modeln zu Münzen und Siegeln; die letzten ſind in Stein, Marmor oder Erz gegrabene Aufſchriften.

In die erſte Claſſe muß man die Ueberbleibſel desjenigen alten Gebäudes ſetzen, davon wir hier den Riß mittheilen, ſo wie er dem Herrn **Cardinale von Polignac**, vom Herrn **Abte Caveirac** zugeſchicket worden iſt. Es iſt ein viereckigtes Gebäud, von ungefähr zwanzig Ruthen lang und ſechszehn breit, aus großen Quaderſteinen beſtehend, und mit eben der Dauerhaftigkeit gebauet, die ſich an allen alten römiſchen Gebäuden blicken läßt. In dreyen Seiten dieſer erſten Ringmauer findet man zwo Vertiefungen in halben Zirkeln, und unter dieſen zwo Vertiefungen iſt eine Art eines viereckigten Schlupfwinkels. Die vierte Seite, welches die nächſte an der Quelle des Brunnens iſt, beſteht aus einem ſtarken von gehauenen Steinen aufgeführten Damme. Ein einziger von dieſen Steinen iſt vier und zwanzig und einen halben Schuh lang, drey Schuhe hoch und einen Schuh dick.

Da man an dieſer Seite keine Oeffnung findet, durch welche man glauben könnte, daß die Waſſer des Brunnens

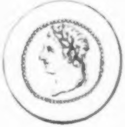
in

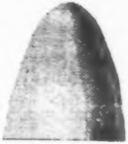
GRUNDRISS des BRUNNENS ZU NIMES, und derer alten Gebäude mit ihren Aufriſſen, die man neuerlich zum Theile endecket hat.

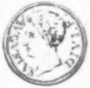

Abend
D
D
Lage des Tempels der Diana
Straſse
Straſse
Straſse
Straſse
B
H
G
Brücke
A
Mittag
Mitternacht
6 Schuhe 8 Zoll
Groſses Fußgeſtell mit einem Kranze
Maaſstab von dreyſsig Ruthen.
5
10
15
20
25
30
Morgen

A. Becken worinnen die Quelle des Brunnens iſt. (atriſch gebauet
BB. Grundriſs u. Aufzug zweener Halbzirkel aus 5. Stuffen amphithe-
C. Mauerwerk eines Gebäudes ſo die 2 Halbzirkel verbindet.
DDDD. Grundriſs u. Aufzug zweyer Mauren von Gebäuden.
EE. Treppe in den Brunnen zu ſteigen.
FF. Grundriſs der Säulengänge, die eine Waſſerleitung getragen.
GG. Groſserer Grundriſs u. Aufzug eines alten Gebäudes von 10. Ruthen lang, u. 8. Ruthen breit, welches ein Grundgeſtell, rund um mit einem Frieſe gezieret vorſtellet, 6. Schuh 8. Zolle hoch.
H. Mauer worinnen ein Bogen gerade über dem Gebæude liegt, ſo vermuthlich rund herum gelauffen.
I. Erſte Mühle. K. Zweyte Mühle.

Abbildung eines alten ehernen Siegels
und eines Münzstampels vom Kaiser
Augustus, in den Trümern des Bruñens
zu Nimes 1739. gefunden.







in das viereckigte Gebäude gefloſſen wären, ſo muthmaßet der Herr Abt Caveirac mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit: dieſer Damm ſey nur deswegen hieher geleget worden, damit die Waſſer des Brunnens abgehalten würden, hinein zu fließen, und dieſes Waſſer lediglich zum Gebrauche der Stadt und der Lebensnothdurft aufbehalten worden; da indeſſen das durch die Waſſerleitung der Schloßbrücke herzu geleitete Waſſer, wenigſtens zum Theile, die Bäder verſorgete. Der Herr Abt Caveirac füget zu Beſtätigung ſeiner Muthmaßung noch hinzu, daß man noch nicht weit davon einige Brückenſchwibbögen findet, die nur viertehalb Schuhe breit ſind, welches ganz genau das Maaß der Breite von den Schwibbögen der Garderbrücke *) iſt.

Mitten in dieſer viereckigten Ringmauer, erhebt ſich ein Altan von großen gehauenen Steinen, welcher zehn Ruthen lang, acht Ruthen breit und ſieben Schuhe hoch iſt. Er iſt mit einem Frieſe und Kranze gezieret, davon die mindeſten Steine dreyzehn Schuhe lang ſind. In den vier Ecken dieſes Altans waren vier Säulen mit Hohlkehlen eingemauert, deren Schaft und Capitäle mit Bärenklaublättern gezieret waren. Mitten auf dem Altane zeiget ſich der Grund eines Säulenſtuhles, worauf eine Bildſäule geſtanden. Nicht weit davon und unter den Drümmern eben dieſes Gebäudes, hat man eine Bildſäule von weißem Marmor, aber ungemein verſtümmelt, gefunden. Der Kopf iſt von dem übrigen Körper abgeſondert, und ſie hat weder Arme noch Füße. Sie iſt ganz nackend, bis auf ein kleines Gewand auf der linken Achſel, das gleichwohl keinen Theil des Bruſtſtückes bedecket. Der Kopf iſt mit einem ſehr zierlichen Haarputze verſehen, der zwar kurz, aber doch gekräuſelt iſt. Er ſtellet einen jungen Menſchen vor, deſſen Geſichtsbildung angenehm und edel iſt; ſeine Größe iſt mehr als natürlich. Uebrigens weis man nicht, ob es

dieſe

---

*) D. i. Schloßbrücke. Das Wort Garda nämlich iſt ein Ueberbleibſel von den Gothen, die in dieſen Gegenden gewohnet haben; und heißt ein Haus, oder Schloß.

dieſe Bildſäule geweſen, die auf oberwähntem Säulenſtuhle geſtanden, oder ob man irgend eine andere eherne Säule darauf geſetzet gehabt, davon man nur einen einzigen Finger hat finden können.

Wäre es erlaubet, aus ſolchen unvollſtändigen Beſchreibungen ſich den Muthmaßungen zu überlaſſen: ſo könnte man wähnen, dieſes zu Nimes entdeckte Gebäud ſey zu Bädern beſtimmet geweſen; die erwähnte marmorne Bildſäule, ſey Antinous geweſen, deſſen Haare ſich auf den Münzen, kurz, dick und gekräuſelt zeigen. Und wenn die Geſichtsbildung des jungen Menſchen, den dieſes Schnitzbild vorſtellet, dem Antinous ähnlich ſieht, ſo würde man geneigt ſeyn zu glauben: dieſe Bäder wären auf Befehl Kaiſer Hadrians gebauet; der, wie man aus Spartians Zeugniſſe weis, noch andere öffentliche Gebäude zu Nimes aufführen laſſen, und unter andern die Baſilicam Plotinianam, gemeiniglich das viereckigte Haus genannt.

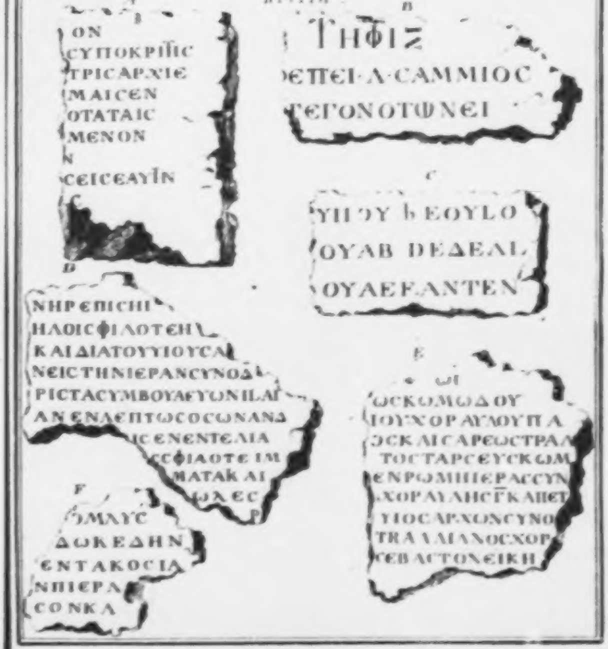
Dieſe Bäder lagen in der Nachbarſchaft und machten vielleicht einen Theil des Gebäudes aus, welches man aufgeführet hatte, die zu Nimes wohnhaften Muſikanten und Komödianten zu beherbergen; indem man in eben dieſen Trümmern, Ueberbleibſel von griechiſchen Aufſchriften gefunden, die uns lehren, daß es zu Nimes eine Schule von Schauſpielern gegeben, von welchen wir in folgenden Beobachtungen reden werden.

Aufſchriften ſo man im Jahre 1739 zu Nimes gefunden.

Von denen im Julius des 1739ten Jahres zu Nimes entdeckten Aufſchriften, ſind einige griechiſch, andere lateiniſch. Die erſtern beſtehen nur in einigen dermaßen verſtümmelten Ueberbleibſeln, die noch dazu ſo unrichtig ab-

ge-

Stücke von Aufschriften, welche in den Trümmern des Brunnens zu Nismes 1739 gefunden worden



A

ON
CYΠOKPIϮIC
TPICAPXIE
MAICEN
OTATAIC
MENON
N
CEICEAYIN

B

ΤΗΦΙΖ
ΘΕΠΕΙ·Α·CAMMIOC
ΓΕΓΟΝΟΤΩΝΕΙ

C

YIIOY ЬEOYLO
OYAB DEΔEΛL
OYAEFANTEN

D

NHPЄΠICHI
HΛOICΦIΛOTЄH
KAIΔIATOYYIOYCA
NЄICTHNIЄPANCYNOΔ
PICTACYMBOYΛΓYΩNIΛAI
ANЄNΛЄΠTΩCOCΩNANΔ
ICЄNЄNTЄΛIA
CΦIΛOTЄIM
MATAKAI
ΩΛEC
P

E

ΩI
ΩCKΩMΩΔOY
IOYXOPAYΛOYΠA
ΩCKAICAPЄΩCTPA
TOCTAPCЄYCKΩM
ЄNPΩMHIЄPACCYN
XOPAYΛHCΓKAIIЄT
YIOCAPXONCYNO
TRAΛIANOCXOP
CЄBACTONЄIKH

F

ΩMAYC
ΔΩKEΔHN
ЄNTAKOCIA
NHIЄPA
CONKA

geſchrieben ſind, daß es ganz unmöglich iſt, einen zuſammenhängenden Verſtand heraus zu bringen. Indeſſen kann man doch aus einigen Wörtern, die etwas beſſer erhalten ſind als das übrige, ſo viel ſchließen: daß es zu Nimes eine Stiftung oder Schule gegeben (denn das bedeutet das ΣΥΝΟΔΟC, das Wort welches man auf denen mit D und E bezeichneten Aufſchriften findet) die aus ſolchen Leuten beſtanden, welche ihre Geſchicklichkeit der Schaubühne gewidmet hatten; die von den Griechen διονυσιακοὶ τεχνῖται, und von den Lateinern Scenici Artifices genannt wurden. Unter dieſem Namen begriff man die Komödianten, Tonkünſtler und Spielleute.

Die Aufſchrift A hat einen ſolcher Hiſtrionen betreffen, indem man das Wort ΥΠΟΚΡΙΤΗC, Hiſtrio, noch ſehr deutlich darauf, und in der Aufſchrift O, ΚωΜωΔΟΥ, ΧΟΡΑΥΛΟΥ, und ΧΟΡΑΥΛΗC ließt. Es ſcheint ſogar, daß derjenige, von welchem in der letzten Aufſchrift die Rede iſt, in den capitoliniſchen Spielen zu Rom, und in denen, die man dem Auguſtus zu Ehren feyerte, den Sieg muß davon getragen haben. Denn zu Ende des Ueberbleibſels nennet man ihn CΕΒΑCΤΟΝΙΚΗC: und drey Zeilen höher findet man die erſten drey Sylben des Wortes ΚΑΠΕΤωλίω, deſſen die Griechen ſich bedieneten diejenigen Spiele anzudeuten, die Domitian dem capitoliniſchen Jupiter zu Ehren ſtiftete.

Die in ihrer Kunſt vorzüglichen Komödianten und Muſikanten, ſowohl als diejenigen Athleten, die ſich durch ihre in den gymniſchen Spielen erhaltenen Siege berühmet gemachet hatten, erhielten in verſchiedenen Städten das Bürgerrecht. Dieß iſt in griechiſchen Aufſchriften gar zu gemein, als daß wir uns mit Beyſpielen davon aufhalten ſollten. Der Flötenſpieler, ΧΟΡΑΥΛΗC, von welchem unſer Ueberbleibſel einer Aufſchrift redet, war ein Bürger zu Cäſarea und zu Tralles, ΚΑΙCΑΡΕωC, ΤΡΑΛ-

λιανῶ,

λαιῶ̄, und vielleicht noch von einer Stadt ſonſt geworden; deren Namen auf demjenigen Theile der Aufſchrift mag geſtanden haben, den uns die Wuth der Zeiten geraubet hat.

Die ſceniſchen Spiele waren ſowohl als die gymniſchen, irgend einer Gottheit geweihet. Daher nannte man ſie beyderſeits ἱεροὶ ἀγῶνες, Ludi ſacri, und diejenigen die auf ſelbigen waren gekrönet worden, ἱερονῖκαι, ſacri Victores. Aus eben dem Grunde nannte man die verſchiedenen Collegien derer Leute, die zu den theatraliſchen Vorſtellungen und zu den gymniſchen Kämpfen dieneten, und die ſich in verſchiedenen Städten ſowohl Griechenlandes, als des römiſchen Reiches niederließen, ἱεραὶ σύνοδοι, ſacra Collegia.

Man findet den Namen ἱερὰ CYNOΔOC auf verſchiedenen vom Gruter *a*), Octav Falconieri und auf einem im erſten Bande dieſer Geſchichte geſtochenen Siegel *b*). Alle dieſe Collegia hatten ihre eigenen Opfer und Prieſter, und derjenige, welcher das Haupt dieſer Prieſter war, nahm den Titel als Oberprieſter des Collegii an, APXIEPEYC CYNOΔOY. Dieſes ward ſo gemein, ſo gar in denen lateiniſchen Städten, wo es ſolche Collegia von Komödianten, Muſikanten und Athleten gab; daß auch die Lateiner von den Griechen den Namen ARCHIEREVS SVNHODI annahmen, ohne etwas daran zu ändern. Man findet die Beyſpiele davon in verſchiedenen Aufſchriften, und man muß die in unſerer Kupfertafel mit O bezeichnete noch darzu nehmen. Dieſe Collegia wähleten insgemein zu ihrem Oberprieſter einen aus ihrem Mittel, wie man aus denen bereits vom Gruter angeführten Aufſchriften *c*) ſehen kann: und wir zweifeln faſt nicht, daß der Sammius Maternus, welchen die Aufſchrift O, ARCHIEREVS SVNHODI nennt, nicht ein Schüler irgend eines angeſehenen Komödianten oder

---

a) CCCXV. 9. u. CCCXVI. 2 Inſcr. Athlet. p. 1. 60. 78.

b) A. d. 244. S. deutſch. Ausg.

c) CCCXIII. 5. Suar. præneſt. Ant. l. 2. etc.

oder Muſikanten geweſen ſey, welcher L. Sammius Eutychus geheiſſen hat.

Auſſer dieſem ernannten ſich die ſceniſchen oder gymniſchen Collegia ſelbſt eine Art von Obrigkeit, die den Titel der Archonten führeten: und wir finden in dem Fragmente F, ΑΡΧωΝ CYNOδου, welches anzeiget, daß es zu Nimes eben ſo gehalten werden. In den Verſammlungen dieſer Collegien wurden verſchiedene Schlüſſe gefaſſet; entweder ihre Erkenntlichkeit gegen ihre Beſchützer zu zeigen, oder denen unter den Beyſitzern eine Ehre zu erweiſen, die ſich durch ihre Geſchicklichkeit hervor gethan hatten. Es iſt wahrſcheinlich, daß die zu Nimes gefundenen griechiſchen Aufſchriften, Uberbleibſel einiger ſolcher Schlüſſe ſind; wenigſtens treibt uns das Wort ΨΗΦΙΣΜΑ, Decretum an, ſolches zu glauben, welches oben auf dem Fragmente B ſteht: und denn auch weil die folgende Zeile, ſo wie alle Decrete von dieſer Art, mit dem Worte ΕΠΕΙ Λ. CAMMIOC, Quandoquidem L. Sammius, etc. anhebt.

Es iſt gewiß, daß die Komödianten, Sänger, Muſikanten, und andere ſolche Leute die ſich auf der Schaubühne zeigen, Artifices ſcenici, διονυσιακοὶ τεχνῖται, ſich unter Alexanders Nachfolgern in Aſien ausgebreitet haben: wie man aus einer Stelle in Strabons vierzehntem Buche ſehen kann. Die verſchiedenen Banden, welche Luſtſpiele, Trauerſpiele, u. ſ. w. in den aſiatiſchen Städten vorſtelleten, unterſchieden ſich von einander durch die Namen, die ſie, theils von denen Königen entlehneten, welche ſie ihres Schutzes würdigten; und dergleichen iſt unter andern die Attaliſtiſche, ἡ σύνοδος τῶν Ἀτταλιστῶν, die ſich nach dem Attalus Philadelphus, Könige von Pergamen ſo nannte, und derer in einem Denkmaale gedacht wird, welches Chiſull d) anführet; theils von den Namen der An-

führer

---

d) Antiq. Aſiat. pag. 139.

führer der Banden, z. E. Echinus, ἡ Ἐχίνου συμμορία, von dem eine andere von eben dieſem Alterthumskundigen e) angeführte Aufſchrift redet.

Dieſe Komödiantenbanden erhielten ſich nicht nur in Aſien noch, nachdem dieſes Reich unter römiſche Bothmäßigkeit gekommen war; ſondern ſie ſchickten auch eine Art von Colonien nach dem Occidente, allwo die vornehmſten Städte in den Provinzen griechiſche Komödianten haben wollten, faſt ſo wie in unſern Tagen verſchiedene europäiſche Höfe recht begierig ſind, italieniſche Komödiantenbanden an ſich zu ziehen. Den Beweis obiger Sache findet man in einer Aufſchrift die erſt kürzlich eine Viertelſtunde von **Vienne**, auf dem Wege nach **Lyon** entdecket worden iſt. Hier iſt ſie, ſo wie ſie nach dem Urbilde, von dem **P. de Montauzan**, einem **Jeſuiten**, abgeſchrieben worden.

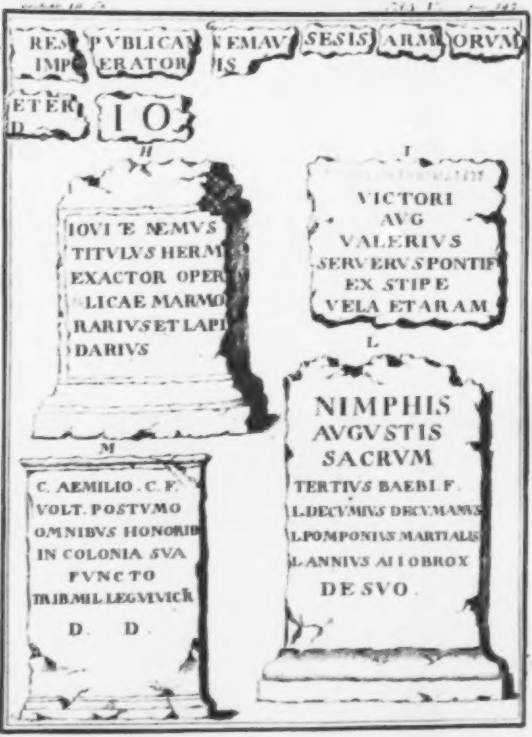
SCAENICI
ASIATICA
NI ET
QVI IN EO
DEM COR
PORE SVNT
VIVI SIBI FE
CERVNT.

Hier ſind nun Scænici (Scenici) Aſiaticani, aſiatiſche Komödianten, die ſich zu **Vienne** niedergelaſſen, daſelbſt einen eigenen und einen ſo dauerhaften Körper ausgemachet haben, daß ſie auch auf einen eigenen Ort gedacht, der ihnen zum Begräbniſſe dienen könnte, wenn einer von ihnen ſterben möchte. Man kann daher nicht zweifeln, daß nicht aus Aſien, oder aus dem aſiatiſchen Griechenlande,

---

e) Ut ſupra pag. 143. ſeqq.

f) Agon. Lib. III. *Lugd.* 1591. in 4.



G

RES PVBLICA NEMAV SESIS ARM ORVM
IMP ERATOR IS

ETER
D

IO

H

IOVI E NEMVS
TITVLVS HERM
EXACTOR OPER
LICAE MARMO
RARIVS ET LAPI
DARIVS

I

VICTORI
AVG
VALERIVS
SERVERVS PONTIF
EX STIPE
VELA ET ARAM

L

NIMPHIS
AVGVSTIS
SACRVM
TERTIVS BAEBI . F .
L . DECVMIVS DECVMANVS
L . POMPONIVS MARTIALIS
L . ANNIVS ALLOBROX
DE SVO .

M

C . AEMILIO . C . F .
VOLT . POSTVMO
OMNIBVS HONORIB
IN COLONIA SVA
FVNCTO
TRIB . MIL . LEG . VI . VICTR
D . D .

lande, Komödiantenbanden nach Gallien gekommen wären, und daß wahrſcheinlicher Weiſe eben diejenigen, von denen man zu **Nimes** Aufſchriften gefunden, aus eben dem Lande geweſen, als diejenigen, die ſich zu **Vienne** niedergelaſſen hatten.

Dieſes iſt alles, was wir dienlich gehalten, von dieſen griechiſchen Ueberbleibſeln anzumerken. Es iſt uns ſehr unnütz vorgekommen, uns mit demjenigen aufzuhalten, was ſonſt die ſceniſchen und gymniſchen Collegia und die damit verbundenen Prieſter betrifft, weil man ſich davon in der **Agoniſtik** des gelehrten **P. Fabri** *f)*, Oberpräſidenten des Parlaments zu **Toulouſe**, und in den Anmerkungen des **Octavius Falconieri** *g)* über die athletiſchen Aufſchriften, welche zu **Rom** in dem farneſiſchen Palaſte aufbehalten werden, Rathes erholen kann.

Was nun die lateiniſchen Aufſchriften betrifft, ſo ſind die verſchiedenen Fragmente, welche die Aufſchrift G ausmachen, nicht zureichend, daß man deren ganzen Sinn herausbringen könnte. Es ſcheint ſogar, man habe dieſe Fragmente nicht in dieſelbe Ordnung geſtellet, die ſie gehabt haben müſſen, als die Aufſchrift noch ganz geweſen. So ſcheint uns das I, O, welches auf dem letzten Fragmente ſteht, der Anfang von der Aufſchrift ſeyn zu ſollen, die vermuthlich dem **Jupiter** geweihet geweſen, Jovi Optimo Maximo.

Die Worte RESPVBLICA NEMAVSESIS, die auf den vier erſten Fragmenten ſtehen, haben die Gelehrten zu **Nimes**, welche dieſe Aufſchriften dem Herrn **Cardinale von Polignac** zugeſchicket, für etwas ſehr ſonderbares und neues gehalten. Hätten ſie ſich aber nur die Mühe genommen, das geographiſche Verzeichniß durchzugehen, welches zu Ende von **Gruters** Theſauro ſteht, ſo würden ſie

---

g) Not. ad Inſcr. Athlet. *Rom.* 1668. 4.

geſehen haben, daß die meiſten italieniſchen, galliſchen und ſpaniſchen Städte, deren in alten Aufſchriften gedacht wird, ſich eben dieſes Namens RESPVBLICA bedienet, wenn ſie von ſich geredet haben. Die Alten verbunden auch mit dem Namen Respublica dieſelben Begriffe nicht, die wir mit dem Worte Republik verbinden; ſie verſtunden durch Respublica, bloß Civitas, eine Gemeine. Dieſes iſt ſo wahr, daß es auch Flecken und Dörfer gegeben, die, wenn ſie das Recht erhalten hatten, was die Franzoſen Droit de Commune, das Recht der Gemeinen nennen, ſogleich Respublicas ausmacheten.

Wir könnten davon verſchiedene Beyſpiele anführen, allein um abzubrechen, wollen wir uns mit des **Feſtus** Zeugniſſe begnügen *b*): Sed ex vicis partim habent Rempublicam, partim non habent, etc.

Die Aufſchrift H muß ſo geleſen werden: Jovi et Nemauſo Titulus Hermes exactor operum Reipublicæ Marmorarius et Lapidarius. Dieß iſt ein dem **Jupiter** und dem **Nemauſus** von einem Steinmetzen gethanes Gelübd; derſelbe hieß **Titulus Hermes**, dem die Stadt **Nimes** die Aufſicht über die öffentlichen Werke gegeben; oder beſſer zu ſagen, dem man die Sorgfalt anvertrauet gehabt, zu unterſuchen: ob die Unternehmer der öffentlichen Gebäude und anderer öffentlichen Werke, den Entwurf genau erfüllet hätten, nach welchem ſie hatten arbeiten ſollen. Der Herr de la Baſtie hat ſeine Gedanken von dem Gotte **Nemauſus** bereits in ſeiner Diatriba de Diis quibusdam ignotis geſaget, welche in dem erſten Bande der vom Herrn **Muratori** geſammleten Aufſchriften *i*) eingedruckt ſteht.

Die Aufſchrift I iſt nicht ganz, und es fehlet wenigſtens die erſte Zeile daran; man kann alſo nicht entſcheiden, ob

die

---

b) Lib. XXV. vici.

i) Theſ. nov. Inſcript. vet. T. 1. Col. 51.

die Wörter Victori Aug. zween Beynamen des Gottes geweſen, dem die Aufſchrift gewidmet worden, oder ob nur von einer der großen Gottheiten, und nachmals von der Siegsgöttinn die Rede war. EX STIPE bedeutet nicht, wie Hr. **Menard** geglaubet hat: der **Pontifex Valerius Severus** habe ſich der Gelder aus dem den Prieſtern eigenen Schatze bedienet, und der Hr. Abt **Caveirac** hat viel beſſer getroffen, wenn er das ex ſtipe, durch Gelder zu dem **Werke** gegeben hat.

Stips bedeutet in der That, eine willkührliche Beyſteuer, die die Privatleute ſich ſelbſt auferlegeten, entweder um der öffentlichen Nothdurft beyzuſpringen, oder zur Unterhaltung und Ausbeſſerung der Tempel. Beyſteuren von dieſer letzten Art wurden alle Jahre gehoben, und daher lieſt man in einer zu **Aoſta** im **Delphinate** gefundenen, und vom **Herrn de la Baſtie** k) in einem lateiniſchen Briefe an den **Herrn Marquis Maffei** bekannt gemachten Aufſchrift, MATRIS AVG. EX STIPE ANNVA, etc.

Die **Herren Menard** und **Caveirac** haben ſich geirret, wenn ſie das Wort VELA, durch **Tapeten** geben. Sie hätten irgend eine Stelle aus alten Schriftſtellern anführen müſſen, die uns lehrete: daß die Alten im Gebrauche gehabt, die Tempel mit Tapeten zu behängen, und durch irgend ein recht ausdrückliches Zeugniß beweiſen müſſen; daß ſie das Wort Velum gebrauchet, eine Tapezerey anzudeuten. Vela war ganz gewiß nichts anders als Verhänge: und wer davon überzeuget ſeyn will, der werfe nur die Augen auf das was die Dollmetſcher des neuen Teſtamentes über dieſe Worte des **Evangelii**, Velum Templi ſciſſum eſt, geſaget haben l).

---

k) Ibid. Col. 123.

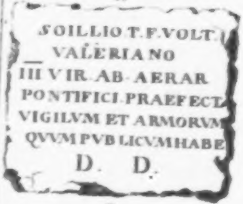
l) Grotii Annot. in Matth. XXVII. 51.

In der Aufſchrift L iſt es ungewiß, ob ALLOBROX der Namen des Landes des L. Annius iſt: es iſt ſogar ſehr wahrſcheinlich, daß es ſein Zunamen geweſen; eben wie in der Aufſchrift O, ROMANVS nicht der Namen des Vaterlandes des Sammius, ſondern nur ſein Zunamen geweſen. Es iſt indeſſen wahr, daß dieſe Zunamen der Völker, nachdem ſie Zunamen der Perſon geworden, insgemein anzeigen, daß die Familie derer die ihn führeten, urſprünglich von denen Völkern abſtammeten.

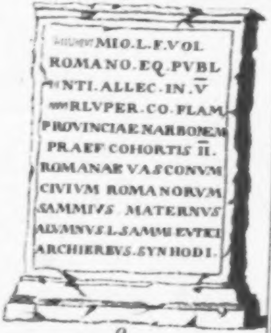
Die zwo erſten Zeilen von der Aufſchrift M müſſen ſo geleſen werden: Caio AEMILIO Caii Filio VOLTiniæ POSTVMO. Das abgekürzte Wort Volt, muß ſowohl in dieſer Aufſchrift als in den vier folgenden, weder durch Volteio, wie der Herr Abt von Caveirac geglaubet hat, noch durch Volumnio, nach Herrn Menards Erklärung, gegeben werden. Man muß leſen VOLTiniæ, und unter dieſem Namen diejenige römiſche Zunft verſtehen, in welcher die Einwohner zu Nimes, welche römiſche Bürger waren, das Recht hatten ihre Stimmen zu geben. Der Namen dieſer Zunft kömmt ſo oft in denen in Gallien gefundenen alten Denkmälern vor, daß es ſehr wahrſcheinlich iſt: man habe ihn allen Galliern zugegeben, welche römiſche Bürger wurden.

In den zwo letzten Zeilen muß man leſen, Tribuno Militum Legionis ſextæ Victricis, Decreto Decurionum. Es gab zwo ſechſte Legionen, die eine führete den Zunamen Ferrata, und hatte ihren Stand allezeit in Syrien oder in Judäa; die andere mit dem Zunamen die ſiegende, Victrix, ward anfänglich in Spanien gebrauchet, von wannen Galba ſie mit zurück brachte. Nach dieſem dienete ſie in Deutſchland bis zur Zeit Kaiſer Hadrians, der ſie nach Großbrittanien hinüber ſchickete. Man gab ihr York zum Quartiere ein, und ſie blieb ſo lange da, bis alle römiſche Völker im fünften Jahrhunderte aus der Inſel zogen.

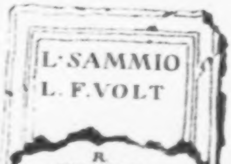
N


SOILLIO T. F. VOLT.
VALERIANO
III VIR. AB. AERAR
PONTIFICI. PRAEFECT.
VIGILVM ET ARMORVM
QVVM PVBLICVM HABE
D. D.

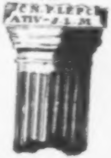
O


MIO. L. F. VOL
ROMANO. EQ. PVBL.
NTI. ALLEC. IN. V
RLVPER. CO. FLAM
PROVINCIAE NARBONEM
PRAEF COHORTIS II.
ROMANAE VASCONVM
CIVIVM ROMANORVM
SAMMIVS. MATERNVS
ALVMNVS L. SAMMI EVTKI
ARCHIEREVS. SYNHODI.

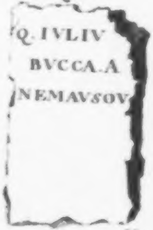
P


L. SAMMIO
L. F. VOLT

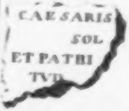
R


CN. P. LEPC
ATIV - S. L. M

Q

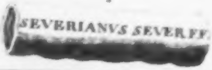

Q. IVLIV
BVCCA. A
NEMAVSOV

S

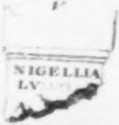

CAESARIS
SOL
ET PATRI
TVD

in bleiernen Röhren.

T


SEVERIANVS SEVER FF.

V


NIGELLIA
LV

gen. Von dieſer Legion nun war **C. Aemilius Poſtumus** Tribun; und man hat hier die Sachen ſo ſie angehen, nur anzeigen wollen: weil der Herr **de la Baſtie** ſich vorgeſetzet hat, ſie in einer kritiſchen Geſchichte von den römiſchen Legionen genauer abzuhandeln, die vom **Auguſtus** an, bis auf den **Honorius** und **Theodoſius** den jüngern gehen wird.

Die Aufſchrift N heißt: SOILLIO Titi Filio VOLTinia VALERIANO Quatuorviro AB AERARio. So müſſen dieſe drey erſten Zeilen geleſen werden. Verſchiedene andere vom **Poldo d'Albenas** und von **Graſſern** angeführte Aufſchriften lehren uns, ſowohl als dieſe, daß zu **Nimes** die Aufſicht über die öffentliche Caſſe vier Männern aufgetragen geweſen, die man Quatuorviros ab Aerario genannt hat. Es würde eine ſehr vergebliche Mühe ſeyn, wenn man in der römiſchen Geſchichte den Urſprung dieſer **Viermänner** ſuchen wollte; die Schriftſteller, die wir noch übrig haben, reden nur von der Einſetzung derer obrigkeitlichen Perſonen und Bedienten, die zu **Rom** ſelbſt geweſen: und man ſuchet bey ihnen vergeblich den Urſprung der obrigkeitlichen Perſonen, in denen vom römiſchen Reiche abhängenden Colonien und Municipalſtädten. So weis man auch aus verſchiedenen Aufſchriften zu **Nimes** *m)*, daß es in dieſer Stadt eine Anzahl Vigiles, oder eine Nachtwache, und ein Zeughaus gegeben, und daß derjenige der dieſe Wächter commandiret, da er zugleich die Aufſicht über das Zeughaus gehabt, Præfectus Vigilum et Armorum geheißen.

In den zwo letzten Zeilen muß man leſen EQVVM PVBLICVM HABEnti Decreto Decurionum. Den Gelehrten iſt es nicht unbekannt, daß die Einwohner der Pflanzſtädte, die das römiſche Bürgerrecht hatten, wenn ſie Vermögen

---

m) *Graſſer* in Theſaur. ant. Sall. Tom. 1. pag. 1069. 1070.

mögen genug beſaßen, daß ſie in den römiſchen Ritterorden konnten aufgenommen werden, nicht mehrere Schwierigkeit hatten hinein zu kommen, als die gebohrnen Römer ſelbſt; man kann die Beweiſe nachſehen, welche der Herr **de la Baſtie** von dieſer Sache in einer von ſeinen Anmerkungen zur **Münzwiſſenſchaft** m), gegeben hat. Man weis auch, daß in den erſten Jahrhunderten von **Rom** alle diejenigen, welche die Cenſoren in den Orden der Ritter treten ließen, zu gleicher Zeit ein Pferd bekamen, welches auf gemeine Koſten unterhalten ward. Da aber mit der Zeit der Orden der Ritter ſich ungemein vermehrete, theils weil die Stadt **Rom** ſich unſäglich vergrößerte und bevölkerte, theils weil die Pflanz- und Municipalſtädte eine ungeheure Menge Leute darbothen, die den Cenſum Equeſtrem hatten, das heißt, die viermal hundert tauſend Seſterzien im Vermögen hatten; ſo war es nicht möglich auf gemeine Koſten ein Pferd für jeden Ritter zu erhalten. Es gab alſo Ritter (und deren Anzahl war viel größer) die zwar wirklich von den **Cenſoren** oder römiſchen **Kaiſern**, welche ſeit dem **Auguſtus** ſelbſt den Cenſum der Bürger verrichteten, in den Orden der Ritter waren aufgenommen worden, denen man aber kein auf gemeine Koſten unterhaltenes Pferd zugeſtund. Die andern hergegen waren unter den Rittern cenſiret worden; und hatten noch überdem eines der öffentlichen Pferde erhalten. Man trug Sorge dieſen Unterſchied auf denen Denkmälern anzumerken, die man dieſen Rittern zu Ehren grub, und daher finden wir ſo oft in den Aufſchriften: EQVVM PVBLICVM HABENTI, bald EQuiti Romano EQVO PVBLICO, oder ſchlechtweg EQuo PVBlico.

Wenn man die drey verſchiedenen Abſchriften zuſammen hält, die wir von der Aufſchrift O bekommen haben, und ſie mit dem Fragmente P zuſammen hält: ſo glauben wir das Mittel gefunden zu haben, die verderbten oder verſtüm-

---

m) Scienc. des Medailles Tom. II. pag. 86. 87.

ſtümmelten Stellen auf ihre wahre Leſart zu bringen. Die Aufſchrift P zeiget uns, daß man in der erſten Zeile L. SAMMIO Lucii Filio VOLtinia, leſen müſſe. Die dritte Zeile war in des Hrn. Abtes Caveirac Abſchrift ſo verſtellet, daß man nichts darinnen verſtehen konnte. Herr Menard hatte ſie gar ausgelaſſen, und den Raum durch Pünctchen ausgefüllet; allein die zween gelehrten Engländer hatten ſie ziemlich gut heraus gebracht, und nach ihrer Abſchrift haben wir nicht nur dieſe Zeile ſondern auch den Anfang der folgenden hergeſtellet. Es ſcheint uns alſo, daß man ohne Furcht ſich zu irren, ſo leſen könne: ROMANO EQuum PVBLicum habeNTI, ALLECto IN Vam DecuRiam, Judicum mit darunter verſtanden.

Wenigen Leuten iſt es unbekannt, daß zu Rom die Richter, das heißt diejenigen, die bey öffentlichen Verhören mit dem Judice Quæſtionis zugleich, diejenigen Quæſitores beurtheileten, denen der Prätor die Ausmachung der Sache aufgetragen hatte, in verſchiedene Decurien eingetheilet geweſen. Die fünfte nun, welcher dieſer L. Sammius Romanus war beygeſellet worden, ward nach Auguſts Tode eingeſetzet, der die vierte aufgerichtet hatte, wie Sueton uns lehret o). Es wird dieſer fünften Decurie in verſchiedenen vom Gruter p) angeführten Aufſchriften gedacht.

Uebrigens iſt es gut zu bemerken, daß ungeachtet der Namen Decuria urſprünglich von Decem kömmt, und eigentlich ein Zehent bedeutet, es gleichwohl gewiß iſt, daß man ſich eben dieſes Namens bedienet, auch wenn man von viel zahlreichern Geſellſchaften geredet hat, und daß die Decurien der Richter, eine jede aus mehr denn hundert Perſonen beſtanden. Wir ſagen noch nichts von den Lupercis oder Prieſtern des Gottes Pan, noch von dem Flamen der narbonneſiſchen Provinz: denn wir würden nur

---

o) *Auguſt.* Cap. 32.

p) CDLXXIX. 2.

wiederholen, was ſchon in verſchiedenen ſehr bekannten Büchern ſteht.

Dieſe Aufſchrift iſt die einzige, welche uns lehret, daß es eine ſo große Anzahl Gaſconier gegeben, denen man das römiſche Bürgerrecht zugeſtanden gehabt, daß man auch unter ihnen eine ganze **Cohors** römiſcher Bürger hat aufbringen können. **L. Sammius Romanus** iſt derſelben Befehlshaber Præfectus, geweſen, denn dieß Wort muß ſich auf COHORTIS II ROMANAE VASCONVM CIVIVM ROMANORVM, und nicht auf PROVINCIAE NARBONENSIS beziehen, wie Herr **Menard** geglaubet hat. Der Statthalter der narbonnenſiſchen Provinz ward Proconſul genannt, und **Aegypten** war die einzige Provinz des römiſchen Reichs, deren Gouverneur **Präfectus** betitelt ward.

Die Zeile vor der letzten war in der Abſchrift des Herrn **Abts Caveirac** gar ſehr verſtümmelt. Der Herr **Menard** lieſt zu Ende eben dieſer Zeile, EVTVCHES, und giebt dadurch dem **Sammius Maternus** zween Zunamen, welches dem Gebrauche zuwider iſt. Die Abſchrift der Engländer iſt richtiger: denn ſie haben SAMMIVS. MATERNVS. ALVMNVS. L. SAMMI. EVTICI, **Sammius Maternus**, ein **Zögling des L. Sammius Eutychus**, geleſen.

Die Aufſchriften, P. Q. R. S. V. ſind Fragmente, die nichts ſonderliches darbiethen. Die Aufſchrift T. welche auf verſchiedenen Stellen der bleyernen Röhre eingegraben ſteht, die das Brunnenwaſſer in die niedere Stadt leitete, lehret uns: daß der Meiſter welcher dieſe Röhre verfertiget, **Severianus** geheißen, und ein Sohn des **Severus** geweſen: denn ſo muß man leſen: SEVERIANVS SEVERI Filius Fecit.

◆ ◆ ◆ ◆ ◆

X.

Des Herrn von Valois Fortſetzung der Beobachtungen, über des Grafen Mezzabarba Sammlung, oder allgemeines Verzeichniß von Kaiſermünzen. 1739. 1740.

Da der Herr von Valois ſich vorgeſetzet hatte, ſeine Beobachtungen über das vom Grafen Mezzabarba heraus gegebene Verzeichniß von Kaiſermünzen fortzuſetzen: ſo iſt ihm dieſe Materie immer wichtiger vorgekommen, und unter ſeinen Händen dergeſtalt angewachſen, daß er ſeine Anmerkungen in verſchiedene Abſchnitte hat eintheilen müſſen. Wir haben den Auszug aus dem erſten und zweyten, im VI. B. dieſer Geſchichte mitgetheilet; anjetzt wollen wir auch von dem dritten und vierten Rechenſchaft geben: welche ob ſie gleich viel weitläuftiger ſind, dennoch nur von Trajans Münzen handeln, und auch dieſelben nicht einmal alle enthalten.

Die erſte von dieſen Münzen, beſchreibt Mezzabarba a. d. 148ten S. ſeiner Sammlung, in der 12ten Zeile. Die Schrift davon lautet ſo: IMPERATOR PERPETVVS: und die Gegenſeite ſtellet eine Eule vor, mit den Buchſtaben S. C. Mezzabarba giebt uns von dem Model dieſer Münze keine Nachricht: allem Anſehen nach aber, gehöret ſie in die Zahl derer Münzen von kleinem Erze, die dem Trajan zu Ehren geſchlagen worden; und auf welchen dieſer Prinz mit einem belorberten Haupte, einem dicken krauſen Barte, unter der Geſtalt des Herkules, und mit der Umſchrift vorgeſtellet wird, IMP. CÆS.

TRAIAN. AVG. GERM. welches von einer neuern Hand ausgetilget werden, um an die Stelle IMPERATOR PERPETVVS zu ſetzen :ˮ eine Legende deren Falſchheit ſich von ſelbſten offenbaret; indem es ausgemachet iſt, daß die Kaiſer auf ihren Münzen, den Titel Imperator perpetuus erſt in dem verfallenden Reiche zu brauchen angefangen, und die Münzen uns vor den Zeiten des Kaiſers **Probus** kein Beyſpiel davon darbiethen.

Von dieſer Münze, die dem **Trajan** den Titel IMPERATOR PERPETVVS giebt, und welcher in dem ganzen blühenden Reiche unbekannt iſt, ſchreitet **Herr von Valois** zu einer andern, die ihm mit eben ſo wenigem Grunde die Eigenſchaft PERPETVVS AVGVSTVS zutheilet. Die gegenwärtige, welche von großem oder Mittelerze ſeyn muß, wird vom **Mezzabarba** a. d. 149ten S. in der 18ten Zeile angeführet. Er ſaget, ſie habe an der Seite des Kopfes folgende Umſchrift: IMP. NERVA CÆS. P. P. IMP. TRAIANVS AVG. PERP. Er ſaget nicht, ob des **Nerva** und **Trajans** Kopf darauf geſtochen ſind, wie die Schrift anzudeuten ſcheint; er bemerket nur, daß die Gegenſeite dieſer Münze die Göttinn der Glückſeligkeit geſchleyert und ſtehend vorſtellet, wie ſie in der Rechten den Schlangenſtab, und in der Linken ein Horn des Ueberfluſſes hält, mit dieſer Umſchrift: FELICITAS AVGVSTI, und den zween Buchſtaben S. C.

Der Titel Perpetuus Auguſtus iſt erſt ziemlich ſpät im verfallenden Reiche auf den Münzen gebrauchet worden; und unter dem Kaiſer **Valens** erſcheint er zum erſtenmale. Da man nun damals dieſen Titel Perpetuus abgekürzet mit P. P. ſchrieb, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß dieſes zu dem Verſehen Anlaß gegeben. Derjenige nach welchem **Mezzabarba** dieſe Münze anführet, hat nach dem Wort AVG. die Buchſtaben P. P. geſehen, welche die Abkürzung von

Pater Patriæ ſind, und hat ſie für PERPETVVS gehalten; ohne acht zu geben, daß man die Zeiten unterſcheiden müſſe, und daß ein Gebrauch, der erſt unter dem **Valens** eingeführet worden, nicht auf **Trajans** Jahrhundert hinauf ſteigen könnte.

Die dritte Münze wird vom **Mezzabarba** a. d. 149ten S. angeführet. Sie hat an der Kopfſeite folgende Schrift: DIVVS TRAIANVS PATER PATRIÆ, und auf der Gegenſeite zwo rechte Hände in einander geleget. Dieſe Münze wird unter den ſilbernen angeführet, und dadurch iſt ſie um ſo viel verdächtiger, da man keine von dieſem Metalle findet, die zur Zeit ſeiner Vergötterung, mit dem Titel DIVVS wäre geſchlagen worden. Uebrigens hat man ſchon unter dem Artikel **Nerva** gezeiget, daß der Titel PATER PATRIÆ niemals mit dem DIVVS verbunden worden. Der Titel **Vater des Vaterlandes** war ein Ehrentitel, den man nur lebenden Kaiſern gab; und man füge dieſem noch bey, daß das Bild zwoer rechten in einander geſchlungenen Hände, niemals gebrauchet worden, die Weihung eines Prinzen anzudeuten, aber wohl die Einigkeit vorzuſtellen, die unter zween Kaiſern, z. E. unter dem **Balbin** und **Puppian**, herrſchete, nebſt dieſen verſchiedenen Umſchriften: AMOR MVTVVS AVGG. CARITAS MVTVA AVGG. CONCORDIA AVGG. FIDES MVTVA AVGG.

Hier ſind ferner vier Münzen, welche nach dem Hrn. von **Valois** ein deutliches Merkmaal der Falſchheit an ſich haben. Dieſelben werden alle vier nach einander, vom **Mezzabarba** oben a. d. 150ten S. beſchrieben. Die drey erſten ſtellen an einer Seite **Trajans** Kopf mit Lorbern bekrönet, mit dieſer Umſchrift vor: DIVO NERVÆ TRAIANO AVG. P. M. T. R. P. COS. III. P. P. Die Gegenſeite der erſten ſtellet den Kaiſer zu Pferde mit Lorbern bekrönet vor, wie er in der Rechten einen Wurfſpieß

ſpieß hält, und einen Fußknecht aus der Legion vor ſich hergehen hat: drey andere aber folgen ihm nach; die Schrift heißt: PROFECTIO AVG. GERMANIÆ S. C.

Die Gegenſeite der zweyten ſtellet den Kaiſer ſtehend auf einer Bühne vor, von wannen er ſeine Soldaten anredet. Die Gegenſeite der dritten ſtellet einen Tempel dar, und vor dieſem Tempel ſteht ein Altar, auf welchem der Kaiſer opfert; indem hinter ihm eine andere ebenfalls ſtehende Figur erſcheint, und dieſe zwo letzten Gegenſeiten führen ebenfalls die Umſchrift: PROFECTIO AVG. GERMANIÆ S. C.

Auf dieſen dreyen Münzen nun lieſt man den Titel DIVVS, der niemals andern, als todten Prinzen gegeben worden: und derſelbe iſt nicht nur mit dem PATER PATRIÆ, ſondern auch noch mit allen andern Titeln verbunden worden, womit man die Münzſchriften lebender Kaiſer anzufüllen pflegete. Trajan wird darinnen DIVVS genennet, und nennet ſich deſſen ungeachtet, auch noch Oberprieſter, Tribun des Volks, Conſul zum dritten male, und Vater des Vaterlandes.

Auf der Gegenſeite der erſten Münze (denn in dieſer Ordnung hätte **Mezzabarba** ſie vortragen ſollen) verrichtet der Kaiſer ein Opfer, um von den Göttern den Segen über den Feldzug zu erbitten, den er wider die Deutſchen vorhatte.

Auf der Gegenſeite der zweyten Münze redet er ſeine Soldaten an, um ſie zu ermahnen, daß ſie in dieſem Kriege die Majeſtät des römiſchen Namens erhalten möchten.

Auf der Gegenſeite der dritten Münze endlich, ſteigt er zu Pferde, vor ihm her geht ein Soldat aus einer Legion, und hinten folgen drey andere die im Namen des ganzen Heeres da ſind, er ſelbſt aber geht in eigener Perſon dieſe Barbarn mit Krieg zu überziehen.

Die vierte Münze welche unmittelbar folget, hat an der Seite des Kopfes nur dieſe Worte: DIVO NERVÆ TRAIANO AVG. und ihre Gegenſeite, die ebenfalls eine Anrede vorſtellet, hat anſtatt PROFECTIO AVG. GERMANIÆ, nur bloß P. M. T. R. P. COS. III. P. P. S. C. welches die Fortſetzung der Umſchrift des Kopfes iſt.

Dergleichen übelgeordnete Titel nun, machen eine Münzſchrift aus, für deren Urheber man die Alten unmöglich halten kann, und bey der bloßen Beſchreibung dieſer vier Münzen, iſt es leicht zu erkennen, daß ſie verfälſchet, oder unrecht geleſen worden ſind. Herr von **Valois** begehret, daß man, um noch mehr davon überzeuget zu werden, mit ihm die Aufſchrift PROFECTIO AVG. GERMANIÆ unterſuchen ſolle. Der Verfälſcher, ſaget er, hat Kaiſer **Hadrians** Münzen im Sinne gehabt, die zur Umſchrift der Gegenſeite ADVENTVI AVG. AFRICÆ. ADVENTVI AVG. ALEXANDRIÆ, u. ſ. w. haben; und hierauf hat er geglaubet, er könne es mit dem Worte PROFECTIO eben ſo halten. Er hat den weſentlichen Unterſchied unter dem Worte profectio und adventus nicht gemerket: denn ungeachtet, überhaupt zu reden, beyde von dieſen Hauptwörtern ihren Urſprung von zweyen bewegenden Zeitwörtern nehmen, und folglich eine Klagendung mit dem Vorworte ad, oder in erfodern, eben wie die Zeitwörter proficiſcor und advenio thun, davon ſie entſpringen: ſo folget dennoch daraus nicht, daß profectio zuweilen ſeine Wortfügung ändern könne, wie wohl adventus thut. In der That hat man allezeit geſaget, profectio ad Romam, profectio ad Capuam, ſo wie man auch proficiſcor ad Romam, proficiſcor ad Capuam ſaget: und man hat niemals anders reden können, ohne wider die

Latinität zu verſtoßen. Warum aber das? weil profectio den Begriff einer gegenwärtigen ununterbrochenen Bewegung bey ſich führet; da hingegen in adventus ein Stillſtand, oder doch ein Aufenthalt der Bewegung iſt: und aus dieſem Grunde eben haben die Alten geglaubet, daß ſie in gewiſſen Fällen das gewöhnliche regimen von adventus, welches die Klagendung mit dem Vorworte in iſt, in eine unbedingte Gebendung ändern könnten. Dieſes ſieht man auf ſechszehn verſchiedenen Münzen vom Kaiſer Hadrian, welche alle den Namen derjenigen Provinz oder Stadt, in welcher dieſer Prinz angekommen war, in die unbedingte Gebendung ſetzen.

Mit profectio hingegen iſt es nicht ſo beſchaffen; denn da dieſes Hauptwort eine fortgeſetzte Bewegung in ſich faſſet: ſo kann es ſein regimen nicht ändern, und muß allezeit die Klagendung mit den Vorwörtern ad oder in eben ſowohl regieren, als das Zeitwort, von welchem es abgeleitet iſt. Ja, wenn man auch auf einen Augenblick vorausſetzen wollte, daß die Schrift PROFECTIO AVG. GERMANIÆ der Analogie der lateiniſchen Sprache nicht zuwider ſey: ſo würde ſie doch noch einen Beweis der Falſchheit wider erwähnte drey Münzen bey ſich führen.

In der That, diejenige die ein Opfer vorſtellet, kann niemals PROFECTIO betitelt worden ſeyn; ſo wenig als die welche eine Anrede vorſtellet. Das Bild der erſten würde zur Umſchrift haben: VOTA SVSCEPTA, und die zweyte, ADLOCVTIO AVG. oder ADLOCVTIO COHortium: indem dieſe zwo Handlungen, da ſie vor der Handlung der Abreiſe nur vorhergehen und eine Vorbereitung dazu ſind, niemals durch einerley Umſchrift vermenget oder angedeutet werden können. Es bliebe alſo nur noch die Münze übrig, die den Prinzen zu Pferde vorſtellet, wie er zum Feldzuge abreiſet, welche ihre

Schrift behalten könnte, die ſich für ſie und keine andere ſchicket.

Die vierte Münze, welche nach dem Mezzabarba ebenfalls um Trajans Kopf herum die Schrift führet, DIVO NERVÆ TRAIANO AVG. wird durch das Beywort DIVVS hinlänglich zernichtet; welches ſie dem Trajan zum voraus giebt, der damals friſch und geſund, und mit dem Kriege wider die Deutſchen ganz beſchäftiget war.

Es iſt auch gut, ferner zu bemerken, daß dieſe vier Münzen dem Trajan das Beywort DIVVS gleich bey ſeinem dritten Conſulate geben, welches in das dritte Jahr ſeiner Regierung fällt; und daß er erſt mehr als ſechszehn Jahre hernach und zu Ende ſeines dritten Conſulats geſtorben iſt. Mezzabarba hat ſich durch den **Adolph Occo** in Irrthum verführen laſſen, welcher eben dieſe Münzen vor ihm angeführet hatte.

Unten a. d. 150ten S. ſteht eine, welche Herr von **Valois** ebenfalls aus dieſer Sammlung verwerfen will. Man lieſt auf derſelben zur Seiten des Kopfes: IMP. CAES. NERVA TRAIANVS AVG. oder IMP. CAES. NERVA TRAIANVS AVG. GERM. Die Gegenſeite ſtellet den Nil unter dem Bilde eines mit Schilf gekrönten Greiſes vor, der auf der Erde ſitzt und bis an den Gürtel nackend iſt; wie er ſich mit dem rechten Ellenbogen auf eine Urne ſtützet, aus welcher das Waſſer ſtürzet; in der linken Hand aber ein Fruchthorn hält, und nahe bey ſich einen Crocodill und einen Hippopotamus hat. Auch hier ſchreibt Mezzabarba den Occo von Wort zu Wort ab, allein er füget ſogleich eine andere Münze bey, die den Fluß mit ſeinem Namen und dieſer Umſchrift vorſtellet: P. M. T. R. P. IIII. IMP. II. COS. IIII. NILVS.

Wer dieſen zween Sammlern trauen will, der ſollte glauben, der **Nil** wäre eine Gegenſeite, die ſich gemeiniglich auf **Trajans** Münzen findet, indem ſie deren drey anführen, zwo in Anſehung der Schrift um den Kopf herum, und die dritte wegen der Umſchrift der Gegenſeite: ungeachtet alle drey darinnen überein kommen, daß ſie den **Nil** mit einerley Kennzeichen, und ſeinem Namen NILVS im Abſchnitte vorſtellen. Gleichwohl iſt es, nach dem Herrn **von Valois** eine ausgemachte Sache, daß dieſe Gegenſeite auf keiner einzigen von **Trajans** Münzen, weder in Golde, noch in Silber, noch in Erz, ſo wenig als auf den Münzen der Kaiſer, ſeiner Vorfahren zu finden iſt; und daß **Hadrian**, **Trajans** unmittelbarer Nachfolger, der erſte von allen Kaiſern auf lateiniſchen Münzen iſt, von welchem man angefangen, dieſen Fluß mit ſeinem Namen vorzuſtellen.

Unſer Kunſtrichter verwirft mit eben derſelben Strenge eine vierte lateiniſche Münze vom **Trajan**, welche ebenfalls den Nilſtrom vorſtellen ſoll, aber ohne Namen. Dieſe Münze wird vom **Mezzabarba** oben a. d. 151ten S. in der 2ten Zeile beygebracht. Die Schrift der Gegenſeite iſt ſo beſchaffen, wie ſie ſonſt gemeiniglich auf den mehreſten Münzen vom **Trajan** gefunden wird: S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI. Das Bild iſt der Prinz zu Pferde, wie er in der Rechten einen Wurfſpieß hält, und von drey legionariſchen Soldaten begleitet wird. Vorn auf der Münze iſt der **Nil** auf der Erde ſitzend vorgeſtellet, der zur Seiten einen **Hippopotamus** hat. Ungeachtet nun dieſe Gegenſeite ein Bild abgiebt, welches dem Geſchmacke der Alten ſchon ganz anſtändig iſt, und ſchon vor dem **Mezzabarba**, **Adolph Occo** die Beſchreibung davon a. d. 200ten S. der zweyten Ausgabe ſeiner Werke gegeben hat: ſo machet doch dieſes, daß alle Münzenbücher, die ſeit derſelben Zeit herausgekommen ſind, ihrer gar nicht gedenken, und ſie auch in keinem bekannten Münzcabinette zu finden iſt, nach Hrn. **Valois** Meynung, ein großes Vorurtheil, daß man dieſelbe, wo nicht ganz verdamme, dennoch wenigſtens ſehr im Verdachte habe.

Eben ſo iſt es mit einer andern Münze, welche **Mezzabarba** nach dem **Occo**, oben a. d. 151ten S. beſchreibt. Sie hat auf der Gegenſeite dieſe Schrift: P. M. T. R. P. IIII. IMP. III. Der **Tigris** ſteht auf derſelben in der Geſtalt und Stellung, die den wichtigen Flüſſen gewöhnlich iſt, und im Abſchnitte lieſt man das Wort TIGRIS. Da dieſe Münze ſich heute zu Tage in keinem Cabinette befindet, und man den Namen dieſes Fluſſes auf keiner einzigen weder griechiſchen noch lateiniſchen Münze, ſie ſey vom Trajan, oder von andern Kaiſern, antrifft: ſo verwirft Hr. **von Valois** ſie ohne Bedenken, indem er gleichwohl geſteht; daß der Fluß wohl darauf mag vorgeſtellet worden ſeyn, daß aber ſein Namen niemals darauf geſetzet geweſen. In der That, ſelbſt auf derjenigen Münze vom Trajan, die dieſe Aufſchrift hat: ARMENIA et MESOPOTAMIA IN POTESTATEM P. R. REDACTÆ, und auf welcher dieſer Kaiſer ſtehend vorgeſtellet wird, wie er zween Flüſſe zu ſeinen Füßen hat, können dieſe zween Flüſſe keine andern ſeyn, als der **Tigris** und **Euphrat**: welche, obgleich ohne ihre Namen, genugſam durch die zwo Provinzen angedeutet ſind, die darauf genennet worden.

Unten a. d. 151ten S. führet **Mezzabarba** eine Münze vom Trajan an, die dem Hn. **von Valois** neue Gelegenheit zur Kritik giebt. Man lieſt auf der Seite des Kopfes dieſe Aufſchrift: IMP. NERVA CÆS. TRAIAN. AVG. GERM. DAC. P. P. Auf der Gegenſeite ſteht ein Tempel mit zwo Säulen, in deſſen Mitte eine ſtehende **Diana** iſt, welche einen zunehmenden Mond auf dem Kopfe hat, und auf der Vorderwand des Tempels ſteht, DIAN. PERG. um die Münze herum ſteht: COS. II.

Mezzabarba führet dieſe Münze aus dem **Patin** an, welcher deren Beſchreibung a. d. 64ten S. ſeines **Schatzes** mittheilet; allwo er mit Fleiß bemerket, daß es ein ſilberner Medaillon von dem großen Model," das heißt, faſt von der Größe und Dicke des Mittelerzes ſey.

Herr von **Valois** billiget mit dem **Mezzabarba** die Auslegung ſehr, welche **Patin** von den zwey abgekürzeten Worten DIAN. PERG. machet. Er ſaget: ſie heißen DIANæ PERGææ, anſtatt PERGamenæ, welches einige Gelehrte haben leſen wollen; die ſich darauf gründen, daß die **Diana** von **Pergamus** faſt in ganz Aſien verehret worden iſt. Allein **Diana** war nicht die vornehmſte Gottheit von **Pergamus**: **Aeſculap** war es; die zu **Pergen** verehrete **Diana** hingegen war berühmt, und gewiſſermaßen einzig. Es wird ihrer auf verſchiedenen Kaiſermünzen gedacht, auf welchen die Stadt **Pergen** gemeiniglich eine Hauptſtadt von **Pamphilien** genennet wird. Unter andern findet man dieſes auf einem ehernen Medaillon vom Kaiſer **Tacitus**, aus dem Cabinette des Hn. Abts **Rothelin**.

So weit geht nun noch alles gut, und dieſe Auslegung hat um ſo viel mehr Grund, da auf **Patins** Medaillon Platz genug war PERGAM oder PERGAMEN hinzuſetzen; dafern die Rede von der **Diana** zu **Pergamus** und nicht von der zu **Pergen** geweſen wäre. Allein **Patin** iſt nicht gewahr geworden, oder hat nicht ſagen wollen, daß ſeine Münze eine fehlerhafte Stelle hat, nämlich den Titel DACICVS oder Ueberwinder der **Dacier**, den man dem **Trajan** in ſeinem zweyten Conſulate gab. Er nahm denſelben im XCVIII. Jahre **Chriſti** an, da er nur noch **Cäſar** war, und hätte den Kaiſer **Nerva**, ſeinen angenommenen Vater, zum Collegen, welcher zu Ende des Jänners eben deſſelben Jahres ſtarb. Nun war damals keine Rede vom Kriege wider die **Dacier**, welchen **Trajan** mehr als drey Jahre hernach erſt unternahm, das heißt, zu Anfange

fange ſeines vierten Conſulats, im 101ten Jahre J. C. und im vierten ſeiner Regierung. Es iſt alſo ein Fehler in der Zeit, und anſtatt COS. V. welches zu leſen ſeyn ſollte, hat ein Verfälſcher den Zahlbuchſtaben V. ausgetilget und die zwey II. hingeſetzet, oder vielleicht iſt die Spitze des V. vom Roſte gefreſſen geweſen, und Herr **Patin** hat unrecht COS. II. anſtatt COS. V. geleſen. Der Titel **Dacicus**, den man anfängt nur auf einer ſehr geringen Anzahl ſilberner oder eherner Münzen, die auf **Trajans** erſten Sieg über den **Decebalus**, gegen das Ende des 102ten Jahres der chriſtlichen Zeitrechnung geſchlagen ſind, mit dem Zeitpuncte des vierten Conſulats zu finden; findet ſich nachmals auf allen Münzen, die aus dem fünften und ſechſten Conſulate datiret ſind, und iſt darauf gemeiniglich mit dem Titel GERMANICVS verbunden.

Hingegen iſt zu bemerken, daß auf denen Münzen, die vom zweyten, dem dritten und dem mehreſten Theile von **Trajans** viertem Conſulate datiret ſind, er niemals einen andern Titel annimmt, als GERM. oder GER. das heißt, **Ueberwinder der Deutſchen**; ein Zunamen, den er ſchon, bey ſeiner Gelangung zum Throne und gleichſam erbſchaftsweiſe geführet, weil ſein angenommener Vater **Nerva**, ihn ſchon ſelbſt geführet hatte.

Die kleine Anzahl von Münzen aus **Trajans** viertem Conſulate, auf welchen er DACICVS genennet wird, lehret uns, daß ihm dieſer Zunamen erſt zu Ende des hundert und zweyten Jahres **Chriſti**, beygeleget worden, nachdem er die **Dacier** zum erſten male überwunden hatte. Und wenn **Dio Caſſius** zu ſagen ſcheint, er ſey ihm erſt bey ſeiner Rückkehre nach **Rom** gegeben worden: ſo geſchiehet es deswegen, weil der Titel DACICVS, den ihm bereits ſein ſiegendes Heer beygeleget, und mit welchem er vermuthlich ſchon auf denen goldenen und ſilbernen Münzen gepranget hatte, die er in ſeinem Lager durch ſeine eigenen

Münzer prägen laſſen, ihm zu **Rom** bey der Feyerlichkeit ſeines erſten Triumphes durch ein ausdrückliches Decret vom Senate, auf den ehernen Münzen, S. C. öffentlich beſtätiget worden war.

Dem ſey wie ihm wolle: ſo bewahret man noch in dem Schatze der **Medicis** eine ſilberne Münze, welche auf der Seite von **Trajans** Kopfe dieſe Schrift führet: IMP. CAES. NERVA. TRAIAN. AVG. GERM. und deren Gegenſeite einen ſtehenden **Herkules** vorſtellet, der in der Rechten die Keule, und in der Linken eine Löwenhaut hält, mit den Worten DACICVS COS. IIII. welche Worte eine Fortſetzung der Schrift von der Kopfſeite ſind. Nun iſt es gewiß, daß dieſe Münze entweder in **Dacien** ſelbſt, in dem Augenblicke von **Trajans** erſtem Siege, oder zu **Rom**, zur Zeit ſeines erſten Siegsgepränges geſchlagen worden. Gleichwohl muß man geſtehen, daß dieſe Münzen ſehr ſelten ſind, da **Mezzabarba** deren nur drey in Silber und viere in Erz anführet, welches in Anſehung der großen Menge die damals muß geſchlagen worden ſeyn, ſehr wenig iſt.

Die erſte von den drey ſilbernen Münzen, iſt diejenige, die wir bereits aus dem Cabinette des Großherzogs angezogen haben, und a. d. 151ten S. des **Mezzabarba** ſteht.

Die zweyte iſt aus dem Cabinette des Herrn **Johann Anton Davia**, eines **bononiſchen** Edelmannes. Auf der Kopfſeite ſteht: IMP. TRAIAN. AVG. GERM. DAC. P. M. T. R. P. COS. IIII. P. P. Die Gegenſeite ſtellet den Kaiſer auf einem vierſpännigen Wagen mit dieſer Umſchrift dar: TR. P. COS. IIII. P. P. Da es bey den Alten nicht gebräuchlich war dieſelben Worte, auf beyden Seiten einer Münze, ganz oder zum Theile zu wiederholen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß die gegenwärtige, eine gefütterte Münze, das heißt, von Eiſen, Bley oder

Kupfer iſt, die nur mit einem Silberbleche bedecket worden. Mehr wußten die falſchen Münzer nicht. Und da ſie in Eile und im Verborgenen arbeiten mußten, aus Furcht ertappet zu werden: ſo verfielen ſie oftmals in ſolche und noch wohl größere Fehler, wie wir tauſend Beyſpiele davon haben.

Die dritte ſilberne Münze, welche **Mezzabarba**, a. d. 152ten S. anführet, iſt mit der vorigen aus einerley Cabinette. Auf der Kopfſeite führet ſie folgende Schrift: IMP. TRAIANO AVG. GER. DAC. P. M. TR. P. COS. IV. P. P. Die Gegenſeite ſtellet ein ſtehendes Weib dar, die in der Linken ein Fruchthorn, und in der Rechten ein kleines mit einer Toga bekleidetes Bild hält, nebſt dieſer Umſchrift: S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI, und im Abſchnitte dieſe: ALIM. ITAL. ALIMenta ITALiæ, das heißt: Lebensmittel ſo man den Kindern der armen Einwohner Italiens ausgetheilet hat.

Was nun die Münzen von großem Erze betrifft, die den Zunamen DACICVS, mit dem Zeitpuncte des vierten Conſulates führen, ſo ſind ſie nichts gemeiner, als die ſilbernen. **Mezzabarba** führet deren oben a. d. 152ten S. nur vier an. Die erſte welche aus dem Cabinette des Herrn **Ferdinand Coſpi**, eines bononiſchen Edelmannes iſt, hat auf der Kopfſeite dieſe Schrift: IMP. CAES. NERVA TRAIAN. AVG. GERM. DACICVS P. M. Die Gegenſeite, ſo eine Siegsgöttinn vorſtellet, welche den rechten Fuß auf eine Kugel ſetzet und in der Linken ein Siegsgerüſt, in der Rechten aber eine Krone hält, hat zur Umſchrift dieſe Worte: TR. POT. VII. IMP. IIII. COS. IIII. DES. V. P. P. S. C.

Die zweyte, die von dem Herrn **Magna Vacca**, einem bononiſchen Maler iſt, hat gerade eben dieſelbe Schrift an der Kopfſeite, und auf der Gegenſeite eben daſſelbe Gepräg und dieſelbe Schrift, als vorſtehende Münze. Die dritte, welche Herr **Vaillant** a. d. 51ten S. ſeiner Numiſm. præſtantior. angeführet hat, ſtellet auf der Gegenſeite den Trajan in Kriegestracht, auf einem Siegsgerüſte ſitzend vor, wie er in der Rechten eine halte Lanze hält. Vor ihm knieet eine Figur, ebenfalls in Kriegestracht, und an ſeinen Seiten iſt eine andere militariſche Figur ſtehend, mit dieſer Umſchrift: TR. POT. VII. IMP. IIII. COS. IIII. DES. V. S. C.

Die vierte, welche aus den Münzen des Herzogs Arſcot genommen iſt, und a. d. 34ten Kupfertafel der antwerpiſchen Ausgabe ſteht, ſtellet den Kaiſer auf einem vierſpännigen Wagen vor, in der Rechten einen Lorberzweig und in der Linken, entweder den Conſulſtab, oder den Adler der Legion haltend, mit der Umſchrift: TR. P. COS. IIII. S. C.

Die Umſchrift übrigens TRibunitia POTeſtate ſeptimum IMPerator, quartum COnſul, quartum DESignatus, quintum Pater Patriæ, die man auf den drey erſten Münzen von großem Erze lieſt, iſt Urſache, daß Mezzabarba das fünfte Conſulat Trajans, nicht in den Anfang des 103ten Jahres Chriſti ſetzen wollen, wie die Faſti Conſulares thun, ſondern in den Anfang des 104ten. Und in der That kann man nicht in Abrede ſeyn, daß Mezzabarba ganz guten Grund gehabt hat, dieſe Aenderung vorzunehmen. Denn da Trajan vom Kaiſer Nerva zu Ende des Octobers im 97ten Jahre als Sohn aufgenommen und zum Cäſar war gemachet worden, bald darauf aber das Reich in Beſitz genommen hatte: ſo folget daraus, daß das erſte Jahr ſeiner tribuniciſchen Gewalt, zu Ende des Octobers, oder im Anfange des Novembers des 97ten Jahres angefangen; und an einem eben ſolchen Tage des 98ten Jahres müſſe zu Ende gelaufen ſeyn, an welchem Tage das zweyte Jahr eben dieſer Gewalt wieder angefangen.

Das ſiebente Jahr alſo von Trajans tribuniciſcher Gewalt, muß zu Ende des **Octobers**, oder den erſten Tag im **November** des 103ten Jahres der chriſtlichen Zeitrechnung angefangen haben. Folglich hat er in ſein fünftes Conſulat nicht eher, als den erſten Tag des **Jänners** im folgenden 104ten Jahre treten können, das heißt, zu Anfange des dritten Monathes ſeiner tribuniciſchen Gewalt, oder was auf eins hinaus kömmt, des ſiebenten Jahres ſeiner Regierung.

Es iſt alſo zu vermuthen, daß die drey ehernen Münzen, welche den **Trajan** zum vierten male **Conſul**, und beſtimmten **Conſul** zum fünften male nennen, im **November** oder **December** des 103ten Jahres **Chriſti**, als zu einer Zeit geſchlagen worden, in welcher dieſer Prinz ſchon auf das folgende Jahr zum **Conſul** war beſtimmet worden. Und in der That, ungeachtet die Geſchichte gar nichts davon gedenket; ſo iſt es doch eine ausgemachte Wahrheit, daran uns dieſe Münzen gar nicht zweifeln laſſen: und ſie ſcheint durch eine Münze aus dem Cabinette des Herrn **von Valois** ſelbſt beſtätiget zu werden, die den **Trajan** nicht mehr Conſulem deſignatum nennet, wie vorſtehende Münzen thun, ſondern **Conſul** zum fünften male, und regierenden **Conſul**; wie der Zeitpunct des ſiebenten Jahres ſeiner tribuniciſchen Gewalt ausweiſt, die darauf mit dem fünften Conſulate verbunden iſt.

Uebrigens darf einen der Zeitpunct des vierten Conſulates mit dem ſiebenten Jahre der tribuniciſchen Gewalt verbunden, wie wir auf den dreyen vom **Mezzabarba** angeführeten ehernen Münzen ſehen, nicht irre machen. Man weis, daß die römiſchen Kaiſer im Gebrauche gehabt, immer ſo lange von ihrem letzten Conſulate zu datiren, bis ſie ein neues angetreten hatten; und daß deswegen, weil ſie ſich, wenn ſie die oberſte Würde bekleideten, als beſtändige Beſitzer ſowohl der conſulariſchen Gewalt als der tribuniciſchen anſahen, nur mit dem Unterſchiede, daß die letztere ſich alle Jahre erneuerte, die andere hingegen ſtillſchweigend von einem Conſulate bis zum andern fortwährete. Trajans Münzen allein würden ein unläugbarer Beweis davon ſeyn.

Wir haben geſehen, daß ſich dieſer Prinz noch Conſul zum vierten male genennet hat, da er im Anfange des ſiebenten Jahres ſeiner Regierung geweſen, ungeachtet es nach der Strenge damals ſchon zwey Jahre war, daß dieſes Conſulat zu Ende gegangen. So ſehen wir auch, daß alle die Münzen, welche in denen acht Jahren geſchlagen worden, die vom fünften bis zum ſechſten Conſulate verfloſſen ſind, einförmig den Zeitpunct des fünften Conſulats führen, gleich als ob der Prinz allezeit in dem wirklich regierenden Conſulatsjahre geweſen wäre. Nachdem endlich Trajan im 112ten Jahre **Chriſti** und im funfzehnten ſeiner Regierung zum ſechſten male war zum **Conſul** erwählet worden: ſo führete er den Titel dieſes letzten Conſulates ſeine ganze übrige Lebenszeit hindurch; und ohne aus Trajans Jahrhunderte hinaus zu gehen, ſo ſehen wir, daß Hadrian es eben ſo gehalten hat. Als dieſer Prinz im 119ten Jahre **Chriſti** und im zweyten ſeiner Regierung, zum dritten male **Conſul** geworden war; und ſich vermuthlich nach dieſem nichts daraus gemachet hat, ein ander Conſulat zu übernehmen: ſo fuhr er gleichwohl fort von dieſem dritten Conſulate alle Münzen zu datiren, die er in den neunzehn letzten Jahren ſeines Lebens ſchlagen ließ.

Nunmehr gehen wir mit dem Herrn von **Valois**, zu einer goldenen Münze, welche Mezzabarba unten a. d. 151ten S. an der Spitze dererjenigen anführet, die bey Gelegenheit von Trajans erſtem Siege über den Decebalus geſchlagen worden. Die Beſchreibung derſelben war dem Mezzabarba von einem Rechtsgelehrten, Namens **Bon** zugeſchicket worden, welcher ſie, wie er ſaget, nach der Münze ſelbſt abgezeichnet haben ſoll; die er in dem Schatze Herrn **Peters Moroſini** eines Edeln von **Venedig** gefunden. Die Schrift auf der Kopfſeite iſt folgende: TRAIAN. AVG. GERM. DACICVS. Die Gegenſeite ſtellet eine Bürgerkrone dar, in deren Mitte dieſe zwey Worte eins über dem andern zu leſen ſind: OPTIMO CIVI. Wenn der Verfälſcher, der dieſe Münze geſchmiedet hat, ein wenig geübter in ſeiner Kunſt geweſen wäre; ſo hätte er nur die zwey letzten Buchſtaben des Wortes DACICus weglaſſen dörfen: alsdann hätte er ſeinen Unterſchleif beſſer verborgen, denn man würde auf der Münze geleſen haben: TRAIANo AVGuſto GERManico DACICo OPTIMO CIVI. Durch Beyhülfe dieſer geringen Veränderung, wäre in der Wortfügung kein Fehler mehr, und der neue Münzmacher hätte ſich genau nach der Schreibart der alten Münzen vom Trajan gerichtet, welche die Aufſchrift an der Kopfſeite, allemal in die Gebendung ſetzen, ſo oft die Gegenſeite dieſe Schrift hat: S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI. Auf die Art hingegen wie er es gemachet, iſt weiter gar keine Verbindung unter der Schrift auf der Kopfſeite und auf der Gegenſeite, folglich auch keine Wortfügung: welches ein grober Schnitzer iſt, vor welchem römiſche Münzmeiſter ſich wohl gehütet haben würden.

Es iſt indeſſen noch eine Urſache zum Verdachte, und vieleicht noch eine ſtärkere, als obige. Es fraget ſich nämlich, ob man wohl dem Trajan, ſo groß auch ſeine Beſcheidenheit und Gütigkeit geweſen ſeyn mag, den bloßen Titel eines vortrefflichen Bürgers habe geben können, ohne gewiſſermaßen ſeiner Hoheit zu nahe zu treten. Denn ungeachtet nach der Strenge ein Kaiſer ſelbſt Bürger iſt, ſo machet ihn doch ſein Rang zum Haupte aller Bürger, zum Rectore Civium, wie die Lateiner geredet haben würden. Der Titel eines bloßen Bürgers kömmt ihm alſo nicht mehr zu, und niemals hat man auf einem öffentlichen Denkmaale einen ähnlichen Ausdruck, um die Perſon des Kaiſers zu ehren, gefunden.

Eben ſo ſchwer iſt es, der folgenden Münze, welche **Mezzabarba** a. d. 153ten S. anführet, Gnade widerfahren zu laſſen. Er ſetzet ſie in die Reihe ſilberner Münzen, und ſo ſieht die Schrift auf der Kopfſeite aus: IMP. CAES. NERVAE TRAIANO AVG. GER. DAC. P. M. TR. P. COS. V. P. P. Die Gegenſeite ſtellet einen jungen Menſchen vor, der ein Pferd am Zügel führet, und neben ſich ein ſtehendes Weib in römiſcher Kleidung hat, die in der Rechten eine Lorberkrone, und in der Linken einen Befehlshaberſtab hält, mit dieſer Umſchrift: ARABIA AVGVST. PROVINCIA. Der neuere Verfertiger dieſer Münze hat geglaubet, er könne uns aus eigener Macht das ſteinichte **Arabien** für ein zur Provinz gemachtes Land ausgeben; und zwar für eine Provinz die dem Kaiſer eigen wäre, wie die Aufſchrift ausweiſt. Geſetzt aber auch **Trajan** hätte das ganze ſteinichte **Arabien** erobert, wie einige Geſchichtſchreiber verſichern, und wie diejenigen Münzen dieſes Prinzen beweiſen, die die Aufſchrift haben ARABIA ACQVISITA: ſo würde daraus doch noch nicht folgen, daß er eine römiſche Provinz daraus gemachet, noch daß man zu ſeiner Zeit gegenwärtige Münze geſchlagen hätte; die in der That in keinem Cabinette zu finden iſt, und deren Herr **Vaillant** in ſeinen Numiſmat. præſtantior. gar nicht gedacht hat.

Eben ſo urtheilet Herr **von Valois** von zween andern Münzen, die **Mezzabarba** hierauf beſchreibt. Die erſte führet auf der Kopfſeite dieſe Schrift: IMP. CAES. NER. TRAIANO OPTIMO AVG. GER. DAC. P. M. TR. P. COS. V. P. P. Die Gegenſeite ſtellet den Kaiſer zu Pferde vor, in der Rechten einen Wurfſpieß haltend, vor ihm her geht ein legionariſcher Soldat, und um das Bild herum ſteht: EXPEDITIO AVG. S. C.

Die zweyte iſt auf der Kopfſeite von dieſer in nichts unterſchieden, und ſtellet auf der Gegenſeite den Kaiſer ebenfalls zu Pferde vor, wie ein Soldat vor ihm hergeht, und einige andere ihm folgen, mit der Umſchrift: EXPEDITIO GER. das heißt, GERmanica.

Es ſcheint, daß derjenige der dieſe Münzen von großem Erze geſchmiedet hat, den Abzug **Trajans** im Sinne gehabt, als er die Deutſchen mit Krieg überziehen wollte. Ungeachtet nun das Wort EXPEDITIO ein ſehr geſchickter Ausdruck iſt, um in der gemeinen Sprache ein vorgeſetztes oder angefangenes kriegeriſches Unternehmen anzudeuten: ſo iſt es doch auch wahr, daß er in der numiſmatiſchen Sprache nur von einem vollendeten kriegeriſchen Unternehmen gebrauchet wird. Die Alten würden alſo PROFECTIO AVG. als das eigentliche Wort geſetzet haben, die Abreiſe eines Prinzen zu einem kriegeriſchen Vorhaben anzudeuten; und das Wort EXPEDITIO hätten ſie zu ſeiner Rückkunft in **Rom** verſparet, um den vollendeten Feldzug anzuzeigen.

Um den Unterſchied, welchen ſie zwiſchen dieſen beyden Ausdrücken macheten, noch deutlicher zu machen, ſo ſind ſie ſo weit gegangen: daß ſie auch einem jeden von dieſen Bildern eine andere Stellung der Figuren gegeben haben. Auf allen Münzen die die Schrift führen, PROFECTIO AVGVSTI, wird der Kaiſer allemal von der Rechten zur Linken vorgeſtellet, und vor ihm her ſowohl als hinter ihm gehen Soldaten; auf allen hergegen die EXPEDITIO AVGVSTI heißen, wird der Kaiſer von der Linken zur Rechten gekehret, und allein nach **Rom** kommend vorgeſtellet.

Dieſer Anmerkung wollen wir noch beyfügen, daß die Römer eben ſo wenig im Brauche gehabt den unternommenen oder angefangenen Feldzug mit Namen zu nennen.

Sie haben niemals auf ihre Münzen geſetzet: PROFECTIO AVG. GERMANICA, oder EXPEDITIO AVG. GERMANICA, ſondern ſchlechtweg PROFECTIO AVG. und EXPEDITIO AVG. in der feſten Ueberzeugung: daß der Ruhm und das Andenken ihrer Thaten niemals verſchwinden würde.

In denen Münzen, die ſie wegen gewiſſer Siege ſchlugen, haben ſie es anders gehalten. Denn auf dieſen haben ſie ziemlich oft die Vorſicht gebrauchet, uns zu ſagen, was für Völker es geweſen die ſie überwunden hatten: VICTORIA GERMANICA, VICTORIA BRITANNICA, VICTORIA PARTHICA, VICTORIA CARPICA, u. ſ. w.

Uebrigens hat **Mezzabarba** dieſe zwo Münzen, mit welchen Herr von **Valois** ſeinen Anmerkungen ein Ende machet, nicht ſelbſt geſehen. Er hat ſie nur auf **Adolphs Occo** Wort angeführet, welcher deren Beſchreibung a. d. 201ten S. der zweyten Ausgabe ſeines Werkes, mittheilet: und man muß heute zu Tage auf ſolche Münzen nicht viel trauen, die nur in einem vor hundert und funfzig Jahren gedruckten Buche zu finden ſind; eine Zeit da die Neugierde auf Münzen, noch in der Wiege lag, und wo es aus Mangel von Vergleichungsſtücken, den Alterthumsforſchern faſt unmöglich war, das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden.

XI.

Herrn Mahudels Anmerkungen über die Nachſtämpel auf alten Münzen; nebſt einigen Muthmaßungen von ihrem Gebrauche. 1739.

Man zweifelt gar nicht mehr daran, daß die Kenntniß der Münzen einen großen Nutzen in der alten Geſchichte habe: allein davon iſt man vieleicht noch nicht ſo ſehr überzeugt, daß die allereinfacheſten Charactere und die kleinſten Figuren die man auf dieſen Denkmälern ſieht, zu jenen Zeiten einige hiſtoriſche Umſtände angezeiget, deren Erklärung und Verhältniſſe uns entwiſchet ſind, und die wir anjetzt noch wohl entdecken können, wenn wir durch unſer Nachforſchen den Verluſt oder das Stillſchweigen der Geſchichtſchreiber erſetzen wollen.

Dergleichen ſind die ſeltſamen Monogrammen, die man auf unendlich vielen Münzen der macedoniſchen, ägyptiſchen und ſyriſchen Könige ſieht. Dieſe ſeltſamen und oft verzogenen Figuren, die man auf den mehreſten Münzen griechiſcher Städte findet; dieſe verſchiedenen Charactere oder Zahlen, die zuweilen eine und dieſelbe Gegenſeite verſchiedener conſulariſchen Münzen begleiten; endlich die abgebrochenen Buchſtaben oder Wörter, die nach der Hand auf etlichen Münzen römiſcher Kaiſer gemachet worden, und welche die Alterthumskundigen gemeiniglich Nachſtämpel, Contremarques nennen.

Dieſe letzte Materie, das heißt der Gebrauch der Nachſtämpel, hat des Herrn **Mahudels** Neugierde angereizet, daß er ſich im 1739ten Jahre ſo viel lieber entſchloſſen, der **Akademie** ſeine Betrachtungen über dieſe Sache mitzutheilen, da bis dahin noch kein Schriftſteller dieſelbe ins beſondere abgehandelt hatte; und der **P. Joubert** noch der einzige war, welcher in einem Werke la Science des Medailles betitelt, davon gleichſam im Vorbeygehen, und mehr als ein Mann geredet hatte, der eine Muthmaßung anzubringen ſuchet, denn als ein Gelehrter, welcher unterrichten will. Es iſt wohl wahr, daß ſelbſt zu der Zeit, als Herr **Mahudel** ſeine Gedanken zu Papiere brachte, der Herr **Baron de la Baſtie** des **P. Jouberts** Werk, mit einer weitläuftigen Auslegung wieder drucken ließ: darinnen der Artikel von den Nachſtämpeln, ſo wenig vergeſſen war, daß er vielmehr in einem Briefe weitläuftig aus einander geſetzet worden, den Herr von **Boze**, welchen er um Rath gefraget, an ihn geſchrieben, und den der gelehrte Herausgeber drucken laſſen; indem er ſeiner Meynung nach das einzige Lehrgebäud in dieſer Abſicht ausmachet, welches alle Schwierigkeiten heben kann *).

Allein, außer daß Herr **Mahudel** dieſes damals nicht gewußt hat, ſo iſt er auch einer gar zu verſchiedenen Lehrart gefolget, als daß man diejenigen die ſich auf die Kenntniß der Münzen legen, des Vortheils berauben wollte, den ſie noch aus ſeinen Betrachtungen ziehen können. Hier iſt alſo ein Auszug davon, dem wir die Tafel nachmals ganz beyfügen wollen, auf welcher er nach alphabetiſcher Ordnung, alle Nachſtämpel mittheilet, die er auf den römiſchen Kaiſermünzen beobachtet hat.

Erſte

---

*) Tom. 1. p. 349. ſeqq.

Erſte Beobachtung.

Die Kunſt Münzen durch Zeichen zu verfälſchen, hat, wenn man nach der mehrern oder geringern Erhöhung des Metalles an derjenigen Stelle urtheilet, die dem Nachſtämpel auf der Gegenſeite gerade über iſt, nur einen derben Hammerſchlag auf den neuen Münzſtämpel erfodert, den der Münzer auf das Metall geſetzet hat. Und da es nothwendig war, daß durch dieſes Verfahren, die Buchſtaben der Schrift, und die Figuren im Felde der dem Nachſtämpel gegen überſtehenden Seite, weder eingedrücket noch ausgelöſchet werden mußten: ſo begreift man wohl, daß er das Stück auf einen hölzernen Kloß hat legen müſſen, der der Gewalt des Schlages nachgäbe; und eben aus Mangel des Nachgebens, an dem untergelegten Holze, entſtand in dem dem Hammer weichenden Metalle, eine Art von Beule. Hieraus nun wird der Beweis genommen, daß die alten Münzen nicht zu der Zeit nachgeſtämpelt worden, da man ſie verfertiget, ſondern erſt nachdem ſie bereits einige Jahre im Gange geweſen waren.

Die Geſtalt des Münzſtämpels war entweder rund, oder oval, oder viereckigt, von drey, vier bis fünf Linien im Durchmeſſer. Dieſe Stämpel waren hohl und verkehret gegraben, damit ihr Eindruck die Figuren und Buchſtaben, ſo ſie in ſich faſſeten, erhaben und in der gehörigen Stellung darſtellete.

Zweyte Beobachtung.

Die Kunſt und der Gebrauch Münzen nachzuſtämpeln, haben ihren Urſprung aus Griechenland genommen. Die Anzahl derer Münzen aus griechiſchen Städten, die man in Silber und Erz mit nachgeſtämpelten Zeichen findet, erlaubet nicht daran zu zweifeln. Gleichwohl giebt es deren weniger auf den Münzen griechiſcher Könige, als auf den

Münzen der Städte aus groß Griechenland, aus klein Aſien, und aus den Inſeln im Archipelago. Von allen Städten indeſſen aus dieſen verſchiedenen Theilen Griechenlandes, iſt keine, die ſich dieſer Nachſtämpelungen öfter bedienet hätte, als die Stadt **Antiochia** in **Syrien**: inſonderheit hat ſie dieſes auf denen von ihren Münzen gethan, die zum Gepräg auf einer Seite **Jupiters** Kopf; und auf der andern, die Figur eben dieſes Gottes ſitzend, und in der Rechten eine kleine Siegesgöttinn haltend, mit dieſer Umſchrift haben: ΑΝΤΙΟΧΕΩΝ ΜΗΤΡΟΠΟΛΕΩΣ, oder ΑΝΤΙΟΧΕΩΝ ΜΗΤΡΟΠΟΛΕΩΣ ΑΥΤΟΝΟΜΟΥ. Die Verfertigung dieſer Münzen oder dieſes Geldes ſcheint älter zu ſeyn, als die römiſchen Kaiſer, und die mehreſten dieſer Städte haben deren Gebrauch noch beybehalten, nachdem ſie ſchon dem römiſchen Reiche unterworfen geweſen: ja es giebt deren einige, die ſeit dem **Auguſt** bis auf den **Gallien**, ihn mit eingeſchloſſen, dabey geblieben ſind.

Dritte Beobachtung.

Die **Römer** haben ſich zur Zeit der Republik, der Nachſtämpelungen auf ihren Münzen nicht bedienet: weder auf denen, die gleich anfangs in **Rom** gänge und gebe geweſen, noch auch auf den ſilbernen. Bey ihnen iſt dieſer Gebrauch erſt unter dem **Auguſt** aufgekommen, und zwar nur auf den ehernen, und ſcheint unter dem **Trajan** ein Ende genommen zu haben. Man findet keine Nachſtämpelungen auf den Münzen vom **Vitellius** und **Nerva**. Erſt unter dem **Juſtin**, **Juſtinian**, und einigen ihrer Nachfolger ſpüret man wieder dergleichen, und dennoch ſind dieſe Nachſtämpelungen von verſchiedener Art, und es giebt deren auf beyden Seiten der Münze.

Anfangs beſtehen ſie in dem Kopfe eines neuen Kaiſers, der dem Kopfe desjenigen beygefüget worden, für den die Münze urſprünglich geſchlagen geweſen, nebſt einem Monogramma, welches aus einem großen R beſteht, an welchem unten ein in der Höhe durchkreuztes h hängt; welches Herr **du Cange** durch CHRISTVS erkläret: und auf der Gegenſeite ſtehen die Buchſtaben SCL' ſehr lang geſtrecket.

Was die Nachſtämpelungen anbelanget, die man auf den **Contorniaten** findet, ſo bleibt Herr **Mahudel** dabey nicht ſtehen. Denn da er in einer beſondern Abhandlung feſtgeſetzet hat; daß ſolches bloße Stücke zur Luſt, und ein Werk der Einbildungskraft ſind, die niemals gemünzet worden: ſo gehören ſie in eine eigene Claſſe, die hier keine Folgen hat.

Vierte Beobachtung.

Die Gewohnheit der Griechen, und der Römer ihre, iſt in Anſehung der Nachſtämpelungen unterſchieden geweſen. Die erſtern haben auf den Münzen ihrer Könige und Städte, ſo lange ſie ſich nach ihren eigenen Geſetzen regiereten, und ſelbſt nachdem ſie ſchon unter den Kaiſern ſtunden, nur der Köpfe oder Bruſtbilder ihrer Götter, der Figuren ihrer Prinzen oder Helden zu Pferde, oder auch der Abbildungen gewiſſer Pflanzen, Früchte und Thiere bedienet, die ihr Land erzeugete; oder auch ſolche Gefäße und Inſtrumente genommen, die bey ihnen üblich waren. Die Römer hingegen haben ſich auf ihren Münzen, auch auf den Münzen einiger ihrer lateiniſchen Pflanzſtädte, z. E. **Nimes**, **Empurias** und anderer, zum Nachſtämpeln, nur gewiſſer Namenszüge, aus römiſchen Buchſtaben zuſammen geſetzet, oder auch aus abgekürzten lateiniſchen Worten beſtehend, bedienet, die kurze Aufſchriften ausmachen. Man kann alſo ſagen, man ſehe insgemein auf den römiſchen Kaiſermünzen, als Nachſtämpelungen, keine

Figuren, und auf den griechiſchen Kaiſermünzen, gar keine griechiſche Aufſchrift.

Fünfte Beobachtung.

Die lateiniſchen Kaiſermünzen von den drey gewöhnlichen Formen, das heißt, von großem, mittlerm und kleinem Erze, ſind die einzigen, auf welche man Nachſtämpel geſetzet hat: hingegen findet man deren auf einigen griechiſchen Medaillonen. Dieſes nimmt Herr **Mahudel** für einen neuen Beweis deſſen an, was er in ſeiner Abhandlung vorgetragen hat: daß nämlich die griechiſchen Medaillonen ein wirkliches Geld geweſen, die lateiniſchen aber im Handel und Wandel nie rechten Lauf gehabt haben.

Sechſte Beobachtung.

Man hat es nicht bey einem einzigen Nachſtämpel ſowohl auf den griechiſchen als lateiniſchen Münzen bewenden laſſen; ſondern zuweilen zween auch drey darauf geſetzet. Man hat ſie mit ſo weniger Behutſamkeit in Anſehung der Köpfe und Aufſchriften darauf geſchlagen, daß hieraus eine ſo widrige Ungeſtalt geworden, daß dieſelbe allein vielleicht **Trajans** Nachfolger bewogen, dieſen Gebrauch abzuſtellen, der erſt wieder unter einigen Kaiſern des verfallenden Reiches Eingang gefunden, welche den Geſchmack an Künſten gänzlich verloren hatten.

Siebente Beobachtung.

Die Nachſtämpel auf den lateiniſchen Münzen die einerley Kaiſer und einerley Bild führen, ſind nicht allezeit dieſelben. Hergegen giebt es deren ganz ähnliche auf Stücken von ganz verſchiedenem Gepräg, welches nach dem Herrn **Mahudel** anzeiget, daß das Decret welches die Nachſtämpelungen anbefohlen, ſich zuweilen auf die

Münzſorten von allerley Gepräg eines einzigen Kaiſers erſtrecket habe.

Achte Beobachtung.

Man muß nicht glauben, daß die Nachſtämpel die man auf alten Schaupfennigen oder Geldſorten ſieht, auf den Eigenſinn des Münzmeiſters angekommen ſind. Alles daran zeuget von dem Anſehen der öffentlichen Regierung, es ſey nun von Seiten der Kaiſer, oder des Senats und Volkes zugleich, oder des Volkes allein, welches in den griechiſchen Städten, durch die vornehmſten obrigkeitlichen Perſonen; in **Rom**, durch die **Tribunen**, und in den Colonien, durch die **Decurionen** vorgeſtellet ward.

Und eben auf die Anzeige dieſer Zeichen des öffentlichen Anſehens, laufen alle die Charactere hinaus, die auf den römiſchen Münzen in dieſe Nachſtämpel gegraben ſind, in denen das Anſehen der Kaiſer auf ſo verſchiedene Weiſe zu ſpüren iſt, bald in den Worten, CAESAR, AVGVSTVS, IMPERATOR, bald auch durch ihren eigenen Namen mit allen ſeinen Titeln begleitet. Die Gewalt des Senats und Volkes zugleich, erhellet aus den Anfangsbuchſtaben S. P. Q. R. Des Volkes ſeine allein, aus den Anfangsbuchſtaben P. R. und aus verſchiedenen andern, welche eine Reihe von Worten ausmachen, die den gewöhnlichen Formeln der Münzen eigen ſind. Die Gewalt der vornehmſten Obrigkeiten in den Pflanzſtädten zeiget ſich in dem Buchſtaben D, der zuweilen verdoppelt iſt DD, DECRETO DECVRIONVM. Dieſes machet nun eine ſo groſſe Verſchiedenheit in dieſen Formeln, daß Herr **Mahudel**, um ein wahrſcheinliches Urtheil von dieſen Nachſtämpeln zu fällen, für nöthig gehalten hat, deren ſo viele als er nur könnte in eine Tabelle zu bringen, wo ſie in alphabetiſcher Ordnung ſtänden, damit man ſie auf einmal kennen lernen, unter einander vergleichen, und einige durch die andern erklären könnte.

Die lateiniſchen Nachſtämpel, aus denen dieſe Tabelle beſteht, ſind mit einer richtigen Anzeige der Namen derer Kaiſer begleitet, auf deren Münzen ſie ſich befinden; wie auch mit der Größe dieſer Münzen, die durch Ær. 1æ 2æ und 3æ formæ angedeutet iſt.

Was die Erklärungen betrifft, die Herr **Mahudel** einer jeden von den abgekürzten Aufſchriften, woraus dieſe Nachſtämpel beſtehen, beygefüget hat; ſo hat er die abgeſchmackten durchaus verworfen, und nur vernünftige beyzubringen geſuchet. Dergleichen iſt z. E. folgender Nachſtämpel, der aus den gemeinſten genommen iſt: NCAPR. Einige Alterthumsforſcher haben ihn ſo erkläret: NVMMVS CVSVS CAPREIS, und ſich vermuthlich darauf gegründet, weil ſie ihn damals etwa noch auf keinen andern, als auf **Tibers** Münzen geſehen gehabt: allein ſobald man ihn auch auf des **Germanicus**, auf **Agrippinens** der Mutter des **Caligula**, auf der **Antonia** und des **Claudius**, als ſolcher Prinzen und Prinzeſſinnen Münzen ſieht, deren Leben mit der Inſel **Caprea** gar kein ſolches Verhältniß gehabt, als **Tibers** ſeines: ſo muß dieſe Auslegung durchaus verworfen werden.

Torel, **Saraina**, **Manucius**, **Vicus** und **Angeloni** wollen, man ſolle leſen: NOBIS CONCESSVM A POPVLO ROMANO; eine Formel die in der That zuweilen in denen von den Tribunen des Volkes bewilligten Befreyungen gebrauchet worden iſt. Allein, da dieſer Buchſtab N noch in andern Aufſchriften von Nachſtämpeln, mit einem Theile eben dieſer Buchſtaben, und noch mit andern vorkömmt, wo es nicht mehr NOBIS heiſſen kann; ſo wäre es ja wohl beſſer man legete ihn ſo aus: NVMMVS, oder NOTA, die beyde ſich zu allen übrigen ſchicken, und das C durch CVSVS, oder CVSA, als ein Ausdruck, der ſich ſowohl zum Gepräg der Münze als auch des Gegenſtämpels ſchicket. Man würde alſo leſen: NVMMVS CVSVS, oder NOTA CVSA A POPVLO ROMANO, oder AVCTORITATE POPVLI ROMANI. Da indeſſen der Nachſtämpel nur ein kleiner Zuſatz zu einem Stücke war, welches gleich anfangs alle ſeine Vollkommenheit gehabt hatte; ſo fraget es ſich: ob in dieſem Falle, NOTA dasjenige nicht beſſer ausdrücken würde, was man hat thun wollen; inſonderheit da ihm **Feſtus** gerade dieſe Bedeutung giebt: nota ſignificat ſignum, ut in pecoribus, tabulis, libris, litteræ ſingulæ aut binæ.

Die Grundſätze, welche Herr **Mahudel** in dieſen acht Anmerkungen feſt geſtellet hat, haben ihn in den Stand geſetzet, den politiſchen Gebrauch dieſer Nachſtämpel, und die verſchiedenen Bewegungsgründe beſſer zu erkennen, die ſie eingeführet haben.

Der erſte, ſaget er, iſt geweſen, in gewiſſen nicht langwierigen Gelegenheiten, den Werth gewiſſer Geldarten zu erhöhen, ohne deren Materie zu vermehren. Staatskluge, ſetzet er hinzu, mögen es für ſo wichtig halten als ſie wollen, daß man in einem Staate die Münzſorten nicht antaſte: ſo biethen ſich doch Gelegenheiten dar, da man gezwungen iſt, zu dieſem Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen, und die römiſche Republik hat dieſes verſchiedene male erfahren. Der erſte und zweyte puniſche Krieg nöthigten ſie den Werth ihres Geldes erſtaunlich zu erhöhen; und dieſe Erhöhungen geſchahen nicht anders, als durch ein allgemeines Umſchmelzen des Kupfergeldes. **Plinius** erzählet uns, daß man das As, das ſonſt zwölf Unzen hatte, nur zwey Unzen ſchwer gemachet, und dieſem doch den alten Werth gelaſſen; und ſo mit allen Stücken verfahren ſey, in welche ſich dieſe Geldart weiter eintheilen ließ; daß ferner nachmals eben dieſes As von zwo Unzen abermals auf eine, mit eben dem Werthe als ehemals hinunter geſetzet worden. Und durch dieſes Mittel erledigte ſich die Republik von der Schuldenlaſt die ſie drückete: allein es koſtete ſie doch allemal die Unkoſten des Einſchmelzens und neuen Prägens.

Der Gebrauch der Nachſtämpel unter den Kaiſern, brachte allein eben dieſen Vortheil zu wege: und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man ſeit **Julius Cäſars** Zeiten, bis auf den **Gallien**, im ganzen Reiche keine Einſchmelzung mehr vorgenommen; indem unter denſelben die Münzen aller Kaiſer gleich ſtark im Gange geweſen, dafern ſie nur ihr erſtes Gewicht behalten hatten.

Es würde nur übrig bleiben zu entſcheiden: ob der Gebrauch dieſer Nachſtämpel, um den Werth derer Geldarten zu vermehren, worauf ſie geſetzet wurden, ihnen im ganzen Umfange des Reichs, einen allgemeinen Lauf auf dieſen Werth gegeben, oder ob derſelbe eingeſchränket geweſen? Herr **Mahudel** hält es mit dem letztern, indem es ſo wenig nachgeſtämpelte Stücke in Vergleichung derer giebt, die es nicht ſind. Und hieraus folgert er zweyerley: einmal, daß dieſe Erhöhungen des Geldes nur kurzwährende Gegenſtände gehabt; zum andern, daß ſie nur in den erſten Zeiten des Reiches und nur bis unter den Trajan anbefohlen worden: indem es damals noch keine ſo große Anzahl Geld gegeben, als unter ſeinen Nachfolgern.

Ferner wird man nicht leicht anders, als durch Muthmaßungen, von denen Urſachen urtheilen können, die den Gebrauch der Nachſtämpel eingeführet haben; auch wenn man bey der Meynung bleibt, daß ſie nicht lange gewähret: und von denen Urſachen, warum es einige giebt, die vielmehr mit dem Stämpel der Kaiſer, als des Senats, und andere mit dem Stämpel des Volkes gepräget ſind. Alle dieſe Verſchiedenheiten haben vieleicht von dem eigenen Nutzen abhängen können, den eine von dieſen dreyen Mächten an denen Angelegenheiten gehabt, weswegen es nöthig war den Werth der Münzſorten zu erhöhen: und man kann es ſich leicht einbilden.

Noch ein Bewegungsgrund zum Gebrauche der Nachſtämpel, hat dieſer ſeyn können, daß ſie ſtatt einer neuen Umprägung dienen ſollten, die bey der Gelangung eines Prinzen zum Throne nöthig war. Die oberſte Gewalt hat kein Vorrecht, worauf die Prinzen jemals eiferſüchtiger geweſen wären, als daß die Münzen mit ihrem Stämpel müßten geſchlagen werden. Dieß iſt eine von den erſten Vergnügungen deren ſie genießen wollen; allein wie viel Gelegenheiten giebt es nicht, da dieß Vergnügen verzögert wird? Ihre Bildniſſe haben etwa noch nicht ſo richtig geſtochen werden können, daß man ſie zeigen könnte: und die Münzſtäte ſind nicht allezeit gleich den erſten Tag zu einer ſchleunigen und unverhofften Prägung im Stande geweſen. Dieſem nun haben die Nachſtämpel abgeholfen, und man kann ſie in einem einzigen Tage ſtechen und gebrauchen. Und hiedurch giebt Herr **Mahudel** von **Tibers** Namen Grund an, der als ein Nachſtämpel auf **Auguſts** Münzen ſteht: ſo wie des **Claudius** ſeiner auf den Münzen des **Caligula**; und von des **Galba** und **Otto** lateiniſchen Aufſchriften, welches Arten von Namenszügen ſind, ſo wie die Buchſtaben woraus ſie beſtehen, verbunden und in einander geflochten worden; imgleichen von **Veſpaſians** ſeinen, die als ein Nachſtämpel auf **Nerons** Kopf in gewiſſen griechiſchen Münzen von **Tripolis** in Syrien erſcheinen, allwo die eifrigen Statthalter keinen geſchwindern Weg gefunden, ihre Ergebenheit und Treue zu bezeugen.

Herr **Mahudel** erdenkt noch einen dritten Bewegungsgrund, nämlich, daß man wohl auch das Andenken irgend eines Prinzen mag haben ehren wollen, welcher vor demjenigen hergegangen, mit deſſen Namen, oder Symbolo der Nachſtämpel bezeichnet iſt. Und dieß wäre eine Art von reſtitution geweſen, um die gewöhnliche Redensart zu gebrauchen; dieſelbe wäre aus einer Wahl oder Ehrerbiethung gegen das Andenken des Vorfahren, oder auch wegen der Aehnlichkeit in Sitten und Thaten desjenigen geſchehen, dem man dieſe Art von Ehrbezeugung erwies. Und in dieſem Verſtande kann man dem **Trajan** den Nachſtämpel DACICVS beylegen, den man auf der Gegenſeite einer Münze **Domitians** von mittlerem Erze antrifft.

Noch ein vierter Grund zu dem Gebrauche der Nachſtämpel, könnte nach Hrn. **Mahudel** dieſer ſeyn, daß ſie zu öffentlichen Freygebigkeiten beſtimmet geweſen. Er gründet ſich hierbey hauptſächlich auf die Erklärung, die er nach dem **Magno** und **Peter Diaconus**, von den Buchſtaben SCL' machet, die man als einen Nachſtämpel auf verſchiedenen gemeinen Münzen von den Kaiſern, Juſtin, Juſtinian und **Tiber** dem zweyten findet, und die er ſo lieſt: SACRAE LARGITIONIS oder SACRI LARGITORIS, wie man in nachſtehender Tabelle ſehen wird, allwo er auch die Anfangsbuchſtaben, verzogenen Namen und abgekürzten Wörter erkläret, die er als Nachſtämpel auf lateiniſchen Kaiſermünzen gefunden hat. Er hat ſich vorgeſetzet, künftig einmal eine andere Tabelle zum Verſtande derer Figuren und Symbolen zu verfertigen, die auf eben dieſe Weiſe in den griechiſchen Münzen von allerley Art vorkommen.

Alphabetiſches Verzeichniß der gewöhnlichſten Nachſtämpel, die man auf den alten lateiniſchen Kaiſermünzen, von großem, kleinem und mittlerm Erze antrifft.

formæ.

AVG. für AVGVSTVS — in einer Münze der Pflanzſtadt zu Nimes Æ. 2x

XVP für AVGVSTVS PATER — im Auguſt ſelbſt Æ. 2x

BON für BONVS oder BONVM — im Druſus Æ. 1x

CÆ für CÆSAR — im Auguſt Æ. 2x

C Æ für CÆSAR — in ebendemſelben Æ. 2x

C YA für CÆSAR AVGVSTVS — im Nero Æ. 2x

DACICVS für TRAIANVS — im Domitian Æ. 2x

DD für DECRETO DECVRIONVM — in den Pflanzſtädten { Empurias, Nimes und Sagunt } Æ. 2x

$\frac{\text{II}}{\text{II}}$ für IIII. — im Trajan Æ. 2x

IM für IMPERATOR — in den Pflanzſtädten zu { Empurias und Nimes } Æ. 2x

IMP für IMPERATOR — in der Pflanzſtadt zu Nimes, und in andern Münzen vom Auguſt Æ. 2x formæ:

I AV für IMPERATOR AVGVSTVS — im Kaiſer Claudius Æ. 1x

IMP AVG für IMPERATOR AVGVSTVS — im Auguſt Æ. 2x

MP GA für IMPERATOR GALBA — im Nero, auf einer griechiſchen Münze der Tripolitaner Æ. 2x

A M für IMPERATOR AVGVSTVS — im Auguſt. Die Aufſchrift iſt verkehrt Æ. 2x

MP O TH O für IMPERATOR OTHO — im Nero, auf einer griechiſchen Münze der Tripolitaner Æ. 2x

MOA für MARCVS OTHO AVGVSTVS, auf einer der vorigen ähnlichen Münze Æ. 2x

NCA MP	für NVMMVS CAII AVG IMPERATORIS oder CVSVS AVCTORITATE IMPERATORIS	im Germanicus	Æ. 2x

NCA PR	NVMMVS CVSVS oder NVMISMA CVSVM oder NOTA CVSA oder NOBIS CONCESSVM	A POPVLO ROMANO oder AVCTORITATE POP. ROM.	im Tiber	Æ. 1x
			in Agrippinen, im Claudius Germanicus und Antonien	Æ. 2x

PP für

			formæ.
PP für	PATER PATRIÆ oder POPVLI PERMISSV	im Auguſt	Æ. 2æ
PR für	POPVLVS ROMANVS oder PROBATVM, unter verſtanden NVMISMA	in der Antonia und im Nero	Æ. 2æ
PROB. für	PROBATVS NVMMVS oder oder PROBATVM NVMISMA oder POPVLVS ROMANVS OBSIGNAVIT	im Tiber in d. Antonia, im Germanicus Claudius	Æ. 1æ Æ. 2æ Æ. 1æ
PRO für	PROBATVS oder PROBATVM	wie oben, in Antonien	Æ. 2æ
RT RT für	PATER oder AVGVSTVS PATER	im Auguſt	Æ. 2æ
RC für	POPVLI ROMANI CONSENSV oder POPVLVS ROMANVS CVDIT	im Auguſt	Æ. 2æ
RM für	RESTITVTA MONETA oder ROMANORVM MONETA	im Tiber	Æ. 2æ
SPR für	SENATVS, POPVLVS ROMANVS —	im Nero	Æ. 2æ
SPQR für	SENATVS POPVLVSQVE ROMANVS	im Nero auf allerley verſchiedenen Geprägen	Æ. 2æ

formæ.

SCL für { SACRÆ LARGITIONIS oder SACRI LARGITORIS } { im Juſtin, Juſtinian und Tiber II. } Æ. 1æ & 2æ

A für TIBERIVS AVGVSTVS — im Auguſt Æ. 3æ

TIB für TIBERIVS — auf verſchiedenen Münzen vom Auguſtus Æ. 2æ

TI AV] TIB. AVG. für { TIBERIVS AVGVSTVS } im Agrippa Æ. 2æ

TCA für TIBERIVS CÆSAR AVGVSTVS — im Agrippa Æ. 2æ

TIB IMP für TIBERIVS IMPERATOR — im Auguſt und im Tiber Æ. 2æ

TCM für TIBERIVS CÆSAR IMPERATOR — im Auguſt Æ. 2æ

T.C.A MP für { TIBERIVS CLAVDIVS IMPERATOR } im Germanicus Æ. 2æ

TI C.A für TIBERIVS CLAVDIVS — im Caligula Æ. 2æ

TIN für { TIBERII, oder TITI NVMMVS, oder NOTA } { im Agrippa u. i. Germanicus } Æ. 2æ

Nachſtämpel, welche die Namen derer Kaiſer ſelbſt führen, auf deren Münzen ſie ſich befinden.

formæ.

C AE für CÆSAR — im Auguſt Æ. 2æ

AP für AVGVSTVS PATER — im Auguſt Æ. 2æ

TIB

formæ.

TIB IMP für TIBERIVS IMPERATOR — im Tiber . Æ. 2æ

Nachſtämpel, ſo die Namen eines Kaiſers führen, der auf den folget, auf deſſen Münzen ſie ſtehen.

formæ.

TIB für TIBERIVS — auf verſchiedenen Münzen vom Auguſt Æ. 2æ

TICLA für TIBERIVS CLAVDIVS — im Caligula Æ. 2æ

T. C. IMP für TIBERIVS CLAVDIVS IMPERATOR im Caligula Æ. 2æ

IMP GA für IMPERATOR GALBA — im Nero auf einer Münze der Tripolitaner Æ. 2æ

IMP O TH O für IMPERATOR OTHO
M o A für MARCVS OTHO AVG.
im Nero auf einer Münze der Tripolitaner Æ. 2æ

Nachſtämpel einiger Münzen, die den Namen eines Kaiſers führen, der nicht unmittelbar auf denjenigen gefolget iſt, auf deſſen Münzen ſie ſtehen.

formæ.

TCLA IMP für TIBERIVS CLAVDIVS IMPERATOR im Germanicus Æ. 2æ

formæ.

XX für AVLVS VITELLIVS oder VESPASIANVS AVGVSTVS im Nero Æ. 2æ

DACICVS [illegible] im Domitian Æ. 2æ

Doppelte Nachſtämpel auf einer und derſelben lateiniſchen Kaiſermünze.

formæ.

IMP AVG] TIB AV G — auf einer Münze vom Auguſt Æ. 2æ

I MP AVG.] TIB — auf einer andern von eben dieſem Kaiſer Æ. 2æ

C·Æ] TIB — auf einer andern von ebendemſ. Æ. 2æ

AVG.] AP — auf einer Münze von der Pflanzſtadt Nimes mit gewöhnlichem Gepräg Æ. 2æ

TIAV] TIAV — auf einer Münze vom Druſus Æ. 1æ

PRO] I MP — auf einer Münze vom Antonin Æ. 2æ

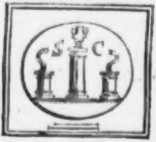
MP I] MP — auf einer Münze vom Claudius, und auf einer andern vom Claudius und der Agrippina, deren Köpfe einander anſehen Æ. 1æ

◆

XII.

Des Herrn Präſidenten Bons Muthmaßungen über einen alten geſchnittenen Stein aus ſeinem eigenen Cabinette.

1739.



Herr **Bon**, Präſident der Rechnungskammer zu Montpellier, und Ehrenmitglied unſerer Akademie zum Briefwechſel, hatte im Julius des 1739 Jahres den geſtochenen Stein überkommen, davon wir hier die Zeichnung mittheilen. Er ſchickete ſogleich einen Abdruck davon an den Herrn von **Boze**, nebſt einem Entwurfe einer Erklärung; oder um ſeinen eigenen Ausdruck beyzubehalten, nebſt ſeinen erſten Muthmaßungen über dieſes Denkmaal. Herr von **Boze** ermangelte nicht beydes der Akademie mitzutheilen, und hier iſt der Inhalt davon.

Erwähnter Stein iſt ein Smaragd, auf welchem man anfänglich eine Säule erblicket, welche derjenigen ziemlich ähnlich iſt, die man auf Antonins und des M. Aurelius Münzen ſieht; nur mit dem Unterſchiede, daß auf den Säulen in den Münzen, mehrentheils die Figur des

Kaiſers oben auf ſteht, und dieſe ſich mit einer Art von Aſchenkruge ſchließt. Zur Rechten und Linken der Säule ſtehen zween Altäre, aus deren jedem ſich eine Schlange erhebt, deren wohlzeichneter Kopf, die Urne zum Gegenſtande zu haben ſcheint; und in der That nur durch die zween Anfangsbuchſtaben S. C. davon abgeſondert iſt.

Der erſte Gedanken, den dieſe ſo verbundenen Zeichen erwecken, iſt der Begriff einer Vergötterung: allein der Mangel einer Aufſchrift iſt ein großes Hinderniß, wenn man den Prinzen oder Helden beſtimmen will, welchem dieſe Ehre erwieſen worden; und der Mangel der Figur, erlaubet uns nicht dieß Denkmaal auf einen Kaiſer, eine Kaiſerinn, oder einen **Cäſar** zu ziehen: indem man in ſolchen Fällen gewohnet war, ihnen Bildſäulen aufzurichten und ihre Denkmäler damit zu ſchmücken. Herr **Bon** hat alſo geglaubet, das gegenwärtige könnte wohl für den **Antinous**, **Hadrians** Liebling verfertiget ſeyn, und unterſtützet ſeine Muthmaßungen mit allen Umſtänden, die deren Anwendung wahrſcheinlich machen können.

Niemanden iſt es unbekannt, wie weit **Hadrians** Leidenſchaft gegen den **Antinous** gegangen iſt; was für Schmerzen und Wehklagen ihm ſein Tod verurſachet, und wie unmäßig die Ehrbezeugungen geweſen, die er ſeinem Andenken erwieſen oder erweiſen laſſen: indem er ſie mit dem Mantel der Erkenntlichkeit bedeckete.

Man will, daß die Wahrſager, welche dieſer Kaiſer in einer gefährlichen Zeit zu Rathe gezogen, ihm geantwortet hätten: es ſtünde ihm eine große Gefahr bevor, wenn nicht jemand, der ihm wirklich ſehr lieb wäre, und von dem auch er ſehr geliebet würde, ſich ſelbſt für ſeine Erhaltung aufopferte. **Antinous** ſtund keinen Augenblick an, ſich für ihn dahin zu geben, und die Prieſter, welche gewohnet waren, die gute Wirkung der Opfer aus der Beſchauung der Eingeweide des Opferthieres zu verkündigen, verſicherten den **Hadrian**, nachdem ſie des **Antinous** Eingeweid durchforſchet hatten: daß er dem Rathſchluſſe der Götter eine völlige Genüge geleiſtet hätte.

Dem ſey wie ihm wolle: der Kaiſer ließ ſogleich ſeinem Lieblinge zu Ehren, eine Stadt ſeines Namens an dem Ufer des **Nils** erbauen, an welchem er ſich freywillig erſäufet hatte. Er führete ihm Tempel auf, allwo man ihm einen ordentlichen Dienſt erwies; er ließ ihm eine große Menge Bildſäulen ſetzen, und erlaubete verſchiedenen Völkern in klein **Aſien**, wo er gebohren war, ſeinen Kopf, gleich den Köpfen der Helden vom erſten Range, auf ihr Ausgebegeld zu prägen.

Alles dieſes nun voraus geſetzet, findet Herr **Bon** weiter nichts, was ihn an der Erklärung dieſes Steines hinderte.

Die zwo Schlangen ſind das gewöhnliche Symbolum von klein **Aſien**: dieſes bezeichnet es auf den Münzen vom **Auguſt**, dem **Antonius** und der **Kleopatra**; und man ſieht auf denſelben, wie auf dem Steine, zwo Schlangen zur Seite einer Säule, oder eines Altars. Noch mehr: wenn **Pauſanias** von der Geburteſtadt des **Antinous** und dem Götzendienſte redet, den man ihm zu **Mantinea** erwieſen; ſo erzählet er die zwo Erbauungen dieſer Stadt ſo: Die erſte, ſchreibt er, hatte den **Mantinous**, **Lykaons** Sohn, und die zweyte, die **Antinoe**, eine Tochter des **Cepheus**, des **Alkus** Sohne, zum Urheber.

Antinoe, füget er hinzu, ward von dem Orakel ermahnet und angetrieben, die Einwohner des alten **Mantinea** an denjenigen Ort zu bringen, der ihr angezeiget werden ſollte. Ihr Wegweiſer auf ihrer Wanderſchaft war eine Schlange, die ſie an das Ufer des **Nils** führete, welchen man nach dieſem Ὄφις, oder **Schlange** nannte. Und daher, fährt der Herr **Präſident Bon** fort, war es natürlich: daß die **Bithynier**, als des **Antinous** Landsleute, und verſchiedene andere aus **Mantinea** herkommende Völker klein **Aſiens**, zu ihren Symbolis Schlangen genommen; und ſie als Schutzgötter ihrer neuen Einrichtungen betrachtet haben.

Die einzige Schwierigkeit, welche vielleicht noch jemanden Einhalt thun könnte, der nicht ſo fruchtbar iſt, beſteht in der Erklärung der Anfangsbuchſtaben S. C. die neben dem obern Theile der Säule und faſt zu beyden Seiten des Aſchenkruges ſtehen. Dieſe Buchſtaben, die man ſo oft auf Münzen und auf einer Menge anderer alter Denkmäler findet, erkläret man faſt allezeit durch Senatus Conſulto. Herr **Bon** aber, ohne ſich darauf zu ſteifen, wie ungemein leicht es dem **Hadrian** würde gefallen ſeyn, den Rath zu der Einwilligung in ſeines Lieblinges Vergötterung zu bewegen, will dieſe zween Buchſtaben lieber durch Servatori, oder noch ungekünſtelter, durch Salus Cæſaris geben; als Wörter die allein, zugleich auf den Tod des Antinous für die Erhaltung des Prinzen, und auch auf das Bild der Schlangen deuten, die ſich aus den Altären erheben: denn man weis, daß nichts gemeiners iſt, als dieſes Bild auf römiſchen Kaiſermünzen, mit der Umſchrift, SALVS PVBLICA, SALVS AVGVSTI; zuweilen auch gar mit dem Namen desjenigen, für deſſen Geſundheit oder Erhaltung man ein Opfer brachte, SALVS ANTONINI AVG.

* * *

XIII.

Herrn Frerets Abhandlung von den Meilenſäulen in Frankreich, auf welchen die Entlegenheit der Oerter, durch das Wort Leugæ bemerket iſt. 1739.

Man weis, daß die Römer, von tauſend zu tauſend Schritten, auf denen Wegen, wo ſie Dämme anlegeten, ſteinerne Säulen geſetzet haben: auf welchen ſie unter dem Namen desjenigen Kaiſers der ſie aufrichten ließ, die Entlegenheit jeder Säule von der Stadt anmerketen, von wannen dieſe Straße anfieng.

Dieſer Gebrauch welcher alt war, hatte inſonderheit bey denjenigen Landſtraßen Statt, welche in den nordlich und abendlich gelegenen Ländern Italiens, Illyriens, Galliens und Spaniens angeleget wurden. Man findet noch anjetzt in Frankreich ſolche Säulen, aber mit dieſem beſondern Umſtande, den man in keinem andern Lande ſieht: daß die Entlegenheit des Weges, auf denſelben zuweilen durch die Zahl der Stunden, Leugas, und nicht der römiſchen Meilen bemerket iſt. Man muß ſogar bemerken:

1. Daß dieſes Wort Leugæ nicht auf allen Säulen ſteht, die man in einerley Canton antrifft.

2. Daß man dieſe Art von Säulen nur in demjenigen Theile von Gallien findet, den die Römer Comatam oder den haarigten nannten, und welchen Julius Cäſar eroberte.

Die milliariſchen Säulen ſieht man nur in der römiſchen Provinz, oder in demjenigen Theile von **Gallien**, der ſich einerſeits von dem mittelländiſchen Meere bis an die **Garonne** und das **Cevenniſche**, oder an den Berg Gebenna erſtrecket; anderntheils aber zwiſchen der **Rhone**, den **Alpen** und dem **Ocean** eingeſchloſſen iſt, und bey der Stadt **Lyon** aufhöret.

Die Unterſuchung, welche Herr **Freret** über die alten römiſchen Wegeſäulen angeſtellet hat, von denen man, wie er glaubet, die Entlegenheit nach Leugis ſchätzen muß, hat ihn bewogen dasjenige zu ſammeln, was man von denen Meilenſäulen findet, die man in den Gränzen der Galliæ comatæ gefunden. Folgendes iſt der Inhalt deſſen, was er aus dieſer Unterſuchung geſchloſſen hat.

Wir ſehen aus dem großen Wege von **Meiland** nach Boulogne-ſur-mer, in **Antonins** itinerario, daß von **Lyon** an, die Entlegenheit einer Poſt zur andern, auf römiſch und auf galliſch bezeichnet geweſen, das heißt, durch Meilen, und Leugas. Wir haben keinen Beweis, daß es auf eben dieſer Straße zweyerley Arten von Säulen gegeben, deren einige von Meile zu Meile, die andern von Leuga zu Leuga geſetzet geweſen: aber davon haben wir wohl Beweis, daß man in einerley Lande und unter einerley Kaiſer, die Entlegenheit in Meilen und Leuga auf verſchiedenen Säulen bemerket hat.

Zu Uſſon in dem **Forezischen** ſteht eine unter dem **Maximin** errichtete Wegſäule, auf welcher man lieſt: M. XIII *a*). In eben dem Lande, und nahe bey **Feurs**, hat man vier andere Säulen ausgegraben, die unter eben dieſem Kaiſer geſetzet worden, auf denen man lieſt: F. SEG.

---

a) *De la Mure* Hiſtoire du Forez.

b) Id. ibid.

c) *Gruter* p. 153. Mem. de *Tre-*

F. SEG. L. I. und AF. SEG. L. III. à Foro SEGuſianorum Leugæ I. Leugæ II. Leugæ III. Leugæ IIII. *b*).

Von neunzehn Wegeſäulen, die man noch zur Zeit in obgedachtem **Gallien**, und ſelbſt in dem nahe am **Rheine** liegenden **Germanien** gefunden, ſind acht, worauf man die römiſchen Meilen gebrauchet; und eilf, auf welchen das Wort **Leugæ** oder **Lega** entweder ganz oder abgekürzet zu leſen iſt.

Die Säulen von der erſten Art, ſind erſtlich des Kaiſers **Claudius** ſeine, zu **Saguenay** in **Burgund** auf dem Wege von **Langres** nach **Lyon**, ANDematuno M. P. XXII. *c*). Andematunum iſt der alte Namen von **Langres**. Zweytens eine andere von eben dieſem Kaiſer zu **Billoin** in **Auvergne**, auf dem Wege von **Clermont** nach **Lyon**, AVG. M. P. XXI. Der alte Namen von **Clermont** iſt **Auguſta Nemetum**, und dieſe Entlegenheit kann dienen, die Entlegenheit von **Clermont** nach **Billoin** auf des **P. Fretats** eines Jeſuiten, auvergniſcher Charte zu verbeſſern; die die einzige iſt, ſo man von dieſer Provinz hat, oder doch die einzige die einiges Zutrauen verdienet, ungeachtet ſie noch ſehr unvollkommen iſt. Dieſe Aufſchrift, die dem **Bergier** durch den **Savaron** mitgetheilet worden *d*), ſteht in der Geſchichte der Landſtraßen des römiſchen Reichs.

Die dritte Meilenſäule, welche von **Trajans** erſtem Jahre iſt, hat man zu **Baden** in der **Schweiz** gefunden *e*); dieß iſt der Ort, welchen **Tacitus** wegen ſeiner berühmten Bäder anführet *f*). Die Aufſchrift meldet nicht, von wannen man M. P. LXXV. zählet, die ſie angiebt; vielleicht verſteht es ſich von den italieniſchen Gränzen, denn

---

Trevoux 1703. *Mercure de France* 1731. Mars.

d) *Berg.* Lib. IV. p. 711.

e) *Gruter* 155. no. 5.

f) Hiſt. I. 67.

dieſer Ort ſteht in denen Straßen der Reiſecharten nicht, die wir noch übrig haben.

Die vierte Säule oder der vierte Meilenſtein, den man zu **Antrerodhes** auf der Straße von **Iverdün** nach **Genf** gefunden, iſt aus **Hadrians** erſtem Jahre. **Plantin**, welchen **Reineſius** anführet *g*), hat auf dieſer Aufſchrift geleſen AVENTICVM M. P. XXXI. und ſo führen auch die mehreſten ſie an *h*). Der Verfaſſer der Entdeckung der Stadt **Antres** in Franche-Comté, theilet eine ganz andere Abſchrift davon mit, die er ſich die Mühe gegeben bewähren und vergleichen zu laſſen, ADVN. H. II. C. M. Er will, daß es keine Meilenſäule ſey, und die Aufſchrift weder den Namen Aventicum, noch irgend eine Entlegenheit der Oerter anzeige; ſondern der Verfaſſer dieſes Werkes will, daß Aventicum die Stadt Antres und nicht die Stadt **Avanches** geweſen: und ſeine Beweisgründe beweiſen nicht, daß ſeine Abſchrift von einem Menſchen verfertiget worden, der die Kunſt verſtanden alte Aufſchriften zu leſen.

Die fünfte Säule iſt vom **Trajan** *i*), und ſtund zu **Perignat** in **Auvergne** auf der Straße von **Clermont** nach **Lyon**. Das Ende davon iſt ausgelöſchet, und man weis nicht, ob ſie von Leugis oder Meilen geredet hat. Die ſechſte *k*) Säule, die man in Holland zwiſchen **Delft** und dem **Haag** gefunden, hat zu Ende A. M. A. E. G. M. P. XXII.

Die ſiebente Säule *l*) iſt vom Kaiſer **Maximin**, und bemerket nicht von welcher Stadt an die M. XIIII. gerechnet

---

g) *Reineſ.* Inſcript. p. 252. *Plant.* Helvet. p. 253.

h) Diſſert. du P. *Lemper*, Jeſuite 1706. führet a. d. 17ten S. eine Abſchrift an, die der P. Lanoy verfertiget hat, und der Reineſius ſeiner ganz ähnlich iſt.

i) *Berg.* L. III. C. 38.

k) *Grut.* 156.

rechnet geweſen, mit welchen ſich die Aufſchrift endet. **Uſſon**, ein Gränzplatz im **Forez** und **Auvergne**, allwo ſie gefunden werden *m)*, iſt mehr als dreyßig römiſche Meilen vom Foro Seguſianorum gelegen.

Die achte und letzte Meilenſäule iſt zu **Fligey** auf den Gränzen von **Auvergne** und **Gevaudan** gefunden worden. Sie iſt aus der Regierung des **Poſthumus**, und hat zu Ende M. P. GABAL. LV. fünf und funfzig tauſend Schritt von der Hauptſtadt in **Gevaudan**. **Plinius** nennet dieſe Hauptſtadt Gabalicus Pagus, und das Land nennet er, Gabalitana regio *n*).

Man kennet eilf Wegeſäulen, auf welchen man das Wort Leuga entweder ganz oder abgekürzet lieſt.

Die erſte oder älteſte dieſer Säulen, iſt nahe bey **Soiſſons** gefunden worden, und von den Zeiten des **Septimius Severus**. Sie endet ſich mit dieſen Worten in der vom **Dom Martenne** herausgegebenen Abſchrift *o*): CVRANTE L. P. POSTVMo LEG. AVGG. P. P. AB. AVG. SVESS. LEVG. VIII. Man muß bey Gelegenheit dieſer Säule anmerken, daß ſie vom römiſchen Magiſtrate geſetzet worden, und daß dennoch die Aufſchrift die Entfernung durch galliſche Leugas anzeiget.

Die zweyte Säule, welche man zu Vic-ſur-Aiſne gefunden, iſt vom Kaiſer **Caracalla**. Man lieſt darauf zu Ende: AB. AVG. SVESS. LEVG. VII. **Vic-ſur-Aiſne** liegt auf ſieben galliſche Leugas, oder zehn tauſend fünf hundert römiſche Schritte von **Soiſſons**.

---

l) *La Mure* Hiſt. du Forez p. 190.

m) *Savar.* Orig. de Clermont. *Sirmond.* not. in *Apoll. Sidon.* p. 163.

n) *Plin.* XI. Cap. 42.

o) Voiag. Litter. de la France Vol. III. p. 18. Mem. de l'*Acad. des Belles Lettr.* Vol. III. p. 250. Edit. *Pariſ.*

Die dritte Säule, welche Heliogabals Namen führet, M. AVREL. ANTONINO, und die vierte, auf welcher der Namen des Severus Alexanders ſteht, M. AVRELIO SEVERO ALEXANDRO, ſind zu Steinbach, einem Dorfe zwo Meilen von Schwaben, der Hauptſtadt der Marggrafſchaft Baden befindlich. Die fünfte, welche ebenfalls vom Severus Alexander iſt, befindet ſich, wie Reineſius ſaget, zu Metting, einem Orte in eben demſelben Canton: deſſen Lage aber auch auf den umſtändlichſten Landcharten deutſcher Erdbeſchreiber nicht angegeben iſt. Zu Ende der erſten Aufſchrift zu Steinbach lieſt man: C. A. AQ. AB. AQ. LEVGAE IIII. zu Ende der zweyten, C. A. AQ. AB. AQ. L. IIII. und auf der zu Metting: CIV. ARG. AQ. AB. LEVG. XVII. Dieſe Wegſäulen nun mit dem galliſchen Worte LEVGAE, die in Deutſchland jenſeit des Rheines gefunden werden, und die Anfangsbuchſtaben zu Anfange der Aufſchriften, geben zu einigen Schwierigkeiten Anlaß, deren Erklärung zu Ende dieſer Abhandlung verſparet wird; damit hier das Verzeichniß davon nicht unterbrochen werde.

Die vier Säulen, ſo man zu Feurs gefunden, ſind die ſechſte, ſiebente, achte und neunte, auf denen man das Wort Leuga lieſt. Sie ſind alle vier vom Kaiſer Maximin. Zu Ende der erſten lieſt man, F. SEG. . . . . L. I. zu Ende der zweyten, L. II. zu Ende der dritten, AF. SEG. L. III. und zu Ende der vierten, F. CC. LIBERA. . . IIII. *p*). Spon, welcher dieſe Aufſchriften aus der Geſchichte von Forez anführet *q*), und deren Lücken ergänzet, ohne eine andere Abſchrift als des Geſchichtſchreibers ſeine anzuführen, hat zu Ende der letzten Aufſchrift geleſen, SEG. LIBERA. L. IIII. Man merke, daß Spon das L. durch Lapis und nicht durch Leuga erkläret.

Die

---

p) *La Mure*, Hist. du *Forez*, p. 130.

q) Miscell. Sect. V. p. 185.

Die zehnte Säule ſteht gegenwärtig zu Saint-Meloir-des-bois, einer Benedictinerabtey einige Meilen von **St. Malo** r), dahin ſie verſetzet worden. Der **P. Lobineau**, ein Benedictiner, welcher ſie in ſeiner Geſchichte von **Bretagne** bekannt gemachet, hat ſie für einen Altar gehalten. Folgendes lieſt man darauf:

IMP. CAES.
AVONIO VICTORINO
P. F. PI. . . . SO. . . O
LEVG.

Victorins ganzer Namen, welcher einige Jahre lang in Gallien erkannt ward, heißt PIAVONIVS VICTORINVS.

Die eilfte und letzte bekannte Säule, auf welcher man das Wort Leuga findet, iſt vom Kaiſer oder Tyrannen **Tetricus**, welcher außer Gallien nie erkannt worden iſt. Sie führet folgende Aufſchrift:

C. P. . . . . ESVBIO
TETRICO
NOBILISSIMO
CAESARI
. . . .
. . . .
P. F. AVG.
L. I.

Man lieſt den ganzen Namen dieſes Prinzen auf verſchiedenen Münzen, nämlich C. PIVESVBIVS TETRICVS. Dieſe Aufſchrift war im 1644 Jahre nach einer Abſchrift bekannt gemachet worden, welche **Triſtan** von dem **P. Sirmond** s), erhalten hatte. Im 1685ten Jahre

---

r) Hiſtoir. de *Bret.* Vol. II. p. 2.

s) Comment. de *Triſtan.* p. 233. Par. fol. 1644.

Jahre kam ſie abermals in **Spons** Miſcellaneis t), nach einer vom Herrn **Vaillant** mitgetheilten, aber gar nicht richtigen Abſchrift; und nach **Sponen**, vom **Reineſius** in ſeiner im Jahre 1682 gedruckten Sammlung u), zum Vorſcheine.

Farin redet in ſeiner im 1668 Jahre gedruckten Geſchichte von **Rouen** von dieſer Säule, und ſaget: es wären dreyßig Jahre, daß ſie in der **Normandie** entdecket worden, und daß ſie damals zu **Rouen** wäre, wohin Herr **Bigot** ſie bringen laſſen.

Im IIten Bande dieſer unſerer **Geſchichte** x) findet man eben dieſe Aufſchrift, welche im 1713ten Jahre vom Herrn **Moreau de Mautour**, nach einer Abſchrift mitgetheilet worden, die er von **Rouen** bekommen hatte, und die des **P. Sirmonds** ſeiner ganz gleich iſt. In einer Abhandlung die dieſer Abſchrift beygefüget war, brachte man als eine gemeine Sage der Familie des Herrn **Bigots** bey, daß dieſe Säule aus **Florenz** nach **Rouen** von dem **Großherzoge** von **Toſcana**, für den **Emmerich Bigot** überſchicket worden, der damals in **Italien** reiſete. Dieſe Sage ward durch das Zeugniß eines unſerer Mitglieder beſtätiget, welcher ſich beſann von ſeinem Vater gehöret zu haben: daß er dieſe Säule im 1658ten Jahre in das bigotiſche Haus ſtellen laſſen.

Da nun der Titel **Auguſtus** oder **Kaiſer**, welcher auf dieſer Säule mit dem Namen **Tetricus** verbunden iſt, ihm in **Italien** niemals gegeben worden, allwo er nicht erkannt ward, und da das Wort Leuga nur in **Gallien** gebräuchlich geweſen, ſo muß man vorausſetzen: daß dieſe Säule aus **Frankreich** nach **Italien**, und aus **Italien** wieder

---

t) Pag. 274. deutſch. Ausg.

u) P. 319.

der zurück nach Frankreich gebracht ſey. Dieſe Vorausſetzung nun kömmt dem Herrn **Freret** nicht wahrſcheinlich vor; er meynet, man müſſe die vom **Farin** angeführete Sage vorziehen, als welchem im 1668ten Jahre eine ſolche Sache nicht hätte unbekannt ſeyn können, als des **Großherzogs** Ueberſendung dieſer Säule im 1658ten Jahre iſt; das heißt nur zehn Jahre zuvor. Wäre übrigens dieſe Säule im 1644 Jahre als **Triſtan** ſie bekannt machete, noch in Italien geweſen: wie wäre es möglich, daß weder **Triſtan**, noch der **P. Sirmond**, von welchem er ſie bekommen, die Sonderlichkeit nicht angemerket haben ſollten; daß es in Italien ein Denkmaal gäbe, auf welchem man dem **Tetricus** den Titel **Auguſtus** und **Kaiſer** beylegete?

Unter zwoen einander entgegen laufenden Sagen, glaubet er, man müſſe diejenige vorziehen, die von der Zeit einer Begebenheit, davon ſie zeuget, nicht ſo weit entfernet iſt; inſonderheit wenn dieſe Sage zu keiner Schwierigkeit Anlaß giebt, und uns nicht nöthiget, die Vorausſetzungen zu vervielfältigen.

Die Aufſchriften, welche in Deutſchland jenſeit des **Rheines** gefunden worden, können zu einigen Schwierigkeiten Anlaß geben. Die erſte eräuget ſich bey Gelegenheit des Wortes Leuga, welches gebrauchet wird, die Entfernungen der Oerter in einem ſolchen Lande anzudeuten, welches ſich doch eines andern Maaßes bedienete. Die zweyte entſteht über die Bedeutung der Anfangsbuchſtaben, welche man zu Ende der drey Aufſchriften zu **Steinbach** und **Mettingen** lieſt.

Die alten Deutſchen hatten ein ihnen eigenes Maaß der Wege, welches ſie Raſta nannten, und dreyen römi-

ſchen

---

x) A. d. 318ten S. deutſch. Ausg.

ſchen Meilen, oder zwoen galliſchen Leugis *) gleich kam *y*). Der Gebrauch dieſer Raſten iſt in Deutſchland noch bis zur Zeit des zweyten Stammes unſerer Könige und vielleicht noch ſpäter beygeblieben. Anjetzt indeſſen haben die Deutſchen im Gebrauche von **Meilen** zu reden, um das kleinſte Reiſemaaß anzudeuten †), und ſie haben dieſes Wort ſogar ihren Nachbarn, den **Böhmen**, **Pohlen** und **Hungarn** mitgetheilet *z*); ja man ſieht in denen deutſchen Schriftſtellern, die von dieſer Materie geſchrieben haben, keine Spur von dem Worte **Raſt** mehr *a*).

Der Gebrauch des Wortes Leuga in den Aufſchriften desjenigen Theiles von Deutſchland, der in der Nachbarſchaft des **Rheines** liegt, und **Baden**, **Wirtemberg** und ſogar **Schwaben** in ſich ſch[illegible]t, beſtätiget, nach Herrn **Frerets** Meynung, dasjenige, was wir ſchon aus den Alten *b*) gewußt haben: daß gegen **Tibers** Zeit, die **Marcomannen** unter der Anführung ihres Königes **Maro**-

---

*) Vet. Agrimenſor. Colleſt. Rigalt. pag. 332. *Hieronym.* in Ioel. *Beda* de Numer. diviſ. etc. Diß Wort Kaſta, ſteht im Möſogothiſchen neuen Teſtamente, **Matth.** V. 41. eine Entfernung auf der Landſtraße anzuzeigen. In den runiſchen Gedichten, wird das Wort Raſt in eben dieſem Verſtande gebrauchet.

y) *Du Cange* Gloſſar. latin. unter dem Worte *Kaſta*.

†) Der *Hr.* Verf. irret ſich, wenn er meynet, daß die Meile bey den Deutſchen das kleinſte Reiſemaaß andeute: denn wo bleiben die Stunden? die in dem ganzen Oberdeutſchlande auch im Gebrauche ſind, und deren zwo auf eine deutſche Meile gehen. Man muß ſich auch wundern, daß er das Wort Kaſta ſo mühſam im Gothiſchen und Runiſchen geſuchet, und nicht gewußt, daß die Raſt, raſten, noch heutiges Tages übliche deutſche Wörter ſind; die eine Ruheſtatt, ruhen bedeuten; und alſo mit einer alten Poſtſtation ſehr wohl einſtimmen. So genau ſtimmet die alte Sprache der Deutſchen mit der heutigen noch überein. Ja ſelbſt das galliſche Wort Leuga, oder Leuca, iſt nichts anders, als das deutſche Lager, Läger; weil man ſich gleichſam nach Zurücklegung eines ſolchen

Stücke

Marobodius, nachdem ſie dieſen Canton verlaſſen, um ſich in **Bojohemum** oder **Böhmen** niederzulaſſen, davon die **Bojer**, welche durch alle Colonien, die ſie ausgeſchicket hatten, waren geſchwächet worden, nur einen Theil bearbeiten konnten; das von den **Markomannen** verlaſſene Land, zwiſchen dem **Rheine** und **Neckar** nicht lange wüſte geblieben. Es gieng eine große Anzahl **Gallier** hin, welche die Nothdurft, oder der Leichtſinn der ihnen ſo oft vorgerücket wird, antrieb, eine neue Heimath zu ſuchen. Leviſſimus quisque Gallorum, et inopia audax, dubiæ poſſeſſionis ſolum occupavere, ſaget **Tacitus** c).

Als nun die Zahl dieſer neuen Einwohner größer ward, ſo drungen ſie tiefer nach Deutſchland hinein, bis über den **Neckar**, und bis ins Mittel von **Wirtemberg**, allwo man viele Denkmäler und ſogar römiſche Aufſchriften gefunden hat. Dieſe galliſchen Colonien waren den **Römern** allezeit ſehr ergeben, deren Schutz ihnen nöthig war, um

---

Stückes Weges, lagerte, legete, oder ein wenig ausruhete. Ich ſchließe ſolches aus dem in der peutingeriſchen Charte gewöhnlichen Lega, Legis; woraus man ſieht, daß das u in Leugis eben kein urſprünglicher, ſondern nur um einer verderbten Ausſprache wegen eingeſchalteter Buchſtab geweſen. Meynet man, daß es zu viel Ruheſtellen ſeyn würden, wenn man bey jeder kleinen franzöſiſchen Meile ein Lager oder legen des Reiſenden vorausſetzen wollte: ſo iſt das nach dem Unterſchiede der Reiſen, zu Fuße, zu Pferde, und zu Wagen, verſchiedentlich wahr, oder unwahr. Ein Fußgänger kann ſchon bey jeder kleinen Stunde eine Ruheſtelle vorlieb nehmen. Ein Reiter kann es länger aushalten, nachdem ſein Pferd ſtark iſt. Nun waren aber die galliſchen Pferde die ſtärkſten nicht: daher auch heute zu Tage die franzöſiſchen Poſten viel kürzer ſind, und öfter abwechſeln, als die deutſchen; ja ſelbſt im mittäglichen Deutſchlande viel kürzere Stationen ſind, als im nordlichen. G.

z) *Megiſer.* Theſ. Polyglott. 8. 1603.

a) *Horſtius* de Menſuris.

b) *Strabo* Lib. VIII. *Vellejus* II. p. 108.

c) De morib. Germ. Cap. XXIX.

um ſich gegen die Deutſchen zu vertheidigen: Mox limite ducto, promotisque præſidiis, ſinus Imperii et pars Provinciæ habentur d).

Da nun dieſe Colonien aus Leuten beſtunden, die aus allen galliſchen Cantons aufgeraffet waren, ſo gaben ihnen die Deutſchen den Zunamen Allemannen, der dieſe Bedeutung hatte ††). Und als die ſueviſchen Deutſchen dieſes Land von neuem eingenommen hatten, ſo gaben die Römer und Gallier ihnen keinen andern Namen als Allemannier e), den wir ſeit dieſem auf alle Deutſchen insgemein ausgedehnet haben. So bald man nun bedenken wird: daß das Land, wo dieſe Wegeſäulen gefunden worden, mit galliſchen Colonien erfüllet geweſen: ſo wird man ſich nicht mehr wundern, daß man das Wort Leuga gebrauchet findet, um die Entfernungen der Oerter anzuzeigen.

Eine

---

d) *Tacit.* ibid.

††) Bey dieſem vermeynten Urſprunge der Benennung der Allemannier, iſt es ſehr ungewiß, ob das Wort, alle Männer, ſo viel ausdrücke, als **allerley Männer**; denn ſo hätte man die aus verſchiedenen Landſchaften zuſammengelaufenen Gallier eigentlich nennen müſſen. Ich mag alſo dem Hrn. Verfaſſer darinnen nicht beypflichten; und zwar um deſto weniger, da auch der Allgev, und der Lacus Lemannus, d. i. Allemannus ihren Namen von den Allemannen haben. So weit aber ſind wohl die galliſchen Ueberläufer nicht gedrungen. Es brauchet es auch nach dem obigen gar nicht, daß das Wort **Leuga** eben von Galliern dieſſeits des Rheines eingeführet worden ſeyn muß. Da es urſprünglich deutſch iſt, und eben ſowohl von deutſchen Allemanniern, wegen des **Lägerns** oder **Liegens** eines Reiſenden herrühren kann. G.

e) *Agathias*, Lib. I. ex *Aſinio Quadrato* ξυνήλυδας ἀνθρώπους καὶ μιγάδας eigentlich omnigenæ in den theotiſkiſchen Sprachen. *Walafr. Strab.* de vita B. Gall. Prolegom.

†††) Dieſe Ableitung Camdens aus **Leoug**, oder **Leak**, welches ein Stein heißen ſoll, iſt viel zu weit hergeſuchet, wenn man ſie gegen die obige von liegen, legen, lägern hält. Allein, das

iſt

Eine andere Folgerung aber, die man nach dem Herrn Freret hieraus ziehen kann, iſt dieſe, daß da der Uebergang dieſer Colonien, aus dem Ende von Auguſts, oder dem Anfange von Tibers Regierung iſt, der Gebrauch des Wortes Leuga, ſchon damals in Gallien eingeführet geweſen ſeyn müſſe, von wannen ſie ausgiengen, um über den Rhein zu gehen. Die Einführung der römiſchen Landſtraßen in dem galliſchen Celtien, iſt auf das eheſte unter dem Auguſt geſchehen; und auch hieraus kann man noch ſchließen, daß der Gebrauch der Leuga unter den Galliern eingeführet geweſen, um die Entfernung der Oerter zu beſtimmen, oder welches einerley iſt, daß die Gallier ſchon geordnete und in Stunden eingetheilete Straßen zur Zeit ihrer Freyheit gehabt, und bevor ſie noch von den Römern überwunden worden; welches man durch den Ausdruck Leuga, oder Leouga beſtätigen kann, ſo aus dem Celtiſchen *leoug*, oder *leak*, lapis, herkömmt, wie Camden in ſeiner Brittannia anmerket †††).

---

iſt die franzöſiſche Art lieber die allerentfernteſten Urſprünge ihrer Wörter zu wählen und vorzuziehen, als die, ſo ganz in der Nähe liegen; damit ſie nur ja mit uns Deutſchen nichts gemeines haben mögen. Gleichwohl zeigen es unzähliche Ueberbleibſel der alten galliſchen Sprache, in Namen von Menſchen, Oertern und Sachen, daß ſie deutſch ſind. Hr. Pelloutier hat ſolches in ſeiner Hiſtoire des Celtes faſt auf allen Blättern gewieſen. Alle franzöſiſche Namen, die ſich auf ac, dun, dur, bourg, briges u. d. gl. m. endigen, ſind offenbar deutſches Urſprunges. Jenes zeigen unſre Oerter, die ſich auf ach (welches ein Waſſer, einen Bach bedeutet, z. E. Anſpach, Biberach, Achen, Breiſach, endigen. Das zweyte, die Dünen, an den Seeufern, als Sandhügel, die Dunen womit man Küſſen ſtopfet, weil ſie ſich erheben, und ſo viel auf Anhöhen liegende Oerter, als Kempten, Campidunum u. d. gl. Das Durum heißt Thüre, Thor, Door; z. E. Octodurum im Walliſerlande, welches oben vorkam, hat ſonder Zweifel acht Thore, und davon den Namen gehabt. Bourg und briges haben handgreiflich von Burg und Brücke ihre Namen bekommen: wie ſichs mit hundert Exempeln zeigen ließe, wenn es nöthig wäre.

Die zweyte Schwierigkeit, welche die Bedeutung der Anfangsbuchſtaben C. A. AQ. AB. AQ. auf den zwoen Aufſchriften zu **Steinbach**, und derer in der Aufſchrift zu **Metting**, CIV. ARG. AQ. AB. LEVG. XVII. betrifft, kann nicht gänzlich aufgelöſet werden: und ungeachtet man dieſen Buchſtaben eine Erklärung geben könnte, die nichts abgeſchmacktes an ſich hätte, ſo würde ſie doch allezeit gewaget ſeyn. Hier iſt die Muthmaßung, welche Herr Freret in Anſehung der zwo Aufſchriften zu Steinbach vorſchlägt: Er erkläret C. A. AQ. AB. AQ. L. IIII. ſo: Civitas Auguſta AQuenſis AB. AQuis Leugæ. IV. und die zu **Metting**: CIV. ARG. AQ. AB. LEVG. XVII. ſo: CIVitas ARG. . . . . AQuis ABeſt LEVGis XVII.

Die Alten *f*) haben in das Land der Alemannier einen Ort geſetzet, Namens Aquæ Mattiacæ, oder Aquæ calidæ Mattiacorum. Die neuern Erdbeſchreiber *g*) haben dieſe warmen Bäder alle nach **Wisbaden**, nahe bey **Maynz** geleget, ein Ort wo man keine Alterthümer ſpüret, und deſſen Lage ſich gar ſchlecht mit der Lage des Landes der **Mattiaker** reimet. Was dieſelben in Irrthum verführet haben kann, mag eine Aufſchrift ſeyn, von welcher Gruter ſaget *h*), ſie ſey zu **Köln**:

M. AVRELIO ANTONINO CAES. IMP.
DESTINATO
M. L. SEPTIMI SEVERI PERTINACIS
AVG. FIL. RESP. AQ.

Sie haben gemeynet, die RESPublica AQuenſis oder die Aquæ Mattiacæ müßten gegen **Köln** zu ſuchen ſeyn: und die Bäder zu **Wisbaden** haben ihnen eine bequeme Lage hier-

zu

---

f) *Plinius* XXXI. *Ammian.* XXIX.

g) *Cluver. Cellar. Spener.*

h) Pag. 267. 8.

zu zu haben geſchienen. Allein es iſt gewiß, daß dieſe Aufſchrift urſprünglich zu **Baden** geweſen, der Hauptſtadt der Markgrafſchaft dieſes Namens, wie wir aus der Sammlung derer Aufſchriften ſehen, welche **P. Apianus** im 1534ſten J. herausgegeben hat *i)*. Sie ſteckete damals in der Mauer des Glockenthurmes der Badekirche zu **Oltbaden**, oder des alten **Badens**. Eben das findet man in der kleinen Sammlung römiſcher Aufſchriften, welche im 1533ſten Jahre von **Jakob Beyell** in den Ländern längſt am **Rheine** gelegen abgeſchrieben worden *k)*, und welche Sammlung **Barthius** herausgegeben hat.

Hieraus nun muß man ſchlieſſen, daß es nahe bey dem alten **Baden**, oder den Bädern, eine Stadt gegeben, die zur Zeit des **Septimius Severus** ſich den Titel gegeben RESPVBLICA AQVENSIS; und welches eben dieſelbe ſeyn muß, die auf den zwo Aufſchriften zu **Steinbach** durch die Buchſtaben C. A. AQ. angezeiget wird, welche man ſo leſen kann: CIVITAS AVG. AQVENSIS.

Dieſe zwo Aufſchriften ſind, die eine aus **Heliogabals** drittem Conſulate, oder aus dem 220ten Jahre Chriſti; die andere aus dem erſten Conſulate und erſtem Jahre des **Severus Alexanders**, das heißt, aufs höchſte aus dem 222ſten Jahre Chriſti. Da die Zahl der Stunden in beyden Aufſchriften einerley iſt, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß dieſe zwo Säulen auf einerley Stelle zu **Steinbach** geſtanden: welches nach des Häuptmann **Michalls** Landcharte von **Schwaben**, in der That ſechs römiſche Meilen, oder vier galliſche Leugas von **Oltbaden** gelegen. Man wartete nicht allezeit, daß die alten Säulen erſt zerbrochen wären, bevor man neue aufrichtete, und man ſieht in **Languedoc** einige von verſchiedenen Kaiſern, die eine ne-

---

i) P. *Apiani* Inſcript. pag. 264.

k) *Barthii* Adverſaria. Lib. LII, Cap. 1.

ben der andern ſtehen und noch auf ihren alten Fußgeſtellen ruhen.

Die letzte Aufſchrift machet ſchon mehr zu ſchaffen, **Straßburg** oder Argentoratum, liegt auf eben derſelben ſchwäbiſchen Charte, auf ſiebenzehn galliſche Leugas, oder faſt ſechs und zwanzig römiſche Meilen von **Oltbaden**. In dieſem Falle könnte man die Anfangsbuchſtaben ſo erklären: CIVITAS ARGENTORATVM AQVIS ABEST LEVG. XVII. Beyells Sammlung zeiget, daß man ſich damals in daſigen Gegenden einer ſeltſamen Latinität bedienet hat; gleichwohl ſcheint dieſe Auslegung ſehr zweifelhaft zu ſeyn, und ſelbſt demjenigen der ſie vorſchlägt. Eine genauere Abſchrift dieſer Aufſchrift, die vielleicht noch irgendwo vorhanden ſeyn mag, würde vermuthlich ſicherere Muthmaßungen darbiethen, und dieſe Unterſuchung könnten die Gelehrten im Elſaße leichter anſtellen, als wir.

XIV.

Herrn Frerets Gedanken von der Vergleichung des Maaßes der römiſchen Reiſecharten, mit demjenigen geometriſchen, welches die Herren Caſſini in einem Theile Frankreichs aufgenommen haben. 1739.

Diejenigen, welche ſich auf die Erlernung der alten franzöſiſchen Geſchichte legen, finden groſſe Schwierigkeiten, wenn ſie durch Beyhülfe von Antonins Reiſeregiſter, oder der Peutingeriſchen Tafel, das Verhältniß der Städte im alten Gallien, mit den neuern Städten in Frankreich feſtſetzen wollen. Dieſe Vergleichung erfodert eine Art von mechaniſcher Arbeit, deren Beſchwerlichkeit gelehrte Männer gern überhoben ſeyn möchten: und ſie haben hierzu um ſo viel mehr Grund, da diejenigen, die im Stande ſind ſolches zu thun, und deren giebt es wenige, dieſe Arbeit ſo oft wieder von neuem anfangen müſſen, ſo oft ſie irgend einen beſondern Umſtand erläutern wollen.

Eine Charte vom alten Gallien, die nach einem richtigen Riſſe verfertiget wäre, in welcher diejenigen Städte, deren Lage ausgemachet iſt, und die Straßen der römiſchen Reiſebücher angemerket wären; ſo daß man nicht nur deren wahre Richtung, ſondern auch noch die Namen aller Stationen und die Zahl der Meilen oder Leugen, von einer Poſt zur andern, deutlich und merklich darauf ausgedrücket fände, würde alle die mechaniſche Arbeit erſparen, die die Gelehrten ſo abſchrecket. Sie würde einen Theil der Schwierigkeiten heben, die ſie aufhält, und ihnen ſogar ein

Mittel darbiethen, faſt alle diejenigen aufzulöſen, die noch zu erklären übrig ſind.

Herr Freret, welcher der Akademie im 1739ſten Jahre den Entwurf zu einer dergleichen Charte zeigete, die fertig war ins Reine gebracht zu werden, ſtattete ihr zu gleicher Zeit Bericht von Werken dieſer Art ab, die bereits heraus ſind; von der Aufmerkſamkeit die man bey Verfertigung einer ſolchen Charte nöthig hätte; von dem Verhältniſſe des alten Maaßes mit dem, deſſen wir uns anjetzt bedienen; und inſonderheit von dem Werthe, welchen man denen Zahlen geben müßte, die von einer Poſt zur andern, in den alten Reiſecharten angegeben ſind. Man ſetzet voraus, daß dieſe Zahlen römiſche Meilen ſind, vieleicht aber müſſen in dem größten Theile von Gallien dieſe Zahlen, wie er muthmaßet, für galliſche Leugas angenommen werden, die aus anderthalb Meilen, oder funfzehn hundert römiſchen Schritten beſtunden.

Nicolaus Sanſon hatte im 1617ten Jahre eine Charte vom alten **Gallien** mit ſehr großen Puncten herausgegeben; der er nachgehends die Straßen der römiſchen Reiſebücher beyfügete; aber ohne die Entlegenheit einer Poſt von der andern zu bemerken. Der Entwurf dieſer Charte iſt überaus fehlerhaft, welches auch damals faſt nicht zu vermeiden war; gleichwohl iſt dieſer Plan eben derjenige, dem man gefolget iſt, und den man abgeſchrieben hat, bis ins 1700ſte Jahr, oder bis auf **Wilhelmen de Liſle**.

Nicolaus Sanſon muthmaßete nicht, daß man in Gallien ein ander Maaß der Poſtſtraßen gekannt hätte, als die römiſchen Meilen. Dieſe Meile nun hielt er mit den geometriſchen Meilen zu fünftauſend Schuhen von einerley Größe, und zählete ſechszig ſolcher Meilen auf einen Grad der Breite;

---

a) *Fernel.* Coſmotheoria.

Breite; gleichwohl hatte man ſchon zu **Nicolaus Sanſons** Zeit ein Maaß des vom **Fernel** feſtgeſetzten Grades *a*), welches dem Grade der Breite acht und ſechszig tauſend und ſechs und neunzig geometriſche Schritte gab. Dieſes war nun ein wenig zu kurz, wie man aus **Picards** Maaße ſieht, der dieſem Grade acht und ſechszig tauſend vier hundert zwey und ſiebenzig Schritte giebt. Allein zu **Sanſons** Zeit hätte **Fernels** Maaß zur Richtſchnur dienen ſollen, und dieß würde ihn gelehret haben, daß die Meilen ſeines Maaßſtabes um ein Achttheil zu groß waren, wenn man ſie mit den aſtronomiſchen Weiten vergleicht.

Was die Größe der römiſchen Meile betrifft, ſo hatte **Nicolaus Sanſon** das Maaß des römiſchen Schuhes, oder des fünf tauſendſten Theiles einer Meile, wie **Philander** *b*) und andere ihn angegeben, welche ihn lehreten, daß dieſer Schuh mehr als ein Zwölftheil kleiner wäre, als der franzöſiſche; woraus er ſchließen mußte, daß die ſechszig geometriſchen Schritte, mehr als ſechszig römiſche Meilen in ſich faſſeten. Dieſe zween Irrthümer mit einander verbunden, haben andere ſehr große Fehler in dem Plane nach ſich ziehen müſſen; und das iſt auch geſchehen.

Nicolaus Sanſon hat der Erdbeſchreibung unſtreitig große Dienſte erwieſen: allein wie Herr **Freret** anmerket, ſo hat ſein perſönliches Verdienſt mit dem Werthe ſeiner Werke nichts zu thun; und muß uns nicht hindern deren Fehler anzumerken.

In die neue Sammlung franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, hat man eine Charte von **Gallien** eingeſchaltet, auf welcher man die Wege der römiſchen Reiſebücher bezeichnet hat, und wovon man auf dem Titel verſichert: daß ſie nach den Nachrichten des Hrn. **Sanſons** verfertiget wären.

---

b) *Phil.* in *Vitruv. Leon Portius. Luc. Pat.* etc.

der Plan dieſer Charte, welche ein Mengſel von dem alten Lehrgebäude **Nicolaus Sanſons** und **Wilhelms de Liſle**, oder der Herren von der **Akademie der Wiſſenſchaften** ihrem iſt, ſcheint nicht die Arbeit eines in der Erdbeſchreibung ſehr geſchickten Mannes zu ſeyn. Die Verbeſſerungen, deren der alte Plan nöthig hatte, hätten ſich über dieſen ganzen Plan erſtrecken ſollen. Wer nur einen Theil davon verbeſſerte und den andern beybehielt, der verſtellete ihn mehr, als er ihn verbeſſerte.

Die Maaßſtäbe der neuen Charte, die uns das Lehrgebäu ihres Verfaſſers anzeigen, geben einem Grade achtzig römiſche Meilen, der doch nur fünf und ſiebenzig hat. Eben dieſe Maaßſtäbe geben dem Grade ſieben und vierzig galliſche Leugas. Da nun dieſe Leugæ funfzehn hundert römiſche Schritte haben; ſo machen achtzig Meilen, drey und funfzig und ein Drittheil Leugas, und ſieben und vierzig Leugæ, machen ein und ſiebenzig und eine halbe Meile. Folglich giebt das Verhältniß, dem der Verfaſſer gefolget iſt, der galliſchen Leuga ſiebenzehn hundert römiſche Schritte. Was für einen Begriff können uns dergleichen Widerſprüche von einer Charte machen, die nach ſolchen Tabellen verfertiget iſt?

Was die Richtung der Wege betrifft, ſo hat man die von der alten Charte gewiſſenhaft nachgeſchrieben, ohne ſich die Mühe zu geben, die Reiſebücher nachzuſehen: auch nicht einmal in denen Straßen, wo man doch hätte zweifeln ſollen, ob **Nicolaus Sanſon** ſich nicht geirret hätte. Er hatte z. E. geglaubet, die Stadt, welche in den Reiſebüchern Aquæ Tarbellicæ genennet wird, ſey **Bayonna**; und folglich hatte er dieſe Stadt als den Punct angemerket, von wannen die fünf Straßen ausliefen, die nach **Bourdeaux**, **Toulouſe**, **Saragoſſa** und **Pampelona** führen.

In der neuen Charte hat man wohl erkannt, daß Aquæ Tarbellicæ **Dacs**, und nicht **Bayonna** wäre: allein man iſt doch fortgefahren, **Bayonna** als den Mittelpunct von fünf Straßen anzuſetzen. Man giebt **Bayonna** den Namen Lapurdum, den man doch in keinem Reiſebuche findet, und welcher höchſtens erſt im 400ſten Jahre bekannt worden iſt, weil **Bayonna**, allem Anſehen nach, keine gar anſehnliche Stadt geweſen, und der Weg von Gallien nach Spanien, von **Dacs**, gerade zu über die Berge gegangen iſt. Hieraus kann man ſchließen, ſaget Herr **Freret**, daß wir keine auch nur mittelmäßige Reiſecharte von dem alten Gallien haben; indem man ſich ſogar in einem ſolchen Werke, als die neue Sammlung franzöſiſcher Geſchichtſchreiber iſt, ein Werk welches von ſehr geſchickten Leuten beſorget worden, einer ſolchen Charte hat bedienen und ſie hinein nehmen müſſen.

Die Größe des Grades der Himmelsbreite in Frankreich, und das Verhältniß dieſer Größe mit der römiſchen Meile, ſind anjetzt mit einer mehr als hinlänglichen Gewißheit für die Erdbeſchreibung bekannt. Dieſer Grad der Himmelsbreite iſt durch die verſchiedenen Arbeiten der Herren **Picard** und **Caſſini**, auf ſieben und funfzig tauſend und ſechszig Ruthen, oder acht und ſechszig tauſend vier hundert zwey und ſiebenzig fünf ſchuhigte Schritte, befunden worden. Gegentheils haben die andern geometriſchen Unternehmungen, welche zwiſchen den zween Thürmen der Cathedralkirchen zu **Bononien** und **Modena** von den **PP. Riccioli** und **Grimaldi**, zween Jeſuiten, in Gegenwart des verſtorbenen Herrn **Caſſini** angeſtellet worden, eine Weite von neunzehn tauſend ein hundert und drey und vierzig pariſer Ruthen, zwiſchen dieſen zween Thürmen angegeben.

Die römiſche Reiſecharte zählet fünf und zwanzig tauſend Schritte zwiſchen **Bononien** und **Modena**. Dieſe zwo Städte liegen auf der via Æmilia, die noch vorhanden iſt, und nach einer anſcheinlich geraden Linie läuft. Setzet man nun, daß das Maaß im Itinerario richtig angegeben iſt, und daß dieſe zween Thürme auf denen Ecken geſtanden, von wannen man die Weite gemeſſen: ſo wird die römiſche Meile faſt ſieben hundert ſechs und ſechszig Ruthen, oder etwas über neun hundert und neunzehn geometriſche Schritte haben; welches zum Maaße des Grades der Himmelsbreite, vier und ſiebenzig und eine halbe Meile giebt.

Das Maaß des alten römiſchen Fußes, welches im **Capitol** eingegraben iſt, und zu welchem **Fabretti** c) ſich wieder hat wenden müſſen, nachdem er verſuchet hatte, ein anders zu beſtimmen, giebt dem Grade faſt ſechs und ſiebenzig, oder fünf und ſiebenzig tauſend und ſieben Achttheil Schritte: ſo daß man zur Erleichterung der Rechnung, ſich an die Zahl fünf und ſiebenzig tauſend für die Mittelgröße des Grades halten kann.

Eine größere Richtigkeit erfodert die Erdbeſchreibung nicht, und man glaube von der Aufmerkſamkeit der alten Feldmeſſer was man wolle; ſo muß man doch geſtehen: 1. daß auch die geradeſten Wege winklicht und ungleich ſind; 2. daß es uns unbewußt iſt, wie viel Acht man nicht nur auf die Breite der Städte gehabt; ſondern auch was für Puncte heute zu Tage mit denjenigen zuſammen treffen, zwiſchen welchen die Entlegenheit feſtgeſetzet worden iſt. 3. Daß da die Entlegenheit einer Stadt, oder einer Poſt von der andern, nicht allezeit genau eine gewiſſe Anzahl voller Meilen ausmachet, es nothwendig Brüche gegeben haben muß, die man in denen uns überbliebenen Reiſebüchern ausgelaſſen oder hinzugefüget hat. Und dieſes iſt ſchon genug, daß wir uns nicht ſchmäucheln dürfen, durch dieſe alten Maaßſtäbe zu einer Richtigkeit zu gelangen; die ſich kaum

in

---

c) De Aquæduct. no. 12.

d) Lib. XV. p. 55.

in denen Ausmeſſungen befindet, die durch geometriſche Operationen geſchehen ſind. Diejenigen, die dieſe Richtigkeit vorausſetzen, betrügen ſich entweder ſelbſt, oder ſuchen ihren Leſern ein Blendwerk zu machen, denn die Marktſchreyerey menget ſich in alles ein. Darinn aber kann man gewiß ſeyn, daß wenn man vorausſetzet, ein Grad habe fünf und ſiebenzig tauſend römiſche Schritte; und wenn man der Meile, ſieben hundert ein und ſechszig Ruthen, oder neun hundert und dreyzehn geometriſche Schritte giebt, man ſich von der Wahrheit ſehr wenig entfernen werde. Dieſe Meile wird eine galliſche Leugam, von eilf hundert ein und vierzig Ruthen, oder von dreyzehn hundert und ſiebenzig geometriſchen Schritten geben.

Die Unterſuchung, in welche ſich Herr Freret in Anſehung des Gebrauches der Leugæ in Gallien eingelaſſen, eine Unterſuchung die den wichtigſten Theil ſeiner Abhandlung ausmachet, machet vorſtehende Unterſuchungen unvermeidlich.

Nachdem **Ammian Marcellin**, welcher lange Zeit in **Gallien** gedienet hatte, die alte römiſche Provinz beſchrieben, die ſich von den Ufern des mittelländiſchen Meeres, bis nach Toulouſe, bis an das Joch des Berges **Gebenna** und bis nach **Lyon** erſtreckete, welches er Exordium Galliarum nennet, ſaget, indem er von dieſer Stadt redet: exinde non millenis paſſibus, ſed Leugis itinera metiuntur; **von dort an zählet man die Entfernungen nicht mehr nach Meilen, ſondern nach** Leugis *d*). An einer andern Stelle *e*) ſaget er: eine Entlegenheit von vierzehn Leugis mache ein und zwanzig tauſend Schritte; dieſe galliſchen Leugæ hielten alſo funfzehn hundert Schritte, wie andere alte Schriftſteller ausdrücklich ſagen *f*).

In

---

e) Lib. XVI.

f) Vet. Agrimenſ. apud *Rigalt.*

In der **Peutingerſchen** Tafel, lieſt man über der Stadt **Lyon** folgendes: Lugduno caput Galliarum uſque hic Legas; und das iſt eben das was wir ſchon vom Ammian gehöret haben. In dem Itinerario von Jeruſalem g) ſind von **Bourdeaux** nach **Toulouſe** die Entfernungen mit Leugis bemerket; über **Toulouſe** hinaus, wo der Weg durch die römiſche Provinz (Provence) geht, rechnet man nach Meilen. In **Antonins** Itinerario, auf dem Wege von **Meiland** nach Geſſoriacum, oder *Boulogne-ſur-Mer*, ſind die Weiten ebenfalls bis nach **Lyon**, durch Meilen gerechnet, aber über dieſe Stadt hinaus, rechnet man ſie nach Meilen und nach Leugis: Lugduno Aſa Paulini M. P. XV. LEVGAS. X. etc. h) welches bis an Geſſoriacum fortwähret, und das zwiſchen einer Meile und einer Leuga feſtgeſtellete Verhältniß beſtätiget.

Die zween Wege, welche aus Illyrien nach Gallien führen, gebrauchen ſich ebenfalls der Meilen, um die Entfernungen, bis auf die Gränzen dieſes Landes anzudeuten; über dieſe Gränzen hinaus aber, fangen ſie an nach Leugis zu rechnen. A. d. 237ten S. ad fines Vindoniſſa LEVGAS. M. P. XXX. und a. d. 251ten S. finibus Vitudurum. M. P. XXII. LEG. Auf dieſen zween Wegen, die mit vieler Nachläßigkeit abgeſchrieben ſind, iſt die Zahl der Leugarum nur einigen Poſten beygefüget: und es giebt deren ſogar viele, wo die Abſchreiber das Leg, oder Leugas ausgelaſſen haben.

Der Weg von **Reims** nach **Trier**, a. d. 365ten S. und der von **Trier** nach **Köln**, a. d. 372ten S. bemerken die Entlegenheiten nach Leugis, ohne der Meilen zu gedenken. **Ammians** ausdrückliches Zeugniß, und die Note in **Peutingers** Tafel geben Anlaß zu denken: daß wenigſtens auf **Peutingers** Tafel, die von einer Poſt zur andern

---

g) Pag. 551. weſſelingiſche Ausgabe.
h) Itin. Ed. *Weſſel.* p. 359.

dern bezeichneten Zahlen, zu galliſchen Leugis und nicht zu Meilen gehören. In denen Ländern, die außer den Gränzen der römiſchen Provinz liegen, wird dieſes durch das Beyſpiel des Itinerarii von **Bourdeaux** nach **Jeruſalem** beſtätiget. Was noch einen Zweifel dawider veranlaſſen könnte, iſt dieß: daß in **Antonins** Itinerario, wo man oft Stücke von Wegen findet, die ihm mit der **Peutingeriſchen** Tafel gemein ſind, man dieſelben Zahlen, zwiſchen dieſelben Stationen, mit den Buchſtaben M. P. Millia Paſſuum bemerket findet. Herr **Freret** muthmaßet, daß dieſe Buchſtaben M. P. von den Abſchreibern der Zahl der Leug. und nicht der Meilen beygefüget worden ſind. Da dieſe Abſchreiber den Unterſchied zwiſchen den galliſchen Leugis und römiſchen Meilen nicht gewußt, und dieſe doppelte Anweiſung der Ferne, für eine unnütze Wiederholung angeſehen: ſo haben ſie den Anfang der Zeile mit dem Ende verbunden, und das Mittelſte ausgelaſſen. Dieſer Fehler, welchen Hr. **Freret** ihnen ſchuld giebt, iſt nicht ohne Beyſpiele.

Auf der großen Straße von **Lyon** nach Geſſoriacum, iſt die Entfernung von **Reims** bis **Soiſſons**, ſo angegeben *i*): A DVROCORTORO Sueſſonas M. P. XXXVII. LEVGAS. XXV. Auf dem beſondern Wege von **Terouane** nach **Reims**, iſt die Weite zwiſchen **Reims** und **Soiſſons** ſo angegeben *k*): Auguſta Sueſſonum fines M. P. XIII. Durocortorum M. P. XII. Nach dieſem Wege, iſt die ganze Entfernung von **Soiſſons** nach **Reims**, fünf und zwanzig Meilen; auf dem andern iſt ſie fünf und zwanzig Leugas und ſieben und dreyßig Meilen. Es iſt augenſcheinlich, daß auf dieſer Stelle, der Abſchreiber die Zahl der Leugarum für die Zahl der Meilen genommen.

Dieſes

---

i) Pag. 361

k) Pag. 379.

Dieſes Beyſpiel, und noch einige andere beweiſen; daß die Abſchreiber ganz gewiß an einigen Stellen in den Fehler gefallen ſind, den man ihnen beymißt: allein iſt das auch hinreichend, daß man voraus ſetzen könnte, ſie wären beſtändig darein gefallen? Dieß iſt ein Punct, den Herr Freret ſich zu erläutern vorſetzet.

Das beſte Mittel dieſe Aufgabe aufzulöſen iſt dieß; daß man die Zahlen aus dem Itinerario, und die aus Peutingers Tafel, mit denen Weiten vergleiche; die Herr Caſſini, es ſey nun in den Operationen von der Meſſung des Meridians der Sternwarte, oder in denen, die er angeſtellet hat, um die Weite verſchiedener Oerter vom Meridian zu beſtimmen, geometriſch feſtgeſetzet hat. Dieſe mit den Zahlen der Reiſecharten verglichenen Weiten, werden zeigen, ob dieſe Zahlen römiſche Meilen, oder galliſche Leugas bedeuten. Bey dieſer Vergleichung muß man nur die Weiten anwenden, welche zwiſchen ſolchen Oertern angemerket ſind, deren gegenwärtige Lage man gewiß weis.

Ferner muß man bemerken, daß die geometriſchen Weiten auf eine mathematiſch gerade Linie genommen oder doch geſetzet ſind; da hingegen die itinerariſchen Weiten, auch die richtigſten, winklicht genommen ſind, ſo daß ſie größer ſind, als die wahre Entfernung, und man etwas von der Zahl der Meilen oder Leugen abziehen könnte. Zu Folge dieſer Beobachtung nun, kann die Vergleichung, geringere Meilen geben, als von ſieben hundert ein und ſechszig Ruthen; und geringere galliſche Leugas, als von eilf hundert und ein und vierzig Ruthen: größere aber kann ſie nicht geben, das Itinerarium müßte denn Brüche für volle Zahlen gerechnet haben, welches in der That vielmals geſchehen iſt; allein das kann doch nur einen geringen Unterſchied machen, und verdienet in gegenwärtigem Falle gar keine Achtung.

Erſtes Beyſpiel.

Von der Sternwarte zu Paris bis zum Glockenthurme zum heil. Kreuze in Orleans, geben die Triangel des Meridians fünf und funfzig tauſend und einige Ruthen: wenn man nun den Abſtand der Sternwarte von der Seine dazu nimmt, und den Abſtand der Kreuzkirche von der **Loire** abrechnet; ſo wird die Entfernung fünf und funfzig tauſend und ſechszig Ruthen ausmachen. Von **Lutetia** bis Genabum zählet die Antoniniſche Reiſecharte acht und vierzig tauſend Schritte, die Peutingeriſche ſieben und vierzig. Die fünf und funfzig tauſend und ſechszig Ruthen mit acht und vierzig dividiret, geben eilf hundert und ſieben und vierzig Ruthen. Die römiſche Meile iſt von ſieben hundert ein und ſechszig Ruthen, und die galliſche Leuga eilf hundert ein und vierzig; der Unterſchied beſteht nur in zwo hundert acht und achtzig Ruthen, deren geometriſcher Abſtand die Zahl der galliſchen Leugarum übertrifft. Dieß iſt ein Bruch von ungefähr einer galliſchen Viertel-Leuga, den der Reiſebeſchreiber vernachläßiget hat. Man hat Beyſpiele von dergleichen vernachläßigten Brüchen. Auf der großen Straße von **Lyon** nach **Bononien** l), vergleicht man fünf und zwanzig Leugas, mit ſieben und dreyßig Meilen, die doch nur vier und zwanzig und zwey Drittel Leugas machen: anderntheils vergleicht man zwey und zwanzig Leugas mit vier und dreyßig Meilen, die gleichwohl zwey und zwanzig und zwey Drittheil Leugas betragen.

Zweytes Beyſpiel.

Der geometriſche Abſtand der Stadt **Amiens** von **Beauvais** iſt acht und zwanzig tauſend Ruthen. Im Itinerario zählet man von einer dieſer Stadt zur andern, wenn man über **Cormeilles** (Curmiliaca) geht, fünf und

---

l) Pag. 362.

zwanzig tauſend Schritte. Acht und zwanzig tauſend Ruthen mit fünf und zwanzigen dividiret, geben eilf hundert und zwanzig Ruthen. Die Meile iſt ſieben hundert ein und ſechszig, die galliſche Leuga iſt eilf hundert ein und vierzig: der Unterſchied iſt fünf hundert ein und zwanzig Ruthen, oder man muß wenigſtens eine halbe galliſche Leuga für die Winkel der Wege abrechnen.

Drittes Beyſpiel.

Von **Amiens** nach **Härfleur**, oder **Hareflot**, giebt die Folge der Triangel eine gerade Weite von acht tauſend neun hundert Ruthen. Im Itinerario iſt der Weg von **Samarobrivæ** nach **Corocotinum**, (welches Harfleur und nicht **Crotoy** iſt, wie **Sanſon** und Herr von **Valois** m) geglaubet haben) vier und ſiebenzig tauſend Schritte. Dieſer Weg enthält neun Stationen. Acht tauſend neun hundert Ruthen, mit vier und ſiebenzig dividiret, geben tauſend drey und neunzig Ruthen. Die römiſche Meile hat ſieben hundert ein und ſechszig Ruthen, die galliſche Leuga, eilf hundert und ein und vierzig; es iſt alſo ein Unterſchied von drey galliſchen Leugis, die von den Buchten dieſes Weges, deren es viele giebt, herrühret.

Viertes Beyſpiel.

Von **Coſedia**, anjetzt **Coutance**, bis nach Fanum-Martis, oder **Famars**, giebt das Itinerarium zwey und dreyßig tauſend Schritte an. Der geometriſche Abſtand von **Coutance** auf die Anhöhe von **Famars**, iſt zwey und dreyßig tauſend zwey hundert und funfzig Ruthen. Von dieſer Höhe bis ins Dorf, das unten liegt, ſind achtzehn hundert Ruthen: es ſind alſo vier und dreyßig tauſend und funfzig Ruthen mit zwey und dreyßig zu dividiren, welches

ein

---

m) *Valeſ.* Notit. XV. 129.

ein tauſend und vier und ſechszig Ruthen Dividende giebt. Die römiſche Meile hat ſieben hundert ein und ſechszig Ruthen; die galliſche Leuga eilf hundert ein und vierzig: es iſt alſo ein Unterſchied von ſieben und ſiebenzig Ruthen auf eine Leuga, oder ungefähr ein Funfzehntheil, was man von der Weite im Itinerario, wegen der Krümmen und Unebenen der Wege in einem bergichten Lande, abziehen muß *n*).

Fünftes Beyſpiel.

Von der Höhe zu Famars nach Dreux, iſt die geometriſche Weite vier und ſiebenzig tauſend fünf hundert Ruthen, wovon denn, wenn man achtzehn hundert Ruthen, als den Abſtand der Höhe zu Famars vom Dorfe, abzieht, zwey und ſiebenzig tauſend und ſieben hundert bleiben. Von Fanum-Martis nach Durocaſſes iſt die Weite auf der Reiſecharte ſechs und ſechszig tauſend Schritte, welches denn in der Diviſion faſt eilf hundert und zwo Ruthen giebt. Die römiſche Meile iſt ſieben hundert ein und ſechszig Ruthen lang, und die galliſche Leuga eilf hundert ein und vierzig: folglich iſt der Unterſchied neun und dreyßig Ruthen auf eine Leuga.

Sechſtes Beyſpiel.

Von Dreux nach Paris durch Diodurum, iſt die geometriſche Weite ſieben und dreyßig tauſend Ruthen, die Weite im Itinerario iſt ſieben und dreyßig tauſend Schritte, welches im Dividiren tauſend Ruthen giebt, das heißt, hundert und ein und vierzig Ruthen weniger, als die galliſche Leuga, und zwey hundert neun und dreyßig Ruthen mehr, als die Meile. Vermuthlich machete dieſer Weg einen Winkel. Die Lage von Diodurum oder Diodurum

---

n) Man ſehe die Charte von Coutance, durch den la Pagiere, und die von Bayeux, durch den Abt Outier.

rum iſt unbekannt, ſein Namen hat einiges Verhältniß mit Dourdan-ſur-Orge: allein dieſe Aehnlichkeit machet noch allein keinen Beweis aus, daß ſie einerley geweſen.

Siebentes Beyſpiel.

Von **Paris** nach **Reims** gehen die Wege der Reiſecharten nicht durch ſolche Oerter, deren geometriſche Weite feſtgeſetzet iſt; und alſo muß man ſie übergehen.

Von **Reims** nach **Chalons** iſt die geometriſche Weite zwanzig tauſend und zwey hundert Ruthen. Die Weite im Itinerario auf dem Wege von **Lyon** nach **Boulogne** iſt ſieben und zwanzig tauſend Schritte, und achtzehn galliſche Leugas zwiſchen Duro Catelauni und Duro Cortorum, **Chalons** und **Reims**. Zwanzig tauſend zwo hundert Ruthen, mit ſieben und zwanzig dividiret, geben ſieben hundert acht und vierzig Ruthen, und mit achtzehn dividiret, geben eilf hundert zwey und zwanzig Ruthen; welches beweiſt, daß man auf einigen Stellen, etwas von denen im Itinerario angemerkten Zahlen abziehen müſſe, und dieſes wegen der krummen Wege: gleichwohl trägt der Unterſchied noch keine halbe Meile, in den ſieben und zwanzigen der Reiſecharte aus.

Achtes Beyſpiel.

Von **Reims** nach **Verdüm**, und von **Verdün** nach **Metz**, bemerket der Weg auf der Reiſecharte, einer gewiſſen Handſchrift zu Folge, zwey und ſechszig tauſend Schritte, und nach einer andern, drey und ſiebenzig. Die geometriſche Weite von **Reims** nach **Metz** iſt acht tauſend ein hundert Ruthen. Dieſe Zahl mit zwey und ſechszigen dividiret, giebt zwölf hundert zwey und neunzig, und mit drey und ſiebenzig dividiret, giebt ſie ein tauſend und ſieben und neunzig, das heißt, vier und vierzig Ruthen weniger als die galliſche Leuga. Das iſt nun ein Unterſchied von faſt drey galliſchen Leugis, wodurch der Weg im Itinerario die gerade Weite überſchreitet.

Neuntes Beyſpiel.

Von **Metz** nach **Toul** iſt der geometriſche Abſtand ſieben und zwanzig tauſend neun hundert Ruthen; im Itinerario iſt die Weite, laut einer Handſchrift, vier und zwanzig tauſend Schritte, und nach einer andern, fünf und zwanzig tauſend. Sieben und zwanzig tauſend neun hundert Ruthen, mit vier und zwanzig dividiret, geben eilf hundert ſechs und vierzig Ruthen, und mit fünf und zwanzigen, eilf hundert Ruthen. Die römiſche Meile hat nur ſieben hundert ein und ſechszig Ruthen, und die galliſche Leuga, eilf hundert ein und vierzig Ruthen.

Zehntes Beyſpiel.

Von **Reims** nach **Toul** iſt die geometriſche Weite ſieben und ſiebenzig tauſend ſechs hundert und ſiebenzig Ruthen. In **Antonins** Itinerario iſt die Weite nur vier und ſechszig tauſend Schritte, in **Peutingers** Tafel iſt ſie ſieben und ſiebenzig. Die ſieben und ſiebenzig tauſend ſechs hundert und ſiebenzig Ruthen mit vier und ſechszig dividiret, geben zwölf hundert und dreyzehn; mit ſieben und ſiebenzig dividiret, geben ſie ein tauſend und acht. Die römiſche Meile hat ſieben hundert ein und ſechszig Ruthen, die galliſche Leuga hat eilf hundert und ein und vierzig. Die Straße im Itinerario hat unfehlbar einige Zahlen zwiſchen den Poſten ausgelaſſen, und die in der **Peutingeri**ſchen Tafel machet einen Umſchweif, der ſie noch mehr von der geraden Ferne ablenket.

Eilftes Beyſpiel.

Von Metz nach Saverne iſt die gerade Weite funfzig tauſend Ruthen. Die Weite im Itinerario iſt vierzig tauſend Schritte auf zwo Stationen, zwanzig Meilen von Metz nach Dieuze, Decempagi, und zwanzig Meilen von da nach Saverne, Tabernæ. Eine Handſchrift bemerket acht und dreyßig von Metz nach Dieuze, welches acht und funfzig austragen würde. Die Reiſetafel zählet vier und zwanzig Meilen von Metz nach Dieuze, nämlich zwölf Meilen an den Ort, welchen ſie ad Duodecimum nennet, und zwölf Meilen von da nach Dieuze, Decempagi; das ſind nun vier und vierzig tauſend Schritte von da nach Saverne. Dieſe funfzig tauſend Ruthen mit vierzigen dividiret, geben im Abzuge zwölf hundert und funfzig Ruthen, mit vier und vierzigen aber, geben ſie eilf hundert ſechs und dreyßig Ruthen. Da nun die galliſche Leuga eilf hundert ein und vierzig hat: ſo machet das einen Unterſchied von zwo hundert und zwanzig Ruthen auf dem ganzen Wege; und die Zahl der vier und vierzig Meilen iſt offenbar diejenige, ſo man annehmen muß.

Zwölftes Beyſpiel.

Von Metz nach Sarbrück, Ponte Sarvix, im Itinerario, und Pons Saravi auf Peutingers Tafel, iſt die Weite vier und vierzig Meilen im Peutinger; und im Itinerario nur vier und zwanzig, eine offenbar falſche Zahl. Die geometriſche Weite iſt vierzig tauſend Ruthen, welche mit vier und vierzigen dividiret, neun hundert und neun Ruthen giebt. Iſt die Zahl von vier und zwanzigen gar zu klein, ſo iſt die Zahl vier und vierzig gar zu groß, oder der Weg machet wenigſtens einen Umſchweif. Die vierzig tauſend Ruthen mit vier und zwanzigen dividiret, würden ſechszehn hundert ſechs und ſechszig Ruthen geben;

die galliſche Leuga hat nur eilf hundert ein und vierzig Ruthen.

Dreyzehntes Beyſpiel.

Von Sarbrück nach Straßburg, Argentoratum, iſt die geometriſche Weite ſieben und zwanzig tauſend fünf hundert Ruthen. Die Weite im Itinerario iſt vier und zwanzig Meilen, laut einer Handſchrift, oder gar fünf und zwanzig nach einer andern. Sieben und zwanzig tauſend fünf hundert Ruthen, mit fünf und zwanzigen dividiret, geben eilf hundert; mit vier und zwanzigen, geben ſie eilf hundert ſechs und vierzig: die galliſche Leuga iſt eilf hundert ein und vierzig Ruthen.

Vierzehntes Beyſpiel.

Von Saverne nach Straßburg, bemerket das Itinerarium vierzehn tauſend Schritte, XIIII. Die geometriſche Ferne des Glockenthurms zu Straßburg nach Saverne, iſt ſiebenzehn tauſend zwey hundert und zwölf Ruthen; von welchen acht hundert Ruthen abgezogen, wegen des Abſtandes der Citadelle von der Cathedralkirche, nach den geſtochenen Grundriſſen, ſechszehn tauſend vier hundert und zwölf Ruthen bleiben werden. Dieſe Weite nun mit vierzehn dividiret, würde eilfhundert zwey und ſiebenzig Ruthen geben; die galliſche Leuga hat nur eilf hundert ein und vierzig Ruthen. Das iſt ein Unterſchied von vier hundert drey und vierzig Ruthen, welcher verſchwinden wird, wenn man entweder einen ausgelaſſenen Bruch einer Leugæ vorausſetzet, oder das alte Argentoratum vier hundert vier und dreyßig Ruthen näher hält, als die heutige Cathedralkirche.

Dieſen vierzehn Beyſpielen, deren geometriſches Maaß dasjenige iſt, was aus des Herrn Caſſini Beobachtungen herauskömmt, ſetzet Herr Freret noch das funfzehnte bey, welches von der Weite zwiſchen **Orleans** und **Tours**, von Genabum nach Cæſarodunum, hergenommen iſt, weil dieſes Beyſpiel beweiſen wird, daß die vorgetragenen Schwierigkeiten in Anſehung des Verhältniſſes dieſer zwo alten Städte, mit **Orleans** und **Tours**, gar keine Aufmerkſamkeit verdienen. Die **Peutingeriſche** Charte ſetzet ein und funfzig Meilen, oder ein und funfzig Leugas, zwiſchen Genabum und Cæſarodunum. Die Weite von **Orleans** nach **Tours**, wenn man der **Loire** folget, eine Weite die man zur Genüge kennet; weil man wegen Unterhaltung des Dammes beſtändig meſſen muß, iſt mehr als neun und funfzig tauſend Ruthen. Dieſe neun und funfzig tauſend Ruthen, mit ein und funfzig dividiret, geben eilf hundert acht und funfzig: die galliſche Leuga hat eilf hundert und ein und vierzig Ruthen.

In dieſen funfzehn angeführten Beyſpielen, giebt die Vergleichung des geometriſchen Maaßes mit dem Maaße der Reiſecharten, eine Zahl von Ruthen, die ſich von der Größe der römiſchen Meilen weit entfernet, und ſich der Größe der galliſchen Leugarum ungemein nähert; woraus man ſchließen muß, wie Herr Freret meynet: daß die Zahlen auf der **Theodoſianiſchen** Charte und in **Antonins** Itinerario, nicht für die Zahlen römiſcher Meilen; ſondern für die Zahlen galliſcher Leugarum müſſen gehalten werden: man müßte denn durch ein geometriſches und richtiges Maaß das Gegentheil beweiſen. Die Weiten die ſich auf den geographiſchen Charten befinden, die nicht geometriſch aufgenommen ſind, haben nicht Anſehen genug, um in einem Falle wie der gegenwärtige iſt, einen Ausſpruch zu thun. Jene Weiten ſind nach einer willkührlichen Schätzung der Größen der Leugarum angeſetzet, und die unter einander in einerley Contone ungleichen Leugæ, ſind niemals nach einem wirklichen Maaße geordnet werden; anſtatt daß die römiſchen Meilen und die galliſchen Leugæ eine feſtgeſetzte Größe hatten, die durch das öffentliche Anſehen eingerichtet, und durch Säulen angemerket war, die auf den Landſtraßen ſtunden.

Herr **Freret** merket an, daß der ſelige Herr **de Liſle** ſchon eben dieſen Einfall, von der Bedeutung derer in **Antonins** Itinerario und in **Peutingers** Tafel angemerkten Zahlen gehabt hat. Er war überzeuget, daß in dem Theile des oben feſtgeſetzten **Galliens**, dieſe Zahlen, Leugas, und keine Meilen angezeiget haben: allein er hatte keine Gelegenheit gehabt die Beweiſe ſeiner Meynung zu ſammeln; man hat unter ſeinen Schriften nichts davon gefunden. Er hatte indeſſen mit verſchiedenen ſeiner Freunde davon geſprochen, und eben nach ihm hat im 1723ſten Jahre, Herr **Lancelot** o) die Zahl acht und vierzig, welche das Itinerarium von **Paris** nach Genabum zählet, für galliſche Leugas, und nicht für römiſche Meilen genommen, die es von einer dieſer Städte zur andern gebe. Da aber Herr **Lancelot** dieſe Materien nicht unterſuchet hatte, und nicht wußte, worauf dieſe Meynung des Hn. **de Liſle** ſich gründete: ſo gab er in einer andern beſondern Abhandlung p) von der Stadt Genabum, die er im 1729ſten Jahre verlas, dieſe Zahlen für nichts anders als für römiſche Meilen aus. Herr **Weſſeling** erkennet in ſeiner vortrefflichen Auslegung über **Antonins Itinerarium**, welche im 1735ſten Jahre herausgekommen, in der That, daß die Wörter LEG. und LEVG. Legæ und Leugæ müſſen geleſen werden: allein, wenn die Vergleichung der Zahlen im Itinerario, mit neuern Weiten nicht übereinſtimmen: ſo erkläret er ſich lieber, daß dieſe Zahlen falſch ſind, als daß er ſie für galliſche Leugas annehmen will, welches gleichwohl den ganzen Widerſpruch zernichten würde.

---

o) Siehe die Memoires dieſer Akademie im VI. Bande p. 639. Pariſ. Ausg.

p) Ebend. VIII. B. p. 459. 460.

Wilhelms de Liſle Meynung alſo, muß auch noch für neu gelten, wie Herr Freret ſaget. Ihre Wichtigkeit in Anſehung der Erdbeſchreibung des alten Galliens, erfodert, daß ſie mit ſolchen Beweiſen vorgetragen werde, die die Welt in den Stand ſetzen können, von der Wahrheit zu urtheilen, und zu entſcheiden: ob in den Reiſecharten von Gallien, die Erdbeſchreiber dieſelbe annehmen oder verwerfen ſollen? und dieſen Endzweck hatte er ſich in gegenwärtiger Abhandlung vorgeſetzet.

XV.

Herrn Frerets Nachricht von derjenigen Reiſecharte, die Welſer unter dem Namen der Peutingeriſchen Tafel herausgegeben hat. 1738.

Die Alten haben den Gebrauch geographiſcher Charten ſchon gekannt. Erſtlich zeichnete man ſie auf die Oberflächen der Kugeln, damit die Meridianen und Parallelen wirkliche Cirkel ſeyn möchten. **Thales** und **Anaximander** hatten bereits dergleichen ſphäriſche Charten gemachet: allein die Schwierigkeiten dieſelben zu verfertigen, veranlaſſete, die Mittel auszuforſchen, wie man ſie auf platte Oberflächen tragen könnte. Diejenige, welche **Ariſtagoras** von **Milletus** mit ſich nach Griechenland brachte, und wovon **Herodot** redet, war von der letzten Art. Die große Leichtigkeit ſolche Charten zu zeichnen, vervielfältigte ſonder Zweifel deren Abſchriften: und wir können aus **Ariſtophans** Luſtſpiele **die Wolken** ſchließen; daß zu **Sokratens** Zeiten der Gebrauch derſelben in Athen ziemlich gemein geweſen ſeyn müſſe. Denn ohne dieſes würden die Spöttereyen des Dichters nicht verſtanden worden ſeyn; da **Ariſtophanes** auch den Pöbel zu lachen machen wollte: und daher kommen eben alle Grobheiten womit ſeine Stücke angefüllet ſind.

Die große Weite der römiſchen Eroberungen, und die Ferne, in welcher diejenigen Länder von Italien lagen, wohin man Kriegsheere ſchickete, deren Züge zum voraus geordnet werden mußten, gab gar leicht die Nothwendigkeit der Reiſecharten von größerer Weite zu erkennen: auf welchen die Stationen der Völker, und die Entlegenheit einer Station von der andern, deutlich angezeiget ſeyn konnten. Wir ſehen aus verſchiedenen Stellen im **Plinius**, daß auf des **Agrippa** Reiſecharten dieſe Weiten mit einer ſolchen Richtigkeit angegeben geweſen; daß man den Unterſchied einiger Meilen merken können, der ſich unter dem Maaße eines Landes, ſo die griechiſchen Erdbeſchreiber aufgezeichnet, und unter demjenigen befunden, welches dieſe Tafeln angaben.

Unter den Kaiſern theilete man dergleichen Charten unter die Feldherren aus, die man in einen Feldzug ſchickete; denen Magiſtratsperſonen die den Zug des Heeres anordnen ſollten, und ſelbſt denenjenigen, die die Aufſicht uber das öffentliche Fuhrwerk hatten. Der Beweis von allem dieſen ſindet ſich in Herrn **Weſſelings** Vorrede vor ſeiner vortrefflichen Ausgabe der Reiſebücher, ungeachtet er darinnen von **Peutingers** Charte nichts ſaget. Dieſem nun abzuhelfen, hat Herr **Freret** geglaubet, er müſſe eine Nachricht von dieſer alten Reiſecharte mittheilen, deren Geſchichte ihm nicht bekannt genug zu ſeyn geſchienen.

Die Abſchriften dieſer Charten welche man an die Generale und Obrigkeiten austheilete, enthielten nur ein einiges Land, und die Art wie man dieſe Abſchriften brauchete, erfoderte deren beſtändige Erneuerung: ſo daß es handgreiflich iſt, man habe die erſten Zeichnungen oder Originale davon aufheben müſſen. Er glaubet, daß die Erdbeſchreibung des **Ungenannten von Ravenna**, die nach der Zerſtörung des occidentaliſchen Reiches geſchrieben worden; wie der gelehrte Herausgeber dieſes Werkes gezeiget hat, offenbar nach einer ſolchen Reiſecharte verfertiget worden ſey, von welcher der Verfaſſer die Straßen abgeſchrieben, die Zwiſchenräume aber ausgelaſſen. Und hieraus muß man nach

---

a) *Franc. Irenicus* Exegeſis Germ. fol. 1518. Hagenoæ Lib. IX. Cap. 7.

nach dem Herrn Freret ſchlieſſen, daß ſich noch einige Abſchriften von dieſen Reiſecharten in den Bücherſälen, auch ſelbſt nach der Zerſtörung des occidentaliſchen Reiches, erhalten gehabt. Gleichwohl gedenken die Schriftſteller der mittlern Zeit, die nur allein von Reiſebüchern reden, dieſer Charten gar nicht. **Irenicus** iſt, ſo viel man weis, der erſte, welcher *a)* von einem Exemplare dieſer alten Reiſecharte redet, ſo er Itinerarium Auguſtanum nennet, und von Antonins Itinerario unterſcheidet. **Beatus Rhenanus** *b)*, welcher im 1547ſten Jahre geſtorben iſt, deſſen Werk aber erſt im 1551ſten Jahre gedrucket iſt, nennet dieſe Tafel Chartam provincialem. Er glaubet, ſie ſey von den Zeiten der letzten Kaiſer, und ſaget, er habe eine Abſchrift davon geſehen, welche **Conrad Celtes** entdecket, die zu **Augſpurg** in **Peutingers** Cabinette wäre. **Conrad Celtes** hat zu Ende des XV. Jahrhunderts gelebet und war ein Zeitverwandter des **Irenicus**.

Nach **Peutingers** im 1547ſten Jahre erfolgtem Tode, fand dieſes Exemplar ſich in ſeinem Cabinette nicht mehr: man entdeckete nur unter ſeinen Papieren zwey Fragmente von zwo alten Abſchriften dieſer Charte. **Welſer**, der ſich viele Mühe gegeben, um die alte vom **Conrad Celtes** entdeckete Copie zu finden, ließ dieſe zwey Fragmente ſtechen, und ſtellete ſie zu **Venedig** im 1591ſten Jahre mit einer Vorrede und Noten ans Licht; welche **Bertius** im 1619ten J. zu Ende ſeiner Ausgabe vom **Ptolomäus** wieder drucken ließ, aber ohne zu melden, daß ſie von **Welſern** wären.

Welſer, als ein reicher, gelehrter und neugieriger Mann, hatte nichts geſparet zu erfahren, wo **Peutingers** Original hingekommen wäre; allein ſein Suchen gelung ihm nicht eher, als im 1595 oder 1596ſten Jahre. Denn 1594, als er ſein Werk von der augſpurgiſchen Geſchichte heraus-

---

b) *Beat. Rhenan.* rer. Germ. Lib. 1. de Francia.

herausgab, hatte er von dieſem **Peutingeriſchen** Exemplare noch keine Kenntniß. Sobald er es nun gefunden (wir wiſſen nicht auf was für eine Weiſe), ſuchete er es bekannt zu machen: und nachdem er eine richtige Abzeichnung davon machen laſſen, ſchickete er ſie dem **Ortelius** zum Stechen zu. **Ortelius** ſtarb zu Anfange des 1598ſten Jahres, und die Charte, deren Stich ſchon ſehr weit mußte gekommen ſeyn, ward noch in demſelben Jahre von **J. Moreto**, der dem **Plantin** gefolget war, gedrucket. Eine Art von Zueignungsſchrift an **Welſern**, und ein Bericht an den Leſer, die bey den meiſten nachmaligen Ausgaben dieſer Charte weggelaſſen werden, berichten uns alles dieſes.

Im 1619ten Jahre gab **Bertius** zu Ende ſeines **Ptolomäi**, eine Copie dieſer Reiſecharte heraus, und auch die Zueignungsſchrift, aber ohne den Vorbericht an den Leſer. **Johann Moller**, Buchdrucker zu **Augſpurg** c) gab die dritte Ausgabe von **Peutingers** Tabelle heraus, ließ aber die Zueignungsſchrift und das Monitum weg. Dieſe Ausgabe ward vom **Janſon** nachgedrucket, und im 1659ſten Jahre in den ſechſten Band ſeines **Atlantis** eingeſchaltet. **Mollers** Ausgabe iſt nicht ſo richtig, als die erſte vom **Moreto**; es ſind ſogar wichtige Auslaſſungen darinnen: gleichwohl hat man dieſe fehlerhafte Ausgabe von **Mollern** in der Folio-Ausgabe von **Welſers** Werken zu **Nürnberg** im 1682ſten Jahre, und in der neuen Ausgabe von **Bergiers** Geſchichte der Landſtraßen, nachgeſtochen.

Das Original, welches auf Pergament war, hatte einen Schuh, Augſpurgermaaß, in der Höhe, und mehr als zwey und zwanzig Schuh in die Länge. Der Kupferſtecher verkürzete beyde Maaße ungefähr um zwey Drittheil. Die Größe der verkürzten Charte hat nur ſieben zwey und zwanzig Theile

c) *Merul.* Coſmograph. præfat. an. 1605.

Theile der Originalcharte, daher man denn an einigen Orten die Straßen ſchwerlich unterſcheiden kann, noch auch wiſſen, zu welcher Straße gewiſſe Zahlen gehören. Im Originale waren die Buchſtaben, ſowohl als die Namen der Oerter, römiſch geſchrieben; allein beyde gleichwohl in der longobardiſchen Geſtalt: wie in den MSS. der mittlern Zeit, wo es ſehr leicht iſt die Buchſtaben zu verwechſeln.

Was die römiſchen Zahlen betrifft, und da uns die verſchiedenen Leſarten der geſchriebenen Reiſebücher zeigen, daß man II. mit V. III. mit IV. und mit VI. und IIII. mit VII. vermenget hat, ſo kann man zuweilen muthmaßen: daß ſich auch in **Welſers** Abſchrift dergleichen Fehler eingeſchlichen haben können. Uebrigens beſchweret er ſich über die Unrichtigkeit des Kupferſtechers nicht, und gleichwohl war es ſchwer, ihm in dieſem Falle eine Genüge zu thun: denn ſein Grundſatz war, daß man bey Bekanntmachung der Denkmäler des Alterthums, nicht fürchten müßte, in der Richtigkeit gar zu gewiſſenhaft zu ſeyn: non ſatis relligioſus eſt, qui ſuperſtitioſus haberi metuit *d*).

Seit der Zeit hat man von **Welſers** Erben von dem Originale weiter nichts gehöret, bis ins 1715 Jahr, da **Peutingers** Bücherſammlung, bey dem Tode des **Deſiderius Peutingers**, vierten Nachkommens von **Conraden**, verkäufet werden ſollte. Damals gieng dieſes koſtbare Denkmaal in des **Prinzen Eugens** Bücherſchatz über, und iſt gegenwärtig auf der **kaiſerlichen königlichen Bibliothek**. Herr **de Liſle**, oberſter königlicher Erdbeſchreiber, ſchmäuchelte ſich einige Zeit vor ſeinem Tode, er würde dieſe Urſchrift mitgetheilet bekommen, und Herr **Freret** hat dieſe Nachricht von ihm ſelbſt. Der verſtorbene Herr **de Liſle** hatte im Sinne, aus dem Originale ſelbſt, die Wege und Zahlen

---

d) Vorrede zur Ausg. der Fragmente 1591.

Zahlen zu verbeſſern, die in der gedruckten Copie nicht allezeit deutlich genug ausgedrücket ſind.

Welſer hatte gewünſchet, man möchte eine Auslegung über dieſe Charte machen, wie er über die zu **Venedig** im 1591ſten Jahre herausgegebenen beyden Fragmente gethan *e*). Er hatte ſich deswegen an den **Merula** gewandt, dem er im 1597ſten Jahre durch den **Ortelius** und **Scioppius** ſchreiben laſſen; und ſchrieb ihm auch ſelbſt im 1598ten Jahre. **Merula** ſchien auch in ſeiner Antwort geneigt zu ſeyn, dieſe Arbeit zu unternehmen; allein nachmals beſann er ſich anders: und **Welſer** beklaget ſich in ſeinen Briefen ziemlich bitter über das Stillſchweigen, welches **Merula** ſeit der Zeit von dieſer Sache gegen ihn beobachtete.

Eine dergleichen Auslegung würde, wie Herr **Freret** anmerket, einen Menſchen erfodern, der in der Erdbeſchreibung ſo ſtark wäre, als in der Kritik: welches faſt allen denen fehlet, die von der alten Erdbeſchreibung geſchrieben haben; z. E. dem **Cellarius**, der oft ganzer drey Seiten anwendet, die Rechtſchreibung eines alten Namens aus einander zu ſetzen, z. E. **Brito**, oder **Britto**; **Britannia** oder **Brittania**; und dem es doch niemals eingefallen iſt, das Verhältniß der alten Weiten, mit dem geographiſchen Maaße der Neuern zu unterſuchen.

Wir ſehen aus **Maſſons** kritiſcher Geſchichte *f*), daß **Menſo Altingius**, welcher durch ſeine Kenntniß von Niederdeutſchland bekannt iſt, bey ſeinem Tode eine geſchriebene Auslegung über die ganze **Peutingeriſche** Charte hin,

---

e) *Welſer* Epiſt. ad *Scal.* an. 1599.

f) Vol. II. p. 309.

g) Hiſt. crit. Vol. XIV. p. 559. u. XV. p. 432.

*) Dieſer Wunſch iſt gar reichlich durch das ſo gelehrte als prächtige Werk des Herrn von Scheyb, in die Erfüllung gebracht. Aus demſelben werden auch

hinterlaſſen, die zum Drucke fertig geweſen, und einen Folioband würde gemachet haben. Dieß Werk war dem Herrn **Reland** zugeſtellet worden, welcher ſich eben anſchickete, es drucken zu laſſen, als er im 1718ten Jahre ſtarb, und nur ein und vierzig Jahre alt war *g*). Die Ausgabe dieſer Auslegung, dafern ſie jemals herauskömmt, würde dennoch die Ausführung von des **Herrn de Liſle** Anſchlage noch eben ſo nothwendig laſſen als zuvor; indem es in der Peutingeriſchen Charte Stellen giebt, die durchaus unverſtändlich ſind.

Es wäre zu wünſchen, daß die deutſchen Erdbeſchreiber darauf bedacht ſeyn möchten *).

XVI. Herrn

---

auch viele Fehler, die dem Herrn Freret in dieſer Abhandlung entwiſchet ſind, erkannt und verbeſſert werden können. Und nach dieſer ganz richtigen Ausgabe allererſt, die dem Originale in allem gleich iſt, wird man eine rechte Auslegung und Erklärung derſelben Charte machen können, welches bisher unmöglich geweſen iſt. G.

XVI.

Herrn Fourmonts Abhandlung, daß die ſiebenzig Dollmetſcher ihre Ueberſetzung, ſo wie ſie iſt, nicht anders, als nach einem punctirten hebräiſchen Texte haben verfertigen können. 1740.

Verſchiedene morgenländiſche Völker, unter andern die **Juden**, **Syrer** und **Araber**, auch diejenigen welche deren Schrift nebſt ihrer neuen Religion angenommen, z. E. die **Perſer**, **Türken** und indianiſchen **Mogoln**, bedienen ſich zum gemeinen Gebrauche, nur derer Buchſtaben, die zu Ausdrückung der Mitlauter gebrauchet werden. Der Leſer mag die Selbſtlauter hinzuſetzen, die nicht ausgedrücket ſind, und ohne welche gleichwohl die Mitlauter nicht ausgeſprochen werden können. Bey dieſen dreyen Arten der Schrift, hat die Nothwendigkeit, daß man die Selbſtlauter ausſprechen muß, es ſey nun, wenn man junge Leute im Leſen und in der Sprachlehre unterrichtet, oder bey anderer Gelegenheit; als wenn von ausländiſchen Namen der Städte und Perſonen die Rede iſt, gewiſſe Zeichen erdenken lehren, die die Selbſtlauter andeuten. Dieſe Zeichen ſind die Puncte, oder die Accente, die außer der Linie, über, oder unter die Mitlauter hinzugeſetzet werden, mit welchen ſie in der Ausſprache verbunden ſind.

Das Alterthum der Mitlauterpuncte, denn ſo nennen die Sprachlehrer ſie, iſt eine Frage, darüber man lange geſtritten hat. Sehr berühmte Verfechter des hebräiſchen Textes, haben ſich mit den Vertheidigern der Ueberſetzung der ſiebenzig Dollmetſcher verbunden, um zu behaupten, dieſe Puncte wären eine neue Erfindung. Der Unterſchied welcher ſich in der Art findet, wie die ſiebenzig Dollmetſcher und der h. **Hieronymus** die Selbſtlauter in einerley hebräiſchen Wörtern hinzugefüget haben, hat ihnen zu beweiſen geſchienen: daß zur Zeit der ſiebenzig Dollmetſcher die Selbſtlauterpuncte der **Maſſora** noch nicht erfunden geweſen.

Dieſe Folgerung iſt dem Herrn **Fourmont** nicht gar zu richtig vorgekommen, welcher verſichert iſt: daß man daraus nur ſo viel ſchließen könne, daß die ſiebenzig Dollmetſcher, und die **Maſſorethen**, einerley Wörter verſchiedentlich ausgeſprochen. Er hat ſich alſo unternommen zu beweiſen; daß bey verſchiedenen Gelegenheiten dieſer Unterſchied uns verpflichte zu erkennen: daß die ſiebenzig Dollmetſcher nach einem punctirten, aber an gewiſſen Stellen übelpunctirten Exemplare überſetzet haben. Dieſes hat ſie, wie er meynet, in Irrthum verführet, und gemachet, daß ſie einigen hebräiſchen Wörtern eine Bedeutung beygeleget haben, die ſich mit der Folge der Rede ſchlecht zuſammen reimete; die aber dennoch die einzige geweſen, welche man eben dieſen Worten, auf eine gewiſſe Art punctiret, geben konnte.

Wären dieſe Wörter nicht punctiret geweſen: ſo hätten die ſiebenzig Dollmetſcher die Freyheit gehabt, unter denen verſchiedenen Bedeutungen, die dieſe Wörter annehmen konnten, eine Wahl zu treffen. Die Folge der Rede hätte ihre Wahl beſtätiget, und mit einer auch nur mittelmäßigen Kenntniß der Sprache, würden ſie die Fehler vermieden haben, darein ſie gefallen ſind; und dieſen Worten keine Bedeutung gegeben haben, die den Sinn der ganzen Rede zu Grunde richtet. Ein einziges Beyſpiel wird dieſes deutlich machen.

Das aus dreyen Mitlautern zuſammen geſetzte Wort דבר, welches im Habacuc III. 5 ſteht, kann Dabar, die Rede, Dibber, er hat geredet, und Deber, die **Peſt**, ein allgemeines Sterben, heißen. Die **Vulgata** hat überſetzet, ante faciem ejus ibit mors, und das iſt der nothwendige Sinn dieſer Stelle; welchen auch **Aquila**, **Symmachus** und andere alte Ausleger angenommen haben. Die ſiebenzig Dollmetſcher haben dieß Wort durch λογος **Rede** überſetzet: ante faciem ejus ibit ſermo, welches gar keinen Verſtand giebt. Sie haben bloß daher ſo überſetzet, weil ſie der falſchen Punctirung gewiſſenhaft gefolget ſind, Dabar für Deber *). In des 88ſten Pſalms 11ten Verſe haben die ſiebenzig Dollmetſcher geleſen רֹפְאִים ἰατροὶ, Rôpheim, anſtatt רְפָאִים Rephâim, und überſetzt: an Medici laudabunt te? welches alle andere überſetzen: an mortui? Bloß eine falſche Punctirung konnte ſie hier auf die Aerzte bringen; von denen in dieſem Pſalme gar nicht die Rede iſt, und die auf dieſer Stelle einen lächerlichen Verſtand geben. Mehrere Beyſpiele würden unnützlich ſeyn: dieſe werden ſchon hinreichen, die Stärke von Herrn **Fourmonts** Beweiſe begreiflich zu machen.

Die Alten haben die Verdienſte und Geſchicklichkeit der ſiebenzig Dollmetſcher ungemein gelobet; viele Neuere, inſonderheit unter den Hebraiſirenden, ſind auf der entgegen geſetzten Seite zu weit gegangen. Herr **Fourmont** hält einen weislichen Mittelweg, und ohne daß er die Fehler zu entſchuldigen begehret, die man in ihrer Dollmetſchung ſpüret; ſo glaubet er doch, man müſſe ſie nicht ſowohl ihnen, als der Punctirung ihres Exemplars beymeſſen. Er meynet, ihr Exemplar ſey in **Chaldäa** geſchrieben und punctiret geweſen, von wannen dieſe Dollmetſcher nach **Alexandrien** gekommen waren. Dieſe Sache ſcheint ihm auch aus denen chaldäiſchen Bedeutungen erwieſen zu ſeyn, die dieſe Dollmetſchung ſehr häufig den hebräiſchen Worten beyleget. Wir ſehen aus den Mundarten aller Sprachen, Beyſpiele dieſer verſchiedenen Bedeutungen eines und deſſelben Wortes.

XVII. Herrn

---

*) Wie aber? Wenn die 70 Dollmetſcher anſtatt λογον, geſchrieben hätten λοιμον, die Peſt, oder das Sterben. So fiele der ganze Beweis des Hrn. Fourmonts hin: wie leicht aber hat ein Jota

den

XVII.

Herrn Mahudels Abhandlung von dem Anſehen, welches die Spottnamen, oder lächerlichen Zunamen in der Geſchichte haben können. 1738.

In dem Studio der Geſchichte darf nichts vernachläßiget werden: die allerniedrigſten, gröbſten oder ehrenrührigſten Ausdrücke, und die allezeit nur ein Eigenthum des gemeinſten Pöbels zu ſeyn geſchienen, ſind dennoch deswegen der Aufmerkſamkeit der Gelehrten nicht unwürdig. In der That, wenn man ſich, ſo bald man das Leben berühmter Leute lieſt, ſogleich bemühet, in der Erzählung ihrer Handlungen, oder in der Abſchilderung ihres Characters und ihrer Sitten, zu entdecken: was ihnen doch gewiſſe ehrenvolle Beynamen zugezogen hat? um wie vielmehr ſollten wir nicht neugierig ſeyn zu erfahren, was ihnen zuweilen empfindliche und poſſierliche Zunamen zugezogen hat? Die ernſthafteſten Geſchichtſchreiber haben ſichs ja nicht zu ſchlecht gehalten, ihre Erzählungen damit anzufüllen; ſo ernſthaft ſie auch ſonſt geweſen: und Herr **Mahudel**, welcher dieſe Materie abgehandelt hat, findet ſie ſo wenig der Unterſuchung eines Gelehrten unwerth, daß er ſich vielmehr nur wundert, daß ſich noch niemand die Mühe gegeben, ihm zuvor zu kommen.

Herr **de la Roque** hat in ſeinem Tractate von dem Urſprunge der Namen, auf eine ſehr kleine Seite, den Artikel der Spottnamen oder lächerlichen Beynamen gebracht. Er hat die Sache nicht zu ergründen begehret, und das

---

von den alten Abſchreibern im griechiſchen Texte überſehen werden können? Der zweyte Beweis könnte durch ein bloßes Verſehen der Ueberſetzer wegfallen. Denn **Ludewig Capells** Gründe wider die Puncte, ſind gewiß viel ſtärker, als dieſe. G.

wenige, was er davon ſaget, geht nur die neuere Geſchichte an.

Herr **Spanheim** hat ſich im zweyten Bande ſeines Werkes von der **Vortrefflichkeit und dem Nutzen alter Münzen**, über den Urſprung dieſer Art von Namen etwas weitläuftiger aufgehalten, ungeachtet er ſie nur in den Geſchlechtern der römiſchen Republik, und nach dem Verhältniſſe betrachtet, was ſie mit den conſulariſchen Münzen haben. Da es aber kein Land und keine Zeit gegeben, da man ſich ihrer nicht bedienet, um die Leute zu ſchildern; und da man ſich ihrer noch heutiges Tages bey allen Völkern oft bedienet: ſo erfodert dieſe Unterſuchung, da ſie allgemeiner wird, auch eine viel mehrere Weitläuftigkeit. Herr **Mahudel** indeſſen hat ſie in die gehörigen Gränzen einſchließen wollen, das heißt, auf den Nutzen und das Anſehen, welches die Spettnamen in der Geſchichte haben können; und begnüget ſich daher in dieſem erſten Theile, ſie genau zu beſchreiben, nachmals ihre Natur und ihren Urſprung zu unterſuchen, und ihren Unterſchied aus Beobachtungen anzuzeigen; die aus den Beynamen der berühmteſten Leute der alten und neuern Geſchichte, ja auch aus der Geſchichte der mittlern Zeit genommen ſind: um ſo viel als möglich die anſcheinende Niedrigkeit der Materie, durch die Wahl der Beyſpiele zu heben.

Ein jeder weis, daß die Beynamen, überhaupt betrachtet, Zuſätze zu dem eigenen Namen der Leute ſind, um ſie von denen in ihrer Familie, in einer Stadt, oder in einem Staate zu unterſcheiden, die einerley Namen mit ihnen führen; und daß dieſe Beynamen aus irgend einem dieſer Perſon eigenen Charactere genommen ſind, um ſie auf

---

a) Pabſt **Sergius** der IV.

b) Kaiſer **Friedrich** der I.

c) **Conrad**, **Uladislaus** Königs von Pohlen Sohn, Loripes genannt.

d) **Herbert** Graf von **Mayne** im 1035ſten Jahre.

auf eine minder zweydeutige Art anzudeuten. Dieß iſt ein allgemeiner Begriff, der mit allen Zunamen verknüpfet iſt, ſowohl mit denen, die ernſthaft, als mit denen die lächerlich ſind, nur mit dem Unterſchiede, daß die ernſthaften Zunamen nur dahin zielen, in gehörigen Ausdrücken, es ſey im Guten oder im Böſen, bloß einen einfältigen und natürlichen Begriff der Perſonen, ſo wie ſie ſind, zu machen; dahingegen die andern mit dieſem Begriffe noch etwas lächerliches verbinden, und ihn faſt allezeit derjenigen Perſon nachtheilig machen, denen man ihn beyleget. Dieſes Lächerliche entſteht nicht nur aus einer gezwungenen Wahl niedriger Ausdrücke, die geſchickt ſind dieſe Beywörter nachdrücklicher oder beißender zu machen; ſondern daraus, daß man ſie oft auf ſolche Perſonen anwendet, die außerdem anſehnlich ſind. Dieſes wirket eine ſeltſame Widrigkeit von ernſthaften und poßierlichen, edeln und niedrigen Begriffen, die ſeltſam gegen einander ſtreiten: ſo wie bey einerley Gegenſtande diejenigen ſeyn können, die eine hohe Geburt mit niederträchtigen Empfindungen; die königliche Majeſtät mit ſolchen Ungeſtaltheiten des Körpers, die bey dem Pöbel für ſchimpflich gelten; eine anſehnliche Würde mit verderbten Sitten, oder einen ſtolzen Titel mit der Faulheit und Blödſinnigkeit verbinden.

Wenn man alſo neben den eigenen Namen eines Pabſtes, eines berühmten Kaiſers, eines großen Königes, eines prachtvollen Prinzen, eines berühmten Feldherrn, die Beynamen **Schweinsrüſſel** *a*), **Rothbart** *b*), **Krummfuß** *c*), **Hundewecker** *d*), **mit dem Brodte im Maule** *e*) u. ſ. w. findet, ſo wird dieſe Verbindung faſt allezeit den Begriff eines mehrern, oder wenigern Lächerlichen erwecken *).

---

e) Ein berühmter Kriegsmann im königl. Heere. Sein Namen ſteht in einer Erzählung des Barthelemi de Drack, Kriegsſchatzmeiſters im 1339ſten Jahre.

*) Der Hr. Verf. dieſes Artikels

Wenn Herr **Menage** die Ableitung des Wortes Sobriquet (**Spottnamen**) ſuchet; wie man gemeiniglich dergleichen Beynamen zu benennen pfleget: ſo leitet er es von dem lateiniſchen Subridiculum ab; welches der Italiener durch Subridicchio giebt, wie er von oculus, occhio und von ſpeculum, ſpecchio machet. Von Subridicchio iſt alſo in dieſer Sprache Subrichietto, und allmählich Sobrichietto geworden; wovon das franzöſiſche Wort entlehnet zu ſeyn ſcheint.

Da indeſſen die Griechen die Spottnamen eben ſo gut kannten als wir, und ſie noch auf eine feinere Art anwendeten: ſo könnte man wohl bis zu ihnen hinauf gehen, den Urſprung dieſes Wortes zu ſuchen. Herr **Moiſant de Brieux**, welchen Herr **Menage** anführet, will denſelben in dem Worte Ὑβριστικὸν, Vbriſticum, Subriſticum gefunden haben: woraus denn Subriſtichetum geworden wäre. Was ſeiner Meynung günſtig ſeyn könnte, iſt die Art wie **Spartian** in dem Leben des **Caracalla**, das Wort Diaſyrticum Διασυρτικὸν, faſt in eben dem Sinne gebrauchet hat: non abs re eſt etiam Diaſyrticum quiddam in eum dictum addere.

Was nun den Urſprung dieſer Zunamen betrifft, ſo iſt es unnütz ihn anderswo zu ſuchen, als in der Bosheit derer die ihn geben; und in den wirklichen oder ſcheinbaren Mängeln derer, denen ſie gegeben werden. Dieſe Bosheit läßt ſich inſonderheit an denen Perſonen aus, deren Glückſeligkeit

---

tikels vergißt, wider die Gewohnheit ſeiner Landesleute, ganz die Geſchichte ſeines Vaterlandes: gerade, als ob es nicht auch in Frankreich ſpöttiſche Beynamen der Könige gegeben hätte. Wer kennet nicht **Ludewigen** den Schwachen, **Karlen** den Kahlen, **Ludewigen** den Stammler, u. a. m. aus neuern Zeiten, die in den Geſchichten bekannt ſind? Viel beſſere Zunamen hat die Welt und die Geſchichte den Churfürſten von Brandenburg, und Königen von Preußen gegeben: wenn ſie ſelbige, **Albert Achilles**, ſeligkeit oder Reichthum den Neid erwecken, oder deren Anſehen, es ſey ſo gerecht es wolle, unerträglich zu ſeyn ſcheint. Sie ſcheuet weder die geiſtliche Mütze noch den Zepter, und iſt eine Quelle, die für einen aufwiegleriſchen Pöbel nie verſieget. Ja dieſe Merkmaale ſeiner Rache ſind um ſo vielmehr zu ſcheuen, da es nicht nur unmöglich iſt, deren Urheber zu entdecken und zu ſtrafen; ſondern da auch weder das Anſehen, noch die Gewalt, noch die Zeit, vermögend ſind ſie zu tilgen.

Bey Gelegenheit dieſes unauslöſchlichen Kennzeichens (wenn es erlaubet iſt, allhier dieſen Ausdruck zu gebrauchen) erinnere man ſich der vergeblichen Mühe, die ein gewiſſer Erzherzog **Friedrich** anwendete, den Zunamen **Leerbeutel** ins Vergeſſen zu bringen, der ihn beleidigte. Der Pöbel eines Landes, wohin er verbannet war, hatte ihm denſelben zur Zeit eines Unglücks gegeben, welches ihn in große Nothdurft brachte. Als nun ein beſſer Glück ihn wieder in ſeine Staaten einſetzete, ſo mochte er immerhin, ſeinen Reichthum zu beweiſen, ſogar das Dach ſeines Palaſtes vergulden laſſen: den Zunamen mußte er beſtändig behalten.

Karln von Sicilien, mit dem Zunamen ohne **Land**, gieng es faſt eben ſo. Dieſen Zunamen hatte man ihm gegeben, weil er wirklich lange Zeit ſeiner Staaten beraubet geweſen war: allein er verlor ihn nicht, auch als **Robert** ſein Vater ihm **Calabrien** abgetreten hatte.

Achilles, **Johannes Cicero**, **Joachim Neſtor**, **Joachim Hektor**, **Friedrich Wilhelm** der Große, **Friedrich** der Weiſe, oder **Salomon**, **Friedrich Wilhelm** der Rüſtige, oder **Pelopidas** genennet haben.

Sonſt hat man in dem ältern Hauſe von **Brandenburg** auch **Markgraf Otten** mit dem Pfeile, und einen mit dem eiſernen Zahne gehabt; und ſelbſt der von **Albrecht** dem **Bären**, iſt ihm eben ſo wenig ſchimpflich geweſen, als **Heinrich** dem Leuen. **G.**

Aus dieſen Beobachtungen von dem Urſprunge und der Beſchaffenheit dieſer Art von Zunamen, iſt leicht zu begreifen, was das für Quellen ſind, woraus man ſie ſchöpfet. **Cicero** giebt ſie uns zu erkennen, wenn er von den Quellen des Lächerlichen redet: Materies omnis ridiculorum eſt in iſtis vitiis, quæ ſunt in vita humana *f*). Alle Unvollkommenheiten des Leibes, alle Fehler des Verſtandes der Menſchen, ihre Sitten, ihre Leidenſchaften, ihre übeln Gewohnheiten, ihre Laſter, ihre Handlungen, ſie ſeyn beſchaffen wie ſie wollen, alles trägt das Seine dazu bey. **Quintilian** leitet ſie aus eben dieſen Quellen her: Riſus, ſaget er, oriuntur ex corpore ejus in quem dicimus, aut ex animo, aut ex *factis*: er füget hinzu, aut ex iis quæ ſunt extra poſita *g*); welches ſich auf unzähliche Zufälle beziehet, die die Geburt, den Stand, das Glück, den Tod und das Leben, angehen, lauter unerſchöpfliche Quellen von Veränderung.

Was ihre Geſtalt betrifft, ſo beſtehe dieſelbe nicht allein in dem Gebrauche bloſſer Beywörter: man hebt ſie oftmals noch durch figürliche Ausdrücke, deren einige zuweilen nur ein bloſſes Wortſpiel ſind; z. E. in dem *Biberius Mero*, anſtatt Tiberius Nero, wegen ſeiner Begierde zum Weine *h*); und in dieſem, Cacoergetes, ſo man **Ptolomäus** dem VII. Könige von **Aegypten** angehangen: um ihn einen böſen Prinzen zu ſchelten, und als eine Anſpielung auf **Evergetes**, ſo einen wohlthätigen Prinzen anzeiget *i*). So iſt auch der Namen **Epimanes**, den man **Antiochus** dem IV. gegeben: welcher, anſtatt **Epiphanes**, oder **vortreſſlicher** König, welchen Titel er an ſich geriſſen, nur einen Raſenden anzeiget *k*).

Andere

---

f) De Orat. Lib. II.

g) Inſtit. Orat. Lib. II.

h) In caſtris Tiro etiam, tum propter nimiam vini aviditatem, pro Tiberio, *Biberius*, pro Claudio *Claudius*, pro Nerone *Mero* vocabatur. *Suet.* in Tiber.

i) *Diod. Sicul.* Excerpta.

k) *Polyb.* in Fragm. e L. 16.

l) Tiber ward wegen ſeiner Schwelgerey ein alter Bock genannt.

Andere ſind ironiſch und auf Gegenwahrheiten gedrehet: wie der Titel Poeta Laureatus, welchen die Engländer den ſchlechten Dichtern geben.

Es giebt deren oftmals einige, deren Bosheit in der Entlehnung des Namens irgend eines Thieres, oder einer berühmten Perſon beſteht: die in der Geſchichte ihrer Figur oder ihren Laſtern nach angemerket ſind; und die man mit der Perſon in Vergleichung ſtellet, die man ſchimpfen will. Die Syrier zogen aus der Aehnlichkeit von **Antiochus** des VIII. krummer Naſe, mit einem Greifenſchnabel, den Beynamen **Grypus**, den er auch behalten hat: und man kennet in der alten Geſchichte zur Genüge die Prinzen und berühmten Leute, die man **Bock** *l*), **Schwein** *m*), **Eſel** *n*), **Kalb** *o*), **Stier** *p*) und **Bär** *q*) genannt hat; ſo wie man heute zu Tage, die Namen **Silen**, **Aeſopus**, **Sardanapal**, **Meſſalina**, denen Perſonen giebt, die ihnen der Geſtalt, oder den Sitten nach gleichen.

Von allen figürlichen Ausdrücken aber ſind diejenigen, welche die ſinnreicheſten Spottnamen abgeben (wenn man zugeben will, daß noch einiges Salz in ſolchen Einfällen des Witzes ſey) diejenigen, die auf eine Kenntniß beſonderer Vorfälle anſpielen, deren Begriff etwas anmuthiges oder lächerliches darbeuth.

Dieſe verſchiedenen Geſtalten laſſen ſich auf viere einſchließen, die eben ſo viel Gattungen poſſierlicher Beynamen geben. Diejenigen, deren Beylegung gleichgültig iſt;

---

nennt. S. Julians Kaiſer, den Sueton, und Spanheim.

m) *Cicero in Verrem.*

n) Aſinus. *Varro de re ruſt.* Lib. II. *Aſinius Pollio. Aſinia familia.*

o) Voconius Vitulus aus der Voconiſchen Familie.

p) Statilius Taurus aus dem Geſchlechte Statilia.

q) Bernhard von Aſcanien zweyter Sohn Albrechts, mit dem Zunamen der Bär.

diejenigen die nicht ſonderlich ſchaden; diejenigen die ſchimpflich ſind; und diejenigen die rühmlich ſind.

Um zu den erſten Gelegenheit zu geben, hat man nur eine Neigung zu irgend einer ſonderbaren Mode im Kopfputze, in Schuhen, oder in der Kleidung; irgend eine beſondere Angewohnheit, oder eine nicht ſonderlich wichtige Handlung äußern dörfen. Daher rühren die Zunamen Pogonatus, oder **Langbart**, den man **Conſtantin** dem V. **Conſtantinopolitaniſchen** Kaiſer gegeben; **Gekrauſt**, wie König **Boleslaus** von Pohlen; Griſegonelle, wie **Gottfried** der I. Graf von Anjou; **Kurzmantel**, wie **Heinrich** der II. König von England; **Langdegen**, wie **Wilhelm** Herzog von **Normandie**; und **Hacke**, wie **Balduin** der VII. Graf von **Flandern** genannt werden, und die dem Ruhme eines Prinzen niemals haben ſchaden können.

Die Römer nannten dergleichen Beynamen Signum r), und die That da man ſelbige beyleget, ſignificare s).

Die von der zweyten Art haben irgend eine kleine Unvollkommenheit des Leibes oder Verſtandes, oder gewiſſe Begebenheiten und Thaten zum Gegenſtande; die, ob ſie gleich unſchuldig ſind, dennoch etwas Lächerliches an ſich haben. Dieß hat **Cicero** durch Turpicula, Subturpia, und quaſi deformia t), verſtanden. Wenn **Sokrates**, z. E. ſich über den Beynamen **Stumpfnaſe** nicht empfindlich bezeigete: ſo würden ſehr viel andere ſich darüber entrüſten. Der Beynamen der **Speyer**, war dem **Uladislaus**, Könige von Böhmen, gar nicht rühmlich; der Beynamen **Sidetes**, war dem **Antiochus** Könige von Syrien, ein

Vorwurf

---

r) *Iul. Capitol.* in Gordiano. Cap. 1.

s) *Lampridius* in Commodo. Cap. 2.

t) Libr. II. de Orat.

u) Gregariorum militum calcea-

Vorwurf ſeiner unmäßigen Luſt zum Jagen; der Beynamen des Caligula betraf nur ſeinen Zwang, allezeit als ein ſchlechter Fußknecht geſchuhet zu gehen u). Und dieſes drückten die Römer durch die Redensart aus, Appellatio nugatoria & mimica.

Die von der dritten Gattung ſind viel beißender, indem ſie die Ungeſtaltheiten des Körpers und die wichtigſten oder größten Widrigkeiten des Glückes zum Gegenſtande haben; deren Schmach zuweilen ſchwerer zu ertragen iſt, als der Schmerz, womit ſie verbunden ſind. Juvenal hat dieſes in Anſehung der Armuth gar wohl angemerket:

> Nil habet infelix paupertas durius in ſe
> Quam quod ridiculos homines facit - - - x).

Das mindeſte Lächerliche wird unerträglich, wenn irgend ein immerwährendes Beywort uns zwingt, beſtändige Acht darauf zu haben.

Die Griechen drückten dieſe Art von Spottnamen durch die Worte Διασυρμὸς oder Διασυρτικὸν; und die Lateiner durch Dictum mordax, Appellatio ignominioſa et probroſa, Cognomen e contumelia, und Maledictum, aus: und das verſtehen auch die Italiener durch Detto pungente, oder Bottone.

Die vierten haben keinen andern Gegenſtand, als die größten Seltenheiten des Körpers, das Edelſte des Verſtandes und Herzens, das Vortrefflichſte in den Sitten, und das Größte in den Handlungen. Die Eigenſchaft dieſer Beynamen iſt, daß ſie auf eine luſtige Art bezeichnet ſind;

---

calceamentum. *Tacit. Lib.* I. Quem militari vocabulo Caligulam appellabant, quia plerumque ad concilianda vulgi ſtudia eo tegmine pedum induebatur.

x) *Satyr.* III.

ſind; und die ungeachtet ſie in den Spott einſchlägt, dennoch allezeit einen rühmlichen Begriff hinterläßt.

So ſind die Beynamen **Eiſernarm**, und **Eiſenſeite**, deren einer **Balduin** dem I. Grafen von **Flandern**, der andere **Edmunden** dem II. Könige von **England** zugetheilet ward, wirkliche Lobeserhebungen der Leibesſtärke, womit dieſe Prinzen begabet geweſen: ſo wie der Beynamen, der **Zauderer**, welcher faſt allezeit ärgerlich iſt, **Fabius dem großen**, zu einer Vertheidigung ſeiner Kriegsliſt wird: ſo wie der Beynamen **Ohne Furcht**, **Richards Herzogs der Normandie**, und **Johanns Herzogs von Burgund** Unerſchrockenheit bezeuget.

Die Beynamen dieſer Art kommen mit dem Scommate der Griechen, welches die Lateiner angenommen haben, überein: die letztern geben es durch Cavillum und zuweilen durch Dicterium. **Makrobius** erkläret es ſo[y]: **Der unter der Larve der Feinheit oder Spaßhaftigkeit verborgene Spott, der oftmals eine Wahrheit unter dem Scheine eines ganz entgegen geſetzten Begriffes verbindet; und deſſen Stachel insgemein mehr anmuthiges als Bitterkeit bey ſich führet.** In dieſem Sinne nennen die **Italiener** ihn Motto.

Außer den weſentlichen Characteren, welche den allgemeinen Unterſchied unter den lächerlichen Beynamen ausmachen, giebt es noch zufällige Charactere, die wiederum beſondere Gattungen derſelben verurſachen. Einige können ſich auf verſchiedene Perſonen ſchicken, dergleichen ſind die

---

[y] Morſus figuratus, quia ſæpe fraude vel urbanitate tegitur, unde aliud ſonat, aliud intelligas; nec tamen ſemper ad amaritudinem vergit, ſed nonnunquam in quos jacitur et dulce eſt. *Lib.* VII. *Saturn. Cap.* 3.

[z] Quamvis provincias et exercitus

Beynamen, einäugicht, pucklicht, hinkend, böſe; andere werden nicht leicht anders, als für einen einzigen gebraucht, z. E. der Beynamen **Kopronymus**, den man **Conſtantin** dem IV. **Caracalla**, den man dem vierten der **Antoninen**, und **Plantegeneſt**, den man **Gottfrieden** dem V. Grafen von **Anjou** gegeben.

Es giebt noch andere, die das Merkmaal des Ortes an ſich tragen, wo ſie geſchmiedet worden, es ſey bey Hofe, oder in der Stadt, oder im Heere. Die erſten kennet man an der feinen Art zu denken, die den Hofleuten eigen iſt. Man findet viele von dieſer Art in **Plutarchs** Leben berühmter Männer, in **Suetons** Leben der zwölf erſten Kaiſer, und in **Julians** ſinnreicher Stachelſchrift auf die Cäſare ſeine Vorgänger.

Man kann z. E. drey dieſer Zunamen anführen. Der erſte heißt, Parietarius, und ward vom **Conſtantin** dem **Trajan**, aus einer Art von Eiferſucht gegeben, die die Ehre erweckete, welche ihm durch die Menge derer Aufſchriften erwuchs, die er zu ſeinen Ehren auf allen Arten von Gebäuden erblickete. Der andere iſt, Callipides, welchen **Tiber** getragen z), welcher alle Jahre vorgab: er bereite ſich zu einem groſſen Unternehmen, und daher prächtiges Geſchirr und unſägliche Mengen von allerhand Kriegsvorrath zuſammen bringen ließ, die allemal vergeblich waren a); und der dritte Capella, welchen **Conſtantins** Hofleute dem **Julian** anhiengen; um ihn über ſeiner Grille zu verſpotten, daß er immer, wie die Philoſophen ſeiner Zeit thaten, einen überaus langen Bart trug.

Die

---

exercitus reviſurum ſe ſæpe pronunciaſſet, et prope quotannis profectionem præpararet, vehiculis comprehenſis, commeatibus per municipia et colonias diſpoſitis . . . . . ut jam per jocum Callipides vocaretur. *Suet.* in *Tiber.* XXXVIII.

a) *Ammian. Marcell.*

Die Spottnamen oder Beynamen, die die Einwohner einer kleinen Stadt, eines Fleckens oder Dorfes einander geben, beſtehen gemeiniglich nur in einigen ſo niederträchtigen und groben Beywörtern, daß keine Ehre dabey herauskommen würde, Beyſpiele davon anzuführen.

Ganz anders iſt es mit denjenigen, die in dem Innerſten der Läger entſpringen: dieſe haben ein ſo freyes und lebhaftes Weſen an ſich, welches den Kriegsleuten eigen iſt. So war derjenige beſchaffen, den dem **Julius Cäſar** diejenigen Soldaten überlaut gaben, die ihn bey ſeinem Siegsgepränge über die Gallier begleiteten; als ſie bey ihrem Eintritte in **Rom** den Männern zuriefen, ſie ſollten ihrer Weiber hüten *b*). So war der Beynamen **die Hand am Degen**, wodurch **Aurelians** Soldaten ſeine Geſchwindigkeit und Redlichkeit bezeugeten *c*); ſo war der Namen **Köpfebrecher**, unter welchem ein gewiſſer **Simon** bekannt war, welcher ſich durch ſeinen Heldenmuth in dem Heere **Ludwigs**, Grafen von **Flandern** hervorthat; und der Namen **Küraß**, den man dem großen **Conde** beylegete.

Endlich giebt es noch erbliche Beynamen, die, da ſie erſt einer einzigen Perſon beygeleget geweſen, nachmals auf die Nachkommen übergegangen ſind, und ihnen ſtatt eigner Namen gedienet haben.

Dergleichen ſind die meiſten Zunamen berühmter **Römer** zur Zeit der Republik, welche die Urheber der römiſchen

---

b) Urbani ſervate uxores, Mechum calvum adducimus. *Suet.* in *Jul.*

c) Huic ſignum exercitus appoſuerat, *Manus ad Ferrum.* Vopiſc. in *Aurel.*

d) Antiq. L. IV.

e) Ein Spottnamen des Hugo Königs von Frankreich, Urheber des Capetiſchen Stammes. Er ward ihm nach einigen Geſchichtſchreibern, deßwegen gegeben, weil er ſchen Geſchichte, die in griechiſcher Sprache geſchrieben haben, ihnen für ſo eigen gehalten, daß ſie ihnen nur die lateiniſche Endung genommen haben, wie **Dionyſius von Halikarnaß**, mit Ῥȣ̃φος und Κορȣ̃τος gethan hat *d*). Denn man bilde ſich nicht ein, wie einige Alterthumsforſcher gethan haben, daß die obrigkeitlichen Perſonen, auf deren Münzen man die Zunamen findet, OEnobarbus, Naſo, Craſſipes, Scaurus, Bibulus, Leute aus den Geſchlechtern Domitia, Axſia, Furia, Æmilia, Calpurnia geweſen, welche **rothe Bärte, lange Naſen, übelgeſtalte Füße, große Hacken** gehabt, und **dem Weine ergeben** geweſen. Es hat vielmehr in dieſer Republik gewiſſe Familien gegeben, die ihren Namen nur aus einem ſolchen Spottnamen gezogen, den der erſte dieſer Familie bekommen; wie das Geſchlecht Claudia ihn von einem **Hinkenden** überkommen. Eben ſo iſt es in vielen andern Ländern gegangen, und wenn wir nur in Frankreich ſtehen bleiben, ſo finden wir ja ſolche poſſierliche oder verächtliche Spottnamen, die erblich geworden ſind, z. E. Capet *e*), Paillard *f*), Grognet *g*), und eine Menge anderer, die in einer ſpäten Nachkommenſchaft, den Schimpf ihres Urſprunges verloren haben, und ſogar rühmlich für diejenigen geworden ſind, die ſie anjetzt führen: indem ſie eine ſo lange Reihe von Ahnen zählen, bis ſie auf den erſten ihres Geſchlechtes hinauf kommen, dem man denſelben gegeben.

Cicero hat die Eitelkeit noch höher getrieben *h*): denn da man ihm zur Zeit ſeines Conſulats gerathen, denjenigen Namen wegzulaſſen, der nur eine Benennung der

Kunſt,

---

er einen dicken Kopf gehabt, und nach dem Paſquier in ſeinen Recherches Lib. 18. c. 45 wegen einer Kopftracht die dieſer König beſtändig trug. Du Cange nennet dieſe Tracht Cappa, man ſehe ſein Gloſſarium. NB. Das deutſche Kappe. Darum nennen ihn die alten deutſchen Geſchichtſchreiber Hug Schappler.

G

f) Paillard, d'*Urfé*.

g) Grognet, de *Vaſſe*.

h) Plutarch in Cicerons Leben.

Kunſt, und einem ſeiner Vorväter gegeben worden war, welcher in demjenigen Theile des Gartenbaues ein Meiſter geweſen, der die Bearbeitung der Erbſen betrifft: ſo hat er geantwortet: „er dächte dieſen Namen zu heben, und ihn „berühmter zu machen, als der Namen Scaurus, Catulus und verſchiedener andern berühmten Leute der Re„publik ihre wären, die durch das Erbſchaftsrecht eben der„gleichen führeten.„

Nunmehr wollen wir auf den Gebrauch der Spottnamen in der Geſchichte kommen, und bey der Zeitrechnung als der Seele derſelben, den Anfang machen. Man muß geſtehen, daß wenn etwas vermögend iſt die Verwirrung zu mindern, welche eine Menge ähnlicher Gegenſtände in dem Gemüthe verurſachen kann; dergleichen die erſtaunliche Menge Könige und regierender Herren iſt, welche in den alten und neuern Monarchien, einander unter einerley Namen gefolget ſind: es die Aufmerkſamkeit auf die Beynamen iſt, wodurch ſie ſich unterſchieden haben. Dieſe Beynamen helfen uns ſehr diejenigen Prinzen erkennen, auf deren Zeit die Vorfälle gezogen werden müſſen, und denſelben ihre feſten Zeitpuncte zu ſetzen.

Ihr Gebrauch iſt nothwendig, um den Geſchlechtregiſtern der Familien, die die größten Reiche und die geringern Staaten beſeſſen haben, diejenige Deutlichkeit zu geben, die ihnen weſentlich iſt.

Eben

---

i) Alexander der I. König von Macedonien.

k) Alexander der III. König von Macedonien, Ptolomäus der I. König von Aegypten.

l) Ptolomäus der I. König von Aegypten, Antiochus und Demetrius der I. Könige von Syrien.

m) Antiochus der IV. König von Syrien, und Ptolomäus der V. König von Aegypten.

n) Ptolomäus der III. König von Aegypten.

o) Antonin der I. Kaiſer, Antiochus der X. König von Syrien.

p) Ludwig der I. Kaiſer und König von Frankreich.

Eben aus Mangel der Beynamen iſt das Geſchlechtregiſter der **Pharaonen**, von welchen **Joſephus** und **Euſebius** ſagen, daß ihre Namen vielmehr Würden, als die Familie anzeigen, ſo dunkel. Wie ſehr hingegen erſparet nicht die Behutſamkeit dieſelben denen aus der Ordnung der Zahlen gezogenen Beynamen hinzu zu fügen, viele Verſehen und Irrthümer in der Geſchichte der **Alexander** von **Macedonien**, der **Ptolomäer** von **Aegypten**, der **Antiochier** von **Syrien**, der **Mithridate** von **Pontus**, der **Nikomeden** von **Bithynien**, der **Antoninen** und **Conſtantinen** des Reiches, der **Ludwige** und **Karle** in Frankreich, u. ſ. w? Wenn die Beywörter, der **Reiche** *i*), der **Große** *k*), der **Erhalter** *l*), der **Erlauchte** *m*), der **Wohlthätige** *n*), der **Gottsfürchtige** *o*), der **Gütige** *p*), der **Vortreffliche** und **Gerechte**, womit die Völker einige der Prinzen aus dieſen Häuſern beehret haben, im Gedächtniſſe einen Eindruck zurück laſſen der ſtärker iſt, als diejenigen die aus der Ordnung der Zahlen des erſten, zweyten, dritten, u. ſ. w. entſteht: ſo machen die poſſierlichen Beynamen, **Greiſennaſe** *q*), der **Bauchigte** *r*), der **Flötenſpieler** *s*), der **Weibiſche** *t*), Martel *u*), **Thunichts** *x*), der **Geſchrammte** *y*), ebenfalls Eindrücke, deren Spuren eben ſo tief ſind.

Wenn **Horaz** das Ernſthafte mit dem Scherzhaften vergleicht, ſo giebt er ohne Bedenken dem letztern den Vorzug:

Diſcit

---

q) **Antiochus** der VIII. König von Syrien, Grypus.

r) **Ptolomäus** der VII. König von Aegypten, Phyſko.

s) **Ptolomäus** der XI. König von Aegypten, Auletes.

t) **Antonin** der V. Kaiſer, Gunis.

u) **Karl**, Maire des Palaſts.

x) **Ludwig** der V. König von Frankreich.

y) **Heinrich**, ein Sohn Ludwigs Prinzen von Ligny, mit dem Beynamen Stigmaticus, der Geſchrammte.

Diſcit enim citius meminitque libentius illud
Quod quis deridet, quam quod probat et veneratur z).

Wie viele berühmte Familien giebt es nicht in den alten und in den Monarchien der mittlern Zeit, deren Aeſte nur durch die Spottnamen derer Häupter unterſchieden ſind, welche in denſelben unterſchiedene Stämme anfiengen, wie man in den römiſchen Familien ſieht: z. E. die Domitia, deren zween Aeſte ein jeder zum Stammhalter einen Mann mit einem poſſierlichen Beynamen haben; der eine **Calvinus** a), und der andere **Ahenobarbus** b): und in dem **Corneliſchen Hauſe**, aus welchem die **Scipionen** waren, in welchem der erſte, der den Zunamen **Naſica** hatte, ſeinen Namen einem Aſte gegeben, der mit dem **africaniſchen** nicht vermenget werden darf.

Ein ander weſentlich Stück der Geſchichte, iſt die Darſtellung der Charactere ſolcher verſchiedenen Perſonen, die ſie auf den Schauplatz führet. Dieſes nun thun die Beynamen, durch Ausdrücke, die gleichſam kurze Abſchilderungen der berühmteſten Männer ſind. Allein, man muß in Anſehung der Aehnlichkeit, worinnen doch das ganze Verdienſt eines Gemäldes beruhet, geſtehen, daß die poſſierlichen Beynamen über die ernſthaften die Oberhand behalten.

Die erſtern betrügen ſelten, weil ſie faſt allemal die Charactere, der Wahrheit nach ausdrücken. Es ſind unverwerfliche Zeugniſſe; Entſcheidungen ſind es, die der Mund eines ganzen Volkes ausſpricht: es ſind Züge eines freyen Griffels, der nach dem Leben zeichnet; es ſind kühne Striche eines Pinſels, die nicht nur das Aeußere eines Menſchen ſchildern, ſondern uns auch ſein Verborgenſtes noch zeigen.

So

---

z) Lib. II. Epiſt. 1.

a) Domitius *Calvinus*.

b) Domitius *Ahenobarbus*.

So wird uns die Finſterniß des Urſprunges von **Michael** dem V. **Conſtantinopolitaniſchen** Kaiſer, deſſen Aeltern Schiffe ausbeſſerten, durch ſeinen Beynamen Calaphates erinnert, eben wie die niedere Geburt Pabſt **Benedicts** des XII. eines franzöſiſchen Beckers Sohn, durch den Beynamen Jacques du Four, der ihm als Cardinal beygeleget ward; und die Schande der ehemaligen Handthierung des **Valerius Maximianus**, nachmaligen Kaiſers, durch den Beynamen Armentarius.

Der für **Ottons** Herzogs von Sachſen Sohn ſo glückliche Zufall, welcher ihn zum Kaiſerthrone erhob, und als er ſichs am mindeſten verſah, die Nachricht davon mitten auf einer Jagd bekam, iſt durch den Namen **der Vogler** berühmt, der ihn von allen **Heinrichen** unterſcheidet.

Die Begierde des Kaiſers **Leo**, den Bilderdienſt zu zernichten, iſt in dem Ausdrucke Iconoclaſtes ſehr wohl ausgedrücket.

Das Unglück, welches **Friedrich** der I. Herzog von Sachſen erlitt, als ſein Vater ihn gefangen hielt, iſt durch den Zunamen **mit dem Biſſe** merkwürdig geworden, den er behalten hat.

Der ſchimpfliche Tod des letzten von den **Antoninen**, deſſen Körper die Soldaten in die **Tiber** warfen, nachdem ſie ihn durch die Gaſſen von **Rom** geſchleppet hatten, wird nie vergeſſen werden, ſobald man die Beynamen Tractitius und Tiberinus erblicket, die ihm, wie **Aurelius Victor** will, ſollen gegeben worden ſeyn.

Herr **Mahudel** ſetzet ſich vor, in einer zweyten Abhandlung auch die andern Theile der Geſchichte, noch durchzugehen, in welchen die Kenntniß der Spottnamen einen großen Nutzen haben kann.

◆◆◆◆◆

XVIII.

Des Herrn Abtes Souchay Unterſuchung einer Stelle in des Plinius X Buche 50ten Briefe.

1740.

Plinius ſchreibt dem **Trajan**, daß es auf den Gränzen von **Nikomedien**, in finibus Nicomediæ, einen ſehr großen See gäbe, daß man auf dieſem See, in Böthen, mit wenigen Koſten und geringer Mühe, Marmor, Holz, u. ſ. w. bis an die Landſtraße führen kann; von dort an wäre man genöthiget, ſich der Karren zu bedienen, um ſie bis an die See zu bringen: und dieß wäre ſehr beſchwerlich und koſtete viel Geld. Er ſetzet hinzu: daß das Werk, welches dieſem abhelfen könnte, viel Arbeiter erfoderte: hoc opus multas manus poſcit: allein es fehlte nicht daran, indem die Stadt und das Land ſehr volkreich wären, und ein jeder ſich zudringen würde, an ein ſo nützliches Werk die Hand zu legen.

Ich habe nicht weit davon, fährt **Plinius** fort, das heißt nahe bey dem See, ein großes Becken gefunden, welches ehemals ein König graben laſſen: allein man weis nicht gewiß, ob es die Waſſer von den herumliegenden Feldern aufſammeln, oder dieſen See mit einem benachbarten Fluſſe vereinigen ſollen; denn das Becken iſt unvollkommen liegen geblieben. Ego per eadem loca invenio foſſam a Rege percuſſam, ſed incertum, utrum ad colligendum humorem circumjacentium agrorum, an ad communicandum flumini lacum; eſt enim imperfectus.

Der Ausdruck foſſa percuſſa hat einigen Perſonen Schwierigkeit gemachet, deren Beyfall ſonſt von großem Gewichte iſt. Sie haben dafür gehalten, foſſam percutere wäre nicht gut Latein: denn außer, daß dieſe Redensart nichts bedeute, ſo wäre ſie auch ungewöhnlich, man fände ſie in keinen guten Schriftſtellern; anſtatt daß, wenn man das Wort perducta, welches ſich von ſelbſt darbiethet, an die Stelle ſetzet, man der Stelle des **Plinius** allen Verſtand und alles Licht gäbe, was ihr fehlet.

Der Herr Abt **Souchay**, welcher die Vertheidigung des Worts percuſſa übernommen, bemerket ſogleich, daß kein einziges weder gedrucktes noch geſchriebenes Exemplar perducta hat, und daß niemand, weder Herausgeber, noch Ausleger, noch Dollmetſcher, ſich an die Stelle foſſa percuſſa geſtoßen hat; daß man folglich ein Geſetz der Kritik verletzen würde, wenn man hier die mindeſte Aenderung vornähme; und daß man vielmehr ſchließen müſſe, die verworfene Stelle ſey gut Latein, wenigſtens zu der Zeit geweſen, da **Plinius** geſchrieben.

Er bemerket hierauf, daß dieſes auch **Burmanns** Meynung ſey *a*); der eine Art von axioma daraus machet, welches die Herausgeber des Theſauri *R. Stephani* und des Theſauri *Fabri* angenommen haben: Foſſam percutere, premere, deprimere, ſaget **Burmann**, ætatis argenteæ ſunt.

Der Ausdruck, davon hier die Rede iſt, ſteht nicht nur im **Plinius**, ſondern man findet ihn auch im **Frontin** *b*): Flavius Fimbria in Aſia . . . . adverſus filium Mithridatis brachiis a latere ductis, deinde foſſa in fronte percuſſa, quietum in vallo militem tenuit; nun iſt **Frontin** des **Plinius** Zeitgenoß.

---

a) In *Quintilian.* Declam. III.

b) Strateg. Lib. III. Cap. 17. no. 5.

Noch mehr, **Plinius** hat in gegenwärtiger Stelle das Wort perducere nicht brauchen dörfen; und dieſes deswegen: dieß Wort heißt von einem Puncte zum andern ziehen, und machet dem Verſtande einen Begriff von einer Länge, ohne auf die Tiefe zu denken. **Plinius** kann aber nicht entſcheiden: ob dieß Becken gedienet haben ſoll, das Gewäſſer von den umliegenden Feldern aufzufangen, oder den See mit einem nahen Fluſſe zu vereinigen? incertum. Hätte er ſich nun des Wortes perducta bedienet, ſo ſcheint es, er würde entſchieden haben, was er doch unentſchieden laſſen will.

Es bleibt alſo gewiß, daß man in des **Plinius** Stelle nichts ändern muß, und daß foſſam percutere ein ſehr guter lateiniſcher Ausdruck iſt. Es iſt in dieſer Redensart eine Art von Ellipſis, percutere iſt eben das, als quatere valde, ferire; percutere foſſam kömmt alſo auf dieſe Umſchreibung heraus, ferire terram ita, ut fiat foſſa.

XIX.

Des Herrn Abtes Sevin Beobachtungen über den Text des Pauſanias. 1739.

Es giebt unter den Handſchriften der königl. franzöſiſchen Bibliothek, Auszüge aus dem **Strabo**, dem **Dio Caſſius**, dem **Pauſanias**, dem h. **Baſilius**, und verſchiedenen andern, ſowohl geiſtlichen als weltlichen Schriftſtellern. Der Verfaſſer dieſer Auszüge, in welchen die Stellen von Wort zu Wort abgeſchrieben ſind, iſt ein gewiſſer **Phralites**, welcher ſaget: er habe ſein Werk im 1431ſten Jahre Chriſti vollendet.

Damals hob man noch Handſchriften auf, die jetzund gar nicht mehr vorhanden ſind; und da diejenigen die wir vom **Pauſanias** noch übrig haben, nicht leicht älter ſind, als die Erfindung der Druckerey: ſo hat der Herr Abt **Sevin** geglaubet, daß man mit Beyhülfe gegenwärtiger Sammlung, einige verderbte Stellen dieſes Erdbeſchreibers wieder würde zurecht bringen können. Hier ſind die verſchiedenen Leſarten, welche **Phralites** in demjenigen Exemplare gefunden, welches ihm in die Hände gefallen war.

Pauſanias erzählet a): daß **Kleopatra**, in der Abſicht ihren Sohn der Krone zu berauben, einige ihrer Verſchnittenen, mit Wunden bedecket öffentlich dargeſtellet; daß dieſer Anblick die Einwohner von Alexandrien aufgebracht; und daß **Ptolomäus** mit dem Zunamen **Lathyrus**, ſich durch eine ſchleunige Flucht vor der Wuth ſei-

---

a) Libr. 1. p. 21.

ner Unterthanen retten müſſen, die ihn im Verdachte hatten, er hätte dem Leben der Königinn nachgeſtellet: τέλος δὲ, ſaget er, καταςτήσασα ὃς μάλιςα τῶν εὐνόχων ἐνόμιζεν εὔνους, ἠπείγετο σφᾶς εἰς τὸ πλῆθος. Die Herausgeber, welche geglaubet haben; daß das Zeitwort ἐπείγετο weder die Klagendung, noch ſonſt irgend eine andere Endung zu ſich nehme, haben ἐπήγετο an die Stelle geſetzet: und es ſcheint, daß die Wahrheit dieſer Leſart durch die Handſchrift beſtätiget werde, deren Phralites ſich bedienet hat, und alſo künftig nicht mehr in Zweifel gezogen werden könne.

Einer von den merkwürdigſten Umſtänden in dem Leben des Iſokrates, iſt nach eben dieſem Schriftſteller *b*), dieſes: daß er bis in ſein acht und neunzigſtes Jahr fortgefahren iſt, Unterricht zu geben. Hier ſind ſeine Worte: κεῖται δὲ ἐπὶ κίονος Ἰσοκράτους ἀνδριὰς, ὃς ἐς μνήμην τρία ὑπελίπετο· ἐπιμονώτατον μὲν, ὅτι οἱ βιώσαντι ἔτη δυοῖν δέοντα ἑκατὸν, οὔποτε κατελύθη μαθητὰς ἔχειν. Anſtatt der dritten Vergleichungsſtaffel ἐπιμονώτατον, lieſt man in der königlichen Handſchrift, ἐπιπονώτατον, und dieſe Leſart kömmt mit dem Sinne des Verfaſſers vollkommen überein; welcher ſich vorſetzete einen dem Iſokrates ganz eigenen Vortheil zu erheben: den ſein ſo hohes Alter nicht genöthiget hatte, die beſchwerlichen Beſchäfftigungen zu unterbrechen, die ihm oblagen; ἀνὴρ ἐπίπονος iſt ein arbeitſamer, unermüdlicher Menſch, laboris patiens. In dieſem Sinne nimmt es Plutarch *c*): τίς ἂν εἴη οὕτως ἐπίπονος καὶ μετάβολος καὶ παντοδαπὸς ἄνθρωπος ὥστε πολλοῖς ἑαυτὸν ἐξομοιοῦν καὶ προσαρμόττειν. Kurz, der Ausdruck ἐπίπονος iſt gerade derſelbe als der, πονικώτατος, deſſen Diogenes Laerz ſich bedienet, wenn er von dem Stoiker Chryſippus redet, der eine ungeheure Menge Bücher geſchrieben hatte.

Auf

---

b) Pag. 4[illegible]

c) Tom. II. pag. 96.

Auf der 46ſten Seite wird von einer Liſt der **Phryne** geredet, welche, da ſie aus dem Munde des **Praxiteles** ſelbſt hören wollte, auf welches von ſeinen Werken er das meiſte hielt, einen Bedienten bekaufete, der ihm melden mußte, das Haus ſtünde im Feuer; troß der Gewalt der Glut aber, habe man doch einen Theil der Bildſäulen gerettet. **Praxiteles** eilete heraus, und es entfuhr ihm der Ausdruck: er habe weiter kein Unglück zu ſcheuen, dafern die Flammen die Bildſäule der **Liebe** und des **Satyrs** verzehret hätten: *Πραξιτέλης δὲ αὐτίκα ἔθει διὰ θυρῶν ἔξω, καὶ οἱ καμόντι οὐδὲν ἔφασκεν εἶναι πλέον, εἰ δὴ καὶ τὸν Σάτυρον ἡ Φλὸξ καὶ τὸν Ἔρωτα ἐπέλαβε.* Das Mittelwort *καμόντι* giebt gar keinen Verſtand. Die Handſchrift hat *κακόν τι*, welches den Gedanken des **Praxiteles** in ſein völliges Licht ſetzet. Dieſer vortreffliche Künſtler war überzeuget, daß die Bildſäulen des **Satyrs** und der **Liebe** ſeine Meiſterſtücke wären, und glaubete alſo mit Rechte: daß wenn dieſe zwey Stücke dahin wären, der Verluſt der übrigen ſeinem Unglücke nichts hinzufügen könnte.

Xerxes ſchickete, nach des **Pauſanias** Berichte *d*), einen Theil ſeines Heeres mit dem Befehle ab, den Tempel zu **Delphis** zu plündern. Die Nacht überfiel dieſe Mannſchaft, und da ſie laut gewiſſen Anſcheinungen ſchloſſen, der Feind wäre nicht weit, ſo verſchoſſen ſie alle ihre Pfeile gegen die Felſen. Den folgenden Tag griffen die **Megarer** ſie an, und ſchlugen ſonder Mühe ſolche Soldaten, die aus Mangel der Waffen, nicht im Stande waren ſich zu wehren: *οἰομένους δὲ στράτευμα ἐγγὺς εἶναι πολέμιον, ἀφιέναι τῶν βελῶν.* In der Handſchrift iſt dieſe Redensart ſo abgefaſſet: *πειρωμένους δὲ εἰ στράτευμα ἐγγὺς εἴη πολέμιον*; welches ſo viel bedeutet, die Perſer hätten, aus Furcht vor einem Hinterhalte, durch Pfeilſchüſſe zu erforſchen geſuchet, ob ſich nicht die Griechen in den

---

d) Pag. 96.

hohlen Bergen verſtecket hielten, die den Weg nach **Delphos** verſchloſſen. Uebrigens ſcheinen beyde Leſarten gleichgut zu ſeyn, und der Herr Abt **Sevin** hat die aus der Handſchrift nur angezeiget, damit ſie denen Gelehrten nicht unbekannt bliebe, die etwa vom **Pauſanias** eine neue Ausgabe möchten beſorgen wollen.

Dieſer Schriftſteller beſchreibt e) **Memnons** coloſſaliſche Bildſäule, und merket mit vieler Deutlichkeit den Ort genau an, wo ſie geſtanden: παρέχε δὲ πολλῷ μάλιςα (θαυμάσαι) Αἰγυπτίων ὁ κολοσσὸς ἐν Θήβαις ταῖς Αἰγυπτίαις διαβᾶσι τὸν νεῖλον πρὸς τὰς Σύριγγας καλουμένας· ἔςι γὰρ ἔτι καθήμενον ἄγαλμα ἠλεῖον, Μέμνονα ὀνομάζουσιν οἱ πολλοί. Die Auszüge des **Phralites** biethen hier ziemlich anſehnliche Veränderungen dar. Das Ende gegenwärtiger Stelle ſieht darinnen ſo aus: πρὸς τὰς Σύριγγας καλουμένας ὁδὸν, ἔςι καθήμενον ἄγαλμα ἡλίου, in welchem Falle man ſie ſo überſetzen müßte: **Eine Sache die noch bewundernswürdiger iſt, iſt der Koloſſus, den man in dem ägyptiſchen Theben, an dem Ufer des Niles erblicket, der zu den unterirrdiſchen Gängen führet, die unter dem Namen der Syringen bekannt ſind. Dieſer Koloſſus iſt eine ſitzende Säule der Sonnen, oder nach der gemeinſten Sage, des Memnons.**

Was den erſten Theil des Textes betrifft, ſo brauchet er nicht nothwendig verbeſſert zu werden; mit dem andern aber iſt es nicht ſo beſchaffen. Das Wort ἠλεῖον kann gar keine vernünftige Erklärung bekommen: und **Sylburg** hat gar wohl geſehen, daß die Zeugendung ἡλίου ſich auf dieſer Stelle unendlich beſſer ſchicken würde; eine Muthmaſung,

e) Pag. 101.

f) Man ſehe den Strabo im I. B. a. d. 816. S. den Philoſtratus VI. B. 3. Cap. Plinius maßung, die man nicht in Zweifel ziehen kann, wenn man die königliche Handſchrift anſieht.

Wir müſſen auch nicht vergeſſen, daß **Joſeph Scaliger** in ſeinen Noten über des **Euſebius** Chronik, dieſem Uebel abhelfen wollen, da er das Wort ἠλεῖον, in ἠχεῖον verändert hat. Er unterſtützet dieſe Aenderung mit verſchiedenen Zeugniſſen der Alten, davon die mehreſten verſichern: daß **Memnons** Bildſäule eine Art von Klange gegeben, wenn die Sonnenſtralen ſie beſchienen; allein wenn man alles wohl erwägt, ſo iſt es beſſer, man halte ſich an die Leſart der Handſchrift. Es ſcheint wenigſtens, daß **Pauſanias** hier im Sinne habe, die Verſchiedenheit der Meynungen in Anſehung des Gegenſtandes anzuzeigen, welchen der **Koloſſus** vorſtellen ſollte. Einige ſagten: er wäre der Sonnen, andere dem **Memnon** zu Ehren gemachet. Er füget hinzu, der größte Haufen ſey der letzten Meynung zugethan; und dieſe iſt auch in der That die einzige, die bis auf uns gekommen iſt *f*).

Pauſanias erzählet *g*) die nichtigen Bemühungen derer, die ſich beſtrebet hatten, den **Iſthmus** bey **Korinth** zu durchſchneiden: ὃς δὲ, ſchreibt er, ἐπεχείρησε Πελοπόννησον ἐργάσασθαι νῆσον, προαπέλιπε διορύσσων ἰσθμόν, καὶ ὅθεν μὲν διορύσσειν ἤρξαντο, δῆλόν ἐστι. Man lieſt in der königlichen Handſchrift, ἤρξατο, welches ſich mit dem Anfange der Redensart beſſer reimet, der nur eine einzige Perſon angiebt, und nicht viele.

Zwo Zeilen tiefer wird angeführet, daß **Alexander** mit ſehr ſchlechtem Erfolge verſuchet, den Berg **Mimas** zu durchſtechen: Ἀλεξάνδρῳ δὲ τῷ Φιλίππου διακόψαι Μίμαντα ἐθελήσαντι μόνον τοῦτο οὐ προεχώρησε τὸ ἔργον.

Die

---

nius XXXVI. B. 7. C. und den Tacitus im II. B. ſeiner Annal.

g) II. B. pag. 111.

Die Handſchrift hat τῶν ἔργων. Eine zierlichere Art zu reden als die im Gedruckten, und davon es nicht ſchwer fallen würde, ziemlich viel Beyſpiele anzuführen.

Man findet a. d. 149ſten S. die Geſchichte des **Glaukus** eines Sohnes des **Epicydes**, welcher in dem Vorhaben eine Beylage zu verläugnen, das **Delphiſche** Orakel zu Rathe zog. Der über die Frechheit des Menſchen entrüſtete Gott, antwortete ihm: die Strafe die auf ſein Verbrechen gehörete, würde bis auf ſeine Nachkommen gehen: τούτοις ἦν ἄρα ὁμολογοῦντα, ἡνίκα ἡ Πυθία Γλαύκου τοῦ Ἐπικύδους Σπαρτιάταις βασιλεύσαντος ἐπίορκα ὀμόσαντος, καὶ τοῦδε εἶπεν ἐς τοὺς ἀπογόνους κατιέναι τὴν δίκην. In des **Phralites** Auszügen ſieht dieſe Stelle ſo aus: ἡνίκα ἡ Πυθία Γλαύκου τοῦ Ἐπικύδους Σπαρτιάτῃ βουλεύσαντι ἐπίορκα ὀμόσαι, καὶ τοῦδε εἶπεν ἐς τοὺς ἀπογόνους κατιέναι τὴν δίκην.

Es ſind zwo Beobachtungen bey dieſer Stelle zu machen. Erſtlich dieſe, daß **Phralites** aus Verſehen, Γλαύκου anſtatt Γλαύκῳ geſchrieben, denn ſonſt wäre gar keine Wortfügung. Zum andern, daß das Zeitwort βασιλεύσαντι nicht beſtehen kann: man muß βουλεύσαντι leſen, wie in den Auszügen ſteht; und dann verſchwinden alle Schwierigkeiten. In der That, **Herodot**, der älteſte von allen denen, die der Falſchheit des **Glaukus** gedenken, giebt ihm den Königstitel nicht. Dieſer Spartiat iſt, wie eben dieſer Geſchichtſchreiber verſichert *b*), nur drey Generationen vorher gegangen, die **Herakliden**, welche zu derſelben Zeit in **Lacedämon** regiereten, ſind uns vollkommen bekannt, und es iſt kein einziger darunter, welcher **Glaukus** geheiſſen.

Er war ein Mann, deſſen Redlichkeit und Frömmigkeit ganz Griechenland verehrete. Ein **Mileſier**, der ein

Be-

---

b) Pag. [illegible]

Bewunderer ſo vieler Tugenden war, vertrauete ihm gar anſehnliche Reichthümer an. Dieſes Mannes Söhne kamen einige Jahre darauf nach **Sparta**, und bathen den **Glaukus**, ihnen die Summen ſo er in Verwahrung hatte, wieder zuzuſtellen. Dieſer ſo tugendhafte Mann läugnete die Sache ohne Bedenken, und jagte die **Mileſier** mit Schimpfe und Schande fort. Er that noch mehr: er war ſo frech, nach **Delphos** zu gehen, und das Orakel um Rath zu fragen, was er in einer Sache thun ſollte, die ohne daß eine Gottheit ins Spiel gemiſchet würde, durch das bloße Licht der Vernunft entſchieden werden konnte.

Dieß iſt der kurze Inhalt von **Herodots** Erzählung, in welcher man nicht die mindeſte Spur von des **Glaukus** Königswürde erblicket. Man ſetze dieſem noch bey: daß **Plutarch**, welcher im Vorbeygehen eben dieſe Sache berühret *i*), den Sohn des **Epicydus** mit keiner Würde bezeichnet, die ihn von andern lacedämoniſchen Bürgern unterſchiede.

Nachdem **Pauſanias** angemerket hat *k*), daß **Bacchus** von den **Amyklärn** ψίλακας genennet würde; ſo ſetzet er die wahre Bedeutung dieſes Ausdruckes feſt: θεῶν δὲ σέβουσιν οἱ ταύτῃ τόν τε Ἀμυκλαῖον καὶ Διόνυσον, ὀρθότατα ἐμοὶ δοκεῖν ψίλαν ἐπονομάζοντες· ψίλα γὰρ καλοῦσιν οἱ Δωριεῖς τὰ πτερά. **Phralites** hatte in ſeinem Exemplare gefunden, ψίλακαν. es ſey nun, daß dieſes die Art geweſen, wie **Pauſanias** es geſchrieben; ſo laſſen folgende Worte im **Heſychius** faſt keinen Zweifel daran: ψίλακα, ſchreibt er, ψίλον, λεῖον, πτερὸν, ἢ πτηνόν.

Der Herr Abt **Sevin** hat eine ſo ſchöne Gelegenheit in Acht genommen, mit Beyhülfe des erſtern dieſer Schriftſteller, eine Stelle aus dem zweyten zu verbeſſern, die im Texte ungemein verſtümmelt iſt. Es iſt dieſe: Βά-

δρδοι

---

i) Tom. II. pag. 536.

k) Lib. III. p. 258.

ὄηδει ἠχεῖοι: nichts iſt unverſtändlicher. Allein die Dunkelheit wird ſich zertheilen, wenn man den Text folgendergeſtalt zurecht bringt, βαδὺ, ἡδὺ Ἠλεῖοι, eine Muthmaßung, die ſich auf eine Stelle im **Pauſanias** gründet, wodurch ſie ganz unſtreitig wird. Er verſichert *l*): es habe zu **Elis** einen Canton, und einen Fluß gegeben, den die Eingebohrnen des Landes Βαδὺ genennet und dieſes vermuthlich wegen der Süßigkeit des Waſſers: ὑπερησθέντες δὲ ἀμφότεροι τῇ μίξει, ſchreibt er, καὶ αἱ γυναῖκες καὶ οἱ ἄνδρες, ἔνθα συνεγένοντο ἀλλήλοις πρῶτον, αὐτό τε τὸ χωρίον Βαδὺ ὀνομάζουσι, καὶ ποταμὸν τὸν ῥέοντα ἐνταῦθα ὕδωρ Βαδὺ ἐπιχωρίᾳ φωνῇ.

Eben dieſer Schriftſteller *m*) will auf der Inſel **Poroſelene** einen **Delphin** geſehen haben, der mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit gehorſamet, wenn ihn ein gewiſſes Kind gerufen, welches ſich Mühe gegeben hatte, ihn an ſeinen Wunden zu heilen: τὸν ἐν Ποροσελήνῃ δελφῖνα τῷ παιδὶ σῶστρα ἀποδιδόντα, ὅτι συγκοπέντα ὑπὸ ἁλιέων αὐτὸν ἰάσατο, τοῦτον τὸν δελφῖνα εἶδον. Die erſte Syllbe des Namens **Poroſelene** iſt in den Auszügen mit einem ω geſchrieben; und im **Scylax**, **Strabo**, **Stephan** von **Byzanz** und andern Erdbeſchreibern mit einem ο. Das ſicherſte iſt, bey einer ſo allgemein angenommenen Rechtſchreibung zu bleiben.

Man führet im IV. **B**. a. d. 288ſten **S**. die Haupturſache des meſſeniſchen Krieges, bey der gottloſen Verſchwörung an, welche **Teleklus** angeſtiftet, in dem Tempel der **Minerva** die anſehnlichſten Einwohner von **Meſſenien** zu ermorden: Μεσσήνιοι δὲ τοὺς ἐλθοῦσι σφῶν ἐς τὸ ἱερὸν πρωτεύουσιν ἐν Μεσσήνῃ κατὰ ἀξίωμα. τούτοις φασὶν ἐπιβουλεῦσαι Τήλεκλον. Das Hauptwort Τήλεκλον hat in den Auszügen noch folgende Worte hinter ſich,

---

l) Lib. V. p. 382.

τὸν Λακεδαιμονίων βασιλέα. Der Herr Abt **Sevin** aber hält dieſelben für ſo viel nützlicher, da **Pauſanias** noch nicht geſaget hatte, daß der **Teleklus**, von welchem hier die Rede iſt, König von **Lacedämon** geweſen. Er füget hinzu: dieſer Prinz habe die Strafe ſeiner Treuloſigkeit getragen, und die **Meſſenier** hätten ihn ihrer gerechten Rache aufgeopfert: καὶ τοὺς Μεσσηνίους ἀμυνομένους, τούς τε ἀγενείους νεανίσκους καὶ ἀποκτεῖναι αὐτὸν Τήλεκλον. Vielleicht wäre es beſſer ſo zu leſen, als in der Handſchrift: καὶ αὐτὸν ἀποκτεῖναι Τήλεκλον, die Redensart würde zierlicher ſeyn.

Es wird a. d. 370ſten **S.** von einem Brunnen geredet, deſſen Waſſer von rother Farbe geweſen, und dem Blute ſehr ähnlich geſehen. **Pauſanias** verſichert, daß dieſer Brunnen nahe am Meere und nicht weit von **Joppe** einer Stadt in Judäa läge. Ξανθὸν δὲ ὕδωρ, οὐδέν τι ἀποδέον τὴν χρόαν αἵματος. Ἑβραίων ἡ γῆ παρέχεται πρὸς Ἰόππῃ, πόλει, θαλάσσης μὲν ἐγγυτάτω τὸ ὕδωρ ἐστί. Es hat in des **Phralites** Exemplare geſtanden: Ἑβραίων πηγὴ, und dieſe Aenderung ſcheint durch die folgenden Worte beſtätiget zu werden: λόγον δὲ ἐς τὴν πηγὴν λέγουσιν οἱ ταύτῃ.

Einige Zeilen tiefer wird gewiſſer Waſſer gedacht, die von den Römern albulæ aquæ genannt worden. Dieſe hatten zwo Eigenſchaften, die erſte war, daß ſie diejenigen die hinein kamen, ſo ſehr kühleten, daß ſie eine Art von Schauder bekamen; und die andere, daß ſie in eben dieſen Leuten, einen ſolchen Grad der Hitze wirketen, als die zu dieſem Endzwecke gehörigſten Vorbereitungen hätten thun können: ἀνδρὶ δὲ ἐσβάντι ἐς αὐτὸ, τὸ μὲν παραυτίκα ψυχρόν τε πρόσεισι καὶ ἐμποιεῖ φρίκην, ἐπισχόντι δὲ ὀλίγον ἅτε . . . . . μᾶλλον θερμαίνει τὸ πυρωδέστατον.

Die

---

m) Pag. 275.

Die Auszüge haben keine Lücke, und man lieſt darinnen ſehr deutlich geſchrieben: ἅτε Φάρμακον. So hatten auch bereits **Camerarius**, **Xylander** und **Sylburg** dieſe Stelle verändert. **Kuhnius** will lieber das Wort Φάρμακον in folgende Redensart nehmen, und ſo leſen: καὶ ὅσαι μὲν πηγαὶ θαῦμα ἰδεῖν, καὶ πιόντι φάρμακον, τοσαύτας θεασάμενος οἶδα. Dieſe Verſetzung iſt gewaltſam und nicht ſehr nöthig; ja dieſer gelehrte Kunſtrichter ſcheint zu glauben, die Waſſer, davon hier die Rede iſt, wären nur denen nützlich, die ſie tränken; gleichwohl iſt es wahr, daß man ſich gemeiniglich darinnen gebadet: und **Strabo** *n*) verſichert es ausdrücklich. Man findet eben das im **Cälius Aurelianus** einem Arzte ſeiner Handthierung nach, und welcher folglich die Beſchaffenheit dieſes Waſſers wohl kennen mußte: Etenim, ſchreibt er *o*), albæ ſive albulæ aquæ ſunt appellatæ, quod ſint frigidæ virtutis, ſolutione laborantibus, vel fluore quorumlibet officiorum naturalium a Veteribus ſunt approbatæ: utendum etiam natationibus marinis, vel ſupradictarum aquarum.

Pauſanias berichtet uns, daß das Grab des **Aetolus**, eines Sohnes des **Oxylus**, auf dem Stadtthore geweſen, welches nach **Olympia** und zu **Jupiters** Tempel führet. Er ſetzet hinzu, daß **Oxylus** ſich hierinnen der Antwort des Orakels gemäß bezeiget, welches befohlen: dieſes Denkmaal ſollte weder innen noch außer **Elis** ſeyn: προαποθανόντος δὲ Αἰτωλοῦ, θάπτουσιν αὐτὸν οἱ γονεῖς ἐν αὐτῇ ποιησάμενοι τῇ πύλῃ τὸ μνῆμα, ἥτις ἐπ᾽ Ὀλυμπίαν καὶ τὸ ἱερὸν ἄγει τοῦ Διός. ἔθαψε δὲ αὐτὸν οὕτω κατὰ μαντείαν, ὡς μήτε ἐντὸς, μήτε ἐκτὸς τῆς πόλεως γένοιτο ὁ νεκρός. Dieſe letzten Worte ſind in den Auszügen etwas anders geordnet. Man lieſt daſelbſt: ὡς μήτε ἐκτὸς τῆς πόλεως, μήτε ἐντὸς γένοιτο ὁ νεκρός, welches den Sinn der Redensart im mindeſten nicht ändert. Gleichwohl

---

n) Tom. I. p. 364.

o) Pag. 961.

wohl iſt ein Fehler in dieſer Stelle: der Singularis ἔθαψε kann mit der Nennendung οἱ γονεῖς, worauf er ſich beziehet, nicht conſtruiret werden, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Pauſanias ἔθαψαν geſchrieben gehabt.

Dieſer Schriftſteller erzählet q) die Geſchichte vom Lepreus, welcher ſich unterſtund mit dem Herkules zu ſtreiten, daß er der ſtärkſte Eſſer ſeiner Zeit ſey: ἐλέγετο δὲ πᾶς πρὸς Ἡρακλέα ἐρίσειν ὁ Λεπρέος μὴ ἀποδεῖν τοῦ Ἡρακλέους ἐσθίων· ἐπειδὴ ἑκάτερος βοῦν αὐτῶν ἐν ἴσῳ τῷ καιρῷ κατέσφαξεν καὶ εὐτρέπισεν ἐς τὸ δεῖπνον, καὶ ὥσπερ καὶ ὑφίστατο ὁ Λεπρέος φαγεῖν οὐκ ἀδυνατώτερος τοῦ Ἡρακλέους. Die Auszüge ſind in vielen Stücken anders als das Gedruckte. **Phralites** hat dieſe Stelle ſo geſchrieben: μὴ ἀποδεῖν τοῦ Ἡρακλέους ἐσθίειν· ἐπειδὴ ἑκάτερος αὐτῶν βοῦν ἐν ἴσῳ τῷ καιρῷ κατέσφαξεν καὶ εὐτρέπισεν ἐς τὸ δεῖπνον. καὶ ἐν ὥσπερ καὶ ὑφίστατο ὁ Λεπρέος φαγεῖν οὐκ ἀδυνατώτερος τοῦ Ἡρακλέους; und man muß geſtehen, daß mit Beyhülfe dieſer Veränderungen, des Pauſanias Text klärer und deutlicher wird.

Eben dieſer Schriftſteller r) hat uns verſchiedene beſondere Umſtände aufbehalten, die den **Theagenes** einen **Athleten** betreffen: der ſowohl wegen ſeiner Gefräßigkeit, als wegen der Zahl ſeiner Siege berühmet geweſen. Die Bildſäule, welche die **Thaſier** ihm nach ſeinem Tode aufgerichtet, zerſchmetterte durch ihren Umſturz einen ſeiner Feinde; der ordentlich alle Nacht kam, ihn mit Ruthenſtreichen zu verunehren. Man klagete alſo die Bildſäule eines Menſchenmordes an, und die Obrigkeit verurtheilete ſie, ins Meer geſtürzet zu werden. Auf die Ausführung dieſes Urtheilſpruches folgete eine vieljährige Hungersnoth: und die erſchrockenen **Thaſier** nahmen ihre Zuflucht zum Orakel; welches ihnen befahl, die Bildſaule des **Theagenes** aus dem Meere

---

p) Lib. V. p. 382. q) Pag. 385. r) Lib. VI. p. 479.

Meere zu ziehen, und auf ihre erſte Stelle zu ſetzen. Die Fiſcher ſo ſich dieſes Unternehmens unterzogen, kamen auch glücklich damit zu Stande: ἀπορούντων δὲ αὐτῶν ὅπως μηχανῇ τοῦ Θεαγένους τὴν εἰκόνα ἀνασπάσωνται. Φασὶν ἁλιέας ἀναχθέντας ἐς τὸ πέλαγος ἐπὶ ἰχθύων θήραν, περισχεῖν τῷ δικτύῳ τὴν εἰκόνα, καὶ ἐνεγκεῖν αὖθις ἐς τὴν γῆν.

Die Auszüge haben ἀνενεγκεῖν, und nicht ἐνεγκεῖν. So viel iſt wahr, daß die Griechen faſt allemal das Compoſitum brauchen, wenn die Rede von Sachen iſt, die aus dem Meere gezogen werden müſſen. Nichts iſt gewöhnlicher, als die Wörter ἀνασπᾷν und ἀνέλκειν in dieſem Verſtande. Was das Zeitwort ἀναφέρω betrifft, welches in eben dieſer Bedeutung genommen worden, ſo findet man davon wenig Beyſpiele. Hier iſt gleichwohl eines, aus Ariſtophans Scholiaſten: über dieſen Vers des **Plautus**: ὃς θεσπιῳδεῖ τρίποδος ἐκ χρυσηλάτου ἁλιεὺς, ſaget er, ἐν μιλητῷ τινες μισθῷ βόλον ἔῤῥιπτον, ἵνα τὸ ἀναφερόμενον εἴη τοῦ ἀγοράσαντος τὸν βόλον.

Als **Alexander**, nach des **Pauſanias** Berichte s), auf die Einwohner zu **Lampſakus** zornig geweſen, die ſich für die **Perſer** erkläret hatten; ſo hatte er ihnen gedrohet, ihre Stadt ganz und gar zu verwüſten. In einer ſo ſchrecklichen Gefahr nun fleheten ſie den **Anaximenes** um Schutz an: welcher durch eine weislich erdachte Liſt, den Zorn des Monarchen entwaffnete, und ſeine unglücklichen Mitbürger rettete: οἱ δὲ ἅτε δέοντες περὶ γυναικῶν τε καὶ παίδων καὶ αὐτῆς πατρίδος ἀποστέλλουσιν Ἀναξιμένην ἱκετεύειν.

Das Wort δέοντες kann hier nicht beſtehen. **Rubnius**, der es wohl gewahr geworden, hat θέοντες an die Stelle

---

s) Pag. 496.

Stelle geſetzet; und dieſes nach dem **Suidas**, welcher im Artikel **Anaximenes**, die Stelle aus dem **Pauſanias** von Wort zu Wort abſchreibt. Hieraus erhellet, daß die Exemplare, deren dieſer Lexicographiſt ſich bedienet, das Mittelwort θέοντες nicht gekannt haben. In des **Phralites** Exemplare hat es eben ſo wenig geſtanden, und folglich muß man keine Schwierigkeit über den Ausdruck θέοντες machen, welcher ſehr zierlich und geſchickt iſt, den Gedanken des **Pauſanias** in ſein ganzes Licht zu ſetzen, deſſen Abſicht war, das Schrecken der Einwohner von **Lampſakus** zu ſchildern, welche in Gefahr waren, Weib und Kind zu verlieren; und den **Anaximenes** bathen, das Ungewitter zu ſtillen, ſo ihnen drohete. Einige Zeilen tiefer ſpricht **Anaximenes** zum **Alexander**: παρίσασθαί μοι τήνδε ὦ βασιλεῦ τὴν χάριν. Ich möchte lieber χαρίσαι ſetzen, eine Leſart, die **Suidas** und **Phralites** angenommen haben.

Es hat, nach des **Pauſanias** Zeugniſſe t), ein Orakel zu **Pharos**, einer Stadt in **Achaja**, gegeben. Derjenige der es zu Rathe ziehen wollen, hat ſich der Bildſäule genähert, und dem Gotte eine beliebige Frage gethan; worauf er ſich die Ohren verſtopfet, und dieſelben nicht eher eröffnet, als bis er zum Tempel hinaus geweſen. Alsdann habe er das erſte Wort genommen, was er gehöret hat, und daſſelbe für eine Antwort des Gottes gehalten: ἀπὸ τούτου δὲ ἄπεισιν ἐκ τῆς ἀγορᾶς ἐπιφραξάμενος τὰ ὦτα. Anſtatt ἐκ τῆς ἀγορᾶς, lieſt man in den Auszügen ἐκ τοῦ Θεοῦ, das heißt, er geht zum Tempel hinaus. Dieß iſt eine elliptiſche Art zu reden, davon die Beyſpiele ſehr gemein ſind.

Uebrigens hatte der Text dieſe Verbeſſerung nöthig; denn gewiß es iſt ungereimt, einen Menſchen vom öffentli-

---

t) Lib. VII. pag. 579.

chen Markte weggehen zu laſſen, welcher die Antwort des Gottes in dem erſten Worte ſuchet, welches ſeine Ohren hören werden.

Es wird a. d. 586ſten S. geſaget: den Menſchen würden durch verſchiedene Zeichen die bevorſtehenden Erdbeben verkündiget: ἄλλα τε πολλὰ ὁ Θεὸς ἐπὶ τοῖς βιαίοις τῶν σεισμῶν ἐθέλει προδείκνυσθαι. Die Auszüge haben, προενδείκνυσθαι, und es iſt wahrſcheinlich, daß man das andere nur an die Stelle geſetzet hat, weil es viel gewöhnlicher iſt. Das Zeitwort προενδείκνυμι findet ſich in keinem Wörterbuche; gleichwohl iſt es gewiß, daß der h. **Gregorius von Nyſſa** kein Bedenken getragen, es zu gebrauchen u).

Pauſanias bemerket x) bey Gelegenheit der Belagerung von **Mantinea** durch den **Ageſipolis**: daß die Kriegsmaſchinen, die aus ungebackenen Ziegeln verfertigten Mauern ſehr wenig beſchädiget; daß aber eben dieſe Mauern dem Eindrucke des Waſſers nicht ſehr widerſtünden: εἰς μὲν δὴ μηχανημάτων ἐμβολὴν, ἀσφάλειαν ἡ πλίνθος παρέχεται μᾶλλον ἢ ὁπόσα λίθου πεποιημένα ἐςί. In denen Handſchriften, die **Suidas** und **Phralites** zu Rathe gezogen, iſt auf das Hauptwort πλίνθος das Beywort ὠμὴ gefolget. Es würde unnütz ſeyn, wenn man beweiſen wollte, daß dieſer Zuſatz durchaus nothwendig iſt.

Er verſichert y) auf das Zeugniß der **Sappho**, daß der Roſt ſich an das Gold nicht lege: καὶ τοίγε καθαρεύειν γε τὸν χρυσὸν ὑπὸ τοῦ ἰοῦ, ἥτε ποιήτρια μάρτυς ἐςὶν ἡ Λεσβία. **Sylburg** hat ſehr wohl geurtheilet, daß man in dieſer Stelle ἀπὸ τοῦ ἰοῦ ändern müſſe. Unſere Auszüge laſſen keinen Zweifel übrig, daß dieſes nicht die wahre Leſart ſey.

Eben

---

u) Tom. I. p. 360. Tom. II. p. 191.

x) Lib. VIII. p. 614.

y) Pag. 636.

Eben derſelbe Schriftſteller lehret uns z) einen Umſtand, der ohne ihn vielleicht ganz unbekannt ſeyn würde; nämlich daß **Chryſe**, eine Inſel in der Nachbarſchaft von **Lemnos**, von den Fluthen wäre verſchlungen worden; und damals eine andere Inſel aus dem Schooße des Meeres empor geſtiegen wäre: *Λήμνου γὰρ πλοῦν ἀπεῖχεν οὐ πολὺν Χρυσῆ νῆσος, ἐν ᾗ καὶ τῷ Φιλοκτήτῃ γενέσθαι συμφορὰν ἐκ τοῦ ὕδρου φασί· ταύτην κατέλαβεν ὁ κλύδων πᾶσαν καὶ κατέδυ ἡ Χρυσῆ, καὶ ἠφάνισται κατὰ τοῦ βυθοῦ· νῆσον δὲ ἄλλην καλουμένην Ἱερὰν, τόνδε οὐκ ἦν χρόνον.*

Der letzte Theil dieſer Stelle iſt offenbar verderbet, und unſere Auszüge helfen ihm ſo ab: *νῆσον δὲ ἄλλην ἀνέδωκεν ἡ τόνδε τὸν χρόνον οὐκ ἦν*; nunmehr iſt nichts klärer, als dieß. Es iſt wahr, daß hier der Namen *Ἱερὰ* nicht ſteht, welchen die gedruckten Exemplare dieſer neuen Inſel geben. Allein Herr Abt **Sevin** iſt nicht ungeneigt zu glauben, daß dieſer Namen eine Erfindung irgend eines Abſchreibers iſt, welcher gegenwärtige Inſel mit der vielbekanntern Inſel Hiera vermenget hat; deren Hervorſteigen **Plinius** in das zweyte Jahr der hundert und acht und ſechszigſten **Olympias** ſetzet: Claræ jampridem inſulæ Delos et Rhodos memoria produntur enatæ, ſaget er, - - - inter Cycladas Olympiadis 135. anno quarto Thera et Theraſia; inter eaſdem poſt annos 130. Hiera, eademque Automate. *Lib.* II. *Cap.* 87.

Pauſanias beſchreibt, a. d. 682ſten S. die Bildſäule, welche die Einwohner zu **Phigales** dem **Arrachio**, einem berühmten **Pankratiaſten** zu Ehren errichtet: welcher indem er den Geiſt aufgeben wollen, noch die Stärke beſeſſen, ſeinem Gegner eine Zehe zu zerbrechen, und ihm das Leben und den Sieg zugleich zu entreißen a). Derjenige Athlet davon hier die Rede iſt, wird

z) Pag. 669.

a) Man ſehe dieſes weitläuftiger in den ausführl. Schriften I. B. a. d. 379ſten u. f. S. der deutſch. Ausg.

in den Auszügen des **Phrälites** allezeit Ἀῤῥιχίων genennet; unterdeſſen iſt doch die Leſart im Gedruckten die einzige wahre; und ſtützet ſich auf das Zeugniß einiger andern Schriftſteller, dergleichen **Kalliſtrates**, **Euſebius** und **Syncellus** ſind: die von dem **Pauſanias** nur darinnen abgehen, daß ſie dieſem **Pankratiaſten** den Namen **Arrichion** geben. **Kalliſtrates** hat uns eine viel umſtändlichere Beſchreibung der Bildſäule aufbehalten *b*), die man zu **Phigales** erblicket, als des **Pauſanias** ſeine iſt; **Euſebius** und **Syncellus** aber ſetzen den Sieg und den Tod dieſes **Arrichio** in die vier und funfzigſte **Olympias**.

Uebrigens wird es nicht undienlich ſeyn, im Vorbeygehen anzumerken, daß das Unglück, welches ihm begegnet war, eine Betrachtung des **Philoſtratus** gänzlich zernichtet: welcher ſich nicht geſcheuet hat vorzugeben, es wäre in den **olympiſchen** Spielen niemals jemand von den Streitern auf dem Kampfplatze geblieben.

Auf eben dieſer Stelle lieſt man die Geſchichte von dem Athleten **Kreugas**. **Damoxenus** ſein Widerſacher, öffnete durch einen Betrug, den die Richter verdammeten, dem unglücklichen **Kreugas** mit einem Fauſtſchlage den Bauch, und riß ihm das Eingeweid heraus: ὑπὸ δὲ ἀκμῆς τε τῶν ὀνύχων καὶ βίας τῆς πληγῆς τὴν χεῖρα ἐς τὸ ἐντὸς καθεὶς ἐπιλαβόμενος τῶν σπλάγχνων ἐς τὸ ἐκτὸς ἕλκων ἀπέῤῥηξε. Die Auszüge haben: τὴν χεῖρα ἐς τὸ ἔσω καθεὶς, καὶ ἐπιλαβόμενος τῶν σπλάγχνων. Die Wörter ἔσω und ἐντὸς haben einerley Bedeutung, und folglich iſt es nicht ganz nothwendig, eines an die Stelle des andern zu ſetzen: allein der Verſtand erfodert, daß man das Nebenwort καὶ vor das Mittelwort ἐπιλαβόμενος ſetze.

Pauſanias bemerket *c*), daß die Lügen verſchiedener Schriftſteller vielen Leuten die Wunder verdächtig gemachet haben,

---

b) Lib. II. pag. 817.

c) Pag. 601.

haben, welche ehedem geſchehen ſind, und ſich jetzt gar nicht mehr zutragen: ἐν δὲ τῷ παντὶ αἰῶνι πολλὰ μὲν πάλαι συμβάντα, μηκέτι δὲ γινόμενα, ἄπιστα εἶναι πεποιήκασιν ἐς τοὺς πολλοὺς οἱ τοῖς ἀληθέσιν ἐποικοδομοῦντες ἐψευσμένα. In den Auszügen ſteht nicht μηκέτι δὲ, ſondern καὶ ἔτι γινόμενα. Alsdann würde der Sinn des **Pauſanias** dieſer ſeyn, daß die Begierde gewiſſer Schriftſteller, das Wahre mit dem Falſchen zu vermiſchen, der Ungläubigkeit vieler Perſonen die Thore eröffnet hat: die unter dieſem Vorwande, ſowohl die vor langer Zeit geſchehenen Begebenheiten, als das was ſich noch heute zu Tage eräuget, verwerfen.

Eben dieſer Schriftſteller will *d*), daß am Ufer des **Mäanders** verſchiedene . . . . . . geſehen würden, und ſich daſelbſt viel höher erhöben, als ſonſt irgend wo: ἀλλὰ πλεῖσται μὲν ὑπὸ Μαιάνδρου μυρίκαι καὶ μάλιστα αὔξονται. **Phralites** hatte in ſeinem Exemplare μυρίναι gefunden, welches man in μυῤῥίναι, oder μυρσίναι verändern muß: in welchem Falle **Pauſanias** geſaget haben würde, daß die Ufer des **Mäanders** mit **Myrthen** bedecket ſind. So viel iſt gewiß, daß dieſe Bäume um den See **Aſia** herum, der vom **Mäander** nicht weit entlegen iſt, in Menge wuchſen. Daher kömmt es ohne Zweifel, daß **Catullus** ſeinen Myrthenbaum durch das Beywort **Aſia** bezeichnet:

Floridis velut enitens
Myrtus Aſia ramulis,
Quos Hamadryades Deæ
Ludicrum ſibi roſcido
Nutriunt humore.

Es iſt endlich nicht zu verwundern, daß der **Mäander** ſehr ſchöne Myrthen hervorgebracht habe. **Virgil** ſelbſt lehret

---

d) Lib. V. pag. 411.

uns, daß dergleichen Sträuche gar zu gern an den Ufern der Flüſſe wachſen:

Pallenteſque hederas, et amantes littora myrtos.

In der folgenden Zeile verſichert **Pauſanias**, daß der **Aſopus** in ſeinem Gewäſſer ſehr tieſes Rohr zeuge: Ἀσωπὸς δὲ ὁ Βοιώτιος βαθυτάτας πέφυκεν ἐκτρέφειν τὰς χοίνους. **Phralites** hat geleſen ἐκφέρειν anſtatt ἐκτρέφειν, welches im Grunde und in Anſehung des Sinnes, ſehr gleichgültig iſt. Der Ausdruck βαθυτάτας iſt der einzige, welcher hier einige Schwierigkeit machet; was kann man wohl unter ſehr tieſem **Rohre** verſtehen? vielleicht hatte der Verfaſſer geſchrieben παχυτέρας. In der That erkennet **Theophraſt** dreyerley Arten von Rohre, davon die zwo letztern die erſten an Dicke übertreffen: ἔστι δὲ αὐτῶ τρία εἴδη, καθάπερ τινὲς διαιροῦσιν· ὅτε ὀξὺς καὶ ἄκαρπος ὃν δὲ καλοῦσιν ἄῤῥενα, καὶ ὁ κάρπιμος. . . . . . παχύτεροι δὲ ὄντες καὶ σαρκωδέστεροι.

Dieſem Zeugniſſe könnte man noch beyfügen, was **Plinius** im XXI. B. 18. Cap. und **Dioſcorides** im IV. B. 52. Cap. ſagen.

* * *

XX.

Des Herrn von Chamborts Gedanken über einer Stelle im Thuanus. 1739.

Dieſe Stelle ſteht im 138ſten Buche der Geſchichte des **Präſidenten Thuans.** Die neue Ausgabe dieſer Geſchichte, welche vor ungefähr zehn Jahren zu **London** herausgekommen iſt, belebete die Luſt der Leute zu dieſem großen Werke von neuem: welches **Spondanus** der Abkürzer und Fortſetzer, des **Baronius**, amplissimi Viri amplissimam Historiam nennete.

Sobald dieſe neue Ausgabe zum Vorſcheine kam, drung man ſich, ſie in das Franzöſiſche zu überſetzen: und damals durchlieſen viele Perſonen, welche die Geſchichte des Herrn **Thuans** nur dem Namen nach kannten, und entweder gar kein Latein, oder doch zu wenig Latein verſtunden, um das Werk in der Grundſprache zu leſen, mit vieler Begierde die Ueberſetzung, ſo man ihnen davon lieferte.

Einer von den Freunden des Herrn von **Chambort**, kam faſt ſogleich, und zeigete ihm einen Fehler, welchen er im 138ſten Buche gefunden: der, wie es ihm ſchien, dem Herrn **Thuanus** ſelbſt eher, als ſeinen Ueberſetzern zugeeignet werden müßte; und dieſer beſteht in folgendem.

Im Anfange des 138ſten Buches, welches das letzte von dieſer langen Geſchichte iſt, beſchreibt der Verfaſſer einen Feldzug, welcher nach **Afrika** von den **St. Stephansrittern** unternommen worden. Dieſe Ritter macheten einen kriegeriſchen Orden aus, welcher in **Toſcana**, im 1560ſten Jahre von dem Großherzoge **Coſimus** dem I. eingeſetzet worden. Dieſer Prinz verband die Großmeiſterey dieſes Ordens, mit der großherzoglichen Würde, und dieſe Verknüpfung ward durch eine Bulle vom Pabſte **Pius** dem IV. beſtätiget.

Dieſe Ritter nun fiengen die Belagerung an, und bemächtigten ſich der Stadt **Bon** in **Afrika**, im Auguſt und **September** des 1607ten Jahres. **Thuanus** machet eine große Beſchreibung von dieſer Stadt: die, wie er ſaget, das alte **Hippon**. iſt, ſo an dem mittelländiſchen Meere, zwiſchen **Algier** und **Tunis**, faſt in einer gleichen Entfernung von beyden Städten liegt.

Thuanus beſchließt ſeine Beſchreibung mit folgenden Worten: Urbs olim beati Auguſtini natalibus et epiſcopatu nobilis; cujus reliquias, poſtquam a Vandalis tandem capta eſt, aliquandiu poſſedit: und die Ueberſetzer haben es ſo gegeben: **Dieſe Stadt iſt ehemals durch die Geburt und das Bißthum des h. Auguſtins berühmt geweſen.** . . . . .

Es iſt wahr, daß der h. **Auguſtin** Biſchof von **Hippon** an der afrikaniſchen Küſte geweſen, und den 28ſten Auguſt des 430ſten Jahres daſelbſt zu der Zeit geſtorben iſt, als die **Vandalen** ſie belagert hielten. Ferner iſt es wahr, daß, als dieſe Barbarn ſich derſelben bemächtiget, ſie den Körper des verſtorbenen Biſchofes in Ehren gehalten. Allein ein jeder weis, daß der h. **Auguſtin**, weit gefehlet, daß er zu **Hippon** gebohren geweſen ſeyn ſollte, vielmehr zu **Tagaſte** in **Numidien** gebohren war, einer Stadt, die ſehr fern vom Meere liegt; und daß ſein Vater **Patricius** genannt, **Decurio** zu **Tagaſte** geweſen. Er ſelbſt berichtet uns alles dieſes in ſeinen **Confeſſionen**. Wie will man ſich denn einbilden, daß **Thuanus**, ein ſonſt ſehr gelehrter Mann, ſolche bekannte Sachen vermenget oder nicht gewußt haben ſollte?

Herr von **Chambort** trug dieſe Schwierigkeit der Akademie vor, und zugleich die Auflöſung, die ihm ſogleich beygefallen war. Er meynet nämlich, **Thuanus** habe in dieſer Stelle, das Wort natalibus in einem figürlichen Verſtande, und wie es in der Kirche gebräuchlich iſt genommen; da es den Todestag eines Heiligen anzeiget. Allerdings iſt dieſer Tag, ein Tag ihres Eintritts in ein neues Leben, auf welchem die Hoffnung der Chriſten beruhet. Wir haben auch Beyſpiele von dieſer Art zu reden, und zwar in **Stephans** Gebethe, welches ſehr alt iſt.

Noch ein Beyſpiel ſteht in dem Gebethe des **h. Coſmus** und des **h. Damianus**, und noch eines in dem Gebethe der **h. Thecla**, einer Jungfrauen und Märtyrinn, ſo wie in dem Gebethe des **h. Crepins** und des **h. Crepinians**, beyde Märtyrer. In allen dieſen Gebethen wird das Wort natalitia für den Todestag, den Tag des Einganges zum Himmel genommen; und ſo hat es auch **Thuanus** vom **h. Auguſtin** gebrauchet, ſeinen zu **Hippon** erfolgten Tod anzudeuten. Dieſes wird ihm um ſo viel erlaubter geweſen ſeyn, da die Heyden ſelbſt das Wort natalis, oder natalitius dies in einem figürlichen Verſtande gebrauchet haben, um einen Feſt- und Freudentag anzuzeigen. Im **Cicero** und in einer Menge anderer Schriftſteller ſind verſchiedene Beyſpiele hiervon.

Uebrigens hat ſich **Thuanus** über dieſen Feldzug mit Vergnügen weitläuftig aufgehalten, der wider die Ungläubigen von den **St. Stephansrittern** unternommen worden; weil eine Begleitung von fünf franzöſiſchen Schiffen vielen Antheil daran gehabt hat. Dieſe fünf franzöſiſchen Schiffe, ſtunden unter dem Befehle **Wilhelms von Guadagne**, **Maltheſerritters**. Die ganze Ausrüſtung ſtund unter dem **Sylvio Piccolomini**, Conſtabel des **St. Stephansordens**, welcher zum Admiral den **Jakob Jnghirami**, einen Edeln aus der Stadt **Volterra** hatte.

Es wären noch viel andere Anmerkungen über die Namen derer Perſonen zu machen, die in dieſem Theile der **Thuaniſchen** Geſchichte vorkommen. Es ſcheint, die Ueberſetzer ſind **Thuans** Indici, dem Buchſtaben nach gefolget, welchen **Peter Beſſin**, ein Hausgenoß der Herren **Düpuy** verfertiget hat. Allein um die Sachen richtiger zu erklären, hätten ſie die Nachricht zu Rathe ziehen ſollen, die der Großherzog **Ferdinand** der I. zu **Florenz**, in eben demſelben 1607ten Jahre hat drucken laſſen.

XXI.

Des Herrn von Foncemagne Widerlegung einer beſondern Meynung, König Ludwigs des VII. Geburt betreffend.

1740.

Dü Boulay ſcheuet ſich nicht, in ſeiner Geſchichte der hohen Schule zu **Paris** a) vorzugeben: **Ludwig der VII.** ſey nicht kraft des Rechtes der Erſtgeburt, dem Regimente ſchon bey ſeines Vaters Lebzeiten beygeſellet worden; als der ihm ohnedem einmal nachfolgen ſollte: ſondern er ſey **Roberten**, ſeinem älteſten Bruder vorgezogen worden, und bloß aus der Urſache; weil er einen offenern Kopf und einen bearbeitetern Verſtand gehabt, als jener.

Cum enim a patre ad regni conſortium aſſumtus eſt (*Ludovicus* VII.) in iſtis ſcholis degebat (er redet von den Schulen **U. L. F.** zu **Paris**) und etwas tiefer: Nempe ille, licet *Roberto* fratre junior, de conſenſu tamen, optimatum, a Rege prælatus eſt majori; quia *Robertus* ignarus erat litterarum, tardoque et hebeti nimis ingenio: *Ludovicus* vero jam pro ætate multum in artium rudimentis profecerat.

Herr von **Foncemagne**, den die Seltſamkeit dieſer Meynung gerühret, wovon der Verfaſſer gar keinen Gewährsmann anführet, durchläuft unſere alten Geſchichtſchreiber, um zu erfahren: ob etwa ihre verworrenen Ausdrücke dem **dü Boulay** zu ſeinem Verſehen mögen Anlaß

gegeben

---

a) Tom. II. pag. 115. 116.

gegeben haben. Allein, hier findet er nichts, was ſie nicht über einen Haufen würfe, und die gewöhnlichen Begriffe von der Geburtsordnung der Söhne **Ludwigs** des dicken beſtätigte; ſo wie man ſie in der genealogiſchen Geſchichte des Hauſes Frankreich findet. Hier iſt das Weſentliche von der Rechenſchaft, die er wegen ſeiner Unterſuchungen ableget.

Philippus, gebohren im 1116ten Jahre, ſeinem Vater beygeſellet im 1129ſten Jahre, und vor ihm im 1131ſten Jahre geſtorben.

Ludwig der VII. gebohren im 1120ſten Jahre, ſeinem Vater beygeſellet im 1131ſten Jahre, geſtorben im 1180ſten Jahre.

Heinrich, welcher ſich im 1134ſten Jahre die geiſtliche Tonſur geben ließ, und als Erzbiſchof von Reims im 1175ſten Jahre ſtarb.

Hugo, ſtarb jung.

Robert, welcher der Stammvater des Aſtes von **Dreux** ward, wird nur als der fünfte, oder nach einigen als der vierte gezählet: z. E. nach dem **Marcel**, welcher den **Hugo** für den letzten hält.

Philippus, welcher das Bißthum **Paris**, dem **Peter Lombard**, im 1159ſten Jahre abtrat.

Und endlich **Peter**, welcher Stammhalter des Aſtes von **Courtenai** ward.

Dieſe Ordnung iſt zwar nicht in allen alten Denkmälern gerade eben dieſelbe; allein der Unterſchied der ſich darinn findet, fällt nur auf die nach **Ludwigen** gebohrnen Kinder; und es iſt kein einziger Schriftſteller, der nicht dieſem Prinzen die zweyte Stelle gäbe.

So lieſt man in einem Geſchlechtregiſter franzöſiſcher Könige, welches im zweyten Bande des Spicilegii angeführet wird: Ludovicus Rex (**Ludwig der dicke**) genuit Philippum, Ludovicum, Henricum clericum, Robertum, Petrum clericum, itemque Philippum. In einem Fragmente, *Appendix ad Balduinum de Avennis* etc. betitelt, welches Herr **von Leibnitz** zu Ende ſeiner *Acceſſionum hiſtoricarum* hat drucken laſſen, lieſt man: Poſt hunc (**Philippen** den I.) regnavit filius ſuus Ludovicus (**Ludwig der dicke**) . . . . qui . . . . . genuit quinque filios, quorum primogenitus, nomine Philippus, vivente patre . . . . . mortuus eſt; unde ſecundus poſt ipſum regnavit Ludovicus poſt patrem. Tertius, nomine Robertus, Drocarum Comes . . . . . quartus nomine Henricus, clericus ſactus eſt . . . . . quintus vero, ... nomine Petrus, pro terræ portione terram habuit de *Cortenai*.

Doch, damit wir uns genau an dasjenige halten, was **Ludwig** den VII. angeht, ſo wollen wir die zeitverwandten Geſchichtſchreiber zu Rathe ziehen. Wir wollen ſehen, wie ſich **Suger** im Leben **Ludwigs des dicken**, der Verfaſſer der Chronik von **Morigni**, und **Gottfried**, der Mönch von **Clervaux**, im Leben des **h. Bernhardus**, deſſen Secretär er geweſen, ausdrücken.

1. Nachdem **Suger** den Tod **Philipps** erzählet hat, welcher, wie bereits geſaget worden, im 1131ſten Jahre erfolget iſt, ſo füget er hinzu: daß, da er die böſen Folgen von **Ludwigs des dicken** Schmerzen befürchtet, er ihn ſowohl als alle diejenigen, die ſich dieſem Prinzen genahet, gebethen; er möchte ſeinen Sohn **Ludwig** krönen und ſalben, und ſich zum Regimente beygeſellen laſſen.

Conſuluimus ei, quatenus filium Ludovicum pulcherrimum puerum, regio diademate coronatum, ſacri liquoris unctione Regem ſecum . . . . . . conſtitueret.

Ungeachtet **Ludwigs** Erſtgeburt, in dieſer Stelle nicht unmittelbar feſtgeſetzet wird: ſo kann man ſich doch nicht enthalten, bloß aus der Ordnung dieſer Begebenheiten zu ſchließen, daß dieſes der Anſpruch ſey, kraft welchem die Krone ihm zugeſprochen worden. **Ludwig** erbete die Rechte ſeines ältern Bruders **Philippus**: weil er über ſeine andern Brüder eben die Vortheile hatte, welche **Philippus** über ihn gehabt.

2. Die Chronik von **Morigni** iſt viel genauer, und ſaget dasjenige ausdrücklich, was man aus **Sugers** Texte nur folgern konnte. Nach der Beſchreibung von **Philipps** Tode, lieſt man folgendes darinnen: Initur conſilium, ut Rex quantocius Ludovicum filium, qui poſt Philippum natus erat, ſubrogaret in Regem. Die ganze Schwierigkeit, wenn es eine geben könnte, wäre durch die Worte gehoben: *qui poſt Philippum natus erat.*

3. Der Ausdruck des Mönchs **Gottfried** iſt eben ſo klar. Er führet an, daß, nachdem der h. **Bernhard Ludwigen dem dicken**, wegen der Härte die er wider die Biſchöfe brauchete, viele vergebene Vorſtellungen gethan, ihm einem Geſichte zu Folge gemeldet: daß ſein Sohn **Philipp** ihm würde genommen werden, und der jüngere ſollte ihm folgen: Hæc, inquit, obſtinatio, primogeniti tui Philippi, Regis morte mulctabitur: vidi enim te cum minore filio tuo Ludovico ad pedes Epiſcoporum inclinatum, et protinus intellexi: Philippo celeriter facto de medio, pro Ludovici ſubſtitutione Eccleſiam te rogaturum; quod quidem non longo poſt, miſerabilis caſus implevit. Die Entgegenſetzung von *primogenitus* und *minor* iſt merklich genug, und brauchet keiner Auslegung.

Dieſen dreyen Zeugniſſen füget Herr von **Foncemagne** noch das Zeugniß **Alberichs** des trois fontaines bey, welcher in der Mitte des XIIIten Jahrhunderts geſchrieben hat. Hier ſind ſeine Worte unter dem 1131ſten Jahre. Innocentius Papa Rhemis . . . . . concilium habuit . . . . . mediante Francorum Rege, Ludovico cum filio, qui ſecundus erat natu; nam primus antea coronatus, forte Pariſios venerat, et, ut fertur, a dæmone porci in ſpecie ludificatus . . . . . ſubito corruit exanimis. Unde pater (**Ludwig der dicke**) valde moerens Rhemis adveniens, ſecundum natu filium ſuum (**Ludwigen den VII.**) adduxit, et a Papa inungi et benedici et coronari in Regem impetravit.

Wenn dieſe Stelle nicht ſo gar entſcheidend wäre: ſo würde man zu deren Verſtärkung, noch die zween erſten Verſe einer Grabſchrift **Ludwigs des VII.** anführen, die man im **Ducheſne** lieſt:

Tranſit in hæredem pius ille prior Ludovicus
Nomine, ſede, fide, nec pietate minus.

Hier wird **Ludwig**, der erſte genannt (unfehlbar unter ſeinen Brüdern) prior; ſowohl wegen ſeiner Frömmigkeit, pietate, als wegen ſeiner Geburt, nomine.

Was hat denn nun **du Boulay** für Grund zu der ſeltſamen Meynung gehabt, die gegenwärtigen Artikel veranlaſſet? Die Chronik des **Nicole Gilles** könnte wohl die Quelle ſeyn, woraus er geſchöpfet hat. *Audict en 1131.* ſaget **Nicole Gilles**, *vivant encore ledict Roy Loys le Gros, Innocent Pape de Rome eſtant venu en France . . . . . celébra un concile en la cité de Rheims, & là oignit & ſacra Roy de France, Loys tiers fils dudict Loys le Gros, parce que ledict Philippe ſon premier fils étoit mort . . . . . Combien que ledict Roy Loys le Gros euſt un autre fils,* *nommé Robert, ſecond en geniture, aiſné fils dudict Loys; toutefois parce qu'il étoit ignare & de trop ſimple entendement, il fut par ledict Loys le Gros ſon pere, & par les François déclaré non apte ne habile à porter la Couronne de France; & lui fut donnée la Conté de Dreux.*

D. i. In beſagtem 1131ſten Jahre, bey Lebzeiten beſagten Königes Ludwigs des dicken, kam Pabſt Innocenz von Rom nach Frankreich . . . . hielt ein Concilium in der Stadt Reims, und ſalbete daſelbſt und krönete zum Könige von Frankreich, Ludwigen, dritten Sohn beſagten Ludwigs des dicken, weil beſagter Philippus, ſein erſter Sohn, todt war . . . . . Obgleich beſagter König Ludwig der dicke einen andern Sohn hatte, Namens Robert, den zweyten nach der Geburt, älteſten Sohn beſagten Ludwigs; gleichwohl weil er dumm und von blödem Verſtande war, ſo ward er von beſagtem Ludwig dem dicken, ſeinem Vater, und von den Franzoſen, für untüchtig und ungeſchickt erkläret, die Krone von Frankreich zu tragen; und man gab ihm die Grafſchaft Dreux.

Du Boulai hätte wiſſen ſollen, daß das Zeugniß des Nicole Gilles, welcher zu Ludwigs des XII. Zeit ſchrieb, gar kein Gewicht in demjenigen haben kann, was Ludwigen den VI. betrifft, inſonderheit wenn er den zeitverwandten Schriftſtellern widerſpricht.

Man wundert ſich weniger, daß Franciſcus von Alouette, Verfaſſer einer genealogiſchen Geſchichte des Hauſes Couci, die im 1577ſten Jahre gedrucket iſt, eben den Fehler begangen hat. Robert (von Dreux) ſchreibt er, obgleich er der Krone nach Abſterben Philipps, näher war, der von einem Schweine getödtet ward:

---

e) Alouette. fol. 118.

ward: ſo hielt es doch der Adel, welcher damals viele Macht bey der Wahl und Ernennung der Könige hatte, nicht genehm; und wollte ſeinen nächſtgebohrnen Bruder Ludwigen zum Könige haben *c*).

Alouette, ein eben nicht ſehr kritiſcher Genealogiſt, war nur von der Sorgfalt voll, dem Hauſe Couci Ehre zu machen, deſſen Geſchichte er ſchrieb; und welches von Roberten von Dreux, durch eine Mutter, abſtammet. Allein die Sage, welche er angenommen hat, wird von nun an, nicht anders als eine Fabel gelten: denn das erhellet aus des Herrn von Foncemagne Beobachtungen ganz klärlich.

Denen ausdrücklichen Stellen, die wir bisher geleſen haben, ſetzet er noch die politiſche Betrachtung eines Schriftſtellers bey, welchen man nicht beſchuldigen wird, daß er den Maximen der franzöſiſchen Monarchie gar zu günſtig geweſen ſey. **Es giebt Schriftſteller**, ſchreibt **Larrey** in dem Leben der **Eleonore** von Guyenne *d*), **welche ſagen: daß Robert Graf von Dreux, ein Bruder des Königes** (**Ludwigs des** VII.) **der älteſte geweſen; daß man ihn aber wegen ſeines ſchwachen Verſtandes vom Königreiche ausgeſchloſſen. Die Falſchheit dieſer Sache erhellet aus dem Bezeigen des Königes, in Anſehung des Grafen von Dreux, deſſen Vermählung er nicht würde gelitten haben; wenn er beſorget hätte, daß ſeine Nachkommen dereinſt ihr Recht auf das Königreich wiederfodern könnten.**

* * *

---

d) Pag. 12. **Larrey** zieht am Rande den **Belleforeſt** an; allein er hätte den **Nicole Gilles** anführen ſollen, deſſen Herausgeber und Fortſetzer **Belleforeſt** nur geweſen.

◆ ◆ ◆

XXII.

Des Herrn von Foncemagne kritiſche Anmerkung, über eine neuere Erklärung der Wörter Auſtria und Neuſtria.

1740.

Man denkt gemeiniglich, daß die zwey Wörter Auſtria und Neuſtria, welche ſo oft in den Schriften unſerer älteſten Geſchichtſchreiber vorkommen, von **Oſt** und **Weſt** hergeleitet werden, und daß die zwey Königreiche, **Auſtraſien** und **Neuſtrien**, von ihrer Lage ſo genennet worden *).

Der Herr **Abt le Boeuf**, will in der Abhandlung, die im 1740ſten Jahre den Preis in der Akademie zu Soiſſons

---

*) Wenn Neuſtria dem rechten Gallien eben ſo wohl gegen Abend, oder Weſten gelegen wäre, als endlich das Königreich Auſtraſien ihm gegen Oſten, oder Morgen gelegen hat: ſo möchte dieſe Abſtammung noch angehen. Allein Neuſtrien liegt ihm ja offenbar gegen Norden, wie die Lage der Normandie auf allen Charten zeigen kann. Es iſt alſo dieſe Herleitung ohne allen Grund. Hernach hat auch Neuſtria und Weſt, ſo wenig ähnliches, daß ſie nicht einmal wahrſcheinlich iſt. Denn wo iſt jemals das W, in ein N, das e, in eu verwandelt worden? G.

**) So gewiß es iſt, daß viel heutige franzöſiſche Namen von fränkiſchem, oder burgundiſchem, d. i. deutſchem Urſprunge ſind: ſo gewiß iſt es auch, daß viele aus dem Lateine kommen. Es iſt alſo nicht nothwendig, daß dieſe beyden Wörter Auſtria und Neuſtria, aus einer und derſelben Quelle fließen müſſen. G.

***) Von Veſter Auſtria zu machen, iſt eben ſo unwahrſcheinlich, als aus Weſt, Neuſtria. Hernach hat ja das Land, davon die Rede iſt, Auſtraſia, nicht Auſtria geheiſſen. Die erſte Etymologie fällt alſo weg; wie denn der Verfaſſer ſie ſelbſt fah

ren

Soiſſons erhalten hat: daß dieſe zween Ausdrücke nicht verhaltend ſind, und daß man deren Ableitung in der deutſchen Sprache ſuchen müſſe **).

Der erſte, ſaget er, kann aus dem deutſchen **Veſter**, Caſtrum, oder aus dem teuteniſchen Auſtr. *dignissimus*, kommen; ſo daß, füget er hinzu, **das Wort** *Auſtria* **wird gebrauchet worden ſeyn, das von dem älteſten Aſte der Nachkommen des Chlodovåus beſeſſene Königreich anzudeuten** ***). Das andere, Neuſtria, welches er für eine Verſtümmelung von Nemptricum, oder Neptricum hält, ſo man im **Fredegarius** lieſt, läßt ſich ebenfalls, ſeiner Meynung nach, aus zwo deutſchen Wurzeln herleiten, **Nempt** und **Rich**, oder **Reich**, und bedeutet præcipuum regnum, præcipua ſedes regni, **das vornehmſte Königreich der Franken, der vornehmſte Sitz ihrer Heimath**, und dieſer Namen iſt etwa zum Unterſchiede demjenigen Lande gegeben worden, wo **Chlodovåus** ſeinen feſten Sitz gehabt ****).

---

ren läßt. Die zweyte iſt nichts beſſer. Auſtr, für dignisſimus, iſt wohl in keinem alten deutſchen Denkmaale zu finden. Mir wenigſtens, der ich außer den gedruckten Ueberreſten eines **Otfrieds**, **Willerams**, **Notkers**, **Strikers**, und andrer Ungenannten, die **Opitz**, **Palthen**, **Eckard**, **Schilter**, u. a. m. ans Licht geſtellet, noch wohl ein funfzig und mehr geſchriebene Bände von den größten Bibliotheken in Deutſchland, in Händen gehabt, ausgezogen und durchgegangen, iſt dergleichen Wort nirgends vorgekommen. Der Abt le Boeuf muß alſo ſeine Codices anführen, wenn man ihm glauben ſoll. G.

****) Man muß ein ſehr weitläuftiges etymologiſches Gewiſſen haben, wenn man ſo leichtſinnig Neuſtria, von Nempricum, oder Neptricum herleiten will: und doch hernach wieder nicht ſagen, oder zeigen kann, was Nempt heißt? Denn wie kann es immermehr præcipuum heißen? Viel eher könnte es von nehmen, ein genommenes, oder erobertes Reich heißen: wenn man nur erſt zeigen könnte, daß es ein alter Schriftſteller Nemptrica genennet. Selbſt die Sylbe ric, wird man darinn

Herr von Foncemagne, als Urheber derjenigen kritiſchen Anmerkung, davon wir hier Rechenſchaft geben wollen, bemerket ſogleich: daß wenn man dieſe neue Erklärung des Wortes Neuſtria annehmen will, man nothwendig diejenige verwerfen müſſe, welche Auſtria von Auſtr, digniſſimus, herleitet; weil, wenn man ſie beyde zugleich annimmt, die zwo Benennungen, von welchen man vorausſetzen ſoll, ſie ſeyn eingeführet worden, den Unterſchied zweyer Königreiche zu bemerken, nicht wirklich zu ihrer Unterſcheidung hätten dienen können. Auſtraſien wäre ſo genennet worden, weil es der edelſte Theil der Monarchie wäre, regnum digniſſimum: und Neuſtrien hätte ſeinen Namen, als der hauptſächlichſte Theil gehabt, præcipuum regnum; das heißt, um ſie zu unterſcheiden, habe man ihnen Namen gegeben, die faſt einerley bedeuten. Man merket die Entgegenſetzung von digniſſimus und præcipuus viel zu wenig, als daß man glauben ſollte, ſie hätte dienen können, den Unterſchied beyder Reiche anzuzeigen *).

Der Herr Abt le Boeuf gründet den Sinn, welchen er dem deutſchen Worte Nempe oder Nept giebt, auf

eine

---

inn nicht finden; weil es immer Neuſtrien genennet worden. Das Noricum, hat freylich das Nordreich geheißen, weil es den Wälſchen gegen Norden lag. G.

*) Herr von Foncemagne hat alſo ganz recht, wenn er dieſe ſchlechten Etymologien verwirft; ob er gleich nichts beſſers an die Stelle ſetzet. Aber was brauchet es bey Auſtraſien etwas anders, als *Auſter* zum Stammworte dieſes Namens anzunehmen? Gieng denn dieſes Reich nicht bis ans Mittelmeer, wo man romaniſch redete; und lag alſo den Deutſchen, und vielen galliſchen Landſchaften ſüdlich genug? Neuſtrien aber, welches die Normandie bedeutet, kann allerdings einen deutſchen Urſprung haben. Dieß Volk kam aus dem Norden der Germaniæ magnæ Taciti, und redete normänniſch, d. i. däniſch, ſchwediſch, oder auch theils frieſiſch und ſächſiſch. Was heißt alſo Neuſtria? Ohne Zweifel das neueſte Reich, weil es ſpät geſtiftet worden; nämlich nach dem bur-

eine Stelle im Eginhart, in welcher dieſer Schriftſteller an den Kaiſer Lothar ſchreibt, und ſaget: Admonendum cenſui *Neptitatem* veſtram. Neptitas, iſt nach ihm, ſo viel als principalitas, und man muß den Text ſo verſtehen, als hätte Eginhart geſaget: Admonendum cenſui Principalitatem veſtram, Præcipuitatem veſtram: denn es iſt unmöglich, ſetzet er hinzu, ihr einen andern Sinn zu geben.

Es iſt wahr, daß das Wort neptitas in keinem Gloſſario erkläret wird. Herr dú Cange und ſeine gelehrten Fortſetzer, ſetzen es in ſeine alphabetiſche Ordnung, ohne es zu erklären; und verweiſen uns nur auf Eginharts Brief, als an das einzige Denkmaal wo ſie es geſehen haben. Nun aber kann man nicht wohl anders, als durch Zuſammenhaltung verſchiedener Texte, in welchen derſelbe barbariſche Ausdruck gebrauchet worden, zu Beſtimmung ſeiner Bedeutung gelangen. Es muß daher in einem ſolchen Falle erlaubet ſeyn zu muthmaßen: und der Herr Abt le Boeuf hat in dieſem Falle nichts gethan, als was allen Kunſtrichtern zugeſtanden wird. Da aber verſchiedene Gelehrte bereits allerley Auflöſungen gegenwärtiger Schwierig-

---

burgundiſchen, fränkiſchen, aquitaniſchen Reichen. Denn ny, oder nie, wie Dänen und Schweden, nebſt allen Plattdeutſchen, das neue nennen; iſt hernach von den Engländern new, und in der Normandie, wie in Deutſchland neu geſchrieben worden. Dat nyeſte Rik, iſt alſo leichtlich in Neuſtria übergegangen; weil das e ſich in der franzöſiſchen Ausſprache verloren hat. Niugo vein, heißt gothiſch, neuer Wein; die Cymbern haben newyd, und die Angelſachſen neov, niv, niov neu genennet. S. Fr. Jun. Dict. Gothicum p. 269. beym Cod. Arg. imgl. Stiernhielms Gloſſar. Ulphila-Gothicum p. 119. wo niuje, niuja, neu heißt; ſchwediſch aber ny Lärdan, isländiſch nya Kienning, iſt eine neue Lehre. Marci I. v. 27. Die Sprache der alten Normänner iſt mit dieſer Völker ihren einerley geweſen: denn die Gothen haben vormals auch am Belte in Pommern, Pohlen und Preußen gewohnet. S.

keit vorgeſchlagen haben, ſo hätte er vielleicht **Eginharts** Text nicht ſo einſchränken ſollen, daß er ſagt: er **könne** durchaus keine **andere** Bedeutung annehmen, als die er davon giebt.

1. Neptitas kann von dem Grade eines **Neffen** in Anſehung ſeines **Vätters** verſtanden werden: ſo wie Paternitas ſich oftmals von der väterlichen Eigenſchaft verſteht. So hat der **P. Mabillon** gegenwärtige Stelle erkläret e), die er ſich ſogar nicht ſcheuet, als einen Beweis deſſen anzuführen, was in **Laurisheims** Chronik ſteht: daß **Eginhart** eine Tochter von **Karln** dem **großen** geehliget gehabt; und in der That, wäre nach dieſer Meynung, **Lotharius** ein Neffe vom **Eginhart** geweſen. Man muß geſtehen, daß die Geſchichte von der Heirath der Prinzeſſinn **Emma**, und des Kunſtgriffes den ſie erfunden; damit nicht der in der Nacht gefallene Schnee das Geheimniß ihres verliebten Umganges entdecken möchte; von verſchiedenen Kunſtrichtern als ganz romanhaft verworfen wird. Allein in Ermangelung dieſer Auflöſung, die im Grunde falſch iſt, giebt uns der **P. Papebroch**, welcher ſich auf eben dieſe Erklärung von Neptitas gründet, eine andere an die Hand.

Er ſaget unter dem 2ten **Junius**: daß **Eginhart**, ohne **Karls** des **großen** Eidam geweſen zu ſeyn, gleichwohl ein Vätter des **Lotharius** hat ſeyn können: wenn man vorausſetzet, daß ſeine Ehgattinn, die wirklich **Emma** ſo wie die Prinzeſſinn geheißen, eine Tochter **Enguerrands** Grafen von Hennegau geweſen, der eine Tochter dieſes Namens gehabt f). In dieſem Falle wäre **Emma**, eine Schweſter der Kaiſerinn **Irmingard**, **Lothars** Mutter geweſen, und dieſer wäre durch ſeine Mutter, **Eginharts** Neffe.

2. Herr

---

e) Annal. Ord. *Benedict.* Lib. XXVIII. no. 47.

2. Herr von **Leibnitz** hat geglaubet, **Eginharts** Text wäre in dieſer Stelle verſtümmelt, wie er es an vielen andern Orten iſt: und man müſſe nicht, wie es im gedruckten ſteht, Neptitatem, ſondern *pietatem* leſen.

3. Wenn **Fabricius** den Grund dieſer Verbeſſerung annimmt, ſo will er, daß man noch die zwey Worte à me hinzufüge, deren letzte Züge wohl den Anfang des Wortes Neptitatem haben bilden können; ſo daß dieſe Stelle ganz, ſo heißen würde: admonendum cenſui a me pietatem veſtram. Was dieſer Muthmaßung ein großes Gewicht giebt, iſt dieß, daß, wenn man das pietatem in dieſe Stelle bringt, es **Eginharts** Schreibart ähnlicher wird: dem der Ausdruck pietas in ſeinen Briefen an die Kaiſer **Ludwig** den **gütigen** und **Lotharium** überaus geläufig iſt. Supplico pietati veſtræ . . . . deprecor pietatem veſtram . . . ; oro ut pietas veſtra, etc.

Schminkius endlich, welcher eine recht gute Ausgabe von **Karls** des **großen** Leben geliefert hat, iſt geneigt zu glauben, daß das Wort neptitas in **Eginharts** Munde, wenn er mit dem **Lothar** redet, nichts anders iſt, als ein Ausdruck zärtlicher Empfindungen, die ihn an dieſen Prinzen verbunden, deſſen vornehmſter Rath und gleichſam Hofmeiſter er war: Blandam tenerrimi affectus teſtificationem . . . . quam Eginhartus Lotharii moribus præfectus exprimere voluerit.

So ſind nun die verſchiedenen Muthmaßungen beſchaffen, welche von den Gelehrten vorgeſchlagen worden, um ein Wort zu erklären, welches ſich nirgends als in dieſer einzigen Stelle von **Eginharten** findet. Es ſcheint, dieſelben wären den Fortſetzern des **Gloſſarii** entwiſchet, welche ſich dieſelben gewiß würden zu Nutze gemachet haben.

---

f) Vide *Boll.* II. *Junii* ad Transl. *Marcellini* et *Petri*.

Herr von Foncemagne überläßt nunmehr die Entſcheidung: ob des Herrn **Abts le Boeuf** Erklärung den Vorzug verdienet? und ob ſie ſelbſt werth ſey, zum Grunde ſeiner andern Muthmaßung, von der wahren Bedeutung der Wörter Neptricum und Neuſtria zu dienen?

Man hat ſchon oben angemerket, daß eine große Anzahl von Kunſtrichtern die vermeynte Vermählung **Eginharts**, mit einer Tochter **Karls des großen**, in die Reihe der Fabeln ſetzen. Indeſſen ſcheint es, daß der gelehrte Verfaſſer der gelehrten **Geſchichte von Frankreich** g) dieſe Meynung wieder beleben will, wenn er ſaget: **es ſey ſchwer, denen Beweiſen zu widerſtehen, die ſie feſtſetzen.**

Herr von Foncemagne wendet ihm ein, daß diejenigen die ſie beſtreiten, eben ſo ſtark ſind. Man findet ſie faſt alle in **Schminkens** bereits angeführter Vorrede beyſammen, und er führet noch einen an, worauf **Schminkius** nicht beſteht, und der ſo viel mehr Aufmerkſamkeit zu verdienen ſcheint, da er ſich auf **Eginharts** Text ſelbſt gründet. Dieſer Geſchichtſchreiber ſaget ausdrücklich, **Karl der große** habe bey ſeinen Lebzeiten keine von ſeinen Töchtern **verheirathet**: Mirum dictu, quod *nullam* earum cuiquam aut ſuorum, aut exterorum, *nuptum dare* voluit; ſed omnes ſecum usque ad obitum ſuum in domo ſua retinuit, dicens ſe earum contubernio carere non poſſe h). Wie könnte man wohl dieſe Stelle mit der Heirath der Prinzeſſinn **Emma** vergleichen?

XXIII. Des

---

g) Tom. IV. pag. 650.

h) *Eginhart.* Cap. XIX.

**) Wie aber? wenn die alten Dichter zugleich Geſchichte in ihren Verſen beſchrieben haben? Solche Gedichte bleiben dann doppelt ſchätzbar; und ſolche haben uns ſehr viel alte Dichter der Deutſchen hinterlaſſen. Wie viel alte Geſchichte haben wir nicht ſchon im Drucke, die bloß in Verſen geſchrieben ſind? Z. E. Ottokar von Hornek, Enenkels Fürſtenbuch, Mareſcal-

cus

XXIII.

Des Herrn de la Cürne Nachricht von Froiſſarts Gedichten.

1738.

Die Geſchichtſchreiber haben einen Vorzug vor allen andern Schriftſtellern. Da ihre Werke von der Wahrheit allein ihren hauptſächlichſten Werth hernehmen: ſo ſind ſie denen Veränderungen nicht unterworfen, die der willkührliche Geſchmack der Völker und der Jahrhunderte, den Werken einer gewiſſen Gattung zuzieht; und folglich kommen ſie viel gewiſſer auf die Nachwelt.

Froiſſart, deſſen Namen durch die Geſchichte die er uns hinterlaſſen hat, ungemein berühmet iſt, würde durch die Gedichte die er aufgeſetzet hat, kaum bekannt ſeyn, wenn nicht **Paſquier** uns den Titel eines Exemplars erhalten hätte, welches er in der königl. Bibliothek zu **Fontainebleau** geſehen. Gleichwohl hat er unter den Dichtern ſeiner Zeit, vielleicht keinen geringern Platz eingenommen, als unter den Geſchichtſchreibern: und dieſes iſt ein Satz welchen der Herr **de la Cürne** auch noch unterſuchen wollen, um damit die Nachforſchungen zu beſchlieſſen, die er in Anſehung ſeiner angeſtellet hat **). Um ſich aber gehö-
rig

---

aus Thurius und a. m. die in verſchiedenen Sammlungen deutſcher Geſchichtſchreiber z. E. bey **Menken** in Script. Germ. ſtehen, u. ſ. w.. Aber wie viele ſind auch noch in Handſchriften verborgen: Z. E. Jeroſchins preußiſche Hiſtorie, davon ein trefflicher alter pergamentner Codex auf der königsbergiſchen Bibliothek geweſen; aber von dem geh. Rathe Jordan nach Berlin genommen, und nicht wieder dahin geſchicket worden. Aus Leonh.

rig einzuſchränken, hat er nicht alle Gedichte erzählen wollen, die ungefähr dreyßig tauſend Verſe ausmachen.

Unter **Froiſſarts** Gedichten, die gar weitläuftig ſind, und die mit dem Namen Tractate (Traittez) bezeichnet werden, hat Herr de la Cürne das **Paradies der Liebe**, und das **verliebte Uhrwerk** erwählet: und unter andern, welche Ditiez genannt werden, hat er das Gedicht Marguerite erleſen; und von den flüchtigen Stücken, als Rondeaux, Balladen, Schäfergedichte, Lais, Virelais und Chants royaux, hat er ſich beſonders angelegen ſeyn laſſen, die Schäfergedichte und Rondeaux bekannt zu machen.

Von dem Gedichte, das Paradies der Liebe.

Der von der heftigſten Liebe gequälte Dichter iſt entſchlafen, und hat einen Traum, der den Inhalt dieſes Stückes ausmachet. Er fand, daß er in einem entzückend ſchönen Walde, an dem Ufer eines Fluſſes ſaß, der mit Blumen bewachſen und mit Vögeln umringet war: unter welchen die Nachtigallen das angenehmſte Concert anſtimmeten. Da er ſich nun in demſelben Augenblicke der ganzen Zeit ſeiner Jugend, und der mancherley Schickſale erinnerte, die er im Lieben gehabt: ſo fieng er eine ſehr hefti-

ge

Leonh. Friſchens Wörterbuche ſieht man, daß er ihn fleißig dabey gebrauchet: aber nachdem er, und **Jordan** geſtorben, weis in Berlin kein Menſch wohin dieß unſchätzbare Monument gekommen. Iſt das nicht zu bedauren, daß man ein ſo koſtbares Werk nicht beſſer in Acht genommen; zumal davon nur eine einzige ſehr fehlerhafte Abſchrift in Danzig vorhanden iſt. S. des Hrn. Prof. Hanovs II. B. ſeiner preußiſchen Sammlung. Allein geſetzt, daß nicht alle alte Dichter Hiſtorien und Chroniken geſchrieben; wiewohl ich deren noch zu etlichen Folianten Mſpte beſitze: ſo findet man auch in andern alten Dichtern bisweilen

hiſtoge Klage wider die Liebe und alle die Uebel an, ſo ſie ihm angerichtet.

Als er nun ſolchergeſtalt in einem Schmerze vertiefet war, den auch der Geſang der Vögel nicht lindern konnte; hörete er ein undeutliches Getöne von einigen Stimmen, welches ihn nöthigte, ſich hinter einen Buſch zu verſtecken. Es waren zwo Frauenzimmer, die ſo prächtig in ihrem Putze, als reizend an Schönheit waren, und als ſie ihn erreichet hatten, ihn prügeln wollten; weil er die Liebe, ihren Herrn, geſchimpfet hätte. Ihre Namen waren **Anmuth** und **Hoffnung**.

Als ſie ſich nun ein wenig beſänftiget hatten, ſageten ſie ihm: er dörfe ſein Unglück niemanden beymeſſen, als ſich ſelbſt; es habe ihm an der **Unterwürfigkeit** und **Beharrlichkeit** gefehlet, die ihm doch ſo ſehr wären empfohlen worden, als er ſich unter die Fahne der Liebe begeben; und durch deren Beyhülfe man von ſeiner Gebietherinn in einer Stunde mehr Gutes erlanget, als man ſich wünſchen, oder nur erſinnen kann.

Nach dieſen heilſamen Ermahnungen, ſtillet die **Anmuth** ſeine Neugierde, zu wiſſen: was denn ihre Verrichtungen bey der Liebe wären? Mein vornehmſtes Amt, ſagte ſie, iſt, daß ich den Dienſt des Liebesgottes durch die gegen-

---

hiſtoriſche Umſtände ihrer Zeiten berühret; die den Geſchichten kein geringes Licht geben. Man wird dieſes aus der Geſchichte der lyriſchen Poeſie der Deutſchen, die meine Gehülfinn unter Händen hat, dereinſt, ſowohl, als aus meiner Hiſt. der deutſchen Spr. und Poeſie erſehen können. Und haben ſich nicht ſchon die Publiciſten, und Sammler hiſtoriſcher Stücke oft darauf berufen? Man ſehe die Heineccíſche Vorrede zu ſ. Corpore Jur. Germ. der den Reineke Fuchs zur Erläuterung deutſcher Rechte anzieht; imgl. den Hrn. Reichshofr. von Senkenberg, der in ſeine Sammlung manch deutſches Lied eingerücket hat. G.

gegenſeitigen Reizungen erhalte, die er zwo Perſonen, die ſich lieben, an einander finden läßt: woher es denn kömmt, daß es ne lès Amans ne lède Amie, **weder häßliche Liebhaber, noch häßliche Gebietherinnen** giebt.

Hierauf beſchwöret er ſie bey allem dem Anſehen, das ſie an dem Hofe des Liebesgottes haben müßte: daß die Schöne, wegen welcher er ihm den Eid der Treue geſchworen, nicht ſo gar unerbittlich ſeyn möchte.

Die **Hoffnung**, deren Händen die Anmuth ihn übergiebt, fraget ihn: ob er nicht in Eiferſucht gerathen wäre, die ſie eine **Peſt der Liebhaber** nennet, und ihm verſpricht, ihn von dieſem Uebel zu heilen, wenn er nur ſie niemals aus den Augen ließe. Endlich begleiten ihn beyde Frauenzimmer an der Hand in den Garten, wo der Liebesgott ſeine Wohnung hat, und fodern unterwegens einige Virelais oder **Balladen** von ſeiner Arbeit von ihm, die ſie mit ihm zugleich ſingen.

Sie begegnen nahe an einem Hügel den **Süßgedank**, ein artiges **Jungfernknechtchen**, der zween Windſpiele bey ſich hatte, und ihnen den Ort ſagete, wo ſie den Gott finden würden, den ſie ſucheten. Verſchiedene Jäger, als **Gutſchein**, **Schönblick**, **Freywill**, **Verlangen**, **Andenken**, **Sorgewohl** und andere, die von Ort zu Ort mit Windſpielen ſtunden, der Liebesjagd zu warten, gaben dem neuen Gaſte Gelegenheit ſich zu erkundigen, ob der Gott noch viel ſolche Jäger hätte? Er hörete, daß er wohl dreyßig mal ſo viel hätte; welches ſowohl Grafen, als Herzoge, Könige, und andere wären.

Er fragete weiter, wer denn eine gewiſſe Geſellſchaft von ſchönen **Frauen**, **Jungfrauen**, und ſchönen **Jungfernknechten** in Grün gekleidet wären, die er im Begriffe ſah zu tanzen. Anmuth nennete ihm verſchiedene

Helden und Heldinnen aus Romanen, die alle Unterthanen der Gottheit wären, und nahe an dem Paradieſe tanzten, worinnen der Gott ſeinen Sitz hat.

Als er nun endlich zu ſeinem Gezelte gekommen, welches unter Bäumen aufgeſchlagen war, ſo ſagete ihm der Dichter, welcher ihm vorgeſtellet ward, ein Lied (Lay) vor, womit er ſo wohl zufrieden war, daß er ihm ſeinen Beyſtand verſprach, und dem Frauenzimmer die ihn hingeführet hatten, anbefahl, ihn in Acht zu nehmen und in ſeinen Gärten ſpazieren zu führen.

Als ſie nun im Singen und Blumenpflücken herumgiengen, fanden ſie auf einer ſchönen mit Roſenſtöcken umgebenen Wieſe, ſeine Gebietherinn Bel-accueil, die einen Hut von Blumen machete, welche ihr von zwey kleinen Mägdchen gepflücket wurden. Der Liebhaber läuft ſogleich hin, wirft ſich zu ihren Füßen nieder: er redet ihr von ſeiner Leidenſchaft mit zitterndem Entzücken vor, und erzählet ihr die Bitte, die er an den Gott gethan hätte; wobey er ſie erſuchet, ihre Strenge ein wenig zu mildern, dafern ſie wollte daß er leben ſollte.

Sie fraget ihn mit einem ſanften Lächeln, was er denn von ihr begehrete? und da ſie ihm befohlen hatte, nicht aus den Schranken einer ehrbaren Beſcheidenheit zu weichen, ſo beſchwöret er ſie, weil ſie jetzt allein wären, daß er einige ſüße Worte aus ihrem Munde hören, und ſie ihn zu ihrem Knechte behalten möchte. Da er nun dieſe Gnade erhalten, ſo geht er mit ihr fort, und ſingt eine **Ballade**: die ſowohl der **Anmuth** als ſeiner Geliebten Beyfall erhält, welche ihm zum Lohne, einen Hut von Tauſendſchönchen zu küſſen giebt, den ſie verfertiget hatte, und den ſie auch ſelbſt küſſet und ihm aufs Haupt ſetzet.

Er war ſchon nahe an dem Zwecke, wohin alle ſeine Wünſche zieleten, und ſie ſchlug ihm vor, auf eine andere Seite zu kehren, um ſich mit einander zu erluſtigen. Die Freude welche er in demſelben Augenblicke empfand, denn es dünkete ihn, daß die Anmuth ſelbſt ihn anrührete, machete, daß er auf einmal aufſprang: er wachete auf, und dankete bey ſeinem Erwachen den Göttern, die ihm einen ſo bezaubernden Traum zugeſchicket hatten; daß er dadurch in das **Paradies der Liebe** verſetzet worden.

Wenn das folgende Stück, das **verliebte Uhrwerk**, nicht ſo voll an Erfindungen iſt: ſo iſt es gleichwohl eben ſo merkwürdig, indem es uns vieles Licht zu der Geſchichte der Künſte darbeuth.

Das Gedicht, das verliebte Uhrwerk betitelt.

In der Zeit, da alles zu der Vollkommenheit der Künſte beyträgt, und eine gelehrte Geſellſchaft, unter der Aufſicht verſchiedener erleuchteten Staatsmänner, der Ausübung der geſchickteſten Künſtler, noch die Frucht des tiefſinnigſten Nachforſchens beyfüget, wäre es wohl billig, daß mit gleichem Eifer, diejenigen, die ſich auf hiſtoriſche Unterſuchungen legen, ihre Blicke auch zuweilen nach dieſer Seite wendeten, und zum Nutzen eben dieſer Künſte, ſich beſtreben zu zeigen, durch was für Mittel und Stufen ſie ſich zu demjenigen Grade erhoben, wo wir ſie anjetzt erblicken; ja, daß zur Ehre derer, die ſie bearbeiten, ſie uns lehren möchten, wie weit die Neuern, diejenigen die ihre Vorgänger geweſen, hinter ſich gelaſſen haben.

Solche Denkmäler als **Froiſſarts verliebtes Uhrwerk** iſt, hätten bey einem ſolchen Vorhaben gar wohl Statt. Dieſes enthält nicht nur eine fortgeſetzte und ſehr umſtändliche Vergleichung der Stücke die ein Uhrwerk ausmachen, und aller ſeiner Bewegungen, mit der Beſchaffenheit eines verliebten Herzens und derer mancherley Bewegungen in ſich, die daſſelbe beunruhigen; ſondern unter vielem Sonderbaren was dieſe Vergleichung uns von dem ehemaligen Zuſtande der Uhrmacherkunſt berichtet, ſehen wir:

1. Daß das Räderwerk der Bewegung und dasjenige was zum Schlagen dienete, ein jedes nur zwey Räder gehabt; da ſie anjetzt viere haben. Dieſe zwey Räder waren ihnen genug: allein die Uhrwerke giengen auch nur ſechs oder acht Stunden, und man mußte ſie des Tages drey bis vier mal aufziehen.

2. Daß das Zifferblatt vier und zwanzig Stunden gezeiget, da es von eins angefangen, bis zwölf fortgefahren; und dann noch einmal dieſelben Zahlen durchlaufen iſt.

3. Daß das Zifferblatt beweglich geweſen, und durch ſeine Richtung gegen einen feſten Punct, welcher denn ſtatt eines Zeigers, oder einer Nadel gedienet, die Stunde angezeiget.

4. Daß anſtatt der Pendul oder Unruhe, die noch nicht erfunden geweſen, die Uhrwerke ein Stück, Namens Foliot gehabt, welches zwey kleine Gewichte, Namens Regules getragen: deren Nutzen geweſen, daß man das Uhrwerk geſchwinder oder langſamer einrichten können; nachdem man dieſelben dem Mittelpuncte des Foliot genähert, oder davon abgerücket.

Außer dem Unterſchiede in der Zuſammenſetzung der Uhrwerke, bemerket man in eben dieſem Stücke noch verſchiedene Kunſtwörter der Uhrmacherkunſt, die damals gebräuchlich geweſen, und es jetzt nicht mehr ſind.

Das Gedicht Le Dit de la Marguerite.

Die unter dieſem Namen bekannte Blume (**Tauſendſchön**), welche ſich beſtändig gegen die Sonne wendet, wird in dieſem Gedichte beſungen. Sie entſtand, wie der Dichter ſaget, aus denen Thränen, welche die junge **Heres**, auf dem Grabe ihres Liebhabers **Cepheus**, vergoß. **Mercur**, welcher von ungefähr an den Ort dieſer Verwandlung kam, als er ſeine Heerden auf die Weide führete, und erſtaunete, daß er eine weiß und rothe Blume im **Jänner** erblickete, wo alle andern ohne Leben ſind; ward von ihrer Pracht bezaubert, und machete einen Kranz davon, den er der ſchönen **Heres** durch ſeinen Bothen **Lires** zuſchickete. Ein ſo ſeltenes Geſchenk wirkete eine noch glücklichere Verwandlung, als die erſte geweſen: denn die bis dahin grauſame **Nymphe**, ward empfindlich. Der von Liebe und Erkenntlichkeit gegen eine Blume, der er das Glück ſeines Lebens zu danken hatte, eingenommene Gott, trug ſelbige nachmals allezeit an ſeinem Haupte.

Dieſe Erdichtung iſt mit vieler Zärtlichkeit und Anmuth abgefaſſet. Die Reinigkeit, womit der Dichter betheuret dieſe Blume ewig zu lieben, iſt auf eine viel zu zärtliche Art vorgetragen, daß ſie nicht eine gegründetere Liebe, vieleicht gegen eine Perſon verdecken ſollte, die eben dieſen Namen geführet hat.

Die Schäfergedichte.

Die mehreſten von **Froiſſarts** Schäfergedichten beziehen ſich auf Preiſe, die man an verſchiedenen Orten der **Picardie** und in **Flandern**, der ſchönſten Schäferinn eines Cantons, oder demjenigen Schäfer ausgeſetzet, der ſeine Liebe am beſten beſang. **Herr de la Cürne** unterdrücket mit Fleiß verſchiedene Umſtände, die man darinnen von der Kleidung der damaligen Zeit, den Inſtrumenten der Landmuſik, und verſchiedenen Gebräuchen dieſer Art antrifft.

Eben ſo wenig bleibt er bey andern, dem Anſehen nach wichtigern Schäferſpielen ſtehen, die mit hiſtoriſchen Begebenheiten eine Verwandtſchaft haben, z. E. eine neue Münzenprägung; König **Johanns** von England Ankunft; die Wiederkunft des Herzogs von **Braband** in ſeine Staaten, nach ſeiner Gefangenſchaft; der Sieg welchen **Karl** der VI. bey **Caſſel** davon getragen; die Vermählung des Herzogs von **Berry**, und der erſte Einzug der Königinn **Iſabelle**, ſeiner Gemahlinn, in **Paris**, u. ſ. w.

Es iſt dem **Froiſſart** in keiner Art von Gedichten ſo wohl gelungen, als in Schäfergedichten. Die ſcherzhafte und leichtſinnige Munterkeit, die faſt allezeit den Character ſeines Geiſtes ausmachet, iſt in die Herzen ſeiner Schäfer und Schäferinnen völlig übergegangen. Die Sachen wovon ſie reden, die Art wie ſie davon reden, und ihre Sprache, ſind ihrem Witze und ihren Empfindungen allezeit gemäß. Eine lebhafte Freude ermuntert ihr Spiel, ihr Lachen, ihr Tanzen: und damit die Sache ſichtbar werde, ſo bringt Herr **de la Curne** einen Theil des vierten Schäfergedichts folgendermaßen an:

Ein reicher Schäfer, der zwiſchen der Furcht, entweder die Liebe ſeiner Schäferinn zu verlieren, die ihm drohete ſie wolle ihn fahren laſſen, wenn er ſie nicht heirathete; oder in der Gefahr ſchwebete, ein groſes Vermögen einzubüſſen, welches ſeine Aeltern ihm anbothen, wenn er ſie ließe; entdecket ſeine Verwirrung einem Schäfer, der ſein Freund war, und deſſen Rath ſich immer mit derſelben Wiederholung ſchließt:

Si tu peux avoir ta Bergére
Oſerois-tu demander mieux?

Wenn du deine Schäferinn haben kannſt, könnteſt du dir wohl etwas beſſers wünſchen?

In dem Augenblicke erſcheint ſie ihnen: ſie gehen auf ſie zu, und der zu Rathe gezogene Schäfer ſpricht abermals:

S'elle veut eſtre t'amiette,
Oſerois-tu demander mieux?

Wenn ſie deine Freundinn ſeyn will, könnteſt du wohl etwas beſſers wünſchen?

Die Schäferinn hatte zween Hüte von Blumen, und davon giebt ſie einen ihrem Freunde, der vor Freuden auſſer ſich ſelbſt geräth, ein jeder nimmt ſie bey der Hand.

Et puis prirent à *caroler* *),
Et la bergerette à chanter,
Une chançon moult nouvelette;
Et diſoit en chançonnette,
Di moi, *Anſel*, ſi t'ayt Diex,
Si je voeil eſtre t'amiette,
Oſerois-tu demander mieux?

Und hierauf fiengen ſie an zu tanzen, und die Schäferinn hub an zu ſingen, ein ſehr neues Liedchen; und ſagete im Tanzen: Sage mir, Anſel, ſo wahr dir Gott helfe, wenn ich deine Freundinn ſeyn will, könnteſt du dir wohl etwas beſſers wünſchen?

Die Ringelgedichte.

Die Ringelgedichte, deren äußere Geſtalt allenthalben dieſelbe iſt, ſtellen allenthalben lebhafte Empfindungen eines Liebhabers vor, der zuweilen gut, zuweilen übel aufgenommen wird; der bald luſtig und vergnügt, bald traurig und verzweifelnd iſt. Der lebhafte oder zärtliche Ausdruck iſt allezeit einfältig, und ſtellet die Leidenſchaft die ſeine Seele beunruhiget, vollkommen gut dar. Hier ſind zwey Beyſpiele davon:

---

*) danſer.

Erſtes Ringelgedicht.

Amours, Amours, que voulés de moi ſaire?
En vous ne puis veoir riens de ſeur:
Je ne cognois ne vous ne votre afaire,
Amours, Amours, que voulés &c.

Lequel vaut mieux parler, prier, ou taire?
Dites-le moi, vous qui avés bon eur,
Amours, Amours, que voulés &c.

Ihr Liebesgötter, ihr Liebesgötter, was wollet ihr aus mir machen? Ich ſehe gar keine Sicherheit bey euch. Ich kenne weder euch noch euer Thun. Ihr Liebesgötter, ihr Liebesgötter, was wollet ihr ꝛc.

Was iſt beſſer, reden, flehen, oder ſchweigen? Saget mir das, ihr die ihr glücklich ſeyd. Ihr Liebesgötter, ihr Liebesgötter, was ꝛc.

Zweytes Ringelgedicht.

De quoi que ſoit, ſe doit renouveller
Uns jolis coers, le premier jour de may,
Voire s'il aime, ou s'il penſe à aimer,
De quoi que ſoit, &c.

Pour ce vous veux, Madame, émayoler *)
En lieu de may, d'un loyal coer que j'ay,
De quoi que ſoit &c.

Es ſey womit es wolle, muß ſich ein artiges Herz den erſten Tag des Mayen erfriſchen, dafern es liebet, oder zu lieben geſonnen iſt. Es ſey womit es wolle ꝛc.

Daher will ich euch Madame, bemayen, anſtatt eines Mayen mit einem treuen Herzen, das ich habe. Es ſey womit es wolle ꝛc.

Urtheil von Froiſſarts Gedichten.

Ueberhaupt kann man von Froiſſarts Gedichten ſagen, daß es ihm ſowohl an Erſindung der Materien, als an Einbildungskraft zu den Zierrathen geſehlet. Uebrigens iſt die Schreibart die er anwendet, nicht ſowohl reich als weitläuftig, und beuth oftmals langweilige Wiederholungen derſelben Schwünge und Redensarten dar, um Sachen zu ſagen, die ziemlich gemein ſind. Gleichwohl fehlet es der Einfalt und Freyheit ſeiner Verſe nicht allezeit an Anmuth, und man findet dann und wann darinnen einige Bilder und verſchiedene Verſe nach einander, deren Ausdruck ziemlich glücklich iſt.

So war damals der Zuſtand der franzöſiſchen Dichtkunſt beſchaffen, und das Schickſal der Malerey war nicht viel beſſer. Dieſe zwo Künſte, die man allezeit mit einander verglichen hat, ſcheinen einen faſt einträchtigen Gang in ihrem Fortkommen gehabt zu haben.

Die Maler welche aus der allergröbſten Barbarey kamen, ergriffen gleich ſtückweiſe alle kleinen Gegenſtände,

---

*) Donner le May, einem den Mayen ſchenken.

welche die Natur ihnen darboth, und legeten ſich auf das Gewürm, auf Blumen, auf Vögel, die ſie mit den allerlebhafteſten Farben ausſchmücketen, und mit einer Genauigkeit zeichneten, die wir annoch in den Leiſten und Miniaturſtücken der Handſchriften bewundern. Als ſie nun anfiengen menſchliche Figuren zu ſchildern, ſo bemüheten ſie ſich vielmehr die Umriſſe abzuſetzen, und ſogar die feinſten Haare auszudrücken, als dem Geſichte ein Leben und dem Körper eine Bewegung zu geben; und dieſe Figuren, wozu allezeit die gemeinſte Natur das Muſter hergab, waren auf gut Glück, ohne Wahl, ohne Anordnung, und ohne allen Geſchmack im Verbinden, zuſammen geworfen.

Die Dichter, welche eben ſo unfruchtbar waren, als die Maler, ſchränketen allen ihren Fleiß dabey ein, daß ſie Beſchreibungen herbey brachten, die ihrer Geſchicklichkeit gemäß waren: und dieſe ließen ſie nicht eher fahren, als bis ſie ſie erſchöpfet hatten. Sie wußten nicht leicht wovon zu reden, als von einem ſchönen Frühlinge, von dem Grünen auf den Feldern, von dem bunten Schmelze der Wieſen, von dem Geſange tauſenderley Arten von Vögeln, von der Klarheit und Lebhaftigkeit eines ſchönen Springbrunnens, oder eines murmelnden Fluſſes. Zuweilen indeſſen ſchilderten ſie auch mit Geiſte die kindiſchen Zeitkürzungen der Liebhaber, ihr Lachen, ihre Spiele, das Klopfen und die Freude eines verliebten Herzens ab. Sie konnten nichts beſſers erſinnen, und waren außerdem unfähig ihren Begriffen eine Folge und Verbindung zu ertheilen.

Wilhelm von Lorris, der den **Roman von der Roſe** anfieng, dichtete: daß, da er in einem Obſtgarten entſchlafen wäre, er im Traume die allegoriſchen Perſonen aller Tugenden und aller Laſter geſehen; daß, als er in verſchiedene Lauben ſpazieren gegangen, er ihren Unterredungen zugehöret, und ſelbſt mit ihnen geredet hätte.

Man weis nicht, ob er der erſte Urheber dieſer Erdichtung geweſen. Dem ſey wie ihm wolle, ſo haben alle Dichter, die ſeit mehr als zwey hundert Jahren von einer ſo ſeltenen Erfindung bezaubert waren, geglaubet: daß ſie nicht beſſer thun könnten, als wenn ſie ihn abſchrieben, und ihn mit einigen neuern Umſtänden bereicherten; und das war alles, was ihr Witz zuwege bringen konnte.

Es hat alſo ſehr lange gewähret, ehe die Dichter und Maler, die nach und nach verſchiedene Stücke vollkommener gemachet hatten, ein jeder für ſich lerneten, eine glückliche Wahl der ſchönſten und edelſten Stücke zu treffen, die die Natur darbeuth, und dieſelben nach der Uebereinſtimmung einiger Regeln zuſammen zu ſetzen: und daß ſie endlich, nachdem ſie ſtärker geworden, den ganzen Umfang ihres Gegenſtandes auf einmal überſahen, um einen allgemeinen Plan davon zu machen. Damals brachten ſie die verſchiedenen Theile auf einen einzigen Punct, und ſchränkten das Ganze, auf diejenige Einheit ein: ohne welche alle Werke des Witzes und der Kunſt, allezeit weit unter der Vollkommenheit bleiben werden.

XXIV.

Des Herrn von Boze Beobachtungen, über einige Stellen der typographiſchen Annalen des Herrn Maittaire.

1738.

Das anſehnlichſte Werk, welches wir von dem Urſprunge und Fortgange der Druckerey haben, iſt dasjenige, welches Maittaire, unter dem Titel Annales typographici herausgegeben hat. Nachdem er alles geſammelt hat, was vor ihm diejenigen Schriftſteller geſaget haben, die dieſe Materie, entweder ausdrücklich, oder bey Gelegenheit abgehandelt; ſo hat er noch dasjenige hinzugefüget, was keiner von ihnen unternehmen dörfen, nämlich chronologiſche Tabellen, worinnen alle Abdrücke, die in den erſten zwey hundert Jahren nach Erfindung dieſer Kunſt heraus gekommen, nach der Ordnung ihrer Zeitpuncte geſetzet ſind: und worinnen er ſich vorgenommen hatte, auf einmal, ſowohl die Städte bekannt zu machen, wo dieſe Kunſt zuerſt getrieben worden, als auch diejenigen, die ſie nach und nach angenommen; und die Drucker namhaft zu machen, die ſie mit mehrerm oder minderm Erfolge bearbeitet haben. Woran aber den Gelehrten weit mehr gelegen iſt, iſt dieß, daß ſie hier durch eine nothwendige Folge, die erſte Ausgabe jedes Werkes, die Zahl derer, die darauf gefolget ſind, und ihre mancherley Formate, finden.

Wenn Herr Maittaire dieſen Anſchlag gleich anfangs ſeinem ganzen Umfange nach, hätte erfüllen können, ſo würde ſein Werk nicht minder nützlich, als merkwürdig ſeyn. Allein, da der Grundriß dazu einmal gut iſt, ſo kömmt es nur darauf an, deſſen Ausführung vollkommener zu machen. Die Buchhändler, die Verfertiger der Bücherverzeichniſſe, inſonderheit die holländiſchen, tragen bereits das ihrige dazu bey, ohne es ſelbſt zu wiſſen: denn ſobald ſie ein Buch finden, deſſen Titel oder Ausgabe in ſeinen Annalibus typographicis nicht angezeiget iſt, ſo unterlaſſen ſie nicht, demſelben als ein Merkmaal der Seltenheit, die deſſen Preis um ein großes vermehren muß, beyzufügen: daß **Maittaire** dieſes Buch nicht gekannt habe *).

Die Gelehrten verabſäumen ebenfalls die Gelegenheiten nicht, diejenigen Ausgaben anzumerken, die er überſehen, oder unrecht angezeiget hat: doch thun es nicht alle mit gleicher Beſcheidenheit. **Burmann**, z. E. verfährt ganz grau-

---

*) Einige darunter haben etwas mehrers gethan. Z. E. **Cornelius von Beughem** hat ſchon vor **Maittairen**, im 1688ſten Jahre, Incunabula Typographiæ, ſ. Catalogum librorum, ſcriptorumque proximis ab inventione Typographiæ annis, usque ad annum Chriſti MD. incluſ. in quavis lingua editorum. Opuſculum ſæpius expetitum, Notisque Hiſtoricis, Chronologicis & Criticis intermixtum, zu Amſterdam in 12. ans Licht geſtellet. Es iſt wahr, daß dieß Werkchen, wie alle erſte Verſuche, ſehr kurz und unvollſtändig gerathen; und ſonderlich in Anſehung der älteſten deutſchen Bücher überaus mangelhaft iſt. Allein es hat wenigſtens dem **Maittaire** die Bahn gebrochen: und auch dieſer iſt gewiß in Anſehung der deutſchen Buchdruckereyen, und ihrer älteſten Werke, ſehr mangelhaft. Ich bin daher ſeit einiger Zeit auf die Gedanken gerathen, einen bloß deutſchen **Maittaire**, wenn ich ſo reden kann, zu ſammeln; davon ich auch ſchon wirklich viel beyſammen habe, und mir von den Gelehrten Beyträge dazu ausbitte. Von neuern Bücherverzeichniſſen der Buchhändler, die das, was im Maittaire fehlet, anmerken, kann ich die Catalogos des londenſchen Osborne nennen, die ſeit einiger Zeit in vielen großen Octavbänden gedrucket werden: und darum dieſes oft angezeiget wird. G.

) Von unſern Leipziger Buchdruckereyen hat der ſel. Prof. Leich grauſam mit ihm, in der Vorrede zu des **Valerius Flaccus Argonauticis, und das über eines der allergeringſten Verſehen **).

Herr **von Foncemagne** hingegen iſt mit aller Höflichkeit und Beſcheidenheit zu Werke gegangen, als er ſeine Meynung von dem Zeitpuncte der Einführung der Druckerey in Frankreich, bey Gelegenheit eines kleinen lateiniſchen Romans beſtritten, welcher durch ein Datum, ſo ſich mehr auf die Verfertigung des Werkes, als auf die Ausgabe bezieht, den Herrn Maittaire auf die Gedanken gebracht hat: er wäre wirklich im 1467ſten Jahre zu **Tours** gedrucket *a*).

In eben dieſer Geſinnung hat Herr **von Boze** der Akademie folgende Beobachtungen mitgetheilet.

Mait-

Leich in ſeinem Tract. de Origine & Incrementis Typographiæ Lipſienſis &c. ein ſtarkes Supplement, bey Herrn Breitkopfen im 1740ſten Jahre am dritten Jubelfeſte der Buchdruckerkunſt ans Licht geſtellet. Dieſe Ergänzung nun beträgt von einer einzigen Stadt, vierhundert Stücke, die mit Benennung des Druckers, Ortes und Jahres; ſechs und funfzig mit Benennung des Ortes, aber ohne Jahr; ein und ſechszig aber, ohne Anzeige des Druckers und Jahres ſind. Er füget aber auch noch ein Verzeichniß von zwölf Blättern, oder drey Bogen bey, von lauter anderwärts gedruckten Büchern, die auf den öffentlichen Leipziger Bibliotheken, ſonderlich der Univerſitäts, oder Pauliner-Bibliothek befindlich ſind; aber alle miteinander im Maittaire nicht ſtehen. Wollten nun allenthalben die Gelehrten aufmerkſam darauf ſeyn: was würde man nicht für Sachen noch entdecken? Herr Vogt in Bremen, Herr Paſt. Clement in Hannover, und Herr Freytag in der Schulpforte, haben auch ſchon manche Entdeckung dieſer Art gemachet; wie aus ihren Verzeichniſſen ſeltner Bücher zu erſehen iſt. Auch unſer ſel. Hofrath Menke, der jüngere, hat in ſeinen Novis Miſcellaneis Lipſ. manche Decas ſeltener Bücher, mit dergleichen Stücken ausgeputzet. G.

a) Man findet dieſen Artikel im VII B. der Memoir. dieſer Akademie a. d. 310 S. Par. Ausgabe

Maittaire erzählet nach einigen deutſchen Schriftſtellern, deren Meynung auch ein gewiſſer **Carmeliter**, Namens **P. Jakob** *b*) gefolget iſt, welcher von einem Arzte der mediciniſchen Facultät zu **Paris**, Namens **Mentel**, eifrig verfochten wird *c*): daß **Johann Mentel**, oder **Mentelin** von **Straßburg**, als er daſelbſt das Geheimniß der Druckerkunſt erfunden, und glückliche Verſuche davon gemachet, von einem ſeiner Bedienten ausgeſpähet und verrathen worden. Dieſer Bediente habe **Johann Gänſefleiſch** von **Maynz** geheißen, welcher ſich mit einem ſeiner Landsleute, Namens **Johann Guttenberg**, einem reichen Goldſchmiede dorthin begeben; um ſich gemeinſchaftlich die Entdeckung des Geheimniſſes ſeines Herrn zu Nutze zu machen. Dieſer **Johann Gänſefleiſch** wäre bald darauf durch den Verluſt ſeines Geſichtes beſtrafet worden: und nachdem ſich **Johann Guttenberg** zu **Maynz**, mit **Johann Fuſten** und **Peter Schöffern** verbunden, habe er dieſer Geſellſchaft, deren ganze Laſt er faſt allein getragen, ſo viel vorgeſchoſſen, daß er die Sache aufgeben und nach **Straßburg** zurück gehen müſſen, wo er nur ein ganz verborgenes Leben geführet.

Dieſe Erzählung war dem Herrn von **Boze** allezeit um ſo viel verdächtiger vorgekommen, da er gar kein Buch kannte, welches den Namen von **Gänſefleiſch**, oder **Guttenberg** führete; und auch kein gedrucktes Buch unter **Johann Mentels** Namen, vor dem 1473ſten Jahre. Er ſchrieb daher an den Herrn **Profeſſor Schöpflin**, um zu erfahren, ob er nichts, eine von dieſen dreyen Perſonen betreffend, in dem Archive der **Akademie**, oder in andern öffentlichen Archiven zu **Straßburg** fände? und Herr **Schöpflin** fand ſogleich in alten Urkunden der Collegialkirche zu **St. Thomas**, zwo Schriften, welche beweiſen: daß **Johann Gänſefleiſch** und **Johann Guttemberg** nur einzi-

---

b) In ſeinem Tractate von Bibliotheken.

einziger, durch mehr als eine Benennung bezeichneter Mann wäre.

Die Ausdrücke der erſten von dieſen Actis, welche in dem Bande mit B bezeichnet, auf dem 293ſten Blatte ſtehen, lauten ſo: Strenuus vir, Lutholdus de Ramſtein, miles, & Iohannes dictus Gentefleiſch, alias nuncupatus Gutemberg de Maguncia, Argentinæ commorantes. Dieſe erſte Schrift iſt ein Kauf-Contract vom 25ſten März 1441. VIII°. Kalend. April. MCCCCXLI.

Die andere, welche in eben dieſem Bande a. d. 302ten Blatte ſteht, fängt mit dieſen Worten an: Iohannes dictus Gentefleiſche, alias Gutenberg de Maguncia, und iſt vom 17ten November 1442. XV°. Kal. Decemb. MCCCCXLII. unterſchrieben.

Aus dieſen zwoen Actis erhellet, daß Johann Gentefleiſch und Johann Gutenberg von Maynz, im Grunde einerley Mann geweſen; daß die vermeynte Straſe der Untreue des Johann Gentefleiſch, ein zur Luſt erſonnenes Mährchen ſey; daß er ſein Geſicht nicht verloren haben kann, da Gutenberg allezeit ein gut Geſicht behalten; und daß das dem Mentel abgeſtohlene Geheimniß, um ſo vielmehr einer Fabel ähnlich ſieht: da die Holländer ein eben dergleichen Mährchen von Lorenz Coſtern zu Harlem vorgeben; welchem, wie ſie ſagen, ebenfalls ein Bedienter, den ſie für den Johann Fauſt halten, in der Neujahrsnacht 1442. da er bey der Meſſe geweſen, alle ſeine Druckerſchriften und Werkzeuge entwandt haben ſoll.

Was dieſe Vorausſetzung in Anſehung Mentels noch ſtärker beweiſt, iſt, wie man bereits angemerket hat, dieſes: daß vor dem 1473ſten Jahre kein einziges Buch ſeinen Namen

---

c) In einem Buche de vera Typographiæ origine betitelt.

Namen führet, und man hergegen **Johann Fauſts** und **Peter Schöffers** Namen in Drucken findet, die wohl funfzehn Jahre zuvor gemachet ſind: auf welchen ſie ſich rühmen, die Erfinder dieſer Kunſt zu ſeyn, und ſonder Zweifel mit allem Rechte; weil ſie in damaliger Zeit keinen Widerſpruch gefunden, ja an **Lorenz Coſtern** und **Johann Menteln** ſelber nicht; und da dieſe Verſchiedenheit in den Umſtänden und Meynungen, erſt mehr, als ein Jahrhundert hernach in Schwang gekommen iſt *).

Es giebt wegen der **Maynzer** Bibel eine andere Fabel, die nicht beſſer gegründet zu ſeyn ſcheint. Den Druck dieſer Bibel vollendeten **Johann Fauſt** und **Peter Schöffer**, im **Auguſtmonathe** des 1462ſten Jahres: In vigilia Aſſumptionis glorioſæ Virginis Mariæ, und man will, daß **Johann Fauſt** davon ſogleich eine ziemlich gute Anzahl Exemplarien nach **Paris** gebracht; davon er die erſten ſehr theuer verkaufet, die andern etwas geringer gegeben, und die letzten für einen ſehr mäßigen Preis losgeſchlagen.

Das

---

*) Eben dieß hat fünf und funfzig Jahre nach der Erfindung, noch **Johann Schöffer**, oder Schäfer, ein Enkel Johann Fauſts, und Sohn Peter Schöffers ſeines Mitgehülfen, ohne alle Furcht Widerſpruch zu finden, in die Welt geſchrieben. Ich beſitze einen ſtarken Folianten mit ſchöner neuer Schwabacherſchrift, auf ſchönes ſtarkes und weißes Papier gedruckt, deſſen kurzer Titel heißt: **Romiſche Hiſtorien vſſ Tito Liuio gezogen.** Er beſteht aus CCCCX Blättern, und am Ende ſteht: **Gedruckt vnd geendet in der loblichen Stadt Mentz durch vleiß Johan Schoffers Buchtrucker daſelbſt am ſechſten tagk des Monedts Martii Nach Chriſti vnſers Herenn geburth Tauſent fünff hunderth vnd im fünfften Jahre**, worauf das Schöfferiſche Wapen den Schluß machet.

In der Zuſchrift an Kaiſer Maximilian den I ſaget der Verfaſſ. ausdrücklich: **Solich wergk Allermechtigſter konig (das zuuor ane ewr koniglichen maieſtät zu Eren Dar zu Furſten vnd Hern Auch Gemeynden vnd Steten Teutzſcher Nacion zu nütze in teutzſch bracht vnd Jn der loblichen Stadt Mentz**

Das kann alles wahr ſeyn. Man ſaget ferner, daß die erſten Käufer über den Unterſchied des Preiſes bittere Klagen geführet: und auch dieſes iſt natürlich. Allein was Herr **von Boze** nicht glaubet, iſt dieß, daß **Johann Fauſt** dieſe Exemplare für Handſchriften verkaufet; daß diejenigen, die ſie erhandelt, da ſie dieſelben zuſammen gehalten, und in der Schrift, Ordnung der Zeilen, Rechtſchreibung und Abkürzung der Wörter, mit einander ſo gleich befunden, daß auch kein Punct, kein Strichelchen geweſen, was nicht auf eben derſelben Stelle geſtanden, ſie alle einhällig geſchloſſen: es wäre eine Zauberey, welche in der Abſicht unternommen wäre, die heil. Schrift zu verfälſchen; daß der erſchrockene **Fauſt** die Flucht ergriffen, und daß, als das **Parlament** die Sache unterſuchet, es ihn endlich von der Anklage ledig geſprochen.

Maittaire glaubet dieſes eben ſo wenig; allein er begnüget ſich dieſer Fabel nur dieß entgegen zu ſetzen, daß ungeachtet die Druckerkunſt nur noch erſt zu **Mayntz** getrie-

ben

Mentz gefertigt vnd getruckt iſt) wöll Ewr ko. M. gnediglich vffnemen, In welicher ſtadt auch anfenglich die wunderbare Kunſt der Truckerey, vnd NB. Im erſten von dem kunſtreichen Johan Güttenbergk, Do man zalt nach Chriſti vnſers Herren gebürth Tauſent vierhundertt vnd fünffzig Jare erfunden, vnd darnach mit vleyſt. koſt vnd arbeyt Johan Fauſten vnd Peter Schoffers zu Mentz gebeſſerth, vnd beſtendig gemacht iſt worden.

Hier ſieht man nun ausdrücklich, daß **Guttenberg** der erſte Erfinder der Kunſt, um das 1450ſte Jahr geweſen; daß Fauſt ſeinen Fleiß, Koſten und Arbeit mit hinzugethan, und endlich Peter Schäfer (Opilio) das Werk, ſonder Zweifel, durch Erfindung der gegoſſenen Buchſtaben, beſtändig, oder dauerhaft gemachet. Nichts kann die ganze Sache glaubwürdiger entſcheiden, als ein Zeugniß des Enkels und Sohnes der Erfinder; der ſeinen Aeltern zwar ihre Ehre läßt; aber auch dem erſten Erfinder **Guttenberg**, die ſeinige redlich u. gutherzig zugeſteht. Hn. Prof. **Köhlern** zu Gött. iſt dieß Zeugniß nicht bekannt geweſen. G.

ben worden, dieſe Erfindung dennoch ein ſo großes Lärmen faſt in dem Augenblicke ihrer Geburt gemachet hätte, daß ſie unmöglich zu **Paris** unbekannt habe ſeyn können, als man erwähnete Bibeln hingebracht. Dieſes aber wird gerade von den Urhebern dieſes Mährchens geläugnet: und er hätte daſſelbe viel ſicherer zu Boden ſchlagen können, wenn er lediglich bemerket hätte, daß man zu Ende dieſer Bibeln lieſt, ſie wären nicht mit der **Hand geſchrieben**, ſondern ein **Werk der neuerfundenen Druckerkunſt**: Artificioſa adinventione imprimendi ſeu caracterizandi, abſque calami exaratione, &c. daß man eben daſſelbe zu Ende des Codicis Pſalmorum, im Jahre 1457 gedrucket, des Rationalis Divinorum Officiorum 1459 gedrucket, findet; und daß dieſe Kunſt noch umſtändlicher zu Ende des Vocabularii, *Catholicon* betitelt, beſchrieben ſteht, deſſen Druck zwey Jahre frühzeitiger iſt, als der Bibel ihrer. **Fauſt** und **Schöffer** drucken ſich darinnen ſo aus: Liber egregius, *Catholicon*, non calami, ſtyli aut pennæ ſuffragio, ſed mira patronarum formarumque concordia, proportione ac modulo impreſſus atque confectus eſt. Sie hatten alſo niemals im Sinne gehabt, dieſe Gattung von Werken für Handſchriften auszugeben, und es war unmöglich, ſich dabey zu irren. Herr **von Boze** ſetzet noch hinzu: daß, als Herr **Gilbert** Obergerichtsſchreiber bey dem **Parlamente** geworden, er denſelben erſuchet, in den Urkunden derſelben Zeit, den vermeynten Parlamentsſchluß, **Johann Fauſten** und ſeine Bibeln betreffend, nachſuchen zu laſſen; ja daß er ihn zu verſchiedenen malen ſelbſt geſuchet, und nicht die geringſte Spur davon gefunden.

Von dieſen allgemeinen Artikeln, ſchreitet Herr **von Boze** zu einem beſondern Artikel, der einige Unterſuchung erfodert.

Es iſt eine überall angenommene Meynung, die durch alle alte Drucke, welche wir übrig haben, beſtätiget wird:

daß die in Deutſchland erfundene und ſogleich in **Maynz** ausgeübte Buchdruckerkunſt, ſich acht oder zehn Jahre darauf in die vornehmſten Städte von Europa ausgebreitet, wenn man von Italien anfängt, allwo **Rom** und **Venedig** die erſten geweſen, ſo ſie angenommen. Sie ward nach **Rom** von zween Deutſchen gebracht, der eine **Conrad Schweynheim**, und der andere **Arnold Pannarts** genannt, und ihre erſten Ausgaben ſind vom Jahre 1467 datirt.

Nach **Venedig** ward ſie von einem andern Deutſchen gebracht, Namens **Johann von Speyer**, deſſen erſte Ausgaben vom 1468ſten Jahre ſind. So weis man auch, daß es drey Deutſche geweſen, nämlich **Ulrich Gering**, **Martin Kranz** und **Michael Friburger**: die, nachdem ſie durch Bitten des **Wilhelm Fichets** und **Johanns de la Pierre**, Doctoren der **Sorbonne**, nach **Paris** waren gezogen worden, daſelbſt die erſten Preſſen in Gang gebracht und angefangen im 1469ſten und 1470ſten Jahre einige Ausgaben auszufertigen.

Da indeſſen **Maittaire** in der Bibliothek des Grafen von **Pembrock**, ein italieniſches Buch vom **Nikolaus Jenſon**, einem gebohrnen Franzoſen, und berühmten Buchdrucker zu **Venedig**, mit der Jahrzahl 1461. in römiſchen Buchſtaben gedrucket gefunden; ſo hat er den Zeitpunct von Erfindung der Buchdruckerkunſt zu **Venedig**, lieber auf dieſe Jahrzahl hinauf ſetzen, als in der Zahl des Buches einen Druckfehler vermuthen wollen: von welchem doch Herr **von Boze** verſichert iſt, daß es erſt im 1471ſten Jahre herausgekommen iſt. **Maittaire** hat ſich zwar dieſe Schwierigkeit nicht verborgen, ſondern ſich dieſen Einwurf ſelbſt gemachet; allein er hat ihn als ein Freund gemachet, damit er ihn deſto leichter beantworten könnte. Dieſes nun will Herr **von Boze** aus einander ſetzen, wenn er zuvor eine Nachricht von dieſem überaus ſeltenen Werke gegeben haben wird.

Seine äußere Geſtalt kömmt mehr dem Octav, als Quart bey. Er ſaget, es kömmt ihm mehr bey: weil man ſich in jenen erſten Zeiten noch nicht an dieſe beſondere Eintheilung der Formen band, die der Gebrauch zur Bequemlichkeit der Buchdrucker und nützlicher Anwendung ſo vielerley Arten von Papier eingeführet hat. Dieſes Octavbuch hat zwey hundert drey und dreyßig Seiten. Sie haben weder Zahlen, noch Zeichen, noch Cuſtoden. Sonſt iſt die Schrift darinnen ſehr ſchön, und iſt dieſelbe, die die Franzoſen Saint'-Auguſtin romain gros-oeil, die Deutſchen aber, grobe Mittel Antiqua nennen, und weichet in nichts derjenigen, die die **Vaſcoſanen** und **Stephane** gebrauchet haben.

Folgendes ſteht an der Spitze des Buches, ſtatt eines Titels:

> QVESTA SIE UNA OPERA LA
> QUALE SI CHIAMA DECOR
> PUELLARUM: ZOE HONORE
> DE LE DONZELLE: LA QUALE
> DA RAGOLA FORMA E MODO
> AL STATO DE LE HONESTE
> DONZELLE.

und zu Ende ſtehen dieſe Worte:

> ANNO A CHRISTI INCARNA'
> TIONE. MCCCCLXI. PER MAGI'
> STRUM NICOLAUM IENSON.
> HOC OPUS QUOD PUELLA'
> RUM DECOR DICITUR FELICI'
> TER IMPRESSUM EST.
> LAUS DEO.

Maittaire kündiget dieſes erſte Meiſterſtück der Kunſt folgendermaßen an: Attende, Lector, & exſpecta, quod latuit hactenus pleriſque ignotum. Is eſt libri titulus, &c. Hierauf machet er ein prächtiges Lob vom **Nikolaus Jenſon**, welcher auf einmal eine Geſchicklichkeit zur Vollkommenheit gebracht hätte, die in den Händen ihrer eigenen Meiſter nur erſt in der Wiege gelegen. Wenn er hernach auf den bereits erwähnten Einwurf von dem Irrthume in der Jahrzahl kömmt: ſo fraget er die Kunſtrichter, was man denn nun endlich werde glauben dürfen, wenn man an allem zweifeln ſoll? „Man wird vielleicht hinzuſetzen, „fährt er fort, es ſey erſtaunlich und unglaublich: daß da „**Nikolaus Jenſon** bereits im 1461ſten Jahre ſchon ſo „gut gedrucket, er nachmals neun volle Jahre müßig geſeſſen habe; er, der in dem einzigen Laufe des 1470ſten „und 1471ſten Jahres, zehn bis zwölf andere Werke geliefert „hat, die wichtiger ſind, als der Decor Puellarum.„ Hierauf ertheilet er zwo Antworten.

Erſtlich: wir haben nicht alles, was **Nikolaus Jenſon** gedrucket hat; und vielleicht wird man, wenn mans am wenigſten denkt, noch verſchiedene Stücke davon finden.

Zweytens, die Menſchen ſind frey. **Nikolaus Jenſon** kann wohl ſeine Urſachen gehabt haben, warum er ſeine Arbeit ausgeſetzet. **Johann Fuſt** und **Peter Schöffer**, welche im 1457ſten Jahre zu drucken angefangen, haben ebenfalls 1458, 1461, 1463 und 1464 ausgeruhet, unter welchen Jahren wir nichts von ihren Namen ſehen.

Um die Schwäche dieſer zwo Antworten einzuſehen, iſt es nach Herrn **von Boze** Meynung genug, wenn man bemerket: 1. es ſey nicht natürlich zu denken, daß alle Ausgaben, welche **Nikolaus Jenſon** innerhalb neun Jahren mit einer Zierlichkeit verfertigen können, die ihm für deren Erhaltung gut ſagete, verloren gegangen ſeyn ſollten; dahingegen **Johann Fauſtens** und **Peter Schöffers** Werke, die viel älter und in Gegenhaltung der ſeinigen, ſehr ungeſtalt waren, nicht untergegangen ſind.

Zweytens, daß ihre vorgebliche Ruhe in dem 1458, 1461, 1463 und 1464ſten Jahre, nichts gegründetes iſt: indem ſie in dem 1458ſten Jahre eine zweyte Ausgabe vom Codice Pſalmorum verfertiget, die im 1459ſten Jahre zum Vorſcheine kam; und auch noch das Rationale divinorum officiorum *Guill. Durandi* druckten, welches in eben demſelben Jahre erſchien, beydes aber anſehnliche Folianten ſind. Ferner mußten ſie noch in eben dieſem Jahre an dem Vocabulario, *Catholicon* genannt, drucken, welches ſie im 1460ſten Jahre ans Licht ſtelleten; und abermals aus zween Folianten beſteht, die noch ſtärker ſind, als das Rationale Durandi, und der Codex Pſalmorum. Man begreift auch nicht einmal, wie in dieſen erſten Zeiten, da ſie wohl wenig Helfer haben konnten, da die Arbeiter der Sache noch nicht kundig waren, und es ihr Nutzen auch eben nicht war, ſie klug zu machen, ſie noch im 1462ſten Jahre, die zween groſſen Bande der Bibel haben liefern können.

Auſſer der Nothwendigkeit, daß ſie nachmals ſelbſt in fremde Länder gehen, und dieſe Früchte ihrer Arbeit verkaufen müſſen; von denen ſie keinen Nutzen gehabt haben würden, wenn ſie die Käufer bey ſich erwartet hätten: ſo erhoben ſich auch noch groſſe Unruhen zu **Mayntz**, zu Ende des 1462ſten Jahres; indem **Adolph von Naſſau** und **Dietrich von Iſenburg**, um das Erzbißthum **Mayntz** warben, und einander bekriegeten. **Adolph** überrumpelte die Stadt im **October** eben dieſes 1462ſten Jahres. Sie ward geplündert, viele Einwohner kamen um das Leben, andere nahmen die Flucht, der ganze Handel lag geſtöret: und dieſe Drangſalen währeten faſt zwey Jahre lang. Gleichwohl waren dieſe Drangſalen glücklich, indem die Arbeiter **Johann Fauſts** und **Peter Schöffers**, die auf dieſe Weiſe zerſtreuet und müßig waren, eine Kunſt in andere Gegenden brachten, welche ohne dieß noch lange Zeit in der einzigen Stadt **Maynz** wäre verſchloſſen geblieben. Es iſt ſo gar wahrſcheinlich, daß **Nikolaus Jenſon** von dieſer Zahl geweſen, wie alle bereits erwähnten Deutſchen: allein hauptſächlich kömmt es auf den Beweis an: daß der zu **Venedig** wohnhafte **Nikolaus Jenſon**, im 1461ſten und vor dem 1469ſten, oder 1470ſten Jahre daſelbſt nicht habe drucken können.

Derſelbe, welcher die Buchdruckerkunſt dahin brachte, hieß **Johann von Speyer**, Johannes de Spira. Die erſten Ausgaben, ſo er allda geliefert, ſind vom 1469ſten Jahre. Er fieng mit einem kleinen Folianten an, welcher **Cicerons** Briefe an gute Freunde enthielt, und zu Ende deſſen man dieſe vier Verſe lieſt:

Primus in Adriaca formis impreſſit aënis
Urbe libros, *Spira* genitus de ſtirpe *Johannes*;
In reliquis ſit quanta, vides, ſpes, lector, habenda,
Quum labor hic primus calami ſuperaverit artem.

Er ſtellete in eben demſelben Jahre, die erſte Ausgabe von des **Plinius** des Naturforſchers Werken ans Licht, und in dem folgenden, gab er mit ſeinem Bruder Vindelinus de Spira, zugleich eine neue Auflage von des **h. Auguſtins** Stadt Gottes heraus, an deren Ende man abermals lateiniſche Verſe lieſt, die ſo anfangen:

Qui docuit Venetos exſcribi poſſe Johannes,
Menſe fere trino centena volumina Plini,
Et totidem magni Ciceronis Spira libellos, &c.

Nun fraget man, mit was für einer Verwägenheit **Johann von Speyer** 1469. und 1470. ſich mitten in Ve-

Venedig hätte rühmen können, er habe daſelbſt zuerſt die Buchdruckerkunſt getrieben, und zuerſt dieſes Geheimniß daſigen Einwohnern entdecket; u. ſ. w. wenn **Nikolaus Jenſon** ihm bereits acht Jahre zuvor gekommen wäre? und wie anderntheils dieſer, welcher auf ſeine Ehre nicht unempfindlich war, es ohne Murren würde geduldet haben, daß man ihm ſeinen ſo billig erworbenen Ruhm zu rauben ſuchete? Denn man muß ferner bemerken, daß zu Ende faſt aller Werke, welche **Nikolaus Jenſon** zu **Venedig** in dem ganzen 1470ſten Jahre gedrucket hat, er nicht unterlaſſen, ebenfalls lateiniſche Verſe zu ſetzen; die entweder zum Lobe der Buchdruckerkunſt, oder zum Lobe derer Schriftſteller verfertiget waren, die er durch dieſe wunderbare Kunſt gemeiner machete, und richtiger lieferte: ohne doch jemals ſich ſelbſt die Ehre beyzumeſſen, daß er ſie zuerſt getrieben.

Der Zunamen MAGISTER, welchen **Jenſon** ſich ſelbſt zu Ende des DECORIS PUELLARUM beyleget, iſt inſonderheit merkwürdig: er bedeutet entweder einen in ſeiner Kunſt vollkommenen Meiſter, Artis impreſſoriæ Magiſtrum, wie man zu Ende einiger andern Werke lieſt; oder eine Kunſt, die bereits von ſo vielen getrieben ward, daß ſie allgemach in die Reihe anderer Handthierungen kam: welches denn hauptſächlich nachmals den Titel Maitre Imprimeur, **Buchdruckermeiſter** aufgebracht hat.

Was aber Herr von **Boze** ja nicht vergeſſen mag, iſt dieß, daß, wenn man dem **Maittaire** gleich zugeſtünde, das Buch Decor Puellarum ſey wirklich von 1461. man den Zeitpunct der Erfindung der Buchdruckerey, durch den **Nikolaus Jenſon** noch viel höher hinauf ſetzen müßte: nicht nur, weil nach des **Maittaire** eigenem Geſtändniſſe, das Werk ſchon zu vollkommen geweſen, um es für ein Probeſtück zu halten; ſondern auch weil (eine Sache, die ihm auch nicht einmal geahndet hat) im III. Cap. des VII.

Buches dieſes Decoris, eines andern Buches gedacht wird, welches eben dieſer **Nikolaus Jenſon** ſchon vorher unter dem Titel Luctus Chriſtianorum gedrucket hat.

Es ſind ungefähr achtzehn Monathe, daß ein Freund von dem Herrn **von Boze**, der ihm von **Venedig** ein Exemplar des Decoris mitgebracht, ſo er daſelbſt entdecket, und worinnen er acht Blätter dieſes Luctus Chriſtianorum, von eben dem Formate, und eben den Buchſtaben gefunden, als der Decor hat. Dieſe acht Blätter werden ſogar hinreichend ſeyn, einen Begriff von dem ganzen Werke zu machen, und die Seltenheit deſſelben ſcheint es zu verdienen: denn es iſt weder bekannt, noch von irgend einem Bibliographo angeführet worden. Allein das würde dieſesmal eine von unſerm Hauptzwecke gar zu abweichende Sache ſeyn: die er viel glücklicher mit einer Beobachtung über **Jenſons** Geſchicklichkeit in einer Kunſt endiget, die ſo neu war, als damals die Druckerey.

Dieſe Beobachtung hat er der Randgloſſe einer alten Handſchrift von franzöſiſchen Münzen, ſeit **Philipp Auguſten**, bis auf **Ludwigen** den XI, unter deſſen Regierung das Werk gemachet und geſchrieben zu ſeyn ſcheint, zu danken. An der Seite des Abdruckes der erſten Münzen dieſes Prinzen, ſteht von eben der Hand geſchrieben: daß, da er erfahren, es gäbe zu Maynz geſchickte Leute im Stämpel- und Buchſtabenſchneiden, mit deren Beyhülfe die ſeltenſten Handſchriften durch Abdrücke könnten vervielfältiget werden, der auf dieſe und dergleichen Dinge neugierige König, den Vorſtehern ſeines Münzweſens anbefohlen: ſie ſollten Leute, die ſich auf dieſe Art zu ſchneiden verſtünden, dahin ſchicken; welche ſich insgeheim um dieſe Kunſt bekümmern, und deren Erfindung liſtig abſtehlen ſollten. Da ſchickete man hin, den Nicolaus Jenſon, einen klugen Knaben, und einer von den beſten Stämpelſchneidern der Münze zu Paris *).

Herr **Mariette**, ein Mann der Geſchmack beſitzt, und ein gelehrter Buchhändler iſt, hat eine faſt ähnliche Handſchrift beſeſſen, welche eine eben dergleichen Note den **Nikolaus Jenſon** betreffend, geführet; allein dieſe Note ſtand in ſelbiger zur Seite der letzten Münzen **Karls** des VII. **Ludewigs** des XI. Vorgängers, und bezieht ſich auf das 1458ſte Jahr. Es ſteht darinn, daß, als Karl der VII. erfahren was in Maynz vorgienge, er von den **Vorſtehern des Münzweſens** einen verſtändigen **Mann** begehret, der hingehen und es lernen könnte. Dieſe hätten ihm den Nikolaus Jenſon angezeiget, einen **Münzmeiſter** zu Tours, welcher auch nach Maynz geſchicket worden. Als er aber bey ſeiner **Wiederkunft** in Frankreich Karln den VII. todt gefunden, habe er ſich anderwärts niedergelaſſen **).

Ungeachtet die Schrift und Schreibart dieſer zweyten Note bey weitem nicht ſo alt iſt, und lange nicht das Anſehen

---

*) Qu'ayant ſçu qu'il y avoit à Mayence gens adroits à la taille des poinçons & caractères, au moyen deſquels ſe pouvoient multiplier par impreſſion les plus rares manuſcripts, le Roy curieux de toutes telles choſes & autres, manda aux Generaux de ſes monnoyes y dépêcher perſonnes entenduës à ladite taille, pour s'informer ſecrettement de l'art, & en enlèver ſubtilement l'invention; & y fut envoyé Nicolas Jenſon, garçon ſaige, & l'un des bons Graveurs de la Monnoye de Paris.

**) Charles VII. informé de ce qui ſe faiſoit à Mayence, demanda aux Generaux de ſes Monnoyes une perſonne entenduë, pour aller s'en inſtruire; Que ceux-ci lui indiquerent Nicolas Jenſon, Maître de la Monnoye de Tours, qu'il fut auſſi-tôt dépêché à Mayence; mais qu'à ſon retour en France, ayant trouvé que Charles VII. étoit mort, il étoit allé s'établir ailleurs.

ſehen eines Originals hat, welches die Schrift und Schreibart der erſten Note bey ſich führet, ſo ſchließt Herr von Boze dennoch nicht minder daraus: daß allem Anſehe nach, **Nikolaus Jenſon**, ſich bey **Johann Fauſten** u **Peter Schöffern** eingeſchlichen, und die Uebung, wel er im Stämpelſchneiden beſeſſen, ihm die Arbeit des Buchſtabenſchneidens ſehr erleichtert, deren Umriſſe und Maaß er bereits viel beſſer kannte, als diejenigen ſelbſt, unter deren Augen er arbeitete. Daß aber ein gewiſſer Begriff der Vollkommenheit, darinnen Leute von gutem Geſchmacke immer viel eigenſinniger ſind, als diejenigen, die noch nichts wiſſen, ihn länger zu **Maynz** aufgehalten, als er geglaubet hatte: und da er geſehen, daß ihm in **Paris** die Deutſchen zuvor gekommen waren, die ſich in dem Hauſe der **Sorbonne** niedergelaſſen, oder da er gefürchtet, man möchte ihn ſchlecht belohnen, vielleicht auch in der Hoffnung, ein großes Glück zu machen, er ſich entſchloſſen, für ſich ſelbſt eine ſchöne Druckerey anzulegen, und ſie nach **Venedig** zu bringen, welches damals die berühmteſte Stadt in Europa war, was den Handel und die Künſte betrifft *).

---

*) Daß es mehrmals geſchehen ſey, daß ſolche Druckfehler in Zahlen vorgegangen, die einen, der der Geſchichte der Buchdruckerkunſt nicht ſehr kundig iſt, in Irrthum, oder Verwirrung ſetzen können; will ich mit einem beſondern Exempel erläutern. Auf unſerer Paulinerbibliothek iſt ein Buch in 4. welches den Titel führet: Speculum conſcientie & noviſſimorum; welchem aber auch ein Soliloquium Regis eterni ſuperni; ein Soliloquium anime delicate, und ein Alphabetum exhortatorium beygefüget iſt. Es machet gleichwohl alles zuſammen wenige Bogen aus, und am Ende ſteht: Impreſſum Spire per Conradum hiſt. Ao. Dni MCCCCXLVI d. i. 1446. Eine ſo frühe Jahrzahl des Druckes, der Ort, und Buchdrucker nun, muß ſonder Zweifel alle aufmerkſame Leſer ſtutzig machen. Denn wie iſt es möglich, daß lange vor den älteſten Ausgaben Fauſts und Schöffers, zu Speyer ein Hiſt geweſen ſeyn ſollte, der ſchon im 1446ſten Jahre beſſer gedru-

drucket, als ſie zehn ja funfzehn Jahre ſpäter gedrucket haben. Allein ein bloßer Druckfehler hat Schuld. In eben dieſem Bande iſt ein Libellus de immortalitate anime beygebunden, der faſt einerley Schrift, Papier und Format hat: und dabey ſteht am Ende die Jahrzahl MCCCCXCVI. Hält man nun beyde Zahlen gegen einander, ſo iſt es mit einer bloßen Verwechſelung des C und des L geſchehen, daß aus XCVI, ein XLVI geworden. Und wie leicht hat das nicht geſchehen, und ſelbſt dem Druckverbeſſerer entwiſchen können?

Noch ein anderes Exempel von Druckfehlern in Zahlen, hat man am Reformatorio vite morumque & honeſtatis clericorum ſaluberrimo. Nach der am Ende befindlichen Nachricht, iſt es per Michaelem Furter impreſſorem, ſalubriter conſummatum Anno incarnationis Dominice MCCCCXLIIII in cathedra Petri. D. i. am Petri Stulfeyer, fertig geworden. Das iſt nun noch zwey Jahre früher, als das vorige. Aber der Herr Conſiſtorialrath **Mehne** zu Quedlinburg, hat im I Stücke ſeiner kleinen Schriften 1753 gezeiget, daß es ebenfalls im 1494 Jahre gedrucket worden ſeyn müſſe; und alſo wiederum das L für ein C geſetzet worden ſey. G.

XXV.

Des Herrn Abts Sallier Anmerkungen, über einige Umſtände der Geſchichte der Buchdruckerey.

Inſonderheit über eine Bibel, welche vor kurzem entdecket worden, worinnen weder die Zeit, noch der Ort des Druckes angemerket ſind.

Im Anfange des 1739ſten Jahres, als der Herr **Abt Sallier** für die Bibliothek des Königes eine Bibel erkaufet hatte, darinnen weder die Zeit noch der Ort des Druckes angemerket ſind; und deren Ausgabe ihm viel älter zu ſeyn ſchien, als vom 1462ſten Jahre, welche die mehreſten Kenner für die erſte halten: ſo glaubete er, man würde mit Vergnügen eine Nachricht davon leſen, und die Anmerkungen welche er hinzufügen wollte, würden den Gelehrten nicht unnützlich ſeyn. Dieſes war die Abſicht derjenigen Abhandlung, davon wir hier Nachricht geben wollen.

Die Meynungen der Gelehrten über den Urſprung der Buchdruckerey, über den Namen des erſten Erfinders, über die Zeit und den Ort wo dieſe Kunſt ihre Wiege gefunden, mögen ſo verſchieden ſeyn, als ſie wollen: ſo iſt es doch überall erkannt worden, daß die Stadt Maynz viele Verſuche davon geliefert hat.

Dieſe Sache, ſaget der Herr **Abt Sallier**, wird durch das Zeugniß dreyer zeitverwandten Geſchichtſchreiber unwiderſprechlich bewieſen; und ungeachtet bisher noch niemand es unternommen *) deren Anſehen zu ſchwächen: ſo glaubet er. dennoch, er müſſe ſie in der Abſicht anführen, einige Folgerungen aus einander zu wickeln, die aus dieſen Zeugniſſen fließen, deren Ausdrücke man, ſeinem Bedünken nach, nicht recht erwogen hat.

Das erſte ſteht in der **Chronik von Köln**, und wird vom **Chevillier** in ſeinem Tractate **vom Urſprunge der Buchdruckerey** angeführet, welcher im 1694ſten Jahre zu **Paris** herausgekommen iſt. **Die Chronik** merket ausdrücklich an, daß man in dem 1450ſten Jahre, welches ein Jubeljahr geweſen, zu **Mayntz** angefangen habe Bücher zu drucken. Das erſte Buch ſey die lateiniſche Bibel geweſen, mit großen Characteren gedrucket, die denen gleich kommen, deren man ſich zum Drucke der Miſſalen bedienet. Der Verfaſſer der Chronik ſaget, was er vom **Ulrich Zell** gehöret hatte, welcher im 1499ſten Jahre die Druckerkunſt zu **Köln** getrieben.

Das zweyte Zeugniß iſt vom **Johann Tritheim**, und ſteht in der Chronik des Kloſters **Hirſauge**.

Wenn **Tritheim** die öffentlichen Vorfälle des 1450ſten Jahres erzählet, ſo verſichert er: daß [illegible] zu derſelben Zeit die bis dahin unbekannte Buchdruckerkunſt getrieben:

---

*) So reden verſtändige Männer von der Sache, die kein Nationalhaß blendet. Aber gleichwohl leben noch itzo in Frankreich Unwiſſende und Unverſchämte. die das Herz haben, ſolchen Dingen zu widerſprechen. Z. E. vor wenigen Jahren kam ein kleines Büchlein in 12 heraus: Les Muſes en France, par Mr. le Fevre, Pretre de Paris, Bachelier en Theologie 1750. Dieſer Hohnſprecher geſteht zwar anfänglich, daß Guttenberg die Franzoſen zuerſt die Buchdruckerkunſt gelehret habe; ſetzet aber gleich hinzu: Il eſt faux, que les Allemands en ſoient les Inventeurs. „Es iſt falſch, daß „die Deutſchen die Erfinder der„ſelben

Inventa & excogitata eſt Ars illa mirabilis, & prius inaudita, imprimendi & characterizandi libros. Er läßt ſich in einige Umſtände dieſer neuen Entdeckung ein, und fährt ſo fort: **So viel ich vor dreyßig Jahren aus Peter Schöffers eigenem Munde gehöret habe,** ex ore Petri Opilionis de Gernsheim, Civis Moguntini, qui gener erat primi Artis inventoris. Der Anfang dieſer Kunſt war großen Schwierigkeiten unterworfen. Die erſten Erfinder unternahmen gleich den Druck der Bibel, impreſſuri Bibliam. . . . Sie hielten die Art, wie ſie druckten, einige Jahre verborgen, imprimendi modum aliquandiu tenuerunt occultum, quouſque per famulos, ſine quorum miniſterio Artem ipſam exercere non poterant, divulgatus fuit.

Dieſen zweyen Zeugniſſen füget der Herr Abt Sallier noch ein drittes bey, welches zu Ende einer nicht gemeinen Ausgabe des erſten Theils der abgekürzten Tritheimiſchen Chroniken vom 1515ten Jahre zu **Maynz**, durch **Johann Schöffern, Johann Fuſths** Enkel, gedrucket ſteht; eine Ausgabe die die königliche Bibliothek erſt ſeit wenigen Jahren beſitzt. Dieſes Zeugniß erkläret mit Deutlichkeit den wahren Sinn, welchen man der Stelle in der **Kölniſchen Chronik** und **Johann Tritheims** Worten geben muß: Hier iſt ſie:

Im-

„ſelben wären.„ Iſt das nicht unverſchämt? Und ſolche Leute giebt es mitten in Paris, neben ſolchen gelehrten Akademien, als dieſe Akademie der ſchön. Wiſſ. iſt. Und gleichwohl kann dieſer Held niemanden als die Chineſer für die Erfinder der Druckerey angeben; deren Sprache es doch gar nicht leidet, daß ſie aus beweglichen Buchſtaben geſetzet werde: da ſie ja bekanntermaßen auf die 80000 Charactere hat. Ihr Druck n kömmt alſo mit unſern Holzſchnitten oder dem Kartenmalen, nicht aber mit unſern Buchdruckereyen überein. S. das Neueſte aus der Anmuth. Gel. I. B. a. d. 107. u. f. S.

G.

Impreſſum & completum eſt præſens Chronicarum opus anno Dni. MDXV. in vigiliâ Margaretæ Virginis, in nobili famoſâque Urbe Moguntinâ, hujus artis impreſſoriæ inventrice primâ, per Johannem Schöffer, nepotem quondam honeſti viri Joannis Fuſth, civis Moguntini, memoratæ artis primarii auctoris, qui tandem imprimendi artem proprio ingenio excogitare *) ſpecularique cœpit, anno Dnicæ Nativitatis 1450. indictione XIII. regnante illuſtriſſimo Rom. Imperatore Friderico III. Præſidente ſanctæ Moguntinæ ſedi Reverendiſſimo in Chriſto Patre Dno Theodorico Pincerna de Erpach, Principe Electore. Anno autem 1452. perfecit deduxitque eam (divinâ favente gratiâ) in opus imprimendi, opera tamen ac multis neceſſariis adinventionibus Petri Schöffer de Gernsheim, miniſtri ſuique filii adoptivi. . . . . Retinuerunt autem hii duo jam prænominati Joannes Fuſth et Petrus Schöffer hanc artem in ſecreto, omnibus miniſtris ac familiaribus eorum, ne illam quoquo modo manifeſtarent, jurejurando aſtrictis; quo tandem de anno 1462. per eoſdem familiares in diverſas terrarum provincias divulgata, haud parum ſumpſit incrementum.

Das Anſehen dieſes Zeugniſſes iſt um ſo viel größer, da **Johann Schöffer** ein Sohn **Peter Schöffers** war, da er erzählet, was er ſelbſt angeſehen, oder was er wenigſtens von ſeinem Vater hatte erzählen hören. Folgendergeſtalt drücket er ſich in einer Nachricht aus, die zu Ende einer Ausgabe einiger Werke vom h. **Proſper** und zweyer andern

andern

---

*) Man vergleiche indeſſen dieß neuere lateiniſche Zeugniß Johann Schöffers mit dem obigen deutſchen, welches Gutenbergen die Ehre der Erfindung ließ; da dieſes alles dem eigenen Witze Johann Fauſts zueignet. Jenes iſt zehn Jahre älter, von 1505, dieß aber neuer vom 1515ten Jahre. Iſt es alſo nicht klar, daß das erſte richtiger ſeyn muß, als das letzte? Denn da Schöffer ſah, daß es eine ſo große Ehre war, ein Erfinder dieſer Kunſt zu ſeyn: ſo hat er ohne Zweifel geglaubet, es würde

würde

andern Stücke die Materien von der Gnade betreffend, ſtehen. Die Ausgabe iſt von Maynz des 1524ſten Jahres.

Fere uſu venire videmus, candide Lector, ut liberi parentes ſuos, non ore ſolum ac formâ totius corporis, ſed et ingenio moribuſque referant; unde non in poſtremis laudibus habetur, ſi quis majorum ſuorum veſtigia, ſi modo recto itinere præceſſerint, ſequi curet. Proinde ego quoque, ne à materno avo meo Joanne Fauſt, et cariſſimo mihi Patre Petro Schöſſero Moguntinenſibus civibus, degenerarem, qui Chalcographicen primi omnium in hac urbe et invenerunt et exercuerunt, non tam commodis ſuis, quam publicæ utilitati conſulentes, pro virili parte ſemper elaboravi, ut eam Artem, quoad poſſem, proveherem, *etc.*

Dieſe Stellen würden einem jeden ausdrücklich genug vorkommen, welcher die Ehre der Erfindung der Druckerey, Maynz zutheilen will. Allein, ohne daß der **Herr Abt Sallier** ſich in einen Streit einlaſſen mag, welcher unter den verſchiedenen Prätendenten ſchon ſehr hitzig geweſen iſt, ſo ſchließt er ſich nur in dieſen Satz ein: daß die hier angezogenen Zeugniſſe, uns durchaus verbinden zuzugeben: **Johann Fuſth** und **Peter Schöſſer, Bürger von Maynz**, haben im 1459ſten Jahre angefangen zu drucken.

Tritheim

---

würde auch ihm ſelbſt rühmlicher ſeyn, wenn ſein Großvater ſelbſt proprio ingenio, alles erfunden hätte. Er hat ſich aber nicht beſonnen, daß er ſchon vor zehn Jahren die Wahrheit aufrichtiger gebeichtet gehabt. Es iſt zu verwundern, daß die obige von mir zuerſt entdeckte Stelle, aus der Vorrede der Romiſchen Hiſtorien vß Tito Livio gezogen, noch von keinem der vielen Schriftſteller, die bey Gelegenheit des letzten Buchdruckerjubelfeſts, davon geſchrieben haben, angeführet, oder bemerket worden. G.

Tritheim lehret uns in ſeiner Chronik von Hirſauge, daß **Johann Guttenberger** und **Fuſth** bereits im 1450ſten Jahre verſuchet, das Geheimniß welches ſie erfunden hatten, in Ausübung zu bringen; daß auf die erſte Erfindung, andere und ſinnreichere gefolget wären; daß **Peter Schöffer**, ein kluger und geſchickter Mann, eine leichte Art erfunden, die Buchſtaben zu gießen, und die Kunſt mit allen ihr nöthigen Stücken verſehen habe: Artem, ut nunc eſt, complevit.

Die Ausdrücke des dritten Zeugniſſes bemerken ausdrücklich, daß **Fuſth** durch Beyhülfe von **Peter Schöffers** Fleiße, im 1452ſten Jahre ſo weit gekommen ſey, daß er dieſe neue Kunſt, die er ſchon im 1450ſten Jahre erfunden hatte, habe ausüben können. Anno autem 1452. perfecit, deduxitque eam in opus imprimendi, opera tamen ac multis neceſſariis adinventionibus P. Schöffer.

Tritheim füget hinzu, daß **Fauſt** und **Schöffer** die Art zu drucken einige Zeit geheim gehalten: Imprimendi modum quandiu tenuerunt occultum. Das dritte Zeugniß läßt ſich hiervon etwas weitläuftiger aus: Retinuerunt autem hii duo Joannes Fuſth & Petrus Schöffer hanc artem in ſecreto. Es enthält, daß dieſes Geheimniß durch die Untreue irgend eines Bedienten ausgekommen ſey; daß die Behutſamkeit ſie durch einen Eid zu binden, nichts auszuplaudern, ſie nicht halten können; und daß endlich im 1462ſten Jahre verſchiedene europäiſche Länder von dieſer Entdeckung unterrichtet geweſen.

Die Buchdruckerkunſt ward vollkommen gemachet, als **Peter Schöffer** dem **Johann Fauſt** ſeine Abſichten entdecket hatte, Artem, ut nunc eſt, complevit, und **Johann Fauſt** wendete dieſes neue Geheimniß im 1452ſten Jahre an, das heißt, dieſe Art zu drucken: perfecit deduxitque eam in opus imprimendi. Es iſt alſo gewiß, daß vor dem 1459ſten Jahre bereits gedruckte Bücher aus **Johann Fuſths** und **Peter Schöffers** Händen gekommen ſind.

Da dieſen Buchdruckern daran gelegen war, daß ſie niemanden anders lehren mußten, ein Feld bauen aus welchem ſie im Begriffe waren, große Schätze zu heben: ſo dachten ſie darauf, wie ſie das Geheimniß durch einen Eid ſichern möchten, welchen ſie denen abfoderten, deren Dienſtleiſtung ihnen unumgänglich nöthig war. Wenn nun **Johann Fuſth** und **Peter Schöffer**, vor dem 1459ſten Jahre noch nichts gedrucket haben, was hatten ſie denn zu verbergen? Imprimendi modum tenuerunt occultum; retinuerunt hanc artem in ſecreto. Hätte dieſen Druckern noch etwas von demjenigen gefehlet, was zur Buchdruckerkunſt nothwendig erfodert wird, wie könnte denn **Johann Schöffer** im 1515ten Jahre ſagen, daß **Johann Fuſth** und **Peter Schöffer**, ſchon ſeit dem 1452ſten Jahre, nachdem ſie die Ausübung des Werkes angefangen, alle ihre Bedienten eidlich verpflichtet: ſie ſollten niemanden etwas offenbaren? Omnibus miniſtris ac familiaribus eorum, ne illam (artem) quoquo modo manifeſtarent, jurejurando aſtrictis.

Dieſen ſo ausdrücklichen Zeugniſſen, wollen wir noch eine wichtige Betrachtung beyfügen. **Johann Guttenberg** hatte ſchon ſeit dem 1450ſten Jahre, faſt alles ſein Geld darauf gewandt, das Geheimniß der Buchdruckerey ausfindig zu machen. Er ward aber in ſeinem Vornehmen, bald durch den Geldmangel, bald weil ihm ſonſt ein Zubehör fehlete, verhindert. Als er nun aller ſeiner Hoffnung entſagen mußte, und bereit war, alles aufzugeben, faſſete er auf **Johann Fuſths** Einrathen einen neuen Muth, in deſſen Vermögen er Mittel fand, die Unkoſten zu beſtreiten, die man noch ferner daran wagen mußte, bevor man drucken konnte.

Peter Schöffers Verſtand that ihnen beyden vortreffliche Dienſte; er hob große Schwierigkeiten, die ſich der Ausführung ihres Unternehmens widerſetzten: und die Kunſt Buchſtaben zu gießen, welche eben dieſer **Peter Schöffer** erfand, erfüllete im 1452ſten Jahre, alles was man zu demjenigen Werke gewünſchet hatte, welches **Guttenberg** und **Fauſt**, ſchon ſo lange mit Standhaftigkeit geſuchet hatten.

Nach dieſer Erzählung, welche **Tritheim** und **Johann Schöffer**, aus **Peter Schöffers** eigenem Munde hatten, ſaget der Herr **Abt Sallier**: man könne ſich unmöglich einbilden, daß **Guttenberg**, **Johann Fauſt** und **Peter Schöffer**, ganzer ſieben Jahre, das heißt, von dem 1452ſten bis 1459ſten Jahre, unthätig ſollten geblieben ſeyn; daß ſie nichts ſollten gedrucket haben; daß ſie dem Vergnügen widerſtanden hätten, ſich ſelbſt eine Genüge zu thun; ſich einer neuen, ſchönen Erfindung zu bedienen, die ihrem Urheber nichts anders als Ehre machen konnte; die nützlich war, die ihnen zu einer Quelle vieler Schätze werden, und kurz ſie in den Stand ſetzen konnte, ſich von der Erſchöpfung zu erholen, in welche die großen Ausgaben ſo ſie hatten aushalten müſſen, ſie geſtürzet hatten.

Ich könnte mich, fährt er fort, noch auf einen andern Beweis ſteifen, welchen ein von **Struven** zu **Jena**, im 1704ten Jahre herausgekommenes Buch darbeuth, welches dieſen Titel führet: Introductio ad notitiam Rei Litterariæ. Dieſer Schriftſteller erzählet die Geſchichte eines Rechtshandels, welcher zwiſchen **Johann Guttenbergen** und **Johann Fauſten**, über die Gutthuung verſchiedener Ausgaben entſtanden war, die **Fauſt** von **Guttenbergen** foderte. Dieſe beſtand in einem Vorſchuſſe, welchen **Fauſt** zum Bücherdrucken gethan hatte, und **Guttenberg** ward zur Bezahlung verdammet. Die Originalurkunde iſt vom 1455ſten Jahre, und iſt noch, nach **Salmuths**

muths Zeugniſſe, welchen Struv in oberwähntem Buche anführet, zu haben: dieſe Urkunde war von **Ulrich Helmoſpergern**, einem Notar aufgeſetzet.

Allein ohne ſehr auf dieſen Beweis zu pochen, ſo geht der Herr **Abt Sallier** vielmehr zur Abſchrift eines für die Franzoſen viel merkwürdigern Stückes, aus der königlichen Bibliothek. Es iſt ein Denkmaal aus **Ludwigs** des XI. Regierung, und machet dem Andenken dieſes Prinzen Ehre. **Naude** hat es nicht gekannt, ſonſt würde er es ſeinen Zuſätzen zu der Geſchichte **Ludwigs** des XI. einverleibet haben. Auch den Nachforſchungen des Herrn **Abtes le Grand** über eben dieſe Geſchichte iſt es entwiſchet: und wenn es nicht einen ausdrücklichen Beweis unſerer vorhabenden Sache abgiebt, ſo geht es doch wenigſtens die Hauptſache an; und indem es die Neigung eines unſerer Könige zu den Wiſſenſchaften bezeuget, kann es zugleich zur gelehrten Geſchichte von Frankreich dienen.

*) Louys par la grace de Dieu Roy de France, à nos amés & féaux les généraux Conſeiller par Nous ordonés ſur le fait & gouvernement de toutes nos Finances, ſalut & dilection; de la partie de nos chers & bien amés Conrart Hanequis & Pierre Scheffre Marchands Bourgeois de la Cité de Mayence en Allemagne, nous a été expoſé qu'ils ont occupé grant partie de leur temps à l'induſtrie, art & uſage de l'impreſſion d'Eſcriture, de laquelle, par leur cure & diligence, ils ont fait faire pluſieurs beaux livres ſinguliers & exquis, tant d'hiſtoires que de diverſes ſciences, dont ils ont envoyé en pluſieurs & divers lieux, & meſmement en noſtre Ville & Cité de Paris, tant à cauſe de la notable Univerſité qui y eſt, que auſſi pour ce que c'eſt la Ville Capitale de noſtre Royaume, & ont commis pluſieurs gentz pour iceux livres vendre & diſtri-

---

*) Bibl. Reg. no. 8444. 8408.

diſtribuer, & entre autres, depuis certain temps en ce commirent & ordonnerent pour eux un nommé Herman de Stathoen, natif du Dioceze de Munſter en Allemagne, auquel ils baillérent & envoyérent certaine quantité de livres pour iceux vendre là où il treuveroit au profit desdits Conrart Hanequis & Pierre Scheffre, auſquels ledit Stathoen ſeroit tenu d'en ténir compte, lequel Stathoen a vendu pluſieurs desdits livres, dont, à l'heure de ſon treſpas, il avoit les deniers par devers luy & pareillement avoit par devers lui pluſieurs livres & autres qu'il avoit mis en garde tant en noſtre ditte Ville de Paris, que à Angiers & ailleurs en divers lieux de noſtredit Royaume, & eſt iceluy Stathoen allé de vie à treſpas en noſtre ditte Ville de Paris, & pour ce que par la Loy generale de noſtre Royaume toutesfois que aucun Eſtranger & non natif de iceluy noſtre Royaume va de vie à treſpaſſement, ſans lettres de Naturalité & habilitation & puiſſance de Nous, de teſter, tous les biens qu'il a en noſtre dit Royaume, à l'heure de ſondit treſpas, nous compétent & apartiennent par droit d'Aubenage, & que ledit Stathoen eſtoit de la qualité deſſus ditte, & n'avoit aucune lettre de Naturalité ne puiſſance de teſter, noſtre Procureur, ou autres nos Officiers ou Commiſſaires furent prendre, ſaiſir & arreſter tous les livres & autres biens qu'il avoit avec luy & ailleurs en noſtre dit Royaume à l'heure de ſon dit treſpas, & depuis & avant que perſonne ſe ſoit venu comparoir pour les demander, iceux livres & biens ou la pluſpart ont été vendus & divertys, & les deniers qui en ſont venus, diſtribuez, àprés leſquelles choſes, ledit Conrart Hanequis & Pierre Scheffre ſe ſont tirés par devers Nous & les gens de noſtre Conſeil, ont fait remonſtrer que combien que lesdits livres fuſſent en la poſſeſſion dudit Stathoen à l'heure de ſondit treſpas, toutefois ils ne luy apartenoient point, mais veritablement apartenoient & apartiennent auxdits Expoſants, & pour ce prouver & monſtrer ont exhibé le Teſtament dudit Stathoen avec certaines Cédulles & obligations & produit aucuns teſmoins & autres choſes faiſant de ce mention, en nous requerants les faire reſtituer desdits livres & autres biens, ou de la valeur & eſtimation d'iceux, lesquels ils ont eſtimé à la ſomme de deux mille quatre cent vingtcinq eſcus d'or & trois ſols tournois. Pourquoy Nous, les choſes ſusdites conſiderées & meſmement pour conſidération de ce que Très haut & très puiſſant Prince noſtre très cher & très amé Frere, Couſin & Allié le Roy des Romains nous a eſcrit de cette matiére, auſſi que lesdits Hanequis & Scheffre ſon ſujets & des pays de noſtre très cher & très amé Couſin l'Archeveſque de Mayence, qui eſt noſtre Parent, Amy, Confédéré & Allié qui pareillement ſur ce nous a eſcrit & requis, & pour la bone amour & affection que avons à luy, deſirants traiter & faire traiter favorablement tous ſes ſujets, ayant auſſi conſideration de la peine & labeur que lesdits Expoſants ont prins pour ledit art & induſtrie de l'Impreſſion, & au profit & utilité qui en vient & peut venir à toute la choſe publique, tant pour l'augmentation de la ſcience que autrement, & combien que toute la valeur & eſtimation desdits livres & autres biens qui ſont venus à noſtre cognoiſſance ne monte pas de grand choſe ladite ſomme de deux mille quatre cent vingt-cinq eſcus & trois ſols tournois, à quoi lesdits Expoſants les ont eſtimés, neantmoins pour les conſiderations ſusdittes & autres à ce nous mouvants, nous ſommes liberalement condeſcendus de faire reſtituer auſdits Conrart Hanequis & Pierre Scheffre ladite ſomme de deux mille quatre cent vingtcinq eſcus & trois ſols tournois & leur avons accordé & octroyé accordons & octroyons par ces préſentes que ſur les deniers de nos Finances ils ayent & prennent la ſomme de huit cent livres par chacun an, à commencer la premiere année au premier jour d'Octobre prochain venant, & continuer d'an en an d'illec en avant juſque à ce qu'ils ſoyent entierement payés de ladite ſomme de deux mille quatre cent vingt-cinq eſcus & trois ſols tournois; Si vous mandons & enjoignons expreſſement que par noſtre amé & féal Conſeiller Jean Briçonnet Receveur General de nos Finances, ou autre qui pour le tems advenir ſera, vous ſur icelles nos Finances faites payer, bailler & delivrer auſdits Conrart Hanequis & Pierre Scheffre ou à leur Procureur ſuffiſament fondé par eux, ladite ſomme de huit cent livres tournois par chacun an, à commencer ladite premiere année audit premier jour d'Octobre prochain venant & continuer d'an en an juſques à ce qu'ils ſoyent entierement payés, de ladite ſomme de deux mille quatre cent vingt-cinq ecus & trois ſols tournois, & en raportant ces préſentes ſignées de noſtre main ou *vidimus* d'icelles fait ſur Scel Royal, avec quittance ou recognoiſſance ſur ce ſuffiſantes deſdits Conrart Hanequis & Pierre Scheffre. Nous voulons ladite ſomme de huit cent livres tournois par chacun an, ou ce qui en aura été payé, eſtre alloué és comptes & rabattu de la recepte dudit Jean Briçonnet, ou d'autre qui ſera noſtre Receveur General au temps advenir, par nos amés & féaux gens de nos Comptes auſquieux Nous mandons d'ainſy le faire ſans difficulté, & en outre voulons & decernons que le Vidimus de ces dittes préſentes fait ſous Scel Royal vaille eſtat & rolle audit Briçonnet ou autre noſtre Receveur General préſent ou advenir, pour les ſommes deſſus dittes qui auront été payées à la cauſe deſſus ditte, ſans ce que beſoin leur ſoit d'en avoir de Nous autre rolle ou acquit pourveu que par chacun an il ſera tenu d'eſcrire ou faire eſcrire au dos de ces dittes préſentes les payements qui auront été ſur ce faits, & que au dernier payement & parfourniſſement de ladite ſomme, leſdits Conrart Hanequis, Pierre Scheffre ou leurs dits Procureurs ou Commis ſeront tenus rendre & bailler à noſtredit Receveur General ce préſent Original pour le rendre & raporter ſur

---

*) Wir haben geglaubet, daß es vielen unſerer Leſer angenehm ſeyn

ſon compte en noſtre ditte Chambre des Comptes, car ainſi nous plaiſt-il eſtre fait, non obſtant que leſdites ſommes ne ſoyent enrotulées chacun an ſur les rolles de noſtredit Receveur Général, & quelconques reſtrictions, mandements ou deſenſes à ce contraires. Donné à Paris le XXI. jour d'Avril, l'an de grace M. CCCC LXXV. Et de noſtre regne le XIV. Ainſi ſigné: Loys, Par le Roy l'Eveſque d'Evreux & pluſieurs autres préſents. Le Goutz *).

„**Ludwig** von Gottes Gnaden König von Frank„reich entbiethen unſern lieben getreuen, denen von uns über „die Regierung aller unſerer Finanzen verordneten Oberrä„then unſern Gruß und Gnade. Von Seiten unſerer wer„then und lieben **Conrad Hanckis** und **Peter Schöffers** „Kaufleute und Bürger der Stadt **Maynz** in Deutſchland, „iſt uns vorgeſtellet worden, daß ſie einen großen Theil ihrer Zeit „auf den Fleiß, die Kunſt und Ausübung des Druckes der „Schrift verwandt haben, wodurch ſie durch ihre Sorge „und Bemühung verſchiedene ſchöne ſonderbare und außer„leſene Bücher, ſowohl von Geſchichten als mancherley „Wiſſenſchaften haben machen laſſen, von welchen ſie an „mancherley Orte, und auch nach unſerer Stadt **Paris**, „ſowohl wegen der anſehnlichen hohen Schule, die daſelbſt „iſt, als auch weil es die Hauptſtadt unſers Reiches iſt, „verſchiedene geſchicket haben; ſie haben auch einige Leute „beſtellet, welche dieſe Bücher verkaufen und vertreiben „ſollten, und unter andern ſeit einiger Zeit in dieſer „Abſicht, einen gewiſſen **Hermann von Stathoen** aus „dem Kirchenſprengel von **Münſter** in Deutſchland gebür„tig hierzu beſtellet, dem ſie eine gewiſſe Anzahl Bücher „gegeben und zugeſchicket, dieſelben ſo zu verkaufen, wie es „beſagtem **Hanckis** und **Peter Schöffern** nützlich wäre, de„nen beſagter **Stathoen** davon Rechnung thun ſollte. Dieſer

---

ſeyn würde das Original zu leſen. Wenigſtens beweiſt es, daß der franzöſiſche Canzeleyſtilus nichts beſſer iſt als der deutſche.

„**Stathoen** hat verſchiedene von beſagten Büchern verkaufet,
„dafür er bey ſeinem Tode das Geld bey ſich gehabt,
„und hat auch noch viele dieſer und anderer Bücher gehabt,
„die er ſowohl in beſagter unſerer Stadt **Paris**, als auch
„zu **Angers** und anderwärts an vielen Orten unſers Königreiches
„in Verwahrung gegeben. Dieſer **Stathoen** nun
„iſt in beſagter unſerer Stadt **Paris**, aus dem Leben zum
„Tode übergegangen, und da nach dem allgemeinen Geſetze
„unſers Königreichs, ſo oft ein Fremder ſtirbt, welcher
„nicht in unſerm Königreiche gebohren iſt, und keine Naturaliſationsbriefe
„oder Vollmacht von uns hat, ein Teſtament
„zu machen, alle Güter die er in unſerm Königreiche
„beſitzt, in der Stunde ſeines Todes uns anheim fallen, und
„nach dem Rechte des heimfallenden Gutes uns gehören; beſagter
„**Stathoen** aber ein ſolcher geweſen, und keinen
„Naturaliſationsbrief noch Vollmacht von uns gehabt hat;
„als ſind unſer Procurator, Bediente und Commiſſarien hingegangen,
„und haben alle dieſe Bücher und andere Güter
„ſo er bey ſich und an andern Orten unſers Königreiches in
„ſeiner Todesſtunde gehabt, genommen, eingezogen und
„beſchlagen; nach der Zeit und bevor jemand erſchienen iſt
„ſie einzufodern, ſind dieſe Bücher und Güter, oder doch
„das meiſte davon verkaufet und zerſtreuet worden, und
„das daraus gelöſete Geld, iſt vertheilet worden. Nach
„dieſen Sachen nun, haben ſich beſagter **Conrad Hanekis**
„und **Peter Schöffer** an uns und die Perſonen unſers
„Rathes gewandt und vorſtellen laſſen, daß obwohl beſagte
„Bücher in den Händen des beſagten **Stathoen** in der Stunde
„ſeines Todes geweſen, ſie ihm dennoch nicht zugehöret,
„ſondern wirklich Supplicanten zugeſtanden hätten und zuſtünden,
„und um dieſes zu beweiſen, haben ſie das Teſtament
„beſagten **Stathoens** nebſt gewiſſen Zetteln und Verſchreibungen
„vorgewieſen, auch ſonſt Zeugen und andere Sachen
„geſtellet, die dieſes bekräftigen, wobey ſie uns gebethen, beſagete
„Bücher und andere Güter, oder den Werth dafür, wieder
„erſetzen zu laſſen, welchen Werth ſie auf zwey tauſend vier

„hundert fünf und zwanzig Goldthaler und drey Sols tour-
„nois ſchätzen. Wann wir nun in Erwägung des obigen,
„und auch in Anſehung deſſen, daß der allerdurchlauchtigſte
„und großmächtigſte Prinz, unſer freundlicher lieber Bru-
„der, Vätter und Bundsgenoß, der römiſche König, uns
„von dieſer Sache geſchrieben, und denn auch, weil beſagte
„**Hanekis** und **Schöffer** Unterthanen und Landskinder
„unſers freundlichen lieben Vätters des Erzbiſchofs von
„**Maynz** ſind, der unſer Verwandter, Freund und
„Bundsgenoß iſt, und ebenfalls von dieſer Sache an uns
„geſchrieben und gebethen hat, und aus guter Liebe und Zu-
„neigung die wir zu ihm tragen, da wir begehren allen ſei-
„nen Unterthanen günſtig zu begegnen, nachdem wir auch
„die Mühe und Arbeit erwogen, die beſagte Supplicanten
„gehabt haben, die Kunſt und Geſchicklichkeit des Druckes
„zu erfinden, und den Nutzen und Vortheil betrachten, welcher
„dem gemeinen Weſen, ſowohl in Anſehung der Aufnahme der
„Wiſſenſchaften als ſonſt, daraus entſteht und noch entſtehen
„kann, und ungeachtet der ganze Werth und die Schätzung
„beſagter Bücher und anderer Güter, die zu unſerer Kennt-
„niß gekommen ſind, ſich bey weitem nicht ſo hoch als be-
„ſagte Summe der zwey tauſend vier hundert und fünf und
„zwanzig Thaler und drey Sols tournois belaufen, auf
„welche beſagte Supplicanten ſie geſchätzet haben, ſo haben
„wir uns doch aus obbemeldeten Betrachtungen, und
„andern Gründen die uns bewegen, freygebig entſchloſſen,
„beſagtem **Conrad Hanekis** und **Peter Schöffern**, be-
„ſagte Summe der zwey tauſend vier hundert fünf und
„zwanzig Thaler und drey Sols tournois erſetzen zu laſſen,
„und haben ihnen zugeſtanden und bewilliget, geſtehen ih-
„nen auch zu und bewilligen durch gegenwärtiges, daß ſie
„von den Geldern unſerer Finanzien, die Summe von acht
„hundert Livres von Jahr zu Jahr, das erſte Jahr von
„dem erſten Tage des künftigen **Octobers** an gerechnet ziehen,
„und damit von nun an jährlich fortfahren ſollen, bis ihnen die
„beſagte Summe der zwey tauſend vier hundert fünf u. zwanzig

„Thaler und drey Sols tournois gänzlich bezahlet ſey *). „Wir befehlen und gebiethen alſo ausdrücklich, daß ihr durch „unſern lieben getreuen Rath **Johann Brizonet** Ober„einnehmern unſerer Finanzen, oder durch einen andern der „es künftig ſeyn könnte, von dieſen meinen Finanzen, be„ſagtem **Conrad Hanckis** und **Peter Schöffern**, oder „ihrem Gevollmächtigten, welcher von ihnen gehörig be„glaubiget iſt, beſagte Summe der acht hundert **Livres** „jährlich auszahlen und reichen laſſet, das erſte Jahr anzu„fangen, mit beſagtem erſten Tage des bevorſtehenden **Octo„bers**, und von Jahr zu Jahr fortzufahren, bis ſie die „ganze Summe der zwey tauſend vier hundert und fünf „und zwanzig Thaler, drey Sols tournois ganz bezahlet be„kommen, und gegenwärtigen mit unſerer Hand oder vidi„mus bezeichneten und unter dem königlichen Inſiegel be„druckten Brief, nebſt den Quittungen **Conrad Hanckis** „und **Peter Schöffers** einzuhändigen. Wir wollen, daß „beſagte Summe der acht hundert **Livres** jährlich, oder ſo „viel davon bezahlet ſeyn wird, in den Rechnungen einge„tragen, und von der Einnahme beſagten **Johann Bri„zonets**, oder wer ſonſt unſer Obereinnehmer in den künfti„gen Zeiten ſeyn möchte, von unſern Lieben und Getreuen „bey der Rechnungskammer abgezogen werde, denen wir „befehlen ſolches ohne Schwierigkeit zu thun, und wollen

„und

---

*) Der Herr Abt Sallier gab dieſe Urkunde vorn, für ein Denkmaal aus, welches Ludwigs des XI. Liebe zu den Wiſſenſchaften bezeugete, und ſeinem Andenken Ehre machete. Wer hätte ſichs da wohl vermuthen ſollen, daß ſeine ganze Großmuth darauf hinauslaufen würde, ein mit Unrecht an ſich geriſſenes fremdes Gut wieder zu erſetzen? Aber wie wird es erſetzet? auf Termine, mit kahlen 800 Livres alle Jahr; ſo daß die guten Künſtler das ihnen geraubete erſt in vielen Jahren wiederbekommen. Und auch dieſes muß der beſondern Großmuth König Ludwigs, erſt durch eigenhändige Briefe vom römiſchen Könige und Erzbiſchofe von Maynz abgepreſſet werden. Man mag denken, wie lange die guten Leute erſt umſonſt mögen gebettelt haben, ehe ſie dieſe Hülfsmittel überkommen. Hier hat man

wohl

„und befehlen ferner, daß das Vidimus gegenwärtigen mit „dem königlichen Siegel bedruckten Briefes, von beſagtem „Brizonet oder ſonſt einem gegenwärtigen oder künftigen „Obereinnehmer ſtatt obbemeldeter Summen gelte, die für „gedachte Sache ausgezahlet worden, ohne daß ſie nöthig „haben von uns andere Befehle zu haben; nur daß er jedes „Jahr auf die Außenſeite dieſes Briefes die Bezahlungen „ſchreibe die darauf geſchehen ſind, und daß bey der letzten „Zahlung und völligen Abtragung der Summe, beſagte „Conrad Hanekis und Peter Schöffer, oder ihr Ge„vollmächtigter gehalten ſeyn ſollen, beſagtem unſerm Ober„einnehmer gegenwärtiges Original wieder zu geben und „einzuhändigen, damit er es in ſeine Rechnung bey beſag„ter unſerer Rechnungskammer eintragen könne. Denn ſo „wollen wir es gehalten haben, ungeachtet beſagte Sum„men nicht alle Jahre in das Buch beſagten unſers Ober„einnehmers getragen werden, oder irgend einer dieſem zu„widerlaufenden Einſchränkung, Befehl oder Verboth. „Gegeben zu Paris den XXI. April 1475. und im XIV. un„ſerer Regierung. **Ludwig** ꝛc.„

Der Befehl welcher die Anweiſung derer Caſſen enthält, aus welchen man die den deutſchen Kaufleuten bewilligten Gelder nehmen ſoll, iſt in der königlichen Bibliothek, unter

---

wohl Urſache an Canitzens Harpax zu denken:

Giebt aber dieſesmal des Höchſten Wundergüte
Auf wenig Jahre nur dem ſchwachen Leibe Friſt,
So will ich, glaubt es mir! aus chriſtlichem Gemüthe,
Ein Werk der Liebe thun, das recht erbaulich iſt.
Denn denen ich vorbin das Ihrige genommen,
Die ſollen wiederum davon den zehnten Theil,
Von mir, wie ſichs gebühret, um Zins gelehnt bekommen.

Kaufleute, die gar nicht von Großmuth, ſondern nur von Recht und Billigkeit reden, die zahlen in dergleichen Fällen wo ein Capital auf Termine abgetragen wird, doch die Intereſſen des rückſtändigen: aber auch davon iſt hier nichts zu leſen. G. n.

unter der Nummer 84$\frac{0}{2}$8 zu finden und aus der **Abtey der Victorie** den 21ſten **May** 1475. datiret.

Dieſe Denkmäler beweiſen wenigſtens, daß ſchon in den erſten Zeiten der Buchdruckerkunſt, Frankreich, und inſonderheit deſſen Hauptſtadt, einige von denen Früchten eingeſammlet, die dieſe Kunſt in ihrer Geburt hervorbrachte. Findet man weniger ſolche alte gedruckte Stücke, als man dem Anſehen nach finden ſollte, ſo kömmt es daher: weil eben dieſelbe Neugierde, mit welcher man ſie in ihrem Urſprunge aufſuchete, die nicht ſo vollkommenen vernachläßiget hat, um ſich nur an die vollkommenern zu halten, die nach dieſem zum Vorſcheine kamen. Man hat Arbeiten, die ziemlich unförmlich und grob waren, verworfen, und nur diejenigen aufbehalten, deren regelmäßigere und angenehmere Geſtalt uns mehr rührete. Man hat ſich nicht eingebildet, daß die Nachwelt dereinſt ein Belieben daran finden würde, dieſe erſten Verſuche zu ſammeln; noch daß man, um zu wiſſen, was einige Verwandtſchaft mit der Geſchichte der Kunſt hat, jemals die erſten Wirkungen derſelben ſo ſorgfältig würde unterſuchen wollen.

Dennoch ſind einige von dieſen alten Drücken entronnen, und ohne daß wir des **Pſalters** aus der kaiſerlichen Bibliothek und aus des Herrn **von Boze** Cabinette gedenken, welcher von 1457. iſt, ſo giebt es auch auf dem **Mazariniſchen** Collegio einen zweyten Band der **Bibel** auf Pergament gedrucket, ohne Zeit, und welcher vermuthlich älter iſt, als die Ausgabe von 1462.

Dieſen Band hatte **Gabriel Naude** überkommen, und dieſer gelehrte Bibliothekar ſah ihn für einen Verſuch der Kunſt an; ſein Urtheil von ſolchen Sachen aber hat das größte Gewicht.

Das **Clermontiſche** Collegium beſitzt eines der erſten Vocabularien, ſo unter die Preſſe gekommen, und dieß **Vocabularium** iſt unter dem Titel Catholicon bekannt. **Tritheim** lehret uns in ſeiner **Chronik** von **Hirſchau**, daß dieſes das Buch ſey, welches **Fauſt** gleich anfangs drucken wollen. Die Bibliothek des Königes hat ein Exemplar davon auf Pergament überkommen, deſſen Zeit von 1460 iſt. Das merkwürdige Cabinet des Herrn von **Boze** enthält ein ander Exemplar davon auf Papier und von eben der Zeit, als des Königes ſeines: allein man kann ſich nicht enthalten zu bekennen, daß das Catholicon auf dem **Clermontiſchen** Collegio älter ſey, als dieſe zwey. Es hat keine Jahrzahl, und man kann beweiſen, daß es aus **Fauſtens** und **Schöffers** Druckerey gekommen iſt, wie man bald ſehen wird.

Wollte noch jemand läugnen, daß es vor dem 1459ſten Jahre gedruckte Bücher gegeben habe, ſo meynet der Herr **Abt Sallier**, daß man, wenn er in ſeine Meynung ein Mißtrauen ſetzen ſollte, ihn nur bitten dörfte, die mehrere oder mindere Wahrſcheinlichkeit dieſer zween Schlüſſe zu erwägen. Der erſte iſt dieſer:

Die Zeugniſſe der **Kölniſchen Chronik**, **Johann Tritheims** ſeines, **Johann Schöffers**, **Johann Fauſts** Enkel und **Peter Schöffers** Sohnes ſeines, ſagen ausdrücklich, daß **Fauſt** und **Schöffer** ſeit dem 1452ſten Jahre gedrucket haben, und die richtigſten Betrachtungen beſtätigen dieſe Zeugniſſe. Man bringt Bücher zum Vorſcheine, die vor dem 1459ſten Jahre gedruckt zu ſeyn ſcheinen; man hat alſo gar guten Grund zu ſagen, die Druckerkunſt ſey älter, als dieſes Jahr.

Hier iſt der zweyte Schluß. Kein einziges von **Johann Fauſten** und **Peter Schöffern** gedrucktes Buch, erſcheint weder mit dem Zeichen, noch mit dem Namen dieſer Drucker, noch auch mit der Jahrzahl, vor dem 1457ſten Jahre; es iſt alſo kein Buch vor derjenigen Zeit, die wir auf den Büchern dieſer erſten Arbeiter finden, aus dieſer Druckerey gekommen.

Dieſer zweyte Schluß ſchwächet den erſten gar nicht, und dieſer giebt überflüßigen Stoff an die Hand, den andern mit Vortheil zu beſtreiten.

Wir wollen ſehen, fährt der Herr Abt Sallier fort, was für Anzeigen uns veranlaſſen können, diejenigen gedruckten Werke von **Johann Fauſten** und **Peter Schöffern** zu kennen, die weder die Zeit noch den Namen dieſer Drucker an ſich haben.

Gabriel Naude, ein gelehrter Bibliothekar, hatte die alte Ausgabe des Paſtorals vom **St. Gregorius**, geſehen und oft in Händen gehabt, welches ohne Benennung der Zeit und des Ortes gedrucket iſt. Er verſichert in einer kleinen Vorrede, die er von ſeiner Hand vorn in das Buch geſchrieben, daß dieſes Werk eine der erſten Proben der anwachſenden Buchdruckerkunſt ſey; **Johann Fauſt** habe mit Vorbedacht in dieſem Buche ſeinen und der Stadt **Maynz** Namen, allwo er arbeitete, unterdrücket: denn er habe ein Geheimniß aus ſeiner Kunſt gemachet, damit er ſie ganz allein, und ſo viel länger im Beſitze behielte. **Naude** füget zween Verſe hinzu, und dieſe Verſe lehren, an was für Zeichen man diejenigen Werke gewiß kennen kann, die von **Johann Fauſten** und **Peter Schöffern** ſind.

---

*) L. II. pag. 52.

**) Uns dünket, die Urſache davon iſt ſehr natürlich: weil nämlich nicht alle Papiermüller in ganz Europa den Stierkopf zu ihrem Zeichen erwählet hatten.

Hæc duo, ſi neſcis, vitulinæ gloria frontis,
Sculpta Moguntinum demonſtrant cornua *Fauſtum.*

Naude wiederholet eben dieß *) in einer Sammlung von Sinngedichten, die im 1650ſten Jahre zu **Paris** gedrucket worden.

Hæc duo, ſi neſcis, teneris impreſſa papyris
Artificum ſigno, vitulinæ cornua frontis,
Grandia Chalcographi referunt miracula *Fauſti*,
Qui primus calamis libros impreſſit ahenis,
Atque ſua terris mirum decus intulit Arte.

Die Regel iſt richtig, und der Stierkopf im Papiere, iſt ein ganz ſicheres Kennzeichen desjenigen Papieres, welches **Johann Fauſt** und **Peter Schöffer** zu brauchen pflegeten.

Der wahre Sinn, worinnen man dieſe Regel nehmen muß, iſt dieſer: daß **Johann Fauſt** und **Peter Schöffer**, Papier verarbeitet haben, welches einen Stierkopf zum Zeichen gehabt.

Man läugnet damit nicht, daß ſie nicht auch Papier gehabt, welches dieſes beſondere Zeichen nicht geführet hat. Die Roſe z. E. ſteht auf vielen Blättern, welche **Johann Fauſt** und **Peter Schöffer** gedrucket haben; allein es iſt gewiß, 1. daß man den Stierkopf auf demjenigen Papiere ſieht, deſſen **Johann Fauſt** und **Peter Schöffer** ſich bedienet haben; 2. daß keiner von denen, die die Buchdruckerkunſt in die verſchiedenen Theile von Europa getragen, z. E. nach Frankreich, **Rom** und **Venedig**, dieſes Papierzeichen gebrauchet hat **).

Der

---

ten. Nach Paris aber, Venedig und Rom, Papier aus Maynz kommen zu laſſen, würde den Druck ohne Noth theuer gemachet haben. Daraus folget aber nicht, daß auch in Deutſchland nie-

Der Beweis erhellet aus dem Anſchauen derer Bücher, die **Johann Fauſt** und **Peter Schöffer**, gedrucket und für ihre Arbeit erkannt haben, indem ſie auf denſelben ſowohl den Namen der Stadt **Maynz**, als ihren eigenen geſetzet haben.

Der Herr Abt Sallier hat mit Aufmerkſamkeit die Maynzerbibel, die auf dem Clermontiſchen Collegio und auf Papier gedruckt iſt, unterſuchet; **Johann Fauſts** und **Peter Schöffers** Namen ſtehen darauf, die Papierblätter führen alle den Stierkopf oder das Röschen.

Die Briefe des heil. **Hieronymus**, welche **Peter Schöffer** zu **Maynz** im 1470ſten Jahre gedrucket hat, ſind auf Papier gedrucket, deſſen Blätter alle, ohne Veränderung, den Stierkopf haben. Dieſe Ausgabe iſt in der Bibliothek der **Cöleſtiner** zu **Paris** und in dem Cabinette des Herrn **von Boze.**

Die Schrift, welche zu Ende des **Valerius Maximus** von 1471 ſteht, iſt folgendes Inhalts: Præſens Valerii Maximi opus præclariſſimum in nobili Urbe Moguntina ..... terminatum anno 1471..... per egregium Petrum Schoyſſer de Gernsheim, Artis impreſſoriæ Magiſtrum. Das Blatt ſelbſt, worauf dieſe Schrift ſteht, ſtellet einen ſehr deutlichen Stierkopf dar, und die folgenden Blätter ſind ſo gezeichnet: einige führen eine Weintraube, welche ebenſalls in jenen erſten Zeiten, nach dem Stierkopfe und

der

---

niemand ſolches Papier mit Stierkopfen gebrauchet haben ſollte, wo man dieſelbe Papiermühle in der Nähe hatte. Ich kann mich alſo nicht überreden, daß Fauſt dieſelbe ganz allein gebrauchet haben ſollte; außer ihm aber kein Menſch Papier daraus bekommen hätte: wie ich denn gleich das Gegentheil davon erweiſen will. G.

***) Dieſes erhellet auch aus den eben angeführten Römiſchen

Hiſtoder Roſe, das gewöhnlichſte Zeichen von **Peter Schöffern** iſt.

Was aber nach des Herrn **Abts Salliers** Meynung uns bey der Regel, die **Naude** angegeben hat, völlig ſicher ſtellen kann, iſt dieſes: daß **Johann Schöffer**, im 1515ten Jahre, in der Ausgabe von **Tritheims** abgekürzten Chroniken, kein ander Papier gebrauchet hat, als ſeines mütterlichen Großvaters **Johann Fauſts**, und ſeines Vaters **Peter Schöffers** ihres: und dieſes Papier iſt mit einem Stierkopfe gezeichnet, der ſehr deutlich zu ſehen iſt. Anſtatt des auf dem Stierkopfe ſtehenden Kreuzes, in **Peter Schöffers** Ausgaben, ſieht man auf dieſem eine Art von Delphin, welcher ſich bis zwiſchen die Hörner des Stieres erſtrecket. Es ſcheint, daß dieſe **Schöfferiſche** Familie dieſes unterſcheidende Zeichen der Werke aus ihrer Druckerey habe beybehalten wollen ***).

Eine längere Erzählung würde unnützlich ſeyn, man muß ſich an des **Gabriel Naude** Urtheil halten, welcher in den Zuſätzen zu **Ludwigs** des XI Geſchichte ſaget: es wären mehr als funfzehn tauſend alte Bücher durch ſeine Hände gegangen. Unter dieſen hat er nun gewiß eine groſſe Anzahl von **Johann Fauſten** und **Peter Schöffern** finden müſſen, aus denen er die mitgetheilete Beobachtung gezogen hat. Dieß iſt genug, uns zu überzeugen, daß dieſer gelehrte Mann ſeine Regel nicht anders, als auf die Erfah-

Hiſtorie, vß Tito Livio gezogen, die Johann Schöffer im 1505ten Jahre gedrucket hat. Hierinn ſind die meiſten Bogen mit einem Stierkopfe bezeichnet, der zwiſchen beyden Hörnern eine Blume ſtehend hat: doch ſo, daß viele Bogen auch gar kein Zeichen, viele auch ein ganz anderes, und ſehr undeutliches haben. Dieſes zeiget nur, daß er aus mehr als einer Papiermühle Papier gekaufet, und zu ſeinen Büchern gebrauchet hat. G.

rung gegründet hat, die er ſich von der Kenntniß der alten Ausgaben von Büchern erworben.

Maittaire hätte des **Naude** Meynung nicht ſo leichtſinnig verwerfen ſollen. Es ſcheint, er habe die bisher angeführten Bücher nicht geſehen: oder hat er ſie geſehen, ſo kann man ſich nicht enthalten, ihm vorzurücken, daß er ſie nicht ſonderlich betrachtet habe.

Es wird daher allezeit gewiß bleiben, daß die Ausgabe von des h. **Gregorius** Hirtenbriefe, welche das Zeichen des Stierkopfes hat, von **Johann Fauſten** und **Peter Schöffern** und einer der erſten Verſuche der Buchdruckerkunſt iſt. Das Catholicon auf der Bibliothek des Jeſuitercollegii führet ebenfalls das Zeichen, welches die von **Johann Fauſten** und **Peter Schöffern** gedruckten Bücher

---

†) Dieſer Schluß wird keine große Abfälle leiden, wenn ich zeigen werde: daß ſehr viel andere Bücher auf ſolch Papier gedrucket worden, die theils anderer Buchdrucker Namen führen, theils anderer Urſachen wegen Fauſten und Schöffern nicht beygeleget werden können. Denn fürs erſte habe ich einen verdeutſchten Terenz, der zu Straßburg von Hanß grüningern im 1499ſten Jahre in Folio gedrucket worden, und den Titel führet: **Terentius, der hochgelehrt und allerbrüchelichſt poet, von latin zu tütſch Tranſferiert, nach dem text und nach der gloß. In ſeinen VI. büchern** ꝛc. Darinn zwar nicht alle, aber ſehr viele Bogen einen recht zierlich gezeichneten Stierkopf, mit dem Blumenſtengel zwiſchen den Hörnern zeigen. II. Habe ich zwo Bücher ohne Meldung des Ortes und Druckers, die beyde ſolch Zeichen haben. Das erſte iſt der Parcival, von Wolfram von Eſchenbachen aus dem Provenzaliſchen überſetzet, und im 1477ſten Jahre mit einer beſondern halb lateiniſch halb deutſchen Schrift gedrucket. Hätte dieß Buch Fauſt oder Schöffer gedrucket: ſo ſehe ich nicht, warum ſie ihre Namen nicht beygefüget hätten. Allein, das Papier zeiget faſt überall den Stierkopf, mit einem Sterne zwiſchen den Hörnern, der auf einem dünnen Stabe hoch empor ſteht, und ſechs Stralen hat. Es ſind aber auch einige Bogen mit einem andern Zeichen, das wie ein q ausſieht,

cher bemerket. Dieſe Ausgabe iſt von der von 1460 ganz unterſchieden, was die Forme und Dicke der Buchſtaben betrifft. Sie hat keine Zeit benannt; und aus allen dieſen Umſtänden muß man ſie für ſehr alt halten.

Um der vom **Naude** feſtgeſetzten Regel noch mehr Stärke zu geben, verſichert der Herr **Abt Sallier**, daß die Unterſuchungen, welche er wegen derer verſchiedenen Papierzeichen angeſtellet; deſſen ſich die erſten Urheber des Druckes an verſchiedenen Orten in Europa bedienet haben, ihm nicht die allermindeſte Urſache zum Verdachte dargeboten haben: daß des **Naude** Regel jemals irren könnte. Diejenigen, die ſie läugnen wollen, mögen den Fall aufbringen, wo ſie falſch iſt †).

ſieht, aber ein Kreuz über ſich, und einen geſpaltenen Unterſtrich hat. Eben dieſe beyde Zeichen finde ich auch in Meiſter Albrechts von Halberſtadt Gedichte vom Grale, oder von Gamuret und Tſchionatulandern; das gleichfalls aus dem Provenzaliſchen verdeutſchet, und im 1477ſten Jahre in Folio, mit eben der Schrift, als das vorige, gedrucket iſt. Endlich III. habe ich noch ein Buch, das ohne Meldung des Ortes, der Zeit und des Druckers, zwar nicht die meiſten, aber doch ſehr viele Bogen von dieſer Art des Papieres hat. Es iſt ſelbiges das Directorium humanæ vite, alias parabole antiquorum ſapientum, ſonſt Belile ve dimne genannt, welches die Fabeln des Beroſias in ſich hält, die er dem Könige von Perſien Anuſires Caſſri, wie er darinn genennet wird, aus dem Indianiſchen überſetzet hat. Dieß Buch aber hat ſchon in Holz geſchnittene, und einfach ſchattirte Figuren; die gewiß die erſten Erfinder der Buchdruckerkunſt nicht erlebet haben. Und doch hat es obiges Zeichen in ſehr vielen Bogen. Hieraus nun urtheile man, wie viele Behutſamkeit man anwenden müſſe, ehe man es waget, in ſolchen Sachen, die nicht ohne Vergleichung mit ſehr vielen alten Stücken entſchieden werden können, allgemeine Regeln zu machen. Vermuthlich habe ich die Fälle aufgebracht, wo die Regel des Herrn Naude falſch iſt. Die Herren Franzoſen machen, wenn von deutſchen Sachen die Rede iſt, ſehr oft die Rechnung ohne den Wirth. G.

Ulrich Gering, einer von denen dreyen Deutſchen, welche die Buchdruckerkunſt nach Paris brachten, hat ſich eines Papieres bedienet, welches bald und am öfterſten mit einem Anker, bald mit einem Maaße, bald und am ſeltenſten, mit einer Hand, einem Schilde und einem darüber ſtehenden Kreuze, und endlich mit dem franzöſiſchen Schilde gezeichnet geweſen.

Aus dieſen verſchiedenen Beobachtungen nun ſchließt der Herr **Abt Sallier**: daß diejenige Bibel, welche die königl. Bibliothek ſeit etlichen Monathen überkommen, aus **Johann Fauſts** und **Peter Schöffers** Druckerey ſey; und füget hinzu, daß ſie älter ſeyn müſſe, als die Maynzer Ausgabe von 1462.

Dieſe Bibel hat das Kennzeichen dieſer zween Buchdrucker. Die erſte weiße Seite ſtellet den Augen den Stierkopf dar, auf dreyen Stellen findet man das Blatt mit einer Krone bezeichnet, auf deren Mitte ein deutlich gebildetes Kreuz ſteht. Auf einer einzigen Stelle merket man die Weintraube, und auf allen übrigen ſteht der Stierkopf.

Hierbey könnte er ſtehen bleiben und glauben, er habe hinlänglich bewieſen, was er vorgegeben. Allein, wenn man dieſe Bibel mit der von 1462 zuſammen hält: ſo erkennet man, wie er ſaget, aus dieſer neuen Unterſuchung, daß eben dieſe Ausgabe von 1462, die man bisher für die erſte gehalten, nichts anders, als die dritte gedruckte Ausgabe der Bibel ſeyn könne.

In der erſten, nämlich des Königes ſeiner, fängt der zweyte Band ſo an: Jungat Epiſtola quos jūgit Sacerdotiū: imp ═.

In der zweyten Ausgabe, die auf der Mazariniſchen Bibliothek iſt, fängt der zweyte Band ſo an: Jungat Epiſtola quos jungit Sacerdotiū: imp ═.

In der dritten, welches die von 1462. iſt, fängt der zweyte Band ſo an: Jungat Epiſtola quos jungit Sacerdotium.

Dieſe Unterſchiede beweiſen zur Genüge, daß dieſe drey Ausgaben in verſchiedenen Jahren gemachet worden. Nun wollen wir, fährt Herr **Sallier** fort, einen Verſuch thun, durch eine fernere Gegeneinanderhaltung dieſer Bücher gewiß zu werden, ob die Bibel, davon hier die Rede iſt, nicht eines von **Johann Fauſts** und **Peter Schöffers** erſten Werken ſey.

Der Fortgang und das ſtufenweiſe Wachsthum, welches man bey den neuerfundenen Künſten wahrnimmt, bevor ſie zu ihrer Vollkommenheit gelangen, haben uns angewöhnet, die erſten Geburten dieſer Künſte insgemein unvollkommen und vielen Fehlern unterworfen zu erblicken, die ſich erſt nach und nach und mit der Folge der Zeit in künftigen Arbeiten tilgen laſſen.

Die Wahrheit dieſer Beobachtung verbindet uns zu geſtehen, daß die mangelhafteſten Ausgaben und die am unvollkommenſten ſind, meiſtentheils die älteſten und erſten zu ſeyn pflegen. Nun aber iſt die neuangeſchaffete Bibel des Königes, unvollkommener, als die von 1462.

1. Das Papier iſt ſchlecht gemachet, von grober, grauer und ungleich ausgetheileter Materie, wodurch es auf einer Stelle dünn und auf der andern dick wird. Das Papier in der Bibel von 1462 iſt viel beſſer gearbeitet.

2. Der Druck iſt, was die Zeichnung der Charactere betrifft, mit derjenigen Bibel, von welcher der Herr Abt **Sallier** redet, mit der die auf dem Mazariniſchen Col-

legio iſt, und mit der von 1462 einerley. Die Schrift der erſten iſt auf dem Kegel der kleinen **Parangon**: die von 1462 iſt auf Terzkegel; gleichwohl hindert dieſer Unterſchied der Gießerey nicht, daß man nicht einerley Geſchmack darinn anträfe.

Die Buchſtaben der Handſchriften haben zum Muſter dererjenigen gedienet, die man zum Drucke dieſer drey erſten Bibeln gegoſſen. Allein, man muß bemerken, daß verſchiedene kleine Capitalbuchſtaben, die der Bibel, welche der König beſitzt, eigen ſind, ſehr mangelhaft, und ſonder Anmuth ſind; und daß eben dieſe Buchſtaben in der Ausgabe von 1462 verbeſſert und anmuthiger geſchwungen, erblicket werden. Dergleichen ſind die A, die I, die M: die mehreſten von den andern beſſer gerathenen Capitalbuchſtaben, ſind aus eben dieſer Urſache ohne alle Veränderung, nicht nur in der Bibel von 1462, ſondern auch faſt in allen Büchern beybehalten worden, die **Johann Fauſt** und **Peter Schöffer** ſeitdem gedrucket haben.

Die Bibel auf dem **Mazariniſchen** Collegio ſieht, was die Schrift betrifft, der königlichen überaus ähnlich. Es ſind allenthalben dieſelben Buchſtaben; das einzige g ausgenommen, welches nur in der letzten Ausgabe ſo geſtaltet iſt, und in keinem Buche ſonſt ſteht.

Die doppelten und zuweilen dreyfachen Buchſtaben, findet man ziemlich oft in der Bibel des **Mazariniſchen** Collegii und in der königlichen, ſelten aber in der von 1462. Nach dem Maaße, wie die Kunſt vollkommener ward, trennete man die Buchſtaben auseinander und verdoppelte ſie nicht mehr: denn man ſuchete einem jeden insbeſondere einen Schwung zu geben, welcher dem Auge gefallen konnte.

In der Bibel des Königes iſt weder die Zuſammenfügung, noch die Höhe der Buchſtaben gleich, und die Gleichheit der Zeilen iſt nicht beobachtet; es ſind einige die zu hoch, und andere die zu niedrig ſtehen. Die Ausgabe vom 1462ſten Jahre iſt in Anſehung der richtigen Anordnung und der Art, die Buchſtaben in gerade Zeilen zu ſetzen, weit über dieſe weg. Die Maynzer Bibel von 1462 iſt richtig gedrucket, und die Wörter ſind rein ausgedrucket. In der Ausgabe des Königes ſind die Fehler zahlreich, und man findet darinnen Liberarios, anſtatt Librarios, u. ſ. w.

Die Titel, die Schlüſſe der verſchiedenen Bücher, die Inhalte der Capitel, ſind in der Ausgabe vom 1462ſten Jahre mit eben der Schrift des Textes der Bibel ſelbſt gedrucket; in der neuen Bibel des Königes, ſind dieſe Titel, Schlüſſe und Inhalte geſchrieben, und mit einer rothen Dinte, durch die Hand des Abſchreibers ausgefüllet; und damit man demjenigen, der dieſes verrichten müſſen, eine Anleitung gäbe, ſo hat man dieſe Titel und Summarien zu Anfange des erſten Bandes, als eine Tabelle hingedrucket.

Herr Abt Sallier beweiſt alſo, auf mehr als eine Weiſe:

1. Daß die Buchdruckerkunſt zu Maynz im 1452ſten Jahre angefangen.

2. Daß ein ungezweifeltes Merkmaal derer aus Fuſths und Schöffers Werkſtatt gekommenen Bücher, das Bild eines Stierkopfes auf demjenigen Papiere ſey, welches ſie verarbeiteten.

3. Daß die für den königlichen Bücherſchatz erhandelte Bibel, außer daß ſie auf ſolch Papier gedrucket iſt, als Fuſth und Schöffer gebrauchet haben, noch weit von

derjenigen Vollkommenheit entfernet iſt, die man in der Bibel vom 1462ſten Jahre ſpüret.

Nunmehr machet er dieſen Schluß: „Entweder die „Bibel des Königes iſt älter, als die Ausgabe vom 1462ſten Jahre, oder ſie iſt neuer. Man kann ſie vernünftiger Weiſe nicht wohl für neuer halten; ſie iſt alſo zwiſchen „dem 1452ſten und 1462ſten Jahre gedrucket worden„.

XXVI.

Des Herrn von Boze Nachricht von dem erſten gedruckten Buche, das einen gewiſſen Zeitpunct hat.

1740.

Nachdem der Herr Abt Sallier der Akademie diejenigen Anmerkungen mitgetheilet hatte, die im vorigen Artikel enthalten ſind: ſo theilete ihr der **Herr von Boze** ebenfalls eine Nachricht von einem Buche mit, welches nicht minder ſelten iſt, indem es von allen gedruckten Büchern das erſte iſt, welches einen feſten Zeitpunct hat. Es iſt lange Zeit in der kaiſerlichen königlichen Bibliothek für einzeln gehalten worden, und man kannte es nur aus einer Randgloſſe des **Lambecius** †), welcher faſt alle in Irrthum verführet hat, die ihm nachgeſchrieben haben.

Ungeachtet dieſes Buch durch das vielmalige Umbinden in faſt dreyen Jahrhunderten, allezeit etwas verloren hat; ſo machet es dennoch einen guten Folioband von etwas mehr, als dreyzehn Zollen in die Höhe, und zehnthalb Zollen in die Breite aus. Es iſt auf Pergamente und auf beyden Seiten, das heißt auf der rechten und auf der Gegenſeite jedes Blattes, bedrucket, zum Unterſchiede der erſten Proben der Druckerkunſt, dergleichen das Speculum humanæ ſalvationis, die Offenbarung und einige andere Werke ſind, die keinen Zeitpunct, keinen Namen des Ortes noch Druckers haben, und die, da es bloße Schnitte in Holzta-

---

†) Commentar. de Biblioth. Cæſar. Vindobon. Lib. II. C. 8. p. 989.

ſein waren, auch nur auf einer Seite, nach Art der Chineſer, gedrucket ſind *).

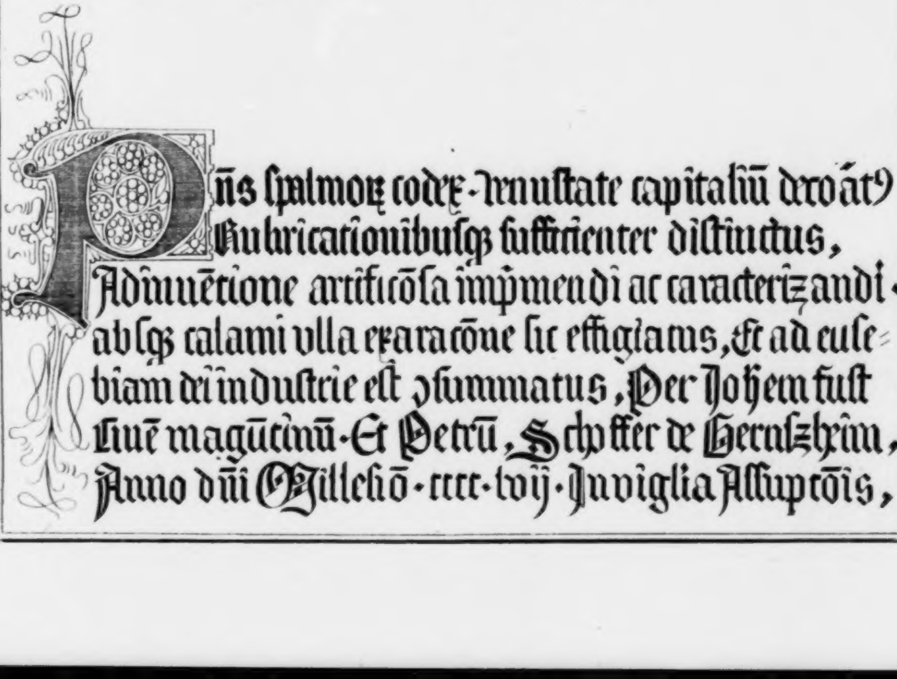
Es iſt eine Sammlung von Pſalmen und Gebethen, zum Gebrauche der deutſchen Kirchen. Die Aufſchrift, welche zu Ende ſteht, lehret uns, daß es zu Maynz, von **Johann Fuſt** und **Peter Schoiffern** gedrucket, und den XIV Auguſt des 1457ſten Jahres vollendet worden iſt.

Præſens Spalmorum (anſtatt Pſalmorum) codex, venuſtate capitalium decoratus, rubricationibusque ſufficienter

*) Eins von den merkwürdigſten Büchern dieſer Art iſt die ſo berühmte Ars moriendi, die nicht nur Maittaire, ſondern auch P. Götze in den Merkwürd. der königl. Dreſd. Bibliothek, und Herr Paſt. Clement, in dem Catalogue des Livres rares, beſchrieben haben. Noch genauer und umſtändlicher beſchreibt ſelbiges, nach einem lateiniſchen und deutſchen Abdrucke, die beyde in hölzerne Tafeln geſchnitten und davon abgedrucket worden, Herr M. Weller zu Zwickau, in dem Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit II B. a. d. 725 u. f. S. Es iſt in klein Folio: das lateiniſche Exemplar auf 16, das deutſche auf etlichen zwanzig Blättern gedrucket. Der in Zwickau befindliche Abdruck hat noch einige Bilder am Ende, die in Dresden fehlen.

Die deutſche Ausgabe iſt auf etwas kleinerm Papiere auf zwölf Bogen, oder vier und zwanzig Blättern gedrucket, die aber als ein einziges Heft in einander liegen, oder ſtecken. Die Buchſtaben ſind gothiſch, oder plump, grob und ſehr ſchwarz. Sie ſehen eben ſo aus, wie die im lateiniſchen Abdrucke, doch nicht ſo gar ſauber und zierlich. Das lateiniſche hat die Ueberſchrift: Ars moriendi; das deutſche aber nicht: ſondern hebt gleich an: Wiewol nach der lere des natürlichen Maiſter an dem dritten Buch der gutten ſitten aller erſchrockenlichen Dinge der tod des libes iſt das erſchrockenlichſte ꝛc. Auf die Vorrede folget die Abhandlung ſelbſt, welche fünf Verſuchungen des Teufels vorſtellet, und den Troſt dagegen, unter der Benennung der guten Lehre des Engels, jederzeit beyfüget. Es ſind überall Figuren in Holz geſchnitten: woraus man das Alter des Holzſchneidens in Deutſchland ſieht. Ein Beſchluß füllet die letzte Seite, die gleichfalls ein Bild zeiget. Der Inhalt iſt in den damaligen finſtern Zeiten für einen

Figürliche Abschrift, einer Aufschrift die ſich mit rothen Buchſtaben
zu Ende eines Psalters, von M.CCCC.LVII. zu Maynz befindet.
Nach dem Exemplare aus des Herrn von Boze Cabinette.



P̄ns ſpalmoꝝ codex · venuſtate capitaliū decoāt⁹
Rubricationibuſq; ſufficienter diſtinctus,
Adinuētione artificioſa imp̄mendi ac caracterizandi ·
abſq; calami vlla exaracōne ſic effigiatus, Et ad euſe=
biam dei induſtrie eſt ꝯſummatus, Per Johem fuſt
Ciuē magūtinū · Et Petrū, Schoffer de Gernſzheim,
Anno dn̄i Milleſiō · cccc · lvij · In vigilia Aſſupcōis,

ter diſtinctus, adinventione artificioſa imprimendi ac characterizandi abſque calami ulla exaratione ſic effigiatus, & ad Euſebiam Dei induſtrie eſt conſummatus, per Johannem Fuſt, civem Maguntinum, et Petrum Schoiffer de Gernzheim, anno Domini milleſimo cccc. l. vij. in vigilia Aſſumptionis.

Den Liebhabern wird es vermuthlich angenehm ſeyn, allhier einen figürlichen Abriß dieſer Schrift zu ſehen, er iſt nach der Urſchrift gezeichnet †).

Uebri-

---

einen Zeugen der Wahrheit zu halten.

Das merkwürdigſte iſt die Zeit, wenn dieſes Stück verfertiget worden. Die obigen, welche die lateiniſche Ausgabe beſchreiben, ſetzen ſie ins 1457ſte Jahr; und ſchätzen ſie mit dem Speculo humanæ Salvationis für gleich alt. Herr P. Clement will es lieber dem Wilhelm Caxton, der das Drucken nach England gebracht, als Lorenz Coſtern zuſchreiben. Bey der deutſchen Ausgabe aber ſteht die Jahrzahl mit eben der Schrift des Buches: Hans Sporrer hat dieß Buch 1473 prüff moler, d. i. Briefmaler. Man muß ſich aber darüber nicht wundern, da es noch mehr Bücher giebt, die lange nach erfundenen beweglichen Druckerſchriften, noch in Tafeln geſchnitten worden. Man kann dieſelben am angezogenen Orte namhaft gemachet leſen. S. auch Leichs Buch de orig. & increm. Typogr. Lipſ. Der Herr M. Meller muthmaßet nicht unrecht, daß die vielen Holzſchnitte ſolcher Bücher Gelegenheit gegeben, auch die Schrift ſelbſt hineinzuſchneiden, und beyde zugleich abzudrucken. Aber da die Buchſtaben des lateiniſchen Abdruckes, ſeine Verzierungen, und das Laubwerk bey den Anfangsbuchſtaben, in beyden einerley iſt: ſo geräth Herr M. Meller auf den Zweifel, ob nicht das lateiniſche gleichfalls in neuere Zeiten zu ſetzen, oder gar von demſelben Künſtler gedrucket ſey? Dieſe Muthmaßung erhält ein Gewicht, durch das Zeugniß des Herrn P. Clement, der da anmerket, daß dieſe Schrift von der im Speculo humanæ ſalvationis ſehr unterſchieden ſey. Wäre alſo dieſe lateiniſ. Ars moriendi irgend um das 1473ſte Jahr, oder etwas früher gedrucket: ſo litte doch die Meynung einen ziemlichen Abfall, daß man das Schneiden in hölzerne Tafeln ſo gleich fahren laſſen, nachdem man die beweglichen und gegoſſenen Buchſtaben erfunden. G.

†) S. die VII Kupfertafel.

Uebrigens hatte dieſes ganze complette Buch, ſo wie des Herrn **von Boze** ſeines iſt, hundert neun und ſechszig Blätter, deren jede Seite zwanzig Zeilen, doch ohne Zahlen in der Höhe, noch Cuſtoden und Signaturen unten hat. Es iſt indeſſen nicht auf einzelnen Bogen, ſondern auf Hefte von ſechs bis ſieben Bogen eine jede gedrucket: es giebt ſo gar einige, die achtehalb Bogen haben; und damit ſie in der gehörigen Ordnung liegen, muß man ſie nacheinander wegleſen, und wohl Acht haben, daß ſie ſich unter des Buchbinders Händen nicht wieder vermiſchen.

Die Schrift, womit dieſes Werk gedrucket worden, iſt von der Art, die man insgemein, aber ungehörig, die gothiſche Schrift nennet. Die Buchſtaben können mit viel mehrerm Rechte Unzialbuchſtaben heißen, die man weder in dem Rationale Durandi vom 1459ſten Jahre, noch in dem Catholicon vom 1460ſten Jahre, noch in der berühmten Bibel vom 1462ſten Jahre findet. Dieſe Buchſtaben ſind von zweyerley Art; die in den Pſalmen ſind vier Linien hoch; die in den zweychörichten Geſängen, Verſikeln, Repons und Collecten, ſind nur drey Linien hoch. Die Syllben Be, De, Do, Pa, Pe, Po, ſind mit einem einzigen Character ausgedruckt, der die zween Buchſtaben vereiniget, woraus ſie beſtehen, eben wie die doppelten PP. Es ſind ganz und gar keine Doppellauter darinnen; allein man findet zweyerley U, das ſpitze V und das unten runde U; doch nicht um das ſelbſtlautende U von dem mitlautenden V zu unterſcheiden, wie wir heute zu Tage thun. Das ſpitze V wird darinnen allezeit als ein Anfangsbuchſtab gebrauchet, es mag nun ein Mitlauter, oder Selbſtlauter ſeyn ſollen, und das andere, es ſey von welcher Art es wolle, wird nur mitten in den Wörtern gebraucht.

Außer dieſen Unzialbuchſtaben von drey bis vier Linien in der Höhe, die den Grund des Buches ausmachen, giebt es noch große oder Capitalbuchſtaben, die vier Zolle breit und drey Zolle hoch ſind, und dieſer Capitalbuchſtaben ſind zweyhundert acht und achtzig. Der erſte, welcher ein B iſt, und der letzte, der ein P iſt, erlauben nicht zu zweifeln, daß ſie gedrucket und zu-dreyen verſchiedenen malen abgedrucket ſind: zum erſtenmale blau, welches die Grundfarbe iſt; und die zwey andern, einmal feuerroth, und einmal purpurfarb, die die Zierrathe abgeben. Dieſe Anfangsbuchſtaben ſind nicht mit der Hand, noch hinterher gemachet: man wird überzeuget werden, daß ſie mit im Drucke geſtanden, und wechſelsweiſe in der Preſſe gefärbet worden; eben wie man es anjetzt wegen derer Kupferſtiche, die den Gemälden ähnlich ſehen ſollen, wieder hervorgeſuchet hat.

Der Herr von **Boze** hat noch einen andern überreichen Beweis hiervon, aus der Gegeneinanderhaltung, die der Herr **Schöpflin** die Güte gehabt, mit ſeinem Exemplare, und dem auf der kaiſerlichen königlichen Bibliothek vorzunehmen. Die Farben ſind von einem Ende zum andern, in beyden durchaus dieſelben, und es iſt weder in ihrer Größe noch Lage, nicht der mindeſte Unterſchied. Man ſieht wohl, daß ein ſo genaues Verhältniß nichts anders, als die Wirkung einer Maſchine ſeyn kann, die allezeit auf einerley Art verfährt.

Nur muß man von dieſer Zahl der Anfangsbuchſtaben, drey oder vier ausnehmen, die nicht ſo gar groß und wirklich mit Händen gemachet ſind, die auch aus eben dieſer Urſache in des Herrn von **Boze** Exemplare, und in dem auf der kaiſerlichen königl. Bibliothek, andere Farben und Umriſſe haben, und dieß iſt insonderheit der Buchſtab H. Fauſt und **Schöffer** hatten ihn nicht ſchneiden laſſen, denn ihre Abſicht war nur geweſen einen Pſalter zu drucken. Und da kein einziger Pſalm mit H anfängt: ſo hat man ihn nothwendig mit Händen malen müſſen, wenn er zu Anfange eines zweychörichten Geſanges, Verſikels, oder einer

Collecte vorkam. Eben ſo iſt es mit den Linien und muſikaliſchen Noten, die im Texte vorkommen: ſie ſind alle mit der Hand geriſſen, und der Unterſchied der Dinte allein machet die Sache handgreiflich.

Das iſt gar keine Frage, ob die hier beſchriebenen großen Anfangsbuchſtaben von Holze, oder gegoſſen ſind; ſie ſind ganz gewiß von Holze, und ſelbſt unſere heutigen Buchdrucker bedienen ſich keiner andern in dieſen außerordentlichen Größen. Stählerne Stämpel von ſolchem Umfange, und die meßingenen Matricen, in welche man die Stämpel ſchlagen muß, würden ihnen zu hoch kommen. Uebrigens würde auch die Menge des Metalles, welches ſie im Schmelzen annehmen, ſie unerträglich ſchwer, und zum Gebrauche ſehr unbequem machen *).

Was aber im erſten Augenblicke ſchwerer zu ſeyn ſcheint, und Herr von **Boze** ebenfalls für leicht zu entſcheiden hält, iſt dieſes: ob dieſe Arten von Unzialbuchſtaben, die das Weſentliche des Werkes ausmachen, ebenfalls von Holze, oder von Metalle gegoſſen ſind. Man wird nicht zweifeln, ſchreibt er, daß ſie ebenfalls hölzern ſind, wenn man nur einige Acht auf den Unterſchied geben will, den man alle Augenblicke in dem Verhältniſſe und der Figur eines und deſſelben Buchſtabens antrifft. Man ſehe inſonderheit die e an, welche bald lang geſtrecket, bald zuſammen gezogen, bald fett, bald ſchlank, und allezeit einander ungleich ſind. Man mache ſich ferner, wenn man will, an den Buchſtab i, der eben ſo oft vorkömmt, und wegen des Punctes, oder der kleinen oben ſtehenden Linie noch mehr ins Auge fällt. Bald iſt der Punct rund, bald viereckigt; die kleine Linie iſt zuweilen gerade, zuweilen mehr oder weniger geſenket. Kurz, dieſe ſelbigen Buchſtaben, haben unter einander alle die Verſchiedenheit, die ſie nicht haben würden, wenn ſie alle aus einem Model gegoſſen wären.

---

*) Gleichwohl iſt es gewiß, daß in unſern deutſchen Buchdruckereyen auch ſehr große Anfangsbuchſtaben in Metall gegoſſen vorhanden ſind. Man hat ihnen aber die große Schwere zu benehmen gewußt; indem man im Gießen ſelbſt eine Oeffnung am

Was aber eben ſo entſcheidend iſt, iſt dieſes, daß die Farbe, womit dieſe Buchſtaben gedrucket ſind, nicht aus Oel und Kiehnruſſe gemachet iſt, wie die Druckerfarbe zu den metallenen Schriften. Sondern es iſt eine aufgelöſete Tuſche, faſt wie diejenige Dinte, womit wir ſchreiben; ſie hat nur etwas mehr Gummi, und läßt ſich nach der Probe, welche Herr **von Boze** damit gemachet hat, leichter aufheben. Dieſe eingeweichete Farbe fließt, und kann auf metallenen Buchſtaben nicht haften: die Oelfarbe aber hängt ſich an die hölzernen Buchſtaben an, und vereiniget ſich dergeſtalt mit ihnen, daß man ſie nicht wieder los bekommen kann: wie man ſie von den gegoſſenen Buchſtaben durch bloßes Waſchen der Formen, und bey jeder Aufdeckung eines Bogens abziehet; jene Farbe würde einen neuen Grund legen, welcher alle Buchſtaben nach und nach verſtellen würde.

Waren aber dieſe Buchſtaben, die dazu beſtimmet waren, daß ſie hölzern ſeyn ſollten, nicht auch feſte Buchſtaben, die alle aneinander hingen? Kurz, waren es nicht erhaben ausgeſchnittene Tafeln, dergleichen die geweſen, womit man ehedeſſen die Offenbarung und das Speculum humanæ ſalvationis gedrucket hatte, deren im Anfange dieſes Artikels Erwähnung geſchehen iſt? Oder waren es bewegliche Buchſtaben, die in ihrer Art denen gegoſſenen gegli-

---

am Boden gemachet, und das inwendige noch flüßige Metall heraus laufen laſſen, als der ganze Umfang ſchon geronnen war, und eine ziemlich ſtarke Schale ausmachet, die auch den Druck der Preſſen aushalten kann. G.

chen, die man anjetzt gebrauchet? Herr von Boze verſichert, es wären bewegliche Buchſtaben geweſen, und der Beweis, welchen er davon giebt, kömmt ihm um deſto weniger zweydeutig vor, da er ſich auf geſchehene Dinge beziehet, die über alle Schlüſſe erhaben ſind.

Johann Fauſt und **Peter Schöffer** verfertigten im 1459ſten Jahre eine zweyte Ausgabe ihres Pſalters, und drucketen ſie gerade mit eben der Schrift, ſowohl was die Hauptſchrift des Buches, als was die Anfangsbuchſtaben betrifft. Gleichwohl iſt ein großer Unterſchied unter beyden Ausgaben. Die zweyte, welche Herr von Boze ebenfalls beſitzt, hat einige Blätter weniger, als die erſte: und das daher, weil eine jede Seite drey und zwanzig Zeilen, anſtatt zwanzig hat, ja auch die Zeilen einen und zuweilen zween Buchſtaben mehr haben, als in der Ausgabe vom 1457ſten Jahre.

Das iſt noch nicht alles: Als **Johann Fauſt** zu Ende des 1466ſten Jahres geſtorben war: ſo gab **Peter Schöffer**, welcher kurz nach dem Drucke der Bibel vom 1462ſten Jahre den geiſtlichen Stand verlaſſen hatte, um **Chriſtinen Fauſtinn**, die einzige Tochter ſeines Mitgehülfen, zu heirathen, im 1490ſten Jahre eine dritte Ausgabe des erwähnten Pſalters heraus, und abermals mit derſelben Schrift. Dieſe dritte Auflage machete er nach dem Muſter der erſten. Auf allen Seiten iſt dieſelbe Zahl von Zeilen, dieſelbe Zahl von Buchſtaben in jeder Zeile: dieſe Buchſtaben mußten alſo wohl beweglich ſeyn, wie die unſrigen, daß man ſie nach Belieben hin- und wegſetzen konnte.

Die zu Ende des Pſalters vom 1459ſten Jahre geſetzte Aufſchrift, geht in vielen Stücken von derjenigen ab, welche den Schluß der Ausgabe vom 1457ſten Jahre machet.

1. Iſt der Fehler Spalmorum anſtatt Pſalmorum nicht darinnen.

2. Nach den Worten ſic effigiatus, las man in der erſten ad Euſebiam Dei; in der zweyten hat man ad laudem Dei an die Stelle geſetzet, und hinzugefüget, ac honorem ſancti Jacobi.

3. **Peter Schöffer**, welcher ſich in der Ausgabe vom 1457ſten Jahre durch keinen perſönlichen Titel bezeichnet hatte, nennet ſich in dieſer Clericus.

Die Zeit endlich iſt darinnen ſo ausgedrücket, Anno Dni milleſimo CCCCLIX. xxix die menſis Auguſti.

Ungeachtet die Ausgabe vom 1490ſten Jahre, wie wir bereits angemerket haben, der vom 1457ſten Jahre, was den Grund und die Geſtalt des Buches betrifft, ganz ähnlich iſt: ſo geht doch die Aufſchrift zu Ende von der vorhergehenden noch mehr ab.

Es iſt von **Johann Fauſten** nicht mehr die Rede darinnen, weil er nicht mehr lebete; und **Peter Schöffer**, welcher in dem Zeitraume zwiſchen beyden Ausgaben Fauſts Schwiegerſohn geworden war, hütete ſich wohl, in dieſer noch den Titel Clericus anzunehmen. Da endlich die Druckerey bereits in den vornehmſten Städten von Europa ausgebreitet war, und der Stadt Maynz nichts mehr als die Ehre der Erfindung übrig blieb, und daß ſie die erſte geweſen, die ſie in Ausübung gebracht: ſo bleibt dieſe Ausgabe auch nur bey dieſen zween Umſtänden ſtehen, wie man aus der Schrift ſelbſt ſehen wird, die hier ganz angeführet zu werden verdienet.

Preſens Pſalmorum codex, venuſtate capitalium decoratus, rubricationibuſque ac notis ſufficienter diſtinctus, adinventione artificioſa imprimendi ac caracterizandi abſque ulla calami exaratione, in nobili civitate Moguntina, hujus artis inventrice elematriceque prima, ſic effigiatus; & ad laudem Dei ac honorem ſancti Benedicti, per Petrum Schoiffer de Gernzheim eſt conſummatus. Anno Domini M. CCCC XC. ultima die menſis Auguſti.

Das einzige, was die Neugierde des Leſers noch rühren und neuere Unterſuchungen über dieſe dreyerley Aufſchriften erfodern könnte, wäre dieſes, daß man erführe, weswegen, da die erſte keinem Heiligen insbeſondere gewidmet worden, die zweyte und dritte, eine zu Ehren **St. Jakobs**, die andere zu Ehren **St. Benedicts** beſtimmet ſind. Denn das Feſt dieſer zween Heiligen, fällt weder auf den 29ſten noch auf den 31ſten Tag des **Auguſts**, Tage von welchen geſaget wird, daß dieſe Werke daran vollendet worden.

Dieſe Heiligen waren auch weder **Fauſts** noch **Schöffers** Patronen, deren erſter **Johann**, der andere **Peter** hieß. Da es aber im Kirchenſprengel von **Maynz** verſchiedene reiche Abteyen **Benedictinerordens** giebt, und noch eine andere zu **Maynz** ſelbſt unter dem Namen und der Anrufung **St. Jakobs**: ſo darf man vielleicht keine fernere Urſache ſuchen. Vielleicht mögen die Ordensbrüder dieſer Abteyen wohl die erſten Buchdrucker zu **Maynz** gebethen haben, eine neue Ausgabe ihres **Pſalters** zum Gebrauche des Chores zu verfertigen; vielleicht haben ſie auch etwas zu den Koſten des Druckes hergeſchoſſen, welche beträchtlich haben ſeyn müſſen. Die Exemplare auf Pergament wurden in geringer Anzahl abgedrucket, die auf Papiere daureten nicht lange, und dergleichen Kirchenbücher ſind immer diejenigen, die man am öfterſten erneuert.

Dieſes, nämlich des Herrn **von Boze** Exemplar, iſt aus der Collegialkirche **St. Victors** zu **Maynz** gekommen,

men, allwo es, wie es ſcheint, wenigſtens bis an die dritte Ausgabe vom 1490ſten Jahre gedienet hat. Von der Zeit an iſt es glückſeliger Weiſe in einem kleinen Schränkchen der Sacriſtey eingeſchloſſen, und was noch beſſer iſt, vergeſſen worden. Es ward den letzten Winter durch einen bloß ungefähren Zufall entdecket, und diejenigen, in deren Willkühr das Exemplar ſich befand, konnten es dem dringenden Bitten eines Freundes des Herrn **von Boze** nicht abſchlagen, deſſen erſte Sorgfalt dahin gieng, eine Gelegenheit ausfindig zu machen, wie er es ihm zuſtellen möchte.

Lambecius, welcher gewiſſermaßen den Pſalter vom 1457ſten Jahre wieder in die Welt gebracht hat, entdeckete ihn im 1665ſten Jahre nahe bey **Inſpruck** in dem Schloſſe **Ambras**, allwo der Erzherzog **Franz Sigismund** eine ziemlich große Menge geſchriebener und gedruckter Bücher zuſammen geſammlet hatte, die er mehrentheils aus der berühmten Bibliothek **Matthias Corvins**, Königes von **Hungarn**, genommen, und von hier iſt er in die kaiſerliche Bibliothek übergegangen, welche **Lambecius** durch eine gelehrte Nachricht, inſonderheit was die Handſchriften betrifft, erläutert hat.

Den Pſalter vom 1457ſten Jahre, ob er gleich gedrucket iſt, hat er darinnen nicht vergeſſen: allein der Verfaſſer hat ſich begnüget, denſelben nur ſummariſch in einer Note zu beſchreiben, die aus dem Texte auf dem Rande unter Num. IV angezogen wird. Hier bringt er die Schrift zu Ende ganz an, die wir bereits geſehen haben: allein, er merket die Größe des Bandes nicht an.

Andreas Chevillier, Doctor und Bücheraufſeher der **Sorbonne**, welchen die Zahl IV hintergangen, unter welcher **Lambecius** auf die Randgloſſe verweiſt, hat geglaubet, das Buch, von dem die Rede war, ſey in Quart; und dieſe Geſtalt giebt er ihm auch in ſeinem hiſtoriſch kritiſchen Wörterbuche *), welches er im 1694ſten Jahre über den Urſprung der Buchdruckerey zu **Paris** herausgegeben hat.

Chevilliers Irrthum iſt nach und nach in die zwo Ausgaben des **Maittaire** eingeſchlichen, die er von dem erſten Bande ſeiner typographiſchen Jahrbücher herausgegeben, und ſeit kurzem noch in eine Geſchichte von dem Urſprunge und Fortgange der Buchdruckerkunſt **), welche im 1740ſten Jahre vom **Proſper Marchand**, einem ehemaligen Buchhändler zu **Paris**, der ſich nach Holland begeben hat, ans Licht geſtellet worden. Dieſer letzte allein, welcher vermuthlich von einigen Liebhabern hatte ſagen hören, der Pſalter auf der kaiſerlichen Bibliothek, welchen **Lambecius** angeführet, ſey ein Foliant, und ſie weder lügen ſtrafen dorfte, noch es glauben konnte, hat geſaget, um ſie alle zu vereinigen, es ſey in Quart, oder Folio, eine Benennung, die einem Buchhändler von Profeßion noch weniger zu verzeihen iſt, ſo bald er ſich ins Schreiben miſchet, als irgend einer andern Art von Schriftſtellern.

Der Anblick des Pſalters vom 1457ſten Jahre zernichtet noch einen andern Fehler des **Maittaire**, und einen Irrthum, welchen er in eben dieſem Bande ſeiner Annal. typograph. als einen Grundſatz feſtſtellet. Nämlich daß nur ungefähr dreyßig Jahre nach der Entdeckung und dem erſten Gebrauche der Buchdruckerkunſt, die Anfangsbuchſtaben im Drucke wären eingeführet worden. Dieſer Grundſatz iſt nur zum Theile, und nur in Anſehung derer ganz mit gegoſſener Schrift gedruckten Bücher wahr, und das, wie wir bereits geſaget haben, wegen der übergroßen Koſten und der ungemeinen Unbequemlichkeit ſolcher großen metallenen Buchſtaben. Allein viel geſchwinder erfand man das Geheimniß, den Courantbuchſtaben von weichem Meſſinge, Zinne oder Bleye, dieſe hölzernen Anfangsbuchſtaben beyzufügen, die heut zu Tage den Zierrath vieler Bücher ausmachen. Es war nicht einmal ſehr nöthig, um einen ſo gewagten Satz zu unterdrücken, oder zu mäßigen, daß Maittaire dieſes Werk ſelbſt hätte ſehen dörfen, welches ihn ganz zu Boden ſchlägt; er hat ja deſſen Aufſchrift zu Ende gekannt, und ganz angeführet, und darinnen wird ausdrücklich geſaget, das Werk ſey mit ſchönen Anfangsbuchſtaben gezieret: venuſtate capitalium decoratus.

---

*) Part. I. C. 1. p. 13.

**) A. d. 35 S. der erſten und a. d. 270ſten S. der zweyten Ausgabe.

Das Exemplar des Pſalters vom 1457ſten Jahre, welches auf der kaiſerlichen königlichen Bibliothek aufbewahret wird, iſt lange Zeit für das einzige gehalten worden: allein, Herr von **Boze** glaubet noch bey weitem nicht, daß ſeines das zweyte ſey: denn außer denen, die wohl noch an finſtern und ganz unbekannten Orten ſtecken könnten, ſo giebt es noch zu Freyberg ein drittes, welchem aber in der That acht und vierzig Blätter fehlen.

Ein deutſcher Schriftſteller, Namens **Williſch**, welcher vor einiger Zeit die Geſchichte der Stadt Freyberg geſchrieben, hat nicht unterlaſſen, in derſelben dieſes ſeltenen Exemplars zu gedenken. Weil er aber als ein uneigennütziger Mann und vollkommener Kunſtrichter davon reden will: ſo giebt es auch keine Art von Ungereimtheit, die er bey dieſer Gelegenheit nicht vorbringt. Hier ſind die hauptſächlichſten.

Erſtlich glaubet er, es ſey in dem Zeitpuncte ein Irrthum, und gründet ſich, wie er ſaget, auf zweyerley. Einmal weil, wie er ſaget, der Urſprung der Buchdruckerey bey weitem ſo alt nicht iſt; zum andern, weil die Buchſtaben dieſes Pſalters zu ſchön ſind, und er, unter andern zu **Leipzig**, Miſſale vom 1490ſten und 1500ten Jahre geſehen hat, die denſelben ſo ähnlich kommen, daß er überzeuget iſt, es ſey alles von einerley Zeit.

Als wenn etwas dawider ſtritte, daß Johann Fauſt im 1457ſten Jahre ſollte gedrucket haben; er, welcher zwey Jahre zuvor mit Johann Guttenbergen, ſeinem Gehülfen, einen Rechtshandel gehabt, weil ſie beyderſeits Geld zur Einrichtung der Druckerey vorgeſchoſſen; einen Rechtshandel, welchen der Probſt zu Maynz in den erſten Tagen des Novembermonathes im 1455ſten Jahre entſchieden hat.

Als ob nicht die Drucker zum Muſter ihrer Schriften, es ſey in Holz, oder im Guſſe, die ſchönſten Handſchriften genommen, die ſie nur ausfinden können, und als ob nicht die älteſten auch am ſchönſten geſchrieben wären.

Gleich als ob die zweyte Auflage eben dieſes Pſalters, vom 1459ſten, nicht die vom 1457ſten Jahre rechtfertigte, und gleich als ob dieſe zwo Auflagen die Namen von Fauſten und Schöffern führen würden, wenn ſie nach ihrem Tode gemachet worden wären; denn hier iſt die Zeit mit den Namen eben ſo verbunden, wie die Namen es mit der Zeit ſind.

Noch ein Einwurf des Kunſtrichters iſt dieſer, daß ihm der Druck des vermeyntlichen Pſalters vom 1457ſten Jahre, welchen man in der Schulbibliothek zu Freyberg aufbewahret, dem Ruhme nicht gleich zu kommen ſcheint, welchen Fauſt und Schöffer in ihrer Kunſt erlanget hatten, und davon giebt er folgenden Beweis. Ein Theil der Seiten dieſes Exemplares iſt beziffert, und die übrigen, ſaget er, ſind es nicht. Dieſe Zahlen, fährt er fort, ſtehen faſt überall ſehr ſchlecht, und die Blätter ſelbſt liegen ſo unordentlich, als die Zahlen der Seiten.

Iſt es wohl der Mühe werth, ihm zu antworten, daß der Druck dieſes Pſalters vom 1457ſten Jahre ſogar hier in

Paris, und von den geſchickteſten Druckern für eine Art eines Meiſterſtückes gehalten wird? Daß **Fauſt** und **Schöffer** nicht den mindeſten Theil an der Auslaſſung oder Unordnung derer Zahlen haben, über die er ſich beſchweret, und daß man noch wohl länger als funfzehn Jahre nach dieſer Ausgabe, noch keine Zahlen oben auf die Seiten geſetzet hat; daß es keine Zahl, weder in dem Exemplare der kaiſerlichen Bibliothek, noch in dem aus des Herrn von **Boze** Cabinette gebe; und daß, wenn es welche darinnen gegeben, man ſie unmöglich daraus hätte vertilgen können; daß diejenigen, die auf einigen Seiten des **Freyberger** Exemplares ſtehen, ganz gewiß von einer Hand hingeſchrieben worden; daß **Fauſt** und **Schöffer** ſo wenig für die Verwechſelung der Blätter haften dörfen, als für die Auslaſſung der Zahlen; daß dieſes lediglich der Fehler des Buchbinders und derer Perſonen iſt, die ihm hätten Anleitung geben ſollen; daß die Blätter der zwey obbenannten Exemplare keinesweges verſetzet ſind, und daß, wenn an dem **Freybergiſchen** keine fehleten, es ſehr leicht ſeyn würde, ſie in Ordnung zu bringen.

Dieſe abſonderlichen Anmerkungen über den Pſalter vom 1457ſten Jahre, beſchließt der Herr von **Boze** mit einer allgemeinen Anmerkung über die erſten gedruckten Bücher.

Es iſt gewiß, daß man nicht gleich anfangs die Zeit des Druckes bemerket hat, und daß es alſo Bücher giebt, die kein Datum haben, und älter ſind, als alle, die es haben. Es iſt aber eben ſo gewiß, daß man ſich nicht allezeit daran gebunden hat, die Zeit zu bemerken, ſeitdem es auch gebräuchlich geworden war, und daß es folglich viele Bücher ohne Zeit giebt, die ungleich neuer ſind, als andere, die eine Zeit haben; ſo daß die ganze Schwierigkeit nur darinnen beſteht, daß man diejenigen Bücher ohne Zeit zu unterſcheiden wiſſe, die die älteſten oder die die neuern ſind, und dem Herrn von Boze dünket, folgendes müſſe ſolches entſcheiden.

Das Rationale Durandi vom 1459ſten Jahre gedruckt, iſt ganz gewiß mit gegoſſenen Buchſtaben gedrucket. Es iſt ein großer Foliant von zwo Spalten, welcher die neu anwachſende Preſſe des **Fauſts** und **Schöffers** nicht minder als zwey Jahre beſchäfftiget haben kann. Sie haben ihn daher unmittelbar nach ihrem Pſalter vom 1457ſten Jahre, der in Holz iſt, anfangen müſſen.

Hieraus nun ſchließt er, daß alles, was nach dem Rationale vom 1459ſten Jahre gedrucket iſt, mit hölzernen unbeweglichen oder beweglichen Buchſtaben gedrucket worden ſey, und die allezeit größer geweſen, als die nachmaligen gegoſſenen Buchſtaben. Dieß ſtimmet auch mit dem Zeugniſſe der erſten Schriftſteller überein, die von der Einrichtung der Buchdruckerkunſt geſchrieben haben, dergleichen der **Ungenannte von Köln** iſt, welcher faſt zeitverwandt geweſen, und welcher ſaget: impreſſa ſunt ſcriptura grandiori, quale hodie miſſalia ſolent imprimi.

Man begreift gar leicht, daß die hölzernen Buchſtaben, damit ſie einige Feſtigkeit hätten, ſich nicht ſo klein haben machen laſſen, als die metallenen. Eben ſo offenbar iſt es, daß dieſe hölzernen Buchſtaben, welche anfangs erhaben auf Tafeln, und nachmals beſonders geſchnitten worden, zuerſt haben müſſen üblich ſeyn; nicht nur weil die mehrere oder mindere Vollkommenheit einer Kunſt, allezeit deren Urſprung und Fortgang beweiſt; ſondern auch, weil, als man von Begriffen zu Begriffen und von Erfahrungen zu Erfahrungen ſo weit gekommen war, daß man aus Metalle Buchſtaben gießen konnte, die man nach Erforderung und Belieben, allezeit aber mit einer vollkommenen Gleichheit, vervielfältigte, indem man nur ein wenig Bley in dieſelbe Forme gießen dorfte, man aufhörete, ſich der hölzernen Buchſtaben zu bedienen, deren Gebrauch hundert handgreifliche Unbequemlichkeiten hatte.

Fürs erſte konnten ſie das beſtändige Auswaſchen der Formen nicht aushalten, da das Holz vom Waſſer allezeit aufquillt und verurſachet, daß es ſich wirft. Sie konnten auch den Druck der Preſſe nicht ertragen, welcher fähig war, alle Augenblicke einen Theil davon zu zerſplittern.

Zweytens, dergleichen häufige Vorfälle konnten nicht anders, als mit vieler Zeit und Mühe, verbeſſert werden, und allezeit unvollkommen; indem die Hand des Arbeiters, ſo geſchickt und geübet er auch ſeyn mochte, dergleichen kleine Werke nie auf eben denſelben Grad der Richtigkeit und Gleichheit bringen konnte.

Man kennet auch, nach dem Pſalter vom 1457ſten Jahre, deſſen hölzerne Buchſtaben unfehlbar mit Sorgfalt zu den zwo folgenden Ausgaben aufbewahret oder ausgebeſſert werden, indem die Buchſtaben von ſolcher Größe zu einem Buche nothwendig waren, welches auf einen erhabenen Ort geſtellet werden ſollte, damit es auf einmal von verſchiedenen Sängern, die weiter oder näher dabey ſtunden, konnte geleſen werden; man kennet, ſagen wir, außer dieſem Pſalter kein gedrucktes Werk, welches auf eben dieſe Weiſe mit beweglichen hölzernen Buchſtaben und einer eingeweicheten bloß gummirten Farbe wäre verfertiget worden. Herr von Boze treibt dieſe Betrachtung noch weiter.

Ein jeder geſieht, ſaget er, daß, wenn Fauſt und Schöffer nicht durchaus die erſten Erfinder der Buchdruckerkunſt ſind, ſie dennoch die erſten und einzigen ſind, welche ſie im 1462ſten Jahre öffentlich getrieben haben; daß ſie die berühmte Bibel in zween Folianten geliefert, die noch jetzt von den Neugierigen ſo ämſig aufgeſuchet wird. Wir haben geſehen, daß ſie im 1459ſten Jahre eine zweyte

Ausgabe von dem Pſalter in hölzerner Schrift, und die erſte Ausgabe des Rationalis Durandi mit gegoſſener Schrift geliefert haben.

Im folgenden 1460ſten Jahre haben ſie zwey andere wichtige Werke, die noch wichtiger waren, die Conſtitutionen **Clemens** des V. Clementis Papæ quinti Conſtitutionum Codex, und des Januenſis Catholicon, liber egregius Catholicon, in zween Bänden geliefert. Da haben wir nun, außer dem, was uns vielleicht noch unbekannt iſt, ſieben Bände richtig gerechnet, die alle den Namen der Drucker und die Zeit des Druckes führen.

Nun fragen wir uns ſelbſt, ob man nach dreyen Jahrhunderten einer beſtändigen Arbeit, welche die Buchdruckerkunſt gewiß viel leichter und gemeiner hat machen müſſen, wohl viele Drucker finden würde, welche im Stande wären, in ſo kurzer Zeit ſo viele Bände zu liefern? Wir wollen folglich ſehen, ob es wahrſcheinlich ſey, daß Fauſt und **Schöffer** auch noch die große Menge anderer Bücher haben drucken können, die faſt alle zum zweytenmale gedrucket worden, und die man ihnen ſo leichtſinnig beymißt, ja die man auf jene erſten Zeiten oftmals unter dem einzigen Vorwande hinauf rechnen will, daß ſie weder Zeit noch Namen führen.

Herr von **Boze** ſieht dieſelben für nichts anders an, als für Arbeiten neuer Buchdrucker, die aus der **Maynz**erſchule entwiſchet ſind, welche dachten, ſie wüßten nun ſchon ſo viel als ihre Meiſter, und hingiengen, ſich niederzulaſſen, der eine näher, der andere ferner. Dieſe verſucheten ihr Heil durch die Arten von heimlichen Nachdrücken, auf welche ſie ſich noch nicht getraueten, weder ihren Namen noch ihre Wohnſtadt zu ſetzen, und die auch die Jahrzahl hätte verrathen können.

Was die Anzeige betrifft, welche **Naude** aus den Zeichen im Papiere hat ziehen wollen, die denen ganz gleich geweſen, deſſen ſich **Fauſt** und **Schöffer** bedienet haben, und gemeiniglich ein Stierkopf, ziemlich oft eine Roſe, und zuweilen eine Weintraube geweſen: ſo wird dieſe Folgerung denenjenigen vermuthlich ſehr nichtig vorkommen, die da wiſſen, daß niemals ein Drucker ſich ſein Papier ſelbſt gemachet hat, daß er es ſchon ganz fertig kaufet, und daß er ſo wenig lauter Papier mit einem einzigen ihm eigenen Zeichen habe, daß er es vielmehr ohne Unterſchied von denen Mühlen kaufet, wo er es entweder ſchöner, oder nach dem Gegenſtande ſeines Aufwandes, wohlfeiler findet; daß eine Papiermühle, die gut im Gange iſt, durch zwanzig gewöhnliche Buchdruckereyen nicht erſchöpfet werden kann, und daß noch dieſen Tag die ſchönſten engländiſchen und holländiſchen Ausgaben, auf unſern auvergniſchen und angoulemiſchen Papieren abgedrucket werden.

XXVII.

Des Herrn Bonamy Anmerkungen, über den Fluß Bievre, oder der Gobeliner. 1740 *).

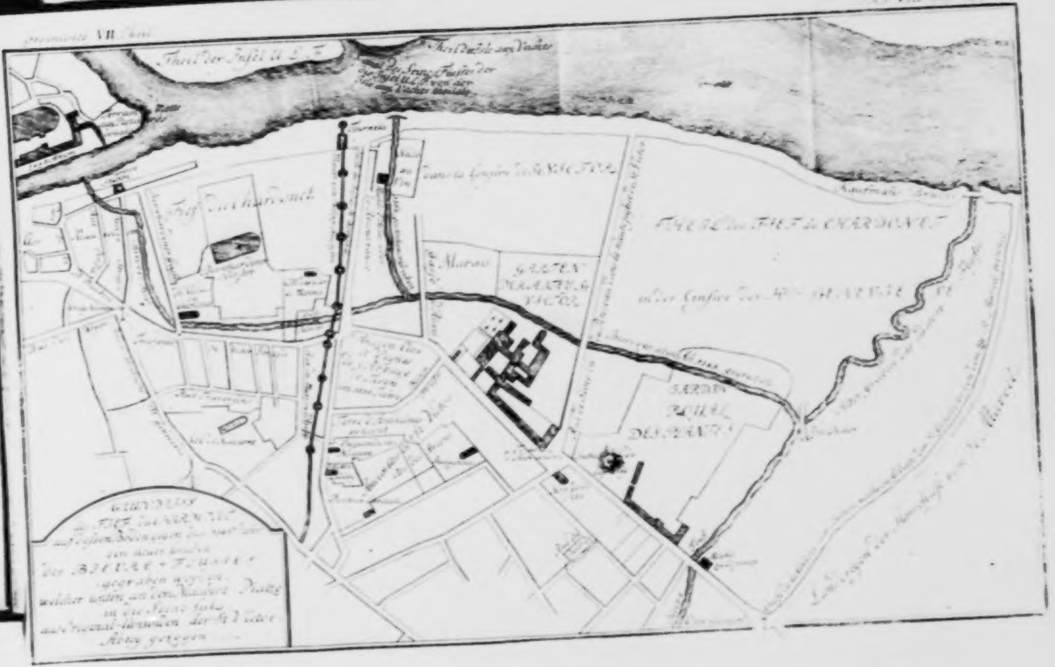
Herr Bonamy, welchen ſein Amt als Hiſtoriographus der Stadt **Paris** verbindet, ſich hauptſächlich auf die alte Erdbeſchreibung dieſer Hauptſtadt des Königreichs zu legen, hat der Akademie von einer Entdeckung Nachricht gegeben, die er wegen des Zeitpunctes des alten **Grabens des Fluſſes Bievre, oder der Gobeliner**, der ehemals durch **Paris** gefloſſen iſt, gemachet hat.

Er hat geglaubet, wenn er ſich über eine ſolche Materie ausführlicher erkläret, ſo müßte uns daran nicht weniger gelegen ſeyn, als an denen Unterſuchungen, welche die Gelehrten alle Tage über den alten Zuſtand griechiſcher und römiſcher Städte anſtellen. Einige Originalurkunden, die dem Hrn. **Bonamy** mitgetheilet worden, haben ihm Stoff zu folgender Abhandlung gegeben. Er widerleget in ſelbiger die Meynung, daß dieſer Graben ſchon zu Julius Cäſars Zeit vorhanden geweſen; und es fehlet ſehr viel, daß er ihm ein ſolches Alterthum zueignet, da er ihn nur ſo alt machet, als **Ludwigs** des VII, der junge genannt, Regierung iſt.

Die **Bievreſtraße** nahe bey dem **Maubert-Markte** hat ihren Namen von dem Fluſſe Bievre oder der Gobeliner erhalten, welcher ſie auf einem ihrer Enden an der Seite

---

*) Siehe die VIII Kupfertafel.


Theil der Insel
Fief Chardonnet
Theil des Fief de Chardonnet
Marais
Garten
Victor
Jardin Royal des Plantes
Grundriss
der BIEVRE-FLUSSES
gegraben worden
Abtey gezogen

Seite des Seine-Fluſſes durchkreuzet hat. Dieß iſt zu allen Zeiten eine beſtändige Sage in **Paris** geweſen: und wenn Herr **von Valois** einige alte Urkunden der Abtey **St. Victor** geleſen hätte, ſo würde er von dieſem Graben bejahender geredet und nicht geſaget haben, es wäre gar keine Spur mehr davon vorhanden.

Der Commiſſar **Lamare** hat einen noch viel wichtigern Schnitzer in denen Riſſen gemachet, die er von den allmähligen Erweiterungen der Stadt **Paris** verfertiget hat. In der erſten Charte, in welcher er ſich vorgeſetzet hatte, die Stadt **Paris** und ihre umliegenden Gegenden, die man nach der Zeit mit herein gezogen, ſo wie ſie zu **Julius Cäſars** Zeit geweſen, vorzuſtellen, und in der zweyten, dritten und vierten Charte, giebt er dem **Bievre**-Fluſſe nur ein einzig Bett, den er nach dem Orte zulaufen läßt, wo die großen Treppen ſind, und was noch mehr zu verwundern iſt, ſo läßt er dieſen Fluß vor dem Thore der **St. Victorabtey** vorbeylaufen, allwo der Boden ſolches nie verſtatten können.

In ſeiner fünften Charte endlich läßt er dieſen Graben gänzlich aus, und bemerket einen andern, welches eben derſelbe iſt, wo anjetzt der Fluß der **Gobeliner** läuft, mit dieſen Worten: **Neuer Graben des Bievre Fluſſes.**

Hingegen iſt es gewiß, 1. daß dieſer vermeynte neue Graben, verſchiedene Jahrhunderte hindurch das einzige Bett dieſes Fluſſes geweſen. 2. daß man erſt im XII Jahrhunderte denjenigen gegraben, welchen der Commiſſar **Lamare** in die Zeiten der Römer ſetzet, welcher unten am **Maubert**-Markte in die **Seine** fiel, und daß, als man dieſen letzten aufgegeben, man einen andern an die Stelle gemachet, deſſen eben dieſer Schriftſteller gar keine Erwähnung thut, und der ſich am **St. Bernhardsthore** in die

Seine ergoß: das alte Bett aber füllete man deswegen nicht aus, und es iſt noch vorhanden.

Der **Bievrefluß** iſt nicht allezeit ein ſo ſchlammichter Bach geweſen, als wir ihn jetzt ſehen. Die Waſſer von **Rungis** und den umliegenden Orten, vermehreten ihn um ein groſſes. Da es auch gewiß iſt, daß die alte Waſſerleitung zu **Arcueil**, von welcher noch gar anſehnliche Spuren übrig ſind, von den **Römern** unternommen worden, damit die Waſſer von **Rungis**, **Cachan**, und andern Orten, nach **Paris** könnten geleitet werden: ſo haben dieſe Waſſer nicht eher in den **Bievrefluß** kommen können, als da man dieſe Waſſerleitung aufgegeben hatte. Sie floſſen auch ganz gewiß damals hinein, als man gegen das 1148ſte Jahr ein neues Bett zu dieſem Fluſſe grub. Damals ergoß er ſich in die **Seine** an eben dem Orte, allwo er noch jetzt ſeine Mündung bey der Salpeterhütte hat, unter einer Brücke, die man zur Zeit des **h. Ludwigs** le Pont aux Marcheans, **die Kaufmannsbrücke** nannte, weil die Pariſer Bürger, welche die Häupter des Waſſerhandels oder der Municipal-Geſellſchaft dieſer Stadt waren, dieſelbe hatten erbauen laſſen.

Als der **h. Bernhard** nach **Paris** gekommen war: ſo wendeten ſich die regulierten Domherren von **St. Victor** an ihn, damit ſie von denen zur **h. Genevieve** die Erlaubniß erhalten möchten, das Waſſer des **Bievrefluſſes** ab, und in den Beſchluß ihrer Abtey einleiten zu dorfen. Dieſe letztern waren eine neue Colonie von **Sanct Victor**, und ihr Oberhaupt war **Eudes**, oder **Odo**, welcher den 24ſten **Auguſt** des 1147ſten Jahres, das Haus der **h. Genevieve**, als Abt in Beſitz nahm.

Man findet im Schatze der **St. Victor**-Abtey eine Abſchrift von des heil. **Bernhards** Briefe, der dieſe Sache bezeuget. Die Schrift iſt der damaligen Zeit ähnlich, und der Heilige wendet ſich zu allen Gläubigen. Er bezeuget darinnen, daß, da er eines Tages in **Paris** geweſen, er den Abt **Odo** und ſeine Brüder von **St. Genevieve** gebethen, dem **Gilduin**, oder **Hilduin**, Abten zu **St. Victor**, das Waſſer des **Bievres** unter der Mühle von **Cupels** zu vergönnen, daß es zur Kirche von **St. Victor** und von da in die **Seine** geleitet werden könnte, wobey ſie die Einwohner zu **St. Genevieve** wegen derer Felder ſchadlos halten wollten, durch welche ſie dieſen Graben leiten wollten, und dieſer Gnade noch diejenige beyfügen, daß ſie den Ordensbrüdern zu **St. Victor** erlauben wollten, zu ihrem Gebrauche eine Mühle in ihrer Ringmauer zu bauen. **St. Bernhard** erhielt auch alles, warum er gebethen; und damit es zum Zeugniſſe auf die Nachwelt dienen möchte, ſo ließ er ſeinen Brief von **Gottfrieden** Biſchofen zu **Langres**, von **Johann**, Biſchofen zu **St. Malo**, **Bernharden** Erzdiaconen zu **Paris**, und zween ſeiner Ordensbrüder unterſchreiben.

Die Briefe des Abtes **Odo**, durch welche, mit allgemeiner Einwilligung der Brüder, er den Ordensleuten zu **St. Victor** alles Waſſer des **Bievrefluſſes** bewilligte, ſind einem Vergleiche beygefüget, welcher im 1202ten Jahre zwiſchen beyden Häuſern getroffen worden. Es wird darinnen des **h. Bernhards** nicht gedacht: allein ſie enthalten eben dieſelben Sachen als ſein Brief, nebſt den Bedingungen, unter welchen ihnen dieß Waſſer zugeſtanden ward, nämlich, daß ſie außer ihrem Beſchluſſe keine Mühle bauen ſollten, und daß diejenige, die ſie darinnen hätten, bloß zu ihrem Gebrauche dienen ſollte; daß ſie alle Jahre der Kirche zu **St. Genevieve** für das Land, wodurch der Graben gezogen würde, zween **Sols** von hunderten geben ſollten: denn der Theil des **Chardonnets** von dem **Pont-Livaut** bis an die **Seineſtraße**, gehörete unter **St. Genevieve**; und damit endlich, fügen dieſe Briefe hinzu, kein Streit unter dieſen zween Kirchen, welche Schweſtern ſind, entſtehe, ſo iſt man eins geworden, an dem Orte, allwo das Waſſer ſeinen Lauf nach **St. Victor** beginnen wird, ein Maaß, insgemein Patelie genannt, ſetzen zu laſſen, über welches die Ordensbrüder jener Abtey, das Waſſer nicht ſollen ſteigen laſſen, es ſey nun durch Zurückhaltung von unten, oder durch Erbauung eines Werkes. Dieſes Waſſermaaß ſollte auch zur Gleichung dienen, daß das Waſſer beym Ausſtechen des Grabens, oder wenn es nöthig ſeyn würde, ihn zu reinigen, in gleicher Höhe bliebe.

Es iſt keine Zeit unter dieſe Briefe, ſo wenig als unter **St. Bernhards** ſeinem geſetzet; allein da dieſer Heilige im **Auguſtmonathe** des 1153ſten Jahres geſtorben iſt, und der Abt **Odo** die Abtey **Genevieve** erſt im 1147ſten Jahre in Beſitz genommen hat, ſo kann **St. Bernhard** den Vorſchlag, dieſen Graben zu ziehen, auch nur in dieſer Zwiſchenzeit gethan haben.

Man verſäumete keine Zeit dabey, wie man ſehen wird: man grub ihn ungefähr hundert vierzig Ruthen unter der Mühle zu Copeaux oder **Cupels**, welchen damals eben und an eben der Seite des Ortes lag, wo anjetzt der königliche Pflanzengarten liegt. Man muß ſie aber mit einer Windmühle gleiches Namens nicht vermengen, die auf dem Hügel des im Garten eingeſchloſſenen Copeaux gebauet iſt, und von deren Höhe man einen groſſen Theil der Stadt **Paris** überſieht. Von hier an nahm der Graben ſeinen Lauf gegen die **Seine**-Straße zu, die er mitten, ſowohl als den Garten der Domherren zu **St. Victor**, durchkreuzete. Wo er aus ihrem Beſchluſſe herauskam, da näherte er ſich der **St. Victor**-Straße, um auf das Gebiethe zu kommen, allwo die Pflanzſchule der **Frommen-Kinder**, und das Collegium des **Cardinals le Moine** ſteht, und ſtrich die **St. Victor**-Straße ſo dicht vorbey, daß er zwiſchen ihr und dem Orte durchfloß, allwo in dem folgenden Jahrhunderte die neue **St. Nikolas-Kirche du Chardonnet** erbauet ward. Hierauf durchkreuzete er die Gegend, welche zwiſchen der **Bernhardiner-** und der **Bievreſtraße** liegt, und lenkete ſich um das Ende der letztern, um ſich in den Seineſluß, zwiſchen den großen Stuffen und dem Pflaſter des **Maubertmarktes**, faſt gegen über der Rue Perdue zu ergießen. Dieſer Graben war nur neun Schuhe breit auf ſeiner ganzen Länge.

Die Ordensbrüder zur h. Genevieve, trugen zu Folge den Briefen des Abtes **Odo**, Sorge, einen Stein aufrichten zu laſſen, welcher zum Maaße dienen ſollte, damit das Waſſer zu **St. Victor** in gleicher Höhe gehalten würde, und die Mühle zu **Coupeaux** keinen Schaden vom Anſchwellen des Waſſers litte, zu deſſen Ablaufe man das alte Bett des **Bievrefluſſes** beybehielt. Dieſer Stein, und der Ort wo er geſetzet war, wird in den alten Urkunden Patella, Poelle genannt; und ward in der folgenden Zeit zu einem Zankapfel zwiſchen den zweyen Häuſern zu **St. Victor** und **St. Genevieve.**

Kaum war der neue Graben fertig, als ſchon der König **Ludwig** der junge ſein Anſehen brauchen mußte, den Streit zu ſchlichten, welcher ſich über dieſem Steine Poelle erhob; weil die Ordensbrüder zu **St. Victor**, die zu **St. Genevieve** beſchuldigten, ſie hätten ihn geſenket, und daher bekämen ſie ſo viel Waſſer nicht, als ihnen wäre bewilliget worden. Der König ernannte zu Schiedsrichtern dieſes Streites, den **Abt von Chalis**, deſſen Namen nicht genennet wird, und **Stephanen**, den **Abt von St. Marie-dû-val** nahe bey **Pontoiſe**. Dieſe ſetzten den Stein wieder auf ſeine alte Stelle, und ließen in den alten Graben, Thüren von gleicher Höhe mit dem Steine Patella machen, damit, wenn das Waſſer über dem Steine ſtünde, es auch über die Thüren laufen könnte; folglich waren ſowohl der Stein, welcher zum Maaße der Höhe des Waſſers dienete, als auch dieſe Thüren, einerley Maaß.

Im 1202ten Jahre wurden beyde Häuſer eins; eine Mauer von fünftehalb Ruthen, anſtatt dieſer Thüren aufzuführen, damit dieſe bey dem Eingange des neuen Grabens geſtellete Mauer, mit der Patelle zugleich eine ſichere Richtſchnur für die Menge Waſſer ſeyn möchte, welche St. Victor bekommen ſollte. Allein die Dauerhaftigkeit dieſer von großen gehauenen Steinen mit eiſernen Klammern erbaueten Mauer, hinderte dennoch nicht, daß man nicht von Zeit zu Zeit verſuchete, ſie einzureißen, damit das Waſſer ſtärker in den alten Graben ſchöſſe, der allezeit geblieben iſt, wie aus allen Urkunden beyder Abteyen erhellet, ohne daß jemals ein Wort von Ausfüllen geredet worden.

Das Lehn von Chardonnet, in welchem der neue Graben gezogen war, erſtreckete ſich der Länge nach, von der Straße des Pont-Livaut über den alten Graben weg, bis zur Rue Perdue, nahe am Maubertmarkte, und in ſeiner Breite, war es zwiſchen dem Seinefluſſe und den großen Gaſſen Copeau und St. Victor eingeſchloſſen. Unter Ludwigen dem jungen war es mit einigen hin und her zerſtreueten Häuſern auf derjenigen Stelle bedecket, die von der Seinengaſſe, bis an die Gaſſe des Foſſés St. Bernard geht; Wieſen, Gärten und Weingärten bedeckten das übrige Land.

An der andern Seite der Straße der Vorſtadt St. Victors, war der Zaun von Thiro, der von St. Victor vor dem Thore dieſer Abtey, und der alte Zaun der Arènes, welchen anjetzt die Patres von der chriſtlichen Lehre zum Theile innen haben. Was denjenigen Theil des Lehnes du Chardonnet betrifft, welcher in der Ringmauer von Philipp Auguſt war, ſo war er volkreicher. Dieſe Ringmauer fieng am St. Bernhardinerthore an; allein ſie verurſachete keine Unordnung an dem Laufe des Bievrefluſſes, welcher noch immer weg in der Stadt unter denen

neuen

einen Mauern zu laufen fortfuhr, in welche man einen Schwibbogen gemachet hatte.

Gleich anfänglich war man bemühet geweſen, an verſchiedenen Orten derer Wege, die das Erdreich des Grabens durchkreuzen, Brücken ſchlagen zu laſſen. Im 1226ſten Jahre ward Befehl gegeben, eine ſteinerne Brücke in der Seinenſtraße, gleich bey dem Hauſe des **Adams Bigues** zu erbauen. Dieſe Straße findet man in einer Urkunde vom 1312ten Jahre mit folgenden Ausdrücken angedeutet: **Straße, welche von der Tournelle zu St. Victor nach der Seine leitet**, via quæ ducit a Tornella S. Victoris ad Secanam. Dieß iſt eben die **Tournelle**, welche man anjetzt den **Alexanderthurm** nennet, an welchen der St. Victorsbrunnen angelehnet iſt.

Herr **Bonamy** zweifelt nicht, daß es nicht auch eine ähnliche Brücke in der Straße des Foſſés-Saint-Bernard gegeben. Die Brücke in der **Bernhardinerſtraße**, hat um eben die Zeit erbauet ſeyn müſſen, da der Graben, über welchen hinaus die Kirche **St. Nikolaus dü Chardonnet**, an der Seite des Seinefluſſes gelegen, gemachet worden.

Der **Pater Felibien** ſetzet, nach dem Geſchichtſchreiber der Kirche zu **Paris**, die Grundlegung von **St. Nikolaus**, woraus er nur eine **Capelle** machet, erſt in das 1230ſte Jahr. Gleichwohl findet man nach dem **dü Breuil** in dem großen Paſtoral der Kirche zu **Paris**, eine Bulle von **Alexander** dem III, vom 1166ſten Jahre, welche das Recht beſtätiget, das die Clerici, Matutinels de Nôtre-Dame betitelt, haben, alle Jahre fünf und zwanzig Pfund Pariſis von den Einkünften des Kirchſprengels von **St. Nikolai** du-Chardonnet zu nehmen.

Es ſey nun mit der erſten Grundlegung dieſer Kirche beſchaffen, wie es wolle, ſo iſt es gewiß, daß, da das Quartier, welches ſie umgeben, unter der Regierung des h. **Ludwigs** ungemein volkreich geworden, **Wilhelm** der Erzbiſchof zu **Paris**, von **Raouln**, dem **Abte** zu **St. Victor**, im 1243ſten Jahre ein Stück Landes von vier und zwanzig Ruthen lang und achtzehn Ruthen breit erhalten, welches nahe an der **Bievrebrücke** im Gebiethe von **St. Victor** gelegen, damit ſie darauf eine Kirche bauen könnten, mit dem Bedinge, daß der Prediger oder Pfarrherr den Grundſtein derſelben auf das Ufer des Grabens legen und deſſen Boden ſo lang als ſeine Kirche wäre, deren Chor damals nach der **St. Victorſeite** gekehret war, auf eigene Koſten ſollte pflaſtern laſſen; den Ordensbrüdern dieſer Abtey ſollte es indeſſen vorbehalten bleiben, das Bett dieſes Fluſſes zu reinigen, wenn es ſie gut dünken würde.

Erſt in eben dieſem 1243ſten Jahre eröffnete man die **St. Bernhardinergaſſe** auf dem Kirchhofe zu **St. Nikolai**. Die älteſte Urkunde der Abtey **St. Victor**, in welcher der Brücke in der **Bernhardinerſtraße** gedacht wird, iſt vom 1255ſten Jahre. Es iſt ein Compromiſſum der zwey Häuſer zu **St. Victor** und **St. Genevieve**, einen Streit beyzulegen, welcher ſich bey Gelegenheit einer Mauer angeſponnen, die die Ordensbrüder zu **St. Victor** über den Graben des **Bievrefluſſes**, zwiſchen dem Ponceau, welcher vor der **St. Nikolaikirche** war, und der nahe bey dieſem Ponceau liegenden Plâtriére machen laſſen: Super alveum Beveris, inter Poncellum, qui eſt ante eccleſiam Sancti Nicolai de Cardoneto, et Plaſteriam prope dictum Poncellum ſitam.

Es giebt noch eine Gaſſe du Plâtre nahe am **Maulbertmarkte**, welche wohl damals an die Plâtriére mag geſtoßen haben.

Da die Ordensbrüder zu **St. Genevieve** ſich beklaget haben, daß dieſe Mauer ihnen nachtheilig ſeyn könnte: ſo hat ſolches unmöglich anders werinn geſchehen können, als daß die Grundlegungen das Bett des **Bievre**fluſſes verkürzet haben möchten. Denn im 1226ſten Jahre war man eins geworden, daß die Brücken nur einen einzigen Schwibbogen und keinen Pfeiler in der Mitte des Waſſers haben ſollten, damit die Breite von neun Schuhen, über die ganze länge des Grabens behalten bliebe. Der Kämmerer zu **St. Genevieve**, und der **Almoſenier** zu **St. Victor**, welchen das Compromiſſum beyder Häuſer aufgetragen war, ließen es auf **Odons le Roux** und des **Herveus dú Liere** Urtheil ankommen, welche beyde zu gleicher Zeit, Vorſteher von **Paris** waren.

Auch von dem Pont-Didier wird in den Urkunden zu **St. Victor** oft geredet. Dieſes war eine ſteinerne Brücke, die über den alten Graben an dem Orte geſchlagen war, allwo das Waſſer abgeleitet ward, um in die Ringmauer von **St. Victor** zu kommen. In dieſem Zuſtande blieb ſie, bis zur Regierung des Königs **Johann**, indem die Mönche zu **St. Victor** ihres Waſſers bis dahin ziemlich geruhig genoſſen hatten.

Die Kriege, welche ſich unter dieſem Prinzen entſpannen, verurſacheten Verheerungen in der ganzen Nachbarſchaft von **Paris**. Die Häuſer und öffentlichen Werke wurden eingeriſſen, die Brücke **Didier** und der ſteinerne Damm, welcher das Waſſer des **St. Victor**grabens einſchloß, wurden auch nicht verſchonet, das Waſſer nahm wieder ſeinen Lauf in den alten Graben, und der Graben in der Stadt blieb trocken, oder hatte doch nur ſehr wenig Waſſer.

Ein gewiſſer, Namens **Gilles Fleureteau**, trug das meiſte zur Einreißung der Werke des Grabens bey. Derſelbe

ſelbe hatte von dem Dechanten und dem Capitel zu **St. Marcel** ein Stück Land gemiethet, welches an dem alten Graben über der Sauſſaye und nahe an der Kaufmannsbrücke lag; da er nun zu gleicher Zeit von den Domherren zu **St. Genevieve** den alten Graben des **Bievrefluſſes** gemiethet hatte: ſo legete er eine Waſſermühle daſelbſt an. Er war um ſo viel berechtigter zu glauben, daß das Waſſer in den **St. Victor**graben nicht wieder zurückkehren würde, da in währender Gefangenſchaft König **Johanns**, die Furcht vor den Engländern, die Gedanken erregete, **Paris** zu befeſtigen, und um ſeine Mauren herum Gräben zu ziehen.

Als aber die Ordnung und Ruhe unter **Karls** des V Regierung ſich wieder im Königreiche einfanden: ſo dachten die Domherren zu **St. Victor** darauf, wie ſie das Waſſer wieder in ihre Ringmauer brächten. Sie brachten ihre Klagen vor den **Hugo Aubriot**, Prevôt von **Paris**, welcher den **Gilles Fleureteau** verurtheilete, er ſollte ſie im ruhigen Beſitze des Waſſers aus dem **Bievre** laſſen. Seine Verordnung iſt vom 10ten Jänner des 1367ſten Jahres, das iſt nach unſerer Art zu rechnen, 1368.

Fleureteau widerſetzete ſich dieſer Verordnung, und **Peter le Cordier**, Verweſer des Grafen von **Tancarville**, oberſten Meiſters und Aufſehers der Waſſer und Forſte im ganzen Königreiche, verordnete eine Beſuchung der Oerter ſelbſt, und man ernennete verſchiedene alte Einwohner der Stadt **St. Marcel** und umliegender Oerter, um zu erfahren, ob die Geiſtlichen zu **St. Victor** auch die Wahrheit in ihrem Bittſchreiben an den Prevoſt von **Paris** geſaget hätten. Aus deren Zeugniſſe nun erhellete, daß „vor „Alters, von der Poelle an, die in dem **Bievre** über der „Mühle zu **Coupeaux**, die mit dieſer Poelle gleich hoch „iſt, liegt, der Damm bis an die Brücke **Didier** und

„darü

„darüber rund um den Graben zu lauſen pflegete, allwo
„beſagter Bievrefluß zwiſchen der Kirche St. Victor
„zu lauſen pfleget, und daß dieſe Geiſtlichen beſagten
„Damm nicht mehr erhöhen können, als ſo hoch dieſe Poel-
„le liegt, und daß, wenn das Waſſer des Bievres über die
„Mühle zu Coupeaux und drunter, bis an beſagte Poel-
„le anſchwillt, alles Waſſer, was dieſe Poelle über-
„ſteigt, wegſtürzet, und ſeinen Lauf gerade über die alten
„Felder nimmt, wo die Mühle des beſagten Gilles Fleu-
„reteau anjetzt liegt, nämlich die Seine neben der Kauf-
„mannsbrücke vorbey, und ſo hätten es dieſe Leute, einige
„vor vierzig, die andern vor funfzig Jahren geſehen„.

Die Domherren zu St. Victor bekamen alſo die Erlaubniß, daß ſie die Werke dorften ausbeſſern laſſen, die eingeriſſen waren: allein da man zu gleicher Zeit beſchäfftiget war, vom St. Bernhardsthore, bis an das St. Victorthor, Hintergräben machen zu laſſen: ſo war kein Mittel mehr, das Waſſer aus dem Bievre in die Stadt zu bringen, ſo wie es zu Zeit des Königes Johanns hinein gefloſſen war. Dieſe Hintergräben, welche man den 9ten May des 1368ſten Jahres zu machen anfieng, waren ſechszehn Schuhe tief, und ſechs und dreyßig breit, ſie waren mit Pfählen, geflochtenen Reiſern, Heu, Reisbündeln ausgekleidet, und zu mehrerer Feſtigkeit mit Raſen bedecket. Da nun der Grund dieſer Gräben höher ſtand, als das Waſſer im Bievrefluſſe: ſo mußte man darauf ſinnen, wie man es wo anders hinleiten möchte.

Damals ließen die Domherren zu St. Victor einen neuen Graben unter der Gaſſe d'Alais ziehen, und ihn in einer Parallellinie nach der Gaſſe des Fauſſes St. Bernhard, auf das Feld lenken, wo anjetzt die Ladbrücke und die Weinhalle ſind. Als ſie ihn aber bis an das Ufer der

Seine fortführen wollten: ſo fanden ſie Widerſtand von Seiten des Vorſtehers der Kaufleute und Schöppen, und von den Domherren zu St. Genevieve.

Die erſtern ſageten, die Ufer der Seine gehöreten der Kaufmannſchaft; und die Domherren zu St. Genevieve behaupteten, daß dieſer Ort auf ihrem Schindanger läge. Die Domherren zu St. Victor überreicheten daher dem Könige Karln dem V im Octobermonathe des 1368ſten Jahres eine Bittſchrift, in welcher ſie ſageten, „daß der „Bievrefluß, welcher vor Alters und noch jetzt ſeinen Lauf „durch ihre Abtey hätte, und unter den Mauern der Stadt „Paris, an einer Seite der St. Victorſtraße wegflöſſe, „wo er ſich in die Seine, bey dem Palaſte des Biſchofes „von Paris ergöſſe, in gewiſſen Schranken in und über „ihrer beſagten Abtey eingeſchloſſen wäre, bis an die Mauern „beſagter Stadt, und in dem Laufe derſelben alle Gerechtigkeit, hohe, mittlere und niedere Herrſchaft hätte, die „ſie auch hätten, und noch in dem, was zwiſchen ihrer „Kirche und beſagten Mauern der Stadt Paris läge, beſäßen, und welche ihnen anjetzt genommen, und der Lauf „dieſes Waſſers unterbrochen worden, indem die Gräben, „ſo man um beſagte Mauern gezogen, queer durch dieſen „Fluß, und auf ihren Feldern, Gerichtsbarkeiten und Herrſchaften gemachet worden. Und damit beſagter Fluß ſeinen Lauf durch ihre Abtey bis an das Ufer der Seine haben möchte: ſo hätten ſie auf ihre Koſten und für ihr Geld „einen Graben zwiſchen beſagten Gräben von Paris und „ihrer Abtey ziehen laſſen, ſo weit ihr Land ſich erſtreckete; „weil aber zwiſchen dem Ende des Grabens und beſagtem „Seinefluſſe ein Zoll breit Land läge, welches die Ordensleute zu St. Genevieve in Paris für ihren Schindanger ausgeben, und der Vorſteher der Kaufleute und die „Schöppen zu Paris, den Kaufleuten zuſtändig halten: ſo „hätten ſie beſagten Graben nicht vollenden können; und

„folglich könnte auch beſagter **Bievrefluß** ſeinen Lauf durch ihre Kirche nicht haben. Er hätte alſo ſeinen Lauf durch die Sauchoyes zu **St. Marcel lez Paris** genommen, wodurch ihre Mühle, die ſie daſelbſt gehabt, hin wäre, und nichts mehr eintrüge, der alte Graben beſagten Fluſſes, wo beſagter Graben zu ihrem großen Schaden hinein laufe, und woran beſagte Graben zu **Paris**, die zur Vertheidigung des gemeinen Weſens angeleget worden, die erſte Urſache geweſen; ferner hätte man noch andere Gräben gemachet, und dadurch ihr beſagtes Land und Herrſchaft geſchmälert; ſie bäthen daher den König demüthigſt, er möchte ihnen verſtatten, daß beſagter **Bievrefluß** ſeinen Lauf behalten, und durch beſagte andern Gräben hinunter laufen möchte, oder daß der von ihnen angefangene Graben durch beſagtes Land fertig gemachet werden dörfte, worüber die Geiſtlichen zu **St. Genevieve** und der Vorſteher der Kaufleute ſtritten.„

Der König ſchickete dieſe Bittſchrift an den **Hugo Aubriot**, mit Briefen, darinnen er ihm befahl, er ſollte einen Graben an dem Ende desjenigen machen laſſen, welchen die Geiſtlichen zu **St. Victor** angefangen hätten, damit der **Bievrefluß** bis an das Ufer der **Seine** ſeinen Lauf haben könnte, und ſollte ein Brückchen von Steinen zum Behuſe der Kaufmannswaaren, an dem Ufer des Fluſſes verfertigen laſſen. Die Briefe des Königes ſind unterſchrieben, **Melun** den 26ſten **October** 1368.

Man lieſt im **Sauval** *), daß der König **Karl der V** den 22ten des **Maymonathes** 1368, der Stadt anbefohlen, ſie ſollte den Fluß der **Gobeliner**, durch was für einen Ort es den Ordensleuten zu **St. Victor** gefällig ſeyn würde, laufen laſſen, weil er ihnen viel Beſchwerlichkeit verurſa-

---

*) Tom. I. pag. 16.

urſachete; allein dieß iſt gar nicht richtig. Denn wie wir geſehen haben, ſo trug man dieſes Werk dem Vorſteher der Kaufleute und den Schöppen nicht auf. So war es auch keine Beſchwerlichkeit, die dieſer Fluß den Geiſtlichen verurſachete, ſondern das Waſſer kam gar nicht mehr zu ihnen, und daher bathen ſie, man möchte ihm freyen Lauf durch ihre Abtey laſſen.

Karls des V Befehle wurden vollzogen, weil man ſieht, daß ſechs Jahre hernach die Ordensleute zu St. Victor einen Rechtshandel wider die zu St. Genevieve zu führen gehabt, und dieſes wegen des Unterhalts desjenigen Theiles vom Bievrefluſſe, der zwiſchen der Mühle Coupel und der Diderbrücke liegt, ein Raum von hundert und vierzig Ruthen, bey welcher Brücke, heißt es in dem zwiſchen beyden Häuſern getroffenen Vergleiche, der Bievrefluß ſich umlenket, um in das Haus der Ordensleute zu St. Victor zu laufen.

Der alte Graben hatte ehedem nur zum Ausfluſſe derer Waſſer gedienet, die über die Patelle wegfloſſen, ſo, daß er oft trocken geſtanden. Allein ſeitdem man den Graben am St. Bernhardsthore gemachet hatte: ſo ſcheint es, das Waſſer habe ſich dergeſtalt getheilet, daß in beyde Gräben gleich viel gelaufen iſt. Dieß ſieht man aus einem Proviſionalſchluſſe vom 1377ſten Jahre, die Fleiſcher zu St. Genevieve und St. Marcel betreffend *). Es wird darinn befohlen, daß „die Schinderey unter der Mühle von Coupeaux ſeyn und getrieben werden ſoll, und unter dem Wege, welcher von Paris nach Ivry geht, in „einem öden Acker, allwo Saulſoye ſie gehabt, welches auſſer dem Bievrefluſſe iſt, zum Ausleeren des Eingeweides ihres Viehes, und wenn dieſelben ausgeleeret ſind, „ſollen

---

*) *Felibien*, Hiſtoire de Paris, Pieces juſtificat. T. II. p. 534.

„ſollen ſie gehalten ſeyn, dieſelben in demjenigen Theile des „Bievres auszuwaſchen, der unter der Paelle wegläuft, „an dem Orte, wo eine Brücke zu ſeyn pflegete (das iſt „die Didierbrücke) und dann in die Seine fällt, ohne „daß ſie ſie in dem andern Theile waſchen und reinigen ſollen, welcher ſeinen Lauf da hat, wo die Brücke, nach dem „Kloſter St. Victor zu gehen, zu ſeyn pflegete„.

Gegen dieſe Zeit wandten ſich die Domherren dieſer Abtey an den König Karl den V, die Erlaubniß zu erhalten, daß ſie das Waſſer des Fluſſes Bievre in die Ringmauer der Stadt leiten dörften. Die Urſachen, welche ſie anführeten, waren dieſe: „daß die Häuſer und Wohnungen, ſowohl des Collegii der Frommen-Kinder, als „des Cardinals le Moyne, des h. Bernhards, und einiger andern Oerter, durch den Bievrefluß gezieret, beſſer bewohnet, unterhalten und erhalten würden, und die „Einwohner daherum in vielen Fällen Erleichterung und „Beyhülfe fänden, und die Landgüter und Häuſer daherum viel mehr gälten, welche anjetzt zum Erbarmen da lägen, verfallen und unbewohnet, zum Uebelſtande der guten Stadt Paris„.

Zu dieſem Ende mußte der Graben an verſchiedenen Stellen ausgebeſſert werden, und man mußte noch überdem eine Waſſerleitung machen, damit das Waſſer queer durch die Gräben und Gegengräben der Stadt durchfließen könnte, welches gar anſehnliche Koſten erfoderte. Eine Urkunde aus der St. Victorabtey lehret uns, daß „man anbefohlen, dafür zu ſorgen, und daß dazu große und nützliche Anſtalten von gehauenen Steinen und andern Materialien gemachet worden..... die aus dem Schatze der „Stadt und derer dieſer bewilligten Steuern gekaufet und „bezahlet worden. Welche zu beſagtem Gebrauche verord-

„neten Zubereitungen, ſeitdem genommen und zu dem „Gebäude des Chaſtelet du Petit-Pont gebrauchet worden; „und nachdem hat man weiter nicht dafür geſorget„.

Die Ordensleute, denen an der Rückkehre des Waſſers aus dem Bievrefluſſe in den Stadtgraben gelegen war, indem die auf deſſen Ufer erbaueten Häuſer auf ihrem Gebiethe ſtunden, wiederholeten im 1390ſten Jahre abermals dieſelbe Bitte. Sie überreicheten dem Könige Karln dem VI eine Bittſchrift, darinnen ſie ſich beſchwereten, daß man trotz aller angewandten Behutſamkeit, damit das Waſſer durch den Beſchluß ihrer Abtey käme, ſelbiges dennoch allezeit ableitete, um es in den alten Graben unter der Kaufmannsbrücke zu bringen; ſo, daß es faſt kein Waſſer gäbe, die Mühle der Ordensleute zu treiben: „Ueber dieſes, „fügen ſie hinzu, wäre der Fluß dermaßen unrein und voller Schlamm und Koth, daß er auch faſt keinen Abzug „von beſagter Kirche bis nach Paris hätte..... wodurch „in kurzer Zeit beſagter Fluß nicht nur unbrauchbar, ſondern auch ſchädlich und anſteckend und den menſchlichen Körpern gefährlich werden könnte„.

Der König befahl durch Briefe unterm 26ſten Auguſt des 1390ſten Jahres dem Gui Chreſtien, Schatzmeiſtern von Frankreich, er ſollte den Bievrefluß unterſuchen, und trug ihm auf, „ſo viel auszurichten, daß ſelbiger gut gereiniget, geſäubert und in ſeinen geraden Lauf „gebracht werden möchte und würde, und daß er ferner „Nachricht geben möchte, wie der Fluß mit den wenigſten „und geſchicklichſten Koſten ſich völlig in beſagte Stadt „Paris niederſenken und ergießen möchte, wie vor Zeiten „geſchehen wäre„.

Die Befehle des Königs wurden, was dieſen letzten Punct betrifft, nicht ausgeführet; und der Fluß lief immerfort durch den Graben am St. Bernhardsthore. Denn ungeachtet Ludwig der XI im 1464ſten Jahre Erlaubniß gegeben hatte, den Bievrefluß in die Stadt Paris zu leiten: welche macheten doch die Schwierigkeiten dieſen Anſchlag wiederum rückgängig.

Seit dieſer Zeit, bis auf Franciſcus des I Regierung, findet man nichts, dieſen Strom betreffend, ausgenommen Streitigkeiten, welche die zwey Bette deſſelben von Zeit zu Zeit veranlaſſeten. Dieſe Streitigkeiten waren vermuthlich Urſache, daß man die Mühle in dem Bezirke zu St. Victor abbrach; ſie baueten zwar am St. Bernhardsthore wieder eine Lohmühle auf: allein man weis nicht recht, zu welcher Zeit. Im 1519ten Jahre ſtund dieſelbe noch, indem in ſelbigem Jahre Gabriel Baron von Alegre, Prevot zu Paris, ein Urtheil wider einen gewiſſen Jehan Noel ergehen ließ, in welchem geſaget wird: „es wäre ihm nicht erlaubet, die Steine des Waſſerbeckens zu brechen, oder zuſammen zu klammern, auch „nicht an einem Theile; um den Fluß des Waſſers in die „Ringmauer von St. Victor, und von da nach der Lohmühle, gemeiniglich le moulin de recouvrance genannt, „zu hindern.„

Es iſt wahrſcheinlich, daß man ihr dieſen Namen, zum Andenken des nach ſo vielen Zänkereyen wieder erhaltenen Waſſers, gegeben. Man hat ſie auch die Mühle von Alais genannt, nach dem Gäßchen, welches hinter den Mauern von St. Victor weglief. Sie ſtund im 1575ſten Jahre noch, wie aus einer Beſichtigung des Bievrefluſſes erhellet, welche in dieſem Jahre auf Befehl des Prevot von Paris, einige Bürger dieſer Stadt unternahmen, mit denen auch Matthäus le Devin und Thomas Greneuze, Maurermeiſter, Bacheliers en l'art de Maçonnerie, Baccalaurei in der Maurerkunſt *), zugegen waren.

Sie fanden den Graben faſt allenthalben eingezogen, und weil er die neun Schuhe, die er haben ſollte, nicht hatte, ausgenommen nahe an „der Mauer, die zum Ausguſſe an dem Orte des Laufgrabens dienete, allwo der „Bievrefluß ſeinen Lauf zu haben pflegete, und ſich von „hier nach dem Orte la Folie-le-Roux genannt, zuwendet„. Dieſes war ein Landhaus, welches ein Parlementsrath dieſes Namens jenſeits der Kaufmannsbrücke, nahe bey der Salpeterhütte erbauet hatte.

Man ſieht aus allen dieſen Unterſuchungen, daß die Patella, oder Poelle der Mühle zu Coupeaux allezeit die Gelegenheit zu den Streitigkeiten beyder Abteyen geweſen iſt.

Seitdem nun derjenige Graben, welcher in die Stadt lief, ganz aufgegeben worden: ſo hatte er zum Brühle (egout) des Gewäſſers aus der St. Victorſtraße und anderer Gaſſen dieſes Viertheils gedienet. Nach der Zeit aber zogen diejenigen, die über oder nahe bey demſelben baueten, deſſen Bett an einigen Orten ein, und andere durchbrachen ſein Gewölb, um Rinnſteine hinein zu machen. Kurz, man füllete ihn mit ſo vielem Unflathe an, daß das Waſſer nicht mehr ſeinen gewöhnlichen Lauf darinnen haben konnte.

Schon im 1473ſten Jahre ward man genöthiget, an die Reinigung des Grabens und ſeiner Ufer zu denken.

Die

---

*) Damals gab man dieſen Titel nicht nur denen, die auf der hohen Schule Würden annahmen, ſondern auch Tiſchern, Pfla-

Die Parlementspräſidenten gaben einen Befehl unterm 23ſten September deſſelben Jahres, in welchem verordnet ward, „daß der Criminallieutenant des Chatelets ſich nach „der Bievregaſſe begeben, die Nachbarn herbey rufen, „und über die Art rathſchlagen ſollte, wie der Unflath vor „St. Nikolas du Chardonnet, und längſt dem Graben, „darinnen der Bievrefluß zu laufen pflegete, bis an den „Seinefluß hinaus geſchaffet werden möchten. Und damit man Geld zu den Koſten dieſer Ausräumung bekäme, „(ſetzet eben dieſer Befehl hinzu,) ſo ſollen ſich Herr Raoul „Pichon und Andreas Robinet, Räthe des Königes in „dieſem Parlemente, wie auch beſagter Lieutenant, und „diejenigen, die er für dienlich darzu halten wird, verſammeln, und ermeldete Unkoſten unter ſich und die andern „Nachbarn auf eine billige Weiſe vertheilen. Sähen ſie „indeſſen, daß der Geſtank beſagter Ausräumung gefährlich „ſeyn ſollte: ſo mögen ſie mit ermeldeter Ausräumung bis „zu gelegenerer Zeit warten„.

Iſt nun dieſer Parlementsſchluß damals ausgeführet worden: ſo iſt man doch in folgenden Zeiten nicht bedacht geweſen, daß man nicht wieder in dieſelbe Ungelegenheit geriethe, indem im 1544ſten Jahre, der Geſtank, welcher aus dem Graben aufſtieg, die Nachbarn dermaßen beläſtigte, daß man auch die Peſt, oder andere anſteckende Seuchen beſorgete, dafern man ihnen nicht ſchleunig zuvor käme.

Der Commiſſar Bonnet, bey welchem man ſich darüber beſchwerete, wandte ſich an den Herrn Andreas Gaillard, damaligem Vorſteher der Kaufleute, um ihm deshalben Vorſtellungen zu thun. Dieſer gab unterm 19ten des Aprilmonathes eben deſſelbigen Jahres Befehl, daß

die

Pflaſterern und andern Handwerksleuten. IV Band der Polizey. A. d. Man ſehe den 107ten und 174ſten S.

die Eigenthümer derer auf den Brühl erbaueten Gebäude, gleich folgenden Tages ihre Rechte und Anſprüche auf das Rathhaus bringen ſollten, in deſſen Ermangelung diejenigen Gebäude, die dem Laufe des Waſſers hinderlich wären, auf ihre Koſten niedergeriſſen und zurecht gemachet werden ſollten, und daß dieſe Oerter von dem Aufſeher der Stadtgebäude, in Gegenwart der Schöppen und des königlichen Procurators, beſuchet werden ſollten, damit die Sachen ihrem Berichte gemäß angeordnet werden könnten.

Vermuthlich hat man dieſer Verordnung nicht nachgelebet, oder iſt ihr doch nicht recht nachgekommen, indem im 1570ſten Jahre dieſer Brühl noch eben ſolchen Geſtank von ſich gegeben, als im 1544ſten Jahre. Auf die abermaligen Klagen, welche darüber zu der Zeit vorgebracht wurden, als Herr von **Villeroy** Vorſteher der Kaufleute war, begaben ſich die Schöppen, in Begleitung der geſchworenen Gewerke und anderer hierzu verordneter erfahrenen Männer, an Ort und Stelle, und auf ihren erſtatteten Bericht; gaben den 26ſten **Auguſt** des 1570ſten Jahres, als Herr **Marcel** Vorſteher war, die Stadtgerichte Befehl, daß die Eigenthümer oder Miethleute, welche ihre Häuſer „auf und längſt dem Graben hätten, die angelegten heimlichen Gemächer abbrechen und einreißen, beſagten Graben reinigen, ſäubern und ausräumen, und das „Gewölb und die Oeffnungen dermaßen ausbeſſern ſollten; „daß das Gewölb davon keinen Schaden litte, und daß „künftig nichts mehr hineinkommen könnte. Dieſes alles „ſollten ſie auf eigene Koſten, innerhalb vierzehn Tagen thun, „mit dem Verbothe, nach ſolcher Zeit nichts wieder aufzubauen, bey Strafe, zum erſtenmale von hundert Pfunden Pariſis, davon die Hälfte den Armen im Hôtel-Dieu, „die andere aber zum Stadtbaue gegeben werden ſollte; „zum zweytenmale aber bey Strafe des Gefängniſſes.„

Dieſer Befehl gebiethet auch den Fleiſchern im Schlachthauſe zur heil. Genevieve, „ihre Schlachtbänke wegzunehmen, und ſo zu machen, daß das Blut nicht in beſagten „Graben laufe, unter oben bemeldeter Strafe. Auch „wird den Gaſſenkehrern und jedermänniglich befohlen, daß „ſie keinen Koth, oder Unreinlichkeit, oder andern Unflath in „ermeldeten Canal werfen oder fließen laſſen ſollen, und wird „dem Gaſſenkehrer beſagten Quartiers anbefohlen, allemal „um den andern Tag vor bemeldetem Graben zu kehren, „und dieſes bey der Gefängniß- und anderer willkührlichen „Strafe„.

Ungeachtet die Befehle des Rathhauſes durch Parlementsſchlüſſe waren beſtätiget worden: ſo wurde ihnen doch nichts beſſer nachgelebet. Denn im 1595ſten Jahre bekam **Coſmus Carrel**, Quartiermeiſter der Stadt, den 8ten des Märzmonathes abermals Befehl, „die Einwohner dieſes „Quartiers zuſammen zu rufen, um die Mittel zu überlegen, wie man dem Abfluſſe des Waſſers und der Unreinlichkeit abhelfen ſollte, die ihren Ausfluß in der **Nikolasſtraße** hätten, welchen man von Alters her le Trou-punais genennet hat, damit man der Peſt und andern „Krankheiten vorbeugen möchte, die ſich auf den Sommer eräugen könnten„.

Dieſes Trou-punais oder dieſe Waſſerleitung, war in der **St. Victorſtraße** am untern Ende der **Nikolasſtraße**, und gieng unter einem Hauſe weg, welches die Ecke in der **Bernhardinerſtraße** machet, an der andern Ecke von **St. Nikolas du Chardonnet**. Durch dieſes Loch ergoſſen ſich die Waſſer aus der **St. Victorgaſſe**, **Bernhardinerſtraße**, der **Traverſine**, und andern Gaſſen, die von dieſer letzten hinunter laufen, in den Graben der **Bievreſtraße**.

Die Stadtbücher melden uns von den Folgen dieſer Sache weiter nichts. So viel iſt gewiß, daß der Graben nach und nach angefüllet worden iſt, und die Eigenthümer derer darauf ſtehenden Häuſer damit gemachet haben, was ſie wollten. Es iſt noch im 1660ſten Jahre ein Stück davon an der Seite des **Seineſtromes** von fünf und dreyßig Ruthen lang übrig geweſen. Er fieng an dem Ende der **Bievreſtraße** an, und gieng in Krümmen bis zum Fluſſe. Er war acht Schuhe hoch, und neun Schuhe breit, ſein Gewölb und ſeine Mauern waren von gehauenen Steinen, und auf dieſe Art war er faſt allenthalben gebauet, ſeit den Gräben des **St. Bernhards**thores an. Dieſer Theil des Grabens iſt anjetzt verſchüttet, und man brauchet ihn eben ſo, als den übrigen.

Um nun wieder auf das Bett des **Bievre**fluſſes zu kommen, der durch die **Weinhalle** floß: ſo litt er durch die Einſchränkung der Waſſer von **Rungis** und den umliegenden Gegenden, welche bey der Mühle des Dorfes **Lai** in dieſen Fluß fielen, ungemein viel. Die Waſſerleitung von **Arcueil**, welche im 1624ſten Jahre fertig ward, war Urſache dieſer Veränderung. Was noch übrig blieb, das behielt ſeinen Lauf allezeit durch den Garten der **St. Victor**abtey; denn es wird davon noch in den offenen Briefen vom 1662ſten Jahre gedacht, durch welche denen Herren **von Bellefonds** und **von Perthuis** die Freyheit ertheilet wird, zween Hafen anzulegen, den einen zwiſchen der Brücke **de la Tournelle** und dem Hauſe der Galeriens, und den andern bey dem Eingange des Grabens, zwiſchen dem **St. Bernhards**thore und dem Schwibbogen, unter welchem der Fluß der **Gobeliner** durchläuft. Zehn

Jahre hernach aber ward in einem Schluſſe des Staatsraths vom 3ten December des 1672ſten Jahres die gänzliche Unterdrückung dieſes Grabens anbefohlen.

Es gab eine Menge Streitigkeiten wegen der Wiedererſetzung, welche die Domherren von St. **Victor** für die Stellen des ausgefüllten Grabens begehreten, und dieſelben wurden nicht eher, als im 1696ſten Jahre geſchlichtet; und auf dieſe Weiſe trat der **Bievrefluß** ſeinen alten und einzigen Lauf wieder an, den er bis an **Ludwigs** des jungen Regierung gehabt hatte.

XXVIII.

Sinnbilder, Aufſchriften und Münzen, welche die Akademie vom 1738ſten Jahre an, bis zu Ende des 1740ſten Jahres verfertiget hat.

Im 1738ſten Jahre hat die Akademie nur diejenigen Sinnbilder geliefert, die man gewohnet iſt, von ihr zu dem Gelde der königlichen Departementer zu fodern. Sie hat aber auch einen Schaupfennig über die Befriedigung der Unruhen zu Genf gemachet, die man der Fürſorge und Gütigkeit des Königes zu danken hat; und zwo Grabſchriften auf anſehnliche Perſonen verfertiget.

Im 1739ſten Jahre, hat ſie außer dem gewöhnlichen Zahlgelde, noch Sinnbilder zu dem Zahlgelde verſchiedener Gemeinſchaften, zu Errichtung einer Aſſecuranzkammer, und der Erneuerung einer Geſellſchaft der Ritter vom Bogen geliefert.

Im 1740ſten Jahre endlich, als mit welchem dieſe zween neuen Bände der Memoires ſich ſchließen, hat ſie der Zahl desjenigen Zahlgeldes, welches ſich alle Jahre erneuert, noch das Zahlgeld der allgemeinen Verſammlung der Geiſtlichkeit beygefüget, und einen Schaupfennig auf den durch franzöſiſche Vermittelung, zwiſchen der Pforte, dem Kaiſer und dem mit dem Kaiſer verbundenen Rußlande geſchloſſenen Frieden geliefert.

◆

Leben

derer

Mitglieder der Akademie,

welche

ſeit dem 1737ſten Jahre, bis an das 1740ſte

Jahr geſtorben ſind.

LI.

Leben
des Herrn Abtes Anſelm.

In der öffentlichen Verſammlung
den 15ten April 1738
vorgeleſen.

L Antonius Anſelm ward den 13ten Jänner des 1652ſten Jahres zu Isle-Jourdain, einer kleinen Stadt in der Grafſchaft Armagnac, gebohren. Sein Vater trieb daſelbſt die Wundarzneykunſt, und einer ſeiner Vättern, welcher nicht weit davon eine gute Pfarre hatte, erzog ihn von ſeiner zärteſten Kindheit an.

Als ihn nun dieſer Vätter in den Stand geſetzet hatte, ordentliche Studia zu treiben: ſo ſchickete er ihn in das Collegium der PP. von der chriſtlichen Lehre zu Gimont, und von da nach Toulouſe, allwo er noch ein Jahr von der Rhetorik, die ganze Philoſophie durch, und in einem andern Jahre die Gottesgelahrtheit hörete. Er weihete ſich bey Zeiten dem geiſtlichen Stande, wozu ihn die Sanftmuth ſeines Characters, wie auch das Beyſpiel und die Freundſchaft ſeines Vätters, antrieben, der ihm einen geiſtlichen Titel und mehr als alles dieſes ein ſo ausgemachtes Talent zum Predigen verſicherte, daß er im zwölften oder dreyzehnten Jahre wenig Predigten anhörete, die er nicht mit ungemeiner Fertigkeit und zuweilen mit einer Anmuth nachſagen konnte, die dem Originale gefehlet zu haben ſchien.

Um nun dieſe Geſchicklichkeit vollkommener zu machen, legete er ſich mit ganz beſonderm Fleiße auf die Beredſamkeit, und ſo gar auf die Dichtkunſt, von welcher ein chriſtlicher Redner, ſeiner Meynung nach, den Witz und Schwung erlernen müßte, damit er das Erhabene der heiligen Schrift deſto glücklicher geben könnte. Er trug zweymal den Preis in Oden, bey den floraliſchen Spielen davon, indem bey ſelbigen damals noch kein Preis auf die ungebundene Schreibart geſetzet war. Sobald er endlich das Amt des Evangelii treiben konnte, gieng er nach **Gimont**, daſelbſt unter der Aufſicht und mit dem Beyfalle der PP. von der chriſtlichen Lehre, als ſeinen erſten Lehrmeiſtern, zu predigen. Dieſe gaben ihm den Zunamen, der **kleine Prophet**, und dieſen verlor er nicht wieder, auch ſelbſt in **Isle-Jourdain**, ſeiner Vaterſtadt, nicht; er erwarb ſich daſelbſt vielmehr einen noch größern Ruhm, welcher verurſachete, daß er von einer der größten Kirchen in **Toulouſe** geſuchet ward.

Der Herr **Marquis von Monteſpan** hörete ihn daſelbſt, folgete ihm und bekam einen ſolchen Begriff von ſeiner Wiſſenſchaft und von ſeinen Sitten, daß er ſich von ſelbſt entſchloß, ihn zu erwählen, und ihn allen denen vorzuziehen, die man ihm zur Erziehung des **Marquis von Antin**, ſeines Sohnes vorſchlug, welcher damals nur zehn Jahre alt war.

Dieſe Wahl war bereits einige Zeit die einzige Neuigkeit zu Toulouſe geweſen. Tauſend Leute ſtrebeten darnach, noch eine größere Anzahl ſchmäuchelte ſich, ſie würde Theil daran haben, und ſtritten um die Ehre, dieſem jungen Herrn einen Lehrmeiſter zu ſetzen, der bereits einer von denen war, die die meiſten Ländereyen dieſer Provinz beſaßen, und deſſen Erhöhung man leicht voraus ſehen konnte.

Andere bedaureten nur bloß, und aus redlicher Abſicht, einen Mann, der ſo glücklich für die Kanzel gebohren war, und unter dieſen verſuchete der Herr Biſchof von **Tarbes**, ihn zurück zu halten, indem er ihm das Erzprieſteramt von **Bagnieres** ertheilete, welches eines der beſten Pfründen ſeines Kirchenſprengels war. Allein, der Abt **Anſelm** hielt feſt an ſeinen Verbindungen, und begnügete ſich damit, daß er am Feſte Allerheiligen zu **Bagnieres** predigen gieng; er dankete dem Biſchofe von **Tarbes**, und reiſete kurz darauf mit ſeinem Untergebenen nach **Paris** ab.

Es giebt wenige Erziehungen, deren guter Erfolg die Mühe und Geſchicklichkeit deſſen, welcher derſelben vorgeſetzet geweſen, beſſer gerechtfertiget hätten: denn es wäre gar zu unbillig, alles auf die guten Geſinnungen des Zöglings zu ſchieben. Dieſe bahnen zwar allerdings den Weg und verſchönern ihn; allein, man muß nichts deſtoweniger bis an das Ziel gelangen, und es iſt zuweilen ſchwerer, in währender Reiſe das zarte Gift zu unterſcheiden, welches den Schein der Blumen annimmt, als diejenigen groben Pflanzen auszurotten, die ſich über die Hecken erheben. Außerdem ſind auch die Erkenntlichkeit, Hochachtung und Freundſchaft, die der Herr **Herzog von Antin** bis an den letzten Augenblick ſeines Lebens gegen den Herrn **Abt Anſelm** blicken laſſen, ein neuer Beyfall, welchen wenige Lehrer das Glück haben, ſo ſehr zu verdienen, als er es gehabt hat.

Das Ende dieſer Erziehung überlieferte ihn wieder den Kanzelarbeiten, deren Uebung er unterbrochen hatte, ohne die Geſchicklichkeit dazu zu vernachläßigen; und **Paris**, welches bey ſolcher Gelegenheit die Meynungen der Provinzen ſo ſelten beſtätiget, verband ſonder Mühe ſeinen Beyfall mit demjenigen, den er ſchon erhalten hatte.

Man ſieht aus den Zeitpuncten, welche in der Sammlung ſeiner Predigten, Lob- und Trauerreden vorkommen, die in ſieben Octavbänden gedrucket ſind, daß ihn die **franzöſiſche Akademie** ſchon im 1681ſten Jahre erwählet, in ihrer Gegenwart die Lobrede auf den **h. Ludwig** in der Capelle des **Louvres** zu halten; daß es keine große Pfarrkirche in dieſer Hauptſtadt giebt, worinnen er nicht nach dieſem wechſelsweiſe die Advents- und Faſtenpredigten gehalten hat, und wo man nicht oftmals verbunden geweſen, ihn vier bis fünf Jahre zum voraus zu beſtellen. Man ſieht ferner daraus, daß er bereits im 1683ſten Jahre angefangen, bey Hofe einige einzelne Predigten zu halten, z. E. die vom Abendmahle und auf das Pfingſtfeſt; daß er im 1698ſten Jahre die Adventspredigten, und 1709 die Faſtenpredigten daſelbſt gehalten.

Wenn wir würdig wären, von dergleichen Werken zu urtheilen: ſo würden wir uns vieleicht beſchweren, daß wir durch keine genugſam ſchimmernde Zergliederung derſelben die Lobſprüche unterſtützen könnten, die man denſelben ertheilet hat, wenn man ſie mit aller Pracht der Religion und Anmuth des Redners begleitet, aus der Quelle ſelbſt fließen hörete. Folgender Geſtalt drückete ſich vor ungefähr funfzig Jahren, die Frau **Marquiſinn von Sevigne** in einem ihrer Briefe an die Frau **Gräfinn von Grignan**, ihre Tochter, aus.

„Ich bin heute früh in einer ſehr ſchönen Paßionspredigt zu St. Paul geweſen. Der Prediger war der Abe

„Anſelm. Ich war wider denſelben ganz eingenommen; „ich wußte, daß er ein Gaſconier iſt, und das war genug, „ſeinen Worten bey mir allen Glauben zu nehmen. Allein, „er hat mich gezwungen, dieſes unbillige Vorurtheil fahren zu laſſen. Ich finde, daß er einer von den beſten „Predigern iſt, die ich jemals gehöret habe. Er hat Witz, „Andacht, Anmuth und Beredſamkeit; kurz, ich ziehe ihm „nicht leicht jemanden vor„ *).

Was dieſem Zeugniſſe der Frau **von Sevigne** ein noch größer Gewicht giebt, iſt dieſes, daß ſie in einem Briefe von etwan acht Tagen zuvor, ein Verzeichniß von denen Predigern machet, die die übrigen Kanzeln von **Paris** bekleideten. Dieſe waren, der **P. Bourdaloue**, welchen ſie vorzugsweiſe den **großen Pan** nennet, der **Pater Soanen**, der **Pater de la Tour**, der **Pater de la Roche**, der **Pater Gaillard**. Dieſes waren die Amtsgenoſſen, oder Nebenbuhler, welche ſie ſich nicht leicht getrauet ihm vorzuziehen.

Derjenige Doctor der **Sorbonne**, welcher als königlicher Cenſor, und auf Befehl der Obrigkeit, eben dieſe Predigten, bevor ſie gedrucket worden, durchgeſehen, ſaget in ſeiner Genehmhaltung: „Er habe das Glück gehabt, ſie „oftmals zu hören, ein Zeuge des gerechten Beyfalles zu „ſeyn, welchen eine zahlreiche Verſammlung allezeit an dieſelben verſchwendet, und er finde die Welt glücklich, daß „ſie durch Beyhülfe des Druckes, die großen Wahrheiten „der Seligkeit einſammeln könnte, welche dieſer berühmte „Prediger damals von der Kanzel verkündiget hätte, und „denen er noch in ſeiner Eingezogenheit nachdächte„.

Seine Trauerreden hatten nicht mindern Beyfall gefunden, als ſeine Predigten. Sie hatten noch außerdem den Vortheil, daß ſie einzeln gedrucket worden; und da ſie ungemein ſelten geworden, ſo war dieß der hauptſächlichſte Bewegungsgrund, warum man ſie vor ungefähr zwanzig Jahren in einen Band zuſammen ſammelte.

---

*) Brief vom 8ten April 1689. ein Charfreytag.

Unter dieſen Muſtern der chriſtlichen Beredſamkeit leuchtet inſonderheit die Trauerrede auf die verſtorbene Königinn **Maria Thereſia**, die auf die Prinzeſſinn von **Montpenſier**, die auf den König **Jakob** hervor; und wenn man dieſe großen Namen bey Seite ſetzet, ſo wird man unendlich von derjenigen gerühret, die er auf den Herrn **de Fieubet**, Kanzlern der Königinn, gehalten, welche er aus eigener Bewegung verfertigte, und in welcher ſein Schmerz allein gefliſſen war, die Tugend zu den Füßen der Altäre zu ſchmücken.

Die mehreſten dieſer Trauerreden, wenigſtens die auf den König **Jakob**, auf den Marſchall **de Lorges**, und den Herrn **de Fieubet**, ſind mit lateiniſchen Grabſchriften begleitet, die man vermuthlich von ihm auf dieſe vornehmen Leichen begehret hatte; damit ihnen kein einiger Theil desjenigen Ruhmes gebräche, den er ihnen noch ertheilen konnte, und dieſe Schriften ſind in Marmor zu **St. Germain en Laye**, bey den Nonnen der Heimſuchung zu **Chaillot**, und bey den **Camaldulenſern** zu **Grosbois** eingegraben. Die zwo erſten ſind von dem Herrn Ritter **Girardin**, **Envoye** der verſtorbenen **Prinzeſſinn von Savoyen**, und die dritte vom Herrn Haudiqué, königlichem Secretär, in franzöſiſche Verſe überſetzet. Sie würden nichts verloren haben, wenn es der Verfaſſer gleich ſelbſt gethan hätte, als welcher allezeit die Liebe, den Geiſt und das Feuer zur Poeſie beybehalten hatte, der aber in dieſem Stücke ſo ſehr behutſam war, daß er auch gewiſſe **Umſchreibungen der Pſalmen**, und andere dergleichen Stücke, in welchen es der Dichter dem Prediger gleich that, kaum ſeinen beſten Freunden mittheilen wollte.

Nachdem er nun beynahe dreyßig Jahre in dieſer arbeitſamen Laufbahne des Apoſtelamtes geſchäfftig geweſen war: ſo kam der Herr **Abt Anſelm** wieder zum Herzoge **von Antin** zurück, der ihn allezeit darum gebethen hatte, und welchen er nur verlaſſen, um in einer Gemeinſchaft von Prieſtern, mit aller der Eingezogenheit in ſich ſelbſt zu leben, welche ein unabläßiges Leſen der Kirchenväter, und eine faſt ununterbrochene Abfaſſung ſeiner Predigten erfoderte. Gleichwohl als er wieder in das Haus des Herzogs **von Antin** zurück gekommen war, ſo ließ er das Predigtamt dennoch nicht gänzlich fahren; er richtete ſich nur nach ſeinem Alter und nach ſeinen Kräften. Er blieb bey denen Predigten, die er bey Ordenseinkleidungen und Kloſtergelübden, bey wohlthätigen Zuſammenkünften, hielt, und bey einigen Lobreden ſtehen. Man erinnert ſich hier noch ſeiner Lobrede auf den **h. Ludwig**, die er vor den zwo **Akademien** hielt; und die von derjenigen ganz unterſchieden war, welche er in Gegenwart der **franzöſiſchen Akademie** gehalten.

Dieſe ſo mäßig eingetheileten Reden wurden ihm durch die Macht der Gewohnheit zu dem angenehmſten Zeitvertreibe, den er an einem Orte haben konnte, allwo er nichts als die fremden Ergetzlichkeiten ſcheuete. Er befliß ſich, an ſelbigem auch denjenigen Theil der ſchönen Wiſſenſchaften noch einmal durchzugehen, welchen die heiligen und ſtrengen Uebungen ſeinem Verlangen lange Zeit entzogen hatten; und er gewann hier die freyen Künſte ſo lieb, daß ihn die **Maler-Akademie** zu ihrem Ehrenmitgliede aufnahm, und der Herzog **von Antin** ihm zu gute, den Titel eines **Hiſtoriographen der Gebäude** wieder aus der Vergeſſenheit hervorzog.

Endlich ward er, was er am meiſten wünſchete, von dieſer unſerer **Akademie**, im 1710ten Jahre zu der Stelle eines **Beyſitzers** ernannt, welche er mit möglichſtem Eifer und aller Gefliſſenheit bekleidet hat. Man findet die Beweiſe davon in dem vierten, fünften und ſechſten Bande unſerer Memoires; und er unterſuche nun in denſelbigen diejenigen Denkmäler, welche dem Mangel der Schrift abgeholfen und den erſten Geſchichtſchreibern ſtatt Nachrichten gedienet haben; oder er unterſuche, was man von allem dem glauben ſoll, was das Heydenthum für wunderbar ausgegeben hat; oder er ſetze die Begriffe der alten Weltweiſen von der Glückſeligkeit des Menſchen aus einander: ſo wird man ihm doch allezeit für die Aufmerkſamkeit verbunden bleiben müſſen, daß er die verſchiedenen Stücke der Literatur, deren Abhandlung er unternahm, nach ſeinem Stande hat ausſuchen wollen.

Er war bereits fünf Jahre bey unſerer Akademie, als unſer durchlauchtigſter Stifter, **Ludwig** der XIV, ſtarb, und beſchloſſen ward, daß ſie künftighin durch den Herzog von Antin alle Befehle des Königes erhalten ſollte, die ihr bis dahin durch denjenigen Staatsſecretär waren zugefertiget worden, der die Angelegenheiten des königlichen Hauſes beſorgete.

Sehr wenige Mitglieder hatten die Ehre, ihrem neuen Mäcen bekannt zu ſeyn; und da es eben in den erſten Tagen des **Septembers** bey dem Anfange der Vacanzen war, und ſich überdem noch Gerüchte von wichtigern Veränderungen ausbreiteten, ſo ſtunden unſere ohnedem ſchüchternen Muſen, die leicht aufgebracht werden und den Muth ſinken laſſen, faſt drey Monathe lang an, ihm ein Zeichen zu geben, daß ſie noch lebeten. Der Herr Abt Anſelm indeſſen wachete, ohne daß er es ſagete, für ihr Beſtes und für ihre Ehre. Er veranlaſſete in dem Herzoge von Antin den Vorſatz, der Akademie zuvor zu kommen; er brachte ihn in unſere erſte öffentliche Verſammlung, und nachmals in diejenige, in welcher nach Gewohnheit, von den Arbeiten des verfloſſenen halben Jahres Rechenſchaft gegeben

ben wird, indem er wohl voraus ſah, daß ihn dieſes Wunder nehmen würde; und ſo eröffnete er in ihm diejenige Quelle der Aufmerkſamkeit, Höflichkeit und Gütigkeit, welche die Uebungen dieſer Geſellſchaft unterſtüßet, und ſie gewiſſermaßen noch würdiger gemachet haben, die koſtbare Freyſtadt wieder zu betreten, die ſie niemals aus den Augen gelaſſen hatte.

Die Akademie, welche ihrerſeits begierig war, die guten Dienſte des **Abtes Anſelm** zu erkennen, machete ſich den erſten Augenblick ſeiner Abweſenheit zu nuße, um ihm, mit Genehmhaltung des Königes, und einhälliger Ueberlegung, den Titel eines **Beſoldeten** über die Zahl, zu ertheilen, mit der Verſicherung, ihm die erſte Beſoldung zu geben, die offen werden würde. Dieſe Berathſchlagung ward um ſo viel leichter gebilliget, da man ſie vor ihm verſchwieg, und da ſie mehr eine Ehrenbezeugung, als eine Belohnung war, die er in der That weder ſuchete, noch ſuchen dorfte.

Er war bereits durch alle die mannigfaltigen Wohlthaten reich, welche der Herzog von Antin ihm verſchaffet hatte; er beſaß überdem eine reiche Abtey, nämlich die Abtey von St. Sever Cap de Gaſcogne, welche der verſtorbene König ihm im 1699ſten Jahre geſchenket hatte, und er gieng auf rechten Ernſt mit den Gedanken um, ſich auf den Reſt ſeiner Tage dahin zu begeben.

Er fand viele Hinderniſſe in der Ausführung dieſes Vorhabens, und verſicherte, daß die Liebe zu unſern Beſchäfftigungen keines der geringſten ſey. So viel iſt gewiß, daß er es erſt im 1724ſten Jahre ins Werk geſetzet, nachdem er die Stelle eines **Bejahrten** erworben: und dennoch kam er noch zweymal wieder nach **Paris**; keine von dieſen Reiſen aber, die doch von dreyhundert und etlichen Meilen eine jede waren, währete länger, als die drey Monathe, welche er dazu beſtimmet hatte. Bey der erſten war er volle neun und ſiebenzig Jahre alt, und bey der zweyten ein und achtzig. Beyde that er mit der Poſt, und achtete ſie ſo wenig, als ob er noch in der Blüthe ſeiner Jahre geweſen wäre: allein, er that ſie auch, um den Herzog von Antin wieder zu ſehen, und ſich von Zeit zu Zeit der Akademie zu zeigen.

Bis auf dieſe zwo Reiſen, hat er zu St. Sever die vierzehn letzten Jahre ſeines Lebens, in der vollkommenſten Gelaſſenheit zugebracht. Er beſchäfftigte ſich mit Büchern, predigte noch zuweilen, und machete ſich einen ungemeinen Zeitvertreib mit ſeinen Gärten. Uebrigens that er ſeiner Abtey und denen davon abhängenden Kirchſpielen, alles Gute, was nur in ſeiner Macht ſtund; er öffnete neue Wege, daß die einen zu den andern kommen konnten; er zierete die Kirchen aus; er ſtiftete Hoſpitäler, und legete alle Zwiſtigkeiten bey, die ihm nur bekannt wurden.

Da er von geſunder und dauerhafter Leibesbeſchaffenheit war, und in der Luft ſeines Vaterlandes alle Annehmlichkeiten des Lebens genoß: ſo ſcheint es, er hätte daſſelbe bis auf einen von denen ſeltenen Puncten treiben ſollen, welche zum Nutzen des Staates, allhier den Gegenſtand unſerer Wünſche, und die allgemeine Hoffnung ausmachen. Allein, plötzlich durchbohrete die Nachricht von dem Tode des Herzogs von Antin ſein Herz, und flößete ihm weiter nichts ein, als das Verlangen, ihm zu folgen. Er bekam ein kleines ſchleichendes Fieber, welches er nicht einmal gewahr ward, oder welches er doch nur für eine natürliche Bewegung einer Betrübniß hielt, die ihm lieb war. Allein, als dieſes Fieber ſich deutlicher entdeckete, ſo riß es ihn mit dem dritten Anfalle, den 8ten Tag des letzten Auguſts, mitten in ſeinem ſechs und achtzigſten Jahre dahin.

◆ ◆ ◆

LII.

Leben des Herrn Marſchalls von Eſtrees.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie, den 15ten April 1738 vorgeleſen.

Victor Maria, Herzog von **Eſtrees**, **Pair**, Marſchall und Viceadmiral von Frankreich, Grand von Spanien, und Unterkönig in America, ward zu **Paris** den 30ſten **November** des 1660ſten Jahres gebohren, und war das erſte Kind **Johanns** Grafen von **Eſtrees**, ebenfalls **Marſchalls** und Viceadmirals von Frankreich.

Er trieb ſeine Studien und Leibesübungen mit einer Befliſſenheit, die deren guten Erfolg verſicherte, und hatte einen ſolchen Eifer dabey, welcher in ihm einen Jüngling ankündigte, der beſtimmet wäre, ſich bey guter Zeit mit allem Ruhme ſeiner Ahnen zu zieren

Im ſechszehnten oder ſiebenzehnten Jahre fieng er an, die Waffen zu tragen; und damit er den Vorzügen ſeiner Geburt nichts zuzuſchreiben haben dörfte, ſo dienete er gleich anfangs als bloßer Freywilliger unter dem Regimente von **Picardie**, in welchem die anſehnlichſte Stelle, die er bekleidet, die Fähndrichsſtelle bey der Leibcompagnie war, da der vorige an ſeiner Seite war erſchoſſen worden: allein, die Gegenwart und Dienſte bey dreyen auf einander folgenden Belagerungen brachten ihm zu Ende des Feldzuges eine Compagnie unter des Königes Regimente zuwege.

Solche glückliche Anfänge zogen die Aufmerkſamkeit des Kriegsſtaatsminiſters auf ihn, und gaben dem Miniſter über das Seeweſen noch andere Anſchläge ein. Der Herr von **Seignelay** gab dem Könige an die Hand, daß, wenn man dem Seeweſen einen gewiſſen Grad von Anſehen geben wollte, man es nie genug mit vornehmen Leuten beſetzen könnte; daß, da der **Marſchall von Eſtrees** Viceadmiral wäre, es ſich gar wohl ſchickete, daß ſein Sohn, welcher ein Geſchick zu allem hätte, ſeinen Fußtapfen folgete, und ſich unter ſeiner Aufſicht bildete. Herr von **Louvois** glaubete, dieſes hieße der Ungewißheit zukünftiger Vorfälle einen angebohrnen und bereits bewährten Geſchmack aufopfern. Allein, der König that den Ausſpruch für das Seeweſen, und gab dem Grafen von **Eſtrees** das Befehlshaberamt über ein Schiff in der Flotte, welche der Marſchall, ſein Vater, nach den americaniſchen Inſeln begleitete.

Dieſe Lehrjahre, wenn es für Geiſter von einer gewiſſen Art welche giebt, waren ſehr rauhe Lehrjahre. Das böſe Wetter machete die Ueberfahrt ſehr ſchwierig und viel länger als man geglaubet hätte; ja man ſtund in großer Gefahr, kein Waſſer und keine Lebensmittel mehr zu haben. Er indeſſen erlitt Hunger und Durſt mit mehrerer Geduld als irgend ein Officier an ſeinem Borte, und gab ihnen ein Beyſpiel eines neuen Heldenmuthes, der für die Jugend eben nicht gemachet iſt.

Bey der Rückkehr von dieſer Ausrichtung, welche zwey Jahre währete, zeigete Herr von Seignelay dem Könige das Tagebuch des Grafen von Eſtrees, und erhob die Beobachtungen ungemein, die er in ſelbigem zum Beſten des Dienſtes gemachet hatte.

Man ließ ihn in ſelbigem auch die Zeit nicht lang werden. Den folgenden Frühling war er bey einer andern **Eſcadre** zugegen,

gegen, welche der König wider die Seeräuber von **Tunis**, **Algier** und **Tripolis** ausrüſtete, die den franzöſiſchen Handel beunruhigten. Dieſe **Corſaren** hatten ſich ſolches vermuthet; ſie hatten ſich ihrerſeits ebenfalls gewaffnet und alle ihre Segel beyſammen; und dieß war die erſte glückliche Begebenheit, die der Graf von **Eſtrees** zur See hatte.

Das ſtärkeſte von ihren Schiffen, ein **Algierer** von achtzig Canonen, hielt ſich an ſeines, welches nur ſechszig hatte, und glaubete, er würde es um ſo viel leichter bezwingen können, da er unbeweglich war und ungewiß zu ſeyn ſchien, was er thun ſollte. Allein, dieß that er nur, um den Vortheil des Windes zu erhalten, und den Seeräuber deſto ſicherer zu machen. Es änderte ſich auch alles gar bald, ſobald er nur in der rechten Lage war: denn hier gab er ein ſo richtiges und ſo hitziges Feuer, daß in minder als einer Viertheilſtunde, der **Algierer** durchlöchert, aller ſeiner Maſten beraubet war, und ſich in die Luft ſprengen mußte, wobey er eine **Fregatte** von vier und zwanzig Canonen, die ihn unterſtützete, und drey Beuten, die er gemachet hatte, mußte fahren laſſen. Die erſchrockenen Barbaren eileten hierauf in aller Geſchwindigkeit in ihren Hafen.

Herr **du Queſne** gieng im folgenden Jahre hin, ſie zu bombardiren, und der Graf von **Eſtrees**, welcher ihn begleitete, und inſonderheit Befehl hatte, in der See zu bleiben, reinigte dieſelbe vollends von allen **Piraten**.

Nach der Zeit führete er etwas noch ſchwereres hinaus. Es ward ihm aufgetragen, eine große Menge Kaufmannsſchiffe zu begleiten, welche durch das mittelländiſche Meer nach verſchiedenen Häfen des **Oceans** heimkehreten. Der Krieg mit Spanien war ganz plötzlich erkläret worden, und um ſeine Bothſchaft auszurichten, mußte er queer durch die feindliche Flotte ſegeln. Er fuhr auch wirklich hindurch, ohne ein einziges von denen ihm anvertraueten Fahrzeugen einzubüßen, und brachte ſie alle an Ort und Stelle zurück.

Es ſey nun, daß man nicht geglaubet hat, er könne ſo bald wiederkommen, oder daß die Anſtalten ſchon von weitem her gemachet geweſen, ſo ward er doch bey der berühmten Beſchießung von Genua nicht gebrauchet, welche im Maymonathe des 1684ſten Jahres geſchah, und bey welcher der Staatsrath des Seeweſens in eigener Perſon zugegen war. Dieſes nun ſchmerzete ihn ungemein. Die Belagerung von **Luxemburg**, welche zu gleicher Zeit geſchah, ſchien ihm daher eine Erleichterung zu ſeyn: allein, der König hatte verbothen, daß jemand ohne Befehl hingienge. Er ſprach davon mit dem Herrn **von Louvois**, der allezeit überaus viel Gütigkeit gegen ihn gehabt hatte, und noch immer hoffete, ihn wieder einmal zurück zu bekommen, und ſchüttete ſein ganzes Herz vor ihm aus. Dieſer Staatsmann ſagete zu ihm: **Ich nehme Theil an Ihrem Verdruſſe; reiſen Sie immerhin ab, ich will Ihnen einen Brief an den Marſchall de Crequi mitgeben, und nehme Ihre Verſöhnung mit dem Könige auf mich.** Dieſe war auch leicht gemachet: der König erfuhr die Nachricht, daß der Graf **von Eſtrees** in das Lager vor **Luxemburg** gegangen wäre, erſt mit der Zeitung von der Einnahme der Contre-garde, allwo er ſich im erſten Gliede der Grenadierer befunden, die dieſelbe bey hellem Tage mit dem Degen in der Fauſt eingenommen hatten. Man müßte ein neues Tagebuch dieſer Belagerung machen, wenn man alle Angriffe erzählen wollte, bey welchen er ſich eben ſo wohl hervorgethan, als bey jener.

Herr **von Segnelay** ſtellete bey ſeiner Rückkunft von Genua ſeine Betrachtungen über des Grafen **von Eſtrees** Beeiferung, und über die Ehre an, die er vor **Luxemburg** davon getragen, und ſah wohl ein, daß er zum Seedienſte allein noch nicht ſo ganz gewiß auserſehen wäre.

Er ſchlug alſo dem Könige vor, ihn noch genauer damit zu verbinden, indem er ihm, ohne daß er es ſuchete, die Anwartſchaft auf die Stelle ſeines Vaters, als Viceadmiral auftrüge; und als der König darein gewilliget hatte, ſo berichtete man dem Grafen bloß, er ſolle ſich morgen früh beym Aufſtehen des Königes einfinden, allwo der ihn erwartende Staatsmann ihm die Gnade meldete, welche der König ihm erwieſen, und ihn nicht eher verließ, als bis er ſich bedanket und den Eid geleiſtet hatte.

Wir wollen es denen, die die Lebensgeſchichte des Marſchalls **von Eſtrees** ſchreiben werden, überlaſſen, daß ſie eine Nachricht von allen Feldzügen mittheilen, die er als Viceadmiral gethan hat. Wir möchten uns noch ſo ſehr bemühen, dieſelbe einzuſchränken: ſo würde ſie uns doch weit über die Zeit hinaus führen, die uns zu unſerm Gebrauche beſtimmet iſt. Kaum wird ſie hinreichen, nur die ſonderbarſten Begebenheiten davon zu erwähnen.

Die erſte, welche ſich darbeuth, iſt die, da er im 1688ſten Jahre dem **Papachin**, Befehlshabern der ſpaniſchen Flotten, einen der furchtbarſten Männer zur See, begegnete. Der Graf **von Eſtrees** fuhr zur Beſchützung des verſtorbenen Marſchalls **von Tourville**, welcher damals nur erſt Generallieutenant war, und **Papachin**, welcher viel ſtärker war, als beyde, wollte von ihnen begrüßet ſeyn, welches Frankreich keiner Nation ſchuldig iſt; ſie ſchlugen es alſo aus. Weil man aber damals nicht im Kriege verwickelt war: ſo hielt der Marſchall **von Tourville** dafür, es wäre beſſer, wenn man geſchickt zu entweichen ſuchete, als ſich in ein Gefecht einzulaſſen, welches Folgen haben könnte: der Graf **von Eſtrees** aber war anderer Meynung.

Papachin indeſſen näherte ſich dem Marſchalle **von Tourville** mit einem Schiffe von achtzig Canonen, und ſchickete ein anderes von vier und ſechzig Canonen auf den

Grafen **von Eſtrees**, der nur acht und dreyßig hatte. Dieſer erwartete ihn ganz gelaſſen, und durch eine Liſt, die der Witz der Tapferkeit an die Hand gab, indem er das Entern zu vermeiden ſchien, ließ er es plötzlich geſchehen, und warf ſich mit hundert auserleſenen Leuten auf ſeinen Bord, die ſein Schiff im erſten Anlaufe einnahmen. Der erſchrockene **Papachin** eilet hinzu, aber zu ſpät. Der Graf **von Eſtrees** hält ſein erſtes Feuer aus, und richtet ihn nachmals mit gewaffneter Hand ſo übel zu, daß, nachdem er ihm die Hälfte ſeiner Mannſchaft, einen Theil ſeiner Matroſen, und faſt alle Officier getödtet, er ſelbſt capituliren und vorgängig grüßen müſſen. Die Sache würde allen Glauben überſteigen, wenn nicht **Papachin**, um ſich wegen dieſer Begrüßung zu rechtfertigen, ſelbſt einen ſchriftlichen Aufſatz von dem Zuſtande gemachet hätte, darein er geſetzet worden war.

Nach dieſem Gefechte, deſſen auch noch in des Herrn Grafen **von Eſtrees** Anwartſchaftsbriefen als Marſchall von Frankreich gedacht wird, gieng er im **October** des 1688ſten Jahres wieder nach **Breſt**. Hier erfuhr er, daß der **Dauphin** nach **Philippsburg** gienge, daß der König befohlen, es ſollte ihm niemand ſonder Erlaubniß folgen, und gewollt hätte, daß diejenigen, die dergleichen erhalten, ſich an beſondere Corps halten müßten, von denen ſie ſich nicht wieder trennen dorften. Er ſetzte ſich auf die Poſt und gieng um die Erlaubniß anzuhalten, daß er ins Lager dörfte, und ohne Unterſchied allenthalben ſeyn könnte, wo er wollte. Er erhielt beydes, und machte beyden Ehre. Er hatte großen Antheil an der Einnahme des Hornwerkes, und that ſich auch bey dem Anfalle auf das Kronwerk hervor, als er von zween Muſquetenſchüſſen gefället wurde, deren einer in die Achſel, der andere in den Schenkel gieng. Indeſſen ward er wieder geſund, und ſeine ungemeine Luſtigkeit trug nicht wenig dazu bey; nur mußte er faſt achtzehn Monathe Krücken tragen: allein, ſie hinderten ihn nicht, in folgendem Jahre wieder in See zu gehen.

Bey der Schlacht, welche im 1690ſten Jahre im Canale geliefert ward, befand er ſich an der Spitze der zweyten Abtheilung unſerer Seemacht; und nachdem er mit zehn Schiffen die ganze Wuth der blauen **Eſcadre** ausgehalten, die mehr als zwanzig hatte, ſchlug er ſie ganz und gar. Der Admiral **Torington**, welcher ihr Befehlshaber war, verließ alle verletzten Schiffe, die ihm nicht folgen konnten, und gieng mit den übrigen, an den engländiſchen Küſten zu ſtranden; der Graf von **Eſtrees** aber, welcher den Sieg mit mehrerer Standhaftigkeit verfolgete, als man uns gemeiniglich zutrauen will, gieng, in dem Hafen von **Tingmouth** zwey hundert Kaufmannsſchiffe zu verbrennen, welche auf den Ausgang der Schlacht warteten, um unter Segel zu gehen.

Dieſer Feldzug, unerachtet er einer von den herrlichſten iſt, war gar zu kurz, um dem Grafen von **Eſtrees** eine Genüge zu thun, der, als er ſich ſchon zu Ende des **Julius** wieder in **Breſt** befand, dem **Dauphin** nach **Deutſchland** nachgieng und ſo lange da blieb, bis das Heer aus einander gieng.

Wir übergehen die Belagerungen von **Villafranca** und **Nice**, von **Roſa** und **Palamos**, die er im 1692ſten und 1693ſten Jahre an der Seeſeite vornahm; ferner die Statthalterſchaft der **Provence**, welche der König ihm im 1694ſten Jahre auftrug; die Einrichtungen, welche er daſelbſt zur Sicherheit der Küſten machete; und überhaupt alles, was vor der Einnahme von **Barcelona** hergeht, welches er im 1697ſten Jahre belagerte, indeſſen daß der Herzog von **Vendome** es zu Lande einſchloß.

Als Oberhaupt der Seemacht war er die zweyte Perſon unter der Armee zu Lande, und man ſah ihn ohne Unterſchied bey beyden zugleich. Der Herzog von **Vendome**, welcher ein völliges Vertrauen zu ihm hatte, trug ihm die Verſchanzungen auf, welche man wider die ſpaniſchen Schnapphähne und die fliegenden Heere derer regulirten Völker machen mußte, die uns ſelbſt von außen her belagerten. Er begnügete ſich nicht damit, daß er ſie abhielt; ſondern er zerſchlug ſie auch, oder entfernete ſie ganz und gar innerhalb vierzehn Tagen; und da das Schickſal des Friedens mit dem Schickſale dieſes Ortes verbunden zu ſeyn ſchien: ſo eröffnete er im Kriegsrathe ſeine Meynung, die Beſatzung zu hintergehen, indem man die letzten Außenwerke bey hellem Tage durch Grenadierer angriff, die von ganzen Heeren unterſtützet werden ſollten. Er gab zum Bürgen des guten Erfolges nichts anders an, als das Anerbiethen, den Angriff ſelbſt zu thun. Man gab ihm Gehör, und es gelung gut.

Der **ryßwickiſche Frieden**, als die Frucht der Eroberung von **Barcelona**, verſchaffete den franzöſiſchen Kriegesvölkern einige Ruhe. Dem Grafen von **Eſtrees** aber traf ein ander Loos: der König ſchickete ihn längſt den ſpaniſchen Küſten nach **Cadix**, und ſelbſt ins Land hinein, unter dem ſcheinbaren Vorwande, unſern Handel zu bedecken, insgeheim aber, die Geſinnung der Leute zu erforſchen, und uns ſo vielmehr in den Stand zu ſetzen, die Anſprüche der Krone Frankreich gültig zu machen, wenn der bereits ſehr ſchwache König von Spanien ſterben ſollte.

Er hielt eine ſo genaue Mannszucht in allem, was unter ſeinem Befehle ſtund; er ſelbſt bezeigete ſich ſo gütig, verſtändig und großmüthig, daß der natürliche Widerwillen beyder Völker zu ſeinen Füßen niederzuſinken ſchien. Man erwählete ihn zum Schiedsmanne in Streitigkeiten zwiſchen Spaniern und Spaniern; ganze Gemeinſchaften von Kriegesleuten, Obrigkeiten und Handelsleuten fleheten oft um ſeinen Schutz und um ſein Anſehen bey dem Könige, ihrem Herrn; ein Theil des Adels kam ihm mit der Anbiethung ihrer Dienſte zuvor; und der Marſchall von **Harcourt**, mit welchem er Befehl hatte, ſich zu verſtehen, zog daraus einen großen Vortheil, in Anſehung des Teſtaments **Karls des II**, welches dem Herzoge von **Anjou** die Krone gab.

Sobald dieſer Prinz darzu gelanget war, gab der König dem Grafen von **Eſtrees** die Anführung der Flotte, welche ihn beſchützen ſollte, und **Philippus** der V fügete ſeine ganze Seemacht hinzu, und gab ihm den Titel, als **Generallieutenant** zur See.

Dieſen Titel würden die Spanier nicht ohne Eiferſucht an einem Fremden geſehen haben, deſſen Verdienſte ihnen nicht ſo gar bekannt geweſen wären. Allhier vermehrete derſelbe nur ihr Zutrauen und ihre Hochachtung; und eben diejenigen unter ihnen, die einen genauern Briefwechſel nach **Neapolis** hatten, ertheileten ihm die erſten Nachrichten von einer Verſchwörung, welche die Anhänger des **öſterreichiſchen Hauſes** anſponnen.

So gleich, und ungeachtet es die allerübelſte Jahreszeit zur Ueberfahrt war: ſo nahm der Graf von **Eſtrees** es auf ſich, mit allem, was er von den beſten franzöſiſchen und ſpaniſchen Kriegesvölkern aufbringen konnte, dahin zu gehen. Er beſuchete die Feſtungen und den Kriegesvorrath, er machete dem **Vicekönige** einen Muth, er belebete die Liebe der Einwohner, er ſprach dem Adel ein Herz ein, ſo daß ſie ſehnlich wünſcheten, ihren König zu ſehen, und in ſeine Hände einen neuen Eid des Gehorſams und der Treue ablegen zu können. Darauf kam er ſogleich nach Frankreich zurück, von dieſen Verfaſſungen Rechenſchaft zu geben, und beredete **Ludwigen** den XIV, ſeinen Enkel nach Italien zu ſchicken, und der Graf von **Eſtrees** bekam Befehl, ihn dahin zu begleiten.

Durch ſeine Bemühungen fand der König von Spanien bey dieſer Schiffahrt, die mitten im Winter unternommen wurde, alle Annehmlichkeiten einer Luſtreiſe, den Ueberfluß und das Vergnügen der Erden, eine Pracht und inſonderheit ein gewiſſes würdiges Anſehen, welches ſowohl die Franzoſen, als Spanier ſtutzig machete, und veranlaſſete, daß der zu **Neapolis** angelangete König von Spanien, ihn zum **Grand** von Spanien von der erſten Claſſe ernannte, wobey **Se. Majeſtät** ſich vernehmen ließen, Sie hätten niemanden bey ſich, der es mehr wäre, als er.

Der König füllete das Maaß der Ehren voll, welche im zwey oder drey und vierzigſten Jahre den Grafen von **Eſtrees** bereits umgaben, indem er ihn zum Ritter der Orden ernannte, und ihn zum Marſchalle von Frankreich machete, ungeachtet der Marſchall ſein Vater noch lebete. Die ganze Regierung **Ludwigs** des XIV both kein ähnliches Beyſpiel dar, und die vorigen Regierungen zeigen nur ein einziges in dem Hauſe von **Montmorency**; nicht, als ob das Leben eines berühmten und mit den größten Titeln geziereten Vaters, ein Hinderniß für die der Tugend und den tapfern Thaten ſeines Sohnes gebührenden Belohnungen wäre; ſondern weil, wenn es ſelten iſt, daß Helden allemal Kinder haben, die ihrem Ruhme gemäß ſind, es noch ſeltener iſt, daß ſie lange genug leben, um Zeugen einer ſo trefflichen Gleichheit zu ſeyn.

Der Marſchall von **Eſtrees**, der Vater, genoß dieſes Vergnügen faſt vier Jahre lang; er ſah ſeinen Sohn, den man, ſo lange jener lebete, den **Marſchall von Coeuvres** nannte, den **Admiral** von Frankreich zum erſtenmale in die See führen, und ihm nachmals zu **Malaga** im

Schooſe des Sieges ein Reich anvertrauen, deſſen er länger hätte genießen ſollen.

Die Sache bey **Malaga** iſt wegen der Länge und Hartnäckigkeit des Gefechtes berühmet, welches an einem der ſchönſten Sommertage, von der erſten Morgenröthe an, bis in die Nacht währete; und noch andere nicht ſo bekannte Umſtände machen ſie ſehr ſonderbar.

Die Feinde hatten in der mittelländiſchen See eine Flotte von faſt vierzig Schiffen von der Linie, und wir hatten deren dreyßig zuſammen gebracht, mit welchen, wie man glaubete, der Graf von **Toulouſe** im Stande ſeyn würde, ſie wieder zur Meerenge hinaus zu treiben. Dieſer Prinz gieng alſo, in Begleitung des Marſchalls **von Côuvres**, nach **Toulon**, und auf die Nachricht von ſeinem Anzuge verſtärketen die Feinde ihre Flotte mit fünf und zwanzig andern Schiffen, welche der Admiral **Rock** von den engländiſchen Küſten herzu führete.

Um nun dieſe Ueberlegenheit zu vermindern, ſo befahl der König, alles, was ſich in dem Hafen befände, auf das ſchleunigſte auszubeſſern und auszurüſten. Der Marſchall von **Côuvres** nahm dieſes über ſich, er entſchloß ſich, noch zwanzig andere Schiffe in See zu ſtellen, und nachdem er ſich eingeſchloſſen, um zu überrechnen, was er zu Waffen, Lebensmitteln, Soldaten und Matroſen nöthig hätte; wie viel Zeit er brauchete, ſie von denen Orten zuſammen zu holen, wo ſie zerſtreuet waren, auch die faſt unzählbare Menge der Arbeitsleute von allerley Art, die er zur Erbauung oder Ausbeſſerung der Schiffe nöthig hatte, und die Dauer, Ordnung und Einrichtung ihrer Arbeit, ſowohl bey Tage, als bey Nacht überſchlagen hatte: ſo übergab er den folgenden Tag ſeinen ganzen Entwurf dem Admirale, welcher auf ſein Wort dem Könige den eigentlichen Tag anzeigete,

zeigete, wann ſeine Flotte ſegelfertig ſeyn würde, und es traf auch genau ein.

Zween engländiſche Officier, die zu **Toulon** gefangen waren, und dem Marſchalle **von Côuvres** oftmals aufwarteten, geſtunden ihm den Abend vor ſeiner Abreiſe offenherzig, daß ſie ſich bis dahin nicht enthalten können, ſein Unternehmen als eine bloße Praleren anzuſehen, indem ſie keine einzige Seemacht für fähig gehalten, in vier Monathen dasjenige auszurichten, was ſie in einem einzigen geſehen hätten. Der Marſchall erwiederte eine Vertraulichkeit mit der andern, indem er ihnen die Zeit und den Ort bemerkete, wo der Herr **Admiral** den Feinden begegnen und ſie ſchlagen würde; ſie zweifelten auch nicht mehr daran, und erfuhren es ſonder Erſtaunen.

In der Hitze des Gefechtes erſann der Herr **Marſchall** eine Kriegesliſt, die faſt die ganze Vorwacht der Feinde fruchtlos machete, und indem er ſie einem gewiſſen Schiffspatron erklärete, ſo ward dieſem Schiffspatron der Kopf durch eine Stückkugel weggenommen, ohne daß der Marſchall es anders gewahr ward, als weil er ihm nicht antwortete. Er rief hierauf zween andere, die ihn verſtunden, und ſeine Abſicht ſo gut ausführeten, daß dieſelbe vollends den Sieg gewiß machete.

Eine kleine Anzahl feindlicher Schiffe entkam mit Beyhülfe der Finſterniß; ſie löſcheten ihre Nachtfeuer aus, damit man deſtomehr Schwierigkeit hätte, ſie zu verfolgen, und ihr **Admiral**, der ſich mit den Trümmern in die engländiſchen Häfen rettete, erhielt noch eine Dankſagung, daß er nicht ganz und gar an der allgemeinen Sache verzweifelt hätte.

Bey der bloßen Erzählung ſo vieler herrlichen Thaten, wird es der Nachwelt nicht ſchwer fallen, dem Herren **Marſchall von Eſtrees** den Rang anzuweiſen, welchen er unter

ter den großen Feldherren aller Jahrhunderte verdienet. Die Züge, welche in ihm den Staatsmann bezeichnen, erfordern keine mehreren Zierrathe.

Er verband mit einer großen Liebe zum Vaterlande, eine vollkommene Kenntniß von deſſelben Beſtem. Dieſe hatte er gleichſam aus ſeinem eigenen Blute geſchöpfet, das heißt, in dem Schooße einer Familie, die allezeit glücklich bey Geſandtſchaften und Unterhandlungen gebrauchet worden, und in der Kunſt Meiſter war, wichtige und kützliche Sachen zu treiben. Dergleichen waren unter andern der **Herzog** und der **Cardinal von Eſtrees**, ſeine Vättern, und der **Abt von Eſtrees**, ſein Bruder. Er ſelbſt aber hatte dieſe Kunſt noch durch eine beſondere Prüfung der Sitten, Geſetze und Gebräuche aller Länder, die er durchſtrichen hatte, und durch eine vernünftige Unterſuchung ihres Unterſchiedes, ihrer Vortheile und Unbequemlichkeiten, vollkommen gemacht.

Wir haben geſehen, wie viel er zu der großen Begebenheit der ſpaniſchen Thronfolge beygetragen; wie er dem Fortgange der Verſchwörung zu **Neapolis** Einhalt zu thun, und aus dem Innerſten der Gefahr ſelbſt, neue Bewegungsgründe zur Ergebenheit gegen den König zu ziehen gewußt hat.

Frankreich hat in Anſehung von **Bretagne** faſt eben dergleichen Probe von ſeiner Geſchicklichkeit erhalten. Dieſe mit Schulden und Drangſalen überhäufte Provinz ſchien faſt keine andere Zuflucht als in ihrer Verzweifelung zu haben, als der Herr **Marſchall von Eſtrees** im 1720ſten Jahre hingeſchicket ward. So hoch der Namen ſeiner Vorältern daſelbſt in Anſehen war: ſo gieng er doch mit einem Titel hin, welcher nichts als Furcht einflößete. Man vermuthete, ſein Haus leer zu ſehen, und ſchmäuchelte ſich nicht, daß man in ſelbigem Jahre Stände würde zuſammenbringen können, die nur wenigſtens das Anſehen von Ständen hätten.

Bey ſeiner Ankunft verſchwand das von den heimlichen Feinden der Regierung gemachte Blendwerk. Seine erſten Reden, ſeine erſten Unternehmungen, öffneten die Augen des Adels in Anſehung ihrer Schuldigkeit ſo wohl, als ihres wahren Beſten; das Volk kam von ſeinem Irrthume zurück, der Landtag ward mit zwey hundert Edelleuten mehr eröffnet, als gewöhnlich da geweſen, und er war gewiſſermaßen genöthiget, ihren Eifer in Anſehung des freywilligen Geſchenkes zu mäßigen.

Hierbey blieb er nicht ſtehen. Er unterſuchete ſtückweiſe die ganze vorige Adminiſtration, ſowohl in Anſehung wie die Gaben aufgeleget, als die Art, wie ſie eingetrieben worden. Hier entdeckete er Misbräuche, Nachläßigkeiten, Untreue, und ſchlug Mittel vor, allem dieſen abzuhelfen, worinnen er auch Beyfall fand. Zu Folge eines neuen Planes nun, dem man bis an ſeinen Tod gefolget iſt, hat dieſe von allen ihren Schulden befreyete Provinz, ihre Einkünfte um ein Fünftheil vermehret, die Abgaben um ein Viertheil vermindert geſehen, und die weisliche Haushaltung hat das dritte Jahr des zehnten Pfennigs erſetzet.

Als der **Marſchall von Eſtrees** zum Generallieutenante zur See und zum **Grand** von Spanien von der erſten Claſſe war erkläret worden: ſo war er mit der bloßen Einwilligung nicht zufrieden, welche **Ludwig** der XIV ſeinem Enkel ſchon zum Voraus davon gegeben hatte; ſondern er wollte einen ausdrücklichen Befehl ſehen, dieſe Titel anzunehmen. Wir ſagen dieſe Titel, weil er niemals das Gehalt hat annehmen wollen, welches mit der Generallieutenantsſtelle zur See verbunden iſt, und der König von Spanien befohlen hatte, ihm auch in den ſchwierigſten Zeiten, richtig auszuzahlen.

Ludwig der XIV ſagete ihm einsmals, das hieße die Zärtlichkeit zu weit treiben: allein, der **Marſchall** ſtellete ihm mit einer Standhaftigkeit, die dem Könige gar nicht misfiel, vor, daß er ohne Mühe einen Rang und Würden angenommen hätte, welche auf das gemeine Beſte des Dienſtes beyder Kronen einen Einfluß hätten; das aber ſchiene ihm gar zu gefährliche Folgen zu haben, daß ein Unterthan, der bereits mit ſeiner Gnade überhäufet wäre, und durch die Geſetze der Ehre ſowohl, als durch den Eid der Treue an ihn gebunden wäre, von irgend einem andern Prinzen jemals Geld nähme, wenn er auch, wie der König von Spanien, der eigene Sohn ſeines Herrn wäre.

Dieſe ſo edeln Geſinnungen, die allezeit einen weſentlichen Theil eines Staatsmannes ausgemachet haben, leuchteten inſonderheit an ihm hervor, ſobald es darauf ankam, die Ehre ſeines Volkes gegen andere Nationen zu behaupten. Alsdann kam ihm nichts zu hoch zu ſtehen, und der vorige König war dermaßen davon überzeuget, daß er bey dem Tode des **Marſchalls von Eſtrees**, ſeines Vaters, nicht wartete, daß er um eine ſeiner Bedienungen bitten ſollte, ſondern ſie ihm alle gab, ſowohl das Gouvernement von **Nantis** und des nantiſchen Gebiethes, als auch das Oberſtatthalteramt von **Bretagne**, und das Vicekönigthum von **Amerika**.

Dieſer Umſtand erinnert uns noch eines andern, den man ſchwerlich einem perſönlichen Glücke des **Marſchalls von Eſtrees** zuſchreiben wird. Nämlich, daß er unter der großen Menge anſehnlicher Würden, die er bekleidet, und denen man noch den Vorſitz bey dem Seerathe, welchen er in der Minderjährigkeit des jetzigen Königes gehabt, und die Stelle eines Staatsminiſters, die er zuletzt erhalten, beyfügen muß, niemals um eine einzige angehalten hat. Solche Wahlen, die durch die Gerechtigkeit und Unterſcheidungskunſt des Prinzen bezeichnet ſind, laſſen den Unterthanen nichts übrig, als die Ehrliebe, ſie zu verdienen.

Die weitläuftigen und erhabenen Kenntniſſe des Hn. **Marſchalls von Eſtrees** fanden auch noch einen, der ſie gehörig zu ſchätzen wußte, in der Perſon des **Czar Peters** des **groſzen**, als derſelbe nach Frankreich kam. Dieſer Monarch, welcher einen Theil ſeines Lebens zugebracht hatte, bey den arbeitſamſten Völkern von **Europa** dasjenige Feuer perſönlich einzuſammeln, mit welchem er die Arten von Bildſäulen beleben wollte, die ſeine Staaten bevölkerten, hatte ſchon ſeit langer Zeit den Namen des **Marſchalls von Eſtrees** auf ſeiner Schreibtafel. Er fragete nach ihm, gleich da er zu **Paris** ankam; er unterredete ſich verſchiedene male allein mit ihm, und damit ihn die Menge der Hofleute oder Neugierigen deſtoweniger abhalten möchte: ſo gieng er einen ganzen Tag ſich mit ihm auf ſeinem Landhauſe Iſſy einzuſchlieſzen. Er war, als er wieder heraus kam, von ſeinem fertigen Geiſte, und von der Größe und Richtigkeit ſeiner Abſichten, ganz mit Bewunderung eingenommen. Er umarmete ihn bey ſeiner Abreiſe, und ſchenkete ihm ſein Bildniß; und ſobald er wieder in **Petersburg** ankam, ſchickete er ihm die beſten moſcovitiſchen Bücher, welche unter ſeiner Regierung waren gedrucket worden, nebſt einem umſtändlichen Riſſe ſeines Vorhabens, die drey großen Ströme in **Rußland** zu vereinigen, die da ſie einer in das **weiße**, der andere in das **ſchwarze** und der dritte in das **kaſpiſche** Meer fallen, dem blühendſten Handel des Erdbodens ein unermeßliches und vernachläßigtes Feld eröffnen würden.

Auch diejenigen, welche den Herrn **Marſchall von Eſtrees** am wenigſten gekannt haben, können ſich wohl vorſtellen, daß ein Mann von ſolcher Geburt, von ſolcher Gemüthsart, und deſſen Haus allezeit von der Liebe zu den Wiſſenſchaften und Künſten erfüllet geweſen, denenſelben nicht hat gleichgültig ſeyn können. Allein es würde mehr als unbillig ſeyn, wenn man glauben wollte, daß dieſes ſchon genug geweſen wäre, um das Verzeichniß dreyer berühmten **Akademien** mit ſeinem Namen zu zieren. Nein, er hat ihnen eben ſowohl ganz eigen zugehöret, als dem Heldenmuthe ſelbſt.

Wir haben uns begnüget, als wir von ſeinen erſten Studien redeten, zu ſagen: er ſey ſo gefliſſen dabey geweſen, daß man wegen des Erfolges habe ſicher ſeyn können. Wäre er nur ein bloßer Gelehrter geweſen, ſo würden wir geſaget haben, er wäre ſo gefliſſen geweſen, als ein Gelehrter vom erſten Range. Man findet unter den koſtbareſten Werken ſeiner Bibliothek diejenigen, worinnen die Preisſchriften ſtehen, mit welchen er in ſeiner Jugend, ſowohl in gebundener, als ungebundener Schreibart, den Sieg erhalten. Andere geben ihm das Zeugniß eines wunderwürdigen Gedächtniſſes, z. E. daß er einmal den ganzen **Horaz**, ein andermal **Virgils** ganze **Aeneis** hergeſaget hat. Er hätte in den letzten Jahren ſeines Lebens einen neuen **Virgil** dafür verdienet, daß er beyde ſo vortrefflich behalten; und einen noch viel anſehnlichern dafür, daß er ſie ſo wohl zu brauchen gewußt hat.

Die gezwungene Muße auf der See, war für ihn eine glückſelige Nothwendigkeit, ſich den Geiſt durch Bücherleſen zu bilden, und er meynete, das Leſen guter Schriftſteller beſtille die Stürme viel gewiſſer, als die Zaubermittel der **Afrikaner** und **Lappländer**. Hier hatte er Engländiſch, Italieniſch, Spaniſch und Deutſch nach Regeln gelernet, welche Sprachen der Umgang mit dieſen Völkern ihm nachmals ſo geläufig gemachet hatte, als ſeine eigene. Dieſe ſprach er mit Anmuth; und da er von Natur beredt war: ſo ſtelleten ſich die Ausdrücke, der Ton, die Gebärden und Figuren, den Augenblick ſeinem Gegenſtande gemäß dar.

Dieſes waren die Gaben, welche die franzöſiſche Akademie in dem Herrn **Marſchall von Eſtrees** krönete, als der Tod des **Cardinals von Eſtrees**, ſeines Vätters, ſeine Aehnlichkeit mit demſelben merklicher, und ſeine Gewinnung nothwendiger machete.

Die Akademie der ſchönen **Wiſſenſchaften** hatte eben das Recht auf ihn. Er war in der Kenntniß der alten und neuern Geſchichte geübet, gründlich, und alle Zeiten waren ihm gegenwärtig. Die franzöſiſche inſonderheit hatte wenig Umſtände, die ihm entwiſchet waren: und ſeine Bibliothek, die es in allen Stücken den Bibliotheken aller Privatperſonen zuvor that, hatte noch den Vorzug, daß er ſelbſt ſie angeleget hatte, und faſt von Stück zu Stück. Seine Liebe zu den Denkmälern hatte ihn getrieben, Bildſäulen, halb erhobene Schnitzwerke, auserleſene Bruſtſtücke, geſchnittene Steine, zahlreiche Folgen griechiſcher, römiſcher und barbariſcher Münzen, und bis auf die kleinſten Geldarten der entfernteſten Völker zuſammen zu bringen.

Es fehlete ſo vielen gelehrten Reichthümern nichts mehr, als daß ſie, wie er ſich allezeit vorgeſetzet gehabt, in die Galerien irgend eines prächtigen Schloſſes geſtellet würden: damit ſie den Gelehrten und Neugierigen einen Anblick verſchaffen möchten, der den gröſſeſten Prinzen anſtändig geweſen wäre.

Die Akademie der **Wiſſenſchaften** wird ein weitläuftiges und neues Lob für ihn in der groſſen Sammlung von Riſſen, Charten und Beſchreibungen fremder Länder, Küſten und Häfen finden, die er allenthalben veranſtaltet, allezeit ſelbſt durchſehen, ja oft ſelbſt verfertiget hat. Sie wird ſolches ferner in denen Ausrechnungen der Meerestiefen, und in denen übrigen Abhandlungen von der Schiffahrt finden, die er nie aufhörete, vollkommener zu machen;

wie auch in denen Sammlungen der natürlichen Geſchichte, und ſogar in den chymiſchen Werkſtäten, die auch den Neid der vermeynten Meiſter der Kunſt erregeten.

Der Herr **Marſchall von Eſtrees**, deſſen Kräfte mehr durch die Arbeit, als durch die Jahre erſchöpfet waren, hatte ſeit einiger Zeit häufige Anfälle vom Fieber. Er hatte Schwachheiten, Ohnmachten, und unterlag ihnen den 28ſten des letzten **Chriſtmonathes**, im ſieben und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters.

Da er aus ſeiner Ehe mit **Lucien Felicitas von Noailles**, die er im 1698ſten Jahre geheirathet hatte, keine Kinder hinterlaſſen hat: ſo iſt durch ſeinen Tod der Titel einer herzoglichen **Pairie**, welcher mit den Ländereyen von **Cœuvres** unter dem Namen **Eſtrees** verbunden geweſen, erloſchen; und es bleibt nur noch die Frau **Marquiſinn von Courtenvaux**, und **Mademoiſelle de Tourpes** von einem Hauſe übrig; welches dieſes Sonderbare, oder vielmehr Einzelne hatte: daß ſeine fünf letzten Generationen aus zween Groſmeiſtern der Artillerie und dreyen Marſchällen von Frankreich, von Vater auf Sohn beſtanden haben; die alle ohne Ausnahme Ritter des heil. Geiſtordens, ſeit ſeiner Stiftung; alle der Partey des Königes zur Zeit der **Ligue**, der bürgerlichen Kriege und Religionsunruhen, unverbrüchlich ergeben; alle begierig nach Ruhme, alle mit Ehren überhäuſet, und allezeit noch größer geweſen, als ihr Glück.

* * *

LIII.

Leben des Herrn de la Barre.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie, den 14ten November 1738 abgeleſen.

Ludwig Franz Joſeph de la Barre ward zu Tourney den 9ten März des 1688ſten Jahres gebohren. Er war der älteſte von dreyen Söhnen aus der Ehe **Paul Joſephs de la Barre**, Raths und Referendars in der flanderiſchen Kanzeley, und Subſtitutens des Generalprocurators bey dem Provinzialgerichte zu **Valenciennes**, mit **Johannen Margarethen Hayet**, ſeiner erſten Frau.

Des Herrn de la Barre Vater hatte ſeinen Eintritt in die Welt mit einem anſehnlichen Vermögen gemachet; welches aber ſeiner Neigung zum Verthun, noch nicht gewachſen geweſen. Er meynete dieſem abzuhelfen, wenn er ſich Leuten, die in Geſchäfften leben, beygeſellete, deren anſehnliche Lebensart ihm ſehr in die Augen leuchtete. Er ward Theilhaber an verſchiedenen Unternehmungen, die alle ſo übel abliefen, daß er in weniger als zehn Jahren, ganz und gar zu Grunde gieng. Er mußte ſeine Aemter verkaufen, und konnte nicht einmal der Erziehung ſeiner Kinder zu ſtatten kommen.

Zu allem Glücke war derjenige, von dem wir hier reden, einige Jahre zuvor nach **Paris** gebracht worden; und man hatte ihn in eine Koſt gethan, wo er ſich dermaßen beliebt gemachet hatte: daß, als ſein Vater aufhörete, für ihn zu bezahlen, ſein Pflegevater ihn nicht nur nicht aufgab; ſondern vielmehr noch mehrere Fürſorge für ihn trug, ihn allezeit ernährete, ihn zur vierten Claſſe geſchickt machete, und ihm eine Burſchenſtelle in dem **St. Barbara-Collegio** verſchaffete.

Hier that er ſich durch ſeine Sanftmuth, ſeinen Fleiß und ſeine gute Zunahme hervor: und das Andenken davon iſt um ſo viel beſſer erhalten worden, da man ihm die Einſetzung einer Art von Koches zu danken hatte. Der Gebrauch war, daß die Burſche, ungefähr einmal des Monaths, nach der Ordnung das Eſſen machen mußten. Als nun der Tag des kleinen **de la Barre** gekommen war: ſo ſtund er ſehr früh auf, und gleichwohl war zur Eſſenszeit nichts gekochet. Hierüber ſchien er ſo betrübt zu ſeyn, daß, da ſeine Mitſchüler allein ihn nicht tröſten konnten, der Vorgeſetzte ihm ernſtlich verwies, daß er über einer ſchlechten Suppe ſo weinete. Er erwiederte: darüber weine er auch nicht; ſondern über ſeiner verlorenen Zeit. Seine Antwort machte einen Eindruck, und gab Gelegenheit zu erwähnter neuen Einrichtung.

Ein gottſeliger und gelehrter Geiſtlicher, welcher nahe an dem Collegio der **h. Barbara** wohnete, und in demſelben zum Fortkommen der Jugend viel beytrug, ließ ſich gar leicht von einem Schüler einnehmen, der bereits von der Anwendung der Zeit ſolche gute Gedanken hegete. Er zog denſelben durch guten Rath und Wohlthaten an ſich, und als der gewöhnliche Lauf ſeiner Studien im Collegio zu Ende war, nahm er ihn zu ſich, und behielt ihn faſt zwey Jahre. Er lehrete ihn das Griechiſche vollkommen, er übete ihn in Leſung und Zuſammenhaltung der Handſchriften, und gewöhnete ihn an diejenige Unterſcheidungskunſt und Kritik, die die Seele der wahren Kenntniſſe ſind, und ſeit der Zeit allemal den wahren Character des Herrn **de la Barre** ausgemachet haben.

Zu noch größerm Glücke kam um dieſelbe Zeit ein junger **Benedictiner** aus **Florenz** nach **Paris**, der viel von ſich hoffen ließ, anſehnliche Werke in den Druck zu geben hatte, und, da er von dem Großherzoge **Coſimus** dem III geliebet und beſchützet ward, die Koſten zu ſeinen Unternehmungen reichlich hergeben konnte. Herr **de la Barre** ward ihm als ein geſchickter und gelehriger Menſch vorgeſtellet, welcher aus Handſchriften ſowohl, als aus gedruckten Büchern abſchreiben, Auszüge machen, und ſie mit einander zuſammen halten könnte; der auch im Stande wäre, über den Druck und die Stiche ein Auge zu haben, und deren Probebögen genau zu verbeſſern.

Alles dieſes nun ſuchete eben dieſer junge **Benedictiner**, welchem dieſe mechaniſche Arbeit ſo viel mehr würde gekoſtet haben, da er unſere Sprache und Gewohnheiten noch nicht innen hatte. Dem Herrn **de la Barre** konnte ebenfalls nichts glücklichers begegnen, um ſich vollends eine Arbeit geläufig zu machen, die ihm mit der Zeit überaus nutzbar werden ſollte.

Es kamen alſo innerhalb wenigen Jahren, die **Conſtantinopolitaniſchen Alterthümer** heraus, welche **Dom Anſelmo Banduri** in zween Folianten, unter dem Titel Imperium orientale herausgab; und die Sammlung der Kaiſermünzen vom **Trajanus Decius** an, bis auf die letzten **Paläologen**, die eben ſo viel Bände ausmachet.

In dem Maaße wie dieſe Werke heran wuchſen, ſah der Verfaſſer mit einem erſtaunungsvollen Vergnügen, wie ſich der Witz und die Geſchicklichkeit des Herrn **de la Barre** re entwickelten, zunahmen und vollkommener wurden. Und da er überlegete, was derſelbe dereinſt für ſich ſelbſt würde leiſten können, wenn er nur einen gewiſſen Unterhalt hätte: ſo erhielt er vom **Großherzoge**, daß dasjenige, was er ihm damals als eine jährliche Beſoldung auszahlete, ihm in ein beſtändig Gehalt verwandelt werden ſollte: und dieſes iſt ihm auch bis an den Tod des letzten Regenten des Hauſes **Medicis** ausgezahlet worden.

Als Herr **de la Barre** dieſes erſte Unternehmen ausgeführet hatte: ſo ſchlugen ihm die Buchhändler, die ihn anfiengen kennen zu lernen, vor, eine neue Auflage des Spicilegii des **Dom Lucas d' Achery** zu verſchaffen, welches ſehr ſelten geworden war: und dieſes übernahm er in der Abſicht, daſſelbe zugleich weitläuftiger, bequemer und nützlicher zu machen.

Dieſes Spicilegium, oder dieſe Sammlung von Stücken, beſtund aus dreyzehn Quartbänden, welche in verſchiedenen Jahren, ſeit 1655 bis 1677 gedrucket wurden. **Dom Lucas d' Achery** hatte keine Ordnung in den Zeitpuncten und Materien beobachten können, weil er ſich ein Geſetz daraus gemachet hatte, dieſe Anecdota ſobald heraus zu geben, als er eine gewiſſe Anzahl davon beyſammen hatte: ſo daß oftmals der Anfang, die Folge, oder nur Stücke eines Werkes, in verſchiedenen Bänden ſtückweiſe zerriſſen und zerſtreuet ſtunden; welches denn deren Gebrauch ſehr ſchwierig machete.

Herr **de la Barre** ſetzete ſogleich alle Stücke des alten Spicilegii in ihre natürliche Ordnung; hierauf theilete er ſie in drey Theile, die ein jeder einen Folioband ausmachen. In den erſten warf er die dogmatiſchen, moraliſchen und polemiſchen Tractate; in den zweyten diejenigen Stücke, die zur Kirchengeſchichte gehören, und in den dritten diejenigen, die die weltliche Geſchichte betreffen. In alle drey nahm er noch ſolche Stücke mit, die ſeit der erſten Ausgabe des Spicilegii waren entdecket worden. Die alten hielt er mit verſchiedenen Handſchriften zuſammen, deren verſchiedene Leſarten er ſorgfältig anmerkete; die ihm denn halfen eine unendliche Menge Fehler zu verbeſſern, und viele Lücken zu ergänzen. Endlich erklärete er die dunkeln Stellen durch gelehrte Noten, deren einige ſo weitläuftig ſind, daß ſie den Namen von Abhandlungen verdienen.

Die gute Aufnahme dieſer Ausgabe machete den Herrn de la Barre vollends bekannt; und das nicht nur den Buchhändlern, ſondern auch denen Schriftſtellern, die an dergleichen Werken arbeiteten: deren man wenige drucken ließ, ohne ihn erſt um Rath zu befragen. Bald ſagete er, wie die Ordnung und Folge der Stücke ſeyn ſollte; zuweilen ſetzete er die Vorerinnerungen auf, die deren Wichtigkeit und Verbindung begreiflicher machen ſollten; und am öfterſten verfertigte er die Verzeichniſſe, die deren Gebrauch ungemein erleichterten.

Da ihm dieſe Beſchäfftigung aber gar zu eingeſchränket vorkam, ſo lenkete er ſeine Augen gar bald auf höhere Wiſſenſchaften; dergleichen die alte Erdbeſchreibung und Zeitrechnung, die fabelhafte Geſchichte und die Geſchichte der Heldenzeit ſind. Und da ſeine Umſtände nicht litten, daß er ſich ungeſtrafet auf langwierige und unfruchtbare Studien legen konnte: ſo ſetzete er ſich vor, ſie bey einer neuen Ausgabe des **Moreriſchen hiſtoriſchen Wörterbuches** zu brauchen.

Die letzte und folglich die beſte Ausgabe, welche man damals davon hatte, war die vom 1718ten Jahre. In derſelben nun unterſuchete er alle Artikel von dieſer Art, einen nach dem andern, er unterſuchete die Anführungen, und machete ſie richtiger, als zuvor. Hierauf gieng er zu den erſten Quellen hinauf, ohne dabey die Unterſuchungen der Neuern zu vernachläßigen, und arbeitete oder ſchmelzte faſt alle Artikel um. Er fügete endlich eine ſo große Menge neuer Artikel hinzu, daß die Ausgabe vom 1725ſten Jahre, die um ein Viertel ſtärker iſt, als die vom 1718ten Jahre, hauptſächlich nach dieſen Zuſätzen verfertiget ward.

Dieſe Arbeit brachte ihn mit vielen Gelehrten in Verbindung, die mehrentheils **Akademiſten** waren: und eben auf das Zeugniß derſelben, und desjenigen, welches **Dom Anſelmo Banduri** ihm ſchon ſeit langer Zeit gegeben hatte, welcher ſelbſt ein auswärtiges **Ehrenglied** dieſer **Akademie** geworden war, ward Herr **de la Barre** im 1727ſten Jahre zu einer **Beyſitzerſtelle** unter uns erwählet.

Diejenigen Bände der Memoires, welche die **Akademie** ſeit dieſem Jahre herausgegeben hat, rechtfertigen die Wahl, ſo ſie in dem Herrn **de la Barre** getroffen; und werden allezeit ein Denkmaal der Größe und Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe bleiben.

Unter andern hat er im VII und VIII Bande, Erläuterungen über die Geſchichte **Lykurgs**, Anmerkungen über die Straße von **Sardes** nach **Suſa**, die **Herodot** beſchrieben, und noch andere über den Lauf des **Halys**, des **Euphrats**, des **Araxus** und **Phaſis** verfertiget. Ferner hat er eine Abhandlung von dem römiſchen Pfunde und andern beſondern Gewichten aufgeſetzet, die nicht ſo bekannt ſind; und eine Abhandlung von der Eintheilung, die die römiſchen Kaiſer mit **Gallien** in verſchiedene Provinzen vorgenommen, geliefert.

In dem IX und X Bande findet man von ihm einen neuen Tractat vom Heldengedichte, worinnen er inſonderheit unterſuchet: ob es nöthig ſey, daß die Handlung dieſes Gedichtes ſich auf eine moraliſche Wahrheit beziehe, und beſondere Beobachtungen über diejenigen Plätze anſtellet, die zu den öffentlichen Spielen in Griechenland beſtimmet waren, und über die Arten von Wettrennen, ſo dabey gehalten wurden.

Die Bände, welche annoch von denen wenigen Jahren herauskommen ſollen, die der Herr de la Barre noch gelebet hat, werden ſeinem Geſchmacke und ſeiner Gelehrſamkeit, durch diejenigen Werke, die von ihm hinein kommen werden, nicht weniger Ehre machen.

Weit gefehlet aber, daß dergleichen Werke ſeinen Geiſt und ſeine Kräfte erſchöpfet hätten, ſo ſchienen ſie ihm nur eine mehrere Fertigkeit in denen andern Werken von allerley Art zu verſchaffen, die er ſeiner häuslichen Einrichtung wegen, unternehmen mußte.

So übernahm er ſelbſt in dem Jahre, da er in dieſe Akademie war aufgenommen worden, die Fortſetzung des **Tagebuches von Verdün**: welches ſein erſter Verfaſſer aufgegeben hatte, weil es ihm zu ſchwer fiel, ein periodiſches Werk, das immer wieder von neuem anfängt, beſtändig fortzuführen. Der Herr **de la Barre** hat es bis an den letzten Augenblick ſeines Lebens ununterbrochen fortgeſetzet, daſſelbe immer merkwürdiger, und daher ſeinem Nachfolger ſo viel ſchwerer gemachet.

Im 1729ſten Jahre gab er in zween Quartbänden diejenigen Memoires der **Geſchichte von Frankreich und Burgund** heraus, die man gemeiniglich das **Tagebuch Karls des VI** nennet, und ſetzete vor dieſe Sammlung eine lange und merkwürdige Vorrede.

Im 1732ſten Jahre gab er eine neue Ausgabe vom Secretaire du Cabinet und Secretaire de la Cour in zween Duodezbänden heraus. Das erſte Werk ſchmelzete er faſt ganz um, indem er ſinnreiche und vernünftige Briefe an die Stelle derer ſetzete, die ihm matt oder ſchlecht vorgekommen waren; das andere aber zierete er mit einer neuen Anweiſung aus, wie man ſich zur Schreibart in Briefen geſchickt machen ſoll, und arbeitete den ganzen Theil um, welcher den Titel **Brief-Ceremoniel** führet.

Im 1733ſten Jahre durchſah und verbeſſerte er die **Geſchichte Frankreichs unter Ludwigs des XIV** Zeit, welche **Larrey** verfertiget hatte, und die mit Erlaubniß unter dem Namen **Rotterdam**, in neun Duodezbänden wieder gedrucket iſt.

Im 1735ſten Jahre gab er in fünf andern Duodezbänden eine neue **Geſchichte der Stadt Paris** heraus, die aus dem **Pater Lobineau** gezogen iſt: welche, da ſie aus fünf Folianten beſtund und beſtändig mit lateiniſchen Stücken vermiſchet war, die Muße oder das Vermögen gemeiner Leſer überſtieg.

Er war es auch noch, welcher in währendem letzten Kriege, die mehreſten Manifeſte ſo wir geleſen, aus dem Italieniſchen oder Spaniſchen überſetzet hat. Er both begierig zu allem die Hand, was man ihm vorſchlug, daſern es nur eine Sache war, die noch mehr Ehre, als Nutzen bey ſich führete: denn er war uneigennütziger, als er es ſeinem Vermögen nach hätte ſeyn ſollen. Und wenn man gleich bey weitem nicht alle Werke kennet, an denen er Theil gehabt hat, ſo kann man doch wenigſtens verſichern: daß er niemals an ein einziges die Hand geleget hat, daraus man ihm einen Vorwurf hätte machen können.

Dasjenige Werk, ſo er ungefähr funfzehn Monathe vor ſeinem Tode unternommen, und welches er innerhalb dreyen Jahren zu enden hoffete, ob es gleich aus vier Folianten beſtehen ſollte, wäre allein vermögend geweſen, ſeinen Namen berühmt zu machen. Dieß war ein **Wörterbuch über die griechiſchen und römiſchen Alterthümer**, welches nach dem von ihm verfertigten Entwurfe, nichts weſentliches zu wünſchen würde übrig gelaſſen haben. Um denſelben deſto beſſer zu erfüllen, hatte er mit einem faſt unbegreiflichen Muthe, das Durchleſen aller alten Schriftſteller in den Originalſprachen wieder angefangen; und hatte mit eigener Hand alle Stellen ausgeſchrieben, die er glaubete, brauchen zu können: in der Ueberzeugung, daß dieſes das einzige Mittel wäre, der ſo gewöhnlichen Verdrießlichkeit falſcher Anführungen, verſtümmelter und übelverſtandener Stellen zu entgehen.

Dieſe erſte und ohne Zweifel wichtigſte Arbeit, da ſie auf alles übrige einen Einfluß hat, iſt gerade diejenige, welche am wenigſten in die Augen fällt: indem der Werth ſo vieler zerſtreueten Materialien hauptſächlich nur in dem Begriffe beſtund, den er von ihrem Verhältniſſe und von ihrer Austheilung hatte. Allein, er hat vortreffliche Muſter davon in mehr als hundert auserleſenen, ausgearbeiteten, und mit Mühe vollendeten Artikeln hinterlaſſen, welche anjetzt in der ganzen Litteratur einen Schriftſteller wiederfodern, der würdig ſey, einen ſolchen Anſchlag auszuführen.

Man wird wohl nicht darauf kommen, daß mitten unter dieſen Beſchäfftigungen, die einen allezeit bey ſich eingeſchloſſenen Gelehrten anzeigen, der Herr **de la Barre** auch noch ſehr fleißig in dieſe Akademie gekommen ſey: und man würde es um ſo viel weniger vermuthen, wenn wir gleich anfangs geſaget hätten, daß er halb taub geweſen. Gleichwohl ſtellete ſich kein Mitglied, ohne Ausnahme, bey unſern Verſammlungen fleißiger ein. Er wußte auch aus dem wenigen, was er vernehmen konnte, Nutzen zu ziehen, und ſetzete ſich dicht neben einen jeden, der vorlas; und es ſey nun die einzige Annehmlichkeit der Materien, oder ſonſt eine andere Bewegung, die ſich noch ſchwerer erklären läßt, daran ſchuld geweſen: ſo faſſete doch eben derſelbe Menſch, dem man ſonſt überall in die Ohren ſchreyen, oder durch Gebärden mit ihm reden mußte, ein Lehrgebäude recht gut; er verfolgete einen Schluß, einen Beweis, und ſagete ſeine Meynung eben ſo gut davon, als diejenigen, die kein Wort davon verloren hatten.

Uebrigens hatte er eine ſehr gute Gemüthsart; er war philoſophiſch genug geſinnet, über ſeiner Taubheit nicht unruhig zu werden, und geſchickt genug, ſich dieſelbe zu nutze zu machen. Er war allezeit in ſich ſelbſt eingezogen, allezeit mit ſeinem Gegenſtande erfüllet, kein Getümmel konnte ihn ſtören. Er ſann nach, er verfertigte Aufſätze, mitten auf einem öffentlichen Spaziergange, oder mitten auf der Gaſſe; und das mit eben ſolcher Gelaſſenheit, als in ſeinem eigenen Studierzimmer. Er wollte ſogar erfahren haben, daß nach dergleichen Uebungen, die ſeiner Geſundheit nützlich und ſeiner Geſchäffte wegen unvermeidlich wären, ſeine durch die Bewegung des Leibes erhitzte Einbildungskraft, ihm plötzlich des Abends beym Auskleiden, die Auflöſung gewiſſer Schwierigkeiten an die Hand gäbe, die ihn ganze Wochen lang beſchäfftiget hätten. Er fügete hinzu, daß er alsdann, aus Furcht, der Schlaf möchte ſeine Begriffe ſchwächen, ſich eiligſt an ſeinen Schreibtiſch ſetze: allwo er in Meynung nur einige Minuten zu ſitzen, ſich zuweilen wunderte, daß es ſchon Tag würde, und daß ihm ſolches nie beſchwerlich geworden wäre.

Herr **de la Barre** glaubete auch nichts minder, als daß ſeine Taubheit ein großes Uebel in der innern Einrichtung eines Hausweſens ſey; denn er hatte ſich zweymal verehlichet. Seine erſte Ehgattinn war ſehr kränklich, und er war in denen neun bis zehn Jahren, die ſie mit einander gelebet haben, mehr ihr Wärter, als ihr Ehmann. Die Aufmerkſamkeit, die er für ſie gehabt hatte, erweckete in ſeiner ganzen Nachbarſchaft den Wunſch, daß er eine andere nehmen möchte, mit welcher er vergnügtere Tage zählen könnte. Die Wittwe eines Gegenſchreibers der Renten und Eigenthümerinn des Hauſes, darinnen er wohnete, und die auch ſelbſt darinnen wohnete, wußte mehr als jemand, wie ſchätzbar Herr de la Barre an Tugend und Geſchicklichkeit wäre, und war die erſte, die ihm ihre Tochter anboth. Er hat ſie geheirathet, und drey Kinder mit ihr gehabt.

Er ſtarb an einem Fluſſe auf der Bruſt, den 24ſten des letzten Maymonathes, in einem Alter von funfzig Jahren und etlichen Monathen.

Ende des ſiebenten Theiles.

Geſchichte
der königlichen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris,

darinnen zugleich
unzähliche Abhandlungen aus allen
freyen Künſten, gelehrten Sprachen,
und Alterthümern, enthalten ſind.

Mit Kupfern.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzet,
von
Luiſen Adelgunden Victor. Gottſchedinn.

Achter Theil.

Mit Königl. Poln. und Churfürſtl. Sächſ. allergn. Freyheit.

Leipzig 1754,
verlegts Johann Paul Kraus,
Buchhändler in Wien.

Verzeichniß
derer in dieſem Theile vorhandenen Artikel.

Fortgeſetzte Geſchichte der königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften a. d. 1 S.
I. Allgemeine Betrachtungen über die Nutzbarkeit der ſchönen Wiſſenſchaften, und über die Schwierigkeiten, die der ausſchließende Geſchmack, welcher ſich in Anſehung der Mathematik und Phyſik feſt zu ſetzen ſcheint, nach ſich ziehet 11
II. Blanchard, von den öffentlichen Verwünſchungen der Alten 55
III. D'Egly von der Fabel oder dem Apologus 65
IV. Geinoz, Anmerkungen und Verbeſſerungen des Textes und der Dollmetſchung des 1 Buches im Herodot 82
V. Sallier, Ueberſetzung desjenigen Theils von Platons Geſpräche Theätetus betitelt, welcher des Protagoras Lehrgebäu betriffe 102
VI. Gedoyns fortgeſetzte Auszüge aus dem Photius, überſetzet und mit Noten verſehen 137
VII. Racine von der Wahrheit in der Dichtkunſt 139
VIII. Ebendeſſelben Anmerkungen über Miltons verlorenes Paradies 139
IX. Fourmonts Erklärung dreyer alter Aufſchriften, die man in dem Tempel des amykläiſchen Apollo gefunden 141
X. Fontenu, von den Waſſerleitungen der Alten, und Beſchreibung der zu Coutances 153
XI. Nachricht von einem bey Cherbourg entdeckten Grabmaale, und des Herrn Foncemagne hiſtoriſch-geographiſche Anmerkungen dieſe Stadt betreffend 181
XII. Bons Erklärung eines Alterthumes 194
XIII. Fortgeſetzte Beobachtungen über des Grafen Mezzabarba Verzeichniß von Kaiſermünzen 199
XIV. Bleterie, Geſchichte Kaiſer Jovians 210
XV. Erläuterungen der Geſchichte des Greiſes vom Berge, Fürſten der Mörder 211
XVI. Salliers Nachricht von einem alten Protocolle 226
XVII. Lebeufs Nachricht von der älteſten Handſchrift der Chroniken zu St. Dionyſius 240

XVIII.

XVIII. Lebeufs kritiſche Anmerkungen über die Acta des H. Ludwigs Seite 255
XIX. Secouſſe, hiſtoriſche Abhandlung von den Unruhen in Frankreich nach der Schlacht bey Poitiers 266
XX. Lebeuf, Nachricht von den Werken Philipps de Maizieres 301
XXI. Foncemagne hiſtoriſche und kritiſche Anmerkungen über die Geſchichte Karls des VIII. 328
I. Artikel, warum Ludwig Sforcia, Herzog von Meyland, der Mohr genannt worden 329
II. Art. Erläuterungen über Joh. Michels, Karls des VIII. erſten Leibarztes Perſon und Schriften 332
III. Art. Nachricht von einem MSc. aus des Königs Bibliothek 341
IV. Art. Erklärung einer Stelle im Phil. Comines. 348
V. Art. Anmerkungen über Monſtrelets Chronik. 350
XXII. Deviſen und Aufſchriften der Akademie 354

Leben.

LIV Leben des Herrn Lancelots Seite 357
LV. Leben des Herrn von Surbek 373
LVI. Leben des Herrn Abtes Sevin 385
LVII. Leben des Herrn Rollins 395
LVIII. Leben des Herrn Abtes Banier 410
LIX. Leben des Herrn Cardinals Polignac 420
LX. Leben des P. Montfaucon 437
LXI. Leben des Herrn de la Baſtie 457
LXII. Leben des P. Banduri 474
LXIII. Leben des Herrn Cardinals Fleury 484
LXIV. Leben des Herrn Abtes Bignon 499
LXV. Leben des Herrn von Chambors 517

Fort-

Fortgeſetzte

Geſchichte

der

königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

Die Welt würde mit Rechte glauben können, daß der Eifer der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, ſeit dem 1740ten Jahre erkaltet wäre; als mit welchem Jahre die zween letzten Bände ihrer ausführlichen Schriften aufhören: wenn ſie hier keine Rechenſchaft gäbe, was für Urſachen bisher den Druck der gegenwärtigen aufgehalten haben.

Herr von Boze, welchem die Akademie denjenigen Ruhm zu danken hat, den ſie beſitzt; indem er ſich bisher die Mühe gegeben, ihre Geſchichte und Werke heraus zu geben, verwaltete, ſeit faſt ſieben und dreyßig Jahren, das Amt ihres Secretärs: als er im 1742ten Jahre den Herrn **Grafen von Maurepas** erſuchete, er möchte es genehm halten, daß Herr **von Boze** den **König** um die Erlaubniß angienge, ſein Amt nieder zu legen. Wir ſahen ihn mit Betrübniß eine Ruhe wünſchen, die er ſo rechtmäßig erworben hatte. Indeſſen bewog die Schwächung ſeiner Geſundheit, welche ihm durch eine Krankheit verurſachet worden, die uns lange Zeit beunruhiget hatte, obigen Staatsmann ſeinem wiederholeten Anſuchen Platz zu geben: und wir ſelbſt durften uns nicht dawider ſetzen.“

Herr **Freret** ward den 8. Jänner 1743. zu der erledigten Secretärſtelle ernannt. Hätte nun zu deren Bekleidung nichts weiter gehöret, als eine mit einem großen Geiſte verbundene weitläuftige Gelehrſamkeit, und die allerglücklichſte Fertigkeit, ſich mündlich und ſchriftlich auszudrücken: ſo würde die **Akademie** alle Urſachen gehabt haben, mit ihrer Wahl zufrieden zu ſeyn. Allein, wir wußten damals nicht, daß eine lange Reihe ungemäßigter Ausſchweifungen im Studieren, Herrn **Frerets** ganze Leibesbeſchaffenheit erſchöpfet, und in ſeinem Blute den Grund zu einer beſtändigen Unpäßlichkeit hinterlaſſen hätte: welche nur gar zu oft die betrübte Frucht des mit ſtetem Sitzen verbundenen Lebens der Gelehrten iſt. In währendem 1744ten Jahre, ward er von einem faſt allgemeinen Fluſſe überfallen, deſſen Zufälle ihn bis ins Grab begleitet haben.

Man wird Mühe haben zu glauben, was wir ſelbſt mit Augen angeſehen haben: Herr **Freret**, der allezeit Schmerzen empfand, oder doch hinfällig war, verlor dadurch nicht nur nichts von ſeiner natürlichen Begierde zur Arbeit, oder von der Fähigkeit, ſich ihr eben ſo unabläßig zu ergeben; ſondern er fand vielmehr keine andere Linderung

---

*) Da aus den Memoires von Trevoux, im Märzmonathe des 1751ten Jahres, a. d. 604 Seite erhellet, daß die Gelehrten die Folge des Freretiſchen Werkes von der Chineſiſchen Zeitrechnung.

rung ſeines Uebels, als in einer unabläßigen Arbeit, welche ſeine Seele genugſam beſchäfftigen konnte, um ſie von der Empfindung des Schmerzens abzuziehen. Eine jede Art der Studien aber, ungeachtet er alle Arten der Gelehrſamkeit gefaſſet hatte, war nicht gleich geſchickt, dieſe wunderbare Wirkung auf einen Geiſt von ſolcher Art zu thun. Er mußte groſſe Schwierigkeiten zu überwinden, Wüſteneyen umzuackern, und Abgründe zu ergründen haben. Die Geſchichte, von dem erſten Weltalter an, und inſonderheit nach ihrem Verhältniſſe mit der Ordnung der Zeit betrachtet, konnte ihm allein Quellen an die Hand geben, die ſeinem Bedürfniſſe gemäß waren. Man wird aus denen Abhandlungen, die wir noch in groſſer Menge von ihm übrig haben, und die nach und nach in unſere Sammlung eingedrucket werden ſollen, ſchlieſſen können, daß er die letzten Jahre ſeines Lebens einzig darzu gewidmet hat, die dunkelſten Stellen der alten Geſchichte und Chronologie, ins Licht zu ſetzen *).

Bey dem ſchmachtenden Zuſtande, in welchen Herr **Freret** gefallen war, würde es ungerecht geweſen ſeyn, ihm den Troſt zu beneiden, daß er dem einzigen Geſchmacke, den ſeine Krankheit ihm noch übrig ließ, eine Genüge thun möchte. Es wäre unmenſchlich geweſen, wenn man ihn ohne Verſchonen, zu ſolchen Arbeiten hätte rufen wollen, die zwar allerdings weſentlicher; aber ſeinem Zuſtande nicht ſo gemäß, und vielleicht fähig geweſen wären, ſein Uebel zu verſtärken, und bloß deswegen, weil ſie ihm von der Schuldigkeit wären vorgeſchrieben worden: ein verdrießlicher Gedanken für einen Kranken, dem der beſtändig anhaltende Schmerz das Recht erworben hatte, Widerſpruch und Zwang, nicht anders, als mit Ungeduld zu ertragen.

---

nung begierig erwarten: ſo müſſen wir hier melden, daß ſie in denen Bänden, die ſogleich auf dieſen folgen ſollen, erſcheinen wird.

Wir, die eine Art von Bewunderung bey dem Anblicke eines ſo ſeltenen Muthes einnahm, waren gar nicht geneigt ihm vorzurücken: daß er unrecht handelte, denſelben nicht auf eine andere Art zu gebrauchen. Wir erſtaunten ſogar zuweilen in unſern Verſammlungen, über der großen Menge ſeiner Kenntniſſe, und über der Verſchwendung, womit er ſie ausbreitete. Wir hatten daher kaum das Herz uns zu beſchweren, daß ſeine Gaben für die Akademie unnützlich wären. Wir hoffeten endlich auch, daß er bald, wenn er durch die Wiedererlangung ſeiner Kräfte, wieder zu ſich ſelbſt käme, im Stande ſeyn würde zu begreifen, was er ſowohl dieſer Geſellſchaft, als dem gemeinen Weſen ſchuldig ſey. Der Tod aber, welcher ihn uns den 8. März des 1749ten Jahres entriß, hat ihm nicht Zeit gelaſſen, unſere Hoffnung zu erfüllen.

So iſt die Kette derer Umſtände beſchaffen geweſen, welche den Druck unſerer ausführlichen Schriften verzögert haben. Anitzt theilen wir zween Bände davon mit, welche die Geſchichte und Werke der Akademie, vom 1741ten Jahre, bis und mit dem 1743ten enthalten; wir glauben auch verſichern zu können, daß unverzüglich wieder zween andere Bände unter die Preſſe kommen ſollen.

Das 1741te Jahr, beuth keinen ſonderlichen Vorfall dar, welcher in der Geſchichte der Akademie einen Platz verdienete.

Die Materie, welche zu dem Preiſe dieſes Jahres aufgegeben ward, beſtand darinn, daß man feſt ſetzen ſollte: wie vielmal der Tempel des Janus ſeit Chriſti Geburt wäre geſchloſſen worden, und zu welcher Zeit dieſer heydniſche Gebrauch abgekommen?

Dieſen Preis erhielt der Herr Abt Venuti, General-Vicar St. Johanns von Lateran, in der Abtey zu Clerac, und Mitglied der Akademien zu Cortona und della Cruſca.

Der auf das 1742te Jahr ausgeſetzte Preis, beſtand in der Unterſuchung: was das für galliſche Völker geweſen, welche ſich in Kleinaſien niedergelaſſen, und daſelbſt unter dem Namen der Galater bekannt geweſen; zu welcher Zeit ſie dahin gekommen; wie groß das Land geweſen, das ſie eingenommen; wie ihre Sitten, Sprache und Regimentsforme beſchaffen geweſen; zu welcher Zeit die Galater aufgehöret, Oberhäupter ihres Volkes zu haben, und einen unabhänglichen Staat auszumachen?

Dieſen Preis erhielt Herr **Simon Pelloutier**, Rath bey des Königes von Preußen franzöſiſchem Ober-Conſiſtorio, und Paſtor der franzöſiſchen Kirche zu **Berlin** *).

Den 27ten November überreichte Herr **de la Curne** de Ste Palaye, der **Akademie** im Namen Herrn **Peters Franz Foggini**, eine neue Ausgabe der Werke **Virgils**: welche ein genauer Abdruck der zu **Florenz** befindlichen Handſchrift iſt, die in dem Bücherſchatze **St. Lorenzens de Medicis** aufbewahret wird. Dieſe Ausgabe, vor welcher man eine merkwürdige Vorrede des Herausgebers Herrn **Foggini**, antrifft, iſt dieſer **Akademie** zugeeignet.

Das Ende des 1742ten Jahres, muß auf immerdar in den Jahrbüchern dieſer **Akademie**, als ein unglückſeliger Zeitpunct betrachtet werden. Im **December** nämlich foderte Herr **von Boze** mit mehrerem Eifer als ſonſt, ſeinen Erlaß, und erhielt die Erlaubniß ſein Amt freywillig niederzulegen.

Den 8ten Jänner 1743. an welchem Tage die erſte Verſammlung dieſes Jahres gehalten ward, theilete Herr **Bignon** der Geſellſchaft folgendes Schreiben mit, ſo er von dem Herrn **von Maurepas** erhalten hatte:

---

*) Es iſt dieſe Schrift bey ſeiner Histoire des Celtes bereits gedrucket.

Verſailles den 29. Decemb. 1742.

Ich berichte Ihnen mit vielem Vergnügen, mein Herr, daß der König Sie zum Vice-Präſidenten der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, auf das bevorſtehende 1743te Jahr ernennet hat. Da nun der Herr Herzog von St. Aignan, welchen der König zum Präſidenten ernannt hat, vielleicht nicht in Paris ſeyn dürfte, oder bey der erſten Verſammlung der Akademie, die den 8ten inſtehenden Monathes gehalten wird, nicht gegenwärtig ſeyn möchte: ſo habe ich die Ehre Ihnen eine Abſchrift meines Briefes an ihn zu überſenden, damit Sie in deſſen Abweſenheit dasjenige thun mögen, welches ihm in dieſer Würde aufgetragen war. u. ſ. w.

Der Herr Herzog von St. Aignan, befand ſich nicht in der Verſammlung des 8ten Jänners; und alſo wurden wir aus der Abſchrift des Briefes dieſes Staatsmannes, die er dem Herrn **Bignon** zugeſchicket, von den Befehlen des Königes unterrichtet.

Abſchrift eines Schreibens des Grafen von Maurepas, an den Herzog von St. Aignan, den 29ten Decemb. 1742.

„Der König hat Sie, mein Herr, zum Präſidenten ſeiner Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, auf das nächſtfolgende 1743te Jahr ernennet. In ſolcher Würde nun habe ich die Ehre Ihnen zu berichten, daß, nachdem Herr von **Boze** vorgeſtellet hat, wie ſeine Geſundheit ihm nicht länger erlaubete, die Verrichtungen eines Secretärs und Schatzmeiſters dieſer Akademie zu verrichten, die er ſeit mehr als 36. Jahren verwaltet hat; und da Seine Majeſtät, mit der Art wie er dieſem Amte vorgeſtanden, unendlich zufrieden iſt, und ihm einen Nachfolger aus der Claſſe der beſoldeten

„Mitglieder zu ſetzen gedenkt, wie der IV. **Artikel** der **Verordnung**
„mit ſich bringt: ſo haben ſich Höchſtdieſelben
„für den Herrn **Freret** erkläret, deſſen Gelehrſamkeit bekannt
„iſt, und deſſen Hauptbeſchäfftigung allezeit die gelehrten
„Uebungen geweſen ſind.

„Zu Folge dieſer Ernennung alſo, die Sie ſo gütig
„ſeyn werden, bey der erſten Verſammlung bekannt zu machen,
„wird Herr **von Boze**, ſo bald es ihm möglich iſt,
„dem Herrn **Freret**, die Urkunden und Acten, Abhandlungen
„und Schriften, die **Akademie** angehend, zuſtellen,
„welche von nun an in ſeinen Händen bleiben ſollen.
„Es ſoll von denſelben ein ſummariſches Verzeichniß, von
„dieſen zween Herren, und von Ihnen, **mein Herr**, unterſchrieben
„verfertiget werden, welches ich mir zuzuſchicken
„bitte, wenn Sie vorher jedem von ihnen eine eben ſo
„unterſchriebene Abſchrift zugeſtellet haben werden.

„Ich muß noch zum Troſte der **Akademie** hinzufügen,
„daß Herr **von Boze** ihr noch beſtändig ausnehmend
„ergeben bleiben wird; daß er ſich bloß der **Secretärſtelle**
„aus denen Urſachen begiebt, die ich angeführet
„habe; und, weit gefehlet, daß er die Stelle eines unbedingt
„Bejahrten geſuchet haben ſollte, die er durch die
„Natur und das Alterthum ſeiner Dienſte gar billig erworben
„hätte: ſo hat er ſich vielmehr erbothen, den angefangenen
„Druck des XIV. und XV. Bandes der **ausführlichen**
„**Schriften** der **Akademie** fortzuführen, und allezeit mit
„derſelben Begierde, zu den Arbeiten und der Ehre der
„**Akademie**, das ſeinige beyzutragen. Der **König** hat es
„alſo für gut befunden, ihn auf das nächſtfolgende Jahr
„zum **Director** derſelben zu ernennen, in welchem Seine
„**Majeſtät** auch den Herrn **Bignon** zum **Vicepräſidenten**,
„und den Herrn Abt **Sallier** zum **Unter-Director**
„ernannt haben wollen. Sie, **mein Herr**, kennen ſchon
„die Empfindungen, mit welchen ich bin ꝛc. ꝛc.„

Die Aufmerkſamkeit dieſes Staatsmannes, da er uns ſelbſt Troſtmittel an die Hand giebt, zeiget zur Genüge, daß unſere Geſinnungen gegen den Herrn **von Boze**, ihm nicht unbekannt geweſen.

Nachdem nun dieſe zween Briefe vorgeleſen waren, nahm Herr **Freret** den Platz des Secretärs ein, und zu gleicher Zeit übergab Herr **von Boze**, die Urkunden, Acten, Abhandlungen und Schriften, welche die Akademie angiengen, und in eine ſolche Ordnung gebracht waren, die die Geſellſchaft ſeinem Nachfolger zum Muſter vorſchlug. Da nun das Verzeichniß dieſer Stücke in der Verſammlung vorgeleſen, und für richtig befunden worden: ſo wurden drey Abſchriften davon gemachet, welche von dem Vicepräſidenten Herrn **Bignon**, dem Herrn **von Boze** und Herrn **Freret** unterſchrieben wurden. Die erſte davon bekam Herr **von Boze**, dem ſie anſtatt einer Quittung dienete; die andere erhielt Herr **Freret**, dem das Pfand anvertrauet blieb; die dritte ward demjenigen Staatsſecretäre überſandt, welcher die Angelegenheiten der Hofſtatt zu beſorgen hatte.

Einige Monathe darauf traten der XIV. und XVte Band der ausführlichen Schriften der Akademie ans Licht, deren Ausgabe Herr **von Boze** die Güte gehabt, vollends zu beſorgen.

Die Aufgabe zum Preiſe des 1743ten Jahres war: der Zuſtand der Wiſſenſchaften in Frankreich, ſeit dem Tode Philipps des ſchönen, bis an den Tod Karls des V.

Dieſen Preis erhielt der Herr Abt **Fenel**, Domherr bey der Metropolitankirche zu Sens.

* * *

Verän-

Veränderungen,

ſo ſich in dem Verzeichniſſe der Mitglieder der Akademie, von 1741, bis und mit dem 1743ten Jahre zugetragen.

Im 1741ten Jahre

Ward Herr von Sürbek, Hauptmann bey dem Regimente der Schweizerwacht, als Ehrenmitglied der Akademie, zum Briefwechſel ernannt, und ſtarb im nächſtfolgenden Auguſtmonathe.

Der Herr Abt Sevin, und der Herr Abt Banier, beyde beſoldete Mitglieder, ſtarben. Die Herren Aebte, Fontenu und Sallier, beyſitzende Mitglieder, wurden zu obigen zwo erledigten Stellen beſoldeter Akademiſten ernennet.

In den letzten Monathen eben dieſes Jahres verloren wir den Herrn Rollin, bejahrten Beyſitzer der Akademie; den Herrn Cardinal Polignac, ein Ehrenmitglied, und den ehrwürdigen Pater Dom Bernhard von Montfaucon, ebenfalls ein Ehrenmitglied.

Im 1742ten Jahre

Ward der ehemalige Herr Biſchof von Mirepoix, Lehrmeiſter Seiner Königl. Hoheit des Dauphins, zu der durch den Tod des Cardinals Polignac erledigten Stelle eines Ehrengliedes ernannt.

Herr Bignon, Aufſeher zu Soiſſons, und königlicher Bibliothekar, ward zum Ehrengliede, an die Stelle des P. Dom Bernhard von Montfaucon erkläret.

Der Herr Abt de la Bleterie, und Herr d'Egly, wurden zu den zwo Beyſitzerſtellen ernannt, die durch die Beförderungen des Herrn Abtes von Fontenü, und des Herrn Abtes Sallier zu beſoldeten Mitgliedern, waren erlediget worden.

Herr von Bercy, ehemaliger Aufſeher des Finanzweſens, ſtarb als Ehrenmitglied, und der Graf de Caylus folgete an ſeine Stelle.

Es ſtarb auch der Herr Baron de la Baſtie, ein Ehrenmitglied zum Briefwechſel.

Im 1743ten Jahre

Ward der Herr Abt Venuti zum Ehrenmitgliede, zum Briefwechſel, an die Stelle des Barons de la Baſtie ernennet.

Der Pater Dom Anſelmo Banduri, ein auswärtiges Ehrenmitglied, verſtarb; und der Herr Cardinal Quirini erſetzete ſeine Stelle.

Es ſtarb auch der Herr Cardinal Fleury, unſer Ehrenmitglied, und Herr Türgot, Staatsrath, ward an ſeine Stelle ernannt.

Innerhalb ſechs Tagen verloren wir, den Herrn Bignon, Staatsrath und Aufſeher des königl. Bücherſchatzes, und ſeinen Vätter, den Herrn Abt Bignon, beyde Ehrenglieder der Akademie. Ihre Stellen wurden durch den Herrn Präſidenten von Lamoignon, und den Herrn Abt von Pomponne erſetzet.

Herr von Chambors, ein Beyſitzer der Akademie, ſtarb ebenfalls, und der Herr Biſchof de la Ravaliere ward ſein Nachfolger.

◆

Geſchichte
von den
Werken der königl. Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

I.

Allgemeine Betrachtungen über die Nutzbarkeit der ſchönen Wiſſenſchaften, und über die Schwierigkeiten, die der ausſchließende Geſchmack, welcher ſich in Anſehung der Mathematik und Phyſik feſtzuſetzen ſcheint, nach ſich zieht.

Man kann an die Geſchichte von der allgemeinen Erneuerung der Künſte, der Wiſſenſchaften und des Geſchmacks in Europa, nicht gedenken, ohne ſich zugleich zu erinnern: daß dieſe glückſelige Veränderung, ein Werk der ſchönen Wiſſenſchaften, und die Erlernung der gelehrten Sprachen, das Vorſpiel und der Grund davon geweſen.

Einige aus den Trümmern von Conſtantinopel entronnene Griechen kamen in der Mitte des XV. Jahrhunderts, nach Italien, daſelbſt eine Zuflucht zu ſuchen. **Gregorius von Tifernas** a) erlernete von ihnen die Kunſt ihre Sprache zu lernen, und brachte dieſelbe im Anfange der Regierung **Ludwigs** des XI. zu uns. Dieß war der erſte Lichtſtral, welcher **Frankreich** erleuchtete. **Georg Hermonymus** von **Sparta** b), und **Tranquillus Andronicus** aus **Dalmatien**, welche die vortheilhafte Aufnahme nach **Paris** lockete, die **Gregorius** daſelbſt gefunden, wurden allhier mit eben ſo vieler Begierde gehöret. **Johann Laſcaris** c), welchen **Ludwig** der XII. durch ſeine Wohl-

---

a) Faſt alle die von dem **Gregorius Tifernas** geredet, unter andern **Naude**, Addit. à l'hiſt. de Louïs XI. cap 6. und **du Boulai**, hiſt. de l'Univ. T. V. p. 875. machen ihn zu einem gebohrnen Griechen, und ſetzen voraus: er ſey nach der Eroberung von Conſtantinopel nach **Italien** gekommen. Allein dieſe Schriftſteller irren ſich. **Gregor** war ein **Italiener**, von **Tifernum** gebürtig, und daher ward er **Tifernas** genannt. Man weis nur nicht, ob er in dem metaurenſiſchen **Tifernum**, in **Umbrien**, oder in dem tiburiniſchen **Tifernum** gebohren worden, welches bey dem **Apennin** liegt.

b) Aus des **Hermonymus** Schule kam **Reuchlin**, ſonſt **Capnio**, welcher in Deutſchland die Kenntniß der griechiſchen Sprache ausbreitete 1).

1) Daß dieſer nicht der erſte geweſen, der in Deutſchland Griechiſch gekonnt, erhellet aus der folgenden Anmerkung 2). Indeſſen hat er es auch nicht erſt von dieſem, ſondern von den Schülern des **Gregorius Tifernas**, und vom **Andronicus Contoblaca** zu Baſel gelernet; auch daſelbſt 1575 ſchon gelehret, ehe er zum zweyten male nach **Paris** gieng und den **Hermonymus** hörete. S. **Litzels** Hiſt. Poet. Græcor. Germ. p. 2. 3. Wo bleiben nun von deutſchen Gelehrten **Rudolph Lange**, **Conrad Celtes**, **Eraſmus**, **Joachim Camerar**, **Petrus Moſellanus**, **Bernhard Tegeder**, **Melanchthon**, **Caſpar Urſ. Velius**, **Luſcinius**, **Latomus**, **Grundler**, **Lonicer**, **Myrillus**, **Ge. Fabricius**, u. a. m. die ſich in großer Menge bey uns durch das Griechiſche ſowohl, als durch andere ſchöne Wiſſenſchaften hervorgethan haben? S. **H. Bruckers** Ehrentempel deutſcher Gelehrten a. d. 3. u. 4. S. **G.**

Wohlthaten an ſich gezogen hatte, und **Hieronymus Aleander**, welchen wenige Jahre hernach die Univerſität aufnahm *d*), halfen vollends in dieſer Hauptſtadt den Geſchmack zur griechiſchen Sprache befeſtigen. Unter dergleichen Meiſtern ward die Schule zu **Paris** gar bald ſo blühend, daß man noch vor der Mitte des XVI. Jahrhunderts, daſelbſt verſchiedene Sprachlehrer zählete, die bereits im Stande waren, dasjenige zu lehren, was ſie kaum Zeit gehabt hatten, ſelbſt zu lernen: einen **Budeus** *e*), **Daneſius** *f*), **Tuſanus** *g*), und andere mehr, deren Stellen nachmals durch hochberühmte Zöglinge erſetzet wurden. 2)

Unter

---

c) Ungeachtet **Laſcaris**, der ſich vor allen ſeinen Landsleuten durch ſeine Geburt und Gelehrſamkeit hervorthat, zu **Paris** keine öffentlichen Vorleſungen gehalten hat: ſo ſind gleichwohl **Wilhelm Budeus**, und **Peter Daneus** von ihm in der Kenntniß des Griechiſchen vollkommener gemachet worden.

d) **Hieronymus Aleander**, aus **Friaul** gebürtig, lehrete die griechiſche Sprache im **Lombardiſchen Collegio**, und ward Rector der Univerſität.

e) Das gelehrte Werk des **Budeus**, Commentarii linguæ græcæ betitelt, ward 1529. geſchrieben: denn ſo lautet das Datum der Zueignungsſchrift, welche voran ſteht.

f) **Peter Daneus** war der erſte Profeſſor der griechiſchen Sprache in dem von **Franciſcus** dem I. gegen das 1530te Jahr geſtifteten königlichen Collegio.

g) **Jakob Tuſanus**, aus **Champagne**, folgete dem **Peter Daneus** im Lehrſtuhle der griechiſchen Sprache. Sein griechiſches 1552. gedrucktes Wörterbuch, iſt das erſte, welches einige Hochachtung verdienet hat; es war aber gleichwohl nur ein Entwurf desjenigen, welches **Heinrich Stephan** 1572. unter dem Titel: Theſaurus linguæ græcæ, hat drucken laſſen.

2) Bey uns Deutſchen hat es zwar in keinem, der ſogenannten barbariſchen Jahrhunderte mittlerer Zeiten, an aller Kenntniß der griechiſchen Sprache gefehlet. S. Litteln am angeführten Orte p. 2. Note b. Indeſſen hat doch Joh. Agricola ſchon 1476. zu Ferrara in Italien, von dem Theodor Gaza, und andern dahin geflüchteten Griechen, einen Unterricht darinn bekommen; und ſeine Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften dadurch geſtärket. Er ließ ſich ſelbſt in Italien mit

ſeinen

Unter denen großen Männern, die den Vorſatz gefaſte hatten, die ſchönen Künſte wieder zu beleben, nahmen einige insbeſondere die Mühe über ſich, die lateiniſche Sprache wieder zu ihrer alten Reinigkeit zu bringen, die durch die Verderbniß, darein ſie gerathen, ganz unkenntlich geworden war. **Robert Stephan** ſuchete ſie in den Schriftſtellern des geſunden Alterthums auf, und ſchloß ſie ganz und gar in ein einziges Buch ein *b*); **Julius Scaliger**, welcher die Ehre verdienet hat, des **Sanctius** Wegweiſer zu werden, ſetzete deren **Grundſätze** *i*) auf. **Jakob Ludwig Strebäus** von **Rheims**, unterſuchete in ſeinem vortrefflichen Tractate, **von der Wahl und Ordnung der Worte** *k*), deren Mechanik. **Johann Thieri von Beauvais**, ſammlete nach dem Beyſpiele eines **Lorenz Valla**, die **Zierlichkeiten** *l*) des Lateins; **Muretus** aber lehrete jedermann, daſſelbe zu reden 3).

Aus

ſeinen Vorleſungen hören, und ward von den Wälſchen, wegen ſeiner lieblichen Ausſprache bewundert: da ſie ſonſt vor der deutſchen rauhen Ausſprache einen Ekel hatten. Er hielt auch hernach griechiſche und lateiniſche Vorleſungen zu Heidelberg und Worms, mit großem Zulaufe, auch der gelehrteſten Männer. Und dieſes geſchah ſchon 1484. folglich viel eher, als man in Frankreich ſolche inländiſche Lehrer hatte. S. Hrn. Paſt. Bruckers Ehrentempel deutſcher Gelehrten, a. d. 3. u. 4. S. G.

b) Theſaurus linguæ latinæ, die erſte Ausgabe von 1531.

i) Scaligers Werk iſt betitelt: de cauſis linguæ latinæ. Der vorne an ſtehende Brief iſt an den Sebaſtian Gryph gerichtet, und 1540. unterſchrieben. Sanctius ſaget ſelbſt, zu Ende des erſten Capitels ſeiner **Minerva**, er habe aus Scaligers Arbeit viel Nutzen gezogen.

k) *Jac. Lud. Strebæi Remenſis*, de Electione & oratoria Collocatione verborum, libri duo. *Lugd.* 1541. in 4to.

l) *Laurentii Vallæ* de linguæ latinæ Elegantia, libri ſex. . . . His acceſſerunt perdoctæ annotationes eruditiſſimi viri, *Johannis Theodorici Bellovacenſis*, &c. in 4to. *Par.* 1544.

3) Die Herren Franzoſen reden immer nur von ihren Landesleuten, als ob ſie allein alles gethan hätten. Ohne nun die Partey der Wälſchen und Spanier

nier

Aus der Sprachlehre entſtand die Kritik. Dieſe ließ ſich anfangs angelegen ſeyn, die Grundtexte von den Fehlern zu reinigen, welche die Unwiſſenheit oder Unachtſamkeit der Abſchreiber hatte einſchleichen laſſen; dasjenige wieder herzuſtellen, was die Wuth der Zeiten darinnen verſtellet hatte, und durch Auslegungen oder Umſchreibungen, die dunkeln und ſchwierigen Stellen zu erklären. Dieſes waren ihre erſten Verſuche: nach und nach aber erhob ſie ſich ſo weit, daß ſie in den Werken der Griechen und Römer, auch die Muſter des Schönen, und die Regeln des Geſchmackes ſuchte.

Nach dem Maaße nun, wie das Erkenntniß ſich erweiterte, vervielfältigten ſich auch die Gegenſtände des Nachforſchens, und die Neubegierde wuchs immer mehr. Die Geſchichte, vom Anfange der Welt betrachtet, both ein unermeßliches Feld dar, und gab Materien zu unendli-

chen

---

nier zu nehmen, will ich nur einiger Deutſchen Verdienſte um dieſe Zeit erwähnen. Melanchthon ſchrieb nicht nur eine lateiniſche Grammatik, ſondern auch eine Rhetorik, die auch in Paris ſo viel Beyfall fand, daß ſie daſelbſt neu gedrucket ward. Ich beſitze ſelbſt dieſe Ausgabe, die den Titel führet: Philippi Melanchthonis de Rhetorica Libri tres. Pariſiis ex officina Roberti Stephani e regione Scholæ Decretorum MDXXVII. in 8. Ebenderſelbe gab etliche Reden Demoſthenis lateiniſch überſetzt zu Hagenau 1527 heraus. Ulrich von Hutten ſchrieb unter andern ſchönen Gedichten, auch eine Artem verſificandi in lateiniſchen Verſen. Petrus Moſellan ſtellete Anmerkungen über den Aulus Gellius ans Licht zu Baſel 1526. Eraſmus überſetzte nicht nur das Neue Teſtament, ſondern auch den Dictys Cretenſis, und den Dares Phrygius, nebſt einigen Reden des Libanius und anderer, die zu Baſel 1529. gedruckt ſind. Und waren nicht nach dem Celtes, Pirkheimer und Hutten, Eobanus Heſſus, Sabinus, und Elias Corvinus, ſchon damals die angenehmſten lateiniſchen Dichter, ehe noch die Franzoſen dergleichen aufzuweiſen hatten? Wo bleiben noch Johann Sturm, und Georg Fabriz, die ſo viel andere alte Schriftſteller ans Licht ſtelleten? dererjenigen zu geſchweigen, die faſt alle alten Scribenten deutſch heraus gaben. G.

chen Unterſuchungen an die Hand. Die Religion, die Geſetze, die Gebräuche, die Folge der Reiche, die Thronfolgen der Fürſten, die Züge der Völker, Grundlegungen der Städte, Erfindungen der Künſte, das Aufnehmen der Wiſſenſchaften, alle dieſe Stücke wurden aus dem Grunde unterſuchet. Der Kunſtrichter ſetzete die geſchehenen Dinge auseinander; der Erdbeſchreiber ſetzete die Lage der Oerter feſt, wo ſie vorgegangen waren; der Zeitrechner beſtimmete die richtige Zeit derſelben; und der Alterthumskundige fand auf Erz und Marmor, die Mittel, ſie zu erläutern.

So bildeten ſich nun in **Frankreich** und in den andern Theilen von Europa, die erſten Gelehrten. Die natürliche Ordnung ihrer Studien, deren allgemeiner Entwurf die Geſchichte und Denkmäler aller Zeiten in ſich begriff, brachte ſie ſtufenweiſe zu derjenigen Zeit, die man das mittlere Alter nennet. Hier war nun eine neue Bahne, die ſo viel anlockender war; da ein jeder von ihnen in derſelben den Keim derjenigen Regierung zu erblicken glaubete, der er unterworfen war, und die Wiege derjenigen Sprache, die er redete. Viele widmeten ſich ganz und gar dieſer Art der Litteratur, und es iſt niemanden unbekannt, wie ſehr die **Franzoſen** ſich in derſelben hervorgethan haben. Ein dû Tillet, ein **Pithöus**, ein **Sammarthan**, ein dû Cheſne, die **Puteaner**, die **Valeſier**, dû Cange, der berühmte **Pater Mabillon**, der Erfinder derjenigen vortrefflichen Kunſt, welche uns lehret, von dem Alter einer Handſchrift und dem Gewichte einer Urkunde richtig

zu

---

4) In dieſen Stücken haben auch bey uns ein Carion, Aventin, Rhenan, Seb. Münſter, Welſer, Rittershuſius, Gruter, Freher, Caſpar Barth, Reineſius, Buchner, Heiſten, Conring, Freinsheim, Gronov, Lambecius, Wagenſeil, Calviſius, Cluver, Cellarius, und Schurzfleiſch ſich ſo hervorgethan, daß ihre Verdienſte keinem Ausländer in irgend einem Stücke etwas nachgeben. G.

*) Tom. 2. pp. 367. 543. ſqq.

m) Die Vorleſungen Peters Ramus,

zu urtheilen, alle dieſe Männer werden in dem Andenken geſitteter Menſchen, ewig leben l).

In der Zeit nun, daß die kritiſche Gelehrſamkeit in Frankreich ein ſo ſchnelles Wachsthum erlangete, ſchmachtete die Mathematik unter einer faſt gänzlichen Vergeſſenheit. Und es iſt auch kein Wunder, daß ſie ſpäter angefangen hat, bearbeitet zu werden. Von den ſchönen Wiſſenſchaften mußte ſie erſt die Beyhülfe erwarten, um aus ihrer Dunkelheit gezogen zu werden: dieſe aber konnten ihr nur in ſo weit helfen, als ſie ſelbſt zu einer Art von Vollkommenheit gelanget waren. Die Gelehrten mußten erſt aus dem Staube der Bibliotheken, diejenigen Schriftſteller des Alterthums hervorſuchen, und durch Ueberſetzungen bekannt machen, die den mathematiſchen Wiſſenſchaften zur Grundfeſte dienen ſollten: einen **Euklides**, **Apollonius**, **Archimedes**, **Diophantus**, **Ptolomäus** und verſchiedene andere, deren Werke in **Fabrizens griechiſcher Bibliothek** *), mit den Zeitpuncten ihrer verſchiedenen Ausgaben angemerket ſind. Man weis, daß die Geometrie erſt ſeit der Bekanntmachung dieſer alten Urſchriften zu blühen angefangen: die, indem ſie uns erleuchtet, zugleich die Mittel erleichtert haben, viel weiter zu gehen, als dahin wo ſie ſtehen geblieben ſind. Man weis ferner, daß ſie vor dem **Carteſius** wenig Aufſehen in der Welt gemachet hat m), der zuerſt, da er ſie bey der Naturlehre anbrachte, uns ihren wahren Gebrauch zeigete. Wir wollen noch hinzuſetzen, daß ungeachtet der Entdeckungen eines **Vieta**, **Fermats**

Ramus, hatten geſchienen, als erhitzeten ſie die Liebe der Gemüther zur Mathematik: allein nach ſeinem Tode erkaltete alles wieder. Dieß lernen wir aus dem Paſquier, welcher, wenn er von dem Lehrſtuhle der Lehrer der Meßkunſt redet, welchen Ramus in ſeinem Teſtamente den 8. Aug. 1568. auf der Univerſität Paris, geſtiftet hatte, ſich ſo ausdrücket: Ich fürchte, er wird todt bleiben .... ſo ſehr ſind die Geſinnungen gegen die Mathematik erkaltet. Man ſehe der Rech. 9. B. 19. Cap.

mats und des **Marquis de L'Hoſpital**, ihre erſten Erfolge ihr dennoch nur eine gar kleine Anzahl Liebhaber zuzogen; bis zu Ende des letzten Jahrhunderts: indem Herr **von Fontenelle** *) es im 1702ten Jahre, als eine bekannte Sache voraus ſetzete: **daß die Mathematik und Phyſik ziemlich allgemein unbekannt wären, und faſt überall für unnützlich gehalten würden** 5).

Indeſſen nahete ihre gute Zeit heran. Die **Akademie der Wiſſenſchaften** hatte eine neue Geſtalt gewonnen, die eigentlich eine neue Geburt zu nennen war. Bey dieſem Zeitpuncte gewannen die Mathematik und Phyſik eine neue Geſtalt. Allhier fängt die reiche Sammlung derer **Abhandlungen** an, welchen diejenigen Wiſſenſchaften, die man **demonſtrativ** nennet, hauptſächlich ihr Aufnehmen zu danken haben. Von hieraus hebt ſich diejenige Kette glücklicher Umſtände an, welche zu deren Ausbreitung beygetragen, und ſie unvermerket zu dem Puncte gebracht hat: daß ſie bey uns der herrſchende Geſchmack, oder vielmehr ein Nationalgeſchmack geworden, der allen Handthierungen und Ständen gemein iſt **); ohne daß man einmal diejenige Hälfte der menſchlichen Geſellſchaft davon ausſchließen dörfte, welche ſich ehedem nur mit denen Vorzügen begnügete, die ſie von der Natur empfangen, und der andern diejenigen nicht beneidete, die man nicht anders, als durch mühſames Nachſinnen erlangen kann. Das Alterthum führet nur ein einziges Frauenzimmer mit Ruhme an,

wel-

---

*) In der Vorrede zu der **Geſchichte der Akademie der Wiſſenſchaften**, auf der 4. S. fr. Ausg.

5) Bey uns haben ſich auch die mathematiſchen Studien viel eher, als in Frankreich zu regen angefangen. Schon im XV. Jahrhunderte hatten wir einen Peuerbach und Johann Regiomontan. Bald darauf folgte ein Copernicus, Münſter, Reinhold, Keppler, u. a. m., auf welche hernach die Hevelier, Schickarde, Tſchirnhauſen, Leibnitze, und Sturme gefolget ſind, anderer Neuern nicht zu gedenken. G.

welches ſich durch geometriſche Erkenntniſſe berühmt gemachet hat: wie vieler Hypatien aber, die vielleicht der Tochter jenes **Theons** n) vorzuziehen ſind, könnte **Frankreich** ſich heut zu Tage nicht rühmen?

Dieſe erſtaunliche Veränderung indeſſen, würde unſerm Jahrhunderte gar ſchlechte Ehre bringen, wenn es wahr wäre, was der Herr **Abt du Reſnel** in einer **Abhandlung** †) ſaget, die zu dieſem Artikel Anlaß gegeben: daß unſere Zeiten die Ehre der Meßkunſt und Naturlehre, nicht anders, als mit Aufopferung der ſchönen Wiſſenſchaften, gerettet hätten. Er beklaget ſich in ſeiner Schrift, nicht darüber, daß die ſtrengen Wiſſenſchaften bey uns in Aufnehmen gekommen; ſondern darüber, daß die ſchönen Wiſſenſchaften nicht mehr im Flore ſind: nicht darüber, daß ſich ein neues Reich erhoben hat; ſondern daß es ſich nicht anders, als auf den Trümmern eines andern erhebt. In der That ſind die neun **Muſen** Schweſtern o): und als ſolche, ſind ſie berechtiget, zu begehren, daß der öffentliche Beyfall, in welchem der koſtbarſte Theil ihrer Mitgift beſteht, unter ſie auch gleich ausgetheilet werde. Dieſe Gleichheit iſt es eben, die, wie der Herr Abt **du Reſnel** will, unſere Tage nicht beybehalten haben, und die er wieder eingeführet zu haben wünſchete.

Gleichwohl muß man offenherzig geſtehen, daß verſchiedene Dinge ſich vereinigen, welche der **Mathematik**

) Man ſehe die **Vorrede zu den Leçons de Physique experiment. des Hrn. **Abts Nollet**, a. d. 9. u. 10. S.

n) Wegen der berühmten **Hypatia**, des Weltweiſen Theons Tochter, ſehe man **Meziriacs** Vorrede, zu Anfange ſeiner Commentarien über den **Diophantus** nach.

†) Sie iſt vom 15. **März** 1741.

o) — — Mnemoſyne Jovi
Fœcunda novies Artium peperit chorum.
Phædr. Fab. L. III. *Prol.*

und **Phyſik**, vor andern ein Anſehen verſchaffen, und zum Schaden der **Litteratur**, die Zahl ihrer Anhänger vergrößern.

1. Die Bearbeitung der ſchönen Wiſſenſchaften erfodert eine gewiſſe Art von Vorbereitung, mit welcher man ſchon in der Kindheit durch ordentliche Schulſtudien anfangen muß: die Mathematik und Phyſik aber, ſprechen einen davon gänzlich frey. Diejenigen, deren Erziehung vernachläſſiget worden, ſind aus der Laufbahne der ſchönen Wiſſenſchaften verwieſen; können aber zu den demonſtrativen Wiſſenſchaften gar wohl aufgenommen werden. Dafern ihnen die Natur nur einen offenen Kopf, eine Luſt zum Nachſinnen, und Neugierde genug gegeben hat: ſo biethen ſich ihnen die Mathematik und Phyſik dar, und fodern nichts mehr von ihnen, als ihre natürliche Geſchicklichkeit.

2. Die Bearbeitung der ſchönen Wiſſenſchaften erfodert eine Menge Bücher, ſie mögen nun gedruckt oder ungedruckt ſeyn, und wenig Leute ſind im Stande, ſich ſolche anzuſchaffen. Eine zahlreiche Bibliothek iſt kaum hinlänglich einen einzigen **P. Petav** zu bilden 6); da hingegen ein **Paſcal**, mit einem bloßen Bleyſtifte, die zwey und dreyßig erſten Aufgaben des **Euklides** herausbringt. Archimedes würde mitten in einer Wüſteney, im Sande des Meerufers, Mittel gefunden haben, ſeine Rechnungen zu machen, oder ſeine Figuren zu ziehen.

3. Die mathematiſchen Wiſſenſchaften ſind eine Sammlung von Theilen, deren einer unabhänglich von dem andern beſteht, und deren jeder einen abgeſonderten Gegenſtand des Nachſinnens darbeuth. Wenn man die Geometrie ausnimmt, die in alle andere gewiſſermaßen einen Einfluß

hat,

---

6) Bey uns nehme man an die Stelle einen Caſp. Barth, oder Reineſius, einen Gruter, oder Grävius, oder Daum, anderer zu geſchweigen. G.

7) Und gleichwohl haben wir unter uns Leute gehabt, die ſowohl in den ſchönen Wiſſenſchaften, als in der Mathematik und Naturlehre geſchickt und

groß

hat, ſo kann man irgend eine nach Belieben erwählen; bloß bey ihr ſtehen bleiben, und ſehr vortrefflich darinn werden, ohne das mindeſte von den übrigen zu wiſſen. Der Ausrechner iſt nicht verbunden, den Lauf des Himmels zu wiſſen; der Sternkundige hat mit dem Mechanicus nichts gemein. Eben das kann man von der Naturlehre ſagen. Der Zergliederer brauchet die Namen und Eigenſchaften der Kräuter nicht zu kennen; das iſt des Kräuterkundigen ſein Werk: beyde aber überlaſſen dem Chymiſten, der nichts von ihnen brauchet, die Auflöſung und Scheidung der Vegetabilien und Mineralien. Dieſe leichte Art nun, wie ſich die Theile der Mathematik und Phyſik trennen laſſen, reizet, und locket einen jeden an, der nur eine einzige Geſchicklichkeit beſitzt, für welche er Stoff findet, ſie zu bearbeiten. Und wie viele Gaben können ſich nicht mit der Phyſik allein beſchäfftigen, deren Gegenſtand unendlich iſt, indem er die ganze Natur iſt 7)?

Mit der ſchönen Gelehrſamkeit iſt es nicht ſo bewandt: ihre mancherley Aeſte machen ein faſt untheilbares Ganzes aus. Die mehreſten wenigſtens hängen von einander dermaßen ab, daß man nicht durchaus einen davon abſondern kann, um ihn ganz allein zu bearbeiten. Es iſt z. E. jemand mit einer Liebe zur Münzwiſſenſchaft gebohren, und möchte ſich gern darinnen hervorthun. Dieſer muß mit der Kenntniß der Sprachen, welche einzeln genommen, den Sprachlehrer ausmachet, die Kenntniß der Zeiten verbinden, die den Zeitrechner ausmachet; die Kenntniß der Oerter, als des Erdbeſchreibers Werk; die Entſcheidung der geſchehenen Dinge, als des Kunſtrichters Werk. Er muß auch die Erfahrung des Metalles, welche den Kenner aus-

groß geweſen. Leibnitz z. E. war überall zu Hauſe: und wer kennet nicht Leonh. Friſchen in Berlin, der nicht nur ein treffliches und höchſt mühſames deutſches Wörterbuch, als ein Philologus zu Stande gebracht; ſondern auch eine ſehr ausführliche Hiſtorie der Inſecten mit unſäglichem Fleiße geſchrieben. G.

machet, beſitzen: und alles dieſes liefert uns nur einen einzigen Alterthumskundigen. Wir wollen alles mit einem Worte ſagen: ein jeder Aſt dieſer Gelehrſamkeit, erfodert eben dieſelben gründlichen Studien: und beynahe auch daſſelbe weitläuftige Wiſſen, ja vielleicht auch dieſelben Gaben, als die andern. Um eine einzige Gattung zu erſchöpfen, muß man die andern alle inne haben. Nun begreift man leichtlich, daß auch nur die bloße Vorſtellung einer ſo ſchreckenden Unermeßlichkeit, hundert gute Köpfe abſchrecken kann, denen übrigens zu Erlangung des Namens eines Gelehrten, nichts gefehlet hat, als daß ſie nur nicht verzweifelt hätten, es ſo weit zu bringen 8).

4. Unter denen verſchiedenen Theilen, woraus die ganze Mathematik und Phyſik zuſammengeſetzet iſt, haben einige das Vorrecht, daß ſie den Verſtand und die Augen zugleich durch Schauwerke beſchäfftigen: die, da ſie eben ſo angenehm ſind, als ob ſie nichtig wären, noch den Vorzug beybehalten, daß ſie mit einer tiefſinnigen Theorie verbunden zu ſeyn ſcheinen 9). Anmuthige Beobachtungen, ſonderbare Erfahrungen, eine ſinnreiche Maſchine, ſind allen Menſchen begreiflich; alle Menſchen aber ſehen nicht gleich den Werth und Nutzen ein, den man von einer Münze ziehen kann, um eine Begebenheit zu erklären, oder einer Aufſchrift, um einen Zeitpunct feſtzuſetzen, oder einer Hand-

---

8) Was haben nicht z. E. ein **Conrad Geſner**, ein **Conring**, ein **Golz**, ein **Morhof**, ein **Beger**, ein **Cellarius**, alles wiſſen müſſen, um ihre Werke zu liefern? G.

9) Was für ein Anſehen geben nicht einige mathematiſche Inſtrumente, Luftpumpen, Wettergläſer, Electriſirmaſchinen, Fern- und Vergrößergläſer, oder andere phyſikaliſche Spielwerke, von Phosphoren, carteſianiſchen Teufelchen, cylindriſchen, koniſchen, und anderen Hexenſpiegeln mehr, einem Liebhaber ſolcher Spielwerke? Denket man nicht, Wunder was? von ſeiner tiefen Wiſſenſchaft? Und gleichwohl gehöret dazu faſt nicht mehr Erkenntniß, als man in einem oder zweyen Jahren höchſtens erlangen kann! G.

Handſchrift, um den Grundtext eines griechiſchen oder lateiniſchen Schriftſtellers zu verbeſſern. Was haben auch nicht die natürliche Geſchichte, die Experimentalphyſik und die Mechanik, demjenigen zu danken, deſſen merkwürdige Unterſuchungen, von Inſecten *p*), jenen Ausſpruch eines Alten rechtfertigten: **daß der Urheber aller Weſen nirgend größer ſey, als in den kleinſten** *q*); oder demjenigen, der in ſeinen berühmten **Vorleſungen einer ſinnlichen Naturlehre** *) die Phänomena zeigete, und deren Urſachen mit ſo vieler Deutlichkeit als Anmuth erklärete? oder demjenigen, der in ſeinen wunderwürdigen **Kunſtwerken** *r*), die Triebwerke und Wirkungen der Natur ſo gut nachahmete, daß er dasjenige faſt glaublich machte, was die Fabel vom **Prometheus** erzählet? Das Vergnügen, womit man die Früchte ihrer Arbeiten genoß, war eine mächtige Empfehlung für diejenige Wiſſenſchaft, die ſie hervorgebracht hatte.

5. Aus den Beobachtungen und Erfahrungen, entſpringt das Erwarten neuer Entdeckungen, welches die Neubegierde lecket und unterſtützet. Die Entdeckungen, auf welche die Gelehrſamkeit uns führet, ſind allezeit dunkler in ihren Wegen, und nicht ſo prächtig in ihren Verheißungen; ſie können alſo auf die Seele ſo ſtark nicht wirken, als diejenigen Sachen, daran der ganzen menſchlichen Geſellſchaft gele-

---

p) Hiſt. des Inſectes des Herrn Reaumür, 6 Bände in 4to. Der erſte kam 1734 heraus.

q) Cum rerum Natura nunquam magis, quam in minimis, tota ſit. *Plin. hiſt. nat. L. XI. init.* Vermuthlich hat nach dieſem Plinius der erlauchte Verfaſſer des Anti-Lucrez geſaget:

Maximus in minimis certe
Deus.

Lib. VII. v. 1353.

*) Man ſehe Leçons de Phyſ. experim. in der Vorrede, 22. S.

r) Man ſehe den Brief des Herrn **Vocanſon**, an den Abt D. F. in den Obſervat. ſur les écrits modernes, im 23. Bande a. der 346. S.

gen iſt; indem man ihnen eine Verbindung mit den nützlichen Künſten zutrauet. Man erinnere ſich nur, was 1734. geſchah. Der Vorſchlag, einige Meßkünſtler nach dem **Aequator**, und andere nach dem **Polarcirkel** zu ſchicken, um einen Verſuch zu Entſcheidung der berühmten Frage **von der Figur der Erden** zu thun, ward gethan; und ſogleich, ungeachtet es in währendem Kriege war, mit mehrerer Pracht ins Werk gerichtet, **als nie ein Prinz**, der Wiſſenſchaften und Künſte beſchützet, **jemals im Frieden** bewieſen hat. Dieſer Vorfall erregte, wie man noch zur Genüge weis, eine allgemeine Bewunderung, davon die Mathematik Vortheil hatte. Die hundert Zungen des Gerüchts, welche die Abfahrt dieſer neuern **Argonauten** r) kund gemachet hatten, meldeten einige Jahre hernach, den Erfolg ihrer Reiſe. Ganz Europa erſcholl von dem Halle dieſer Neuig-

---

r) Dieſes Ausdruckes haben ſich die mehreſten Schriftſteller bedienet, die von dieſer Reiſe gehandelt haben 10).

10) Sonderlich Hr. von Voltaire, als er noch ein Freund des Hrn. v. M. ſeyn wollte, und nach franzöſiſcher Art alles, was ſeiner Nation zu Ehren gereichet, vergrößerte. Allein was für Argonauten waren denn das, die ſich in keine andere Gefahr wagten, als im Winter ein wenig zu frieren? dagegen es ihnen auch an geheizten Stuben, guten Pelzen, und erwärmenden Getränken nicht fehlete. Fuhren ſie denn in ein inhoſpitale Pelagus, in ein Meer, das noch nie beſchiffet worden, und alle Gäſte umbringt: wie Jaſon und ſeine Gefährten? War denn die Kunſt zu ſchiffen noch in ihrer Kindheit, wie damals, als die Argonauten ſich zuerſt in einem großen Schiffe auf die hohe See wagten; wo ſie das Land aus den Augen verloren, und doch keinen Compaß hatten, der ſie lenken konnte? Alles dieſes iſt handgreiflich falſch: aber in dem Kopfe eines franzöſiſchen Poeten paſſet alles, was ihrer Eigenliebe ſchmäuchelt: wenn gleich ein Bouhours an der Richtigkeit des Einfalles viel zu erinnern haben ſollte. Nachdem Hr. v. V. den Hrn. v. M. beſſer kennen gelernet, würde er ihn gewiß nicht mehr für einen Jaſon oder Argonauten ausgeben. Man ſehe die Streitſchriften über die kleinſte Kraft, hin und wieder. G.

s) Dieſes Jahr, ſchreibt der jüngere **Plinius**, zu Anfange eines ſeiner Briefe, iſt ſehr fruchtbar an **Dichtern** geweſen. Magnum poetarum proventum annus hic attulit. *Ep. 13 L. 1.*

Kenn-

Neuigkeit: und auch dieſes ſchlug abermals zum Vortheile derjenigen Wiſſenſchaft aus, zu welcher ſich ſo berühmt gewordene Männer bekannten. Man glaubete, wenn man ſich auf eben dieſe Wiſſenſchaft legete, ſo würde man ein Theilhaber ihres Ruhmes t).

6. Unter denen Bewegungsgründen, die den Geſchmack zur Mathematik erhalten, oder verſtärken helfen, könnten andere auch noch die Vortheile zählen, die ſie beſitzt, durch ſchmäuchelhafte Hoffnungen, Ueberläufer zu machen. Dieſe ſind, ihre Schulen, worinnen die Kriegs- und Civilbaukunſt bearbeitet werden, die Kunſt zu belagern, das Geſchütz, und Seeweſen. Dieſe alle ſind in der That Freyſtädte, die allemal einer anwachſenden Geſchicklichkeit offen ſtehen: und die Stellen, zu welchen ſie einen führen kön-

---

Könnte man nicht ſagen: der Umſtand, von dem wir hier reden, ſey der Zeitpunct zur Geburt eines neuen Volkes, nämlich der Meßkünſtler und Naturforſcher, oder wenigſtens der Liebhaber der Mathematik und Phyſik geweſen u)?

u) Und was haben denn dieſe Herren mit ihrer ſo koſtbaren Geſandtſchaft und Reiſe herausgebracht? Wiſſen wir etwas mehr, als vorher: da uns Hugen und Neuton ſchon eben das gelehret hatten, was ſie mit ſo vielen unnöthigen Triangeln und Rechnungen herausgebracht haben? Nicht das geringſte! Die Erdkugel iſt noch eine an den Polen zuſammengedrückte Sphäroïs, wie jene Weltweiſe gelehret hatten. Die ganze Sache kam nur darauf an: ob die Franzoſen, die uns vormals des Gegentheils, aus andern Beobachtungen verſichert hatten, unrecht hätten? Die Herren von der pariſer Akademie der Wiſſenſchaften merkten es wohl, ja ſahen es gar deutlich ein, ehe ſie noch die neuen Unterſuchungen machten. Allein, ſollten Franzoſen ihren Landsleuten unrecht geben, weil Ausländer mehr Einſicht gehabt hätten? Das wäre ja eine ewige Schande für die ganze Nation! Sie mußten alſo ſelbſt neue Beobachtungen anſtellen, um doch auch etwas dabey gethan zu haben: damit ſie ſelbſt ihre Vorgänger Lügen ſtrafen können: geſetzt, daß ſie nichts neues erfunden haben, als was Hugen und Neuten ſchon längſt gelehret hatten; und was ſelbſt die Figur Jupiters nur gar zu deutlich wies: daß nämlich die Erdkugel einer Pomeranze, nicht aber einer Citrone ähnlich ſey. G.

nen, ſind eine allezeit gegenwärtige Hoffnung, die den Nacheifer unterhält. Nun iſt es gewiß, daß die ſchönen Wiſſenſchaften keine ſolche Hülfsmittel darbiethen, und keine dergleichen Belohnungen verheißen 12).

Die Litteratur würde ſich auch über den Unterſchied nicht beklagen, den ſie in dieſem Stücke erdulden muß, wenn ſie nur in ihren Nebenbuhlerinnen eine mehrere Vortrefflichkeit erblickete, auf welche der Unterſchied ſich gründete, den ſie genießen. Allein worinnen ſollte dieſer vermeynte Vorzug wohl beſtehen? In ihrer Nutzbarkeit ſelbſt, antwortet das Vorurtheil, welches die Litteratur und Gelehrſamkeit für eine nichtige Neugierde hält.

Dieſer Antwort ſetzet der Herr Abt du Reſnel einige allgemeine Betrachtungen entgegen; die wir uns die Freyheit nehmen wollen, etwas zu erweitern, wie wir ſchon oben gethan haben: und dann wollen wir einen Auszug desjenigen hinzufügen, was in der Akademie, in denen Sitztagen geſaget worden, die mit ſeiner Abhandlung beſchäfftiget geweſen.

1. Hätte man in Anordnung des Ranges unter den mancherley Profeßionen, bloß auf die Nutzbarkeit Acht, die

---

12) Sind denn aber die Hoffnungen, Mitglieder der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, oder der franzöſiſchen Akademie zu werden, nicht ſolche Belohnungen? Giebt es nicht Stellen von Bibliothekaren, Antiquariern, Aufſehern von Münzcabinetten u. d. g.? Dieſe ſind doch auch etwas! G.

11) Quo tamen in genere ita multi perfecti homines exſtiterunt, ut nemo fere ſtuduiſſe ei ſcientiæ vehementer videatur, quin, quod voluerit, conſecutus ſit. *de Orat. Lib.* I. *n.* 3.

13) Z. E. Wenn jemand ein großer Beobachter der Wettergläſer ſeyn will, um alle Veränderungen der Thermometer, Barometer, Anemometer, Hygrometer, des Morgens, Mittags und Abends zu bemerken, und aufzuzeichnen: was gehöret denn für ein großer Witz, für eine Einſicht, oder Wiſſenſchaft dazu? Nichts als eine ziemliche Geduld, und

die ſie den Mitbürgern verſchaffen: ſo würden die mechaniſchen Künſte ohne Widerrede, über alle freyen Künſte den Sieg davon tragen; ja ſelbſt die Wiſſenſchaften müßten dem Ackerbaue nachſtehen.

2. Die Vortrefflichkeit einer Handthierung, muß nicht allein nach ihrem Nutzen, oder nach der Wichtigkeit derer Wirkungen geſchätzet werden, die ſie hervorbringt; man muß ſie auch in währendem ihrem Verfahren betrachten, und die Schwierigkeiten berechnen, die ſie zu überſtehen hat. Von dieſer Seite nun kann man gar nicht läugnen, daß die Sache der Litteratur das günſtigſte Anſehen habe. **Dichter werden gebohren**, ſpricht man gemeiniglich: es fehlet ſehr wenig; ſo könnte man ſagen: **die Meßkünſtler werden gebohren!** Er kömmt nämlich ſchon halb fertig aus den Händen der Natur. **Cicero** ſaget *u*): **man hat eine ſo groſſe Menge Leute in der Mathematik vortrefflich werden geſehen, daß es ſcheint, man dörfe ſich nur darauf legen, um gewiß darinnen fortzukommen.** Der Naturforſcher brauchet vielmals nichts, als eine müßige Geduld, um ein groſſer Beobachter zu werden 13); dahingegen viele Jahre eines unabläßigen Nachſinnens, noch kaum einen Litterator liefern können *x*).

3. Ge-

---

und ein Paar Augen und Hände. Wie? wenn jemand Mücken, Fliegen, Weſpen, und Schmetterlinge ſammlet? Was gehöret denn für eine Fähigkeit dazu, ein ſolch Cabinet anzulegen? Oder wenn auch jemand aſtronomiſche Beobachtungen machet; was gehöret dazu, als ein gedultiges Auge, das vor dem Sehrohre ſtehe, den Durchgang eines Sterns durch die Mittagslinie zu bemerken; indem ein anderer die Minuten und Secunden nach der aſtronomiſchen Uhr herzählet. So habe ich des Hrn. Marinoni Hausknecht, nebſt ſeiner Hausmagd, in Wien obſerviren geſehen, als ich ihn einmal des Abends beſuchete. Ich rede aber bloß vom Obſerviren: denn freylich gehöret zum Aſtronomo noch mehr, als das. G.

x) Dieſe und vorſtehende Betrachtung erinnern uns eines andern Ausdruckes vom Cicero:

Non

3. Geſetzt, daß es auch bewieſen wäre, daß die Mathematik und Phyſik einen merklichern Nutzen hätten, als die ſchönen Wiſſenſchaften: ſo wäre es doch nichts weniger gewiß, daß dieſer ihr Nutzen eben ſo weſentlich iſt, und in ihrer Art dem andern völlig gleicht. Eine jede Wiſſenſchaft hat ihre ihr eigene Nutzbarkeit: ein großer Meßkünſtler, ein großer Naturforſcher, ein großer Alterthumskundiger, ein großer Kunſtrichter, ſind alle ſo viel gleich nützliche Männer: unter denen kein anderer wirklicher Unterſchied anzutreffen iſt; als der in dem Grade der Vollkommenheit beſteht, zu welchem ein jeder von ihnen gelanget iſt y). Wir wollen alſo geſtehen, daß die Mathematik und Naturlehre ſich weſentlich auf die Nothdurft des gemeinen Weſens beziehen; nur geſtehe man uns auch zu: daß die Nothdurft des Verſtandes, der unmittelbare Gegenſtand der ſchönen Wiſſenſchaften ſey. Wir wollen geſtehen, daß einer von den Vorzügen der Geometrie, dieſer ſey; daß ſie den Geiſt zur Aufmerkſamkeit geſchickt machet. Allein, man wird uns hinwiederum zugeſtehen, daß es der ſchönen Wiſſenſchaften Werk ſey, denſelben zu erweitern, indem ſie ſeine Begriffe vervielfältigen; daß ſie ihn zieren, feiner machen, ihm die Annehmlichkeiten, die ihnen eigen ſind, mittheilen, und die Schätze, womit ſie ihn bereichern, der Anmuth der menſchlichen Geſellſchaft dienſam machen müſſen.

4. Wirft man ein: daß die Geometrie bloß deswegen, weil ſie bloß den Verſtand beſchäfftiget, dem Geiſte nützlichere Dienſte leiſtet, als die ſchönen Wiſſenſchaften, die vielmals nur die Einbildungskraft üben: ſo fodern wir, daß man uns nach Erklärung der zwey Wörter, **Einbildungskraft** und **Verſtand**, ſagen möge: wie doch der Geiſt, welcher denket, wenn er die Auflöſung einer Aufgabe ſuchet, ein anderer ſey, als der Geiſt, welcher denket, wenn

---

Non quantum quisque proſit, ſed quanti quisque ſit, ponderandum eſt. *in Bruto.*

wenn er die großen Schriftſteller aus Athen und Rom lieſt? Wir reden nur von den anmuthigen Wiſſenſchaften: denn was die gelehrten Künſte, das iſt die litterariſche Gelehrſamkeit betrifft; wird man da wohl die Kritik oder Chronologie beſchuldigen, daß ſie nichts als die Einbildungskraft übe?

5. Machet man der Kritik einen Fehler daraus, daß ſie Beweiſe gebrauchet, die aus einer geringern Claſſe ſind, als die geometriſchen Demonſtrationen; ſo antworten wir: eine jede Art von Wahrheiten hat ihre Beweiſe, die ein Merkmaal der Gewißheit bey ſich führen, das ihrem Gegenſtande gemäß iſt. Jede Gewißheit aber, iſt philoſophiſch zu reden, eine der andern gleich.

6. Setzet man noch hinzu: daß die Kritik, die den Geiſt, inſonderheit in Sachen die geſchehen ſind, angewöhnet, bloße Wahrſcheinlichkeiten für Beweiſe anzunehmen, eben aus dieſer Urſache nicht ſo geſchickt ſey, ihn zu bilden, als die Geometrie ſeyn muß, die es ihm zu einer Gewohnheit machet, nichts anzunehmen, was nicht unwiderſprechlich iſt; ſo antworten wir: daß man nach der Strenge allerdings aus dieſem Unterſchiede ſelbſt ſchließen könnte, daß die Kritik vielmehr den Geiſt noch mehr übe, als die Geometrie thut: indem die Evidenz, die eins und unbedingt iſt, ihn bey dem erſten Anblicke gewiß machet, ohne ihm die Freyheit, daß er zweifeln kann, noch auch den Vortheil einer Wahl zu laſſen; dahingegen die Wahrſcheinlichkeiten, die einer mehrern oder geringern Gewißheit fähig ſind, ihn nöthigen, wenn er im Stande ſeyn will, ſich zu entſchließen, daß er ſie zuſammen halten, aus einander ſetzen, und erwägen muß. Eine Art von Nachſinnen, die den Geiſt ſo zu reden bricht, hat gewiß einen weitläuftigern Nutzen,

als

---

[y] Nec generibus inter ſeſe, ſed facultatibus different. Cicero de opt. gen. Orat. Cap. I.

als diejenige, wo alles der Evidenz unterworfen iſt; indem die Gelegenheiten, wo man ſich nach Wahrſcheinlichkeiten oder bloßen Möglichkeiten entſchließen muß, häufiger ſind als die, welche erfodern, daß man demonſtrativiſch verfahre. Warum ſollten wir nicht ſagen können, daß ſie zuweilen auch mit viel wichtigern Gegenſtänden verknüpfet ſind z)?

Allein, es würde den Anhängern der ſtrengen Wiſſenſchaften übel anſtehen, wenn ſie der Litteratur dieſe ihre Wahrſcheinlichkeiten und Muthmaßungen vorrücken wollten. Hat denn die Phyſik etwa unter dem zwar blendendern Namen, der Hypotheſen und Syſtemen nicht die ihrigen? Wollte Gott! daß eben derjenige von ihren Zweigen, der am unmittelbareſten die Menſchheit betrifft, nicht ſo gar oft genöthiget wäre, ſeine Zuflucht darzu zu nehmen.

Eben ſo wenig ſind ſie berechtiget, der ſchönen Gelehrſamkeit gewiſſe, bloß die Neugierde betreffende Unterſuchungen vorzurücken, die die Verbindung ihrer Studien mit ſich führet, und die insgemein ihrer Arbeit zum Baugerüſte dienen; ja, deren einige man nur deswegen für nichtig hält, weil man deren wahren Gebrauch nicht ergründet. Dergleichen ſind die Unterſuchungen der **Wortableitung**, welche ſolche Verbindungen erfodern, die auch der Metaphyſik ſelbſt nicht unanſtändig ſeyn würden; und die, indem ſie die Geſchichte des Urſprunges, und der Wanderung der Sprachen erläutern, ein großes Licht auf den Urſprung der Völker ſelbſt werfen können, welche dieſelben reden a). Die Litteratur wird ſich ſchon vor dem Lächerlichen hüten, womit man ſie zuwei-

---

z) Daher ſchränkete Carteſius den Gebrauch ſeines philoſophiſchen **Zweifels**, auf die einzige **Betrachtung der Wahrheit** ein. Man ſehe *Princip. philoſ. Lib.* I. *n.* 3.

a) Man findet in den *Miſcell. Berolinenſ. T.* I. *p.* 1. eine Abhandlung vom gelehrten **Leibnitz**, unter dieſem Titel: Brevis deſignatio meditationum de originibus gentium, ductis potiſſimum ex indicio linguarum.

zuweilen zu belegen ſuchet: ſo lange ſie ſich nicht mit arbeitſamen Kleinigkeiten *b*) beſchweret *c*); ſo lange ſie nicht fruchtloſe Entdeckungen, mit vielem Pralen auskramet, und mit Beſcheidenheit des nichtigen Vortheils genieſſt, etliche Kleinigkeiten zu wiſſen, die der gemeine Mann nicht weis; ja, ſo lange ſie inſonderheit ſich kein Vorrecht daraus machet, andere Leute zu verachten; die dieſelben oftmals nur darum nicht wiſſen, weil ſie ſolche nicht haben erlernen mögen. Die wahre Auslachenswürdigkeit, vor welcher ein Gelehrter ſich in Acht zu nehmen hat, beſteht in der **Marktſchreyerey**, und inſonderheit in der **Schulfüchſerey**, welche nicht ſowohl der Fehler irgend eines Privatſtandes, als ein Laſter des Geiſtes iſt.

Uebrigens hat die Geometrie ſelbſt, nach dem Geſtändniſſe eines Schriftſtellers *), deſſen Zeugniß man nicht ausſchlagen wird, ihre gewiſſen **Speculationen**, in welche ſie ſich aus der bloſſen **Eitelkeit** einläßt, ſchwierige Theoremata zu entdecken. Die Naturlehre hat ihre Erfahrungen, und die natürliche Geſchichte hat Beobachtungen, welche eben dieſem Schriftſteller noch ein ander Geſtändniß abgedrungen haben: **Man kann**, ſaget er: **treuherzig geſtehen, daß die Mathematik und die Phyſik ihre Stellen haben, die nur bloß für die Neugierde ſind** **).

7. Man ſaget oftmals, um die Vortrefflichkeit der demonſtrativen Wiſſenſchaften zu erheben: daß ſie es ſind, welche in der Welt den philoſophiſchen Geiſt, dieſe koſtba-

re

---

b) Non obſtant hæ diſciplinæ per illas euntibus, ſed circa illas hærentibus. *Quintil.* Inſt. Orat. *Lib.* I. *cap.* 7. *ſub finem.*

c) Turpe eſt difficiles habere nugas;
Et ſtultus labor eſt ineptiarum.
Martial. Epigr. L. II. 86.

*) Herr von Fontenelle in der Vorrede zur Geſchichte der Akademie der Wiſſenſchaften.

**) Ebendaſelbſt.

re Fackel eingeführet haben, bey deren Scheine man zu rechter Zeit zweifeln, und glauben lernet. Allein, dasjenige, was man lediglich dieſen Wiſſenſchaften allein zuſchreibt, das könnte wohl gar ein Werk der Kritik ſeyn, und folglich den ſchönen Wiſſenſchaften zugehören. Denn kurz, dieſer philoſophiſche Geiſt läßt ſich ſo erklären: er ſey die in den Urſachen der Dinge erleuchtete Vernunft, ſie mögen nun ſeyn von welcher Art ſie wollen; das heißt, ſowohl derer Sachen, die den Sinnen unterworfen ſind, als derer, die nur den Verſtand nach ſeinen verſchiedenen Kräften betrachtet, angehen. Dieſe Erhabenheit der Vernunft aber, iſt eine Folge derer Betrachtungen, welche die Menſchen nach dem Maaße angeſtellet haben, wie ſich das Maaß ihrer Begriffe vermehret hat; da ſie durch Beyhülfe der Humanitätſtudirn, neue Kenntniſſe erreichet haben 14). Wir wollen indeſſen auf dieſen Punct nicht ſo gar ſehr dringen: der tägliche Misbrauch, den man mit dem ſogenannten philoſophiſchen Geiſte vornimmt, zwingt uns zu zweifeln, ob die ſchönen Wiſſenſchaften eben für ihre Ehre arbeiten würden, wenn

---

14) In dieſem Stücke begehre ich dem Herrn V. nicht beyzutreten. Wenn die bloße Litteratur den philoſophiſchen Geiſt erwecken, und den Vorurtheilen der Unwiſſenheit vorbeugen kann: warum haben denn die Kunſtrichter des XV. XVIten, und der Hälfte des XVIIten Jahrhunderts nicht eine beſſere Art der Erkenntniß in allen Wiſſenſchaften eingeführet? Warum war es einem Keppler, Galiläus, Boyle, Carteſius, Guericke und Thomaſius aufgehoben, der Welt die Augen aufzuthun; und ſie beſſer denken zu lehren? Allein, die Urſache iſt ſichtbar. Die Litteratur, ohne Philoſophie, beſchäftiget ſich mehr mit Wörtern, und Geſchichten, alten Gebräuchen, und Jahrzahlen; als mit allgemeinen Wahrheiten. Dort gilt überall das Anſehen der Zeugniſſe, das in der Weltweisheit nichts tauget. Das Vorurtheil des Alterthumes herrſchet bey den Kunſtrichtern, Auslegern der Alten, Zeitrechnern, und Sprachgrüblern gar zu ſehr: und ſie ſind gar zu ſehr geneigt, ihre ganze Vernunft auch einer verderbten Stelle eines Alten aufzuopfern; und ſelbſt eine fehlerhafte Leſart zu billigen, ja ſie ſchön zu halten: weil ſie von einem Alten herkömmt. Wer wird nun von ſolchen Männern den philoſophiſchen Geiſt

wenn ſie ihn wieder an ſich zu bringen ſucheten. Gleichwohl wollen wir zu Losſprechung unſers Volkes, bekannt machen, daß dieſer Misbrauch nicht in unſerm Lande ſeinen Urſprung genommen hat. Er iſt ein ausländiſches Gift, welches ſich in unſer Land ſeit der Zeit eingeſchlichen zu haben ſcheint, da wir aus einem modiſchen Geſchmacke, uns mit Schriften bekannt gemacht haben, die unter einer andern Himmelsgegend gebohren worden. Wir haben die Ungeſchicklichkeit gehabt, in denenſelben, zuweilen die Vergehungen einer ausſchweifenden Einbildungskraft, für Tiefſinnigkeit, und die Verwägenheit eines unabhänglichen Kopfes, für den Schwung einer Seele zu halten, die ſich über die Vorurtheile des großen Hauſens erhebt 15).

Dem ſey wie ihm wolle, da dieſer **philoſophiſche** Geiſt ſich ſonder Ausnahme, auf alle Gegenſtände unſers Erkenntniſſes erſtrecket, wie ſchon ein Alter geſaget hat: **die Philoſophie iſt auch alsdann nützlich, wenn von der Philoſophie nicht die Rede iſt** d); ſo muß man ſich wohl

---

Geiſt lernen wollen, die ihn ſelbſt nicht haben, ja nicht kennen? Ich rede nicht von Männern, die Philoſophie und Litteratur verbinden; ſondern von puris putis Litteratoribus, die man mit Rechte, bloße Buchſtäbler nennen könnte; weil ſie bloß von ihren Litteris und Litterulis, als von Zucker und Honig reden; von den Sachen ſelbſt aber, als dem Kerne aller Buchſtaben, nichts wiſſen. G.

15) Es iſt leicht zu ſehen, daß der H. V. hier von den engländiſchen Mathematikern redet, und darinn hat er nicht ganz unrecht. Es iſt bey dieſen Herren ſchon die ganze Philoſophie zu lauter Phyſik geworden: von keiner andern philoſophiſchen Wiſſenſchaft, wiſſen ſie etwas. Philoſophia Britannica, iſt eine Naturlehre, und weiter nichts. Die Logik und Metaphyſik, die natürliche Gottesgelahrtheit und Pnevmatik, das Recht der Natur und die Sittenlehre, nebſt der Politik, ſind auf einmal aus ihren Schulen verſchwunden. Ihr ganzer Kopf iſt voller Körper, Winkel und Zahlen, und wenn es hoch kömmt, voll leerer Räume und anziehender Kräfte. Nun ſind ſie Philoſophen in omni extenſione. ſcilicet! G.

d) Philoſophandum eſt, etiamſi non eſt philoſophandum. Die-

ſen

wohl in Acht nehmen, daß man ihn nicht mit der Calculirſucht vermenge, die ihrer Natur nach in einen Kreis eingeſchloſſen iſt, über den man ſie nicht ſchreiten laſſen muß. Wir wollen nicht verhölen, daß unſere Zeiten dieſen Unterſchied zu vergeſſen beginnen; und daß man aus Begierde für einen Meßkünſtler gehalten zu werden, oder da man vielmehr alles dem Ausrechnen zu unterwerfen, die geometriſche Methode allenthalben anzuwenden, und ſie zu einem allgemeinen Werkzeuge zu machen ſuchet, darüber faſt aufhöret, ein Philoſoph zu ſeyn. Wir würden bey den Ausländern und bey uns *e*), mehr als ein Beyſpiel dieſer Ausſchweifung finden, die an ſich ſelbſt nichts neues iſt: denn die Scholaſtiker des XIIIten Jahrhunderts, haben auch ſchon die geometriſche Lehrart und Schreibart in die Gottesgelahrtheit *) eingeführet 16).

Wir

ſen Ausdruck führet Aſconius Pädianus, in ſeinen Noten über Cicerons Buch de Divinat. an.

e) Unter denen Beyſpielen, die uns England darbeuth, wollen wir nur drey nehmen. **John Halley**, (Mem. ſur la cauſe de la ſalure de la mer, *philoſophical Transactions*, n. 344.) beſtimmet durch die Ausrechnung der Grade des Salzes im Seewaſſer, die verfloſſene Dauer der Welt. **John Craigh** (Theolog. Chriſt. Principia Mathematica. *London* 1699.) beſtimmet deren künftige Dauer durch die Dauer des chriſtlichen Glaubens, deſſen Abnahme er in Grade eintheilet. Er beweiſt aus den Graden der Abnahme des Glaubens, daß die Welt, von der Zeit ſeines Buches angerechnet (1699) nicht länger, als noch 1454 Jahre beſtehen könne. **Whiſton** (Hiſt. natur. general. & particul. Cap. 1. p. 66.) erkläret mit Beyhülfe einer mathematiſchen Ausrechnung, alle Veränderungen die dem Erdballe widerfahren ſind. Bey uns iſt 1714. ein Werk aus der allertiefeſten Gottesgelahrtheit heraus gekommen, und de l'action de Dieu ſur les Creatures, betitelt, welches nach geometriſcher Methode abgetheilet und ausgeführet iſt. Wir haben in dem mediciniſchen Buche; Traité de l'uſage des differentes ſortes de ſaignées, 2 Vol. in 12mo. *Paris* 1727. den Gebrauch und die **Wahl** des **Aderlaſſens**, dem **Ausrechnen** unterworfen geſehen. Seit wenigen Jahren endlich, haben wir aus Deutſchland einen moraliſchen Tractat erhal-

Wir haben hier den Entwurf einer Vergleichung geliefert, die man gar leicht noch viel weiter treiben könnte; wir haben aber auch nicht die Abſicht ſie ganz zu erſchöpfen. Der Herr Abt dü Resnel, hatte ſich vorgeſetzet, nicht die ſtrengen Wiſſenſchaften zu erniedrigen, ſondern nur die ſchönen Wiſſenſchaften wieder in vorigen Stand zu ſetzen; inſonderheit aber die Neigung des Ausſchluſſes zu beſtreiten, die ſich dem einen zu Liebe, unter dem ſchimpflichen Vorwande einzuſchleichen ſcheint: die andern wären der menſchlichen Geſellſchaft unnütz. Das war die Hauptabſicht ſeiner damaligen Abhandlung.

Um die Nutzbarkeit der Litteratur zu beſtätigen, würde es genug ſeyn, ſich theils deſſen zu erinnern, was wir gleich anfangs von dem Theile geſaget haben, den ſie an Entwickelung jenes Chaos gehabt, aus welchem ganz Europa ſich

---

erhalten (Eſſai de philoſophie morale) welcher 1748. ohne Benennung des Verfaſſers noch Ortes gedruckt worden, darinnen man die Summen des Glücks und Unglücks durch die Zuſammenhaltung der Höhe des Vergnügens und des Schmerzens, mit der Dauer ſchätzen, lehret *).

*) Damit niemand denke, es ſey irgend ein deutſcher Philoſoph ſo tiefſinnig geweſen, wie dieſe Nachricht anzuzeigen ſcheint: ſo müſſen wir, aus großer Uneigennützigkeit, zur Ehre der Herren Franzoſen hier melden, daß es ihr Landsmann, und ein Mitglied der königl. Akademien zu Paris, Herr Präſ. von Maupertuis iſt, der die Seelenkräfte nunmehr glücklich dem a + b unterworfen hat. Sein Eſſai de Philoſophie morale, das zu Potsdam 1751. herausgekommen, enthält dieſe algebraiſche Sittenlehre. Leibnitz und Herr Kanzler Wolf haben keinen Theil daran. G.

*) Man ſehe Fleurys fünfte Abhandlung von der Kirchengeſchichte, a. d. 475. u. 478 S.

16) Meines Wiſſens ſind die Scholaſtiker des XIIIten Jahrhunderts blutſchlechte Mathematiker geweſen. Und wie wollten ſie doch die geometriſche Lehrart in die Theologie gebracht haben; die ſie gewiß nicht kannten, und ſich auch itzo, da man ſie kennet, in der geoffenbarten Theologie nicht brauchen läßt. Scholaſtiſche Kunſtwörter und Spinnenweben ſind keine geometriſche Lehrart. G.

gegen das Ende des XVten Jahrhunderts begeben 17); theils deſſen, was alle Menſchen überhaupt ihnen dafür zu danken haben, daß ſie ſich bemühen, dieſelben von Kindheit an, zu denen verſchiedenen Lebensarten vorzubereiten, denen ſie ſich einmal widmen wollen. Jedoch, dieſe zwo Betrachtungen, geben von ſelbſt noch zu einer dritten Anlaß, die wir nicht mit Stillſchweigen übergehen können. Es iſt dieſe: daß die ſchönen Wiſſenſchaften allein, nachdem ſie Europa aus der Barbarey geriſſen, daſſelbe auch noch itzt vor dem Unglücke bewahren können, von neuem wieder hinein zu gerathen.

Wer hiervon überzeuget ſeyn will, der darf ſich nur erinnern, was in dieſem Reiche vorgegangen, als die Barbarn unſere Provinzen überſchwemmet hatten. **Gallien**, welches verbunden war, die Sprache ſeiner neuen Gäſte zu verſtehen und zu reden, hörete auf, diejenige zu bearbeiten, die es von den Römern erlernet hatte; und vergaß ſie nach und nach gar. Aus der Vermiſchung beyder Mundarten entſtand eine dritte, die zu keiner Wegweiſerinn mehr, zum Verſtande der Schriftſteller des Alterthums dienen konnte. Sobald man ſich nun untüchtig gemachet hatte, die Lateiner zu leſen: ſo bald waren alle Quellen der Wiſſenſchaft

und

---

17) So haben denn die Weltweiſen und Mathematiker, die Wiederherſteller der alten philoſophiſchen Secte, ein Copernicus, Verulam, Galiläus, Keppler, Guerike, Carteſius, Boyle, Tſchirnhaus, Locke, Malebranſche, Grotius, Puffendorf, Thomaſius und Leibnitz nichts dabey gethan, daß die Welt ſo geſcheidt geworden iſt? G.

18) Der Herr V. hat von den alten Galliern recht; die nämlich in ihrer damaligen Sprache noch keine gelehrte Sachen geſchrieben hatten, auch die Schriften der Griechen und Lateiner nicht überſehen konnten, um ſie allen verſtändlich zu machen. Allein, von den itzigen Zeiten iſt es ein anders. So ſchön die gelehrte Litteratur an ſich iſt, und ſo viel Dank man ihr ſchuldig iſt, daß ſie die Wiſſenſchaft wieder erwecket hat: ſo wenig iſt zu beſorgen, daß itzo die Welt gleich barbariſch werden würde, wenn man gleich kein Griechiſch und Latein mehr lernte. Europa iſt in ſeinen eige-

nen

und des Geſchmackes verſtopfet. Einige Geiſtlichen, einige Mönche, bewahreten noch das Pfand der Wiſſenſchaften: allein, die Verſuche ſo ſie thaten, daſſelbe auf die Nachwelt zu bringen, beſchleunigten deſſen Verluſt. Sie unternahmen nämlich, den Sinn derer Originale, die niemanden mehr verſtändlich waren, in **Auszüge, Zergliederungen,** und **Sammlungen von Lehrſprüchen** zu bringen. Verſchiedene Jahrhunderte hindurch, ſah man keine Werke anders heraus kommen, als unter einem von dieſen Titeln; und dieſe ſchädlichen Hülfsmittel, halfen der Macht der Unwiſſenheit je mehr und mehr auf, indem ſie der Faulheit ſchmäuchelten. Da alſo nach einer von unſern obigen Anmerkungen, die Erlernung der gelehrten Sprachen, der erſte Schritt iſt, den unſere Väter gethan haben, um aus der Barbarey zu kommen: ſo war die Vernachläſſigung dieſer Bemühung, der erſte Schritt ihrer Vorfahren geweſen, in dieſelbe zu gerathen 18).

Wir mögen ja bedenken, daß, wenn wir ihnen hierinnen nachahmen ſollten, wir uns auch eben demſelben Schickſale ausſetzen würden. Wir erleben ſchon einen Theil von dem, was ihnen begegnet iſt. Unſere **Wörterbücher** für alle Wiſſenſchaften und Künſte, die **Bibliotheken**, die

---

nen Sprachen ſchon zu weit gekommen. Man kann aus wälſchen, franzöſiſchen, engländiſchen und deutſchen Büchern ſchon gar zu gelehrt werden, als daß die Barbarey zu beſorgen wäre. Der Herr W. kömmt mir vor, wie ein Arzt, der dem Kranken, dem er die China fürs Fieber gegeben, und ihn damit glücklich geheilet, dieſelbe nunmehr auf ewig zur täglichen Speiſe vorſchlagen wollte. Die Barbarey und Unwiſſenheit war eine Krankheit; die alten Sprachen die Arzney. Itzo iſt Europa geſund, und kann ſich mit ordentlichen Speiſen behelfen. Wozu brauchet man denn die Cur beyzubehalten? Doch, wie man die Aerzte darum nicht abſchaffet: wenn gleich die herrſchende Krankheit nachgelaſſen hat: ſo muß man auch nicht alle Litteratoren ausſterben laſſen. Eine gewiſſe Anzahl derſelben iſt dem gemeinen Weſen nöthig. Nur muß nicht alle Welt die Arzneykunſt lernen, oder griechiſch können. G.

Tagebücher, deren Zahl ſich alle Jahre unter andern Geſtalten vervielfältiget, hundert andere Bücher von eben dieſer Art, die, indem ſie die Mittel erleichtern, gelehrt zu ſcheinen, uns von demjenigen entfernen, was man thun müßte, um gelehrt zu werden; dieſe alle ſind vielleicht die Verbothen vom Verfalle der Litteratur. Nicht, als ob nicht viele von dieſen Werken in ihrer Art gut wären, und nicht auch ſehr nützlich ſeyn ſollten, wenn man deren Gebrauch auf ihre wahre Abſicht einzuſchränken wüßte: allein, durch einen Misbrauch, der ſich täglich mehr ausbreitet, hält man dieſelben für die Gränze, bey welcher man ſeinen Lauf enden darf; da ſie doch höchſtens nur Wege ſind, die uns dahin führen ſollen. Wir ſagen nichts von einer unzählbaren Menge Schriften, davon die beſten noch diejenigen ſind, denen man ſonſt nichts vorrücken kann, als daß ſie nichtswürdig ſind: deren andere aber ein ewiger Schandfleck der Vernunft und guten Sitten bleiben werden. Schädliche Früchte der Verderbniß des Geſchmackes, die nothwendig den Untergang der guten Wiſſenſchaften nach ſich zieht! Denn die Verderbniß der Sitten, gränzet mit der Verderbniß des Geſchmackes näher, als man denket f).

Man wird uns ſonder Zweifel einwenden: daß die Erlernung der gelehrten Sprachen, deren Nothwendigkeit wir zu erweiſen ſuchen, ganz und gar unnütz geworden ſey, und daß man ſie wenigſtens ungeſtrafet vernachläßigen kann: ſeit dem es geſchickte Ueberſetzer gegeben, die unſer Volk in den Stand geſetzet haben, faſt alle Schriftſteller von Athen und

---

f) Woraus denn durch eine entfernete Folgerung folgt, daß das Schickſal der Wiſſenſchaften in einem Staate, das Schickſal der Sitten beſtimmen müſſe. Seit kurzer Zeit iſt die entgegen geſetzte Meynung, mit vieler Beredſamkeit und vielem Witze, in einer Rede behauptet werden, welche im 1750ſten Jahre den Preis in der Akademie zu Dijon erhalten hat: in welcher Rede mit den Wiſſenſchaften nicht günſtiger verfahren wird, als mit der Litteratur. Iſt es uns erlaubet zu ſagen, daß die Richter die dieſes Werk gekrönet haben, vielleicht dem Verfaſſer den Preis nicht und Rom in ſeiner Sprache zu leſen. Um dieſen Einwurf zu widerlegen, wollen wir unſere Zuflucht nicht zu dem gewöhnlichen Grundſatze von der Unzulänglichkeit der Ueberſetzungen nehmen, die ſchon ſo oft in den Vorreden *g*) wiederholet worden. Wir wollen vielmehr geſtehen, daß, wenn man die Redner, und noch mehr die Dichter ausnimmt, bey denen der Werth der Sachen oftmals mit der Wahl und Ordnung der Worte verknüpfet iſt, es wenig griechiſche und lateiniſche Schriftſteller gebe, von denen eine getreue Ueberſetzung nicht das Weſen und den Inhalt, völlig liefern könne; dergleichen ſind unter andern, die hiſtoriſchen Werke. Daraus aber, daß die Originale, bis auf einen gewiſſen Grad, durch Ueberſetzungen erſetzet werden können, wollen wir ſchließen: es ſey uns alſo gar viel daran gelegen, allezeit unter uns eine Anzahl von Leuten zu haben, die im Stande ſind, ſie zum Behufe derer zu dollmetſchen; denen außer einer ſolchen Beyhülfe, das Leſen der Alten unterſaget wäre: eine Beyhülfe, die anitzt um ſo viel nützlicher iſt, je begieriger unſere Zeiten ſind ſich unterrichten zu laſſen. Die Gelehrſamkeit iſt niemals nöthiger, als in ſolchen Zeiten, wo die Unwiſſenheit neubegierig wird.

Vergebens wird man uns einwenden, wir dürften in dieſem Stücke nichts mehr wünſchen: und da alle guten Schriftſteller bereits überſetzet wären, ſo würde das Unternehmen ſie von neuem zu dollmetſchen, überflüßig ſeyn. Wir mögen einigen franzöſiſchen Dollmetſchungen den Ruhm nicht ſtreitig machen, darinnen ſie ſtehen: allein, geſetzt

---

nicht anders, als unter der Bedingung hätten ertheilen ſollen, daß er in einer anderweitigen Rede, eben den Satz vertheidigen ſollte, den er in der erſten ſo tapfer angefochten hat. So antwortete ehedem ein Orakel: daß die Lanze des Achilles die Wunde wieder heilen ſollte, die ſie gemachet hatte: ὡς ἄρα ὁ τρώσας ἰάσεται. *Euſtath. in Homer. p.46.*

g) Dieſe Frage iſt mit Rede und Widerrede, in verſchiedenen Abhandlungen der Herren Gedoyn und Racry aus einander geſetzet worden. Man ſehe den VIten Band dieſer Geſchichte, a. d. 9. u. f. S. deutſcher Ausg.

auch, daß dieſelben für unſer Jahrhundert vortrefflich wären: ſo ſtehen wir nicht an, zu behaupten, daß ſie Gefahr laufen, für die zukünftigen Jahrhunderte nicht mehr ſo ſchön zu ſeyn. Unſere Sprache iſt, trotz der Vollkommenheit, die ſie unfehlbar erlanget hat, vor denen Veränderungen nicht geſichert, denen eine jede lebendige Sprache unterworfen iſt. Wenn ſie in den künftigen anderthalb hundert Jahren eben ſo viel Veränderungen ausſtehen ſollte, als ſie ſeit Amyots Zeiten, der Plutarchs Ueberſetzer iſt, erduldet hat: ſo iſt es offenbar, daß diejenigen Dollmetſchungen, die in unſern Tagen gemachet ſind, für die mehreſten Leſer des XXten Jahrhunderts faſt gar nicht brauchbar ſeyn würden. Fehlete es nun alsdann an Gelehrten, die im Stande wären, neue Dollmetſchungen, nach dem griechiſchen Texte zu machen: ſo bliebe keine andere Zuflucht übrig, als die alten Ueberſetzungen, ſo zu ſagen, zu verjüngen; wie man bereits im vorigen Jahrhunderte verſuchet hat *b*). Allein, wie viel Züge der Urſchriſt würde wohl eine Copie beybehalten, die nach einer andern Copie gemachet wäre?

Ein anderer Einwurf wider die Nothwendigkeit die gelehrten Sprachen zu erlernen, iſt dieſer: daß es, wie man ſpricht, keinen einzigen Theil der Litteratur, Wiſſenſchaften oder Künſte giebt, der nicht nur in Frankreich nicht bearbeitet, ſondern auch in unſerer Sprache abgehandelt worden wäre.... Wir hätten in unſern franzöſiſchen Werken einen Vorrath, woraus wir hinlänglichen Stoff zu irgend einer Wiſſenſchaft hergeben, und alle Arten der Erkenntniß erlangen könn-

---

b) Dieſes gab dem **Boileau** zu folgendem Verſe Anlaß:

> Ou le ſec Traducteur du
> françois d'Amyot.

Oder der trockene Ueberſetzer von Amyots Franzöſiſchem. Ep. 7. v. 90. **Boileau** hat hier, wie ſein Ausleger will, den älteſten Abt Tallemant gemeynet, welcher, da er eine neue Dollmetſchung vom Plutarch herausgeben wollen, im Verdachte gehalten ward: er habe nichts an-
ders

könnten; kurz, um gelehrt zu ſeyn, dürften wir nur unſere eigenen Schriftſteller leſen. Sollten wir wohl nach dieſem Schluſſe, welcher in der Vorrede zu einem Werke *) beſtritten worden, aus welchem er, wie es ſcheint, alle ſeine Stärke hätte nehmen ſollen, das Herz haben, uns zu ſchmäucheln: wir würden für unſere Nachkommen dasjenige ſeyn, was die Griechen und Römer in Anſehung unſer geweſen? Es iſt noch nicht genug, daß unſer Jahrhundert in der franzöſiſchen Litteratur, deren allgemeinen Umfang wir gern zugeben wollen, ſo viel finden, als für daſſelbe hinlänglich iſt: unſere Enkel, denen wir das Beyſpiel, man dörfe die Alten nicht leſen; und die Meynung werden überlaſſen haben, es ſey nicht nöthig ſie zu verſtehen, müſſen auch in unſern Schriften einen Erſatz derer Muſter finden, die ſie nicht mehr werden zu Rathe ziehen können; ja, es müſſen auch noch diejenigen Schriften, die ſie ihrer Seits wiederum ihren Nachkommen hinterlaſſen, denenſelben ſtatt eben dieſer Muſter dienen können. Allein, es iſt ſehr zu befürchten, daß der Schein des Geſchmackes der Alten, der anitzt den Werth unſerer Schriften ausmachet; weil wir noch an die Zeiten ſtoßen, da die Erforſchung des Alterthumes in Ehren gehalten ward, nicht von Jahre zu Jahre abnehme, und endlich gar verlöſche: wenn ſie eine Folge von Abnahmen erlitten, und ſich von ihrem Urſprunge gänzlich entfernet haben wird. Auch das reineſte Waſſer verdirbt in Röhren, wenn es nicht von Zeit zu Zeit, durch Quellwaſſer erfriſchet wird.

---

ders gethan, als Amyots Ueberſetzung in eine beſſere Schreibart zu bringen, ohne den griechiſchen Text zu Rathe zu ziehen. Man muß dieſen Abt Tallemant mit demjenigen nicht vermengen, welcher Secretär unſerer Akademie geweſen, und deſſen Leben im IIten Bande dieſer Geſchichte, a. d. 411. S. beſchrieben iſt. Deutſche Ausg.

*) Biblioth. françoiſe par l'Abbé *Goujet*. Pref. p. 23. 24.

Dieſe allgemeine Betrachtung über die Gefahr, die man laufen würde, wenn man die Bearbeitung der gelehrten Sprachen, und die Kenntniß der guten Schriftſteller des Alterthums vernachläßigte, läßt ſich ungezwungen auf alle Theile der Litteratur anwenden, zu welcher jene Erlernung der Schlüſſel iſt. Ohne uns an den Entwurf des Herrn Abts du Resnel zu binden, der ſie alle durchläuft, und uns bloß an den Sinn ſeiner Rede zu halten, wollen wir lediglich von der **Kritik und Geſchichte** handeln.

Wir wollen hier nicht wiederholen, was wir weiter oben, von dem Gebrauche der Kritik, in Anſehung der Verbeſſerung und Erklärung der alten Texte geſaget haben: ihr wichtigſtes Geſchäfft betrifft die Geſchichte. Vornehmlich beſteht es darinn, daß man das Anſehen eines Schriftſtellers, entweder aus den Umſtänden der Zeit und des Ortes, da er gelebet hat, oder aus der Unterſuchung ſeiner beſondern Lebensumſtände beſtimme; daß man diejenigen Werke, welche einem Schriftſteller rechtmäßig zukommen, von denen unterſcheiden könne, die ihm fälſchlich beygeleget werden; und die Kennzeichen zu unterſcheiden wiſſe, an welchen man die Zuverläßigkeit einer Urkunde erkennet. Welch ein Licht breitet nun nicht die Kritik hiedurch, über die Geſchichte der Provinzen, der Städte, der Kirchen, Klöſter, und großen Geſchlechter aus? Was für Dienſte hat ſie nicht der Religion geleiſtet? Welch einen Umfang von Kenntniſſen aber ſetzet ſie nicht auch voraus, auch ſelbſt bey denen, die nur mit den Denkmälern des mittlern Alters umgehen? Sie fodert von dieſen, daß ſie noch außerdem zwo barbariſche Sprachen verſtehen müſſen, nämlich das neuere Latein, und das alte Franzöſiſche; die ihnen um ſo viel fremder

---

i) So hat Herr Rollin Cicerons Text überſetzet, oder umſchrieben: Hiſtoria teſtis temporum, lux veritatis, vita memoriæ, magiſtra vitæ, nuntia vetuſtatis. Man ſehe ſeine Art die ſchönen Wiſſenſchaften zu lehren und zu erlernen, im IIIten Bande, fremder ſind, je beſſer ſie die gelehrten Sprachen inne haben.

Was die Geſchichte betrifft, ſo wäre es etwas erſtaunliches, wenn wir genöthiget werden ſollten zu zeigen, daß ſie nützlich iſt. Zu allem Glücke beweiſt man dieſes ſchon, wenn man nur eine Erklärung von ihr giebt: Die Geſchichte iſt das Licht der Zeiten, die Bewahrerinn der Vorfälle, eine getreue Zeuginn der Wahrheit, die Quelle des guten Raths, die Richtſchnur der Aufführung und der Sitten *i*). Sie iſt die Schule des menſchlichen Geſchlechtes, die Hohen und Niedrigen, den Prinzen und den Unterthanen gleich nützlich iſt: allein, den Hohen, und inſonderheit den Fürſten, iſt ſie nothwendig. „Wenn Leute aus dem Mittelſtande nur wenig Geſchichtkunde bedürfen: ſo muß derjenige, der irgend einen „Theil an den öffentlichen Angelegenheiten haben kann, deren ſchon vielmehr beſitzen; und ein Fürſt kann nie zu viel „davon wiſſen. Die Geſchichte ſeines Landes, zeiget ihm „ſeine eigenen Angelegenheiten, und gleichſam die Urkunden „ſeines Hauſes; die Geſchichte fremder Länder, die ihm am „nächſten liegen, lehret ihn die Angelegenheiten ſeiner Nachbarn kennen, welche allezeit mit den ſeinigen vermenget „ſind.„ So redet einer der vernünftigſten Schriftſteller unſers Jahrhunderts *), in einem Werke, welches Tugend und Vernunft abgefaſſet zu haben ſcheinen. **Die Geſchichte,** ſaget Herr Locke **), **da ſie die wahre Schule der Vorſichtigkeit und Klugheit iſt, ſo muß ſie auch beſonders die Beſchäfftigung der Vornehmen und der Weltleute ſeyn.** Eben dieſer Locke hatte zuvor †) geſaget: **es wäre genug, wenn man die Kinder nur die ſechs erſten Bücher des Euklides lehrete, weil man**

Bande, nach Herrn M. Schwabens deutſcher Ausgabe.

*) Der Abt Fleury in ſeinem Tractate: du Choix & de la conduite des Etudes, p. 226.

**) Von Erziehung der Kinder. p. 428.

†) Ebendaſelbſt. p. 427.

zweifeln darf, ob es einem Weltmanne nöthig oder nützlich ſeyn werde, mehr davon zu wiſſen. Solche ehrwürdige Zeugniſſe zum Beſten der Geſchichte, überheben uns einer weitläuftigern Beſchreibung.

Dem Lobe der Litteratur aber würde ein ſehr weſentliches Zeugniß fehlen, wenn wir nicht noch hinzuſetzeten, daß die demonſtrativen Wiſſenſchaften ſelbſt, große Beyhülfe von ihr erhalten können. Erleuchtet ſie nämlich derjenige Gelehrte, der, indem er das Alterthum erforſchet, aufmerkſam geworden iſt, von Jahrhunderte zu Jahrhunderten das Wachsthum des Verſtandes zu verfolgen: ſo werden ſie erfahren, wie weit die erſten Meßkünſtler, die erſten Naturforſcher, die erſten Sternkundigen, ihre Unterſuchungen getrieben haben; und wo folglich heute zu Tage die ihrigen anfangen müſſen? Von ihm werden ſie lernen, daß die Alten, indem ſie die verſchiedenen Arten, das Lehrgebäude der Welt zu erklären verſuchet, die mehreſten von den Lehrmeynungen der Neuern errathen haben; und daß dieſe erſten Begriffe, ungeachtet ſie oft nur aus einem blinden Zufalle, ohne alle Verbindung unter einander, ſo wie ſonder alles Verhältniß auf ein Ganzes entſprungen ſind; es ſey nun in den Schriften der griechiſchen Weltweiſen oder Geſchichtſchreiber; es ſey in den Anſpielungen eines Dichters oder finſtern Scholiaſten; zu den glücklichſten Entdeckungen haben Anlaß geben können.

Sie

---

19) Dieß hatte Copernicus ſelbſt in den Alten geleſen, wie er in der Vorrede ſeines Werkes de Revolutionibus orbium cœleſtium, ſelbſt anführet. G.

20) Dieß dörfte wohl ſchwer zu behaupten ſeyn. Atomen lehren, heißt noch nicht Wirbel ſetzen. Und wenn es gleich wäre: ſo hülfe es nichts. Die Wirbel des Carteſius ſind ja lauter Träume. G.

k) Alles dieſes iſt vom Anfange des Artikels an, aus einer Abhandlung des Herrn Bonamy, im 9. Th. fr. Ausg. der Mem. dieſer Akademie genommen.

l) Æſtus maritimi fretorumque anguſtiæ ortu aut obitu lunæ commoventur &c. Cicer. *de nat. Deor. Lib.* II. c. 7. Illæ (*undæ*) creſcunt, & ad horam

ac

Sie werden lernen, daß die **Pythagoräer** geglaubet haben, unſere Erde und die Planeten dreheten ſich um eine gemeinſchaftliche Axe, indem ſie ſich um ſich ſelbſt drehen; daß **Kleanthus** und **Nicetas von Syrakuſa**, durch dieſe wirbelnde Bewegung, die ſcheinbare Bewegung der Geſtirne und des Himmels erkläret 19); daß **Plato** in ſeinem Timäus eben das, ungeachtet nicht mit ſolchen ausdrücklichen Worten geſaget; daß **Ariſtarch** und einige andere geglaubet haben, die Sonne ſtünde unbeweglich im Mittelpuncte der Erden, und die Fixſterne wären ſo viele Sonnen; daß die **Wirbel** des **Carteſius**, dem **Leucippus** und **Demokritus** nicht unbekannt geweſen 20); ja daß der letzte, die **Milchſtraße** für einen Haufen kleiner Sterne gehalten; daß bey den **Chaldäern** die Kometen wirkliche Planeten geweſen; daß zu **Plutarchs** Zeiten, die Sternkundigen bereits gemuthmaßet, die Flecken des Mondes wären Seen und tiefe Thäler *k*); daß ſchon vor dem **Carteſius**, **Cicero** und **Seneca**, die Ebbe und Fluth, dem Drucke des Mondes ſchuld gegeben *l*); daß **Newton** vielleicht den Einfall von der geheimnißvollen **anziehenden Kraft**, in einem Ueberbleibſel vom **Empedokles** gefunden; daraus man erſieht, daß dieſer Philoſoph die **Liebe** und den **Haß** für die Urſachen der Wirkung der Elemente gehalten *m*); daß eben derſelbe **Empedokles**, das Phänomenon des **Hebers**, darinnen das Waſſer hängen bleibt, ſo lange

---

ac diem ſubeunt, ampliores, minoresque, prout illis lunare ſidus elicuit, ad cujus arbitrium oceanus exundat. *Seneca de Provid. Cap. 1.* Schon lange vor dem Cicero, hatte bereits **Pythäas von Marſeille**, nach dem Verfaſſer des Tractats von den Meynungen der Weltweiſen, welchen man für **Plutarchs** Arbeit gehalten, die Ebbe und Fluth dem Monde ſchuld gegeben: allein er ſaget nicht, wie der Mond ſolche wirke. Dieſe Anmerkung iſt aus einer Abhandlung über den **Pythäas** genommen, die der Herr von Bougainville der Akademie 1746. vorgeleſen hat.

m) Φιλότης καὶ Νεῖκος. Diogenes Laerz erkläret dieſe zwey Worte ſo: Φιλίαν τε ᾗ συγκρίνεται (τὰ στοιχεῖα) καὶ νεῖκος ᾧ διακρίνεται. *Lib. 8. in Emped.*

lange man die Oeffnung deſſelben mit dem Finger zuhält n), auf die Schwere der Luft, und nicht auf die Furcht vor dem leeren Raume geſchoben; daß endlich der Urheber eines noch neuern Lehrgebäudes, von Wiederhervorbringung der Weſen, ſich gar wohl des Anaxagoras Homöomerie o) zu Nutze gemachet haben kann. Wir würden uns nicht ſo weit vergehen, zu denken, daß die Naturforſcher, welche der Erde die Figur einer länglichten Sphäroïs beylegen, dieſe Meynung neu erdacht haben; nachdem ſchon ein Chronikenſchreiber des XIII. Jahrhunderts p) angemerket: „daß eine Kloſterjungfrau zu ſeiner Zeit, „Namens **Alpais von Cüdot**, da ſie in eine Entzückung „gerathen, die ganze Welt als einen auf allen Seiten glatten Ball, und die **Erdkugel als ein mitten in der „Luft ſchwebendes Ey** zu ſehen geglaubet, welches rund „herum mit Waſſer umgeben wäre 21).„

Sie

---

n) Κενοι ἔχατε. *Ariſtot. de Reſpirat.* C. 7.

o) Ἀρχὰς δὲ τὰς Ὁμοιομερείας. *Diog. Laert. in Anaxag.* Man kann das zweyte Capitel des zweyten Bandes von der Hiſt. nat. gen. & particul. mit der Stelle vergleichen, wo Lucrez von des Anaxagoras Lehrgebäude redet:

Nunc & Anaxagoræ ſcrutemur Homœomeriam &c.

Lib. 1. *v.* 830. Was hier Lucrez, nach den Griechen, Homöomerie nennet, das hat Cicero durch die Worte angeben: Particulas ſimiles inter ſe minutas, in der Stelle der *Quaeſt. Acad.* (*in Lucul.* C. 37.) *Anaxagoras* dixit materiam infinitam, ſed ex ea particulas ſimiles inter ſe minutas, eas primum confuſas, poſtea in ordinem adductas a mente divina.

p) Robert, ein Mönch zu St. Marien d'Auxerre, deſſen Tod man in das 1212te Jahr ſetzet. Hier iſt die Stelle: Sub hoc tempore (anno 1180.) in territorio Senonico, villa Cudot, habetur puella celebris opinione vulgata. ... Alpis nomine. ... In ſolemnitatibus Domini vel Matris datum eſt illi per exceſſum plerumque ſurſum rapi, mundumque & omnia quæ in mundo ſunt libero mentis intuitu contemplari. ... Refert quoque quia dum in illo eſt raptu, conſpicit univerſaliter mundum, in modum pilæ forma tereti circumſcriptum. ... Terram velut ovum in

Sie werden in Anſehung der aſtronomiſchen Erdbeſchreibung lernen, daß faſt 300 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, **Ariſtyllus** und **Timocharis**, bereits die Abweichung der Fixſterne bemerket, deren Kenntniß bey der Schiffahrt ſo nothwendig iſt; daß man ſchon zu Zeiten des **Thales**, ungefähr 500. Jahre vor **Chriſto**, in Griechenland die zwo Arten gebrauchet, die Breite eines Ortes, theils durch die mittägliche Höhe der Sonnen, theils durch den Abſtand der Sterne von der Weltaxe, zu bemerken; daß die Longitudines den Alten nicht ganz unbekannt müſſen geweſen ſeyn, weil ſie Tabellen gehabt, deren ſie ſich mit gutem Erfolge bedienet, die Finſterniſſe auszurechnen. **Thales** hatte bereits eine gänzliche Verfinſterung der Sonnen voraus verkündiget, die auch an geſetztem Tage eintraf q).

Gehen wir von der allgemeinen und aſtronomiſchen Phyſik, zur natürlichen Geſchichte, ſo werden wir noch deut-

---

in medio pendulum & aquis undique circumſcriptum. *Chron. monach. Altiſſiod.* fol. 85. r°. & v°.

21) In dieſem bisherigen iſt eine ſehr ſeichte Erkenntniß philoſophiſcher Sachen, ſehr merklich. Der Verfaſſer hätte von der ordentlichen Wiederkunft der Kometen, als beſtändiger Weltkörper, auch den Seneca, und die Lehre der alten Aegypter anführen können. Allein, gehören denn die Schriften der alten Weltweiſen den Kunſtrichtern und Litteratoren allein zu, die ſie insgemein nicht einmal verſtehen, ja in ihrer Erklärung oft große Fehler begehen; oder gehören ſie vielmehr den Weltweiſen zu? Dieſe werden ſie ſchon leſen, und alles das heraus nehmen, was in ihren Kram dienet. Hat es nicht nach dem Copernicus Newton in ſeiner Chronologie gethan? G.

q) Die erſte von den drey Begebenheiten dieſes Artikels, ſteht in der Nachricht des Herrn **Caſſini**, von dem **Urſprunge und Fortgange der Sternkunde**, a. d. 12. S. hier lieſt man **Timochares** an ſtatt **Timocharis**. Die zwo andern ſind aus einer Abhandlung des Herrn **Freret**, von **Erlernung der alten Weltweisheit** genommen, die er 1744. in dieſer Akademie vorgeleſen. Man kann von dem Fortgange der Alten in der Sternkunde, des **Voſſius** Werk de ſcientiis Mathematicis, und **Joh. Friedr. Weidlers** Hiſtoriam Aſtronomiæ nachſehen.

deutlicher ſehen, was die Litteratur für die ſtrengen Wiſſenſchaften hat thun können. „Die Alten, ſaget ein Schriftſteller *), den wir bereits angeführet haben, und der mehr Recht als irgend jemand hätte, in dieſem Stücke die Partey der Neuern zu nehmen, waren in der „natürlichen Geſchichte der Thiere und Mineralien viel weiter gekommen und beſſer unterrichtet, als wir, und die Begebenheiten dieſer Geſchichte waren ihnen viel geläufiger „als uns, die wir uns ihre Einſichten und Anmerkungen „hätten zu Nutze machen ſollen.„ Er ſelbſt brauchet ihre Schriften auf eine Art, die das Zeugniß beſtätiget, welches er ihnen ertheilet. **Ariſtoteles**, **Theophraſt**, **Plinius**, ſind lange Zeit entweder der Unredlichkeit, oder einer abergläubiſchen Leichtgläubigkeit in demjenigen beſchuldiget worden, was ſie von den natürlichen Wirkungen erzählen. Allein unſer erleuchteteres Jahrhundert, wird in Anſehung ihrer, immer billiger. Es erkennet, daß viele ihrer Beobachtungen, die man für verdächtig gehalten, alle Tage mehr beſtätiget werden, und daß oftmals Entdeckungen, wel-

---

*) Hiſt. Nat. gen. & particul. T. I. p. 41.

r) Wir dürfen das was man von **Archimedens** Brennſpiegel ſaget, nicht anders als eine hiſtoriſche Sage nennen. **Polybius**, **Livius** und **Plutarch**, ſagen nichts davon. **Galen** und **Lucian**, die zu **M. Aurels** Zeiten ſchrieben, ſind die erſten die ſeiner gedenken. Nach ihnen haben **Zonaras** und **Euſtathius** ausführlicher davon gehandelt. **Johann Tzetzes** endlich, der etwas neuer iſt, als **Euſtathius**, hat uns gar die Beſchreibung dieſer Maſchine gemachet. Das Weſentliche dieſer Note, iſt aus der zweyten Abhandlung genommen, die Herr **Melot** in der **Akademie** vom **Archimedes** abgeleſen hat, und noch nicht gedrucket worden iſt.

**) Man ſehe die Mem. de l'Acad. des Sciences, T. XVII. p. 594. Par. Ausg.

s) **Die Kunſt zu allen Jahrszeiten, zahme Vögel von allerley Art, entweder durch die Wärme des Miſtes, oder des gemeinen Feuers, auszubrüten**, durch den Herrn Reaumür, 2 Bände in Duod. 1749.

***) Man ſehe die Geſchichte eben derſelben aufs 1741. Jahr a. d. 33. S.

t) Cum in agro eſſemus Liguriæ, noſtri illi adoleſcen-

tes

welche der gemeine Mann für neu hält, nur eine Ausdehnung, oder Entwickelung dererjenigen ſind, die ſie gemachet hatten. Dieſes berichtet die hiſtoriſche Sage von dem Spiegel des **Archimedes** r), welcher bereits eben die Wirkungen gethan, die man anjetzt in Frankreich hervorbringt, um weiter zu kommen, als er **). Dieſes lieſt man im **Diodor von Sicilien**, in Anſehung der ägyptiſchen Oefen, welche zu der Erneuerung des Geheimniſſes Anlaß gegeben, etliche tauſend Küchlein, ohne Beyhülfe der Gluckhennen, auszubrüten s). Die Entdeckung welche Herr **Tremblay** in **Holland** vor einigen Jahren machete, und die vor kurzem durch den Herrn **Bonnet** zu **Genf**, dem Herrn **Lyonnet** im **Haag**, und dem Herrn **Reaumür** zu **Paris** ***), von denen **Würmern**, oder **Vielfüßlern**, beſtätiget worden iſt; welche, wenn ſie zerſchnitten, oder in viele Stücke zertheilet werden, ſich aus einem jeden wieder ganz darſtellen, war ſchon vom h. Auguſtin bey einer Gelegenheit vorher geſehen worden, die ein bloßer blinder Zufall war t).

---

tes . . . animadverterunt reptantem beſtiolam multipedem, longum dico quendam vermiculum. . . . Verſo ſtylo, quem forte habebat unus illorum, animal medium percuſſit: tum ambas partes corporis, ab illo vulnere in contraria diſceſſerunt, tanta pedum celeritate ac nihilo imbecilliore niſu, quam ſi duo hujuscemodi animantia forent . . . Tentavimus quatenus id valeret; atque vermiculum, imo jam vermiculos, in multas partes concidimus. Ita omnes movebantur, ut niſi a nobis illud factum eſſet, & comparerent vulnera recentia, totidem illos ſeparatim natos & ſibi quemque vixiſſe crederemus. *S. Auguſtinus* de quantitate animæ. *Cap.* 31.

Nun iſt es wahr, Auguſtin ſaget zwar nicht, daß nach der Zertrennung dieſes Wurmes (beſtiola multipes) jeder Theil deſſelben, die ihm fehlenden Gliedmaßen wieder bekommen; wie die neuern Beobachter von den Polypen behaupten. Allein, auſſer daß die letzten Worte dieſer Stelle, dieſen Umſtand ſo wenig ausſchlieſſen, daß ſie ihn vielmehr ſtillſchweigend in ſich zu faſſen ſcheinen: totidem illos ſeparatim natos & ſibi quemque vixiſſe crederemus: ſo kann man auch vorausſetzen, daß die Zer-

Die Mechanik und diejenigen Künſte, in welche ſie einen Einfluß hat, biethen uns hundert ähnliche Beyſpiele dar. Denn ohne von des **Archimedes** wunderwürdigen Maſchinen zu reden, die er in der Belagerung von **Syrakuſa** erfand; und von der berühmten Schraube u), die ſeinen Namen bekommen hat †), noch von den Galeeren mit 20. und 40. Schichten Rudern, deren Regierung für die ſtrengen und ſchönen Wiſſenſchaften noch ein Räthſel iſt, noch von des Meßkünſtlers **Nikomedes Conchois**, welche **Franz Blondel** in die Baukunſt gebracht hat x); was ſind dieß nicht alles für nützliche und merkwürdige Stücke, deren Gebrauch verloren iſt; davon aber die alten Schriftſteller einige Spuren hinterlaſſen haben, und die man allezeit deſto leichter wieder findet, wenn man weis, daß ſie ſchon bekannt geweſen ſind. Wir beziehen uns in Anſehung dieſer Beſchreibung, auf diejenigen Schriftſteller, die von der Materie gehandelt haben,, die wir hier anzeigen y).

Unter denen Verbindlichkeiten, die die demonſtrativen Wiſſenſchaften, der Litteratur unſtreitig haben, würde es uns übel anſtehen, wenn wir dasjenige nicht mit zählen ſollten, was ihre Sprache (denn ſie haben doch eine eigene Sprache für ſich) der griechiſchen Sprache ſchuldig iſt. Außer daß ihre **Wörterbücher**, bis auf die Endungen der Wörter, lauter griechiſche Vocabularia ſind; ſo ſieht man,

---

theilung dieſes Wurmes beym Auguſtin, von ſeinen jungen Lehrlingen dermaßen vervielfältiget worden, daß ſie ein Spielwerk daraus gemachet, auf dieſe Weiſe ein Völklein kleiner Weſen zu ſchaffen; daß die Hervorbringung der Gliedmaßen eines jeden zu einer Zeit nicht mehr merklich hat ſeyn können, da man den Gebrauch der Vergrößerungsgläſer noch nicht kannte. Der P. **Pardies** hat dieſe Begebenheit gewußt, und in ſeiner Abhandlung, von dem **Erkenntniſſe der Thiere**, a. d. 78. S. angeführet 22).

22) Daß eine zerſchnittene Schlange ſich noch in allen ihren Theilen reget und beweget, iſt ſo bekannt, als daß es die Stücke eines Aales thun. Aber ſind das Polypen? Bekömmt darum der Schwanz des Aales oder der

man, wenn ſie ein Werkzeug, eine Maſchine, oder eine Art zu verfahren erfinden, daß ſie ſogleich aus eben dieſer Sprache einen Namen entlehnen, welcher die Eigenſchaften und Anwendung der neuen Erfindung ausdrücken ſoll: und dieſer Namen, der oftmals aus vielen zuſammengeſetzten Wörtern beſteht, die noch niemals mit einander verbunden geweſen ſind, kann nur in ſo weit verſtanden werden; als man den Werth derer Worte verſteht, woraus er zuſammen geſetzet iſt. Der Verfaſſer *) der Vorrede, die vor des Salmaſius Tractate, de Homonymis hyles iatricæ ſteht, hat bewieſen, wie nöthig die Kenntniß der griechiſchen Sprache, in Anſehung der Kräuterkunde und natürlichen Geſchichte ſey: dieſe Beweiſe aber paſſen ſich eben ſo gut auf alle Zweige der Naturlehre. Doch es iſt Zeit, dieſen Artikel zu enden, deſſen Länge nicht anders, als in Erwägung der Wichtigkeit der Materie, Vergebung erlangen kann.

Aus dieſen verſchiedenen Betrachtungen nun, von der Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit der Litteratur, wollen wir ohne Ruhmredigkeit ſchlieſſen: daß ſie wohl verdienen bearbeitet zu werden; und nicht unwürdig ſind, die öffentliche Gunſt mit den demonſtrativen Wiſſenſchaften zu theilen; denen wir indeſſen das Unrecht nicht anthun wollen, ihnen zur Wiedervergeltung, das Recht ſtreitig zu machen, daß ſie ebenfalls einen Anſpruch darauf haben.

---

der Schlange einen neuen Kopf? oder das Kopfſtück einen neuen Schwanz? Die heutige Entdeckung der Polypen alſo kann nur ein bloſſer Litterator im Auguſtin ſehen. G.

w) Man kann die Beſchreibung und den Gebrauch davon, in der erſten Abhandlung des Herrn Melots vom Archimedes, im 14 B. der ausführlichen Schriften dieſer Akademie, a. d. 128. S. Par. Ausg. nachſehen.

†) *Plut. in Marcel. Athen. L. V.*

x) Auflöſung der vier architectoniſchen Aufgaben, durch Franz Blondeln, a. d. 3 S.

y) Panzirol, Theodor Janſon, ab Almeloveen, Georg Paſchius, Polydor Virgil, u. a. m.

*) Herr Lamin, Parlamentsrath zu Dijon.

Wir wollen ſchließen, daß, wenn man eine einzige Gattung derſelben, mit Ausſchließung der andern, annimmt, ſo handele man zugleich wider die Abſicht der Natur: die ihre Gaben nur darum aus einander getheilet hat, daß die Talente deſto mannigfaltiger werden ſollen; wider das allgemeine Beſte der menſchlichen Geſellſchaft, der daran gelegen iſt, daß alle Arten der Erkenntniß in Ehren gehalten werden; daß alle Künſte blühen, und alle Bürger ſich beſtreben den übrigen nützlich zu werden; und dann wider das Beſte dieſer Wiſſenſchaften ſelbſt, welche außer der übrigen Verhülfe, die ſie von der Litteratur haben können, ihr wenigſtens die Kunſt, Aufſätze zu machen, und die Schreibkunſt zu danken haben. Dieſe Kunſt, die ſeit einigen Jahren in die ſtrengen Wiſſenſchaften eingeführet worden iſt, hat vielleicht eben ſo viel zu ihrem Fortgange beygetragen, als die jetzt herrſchende Neigung zu Unterſuchungen. Dieſes ſind die Ausdrücke eines Naturforſchers *), deſſen Schreibart uns zeiget, wie viel er ſelbſt den ſchönen Wiſſenſchaften zu danken habe. Das Unglück der mathematiſchen Wiſſenſchaften, ſagete ehedem Herr von Fontenelle **), iſt dieſes: daß ſie voller Dornen und wilde ſind, und der Zugang zu ihnen ſehr ſchwierig iſt. Den ſchönen Wiſſenſchaften ſey Dank, daß die Mathematik dieſem Vorwurfe nicht mehr ausgeſetzet iſt! Eine glückliche Erfahrung lehret uns, daß die Geometrie ihren Schülern nicht mehr das trockene und mürriſche Weſen mittheilet, was man ihr ehemals für eigen hielt; daß auch das abſtracteſte Nachſinnen nicht allezeit das Feuer des Geiſtes erſticket, ja oftmals die Blüthe der Einbildungskraft nicht einmal verändert; und daß auch die trockenſten Materien der Zierlichkeit und Deutlichkeit fähig ſind.

---

*) Hiſt. natur. gen. & particul. Lib. I. p. 28.

**) In der Vorrede zur Geſchichte der Akademie der Wiſſenſchaften.

Wir wollen ſchlieſſen, daß die ſchönen Wiſſenſchaften der einzige Damm ſind, der dem Wachsthume des falſchen Witzes ſteuern, und die Eroberungen der Calculirſucht Gränzen ſetzen kann: denn jener ſuchet uns zu verführen; und dieſe möchte uns gern unters Joch bringen. Wenn nun die Litteratur den Geſchmack an der Wahrheit erhält, den wir von den Alten überkommen haben, ſo wird ſie uns auch lehren, das Flittergold des erſten nicht für ächtes Gold anzunehmen, und die andere in ihre Gränzen einzuſchränken; indem ſie uns nicht erlauben wird, zu vergeſſen, daß die Kunſt zu ſchreiben, **dem Wohlſtande unterworfen** iſt †), deſſen weſentlichſter Theil allezeit, nach der Anmerkung eines philoſophiſchen Kunſtrichters ††), dieſer ſeyn wird: **daß man die Arten mit einander nicht vermenge; daß man jedes Ding in der ſeinigen laſſe; und die beſondern Regeln, nach welchen von jeder Sache gehandelt werden ſoll, lediglich aus dieſer Art nehme.**

Endlich wollen wir aus dem Beyſpiele einer kleinen Zahl ſeltener Leute, welche die weitläuftigſte Gelehrſamkeit mit der Mathematik zu verbinden gewußt haben, z. E. eines **Leibnitz** in Deutſchland, und eines **Meziriac** bey uns, und ſonſt noch einiger, deren Namen wir noch nicht nennen dörfen: aus dieſen wollen wir ſchlieſſen, ſage ich, daß wenn die ſchönen und die ſtrengen Wiſſenſchaften, in einerley Manne nicht unverträglich ſind, ſie um ſo viel weniger in einerley Lande einander ausſchlieſſen müſſen.

Wir gehen noch weiter, und wollen mit dem **Velleius Paterculus** ſagen, daß der Vortheil, ſie beyderſeits zugleich blühen zu ſehen, der vorzügliche Character eines vortrefflichen Jahrhunderts ſey. Nach dieſem Geſchichtſchrei-

---

†) Caput artis decere. Cicero de oratore.

††) Der Herr Abt Terraſſon in der Diſſ. crit. ſur l'Iliade, in der Vorrede auf der 5. Seite.

der, ſind vortreffliche Jahrhunderte diejenigen, wo allerhand Arten von Verdienſten ſich vereinbaren, und wo die allergrößten Männer, in allen Arten, Zeitverwandte ſind z). Er bewies dieſen Gedanken mit der Geſchichte von **Athen und Rom** a). Der Verfaſſer der kritiſchen **Betrachtungen über die Poeſie und Malerey** *), findet noch einen deutlichern und vollſtändigern Beweis hiervon, in **Ludwigs des XIV. Jahrhunderte**; in welchem die Natur ſich recht anzugreifen ſchien, um in allen Ständen Unterthanen hervorzubringen, die eines ſolchen Regenten würdig wären. Warum ſollten wir aber die Hoffnung verlieren, unſern Enkeln ein eben ſolches Jahrhundert zu hinterlaſſen? Der Zuſammenfluß moraliſcher Urſachen, denen der Verfaſſer jener Betrachtungen die Wunder jener ſchönen Zeit zuſchreibt **), iſt heute zu Tage eben ſo günſtig. Im Staate iſt eben ſo viel Herrlichkeit; und außerhalb mehr Ruhe. Der Regent hat eben ſo viel Liebe für die ernſthaften und ſchönen Wiſſenſchaften, und ſein Geſchmack iſt eben ſo erleuchtet. Beyden wird ein gleicher Schutz gewähret, und die Belohnungen ſind viel vermehrter, und eben ſo reichlich. Die **Franzoſen** haben noch eben die Begierde ihrem **Könige** zu gefallen, und zur Ehre ſeiner Regierung etwas beyzutragen. Kurz, alles vereinet ſich, um uns anzukündigen: daß die Nachwelt, die Zeiten **Auguſts**, **Ludwigs des XIV.** und **Ludwigs des XV.** in eine Claſſe ſetzen wird.

II. Herrn

---

z) Quis enim abunde mirari poteſt, eminentiſſima cujuſque profeſſionis ingenia, in eamdem formam & in idem arctata temporis congruere (ſ. *confluere*) ſpatium! Und weiter unten: Cujusque clari operis capacia ingenia, in ſimilitudinem & temporum & profectuum ſemet ipſa ab aliis ſeparaverunt. *Vell. Paterc. lib.* I. ſub finem.

a) Eben dieſer Gedanken iſt bereits in einer Abhandlung vom Herrn de la Nauze, im XIII. Bande der ausführlichen Schriften dieſer Akademie, a. d. 372. S. Par. Ausg. unter dem Titel entwickelt worden: Von dem Verhältniſſe, welches die ſchönen und ernſthaften Wiſſen-

ſcha

II.

Herrn Blanchards Abhandlung, von den öffentlichen Verwünſchungen der Alten.

Die Verwünſchungen ſind, wenn man dieſes Wort im gewöhnlichen Verſtande nimmt, eigentlich gottloſe Flüche, die der Haß oder Zorn hervorbringt. Man giebt dieſen Namen denen hitzigen Ausdrückungen, welche die Rachgier ausſtößt, wenn wir, indem wir uns zu ſchwach finden, demjenigen was wir haſſen, durch uns ſelbſt zu ſchaden, uns erdreiſten den Beyſtand irgend einer Gottheit anzuflehen, daß ſie ſich unſerer Rache annehme.

In gegenwärtiger Abhandlung, davon wir hier Nachricht geben, iſt von dieſen gottesläſterlichen Wünſchen die Rede nicht. Herr Blanchard handelt darinnen †) von den öffentlichen Verwünſchungen der Alten, das heißt von denjenigen, welche die Obrigkeit bey den **Griechen** und **Römern** und einigen andern Völkern, in gewiſſen Fällen verordnete.

Die Unterdrücker der Freyheit, die Feinde des Staates, die gottloſen Bürger, waren der gewöhnlichſte Gegen-

---

ſenſchaften unter einander haben. Nichts iſt ſo geſchickt, begreiflich zu machen, wie viel beyde einander beyſtehen können, als die Ausführung des ſchon ſo oft vorgeſchlagenen und vor kurzem unter den glücklichſten Vorbedeutungen wieder erneuerten Anſchlages, verſchiedene Gelehrten von beyden Gattungen zu vereinbaren, damit ſie mit vereinten Kräften, an einer mit Anmerkungen verſehenen Ausgabe vom Plinius arbeiten mögen.

*) Im 2. Th. von der 212. bis zur 236. S.

**) Ebendaſ. a. d. 130. S.

†) Sie iſt vom 21 April 1741.

ſtand dieſer Art von Verwünſchungen. So bald die Athenienſer das Joch der **Piſiſtratiden** abgeſchüttelt hatten, ward durch einen Schluß des Senats, die Verwünſchung des **Piſiſtratus** und ſeiner Abkömmlinge befohlen. Ein ähnliches Decret verordnete ebenfalls Verwünſchungen wider den König **Philippus** von **Macedonien**, welcher Griechenlands Schrecken geworden war *): und als man den **Alcibiades** anklagete, er habe **Mercurs** Bildſäulen verſtümmelt, und die Geheimniſſe der **Ceres** entheiliget, mußte er eben dieſe Strafe leiden **).

Anfangs unterſuchet Herr **Blanchard**, worinnen dieſe Strafe beſtanden. Ohne ſich in die Beſchreibung derer mancherley Formeln einzulaſſen, die man dabey gebrauchet hat, und davon die mehreſten von dem gelehrten **Briſſon** †) geſammlet worden ſind, wollen wir nur bemerken: daß ſie alle darauf hinausgelaufen, den Zorn der Götter über denjenigen zu erregen, wider den ſie ausgeſtoßen wurden. Diejenigen Gottheiten, die die Mythologie der Rache vorgeſetzet hatte, und unter welchen die **Furien** die Oberſtelle einnahmen, waren diejenigen, die man am gewöhnlichſten bey den Verwünſchungen anrief. Die Bitten, ſo man an ſie that, werden ohne Unterſchied, exſecrationes, exſecrationum carmen, carmen exſecrabile, diræ deprecationes, devotiones, vota feralia genannt: dieſes alles ſind Ausdrücke, die genugſam zu verſtehen gaben, daß man ſie nur um was ſchädliches anflehete: und damit man die Opfer, die einen Theil dieſer Feyerlichkeit ausmacheten, gewiſſermaßen ſchrecklich machen möchte, ſo wurden ſie nicht auf erhöheten Altären, ſondern in hohlen Gräben gebracht, die ausdrücklich dazu ausgegraben waren.

---

*) Ut omnia qui adverſus Piſiſtratidas decreta quondam erant, eadem in Philippo ſervarentur. *Livius* L. XXXI. C. 44.

**) Cornelius Nepos und Plutarch in Alcibiadens Leben.

†) *Barn. Briſſon.* formul. p. 108.

Die erſte Wirkung dieſer ſchrecklichen Gebethe, war dieſe, daß man den hölliſchen Gottheiten Macht über den Schuldigen gab, den man ihnen überlieferte. Dieſes verſtand man unter dem Worte καταρᾶσθαι, devovere Diris *). Diejenigen, die dergeſtalt waren übergeben werden, wurden als Feinde des gemeinen Weſens, als allen **Menſchen verhaßte Leute**, und als **verfluchte** Menſchen angeſehen †). Sie waren aus der menſchlichen Geſellſchaft verbannet, ſie hatten keinen Theil mehr an denen Beſprengungen, die mit den geweiheten Feuerbränden geſchahen, die man in das Blut der Opferthiere eintauchete: es war ihnen nicht mehr erlaubet, in den Tempeln Trankopfer darzubringen, noch den Verſammlungen des Volkes beyzuwohnen. Da ſie aus ihrem Vaterlande verjaget waren, ſo wurden ſie in demſelben auch nach ihrem Tode nicht einmal aufgenommen. Man gab nicht zu, daß ihre Gebeine mit den Gebeinen der andern Bürger vermiſchet würden, noch daß die Erde des Vaterlandes, welches ſie entehret hatten, ſie bedecken möchte; ſie müßten denn, nach ſehr zuverläßigen Beweiſen ihrer Unſchuld, wieder zu Gnaden angenommen seyn. Dieſes geſchah, wenn man etliche Thiere eben denen Göttern zu Ehren opferte, die man durch Verwünſchungen angerufen hatte, und dieß drückete man durch die Worte aus: ἐπαναρᾶσθαι διαλύειν τὴν ἀρὰν. Dieſe Beſchreibung iſt beſonders aus des **Sophokles Oedipus** genommen.

Diogenes der Cyniker, machet faſt eben ſolche Abſchilderung von dem Zuſtande derer, die die öffentliche Verfluchung erduldet hatten. Nachdem er ſich beklaget hat, daß die tragiſchen Dichter, ihre giftigſten Pfeile wider ihn

---

*) Dieß iſt einer von den Namen der Furien. Salmaſius nimmt die Etymologie an, welche das Wort Diræ, von δειναί, fürchterlich ſchädlich, durch die Veränderung des ν in ρ, herleitet.

†) Man ſehe Sophoc. in Oedip.

losgedrücket, ſaget er: daß er ſeit der Zeit, ohne Wohnplatz, ohne Vaterland, irrend und arm ſey, und aus der Hand in den Mund lebe: ἄπολις, ἄοικος, πατρίδος ἐστερημένος, πτωχὸς, πλανήτης, βίον ἔχων τοὐφημέραν *).

Dieſe Stelle erinnert uns der erſten Einſetzung dieſer öffentlichen Verwünſchungen. Urſprünglich trugen zu ihrer Einſetzung, die Religion und Staatskunſt bey, um aus der bürgerlichen Geſellſchaft, und denen damit verknüpften Vortheilen, diejenigen davon auszuſchließen, von welchen man eine Störung der allgemeinen Ordnung beſorgete. Oder ſie ſind vielmehr ihrem Urſprunge nach, nichts als eine natürliche Folge, des allgemeinen Rechtes, welches eine jede Geſellſchaft genießt, daß ſie von ihrem Körper diejenigen unverträglichen Glieder, die widerſpänſtigen Köpfe, die aufrühriſchen Unterthanen abtrennen kann. Hier iſt der Ort nicht, zu unterſuchen, ob der Gebrauch, den man damit zu allen Zeiten und in allen Ländern vorgenommen, nicht zuweilen auch in einen Misbrauch ausgeſchlagen iſt; und ob nicht die Leidenſchaft, unter der Decke der Religion, oder des gemeinen Beſten, dieſelben zuweilen auch unrechtmäßig angewandt hat. Zum mindeſten darf man nicht zweifeln, daß oftmals viele Leidenſchaften in denen verhaſſeten Formeln, und ehrſchänderiſchen Feyerlichkeiten gewaltet haben, womit ſie begleitet geweſen. Die Gerechtigkeit begnüget ſich am ſtrafen; die Leidenſchaft nur füget der Strafe noch die Schmach bey. So erzählet denn Herr **Blanchard**, nach dem **Livius** **), die Geſchichte derer Verwünſchungen, die in **Athen** wider den König **Philipp** von **Macedonien** ausgeſprochen worden.

Das Volk, ſchreibt er, erhielt vom Senate einen Befehl, enthaltend, daß die dieſem Prinzen zu Ehren errichterichteten Bildſäulen, umgeriſſen werden ſollten; daß man alle ſeine Gemälde zerreiſſen ſollte; daß ſein und ſeiner Voraltern beyderley Geſchlechts Namen, ausgelöſchet werden ſollten; daß die ihm zu Ehren eingeſetzten Feſttage, für gemeine Werkeltage gehalten werden ſollten; daß die Oerter, allwo man einige Denkmäler für ihn aufgerichtet gehabt, für verfluchte Oerter erkläret werden, und daß endlich die Prieſter, bey allen ihren öffentlichen Gebethen für die **Athenienſer** und ihre Bundsgenoſſen, verbunden ſeyn ſollten, die Perſon und das Geſchlecht des **Philippus** zu verfluchen. Nach der Zeit fügete man dieſer Verordnung noch hinzu, daß alles, was man nur jemals würde erſinnen können, den Namen des Königes von **Macedonien** zu ſchmähen, von dem athenienſiſchen Volke gebilliget und angenommen werden ſollte; und daferne ſich jemand unterſtünde ſich dawider zu ſetzen, ſo ſollte man ihm als einem Feinde des Staates begegnen.

---

*) Diogenes Laerz, im VI. B. 38. Abſchn. Aelian berichtet eben daſſelbe, im III. B. 19. Cap.

Aus demjenigen, was **Cornelius Nepos** und **Plutarch** in **Alcibiadens** Leben, von der berühmten Verwünſchung erwähnen, die man wider dieſen **Alcibiades** ausgeſtoſſen, das ſetzet ſehr wenig zu des **Livius** Erzählung hinzu. Wir wollen daraus nur dieſen beſondern Umſtand nehmen: daß, nachdem alle an dem Götzendienſte theilhabende Perſonen Befehl erhalten, wider den **Alcibiades** die allerabſcheulichſten Verwünſchungen auszuſtoſſen, eine Prieſterinn, Namens **Theano**, ſich ſogleich entſchuldiget, und geſaget habe: **Sie ſey eine Dienerinn der Götter zum bethen und ſegnen, aber nicht zum verfluchen und verwünſchen** †). Dieſe Antwort der **Theano** gründet ſich auf die damals unter dem Volke herrſchende Meynung: daß die öffentlichen Verwünſchungen allezeit mit den traurigſten Folgen vergeſellſchaftet wären; und die Unglücksfälle, wel-

che

) **Livius, im XXXI. B. 44. Cap.

†) Εὐχῶν, οὐ καταρῶν ἱέρειαν εἶναι. *Plut.* in vit. *Alcib.*

che in der That Alcibiades erlitt, mußten dieſes Vorurtheil beſtätigen. Im **Plinius** ſteht etwas davon, woraus man ſchließen könnte, daß die Alten den Verwünſchungen die Macht zugeſchrieben, daß ſie diejenigen, auf die ſie gefallen wären, in eine Art von **Ungeheuer** verkehreten, das man nach dieſem **Wehrwolf** genennet. Auf dieſe abergläubiſche Meynung deutet er ſonder Zweifel, wenn er ſaget: hominem in lupos verti, rurſumque reſtitui ſibi, falſum exiſtimare debemus *).

Die Verwünſchungsformeln wurden nach Beſchaffenheit des Laſters, welches darzu Anlaß gab, verändert. **Lucian** hat uns diejenige aufbehalten, die wider die Hochmüthigen gebrauchet ward: **derjenige komme noch vor Ende des Tages um, welcher Anſchläge faſſet, die ſeine Kräfte überſteigen** **). Als die **Kretenſer**; bey denen die Verderbniß der Sitten für die Quelle aller Unordnungen angeſehen ward, einen verderbten Einwohner aus ihrer Inſel verjagten: ſo thaten ſie wider ihn keinen andern Wunſch, als daß er ſein Leben außer ſeinem Vaterlande, und allezeit in Geſellſchaft ſolcher Leute, die ihm ähnlich wären, zubringen müſſe †); eine Verwünſchung, die wahrlich einem Volke ſehr wohl anſtund, deſſen Geſetzgeber **Minos** geweſen war!

Herr Blanchard hätte den erſten Theil ſeiner Abhandlung nicht glücklicher ſchließen können, als mit dieſer Stelle. In dem zweyten zeiget er ſummariſch, daß der Gebrauch

---

*) Im VIII. B. Dieſe abergläubiſche Meynung hat lange Zeit gewähret. Die Religion und Philoſophie hatte ſie in Frankreich zu Ende des XVI. Jahrhunderts noch nicht vertilget. **La Roche Flavin** führet (Lib. II. tit. 12. art. 9.) einen Schluß des Parlaments zu **Dole**, vom 18. Jänner 1574. an, welcher den **Gilles Garnier** zum Feuer verdammet; weil er Gott entſaget, und ſich eidlich verbunden hätte, dem Teufel zu dienen, und darüber zum **Wehrwolfe** geworden. Man ſehe die Schriftſteller, welche von der

Gebrauch der öffentlichen Vermaledeyungen von den Griechen auf die **Römer** gekommen. Sie wurden in der That in **Rom** gleich bey Stiftung der Republik eingeführet; und erhielten ſich daſelbſt auch in den Folgezeiten ††). **Valerius Publicola** übergab den hölliſchen Göttern, das Leben und die Güter eines jeden, der ſich erkühnen würde, auf die königliche Würde einen Anſpruch zu machen. Als **Craſſus**, dieſer durch ſeine Schätze ſo berühmte **Römer**, den Entſchluß gefaſſet hatte, das Land der **Parther** einzunehmen, ſo überwog er, durch die Gunſt des **Pompejus**, die Hinderniſſe, welche die **Pontifen** ihm in den Weg legeten. Allein, als der **Tribun** an den Ort, durch welchen **Craſſus** gehen mußte, ein Kohlfeuer voller Glut hatte tragen laſſen: ſo warf er einiges Rauchwerk darauf, verrichtete einige Beſprengungen, und ſprach eine aus ſo entſetzlichen Ausdrücken beſtehende Formel aus, daß man ſie Carmen deſperatum nannte *).

Kann man wohl noch zweifeln, daß die öffentlichen Verwünſchungen bey den **Römern** bekannt geweſen; wenn man in ihren erſten Geſetzen die gewöhnliche Formel der Verwünſchungen antrifft, ſacer eſto? daher man diejenigen Capita ſacra nannte, denen der Eingang zu den öffentlichen Verſammlungen unterſaget war; und wenn man in ihrer Sprache einen eigenen Ausdruck findet, der diejenige Handlung anzeiget, durch welche man den Fluch von demjenigen wieder abnahm, der ihn getragen hatte, reſecratio, oder wie einige Sprachlehrer wollen, *reſacratio*; eben wie die Ver-

---

der **Lykanthropie** geſchrieben haben.

**) Ἄπαγε, μὴ ὑφάσαι ἴκατο τῶν ὑπὲρ αὐτῶν ἐνθυμῶν. *Dial. Deor.* Dial. 6.

†) *Cretenſes*, cum acerbiſſima exſecratione adverſus eos, quos vehementer oderunt, uti volunt, ut mala conſuetudine delectentur, optant: modeſtoque voti genere efficaciſſimum vltionis eventum reperiunt. *Val. Max.* L. VII. C. 2. *n.* 14.

††) *Liv.* Lib. II. C. 8.

*) *Plut.* in *Craſſo*, p. 270. Edit. in 4to.

Verfluchung, obſecratio, nach dieſem Verſe des **Plautus** hieß:

Reſecroque mater, quod dudum obſecraveram *)?

Man kann noch in die Claſſe eben dieſer Beweiſe die Verwünſchungen bey Begräbniſſen ſetzen, das heißt: jene Bedrohungsformeln, womit man die Grabmäler belegete, um diejenigen abzuſchrecken, die dieſelben würden verletzen wollen: Manes iratos habeat..... Deos iratos habeat, oſſa ſuorum eruta atque diſperſa videat, ſi quis de eo ſepulchro violarit, *&c.*

Wir reden noch von denen beſondern Verwünſchungen nicht, welche diejenigen wider ſich ſelbſt ausſprachen, die ſich der Republik weiheten: denn von dieſer Art von Verwünſchungen hatte Herr **Blanchard** nicht gehandelt. So aufmerkſam er auch geweſen, ſich bloß in den Gränzen ſeiner Materie zu halten, ſo hat er doch hin und wieder in ſeine Abhandlung, Begebenheiten eingeſtreuet, die aus der Materie ſelbſt entſprungen, und die wir in dieſen Auszug nicht alle haben bringen können. Man wird aus derjenigen, die die Atlanten betrifft, welche **Salmaſius**, Atarantes, oder Atrantes, ein lybiſches Volk, nennet, davon urtheilen können.

Es war, wie **Pomponius Mela** ſaget, eine Gewohnheit der Atlanten, alle Tage eine Verwünſchungsformel für die Sonne herzuſagen, wenn ſie auf oder untergieng. Denn der Aufgang kündigte ihnen diejenige Hitze an, die ſie und ihre Erdfrüchte verbrennen würde: der Untergang, als der Augenblick da ſie aus ihren Winkeln kamen, worinnen ſie den ganzen Tag zugebracht hatten, zeigete ihnen den Anblick ihrer ausgedörrten Felder: Solem exſecrantur, & dum oritur, & dum occidit, ut ipſis agriſque peſtiferum.

*) *Aulul.* IV. 7. 4.

**) Lib. IV.

***) Lib. XVII.

†) Tom. I. p. 252.

rum. **Plinius** und **Solin** haben den **Pomponius Mela** nur abgeſchrieben: Solem orientem occidentemque dira imprecatione comitantur, ut exitialem ipſis agrisque, ſaget der erſte; Diris ſolis ortus excipiunt, Diris occaſus proſequuntur, ſaget der andere. Hierbey wollen wir nur anmerken, daß alle drey Scribenten, **Herodots** **) und **Strabons** ***) Erzählung nicht genau gefolget ſind; als nach welchen die **Atlanten** die Sonne nur beym Aufgange verfluchten. **Salmaſius** führet in ſeinen Exercitat. über den **Solin** †), verſchiedene Zeugniſſe an, die er mit einander zu vereinbaren ſuchet.

Herr **Blanchard** endiget ſeine Unterſuchungen, mit einer Stelle aus dem **Cäſar**, welche uns lehret, daß die Verwünſchungen auch bey den **Galliern** üblich geweſen; daß allein die **Druiden** ſie ausſprechen dürfen, und daß der Ungehorſam wider ihre Ausſprüche, der gemeinſte Fall geweſen, da ſie dieſelben angewendet haben. „Es giebt, „ſchreibt **Cäſar**, in **Gallien**, zweyerley Arten von Leuten, „die die allgemeine Hochachtung unter einander theilen; „nämlich die **Druiden**, und die **Ritter**. Den **Druiden** „liegt alles ob, was die Religion, die Beſorgung der Staats- „und häuslichen Angelegenheiten, und die Unterrichtung der „Jugend betrifft. Geht irgend ein Mord oder anderes Ver- „brechen vor; entſteht ein Gerichtshandel über einer Erb- „ſchaft; oder ein Streit über die Gränzen: ſo fällen ſie den „Urtheilsſpruch. Weigert ſich nun jemand, ſich ihrem Ur- „theile zu unterwerfen, ſo unterſagen ſie ihm die Gemein- „ſchaft an ihren Geheimniſſen: denn das iſt bey ihnen die „höchſte Strafe. Diejenigen die dieſes betrifft, werden für „Frevler und Gottloſe gehalten; alle Menſchen fliehen ihren „Umgang, ja auch ſie zu begegnen; vor Gerichte erlangen „ſie kein Recht, wenn ſie es gleich fodern, und man läßt „ſie ferner zu keinem öffentlichen Amte kommen ††).„

Es

---

††) Si quis aut privatus, aut publicus eorum decreto non ſtetit, ſacrificiis interdicunt: hæc eſt pœna apud eos graviſſima.

Qui-

Es iſt wohl unnöthig, den Leſer zu benachrichtigen, daß Herrn **Blanchards** Abhandlung, mit des Herrn Abtes Fraguier ſeiner nichts gemein habe, die von den **Verwünſchungen der Väter gegen ihre Kinder** handelte; und davon im III. Bande dieſer Geſchichte, der Akademie, a. d. 26. u. f. S. gehandelt iſt. Der Unterſchied des Titels zeiget zur Genüge, daß beyde Schriftſteller, die Materie der Verwünſchungen, von verſchiedenen Seiten angeſehen haben.

* * *

III. Herrn

Quibus ita eſt interdictum, ii numero impiorum ac ſceleratorum habentur; iis omnes decedunt, aditum eorum ſermonemque defugiunt, ne quid ex contagione incommodi accipiant: neque iis petentibus jus redditur, neque honos ullus communicatur. *De Bell. gall.* L. VI. p. 226. *Edit. Varior.*

III.

Herrn d'Egly Abhandlung von der Fabel, oder dem Apologus.

Die Griechen begriffen alle Gattungen der Erfindungen, unter dem allgemeinen Namen Μῦθος; die verſchiedenen Arten derſelben aber, deuteten ſie durch beſondere Benennungen an. Αἶνος nannten ſie diejenige, welche wir von dem lateiniſchen Worte Apologatio, Apologus nennen, welches zu Quintilians Zeiten noch neu war, und deſſen Gebrauch dieſer Meiſter der Rhetorik nicht zu billigen ſcheint *).

Aphthon unterſcheidet dreyerley Arten der Fabel; nämlich 1) die **vernünftige Fabel**, darinnen man Menſchen handeln oder reden läßt; 2) die **moraliſche Fabel**, darinnen man vorgiebt, daß unvernünftige Weſen reden oder handeln; und 3) die **vermiſchte Fabel**, die von beyden vorhergehenden etwas hat **). Alle ſind aus zween Theilen zuſammen geſetzet: aus einer fabelhaften Erzählung, Μῦθος, fabula, die gleichſam den Körper ausmachet; und aus einer Sittenlehre, Ἐπιμύθιον, Affabulatio, die deren Seele iſt.

Ein witziger Kopf unſerer Zeiten, welcher faſt von allen Gattungen der Dichtkunſt geſchrieben hat, und dem es gemei-

---

*) Αἶνον Græci vocant ... noſtrorum quidam, non ſane recepto in uſum nomine, *apologationem*. Inſtit. Orat. L. V. C. XI. Es iſt erſtaunlich, daß **Quintilian**, der doch das apologationem verworfen zu haben ſcheint, nicht lieber apologum genennet hat, welches im **Plautus**, Stich. IV. 1. v. 32. 64. ſteht.

) **Ariſtoteles ſchloß von dem Apologus die Menſchen und Pflanzen aus, und ließ nur die Thiere gelten.

gemeiniglich beſſer gelungen iſt, Regeln, als Muſter zu geben, erkläret unſere vorhabende Gattung der Fabel ſo †): es iſt ein unter der Allegorie einer **Handlung** verſteckter **Unterricht**; ein kleines **epiſches Gedicht**, welches dem groſſen nur in Anſehung der **Weitläuftigkeit** nachſiehet. Dieſe Art der Fabel alſo, iſt von dem Gleichniſſe (**Parabel**) und der **Erzählung** unterſchieden. Von dem Gleichniſſe, welches nach des Sprachlehrers **Donats** Ausdrucke, nur eine einfältige **Vergleichung unähnlicher Dinge** iſt ††); und von der Erzählung, deren Weſen darinnen beſtehet, daß ſie ergötzend iſt, und von der man nicht begehret, daß ſie eben lehrreich ſeyn ſolle a).

Mit dieſen vorläufigen Begriffen fängt ſich ungefähr eine Abhandlung an, in welcher Herr **D'Egly** ſich im 1742ten Jahre ‡) vorſetzete, zu unterſuchen, wie der Urſprung des **Apologus** beſchaffen geweſen, und wem man deſſen Erfindung zu danken habe.

Es iſt ziemlich wahrſcheinlich, ſaget Herr **D'Egly**, daß dieſe Art der Fabel ihren Urſprung im **Morgenlande** genommen. Wir wiſſen aus der **h. Schrift**, daß die Morgenländer ſich häufig der **Parabeln** bedieneten; von der **Parabel** aber zum **Apologus**, iſt der Unterſchied nicht groß. Die Sagen indeſſen, die dem **Lockmann** die Erfindung der Fabel beylegen, und dieſen Schriftſteller, einige zu Abrahams Enkel, andere zu **Hiobs** Kleinneffen, andere aber nur zu **Davids** Zeitgenoſſen machen, ſind gar zu verdäch-

tig,

---

†) **La Motte**, Diſc. ſur la Fable, p. 13.

††) Comparatio rerum inter ſe diſſimilium.

a) Man nennet ſie ſonſt ſybaritiſche Fabeln, theils, weil ſie unter den Sybariten in Großgriechenland, oder im Neapolitaniſchen ſehr im Schwange geweſen, nachdem ſie in Kleinaſien erfunden werden: theils, weil ſie zur Ueppigkeit und Wolluſt haben dienen müſſen: ſo bald man ſie von der Pflicht lehrreich zu ſeyn befreyet hatte. Ohne Abſicht kann der menſchliche Witz nicht wohl arbeiten. Läßt er nun den Zweck fahren, der Tugend zu dienen: ſo gleich wird er unvermerkt

ein

tig, als daß es uns erlaubet wäre, eine Meynung darauf zu gründen. Diejenigen, welche die Neugierde haben dieſen kritiſchen Punct zu ergründen, können **Hottingers morgenländiſche Geſchichte**, a. d. 68. S. den **Jakob Golius**, über des **Erpenius Sprachlehre**, a. d. 189. S. **Stephans le Clerc Fragen**, a. d. 325. S. und **Herbelots Bibliothek**, unter dem Worte **Lockmann**, nachſchlagen. So viel iſt gewiß, daß wir unter **Lockmanns** Namen, Fabeln beſitzen, die arabiſch und lateiniſch vom **Thomas Erpenius** herausgegeben werden; und was noch am wahrſcheinlichſten aus der Unterſuchung heraus kömmt, die die Gelehrten darüber angeſtellet haben, iſt dieſes: daß **Lockmann**, dafern es ja einen gegeben, jünger ſey als **Aeſop**, und denſelben nur in ſeinen Fabeln nachgeahmet habe.

Quintilian war geneigt zu glauben, **Heſiodus** ſey Erfinder der Fabel geweſen: videtur earum (*fabularum*) primus auctor *Heſiodus* *). Gleichwohl kennen wir vom **Heſiodus** keine andere Fabel, als die vom **Sperber** und der **Nachtigall** **), deren Sittenlehre auf dieſen Satz hinaus läuft: **der Schwächere müſſe dem Stärkern weichen**, und ihn durch einen vergeblichen Widerſtand nicht reitzen:

Ἄφρων δ' ὅς κ' ἐθέλῃ πρὸς κρείσσονας ἀντιφερίζειν.

---

ein Werkzeug der Laſter; anfänglich unvermerkt, auf eine unſchuldig ſcheinende Art, allmählich gröber, und endlich recht grob und unverſchämt. Auch wir Deutſchen haben nach und nach alle dieſe Arten kennen gelernet. Anfänglich ſcherzete man nur ohne Lehre. Das fand Beyfall. Ein neuer Witzling kam mit wollüſtigen Schäferfabeln. Endlich hat man es noch gröber gemachet. Das ſind nun Fabulæ peccare docentes. G.

l) Den 9. Auguſt.

*) *Inſtit. Orat.* Lib. V. C. 11.

**) In dem Gedichte, die Arbeiten und Tage: Ἔργα καὶ Ἡμέραι betitelt, im 203. Verſe.

Sollte aber wohl dieſe einzige Fabel, dem **Heſiodus** die Ehre erwerben, ihn für den Erfinder der ganzen Gattung zu halten? Man hätte noch vielmehr Urſache, ſie dem **Homer** beyzulegen, dafern die **Batrachomyomachie** wirklich von ihm iſt; wie **Herodot** vergiebt. Denn alle Kunſtrichter ſehen einhällig dieſes Gedicht für eine Fabel an; ſie ſind nur über dem Gegenſtande und der Sittenlehre dieſer Fabel nicht eins. Die **Batrachomyomachie**, war nach dem griechiſchen Geſchichtſchreiber, der ſie dem **Homer** zuſchreibt, zum Unterrichte der Kinder auf der Inſel Chio beſtimmet, die durch unaufhörliche Uneinigkeiten allezeit wider einander zu Felde lagen. Nach dem **Daniel Heinſius**, welcher zweifelt, daß dieſes Gedicht von dem **Fürſten der Dichter** herrühre, hat der Schriftſteller, er ſey nun wer er wolle, im Sinne gehabt, durch das Beyſpiel der **Fröſche und Mäuſe**, dem Hochmuthe der Regenten Einhalt zu thun; die um einen tollkühn angefangenen Krieg auszuführen, ein ganzes Heer Landläufer mit ſich ſchleppen, die mehr mit der Begierde zu plündern, als mit dem Durſte nach Ehren erfüllet ſind.

Man wähle nun entweder den **Heſiodus**, oder **Homer**, ſo werden wir allezeit berechtiget ſeyn, mit dem **la Fontaine** zu ſagen:

L'invention des Arts étant un droit d'aineſſe;
Nous devons l'Apologue à l'ancienne Grece.

Da die Erfindung der Künſte ein Recht der Erſtgeburt iſt; ſo haben wir auch die Fabel dem alten Griechenlande zu danken.

---

*) Buch der Richter Cap. 9. v. 8.

**) 2. B. Samuelis 12. Cap.

†) Quintilian hat faſt eben das geſagt: Illæ quoque fabellæ . . . . ducere animos ſolent, præcipue ruſticorum & imperitorum,

Nicht, als ob, nach der Strenge zu reden, ihr Urſprung nicht auch noch viel älter ſeyn könnte. Die erſten Einwohner der Erden, ein Vater z. E. der ſeinen Sohn zur Tugend lenken wollte; ein Staatsmann, der ſeinen König von einem ungerechten Vorhaben abzulenken ſuchete; ein Freund, der ſeinem Freunde einen heilſamen Rath zu ertheilen trachtete; haben ſich, von Anbeginn der Welt, der Fabel bedienen können. Wir finden auch in der heiligen Schrift, Beyſpiele davon. Durch eine Fabel meldete Jotham, der letzte von Gideons ſiebenzig Söhnen, den Sichemiten, was ſie von Abimelechs Hochmuthe zu fürchten hätten; der die unumſchränkete Herrſchaft über ſie, an ſich geriſſen hatte *). Durch eine Art von Fabel, führete Nathan dem David die Abſcheulichkeit ſeines Verbrechens zu Gemüthe **).

Die erſten Weltweiſen, welche der Natur der menſchlichen Seele nachdachten, die ſie erleuchten wollten, haben von eben dieſem Einfalle gerühret werden müſſen. Sie haben ſchlieſſen müſſen, daß es zu deſto gewiſſerer Wirkung ihrer Unterweiſungen, eben ſo nöthig wäre, den Menſchen durch den Anſchein des Vergnügens zu locken, als ſeiner Schwachheit zu ſchonen †). In der That, ein Menſch, der Mühe haben würde, das Leſen eines moraliſchen Tractates auszuſtehen, lieſt und höret doch gern eine ſinnreiche Erzählung; in welcher ihm eben dieſelbe Wahrheit, unter der Decke einer Anſpielung vorgeſtellet wird. Ein anderer, den eine unmittelbare Anrede ſchon beleidigen würde, weis ſich innerlich was darmit, daß er eine verdeckte Lehre, insgeheim anzuwenden gewußt hat ††), davon er nicht muthmaßen kann, daß er deren unmittelbarer Gegenſtand iſt. Mein Buch, ſagete der zierlichſte von den Fabeldichtern

---

torum, qui & ſimplicius quæ ficta ſunt, audiunt, & capti voluptate, facile iis quibus delectantur conſentiunt. *Loc. ſupr. cit.*

††) Dieß drücket Phädrus in dieſem Verſe aus:

Quod interiore condidit cura angulo. *Prol.* L. 4.

des Alterthums in der Vorrede, die vor der Sammlung ſeiner Fabeln ſteht, verbindet zween große Vortheile: **es beſchäfftiget den Geiſt auf eine angenehme Weiſe, durch zeitkürzende Erdichtungen; indem es zugleich das Herz durch heilſame Lehren bildet** *).

Unter denen erſten Weiſen, die, indem ſie die Nothwendigkeit einſahen, die Bedürfniſſe des Menſchen, mit dem was ſeine Eigenliebe reizet, zu verbinden, ihn durch Fabeln zu unterrichten geſuchet haben, iſt Aeſop der einzige, deſſen Fabeln im Alterthume berühmt geworden; oder vielmehr hat er ſeinen Ruhm, ſeinen Fabeln zu danken: es ſey nun, daß niemand ſonſt deren eine ſo groſſe Menge verfertiget hat; oder, daß die Vortrefflichkeit ſeiner Fabeln, ihnen das Vorrecht erworben, daß man ſie auswendig gelernet und behalten hat. Wir ſagen **gelernet und behalten**; weil es nicht wahrſcheinlich iſt, daß man ſie ſchon zu ſeiner Zeit in eine Sammlung gebracht gehabt habe. Gleichwohl waren ſie den Griechen ſo geläufig, daß, wenn man einen für unwiſſend oder dumm ausgeben wollte, man mit dem damals gewöhnlichen Sprüchworte ſagete: **Auch den Aeſop hat er nicht einmal geleſen** **). **Plato** wollte, daß die Ammen und Mütter aus dieſer Quelle den Stoff ſchöpfen ſollten, ihren Kindern die Zeit zu kürzen: anſtatt ſie mit närriſchen Mährchen zu unterhalten, die den Geiſt mit nichtigem Schrecken, oder Vorurtheilen erfüllen. Die Hochachtung, welche **Sokrates**, dieſer weiſeſte unter den Menſchen, gegen dieſe Fabeln hatte, war ſo groß, daß, als er in ſeinem Gefängniſſe mancherley Träume gehabt, die ihn im Namen der Götter ermahneten, ſich mit einer poetiſchen Arbeit zu beſchäfftigen, er dafür hielt: er könne dem himmliſchen Befehle nicht beſſer nachleben, als wenn er diejenigen Fabeln vom Aeſop, die er auswendig konnte, in Verſe brächte †). Nach dieſen zwey Zeugniſſen, ſehen wir

es

---

*) Duplex libelli Dos eſt; quod riſum movet,
Et quod prudenti vitam conſilio monet.

es für überflüßig an, noch anzuführen, was **Quintilian**, **Aulus Gellius**, **Makrobius** und verſchiedene andere vom **Aeſopus** geſaget haben.

Hier wäre nun der Ort, auch ein Wort von ſeiner Perſon zu ſagen: allein, wir wollen uns nur auf dasjenige beziehen, was **Meziriac** davon ſaget. Sein **Leben Aeſops**, welches zuerſt 1632. zu **Bourg** in **Breſſe** herausgekommen, und nachmals ſehr ſelten geworden, iſt in den erſten Theil von **Sallengers** Memoires de Litterature, von der 90. S. an, wieder eingedrucket. Man wird daraus erſehen, wie viel man auf dasjenige zu bauen habe, was **Planudes** davon hinterlaſſen hat: welches doch zur Schande unſers Geſchmackes, oder wenigſtens unſers Buchhandels, faſt in allen Ausgaben der Fabeln des **la Fontaine** wiederholet wird. Genug, wenn wir wiſſen, Aeſop habe dieſes mit dem **Homer** gemein, daß man den wahren Ort ſeiner Geburt nicht weis; daß ihn indeſſen die gemeinſte Meynung aus einem **phrygiſchen** Dorfe herleitet; daß er als ein Sclave gebohren worden, und als ein ſolcher, vielen Herren gedienet habe; daß er gegen die 52te **Olympias** berühmt geweſen; daß der Ruhm ſeines Witzes und ſeiner ſeltenen Weisheit bis vor des **Kröſus** Ohren gekommen; daß dieſer Prinz ihn an ſeinen Hof gezogen, und durch ſeine Wohlthaten daſelbſt gefeſſelt; daß Aeſop ſich zweymal durch ſeine Antworten in der Verſammlung der ſieben Weiſen hervor gethan; daß er, als ihn der König von **Lydien** nach dem Tempel zu **Delphis** geſchicket, um in ſeinem Namen, den Göttern die man allda verehrete, Opfer zu bringen, er die **Delphier** durch die Freyheit ſeiner Reden wider ſich aufgebracht; daß dieſe, nachdem ſie ihm als einem Gotteslåſterer, den Proceß gemachet, ihn verurtheilet, von der Höhe des Felſens **Hyampia** ††) hinunter geſtürzet zu werden; daß er, um ſie von dieſer Grauſamkeit durch die

Furcht

**) ἀλλ' Αἰσώπου γελοιάσματα.

†) Plato im Phädon.

††) Es war zu Delphis der Gebrauch, die Gotteslåſterer von dieſem

Furcht vor dem Zorne der Götter abzulenken, ihnen eine **Fabel vom Adler und dem Käfer** erzählet, daß aber dieſelbige ſie nicht erweichet; daß nach ſeinem Tode, die Athenienſer, welche ein Recht zu haben glaubeten, ihn ſich zuzueignen, weil ſein erſter Lehrmeiſter, **Demarchus** ein athenienſiſcher Bürger geweſen, ihm eine Bildſäule aufgerichtet, die man für des **Lyſippus** Werk hält. Daß endlich die Dichter, um Griechenland zu tröſten, welches ſeinen Tod beweinete, erdichten mußten, die Götter hätten ihn wieder lebend gemachet. Dieſe kleine Zahl von Begebenheiten iſt ein Auszug verſchiedener Stellen aus dem **Herodot**, dem **Ariſtophanes** und ſeinen **Scholiaſten**, dem **Plutarch**, **Diogenes Laerz**, **Suidas**, und **Aphthon.**

Es iſt ſchwer zu entſcheiden, ob **Aeſop** aus Ueberlegung Fabeln verfertiget, um eine Art von Werke daraus zu machen, welches in allegoriſchen Erdichtungen die ganze Sittenlehre enthalten ſollte, die er vortragen wollte; oder ob die mancherley Umſtände, darinnen er ſich befand, nach und nach Gelegenheit dazu gegeben haben. So berichtet uns z. E. **Phädrus**, daß, als **Aeſop** bald nach der Zeit, durch Athen gereiſet, da **Piſiſtratus** das bürgerliche Regiment abgeſchaffet hatte, um ſich der unumſchränkten Gewalt zu bemeiſtern, und gewahr worden, daß die **Athenienſer** das Joch der Dienſtbarkeit mit Ungeduld ertrugen *), ihnen die **Fabel von den Fröſchen** erzählet, die den **Jupiter** um einen König gebethen, und ſich derſelben bedienet, ſie zu ermahnen: ſie möchten ſich lieber von einem gütigen Prinzen regieren laſſen, als ſich der Gefahr ausſetzen, unter die Gewalt eines Tyrannen zu verfallen.

Er

---

dieſem Felſen hinab zu ſtürzen. Eines von denen Zeichen der Reue, die die Delphier nach des Aeſopus Tode blicken ließen, war dieß, daß ſie die Hinrichtung der Gotteslaſterer, von dem Felſen Hyampia, auf den Fels Nauplia verlegeten.

*) Quum triſtem ſervitutem
flerent *Attici*,
. . . . .
. . . . .

Æſo

Er habe nun aber ſeine Fabeln verfertiget auf was Weiſe und in welcher Abſicht er wolle; ſo iſt es doch gewiß, daß ſie nicht alle bis auf uns gekommen ſind: denn die Alten haben deren einige angeführet die uns fehlen. Vielleicht iſt es ferner eben ſo gewiß, daß diejenigen, die wir noch haben, nicht mehr ſo ſind, wie er ſie gemachet hatte. Die Gelehrten ſind allezeit der Meynung geweſen, daß die Sammlung die ſeinen Namen führet, des **Planudes**, eines griechiſchen Mönches aus dem XIV. Jahrhunderte, Arbeit ſey; den man im Verdachte hat, daß er die Handſchriften entweder geändert, indem er ſeine Schreibart an die Stelle der Ausdrücke des Verfaſſers geſetzet **), oder die Fabeln die er herausgegeben, unter einem Namen der ihnen ein Anſehen geben konnte, ſelbſt geſchmiedet hat. Was dieſer letzten Meynung günſtig iſt, iſt dieß: daß man, wie **Fabriz** † ſaget, keine Handſchrift vom **Aeſopus** kennet, die älter wäre, als **Planudens** Zeit.

Es wäre doch noch wohl ein Mittel, dieſen kritiſchen Punct zu erläutern. Herr **Lebeuf** redet in ſeiner Abhandlung, **von den alten Ueberſetzungen in franzöſiſcher Sprache** ††), von Ueberſetzungen der Fabeln des **Aeſopus**, die zu Ende des XII. und im Anfange des XIV. Jahrhunderts gemachet ſind. Dieſe franzöſiſchen Fabeln müßte man nur mit dem griechiſchen Texte zuſammen halten, den wir unter **Aeſopens** Namen haben: wären ſie demſelben gemäß; ſo wäre **Planudes** gerechtfertiget. Indeſſen, wenn auch dieſe Zuſammenhaltung, dem **Planudes** nachtheilig wäre; wenn gleich des **Iſaak Voſſius** Handſchrift die 500. Jahre alt wäre, die **Karl Boyle** ihr beyleget; und wenn gleich die

---

Æſopus talem tum fabellam retulit.
Fab. 2. *Lib.* I.

**) Dieſe Schreibart iſt Aeſopens Zeiten ſo wenig anſtändig, daß auch Heinr. Stephan in ſeinem Theſauro linguæ græcæ, nicht einen einzigen Ausdruck daraus anführen mögen.

†) *Bibl. græc.* T. I. p. 400.

††) *Mem. de l'Acad.* T. XVII. p. 727-751.

florentiniſche, die der P. Montfaucon in ſeiner italieniſchen Reiſe anführet *), noch älter wäre: ſo könnten wir uns doch deswegen nicht ſchmäucheln Aeſopens wahre Fabeln zu haben: wenn es wahr iſt, wie wir angemerket haben, daß ſie ſich urſprünglich nicht anders, als in dem Gedächtniſſe der Menſchen erhalten haben, die ſie auswendig gelernet hatten.

Zum mindeſten iſt es offenbar, daß die mehreſten Affabulationes, Ἐπιμύθια, welche die Sittenlehre enthalten, nicht vom Aeſop ſeyn können. Verſchiedene davon ſind unſtreitig aus neuern Werken als Aeſop iſt, entlehnet oder nachgeahmet **).

Was bleibt uns nun von dem Helden der Fabel noch übrig, außer einer kleinen Anzahl von Fabeln, die Ariſtoteles, Plutarch und andere alte Schriftſteller, als ihm zuſtändig, angeführet haben; und die man ihm, auf ihr Zeugniß, mit Rechte beylegen kann. Wir behalten nichts

als

---

*) In der Erzählung derer Handſchriften die Montfaucon zu Florenz geſehen hatte, heißt es: *Æſopi vita & ejusdem fabulæ, ut ante Maximum Planudem extabant. . . . Planudes enim*, ſetzet er hinzu, *Æſopi cum vitam, tum fabulas longe diverſo ſtylo, ſuoque more conſcripſit.* Der P. Montfaucon hatte an eben dieſer Stelle verſprochen, eine Ausgabe von Aeſopens Fabeln, nach dieſer Handſchrift zu beſorgen: *Æſopumque, Deo favente, in ſequentibus edemus, qualis ante Planudem fuit. Diar. Ital.* in 4to p. 356.

**) Z. E. die affabulatio der 145. Fabel: Ὁ μῦθος δηλοῖ, ὅτι κύριος ὑπερηφάνοις ἀντιτάσσεται, ταπεινοῖς δὲ δίδωσι χάριν, iſt entweder aus der Epiſtel Jakobs im 4. Cap. 6. V. oder aus der erſten Epiſtel Petri 5. Cap. 5 V. genommen: Gott widerſtehet den Hoffärtigen; aber den Demüthigen giebt er Gnade.

b) Hier vermiſſet man 1) den Pilpai, 2) den Sendebar, oder Sendhaber, wie ihn andere nennen, einen perſiſchen Fabeldichter, der um die Zeiten des Königs Coſroes, oder Kaiſers Juſtinians gelebet hat. Ich habe eine ſehr alte lateiniſche Ueberſetzung davon, die Iohannes de Capua, dem Cardinal Matthäus, in einem barbariſchen Lateine zugeeignet und im Anfange der Buchdruckerkunſt in Fol. ans Licht geſtellet hat. Der Titel heißt: Directorium humanæ vitæ, ſive parabolæ antiquorum ſapientum, als ſeinen Namen; allein dieſer Namen iſt mit einem Vorzuge auf uns gekommen, der ihm ganz eigen iſt: das Alterthum ſelbſt hat ſichs angelegen ſeyn laſſen ihn zu verewigen, indem es ſich deſſelben bedienet, um diejenige Gattung von Werken zu bezeichnen, wodurch **Aeſopus** ſich berühmt gemachet hatte. Die Fabel wird beſtändig bey den Alten, ſie mögen Griechen oder Lateiner ſeyn, durch die Wörter Αἰσώπειοι μῦθοι, oder λόγοι, Æſopia fabula, angezeiget.

Herrn **D'Egly** Abhandlung bleibt lediglich bey dem ſtehen, was bloß den Aeſop betrift. Sein Vorhaben war zwar anfangs weitläuftiger: denn er hatte ſich vorgenommen, alle alten Fabelſchreiber, den **Gabrias**, **Aphthonius**, **Phädrus**, **Avienus**, u. a. m. zu unterſuchen *b)*; hierauf zu den neuern Fabuliſten zu kommen; den Herrn **la Motte** mit dem unſterblichen **la Fontaine**, beyde aber mit

dem

entum, und es iſt ohne Meldung des Ortes und des Druckers, ohne Zahlen der Blätter, aber mit Holzſchnitten gedrucket. In der Vorrede heiſt es eigentlich Kelile ve dimne; an deſſen ſtatt Stolle in der Hiſtorie der Gelahrtheit es Kelila wa Dimnah nennet. Ferner lieſt man darinn, daß es aus dem Indianiſchen ins Perſiſche, darauf ins Arabiſche, ſodann ins Hebräiſche, und endlich ins Latein gebracht worden. Herzog Eberhard von Wirtemberg aber hat es ins Deutſche gebracht, welche Ausgabe vom Anfange des XVI. Jahrhunderts, ich zu Wien ſelbſt in Händen gehabt. Der König von Perſien, wird in der Vorrede Anaſtres Caſri genennet. Es beſtehet aus XVII. Capiteln, die aber viel mehrere Fabeln enthalten. Der lateiniſche Prologus hebt ſo an: Verbum Ioannis de Capua, poſt tenebrarum olim palpationem ritus iudaici divina ſola inſpiratione, ad firmum & verum ſtatum orthodoxe fidei revocati. &c. Die deutſche Ueberſetzung aber hat folgenden Titel: Der alten weiſen exempel, ſprüch, mit viel ſchönen Beyſpielen und Figuren erleuchtert. Darinn faſt aller Menſchen Weſen, Händel, Untrew, Liſt, Geſchwindigkeit, Neid und Haß, figuriert und angezeigt werden. ꝛc. Am Ende ſtehet: Getruckt und vollendt in der löblichen Statt Straßburg bey Jacob Fröhlich, als man zalt nach der Geburt Chriſti tauſend fünfhundert und neun und dreyßig jar. CVII. Blätter in Fol. G.

dem **Aeſop** und **Phädrus** zu vergleichen; die lateiniſchen Fabeln (nicht die aus dem **Phädrus**) anzuzeigen, welche **la Fontaine** nachgeahmet oder überſetzet hat *); und endlich aus den Werken aller dieſer Schriftſteller, und ſeinen eigenen Beobachtungen über die Verſchiedenheit ihrer Charactere, die Regeln der Fabel zu ziehen. Allein die Unpäßlichkeiten, womit Herr **D'Egly** behaftet war, und die ihn uns im 1749ten Jahre entriſſen, ſetzten ihn kurz darauf, als er uns ſeinen Anſchlag entdecket hatte, außer Stand, denſelben ins Werk zu richten.

Damit

---

*) **La Fontaine** hat aus dem **Horaz**, **Avienus**, **Faerne**, und einigen andern, nicht ſo bekannten Schriftſtellern, verſchiedene ſeiner Materien genommen. Z. E. das Hauptwerk der Fabel, **der Müller, ſein Sohn, und der Eſel**, betitelt, ein Stück das in ſeiner Art ſeines gleichen nicht hat, und ein ganzes Drama werth iſt, iſt offenbar aus dem Agaſo **Friedr. Widebrams** genommen, den **Dornavius** im Amphitheatro ſap. Socrat. T. I. p. 502. in fol. *Hanoviæ* 1619. geliefert hat c).

c) Obgleich dieſer Fried. Widebram ein deutſcher Schriftſteller geweſen; deſſen Zeitpunct das 16te Jahrh. iſt: ſo iſt es doch falſch, daß er der Erfinder dieſer Fabel ſey, die auch Kanitz bey uns in Verſe gebracht hat. **Merk auf, ich bitte dich**, ꝛc. Denn da ſelbiger erſt 1532 gebohren und 1585. als churpfälziſcher Kirchenrath geſtorben: ſo iſt ohne Zweifel dieſe Fabel demjenigen weit ältern Fabeldichter zuzuſchreiben, deſſen Werk in einer Handſchrift auf der wolfenbüttelſchen und kaiſerlichen wieneriſchen Bibliothek vorhanden iſt. Die erſte habe ich in Händen gehabt, und befunden, daß ſie 1401. geſchrieben iſt. Der berühmte D. Scherz in Straßburg hat dieſen Fabeldichter 1704. unter dem Titel: Philoſoph. Moralis Germanor. medii ævi Specimen, einzeln drucken laſſen; iſt aber nicht zum Ende gekommen. Indeſſen iſt bey ihm dieſe Fabel die 49ſte auf der 169 Seite. In meinem Codice Mſpto, der noch weit ſchöner erhalten, und mit Figuren gezieret iſt, iſt es die 50te. In dem wieneriſchen iſt es die 45te, in dem wolfenbüttelſchen aber die 51te und hebt ſo an:

Eyneſ Dages czu Markte
vor eyn man,
Synen ſone er auch mit
eme nam,
Auch ſyn eſel mit eme was
Daz he mechte riden deſte
baz
Vff den eſel ſaz der man,
Vnd reit, ſin ſone muſte
ennachen gan ꝛc.

Es ſind fünf altväteriſche Figu-

ren

Damit wir nun verſuchen, dasjenige was er nicht geleiſtet hat, zum Theil zu erſetzen: ſo wollen wir hier einige von denen Werken ſummariſch anzeigen, in welchen von allen dieſen verſchiedenen Stücken gehandelt worden.

1. Enthält **Fabrizens** griechiſche **Bibliothek** **), alles was man vom **Gabrias** und **Aphthonius** zu wiſſen nöthig hat. Dasjenige, was **la Fontaine**, von dem erſtern, in dem Eingange zu einer von ſeinen Fabeln geſaget hat, kann man noch dazu nehmen †). Eben dieſes Fabriz

---

ten dazu gemahlet, die den Mann mit ſeinem Knaben und Eſel in allen verſchiedenen Geſtalten zeigen. Der Dichter wird gegen das Ende bekannt gemachet:

Von Riedenburg iſt er genannt ꝛc.

und hernach

Er iſt genannt Venerius.

Er würde alſo Venerius von Riedenburg geheißen haben; wenn ich mich bereden könnte, daß ein deutſcher Mann im XIV. Jahrhunderte Venerius getaufet werden können. Vielleicht hat er Liebmann, oder Liebhold geheißen, und ſich hernach, nach damals aufkommender Sitte, ins Latein überſetzet; wie in eben dem Jahrhunderte, Rudolph Agricola u. a. m. gethan. Indeſſen iſt ſo viel gewiß, daß die deutſchen Dichter der mittlern Zeiten viel ſchöne Fabeln erfunden, die allen Erfindungen der Griechen oder Römer trotzen können: und daß die Franzoſen, ſonderlich la Fontaine, eben kein Eſprit Createur iſt, wenn er links und rechts um ſich greift, und ſich auch vieler alten deutſchen Fabeln bemächtiget hat. Noch neulich hat dieſes ein geſchickter Dichter angemerket, der einen ſolchen andern Diebſtahl des Fontaine aus unſerm Alberus, einem Theologen um Luthers Zeit, angezeiget hat. S. die Schwäbiſchen Gedichte. Es wäre zu wünſchen, daß ſich jemand die Mühe nehmen wollte, mehr ſolche Räubereyen der Ausländer auf unſerm Grunde und Boden zu entdecken. Er müßte aber alle unſre gedruckte und ungedruckte Fabeln kennen, deren ich die meiſten geſammlet habe. G.

**) T. I. p. 397. T. IV. p. 448.

†) Mais ſur-tout certain Grec rencherit & ſe pique
D'une elegance laconique:
Il renferme toujours ſon conte en quatre vers:
Bien ou mal; je le laiſſe à juger aux experts.
Fab. 1. 4.

Inſonderheit aber ein gewiſſer Griech befleißt ſich einer lakoniſchen Zierlichkeit.

Er

briz lateiniſche Bibliothek *) wird eben dergleichen Erläuterungen über den Phädrus und Feſtus Avienus darbiethen. Was den Phädrus betrifft, ſo muß man noch außerdem die Eingänge leſen, die zu Anfange jedes Buches ſeiner Fabeln ſtehen d).

2. Die Abhandlung, welche la Mottens Fabeln zur Vorrede dienet, und das erſte Cap. des Buches, welches mit Beyfalle vor wenigen Jahren unter dem Titel zum Vorſcheine kam, Cours de Belles Lettres, diſtribué par exercices †), ſind mit vernünftigen Betrachtungen erfüllet, und können die weſentlichſten Regeln zur Fabel liefern.

3. Die

Er ſchließt ſeine Erzählung allemal in vier Verſe ein; gut, oder ſchlecht, das laſſe ich die Kunſterfahrenen beurtheilen.

*) T. I. p. 316. 590.

d) Um noch einen Beytrag zu dieſer Abhandlung zu thun, will ich ein Fabelbuch beſchreiben, das weder Huetius in ſeinem Buche vom Urſprunge der Romane, noch Morhof, noch Stolle, noch Fabriz gekannt oder genannt haben, vielweniger unſere deutſchen Fabeldichter in ihren Vorreden anmerken können; die ohnedieß nicht die Hälfte von unſern deutſchen Fabeln voriger Zeiten anzuführen vermocht. In der Hiſtorie der Bibliothek zu Upſal ward deſſelben vor ein paar Jahren gedacht, weil es das erſte Buch geweſen, welches in Schweden gedrucket worden. In den göttingiſchen gelehrten Zeitungen machte man einen Reineke Fuchs daraus, aber ganz falſch: denn ſein Titel ſollte nach der ſchwediſchen Nachricht heißen: Dialogus creaturarum moralizatus. Ich ſtrebete ſeit der Zeit nach dieſem Buche, und ſuchete es auf allen großen Büchersälen, aber vergebens. Endlich fand ſich ſelbiges in Sr. Excell. des erlauchten Herrn Statthalters und Reichsgrafen von Bünau, trefflichem Bücherſchatze. Dieſer große Beförderer der Wiſſenſchaften erlaubete auch gnädigſt, mir ſelbiges zu eigener Einſicht zuzuſchicken; und ich habe es itzo wirklich in Händen. Es iſt ein kleiner Foliant nach alter Art ohne Titelblatt; mit alter Mönchſchrift gedruckt, und mit ſehr alten Holzſchnitten, die aus bloßen Umriſſen beſtehen, gezieret. Schade, daß am Ende einige Blätter fehlen; ſo daß man nicht ſagen kann, wann und wo ſelbiges gedrucket worden. Die Vorrede hebt ſo an: Prefatio in librum qui dicitur dyalogus creatura-

tura-

3. Die Anmerkungen dieſer zween angeführten Schriftſteller über den eigenen Character des **Aeſopus**, **Phädrus** und la **Fontaine** können, anſtatt einer Vergleichung dieſer drey Fabelſchreiber dienen; und Herrn **la Mottens** Vergleichung mit dem letztern, iſt in dem Cours de Belles Lettres ††) mehr als entworfen. Damit nun die Leſer dieſelbe gänzlich vollenden können, ſo bitten wir ſie, die Grundſätze, welche er ſelbſt feſtſetzet, auf Herrn **la Mottens** eigene Fabeln anzuwenden, und ihn nach denen Geſetzen zu richten, die er andern auferleget. Z. E. folgendes:

„Ich

---

turarum moraliſatus, omni materie morali iucundo & edificativo modo applicabilis incipit feliciter. Quoniam ſicut teſtatur yſidorus in libro de ſummo bono primo libro, capite quarto, dicens &c. Etiam autor libri iſtius hec rite conſiderans quosdam dyalogos creaturarum ad ſuam & moralem doctrinam applicuit conſtruxit & impoſuit &c. Er nennet aber den Verfaſſer deſſelben nicht, beſchreibt ihn auch nicht näher; ob er wohl den Auguſtin, Ariſtoteles und Ambroſius, ja den heil. Johannes, zu Rechtfertigung ſolcher Gemüthsergetzungen anführet.

Es enthält im allem, wie aus dem erſten Regiſter zu erſehen, 122. Geſpräche, oder Fabeln; davon 121. noch vorhanden ſind. Die erſten ſind de Sole & Luna, de Saturno & mule, de Stella tramuntana d. i. dem Polarſterne, weil dieſen die Italiener immer über den Alpen ſtehen ſehen: daher denn die Redensart kömmt, perdre la Tramontaine, d. i. irre im Kopfe werden). De veſpero & lucifero, (dieſe hält der Verfaſſer für zween Sterne, da ſie doch einerley ſind) de Arcu celi & cancro, de celo & terra, de aere & vento, de litore & mari, de igne & aqua, de fluvio & mari, de monte & valle &c. hernach von vielen Edelſteinen, Metallen, Kräutern, Bäumen und Thieren.

Im Anfange ſteht ein aus Holz geſchnittener, oder gegoſſener Anfangsbuchſtab, mit Farben erleuchtet. Im Buche ſelbſt aber ſind die andern mit rother Tinte eingeſchrieben. Die Blätter haben noch keine Ziffern. G.

†) Paris 1744. Man kann auch die Werke des Herrn Remond de St. Mard, Amſt. 1749. T. IV. p. 166. ſeqq. dazu nehmen.

††) T. I. p. 15.

„Ich wünſchete den Fabelſchreibern nichts mehr, als „daß ſie der **Empfindung** treu blieben, und dieſelbe mit „der **Unſchuld ſchilderten**, die jene kenntlich machet. „Denn ich getraue mir … das **Natürliche** und **Ungekün**„**ſtelte** zu unterſcheiden. Das **Natürliche** ſchließt einen un„beſtimmtern Begriff ein, und iſt dem **weitgeſuchten**, ge„**zwungenen** entgegen geſetzet; das Ungekünſtelte hergegen „iſt bloß das Widerſpiel der **Ueberlegung**, und kommt „allein der **Empfindung** zu.„

Man iſt faſt durchgängig der Meynung, daß verſchiedene Fabeln des Herrn **la Motte**, ſinnreich erdacht ſind; daß die mehreſten Materien neu ſind, und ihm gehören; daß noch einige andere auf eine angenehme Art erzählet ſind. Gleichwohl kann man die Frage aufwerfen: ob Herr **de la Motte**, von welchem ſeine Anhänger ſelbſt geſtehen, daß er weniger ein Dichter, als ein Philoſoph geweſen, nicht mehr überleget, als empfunden, und nicht mehr Geſchicklichkeit zu **beſchreiben**, als zu **ſchildern** gehabt habe? Ob er gleich oft in ſeinen Schwüngen **gekünſtelt**, und in ſeinen Ausdrücken **gezwungen** iſt, ſo hat er doch, ſonder Zweifel, das **Natürliche** zuweilen erreichen können: ſo weit geht die Kunſt noch wohl. Aber das **Ungekünſtelte**, dieſer wahre Ausdruck der **Empfindung**, deren Eigenthum es iſt, ſich ſelbſt eben ſo geſchwind äußerlich zu ſchildern, als es innerlich geſchwind empfunden iſt, das ſteht nicht in der Macht der Kunſt. Eben wie die ungekünſtelte Röthe die ganz plötzlich, und ohne Einwilligung des Willens, die geheimen Empfindungen einer noch unſchuldigen Seele verräth: ſo entfähret das **Ungekünſtelte**, ohne daß es durch irgend eine Ueberlegung wäre vorbereitet oder begleitet worden; man kann es weder kommen heißen, noch verhalten.

Indem wir dieſen Artikel ſchließen, nehmen wir uns die Freyheit, diejenigen, welche, um das Vorhaben des Herrn **D'Egly** ins Werk zu ſetzen, die Materie der Fabel ſo weitläuftig abhandeln wollten, als ſie es erfodert, zu erinnern: daß wenn ſie nach den vorgeſchriebenen Regeln, und der gewöhnlichen Methode zu Folge, auch **Muſter** vorſchlagen wollten, ſie ja nicht die Fabel **von der Stadtmaus und der Feldmaus** vergeſſen müſſen, welche Horaz in der 6. Sat. des II. B. erzählet. Dieß iſt die vollkommenſte Fabel die das Alterthum uns hinterlaſſen hat, und von einer Einrichtung die die andern ſo weit übertrifft: daß auch la Fontaine, der den **Phädrus** faſt allezeit zieret und verſchönert, wenn er ihn überſetzet; indem er den Horaz nachahmet, weit unter ſeinem Originale geblieben iſt. Warum hat man doch zur Zeit des berühmten Gezänkes wegen der Alten und Neuern, die Entſcheidung vorzubereiten, ſich nicht auf ſolche Vergleichungen beſonnen?

◆ ◆ ◆

IV.

Des Herrn Abtes Geinoz Anmerkungen und Verbeſſerungen, des Textes und der Dollmetſchung des erſten Buches im Herodot.

Verſchiedene Gelehrte, unter welchen **Heinrich Stephan** hauptſachlich verdienet genannt zu werden, haben ſich, ſeit der Erneuerung der ſchönen Wiſſenſchaften bemühet, den **Herodot** von denen Fehlern zu reinigen, die ihn bis dahin verſtellet hatten. **Thomas Gale** indeſſen, welcher 1679. zu **London** eine Ausgabe von ihm lieferte, wünſchete in ſeiner Vorrede, weil er mit ihrer und ſeiner Arbeit noch gar ſchlecht zufrieden war: daß doch endlich einmal ein Kunſtrichter möchte gebohren werden, der dasjenige vollenden könnte, was er kaum nur entworfen hätte: Exoriatur aliquis, ita voveo, cui otium ſit uberius & ingenium, ad perpurgandum *Herodotum!*

Man hatte 1715. Urſache zu glauben, als **Jakobs Gronovius Herodot** erſchien, daß der Wunſch des **Thomas Gale** erfüllet ſeyn würde: und er war es auch wirklich, in gewiſſer Abſicht; denn dieſe Ausgabe iſt die beſte von allen, die wir noch haben. Allein es war der Bibliothek des **Königes** von **Frankreich** vorbehalten, zu einer noch vollkommenern Ausgabe, diejenigen Hülfsmittel herzugeben, die **Gronovius** nicht gekannt hatte.

Der Herr **Abt Geinoz** hat in derſelben verſchiedene Handſchriften vom **Herodot** gefunden, die noch kein Herausgeber gekannt hat. Aus dieſen hat er verſchiedene Lesarten gezogen, die zu Erklärung einer groſſen Menge Stellen dienen: deren einige bloß dunkel und verſtricket, andere ganz unverſtändlich ſind. Damit nun die Welt in den Stand geſetzet werde, von dieſer Entdeckung Nutzen zu ziehen, ſo nimmt er ſich vor, eine neue Ausgabe des griechiſchen Textes, mit einer neuen Dollmetſchung zu beſorgen. Er wird nicht nur die Fehler der Urſchrift, nach den Handſchriften verbeſſern, ſondern auch diejenigen, die dem **Gronovius** in ſeiner Ueberſetzung noch entwiſchet ſind, und darinnen es ihm zuweilen begegnet iſt, den wahren Sinn des Verfaſſers nicht zu treffen, ungeachtet der Grundtext nicht verſtümmelt war.

Unter zweyerley Gattungen von Verbeſſerungen, worüber er die Akademie den 1. Aug. 1741. um Rath gefraget hat, wollen wir einige der kürzeſten und einfacheſten wählen, um von ſeiner Arbeit einen Begriff zu machen.

Erſte Anmerkung.

Die Verſehungen der Ueberſetzer fangen nach dem Herrn Abte **Geinoz**, gleich mit dem erſten Ausdrucke im erſten Buche an. Ἡροδότου Ἁλικαρνασσῆος ἱστορίης ἀπόδεξις ἥδε. Dieß hat **Lorenz Valla** ſo überſetzet: Herodoti Halicarnaſſei hiſtoriæ explicatio hæc eſt. **Heinrich Stephan** giebt es ſo: Herodoti Halicarnaſſei hiſtoriæ editio hæc eſt; oder: Hæc eſt hiſtoria ab Herodoto Halicarnaſſeo edita.

Der Herr Abt **Geinoz** glaubet, daß dieſe Dollmetſcher ſich geirret haben, wenn ſie ἱστορίη durch das lateiniſche Wort hiſtoria geben. Er ſaget, ſie haben nicht bemerket, daß ἱστορίη allhier nicht anders, als in einer mit dem Zeitworte ἱστορεῖν ähnlichen Bedeutung hat können gebrauchet werden: deren **Herodot** ſich oftmals bedienet, und die in ſeinen Werken niemals, eine Geſchichte ſchreiben, Begebenheiten erzählen, bedeutet: ſondern es heißt: ſich bey jemanden nach einer Sache erkundigen, nachforſchen, nachfragen. Alſo kann denn, fährt er fort, ἱστορίη auf dieſer Stelle nicht den Sinn haben, den das lateiniſche Wort hiſtoria hat, das heißt: Geſchichte, oder Erzählung vergangener Dinge: es muß bloß Unterſuchung bedeuten, Kenntniß derer Dinge die Herodot ſelbſt geſehen hat, oder die er durch Nachfragen bey denen, die ſie wiſſen konnten, erfahren hat. Was nun beweiſt, daß dieſes genau der Begriff ſey, den **Herodot** mit dem Wort ἱστορίη verbunden, iſt dieſes: daß man in dem 99ten und 118 Capitel des zweyten Buches, dieſes Wort in der Bedeutung von percontatio, ſciſcitatio, interrogatio, wieder findet. Es iſt wahr, daß die nachmaligen Schriftſteller es in dem Sinne des lateiniſchen Wortes hiſtoria gebrauchet haben: allein zu **Herodots** Zeiten, bedeutete συγγραφὴ, Geſchichte, und die Geſchichtſchreiber hießen συγγραφεῖς, λογοποιοί. Hat man ſie ja zuweilen auch ἱστορικοὶ genannt: ſo geſchah es deswegen, weil dieſe erſten Geſchichtſchreiber nichts ſchrieben, als was ſie ſelbſt geſehen, oder auf ihren Reiſen erfahren, und es von denen hatten erzählen hören, denen es noch im Gedächtniſſe ſchwebete.

Gronov ſcheint den Fehler der Dollmetſcher gemerket zu haben: denn anſtatt ἱστορίη, durch hiſtoria zu überſetzen, hat er es cura gegeben: allein dieſe Ueberſetzung iſt weder richtiger noch deutlicher als die andern. Cura erinnert den Verſtand nicht alles deſſen, was ἱστορίη heißt. Da nun die lateiniſche Sprache kein Wort hat, welches den ganzen Sinn des griechiſchen Wortes in ſich ſchlöße; ſo muß man ſich nothwendig einer Umſchreibung bedienen: und hier iſt die eigentliche Ueberſetzung, die der Herr Abt Geinoz, nach Herrn **Küſtern** vorſchlägt: Rerum ab *Herodoto Halicarnaſſenſi* curioſe obſervatarum ſpecimen hoc eſt; oder mit mehrern Worten: Curioſitatis, quam *Herodotus Halicarnaſſenſis* adhibuit, in rebus quas narrat vel luſtrandis, vel ſciſcitandis, ſpecimen. vel argumentum hoc eſt. Dieſe Dollmetſchung iſt der Beſchaffenheit von **Herodots** Geſchichte vollkommen gemäß, als die man nicht für das Werk eines Schriftſtellers anſehen muß, der mit Gelaſſenheit in ſeiner Studierſtube die Nachrichten überdenkt die man ihm einliefert; ſondern als Früchte der Reiſen eines neugierigen witzigen Kopfes, der die Länder beſuchet hat, wo ſich die Begebenheiten zugetragen, die er erzählet; und mit Fleiß zuſammen getragen, was ihm an Ort und Stelle die erleuchtetſten und glaubwürdigſten Leute geſaget haben.

Zweyte Anmerkung.

Im 9ten Cap.

Ὄπισθε τῆς ἀνοιγομένης θύρης θήσω. Secundum fores cubiculi, quum apertæ fuerint, te collocabo. In den königlich franzöſiſchen Handſchriften lieſt man στήσω, und dieſes Wort iſt viel geſchickter, die Handlung auszudrücken, weswegen man jemanden an einen Ort ſtellet. Wenn von beſeelten Dingen die Rede iſt, ſchicket ſich das Wort ἵστημι, beſſer als τίθημι.

Dritte Anmerkung.

Im 30ten Cap.

Kröſus ſpricht zum **Solon**: er habe viel von denen Reiſen gehöret, die er aus Liebe zur Weltweisheit, und aus Begierde ſich zu unterrichten, unternommen hätte. Die griechiſche Redensart, welche dieſe Schmäucheley ausdrücket, enthält einen ſehr unrichtigen Ausdruck. Hier iſt ſie: Παρ' ἡμέας περὶ σέο λόγος ἀπῖκται πολλός. . . . ὡς φιλοσοφέων τὴν πολλὴν θεωρίης εἵνεκεν ἐπελήλυθας. Das Geſchlechtswort τὴν, welches vor dem Beyworte πολλὴν ſteht, iſt unnütz, und verurſachet noch über dieß eine ſehr fehlerhafte Art zu reden, die der Natur der Sprache zuwider iſt. **Gronov** führet vergeblich um dieſe

Leſart zu rechtfertigen, die aus der florentiniſchen Handſchrift genommen iſt, eine Stelle aus dem V. Buche an; allwo geſaget wird: Καρίης τὴν πολλὴν προσεκτήσαντο σφίσι σύμμαχον εἶναι. Sie zogen den gröſten Theil von Karien auf ihre Seite. In dieſer Stelle hat das Geſchlechtswort τὴν nichts widriges; indem das darunter verſtandene Hauptwort, ein theilendes Wort, ſo wie χώραν oder μερίδα iſt, welches das Geſchlechtswort nicht ausſchließt; dahingegen γῆ, welches ein allgemeines Wort iſt, und in gegenwärtiger Frage mit unter verſtanden wird, daſſelbe gänzlich ausſchließt. Die Handſchriften von der königlich franzöſiſchen Bibliothek bringen die wahre Leſart dieſer Stelle wieder zurecht; man lieſt darinnen ſehr deutlich: γῆν πολλὴν, anſtatt τὴν πολλὴν, welches alle Schwierigkeiten hebt.

Vierte Anmerkung.

Im 32ten Cap.

Solon beſchreibt, indem er mit dem Kröſus redet, einen glückſeligen Menſchen folgendergeſtalt: ἄπειρος δὲ ἐστι, ἄνουσος, ἀπαθὴς κακῶν, εὔπαις, εὐειδής. Heinrich Stephan überſetzet dieſe Stelle ſo: Expers autem eſt malorum, ſanus, felix ſobole, formoſus.

Man hätte den Heinrich Stephan fragen können, ob ἄπειρος ganz allein, ohne daß man κακῶν hinzufüget, frey von Uebeln heißen könne? Eine ſolche Auslaſſung iſt im Griechiſchen eben ſo wenig zu dulden, als wenn man im Franzöſiſchen ſagen wollte: er iſt frey, anſtatt, er iſt frey von Uebeln. Wenn übrigens ἄπειρος allein ſo viel heißen könnte, als ἄπειρος κακῶν, ſo würde Herodot zweymal einerley Sache ſagen; denn er füget ſogleich hinzu: ἀπαθὴς κακῶν, welches von ἄπειρος κακῶν faſt nicht unterſchieden iſt. Heinrich Stephan hat es auch wohl gemerket, und in der lateiniſchen Dollmetſchung das ἀπαθὴς κακῶν nicht ausgedrucket, um das Ohr des Leſers nicht durch eine unangenehme Wiederholung zu verletzen. Die übrigen Dollmetſcher, Camerarius, Jungermann, und Gale, ſagen von dieſer Stelle gar nichts; ſie mögen nun deren Mangel nicht gemerket, oder wenn ſie ihn gemerket, denſelben haben verſchweigen wollen. Gronov hat das ἄπειρος in ſeinem Texte zwar behalten, weil er es in der florentiniſchen Handſchrift gefunden hat; allein er hat es bloß durch das Wort inexpertus überſetzet: und in einer Note über daſſelbe Wort, erkläret er es eben ſo, als Heinrich Stephan.

Tanaq. Faber und Grävius, ſind die erſten die eine Verbeſſerung vorgeſchlagen haben. Grävius ſaget in einem Briefe an den Tanaq. Faber, daß man anſtatt ἄπειρος δὲ ἐστι, ἄνουσος. leſen müſſe, ἄπειρος δὲ ἐστι νούσων, er iſt frey von Krankheiten. Faber, der dieſe Leſart billiget, ſchreibt im 60ten Briefe des erſten Buches, ſie wäre ihm bereits beygefallen, und er hätte ſie am Rande ſeines Herodots angemerket. Ungeachtet ſie nun einen ſehr ſchönen Verſtand giebt: ſo glaube ich doch nicht, daß man ſie annehmen müſſe, weil ſie eine große Veränderung der Buchſtaben erfodert, die durch keine Handſchrift beſtätiget wird.

Man könnte dieſe Stelle durch eine viel mindere Veränderung wieder herſtellen, wenn man den Doppellaut ει, in η verwandelte, ſo daß man, anſtatt ἄπειρος, ἄπηρος läſe. Es iſt den Abſchreibern, welche ſowohl den Buchſtab η, als den Doppellaut ει wie ein ι ausſprechen, ziemlich gewöhnlich, daß ſie den einen für den andern nehmen. Ἄπηρος bedeutet, nach dem Julius Pollux einen Menſchen, der ſeine Gliedmaßen alle hat: und in ſo weit kömmt es mit ἄνουσος und den übrigen Beywörtern welche Solon anwendet, einen glücklichen Menſchen zu beſchreiben, vollkommen überein. Es kommt hier nämlich nur auf die äußerlichen Güter an, die zu dem Glücke eines Menſchen beytragen: der Vortheil nun, einen in allen Gliedmaßen vollkommenen Körper zu haben, verdienet nicht minder in die Zahl derer Umſtände geſetzet zu werden, die den Menſchen glücklich machen, als die Befreyung von Krankheiten, das **Nichtleiden.** Ἄπηρος δὲ ἐστι, ἄνουσος, ἀπαθὴς κακῶν, εὔπαις, εὐειδής. Integer eſt membris, ſanus, malorum expers, felix ſobole, formoſus. Herr Geinoz meldet, daß er dieſe Verbeſſerung, in einem kleinen Häfte: Examen critique de l'Edition de *Gronovius*, par *M. Kuſter*, betitelt, gefunden. Es fehlet ihr, um ſie unzweifelhaft zu machen, nur das Anſehen einiger Handſchriften.

Fünfte Anmerkung.

Im 33ten Cap.

Ταῦτα λέγων τῷ Κροίσῳ, οὔκως οὔτε ἐχαρίζετο, οὔτε λόγου μιν ποιησάμενος οὐδενὸς, ἀποπέμπεται κάρτα δόξας ἀμαθέα εἶναι, ὃς τὰ παρεόντα ἀγαθὰ μετεὶς, τὴν τελευτὴν παντὸς χρήματος ὁρᾶν ἐκέλευε. In dieſer Stelle iſt der Text offenbar verſtümmelt. Der Namen der Perſon, welcher in der Nennendung ſteht, ſollte in der Gebendung ſtehen; und der Namen derjenigen die in der Gebendung ſteht, ſollte in der Nennendung ſtehen: ohne dieſe Veränderung, hat die Redensart keinen Verſtand. Es ſchickt ſich nicht, daß man ſaget: **Solon** habe den **Kröſus**, als einen plumpen Menſchen, fortgeſchicket, der die zeitlichen Güter verachtete, und begehrete, man ſolle das Ende jedes Dinges betrachten; vielmehr kömmt dieſe That und Geſinnung dem **Kröſus** zu. Der Herr Abt Geinoz ſchlägt alſo dieſe Leſart vor: ταῦτα λέγοντι ὁ Κροῖσος &c. und die Ueberſetzung muß ſo lauten: Quæ cum dixiſſet, non modo nulla gratia ipſum proſequutus eſt *Crœſus*; ſed eum nullius momenti faciens dimittit, ipſum (*Solonem*) valde ineptum exiſtimans, qui bonis præſentibus prætermiſſis, juberet omnium rerum inſpicere exitum. Und dieſe Leſart wird durch eine Handſchrift

ſchrift aus der königlichen Bibliothek beſtätiget, darinnen man ταῦτα λέγοντι lieſt.

Sechſte Anmerkung.

Im 41ten Capitel.

Kröſus läſt ſich von dem anhaltenden Bitten ſeines Sohnes erweichen, und erlaubet ihm auf die Jagd, nach einem wilden Schweine zu gehen, welches die Felder der Myſier verheerete. Da ihn aber ein Traum erſchreckete, der den jungen Prinzen mit einem gewaltſamen Tode bedrohete: ſo ſchicket er ihn unter des **Adraſtus**, eines Prinzen aus dem Geblüte der **phrygiſchen** Könige, Obhut mit. **Adraſtus** war dem **Kröſus** ſehr verpflichtet: denn da er das Unglück gehabt hatte, ſeinen eigenen Bruder zu tödten, hatte er ſein Vaterland räumen, und an dem Hofe des **lydiſchen** Königes eine Freyſtatt ſuchen müſſen, der, da er ihn von dieſem Morde gereiniget, ihn in ſeinem Palaſte aufhielt, und ihm alles reichete, was zu ſeinem Leben gehörete, und ſeinem Range gemäß war. **Kröſus** wollte den **phrygiſchen** Prinzen zu einer ganz beſondern Aufſicht über ſeinen Sohn bewegen, und redete ihn ſo an: "Ἄδρηστε, ἐγώ σε συμφορῇ πεπληγμένον, ἀχάριτον τοι οὐκ ὀνειδίζω, ἐκάθηρα &c. &c. **Gronov**, der hier des **Lorenz Valla** Dolmetſchung annimmt, überſetzet dieſes ſo: Ego te, *Adraſte*, calamitate preſſum (non ingrato tibi hæc exprobro) expiavi. Das heiſt: **Adraſt, du wareſt in ein groſſes Unglück gerathen (dieß ſage ich nicht, dir eine Undankbarkeit vorzurücken) aber ich habe dich gereiniget.** Dieſe Dolmetſchung iſt ungetreu, indem es in dem griechiſchen Texte keinen Ausdruck giebt, der den Begriff der Undankbarkeit bey ſich führete. Das Wort ἀχάριτον, welches **Gronov** durch ingratus gegeben, wird entweder nicht gebrauchet; oder kann doch nach der Analogie der Sprache nicht einen undankbaren Menſchen bedeuten.

deuten. Ich weis zwar, ſaget der Herr Abt Geinoz, daß das Wort ἀχάριστος, undankbar bedeute; aber ich habe noch in keinem griechiſchen Schriftſteller ἀχαρίτης gefunden; und wenn man es auch fände, ſo bin ich gewiß, daß es bloß in der Bedeutung eines Menſchen, dem es an Anmuth fehlet, da ſtehen würde.

Heinrich Stephan, welcher unfehlbar in den Handſchriften die Lesart ἀχαρίτην gefunden, hatte ſie dennoch als der Analogie gar nicht gemäß, verworfen, und in den Text dieſe zwey Worte eingeſchoben, ἄχαρι τι, die er ſo überſetzte: quod non dico, ut quidquam ingratum tibi exprobrem: dieſes ſage ich nicht, um dir etwas unangenehmes vorzurücken. Dieſe Lesart nun iſt freylich viel analogiſcher, als des Gronovius ſeine; und drücket, was den Verſtand betrifft, den Sinn des Kröſus ziemlich gut aus: allein, ſie gründet ſich auf keine Handſchrift, denn man lieſt überall ἀχαρίτην.

Die wahre Art dieſe Stelle zu leſen, iſt dieſe, daß man das Beywort ἄχαρι von dem Beziehungsworte τὴν abſondere; ſo, daß ἄχαρι in der Nehmendung, ſich auf ſein Hauptwort συμφορῇ beziehe, und die Klagendung τὴν welche ſich auch auf συμφορῇ bezieht, die Endung des Zeitworts ὀνειδίζω ſey. Ferner müßte man mehrerer Deutlichkeit wegen, zwiſchen ἄχαρι und τὴν ein Strichelchen ſetzen; weil dieſes Beziehungswort eine Redensart anfängt, welche als ein Einſchiebſel in die Rede eingeſchaltet iſt. Alsdann nun würde man ſo leſen: Ἄδρηστε, ἐγώ σε συμφορῇ πεπληγμένον ἄχαρι, τήν τοι οὐκ ὀνειδίζω, ἐκάθηρα. Adraſt, du haſt das Unglück gehabt, deinen Bruder zu tödten, (ein betrübter Fall, daran ich dich eben nicht erinnere, um dir einen Vorwurf zu machen) ich habe dich gereiniget. Dieſe Art zu reden ἄχαρις συμφορὴ, iſt um ſo viel unverdächtiger, da man ſie auch im VIIten Buche im 190. Cap. vom Herodot wieder findet, allwo ſie gebrauchet wird, eine Begebenheit anzudeuten, die der gegenwärtigen gleicht: denn es geſchieht darinnen des Unglücks Erwähnung, welches Ameinokles hatte, ſeinen Sohn zu tödten; und der Geſchichtſchreiber ſaget: ἦν γάρ τις καὶ τούτῳ ἄχαρις συμφορὴ λυπεῦσα παιδοφόνος.

Uebrigens iſt dieſes keine gewagte Muthmaſſung, ſondern wird durch drey Handſchriften aus der königlichen Bibliothek beſtätiget, allwo ἄχαρι vom τὴν durch den gewöhnlichen Zwiſchenraum abgeſondert iſt, der zwey unterſchiedene Worte trennet. Zudem iſt ἄχαρι darinnen mit dem Acuto auf der vorletzten Sylbe, und τὴν mit dem acuto wegen des Einſchaltworts τοι bemerket, welches darauf gleich folget. Dieß beweiſt zur Gnüge die Nothwendigkeit dieſe Wörter zu trennen: weil, wenn man, da ἄχαρι auf der vorvorletzten Sylbe mit dem acuto bezeichnet iſt, die Sylbe τὴν noch hinzufügete, um ein einzig Wort daraus zu machen, der Accent hernach wider die Regel der Accente, über die vorvorletzte Sylbe zurück geſetzet ſeyn würde.

Siebente Anmerkung.

Im 57. Capitel.

In dieſem Capitel iſt die Frage, was für eine Sprache die Pelasger vor alten Zeiten geredet haben? Herodot ſaget anfangs, er wiſſe nichts gewiſſes davon zu ſagen, und dann füget er hinzu: Εἰ δὲ χρεόν ἐστι τεκμαιρόμενον λέγειν τοῖσι νῦν ἔτι ἐοῦσι Πελασγῶν τῶν ὑπὲρ Τυρσηνῶν Κρηστῶνα πόλιν οἰκεόντων, οἳ ὅμουροί κοτε ἦσαν τοῖσι νῦν Δωριεῦσι καλεομένοισι, οἴκεον δὲ τηνικαῦτα γῆν τὴν νῦν Θεσσαλιῶτιν καλεομένην, καὶ τὴν Πλακίην τε καὶ Σκυλάκην Πελασγῶν οἰκησάντων ἐν Ἑλλησπόντῳ, οἳ σύνοικοι ἐγένοντο Ἀθηναίοισι, καὶ ὅσα ἄλλα Πελασγικὰ ἐόντα πολίσματα, τὸ οὔνομα μετέβαλε, εἰ τούτοισι, &c.

Zuvörderſt bemerket der Herr Abt **Geinoz**, daß des **Lorenz Valla** Ueberſetzung dieſer Stelle, vom Anfange bis zum Ende ein lauterer Widerſinn ſey. **Heinrich Stephan** iſt nichts glücklicher geweſen, ungeachtet er die ganze Schwierigkeit eingeſehen. Nachdem er nämlich dem Leſer berichtet, daß der Text hier verſtümmelt ſey, nimmt er ſich die Freyheit eine neue Stelle zu machen, ohne einige Acht auf die Ausdrücke des Urhebers zu haben. **Gronov** erkläret in einer Note ſehr wohl, was der Geſchichtſchreiber hätte ſagen ſollen; und gleichwohl machet er eine unverſtändliche Ueberſetzung davon. Dieß beweiſt, daß dieſer Herausgeber, den Sinn des **Herodotus** zwar errathen können, daß er aber die wahre Ordnung der Redensarten nicht gewußt hat. Er überſetzet ſie ſo: Sed ſi fas eſt conjectando dicere, ex his qui cum maxime ſuperſunt, Pelaſgorum, qui ſupra Tyrrhenos urbem Creſtonem incolunt, aliquando finitimi eorum, qui nunc Dorienſes vocantur, tunc incolentes regionem, quæ nunc Theſſaliotis nominatur. So weit geht noch alles gut; aber mit dem folgenden iſt es nicht ſo: et Placiam & Scylacen, qui Pelaſgi habitaverunt in Helleſponto, qui contermini Athenienſium fuerunt, & quæcumque alia oppida Pelaſgica nomen immutarunt, ſi hinc conjectantur. Sollte wohl **Gronovius**, wenn er Placiam & Scylacen, qui Pelaſgi habitaverunt in Helleſponto, überſetzet, damit haben ſagen wollen: die vorerwähnten **Pelasger**, die ſich in **Kreſtona** niedergelaſſen, wären mit denen einerley, die nahe am **Helleſponte** die Städte **Placia** und **Skylace** erbauet haben? Das würde ungereimet ſeyn. **Herodot** redet von ihnen als von zwo verſchiedenen Pflanzvölkern. Er ſaget: diejenigen, die nach **Kreſtona** gegangen, hätten zuvor die Landſchaft **Theſſaliotis**, in der Nachbarſchaft der **Dorier** bewohnet; diejenigen aber, welche **Placia** und **Skylace** erbauet hätten, wären aus dem Attiſchen gekommen.

Aus dieſem nun erhellet, daß dieſe Stelle noch gar nicht verſtanden worden, und auch in der That ſchwer iſt. Der Herr Abt Geinoz bemerket, um zu ihrer Erklärung zu gelangen, daß dasjenige, was die Dollmetſcher in Irrthum geführet hat, dieſes ſey: 1. daß ſie die Stärke des καὶ nicht gemerket haben, welches vor dem Πλακίην ſteht: καὶ Πλακίην τε καὶ Σκυλάκην. 2. daß ſie das Mittelwort οἰκησάντων (Πελασγῶν) für eine unbedingte Zeugendung angeſehen haben; da hingegen dieſe Zeugendung durch das theilende Fürwort τοῖσι regieret wird, welches zu Anfange des Satzes ſteht. Das Bindewort καὶ vor dem Πλακίην, hat die Kraft, den ganzen erſten Theil der Wortfügung zu erinnern, und mit darunter zu begreifen. Es iſt eben als wenn man ſagete: καὶ εἰ χρεὼν ἐςὶ τεκμαιρόμενον λέγειν τοῖσι τὴν Πλακίην τε καὶ Σκυλάκην Πελασγῶν οἰκησάντων ἐν Ἑλλησπόντῳ, ϗ τῶν Πελασγῶν οἰκησάντων, ὅσα ἄλλα Πελασγικὰ πολίσματα τὸ οὔνομα μετέβαλε &c. &c. Zu Folge dieſer Anmerkung nun, überſetzet der Herr Abt Geinoz ſo: Sed ſi fas eſt dicere conjectando, ex iis Pelaſgorum, qui adhuc ſuperſunt, & ſupra Tyrrhenos urbem Creſtonem incolunt, aliquando finitimi eorum, qui nunc Dorienſes vocantur, tunc regionem incolentes, quæ nunc Theſſaliotis nominatur, & ex iis Pelaſgorum, qui cum Athenienſibus cohabitarunt, quique Placiam & Scylacen oppida in Helleſponto condiderunt, & ex iis Pelaſgis, qui condiderunt omnia alia oppida Pelaſgica, quæ nomen immutaverunt. Si fas eſt, ex iis conjecturam petere, Pelaſgi barbara lingua utebantur.

Dieſe Dollmetſchung giebt dem, was **Herodot** ſagen will, alle gehörige Stärke. Der Endzweck des Verfaſſers iſt, zu beweiſen, die **Pelaſger** hätten in alten Zeiten eine barbariſche Sprache geredet, die von der griechiſchen ſehr unterſchieden geweſen. Seinen Hauptbeweis nimmt er daher, daß zwo Colonien von eben dieſem Volke, welche ſeit vielen Jahrhunderten in entfernten Ländern von einander gewohnet, gleichwohl noch zu ſeiner Zeit einerley Sprache geredet, und er bemerket mit Fleiß, daß dieſe Sprache nicht nur mit der griechiſchen, ſondern auch mit der Sprache ihrer Nachbarn nichts gemein hätte: daraus nun folgert er, daß die Völker dieſelbe Sprache desjenigen Landes behalten, daraus ſie gegangen waren, und daß folglich die alten **Pelasger** eine barbariſche Sprache geredet hätten.

Achte Anmerkung.

Im 61. Capitel.

Als die **Piſiſtratiden** Verſuche machen wollten, wieder nach Athen zu kommen: ſo foderten ſie Geſchenke von denen Städten, die ihnen einigen Dank ſchuldig waren. Ἤγειρον δωτίνας ἐκ τῶν πολίων, αἵτινές σφι προηδέατο κού τι.

Das Zeitwort προηδέατο, iſt der Gegenſtand der Schwierigkeit. **Aemilius Portus**, der doch ſo ſorgſam iſt, alle ſchweren Wörter im **Herodot** zu erklären, hat in ſeinem ioniſchen Wörterbuche dieſes Wortes nicht gedacht. Alle Dollmetſcher haben verſuchet, deſſen wahre Bedeutung zu beſtimmen, und deſſen Wurzel anzumerken: allein, es iſt keinem von allen gelungen. **Lorenz Valla** überſetzet: Aliquot civitates excitaverunt, quæ ipſis nonnihil benevolæ erant. Vermuthlich hat er geleſen: ἤγειρέν τινας ἐκ τῶν πολίων, anſtatt ἤγειρον δωτίνας, welches die Leſeart aller Handſchriften iſt, und hat das ἤγειρον, von ἐγείρω, excito, nicht aber von ἀγείρω, congrego, hergeleitet. Doch dieſe Anmerkung iſt nur beyläufig, es kömmt darauf an, ob **Lorenz Valla** das προηδέατο gut erkläret hat, wenn er es ſo überſetzet: quæ ipſis nonnihil erant benevolæ. Man bemerket wohl, daß wenn er ſo überſetzet, er vielmehr einen Verſtand aus dem Vorhergehenden und

Nachfolgenden gemachet, als die Etymologie des Wortes zu Rathe gezogen hat. In dem Zeitworte προηδέατο iſt nichts, was mit den Worten erant benevolæ übereinkäme.

Heinrich Stephan hat überſetzet: Munera collegerunt ex urbibus antea ſibi utcunque cognitis. Er leitet das προηδέατο, von προείδω ab. Allein, fodert man wohl Geſchenke von jemanden, den man nur ſo von weitem kennet, utcunque? Und zudem, wo würde man dieſe Art zu reden finden: προειδέσθαί τινι, um zu ſagen, einem ſchon zum voraus bekannt ſeyn?

Gronovius leitet das προηδέατο, von dem Zeitworte ἅδω placeo ab, und überſetzet: quæ ipſis nonnihil ante placuerant. Das heißt: die Piſiſtratiden foderten Geſchenke von Städten, die ihnen zuvor etwas angenehm geweſen waren. Dieſe Ueberſetzung iſt nichts beſſer als die vorigen.

Der Herr **Abt** Geinoz ſchlägt dieſe vor. Er leitet das προηδέατο, von dem Zeitworte προαιδέομαι her, welches heißt, jemanden eine Verbindlichkeit haben, und welches, wenn man den ganzen Verſtand ausdrücken will, den es in Anſehung ſeiner Zuſammenſetzung und Wortableitung in ſich ſchließt, noch über dem bedeutet: **Ehrfurcht und Erkenntlichkeit gegen einen hegen, der uns mit Wohlthaten zuvor gekommen iſt.** Das Vorwort πρὸ deutet an, daß wir zuerſt eine Verbindlichkeit auf uns haben; αἰδέομαι zeiget die Empfindung der Ehrfurcht, die Art von Schamhaftigkeit an, welche die Wohlthaten insgemein in edeln Seelen in Anſehung derer Perſonen wirken, von denen ſie Gutes empfangen haben. Προηδέατο alſo mit einem unterzeichneten ι, wird die dritte Perſon in der längſt vergangenen Zeit, leidender Art von προαιδέομαι ſeyn; deſſen völlig vergangene Zeit προῄδημαι, die längſt vergangene Zeit προῃδήμην, σο, το, die dritte Perſon der mehrern Zahl dieſer letzten Zeit, προῄδηντο, und nach der ioniſchen Mundart, προῃδέατο, iſt.

Die Erklärung des Herrn Abts Geinoz, hat den Vortheil, daß ſie ſich auf eine Stelle im **Herodot** ſelbſt gründet; allwo das Zeitwort προαιδέομαι ausdrücklich in dieſem Sinne gebrauchet wird, und mit eben der Wortfügung, als in der gegenwärtigen Redensart. Als **Syloſon**, ein Bruder des Tyrannen **Polykrates** *) dem **Darius**, einem Sohne des **Hyſtaſpes**, als derſelbe noch ein Privatmann geweſen, einen ſcharlachenen Mantel geſchenket hatte, kam er zu eben dieſem **Darius**, bald nach ſeiner Gelangung zum Throne, um ihn zu bitten, daß er ihn zum **Tyrannen** von **Samos** einſetzen möchte. Da nun **Syloſon** nach Hofe kömmt, läßt er ſich als einen **Wohlthäter des Königes** anmelden, und der erſtaunete **Darius** ruft aus: Τίς ἐστι ἑλλήνων εὐεργέτης ᾧ ἐγὼ προαιδεῦμαι; **Wer iſt der Griech, der ſich meinen Wohlthäter nennet, und dem ich für Wohlthaten, womit er mir zuvorgekommen iſt, Verbindlichkeit habe?**

Es wäre unnütz, wenn wir uns mit Gegeneinanderhaltung beyder Stellen aufhielten: das bloße Leſen zeiget ſchon ihre Gleichförmigkeit. Wir wollen nur bemerken, daß in der zweyten, anſtatt ὃν ἐγὼ προαιδεῦμαι (eine fehlerhafte Lesart, die ſich in alle Ausgaben eingeſchlichen hat) ᾧ ἐγὼ προαιδεῦμαι, geleſen werden müſſe, womit auch die **königlich franzöſiſchen Handſchriften** einſtimmen; eben wie man in der Stelle aus dem erſten Buche σφι προῃδέατο, und nicht σφέ lieſt.

Der Herr Abt Geinoz überſetzet demnach ſo: Munera collegerunt ex civitatibus, quæ ipſos nonnihil reverebantur (ob accepta prius beneficia). Dieß iſt der einzige wahre Verſtand, indem nichts, als wichtige geleiſtete Dienſte, ſie, die Piſiſtratiden haben in den Stand ſetzen können, von gewiſſen griechiſchen Städten Geſchenke zu fodern.

---

*) Herod. L. III. C. 140.

Neunte Anmerkung.

Im 73. Capitel.

Herodot erzählet, daß eine Rotte von **Scythen**, die einen Aufruhr erreget gehabt, da ſie **Scythien** verlaſſen müſſen, nach **Medien** zum **Cyaxares** geflüchtet wäre. Dieſer Prinz hätte ſie gnädig aufgenommen, und ihnen ſogar die Erziehung einiger jungen **Meder** anvertrauet; die ſie in der ſcythiſchen Sprache, und im Schießen mit dem Bogen unterrichten ſollten.

Hier lieſt man im Texte, nach des **Gronorius** Ausgabe: Παιδά σφι παρέδωκε γλῶσσάν τε ἐκμαθεῖν καὶ τὴν τέχνην τῶν τόξων. Dieß hat **Gronov** ſo überſetzet: Filium eis tradidit imbuendum, & lingua ſcythica & artificio ſagittandi. Es iſt ganz gewiß im Texte ein Fehler; anſtatt παιδα, muß man παιδας leſen.

1. Iſt es wohl wahrſcheinlich, daß **Cyaxares** ſeinen Sohn dieſen Fremdlingen werde übergeben haben, ihn in ihrer Sprache und im Bogenſchießen zu unterweiſen? Es iſt viel natürlicher, wenn man denkt, dieſer Prinz werde gewollt haben: daß verſchiedene ſeiner Unterthanen die ſcythiſche Sprache wiſſen, und im Bogenſchießen geſchickt ſeyn ſollten; damit er ſich ihrer zu Unterhandlungen, und im Kriege, mit Nutzen bedienen könnte.

2. Die Folge der Erzählung bemerket augenſcheinlich die Nothwendigkeit dieſer Verbeſſerung. Die Scythen kamen einsmals von der Jagd mit leeren Händen zurück, und als Cyaxares deswegen grauſam mit ihnen umgehen ließ, ſo ſchnitten ſie einen von denen ihnen anvertrauten jun-

gen Leuten in kleine Stücke; als ſie ihn nun auf eben die Art zugerichtet, wie man gewohnet war, die wilden Thiere zuzurichten, ſetzeten ſie ihn dem **Cyaxares** vor: ἐβουλεύσαντε, ſaget **Herodot**, τῶν παρά σφισι διδασκομένων παίδων ἕνα κατακόψαι. Das Wort παίδων, in der mehrern Zahl, iſt ein gewiſſer Beweis, daß man oben παῖδας, und nicht παῖδα leſen müſſe. Dem **Gronovius** war dieſe verſchiedene Leſart nicht unbekannt, er ſaget ſelbſt in einer Note: daß **Lorenz Valla**, **Heinrich Stephan**, der **P. Petav** und **Thomas Gale** ſie für nöthig hielten. Allein, ſeine Ehrfurcht gegen das **florentiniſche** Manuſcript, darinn er unfehlbar die einzelne Zahl anſtatt der mehrern gefunden, hat ihn bewogen, dieſe Leſart zu verwerfen. Wenn es nur Handſchriften brauchet, um ſie zu beſtätigen, ſo ſind deren zwo in der **königlichen Bibliothek**; deren eine nicht minder alt und richtig iſt als die **florentiniſche**, und wo man παῖδας, anſtatt παῖδα lieſt.

Zehente Anmerkung.

In eben dieſem Capitel ſteht noch ein Ausdruck, welcher mangelhaft zu ſeyn ſcheint, weil er gerade das Gegentheil von demjenigen bedeutet, was **Herodot** natürlicher Weiſe hat ſagen müſſen. Um eine Urſache anzugeben, warum **Cyaxares** mit den **Scythen** nach der Wiederkunft von einer Jagd, davon ſie nichts mitbrachten, ſo hart verfahren laſſen, ſaget **Herodot**: dieſer Prinz ſey über ſeinen Zorn nicht Herr geweſen; oder wenigſtens hätte er dieß ſagen ſollen: allein, der griechiſche Text, ſo wie er in **Gronovs** Ausgabe, ja ſelbſt in verſchiedenen Handſchriften zu leſen iſt, ſaget gerade das Gegentheil. Hier iſt die Stelle: ἦν γὰρ, ὡς διέδεξε, ὀργὴν οὐκ ἄκρος, das heißt: Cyaxares **war nicht außerordentlich aufgebracht, wie ſichs auswies.** Nichts iſt ſo falſch: gab denn **Cyaxares** nicht Proben des allergrößten Jachzornes, da er dieſe Jäger, aus der bloßen Urſache, weil ſie mit leeren Händen wieder gekommen, auf das härteſte züchtigen ließ? Man muß alſo das verneinende Beſtimmungswörtchen οὐκ weglaſſen, und dann wird der Verſtand richtig ſeyn. Dieſe Auslaſſung der Verneinung gründet ſich auf eine Handſchrift der **königlichen Bibliothek**, worinnen ſie nicht ſteht. Es wäre übrigens überflüßig, wenn man durch Beyſpiele beweiſen wollte, daß ὀργὴν ἄκρος einen aufgebrachten Menſchen, und ὀργὴν οὐκ ἄκρος, einen in ſeinem Zorne mäßigen Menſchen andeute. Dieſe Arten zu reden ſind denen, die in der griechiſchen Sprache geübet ſind, zur Genüge bekannt.

Eilfte Anmerkung.

Einige Zeilen tiefer muß ein grammatiſcher Fehler verbeſſert werden. Damit man den Fehler und die Nothwendigkeit ſeiner Verbeſſerung einſehe, wollen wir die ganze Stelle herſetzen: Οἱ δὲ ταῦτα πρὸς Κυαξάρεω παθόντες, ὥςε ἀνάξιά σφεων αὐτῶν πεπονθότες ἐβουλεύσαντο τῶν παρὰ σφισι διδασκομένων παίδων ἕνα κατακόψαι· Σκευάσαντες δὲ αὐτὸν, ὥσπερ ἐώθεσαν καὶ τὰ θηρία σκευάζειν, Κυαξάρει δοῦναι φέροντας ὡς ἄγρην δῆθεν. δόντες δὲ &c. &c. Es iſt gewiß, daß φέροντας ſich nothwendig auf eben daſſelbe Fürwort beziehen müſſe, als das vorhergehende σκευάσαντες, und das darauf folgende δόντες; alſo muß es auch in derſelben Endung ſtehen. Das heißt, man muß φέροντες, und nicht φέροντας leſen. Dieſe Leſart wird durch die richtigſte Handſchrift der **königlichen Bibliothek** beſtätiget.

Zwölfte Anmerkung.

Im 86. Capitel.

In dieſem Capitel ſteht eine Stelle, welche durch eine übelangebrachte Punctirung und vernachläßigte Verbindung, überaus dunkel wird. Als Kröſus auf dem Holzſtehe ſitzt, ruft er dreymal aus: **O Solon!** Als nun des **Cyrus** Dollmetſcher in ihn dringen: er ſolle ſagen, wem er da gerufen habe? antwortet er ihnen: zur Zeit ſeiner größten Glückſeligkeit ſey **Solon**, ein Athenienſer an ſeinen Hof gekommen; als derſelbe nun alle Schätze des **Kröſus** erblicket, habe er ſie zu verachten geſchienen, und nachher mit ſo vieler Weisheit zu ihm geredet, daß alles, was ihm iſt begegnete, die Wahrheit ſeiner Reden beſtätigte. Der Text in den Ausgaben heißt: Καὶ θεησάμενος πάντα τὸν ἑαυτοῦ ὄλβον ἀποφλαυρίσειέ οἱ ἃ δὴ εἴπας, τῇ αὐτῷ πάντα ἀποβεβήκει, τῇπερ ἐκεῖνος εἶπε.

Der erſte Fehler, welchen der Herr Abt Geinoz in dieſer Stelle anmerket, iſt, daß der Punct nach ἀποφλαυρίσειέ οἱ geſetzet iſt. Nach dieſer Punctirung wird οἱ die Gebendung des Zeitworts ἀποφλαυρίζω: allein, dieſes Zeitwort erfodert keine Gebendung. Ἀποφλαυρίζειν, heißt nihili facere. Wie man nun im Lateine ſehr übel ſagen würde, nihili facere opus alicui, ſo würde man auch im Griechiſchen nicht richtig reden, wenn man ſagen wollte: ἀποφλαυρίζειν ὄλβον τινί. Der ganze übrige Theil der Redensart iſt ſo verwirrt, daß es nicht möglich iſt, die Wortfügung heraus zu bringen. Man kann von der Unordnung die im Texte herrſchet, aus der buchſtäblichen Dollmetſchung urtheilen, die **Gronov** davon gemachet hat: Illa ſcilicet loquutus, qua ſibi ipſi omnia ceſſerunt illuc, quo iſte dixerat.

Die Leſart der Handſchriften aus der **königlichen Bibliothek**, vertreibt dieſe Finſterniß, und ertheilet **Herodots** Art zu reden, ihr natürliches Licht, durch ſehr geringe Veränderungen. Anſtatt den Punct zwiſchen οἱ und α zu ſetzen, zieht ſie beyde Sylben in ein Wort zuſammen; nämlich οἷα, welches ſie mit einem Circumflex be-

---

*) Unſer Herr D. Reiske hat in den Miſcell. Lipſ. Novis bisher ſo viele Verbeſſerungen Herodots geliefert, daß zu wünſchen wäre,

bezeichnet, wodurch es die Klagendung der mehrern Zahl ungew. Geſchl., und durch das Mittelwort εἴπας regieret wird: οἷα δὴ εἴπας. Talia ſcilicet locutus. Nach εἴπας, lieſt man anſtatt τῇ αὐτῷ, ὥστε αὐτῷ πάντα ἀποβεβήκεέ οἱ τῇπερ ἐκεῖνος εἶπε. Ut ipſi omnia evenerint, quæ ille dixerat. Das heißt: **Solon** habe gegen ihn mit ſo vieler Vernunft von der Glückſeligkeit des Menſchen geredet, daß alles, was er geſaget hätte, durch den Ausgang beſtätiget würde.

Herr Geinoz muthmaßet, es ſey in der Leſart der Handſchrift ἀποβεβήκέ οἱ, ein Fehler. Da dieſe Redensart ſchon eine Gebendung hat, nämlich αὐτῷ, ſo ſcheint es, das οἱ, welches auf ἀποβεβήκέ folget, müſſe nicht für die Gebendung des Fürwortes der dritten Perſon genommen werden, und es ſey beſſer, aus demſelben und dem ἀποβέβηκε ein Wort zu machen; ſo, daß man ἀποβεβήκέοι läſe, welches dann die dritte Perſon der völlig vergangenen Zeit in der wünſchenden Art ſeyn, und durch das Bindewort ὥστε regieret werden würde.

Dieſe kleine Zahl von Verbeſſerungen wird hinlänglich ſeyn, unſern Vorſatz zu erfüllen, nach welchem wir nur die Arbeit des Herrn **Abtes** Geinoz bekannt machen wollten. So wie er uns nach und nach mehrere von der Art mittheilen wird, werden wir ſie auch der Welt mittheilen; und allezeit vorzüglich diejenigen wählen, die die Handſchriften der **Königlichen Bibliothek** zu Gewährsmännern haben: damit die Gelehrten, in Erwartung des neuen Herodots *), den er verſpricht, dieſelben als verſchiedene Leſarten, an den Rand der alten Ausgaben ſchreiben können.

---

wäre, die Herren Pariſer machten ſich dieſelben zu Nutze; damit ihre neue Ausgabe deſto vollkommener würde. G.

V.

Des Herrn Abts Sallier Ueberſetzung, desjenigen Theils von Platons Geſpräch Theätetus betitelt, welcher des Protagoras Lehrgebäu betrifft.

Man weis, daß ein jedes von **Platons** Geſprächen, drey Titel hat. Der erſte iſt ein eigener Namen, und insgemein der Namen des hauptſächlichſten Unterredners im Geſpräche, oder **Sokratens** Schülers den er unterweiſen will. Der zweyte zeiget den Inhalt des Stücks an; der dritte aber bemerket deſſen Gattung, oder Geſtalt. Das Geſpräch, davon wir hier reden wollen, ſoll zum Beyſpiele dienen. Es heißt, **Theätetus**, oder **von der Wiſſenſchaft**, eine **Uebungs-** oder **Prüfungsrede** *).

Dieſes Stück **Theätetus**, hat ſeinen Namen von demjenigen erhalten, der zu dem Geſpräche Gelegenheit gegeben, welches **Plato** uns hinterlaſſen hat. Die Beſchaffenheit der Wiſſenſchaft iſt der Inhalt davon. **Sokrates** unterſuchet verſchiedene Erklärungen von der Wiſſenſchaft, die ihm der junge **Theätetus** vorſchlägt. Er widerleget inſonderheit des **Protagoras** Meynung, aus welcher

---

*) Θεαίτητος, ἢ περὶ Ἐπιστήμης, Πειραστικὸς (λόγος). Die zwey letzten Wörter kommen in einer buchſtäblichen Ueberſetzung, mit dieſen überein: Sermo exploratorius. Man weis, daß des **Sokrates** gewöhnlichſte Weiſe war, diejenigen mit denen er redete, zu üben; es ſey nun, daß er ſie von ſelbſt diejenigen Wahrheiten herausbringen ließ, die ſie aus ſich ſelbſt ſchöpfen konnten, wenn ihnen geholfen ward; und dieß nannte er den Geiſtern gebähren helfen; oder daß er ſo zu reden, mit ihnen zugleich nach denen Wahrheiten tappete, davon er ſie unterrichten

welcher folgete, daß die Wiſſenſchaft nur eine ſinnliche Empfindung; und wiſſen, ſo viel als empfinden ſey. Bey dem Anblicke der Folgen eines ſo gefährlichen Lehrgebäudes, entzündet ſich der Eifer des **Sokrates**: er greift diejenigen an, die daſſelbe behaupten; er beklaget das Uebel, welches dergleichen Grundſätze im Regimente wirken können; er eifert wider den Misbrauch, den die **Sophiſten** ſeiner Zeit mit dem Titel eines **Weltweiſen** trieben, mit welchem ſie ſich ungeſtrafet brüſteten, ohne den Umfang derer Pflichten zu kennen, die er einem auferleget; und damit er zeige, wie unwürdig ſie eines ſo ſchönen Namens wären, ſo zeiget er in der Abſchilderung des Weltweiſen, den er nach ſeinem Begriffe entwirft, unter was für Bedingungen es erlaubet ſey, ihn zu führen.

Im 1734ten Jahre las der Herr Abt **Sallier**, der **Akademie** die Ueberſetzung dieſes letzten Stückes der **Theätetus** vor; welches, da es eigentlich nur eine Ausſchweifung iſt, von dem übrigen Theile des Stückes abgeſondert werden konnte **). Seit der Zeit hat er uns abermals eine ähnliche Ueberſetzung von dem ganzen Theile des Geſpräches, der das Lehrgebäu des **Protagoras** angeht, mitgetheilet. Wir wollen dieſelbe hier ganz einrücken, damit die Leſer ſowohl von der Kunſt des **Sokrates**, als auch von der Richtigkeit des Ueberſetzers urtheilen können.

---

richten wollte, und die er zu ſuchen ſcheint, bevor er ſie feſt ſetzet. Das Wort παραινεῖ, kann ſich alſo entweder auf den Verſtand des Schülers beziehen, deſſen Kräfte **Sokrates** prüfet; oder auf die philoſophiſche Wahrheit, an der er nach und nach alle Seiten und Aeſte betrachtet. Uebrigens geſtehen die Gelehrten, daß von dieſen drey Titeln, höchſtens nur der erſte vom **Plato** ſey, und die beyden andern von Auslegern hinzugeſetzet worden.

**) Er iſt in den XIII. Band der Memoir. de l'Acad. a. b. 317. u. f. S. eingedrucket worden.

Theätetus.

Es wäre unhöflich, Sokrates, wenn ich dir nach ſo vielen Ermahnungen und Bitten nicht gehorchen ſollte. Ich will dir ſagen, was mir anitzt in Anſehung der Wiſſenſchaft einfällt, deren Erklärung du von mir begehreſt. Mich dünket, ein jeder **Menſch der eine Sache weis**, der hat eine **ſinnliche Empfindung von dieſer Sache**, und die **Wiſſenſchaft** ſey daher nichts, als eine **wahrhafte Empfindung**.

Sokrates.

Friſch! mein lieber Theätetus! ſo muß man mit der Sprache herausrücken. Nunmehr wollen wir ſehen, ob die Meynung womit du da niedergekommen biſt, eine gute oder böſe Frucht ſey. Du ſageſt, die Wiſſenſchaft ſey eine bloße Empfindung. Was du mir da ſageſt, iſt nicht zu verwerfen: vor dieſem hat ſchon **Protagoras** das gelehret; unter andern Worten ſagete er eben das. Er will, an irgend einem Orte, der Menſch ſey das Maaß von allem; das Maaß des Daſeyns deder Weſen die vorhanden ſind, und des Nichtſeyns derer Dinge, die nicht vorhanden ſind. Dieß wirſt du ſonder Zweifel, und mehr als einmal geleſen haben: **Die Dinge, ſaget er, ſind für mich, ſo wie ſie mir vorkommen; und für dich ebenfalls ſo, wie ſie dir vorkommen.** Nun iſt es wohl nicht wahrſcheinlich, daß ein ſo geſchickter Mann, uns hiermit nichts als Träumereyen ſollte vorgeprediget haben. Wir wollen doch ſeinen Schluß verfolgen. Geſchieht es nicht zuweilen, daß, wenn ein und derſelbe Wind bläſt, einer von uns ihn kalt, und der andere nicht kalt empfindet? Dem einen kömmt er heftig, und dem andern hergegen ziemlich gelinde vor. Nun frage ich dich: wollen wir ſagen, der Wind an ſich ſelbſt ſey warm oder kalt? oder wollen wir dem **Protagoras** glauben, welcher ſaget, der Wind ſey kalt, für den, der ihn kalt empfindet; und ſey nicht kalt, für den, welcher ihn nicht kalt empfindet? Wirſt du mir nicht zugeſtehen, daß zween Menſchen zuweilen dieſe zwo verſchiedenen Empfindungen haben? Nun iſt aber empfinden, etwas wiſſen. Wir machen alſo den Schluß: **Wiſſenſchaft und Empfindung** ſind einerley, in dem Falle von der Kälte, und in andern dergleichen Fällen; die Dinge ſind für jeden Menſchen das, was ſie ihm nach der Empfindung zu ſeyn ſcheinen.

Theätetus.

Das glaube ich.

Sokrates.

Da alſo das Empfinden bey Gelegenheit deſſen, was da iſt, eine Empfindung, und nach dir und dem **Protagoras**, ein Wiſſen iſt; ſo muß ſie allezeit wahr ſeyn, und kann niemals falſch ſeyn. Wahrlich! **Protagoras** iſt doch auf alle Art ein ſehr gelehrter und weiſer Mann geweſen! Indem er ſo zu uns redet, hat er uns, wie dem mindeſten Pöbel, die Wahrheiten verhölet, die darinn verborgen liegen, und davon er das Geheimniß erfunden, ſie nur ſeinen Schülern zu entdecken.

Theätetus.

Wie verſtehſt du das, Sokrates?

Sokrates.

Höre einmal! was ich dir ſagen werde, das verdienet Aufmerkſamkeit. Es giebt nichts, was eine in ihm ſelbſt beſtändige Exiſtenz hat, und die für ſich allein etwas wäre. Du kannſt mit keinem Rechte, irgend einem Dinge einen beſtändigen Namen geben. Denn was du groß nennen wirſt, das wird in der Zeit, daß du davon redeſt, klein werden, und was du ſchwer nennen wirſt, das wird leicht werden. So wird es mit allem gehen; indem nichts weder **Eins**, noch eine gewiſſe Sache, noch von einer beſtimmten Eigenſchaft iſt. Die Dinge von denen wir ohne Grund, und ſehr unzeitig ſagen, ſie ſind, die thun nichts anders, als daß ſie ſich durch die Bewegung und Vermiſchung des einen mit den andern, hervorbringen. Nichts iſt wirklich; alles entſtehet, alle Tage und Augenblicke. Alle Weltweiſen, ausgenommen **Parmenides**, ſind hierinnen eins: wie **Protagoras**, **Heraklit**, **Empedokles**, ja ſelbſt die Fürſten der Dichtkunſt, **Epicharmus** und **Homer**. Der letzte lehret uns, daß der **Ocean** der Vater der Götter und **Thetys**, deren Mutter ſey. Heißt das nicht ſo viel, daß alles durch die Ebbe und Fluth der Dinge, und durch die Bewegung entſteht? Wer wollte wohl, mein **Theätetus**, eine ſo zahlreiche Geſellſchaft antaſten, wenn ſie den **Homer** an ihrer Spitze hat, ohne ſich dem gröſten Gelächter auszuſetzen?

Theätetus.

Das würde freylich ſchwer ſeyn.

Sokrates.

Um ſo vielmehr, da man ziemlich gute Beweiſe dieſer Meynung vorbringen kann; nämlich: daß die Bewegung die Hervorbringung wirke, und mache, daß die Dinge zu ſeyn ſcheinen; und daß hingegen die Ruhe mache, daß die Dinge nicht vorhanden ſind, oder ſich doch vernichten. Die Hitze und das Feuer z. E. bringen Dinge hervor, und unterhalten ſie. Nun aber entſteht das Feuer ſelbſt aus dem Anſtoße der auf einander geriebenen Körper: iſt das nicht die Bewegung? Kennſt du noch eine andere Urſache der Hitze und des Feuers? Die lebendigen Weſen haben eben dieſelbe Urſache ihres Daſeyns. Der Zuſtand der Körper verändert ſich durch die Ruhe und Unthätigkeit; durch die Bewegung und Leibesübungen wird er erhalten. Das Nachſinnen

ſinnen und die Uebung verſchaffen der Seele Erkenntniß und Wiſſenſchaft; ſie beſſern ſie: die Läßigkeit, die Ruhe, die Schläfrigkeit verhindern ſie, etwas neues zu gewinnen, und bringen ſie ſogar auch um das, was ſie bereits erworben hatte. Die Bewegung iſt daher das Wohl der Körper und der Seele; das Gegentheil iſt ihr Uebel.

Ich könnte dir noch hundert andere Beweiſe von dem geben, was ich ſage. Betrachte nur was geſchieht, wenn die Winde ſich legen, und die Luft ſtille iſt; alles verdirbt und verfällt; dahingegen die Bewegung die Dinge erhält. Um nun ſolchen ſtarken Beweiſen noch das letzte Gewicht zu geben, ſo bemerke, daß die goldene Kette, von welcher Homer ſpricht, nichts anders ſey, als die Sonne. So lange dieſe ihren Lauf beobachtet, ſo lange beſteht alles unter den Menſchen und Göttern; hielte ſie einmal iñne, und wäre als feſt gemachet, ſo würde die Natur zu Grunde, und wie man zuweilen zu reden pfleget, alles drüber und drunter gehen. Daraus folget nun, daß man begreifen müſſe, die Farbe, z. E. das Weiße, ſey nicht etwas, das außer unſern Augen, oder innerhalb unſern Augen beſteht: man muß ihm keinen feſten Platz zuſchreiben; denn ſonſt würde es etwas von einer immerwährenden Ordnung ſeyn, und nicht in die Reihe der beſtändigen Erzeugung gehören. Wir wollen uns hierinn an die Lehre halten, die wir vor einem Augenblicke vortrugen; daß nichts wahrhaftig vorhanden ſey. Alsdann werden uns das Weiße, das Schwarze, und alle andern Farben, nur als bloße Wirkungen des Eindruckes vorkommen, der auf unſere Augen durch eine ſolche Bewegung geſchieht, die zu Hervorbringung dieſer Farben erfoderlich iſt; eine jede von ihnen wird weder der rührende Gegenſtand, noch der gerührte Sinn ſeyn; ſondern etwas mittleres, und was einem jeden von uns eigen iſt. Wollteſt du wohl über dich nehmen Theätetus zu erweiſen, daß das, was dich eine Farbe zu ſeyn dünket, auch einem andern lebenden Weſen eben ſo vorkomme?

Theä.

Theätetus.

Nein, wahrlich! das möchte ich nicht übernehmen.

Sokrates.

Wie? glaubeſt du, du könnteſt behaupten, ſie käme einem andern Menſchen auch ſo vor, als dir? Würdeſt du nicht vielmehr ſagen, daß ſie dir ſelbſt nicht einmal zu einer Zeit ſo vorkömmt, als zu einer andern; weil du nicht allezeit in demſelben Zuſtande, noch dir ſelber immer ähnlich biſt?

Theätetus.

Ich bin dieſer letzten Meynung.

Sokrates.

Wenn alſo dasjenige, womit wir ein Ding meſſen oder erreichen, an ſich ſelbſt entweder groß, oder weiß, oder heiß wäre; ſo würde es, wenn es einem andern Gegenſtande begegnete, nicht anders werden; indem in ihm ſelbſt ſich nichts verändern würde; und gegentheils, wenn der gemeſſene oder erreichete Gegenſtand, eine von erwähnten Eigenſchaften, die Größe, Weiße, oder Wärme beſäße, ſo würde er ebenfalls nicht anders werden; ſondern ſo bleiben wie er wäre: es möchte auch außer ihm geſchehen, oder ſich verändern was da wollte, ſo lange ſich nur in ihm ſelbſt nichts veränderte. Gleichwohl würde es in der Sache, davon wir hier reden, ſehr leicht ſeyn, uns zu zwingen, daß wir ſehr ſeltſame und lächerliche Dinge zugeben müßten: wie Protagoras und ſeine Anhänger ſelbſt geſtehen würden.

Theätetus.

Was ſageſt du? was für Sachen?

Sokrates.

Höre mir zu; ein einzig Beyſpiel wird dich lehren, was ich ſagen will. Wenn du ſechs Würfel haſt, und legeſt noch vier andere dazu; ſo ſagen wir, daß die ſechs erſten, die vier letzten um die Hälfte übertreffen: und legeſt du anſtatt der vier Würfel, zwölfe hinzu; ſo ſagen wir, daß die ſechſe abermals um die Hälfte übertroffen werden. Man kann nicht anders ſagen. Wenn nun Protagoras, oder ſonſt jemand, dich fragete: kann etwas wohl gröſſer werden, das doch keinen Zuſatz erhält? Was würdeſt du antworten?

Theätetus.

Sollte ich meine Antwort nach demjenigen einrichten, was ich bey gegenwärtiger Frage denke, ſo würde ich antworten: es wäre unmöglich. Bedächte ich aber die erſte Frage; ſo würde ich ſagen: es gienge gar wohl an; aus Furcht, mir ſelbſt zu widerſprechen.

Sokrates.

Sehr gut; das heiße ich recht göttlich antworten! Indeſſen wenn du auf die zweyte Art antworteſt, ſo wird es dir faſt ſo ergehen, als Euripides ſaget: deine Antwort wird untadelich ſeyn, aber dein Gedanken nicht.

Wenn wir beyde, du und ich, geſchickte Leute, wenn wir Philoſophen wären, ſo würden wir das Verborgenſte in unſerm Verſtande zuſammen ſuchen; wir würden uns einer den andern noch mehr prüfen, als nöthig ſeyn würde: und als wackere Sophiſten, würden wir ans Gefechte gehen, und Vernunftſchluß mit Vernunftſchluß umſtoßen. Jetzt aber wollen wir nur als einfältige Leute, dieſe Reden, eine in Anſehung der andern erwägen, und unterſuchen, was wir davon begreifen, und ob ſie ſich mit einander reimen, oder nicht?

Theátetus.

Das wünſchete ich eben.

Sokrates.

Und ich auch. Da nun dieſes iſt, ſo wollen wir mit unſerer Bequemlichkeit, da wir über unſere Zeit Herren ſind, aufrichtig und ohne Wortgezänke unterſuchen, was der Werth folgender Lehrſätze ſey:

1. Nichts kann größer oder kleiner, weder der Größe, noch der Zahl nach, werden, ſo lange die Sache ſich ſelbſt gleich bleibt.

2. Dasjenige, dem man nichts beyfüget, und dasjenige, davon man nichts abnimmt, wird weder vermehret, noch vermindert, und bleibt ſich ſelbſt allemal gleich.

3. Es iſt unmöglich, daß etwas, das zuvor nicht vorhanden geweſen iſt, nachmals vorhanden ſeyn ſollte, ohne daß es geweſen, oder hervorgebracht worden ſey.

Theátetus.

Das ſcheint freylich ſo zu ſeyn.

Sokrates.

Die drey Sätze, welche wir hier zugeben, vertragen ſich nicht weiter mit einander, wenn der Verſtand ſie in Anſehung deſſen erwäget, was wir von den Würfeln geſaget haben; oder wenn wir ſagen, daß ich, der ich ſchon bey

Jahren bin, ohne daß ich wachſe oder abnehme, innerhalb einem Jahre kleiner werde als du, der du jung und folglich kleiner biſt; ungeachtet von meiner Länge nichts abgenommen worden, und nur die deinige allein, einigen Zuſatz erhalten hat. Denn ich bin alsdann was ich zuvor nicht geweſen, ohne daß in mir einige Hervorbringung vorgegangen iſt. Nun iſt es aber unmöglich, daß ein Ding ſeyn könne, ohne hervorgebracht zu ſeyn. Wie könnte ich kleiner geworden ſeyn, wenn ich von meiner Länge nichts verloren hätte? So biethen ſich nun hundert Schwierigkeiten eine nach der andern dar, wenn wir einmal der erſten Gehör geben: denn mein lieber Theátetus, du ſcheinſt mir in dieſen Dingen kein Neuling zu ſeyn.

Theátetus.

Wahrlich, Sokrates, ich frage hundert mal bey mir ſelbſt: was iſt doch das alles? und wenn ich der Sache nachdenke, ſo wird mir wirklich der Kopf ſchwindlicht.

Sokrates.

Es ſcheint, daß Theodor dich gut gekannt haben müſſe, mein lieber Theátetus. Das Erſtaunen iſt oftmals das Merkmaal eines Philoſophen, und die Bewunderung iſt die Quelle der Weltweisheit. Allein begreifſt du wohl, warum dieſes nunmehr die Folgen von denen Grundſätzen ſind, die wir dem Protagoras zueigneten; oder begreifſt du es nicht?

Theátetus.

Ich begreiſe es noch nicht.

Sokrates.

Du wirſt mir alſo ſehr verbunden ſeyn, wenn ich dir den verborgenen Sinn dieſes Menſchen, oder vielmehr dieſer berühmten Männer entdecke: bemerke aber wohl, und gib Acht, daß niemand von denen die der Geheimniſſe nicht kundig ſind, uns zuhöre. Dergleichen Unheilige ſind diejenigen, welche nicht glauben, daß etwas verhanden ſey, was ſie nicht fühlen und mit vollen Händen greifen können; welche weder die wirkenden Kräfte, noch die Erzeugungen, noch ſonſt etwas zugeben, was nicht in die Augen fällt; kurz, die nicht denken, daß dieſe Dinge wirklich ſind.

Theätetus.

Sokrates, du redeſt da wahrlich von ſehr harten und ſeltſamen Leuten!

Sokrates.

Sie ſind freylich ſehr plump: es giebt aber andere die milder ſind, und deren Geheimniſſe ich dir entdecken will. Ihr Grundſatz iſt dieſer, und alles was wir ſagen, hängt von demſelben ab. **Alles iſt Bewegung**, ſprechen ſie: **und weiter iſt nichts.** Nun giebt es zweyerley Arten von Bewegung, und dieſe zweyerley Arten vervielfältigen ſich ins unendliche. Die eine hat eine wirkende Kraft, die andere eine leidende. Durch die Vereinigung und den Zuſammenlauf dieſer zwo Bewegungen, geſchehen unendlich viele Hervorbringungen; dieſe aber ſind von zweyerley Art: die eine iſt die Hervorbringung des ſinnlichen, die andere iſt die Hervorbringung der Empfindung, die ſich mit dem ſinnlichen allezeit beyſammen findet und bildet. Wir geben der Empfindung verſchiedene Namen; wir nennen ſie **Geſicht, Gehör, Geruch, Kälte, Wärme, Vergnügen, Schmerz, Begierde, Furcht.** Es giebt noch unzähliche andere Empfindungen, die keine beſondern Benennungen haben, und auch noch viel andere, deren Benennungen man weis. So vielerley Empfindungen es giebt, ſo viel empfindliche Leute giebt es, die dazu gehören.

Das Sehen, vervielfältiget ſich nicht öfter, als die Farben, die deſſen Gegenſtand ſind. So iſt auch eine eben ſo groſſe Mannigfaltigkeit in der Stimme, als in der Empfindung des Gehöres, und ſo giebt es auch für die andern Empfindungen, andere ſinnliche Gegenſtände, die in ihrer Art ein Verhältniß damit haben. Allein was thut dieſes alles zu unſerm erſten Geſpräche? Merkeſt du das?

Theätetus.

Nein, Sokrates.

Sokrates.

Verſuche es, ob wir unſerm Zwecke entgegen gehen. Ich wollte zeigen, daß alles in Bewegung iſt, und in der Bewegung, entweder Langſamkeit oder Geſchwindigkeit ſey. Die langſame Bewegung geſchieht an demſelben Orte, und ſtimmet eine längere Zeit mit denen Körpern überein, die ihr die näheſten ſind. Dieſe Bewegung iſt hervorbringend, und was daraus entſteht, iſt noch langſamer. Die geſchwinde Bewegung geſchieht nach und nach, in Räumen, die immer größer fallen, und auch aus dieſen entſteht etwas; was aber daraus entſteht, das iſt geſchwinder: denn was hervorkömmt, das wird von einer Stelle auf die andere gebracht, und dieſe Ueberbringung iſt nichts anders, als die Bewegung. Nachdem nun das Auge, und etwas von denen Dingen, die ſich zum Auge ſchicken, indem ſie ſich einander genähert, das Weiße und die damit entſtehende Empfindung hervorgebracht haben (welches niemals geſchehen würde, wenn eines von beyden ſich entfernete, und einen fremden Körper anträfe) alsdann wird durch Beyhülfe dieſer zwey vermittelnden Dinge, des Geſichts ſo aus dem Auge kömmt, und des Weißen, ſo aus demjenigen kömmt, was die Farbe giebt, das Auge mit dem Sehen erfüllet; und es ſieht, indem es nicht das Geſicht, ſondern ein ſehendes Auge wird. Anderntheils wird das was die Farbe hervorbringt, mit dem

Weißen erfüllet, und wird nicht das Weiße, ſondern ein weißer Körper: er ſey nun von Holz, oder Stein, oder ſonſt von einer Sache, die mit einer ſolchen Farbe bedecket ſeyn kann.

Auf eben dieſe Weiſe muß man ſich auch alle anderen Empfindungen vorſtellen. Die Härte, die Hitze, ſind an und für ſich ſelbſt nichts, wie ich eben geſaget habe; ſondern die Dinge werden durch ihre gegenſeitige Begegnung, die durch die Bewegung verurſachet wird, hervorgebracht und verändert. Man redet nicht gründlich, wenn man ſaget; das wirkende ſey an ſich ſelbſt eine einzige Sache: denn nichts iſt wirkend, es komme denn ein leidendes Weſen hinzu; wie nichts ein leidendes Weſen iſt, wo es nicht etwas wirkendes antrifft. Was in einem gewiſſen Falle, bey der Begegnung einer Sache, ein wirkendes wird, verändert ſich in einem andern Falle in ein leidendes.

Alſo iſt denn, wie ich anfangs geſaget, aus allen dieſen Gründen, nichts an und für ſich ſelbſt, eins; alles geſchieht, alle Augenblicke für ein anderes. Man muß das Wort ſeyn, ganz und gar verbannen: ungeachtet die Gewalt der Gewohnheit, und unſere Unwiſſenheit, uns bisher genöthiget haben, daſſelbe oft genug zu brauchen. Doch muß man, wie die Gelehrten ſagen, nicht geſtehen, daß man irgend einem Dinge, auch mir nicht, den Namen dieſer oder jener Eigenſchaft, noch irgend einen andern Namen beymeſſen könne, der ein feſtes und immerwährendes Daſeyn anzeige. Wir wollen ſagen, um der Natur nachzuahmen, daß dieſe oder jene Dinge, hervorgebracht werden, entſtehen, ſich vernichten und verändern. Wer ſich eines Ausdruckes bedienet, welcher der Bewegung einer Sache ein Ziel ſetzet, der iſt leicht der Falſchheit überzeuget.

So muß nun unſere Lehre, es ſey in Abſicht eines Theiles, es ſey in Anſehung des Zuſammenfluſſes verſchiedener Dinge, beſchaffen ſeyn: und dieſer Sammlung von Dingen geben wir den Namen, Menſch, oder Stein, oder Thier. Kommen dir dieſe Beobachtungen angenehm vor, Theätetus, und gefallen ſie dir ſo gut, daß du ſie dir behagen laſſen willſt?

Theätetus.

Ich weis nicht recht, Sokrates, was ich davon glauben ſoll; noch ob du ſo redeſt, wie du denkeſt, oder ob du mich nur verſuchen willſt.

Sokrates.

Du erinnerſt dich unfehlbar, daß ich nichts weis, und daß ich mir die Ehre von keiner dieſer Meynungen beylege: ich bin ſehr unfruchtbar in dieſem Stücke, ich will nur dir zu einer Wehmutter dienen. Dieſerwegen verſuche ich an dir eine neue Art von Zauberkunſt, da ich dir anbiethe, alles zu verſuchen, was unſere Weiſen vortragen, bis ich deine eigene Meynung an den Tag bringen und ſie hernach unterſuchen könne; um zu urtheilen, ob die Frucht unſerer Bemühungen würdig ſey. Allein nur getroſt, faſſe guten Muth, und antworte mir dreiſt auf das was ich dich fragen will.

Gefällt dir dieſer Grundſatz: Nichts iſt, ſondern alles wird ſchön oder gut, oder etwas von dem allen, was wir durchgegangen ſind?

Theätetus.

Wenn ich dich ſo reden höre, ſo finde ich deine Meynung ſehr vernünftig: und mich dünket, man muß die Sachen ſo nehmen, wie du ſie erkläreſt.

Sokrates.

Wir müſſen alſo nichts von dem zurücklaſſen, was unſere Materie erſchöpfen kann. Wir müſſen noch von den Träumen, Krankheiten, andern Zufällen, und von dem Wahnwitze reden. Man irret ſich zuweilen durch die Augen, Ohren, oder irgend einen andern Sinn; nun ſiehſt du wohl, daß man in allen dieſen Fällen geſtehen müſſe, die Falſchheit der Meynung die wir hier vortragen, ſey offenbar; weil man dadurch beweiſt, daß nichts betrüglicher ſey, als unſere Sinne; daß viel daran fehle, daß die Dinge ſo ſind, wie ſie einem jeden vorkommen, und daß vielmehr nichts ſo iſt, wie es zu ſeyn ſcheint. Worauf will man ſich alſo gründen, wenn man uns verſichert, die Wiſſenſchaft ſey ein bloßes Empfinden, und den Schein mit der Wirklichkeit vermenget?

Theätetus.

Es kömmt mir doch noch ſchwer an, Sokrates, dir zu geſtehen, daß ich nicht weis, was ich ſagen ſoll: denn vor kurzem haſt du mir es ſehr verwieſen, als ich dir eben das geſtund. Ich kann in der That nicht zweifeln, daß die Raſenden, und die ſo im Schlafen träumen, falſche Meynungen haben, wenn ſie ſich einbilden, einige, daß ſie Götter ſind, andere daß ſie Flügel haben und in Lüften fliegen.

Sokrates.

Fällt dir nicht eine ähnliche Schwierigkeit, in Anſehung des Unterſchiedes zwiſchen Schlafen und Wachen ein?

Theätetus.

Welches iſt die?

Sokrates.

Du haſt ſie ſonder Zweifel ſchon mehr als einmal gehöret: es fraget ſich, was man einem Menſchen antworten ſollte, der zu wiſſen begehrete: ob wir in dieſem Augenblicke ſchlafen? und ob nicht alles, was in unſern Gedanken vorgeht, ein Traum ſey: oder ob wir wirklich wachen und uns mit einander unterreden?

Theätetus.

Wahrlich, Sokrates, es iſt ſo leicht nicht geſaget, wie man es machen müſte, dieſe Frage aufzulöſen. Alle Dinge werden allmählich einander in beyden Fällen gleich, als ob ſie ſich nur wiederholeten. Denn nichts hindert, daß wir das, was wir hier anitzt ſprechen, uns einander nicht auch im Traume zu ſagen glauben ſollten: und wenn wir uns im Schlafe einander unſere Träume erzählen, ſo findet ſich eine erſtaunliche Aehnlichkeit zwiſchen dem was wir zur Zeit des Schlafes ſagen, und demjenigen was wir wachend thun.

Sokrates.

Du ſiehſt alſo, daß es nicht ſchwer iſt Zweifel hierüber anzuſtellen: weil man nicht ohne Mühe den Schlaf vom Wachen unterſcheidet. Der Raum der Zeit, da wir ſchlafen, iſt ungefähr dem Zeitraume gleich, da wir wachen; in beyden Fällen behaupten wir, daß das was uns gegenwärtig zu ſeyn ſcheint, allezeit das wahrhafteſte ſey; ſo, daß die Sachen, die wir entweder wachend oder ſchlafend denken, einen gleich langen Zeitraum hindurch, wirklich und wahr ſind, und wir behaupten die erſten ſo gut als die andern. Eben das muß man von den Krankheiten und der Abweſenheit des Verſtandes ſagen, nur den Raum der Zeit muß man hier ausnehmen, weil derſelbe nicht gleich iſt.

Aber wie? ſoll denn die Länge oder Kürze der Zeit eine Regel der Wahrheit ſeyn?

Theätetus.

Das würde aus mehr als einer Urſache lächerlich ſeyn.

Sokrates.

Weiſt du denn ein ander Mittel, zu erkennen, auf welcher Seite unter denen Dingen die ſich unſerm Verſtande darſtellen, in der That die Wahrheit iſt?

Theätetus.

Ich ſehe keines.

Sokrates.

Höre alſo einmal was diejenigen in dieſem Falle ſagen könnten, welche wollen: daß dasjenige was einem zu ſeyn ſcheint, wahr ſey, weil es ihm ſo ſcheint. Mich dünket, ſie könnten dich folgendes fragen: O Theätetus! ſoll denn dasjenige, was von einem Dinge gänzlich unterſchieden, und ganz und gar anders iſt, eben dieſelbe Kraft haben, als das Ding? Wir wollen nicht ſetzen, daß es nur zum Theile von dem andern unterſchieden, zum Theile aber daſſelbe ſey; ſondern wir ſetzen einen völligen Unterſchied.

Theätetus.

In dieſem Falle iſt es unmöglich, daß auf beyden Seiten eine gleiche Kraft oder etwas ähnliches ſeyn kann; weil der Unterſchied vollkommen iſt.

Sokrates.

Muß man nicht geſtehen, daß in dieſem Falle eine Sache der andern unähnlich ſey? Wenn es nun geſchieht, daß eine Sache ſich ſelbſt oder einer andern, ähnlich oder unähnlich wird; werden wir denn von der ähnlichen nicht ſagen, es ſey dieſelbe, und von der unähnlichen, es ſey eine andere?

Theätetus.

Das iſt offenbar.

Sokrates.

Wir ſageten zuvor, es gebe eine unendliche Menge von Weſen, die eine wirkende Kraft haben; und ebenfalls eine gleiche Zahl anderer Weſen, die nur eine leidende Kraft haben. Wir ſetzeten hinzu, daß, wenn das Weſen welches anders iſt, bald mit einem, bald mit einem andern Dinge zuſammen trifft, von dieſer Begegnung ganz verſchiedene Dinge entſtehen. Wir wollen z. E. von dir, von mir, und von andern Dingen, nach dieſem Grundſatze reden. Wir wollen uns den **Sokrates** bey geſunden Tagen, und den **Sokrates** in einer Krankheit, vorſtellen. Wollen wir ſagen, der eine ſey dem andern, das Ganze dem Ganzen, ähnlich oder unähnlich? Man muß vom **Sokrates** wenn er ſchläft, oder wenn er wachet, und in allen denen verſchiedenen Umſtänden iſt, davon wir geredet haben, eben das ſagen.

Theätetus.

Das begreife ich wohl.

Sokrates.

Ein jedes von denen Weſen, welche gemachet ſind, etwas hervorzubringen, wird das nicht verſchiedene Dinge hervorbringen, nachdem es vom geſunden oder kranken **Sokrates** herkommen wird?

Theätetus.

Wie könnte es anders ſeyn?

Sokrates.

Wenn ich bey vollkommener Geſundheit Wein trinke, ſo kömmt er mir angenehm und ſüß vor: das wirkende und das leidende Weſen tragen beyde dazu bey, und bringen, wie wir bereits bekannt haben, die Süßigkeit und Empfindung hervor. Die Empfindung entſpringt von dem leidenden Weſen, daher ſaget man, die Zunge habe Empfindung: und von dem Weine kömmt die Süßigkeit, welche machet, daß der Wein der Zunge angenehm und ſüß vorkömmt, wenn ſie nicht durch eine üble Beſchaffenheit geſtöret wird.

Theätetus.

Darüber wurden wir ſchon vorhin eins.

Sokrates.

Wenn nun dieſe Weſen, die an ſich ſelbſt wirkſam ſind, mich in einem kränklichen Zuſtande finden: ſo finden ſie mich, die Wahrheit zu ſagen, zwar nicht denſelben; denn an Geſundheit bin ich mir ſelbſt alsdann nicht ähnlich. Es entſtehen auch alsdann aus dem **Sokrates**, und dem Weine den er trinkt, ganz verſchiedene Dinge. Auf der Zunge des **Sokrates**, eine Empfindung der Bitterkeit; im Weine, die Bitterkeit, daher der Wein nicht zur Bitterkeit, aber wohl bitter wird; und ich werde, nicht die Empfindung, ſondern empfindend. So lange nun dieſe Empfindung bey mir währet, werde ich niemals anders werden, als ich bin; denn eine andere Empfindung kann nur einem andern Weſen zukommen. Derjenige der eine andere Empfindung ſpüret, wird ein anderer; und niemals wird das was auf mich wirket, dieſelbe Sache hervorbringen, wenn es auf ein ander Weſen trifft, noch auch daſſelbe ſeyn: denn da es eine andere Sache, durch die Mitwirkung einer andern hervorbringt, ſo wird es ſchon verſchieden.

Theätetus.

Das iſt gewiß.

Sokrates.

Ich werde mir ſelbſt alſo niemals ähnlich ſeyn; ſo wenig als dieſe Sache ſich ſelbſt ähnlich ſeyn wird. Es iſt nothwendig, daß wenn ich unter dem Eindrucke irgend einer Empfindung bin, ich etwas empfinde: es iſt unmöglich empfindend zu ſeyn, ohne zu empfinden; eben ſo wie es nöthig iſt, daß dasjenige, was ſüß, bitter, oder etwas dergleichen iſt, irgend einem Dinge ſüß, oder bitter ſeyn müſſe: denn man kann ſich unmöglich ſüß oder bitter einbilden, ohne ſich vorzuſtellen, daß es für jemanden ſo ſey. Es bleibt alſo feſt, daß wenn wir etwas ſind oder werden, wir nur in Anſehung des andern, etwas ſind oder werden. Denn es iſt wohl wahr, daß die Nothwendigkeit unſer Weſen bindet; aber ſie bindet es weder zu einer andern Beſtimmung noch mit uns ſelbſt, ſie verbindet die Weſen nur gegenſeitig und in einer Folge unter einander. Es giebt alſo unter dem Wirkenden und Leidenden, ein gegenſeitiges Band; ſo daß, wenn jemand ſaget: eine Sache iſt, oder entſteht, hinzugeſetzet werden muß, daß dieſe Sache entweder von einer andern Sache, oder aus einer andern Sache, oder in Anſehung einer andern Sache iſt, ſo ſey; und wie wir ſchon geſaget haben, man muß weder ſagen, noch diejenigen billigen, welche ſagen, daß eine Sache die da iſt, oder geſchieht, an ſich ſelbſt und ohne Verhältniß mit einer andern ſey. Was mich daher ſo machet wie ich bin, das iſt für mich und nicht für einen andern; ich empfinde es, und ein anderer empfindet es nicht. Daher folget es nun, daß die Empfindung die ich habe, wahr iſt, denn ſie iſt meinem Weſen beſonders eigen; und ich bin nach dem Protagoras in Anſehung deſſen, was für mich iſt, ein Richter, daß es wirklich ſey, und in Anſehung deſſen, was nicht für mich iſt, kann ich urtheilen, daß es nicht wirklich ſey.

Theätetus.

Das ſcheint zu folgen.

Sokrates.

Wie denn? wenn ich mich nicht betrüge, und in meinen Gedanken, in Anſehung deſſen, was iſt oder was geſchieht, nicht irre, beſitze ich dann nicht die Wiſſenſchaft derer Sachen die ich empfinde? Folglich hatteſt du Recht zu ſagen, die Wiſſenſchaft ſey nichts anders, als die Empfindung. Wenn man mit dem Homer, Heraklit, und ihrem ganzen Gefolge verſichert, daß alles in einer beſtändigen Fluth ſey, wie die Ströme; oder mit dem gelehrten Protagoras, daß der Menſch das Maaß aller Dinge ſey; oder der Meynung des Theätetus gemäß, daß geſtalten Sachen nach, die Wiſſenſchaft das Empfinden ſey: ſo läuft dieß alles auf eines hinaus. Wollen wir nicht ſagen, Theätetus, daß dieſes die Frucht, womit du niedergekommen biſt, und meiner Bemühungen ſey, womit ich dir beygeſtanden habe?

Theätetus.

Freylich wohl, Sokrates.

Sokrates.

Es hat uns Mühe genug gekoſtet, dieſes Neugebohrne zur Welt zu bringen, es ſey nun beſchaffen wie es wolle. Allein wollen wir nun nicht, nach der eingeführeten Gewohnwohnheit, darum herumgehen und es aufmerkſam unterſuchen, damit wir uns nicht etwa betrügen, und es uns nicht etwa würdig vorkomme erzogen zu werden; da es doch vielleicht eine Frucht voller Wind und eines betrüglichen Anſehens ſeyn könne? Glaubeſt du etwa, weil dieſes Kind dein Kind iſt, daß du es auch nothwendig erziehen müſſeſt, und nicht wegſetzen könneſt? Erlaubeſt du mir ſeine Fehler zu zeigen? Wirſt du es nicht übel nehmen, wenn dir es jemand wegreißt, wie man etwa einem Weibe ihr neugebohrnes Kind wegnehmen wollte?

Theodorus.

Nein **Sokrates**, das wird **Theätetus** dir nicht übel deuten; er iſt ſo unverträglich nicht. Aber um der Götter Willen, rede! ſage uns, iſt dieſe Lehre wahr, oder nicht?

Sokrates.

Du magſt gar gern reden hören, **Theodorus**, und biſt ſehr gütig, daß du glaubeſt, mein Kopf ſey ein Vorrathshaus voller Schlüſſe, daraus ich nur hervor langen darf, um die Beweiſe in Händen zu haben, daß die Dinge ſind, oder nicht ſind. Du bedenkeſt nicht, was mir begegnet. Es geht gar nichts von mir aus, alle meine Schlüſſe kommen von demjenigen, mit welchem ich rede: denn ich meines Ortes weis nichts; bey mir geht alles darauf hinaus, daß ich mich der Gedanken eines Gelehrten bemächtige, und ſie meiſtentheils ſo halbigt einſehe. Ich will einen Verſuch thun, dieſen zu erklären, indem ich den **Theätetus** reden laſſe, und nichts für mich ſelbſt ſage.

Weiſt du **Theodor**, was ich an deinem Freunde **Protagoras** bewundere? Er kömmt mir allerliebſt vor, wenn er uns weis machen will, daß das, was einem jeden zu ſeyn ſcheint, in der That ſo ſey, wie es ſcheint. Allein ich wundere mich, daß er, wenn er anfängt uns die Wahrheit zu entdecken, nicht mit dieſem Satze angefangen hat: das Maaß aller Dinge, iſt ein Schwein, oder ein Ungeheuer mit einem Hundskopfe, oder unter denen Weſen die Empfindung beſitzen, etwas noch ſeltſamers. Denn in ſeinem Buche redet er mit uns als Meiſter, und zeiget uns mit einer ſehr verächtlichen Mine, daß wir ihn, ſeiner Wiſſenſchaft wegen, mit Recht als einen Gott verehren: ungeachtet er in Anſehung der geſunden Vernunft, noch dem Froſche, dem unvollkommenſten Thiere in ſeiner Art, weichen muß, weit gefehlet, daß er irgend einen Menſchen übertreffen ſollte.

In der That, **Theodor**, was ſoll man ſagen, wenn das, was ein jeder ſich nach ſeiner Empfindung einbildet, wahr iſt? wenn niemand im Stande iſt, von dem Eindrucke der Sinne beſſer zu urtheilen, als derjenige, der ihn ſpüret? wenn einer nicht geſchickter iſt als der andere, von der Richtigkeit oder Falſchheit andrer Meynungen zu urtheilen? Wenn endlich, wie ſchon oft geſaget worden, ein jeder Menſch allein das Recht hat, das was er ſich erſinnt, für gut zu erklären, und alle ſeine Gedanken für richtig und wahr zu halten? Warum wollte **Protagoras**, daß man ihn ſeiner tiefen Gelehrſamkeit halber, für den Lehrer aller andern halten ſollte? warum begehrete er die größten Belohnungen von ihnen? warum ſollen wir für Unwiſſende gelten? warum ſollten wir ſeine Vorleſungen anhören? war denn nicht etwa ein jeder von uns, das Maaß ſeiner Wiſſenſchaft? Wie kann man ſich entbrechen zu ſagen, **Protagoras** habe in allem, was er vorgetragen, geſcherzet?

Was nun meine Handthierung als Hebamme der Geiſter betrifft, ſo mag ich von dem Lächerlichen nichts ſagen, welches **Protagoras** in dieſem Stücke und in allem was diſputiren heißt, auf mich wirft. Freylich, was nützet es, daß einer des andern Meynungen unterſuche und widerlege, wenn ſie alle gleich wahr ſind? Iſt es nicht nur eine lange und verdrießliche Grillenfängerey? zum wenigſten alsdann wenn man voraus ſetzet, daß **Protagoras** in ſeinem Buche die **Wahrheit** genannt, auf rechten Ernſt, und als aus dem Innerſten des Allerheiligſten, ſeine Orakel geſprochen habe?

Theodorus.

Ich habe ihn geliebet, **Sokrates**, wie du eben itzt geſaget haſt; und es würde mir ſehr leid ſeyn, wenn er durch Beyhülfe derer Sachen die ich dir zugeſtünde, wenn du mich frageteſt, der Irrthümer überführet werden ſollte; andern theils möchte ich dir auch nicht gern, wider mein beſſer Wiſſen widerſprechen. Es iſt alſo beſſer, daß du dich wieder zum Theätetus wendeſt, der mir auch ſchon zuvor dir genau zu folgen ſchien.

Sokrates.

Allein **Theodor**, wenn du zu **Lacedämon** ankämeſt, und in dem Uebungsplatze viele entkleidete Kämpfer fändeſt, darunter noch dazu einige ziemlich ſchwach wären; würdeſt du dich wohl weigern, dich ebenfalls auszukleiden, und mit ihnen zu kämpfen?

Theodorus.

Warum nicht? wenn ich von ihnen erhalten könnte, daß ſie mich des Streites erließen; ſo wie ich mir ſchmäuchele, von dir die Erlaubniß zu erhalten, daß ich ein bloßer Zuſchauer bleiben dürfe; und daß du einen Menſchen, deſſen Körper nicht mehr biegſam iſt, nicht zwingen wirſt, in die Kampfbahne zu treten. Dir iſt es viel anſtändiger, mit einem jungen **Athleten** zu ringen, der in ſeinen Gliedern noch geſchmeidig iſt.

Sokrates.

Wenn du es denn ſo haben willſt, ſo laſſe ich mir es gefallen. Ich will mich zum gelehrten Theätetus wenden, und damit ich bey dem angefangenen fortfahre: bewunderſt du nicht, Theätetus, mit uns, daß du plötzlich und in dieſem Augenblicke irgend einem Menſchen oder Gotte, an Weisheit gleich geworden biſt? oder meyneſt du, daß das, was **Protagoras** durch ſein ſogenanntes Maaß geſaget hat, nicht ſowohl auf die Götter, als auf die Menſchen gehe?

Theätetus.

Nein, wahrlich! das bewundere ich eben nicht; ſondern deine Frage, die nimmt mich Wunder. Denn als wir erkläreten, auf was für eine Art diejenigen es verſtünden, welche behaupten: daß alle Dinge ſo ſind, wie ſie einem jeden zu ſeyn ſcheinen; ſo kam mir dieſe Meynung ſehr vernünftig vor; itzt aber iſt es gerade das Widerſpiel.

Sokrates.

Du biſt noch gar jung, mein guter Theätetus, du kannſt den erſten Schwierigkeiten noch nicht widerſtehen. **Protagoras**, oder ſonſt jemand, der ſeine Vertheidigung übernimmt, wird nicht ermangeln dir zu ſagen: Meine jungen und alten Herren, ihr redet wie es euch beliebet; ihr menget die Götter in euer Geſpräch wider mich. Kann es euch denn unwiſſend ſeyn, daß ich in allem, was ich geſaget und geſchrieben, allezeit die Frage von dem Daſeyn der Götter ausgeſchloſſen habe? Giebt es Götter? oder giebt es keine? Das was ihr da ſaget, würde der groſſe Haufen mit Beyfall annehmen. Es wäre in der That erſtaunlich, daß in Anſehung der Art zu denken, kein Unterſchied unter einem Menſchen und einem Viehe wäre: allein, ihr gebt keine Demonſtration, und keinen nothwendig bündigen Beweis davon an. Ihr behelfet euch mit Wahrſcheinlichkeiten, deren ſich weder **Theodor**, noch irgend ein Meßkünſtler in ſeiner Handthierung bedienen könnte, ohne noch was minders, als nichts zu werden. Seht alſo wohl zu, ob ihr, oder **Theodor**, bey ſolchen wichtigen Materien, Schlüſſe würdet annehmen wollen, die nur den Schein einer Wahrſcheinlichkeit haben.

Theodor.

Weder du, noch wir, **Sokrates**, würden ſagen können, daß dieſes billig ſey.

Sokrates.

Wir müſſen alſo einen andern Weg erwählen, wenn wir die Frage unterſuchen wollen, die uns veranlaſſet, eine große Menge anderer aufzuwerfen, die ziemlich ſeltſam ſind. Wir wollen ſehen, ob Wiſſenſchaft und Empfindung einerley Sache ſey, oder nicht. Wollen wir ſagen, wir beſäßen die Wiſſenſchaft derer Dinge, davon wir die Empfindung durch die Augen oder das Gehör haben? So würden wir alſo vorgeben, daß wir, ehe wir noch die Sprache der Ausländer erlernet haben, wiſſen können was ſie ſagen, weil wir ſie reden hören; oder wollen wir etwa behaupten, daß der Ton ihrer Worte unſere Werkzeuge nicht rühre? So auch, wenn wir die Augen auf unbekannte Züge richten, wollen wir verſichern, daß wir ſogleich genau wiſſen, was ſie bedeuten? oder wollen wir ſagen, wir ſehen ſie nicht, da wir ſie doch anſehen?

Theätetus.

Wir wollen antworten, **Sokrates**, das, was wir davon ſehen, und was wir davon verſtehen, das wiſſen wir. Was die Buchſtaben betrifft, ſo kennen wir deren Figur und Farbe, daraus, daß wir ſie ſehen. Was die

Worte betrifft, ſo hören wir deren Ton, er ſey hell oder tief, und von dem Augenblicke an, haben wir eine Kenntniß davon. Was aber die Sprachlehrer oder Ausleger theils von den unbekannten Characteren, theils von der Bedeutung fremder Wörter vortragen, davon können wir durch die Augen und das Gehör nichts begreifen.

Sokrates.

Sehr wohl, Theätetus; es lehnet nicht die Mühe, mit dir darüber zu zanken; man muß dir ſchon die Freude laſſen, daß du einigen Vortheil voraus haſt. Aber ſiehe zu, wie wir uns vor dem Pfeile ſchützen wollen, der auf uns zufährt! Wenn nun jemand fragete: wenn ein Menſch etwas gelernet hat, und ſich deſſen noch erinnert: iſt es möglich, daß er ſich zu einerley Zeit darauf beſinne, und es doch nicht wiſſe? Ich mag die Rede nicht länger machen. Mit einem Worte: derjenige der eine Sache erlernet hat, und ſich darauf beſinnt, weis er dieſe Sache dennoch nicht?

Theätetus.

Das wäre wohl ein Wunderwerk!

Sokrates.

Wie denn? ſollte ich wahnwitzig ſeyn? Bedenke es recht, Theätetus: Nach deiner Meynung iſt ſehen, empfinden; und empfinden, iſt wiſſen. Derjenige der da ſieht, hat die Wiſſenſchaft von dem was er ſieht. Derjenige der ſich erinnert, erinnert ſich deſſen, was er weis, und was er geſehen hat. Wenn er nun die Augen zumachet, iſt es wahr, daß er dann auch noch wiſſe? oder höret er auf, ſich zu erinnern wenn er die Augen ſchließt?

Theätetus.

Ich merke etwas, Sokrates! aber ich begreife es nicht genug. Erkläre dich.

Sokrates.

Dieß iſt meine Meynung: Wir ſagen: wer da ſieht, der weis; denn wir ſind eins worden, daß ſehen, empfinden und wiſſen, einerley ſey. Derjenige nun, der da ſieht, und dadurch deſſen was er ſieht, wiſſend wird, kann, wenn er gleich die Augen zumachet, dennoch allezeit das Andenken davon behalten: allein, er wird nicht ſehen, und folglich wird er nicht wiſſen. So wird es denn geſchehen, daß er die Wiſſenſchaft von dem Dinge nicht haben wird, deſſen er ſich doch erinnert.

Des Protagoras Meynung zwingt uns demnach, unmögliche Sachen zuzugeben; und folglich muß man ſchließen, die Empfindung ſey keine Wiſſenſchaft, und es ſey ein Unterſchied unter dieſen zweyen. Allein, wie? wollen wir unſer Geſpräch wieder von vorn anfangen? Was ſollen wir machen? Denn wir verhalten uns wie verzagte Kämpfer; wir thun einen Sprung zurück, und ſchreyen Gewonnen! bevor wir noch den Sieg erhalten haben. Nachdem wir einander widerſprochen, und über Worte gezanket haben, deren Bedeutung wir eingeſehen, ſchmäucheln wir uns, die Oberhand im Geſpräche davon zu tragen, und ſind mit uns ſelbſt zufrieden. Gleichwohl haben wir uns nicht für Diſputanten von Profeſſion, ſondern für Weiſe ausgegeben: und ohne daß wir es uns verſehen, fallen wir in den Fehler dieſer Diſputanten.

Theätetus.

Ich begreife nicht, was du ſagen willſt.

Sokrates.

Ich will mich erklären. Wir frageten: ob derjenige der eine Sache erlernet hat, und ſich ihrer erinnert, dieſe Sache wiſſe? oder ob er ſie nicht wiſſe? Wir haben gezeiget, daß jemand, der, nachdem er etwas geſehen hat, die Augen ſchließt, und ſich deſſen erinnert, was er nicht mehr ſieht, das Andenken einer Sache hat, die er nicht weis? Wir ſind eins geworden, daß dieſes unmöglich ſey. Dieſer Schluß nun warf deine und des **Protagoras** Fabel zu Boden, nämlich daß Wiſſen und Empfinden einerley ſey. Sollte aber der Vater dieſer erſten Fabel noch leben, würde er ſich gewiß nicht ſo bald ergeben. Itzt haben wir gute Sache, und ſchelten eine Lehre für ungereimt, der es nur an Vertheidigern fehlet; denn diejenigen, die **Protagoras** zu ihrem Schutze gelaſſen hat, geben ſie auf. **Theodor** war einer von denſelben; und wir müſſen aus Billigkeit des **Protagoras** Partey nehmen.

Theodorus.

Das geht mich nichts an, **Sokrates**, ſondern den **Kallias**, des **Hipponikus** Sohn. Ich habe mich ſehr frühzeitig auf die Meßkunſt geleget, und allen Unterredungen entſaget, denen es an demonſtrativen Beweiſen fehlet. Willſt du indeſſen zum Vortheile der Meynung des **Protagoras** etwas ſagen; ſo werden wir dir ſehr verbunden ſeyn.

Sokrates.

Sehr wohl, **Theodor**; ſiehe nun zu, ob du mit dem zufrieden ſeyn wirſt, was ich für deinen Freund ſagen werde. Denn jemand, der auf die Ausdrücke nicht genugſame Acht gäbe, würde Folgerungen zugeben müſſen, die noch verdrießlicher wären, als die erſten. Willſt du, daß ich mich in Erklärung meiner Gedanken, zu dir, oder zum **Theätetus** wende?

Theodorus.

Es mag uns beyde gelten; nur daß der jüngſte antworte: es wird ihm weniger Schande ſeyn, wenn er ſich irret, als mir.

Sokrates.

Dieß iſt die verdrießlichſte von allen Fragen: Iſt es möglich, daß jemand der eine Sache weis, ſie nicht wiſſe?

Theodorus.

Was antworten wir darauf, Theätetus?

Theätetus.

Daß es unmöglich ſey.

Sokrates.

Nein, nicht unmöglich; dafern ſehen, wiſſen iſt. Wie willſt du dich aus dieſer unauflöslichen Frage loswickeln? Du biſt eingeſperret, wie in einem Brunnen. Es decke dir jemand mit der Hand ein Auge zu, und frage dich: ob du mit dem verdeckten Auge ſein Kleid ſiehſt? unfehlbar wirſt du antworten: du ſäheſt es zwar mit dem Auge nicht, aber wohl mit dem andern. Gleichwohl iſt es allemal wahr, daß du das Kleid ſiehſt und nicht ſiehſt; und daß du folglich die Sache weiſt, und nicht weiſt. Es iſt nicht die Frage, wie du ſiehſt, oder nicht ſiehſt: allein, es iſt gewiß, daß ſehen, nach deiner Ausſage wiſſen iſt; und nicht ſehen, iſt nicht wiſſen. Nun ziehe die Folgerungen ſelber.

Vieleicht würden dich folgende Fragen noch mehr in Verwirrung bringen. Man könnte dich fragen: ob, ſo wie man ſpricht, ein durchdringendes Auge haben, ein ſchwaches Geſicht haben, in der Nahe ſehen, nicht in der

Ferne ſehen können, ſchnell ſehen, langſam ſehen, ob ſage ich, man auch alles dieſes von demjenigen ſagen könne, was wir wiſſen nennen? Stelle dir einen wohlbewaffneten Menſchen vor, den man gedungen hätte, dich mit Einwürfen recht in die Enge zu treiben, und der auf der Lauer läge dich zu erwarten. Wenn er, indem er von der Meynung redete, daß Wiſſen und Empfinden einerley ſey, wenn er dich in dem, was die Empfindung des Gehöres, Geruches und der andern Sinne betrifft, über einen Haufen würfe, und dich feſt in der Enge hielte, ſo würde er dich verwirren: er würde dich nicht eher losgeben, bis du gezwungen wäreſt ſein verwünſchtes Wiſſen zu bewundern, und die Ketten anzunehmen, die er dir würde anlegen wollen; du kämeſt auch nicht eher los, bis du ihm alles Geld aufgezählet hätteſt, was ihm für deine Loslaſſung zu fodern belieben würde.

Nun wirſt du mich vieleicht fragen, was **Protagoras** denn für Gründe zu ſeiner Vertheidigung brauchen könnte? Wollen wir es verſuchen, ſie heraus zu bringen?

Theätetus.

Ja, ich bitte dich darum!

Sokrates.

Er wird alles verlachen, was wir zu ſeiner Vertheidigung ſagen, und ſich mit ſo vieler Zuverſicht auf ſeine eigenen Kräfte, als Verachtung gegen uns, ins Gefechte wagen. „Der gute **Sokrates**! wird er ſprechen, weil er einem „Kinde bange gemachet, indem er es gefraget hat: ob es „möglich ſey, daß derſelbe Menſch ſich einer Sache erinnere, und die Sache doch nicht wiſſe, deren er ſich erinnert; und weil dieſes Kind, von der Furcht verwirret, oder „aus Mangel der Einſicht, geläugnet hat, daß dieß möglich

„ſey, ſo nimmt er mich in ſeinen Geſprächen herum. Aber „du feiger **Sokrates**! hier haſt du die Wahrheit. Wenn „du irgend einige Puncte meiner Lehre unterſucheſt, und „derjenige den du frageſt, ſich irret, indem er eben das antwortet was ich antworten würde; ſo fällt die Schande des „Irrthums auf mich. Antwortet er aber anders als ich antworten würde, ſo muß man ſich an ihn halten. Bildeſt „du dir z. E. wohl ein, man werde dir zugeſtehen, daß jemand, in der Zeit, da er von der Gegenwart des Gegenſtandes nicht mehr gerühret wird, von dem Andenken ſo „er davon hat, eben ſo ſehr gerühret werde, als er es bey „der wirklichen Empfindung war? Es fehlet gar viel, daß „man dir das einräumen ſollte......

„Wiſſe **Sokrates**, daß man ſich von beyden Theilen „hüten ſoll, einander durch verfängliche Ausdrücke Fallen zu „ſtellen. Thue deinen Angriff herzhaft, und als ein tapferer Mann! Zeige, dafern du kannſt, daß nicht ein jeder „ſeine eigenen Empfindungen habe; und daß, wenn auch „ein jeder ſie hätte, daraus noch nicht folge, daß das was „ſich zeiget, für denjenigen allein ſich zeige, dem die Sache „ſich zeiget: oder wenn man anſtatt des Wortes **ſich zeigen**, „das Wort ſeyn nehmen muß; ſo zeige doch einmal, daß „die Sachen nicht wirklich für denjenigen ſind, dem ſie „zu ſeyn ſcheinen....

„Ich behaupte, daß die Wahrheit ſo iſt, wie ich ſie „vorgetragen habe, und ein jeder von uns das Maaß deſſen ſey, was da iſt und was nicht iſt; daß indeſſen doch „ein unendlicher Unterſchied unter einem Menſchen und dem „andern ſey, ſogar darinnen, daß ein Ding für einen zu „ſeyn ſcheint und iſt, und ein ander Ding für einen andern „zu ſeyn ſcheint und iſt. Ich ſage nichts weniger, als daß „es keine Weisheit noch weiſe Leute gäbe; aber ich ſage, daß „nur derjenige weiſe ſey, der, da er eine Veränderung der „Geſinnungen in einem von uns wirken kann, ihn Glück-

„ſeligkeiten empfinden und beſitzen lehret, anſtatt daß er ſonſt „nur lauter Uebel hatte. Und um dir die Zänkereyen zu „erſparen, die du über meine Worte anſtellen möchteſt, „ſo vernimm wohl was ich ſage. Beſinne dich, was wir zu„vor geſaget haben; nämlich daß das, was ein Kranker ſpei„ſet, ihm bitter ſchmecket, und für ihn auch bitter iſt; da „demjenigen der geſund iſt, ſich das Gegentheil zeiget, und „auch iſt. Man darf nicht glauben, daß einer von ihnen „richtiger urtheilet als der andere: denn das iſt unmöglich. „Man muß auch nicht ſagen, der Kranke ſey unſinnig, weil „er dieſe Empfindung hat; und der geſunde Menſch ſey „weiſe, weil er eine andere hat: ſondern man muß eine von „beyden Verfaſſungen verändern, denn eine iſt beſſer, als die „andere.

„Eben ſo geht es mit der Unterweiſung. Man muß „die Menſchen von einer Verfaſſung zu einer andern beſſern „bringen. Was der Arzt durch ſeine Arzneyen für Verän„derungen wirket, das thut der Sophiſt durch ſeine Reden. „Denn kurzum, niemals hat jemand gemachet, daß derje„nige, der falſche Empfindungen hatte, nachmals wahre be„kommen hätte. Es iſt eben ſo unmöglich von einer Sache „die nicht iſt, eine Empfindung zu haben, als eine andere „Empfindung zu haben, als die iſt, die einen rühret. Die„jenige nun, die uns rühret, iſt allemal wahr. Derjeni„ge aber, der durch die fehlerhafte Beſchaffenheit des Gei„ſtes, Empfindungen hatte, die ſeinem Stande gemäß wa„ren, in dem wirket eine gute Beſchaffenheit, andere Em„pfindungen, die ſeinem erſten Zuſtande entgegen geſetzet ſind. „Ich weis, daß einige Leute, aus Thorheit, dieſe Begriffe „wahrhaftig nennen. Was mich betrifft, ſo rede ich verſchie„dentlich davon: ich gebe zu, daß einige von dieſen Empfin„dungen beſſer ſind als die andern; daß ſie aber wahrer ſind, „das läugne ich. Ich bin weit entfernet, mein lieber So„krates, die Weiſen als Fröſche anzuſehen. Aerzte nenne „ich, die an dem Körper arbeiten; Gärtner diejenigen, die

„der Pflanzen warten: denn ich ſage, daß dieſe letzten allerdings auch geſunde und wahre Empfindungen in den „Pflanzen hervorbringen, wenn ſie merken, daß ſie hinfällig „werden. Was die vortrefflichen Redner betrifft, ſo beſitzen ſie in Republiken die Kunſt, nützlichen Sachen das „Anſehen der Billigkeit zu geben: was nun in irgend einer „Republik billig und ehrlich iſt, das iſt in der That ſo, für „ſie. Der Weiſe aber wirket anſtatt der böſen Empfindungen, die in jedem Menſchen waren, andere gute; und machet, daß ſie ihnen auch ſo vorkommen. Dieſem zu Folge, iſt der Sophiſt, welcher diejenigen, die ſich zu ihm „wenden, zu führen weis, allerdings weiſe und der größten „Belohnungen würdig. Daraus erhellet auch, daß es Leute „giebt die geſchickter ſind als andere, und niemand falſche „Begriffe habe.

„Du magſt wollen oder nicht, **Sokrates**, ſo mußt du „es ſchon leiden, daß man dich für das Maaß der Dinge „hält: denn dieſer Grundſatz bleibt feſt in allem was wir „geſaget haben. Willſt du ihn beſtreiten, ſo thue es; beſtreite ihn durch eine widerſinnige Rede. Willſt du ihn aber „lieber durch deine Fragen anfechten, ſo laſſe ich mir es auch „gefallen. Brauche ſie immerhin: denn man muß ſolche Art „von Gefechten nicht vermeiden, ja ein vernünftiger Menſch „muß ſie vorzüglich ſuchen. Indeſſen thue was ich dir ſagen will: ſuche mit deinen Fragen die Leute nicht zu berücken. Es iſt unvernünftig, wenn man ſich dafür ausgiebt, „die Tugend allein zu lieben, daß man ſich beſtändig beſtrebe die Leute in Geſprächen zu hintergehen. Das aber heißt „in dieſem Falle hintergehen und unbillig handeln, wenn „man keinen Unterſchied unter dem Diſputiren machet, wo „man nur zu überwinden denkt; und unter Geſprächen, „durch welche man unterrichten will. Im erſten Falle kann „man wohl auch Spaß gebrauchen, um ſeinen Gegner in „die Falle zu locken, die man ihm geſtellet hat. In einer „Unterredung aber muß man ernſthaft zu Werke gehen, ei-

„nem Mitredner der ſich verirret, zu rechte helfen, und ſich „einzig bemühen, ihm die Irrthümer zu zeigen, darein er „gerathen iſt. Verfährſt du nun ſolchergeſtalt, ſo werden „diejenigen, die mit dir zu thun haben, es lediglich ſich ſelbſt „zuſchreiben müſſen, wenn ſie in Verwirrung gerathen, und „dir nichts beymeſſen können; ſie werden dir nachlaufen, „dich lieben, und herzugelaufen kommen, ſich in die Arme „der Weltweisheit zu werfen; oder wenn ſie ſich ändern, „werden ſie dasjenige nicht mehr ſeyn, was ſie zuvor geweſen. „Thuſt du aber, wie viele andere, das Widerſpiel, ſo wird „dir auch das Widerſpiel begegnen. Weit gefehlet, daß du ei„ne Liebe zur Weltweisheit erwecken ſollteſt, ſo wirſt du viel„mehr die Menſchen davon entfernen, und ſie Leuten von „mehrern Jahren verhaßt machen.

„Willſt du mir daher glauben, wie ich gleich anfangs „ſagete, ſo zeige in deinen Geſprächen keinen ſpitzfündigen „Witz; ſondern unterſuche mit kaltem Blute und mit Sanft„muth, was wir mit dieſen Sätzen ſagen wollen: daß alles „in Bewegung ſey; daß das, was einem jeden, es ſey nun ein „einzelner Menſch, oder ein ganzer Staat, zu ſeyn ſcheint, „auch wirklich ſo ſey. Alsdann wirſt du erwägen, ob das „Wiſſen und Empfinden einerley, oder verſchiedene Dinge „ſind; ohne daß du deine Schlüſſe, wie bisher geſchehen, „auf einzelne Zeitwörter und Nennwörter gründeſt, welche „die Weltweiſen von der niedern Claſſe, ein jeder auf ihre „Seite zu zerren gewohnet ſind: welches ihnen auch nur in „ſo weit gelingt, daß ſie einer dem andern unendliche Zwei„fel und Ungewißheiten, über alle nur erdenkliche Materien, „erregen a).„

VI. Folge

---

a) Derjenige Theil des Theätetus, welcher hier überſetzet iſt, ſteht mit in Heinr. Stephans Ausgabe, zwiſchen der 151. und 163. Seite. Der Herr Abt Sallier hat von demjenigen was von dieſem Geſpräche noch übrig bleibt, nur das Bildniß des Weltwei-

ſen

VI.

Folge der Auszüge aus dem Photius; vom Herrn Abte Gedoyn überſetzet und mit Noten verſehen.

Der Herr Abt Gedoyn eröffnete uns im 1738ten Jahre, ſein Vorhaben, des **Photius** Bibliothek zu überſetzen, und diejenigen Stellen, die es nöthig zu haben ſchienen, mit Noten zu erklären. Dieſer Eröffnung fügete er die Ueberſetzung eines Artikels dieſer Bibliothek hinzu. Man weis, daß die Auszüge, aus welchen dieſer koſtbare Schatz beſteht, von einander ganz unabhänglich ſind, und ein jeder ein beſonders und abgetheiltes Werk ausmachet.

Der Herr Abt Gedoyn fieng mit der Sammlung von Konons Geſchichten an, und verſprach der Geſellſchaft, ihr die Früchte ſeiner Arbeit nach und nach, wie er weiter kommen würde, mitzutheilen. Der XIV. Band unſerer ausführlichen Schriften, in welchem man *b*) vier Stücke vom **Photius** findet, die mit Noten überſetzet, und in verſchiedenen Zuſammenkünften, 1738. 1739. und 1740. vorgeleſen worden ſind, bezeuget, wie genau der Herr Abt ſein Verſprechen erfüllet hat. Er hielt ſein Wort in denen drey Jahren, davon wir die Geſchichte liefern, eben ſo gut.

Wir ſehen aus unſerm Protocoll, daß der Herr Abt Gedoyn in der Verſammlung am 30ten Junius 1741. die Ueberſetzung des Auszuges geleſen, den **Photius** uns von des Kteſias Nachricht von Indien hinterlaſſen hat.

ſen überſetzet, welches im XIII. Bande der ausführl. Schriften dieſer Akademie zu leſen iſt, wie bereits im Anfange dieſes Artikels geſaget worden iſt.

b) A. d. 179 S. Pariſer Ausgabe.

In der Verſammlung vom 6ten **März** 1742. las er die Ueberſetzung von des **Photius** Auszuge, der zwey erſten Bücher des **Ptolomäus** Hephäſtio; und in der Verſammlung vom 2. Julius 1743. die Ueberſetzung von des **Photius Urtheile, über die zehn berühmteſten Redner Griechenlandes.**

Dieſe drey Stücke indeſſen wurden der Akademie nicht zur Verwahrung übergeben; und aus dieſer Urſache, da wir dafür nicht haften dörfen, könnten wir ſie auch mit Stillſchweigen übergangen haben. Da man aber nach dem Tode des Verfaſſers c) zwey davon unter ſeinen Schriften gefunden, und ein Verleger, in deſſen Hände ſie gefallen ſind, dieſelben der Welt in einem Bande, unter dem Titel Oeuvres diverses &c. &c. *d*) mitgetheilet hat: ſo haben wir für nöthig gehalten allhier anzumerken, daß man, um alles beyſammen zu haben, was der Herr **Abt Gedoyn** vom **Photius** überſetzet hat, noch dem XIV. Bande der **ausführlichen Schriften dieſer Akademie**, von der 179ten bis zur 333ten Seite, die Oeuvres diverses, von der 364ten Seite an, bis zu Ende beyfügen müſſe.

Wir haben geſaget, daß von denen drey Auszügen des **Photius**, die im 1741ten, 1742ten und 1743ten Jahre in der Akademie vorgeleſen worden, nur zween erhalten worden ſind. Der eine iſt, die **Nachricht von Indien**, durch den **Kteſias**; die andere, **Phocions Urtheil über die zehn griechiſchen Redner**. Der Auszug über die zwey erſten Bücher vom **Ptolomäus** Hephäſtio muß verloren gegangen ſeyn; oder er iſt vielleicht vom Herausgeber, als ein gar zu unerhebliches Ueberbleibſel unterdrücket worden. In der That füllen dieſe zwey erſten Bücher, höchſtens nur drittehalb Seiten in Folio, in der Ausgabe des **Photius** an, die 1653. zu **Rouen** herausgekommen iſt *e*).

VII. Des

---

c) Er erfolgete im Monathe Auguſt des 1744ten Jahres.

d) In Duod. Paris 1745.

e) Der Auszug vom Ptolomäus Hephäſtio fängt a. d. 471. S. dieſer Ausgabe an.

VII.

Des Herrn Racine Abhandlung von der Wahrheit in der Dichtkunſt.

VIII.

Anmerkungen über Miltons verlorenes Paradies.

Wir können nichts, als den Titel dieſer zwo Schriften anzeigen. Sie ſind von dem Herrn Racine in der **Akademie**, die eine, den 2ten März 1741. die andere, den 16ten Auguſt 1743. vorgeleſen werden; er hat ſie aber nachgehends auf eine Art gebrauchet, daß ſie aufgehöret haben, unſer zu ſeyn.

Als Herr Racine im 1745ten oder 1746ten Jahre erfuhr, daß man in Holland eine Sammlung ſeiner Werke druckete, ſchrieb er an den Verleger und bath ihn, dieſe Abhandlungen nicht mit hinein zu nehmen, die bereits in die ausführlichen Schriften dieſer Akademie gedrucket waren; weil er geſonnen wäre etwas daran zu ändern. Allein, der Brief kam zu ſpät an, und der Verleger hatte bereits drey von dieſen Abhandlungen gebrauchet; welches denn den Herrn Racine bewog, eine neue Sorgſalt auf die andern zu wenden *f*).

Herr Racine, welcher damals ſtrenger geworden war, als die meiſten ſeiner Leſer geweſen ſeyn würden, fand Feh-

ler

---

f) Dieß ſind des Herrn Racine eigene Worte in dem weiter unten angeführten Vorberichte.

ler darinnen, welche allem Anſehen nach, ihnen entwiſchet ſeyn würden. Er legete noch einmal die Hand an alle dieſe Stücke, veränderte deren Geſtalt und brachte ſie in eine neue Ordnung, welche ſeinen eigenen Ausdrücken nach, eine Folge allgemeiner Betrachtungen über die Poeſie enthält. Die Abſicht des Herrn Racine bey dieſer Arbeit war, der Ausgabe ſeiner Werke, die man in Holland verfertigte, eine andere Ausgabe entgegen zu ſetzen, die ſeiner würdiger wäre, und die er 1747. herausgab g). Um ſie nun vollſtändig zu machen, ſo hat er die zwo Abhandlungen mit hinein genommen, die er 1741. und 1743. vorgeleſen hat, und die allerdings mit den übrigen gar zu genau verbunden ſind, als daß er ſie davon hätte abſondern können.

Wir erwähnen ihrer allhier, um Gelegenheit zu haben, diejenigen, welche die **Betrachtungen des Herrn Racine über die Poeſie** leſen wollen, zu erinnern: daß ſie nicht **die ausführlichen Schriften der Akademie** zu Rathe ziehen mögen, darinnen ſie nur zum Theile ſtehen, und darein ſie auch vor ſeiner nochmaligen Ueberſetzung eingedrucket worden; ſondern diejenige Ausgabe, die er ſelbſt in vier Duodezbänden, 1747. zu **Paris** ans Licht geſtellet hat.

---

g) Man ſehe die Vorerinnerung vor dem dritten Bande der Ausgabe ſeiner Werke Paris 1747.

IX.

Des Herrn Abtes Fourmont Erklärung dreyer alter Aufſchriften, welche in dem Tempel des amykläiſchen Apollo gefunden worden.

Als wir eine abgekürzete Nachricht von der gelehrten Reiſe gegeben *b*), die der Herr Abt Fourmont auf königlichen Befehl in den Jahren 1729. und 1730. in die **Levante** gethan, hat man zugleich geſaget: er habe eine große Menge alter griechiſcher Aufſchriften mitgebracht, die bis dahin noch nie bekannt gemachet worden wären. Damit man nun anfienge dieſe koſtbare Sammlung nutzbar zu machen, und die Akademie in den Stand geriethe, davon urtheilen zu können; ſo nahm er aus ſeinen Schreibtafeln drey Aufſchriften heraus, die er 1740. in einer von unſern Verſammlungen verlas, und mit gelehrten Anmerkungen begleitete. Sie ſtehen a. d. 395. S. des XV. Bandes unſerer ausführlichen Schriften (Pariſ. Ausg.) Im 1742ten Jahre, den 7. September, ſuchete er abermals drey andere heraus, davon wir gegenwärtig reden wollen. Sie ſind in dem Tempel des amykläiſchen Apollo gefunden worden.

Amyklä, ehemals eine Stadt in **Lakonien**, an dem Fuße des Berges **Taygetus** in einer Ebene, zwo Meilen mittagwärts von **Sparta** gelegen, iſt itzt nichts mehr, als ein Dorf, welches die Griechen gegenwärtig **Sklabochorion** nennen. Herr **Fourmont** entdeckete auf dem vornehmſten Markte, vor der **Leſchee**, oder dem Gerichts-

hauſe

---

b) Man ſehe den IV. Band dieſer Geſchichte der Akademie a. d. 425. u. ſ. S.

hauſe des Ortes, die Ueberbleibſel von dem Tempel des amykläiſchen **Apollo**, welcher im Alterthume berühmt geweſen iſt: und unter dieſen Ueberbleibſeln, fand er drey Steine, auf deren jedem Buchſtaben in ſehr alten Zügen, und die Figur eines Schildes, gegraben war.

Der erſte Schild i) iſt eine erhabene Arbeit auf einem Steine daſigen Landes, der dunkelgrau, drey Schuhe und acht Zolle hoch, zween Schuhe und acht Zolle breit und ſechs Zolle dick iſt. Er hat nur einen Ausſchnitt, woraus man ſchließen kann, daß derjenige, ſo ihn getragen, ſich ſeiner nur auf dem rechten Arme bedienet hat; er hätte denn, wenn er ihn auch am linken tragen wollen, das Unterſte zu oberſt kehren müſſen. Die zwey Ende des Schildes laufen in Spitzen aus. Ein Rand läuft rund herum, um ihn ſtärker zu machen, und einige Zolle breit von demſelben noch ein Rand der ihn abermals feſter machet. An jedem Ende iſt ein Raum geſparet, darein man einen Buchſtaben geſetzet hat; nämlich im oberſten Ende ein Λ, und im unterſten ein K. Dieſe Abkürzung zeiget nach Herrn **Fourmonts** Meynung, ΛΑΚοΝ an k). Eine erhabene Keule nimmt das Mittel des Schildes ein, und zwo Linien Schrift in ſehr alten Zügen, ſind rings herum gegraben. Auf einer Seite lieſt man: ΑΡΧΙΔΑΜοΣ, und an der andern: ΑΓΕΣΙΛΑοΤ, welches heißt: Archidamus Ageſilai filius. Die drey Wörter zuſammen machen dieſe Redensart: Archidamus Ageſilai filius, Laco.

In jeder Ecke des Steines, ſteht eine Sylbe. Die erſte beſteht aus einem Λ und Α; die zweyte aus einem K und E; die dritte aus ΔΑΙ; und die vierte aus MοοN. Alle vier Sylben zuſammen genommen, geben ΛΑΚΕΔΑΙΜοοΝ, unfehl-

---

i) Man ſehe die erſte Kupfertafel.

k) Der Herr Abt Fourmont ſchreibt ΛΑΚοΝ, mit einem ο, anſtatt eines Ω; ΑΓΕΣΙΛΑοΤ, mit einem E, anſtatt eines H; und weiter unten, ΛΑΒοΤΑΣ,

mit

unfehlbar anſtatt ΛΑΚΕΔΑΙΜοΝιωΝ, welches Wort dieſes Volk in denen Befehlen zu brauchen gewohnet war, die es zu Aufrichtung ſolcher Denkmäler ertheilete.

Der zweyte Schild [l]) iſt ebenfalls eine erhabene Arbeit auf einem dem vorigen ganz ähnlichen Steine. Dieſer hat zween Ausſchnitte wie die gewöhnlichen Schilde; das oberſte und unterſte Ende laufen in Spitzen aus, wie bey dem erſten. Er hat nur einen einzigen erhobenen Reifen rings herum zu ſeiner Stärkung, allein aus den vier Ecken laufen noch andere heraus, gleichſam um einen andern Schild zu tragen, der in der Mitten liegt: aus den zween Ausſchnitten und den zwey Enden, laufen eben dergleichen aus. Die obere Spitze hat ein Λ, und die untere ein Κ; welches man abermals ΛΑΚΕΔΑιΜοΝιωΝ leſen muß.

Der Schild im Felde, oder in der Mitten, iſt an beyden Seiten ausgeſchnitten, und zugeſpitzet, wie der andere. Die Ausſchnitte und Ecken ſind mit den Buchſtaben beſetzet, die das Wort ΛΑΚοΝ ausmachen. Im Felde ſtehen zwey Worte, eines von unten hinauf: ΕΧΕΣΤΡΑΤοΣ; das andere von oben herunter: ΑΓιΔοΣ. Dieſe drey Worte mit einander heißen alſo: ΕΧΕΣΤΡΑΤοΣ ΑΓιΔοΣ ΛΑΚοΝ, Echeſtratus Agidis filius, Laco. Zwiſchen dieſen Worten, ΕΧΕΣΤΡΑΤοΣ und ΑΓιΔοΣ, ſieht man in erhobener Arbeit eine hüpfende Schlange.

Dieſer zweyte Schild, fährt der Herr **Abe Fourmont** fort, ſcheint zwoen Perſonen gedienet zu haben; anfänglich dem **Echeſtratus** (und damals iſt der kleine Mittelſchild nur ein Zierrath des großen geweſen) nachmals dem **Taleklus**, einem Nachkömmlinge des **Echeſtratus**: denn innerhalb

den

---

mit einem ο, ſtatt eines Ω; ΤΡΙΚΡΑΤΕο mit einem Ι, Taleclus, ſtatt Teleclus. Ohne Zweifel iſt dieſes die Rechtſchreibung derer Aufſchriften, die er abgeſchrieben hat.

[l]) Man ſehe die zweyte Kupfertafel.

den zween oberen Reiſen lieſt man, in Buchſtaben damaliger Zeit:

ΤΑΛΕΚΛοΣ Το
ΑΡΧΕΛΑο Το ΑΓΕΣ
ΙΛΑο Το ΔοΡΥΣΣο
Το ΛΑΒοΤΑΣ Το
ΕΧΕΣΤΡΑΤο
ΒΑΓοΣ.

Taleclus, ſilius Archelai, qui Ageſilai, qui Doryſſi, qui Labotæ, qui Echeſtrati, Dux.

Hier bleibt Herr **Fourmont** ſtehen und merket an, daß in dem Worte ΛΑΒοΤΑΣ ein Fehler ſtecken müſſe. Nach dem Sinne der Redensart, muß dieſes Nennwort in der Zeugendung ſtehen. Nun kann aber die Nennendung ΛΑΒοΤΑΣ, in der Zeugendung nicht anders, als Λαβοτȣ, oder Λαβοτεως im gewöhnlichen Griechiſchen, und bey den **Lacedämoniern**, Λαβοτεω haben; es müßte denn ein barbariſcher Namen ſeyn, der ſich nach der gemeinen Regel nicht richten darf. Der Herr **Abt Fourmont**, welcher ihn lediglich für lacedämoniſch hält, will lieber den Künſtler im Verdachte haben, welcher die Aufſchriften, womit des **Echeſtratus** Schild bedecket war, auf den Stein gegraben, daß er dieſes Wort verſtümmelt hat. Es wäre kein Wunder wenn der Roſt einige Buchſtaben davon ausgelöſchet hätte: die Schilde waren von Erz und folglich dem Roſte unterworfen.

Der dritte Schild *m*) iſt auf einem faſt ſchwarzen Steine vorgeſtellet, der ſechſtehalb Schuhe hoch, und ſiebentehalb breit, einen Schuh aber dick iſt. Er ſcheint aus einem

---

m) Man ſehe die dritte Kupfertafel.

einem auf einem Grundgeſtelle ruhenden Grabmaale hervorzukommen, auf deſſen einer Seite eine Lanze zu ſehen iſt. An beyden äußerſten Enden des Fußgeſtelles ſind zwey viereckigte Löcher angezeiget, zwiſchen denen noch ein drittes viel größeres iſt, aus welchem der Schild hervorkömmt, oder darein er ſich ſenket. Er iſt unten breiter als oben; er hat zween Ausſchnitte, die aber ſehr breit ſind, und einen einzigen Reifen herum: endlich hat er eine hervorragende Schlange auf ſich, die auf beyden Seiten mit einem fallenden Fuchſe umgeben iſt.

Auf dem Grabe lieſt man: ΑΝΑΚΣΙΔΑΜοΣ ΔΕΥΚΣΙΔΑΜο, Το ΑΝΑΚΣΑΝΔΡο Το ΕΥΡΙΚΡΑΤΕο ΒΑΓοΣ. Anaxidamus, filius Deuxidami, qui Anaxandri, qui Euricratis, Dux. Auf dem Schilde und um den Kopf der Schlangen herum, lieſt man: ΑΝΑΚΣΙΔΑΜοΣ ΔΕΥΚΣΙΔΑΜο, Anaxidamus, Deuxidami filius, und unter dem Schwanze der Schlange, ΒΑΓοΣ, Dux. Welches anzudeuten ſcheint, daß Grab und Schild einerley Perſon gedienet haben, nämlich dem **Anaxidamus**, des **Deuxidamus** Sohne.

So lautet die Beſchreibung, die uns Herr **Fourmont** von dieſen drey Schilden gegeben hat. Er ſieht ſie als Denkmäler der Frömmigkeit alter **lacedämoniſcher** Könige an, die, da ſie unter dem Schutze des **Apollo**, einige Siege über die Feinde des Staates erhalten; oder auch um irgend einer andern Wohlthat willen dieſes Gottes, ihre Schilde in ſeinen Tempel gehenket hatten, und ſie nachmals auf Marmor hauen laſſen, um ihre Dankbarkeit zu verewigen. Was die Figuren auf den Schilden betrifft, ſo meynet er, es wären die Emblemata oder Symbola der zween Aeſte der heraklidiſchen Könige zu Sparta.

Seit dem erſten Weltalter, ſaget er, haben die Menſchen geſuchet, ſich unter einander durch Zeichen zu unterſcheiden, die ihnen eigen wären. Gottes Finger hatte auf Cains Stirne ein Zeichen gemachet, daran man ihn erkennen ſollte; in nachfolgenden Zeiten hatte jede Stadt ihr eigenes Kennzeichen. In **Aegypten** nahm die eine den **Hippopotamus**, die andere den **Crocodil**, und eine andere einen **Bock** an. In **Griechenland** nahm Athen die **Nachteule**, **Mycene** den **Löwen**, **Argos** den **Wolf** an; **Judäa** hatte den **Palmbaum** erwählet; die Völker im **Cyrenäiſchen**, das **Sylphium**, eine koſtbare Pflanze ihres Landes; die **Sicilianer** das **Triquetra**, eine aus drey Beinen zuſammengeſetzte Figur, welche die drey Spitzen oder Vorgebirge ihrer Inſel anzeigeten; die **Macedonier** und **Theſſalier** das **Pferd**; die **Perſer** die **Sonne**.

Auch die Familien wollten dergleichen Bilder haben, die ihnen beſonders eigen wären. Der **Anker**, den man oftmals auf den Münzen der ſyriſchen Könige ſieht, war das Zeichen der **Seleuciden**. Und ſo hatten, fährt Herr **Fourmont** fort, die zween Aeſte der **Herakliden** die zu **Sparta** regiereten, die **Schlange** und **Keule** zu ihrem Zeichen erwählet. Eine Stelle aus dem **Apollodor** n) dienet ſeiner Muthmaßung zum Grunde.

Apollodor ſchreibt: nachdem die **Herakliden** den **Tiſamenes**, des **Oreſtes** Sohn getödtet o) und ſich des **Peloponeſus** bemächtiget hatten, macheten ſie drey Looſe aus den eroberten Städten, und zogen dieſelben; nachdem ſie zuvor, ein jeder auf einem beſondern Altare, den Göttern geopfert hatten. **Argos** ward dem **Temenus**, **Lacedämon** den zween Brüdern **Prokles** und **Euryſthenes**, des **Ariſtodemus** Söhnen, und **Meſſene** dem **Kreſphontes** zu Theile. Kaum war die Theilung ausgemachet, als jeder Altar ihnen etwas beſonders zu ſehen gab.

Auf

---

n) Biblioth. Lib. II. ſub ſinem.

o) Hier widerſpricht Apollodor dem Pauſanias, nach wel-

chem

Auf des **Temenus** Altare, welchem **Argos** zu Theile geworden, ſah man einen Froſch; auf dem Altare derer zween Brüder, denen **Lacedämon** anheim gefallen war, ſah man eine Schlange; und einen Fuchs auf dem Altare des neuen Beſitzers von **Meſſene**. Was konnte dieſes Wunderwerk wohl bedeuten? Die vier Prinzen, fährt Herr **Fourmont** fort, konnten es ſehr wohl für ein Zeichen des Willens der Götter anſehen, welche ihnen durch dieſes außerordentliche Mittel befahlen, künftighin dasjenige Thier, welches ein jeder auf ſeinem Altare erblicket hatte, zum Sinnbilde zu nehmen.

Bis dahin, ſaget er, hatten die **Herakliden**, die nur eine einzige Familie ausgemachet hatten, allem Anſehen nach, auch nur ein einzig Sinnbild gehabt; vieleicht eine Keule, oder eine Löwenhaut, zum Andenken ihres gemeinſchaftlichen Ahnherrn. Da ſie aber nach der Theilung ſich in verſchiedene Aeſte eintheileten, die nicht mehr einerley Staat ausmacheten, ſo mußten ſie ſich auch nothwendig durch verſchiedene Sinnbilder unterſcheiden. Die von **Argos** nahmen alſo den Froſch, die zu **Lacedämon** die Schlange, und die zu **Meſſene** den Fuchs.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß das ehmalige Kennzeichen der **Argier**, ein Wolfskopf geweſen; wenigſtens iſt dieß das gewöhnlichſte Bild auf ihren Münzen: und man kann auf das Wort einer Sage, die vom **Pauſanias** angeführet wird, vorausſetzen; daß der Urſprung dieſes Sinnbildes bey ihnen bis auf das höchſte Alterthum zurückgegangen ſey. Als **Danaus**, nach dem **Pauſanias** p), eine ägyptiſche Colonie nach **Argos** geführet hatte, ſo machete er dem **Gelanor**, des **Sthenelus** Sohne, das Eigenthum dieſes Ortes ſtreitig. Die zween Mitwerber ſtelleten ihr Recht einer

dem Tiſamenes nicht von den Herakliden umgebracht worden iſt. *Pauſan.* in *Achaic.* Cap. I.

p) In Corinth. p. 118.

wider den andern in Gegenwart des Volkes vor, welches den Ausſpruch bis auf den folgenden Tag verſchob. Nun geſchah es, daß mit dem Anbruche des Tages ein Wolf eine Heerde Kühe anfiel, die neben der Stadt weideten; er griff den Stier an und tödtete ihn. Das Gerücht dieſer Begebenheit breitete ſich früh in **Argos** aus, es ward zur allgemeinen Neuigkeit und alles Volk redete davon. Man beſchloß daher mit einhälliger Stimme: daß dieſer Vorfall einen Götterſchluß wegen der großen Sache enthielte, die ſich in der Stadt eräuget hätte. **Gelanor** wäre der Stier, welcher hatte unterliegen müſſen; **Danaus** wäre der ſiegende Wolf: folglich ſprach man dem **Danaus** das Reich zu. Zum Andenken nun einer ſo wunderwürdigen Begebenheit, erbauete der neue König dem **lyciſchen Jupiter** einen Tempel, und was uns zu glauben veranlaſſet, daß die **Argier** von Stund an, einen Wolfskopf zu ihrem Wapen genommen, iſt dieß: weil ſie deſſen Bild auf die Steine gegraben, woraus der Tempel gebauet ward. So muthmaßet der Herr Abt **Fourmont**, weil er, da er die Ueberbleibſel des Tempels entdecket, ſie an den Wolfsköpfen, womit die Steine bezeichnet geweſen, für des **lyciſchen Jupiters** Tempel erkannt hat.

Bey erwähnter Theilung nun, mußte der Wolfskopf dem Froſche weichen. Wenn es aber wahr iſt, wie Herr **Fourmont** anmerket, daß man auf keinem von den Denkmälern in **Argos** einen Froſch ſieht; und der Wolfskopf noch immerweg das Bild auf den Münzen geblieben iſt: ſo folget daraus, daß das Reich des Froſches nicht lange gewähret habe; er läßt es auch wirklich nicht länger währen, als die Regierung der **Herakliden** in **Argos**. Als die **Argier** den **Meltas**, **Medons** Enkel getödtet hatten, um eine Republik zu werden: ſo ließen ſie, ſaget er, den Froſch fahren, den ſie von den **Herakliden** hatten, und ſucheten das ehemalige Sinnbild ihrer Stadt wieder hervor.

Die **Lacedämonier** hatten dieſelbe Urſache nicht, ihr Sinnbild abzuſchaffen, die die **Argier** hatten. Da ſie alleʒeit von **Herakliden** beherrſchet wurden, ſo behielten ſie auch das von ihnen überkommene Wahrzeichen; nämlich die Schlange und Keule. Die alten lacedämoniſchen Münzen, worauf man ſehr häufig die Keule, und zuweilen auch die Schlange findet, laſſen gar nicht daran zweifeln.

So behielten auch die **Meſſenier** ihren Fuchs, welchen **Kreſphontes**, ihr erſter König aus dem Stamme der **Herakliden**, zum Sinnbilde bekommen hatte: und ſeine Nachkommen gebraucheten ihn immerfort, bis auf die Zeit, da **Anaxidamus**, des **Deuridamus**, Königs von **Lacedämon** Sohn, die **Meſſenier** aus dem **Peloponeſus** jagete. Damals erloſch das meſſeniſche Reich, und das Sinnbild mit ihm zugleich. Die Erinnerung dieſer Begebenheit, ſaget Herr **Fourmont**, iſt auf dem Schilde des **Anaxidamus** verewiget worden; allwo die **fallenden Füchſe**, den Fall der **meſſeniſchen Herakliden** andeutet. Man kann in der That den dritten Schild nicht ſinnreicher erklären.

Die Erklärung der zween andern ſcheint anfangs der Scharfſinnigkeit des Herrn **Abtes Fourmont** nicht weniger Ehre zu machen; aber ſie hat doch auch ihre Schwierigkeiten. Der erſte Schild führet eine Keule, der zweyte, welcher darinn dem dritten gleicht, hat eine Schlange. Woher kömmt dieſer Unterſchied? Hatten die Götter den Königen von **Lacedämon** die Schlange zum Wahrzeichen gegeben: warum iſt ſie denn nicht allen Prinzen gemein geweſen? Warum haben zu einerley Zeit, einige die Schlange, andere die Keule geführet?

Der Herr Abt **Fourmont** ſaget, es ſey darum geſchehen: weil das **lacedämoniſche** Reich anfangs unter zween Brüder vertheilet geweſen, deren Nachkommen genöthiget waren, verſchiedene Sinnbilder anzunehmen, um ſich von einander zu unterſcheiden. Der älteſte Aſt, welcher vom **Pro-**

kles abſtammete, behielt die Schlange als ein Vorrecht der Erſtgeburt; der zweyte Aſt, der vom **Euryſthenes** abſtammete, erwählete die Keule, als das gehörigſte Zeichen, die Spur ſeines Urſprunges beyzubehalten. **Lykurgus**, dieſer berühmte Geſetzgeber von **Sparta**, ſtammete vom **Euryſthenes**, dem Haupte der jüngern Linie ab: daher führen die Münzen, welche dem **Lykurgus** zu Ehren geſchlagen worden, eine Keule. Aus dieſer Erläuterung, ſetzet er hinzu, folget nun, daß **Talecklus** der V. ein Nachfolger des **Echeſtratus** q), von der älteſten Linie geweſen; daß **Anaxidamus**, ein Sohn des **Deuxidamus** r), von eben dieſer Linie; und **Archidamus**, des **Ageſilaus** Sohn s), von der jüngſten Linie geweſen.

Auf dieſer Stelle ward die Vorleſung dieſer Abhandlung durch die Einwürfe einiger Mitglieder unterbrochen, welche dahin giengen: daß Herr **Fourmont** aus Unachtſamkeit, in allerley Verſehen gerathen wäre. Man erinnerte ihn ſogleich, daß **Euryſthenes** und **Prokles**, Zwillinge geweſen, und man niemals recht gewußt habe, welcher von beyden der älteſte ſey. Daß indeſſen allemal die vom **Euryſthenes** abſtammende Linie für die älteſte gehalten worden, und des **Prokles** ſeine für die jüngſte t); daß endlich **Lykurgus** vom **Prokles**, und nicht vom **Euryſthenes** abgeſtammet wäre u). Ferner gab man ihm zu bemerken, daß **Archidamus**, des **Ageſilaus** Sohn, in der erſten

---

q) Siehe den zweyten Schild.

r) Siehe den dritten Schild.

s) Siehe den erſten Schild.

t) Herodot VI. 51. 52. **Pauſanias** III. 2.

u) Dieſes wird in einer Abhandlung vom Herrn de la Barre, unter dem Titel: Erläuterungen über die Geſchichte des Lykurgus, bewieſen. Man ſehe den VII. B. der Memoires dieſer Akad. a. d. 262 S.

x) Es iſt nöthig anzumerken, daß die dritte Aufſchrift eine wichtige Schwierigkeit veranlaſſet, indem man die vier Staffeln, welche ſie anzeiget, weder mit dem Geſchlechtregiſter der Euryſthiden, noch mit der Prokliden ihrem, welches Pauſanias anführet, vergleichen kann. Man wird aus folgender Tabelle davon ſchließen können:

ſten Aufſchrift, und **Taleklus** in der zweyten, da ſie gewiß **Euryſtheniden** geweſen, auch nach ſeinem Lehrgebäude, beyde eine Schlange im Wapen hätten führen müſſen; und daß **Anaxidamus** aus der dritten x), wenn er derſelbe iſt, der die **Meſſenier** vertrieben hat, da er ein **Proklid** geweſen, die Keule hätte führen müſſen.

Diejenigen, welche dieſe Einwürfe macheten, waren eins, daß des Herrn Abtes **Fourmont** Lehrgebäu, ſo wie er es vorgetragen, nicht beſtehen könnte; und ſchlugen zugleich ein Mittel vor, es zu beſſern.

Man kann, ſagten ſie, dem Herrn **Fourmont** zugeſtehen, daß **Euryſthenes** und **Prokles**, als Häupter der zween Aeſte ſyriſcher Könige, ſich in der That durch verſchiedene Sinnbilder von einander unterſcheiden wollen; und eins geworden, einer eine Keule, der andere die Schlange zu nehmen. Allein man kann auch ſetzen, daß ſie zu gleicher Zeit verabredet, daß die Schlange, die ihnen von den Göttern war angewieſen worden, nicht einem Stamme insbeſondere, mit Ausſchließung der andern, zukommen ſollte; und daß ſie zum Zeichen der Gleichheit, die die Natur unter ihnen beobachtet, da ſie Zwillinge gebohren worden, das Recht haben ſollten, ſie wechſelsweiſe zu führen. Vielleicht ward es auch ausgemachet, daß dieſes künftig ein Eigenthum desjenigen von dieſen zween Königen ſeyn ſollte, der der Aelteſte ſeyn würde; oder daß wenigſtens der Aelteſte von bey-

---

Euryſtheniden, nach des Pauſanias III. B. 2. ſeqq.	Die Aufſchrift.	Prokliden, nach des Pauſanias III. B. 7.
Eurikrates,	Eurikrates,	Theopompus,
Anaxander,	Anaxander,	Archidamus,
Eurikrates der II.	Deuridamus,	Zeuxidamus,
Leo.	Anaxidamus.	Anaxidamus.

Man ſieht wohl, daß die zwo erſten Staffeln der Aufſchrift uns zween Euryſtheniden, und die zwo letzten, zween Prokliden geben. Uebrigens hat der Herr de la **Barre**, am angezogenen Orte bewieſen, daß die Alten das Geſchlechtregiſter der Prokliden auf verſchiedene Weiſe angegeben haben.

beyden, das Vorrecht haben ſollte zu wählen. **Euryſthenes** iſt vermuthlich der erſte geweſen, dem die Schlange zu Theile geworden, und daher könnte man ſeinen Stamm für den erſten angeſehen haben.

Nimmt man dieſe Vorausſetzung an, ſo ſind alle Schwierigkeiten gehoben: und man wird ſich nicht mehr wundern, wenn die **Euryſtheniden** und **Prokliden** in ihren Sinnbildern abwechſeln, und bald die Keule, bald die Schlange führen. Es iſt wohl wahr, daß die Sinnbilder, die man auf den alten Schilden ſieht, und auf andern Denkmälern dieſer Art erblicket, alsdann weiter nicht dienlich ſeyn werden, uns zu erkennen zu geben, von welchem Stamme dieſer oder jener Prinz geweſen: allein ſie werden uns doch allezeit lehren, daß dieſe Prinzen **Herakliden** geweſen, und zu **Sparta** regieret haben. Das Uebrige iſt ein Ueberfluß, den die Gelehrſamkeit entbehren kann.

Die auf dieſe Art zurecht gebrachte Muthmaßung des Herrn **Abtes Fourmont**, wird ſich mit eben der Einſchränkung, auch auf die **lacedämoniſchen** Münzen anwenden laſſen; die nach einer ſeiner Anmerkungen, entweder eine Schlange oder Keule, und zuweilen auch eine Keule mit einer oben ſchwebenden Schlange vorſtellen. Bey dem Anblicke dieſer Bilder, wird man ſchließen, daß die damit bezeichneten Münzen, zu **Sparta**, unter denen vom **Euryſthenes** und **Prokles** abgeſtammeten Königen verfertiget worden ſind; niemals aber wird man es wagen, den Unterſchied beyder Stämme, auf den Unterſchied der Bilder zu gründen.

Da wir muthmaßen, daß der Verfaſſer, wenn er die Zeit erlebet hätte, da man von ſeiner Abhandlung reden ſollte, ſich unfehlbar obberührte Einwürfe zu nutze gemachet haben würde: ſo haben wir geglaubet, wir könnten das was er ſelbſt würde gethan haben, nicht beſſer erſetzen, als daß wir hier ſummariſch erzählten, was bey Vorleſung ſeiner Schrift, in der **Akademie** geſaget worden iſt.

X.

Des Herrn Abtes von Fontenü Beſchreibung der Waſſerleitung zu Coutances.

Nebſt vorläufigen hiſtoriſchen Unterſuchungen der Waſſerleitungen bey den Alten.

Es iſt einige Jahre, daß der Herr Abt von Fontenü, da er in der niedern **Normandie** war, die Neugierde hatte, die alte Waſſerleitung zu **Coutances** zu beſehen und zu unterſuchen; die ihm bereits aus dem wenigen bekannt war, was der Verfaſſer der **Alterthümer und Unterſuchungen franzöſiſcher Städte** *y)* davon ſaget. Seine Augen, die ſeit langer Zeit gewohnet waren, ſich an Alterthümern zu üben, bemerketen ſogleich in dieſem Denkmaale alles, was einen erleuchteten Alterthumskundigen rühren kann. Da ihm aber die Zeit nicht geſtattete, das Maaß davon zu nehmen, reiſete er mit der Reue davon: daß er in Stillung ſeiner Neugierde nichts hätte mitnehmen können, wodurch dieſelbe der Akademie und dem gemeinen Weſen nützlich geworden wäre.

Einige Monathe darauf, ward er durch einen Brief von dem Herrn Oberrichter zu **Coutances**, dem Herrn von **Mons** getröſtet. Dieſe obrigkeitliche Perſon, die durch ihre Einſicht und Redlichkeit eben ſo erhaben iſt, als durch die Geburt; ſchickete ihm einen ſehr richtigen Grundriß der Waſſerleitung, nebſt einer ſummariſchen Erklärung, die die

Ein-

---

y) Im II. Th. a. d. 401ten S. Dieſes Werk in zween Duodezbänden führet des Hrn. Andreas du Cheſne Namen, und iſt dem Ruhme dieſes gelehrten Mannes nicht gemäß.

Einſicht des Riſſes erleichterte. Der Herr Abt von Fontenü nahm die Erklärung des Herrn von **Mons** als den Grund an, wornach er arbeiten müßte; und ſetzete ſich vor, als eine Art von Auslegung, dasjenige darauf zu ziehen, was **Plinius**, **Frontin**, **Caſſiodor**, und einige andere alte Schriftſteller die er zu Rathe gezogen, von den Waſſerleitungen der Römer geſaget haben.

Dieſe Arbeit ſchlug in eine lange Abhandlung aus, die er uns zu zweyen malen, den 5. **Auguſt** 1738. und den 24. **April** 1739. vorgeleſen. Weil der Herr Abt Fontenü darinnen ſagete: daß die Unterſuchungen, in welche er ſich bey Gelegenheit der Waſſerleitung zu **Coutances** eingelaſſen, ihm ſogleich Materie zu einer anderweitigen Abhandlung von den Waſſerleitungen überhaupt, an die Hand geben würde: ſo hielt die **Akademie** für rathſam, die erſte zurück zu halten, bis die zweyte, die davon abzuhängen ſchien, fertig ſeyn würde. Dieſe nun, die in vier Theile abgetheilet iſt, ward unſerer **Akademie** den 11ten **März** und 29ten **November** des 1740ten und den 11ten **Auguſt** des 1741ten Jahres vorgeleſen. Wir wollen das ganze Werk in einen einzigen Auszug faſſen, und bey den allgemeinen Unterſuchungen der Waſſerleitungen den Anfang machen. Dieſer erſte Artikel wird nur in einer hiſtoriſchen Erzählung der berühmteſten Waſſerleitungen beſtehen, deren das Alterthum gedenket, und zur Einleitung der beſondern Erklärung von der Waſſerleitung zu **Coutances** dienen, die hier das Hauptwerk iſt.

I. Von den ägyptiſchen Waſſerleitungen.

Man kann nicht zweifeln, daß der Gebrauch der Waſſerleitungen nicht ſchon von den älteſten Zeiten bekannt geweſen

---

z) Quid loquar aerio pendentes fornice rivos,
Qua vix imbriferas tolleret Iris aquas?

Rutilius Numatianus ſchrieb ſeine italieniſche Reiſe in Verſen,

ſen ſeyn ſollte. Die **Aegypter**, die man für eines der älteſten Völker der Welt anſieht, welche in ihrem eigenen Fleiße die Mittel ſuchen mußten, der Dürre einiger ihrer Provinzen abzuhelfen, gruben eine unendliche Menge Gräben, um die Fruchtbarkeit der Waſſer des **Niles** denen Ländereyen mitzutheilen, die davon abgelegen waren. Die bergigten oder mit Felſen beſetzten Landſchaften indeſſen, zogen davon keinen Nutzen; daher kamen ſie auf die Gedanken, Waſſerleitungen, künſtliche Flüſſe zu bauen, deren in den Lüften ſchwebendes Bett, wie der Dichter **Rutilius** ſaget z); die Berge, welche die Natur durch Thäler getrennet hatte, einander zu nähern und zu vereinigen ſcheint.

Herodot ſetzet im II. B. das Unternehmen mit den Waſſergräben in die Regierung des **Seſoſtris** a). Von den Waſſerleitungen ſcheint er in **Aegypten** nur diejenige gekannt zu haben, welche ein **arabiſcher König**, den er nicht nennet, von Ochſenhäuten und andern Thierhäuten machen laſſen, die zuſammen genähet wurden, um das Waſſer aus dem **Koris** auf die Weite von zwölf Tagereiſen zu führen. Weder **Herodot**, noch irgend ein anderer alter Schriftſteller merket die Zeit an, darinnen man diejenigen Waſſerleitungen gebauet hat, welche die Fruchtbarkeit bis in die lybiſchen Wüſteneyen leiteten. Niemand hat uns die Beſchreibung davon gelaſſen, und ohne die Nachrichten der neuern Reiſenden, würden wir nicht wiſſen, daß ſie jemals vorhanden geweſen ſind. Inſonderheit hat der Herr **Abt von Fontenü** aus des Herrn **Maillets** Werke dasjenige genommen, was er von den ägyptiſchen Waſſerleitungen ſaget.

Da Herrn **Maillets** Werk, welchen ein ſechszehnjähriger Aufenthalt in Aegypten, in den Stand geſetzet hatte,

---

ſen, im 416ten Jahre Chriſti. Man ſehe **Fabrizens** Biblioth. lat. T. I. p. 630.

a) Die arabiſchen Schriftſteller eignen dieſe Ehre dem **Joſeph** zu.

hatte, von dieſem Lande ſehr richtige Nachrichten einzuſammeln, in aller Menſchen Händen iſt; ſo wollen wir nur ſummariſch nach ihm ſagen: daß zu Zeiten eines arabiſchen Schriftſtellers, den er auch anführet, ohne die Zeit zu beſtimmen darinnen er gelebet hat, bereits achtzehn Waſſerleitungen gezählet worden; die vom Einfluſſe des **Nils** bis nach **Memphis**, in einem Raume von 180. Meilen *b*), außer zwoen noch größern Waſſerleitungen gelaufen ſind, die zwiſchen **Memphis** und der See gelegen, deren eine das Waſſer in die Wüſteneyen führete, allwo **Jupiter Ammons** Tempel erbauet war; und die andere in den See **Mareotis**, hinter **Alexandrien**. Daß ferner die meiſten von denen Waſſerleitungen, die für **Lybien** beſtimmet waren, 100. Schuh hoch, 20. Schuh breit, und von proportionirter Tiefe geweſen, damit ſie zugleich Schiffe tragen könnten, die mitten durch die Luft allerley Kaufmannswaaren und Lebensmittel überſchiffen konnten. Daß von den achtzehen Waſſerleitungen heute zu Tage nur noch zwo beſtehen, die der Erde gleich gebauet ſind, und deren eine das **Nilwaſſer**, den **Elouahs**, und die andere in die kleine Provinz **Fioume** führet. Daß der **P. Sicard**, ein berühmter Glaubensboth der **Jeſuiten**, in einem Schreiben an den Grafen von **Toulouſe**, noch von einer dritten Waſſerleitung redet, die ebenfalls mit der Erden gleich gemachet iſt, und ſich noch ganz erhalten hat, ſie liegt zu **Abouſire** nahe am See **Möris**. Daß man ſich nicht wundern darf, ſo wenige Spuren von dieſen Denkmälern zu finden; inſonderheit von denjenigen, die über der Erde erhaben waren: denn da die Länder, zu deren Gebrauche ſie aufgeführet waren, durch die Einfälle und Verheerungen, die **Aegypten** zu verſchiedenenmalen erfuhr, entvölkert worden; ſo wurden auch die Waſſerleitungen unnütz; man vernachläßigte ſie, und anſtatt ſie auszubeſſern, trug man vielmehr

---

b) Der Leſer merke im ganzen Artikel, daß es franzöſiſche Meilen ſind.

mehr die Steine davon, und brauchete ſie zu andern Gebäuden. Daß es endlich außer denen Waſſerleitungen über der Erde, oder gleich der Erde, noch unterirrdiſche gegeben; die, da ſie von dem Ufer des **Niles** aus, und durch die Berge unten fortgelaufen, die Waſſer in die unfruchtbaren Ländereyen **Lybiens**, auf 30. bis 35. Meilen weit geleitet haben.

Dieſes letzte, welches einem Wunderwerke ähnlich zu ſeyn ſcheint, wird, wie Herr **von Fontenü** hinzufüget, wahrſcheinlich werden: wenn man ſich der wunderbaren Ciſternen zu **Alexandrien** erinnert, die ſeit den **Ptolomäern** beſtanden haben. Dieſe Waſſerkaſten, welche meiſtentheils von Marmor und als Gänge geſtaltet waren, die nicht nur unter der Stadt, ſondern viel weiter hinaus lieſen, dieneten vielen unterirrdiſchen Waſſerleitungen, durch welche das Waſſer zur Bedürfniß der Stadt, der Vorſtädte und umliegenden Gegenden geführet ward, zu Waſſerhältern. Nach einigen Reiſebeſchreibungen, ſieht man auch noch anitzt die Oeffnungen, durch welche dieſe Waſſerleitungen ihr Waſſer hinein gegoſſen haben. Herr **Maillet** hat die einzige, die noch übrig iſt, geſehen. Sie iſt Mannes hoch, und läuft bis zu den **Biquiers**, fünf große Meilen von **Alexandrien**. Sie zog ihre Waſſer aus einem groſſen Graben, der funfzehn Meilen lang war, und ſich zum Theile noch bis itzt erhalten hat; ja, welcher vor dreyßig bis vierzig Jahren, den franzöſiſchen Kaufleuten noch gedienet haben ſoll, ihre Waaren bis nach groß **Cairo** den **Nil** hinauf zu führen.

Aus dieſem geringen Entwurfe von den Waſſerleitungen der **Aegypter**, kann man ſchlieſſen, daß die ägyptiſchen Könige, denen **Plinius** eine eitele **Pralerey von Ueberfluß** c), in ihren **Spitzſäulen**, und in dem be-

rühmten

---

c) Regum pecuniæ otioſa & ſtulta oſtentatio. *Lib.* XXXVI. C. 12.

rühmten Labyrinthe vorrücket, welches allerdings bloß pra lerhafte Werke ſind, in denen Gebäuden, die den Nutzen ihre Unterthanen betraſen, nicht minder prächtig geweſen; und dieſes ſind die einzigen Denkmäler, die den Namen der Regenten der Unſterblichkeit widmen.

II. Waſſerleitungen im gelobten Lande.

Von **Aegypten** ſchreitet der Herr Abt von **Fontenü** zum **gelobten Lande**, wo er zwo berühmte Waſſerleitungen findet, die eine zu **Tyrus**, die andere zu Jeruſalem. Wenn man, ſaget er, der gemeinen Sage glauben will: ſo iſt die alte Waſſerleitung bey der Stadt **Tyrus**, vom **Salomon**, dem **Hiram** Könige der **Tyrier** zu Liebe, und aus Dankbarkeit für die Hülfe gebauet worden, die er ihm bey dem Baue des Tempels zu **Jeruſalem** erwieſen. Es iſt aber viel vernünftiger, daß man deren Erbauung nach den Zeiten **Alexanders des großen**, ſetze; indem dieſe Waſſerleitung queer durch den Damm gieng, welchen dieſer Eroberer im Meere ſchlagen ließ, um die Inſel, auf welcher die Stadt **Tyrus** liegt, mit der umliegenden Gegend zu vereinigen. Die alte Waſſerleitung zu **Jeruſalem**, welche ehedem das Waſſer aus **Salomons** Teichen in dieſe Stadt führete, wird ebenfalls für ein Werk dieſes Prinzen angeſehen; und dieſe Meynung iſt ziemlich wahrſcheinlich. Wir wollen uns mit der Beſchreibung dieſer zwey Denkmäler nicht aufhalten; wir wollen uns nur auf den **Maundrell** beziehen, von welchem der Herr **Abt** Fontenü dasjenige genommen, was er davon ſaget. Die Beſchreibung der Waſſerleitung zu **Tyrus** d) verdienet inſonderheit geleſen zu werden. Von der zu Jeruſalem ſind nur noch Ueberbleibſel zu ſehen, die kaum einen Begriff von demjenigen machen können, was ſie ehedem geweſen.

III. Waß

---

d) Man ſehe Maundrells Reiſe von Aleppo nach Jeruſalem, a. d. 83. und 151. S.

e) In *Atticis*.

III. Waſſerleitungen in Griechenland.

Der Abſchnitt von den griechiſchen Waſſerleitungen wird etwas weitläuftiger werden. Nicht als ob das Alterthum in Anſehung ihrer mehr Beyhülfe leiſtete: denn die Waſſerleitung zu **Megara**, welche nach dem **Pauſanias** e), auf Befehl des Königes **Theagenes** erbauet ward, um diejenigen Waſſer zu ſammeln, deren jäher Fall und häufiges Anſchwellen einen Theil der **megariſchen** Ländereyen unbrauchbar machete, iſt die einzige die Herr **Fontenü** aus griechiſchen Schriftſtellern kennet f): ſondern er hat aus ſeinen Unterredungen mit dem Herrn **Abte Fourmont**, weitläuftige Erläuterungen über die athenienſiſchen, eleuſiniſchen, argiſchen, korinthiſchen und ſpartaniſchen Waſſerleitungen erhalten. Wir wollen uns bey dieſem Theile um ſo viel lieber aufhalten, da uns der Tod des Herrn **Abtes Fourmont**, unſeliger Weiſe nöthiget, zu zweifeln: ob wir jemals die **Nachricht** von ſeiner gelehrten Reiſe werden zu ſehen bekommen, in welche alle dieſe verſchiedenen Stücke hätten ſollen eingeſchaltet werden.

Die zween Springbrunnen zu Athen, hat Herr **Fourmont** dem Herrn von **Fontenü** geſaget, davon der eine Ἐννεάκρουνος heißt, neun Röhren hat, und welchen **Piſiſtratus** machen laſſen; der andere aber **Kallirhoe** genennet ward, reicheten nicht zu, einem zahlreichen Volke zu allen Bedürfniſſen Waſſer zu ſchaffen; folglich mußte man es von andern Orten herbey holen. Zu dieſem Ende leitete man den Jliſſus gleich bey ſeiner Quelle, drittehalb Meilen von der Stadt, auf dem Wege nach **Marathon** ab. Zu gleicher Zeit bauete man verſchiedene unterirrdiſche Waſſerleitungen, davon zwo noch dieſen Tag beſtehen, und ihr Waſſer in die verſchiedenen Quartiere der Stadt vertheilen. Der Herr **Abt Fourmont** glaubete, ſie wären aus dem höchſten Alterthu-

---

f) Man ſehe Herrn Blanchards Unterſuchungen die Stadt Megara betreffend, im XVII. B. der Memoires dieſer Akademie, a. d. 125. S. Pariſ. Ausgabe.

terthume, und unfehlbar älter als die Eroberung der **Römer**. Vor der Stadt findet man, wie er geſaget hat, ſehr ſchöne Ueberbleibſel zweer andern Waſſerleitungen, etwan eine Viertelmeile von einander; dieſe aber ſcheinen gebauet zu ſeyn, ſeitdem die **Athenienſer** unter **römiſche** Bothmäßigkeit gefallen geweſen. Sie beſtehen aus zwoen Schichten Schwibbögen, ſehr hoch und ſehr breit, die eine über der andern, von einer einfältigen Baukunſt, die dennoch kunſtmäßig ausgeführet iſt, und keinen fernern Zierrath hat, als eine Schnur, die auf beyden Seiten über dem Vorgewölbe wegläuft. Das Maſſive dieſer zwo Waſſerleitungen ſelbſt, bis gegen das Obere der Schwibbögen, iſt aus ſehr harten Steinen, fünf bis ſechs Zolle ins Gevierte, die in gleichen Schichten liegen, und mit einer Kitte zuſammen gefüget ſind, die ſo hart iſt als Kieſelſtein. Die Gewölber und Decken der Bogengänge ſind von einem ſchönen weißen Marmor aus **Penteli**, in welchen man mit dem Meißel den Canal der Waſſer eingegraben. Der Canal iſt überwölbet; auf gewiſſe Weiten von einander ſind Luftlöcher, die ſowohl den Tag hinein fallen, als den Dünſten die Freyheit laſſen, auszudüften. Oben über den Schwibbögen iſt ein Weg von ſieben Schuhen breit, in Geſtalt eines bedeckten Ganges angebracht, der auf beyden Waſſerleitungen von einem Ende zum andern läuft.

Dieſer Weg, ſaget der Herr Abt **Fourmont**, iſt viel kunſtmäßiger, als den man längſt an dem Pont du Gard angebracht hat. Dieſer ſteht außen und unbedeckt, auf dem Rande eines ſo erhabenen Säulenkranzes, daß man ohne Grauſen nicht darüber gehen kann.

Die zwo Waſſerleitungen zu **Athen**, fuhr Herr **Fourmont** fort, liegen im Mitternacht des **Anchesmus**, eines nahe bey dieſer Stadt gelegenen Berges. Die erſte, welche ziemlich nahe bey dem **Cephiſus** iſt, hat drey und zwanzig wohl erhaltene Schwibbögen. Sie zog ihre Waſſer aus der Quelle des **Cephiſus** ſelbſt, welche einen Stral in der Dicke eines Scheffels ausſtürzet, und die atheniensiſchen Wälder durchwäſſert, wo man hundert und zwanzig tauſend Schuh Olivenwald zählet. Die Waſſerleitung läuft anderthalb Meilen von der Stadt, über einen Strom von 40. bis 50. Ruthen breit, weg. Ihre Waſſer ergoſſen ſich ehedem bey dem Auslaufe der Schwibbögen, in die untere Stadt, durch einen Canal, welcher dermaßen längſt dem **Anchesmus** auf der weſtlichen Seite angebracht war, daß er den Springbrunnen **Perſeus**, nicht abſchnitt; welches eine einer Meile weit von **Athen** gelegene und ſehr ergiebige Quelle war.

Die zweyte Waſſerleitung, liegt eine viertel Meile höher, als die erſte gegen die Höhe eben dieſes Stromes, den ſie gleichfalls durchkreuzet, und beſteht aus ſiebenzehn Schwibbögen. Die Waſſer, welche ſie vom Berge **Penteli** an der nordlichen Seite von Athen bekam, ſammleten ſich auf einer Seite des **Anchesmus** zuſammen, von wannen ſie durch einen Graben drey Schuhe breit, nach **Karita**, in das Kloſter **St. Michaels Aſomatos** g), und durch das Stadium bis an die Brücke des **Iliſſus** lieſen: von wannen ſie in die neue Stadt kamen, welche **Hadrian** geſtiftet, und ihr auch ſeinen Namen gegeben hatte. Der größeſte Theil davon ergoß ſich endlich in den Palaſt dieſes Prinzen, welcher itzund das **Didaskalion** heißt. In dieſes prächtige Gebäude ſetzete nach Herrn **Fontenu** Anmerkung, **Hadrian**, welcher ein **Gymnaſium** daraus machen wollen, die älteſte Bibliothek, davon in den Schriftſtellern nur geredet wird; nämlich den Bücherſchatz des **Piſiſtratus**, welcher gleich anfangs unter dem Xerxes, aus Athen nach **Perſien**, aus **Perſien**, vom **Seleukus Nikanor** wieder nach Athen, und aus Athen, von den Römern nach **Rom** gebracht; endlich aber vom **Hadrian** der Stadt Athen wiedergegeben worden.

Dieſe

---

g) Ἀσώματος, ohne **Körper**, wie die Engel ſind.

Dieſe hier beſchriebenen zwo großen Waſſerleitungen ſind heute zu Tage gar nicht mehr brauchbar. **Athen** bekömmt alles Waſſer was es bedarf, aus obberührten zween unterirrdiſchen Canälen, welche einem ſo entferneten Alterthume ähnlich ſehen, daß man ſie noch für Werke der alten Griechen hält. Was die zween andern betrifft, die um ein vieles neuer ſind, ſo bezeuget eine vom **Spon** angeführete Aufſchrift: daß die zweyte vom **Hadrian** angefangen, und vom **Antoninus Pius** vollendet worden. **Herr von Fontenû** ſchätzet ſie wegen der Aehnlichkeit, die die eine mit der andern hat, beyde gleich alt.

Die Waſſerleitung zu **Eleuſis**, einer vier Meilen von Athen gelegenen Stadt, nach der Abendſeite, zog ihre Waſſer aus dem **Triaſius Campus** im **Attiſchen**. Es ſtehen nur noch einige Schwibbögen davon; und weiter hat der **Herr Abt Fourmont** ſeinem Mitbruder nichts davon geſaget.

Die Waſſerleitung zu **Argos** fieng ſich drey Meilen vor der Stadt bey dem Berge **Apſas** an, den ſie durch einen mit der Erde gleich hohen Canal umfloß: welcher aus Kitte und Marmorſtaub zuſammen in Kalk gerühret, gemachet war. In der Citadelle ſieht man einen großen und tiefen Waſſerkaſten, welcher noch bis itzt unverſehret iſt.

Korinth hatte zwo Waſſerleitungen: die eine fieng ſieben Meilen vor der Stadt an, und begann ihren Lauf vom Berge **Cyllene**. Die Canäle, welche noch beſtehen, ſind der Erden gleich, und offen. Sie ſind drey Schuhe breit. Die zweyte fieng vier und eine halbe Meile von **Korinth**, nahe bey **Phlium** an, und bekam ihr Waſſer aus dem kleinen Fluſſe **Agina**, der ein Aſt vom **Aſopus** iſt.

Die

---

[h] **Herr Fourmont** erklärete dieſen Namen durch petit veau (**klein Kalb**), welches ſich aber mit der gewöhnlichen Bedeutung

von

Die Waſſerleitung zu **Sparta**, auf einer Höhe nahe an dem Fluſſe **Eurotas**, iſt vieleicht die ſonderbareſte von allen. Sie fieng ſich ſieben Meilen vor der Stadt an, nahe bey **Pellene**, heut zu Tage **Makropoulo** b). Das Waſſer lief mit der Erden gleich in den Canälen, bis in ein Thal, welches ungefähr eine Meile von **Sparta** gelegen war, und allwo ein Strom läuft, über welchen die Waſſerleitung ſich in Schwibbögen von gehauenen Steinen erhebt, die höher und breiter ſind, als die von den zwo atheniensiſchen Waſſerleitungen. Dieſe Schwibbögen verbinden zwo Anhöhen mit einander, von wannen die Waſſer ehemals durch einen unterirdiſchen Gang gelaufen ſind, um ſich nahe bey der Stadt in einen ſchönen Waſſerhalter zu ergießen, der heute zu Tage unbedecket iſt. Dieſer Waſſerhalter iſt ein groſſes viereckigtes Stück, aus kleinen Kieſelſteinen zuſammen geſetzt, die mit einer ſo harten Kitte verbunden worden, als der Kieſelſtein ſelbſt iſt. Aus dieſem Waſſerhalter floß das Waſſer in die Stadt, und in eine andere Waſſerleitung, die aus hundert kleinen gewölbeten Schwibbögen beſtand; dieſe erhielt ihr Waſſer drittehalb Meilen von da, aus Canälen, die drey Fuß breit und einen Fuß tief waren, und aus Ableitungen von dem **Knaſſeus** und dem **Tiſoa**, angefüllet wurden.

Dieſes ſind die einzigen Waſſerleitungen, von welchen Herr **Fourmont** den Herrn **Fontenü** unterhalten hat. Es hätte nur an ihm gelegen, auch von denen zu **Conſtantinopel** zu reden: allein, allem Anſehen nach, hat er daran nichts bemerket, welches verdienete demjenigen beygefüget zu werden, was verſchiedene Reiſebeſchreiber davon geſaget haben. Der Herr Abt **Fontenü** hat alſo, in der Abſicht alles zu ſammeln, was zu ſeiner Materie gehöret, einen beſondern Artikel aus **Whelers** Nachricht davon gemachet, deſſen

---

von μακρὸς, longus, nicht reinet; und meynete, man habe den **Pellene** wegen ſeiner vortrefflichen Viehweiden ſo genennet.

deſſen bloße Anzeige uns genug ſeyn wird i). Wir wollen nur bemerken, daß die Waſſerleitungen zu **Conſtantinopel**, im erſten Jahrhunderte der Regierung der **Conſtantine** erbauet worden; und hinzufügen, daß alle Waſſerleitungen die uns noch zu nennen übrig bleiben, es ſey nun in **klein Aſien**, oder in **Italien**, **Spanien** und **Gallien**, alles ſo viel Werke der **Römer** ſind, die in allen ihrer Herrſchaft unterworfenen Provinzen einige Denkmäler ihrer Pracht, als ein Merkmaal ihrer Beherrſchung hinterlaſſen haben.

IV. Waſſerleitungen in klein Aſien.

Wir wollen bey **klein Aſien** anfangen. Man ſieht zu **Smyrna** zwo ſehr wohl erhaltene Waſſerleitungen, die ihr Waſſer eilf bis zwölf Meilen von der Stadt empfangen; und nachdem ſie ſolches durch ſteinerne Canäle, die gleich der Erde zugedecket ſind, fortgeführet, daſſelbe auf Schwibbögen von einem Berge zum andern, in einer Höhe von vierzig bis funfzig Schuhen, queer durch zwey breite Thäler tragen.

Zu **Ephesus** ſind nur noch die Ueberbleibſel zwoer ähnlichen Waſſerleitungen, die ihr Waſſer von **Scala nova**, ſiebenzehn oder achtzehn Meilen von der Stadt empfangen. Nahe bey der Höhle woraus dieſes Waſſer quillt, ſieht man noch ausgegrabene Steine, in welchen dem Anſehen nach, ehedem die Bildſäulen einiger Waſſergötter mögen geſtanden haben. Wenn man den Spuren dieſer zwo letzten Waſſerleitungen nachforſchet, ſo findt man auf dem Wege von **Scala nova** nach **Epheſus**, fünf Meilen von der Stadt, eine lange Reihe Schwibbögen, auf deren einem eine Aufſchrift zu Ehren der **Diana**, und der Kaiſer **Auguſtus** und **Tibers**, zu leſen iſt. Herr **Spon** führet ſie

---

i) Man ſehe **Georg Whelers Reiſe durch Dalmatien und Griechenland**, im I. Th. a. b. 170. S.

ſie im III. Bande ſeiner Reiſe an, und ſie beweiſt, daß dieſe zwey Denkmäler von den **Römern** wenigſtens ausgebeſſert worden ſind.

Wegen der übrigen Waſſerleitungen von **Klein Aſien** verweiſt uns der Herr Abt **Fontenü**, auf die Nachrichten der Reiſenden, unter denen er den **Paul Lucas** anführet, deſſen Zeugniß von denen Dingen, die er ſelbſt geſehen, allerdings für etwas zu rechnen iſt.

V. Waſſerleitungen in Rom.

Die römiſchen Waſſerleitungen würden ihm ein weites Feld eröffnet haben, wenn ihm nicht in ſeinen Unterſuchungen eine groſſe Menge Schriftſteller zuvor gekommen wäre, die ſchon vor ihm, eben dieſe Materie abgehandelt haben; nämlich **Plinius**, **Frontin**, **Donat**, **Juſtus Lipſius**, **Nardini**, **Fabretti** und viele andere. Von allem nun, was er aus dieſen verſchiedenen Schriftſtellern ausgezogen hat, wollen wir einige allgemeine Anmerkungen nehmen.

1. Unter denen Denkmälern, die den Fleiß und die Pracht der **Römer** bezeugen, machen ihnen keine mehr Ehre, als eben dieſe Waſſerleitungen; man mag nun dieſe Gebäude von Seiten der groſſen Vortheile betrachten, welche die Städte daraus zogen, für welche ſie angeleget waren, oder die erſtaunlichen Seltenheiten erwägen, die ſich daran befanden. Man erwäge nur die Länge von einigen, welche vierzig, funfzig, ja ſechzig Meilen weit herkamen; ferner die Höhe einiger andern, die die oberſten Gipfel der höchſten Hügel erreicheten, an allen aber die Dauerhaftigkeit des Baues, die unermeßlichen Koſten, welche viele erfodert, und die Arbeit, welche man anwenden müſſen, Thäler auszufüllen, Berge abzutragen, oder dieſelben etliche Meilen weit zu durchſtechen, Felſen auszuhöhlen, und end-

lich in tiefen Gründen Schwibbögen über Schwibbögen aufzuführen, um die Waſſer mit Anhöhen von mehr als hundert Schuhen hoch, in einer Gleiche zu führen.

2. Die einzige Stadt **Rom** hatte, nach dem **Prokopius**, vierzehn große Waſſerleitungen, welche acht hundert und ſechs und funfzig öffentliche und häusliche Bäder, tauſend drey hundert zwey und funfzig Seen, oder große Teiche und Waſſerſchäße, ſechszehn warme Bäder, funfzehn **Nympheen**, und ſechs **Naumachien**, erfüllen mußten; ohne noch die breiten und langen Gräben zu rechnen, deren einige **Euripen** genennet wurden. Dieſer wunderwürdige Zufluß von Waſſer ergoß ſich in die unterirrdiſchen Behältniſſe der Stadt, um die Cloaken zu reinigen, und den unreinen Schlamm in die **Tiber** zu führen.

3. Die **Römer** ſahen die Vortheile der Waſſerleitungen ſo gut ein, daß ſie zur Dankbarkeit, ihren Waſſern die Namen derer jenigen beylegeten, von welchen ſie ſie empfangen hatten. Daher kommen die Namen aqua *Appia*, aqua *Marcia*, aqua *Julia*, *Auguſta*, *Trajana*, *Antonina*, *Severiana*, *Septimiana*, *Alexandrina*. Von dieſer letzten Waſſerleitung ſieht man nach dem **Fabretti**, annoch mehr als fünf hundert Schwibbögen hin und her in den **römiſchen** Feldern zerſtreuet. Aus eben dieſem Triebe der Dankbarkeit ließen ſie gemeiniglich auf den vornehmſten Schwibbogen, den Namen und die Titel desjenigen Kaiſers graben, unter deſſen Regierung die Waſſerleitung war gebauet oder ausgebeſſert worden; und hier ſind die Kaiſer **Auguſtus**, **Claudius**, **Veſpaſian**, **Titus**, **Trajan**, **Septimius Severus**, **Caracalla** und verſchiedene andere berühmet.

VI. Waſ-

---

k) Verſchiedene berühmte Schriftſteller, unter denen der Herr Abt von Fontenü den P. Montfaucon nennet, haben

VI. Waſſerleitungen in Italien.

Diejenige Waſſerleitung in Italien, welche ſich noch am beſten erhalten hat, iſt die zu **Spoleto**, auf einem Felſen, mitten in einem Thale, oder vielmehr einem Abgrunde, gegründet. Sie ſteigt bis hundert und fünf Ruthen, das heißt ſechs hundert und dreyßig Schuhe in die Höhe, um zween benachbarte Berge zu vereinigen. Dieſes Werk, welches die Sage des Landes, **Dietrichen** dem Könige der **Gothen** beymißt, wie Herr **Fontenü** ſaget, iſt vieleicht das verwägenſte und höchſte Stück der Baukunſt, was man in der Welt nur kennet: auch die höchſte der ägyptiſchen Spitzſäulen nicht ausgenommen, der man doch nur ſechs hundert Fuß in die Höhe beyleget. Sie ſteht noch unverſehret, und fährt ſeit ſo vielen Jahrhunderten fort ihr Waſſer in die Stadt zu leiten, zugleich dienet ſie zu einer Brücke, darüber man geht.

Die Waſſerleitung zu **Narni**, übertraf die zu **Spoleto** noch, durch die Pracht und Breite ihrer Schwibbögen, deren gröſter, nach **Miſſons** Berichte, hundert und ſiebenzig Schuhe breit geweſen: allein, von vier Schwibbögen woraus ſie beſtanden, ſteht nur noch ein einziger. Im Lande heißt er **Auguſtus Brücke** k), und die Sage leget dieſem Prinzen die Ehre davon bey.

Dieſe Waſſerleitung zu **Narni**, würde ihres Orts abermal denen zu **Miſena** weichen müſſen, wenn ſie behalten geblieben wären: denn man glaubet, ſie ſey von Marmor geweſen. Die Quelle welche ihnen das Waſſer gab, entſpringt aus einem ſehr jähen Felſen, und machet eine Art von Waſſerfall, aus welchem unten ein Bach rinnt, deſſen in zwo Waſſerleitungen aufgefangenes Waſſer, ſich in zween groſſe Waſſerhälter ergoß, die den Kennern unter

---

haben dieſe Waſſerleitung für eine wirkliche Brücke gehalten.

dem Namen der Piſcinæ admirabilis, und der Centocamerella bekannt ſind. Dieſe zwey Behältniſſe waren vom Agrippa erbauet worden, um darinnen den Vorrath von ſüßem Waſſer aufzubewahren, welchen die Flotte nöthig hatte, die **Auguſtus** in dem Hafen zu **Miſene** hielt.

VII. Waſſerleitung zu Segovien in Spanien.

In ganz Spanien hat nur eine einzige Waſſerleitung des Herrn **Abtes Fontenú** Aufmerkſamkeit beſchäfftiget. Dieſes iſt die zu **Segovien**, welche zween Berge zuſammen verbindet, die drey tauſend Schritte von einander liegen. Sie beſteht aus hundert ſieben und ſiebenzig Schwibbögen, in zwoen Schichten über einander ſtehend. Der unterſte Gang bringt das Waſſer in die Vorſtädte, und der obere in die rechte Stadt. Ungeachtet die Steine daran ohne alle Kitte verbunden ſind, ſo iſt dennoch der ganze Bau dermaßen dauerhaft, daß er ſich noch bis anitzt unverſehret erhalten hat *l*). Die wahrſcheinlichſte Meynung eignet dieſes Werk dem **Trajan** zu.

VIII. Waſſerleitungen in Gallien.

Von allen Provinzen die der **römiſchen** Herrſchaft unterworfen geweſen, iſt **Gallien** diejenige, wo ſie die größte Zahl von Waſſerleitungen angeleget zu haben ſcheinen. Verſchiedene ſind nur noch durch ihre Ueberbleibſel bekannt; von der zu **Lyon** aber, ziehe man den **Pater de Colonia**, von der zu **Metz**, den **Meuriſſe**, von denen zu **Orange** und **Frejus**, die Geſchichtſchreiber der **Provence**, von denen zu **Nimes** *m*) und **Toulouſe**, die Geſchichtſchreiber von **Languedoc**, zu Rathe; und mit denen Beſchreibungen die dieſe Schriftſteller davon geliefert haben,

---

l) Der **Herr Abt Fontenú** bezieht ſich auf die Beſchreibung des **Colmenares**, eines ſpaniſchen Schriftſtellers, von dieſe Waſſerleitung. Siehe Hiſtoria d laCividad di Segovia.1637.in fol haben, halte man die Riſſe zuſammen, die der **P. Montfaucon** davon herausgegeben hat. Alsdann wird man urtheilen, daß kein Theil von Europa ſo viel koſtbare Denkmäler der römiſchen Pracht beſitze, als **Gallien**. Wir gehen alle dieſe groſſen Werke ſchnell vorüber, die ſchon anderwärts bekannt ſind; damit wir deſto eher zu der Waſſerleitung von **Coutances** kommen können, bey welcher dem Herrn Abte **Fontenü** das Verdienſt bleiben wird, daß er ſie zuerſt bekannt gemachet hat.

IX. Waſſerleitung zu Coutances n).

Die Waſſerleitung zu **Coutances**, ſaget er, hat ſich bis anitzt ſo erhalten, wie ſie urſprünglich erbauet worden iſt: ausgenommen die Vorgewölbe von eilf Schwibbögen, die in neuern Zeiten ausgebeſſert worden. Sie iſt ſo, wie alle alte Waſſerleitungen zu **Rom**, davon uns **Frontin**, Aufſeher der Waſſerkünſte zu **Trajans** Zeiten, und **Fabretti** nach ihm die Beſchreibungen geliefert haben, zum Theile aus lauterm feſten Mauerwerke, opere conſtructo, oder conſtructionibus; zum Theile aus Schwibbögen, opere arcuato, oder cameratis arcubus; zum Theile auch aus unterirrdiſchen Werken, oder Canälen, operibus ſubterraneis, gebauet.

Die Waſſer welche ſie führete, kamen aus dem Brunnen **Ecoulandrie**, von dem Namen des Landes wo er liegt, ſo genannt. Graben von Erde fiengen ſie am Ausguſſe der Quelle auf, und leiteten ſie in einen Waſſerhalter, der ſechzig geometriſche Schritte davon lag. Dieſer Waſſerhalter iſt faſt noch ganz übrig. Es iſt ein Gebäud von zehn Schuhen ins Gevierte, mit Schieſer bedecket, in deren Mitten ein

---

m) Dieſe iſt unter dem Namen des Pont du Gard bekannt, d. i. gothiſch, Schloßbrücke.

n) Man ſehe die IV. Kupfertafel.

Keſſel von vier Schuhen breit und ſechs Schuhen lang, zween Schuhe aber tief, mit daſigen Sandſteinen von eben der Art wie die Schwibbögen haben, ausgefüttert, zu ſehen iſt; dieſen Ort nennet man die **Ruhe**. Aus dieſem Behältniſſe nun floß das Waſſer queer über große Stücken Land, die als ein Obſtgarten beſetzet waren, und ergoß ſich in die Schwibbögen der Waſſerleitung, welche daſſelbe durch bleyerne Röhren unter einen andern ebenfalls als ein Obſtgarten gepflanzten Theil von Land führeten, den man die **Kruſte**, oder den **Mönchszaum** nannte. Hierauf floß es durch ein **Jakobinerkloſter**, welches einige Linien davon zu ſeiner Bedürfſtniß behielt. Von hier floß es in die Stadt, um ſich durch ein großes Waſſerbecken in das Waſſerſchloß o) zu ergießen; welches mitten auf dem Markte der Cathedralkirche, und gegen über der großen Pforte liegt, von wannen es ſich in die verſchiedenen Quartiere vertheilete. Itzt iſt von dieſem Waſſerbecken nicht die mindeſte Spur mehr vorhanden, welches nur noch aus einigen Urkunden bekannt iſt, in welchen davon geredet wird.

Da die Waſſerleitung zu **Coutances** ihre Waſſer nicht von weitem her bekam, ſo war ſie auch nur von der Quelle, aus welcher ſie dieſelben ſchöpfete, bis auf ihren Ausguß in das Waſſerſchloß nahe an der Cathedralkirche, neun hundert zwey und dreyßig geometriſche Schuhe lang; nämlich drey hundert und funfzig von dieſer Kirche bis an die erſte Thüre, durch welche man auf die Schwibbögen kömmt, hundert zwey und dreyßig von dieſer Thüre bis zur dritten, und vier hundert und funfzig von dieſer, welches die letzte iſt, bis zur Quelle. Von dieſen 932. Schritten waren 800. unterirrdiſche Arbeit, zum Theile von bleyernen Röhren, zum Theile von Backſteinen, welche in Gräben geſetzet, und wieder mit Erde bedecket waren. Die andern

132.

---

o) Die alten nannten dieſe Waſſerſchlöſſer, Caſtellas, caſtra, receptacula, dividicula, immiſſaria und emiſſaria. Dieſe

132. Schritte, welche 660. Schuhe oder 110. Ruthen ausmachen, enthalten alle auf der Kupfertafel angezeigeten äuſſern Werke.

Dieſe ſechs hundert und ſechzig Schuhe kann man in drey Theile eintheilen. Der erſte von ſiebenzig Schuhen lang, iſt von einem feſten Mauerwerke, operis conſtructi, und geht von der erſten Thüre der Waſſerleitung nach der Stadt zu, bis an den erſten Schwibbogen an eben dieſer Seite. Der andere von vierhundert und ſechzig Schuhen, iſt ein in Schwibbögen erhabenes Werk, operis arcuati, von dem erſten Schwibbogen gegen den Gipfel des erſten Hügels an, bis an den funfzehenten auf der Spitze des zweyten Hügels. Der dritte von hundert und dreyßig Schuhen, geht vom funfzehenten Schwibbogen bis zur dritten Thüre. Das ganze Werk iſt geſchloſſen, feſt und maſſiv, ausgenommen der ſechszehente Schwibbogen, welcher offen iſt, um einem Wege Raum zu machen.

Was man oberhalb der Erde von dieſer Waſſerleitung ſieht, das liegt zum Theile queer in einer Wieſe oder einem Thale, ſo zwiſchen zween Hügeln an die es anſtößt; zum Theile auf denen als Obſtgärten gepflanzten Erdſtücken. Die Kupfertafel zeiget die Einrichtung und den Hang des Erdreiches. Inſonderheit muß man daran bemerken, daß die zween Hügel, zwiſchen welchen die Waſſerleitung liegt, ſich erheben, ſo wie ſie ſich entfernen; ſo daß derjenige, der ſich der Stadt nahet, über das Obere der Schwibbögen 20. Schuhe wegraget; und derjenige der ſich nach der Quelle wendet, überſteigt ſie um dreyßig Schuhe.

Es iſt leicht zu ſchlieſſen, daß eine ſolche Lage der Waſſerleitung ſehr nachtheilig hat ſeyn müſſen. In der That,

da

ſe zween letzten Namen gründeten ſich auf den gedoppelten Nutzen dieſer Waſſerhälter, das Waſſer aus der Waſſerleitung zu empfangen, und an die gehörigen Orte hinzuſchaffen.

da die Waſſer, die aus der Quelle kamen, einerſeits in die Canäle hinunter fallen, und an der andern darinn wieder ſehr eilig hinaufſteigen mußten: ſo haben ſie mit ſolcher Heftigkeit an die innern Wände ſchlagen müſſen, inſonderheit wider die Winkel oder Arme der hinunter und hinauf laufenden Canäle, daß ſie oftmals gebrochen ſind, zu welchem Zufalle denn auch noch die ausdehnende Kraft der in den Canälen verſchloſſenen Luft das ihre beytrug. Daher wurden die Ausbeſſerungen daran ſo häufig, daß, da es den Einwohnern zu **Coutances** an Gelde fehlete, ſie zu unterhalten, ſie allmählich die Ausbeſſerung ihrer Waſſerleitung gar haben fahren laſſen, welche anitzt zu verfallen drohet; daſern man nicht eilet, den Anſchlag wieder aufzuleben und auszuführen, welchen Herr **Foucault**, in der Zeit, da er Aufſeher zu **Caen** war, gegeben hat, um ſie wieder herzuſtellen.

Dieſes Denkmaal iſt unter dem Gewölbe, von der Wieſe an gerechnet, acht und dreyßig Schuhe hoch: das Gewölb aber iſt zehn Zolle dick. Die bleyernen Röhren, welche ebenfalls durch die Wieſe liefen, waren mit der Erde und denen Steinen, die ſie wieder bedeckten, einen Schuh hoch; welches denn dem ganzen Werke eine Höhe von neun und dreyßig Schuhen und zehn Zollen gab. Allein eben dieſes Maaß ändert ſich, nachdem das Erdreich ſich erhöhet und zu den Anhöhen hinaufſteigt, wo die Höhe der Schwibbögen hinan ſtößt.

Das Gewölb, welches fünf Schuhe und ſechs Zolle breit iſt, trägt zu beyden Seiten eine kleine Mauer, oder Bruſtwehre von zween Schuhen vier Zollen hoch, und einen Schuh breit. Zwiſchen dieſen kleinen Mauern iſt ein leerer Raum von drey Schuhen und ſechs Zollen; in deſſen Mitte die bleyernen Röhren geleget waren, worinnen die Waſſer liefen.

Gewiſſe Dachrinnen, die anderthalb Schuhe zu beyden Seiten der Schwibbögen, gleich über dem Vorgewölbe, hervorſpringen, dieneten nicht nur dazu, das Regenwaſſer ablaufen zu laſſen, welches zwiſchen die Steine und die Erde hätte dringen können, womit die bleyernen Röhren bedecket waren, ſondern auch das Waſſer aus den Röhren ſelbſt durchzulaſſen, wenn ſie ſich etwa öffneten.

Von den ſechzehn Schwibbögen die dieſe Canäle tragen, ſind dreyzehn an der Stadtſeite, welche zwey und zwanzig Schuhe in der Oeffnung, oder im Abſtande eines Pfeilers vom andern haben. Gleichwohl hat man kein ſo genaues Verhältniß dabey beobachtet, daß nicht bey den mehreſten ein Unterſchied von einigen Zollen, weniger oder mehr, ſeyn ſollte. Der vierzehente hat nur funfzehn Schuhe in der Oeffnung oder im Lichte, der funfzehente ſiebenzehn, und der ſechzehente nur eilfe. Dieſer Schwibbogen ſteht ſechs und ſiebenzig Schuhe von den andern ab, und ſcheint, wie bereits geſaget worden, nur dazu gemachet zu ſeyn, daß der Weg darunter frey fortlaufe. Eine jede von den Thüren iſt vier Schuhe hoch und drittehalb Schuhe breit.

Die viereckigten Pfeiler, auf denen die Schwibbögen ruhen, haben ein jeder bis auf einen geringen Unterſchied, zehn Schuhe in die Breite, und ſiebenzehn in die Länge, die Stockbögen oder Gegenpfeiler mitgerechnet. Die Stockbögen p), ſind fünf Schuhe und neun Zolle dick: allein dieſe Dicke nimmt in einer gleichen Verminderung von ſechs zu ſechs Schuhen, von dem unterſten ihrer Grundlage bis an das oberſte der Waſſerleitung ab; deren ganze Höhe in allem zwey und vierzig Schuhe und zween Zolle iſt, die Höhe der zween Schuhe und vier Zolle obiger kleinen Mauer, oder Bruſtwehre mitgerechnet. Außerdem giebt die proportionirte Abnahme, die man in den Gegenpfeilern beob-

achtet

---

p) Anterides im Vitruv

achtet hat, dem ganzen Werke ein ungezwungener Anſehen, und folglich mehr Anmuth. Das Grundgebäu wird auch dadurch von der gar zu großen Laſt befreyet, welche es hätte tragen müſſen, und dieſes iſt einer von denen Regeln gemäß, die **Vitruv** vorgeſchrieben hat.

Das ganze Werk iſt aus ungehauenen Steinen verfertiget, die breiter als hoch, von unordentlicher Geſtalt, aber gemeiniglich auf irgend einer Seite glatt genug ſind, daß ſie regelmäßig haben können geſtellet werden. Sie ſind gleichſam auf gut Glück geordnet, ohne Unterſchied von Schichten oder Lagen, und ohne daß jemals ein Meißel oder Hammer daran gekommen zu ſeyn ſcheint *q*). Der Herr Abt **Fontenů** findet, daß ſie derjenigen Art von Steinen ziemlich gleichen, deren man ſich in **Paris** zu Grundlegung der Schiffufer bedienet. „Da ſie, ſaget er, ſehr „locker ſind, ſo klebet ſich der Mörtel dergeſtalt hinein und „vereiniget ſich mit ihnen, daß eine einzige Maſſe daraus „wird, die mit der Zeit eine erſtaunliche Feſtigkeit bekömmt. „Eben dieſer Feſtigkeit muß man die lange Dauer der Waſ„ſerleitung zu **Coutances** beymeſſen, welche mit Ausnahme „eines Theiles ihrer Gewölber, die einer Ausbeſſerung be„dorſt haben, ſeit vierzehn bis funfzehn hundert Jahren faſt „noch unverſehret daſteht.„

Dieſe letzte Beobachtung leitet ihn auf die Unterſuchung: 1. zu welcher Zeit die Waſſerleitung zu **Coutances** erbauet worden. 2. Zu welcher Zeit die Gewölber der eilf Schwibbögen ausgebeſſert worden.

Bevor der Herr Abt **Fontenů** auf die erſte Frage antwortet, ſo durchläuft er die verſchiedenen Meynungen von

dem

---

q) **Vitruv** nennet dieſe Bauart emplectum, vom Griechiſchen ἐμπλεκτόν.

r) Im XV. Buche.

s) Der Herr Abt Fontenů

hält

dem Urſprunge der Stadt **Coutances**, und erkläret ſich für diejenige, die deren Erbauung gegen das Ende des III. Jahrhunderts, oder zu Anfange des IV. ſetzet. Die mehreſten Gelehrten, ſaget er, erkennen **Coutances** in einer Stelle im **Ammian Marcellin** [r]), welcher nach ihnen der erſte Schriftſteller iſt, der ihrer unter dem Namen Conſtantia Caſtra erwähnet: nicht als ob dieſer Ort, ſetzet der Herr **Abt Fontenú** hinzu, ein beſtändiges Lager der **Römer** geweſen wäre, wie **Robert Cenalis**, **Belleforeſt**, **Bourgueville** und viele andere glauben; ſondern weil es gleich anfangs ein wichtiges Lager war, dem zu Ehren man den Namen des **Conſtantius Chlorus** oder irgend eines von ihm abſtammenden Prinzen [s]) gegeben, der es vermuthlich befeſtiget hatte, damit es zu einem Bollwerke im **Cotentiniſchen** gegen die Einfälle der nordiſchen Seeräuber dienen ſollte.

Verſchiedene Mitglieder der **Akademie** waren in dieſem Stücke des Herrn **Abtes Fontenú** Meynung nicht. Sie geſtunden ihm zwar zu, daß **Coutances** wirklich im IV. Jahrhunderte, und auch aus der von ihm angeführeten Urſache, den Namen Conſtantia Caſtra angenommen: allein ſie behaupteten, daß dieſe Stadt ehemals **Coſedià** geheißen. Dieſes bewieſen ſie aus **Antonius** Itinerario, und aus **Peutingers** Tabelle, welche **Coſedià**, der eine zwanzig Meilen von **Alauna**, die andere neun und zwanzig Meilen von **Coriallum**, oder **Cherbourg** [t]) ſetzen, welches genau der Abſtand der Stadt **Coutances** von dieſen zween alten Oertern iſt. Hieraus nun ſchloſſen ſie, daß die Stadt **Coutances** noch viel älter ſey, als der Herr **Abt Fontenú** vorausſetzet; welcher, wie ſie ſageten, deren erſte Grundlegung mit ihrer fernern Zunahme oder mit der neuen

Ge-

---

bleibt vorzugsweiſe beym **Conſtantius Chlorus**.

[t] Im folgenden Artikel kommen geographiſche Anmerkungen über Coriallum, **Cherbourg**, vor.

Geſtalt zu vermengen ſchien, die ſie damals erhalten, als die Römer ein befeſtigtes Lager daraus gemachet, und einen Ausſchuß von der erſten flaviſchen Legion hinein geleget; damals erhielt ſie den Namen Caſtra Conſtantia, welchen man über ein Jahrhundert lang den Namen Coſediæ beyfügete u).

Der Herr **Abt Fontenu** fährt fort: man hat allerdings Urſache zu glauben, daß die Waſſerleitung zu gleicher Zeit erbauet worden, und ſeine Meynung iſt wahrſcheinlich. Da **Coutances** lauter böſes Waſſer hat, ſo hat dieſer Zuſchub für die Beſatzung, welche man hinein legen wollen, nöthig ſcheinen müſſen. Gleichwohl findet ſich, weder in den Geſchichtſchreibern, noch in den Urkunden der Provinz, nur die mindeſte Erwähnung dieſer Waſſerleitung, vor dem XII. Jahrhunderte; und auch hier wird ihrer nur wegen der Ausbeſſerungen gedacht, die dieſes Denkmaal nöthig hatte, und die damals vorgenommen worden. Da die mehreſten Gewölber davon verfallen geweſen, und faſt nur noch die Pfeiler davon geſtanden, ſo nannte man ſie damals im Lande pilarios. Ein alter Weg, der aus der Stadt nach der Waſſerleitung geht, wird in denen Urkunden, davon man hier redet, iter ad pilarios genannt. Vermuthlich hat auch die Stadt Coutances von dieſen Pfeilern das Hauptſtück ihres Wapens genommen x).

Die Zeit betreffend, in welcher die Waſſerleitung ausgebeſſert worden, ſo muß das 1159te Jahr, welches in einem Steine, oben an einem Pfeiler zwiſchen dem dritten und vier-

---

u) Der Namen Coſediæ verſchwand mit der Zeit, wie es vielen galliſchen Städten unter der römiſchen Bothmäßigkeit gegangen iſt.

x) Das Wapen von Coutances iſt blau, mit drey ſilbernen Pfeilern oder Säulen: der Drittheil des Schildes iſt roth mit einem goldenen Leoparden; welches ihr die Herzoge von der Normandie zugeſtanden.

y) Es iſt golden mit zwo blau-
en

vierten Schwibbogen eingegraben ſteht, der Zeitpunct derer eilf Schwibbögen mit Vorgewölben ſeyn, die ſich in einem Winkel ſchlieſſen. Dieſen Zeitpunct hat man bisher nicht gewußt, weil er gar zu hoch ſteht, daß man ihn hätte gewahr werden können; wie denn auch der Herr Abt **Fontenü** deſſen Entdeckung dem Herrn **von Mons** ſchuldig iſt.

Nunmehr kömmt es auf die Frage an, wem die Stadt **Coutances** dieſe Wohlthat zu verdanken hat. Die Antwort ſteht abermals auf dieſem Denkmaale ſelbſt. Das Wapen des Hauſes **Paiſnel** y), welches oben an einem von den Gegenpfeilern der Waſſerleitung eingegraben iſt, läßt keinen Zweifel übrig, daß die Ausbeſſerung der eilf Schwibbögen, nicht einem von den Herren dieſes Namens zukomme. Ungeachtet das Haus **Paiſnel**, eines der vornehmſten in der **Normandie**, ſchon ſeit langer Zeit erloſchen iſt: ſo möchten doch die Neugierigen wohl mit Vergnügen einen Auszug aus dem Geſchlechtregiſter ſehen, welches der Herr Abt **Fontenü**, aus den Nachrichten des Herrn **von Mons**, davon geliefert hat.

Das Haus **von Paiſnel** (Paganellus) ſaget er, iſt urſprünglich aus **Norwegen**, und erkennet für ſeinen Stammvater einen der oberſten Hauptleute des **Rollo**, erſtern Herzogs der **Normandie**: welcher zum Lohne derer von ihm erhaltenen Dienſte, ihm ein groſſes Stück Landes in dem **Cotentiniſchen**, einer Landſchaft gab, die damals gänzlich von den Verheerungen der **Normänner** verderbet war. Sogleich im Anfange des XI. Jahrhunderts, beſaßen die

---

en Binden, im Felde ſtehen neun rothe Amſeln, 4. 2. und 2. Der Verfaſſer der Alterthümer und Unterſuchungen der Städte, hatte dieſe Anmerkung bereits gemacht. Indeſſen ſiehet man auf der Kupfertafel das Wapen des Paiſnelliſchen Hauſes deswegen nicht, weil der Stein, auf welchem es geſtochen iſt, an der Oſtſeite ſteht; dieſer Riß aber die Weſtſeite zeiget. Eben ſo geht es mit der Jahrzahl 1159. davon oben geredet worden.

die Nachkommen dieſes berühmten Kriegshelden, die Ländereyen **Bricquebec**, **Gace**, und **Hambie** (Hambaya). Zu **Hambia** ſtifteten ſie im 1015ten Jahre z) eine Abtey Benedictinerordens; ſie gaben ihren Namen der Herrſchaft **Fontenai-le-Paiſnel**, und der Sergenterie a), de la **Haie-Paiſnel**. Sie thaten ſich unter **Wilhelmen** dem **Eroberer** in einem engländiſchen Feldzuge 1066. hervor. Neun Bannerherren dieſes **Hauſes** begleiteten den **Robert Courte-Heuſe**, **Wilhelms** Sohn, bey dem Kreuzzuge im 1095ten Jahre. **Foulque Paiſnel** war einer von denen zehn normänniſchen, oder engländiſchen Herren, welche im 1173ten Jahre die Vermählung **Johanns**, nachmals ohne **Land** zugenamet, **Heinrichs** des II. Sohnes, mit der **Alais** (**Adelheid**) eines Grafen von **Maurienne** Tochter b) unterſchrieben. Im 1215ten Jahre unterſchrieb eben dieſer **Foulque**, im Namen **Philipp Auguſts**, welcher die **Normandie** wieder erobert hatte, den Waffenſtillſtand, welchen dieſer Prinz mit dem **Johann** ohne **Land** eingegangen war; und eben dieſem will der Herr Abt **Fontenü** die Ausbeſſerung der Waſſerleitung beygelegt haben, es ſey nun, daß er die ſämmtlichen Koſten über ſich genommen, oder auch nur mehr als ein anderer dazu hergegeben habe. In dieſem Falle nun müßte man dieſem **Foulque Paiſnel** ein ſehr langes Leben beylegen. **Johann Paiſnel**, welcher ein Enkel des **Foulque** geweſen ſeyn mag, ſtiftete

das

---

z) Der Verfaſſer des Tractats Neuſtria Pia, ſagt a. d. 811ten Seite: circa annum 1145. und führet die Stiftungsacte an, ohne ſie zu datiren. Der Herr Abt Fontenü ſagt nicht, auf was für einen Beweis er die Stiftung dieſer Abtey im 1015ten Jahre gründet. Der Unterſchied beträgt 130 Jahre.

a) Die Normandie theilet ſich im Anſehung der Gerichtsbarkeiten, in ſieben große Landvogteyen: jede Landvogtey in Burggrafſchaften; jede Burggrafſchaft in Sergenterien *); und jede Sergenterie in mehr oder weniger Kirchſpiele, nach dem Maaße des Umfanges. Dieſe Sergenterien ſind Lehne, die der König vergiebt, deren Beſitzer unter der Rechnungskammer ſtehen. Gleichwohl giebt ihnen dieſelbe kein ander Recht, als an

einen

das Jakobinerkloſter zu **Coutances**, im 1247ten Jahre. Von ihm ſtammete ein anderer **Johann Paiſnel** ab, Carls des VI. Kammerherr, Hauptmann und Wacht (Capitaine & Garde) das heiſſt: Befehlshaber zu **Coutances** im 1402ten Jahre. **Nicolaus Paiſnel**, ſein Anverwandter, war der letzte von dem älteſten Stamme. **Johanna Paiſnel**, einzige Erbinn des **Nicolaus**, vermählete ſich 1414. mit **Ludwigen d'Etouteville**, und brachte ihm die Ländereyen **Bricquebec**, **Hambie**, und **Hace** zu, die nachmals an das **Longuevilliſche Haus** fielen, und anitzt dem **Matignoniſchen Hauſe** gehören. Die andern Linien geht der Herr Abt **Fontenü** nicht durch, ſondern ſaget nur überhaupt, daß ſie alle erleſchen ſind.

Die Großmuth des **Foulque Paiſnel**, hauptſächlichſten Wiederherſtellers der eilf Schwibbögen, fand zu Ende des folgenden Jahrhunderts ihre Nachfolger. Eine Urkunde Philipps des Kühnen vom 1277ten Jahre *c*), gedenkt gewiſſer Schenkungen, welche viele Einwohner der Stadt zu Wiederherſtellung der Stadtbrunnen gegeben. Seit dieſem Zeitpuncte aber ſcheint es, daß man die Brunnen und die Waſſerleitung außerordentlich vernachläſſiget habe, bis zu der Zeit, da der Herr **Foucault**, deſſen Andenken ſowohl der Akademie, als denen Generalitäten, welchen er vorgeſetzet geweſen, ſchätzbar iſt, einen vergeblichen Anſchlag faſſete, ſie wieder herzuſtellen *d*).

---

einen gewiſſen Preis, einen oder mehrere Sergeanten im denen Kirchſpielen, die von der Sergenterie abhängen, zu verpachten. Dieſe Note iſt aus des Herrn Abtes Fontenü Abhandl. genommen.

*) Sergenterie heiſst in der Normandie, ein Theil der Juſtiz, oder auch ein adeliches Lehn ohne Gerichtsbarkeit. F.

b) Dieſe Vermählung kam nicht zu Stande.

c) Der Herr Abt Fontenü führet die Urkunden an, ohne ſie hinzuſetzen, und ohne zu ſagen, wo ſie aufbehalten wird. Unfehlbar wird ſie in der Geſchichte von Coutances zu finden ſeyn: an welcher, wie er auf verſchiedenen Stellen ſaget, der Herr von Mons ſeit langer Zeit arbeitet.

d) Nach der Sage des Landes,

Indem wir dieſen Auszug ſchlieſſen, wollen wir noch gedenken, daß ſich der Herr Abt Fontenü in ſeiner Abhandlung von der Waſſerleitung zu Coutances, ſehr oft auf diejenige beziecht, die er verſchiedene Jahre zuvor, von der Waſſerleitung zu Arcueil in der Akademie vorgeleſen: Wir haben ſeine Anmerkungen über die Aehnlichkeit und den Unterſchied dieſer zwey Denkmäler, die er mit einander vergleicht, nicht brauchen können; indem die Abhandlung von der Waſſerleitung zu Arcueil, davon er den Aufſatz nicht ſelbſt behalten, ſich unter den Schriften der Akademie nicht gefunden.

---

des, mißlung der Anſchlag des Herrn Foucault, durch die Unwiſſenheit oder Treuloſigkeit des Brunnenmeiſters, den er dahin geſchi-

XI.

Nachricht von der Entdeckung eines Grabmaales, nahe bey Cherbourg.

Wie auch

des Herrn de Foncemagne, geographiſch hiſtoriſche Anmerkungen, dieſe Stadt betreffend.

Nichts wird die Ehrfurcht, welche die Akademie gegen die Denkmäler des Alterthumes heget, und ihre Gefliſſenheit alle diejenigen zu erhalten, die ſie ſelbſt entdecket, oder die ihr mitgetheilet werden, beſſer beweiſen; als die Mühe die ſie ſich gegeben, das gegenwärtige c) ſtechen zu laſſen. Den 22ten December 1741. brachte uns Herr von Boze die Zeichnung davon, welche er aus **Cherbourg** mit folgender Nachricht erhalten.

„Nahe bey **Cherbourg**, einer Seeſtadt auf der Halbinſel **Cotentin**, in der niedern **Normandie**, iſt ein felſigter und ſehr jäher Berg **le Roulle** genannt: auf deſſen Abhange und faſt in der Mitte, verſchiedene liegende Steine von ſechs Schuhen lang und breit gefunden worden, deren erhabenſte Ende von drey auf einander liegenden Feldſteinen getragen werden, die eine Art von Pfeilern ausmachen; die unterſten aber von zween Steinen, die dann einen Eingang vorſtellen, der faſt einem Dache gleicht.

„Zwo Privatperſonen, denen dieſer Umſtand bekannt war, unternahmen ſich nachzugraben. Nach vielen Näch-

---

geſchicket hatte, an der Waſſerleitung zu arbeiten.

c) Man ſehe die V. Kupfertafel.

„ten, welche in einer Arbeit zugebracht worden, wozu ſie die Hoffnung einen verborgenen Schatz zu finden ermunterte, gelung es ihnen endlich zwiſchen die zween letzten Steine zu kommen: welche ihnen anfangs nichts als eine dreyeckigte Oeffnung von anderthalb Schuhen im Grunde entdeckten. Ein goldener Gürtel, den ihre Augen erblickten, ermunterte ſie weiter nachzuforſchen. Die Frucht ihres fernern Grabens war die Entdeckung eines urnenförmigen Gefäßes, worinnen Geldmünzen lagen, die ſie für ſo viel Goldſtücke hielten. Allein ſie blieben nicht länge bey dieſem Irrthume; ſie erfuhren bald, daß dieſes Metall nur eine Art von Schmelzwerk oder Compoſition war, daraus die Römer ihr Geld zu münzen pflegten.

„Indeſſen blieb doch die Bemühung dieſer zween Leute nicht ganz fruchtlos: ſie verkaufeten ungefähr zwo hundert Münzen von mittlerem Erze, davon die meiſten ziemlich gut erhalten waren: und das daraus gelöſete Geld belohnete ihre Unkoſten überflüßig. Dieſe Münzen ſtelleten vor, auf einer Seite die Köpfe der Kaiſer Antonin, **Marcus Aurelius**, **Commodus**, und der Kaiſerinnen, **Fauſtina** und **Lucilla**. Auf den Gegenſeiten ſah man die Bilder der römiſchen Gottheiten, Siegsgerüſte, Galeeren, u. ſ. w. Da nun einige Neugierige den obern Theil des Felſens ſprengen laſſen: ſo hat man noch andere Münzen hin und her zerſtreuet gefunden, die von eben der Zeit und mit dergleichen Figuren bezeichnet geweſen, als die erſten.

„Damals erſah man, daß erwähntes Denkmaal ein in den Felſen gehauenes Grab ſey. Die Figur iſt ein Trapezium. Die Seite der Oeffnung iſt drey Schuhe, und die Gegenſeite viertehalb Schuhe. Die Länge iſt ſechs Schuhe, die Höhe hat vorn zween Schuhe, und in der Tiefe drittehalb Schuhe. Der Boden iſt mit einem leimernen Eſtriche bezogen. In einem von den Winkeln,

„ſtand

---

f) Notitia Gall. bey dem Worte Cæſaris Burgus.

„ſtand auf einer Art von Teller oder irrdenen Schüſſel, eines „Schuhes im Durchmeſſer groß, oberwähnete Urne, aus „einer Art von Sandſteine gemachet, und aus zwo Stücken „beſtehend. Das oberſte Stück iſt wie ein Kegel geſtaltet; „und das untere wie ein abgeſchnittener Kegel; beyde Stü„cke mit einander ſind zween Schuhe hoch, und neun Zolle „breit.

„Man muthmaßet aus dieſer Entdeckung, daß das „Land, darinnen ſie gemachet worden, ehemals den **Rö„mern** gehöret haben müſſe: als welche gewohnet geweſen, „ihre Gräber in der Höhe und längſt den Landſtraßen anzu„legen. Woraus denn folgen wird, daß **Cherbourg** eine „ſehr alte Stadt, und von den **Römern** erbauet iſt, die „ſie nach dem Namen ihrer Kaiſer, Cæſaris Burgus ge„nannt haben. . . .„

Bey näherer Beſichtigung der dieſer Nachricht beygefügeten Zeichnung, urtheilete die **Akademie**, daß das darauf vorgeſtellete Grabmaal, von ſeinem Alterthume allein, den größten Theil ſeines Werthes erhielte, und ſonſt zur Geſchichte eben nichts brauchbares darböthe. Was aber der Verfaſſer der Nachricht, von dem lateiniſchen Namen **Cherbourg** ſaget, das gab zu einigen geographiſchen Unterſuchungen Anlaß, welche der Herr **von Foncemagne** für die nächſte Verſammlung abzufaſſen übernahm. Hier iſt der Auszug einer Abhandlung, die er im Jänner 1742. vorlas.

1. **Hadrian Valeſius** f) und der berühmte Verfaſſer der **hiſtoriſch geographiſchen Beſchreibung von Frankreich**, a. d. 79ten Seite, führen Briefe von **Richarden**, Herzogen der **Normandie**, vom 1026ten Jahre, als das älteſte Werk an, darinnen von **Cherbourg** gedacht wird, und in dieſen Briefen wird **Cherbourg**, Caſtellum Carusburc g) genannt.

g) Der Abt de Longuerüe hat Carusbur geleſen.

2. **Wilhelm von Jumieges**, ein Schriftſteller aus der Mitte des XI. Jahrhunderts, verſtümmelte den Namen **Carusburc**, und machete **Chierisburc** daraus: Aigroldo Danorum Regi adhuc apud *Chierisburc* degenti *h*).

3. **Orderich Vital** und **Robert**, Abt auf dem St. **Michaelsberge**, zween Schriftſteller aus der Mitte des XII. Jahrhunderts, werden für die erſten gehalten, die das deutſche Wort **Chierisburc** lateiniſch gemachet, und **Cherbourg**, Cæſaris burgus genannt haben: Abrincas & *Cæſaris Burgum* & Conſtantiam ſchreibt **Orderich** *i*). Derſelbe lateiniſche Namen aber ſteht auch in einer Urkunde von **Wilhelmen** dem **Baſtarde**, von welcher wir Gelegenheit haben werden zu reden, und die faſt ein Jahrhundert frühzeitiger ſeyn muß.

4. Die zwey Wörter **Chierisburc** und Cæſaris-burgus, ſind offenbar einerley Namen, nach der Biegungsart beyder Sprachen eingerichtet.

5. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Verſtümmelung des Wortes **Carusburc**, welches anfangs in **Chierisburc**, und dann in Cæſaris-burgus verwandelt worden, der einzige Grund der Meynung derjenigen ſey, welche geglaubet haben, **Cherbourg** ſey vom **Julius Cäſar**, oder vom **Auguſt** erbauet worden. **Euſtachius Deſchamps**, ein Dichter aus dem XIV. Jahrhunderte, und **Froiſſart**, ſein Zeitgenoß, ſind vielleicht die erſten Urheber dieſer Meynung. **Deſchamps** hat in einem ſehr langen Gedichte vom **Ehſtande**, welches in einer Handſchrift auf der königlichen Bibliothek aufbewahret wird, geſaget:

Chie-

---

h) Guillelm. Gemetic. Lib. IV. Cap. 7. *Du Cheſne*, Hiſtor. Normann. ſcript. pag. 242.

i) *Du Cheſne* ibid. p. 619.

Chiereboure dont je me recorz
Fut de Céſar en Coſtantin
Fondez &c. *k*).

Im Froiſſart *l*) lieſt man: Cherbourg, fort & noble lieu, lequel ſonda premierement Julius Céſar, quand il conquiſt Angléterre. D. i. **Cherbourg**, ein ſchöner und feſter Ort, welchen zuerſt **Julius Cäſar** erbauet, als er **England** eingenommen. Zum Unglücke für die Muthmaßung dieſer zween Schriftſteller, finden wir nicht, daß **Cäſar**, da er **Gallien** durchkreuzet, um nach **England** zu gehen, durch das **Cotentiniſche** gegangen ſey. Dieſe Meynung iſt alſo nichts beſſer gegründet, als die Meynung einiger Neuern, welche die Grundlegung von **Cherbourg** dem **Cherebert**, einem Enkel des **Chlodoväus**, bloß aus dieſer Urſache zuſchreiben: weil man auch zuweilen **Cherebourg** geſchrieben hat. Sie ſollten gewußt haben, daß **Cherebert** König von **Paris**, in ſeinem Erbtheile das **Cotentiniſche** nicht gehabt hat.

6. Den Beweis von dem Alterthume der Stadt **Cherbourg** und den erſten Namen derſelben, muß man nicht in den Geſchichtſchreibern unſerer Monarchie ſuchen. **Peutingers** Charte ſetzet **Coriallum**, an das Ufer des Meeres, neun und zwanzig galliſche Meilen von **Coſediá** *m*), welches **Coutances** iſt. Nun iſt **Cherbourg** gerade in dieſer Lage, eben ſo weit von **Coutances**, das heißt funfzehentehalb gemeine franzöſiſche Meilen. Es iſt alſo ſehr wahrſcheinlich, daß **Cherbourg** das **Coriallum** im **Peutinger** ſey. Und was dieſe Muthmaßung noch beſtätiget, iſt dieß, daß man in **Peutingers Reiſecharte**, zwiſchen **Coriallum** und **Coſediá**, eine römiſche Straße ſieht, davon man zwiſchen **Coutances** und **Cherbourg** noch die Spuren findet.

---

k) Mſ. de la Bibl. du Roi, no. 7219. fol. 550. Col. 2.

l) Lib. I. Chap. 329.

m) Man ſehe vorn die 175. S.

7. **Peutingers Coriallum**, iſt auch im IX. Jahrhunderte noch nicht verſchwunden geweſen. Man findet es in **Fontanellens Chronik** im Pago Coriovallenſi wieder: Magnum miraculum conditor mundi---- populis---- in pago *Coriovallenſi* reſidentibus oſtendere dignatus eſt. Es iſt augenſcheinlich, daß aus **Coriallum**, welches man anſtatt **Corivallum** geſaget hat, pagus Coriovallenſis geworden iſt. Die Chronik ſetzet hinzu, daß dieſer Canton, pagus, ſeinen eigenen Grafen gehabt habe: Comitatum ejusdem pagi tenente *Richwino* comite *n*).

8. Wenn wir nicht befürchteten das Recht zu weit zu treiben, welches den Kunſtrichtern erlaubet, Muthmaßungen zu wagen, ſo würden wir ſagen: daß der pagus Coriovallenſis in **Fontanellens Chronik**, unfehlbar der pagus Corilisus, oder Coriliſum einer Capitelsacte vom 853ten Jahre ſey. Zu Ende dieſer Capitelsacte, welche ein Verzeichniß von Bedienten, welche Miſſi Dominici genannt werden, für die **Normandie**, und das Verzeichniß derer ihnen zugetheilten Verwaltungen enthält, lieſt man: Eirardus Epiſcopus, Theodericus abba, Herloinus, Hardoinus miſſi in Apprincato, Conſtantino, Bagiſino, *Coriliſo*----. Oxmiſo & in Liſuino *o*). Von allen in dieſer Stelle benannten Cantons oder pagis, iſt **Coriliſum** der einzige der eine Schwierigkeit machen könnte. Die andern ſind bekannt, das **Avranchiniſche**, **Cotentiniſche**, **Beſſiniſche**, **Hiesmoiſiſche**, oder pais d'Hiesmes, und das **Lieuviniſche**, oder pais de Liſieux. Warum ſollte man nicht muthmaſſen, daß **Coriliſum**, welches man wohl für Corialiſum oder **Corivaliſum** geſaget haben mag, der Canton **Cherbourg** ſey, welcher im **Peutinger Coriallum**, **Corivallum**

---

n) Chronic. Fontanell. Cap. XIV. Der Verfaſſer dieſer Chronik ſcheint im Anfange des IX. Jahrhunderts geſchrieben zu haben. Herr Valeſius hat dieſe Stelle gekannt. Allein weil ihm Peutingers Coriallum unbewußt geweſen, ſo deutet er das pagus Coriovallenſis der Chronik, nicht auf Cherbourg, wel-

vallum genannt wird? Gleichwohl muß man geſtehen, daß die Ordnung, in welche dieſe Namen geſetzet werden, dieſer Muthmaßung nicht günſtig iſt; und daß ſie viel wahrſcheinlicher ſeyn würde, wenn **Coriliſo** ſogleich nach **Conſtantino** ſtünde, ſo wie die Lage von **Cherbourg** im **Cotentiniſchen** iſt. **Huetius** hat auch *p*) geglaubet, daß **Coriliſum** nicht **Creulli** im **Beſſiniſchen**, wie einige gemeynet haben; ſondern **Croiſilles**, zwiſchen dem Fluſſe **Orne**, und dem Fluſſe **Leſe** ſey.

9. Mit vorſtehender Anmerkung ſey es nun wie ihm wolle, Herr von **Foncemagne** beſteht gar nicht darauf: ſo ſind doch **Peutingers Coriallum** und das **Carusburc** in **Richards** Briefen, allem Anſehen nach, einerley Namen. Vallum im verfallenen Lateine und **Burg** im Deutſchen, oder vielmehr **Bourguignoniſchen**, bedeuten beyde einen **befeſtigten Ort**. Die Aehnlichkeit der zwo erſten Syllben **Cori**, und **Caru** iſt noch ſichtbarer.

10. Und ſo werden die mit dem Namen **Cherbourg** vorgegangenen Veränderungen beſchaffen geweſen ſeyn. Aus **Coriallum**, oder **Corivallum**, hat man ſogleich **Carusburc**, nachmals **Chierisburc**, endlich Cæſari-burgus, und anitzt **Cherbourg**, gemachet. Da nun die Schriftſteller des XII. Jahrhunderts nicht gewußt haben, daß **Corivallum** der erſte Namen, und **Carusburc** nur davon abgeleitet wäre, da ſie zu dem in dem letztern einige Aehnlichkeit mit dem Worte **Cäſar** fanden, ſo macheten ſie **Chierisburc** daraus, um dieſem Kaiſer die Erbauung von **Cherbourg** zuzuſchreiben. Der damals herrſchende falſche Geſchmack in der Gelehrſamkeit, leitete ganz natürlich zu dergleichen Irrthümern *q*).

11. Alle

---

het er gleichwohl ins Cotentiniſche ſetzet, ohne die Lage anzudeuten. Notit. Gall. unter dem Worte Portus Ballii.

o) Baluz. Capitul. T. II. p 69.

p) Origin. de Caën. p. 6.

q) Wir haben ein ſonderbares Beyſpiel eben dieſes Misbrauches der Gelehrſamkeit, in dem Namen **Chryſopolis**, welchen die

11. Alle dieſe verſchiedenen Namen, geben Cherbourg als einen befeſtigten Ort an: denn burgus, woraus bourg geworden, kömmt mit dem lateiniſchen Vallum und dem bourguignoniſchen burc überein. Alle unſere Schriftſteller ſind eins, Cherbourg, Caſtellum, Caſtrum, munitio zu nennen; und die, ſo franzöſiſch geſchrieben, haben eben dieſen Begriff davon gegeben.

12. Eine Urkunde von Philipp Auguſten aus dem 1207ten Jahre, beweiſt, daß ſchon damals Cherbourg als ein wichtiger Ort angeſehen worden, welcher verdienete, daß man ihm in ſeinem Handel beyſpränge. Dieſe Urkunde iſt Carta communie Rothomagenſis betittelt, und enthält verſchiedene den Bürgern zu Rouen ertheilete Vorrechte. Es ſteht darinnen, daß die Kaufleute dieſer Stadt, ganz allein, und mit Ausſchlieſſung aller andern Einwohner in der Normandie, nach Irrland handeln ſollten, ausgenommen die Einwohner zu Cherbourg, denen es erlaubet ſeyn ſollte, alle Jahre ein Schiff hinzuſchicken. Nulla navis de tota Normannia, præterquam de Rothomago poterit eſquipare ad Hiberniam, excepta una ſola, cui ſemel in anno de *Ceſaris-burgo* licitum erit eſquipare *r*).

13. Eine andere Urkunde von eben dieſem Philipp Auguſt, vom 1209ten Jahre, lehret uns einen beſondern Umſtand von Cherbourg, welcher einer Erläuterung nöthig hat. Durch dieſe Urkunde giebt Philipp Auguſt, dem Hugo, Biſchofen von Coutances, als ein bloſſes

Al-

---

die Schriftſteller des VIII. und IX. Jahrhunderts der Stadt Beſanzon gegeben haben. Da Cäſars Veſontio durch den Ammian Marcellin in Beſantie, durch Karln den groſſen in Biſſancion, und durch einige andere in Beſantiacum verändert worden; ſo bildete man ſich ein, die Stadt Beſanzon hätte ihren Namen von denen daſelbſt ehedem, wie zu Conſtantinopel, geſchlagenen goldenen Münzen her: Nummus Byzantius, davon das franzöſiſche Wort Beſan. Und da ſie hieraus ſchlieſſen, Biſſan-

cion,

Almoſen, und um ſeine Kirche von den Bedrückungen ſchadlos zu halten, die ſie im Kriege erlitten, alle Präbenden von **Cherbourg**, mit ihren Abhänglichkeiten, um ſie auf ewig zu beſitzen, er und ſeine Nachkommen. Noverint univerſi ----- nos ----- in recompenſatione dampnorum quæ paſſa eſt eccleſia Conſtantienſis pro nobis, conceſſiſſe & donaſſe dilecto & fideli noſtro Hugoni Conſtantienſi epiſcopo & ſucceſſoribus ejus, in puram & perpetuam eleemoſynam, omnes præbendas *Cæſaris-burgi* cum pertinentiis ſuis, in augmentum eccleſiæ Conſtantienſis ---- ita quod ---- idem epiſcopus vel ſucceſſores ejus earundem præbendarum liberam & plenariam habeant ordinationem &c. &c. *s*).

Der Verfaſſer des Werkes, Neuſtria pia, hat dieſes Domcapitul nicht gekannt, deſſen Präbenden **Philipp Auguſt** mit dem Biſchofthume **Coutances** vereiniget hat: und vielleicht würden auch wir es nicht wiſſen, wenn wir nicht eine Urkunde aus dem Kloſterbuche von **Coutances** ſelbſt geſehen hätten; welche die gelehrten Herausgeber der Galliæ Chriſtianæ in den Band einſchalten müſſen, der die Metropolitan zu **Rouen** enthalten wird. Sie ſind ſo gütig geweſen, ſie dem Herrn **de Foncemagne** mitzutheilen, und hier iſt der Inhalt davon.

Wilhelm der Baſtard, ward, als er nur noch Herzog der **Normandie** war, zu **Cherbourg** gefährlich krank; er gelobete Gott, wenn er leben bliebe, in der Schloßkirche

---

tion, oder Beſantiacum, ſollte bedeuten Byzantiorum urbs, die Stadt der Beſaner, ſo vergriechiſchten ſie den Namen, und nannten die Stadt Chryſopolis. Man ſehe Valeſii Notit. Gall. unter dem Worte Veſuntio.

r) Dieſe Urkunde iſt aus einem Protocolle von **Philipp Auguſten** genommen, davon wir noch in dieſem Bande Nachricht geben wollen. Sie ſteht Fol. 111. ** 111. recto, col. 2. des Protocolls.

s) Dieſe Urkunde iſt aus eben dem Protocolle, Fol. 611. ** 1, r. col. 2.

kirche zu **Cherbourg**, welche unter dem Schutze der Jgfr. **Maria** ſtund, Domherren einzuſetzen. **Wilhelm** ward wieder geſund, und um ſein Gelubd zu bezahlen, ſtiftete er drey Domherren, denen er kurz darauf, zugleich mit ſeiner Gemahlinn **Mathildis**, noch fünf andere beyfügete. Zu gleicher Zeit und um dieſen Domherren den freyen und geruhigen Beſitz ihrer Kirche zu verſichern, aus welcher er, wie es ſcheint, ſeine Capelle machete, bauete er noch eine andere Kirche, die ebenfalls unter dem Schutze der Jungfer **Maria** ſtund, in der Ringmauer des Schloſſes t): Factis tribus canonicis ----- quas conſul Willelmus conſtituit in--- - infirmitate ſua quam habuit *Cæſaris-burgo*, in qua vovit ſe facere canonicos in ---- eccleſia ſanctæ Mariæ, ſi Deus & ſancta Maria reſuſſcitaret eum ab infirmitate ----. Qui reſſuſcitatus ---- ut---- adimpleret votum, fecit dedicare ejuſdem Virginis eccleſiam u)----- & juſſit fieri aliam eccleſiam extra caſtellum ---- ut ſua capella remaneret ſuis canonicis ex toto quieta & propria. Poſtea cum tribus ſupradictis conſtituit quinque alios canonicos quibus dedit, *&c.* x).

Von denen zwo Kirchen davon dieſe Urkunde redet, die eine in **Cherbourg**, die andere vor der Stadt, giebt uns die erſte das Domſtift an die Hand, was wir ſuchen; deſſen Präbenden zur Zeit **Philipp Auguſtes** mit dem Biſchofthume zu **Coutances** vereiniget worden: vermuthlich iſt es dieſe, die ein Kirchſpiel von **Cherbourg** geworden iſt. Die andere ward gegen das 1145. Jahr, von der Kaiſerinn

Ma

---

t) Die Urkunde iſt ſo dunkel, daß man dem Buchſtaben ein wenig hat zu Hülfe kommen müſſen, um dieſe Nachricht heraus zu ziehen.

u) Es erhellet aus der Urkunde, daß dieſe Kirche bereits vor der Einſetzung der Domherren beſtanden; vermuthlich hat Wilhelm ſie vergrößert, oder eine anſehnliche Verbeſſerung damit vorgenommen, weil ſie von neuem geweihet werden.

x) Die Urkunde hat kein Datum; weil aber Wilhelm der

Baſtard

Mathildis zu einer Abtey, unter dem Namen der Abtey des Gelübdes gemachet, und mit regulirten Domherren beſetzet y).

Wir wollen wieder auf die Urkunde von 1209. kommen. Sie ſchließt ſich mit einer Clauſel, welche bezeuget, daß **Philipp Auguſt**, **Cherbourg** für einen wichtigen Ort gehalten. Nachdem er dem Biſchofe zu **Coutances** alle Güter geſchenket, welche denen Domherren gehöret, deren Anſprüche er unterdrückete; ſo behält er ſich ausdrücklich das Recht vor, die **Veſtung** bewachen zu laſſen, worinnen, wie er ſaget, die Sicherheit des Reiches und Schloſſes beſteht: Salvo eo quod poſſimus cuſtodire fortaliciam munitam ad ſecuritatem regni & caſtri. Dieſe letzten Worte lehren uns, daß es zu **Cherbourg** eine von dem **Schloſſe** oder dem Orte unterſchiedene **Veſtung** gegeben, auf welcher deſſen Sicherheit beruhet hat.

14. Bey den ſpätern Schriftſtellern findet man eben dieſen Unterſchied; doch ſo, daß ſie dasjenige **Stadt** nennen, was man bis dahin caſtrum genennet hatte, und **Schloß** dasjenige, was **Veſtung** genennet worden war. So redet **Froiſſart** davon: **Sie**, (die Engländer) **zogen ſo weit, daß ſie an eine gute, groſſe, reiche Stadt kamen, die Cherbourg heißt. Sie bemeiſterten ſich ihrer, und plünderten einen Theil davon; aber in das Caſtell konnten ſie nicht dringen, denn das fanden ſie zu ſtark, und mit Kriegesleuten wohl beſetzet** z).

15. Die

Baſtard nur noch erſt Herzog der Normandie geweſen, ſo muß man die Stiftung des Capitels zwiſchen das 1035te Jahr, da er ſeinem Vater gefolget iſt, und das 1066. ſetzen, da er die Normandie eroberte.

y) Dieſer kritiſche Punct wird unfehlbar in dem bereits erwähnten Bande der Galliæ Chriſtianæ aus einander geſetzet werden. Man ſehe Neuſtria pia p. 813.

z) Lib. I. Cap. 122. Dieß geſchah im 1346ſten Jahre.

15. Die Geſchichte unſerer Kriege mit den Engländern, von **Philippen von Valois** an, bis auf **Karln** den VII. iſt mit Begebenheiten erfüllet, welche die Stadt **Cherbourg** angehen; doch iſt keine darunter, die ſo merkwürdig iſt, als die Belagerung die ſie im 1450ten Jahre ausgeſtanden. Man kann die Nachricht davon in den Geſchichtſchreibern von **Karln** dem VII. nachſehen, welche **Cherbourg** den **allerſtärkſten Ort in der Normandie, ohne Ausnahme**, nennen *a*). Damals war dieß die einzige Stadt, die den Engländern in der **Normandie** übrig blieb: und als **Karl** der VII. dieſen Ort einnahm, ſo war ſeine Eroberung der ganzen Provinz vollkommen. Er befahl auch, daß das Andenken dieſer groſſen Begebenheit alle Jahre durch feyerliche Umgänge im ganzen Reiche erneuert werden ſollte *b*). Dieſer Gebrauch iſt zwar nicht mehr allgemein: allein, man hat ihn doch in der **Normandie** und inſonderheit zu **Rouen** beybehalten, allwo man jährlich am 12ten **Auguſt**, als an dem Tage der Uebergabe des Platzes, einen Umgang hält.

16. Der oben angemerkete Unterſchied zwiſchen **Stadt** und **Schloß**, beſtand noch zur Zeit der Belagerung. Einer von den Artikeln der Capitulation, die dem engländiſchen Befehlshaber zugeſtanden ward, enthielt nach dem **Johann Chartier** *c*), daß er **beſagte Stadt und das Schloß, in des Königes Gehorſam** übergäbe.

17. **Ludwig** der XIV. ließ im 1689ten Jahre die Feſtungswerke von **Cherbourg** ſchleifen und niederreißen; auf Befehl ſeines durchlauchtigſten Nachfolgers aber, thut man ſchon ſeit etlichen Jahren anſehnliche Arbeiten an dem Haſen dieſer Stadt: die durch ihre Lage, am äußerſten Ende der **Normandie**, und in der Nachbarſchaft der engländiſchen

---

a) Edit. Godefroy pag. 213.

b) Siehe **Karls des** VIII. Geſchichte im Godefroy, p. 456.

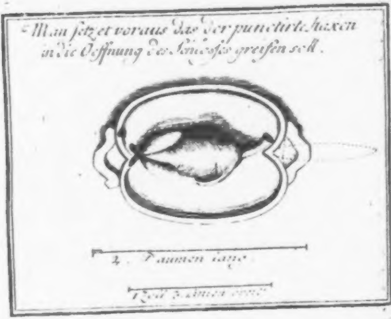
c) Godefroy, p. 214.

diſchen Inſeln, eine der wichtigſten Plätze des Königreichs iſt.

Wir haben hier ohne es zu denken, den Entwurf einer Geſchichte von Cherbourg geliefert. Dafern jemand denſelben ausführen wollte, ſo wäre es faſt genug, wenn er nach Durchleſung des Froiſſards, und der Geſchichtſchreiber von Karln dem VI. ſo wohl, als von Karln dem VII. die Erzählungen nachſchlüge, welche Rymers Sammlung, das Monaſticum Anglicanum, und die beſondern Archive der Provinz, darbiethen können.

XII.

Des Herrn von Bon Erklärung eines Alterthums aus ſeinem Cabinette.


Man ſetzet voraus das der punctirte haken in die Oeffnung des Knopfes greifen ſoll.
4. Daumen lang
1 Zoll 3. Linien breit

Das Cabinet des Herrn von Bon, oberſten Ehren-Vorſitzers der Rechnungskammer zu Montpellier, und Ehrenmitglieds unſerer Akademie zum Briefwechſel, hat uns bereits einige merkwürdige und nutzbare Stücke geliefert *d*), welche den Geſchmack dieſer ehrwürdigen Magiſtratsperſon, in den Denkmälern des Alterthums, und ſeine Geſchicklichkeit ſie zu erklären, beweiſen. Im 1743ten Jahre ſchickete er uns die Zeichnung und Erklärung eines kleinen ehernen Stückes, das er ganz kürzlich aus Rom

---

d) Man ſehe den VI. Band der Geſchichte, a. d. 313. S.

Rom bekommen hatte, welches ſich unter dem Schutte nahe bey der Pforte Oſtia gefunden, die man heut zu Tage das Paulsthor nennet.

Dieſes Erz, das ſich ſehr wohl erhalten hat, wie Herr von Bon verſichert, und mit einem Firniſſe bedecket iſt, der demjenigen völlig gleicht, welchen man auf den zuverläßigſten Münzen findet, iſt zween Daumen lang, und einen Daumen drey Linien breit. Es hat die Geſtalt einer länglichten Schüſſel, die äuſſerſten Ende ſind als zween Halbzirkel ausgerundet, darinn ein Haken eingreifen kann; und ſchließen ſich mit einem Griffe. Ein Rand einer halben Linie hoch, erhebt ſich rings herum. In dieſer Schüſſel liegt ein Geflügeltes, oder irgend ein Vogel, deſſen Kopf abgeſchnitten iſt. Es ſieht einem Faſane, einer Gans, oder einem Truthahne ziemlich gleich, der bereits gebraten, oder doch fertig iſt, an das Spieß geſtecket zu werden.

Wenn man dieſes Stück Erz nur als eine Schüſſel anſieht, ſo hat es weiter nichts beſonders an ſich; nichts was es von den meiſten dererjenigen unterſchiede, die man in des P. Montfaucons Sammlung von Alterthümern findet: es ſieht nur etwas zierlicher aus. Allein, zu was hätte wohl eine Schüſſel dienen ſollen, die an beyden Enden zwey Löcher hat, welche zu Einſchließung eines Hakens gemachet zu ſeyn ſcheinen? Will man ſagen, es ſey ein Schloß einer Chlamys eines römiſchen Mantels, geweſen? ſo ſchlägt der darinn liegende Braten, dieſen Begriff gänzlich darnieder: man müßte denn behaupten, es ſey das Mantelſchloß des Apicius, oder des Sybariten, Smindirides geweſen. Gleichwohl iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß es allerdings ein Mantelſchloß, aber ein ſymboliſches ſey, welches bey feyerlichen Feſten, die man in Rom gewiſſen Gottheiten zu Ehren angeſtellet, irgend einem Küchen- oder Tafelbedienten zum Zierrathe gedienet. Der Herr Präſident Bon, bringt dieſe ſinnreiche Muthmaßung folgender Geſtalt herum.

Es war zu **Rom** ein alter Gebrauch, den Göttern bey gewiſſen Gelegenheiten, feyerliche Opfer zu bringen, die zugleich öffentliche Gaſtmahle für das Volk waren. Dieſes war ſchon zu **Numa** Zeit eingeführet, wie eine Stelle im **Cicero** zeiget, welche den zwiefachen Gegenſtand dieſer Feſte, durch die Worte, epulare ſacrificium *e*), ausdrücket. Da nun die Gelegenheiten dieſe Feſte zu feyern, ſich in der Folge vermehreten, da die Feſte ſelbſt durch Zulauf eines zahlreichern Volkes, lärmender geworden, ſo begehreten die älteſten **Pontifen**, welche ſeit dem **Numa** allezeit die Aufſicht darüber gehabt, dieſer Bemühung los zu ſeyn *f*). Ihre Vorſtellung gab Anlaß zu der Einſetzung der Triumvirorum Epulonum, welche **Livius** in das 555ste Jahr **Roms** ſetzet: Eo primum anno Triumviri Epulones facti *g*). Die Feſtſtellung der gedritten Zahl daurete nicht lange; das Collegium der **Epulonen** vermehrete ſich gar bald, ohne daß man den Zeitpunct oder die Gelegenheit dieſer Veränderung weis, auf ſieben, Septemviri Epulones. Und in kurzem ward es ſo anſehnlich, daß es das vierte von den großen Collegien der Prieſter ward *h*). Die Kaiſer ſelbſt drungen ſich auch, hinein genommen zu werden, und ihrem Titel noch den Titel **Septemvir** beyzufügen; wie man aus einigen vom **Gruter** angeführeten Aufſchriften lieſt *i*). Die Hauptverrichtung dieſer **Siebenmänner** war, den Vorſitz bey den epulariſchen Opfern, das heißt bey denen feyerlichen Feſten zu haben, die zugleich andächtig und politiſch waren; und wo man, nachdem man den Göttern Geſänge und Opfer gewidmet, dem Volke Spiele und Gaſtmahle gab *k*).

Unſere

---

e) Cum eſſent ipſi (Pontifices) a Numa, ut illud ludorum *epulare ſacrificium* facerent, inſtituti. *De Orat.* *L.* III. n 19. *Edit. Gruter.*

f) Pontifices veteres, propter ſacrificiorum multitudinem, tres viros Epulones eſſe voluerunt .... *Cicero ibid.*

g) Lib. XXXIII. n. 42.

h) Die drey andern Collegien waren, die Prieſter, die Auguren und die Fünfmänner. Einige Gelehrte haben nicht gewußt, andere haben geläugnet, daß das Collegium der Epulonen

Unſere Gaſtereyen können uns nur einen ſehr unvollkommenen Begriff von der Pracht dieſer öffentlichen Geſtmahle, inſonderheit derer jenigen geben, welche angeſtellet wurden, ſeit dem man in Rom die aſiatiſche Schwälgerey eingeführet hatte; und zu denen Zeiten, wo nach des Livius Ausdrucke, das Kochhandwerk, welches ehedem eine verächtliche Beſchäfftigung der Sclaven geweſen, zu einer Kunſt erhoben worden, und diejenigen ſo damit umgiengen, als wichtige Leute betrachtet wurden *l*).

Man begreift leichtlich, daß es bey dieſen Feſten Leute gegeben, die unter dem Befehle des Oberaufſehers der Küche, ſowohl zur Zubereitung der Speiſen, als auch zu deren Auftragung gebrauchet worden. Es iſt wahrſcheinlich, daß zu Vermeidung der Unordnungen, die dieſe Menge nothwendiger Bedienten mit ſich bringt, ein jeder von ihnen, wenigſtens die oberſten in jeder Claſſe, ein gewiſſes äußerliches Kennzeichen ihrer Verrichtung getragen. Dieſes Zeichen machete ſie kennbar, ſowohl ihren Vorgeſetzten, die ihnen Befehle ertheileten, als auch dem Volke, welches ſie ohne dieß in ihren Verrichtungen hätte hindern können.

Nun, fährt der Herr **Präſident Bon** fort: waren dergleichen Mantelſchlöſſer, als gegenwärtiges iſt, auf der Bruſt oder den Achſeln angebracht, zu dieſem Gebrauche ſehr geſchickt: denn die Figuren in dem Felde des Schloſſes, waren vermuthlich verſchieden, nachdem die Bedienungen verſchieden waren. Unſer ehernes Alterthum mag alſo wohl

---

ten eins der vier großen geweſen. Man ſehe hierüber die Cenotaph. Piſana. p. 123.

i) pp. CCXXXV. 10. CCXXXVI. 9.

k) Cicero lehret uns, worinnen dieſe Feſte beſtanden haben: Tui ſacerdotii ſunt tenſæ, curricula, præcentio, ludi, libationes, epulæque ludorum publicorum. *De Haruſp. Reſp. n.* 10.

l) Tum Coquus, viliſſimum antiquis mancipium, & æſtimatione & uſu, in pretio eſſe; & quod miniſterium fuerat, ars haberi das Kennzeichen irgend eines über das Bratenwerk geſetzten Küchenbedienten, oder eines ſolchen Bedienten geweſen ſeyn, der die Braten auf die Tafeln tragen mußte. Auf dieſe Weiſe, füget er hinzu, tragen, wenn das Rathhaus zu Paris die Ehre hat, den König aufzunehmen und zu bewirthen, diejenigen, denen die Bedienung der Tafel aufgetragen iſt, auf ihren Kleidern kleine ſilberne Bleche mit dem Stadtwapen bezeichnet; und diejenigen, die die Schüſſeln in die Säle tragen, werden durch Zahlen unterſchieden.

Das Mantelſchloß des Herrn **Präſidenten Bon** iſt nicht das einzige Denkmaal dieſer Art, welches wir aus dem Alterthume beſitzen. Er ſelbſt hat deren verſchiedene und faſt ähnliche, in des **Pater Montfaucons** Sammlung bemerket, auf die ſeine Muthmaßung ebenfalls ganz ungezwungen paſſet. Die eine ſtellet einen Fiſch vor, und mag das Zeichen desjenigen Koches geweſen ſeyn, der die Fiſche zubereitete, oder ſie auftrug. Ein anderes hat drey kleine Vögel, und iſt etwa das Zeichen desjenigen geweſen, der das kleine Bratenwerk beſorget hat; auf einem andern liegt ein Stück roth Wildpret, und bezeichnete den Vorgeſetzten über das groſse Wildpret.

Selbſt der Umſtand des Ortes, wo dieſes Stück gefunden worden, iſt dieſer Erklärung günſtig; nämlich neben dem Grabe des **C. Ceſtius**, welcher mit dem Titel eines **Siebenmannes** war beehret worden *m*). Könnte man nicht voraus ſetzen, ſaget Herr **Bon**, daß die Bedienten, welche bey öffentlichen Gaſtmahlen gebrauchet worden, unter den **Epulonen** oder **Siebenmännern** zu dienen, gewohnet geweſen, in das Grab ihrer Vorſteher, als ein Zeichen der Betrübniß, die Kennzeichen ihrer Bedienungen zu werfen?

In kritiſchen Materien, leitet das mindeſte Verhältniß uns zuweilen auf glückliche Entdeckungen.

XIII. Fort-

---

haberi cœpta. *Lib.* XXXIX. *Cap.* VI. Beſchreibt **Livius** hier die römiſchen Sitten, oder unſere heutigen?

XIII.

Fortſetzung der Beobachtungen über die Sammlung, oder das allgemeine Verzeichniß der von dem Grafen Mezzabarba herausgegebenen Kaiſermünzen.

Dieß iſt das drittemal, daß die Geſchichte dieſer Akademie, von den Beobachtungen des Herrn **von Valois**, über die Sammlung oder das allgemeine Verzeichniß derer vom Grafen **Mezzabarba** herausgekommenen Kaiſermünzen redet. Der erſte Auszug davon erſchien in dem V. Bande, a. d. 124. u. f. S. (deutſcher Ausgabe) der andere, welcher einzig die Münzen vom Trajan betrifft, ſteht im VI. B., a. d. 330. u. f. S. Die Fortſetzung, welche wir hier davon mittheilen, betrifft abermals die Münzen eben dieſer Regierung, welche eine der längſten und rühmlichſten des römiſchen Reiches geweſen iſt. Die mehreſten von denen, die Herr **von Valois** darinnen unterſuchet *n*), ſtehen a. d. 157. S. der Sammlung beſchrieben.

Die erſte iſt, nach der Stelle die **Mezzabarba** ihr einräumet, für groß Erz zu halten. Die Gegenſeite ſtellet einen Sphinx mit dem Worte ÆGYPTOS vor. Dieſe Münze iſt in keiner einzigen Münzſammlung von Europa bekannt, und muß eben daher ſehr verdächtig ſcheinen. Das Alterthum hat dem Trajan zu Ehren keine lateiniſchen Münzen mit dem Namen ÆGYPTOS geſchlagen; und die Folge der Kaiſermünzen, biethet uns auch keine mit dieſem Worte, vor dem Kaiſer Hadrian, Trajans aufgenom-

---

m) Auf dieſem Grabe ſtund folgende Aufſchrift: C. CESTIVS. L.F. POB. EPVLO. TR. PL. VII. VIR EPVLONVM. *Gruter*. Inſcript. p. 155. 1.

n) den 30. May 1741.

menen Sohne und Nachfolger dar; und dennoch ſind Hadrians Münzen durch das Bild unterſchieden, welches ein auf der Erde von der Linken zur Rechten, ſitzendes Weib iſt, die in der rechten Hand ein Siſtrum hält, mit dem linken Ellenbogen aber ſich auf einen Korb voller Früchte, in Geſtalt einer Urne, ſtützet; und zu ihren Füßen den Vogel Ibis hat. Dieſe Münze iſt alſo falſch, wie Herr **von Valois** ſchließt. Sie muß von einem neuern Münzverfälſcher verfertiget ſeyn, der das Wort ÆGYPTOS von Hadrians Münzen genommen, das Bild aber mit Fleiß verändert hat; da er hier ſtatt eines an der Erde ſitzenden Weibes, das Bild eines **Sphinx**, einer Art eines Ungeheuers genommen, ſo man auf den ägyptiſchen Alterthümern ziemlich häufig antrifft. Uebrigens ſaget auch **Mezzabarba** nicht, daß er dieſe Münze geſehen; er hat ſie nur nach dem **Adolph Occo** beſchrieben, deſſen Zeugniß die Alterthumskundigen eben nicht hintergeht.

Mit zwo andern Münzen des **Mezzabarba**, die ebenfalls von groſſem Erze ſeyn ſollen, verfährt der Herr **von Valois** nichts gelinder. Sie ſtehen a. d. 157. S. der Sammlung des **Mezzabarba**.

Die Gegenſeite des erſten ſtellet ein Naſenhorn, mit dieſer abgekürzeten Schrift vor: IND. P. R. das heißt: INDia Populi Romani, oder INDia Provincia Romana. Die Gegenſeite der zweyten hat eben dieſes Bild, mit der Ueberſchrift: INDIA. PRO. P. R. das heißt: INDIA PROvincia Populi Romani. Dieſe Ueberſchriften ſind ſchon hinlänglich, dieſe zwo Münzen zu verwerfen; indem man auf keinem einzigen Denkmaale des Alterthumes ſieht: daß Trajan das eigentlich ſogenannte Indien unterwürfig und zu einer römiſchen Provinz gemachet hätte. Wir kennen, ſaget Herr **von Valois**, nur drey alte Schriftſteller, welche, wenn ſie von Trajans Eroberungen reden, der Indien gedenken. Nun reden ſie aber ſo davon:

Dio Caſſius, welcher unter dem Kaiſer **Alexander Severus** ſchrieb, ſaget; nachdem er erwähnet hat, daß **Dacien** in eine römiſche Provinz verwandelt worden: **Trajan** habe, als er nach **Rom** gekommen, um ein abermaliges Siegsgepräng über die **Dacier** zu halten, daſelbſt eine große Anzahl Geſandtſchaften von barbariſchen Völkern bekommen, und unter andern auch von den **Indianern**. Er ſetzet hinzu: dieſer Prinz habe ihnen drey und zwanzig Tage nach einander, die gewöhnlichen Schauſpiele des **Amphitheaters** vorſtellen laſſen, dabey ungefähr eilf tauſend Thiere erwürget worden wären, und wobey man zehn tauſend **Gladiatores** auf das allerheftigſte kämpfen geſehen.

Eutropius, welcher unter dem Kaiſer **Valens** lebete, dem er ſogar ſein Buch zuſchrieb, ſaget, wenn er eine genaue Berechnung der anſehnlichen Eroberungen giebt, die **Trajan** in faſt allen Theilen der Welt gemachet hatte, dieſer Prinz habe ſich auch zum Herrn über die **Adiabenier** gemachet: er habe die Städte **Seleucia**, **Kteſiphont**, und **Babylon** erobert; die **Edeſſier** bezwungen, und ſeine ſiegreichen Waffen, faſt bis an die Gränzen der **Indien** und des **rothen Meeres** gebracht.

Aurelius Victor endlich, welcher zur Zeit des Kaiſers **Conſtantius** und **Julians** gelebet hat, verfertiget in folgenden wenigen Worten Kaiſer **Trajans** Lob. „Man würde Mühe haben, ſaget er, einen größern Prinzen, es ſey im Frieden oder im Kriege, zu finden. Er iſt der erſte, oder wohl gar der einzige unter den Kaiſern, der die Gränzen der römiſchen Herrſchaft weit über die **Donau** erſtrecket hat. Er brachte das kriegeriſche Volk der **Dacier**, mit ihrem Könige **Decebalus**, unter das Joch, und machete dieſes ſchöne und blühende Königreich zu einer römiſchen Provinz. Im **Oriente** hielt er es eben ſo, indem er alle Völker unter ſeinen Gehorſam brachte, die zwiſchen dem **Euphrat** und **Indus** wohnen.„

Dieſe drey Stellen nun, ſtellen uns wahrlich die Indianer nicht als ein bezwungenes Volk dar. Des **Dio Caſſius** ſeine, wenn wir ſie auf ihren wahren Werth ſetzen, lehret uns nichts anders; als daß die Eroberung von **Dacien**, das Schrecken des römiſchen Namens in die entfernteſten Länder getragen, ja daß verſchiedene barbariſche Völker, einige ſogar aus **Indien**, da ſie ein gleiches Schickſal mit dem **Decebalus** befürchteten, ſich hinzugedrungen, dem **Trajan** über ſeinem Siege Glück zu wünſchen, und ihn um Freundſchaft und Schutz zu bitten. Alles was **Eutropius** ſtarkes ſaget, iſt: daß **Trajans** Glück im **Oriente** ſo groß geweſen, daß er bis an die Gränzen der **Indien** und des rothen Meeres gekommen. **Aurelius Victor** endlich ſaget nichts mehr, als **Eutropius**; weil er uns bloß berichtet, der Kaiſer **Trajan** habe alle Völker bezwungen, die zwiſchen dem **Euphrat** und **Indien** gewohnet, das heißt, von dem **Euphrat** an, bis an **Indien**, dieß ausgeſchloſſen. Und dieſe Auslegung ſtimmet mit dem überein, was **Zonaras** anführet: **Trajan** habe einige Luſt gehabt, ſeine Siege bis in **Indien** hinein zu treiben. Allein er hätte ſeinen Vertrauten offenherzig geſtanden: er dünke ſich nicht mehr jung genug, ein ſolches Vorhaben auszuführen.

Die zwo letzten Stellen beweiſen wohl, daß der Kaiſer **Trajan** ſeine ſiegreichen Waffen bis an die Gränzen von **Indien** gebracht. Allein ſie beweiſen nicht, daß er bis in das Land ſelbſt eingedrungen ſey, vielweniger etwas erobert habe.

Die zwo Münzen ſind alſo offenbar untergeſchoben. Es hat auch ſeit dem **Adolph Occo**, als dem erſten der ſie anführet, kein einziger Alterthumskundiger ihrer gedacht: und **Mezzabarba** iſt der einzige, der ſie wieder zum Vorſcheine bringt. Hierbey iſt nur zu bewundern, daß dem **Mezzabarba** nicht unbewußt war, was **Zonaras** von dem Anſchlage ſaget, welchen Trajan gefaſſet hatte, bis in Indien zu dringen, wenn ſein Alter es ihm verſtattet hätte. Man ſieht dieſes aus folgender Note, die in ſein Werk eingeſchaltet iſt: Refert *Zonaras* in excerptis *Dionis*, *Trajanum* Indorum etiam dominium animo agitaſſe, dixiſſeque, ſi junior eſſet, illos quoque petiturum; cujus voti teſtes ſunt hi nummi.

Zwo andere auf eben dieſer Seite beſchriebene Münzen ſind nicht weniger verdächtig als vorige. Die erſte ſtellet den Tigris in derſelben Lage vor, wie alle groſzen Flüſſe gezeichnet werden, mit ſeinem Namen TIGRIS im Abſchnitte. Hier meldet ſie **Mezzabarba** zum zweyten male als gut an. Er hat ſchon oben a. d. 151. S. eine Beſchreibung davon gemachet, und Herr von **Valois** hatte ſie auch ſchon in ſeinen vorigen Anmerkungen, aus denen Gründen, die man in dem VI. Bande dieſer **Geſchichte** ſehen kann, verworfen.

Die zweyte, deren Gegenſeite eine Brücke über den Tigris, und vorn auf der Brücke das liegende Bild des Tigris, mit der Umſchrift vorſtellet: S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI S. C. und die Worte: VIRTVS AVGVSTI TIGRIS, hat eben dieſelben Gründe wider ſich: nämlich daß von allen Alterthumskundigen, **Occo** und **Mezzabarba** die einzigen ſind, die davon reden; daß man ſie in keinem Cabinette ſieht; und daß der Namen des Fluſſes Tigris auf keiner einzigen Kaiſermünze anzutreffen iſt.

Gegen die Mitte der Seite kömmt noch eine andere vor, welche nach dem **Mezzabarba** den Kaiſer Trajan zu Pferde vorſtellet; wie er in der Rechten einen Pfeil hält, und von dreyen Soldaten aus der Legion begleitet wird. Vorn auf der Münze iſt der **Nil** wie gewöhnlich vorgeſtellet, nämlich liegend, mit einem **Crocodille** und einem

Hippopotamus neben ſich, die Umſchrift heißt: S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI S. C. im Abſchnitte ſteht NILVS. Auch dieſe Münze bringt **Mezzabarba** zum zwentenmale vor; er hat ſie ſchon oben a. d. 151. S. auf **Occons** Wort beſchrieben, und Herr **von Valois** hat ſie in den angezogenen Anmerkungen verworfen.

Unten auf eben derſelben 157ten Seite ſtehen zwo Münzen, deren erſte an der Seite von **Trajans** Kopfe, dieſe Schrift hat: IMP. CÆS. NERVÆ. TRAIANO AVG. GER. DAC. Die Gegenſeite ſtellet den Kaiſer ſtehend vor, wie er in der Linken einen Zepter hält, und die Rechte gegen ein knieendes Weib recket, gleichſam um ſie aufzuheben. Zwiſchen dem Kaiſer und dieſem Weibe, ſtehen noch dren andere Figuren, die die Hände in die Luft recken. Die Umſchrift heißt ſo: S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI; im Felde ſteht S. C. und im Abſchnitte: ITALIA RESTITuta. **Mezzabarba** führet dieſe Münze an, als wäre ſie aus dem Schatze des **Signor Johann Dominicus Tiepoli**, eines venetianiſchen Nobilis vom erſten Range.

Die zwente, welche wie die vorige, von großem Erze iſt, ſtellet auf der Gegenſeite die Schrift: S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI vor; im Felde S. C. und im Abſchnitte ITALIA RESTituta. Sie zeiget den Kaiſer ſtehend in conſulariſcher Kleidung, wie er mit der Linken eine Kriegsfahne hält, und die Rechte nach einem vor ihm knieenden Weibe ſtrecket, die einen kleinen Thurn auf dem Kopfe hat. Dieſes Weib hält in der Linken eine Kugel, und reichet die Rechte dem Kaiſer. **Mezzabarba** hat dieſe zwente Münze nach denen Verzeichniſſen abgezeichnet, welche **Valerio Polacio**, ein bononiſcher Edelmann, von den Kaiſermünzen geliefert hat.

Herr **von Valois** will es zwar nicht wagen, dieſe zwo Münzen durchaus zu verwerfen; er mennet, der Senat könne ſie wohl dem Trajan zu Ehren haben ſchlagen laſſen, um die Denkmäler der Dankbarkeit des römiſchen Volkes gegen dieſen Kaiſer zu vermehren: denn ſonſt, ſaget er, würden wir anitzt nichts, als die einzige Münze RESTITVTORI ITALIÆ haben, die ſich noch bis auf uns erhalten hat, und in eben dieſer Abſicht iſt geſchlagen worden. Indeſſen iſt er doch immer geneiget, ſie für verdächtig zu halten; indem er muthmaßet: daß Herr **Vaillant**, der ſie ſeinen Numismatibus præſtantioribus nicht einverleibet hat, ſie entweder nicht gekannt haben; oder ſie einer Stelle darunter nicht ſonderlich werth gehalten haben muß.

Von der 157ten Seite der Sammlung ſchreitet Herr **von. Valois** zur 160ten. Hier findet er oben eine Münze, welche auf der Gegenſeite von Trajans Kopfe, ein prächtiges Gebäu vorſtellet; in deſſen Mitte man eine Pforte mit zwo geſchloſſenen Flügelthüren bemerket, zu denen man auf verſchiedenen Stuffen hinangeht. Sie hat zur Umſchrift: S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI S. C. Im Abſchnitte lieſt man die Buchſtaben: ECA. TRA. welche **Mezzabarba** durch dieſe Worte giebt: BIBLIOTHECA TRAIANI. Dieſer geſchickte Alterthumskundige, ſaget Herr von **Valois**, hätte bey Ergänzung dieſer Buchſtaben, lieber TRAIANA, als TRAIANI, den andern Münzen gemäß, leſen ſollen, die wir von dieſem Kaiſer mit der Umſchrift haben: AQVA TRAIANA und VIA TRAIANA. Es iſt gewiß, daß Trajan, einem Geſchmacke gemäß, der allezeit das Merkmaal großer Prinzen geweſen iſt, im Sinne gehabt, ſich einen Büchervorrath anzuſchaffen, und einen Pallaſt zu erbauen, wohin er ſie ſtellen konnte: allein wir ſehen nicht, daß er ſeinen Vorſatz ausgeführet hätte. Es iſt ſogar ziemlich wahrſcheinlich, daß die Menge ſeiner Feldzüge ihn an dieſer Vollſtreckung gehindert. Dem ſey wie ihm wolle: dieſe Münze iſt als wirklich alt, in keinem von allen europäiſchen Cabinetten zu finden. **Occo** iſt der erſte, welcher ihrer a. d.

210ten S. ſeines Buches gedenket, und nach ihm theilet **Mezzabarba** deren Beſchreibung mit.

Unten auf eben dieſer 160ten Seite, iſt eine ſilberne Münze zu ſehen, welche an der Seite des Kopfes die Umſchrift hat: IMP. TRAIANO. AVG. GER. DAC. P. M. TR. P. COS. VI. P. P. Auf der Gegenſeite zeiget ſie ein ſtehendes Weib, die in der Linken ein Füllhorn, und in der Rechten einen Pfeil hält, mit der Umſchrift: ASSYRIA IN POTESTATEM Populi Romani REDacta. Dieſe Münze iſt nirgend vorhanden, und **Mezzabarba** beſchreibt ſie nur nach dem **Occo**; bloß mit dem Unterſchiede: daß dieſer der Figur den Wurfpfeil ſehr unrecht in die linke Hand giebt, und das Fruchthorn in die Rechte, dahergegen **Mezzabarba** ihr den Wurfpfeil in die Rechte, und das Fruchthorn in die Linke giebt. Dieſes iſt der Gewohnheit der Alten auf ihren Münzen gemäß, allwo die mit einem Fruchthorne vorgeſtelleten Figuren, daſſelbe allezeit in der Linken tragen. Es iſt augenſcheinlich, daß der falſche Münzer, die Legende von Trajans Münze zum Muſter genommen, welche die Eroberung von Armenien und **Meſopotamien** vorſtellet.

Oben auf der 215ten Seite im **Occo**, und gegen die Mitte der 162ten Seite im **Mezzabarba**, ſieht man eine eherne Münze, welche das bezwungene Aſſyrien vorſtellet. Ein Aſſyrer und eine Aſſyrerinn, nach der Art ihres Landes gekleidet, ſtehen an einen Palmbaum gebunden, und greifen beyde mit den Händen nach den Haaren, als ob ſie ſie ausreißen wollten. Die Umſchrift iſt: ASSYRIA ET PALESTINA IN POTESTatem Populi Romani REDACtæ S. C. Auch dieſe iſt ein Werk von einem falſchen Münzer, nach dem Herrn von **Valois**, welcher anmerket, daß ſich der Namen **Paläſtina** auf keiner lateiniſchen Münze, in der ganzen Folge der Kaiſermünzen befindet: man ſieht ihn nur auf einigen griechiſchen Münzen, die in weniger Anzahl und ſehr ſelten ſind.

Eben dieſes urtheilet er von den zwo folgenden Münzen, die auch nur aus des **Occo** und **Mezzabarba** Werken bekannt ſind. Die Gegenſeite der erſten hat gerade daſſelbe Bild als die vorhergehende, außer daß man darauf noch ein Kameel ſieht, und die Schrift nur in dieſen zwey Worten beſtehe: DE CHALDÆIS; im Abſchnitte: S.C. Die Gegenſeite der zweyten, ſtellet eine ſtehende **Victorie** neben einem Palmbaume vor, auf welchem ein Schild ruhet, darauf dieſe zwey Wörter zu leſen ſind: VICT. ASSYR. das heißt: VICToria ASSYRiaca, und im Abſchnitte: S. C. **Occo** führet beyde Münzen oben a. d. 215ten S. und **Mezzabarba** gegen das Mittel der 162ten Seite an. Allein in der ganzen Folge kaiſerlicher lateiniſcher Münzen wird weder der **Indianer**, noch der **Aſſyrer**, noch der **Chaldäer** gedacht. Des **Occo** und **Mezzabarba** ihre würden alſo die einzigen ſeyn, die die Namen dieſer verſchiedenen Völker führeten; und mehr brauchet es nicht, ſie im Verdachte der Falſchheit zu haben.

Die letzte Münze, welche Herr **von Valois** unterſuchet, ſteht auf eben dieſer 162ten Seite im **Mezzabarba.** Sie iſt von großem Erze, und führet an der Seite des Kopfes die Schrift: IMP. CÆS. NERVÆ. TRAIANO. OPTIMO. AVG. GER. DAC. PARTH. TR. P. COS. VI. P. P. Auf der Gegenſeite ſieht man das Bild des gefangenen **Adiabene** auf der Erde ſitzend, in ſeiner Landestracht, die rechte Hand auf den Schenkel geſtützet, und den Kopf auf die linke Hand gelehnet, wie eine mit Betrübniß beladene Perſon; um ſie herum liegen viele erbeutete Waffen, die **Trajan** in Kriegstracht mit Füßen tritt. Die Umſchrift lautet ſo: S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI. Im Felde ſteht: S. C. Der Abſchnitt hat die Buchſtaben: ADIAB. welche der Anfang entweder des Wortes ADIABENE (man leſe noch) DEVICTA ſind, wenn man ſie auf die Figur des Weibes deutet; oder des Wortes ADIABENICO. dem

Ueberwinder der Adiabener, wenn es ſich auf die Perſon des Kaiſers ſelbſt beziehen ſoll.

Dem erſten Anblicke nach ſcheint dieſer Münze alles günſtig zu ſeyn. Sie iſt dem einfältigen und edeln Geſchmacke der Alten gemäß, und reimet ſich vollkommen mit der oben angezogenen Stelle aus dem **Eutropius**; in welcher dieſer Geſchichtſchreiber ausdrücklich ſaget: Trajan habe die Adiabener überwunden und unter das Joch gebracht. Gleichwohl hat man alle Urſache zu glauben, daß dieſer Prinz die Eroberung von Adiabene nicht für einen Vorfall angeſehen, welcher verdienete auf Münzen geweihet zu werden, und daß es in der That zu ſeiner Zeit keine auf dieſe Begebenheit geprägete Münze gegeben.

Es iſt gewiß, daß wir keine andere kaiſerliche Münze haben, die der Adiabener, vor dem **Septimius Severus** erwähnen; als des einzigen von den Kaiſern, welche für gut befunden, ſeinen Titeln, den Namen ADIABENICVS, Ueberwinder der Adiabener, beyzufügen. Man findet ſogar nur eine kleine Anzahl Münzen, es ſey in Silber, oder Erz, wo er dieſen Zunamen annimmt.

Herr von **Valois** führet deren zwo an, eine von groſſem Erze, die andere von Silber. Die Gegenſeite der ehernen ſtellet ein Siegsgerüſt vor, an deſſen Fußgeſtelle zween Gefangene angelehnet ſind, die ein jeder auf einem Schilde an der Erde ſitzen, und die Hände auf dem Rücken gebunden haben, mit dieſer Umſchrift: PARTH. ARAB. ADIAB. das heißt: PARTHicus, ARABicus, ADIABenicus, der Ueberwinder der Parther, Araber und Adiabener. Im Abſchnitte ſteht: COS. II. P. P. Conſul iterum, Pater Patriæ, und im Felde dieſe zween Buchſtaben: S. C. der eine rechts, der andere links.

Die zweyte, welche von Silber iſt, ſteht im **Mezzabarba** auf der Hälfte der 275. Seite. Auf der Seite des Kopfes führet ſie die Schrift: L. SEP. SEVERVS

PIVS. PERT. AVG. IMP. XI. Die Legende der Gegenſeite iſt in dieſen Worten abgefaſſet: ARAB. ADIAB. PARTH. MAX. TR. P. X. COS. III. P. P. das heißt: ARABicus, ADIABenicus, PARTHicus, MAXimus, TRibunitia Poteſtate Decimum COnSul, tertium Pater Patriæ. **Mezzabarba** hat vergeſſen, das Bild der Gegenſeite anzuzeigen, vermuthlich weil es mit der ehernen Münze einerley iſt.

Dieſe zwo Münzen, fährt Herr **von Valois** fort, ſind die einzigen, auf welchen Adiabene und die Adiabener genennet werden. Keiner von den Kaiſern vor dem **Septimius Severus**, keiner von ſeinen Nachfolgern, haben auf den Münzen, weder von dieſem Volke, noch von deſſen Lande geredet. Durch welch einen Zufall ſollte es denn gekommen ſeyn, daß kein Alterthumskundiger, außer dem **Adolph Occo**, diejenige gekannt hätte, wo **Trajan** derſelben gedenket? **Mezzabarba** hatte ſie nicht geſehen, er führet ſie nur nach dem **Occo** an, der ſie unten a. d. 214ten S. ſeines Buches beſchrieben hatte. Zur Zeit dieſes Alterthumsforſchers nun, hatten die Gelehrten noch keine genugſame Kenntniß vom Metalle, daß ſie ſich nicht hätten irren können; und eben aus dieſem Mangel der Erfahrung, ſind verſchiedene falſche, oder doch verfälſchete Münzen, auch in die berühmteſten Münzſammlungen aufgenommen worden.

Aus dieſen Beobachtungen zuſammen genommen nun, ſchließt Herr **von Valois**, daß die Münze vom **Trajan**, mit dem Adiabene auf der Gegenſeite, mit den vorigen in eine Reihe zu ſetzen und als das Werk eines falſchen Münzers, zu verwerfen ſey.

⁂

XIV.

Des Herrn Abtes de la Bleterie Geſchichte Kaiſer Jovians.

Wir finden in unſern Protocollen, daß der Herr **Abt de la Bleterie**, die Verſammlungen unſerer **Akademie**, den 13ten März 1742. und den 7ten May 1743. mit Verleſung der Geſchichte Kaiſer **Jovians** beſchäfftiget hat. Seine Handſchrift iſt uns nicht zugeſtellet worden; und wir hätten Unrecht gethan, ſie wieder zu fodern. Es war billig, daß das Leben **Jovians** in eben der Geſtalt erſchien, als das Leben **Julians**, davon es die Folge iſt mm), und welches Herr **de la Bleterie** in zween Duodezbänden, ſchon lange vor ſeiner Aufnahme in unſere **Akademie**, verfertiget hatte. Die gute Aufnahme, die ſein erſtes Werk bey der Welt gefunden, foderte von ſeiner Erkenntlichkeit dieſes Zeichen von Achtung. Er gab alſo im 1748ten Jahre **Jovians Leben**, ebenfalls in Duodez, mit einer **Abhandlung über den Bund dieſes Kaiſers** mit den Perſern heraus, welche er uns den 27ten Auguſt 1743. vorgeleſen hatte. Er hat eine Ueberſetzung einiger Werke vom Julian hinzugefüget, und alle dieſe Stücke zuſammen machen zween Bände aus.

Wann gewiſſe Umſtände ein Mitglied von uns nöthigen, in ſeinem Namen Sachen drucken zu laſſen, die es in unſern Verſammlungen vorgeleſen hat, und als ſolche, uns zugehören ſollten: ſo verlieren wir zwar das Recht ſie in unſere Sammlungen einzurücken; allein das behalten wir uns vor, daß wir uns in unſerer Geſchichte eine Ehre daraus machen.

XV. Er-

---

mm) Dieß iſt der Ausdruck des königlichen Bücherprüfers in ſeiner Genehmhaltung.

o) Wilhelm von Tyr, Jakob von Vitri und Rigord, nennen ihn Vetus, ſeu ſenex. Wilhelm von Nangis nennt ihn, bald Vetulus, bald Vetulus de Montanis.

XV.

Erläuterungen einiger Umſtände der Geſchichte des Greiſes vom Berge, Fürſten der Mörder.

Ein jeder der die Geſchichte der Kreuzzüge geleſen hat, wird dieſen Beherrſcher eines kleinen Cantons in Phönicien kennen, welcher von dem Gipfel ſeiner Berge, ein Recht über Leben und Tod aller andern Regenten der Erden auszuüben ſchien. Ein Fürſt, der um ſo viel furchtbarer war, da die Schwärmerey ſeiner Unterthanen, der Grund ſeiner Macht war. Die Morgenländer nennen ihn **Scheikh**, oder **Scheikh-al-Gebal**; die lateiniſchen Geſchichtſchreiber, Senex, oder Senex de Montanis *o*); die franzöſiſchen Schriftſteller heißen ihn le Vieux de la Montagne, den **Greis vom Berge**, oder auch ſchlechtweg, le Vieux, den Greis. Dieß war der Titel ſeiner Würde, nicht ein Merkmaal ſeines Alters. Der Namen Seigneur *p*), hat eben dieſen Urſprung.

Der Staat des Alten, beſtand nach **Wilhelmen von Tyr** *q*), nur in zehn Schlöſſern, die auf unerſteigliche Felſen gebauet waren, und in einigen Flecken, welche in denen Thälern lagen, die dieſe Berge von einander trenneten. Er zählete ungefähr ſechzig tauſend *r*) Unterthanen, welche von den Morgenländern Iſmaeliter, von **Wilhelm le Breton** *s*), vom **Rigord** und **Nangis**, Arſaciden; vom **Erzbiſchofe von Tyr**, Aſſiſins; und vom **Jakob Vitri**, Aſſaſſins, **Mörder** genennet werden.

---

p) Von Senior, alt, welches Wort im verfallenen Lateine, Seigneur heißt.

q) im XX. B. 31. Cap.

r) Jakob Vitri ſetzet deren Anzahl nur auf 40000.

s) Man ſehe Herbelots Biblioth. oriental. p. 505.

Dieſer letzte Namen iſt der rechte: er kömmt aus dem Arabiſchen, haſſa, tödten, und iſt in unſere Sprache übergekommen um dasjenige anzudeuten, was in der That jeder Unterthan des **Alten vom Berge** war. Dieſe wurden in dem abſcheulichen Vorurtheile erzogen, daß ſie nach ihrem Tode einer ewigen Glückſeligkeit genießen würden, wenn ſie ihr Leben in Ausrichtung der gerechten oder ungerechten Befehle ihres Beherrſchers verlören: ſo war denn der Mord bey ihnen eine andächtige Handlung t). Alle Schriftſteller ſind eins, ihnen dieſen gottloſen Lehrſatz beyzumeſſen; alle beſondere Begebenheiten aber die auf uns gekommen ſind, als Beweiſe der Barbarey des Prinzen und der ungeheuren Unterwürfigkeit der Unterthanen, ſind nicht alle gleich gewiß.

Wenn wir unſern alten Chronikſchreibern glauben, ſo iſt **Conrad, Marquis von Montferrat**, auf Befehl des **Alten vom Berge** getödtet; **Philipp Auguſten** bald darauf ein gleiches gedrohet worden, ja der Alte hat Mörder nach Frankreich geſchickt, den heiligen **Ludwig** zu erſtechen. Der Herr Biſchof **de la Ravaliere** läugnet u) dieſe drey Erzählungen, und hier ſind ſeine Gründe, nach vorherigem Vortrage der Sachen.

Erſtes Factum.

Als **Philipp Auguſt** und **Richard** der II. König von **England**, mit einander einen Kreuzzug thun wollten, ſo reiſeten ſie im 1191ten Jahre nach dem gelobten Lande ab. Als ſie nun den **Saracenen** die Stadt **Ackers** abgenommen hatten,

---

t) Wir laſſen uns hier in keine Beſchreibung weder des Landes ein, welches die Mörder beſeſſen, noch der Jnnerſten ihrer Geſchichte und Lehrſätze. Man findet dieſe Materie in zween Abhandlungen des Hrn. Falconets, im XVII. B. unſerer ausführlichen Schriften, a. d. 127ten u. f. S. par. Ausg. ganz erſchöpft.

u) Den 5. Jul. 1743. und in der

hatten, ſuchten ſie dem Streite des Guido von Luſignan mit dem Conrad, Marquis von Montſerrat, wegen des Königreichs von Jeruſalem abzuhelfen. Philipp war Conraden geneigt; Richard aber hielt es mit dem Guido von Luſignan. Um nun den Folgen vorzubeugen, die ein ſolcher Streit unter zween Prinzen haben konnte, die durch die Eiferſucht immer geneigt waren einander zu haſſen, und deren einer, als der hitzigſte, immer ſiegen; der andere zwar gemäßigtere aber eben ſo ſtolze, nicht weichen wollte: ſo ſchlug man ein Mittel zum Vergleiche vor, das ſie zu befriedigen ſchien. Guido von Luſignan ſollte nämlich ſo lange er lebete, das Königreich Jeruſalem behalten, und nach ſeinem Tode ſollte der Marquis von Montſerrat und deſſen Kinder, die Krone, mit Ausſchließung aller andern, haben.

Nach dieſem Vertrage gieng Philipp nach Tyr, und von dannen in ſeine Staaten. Kaum war er in Frankreich angekommen, als er die Nachricht von dem Tode des Marquis von Montſerrat erhielt; von dem man ſagete: er wäre bey hellem Tage durch Mörder umgebracht worden x). Richard war im gelobten Lande geblieben; man wußte, daß er dem Marquis nicht gut war: der Verdacht des Mordes fiel daher auf Richarden, und man glaubete keine Urſache mehr zu haben, zu zweifeln, daß dieſer Prinz Urheber davon wäre; da er ſogleich nach Conrads Tode, ſolche Anſtalten machete, die zur Genüge zeigeten, wie viel ihm daran gelegen geweſen, ihn über Seite zu ſchaffen.

---

der öffentlichen Verſammlung der Akademie nach Martini eben deſſelben Jahres.

x) Alberich des Trois-Fontaines, ſaget über das 1192te Jahr: ab octo Haſſacinis. Der P. Daniel ſaget: durch zween Aſſaſſinier, dieß ſaget er dem Wilh. von Nangis und Trevet nach, bey denen man lieſt: a duobus Aſſaſinis.

Dieſer Verdacht breitete ſich aus, und als **Richard** bey ſeiner Rückreiſe durch die Länder **Leopolds**, Herzogs von Oeſterreich, gieng, deſſen Anverwandter der **Marquis** geweſen, ſo ward er angehalten und Kaiſer **Heinrichen** dem VI. ausgeliefert, der ihn gefangen behielt. Nun will man, daß bey dieſen Umſtänden, der **Alte vom Berge**, welchen **Richards** Unglück gerühret, an den Herzog **Leopold** geſchrieben habe, um ſich ſelbſt dieſes Mordes zu beſchuldigen, den man dem Könige **Richard** mit Unrecht aufbürdete.

Der Herr **de la Ravaliere** liefert folgende Ueberſetzung dieſes Briefes, nach dem lateiniſchen Texte, welchen **Nicolaus de Treveth** uns erhalten *y*), und **Rymer** in ſeiner Sammlung *z*) herausgegeben hat.

Der Alte vom Berge, an Leopolden Herzogen von Oeſterreich.

„Da verſchiedene Könige und Prinzen jenſeit des Mee„res dem Herrn **Richard**, Königen von **England**, den „Tod des **Marquis** ſchuld geben: ſo ſchwöre ich bey dem „Gott, der in der Ewigkeit regieret, und bey dem Geſetze „was wir halten, daß er keinen Theil an ſeinem Tode habe. „Ich will die Sache, wie ſie iſt, erzählen.

„Einer von unſern Brüdern, der von **Satalieh** wie„derkam, ward durch das Ungewitter nahe an die Stadt „**Tyr** geworfen. Dieſen ließ der **Marquis** tödten und „nahm ihm ſein Geld. Wir ſchicken hin und laſſen um „ſein Geld fodern, mit dem Vorſchlage, uns wegen ſeines „Todes Genugthuung zu verſchaffen: er aber ſchiebt den „Tod auf den **Renaud** (**de Chaſtillon**) Herrn von **Si**„**don**. Unſere Freunde indeſſen haben nach genauer Er-

„kun-

---

y) Spicileg. d'*Acher*. T. III. Edit. in fol. p. 175. Col. 1.

„kündigung, erſehen, daß dieſer Menſch auf ſeinen Befehl „ermordet und ſeines Geldes beraubet worden iſt.

„Wir haben alſo unſern Abgeordneten **Eudryſe** hingeſandt: dieſem hat der **Marquis** gedrohet, er wolle ihn „ins Meer werfen; unſere Freunde haben ihn noch gerettet, „da ſie ihn plötzlich aus der Stadt geſchaffet. Bey ſeiner „Wiederkunft hat er uns von der Wahrheit alles deſſen vergewiſſert. Und von dieſem Augenblicke an, ergriffen wir „den Entſchluß, den **Marquis** zu tödten. Zu dem Ende „ſchicketen wir zween unſerer Brüder nach **Tyr**, die ihn in „Gegenwart alles Volkes der ganzen Stadt, ermordet haben.

„So iſt die Urſache ſeines Todes beſchaffen geweſen. „Wir wiederholen dir alſo die Wahrheit, daß der Herr „**Richard** nichts damit zu thun gehabt hat: und geſchieht „ihm einiges Leid dieſer wegen; ſo wird es ihm mit Unrecht „und ohne Grund geſchehen. Wiſſe dieſes gewiß, daß wir „keinen Menſchen um Geldes willen umbringen, noch für „irgend einen Lohn: ſondern nur, wenn er uns Leid gethan hat.„

„Wiſſe auch, daß dieſes Gegenwärtige von uns geſchrieben iſt, im halben **September**, in unſerm Schloſſe „**Meſſiat**, im funfzehen hundert und fünften Jahre nach „dem Tode **Alexanders**: Et ſciatis, quod litteras fecit iſtas „in domo noſtra ad caſtellum noſtrum *Meſſiat* in dimidio „*ſeptembris*, anno ab *Alexandro* milleſimo quingenteſimo quinto.„

Dieſer Brief, fähret der Herr **de la Ravaliere** fort, iſt der Grund derjenigen Sage, welche dem Alten vom Berge die Ermordung des **Marquis** von **Montferrat** zuſchreibt: allein er hat ſolche augenſcheinliche Kennzeichen

---

z) *Rymer*, Edit. *Hag*. 1745. T. I. p. 23. Col. 1.

des Unterſchubes an ſich, daß auch die mittelmäßigſten Kunſtrichter ihn nicht hätten verkennen ſollen.

1. Fehlet ihm die Wahrſcheinlichkeit. Iſt es wohl wahrſcheinlich, daß der Fürſt der Mörder das Herz gehabt haben ſollte, den Mord des Marquis öffentlich auf ſich ſelbſt zu nehmen; und zwar in einem Lande wo dieſer Conrad mächtige Freunde hinterlaſſen hatte, denen an ſeiner Rache gelegen war: und daß er ferner dieſes demjenigen ſollte erkläret haben, der ihn am meiſten bedaurete, nämlich dem Herzoge Leopold ſeinem nahen Anverwandten? Will man ſagen, der Alte habe ſich ein Bedenken gemachet, daß der König von England, wenn er ſchwiege, einem ungerechten Verdachte ausgeſetzet bliebe: ſo würde dieſes von der Gewiſſenszärtlichkeit des phöniciſchen Tyrannen zu viel vermuthen heißen.

2. Hier iſt eine offenbare Falſchheit. Der Brief iſt aus dem September, einem den Morgenländern unbekannten Monathe unterſchrieben. Er iſt lateiniſch geſchrieben (denn der Geſchichtſchreiber von welchem wir ihn haben, ſaget nicht, daß ſein Text eine Dollmetſchung ſey). Nun aber war das Latein nicht die Sprache des Alten vom Berge; er redete arabiſch.

Wenn nun dieſe Betrachtungen den Alten vom Berge ledig ſprechen, wie Herr de la Ravaliere hoffet: auf wen wird denn der Tod Conrads kommen? Nach dem Jakob Vitri [zz], iſt der Marquis von bekehrten Saracenen umgekommen, die er lange Zeit in ſeinem Hauſe gehabt hat. Nach dem Wilhelm von Nangis a), iſt er von zween Mördern, die er Herſaciden nennet, umgebracht worden.

[zz] Geſta Dei per Franc. p. 1123.

[a] *Guillel. Naug.* Spicil. Ach. T. III. p. 18. Col. 1.

[b] Chron. *Alber. Trium-Font.* an. 1192.

[c] Falconet iſt im XVII. Th. a. d. 167. S. dem Richard günſtiger.

[d] Der Pater Daniel ſaget nichts von dem Briefe, und behauptet dennoch ganz bejahend:

Dieſe zwo Stellen geben uns noch kein Licht; Alberich aber ſaget etwas mehr. Wenn er die Mörder, als die Urheber des Mordes nennet, ſo verhölet er nicht, daß der König von England Theil daran gehabt, und läßt nur zweifelhaft, ob Richard es ausdrücklich befohlen, oder es nur erlaubet habe: Rex Angliorum *Richardus --- Marquiſum Conrardum* ab octo *Haſſacinis* interfici vel permiſit vel perſuaſit b).

Dörfen wir ſagen, daß die Laſter, welche Richards große Eigenſchaften verdunkelten, uns nur gar zu viel Recht geben, Alberichs Meynung anzunehmen c)? Richard ward ſogleich nach dem Morde verdächtig, und bevor ſich noch der Brief des Alten vom Berge ausbreitete. Ihm allein ſcheint daran gelegen geweſen zu ſeyn, ihn ſchreiben zu laſſen, um alle Muthmaßungen von ſich abzulenken d).

Wir haben oben geſaget, daß Rymer dieſen Brief bekannt gemachet: wir wollen hier hinzufügen, daß Rymer ſelbſt ihn noch verdächtiger machet, weil er neue Merkmaale der Falſchheit hineinmiſchet. In Treveths Texte, iſt der Brief 1505. Jahre nach Alexanders Tode unterſchrieben, und dieſe Unterſchrift iſt richtig: das 1505te Jahr der Zeitrechnung der Seleuciden, ehemals die griechiſche Zeitrechnung, welche von einigen Æra Alexandri e) genannt worden, ungeachtet ſie zwölf Jahre jünger iſt als der Tod dieſes

---

es ſey der Alte vom Berge geweſen, welcher von ſelbſt den Befehl den Marquis von Montferrat zu ermorden, gegeben und ausführen laſſen. Hiſt. Philipp. Auguſt. ann. 1192.

e) Die Jahrrechnung der Seleuciden fieng mit dem 312 ten Jahre vor Chriſti Geburt an. Nun nehme man 312. und 1193. zuſammen; ſo hat man 1505.

dieſes Prinzen, kömmt mit dem 1193ten Jahre unſerer Zeitrechnung überein, in welchem **Richard** in Deutſchland gefangen gehalten ward. Im **Rymer** iſt der Brief im 5ten Jahre von **Alexanders** Pontificate unterſchrieben: Anno ab Alexandro Papa quinto. War es denn **Rymern** unbekannt, daß die Gewohnheit der Mörder nicht ſeyn konnte, ihre Thaten nach den Jahren der Päbſte zu zählen? und daß der Pabſt, welcher den römiſchen Stuhl zu der Zeit beſeſſen, in welcher der Brief geſchrieben ſeyn ſoll, nicht Alexander, ſondern **Cöleſtin** geheißen habe [f]?

Zweyte Begebenheit.

Rigord, Philipp Auguſts Geſchichtſchreiber, erzählet, daß als der König im 1192ten Jahre zu **Pontoiſe** geweſen, er Briefe aus dem **gelobten Lande** erhalten, durch welche man ihm gemeldet: daß der **Alte vom Berge**, auf Anhalten des Königes von **England**, zween von ſeinen Unterthanen, die er **Arſaciden** nennet, nach **Frankreich** geſchicket hätte, ihn zu ermorden; daß **Philippus**, auf dieſe Nachricht eine Leibwacht aufgerichtet, die mit ehernen Keulen bewaffnet geweſen, und Tag und Nacht für die Sicherheit ſeiner Perſon ſorgen ſollen; daß er von Stunden an zu dem Alten geſchicket, ihn zu befragen, ob das was man ihm beymäße, wahr ſey? und daß der Alte in ſeiner Antwort an den König, ſolches ausdrücklich geläugnet.

Herr **de la Ravaliere** will, daß dieſe Erzählung, welche von allen neuern Schriftſtellern nachgeſchrieben worden, weder in der Hauptſache ſelbſt, noch in den Umſtänden, wahrſcheinlich ſey. In der Sache ſelbſt nicht: indem es nicht wahrſcheinlich iſt, daß der **Alte vom Berge**, welchem **Philipp Auguſts** Tod keinen Vortheil bringen könnte, te, ſich um nichts der Rache hätte ausſetzen wollen, welche das franzöſiſche Kriegsheer, welches unter der Befehlshaberſchaft des Herzogs von **Burgund** in Syrien geblieben war, für ſein Verbrechen würde geſuchet haben. In den Umſtänden auch nicht: denn

---

[f] Im du **Cheſne**, V. Th. a. d. 35-36. S.

[g] Man ſehe den **P. Daniel**, Mil. Franç. T. II. p. 93. und die Geſchichte

1. Iſt es nicht glaublich, daß **Philipp Auguſt**, um die Wahrheit eines Laſters zu entdecken, ſich an den gewendet habe, der deſſen beſchuldiget werden.

2. Weil **Philippus**, der in ſeinem ſyriſchen Heere hundert Leute hatte, die unter der Hand in aller Stille alle nöthige Unterſuchungen anſtellen konnten, keine außerordentlichen Bothen mit dieſem Gewerbe beſchäfftigen dörfen. Abgeordnete aus dem Innerſten von **Frankreich** nach dem **gelobten Lande** zu ſchicken, das hätte den Schuldigen und ſeinen Anhang warnen geheiſſen, ſich nicht ertappen zu laſſen.

Was alſo in **Rigords** Stelle am gewiſſeſten iſt, mag dieſes ſeyn: daß bey Gelegenheit der Nachricht die **Philipp Auguſt** zu **Pontoiſe** erhalten, eine Compagnie Sergens d'Armes, *Servientes armorum*, oder Sergeans à maſſes eingeſetzet worden, die für ſeine Sicherheit wachen ſollen, und daß dieß der erſte Zeitpunct von Einſetzung der königlichen Leibwache iſt *g*).

Weiter geht Herr **de la Ravaliere** nicht; allein, wir werden uns vermuthlich ſeinen Abſichten gemäß bezeigen, wenn wir nebſt ihm den **Alten vom Berge** frey zu ſprechen ſuchen, deſſen Vertheidigung er ſo großmüthig unternommen hat.

Wilhelm

Geſchichtſchreiber der Stadt Paris, Artikel von der St. Catharina (la Culture.)

Wilhelm Guiart, ein poetiſcher Geſchichtſchreiber, welcher im 1306ten Jahre le Roumans appellé la Branche des Roiauls lignages h) geſchrieben hat, beſchuldiget den König von **England** ausdrücklich des Vorhabens, welches **Rigord** dem **Alten vom Berge** aufbürdet. Wenn man ihm glauben will, ſo ließ **Richard** eine gewiſſe Anzahl Kinder in den Grundſätzen und dem Glauben der Mörder, das heißt in der Meynung erziehen, daß ſie allezeit bereit ſeyn müßten, ihr Leben zu wagen, um das Leben der Feinde ihres Beherrſchers anzufallen, wenn er es beföhle; und daß, wenn ſie in Ausübung dieſer Befehle ſtürben, die Märtyrerkrone ein Lohn ihres vergoſſenen Blutes ſeyn würde.

i) Que le roi Richart d'Angleterre
Faiſoit enfans endoctriner,
Pour lui ocire & *afiner* k);
Qui ja ierent tous *embarnis* l)
Et de telle *apriſon* m) garnis,

Que

---

h) Dieß iſt der Titel des Werkes, in der 10298ten Handſchrift der königl. Bibliothek. **Wilhelm Guiart** beſchrieb in Verſen, die Geſchichte von Frankreich, ſeit der Geburt Philipp Auguſts, bis ins 1306te Jahr, als der Zeit, darinnen er lebete. Herr du Cange hat davon, in der Folge ſeines Joinville denjenigen Theil eingedrucket, welcher des h. Ludwigs Regierung betrifft; die Handſchrift der königlichen Büchersammlung aber, iſt ein kleiner Quartband auf Pergament, und enthält das ganze Werk. Die Stellen welche hier oben angezogen werden, ſind aus dem noch ungedruckten Theile genommen.

i) P. XXXIX. col. 1. der Handſchrift.

k) Mettre à fin, *mettre à mort*, einen tödten.

l) Pleins, remplis, voll. Das Zeitwort *embarnir*, oder *enbarnir* in **Merlins** Reimen, im **Lancelot** und anderwärts, bedeutet vergrößern, wachſen. Die Wurzel davon iſt vieleicht Ber, Baron, ein ſtarker Mann werden, wie ein Baron.

m) *Inſtruction*, *leçon*, Unterricht, von dem Zeitworte apprendre.

n) Ne ſe ſouciat, von dem Worte challoir.

Que chacun d'eux homme occiſt,
Tel con ſon meſtre li deiſt;
Et puis qu'il l'euſt mort rué,
Ne li *chauſiſt* n) d'être tué:
Car il devoit tantoſt *S.* o) eſtre,
Sélon la promeſſe du meſtre p).

Richards Endzweck in ſeiner Mörderſchule war, Schwärmer in derſelben zu erziehen, die dereinſt **Philipp Auguſten** ermorden könnten.

Par ceux avoit Richard *béance* q)
De mettre à mort le roi de France:
Dont il fut *forment* r) eſjoi.

Philippus aber, der dieſen Anſchlag erfuhr, verwahrete ſich vor dem gedroheten Ueberfalle, indem er eine Leibwacht mit Keulen aufrichtete, die ſeine Perſon Tag und Nacht

---

o) Sains, *ſanctus*.

p) Wenn man dieſe Stelle im Guiart mit demjenigen zuſammen hält, was man in Pepins Chronik (III. B. 39. Cap.) lieſt, die zum erſtenmale vom Hrn. Muratori (Script. Rer. Ital. IX. B.) herausgegeben worden; ſo wird man urtheilen: daß Richard, wenn man ja dem Dichter Glauben beymeſſen will, das Muſter ſeiner Schule, aus der Uebung des Alten vom Berge genommen habe. Pipin ein Geiſtlicher Dominicanerordens zu Bononien, ſchrieb im Anfange des XIV. Jahrhunderts, eine Chronik, welche die Geſchichte Frankreichs, von den erſten Königen an bis auf ſeine Zeiten in ſich begreift. Da aber Herr Muratori bemerket, daß alles was vor dem 1176ten Jahre hergeht, aus andern ältern Chroniken abgeſchrieben iſt; ſo hat er von dieſer nur den Theil drucken laſſen, der auf ſelbiges Jahr folget. Sie höret mit dem 1314ten Jahre auf. Siehe die Vorrede des Herausgebers.

q) Intention, déſir, eſperance, von dem Worte beer, baer, welches ſich noch in dem Sprüchworte erhalten: Baier aux Corneilles, nach den Krähen gaffen; maulaffen.

r) Fortement.

Nacht bewachete: und dieſe Leibwacht beſtund noch zu Guiarts Zeit

> Puis que li Roi dire l'ol
> Ne ſu il qu'il ne ſe ſeiſt,
> Douteux qu'on ne le ſoupreiſt,
> *Eſchangaitier* s) en toutes places,
> Nuit & jour des Sergens à maces,
> Soit par chaleur & par froidure.
> Ceſle couſtume encore dure,
> Et durra, ſi com ge pourpoſe, &c.

Dieſe Stelle hat uns werth geſchienen, ganz hergeſetzet zu werden. Sie enthält einen Umſtand, der wie es ſcheint, ſonſt nirgends zu finden iſt, und den vielleicht noch kein Schriftſteller bemerket hat. Indeſſen wollen wir Richards Andenken den Schimpf nicht anthun, zu glauben, daß er des abſcheulichen Anſchlages fähig geweſen, den Guiart ihm beyleget. Wir wollen höchſtens glauben, daß ſeine Feinde dieſes Gerücht von ihm ausgeſprenget, und daß der Verdacht, der ſich wider ihn bey Gelegenheit des Todes des Marquis entſponnen, auch dieſem eine Glaubwürdigkeit geben können.

Dritte Begebenheit.

Wilhelm von Nangis erzählet unter dem 1236ten Jahre. „Der Alte vom Berge ſchickete Arſaciden nach „Frankreich den heiligen König Ludwig umzubringen; „aber indem ſie unterwegens waren, verwandelte Gott ſei-

nen

---

s) Veiller, d'Eſchanguette, ein Poſten, wohin man eine Schildwache ſtellet.

t) Spicil. T. III. p. 33. col. 1.

u) Der Herr de la Ravaliere führet den Text des Joinville

„ne mörderiſchen Geſinnungen, in Friedensgedanken. Dieſer Prinz ſchickete andere Abgeordnete ab, den König von „der Gefahr darinn er ſchwebete, zu benachrichtigen. Da „nun dieſe zu rechter Zeit ankamen, ſo halfen ſie die andern „entdecken. Der König überhäufete ſie mit Geſchenken, „und gab ihnen herrliche Geſchenke für ihren Regenten, zum „Zeichen des Friedens und der Freundſchaft, worinnen er „mit ihm leben wollte.„

Herr **de la Ravaliere** will ſogleich, daß dieſe Erzählung nicht minder wider die Wahrſcheinlichkeit verſtoße, als die erſte. Bey der Ankunft der zweyten Bothen, ſaget er: mußte der Befehl den heil. **Ludwig** umzubringen, entweder erfüllet ſeyn, oder nicht. Im erſten Falle, war die Warnung, der König ſollte auf ſeiner Hut ſeyn, vergeblich. Im andern Falle wäre der **Alte vom Berge** ein ſchlechter Staatsmann geweſen, daß er dem Könige gerade zu ein Vorhaben entdecket hätte, an deſſen Nichtbewußtſeyn ihm gelegen war: zum mindeſten hätte dieſes geheißen, **Ludwigs** Gemüth mit Mistrauen und Furcht erfüllen, die ihn wider den **Alten** hätten aufbringen können. Geſetzt, daß der **Fürſt der Mörder**, bemeldetes Vorhaben, erſt gefaſſet, und dann wieder hätte fahren laſſen: ſo durfte er nur andere Bothen ſchicken, um ſo heimlich als möglich, den Befehl, den die erſten hatten, zu widerrufen.

Dieſe Betrachtungen nun ſind ganz vernünftig, aber ſie machen keinen Beweis aus. Herr **de la Ravaliere** greift daher auch die Begebenheit ſelbſt an, indem er der Stelle des **Nangis** die Folgerung entgegen ſetzet, die man aus einer andern Begebenheit ziehen kann, welche **Joinville** unter dem 1250ten Jahre anführet u). „Als der König

„zu

---

ville nach dem MSt. von Lucques an, ſo itzt auf der Königl. Bibliothek, und richtiger iſt als das, deſſen du Cange ſich bedienet hat. Man ſehe den XV. Band der Mem. dieſer Akad. a. d. 738. S. Pariſ. Ausg.

„zu Ackers wohnete, kamen die Abgeordneten des Alten vom Berge. Der **Admiral** (das war der Anführer der Geſandtſchaft) hielt folgende Rede an den König: **Mein Herr ſchicket mich, dich zu fragen, ob du ihn kenneſt?** Der König antwortete: er kenne ihn nicht, denn er habe ihn nie geſehen, aber wohl von ihm reden hören. Drauf ſagete der **Admiral**: ich verwundere mich ſehr, daß du ihm noch nicht ſo viel von dem Deinen geſchicket haſt, daß du ihn zum Freunde hätteſt, weil du doch von ihm haſt reden hören; ſo wie der **Kaiſer von Deutſchland**, und der **König von Ungarn**, und der **Sultan von Babylon** und andere, alle Jahre thun; indem ſie gewiß ſind, daß ſie nicht länger leben können, als es meinem Herrn beliebt.„

Es iſt nicht möglich, ſaget Herr de la **Ravaliere**, die Begebenheit von 1236. mit dieſer zu vereinigen, aus welcher erhellet, daß im 1250ten Jahre, der h. **Ludwig**, den **Alten vom Berge** noch kaum gekannt habe, weil er von ihm nur reden hören, und ihm niemals Geſchenke zugeſandt. Das Zeugniß des **Nangis** nun, der die erſte Begebenheit erzählet, kann dem Anſehen des **Joinville** nicht die Wage halten, der die andere erzählet. **Nangis** ſchrieb das Leben des h. **Ludwigs** aus Nachrichten, die von andern geſammlet waren; und **Joinville** war ein Augenzeuge deſſen, was er erzählet, geweſen.

Wäre ein offenbarer Widerſpruch unter beyden Schriftſtellern, und man müßte nothwendig unter beyden wählen: ſo wäre es vielleicht nicht erlaubet anzuſtehen. Allein, in derſelben Verſammlung der **Akademie**, worinn Herr de la **Ravaliere** ſeinen Aufſatz vorlas, bemerkete jemand: daß man allhier den **Nangis** mit dem **Joinville** vergleichen kann; wenn man in beyden Begebenheiten zweyerley **Prinzen der Mörder** unterſcheidet. Wir haben ſchon oben geſaget, daß der Namen des **Alten vom Berge**, allen dieſen Prinzen gemein geweſen; war nun dieſer vom 1250ten Jahre nicht mehr derſelbe, der dem heil. **Ludwig** die Briefe geſchicket, und dem er im 1236ten Jahre Geſchenke geſandt hatte: ſo konnte **Ludwig** auch wohl ſagen, er kenne ihn nicht; und der **Admiral** konnte ſich gar wohl beklagen, daß der König ſich die Freundſchaft ſeines Herrn, nicht durch Geſchenke zu erwerben geſuchet.

Aus dieſer Anmerkung folget, daß des Herrn **de la Ravaliere** Kritik, über die beſondere Begebenheit, die den heil. **Ludwig** betrifft, bloß als eine ſinnreiche Muthmaßung angeſehen werden kann; und daß die geiſtlichen Redner noch nicht das Recht verloren haben, in dem Lobe dieſes heiligen Beherrſchers, dieſen berühmten Zierrath zu gebrauchen, den die Beredſamkeit ſeiner Lobredner ſo vielmal erhoben hat.

XVI.

Des Herrn Abt Salliers Nachricht von einem Protocolle Philipp Auguſts, welches im königlichen Büchervorrathe aufbewahret wird.

Nebſt einigen hiſtoriſchen Anmerkungen, über die Archive des Palais (Gerichtshauſes), welche man ſeit der Zeit die Schatzkammer der Urkunden (Le Trésor des Chartes) genennet hat.

Diejenigen, welche den Urſprung dieſes Schatzes unterſuchet haben, den wir hier die Schatzkammer der Urkunden nennen, haben das Alterthum dieſer Stiftung, durch Schriftſtellen bewieſen, welche verausſetzen: ſie ſey bereits im Anfange des zweyten Stammes unſerer Könige veranſtaltet geweſen x).

Das erſte Zeugniß ſo ſie anführen, iſt des Annaliſten von Metz ſeines. Dieſer Schriftſteller lehret uns, unter dem 813ten Jahre, daß die Urſchriften derer Verordnungen, die auf denen verſchiedenen Concilien, welche auf Karls des großen Geheiß gehalten worden, gegeben ſind, in den Archiven des Palaſtes aufbehalten worden: quamquam & earum exemplaria in Archivo Palatii habeantur y). Das zweyte iſt aus einer Verordnung und einigen Urkunden Ludwigs des gütigen genommen. Die Verordnung iſt vom 815ten

---

x) Man ſehe den Düpuy zu Ende des Tractats des droits du Roy p. 1017.

y) Recueil des Hiſt. de Fr. T. V. p. 358.

z) *Baluz.* Capitul. T. I. col. 551.

a) *Mabillon.* Diplom. p. 518.

b) *Baluz.* Capit. T. II. col. 71.

815ten Jahre, und enthält, daß die Urſchrift davon, in Archivo Palatii aufgehoben werden ſollte z). Dieſe Urkunden ſind Bewilligungen vom 832ten und 833ten Jahre, zum Vortheile der Abtey **St. Denis**; ſie enthalten, daß zwo Abſchriften davon gemachet, deren eine in Archivo Palatino, in Palatinis ſcriniis, in Imperialis aulæ reconditorio aufbewahret werden ſolle a). Das zweyte ſteht in einer Capitelsacte vom 853ten Jahre, durch welche **Karl der kahle**, bey Erneuerung einiger Verordnungen von ſeinem Großvater und Vater, den vorgeſetzten Beamten befiehlt, zu deren Aufrechthaltung, ſich dieſelben in ſeinen Archiven mittheilen zu laſſen, oder dem Kanzler Abſchriften davon abzufodern: de ſcrinio noſtro, vel a Cancellario noſtro accipiant b).

Ungeachtet nun die Kette der angeführeten, oder von obbenannten Schriftſtellern angezeigten Stellen, nicht über **Karls des kahlen** Regierung hinunter geht: ſo darf man doch nicht zweifeln, daß die **Archive des Palaſtes** nicht den ganzen zweyten Stamm hindurch, und noch unter den erſten Königen des dritten Stammes, gewähret haben ſollten. In denen Verwirrungen aber, die Frankreich in jenen unruhigen Zeiten bewegeten, wo die Feinde von außen das Königreich verheereten, indem die großen Lehnsträger daſſelbe theileten, hatten unſere Könige faſt kein ander Schloß, als ihr Feldlager: und damals entſtand der Gebrauch, daß ſie die Archive mit ſich führeten c). Alle Menſchen wiſſen, daß **Philipp Auguſt**, als er im 1194ten Jahre von **Richarden** dem Könige von England, auf einem Heerzuge ergriffen ward, außer ſeinem Geräthe, noch die Protocollbücher, und das königliche Siegel verlor. Dieſe Proto-

---

c) Die deutſchen Kaiſer haben es oftmals eben ſo gemachet: Man ſehe Ahasver Fritſchens Diſſert. de jure archivi & cancellariæ, p. 25. in einer Sammlung, Collecta archivi &c. Strasburg. 1715. in 4to betitelt, nach. Mezerai bemerket, daß es der Groß-Sultan noch itzt ſo mache.

Zollbücher, enthielten nach der Erzählung, die ſein Geſchichtſchreiber **Wilhelm le Breton** davon machet, die Verzeichniſſe der Abgaben und Auflagen; den Zuſtand der Einkünfte des Fiſci; der Zinsverbindlichkeiten der Vaſallen; der Vorrechte und Auflagen der Privatleute; endlich auch ein Verzeichniß der Sclaven und Freygelaſſenen des königlichen Hauſes *d*).

So giengen denn, ſaget **Mezerai**, die Urkunden der Krone verloren, zum großen Schaden der Angelegenheiten des Königes und der Geſchichte von Frankreich. Ein Schaden, der um ſo viel wichtiger war, da dieſe Urkunden, die vermuthlich ein Raub der Soldaten geworden, verſchwunden ſind; ohne daß man ſie jemals entdecken können, noch auch muthmaßen kann, daß ſie im **Tower zu London** ſind.

Philipp Auguſts erſte Sorgfalt, nach dieſem Unglücke, war, daß er auf Mittel ſann ihm abzuhelfen *e*). Man wird ſchwerlich glauben, was **Wilhelm le Breton** erzählet, daß **Gaultier der junge** eine ſolche vollkommene Kenntniß derer wichtigen Stücke beſeſſen, die man verloren gehabt, daß ſein Gedächtniß allein, ſie ihm alle wieder geſchaffet: denn es iſt faſt nicht möglich, folgende vier Verſe anders zu verſtehen:

Præfuit

---

d) - - - - Scripta, quibus prænoſſe dabatur,
Quid deberetur fiſco; quæ, quanta tributa;
Nomine quid cenſus; quæ vectigalia; quantum
Quisque teneretur feodali ſolvere jure;
Qui ſint exemti, vel quos angaria damnet;
Qui ſint vel glebæ ſervi, vel conditionis,
Quove manumiſſus patrono jure ligetur.

Guill. Brito. Philipp. Lib. IV.

Dieſes Unglück geſchah nahe bey dem Dorfe Bellefoge, im Bleſenſiſchen, nach folgenden Verſen deſſelben Dichters:

Eſt

Præſunt huic operi *Galterus junior*; ille
Hoc grave ſumſit onus in ſe, qui cuncta reduxit,
Ingenio naturali ſenſuſque vigore,
In ſolitum rectumque ſtatum ....

Gleichwohl kann man mit dem **P. Daniel** ſchlieſſen, ungeachtet der poetiſche Geſchichtſchreiber es nicht ſaget, daß Gaultier ſich des Beyſtandes der Bibliotheken und Archive mit Nutzen bedienet, ſowohl die in den Klöſtern als bey Privatperſonen geweſen, welche vielleicht Abſchriften von dem verlorenen gehabt haben mögen. Setzet man nun noch voraus, daß er das Verzeichniß, oder die allgemeine Tabelle der Urkunden, entweder im Palaſte, oder in den Händen des Kanzlers *f*) gefunden: ſo wird man noch leichter begreifen, daß er ſie wieder herſtellen können.

Wilhelm le Breton hat uns nur Gaultiers Namen hinterlaſſen, und ſetzet weiter nichts hinzu, was ihn uns kennen lehren kann. **Du Tillet** nennet ihn Kämmerer: Er ſchreibt: Unter anderer fahrenden Habe, wurden auch die Siegel, und Urkunden beſagten König Philipps verloren..... auſſer daß der junge Gaultier, Kämmerer bey dieſen Sachen, nach dieſem, ſo viel er konnte, davon erſetzete *g*). In der That finden wir im **Jakob Vitri** unter denen franzöſiſchen Herren, die im

---

Eſt inter Fractam-vallem (*Fretevál*) Bleſenſeque caſtrum,
Non multum celebri Belfogia nomine, vicum.

Der P. Daniel ſaget, die Sache ſey zwiſchen Chateaudün und Vendome vorgefallen; allein, dieſe Anzeige iſt zu unbeſtimmet.

e) - - - - Amiſſaque cuncta novari
Imperat, & cura majore novata tueri.
Guill. Breton. ibid.

f) Wir haben oben geſehen, daß man ſich an den Kanzler wenden müſte, um Abſchriften von den Urkunden zu haben: de Cancellario noſtro accipiant.

g) Recueils des Traictez d'entre les Roys de France & d'Angleterre, p. 153.

1219ten Jahre zu Damietta gefangen wurden, einen Gaultier, Kämmerern des Königes von Frankreich: Gualterus Regis Franciæ Camerarius *b*). Das muß derſelbe ſeyn, den man im dú Tillet unter denjenigen findet, die das Kämmereramt verwaltet haben, und den er Gaultier de Joigny *i*) nennet. Allein, dú Tillet irret ſich, wenn er den Gaultier, der die Archivſachen wieder ergänzet hat, einen Kämmerer nennet; es iſt ein Verſehen: er hat den Vater mit dem Sohne vermenget. Rigord, der in dieſem Falle **Wilhelm le Bretons** Stillſchweigen ergänzet, ſaget ausdrücklich, daß Gaultier der junge, ein Menſch, der wegen ſeiner Tugend ſehr ſchätzbar, und beym ganzen Hofe in großem Anſehen war, der Sohn eines andern Gaultiers, ehemaligen franzöſiſchen Kämmerers geweſen. Stephanus Noviomenſis (Epiſcopus), Petrus Pariſienſis, & Guilielmus Meldenſis, filii Galteri quondam Franciæ Camerarii, fratres *Galteri junioris*, viri ſatis virtute laudabilis, & in Palatio Regis præclari. An dieſem Lobe ſowohl, als an dem Beynamen junior, kann man den Gaultier den wir ſuchen, nicht leicht verkennen.

Man muß geſtehen, daß wenn man die Stelle im **Wilhelm le Breton** geleſen hat, die dem jungen Gaultier ſo viel Ehre machet, man ſich etwas wundern muß; daß man in den Denkmälern damaliger Zeit nichts findet, welches bewieſe: daß ſeine wunderwürdige Wiederbringung der Urkunden der Krone mit dem Siegel der königlichen Gewalt beſtätiget worden, wodurch ſie wenigſtens allein alle ihre Stärke erhalten konnte.

Noch

---

b) Geſta Dei per Franc. p. 1148.

i) Rec. des R. de Fr. & de leur Couron. p. 414. N. Will man ſich die Mühe geben, das Verzeichniß der Großkämmerer, im dú Tillet, mit demjenigen zuſammen zu halten, was man in der Hiſt. geneal. T. VIII. inſonderheit a. d. 403. und 404. S. antrifft; ſo wird man einigen

Noch eine Urſache zum Erſtaunen iſt, daß wir gar keine Spur von einem ſo ſonderbaren Werke übrig haben; man müßte denn ſagen, es fände ſich in demjenigen wieder, was die Schatzkammer der Urkunden vor dem 1194ten Jahre, als dem Zeitpuncte der Schlacht bey Freteval, beſitzt. In dieſem Falle aber, hätte Gaultier ſein Gedächtniß ſo gar ſehr eben nicht anſtrengen dürfen, als man wohl denket, und ſein Nachſuchen wäre nicht ſehr hoch hinauf gegangen: indem, wie Dupuy ſaget, kein einzig Stück in dem Schatze zu Chartres iſt, als ſeit Ludwigs des jüngern Zeit, deſſen Regierung mit dem 1180ten Jahre ein Ende hatte.

Dieſes koſtbare Pfand hat eigentlich erſt unter Philipp Auguſten ſeinen Anfang genommen. Der Bruder Garin, oder Guerin, Ritter St. Johanns von Jeruſalem, welcher nach einander Philipps Rath und oberſter Miniſter, Biſchof von Senlis, und endlich Kanzler von Frankreich geworden k); nachdem er einige Jahre, ohne Titel, die Verrichtungen dieſes Amtes verwaltet, ſammlete im 1220ten Jahre alle von dieſem Könige ausgegangenen Verordnungen, von 1195 an: und damit ſie deſto bequemer zu brauchen wären, ſo vertheilete er ſie unter verſchiedene Titel, nach der Ordnung der Materien, darauf ließ er ſie von ſeinem Schreiber Stephan de Gualt in die Protocollbücher einſchreiben.

Folgendes lieſt man auf dem XVI. Blatte eines dieſer Protocollbücher ſelbſt, welches auf der königlichen Biblio-

---

einigen kleinen Unterſchied finden.

k) Frater profeſſus hoſpitalis Hieroſolymitani, regis Philippi ſpecialis conſiliarius, quaſi ſecundus a Rege. Rigord, im Dû Cheſne, T. V. p. 55. Wer ein mehrers von Bruder Guerins Leben wiſſen will, der darf des Franz dû Cheſne Hiſtoire des Chanceliers, a. d. 207. u. f. S. nachſchlagen.

thek aufbewahret wird, und davon uns der Herr Abt Sallier den 21ten Jänner 1743. eine Nachricht gegeben hat *l*).

Incipiunt capitula regiſtri compilati de Feodis, Eleemoſynis, Conceſſionibus, Munificentiis & aliis negotiis excellentiſſimi Viri Philippi, Dei gratia Francorum Regis illuſtriſſimi, anno Domini milleſimo ducenteſimo viceſimo, regni vero ejusdem Domini Regis quadrageſimo primo, ſcripti de mandato reverendi Patris Garini Sylvanectenſis epiſcopi, per manum Stephani de Gualt *m*) Clerici ſui.

Stephan de Gualt wiederholet eben dieſes faſt mit denſelben Worten, auf zwoen andern Stellen *n*) des Protocolles. Was ihn ſelbſt betrifft, ſo beſchreibt er ſich bloß durch die Würde eines **Schreibers des Biſchofes**, Clerici ſui.

Ein Gebeth von zwölf Zeilen, welches er zu Anfange des Bandes, an Gott, an die **Maria**, und den König richtet, giebt eine Probe von ſeiner poetiſchen Geſchicklichkeit ab.

Scribere, Rex qui cuncta regis, regale regiſtrum
Me doceas, digitos articulosque regens.
Et tu, Virgo parens, quæ, ſons pietatis, egenis
Succurris, *Stephano* præſidiare tuo.

- - - - - - - - - - -

- - - - - - - - -

---

l) Das Protocoll iſt angezogen: Cod. Colbert. 2670. Reg. 8408.

m) Die Handſchrift hat du Gual: allein der Endbuchſtab iſt abgekürzet, welches die Auslaſſung eines t anzeiget. Man muß daher Gualt, oder Gualto leſen: denn es kann keine Abkürzung von Gualterus ſeyn. Es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß

Regis præclari, cujus de nomine liber
Scribitur, accedat gratia ſive favor, &c.

Dieſes Protocoll, welches der Herr Abt Sallier für das weitläuftigſte unter denen dreyen hält, die auf der königlichen Bibliothek aufbewahret werden, iſt in ſechszehn Capitel abgetheilet. Damit die Leſer von der darinnen beobachteten Ordnung, inſonderheit aber von der Menge derer Stücke die es enthält, urtheilen mögen; ſo wird genug ſeyn, ihnen einen ſummariſchen Auszug aus der voranſtehenden Tabelle vorzulegen.

I. *o*) Capitula Feodorum Domini Regis. - - - 20. Artikel, davon der erſte Feoda Ballivie Rothomagenſis, und der letzte, Feoda Montis-Letherici, (Montlheri) ſind. Auf der 2ten Spalte eben dieſes Blattes lieſt man, von einer andern Hand, und mit einer Schrift, die aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts zu ſeyn ſcheint, geſchrieben: Iſta feuda ſunt ante feuda Ballivie Rothomagenſis. Unter dieſer Art eines Titels ſind als eine Zugabe, neun andere Artikel geordnet. In dem Regiſter findet man verſchiedene ſolche Zuſätze von Titeln ſolcher Stücke, die neuer ſind als **Philipp Auguſt**; und in dem Protocolle zu Ende derer Capitel eingeſchaltet werden, dahin ſie gehören.

II. *p*) Capitula Cartarum Communiarum Civitatis. -- 44. Artikel. Der erſte: Carta Civitatis Bituricenſis; der letzte, ſo nach der Zeit hinzugefüget worden: Carta de moneta Tornacenſi.

---

daß dieſer de Gvale, mit dem Gaultier dem jüngern, von dem bereits geredet worden, einerley ſeyn ſollte: der Schreiber des Biſchofs von Senlis kann mit dem Sohne eines Großkämmerers nichts gemein haben.

n) Fol. XXII. und CCCIV.

o) Fol. XVI. des Protoc. erſte Spalte.

p) XVII. Blatt, 1. Spalte.

III. q) Capitula Communiarum Caſtellorum — 76. Artikel. Der erſte: Carta communie de Monſterol (Monſtreuil). Der letzte, welcher unrecht der 77ſte gezählet iſt: Carta Burgenſium de Regula (die Reole). Hierauf folget eine Anweiſung nach unten auf der Seite, allwo acht andere Artikel nach der Zeit beygefüget worden. Der Herr Abt Sallier bemerket bey dieſen zwey Capiteln, daß das Protocoll mehrere Charten der Gemeinen enthält, als das Regiſter verſpricht, und überhaupt viel mehr, als Herr du Cange in ſeinem Gloſſario angiebt.

IV. r) Capitula litterarum Domini Papæ (*Innocentii* III.) & Regum. — 19. Artikel, deren einige mit dieſem allgemeinen Titel nicht übereinkommen. Z. E. der 14te Carta Reginæ Iſamburgis ſupra compoſitione facta inter ipſam & Regem Ludovicum. Dieſes iſt die Königinn, die den Geſchichtſchreibern unter dem Namen Ingellburg bekannt iſt, und die ſich in dieſem Briefe, wo ſie von ſich ſelbſt redet, Iſamburge nennet. Der Brief iſt vom 1223ten Jahre.

V. s) Capitula cartarum ſedium Metropolitanarum. — 12. Artikel. Der erſte: Carta Archiepiſcopi Bituricenſis. Die ſechs letztern ſind von einer neuern Schrift, und unter denſelben ſind viere, welche wider die Ausſage des Titels, Sedium Metropolitanarum, die Kirche zu Chartres betreffen.

VI. t) Capitula ſedium Epiſcopalium & Epiſcoporum. — 71. Artikel. Der erſte: Carta Silvanectenſis Epiſcopi; der letzte: Litteræ pro capitulo ſancti Quintini, &c. Dieß iſt nicht der einzige, der dem Titel widerſtreitet: der 53te heißt: Carta fratris Ogeri Magni præceptoris Templi, &c.

VII.

q) XVII. Blatt, 2te Spalte.

r) Ibid. Blatt V. 1. Spalte.

s) Ebend. 2te Spalte.

t) XVIII. Blatt 1. Spalte.

u) Ebendaſelbſt.

x) XIX. Blatt 1. Spalte.

VII. *u*) Capitula Abbatiarum & aliarum Eccleſiarum quæ non ſunt Cathedralenſes. — 128. Artikel. Der erſte: Carta Eccleſiæ Beati Dionyſii; der lezte: Carta monialium de Lilio juxta Meled. (Die Abtey Lis bey Melun).

Unten auf dem XVIII. Blatte, V°. ſteht ohne Titel und als überflüßig: die Anzeigung von vier Bündniſſen, Conſœderationes, zwiſchen Kaiſer Friedrichen und Ludwigen dem VIII. eben dieſem Ludwig dem VIII. und Heinrichen römiſchen Könige, Friedrichs Sohne, vom 1223ten, 1227ten und 1232ten Jahre.

Oben auf dem XIX. Blatte in der 1ten Spalte, ſteht ebenfalls ohne Titel, die Anzeige von zehn Stücken, darunter die wichtigſten ſind: 1. zwey Bündniſſe, oder Erneuerungen von Bündniſſen, Conſœderatio de novo facta, zwiſchen eben dieſen Prinzen, Ludwigen, Friedrichen und Heinrichen. 2. Ein Brief von Ludwigen dem VIII. das Wittwengehalt der Königinn Blanca zu beſtätigen. 3. Einige Briefe, die Wittwengehalte der Königinnen Berengere und Iſabellen von England betreffend.

VIII. *x*) Capitula Cartarum Ducum — 9. Artikel. Der erſte: Carta Henrici ducis Lotharing. de quitatione comitatus Boloniæ; der lezte: Judicium inter Comitiſſam Fland. & Johannem de Nigella & inter Pares Franciæ & miniſteriales hoſpicii Regis. Dieß iſt die berühmte Verordnung vom 1224ten Jahre, die bey Gelegenheit der Streitigkeit zwiſchen der Gräfinn von Flandern und dem Johann von Nesle gegeben; und wodurch entſchieden ward, daß die vier großen Bedienten, miniſteriales hoſpicii Regis *y*), das Recht haben ſollten, bey dem Urtheilſpru-

che

---

[y] Dieſe vier Oberbedienten waren, der Kanzler, der Kellermeiſter, der Kämmerer und der Connétable. Sieh Brüſſels uſage des Fiefs. T. I. p. 625.

che der Sachen der Pairs, mit den Pairs zugleich Sitz zu haben.

IX. z) Capitula Cartarum Comitum. — 107. Artikel.
X. a) Capitula Cartarum Militum. — 187. Artikel.
XI. b) Capitula Cartarum Servientum. — 140. Artikel.
XII. c) Capitula Inquiſitionum (des Enquêtes) — 132. Artikel.

XIII. Capitula quarumdam Eleemoſynarum. Hier zeiget die Tabelle gar nichts an. Das Verzeichniß der Almoſen aber, ſteht XIIII^{xx}VI. Blatte im Protocolle.

XIV. Capitula generalium (ſtatutorum). Unter dieſem Titel findet man einige allgemeine Verordnungen, unter andern das ſtabilimentum Judæorum vom 1218ten Jahre. Es ſteht fol. XIIII^{xx}XIIII. des Protocolls, und ihm folgen andere ähnliche Verordnungen vom 1228ten und 1230ten Jahre, die dieſe zu beſtätigen dienen d).

XV. Capitula quorumdam Cenſuum. Auf dem CCC Blatte des Protocolls. Hier findet man eine Art von Schatzung, oder Verfaſſung derer dem Könige von verſchiedenen Ländereyen zuſtehenden Zinſen.

Fol. CCII. V°. ſteht eine Verfaſſung der Procurationum, welche im Regiſter nicht angegeben werden: Giſta quæ debentur Dom. Regi.

XVI.

---

z) Ebendaſ. 1. u. 2. Spalte.

a) Ebendaſ. 2. Sp.

b) XX. Bl. 2. Sp.

c) XXI. Bl. 1. Sp.

d) Man ſehe den Brüſſel über die Verordnungen, Stabilimenta, welche die Juden betreffen, und deren älteſte von 1206. iſt. Uſage des Fiefs, T. I. p. 576.

e) Der Pater Mabillon ſaget, wenn er vom Bruder Ga-

rin

XVI. und letztes Capitel. Capitula Provincialis (Romani) das heiſſt: Verzeichniß derer geiſtlichen Sitze, die dem römiſchen Stuhle unterworfen ſind.

Wir haben geſaget, daß des Königes Bibliothek drey Protocolle von Philipp Auguſten bewahrete: und man weis außerdem, daß der Urkundenſchatz noch andere zu eigen beſitzt. Vermuthlich hat der Bruder Guerin verſchiedene auf einmal ſchreiben laſſen, um die Erhaltung derer von ihm geſammleten Stücke deſto beſſer zu verſichern. Wenigſtens iſt es gewiß, daß des Königs ſeine drey Exemplare von Philipp Auguſts Zeiten ſind. Wobey wir nach dem Herrn Abte Sallier anmerken wollen, daß das Protocoll, davon er uns Nachricht gegeben, kein früheres Stück enthält, als vom 1195ten Jahre; und daraus folget, entweder, daß man diejenigen nicht mit hinein genommen, die der junge Gaultier wieder erſetzet hatte, (ſeine Arbeit mußte, wie geſaget, bis ins 1194te Jahr gehen) oder daß ſie noch einmal verloren gegangen ſind.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Protocolle und Originale, davon die Protocolle nur Abſchriften waren, an einerley Orte aufbewahret worden, um nicht wieder weggebracht zu werden *e*). Will man dem P. Daniel glauben, der keinen Gewährsmann anführet: ſo iſt dieſer Ort der Tempel geweſen. In der That war der Schatz, den man ſeit der Zeit den Königlichen Schatz genennet hat, bereits im Tempel, und unter der Aufſicht eines Tempelherrn *f*). Mit dieſer Niederlage mag wohl der P. Daniel,

---

ein redet: Regia diplomata in archivum fixum ac ſtabile, cum antea mobile eſſet, conjeciſſe dicitur. *Diplom. p.* 123.

f) Der achtzehente Artikel des Teſtaments Philipp Auguſts vom 1190ten Jahre, enthält: De ſingulis archis, in quibus reponetur Averum noſtrum (*nôtre avoir*) in Templo. *Recueil des Ordonnances. Tom.* I. *p.* 21.

niel, das Archiv der Urkunden vermenget haben; oder vielleicht hat er gedacht, eins zöge das andere nach ſich. Man kann mit ziemlichem Grunde vorausſetzen, daß die Urkunden von Anbeginn, an irgend einem verborgenen Orte des Palaſtes, und vielleicht in der heiligen Capelle, aufbehalten worden, als der h. **Ludwig** ſie erbauet hatte. Seitdem ſind ſie allezeit daſelbſt unter der Obhut eines Schatzmeiſters (Garde du Treſor des Chartes) geblieben, deſſen Titel 1582. in der Perſon des **Johann de la Gueſles**, mit dem Amte eines General-Procurators des Königes vereiniget worden *g*).

Es kömmt uns nicht zu, dem gemeinen Weſen zu berichten: daß vor den Augen der vortrefflichen Magiſtratsperſon, welche in unſern Tagen dieſes Amt auf eine ſo vorzügliche Weiſe bekleidet, gewiſſe Gelehrte, die ſeiner Wahl Ehre machen, ſich ſeit verſchiedenen Jahren bemühen, den Schatz der Urkunden ſo nützlich zu machen, als koſtbar er iſt; und daß es aus der Arbeit, die er ihnen aufgetragen, das Anſehen hat, er wolle die Materialien zu einem Werke ſammeln, welches wir ſchon lange gewünſchet haben; nämlich eine Sammlung zuverläßiger Acten, ſo wie **Rymers** ſeine für England iſt.

Wie viel Dank würde nicht **Frankreich** dem Staatsmanne ſchuldig ſeyn, der die Ausführung eines ſo ſchönen Anſchlages bewerkſtelligte! In der Entzückung unſerer Dankbarkeit, würden wir ihm dasjenige zurufen, was ehemals **Cicero** dem **Varro** ſagete: „Durch dich haben wir „aufgehöret, Fremdlinge in unſerm eigenen Vaterlande zu „ſeyn.

---

g) Der Herr Dupuy hat die chronologiſche Folge der Schatzmeiſter, oder Bewahrer des Schatzes der Urkunden, in einer Schrift mitgetheilet, die zu Ende ſeines Tractats von den Gerechtſamen des Königes, befindlich iſt.

h) Nos in noſtra urbe peregrinantes errantesque, tamquam hoſpites, tui libri quaſi do-

„ſeyn. Du haſt uns deſſen Urſprung und verſchiedenes Alter gezeiget. Du haſt uns ſowohl unſere allererſten Geſetze, als unſere alten Gewohnheiten vor Augen geſtellet. „Du haſt die Grundſätze unſerer Regierungsforme, es ſey nun in Anſehung der Religion und Prieſterſchaft, oder auch in denjenigen kennen gelehret, was die bürgerliche und politiſche Verwaltung betrifft; die Urſachen unſerer ausländiſchen Kriege und einheimiſchen Uneinigkeiten; unſere rechtmäßigen Anſprüche auf ſolche Provinzen, deren Lage ſelbſt zeigen muß, daß ſie ehemals zu uns gehöret haben; endlich die geheiligten Grundfeſten unſerer Bündniſſe mit benachbarten Völkern, und unſerer Verbindlichkeiten gegen die Obern die uns regieren *h*).„

---

domum deduxerunt, ut poſſemus aliquando, qui & ubi eſſemus, agnoſcere. Tu ætatem patriæ, tu deſcriptiones temporum, tu ſacrorum jura, tu ſacerdotum; tu domeſticam, tu bellicam diſciplinam; tu ſedem regionum, locorum; tu . . . . divinarum humanarumque rerum . . . officia, cauſas aperuiſti. *Cicer. Acad. Quæſt. Lib.* I. *no.* 3.

XVII.

Des Herrn Lebeuf Nachricht von der älteſten Handſchrift der Chroniken des h. Dionyſii, die nur bekannt iſt.

In der Zeit, da der gelehrte Benedictinermönch, welcher bereits ſieben Bände von der Sammlung der Geſchichtſchreiber von Frankreich herausgegeben, ſich anſchickete, auch die **Chroniken des h. Dionyſius** zu liefern, hat Herr **Lebeuf** noch eine ältere Abſchrift davon entdecket, als irgend eine von denen iſt, die wir bisher gekannt haben. Sein erſtes Augenmerk war, dem D. Martin **Bouquet** davon Nachricht zu geben, und zu melden, daß er aus dieſer neuen Handſchrift, eine reiche Aernte verſchiedener Leſarten würde machen können, da ſie geſchickt wäre, die wahre Sprache desjenigen feſtzuſetzen, der die Chroniken ins Franzöſiſche überſetzet hat. Allein unſere **Akademie** hat ein Recht auf alle Entdeckungen ihrer Mitglieder, und Herr **Lebeuf** hätte eine ſeiner Pflichten aus den Augen geſetzet, wenn er ihr von dieſer keine Nachricht mitgetheilet hätte. Er hat uns eine Genüge geleiſtet, da er uns den 17ten Auguſt des 1742. Jahres von vorhabender Handſchrift Nachricht gegeben, die er in der Bibliothek der h. **Genevieve** gefunden.

Dieß Werk iſt ein mittelmäßig dicker Folioband. Der Band daran iſt nicht von der Zeit, da es geſchrieben worden: allein die Schrift, deren Züge ſehr ſchön und wohl gebildet ſind, ſieht den Handſchriften vom Ende des dreyzehenten Jahrhunderts ähnlich. Sie enthält die vollſtändigen **Chroniken des h. Dionyſius**, bis an den Tod **Philipp Auguſts**. Alles iſt von einer einzigen Hand geſchrieben, bis auf ein einziges Häft, darinn ein Leben des

Königes Chilperichs ſteht, welches einige Jahre hernach wieder dazu geſchrieben worden.

Dieſes Werk kann weder nach dem Exemplare von der königlichen Bibliothek, noch von dem zu St. Germain-des-prez, abgeſchrieben ſeyn, die man bisher für die älteſten gehalten; indem es älter iſt, als beyde: und dieſe zwo Handſchriften, können nach der Vergleichung, die Herr Lebeuf mit allen dreyen vorgenommen hat, wiederum nicht nach jener geſchrieben worden ſeyn, indem ſie alle drey eine jede ihre verſchiedenen Abſchreiberfehler haben. Nur dieſes iſt zu bemerken, daß in dem nach der Zeit geſchriebenen Häfte vom Leben Chilperichs, die Handſchrift von Ste. Genevieve, der Handſchrift zu St. Germain ähnlicher kömmt, als irgend einer andern.

Die Schreibart der Ueberſetzung ſcheint darinnen auch etwas älter zu ſeyn, als in jener und der königlichen: dafern nicht etwa die Verſchiedenheit, welche man in der Schreibart bemerket, nur eine Verſchiedenheit der Mundart iſt. Die Handſchriften der königlichen Bibliothek und von St. Germain, fangen z. E. ſo an: Cil qui ceſte oeuvre commence, à tous ceux qui ceſte eſtoire liront, Salut en noſtre Seignor r). In der Handſchrift zu Ste. Genevieve aber lieſt man: Cil qui ceſte ouvre commence, à tous ciaus qui ceſte hyſtoire lirons, Saluz en noſtre Seign. Faſt in allen Stellen, wo die andern oeuvre ſetzen, hat dieſe ouvre, und wo jene ceux ſagen, da nimmt dieſe das Vorwort ciaux. So auch faſt in allen Stellen, wo beyde Handſchriften das illos, durch eux ausdrücken, ſaget dieſe, iaus.

Im Anfange des zweyten Buches, wo von den Dänen geredet wird, die das Königreich des Thieri, älteſten

---

r) D. i. Derjenige der dieſe Geſchichte anhebt, entbeuth allen denen, die ſie leſen werden, ſeinen Gruß im Herren.

Sohnes des **Chlodovåus**, zu verheeren kamen, ſagen des D. **Bouquets** beyde Handſchriften: Li Rois envoya contre eulz un ſien fil Théodebert, pour ſon oſt conduire & guier. Il leur fu à l'encontre, à eulz ſe combati. Das MSt. zu **Ste. Genevieve** aber hat: Li Rois envoya contre jaus un ſien fil Théodebert, pour ſon oſt conduire & guier. A l'encontre leur vint, à iaus ſe combati.

Dieſe Handſchrift iſt voller Leiſten und vortrefflicher Miniaturmalerey, für die Zeit da ſie gemachet iſt. Zu Anfange des Werkes iſt eben nichts merkwürdiges, es hat nicht einmal einen Titel. Der erſte Anfangsbuchſtab C, ſtellet einen auf einem Lehnſeſſel ſitzenden König vor, welchem ein ſchwarz gekleideter Mönch, mit einem langen Barte, ein Buch mit gebogenen Knieen überreichet. Zu Anfange jedes Buches aber, hat man die erſte Geſchichte des Buches vorgeſtellet; und ſo auch zu Anfange jedes Capitels, die erſte Geſchichte des Capitels. Die Zierrathe und Kleidungen der Perſonen, ſind nicht nach der Mode derer Jahrhunderte geſchildert, in welchen die Geſchichte vorgefallen. Sie ſind ſo, wie man zu Ende des XIII. Jahrhunderts gegangen iſt. So ſieht man im Anfange des fünften Buches, allwo das Kriegsheer des **Gontran** vorgeſtellet wird, wie es die **Longobarden** zurücktreibt, die Franzoſen mit Schilden am linken Arme, worauf Wapen gemalet ſind.

Die wichtigſte Miniaturmalerey iſt, die auf der Gegenſeite des letzten Blattes, die ein Drittheil der Seite einnimmt. Man ſieht darauf einen König in einem goldſtückenen Kleide und einem violettenen Hermelinmantel, wie er auf einer Art von Tafelwerk ſitzt: dieſer gekrönte König hält in der Linken einen Zepter, und ſtrecket die Rechte aus, ein Buch zu empfangen. Gleich hinter ihm ſteht ein Bedienter, im langen violettenen Rocke, mit Hermelin gefüttert, deſſen Hut aufgeſchlagen iſt. Neben dieſem Bedienten ſteht eine bewaffnete Schildwacht, im langen verſchoſſenen roſenfarbenen

Rocke, mit gleichfalls aufgeſchlagenem Hute, und hält in der Rechten eine zur Erden geſenkete Keule. Die andern, ſo dahinter ſtehen, ſcheinen in Goldſtück gekleidet zu ſeyn, wie der König, und alle haben ſowohl als er, ſehr kurze Haare. Vor demſelben liegt ein ſchwarzer Mönch auf den Knieen, der ihm ein Buch übergiebt, deſſen Schaale ganz golden iſt. Hinter dem Mönche ſteht ein Biſchof, oder ein Abt, mit der Mütze auf dem Kopfe, den Biſchofsſtab in der Linken haltend, indem er die Rechte über den Kopf des Mönches hinſtrecket und mit dem Finger auf das Buch zeiget, welches er überreichet. Dieſer Biſchof, oder Abt, trägt einen violettenen Prieſterrock, roth gefüttert, und darüber ein Chorhemde, oder einen weißen Rock. Hinter dem Prälaten ſtehen drey ſchwarz gekleidete Mönche, mit den Kuttenmützen auf den Köpfen, und ſcheinen einander zu folgen.

Der übrige Theil der Seite iſt mit franzöſiſchen und lateiniſchen Verſen angefüllet, die ſich auf die Miniaturmalerey beziehen.

Philippes rois de France, qui tant ies renommez,
Ge te rent le Roman qui des Rois eſt romez;
Tant a eu travaillé qui Primaz eſt nommez,
Que il eſt Dieu merci parfait & conſummez.
L'on ne doit pas ce livre meſpriſier ne deſpire,
Qui eſt faits de bons Princes dou regne & de l'empire.
Qui ſovent y voudroit eſtudier & lire,
Bien puet ſçavoir qu'il doit eſchiver & élire;
Et dou bien & dou mal puet chacuns ſon prou faire.
Par l'exemple des bons, ſe doit-on au bien traire:
Par les faits des mauvais qui ſont tout le contraire,
Se doit chaqu'uns dou mal eſloignier & retraire.
Mais bon enſeignemens puet-on prendre en ce livre.
Qui veut des preudeſomes les nobles faits enſuivre

E lor vie mener, ſçavoir puet a delivre
Comment on doit au ſiecle plus honneſtement vivre.
Rois, qui doit tel royaume gouverner & conduire,
Se doit par ſoi maimes endoctriner & duire;
Loiauté ſoutenir & mauvaiſtié deſtruire;
Que li mauvais ne puiſſent aux preudeſomes nuire.
Li Prince n'eſt pas ſage, qui les mauvais attrait,
Li maus, qui le mal penſe, fait de loin ſon attrait;
Et quant il voit ſon point ſi a toſt fait tel trait,
Dont il fait 1. fort homme meheignie & contrait.
Les preudeſomes doit-on amer, & chiers tenir,
Qui volent en tous temps loiauté ſoutenir:
Car avant ſe lairroient par l'eſpée fenir,
Que il feiſſent choſes dont maus deut venir.

D. i. ungefähr: „O Philipp, König von Frankreich, der du ſo berühmet biſt, hier bringe ich dir den Roman, der von den Königen gereimet iſt. So lange hat „derjenige, ſo Primas genannt iſt, daran gearbeitet, daß „es Gott Lob und Dank! vollkommen und zum Ende gebracht iſt. Man muß dieſes Buch nicht verachten noch „verwerfen, welches von guten Prinzen, von der Regierung und dem Reiche handelt. Wer fleißig darinnen leſen und ſtudieren will, der wird wohl merken, was er vermeiden und erwählen ſoll: und aus dem Guten und Böſen „kann ein jeder ſeinen Nutzen ziehen. Durch das Beyſpiel der Frommen muß man ſich zum Guten leiten laſſen; „durch das Beyſpiel der Böſen, die gerade das Widerſpiel „thun, ſoll ſich ein jeder vom Böſen entfernen. Gute Lehren aber kann man in dieſem Buche finden. Wer der „rechtſchaffenen Biederleute edlen Thaten folgen und ihrer „Lebensart nachahmen will, der kann aus dieſem Buche ſehen, wie man in dieſer Zeit am ehrlichſten leben könne. „Ein König, der ein großes Reich regieren und lenken ſoll,

„der muß ſich durch ſich ſelbſt unterrichten und führen; das „Recht handhaben, und die Bosheit zernichten, damit die „Böſen den Biederleuten nicht ſchaden mögen. Der Prinz „iſt nicht weiſe, der die Böſen an ſich locket. . . . Die Biederleute muß man lieben und werth halten, die zu allen „Zeiten das Recht ſchützen wollen; denn ſie ließen ſich lieber mit dem Degen umbringen, als daß ſie etwas thäten, „woraus Böſes entſtehen kann.“

Dieſe Verſe ſind von eben der Hand geſchrieben als der ganze Band, wie auch folgende, die unmittelbar darauf folgen.

Ut bene regna regas, per quem bene regna reguntur,
Hæc documenta legas, quæ libri fine leguntur.
Ut mandata Dei ſerves, prius hoc tibi præſto.
Catholicæ fidei cultor devotus adeſto.
Sancta Patris vita per ſingula ſit tibi forma;
Menteque ſollicita ſub eadem vivito forma.
Ductus in ætatem ſis morum nectare plenus.
Fac geminare genus animi, per nobilitatem.
Si judex fueris, tunc libram dirige juris;
Nec ſit ſpes eris (*æris*) nec ſit pars altera pluris.
Et ſi bella paras in regni parte vel extra,
Certe litus aras; niſi dapſilis eſt tibi dextra.
Cor quorum lambit ſitis æris, ungue metallo.
Non opus eſt vallo, quem dextera dapſilis ambit.
Clamat inops ſervus; moveat tua viſcera clamor:
Nec minuatur amor dandi, ſi deſit acervus.
Non te redde trucem cuiquam, nec munere rarum.
Militibus meritis theſauri clauſtra reſolve:
Allice pollicitis, promiſſaque tempore ſolve.

Dieſe Verſe geben dem Herrn Lebeuf zu dreyen Anmerkungen Anlaß. 1. Die Lehren, ſo ſie enthalten, machen, daß man den, der da redet, nicht für einen bloßen Mönch halten kann. Derjenige, der da redet, muß die mit der Prälatentracht gezierete Perſon ſeyn: dieſer giebt dem Könige guten Rath und warnet ihn, in denen Beyſpielen, die das Buch enthält, das Gute vom Böſen zu unterſcheiden.

2. Das überreichete Buch wird nicht Chronik genennet. Der Dichter nennet es den **Roman der Könige**. Der Verfaſſer ſaget auch in dem erſten gedruckten Vorberichte, es ſey eine Geſchichte, die nach dem **Buchſtaben** und der **Vorſchrift der Chroniken** der Dionyſiusabtey verfertiget worden. Weiter unten bittet er diejenigen, die **dieſe Geſchichte leſen werden**, ſie möchten in **des Dionyſius Chroniken** ſehen; und bald darauf ſetzet er hinzu, **dieſe Geſchichte ſey ein Spiegel des Lebens**. Hieraus kann man ſchließen, daß derjenige, auf deſſen Befehl das Werk verfertiget worden, von dem Prälaten verlanget habe, nicht, daß er die lateiniſchen Chroniken von St. **Denys** überſetzen, ſondern im Franzöſiſchen, nach jenen Chroniken, eine Geſchichte unſerer Könige mittheilen möchte.

3. Eines theils iſt keine Urſache, zu zweifeln, daß die erſte Vorrede und die Verſe, womit die Geſchichte ſchließt, nicht von einerley Urheber wären. Andern theils deuten die franzöſiſchen Verſe ziemlich deutlich an, daß die ganze hiſtoriſche Sammlung, ebenfalls das Werk deſſelben ſey. Ein Schriftſteller, der ſich mit dem Namen **Primaz** anzeiget, ſaget ausdrücklich, er habe viel gearbeitet, dieſe Sammlung fertig zu machen und zu vollenden.

Tant a eu travaillé, qui Primaz eſt nommez,
Que il eſt, Dieu merci, parfaiz & conſummez.

Der Beweis, welcher aus dieſen zween Verſen fließt, ſetzet Herr Lebeuf hinzu, muß entſcheidender ſeyn, als derjenige, welchen **D. Bouquet** [k] in dem Vorberichte anwendet, den er vor die Chroniken zu **St. Denys** geſetzet hat.

Nunmehr kömmt es auf die Unterſuchung an, wer derjenige ſey, welcher **Primas** genennet wird, oder ſich ſelbſt ſo nennet. Iſt es der Namen einer Würde? oder iſt es ein eigener Namen? Wenn die Verſe an **Philippen den Schönen** gerichtet wären, ſo könnte man glauben, derjenige, der das Buch überreichet, ſey **Gilles von Rom**, welcher im 1294ten Jahre zum Erzbisthume von **Bourges** erhoben worden, womit das **Primat** von Aquitanien verknüpfet iſt. **Gilles von Rom** war **Philipps** Lehrmeiſter geweſen; außerdem haben wir von ihm einen Tractat de Regimine principum, deſſen Innerſtes einige Aehnlichkeit mit denen Lehren hat, die in den Verſen enthalten ſind. Allein eben dieſe Verſe können niemanden angehen, als **Philippen den Kühnen**: indem der Verfaſſer dem Prinzen, mit dem er redet, das Leben ſeines Vaters des h. **Ludwigs**, als ein Muſter vorſchlägt, dem er folgen ſoll:

Sancti Patris vita per ſingula ſit tibi forma.

Noch mehr, wenn derjenige der in der Malerey vorgeſtellet wird, als wenn er **Philippen dem Schönen** den **Roman der Könige** überreichete, **Gilles von Rom**, **Primas** von Aquitanien wäre: warum würde er von vier Benedictinern begleitet? und warum ließe er das Buch von einem dieſer vier Geiſtlichen tragen? **Gilles von Rom** war von dem Orden der **Auguſtiner-Eremiten**, und kein Benedictiner.

Dieſer Umſtand hat den Herrn **Lebeuf** bewogen, in dem **Benedictinerorden** einen Prälaten zu ſuchen, den man

---

[k] Recueil des Hiſt. de France. Tom. III. p. 147.

mit dem Titel eines Primas hätte beehren können, und der unter der Regierung des Sohnes vom h. Ludwig gelebet hat. Er glaubet, denſelben in der Perſon eines Matthäus von Vendome l) gefunden zu haben, welcher Abt zu St. Denys, vom 1258ten bis zum 1286ten Jahre geweſen, und folglich Philippen den Kühnen, noch um einige Monathe überlebet hat. Matthäus hatte den oberſten Sitz in dem Rathe des h. Ludwigs und ſeines Sohnes Philipp gehabt. Der h. Ludwig hatte ihm in ſeiner Abweſenheit die Regierung, vorzugsweiſe vor ſeiner Gemahlinn Margaretha, anvertrauet: er fuhr auch noch faſt ein Jahr lang fort die Regierung, unter Philippen dem Kühnen, zu beſorgen; deſſen oberſter Staatsrath er, bis an den Tod dieſes Prinzen, 1285. geblieben iſt.

Nun wäre es nicht zu verwundern, wenn in einer Zeit, darinnen man nach dem, im du Cange m) angeführten Sprachlehrer, denjenigen Primas nannte, der der vornehmſte in einer Stadt oder in einem Staate war, ein Schriftſteller darauf gefallen wäre, den oberſten Staatsrath ſo zu nennen. Noch weniger wäre es zu bewundern, daß ein Mönch zu St. Denys ſeinen Abt in eben dem Sinne ſo genennet hätte, in Anſehung anderer Aebte in Frankreich, als die Aebte von Fulde Primates aller Aebte in Deutſchland genennet werden n). In der That hatten die Aebte zu St. Denys allezeit den oberſten Platz unter den Aebten des Reiches: ſie ſind auch die erſten, die die Biſchofsmütze denen Zierrathen beygefüget haben, womit ſie die Meſſe leſen.

Herr

---

l) Einige neuere Schriftſteller leiten ihn von den alten Grafen von Vendome ab: allein ſie bringen gar keine Beweiſe davon bey. Und da der Abt Matthäus in dem Geſchlechtsregiſter der Grafen von Vendome nicht zu finden iſt, deſſen älteſter Aſt ſich in dem durchlauchtigſten Hauſe Bourbon verloren hat: ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß der Name Vendome, mit dem Matthäus ver-

Herr Lebeuf muthmaſſet daher (denn er will ſeiner Meynung nicht mehr Ehre erweiſen, als ſie verdienet) er muthmaſſet, nicht, daß die franzöſiſche Ueberſetzung der Chroniken, vom **Matthäus von Vendome** ſey: ſondern daß **Matthäus von Vendome**, der ſie unter ſeiner Aufſicht, in der Abtey St. Denys, vielleicht von **Wilhelmen von Nangis** machen laſſen, wie man ſchon gemuthmaſſet hat, dem Könige denjenigen Mönch vorgeſtellet habe, der der Ueberſetzer geweſen; und daß dieſer von ſeinem Abte begleitet, das Werk dem Könige **Philipp** übergeben habe. Man muß ſich nur beſinnen, daß es in der Malerey ein knieender Mönch iſt, der das Buch unter dem Beyſtande eines Prälaten überreichet, deſſen Stellung und Geberden, die höhere Würde anzeigen. Zum andern muß man bemerken, daß der Ausdruck:

Tant a eu travaillié, qui Primaz eſt nommez

lediglich von der Sorgfalt könne verſtanden werden, die der Primas angewendet, das Werk zu veranſtalten, und deſſen Vollendung zu beſchleunigen.

Wir wußten bereits aus einer Abhandlung o) des Herrn de Ste. **Palaye**, wie ſo wahrſcheinlich es ſey, daß der Anſchlag einer Sammlung der lateiniſchen Chroniken, zuerſt einem Abte von St. Denys, oberſtem Staatsrathe und Regenten des Königreichs, eingefallen ſeyn kann. Es ſtund, ſaget er, nur einem Staatsmanne zu, der der weitläuftigſten Abſichten fähig iſt, (er redet von **Sügern**) den Anſchlag dieſes groſſen **Werkes** zu faſſen.

---

verbunden, bloß den Ort ſeiner Geburt anzeigen kann. Siehe D. Michael Felibiens Hist. de l'Abbaye de ſaint Denys. p. 242.

m) Dicatur primas, populo qui primus habetur. Du Cange, unter dem Worte Primas.

n) Du Cange, ebendaſelbſt zu Ende des Artikels.

o) Mem. de l'Acad. Tom. XV. pag. 591.

Herrn Lebeufs Muthmaßung in Anſehung der franzöſiſchen Dollmetſchung iſt eben ſo wahrſcheinlich. Matthäus von Vendome, ein Abt zu St. Denys, wie Süger; oberſter Staatsrath, wie er; Regent des Königreiches, wie er; hat noch eine Aehnlichkeit unter ihnen hinzufügen wollen: indem er mit einem berühmten Manne, deſſen Ehrenämter er alle beſaß, noch die Ehre theilen wollen, der Nachwelt die Geſchichte eines Königreiches zu überliefern, welches ſie beyde regieret hatten. Dieſe Betrachtung ſcheint Herrn Lebeufs Meynung einen neuen Grad der Wahrſcheinlichkeit zu geben.

In Anſehung des genauen Zeitpunctes, da die franzöſiſche Dollmetſchung vollendet werden, darf man gar nicht zweifeln, daß es das 1274te Jahr geweſen, wie des Herrn de ſainte Palaye p) Anmerkung mit ſich bringt, die D. Bouquet angenommen hat. Beyde gründen ſich darauf, daß in den älteſten Handſchriften, der Ueberſetzer von Rigords Leben Philipp Auguſts, welcher aus vielen Gründen eben derſelbe iſt, der die ganze Sammlung lateiniſcher Chroniken überſetzet hat, gerade das 1274te Jahr für den Zeitpunct der Vollendung ſeiner Arbeit angiebt q).

Wenn nun in dieſer Ueberſetzung, deren Verfaſſer im 1274ten Jahre gelebet hat, die Geſchichte gleichwohl nur bis auf das 1223te Jahr geht: ſo kann man vorausſehen, entweder daß der Tod ihn ereilet, bevor er ſie bis auf ſeine Zeiten ausführen können; oder daß er die Gefahr eingeſehen, die Geſchichte gar zu neuer Begebenheiten zu erzählen. Vieleicht wußte er was Tacitus ſaget: daß diejenigen Geſchichte, welche zu Lebzeiten der Prinzen, oder kurz nach ihrem Tode geſchrieben werden, insgemein bey dem Leſer das Vorurtheil antreffen, daß

ſie

---

p) Ebendaſ. p. 602.

q) Rec. des hiſt. de France. Tom. III. pag. 147.

r) Florentibus illis, ob metum

ſie theils von der Furcht und der Verehrung, oder von dem Haſſe und Verdruſſe ausgeſetzet worden r).

Wir wollen in Anſehung des Lebens des h. Ludwigs, welches eines von denen iſt, deren unterlaſſene Beſchreibung man ihm verrücken könnte, noch anmerken: daß es noch nicht lateiniſch geſchrieben war, ungeachtet verſchiedene Schriftſteller deſſen Beſchreibung unternommen. **Gillon von Reims** hatte es angefangen und ſtarb, bevor er es endigte. **Gottfried de Beaulieu** ein **Dominicaner**, und einige andere arbeiteten zu gleicher Zeit daran. **Wilhelm von Nangis**, der erſt nach ihnen allen daran ſchrieb, wartete bis **Philipp der kühne** todt war, um des Vaters und Sohnes Leben zugleich heraus zu geben, und beydes **Philippen** dem ſchönen zu überreichen. Einige Jahre nach der Ausgabe des lateiniſchen Lebens des h. **Ludwigs**, vom **Wilhelm von Nangis**, gab ein Ungenannter auch ein franzöſiſches heraus. Dieſes Leben iſt unſerer gegenwärtigen Handſchrift beygefüget: allein, Herr **Lebeuf** hält die Schrift für neuer. Der heil. **Ludwig** iſt ſchon canoniſiret geweſen, als es geſchrieben worden, wie folgender Titel anzeiget: Cy commence la Vie Monſeigneur ſaint Looys; hier fängt ſich das Leben meines Herrn des heiligen **Ludwigs** an. Dieſer **Prinz** wird auch in dem erſten Buchſtaben mit dem Lichtglanze vorgeſtellet, und in dem Werke ſelbſt wird er gemeiniglich heilig genennet. Die franzöſiſchen Chroniken zu **St. Denys** haben aus dieſer Quelle alles geſchöpfet, was ſie vom heil. **Ludwig** ſagen; ſie haben ſogar die Eintheilung der Capitel daraus abgeſchrieben: allein, die Handſchrift wird wichtige Verbeſſerungen und ein mehrers an die Hand geben, vielen Auslaſſungen abhelfen.

Wenn

---

m falſæ: poſtquam occide- poſitæ ſunt. *Tacit.* annalium
, recentibus odiis com- Lib. I.

Wenn wir dieſes Leben mit dem vom Nangis verfertigten lateiniſchen Leben zuſammen halten, ſo wird man einſehen, daß der franzöſiſche Schriftſteller faſt nichts gethan hat, als daß er dem lateiniſchen Geſchichtſchreiber gefolget iſt; indem er gleichwohl auch Sachen hinein geſchaltet hat, die man ſonſt nirgends findet, und in den franzöſiſchen Chroniken von St. Denys findet. Dergleichen iſt unter andern die Stelle, wo von den Einwohnern zu Chaſtenay gehandelt wird, die die Königinn Blanca in ihren Schutz nahm, und die, wo von den Liedern des Grafen Thibault auf eben dieſe Königinn, die Rede iſt.

Bey dieſem letzten Artikel hat Herr Lebeuf angemerket, daß die Handſchrift zu Ste. Genevieve uns einen Umſtand lehret, der in den gedruckten Chroniken von St. Denys fehlet: nämlich daß Gaces Brûlez an den Liedern dieſes Grafen mit gearbeitet habe s). Ferner lernen wir aus dieſer Handſchrift, daß man in den gedruckten Chroniken, die Einwohner zu Orly, den Einwohnern zu Chaſtenay beyfügen müſſe.

Zum letzten Beyſpiele füget endlich Herr Lebeuf an, daß von der Meſſe, welche zu Nazareth auf des h. Ludwigs Befehl geſungen worden, nur in der Handſchrift und den gedruckten Chroniken die Rede iſt; nur mit dem Unterſchiede, daß die Chroniken bloß ſagen, die Meſſe ſey geſungen worden, à chant & deſchant t), und die Handſchrift hinzu ſetzet, à chant & deſchant & triple. Dieſer

Ausdruck

---

s) Der Herr de Sainte Palaye hat bemerket, daß dieſer Umſtand ſich in einer Handſchrift zu St. Germain-des-Pres, und in des Herrn Abtes von Rothelin ſeiner befindet. Mem. de l'Acad. loc. cit. p. 606.

t) Dieſe Wörter werden in dem Traité hiſtorique & pratique du chant Gregorien erkläret, durch Herrn Lebeuf, a. d. 74 u. f. S.

u) Alle dieſe Zahlen zuſammen genommen, ſetzen den Tod des Mainfroy, der die ſicilianiſche

Ausdruck triple zeiget an, wie alt bereits der Gebrauch des zweyten Accords im Singen iſt.

Das franzöſiſche Leben des heil. Ludwigs endiget ſich mit dieſen lateiniſchen Verſen, von eben der Hand geſchrieben:

Anno milleno bis centum ſeptuadeno,
Tunis, catholicus deceſſit Rex Ludovicus.
Annos ſex decies numeres, & mille ducentis
Addas quinque u); ſcies tunc annos Omnipotentis,
Quando ſequente die Veneris, poſt feſta Mathiæ,
Rex qui cuncta regit Mainfredi cornua fregit,
Per vires Karoli. Chriſto ſit gloria ſoli.

Um nichts auszulaſſen was das koſtbare MSt. zu Ste. Genevieve betrifft, wollen wir noch anmerken, daß auf der Gegenſeite des letzten Blattes, eine Charte wie eine Weltkugel befindlich iſt, darauf die damals bekannten drey Welttheile gemalet ſind: aber ſie haben ein ſo unrichtiges Verhältniß, daß ſie zu nichts dienen kann; als zu zeigen, wie unvollkommen die Erdbeſchreibung in Frankreich, im XIVten Jahrhunderte beſchaffen geweſen. Die Stadt Jeruſalem nämlich ſteht mitten auf der Weltkugel, und Alexandrien iſt ſo nahe daran gelegen, als Nazareth.

Dieſe Handſchrift iſt eine von denen, die dem Könige Karln dem V. zugehöret haben: der Namen dieſes Prin-

zen

ſiſche Krone an ſich geriſſen, auf das 1265te Jahr feſt. Gleichwohl ſetzet man ihn gemeiniglich den 26ſten Februar 1266. Der Unterſchied kömmt ſonder Zweifel daher, daß der Dichter, der Gewohnheit ſeiner Zeit gemäß, die Jahre mit dem 25ten März anfängt. In der That muß man dem 1265ten Jahre, den Jänner und Hornung des 1266. Jahres zueignen, und mit dem erſten Jänner anfangen, wenn der 26te Hornung mit dem Freytage übereinſtimmen ſoll.

zen iſt von ſeiner eigenen Hand mit ſeinem Namenszuge zu Ende der letzten Seite eingeſchrieben. Sie iſt ebenfalls eine von denen, die Karls Nachfolger zu verſchiedenen Zeiten denen Prinzen und Herren gegeben, die ſie beſchenken wollten. Dieſes zeiget eine Note in dem alten Verzeichniſſe der königlichen Bibliothek, welches man in der hiſtoriſchen Nachricht, die zu Anfange des neuen Bücherverzeichniſſes ſteht, wieder findet.

Man ſieht keine Spur von dem prächtigen Bande, von Sammt mit ſilbernen Lilien und Buckeln mehr daran, welcher nach dem Gilles Mallet, im Anfange des XV. Jahrhunderts noch darum geweſen; alle Miniaturmalereyen aber, ſind mit der größten Sorgfalt bewahret werden.

---

x) *Heriberti Rosweidi Faſti Sanctor.* in 8vo Antwerp. 1607.

y) Die Acta Sanctor. vom Jänner kamen 1643. durch die Sorgfalt des P. Bollandus und des P. Henſchenius, ſeines Gehülfen heraus.

◆ ◆ ◆

XVIII.

Des Herrn Lebeuf kritiſche Anmerkungen, über die Acta des heil. Ludwigs, welche von den Bollandiſten neuerlich herausgegeben worden.

Die Urheber der ungemein weitläuftigen Sammlung der Actorum Sanctorum, werden gemeiniglich Bollandiſten, nach dem Namen des **Pater Bollandus** genennet, der zuerſt angefangen den Anſchlag auszuführen, welchen der **Pater Roſweyde**, ein flamändiſcher Jeſuit, wie jener, im 1607ten Jahre hatte drucken laſſen x). Gegenwärtig beſteht das Werk aus 41. Bänden in Folio: gleichwohl hat es, troß der ämſigen Arbeit der gelehrten Jeſuiten zu **Antwerpen**, welche ſich demſelben ſeit mehr als einem Jahrhunderte gewidmet y), noch nicht weiter, als bis auf den 11ten **September** z) fortgeſetzet werden können.

Der fünfte Band vom Auguſtmonathe, worinnen die Acta des heil. **Ludwigs** ſtehen, kam beſage des Titels, 1741. heraus, und iſt zu **Paris** erſt 1742. bekannt geworden a). Zu Anfange des folgenden Jahres, nämlich im März 1743. las Herr **Lebeuf** der **Akademie** diejenigen kritiſchen Anmerkungen vor, die zu gegenwärtigem Artikel den Stoff geben. Sie betreffen hauptſächlich die Münzen, welche der **Pater Stilting**, Herausgeber der Actorum, anführet,

---

z) Der letzte Band erſchien 1770.

a) Der Drucker hat die Acta des heil. Ludwigs von dieſem Bande abgeſondert, und in einem kleinen Folianten beſonders mit einer neuen Ordnung von Seitenzahl geliefert, und dieſem folgen wir in unſern Anführungen.

anführet, um ſeine vorangeſetzte Geſchichte zu erläutern, oder zu unterſtützen.

Eine einzige allgemeine Anmerkung wäre vieleicht hinlänglich geweſen. Herr **Lebeuf** hätte nur bemerken dürfen, daß des **Jakob Bie metalliſches Frankreich** *b*), aus welchem dieſe Münzen genommen ſind, ein Werk voll erdichteter Sachen ſey, welches niemals verdienet, weder als ein Beweis angeführet, noch ernſtlich widerleget zu werden. Allein, er hat geglaubet, der große Ruhm der **Bollandiſten** erfodere etwas mehr. Man leiſtet dem Ruhme eines Schriftſtellers eine Art von Ehrbezeugung, wenn man die Fehler aufdecket, die ihm entwiſchet ſind: denn das heißt erkennen, daß das Gewicht ſeines Anſehens, ſeine Leſer in eben dieſelben Fehler verleiten könnte.

Anfangs verwundert man ſich gleich, daß der **Pater Stilting**, das **metalliſche Frankreich** für eine Sammlung ſolcher Münzen hat anſehen können, die wirklich unter der Regierung derer Prinzen geſchlagen worden, deren Namen ſie führen. **Jakob von Bie** war ja ſelbſt ſo ehrlich geweſen, ſich in ſeiner Vorrede zu erklären, daß verſchiedene ganz neu erſonnen und entweder von ihm ſelbſt, oder von ſeinem Freunde, **Johann Baptiſta Düval** verfertiget worden, und die Zeichen anzugeben, an welchen man diejenigen erkennen könnte, die er für alt ausgiebt, nun finden ſich aber dieſe Zeichen bey denen Münzen unter des h. **Ludwigs** Regierung nicht. Noch eine Urſache zum Erſtaunen, iſt dieſe, daß der **P. Stilting**, auf denen von ihm angezeigeten Münzen die Merkmaale nicht wahrge-

nommen,

---

b) Jakobs von Bie Werk iſt in dem einzigen 1636ten Jahre zweymal gedrucket worden. Aus dieſem hat Mezerai die Bildniſſe der Könige, Königinnen und Dauphins, ſeit der Erlangung des **Delphinats** genommen, womit er ſeine Geſchichte ausgeſchmücket hat.

c) Der Pater Papebroch, welcher der erſte Gehülfe des P. Henſchenius war, iſt Verfaſſer des Werks: Propylaeum anti-

quarium

[illegible], die ihre Neuigkeit entdecken, und daß Stücke die augenſcheinlich falſch ſind, den Nachfolger des **P. Papebrochs** haben hintergehen können *c*).

I. *d*) Die erſte ſtellet die Salbung des heil. Ludwigs vor, mit dem Zeitpuncte, den 1. December 1226. Der Pater Stilting merket gar recht an, daß der Zeitrechnung der Münze, von den zeitverwandten Schriftſtellern widerſprochen wird, die dieſe Begebenheit in den 29ten November ſetzen *e*); allein, er zieht ihr Zeugniß nicht eher vor, als bis er ihr Anſehen mit dem Anſehen der Münze verglichen, welches gewiß dem Zweifel, den eine ſolche Vergleichung voraus ſetzet, gar zu viel Ehre machet. Die Ausſage der Zeitgenoſſen, ſaget er, muß mehr gelten, als ein Denkmaal, deſſen Alter nicht erwieſen iſt. Das Alter der Münze iſt ausgemachet: ſie iſt zu Anfange des XVII. Jahrhunderts geſchlagen worden. Die Geſtalt der Münze und des Prieſterrockes des Biſchofes, der den heil. Ludwig ſalbet, beweiſt wenigſtens, daß ſie nicht aus dem XIII. Jahrhunderte ſeyn kann. Die Biſchofsmützen waren damals nicht ſo hoch; und der Kragen am Prieſterrocke gieng tiefer über die Achſeln. Hätte der **P. Stilting** auf die Gewohnheit Acht gegeben, ſo würde er ſich die Mühe erſparet haben, die Münze mit den Geſchichtſchreibern zu vereinigen. Vielleicht, ſetzet er hinzu, iſt der heil. Ludwig den 29ten November gekrönet, und zween Tage darauf geſalbet worden; welches zwar in der That ſeine Salbung auf den 1ten December ſetzen würde: allein, dieſe Entwickelung iſt überflüßig.

II. Die

---

quorum circa veri falsique discrimen in vetustis monumentis, zu Anfange des zweyten Bandes der Actorum Sanctorum vom Monathe April.

d) Acta S. Ludovici p. 19.

e) Alle Geſchichtſchreiber ſagen, der heil. Ludwig ſey den Adventsſonntag, welcher im 1226ten Jahre auf den 29ten November fiel, geſalbet worden.

II. f) Die Urſache zur andern Münze, iſt **Ludwigs** Ankunft zu **Paris**, in einer Zeit, da man Urſache hatte zu fürchten, daß der Aufſtand einiger Groſſen des Königreiches, ihn davon entfernen möchte: Tanta fuit, ſaget der **P. Stilting**, Pariſienſium lætitia, Rege recepto, ut illam cuſo nummo teſtari voluerint, illiusque memoriam conſervare. Dieſer Ausdruck läßt nicht zweifeln, wie viel er auf dieſe Münze getrauet. Die Gegenſeite ſtellet, nach des **Jakob de Bie** Beſchreibung, „den König ſtehend „vor, mit einem Reiſekleide angethan, mit der Krone ge„zieret; um bey dem Einzuge in **Paris** von einem Frauen„zimmer bemerket zu werden, die ſich ganz verweinet hat, „und durch ihre Gebärden zu erkennen giebt, daß ſie von „einer groſſen Furcht befreyet worden iſt.„ Man lieſt in „der Umſchrift: Sic te nil triſte recepto, und im Abſchnitte: Lutetia.

Es wäre unnützlich anzumerken, daß der neuere Geſchmack ſich in dem Bilde und in der Umſchrift zeiget. Dieſer Fehler iſt allen denen Münzen gemein, die der **Pater Stilting** nach dem **de Bie** abgezeichnet hat. Bey dieſer bleibt der Herr **Lebeuf**, inſonderheit bey der Krone des h. **Ludwigs** ſtehen, die mit zween durchkreuzten Biegeln geſchloſſen iſt g). Er ſaget, zur Zeit des heil. **Ludwigs** war die königliche Krone offen, und nur im Umkreiſe mit vier Blumen beſetzet, davon eine vorn, die andere hinten, und zwo an den Seiten ſtunden; dieß beweiſen alle Miniaturbilder jenes Jahrhunderts. Außerdem geſteht man ziemlich allgemein, daß **Karl** der VIII. der erſte von unſern Königen geweſen, der eine geſchloſſene Krone getragen h).

III. Ei

---

f) Act. S. Ludov. p. 27.

g) Die fünfte vom Stilting p. 46. angeführte Münze, und einige andere, fehlen eben hierinn auch.

h) Man ſehe den XVIIten Band der Memoires dieſer Akademie

III. Einer von den Artikeln des Friedens, der im 1229ten Jahre zwiſchen dem heil. **Ludwig** und dem Grafen Raimund, geſchloſſen worden, verband Raimunden, den Magiſtern der hohen Schule zu **Toulouſe** ein gewiſſes Honorarium zu geben. Der **P. Stilting** will i), daß man zum Andenken dieſer Sache, die er mit dem de Bie für den Zeitpunct der Stiftung der hohen Schule zu **Toulouſe** anſieht, eine Münze geſchlagen, auf welcher nach der Beſchreibung ſeines Alterthumskundigen, „ein ſtehendes Weib geweſen, die in einer Hand ein geweihtes „Gefäß, und in der andern den Richterſtab trägt. Neben „ihr ſieht ein Altar nach alter Art, worauf **Moſes** Geſetztafeln, nebſt ſeinem Stabe und **Aarons** Ruthe liegen, in „deren Mitte ein Kreuz liegt. Auf der Gegenſeite iſt ein „offenes Buch mitten zwiſchen zween Wageſchalen, und „hinter dieſen zeiget ſich der Scepter, welcher den berühmteſten hohen Schulen auf königliche Erlaubniß ertheilet „worden.“ Man lieſt in der Umſchrift: Immixtis diſtinguere ſacra profanis, und im Abſchnitte: Toloſa docet.

Sobald man dieſe Münze nur anblicket, ſo merket man, daß ſie neu iſt. Herr **Lebeuf** begnüget ſich nur die Maſſe anzumerken, die den Univerſitäten, ſchon zur Zeit des h. **Ludwigs** ertheilet geweſen ſeyn ſoll. Die Einſetzung der Leibwachten mit Keulen, oder Sergens d'armes war noch gar zu neu (ſie geht nicht höher, als auf **Philipp Auguſten** k), als daß man bereits andern dieſes Ehrenzeichen hätte mittheilen ſollen. Die Univerſitäten haben dieſelbe wahrſcheinlicher Weiſe, nicht eher erhalten, als bis man anſtatt dieſer Keulen, die Hellebarten bey den Wachen eingeführet. Nach einem Schriftſteller nun, welchen Fau-

---

demie auf der 571. Seite. Wegen der Kronen der Könige von Frankreich, kann man die XXIV. Abhandlung des Herrn du Cange in der Folge des Joinville nachſehen.

i) Acta S. Ludov. p. 31.

k) Man ſehe vorn die 219 S.

cher anführet l), hat man in Frankreich den Gebrauch der Hellebarten, erſt gegen Ludwigs des XI. Regierung gekannt.

Der P. Stilting ſcheint ſich auch zu irren, wenn er die Stiftung der hohen Schule zu Toulouſe auf das 1229te Jahr ſetzet. Der verſtändige und gelehrte Geſchichtſchreiber von Languedoc glaubet, daß ſie älter ſey m). Es iſt gewiß, daß der berühmte Accurſius, im 1227ten Jahre, auf der hohen Schule zu Toulouſe das bürgerliche Recht erkläret hat.

IV. n) Der Frieden, welchen der h. Ludwig dem Raimund, durch den Bund vom 1229ten Jahre ertheilete, ward in Frankreich für eine ſo wichtige Sache angeſehen, ſaget der P. Stilting: daß man deren Andenken durch eine Münze verewigte, welche die Göttinn des Friedens, nach alter Art, auf einem Siegsgerüſte ſitzend vorſtellete. Man lieſt darauf dieſe Worte, darinnen der Geſchmack des Alterthums nicht ſo gar merklich iſt: Inito fœdere pax ex voto ſtabilita. Der Herr Lebeuf bemerket, daß unter denen Stücken, woraus das Siegesgerüſt beſteht, eine Trummel und eine Canone zu ſehen ſind. Die Canone iſt unſtreitig ein Zeichen der Neuheit. Was aber die Trummel betrifft, ſo ward in der Akademie geſaget: die Kritik des Herrn Lebeuf könnte wohl falſch ſeyn; indem der Gebrauch dieſes Inſtrumentes, welches urſprünglich von den Saracenen kömmt, in Frankreich unter dem Namen Tabours oder Tabur, bereits vor des heil. Ludwigs Zeit bekannt geweſen zu ſeyn ſcheint o).

V. Die ſechſte Münze ſtellet die Trauungsceremonie des heil. Ludwigs mit der Margaretha von Provence vor.

---

l) Milice franç. des P. Daniels, im I. Theile, a. d. 437. S.

m) Hiſt. du Languedoc, im III. Th. a. d. 377ten S.

n) Acta S. Lud. p. 35.

o) Man ſehe des Herrn du Cange

ver. Man ſieht darauf, nach Jakobs de Bie Beſchreibung, drey ſtehende Figuren: „nämlich den König in der „Stellung daß er mit der rechten Hand ſein Wort und die „Gültigkeit zur Trauungsceremonie giebt, die Königinn „Margaretha, Raymund Berengers … Tochter, wie „ſie in dieſe Geſinnung einſtimmet, und den Gaultier Cor„nu, Erzbiſchofen von Sens …. der beyder Majeſtäten „Hände in einander füget.„ Im Abſchnitte ſteht: Senones.

Der P. Stilting bedienet ſich dieſer Münze p), die er antiquum nummum nennet, die allgemein angenommene Meynung zu unterſtützen, daß die Trauungsceremonie des heil. Ludwigs zu Sens geſchehen ſey; und die Sammarthaner zu widerlegen, welche nach den Protocollen des Bisthums Montpellier geſaget hatten, ſie wäre zu Montpellier geſchehen. Der P. Stilting ergreift allerdings das beſte Theil: allein, der Beweis, worauf er ſich gründet, hat kein Gewicht. Die Münze verdienet gar nicht nummus antiquus genennet zu werden. Denn ohne des Königs und der Königinn geſchloſſener Kronen zu erwähnen, ſo hat auch der Erzbiſchof von Sens, wider den Gebrauch der damaligen Zeit, weder ein Röckchen, noch einen dalmatiſchen Rock; ſeine Mütze iſt nach neuer Art; ſein Gewand, welches als ein Sack ſeyn ſollte, iſt ausgeſchnitten, wie die Gewänder gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts; eben dieſes Gewand endlich iſt vorn, in der Mitte, mit einem Kreuze gezieret. Alle alten Bildſäulen aber, alle alten Siegel in Frankreich von des heil. Ludwigs Zeit beweiſen, daß das vorderſte dieſes Gewandes in der Mitte nur mit einem Streiſe Stoff, oder Treſſen gezieret geweſen q).

Lange Anmerkungen über den Joinville, a. d. 61. S. und insonderheit sein Glossarium bey dem Worte Tabar.

p) Acta S. Lud. p. 65.

q) Es iſt wahr, ſagt Herr Lebeuf,

Weiter treibt Herr Lebeuf ſeine Anmerkungen über die in den Actis des heil. **Ludwigs** angeführten Münzen r) nicht. Er wendet ſich vielmehr zu dem Urtheile, welches der **Pater Stilting** s) von gewiſſen Münzen eben dieſes Königes gefället hat, welche bereits der Scharfſichtigkeit der Kunſtrichter zu ſchaffen gemachet haben.

Johann Villani t) hat geſchrieben: der h. **Ludwig** habe bey der Rückkunft von ſeiner erſten Reiſe über Meer, zu **Tours** Münzen ſchlagen laſſen, auf welchen er befohlen, daß man zum Andenken ſeiner Gefangenſchaft und derer Martern womit ihm gedrohet worden, die Buies oder Bernicles u) vorſtellen ſollte, davon uns **Joinville** die Beſchreibung hinterlaſſen hat; gleich als ob er ſich ſelbſt erinnern, oder die Herren ſeines Reiches ermahnen wollen, einſtens die Schmach zu rächen, die man ihm angethan hat. Verſchiedene Schriftſteller nach ihm, haben eine Art von Verhältniß zwiſchen der Figur die auf dieſen Münzen ſteht, und des **Joinville** Buies oder Bernicles finden wollen. Allein, man hat dieſe Meynung fahren laſſen, ſeitdem Herr **dü Cange** und **le Blanc** viel wahrſcheinlichere Erklärungen davon gegeben. Sie haben geglaubet, daß die auf den Münzen vorgeſtellten Figuren, entweder der Riß eines Kirchenportals, ſo wie man ſie auf den Münzen **Ludwigs des Gütigen** ſieht; oder auch wohl der Riß von den Thürmen eines Schloſſes, mit einer Anſpielung, entweder auf das

caſti-

Lebeuf, daß dieſes Gewand in Italien ſchon damals vorn ein Kreuz in der Mitte gehabt, ſo wie ſie es noch anitzt haben: allein, in Frankreich war dieſes nicht gebräuchlich.

r) Der P. Stilting führet deren ſiebenzehn an.

s) Acta S. Lud. p. 165.

t) Hiſt. de Florence, Lib. VI. Cap. 36.

u) Dieſes war ein hölzernes Werkzeug, welches bey den Verbrechern zur Marter gebrauchet ward. Man ſehe die XIX. Abhandlung des Herrn dü Cange über den Joinville, und ſein Gloſſarium bey dem Worte Boia.

caſtilianiſche Wapen, zu Ehren der Koniginn Blanca, oder auch auf die Stadt Tours ſeyn können, in welcher dieſe Münzen geſchlagen waren.

Herr Lebeuf ſchränket ſich in ſeiner Abhandlung dabey ein, daß er nur dieſe verſchiedenen Muthmaßungen vorträgt, ohne eine davon anzunehmen. Er bemerket, daß man nach der Meynung derer, welche darinnen Thürme auf des heil. Ludwigs Turniere zu ſehen glauben, keine Anſpielung auf die Stadt Tours darunter vorausſehen könne; weil eben dieſelben Figuren auf den Gros-Pariſis, das heißt auf Münzen zu ſehen ſind, die in Paris geſchlagen werden.

Uebrigens wird dieſe kleine Zahl von Anmerkungen dem Werke des P. Stiltings den Vorzug nicht benehmen, den es gewiß hat, daß es heute zu Tage die vollkommenſte Sammlung iſt, die wir von den Denkmälern des heiligen Ludwigs haben x). Unter dieſe Denkmäler muß man für eines der wichtigſten, die lateiniſche Ueberſetzung eines alten franzöſiſchen Lebens dieſes Königes y) rechnen, die noch nicht bekannt geworden, ungeachtet ſie ſchon lange in Frankreich bekannt iſt; wie man aus der hiſtoriſchen Bibliothek des Pater le Long, und aus dem XV. Bande unſerer ausführlichen Schriften ſehen kann, wo ſie angeführet iſt. Ohne Zweifel werden dereinſt die Herausgeber der

---

x) Gleichwohl iſt dieſe Sammlung ſo vollſtändig noch nicht, als ſie wohl ſeyn könnte. Im vorigen Artikel iſt, a. d. 251. S. eines Lebens vom heil. Ludwig gedacht, welches dem P. Stilting nicht bekannt geweſen zu ſeyn ſcheint.

y) No. 7138. Seit dem Drucke des Werkes vom P. le Long, iſt dieſes geſchriebene Leben aus der Colbertiſchen Bibliothek, in die königliche gekommen, wo ſie mit 10309. 3. bezeichnet iſt. Der P. Stilting hat ſeine Ueberſetzung nach einer andern Handſchrift verfertiget. Man ſehe die 4te Seite.

Sammlung franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, den wahren Text mittheilen. Der Herr Lebeuf meldet im voraus denenjenigen, die damit beſchäfftiget ſeyn werden, daß der Beichtvater der Königinn Margaretha, als Urheber dieſes Lebens, von dem man wohl weis, daß er ein Minoritenbruder geweſen, deſſen Namen man aber nicht gewußt, Wilhelm geheiſſen. Dieſes hat er in dem Teſtamente Galiens von Piſa, Domherrns zu St. Omer, entdecket z), welches er zum Beſten der Barfüßerinnen auf der Vorſtadt St. Marcel, im 1287ten Jahre gemachet hat, zu Ende deſſen, unter den Vollſtreckern des Teſtamentes, die alle aus dem Orden der Minoriten ſind, auch Wilhelm, Beichtvater der Königinn, genennet iſt.

Die ausführlichen Schriften der Akademie biethen uns noch eine Anmerkung dar, die ganz ungezwungen ihren Platz nach des Herrn Lebeufs ſeinen findet, und er ſelbſt nicht misbilligen wird.

Unſere beſten Kunſtrichter haben allezeit dafür gehalten, daß wir bisher die Geſchichte des Joinville noch niemals in ihrer urſprünglichen Richtigkeit gehabt haben, und daß die Handſchriften, nach welchen man dieſelbe herausgegeben, verfälſchet geweſen. Der Pater Stilting bemühet ſich dieſe Meynung zu widerlegen zz). Allein, indeſſen daß man zu Antwerpen die Acta des heil. Ludwigs druckete, gab die Akademie zwo Abhandlungen unter die Preſſe, welche im 1738ten und 1740ten Jahre bey uns vergeleſen werden; und welche vermuthlich, wenn ſie ihm bekannt geweſen, ihn zu der allgemeinen Meynung würden gebracht haben. Wir erſuchen ihn den XV. Theil unſerer ausführlichen Schriften a. d. 692ten S. inſonderheit aber a. d. 709ten S. (pariſer Ausgabe) zu Rathe zu ziehen,

und

---

z) Dieſer Band kam zu Anfange des 1743ten Jahres heraus.

zz) Die Schrift des Herrn

Paters

und dann hoffen wir, er werde alle ſeine Zweifel gehoben haben.

Man muß geſtehen, daß die allgemeinen Anmerkungen des Herrn de la Baſtie in der erſten von dieſen zwoen Schriften, und die Folgerungen, welche er in der zweyten, aus der Handſchrift des **Joinville** zieht, die 1739. zu **Lucca** entdecket worden, nur dazu dienen, daß wir je mehr und mehr überzeuget werden, daß alle Ausgaben dieſes koſtbaren Stückes der Geſchichte, ungemein mangelhaft ſind; ſie zeigen uns wohl das Uebel, aber ſie helfen ihm nicht ab.

Endlich können wir der Welt melden, daß eine andere Handſchrift, von der man lange nichts gewußt hat, und welche im 1748ſten Jahre für die königliche Bibliothek gekaufet worden, die Liebhaber unſerer Geſchichte bald in den Stand ſetzen wird, daß ſie in dieſem Stücke nichts mehr zu wünſchen haben werden. Der Herr **Abt Sallier**, welcher uns gleich damals Nachricht davon gab, hält nicht nur dafür: daß die Schrift aus dem XIV. Jahrhunderte ſey; ſondern iſt auch ſehr geneigt zu glauben, daß es eben die Urſchrift ſey, welche **Joinville** dem **Ludwig le Hütin**, überreichet hat.

Wir wollen noch bemerken, daß der Herr **Abt Sallier**, in ſeiner Nachricht einige Verſehen aufdecket, darein der Herr de la Baſtie, in Anſehung **Ludwigs le Hütin** verfallen iſt. Durch dieſe Nachricht verwahren wir uns wider diejenigen, die, wenn ſie etwan künftig eben dergleichen Beobachtungen machen, und ſie vor dem Drucke erwähnter unſerer Abhandlung herausgeben möchten, ſich einbilden könnten, ſie wären der **Akademie** zuvor gekommen.

Abtes Sallier wurde 1748. verleſen, und wird erſt mit den Schriften von dieſem Jahre zum Vorſcheine kommen.

XIX.

Des Herrn Secouſſe hiſtoriſche und kritiſche Abhandlung, zur Geſchichte derer Unruhen gehörig, die ſich in Frankreich, und inſonderheit zu Paris, nach der Schlacht bey Poitiers entſponnen.

Der bloſſe Namen der Schlacht bey Poitiers, erinnert alle Franzoſen derer Unruhen, die darauf gefolget ſind. Wer weis nicht, daß nach dieſer unſeligen Schlacht, die Stadt Paris, welche aller der Unruhe ausgeſetzet war, die ſowohl die Anarchie, als die Vielheit der Oberhäupter nach ſich ziehen, mit den auswärtigen Feinden übereinzuſtimmen ſchien, den Verfall des Staates zu befördern. Allein, welches waren die hauptſächlichſten Rädelsführer dieſer Unruhen? Was für Angelegenheiten trieben ſie an? Was für Triebfedern gebrauchten ihre verſchiedenen, bald vereinten, bald zertrenneten Leidenſchaften, die Grundſäulen der Obergewalt zu erſchüttern? Dieſes iſt bisher noch nicht recht aus einander geſetzt worden.

Die Schriftſteller, welche uns die Hauptbegebenheiten dieſes unſeligen Jahrhunderts überliefert, haben faſt alle die Erzählung der beſondern Umſtände vernachläſſiget; oder da ſie unter einander in dem was ſie ſchreiben, ſehr uneins ſind, ſo laſſen ſie uns oftmals mehr Zweifel als gewiſſe Kenntniß zurück. Kurz, es haben uns bisher noch genaue Unterſuchungen derer Unruhen gefehlet, die ſich in Frankreich, und inſonderheit zu Paris, nach der Schlacht bey Poitiers zugetragen haben.

Um nun hieran mit gutem Erfolge zu arbeiten, war es nicht genug, nur diejenigen Denkmäler zu Rathe zu ziehen, die durch den Druck in unſere Hände gerathen ſind; ſondern man mußte auch in den geſchriebenen Chroniken ein neues Licht ſuchen, die der Staub der Bibliotheken den Augen der Gelehrten bisher verborgen hatte. Man mußte aus Quellen ſchöpfen, die noch reiner und noch unzugänglicher waren, als jene, nämlich die Memoriale der Rechnungskammer, die Schubkaſten und Protocolle des Schatzes der Urkunden.

Herr **Secouſſe**, welcher ſich dieſe verſchiedenen Beyhülfen zu nutze gemachet, hat daraus den Stoff zu etlichen Abhandlungen gezogen, welche innerhalb ſieben Jahren, ſehr viele von unſern Zuſammenkünften beſchäfftiget haben. Da nun dieſe verſchiedenen Theile eines einzigen Ganzen, einer von dem andern dermaßen abhängen; daß derjenige der voraus geht, den folgenden vorbereitet und ein Verlangen nach ihm erwecket: ſo hielt die Akademie für rathſam, deren Bekanntmachung ſo lange auszuſetzen, bis ſie alle beyſammen wären. Allein, das Werk iſt ſo anſehnlich geworden, daß es anitzt wohl zween Quartbände betragen würde, und wir kein Mittel übrig haben, es der Welt bekannt zu machen, als daß wir es zu Ende unſerer Sammlung, als einen Anhang drucken ließen. Indeſſen nun, daß die Akademie, und der Verfaſſer, dieſen Entſchluß ergreifen, ſo haben wir für gut befunden, es durch einen Auszug anzukündigen.

Der Titel des Werkes: **hiſtoriſche und kritiſche Nachrichten**, ꝛc. ꝛc. giebt ſogleich zu einer vorläufigen Abhandlung Anlaß, in welcher Herr Secouſſe ſich vorſetzet, von denen Bewegungsgründen Urſachen anzugeben, die ihn veranlaſſet haben, ſeinen Unterſuchungen die Geſtalt von Abhandlungen zu geben. Dieſe Bewegungsgründe entſpringen hauptſächlich aus der Vergleichung, die er ſowohl von den Vortheilen, als von dem Nachtheile der eigentlich ſogenannten Geſchichte, und der hiſtoriſchen Nachrichten, machet. In der That giebt es unter dieſen zween Gattungen von Werken, einen weſentlichen Unterſchied.

Erſte Abhandlung.

1736.

Die Geſchichte, ſie ſey allgemein, oder beſonders, begreift in einer ununterbrochenen Erzählung, eine lange Reihe von Begebenheiten, die durch nothwendige Verhältniſſe, und noch mehr, durch die Kunſt des Schriftſtellers mit einander verbunden ſind, der ſie mit guter Wahl zuſammen gebracht hat, ſo wie er ſie in den Denkmälern zerſtreuet gefunden. Er hat, um ſeinem Gegenſtande eine Genüge zu thun, die Texte der verſchiedenen Schriftſteller unterſuchen, ihren Zeugniſſen den Werth beſtimmen, wenn ſie einander zuwider geweſen, dieſelben vergleichen, einen durch den andern ergänzen, ſie in ein Ganzes zuſammen ſchmelzen, und aus ihrer Zergliederung einen Auszug machen müſſen, der die Leſer unterrichten und ergötzen könnte. Dieſe genießen ohne alle Mühe die Früchte ſeiner Arbeit; die Verſchiedenheit der Vorfälle reizet ihre Neugierde; der ſchnelle Lauf einer Erzählung die ſie rühret, erhält ihre Aufmerkſamkeit; keine ermüdende Ausſchweifung erkaltet ihre Neigung; die Dörner der Zeitrechnung ſind ausgerottet; die geographiſchen Ungewißheiten feſtgeſtellet; und man hat weiter nichts zu thun, als daß man leſe, und dem Worte desjenigen Geſchichtſchreibers glaube, der ſich anheiſchig gemachet hat alles zu unterſuchen und abzuwägen. Freylich iſt uns nichts für ſeine Urtheilskraft und Redlichkeit Bürge; indeſſen da ſich die Begebenheiten uns nur mit denen Farben vorſtellen, die ſie unter ſeinen Händen empfangen haben: ſo erhalten wir unſers Ortes von ihnen abermals denjenigen Eindruck den er in uns wirken will; ohne daß wir wiſſen, worauf ſeine Meynungen ſich gründen, ſo nehmen wir ſie blindlings an, auf die Gefahr ſeine Vorurtheile oder Leidenſchaften anzunehmen, und uns zu verirren, wenn wir ihnen folgen.

Dieß ſind kürzlich des Herrn **Secouſſe** Betrachtungen, wegen der Vortheile und Schwierigkeiten der Geſchichte, in Gegenhaltung hiſtoriſcher Nachrichten betrachtet.

Nachrichten, ſaget er, ſind der Stoff der eigentlich ſogenannten Geſchichte, oder ſie ſind vielmehr zu gleicher Zeit ſowohl die Sammlung derer Materialien, woraus der Geſchichtſchreiber ſein Werk aufführet, als auch die Anſtalt zum Bauen ſelbſt. Sie ſind die lautere und einfältige Sammlung der Texte, davon die Geſchichte nur das Weſen nimmt; ſie ſind eine unpartheyiſche Unterſuchung derer verſchiedenen Zeugniſſe, unter welchen ſie eine Wahl anſtellet; die Unterſuchung derer Zeitpuncte die ſie annehmen ſoll; endlich die Erläuterung derer Schwierigkeiten, durch die ſie ihren Gang nicht verwirren laſſen will.

Aus dieſer Abſchilderung iſt leicht zu erachten, daß die Geſchichte, was die Anmuth betrifft, es den hiſtoriſchen Nachrichten zuvor thut. Allein, erſetzet denn in den hiſtoriſchen Nachrichten der Nutzen dasjenige nicht, was der Annehmlichkeit abgeht?

Wenn ein Verfaſſer von Nachrichten bey jeder Begebenheit die Stellen der Original-Schriftſteller treulich abſchreibt, ſo lehret er uns die wahren Quellen der Geſchichte kennen, und entübriget uns der Mühe ſie ſelbſt nachzuſchlagen. Indem er vor unſern Augen eben dieſe Stellen gegen einander hält, ſo machet er uns zu Gehülfen des wichtigſten Theiles ſeiner Arbeit, nämlich der Entdeckung der Wahrheit: indem er, anſtatt uns ſeinem eigenen Urtheile zu unterwerfen, uns nichts von allem verbirgt, was uns behülfhülfſlich ſeyn kann, ſelbſt zu urtheilen. Trifft es ſich, daß die Zeugniſſe, die er vorbringt, ihn auf eine nicht gar zu richtige Folgerung leiten, ſo finden wir neben ſeinen Schlüſſen etwas, dieſelben zu beſtreiten, und ſein Verſehen kann uns in keinen Irrthum führen.

Dieſe gründlichen Vortheile nun, und noch verſchiedene andere, die Herr Secouſſe herzählet, haben ihn bewogen, dasjenige, was er von einigen wichtigen Puncten unſerer Geſchichte geſammlet hat, in Geſtalt hiſtoriſcher Nachrichten mitzutheilen. Und hiermit endet ſich die erſte Abhandlung, auf welche eine andere folget, die dem Werke zur Einleitung dienet.

Zweyte Abhandlung.

1737.

Karl der II. König von **Navarra**, mit dem Zunamen der **boshafte**, hatte ſo viel Theil an den Unruhen des Reiches, daß die perſönliche Geſchichte dieſes Prinzen ganz natürlich mit den öffentlichen Angelegenheiten zuſammen hängt. Bevor nun Herr Secouſſe an das Innerſte ſeines Vorhabens geht, ſo ſchildert er den Character dieſes Prinzen, und dringt bis in die Vortheile, welche denſelben angetrieben, um darinnen die Bewegungsgründe derer Verbindungen zu finden, die er mit den Aufwieglern eingegangen.

Karl der II. König von **Navarra**, und Graf von **Evreux**, war ein Enkel **Ludwigs** Grafen von **Evreux**, dritten Sohnes **Philipps des Kühnen**, und folglich Geſchwiſterkind mit dem Könige **Johann**, der eben dieſen **Philipp** zum Aeltervater hatte. Er ward im 1332ten Jahre, von **Philippen** Könige von **Navarra** Grafen von **Evreux**, und **Johannen von Frankreich**, einziger Tochter **Ludwigs** le Hütin gebohren. Die mehreſten großen Eigenſchaften werden in einem Staatsmanne, nachdem er ſie gebrauchen will, entweder die nützlichſten, oder die ſchädlichſten für die bürgerliche Geſellſchaft. Bey dieſem kamen, eine Standhaftigkeit der Seele, eine Unerſchrockenheit in Gefahren, eine natürliche Beredſamkeit, ein ſehr einnehmendes Bezeigen, in einer Perſon zuſammen. Die Hoffnung, welche man ſich ſeit ſeinen erſten Jahren von ihm machete, erwarb ihm, ſowohl als ſeine Geburt, die Zuneigung und Freundſchaft des Königes Johann. Karl war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er zum Verweſer des Königes in Languedoc ernennet ward.

Frankreich war damals in königliche Verweſereyen eingetheilet, ſo wie es anitzt in Statthaltereyen eingetheilet iſt; nur mit dem Unterſchiede, daß die Macht eines Statthalters in Provinzen, derjenigen in nichts ähnlich iſt, die die Verweſer des Königes ausübeten. Sie waren Befehlshaber der Kriegsheere; ſie ertheileten den Städten und Einwohnern, Vorrechte, Adelsbriefe, Begnadigungen, Erlaß, Landtäge und Aufſchub; zuweilen ſchrieben ſie auch Pfennigſteuren, in denen unter ihnen ſtehenden Bezirken aus.

Dieſem Merkmaale ſeines Vertrauens nun fügete der König bald darauf noch ein anderes bey, das noch anſehnlicher und ſchmäuchelhafter war; denn er vermählete Karln mit ſeiner Tochter. Anſtatt daß nun die Ehre, die dieſem Prinzen wiederfuhr, das Band hätte feſter ſchlingen ſollen, welches ihn mit der Krone verband, ſo gab ſie vielmehr Gelegenheit zu einem Bruche, der ihn ſtuffenweiſe bis zum Aufſtande leitete. Er beſchwerete ſich über die Saumſeligkeit des Königs in Erfüllung der Bedingungen ſeiner Heirath, und da ihn bald darauf die ſchlechte Wirkung ſeiner Vorſtellungen erbitterte, ſo wärmete er die alten Klagen ſeines Hauſes wieder auf, da man demſelben die Schadloshaltung wegen der Grafſchaften Champagne und Brie abgeſchlagen, welche **Philipp** ſein Vater, und **Johanna** ſeine Mutter, dem **Philipp von Valois**, in einem Vergleiche vom Julius des 1336ten Jahres a) abgetreten hatten.

Das Misvergnügen des Königes von Navarra über dieſe zween Puncte, war auch nicht ohne allen Grund. Was ihn aber noch mehr erbitterte, war dieß: daß man mit Hindanſetzung ſeiner Rechte, einen Theil derer Ländereyen, die er zurückbegehrete, **Karln von Spanien**, Connetabeln von Frankreich gegeben hatte. **Karl von Spanien**, ein Liebling König **Johanns**, der ihn mit Wohlthaten überhäufete, war ein Gegenſtand des Neides aller großen Herren in Frankreich. Der König von Navarra ſah die Erhebung dieſes Fremdlings mit Ungeduld an, den er noch überdem im Verdachte hielt, er habe den König **Johann** wider ihn aufgebracht. Dieſe Urſachen waren mehr als hinreichend, eine ehrſüchtige und ſtolze Seele zur Rache zu treiben; und man erfuhr plötzlich, daß der Connetable ermordet ſey.

Aus dem Verhöre, welches man nachmals mit einem der geheimſten Vertrauten des Königes von Navarra b) vorgenommen, erhellet, daß dieſer Prinz niemals im Sinne gehabt, dem Connetable an das Leben zu kommen: er hat ſich nur ſeiner Perſon verſichern wollen; diejenigen aber die er beſtellet ihn zu fangen, haben ſeiner Rache gar zu ſehr gedienet. Gleichwohl beſchuldigen alle Geſchichtſchreiber den König von Navarra dieſes Mordes.

Er ſey nun ſchuldig geweſen, oder nicht: ſo machete er doch alle nöthigen Anſtalten, erſtlich des Königes Unwillen

---

a) Im folgenden Bande (der Memoir. p. 295.) wird man eine Abhandlung finden, darinnen bewieſen wird, daß man dieſen Vergleich als den wahren Zeitpunct der Vereinigung von Champagne zu beſänftigen, und dann in den Stand zu kommen, daß er ihn ungeſtrafet trotzen könnte. Was das Anſehen derer Mittelsperſonen nicht hatte ausrichten können, die er gebrauchete, ſeine Begnadigung auszuwirken, das ſuchete er ſich ſelbſt zu verſchaffen, da er ſich furchtbar machete. Es hatten ſich bereits viele Misvergnügte zu ſeinen Freunden geſchlagen, und macheten ein Heer aus, das im Stande war ein Lager aufzurichten. Die Lage ſeiner Oerter an der Seine, vermehrete die Unruhe, die ſeine Kriegsanſtalten machete: man furchte, er möchte die Engländer zu Hülfe ruffen, und ſie in das Königreich einführen.

Damit nun größern Uebeln vorgebeuget würde, ſo ließ ſich Johann erweichen, und gab den Vorſchlägen zu einem Vergleiche Gehör. Zween mit ſeiner Vollmacht verſehene Commiſſarien, unterzeichneten in ſeinem Namen, zu Mantes den 13. des Hornungs 1353. einen für **Karlen** ſo vortheilhaften Vergleich, daß ſie auch beſchuldiget wurden: ſie hätten ihm zu Liebe, das Beſte des Königes vernachläßiget. Dieſe ausnehmende Nachſicht, bewog den König von Navarra ſo wenig, daß ſie vielmehr ſeinen Argwohn beſtärkete: denn ein argliſtiger Menſch iſt von Natur mistrauiſch. Da er ſich alſo nicht für ſicher halten dorfte, eben darum, weil man gar zu gut mit ihm verfuhr, ſo gieng **Karl** aus dem Königreiche, und von Navarra aus, dahin er ſich geflüchtet hatte, fieng er an Verſtändniſſe mit den Engländern zu haben; als ein abermaliger Vergleich, der zu Valognes den 10. September 1355. unterſchrieben ward, ihn wieder nach Frankreich rief.

Die Eintracht ſchien unter beyden Königen wieder hergeſtellet zu ſeyn; allein die Ruhe war für **Karls** unruhigen Geiſt

---

pagne und Brie mit der Krone, ſchen müſſe.

b) Friquet, Befehlshaber zu Caen, deſſen Verhör noch in der Urſchrift, im Schatze der Urkunden verwahret liegt.

Geiſt ein gewaltſamer Zuſtand. Er entwarf den Grundriß zu einer Verſchwörung wider den König, und misbrauchete die Jugend des Dauphins, ihn mit in dieſe abſcheuliche Rotte zu ziehen c). Wir übergehen die Beſchreibung, welche Herr Secouſſe aus Friquets Verhöre, und inſonderheit aus den Begnadigungsbriefen gezogen, die zum Beſten der Mitſchuldigen ausgefertiget worden: denn da der Anſchlag herauskam, ſo that der König als ob er alles vergäbe.

Bis dahin hatte er den Umſtänden nachgegeben; dieſes letzte Unterfangen aber erlaubete Karln nicht mehr ſich weiter zu verſtellen, als es nöthig war, um ſich einer Rache zu verſichern, die ſo nothwendig als gerecht war. Der Tag dazu erſchien. Karl war mit einem Theile ſeiner getreueſten Diener an der Tafel bey dem Dauphin, auf dem Schlöſſe zu Rouen. Die Freude des Gaſtmahles ward plötzlich durch den unverhofften Eintritt des Königes unterbrochen; die drohenden Blicke des Monarchen beſchämten die erſchrockenen Gäſte; die Stimme der Macht erſchallete, und ſchlug ſie zu Boden. Der König von Navarra ward gefangen genommen, nach Paris ins Louvre geführet, im Chatelet verſchloſſen, und von dannen in verſchiedene Gefängniſſe gebracht. Vier von denen großen Herren, die ihre Ergebenheit gegen ſeine Perſon am verdächtigſten machete, wurden auf einem Karren vor die Stadtmauer geführet, und verloren den Kopf. Man hat niemals erfahren können, ob der Dauphin den Anſchlag ſeines Vaters gewußt, und dem Ueberfalle behülflich geweſen iſt.

Bey dem Lärmen eines ſo unerwarteten Zufalles, verſammleten ſich die Freunde des Königes von Navarra, und die Anverwandten der Enthaupteten, um Anſchläge zu

einem

---

c) In den alten Geſchichtſchreibern findet man keine Spur von dieſer Sache, die nur aus Friquets Verhöre bekannt iſt.

einem Aufſtande zu verabreden, und hierauf giengen ſie auseinander, um die Wuth, davon ſie beſeſſen waren, auch in die Ferne auszubreiten. England, welches immerdar geneigt war, die Unruhen zu erhalten, die ſich im Königreiche entſpannen, weil es hoffete, ſie nach ſeinen Abſichten zu nutzen, gab den Bitten **Philippe**, eines Bruders des Königs von Navarra Gehör, und ſchickete ihm einen Beyſtand von Völkern, unter der Anführung des Herzogs von Lancaſtre.

Seit der Gelangung **Philipps von Valois** auf den Thron, bewaffneten **Eduards** des III. Königes von England erdichtete Anſprüche, beyde Nationen gegen einander; und zu der Zeit, davon wir hier reden, verheerete der **Prinz von Wallis**, Gaſconien. Bey der Nachricht von ſeinem Fortkommen, gieng der König ihm entgegen, ſo daß den 19ten **September** 1356. beyde Heere bey **Maupertuis**, nicht weit von **Poitiers**, einander im Geſichte ſtanden. Bey dieſer unglücklichen Schlacht, fängt die Geſchichte der Unruhen zu **Paris** an, die in folgenden dreyen Abhandlungen enthalten iſt.

Dritte Abhandlung.

1737.

Indeſſen daß der **Prinz von Wallis**, den König Johann, ſeinen Gefangenen, nach **Bourdeaux** führete, übernahm der **Dauphin Karl**, als vermeynter Erbe der Krone, und als Oberverweſer des Königreiches, welche Würde ihm ſein Vater ertheilet hatte, zu **Paris** das Regimentsruder. **Karl** war damals noch nicht zwanzig Jahre alt. Seine erſte Handlung war, daß er die Stände zuſammen rief. Man weis, daß dieſe Verſammlungen aus der Geiſtlichkeit, dem Adel, und den Abgeordneten der Städte beſtehen, die man nach dieſem den dritten **Stand** genennet hat.

Der Adel nun, welcher durch den in den vorigen Kriegen erlittenen Verluſt, auf eine kleine Anzahl unerfahrner Leute geſchmolzen war, die in den Augen der Welt verächtlich geworden, weil ſie in der Schlacht bey **Poitiers** ſo ſchlechten Muth bewieſen, hatte damals weder Anſehen noch Credit, und alſo macheten die zween andern Stände ſich ihren Verfall zu nutze. **Robert le Cocq**, Biſchof von Laon, im Namen der Geiſtlichkeit, und **Stephan Marcel**, Vorgeſetzter der Kaufmannſchaft zu **Paris**, im Namen der Städte, wußten ſich in beſondern Zuſammenkünften zu Herren aller derer Rathſchläge zu machen, die in Vortrag kommen ſollten; und man hätte ſagen ſollen, die Stände verſammleten ſich nur, um den Leidenſchaften dieſer zween Feinde des Staates zu fröhnen.

Anſtatt ſich mit dem wahren Beſten des Königreiches zu beſchäfftigen, wie man einen gefangenen König frey machen, einen langwierigen und grauſamen Krieg endigen, oder fortſetzen, den häuslichen Aufrühren vorbeugen und ſie beſänftigen ſollte; wendete man die Sitztage dazu an, daß man ſich mit Bitterkeit über die Misbräuche beſchwerete, die ſich in die Finanzen und in das Juſtizweſen eingeſchlichen hätten, und mit Unverſchämtheit auf die Abſetzung der vornehmſten Beamten zu dringen, denen man dieſelben ſchuld gab. Man führe, ſetzete der Haufen der Abgeordneten hinzu, den König von **Navarra** aus dem Gefängniſſe, in welchem er unbilliger Weiſe gehalten wird; man mache aus drey Ordnungen der Landſtände, einen einzigen Regierungsrath, bey welchem die oberſte Gewalt beruhe; der **Dauphin** widerruffe das Geld, ſo er befohlen zu ſchlagen: unter dieſen Bedingungen wollen ihm die Stände 30000. Mann und ſo viel Geld bewilligen, daß ſie unterhalten werden können.

Karl wich unter dem ſcheinbaren Vorwande, daß er ohne den Rath des Kaiſers, ſeines Anverwandten, und die

Einwilligung des Königes ſeines Vaters, nichts thun könnte, dieſen unanſtändigen Forderungen eine Zeitlang aus; allein bey der Verſammlung der Landſtände, am 5ten des Hornungs eben deſſelben Jahres, wurden ſie mit eben ſolcher Heftigkeit erneuert: und der **Dauphin**, welchen die Furcht vor einem Einfalle von Seiten des Prinzen von **Wallis** nöthigte, Kriegsvölker zu haben, konnte ſich, um dieſe zu erlangen, nicht entbrechen, die vorgeſchriebenen Geſetze einzugehen. Je dringender die Gefahr des Landes iſt, je ſchwerer fällt es, das Volk wieder zum Gehorſame zu bringen.

Der Waffenſtillſtand, welcher den 23ten **März** zu **Bourdeaux** unterzeichnet ward, zog, da er die Unruhen des **Dauphins** von auswärts ſtillete, ihm innerlich andere Arten derſelben zu. Diejenigen die der König **Johann** abgeſchicket hatte, um die Nachricht vom Waffenſtillſtande nach **Paris** zu bringen, waren zugleich mit einem Mandate verſehen, durch welches der König alles für nichtig erklärete, was die Stände gethan hatten. Um nun die Gemüther zu bändigen, die gar keinen Zwang mehr kannten, war der Sohn gezwungen, die Befehle ſeines Vaters zu zernichten, darum er vielleicht ſelber angeſuchet hatte, und kund machen zu laſſen, daß ſie nicht gelten ſollten. So wollte es der oberſte Rath, welcher aus den Ständen, oder 36. Abgeordneten beſtand, die man aus jeder von den drey Claſſen, in gleicher Anzahl gewählet hatte.

Vierte Abhandlung.

1738.

Eine ſo ſeltſame Regierungsforme konnte nicht lange beſtehen. Zu Anfange des 1357ten Jahres (das Jahr fieng damals in Oſtern an) zerſchlug ſie ſich durch die Uneinigkeit der Abgeordneten. **Marcel**, ein ehrſüchtiger und kühner Menſch, machte ſich dieſe Mishälligkeiten zu nutze, um ihnen die anvertrauete Gewalt zu rauben, und es gelung ihm, dieſelbe gänzlich an ſich zu ziehen, indem er aus den einzigen Mitgliedern des dritten Standes, einen andern nicht ſo zahlreichen Rath errichtete, zu deſſen Haupte er ſich ſelbſt machete. **Robert le Cocq** und **Johann**, Herr von **Picquigni**, macheten mit dem Vorſteher der Kaufleute, eine Art von **Dreymännern** aus, welche bis dahin dem ganzen Staate ſeine Bewegung ertheilet hatten: ſie waren auch mit ihm zugleich die Seele des neuen Rathes, und die heimlichen Urheber derer Entſchließungen, die darinnen gefaſſet wurden.

Der **Dauphin**, welcher mit übelgeſinnten Leuten umgeben war, die ſein Zutrauen misbraucheten, ohne daß er ihnen ſelbiges wieder entziehen dorfte oder mochte, konnte ſich der zunehmenden Frechheit der Aufrühriſchen nicht widerſetzen, noch ihr Unternehmen beſtrafen. Er ſchien ſie alſo durch eine gezwungene Mäßigung zu beſtätigen, die den Umſtänden nach nothwendig geworden war, und dabey es eben ſo gefährlich als unnützlich gefallen wäre, wenn er ſie hätte aus den Augen ſetzen wollen. Der König von **Navarra** ward alſo, ohne ſein Verwiſſen, aus dem Gefängniſſe geholet, und im Triumphe nach **Paris** geführet, allwo der **Dauphin** als Augenzeuge der Zurüffe des Volkes, ſeinen Feind mit allen Merkmaalen einer vollkommenen Ausſöhnung empfieng, und ihm alle Genugthuung verſprach, die er nur verlangen könnte. **Karl** that hierinnen nichts, als daß er nur das Verſprechen erfüllete, ſo die Rebellen für ihn ohne ſeine Einwilligung gethan hatten, das iſt, **Karl** mußte, um den Schein des Anſehens zu erhalten, alles ſo machen, wie diejenigen es haben wollten, die die Gewalt an ſich geriſſen hatten.

Der König von **Navarra** übrigens, welcher misvergnügt war, daß man ihm ſeine Plätze nicht wieder gab, ſtellete ſich, als muthmaßte er, die Kriegsvölker, welche der **Dauphin** anzuwerben befohlen, wären beſtimmet, auf ihn loszugehen. Dieſen Vorwand gebrauchete er zu den Waffen zu greifen, und unter der Entſchuldigung einer Gegenwehre, fieng er Krieg an. Die Kappe mi-parti de drap rouge & pers, **halb von rothem und halb von blauem Tuche**, wie die Denkmäler damaliger Zeit ſagen, war die erſte Loſung dazu: **Marcel** nahm dieſe Kappe, und machete daß alle Bürger zu **Paris** ſie auch nahmen. **Karl** ſuchete vergeblich die Gemüther zu gewinnen, indem er dem verſammleten Volke von ſeinen Geſinnungen und ſeiner Aufführung Rechenſchaft that: der Vorſteher ſetzete trotzig der Rede des Prinzen eine andere entgegen, und hemmete deren Wirkung.

Alle die dem **Dauphin** anhiengen, wurden verdächtig, und ihre Treue koſtete ihnen das Leben. Der Herr von **Conflans** Marſchall von **Champagne**, und Herz von **Clermont**, Marſchall der **Normandie**, wurden in ſeiner Gegenwart durch **Marcels** Leute umgebracht; der den Mördern die Hand führete, und ſo unverſchämet war, ihm einen Muth einzuſprechen, indem er ihn verſicherte: er habe für ſein Leben nichts zu fürchten. Der Prinz, dem dieſer blutige Anblick naher gieng, als der Schimpf ihn verdroß, nahm die Kappe des **Marcels** als eine Schutzwacht an, indeſſen daß dieſer die Kappe des Prinzen, als eine Beute davon trug, die ſeinen Sieg bezeugete. Endlich vermittelte man einen Vergleich zwiſchen dem Könige von **Navarra**, und dem **Dauphin**. **Karl**, welcher ſeit der Gefangennehmung des Königes **Johann**, nur die Würde eines Generalverweſers des Königreiches beſeſſen, nahm den 14ten **März** 1357. (das Jahr hörete mit folgendem erſten **April** auf) den Titel eines **Regenten** an, und um nicht mehr ſo nahe beobachtet zu werden, flüchtete er aus **Paris**.

Fünfte Abhandlung.

1739.

Nunmehr wird alles anders werden. Die oberſte Gewalt, welche man bey demjenigen kaum erkannte, oder doch verachtete, der ſie nur als oberſter Verweſer des Königreiches handhabete, wird ihre Rechte in demſelben Prinzen zu rächen wiſſen; nun er mit einem Titel bekleidet iſt, den das Volk geneigter zu ſeyn pfleget, zu verehren, weil er dem Namen des unumſchränkten Beherrſchers näher kömmt.

Die zu **Provins** verſammleten Stände von **Champagne** wollten mit den Abgeordneten von **Paris** nicht unterhandeln: als wider welche die Ermordung des Marſchalls **von Conflans** ſie aufgebracht hatte. Sie verſammleten ſich demnach zu **Vertus**, und bewilligten dem **Regenten** die Hülfgelder, welche er zu Unterhaltung eines Kriegesheeres foderte. Die Stände von **Compiegne**, die hauptſächlich aus Edelleuten beſtunden, welche die Scham und der Verdruß, daß ſie keinen Antheil an der Regierung haben ſollten, von **Paris** entfernet hatte, folgeten dem Beyſpiele der **Champagner**. Damals ſchwur nun **Karl**, er wollte nicht eher in dieſe Stadt kommen, bis die Häupter des Aufruhres geſtrafet wären; er widerſtund dem dringenden Bitten des Königes von **Navarra**, und verwarf die zu ſpäte Unterwerfung der erſchrockenen **Pariſer**. **Marcel** bemächtigte ſich, zu Abwendung des ihm drohenden Ungewitters, des **Louvres**, nahm die Waffen und das Geſchütz heraus, ſo daſelbſt verwahret werden, verlegete das Geſchütz ins Rathhaus, theilete ſeinen Anhängern Waffen aus, und machete alle Anſtalten zu einer hartnäckigen Gegenwehre. Er hatte Urſache voraus zu ſehen, daß der **Regent** **Paris** belagern würde; allein die Zeit war noch nicht gekommen: er mußte erſt warten, bis der Adel des Königreiches, welcher es faſt allenthalben mit dem **Regenten** hielt, von ſeinen beſondern Drangſalen befreyet wäre, und ſich mit ihm vereinigen könnte.

Seit einigen Monathen führeten die Bauren in den mitternächtlichen Provinzen des Königreiches, die ſich wider den Adel aufgelehnet hatten, dem ſie alles Unheil des Staates beymaßen, einen offenbaren und blutigen Krieg mit ihnen. Man kann ohne Grauſen die Beſchreibung nicht leſen, was für unerhörte Grauſamkeit zur Zeit der berühmten **Jacquerie** getrieben worden: ſo nennen unſere Schriftſteller den Aufſtand, davon hier die Rede iſt. Die Gränzen, welche wir uns vorgeſetzet haben, verbiethen uns die Erzählung davon; alles was wir hinzuſetzen können, iſt: daß der Herr **Secouſſe** dieſen hiſtoriſchen Umſtand ſo genau beſchreibt, als ſonſt nirgend geſchehen iſt.

Die **Jakober**, oder Bauren, wichen endlich der Macht des vereinten Adels, des **Regenten** und des Königes von **Navarra**: denn dieſer Prinz, welchem viel daran gelegen zu ſeyn ſchien, daß er ihrem Aufruhre Vorſchub that, hatte ſich gleichwohl wider ſie erkläret; unfehlbar in der Hoffnung, ſich dadurch mit dem Adel zu vertragen, und ihn deſto leichter auf ſeine Seite zu ziehen. Der Anfall auf dem Markte zu **Meaux**, welcher wegen vieler Begebenheiten, denen er zum Schauplatze gedienet hat, in unſern Geſchichten berühmt iſt, war der letzte Anſatz der **Jacquerie**, und das Vorſpiel einer glücklichen Veränderung.

Indeſſen daß die zu **Meaux** abgetriebenen Bauren ſich zerſtreueten, fiengen die mit ihnen verbundenen **Pariſer**, welche dieſer Schlag beunruhigte, zu murren an. Es brauchet nur einen widrigen Fall, um einen aufgewiegelten Pöbel in Furcht zu ſetzen. **Marcel**, der wegen ſeiner Bedrückungen ſchon lange verhaßt war, ſah wohl, daß er nicht vermögend wäre ſeine wankende Partey zu erhalten; und ehe er ſie ohne Anführer ließ, wollte er lieber ſich ſelbſt einen Herrn ſetzen. Durch ſeine Ränke alſo ward der König von **Navarra**, in **Paris** zum General-Capitain des Reiches ernennet.

Dieſes neue Unterfangen trieb den Zorn des **Regenten** aufs höchſte. Er näherte ſich mit einer groſſen Macht der Stadt **Paris**, faſſete Fuß bey **Charenton** und **St. Maur**, um die Zufuhr der Lebensmittel zu verhindern, die auf der **Seine** und **Marne** zugeführet werden konnten; brennete und plünderte die benachbarten Dörfer, und drohete der rebelliſchen Stadt, mit allem Schrecken einer wirklichen Belagerung. Indeſſen ſuchete er nichts mehr als die Herzen der Einwohner mit einem heilſamen Schrecken zu erfüllen, und ſie durch die Angſt, ſo er ausbreitete, zur Reue zu bewegen.

Bey dieſen Umſtänden entwich der König von **Navarra** aus **Paris**, und verſchanzete ſich mit einem Theile Kriegsleute zu **St. Denys**, von wannen er auf des **Dauphins** Bewegungen Acht gab. Dieſer Prinz, der häufige Streifereyen, bald von den Ausfällen der **Pariſer**, bald von denen mit einander vereinigten **Navarrern** und **Engländern** erduldete, trug doch jeden Tag irgend einen kleinen Vortheil davon. Anſtatt aber ſich ſeines Glückes und ſeiner überlegenen Zahl zu bedienen, um den Belagerten härtere Bedingungen vorzuſchreiben; ſo ließ er ſich ſogar noch die Vermittelung der verwittweten Königinn Johanna von Frankreich gefallen, und unterzeichnete einen Vergleich. Die Widerſpänſtigkeit aber der **Pariſer**, die keinen Tractat halten wollten, und die Treuloſigkeit des Königes von **Navarra**, der denſelben brach, vernichteten gar bald die weislichen Anſtalten, die ſeine Mäßigung ihm angegeben hatte. Kurz, eine unverhoffte Begebenheit zertheilete die Zauberey, welche die Augen der **Pariſer** blendete: ſie erkannten, daß ſie wechſelsweiſe ein Spiel der Ehrſucht und der Treuloſigkeit des General-Capitains und des Vorſtehers der Kaufleute wären. In einem Augenblicke wurden die Gemüther anderes Sinnes, und alle vereinigten ſich, die zween Urheber der öffentlichen Drangſalen zu verachten, oder zu verfluchen.

Hier nun gab die Verzweiſelung dem **Marcel** noch den letzten Rath ein. Er faſſete den Anſchlag, eine Schaar von denen Engländern, die die herumliegenden Gegenden beunruhigten, in **Paris** einzuführen; ſich im Namen des Königs von **Navarra** der Stadt zu bemächtigen, und ihn zum Könige auszuruffen. O! daß doch der Namen jenes **Johann Maillards**, dieſes treuen und beherzten Bürgers, welcher der Ausführung dieſes unſeligen Anſchlages vorbeugete, auf ewig in unſern Jahrbuchern leben möchte!

Den erſten Tag des Auguſtmonathes, um Mitternacht, kam **Marcel** vor dem **St. Antons**thore an, wozu er die Schlüſſel in der Hand hielt. Er war eben im Begriffe daſſelbe den Feinden des Staates zu öffnen, als **Maillard** ihn mit einer Axt zu Boden warf. Nunmehr war alles aus. Aller Saamen des Aufruhres und der Uneinigkeit erſtickete in dem Blute des Verräthers. **Paris** kehret wieder zu ſeiner Pflicht; es dringt durch ſeine Ausrüffe auf die Wiederkehre des **Regenten**, und empfängt ihn mit ſo vieler Unterwürfigkeit, als Freude, den vierten Tag des Auguſtmonathes im 1358ten Jahre.

Sechſte Abhandlung.

1740. *d*)

Der König von **Navarra**, dem die Hoffnung verſchwunden war, ſich dieſer Stadt zu bemächtigen, ſuchete in einem geheimen Tractate mit dem Könige von England, die Mit-

tel

---

d) Hier fängt eine neue Reihe von Begebenheiten an, die drey andere Abhandlungen erfüllet.

tel ſich ſchadlos zu halten und zu rächen. Der Gegenſtand dieſes Tractates war, die Kriegsfackel im ganzen Königreiche anzuzünden, und nachmals dem **Eduard** die Krone aufzuſetzen, welcher dann **Karln** die Grafſchaften **Champagne** und **Brie**, die Balley von **Amiens**, und einige andere anſehnliche Ländereyen abtreten ſollte. **Karl** ſollte den Krieg in ſeinem Namen ankündigen; **Eduard** aber, der eine Unterhandlung mit Frankreich angefangen hatte, ſollte **Karln**, ohne ſich öffentlich zu erklären, allen benöthigten Vorſchub geben.

Gleich am dritten Tage des **Auguſts** erhielt der **Dauphin** die **Ausforderung**, nach damaliger Art zu reden. Die Plünderung von **St. Denys**, die Einnahme eines Theiles von **Melün**, und die Niederreiſſung einiger benachbarten Schlöſſer **de la Ferte-Alais**, waren die erſten feindſeligen Handlungen. Das Heer des Königes von **Navarra** verſtärkete ſich von Tage zu Tage, durch die **Gens d'armes**, die von allen Enden, aus **Braband**, aus dem **Hennegau**, aus **Deutſchland** und **Böhmen** zu ihm ſtieſſen; und die gar bald ja faſt zu einer Zeit, die **Normandie**, **Picardie**, **Champagne**, **Burgund**, **Orleans** und **Isle de France** überſchwemmeten. Eine jede von dieſen Provinzen ward der Schauplatz eines eigenen Krieges, deſſen Folgen dem Königreiche ſo viel gefährlicher zu werden ſchienen: da die Feinde in den mehreſten Plätzen die ſie angriffen, Zubereitungen fanden, die ihren Abſichten beförderlich waren. **Amiens** war im Begriffe durch die Treuloſigkeit einiger Einwohner in ihre Hände zu gerathen, die ſich anheiſchig gemachet hatten, ihnen die Thore zu öffnen: wenn nicht noch einige getreuere, die bey dem Lärmen der Verräther erwacheten, die Ausführung verhindert hätten.

Der König von **Navarra** war im Begriffe in **Laon** einzuziehen, welches man ihm übergab; als die Ausführung des Anſchlages durch den Tod der Schuldigen gehemmet ward. Dieſer Prinz hatte ſogar mitten in der Hauptſtadt des Reiches ſeine geheimen Verſtändniſſe. Die Einkerkerung derer neunzehn **Pariſer** Bürger, welche im Verdachte einer Verrätherey wider den **Regenten** waren, gab zu einem Aufſtande Anlaß, den das Bekenntniß der Mitſchuldigen wenige Tage darauf beſänftigte. Wir wiſſen die Umſtände dieſer Verſchwörung nur aus denen Erlaßbriefen, welche **Wilhelmen le Fevre**, einem der eingekerkerten Bürger ertheilet worden.

Indeſſen nun daß die Stadt **Paris**, welche damals an allen Seiten von dem **Navarrer** eingeſchloſſen war, der ſich der vier Flüſſe, der **Yonne**, **Oiſe**, **Marne** und der **Seine** bemeiſtert hatte, die Wuth einer nahen Hungersnoth beſorgen muſte *), machete ſich der **Dauphin**, welcher ſeinen Einfällen nicht hatte vorbeugen können, fertig, ſich ſeinem Fortgange zu widerſetzen. Außer daß die **Picardie** und das **Vermandoiſiſche** Jhm Hülfe verſchaffeten: ſo hatte er auch eine groſſe Menge von denen **Compagnien** oder Geſellſchaften in ſeinem Solde, die bey den Geſchichtſchreibern des XIV. Jahrhunderts unter dem Namen der Brigands ſo bekannt ſind. Dieß waren herumſchweifende Völker, die ohne Berechtigung von irgend einem Monarchen, ſich zuweilen in einem Königreiche ausbreiteten, um es zu verheeren, und wenn ſie oftmals unter einander uneins wurden, den regierenden Herren ihren Dienſt und ihr Leben verkaufeten. Man nahm ihm die Stadt **Auxerre** ab: allein, er bemächtigte ſich von **St. Valery**; und da er bereits einen Theil von **Melún** hatte, welches ihm noch getreu geblieben war, ſo zwang er den andern, ſich ebenfalls zu ergeben. Bey der Belagerung von **Melún** geſchah es, daß **Betrand dú Gueſclin**, welcher ſeine erſten Feldzüge unter **Karln de Blois** und dem Grafen von **Montfort** gethan hatte, zum erſtenmale die Waffen in franzöſiſchem Dienſte trug, und der **Dauphin**, als ein Augenzeuge ſeines Heldenmuthes, ihn anfieng an ſich zu ziehen.

---

*) Ein Fäßchen Heeringe koſtete nach Froiſſards Berichte, ſchon 30. Goldthaler.

Kaum hatte **Melún** capituliret, als man vom Frieden redete. Die vorläufigen Bedingungen wurden in dieſer Stadt ausgemachet, und die Berathſchlagungen zu **Vernon** angeſetzet, von wannen die beyden Prinzen eins wurden, ſich nach **Pontoiſe**, zu Unterzeichnung des Tractats zu verfügen. Er iſt den 21ten **Auguſt** 1359. unterſchrieben. Einer von den Artikeln enthielt, daß der König von **Navarra** mit dem **Regenten** rathſchlagen wollte, durch was für Mittel man dem Könige von **England** gemeinſchaftlich widerſtehen möchte, welcher ſich fertig machete, **Paris** anzugreifen. Die **Pariſer**, die man über den Einzug des Prinzen in ihre Stadt zu Rathe zog, wie ſchon wegen der vorläufigen Bedingungen geſchehen war, willigten für ihn und ſein Gefolg darein; nur daß ſie eine gewiſſe Zahl von **Verräthern**, wie ſie ſie nannten, und unter dieſen den **Robert le Cocq**, Biſchof von **Laon**, ausnahmen.

Der **Navarrer** erneuerte feyerlich die Betheurung: er wolle Frankreich getreu ſeyn, und ſeine Macht mit des Regenten ſeiner verbinden, um die Engländer abzutreiben; ſeine Redlichkeit blieb den Verſtändigen dennoch verdächtig. Einige glaubeten, er habe den Frieden nur vorgeſchlagen; weil es ihm unmöglich wäre, den Krieg mit der wenigen Hülfe auszuhalten, die er von England bekam, denn dieſes trieb eine ſeine Staatsliſt an, ſich nicht ganz bloß zu geben. Andere hielten dafür, dieſe ſcheinbare Verſöhnung wäre mit **Eduarden** ſelbſt verabredet worden, welcher das Vertrauen zu nutzen gedächte, was der **Regent** in ſeinen Feind ſetzen würde.

Wenigſtens iſt es gewiß, daß der neugeſchloſſene Frieden, das Glück und die Ruhe, ſo ihm gemeiniglich zu folgen pflegen, in das Königreich nicht zurück brachte. Ein auswärtiger Krieg folgete auf die häuslichen Uneinigkeiten; oder derſelbe Krieg währete vielmehr unter dem Namen eines andern Anführers fort. Der **Engländer** trat an die Stelle des **Navarrers**, und dieſes ſeine Kriegsvölker, wurden Hülfsvölker. Dieſelben Oberſten führeten dieſelben Kriegsknechte an, und unſere Provinzen wurden durch dieſelben Verwüſtungen bedränget.

Auf dieſe Weiſe ſuchete **Eduard** ſich wegen des großmüthigen Ausſchlages des **Dauphins** zu rächen, da er und ſeine Stände bey dem Tractate von **London**, welchen der König **Johann**, in einer langwierigen Gefangenſchaft unterzeichnet hatte, nicht beruhen wollten. Sobald der Waffenſtillſtand ein Ende hatte, kam er in das Königreich mit einem zahlreichen Kriegsheere, verheerete und plünderte alles; indeſſen eroberte er wenig, weil der Regent die weiſe Vorſicht gebrauchet hatte, alle ſeine Kriegsvölker in die beſten Gränzplätze zu verlegen.

Herr **Secouſſe** geht alles dieſes nur obenhin durch, welches eigentlich zu ſeiner Abſicht nicht gehöret. Nachdem er nun angemerket, daß der **Navarrer**, ohne irgend einen bekannten Bewegungsgrund, zu eben der Zeit aus **Paris** gegangen, da **Eduard** über die See gefahren: ſo führet er uns plötzlich zu dem Dorfe **Bretigni**, nahe bey **Chartres**, allwo den 8ten **May** 1360. der Frieden mit dem Könige von England geſchloſſen wurde. Doch redet er auch von dieſem Tractate nur deswegen, weil ein anderer darauf erfolget iſt, der zu **Calais** den 24ten des folgenden Weinmonaths, zwiſchen dem Könige **Johann**, und dem Könige von **Navarra** geſchloſſen ward f). Dieſer Prinz ſcheint

---

f) Im XVII. Bande der Memoir. a. d. 316. S. ſtehen drey verſchiedene Abhandlungen, darinnen deſſelben gedacht wird.

denſelben auch getreulich gehalten zu haben, ſo lange der König **Johann** gelebet hat; zu Anfange von **Karls** des V. Regierung aber, nahm er ſeine Anſprüche auf das Herzogthum **Burgund** zum Vorwande, den Krieg wieder anzufangen.

Siebente Abhandlung.

1741.

Nach dem Tode **Philipps von Rouvres**, letzten Herzogs von **Burgund**, von dem erſten Stamme, welcher Tod zu Ende des 1361ten Jahres erfolgete, nahm der König **Johannes**, als nächſter Erbe, **Burgund** in Beſitz; welches das Recht und die Gewohnheit ihm zuſprachen. Der König von **Navarra** foderte dieſe reiche Erbſchaft wieder, und es wurde eine Unterhandlung deswegen unternommen. **Johannes**, der den Grundſatz hegete: der Mund der Könige müßte eine Zuflucht der Redlichkeit ſeyn, both ſich an, das Herzogthum wieder zu geben, wenn ſein Anſpruch darauf nicht rechtmäßig wäre; und dieſes auf den Ausſpruch des Pabſtes ankommen zu laſſen. In währender Pflegung der Unterhandlungen nun, bereitete ſich der **Navarrer** in aller Stille zum Kriege. Er warb Volk an, er ſpielete ſeine Ränke bey dem Prinzen von **Wallis**, und den Herren von **Guienne**, und nahm verſchiedene Anführer jener Brigandenrotten in ſeinen Sold: welche, wie ſchon geſaget worden, unter dem Namen von **Compagnien**, damals Frankreich verheereten. Auf ſeinen Befehl befeſtigte man ſeine Plätze in der **Normandie**, und der **Captal de Buch**, ſein Verweſer, nahm mit einem Theile des Heeres den Weg nach dieſer Provinz.

Der König, dem dieſe Vorbereitungen hinterbracht wurden, ſchien wenig Unruhe darüber zu faſſen; er gieng ſogar nach **London** zurück, um daſelbſt mit **Eduarden** dem III. wichtigere Angelegenheiten zu endigen. Allein, der **Dauphin**, welcher durch die Abweſenheit ſeines Vaters, **Regent** des Königreiches war, glaubete, er müſſe einem Feinde zuvor kommen, den er gar zu wohl kannte, als daß er ihn nicht ſcheuen ſollte. Der Marſchall **Boucicault** und **dû Gueſclin**, ſeine Generale, bemächtigten ſich der Städte **Mantes** und **Meulan**. Sie dachten ſchon auf neue Eroberungen, als man den am 8ten **April** 1364. zu **London** erfolgeten Tod des Königes **Johann** erfuhr.

Der König von **Navarra**, welcher voller Verachtung gegen den neuen König war, deſſen Mäßigung er allezeit für eine Schwachheit gehalten hatte, und bereits im Beſitze vieler haltbaren Oerter im Innerſten des Königreiches war, inſonderheit des Hafens **Cherbourg**, den er den Engländern eröffnen konnte, ſchmäuchelte ſich: er würde **Karln** den V. ſeiner ſchönſten Provinzen, und vielleicht gar der Krone, berauben können. Allein, er irrete ſich: **Karl** der V. war nicht mehr derſelbe **Dauphin**, welchem die Rottirer in ſeiner Regentenſchaft kaum noch den Schein der Macht gelaſſen hatten. Er war ein König voller Standhaftigkeit und Weisheit, der fähig war, die Ränke ſeiner Feinde einzuſehen, und ihrer Wirkung durch den Nachdruck und die Eilfertigkeit ſeiner Handlungen zuvor zu kommen. Er hatte geſchickte Feldherren, getreue Räthe, und gute Kriegevölker. Der Kern der Ritter focht für ihn, unter den Fahnen des Grafen **von Auxerre**, des **dû Gueſclin**, des **grünen Ritters** g) und des Herrn **von Albret**.

Die Schlacht bey **Cocherel**, worinnen die Gefangennehmung des **Captal de Buch**, die vollkommene Niederlage der navarriſchen Kriegsvölker nach ſich zog, war ein Vorboth derer Vortheile, die Frankreich unter dieſer Regierung ſiegreich machen ſollten. Damit nun **Karl** der V.

die

---

g) Ludwig von Chalons, ein Bruder des Grafen v. Auxerre.

die Frucht dieſes Sieges nicht einbüßete, ſo ließ er verſchiedene Haufen des Heeres in alle die Provinzen einrücken, in welchen der König von **Navarra** Kriegsvölker oder Schlöſſer hatte. Indeſſen nun daß der Herzog von **Burgund**, des Königes Bruder *h*), **Marcheranville-en-Beauce**, **Camerolles**, **Preux** und **Connay** wegnahm, bemeiſterte ſich der Herr **de la Riviere**, **Arquigni** in der Grafſchaft **Evreux**, und **du Gueſclin** nahm an der Spitze ſeiner **Bretanier**, **Valognes**, das Fort **Carentan**, und viele andere Plätze im **Cotentiniſchen**, ein.

Dieſe glücklichen Erfolge wurden durch die Obliegenheit unterbrochen, worinn ſich faſt zu gleicher Zeit **du Gueſclin** befand, ſich zum Herzoge von **Bretagne** zu verfügen; und des Herzogs von **Burgund**, ſeinen eigenen Staaten zu Hülfe zu kommen, die von dem Grafen **von Mümpelgard** angefallen wurden. **Karl der boshafte** wollte ſich dieſen Zwiſchenraum zu nutze machen, ſeinen Verluſt wieder zu erſetzen. Er ließ das **Bourbonniſche** und **Auvergne** verheeren; ſeine Völker die von **Ludwigen von Navarra**, ſeinem Bruder angeführet wurden, überrumpelten la Charité, eine wichtige Stadt, an der **Loire** gelegen. Allein, das Glück war ihm nicht lange günſtig; dieſer Platz ward bald wieder eingenommen, und der Prinz hätte ſich bald von allem entblößet geſehen, was er in Frankreich beſaß: wenn nicht der Pabſt und die zwo Königinnen, **Karls des ſchönen**, und **Philipps von Valois** Wittwen, ihre Vermittelung bey dem Könige eingeleget hätten.

So viel nun **Karln dem V.** daran gelegen zu ſeyn ſchien, einen Krieg fortzuſetzen, deſſen glücklicher Erfolg den Feind von Frankreich entwaffnen mußte; ſo willigte er dennoch in den Frieden, aus überflüßigem Verſchonen; oder

auch

---

h) Der König Johann hatte durch ſeine Schenkungsbriefe vom 7ten September 1363. dem **Philippus**, der Kühne genannt,

ſeinem

auch vielleicht, weil er furchte, einen Böſewicht zur Verzweifelung zu bringen. Die hauptſächlichſten Artikel des Vergleiches waren: daß der **Navarrer**, **Mantes**, **Meulan**, und die Grafſchaft **Longueville** wiedergeben, und er dagegen **Montpellier** haben ſollte; und daß beyde Theile den Pabſt, zum Schiedsrichter ihrer Anforderungen auf das **Burgundiſche**, annehmen wollten.

Die Auswechſelung der Plätze in der **Normandie**, gegen die Stadt **Montpellier** geſchah 1365: allein, der Artikel, welcher des Pabſtes Ausſpruch betraf, blieb ſonder Kraft. Der König von **Navarra**, welcher deſſen Erfüllung allezeit durch Aufſchub ausgewichen war, gab dem Könige **Karl** dem V. in folgendem 1366ten Jahre, neue Urſachen zu klagen; da er ſich mit **Petern** dem **grauſamen**, Könige von **Caſtilien**, wider **Heinrichen** i) ſeinen Mitwerber verband, den Frankreich beſchützete. **Karl** der V. ließ ihm alſo wegen dieſes Verfahrens, das er als einen Friedensbruch anſah, **Montpellier** wieder wegnehmen.

Alles ſchien dem **Navarrer** den Verluſt alles deſſen anzudeuten, was er in Frankreich beſaß. Die Wünſche des Volkes luden **Karln** den V. ein, ſich an einem ſo oft rebelliſchen Lehnsmanne anſehnlich zu rächen. Allein, dieſer Monarch ward im 1369ten Jahre genöthiget, den Engländern den Krieg anzukündigen: und dieſe Ankündigung gab auch den Angelegenheiten des Königs von **Navarra** bald ein ganz ander Anſehen.

Es war England ſo viel daran gelegen, einen franzöſiſchen Prinzen zum Bundsgenoſſen zu haben, welcher geſchickt, voller Ränke, und Herr der feſten Plätze in der **Normandie** wäre: daß der König von Frankreich aus

---

inem vierten Sohne, **Burgund** ſchenket.

i) Heinrich de Tranſtamare.

Staatsklugheit, alles aufopfern muſte, um ihn mit ſich zu verbinden, oder ihn wenigſtens zu nöthigen, daß er ſich in den Schranken einer genauen Neutralität hielte. Da nun **Karl der boshafte**, von beyden Mächten geſuchet ward, und wohl ſpürete, wie viel er der einen nützen, und der andern ſchaden könnte; ſo ſuchete er nichts mehr, als ſeine gegenwärtige vortheilhafte Verfaſſung, recht hoch hinaus zu bringen. Er unterhandelte mit beyden Königen zugleich; gleichwohl wäre es ihm ſchmäuchelhafter geweſen, mit **Eduarden** zu ſchließen, deſſen Bündniß ſowohl ſeine ehrſüchtigen Abſichten erfüllen, als auch ſeinem Haſſe wider **Karln** noch mehr eine Genüge thun konnte. Indeſſen auch daß ſeine Staatsleute, die eben ſo betrügeriſch waren als er, an dem franzöſiſchen Hofe eine verfängliche Unterhandlung ganz ſaumſelig trieben, that er heimlich eine Reiſe nach **Bretagne**, ſich mit dem Herzoge zu verbinden, und von **Bretagne** gieng er nach England. Der Ausgang ſeiner Unterredungen mit **Eduard** dem III. war ein Entwurf zu einem Vergleiche, durch welchen er ſich anheiſchig machete, dieſem Prinzen zu gute die Waffen zu ergreifen, ihn für einen König von Frankreich zu erkennen, ja ihm ſogar als einem ſolchen zu huldigen: dagegen ihm der Engländer das **Cotentiniſche**, die Grafſchaften **Longueville** und **Beaumont**, **Mantes** und **Meulan**, die Vicomté **Limoges**, la **Brie**, **Champagne** und **Burgund** abtrat.

Dieſer Tractat der den 2ten **December** 1370. unterſchrieben war, hätte zu ſeiner Erfüllung, die Unterſchrift des Prinzen **von Wallis** haben müſſen. Allein, **Limoges** machete einen Theil von Guienne aus, und der Prinz von **Wallis**, als Herzog von dieſer Provinz, wollte in deren Trennung nicht willigen. Da alſo ſeine Weigerung den getroffenen Vertrag brach, ſo ſchlug ſich **Karl der boshafte**, dem ſeine Hoffnung fehl geſchlagen, auf **Karls** des V. Seite; welcher that als wüßte er ſeine Streiche nicht, und ſich aufs neue mit ihm in Unterhandlungen einließ.

Die Miniſter beyder Könige unterzeichneten zu **Vernon** einen Tractat, durch welchen der **Navarrer** feyerlich angelobete, dem Könige **Karl** dem V. zu huldigen: der ihm ſeiner Seits **Montpellier** wiedergab; und den **Dauphin** mit der Prinzeſſinn von **Navarra** zu vermählen verſprach. **Karl der boshafte** kam auch ſelbſt nach **Vernon**, ſeine Pflicht als Vaſall zu erfüllen, und folgendes Jahr ſah man ihn zu **Paris** dem Könige die ſtärkeſten Verſicherungen einer unverbrüchlichen Ergebenheit thun. Von ſeiner Seite indeſſen mußte alles verdächtig ſeyn: dieſer unruhige Kopf ſah den Frieden nur für einen Waffenſtillſtand an, in welchem er ſich Vorwände von neuem zu brechen vorbereitete. Bevor er ſich nach **Navarra** begab, gieng er nach **Bretagne** in der Abſicht zu unterhandeln. Er ſchickete Abgeordnete nach **London**, und ſobald er in ſein Königreich zurückkam, ſuchete er einen griechiſchen Arzt zu bereden, er ſollte ſich des Zutrittes bedienen, den ſeine Kunſt ihm an **Karls** des V. Hofe erlaubete, dieſen Prinzen zu vergiften.

Die Königinn von **Navarra** ſtarb 1373. Da nun faſt alle Plätze, welche **Karl** in der **Normandie** beſaß, die Ausſteuer dieſer Prinzeſſinn waren, ſo gehöreten ſie auch durch ihren Tod, ihren Kindern zu. Und da der König von Frankreich, nach Gewohnheit der **Normandie**, die Aufſicht über die jüngern Prinzen hatte; ſo war er von Stunden an berechtiget, dieſe Plätze dem **Navarrer** abzunehmen: dennoch hielt er es nicht für rathſam, ſich ſeines Rechtes zu bedienen. Ein Verſchonen nun, welches **Karl der boshafte** ſo wenig verdienet hatte, vermochte dennoch auf ſein Herz nichts zu wirken. Die Geſchichte iſt in dieſem und den folgenden Jahren, nichts als ein Geweb ſeiner Ränke und Verbrechen. So bereitete er das Complot vor, das er ſchon lange im Sinne gehabt hatte.

Als ein unverſöhnlicher Feind **Karls** des V. deſſen Klugheit ihn ſchon oft genöthiget hatte, in dem Innerſten von **Navarra** eine ſchamvolle Unſtrafbarkeit zu ſuchen, ſchmäuchelte er ſich, daß der Tod dieſes Prinzen gewiſſen Frevelthaten, die geſchickter waren ſeiner Wuth eine Genüge zu thun, ein freyes Feld öffnen würde. Seinen Augen ſtellete ſich bereits das blutige Schauſpiel dar, deſſen Vorſpiel dieſer Todesfall geweſen ſeyn würde. Er ſah, ein Kind auf dem Throne, die königliche Familie zertheilet, hochmüthige Nebenbuhler, die die oberſte Gewalt entweder an ſich reiſſen, oder verachten würden; er ſah, wie das Königreich ein Raub der Rotten, der Grauſamkeiten des Krieges, und der Unordnungen der Anarchie wäre. Sich ſelbſt erblickete er, wie er die Engländer in unſere reicheſten Provinzen einführete, ſeine Tochter mit dem jungen **Richard** vermählete, der erſt ſeit kurzem König von England geworden war, mit demſelben die Ueberbleibſel der Krone theilete, und das doppelte Vergnügen genöſſe, daß er Urheber der Uneinigkeiten wäre, und ſich dieſelben zu nutze machete.

Die Reiſe ſeines älteſten Sohnes, den er zum Könige **Karl** dem V. ſchickete, ſchien ihm eine bequeme Gelegenheit zu ſeyn, den Schlag zu thun, der dieſe ganze Veränderung verurſachen ſollte. Er gab dem jungen Prinzen ſolche Leute zu Rathgebern, von denen er wußte, daß ſie ſeinem Vortheile gänzlich ergeben wären, und deren viele bereits Diener ſeiner Leidenſchaften geweſen waren. **Peter dú Tertre**, einer ſeiner vornehmſten Vertrauten, ſollte mit dem Engländer neue Verabredungen nehmen, und zugleich am franzöſiſchen Hofe Rotten machen. **Jakob de Rúe**, ein anderer Mitgehülf ſeiner Laſter, reiſete mit einer Commiſſion ab, die ſich auf den letzten Tractat bezog, und ſollte ſich der Bequemlichkeit bedienen, die ſeine Beglaubigungsbriefe ihm ertheileten, um unter die Mundköche einen Kammerdiener ſeines Herren zu ſtecken, welcher ſich anheiſchig gemachet hatte, den König kurz nach Oſtern 1378. zu vergiſten. Der König von **Navarra** endlich ſollte ſelbſt in verſtellter Tracht aus ſeinen Staaten gehen, und Frankreich durchkreuzen, um ſich nach der Normandie zu begeben.

Der Himmel aber wachet über die guten Könige. Bald nach Jakobs de Rüe Ankunft, ward das Complot entdecket. Man ließ wegen einiges Verdachtes, dieſen Staatsbedienten des Navarrers in Verhaft nehmen: der Kanzler und der erſte Präſident befrageten ihn; und es ſey nun die Furcht vor den Foltern, oder die Reue geweſen, ſo entdeckete er den ganzen Anſchlag der Verſchwörung.

Der Prinz von Navarra, welcher von dem Geheimniſſe nichts wußte, und ſich über dem Verhaften eines Menſchen wunderte, den er Befehl hatte, als ſeinen Rath anzuſehen, kam von Evreux zu Karln dem V. und bath um die Loslaſſung des Jakob de Rüe. Statt aller Antwort aber ließ ihm der König die Verhörungsartikel mittheilen, mit der Erklärung: daß er nunmehr die Plätze in der Normandie wegnehmen würde, die ſein Vater wegen ſeines Verbrechens zu verlieren verdienete; wenn gleich der Tod ſeiner Gemahlinn ihn nicht ſchon ſeit fünf Jahren derſelben verluſtig gemachet hätte. Der junge Prinz beſchwerete ſich ſo wenig über die Strenge dieſes Befehles, daß er ſelbſt der Ausführung beyzuſtehen verlangete; und um die Uebergabe der Plätze zu beſchleunigen, gieng er ſelbſt mit dem Herzoge von Burgund und Connetable dü Gueſclin ab, die der König hingeſchicket hatte, ſich ihrer zu bemeiſtern.

Ungeachtet nun ſeine Gegenwart, und die Aufforderung der Häupter des königlichen Kriegsheeres in ſeinem Namen, die Eroberungen zu erleichtern geſchienen: ſo war doch die Ausführung ſo ſchleunig nicht, als man wohl hätte denken ſollen. Karl der boshafte hatte ſeine Feſtungen ſolchen Befehlshabern anvertrauet, die die Abſicht auf ihre eigene Sicherheit wohl antrieb, ſie zu beſchützen. Man mußte ſich daher zu Belagerungen entſchließen. Dü Tertre, welcher in einer von den Hauptfeſtungen Befehlshaber war, ergab ſich nicht anders, als da er ſich nicht mehr halten konnte; ſeine Briefſchaften, die er nicht behutſam genug geweſen war zu verbrennen, gaben von allen Laſterthaten Nachricht, dabey er zum Werkzeuge gedienet hatte. Man führete ihn nach **Paris**, allwo er nach vielmaliger Zuſammenhaltung mit dem de **Rüe**, ganz nützliche Erläuterungen über die Anſchläge ſeines Herrn gab. Endlich ward dieſen zween Böſewichtern öffentlich ihr Urtheil geſprochen: und indem man an ihnen die Todesſtrafe vollzog, nahm der König **Montpellier** weg.

Nunmehr hatte der **Navarrer** nichts mehr übrig, als die Stadt **Cherbourg**. Da dieſer Prinz für ſich ſelbſt den Waffen **Karls des V.** nicht widerſtehen konnte; ſo nahm er zu England ſeine Zuflucht: welches ſich nicht ſäumete, Völker in die **Normandie** zu ſchicken. Um nun noch mächtigere Hülfe von dortaus zu erlangen, gieng er zum zweytenmale nach **London**, und verſprach in einem Tractate den er unterſchrieb, die Stadt **Cherbourg** den Engländern einzuräumen. Sogleich landete die engländiſche Flotte, welche in Erwartung der Unterhandlungen im Canale kreuzete, vor dem Hafen an: und der Herzog von **Lancaſter** nahm dieſen wichtigen Platz in Beſitz. Hierauf kehrete der **Navarrer** wieder nach ſeinen Staaten, von wannen aus, er ſeine Streiche mit den Feinden **Karls des V.** fortſpielete; bis dieſer Prinz den 16. September 1380. ſtarb.

Achte Abhandlung.

1742.

Dieſer Fall eräugete ſich gar zu ſpät, um die Hoffnungen des Königes von **Navarra** zu beleben. Der Verluſt aller Plätze die er im Königreiche gehabt hatte, ſetzte ihn auſſer Stand, ſich die Jugend des neuen Königes zu nutze zu machen. Seine getreueſten Anhänger waren am Leben geſtraſet worden: die andern waren entweder verbannet, oder ihrer Güter beraubet, und hatten nur eine ſehr unfruchtbare Neigung zu ihm: ſeine eigenen Kinder waren an **Karls** des VI. Hofe, der ihnen, damit ſie ihrer hohen Geburt gemäß leben könnten, die Regierung und Einkünfte der Grafſchaft **Evreux** gegeben hatte.

Seine Familie verabſcheuete ihn: die Franzoſen haſſeten ihn, die ihn mit Recht, als den Hauptſchmied ihrer Unglücksfälle anſahen. In den Augen der Rottirer galt er nicht mehr, weil es ſeinen Laſtern ſo ſchlecht gelungen war: ſelbſt die Engländer verachteten ihn, welche ſeit der Uebergabe von **Cherbourg**, da ſie ihn nicht mehr brauchèten um in Frankreich einzudringen, nichts als einen Verräther in einem Prinzen ſahen; dem ſie als einem groſſen Staatsmanne begegnet waren, ſo lange er ihnen nützlich ſeyn konnte. Fand er gleich in ſeinen Staaten eine Freyſtäte wider die Strenge der Geſetze: ſo ſchmäuchelte er ſich doch nicht, daß er genugſame Macht würde herausziehen können, um neue Unruhen zu erregen. Anſtatt nun daß dieſe Verfaſſung ihn zur Reue hätte bringen ſollen, ſo erbitterte ſie nur ſeine Feindſeligkeit; dieſes vor aller Reue verſchloſſene Herz, ſättigete ſich mit einem ohnmächtigen Haſſe; bis zu der Zeit die ihm Gelegenheit ſchaffete, ſich wieder mit Vortheile auf dem Schauplatze zu zeigen.

Dieſe meynete er im 1384ten Jahre gefunden zu haben. Nachdem ein engländiſcher Spielmann mit ſeiner Frauen und ſeinem Bedienten Frankreich durchkreuzet, und als Pilgrim nach St. Jakob in Gallicien gegangen war, kam er auf ſeiner Rückkunſt aus Spanien, an den Hof zu **Navarra**. Der König, welcher wußte, daß dieſe Pilgrimme Engländer waren, empfieng ſie mit einer Art von Vorzuge; er erlaubete ihnen einigemale in ſeiner Gegenwart zu ſpielen, und fragete ſie um **Karls** des VI. Hof: und da ihm ihre Antworten eine Genüge thaten, ſo behielt er ſie einige Zeit bey ſich.

Indem ſie nun da waren, meynete er zu bemerken, daß es nicht ſchwer ſeyn würde, ihren Diener zu beſtechen. Er unterſuchete ihn, und da er ihn ſo befand, als er vermuthet hatte, ſo ließ er ſichs nicht zu ſchlecht ſeyn, mit dieſem Landſtreicher heimliche Zuſammenkünfte zu haben. **Robert Woudreton**, ſo hieß er, ward vielmals in ein Zimmer geführet, wo er den König von **Navarra** allein fand, mit einem **Löwen ſpielend**, den ihm der König von **Arragonien** gegeben hatte. In der letzten von dieſen Unterredungen, ließ **Karl der boshafte** ſich von ihm verſprechen, daß er bey ſeiner Rückkunft nach **Paris**, ſeine Gelegenheit abſehen wollte, **Karln den VI.** den **Grafen von Valois** ſeinen Bruder, die Herzoge von **Berry**, von **Burgund** und von **Bourbon**, ſeine Vättern zu vergifften: das Gift aber ſollte Rattenpulver ſeyn.

Woudreton, dem das Vertrauen eines Königes und inſonderheit ſeine Verheißungen ſchmäuchelten, reiſete mit ſeinem Herrn ab, in der Abſicht ſein Geſchäfft auszurichten. Sie kamen auch den 13ten **März** 1384. zu **Paris** an. Der franzöſiſche Hof aber, welcher allezeit wider den König von **Navarra** auf ſeiner Hut war, wußte wohl, daß ſie ſich bey dieſem Prinzen aufgehalten, und ließ ſie daher den Morgen nach ihrer Ankunft in Verhaft nehmen. **Woudreton**, den der Kanzler, der **Connetable**, der Admiral, und viele andere Commiſſarien verhörete, bekannte alles, und ward geviertheilet.

Es ſey nun, daß man die Söhne des **Navarrers** im Verdachte hatte, als hätten ſie an dem Complote theil; oder daß man glaubete, man könne ſich nicht genug wider die Unternehmungen eines Feindes verwahren, deſſen Wuth ſich wieder erneuerte: ſo nahm doch **Karl** der VI. den zween

Prinzen des Königes von **Navarra** die Statthalterſchaft ab, die er ihnen gegeben hatte. Als nun **Karl** der **boshafte** erfuhr, daß ſeine Anſchläge waren offenbaret worden, ſo widerſprach er zwar dem **Woudreton**: indeſſen aber daß er ſeine Unſchuld betheuerte, gab er abermalige Proben ſeiner Treuloſigkeit; indem er ſich mit dem Herzoge **von Lancaſtre** vereinigte, der auf die Krone von **Caſtilien** Anſpruch machete.

Frankreich, welches ſich ſchon ſeit langer Zeit für den **Heinrich de Tranſtamare** erkläret hatte, ſchickete demſelben Hülfsvölker unter der Anführung des Herzogs von **Bourbon**. Als nun dieſelben durch die Staaten des Königes von **Navarra** giengen, erkühnete ſich dieſer Prinz, der wohl wußte, daß er nicht ſtark genug war, ihnen den Durchzug zu verwehren, und ſich alſo verſtellen mußte, ſich bey den franzöſiſchen Officieren über die Unbilligkeiten des Hofes in Anſehung ſeiner zu beſchweren. Er wendete ſich ſogar an den Herzog von **Bourbon**, um ihn zu verbinden, daß er doch bey **Karln** dem VI. ſein Beſtes reden wolle. Der Herzog verſprach es ihm auch: allein man kann wohl zweifeln, daß ſein Verſprechen aufrichtig geweſen. Dem ſey wie ihm wolle, der König von **Navarra** hatte nicht Zeit, die Wirkungen davon zu empfinden. Ein trauriger Tod, den die Geſchichtſchreiber auf verſchiedene Art erzählen, erlöſete Frankreich und die Menſchlichkeit von dieſem Ungeheuer, den 1ten **Jänner** 1386. als er im ſechs und funfzigſten Jahre ſeines Alters war.

Die Vergleichung derer Erzählungen, die die Geſchichtſchreiber von dieſem Todesfalle hinterlaſſen haben; die Geſchichte des Proceſſes, den der Hof der **Pairs** dem Könige von **Navarra** machete; und die Erzählung der Verträge, welche die Zwiſtigkeiten ſeiner Prinzen mit **Karln** dem VI. beylegeten, erfüllen den übrigen Theil der achten Abhandlung, des Herrn **Secouſſe**.

Wir wollen ihm in allen dieſen Unterſuchungen nicht folgen; ſondern nur noch ſchließlich dieſes bemerken: die Denkmäler die ihm ſo viel merkwürdige Umſtände dargebothen, ſind die Briefe unſerer eigenen Könige ſelbſt, des Königes von **England**, des Königes von **Navarra**, ſeiner Kinder, und des **Captal de Buch**; ferner eine lange Nachricht die auf **Karls** des V. Befehl bey Gelegenheit der Anſprüche **Karls** des **boshaften** auf **Burgund** aufgeſetzet worden, die Urſchriften derer zwiſchen dieſen zween Prinzen geſchloſſenen Vergleiche, drey Unterrichte in verborgener Schrift, vom Könige von **Navarra**, mit dem vom **Dü Tertre** dazu gegebenen Schlüſſel; und endlich die Verhörungsartikel dieſes Böſewichts, des **Jakob de Rüe** und ſeines Mitſchuldigen **Woudreton**.

Aus dieſem Auszuge kann man ſchließen, wie nützlich die Unterſuchungen des Herrn **Secouſſe** einem Schriftſteller ſeyn könnten, welcher uns die Geſchichte von der Regierung **Karls** des V. liefern wollte; eines der ſchönſten und wichtigſten Stücke der Monarchie, es ſey nun wegen der Wichtigkeit und Mannigfaltigkeit der Vorfälle, oder wegen der perſönlichen Eigenſchaften derer ſeltenen Perſonen die damals ihre Rollen ſpieleten; und kurz eine der würdigſten Geſchichte, Könige zu bilden.

XX. Herrn

---

k) Es finden ſich deren auch einige in der Bibliothek des Prinzen **Conde**.

XX.

Herrn Lebeufs Nachricht von den Werken Philipps de Maizieres, Karls des V. Raths und Kanzlers des Königreichs Cypern.

Der Herr Lebeuf hat uns in Verlauf von einem Jahre zwo Abhandlungen, den **Philipp von Maizieres**, einen der berühmteſten Männer unter **Karls** des V. Regierung, betreffend, vorgeleſen. Die erſte enthält das Leben dieſes **Philipps** insbeſondere, und iſt hauptſächlich aus ſeinen Briefen genommen. Dieſe ſteht a. d. 491. S. des folgenden XVII. Bandes. Die zweyte vom 29ten **November** 1743. iſt eigentlich nur eine Sammlung von Auszügen aus ſeinen Werken, die theils lateiniſch, theils franzöſiſch ſind, und noch in Handſchriften auf der Bibliothek der **Cöleſtiner** zu **Paris** und der zu **St. Victor** *k*) aufbewahret werden: allein die Auszüge ſind dergeſtalt eingerichtet, daß eine ziemlich vollſtändige Kenntniß dieſer verſchiedenen Schriften herauskömmt.

Die erſte heißt: Nova Religio Militiæ Paſſionis Jeſu-Chriſti, pro acquiſitione Sanctæ Civitatis Jeruſalem & Terræ Sanctæ *l*). **Philipp von Maizieres** hatte die Aufrichtung eines Ordens, **der Ritter der Paſſion** entworfen, die ſich der Eroberung des **gelobten Landes** widmen ſollten. Das Werk, davon wir hier den Titel leſen, enthält inſonderheit die Geſetze, ſo er für ſie aufgeſetzet hatte. Es iſt in dreyßig Bücher eingetheilet: allein es ſey nun, daß **Philipp** es nicht geendiget hat; ungeachtet er ſaget,

daß

---

l) Herr du Cange hat dieß Werk gekannt, und führet es in ſeinem Gloſſario, unter dem Worte Bombar an.

daß er ſeinen Vorſchlag vierzig Jahre überleget habe; oder daß ein Theil davon verloren gegangen, ſo ſind doch viele von dieſen Büchern anitzt nicht anders, als aus dem Titel oder Inhalte der Capitel bekannt, die im Regiſter ſtehen.

Dieſer zugleich geiſtliche und kriegeriſche neue Orden m), ſollte in Religionsſachen unter einem Patriarchen und einigen Biſchöfen ſtehen, die wiederum Domherren unter ſich gehabt hätten, in allem übrigen aber unter ſechs obern Bedienten, dem **Groß-Connetable**, dem **Großkanzler**, dem **Großmarſchall**, dem **Großadmiral**, dem **Großſchatzmeiſter**, und dem **Großproviſor**. Die Ritter ſollten weiß gekleidet gehen, und vorn auf ihrem Kleide, die Vorſtellung des **Leidens Chriſti** haben. In dem erſten Theile des Werkes, der die Kleidung enthält, die bis auf das allerkleinſte getrieben iſt, iſt weiter nichts zu bemerken.

Wenn man auch ſonſt nicht wüßte n), daß **Philipp von Maizieres** in der **Picardie** gebohren und erzogen worden, ſo würde man es doch aus der Sorgfalt ſchließen, in die Satzungen des Ordens, die adelichen Gebräuche dieſer Provinz einzuführen, und von den Gewohnheiten der Kirche zu **Amiens**, die Ceremonien herzunehmen, die er den Rittern bey dem Gottesdienſte vorſchreibt.

Aus

---

m) Wir beſinnen uns nicht, daß einer von denen Schriftſtellern die von Ritterorden geſchrieben, von dieſem geredet habe. Hätte Favyn ihn gekannt, ſo würde er ſeiner unfehlbar in dem Capitel gedacht haben, welches den Titel führet: **Andere kriegeriſche Orden des gelobten Landes.** Man ſehe das Theatre d'Honneur. p. 1670.

n) Man ſehe die Abhandlung von **Philipps de Maizieres** Leben, im XVII. B. der Akad. a. d. 491ten u. f. S.

o) Man ſehe **Daniels** Mil. Franc. Tom. I. p. 441.

*) In den Anmerkungen zu der **Memoria Ebneriana**, die 1753. in Fol. zu Nürnberg ans Licht getreten, auf der 73. Seite ſteht: daß der Herr von Ebner bemerket habe; einige Schriftſteller hätten gewollt, das Schießpulver ſey ſchon 1118. zu Nürnberg erfunden worden, und zwar

vor

Aus dem Inhalte der fehlenden Capitel führet Herr **Lebeuf** dieſes an: De diverſitate multiplici ingeniorum (*Engins*) ad obſidendum civitates, caſtra & fortalicia inimicorum fidei ſuper faciem terræ, in aqua, in aere, & ſubtus terram, tam in ingeniis, virtute propria & artificiali lapides projicientibus, quam ingeniis virtute pulveris & ignis projicientibus. Dieſer Inhalt thut eine ſehr ausdrückliche Erwähnung des Schießpulvers, von welchem man in der That weis, daß es ſchon vor dem 1338ten o) Jahre erfunden werden *). Er lehret uns ferner, daß der Gebrauch der Mörſer oder derer Maſchinen, woraus man Steine wirft, ſchon mit dem Pulver zugleich p) beſtanden. Was aber die Kunſt zu untergraben betrifft, worauf er mit den Worten ſubtus terram zu deuten ſcheint: ſo konnte er wohl nur die alte Art dabey zu Werke zu gehen wiſſen, ſo wie ſie zu **Philipp Auguſts** Zeiten bey der Belagerung von **Boves** üblich geweſen. Das Geheimniß die unterirdiſchen Gräben mit Pulver anzufüllen, iſt höchſtens von dem Ende des XV. Jahrhunderts her q).

Der Band, welcher betitelt iſt, nova Religio militiæ Paſſionis Chriſti, &c. iſt nicht von **Philipps de Maizieres** Hand; an einigen von ihm ſelbſt geſchriebenen Worten aber ſieht man, daß er ihn durchgeſehen hat.

Das

---

von einem Franciſcanermönche. Andere geben einen gewiſſen Conſtantin Ancelitz einen Chymicum, um eben die Zeit, für den Erfinder an. So viel iſt gewiß, daß man ſchon 1356. zu Nürnberg Geſchütze mit Pulver gehabt. Denn in ihrem Archiv lieſt man dieß Jahr: 1356. Meiſter Sanger ze lon umb Geſchütz v Pulver. Ingleichen 1367. Umb zwo Püchſen darauz man ſcheuzzt. Ingleichen 1375. Heinrich Schüzzen dem Kandelgizzer umb fünf Püchſen, die er den Purgern gemacht hat, daraus man ſchewzzet. ꝛc. ꝛc. G.

p) Der P. Daniel hat bemerket, daß der Gebrauch ſich dieſer Art von Maſchinen zu bedienen, ſeit Erfindung des Schießpulvers, wenigſtens bis auf Karls des VII. Regierung beſtanden. Ebendaſ. a. d. 562. 563. S.

q) Daniel, ebendaſ. a. d. 573. 574. S.

Das zweyte Werk von **Philippen de Maizieres**, iſt die Lebensgeſchichte des ſeligen **Thomas** oder **Thomaſius**, eines franzöſiſchen Carmeliters, Erzbiſchofes zu **Kreta**, nachmaligen Patriarchens zu **Conſtantinopel**, welcher den 6. Jänner 1366. geſtorben iſt r). **Bollandus** hat dieſelbe unter dem 29ten dieſes Monathes, als an dem Tage drucken laſſen, an welchem die Carmeliter ſein Feſt feyern. **Philipp** hatte vom **Thomas** ſelbſt gehöret, wie derſelbe ſeine Jugend im **Perigord** und den umliegenden Gegenden zugebracht. Er war ſelbſt ein Augenzeuge einiger Sachen geweſen, die er erzählet, und hatte von den andern getreue Nachrichten. Herr **Baillet** erkennet auch, daß dieſes Leben alle erfoderlichen Merkmaale der Wahrheit habe. Uns iſt es nur einiger beſondern Umſtände wegen ſchätzbar, die ſich darinn von der Geſchichte der Könige von **Cypern**, und der Kriege jenſeit des Meeres befinden.

Philipp giebt ungefähr die Zeit an, da er ſie geſchrieben, wenn er unter der 69 ten Numer von dem Frieden redet, der in der **Lombardey**, auf ſeine Vermittelung, im 1364 ten oder 1365 ten Jahre geſchloſſen worden, und als was außerordentliches anmerket, daß dieſer Frieden zur Zeit da itzt ſchriebe, noch beſtünde. Seit Menſchengedenken, ſaget er, habe man in der **Lombardey** einen ſo langen Frieden nicht geſehen: Quæ uſque ad diem præſentem laudabiliter durat: & non reducitur ad memoriam alicujus viventis, pacem in Lombardia tantum unquam duraſſe, ſicut præſens pax. Die Aufmerkſamkeit des Verfaſſers, die Dauer dieſes Friedens, als ganz was beſonders anzuſehen, giebt Anlaß zu glauben, daß er wenigſtens fünf bis ſechs Jahre gewähret habe. Der Krieg nun zwiſchen

dem

---

r) Es war ein Exemplar davon in Karls des V. Bibliothek, laut dem XL. Blatte des alten Verzeichniſſes, wo man lieſt: Vie & Miracles de frere *Pierre Thomas*, jadis Carmeli-

ſte

dem Signor **Bernabo** s) und dem päbſtlichen Stuhle, fieng im 1371ten Jahre wieder an. **Philipp** hat alſo gegen das 1369te oder 1370te Jahr geſchrieben.

Man lieſt im **Wading**, daß ein Barfüßermönch zu **Cypern**, Namens **Johann de Faenza**, ein Leben vom **Peter Thomas** aufgeſetzet habe, und Herr **Baillet** ſetzet voraus, dieſes ſey älter als **Philipps de Maizieres** ſeines. Allein es iſt ſehr zweifelhaft, daß dieſes Leben jemals vorhanden geweſen. Herr **Lebeuf** muthmaßet, daß **Wading** und **Baillet**, für ein förmliches Leben, eine Art von **Leichenrede** auf den **Peter Thomas** gehalten, die bey ſeinem feyerlichen Leichenbegängniſſe, vom **Johann Carmeſon** von **Arragonien**, Miniſtern der Barfüßer im gelobten Lande, gehalten worden; und daß dieſe zween Schriftſteller, einen Barfüßer mit dem andern verwechſelt haben.

In der Bibliothek der **Cöleſtiner** liegt ein Exemplar von dieſer Leichenrede, welches durch den **Johann de Conſenſe**, einen **Commenſal des verſtorbenen Legaten** beſtätiget iſt. Der Namen des Verfaſſers ſteht auf dem Titel von einer Hand geſchrieben, die **Philipps von Maizieres** ſeine zu ſeyn ſcheint. Wenigſtens kann man nicht zweifeln, daß **Philipp** dieſes Werk gekannt habe: denn er führet es in einem von ſeinen, bey Gelegenheit der Heilungen an, die bey dem Grabe des Heiligen, ſo gleich nach ſeinem Tode geſchehen.

Das dritte Werk heißt: De laudibus B. Mariæ Virginis; ſuper *ſalve ſancta parens.* Dieß iſt eine Umſchreibung alter Verſe zu Ehren der Jungfrau **Maria**, die man in den Kirchen geſungen. Was Herr **Lebeuf** anderwärts t) von dem

---

ſe & Patriarche de Conſtantinople.

s) Barnabé Visconti.

t) Man ſehe die Abhandlung von dem Leben **Ph. de Maizieres.**

dem Theile geſaget hat, welchen **Philipp** an der Einſetzung des Feſtes der Darſtellung gehabt hat, iſt genug, ſeine Andacht gegen die Jungfrau Maria zu beweiſen.

In dieſem Werke findet man drey oder vier hiſtoriſche Puncte, einen Biſchof von Amiens betreffend, welcher **Johann Rolland** geheiſſen; deſſen die Geſchichtſchreiber dieſer Stadt, und die Verfaſſer des Werkes Gallia Chriſtiana ſehr wenig gedenken. Nach dem **Philipp de Maizieres** war **Rolland** ein Doctor der Rechte auf der hohen Schule zu **Orleans**. Der König trug ihm auf, er ſolle den Italienern das Unrecht vorſtellen, das ſie thäten, da ſie dem Erzbiſchofe von Bari anhiengen; dieſes war Pabſt **Urban** der VI. welchen **Philipp** nach der Meynung die damals in Frankreich herrſchete, Intruſum nennet. Hierauf gieng er aus Italien nach Spanien, allwo er eben dieſelben Vorſtellungen thun ſollte. **Rolland** beſuchete, bey der Rückkunſt von ſeinen Reiſen, **Philippen** in ſeiner Einſamkeit auf dem Garten der **Cöleſtiner**; und hier ermahnete er den Biſchof, welchen er von dem erbaulichen Leben dieſer Ordensleute unterhielt, die ihres gleichen nicht haben, ſaget er, wenn man die Kartheuſer ausnimmt, er ſolle ſie in ſeine Stadt ruffen, und ihnen zu ihrer Niederlaſſung das St. Jakobsſpital verſchaffen; allwo, ſaget er, Gott, durch heilige Leute die ihr Leben mit Beſingung ſeines Lobes zubringen, mehr verherrlichet werden würde, als durch die Pilgrimme, die man nur eine Nacht hindurch darinnen beherberget und dann weiter ſchicket. Dieſe Stelle bemerket deutlich genug, daß das St. Jakobsſpital zu Amiens, nur eine Herberge für Pilgrimme geweſen.

---

u) In 4to Paris 1665. Herr du Cange ſaget a. d. 125ſten S. „Martinus Polonus, welcher „gegen das 1350te Jahr lebete, „bezeuget, daß zu ſeiner Zeit, „zu Amiens ſich gerühmet, „beſäßen das Haupt des „läufers Chriſti.„ Das Zeu

Das letzte was in dem Tractate de laudibus B. Mariæ Virginis angemerket zu werden verdienet, iſt ein Zeugniß zum Vortheile einer Sage der Kirche zu **Amiens**, in Anſehung des Hauptes **Johanns des Täufers**, wovon **Philipp** ausdrücklich ſaget: es ſey auf **göttliche Schickung aus dem Oriente dahin geſchicket worden.** Der gelehrte Herr du Cange hat dieſe Stelle nicht gewußt, welche wohl einen Platz in ſeinem **hiſtoriſchen Tractate von Johanns des Täufers Haupte** u) verdienet hätte.

Das vierte Werk **Philipps de Maizieres** führet den Titel: Le Songe du vieil Pelerin, adreſſant au blanc Faucon, à bec & pieds dorés. D. i. **Der Traum des alten Pilgrims an den weißen Falken, mit goldenem Schnabel und Füßen.** Dieß iſt ein Geweb von Parabeln und Gleichnißen, unter deren Decke der Verfaſſer ſich vieles zu ſagen erlaubet, welches gefährlich wäre geweſen, wenn er es anders als unter einer Allegorie vorgetragen hätte. Er beſtreitet darinnen die zu ſeiner Zeit eingeriſſenen Misbräuche, und giebt Karln dem VI. allerley Lehren: dieß ſind die zween hauptſächlichſten Gegenſtände des **Traumes des alten Pilgrims.**

Karl der V. iſt der **Großmeiſter des franzöſiſchen Schiffes, Vater des jungen fliegenden Hirſchen, und weißen Falken mit goldenem Schnabel und Füßen,** welches Karl der VI. iſt. Die **Patronen des angenehmen Schiffes,** ſind Karls des VI. Vättern. Das **unnachbarliche Schiff** iſt England. **Philipp** giebt uns ſelbſt den Schlüſſel dieſer geheimnißvollen Namen, in einer Vorrede die vor dem **Traume** ſteht: und er beſchließt,

---

riß Philipps de Maizieres hätte hierauf folgen ſollen. Wir haben geglaubet, wir könnten dieſen Rath denenjenigen geben, welche dieſer Sache, am Rande ihrer Abhandlung des Herrn du Cange, gedenken wollen.

indem er ſein Buch der Ausbeſſerung des weiſſen Falken, der Unterſuchung der ehrwürdigen Jungfer Univerſität zu Paris, und der gütigen und heiligen Verbeſſerung ſeiner heiligen Mutter Kirche, übergiebt.

Das Werk iſt in drey Bücher eingetheilet. Das erſte dienet eigentlich dem zweyten nur zur Einleitung.

Damit **Philipp** zu ſeinem vorgeſetzten Zwecke gelange, de faire forger de bons beſans, à la place des mauvais; das heißt, Tugenden an die Stelle der Laſter zu ſetzen, ſo erdichtet er: daß einsmals nach der Frühmette der **Cöleſtiner**, da er in der Jungfer **Maria** Capelle, halb ſchlafend, halb wachend geweſen, er ein **Frauenzimmer** hereintreten geſehen, **Frau Vorſehung** genannt; welche ihnen die Reiſe erzählet, die ſie mit andern Frauen ihres Hofes, und unter andern der **Königinn Wahrheit** gethan: die allenthalben wo ſie durchgekommen, das Volk ermahnet, die **Schmiede der Lügen** zu verlaſſen, und bey ihr zu ſchmieden.

Die ſo begleitete **göttliche Vorſicht** hätte ganz Europa durchlaufen, und unterwegens hätte **Frau Königinn Wahrheit** viele Dinge bemerket, worunter man einige hiſtoriſche Züge entdecket.

Sie war im **Archipelago** bey dem **Johann Paläologus**: der, da er der Kirchenſpaltung öffentlich entſagete, in zwanzig Jahren ſich zweymal mit der römiſchen Kirche vereiniget hatte; einmal in die Hände des **Peter Thomas**, apoſtoliſchen Legaten, und ein andermal in Pabſt **Urbans** des V. Hände.

In

---

x) Man ſehe Hiſt. genealog. de la Maiſon de France, T. I. p. 419.

y) Man ſehe Hiſt. de la Conjuration de *Rienzi*.

In **Neapolis** und ganz **Apulien**, ſah ſie eine **Uneinigkeit** von einem **Prinzen** angeſponnen, der ehemals zu den **Lilien** gehöret hatte; **Karlen vom Frieden**, der ſeinen **Namen** verfälſchet hatte. Dieß iſt **Karl von Duras** x).

Zu **Rom** ſah ſie **Leute**, die eine **rothe Fahne** führeten, in welcher vier **Buchſtaben** S. P. Q. R. ſtunden y). Sie redete die Römer an, und ſagete ihnen die **Prophezeyung** des heil. **Ephrems** her, die ſo heißt: Quand le royaume des Romains viendra à néant, il eſt de neceſſité que le ſiécle faudra. **Wenn das Reich der Römer zu nichts wird, ſo wird nothwendig die Welt untergehen.** Hierauf gab ſie ihnen zum Zeichen des nahen Verfalles ihres Reiches an, daß der letzte Kaiſer (es war **Wenzeslaus**) für baar Geld wäre gewählet worden.

In der **Inſel Cypern** hörete ſie, daß die Genueſer, indem ſie die **Saracenen** hingeruffen, um ſie den Chriſten entgegen zu ſetzen, den Umſturz des Reiches verurſachet hätten.

Wir wollen nicht erzählen, was ſie von **Avignon** und den damaligen Päbſten ſaget, dieß ganze Capitel verdienet im Buche ſelbſt nachgeleſen zu werden z). Man kann ſich leicht vorſtellen, was in dieſen Zeiten der Verwirrung, die **Königinn Wahrheit** an dem Hofe zu **Avignon** hat ſehen können. Indeſſen darf man auch nicht glauben, daß ſie auf ihren Reiſen niemals nichts gehöret habe, als was wahr iſt. Sie erzählet z. E. im 51ten Capitel, daß ein altes Weib ihr einsmals geſaget: **An dieſem römiſchen Hofe habe ich einmal ein Weib regieren geſehen, das von England war** a). Hat die Alte auf die Päb-

---

z) Es iſt das 50te Cap. im erſten Buche.

a) „Johanna ward zu „Maynz gebohren, wo ſie un„ter dem Namen Johann der „Engländer bekannt war: es „ſey ſtinn Johanna deuten wollen, ſo hätte ſie mit ihren Mährchen bey niemanden übler ankommen können: die **Frau Königinn Wahrheit** hat es nicht glauben müſſen, ſo wenig als eine andere Geſchichte von eben dieſer Alten, einen Biſchof von **Beſanzon** betreffend, welcher, wie ſie ſagete, nach **Rom** vom **Teufel** geführet worden. Dieß iſt eine Anſpielung auf die fabelhafte Legende des h. **Antides**, Biſchofes von **Beſanzon**, welche ſaget, daß dieſer Prälat, in

---

„ſey nun, daß ſie von engländiſchem Herkommen geweſen, „oder aus andern Urſachen, die „uns unbekannt ſind.„ Dieß ſaget die Geſchichte der **Päbſtinn Johanna**, vom **Lenfant** nach dem **Spanheim** verfertiget, a. d. 4ten S.

b) *Jo. Jac. Chiffletii* Veſontio. Part. II p. 70.

*) Es iſt doch wunderlich, daß dieſe Fabel, die Martinus Polonus, ein Biſchof in Wälſchland, zuerſt in ſeine Chronik geſetzet, ſelbſt im Pabſtthume ſo allgemein geworden, daß man ſie auch in alle kurze Begriffe der Geſchichte geſetzet. Weder die Hochachtung, gegen den vermeynten Statthalter Chriſti auf Erden, noch die Furcht vor dem Zorne der Biſchöfe und anderer Geiſtlichen, hat die Schriftſteller abhalten können, dieſes dem heiligen Stuhle zu Rom ſo ſchändliche Mährchen, auch damals noch fortzupflanzen, als ſchon die Druckerey erfunden war. Nur aus deutſchen gedruckten Büchern Proben davon zu geben, wollen wir zuerſt ein paar ſolche anführen, die lange vor Luthers Zeiten, als noch das volle Pabſtthum herrſchete, gedruckt worden. Das erſte iſt bey Hans Schönſpergern in Augſpurg 1487. in Fol. gedruckt, und heißt: **Ein Cronica von allen Kayſern und Künigen, die ſeyder Chriſti Gepurt geregiert vnd gereychnet haben, welich cronica gar kurtzweylig nüczlich vnd lieplich zu hören iſt.** Dieſer Kaiſerchronik iſt auch eine von allen Päbſten, als ein II. Theil angedruckt; auf deren erſtem Blatte der Pabſt, in einem Holzſchnitte, mit einer dreyfachen Krone, und einem großen Schlüſſel in der Hand auf einem Throne ſitzt. Zu ſeiner Rechten ſitzen drey andere mit eben ſolchen dreyfachen Kronen, zur Linken aber drey Cardinäle. Hinten auf dieſer Figur aber ſtehen mit einer alten Hand folgende Worte: Meræ Fabulæ. Deus immortalis hæc provideat ne ruamus in tam manifeſta ſcelera. i.c.o.j. Hier ſieht man, daß ſolches auch noch vor der Reformation geſchrieben worden. Darauf folget noch: Iſte liber nihil aliud continet, quam ſummas blaſphemias, nec alia

in einer Nacht, auf den Achſeln des Teufels, aus ſeiner biſchöflichen Stadt, nach Rom gebracht worden, um dem Pabſte ſein unordentliches Leben zu verweiſen. Dieſe Legende hat Chiflet drucken laſſen *b*). Was aber die Stelle von der Päbſtinn Johanna betrifft, ſo mag ſie wohl denen Schriftſtellern nicht bekannt geweſen ſeyn, die von dieſer Materie gehandelt haben *).

---

alia ſunt niſi nugæ. Deus pater omnipotens per dominum noſtrum Jeſum Chriſtum omnium vere credentium in illum & qui ſperant in miſericordiam ejus, protinus adjungat miſeris hominibus, ut teneant ſynceram & puram Evangelii doctrinam, ne in iſtas manifeſtas incidamus ἰδωλατρειας. So ſchlecht das Latein und Griechiſche hier iſt, ſo redlich iſt das Herz dieſes Zeugen der Wahrheit ſchon damals geweſen, ehe noch die Morgenröthe der Glaubensreinigung anbrach.

Doch wir müſſen die Fabel von der Päbſtinn Johanna hören. Auf der zweyten Seite des lxxviij Blattes heißt es ſo:

Johannes von mencz an dem rein was babſt drey jare vnnd fünff wochen der was ein weib vnd nennet ſich johannes von engelland vnd ward babſt vnd das begab ſych alſo. als ſy jung wz do lieff ſy mit irem bulen hinweg: in mannes kleydern vnd gieng zu ſchul vñ warde wol gelert vnnd kam alſo gen rom vnd laß do zu der ſchul dz gar gros meyſter begereten yr ſchůler ſein Als ſy nun alſo hielt zu rom die oberſten ſchul do ſtarb der babſt leo do wiſt man keinen weiſern noch gelertern zu rom dann diſe frawen. S. das Buch bis zum Ende des Artikels.

in Fol.

Eine andre Cronica, von allen Keiſeren vnd Künigen: von anfang Rom. auch von vil geſchichten biß zu vnſern Zeiten die geſchehen ſeint; welche bis ans MCCCCXCIV. Jahr reichet, und zu Straßburg vff grüneck in 4. gedruckt iſt. Da ſteht auf der Duerne g, 13. Seite, ſo: Nach demſelben regirt ſein Bruder, Karolus magnus ſun, genant Arnolfus, vij jar, den fraſſen die leuß. Der Keiſer Arnolfus wz vnder dem babſt der ein fraw was, vnd an offner ſtraß zu Rom do zerſprang ſie an einem Kind, als ym der tüfel geöffnet hat, vor den römern. Dieſelbe ſtraß meiden noch alle bebſt das ſie nit daran komen von der ſchande wegen.

Nun könnte ich noch aus neuern die 1531. zu Augsburg bey

Die übrigen Reiſen der Königinn Wahrheit geben uns zu keiner hiſtoriſchen Anmerkung Anlaß; es ſcheint, daß der Verfaſſer dabey Gelegenheit genommen, dasjenige zu erzählen, was er ſelbſt auf ſeinen Reiſen geſehen. Z. E. da er zu Waſſer nach Preußen gegangen, iſt er ein Augenzeuge des Heringsfanges geweſen, den er c) ſo beſchreibt: *)

„Zwiſchen dem Königreiche Norwegen und Däne„mark, auf einem Arme des großen Meeres, welches die „Inſel und das Königreich Norwegen von dem feſten „Lande und dem Königreiche Dänemark trennet, welcher „Arm durch die ganze Meerenge funfzehn Meilen währet, „und nur eine oder zwo Meilen breit iſt; geſchieht es, wie „Gott

---

Philipp Ulhart in 4. ingleichen eine andere aus eben dem Jahre, zu Frankf. am Mayn bey Chriſt. Egenolphen in 4. gedruckt, anführen, darinn eben dieſe Geſchichte vorkömmt. Allein da dieſe ſchon nach der Uebergabe der Augſpurgiſchen Bekenntniß geſchrieben worden: ſo mag es an dem vorigen genug ſeyn. G.

c) Im 19. Cap.

*) Was den preußiſchen Heringsfang betrifft, ſo ſehe man davon Hartknochs Altes und Neues Preußen a. d. 206. Seite. So viel iſt gewiß, daß vor Alters der Heringsfang an den liefländiſchen und churländiſchen Küſten geweſen: hernach ſich an die preußiſche Küſte gezogen, wie Düsburg berichtet, der ausdrücklich anmerket: daß er ſich um 1313. daſelbſt verloren, als die Ordensritter ganz zu Herren der Preußen geworden; und das Land nach ihrer Art eingerichtet hatten. Soll ich meine Gedanken davon ſagen: der ich in dieſem Theile des Landes, auf der Provinz Samland, an deſſen Seeufern zwiſchen Memel und Pillau der Heringsfang geweſen ſeyn muß, gebohren und erzogen worden, ſo ſind es folgende. Ich glaube es nicht, daß ſich die Heringe an dieſer Küſte verloren haben: denn ich weis, daß jährlich im Sommer von denen Fiſchern, die an der Seekante wohnen, eine große Menge von Heringen, die man dort Strömlinge nennet, gefangen, und auf unzählichen Wagen, ungeſalzen nach Königsberg gebracht werden. Wenn man nun die Zahl der Heringsfänger daſelbſt vermehrete, und den Kunſtgriff der Holländer, ſie gut zu ſalzen, ablernete: ſo könnte vielleicht in Preußen eine ſolche Menge gefangen werden, als fürs ganze Land nöthig wäre. Sieht man doch,

„Gott befohlen, daß ſeine Magd, die Natur, zween Monathe im Jahre und nicht mehr, nämlich im Herbſtmonathe und Weinmonathe, dem Heringe ſeinen Weg von „einem Meere zum andern durch die Meerenge eröffnet, der „in ſo großer Menge herzukömmt, daß es ein großes Wunder iſt. Es gehen in dieſen zween Monathen ſo viele hindurch, daß man ſie auf vielen Meilen dieſes funfzehn Meilen langen Armes, mit dem Degen zerhauen könnte. Nun „kömmt das zweyte Wunder. Dem alten Herkommen „nach, verſammeln ſich alle Jahre die Schiffe und Fahrzeuge aus ganz Deutſchland und Preußen *) in die Meerenge beſagter See, in obbeſagten zween Monathen, um „Heringe zu fangen. Es geht der gemeine Ruff dort, daß

---

doch, daß die Engländer ſo viel Jahrhunderte ſtill geſeſſen, und die Heringe an ihren Küſten nicht gefangen; die indeſſen die Holländer reich macheten. Eben dieſe Nachläſſigkeit des gemeinen Volkes, hat in Preußen den vermeynten Verfall des alten Heringsfanges verurſachet. Und das iſt, meiner Meynung nach, ſo zugegangen.

Die alten Einwohner von Samland, die noch rechte Preußen waren, wußten damit umzugehen: und ſo lange dieſe da wohneten, blühte der Heringsfang. Im 1230ten Jahre kam der Orden ins Land; und im 1255ten allererſt, ward durch Hülfe König Ottocars aus Böhmen, der mit einem Heere von 60000. Mann dahin zog, und im Winter übers gefrorne friſche Haff nach Samland zog, auch dieſe Provinz überwältiget. Er zog darauf zurück und überließ das Land dem Orden; der aber noch viele Jahre zu thun hatte, ehe er dieß ſtarke Volk bezwang. In den vielen Schlachten und Kriegen mit denſelben, wurden faſt alle alte Einwohner ausgerottet, und deutſche Leute an ihre Stelle gebracht, die auch itzo das ganze Samland anfüllen. Dieſe wußten nun mit dem Heringsfange nicht mehr Beſcheid. Die alten Preußen waren ihnen gram, und lehreten ſie den rechten Kunſtgriff nicht; ſondern machten ihnen weiß, der Hering hätte ſich weggezogen. Das geſchah nun im Anfange des folgenden Jahrhunderts 1313, wie Düsburg berichtet. Meines Erachtens könnte ein guter preußiſcher Cameraliſt dem ganzen Lande eine Wohlthat, und dem Könige neue Einkünfte verſchaffen; wenn er dem Exempel der Engländer zufolge, den Heringsfang wieder in Schwang zu bringen ſuchte. G.

„vierzig tauſend Fahrzeuge da liegen, die nichts anders thun, in dieſen zween Monathen, als Heringe fangen; und in jedem Fahrzeuge ſind wenigſtens ſechs Perſonen, und in vielen ſieben, acht oder zehne; und außer den vierzig (tauſend) Fahrzeugen, giebt es noch fünf hundert groſze und mittlere Schiffe, die nichts anders thun, als daß ſie die Heringe, die die vierzig Fahrzeuge fangen, einnehmen und in Fäßchen einſalzen. Und ſie haben im Gebrauche, daß die Menſchen von allen dieſen Fahrzeugen, in den zween Monathen, ſich an das Ufer in Hütten einlagern, die ſie aus Holz und Schilf längſt den funfzehn Meilen, gegen über dem Königreiche Norwegen, aufſchlagen. Sie füllen die groſzen Schiffe mit Heringsfäßchen, und nach Verlauf der zween Monathe, ungefähr acht Tage hernach, würde man in der ganzen Meerenge, weder Fahrzeug noch Hering finden. Es giebt groſze Schlägereyen unter dem Volke, dieſen kleinen Fiſch zu fangen; denn wer ſie zählen wollte, der würde mehr als dreymal hundert tauſend Menſchen finden, die in dieſen ganzen zween Monathen nichts anders thun, als Heringe fangen. Und weil ich alter, abgelebter Pilgrim, ehedem auf einem groſzen Schiffe zu Waſſer nach Preuſzen gieng, ſo fuhr ich über obgedachten Arm des Meeres bey ſchönem Wetter und zu eben der Zeit, da der Hering gefangen ward, und ſah gedachte Fahrzeuge und groſzen Schiffe; und habe auf der Reiſe Heringe gegeſſen, die die Fiſcher mir gaben, welche ſowohl als andere Leute daſigen Landes mir Wunderdinge von zweyerley Art verſicherten: eines, die Gnade zu erkennen, die Gott der Chriſtenheit beweiſt, nämlich die Menge der Heringe, wodurch ganz Deutſchland, Frankreich, England, und

„viel

---

d) Er iſt unter dem Namen Johannes de Dondis bekannter. Er war ein Sohn Jakobs de Dondis, eines padouaniſchen Arztes, welcher Aggregator genannt ward, weil er ein mediciniſches Werk unter dieſem Titel geſchrieben. Fabriz giebt in ſeiner Bibl. med. & infim. latin. im II. Th. a. d. 179. S. dieſem Werke den rechten Titel nicht. Man ſehe die Artikel, Jakob de Don-

„viel andere Länder in der Faſten geſpeiſet werden„ und ſo weiter.

Das zweyte Buch des **Traumes** handelt von den Misbräuchen, die der alte Pilgrim, nämlich **Philipp de Maizieres**, abgeſtellet wiſſen wollte. Er eifert inſonderheit wider diejenigen, die ſich in der Juſtiz eingeſchlichen, und wider die blinde Zuverſicht ſeiner Zeiten auf die Sterndeuterey. Allein, wir wollen uns dabey nicht aufhalten; indem die meiſten von denen Stellen, davon wir hier eine Nachricht geben könnten, in des Herrn Lebeufs Noten zu **Karls des V. Geſchichte durch Chriſtinen von Piſan** gekommen, die im III. Bande ſeiner **Abhandlungen über die Kirchen- und Civilgeſchichte der Stadt Paris** gedrucket ſind. Wir wollen nur anführen, was er im 59ten Capitel von einer ſonderbaren **Uhre** ſaget, die ein italieniſcher Mechanicus verfertiget hatte.

„Es iſt zu wiſſen, daß es in Italien heute zu Tage „einen Menſchen giebt, der ein Philoſoph, ein Arzt und „Sternkundiger, und in ſeiner Art ſonderbar und berühmt, „und nach allgemeinem Rufe, in gedachten dreyen Wiſſen„ſchaften vor andern vortrefflich iſt. Dieſer heißt **Magi„ſter Johannes de Dono** d) aus der Stadt **Padua**, „und wegen ſeiner tiefſinnigen Sternkunde iſt ſein Zunamen „verloren gegangen, und er heißt **Johann der Uhrma„cher**. Dieſer lebet anitzt bey dem Grafen **de Vertus**, von „welchem er wegen ſeiner dreyfachen Wiſſenſchaft, jedes Jahr „ungefähr zwey tauſend Gulden Gehalt oder Geſchenke em„pfängt. Dieſer **Johann der Uhrmacher** hat zu ſeiner „Zeit

---

Dondis und Johann de Dondis. Von dem letzten ſaget er: Scripſit planetarium de conſtruenda machina motus coeleſtes planetarum imitante. Dieß iſt eben derſelbe, welchen der Herr de la Baſtie, in einer von ſeinen Abhandlungen über Petrarchs Leben, bald Jean de l'Horloge (T. XVII. p. 477.) bald Jean de Dondis (Ib. p. 481.) nennet, als ob er zwo Perſonen daraus machete.

„Zeit große und berühmte Werke in den drey obbenannten Wiſſenſchaften gemachet, die durch die großen Gelehrten in Italien, Deutſchland und Ungarn geprieſen worden, und in großem Rufe ſtehen. Unter dieſen Werken iſt ein großes Inſtrument, welches einige die Sphäre oder Uhre des Himmellaufes nennen, in welchem Inſtrumente alle Bewegungen der himmliſchen Zeichen und der Planeten; mit ihren Cirkeln, Epicyklen und Unterſchieden, durch Vervielfältigung der Räder ohne Zahl, mit allen ihren Theilen enthalten ſind; und hat jeder Planet in beſagter Sphäre ſeine eigene Bewegung, auf ſolche Weiſe, daß man zu allen Stunden und Augenblicken des Tages und Nachtes klärlich ſehen kann, in welchem Zeichen und Grade die Planeten und vornehmſten Geſtirne des Himmels ſtehen. Dieſe Sphäre iſt ſo künſtlich gemachet, daß ungeachtet der Menge der Räder, die nicht leichtlich zu zählen ſind, ohne das Inſtrument aus einander zu nehmen, die ganze Bewegung deſſelben, durch ein einziges Gegengewicht bewerkſtelliget wird: welches ein ſo großes Wunderwerk iſt, daß die berühmten Sternſeher von weiten Gegenden kommen dieſen **Meiſter Johann** und das Werk ſeiner Hände, mit großer Ehrerbiethung zu ſehen; und alle große Sternkundigen, Philoſophen und Aerzte ſagen, es wüßte ſich kein Menſch zu beſinnen, weder aus Schriften noch ſonſt, daß in dieſer Welt ein ſo künſtliches und berühmtes Inſtrument, von der Bewegung des Himmels wäre gemachet worden, als obbeſagtes Uhrwerk. Und damit beſagete Sphäre gut und vollkommen ſeyn möchte, wie der feine Verſtand erwähnten **Meiſter Johanns** es mit ſich brachte, ſo verfertigte er beſagte Uhre mit ſeinen eigenen Händen, ganz aus Meſſing und Kupfer, ohne Beyhülfe eines Menſchen, und that in ganzer ſechszehn Jahren nichts anders: wie der Verfaſſer dieſes Buches von dieſem allen unterrichtet iſt, der eine große Freundſchaft zu gedachtem **Meiſter Johann** getragen. Dieß habe ich zum Exempel anführen wollen, ꝛc.„ Wir haben geglaubet, wir müßten dieſes ganze Stück als ein merkwürdiges Stück zur Geſchichte der Uhrmacherkunſt abſchreiben.

Im dritten Buche des **Traumes**, unterrichtet die **Königinn Wahrheit** den jungen König **Karln** den VI. ſelbſt. Herr **Lebeuf** hat bereits einen Theil dieſer Unterweiſungen in ſeinen Noten zu König **Karls** des V. Geſchichte durch **Chriſtinen von Piſan**, angewendet. Hier wollen wir alſo nur noch einige andere herſetzen, welche in dem angezogenen Werke nicht haben Platz finden können.

Die **Königinn Wahrheit** räth **Karln**, er ſollte nicht leiden, daß man ſich, in denen an ihn gerichteten Briefen, oder Bittſchriften, des Titels Metuendiſſimo, Allerfurchtbareſter Herr, bediene. Dieſes ſchmäuchelhafte und mit **Winde aufgeblähete Opfer**, ſaget ſie, ward zuerſt deinem **Großvater Philippen dem ſchönen** überreichet. Außer dieſer Stelle würden wir vielleicht nicht wiſſen, zu welcher Zeit der Titel très-Redouté, ein Formular-Ausdruck geworden iſt. Man ſollte faſt ſagen, die **Königinn Wahrheit** habe, da ſie dieſen Titel verworfen, ſchon damals den Franzoſen andeuten wollen: ſie ſollten dereinſt den Titel des **Vielgeliebten**, Bien aimé an die Stelle ſetzen. Es brauchet ganze Jahrhunderte ſolche Veränderungen zu wege zu bringen.

Im 47ten Capitel erinnert ſie den König der Mäßigkeit des heil. **Ludwigs**, „welcher zu Anfange ſeiner Mahlzeit einen kleinen Bächer zweymal mit Wein, und einmal „mit Waſſer füllete, alles in ein ſilbern Gefäß ſchüttete, und „die ganze Mittagsmahlzeit hindurch nichts anders trank. „Erwähnter Bächer war ſehr klein, und muß im hölzernen „Futterale noch vorhanden ſeyn; dafern er nicht wo anders „hingebracht, oder weggekommen iſt.“ Sie ſetzet noch einige Umſtände von ſeines Aeltervaters **Philipps von Valois** Tafel hinzu, „welcher, ſaget ſie, zu Anfange der Tafel,

„ſel, und bey der Tafel allein, zwey verguldete Quart voll
„Wein und ſeinen Bächer gehabt, woraus er getrunken;
„und auf dem königlichen Schenktiſche iſt weiter kein ſilbern
„oder golden Geſchirr, Flaſche oder Schenkkanne geweſen,
„als bloß ein lederner Schlauch: in welchem Schlauche der
„Wein für den König, die Prinzen, und Könige war, die
„mit zu Tiſche ſaßen; an welcher oftmals vier Könige wa-
„ren, nämlich der König von **Böhmen**, der König von
„**Schottland**, der König von **Navarra**; und der König
„von **Majorca**. Ein jeder hatte ſeinen eigenen Bächer,
„woraus er trank, und nur ſeine Esguerre --- Was aber die
„Verzierungen der Zimmer an dem Hofe des Königes dei-
„nes Aeltervaters betrifft, ſo ſaßen obbeſagete vier Könige
„nur unter halbem Himmel .... Und was die Juwelen und
„Edelſteine betrifft, wenn der König, die Königinn, die
„Könige und königlichen Prinzen, einen Rubin von fünf
„hundert oder tauſend Gulden am Werthe trugen, ſo ward
„derſelbe ſchon ſehr bewundert.„

Anderwärts e) ſaget ſie, daß die Könige und Königinnen, bis auf **Philippen von Valois**, in **Tuch**, nicht von Mecheln oder Brüſſel, ſondern von Goneſſe f), gekleidet geweſen. Dieſen häuslichen Beyſpielen der guten Wirthſchaft und Mäßigkeit, füget ſie noch Heinrichs von Luſignan ſeines bey, und erzählet bey dieſer Gelegenheit, nach dem alten **Pilgrime**, eine Sache, die in die Geſchichte des Königreichs Cypern einſchlägt.

„Es iſt ein König in Cypern, Namens Heinrich
„von Luſignan, ein Großvätter des ſehr tapfern Königs
„**Petrus**, welcher durch eine Schlacht Sathalien und
„Alexandrien und viel andere Städte und Schlöſſer, den
„Fein-

---

e) Im 88. Capitel.

f) Ein Dorf unweit Paris. Zu Paris war ehedem eine eigene Halle für die Goneſſiſchen Tücher.

„Feinden des chriſtlichen Glaubens abgewann. Dieſer beſagete König **Heinrich** regierete in ſeinem Königreiche Cypern wohl und ruhig: durch einen ſchrecklichen Verrath aber „ward von ſeinem eigenen leiblichen Bruder gefangen, und im „Königreiche **Armenien**, welches damals noch chriſtlich „war, in einem feſten Schloſſe in Verhaft genommen; und „beſagter Bruder des Königes, Herr **von Sür** genannt, „riß nach dieſem großen Verrathe, durch die Gunſt einiger „falſchen Baronen, die Herrſchaft, durch Tyranney, wider Gottes und der geſammten Ritterſchaft von **Cypern** „Willen, an ſich; und damit ich die Geſchichte kurz faſſe, „ſo regierete Herr **de Sür** einige Zeit. Endlich kam ein „Ritter von großem Geſchlechte, welcher meinen gnädigen „Herrn **Simon de** = = = = auferzogen und ernähret hatte, „auch ſein Vätter war, welcher dem franzöſiſchen Kriege „zur Zeit deines lieben Vaters und deines Großvaters Johann, lange Zeit und tapfer beygewohnet. Dieſer beſagte Ritter verglich ſich mit der Ritterſchaft in **Cypern**, ermordete ſeinen Herrn, da er ſein Kammerherr und immer „in ſeinen Zimmern war: und ſo ward der König der im „Gefängniſſe war, durch das göttliche Schwert meiner „Schweſter **Gutglück**, gerächet. Darauf gieng alles aus „Cypern nach **Armenien**, und brachte den König mit „großen Freuden des Landes wieder nach Cypern zurück, „und ward an vielen Verräthern das Recht vollzogen, und „die andern wurden aus dem Königreiche verbannet. Als „nun der König Heinrich, der vorhin verjaget geweſen, ein „rechtſchaffener Herr, ſich wieder in ſeinem Palaſte in voller „Herrſchaft befand, und von ſeinen Dienern erfuhr; daß „die königlichen Einkünfte von ſeinem Bruder faſt ganz waren erſchöpfet worden: da machete er einige Sittengeſetze „für ſich und alle ſeine Baronen, und indem er alle unnützen und überflüßigen Ausgaben abſchnitt, die er und ſeine „Baronen und Ritter zu thun gewohnet geweſen; ſo „ſchränkete er ſich bey gewiſſen verordneten Ausgaben ein, „ohne die er ſich nicht wohl behelfen konnte.„

Wenn ſie im 58ten Capitel den jungen König vor zwoen gleich ſchädlichen Ausſchweifungen warnen will, nämlich vor der übelangebrachten Verſchwendung, und dem ſtinkenden Geize, ſo gründet die **Königinn Wahrheit** ihre Lehren abermal auf Beyſpiele.

„Du mußt, mein lieber Sohn, deinen Aeltervater in „friſchem Gedächtniſſe haben, den wackern König von **Böhmen**, der ſo darauf gehen ließ und leichtſinnig war, daß „es ſich oft begab, wenn an ſeinem Hofe die königliche Tafel gedecket war, in der Küche dennoch nicht viel Rauch „vom Fleiſche zu ſehen war. Er gab alles den Herolden, „Spielleuten und irrenden Rittern: ſo daß oft, wenn er in „**Praag** ſeiner Hauptſtadt war, er den Räubern des Königreiches nicht widerſtehen konnte, die in ſeiner Gegenwart, ſogar beſagte Stadt zu berauben kamen. Hingegen „haſt du mein lieber Sohn, das Beyſpiel deines Großväters Kaiſer **Karls**, eines Sohnes dieſes Königes von „**Böhmen**, welcher Kaiſer ſehr gelehrt, weiſe, verſchlagen „und klug war, wie das ganze römiſche Reich ihm nachrühmet; dabey aber ſo karg und geizig war, daß ſeine Unterthanen ihm vielmehr mistraueten, als ihn liebeten.„

Indeſſen muß ein Prinz immer auf ſeiner Hut vor den Fallſtricken derer begierigen Höflinge ſeyn, die, wenn ſie ihm die Freygebigkeit zu loben ſcheinen, dich, fährt die **Königinn** fort, nur prächtig zu machen ſuchen; in der Hoffnung, du werdeſt ſchon auch verſchwenderiſch werden. Erinnere dich aber, daß wenn du einigen zu viel giebſt, du gar bald außer Stande ſeyn wirſt, allen etwas zu geben: denn in dem Ueberfluſſe eines einzigen würden ihrer viele das nothwendige finden. „Lieber Sohn, wirſt du dich an die „Ritter hängen, die im Gebrauche haben, die Könige und „großen Herren wohl zu rupfen; und durch ihre Künſte, „unter dem Vorwande einer mit Schmäucheley erfülleten „Tapferkeit, dich tapfer und groß wie den Alexander ma-

„chen wollen, wobey ſie oftmals das Sprüchwort des Marſchalls Bouciquault anführen: **Es giebt keine Fiſcher als in der See**; und ſo ſey es auch mit den Königen; ſo werden ſie von dir und deiner heldenmüthigen Freygebigkeit, ſo viel Waſſer auf ihre Mühle leiten, daß es wohl zu ſieben und dreyßig Mühlen hinlänglich wäre; welche wegen Mangel an Waſſer, zween Theile des Tages müßig ſtehen.„

Die Austheilung der Gnadenbezeugungen erfordert nach der **Königinn Wahrheit**, noch eine Beobachtung. Sie muß nämlich auch dem Stande derjenigen, die ſie erhalten, und der Wichtigkeit ihrer geleiſteten Dienſte gemäß ſeyn. „Mein Sohn, du mußt dich der Geſchenke und Ausgaben der klugen Männer deiner königlichen Vorfahren erinnern, deren Domainen voll waren wie ein Ey, und die von ihren Unterthanen keinen Beyſtand foderten. Sie hatten große Schätze und waren ohne Krieg; und gleichwohl, was ihre Freygebigkeit und Geſchenke betraf, wirſt du bey der Rechnungskammer finden: daß wenn ein ſehr tapferer Ritter übers Meer zu ihnen kam, der für einen Held gehalten ward, der König demſelben Ritter, aus großer Freygebigkeit, hundert Turnierlivres, und einem guten Waffenträger, funfzig geben ließ. Heut zu Tage aber, mein lieber Sohn, wirſt du einem kleinen Kerl von gar keinem Herkommen, der aber Freunde bey Hofe hat, und einem Kammerdiener, tauſend und zwey tauſend Pfunde leichtſinnig hingeben.... O wie ſind, mein lieber Sohn, ſolche Geſchenke an Herolde, Spielleute und Spruchſprecher ſo übel angewandt!„

Die **Königinn Wahrheit** will zwar nicht alle Spielleute, Muſikanten, und alle die Sinnſprüche machen, von Hofe verbannen. „Ich ſage nicht, daß du nicht auch Spielleute zur Ehre Gottes und deiner königlichen Majeſtät halten ſollteſt; gleich den großen geheiligten Trompeten, die

„der groſse **Moſes** hatte .... welche groſse Trompeten du „ganz ſanſt bey Aufhebung des heil. Sacramentes, und „bey königlichen Feyerlichkeiten wirſt erklingen laſſen, und „ſo wie du dieſe Trompeter immer vor dir wirſt ſtehen haben.... Es iſt auch wohl Sache, daß du Spielleute auf „kleinern Inſtrumenten hältſt, zu irgend einer Luſt, und um „deiner königlichen Perſon, nach den Rathſchlägen und Arbeiten, eine gute Bewegung zu machen. Lieber Sohn, du „kannſt auch ehrliebende und rechtſchaffene Dichter haben, „welche die ſchönen Sprüche auf Gott und die **Jungfer** „**Marie**, auch ehrbare, moraliſche und andächtige Ge„ſchichte verfertigen, wie der arme Menſch **Cuvelier**, oder „**Cuvelier** *g*) geweſen iſt.„

Was

---

g) **La Croix du Maine** redet von einem **Johann le Cüvelier**, oder **li Cüvelier**, einem franzöſiſchen Dichter im 1260ten Jahre, welcher ungedruckte franzöſiſche Gedichte verfertiget hat. Fauchet hat ihn gekannt, und machet ihn zu **Johann Bretels** Zeitgenoſſen, den man gemeiniglich unter des heil. **Ludwigs** Regierung ſetzet. Es findet ſich unter den Handſchriften der königlichen Bibliothek ein Leben **Bertrands du Guesclin**, in Verſen (Folio) deſſen Urheber ſich ſelbſt im Anfange **Cüveliers** nennet:

Or vous traiez vers moi; je crois que vous orrez
D'un livre ſuffiſant qui nouvel eſt rimez:
C'il qui le miſt en rime fu *Cuveliers* †) ... ez.

(†) vermuthlich heiſst das ausgelöſchte *nommez*).

Dieſer **Cüveliers** könnte wohl **Philipps de Maizieres**, **Cünelier** ſeyn. Sie waren Zeitgenoſſen, und nur von einem Zeitgenoſſen, den man oft geſehen hat, und mit dem man umgegangen iſt kann man ſagen, wie der arme **Menſch Cünelier** geweſen iſt.

h) **Was** in **Klammern** eingeſchloſſen iſt, das fehlet im Condeiſchen MSt.

i) **Das Gelübd des Pfauen**, iſt ein Zuſatz zu dem **Romane** vom **Alexander**; dieſer iſt nach und nach von vier Schriftſtellern verfertiget worden, die unter **Ludwigs** des VII. und **Philipp Auguſts** Regierung gelebet haben: **Lambert Li Cors** und **Alexander von Paris**, haben die Thaten dieſes Prinzen bis an ſeinen Tod beſungen. **Petre de St. Cloot**, oder **St. Cloſt**, ſetzete ſein **Teſtament** in Verſe, und **Johann le Nivelois** verfertigete

Was ſie von den Lügendichtern im Anfange dieſer Stelle ſaget, das präget ſie noch vielmehr Karln dem VI. in dem 52ten Capitel ein, welches von der Wahl derer Bücher handelt, die ſie ihm zu leſen anräth.

„Du ſollſt deine Ergötzung im Leſen oder Anhören der
„alten Geſchichte, zu deiner Unterweiſung ſuchen.... Du
„ſollſt dich hüten, daß du nicht zu viel Vergnügen an Bü-
„chern findeſt, die man apokryphiſch nennet; inſonderheit an
„ſolchen Büchern und Romanen nicht, die mit Lügen erfüllet
„ſind, die den Leſer oftmals auf Unmöglichkeiten, Narrhei-
„ten und Sünden führen; dergleichen iſt das Lügenbuch (des
„**Lancelots** und ſeines gleichen: z. E. die Lüge *h*) von
„dem **Gelübde des Pfauen**, welche von einem lockern
„Bruder vor einiger Zeit verfertiget worden *i*); der Lie-

---

fertigete ein Buch von der Art, wie ſein Tod gerächet worden iſt. **Das Gelübd des Pfauen**, nimmt das Leben **Alexanders** wieder vor, und ſetzet verſchiedene Umſtände hinzu. Auch dieſer Roman iſt ein Werk verſchiedener Schriftſteller: der Unterſchied, den man unter ihnen machen muß, iſt in den Handſchriften durch das Wort explicit ausgedrücket, ſo eines jeden Werk beſchließt. Der Urheber der erſten Fortſetzung, das heißt des zweyten Theiles, nennet ſich ſelbſt **Briſebare**. Der Herr **Abt Maſſieu**, geſtehe in ſeiner **Geſchichte der franzöſiſchen Dichtkunſt**, einem nicht ſowohl gründlichen, als zierlichen Werke, a. d. 113ten S. er habe ihn nicht entdecken können.

Es iſt eben nicht ſchwer herauszubringen, zu welcher Zeit **Briſebare** gelebet hat. In einer Handſchrift der königlichen Bibliothek (Num. $7071.^{2}$. Baluz. No. 227. fol.) welche den Tractat von des **Boethius Troſt der Weltweisheit** enthält, den **Johann de Meun** überſetzet hat, und noch verſchiedene andere Werke, lieſt man in der Folge des **Codicills vom Johann de Meun**: Expliciunt li articles de la foy après s'en ſieut l'eſcole de foy qui fiſt J. Briſebare l'an 1327. Dieſer Zeitpunct ſtimmet genau mit demjenigen überein, welchen **Philipp de Maizieres** auf eine unbeſtimmete Art anzeiget, wenn er ſaget: **die Lüge vom Gelübde des Pfauen, welche vor einiger Zeit gemachet worden.** Das Wort vor einiger Zeit, drücket keine gar zu entfernte Zeit aus. Die angeführete königliche Handſchrift, enthält auch noch ein Werk vom **Briſebare**: Chi

„berchen verfertiget, und aus der Stadt **Avaines** k) geweſen. In der Bibel wirſt du den höchſten Heldenmuth und „wahre Tapferkeit finden.... Ferner mußt du dich, mein „lieber Sohn, aufs höchſte ergetzen, wenn du die zwey berühmten Bücher lieſt, welche der hochweiſe Philoſoph und „Gottesgelehrte Meiſter **Niklas Oreſme**, Biſchof zu „**Liſieux**, auf Bitte deines lieben Vaters **Karls des V.** „verfertiget hat, der ein weiſer und tapferer Mann war; „nämlich die Bücher von der **Ethik** und **Politik**...... „Die Geſchichte der Römer, welche zuverläßig ſind; nämlich das Buch des **Livius** und **Valerius Maximus**; „**Seneca** den moraliſchen Philoſophen, und **Boethius** „vom **Troſte der Weltweisheit**, und die Unterweiſungen des **Ariſtoteles**.... du mußt ihre erſten Ausgaben, „und nicht die überſetzten und mit Reimen verbrämten leſen.... Was die Geſchichte der Juden betrifft, ſo lieſ „nach der Bibel, die ſcholaſtiſche Geſchichte, und den **Joſephus**.... Lieſ ferner die, obgleich weltliche Tapferkeit „des Königes **Artus**, die ſehr groß geweſen: allein, ſeine „und der Seinigen Geſchichte iſt ſo ſehr mit Lügen angefüllet, daß dadurch ſeine Geſchichte verdächtig wird. Du „ſollſt fleißig die ſchöne und wahrhafte Geſchichte, von der „Tapferkeit des heldenmüthigen Herzogs **Gottfried von** „**Bouillon** leſen.

„Willſt du große Dinge hören.... ſo laß dir vorleſen „des heil. **Auguſtins** Buch von der **Stadt Gottes**. Und „wenn du das Buch **Polikraticon** l) genannt, leſen kannſt, „ſo wirſt du Wunderdinge finden.

„Du

---

aprés s'enſuit le Threſor Noſtre-Dame que fiſt le dit *Briſebare*; aber es hat keine Jahrzahl.

Was uns Philipp noch am zuverläßigſten lehret,, iſt dieß, daß einer von den Verfaſſern des Gelübdes des Pfauen, aus der Stadt Avaiſnes (vermuthlich Avesnes im Hennegau) geweſen.

k) Oder von Araines. Es liegt ein Schloß dieſes Namens an der Somme unter Amiens.

l) Ein Werk **Johanns de Sarisberi**.

„Du magſt auch wohl die Tugendſprüche, deines „Dieners und Beamten **Euſtachius** m) **Morel** n) leſen „und hören. Nimm dich wohl in Acht, daß du die Bücher „von ſolchen Wiſſenſchaften nicht lieſt oder dir vorleſen läſſeſt, „die deine Mutter die h. Kirche verbothen hat, als die **Nigromantien**, das **heilige Buch**, die Bücher der Aſtronomia judiciaria, nämlich der zweyte Theil der Sterndeutkunſt.„

Nach dieſen Auszügen aus dem **Traume des alten Pilgrimes** tragen wir kein Bedenken dem Urtheile beyzupflichten, welches Herr **Lebeuf** davon fället: welcher dieſes Werk über die Tractate von **Erziehung der Prinzen** ſetzt, die im XIII. und XIV. Jahrhunderte, von **Vincenten von Beauvais**, dem **Gilles von Rom**, und dem **Robert Gervaſius** Biſchofen von **Senes** verfertiget werden. Der Cardinal **du Perron** hielt auch ſo viel darauf, daß er alle Jahre in die Bibliothek der **Cöleſtiner** zu **Paris** gieng, um es von neuem durchzuleſen o).

Wir müſſen noch die Zeit dieſes Werkes anzeigen. Man hat ohne Grund geſaget, daß **Philipp von Maizieres** daſſelbe bey Lebzeiten **Karls** des V. und auf ſeinen Befehl verfertiget habe. Eben ſo falſch iſt es, daß er es gegen das 1397te Jahr verfaſſet, wie **Guillaume Romain** Exprovincial und Prior der **Cöleſtiner** zu **Paris**, auf der Abſchrift hat anmerken laſſen, die er zu Ende des XV. Jahrhunderts davon machen ließ, und wie auch **du Verdier** auf das Wort einer Handſchrift aus des Herrn **d'Urſe** Bü-

---

m) Das Condeiſche MSt. hat Hätaſſe.

n) Euſtachius Deſchamps, ſaget Morel, Verfaſſer einer großen Menge Gedichte. Es iſt eine ſehr ſchöne Handſchrift in Groß-Folio davon auf der königlichen Bibliothek. Der Verfaſſer nennet ſich im Anfange, Eſcuyer, Huiſſier d'armes du Roy noſtre Sire, Chaſtelain de Fiſmes & ſon Bailli de Senlis.

o) D. Becquet. p. 104.

cherſammlung gedacht hat. Hätte **Wilhelm Romain** ſich die Mühe genommen mit Aufmerkſamkeit den Band zu leſen, den er abzuſchreiben befahl; ſo würde er im 139ten Capitel des dritten Buches geſehen haben, daß **Philipp** ſelbſt die Zeit andeutet, da er es gemachet hat: Noch fällt mir ein, heißt es, daß in dieſem Königreiche Gallien, König Karl der VI. dieſes Namens, Beherrſcher iſt; und daß wir anizt im neunten Jahre ſeiner Regierung und der Menſchwerdung des gebenedeyeten Sohnes Gottes, im neun und achtzigſten nach tauſend drey hundert leben.

Das letzte Werk von **Philippen de Maizieres**, führet **D. Becquet** unter dem 1399ten Jahre an; es heißt: Oratio declamatoria & tragedica cujuſdam veterani ſolitarii Celeſtinorum, in quatuor partes diviſa. Dieß iſt ein Geweb von Allegorien und Tropologien aus der heiligen Schrift, dem heil. **Anſelmo**, **Bernhard**, und **Wilhelmen** von **Paris**, genommen. Was es noch hiſtoriſches zu Anfange des vierten Theiles in ſich hält, das iſt faſt nur eine Wiederholung deſſen, was der Verfaſſer anderwärts geſaget hat, und was man allenthalben von dem Ausgange der Kreuzzüge findet. Er beklaget darinnen das unglückliche Ende **Peters von Luſignan**, welcher außer Sataelien und Alexandrien, wie er ſaget, noch Leas in Armenien, Tortoſa eine alte Stadt, und Tripolis eine Seeſtadt in Syrien, eingenommen hatte. Er bezeuget ſein Erſtaunen, daß ein Baron Namens **Raimund Babin**, bey welchem man die Verſchwörung gemachet dieſen Prinzen zu ermorden, annoch in einem Alter von faſt hundert Jahren lebe. Er füget hinzu, daß das Andenken des **Vicomten von Türenne**, eines Bruders Pabſt **Urbans** des V. in ſeinem Lande verwünſchet geweſen, weil er das

Kriegs

---

p) A. d. 103. S.

q) In den Tractaten von der Freyheit der gallicaniſchen Kirche, 1731. T. II.

Kriegsvolk verhindert, den Kreuzzug fortzuſetzen. Anizt, ſaget er, führet ſein **Sohn** mit der **Kirche Krieg**.

Wir wollen nichts von noch dreyen andern Werken **Philipps de Maizieren** ſagen, die Herr **Lebeuf** noch nicht hat auſtreiben können. Eines iſt ein langer Brief, den er an ſeinen Neffen, **Johann de Maizieres**, Domherrn zu **Noyon** geſchrieben. D. **Becquet** muß ihn geleſen haben *p*). Das andere heißt: le Poirier fleury, **der blühende Birnbaum**, welches man ihm in der letzten Ausgabe des **Moreri** zueignet. Das dritte hieß: Le pelerinage du poure Pelerin, & le récomfort de ſon Père & de ſa Mère; eſquels ſont les avantures du poure Pelerin dés ſa Jeuneſſe. D. i. **Die Pilgerſchaft des armen Pilgrims, und der Troſt ſeines Vaters und ſeiner Mutter. Darinnen die Abentheuer des armen Pilgrims von ſeiner Jugend an enthalten ſind.** **Philipp** ſelbſt lehret uns in der Vorrede zum **Traume des alten Pilgrims**, daß er dieſes Werk, **für den gnädigen Herrn** Foreſlier, **Herrn des kleinen Thiergartens**, und für ſeine Gemahlinn la Blanche fleur, **mit dem rothen abgeſchnittenen Hute**, verfertiget habe.

Einige Schriftſteller haben ihm, vielleicht deswegen allein, weil die anſehnlichſte Schrift von **Philippen de Maizieres**, der **Traum des alten Pilgrims** heißt, auch den Songe du Vergier, ein berühmtes Werk beygelegt, welches viel Lärmens machete, da es zum Vorſcheine kam, und vor einigen Jahren wieder gedrucket iſt *q*). Allein, Herr **Lancelot** hat ſchon ſonſt dieſe Frage ausgemachet: und wir können nicht beſſer thun, als daß wir uns auf ſeine zweyte Abhandlung **von dem Leben und den Werken Raouls des Presles** *qq*) beziehen.

---

qq) Siehe im XIII. B. der Memoires die 617te, inſonderheit aber die 663te S.

XXI.

Des Herrn de Foncemagne hiſtoriſche und kritiſche Anmerkungen, über die Geſchichte der Regierung Karls des VIII.

Unter dieſem Titel wird man fünf Artikel finden, die von einander unabhänglich ſind, alle aber ſich auf die Geſchichte von Karls des VIII. Regierung beziehen. Dieſelben ſind der Akademie in währendem 1742. Jahre, von dem Herrn de Foncemagne vorgeleſen worden, welcher damals beſchäfftiget war, einige wichtige Umſtände von dem Feldzuge dieſes Prinzen in Italien, zu erläutern.

Diejenigen, welche gewohnet ſind, nicht nur bloß Geſchichtſchreiber zu leſen, ſondern die Geſchichte ſelbſt zu ergründen, wiſſen aus eigener Erfahrung, daß die Erläuterung einer einzigen Begebenheit, faſt allezeit von unendlich vielen Unterſuchungen abhängt, die zuweilen mit der Hauptſache nur ein ſehr entferntes Verhältniß haben; und daß die zufälligen Unterſuchungen, welche ein richtiger Schriftſteller anſtellen muß, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, ihn zuweilen auf Entdeckungen leiten, die er nicht im Sinne hatte.

Dergleichen nun ſind die Anmerkungen, die wir hier unter einem Namen vereinigen. Indem Herr de Foncemagne bemühet war, einen gewiſſen Umſtand von Karls des VIII. Regierung zu ergründen, ſo ward er in die Unterſuchung anderer zufälliger Schwierigkeiten verwickelt, die ihm zu ſo vielen Noten Stoff an die Hand gaben, welche eine jede

---

r) Sie ſteht im XVII. B. der Memoir. a. d. 539ten u. f. S.

s) Dieſer Artikel iſt den 2ten März 1742. vorgeleſen worden.

jede für ſich weitläuftig genug waren, daß ſie verdieneten von dem Werke abgeſondert zu werden, davon ſie eigentlich nur einen Theil ausmachen ſollten. Wir wollen ſie hier in derjenigen Ordnung herſetzen, in welcher ſie am Rande der Abhandlung r) angemerket ſind; und noch die Nachricht von einer Handſchrift der königlichen Bibliothek hinzufügen, deren er ſich in eben dieſer Abhandlung bedienet hat.

I. Artikel s).

Vom Ludwig Sforcia, Herzoge von Meyland, und warum er den Zunamen der Mohr gehabt t).

Jedermann weis, daß nachdem **Ludwig Sforcia**, ſich der Vormundſchaft ſeines Neffen, des **Johann Galeaz Sforcia** bemächtiget, er die Städte, das Finanzweſen, und endlich den Staat von **Meyland** ſelbſt, an ſich geriſſen, ja daß ihm der Kaiſer **Maximilian** der I. im 1495. Jahre die Inveſtitur dieſes Herzogthumes zugeſtanden. Man weis auch, daß **Ludwig** der XII. welchem das Herzogthum **Meyland** von ſeiner Großmutter **Valentine** wegen gehörete, ſelbiges dem **Ludwig** abgewann; und daß dieſer, da er den 10ten April im 1500ten Jahre in einer Schlacht gefangen worden, nach Frankreich geführet, darauf in das Schloß **Loches** gefangen geſetzet worden, und daſelbſt ſein Leben beſchloſſen. Man weis ferner, daß **Ludwig** den Zunamen der **Mohr** gehabt, und ſeine Gefangennehmung zu dem Sprüchworte Gelegenheit gegeben: **Sie haben ihn gefangen wie den Mohren.** Allein, man weis vielleicht nicht ſo allgemein, woher er dieſen Namen gehabt.

Auf des **Mezerai** und vieler nachmaligen Scribenten Wort, glaubet man gemeiniglich, daß **Ludwig Sforcia**

---

t) Siehe den XVII. B. der Memoires p. 540.

cia deswegen der Mohr zugenamet worden, weil er eine braungelbe Haut gehabt, oder wie der P. Daniel ſich ausdrücket, ſchwarz von Geſicht geweſen u). Und wie ſollte man das auch nicht glauben? Dieſe Schriftſteller merken nicht einmal an, daß ſie dieſes nur aus Muthmaßung verſichern: und dennoch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ſich irren.

Nach des **Paul Jovius** Zeugniſſe, der ein zeitverwandter Schriftſteller iſt, ward der Spottnamen der **Mohr** dem **Ludwig** anſpielungsweiſe auf Moro gegeben, welches einen Maulbeerbaum bedeutet; weil er zu ſeinem Sinnbilde einen Maulbeerbaum genommen hatte, den man für ein Bild der Klugheit hält, womit er ſich was wußte: Ludovicum Sfortiam, Mediolanenſium Principem, cui *Moro* cognomen fuit, nequaquam a fuſcedine oris, quod eſſet æquo pallidior, ita vocatum ferunt; verum ab argumento, quod pro inſigni geſtabat, *mori* arboris; quæ idcirco ſapientiſſima arborum cenſeatur, quoniam tarde & non prius germinet & floreſcat, quam hiemis injuriam effugerit, ſtatimque tuto partu ocyſſime frutiſſet *x*).

Guido Coquille hat *y*) dieſe Stelle faſt von Wort zu Wort überſetzet, und in ſeine Hiſtoire du Nivernois gebracht; ohne dem **Paul Jovius** die Ehre davon zukommen zu laſſen, aus welchem er ſie allem Anſehen nach genommen hatte. „**Ludwig Sforcia**, Herzog von Meyland, hatte zum Sinnbilde den Maulbeerbaum, der im „Italieniſchen moro heißt; daher man ihn den **Mohren** „nannte, und nicht wegen ſeiner braunen Geſichtsfarbe, „denn er war eher weiß als ſchwarz; weil er blaß war *z*). „Durch

---

u) Man ſehe den Mezerai, und im P. Daniel Karln den VIII. den Varillas in der Hiſt. dieſer Prinzen p. 232. und den Godefroi, den Herausgeber Philipps de Comines T.V. p.409. Sie wiederholen eben das.

x) Elog. Viror. illuſtr. pag. 195.

„Durch den Maulbeerbaum wollte er andeuten, daß er „klug, ſehr verſtändig wäre, und ſeine Sachen nicht übereilete. Denn man giebt dem Maulbeerbaume den Beynamen der Klugheit, weil er im Frühlinge erſt ſpät ausſchlägt, daher es denn kömmt, daß er ſelten vom Reiſe „und den kalten Frühlingsmorgen überfallen wird. Es iſt „wahr, dieſer **Ludwig** war ſehr verſtändig, und wollte es „auch wohl wiſſen . . . und nahm das Sprüchwort, ſo „von ihm in Italien herumgieng, ſehr wohl auf:

Chriſt au Ciel, & More en Terre,
Sçavent le ſuccès de cette guerre.

Chriſtus im Himmel und der Mohr auf Erden, wiſſen den Erfolg von dieſem Kriege.

Dieſes vom **Coquille** angeführete Sprüchwort, giebt uns Gelegenheit anzumerken, wie der Spottnamen **der Mohr**, am **Ludwig Sforcia** ſo gemein geweſen; daß er ſtatt ſeines wahren Namens gedienet, und daß es ihn ſchon nennen hieß, wenn man nur kurzweg **der Mohr** ſagete.

Als die **Meyländer** ihm zu gute einen Aufſtand macheten, giengen ſie, wie der Geſchichtſchreiber **Johann von Auton** ſaget, durch die Stadt und ſchrieen, **Mohr, Mohr!** oder wie er ſich anderwärts ausdrücket, **ſie erfülleten die Luft mit mohriſchem Geſchreye.** Dieſer Ausdruck iſt dienlich, uns den Verſtand einiger andern Stellen in dieſem **Auton** zu zeigen, welcher, um **Ludwigs** Kriegsvolk anzudeuten, faſt allezeit ſaget: **die mohriſchen Soldaten**, oder auch nur ſchlechtweg **die Mohren** 22).

Im

---

y) Hiſt. du Nivernois, in 4to p. 203. 204.

z) Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob Coquille des P. Jovius Text, quod eſſet æquo pallidior, recht gegeben hat.

22) Man ſehe den Joh. Anton, unter dem 1499ten Jahre im 9ten und 10ten Cap.

Im Grunde iſt uns wenig daran gelegen, den wahren Urſprung von Ludwigs Sforcia Zunamen zu wiſſen: allein, außer daß Paul Jovius und Coquille uns zween beſondere Umſtände von dem Leben dieſes Prinzen lehren, die wir, ohne ſie, vieleicht gar nicht wiſſen würden; ſo iſt es doch allezeit beſſer, es ſey in welcher Sache es wolle, daß man die Wahrheit wiſſe, als das Falſche glaube. Es iſt allezeit ein hiſtoriſcher Irrthum weniger, und es werden ihrer noch allemal genug übrig bleiben.

II. Artikel *a*).

Erläuterungen wegen der Perſon und Schriften Johann Michels, Karls des VIII. erſten Leibarztes *b*).

Des Andreas de la Vigne Nachricht lehret uns, daß Karl der VIII. einen erſten Leibarzt gehabt, Namens Johann

---

a) Den 15. November 1742. vorgeleſen.

b) Siehe den XVII. B. der Memoires p. 544.

c) Vergier d'honneur fol. 46. R.

*) Es wird gewiß vielen Leſern nicht bekannt ſeyn, was dieſe Geheimniſſe des Leidens Chriſti zu bedeuten haben: daher will ich etwas weniges davon melden. Unter Könige Karl dem VI. im 1402ten Jahre erhielten die Confreres de la Paſſion, den Freyheitsbrief, an Feſttagen geiſtliche Schauſpiele aus dem Neuen Teſtamente aufzuführen. Dieſe Brüderſchaft hatte ſich in der Kirche und dem Hauſe de la Trinité zu Paris niedergelaſſen, welches ſchon im XII. Jahrhunderte von ein paar deutſchen Edelleuten vor der Stadt erbauet werden war, um Reiſende darinn zu beherbergen, die zu ſpät vors Thor von Paris kamen; welches damals noch geſchloſſen ward. Dieß war nun das älteſte Theater der Franzoſen, welches ſich mit lauter geiſtlichen Stücken, die zur Erbauung der Zuſchauer abzielen ſollten, beſchäfftigte. Dieſe fanden auch ſo viel Beyfall zu Paris, daß ſelbſt die Prediger ihre Veſpern zeitiger ſchloſſen, damit die Leute ja die Komödie nicht verſäumen dörften. Es dauerte bis unter Königs Franciſci I. Regierung, der König Karls Befreyungsbrief noch 1518. beſtätigte.

Und

Johann Michel; der ihm nach Italien gefolget und bey der Rückkunſt von dieſer Reiſe, da er zu **Quiers** ankam, den 22ten Auguſt 1495. geſtorben iſt. Au 22' jour dudit mois (*d'aouſt*) treſpaſſa maiſtre Jehan Michel, premier Medecin du Roy, très-excellent Docteur en Medecine: duquel le Roy fut moult fort marry *c*).

Iſt dieſer Arzt derſelbe **Johann Michel**, welcher anfänglich Domherr, nachmals Biſchof von **Angers** geweſen, oder iſt es ein anderer **Johann Michel**, welcher im **La Croix du Maine**, ein alter **Dichter**, ſehr beredter und ſcientifiſcher **Doctor** genennet wird, welcher in franzöſiſchen **Verſen das Geheimniß vom Leiden Chriſti** *) beſchrieben hat?

Dieſe Frage iſt im II. Th. der Geſchichte des franzöſiſchen **Theaters** a. d. 238ten S. weitläuftig aus einander geſetzet. Der Verfaſſer behauptet mit Grunde, daß

da

Und dieſe geiſtlichen Schauſpieler nun, nannten alle ihre aus der heil. Schrift gezogene Komödien, Myſtères; darunter aber freylich das Myſtère de la Paſſion, oder die Leidensgeſchichte, die vornehmſte war. Dem Leſer einigen Begriff davon zu geben, will ich nur aus dem 1. Tage dieſer Paſſionskomödie die vornehmſten Perſonen herſetzen: denn das ganze Stück war ſo weitläuftig, daß man viele Tage hintereinander zuſammen kommen mußte, um es ganz zu ſehen. Es waren aber dieſelben: Gott der Vater, Jeſus Chriſtus, der heil. Geiſt in Geſtalt einer weißen Taube, die Jungfrau Maria, der Erzengel Michael, Gabriel, Raphael, Uriel, Cherubim, Seraphim, Johannes der Täufer, die Apoſtel alle zwölfe; Zebedäus, Lazarus, Martha, Brunamont, des Lazarus Page, die Braut von der Hochzeit zu Cana, ihr Speiſemeiſter, drey Jünger Johannis des Täufers, Nikodemus, Jairus, ſeine Tochter Tabitha, zween Bediente deſſelben, die Samariterinn, und zween Bürger aus Samaria, die Wittwe zu Nain Julia, und ihr Sohn, nebſt zween Bürgern.

Das iſt noch nicht die Hälfte der ſpielenden Perſonen: denn nun kommen erſt Kaiphas und Hannas, ſechs Phariſäer, vier Schriftgelehrte, Herodes und Herodias, ihre Tochter Florentia,

ein

da der Biſchof von **Angers**, nach der Gallia Chriſtiana, im 1447ten Jahre geſtorben geweſen, man ihn mit **Karls** des VIII. Leibarzte nicht vermengen müſſe, welcher erſt ungefähr 50. Jahre hernach geſtorben iſt. Allein man kann zweifeln, daß es eben ſo gegründet ſey, wenn er will, daß der ſcientifiſche **Doctor** des **la Croix dû Maine**, kein anderer ſey als der Arzt, und das **Geheimniß des Leidens Chriſti** auch von demſelben ſey.

La Croix dû Maine, ſchreibt der Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Schaubühne, wenn er von dem Verfaſſer des **Geheimniſſes** redet, nennet ihn nur ſcientifique Docteur, ohne die **Biſchofswürde** hinzuzuſetzen, wie auch der Herausgeber des Werkes 1503. gethan hat. Sollten ſie wohl beyde einen Titel mit Stillſchweigen übergangen haben, der dem Theater ſo viel Ehre machete? Dieſe Folgerung ſcheint zwar natürlich genug zu ſeyn, gleichwohl ſcheint es, daß ſie durch das ausdrückliche Zeugniß eines faſt zeitverwandten Schriftſtellers vernichtet wird. Dieſer iſt **Peter Gervaiſe**, Beyſitzer beym Official zu **Poitiers**, welcher in einem Briefe an ſeinen Freund **Johann Bouchet**, mit dem Zunamen le Traverſeur, welcher unter

Lud=

---

ein Graf, ein Oberſthofmeiſter und Bedienter Herodis, Pilatus und ſein Vertrauter Barraquin, vier Trabanten deſſelben, Brayart, Drillart, Claquedent, und Griſſon, des Judas Vater Ruben, und ſeine Frau Cyborea, der Prinz des Königs zu Scharioth, und zween Bürger von da, Rabanus ein Mäkler, Lanielius ein Vogelſteller, Celciben ein Lämmerhändler, eine Rotte Juden, des Johanns Zuhörer, und eine andre, die des Jünglings zu Main Auferweckung angeſehen. Damit es aber auch an Geiſtern und Geſpenſtern nicht fehlen möchte: ſo kam noch die Seele des enthaupteten Täufers Johanns, eine Schaar Seelen aus dem Vorhofe der Höllen, Lucifer, König der Höllen, Sathan, Beelzebub, Berith, Aſtharoth, und den Beſchluß machete NB. der Cerberus.

Nun kann ſich ein jeder leicht vorſtellen, was das für erbaulich luſtige Vorſtellungen gegeben haben mag! Gleichwohl daureten ſie faſt anderthalb hundert Jahre,

nim=

Ludwigs des XII. Regierung blühete, vorgiebt d), daß ihm in einer Nacht **Rhetorika** erſchienen ſey, um ihm vorzuwerfen, wie wenig er ſeine Gaben brauche, und ihn zu ermuntern, er ſolle etwas aufſetzen, es ſey in gebundener oder ungebundener Rede:

> De bons Paſteurs & Prelats de l'Egliſe,
> Qui en leurs temps ont chacun à leur guyſe
> Bien compoſé.

D. i. Es hat gute Hirten und Prälaten der Kirche gegeben, welche zu ihrer Zeit, ein jeder nach ſeiner Art, gute Aufſätze gemachet haben.

Er führet deren auch verſchiedene an; z. E. den **Johann Gerſon**, der erſte genannt, hernach den **Johann Michel**, von dem er ſaget:

> Voi par après ce maiſtre Jehan Michel,
> Qui fut d'Angiers eveſque, & patron tel
> Qu'on le dict Sainct: il feit par perſonnages
> La Paſſion & aultres beaux ouvrages.

D. i.

---

nämlich bis 1548. das Parlament ſie noch berechtigte, einen Contract wegen eines Saales zu ſchließen, nachdem das Haus der h. Dreyfaltigkeit wieder zu einem Spitale gemachet worden. Nun urtheile man, ob Boileau recht habe, wenn er in ſ. Art. Poet. Chant III. ſchreibt:

> Chez nos devots ayeux le Theatre abhorré
> Fut long tems de la France un Spectacle ignoré
> De Pelerins dit on une trouppe groſſiere
> En public à Paris y monta la premiere,
> Et ſottement zelée en ſa ſimplicité
> Joua les Saints, la Vierge, & Dieu par pieté.

So toll iſt gottlob! die Schaubühne in Deutſchland niemals beſtellet geweſen: ungeachtet ich weltliche Stücke in Händen habe, die über drey hundert Jahre alt ſind. G.

d) Es iſt das 22te in Bouchets Sammlung, fol. 22. verſo.

D. i. Siehe nur nachmals den Meiſter Johann Michel an, welcher Biſchof zu Angers, und ein ſo groſser Mann geweſen, daſs man ihn einen Heiligen nennet. Dieſer machete mit Perſonen, die Paſſion und andere ſchöne Werke.

Dieſer Stelle zu folge, glaubete Herr de Foncemagne anfangs, er könne ſogleich den Ausſpruch thun: daſs das Geheimniſs des Leidens Chriſti, dem Johann Michel, Biſchofe zu Angers zuſtünde; und folglich, daſs, wenn dieſer Biſchof 1447. geſtorben, wie die Gallia Chriſtiana bemerket, man des la Croix dů Maine ſeine Zeitrechnung verbeſſern müſſe, welcher den Verfaſſer des Geheimniſſes, im 1486ten Jahre noch leben läſst. Allein ſeit dieſem iſt ihm eine Urſache zum Zweifel beygefallen.

Der arbeitſame und gelehrte Verfaſſer der franzöſiſchen Bibliothek, führet, wenn er den Artikel vom Peter Gervais abhandelt, obige Stelle an; und findet ſie ſo unentſcheidend, daſs er ſich nicht ſcheuet zu behaupten: die Rhetorika, eigene hier ohne Grund, das Geheimniſs des Leidens Chriſti dem Biſchofe von Angers zu e). Was dem Anſehen des Herrn Abtes Goujet ein neues Gewicht giebt, iſt dieſs: daſs er, da er dieſe Verſicherung thut, ohne zu ſagen, worauf er ſie gründet, dieſelbe für eine unſtreitige Meynung zu halten ſcheint, die auch nicht einmal nöthig hätte, bewieſen zu werden. Indeſſen da wir muthmaſsen, er habe keinen andern Beweis, als den verneinenden, der aus des la Croix dů Maine und des Herausgebers vom Geheimniſſe, Stillſchweigen genommen iſt; ſo glauben wir, wir können nochmals fragen, ob ein dergleichen Argument ſtärker ſeyn ſolle, als das, was aus des Peter Gervaſius Texte ſelbſt erhellet?

An-

---

e) Siehe des Abtes Goujet Biblioth. françoiſe, Tom. XI. 1747. gedrucket, a. d. 332ten S.

f) Sie iſt 8060. numeriret.

Anſtatt des Werkes in Verſen, welches der Herr de Foncemagne dem Leibarzte Karls des VIII. wegnimmt, giebt er ihm ein anders in ungebundener Rede, ſo noch nicht gedrucket iſt, und vor einer Sammlung von geſchriebenen Stücken auf der königlichen Bibliothek ſteht *f*). Dieſes führet folgenden Titel: La Viſion divine révélée à Jehan Michel, très humble Prophète, & de la proſperité du très-Chreſtien roi de France Charles VIII. de la nouvelle reformation du Siecle & la récuperation de Jeruſalem à lui deſtinée. D. i. Das göttliche Geſicht, dem **Johann Michel**, demüthigſten Propheten, offenbaret, und von der Glückſeligkeit des allerchriſtlichſten Königes von Frankreich, Karls des VIII. von der neuen Verbeſſerung der Zeiten, und der Wiedererlangung von Jeruſalem demſelben vorgeſparet.

Dieſes Geſicht enthält 19. Seiten in Quart. Gott ſelbſt redet darinnen, und ermahnet in einer langen Reihe von Schriftſtellen, die meiſtentheils aus den Propheten genommen ſind, Karln, die heilige Stadt zu rächen, indem er ſie den Händen ſeiner Feinde entreiße, die er ihm auszurotten verſpricht. Der Anſchlag, die Türken mit Krieg zu überziehen, ward damals in Frankreich für den wahren Bewegungsgrund des italieniſchen Feldzuges gehalten, und **Johann Michel** ſchrieb vermuthlich ſein prophetiſches Geſicht nur, um dieſe Meynung bey dem Volke zu beſtätigen *g*). Er nennet ſich in ſeiner Schrift, einen **armen und demüthigen Propheten**, und gar nicht Leibarzt des Königes. Vieleicht iſt er es auch damals noch nicht geweſen: alles was man weis, iſt, daß er es bey ſeinem Tode war.

Unter denen Stücken, die in einer andern Handſchrift enthalten ſind, die auf der königlichen Bibliothek, mit der 969zten

---

g) Man kann in obiger Abhandlung ſehen, wie Herr de Foncemagne, **Johann Michels** Prophezeihung gebrauchet hat.

Nummer bezeichnet iſt *h*); iſt die Abſchrift einer Gnadenverordnung befindlich, die ihm in dieſer Würde ausgefertiget worden. Wir wollen ſie hier denen zu Liebe abſchreiben, die an dem Andenken **Johann Michels** Antheil nehmen möchten: es ſey nun aus Familienurſachen, oder in der Abſicht die Denkmäler zu ſammeln, welche in einer Geſchichte der erſten Leibärzte unſerer Könige, ſtatt haben könnten.

De par le Roy.

Chers & bien amez. Nous avons eſté averti, comment l'eveſque de Clermont a différé donner ſon conſentement au don que nous avons fait ſur le païs d'Auvergne, à maiſtre Jehan Michel,, mon *i*) j Medecin, pour les grands ſervices qu'il nous avoit faits. Et pour ce, s'il vous appert du conſentement du duc de Bourbon & d'Auvergne, du comte de Montpenſier & du comte d'Auvergne, qui ſont les plus grants dudit pays principaux; Voulons que mon dit don faictes ſortir plein effect, ſelon la forme & teneur de mon ſusdit icelui don: nonobſtant le delai dudit Eveſque: & n'y faictes faute, ſur tant que craindrez nous deſobeïr. Zeit und Ort fehlen *k*).

„Von wegen des Königes.

„Wertheſte und Geliebte. Uns iſt hinterbracht worden, wie daß der Graf von **Clermont** verzögert hat, ſeine „Einwilligung zu dem Geſchenke zu geben, welches wir auf „das Land **Auvergne**, dem Meiſter **Johann Michel**,

„uns

---

h) Dieſe Handſchrift in einem Corduan-Foliobande heißt auf dem Rücken und der erſten Seite: Memoires du regne de Charles VIII. Dieſer Titel kann in Irrthum verleiten: die Handſchrift iſt eine Sammlung von Stücken, die einander gar nichts angehen, und davon die meiſten Karls des VIII. Regierung gar nicht betreffen.

„unſerm 1. Leibarzte, für die groſſen Dienſte verliehen, welche er uns geleiſtet hat. Und wie euch aus der Einwilligung des Herzogs von **Bourbon** und **Auvergne**, des Grafen von **Montpenſier** und des Grafen von **Auvergne** erhellet, welche die vornehmſten Häupter beſagtes Landes ſind, als wollen wir, daß mein beſagtes Geſchenk volle Kraft habe, nach Maaßgebung und Inhalt meiner beſagten Schenkung; ungeachtet der Verzögerung des beſagten Biſchofes: und ihr ermangelt nicht daran, aus Furcht des Ungehorſames gegen uns.„

Blanchard nennet in ſeinem Verzeichniſſe der pariſiſchen Parlamentsräthe, einen **Johann Michel**, welcher im 1491ten Jahre aufgenommen worden, einen Vater der **Luiſe Michel**, welche mit **Petern le Clerc du Tremblai** verheirathet worden, von denen der berühmte **Capuciner P. Joſeph** abgeſtammet iſt. Herr **Poquet de Livoniere**, Secretär der Akademie zu **Angers**, und der Verfaſſer der Geſchichte des franzöſiſchen **Theaters**, zweifeln gar nicht, daß dieſer pariſiſche Parlamentsrath, nicht mit dem Leibarzte **Karls** des VIII. einerley ſey: allein es ſey uns erlaubet zu ſagen, daß der Irrthum, in welchen ſie beyde gerathen ſind, wenn ſie vom **Johann Michel** reden, uns zwingen, der Richtigkeit derer Nachrichten nicht zu trauen, die ihnen deswegen mitgetheilet worden. Wir wollen ein wenig ſtehen bleiben, um dieſe Verſehen aufzudecken. Zwar ſollte die wenige Erheblichkeit der Sache ſie vor der Kritik ſchützen: allein der Ruhm derer Männer, denen ſie entwiſchet ſind, machet ſie unſerer Aufmerkſamkeit würdig.

[i] MSt. de Bethune, no. 9692. fol. 88.

[k] In der Urſchrift iſt hier etwas ausgekratzet, worunter man deutlich mon lieſt, ſo man ausgelöſchet, um an deſſen Stelle, mon j zu ſetzen, welches mon premier Medecin heiſſen ſoll.

Man lieſt im II. Th. der Geſchichte des franzöſiſchen Theaters, a. d. 241. S. einem angeführten Briefe des Herrn de Livoniere zufolge, daß „Johann Michel, da er Karln den VIII. nach Italien begleitet, und „ſein Vertrauen je länger je mehr verdienet, als der König „wieder zurück gekommen, er dieſen ſeinen erſten Leibarzt, „mit der Stelle eines Parlamentsrathes zu Paris beehret; „daß Michel 1491. darinn aufgenommen worden; daß er „zu Quiers in Piemont, den 22ten Auguſt 1493. ge„ſtorben; und daß endlich der ungenannte Verfaſſer von „Karls des VIII. Leben, ſo Godefroi herausgegeben, a. „d. 172ten S. ſaget: Ce fut le 22ᵉ. août que treſpaſſa „maiſtre Jehan Michel &c.„

Allein, 1. wenn Johann Michel 1491. Parlamentsrath geworden, ſo iſt er nicht nach der Rückkunft aus Italien mit dieſem Amte verſehen worden, indem die Abreiſe 1494. geſchehen iſt. 2. Starb Michel zu Quiers, nicht 1493. ſondern im 1495ten Jahre. 3. Iſt das vom Godefroi herausgegebene Werk, worauf man ſich bezieht, nicht ein Leben Karls des VIII. ſondern lediglich eine Nachricht von ſeiner italieniſchen Reiſe. 4. Iſt der Verfaſſer dieſes Werkes kein Ungenannter; Godefroi nennet ihn auf dem Titel: Andreas de la Vigne.

Man lieſt ferner eben daſelbſt, in einer Note unten auf der Seite, zufolge eines Buches das den Titel führet: Curieuſes recherches ſur les écoles de Medecine de Paris & de Montpellier. „Es war bey beſagter Reiſe (nach „Italien) mit dem Könige, als erſter Leibarzt, Meiſter „Johann Michel, ein trefflicher Doctor, welcher den „22ten Auguſt 1493. zu Quiers verſtarb, und von dem „Könige ſehr bedauret ward: wie du aus dem Tagebuche der „Reiſe ſehen wirſt, welches der h. Gelaſius, Biſchof

„von

---

h) Siehe den XVII. Band der Memoires pag. 544.

„von Angoulesme verfertiget hat, welcher im Gefolge des „Königes geweſen, und aus noch einem andern Tagebuche „von Antonen de la Vigne.„

1. Die Zeit iſt falſch. 2. Man ſetzet zwo verſchiedene Nachrichten von der Reiſe nach Neapolis voraus; die eine vom h. Gelaſius, die andere vom de la Vigne. 3. Man giebt ohne Grund vor, daß der Biſchof von Angoulesmes, Karln den VIII. begleitet habe. 4. Man verändert den Namen des de la Vigne, welcher Andreas und nicht Anton geheißen.

Wie iſt es doch zugegangen, daß alle, die vom Johann Michel geredet haben, ſo unrichtig reden? Selbſt der Verfaſſer der Zuſätze zum Moreri, hat ſo gut gefehlet als die andern. „Johann Michel, ſchreibt er, ſtarb im „Auguſtmonathe des 1494ten Jahres, zu Quiers, in „der Grafſchaft Foix, im Gefolge Karls des VIII. den er „nach Italien begleitet hatte.„ Es iſt, wie man bereits geſehen, ein Irrthum in der Zeit; in der Lage der Stadt Quiers, die nicht in der Grafſchaft Foix liegt; und endlich im Ausdrucke ſelbſt: denn daß Johann Michel, in Karls des VIII. Gefolge, den er nach Italien begleitet, geſtorben ſey, das heißt zu verſtehen geben: er ſey auf dem Wege nach Neapolis geſtorben; da er doch bey der Rückkunft von der Reiſe geſtorben iſt.

III. Artikel. l)

Nachricht von einer Handſchrift der königlichen Bibliothek, die Prophezeihung von Karln dem VIII. betitelt m).

Die Handſchrift der königlichen Bibliothek $\frac{1838}{7885}$ bezeichnet, iſt ein kleiner Folioband von 24. Blättern, und führet

---

m) Den 23. Febr. 1742. vorgeleſen.

führet den Titel: La Prophétie du Roy Charles huictieſme de ce nom, enſemble l'exercice d'icelle.

Die drey erſten Verſe des Werkes, geben deſſen Zeitpunct an:

Mil quatre cent nonante-quatre,
L'an courant par tout mortalité,
La plume je prins pour m'esbattre n).

Einige Zeilen tiefer lehret uns der Verfaſſer ſeinen Namen und ſein Vaterland:

De Bourdeaux ſuis & Guiennois o),
Qu'on appelle *maiſtre Guilloche*.

Dieſes Werk enthält eigentlich drey Theile. 1. Eine Prophezeihung über Karls des VIII. Regierung. Sie fängt mit einer Beſchreibung ſeiner Geſichtszüge an:

En ſoi aura haultes ſourcis:
Semblablement, aura long front:
Les yeux longuets comme ſeront;
Le nez agu.

Er wird hohe Augenbraunen, eine lange Stirne, länglichte Augen, und eine ſpitze Naſe haben.

Dieſe Beſchreibung ſteht in unſern neuern Geſchichtſchreibern nicht. Die Zerrüttungen, welche den Anfang von Karls des VIII. Regierung verwirreten, werden darinnen nebſt dem Zeitpuncte der vornehmſten Vorfälle erwähnet,

wozu

---

n) Fol. I. r°.
o) Fol. I. v°.

p) Man kann in obangezogener Abhandlung ſehen, wie Herr

de

wozu ſie Gelegenheit gegeben. Der Feldzug nach **Neapolis** iſt darinnen auf das vier und zwanzigſte Jahr dieſes Prinzen geſetzet, welches das 1494 te Jahr iſt. Die Eroberung von **Neapolis**, ſollte ihm den Weg zur Eroberung von ganz Italien bahnen, welche in das drey und dreyßigſte Jahr ſeines Lebens geſetzet wird. Nachmals ſollte er das griechiſche Kaiſerthum erobern; alsdann die allgemeine Monarchie an ſich bringen, und im drey und funfzigſten Jahre ſeiner Regierung ſterben.

2. Was der Verfaſſer fol. IV. v° l'Exercice de la Prophetie nennet, das iſt eine Art von Auslegung, worinnen er deren erſte Artikel erkläret. Dieſe betreffen die erſten Jahre von **Karls** des VIII. Regierung, ſeit ſeiner Gelangung zur Krone, bis zu den Vorbereitungen zur neapolitaniſchen Reiſe. Er ſaget gleich anfangs, er habe dieſe Prophezeihung, aus einer lateiniſchen Abſchrift **ausgezogen**, das heißt vermuthlich **überſetzet**:

Extraite d'une autre Copie
En Latin.

Er zeiget in einer hiſtoriſchen Umſchreibung, daß ſie in allen denen Begebenheiten, die vor dem 1494 ten Jahre, worinnen er ſchrieb, erfüllet ſey, und ſteht nicht an, zu verſichern: daß ſie auch in den übrigen erfüllet werden würde. Allein der Dichter wird das, was nach der Zeit erfolgen ſollte, bey weitem ſo gut nicht treffen; und **Karl**, dem er 53. Regierungsjahre verſpricht, verſtarb, ehe er noch das 28 te erfüllet hatte *p*).

Dem ſey wie ihm wolle, ſo findet man in dieſer Gloſſe einige eben nicht erhebliche Umſtände, die den Geſchichtſchrei-

---

de Foncemagne dieſe Prophezeihung des **Meiſter Guilloche** angewendet hat.

bern entwiſchet ſind. Das wichtigſte darinnen iſt, daß der Anſchlag, die Türken mit Krieg zu überziehen, damals in Frankreich für den wahren Bewegungsgrund des neapolitaniſchen Feldzuges gehalten ward, und dieſes wiederholet der Verfaſſer an verſchiedenen Stellen. Der Zeitpunct, den er **Karls** Krönung zu geben ſcheint, ſtimmet mit demjenigen nicht überein, der in der Nachricht von der Salbung dieſes Prinzen ſteht, die im erſten Bande des **franzöſiſchen Ceremoniels** a. d. 184ten S. gedrucket ſtehet. Nach dieſer Nachricht, geſchah die Salbung den 30. May 1484. und **Guilloche** ſcheint ſie auf den 28ten zu ſetzen.

Mil quatre cent quatre-vingt-quatre,
Vingt-huitieſme jour de may,
A Rheims m'en allay pour m'esbattre. . . .
Quant fus illecques, m'informay
Que le Roy avoit quatorze ans:
Cy dit la prophetie vray:
Couronné fut: j'y ſus préſent q).

Dieſe vermeynete Schwierigkeit wird wegfallen, wenn man Acht hat, daß **Meiſter Guilloche**, nicht die Zeit von der Salbung des Königes, ſondern ſeiner eigenen Ankunft zu **Rheims** angiebt, die zween Tage vor dieſer Feyerlichkeit hergieng. **Mezerai**, deſſen Zeitrechnung ſo oft fehlerhaft iſt, ſetzet die Salbung auf den 5. **Junius**.

3. Was von dem 6ten Blatte an, bis zu Ende folget, iſt eine Sammlung verſchiedener Gedichte von allerley Gattung, **Baladen**, **Virelais** und andere, die man als hiſtoriſche Stücke betrachten kann. Einige ſind zu Ehren der Königinn und des **Dauphins**, vermuthlich **Karl Orlands**, wel-

---

q) Fol. 5. v°. r) Fol. 16. v°. s) Von jüdiſchem Herkommen.

welcher 1492. gebohren war, und 1495. ſtarb. Die andern ſind Ermahnungen an die franzöſiſchen Prinzen und Herren, ſowohl als an die italieniſchen Städte, dem Könige und der Religion, wider die Türken wohl zu dienen. Verſchiedene ſind auch Schmähungen wider die **Florentiner**, die der Verfaſſer durch den Namen **Marrans** (Juden) anzeiget; er rücket ihnen vor, daß ſie den Franzoſen nicht gut ſind. Da er in Italien und Sicilien gereiſet war, ſo muß ſein Zeugniß von den Sitten dieſer Völker, ſchon etwas gelten r).

Was **Meiſter Guilloche** von dem Urſprunge **Ferdinands**, Baſtards von **Arragonien**, eines Vaters des **Alphonſus** ſaget, der damals zu **Neapolis** regierete, das ſcheint uns werth zu ſeyn, angeführet zu werden.

Or parlons de ce ſol de Naples
Alfonſe, & généalogie:
Il n'eſt pas Roy, mais eſt un dyable,
Extrait de la marranerie s),
Son pere t), baſtard quoiqu'on die,
Fils d'une vilaine barbière,
Laquelle fut toute ſa vie
De Valence grant cantonniere u)...
Et puis elle, par ſon moyen,
Au Roi Alfonſe d'Arragon,
Fiſt entendre qu'il éſtoit ſien;
Et le porta en ſa maiſon.

---

t) Ferdinand.

u) Ein geſchändetes Weib.

D. i. Nun wollen wir von dem Narren zu Neapolis, Alphonſus, und von ſeiner Genealogie reden. Er iſt kein König, ſondern ein Teufel, aus jüdiſchem Herkommen entſproſſen. Sein Vater, ein Baſtard, man ſage was man wolle, war ein Sohn einer häßlichen Barbierinn, die ihr ganzes Leben hindurch eine valenziſche Landſtreicherinn geweſen iſt.... Hernach machete ſie durch ihre Künſte, dem Könige Alphonſus von Arragonien weis, er wäre ſein Sohn, und brachte ihn ihm ins Haus.

Dieſer Umſtand, der ſich vieleicht in keinem einzigen ſpaniſchen oder neapolitaniſchen Schriftſteller findet, erläutert eine Stelle im Ghiannone, die einer Umſchreibung nöthig zu haben ſcheint. Der Pabſt, ſaget Ghiannone x), ſah die Krone als an den päbſtlichen Stuhl verfallen an: weil Alphonſus ſie dem Ferdinand nicht geben konnte, der weder ſein rechtmäßiger, noch natürlicher Sohn war. Nach der Stelle unſers Guilloche, war Ferdinand in der That, weder eines noch das andere.

Das Ende gegenwärtiger Handſchrift kann mit einigem Nutzen geleſen werden. Der Verfaſſer ſtellet darinnen den Grund der Anſprüche **Karls** des VIII. auf die Königreiche **Neapolis** und **Sicilien** dar. Was er von dem Eifer hinzuſetzet, womit der Cardinal de St. Pierre-aux-liens, ſich des Beſten der Krone Frankreich bey dem Pabſte Sixtus dem IV. ſeinem Vätter, angenommen, iſt nicht das ſchlechteſte Stück darinnen. Dieſer Cardinal iſt **Julian de la Rovera**, welcher, als er unter dem Namen **Julius** der II. Pabſt geworden, nichts weniger als ein Freund der Franzoſen geweſen.

---

x) Man ſehe die Hiſtoire de Naples Tom. III. p. 545.

Die alten Sagen von dem Urſprunge der franzöſiſchen Lilien, der Wunderfahne, und heiligen Flaſche, ſtehen auch in dieſem Werke. Man bemerket zwey Sprüchwörter darinnen, deren eines nicht ſonderlich bekannt zu ſeyn ſcheint; das andere iſt bis auf uns gekommen.

Wenn er von einem Treffen redet, wobey es viel Erſchlagene gegeben, ſo ſaget er:

Et là de vrai, mainte chaſtaigne
Après tout y laiſſa ſa pel.

und wahrlich! hier ließ manche Caſtanie ihre Schaale.

Wenn er von dem nahen Untergange der Feinde Frankreichs redet, ſo ſaget er:

Seront battu comme vieux plaſtre.

und dieſes Ausdruckes bedienet man ſich noch anitzt.

Das wenige was wir aus dem **Meiſter Guilloche** angeführet haben, kann uns ſchon einen Begriff von ſeiner Dichtkunſt geben. Ueberhaupt machet er ſich über dem Versmaaße nicht viel Bedenken; oft nimmt er ſich die Freyheit neue Wörter zu ſchmieden; inſonderheit zwingt er ſich ſie aus dem Griechiſchen zu holen: dergleichen ſind metrificature, für verſification, ſismater, für diviſer, u. a. m. dergleichen.

Herr de **Foncemagne** beſchließt dieſe Nachricht, indem er diejenigen, welche eben dieſe Handſchrift zu rathe ziehen möchten, unterrichtet; daß auf dem 7ten Blatte v°

ein Fehler zu ändern ſey. Der Dichter nennet denjenigen Herzog von Bourbon, Johann, welcher mit der Prinzeſſinn Anna zugleich, die unter dem Namen Madame de Beaujeu bekannt iſt, das Königreich regierete, ſo lange Karl der VIII. unmündig war. Allein, dieſer Herzog von Bourbon hieß Peter; ſein älteſter Bruder hieß zwar Johann: aber, man kann das, was der Verfaſſer hier ſaget, nicht auf dieſen deuten.

IV. Artikel.

Erklärung einer Stelle aus dem Philipp von Comines y).

Wir leſen im VII. Buche der Memoires des Comines, im X. Capitel folgendes: „Der Cardinal de Sainte Pierre-aux-liens, war ein großer Freund der Colonnen, die auf Vermittelung des Cardinals Aſcanius für „uns waren... und auch aus Haß gegen die Urſiner, denen „ſie allezeit zuwider geweſen, und noch ſind; und wird der „ganze Kirchenſtaat durch dieſe Parteylichkeit getrennet, als „wenn man ſagen wollte: Luce und Grandmont, oder „in Holland, Houc und Caballau z).

Herr Godefroy a) begnüget ſich nur, das Wort Caballau, durch folgende Randgloſſe zu erklären: oder Cabillau, eine Art von Fiſch, woraus man Stockfiſch machet. Wir wollen hier den Ausdruck, woraus man Stockfiſch machet, nicht aufmutzen; welcher vermuthlich

---

y) Den 23. Febr. 1742. vorgeleſen.

z) Siehe den XVII. Band der Memoires p. 550.

a) In der Brüſſler Ausgabe II. Theil a. d. 45. S.

muthlich heißen ſoll, den man mit dem Stockfiſche vermenget, oder der eine Art von Stockfiſch iſt. Dieſe Stelle, die wohl die mehreſten Leſer nicht verſtanden haben mögen, hätte wohl eine andere Note verdienet; und Herr Foncemagne hilſt ihr ſo ab.

Lüſſe, oder **Lüz**, und **Grammont**, nicht **Lüce** und **Grandmont** *b*), ſind zween vornehme Herrſchaften in dem niedern **Navarra**: die zwey Häuſer denen dieſelbe gehöret, waren lange Zeit Nebenbuhlerinnen. **Houc** und **Caballiau**, zeigen zwo Factionen an, die ſich in den Niederlanden gegen die Mitte des XIV. Jahrhunderts, unter den Namen **Cabilliaves** und **Houckianer**, entſponnen. Die erſten nannten ſich nach dem Namen eines in **Flandern** bekannten Fiſches, der andere Fiſche verſchlingt; die andern nach dem holländiſchen Worte **Hoek**, eine **Fiſchangel**, anzuzeigen: daß ſie wohl Herren über diejenigen zu werden gedächten, die ſie verſchlingen wollten. Quidam ſe *Cabilliavios* (ſic Belgice vocant Aſellum piſcem) appellabant; quod, ut ille piſces alios vorat, ſic ipſi adverſarios domarent.... Alii ſe *Houckios*, ſive Hoekios dicebant; *Hoek*, Hollandis, quod Brabantis *Haeck*, hamum ſignificat; quaſi ſeſe jactarent *Cabilliaviis* futuros, quod eſt hamus piſci *c*).

Dieſe zwo Rotten beſtanden noch zur Zeit **Oliviers de la Marche** *d*), welcher ſaget, wenn er von **Philippen** dem **gütigen**, Herzogen von **Burgund** unter dem 1425ten Jahre redet: **obgleich die Houcs ihm zuwider waren; ſo waren doch die Cabilliauer für ihn.** Man findet

---

b) Man ſehe den Abt de Longuerüe, Deſcr. hiſt. de la France. Part. 1. p. 213.

c) Bolland. Jan. T. I. p. 352.

d) S. ſeine Memoires, a. d. 52. S.

findet dieſen letzten Namen in **Johanns Moulinet** Gedichten, a. d. 112. Blatte.

Aiguemont en Hollande
Mena ſes Cabillaus,
Armez d'eſcaille grande
Dure comme caillaux.

Comines vergleicht in gegenwärtiger Stelle, die Nebenbuhlerey der **Colonnen** und **Urſinen**, mit derjenigen, die in den Häuſern **Lüz** und **Grammont** in dem niedern **Navarra** herrſchete, und mit den zwo **Factionen** in Holland.

V. Artikel.

Beobachtungen über Monſtrelets Chronik *e*).

Enguerrand von Monſtrelets, Statthalters zu **Cambray** Chronik, fängt mit dem 1400ten Jahre an, allwo **Froiſſarts** ſeine aufhöret, und endet ſich ſelbſt mit dem 1467. Jahre: allein, die verſchiedenen Herausgeber haben nach und nach mancherley Fortſetzungen hinzugethan, davon die letztern erſt mit dem 1516ten Jahre aufhören.

Die Kunſtrichter haben bereits angemerket *f*), daß der erſte von dieſen Zuſätzen nichts anders iſt, als die Chronik von **Ludwig** dem XI. die unter dem Namen der Schand-

---

e) Den 8ten März 1748. vorgeleſen.

f) Siehe den XVII. B. der Mem. a. d. 553. S.

Schandbaren Chronik bekannt iſt, und dem **Johann de Troyes**, Stadtſchreibern zu **Paris** beygemeſſen wird. Diejenigen, die dieſe Anmerkung gemachet haben, hätten noch hinzuſetzen ſollen, daß der Anfang dieſer zwey Werke verſchieden iſt; und daß ſie nur bey der Ergießung der **Seine** und **Marne** erſt eins werden, die ſich im 1460ten Jahre eräugete. Denn der Verfaſſer holet ſeine Geſchichte von dort her. Dieſe Begebenheit ſteht a. d. 9ten S. der **ſchandbaren Chronik** *g*), und a. d. 3. Blatte des letzten Bandes vom **Monſtrelet** (in der zweyten Ordnung der Zahlen) **Ausgabe** vom 1603ten Jahre.

Die zweyte Fortſetzung enthält die ganze Regierung **Karls** des VIII. Sie iſt vom **Peter Deſrey**, der ſich auf dem Titel nennet; und ſaget, er ſey ein ſchlechter Orator von **Troyes** in **Champagne**. Dieſe ſteht, größtentheils, ſonderlich in dem was den italieniſchen Feldzug betrifft, in der Folge der Ueberſetzung **Gaguins**, von eben dieſem **Deſrey**; ferner zu Ende der Chronik von **Bretagne**, durch **Alain Boucharden**, und des **Godefroy** **Karln** dem VIII. a. d. 190ten S. wo ſie: **Nachricht von der Reiſe Karls des VIII.** betitelt wird.

Von den andern Fortſetzungen des **Monſtrelet** ſaget Herr de **Foncemagne** nichts, als die er nicht Gelegenheit gehabt, mit eben ſolchem Fleiße zu unterſuchen; er meynet aber, ſie möchten auch wohl aus derjenigen genommen seyn, die **Deſrey** ſeiner Ueberſetzung **Gaguins**, bis an das 1538te Jahr beygefüget hat.

Dieſe Nachricht kann denen nützlich ſeyn, die die Geſchichte **Ludwigs** des XI. und **Karls** des VIII. ergründen wollen;

---

g) Comines von Brüſſelle 1723. Tom. II.

wollen; indem ſie dadurch die Mühe und den Ekel erſparen einerley Sache vielmal in ſolchen Schriften zu leſen, die man nicht im Verdachte haben kann, daß ſie eins von dem andern abgeſchrieben worden ſind.

Wir würden den Verfaſſern der **Lehrarten wie man ſtudieren ſoll**, vielen Dank ſchuldig werden, wenn ſie, indem ſie uns anzeigeten, was man von jeder Materie leſen ſoll, uns auch zugleich warnen möchten, was man nicht leſen ſoll. Dieſer Unterricht iſt inſonderheit in Anſehung der alten Chroniken und derer Werke nöthig, die wir **Sammlungen verſchiedener Stücke** nennen. Die meiſten Chronikenſchreiber haben einander, wenigſtens von denen vor ihnen verfloſſenen Zeiten ausgeſchrieben; und ſo ſind auch eine große Menge Stücke nur von verſchiedenen Herausgebern ans Licht geſtellet worden. So vervielfältigen ſich die Bücher, die Bände ſchwellen an, und die Gelehrten haben nichts davon, als mehrere Hinderniſſe fortzukommen.

Der gelehrte Ordensbruder, welcher an einer Sammlung der **Geſchichtſchreiber von Frankreich** arbeitet, hat dieſes Uebel in Anſehung der Chroniken weislich vermieden *b*). Eine Geſellſchaft von Gelehrten kündigte im 1734. Jahre eine **alphabetiſche Bibliothek** *i*), oder ein allgemeines Verzeichniß alter Stücke an, die in denen Sammlungen befindlich ſind, welche man unter den Namen Spicilegia, Analecta, Anecdota, u. ſ. w. kennet; durch deſſen Beyhülfe man auf einen Blick geſehen hätte, an wie vielen

Orten

---

b) Siehe die Vorrede vor dem erſten Bande, a. d. 7. S.

i) Epiſtola plurium Doctorum e ſocietate Sorbonica ad illuſtriſſ. Marchionem *Scipionem Maffeium* de ratione indicis Sorbonici, ſeu *Bibliothecæ alphabeticæ*, quam adornant &c. 1734. Eben dieß Werk war ſchon 1727.

ange-

Orten einerley Stück zu finden ſey. Dieſer Anſchlag gab als er bekannt ward, zu einem gelehrten Kriege Anlaß, deſſen ganzer Nutzen dieſer geweſen zu ſeyn ſcheint: daß er den Eifer derer berühmten Verfaſſer erkaltet hat, die ihn gefaſſet hatten, und daß er die Ausführung eines Werkes verhindert hat; welches für die gelehrte Welt einen unendlichen Nutzen gehabt haben würde.

---

angemeldet worden: allein, der Verfaſſer, Herr Salmon, Doctor und Bücheraufſeher der Sorbonne, veränderte den Entwurf, und vier ſeiner Mitbrüder geſellten ſich zu ſeiner Arbeit. Wir zeigen hier die verſchiedenen Schriften nicht an, zu welchen der neue Conſpectus Anlaß gab; ſie ſind bekannt genug.

XXII.

Verzeichniß derer Sinnbilder und Aufſchriften, die von der Akademie verfertiget worden.

Im 1741ten, 1742ten, und 1743ten Jahre hat die Akademie, wie gewöhnlich, die Sinnbilder zu denen Zahlgeldern geliefert, die man ihr für die königlichen Departementer abgefodert hat.

Sie hat 1741. zwo Aufſchriften gemachet, die man von ihr verlanget hatte. Die eine foderte der Herr Graf von Maurepas, zu dem großen Eingangsthore der Stadt Ludwigsburg, in der Isle Royale, bey dem Einfluſſe des Fluſſes St. Laurent: Die andere der Herr Cardinal Rohan, um über ein innwendiges Geſims des biſchöflichen Palaſtes geſetzet zu werden, den er in Straßburg baun laſſen.

Den 17ten Julius 1742. hat Herr von Boze der Akademie eine Aufſchrift mitgetheilet, die in Geſtalt einer Grabſchrift war; und die der Herr Marquis de Caumont, von ihm über den Verluſt ſeines Sohnes gefodert hatte, welcher zu Prag an den Beſchwerlichkeiten ſeines erſten Feldzuges, in ſeinem 18ten Jahre geſtorben war.

Leben
derer
Mitglieder der Akademie
welche
ſeit dem 1741ten Jahre,
bis an das 1744te Jahr,
geſtorben ſind.

LI.

Lebensumſtände des Herrn Lancelots, von dem Hrn. Boze verfaſſet.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie am 11ten April 1741. vorgeleſen.

Antonius Lancelot, der Sohn eines Kaufmannes, welcher urſprünglich aus Champagne war, ward zu Paris in dem Kirchenſprengel von St. Sulpiz, den 14ten October 1675. gebohren. Er war faſt ſieben Jahre alt, da man ihm noch das leſen nicht hatte beybringen können; er konnte auch kein einzig Wort recht deutlich ausſprechen. Allein, da die Werkzeuge der Stimme ſich nach und nach loswickelten, ſo brachte das Kind durch ſein Beſtreben allein, reden zu wollen, in kurzem die verlorene Zeit wieder ein: und allmählich war er im vollen Laufe derer Studien die ſich für ſein Alter ſchicketen.

Der Vater und die Mutter erſchracken darüber, als über einem Wunderwerke: und ungeachtet ſie nur dieſen einzigen Sohn hatten, ſo entſchloſſen ſie ſich dennoch ihn dem geiſtlichen Stande zu weihen. Sie ließen ihn beſcheeren, und zwungen ihn nachmals, daß er alle Feſte und Sonntage, allen Gottesdienſten im Kirchſpiele, im leinenen Chorrocke beywohnen mußte. Als endlich der Vater einige Zeit hernach Adminiſtrator der Brüderſchaft vom heil. Grabe, von Jeruſalem genannt, ward; ſo ſchlug er vor, und beredete auch den Sohn dazu, welcher erſt zwölf bis dreyzehn Jahre alt war: daß er an dem Feſttage, den dieſe Brüderſchaft jährlich bey den Barfüßermönchen am Sonntage Quaſimodogeniti feyert, predigen ſollte.

An dieſem Tage kömmt man nach einem feyerlichen Umgange, unter welchem einige Gefangene ledig gelaſſen werden, wieder zurück in die Kirche; allwo eine groſſe Meſſe griechiſch geſungen wird: und mitten in dieſer Meſſe wird eine ebenfalls griechiſche Predigt an die Verſammlung gehalten. Dieſe Predigt, wenn ſie gleich nicht lang iſt, ſcheint doch allen und ſelbſt demjenigen der ſie hält, überlang zu ſeyn; indem ihm insgemein die griechiſche Sprache nicht geläufiger iſt, als den übrigen Anweſenden. Da es auch bey dieſer Gelegenheit nicht ſowohl darauf ankömmt, die Zuhörer von den Wahrheiten der chriſtlichen Religion zu unterrichten, als ihnen den Anblick der Gebräuche des gelobten Landes zu verſchaffen, allwo alles griechiſch geredet wird: ſo iſt es einerley, ob ein Schüler oder ein Doctor prediget, und der erſte findet ſich immer leichter. Es ſey nun, daß Herr **Lancelot**, wie man vorgiebt, dieſe Predigt ſelber verfertiget, oder dieſelbe nur auswendig gelernet habe: ſo hielt er ſie doch auf eine ſolche Art, daß man glaubete, er ſey der Verfaſſer davon; und in den letzten Jahren ſeines Lebens, redete er noch mit Vergnügen von dieſem erſten Werke ſeiner Jugend.

Gleichwohl kam ſein Beruf, ſeinen Gaben bey weitem nicht gleich. Er hatte gar keinen Trieb zum geiſtlichen Stande, und ſeine gröſſte Mühe war, ſolches ſeinen gar zu eingenommenen Aeltern begreiflich zu machen. Aus Verzweifelung nun, daß es ihm nicht gelingen würde, entfloh er von ſeinem Vater, eines Tages vor dem heil. Pfingſtabende, und gieng nach Beauvais, ohne zu wiſſen wohin. Er kam eben ſo wieder zurück, und war noch ſehr glücklich, daß er wieder zu Gnaden angenommen ward; doch mit der Bedingung, er ſolle bey der Kirche bleiben.

Dieſes neue aus Furcht und Nothwendigkeit gethane Verſprechen daurete nicht lange. Das folgende Jahr gieng er an eben dieſem Tage wieder davon, und weil er mehr Stärke und Entſchloſſenheit bey ſich ſpürete, ſo gieng er in das Lager vor Namur, allwo der König ſelbſt zugegen war. Hier blieb er im Gefolge des Kriegsheeres, bis an die Schlacht bey Steenkerke, die er oben auf einem Hauſe mit anſah, welches ſo nahe am Schlachtfelde ſtand, daß es auch zum Theile durch die feindlichen Canonen verderbet ward. Ein burgundiſcher Trabant der ihn erkannte, erboth ſich, ihn wieder zu ſeinem Vater zu bringen, und ihn mit demſelben auszuſöhnen. Dieſem folgete er mit Freuden: allein, dieſer Trabant, der ein Vätter des P. Desmolets vom Oratorio war, ward in einem Zweykampfe ermordet, als er zu Noyon ankam; und von da bis Paris, mußte der junge Menſch, der nicht einen Häller hatte, ſich von dem Getrayde nähren was er längſt dem Wege ſammlete, und welches er, nach dem Beyſpiele der Apoſtel, mit den Händen zerrieb, damit die Körner heraus fielen.

Sein Anblick und die Erzählung, was er ausgeſtanden hatte, thaten endlich den gewünſchten Eindruck auf die Seinigen. Man dachte nicht mehr daran, ihn in der Wahl eines Standes zu zwingen; man erlaubete ihm, ſich derjenigen Art von Studien zu ergeben, zu welcher ſeine Neigung ihn trieb: und er vollendete ſeine Rechtsgelehrſamkeit, als ein gewiſſer Herr Herbinot, Rath bey dem Chatelet, ein reicher und ſehr lebhafter Mann, ihn zu ſich nahm; um ihm an der Ausarbeitung eines etymologiſchen **Wörterbuches** zu helfen, in welchem er ſich vorgenommen hatte, alle unſere franzöſiſchen Wörter, ohne Ausnahme, gerades Weges vom Griechiſchen herzuleiten. Herr **Lancelot** legete mit groſſem Eifer Hand an dieſe Arbeit, und das Werk war nach ihrer Art ſchon weit gekommen; als der Verfaſſer ſich plötzlich anders beſann, und dasjenige, was er anfangs lediglich aus der griechiſchen Sprache herholen wollte, nunmehr ganz allein aus dem Hebräiſchen herzuholen gedachte.

Auch dieſe zweyte Arbeit, die noch ungegründeter war, als die erſte, ſchreckete den Herrn **Lancelot** nicht ab: und er gewann dieß dabey, daß er faſt eben ſo viel Hebräiſch lernete, als er Griechiſch konnte; und das war allezeit etwas. Herr **Herbinot** indeſſen, welchem dieſe ungeheure Menge erzwungener Wortableitungen den Kopf ſehr erhitzet hatte, fiel in eine ſo vollkommene Wahnſinnigkeit, daß weil er, wie er ſagete, keine andere Nahrung nöthig hätte, als dieſe ſeine griechiſchen und hebräiſchen Wurzeln; er ſich beſtändig weigerte etwas anders zu ſich zu nehmen, und ſo an der Verzehrung ſtarb.

Mit Herrn **Lancelot** gieng es ganz anders. Er war fähig die langwierigſte Arbeit auszuhalten, ohne daß ſie ihm beſchwerlich fiel, und alſo war eine mittelmäßige Arbeit nur ein Zeitvertreib für ihn. Uebrigens war er auch durch das Aufſuchen derer Bücher zerſtreuet worden, die Herr **Herbinot** zu ſeiner Abſicht nöthig hatte; und bey dieſer Gelegenheit ſammlete er auch einige für ſich, oder machete doch Auszüge daraus. Endlich ſuchete er ſich mit gelehrten Leuten zu verbinden, die ihm noch nützlicher ſeyn konnten, als die Bücher ſelbſt. Er war auch mit ſich ſelbſt nicht verlegen; als er ſeinen erſten **Mäcen** verlor. Herr **Coulleau**, Doctor der **Sorbonne**, welcher die Aufſicht über die **Mazariniſche** Bücherſammlung hatte, wo Herr **Lancelot** oftmals hingieng, behielt ihn als Unterbibliothekar daſelbſt:

welches Amt er vier Jahre, zum Vergnügen ſeiner Obern, und aller derer verwaltet hat, die durch verſchiedene Gegenſtände der Wiſſenſchaften oder Neugierde, dahin gezogen werden.

Allhier beſchäfftigte ſich Herr **Lancelot**, bey denen müßigen Stunden, die ihm ſein Amt ließ, gelehrte Anecdoten, inſonderheit die aus der mittlern Zeit aufzuſuchen; welche da ſie mehrentheils in den Handſchriften jener Zeiten verſchloſſen liegen, faſt allen neuern Schriftſtellern unbekannt zu ſeyn ſchienen: und von dieſen gab er einen gar deutlichen Beweis in den Zuſätzen und Verbeſſerungen, die er einer ziemlich ſeltſamen Sammlung beyfügete, welche damals unter dem Titel Naudæana und Patiniana heraus kam. Der **Pater de Vitry**, ein Jeſuit, welchem er dieſelben mitgetheilet hatte, ſchickete ſie dem Herrn **Bayle**; der ſie für ſo wichtig hielt, daß er ſogleich in Holland eine neue Ausgabe von den Naudæanis, mit des Herrn **Lancelots** Zuſätzen und Verbeſſerungen beſorgete; von welchem er in ſeiner Vorrede, als von einem bereits ſehr angeſehenen Gelehrten redet. Herr **Lancelot** bezeugete ihm ſeine Erkenntlichkeit, indem er einige Anmerkungen und ganze Artikel, als Zuſätze ſeines **hiſtoriſch-kritiſchen Wörterbuches** an ihn ſchickete. Herr **Bayle** bedienete ſich derſelben und wußte ihm Dank dafür: denn ungeachtet dieſe Zuſätze erſt nach dem Tode des Verfaſſers ans Licht getreten ſind: ſo findet man doch alles darinnen, was Herr **Lancelot** ihm geſchicket hatte, und er wird allezeit mit Ruhme angeführet: wie man aus den Artikeln **Peter Abelard**, **Johann de la Barde**, **Wilhelm Bigot**, **Anton Cornelius**, **Simon Morin**, und einigen andern ſehen kann.

Herr **Minutoli**, ein Geiſtlicher und berühmter Profeſſor zu **Genf**, fand in Herrn **Lancelots** Bekanntſchaft eben dieſe Beyhülfe: und da er nicht muthmaßete, daß er die mindeſte Bekanntſchaft mit Herrn **Baylen** hatte, der ſein vertrauter Freund war, ſo meynete er, er müſſe dieſem die Vortheile offenbaren, die dieſe Bekanntſchaft ihm zuzöge; indem er ihm rieth, ſich einen ſo guten Briefwechſel zuwege zu bringen, ja ſich erboth, die erſte Gelegenheit dazu zu veranlaſſen. Herrn **Baylens** Antwort, die unter der 299. Nummer ſeiner Briefe gedrucket ſteht, fängt ſo an: **Herr Lancelot iſt mir gar wohl bekannt, hochgeſchätzter Herr; und ich habe von ihm ſehr merkwürdige Anmerkungen erhalten, die ich in meine Zuſätze einrücken werde.... Es iſt ein Mann, der gar viel von ſich hoffen läßt**, u. ſ. w. Hier haben wir ein Zeugniß, welches zween Männer gegen einander von ihm fälleten, die mit einander offenherzig redeten, und ſich durch den bloſſen Schein einer Geſchicklichkeit nicht blenden lieſſen.

Herr **Lancelot** ſchritt gar bald von dieſen gelehrten Handſchriften der mittleren Zeit, zu den Urkunden, offenen Briefen, und öffentlichen Documenten, deren Leſung und Verſtand eine ganz andere Art von Schwierigkeit mit ſich bringen. Denn außer dem elenden Lateine, darinnen dieſe Stücke verfaſſet ſind, ſo ſind ſie auch in Anſehung der Schriftzüge dasjenige, was unter uns die Schrift eines alten Practici, gegen die Schrift eines Weltmannes iſt, der eine ſchöne Hand ſchreibt: die Sprache aber würde ungefähr eben das ſeyn, was heute zu Tage die Sprache unſerer erſten Geſetze, alten Gebräuche, und Contracte, gegen die Schreibart unſerer beſten Geſchichtſchreiber iſt. Wenn indeſſen dieſe Schwierigkeiten nicht von der äußerſten Wichtigkeit waren; ſo gaben ſie gar leicht dem natürlichen Witze des Herrn **Lancelots**, und ſeiner hertnäckigten Bemühung nach: widerſtunden ſie aber auch dieſen, ſo nahm er ſeine Zuflucht zum **Don Mabillon**, welcher aus Entzückung, noch einen Schüler in einer ſo wichtigen Art der Erkenntniß, und die ſo wenig bearbeitet wird, zu finden, in ſeine begierige Seele alle die Schätze ergoß, welche er ſich durch eine lange Erfahrung und ein tiefes Nachſinnen erworben hatte.

Der verſtorbene Herr von **Valbonnays** ſammlete die erſten Früchte davon ein. Wir haben in ſeinen Lebensumſtänden *) geſaget: daß er, ungeachtet er blind geworden war, dennoch den Vorſatz, eine Geſchichte des **Delphinats** zu ſchreiben, nicht habe fahren laſſen; welcher er Originalacten beyfügen wollte, die derſelben zu Beweiſen dienen ſollten. Weil er nun damals verbunden war, ſich in vielen Stücken auf andere Augen zu verlaſſen, als auf die ſeinigen, ſo konnte er keine wählen, die gar zu ſicher und geübet wären; er reiſete alſo bloß deswegen nach **Paris**. Der allgemeine Ruff, und der Beyfall der Kenner, zeigeten ihm einhällig den Herrn **Lancelot** an; und es fiel ihm gar nicht ſchwer, ihn an dem Schickſale dieſes Werkes zum Theilhaber zu machen: weil ſelbiges nach ſeinem Geſchmacke war, und er in dem Augenblicke, da man ihm den Vorſchlag that, mitten in den Archiven der Rechnungskammer zu **Grenoble** zu ſitzen vermeynete; bey welcher der Herr von **Valbonnays** oberſter Vorſitzer und im Stande war, alle Urkundenbücher der Provinz nachzuſchlagen, allwo dieſer Herr eben ſo gut geliebet und geehret ward, als bey ſeinem eigenen Tribunale.

Sie reiſeten alſo mit einander ab, und die gute Meynung, welche ſie einer von dem andern hatten, ſchlug in den ganzen fünf Jahren hindurch, die ihre Arbeit währete, ſo wenig fehl, daß Herr von **Valbonnays** vielmehr ſuchete, den Herrn **Lancelot** durch Ausmachung eines Gehaltes, beſtändig bey ſich zu behalten; und die Rechnungskammer ſelbſt, die ſeine Geſchicklichkeit ebenfalls bey der nochmaligen Durchſicht der Archive zu **Die**, **Gap** und **Valence**, zu ihrem Nutzen angewendet; deren Biſchofthümer in währendem ſeinem Aufenthalte zu **Grenoble** leer geſtanden hatten; erboth ſich ihm ein ſehr artiges Gehalt auszuſetzen, dafern er zu **Grenoble** bleiben wollte. Allein ihn konnte nichts in einer Provinz zurück halten, allwo er nichts mehr zu ſehen hatte.

---

*) Man ſehe den III. Band dieſer Geſchichte, auf der 556. u. f. Seite der deutſch. Ausg.

Bey ſeiner Zurückkunſt nach **Paris**, bewarben ſich die allervornehmſten Perſonen um ihn: davon die mehreſten die Anſprüche ihrer Häuſer in Ordnung gebracht, oder wieder hervorgeſuchet haben wollten. Das Haus von **Luynes** hatte vor allen den Vorzug. Einige Freunde, denen er nichts abſchlagen konnte, dergleichen der Herr de **Clerambault** und der **P. Mabillon** waren, hatten ihn gleichſam ſchon in ſeiner Abweſenheit dazu anheiſchig gemachet. Ueberdieß mußte dabey ein Theil der franzöſiſchen Provinzen durchwandert werden, die er noch nicht geſehen hatte: er mußte auch nach Italien gehen, nach welchem ihm ſein Herz brannte.

Seine Reiſe ſchlug ſo glücklich aus, als man gehoffet hatte. Er richtete in weniger als vier Jahren dasjenige aus, wozu ein anderer wohl zehn gebrauchet haben würde; und legete ſo gute Rechenſchaft davon ab: daß die Herren **Herzoge** ihre Augen auf ihn warfen, ihre Nachrichten von den Würden und Vorrechten der **Pairie** in Ordnung zu bringen.

Dieſer Auftrag war in den letzten Jahren des verſtorbenen Königes eine kützliche Sache. Einige mit der Landesgeſchichte beſchäfftigte Gelehrte, kamen in den Verdacht, ſie handelten Materien ab, die in die Landesregierung einſchlügen, ja man zog wohl einige wegen dieſes bloßen Verdachtes gefänglich ein. Herr **Lancelot** nun befürchtete, es möchte ihm auch ſo gehen; man warnete ihn ſogar davor; und ſogleich, da er vieleicht erſchrockener war, als wenn er ſchuldig geweſen wäre, verbrannte er in aller Eile alle ſeine Briefe und Schriften, die ihn perſönlich angiengen; ja ſogar die Nachrichten von ſeinen Reiſen. Da ihm nun nachmals ſeine ne Unſchuld wieder einigen Muth machete, entſchloß er ſich, nach Verſailles zu gehen, einen Herrn zu ſuchen, der ihn in Schutz nahme; und der, da er den Gegenſtand ſeiner Arbeiten beſonders kennete, im Stande ſeyn könnte, dem Könige ſelbſt ein wahrhaftes Zeugniß von ihm zu geben. Dieſer Herr verſprach es ihm, und hielt auch Wort. Er rechtſertigte ihn vollkommen; er ſtund für ihn: und der überzeugete König war ſo gnädig ihm zu antworten: **Wenn das iſt, ſo behaltet ihn hier bey euch; er wird hier ſicherer ſeyn, als zu Paris.**

Die erſten Jahre der Zwiſchenregierung lieferten den Herrn **Lancelot** ſeinen Büchern und ſeinen Freunden wieder. Er gieng wieder mit voller Freyheit an ſeine Arbeit, ohne ſich jemals eine gröſſere Freyheit herauszunehmen. Endlich ließ er im Namen und mit Genehmhaltung der Herren Herzoge, einen groſſen Folianten unter dem Titel: Memoires pour les Pairs de France, avec les preuves, drucken. Dieſem Bande, davon nur wenige Abdrücke gemachet wurden, ſollten noch einige andere folgen: dieſes litt die Materie, und die Ordnung der Zeit ſchien es zu erfodern; allein einige beſondere Urſachen verzögerten den Druck.

Gleichwohl waren die Herzoge mit ſeiner Bemühung dermaßen zufrieden, daß ſie außer den verſchiedenen Belohnungen, die er von ihnen bereits erhalten hatte, ihm im 1719ten Jahre das Amt eines **königlichen Sekretärs** kaufeten, welches er 1725. wieder niederlegete, da er ſah, daß alles ſchläfrig ward, daß man ihn um nichts mehr fragete, und daß ſein Auftrag, wegen Mangel der Beſchäfftigung, ein Ende hatte. Zu allem Glücke fehlete es ihm an Arbeit nicht. Er hatte ſich eine ſchöne Bibliothek angeſchaffet; er hatte in dieſer unſerer **Akademie** eine **Beyſitzerſtelle** erhalten; er war zum **königlichen Bücherrichter** ernennet worden: und man fieng an, ihm einigen Zutritt bey dem Schatze der Urkunden zu geben.

Dieſe Beſchäfftigungen, hatten freylich mit einander nichts ſo widriges, daß er nicht zu allen hätte zureichen ſollen: indeſſen war er allen hinlänglich, als ob ſie nur eins geweſen wären.

Die Bände, welche die Akademie ſeit der Aufnahme des Herrn Lancelots herausgegeben, enthalten eine ſo große Menge ſeiner Werke, daß deren Erzählung, die bey andern Lebensbeſchreibungen oft ſo nothwendig iſt, in der ſeinigen nur beſchwerlich fallen würde. Ein einziges wollen wir nur anführen, welches dem Anſehen nach das geringſte, in der That aber am geſchickteſten iſt, ſeinen Eifer zu bemerken.

Die Stadt **Chateaudün**, welche durch eine im 1723ten Jahre entſtandene Feuersbrunſt, faſt gänzlich in die Aſche geleget war, hatte noch ein ſonderbares Denkmaal in der Vorderwand der Kirche der königlichen **Magdalenenabtey**, die von **Karln** dem großen geſtiftet worden, übrig behalten. Allein dieſe Vorderwand drohete den Umſturz, ja man war ſchon entſchloſſen ſie niederzureißen: man beſürchtete nur, ſie möchte von ſelbſt noch vor der geſetzten Zeit ihrer Niederreißung einſtürzen; oder von dem Falle eines über ihr ſtehenden alten Thurmes umgeworfen werden. Als nun eines Tages jemand in der Akademie hiervon ſprach, ſetzete **Don Bernhard de Montfaucon** noch hinzu: es hätte nicht an ihm gelegen, ſonſt hätte er in ſeine **Denkmäler der franzöſiſchen Monarchie**, die Figuren, Zierrathe und Sinnbilder einrücken laſſen, mit denen dieſe Vorderwand ausgezieret iſt. Allein er hätte niemanden dort gefunden, der fähig geweſen wäre, ſie von der platten Erde gut abzuzeichnen, oder das Herz gehabt hätte, auf eine an eine ſo alte Mauer gelehnete Leiter zu ſteigen. Den Augenblick erboth ſich Herr **Lancelot** nach **Chateaudün** zu reiſen, einen guten Zeichner mitzunehmen, und ihn durch ſein eigen Beyſpiel zu Ueberwindung aller Schwierigkeiten zu ermahmahnen. Er reiſete auch in der That hin, und nach Verlauf dreyer Wochen, kam er mit ſehr richtigen Zeichnungen, einer genauen Beſchreibung und ſolchen Erklärungen wieder heim, die noch merkwürdiger waren, als die Zeichnungen ſelbſt.

Der Herr Abt **Clement**, Aufſeher über das königliche Collegium, war im 1732ten Jahre geſtorben, und Herr **Lancelot** wünſchete ſehnlich, an ſeine Stelle zu kommen, weil er dieſen Poſten als eine Zuflucht wider alle Vorſchläge anſah, die man ihm künftighin in Anſehung beſonderer Verbindungen thun könnte. Und da er den wahren Bewegungsgrund ſeines Geſuches gar nicht zweifelhaft laſſen wollte, ſo erboth er ſich, alle ſeine geſchriebenen Sammlungen, die in mehr als zwey hundert Bänden und faſt 600. Brieftaſchen beſtunden, in die königliche Bibliothek zu liefern. Er erhielt auch wirklich das Amt; und wenige Zeit darauf erhielt er auch noch die Stelle, welche der verſtorbene Abt **le Grand** bey dem Schatze der Urkunden bekleidet hatte; da er ſich denn ſogleich darüber machete, ein hiſtoriſches Verzeichniß von denſelben zu verfertigen, womit er auch weit gekommen iſt. Im 1737ten Jahre trug man ihm eine Reiſe nach **Nancy** auf, ein Verzeichniß über die Archive der Herzogthümer **Lothringen** und **Bar** zu machen, die neuerlich der Krone Frankreich waren eingeräumet werden.

Es waren ungefähr vierzig Jahre verfloſſen, daß Herr **dů Fourny**, Auditor bey der Rechnungskammer eben dergleichen zu Metz verfertiget hatte; bevor der König von Frankreich, der ſich des Lothringiſchen bemächtiget hatte, daſſelbe durch den Ryßwickiſchen Frieden, dem Herzoge **Leopold** wieder geben mußte. Allein ungeachtet das vom Herrn **dů Fourny** verfertigte Verzeichniß, ſechs ungeheuer dicke Foliobände anfüllete, ohne den Band der Regiſter mitzurechnen; ſo enthielten ſie doch bey weitem nicht alle Urkunden des Staates. Die Lothringer hatten ſo viele als ihnen möglich geweſen, davon unterſchlagen, und vierzig Jahre Zwiſchenzeit hatten noch eine grӧßere Anzahl hinzu geſetzet. Außerdem hatten ſich die Staatsbedienten des Herzogs **Leopold** um ſo viel weniger aus dieſem Verzeichniſſe gemachet, da man ihnen keine Abſchrift davon gelaſſen, und ſie vermuthlich gar nichts davon gewußt hatten. Herr **Lancelot** konnte es daher gar nicht brauchen; er mußte das Werk wieder von vornen anfangen, und innerhalb mehr als drey Jahren, täglich 14. bis 15. Stunden darauf wenden; wozu er eine große Menge verordnete Leute hatte, die er aber oft erſt unterweiſen mußte.

Als nun ſeine Arbeit fertig war, wollte er ſie auch auf immerdar dauerhaft und nutzbar machen. Auf ſeine Vorſtellungen alſo, begaben ſich der Herr Kanzler von Lothringen, der Generalprocurator des höchſten Gerichtes zu Nancy, und der von der Rechnungskammer, nebſt dem ehemaligen Bewahrer des Schatzes der Urkunden, und einem Gerichtsſchreiber, unter einer großen Begleitung in den Thurm, wo dieſer Schatz lag. Herr **Lancelot** zeigete ihnen den Zuſtand darein er ihn gebracht hatte, er lieferte ihnen eine Abſchrift von dem Verzeichniſſe aus, ſo er davon verfertiget, und bath ſich eine Acte von ihnen aus, die ihn quittirte. Dieſe obrigkeitlichen Perſonen ließen eine weitläuftige Speciem facti aufſetzen; übergaben nachmals die Schlüſſel wieder dem ehemaligen Actenbewahrer, und ließen ihn ſchwören: daß er jederzeit alles in der vom Herrn **Lancelot** eingeführeten Ordnung laſſen wollte.

Hierbey fiel etwas beſonders vor. Der ehemalige Bewahrer des Archives, ein Mann deſſen Redlichkeit überall bekannt, der aber bereits betaget war, glaubete: ſeine Verrichtungen wären nunmehr viel ſchwerer geworden; ſowohl wegen der anſehnlichen Zuſätze von Urkunden, als wegen der neuen Ordnung, darinnen ſie ſtunden. Er bath daher die Herren Commiſſarien, ſie möchten ihm noch einen Gehülfen zugeben, der Kenntniß genug beſäße, ihm in ſeinem mühſamen Nachſuchen zu helfen. Sie bewilligten ihm auch ſein Verlangen, und da man rathſchlagete, wen man dazu nehmen wollte, fanden ſie keinen geſchickter dazu, als einen Bedienten, den Herr **Lancelot** ſelbſt von **Paris** mit dorthin gebracht hatte, und der, da er anfangs nichts zu thun gehabt, als Päcke und Urkunden hin und her zu tragen, allmählich eine Luſt zu dieſer Arbeit bekommen, und ſich die Ordnung der Protocolle und die Einrichtung der Schubkaſten dermaßen bekannt gemachet hatte, daß er auf den erſten Wink mit der Hand nach demjenigen Stücke griff, welches man nach Anzeige des Regiſters von ihm foderte. Man machete den Verſuch zu verſchiedenen malen, und auf die Nachricht, die man dem Könige **Stanislaus**, Herzoge von **Lothringen** davon gab, beehreten ihn **Se. Majeſtät** mit einer Ausfertigung als **Unterbewahrer**, nebſt einem dieſem Amte gemäßen Gehalte.

Herr **Lancelot**, welcher im **Maymonathe** 1757. von **Paris** abgereiſet war, kam zu Ende des Herbſtmonathes 1740. wieder daſelbſt an, und gieng ſogleich nach Hofe, von ſeinen Verrichtungen Rechenſchaft zu geben. Sie fanden überall Beyfall, und wurden ſo gelobet, daß, da man ihn eines theiles ermahnete, ſich in der Arbeit, die er ſich für hieſiges Land vorbehalten, mehr zu ſchonen; man ihm andern theils, eine außerordentliche Belohnung für jene Arbeit ertheilete, die er in **Lothringen** gethan hatte. Indeſſen haben bloß ſeine Erben dieſelbe genoſſen: denn nach ſeiner Rückkunſt von **Fontainebleau** ward er von einem Schlagfluſſe überfallen, woran er den 8ten des letzten **Novembers**, nach 65. zurückgelegten Jahren ſtarb.

Bis dahin hatte er einer vollkommenen Geſundheit genoſſen, und keine andere Krankheit gekannt, als ein Lendenweh; welches ihn ſelten am Gehen, und niemals am Arbeiten gehindert. Inſonderheit ward er davon auf unſerer Reiſe nach **Holland** im 1720ten Jahre beſchweret, als wir die Litteratur dieſes Landes kennen lernen, und die Gelehrten ſprechen wollten, mit denen wir in Verbindung ſtehen; was ich aber viel beſſer gekannt habe, das war ſein vortreffliches Character und alle ſeine guten Eigenſchaften.

Es wäre ſchwer geweſen jemanden zu finden, der ſanftmüthiger, aufrichtiger und redlicher geweſen wäre. Er wollte nichts als was andere wollten; er erzählete mit einerley Offenherzigkeit die verſchiedenen Umſtände, darinnen er ſich befunden; ſowohl dasjenige, was ihm am meiſten ſchmäucheln, als dasjenige was ihn am meiſten demüthigen konnte: und nichts war ſein eigen, ſo bald er mit dem, was ihm gehörete, ſeinen Freunden einen Gefallen erweiſen konnte. Seine Erkenntlichkeit gegen diejenigen, denen er einige Verbindlichkeit ſchuldig war, hatte keine Gränzen; von dem **P. Mabillon** redete er niemals anders, als mit einer mit Zärtlichkeit vermiſcheten Ehrfurcht. Er hatte ihm zu Ehren lateiniſche Verſe gemachet, welches vielleicht die einzigen waren, die er ſeit ſeinen Schuljahren verfertiget, und eine Grabſchrift in lapidariſcher Schreibart aufgeſetzet, darinnen die Empfindungen des Herzens auf eine ſehr glückliche Weiſe ſeine wenige Uebung in dieſer Schreibart erſetzeten; kurz, er hatte ihm auch nach ſeinem Tode noch nützlich ſeyn wollen.

Dieſer gelehrte Mann, das Orakel ſeiner Zeiten, und die Ehre dieſer **Akademie**, hatte unter denen Urkunden, womit ſeine Diplomatik gezieret iſt, das Teſtament des **Patriz Abbon** mitgetheilet, welches durch ein Diploma **Karls des groſſen** beſtätiget iſt, und hatte allezeit bedauret, daß er nicht zu gleicher Zeit die Erklärung von mehr als 150. Namen unbekannter Oerter hätte mittheilen können, davon in dieſer ſonderbaren Urkunde geredet wird. Herr **Lancelot** bemühete ſich daher dieſelben zu entdecken, indem er die verſchiedenen Theile des Königreiches und ſelbſt Italien durchreiſete, wo ſie liegen ſollten. Dieſes gelung ihm auch, und er ſchickete ſie dem **D. Ruinart** zu einer neuen Auflage der Diplomatik zu. Dieſelbe iſt wirklich hiedurch geendiget worden, indem man dabey den mühſamen Nachforſchungen des Herrn Lancelots ihr Recht widerfahren laſſen, den er *Mabillonii* memoriæ cultorem ardentiſſimum nennet.

Die Liebe zum gemeinen Beſten erregete in ihm Empfindungen, die der Erkenntlichkeit ganz gleich kamen. Man erwartete mit Ungeduld die Geſchichte der hohen Bedienten der Krone, die der **P. Anſelmo** und Herr **du Fourny** in dem 1711ten Jahre zu liefern verſprochen hatten. Sie ward aber wegen der Schwierigkeit einer Vorrede zurück gehalten, an welche die Verfaſſer nicht gedacht, oder die zu verfertigen ſie keine Zeit gehabt hatten. Dieſe nun übernahm Herr **Lancelot**, und die Ausgabe erſchien zur verſprochenen Zeit.

In eben dieſem 1711ten Jahre ſchickete ihm D. Alexis **Davia**, ein Ordensbruder der Abtey **Buon-Solazzo**, erſtes und einziges Haus des verbeſſerten Ordens **de la Trappe** in Italien, von **Florenz** aus die Nachricht von dem Leben und Tode eines ihrer berühmteſten Einſiedler, des Bruders **Arſene de Janſon** zu, der in der Welt unter dem Namen des **Grafen von Roſenberg** ſo bekannt iſt. Dieſe empfieng Herr **Lancelot** den Montag in der Charwoche; er ſetzete ſich vor, ſie italieniſch zu überſetzen und zwar in einer Zeit die ſich zu der Materie ſo wohl ſchickete. Seine Ueberſetzung ward auch den folgenden Sonnabend fertig, und iſt ſeit dem verſchiedene male gedrucket worden.

So gern wir auch wenigſtens alle beſondern Werke des Herrn Lancelots anzeigen wollten: ſo iſt es doch faſt unmöglich, daß uns deren nicht verſchiedene entwiſchen ſollten; indem er ſeinen Namen vor kein einziges geſetzet hat. Dergleichen iſt z. E. die letzte Ausgabe der Liebesgeſchichte von Daphnis und **Chloe**, welche er mit gelehrten Noten bereichert hat; in denen er verſchiedene Stellen aus des

Longins griechiſcher Urſchrift erſetzet, und verſchiedene andere Stellen von **Amyots** franzöſiſcher Ueberſetzung verbeſſert.

Was enthalten nun ſeine Brieftaſchen nicht noch für andere Werkchen, die theils ganz, theils meiſtentheils, fertig ſind? Es ſind darinnen Zuſätze und Verbeſſerungen zu den Pithæanis, dergleichen diejenigen ſind, die er zu den Naudæanis und Patinianis gemachet, und faſt noch um die Hälfte vermehret hat: andere gehören zu den **galliſchen Antiquitäten Peter Borels**, und unzähliche dergleichen Werke mehr. Wir wollen noch hinzuſetzen, daß die weitläuftigen Sammlungen des Herrn **Lancelots**, dennoch in Gegenhaltung ſeines Gedächtniſſes, für nichts zu rechnen ſind. Niemand kam ihm an Richtigkeit der Zeitpuncte, und der umſtändlichen Beſchreibung aller öffentlichen und beſondern Vorfälle gleich.

LV.

Lebensumſtände des Herrn von Surbek, vom Herrn von Boze verfaſſet.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie, am 14. November 1741. vorgeleſen.

Eugen Peter von Surbek, ward zu Paris den 15ten des Chriſtmonathes 1678. gebohren, und einige Tage darauf von dem hochſeligen Prinzen Eugen und der Frau Gräfinn von Soiſſons zur Taufe gehalten. Er war das einzige Kind aus dem erſten Ehbette Jakobs von Surbek, ſeines Vaters, und der Frauen Annen Blondeau, die in dieſem Wochenbette ſtarb.

Die Familie der Surbeke, iſt urſprünglich aus der Schweiz, und hat ſich ſchon ſeit langer Zeit zu Solothurn niedergelaſſen, allwo der Abgeſandte des Königes von Frankreich ſeinen ordentlichen Aufenthalt hat. Herrn Surbeks Vater aber war der erſte ſeines Hauſes, der in franzöſiſche Dienſte gieng. Er trat ſehr jung in dieſelben, und hat alle Ehrenſtellen mit ſich ins Grab genommen, nach welchen ein Mann von ſeinen Verdienſten und von ſeinem Stande nur ſtreben konnte. Er war Oberſter eines Regimentes ſeines Namens, Aufſeher des Fußvolkes, und Generallieutenant der königlichen Kriegsheere.

Der Sohn von welchem wir hier reden, fieng ſeine Studien bey den PP. Oratorii zu Jully an, von wannen er erſt in ſeinem funfzehenten Jahre Abſchied nahm; wo er aber viel längere Zeit das Andenken ſeines Fleiſſes und guten Fortganges, inſonderheit aber einer unausſprechlich ſanftmüthlgen Gemüthsart, und einer Klugheit und Behutſamkeit hinterließ, die ihm bey ſeinen Mitgeſellen und Lehrmeiſtern nur den Namen des kleinen Greiſes, in Juventute ſenex, erwarb.

Da er dem Beyſpiele ſeines Vaters zufolge gewidmet war, unter denen Truppen ſeiner Landesleute zu dienen, die in franzöſiſchem Solde ſtehen, und mit denen man allezeit deutſch reden muß; ſo that man ihn, ſobald er aus der Schule zu Jülly kam, bey einem Lehrmeiſter in die Koſt, wo man nichts als Deutſch redete. Innerhalb weniger als achtzehn Monathen ward ihm dieſe Sprache ſo geläufig, daß in der Compagnie der Leibwacht, darein er im ſiebenzehenten Jahre aufgenommen ward, ſie niemals beſſer redete, als er.

Wir wollten ihm in dem Laufe ſeiner Feldzüge, einer großen Menge Belagerungen und Schlachten, wobey er ſich befunden, und in welchen er allemal den Beyfall der Feldherren, und die Hochachtung und Liebe der Soldaten davon getragen, gern folgen: und es ſcheint, es würde uns auch leicht werden ſolches zu thun, indem er allemal für ſich ſelbſt genaue Nachrichten davon aufgeſetzet hat. Allein man würde nicht errathen, welches ſeine Werke ſind, wenn ſie nicht alle von ſeiner Hand geſchrieben wären; ſo ſehr hat er ſich in Acht genommen, von ſich ſelbſt darinnen zu reden, oder etwas vortheilhaftes von ſich zu ſagen. Man ſieht darinnen nichts mehr, als wie er die Laufgräben erſteigt, den Angriff thut, ſeine Kriegsknechte die anbefohlenen Bewegungen machen läßt, oder die die Gelegenheit gebeuth, allezeit mit kaltem Blute wiederkömmt; und von dem Niedermetzeln ſelbſt eine ſo genaue Rechenſchaft giebt, als ob er nur ein bloßer Zuſchauer geweſen wäre, und nicht die mindeſte Gefahr dabey gelaufen hätte.

Seine Geſchicklichkeit von dergleichen Materien zu ſchreiben, hatten den Herzog du Maine, Generaloberſten der Schweizer bewogen, ihn zu ſeinem Correſpondenten bey dem Kriegsheere zu erſehen; und von dieſem Herzoge dú Maine giengen die Nachrichten des Herrn von Surbek gemeiniglich an den verſtorbenen König, welcher deren Richtigkeit und Deutlichkeit lobete. Als nun nach dem Tode dieſes Prinzen, der junge Prinz von Dombes, welcher erſt ſechszehn bis ſiebenzehn Jahre alt war, die Erlaubniß erhalten hatte, in die ungariſchen Kriegsdienſte zu gehen: ſo erklärete ſich der Herzog dú Maine, ſein Vater, daß er ihm zur Begleitung irgend einen vertrauten Mann, einen wackern Schweizeroberſten mitgeben wolle, auf den er ſich verlaſſen könnte: und ſogleich bothen ſich die älteſten Officiere dieſer Nation um die Wette dar.

Herr von Surbek, welcher erſt Titularoberſter, und auch dieſes erſt ſeit drey Jahren war, enthielt ſich, aus Beſcheidenheit, an dem Hofe zu Sceaux zu erſcheinen, allwo alles in Bewegung war. Dieſe Enthaltung ward bemerket, und allem Anſehen nach ſah man ſie nicht gern. Die Herzoginn dú Maine ſagete einsmals zu der Gräfinn von Beranger, einer Schweſter des Herrn von Surbek, aus dem zweyten Ehbette: ſie erſtaunete, daß ſie ihren Bruder nicht ſähe: ob er etwa befürchtete, es möchte ihn treffen, den ungariſchen Feldzug mit dem Prinzen von Dombes zu thun? Die Frau von Beranger erwiederte: ſie wäre verſichert, daß ihm nichts angenehmers widerfahren könnte; allein ſo wie ſie ihn kennete, könnte ſie verſichern, daß die einzige Sache, welche er fürchtete, dieſe ſey, daß er in dieſem Stücke bey denenjenigen nicht den mindeſten Neid erregen wollte, die mehrern Anſpruch auf dieſe Ehre machen könnten, als er. Indeſſen ſchrieb ſie an den Herrn von Surbek, er ſolle, ſo bald als möglich kommen, und der Prinzeßinn den ſchuldigen Dank abſtatten. Er eilete daher nach Sceaux, allwo der Herzog dú Maine ihm, ſo bald er ihn anſichtig ward, ſagete: Sie fliehen mich, und ich ſuche Sie! Sie nämlich erwähle ich, den

Prinzen von Dombes zu begleiten. In Ihnen wird er alle Arten derer Vorzüge finden, die ich ihm wünſche; Sie werden mir ihn beſſer liefern; und ich bitte Sie, nichts zu verabſäumen.

Herr von Surbek, welchen eine ſo vorzügliche Wahl zu aller Dankbarkeit anreizete, zeigete, daß er dieſelbe vollkommen verdienete. Bey der Schlacht vor Belgrad, von welcher er ebenfalls eine vortreffliche Nachricht aufgeſetzet hat, ſieht man, daß er ſich allezeit im ſtärkeſten Feuer neben dem Prinzen Eugen, und im Gefolge des Prinzen von Dombes befunden. Dieſes war auch ganz natürlich, allein das war ſo natürlich nicht, ungeachtet es eben ſo wahr iſt, daß er ſogleich beym Ausgange aus der Schlacht, und durch einen eilenden Bothen, den er noch denſelben Tag abfertigte, dem Herzoge du Maine die genaueſte Nachricht davon überſchickete.

Die Art, wie dieſer Prinz ihn nach ſeiner Rückkehr empfieng, war der ſüßeſte Lohn, den er ſich dafür verſprochen; doch nicht alles, was dieſer Prinz ihm zur Vergeltung zugedacht hatte. Er wollte ihn wenigſtens, wegen der bey dieſer Gelegenheit aufgewandten Koſten ſchadlos halten. Er wußte, daß dieſelben gar anſehnlich geweſen waren, und gewiſſermaßen das Vermögen einer Privatperſon überſtiegen: denn ſo drückete er ſich gegen ihn aus. Allein Herr von Surbek bath ihn inſtändig, er möchte ihn nicht beſchämen. Ich bin, ſagete er, mit einer viel koſtbarern Sorgfalt beſchäfftiget geweſen, als die meine Ausgaben betrifft. Dieſer Gegenſtand hat mir alles leicht gemachet, und ich habe meinen Aufwand um ſo viel weniger empfunden, da ich mir geſchmäuchelt habe, ich würde niemals jemanden Rechenſchaft davon geben dörfen.

Im folgenden Jahre ward ihm derſelbe reichlich erſetzet. Die Generalcompagnie der Schweizer ward erledizet, und der Herzog dú Maine ernannte ſogleich den Herrn von Surbek dazu. Dieſe Compagnie, die man vorzugsweiſe, die Generalinn der Schweizer nennet, iſt mit keinem andern Körper verbunden, ſondern ihrer Einſetzung nach, die oberſte Compagnie aller Regimenter zu denen ſie ſich geſellet, und gemeiniglich ſtellet ſie ſich an die Spitze der Schweizerwacht. Sie hat einen eigenen Stab für ſich, und trägt mehr ein, als irgend ein Regiment. An der Spitze dieſer Compagnie nun, hat Herr **von Surbek** alle Feldzüge des letzten Krieges gethan, bey deren Endigung der König ihm ein Gehalt auf den St. Ludwigsorden anwies, und ihn zum Brigadier ernennete. Er hätte ſich unfehlbar noch um neue Ehrenbezeugungen verdient gemachet: wenn nicht ſein Lebensfaden eben zu der Zeit wäre abgeſchnitten worden, da ſich ſeinem Heldenmuthe eine neue Laufbahne zu eröffnen ſchien.

Bisher haben wir den Herrn **von Syrbek** nur als einen ſchätzbaren und tugendhaften Kriegsmann vorgeſtellet. Der Platz aber, welchen er einige Zeit bey dieſer Akademie bekleidet hat, erfodert, daß wir ihn anitzt auch auf einer ganz andern Seite betrachten; nämlich als einen Gelehrten, als einen Liebhaber der ſchönen Künſte, und als einen erfahrenen Alterthumskundigen.

Seine Liebe zu den Münzen hatte ſich ſchon in ſeiner zärteſten Kindheit geäußert. Das Geld, was man ihm zu ſeinen kleinen Ergetzlichkeiten gab, dienete vor allem ſeiner Neugierde eine Genüge zu thun. Kein Stück Geld gieng durch ſeine Hände, daß er nicht ſogleich die Schrift heraushaben, die Abkürzungen derſelben erklären, und deren Unterſchied unterſuchen wollte. Wenn er nun nach dem gemeinen Gelde, von ungefähr eine griechiſche oder römiſche Münze ſah, ſo vermehrete ſich ſeine Begierde; er gerieth in eine Art von Entzückung, und deren Unterſuchung dienete ihm zu einer Art von Ausruhe, von den Beſchwerlichkeiten des Krieges, im Frieden aber ward es ſeine ernſthafte Beſchäfftigung.

Es iſt faſt unmöglich, zu einem gewiſſen Grade der Erkenntniß in den Alterthümern zu gelangen, wenn uns nicht die Natur gleichſam eine Art von Leidenſchaft für dieſelben eingepflanzet hat. Indeſſen muß man hieraus nicht ſchließen, daß diejenigen, die am eifrigſten darauf erpicht ſind, bloß dadurch ſchon geſchickt wären, in der Münzwiſſenſchaft gelehrt zu werden. Wenn dieſelbe nützlich werden ſoll, ſo muß man nothwendig ein ämſiges Leſen der Geſchichte damit verbinden. Alsdann wenn man ſeinem Gedächtniſſe auf eine feſte und faſt unauslöſchliche Weiſe, die Namen, die Zeitpuncte und Begebenheiten der Geſchichte eingepräget hat, ſo rühren einen die neuern Namen, die neuen Zeitpuncte und Begebenheiten, die in Münzen aufbewahret werden, und den Geſchichtſchreibern entwiſchet ſind, deſtomehr, und man behält ſie um ſo viel beſſer.

Herr von Surbek, den ein natürlicher Trieb dahin riß, liebete, wie wir ſchon geſaget haben, die Münzen faſt von ſeiner Kindheit an. Allein er begriff gar bald, daß dieſer Geſchmack, er möchte ſo heftig ſeyn, als er wollte, niemals aus ihm was anders als einen bloßen Liebhaber machen würde, wenn er ſich begnügete, nur eine große Menge Münzen zu ſammeln, alle die ihm vorkämen ſtückweiſe zu kaufen, und zuweilen wohl ganze Cabinetter an ſich zu handeln. Er befliß ſich alſo, als ein Gelehrter, die Geſchichte derer Völker und Könige, von denen wir Denkmäler übrig haben, recht zu faſſen. Er machete ſich einen Entwurf zu ſtudieren, der das ganze Alterthum in ſich begriff. Dieſem folgete er genau, indem er beſtändig die Münzen mit den Geſchichtſchreibern zuſammen hielt, und alle Bücher zu Rathe zog, welche entweder Erklärungen oder auch nur bloße Verzeichniſſe von Münzen enthalten.

Es währete nicht lange, ſo merkete er, daß die Sammlungen der Münzen, auch die vollſtändigſten, ſeiner Wißbegierde keine Genüge thaten: und die Menge von Bänden oder von Privat-Cabinettern, die er alle Augenblicke nachſehen mußte, gab ihm zu dem Vorhaben Anlaß, die Münzen von allen Metallen, von allen Sprachen und Größen, in ein einziges Werk zuſammen zu tragen.

Er hielt dafür, er müſſe bey den Kaiſermünzen anfangen: und da der **P. Banduri** eben alle diejenigen mitgetheilet hatte, die er von dem **Trajanus Decius** bis auf die **Paläologen** hatte entdecken können: ſo ſetzete ſich Herr **von Surbek** vor, alle diejenigen herauszugeben, die ihm vom **Julius Cäſar** an, bis auf den **Trajan Decius** bekannt waren.

Der **P. Banduri** hatte die alphabetiſche Ordnung, vorzüglich vor der chronologiſchen erwählet, die der Graf **Mezzabarba** beliebet hatte. Da nun die Gelehrten dieſe neue Ordnung, als die bequemeſte zu billigen ſchienen, ſo beſchloß Herr **von Surbek**, ſie ebenfalls zu behalten, und wie er gethan, die merkwürdigſten Münzen mit Noten zu verſehen; dennoch aber den Liebhabern allezeit den Grad der Seltenheit einer jeden anzumerken. Weiter ſetzete er ſich vor, alle die Münzen mit einem Sternchen anzuzeigen, die er ſelbſt mit Augen geſehen und unterſuchet hätte: damit die Gelehrten dadurch deſto gewiſſer ſeyn könnten, daß ſie alt wären, und alſo ihre Folgerungen keiner Zweydeutigkeit unterworfen ſeyn möchten.

Was die goldenen und ſilbernen Münzen betrifft, die man untergeſchoben nennet: ſo ſetzete er ſie zwar gleich den andern in ihre Ordnung, würde ſie aber ebenfalls mit Sternchen bezeichnet haben, die die Liebhaber vor dergleichen falſchen Münzen hätten warnen können. Herr von **Surbek** hatte ſchon ſeit langer Zeit die Irrthümer eingeſehen, zu welchen dieſe untergeſchobenen Münzen die Gelehrten verleiten können, und zu welch einem Misbrauche ſie in der Geſchichte Anlaß geben. Gleichwohl ſtunden ſie noch in großem Anſehen, als er ſein Werk unternahm: man ſuchete ſie faſt begieriger auf, als die andern; man ließ ſich durch das Sonderbare blenden, was ſie faſt allezeit an ſich haben; und ohne zu bedenken, daß dieſes Sonderbare, bloß der Uebereilung oder Unwiſſenheit der falſchen Münzer des Alterthums zuzuſchreiben ſey; ſo konnte man doch der Begierde nicht widerſtehen, etwas zu beſitzen, was ſonderbar, und zuweilen gar einzeln war.

Kaum hatte Herr von Surbek dieſen Entſchluß gefaſſet, als er ſchon im Stande zu ſeyn glaubete, ihn auszuführen: weil er eine ſo ungeheure Menge von Münzen aller Arten, entweder ſelbſt geſehen, oder geſammlet, und von allen allemal eine genaue Beſchreibung aufgeſetzet hatte. Die Kenntniß der Geſchichtſchreiber übrigens, die er allezeit bey Unterſuchung der Münzen nachlas, ließ ihn hoffen: daß er in kurzer Zeit im Stande ſeyn würde, die nothwendigen Noten an diejenigen Stellen zu ſetzen, die dergleichen bedürften; und in dieſer Hoffnung, ließ er einen Proſpectum drucken, welchen die gelehrte Welt begierig aufnahm, und um deſſen Ausführung die Ausländer inſonderheit fleißig bathen.

Hierdurch ward der Eifer des Herrn von Surbeks nur noch lebhafter. Er widmete ſich ganz und gar ſeiner Arbeit, indem er die pariſiſchen Cabinetter, die er zuletzt verſparet hatte, fleißig durchſuchete, in die fremden Provinzen ſchrieb, oder ſchreiben ließ; und kurz, alle Augenblicke die er zu Verſailles, in der Zeit ſeiner Wachen übrig hatte, dazu anwendete, daß er den unermeßlichen Schatz, der daſelbſt vorhanden war, nochmals durchſah.

Hier nun ſah er den weiten Umfang ſeines Unternehmens noch deutlicher ein, indem er in dieſen verſchiedenen

Cabinettern, eine ſo große Menge wichtiger Münzen fand, die in ſeinen Sammlungen noch nicht waren, daß er ſchon beſorgete, er habe ſich übereilet: und bald darauf ward er hievon durch die neuen Verzeichniſſe überführet, die er aus Deutſchland, Holland, England und Italien erhielt.

Er entſchloß ſich alſo, an der Vollbringung ſeines Unternehmens unabläßig zu arbeiten, ohne daß er voraus ſehen konnte, zu welcher Zeit er es eigentlich würde liefern können. Nicht als ob er ſein der Welt gegebenes Wort vergeſſen hätte; ſondern weil er glaubete, das hieße daſſelbe nicht halten, wenn er ihr etwas unvollkommenes lieferte.

Der letzte Krieg indeſſen verzögerte daſſelbe dennoch. **Herr von Surbek** mußte an den **Rhein** gehen: und wenn die Verrichtungen ſeines hauptſächlichſten Standes, die er allezeit vortrefflich beſorgete, den Geſchmack zu den Münzen in ihm gleich nicht ganz erſticketen: ſo war er gleichwohl genöthiget denſelben einige Jahre aus den Augen zu ſetzen; ein Zufall der bey allen unvermeidlich iſt, die Kriegsleute und Schriftſteller zugleich ſind.

Endlich erlaubete der Frieden dem Herrn von **Surbek**, ſich mehr nach eigenem Gefallen auf das verſprochene Werk zu legen. Er legete die letzte Hand daran, und ſetzete ſchon die Vorrede auf, die er uns mittheilen ſollte, als der Tod ihn übereilete. Dieß iſt ein Umſtand der unſern Schmerz verdoppeln würde, wenn nicht **Herr von Surbek**, der Sohn, ſogleich das MSt. ſeines Herrn Vaters einem unſerer Mitglieder großmüthig überliefert hätte; der ſowohl aus Neigung, als aus Erkenntlichkeit nicht anſtehen wird, die Wünſche der Welt zu erfüllen.

Dieſe Handſchrift, welche zween Foliobände ausmachen wird, iſt lateiniſch; indem dieſe Sprache den Alterthumsforſchern aller Länder am geläufigſten iſt. Herr von

Surbek, verſtand, ſprach und ſchrieb dieſelbe ſo gut als das Franzöſiſche; deſſen er ſich in verſchiedenen kleinen Abhandlungen bedienet hat, die man ihm ſo zu reden weggemauſet, und zu verſchiedenen Zeiten in die Memoires von **Trevoux** hat eindrucken laſſen. Die vom Weinmonathe 1722. enthalten die Erklärung zwoer ſonderbaren Münzen vom **Conſtantin**, über welche der Herzog **du Maine** ihn zu Rathe gezogen. In denen vom **April** 1728. und **März**monathe und **May** des 1729ten Jahres, findt man eine vollſtändige Widerlegung desjenigen Theiles von des **P. Hardouins** Lehrgebäude, in welchem er feſtſetzen wollen: daß die Wörter Pius felix, oder Pia felix, (denn auch dieſe lieſt man auf den Münzen einiger Kaiſerinnen) nicht, wie man glaubete, bloße Ehrentitel; ſondern wirkliche Geſchlechtsnamen wären, die in dem römiſchen Reiche, ſeit dem **Commodus**, bis auf die Kinder des großen **Conſtantins** erblich geweſen.

Der **P. Hardouin** hatte einen Gelehrten aus ſeinem Orden, welcher bereits einige von ſeinen Meynungen beſtritten, im Verdachte, daß er der Urheber dieſer neuen Schrift ſey; und antwortete ſo gar hitzig darauf, daß Herr von **Surbek**, der ihn übrigens hoch ſchätzete und ihn oftmals ſprach, ihn keines andern belehren mochte: allein, er beſtätigte durch ein zweytes Schreiben, ſeine anfangs vorgeſchlagene Meynung, die auch ſehr wohl aufgenommen worden; daß nämlich die Namen Pia felix, einigen Kaiſerinnen alsdann gegeben worden, wenn die Kaiſer ihnen einen gewiſſen Theil der oberſten Macht übergeben; und ſie ſich deren glückſeliger Weiſe zum Vortheile der Republik, das heißt zum Beſten des Volkes, und der Gelindigkeit der Regierung bedienet hatten.

Wider dieſes Schreiben lehnete ſich der gelehrte Jeſuit noch heftiger auf; allein, es folgete ein drittes darauf, dagegen er gar nichts ſagen konnte. In dieſem bewies Herr von **Surbek**, daß das ganze Lehrgebäu ſeines Gegners, auf bloßen zur Luſt erſonnenen Geſchlechtregiſtern beruhe: die voller vermeynten Prinzen und Prinzeßinnen ſind, die man ſo wenig aus denen Münzen, deren Anſehen er zugiebt, als aus denen Geſchichtſchreibern kennet, deren Zeugniß er verwirft; dahingegen ſein Lehrgebäu ſich auf die Geſchichte und Denkmäler zugleich gründete.

Jedoch, wenn **Herr von Surbek** gleich nur aus der Nützlichkeit desjenigen Werkes bekannt geweſen wäre, welches er verſprochen hatte: ſo wäre ſchon dieſes hinlänglich geweſen bey der Akademie den Wunſch zu erwecken, daß er einen Platz bey ihr bekleiden möchte. Er ſeines Theiles wünſchete ſolches eben ſo ſehr: allein, da keine Stelle leer, und er zudem ein Fremder, obgleich in franzöſiſchen Dienſten war, ſo beſtand die ganze Schwierigkeit darinnen, unter was für einem Namen man ihn aufnehmen könnte. Der Titel eines **auswärtigen Ehrenmitgliedes zum Briefwechſel** ſchien der anſtändigſte zu ſeyn; und dieſer ward ihm ſogleich zu beyderſeitiger Zufriedenheit beygeleget. Als er nun das erſtemal Sitz bey uns nahm, ſo war er für niemanden ein Fremdling, ſo wie niemand für ihn fremd war.

Dieſer Tag war auch noch ſowohl für ihn, als für uns dadurch merkwürdig, weil man ſah, daß er ihm eine Linderung des heftigen Schmerzens war, den er über den Verluſt ſeiner Schweſter, der **Gräfinn von Beranger** empfand, die er zärtlich liebete, und die ſowohl wegen ihrer weitläuftigen Kenntniß, als wegen ihrer erhabenen Geſinnungen, in einer allgemeinen Hochachtung ſtand. Die Zeit ſeiner Trauer war noch nicht verfloſſen, als er beym Schluſſe eines Feſtes vom **h. Ludwig**, welches er mit uns zu feyern gekommen war, von einem ſehr heftigen Kopfſchmerze überfallen ward, wozu ein Fieber ſchlug, deſſen Bösartigkeit allen Arzneyen widerſtund, und ihn am ſechſten Tage ſeiner Krankheit, den ein und dreyßigſten des letzten Auguſtmonathes, in dem drey und ſechzigſten Jahre ſeines Alters dahin riß.

Er war gewohnet alle Sommer auf einem ſchönen Landhauſe zuzubringen, ſo er zu Bagneux beſaß; und wo er ſelbſt einen Garten von ſeltenen Pflanzen angeleget hatte, die er mit eigener Hand bearbeitete. Hier hatte er auch ein Cabinet aus der natürlichen Geſchichte, darinnen er in der Ordnung alle verſchiedenen Arten der Hölzer, Saamen und Wurzeln, Marmor und Edelgeſteine aufgeſtellet hatte. Aus dieſem Paradieſe gieng er nicht anders, als um ſeine Wache zu Verſailles aufzuführen, oder ſie durch die Muſterung gehen zu laſſen. Seitdem er aber in dieſer Akademie war, kam er ebenfalls Dienſtags und Freytags von dort hinein, unſern Verſammlungen beyzuwohnen, welches er vielleicht ſeiner eigenen Angelegenheiten wegen nicht einmal gethan hätte. Und eben auf einer ſolchen Rückkehre nach ſeinem Landgute, von wannen er nur denſelben Morgen gekommen war, überfiel ihn die Krankheit die ihn ins Grab legete; und der Tod, dem er ſo vielmal Trotz gebothen, hat ihn in dieſem langſamen Aufzuge eben ſo wenig erſchrecket, als in der Hitze des Gefechtes.

Eine Schaar von zwey hundert Mann von der Schweizer-Leibwacht, gieng nach Bagneux ſein Leichengepräng zu zieren: bey welchem man die Officiere und Gemeinen ſeiner eigenen Compagnie, an ihren Thränen erkannte, deren ſie ſich nicht erwehren konnten.

LVI.

Leben des Herrn Abtes Sevin, vom Herrn von Boze verfaſſet.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie, den 14ten November 1741. vorgeleſen.

Franz Sevin, der Sohn eines Doctors der Arzneykunſt von der Facultät zu Montpellier, ward den 18ten May 1682. zu Villeneuve-le-Roi, in Burgund gebohren, allwo ſein Vater mit vielem Ruhme und groſſer Redlichkeit die Arzneykunſt trieb. Johanna Foacier, ſeine Mutter, war aus einer guten Familie der Stadt Sens gebürtig. Er hatte zween Vättern, den einen von des Vaters, den andern von der Mutter Seiten, die ihn beyde ſehr liebeten. Der erſte, welcher Pfarrdechant zu Touſſy war, erzog ihn bis ins achte oder zehente Jahr; und der andere, welcher Auſſeher über die Waſſer und Wäldungen war, ließ ihm da er ſtarb, tauſend Pfund an Leibrenten nach.

Als er nun zu ordentlichern Studien fähig war, die mehr Zuſammenhang hatten, als was er zu Touſſy trieb, that man ihn in das Jeſuitercollegium zu Sens, darinnen er von der vierten Claſſe bis an die Rhetorik blieb, und ſo bald dieſe zum Ende war, ſchickte man ihn nach Paris in die Communität der Drey und Dreyßiger, daſelbſt die Philoſophie und Theologie zu erlernen.

Er war nur kurze Zeit da geweſen, als der ältere Herr Fourmont ebenfalls hinein trat, und von ungefähr in eine Kammer geſchaffet ward, die nahe an der ſeinigen war. Die Neigung, die ſie beyde zur Litteratur hatten, nahete ſie einander noch vielmehr, als die Lage ihrer Zimmer. Sie hatten bereits einige Bücher für ſich, und konnten mit leichter Mühe mehrere leihen. Herr **Chapellier**, Großmeiſter des **Mazariniſchen** Collegii, ſchickete dem Herrn **Fourmont** alle Bücher die er nur verlangete, und der Herr Abt **Boileau**, welcher Großvicar des Kirchenſprengels zu Sens geweſen war, ließ es dem Herrn Abte Sevin, deſſen ganze Familie er kannte und liebete, auch nicht daran fehlen.

Um aber dieſen Vortheil recht zu nutzen, langete der Tag nicht zu, oder ſchickete ſich vielmehr nicht dazu: denn er war mit den gewöhnlichen Pflichten der Claſſe und Communität gar zu ſehr beſetzet. Man mußte daher die Zeit der Ruhe und die Stille der Nacht zu Hülfe nehmen: ein gefährliches Beyſpiel! welches man vielleicht große Urſachen hat in dergleichen Schulen nicht zu dulden.

Innerhalb faſt einem ganzen Jahre hintergiengen ſie die Wachſamkeit der Vorgeſetzten, ziemlich glücklich: ſobald ſie es aber innen wurden, verlegete man die zween Schüler auf andere Flügel, und ſtellete in ihren neuen Zimmern eine genaue Unterſuchung derer Bücher an, die zu ihren gegenwärtigen Studien unnütz waren.

Die Schwierigkeiten beleben lobwürdige Leidenſchaften eben ſowohl, als ſie die böſen anfeuern. Der Abt Sevin und Herr **Fourmont**, wurden nur aufmerkſamer und ſinnreicher ihren Umgang zu verhölen, und faſt der ganze Unterſchied, den die Entfernung, darein man ſie geſetzet hatte, in dem Laufe ihrer verborgenen Studien verurſachete, war; daß ſie ein jeder für ſich viel mehr arbeiteten, und weniger Zeit und Bequemlichkeit hatten, einander davon Nachricht zu geben. Indeſſen da man ſie allezeit belauſchete, ſo ward die Folge dieſer Bekanntſchaft abermals entdecket, und viel härter beſtrafet. Man meldete dem Herrn Abte Sevin, welcher, als der älteſte von beyden, für den ſtrafbareſten angeſehen

geſehen ward, daß er mit dem Beſchluſſe des Jahres aus dem Collegio müßte; und daß man ihn auf der Stelle herausgeſchaffet haben würde, wenn man nicht ſo viel ausnehmende Hochachtung gegen den Herrn Abt **Boileau** hätte, dem man hiedurch Zeit geben wollte, eine andere Stelle für ihn auszumachen.

Dieſer hatte zu dem Abentheuer gar zu viel beygetragen, als daß er recht böſe darüber werden konnte. Er tröſtete den Abt Sevin damit, daß er ihn zu ſich nahm, und ihm ſagete: ſie wollten ſo lange mit einander arbeiten, bis er ſich wieder ſeinem Freunde nahen könnte: dem ein gleicher Geſchmack zur Litteratur faſt nothwendiger Weiſe, eheſtens eben dieſes Unglück zuziehen müßte, wenn es ja ein Unglück wäre: denn das gab er noch nicht zu, und der Erfolg hat ſeine Vorherſage auch beſtätiget.

Unterdeſſen brachte er ihn in einem guten Hauſe von ſeiner Bekanntſchaft, und in dem Hofe des Palaſtes ſelbſt unter, wo er wohnete, und beſſer im Stande war ein Auge auf ihn zu haben, und ihn zu lenken. Dieſes machete ihm auch keine Mühe; denn er kam ſeinen Wünſchen allezeit zuvor, und that mehr, als er gehoffet hatte. Er war ihm ſelbſt perſönlich nutzbar: er machete ihm Auszüge, und ſuchete ihm die ſonderbaren und verſtrickten Redensarten auf, die er in ſeinen lateiniſchen Werken ſo gern anbrachte. Allein, was er voraus geſehen hatte, das blieb nicht aus. Herr **Fourmont** ſah ſich entweder ſchlecht vor, oder er ward gar zu gut bewachet; man ertappete ihn abermals über griechiſchen Schriftſtellern und andern loſen hebräiſchen Büchern: man ſchickete ihn alſo gleich dem Abte Sevin heim, und ſogleich fiengen ſie ihre gemeinſchaftlichen Studien wieder an.

Sie geriethen bald mit den mehreſten Gelehrten in Bekanntſchaft, und dieſer Geſchmack nahm den Herrn Abt

Sevin dermaßen ein, daß er aus Furcht, er möchte ihm nicht nach Wunſche obliegen können, wenn er jemals wieder nach der Provinz zurück kehrete, eine Domherrnſtelle ausſchlug, die Herr von **Chavigny**, Erzbiſchof von **Sens**, ihm bey ſeiner Kathedralkirche geben wollte.

Unter denen Gelehrten, die ſie am öfteſten beſucheten, war auch Herr **Baudelot**, ein Beyſitzer und nachmals beſoldetes Mitglied dieſer **Akademie**; welcher, wie wir in ſeinem Leben geſaget haben *), in hohem Grade die Kunſt beſaß, junge Leute, bey denen er eine glückliche Fähigkeit fand, zu ermuntern. Da er nun überzeuget war, daß man nicht anders als durch Arbeiten, und Kundmachung der Früchte ſeiner Arbeit, zur Vollkommenheit gelanget, ſo gab er auch ihnen den Anſchlag, je eher je lieber irgend ein Werk ans Licht zu ſtellen. Dieſem zu Folge ließ der Herr Abt **Sevin** dasjenige drucken, was er wider **Boſcharts** und **Marshams** Lehrgebäu, in Anſehung des **Menes**, erſten Königes von **Aegypten**, geſammlet hatte. Der Ritter **Marsham** will, **Menes** ſey mit dem **Cham**, des **Noah** Sohne, einerley, und **Boſchart** hat den **Mercur** mit dem **Canaan** vermenget. In dem erſten Theile dieſer Abhandlung, ſetzet Herr **Sevin** wider den **Marsham** feſt, daß **Menes** der erſte König von **Aegypten**, von dem **Mizraim** oder **Meſtraim**, **Chams** Sohne, und des **Noah** Enkel, nicht unterſchieden ſey. In dem zweyten beweiſt er wider den **Boſchart**, daß dieſes eben derſelbe **Mizraim** oder **Menes** ſey, welcher der Aegypter **Mercur** geweſen.

Der Herr Abt **Sevin** hatte die Ehre ſeines theils ebenfalls getadelt zu werden, und den **P. Tournemine** in der Zahl derer zu erblicken, die ſichs gefallen ließen, auf dem Kampfplatze zu erſcheinen. Seine Antwort blieb nicht lange aus, und ſchien noch viel merkwürdiger und ausgearbeiteter zu ſeyn, als das Werk ſelbſt, welches dazu Gelegenheit gegeben hatte: indem er darinnen zufälliger Weiſe verſchiedene Puncte aus der ägyptiſchen Gottesgelahrtheit abhandelte, die bis dahin kaum entwerfen worden waren; und dieſe Schrift blieb unbeantwortet.

---

*) Man ſehe den III. Band dieſer Geſchichte a. d. 515. u. f. S.

Herr **Salmon**, **Doctor** und Bücheraufſeher der **Sorbonne**, übete die Gaben des Herrn Abtes **Sevin** und Herrn **Fourmonts**, auf eine andere Weiſe. Er überlieferte dem letztern alle Wochen eine kleine Summe Geldes, zu Anſchaffung ſolcher Bücher, die der Bibliothek noch fehleten, und dieſe zween Herren wendeten täglich etwa zwo Stunden, an die Auftreibung dieſer Bücher; die ihnen unvermerkt eine Kenntniß vieler andern erwarben, und ihnen noch den Vortheil zuwendeten, die eingekaufeten Bücher zuerſt zu leſen.

Herr Abt **Bignon**, welcher damals in ordentlichem Briefwechſel mit faſt allen Gelehrten von **Europa** ſtand, ſuchete jemanden, der ihn erleichterte; oder vielmehr die ganze Laſt dieſes Briefwechſels über ſich nähme, welcher ihm eine gar zu koſtbare Zeit raubete: und der übrigens ſo verſchieden und weitläuftig war, daß er mancherley Perſonen von allerley Gattungen der Gelehrſamkeit zu erfordern ſchien. Dieſer warf ſeine Augen auf den Herrn **Sevin**, welcher faſt zehn Jahre hindurch dieſen gelehrten Briefwechſel allein ausgehalten, und dieſes mit einer Richtigkeit und Wohlanſtändigkeit, die der Erwartung des **Mäcens** ſo gemäß waren, der ihm dieſen Theil ſeines Ruhmes anvertrauet hatte; daß er glaubete, er übergäbe unſerer **Akademie** ein rechtes Geſchenk, da er dem Herrn **Sevin** in derſelben die Stelle eines Lehrlinges verſchaffete; von welcher er gar bald zum Beyſitzer, und endlich zum beſoldeten Mitgliede erkläret ward, welches er mehr als funfzehn Jahre lang geweſen iſt.

Die Akademie hat in ihre Memoires faſt alle Werke drucken laſſen, die er ihr vorgeleſen, und faſt alle ganz. Die Zahl derſelben iſt ſo groß, daß wir nicht einmal die Titel davon anführen könnten, ohne das Anſehen zu haben, wir macheten ein Verzeichniß von einer Bibliothek. Wir übergehen ſie alſo mit Stillſchweigen, und wollen nur ſo viel ſagen: daß er noch außer dieſen Werken, viel andere verfertiget hat, die er theils für ſich allein, theils mit dem Herrn Abte **Sallier** gemeinſchaftlich geſchrieben, mit welchem er ſeit langer Zeit durch ein Freundſchaftsband verbunden war, welches jedes Jahr feſter knüpfete. Dergleichen iſt unter andern eine ganz fertige Ausgabe vom **Phrynikus**, dem **Thomas Magiſter**, und vom Mœris Atticiſta, mit vortrefflichen Noten und einer anſehnlichen Zugabe, zum erſten von dieſen griechiſchen Sprachlehrern, begleitet.

Wir haben in Herrn **Küſters** Leben *) geſaget, daß er ſehr viel über den **Heſychius** gearbeitet, ſeine Arbeiten aber über dieſen Schriftſteller nur bis an den Buchſtaben H. gebracht habe. Daß er ferner an **Robert Stephans** lateiniſchem Sprachſchatze bemühet geweſen, aber faſt nichts davon ins Reine gebracht habe, als was er von dem Worte cerno und ſeinen Ableitungen heraus gegeben: und wir fügeten damals hinzu, dieſes würde ein wirklicher Schaden für die gelehrte Welt ſeyn; wenn er nicht vor ſeinem Tode dieſe Materialien zween Akademiſten anvertrauet hätte, die beyde ſehr begierig wären, ſich dieſes Merkmaales ſeiner Hochachtung würdig zu erweiſen.

Dieſe zween Akademiſten waren der Herr **Abt Sevin**, und der Herr **Abt Sallier**, die ſich ſogleich mit allem Eifer und guten Erfolge wozu ſie geſchickt waren, darüber macheten; die aber, da ſie ſeit der Zeit, zum Beſten der gelehrten Welt, mit wichtigern und dringendern Bemühungen beleget worden, ihre Arbeit auf eine großmüthige Art etlichen auswärtigen Gelehrten übertragen haben, von denen ſie auch erfahren, daß ſie lediglich mit dieſen zwey Werken beſchäfftiget wären. Die Welt hat bereits einen Theil der Früchte ihrer Nachforſchungen, in denen neuen Ausgaben eingeärntet, die von **Robert Stephans** lateiniſchem Sprachſchatze herausgekommen ſind; und ſo wird ſie auch die Früchte ihrer Arbeit über den **Heſychius** genießen, wenn Herr **Alberti** ſeine neue Ausgabe davon ans Licht ſtellen wird. Wir wollen hoffen, daß dasjenige, was ſie über den **Phrynikus** und die andern griechiſchen Sprachlehrer geleiſtet haben, dereinſt auch einmal ſo glücklich angebracht werden werde.

---

*) Man ſehe den II. Band dieſer Geſchichte a. d. 452. u. f. S.

Wir haben ebenfalls in der **Geſchichte der Akademie** vom 1728ten Jahre *) gemeldet, daß **Mehemed Effendi**, Abgeſandter der Pforte, und ſein Sohn **Zaid Aga**, (eben derſelbe, der mit noch größern Ehrentiteln als ſein Vater hatte, wieder hierher kommen ſoll) da ſie nach **Conſtantinopel** zurück gekehret, daſelbſt mit ſo vieler Verwunderung von allem was ſie in Frankreich geſehen, und inſonderheit von der Art geſprochen, wie hier die Wiſſenſchaften und Künſte bearbeitet werden, daß man trotz dem Vorurtheile der Türken, und der Forme und Einrichtung ihrer Regierung, in der Hauptſtadt ihres Reiches eine wirkliche Druckerey unter dem Schutze des **Großveziers**, und Vollmacht des **Sultans** anlegete. Daß, da der **Zaid Aga** den Herrn Abt **Bignon**, **Präſidenten der Akademie**, von dieſem guten Erfolge benachrichtiget, er noch hinzu gefüget: daß, wenn es hier irgend einen eifrigen und verſtändigen **Akademiſten** gäbe, er nicht zweifele, daß er ihn in Stand ſetzen wolle, groſſe Entdeckungen von griechiſchen und morgenländiſchen Handſchriften zu machen; und daß der König in dieſer Hoffnung, im **Julio** des 1728. Jahres,

---

*) Man ſehe den IV. Band dieſer Geſchichte a. d. z. S.

den Herrn **Abt Sevin**, beſoldetes Mitglied unſerer Akademie, und den Herrn **Fourmont**, Beyſitzern derſelben ernannt, auf ſeinen Befehl dieſe Unterſuchungen anzuſtellen; daß ſie beyde gegen das Ende dieſes Jahres, mit dem Hrn. **Marquis de Villeneuve**, königlichen Abgeſandten an der Pforte, zu Schiffe gegangen, und daß man aus der Nachricht von dieſer gelehrten Reiſe erſähe: wie der Herr **Abt Sevin** für die Bibliothek des Königes, und folglich für die Republik der Gelehrten, mehr als ſechs hundert auserleſene Handſchriften mitgebracht hätte; ohne noch diejenigen zu rechnen, die ſeine Correſpondenten, welche er ſich an verſchiedenen Orten der **Levante** beſtellet hatte, ihm nach ſeiner Rückkunft verſchaffet haben. Alles, was wir hier beyzufügen haben, iſt dieſes, daß der Nutzen und die Nachrichten dieſes Briefwechſels kein Ende genommen, und daß er noch kurz vor ſeinem Tode, für die Bibliothek des Königes, koſtbare Handſchriften, und unter andern einen **Strabo** bekommen, den man allezeit den ſeltenſten beygezählet hat.

Das Vergnügen, welches man über dieſer Reiſe hatte, erklärete ſich durch die darauf erfolgenden Wohlthaten. Der König ernannte den Herrn **Abt Sevin** zu der Abtey de la **Frenade** im Kirchſprengel zu **Saintes**, und ſie mußte ihm wenigſtens achtzehn hundert Livres eintragen. Allein, wenn dieſes ſeyn ſollte, ſo mußte er ſelbſt an Ort und Stelle gehen, die Pachtbriefe unterſuchen, und ſich in Kleinigkeiten einlaſſen, die ſeine Uneigennützigkeit, und ſo zu reden, ſeine Ungeſchicklichkeit ein Vermögen zu beſorgen, für gar nichts rechnete.

Er gab alſo ſeinen Ernennungsbrief zurück, ohne ſich ſeiner im geringſten zu bedienen, und erhielt das nächſte Jahr ein Gehalt von fünf hundert Thalern, auf die Abtey zu **St. Taurin d'Evreux**.

Als endlich der Herr Abt de **Targni**, Aufſeher über die Handſchriften der königlichen Bibliothek, den 3ten May 1737. verſtarb, ward der Herr Abt **Sevin** noch denſelben Tag an ſeine Stelle ernannt; und befand ſich ſogleich in der völligen Kundſchaft ſeines Amtes, nicht nur durch die Kenntniß, die er von dieſen Handſchriften auf der levantiſchen Reiſe erworben hatte, ſondern auch daher, weil er ſie vorhin zu ſeinem eigenen Studieren gebrauchet hatte.

Er war ſogleich im Stande an einem Verzeichniſſe dieſes Theiles der Bibliothek zu arbeiten, und bereits im nächſten Jahre den erſten Folioband davon an das Licht zu ſtellen, welcher auſſer den Handſchriften in orientaliſcher Sprache, noch indianiſche und chineſiſche Bücher enthält, von welchen Herr **Fourmont** ihm die erſten Nachrichten gegeben hatte.

Hierauf gab er den zweyten Band heraus, der die griechiſchen Handſchriften in ſich enthält; und er war im Begriffe den Druck des dritten anfangen zu laſſen, der von den lateiniſchen Handſchriften handelt, und aus mehr als zehn tauſend Artikeln beſteht.

Bey einer zärtlichen Leibesbeſchaffenheit, und einer dem Anſehen nach ſchwächlichen Geſundheit, war er im Stande langwierige Arbeiten auszuhalten. Seine von Natur lebhafte und muntere Gemüthsart half ihm hierzu ſehr viel, wenn er nur ſonſt nicht geſtöret ward: und daher arbeitete er vorzugsweiſe, lieber alle Nachmittage von fünf Uhr an bis um Mitternacht, und des Morgens von ſieben bis zu Mittage. Den übrigen Theil des Tages wendete er entweder auf die Uebungen der Akademie, bey denen ſich niemals jemand gefliſſener hat blicken laſſen, oder auf eine gewiſſe Anzahl guter Freunde, denen er unendlich theuer war. Zuweilen that er auch einige kleine Landreiſen, dahin er allezeit etwas zu arbeiten mitnahm; und eben bey ſeiner letzten Reiſe auf das Land, fiel er in diejenige Krankheit, die ihn uns entriſſen hat.

Er war gewohnet, ſich von ſeinen Unpäßlichkeiten durch etwas Diät und Ruhe zu heilen, und glaubete auch dieſesmal nichts mehrers nöthig zu haben: allein, dieſe war unfehlbar von anderer Art, und die bloße Behutſamkeit in der Nahrung war nicht hinreichend. Das Uebel nahm alſo überhand, und es war keine Zeit mehr zu Gegenmitteln, als man ihn nach **Paris** brachte: wo er wenige Tage darauf, am Dienſtage, den 12ten des letzten Herbſtmonathes, neun und funfzig Jahre, vier Monathe und ſechs Tage alt, verſtarb.

Man hat geſehen, wie lebendig und brennend ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften geweſen iſt, und von ſeinem Charactere können wir keinen richtigern Begriff machen, als wenn wir ſagen, er ſey im übrigen ganz das Gegentheil geweſen. Seine Sitten waren überaus reizend und unverfälſcht, und ſeine Gemüthsruhe war ſo groß, daß kein Zufall in der Welt ſie ſtören konnte. Die einzigen Papiere, für die er einige Sorgfalt trug, waren die, die ſeine gelehrten Arbeiten betrafen; die andern, wenn ſie einige Zeit auf ſeinem Schreibtiſche gelegen, fielen ſie allmählich ihm zu Füßen, und giengen von da vielmals ins Feuer, als unnütze Sachen, davon er nachmals ſogar das Andenken verlor.

Von ſich ſelbſt würde er niemals daran gedacht haben, ob er Wäſche oder Kleider brauchete: man muſte ihn daran erinnern, und ihn treiben; das ſicherſte aber war, daß man es ihm machen ließ. Und eben ſo gleichgültig würde er gegen noch viel nothwendigere Dinge geweſen ſeyn, wenn nicht die ungemeine Wachſamkeit des Herrn **Abtes Sallier** geweſen wäre; mit welchem er ſeit mehr als zwanzig Jahren beyſammen wohnete, der ihn wie ſeinen Bruder liebete, und ihm zu Liebe alle die Sorgfalt übernahm, die eine zärtliche Mutter für ihren einzigen Sohn würde getragen haben.

◆ ◆ ◆

LVII.

Leben des Herrn Rollin, vom Herrn von Boze verfaſſet.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie den 14ten November 1741. abgeleſen.

Karl Rollin, zweyter Sohn **Peters Rollin**, Meiſters und Meſſerſchmieds zu **Paris**, ward daſelbſt den 30ten Jänner 1661. gebohren, und wie ſein älteſter Bruder beſtimmet, das Handwerk ſeines Vaters zu lernen, der ihnen beyden noch in ihrer Kindheit, Lehrbriefe verſchaffete.

Ein **Benedictiner von den Weißmänteln**, deſſen Meſſe er oftmals hören gieng oder bedienete, weil ihre Kirche in der Nachbarſchaft lag, war der erſte, welcher in ihm eine große Geſchicklichkeit zu Wiſſenſchaften verſpürete. Er kannte die Mutter, welche in ihrer Art eine verdienſtvolle Frau war; er redete mit ihr, und ſagete ihr: ſie müſſe ihn nothwendig ſtudieren laſſen. Eine innerliche Ahndung ſagete ihr wohl auch etwas dergleichen: allein, es waren Gründe, die dem Anſehen nach wichtiger waren, welche ſich dawider ſetzeten. Sie war nämlich eine Wittwe geworden, und hatte gar nichts im Vermögen, als die Fortſetzung des Handwerks ihres Mannes. Ihre Kinder allein konnten ihr daſſelbe treiben helfen: und ſie war außer Stande für einen von ihnen auf eine andere Erziehung das mindeſte zu wenden.

Der gute Mönch ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, ſondern wiederholete vielmehr ſeine Ermahnungen: und da die hauptſächlichſte Schwierigkeit dadurch gehoben war, daß er eine burſam in dem Collegio der Achtzehner erhielt; ſo gewann dadurch das Schickſal des jungen Rollin ein feſtes Anſehen: und von der Zeit an ſchien er, ſogar in ſeiner Mutter Augen, ein ganz anderer Menſch zu ſeyn.

Sie fieng an mehrern Witz und mehrere Zärtlichkeit in den Merkmaalen ſeiner Ehrerbiethung und Unterwürfigkeit zu finden. Nachmals rührete ſie ſein zunehmendes Erkenntniß, welches man ihr aller Orten lobete, und mit einer Art von Erſtaunen davon redete. Was ihr aber gewiß nicht weniger ſchmäuchelte, das war: daß die Aeltern ſeiner Schulkameraden, die wegen ihrer Geburt und wegen ihres Ranges in der Welt die vornehmſten waren, zu ihr ſchickten; oder ſie auch wohl ſelbſt bitten kamen, ſie möchte doch erlauben, daß ihr Sohn die freyen Schultage mit ihren Kindern zubringen, und ſowohl ein Mitbruder ihrer Ergetzungen, als ihrer Arbeiten ſeyn möchte.

An der Spitze ſolcher Aeltern, war Herr le Pelletier, der Staatsrath, deſſen zween älteſten Söhne an dieſem Neulinge einen fürchterlichen Nebenbuhler gefunden hatten. Ihr Herr Vater, welcher beſſer als jemand, die Vortheile des Nacheifers kennete, ſuchete nur, wie er denſelben verſtärken möchte. Wenn der junge Burſch, Kaiſer ward, welches ihm oft widerfuhr; ſo ſchickete er ihm eben dieſelbe Belohnung, die er ſeinen Söhnen zu ſchicken pflegete: und dieſe liebeten ihn, ob er gleich ihr Mitwerber war; ſie führeten ihn in ihrer Kutſche zu ſich, ſie ſetzeten ihn bey ſeiner Mutter ab, wenn er beſchäfftiget war, und warteten daſelbſt auf ihn. Eines Tages bemerkete ſie, daß er ſich ohne Umſtände oben an ſetzete, und als ſie ihm ſolches ernſtlich als eine Grobheit verweiſen wollte: ſo antwortete der Lehrmeiſter ganz demüthig: Seine Excellenz der Herr le Pelletier hätte befohlen, daß die jungen Leute in der Kutſche allemal ſo ſitzen ſollten, wie ſie in der Claſſe ſäßen.

Dieſe kleine Probe von Herrn **Rollins** Wachsthume in den Wiſſenſchaften ſollte genug ſeyn: und wir wollten die andern Umſtände ſo viel lieber unterdrücken, da dieſelben bis auf einigen geringen Unterſchied, nur gar zu oft bey Gelegenheit derer Lebensumſtände vorkommen, die die Akademie von ihren verſtorbenen Mitgliedern ableſen läßt. Indeſſen können wir uns doch nicht enthalten zu ſagen: daß, als Herr **Rollin** die Rhetorik im Collegio **du Pleſſis** unter dem berühmten Herſan erlernete, welcher die Begierde ſeiner Schüler gern durch ehrenvolle Beynamen zu verdoppeln ſuchete, Herr Herſan einsmals öffentlich ſagete, er finde keines was den jungen **Rollin** genugſam unterſchiede; er wäre zuweilen faſt geneigt, ihn den **göttlichen** zu nennen. Faſt alle die von ihm Stücke in gebundener oder ungebundener Schreibart verlangeten, ſchickete er an den jungen **Rollin**: Gehen ſie nur zu dem, ſagete er, **er wird es beſſer machen als ich.**

Einige Zeit darauf nöthigte ein Staatsmann, dem man nichts abſchlagen konnte, nämlich Herr **von Louvois**, den Herrn Herſan, das Collegium zu **Pleſſis** zu verlaſſen, und ſich ganz allein mit dem Herrn Abte **Louvois**, ſeinem Sohne zu beſchäfftigen, den er mit groſſer Sorgfalt erziehen ließ, und der ſchon von ſelbſt ſehr vieles von ſich hoffen ließ. Herr **Rollin** war damals nur 22. bis 23. Jahre alt, und gleichwohl ſah man ihn bey der Univerſität ſchon für würdig an, Herrn Herſans Nachfolger zu werden; er allein nur war anderer Meynung, und man mußte ihm gleichſam Gewalt anthun, ehe er zum Entſchluſſe gebracht wurde, Profeſſor der zweyten Claſſe zu werden: wie auch Herr Herſan geweſen war, ehe er zur Rhetorik hinauf rückete; welche Herr **Rollin** gleich ihm, einige Jahre darauf bekam. Was aber ihre Gleichförmigkeit vollkommen machete, iſt dieſes: daß Herr Herſan, welcher noch außerdem die Anwartſchaft auf den Lehrſtuhl der Beredſamkeit in dem königlichen Collegio hatte, dieſelbe mit Genehmhaltung des Königes, dem Herrn **Rollin** zu gut, fahren ließ.

Die Nothwendigkeit, zu Ende jedes Jahres, Trauerſpiele, zu Austheilung der Preiſe, zu verfertigen, war die einzige Sache, die dem Herrn **Rollin** ein wenig beſchwerlich fiel. So ſehr er auch ſonſt von den Schönheiten der alten dramatiſchen Dichter gerühret ward, ſo war er doch gar zu ſehr überzeuget, daß dergleichen Vorſtellungen ſich in Schulen nicht ſchicken, allwo ſie nur die Lehrer und Lernenden um eine koſtbare Zeit bringen; und bey dieſer Gelegenheit erinnerte man ſich, daß, da Herr **le Pelletier** einmal bey ſich dergleichen, durch ſeine Herren Söhne und die andern jungen Leute, die er ihren Studien beygeſellet hatte, wollte vorſtellen laſſen, Herr **Rollin** der einzige geweſen, den man niemals bereden können, eine Rolle dabey zu übernehmen. Eine gewiſſe Grundehrlichkeit, die in allen Theilen ſeines Characters herrſchete, verhinderte ihn, auch nur einen Augenblick eine verſtellete Perſon an ſich zu nehmen.

Bis auf dieſen einzigen Punct alſo, verwaltete ſonſt kein anderer Lehrer ſein Amt auf eine trefflichere Art, als er. Er hielt gar oft lateiniſche Reden, darinnen er die Vorfälle der Zeit erhob, dergleichen die erſten Siege des **Dauphins**, die Eroberung von **Philippsburg**, und die folgenden Feldzüge waren; doch ſchien ihm das Griechiſche allemal eine Art von Vorzug zu verdienen. Dieſes fieng man an, in den Schulen der Univerſität zu vernachläßigen; er belebete deſſen Bearbeitung wieder, und war ſo zu reden, deſſen wirklicher Wiederbringer; ja er bedauerte ſehr, daß man den Gebrauch hätte fahren laſſen, griechiſch zu diſputiren. Herr **Boivin** der jüngere, und er, waren die letzten Beyſpiele davon geweſen: und da ſein Anſehen nicht groß genug war, dieſen Gebrauch wieder einzuführen; ſo führete er einen andern ein, der noch nützlicher war, nämlich die öffentlichen Uebungen über griechiſche und lateiniſche

Schriftſteller. Er nahm die jüngſten von den Söhnen des Herrn le **Pelletier** zu den erſten Stunden dieſer Uebungen, und der Beyfall, den ſie erhielten, erweckete in den andern Schulen einen Nacheifer, der ſich noch anitzt darinn erhält. Herr **Rollin** machete auch insgemein dieſe Sache durch gewiſſe Gedichte noch anſehnlicher, die er bald an diejenigen ſelbſt, die ſolche Uebungen anſtelleten, bald an deren Aeltern richtete, und verſchiedene von dieſen Stücken ſind gedrucket. Herr le **Pelletier** hob mit groſſer Hochachtung die Urſchrift desjenigen auf, welches er, bey Gelegenheit der Uebungen ſeiner Herren Söhne, an ihn gerichtet hatte. Ueber die Uebungen des Herrn **Abtes von Louvois** verfertigte er drey ſolche Stücke, und das dritte hat dieß ſonderbare, daß es mit einer unnachahmlichen Nettigkeit und Anmuth, das Kupferbild dieſer berühmten Theſis erkläret, welche der Vater, Herr **Marquis von Louvois**, dem Könige bey ſeiner Zurückkunft von der Eroberung von **Mons**, zueignen ließ.

Mit allen dieſen Geſchicklichkeiten verband er noch einen unermüdlichen Eifer, und eine ſolche Kenntniß der Gemüther, daß er auf einen Blick einſah, wozu ſie fähig waren, und durch was für Wege er ſie führen müßte. Er war geſchickt, die Hitze zu unterdrücken, den Muth zu ſtärken, der Zärtlichkeit zu ſchonen, und die Trägheit zu bezwingen. Auf dieſe Weiſe hat er eine Menge Gelehrte gebildet, vortreffliche Lehrer gezogen, und der Geiſtlichkeit, der Oberkeit, ja den Kriegsheeren ſelbſt, die verdienteſten Männer geliefert. Der Herr Oberpräſident **Portail** machete ſich zuweilen ein Vergnügen daraus, daß er ſich ſtellete; als verwieſe er es dem Herrn **Rollin**, daß er ihn mit Arbeiten überladen hätte: **Es ſteht ihnen wohl an, ſich darüber zu beklagen!** erwiederte Herr **Rollin**, **eben dieſe Gewohnheit zum arbeiten, hat Sie in dem Poſten als Generaladvocat vor andern erhoben, und zum oberſten Präſidenten gemachet. Sie haben mir ihr Glück zu danken!**

Nachdem er nun acht bis zehn Jahre zu **Pleſſis** den Lehrſtuhl bekleidet, ſo verließ Herr **Rollin** denſelben gar, um ſich lediglich auf die alte Geſchichte zu legen. Er behielt von allen ſeinen öffentlichen Aemtern bloß den Lehrſtuhl der Beredſamkeit im königlichen Collegio; welchen er doch nur anwartſchaftsweiſe betrat, ohne irgend einen Genuß davon zu haben. Allein er hatte 6. bis 700. Livres Einkommen, und hielt ſich für ſehr reich.

Die Univerſität, welche den leeren Raum wohl merkete, den Herrn **Rollins** Abtritt bey ihr verurſachete, ſtund nicht lange an, ihn wieder zu ruffen. Sie ernannte ihn im 1694ten Jahre zum Rector, und ließ ihm dieß Amt zwey Jahre lang; welches damals eine vorzügliche Ehre war. In dieſer Würde hielt er zweymal in der Sorbonne die Lobrede auf den König, welche die Stadt neuerlich geſtiftet hatte. Niemals iſt der Hörſaal in derſelben zahlreicher und auserleſener geweſen, als damals: ſeine zwo Reden wurden für zwey Meiſterſtücke gehalten, inſonderheit die letzte, deren Inhalt die Verſorgung der Invaliden war. Und gleichwohl da dieſe Materie Herrn **Rollins** fruchtbaren Geiſt noch nicht ganz erſchöpfet hatte, ſo ließ er an eben dieſem Tage in der Verſammlung, eine Ode über andere Anſtalten in **Paris** austheilen, und die Beſchreibung unſerer Thore in Geſtalt der Ehrenpforten, machete allein in dieſer Ode eine neue Lobrede aus, die dem Helden noch anſtändiger war.

Auf eben dieſe Zeit muß man dasjenige ziehen, was man in den Memoires des Amelot de la Houſſaye bey dem Artikel préſeances findet. Er bemerket darinnen, daß bey einer juriſtiſchen Diſputation der **Rector Karl Rollin** niemals zugeben wollen, daß der Erzbiſchof von **Sens** (Fortin de la Hoguette) den Rang vor ihm nähme. Es iſt nicht nöthig hinzu zu ſetzen, daß Herr **Rollin** zu jeder andern Zeit, und in allen andern Fällen niemals jemanden den Rang würde ſtreitig gemachet haben.

Das Ende von Herrn **Rollins** Rectorate, gab ihm dennoch ſeine ganze Freyheit nicht wieder. Der Herr **Cardinal von Noailles** vermochte ihn, die Aufſicht über die Studien ſeiner Herren Neffen zu übernehmen, die im Collegio zu **Laon** waren: und er beſchäfftigte ſich mit Vergnügen damit, als Herr **Vittemant**, den man zur Erziehung der königlichen franzöſiſchen Kinder beruffen hatte, vor allen Dingen wünſchete; daß er den Herrn **Rollin** zum Mitgehülfen des Rectorats des Collegii von **Beauvais** bekommen könnte. Herr **Rollin** hatte alle Mühe von der Welt, dieß Amt anzunehmen: und es erhellet aus einigen gedruckten Briefen des **Abtes Düguet**, daß dieſer ihn erſt dazu beredet habe.

Das anitzt ſo blühende Collegium zu **Beauvais**, war damals eine Art von Wüſteney, allwo nur ſehr wenige Schüler waren, und ganz keine Zucht beobachtet ward. Was aber alle Hoffnung zu benehmen ſchien, daß die Ordnung und Arbeiten daſelbſt jemals würden eingeführet werden können, war dieß; daß es mit einem andern Collegio von gleicher Art vereiniget war.

Wir wollen nicht ſagen, durch was für Mittel es dem Herrn **Rollin** gelungen, daſſelbe wieder zu Ehren zu bringen und volkreich zu machen, ſo, daß es faſt nicht alle Lehrlinge faſſen kann. Man kann ſich leicht einbilden, daß hierzu alle die Geſchicklichkeiten erfoderlich geweſen, die er ſelbſt in ſeinem Tractate von den **Studien**, von einem guten Vorſteher fodert. Es iſt groſſen Lehrern ziemlich gewöhnlich, daß ſie die wahren Pflichten eines Standes, nicht anders vorſchreiben, als daß ſie, ohne ſolches innen zu werden, die Art beſchreiben, wie ſie ſelbſt ihre eigenen Pflichten erfüllet haben.

Es kam auch nichts dem Vertrauen gleich, welches man zu ihm hatte. Ein gewiſſer reicher Mann aus einer

Provinz, der ihn nur dem Namen nach kannte, brachte ihm ſeinen Sohn, zum Koſtgänger in Beauvais, und glaubete nicht, daß ſolches die mindeſte Schwierigkeit haben würde. Herr Rollin weigerte ſich ihn anzunehmen; weil er nicht eine Handbreit Platz hätte, die nicht beſetzet wäre: und damit er es glauben möchte, ſo zeigete er ihm alle Wohnungen. Dieſer Vater, der voller Verzweifelung war, ſuchete ſich nicht durch leere Ausruffungen auszudrücken: Ich bin, ſprach er, ausdrücklich deswegen nach Paris gekommen; morgen reiſe ich wieder ab. Ich werde Ihnen meinen Sohn mit einem Bette ſchicken: denn ich habe ſonſt kein Kind als ihn. Thun Sie ihn in den Hof, oder in den Keller, wie Sie wollen: allein in Ihrem Collegio muß er bleiben, und dann habe ich weiter keine Sorge um ihn. Er that wie er geſaget hatte, Herr Rollin mußte den jungen Menſchen aufnehmen, und ihn ſo lange in ſeinem eigenen Zimmer beherbergen, bis er ihm eine ordentliche Stelle anweiſen konnte.

Im 1712ten Jahre legete er das Vorſteheramt zu Beauvais nieder, um den erſten Anſchlag ſeiner Studien deſto ruhiger fortzuſetzen. Er fieng an über den Quintilian zu arbeiten, den er ſehr hoch hielt, und mit Unwillen ſah, daß man ſich ſo wenig aus ihm machete. Er benahm ihm alles, was er für unnütz hielt, Redner oder rechtſchaffene Leute zu bilden. Er zeigete ſeine Lehrart und Abſichten in einer zierlichen Vorrede; er ſetzete ausführliche Summarien über jedes Capitel; er fügete dem Texte kleine auserleſene Noten bey: und dieſe Ausgabe erſchien in zween Duodezbänden zu Anfange des 1715ten Jahres.

Die Univerſität, welcher er auf dieſe Weiſe allezeit theuer und nützlich war, trug ihm 1719. eine feyerliche Rede, in Geſtalt einer Danksagung, für den Unterricht ohne Entgeld auf, welchen der König auf derſelben geſtiftet hatte. Dieſe Materie war groß; er aber kam ihr durch ſeine edlen und erhabenen Ausdrücke völlig gleich. Er redete als ein vollkommener Meiſter, von der Ordnung, von der Wahl und dem Geſchmacke in den Studien, und was er damals hiervon ſagete, das erweckete die heftigſte Begierde, dereinſt ein vollſtändiges Werk von dieſer Materie aus ſeiner Feder zu leſen.

Da auch die **Univerſität** glaubete, daß ihre alten Verfaſſungen in dieſem Stücke einiger Veränderungen nöthig hätte, und niemand beſſer im Stande wäre dieſelben recht zu unterſuchen, als eben Herr **Rollin**: ſo ernannte ſie ihn im 1720ten Jahre abermals zum Rector. Allein gewiſſe beſondere Umſtände verkürzeten dieſes abermalige Rectorat dermaßen, daß von den Verordnungen gar nicht mehr die Rede war, und er alle erfoderliche Zeit hatte, ſeine **Lehrart, die freyen Künſte zu lernen und zu lehren,** zu verfertigen. Dieſe theilete er in vier Bände, deren zween er erſt 1726. und die zween letzten 1728. herausgab.

Die gute Aufnahme dieſes Werkes ermunterte ihn, ein anderes viel weitläuftigers zu übernehmen, welches doch gleichſam eine nothwendige Folge davon war. Dieſes iſt die alte **Geſchichte der Aegypter, Karthaginenſer, Aſſyrer, Babylonier, Meder, Perſer, Macedonier und Griechen.** Er glaubete anfänglich, er würde ſie in ſechs bis ſieben Bände einſchließen können: allein ſie führete ihn unvermerkt zu dreyzehnen. Dieſe alle ſind zwiſchen dem 1730ten und 1738ten Jahre erſchienen: da er nicht nur die zween letzten Bände dieſer alten **Geſchichte,** ſondern auch den erſten Band einer **römiſchen Geſchichte** lieferte, die bereits fünf Bände hat. Der ſechſte und ſiebente ſind ſogar bereits gedrucket, und erwarten zum Verkaufe nur noch die dazu gehörigen geographiſchen Charten. Der achte, und ein Theil des neunten ſind fertig; und gehen bis nach dem Kriege wider die **Cimbern,** welcher nur ungefähr ſiebenzig Jahre vor der Schlacht bey Actium hergegangen iſt, bey welcher Herr **Rollin** ſtehen bleiben wollte. Seine hochberühmten Schüler, die er anfieng ſeine Lehrer zu nennen, können ſein Werk in keinerley Verſtande unvollkommen laſſen.

Vielleicht wird die Welt von ihnen auch noch die lateiniſchen **Reden** des Herrn **Rollins** fodern; weil keine derſelben gedrucket iſt, und vermuthlich alle den Druck verdienen. Hätten wir über uns genommen, alle diejenigen der Zeitordnung nach anzuzeigen, die zu unſerer Kenntniß gekommen ſind, oder deren Andenken ſich vorzüglich erhalten hat, ſo würden wir unter andern, eine nicht vergeſſen haben; nämlich diejenige, welche er 1701. zwey Jahre nach ſeinem Eintritte in das Collegium zu **Beauvais**, über **Philipps** des V. Gelangung zur ſpaniſchen Krone, gehalten.

Für ſeine **Gedichte** hat man ein wenig mehr Sorge getragen, und ſie 1727. in eine **Sammlung** auserleſener **Stücke** eingedrucket. Außer denenjenigen, derer wir ſchon erwähnet haben, giebt es noch eine große Menge anderer, die eben ſo ſtark und ſchön ſind. Sollte man Luſt bekommen, einigen den Vorzug einzuräumen: ſo würde es ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung der Ode des Herrn **Boileau** auf die Eroberung von **Namur**, nicht an Stimmen fehlen.

Es giebt auch verſchiedene **Sinngedichte** von ihm, die faſt alle was eigenes haben. Es würde z. E. ſchwer ſeyn eines zu finden, welches geſchickter wäre, die Eigenſchaft eines **Propheten** zu rechtfertigen, die man ſo oft den Dichtern beyleget; als dasjenige, welches er 1695. im erſten Jahre ſeines Rectorats, an des Herrn **le Pelletier** Enkel ſchickete, der erſt fünf bis ſechs Jahre alt war. Er ſchickete ihm am Lichtmeßtage, im Namen der **Univerſität**, eine Kerze, nach Art derjenigen, welche ſie den Oberpräſidenten zu überreichen pfleget, und ſchrieb ihm dabey: er müſſe ſich angewöhnen, dieſe Ehre anzunehmen, inſonderheit aber ſich be-

reit

mit machen, dieſelbe zu verdienen, indem die Oberpräſidentenſtelle eine Würde wäre, welche **Themis** ſelbſt ihm ganz gewiß vorbehielte, wenn ſie erſt ſeinen Herrn Vater damit würde bekleidet haben:

> Te manet hæc ſedes: ſummum Themis ipſa Tribunal,
> Vera cano, patri deſtinat, inde tibi.

Beyde waren damals noch weit davon entfernet; gleichwohl ward der Vater es zwölf Jahre hernach, und der Sohn iſt es anitzt.

In einem andern Sinngedichte bringt Herr **Rollin** die ſinnreicheſte Anſpielung auf ſeine erſte Handthierung an. Er ſchicket einem ſeiner Freunde zum neuen Jahre ein Meſſer, und ſchreibt ihm dabey: wenn er etwa dächte, dieß Geſchenk käme eher vom **Vulkan**, als von den **Muſen** her, ſo dörfe er ſich darüber nicht wundern; weil er aus der Höhle der **Cyklopen** ſeine erſten Schritte nach dem **Parnaſſe** gerichtet hätte.

Man hat noch zwey andere Stücke vom Herrn **Rollin** beſonders gedrucket. Es ſind **Hendecaſyllaben**, die er im 1691ten Jahre an den **P. Jouvency** gerichtet, weil derſelbe bey Gelegenheit der Einnahme von **Montmelian** zu **Paris**, unter dem Namen eines ſeiner Schüler, eben dasſelbe poetiſche Stück herausgegeben, welches er ehedem zu **Caen** unter ſeinem eigenen Namen, über die Eroberung von **Maſtricht** 1673. hatte drucken laſſen. Das zweyte iſt Santolius pœnitens, welches viel Aufſehen machete, als es herauskam; und deſſen franzöſiſche Ueberſetzung, die man anfänglich dem Herrn Racine zugeſchrieben, nachmals des jüngern Herrn **Boivins** Arbeit war.

Die Grabſchrift des **Santeul**, welche in dem Kloſter zu **St. Victor** eingegraben ſteht, iſt auch noch vom Herrn

Rollin: und es iſt gewiß, daß, wenn ſeine Beſcheidenheit ihm erlaubet hätte, ſeine lateiniſchen Schriften ſo hoch zu ſchätzen, als ſie es verdienen, dieſe Sammlung die neue Ausgabe ſeiner **Lehrart zu lehren und zu lernen**, ja auch ſeiner alten Geſchichte, einen angenehmen Schluß würde gemachet haben.

Wir haben nichts von der guten Aufnahme geſaget, die dieſe zwey Werke gefunden; indem noch alles davon erſchallet, und in fremden Ländern ſowohl als in Frankreich. Der Herzog von **Cumberland** und die Prinzeßinnen ſeine Schweſtern, bekamen allemal die erſten Exemplare davon; ſie ſtritten darum, wer ſie am erſten geleſen haben und am beſten davon Rechenſchaft würde geben können. Der Prinz ſagete einsmals: **Ich weis nicht, wie es Herr Rollin machet: ſonſt machen mir allenthalben die Betrachtungen lange Weile, und ich ſpringe mit geraden Füſſen darüber weg; in ſeinem Buche hergegen bezaubern ſie mich ganz, und ich verliere kein Wort davon.** Die Königinn, ihre Frau Mutter, hatte ſich kurz vor ihrem Tode vorgenommen, mit ihm einen Briefwechſel anzufangen, und ihm bey dieſer Gelegenheit die ſchmäuchelhafteſten Dinge ſagen laſſen. Die Briefe des damaligen Kronprinzen, itzigen Königes von Preußen, fülleten das Maaß dieſes Zolles von Hochachtung an. Allein als derſelbe bey ſeiner Gelangung zum Throne, die Gnade hatte, ihm ſolches zu melden; wie er noch einigen andern Gelehrten vom erſten Range that: ſo berichtete ihm Herr **Rollin**, daß er nunmehr ſeine wichtigen Beſchäfftigungen verehre: und da er weiter von niemanden, als von ſeiner eigenen Ehre, Rath einzuholen hätte, er nicht mehr die Ehre haben würde, ihm zu ſchreiben.

Das Beyſpiel der Prinzen iſt verführend. Ein gewiſſer Dichter, der durch ſeine Werke, und noch mehr durch ſeine Unglücksfälle bekannt iſt, der berühmte **Rouſſeau**, wollte ebenfalls mit dem Herrn **Rollin** in Verbindung ſtehen. Er ſchrieb verſchiedene Briefe an ihn, er richtete Briefe in Verſen an ihn: und Herr **Rollin** glaubete, er könne ſich einem Briefwechſel nicht entziehen, in welchen er die Lehren des Chriſtenthums und der Gottſeligkeit nützlich einzuſtreuen gedachte. Einige glückliche Vorbereitungen macheten ihm einen Muth, einen Theil der Werke des **Abtes Dúguet** dem Dichter in die Hände zu ſpielen: und der Dichter ſchickete ihm dagegen die **Amſterdamer Ausgabe** ſeiner Gedichte; doch ohne die Zugabe, von der er befürchtete, daß ſie Herrn **Rollins** ſtrenge Morale beleidigen möchte. Endlich kam er ſelbſt auf das allerheimlichſte nach **Paris**, und ſprach daſelbſt faſt alle Tage den Herrn **Rollin**; ja er wollte nicht eher fortreiſen, bis er ihm ſein **Teſtament** vorgeleſen hätte. In dieſem ſagete er ſich nun in den feyerlichſten Ausdrücken, von der Verfertigung derer abſcheulichen Strophen los, die der Urſprung ſeines Unglücks waren; und fuhr fort ſie demjenigen zuzuſchreiben, auf den er ſie gleich anfänglich geſchoben. Hier fiel ihm Herr **Rollin** plötzlich ins Wort, und ſtellete ihm lebhaft vor: das Zeugniß ſeines eigenen Gewiſſens müßte zu ſeiner Entſchuldigung genug ſeyn; da er aber keinen ſo gültigen Beweis hätte, dieſe Verſe irgend einem andern namentlich aufzubürden: ſo machete er ſich dadurch wenigſtens eines ſtrafbaren Urtheils, ja vielleicht auch einer entſetzlichen Läſterung ſchuldig. Der Dichter wußte hierauf nichts zu antworten: und Herr **Rollin** empfand eine große Zufriedenheit, daß er ihn bewogen, dieſe Stelle auszuſtreichen.

Der König hatte ihn zu einer Beyſitzerſtelle in dieſer **Akademie** ernannt, als dieſelbe im 1701ten Jahre erneuert ward: und da er noch nicht Zeit gehabt hatte, das Collegium zu Beauvais berühmt zu machen, welches vor ihm nicht ſonderlich beſuchet ward; ſo ſah er nicht voraus, daß, wenn dieſes geſchehen würde, er in demſelben durch ſo vielfältige Bemühungen würde beſchäfftiget werden, daß er die

Pflichten eines Akademiſten, nicht mehr nach Gefallen würde erfüllen können. Sobald er dieſes nun einſah, begehrete er unter die Bejahrten zu kommen, und man geſtattete ihm dieſes mit allen Vorzügen, die er verdienete; er aber war unſern Uebungen dennoch nichts minder gewogen. Er kam zu uns, ſo oft es ihm nur möglich war, inſonderheit zu den öffentlichen Verſammlungen: nicht nur, wie er ſagete, weil darinnen mehr Sachen geleſen würden, die ihm nützlich ſeyn könnten; ſondern auch, weil es ſeinerſeits eine merklichere Verehrung wäre.

Als er ſeine alte Geſchichte unternahm, ſo zeigete er den Entwurf davon der Akademie. Er bath ſich die Erlaubniß aus, daß er frey alles hineinnehmen möchte, was er in unſern gedruckten Memoires finden würde, und hielt um die Mittheilung der ungedruckten Schriften an. Zu gleicher Zeit bath er den Herrn Kanzler, um einen Richter ſeines Buches, aus dieſer Akademie; und dieſer Akademiſt war einer ſeiner ehemaligen Zöglinge. Endlich ſo erhielten wir erſt ein Exemplar von jedem Bande ſeines Werkes, ehe die Welt erfuhr, daß er heraus wäre: und wenn er ihn uns nicht ſelbſt überreichen konnte, ſo ließ er ſich ungemein entſchuldigen. Der fünfte Theil ſeiner römiſchen Geſchichte, der itzt herausgekommen iſt, ward mir auf ſolche Weiſe für die Akademie, nur drey oder vier Tage vor ſeinem Tode zugeſtellet.

So viel nun kurz auf einander herausgegebene Bände, zeigen, wie groß Herrn **Rollins** Fertigkeit geweſen ſey; und man zweifelte auch nicht daran: denn man wußte, daß er überaus arbeitſam gebohren worden; und daß die Liebe zum gemeinen Beſten alles über ihn vermochte. Allein ſeit einer geraumen Zeit hatte er nichts als lateiniſch geſchrieben: es ſchien, daß dieſes ſeine Mutterſprache wäre; man zweifelte faſt, daß er eine andere könnte, und er war faſt 60. Jahre alt, als er anfieng franzöſiſch zu ſchreiben. Die

Zierlichkeit und Reinigkeit ſeiner Sprache, waren alſo ein ganz neuer Anblick, den man nicht erwartet hätte. Es ſchien, als hätte er ſie in einem Augenblicke bloß durch die Begierde nützlicher zu ſeyn, erlernet. Selbſt die franzöſiſche Akademie hat hiervon oftmals ein Zeugniß abgeleget. Allein er dachte ſo beſcheiden von ſich ſelbſt, daß er nicht aufhören konnte ſich zu verwundern, wie er zum Schriftſteller geworden wäre. Er zog auch niemals einen Häller aus ſeinen Werken, deren erſtaunlicher Abgang einen jeden andern Schriftſteller reich gemachet hätte; ſondern wenn er ſie einem Verleger gab, ſo war er nur um die Art und Weiſe bekümmert, wie er ihn ſchadlos halten würde, wenn es nicht genugſam abgienge. Dieſe Art zu denken, erſtreckete ſich auf alles, was einiges Verhältniß mit ihm hatte. Da er für ſeine Perſon ſehr ſauber war, und dieß mehr aus Gewohnheit als aus Künſteley: ſo hatte er auch bey ſeinem Abſterben noch eben denſelben Hausrath, den er hatte machen laſſen, als er im 1683ten Jahre Profeſſor im Collegio **du Pleſſis** ward. Er wohnete in dem entlegenſten Quartiere der Stadt **Paris**, und bewohnete ein ſo kleines Häuschen: daß die mehreſten Fremden, die ſein Ruhm dahin zog, beym Hinausgehen über ſeine Thüre hätten ſchreiben mögen, was über des **Eraſmus** ſeiner ſtand: **Da ſieht man ein kleines Haus, welches einen groſſen Mann in ſich faſſet.**

Seine Frömmigkeit war lebhaft, zärtlich und redlich, und alles was wir von ihm ſagen dörfen, iſt dieſes: daß ihm in der Religion, nichts geringſchätzig vorgekommen ſey, und er außer ihr, nichts groß gefunden habe.

Er ſtarb den 14ten des letzten Herbſtmonathes, und ward achtzig Jahre, ſieben Monathe und einige Tage alt.

⁂

LVIII.

Leben des Herrn Abtes Banier, vom Herrn von Boze verfaſſet.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie, den 3. April 1742. vorgeleſen.

Anton Banier, ward zu Dalet in Auvergne, den 2ten November 1673. gebohren. Sein Vater war Gilbert Banier, Gerichtsſchreiber daſigen Ortes, der nicht gar viel im Vermögen hatte, und ſich der Erziehung ſeiner Kinder mit groſzer Geſliſſenheit annahm. Dieſer unſer Herr Banier ward in ſeinem achten Jahre nach Clermont in das Jeſuitercollegium gethan, wo er alle ſeine Claſſen durchgieng. Man will, daß es ihm in ſelbigem kein einziger Schüler in keiner Art von Ausübungen gleich gethan habe, und daß er ſie alle, wegen der Leichtigkeit im arbeiten, und ſeines groſzen Gedächtniſſes übertroffen. Er geſtand aber ſelbſt, daß er dieſe Vortheile gar zu ſehr gemisbrauchet, und aus Sicherheit: daß er allemal noch Zeit genug haben würde, ſeine Pflichten zu erfüllen; ſich weniger mit denſelben, als mit Spielen und andern Ergetzlichkeiten ſeines Alters beſchäfftiget habe. Er fügete hinzu, daß ſeine Lehrer tauſend Mittel erſonnen, ihn dafür zu ſtrafen, nicht aber ihn zu beſſern; daß das gewöhnlichſte dieſes geweſen: wenn ſie die Stellen verwechſelt, ſo hätten ſie erkläret, daß er zwar den oberſten Platz verdienet hätte; gleichwohl ſollte er nur den zweyten oder dritten haben; ja zuweilen wohl gar den unterſten, und das aus Urſachen, die niemanden unbewußt waren. Es iſt aber auch wahr, daß er alsdann dieſe Stellen mit einem Hochmuthe eingenommen, darüber der neue Dictator die Augen niederſchlug, und der oft den Regenten der Claſſe ſelbſt in Verwirrung ſetzete.

Als er nun zur Philoſophie gekommen war, allwo der Geiſt ſich höher zu ſchwingen beginnt: ſo ſchien der Abt Banier vor den übrigen ſo erhaben zu ſeyn, daß man ihn allein für tüchtig hielt, die Sätze öffentlich zu vertheidigen, die man dem Magiſtrate der Stadt zueignen wollte. Das Anſehen, womit er dieſelben vertheidigte, machete auch ſeine Familie ſchlüßig, ſeinem außerordentlichen Verlangen nach **Paris** zu kommen, die Hand zu biethen. Seine Aeltern griffen ſich hierbey recht an; ſie kleideten ihn, ſie gaben ihm Geld, und ſchicketen ihn an einen Procurator, den ſie kannten: welcher Vollmacht hatte, ihm noch etwas weniges zu geben, nachdem er es nöthig haben würde; denn ſie glaubeten, das könnte nicht gar viel ſeyn: allein ſie kannten ihn nicht alle. Sein Geld war gar bald verthan; der Zuſchub des Procurators war auch in der Geſchwindigkeit erſchöpfet: und als er ſich wieder an ſeine Familie wenden mußte, ſo ſchrieb man ihm: er ſolle Anſtalt machen augenblicklich zurück zu kommen; einer ſeiner Vättern, welcher Domherr zu **Creſt** war, wollte ſo gütig ſeyn, die Reiſekoſten herzugeben, und ihn in der Hoffnung zu ſich nehmen, daß er künftig klüger leben würde.

Dieſe Einrichtung gefiel ihm auf keine Weiſe; und in feſter Entſchließung in **Paris** zu bleiben, ſuchete er, wie er daſelbſt durch ſeine eigene Geſchicklichkeit leben möchte. Einige **Profeſſoren** der **Univerſität**, mit denen er bereits in Verbindung ſtund, verſchaffeten ihm eine hinlängliche Anzahl Wiederholungsſtunden, und ſtelleten ihn unter andern, dem Herrn **Präſidenten von Metz**, dem Vater vor, einem ſehr ſchätzbaren Manne: der unter der Menge der Geſchäffte, allezeit die Wiſſenſchaften geliebet, ſich ſelbſt ein Cabinet nützlicher Bücher angeſchaffet, und zween Söhne hatte, die neuerlich aus der Schule gekommen waren;

davon einer, der zu Bekleidung ſeiner Präſidentenſtelle beſtimmet war, im letzten Jahre das Recht hörete.

Dieſem Herrn **von Metz** gefiel Herr **Banier** ungemein, er nahm ihn zu ſich, übergab ihm die Sorgfalt für ſeine kleine Bibliothek, mit voller Freyheit, ſie nach ſeinem eigenen Gefallen zu vermehren. Inſonderheit aber trug er ihm auf, mit ſeinem Herrn Sohne, die Schriftſteller der ſchönen Wiſſenſchaften durchzugehen, die man in dem gemeinen Laufe der Claſſen, gar nicht zu ſehen bekömmt, oder doch nur obenhin anſieht.

Herr **Banier** erfüllete die Abſichten vollkommen, die man mit ihm hatte, und das erſte Merkmaal was er von ſeiner ungemeinen Fertigkeit gab, war dieſes: daß in der wenigen Zeit die Herr **von Metz**, der Sohn, zu Vollendung ſeines Rechtes übrig hatte, er von den Vorleſungen und Unterredungen, denen er beywohnete, ſo vielen Nutzen zog: daß er ſelbſt das Recht erlernete, ohne daß man es gewahr ward; und ohne daß ſeine Prüfungen oder Sätze, das mindeſte von dieſer Eilfertigkeit an ſich ſpüren ließen.

Von dem Durchleſen der alten Schriftſteller, die ſie mit einander durchgiengen, zog er noch einen andern Vortheil, inſonderheit von den Dichtern, bey denen die Fabel der Hauptzierrath iſt, ja nach deren Beyſpiele wir ſelbſt uns derſelben häufig bedienen. Die Ausleger breiten ſo wenig ein Licht über ſolche wichtige Stellen, daß es vielmehr ſcheint, ſie laſſen ſich angelegen ſeyn, dieſelben noch mehr zu verdunkeln: und da ein jeder geglaubet dasjenige darinnen zu finden, was ſeine Neigung, oder der Entwurf ſeiner Studien ihn darinnen ſuchen hieß; ſo haben ſie in der That alles darinnen gefunden, was ſie gewollt haben.

So haben die Naturforſcher nicht gezweifelt, daß die Fabel eine Schatzkammer der größten Geheimniſſe der Natur ſey. Der Philoſoph hat ſie auf moraliſche Lehren eingeſchränket; der Staatsmann hat alle Kunſtgriffe der menſchlichen Klugheit darinnen bemerket; der Alchymiſt ſelbſt hat vermeynet, er könne die Grundſätze und Regeln ſeiner Kunſt daraus herholen, die doch keine hat.

Die Sprachlehrer hergegen haben ſich begnüget, die Fabeln aus dem bloſſen Verhältniſſe der Wörter zu erklären, die ſie aus verſchiedenen Sprachen genommen: welche, wenn man ſie mit einander vergleicht, höchſtens einen zweydeutigen Sinn, und willkührliche Aehnlichkeiten angeben. Andere Gelehrten haben wiederum den Schauplatz jeder Fabel, einige nach **Phönizien**, andere nach **Aegypten** oder **Chaldäa**, einige ſogar mitten in den Norden geſetzet; gleich als ob ſie unter einander ein zuſammenhangendes Lehrgebäu ausmacheten, welches von einem einzigen Menſchen, zu einerley Zeit und an einerley Orte, wäre erfunden worden. Sogar bis auf die Gottesgelehrten, welche von der Kenntniß eingenommen geweſen, die die Heyden von der heil. Schrift beſeſſen, haben alle Helden, Götter und Halbgötter der Fabel, in den Perſonen der Patriarchen finden wollen, und ſich geſchmäuchelt, deren Aehnlichkeit bis zur Demonſtration zu treiben.

In dem Schooſſe dieſer erſtaunlichen Verſchiedenheit ſelbſt, welche das Land der Fabel allen Anfällen der Einbildungskraft eröffnet, hat Herr **Banier** ein Mittel gefunden, ſie durch eine ſowohl ſinnreiche, als vernünftige Auslegung zu befeſtigen.

Er ſah gleich anfangs ein, daß die allerälteſten Fabeln, ohne allen Zweifel hiſtoriſche Begebenheiten jener erſten Zeiten enthalten; in welchen der Mangel der Schreibekunſt nur durch die Beyhülfe der mündlichen Sage, oder durch Abſingung irgend eines alten Geſanges erſetzet ward; daß, als dieſe Begebenheiten anfänglich in die Werke der erſten Geſchichtſchreiber übergiengen, welches Dichter waren, ſie ſich durch Einmiſchung der Erdichtungen verändert haben; und daß diejenigen, welche nach dieſem eben dieſe Materien abgehandelt, da ſie allezeit neue Zierrathe hinzufügen wollen, dieſelben vielmehr verdunkelt und verſtellet, als verſchönert haben. Er begriff, daß der einzige Rath der uns in dieſem Falle übrig bleibt, darinnen beſtehe, daß man die einfältige lautere Wahrheit darinnen entdecke; ſie ganz behutſam von dem Erhabenen und Wunderbaren abſondere, darein man ſie verhüllet gehabt; und daß dieſe Kunſt ein geheimnißvoller Faden ſey, durch deſſen Beyhülfe man auf den erſten Urſprung der Fabel zurück gehen, oder beſſer zu reden, zur Wiege der Geſchichte ſelbſt gelangen könnte.

Je mehr er ſich nun hierauf befliß, je mehr gaben ſich die Schwierigkeiten, oder verſchwunden gar: und da ihm die Materie unter den Händen anwuchs, ſo ward dasjenige, was ſeinem erſten Anſchlage nach, nur der Gegenſtand einiger Unterredung mit ſeinem Zöglinge, der ihm lieb war, ſeyn ſollte, in kurzem der Grund zu einem wichtigen, und für das gemeine Weſen nützlichen Werke.

Die erſte Ausgabe, welche vom 1711ten Jahre iſt, kam in zween Duodezbänden unter dem Titel heraus: **hiſtoriſche Erklärung der Fabeln, darinnen deren Urſprung und Uebereinſtimmung mit der alten Geſchichte entdecket werden.** Im 1715ten Jahre ſtellete er eine neue Ausgabe ans Licht, welche mit einem dritten Bande vermehret war.

Da nun der junge Herr **von Merz** unter währender dieſer Arbeit, in eine Bedienung gekommen war, und eine liebenswürdige Gemahlinn geheirathet hatte, die ein bereits bearbeiteter Verſtand fähig machete, die Früchte ſolcher gelehrten Unterredungen zu genießen: ſo veränderte der Herr **Abt Banier** derſelben zu gut, die ganze Einrichtung ſeines Werkes. Anſtatt, daß es in Bücher und Capitel eingetheilet war; ſo theilete er es in 25. Geſpräche: allwo unter dem Namen **Eliante**, die junge Dame die Trockenheit der Materie durch ihre muntern Betrachtungen mildert. **Alcidon**, ſein Zögling und Freund, ſetzet dann und wann etwas von dem ſeinigen hinzu: und er ſelbſt iſt unter dem Namen **Theophilus**, gleichſam der Lehrer im Stücke, der faſt beſtändig unterweiſt und redet.

Dieſe erſte Veränderung zog nothwendiger Weiſe noch eine nach ſich. Es würde ſich nicht geſchicket haben, daß, da er mit einem Frauenzimmer redete, er bey aller Gelegenheit lange Stellen aus griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern angeführet hätte: und gleichwohl war es auch nicht billig, der Höflichkeit und dem Wohlſtande, die weſentlichen Beweiſe aufzuopfern, die aus ſo vielen geſammleten Schriftſtellern herausflieſſen. Herr **Banier** traf daher ein Mittel, das ihm gelung: ſeine Schreibart, die mit den Redensarten der Geſchichtſchreiber und Dichter geſättiget iſt, welche in dieſen zwo Sprachen geſchrieben haben, iſt ein getreuer Auszug, oder eine Ueberſetzung ſelbſt ihrer verſchiedenen Zeugniſſe; und machet eine Art von Geweb aus, welches ohne die Ordnung der Erzählung zu unterbrechen, nur ein mehreres Licht darauf wirft, und ſich deſtomehr für allerley Leſer ſchicket, da die Gelehrten am Rande die Anzeige der Originalſtellen finden. Dieß iſt eine neue Art von Sparſamkeit, die viel höher zu ſtehen kömmt, als eine anſcheinende Verſchwendung: denn von Natur iſt jeder Schriftſteller geneigt, alles was er auslaſſen muß, als einen wahren Verluſt anzuſehen.

Und eben bey Gelegenheit dieſes Werkes, deſſen Cenſor ich war, lernte ich den Herrn Abt Banier kennen: und da ich ihn einer Stelle in der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften für ſehr würdig hielt, ſo ſchlug ich ihn vor; ſobald ich nach dem Gebrauche der damaligen Zeit an die

Reihe kam, einen Lehrling zu ernennen. Er ward 1713. aufgenommen, und eilete auf ſeinem Wege in derſelben ſchleunig fort: da ihn alle ſeine Mitbrüder wegen ſeiner ſanftmüthigen Sitten liebeten, und er wegen ſeiner Arbeit und Aemſigkeit überall hochgeſchätzet ward. Es ſtehen mehr als dreyßig Stücke von ihm in der **Geſchichte** und den **ausführl. Schriften** der **Akademie**. Die mehreſten handeln von Materien, aus der Fabel genommen, deren Erklärung ihm die Bemühung und das ganze Leben eines Gelehrten zu verdienen ſchien. Er hat auch das ſeinige mit einer vollſtändigen **Mythologie** beſchloſſen, die in drey Quartbänden herausgekommen, davon der letzte erſt 1740. ans Licht getreten iſt, als in derjenigen Zeit, da er ſchon mit der Krankheit rang, woran er ſtarb.

In dieſer Zwiſchenzeit indeſſen gab er doch noch einige andere neue Werke heraus, deren Verſchiedenheit den gar zu einförmigen Lauf ſeines Studierens abzuwechſeln dienete, und deren Einkommen ſeine kleine Einnahme vermehren half.

So gab er 1719. in drey Duodezbänden, die Nachricht von der dritten Reiſe des Herrn **Paul Lucas** in die **Levante**, heraus: und dieſe Nachricht iſt vielmehr ſein, als des Verfaſſers Werk, deſſen Namen ſie führet.

Herr **Paul Lucas** hatte niemals irgend eine Art von Studien getrieben, er hatte nur ſeit ſeiner zärteſten Jugend die Welt durchreiſet. Einige ſonderbare Münzen, die er von ſeiner erſten Reiſe heimbrachte, und die man nachmals für den königlichen Münzſchatz einhandelte, brachten ihm eine Ernennung zum Alterthumsforſcher zuwege, nebſt einigem Gehalte, um wieder in die **Levante** zu reiſen. Hier erlangete er nun, durch eine Art von Uebung, die Kunſt, von dem Alterthume einer Münze oder eines geſchnittenen Steines, nach dem bloßen Gefühle und Anblicke zu urtheilen, ohne weiter zu wiſſen was ſie bedeuten, noch was ſie vorſtellen. Er nahm alle Aufſchriften auf, ſie mochten ſeyn in welcher Sprache ſie wollten, indem er ein naſſes Papier von eben der Gröſſe auf die Marmor legete, worauf ſie ſtunden, und ſo die Buchſtaben abdruckete. Er kaufete an Stelle und Ort, Zeichnungen von den Denkmälern, ihre Beſchreibung und alle die kleinen Nachrichten, die man den Liebhabern faſt für nichts darbeuth.

Bey ſeiner Rückkunſt nun ſuchete er einen Gelehrten, der dieſe unförmlichen Materialien durchſehen, ſie in Ordnung bringen, gelehrt und angenehm vortragen, und kurz, alles daran thun ſollte, was ihnen fehlete. Auf dieſe Weiſe gab Herr **Baudelot** ſeine erſte Reiſe heraus; Herr **Fourmont** der ältere, die zweyte; und die dritte der **Abt Banier**, alle drey Mitglieder dieſer **Akademie**: da nun keiner von ihnen ſeinen Namen darauf geſetzet hat, ſo iſt auch ein Theil der gelehrten Welt, und ſogar einige Tagebuchſchreiber darunter betrogen worden. Sie haben den Reiſenden wegen ſeines wunderwürdigen Verſtandes gelobet; ſie haben der Vergleichung ihren Beyfall gegeben, die er ohne Unterlaß zwiſchen ſeinen Entdeckungen und des **Herodotus** und **Strabons** ihren anſtellet; ſie haben es ihm verdanket, daß er einige Verſehen des **Plinius** und **Pauſanias** aufgedecket hat; ſie haben ihn mit Anmuth den **Homer**, **Lucian**, **Cicero**, **Horaz** und **Virgil** anführen laſſen. Wie ſollte die Nachwelt nicht noch vielmehr dabey betrogen werden, wenn man dieſen verborgenen Umſtand nicht irgendwo aufdeckete?

Die dritte Reiſe dieſes **Paul Lukas** ward zu **Rouen** von einer Geſellſchaft von Buchhändlern gedrucket, die dem Hrn. **Abte Banier** vorſchlug, die Reiſen des **Corn. le Brün** eben ſo auszuarbeiten, deren in Holland verfertigte Ausgabe ſehr ſelten geworden war. Er beſſerte daher die Schreibart darinn, die überaus ſchlecht war; er bereicherte den

Text mit Noten, die eine genaue Vergleichung der alten Erdbeſchreibung, mit der neuen hinzufügen, welche der Verfaſſer nicht verſtanden hatte, und diejenigen Denkmäler erklären, welche er mir angezeiget hatte; endlich fügete er noch der Beſchreibung jedes Ortes dasjenige bey, was die Reiſenden ſagen, die ebenfalls vor oder nach dem **le Brün** da durchgekommen waren, und hat auf dieſe Weiſe eine Art einer allgemeinen Reiſebeſchreibung daraus gemachet, die alle andern in ſich hält.

Indem nun deren Druck vollendet ward, vermochten einige Buchhändler zu **Paris**, den Herrn **Abt Banier**, ihnen eine vierte Auflage der Melanges d'Hiſtoire & de Litterature, des **D. Bonaventura von Argone** zu verſchaffen, der unter dem geborgten Namen von **Vigneuil-Marville**, noch bekannter iſt. Die letzte Ausgabe dieſes Werkes beſtand in drey kleinen Duodezbändchen, und der letzte von dieſen drey Bänden, war nur eine Zugabe zu den zween erſten; indem am Rande jedes Artikels Zahlen ſtunden, die die Seiten anzeigeten, wo ſie eingeſchaltet werden ſollten. Dieſe brachte der Herr **Abt Banier** mit hinein, und that aus ſeinem eigenen einen neuen Band hinzu, den er nach eben dem Geſchmacke, mit ſonderbaren Begebenheiten aus der Geſchichte, mit kritiſchen Anmerkungen, gelehrten Anekdoten, Auszügen aus ſeltenen Büchern, und hundert andern dergleichen Dingen anfüllete, die die Neugierde der Welt einem faſt vergeſſenen Buche zum Beſten, auf eine nützliche Weiſe wieder belebeten.

Bald eräugete ſich eine andere noch weit anſehnlichere Gelegenheit. Die reichen holländiſchen Buchhändler **Wettſtein**, hatten nach der Zeichnung des berühmten **Picards**, vortrefflich ſchöne Kupfertafeln von des **Ovidius Verwandlungen** ſtechen laſſen; die ſie mit einer Ueberſetzung an der Seite des Textes, und Erklärungen unter jeder Fabel, herausgeben wollten. Der allgemeine Ruf wies ſie an den Abt Banier, und ſie gewannen ihn auch durch ihr großmüthiges Bezeigen. Er hatte in der That einen großen Vorrath zu den Erklärungen: allein, den Ovid erklären, oder ihn überſetzen, das ſind zwo ſehr verſchiedene Sachen. Er indeſſen übernahm beydes mit gleichem Mühe, und gleich gutem Erfolge: und der König, dem man eine Probe dieſes Werkes zeigete, hielt es genehm, daß es ihm zugeeignet ward; ob es gleich außer Landes gedrucket ward.

Sobald der Herr Abt Banier hiermit fertig war, legete er ſich ganz beſonders auf die Vollendung des Lehrgebäudes der **Mythologie**; mit welchem er, wie wir ſchon geſaget haben, ſeinen Lauf beſchloſſen hat. Dieſe Arbeit nun, die ein Gegenſtand ſeiner Gefälligkeit in den ſchönſten Tagen ſeines Lebens geweſen war, ward ſein einziger Troſt bey der Dauer einer ſonderbaren Krankheit, die faſt drey Jahre gewähret hat, ehe ſie ihn ins Grab gezogen.

Da er ſich niemals in Anſehung der Dauer ſeines Lebens, und der Folgen ſeines Uebels, bis auf einen gewiſſen Punct, geſchmäuchelt hatte: ſo furchte er gleich anfänglich, er würde den Aufwand dabey nicht aus eigenen Mitteln beſtreiten können, und entſchloß ſich daher, ſeine Bibliothek zu verkaufen: allein, der Handel deswegen war kaum geſchloſſen, da die Bedürfniß ſeiner Bücher ihm faſt eben ſo empfindlich fiel, als die Bedürfniſſe ſeines Zuſtandes. Damals gelung es dem Herrn Abte Banier, deſſen Geiſt ſich allezeit auf den Trümmern ſeines Körpers geſund und ganz erhielt, beyder Nutzen mit einander zu vereinen. Er ſetzete ſich mit Buchhändlern; er ließ ihnen ein billiges nach, und ſie ſchoſſen ihm, nicht nur die Löſung aus ſeiner **Mythologie**, ſondern auch einer neuen Auflage der Ceremonies Religieuſes, in ſieben Foliobänden vor, deren Einrichtung ſie ihm aufgetragen hatten. Mit dieſem neuen Capitale legete er ſich eine neue Bibliothek an, die nach ſeinem Tode faſt eben ſo hoch, als die erſte verkaufet worden iſt.

Er ſtarb den 19ten des letzten **Novembers**, nach vollendeten 68. Jahren.

LIX.

Leben des Herrn Cardinals von Polignac, vom Herrn von Boze verfaſſet.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie, den 3ten April 1742. vorgeleſen.

Melchior von **Polignac**, Cardinal-Prieſter des Titels der Sta Maria Angelorum in Terminis, Erzbiſchof von Auch, und Commenthur der königlichen Orden, ward zu **Puy in Velay**, den 11ten October 1661. gebohren; und war der zweyte Sohn **Ludwig Armands**, Vicomten von **Polignac**, und **Jaquelinen dú Roure**, ſeiner dritten Gemahlinn.

Das Haus von **Polignac** iſt gar zu bekannt, als daß man dem Begriffe, den man davon hat, etwas zuſetzen könnte. Sein Urſprung verliert ſich in dem ferneſten Alterthume, und der undenkliche Beſitz des Ortes, dem es ſeinen Namen entweder gegeben; oder von welchem es denſelben erhalten hat, erinnert einen des Namens der Autochthonen, den die Athenienſer ſich gaben: weil ſie zugleich die Kinder und die Herren desjenigen Landes waren, welches ſie trug.

Der junge **Melchior**, welcher von einem Vätter, der ihn zur Taufe gehalten hatte, zärtlich geliebet ward, und welcher Abt zu **Montebourg** war, wurde der Kirche zugedacht; und ſobald er nur zu **Puy** die erſten Begriffe von der Gelehrſamkeit gefaſſet hatte, kam er nach **Paris**, die ſchönen Wiſſenſchaften bey den Jeſuiten zu erlernen.

Er konnte ſich nicht beſinnen, daß er hier jemals wegen verabſäumeter Pflichten die Hand an ſich hätte legen laſſen; ausgenommen ein einzig mal an einem Ausarbeitungstage. Denn da er ſah, daß ſein Herr Bruder, und ein anderer guter Freund, über ihrem Satze ſeufzeten, womit ſie nicht zurechte kommen konnten; ſo verſuchete er, einem jeden eine Ausarbeitung in dem Kiele einer Feder zuzuſtecken, die er ihnen zu reichen ſchien. Der Regent der Claſſe merkete etwas, und ließ ſich die Federn bringen. Er zog die mitgetheileten Themata heraus, und indem er ſie der ganzen Claſſe zeigete, ſo verſprach er, den morgenden Tag eine exemplariſche Strafe darauf zu ſetzen. Allein, noch denſelben Abend, da er die Neugierde hatte, dieſe in der Eile verfertigten Ausarbeitungen durchzuleſen, fand er ſie ſo gut, eine von der andern, und inſonderheit beyde von des **Abtes von Polignac** ſeiner, (welches die beſte von allen dreyen war) dermaßen unterſchieden, daß er ſich den folgenden Morgen nicht ſehr bitten ließ, einen Fehler zu verzeihen, von welchem er gewünſchet hätte, daß alle ſeine Schüler tüchtig geweſen wären, ihn zu begehen.

Da er nun ſeine Rhetorik bey den Jeſuiten durch ſolche Uebungen geendet hatte, die viel Aufſehens macheten, gieng der Herr **Abt von Polignac** in das Collegium zu Harcourt, um die Philoſorhie zu hören. Damals war die Univerſität noch in den **Ariſtoteles** und **Carteſius** getheilet. Die jungen Profeſſoren waren dem neuen Lehrgebäude geneigt, die andern bildeten ſich auf eine unverbrüchliche Treue für das alte was ein: und es war kein Wunder, daß das Harcourter Collegium zu dieſer Zahl gehörete, da es ſeit faſt dreyßig Jahren in großem Rufe ſtand. Allein, es konnte ſeinen Schüler nicht blenden: er entpfand die Schönheiten und Vorzüge des **Carteſianiſchen** Lehrgebäudes ſelbſt in denen Einwürfen, die man ſich zu heben beſtrebete: und alles, was ihn die Häfte ſeiner Lehrer lehreten, war, daß er brav wider ihn diſputiren lernete; welches in gewiſſem Verſtande eine ganz gute Art iſt, etwas zu lernen.

Indeſſen rückete die Zeit heran, Sätze zu vertheidigen. Der **Profeſſor** wünſchete, daß der Abt von **Polignac** ſeinen Vorleſungen Ehre machen möchte: dieſer hingegen erboth ſich, das **Carteſianiſche** Lehrgebäu öffentlich und ohne Præſide zu verfechten; und ſeit langen Zeiten war im lateiniſchen Lande kein ſo wichtiger Handel vorgefallen. Endlich legete man ihn ſo bey: man that den Ausſpruch, der junge **Abt von Polignac** ſollte beyde Lehrgebäude an zween unterſchiedenen Tagen behaupten; des **Ariſtoteles** ſeines aber, als das ehrwürdigſte, ſollte zuletzt verfochten werden, und den Kampfplatz ſchließen.

Der **Abt von Polignac** gab nach, und brachte die Grundſätze des **Carteſius**, die man noch nie in die Forme einer Theſis gebracht hatte, in diejenige Ordnung, die ihm am natürlichſten ſchien: und da er ſich ſelbſt derjenigen aufopferte, die ſein **Profeſſor** dem **Ariſtoteles** zu gut aufgeſetzet hatte; ſo bezauberte er den erſten Tag alle die ihn höreten, und die alten **Peripatetiker** giengen den zweyten ebenfalls ſehr vergnügt von dannen.

Eben ſo that er ſich in der **Sorbonne** hervor, und er vollendete eben ſeine Gottesgelahrtheit: als der Herr **Cardinal von Bouillon** ihn beredete, mit ihm nach **Rom** zu reiſen, dahin er zu dem Conclave gehen mußte, worinnen **Alexander** der VIII. erwählet ward.

Der neue Pabſt gab dem Herrn **Abte von Polignac** ſolche beſondere Merkmaale ſeiner Achtung; daß auch der **Herzog von Chaulnes**, welcher zu gleicher Zeit hingeſchicket war, die Streitigkeiten beyzulegen, die ſich entſponnen hatten, und die unter **Innocenzens** des XI. Pabſtthume ſo weit gegangen waren, den König genehmigen ließ: daß der **Abt von Polignac** in denjenigen Theil der Unterhandlung gezogen ward, welcher die Vorſchläge der Geiſtlichkeit vom 1682ten Jahre betraf.

Da er alſo in ſeinem 27ten oder 28ten Jahre bereits zum Staatsmanne ward, ſo war ſein erſter Verſuch, die Freyheiten der gallicaniſchen Kirche, und das Beſte des römiſchen Hofes, aus einander zu ſetzen; und dieſes mit einem Pabſte, der mehr als 50. Jahre vor ſeiner Erhebung, dieſes ſeine einzige Beſchäfftigung hatte ſeyn laſſen. Er hatte die Ehre, denſelben vielmals zu unterhalten; und der Pabſt, dem ſeine Gemüthsart je länger je mehr gefiel, ſagete ihm ganz liebreich, in einer der letzten Zuſammenkünfte: **Sie thun immer, als wenn ſie meiner Meynung wären; und zuletzt behält doch ihre Meynung die Oberhand.** In der That, nachdem die Hauptartikel des Vergleiches faſt in Richtigkeit gebracht waren, ſo hielten der **Herzog von Chaulnes** und der **Cardinal von Bouillon** für gut, daß der Herr **Abt von Polignac** ſelbſt nach Frankreich zurück gienge, dem Könige Nachricht davon zu geben.

Ludwig der XIV. ertheilete ihm ein langes Gehör, nach deſſen Endigung er ſagete: **Ich habe mich da mit einem Menſchen unterhalten, und zwar mit einem jungen Menſchen: der mir allezeit widerſprochen hat, ohne daß ich im mindeſten darüber böſe werden können.** Er kehrete mit neuem Unterrichte wieder nach **Rom**, und die Sache ward, wo nicht geendiget, dennoch vor **Alexanders** des VIII. Tode eingeſchläfert; ſo wie man es längſt gewünſchet hatte.

Damals nun gieng er mit dem Herrn **Cardinale von Bouillon** ins **Conclave**, wo **Innocenz** der XII. erwählet ward, und kehrete gleich darauf nach Hofe zurück. Die Annehmlichkeiten, welche er an demſelben fand, vermochten ihn nicht zu feſſeln: er zog ihnen den Aufenthalt in der Pflanzſchule der **guten Kinder** vor, um ſich ſeinem Geſchmacke gemäß, daſelbſt mit den ſchönen Wiſſenſchaften, und der Geſchichte zu beſchäfftigen; und ſich zu den Pflichten ſeines Standes geſchickt zu machen. Allein die Meynung, welche der König von ſeiner Geſchicklichkeit hatte, erlaubete ihm nicht, ſich einzig dieſen Sachen zu widmen. Man ernannte ihn zum außerordentlichen Geſandten nach Pohlen, und er mußte ſich faſt incognito und über die See hinverfügen, weil Frankreich faſt mit allen europäiſchen Mächten im Kriege war.

Das Schiff worauf man ſein Geräth, ſein Silberzeug und ſeinen Hausrath gebracht hatte, ſtrandete an den preußiſchen Küſten, und alles ward geplündert. Er ſelbſt indeſſen kam glücklich hin, und ward gleich denen Helden, die keines Aufzuges nöthig hatten, um ſich kennbar zu machen, von dem Könige von Pohlen mit einer Zärtlichkeit und mit ſolchen Vorzügen empfangen, die ihres gleichen nicht hatten. Dieſer Herr wollte, daß er in ſeinem Palaſte wohnen ſollte; bald darauf machete er ſeinen ſtündlichen und augenblicklichen Freund aus ihm und dieſe Neigung, die ſich bey großen Herren ſo leichtlich erſchöpfet, endete ſich erſt mit dem Tode des großen Sobiesky.

Pohlen, welches ein Raub derer Zerrüttungen ward, die es gemeiniglich zu bewegen pflegen, wenn es ſich einen Herrn erwählen ſoll, eröffnete den Abſichten des Abtes Polignac ein weites Feld. Er hoffete, er würde alle Stimmen zum Vortheile eines Prinzen (dieſes war der Prinz von Conti) vereinigen können, den ſeine Verdienſte, mehr als einer Krone würdig macheten: und dieß war unfehlbar dasjenige, was zu ſeinem Irrthume das meiſte beytrug. Der gute Erfolg den er ſich verſprochen und angekündiget hatte, verſchwand unter ſeinen Händen, durch einen Unfall, den ſeine Klugheit nicht ergründen mochte; und dieſes gieng ihm ſo viel näher, da er, wie die ganze Welt, nicht wußte, daß es bey der Vorſehung beſchloſſen wäre: daß eben dieſer Zufall, der Krone Frankreich dereinſt einen viel vortheilhaftern Vorfall verſchaffen ſollte. Er kam alſo von ſeinem Unglücksfalle, als von einer öffentlichen Drangſal niedergeſchlagen, zurück; er begab ſich nach ſeiner Abtey Bon Port, in die Stille, und brachte daſelbſt drey ganzer Jahre zu, in ſeine Tugend verhüllet, und in dem einigen Umgange mit den Muſen.

Die wahre Ehre eines Geſandten entſpringt allerdings aus dem glücklichen Erfolge ſeiner Unterhandlungen. Allein dieſer Erfolg iſt nicht allemal ſo leicht zu erkennen: und die mehrere oder geringere Zufriedenheit, die man ihm bey ſeiner Rückkunft erweiſt, iſt ebenfalls eine Regel, die nicht von allem Irrthume frey iſt. Ein neues Intereſſe was im Augenblicke dazu kommen kann, erfodert zuweilen wohl noch größere Opfer; und das gemeine Weſen iſt nicht eher fähig, davon zu urtheilen: als wenn nach ganzen verfloſſenen Jahrhunderten, der Schleyer, welcher die Geheimniſſe der Staaten bedecket, in Stücke reißt, und ſo zu reden von ſelbſten niederfällt.

Es giebt aber einen ſchnelleren und nicht ſo zweydeutigen Beweis, von der Hochachtung des Prinzen gegen einen Staatsmann, den er zu vernachläßigen geſchienen. Dieſer iſt, wenn er ihn nicht lange vergißt, wenn er ihn nach ſeiner Rückkunft mit Ehren und Wohlthaten überhäufet; wenn er ihn von neuem in noch kützlichern Angelegenheiten, und zu noch wichtigern Geſchäfften brauchet, als diejenigen waren, die er ihm zuerſt aufgetragen hatte.

So gieng es dem Herrn Abte Polignac auch. Nach ſeiner Zurückkunft aus Pohlen im 1698ten Jahre, erſchien er im 1702ten wieder mit allem dem Anſehen bey Hofe: welches die Gnade des Prinzen ſelbſt nur alsdann ertheilet, wenn ſie auf die Ungnade folget, und dieſelbe gleichſam austilgen ſoll. Der König ertheilete ihm zwo neue Abteyen; er wirkete ihm Englands Ernennung zum Cardinalshute aus: und damit er deſtomehr im Stande wäre, dieſe Ernennennung gültig zu machen, ſchickete er ihn als **Auditor der Rota** nach **Rom**; wo er ihn dem **Cardinale de la Trimoille** in einem Miniſterio beygeſellete, welches durch die italieniſchen Angelegenheiten überaus ſchwierig gemachet ward.

Doch das iſt noch nicht alles. Bey der erſten Hoffnung, die der König von dem Frieden ſchöpfete, den er ſeinen Unterthanen verſchaffen wollte, es mochte auch koſten was es wollte, rief er den Herrn **Abt Polignac** zurück, um ihn mit dem Herrn **Marſchall von Urelles** nach **Gertrudenberg** zu ſchicken: er dankete ihm für die Art, womit er die Conferenzen angefangen, und für den Edelmuth, womit er ſie abgebrochen hatte. Und als die Victorie, die ſich unter die fremden Fahnen verirret hatte, durch ihre Wiederkehre, in den Gemüthern der Feinde Frankreichs billigere Geſinnungen erregete; erwählete der König abermals den Herrn **Abt von Polignac** zu ſeinem Gevollmächtigten auf den Congreß zu **Utrecht**: allwo endlich der Vertrag geſchloſſen ward, welcher unſerm Volke ſeinen erſten Glanz wieder verſchaffete, und die letzten Jahre der Regierung **Ludwigs** des XIV. mit einer neuen Ehre bekrönete.

In der Zeit nun, da dieſer Congreß gehalten ward, ernannte **Clemens** der XI. welcher den Herrn **Abt von Polignac** bey ſeiner Anweſenheit zu **Rom** ganz beſonders gekannt hatte, denſelben in petto, in einem halböffentlichen Conſiſtorio, zum Cardinale. Der Pabſt war ſo zärtlich, ihn erſt acht volle Monathe darauf öffentlich kund zu thun; damit er Zeit genug haben möchte, das koſtbare Friedenswerk erſt zu vollenden. Und aus einer faſt gleichen Zärtlichkeit, verließ der Herr **Abt von Polignac**, mit Genehmhaltung des Königes, Holland, ohne die letzte Unterſchrift zum Tractate zu fügen; indem dieſer Tractat die Hoffnungen desjenigen Prinzen vollends zu Boden ſchlug, dem er ſeine Ernennung zum Cardinalate zu danken hatte, und welchem er kein ander Merkmaal ſeiner Ergebenheit und Erkenntlichkeit geben konnte.

Bey ſeiner Rückkehre überhäufete ihn der König abermal mit Gnaden, und der Hof mit Lobeserhebungen. Allein der König ſtarb, und bey ſeinem Tode gewann der Hof eine ganz andere Geſtalt. Der Herr **Cardinal von Polignac** hatte keinen Theil mehr an den Geſchäfften; ſeine Einſamkeit zu **Anchin** folgete gar bald auf die Unterzeichnung des **Londner Tractates**, und währete bis an den Tod desjenigen Staatsmannes, der ihn geſchloſſen hatte. Der Tod des Pabſtes **Innocenz** des XIII. welcher bald darauf erfolgete, nöthigte ihn in das Conclave zu gehen, wo **Benedict** der XIII. erwählet ward. Er trug zu deſſen Erhebung viel bey: und der König von Frankreich, welcher nunmehr mündig war, und den Herrn **Cardinal von Polignac** mit eben dem Vertrauen beehrete, als ſein Aeltervater gethan, wollte, daß er als franzöſiſcher Geſandter zu **Rom** bleiben ſollte. Man weis, daß er in ganzen acht Jahren, dieſen Beſchäfftigungen mit ſo vieler Würdigkeit als Einſicht vorgeſtanden; und zu einer ſolchen Zufriedenheit beyder Höfe, daß ihn auch der König in ſeiner Abweſenheit zum Erzbisthume zu **Auch**, und zu einer Commenthurſtelle der königlichen Orden ernannte. **Benedict** der XIII. aber, und ſein Nachfolger **Clemens** der XII. braucheten ihn nicht nur bey den vornehmſten Congregationen; ſondern zogen ihn auch in ihren eigenen Angelegenheiten zu rathe, indeſſen daß er bey ihnen des Königes ſeine beſorgete.

Und ſo war der Staatsmann in dem Herrn **Cardinale von Polignac** beſchaffen. Haben wir ihn nun nicht zu gleicher Zeit als einen Gelehrten vorgeſtellet, ihn, der ſie nie von einander getrennet hat: ſo iſt es daher geſchehen, weil dieſe ſeltene Vereinigung, dieſe glückliche Miſchung, darinnen allezeit die Größe ſeines Characters und die Reizungen ſeines Umganges beſtanden, nicht ohne einige Unordnung, alle Augenblicke in dem kurzen Auszuge ſeines Lebens vorkommen konnten.

Mit den vortrefflichſten Studien hatte er einen lebhaften Begriff, und die ſo glückliche Begierde nach Wiſſen verbunden: welche, da ſie den Grundſätzen entgegen eilet, ſie gleichſam aus natürlichem Triebe faſſet, aus einander wickelt, und ſie in derjenigen Ordnung verbindet, die ſie natürlicher Weiſe haben müſſen, um gründlicher und erleuchtender zu ſeyn.

Seine, dem Anſehen nach, einfältige und ungekünſtelte Beredſamkeit, wußte, wenn es nöthig war, alle Reichthümer des Ausdruckes zu finden: und die Anmuth ſeiner Perſon trug zu den Siegen ſeines Verſtandes nicht wenig bey.

Wir haben ſchon geſehen, wie angenehm ſich ein großer Pabſt über eine Art von Verführung an ſeiner Seite beſchweret; und wie ein großer König geſtanden: er habe ihm widerſprechen können, ohne ihm zu misfallen. Es hat wenig gefehlet, daß er nicht in Pohlen ſelbſt, durch die bloße Gabe zu reden, die ſilbernen und goldenen Berge über einen Haufen geworfen, die man ihm entgegen ſetzete.

So urtheilete die **franzöſiſche Akademie** von ihm; und ſtund nicht an, es zu bekennen; als ſie bey ſeiner Rückkunft aus Pohlen und der Abtey **Bon-Port**, den Herrn **Cardinal von Polignac** erwählete, ein Nachfolger des berühmten **Biſchofs von Meaux, Boſſuet** zu ſeyn, den ſie eben damals verloren hatte.

Die Rede zu ſeiner Aufnahme, die zwar, wie alle andern, der Formel gewiſſer geweihten Lobſprüche unterworfen iſt, die durch die Zeit veralten, und durch ihre Anzahl ſelbſt geſchwächet werden, ſtralet außerdem mit ſo vielen Schönheiten, daß man ſie noch in die Zahl der Meiſterſtücke ſetzet, und allezeit mit neuem Vergnügen lieſt.

Doch nicht nur ſeine Mutterſprache redete er zierlich und fertig; er beſaß auch die mehreſten lebendigen Sprachen, und inſonderheit die Sprachen derer verſchiedenen Höfe, wo er geweſen war. Das Griechiſche verſtund er wohl, und das Latein hatte er ſo glücklich bearbeitet, daß er ſolche Lehren davon hätte geben können, als **Varro**, und ſolche Beyſpiele, als **Cicero**. Es brauchet davon keine andern Beweiſe, als die lateiniſchen Reden, die er in verſchiedenen Gelegenheiten in **Rom** gehalten; inſonderheit diejenige, womit er von ſeinem Platze als **Auditor der Rota** Beſitz genommen.

Dieß geſchah kurz nach einem Erdbeben, welches den Dom an der **Peterskirche** geöffnet, und in ganz **Rom** ein allgemeines Schrecken ausgebreitet hatte. Alles war in die Gärten, oder auf die öffentlichen Märkte geflüchtet. Der vor den Altären knieende **Clemens** der XI. bloß flehete geruhig zu Gott, er möchte ihn allein das Schlachtopfer ſeines Zornes ſeyn laſſen: und kaum hatte er ſein Gebeth geendet, ſo ſchloß ſich die Erde wieder zu; das Volk faſſete einen Muth, und ſchien nicht ſowohl mit der Gefahr die es gelaufen, als mit der Ergebung und Frömmigkeit des Pabſtes beſchäfftiget zu ſeyn, dem es ſeine Erhaltung zu danken zu haben vermeynete. Der Herr **Abt von Polignac** ſchilderte dieſe Begebenheit mit ſo lebhaften und rührenden Farben ab, daß man hätte ſagen ſollen, ſie eräugete ſich noch einmal. Man ſah, wie ſich plötzlich das Schrecken ausbreitete, nach und nach die Ruhe erfolgete, und hörte die Ausrüffe der Freude und Dankbarkeit ſo gut, als zu der Zeit ſelbſt, da ſich die Sache zugetragen.

Ein beſonderer Vortheil, den der Herr **Cardinal von Polignac** über die lateiniſchen Redner der beſten Jahrhunderte gehabt hat, iſt dieſer, daß er in der Poeſie eben ſo vortrefflich war; und dieſer Ruff gründet ſich nicht, wie wohl ſonſt viele andern, auf einige Oden, Elegien, Briefe, oder wohl noch geringere Stücke: ſondern er ruhet auf einem der größten Gedichte, die ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften unternommen worden. Dieß iſt ein Gedicht von zehn bis zwölf tauſend Verſen, darinnen die wichtigſten Materien der Religion, der Naturlehre und Sittenlehre abgehandelt werden: darinnen der dem **Lucrez** in der Verskunſt ganz gleiche Verfaſſer, in der Lehre weit über ihn erhaben iſt; und nachdem er wider die Meynung dieſes Dichters, des **Epikurus** und ſeiner Anhänger, feſtgeſetzet hat, worinnen das höchſte Gut beſtehe, welches die Natur der Seele ſey, ſowohl im Menſchen als in den Thieren; was man von den Atomen, von der Bewegung und dem leeren Raume halten ſoll, aus der Erläuterung dieſer erhabenen Fragen ſelbſt, das wahre und nothwendige Daſeyn eines Gottes, Schöpfers und beſtändigen Erhalters des Weltbaues zieht.

Die größten Werke haben oft ihren Urſprung einem ungefähren Zufalle zu danken; und ſo gieng es mit dieſem auch. Als der Herr **Abt von Polignac** aus Pohlen wieder kam, hielt er ſich einige Zeit in Holland auf, und hatte daſelbſt mit dem berühmten **Bayle** Bekanntſchaft gemachet: welcher damals in der Hitze ſeines Streites mit den Geiſtlichen, **Jaquelot** und **Jurieu** war, und von nichts anderm redete. Der Herr Abt **Polignac** nahm daher Gelegenheit ihn zu fragen: was er von gewiſſen Materien dächte, und zu welcher von denen Secten, die in Holland am meiſten herrſchen, er ſich bekenne? **Bayle** wich dieſer Frage mit einigen Verſen aus dem **Lucrez** aus, die nur ein entfernetes Verhältniß damit zu haben ſchienen. Als man aber von neuem in ihn drang, ſagete er nichts mehr, als: **ich bin ein guter Proteſtant**, welches nichts mehr bedeutete. Als man ihn noch mehr eintrieb, erwiederte er mit einer Art von Ungeduld: Ja, mein Herr, ich bin ein guter Proteſtant, und nach aller Stärke dieſes Wortes: denn im Innerſten meiner Seelen proteſtire ich wider alles, was geſaget und gethan wird; und dieſe ſonderbare Erklärung ward abermals mit einer Stelle aus dem Lucrez, die noch weitläuſtiger und nachdrücklicher war, als die erſte, begleitet. Der Herr Abt von Polignac, den der Ton und die Umſtände rühreten, nahm den Lucrez vor, und las ihn noch einmal; wobey er einſah: daß die Widerlegung ſeines Lehrgebäudes, der Religion, und der Menſchlichkeit ſelbſt nützlich ſeyn würde; und dieſe Arbeit unternahm er bey ſeiner Einſamkeit zu Bon-Port.

Wie viel mal mußte er nicht, als er wieder nach Hofe kam, herſagen, was er bey ſeinem Aufenthalte zu Bon-Port gemachet hätte? Es entfuhr ihm einmal etwas vom Anti-Lucrez zu ſagen, und ungeachtet er davon nur als von einem geringen Entwurfe redete: ſo wollte doch ein jeder dieß Gedicht ſehen, und nannte es ſchon zum voraus wunderſchön und göttlich. Er konnte ſich nicht entbrechen, etwas mehr oder weniger davon mitzutheilen: das wenige war nur für die bloßen Neugierigen; das mehrere aber für erhabnere Perſonen, denen er nichts abſchlagen konnte, oder für Freunde, von denen er ein neues Licht zu erlangen hoffete. Indeſſen vervielfältigten die Unverſchwiegenheit und Treuloſigkeit die Abſchriften bald, und indem ſie ſich vermehreten, ſtelleten ſie dieſelben immer fehlerhafter dar. Verſchiedene Tagebücher macheten Stücke davon kund. Es erſcholl ein Gerücht, daß zween unendlich verehrungswürdige Prinzen, die Ueberſetzung davon unternommen hätten: und endlich ſah man eine ſummariſche Analyſin des ganzen Werkes, in dem zweyten Bande der Bibliotheque des Rhéteurs, des P. le Jay.

Haben aber dieſe Abſchriften, ſo unvollkommen ſie auch waren, dreyßig Jahre lang die Bewunderung der Kenner

ner erwecket: wie werden ſie nicht den wirklichen Anti-Lucrez aufnehmen, den der Herr **Cardinal von Polignac**, ſeit dieſer Zeit gleichſam umgegoſſen hat, und nicht müde geworden iſt, ihn zu überſehen, und bis in die letzten Augenblicke ſeines Lebens zu beſſern und zu verſchönern? Nur drey Tage vor ſeinem Tode, ſetzete er noch einige Verſe hinzu, und ſagete ſie her: allein ſeine Stimme war bereits ſo ſchwach, daß man ſie ihn nicht mochte wiederholen laſſen, und man hat nur denjenigen behalten, mit welchem er die Vergleichung eines wollüſtigen Menſchen, der in dem Schooſſe der Ergetzungen ſelbſt immer in Bewegung, immer unruhig iſt, mit einem Kranken beſchließt; welcher in dem Bette, darinnen er gefeſſelt iſt, vergeblich eine Stelle ſuchet, die ihn beruhigen könnte.

Quæſivit ſtrato requiem, ingemuitque negata.

Seine letzte Sorgfalt, und das iſt nicht die geringſte, iſt dieſe geweſen, ſein Werk den Händen eines treuen Freundes, eines berühmten Akademiſten, (des **Abtes Rothelin**) anzuvertrauen, deſſen Eifer und Fähigkeit ſo bekannt ſind, daß die ganze gelehrte Welt zuſammen genommen, keine beſſere Wahl hätte treffen können *).

Es iſt unſtreitig etwas ſeltenes, in einer einzigen Perſon, den Redner und den Dichter in ſo hohem Grade vereiniget zu ſehen, als ſie es im Herrn **Cardinale von Polignac** waren: allein das iſt vollends ein Wunderwerk, wenn er auch zugleich ein vollkommener Alterthumsforſcher iſt; und das war er auch.

---

*) Hier in Leipzig veranſtaltete und beſorgte Herr Prof. Gottſched eine neue Ausgabe davon, die er der Durchl. Churprinzeßinn zu Sachſen Maria Antonia königl. Hoheit, als einer ſo gelehrten als gottſeligen Prinzeßinn zuzuſchreiben, die Erlaubniß erhielt.

Zu einer zahlreichen Folge von Münzen, von allerley Größen und Metallen, hatte er noch eine prächtige Sammlung von Bildſäulen, Bruſtbildern, halberhobenen Arbeiten, und andern alten Denkmälern gefüget, die größtentheils eine Frucht ſeiner eigenen Entdeckungen waren **). In ſeinem letzten Aufenthalte zu **Rom**, machete er eine anſehnliche Entdeckung. Er wußte, daß eine gewiſſe Privatperſon, die zwiſchen **Freſcati** und **Grotta-Ferrata** bauen ließ, bey Ausgrabung des Grundes, plötzlich durch die Ueberbleibſel einer alten Mauer war aufgehalten worden, die ſehr dick, und faſt unmöglich zu vertilgen war. Der Herr **Cardinal von Polignac** gieng dahin, und da er ſich recht umgeſehen, glaubete er, er ſey auf der Stelle ſelbſt des Landhauſes des **Marius**. Er ließ alſo nachgraben, und die erſte Sache die man entdeckete, bewährete ſeine Muthmaßung: denn es war ein Ueberbleibſel von einer Aufſchrift aus des **Marius** fünftem Conſulate. Man grub weiter, und bey der Oeffnung der dickeſten Mauer, erſchien ein prächtiger Saal, der unter andern mit zehn Bildſäulen in Lebensgröße, von der trefflichſten Arbeit und dem ſchönſten Marmor gezieret war; die mit einander die Geſchichte des **Achilles** ausmacheten, der an dem Hofe des Königes **Lykomedes** vom **Ulyſſes** erkannt wird. Doch dieſe Bildſäulen ſind nur ein Theil ſeiner Sammlung.

Vor ſeinen Augen geſchah auch noch die Entdeckung des Palaſtes der **Cäſaren**, in den Gärten **de la Vigne Farneſe**, auf dem palatiniſchen Berge. Er ermunterte den Herrn **Bianchini**, die Beſchreibung davon zu machen; und half ihm viel bey dieſem Werke, welches erſt ſeit einigen

---

**) Dieſe ganze Sammlung befindet ſich itzo in Berlin. Denn da ſie nach des Cardinals Tode in Frankreich keinen Liebhaber fand, kaufte ſie des Königs von Preußen Majeſtät, für eine große Summe, um Dero Cabinet dadurch zu vermehren, welches Beger ſchon vor 50. und mehr Jahren beſchrieben hat. G.

gen Jahren an das Licht getreten iſt. Der Herzog von **Parma**, der dieſe Arbeiten angeordnet, ſchenkete dem Herrn **Cardinale Polignac** eines der ſchönſten Stücke die man gefunden hatte.

Dieſes war eine halb erhobene Arbeit mit vierzehn Figuren, die ein Feſt der **Ariane** und des **Bacchus** vorſtellten. Dieß Stück war in die höchſte Stuffe derjenigen Erhöhung, auf welche die Kaiſer ſich zu ſetzen pflegeten, wenn ſie öffentlich Gehör gaben, eingemauert. So bekam er auch die Erſtlinge, das heißt, die ſchönſten Urnen, aus der Todtengruft der **Livia**, die man im 1730ten Jahre entdeckete: und er kannte das alte **Rom** ſo gut, daß wenn es ſich auf einmal aus ſeinen Trümmern erhoben hätte, er die größeſten Leute der Republik, ohne Wegweiſer, ſo wie ohne Dollmetſcher, hätte beſuchen können.

Er ſagete zuweilen, er hätte nur darum gewünſchet, ein Herr dieſer Hauptſtadt der Welt zu ſeyn, um auf ein vierzehn Tage den gewöhnlichen Lauf der **Tiber**, von **Pontemole** bis an den Berg **Teſtacio** abzulenken, und die Bildſäulen, Ehrengerüſte und übrigen Denkmäler herauszuziehen, die in den rottiriſchen Zeiten, in den bürgerlichen Kriegen, und bey dem Einfalle der Barbarn, hineingeſtürzet worden: und ungeachtet dieß nur ein Einfall war, ſo hatte er doch die Ebene des Landes da herum aufnehmen laſſen, und alle zur Ausführung dieſes Anſchlages erfoderliche Kenntniß eingeholet. Er hätte auch die Trümmern des Friedenstempels mögen umgraben laſſen, der unter der Regierung des **Commodus** verbrannt iſt: in der Hoffnung daſelbſt den Leuchter, das eherne Meer, und alle die koſtbaren Gefäße zu finden, die der Kaiſer **Titus** dahin gegeben, als er über **Judäa** geſieget hatte.

Man wird uns verzeihen, daß wir uns ein wenig bey ſolchen Gegenſtänden aufgehalten, die inſonderheit das Werk unſerer **Akademie** betreffen; in welcher ſeit 25. Jahren, der Herr **Cardinal von Polignac** unter den **Ehrengliedern** einen anſehnlichen Platz eingenommen. Dagegen wollen wir auch von denen Kenntniſſen nichts ſagen, die er ſich in den mancherley Theilen der Naturlehre, und der Mathematik erworben, die ihm eine eben dergleichen Stelle in der **Akademie der Wiſſenſchaften** verſchaffet: in dieſer wird er, und in dieſer allein kan er auch nur, in dieſem Stücke, einen Zoll wahrhafter Lobſprüche erhalten, die ſeiner würdig ſind.

Was aber beyde **Akademien** jederzeit um die Wette preiſen werden, das iſt ſeine Liebe zu denen Uebungen, die ihnen eigen ſind; ſeine fleißige Gegenwart bey den Zuſammenkünſten, die Sanftmuth ſeines Umganges, und die Reizungen ſeiner Unterredungen.

Er war gebohren ein Anführer zu ſeyn; und es ſchien doch allezeit, als wenn er ſich führen ließe. Seine gefällige, und ſo zu reden biegſame Gemüthsart, ließ ſich gewiſſermaßen nach Belieben derjenigen, die ſich ihm naheten, fangen, erweitern, und einſchränken. Diſputirete er ja zuweilen gern über etwas, darüber ſich diſputiren ließ: ſo geſchah es doch nie in der Abſicht, daß ſeine Meynung ſiegen ſollte; er wollte einen bloß durch die Stärke der Gründe zurecht bringen. Und wenn die Allgemeinheit ſeiner Kenntniſſe, ihn in gewiſſen Stücken unter diejenigen ſetzete, die ſich beſonders auf eine Sache geleget hatten: ſo erſtauneten ſie ſelbſt, wenn ſie ihn allezeit im Stande ſahen, auf der Stelle richtig davon zu reden, ihnen gründliche Einwürfe zu machen, und oftmals neue Beweiſe an die Hand zu geben.

Er war weder neidiſch, noch rachgierig; ungeachtet er im höchſten Grade zärtlich und dankbar war. Die mindeſte Sorgfalt die der Haß erfodert, würde ihm ſchon zur Laſt gefallen ſeyn, und er ſchien bloß gebohren zu ſeyn, um zu lieben und geliebet zu werden.

Als er nach Anchin gieng, lag er mit den Mönchen dieſer Abtey im Proceſſe, die ihn nie geſehen hatten. Bey ſeinem Anblicke indeſſen höreten alle Feindſeligkeiten und Streitigkeiten auf: ſie erwieſen ihm Ehrerbiethungen, die er nicht einmal begehrete; ſie wollten durchaus alle Ausgaben ſeiner Haushaltung übernehmen: und der Herr Cardinal von **Polignac**, den ein ſo unerwartetes Verfahren rührete, erwiederte daſſelbe mit einer Groſmuth, wozu nur er allein tüchtig war. Er überließ ihnen die Einkünfte der Abtey, für das halbe Geld, was ihm von andern gebothen ward; und damit dieſelben ſich noch vermehren möchten, ſo ließ er eine ungeheure Strecke Moräſte austrockenen, die ſogleich ein großes Einkommen verſchaffeten. Und indeſſen daß dieſe Mönche von den Einkünften der abteylichen Tafelgüter, ein überaus groſſes Gebäud für ſich aufführeten; ließ er einen Theil ihrer Kirche von neuem erbauen, allwo er in ſeiner letzten Krankheit ſein Herz beyzuſetzen befahl.

Wir übergehen noch hundert andere Handlungen, um endlich zu ſagen: daß er nach einem Leben, welches für den gemeinen Haufen der Menſchen lang genug wäre, für ihn, und uns aber zu kurz geweſen iſt, das Ende deſſelben mit Gelaſſenheit erblicket hat; und mit keiner andern Furcht, als der, welche von der Religion unzertrennlich iſt, den 20. **November**, achtzig Jahre, einen Monath und neun Tage alt, geſtorben iſt.

LX.

Leben des P. Dom Montfaucon,

vom Herrn von Boze verfertiget.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie, den 3ten April 1742. vorgeleſen.

Bernhard von **Montfaucon**, ward den 17ten Jänner, 1655. auf dem Schloſſe Soulage in **Languedoc** gebohren, dahin ſein Vater mit den Seinigen wegen gewiſſer Angelegenheiten gegangen war, die er zu Narbonne hatte: denn ſonſt wohnete er insgemein auf dem Schloſſe zu **Roquetaillade**, nahe bey **Limoux**, im Kirchſpiele von Aleth.

Das Haus von **Montfaucon** iſt urſprünglich aus Gaſconien, und hat zur Wurzel die alten Herren von **Montfaucon le Vieux**, welches die erſten Baronen der Grafſchaft **Comminges** geweſen. Sie waren auch Herren der **Caida**, im Konigreiche **Arragonien**, nahe bey Sarragoſſa: allein, der ſiebente Ahnherr des **P. Montfaucon**, verkaufete dieſe zwey entlegenen Güter, nach ſeiner Vermählung mit einer reichen Erbinn; die ihn zum Herrn der Güter **Roquetaillade**, **Conillac**, **Villars**, **Mornac**, und der übrigen Güter machete, die das alte Haus **Riviere** im **Languedoc** beſaß.

Die **Montfaucons** verdieneten auch dieſes Glück. Sie waren bereits an ſich ſelbſt reich, und genoſſen noch den höchſten Ruhm der Tapferkeit und Redlichkeit. Timoleon von **Montfaucon**, Herr von **Roquetaillade** und Vater unſers **Dom Bernhards**, ward vom Herzoge von **Montmorency** gedrungen, auf ſeine Partey zu treten, wobey er ihm große Vortheile verhieß: allein, er ertheilte demſelben dieſe edele und kurze Antwort: **Gnädigſter Herr! meine Seele gehöret Gott, und mein Degen dem Könige.** Einer von ſeinen Brüdern, welcher den Namen **Villars** angenommen, und ſein ganzes Leben in Kriegsdienſten zugebracht hatte, war Vater des **Abtes von Villars**: welcher verſchiedene ſonderbare Bücher, und unter andern auch das geſchrieben hat, welches le Comte de Gabalis, ou Entretiens ſur les Sciences ſecrettes heißt.

Timoleon hatte ſich zweymal vermählet, und mit dieſen zwo Gemahlinnen eilf Kinder erzeuget; mit der erſten einen Sohn und drey Töchter, und mit der andern, drey Söhne und vier Töchter.

Der älteſte aus dem erſten Ehebette, den man den **Herrn von Lapejan** nannte, war ein ſehr verdienſtvoller Mann. Er ward Hofmeiſter der zween erſten Prinzen von **Conti**, und da er nur eine Tochter nachließ, welche 1677. mit dem **Franciſcus d'Helie**, **Herrn von Villarzel** und **Montgranier** vermählet worden, ſo brachte ſie ihm faſt alle Güter ihres Hauſes zum Mahlſchatze zu.

Bernhard, welcher der älteſte von den Söhnen des zweyten Ehebettes war, ward auf dem Schloſſe **Roquetaillade** vor den Augen ſeines Vaters, bis ins ſiebente Jahr erzogen: da man ihn in das Collegium der chriſtlichen **Lehre** nach **Limoux** ſchickete; allein, er blieb nicht lange daſelbſt.

Er war gewohnet, daß man ihm ſanftmüthig begegnete, und konnte alſo gewiſſe Schimpfreden nicht erdulden, die, wie man ſaget, daſigem Herrn Schulregenten ſehr geläufig geweſen ſeyn ſollen. Da nun dieſelben eines Tages gar mit Drohungen begleitet wurden: ſo entfloh er, und gieng trotz ſeines zarten Alters, zu Fuße bis nach dem Schloſſe **Roquetaillade**.

Timoleon nahm die Empfindlichkeit ſeines Sohnes gut auf. Er behielt ihn bey ſich, und ließ ihn nebſt ſeinen Brüdern unter einem beſondern Lehrmeiſter ſtudieren. Eine natürliche Neugierde, die bey guten Köpfen eine bloße Begierde zu lernen iſt, dienete dem jungen **Bernhard** ſtatt alles Nacheifers, den ſonſt die Schulen einflößen. Sein Vater hatte einige Bücher, deren er keines verabſäumete. Das erſte was ihm in die Hände fiel, war ein franzöſiſcher **Plutarch**, und dieſes Buch erweckete in ihm die Liebe zur Geſchichte, die er allezeit beybehalten hat. Auf die Ueberſetzung des **Plutarchs** folgete die vom **Oſorius**, welche die Schiffahrt und Eroberungen der Portugieſen, in den orientaliſchen Indien enthält. So las er denn alles durch, was nur von Geſchichten und ausländiſchen Nachrichten im Schloſſe war; und da er mit dem, was ſie ihm einflößeten, erfüllet war: ſo richtete er ſeine Spaziergänge gern nach der Landſtraße zu, in Hoffnung, daſelbſt mehr Reiſende zu finden, die ihm noch mehr berichten könnten.

So weit war er gekommen, als ein gewiſſer Freund ſeines Vaters ſeinen Hausrath und eine kleine Bibliothek, die er ſehr hoch ſchätzete, nach **Roquetaillade** mußte bringen laſſen. **Bernhard** nahm ſich ſogleich vor, für dieſelbe Sorge zu tragen, das heißt, ſie zu nutzen. Dieß waren nun abermals Geſchichtbücher und Reiſebeſchreibungen; allein, die meiſten waren italieniſch oder ſpaniſch: und da zu gleicher Zeit, Wörterbücher dieſer zwo Sprachen dabey waren; ſo unternahm er die Ueberſetzung verſchiedener Capitel aus beyden, und nach und nach lernete er ſie gar verſtehen.

Er war endlich kaum ſiebenzehn Jahre alt, als er bereits in ihrem ganzen Umfange, und ſo viel die Bücher lehren können, die Lage faſt aller Länder, und die Gebräuche und Sitten faſt aller Völker kannte. Ein erſtaunliches Gedächtniß, half ihm eben ſo leicht die Namen, als die Zeit der hiſtoriſchen Begebenheiten behalten; und ſetzete ihn in den Stand, recht gut davon zu reden, wenn die Gelegenheit ſich eräugete.

Zu noch größerm Glücke, nahm ihn ſein Herr Vater, welcher mit dem berühmten Biſchofe von Aleth, **Pavillon**, in großer Verbindung ſtund, oftmals zu dieſem Prälaten, welcher ihm Bücher lieh, mit dem Bedinge, ihm Nachricht davon abzuſtatten. Eines Tages trug er ihm mit ſo vieler Ordnung und Deutlichkeit das Lehrgebäud und die Seltenheiten der jüdiſchen Alterthümer des **Joſephus** vor, daß dieſer gottſelige Biſchof ihn umarmete, und ſagete: **fahre fort mein Sohn! du wirſt ein großer Gelehrter werden.**

Gleichwohl reizete ihn der Ruhm der Waffen, durch den Eindruck, welchen in dieſem zarten Alter, die Beſchreibung der Belagerungen, und Schlachten macheten, womit die Geſchichte angefüllet iſt. Er widmete ſich alſo dem Kriege, und ward im 1672ten Jahre unter die **Cadets** von **Perpignan**, gethan. So viel Ordnung man nun auch in dieſen kriegeriſchen Schulen beobachtet, ſo iſt es doch ſehr ſchwer, die Zänkereyen darinnen zu vermeiden. Die ältern glauben allezeit beſſer zu ſeyn, als die Neuangekommenen; ſie machen ſich eine Art von Geſetz daraus, ihren Muth zu prüfen: und die geringſte Probe entſcheidet oftmals, das Schickſal eines jungen Menſchen auf ſein ganzes Leben. Unſer Cadet, der dieſes ſchon voraus wußte, ſtellte ſich auf die erſte Loſung mit ſo guter Art dar, daß niemand Luſt hatte wieder zu kommen.

Der Tod ſeines Vaters, den er zu Ende eben dieſes Jahres verlor, rief ihn auf eine Zeitlang nach **Roquetaillade** zurück: allein, gleich in folgendem Jahre, führete ihn der Herr **Marquis von Hautpoul**, ſein naher Verwandter, und Grenadierhauptmann bey dem Regimente **Languedoc**, nach Deutſchland, wo er zwey Jahre als Freywilliger, in dem Kriegsheere des **Marſchalls von Türenne** dienete.

Die Zahl der Jahre, die ſeit dieſer Zeit verſtrichen waren, hatten in ihm nichts von dem Begriffe vertilget, den er ſich von dieſem groſzen Manne gemachet hatte. Er erinnerte ſich noch in ſeinen letzten Lebensjahren mit Vergnügen, des Glückes, welches er vielmals gehabt, ihm zu folgen; und die Verbindlichkeit die er ihm hätte, daß er ihm den General **Montecuculi** in der Ebene von **Marienthal**, in der Nähe gewieſen.

Da indeſſen die Geſundheit des jungen Kriegsmannes ſeinem Muthe nicht gleich kam, ſo ward er zu Ende ſeines zweyten Feldzuges gefährlich krank: und Herr **von Hautpoul**, der ihn nach **Saverne** hatte bringen laſſen, ward ſelbſt in einem Gefechte, welches kurz darauf bey **Straßburg** verfiel, tödtlich verwundet. Dieſer Herr **von Hautpoul** war der längſte Mann im ganzen Heere; er war Kopfes höher, als ſein ganzes Bataillon, und der Muſquetenſchuß der ihm das Kinn zerſchlug, hatte nur den Rand des Hutes eines Granadiers der vor ihm ſtund, geſtreifet.

Bey der erſten Nachricht, die Herr **von Montfaucon** von der Verwundung ſeines Anverwandten, und von der Gefahr erhielt, darinnen er ſchwebete, that er ſich Gewalt an, um zu ihm zu gehen, und dieſer that ein gleiches, um ihm zu ſagen: **Ich ſterbe von einem Zufalle, welcher in der Handthierung, die ich mein Lebenlang getrieben, gemein iſt; und es bekümmert mich nicht: ihr** aber, der ihr ſchwächlich gebohren ſeyd, und deſſen Geneſung ſo ſchwierig iſt, euch rathe ich, nach Hauſe zu kehren, und einen andern Weg zu wählen; es müßte ſich denn, wider alle Anſcheinung, eure Geſundheit außerordentlich ſtärken.

Er folgete dieſem Rathe, und ſobald er dem Todten die letzte Pflicht erwieſen, und ſich ein wenig erholet hatte, reiſete er nach Roquetaillade ab; allwo er kaum angekommen war, als er abermals das Unglück hatte, ſeine Frau Mutter zu verlieren.

Die traurigen Betrachtungen, welche er über dieſen doppelten Verluſt anſtellete, erwecketen in ihm einen Geſchmack an der Einſamkeit: und da ſie ſein Herz zur Gottesfurcht lenketen, ſo beſchloß er, ſich Gott in einer geiſtlichen Lebensart zu widmen. Seine Wahl fiel auf die Congregation von St. Maur, darinn ein Geſchwiſterkind von ihm war, ein Bruder des obermähneten Abtes von Vilars. Sein Probejahr ſtand er in dem Kloſter Daurade, zu Toulouſe aus; und erfüllete die Pflichten dieſes neuen Standes daſelbſt mit einem Eifer, der ihn andern zum Muſter vorſtellete. Nachdem er nun das Gelübd gethan, ward er nach Soreze, in dem Kirchenſprengel von Lavaur geſchicket, daſelbſt den geiſtlichen Uebungen obzuliegen, die die Congregation für die neuen Profeſſen eingeführet hat.

Die griechiſchen Bücher, welche er in dieſer Abtey fand, macheten ihn ſchlüßig, dieſe Sprache zu erlernen, die er noch nicht kannte: und bald ward ſie ihm geläufig. Er ſetzete auch in eben dieſem Kloſter einige kleine poetiſche Stücke auf, die eine gute Geſchicklichkeit anzeigeten: allein, dieſer Zug zur Dichtkunſt, währete nicht lange.

Aus der Abtey Soreze, ward er nach der Abtey de la Graſſe, im Kirchenſprengel von Carcaſſone geſchicket.

Hier erlernete er die Philoſophie und Theologie, und da er faſt nur ſo viel Zeit brauchete, als zu einer Claſſe gehöret, um die Materien völlig zu faſſen, ſo nahm er für ſich noch immer das Griechiſche, und die Leſung der Geſchichtſchreiber vor.

Seine Gottſeligkeit blieb immer dieſelbe, und war ſo allgemein bekannt; daß eine von den angeſehenſten Familien daſigen Landes, da ſie erfuhr, daß er zum Prieſter geweihet werden ſollte, zu ihm kam: ihn mit Thränen zu bitten, vor ſeiner erſten Meſſe, drey Tage zu faſten, um einen einzigen Sohn geſund zu machen, der mit Kröpfen behaftet war. Das Vertrauen dieſer frommen Familie rührete ihn ſo ſehr, daß er es zu thun verſprach, und auch wirklich that: und man füget hinzu, die Geneſung ſey ſo ſchnell und ſo vollkommen erfolget, daß er nachgehends alle mögliche Mühe gehabt zu verhindern, daß nicht eine Species facti davon aufgeſetzet werden wäre.

In dieſer Abtey de la Graſſe blieb **Dom Bernhard** acht Jahre, und las die Kirchenväter der vier erſten Jahrhunderte, nach der Reihe durch; wodurch er denn alle nöthige Materialien zu Verfertigung eines hiſtoriſchen Corporis Theologiæ, ſammlete. Seit der Zeit aber ließ er dieſen Anſchlag fahren, indem er ſich in einer Art von Unmöglichkeit befand, den Beyfall der verſchiedenen Schulen über gewiſſe Materien zu erhalten, ſo gern er ſie auch vereiniget hätte. Er hielt dafür, daß, da ein Schriftſteller ſich nichts, als den allgemeinen Nutzen vorſetzen müſſe, er niemals mit zu vieler Sorgfalt alles das vermeiden könne, was in dieſer Art, Streitigkeiten erregen oder erneuern kann: die allezeit durch die Unruhen die ſie anſpinnen, der menſchlichen Geſellſchaft nachtheiliger ſind, als ſie durch das Licht was ſie ausbreiten, Nutzen ſchaffen; und von dieſem Grundſatze iſt er niemals gewichen.

Er beſchäfftigte ſich auch mit Verbeſſerung der lateiniſchen Dollmetſchungen griechiſcher Schriftſteller: und da er einen Theil dieſer Arbeit an den **D. Claude Martin**, Beyſtand des General-Superiors bey der Abtey **St. Germain-des-Pres** überſchickete; ſo urtheilete dieſer in der Congregation von **St. Maur** berühmte Ordensmann, aus ſeinem Eifer in den Wiſſenſchaften, und aus ſeiner Frömmigkeit, von dieſen erſten Arbeiten des **D. Bernhards** ſo vortheilhaft; daß er, um deſſen Wachsthum zu vermehren, ihn nie aus den Augen verlor, und ihm eine Stelle in der Abtey vom **heil. Kreuze** zu **Bourdeaux** geben ließ, allwo eine vortreffliche Bibliothek iſt; bis er im Stande wäre, ihn die zu **St. Germain-des-Pres**, genießen zu laſſen.

In dieſer Abtey zum **heil. Kreuze** nun, las er zum erſtenmale den **Herodot**, und da ihn die Anmuth ſeiner Schreibart, und die einnehmende Verſchiedenheit ſeiner Erzählungen bezauberte: ſo widmete er dieſem Vater der Geſchichte, eine ſo beſondere Ergebenheit, daß er kein Jahr ſeines Lebens zugebracht hat, ohne ihn wieder durchzuleſen, ungeachtet er ihn faſt auswendig wußte.

Man ließ ihn nur ein Jahr zu **Bourdeaux**. Seine Congregation warf die Augen auf ihn, daß er nach **Paris** kommen, und an den neuen Ausgaben ſollte arbeiten helfen, die ſie vom **Athanaſius** und dem **heil. Johann Chryſoſtomus** liefern wollte: und man gab ihm noch zween andere Ordensbrüder zu, die ihm dieſe Arbeit ſollten erleichtern helfen. Allein, Gelehrte vom erſten Range, worunter Herr **du Cange** und Herr **Bigot** waren, riethen ihnen; ſie ſollten ſich erſt an irgend einem griechiſchen Werke üben, das nicht ſogar weitläuftig wäre. Und da ſie ihnen einige anzeigeten, die noch nie gedrucket worden waren: ſo bekam **Dom Bernhard** auf ſein Antheil das typicum der **Irene**, des Kaiſers **Alexis Comnenus** Gemahlinn; welches wie man weis, eine Richtſchnur für Nonnen iſt, welche ſich mit Beſchreibung derer Einkünfte ſchließt, die zu ihrem Unterhalte beſtimmet ſind. Ferner übertrug man ihm den Tractat des Hero von den Maaßen, und die alte und neue **Logarik** eben dieſes **Alexis Comnenus**; darinnen von den Tributen, welche man dem Kaiſer zahlete, und von dem Werthe der Münzen damaliger Zeit, die Rede iſt. Hieran arbeitete er ſo begierig, daß noch vor dem Ende deſſelben Jahres, dieſe drey Stücke unter dem Titel: *Analecta Græca* in einem Quartbande, nebſt einigen ähnlichen, die ſeine Mitbrüder übernommen hatten, heraus kamen.

Als **Jakob Gronov** eine Ueberſetzung eben dieſer **Logarik** herausſtreichen wollen, die er unter den Schriften ſeines Vaters **Friedrich Gronovs** gefunden hatte: ſo verſäumete er nichts, des **P. Montfaucons** ſeine zu verſchreyen, und ſchüttete über dieſelbe, in der Vorrede ſeines Buches *de pecunia veterum*, diejenigen verhaſſeten Ausdrücke aus, welche die gelehrte Welt ſo oft wider ihn aufgebracht haben.

Dom Bernhard mußete keinen von denen ſchimpflichen Ausdrücken auf, die ſein Gegner an ihm verſchwendet hatte; ſondern ſchloß ſich in die Stärke der Gründe, der Beyſpiele und Beweiſe ein. Er zeigete in einem lateiniſchen Briefe, den er kurz darauf an den Herrn Abt **Renaudot**, aus dieſer **Akademie**, richtete; daß die Beobachtungen des **Tadlers**, ſelbſt ſo viel grobe Verſehen wären. **Jakob Gronov** antwortete hierauf nicht: und ſein Sohn, **Abraham Gronov** hielt ſich dem gelehrten **Benedictiner** dermaßen verbunden, der ſich in ſeiner Antwort perſönlicher Anzüglichkeiten enthalten; daß er ihn um ſeine Freundſchaft erſuchen ließ, und ſie ſein Lebenlang eifrigſt bearbeitet hat.

Im 1690 ten Jahre gab er über die Geſchichte der **Judith**, eine Abhandlung heraus, die ſo ſchleunig abgieng, daß man ſie zwey Jahre darauf noch einmal drucken mußte. Das Werk iſt in drey Theile getheilet. Der erſte enthält zur Erläuterung der Materie, die ganze Geſchichte der **Meder**; in dem zweyten zeiget der Verfaſſer den Beweis derer, im erſten angegebenen Begebenheiten; und ſetzet in einer ſehr ausführlichen Unterſuchung den Vorzug feſt, den man dem **Herodot** vor dem **Kteſias** geben muß. In dem dritten endlich, unterſuchet er die Geſchichte der **Judith** an ſich ſelbſt, und begegnet den Einwürfen derer, die ſie für eine Erdichtung oder eine bloße Parabel, halten.

Von dieſem Werke ſchritt er zu den Werken des **heil. Athanaſius**, die er allein auf ſich behielt; weil die zween andern Ordensleute, die ihm helfen ſollten, krank wurden und ſturben: und dieſe Ausgabe erſchien in drey Foliobänden, zu Anfange des 1698ten Jahres, unter dem Schutze des **Cardinals von Bouillon**, der ſehr viel Gnade für den **P. Montfaucon** hatte.

In währendem Laufe dieſes großen Werkes, lernete **Dom Bernhard** annoch das Hebräiſche, Chaldäiſche, Syriſche, Samaritaniſche, Koptiſche, und ein wenig Arabiſch.

Die Ausgabe der Werke des **Johann Chryſoſtomus**, ſollte auf die Ausgabe des **Athanaſius** folgen: allein, nachdem **D. Bernhard** die Materialien dazu geſammlet hatte, ſo ſah er die Nothwendigkeit ein, die italieniſchen Bibliotheken nachzuſchlagen, allwo die Handſchriften dieſes Kirchenvaters in größerer Anzahl ſind, als ſonſt irgendwo. Dieſe Nothwendigkeit ſtellete er ſeinen Obern vor; er ſetzete die Hoffnung hinzu, noch verſchiedene andere Stücke von allerley griechiſchen Vätern zu finden, die noch nie gedrucket wären worden; und ſetzete ſich noch überdem vor, die alten Denkmäler von allerley Art daſelbſt aufzuſuchen.

Solche vernünftige Vorſtellungen erhielten einen allgemeinen Beyfall. Man ſetzete ihn in den Stand, gleich mit dem Monathe **May** deſſelben 1698ten Jahres abzureiſen: und er brachte faſt drey Jahre in Italien zu, dahin ihm ſein Ruhm vorgeeilet war. Sein längſter Aufenthalt war zu **Rom**; die andern Oerter aber, wo er ſich eine Zeitlang aufgehalten, waren, **Meiland**, **Modena**, **Venedig**, **Ravenna**, **Bononien**, **Florenz**, **Neapolis**, und **Monte Caſſino**. Der Pabſt **Innocenz** der XII. der Großherzog, die Prälaten und vornehmſten Herren, nahmen ihn ſehr vorzüglich auf. Allein, dieſe einem Franzoſen ertheilten Merkmaale der Hochachtung, misfielen einigen Gelehrten, die uns nicht günſtig waren; und unter andern dem Unterbibliothekar des **Vaticans**: der ſich befliß, ihm alle Fallſtricke zu legen, die nur im Stande wären, den hohen Begriff zu ſchmälern, den man von ihm hatte.

Eines Tages unter andern, als **Dom Bernhard** mit vielen andern auf der Bibliothek war, legete ihm dieſer Herr Zacagni ein offenes griechiſches MSt. vor, und ſagete ihm, mit einer verſtelleten Höflichkeit: **Sie ſind viel zu erfahren, als daß Sie uns nicht ſagen könnten, aus welchem Jahrhunderte dieſe Handſchrift ſey; und wir bitten ſie darum.** Nachdem nun **Dom Bernhard** die aufgeſchlagene Seite einen Augenblick betrachtet hatte, ſo antwortete er: die Handſchrift ſey ungefähr 700. Jahre alt. **Sie irren ſich**, erwiederte hierauf der Unterbibliothekar ganz trocken: **es iſt viel älter, und der Namen des Kaiſers Baſilius des Macedoniers, welcher auf dem Titel ſteht, beweiſt ſolches. Dom Bernhard** verſetzete mit Lächeln: **wir wollen doch ſehen, ob es nicht vielmehr Baſilius Porphyrogeneta iſt, welcher, wie Sie wiſſen, anderthalb hundert Jahre neuer iſt.** Man zeigete ihm die Stelle, und er fand gleich in der zweyten Zeile die Worte: ἐκ τῆς πορφύρας, im **Purpur gebohren.** Herr Zacagni fügete hinzu: die

Vol-

Bollandiſten haben mich hintergangen, wir wollen auf etwas anders kommen. Dieſe andern Verſuche gelungen ihm nicht beſſer: **Dom Bernhard** klagete ſeinen verfänglichen Mitbuhler allemal ſo richtig an, und führete ihn ſo oft ab, daß die zahlreiche Verſammlung, die er ſelbſt hingebethen hatte, um Zeugen ſeines Sieges zu ſeyn, ſeinetwegen ganz ſchamroth und verwirrt ward.

Bald darauf entſpann man ihm einen Handel, der ihm viel ernſthafter vorkam, indem er nicht allein ihn betraf. Man ſtreuete mit Fleiß in **Rom** eine Schmähſchrift aus, unter dem Titel eines **Briefes eines deutſchen Abtes an die P. P. Benedictiner von der Congregation St. Maur, wegen des letzten Bandes ihrer neuen Ausgabe der Werke St. Auguſtins.** Der Endzweck dieſes Briefes war, zu zeigen, daß ſie dieſe Ausgabe bloß unternommen hätten, um die neuen Irrthümer beſſer in Schwang zu bringen; und der Schein eines großen Eifers für die Wahrheit, gab dieſer Läſterung deſto mehr Gewicht. **Dom Bernhard** beantwortete dieſelbe in einer ſo gründlichen als zierlichen lateiniſchen Schrift; und dieſer gelung es ſo wohl, daß **Rom** und ganz **Italien** ſich wider die Ankläger auflehnete. Der Pabſt redete mit Verachtung von ihnen; der Cardinal **Cantelmi**, Erzbiſchof von **Neapolis**, wünſchete dem Vertheidiger in einem lateiniſchen Briefe Glück, welcher gedrucket ward; und die Schmähſchrift ward durch einen Schluß der Inquiſition verbothen.

Wenige Zeit vor dem Bannſtrale dieſes Decrets, war **Dom Bernhard** zum Generalprocurator ſeiner Congregation am römiſchen Hofe ernannt. Dieſes war die ehrenvolleſte Stelle, worauf ein Mönch, wie er war, hoffen konnte: allein, er begehrete ſie nicht, und ſo tüchtig er auch geweſen wäre, ihr gut vorzuſtehen; ſo wollte er doch deren Geſchäffte nicht länger beſorgen, als bis man ihm einen Nachfolger geſetzet haben könnte. Seine gelehrten Arbeiten, bis er nicht aufgeben konnte, waren der Vorwand, deſſen er ſich bedienete. Er bath um ſeine Zurückberufung nach **Paris**, allwo er alle ſeine Sammlungen über den heil. **Johann Chryſoſtomus** gelaſſen hatte. Seine Vorgeſetzeten drungen vergebens in ihn, er ſolle fortfahren, und ohne die perſönliche Achtung, die er außerdem verdienete, würden ſie ihr Anſehen gebrauchet haben. Alles, was in **Rom** nur groſſes war, bath eben das von ihm. **Clemens** der XI. ſelbſt, welcher neuerlich den päbſtlichen Stuhl beſtiegen, und da er noch Cardinal war, ihn mit ſeiner Freundſchaft beehret hatte, bath ihn zu bleiben, und ſagete ihm noch dazu, als er von ihm Abſchied zu nehmen kam: **Wollen Sie mich etwa deswegen verlaſſen, weil ich Pabſt bin? Nein heil. Vater**, erwiederte **Dom Bernhard; ſondern um mich Ihrer Gnade deſto würdiger zu machen. Ich reiſe ab, um mich ſolchen Arbeiten zu widmen, deren Nutzen allgemeiner iſt, als die Beſorgungen die man mir hier auftragen will. Ich würde nicht ruhig ſterben, wenn ich nicht, wie ich verſprochen, die groſſe Ausgabe eines Kirchenvaters geliefert hätte, welchem Sie in der Lehre, an Beredſamkeit, und Gottesfurcht gleichen.**

Er reiſete alſo im **Märzmonathe** 1701. von **Rom** ab. Der **Cardinal** von **Eſtrees** den er zu **Venedig** fand, rieth ihm, unverzüglich die Reiſe in die **Levante** zu unternehmen, wozu er ihm allerley Erleichterungen hätte verſchaffen können: allein, ſo viel Luſt auch der **P. Montfaucon** allezeit gehabt hatte, hin zu gehen, ſo erlaubete ihm auch das, was zu **Rom** geſchehen nicht, dieſes Erbiethen anzunehmen. Indeſſen war es eine Gelegenheit, die er ſeitdem allezeit bedauret hat: und noch funfzehn Jahre hernach, da er immer noch hoffete ſie wieder zu finden, ſetzete er ein genaues Verzeichniß von allen bekannten griechiſchen Stücken auf, um ihm zur Richtſchnure in Auftreibung der übrigen zu dienen.

Bey ſeiner Rückkunſt in **Paris**, gab er unter dem Titel Diarium Italicum, eine Nachricht von demjenigen heraus, was er in den italieniſchen Bücherſälen am merkwürdigſten angetroffen hatte; und eignete aus Erkenntlichkeit, dieſe erſte Frucht ſeiner Reiſe, dem Großherzoge **Coſmus** dem III. zu, welcher ihm, bey ſeinem Aufenthalte zu **Florenz**, die Schlüſſel von der **St. Lorenzbibliothek** zuſtellen laſſen: damit er zu allen Stunden hingehen könnte, und ihm noch dazu den Original-Catalogum derer Handſchriften anvertrauet hatte, die darauf befindlich ſind. Das Diarium italicum kam 1702. heraus; im folgenden Jahre ward es gleich ins Engländiſche überſetzet, und man machete zu **London** kurz nach einander zwo Auflagen davon.

Einer von denen Alterthumskundigen, deren größtes Verdienſt darinnen beſteht, daß ſie den Fremden die gelehrten Merkwürdigkeiten in **Rom** und umliegenden Gegenden zeigen, glaubete nach Verlauf von fünf oder ſechs Jahren, es wäre ihm daran gelegen, den Lauf eines Werkes zu hemmen, welches ſeine Verrichtungen um ein merkliches verminderte. Er ſetzete alſo eine prächtige Kritik über das Diarium italicum auf, und er und ſeine Amtsgenoſſen, ließen dieſelbe im 1709ten Jahre auf gemeine Koſten drucken. **Dom Bernhard** ſtand an, ſie zu widerlegen; und das bloß darum, weil ſie es nicht werth war. Indeſſen, da ſeine Freunde ihn dazu vermochten: ſo warf er dieſelbe in der Beylage zu dem Journal des Savans deſſelben Jahres, gänzlich über einen Haufen. Man war ihm aber in Italien bereits zuvor gekommen: ein gelehrter Ordensbruder von **Monte-Caſſino, Dom Romuald Riccobaldi**, hatte bereits ſeine Vertheidigung übernommen, und ohne ſein Vorwiſſen, eine Apologia del diario italico herausgegeben.

Dieſe kleinen Widerſprüche irreten den **P. Montfaucon** nicht: er gieng immer mit ſtarken Schritten ſeinem

Hauptzwecke entgegen. Im 1706ten Jahre gab er zween Folianten unter dem Titel heraus: Collectio nova Patrum & ſcriptorum Græcorum. Der erſte von dieſen Bänden, welcher Clemenzen dem XI. zugeeignet iſt, enthält des **Euſebius von Cäſarien** Auslegungen über die Pſalmen. Der andere, der dem Herrn **Abte von Bignon** zugeeignet ward, enthält einige kleine Werke des h. **Athanaſius**, die neuerlich entdecket worden waren. Nachmals findet man ein noch ungedrucketes merkwürdiges Stück darinnen, welches den Titel führet: Coſmæ Indicopleuſtæ Topographia Chriſtiana, und endlich des **Euſebius** Auslegungen über den Jeſaias.

Dom Bernhard hatte ſeit zwanzig Jahren die griechiſchen Handſchriften ſo ſtark gebrauchet, und **Dom Mabillons** Beyſpiel ermunterte ihn dermaßen; daß er im folgenden Jahre das berühmte Werk der **Paläographie** unternahm, welches in ſeiner Art ſo nothwendig und ſchätzbar war, als die **Diplomatik** in der ihrigen iſt. Dieſe machet ebenfalls einen ſtarken Folianten aus, und ſtellet die verſchiedene Geſtalt der griechiſchen Charactere jedes Jahrhunderts dar, wodurch er den Leſer Schritt vor Schritt zur Kenntniß des Alters der Handſchriften führet. Der **Herzog von Burgund**, nachmaliger **Dauphin** und Vater des Königes, wünſchete, daß das Werk ihm zugeſchrieben werden möchte: und dieſer Wunſch allein bezeuget, wie anſtändig daſſelbe, theils dem Verfaſſer, theils dem **Mäcen** geweſen.

Dom Bernhard war gewohnet, wenn er von einem großen Werke zu einem noch größern ſchritt, ſich erſt durch die Ausgabe einiger kleinen Tractate zu erholen, die in der That für ihn nur ein Zeitvertreib waren; die aber hinlänglich geweſen wären, einen gemeinen Namen berühmt zu machen. So theilete er auch zwiſchen der Ausgabe der **Paläographie** und der **Hexapla**, des **Origenes**, die er 1713.

in zween Foliobänden herausgab, **Philons** Buch von dem beſchaulichen Leben, aus dem Griechiſchen überſetzet und mit einer Abhandlung begleitet mit: in welcher er wider **Joſeph Scaligers**, **Blondels**, des **Valeſius** und einiger andern Gelehrten Meynung behauptet, daß die **Therapeuten**, von welchen **Philo** redet, Chriſten geweſen.

Was die Hexapla betrifft, die er dem Cardinale von Eſtrees zueignete, ſo ſind ſie dreymal weitläuftiger, als diejenigen, welche ſchon vor ihm, **Flaminius Nobilius**, und **Johannes Druſius** herausgegeben. Anfangs findet man darinnen lange Vorbereitungen zum Verſtande des Werkes, welches das größte, ſchwerſte und wichtigſte von allen Werken des **Origenes** iſt. Auf dieſe Vorbereitungen folgen verſchiedene kleine Werke eben deſſelben Schriftſtellers: und der zweyte Band beſchließt ſich mit zweyen Wörterbüchern, die ſich auf die Hexapla beziehen; deren eines hebräiſch, das andere griechiſch iſt. Das griechiſche iſt ſeitdem vom **Abraham Trommius**, an das Ende ſeiner Concordanz der ſiebenzig Dollmetſcher, wieder gedrucket worden.

Seit dem 1713ten bis ans 1715te Jahr, legete er ſich mit Ernſt auf die hiſtoriſche Beſchreibung der Handſchriften des Bücherſchatzes vom Herrn **Seguier**, oder **Coislin**: von welchem wir in dem Leben des Herrn Biſchofs von Metz geredet haben; welchem ſie auch zugeeignet ward. Was wir damals nicht davon geſaget haben, iſt dieß, daß **Dom Bernhard** in derſelben zwey und vierzig kleine griechiſche Werke, die noch nie das Licht geſehen hatten, überſetzet hat.

Hierauf nun machete er Anſtalt ſeine Ausgabe der Werke des h. **Johann Chryſoſtomus**, in dreyzehn Folianten eingetheilet, ans Licht zu ſtellen. Man fieng im 1715ten Jahre an daran zu arbeiten; allein die Mishälligkeit der Buchhändler, und die Schwierigkeit die man damals hatte, in den Druckereyen gute griechiſche Setzer zu finden, hätten den **Dom Bernhard** bald verzagt gemachet, und hielten die Ausgabe bis ins 1738te Jahr zurück.

Er erholete ſich von dieſer Saumſeligkeit, durch die Ausgabe eines Werkes von anderer Art, welches in der Zahl der Bände nicht unanſehnlicher war, deſſen Ausführung aber nicht ſo viele Schwierigkeiten fand. Dieſes waren die **erklärten und in Bildern vorgeſtellten Alterthümer**; ein Unternehmen, womit er ſchon lange umgegangen war, und wozu er ohne Unterlaß Denkmäler von aller Art, die er geſehen, oder davon er die Mittheilung bekommen können, hatte abzeichnen laſſen.

Dieſe Sammlung ägyptiſcher, griechiſcher, hetruriſcher, römiſcher, galliſcher und faſt aller Völker Alterthümer, erſchien 1719. in zehn Foliobänden; die mit faſt zwölf hundert Kupfertafeln gezieret ſind, welche dreyßig bis vierzig tauſend Figuren enthalten. Man druckete achtzehn hundert Exemplare davon ab, die in zween Monathen verkaufet waren: und die Buchhändler, die dieſer erſtaunliche Abgang ermunterte, macheten ſogleich eine neue Auflage davon, die aus zwey tauſenden beſtund, welches für ein ſo großes Werk ein Beyſpiel ſonder gleichen iſt; indeſſen ward es auch nicht mehr ſo ſehr geſuchet.

Da der Verfaſſer indeſſen bemerkete, daß ihm noch eine große Zahl wichtiger Stücke entwiſchet war, die bis dahin im Innerſten der Cabinetter verſtecket gelegen hatten, oder ſeit dem Drucke der zehn erſten Bände waren entdecket worden: ſo fügete er noch fünf andere als eine Zugabe hinzu. Dieſe ſind auch bereits ſelten geworden, wie die zehn erſten auch ſeyn würden, wenn nicht die Unerſättlichkeit der Buchhändler ſie gar zu ſehr vervielfältiget hätte.

Hierauf arbeitete er an der **Sammlung von Denkmälern der franzöſiſchen Monarchie.** Der allgemeine Entwurf dieſes Werkes war anfänglich, nebſt einer abgekürzeten franzöſiſchen Geſchichte, die Bildniſſe der Könige, Prinzen und Herren zu liefern, von denen wir noch einige Denkmäler haben. Nachmals ſollten die gröſſeſten Kirchen, und hauptſächlichſten Gebäude des Königreiches folgen. Dann wollte er zu demjenigen übergehen, was die Gewohnheiten des bürgerlichen Lebens betrifft; z. E. die Kleidung, die Feyer der Feſte und Spiele, von den erſten Zeiten an, bis auf Heinrichs des IV. Regierung. Auf dieſe Gebräuche des bürgerlichen Lebens, ſollten die Sachen folgen, die den Kriegsſtand unter den dreyen Aeſten der Könige betreffen, die Fahnen, Standarten, Wappen, Kriegsmaſchinen und Schlachtordnungen ꝛc. ꝛc. alles in Kupfern vorgeſtellet, die nach Original-Denkmälern gezeichnet wären: und alles dieſes hätte ſich ganz natürlich durch die merkwürdigſten Grabmäler von allerley Art beſchloſſen.

Von dieſen fünf Theilen, aus denen das ganze Werk beſtehen ſollte, hat er nur den erſten geliefert, der allein fünf Folianten beträgt, welche im 1733ten Jahre fertig wurden. Er ſchrieb ſie dem Könige zu, und als er die Ehre hatte, ſie Sr. Majeſtät zu Compiegne zu überreichen, thaten ihm Dieſelben die Gnade an, ihn lange Zeit bey ſich zu behalten, und ein ungemeines Wohlgefallen über ſeine Arbeiten zu bezeugen.

Endlich, und wenn es möglich iſt, die bloße Erzählung der Werke eines ſo arbeitſamen Schriftſtellers zu enden, ſo gab er 1739. zween neue Folianten heraus, unter dem Titel: Bibliotheca Bibliothecarum, die ein Verzeichniß aller der Arten von Handſchriften enthalten, die er ſich innerhalb mehr als vierzig Jahren eines unabläßigen Nachſuchens hatte bekannt machen können.

Den Tag vor ſeinem Tode, den 19ten des letzten Chriſtmonathes, theilete er noch der Akademie den Entwurf

wurf und die Zeichnungen des zweyten Theiles der **Denkmäler der franzöſiſchen Monarchie** mit, den er in dreyen Folianten herausgeben wollte: worauf er, wie er ſagete, eine neue Ausgabe des griechiſchen Wörterbuches vom **Aemilius Portus** beſorgen wollte; wozu er wichtige Zuſätze gemachet hatte, und welches man allenthalben von ihm begehrete.

Er befand ſich geſund genug, daß er hoffen konnte, dieſes Verſprechen zu erfüllen; und ein Merkmaal, daß er ſich ſowohl, als wir uns, damit ſchmäuchelte, war dieß; daß, als ihn an eben demſelben Tage jemand fragete, wie alt er wäre? er, anſtatt ſchlechtweg zu ſagen, er beſchlöſſe ſein ſieben und achtzigſtes Jahr, mit einer überaus reizenden Lebhaftigkeit antwortete: **innerhalb dreyzehn Jahren bin ich hundert Jahre alt.**

Sein Temperament hatte ſich durch die Gewohnheit dermaßen zu einem ordentlichen Leben gewöhnet, daß er ſeit mehr als 50. Jahren gar niemals krank geweſen war. Nur den letzten Sommer hatte er einen geringen Schmerz am Fuße gehabt: allein dieſes Uebel hatte ihn nicht von ſeinen Büchern geſchieden, und nur etwa vierzehn Tage des Vergnügens beraubet, welches er ſich aus den Beſuchungen unſerer **Akademie** machete; in welcher er ſeit dem 1719ten Jahre die Stelle eines **Ehrengliedes**, mit vielem Eifer und großer Gefliſſenheit bekleidete.

Er hatte einen richtigen, durchdringenden, biegſamen, methodiſchen Verſtand, der ſo fähig war, große Anſchläge zu faſſen, als ſie auszuführen. Er verfertigte ſeine Aufſätze mit ſo vieler Ordnung und geringer Mühe, daß, wenn er ein langwieriges Werk anfieng, er auf ein Haar ſagen konnte, wenn es fertig ſeyn würde. Er rieth auch denen, die in die gelehrte Laufbahne treten, ihre Zeit bey dem Studieren ſelbſt zu ſparen, die unnützen Unterſuchungen zu vermeiden, die einfältigſte Schreibart zu erwählen, und auf ihre Ausdrücke nur ſo viel Aufmerkſamkeit zu wenden, als zur Deutlichkeit erfoderlich iſt. Was er aber hierinn andern rieth, das beobachtete er ſelbſt genau.

Lobſprüche nahm er nicht nur mit Beſcheidenheit, ſondern auch mit einer ſo vollkommenen Gleichgültigkeit auf; daß man dieſelbe manchmal mitten unter ſeiner Höflichkeit und den äußerlichen Merkmaalen der Erkenntlichkeit ſpürete. Seine Familie und ſeine Freunde erfuhren niemals durch ihn, diejenigen Begebenheiten und Umſtände ſeines Lebens, die ihm die meiſte Ehre bringen. Man mußte es von andern erfahren, daß er von **Clemens** dem XI. **Breve** und goldene Schaupfennige; von dem verſtorbenen Kaiſer eben dergleichen, mit Briefen von ſeiner eigenen Hand unterſchrieben erhalten: eine Ehre, die er auch ſelbſt den Reichsfürſten nur ſehr ſelten erwieſen; und daß er mit den Churfürſten, Cardinälen, u. ſ. w. in Verbindung geſtanden.

Zu Anfange der Regentſchaft, ſchicketen Herr **Prior**, **Mylord Parker**, und der **Graf von Orford**, einen berühmten Maler nach **Paris**, Namens **Morus**, der den **Dom Bernhard** abmalen ſollte: allein er weigerte ſich hartnäckigt; und in den letzten Jahren ſeines Lebens, hat der **General-Superior** etwas mehr, als bloßes Bitten anwenden müſſen, um ihn zu vermögen, daß er hierinnen dem dringenden Verlangen der ganzen **Congregation** nachgäbe.

* * *

LXI.

Leben des Herrn de la Baſtie, von dem Herrn Freret aufgeſetzet.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie, den 23ten April 1743. abgeleſen.

Joſeph von Bimard, Baron de la Baſtie, ward zu Carpentras, der Hauptſtadt in der Grafſchaft Venaiſſin, den 6ten Junius 1703. gebohren. Peter von Bimard Herr von Mondragon, und Maria Anna de Flotte, Frau de la Baſtie Mont-Salleon, beyde aus einem alten adlichen Geſchlechte im Delphinate, waren ſeine Aeltern.

Seine erſten Studien trieb er in der Jeſuiterſchule zu Carpentras mit dem glücklichſten Erfolge, und hat allezeit die Gewohnheit behalten, eben ſo fertig und mit eben der Reinigkeit lateiniſche Aufſätze zu machen, als in ſeiner Mutterſprache; dieſes gewöhnete er ſich damals an. Seit ſeiner Kindheit hatte er bereits Proben von derjenigen Wißbegierde und dem ſonderbaren Gedächtniſſe gegeben, die man an ihm verſpürete. Allein ſein herrſchender Geſchmack erklärete ſich auch damals ſchon für die Kenntniß der Geſchichte; Büchern von dieſer Art, widmete er alle diejenige Zeit, die ſeine andern Uebungen ihm frey ließen.

Nachdem er nun in eben dieſem Collegio mit der Philoſophie fertig war, ſo gaben ihm ſeine Neigung zu einer nicht ſo zerſtreueten Lebensart, und die Empfindungen derjenigen zärtlichen Frömmigkeit, welcher wir wenigſtens unſere erſten und letzten Lebensjahre widmen, den Anſchlag ein, ſich unter die Jeſuiten zu begeben. Allein dieſes Vorhaben war ſeiner Familie nicht angenehm. Er war der älteſte Sohn, und die Gaben, welche man an ihm entdeckete, hatten bereits andere Anſchläge über ihn zu faſſen veranlaſſet. Man glaubete alſo, die Zerſtreuungen, und der Umgang mit der Welt würden ihm dieſe Neigung ſchon vertreiben: daher ſchickete man ihn unter der Anführung eines verſtändigen Anverwandten nach Avignon; allein dieſes Mittel gelung nicht. Der junge Baron de la Baſtie kam kaum an, ſo entwiſchete er ſeinem Führer, und begab ſich in das Noviciat der Jeſuiten. Man wußte anfänglich nicht, wo er hingekommen wäre; endlich aber fand man ihn aus: und zwang ihn, zu ſeiner Familie zurück zu kehren. Er beſaß indeſſen eine gewiſſe Beſtändigkeit in ſeinem Charactere, die alle Bemühungen fruchtlos machete, welche man anwendete, ihn auf andere Meynung zu bringen; vielmehr verdoppelten dieſe Bemühungen ſeine Begierde ſie auszuführen.

Einer von ſeinen Vättern aber kam durch ſanftmüthige Vorſtellungen ſo weit, daß er ihn gewann. Der junge de la Baſtie entſchloß ſich zum Kriegshandwerke, und begab ſich zu einem andern Vätter, den er unter dem Infanterie-Regimente Orleans hatte. Dieſer Vätter wirkete ihm eine Lieutenantsſtelle aus, die er auch vier Jahre behielt. Allein eine ſchwächliche Geſundheit, und eine Gemüthsart die nicht fähig war, das müßige Leben der Soldaten, was ſie inſonderheit im Frieden treiben, auszuſtehen; macheten, daß er den Vorſchlägen ſeiner Familie Gehör gab, im Parlamente zu Grenoble eine Rathſtelle anzunehmen.

Er war nur zwey und zwanzig Jahre alt, als er 1724. die Kriegesdienſte verließ, und zu Paris krank ward, wo er durchgieng, um nach Hauſe zu kehren. In der Zeit einer Geneſung nun, die ſechs Monathe dauerte, erneuerte er ſeine alte Bekanntſchaft mit den Büchern und der Geſchichtkunde wieder. Die Litteratur hat für Köpfe von gewiſſem

Schlage etwas verführeriſches an ſich: der Baron de la Baſtie konnte ihren Reizungen ebenfalls nicht widerſtehen, und ward von Stunden an ſchlüßig, ſich ganz darauf zu legen.

Sobald er nach dem **Delphinate** zuruck kam, erlernete er das Recht zu **Valence**, und nahm die Würden in ſelbigem an. Ein Rechtshandel nöthigte ihn nach **Grenoble** zu gehen, und hier machete er Bekanntſchaft mit dem Herrn **Präſidenten von Valbonnays**, nachmaligem **Ehrengliede** der **Akademie** zum Briefwechſel; der aber ſchon damals wegen ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften mit ihr in Verbindung ſtand. Der Herr de la **Baſtie** wohnete ordentlich denen Zuſammenkünften in der Geſchichte und den ſchönen Wiſſenſchaften bey, die bey dieſer Magiſtratsperſon gehalten wurden. Hier vermehrete ſich ſeine Liebe zur Litteratur: er legete ſich ernſtlich auf die Erlernung des Griechiſchen, welches er ſeit der Schule ein wenig vernachläßiget hatte, und ſagete der Jurisprudenz völlig ab.

Der Proceß, welcher den Herrn de la **Baſtie** nach **Grenoble** geführet hatte, ward nach **Bourgogne** verwieſen, daher er verſchiedene Reiſen nach **Dijon** thun muſte. Der Herr von **Valbonnays** hatte ihn bereits dem Herrn **Präſidenten Bouhier** bekannt gemachet, und die Aehnlichkeit ihrer Neigungen verband ſie gar bald noch mehr mit einander. Der Umgang mit einem ſolchen Manne, als der Herr **Präſident Bouhier** iſt, flößete dem Herrn **Baron de la Baſtie** einen neuen Eifer ein. Der Streit, welcher ſich im 1729ten Jahre zwiſchen ihm, dem Herrn **Präſidenten von Valbonnays**, und dem Herrn **Präſidenten Bouhier**, bey Gelegenheit einer Aufſchrift Kaiſer **Albins** entſpann, zeiget uns, wie weit ſchon damals ſeine Gelehrſamkeit gegangen iſt. Alle Stücke dieſes Streites ſind in dem erſten Bande von des Herrn **Muratori** neuem Schatze der Aufſchriften beyſammen zu finden.

Der Herr **Cardinal Quirini**, jetziges **Ehrenmitglied** unserer **Akademie**, welcher gegen dieselbe Zeit eine Reiſe in dieſe Graſſchaft that, lernete daſelbſt den Herrn **de la Baſtie** kennen, der zween Monathe bey ihm zubrachte. In einem Briefe vom 26ten **October** 1742. welcher gedruckt, und an den Herrn **von Boze** gerichtet iſt, redet dieſer **Cardinal** mit ſehr groſzen Lobſprüchen von dem Herrn **de la Baſtie**, und ſieht ſeinen Tod, davon er die Nachricht erhalten, als einen für die Litteratur ſehr wichtigen Verluſt an. Der Beyfall des Herrn **Cardinals Quirini** nun, muß ſchon ein ſehr groſzes Gewicht haben. Sein Werk von den Alterthümern zu **Corfu**, ein Werk welches voll von einer, durch die weislichſte Kritik geordneten Gelehrſamkeit iſt, zeiget zur Genüge; daß er den Titel eines Gelehrten, mit den erhabenſten Würden zu vereinbaren weis, womit er bekleidet iſt.

Ein neuer Gerichtshandel, den das Haus **de la Baſtie** vor dem Rathe hatte, führete den Herrn **Baron** 1736. nach **Paris**. Dieſe zwente Reiſe war viel länger, als die erſte: denn er blieb bis 1740. zu **Paris**. Schon ſeit dem 1737ten Jahre, hatte die Akademie ihn als **Ehrenmitglied** zum Briefwechſel aufgenommen; denn da er nicht in **Paris** wohnhaft war, konnte ſie ihm keinen andern Titel geben. Zu Anfange des 1740ten Jahres ward er der **Akademie** zu **Cortona** beygeſellet, deren Hauptzweck in Aufſuchung der **hetruriſchen** und der Alterthümer von den **toſcaniſchen** Pflanzſtädten beſteht, die ehemals einen groſzen Theil Italiens eingenommen. Von den Memoires dieſer **Akademie** hat man bereits drey Bände gedrucket.

Herr **de la Baſtie** hatte ſchon damals verſchiedene Abhandlungen über allerhand Materien aus der Litteratur drucken laſſen. Nur eine einzige davon iſt beſonders gedrucket worden; und das iſt diejenige, darinnen er die Geſchichte des Conſuls **Titus Didius** und der Familie **Didia** unterſuchet.

Alle andern ſind in Sammlungen eingerücket, allwo ſie allerdings vor der Gefahr geſichert ſind, die ſie ihrer kleinen Geſtalt wegen ſonſt laufen würden: allein, wo ſie auch wiederum von der Zahl und Verſchiedenheit derer Stücke erſticket werden können, mit denen ſie vermenget worden ſind.

Auch dem Herrn **Muratori** hatte er noch eine ziemlich große Anzahl anderer Abhandlungen geſchicket, die er faſt alle vor ſeinem Eintritte in unſere **Akademie** verfertiget hatte, und davon die anſehnlichſten die Erklärungen verſchiedener Aufſchriften enthalten, die ſich im **Delphinate** befinden. Dieſe Abhandlungen ſtehen alle in einem Bande, vor dem neuen Schatze des Herrn **Muratori**, und füllen 172. Folioſeiten an.

Da nun das Werk des Herrn **Muratori**, Bibliothekars des Herzogs von **Modena**, zu Meiland, und weit von den Augen des Verfaſſers gedrucket worden, der die Correctur nicht beſorgen konnte: ſo fanden ſich auch in den Abhandlungen des Herrn **de la Baſtie** ſehr viele Fehler, und ſogar ſolche, davon verſchiedene ihm ſelbſt konnten zur Laſt geleget werden. Nun konnte er es nicht dulden, daß ſeine Arbeit ſo verſtümmelt worden. Diejenigen, die niemals etwas geſchrieben haben, bilden ſich nicht ein; wie weit die Empfindlichkeit eines Schriftſtellers in ſolchen Fällen gehen kann; man muß ein Vater ſeyn, um andern die väterlichen Schwachheiten zu vergeben.

Herr **Muratori** erboth ſich dem Uebel durch eine Anzeige der Druckfehler abzuhelfen, und that es auch wirklich, da er hundert und achtzig Fehler verbeſſerte. So legeten ſich denn die erſten Bewegungen der Empfindlichkeit bey dem Herrn **de la Baſtie**; ſie vereinigten ſich wieder vollkommen, und ſchrieben ſich freundſchaftliche Briefe. Herr **Muratori** redet in einem Briefe vom 17ten des Weinmonathes 1742. den er an den verſtorbenen Herrn **Präſi**-

denten de Mazangues geſchrieben, von dem ſeligen Herrn de la Baſtie, deſſen Tod ihm noch nicht bewußt war, auf eine überaus hochachtungsvolle, zärtliche und ſogar erkenntliche Weiſe.

Sobald der Herr de la Baſtie unſerer Akademie war beygeſellet worden, erſchien er ungemein fleißig bey unſern Zuſammenkünſten: und ungeachtet ſein Titel als Correſpondent, ihn zu keiner ordentlichen Arbeit verband, ſo las er doch innerhalb weniger als vier Jahren, mehr als zwölf verſchiedene Abhandlungen vor. Diejenige, womit er den Anfang machete, enthielt die Unterſuchung einer chronologiſchen Schwierigkeit, zu welcher die in Aegypten geſchlagenen Kaiſermünzen zuweilen Anlaß geben.

Dieſe Münzen führen die Zeit des Jahres der Regierung, darinnen ſie geſchlagen ſind, 1. 2. 3. u. ſ. w. Es giebt deren einige, worauf man einen Zeitpunct ſieht, der ſich mit der bekannten Dauer der Regierung des Kaiſers, deſſen Bildniß ſie führet, nicht vertragen kann. So ſieht man z. E. eine Münze vom Probus, mit dem achten Jahre bezeichnet; da doch dieſer Prinz nur ſechs Jahre, und vier, oder höchſtens fünf Monathe regieret hat.

Unter den Kaiſern waren die ägyptiſchen Jahre, nach bürgerlichem Gebrauche, mit den julianiſchen Jahren einerley, was die Dauer betrifft: aber darinnen giengen ſie von einander ab, daß ſie mit dem 29ten Auguſte des römiſchen Jahres, und nicht mit dem 1ten Jänner angiengen. Herr de la Baſtie zeiget alſo in dieſer Abhandlung, daß das einzige Mittel dieſe Schwierigkeit zu heben, dieſes iſt: daß man vorausſetze, man habe in Aegypten, auf den Münzen, für das erſte Jahr der Regierung eines Kaiſers, dasjenige gerechnet, was von dem laufenden Jahre, in welchem er erkannt worden, noch übrig geblieben war; und daß man ſein zweytes Jahr von dem erſten Tage des folgenden bürgerlichen

chen Jahres, oder vom 29ten Auguſte zu zählen angefangen. Es war alſo genug, wenn ein Kaiſer nur ſechs Jahre und einige Monathe regieret hatte, und dieſer Bruch in zwey verſchiedene ägyptiſche Jahre traf, daß man auf den Münzen den Zeitpunct acht verſchiedener Jahre bemerken konnte. Nun zeigete der Herr **de la Baſtie**, daß **Probus** ſich in dieſem Falle befunden, und ſeine Regierung ſich zu Ende des Aprils im 276ten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung zugetragen, welches mit einem der Tage des neunten Monaths des ägyptiſchen 304ten Jahres Auguſtiſcher Zeitrechnung übereinkömmt. Setzet man nun die Dauer von ſechs Jahren und fünf angefangenen Monathen hinzu, ſo wird das Ende mit einem der erſten Tage des Herbſtmonathes 282. chriſtlicher Zeitrechnung, übereinſtimmen, und in den Lauf des erſten Monathes des 311ten Jahres der ägyptiſchen Zeitrechnung treffen.

Dieſer Gebrauch die Dauer der Regierungen anzuzeigen, da man den Bruch des zu Ende laufenden Jahres, darinnen ſich ihre Regierung angefangen, für ein ganzes Jahr rechnet, hat auch in den jüdiſchen Geſchichtſchreibern, in Anſehung der ausländiſchen Könige Statt. Die Vorausſetzung des Herrn **de la Baſtie** ſchreibt alſo den Aegyptiern nur einen bey einem benachbarten Volke üblichen Gebrauch zu. Die große Zahl derer Schwierigkeiten übrigens, zu denen ſie die Auflöſung, durch einen einzigen Grundſatz darbeuth, rücket ſie ſchon aus der Reihe bloßer Hypotheſen.

In einer Abhandlung von einer andern Art, die Herr **de la Baſtie** uns 1738. vorgeleſen, unternahm er die Zuverläßigkeit der **Chronik des heil. Ludwigs** durch den **Sire von Joinville**, zu rechtfertigen. Dieſe Chronik hat der **P. Hardouin** in die Zahl derer Werke geſetzet, die nach der Hand von Verfälſchern geſchmiedet worden. Herr **de la Baſtie** geſteht, daß die mancherley Original-Ausgaben, die wir von dieſer Chronik beſitzen, ſelbſt nach dem Bekenntniſſe ihrer Herausgeber, nur Arten von Ueberſetzungen

gen ſind, und daß man dieſe Chronik in der Mundart des Sire de **Joinville**, recht ſo, wie er ſie geſchrieben, noch nicht gefunden habe. Allein er bewies, daß ſie in einer Handſchrift, fünf und funſzig, oder höchſtens ſechszig Jahre nach dem Zeitpuncte der Epiſtel, vorhanden geweſen ſey, durch welche **Joinville** ſie **Ludwigen Hütin** zugeeignet hat. Dieſe Unterſchrift iſt von 1314. oder etwas eher, und das Verzeichniß von **Karls** des V. Büchern, welches **Gilles Mallet** im 1373ten Jahre geſchrieben, zeiget uns, daß die **Chronik des Joinville** in dieſes Prinzen Bibliothek geweſen.

Der ſcheinbareſte Einwurf vom **P. Hardouin**, gründet ſich auf die einander widerſprechenden Zeitpuncte gewiſſer Begebenheiten; auf Verſehen, darein **Joinville** gar nicht hat fallen können; und auf die Erwähnung, die in der Chronik von gewiſſen Begebenheiten geſchieht, die er nicht hat wiſſen können. Die andern Einwürfe beruhen auf Grundſätzen, die dem **P. Hardouin** eigen waren, und deswegen verdienen ſie keine mehrere Aufmerkſamkeit, als der übrige Theil ſeines Lehrgebäudes. Um nun dem einzigen Einwurfe zu begegnen, der der Unterſuchung werth iſt: ſo beweiſt Herr **de la Baſtie**, daß des **Joinville Chronik**, ſo wie wir ſie haben, von den Ueberſetzern untergeſchoben iſt, die bald ihre eigenen Gedanken, bald ganze Flecke aus neuern Schriftſtellern zuſammen geflicket haben.

Indem nun der Herr **de la Baſtie** ſo gefliſſen war, die Zuverläßigkeit der **Chronik des Joinville** zu vertheidigen, entdeckete der Herr **de Ste. Palaye**, ein Mitglied dieſer **Akademie**, welcher aus Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften eine Reiſe nach Italien gethan, zu **Lucca** eine Handſchrift von dieſer Chronik, welche für **Antoinetten von Bourbon**, die 1513. an den erſten Herzog von Guiſe vermählet worden, abgeſchrieben war. Die Mundart dieſer Handſchrift war zwar von dem Abſchreiber noch einmal durchgegangen werden; allein es ſchien nicht, daß er einiges Einſchiebſel hinzugeſetzet hätte. Wenigſtens iſt es aus der Nachricht, die der Herr **de Ste. Palaye** davon ertheilet hat, ſichtbar: daß man keinen von denen Zuſätzen darinnen antrifft, die in der gedruckten Chronik, zu des **P. Hardouins** Einwürfen Anlaß gegeben. Durch dieſe Entdeckung waren alſo die Muthmaßungen des Herrn **de la Baſtie** vollkommen beſtätiget; und man wird ſolches aus den zween nächſtfolgenden Bänden unſerer **ausführlichen Schriften** erſehen.

In eben dieſen Bänden wird man den Anfang eines ſehr weitläuftigen Lebens vom **Petrarch** antreffen, welches der Herr **de la Baſtie**, der die italieniſche Sprache vollkommen wohl verſtund, unternommen hatte. **Petrarch** iſt heut zu Tage faſt nicht anders, als aus ſeinen Gedichten bekannt, und noch dazu aus denjenigen von ſeinen Gedichten, die am ungeſchickteſten ſind, uns einen Begriff von ihm zu machen; das heißt, durch ſeine Sonnette. Zu ſeiner Zeit aber war ſein poetiſches Pfund eben nicht dasjenige, was man an ihm am meiſten hochſchätzete. Die Gründlichkeit und der weite Umfang ſeines Verſtandes, hatten ihn bekannt gemachet: und erwarben ihm die Hochachtung der Größeſten in **Europa**. Nicht nur die Päbſte und Kaiſer zogen ihn in den wichtigſten Dingen zu Rathe, ſondern ſie nahmen auch noch den Rath, den er ſich erkühnete ihnen zu geben, auch alsdann wohl auf, wenn ſie ihn nicht darum gefraget hatten. Die Fortſetzung dieſes Lebens iſt bis auf einen einzigen Artikel fertig *), in welchem er **Petrarchs** Bibliothek beſchreiben wollte. **Petrarch** war ſehr gelehrt, und ſein Büchervorrath enthielt verſchiedene Handſchriften, die vielleicht nicht mehr vorhanden ſind.

---

*) Sie ſteht im XVII. B. der Memoires, a. d. 390 u. f. S. pariſ. Ausg. Wenn man auf den Zeitpunct der letzten Vorleſung merket, die er uns von dem letzten Theile gehalten, ſo wird man ſehen, daß es nur zween Tage vor ſeinem Tode geweſen.

In dieſem XV. Bande der Geſchichte wird man auch noch den dritten und vierten Theil von des Herrn de la Baſtie Tractate, über das oberſte Pontificat der römiſchen Kaiſer antreffen. In dem letzten unterſuchet er, aus was für Bewegungsgründen die erſten chriſtlichen Kaiſer, einige Zeit lang den Titel Oberprieſter behalten. Dieſer Titel gab ihnen eine vollkommene Gerichtsbarkeit über alles, was die alte Religion im Kaiſerthume betraf; und ſetzete ſie in den Stand, die Grundfeſten des Heydenthumes unvermerkt zu untergraben; ohne daß die Heyden den mindeſten Vorwand hatten, ſich zu beklagen. Die erſten Einſetzungen der chriſtlichen Kaiſer wegen der Religion, hatten keinen andern Zweck, als den ehrloſen und ſchändlichen Götzendienſt abzubringen: der entweder den guten Sitten ſchädlich, oder die Ruhe des Staates zu ſtören geſchickt war; und dieſe erſten Satzungen, befahlen eigentlich nur die Ausübung der alten Geſetze an.

Trotz dem Begriffe, den man ſich gemeiniglich von dem Deſpotiſmus der römiſchen Kaiſer machet, und dieſes wegen der eigenſinnigen und tyranniſchen Aufführung einiger unter ihnen: ſo erhellet doch aus der Leſung der Geſchichte offenbar, daß ihre rechtmäßige Macht, in nichts, als in der Verbindung aller verſchiedenen obrigkeitlichen Aemter beſtanden; deren Titel ſie mit Fleiß führeten, und deren Verwaltungen ſie ausübeten, indem ſie ſich den öffentlich bekannten Geſetzen gemäß bezeigeten. Die guten Kaiſer, ſelbſt diejenigen, deren Anſehen am beſten gegründet war, haben ſich nie eine andere Gewalt angemaßet.

Der Herr de la Baſtie hatte ſich in den erſten Theilen dieſer Abhandlung vorgeſetzet, unter andern Fragen auch zu unterſuchen: ob die Kaiſer allezeit den Titel Pontifex maximus, auch denenjenigen beygeleget haben, die ſie ihrer Regierung beygeſelleten; oder ob ſie ihnen nur bloß den Namen Pontifices gegeben?

Es iſt gewiß, daß ſeit dem **Pupian** und **Balbin**, dieſe Vergeſellung gebräuchlich geworden: allein, die gemeine Meynung, welche mit einer groſſen Menge neuer Beweiſe, vom Herrn **de la Baſtie** angenommen und behauptet wird, iſt dieſe; daß es vor dieſen zween Kaiſern noch kein Beyſpiel davon gegeben.

Dieſe zween erſten Theile kamen 1739. in dem XII. und XIII. Bande unſerer Memoires heraus. In einer Schrift vom Herrn **Präſidenten Bouhier**, welche Herr **von Boze** der **Akademie** im 1733ten Jahre mittheilete, kam die entgegen geſetzte Meynung heraus; und die **Akademie** hielt dafür, daß der Inhalt dieſer Abhandlung, einen Platz in dem hiſtoriſchen Theile ihrer Werke verdiene. Im 1742ten Jahre ließ der Herr **Präſident Bouhier** einen Brief drucken, der an den Jeſuiten, **P. Oudin** gerichtet war, in welchem er ſeine Meynung wider die Einwürfe des Herrn **de la Baſtie** zu ſchützen ſuchete. Der Brief des Herrn **Präſidenten Bouhier** aber iſt erſt im Weinmonathe ausgetheilet werden: und der Herr **de la Baſtie** war bereits im Auguſtmonathe geſtorben; ja, es waren ſogar ſchon einige Monathe verlaufen, daß er ſich mit keinen gelehrten Unterſuchungen mehr hatte beſchäfftigen können.

In dieſem Briefe ſchreibt der Herr **Präſident Bouhier**, daß die **Akademie**, bey Kundmachung der Schrift, die er ihr mitgetheilet, das **Siegel ihrer Genehmhaltung darauf gedrucket** hätte; und gab dadurch zu verſtehen: daß es alſo dem Herrn **de la Baſtie** nicht mehr erlaubet ſeyn würde, die darinnen entdeckete Meynung zu beſtreiten. Allein, Herr **Bouhier** hatte ſonder Zweifel die ausdrückliche Erklärung vergeſſen, die die **Akademie** zu Anfange ihrer Werke gethan hat: daß ſie keine von denen Meynungen annimmt, die in den Abhandlungen ſo ſie drucken läßt, enthalten ſind; und daß die Art von **Genehmhaltung**, die ſie ihnen durch die **Bekanntmachung** ertheilet, gar keine Verbindlichkeit ſey, ſie auch zu vertheidigen. Er hat auch dieſe Genehmhaltung nicht allezeit für ſo kräftig gehalten: und als er im 1737ten Jahre ſeine Noten über Cicerons Tractat von der Natur der Götter bekannt machete, glaubete er, und mit Recht; daß er ohne die der Akademie ſchuldige Achtung zu verletzen, eine Abhandlung angreifen könnte, die ſie für würdig gehalten hatte, ihren Geſchichten einverleibet zu werden. Die Akademie ſieht dergleichen gelehrte Streitigkeiten gar gern, die allezeit zu Erläuterung der ſtreitigen Fragen dienen; nur will ſie, daß alle Regeln der Höflichkeit darinnen ſorgfältig beobachtet werden. Der Präſident Bouhier aber erkennet ſelbſt, daß er ſich dieſerwegen über des Herrn de la Baſtie Abhandlung nicht zu beſchweren habe.

Unter den Schriften des Herrn de la Baſtie hat man Entwürfe zu verſchiedenen Werken gefunden; allein, dieſe Entwürfe waren vollſtändig, und zeigen, wie leicht ihm deren Ausführung gefallen ſeyn würde. Wir wollen hier nur zween derſelben anzeigen. Der erſte ſollte eine hiſtoriſche und ſehr weitläuftige Abhandlung von den römiſchen Cohorten und Legionen werden. Er ſetzete ſich vor, darinnen alle Veränderungen aus einander zu ſetzen, die in dem Kriegsweſen vorgefallen, ſeitdem Julius Cäſar, allen Völkern in Italien das Bürgerrecht ertheilet gehabt, bis auf die Zeit, da Conſtantin den alten Unterſchied unter den Legionaren und Hülfsvölkern abſchaffete.

Das zweyte Werk iſt eine Chronologie der Könige von Bithynien, durch Münzen und Geſchichtſchreiber feſtgeſtellet. Das hinterlaſſene Werk des Herrn Vaillant, und die Abhandlungen des Herrn Abtes Sevin, über eben dieſe Materie, dörfen uns nicht hindern, zu bedauren, daß an dieſe Zeitrechnung die letzte Hand nicht geleget worden iſt.

Die Liebe des Herrn **de la Baſtie** zur Geſchichte, hatte ihn bewogen, ſich ganz beſonders auf die Zeitrechnung zu legen, und ſelbſt das was in dieſer Wiſſenſchaft am ſchwierigſten und widrigſten iſt, zu ergründen: ich will ſagen, die **Technik**, welche in den unwiſſenden Jahrhunderten ausgeſonnen, von den geſchickteſten Neuern aber, einem **Scaliger**, **Petav**, **Samuel Petit**, **Dodwell**, u. a. m. aus der übertriebenen und unrecht verſtandenen Ehrfurcht gegen das Alterthum angenommen worden iſt; welche bisher ein Hinderniß an der Vollkommenheit der Wiſſenſchaften geweſen iſt, und vielleicht noch lange Zeit bleiben wird. Endlich ward Herr **de la Baſtie** von dem geringen Nutzen dieſer **Cyklen**, und aller dieſer verwirrten Verfahrungsarten der alten Ausrechner überzeuget: die uns blindlings durch finſtere Wege leiten, allwo wir niemals ſehen, wann, und wie wir angekommen ſind; und durch welche wir auch ſelten zu etwas anderm, als zu ziemlich unrichtigen Entſchließungen gelangen. Die Kenntniß dieſer alten **Cyklen** indeſſen, ſo unvollkommen und mangelhaft ſie auch ſind, kann dennoch einigen Nutzen zum Verſtande der Kirchenſcribenten haben: denn ſie bedienen ſich dieſer **Cyklen** in Entſcheidung derer mit der Aſtronomie vermengeten Fragen, welche unter den Chriſten aufgeworfen wurden; und wer ihre falſche Sternkunde nicht wohl inne hat, der kann von denen Meynungen nichts verſtehen, die ſie entzweyeten.

In eben dieſer Abſicht die Zeitpuncte der hiſtoriſchen Begebenheiten feſtzuſetzen, hatte Herr **de la Baſtie** die alten Aufſchriften aus dem Grunde unterſuchet. Außer denen, die in den weitläuftigen Sammlungen vereiniget ſind, die man davon hat, kannte er auch noch alle die, welche in beſondern Werken zerſtreuet liegen; und da er ein erſtaunliches Gedächtniß beſaß, ſo fielen ihm diejenigen, welche er einigermaßen brauchen konnte, gleichſam von ſelbſt ein.

Was die Münzen betrifft, die er ebenfalls, hauptſächlich in Anſehung ihres chronologiſchen Gebrauches erforſchet hatte, ſo kannte er deren vor ſeiner zweyten Reiſe nach Paris, im 1736ten Jahre, faſt keine andere, als aus den Büchern, darinnen ſie ſtehen. Allein, in währender dieſer letzten Reiſe, verſchaffete ihm die Kenntniß mit dem Herrn **Abte von Rothelin**, dem ſeligen Herrn **von Sürbek**, und dem Herrn **von Boze**, den Vortheil, die Münzen ſelbſt zu ſehen, und eine große Anzahl kennen zu lernen, die noch nicht bekannt gemachet ſind. Seine Augen wurden das Leſen auf dem Metalle bald gewohnet: und der Unterricht obiger drey gelehrten **Akademiſten**, ſetzete ihn in den Stand, mit der Kenntniß, die er bereits von Münzen als ein Gelehrter beſaß, noch eine andere Art von Wiſſenſchaft zu verbinden; die man nur erlanget, wenn man ſie ſieht und damit umgeht, und ohne welche ein Gelehrter oftmals die wahren Münzen weder leſen, noch ſie von den falſchen unterſcheiden kann.

Das ſchnelle Wachsthum, welches der Herr **de la Baſtie** in dieſer Kenntniß erlangete, iſt aus dem Buche zu erſehen, welches er im 1739ten Jahre herausgab: denn man kann, die Zuſätze und Verbeſſerungen, die er an des **P. Jobert** ſeiner **Münzwiſſenſchaft** leiſtete, ſchon ein Buch nennen. Dieſes Werk des Herrn **de la Baſtie**, welches denen, die in der Münzwiſſenſchaft erſt eine Kenntniß erlangen wollen, eben ſo nützlich iſt, als denen, die ſich darinnen feſtſetzen wollen, hat eine ſolche Aufnahme gefunden, die mich einer weitern Beſchreibung deſſelben überhebt.

Herr **de la Baſtie** hatte einen gründlichen Verſtand, eine richtige Urtheilskraft, und ein Gedächtniß, welches ihm alles, was er jemals gelernet hatte, als gegenwärtig vorſtellete. Gegen die Werke die bloß zum Zeitvertreibe ſind, war er ſo unempfindlich, daß er ſich kaum damit beſchäfftigen konnte. Wenn ein Buch ihn aufmerkſam machen ſollte, ſo mußte es ihm Gelegenheit zu tiefſinnigen Unterſuchungen, nach Art derjenigen geben, die ihn beſtändig beſchäfftiget ſtiget hatten. Er war von der Wichtigkeit des Standes eines Gelehrten gerühret, den er aus freyer Wahl und vorzugsweiſe ergriffen, und redete alſo ſelten etwas anders, als gelehrte Sachen. Er hatte ſein Leben in der Provinz zugebracht, wo die Gelehrten ſelten ſind: ſie leben daſelbſt mit Menſchen umgeben, die gröſtentheils entweder unfähig ſind, die gelehrten Vorzüge einzuſehen; oder doch nicht ſonderlich Luſt haben, ſich viel daraus zu machen. In dieſer Verfaſſung bildet man ſich zuweilen ein, es ſey erlaubet, ihnen dieſen Vorzug begreiflich zu machen, und ſie ſo zu ſagen zu zwingen, daß ſie ihn ſehen müſſen: allein, mehrentheils verurſachet man nur dadurch, daß ſie unbillig werden; weil man gar zu viel Sorgfalt anwendet, daß ſie es nicht werden ſollen. Die Menſchen wollen, daß man von ihnen auch den am allerrechtmäßigſten verdienten Zoll der Hochachtung, als eine bloße Freygebigkeit, und nicht als die Bezahlung einer Schuld annehme.

Der Herr de la Baſtie hatte dieſe Wahrheit in ſeinem Aufenthalte zu Paris gefaſſet; er hatte ſchon das Herz ſie zu erkennen, und hiedurch zeigete er ſeine aufrichtige Geſinnung ſie auch auszuüben. Sein Character war überaus ſtandhaft, er war ganz redlich und freymüthig, und ein Feind aller Verſtellung. Daher kam die Freyheit, womit er ſeine Meynungen vortrug, inſonderheit in dem, was die Litteratur betraf: alsdann bedachte er zuweilen nicht ſowohl, wie nahe ein Werk der Vollkommenheit käme, als er ſah, wie weit es davon noch entfernet wäre.

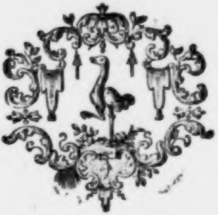
Leute von einer gewiſſen Art von Verdienſten, kann man recht ſo vorſtellen, wie ſie geweſen ſind; geſetzt, daß man auch dabey bemerkete, was man an ihnen noch hätte wünſchen mögen. Ihr Bildniß gefällt doch, ob es gleich nicht geſchmäuchelt iſt: und ſelbſt die Freundſchaft fürchtet nicht, ſie gar zu ähnlich zu ſchildern.

Die Leibesbeſchaffenheit des Herrn **de la Baſtie**, war ſchwach und zärtlich, und er hatte ſchon ſehr frühzeitig Anfälle auf der Bruſt gehabt. Da nun ſeine Liebe zur Arbeit ſo groß war, als ſeine Fertigkeit im arbeiten; ſo will man, daß er durch ſeine große Aemſigkeit das Uebel vermehret habe: denn das rücket man dem Studieren nur gar zu gern vor. Im 1740ten Jahre ſtand er eine ſchwere Krankheit aus: man mußte ihm eine Fiſtel ſchneiden, und da er ſich nicht recht erholen konnte; ſo meynete man, die Luft ſeiner Heimath würde ihm nöthig ſeyn. Er kehrete alſo zu Ende deſſelben Jahres in ſein Vaterland zurück: wohin ihn ohnedem ſeine häuslichen Angelegenheiten riefen. Anfangs ſchien er ſich auch zu beſſern: allein, da der Tod ſeines Vaters, des Herrn **von Bimard**, im Anfange des 1741ten Jahres, und auf denſelben noch der Tod eines ſeiner Vättern erfolgete, von welchem er erbete; ſo war er genöthiget, ſich um ſeine Angelegenheiten zu bekümmern. Dieſes that er nun mit ſeiner gewöhnlichen Gefliſſenheit: und die bey ſolchen Unterſuchungen unvermeidlichen Widerwärtigkeiten, die ihm faſt alle Augenblicke verfielen, waren ihm deſto empfindlicher, da ſie ihm ganz was neues waren.

Dieſe unaufhörliche Folge von Verdrießlichkeiten, verderbete ihm vollends das Blut. Die Schwindſucht zeigete ſich und nahm ſehr ſchnell zu, ſo daß weder die Arzneyen, noch die verſchiedene Diät ihr Einhalt thun konnten. Er ſtarb den 5ten Auguſt 1742. 39 Jahre und zween Monathe alt, nachdem er den Tod mit langſamen Schritten auf ſich zukommen geſehen. Er hatte deſſen Anblick mit aller Gelaſſenheit einer von Natur ſtandhaften Seele ertragen, die noch durch die Empfindungen einer Gottesfurcht geſtärket ward, davon er die erbaulichſten Proben gegeben.

Seine Freunde beſchäfftigten ihn bis in ſeinen letzten Augenblick, und er zeigete der Akademie, wie werth ſie ihm geweſen. Er hat ihr nämlich eine Handſchrift vermachet,

chet; die er zu Florenz abſchreiben laſſen. Dieſe iſt eine Art eines alten Kalenders, die eine von Tage zu Tage fortgeſetzete Vergleichung, des römiſchen Jahres mit den Jahren zwölf verſchiedener Völker in Aſien enthält. Dieſe wegen der alten Zeitrechnung wichtige Handſchrift, deren Nützlichkeit zu zeigen Herr de la Baſtie allein im Stande war, wird uns allezeit das Andenken deſſen, was wir an ihm verloren, erinnern. Die Schriften des Herrn de la Baſtie ſind ſeiner Verordnung gemäß, in die Hände des Hrn. Falconets geliefert worden, der mir dieſelben mitgetheilet hat.



LXII.

Leben des Paters Banduri, vom Herrn Freret verfaſſet.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie, den 23ten April 1743. vorgeleſen.

Anſelmus Banduri ward zu Raguſa, aus einer der edelſten Familien daſiger Stadt gebohren: dieſes erſehen wir aus dem Tagebuche der Gelehrten zu **Venedig**. Das übrige was ſeine Familie betrifft, iſt mir ſowohl als der Zeitpunct ſeiner Geburt, und die Umſtände ſeiner erſten Erziehung unbekannt. Er mußte ſich ziemlich jung in den **Benedictinerorden** begeben, allwo er ſeine erſten Wiſſenſchaften faſſete: und die Folge zeiget von ſeinem Wachsthume in denſelben.

Raguſa iſt, wie bekannt, eine ſehr kleine Republik in **Dalmatien**, an der Küſte des adriatiſchen Meeres gelegen. Sie iſt ſo ſchwach, daß ſie alle Mächte zum Freunden haben, und ſelbſt vom türkiſchen **Sultane**, durch eine Art von Tribut einen Schutz erkaufen muß, der ſie vor den Streifereyen der **Dulcignoten** ſchützet. Dieſes ſind Seeräuber, die die Küſten des adriatiſchen Meerbuſens verheeren, wie die barbariſchen **Corſaren** die Küſten des mittelländiſchen Meeres verwüſten.

Dom Anſelmo nennt ſich in ſeinen erſten Werken, einen **Benedictiner** von der **Congregation** zu **Meleda**, lateiniſch Melita, und dieß iſt der Namen einer unweit Raguſa gelegenen Inſel. Eine Schrift von dem verſtorbenen Herrn **Abte Penetti**, der ſehr lange die florentiniſchen Angelegenheiten beſorget hat, lehret uns: daß **D.** An-

Anſelmo in **Neapolis** das Gelübd geleiſtet, allwo die melitiſche Congregation vermuthlich ein Kloſterhaus haben muß. Er verließ hierauf **Neapolis**, um nach **Florenz** zu gehen; bevor er ſich aber in dieſer Stadt feſtſetzete, durchſtrich er einen Theil von Italien.

Die Geſchicklichkeit, welche er beſaß die Orgel zu ſchlagen, machete, daß man ihn in allen Klöſtern wohl aufnahm; und verhalf ihm, daß er ohne Koſten und mit Anmuth reiſen konnte: dieß hat er oft ſelbſt erzählet. Man weis, daß es in Italien faſt auf jeden Schritt ein Kloſter giebt.

Zu **Florenz** endete er ſeinen Lauf, allwo die Wiſſenſchaften ſeit ihrer Wiederherſtellung im Occidente, allezeit mit Eifer und gutem Erfolge bearbeitet worden ſind. Bibliotheken, welche mit gedruckten Büchern und mit Handſchriften reichlich verſehen ſind; Gelehrte, welche die Wiſſenſchaften mit dem natürlichen Witze verbinden, und die ihre Vereinigung in verſchiedenen Geſellſchaften oder Akademien, ziemlich zugänglich und geſellſchaftlich machete, verſchaffeten, daß die Wiſſenſchaften allhier mehr, als an irgend einem Orte in Italien blüheten. Doch nichts trug dazu ſo viel bey, als der Schutz des Großherzogs, **Coſmus** des III. welcher einen angeerbten Geſchmack an den Wiſſenſchaften behielt, und nicht vergeſſen hatte: daß ſein Haus dieſer Liebe zu den Wiſſenſchaften einen großen Theil ſeines Ruhmes zu danken hätte.

Ungeachtet **Dom Anſelmo** als er nach **Florenz** kam, noch ſehr jung, (giovanetto) war; damit wir den Ausdruck des italieniſchen Tagebuchſchreibers beybehalten: ſo hatte er es doch in der Kenntniß der gelehrten Sprachen bereits ſo weit gebracht, daß man ihm in verſchiedenen Häuſern ſeines Ordens, die Einrichtung der Studien anvertrauete; wie wir von eben dieſem Tagebuchſchreiber erfahren.

Gegen dieſe Zeit ward **Dom Bernhard von Montfaucon**, nachmaliges Ehrenmitglied unſerer Akademie, von ſeiner Congregation nach Italien geſchicket, um daſelbſt die Handſchriften vom **Johann Chryſoſtomus** nachzuſehen, von welchem er eine neue Ausgabe vorbereitete. Nachdem er nun die übrigen Bibliotheken in Italien beſuchet, kam er im Anfange des 1700ten Jahres nach **Florenz**, und hier fand er den **D. Anſelmo**. In der Nachricht von ſeiner Reiſe, paaret er dieſen jungen Ordensbruder mit dem berühmten Herrn **Salvini**: und berichtet, daß **Dom Anſelmo** ihm wichtige Dienſte geleiſtet, es ſey nun, daß er ſein Nachſuchen erleichtert, und ihm in ſeinen Entdeckungen geholfen; oder daß er ihm auch Nachrichten von ſolchen Handſchriften verſchaffet, die die kurze Dauer ſeines Aufenthaltes zu **Florenz**, ihm nicht erlaubete ſelber nachzuſehen.

Da der Großherzog **Coſimus** der III. der hohen Schule zu **Piſa** einen neuen Glanz ertheilen wollte, ſo beſchloß er den Lehrſtuhl der Kirchengeſchichte daſelbſt zu ſtiften, und wollte dieſe Stelle mit einem Ordensmanne beſetzen. **Dom Bernhard**, den der Großherzog zu Rathe zog, ſchlug ihm den jungen **Dom Anſelmo** vor; indem er hinzufügete: daß, um ihn noch tüchtiger zu machen, der Abſicht dieſer neuen Stiftung eine volle Genüge zu leiſten, es gut ſeyn würde, wenn er ihn einige Jahre nach **Paris**, in das Ordenshaus zu **St. Germain-des-Prez** ſchickete; damit er allhier den Geſchmack einer verſtändigen Kritik erlernen möchte, ohne welchen auch die weitläuftigſte Gelehrſamkeit, niemals etwas anders, als ein unförmlicher und finſterer Haufen unrichtiger Erkenntniſſe ſeyn wird. Der Großherzog hielt **Dom Bernhards** Meynung genehm, und entſchloß ſich, den **Dom Anſelmo** nach **Paris** zu ſchicken.

Dom Bernhard muſte bereits mit dem Ende des **Märzes** 1700. **Florenz** verlaſſen, nachdem er nur zween

Monathe daſelbſt zugebracht hatte: denn er ward in Angelegenheiten ſeiner **Congregation** nach **Rom** berufen. Von **Rom** kam er über **Venedig** nach Frankreich zurück, und war im **Junius** des 1701ten Jahres wieder zu **Paris**. In der im **October** 1702. gedruckten Nachricht von ſeiner Reiſe, redet er oft, und auf eine ſehr vortheilhafte Art, vom **Dom Anſelmo**, welcher faſt zu gleicher Zeit mit ihm nach **Paris** gekommen war.

Der **Marquis Salviati**, florentiniſcher Geſandter, welchem man den **Dom Anſelmo** vorgeſtellet hatte, war damals zu **Barcelona** bey dem Könige **Philipp** dem V. und alſo führete ihn eben der **Abt Penetti**, deſſen Zeugniß wir oben angeführet haben, nach **St. Germain-des-Pres**, und übergab ihn in die Hände des **Dom Bernhards**. **Dom Anſelmo** wohnete in der Abtey, allwo der Großherzog für ihn das Koſtgeld bezahlete, und ihm ſeinen Unterhalt verſchaffete, worunter zugleich dasjenige begriffen war, was einem Studierenden zur Beyhülfe in ſeinen Studien nöthig ſeyn kann.

Die erſten Blicke wandte **Dom Anſelmo**, ſeiner Beſtimmung gemäß, auf die Kirchen- und dogmatiſche Geſchichte. Schon im **Maymonathe** des 1705ten Jahres, ließ er einen umſtändlichen und weitläuftigen Proſpectum einer Ausgabe von allen Werken drucken; die man vom **Nicephorus**, einem **conſtantinopolitaniſchen** Patriarchen nur kennet, von dem ſehr wenig gedrucket iſt.

Die mehreſten Schriften dieſes Scribenten ſind beſtimmet, die Ketzerey der Bilderſtürmer zu beſtreiten. Dieſe Sammlung nun ſollte mit Vorreden, Noten und Anmerkungen begleitet werden: und das ganze Werk würde zween Folianten ausgetragen haben.

Nach der Ausgabe der Werke des **Nicephorus**, verſprach **D. Anſelmo** die Ausgabe der Auslegung des **Theodors von Mopſueſta** über die zwölf kleinen Propheten; ferner eine

Auslegung des **Philo von Karpathos** über das hohe Lied; noch eine andere Auslegung der Pſalmen vom **Heſychius**, und verſchiedener kleinern Werke griechiſcher Väter. Die Auslegung **Theodors de Mopſueſta** ſollte nach der Abſchrift eines venetianiſchen MSts abgedrucket werden, die der Herr **Mocenigo** dem **Dom Anſelmo** verſchaffet hatte. Dieſe Sammlung nun, die ebenfalls mit Vorreden, Noten und Abhandlungen wie die erſte verſehen ſeyn ſollte, würde ebenfalls zween Foliobände betragen haben.

Die Nachſuchungen, welche **Dom Anſelmo** auf der königlichen und colbertiſchen Bibliothek angeſtellet hatte, verhalfen ihm zur Entdeckung verſchiedener Stücke, welche dienlich waren, die **conſtantinopolitaniſchen** Alterthümer zu erklären. Dieſe Stücke hatten ſeine Neugierde gereizet; und er hatte ſie gar überſetzt, doch aus keiner andern Abſicht, als jene zu ſtillen. Einige vernünftige Freunde aber hielten dafür, er ſollte ſich mit der Bekanntmachung dieſer hiſtoriſchen Werke in der gelehrten Welt anmelden: die für eine große Menge Leſer anziehender ſind, als die polemiſchen Bücher des **Nicephorus** gegen die Bilderſtürmer ſeyn möchten. Er folgete auch ihrem Rathe: und indem er dieſen bis dahin ungedruckten Werken einige andere bereits bekannte Stücke beyfügete; die aber mit den erſten eine Art eines vollſtändigen Werkes von **conſtantinopolitaniſchen Alterthümern** ausmacheten: ſo fertigte er ſie in zween Folianten aus, die 1711. unter dem Titel Imperium Orientale erſchienen. Er fügete denenſelben außer verſchiedenen topographiſchen Zeichnungen, noch zwo Landkarten bey, die ſich auf das conſtantinopolitaniſche Reich unter dem **Conſtantin Porphyrogenetus** beziehen, und beyde von **Wilhelmen Delisle** gezeichnet ſind; und die halberhobene Arbeit der mit hiſtoriſchen Figuren gezierten Säule des **Theodoſius**, welche nach den Originalzeichnungen des **Gentilis Bellini** geſtochen worden, die in dem Cabinette der **Akademie** der Malerey und Bildhauerhauerkunſt aufbehalten werden. Dieſer **Bellini** war ein italieniſcher Maler, den **Mahomed** der II. an ſeinen Hof haben wollte. Wem iſt die Geſchichte der Enthauptung **Johannes des Täufers** nicht bekannt, die er für den **Sultan** gemalet hatte?

Das Werk des **Dom Anſelmo** ward, und zwar ziemlich heftig, vom **Caſimir Oudin**, angegriffen, der ehemals ein **Prämonſtratenſermönch** zu **Paris** geweſen, und nachmals ein holländiſcher Flüchtling geworden war, allwo er die reformirte Religion annahm, und Unterbibliothekar zu **Leyden** ward. **Caſimir Oudin**, der in vielerley Abſicht ein verdienter Mann war, den es aber verdroß, daß man ihm einige Verſehen aufgemutzet hatte, in die er gefallen war, unternahm den Anfall auf des **Dom Anſelmo** Werk; und was das ſeltſamſte iſt, ohne daß er ſich die Mühe nehmen wollte, es zu leſen; ſondern indem er ſich nur begnügete die Auszüge der verſchiedenen Tagebuchſchreiber, und was **Fabricius** davon geſaget hatte, zu ſammeln.

Seine Kritik, die einen großen Kram von unnützer und eiteler Gelehrſamkeit in ſich faſſet, gründet ſich nur auf ein grobes Verſehen, und darauf, daß er die Beſtimmung der Handſchrift von der königlichen Bibliothek nicht begriffen, die **Dom Anſelmo** herausgegeben. **Samuel Maſſon** rückete **Caſimir Oudins** Schrift in den VII. und VIII. Band ſeiner kritiſchen Geſchichte ein, und lobete ihn gar ſehr. Dieſer **Samuel Maſſon** war ein ſehr gelehrter Mann; allein gelehrt, in dem Sinne, den die Weltleute gemeiniglich mit dieſem Worte verbinden. **Samuel Maſſon** iſt der Gegenſtand derjenigen ſinnreichen, ungeachtet vielleicht etwas zu weit getriebenen Satire, welche die Welt vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren, ſo wohl aufgenommen hat: ich meyne die Auslegung des **Doctor Mathanaſius**, über das **Meiſterſtück eines Unbekannten**.

Die Unterſuchungen, welche **Dom Anſelmo** angeſtellet hatte, als er über ſein Imperium Orientale arbeitete, brachten ihn auf die Gedanken eines neuen Werkes; welches die Ausgabe des **Nicephorus** und **Theodors von Mopſueſta** noch ferner verſchob. Er nahm ſich vor, eine Sammlung von allen Kaiſermünzen, ſeit dem Trajan Decius, bis auf den letzten **Paläologus**, das heißt, bis auf die Eroberung von **Conſtantinopel**, herauszugeben. Der Entwurf davon ward in den Tagebüchern des 1714ten Jahres bekannt gemachet. Das ganze Werk kam 1718. in zween Foliobänden heraus. **Dom Anſelmo** nennet ſich darinnen, wie er ſchon bey dem imperio orientali gethan, Bibliothekar des Großherzogs. Nach dem Tode des Herrn **Magliabecchi** hatte **Dom Anſelmo** um dieſe Stelle angehalten: allein er hatte nur die Erlaubniß bekommen, den Titel davon auf ſeine Werke zu ſetzen.

Die Sammlung der Kaiſermünzen ward **Sr. Königl. Hoheit** dem Herzoge von **Orleans** zugeeignet, welcher damals **Regent** des Königreiches war. Vorn vor dieſes Werk ſetzete **Dom Anſelmo** unter dem Titel, Bibliotheca nummaria, ein weitläuftiges, gründliches und ſehr wohl gemachtes Verzeichniß aller Werke, die einiges Verhältniß mit der Münzwiſſenſchaft haben. Dieſes Werk eignete er beſonders der **Dauphine**, als ein Merkmaal ſeiner Ergebenheit und Erkenntlichkeit zu. Die Liebe dieſer Prinzeßinn zu den Münzen und Alterthümern, ſchaffete zwar allen denen einen leichten Zutritt zu ihr, die ſich auf die Erforſchung dieſer Denkmäler befliſſen: allein es war ſchon einige Jahre, daß der **Graf Pigheti**, parmeſaniſcher Geſandter, dem **Dom Anſelmo** die Ehre verſchaffet hatte, ihr bekannt zu werden.

In dieſem letzten Werke nennet er ſich nicht mehr von der **Congregation zu Melita**, ſondern der **h. Juſtina**. Dieſe **Congregation** iſt eine Reforme des **Benedictinerordens**,

dens,

deno, welche 1417. in der Abtey der h. Juſtina zu **Padua** geſtiftet worden. Im 1507ten Jahre folgete die Abtey de **Monte Caſſino** der Reforme der h. Juſtina, deren Regel anfangs ungefähr eben dieſelbe war, als die von der **Congregation des h. Maurus** heut zu Tage iſt; allein ſie iſt ſeit dem gemildert worden. Eine ziemlich groſſe Anzahl ſchöner Abteyen, deren viele die Regel haben, hängen von der **Congregation der h. Juſtina** ab, in welche **Dom Anſelmo** ſich aufnehmen ließ.

Im 1715ten Jahre war **Dom Anſelmo** von dem verſtorbenen Könige mit dem **Cardinale Gualterio** zugleich ernannt worden, in dieſer **Akademie** die Stelle eines auswärtigen **Ehrengliedes** zu bekleiden. Und von der Stunde an fand er ſich ſehr gefliſſen bey uns ein; ja dieſe Gefliſſenheit hat gewähret, ſo lange ſeine Geſundheit es erlaubet hat.

Das Münzwerk hatte ihm ſein altes Vornehmen noch nicht aus dem Sinne gebracht, von welchem wie es ſcheint, die Ausführung im 1705ten Jahre ziemlich weit gekommen geweſen ſeyn muß. In einem Proſpectu, der neuer iſt, als das 1723te Jahr, kündiget er die Ausgabe vom **Nicephorus** und **Theodor von Mopſueſt** als vollendet, und zum Drucke fertig liegend an: abſoluta & propediem edenda. Dieſe Schriftſteller ſollten vier Foliobände ausmachen.

Werke, die ſo viel Nachforſchens und Aemſigkeit erfodern, als des **Dom Anſelmo** ſeine, hätten durch einen Menſchen allein, und durch einen Menſchen, der verſchiedenen Verbindlichkeiten unterworfen war, die ihn oft nöthigten ſich ſeiner Arbeit zu entziehen, nicht fertig geliefert werden können: allein die Freygebigkeit des Großherzogs ſetzete ihn in den Stand, daß er ſich konnte helfen laſſen; und dadurch die Zeit wieder einſparen konnte, die er zuweilen verlieren mußte. Anfangs bedienete er ſich eines jungen neapolitaniſchen Geiſtlichen, welchen die Luſt zur neuern Philoſophie und die Begierde den **P. Malebranſche** zu ſprechen, deſſen Werke er geleſen, nach **Paris** gezogen hatte. Dieſer letzte Bewegungsgrund ſonderlich hatte ihn, wie er ſelbſt erzählet, mitten in den Beſchwerlichkeiten einer philoſophiſchen Pilgerſchaft erhalten; welche er ohne alle andere Beyhülfe angetreten, als die er von der Vorſehung verhoffet hatte.

Der **Abt Lama**, dieß iſt der Namen des jungen **Neapolitaners**, beſaß die gelehrten Sprachen, Lateiniſch, Griechiſch, ja gar Hebräiſch; allein er war ein Dichter und verfertigte ziemlich gute lateiniſche Verſe. Er hatte ein Gedicht unternommen, das des **Carteſius Phyſik** in ſich enthalten ſollte. Ich habe ehedem ein großes Stück davon geleſen, woraus viel Feuer und Geiſt erhellete. Da es nun unmöglich war, daß der Eigenſinn der Poeſie, zuweilen die Aemſigkeit und Stätigkeit bey einer Arbeit nicht ſtören ſollte, deren Trockenheit für die Einbildungskraft nichts angenehmes darboth; ſo ward auch **Dom Anſelmo** des **Abtes Lama** bald überdrüßig, und ſchaffete ihn ſogar ab, bevor noch ſein Imperium Orientale fertig war.

Zu allem Glücke für den Verfaſſer und ſein Werk, zog er den ſeligen Herrn **de la Barre** an ſich, der damals zwar noch ſehr jung war, in der Folge aber ein Mitbruder des **Dom Anſelmo** und der unſrige, in dieſer Akademie geworden iſt. Herr **de la Barre** nun verband mit einer viel weitläuftigern und gewiſſern Kenntniß der Alterthümer, als des **Abtes Lama** ſeine war, einen gründlichen und richtigen Verſtand, und eine große Begierde zur Arbeit. **Dom Anſelmo** erkannte auch die Hülfe, die ihm Herr **de la Barre** leiſtete, und erhielt vom Großherzoge, daß die mäßigen Gelder die derſelbe bekam, ihm in eine Beſoldung ſollten verwandelt werden. Und dieſe Beſoldung iſt ihm auch, bis an den Tod des letztverſtorbenen Großherzogs **Johann Gaſtons**, richtig ausgezahlet worden.

Dom Anſelmo wohnete, wie ich ſchon geſaget, in
er Abtey **St. Germain-des-Prez**, und blieb daſelbſt
is zu Anfange des 1724ten Jahres, da er zum Bibliothe-
ar des **Herzogs von Orleans** ernennet ward. In die-
r Würde bekam er eine Wohnung auf dem königlichen
Schloſſe, nebſt einem Gehalte. Er war ſeit einiger Zeit
em Hofe zu **Florenz** etwas unangenehm geworden, wel-
er den übeln Ausgang einer Unterhandlung auf ihn ſchie-
n wollte, die man ihm bey dem verſtorbenen **Herzoge**
on Orleans, aufgetragen hatte. Damals nun dachte er
nſtlich an die Ausgabe des **Nicephorus** und **Theodors**;
d in dem Proſpectu, den er davon ausgab, nannte er ſich
nen **Bücheraufſeher** des **Herzogs von Orleans**; al-
n ſeine Geſundheit erlaubete ihm nicht dieſen Anſchlag aus-
führen. Er hatte bereits verſchiedene Anfälle von der
icht gehabt; dieſelben kamen ſo oft und ſo langwierig wie-
r (denn ſie daureten oft drey bis vier Monathe) und der
ſtand, darinnen er ſich in den Zwiſchenzeiten befand, war
ermals ſo beſchwerlich, daß er zu keiner ununterbrochenen
beit mehr tüchtig war.

Er ſtarb den 14ten **Jänner** 1743. an einem Zufalle
Gicht, der ihn in vier Tagen erſtickete. Man glaubet,
ſey zwey oder drey und ſiebenzig Jahre alt geweſen: denn
n weis ſein Alter nicht genau. Herr **Couvay** mit wel-
m er in Verbindung geſtanden, hat ſeine Schriſten und
ammlungen erhalten.

LXIII.

Leben des Herrn Cardinals Fleury, vom Herrn Freret verfaſſet.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie, den 23ten April 1743. vorgeleſen.

Andreas Herkules Cardinal von Fleury, ehemaliger Biſchof von Frejûs, Groſsalmoſenierer der Königinn, Abt der Abteyen St. Stephan zu Caen und St. Philibert zu Tournûs, Staatsrath, Oberaufſeher der Poſten in Frankreich, Proviſor des Hauſes der Sorbonne, einer von den Vierzigen der franzöſiſchen Akademie, Ehrenglied der Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, wie auch der Akademie der Wiſſenſchaften, ehemaliger Lehrer des Königes, ward zu Lodeve, den 22ten Junius 1653. von Johann de Fleury, Rittern, Herrn von Dio, Valquieres und Vernaſobre, Staatsrathe, laut Briefen vom 26ten April 1661, und Dianen de la Treille de Foſieres, aus einem alten Geſchlechte im Languedoc gebohren. In der Taufe hatte man ihm bloß den Namen Herkules gegeben, und bey der Confirmation nannte man ihn noch Andreas dazu.

Er hatte zween Brüder, Gabrieln von Fleury, nachmaligen Baron von Perignan, und Heinrichen von Fleury de Prade, Baron de Perignan, nach dem Tode ſeines Bruders. Beyde ſind ohne Erben geſtorben. Er hatte auch zwo Schweſtern. Maria vermählete ſich 1680. mit Bernhardin de Roſſet, Herrn von Rocozel und von Seille. Aus dieſer Heirath iſt der Herr Herzog von Fleury, der Vater, gebohren. Diana Maria erwählete das Kloſterleben: ſie ſtarb im 1732ten Jahre, als Superiorinn der Urſulinerinnen zu Lodeve.

Der junge **Herkules de Fleury** ward ſchon in ſeinem ſechſten Jahre nach **Paris** gebracht, und fieng die erſten Studia in dem **Clermontiſchen** Collegio an; er endete ſie im **Navarriſchen**, und lernete die Weltweisheit in dem **Harcourtiſchen**. Die **Theſes**, welche er lateiniſch und griechiſch vertheidigte, waren ein offenbarer Beweis wie weit er es in den Sprachen gebracht hatte. Schon damals fiengen dergleichen Arten von Theſes an ſelten zu werden. Herr **Rollin**, und der jüngere Herr **Boivin**, beydes Mitglieder dieſer **Akademie**, ſind die letzten, die dergleichen vertheidiget haben.

Nachdem er nun mit ſeiner Philoſophie fertig war, erlernete er die Theologie, und that ſich darinn nicht weniger hervor. Er vertheidigte ſeine Theſin den 21ten Februar 1674. und ward den 1ten Jänner 1676. Licentiat; aber lange Zeit hernach, und allererſt im 1699ten Jahre, nahm er die Doctorwürde an. Als er noch jung, und bevor er Prieſter war, machete ihn die Königinn **Maria Thereſia** zu ihrem Almoſenierer. Er verwaltete 1679. als er acht und zwanzig Jahre alt war, das Amt eines Almoſenierers bey der Vermählung der Prinzeßinn **Maria Louiſe von Orleans**, mit dem **Könige von Spanien**. Nach dem Tode der Königinn, ward er Almoſenierer des Königes, und trug 1692. den Traghimmel bey der Vermählung **Philippens von Frankreich**, nachmaligen **Herzogs von Orleans** und Regenten des Reiches.

Als Domherr der Kirche zu **Montpellier**, ward er aus der zweyten Claſſe zu der Verſammlung der Geiſtlichkeit, im 1682ten Jahre abgeordnet.

Zu der Zeit da er noch Student war, hatte er an ſeinem älteſten Bruder einen glücklichen Verſuch derjenigen Geſchicklichkeit gemachet, die er allezeit beſeſſen, die Geiſter zu kennen und zu lenken. Er entdeckete, daß dieſer Bruder, aus einem Triebe der ſich zuweilen junger Leute bemeiſtert, den geiſtlichen Stand erwählen wollte. Der Abt von Fleury, welcher die Folgen eines ſo übereilten Vornehmens einſah, und außerdem den Verdruß vorher erblickete, den ſolches ihrem Vater verurſachen würde, gab demſelben Nachricht davon, und ſchlug ihm zugleich die Mittel vor, die er für dienlich hielt, ſeinen Bruder auf andere Gedanken zu bringen; wenn dasjenige was er für einen innern Ruf hielt, etwa nur ein Einfall einer flüchtigen Andacht wäre.

Schon damals herrſchete die Vernachläßigung ſeines eigenen Beſten in ihm, von welcher er in der Folge ſo beſtändige und ausdrückliche Proben abgeleget hat. Der Vater, der die Weisheit und Klugheit des Abtes kannte, ſetzete ihn in den Stand ſein Vorhaben auszuführen, und ließ den Ausgang lediglich auf ihn ankommen. Es gelung ihm auch, und als die Gedanken des eingezogenen Lebens allmählich verſchwanden, ſo blieb der älteſte Bruder in der Welt, und erwählete eine Lebensart, die den Abſichten ſeines Hauſes gemäßer war. Man hat den Herrn **Cardinal** von Fleury mehr als einmal, dieſe Sache mit einer gewiſſen Zufriedenheit umſtändlich erzählen hören.

Im 1691ten Jahre erhielt er die Abtey zu **Rivour** im Kirchſprengel von **Troyes**, und behielt ſie bis 1718. da er ſie dem Könige wieder übergab, indem er ſich nur ein Gehalt von 1200. Livres vorbehielt, die er unter die Armen dieſer Abtey vertheilen ließ, und nachmals dem Titulario mit der Bedingung überließ, ſie eben ſo zu gebrauchen. Als er die Abtey **la Rivour** abgab, bath er ſich ſtatt aller Gnade, die Vereinigung einer Priorey, **le Villars** genannt, mit dem Capitel der Kirche zu **Tournüs** aus. Dieſe Vereinigung vermehrete die Einkünfte dieſes Capitels um ein anſehnliches, davon viele Präbenden denen, die ſie beſaßen, einen kaum mäßigen Unterhalt verſchaffeten.

Den 1ſten November 1698. ward der Abt Fleury zum Biſthume von Frejús ernennet. Er erhielt ſeine Bullen den 30ten März 1699. ward den 22ten November geſalbet, und legete den 9ten December in die Hände des Königes den Eid ab. Die Beförderung des Abtes Fleury zum Biſthume, war eine Wirkung der Fürbitten des **Cardinals von Noailles**, und des Herrn **Boſſuets** bey **Ludwigen** dem XIV. Man weis, wie wichtig damals die Stimme dieſer zween Prälaten in dem Gemüthe des Königes geweſen, und was ſie in der Welt für eine gute Meynung über diejenigen ausbreiteten, welche dieſelben erhielten.

Der Biſchof von **Frejús** ſchien in ſeinem Kirchſprengel denen ein ganz neuer Menſch zu ſeyn, die ihn nur in der unruhigen Muße des Hofes gekannt hatten, allwo ihn ſeine Verrichtungen als Almoſenierer bis dahin gehalten hatten. Er beſchäfftigte ſich mit den Pflichten des Biſthums, darnach er doch keine Begierde blicken laſſen, und ſann nur darauf, wie er ſie genau erfüllen möchte. Er war eifrig auf den Unterricht ſeiner Heerde; er ſtiftete Schulen in den Kirchſpielen auf dem Lande: auch in der Stadt legete er eine Pflanzſchule an, wohin er wenigſtens wöchentlich einmal gieng, und für deren Hauptſtifter man ihn anſehen muß. Seine zugleich mit Anmuth und Standhaftigkeit vermiſchete Regierung, ward durch die Abſichten einer vernünftigen und gründlichen Frömmigkeit regieret: welche die Religion auch denen ſelbſt ehrwürdig machete, die ſonſt nichts, als die Regeln der bloß menſchlichen Sittenlehre und Vernunft kennen würden.

Der Biſchof von **Frejús** blieb unabläßig auf ſeinem Sitze. Er war im 1707ten Jahre in ſeinem Kirchſprengel, als **Victor Amadeus**, Herzog von Savoyen einen Einfall hinein that. Dieſer Prinz dem es nicht unbekannt war, wie viel das Beyſpiel eines von ſeinem Volke hochgeſchätzeten und geliebten Biſchofes vermag, ſchlug dem Biſchofe von Frejus vor, ihn zu erkennen. Larrey führet in ſeiner Geſchichte Ludwigs des XIV. die Antwort dieſes Prälaten an: *Es iſt noch nicht lange genug, daß Eure königliche Hoheit in meinem Kirchſprengel ſind, und ſie denken auch nicht lange genug darinnen zu bleiben, als daß ſie ſich ſchmäucheln könnten: ſie würden einem Biſchofe aus den Gedanken bringen, was er ſeinem Könige und dem Vaterlande ſchuldig ſey. Was würden Eu. königl. Hoheit wohl von einem ihrer Unterthanen halten, der ſolchen Vorſchlägen Gehör gäbe?*

Die Heftigkeit und das Ungeſtüm der Luft eines an der See gelegenen Landes voller Berge, ſchwächete die Geſundheit des Biſchofes von Frejus von Tage zu Tage. Im 1715 ten Jahre fieng er an, die Folgen davon zu fürchten; er legete daher ſein Biſthum nieder, und war wieder in Freyheit nach Rivour zurück zu kehren.

Er war beſtimmet, auf mehr als eine Weiſe an Frankreichs Glückſeligkeit zu arbeiten. Noch in eben demſelben Jahre, ernennete ihn der König in ſeinem Teſtamente zum Lehrer ſeines Enkels, des Prinzen der itzund regieret. Der ehemalige Biſchof von Frejus, welcher ſich eine Gewiſſensſache daraus gemachet hatte, ſeine Pflichten auf das allergenaueſte zu erfüllen, ſah die ganze Wichtigkeit der ihm anvertraueten Erziehung wohl ein; eine Erziehung, von welcher das Schickſal des Reiches, ja des ganzen Europa abhieng, welches ſich allezeit in ſeinen Bewegungen nach Frankreich richtet *). Anitzt ärnten wir die Früchte dieſer Erziehung ein, und die Erkenntlichkeit womit wir ſie genieſſen, lobet dieſelbe auf eine Art, die alle Ausdrücke übertrifft.

---

*) Dieß iſt die Einbildung der Herren Franzoſen. Allein, wie? hat ſich denn das Reich auch in der letzten Kaiſerwahl nach Frankreich gerichtet?

Die Beſcheidenheit und Einfalt der Sitten des ehemaligen Biſchofs von **Frejûs**, Tugenden, auf welche die erhabenſten Würden, und der alleranſehnlichſte und verführeriſchſte Poſten, niemals einen Anfall haben thun können, erlaubeten ihm nicht, bey der Erziehung des Königes eine andere Abſicht zu haben, als dieſe Erziehung ſelbſt. Er ſchlug das Erzbiſthum von **Reims** aus, welches der Herzog Regent ihm anboth, und der König ſelbſt durch Merkmaale der größten Zärtlichkeit ihm anlag anzunehmen; und dieſes that er zu einer Zeit, wo man ihn nicht im Verdachte halten kann, er habe dasjenige voraus gemuthmaßet, was ſich nach dieſem eräugete. Seine Weigerung gründete ſich, wie er ſelbigen Tag einem vertrauten Freunde ſagete, darauf: daß er nicht glaubete, mit der beſtändigen Sorgfalt für die Auferziehung des Königes, auch die Aufſicht über einen großen Kirchſprengel vereinigen zu können, davon er Gott Rechenſchaft geben müßte; und darauf, daß er ohne dem Verſprechen gegen den verſtorbenen König ungehorſam zu werden, die Auferziehung des Königes nicht verlaſſen, oder nur vernachläßigen könne.

Sobald der ehemalige Biſchof von **Frejûs** ſich in einer Würde befand, die die Augen der ganzen Welt auf ihn zog, ſo begehreten alle gelehrten Geſellſchaften ihn mit ſich zu vereinigen. Er ward ſchon im 1717ten Jahre in die franzöſiſche Akademie aufgenommen; im 1721ten in der Akademie der Wiſſenſchaften, und im 1723ten Jahre trat er in dieſe unſere Akademie: allein, es vergiengen viele Jahre, bevor ſeine unabläßige Gegenwart bey dem Könige, ihm erlaubete, bey uns Sitz zu nehmen. Zu dem Ende ſchrieb er den 28ten May 1725. an den Secretär der Akademie einen Brief, den wir in unſern Protocollen aufbewahren: er bittet ihn darinnen, ihn bey der Akademie wegen dieſer unwillkührlichen Vernachläßigung ergebenſt zu entſchuldigen, da er einer Pflicht nicht nachkäme, aus deren Beobachtung er ſich allemal eine Ehre und ein Vergnügen machen würde.

In eben demſelben 1723ten Jahre bekam er auch im Staatsrathe als Miniſter Sitz: allein, er verwaltete die Geſchäffte dieſer Stelle erſt den 10. **Junius** 1726; indem der König ſich erkläret hatte, daß er ſelbſt mit ſeinem Staatsrathe die Angelegenheiten des Königreichs beſorgen wollte, und daß der ehemalige Biſchof von **Frejus** dieſen Berathſchlagungen allezeit beywohnen ſollte. Bey dieſem Zeitpuncte hat das Privatleben des ehemaligen Biſchofs von **Frejus** ein Ende.

Die erſte Zeit ſeines Lebens beuth eben keinen beſondern Vorfall dar. Die andere war von der erſten nur durch die Beſchaffenheit und Wichtigkeit derer Geſchäffte unterſchieden, womit ſie beſetzet war; übrigens herrſchete darinnen eben dieſelbe Beſcheidenheit und Einfalt der Sitten. Dieſe Gleichheit der Aufführung in ſo verſchiedenen Umſtänden, war das einzige ſonderbare, welches das Leben eines wirklich weiſen Mannes darbiethen konnte. Der neue Stand darinnen er ſich befand, dienete nur dazu, daß er neue Geſchicklichkeiten an ihm entwickelte, die man bis dahin nicht gewahr geworden war, und davon er ſelbſt noch nichts gemuthmaßet hatte.

Der **Cardinal von Fleury**, (denn dieſen Titel nahm er nach ſeiner Erhebung zum Purpur, den 11ten September eben deſſelben 1726ten Jahres an) der **Cardinal von Fleury**, welcher vielmehr mit der Begierde beſchäfftiget war, das allgemeine Beſte zuwege gebracht zu haben; als mit dem Verlangen ſich die Ehre, daß er es zuwege gebracht, vorzuſparen, glaubete nach dem Beyſpiele des **Herzogs von Sülly**, **Heinrichs** des IV. Freund, daß die einfältigſten Mittel, welche wirken, ohne daß man es gewahr wird, allen denen zuſammengeſetztern und gelehrtern Mitteln vorgezogen werden müßten, die allerdings denen, welche ſie erfinden, viel Ehre machen; die aber von dem Zuſammenfluſſe ſo vieler Umſtände abhängen, daß es faſt unmöglich iſt, daß nicht irgend ein Hinderniß, ſo man nicht voraus geſehen, deren Wirkung hemme.

Wenn die **Chineſer**, dieſes ſo weiſe und verſtändige Volk, welches ſeit mehr als vier tauſend Jahren, eben dieſelben Geſetze, dieſelbe Forme und Geſinnung im Regimente behalten, einen ihrer erſten Kaiſer loben wollen, den berühmten Yao, den ſie den Weiſen aller Staaten und aller Stände zum Muſter vorſtellen, ſo ſagen ſie: er habe **das Reich ſo beherrſchet, wie der Himmel den Weltbau regieret**; durch eine ſo einfältige und einförmige Bewegung, die durch dieſe Einförmigkeit ſelbſt faſt unmerklich ward. So war auch die Verwaltung des Herrn **Cardinals von Fleury** beſchaffen.

Die Abſichten auf den eigenen Vortheil, wenn er auch noch ſo billig und vernünftig iſt, bringen gemeiniglich das größte Hinderniß auf das gemeine Beſte mit ſich; indem ſie dieſe Gleichförmigkeit der Aufführung unterbrechen, die allein im Stande iſt das Gute zu wirken. Die Erfahrung alles deſſen, was vor den Augen des **Cardinals von Fleury** vorgegangen war, hatte ihn von dieſer Wahrheit völlig überzeuget; und daher kam dieſe unbewegliche Standhaftigkeit, womit er ſich bewaffnet hatte, um bey Gelegenheit auch den ſcheinbarſten Einwendungen zu widerſtehen. Da ſeine Weigerungen weder aus Eigenſinn, noch aus einer harten Gemüthsart entſprungen: ſo waren ſie auch mit Sanftmuth begleitet; er zeigete deren Bewegungsgründe, deren Nothwendigkeit, und würde die Kunſt beſeſſen haben, abzuſchlagen, ohne jemanden misvergnügt zu machen, wenn dieſe Kunſt zu erfinden wäre. Seine in dieſem Stücke unveränderliche Aufführung, zeiget uns, daß er ſich einzig das allgemeine Beſte vorgeſetzet gehabt, ohne auf ſich ſelbſt zu ſehen. Er wußte wohl, wie ſtark die Stimme derer jenigen iſt, die ſich beklagen, und wie ſchwach die Dankbarkeit des gemeinen Weſens für ein Gut iſt, daran die ganze Welt

Theil hat, und wovon man faſt demjenigen keinen Dank ſchuldig zu ſeyn glaubet, der deſſen Urheber iſt.

Man erwarte hier keine umſtändliche Beſchreibung von der Verwaltung des Herrn **Cardinals von Fleury**. Dieſe gehöret in die allgemeine Geſchichte: und vieleicht habe ich mich auch in dem wenigen, was ich davon geſaget, ſchon außer denjenigen Schranken reißen laſſen, die die Ehrfurcht mir hätte vorſchreiben ſollen. Es iſt uns nicht erlaubet, dieſe Verwaltung anders, als in Anſehung der Künſte und Wiſſenſchaften zu betrachten. Und in dieſer Abſicht finden wir, daß ſie ſich ebenfalls nach eben denſelben Grundſätzen gerichtet, die ihr in den allgemeinen Angelegenheiten zur Richtſchnur gedienet. Kein beſonderes Abſehen auf ſich ſelbſt, kein Gedanken ſeinen Namen durch neue Stiftungen zu verewigen! Er ſetzete ſich bloß vor, diejenigen die vor ihm gemachet waren, zu beſtätigen, und noch nützlicher zu machen.

Kaum hatte er unter uns Sitz genommen, als er gedachte, wie er in allen **Akademien** diejenigen täglichen Austheilungen wieder einführen möchte, die ſeit vielen Jahren waren unterbrochen worden, und die ein fortwährendes und bey jeder Verſammlung wiederholetes Zeugniß der Aufmerkſamkeit des Königes und desjenigen Schutzes ſind, den er den Wiſſenſchaften angedeihen läßt; ein Zeugniß, welches den **Akademiſten** keinen Kaltſinn gegen daſſelbe erlauben darf.

Aus einer Folge der Grundſätze des Herrn **Cardinals Fleury**, mußte er eine beſondere Aufmerkſamkeit auf die Bibliothek des Königes, einen koſtbaren Schatz wenden, der den Wiſſenſchaften und Gelehrten aller Völker nützlich, und in dieſer Art der reicheſte von der Welt iſt. Dieſe Bibliothek des Königes, war 1721. in den Ort gebracht worden, allwo die königliche Bank geweſen war. Man hatte einen großen und prächtigen Anſchlag gemachet, ſie in gehörige Stellung zu bringen, und ſogar verſchiedenes daran zu vermehren: allein, die Umſtände hatten die Ausführung nicht verſtattet. Den 19ten **März** des 1727ten Jahres beſuchete der Herr **Cardinal** die Bibliothek, und faſſete nachdrückliche Anſchläge die Arbeiten fortzuſetzen und zu vollenden; man fügete auch noch neue hinzu, und dieſe Arbeiten ſind anitzt faſt fertig, und haben die Dauerhaftigkeit und Pracht, welche an Werken erfodert werden, die zum Gebrauche zukünftiger Zeiten beſtimmet ſind.

So zahlreich auch die Sammlung war, die man in dieſes Gebäud ſetzete: ſo entſchloß ſich doch der Herr **Cardinal Fleury**, ſie noch zu vermehren; inſonderheit mit ſeltenen und ſonderbaren griechiſchen, ſowohl gedruckten als geſchriebenen Stücken, die den Reichthum einer dem gemeinen Weſen gewidmeten Bibliothek ausmachen.

Im 1728ten Jahre ſchlug der Herr **Graf von Maurepas**, welcher allezeit auf das Wohl der Wiſſenſchaften und Künſte aufmerkſam iſt, dem Herrn **Cardinal von Fleury** vor: man möchte ſich derer Entdeckungen bedienen, die der **Zaid Aga**, nachmaliger Abgeſandter der **Pforte** am franzöſiſchen Hofe, dem Herrn **Abte Bignon** gemachet hatte; wie er die Unterſuchung deſſen befördern wolle, was etwa noch im **Serrail** von den Ueberbleibſeln der alten Bibliothek griechiſcher Kaiſer vorhanden ſeyn möchte, die man auf **Mahomeds** des II. Befehl aufbewahrete. Dieſer Anſchlag fand Gehör. Die Herren **Sevin** und **Fourmont** wurden ernannt, und von dem Könige mit dem Herrn **de Villeneuve**, Abgeſandten an der **Pforte**, abgeſchicket.

Es fand ſich, daß die Bibliothek des **Serrails** zerſtöret und zerſtreuet war, wenigſtens was die griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften betrifft: und es verſchwund alle Hoffnung, womit die Gelehrten ſich bis dahin geſchmäuchelt hatten, den **Livius**, **Polybius**, oder **Diodor**, daſelbſt vollſtändiger zu finden, als wir ſie haben. Indeſſen war die Reiſe doch nicht vergebens: der Herr Abt **Sevin** brachte mehr als 600. Bände griechiſche, arabiſche, perſiſche, armeniſche, und türkiſche Handſchriften mit, und durch ſichere Briefwechſel die er ſich beſtellet hatte, und die durch die Sorgfalt des Herrn **Grafen von Maurepas** unterhalten werden, erhält die königl. Bibliothek noch jährlich neue Sachen. Die Reiſe des Herrn **Fourmonts** nach Griechenland, konnte die Zahl der Handſchriften nicht vermehren; in dieſem Lande ſind deren keine mehr zu haben: hergegen brachte er figürliche Abſchriften von mehr als 3000. Aufſchriften die noch nicht bekannt waren; darunter viele aus den älteſten Zeiten, und in der älteſten griechiſchen Schrift ſind.

Die Anſtalten, welche man im 1728 ten Jahre traf, aus Indien und China, Handſchriften und Bücher kommen zu laſſen, haben der königl. Büchersammlung mehr als 300. indianiſche, peguaniſche und ſiameſiſche Handſchriften verſchaffet, und die Zahl der chineſiſchen und tartariſchen Bücher, beläuft ſich anitzt auf mehr denn 400. Artikel, die nach der **Chineſer** Art einzubinden, wenigſtens 4000. Bände ausmachen.

Frankreich beuth auch eine große Menge ſolcher Handſchriften dar, die in verſchiedenen beſondern Bibliotheken zerſtreuet waren, zu welchen die Gelehrten wenig Zugang hatten. Die Bibliothek des Königes, allwo dieſelben nunmehr beyſammen ſind, erleichtert uns deren Gebrauch, da ſie dieſelben zugleich vor denen Gefahren ſichert, welchen ſie unterworfen waren. Im 1732 ten Jahre beliefen ſich dieſe neuerworbenen Handſchriften, bereits auf 10000. Bände. Da es nun unendlich leichter iſt, gedruckte Bücher, als Handſchriften zu erlangen, und es der Herr **Cardinal Fleury** an keinem von denen Hülfsmitteln ermangeln ließ, die ſolche Zugänge erleichtern können: ſo kann man urtheilen, wie ſehr ſich ihre Zahl vermehret haben müſſe.

Eben dieſe Abſicht auf das allgemeine Beſte machete ihn auch noch ſchlüßig, die Hand zu dem Anſchlage zwoer aſtronomiſchen Reiſen zu biethen, die eine unter den Polar-Zirkel, die andere unter den Aequator: welche ihm ebenfalls der Herr **Graf von Maurepas** vorſchlug. Die Beobachtungen der Herren **Picard** und **Caſſini**, um die Größe eines irrdiſchen Grades in Frankreich zu beſtimmen, welche unter **Ludwigen** dem XIV. unternommen, und im Anfange von **Ludwigs** des XV. Regierung geendet worden, gaben Anlaß zu glauben: daß die Erde die Figur einer gegen die Erdaxen zu, länglichten **Sphärois** habe. Anderntheils ließen verſchiedene phyſiſche Verſuche *), und neue Theorien von der Schwere muthmaßen, daß dieſe Figur, einer gegen die Erdaxen zu, eingedrückten und unter dem Erdgürtel erhobenen Kugel gleiche. Die Auflöſung dieſer Aufgabe, wovon die Kenntniß der wahren Größe des irrdiſchen Grades abhängt, wird für die Schiffahrt ſehr wichtig ſeyn: zwar nicht für die gegenwärtige Schiffahrt, bey welcher die in der Ausübung unvermeidlichen Irrthümer, durch die Ungewißheit verſchiedener gegebenen Zahlen zu rechnen, wornach man ſich richtet, wichtiger ſind, als der Unterſchied der ſphäriſchen Figur, mit der länglichten, oder mit der eingedrückten Sphärois ſeyn kann; ſondern für eine Schiffahrt, deren Ausübung vollkommener gemachet, und nicht mehr ſo ungewiß wäre: dergleichen z. E. als man ſich ſchmäucheln könnte, daß ſie werden würde, wenn es möglich wäre, dieſe Ausübung den neuen Theorien zu unterwerfen. Die Abſichten eines Staatsmannes, die ſich auf alle Zeiten erſtrecken müſſen, bleiben nicht bey dem gegenwärtigen Nutzen einer Entdeckung ſtehen, wenn er ſie für nothwendig halten ſoll. So bald er nur urtheilen kann, daß dieſer Nutzen dereinſt einmal merklich werden wird: ſo machet ihn der Gegenſtand des allgemeinen Nutzens ſchlüßig, den Eifer und die Geſchicklichkeit dererjenigen zu brauchen, die ſich darbiethen, eine ſolche Entdeckung zu unternehmen.

---

*) Man ſehe den IV. Band dieſer Geſchichte a. d. 1. S.

Die Entdeckungen derer, unter dem Aequator angeſtelleten Beobachtungen, mit denen zuſammen gehalten, die man unter dem Polarzirkel, und ehedem in Frankreich gemachet hatte, werden uns die wahre Figur der Erde lehren. Es iſt uns in dieſer Akademie ebenfalls erlaubet, an der Auflöſung dieſer Aufgabe theil zu nehmen. Das Alterthum, deſſen Meynungen wenigſtens hiſtoriſch zu unterſuchen, einer unſerer Gegenſtände iſt, iſt über dieſer Aufgabe nicht eins geweſen. Die Naturforſcher, welche vor dem Ariſtoteles gelebet, glaubeten, die Erde ſey gegen die Erdaxen zu, länglicht: und diejenigen, die nach dieſem Weltweiſen gekommen ſind, haben hingegen geglaubet, ſie ſey platt. Sie haben vorausgeſetzet, daß der Durchmeſſer des Aequators länger ſey, als die Axe, die durch die Polos läuft*).

Ich weiche von allen Beſchreibungen desjenigen ab, was das Abſehen auf das gemeine Beſte dem Herrn **Cardinale von Fleury**, in Anſehung der Wiſſenſchaften und Künſte eingegeben; ich könnte deſſen Verzeichniß leichtlich vergrößern: allein, ich habe geglaubet, es ſey genug nur einige merkwürdige Beyſpiele auszuſuchen.

Ein verbindender Verſtand, und eine allezeit gleiche Gemüthsart, welche durch die ſanfte, und zur Gewohnheit gewordene Freudigkeit, die ein Merkmaal einer gelaſſenen Seele iſt, noch angenehmer ward; einfältige und gefällige Sitten, die allezeit von einem ungezwungenen Wohlſtande re-

gieret

---

*) Wie ſorgfältig vermeiden doch die franzöſiſchen Solipſen die Erwähnung deſſen, was Ausländer in den Wiſſenſchaften geleiſtet haben! Nichts war natürlicher, als hier von Hugens hydroſtatiſchem Beweiſe, und Newtons aſtronomiſchen Gründen von der

Figur

zieret wurden; ein gründlicher und verſtändiger Witz, der den gehörigen Umfang hatte, alle verſchiedenen Seiten eines Gegenſtandes zu faſſen, und folglich, allezeit geſund davon zu urtheilen, macheten den Character des Herrn **Cardinals von Fleury** aus.

Dieſer Character hatte ihm zu allen Zeiten eine groſſe Menge vornehmer Freunde erworben, die er ſich durch eben die Eigenſchaften zu erhalten wußte, wodurch er ſie erworben hatte. Er war im freundſchaftlichen Umgange ungemein gewiß, und um ſo viel undurchdringlicher in allem was ihm anvertrauet worden war; da es nicht einmal ſchien, als dächte er wider diejenigen auf ſeiner Hut zu ſeyn, die ihn erforſchen wollten. Er war mit dem **Biſchofe von Meaux** und dem **Erzbiſchofe von Cambray**, gleich ſtark verbunden; und konnte zwiſchen beyden in der gröſten Hitze jenes Streites, den wir aus ihrer Geſchichte auszutilgen wünſchen möchten, eine ſo vollkommene Neutralität beobachten, daß er nie aufgehöret hat, der gemeinſchaftliche Freund dieſer zween berühmten Widerſacher zu ſeyn.

Seine Uneigennützigkeit iſt eine überall ſo bekannte Sache, daß es faſt überflüßig zu ſeyn ſcheint, ihrer zu gedenken. Er kannte keine andere Nothdurft, als die die Vernunft ſelbſt billiget. In einem mäßigen Vermögen, welches jeder andere für die Würde, die er bekleidete, viel zu gering gehalten hätte, fand er doch allezeit, nicht nur ſo viel, als die wirklichen Nothwendigkeiten ſeines Standes erfoderten; ſondern auch noch dem Mangel derjenigen zu Hülfe zu kommen, die er glaubete lindern zu müſſen: dergleichen waren die Armen in ſeinen Abteyen, und ſelbſt diejenigen

---

Figur der Erdkugel, etwas zu gedenken; welche beyde eben das vierzig Jahre vorher gelehret hatten, was nun die Franzoſen ſich rühmen, erfunden zu haben. Allein, es waren Niederdeutſche und Engländer: folglich nicht werth, daß man ſie nannte!

nigen aus ſeinem Kirchenſprengel, da er ihn ſchon verlaſſen hatte. Aus Freundſchaft und Zutrauen des Königes, war er völlig Herr über die Austheilung aller Würden und Schätze des Staates, und hat doch nur eine fahrende Habe hinterlaſſen, die nicht einmal einer mittelmäßigen Privatperſon ihrer gleich kam.

Obgleich der **Cardinal von Fleury** eine zarte, und dem Anſehen nach ziemlich ſchwache Leibesbeſchaffenheit hatte, ſo hat er doch bis in ein ſehr hohes Alter, einer ſtandhaften und dauerhaften Geſundheit genoſſen; dieß war die Frucht einer einfältigen und allezeit gleichförmigen Lebensart. Er hat ſeinen Verſtand, ſeine Urtheilskraft und ſein Gedächtniß bis in die letzten Augenblicke ſeines Lebens behalten. Die Krankheit woran er verſtarb, iſt eigentlich nur eine Hinfälligkeit der Natur geweſen, die allmählich erloſch. In den Zwiſchenzeiten einer Art von Einſinkung, darein er verfiel, zeigete ſeine Vernunft ſich allezeit unverſehret, und ſogar mit derjenigen Heiterkeit der Seelen und der ſanften Freudigkeit, die man allezeit an ihm geſpüret hatte. Eine von dieſen Schwachheiten riß ihn endlich den 29ten Jänner 1743. 89. Jahre, ſieben Monathe, und drüber alt, aus der Welt.

Die Empfindlichkeit des Königes bey dieſem Verluſte, wird allezeit der merkwürdigſte Umſtand in dem Lobe des Herrn Cardinals von Fleury ſeyn.

LXIV.

Leben des Herrn Abtes Bignon, Aelteſten des königl. Rathes und ehemaligen königlichen Bücheraufſehers; vom Hrn. Freret aufgeſetzet.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie, den 12ten November 1743. vorgeleſen.

Johann Paul Bignon, ward zu Paris den 19ten September 1662. von Hieronymus Bignon, damaligem General-Advocaten, nachmaligem Staatsrathe, einem Sohne des berühmten Hieronymus Bignon, und Suſannen Phelipeaux de Pontchartrain gebohren.

Seine erſten Studien trieb er im Harcourter-Collegio, mit einem Erfolge, der alles voraus verkündigte, was man nach dieſem geſehen hat. Herr Boſſuet, der bey ſeiner philoſophiſchen Diſputation zugegen geweſen, war ſo vergnügt mit der Art, wie er den Einwürfen, welche man ihm machen konnte, vorzubeugen, und ſie zum voraus durch ſeine Gründe zu zernichten gewußt, daß er ſelbſt die Einrichtung ſeiner fernern Studien, die er nach der Philoſophie antreten ſollte, übernahm.

Der junge Bignon war der dritte Sohn des Hieronymus Bignon. Der älteſte, welcher nach dem Vater und Großvater Hieronymus hieß, iſt 1725. als Ehrenmitglied unſerer Akademie geſtorben. Er war Aufſeher der Generalität zu Amiens, Staatsrath, und Vorſteher der Kaufleute geweſen. Der zweyte, Ludwig genannt, erwählete die Waffen, und ward Hauptmann unter der Leibwacht. Der vierte, Roland Armand genannt, iſt als Staatsrath und Aufſeher von **Paris** geſtorben.

Die Gaben des jungen Bignons, ſein Namen, und die Verfaſſung ſeiner Familie, ſchienen ihn den Gerichtsplätzen zu widmen: allein, die brennende Liebe, die er ſchon damals gegen die Wiſſenſchaften und Künſte ſpürete, ſtelleten ihm den geiſtlichen Stand als den einzigen vor, darinnen es ihm erlaubet ſeyn würde, ſich ohne Enthaltung und Zerſtreuung, ſeiner Neigung gemäß, dem Studieren zu widmen.

Seine Familie, die ſich zwar unmittelbar dieſem Vorhaben nicht widerſetzete, wollte gleichwohl, daß er Zeit haben möchte, den ganzen Umfang der Verbindung zu betrachten, die er eingehen wollte: man erlaubete ihm daher nur, ſich in das Seminarium St. Magloire zu begeben. Hier nun brachte er vier Jahre in weltlicher Kleidung zu: denn erſt im 1683ten Jahre wards ihm erlaubet, ſich beſcheeren zu laſſen, da er in ſeinem ein und zwanzigſten Jahre war. Im Septembermonathe eben deſſelben Jahres trat er in die Stiftung des Oratorii, und ward im folgenden Jahre in die Congregation aufgenommen.

Als er noch in der Stiftung war, ließ er ein Schreiben, vom 11ten September 1684. unterſchrieben, das Leben und den Tod des **Paters** Fr. Leveque de l'Oratoire betreffend, drucken. Dieſer Brief, der den Namen des Verfaſſers nicht führet, iſt faſt das einzige, was er jemals hat drucken laſſen. Er iſt mit der einfältigen und edlen Zierlichkeit geſchrieben, die das Weſen ſeiner Schreibart ausmachete. Er zeiget darinnen, wie ſehr der **P.** Leveque von den Empfindungen einer zärtlichen und brünſtigen Gottesfurcht wäre eingenommen geweſen; zugleich aber zeigete er auch, daß dieſe Gottesfurcht ihn bewogen, für die

ver-

vornehmſten und weſentlichſten unſerer Pflichten, diejenigen zu halten, deren Ausübung uns andern Menſchen nützlich machet.

Als er aus der Stiftung gieng, kam der Herr **Abt Bignon** nach **St. Magloire** zurück; da er aber daſelbſt allerley Zerſtreuungen ausgeſetzet war, die ihm nicht vergönneten, ſich gänzlich dem Studieren zu widmen: ſo hielt er um die Erlaubniß an, ſich nach dem **St. Paulshauſe aux Bois** im Kirchſprengel von **Soiſſons**, zu begeben. In dieſer Eingezogenheit leiſtete ihm der **P. Sammarthan** Geſellſchaft, mit dem er eine Art eines gelehrten Umganges angefangen hatte. Die Aehnlichkeit der Geſchicklichkeit und des Geſchmacks, hatte dieſe Verbindung geſtiftet.

Dieſe unternahmen mit einander einen zuſammenhangenden und methodiſchen Curſum der geiſtlichen und weltlichen Alterthümer. Sie laſen aufmerkſam die Urſchriften, und verfertigten daraus richtige und weitläuftige Auszüge, die man unter den Schriften des **P. Sammarthans** gefunden: denn er führete die Feder, indem der Herr **Abt Bignon** gar zu übel ſchrieb, als daß er dieſe Arbeit hätte mit ihm theilen können.

Da ſie nun die Original- und Fundamentalbücher in allen Arten der Wiſſenſchaften erſchöpfet hatten: ſo brachte die Schwierigkeit, wie ſie in dieſer Einſamkeit die Bücher zuſammen bringen wollten, die ſie zwar nur durchlaufen durften, die ſie aber doch mit den Originalen zuſammen halten mußten, dieſelben wieder nach **Paris** zurück. Der Herr **Abt Bignon** wohnete in dem Hauſe **St. Honore**, allwo eine zahlreiche und wohlgewählete Bibliothek zu ſeinen Dienſten war; und wo er gar leicht allerley Arten von Gelehrten zu Rathe ziehen konnte, die faſt allemal in dieſer Hauptſtadt verſammlet ſind.

Im 1691ten Jahre verließ der Herr **Abt Bignon** die Congregation des Oratorii, und trat aus derjenigen Art von Dunkelheit heraus, darinnen er ſich bisher verborgen gehalten hatte. Es war auch billig, daß die Wiſſenſchaften und das gemeine Weſen endlich einigen Nutzen von ſeinen erlangten Kenntniſſen, und den Gaben zöge, die er in ſeiner Eingezogenheit faſt 12. Jahre vollkommen gemachet hatte, davon alle Augenblicke mit einem ununterbrochenen und methodiſchen Studieren beſetzet geweſen.

Der Herr von **Louvois** war im Auguſt 1691. geſtorben; und der König hatte den Herrn von **Pontchartrain**, einen Vätter des Herrn **Abtes Bignon** erwählet, die Stellen eines Generalcontroleurs und Staatsſecretärs zu bekleiden; mit dieſer letzten aber hatte er auch die Beſorgung der Litteratur und **Akademien** verbunden.

Herr von **Pontchartrain** war zwar mit einer Neigung zu den Wiſſenſchaften gebohren, die durch Beſchäfftigungen von ganz anderer Art, die er alle ſehr gut beſorget, nicht geſchwächet worden waren: allein, er konnte nicht allem eine Genüge thun. Er trug alſo ſeinem Neffen, dem Herrn **Abte Bignon**, welchen der König ſchon im Auguſtmonathe des 1691ten Jahres zu einer Stelle in der **Akademie der Wiſſenſchaften** ernennet hatte, die Mühe auf, ſie zu ordnen, und den Vorſitz bey ihr zu haben. Herr **Dühamel** und Herr von **Fontenelle**, berichten uns in der lateiniſchen und in der franzöſiſchen Geſchichte dieſer **Akademie**: daß im December deſſelben Jahres, er in der **Akademie** die Herren von **Tournefort** und **Homberg** aufgenommen; daß er viele Jahre den Vorſitz gehabt; daß er ſie aus einer Art von Schlafſucht gezogen, darein ſie verfallen geweſen; und daß unter ſeiner Anführung, der Eifer und die Begierde für die Aufnahme der Wiſſenſchaften, weiter getrieben werden, als noch jemals geſchehen war.

Es kömmt mir nicht zu, mich in die Beſchreibung derer Verbindlichkeiten einzulaſſen, die die Wiſſenſchaften dem Herrn **von Bignon** haben; ich muß mich nur bey denen Sachen einſchränken, die uns ins beſondere angehen.

Der Herr **von Pontchartrain** hatte ſich die Aufſicht über dasjenige vorbehalten, was man damals die **kleine Akademie** nannte; dieß war eine Art von Deputation, die im 1663ten Jahre, von der franzöſiſchen Akademie abgeſondert ward, und der er in der Folge den Titel einer **königlichen Akademie der Aufſchriften** verſchaffete: weil die Aufſchriften ihre hauptſächlichſte Beſchäfftigung waren; und das iſt auch noch der gegenwärtige Namen dieſer **Akademie**. Man hat den Titel einer Akademie der ſchönen **Wiſſenſchaften** hinzugefüget, weil ihr Gegenſtand noch immer derſelbe, obgleich ausgedehnter iſt.

Der Herr **von Pontchartrain** geſellete ſeinen Herrn Sohn, den itzigen Herrn Grafen **von Pontchartrain**, dieſer Fürſorge bey, und wollte: er ſollte auch den Verſammlungen der **kleinen Akademie** beywohnen, deren Arbeiten anordnen, und bey vorfallenden Schwierigkeiten, ihr durch ſeinen Rath zu rechte helfen. Da er ihn aber im 1693ten Jahre zu ſich berufen mußte; ſo trug er dem Herrn **Abte Bignon** auch noch die Sorgfalt für die **Akademie der Aufſchriften** auf. Herr **Abt Bignon**, der ſich durch ſeine in **Paris** gehaltenen Predigten einen groſſen Namen erworben, war in eben demſelben Jahre in die franzöſiſche Akademie aufgenommen worden; von welcher die Akademie der Aufſchriften eine Art von Pflanzſchule war.

Gleich mit dem Anfange des folgenden 1698ten Jahres nahm die Akademie der Aufſchriften eine regelmäßigere Geſtalt an, als die ſie bis dahin gehabt hatte; die Arbeiten giengen auch lebhafter, und an einander hängender vor ſich, als jemals. Der Herr **Abt Bignon** begnügete ſich nicht, ſie durch ſeine Gegenwart zu erhalten; er theilete auch ſelbſt die ganze Laſt derſelben, und eben dadurch kam innerhalb einigen Jahren, die **Geſchichte des Königes in Münzen**, in den Stand, darinn ſie erſcheinen konnte. Man mußte indeſſen gewiſſe ſchon fertige Münzen nachſehen, viele derſelben verändern, eine große Menge hinzufügen, ſie auf eine gleiche Größe bringen, die Zeichnung derſelben anordnen, den Stich ſowohl der Kupfer, als der Stämpel angeben, die Beſchreibungen derer auf der Gegenſeite bemerkten Begebenheiten aufſetzen und unterſuchen. Man ſieht wohl, was dieſes für eine weitläuftige Arbeit geweſen, und wie viel Zeit ein jeder von dieſen beſondern Theilen nothwendig gekoſtet haben muß.

Der Herr **Abt Bignon**, welcher unabläßig in beyden Akademien, Proben ſeiner weitläuftigen und richtigen Kenntniſſe, in allen Arten der Wiſſenſchaften und Litteratur ablegete; ſah mit Freuden, zu was für einem Grade der Vollkommenheit die Wiſſenſchaften und Künſte in Frankreich getrieben wurden: allein, ſeine Liebe zu denſelben, ließ ihn auch mit Unruhe die Veränderungen voraus ſehen, die deren Fortgang verzögern, oder hemmen könnten.

Die Akademien waren faſt nichts, als bloße gelehrte Vergeſellſchaftungen, die zwar mit des Königes Genehmhaltung, waren angefangen worden; nämlich die von den Aufſchriften 1663. und die von den **Wiſſenſchaften** 1666: allein ihre Einſetzung hatte die Geſtalt nicht, die allein ſie dauerhaft machen konnte. Die den Wiſſenſchaften, in der Perſon derer die ſie bearbeiten, ertheileten Wohlthaten, ſollten ſich bey dem Tode dererjenigen enden, die ſie genoſſen; und das Beyſpiel deſſen, was bey **Franciſcus** des I. Tode, und nach der Regierung des

Cardinals Richelieu, und Herrn **Colberts** erfolget war, zeigete voraus, was dereinſt geſchehen könnte. **Livius** ſaget, wenn er von der anwachſenden Macht der Stadt **Rom** redet: Hominis ætatem duratura magnitudo erat. Da die **Römer**, die dieſe Gröſſe ſtifteten, keine Erben laſſen konnten, ſo mußten ſie fürchten, daß es ihnen an Nachkommenſchaft fehlen würde. Unſere **Akademien** waren in gleichem Falle.

Der Herr **Abt Bignon** glaubete: ein ſicheres Mittel und vielleicht das einzige, welches im Stande wäre, dieſem Uebel vorzubeugen, ſey dieſes; daß er eine öffentliche Acte, aus königlicher Gewalt, verſchaffete, die, indem ſie ihren Stand feſtſetzete, auch ihre Dauer auf die künftigen Zeiten ſicherte. Man müßte nämlich mit dieſen Geſellſchaften den Genuß derer den einzelnen Mitgliedern zugeſtandenen Gnadengelder verbinden; zugleich aber, um den Fleiß und die Aemſigkeit im Arbeiten zu erhalten, müßte man deren Zahl vermehren; damit die unter eine größere Menge vertheilete Arbeit, die Laſt deſto erträglicher machen möchte. Man müßte ferner, um einen gewiſſen Nacheifer zu erhalten, die Sachen ſo einrichten *), „daß dieſe Geſellſchaften, zwar vor wie nach, den Fremden offen ſtünden; „dennoch aber auch ſich aus ſich ſelbſt fortpflanzen könnten; „und daß diejenigen, die dazu beſtimmet wären, dereinſt „ihre hauptſächlichſten Mitglieder zu ſeyn, bey guter „Zeit angefangen hätten, ſich zu bilden.„ Die redliche Liebe, welche der Herr von **Pontchartrain** zu den Wiſſenſchaften trug, machete, daß er die Abſichten des Herrn **Abtes Bignon** genehm hielt. Er trug ſie dem Könige vor, welcher 1699. der **Akademie der Wiſſenſchaften** eine ſehr ausführliche Verordnung ertheilete. Als nun die **Akademie der Aufſchriften** im 1701ten Jahre, das

---

*) Dieß ſind die Worte des Herrn von Fontenelle in der Geſchichte von der Erneuerung der Akademie der Wiſſenſchaften.

Werk von der Geſchichte des Königes in Münzen vollendet hatte: ſo hielt ſie auf Anrathen des Herrn Abtes Bignon, um eine eben ſolche Verordnung an, als die Akademie der Wiſſenſchaften bekommen hatte, und erhielt dieſelbe auch.

Doch es war nicht genug, daß man dieſen zween Körpern eine neue Geſtalt gegeben; daß man ſie zahlreicher gemachet, und ihnen eine Verordnung verſchaffet hatte; welche, damit wir uns der Ausdrücke des Geſchichtſchreibers der Akademie der Wiſſenſchaften bedienen, die Entwürfe der alten Weltweiſen zur Wirklichkeit brachte; die, wenn ſie ihrer Erfindungskraft freyen Lauf ließen, nur den Wünſchen ihrer Vernunft gefolget waren. Man mußte auch diejenigen, aus denen dieſer Körper beſtund, angewöhnen, dieſer Verordnung zu folgen, und ſie zu beobachten. Man mußte es ihnen aus dem Sinne bringen, daß ſie bis dahin keine andern Geſetze gehabt, als die ſie ſich ſelbſt hatten auferlegen wollen; und von denen ſie ſich allezeit eigenmächtig losſprechen konnten. Die allen Menſchen ſo natürliche Liebe zur Unabhänglichkeit, iſt vielleicht bey den Gelehrten ſtärker, als bey andern Menſchen; der Abſcheu vor aller ausdrücklichen Verbindung, und die Begierde ihre Freyheit zu erhalten, haben ſie faſt alle bewogen, dieſen Stand zu erwählen. Das Unternehmen alſo, dieſe zwo neuen Republiken unter eine Zucht zu bringen, mußte unfehlbar in der Ausführung ſehr große Schwierigkeiten finden: allein als man auch über dieſelben weg war, ſo mußte man noch durch eine unabläßige Aufmerkſamkeit zweyen Hinderniſſen vorbeugen, für welche man vielleicht zu ſpät Hülfsmittel geſuchet haben würde, wenn ſie einmal erfolget wären.

Die Begierde und der Nacheifer, die ſo nothwendig ſind, die Aemſigkeit bey der Arbeit zu erhalten, konnten gar leicht nachlaſſen; und alsdann liefen die zwo Geſellſchaften Gefahr, in eine Art von Schlafſucht zu verfallen,

ver-

woraus man die Körper ſo ſchwerlich bringen kann. Anderntheils, konnte auch der Eifer zu weit getrieben werden, und die Einhälligkeit zernichten, die unter den Gliedern eines einzigen Körpers herrſchen ſoll, und ohne welche er ſich nicht lange erhalten kann.

Unſere Protocolle beweiſen die Sorgfalt, mit welcher der Herr **Abt Bignon** dieſe zwo Klippen vermieden hat; und wir gedenken noch allemal an die glückſelige Zeit, in welcher er allemal allen unſern Verſammlungen beywohnete; mit Freuden und rechter Begierde denen Abhandlungen die es verdieneten, ihr Lob ertheilete; mit ununterbrochener Aufmerkſamkeit, auch ſolche Abhandlungen anhörete, die es am wenigſten zu verdienen ſchienen (denn in einer zahlreichen und neuaufgerichteten Geſellſchaft können nicht alle gleich ſtark ſeyn); mit Höflichkeit und faſt allezeit nur als Zweifel, deren Erläuterung er hoffete, die ſtärkeſten Einwürfe vertrug; ſogar den Ton vermied, der die Verfaſſer der Aufſätze hätte niederſchlagen können; und die Kritiken darüber mit der größeſten Enthaltung vorbrachte, die ſie denen, welche ſie betraf, nützlich machen konnte. Er war aufmerkſam dem Ermüden vorzubeugen, und daher allezeit beſchäfftiget, die Luſt zur Arbeit einzuflößen, oder zu vermehren. Er war in allen Arten der Gelehrſamkeit unterrichtet, und nahm es alſo insbeſondere über ſich, für die Akademiſten diejenigen Stücke des Alterthums aufzuſuchen, und ſie ihnen vorzuſchlagen, die es verdieneten, daß man ſie ergründete, oder in ein mehrers Licht ſetzete. Er zwang ſie, ſo zu reden, durch ſein verbindliches Bezeigen, ſich ſolcher Arbeit zu unterziehen, und die Schwierigkeiten zu überwinden; er verſicherte ſie, daß es ihnen gelingen würde; und wußte ihnen das ſo nützliche Zutrauen auf ihre eigene Kräfte einzuflößen, welches ſo geſchickt iſt, dieſelben zu vermehren, wenn es nicht zu weit getrieben wird. Kurz, man kam allezeit von ihm, mit einer neuen Begierde zu den Studien und zur Arbeit erfüllet, zurück.

Die Aufmerkſamkeit des Herrn **Abtes Bignon** für die Akademie erkaltete in der ganzen Zeit nicht, da ſie unter ſeiner Aufſicht war. Denn ungeachtet er durch die Verordnung vom 1701ten Jahre ein bloßes Ehrenmitglied geworden war, ſo hatte er doch allezeit die hauptſächliche Oberaufſicht darüber behalten; und dieſes nicht ſowohl wegen des Zutrauens des Herrn **Grafen von Pontchartrain**, als wegen der perſönlichen Zuneigung der Akademiſten, die ihn, und mit Recht, für denjenigen hielten, welchem die Akademie ihr Daſeyn zu danken hätte.

Im 1713ten Jahre wurden ihm die Akademien noch eine Verbindlichkeit ſchuldig. Er wirkete denſelben bey dem Könige eine noch zuverläßigere Beſtätigung aus, als diejenige war, die ſie ſchon erhalten hatten. Dieß waren offene Briefe, die ihre Einrichtung beſtätigten, und in welchen der König ſich erklärete: daß **dieſe Gnade, die Hochachtung und das Anſehen zum Grunde hätte, welches dieſe Akademien ſich erworben hätten.** Damals nun fiengen die Akademien wirklich an, einen Theil des Staates auszumachen, und einen Rang in demſelben einzunehmen.

Die neue Geſtalt, welche die allgemeine Verwaltung des Königreiches bey **Ludwigs** des XIV. Tode gewann, erlaubete dem Herrn **Abte Bignon** nicht auf die Akademien ferner eine gleiche Sorgfalt zu wenden, und alſo wurden wir gleichſam uns ſelbſt überlaſſen. Ungeachtet der Trieb zur Bewegung, den er dieſer Geſellſchaft eingeflößet hatte, noch immer beſtund, und auch anjetzt noch beſteht: ſo können wir uns doch nicht entbrechen, jene glückſeligen Tage zu bereuen, da wir ihn mitten unter uns ſahen. Denn ſeine beſtändige Gegenwart bey unſern Verſammlungen, die verbindliche Aufmerkſamkeit auf unſere Vorleſungen, und die Gütigkeit, womit er uns durch ſeine Einſichten beyſtund, macheten: daß wir ihn mehr für unſern Mitbruder,

bruder, als für unſern Vorgeſetzten anſahen. Was er nun bey uns war, das war er auch in der Akademie der Wiſſenſchaften. Eine jede von beyden Akademien hatte ein Recht ſich zu ſchmäucheln, ſie beſchäfftige ihn ganz und gar, und ſey der einzige Gegenſtand ſeiner Zuneigung.

Der Herr **Abt Bignon** ward im 1701ten Jahre zum Staatsrathe ernannt; und ſeine Aufmerkſamkeit gegen die Wiſſenſchaften, hatte ihn nicht abgehalten, auch die wichtigen Verwaltungen dieſer Bedienung genau und mit Aufſehen zu erfüllen. Er hatte das Predigen ebenfalls nicht aufgegeben; ſeine Predigten, die er zu verſchiedenen Zeiten gehalten, wurden mit Beyfalle aufgenommen. Die Verſchiedenheit ſeiner Gaben, ſeine Gefliſſenheit, ſeine weitläuftigen und richtigen Kenntniſſe, ſetzeten ihn in den Stand, allem eine Genüge zu thun.

Er hatte eine Büchersammlung angeleget, die bereits ſehr zahlreich war, und täglich noch ſtärker ward; weil er, da er ſie allen Arten der Gelehrten brauchbar machen wollte, keine Gattung von Büchern ausſchloß: indeſſen bemühete er ſich inſonderheit diejenigen zu ſammeln, die kürzlich in fremden Ländern herausgekommen waren. Dergleichen neue Bücher findet man faſt niemals in denen, den Gelehrten offen ſtehenden Bibliotheken. Er faſſete den Entſchluß, einen Catalogue raiſonné von der ſeinigen herauszugeben, welcher richtige Auszüge über alle ſeit dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts gedruckte Bücher enthalten hätte. Vier und zwanzig Gelehrte, die in drey Claſſen, nach den drey verſchiedenen Facultäten vertheilet waren, hatten ſich dieſer Arbeit unterzogen; und der Herr **Abt Bignon** verſammlete ſie wöchentlich dreymal bey ſich, um mit ihnen die Auszüge derer von ihnen übernommenen Bücher zu prüfen.

Er ſtand mit allen Gelehrten von **Europa** in Verbindung; und durch ſeine Gefliſſenheit ihnen alle von ihm abhängende gelehrte Dienſtleiſtungen zu erweiſen, unterhielt er einen für die Gelehrſamkeit ſehr vortheilhaften Briefwechſel. Er hob die Briefe, welche er erhielt, und die Auszüge ſeiner Antworten ſorgfältig auf; und man hat beydes nach ſeinem Tode in der erwünſchteſten Ordnung gefunden. Dieſe Sammlung wird zur gelehrten Geſchichte vom Ende des XVII. und vom Anfange des XVIII. Jahrhunderts, unfehlbar überaus wichtig ſeyn.

In der Sammlung von den Briefen des Herrn **Cupers**, der 1716. als ein **Ehrenglied** unſerer **Akademie** geſtorben iſt, findet man eine große Menge, die an den Herrn **Abt Bignon** geſchrieben geweſen: und im V. Theile der **kritiſchen Geſchichte von der gelehrten Republik**, ſteht ein Brief, darinnen er dem Herrn **Maſſon** antwortet. Dieſer hatte ihn in Anſehung der chineſiſchen Sprache um Rath gefraget, die er für einen hebräiſchen Dialekt hielt. Der Herr **Abt Bignon**, welcher einen jungen **Chineſer** in **Paris** aufhielt, den der **Biſchof von Roſalien** nach **Europa** gebracht hatte, und der dadurch im Stande war, von des Herrn **Maſſons** Lehrgebäu zu urtheilen, zeiget ihm in ſeiner Antwort, wie wenig Grund ſeine Meynung habe: allein dieß geſchieht mit ſolcher Achtung und Behutſamkeit, welche beweiſen, wie gar ſehr er der Kritik alles zu benehmen wußte, was ſie bitteres für diejenigen haben kann, die ſie betrifft.

Das **Tagebuch der Gelehrten**, welches allen andern gelehrten Tagebüchern zum Muſter gedienet hat, war lange Zeit das Werk eines einzigen Mannes geweſen. Nach dem Tode des Herrn **Präſidenten Couſin**, dem daſſelbe zuleßt war aufgetragen worden, hielt der Herr **Abt Bignon** dafür, dieſes Werk müßte die Beſchäfftigung einer Art von **Societät** ſeyn, darinnen man geſchickſchickte Leute von allerley Art vereinigte; da es ſelten iſt, daß ein Mann in allen denſelben gleich beſchlagen ſeyn könne. Der Herr **Abt Bignon** veranſtaltete alſo zu Ende des 1701ten Jahres, eine Geſellſchaft von Gelehrten, die zur Arbeit an dieſem Tagebuche beſtimmet waren. Hier wurden die Auszüge geprüfet, die jedem insbeſondere waren aufgetragen worden: und dieſe Einrichtung, dabey es ſeit der Zeit allemal geblieben, iſt am allergeſchickteſten, ein dergleichen Werk auf den möglichſten Grad der Vollkommenheit zu treiben, deſſen es fähig iſt.

Im 1718ten Jahre vertraute der König dem Herrn **Abte Bignon** die Aufſicht über ſeine Bibliothek an: denn ungeachtet ſeine Beſtallungsbriefe erſt vom 1719ten Jahre ſind, ſo hatte er doch den Dienſt ſogleich nach dem Tode des Herrn **Abtes von Louvois** angetreten, der den 5ten October 1718. erfolgete. Der Vater und Großvater des Herrn **Abtes Bignon** hatten unter dem Titel der Maitriſe de la Librairie du Roy, bereits die Aufſicht über dieſen Bücherſchatz vom 1642ten bis zum 1684ten Jahre gehabt; und als im 1656ten Jahre, Herr **Colbert** für ſeinen Bruder, nachmaligen **Biſchof von Lüzon**, die Aufſicht über die Bibliothek des Königes auswirkete, die durch den Tod des Herrn **Dúpuy** erlediget war: ſo legete **Colbert** ſeinen Eid in die Hände des **Hieronymus Bignon** ab. Im 1684ten Jahre, hatte Herr **von Louvois**, vom Herrn **Bignon**, dem Vater des Herrn Abtes **Bignon**, das Amt eines **Meiſters des Bücherſchatzes**, erhalten. Nach dem Tode des Herrn **von Louvois** aber, hatte der König dieſen Titel mit dem Titel des **Aufſehers der königlichen Bibliothek** vereiniget, und verordnet: daß künftig dieſes Amt, welches unmittelbar nach deſſen Befehlen geführet ward, ſowohl als alles andere, was die Wiſſenſchaften betrifft, zu dem Departement ſeiner Hofſtadt geſchlagen werden ſollte.

Kaum war der Herr Abt **Bignon** der königlichen Bibliothek vorgeſetzet, als er mit Eifer alle Gelegenheiten aufſuchete, den Wiſſenſchaften neue Proben einer Liebe zu geben, die durch die Art einer Unthätigkeit nur deſto lebendiger geworden war, in welcher er einige Jahre war gehalten worden. Die Welt iſt aus der hiſtoriſchen Vorrede des gedruckten Verzeichniſſes dieſer Bibliothek belehret worden, was der Herr Abt **Bignon** für dieſelbe gethan hat: und ich beziehe mich darauf.

Wollte man alle Verbindlichkeiten erzählen, die die Wiſſenſchaften, und die ſo ſie lieben, dem Herrn Abte von **Bignon** haben, ſo müßte man eine allgemeine Geſchichte der Gelahrheit ſchreiben. Daher will ich hier nur des Unternehmens erwähnen, welches er ſich vorgefaſſet, unſerm Europa die Kenntniß der chineſiſchen Sprache und Bücher zu erleichtern; indem er eine Sprachkunſt und Wörterbücher dieſer Sprache verfertigen ließ. Die Schwierigkeit dieſer Ausführung ward um ſo viel größer, da dieſes Unternehmen nothwendig um ſo viel größere Koſten nach ſich zog; da die erſtaunliche Menge verſchiedener im Chineſiſchen befindlicher Charactere, in Kupfer mußten geſtochen werden. Der älteſte Herr **Fourmont**, unſer Mitglied, welcher dieſe Arbeit unternommen, hat die Welt in den Stand geſetzet, zu urtheilen, wie viel man davon zu erwarten habe: denn mir kömmt es nicht zu, dem Ausſpruche zuvor zu kommen, den diejenigen thun müſſen, welche im Stande ſind, die zwey Bücher zu unterſuchen, die er von der chineſiſchen Sprache herausgegeben hat.

Eben ſo wenig werde ich mich bey einem Werke aufhalten, welches der Herr Abt **Bignon** unternommen und faſt vollendet hatte, da er noch in der Eingezogenheit des Oratorii war. Dieß war eine ſehr weitläuftige Auslegung über **Apollodors Bibliothek**, in welcher er alle Stellen alter Schriftſteller, und ſelbſt die in den Scholiaſten zerſtreuten Ueberbleibſel angebracht hatte, welche zur Erläuterung der alten Geſchichte aus den heroiſchen Zeiten Griechenlandes dienen konnten. Die Materialien zu dieſer Auslegung waren ſchon faſt alle beyſammen, und macheten einen anſehnlichen Band aus, den ich ehemals in Händen gehabt habe. Der Herr **Abt Bignon** hoffete ſonder Zweifel, er würde noch die letzte Hand an dieſes Werk legen können, als er ſich in der Verſammlung vom 20ten **Jänner** 1702, in welcher verſchiedene unſerer Ehrenmitglieder, ſich mit akademiſchen Aufgaben zu beläſtigen beliebeten, anheiſchig machete, eine **Geſchichte der fabelhaften Zeiten** zu liefern. Wir betrachten ihn hier nicht ſowohl als einen **Akademiſten**, oder **Gelehrten**, ſo viel Anſprüche er auch auf beyde hat machen können, denn als einen Wohlthäter der Wiſſenſchaften, und als denjenigen, dem ſie groſſentheils die Hochachtung zu danken haben, darinnen ſie ſtehen. Ohne ihn, und ohne die Stiftungen, die er ihnen verſchaffet hat, würde vielleicht keine Spure mehr von demjenigen übrig ſeyn, was der **Cardinal Richelieu** und Herr **Colbert** für ſie gethan haben.

Herr **Abt Bignon** hatte bis in die letzten Jahre ſeines Lebens, die ſchon in ſeiner Jugend angenommene Gewohnheit beybehalten, täglich um vier Uhr des Morgens, auch wohl noch früher, aufzuſtehen. Er arbeitete alsdann bis um acht Uhr, und dann wendete er alle Zeit, die er von dem übrigen Theile des Tages, ſeinen Geſchäfften und den Pflichten der menſchlichen Geſellſchaft rauben konnte, auf ernſthafte und nachdenkliche Schriften, und auf alles was neu heraus kam.

Es war natürlich, daß er wiſſen wollte, wie weit die Wiſſenſchaften es brächten: denn dieſe Zunahme war gewiſſermaßen ſeiner Hände Werk. Er liebete die Unterredungen und den Umgang mit gelehrten Leuten; er ſuchete aber viel lieber bey ſolchen Unterredungen, die Kenntniſſe, die er von ihnen herauslocken konnte, zu ſeinem eigenen Vortheile zu gebrauchen, als ihnen die ſeinigen zu zeigen. Daher giengen ſie allezeit ſehr vergnügt von ihm, weil er ihnen Gelegenheit geſchaffet hatte, mit ſich ſelbſt zufrieden zu ſeyn; und ſie einen ſo viel vortheilhaftern Begriff von ſeinem Wiſſen davon trugen: da ſie glaubeten, ſie hätten ihn Sachen gelehret, die er oftmals beſſer wußte als ſie. Die Mannigfaltigkeit ſeiner Einſichten ſetzete ihn in den Stand, daß er mit Gelehrten von allerley Art umgehen konnte: er verſtund und ſprach ihre verſchiedenen Sprachen, ſo gut als ſie. Er hat, als er noch der **Akademie der Wiſſenſchaften** und der unſrigen Beyſitzer war, durch die Art, wie er die darinnen vorgeleſenen Ausarbeitungen wiederholete, Proben hiervon abgeleget.

Die Welt erwartete mit Ungeduld, und nahm mit einem beſondern Beyfalle die Arten von Auszügen auf, welche der Abt **Bignon** damals von dieſen Ausarbeitungen machete; da dieſelben alles in einem einzigen Geſichtspuncte vorſtelleten, was dieſe Schriften neues und wichtiges in ſich hielten, indem ſie deren ganzen Werth ſelbſt denjenigen vor Augen legeten, die am wenigſten im Stande waren, von denen darinn abgehandelten Materien zu urtheilen.

Im 1741ſten Jahre überließ der Herr Abt **Bignon**, welcher im Begriffe war, in ſein achtzigſtes Jahr zu treten, und wohl empfand, daß ſeine Geſundheit täglich ſchwächer ward, dem Herrn **Bignon**, ſeinem Neffen, die Verwaltung des königlichen Bibliothekariats, auf welches er ſchon im 1722ſten Jahre, die Anwartſchaft für denſelben erhalten hatte.

Der Herr Abt **Bignon** war ſeit einigen Jahren, gewaltigen Magenſchmerzen ausgeſetzet, die ihn gleich nach der Mittagsmahlzeit befielen, und den ganzen Tag hindurch währeten; indeſſen hielt er ſie mit der heldenmüthigſten Geduld

duld aus. Zu allem Glücke waren die Nächte ziemlich ruhig; er konnte, wie gewöhnlich, um vier Uhr aufſtehen, und noch den größten Theil des Morgens auf das Studieren wenden.

Zu Anfange dieſes 1743ten Jahres, überfiel ihn ein ſchwerer Fluß, mit einem ununterbrochenen Fieber vergeſellſchaftet, woran er den 14ten März, welches der achtzehnte Tag ſeiner Krankheit war, in einem Alter von achtzig Jahren und ſechs Monathen geſtorben iſt; wobey er bis in ſeinen letzten Augenblick, nicht nur ſeinen völligen Verſtand, ſondern auch diejenige Sanftmuth und Einförmigkeit des Gemüthes behalten, die er allezeit hatte blicken laſſen. Er begehrete ſelbſt die Sacramente, und ordnete mit der ſtilleſten Gelaſſenheit die Feyerlichkeiten an, die bey dieſer Handlung beobachtet werden ſollten.

Vor dem Verluſte, den dieſe **Akademie am Abte Bignon** erlitten, war ſchon der Verluſt des Herrn **Bignons**, ſeines Neffen, hergegangen, welcher als königlicher Bibliothekar, ſechs Tage vor ſeinem Herrn Vätter geſtorben iſt.

Herr **Bignon**, königlicher Bibliothekar, **Hieronymus** nach ſeinem Greſvater und Aeltervater genannt, war den 21ten **Februar** 1699. von **Armand Rollanden**, viertem Sohne **Hieronymus Bignons**, Staatsraths, und **Franciſca, Agnes Hebert du Bucq**, gebohren. Nachdem er zum Parlamentsrathe aufgenommen worden, ward er im 1720ten Jahre Requetenmeiſter. Im 1722ten Jahre hatte der Herr Abt **Bignon** für ihn die Anwartſchaft auf das Bibliothekariat erhalten. Im 1726ten Jahre ward er zum Aufſeheramte zu **Rochelle** ernannt, und 1736. ward er Aufſeher zu **Soiſſons**. Er trat die Verwaltung der königlichen Bücheraufſicht, den 1ten **October** 1741. an; und den folgenden 26ten **Jänner** erwählete ihn dieſe **Akademie** zum **Ehrengliede**. Den 2ten **Februar** dieſes 1743ten Jahres war er Staatsrath geworden, und zum Intendanten des Kriegsheeres in Flandern ernannt. Er iſt den 8ten März 1743. in einem Alter von vollen vier und vierzig Jahren geſtorben. Er hatte Helenen Eliſabeth Moreau geheirathet, und von derſelben keine Kinder hinterlaſſen.

Die Wiſſenſchaften haben durch dieſen frühzeitigen Tod, den Untergang der gerechten Hoffnungen erblicket, die ſie ſich gemachet hatten. Allein zu allem Glücke für ſie, hat der König geruhet, ſeinen Herrn Bruder zu deſſen Nachfolger zu ernennen: der, da er unter ſeinen Augen erzogen, und ſo zu reden, von den Händen des Herrn **Abtes Bignon** gebildet worden iſt, alle die Verbindungen erfüllen wird, die alles, was den Namen **Bignon** führet, mit den Wiſſenſchaften eingeht.

LXV.

Leben des Herrn von Chambors, vom Herrn Freret verfaſſet.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie, den 12ten November 1743 abgeleſen.

Wilhelm de la **Boiſſiere de Chambors** ward zu **Paris** den 28ten Julius 1666 gebohren. Er war das älteſte Kind Herrn **Wilhelms de la Boiſſiere** Grafen von **Chambors**, Lieutenant der hundert Schweizer von der königlichen Leibwacht, und **Margarethen Sevin de Miramion**, ſeiner erſten Gemahlinn.

Einer ſeiner Verfahren mit eben dem Namen **Wilhelm**, beſaß vor mehr als dreyhundert Jahren, das Lehn **de la Boiſſiere**, im Kirchenſprengel von **Quimper**. Er wird ein **Edelmann aus altem Herkommen**, in der Muſterung des Adels genannt, die unter der Regierung des Herzogs **Franciſcus** des I. in **Bretagne** vorgenommen worden. Sein Enkel, **Moriz de la Boiſſiere**, verließ dieſe Provinz, um ſich in den Dienſt König **Ludwigs** des XI. zu begeben, und ſeine Nachkommenſchaft hat ſich, ſeit dem 1528ten Jahre in dem **Vexin-Francois** durch die Heirath niedergelaſſen, die ein anderer **Wilhelm de la Boiſſiere** mit der Erbinn von **Chambors**, aus dem Hauſe von **Trie** entſproſſen, daſelbſt ſchloß. Zween Brüder dieſes Namens blieben in der Schlacht zu **Ivry**, und ein dritter, welcher Malteſerritter war, in der Belagerung vor **Amiens**, da er für **Heinrichen** den IV. fochte.

Der Großvater desjenigen, von dem wir hier reden, verlor ſein Leben in der Schlacht zu **Lens** 1648; als die damals ſehr anſehnliche Würde eines **Marſchalls de Camp**, zu welcher er in frühen Jahren gelanget war, nebſt ſeinen Gaben und ſeinem Ruhme in der Kriegskunſt, ihm das treſſlichſte Glück prophezeihen konnten.

Der Vater des Herrn **von Chambors** hatte ſich in der Schlacht bey **Rhetel** und der Vorſtadt **St. Antons** hervorgethan, allwo er viele Wunden bekommen. Dieſes war ein Mann, der einen ſehr bearbeiteten Verſtand hatte, und mit einem erſtaunenden Gedächtniſſe, eine beſondere Leidenſchaft zur Geſchichte verband. **Margaretha Sevin de Miramion**, ſeine Gemahlinn, führete einen in Parlamentsbedienungen ſehr ſchätzbaren Namen, nicht nur wegen ſeines Alters, und wegen der Anzahl großer Magiſtratsperſonen die er geliefert; ſondern auch inſonderheit wegen der genauen Freundſchaft, die den **Thieri Sevin**, Herrn **de Miramion**, ihren Vater, mit dem berühmten **Hieronymus Bignon** verbunden. Aus dieſer Quelle hatte ſie eine beſondere Richtigkeit des Verſtandes, und eine außerordentliche Liebe zu den Wiſſenſchaften geſchöpfet.

So viel glückliche Umſtände kamen zuſammen, um dem Herrn **von Chambors** eine nicht gemeine Erziehung zu verſchaffen. Schon vom dritten Jahre an, gab man ihn in eine Koſt, allwo eine kleine Anzahl von Kindern nach der Art erzogen ward, die, wie **Montaigne** erzählet, in Anſehung ſeiner beobachtet worden. Hier lernete man das Latein aus bloßer Uebung; und alle andere Sprachen waren denen unterſaget, die ſich dieſen Kindern näherten. Herr **Nicole** redet von dieſem Koſthauſe, in dem Tractate von **Erziehung der Prinzen**: und wir haben in dem Leben des Herrn **Gallands**, unſers ehemaligen Mitgliedes *), angemerket, daß er eine Zeit lang dem Vorſteher dieſer Stiftung beygeſellet geweſen.

Jn

---

*) Man ſehe den II. Band dieſer Geſchichte a. d. 438. S. d. A.

In dieſer vortrefflichen Schule blieb Herr **von Chambors** ſechs Jahre, und kam erſt 1675. heraus, um auf die vierte Claſſe in das Collegium zu **Pleſſis** zu kommen. Ungeachtet er nun der jüngſte in der ganzen Claſſe war, ſo that er es dennoch allen andern zuvor, weil er den ſeltenen Vortheil beſaß, daß die lateiniſche Sprache gewiſſermaßen ſeine Mutterſprache war; und im zwölften Jahre ſchon war er im Stande in die Rhetorik unter dem berühmten **Herſan** zu treten, deſſen Vorleſungen er zwey Jahre lang mit eben ſo gutem Erfolge anhörete.

Hierauf lernete er die Weltweisheit in dem **Harcourter-Collegio**, unter dem Herrn **Rouſſel**, einem berühmten **Gaſſendiſten**: denn es war noch nicht erlaubet die **Carteſianiſche** Philoſophie auf der Univerſität zu lehren. Die Anhänger der alten Weltweisheit hatten die Meynungen des **Carteſius**, als eine Art einer Ketzerey, durch ein Verboth mit königlichem Siegel, verweiſen laſſen.

Auf dieſe erſten Beſchäfftigungen, folgeten diejenigen Uebungen und die Erlernung ſolcher Wiſſenſchaften, die einem jungen Edelmanne am beſten zukommen; worauf denn Herr von **Chambors** auf einen neuen Schauplatz geführet ward.

Sein Vater, der **Graf von Chambors**, wohnete in dem Palaſte zu **Soiſſons**, allwo die **Prinzeßinn von Carignan**, und die **Herzoginn von Nemours**, eine auserleſene Zahl Standesperſonen und Gelehrte verſammleten. Das Andenken derer Merkmaale von Ergebenheit, die das **Haus von Chambors** dem verſtorbenen Herrn **Grafen von Soiſſons** in den mislichſten Umſtänden gegeben, hatte ihm von Seiten dieſer Prinzeßinnen eine ſonderbare Gewogenheit zugezogen, die durch ſeine perſönlichen Verdienſte noch vermehret ward; ſie verſtatteten alſo ſeinem Sohne mit Vergnügen einen Platz bey ihren Zuſammenkünften. Herr

von Chambors, den alles, was ſich in dieſer verehrungswürdigen Geſellſchaft zutrug, ſowohl unterrichtete als ermunterte, fand hier Mittel ſein Herz zu bilden, ſeinen Verſtand richtig zu machen, einen geſetzten Geſchmack zu erlangen, und noch außerdem diejenige ganze Weltwiſſenſchaft zu erlernen, ohne welche auch die herrlichſten Gaben zuweilen unbrauchbar werden.

Wir wollen nicht vergeſſen, daß er in eben dieſem **Soiſſoniſchen** Palaſte auch noch die Gelegenheit überkommen, mit dem **Prinzen Eugen** vertraut verbunden zu ſeyn; den man damals den **Ritter von Carignan** nannte, und mit welchem er mehrentheils lateiniſch ſprach. War es nun ein ſeltenes Glück für den Herrn **von Chambors**, daß er in dem Herzen dieſes heranwachſenden Helden, den Saamen ſo vieler ſchönen Eigenſchaften bewundern konnte, die einen der größten Männer ſeiner Zeit aus ihm gemachet haben: ſo hat er auch vielleicht den Vorzug gehabt, daß er zu Feſtſetzung derjenigen Liebe zu den Wiſſenſchaften, in demſelben etwas beygetragen, die ſich niemals verläugnet hat. Vielleicht, und wer den Herrn **von Chambors** nur gekannt hat, der wird ſchon überzeuget davon ſeyn; vielleicht trugen ſeine Reden und ſein Beyſpiel viel dazu bey, daß die Seele des jungen Prinzen befeſtiget und erhoben ward, der bald darauf nach **Ungarn** gieng.

Gegen dieſelbe Zeit war Herr **von Chambors** unter die Mouſquetaires getreten, von denen ſein Anverwandter, Herr **von Maupertuis** eine Compagnie commandirete. Er that im 1688ſten Jahre verſchiedene Feldzüge mit, ohne daß die ſeinen Jahren ſo natürliche Flüchtigkeit, auf ſeinen Character etwas wirken konnte; noch ſeine Gefliſſenheit in Abwartung ſeines Dienſtes, ihn verhindert hätte, Zeit zum Studieren zu finden. Er war ſogar gefliſſen ein Tagebuch von den Kriegsverrichtungen, und von dem was ſich vor ſeinen Augen merkwürdiges zutrug, zu halten. Sobald er nun von den Mousquetaires abgieng, erhielt er eine Compagnie in dem Regimente Colonel-General; an deren Spiße er zu Ende dieſes Krieges, in Deutſchland, und in dem ganzen Kriege, vom 1701ten Jahre, in Italien dienete.

Da er begierig war ſich zu unterrichten, ſo verſäumete er keine Gelegenheit, die Regeln ſeiner Handthierung zu ergründen. Er fand allezeit das Geheimniß aus, die aneinander hängenden Studien mit der ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit auf die Erfüllung der Pflichten ſeiner Lebensart zu verbinden: und bey allen Gelegenheiten that er ſich durch einen Heldenmuth bey kaltem Blute, hervor, den ihm die Standhaftigkeit ſeiner Seele und die Gründlichkeit ſeines Verſtandes einflößete.

Der Frieden ließ ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften ein freyeres Feld. Seine natürliche Neigung hatte ihn bey guter Zeit auf die Erlernung der Geſchichte geleitet. Er hatte alle deren Theile gefaſſet, ſein ſchnelles und gewiſſes Gedächtniß ſowohl, als ſein weitläuftiges und ſicheres Kenntniß in dieſer Wiſſenſchaft, erregeten allezeit ein neues Erſtaunen. Dieſe ſuchete er in dem Umgange mit ſolchen Perſonen zur Vollkommenheit zu bringen, die wegen ihrer Gelehrſamkeit am berühmteſten waren: und die Freundſchaft welche ihn mit den vornehmſten Mitgliedern dieſer **Akademie** verband, hatte ihn gewiſſermaßen ſchon zum voraus hieher eingeladen; als man ihn im 1721ſten Jahre zu der Stelle eines Beyſitzers, anſtatt des **Herrn Abtes Antin**, nachmaligen **Biſchofs von Langres** erwählete, da derſelbe ein **Ehrenmitglied** ward.

Die Abhandlung, welche **Herr von Chambors** bey ſeiner Aufnahme las, und folgenden Inhalt: **die Hochachtung der alten Deutſchen gegen das Frauenzimmer aus ihrem Volke** *), hatte, rechtfertigte in den Augen der Welt, die Wahl die die Akademie getroffen hatte, und kündigte an, was man ſich ferner zu verſprechen hätte.

---

*) Siehe den III. Band dieſer Geſchichte, a. d. 404. u. f. S. d. T.

Dieſe Hoffnung iſt auch durch ſeine fleißige Gegenwart bey unſern Uebungen, und durch verſchiedene andere Abhandlungen erfüllet worden, die in unſern **ausführlichen Schriften** hier und da ſtehen. Die mannigfaltigen Anmerkungen, welche er über eine groſe Menge Stellen alter griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller verfertiget hat, und die ſinnreichen Auslegungen, die er davon gegeben, beweiſen, wie fertig er in dieſen zween Sprachen geweſen *).

Seine Unterſuchungen über das Leben des Titus Labienus **) haben einen ſehr merkwürdigen hiſtoriſchen Umſtand erläutert, welcher der Menſchlichkeit Ehre machet. Er ſtellet uns darinnen einen Römer vor, welcher über die gewöhnlichen Empfindungen der Freundſchaft, und über die verführeriſchen Abſichten der Ehrſucht erhaben geweſen; **Cäſars** Freund, den Gefährten und vielmals das Werkzeug ſeiner Siege; welcher ohne Bedenken, eine Sache aufgab, die das Glück zu beſchirmen ſchien, und ſich für die Freyheit ſeines Vaterlandes aufopferte, indem er ſich zu des **Pompejus** Partey wendete, wobey er nur ein mäßiges Anſehen finden und ſogar beſorgen konnte, verdächtig zu ſcheinen. Eine ſolche Materie rührete den Herrn **von Chambors** nicht allein als einen Geſchichtſchreiber: ſondern dieſe bürgerliche Geſinnung, dieſes unwandelbare Betragen, hatte mit ſeiner Art zu denken und zu empfinden, eine ſo ſichtbare Aehnlichkeit, daß er uns gewiſſermaßen ſeine eigene Seele

---

*) Siehe den V. Band dieſer Geſchichte, a. d. 269. u. f. S. und den VI. Band, a. d. 375. u. f. S. deutſch. Ausg.

**) Siehe den X. Band der Memoires a. d. 58. S. und den XIII. B. a. d. 62. S. Par. Ausg.

zu eröffnen ſchien, wenn er dieſelben unſern Augen darſtellete.

Er vereinigte, wie ich ſchon geſaget habe, mit einem gründlichen und erleuchteten Verſtande, eine ſtandhafte und unabhängliche Seele, ſtrenge Sitten, und inſonderheit eine Redlichkeit, die der wahre Grundſtein ſeines Characters war. Die Grundſätze der Gottesfurcht waren ihm ſo natürlich, und er hielt deren Ausübung für ſo nothwendig, daß er nicht einmal glaubete, man habe ſolches für eine Tugend zu halten. Die Kenntniß der Menſchen und eine lange Erfahrung der Welthändel, hatten ihn mit den entgegengeſetzten Laſtern nicht bekannt machen können. Sie nahmen ihn allezeit wunder und thaten ihm weh, ohne daß es ihm möglich war ſolches zu verhölen.

Er hatte ſchon 1696. **Marien Annen Bazin**, von eben dem Namen des verſtorbenen Herrn **Marſchalls von Bezons** geheirathet. In dieſer Perſon fand er einen redlichen Sinn, Empfindungen die voller Edelmuth und ſtrenger Tugend waren, und vollkommen mit ſeinen Grundſätzen übereinſtimmeten. Sie haben auch ſechs und vierzig Jahre in der gröſten Einigkeit gelebet. Sie ſtarb ohne Kinder auf dem Schloſſe **Chambors** den 28ſten **November** 1741. und er iſt ihr ziemlich bald gefolget.

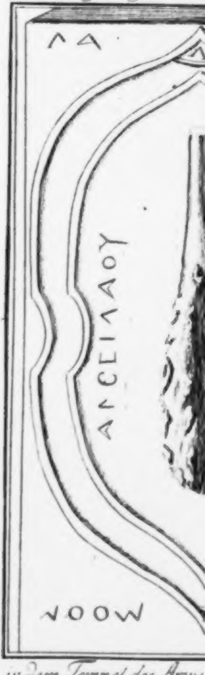
Er ward von einer Bruſtwaſſerſucht zu Ende des letzten **Märzmonathes** angegriffen; und man meldete ihm faſt ſobald als er ſeine Krankheit ſpürete, die groſſe Gefahr darinnen er wäre. Dieſer Schlag indeſſen ſchien ihn nicht zu erſchüttern; er beſorgete die Theilung ſeiner Güter unter ſeine Familie, mit einer Gegenwart des Geiſtes und einer Billigkeit, die bey übereilten Anſtalten ſolcher Art, nicht ſehr gewöhnlich ſind. Er empfieng die Hülfsmittel der Religion mit einer ehrfurchtsvollen Zuverſicht, und erwartete ſein Ende mit einer Standhaftigkeit und Munterkeit, die nicht die mindeſte Aenderung in ſeinem unerſchrockenen Muthe ſpüren ließen.

Er ſtarb zu Paris den 7ten des letzten Aprilmonathes, in einem Alter von ſechs und ſiebenzig Jahren und acht Monathen.

Ende des achten Bandes.

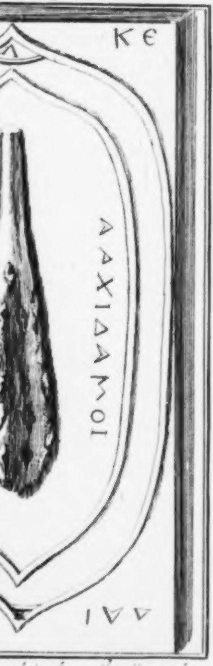
Leipzig,
gedruckt bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf.
1754.

III Th. Aufschrift die ma


ΛΔ
ΑΛCΕΙΛΑΟΥ
ΝΟΟW

in dem Tempel des Amyc
bey dem Altar

man in Griechenland. TAB.I.

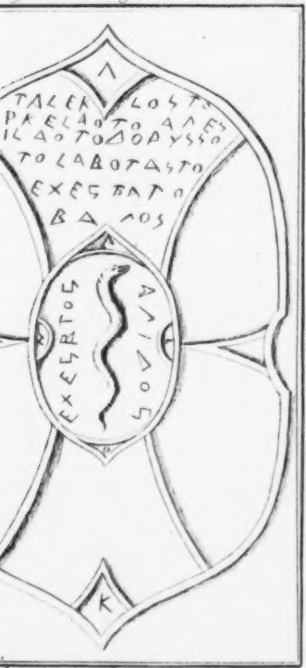

KE
ΔΑΧΙΔΑΜΟΙ
Ι∇∇

ycleischen Apollo nahe
are gefunden.

VIIIb: Aufse

Tempel des

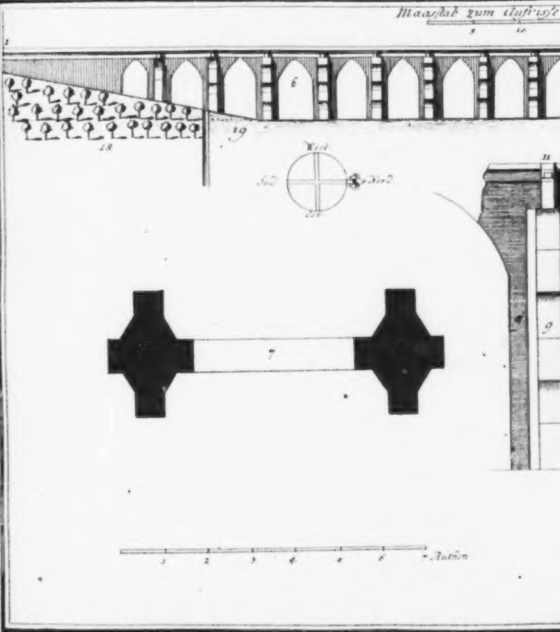
hrift die man in Griechenland in dem TAB. II.


Λ
TALEK ΛΟϚΤϚ
PKELΛΟΤΟ ΑΛΕϚ
ΙLΛΟΤΟΔΟΡΥϚϚΟ
ΤΟLΑΒΟΤΑϚΤΟ
ΕΧΕϚΒΑΤΟ
ΒΔ ΛΟϚ
ΕΧΕϚΒΤΟϚ
ΑΛΙΔΟϚ
Κ

Amycleischen Apollo nahe bey dem Altare gefunden

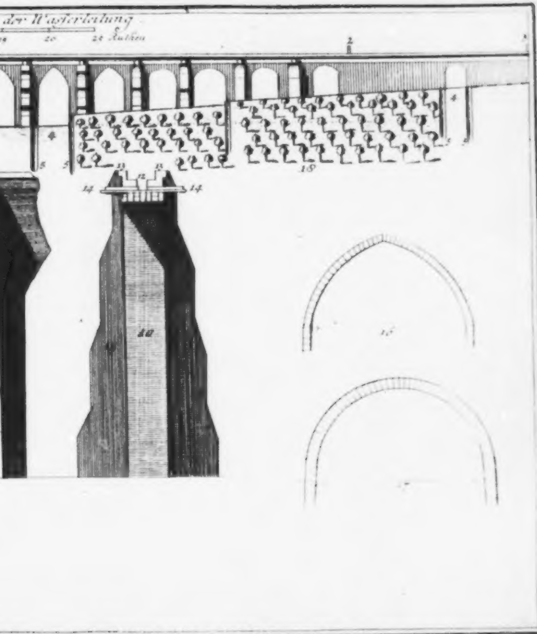
VIII. Ta.

Waſſerleitung zu

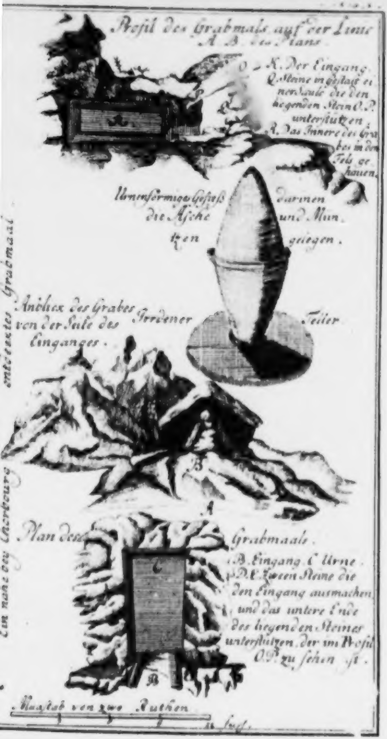

Maaſstab zum Aufriſs
5
10
1
6
18
19
West
Süd
Nord
Ost
7
11
9
1
2
3
4
5
6
7 Ruthen

1. Erste Thüre zur Waſſerleitung an der Stadtseite. 2 Zweyte Thüre 3. Dritte
Stein worauf das Jahr 1159 ſteht an der Weſtſeite. 7 Grundriß der Pfeiler. 8. Aufriß
Schwibbogens. 11 Pfeiler worauf das Paumelliſche Wappen ſteht zwiſchen dem
den Raum und die Vertiefung zu den Röhren iſt 13 Seitenmauer der Rinne. 14 Ri
16. Durchſchnitt des Gothiſchen Vorgewölbes 17. Durchſchnitt des römiſchen Vorge

Coutances. TAB. II


der Waſſerleitung
20
24 Ruthen
2
4
5
13
12
14
18

Thüre nach der Quelle zu. 4. Weg. 5. Graben zwiſchen den Erdſtücken.
eines Pfeilers von vorne. 9. Strebpfeiler. 10. Aufzug, Profil und Durchſchnitt eines
6. u. 7ten Schwibbogen an der Weſtſeite. 12. Der Obertheil der Waſſerleitung, allwo
anen woraus das Waſſer bey geſprungenen Röhren abläuft. 15. Profil eines Pfeilers
wölbes. 18. Erdſtücke mit Bäumen bepflanzet. 19. Wieſe und tiefes Thal



Ein nahe bey Cherbourg entdecktes Grabmaal

Profil des Grabmals auf der Linie A. B. des Plans.
O. – K. Der Eingang.
Q. Steine in Gestalt einer Säule, die den liegenden Stein O. P. unterstützen.
R. Das Innere des Grabes in den Fels gehauen.
Urnenförmiges Gefäß darinnen die Asche und Münzen gelegen.
Irrdener Teller
Anblick des Grabes von der Seite des Einganges.
A
B
Plan des Grabmaals.
B. Eingang. C. Urne.
D. E. Zween Steine die den Eingang ausmachen, und das untere Ende des liegenden Steines unterstützen, der im Profil O. P. zu sehen ist.
C
B
Maaßtab von zwo Ruthen
12 Fuß.

Geſchichte
der königlichen Akademie
der ſchönen Wiſſenſchaften
zu Paris,

darinnen zugleich
unzählige Abhandlungen aus allen
freyen Künſten, gelehrten Sprachen,
und Alterthümern, enthalten ſind.

Mit Kupfern.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzet,
von
Luiſen Adelgunden Victor. Gottſchedinn.

Neunter Theil.

Mit Königl. Poln. und Churfürſtl. Sächſ. allergn. Freyheit.

Leipzig 1756,
verlegts Johann Paul Kraus,
Buchhändler in Wien.

Verzeichniß
derer in dieſem Theile vorhandenen Artikel.

Fortgeſetzte Geſchichte der königlichen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften und Aufſchriften. a. d. 1. S.
I. Fontenu, von dem Einfluſſe der heiligen Schrift in die ſchönen Wiſſenſchaften 5
II. Ebendeſſelben Unterſuchungen von Erbauung der Stadt Tyrus 22
III. Freret, über die geiſtlichen und philoſophiſchen Sagen der Juden 48
IV. Ebendeſſelben allgemeine Begriffe, von dem Urſprunge und der Vermiſchung der alten Völker und von der Art ihre Geſchichte zu erlernen 70
V. Ebenderſelbe über den Urſprung und die Geſchichte der alten Völker Italiens 106
VI. Geinoz, Verbeſſerungen über das erſte Buch Herodots 162
VII. Freret, von dem Zeitpuncte der Schlacht bey Marathon 187
VIII. Ebenderſ. über den Zeitpunct der Schlacht bey Platäa 193
IX. Ebenderſ. über einige Puncte der techniſchen Chronologie der Griechen 200
X. Ebenderſ. von der Einrichtung des Jahres, welches die Bithynier unter der römiſchen Herrſchaft gebrauchten 206
XI. Salliers Ueberſetzung aus Platons zehntem Buche von Geſetzen 213
XII. Fenels Wiederherſtellung einer Stelle aus dem Cicero von der Natur der Götter 244
XIII. Freret, von dem Gebrauche der Menſchenopfer bey den Galliern 247
XIV. Ebenderſ. von den bekannteſten Lehrſätzen der galliſchen Religion 253
XV. Ebenderſ. von der Wortableitung des Namens Druid 258
XVI. Belley, über den Abſtand der Inſel des Pharus in Aegypten 263
XVII. Von der Lage des Landes der Hyperboräer 272
XVIII. Freret, von der Himmelsbreite der Stadt Athen 287

XIX. Na-

XIX. Kavaliers Erläuterung einer Stelle im Cäſar vom galliſchen Kriege 302
XX. Mandajor, ob Marcus Aurelius den Chriſten zu gute ein Geſetz gegeben 311
XXI. Valois, über einige alte Münzen 318
XXII. Belley über einen Medaillon des Kaiſers Heliogabalus 329
XXIII. Freret über eine Aufſchrift zu Bruml 335
XXIV. Lebeuf über einige alte zu Lyon gefundene Aufſchriften 345
XXV. Ebendeſſelben Zuſätze zur Nachricht von Peutingers Charte 356
XXVI. Schöpflin, über die Vereinigung der Donau mit dem Rheine, welche Karl der groſſe im Sinne gehabt 366
XXVII. Belley über den Ort der Ermordung König Sigismunds von Burgund 372
XXVIII. Bonamy Anmerkungen zu des Valois Notitia Galliæ 379
XXIX. Des Herrn Abtes Lebeuf umſtändliche Nachricht, von einer Handſchrift der Jahrbücher von St. Bertin, welche Duchesne nicht gekannt hat 392
XXX. Lebeuf Anmerkungen über den Canton Cupedenſis 404
XXXI. Bonamy über einen Ort Tricines genannt 413
XXXII. Foncemagne, von den Turnieren und der runden Tafel 419
XXXIII. Bons Erklärung eines alten Diptychi 431
XXXIV. Deviſen und Aufſchriften der Akademie 439

Leben.

LXVI. Leben des Herrn Abtes von Rothelin 443
LXVII. Leben des Herrn Abtes Gedoyn 460
LXVIII. Leben des Herrn Marquis von Caumont 473
LXIX. Leben des ältern Herrn Fourmonts 479
LXX. Leben des Herrn Abtes Fourmonts 504
LXXI. Leben des Herrn Abtes Mongault 525
LXXII. Leben des Herrn Abtes Gouday 541

Fortgeſetzte Geſchichte der königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

Die Geſchichte der Akademie, beuth in dem 1744. 1745. und 1746. Jahre, auf welche gegenwärtiger Band ſich beziehet, gar keinen merkwürdigen Vorfall dar. Die Geſellſchaft iſt fortgefahren, ihren Uebungen mit gewohnter Gefliſſenheit obzuliegen: und es ſind ihr in dieſer Zeit einige ihrer Mitglieder durch den Tod entriſſen worden, deren Stellen durch andere beſetzet ſind.

Die Materie welche ſie zum Preiſe des 1744ten Jahres aufgab, beſtand in der Unterſuchung: welches in Griechenland die mit gewiſſen Familien verbundenen Prieſterämter geweſen; inſonderheit was den Urſprung dieſer Prieſterämter, die Ordnung in welcher ſie auf andere gefallen, ihre Verrichtungen, und Vorzüge betroffen.

Dieſen Preis erhielt Herr **Martin**, Sachwalter bey dem **Parlamente**.

Die **Akademie** ſchlug zur Materie des Preiſes vom 1745 Jahre, folgende Frage vor: **Was für Gewalt die griechiſchen Hauptſtädte über ihre Pflanzſtädte gehabt; welches die Pflichten der Pflanzſtädte gegen die Hauptſtädte, und ihre beyderſeitigen Verbindungen gegen einander geweſen.**

Dieſen Preis gewann Herr **von Bougainville.**

Die Materie zum Preiſe des 1746ten Jahres war: **Der Zuſtand der Wiſſenſchaften in Frankreich, unter Karls des VI. und Karls des VII. Regierung.**

Der Verfaſſer desjenigen Stückes, welchem der Preis zugeſprochen ward, war der Herr **Abt de Guaſco**, ein Mitglied der **Akademie** von **Cortona**, und vieler andern gelehrten Geſellſchaften.

Veränderungen,

ſo ſich in dem Verzeichniſſe der Mitglieder der Akademie, vom 1744ten Jahre, bis zu Ende des 1746ten Jahres zugetragen haben.

Im 1744ten Jahre.

Der Abſchied des Herrn **Mahudels**, erledigte eine **Beyſitzerſtelle** in der **Akademie**, welche durch den Hrn. **Abt Belley** erſetzet ward.

Es ſtarb ferner der Herr **Abt Rothelin**, ein **Ehrenmitglied** der **Akademie**: und der Herr **Herzog von Nivernois** trat an ſeine Stelle.

Der Tod des Herrn **Abtes Gedoyn**, erledigte faſt zu gleicher Zeit eine beſoldete Stelle in der **Akademie**: und Herr **Falconet** folgete ihm in dieſer Würde.

Der Herr **Abt Fenel** ward erwählet, die Stelle eines **Beyſitzers** zu bekleiden; die durch Herrn **Falconets** Beförderung erlediget war.

Im 1745ten Jahre

Verlor die **Akademie** den Herrn **Marquis von Caumont**, einen ihrer **Ehrenmitglieder** zur **Correſpondenz**. Sie erſetzete aber dieſen Verluſt, durch die Wahl des Herrn **Grafen von Ciantar**, unter dem Titel eines **auswärtigen Ehrengliedes**.

Herr **Fourmont**, der ältere, **beſoldetes** Mitglied, ſtarb im Chriſtmonathe eben dieſes Jahres.

Im 1746ten Jahre.

Herr **von Foncemagne**, ein **Beyſitzer** der **Akademie**, ward an die Stelle des ältern Herrn **Fourmonts**, in der Claſſe der **beſoldeten** Mitglieder erwählet.

Der Herr **Abt Fourmont**, ein **Beyſitzer** der **Akademie**, ſtarb, nachdem er ſeinen Bruder noch nicht zween Monathe überlebet hatte.

Die zwo **Beyſitzerſtellen** in der **Akademie**, welche durch die Beförderung des Hrn. **von Foncemagne**, und den Tod des Herrn **Abtes Fourmont** erlediget waren, wurden auf einmal beſetzet; die erſte durch den Herrn **Gibert**, die zweyte durch den Herrn **von Bougainville**.

Ferner verlor die **Akademie** in dieſem Jahre, noch in weniger als drey Wochen, zween ihrer Mitglieder; nämlich den Herrn **Abt Mongault**, einen **bejahrten Beyſitzer**, und den Herrn **Abt Souchai**, ein **beyſitzendes** Mitglied.

Geſchichte
von den
Werken der königl. Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

I.

Des Herrn Abtes Fontenü Betrachtungen, über die Nutzbarkeit, welche die ſchönen Wiſſenſchaften aus der heil. Schrift ziehen können, und über das erſte Weltalter.

Den 18 Febr. 1744. vorgeleſen.

Die heil. Schrift, als ein Unterpfand der Offenbarung betrachtet, iſt der Grund und vornehmſte Gegenſtand der Gottesgelahrtheit. Allein, die Schriftgelehrten, ſie mögen auch noch ſo eifrig auf ihre Verrechte ſeyn, werden uns eben nicht anklagen: daß wir die uns vorgeſchriebenen Gränzen überſchreiten, wenn wir dieſes göttliche Buch als das älteſte Denkmaal, und ſo gar, die götliche Eingebung bey Seite geſetzet, als dasjenige, was unſern Glauben am meiſten verdienet, betrachten; und darinnen die Erläuterungen aller derer Theile der Litteratur ſuchen, die für uns gehören.

Das erſte Buch **Moſis** ſtellet uns das Bild von der Erſchaffung des Weltgebäudes dar. Wir finden darinnen, nebſt der wahren **Koſmogonie**, annoch eine Erzählung der merkwürdigſten Umſtände der alten Geſchichte; und zwar ſolcher, deren Kenntniß die Grundlage aller Unterſuchungen ſeyn muß. Es iſt eine abgekürzte Erzählung, die, da ſie für unſern Unterricht zureichet, für unſere Neugierde vielleicht nicht hinlänglich genug iſt: die aber gleichwohl einfältig, und von denen Nebeln frey iſt, welche die Einbildungskraft der Dichter und der Weltweiſen, die eben ſo ſeltſam, aber noch gefährlicher iſt, über den Urſprung der Welt, und die erſten Wahrheiten ausgebreitet hat. In der That, ſo ſehr wir auch abgeneigt ſind, das Lehrgebäu dererjenigen anzunehmen, welche die Helden der Fabel in denen **Patriarchen** zu finden vermeynen, von welchen die h. Schrift redet: ſo können wir doch unter einigen, derer Erdichtungen der heidniſchen Götterlehre, und gewiſſen im erſten Buche **Moſis** beybehaltenen Zügen, eine Verhältniß nicht verkennen, welche uns überzeuget: daß dieſe Erdichtungen, ſo albern ſie auch ſind, aus gewiſſen Begriffen keimen, die allen Völkern gemein ſind; deren Abänderungen ihre Quelle nicht ganz verſtellen können, und welche beweiſen, daß die Menſchen einerley Urſprung haben. Das göldene Weltalter, die bezauberten Inſeln, und kurz alle Allegorien, unter welchen man uns die Glückſeligkeit des erſten Weltalters, und die Reizungen der Natur in ihrem Frühlinge vorſtellet; alle diejenigen, durch welche man den Eingang des moraliſchen und phyſicaliſchen Uebels auf Erden erklären wollen, ſind vielleicht nur verunſtaltete Nachbilder derjenigen Schilderey, welche die erſten Capitel des erſten Buches **Moſis** uns darſtellen, und deren Verluſt wir bedauren.

Doch, ohne uns länger bey den Träumen der Mythologiſten aufzuhalten: erkennen wir denn nicht in den Kosmogonien der alten Völker, und den Lehrmeynungen der meiſten Weltweiſen, den Eindruck derer koſtbaren Wahrheiten, welche in den Büchern Moſis enthalten ſind, und die Hauptlehren der natürlichen Religion ausmachen?

Alle Secten des Heidenthums ſind, wenn man es recht betrachtet, nur Ketzereyen dieſer erſten Grundreligion. Denn da ſie alle das Daſeyn eines oder vieler Weſen vorausſetzen, die über den Menſchen erhaben, und Urheber oder Erhalter des Weltbaues ſind; da ſie alle auch Strafen oder Belohnungen nach dem Tode zugeben: ſo beweiſen ſie zum wenigſten ſo viel; daß die Menſchen diejenigen Wahrheiten gekannt haben, deren Verdrehungen ſie ſind.

Wenn man die verſchiedenen Lehrgebäude der Abgötter recht ergründet, ſo findet man; daß ſie auf ziemlich metaphyſiſchen Begriffen beruhen: und man ſieht wohl, daß ſie alle aus einigen Begriffen von dem Weſen der Gottheit fließen, die nur auf verſchiedene Weiſe verändert worden. Das Daſeyn Gottes, ſeine Gerechtigkeit, ſeine Vorſehung, die Unmaterialität der Seelen, und ihre Unſterblichkeit, das ſind die hauptſächlichſten Artikel der natürlichen Offenbarung, die dem Herzen und Verſtande aller Menſchen eingegraben ſind. Nach dem Maaße nun, wie man zu dem Urſprunge der alten Religionen hinaufſteigt, und ſie von allen fremden, und oft einander widerſprechenden Erdichtungen befreyet, die ſie von Zeit zu Zeit an ſich genommen haben, kömmt man durch dieſe Auflöſung auf jene Grundwahrheiten, deren Leitfaden uns endlich zu der Quelle aller Wahrheit führet.

Da die natürliche Religion nicht über die Vernunft erhaben iſt; und da deren Ergründung nothwendig mit der Kenntniß der Geſchichte verknüpfet iſt: ſo muß ſie, wie alle andere Wiſſenſchaften, ein Gegenſtand unſerer Bemühungen und unſers Nachſinnens ſeyn. Sie hat ſo wie jene, ihre Veränderungen gehabt; gleichwohl mit dem Unterſchiede: daß andere Wiſſenſchaften immer vollkommener werden, je mehr ſie ſich von ihrem Urſprunge entfernen; dahingegen die natürliche Religion ſich mit dem Fortgange der Zeit nur verſchlimmert hat.

Da die erſten Menſchen, welche die Welt nach der allgemeinen Sündfluth wieder bevölkerten, in den Hauptgegenſtänden der Profanerkenntniſſe ſehr unwiſſend waren; ſo haben ſie anfänglich auch nur Kinderſchritte gemachet: folglich ſinkt der Fortgang in dieſen Wiſſenſchaften immer tiefer hinunter. In der natürlichen Religion aber waren ſie ſehr wohl unterrichtet; indem noch ihre Nachkommen ſie nicht gänzlich vergeſſen haben. Damit man alſo von dem Zuſtande dieſer Wiſſenſchaft in den verſchiedenen Weltaltern gehörig urtheilen könne, ſo muß man ſie ſo ſtudiren; daß man auf die erſten Menſchen zurückgehe: das heißt, man muß es gerade verkehrt machen, wie man es in andern Wiſſenſchaften thut. Nun muß man dieſe Erforſchung in den Büchern **Moſis** anfangen: denn daſelbſt finden wir das wahre Lehrgebäu, ohne Vermiſchung. Und hieraus ſieht man, wie viel Licht die Erforſchung der h. Schrift auf die Ergründung der Götterlehre und alte Weltweisheit ausbreiten kann 1).

Der

---

1) Daß der Herr Verfaſſer hier vollkommen recht habe, zeiget das 1 B. Moſis. Alle die Könige, mit denen die Patriarchen Abraham, Iſaak und Jakob zu thun haben, kennen und verehren noch den wahren Gott dieſer Patriarchen. Es iſt noch keine Spur von einer Abgötterey, außer denen Teraphim, die Rahel ihrem Vater Laban entwandt hatte, und die er ſeine Götter nennet. Gleichwohl beſtätiget Laban ſeinen Bund mit dem Jakob noch mit Anrufung des wahren Gottes; und brauchet keine Götzen dabey: ſo daß man denken könnte, die Teraphim wären nur Bildniſſe der Vorfahren, oder anderer berühmten Leute geweſen. S. die 1. Abhandlung in

Der Herr **Abt von Fontenü**, Verfaſſer derjenigen Abhandlung, die zu dieſen Betrachtungen Anlaß gegeben, und wovon wir hier den Inhalt mittheilen, ſchränket die Vortheile der Erlernung einer ſo wichtigen Wiſſenſchaft nicht einmal auf dieſe zween Gegenſtände ein. **Moſes** iſt nicht nur der erleuchtetſte von allen Weltweiſen; ſondern auch noch der vornehmſte von allen Geſchichtſchreibern, und der weiſeſte von allen Geſetzgebern. Ohne die Beyhülfe, welche wir aus der h. Schrift nehmen, würden wir gar keine Zeitrechnung haben, wie der Herr **Abt von Fontenü** anmerket.

Die Erde wird von einer einzigen Familie bewohnet. Die Völker, welche ſie bedecken, ſind Sprößlinge einer einzigen Wurzel; und hängen durch einen gemeinſchaftlichen Stamm an einander. Die Bande aber, welche ſo viele Aeſte mit einander verbinden, und diejenigen ſo ſie an ihre Wurzeln befeſtigen, ſind in der Nacht der Zeiten vergraben.

Ein jedes Volk hat ſeine eigene Geſchichte, welche höher oder niedriger in das Alterthum hinaufſteigt: kein einziges aber, wenn man die Hebräer ausnimmt, iſt uns von ſeiner Wiegen an bekannt. Die Menſchen haben dieſelbe, ſo wie ſie ſich von ihrem Urſprunge entferneten, allmählich aus den Augen verloren; die ſchwachen Züge, welche ſie davon behalten, verloſchen bald gar: weil ſie den

---

der Sammlung auserleſener Schriften, der Geſ. der ſr. K. 1. B. Auch nachmals, als Joſeph nach Aegypten kam, und dem Könige Pharao die Träume auslegete, hatte Aegypten noch keinen andern Gott, als Joſeph. Ja nach langer Zeit, als Moſes die Iſraeliten aus Aegypten führete, waren Bileam und Balak noch Verehrer des wahren Gottes. Wenigſtens findet man keine Spur einer Abgötterey bey ihnen. Vom Hiob, und ſeinen Freunden iſt die Sache ohne mein Erinnern klar. Kurz, der Götzendienſt iſt viel neuer, als die Verehrung des wahren Gottes, und ſcheint ſich im Lande Kanaan nur in der Zeit gefunden zu haben, da das Volk Iſrael in Aegypten geweſen. G.

Gebrauch der Schrift noch nicht kannten. Die wahre Sage ward durch eine Menge ſeltſamer Irrthümer erſticket, welche über die hiſtoriſchen Zeiten ein ſolches **Chaos** ausbreiten: in welchem alle unſere Kenntniſſe ſich verlieren, alle unſere Begriffe ſich verwirren und vermengen; und aus welchem man ein jedes Volk nach einander, wie einen Tag ohne Morgenröthe hervortreten ſieht. Daher kommen ſo viel verſchiedene Meynungen von dem Urſprunge der Völker, ſo viel einander widerſprechende Lehrgebäude, und ſo viel faſt allezeit ungeheure Sammlungen von albernen Fabeln, und willkührlichen Erklärungen. Gleichwohl finden ſich in dieſer tiefen Nacht hier und da gewiſſe Stralen; welche wenn ſie ſich vereinigten, noch einiges Licht darinn verſchaffen könnten. Dieſe leuchtenden Stralen entſpringen hauptſächlich aus der h. Schrift, und ein richtiger Verſtand iſt ganz allein fähig ſie zu ſammeln.

Die Schriften **Moſis** eröffnen die Quellen der Geſchichte; ſie ſtellen das rührende Schauſpiel von der Zerſtreuung der Menſchen, von dem Urſprunge der Geſellſchaften, von Einführung der Geſetze, von der Erfindung und dem Fortgange der Künſte dar. Indem ſie den Urſprung aller Völker erläutern, ſo ſchlagen ſie das Vorgeben derer zu Boden, deren Geſchichte ſich in dem Abgrunde der Jahrhunderte verliert. Der Unglauben würde ſich vergeblich bemühen, dieſe dunkele Hirngeſpinſte wieder zu beleben, die

der

---

2) Dieſes leidet durch die neuliche philologiſche Muthmaßung eines ungenannten Franzoſen noch nichts, der ſich bemühet hat, die erſten Urkunden zu errathen, deren Moſes ſich, bey Abfaſſung ſeines 1. B. bedienet hat. Denn geſetzet, dieſer Prophet, oder Mann Gottes hätte die älteſten Geſchichte der Welt, aus gewiſſen geſchriebenen Nachrichten, Geſchlechtregiſtern und Familienerzählungen zuſammen getragen, die in den Häuſern der Patriarchen und ihrer Nachkommen aufbehalten werden; weil es in der That nicht glaublich ſcheint, daß eine bloſſe mündliche Sage zu ſo vielen Namen, Sippſchaften Stammbäumen und Jahrzahlen, nicht

zureider Hochmuth und die Unwiſſenheit ausgehecket haben. Alle Ueberbleibſel von den Jahrbüchern der Welt, tragen, wenn ſie mit Fleiß geſammlet und redlich unterſuchet werden, viel dazu bey, daß man das erſte Buch **Moſis** als das zuverläßigſte von allen alten Denkmälern betrachtet z). Selbſt die Zeitrechnung der **Chineſer**, ungeachtet ſie ſich hier zu widerſetzen ſcheint, ſtimmet vollkommen mit **Moſis** ſeiner überein: wie Herr **Freret** in einer langen Abhandlung bewieſen hat, deren ſechs letzte Abſchnitte dieſen Band *) beſchließen. Hieraus nun erhellet, daß alle Zeitrechner, in der Erzählung der h. Schrift, den Grund ihrer Lehrmeynungen ſuchen müſſen; und daß ſie folglich dieſelbe niemals zu ernſtlich erforſchen können.

Noch andere Betrachtungen, die ein jeder Leſer für ſich ſelbſt anſtellen kann, veranlaſſen den Herrn **Abt von Fontenü**, eine ähnliche Folgerung in Anſehung der Alterthümer, der Wortforſchung, der Sprachlehre, der Kritik, der Naturlehre, und der Liebhaber der natürlichen Geſchichte zu ziehen. Die heil. Schrift iſt für diejenigen, die dieſe verſchiedenen Wiſſenſchaften bearbeiten, ein fruchtbares, oder vielmehr ein unerſchöpfliches Bergwerk.

Was wollen wir von den Dichtern und Rednern ſagen? Dieſe finden darinnen vollkommene Muſter, welche troß dem kalten Weſen einer buchſtäblichen und kriechenden Ueber-

---

zureichend geweſen; von einer unmittelbaren Eingebung oder Moſes ſelbſt im 1. B. nichts ſaget; ja ſich ſelbſt nicht einmal als den Urheber deſſelben angiebt; wie doch die übrigen Propheten zu thun pflegen: ſo haben wir ihm doch die Verbindlichkeit, daß er uns unter Regierung und dem Beyſtande des Geiſtes Gottes, den Jnhalt der älteſten Weltgeſchichte aufbehalten, die ohne ihn zweifelsfrey wären verloren gegangen. S. Conjectures ſur les Memoires, dont Moiſe s'eſt ſervi en ecrivant la Geneſe. 1754. 8. und man vergleiche ſolches mit den Sentimens de quelques Theologiens de la Hollande ſur l' Hiſt. de l' Ancien Teſt. du P. Rich. Simon. G.

*) Der XVIIII. der Pariſiſchen Ausgabe.

Ueberſetzung, annoch eine Begeiſterung, eine Hitze und ein ſolches Feuer behalten, davon man in den beſten athenienſiſchen und römiſchen Urſchriften nur einzelne Funken findet. Die zween Geſänge im **Moſes**, die mehreſten von den **Pſalmen**, verſchiedene Stücke in den **Propheten**, und das Buch **Hiobs**, ſtellen uns ſolche Dichter dar, die über alle **Homere** und **Virgile** erhaben ſind.

Würden wir uns alſo wohl des Charakters der Sprachenliebhaber äußern, und uns aus den Schranken unſerer **Akademie** begeben, wenn wir die h. Schrift in ſo verſchiedenen Abſichten betrachteten? Nein, gewiß nicht. Wir wollen an der Verſchwörung dererjenigen keinen Theil nehmen, die uns zu erniedrigen trachten; indem ſie uns bloß an die weltlichen Alterthümer binden wollen. Wir müſſen alle unſere Rechte beſſer kennen; wir müſſen glauben, es ſey uns vergönnet, auch das Hiſtoriſche und Grammatikaliſche in der h. Schrift zu erforſchen; die unnachahmlichen Schönheiten der heiligen Beredſamkeit und Dichtkunſt zu entwickeln; nach den Regeln der Kritik, den buchſtäblichen Sinn, oder die wahre Leſart einer dunkeln Stelle zu ſuchen; die Umſtände der natürlichen Geſchichte und derer Künſte, die die h. Schrift uns darſtellet, zu ſammeln; und inſonderheit die Sittenlehre und natürliche Religion, welche in den zerſtreueten Ueberbleibſeln der alten Weltweisheit ſo ſehr verſtellet ſind, daraus, als aus ihrer Quelle, zu ſchöpfen.

Nach-

---

3) Eben das behauptet in Anſehung der Schreibekunſt, der vorhin erwähnte Verfaſſer der Conjectures etc. Er hat auch verſchiedene gelehrte Männer auf ſeiner Seite: die es nicht glauben können, daß die Patriarchen vor der Sündfluth nicht eine gewiſſe Art von Buchſtaben erfunden, und gebrauchet haben ſollten, die Geſchichte und Geſchlechtregiſter ihrer Zeiten der Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen. Wenigſtens ſtimmet die alte Sage, von den zwoen Säulen,

darauf

Nachdem nun der Herr **Abt von Fontenu** dieſes ſein Recht in dem **erſten Theile** derjenigen Abhandlung die zu gegenwärtigem Artikel Anlaß giebt, feſtgeſtellet hat; ſo gebrauchet er ſich deſſelben in dem zweyten **Theile**. Er ſetzet ſich darinnen vor, durch vernünſtige Anführungen der Beyſpiele alles zu erklären und zu erweitern, was das erſte Buch **Moſis** uns in Anſehung des erſten Weltalters berichtet, und bemühet ſich hauptſächlich zu zeigen: daß die Künſte und Wiſſenſchaften bereits vor der Sündfluth bekannt geweſen, und mit gutem Fortgange bearbeitet worden 3).

Um bey dem Feldbaue anzufangen, ſo weis man, daß ſelbiger **Adams** erſte Beſchwerlichkeit geweſen, als er aus dem Stande der Unſchuld gefallen war: in ſeinem glückſeligen Zuſtande würde er eine ſeiner Vergnügungen geweſen ſeyn. **Adam**, welcher unmittelbar aus den Händen des Schöpfers gekommen war, beſaß unfehlbar viel erhabnere Kenntniſſe und Begriffe als wir. Wenigſtens können wir nicht zweifeln, daß ſeine Einſicht in diejenige Kunſt ſehr weitläuftig geweſen ſeyn müſſe, welcher er von ſeiner Geburt an gewidmet war. Folglich giebt uns alles Anlaß zu glauben: daß er in den verſchiedenen Theilen des Feldbaues überaus beſchlagen geweſen ſeyn müſſen. Wie ſehr hat nun nicht dieſe bereits in ihrem Urſprunge ſo große Wiſſenſchaft, durch eine neun hundertjährige Erfahrung zunehmen müſſen? wie viel neue Mittel die Hartnäckigkeit der Erde zu überwinden, hat hier nicht eine ſo langwierige Ausübung darbiethen müſſen 4)?

Ueber-

---

darauf Seth ſeine Wiſſenſchaft geſchrieben haben ſoll, völlig damit überein. G.

4) Hieran ließe ſich nun wohl noch einigermaßen zweifeln. Denn hat Adam durch den Fall ſeine große anerſchaffene Weisheit verloren: wie kann er doch in dem Ackerbaue ſo gelehrt geweſen ſeyn? Die Schrift lehret uns aber von einem beſondern Unterrichte Gottes, im Beſtellen der Felder gar nichts. Was hat man denn für ein Recht ſolches zu dichten? Und was

läßt

Ueberhaupt zu reden, ſetzet der Feldbau irgend eine Viehzucht voraus: übrigens aber iſt es gewiß, daß ſchon ſeit dem Anbeginne der Welt, ein Theil der Menſchen das Schäferleben geführet. Vom **Abel**, ſaget es die heilige Schrift mit ausdrücklichen Worten; und wenn ſie in der Folge, **Lamechs** Sohn einen **Vater der Hirten** nennet: ſo geſchieht es deswegen, weil er eine ſtarke Nachkommenſchaft hinterließ, die gänzlich, ſo wie er, mit der Sorge für die Heerden beſchäfftiget war. Dieß war ein Volk von **Sceniten** und **Nomaden**, die ihre Zelte herum trugen, und ſich nur auf den beſten Viehweiden aufhielten. Die Einwohner der alten Welt können alſo ſowohl als die jetzigen, in ſaßhafte und herumziehende Völker eingetheilet werden: und dieß iſt auch in der That die Eintheilung, die der Herr **Abt von Fontenü** in dieſer Abhandlung feſtſetzen will.

Die erſten Kleidungen ſind ſonder Zweifel von Fellen geweſen: allein es iſt ſchwer zu glauben, daß man in der langen Reihe von Jahrhunderten, die vor der Sündfluth hergegangen, nicht auch in den allerwärmſten Ländern, irgend ein Geweb, es ſey von Haaren, oder Wolle, oder Baumwolle, Seide, Baumrinden, oder von irgend einem Geſpinſte einer Pflanze erfunden haben ſollte. Die Rabbiner

läßt uns nicht der auf den Acker gelegte Fluch, daß er Dorn und Diſteln tragen ſolle, beſorgen? **Lamech** redet gewiß noch zu ſeiner Zeit, als ihm Noah geboren ward, von großer Mühe und Arbeit auf der Erde; die der Herr verfluchet hatte. Das zeiget noch keine große Kunſtgriffe im Landbaue. Und wie waren die auch zu einer Zeit möglich, als man den Gebrauch der Metalle noch nicht kannte, die zu Pflugſchaaren, Grabſcheiten, und Egen ſo nöthig ſind! Vielleicht wußten ſie auch die Ochſen und Pferde dazu noch nicht zu brauchen! So mußten denn die Menſchen alles mit ihren Händen machen! Kurz, man iſt gar zu geneigt, den Adam zum Polyhiſtor zu machen. Wenigſtens glaube ich nicht, daß er nen eignen der **Noema**, einer Tochter **Lamechs**, die Kunſt zu, Wolle zu ſpinnen und Zeuge davon zu machen: eine Kunſt, die allerdings in ihrem Urſprunge plump genug geweſen ſeyn mag; die aber gar bald einen gewiſſen Grad der Vollkommenheit hat erreichen müſſen; indem der beſtändige Gebrauch die nothwendigen Ausübungen beſſert und vervielfältiget.

Kain bauete eine Stadt, und ſein Beyſpiel fand Nachfolger. Dieſe wird ſonder Zweifel denenjenigen ähnlich geſehen haben, die die erſten Einwohner Griechenlandes erbaueten, bevor noch die Colonien des **Jnachus** und **Cekrops** die **ägyptiſche** Baukunſt in dieſes Land gebracht hatten. Die Mauren dieſer **pelasgiſchen** Wohnſtätte waren aus über einander getragenen Felſenſtücken gemachet, die aber ſo künſtlich und dauerhaft zuſammen gefüget waren, daß noch jetzt Ueberbleibſel davon vorhanden ſind, welche der Herr **Abt Fourmont** auf ſeiner Reiſe in die **Levante** geſehen hat 5).

So ſahen vermuthlich auch die in dem erſten Weltalter erbaueten Städte aus. Jhre Bauart aber mochte ſo plump ſeyn, als ſie wollte, ſo hat ſie doch wenigſtens einige Kenntniß verſchiedener Künſte erfodert. Und wie vielerley

Kennt-

---

er das Kretzmariſche Ackerbauräthſel gewußt habe. G.

5) Das kann ſeyn, wenn es ſchon Steine und Felſen vor der Sündfluth gegeben hat. Allein, wenn dieſe erſt allmählich aus verhärtetem Tone und Leime entſtanden, wie ſehr wahrſcheinlich iſt: ſo muß Kain wohl nur eine hölzerne Stadt gebauet haben. Wo nahm er aber Aexte und Zimmerbeile, Sägen und Bohrer her, ehe noch Tubalkain das Erz und Eiſen erfunden hatte? Dafür wollen wir die ſorgen laſſen, die ihn zu einem großen Vitruv machen wollen. Mir iſts viel wahrſcheinlicher, daß er ſich ſolche leimerne Hütten mit Strohdächern zuſammen geklebet, als die ſächſiſchen Bauren noch itzo bauen; und dieſe Baukunſt kann er allenfalls

von

Kenntniſſe der Mechanik ſetzete nicht die Verfertigung der Arche beym **Noah** voraus? Gleichwohl gab ihm Gott nichts mehr dazu, als den Riß, und die Ausmeſſungen: folglich war dieſem Erzvater alles bewußt, was zu deſſen Ausführung gehörete.

Tubalkain, Lamechs Sohn, wird für den Erfinder des Gebrauches der Metalle gehalten: allein vielleicht iſt dieſer Gebrauch noch älter geweſen als er; wenigſtens führet der hebräiſche Text nur mit ſich, daß er alle **Werke von Stahl und Eiſen** geſchärfet habe 6). Es ſcheint auch billig zu ſeyn: daß man dieſem Enkel **Kains** nur die traurige Ehre überlaſſe, daß er die Mordgewehre erfunden oder vollkommener gemachet habe.

Die Sternkunde iſt ſo alt als die Welt. Die Lebensjahre der Patriarchen ſind in der heiligen Schrift angemerket. Man beſaß folglich in den erſten Jahren der Welt, die Kenntniß vom Laufe der Sonne und des Mondes, welcher nach den Abſichten des Schöpfers, eines theils den Menſchen auch dazu dienen ſollte, daß ſie darnach die Tage, Monathe und Jahreszeiten unterſcheiden könnten. Der

Glanz

---

von Schwalben und Störchen gelernet haben. Ü.

6) Ich weis nicht, was das für eine Dollmetſchung iſt, der der Herr Verfaſſer folget. Die 70 Dollmetſcher ſagen von ihm και ην (Θοβελ) σφυροκοπος χαλκευς χαλκου και σιδηρου. Nun heißt חרש (choreſch) ein Künſtler, ein Werkmeiſter, und לטש einer der andere unterrichtet. Die Vulgata, welche von der grammatiſchen Ordnung abweicht, hat Malleator et Faber in cuncta opera æris et ferri. Und es iſt merkwürdig, daß der Namen Tubalkain, aus zween Wörtern beſtebt, die noch im Arabiſchen תובאל Thubal und קונה Kunah, laminam æris vel ferri, ein ehern oder eiſern Blech bedeuten; ungeachtet in der hebr. Bibel von dieſen Wörtern keine Spur iſt. **Le Clerc** überſetzet alſo dieſe Stelle: Tsilla et ipsa peperit Tubal-cainem; omne æris et ferri opificium expolientem: und ſo hat

Luther

Glanz dieſer Geſtirne, die Richtigkeit ihrer täglichen und periodiſchen Wiederkehr; die glücklichen Wirkungen von dem Einfluſſe des erſtern, und die ſonderbaren Geſtalten des zweyten, mußten die Menſchen von Anbeginn der Welt an, erſtaunet machen, und ihre Augen auf ſich ziehen. Die erſten Einwohner der Welt wohneten in Weltgegenden, die den aſtronomiſchen Nachforſchungen günſtig waren; und die Dauer ihres Lebens gab ihnen Zeit, die längſten Beobachtungen zu unternehmen, mit der Hoffnung, den Ausgang davon zu erleben.

Hier iſt die Gelegenheit, derer zwo Säulen zu erwähnen, welche, wie **Joſephus** berichtet, auf Veranſtaltung der Kinder **Seths** aufgerichtet worden; und auf welche ſie die aſtronomiſchen Beobachtungen gegraben haben ſollen, die in dem erſten Weltalter unternommen worden. Der **Herr Abt von Fontenü** will die Wahrheit dieſer Sache eben nicht behaupten, von welcher der gelehrte **Warburton** in ſeinem ſinnreichen Werke von den **Hieroglyphen** ſehr wahrſcheinliche Muthmaßungen gegeben hat. Allein, dem ſey wie ihm wolle, ſo beweiſt doch das, was **Joſephus** ſaget, zum wenigſten ſo viel: daß er die Sternkunde für älter

---

Luther es auch gegeben: Ein Meiſter in allerley Erz und Eiſenwerk. Die alte Zürcher Bibel von 1534. ſaget: Der was ein gieſſer in allen meiſterſtücken, ertzes und eiſens. Endlich hat der neueſte franzöſiſche Ueberſetzer der Bibel le Cene hier: Maitre industrieux de tous les forgerons en cuivre et en fer. Es iſt alſo wohl wahr, daß hier nichts vom Erfinden ſteht; aber ſo viel iſt doch gewiß, daß vor ihm dieſe Kunſt in Erz und Eiſen zu arbeiten ſehr unvollkommen geweſen ſeyn muß. Ob aber ihm oder ſeinen Vorgängern eben ein Engel, oder Gott ſelbſt, wie Clericus und Grot. in Synopſ. 10. v. vermuthen, dieſe Kunſt eingegeben habe, das will ich eben ſo wenig behaupten, als was Plato von der ägyptiſchen Muſik ſaget, daß ſie Θεου, η θειου τινος, Gottes, oder eines göttlichen Mannes Erfindung geweſen. G.

ter gehalten, als die **Chaldäer** gewollt haben: die ſich rühmeten die Erfinder davon zu ſeyn.

Von dieſen ſchwachen Anfängen iſt man freylich noch weit von den großen Entdeckungen der Sternkunde entfernet. Gleichwohl behauptet der Herr **Abt von Fontenû**, daß in dem Laufe des erſten Weltalters, die Kenntniß des Himmels bis auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit getrieben worden iſt. Eben dieſes ſaget er von der Meßkunſt, der natürlichen Geſchichte, der Arzneykunſt und den übrigen Theilen der Naturlehre, ſo wohl der allgemeinen, als der beſondern 7). Dieſe nicht ſo wohl bewieſenen, als wahrſcheinlichen Vorausſetzungen, ſtützet er auf Gründe, die er aus der Zahl derer Jahrhunderte zieht, die das erſte Weltalter gewähret hat; oder aus der damaligen Länge des menſchlichen Lebens, oder aus der Stärke ihres Temperaments, oder endlich aus dem blühenden Zuſtande, darinnen wenige Jahre nach der Sündfluth, die Wiſſenſchaften und Künſte bey den **Chaldäern, Babyloniern, Aegyptern und Chineſern** geweſen. Was er von dieſem letzten Artikel ſaget, das kömmt ungefähr auf folgendes Dilemma hinaus, welches faſt eine Demonſtration ausmachet.

Entweder, die Wiſſenſchaften ſind auf dieſe Völker durch die Kinder des **Noah** gekommen; oder dieſe Völker ſind die Erfinder davon geweſen. Im erſten Falle, waren ſie alſo ſchon vor der Sündfluth vorhanden; im andern würde es ja abgeſchmackt ſeyn, wenn man glauben wollte: daß in einer Zeit von ſiebenzehn Jahrhunderten, oder wohl gar drey und zwanzigen, nach der Rechnung der ſiebenzig

Doll-

---

7) Man muß alle dieſe Künſte und Wiſſenſchaften ſehr wenig kennen, wenn man glauben kann, daß ſie ſchon im erſten Weltalter, ohne die Sehröhre, Rechnungsarten, Quadranten u. a. Werkzeuge, und hundert andere verläufige Kenntniſſe der natürlichen Dinge, auf den höchſten Gipfel habe getrieben werden können. Zu allem Glücke lenket der Herr Verfaſſer bald ein. G.

Dollmetſcher, die Menſchen der Vorderwelt, ihren Verſtand nicht mehr ſollten gebrauchet haben, als die Nachkommen in weniger als zwey Jahrhunderten gethan haben. Einige Entdeckungen giengen ſonder Zweifel in den Waſſern der Sündfluth verloren: allein des **Noah** Nachkommen retteten doch den mehreſten Theil davon. Wie könnte man ſonſt den Fortgang der Künſte unmittelbar nach der Sündfluth erklären? ein Fortgang der ſo ſchleunig geweſen, daß er vielweniger einer Erfindung, als einer Wiedererinnerung ähnlich ſieht 8).

Bis hieher haben wir nur von den nützlichen und nothwendigen Künſten geredet: der Herr **Abt von Fontenü** aber hält ſich nicht weniger bey denjenigen auf, die bloß das Vergnügen betreffen. **Jubal, Tubalkains** Bruder, erfand die muſikaliſchen Inſtrumente. Die Muſik war alſo ſchon damals vorhanden; und folglich ſind ein **Apollo**, ein **Orpheus**, ein **Amphion**, ein **Linus**, ein **Thamyris** in den Augen des Herrn **Abtes**, nur Neuere, in Gegenhaltung **Jubals** und ſeiner Schüler; welche vieleicht dieſe wundervolle Kunſt ſo gar weiter getrieben haben mögen, als ihre Nachkommen.

Das Daſeyn der Muſik ſetzet gleichſam als nothwendig, das Daſeyn der Dichtkunſt voraus: welche bey allen Völkern anfänglich dazu gebrauchet werden zu ſeyn ſcheint, das Andenken groſſer Männer, und der merkwürdigſten Vorfälle zu erhalten. Die Worte des **Lamechs** an ſeine Weiber, im vierten Capitel des erſten Buches **Moſis**, werden von gelehrten Dollmetſchern als ein Ueberbleibſel

---

8) Wie ſchleunig iſt denn z. E. die Erfindung der Sternkunde geweſen? Hat nicht die Zeitrechnung und das Calenderweſen, bis an Cäſars Zeit in der gröſten Verwirrung geſtecket? Hat es nicht bis auf den Thales, der zu des Cyrus Zeit lebete, gewähret, ehe man eine Sonnenfinſterniß weiſſagen können? Hat nicht Hipparchus zuerſt die Verrückung der zwölf himmliſchen Zeichen bemerket, und die Sterne zu über-

eines Gedichtes von vor der Sündfluth her angeſehen. Hier bedauret der Herr **Abt von Fontenü** ſo viele unfehlbar vortreffliche Geſänge, in welchen wir die Begriffe der einfältigſten Metaphyſik mit den Farben der herrlichſten Poeſie bekleidet, finden würden. In der That, wenn ein **Orpheus** und **Silen**, nach **Homers** und **Virgils** Berichte, nach dem ſeltſamen Begriffe der heidniſchen Kosmogonien, die Entwickelung des **Chaos** und den Urſprung der Weſen in ihre Leyern ſangen; wie viel edlere Bilder mußte nicht das wahrhafte Lehrgebäu von Erſchaffung des Weltbaues, davon die Kenntniß nicht Zeit genug gehabt hatte, ſich zu verderben, oder wenigſtens ſich zu verlieren, den Dichtern aus der alten Welt darbiethen? Die Natur, welche damals in ihrer Schönheit war, trug das Ebenbild Gottes ſichtbarlich an ſich: **die Himmel erzählten ſeine Ehre,** und der aus ſeinen Händen hervorgegangene Menſch konnte ſich ſeines Urſprunges noch erinnern. Eine ununterbrochene Sage, vielleicht auch wie der Herr **Abt von Fontenü** anmerket, der Gebrauch einer buchſtäblichen oder ſymboliſchen Schrift, erhielt unter ihnen die erſten Begriffe, die der Menſch bey ſeiner Erſchaffung von dem Weſen und den Vollkommenheiten des göttlichen Weſens, von der Geiſterwelt, und von der Unſterblichkeit der Seelen empfangen hatte. Was für Gegenſtände aber ſind das nicht für die Dichtkunſt! 9).

Dieſe

überzählen und abzumeſſen angefangen? Und wie ſpät iſt man auf den wahren Weltbau gekommen? Die Pythagoräer erriethen zwar etwas davon, aber ihre Muthmaßungen waren nur Stückwerk, und fanden keinen Beyfall: bis ein Copernicus ſie wieder hervorſuchte, und ein Keppler die Ellipſen erfand. Sollten dieſe, nebſt den kometiſchen Laufbahnen, die Dörfel zuerſt entdecket, auch ſchon vor der Sündfluth bekannt geweſen ſeyn? Oder hat man irgend auch ſchon die Theorie des Lichtes und der Farben, noch vor Erfindung des Glaſes und des Prisma gewußt? G.

9) Dieß iſt viel glaublicher, als das vorhergehende. Zur Dichtkunſt gehören lebhafte

Em-

Dieſe Geſänge würden uns ferner die Geſchichte des erſten Weltalters lehren, die wenigſtens eben ſo fruchtbar iſt, als die von den folgenden Jahrhunderten. Der Herr **Abt von Fontenü** glaubet, daß die Welt damals außerordentlich bevölkert geweſen. Er ſieht die damalige Erde, wie ſie in Königreiche, Republiken und Kaiſerthümer eingetheilet, und von Kriegen und allerhand Arten von Zerrüttungen beunruhiget geweſen. Seine Einbildungskraft, die die Beſchreibungen der Vorfälle nicht ergänzen kann, entwirſt ſich einen allgemeinen Riß davon.

In der That, die tiefe Verderbniß der letzten Jahrhunderte des erſten Weltalters, und derer Jahrhunderte, die unmittelbar vor der Sündfluth hergegangen ſind, beweiſt: daß eben dieſelben Leidenſchaften, die noch jetzt die Welt verheeren, ſich damals mit einer Gewalt losgeriſſen, deren ſie vieleicht anjetzt nicht fähig ſind. Wenn nun, troß der Kleinmuth, die die Kürze des menſchlichen Lebens in uns wirken muß, alles was die Vernunft erleuchtendes, und die Offenbarung ſchreckliches hat, die Neugierde nicht verhindert, die Schaubühne des Weltbaues auf eine unendliche Weiſe zu verändern: wie groß haben nicht die Ausſchweifungen eines Wollüſtigen, Ehrſüchtigen und Weltbezwingers ſeyn müſſen, welcher acht bis neun Jahrhunderte Leben und Unſtrafbarkeit vor ſich ſah? 10).

Empfindungen, Bilder der Phantaſie, und Leidenſchaften. Das alles hatten die erſten Menſchen eben ſowohl, als die neuern. Stimmen zum ſingen hatten ſie auch; folglich fehlete ihnen nichts zum Liedermachen, und Dichten. Und es kann gar wohl ſeyn, daß Lamech ein Poet geweſen: da er ſeine Weiber mit einer ſo pathetiſchen Anrede, aufmerkſam zu machen ſuchet. Vieleicht haben auch ſchon die frommen Patriarchen, wenn ſie vom Namen des Herrn geprediget, auch Lob- und Danklieder geſungen. G.

10) Ob dieſer Schluß gelte, mögen vernünftige Leſer prüfen. Ein Nero hat in einem kurzen Leben mehr Böſes gethan, als unzähliche andre in einem langen Leben. Es fol-

II.

Des Herrn Abtes von Fontenü Unterſuchungen, von der Erbauung der Stadt Tyrus, den 9. Aug. 1745.

Einer von den Gegenſtänden derjenigen Abhandlung, von welcher wir hier einen Auszug liefern, iſt dieſer, den Vortheil zu zeigen, welchen die allgemeine Geſchichte aus der Erforſchung der heiligen Schrift ziehen kann. Der Herr **Abt von Fontenü**, Verfaſſer dieſes Aufſatzes, wendet in demſelben dieſe Grundſätze auf die beſondere **Geſchichte von Tyrus** an. In der Unterſuchung, die er von dem Zeitpuncte der Stiftung dieſer Stadt anſtellet, ſind die mehreſten derer Beweiſe, auf welche er das Lehrgebäu ſteifet, welches er behauptet, aus der heil. Schrift genommen.

Tyrus war an den Küſten von **Phönicien** auf einer Inſel, vier **Stadien** von dem Ufer des Meeres erbauet. Es

---

get auch nicht, daß ein Menſch der hoffen kann länger zu leben, mehr Böſes anfangen werde: wenn er noch immer beſorgen muß, auch umgebracht zu werden. Daß dieß auch vor der Sündfluth möglich geweſen, lehret das Beyſpiel Abels, und deſſen, den Lamech erſchlagen. Die Beſorgniß des Vergeltungsrechtes konnte alſo damals eben ſo kräftig vom Böſen abhalten; als itzo: denn die Menſchen ſind ſterblich, und lieben das Leben. Herr Abt Fontenü iſt alſo wohl in ſeinen Muthmaßungen und Erdichtungen zu kühn geweſen. Es iſt gut, daß er keine Epopöen von antediluvianiſchen Heldenthaten angeſtimmet: denn ſonſt hätten wir ſo viel Hirngeſpinnſte von ihnen zu leſen bekommen, als uns die unſrigen vom Noah und Nimrod, und den Patriarchen zuſammen geträumet. G.

1) Wenn ſie dieß gethan haben, ſo müſſen ſie entweder ganz Afrika umſegelt; oder am rothen

Es giebt wenig alte Städte, deren Ruhm mit dem ihrigen zu vergleichen iſt. Sie war eine **Königinn der Meere,** wie die heiligen Schriftſteller ſelbſt ſie nennen; ſie war mit Einwohnern beſetzet, deren Reichthum den Fürſten gleich kam: und wegen ihres weitläuftigen Handels ſchien ſie den ganzen Weltkreis in ſich zu faſſen. Ihre Schiffe durchlieſen alle afrikaniſchen und europäiſchen Küſten, ja ſie drungen bis in das rothe Meer und in den perſiſchen Meerbuſen 1). Zu Lande handelten ihre Kaufleute bis über den **Euphrat** hinaus, welcher lange Zeit die Gränze der geographiſchen Kenntniß der Alten geweſen iſt.

Die Anzahl ihrer Pflanzſtädte hat ſie in die Zahl der berühmteſten Hauptſtädte geſetzet. Verſchiedene davon, z. E. **Utika** und **Karthago**, haben große Rollen in der Welt geſpielet: andere, z. E. **Cadix**, beſtehen noch anjetzt mit Anſehen.

Tyrus war ſo wohl eine kriegeriſche Stadt, als eine Handelsſtadt. Der unermeßliche Handel, worinnen ihre Ehre beſtund, und von welchem der ſinnreiche Verfaſſer des **Telemachs** uns ein ſo herrliches Bild ſchildert, ward durch zahlreiche Heere zu Waſſer und zu Lande unterſtützet.

---

rothen Meere eigene Häfen beſeſſen haben, daraus ſie dieſe Schiffahrten unternehmen können. Da das erſte nicht wahrſcheinlich iſt: ſo iſt das letzte wahr. Denn die Phönicier ſind vom rothen Meere, wo ſie vorher gewohnet, und Edomiter geheißen, erſt nach Phönicien getrieben worden. Edom heißt roth, vom Eſau her, der röthlich ausſah; und von ihnen bekam das Meer den Namen. Phönix aber heißt auch roth, und alſo zeiget ihr Namen ihren Urſprung. Hier trieben ſie nun ſchon vor der Zeit Handel und Schiffahrt, ehe noch Salomon zu Ezrongeber ſeinen Hafen hatte, woraus er ſolche lange Fahrten thun ließ, daß ſie kaum in drey Jahren einmal wieder kamen. Die Phönicier brachten alſo ihr altes Handwerk vom rothen Meere mit ſich ans mittelländiſche, und ſucheten es durch die Erbauung der Stadt Tyrus, noch in größern Flor zu bringen. G.

Endlich erfolgeten durch vielfältige Veränderungen, mehr als einmal, auf ihre Glückſeligkeit, die entſetzlichſten Unglücksfälle. **Salmanaſſar** demüthigete ſie, **Nebucadnezar** verſtörete ſie faſt gänzlich. Unter dem **Cyrus** ward ihr wieder aufgeholfen, und unter den Königen von **Perſien** gerieth ſie mehr als jemals in Flor; allein ſie bezahlete die Ehre, den **Alexander** in ſeinem Laufe aufgehalten zu haben, ſehr theuer. Denn eine blutige Belagerung machete einen Steinhaufen aus derſelben.

Von der Herrſchaft der ſyriſchen Könige, den Nachfolgern dieſes Weltbezwingers, kam ſie unter die Bothmäſſigkeit der **Römer**, und deren ſanftes und geruhiges Regiment, war ihrem Handel günſtig. **Tyrus** machete ſich dieſelben zu nutze, und erhob ſich: ſie kam mit Ehren wieder empor, und ward die Hauptſtadt in **Syrien**. In den folgenden Jahrhunderten empfand ſie unter der Regierung der **Saracenen**, und der chriſtlichen Prinzen, eben dieſe Abwechſelung von Glück und Unglück. Heute zu Tage endlich hat ſie das Schickſal aller alten Städte erlebet, die in die türkiſche Bothmäßigkeit gefallen ſind. Sie iſt ein bloßer Steinhaufen, und eine Sammlung von Hütten, die von etlichen arabiſchen und türkiſchen Fiſchern bewohnet werden. Ein betrübtes Schickſal! aber welches in der That **Ezechiels** Weiſſagung im 4 und 5 Verſe des XXVI Cap. beſtätiget: **Die ſollen die Mauren zu Tyro verderben, und ihre Thürne abbrechen: ja ich will auch den Staub von ihr wegfegen, und will einen bloßen Fels aus ihr machen; und zu einem Werd im Meere, darauf man die Fiſchgarne aufſpannet; denn ich habs geredet, ſpricht der Herr Herr, und ſie ſoll den Heiden zum Raube werden.**

Aus dieſem kleinen Entwurfe kann man urtheilen, wie ſehr die Stadt **Tyrus** eine eigene Geſchichte verdienete; da deren beſtändige Verbindung mit der allgemeinen Geſchichte, dieſelbe ſo merkwürdig machen würde. **Teucer von Cyzikum** hatte ſie ſchon bis auf ſeine Zeit fertig; und die folgenden Jahrhunderte würden den Fortſetzern dieſes Schriftſtellers, eine reichliche Materie dargebothen haben. Allein, ſein Werk iſt verloren gegangen. Nun geht des Herrn **Abtes von Fontenü** Abſicht nicht dahin, dieſem Mangel abzuhelfen; ſondern er ſchränket ſich nur bey der Erläuterung einer vorläufigen Frage ein; über welcher noch heutiges Tages viele Nebel ſchweben, ungeachtet die vortrefflichſten Gelehrten verſuchet haben, ſie zu zertheilen. Der Gegenſtand ſeiner Abhandlung iſt, zu zeigen: daß die Stadt **Tyrus** älter ſey, als man gemeiniglich denkt.

Die Alten führen deren Urſprung bald höher, bald weniger hinauf, alle aber ſetzen ihn vor die trojaniſche Belagerung. Unter den Neuern, ſtützet Herr **Newton** ſich auf Gründe, die nicht ſo wohl gründlich als ſinnreich ſind, und muthmaßet: daß die Stadt **Tyrus** unter **Davids** Regierung erbauet worden. **Marsham**, **Perizonius**, und einige andere, verſpäten ihre Grundlegung gar bis auf **Nebucadnezars** Regierung.

Dieſe verſchiedenen Meynungen kommen daher, daß es ehedem zwo Städte **Tyrus** gegeben. Die eine, von welcher wir hier reden, war, wie ſchon vorhin gedacht worden, auf einer Inſel erbauet. Die andere, die viel älter iſt, und ſeit Erbauung der zweyten **Palätyr** 2) genannt wurde, lag auf dem feſten Lande, auf eine gewiſſe Strecke vom Meere ab. Jener erſten Stadt, legen **Marsham** und alle Anhänger ſeines Lehrgebäues, alles bey, was man anführet, um der Stadt **Tyrus** ein größeres Alterthum beyzulegen, als ſie ihr zugeben.

Sie wollen, daß, nachdem **Nebucadnezar**, **Palätyr** eingenommen und zerſtöret gehabt, einige dem Metzeln entrennene

---

2) Παλαίτυρος, d. i. alt Tyrus.

trennete Einwohner, ſich in die benachbarte Inſel geflüchtet, allwo ſie den Grund zu dem neuen **Tyrus** geleget: welches man ſeiner Größe, und ſeines berühmten Namens wegen, nachmals mit dem alten vermenget hat.

So wahrſcheinlich nun auch dieſe Meynung iſt, die ſich ſo gar auf Stellen aus der heil. Schrift zu ſtützen ſcheint, ſo wird ſie doch durch ſolche überzeugende Beweiſe beſtritten, daß der Herr **Abt von Fontenü** ſich für berechtiget hält, mit dem **Reland**, **Grotius**, **Dom Calmet**, und andern Neuern zu behaupten: **Tyrus** ſey verſchiedene Jahrhunderte vor dem **Nebucadnezar** ſchon erbauet geweſen: und ſie ſey es geweſen; nicht aber **Palätyr**, von welcher **Jeſaias** und **Ezechiel** die Zerſtörung **voraus** verkündiget haben.

Seine Abhandlung hat zween Theile. In dem erſten zeiget der Verfaſſer: daß **Marshams** Lehrgebäu, den Geſchichtſchreibern und Sagen der **Tyrier** ſelbſt offenbar widerſpreche; ja, daß es endlich wider die ausdrücklichen Zeugniſſe der heil. Schriftſteller ſelbſt laufe; welche durch Ausdrücke, die nichts weniger als zweydeutig ſind, bezeugen: daß das berühmte **Tyrus** in der Mitte und im Schooße des **Meeres** gelegen.

Im zweyten Theile werden von dem Hrn. **Abte von Fontenü** diejenigen Beweiſe angeführet, unterſuchet und widerleget, welche zum Vortheile derjenigen Meynung dienen, die er beſtreitet; und welche folglich eben ſo viel Einwürfe wider ſeine Lehrmeynung ſind. In der Unterſuchung dieſer zween Theile, werden die zween Artikel dieſes Auszuges beſtehen.

I. Artikel.

Beweiſe des Alterthums der Stadt Tyrus.

Alles vereiniget ſich, das Alterthum der Stadt **Tyrus**, wider **Newtons** Meynung, und folglich noch vielmehr wider **Marshams** ſeine, zu beweiſen.

I.

Sie haben die **Mythologiſten** wider ſich, deren Zeugniſſe indeſſen, man hier doch nur als Beweiſe von der Sage der **Tyrier**, von dem hohen Alter ihrer Stadt anführen will. In der That, ungeachtet dieſe Erzählungen fabelhaft ſind, ſo zeugen ſie doch von der allgemeinen Meynung; und man kann ſich ſo gar eben deswegen darauf ſtützen, weil es Fabeln ſind: denn wäre der Urſprung von **Tyrus** ſo neu geweſen, als man vorgiebt; ſo hätte er ſich zu ſolchen Erdichtungen nicht geſchicket, die die Geſchichte leichtlich vernichtet hätte.

Nach dem **Sanchoniaton**, welchen **Euſebius** a) anführet, waren **Hypſuranius** und **Uſous**, die erſten Einwohner der Inſel von **Tyrus**, auf welcher der erſte die Stadt dieſes Namens erbauete, indem er die Hütten von Schilf aufrichtete. Dieſe zween Brüder waren Zeitgenoſſen vom **Saturn**. **Euſebius** füget hinzu, der zweyte von ihnen, habe die Menſchen gelehret, ſich mit Fellen zu bedecken; und ſich unterwunden, einen in Geſtalt eines Kahnes ausgehölten Baumkloß, dem Eigenſinne des Meeres anzuvertrauen.

Der Dichter **Nonnus** berichtet b), **Herkules**, der **Phönicier**, ſey der Stifter der Stadt **Tyr**; welchen die **Tyrier** für den Erfinder der Schiffahrt, und der Kunſt mit

Purpur

---

a) Præpar. Evang. Lib. I. Cap. X.

b) In Dionyſ. Lib. IV.

Purpur zu färben anſahen. **Herkules**, ließ nach dem Berichte des **Nonnus**, einige ſeiner Mitbrüder auf dem phöniciſchen Meere einſchiffen, und befahl ihnen: ſo lange zu ſegeln, bis ihnen zween ſchwimmende Felſen begegnen würden, welche durch die Opfer an **Jupitern** und den **Neptun** ſogleich unbeweglich werden würden; und auf welchen ſie unverzüglich die erſten Gründe zu der Stadt **Tyrus** legen ſollten. **Pollux** füget hinzu, er habe ſie deswegen ſo genannt, um das Andenken ſeiner Geliebten, **Tyro**, zu verewigen.

Man könnte glauben, **Nonnus** habe die Fabel, die er hier vorbringt, in der Abſicht erfunden, ſein Gedicht zu verſchönern, daſern wir keinen Beweis hätten: daß dieſe Fabel, ſo albern ſie auch iſt, bey den **Tyriern** für eine alte Sage gehalten worden, ſo daß der **Dichter** alſo nur ein Geſchichtſchreiber davon iſt. In der That finden ſich alle Umſtände dieſer Erdichtung, die wir nur unterdrücket haben, weil ſie ſo gar kindiſch ſind, auf den Münzen von **Tyrus**. Die zween ſchwimmenden Felſen waren nach einigen Schriftſtellern, durch zwo Säulen, deren eine von Golde, die andere von Smaragd geweſen, angedeutet. **Herodot** c) hatte dieſelbe zu **Tyrus**, in des **Herkules** Tempel geſehen: dann wurden ſie auch durch diejenigen angezeiget, welche nach dem **Philoſtratus**, in dem Tempel eben dieſes Gottes zu **Cadix**, einer **tyriſchen** Pflanzſtadt, geſtanden.

II.

Strabo verſichert uns im 1 B. daß **Tyrus** ſeinen Urſprung auf eben ſo hohe Zeiten hinausſetzete, als **Sidon**; einer Stadt Urſprung, die gewiß älter iſt, als **Juſtin** geglaubet hat; indem ihrer ſchon im erſten Buche **Moſis** gedacht wird d), und ſie bereits zu **Joſuä** Zeiten ſehr anſehnlich geweſen e).

Wir

---

c) Lib. II.

d) Cap. X. v. 19. Cap. XLIX. v. 13.

e) Cap. XIX. v. 28.

Wir haben noch einen Zeugen von der **tyriſchen** Sage, der noch älter iſt. Als **Herodot** von **Aegypten** nach **Tyrus** gekommen war *f*), ſo beſuchete er daſelbſt den Tempel des **Herkules**, welchen er mit dem ägyptiſchen **Herkules** für einerley hielt. Die Prieſter dieſes Gottes nun verſicherten ihn, der Tempel ſey ſo alt als die Stadt, und die Stadt wäre nach ihrer Rechnung zwey tauſend drey hundert Jahre alt. Ungeachtet man nun hiervon vieles abziehen muß, ſo muß man doch auch geſtehen: daß dieſe Prieſter die Sache nicht ſo hoch würden getrieben haben, wenn ſie nicht überzeuget geweſen wären; daß der Zeitpunct von Erbauung der Stadt **Tyrus**, verſchiedene Jahrhunderte über **Nebucadnezars** Regierung hinaus gienge.

Nun wird man doch wohl nicht ſagen wollen, die Stadt, wohin ſich **Herodot** begeben, ſey **Palätyr** geweſen: denn es war damals faſt ein Jahrhundert, daß **Palätyr** vom **Nebucadnezar** faſt gänzlich zerſtöret worden war; der dieſe Stadt in ſo betrübte Umſtände ſetzete, daß **Alexander** ſich ihrer Trümmern bedienete, um den Arm des Meeres, welcher vier Stadien breit war, und die Inſel **Tyrus** von der Nachbarſchaft abſonderte, damit ausfüllen zu laſſen.

Vieleicht wird man einwenden, daß, ungeachtet der Zerſtörung der Stadt **Tyrus**, **Herkuls** Tempel dennoch darauf beſtanden haben könne; und daß **Herodot**, eben dieſes alte Gebäude, aus Ehrfurcht gegen den Gott ſelbſt, beſuchet habe.

Hierauf antwortet der Herr **Abt von Fontenü**:

1. Der Tempel zu **Palätyr** ſey, in Gegenhaltung des Tempels zu **Tyrus**, ſo wenig geachtet worden: daß auch **Alexander** den Rath als eine Beſchimpfung aufgenommen, welchen die **Tyrier** ihm gegeben *g*), er ſolle dieſem alten Tempel,

---

f) Lib. II.

g) *Quint. Curt.* Lib. IV.

Tempel, diejenigen Opfer und Gaben bringen, die er dem Tempel in ihrer Stadt zugedacht hatte; da er ſie um die Erlaubniß erſuchet, zu dieſer gottſeligen Handlung hinein zu kommen.

2. Daß **Arrian**, wenn er von dieſes Weltbezwingers Belagerung dieſer Stadt redet, dieſes Tempels des **Herkules** als eines der **älteſten Tempel** gedenkt, die man nur kennete. Dieß mußte in der That derjenige ſeyn, welchen **Hiram** dem **Herkules** zu Ehren hatte bauen laſſen, wie wir aus dem **Joſephus** leſen *b*).

3. Was endlich beweiſt, daß der vom **Herodot** beſuchete Tempel, der zu **Tyrus** ſelbſt geweſen, iſt dieſes: daß die ſmaragdene Säule, welche er darinnen geſehen, noch zu **Theophraſts** Zeiten daſelbſt beſtanden; deſſen Zeugniß **Plinius** angeführet hat *i*).

Da nun das Alterthum **dieſes Tempels** ſolchergeſtalt erwieſen iſt, ſo beweiſt es aus einer augenſcheinlichen Folge, das Alterthum der Stadt ſelbſt, und beſtätiget den Titel einer **ſehr alten** Stadt, welchen **Ulpian**, ein berühmter Rechtsgelehrter und **Tyrier** von Geburt ihr giebt, und den Titel einer **Mutter der älteſten Städte**, womit **Plinius** ſie ausſchmücket. Alle dieſe Schriftſteller haben bloß von derjenigen Stadt **Tyrus** reden wollen, die zu ihrer Zeit im Flore geweſen, und nicht von **Palätyr**, welche ſie kaum kannten.

Endlich iſt es genug, daß man **Joſephs** Geſchichte nur aufmerkſam leſe, um aus allen Umſtänden, die er erzählet, überzeuget zu werden: daß dieſe Stadt bereits zu **Davids** und **Salomons** Zeiten ſehr blühend geweſen. Schon damals war ſie die Hauptſtadt eines großen Staates: **Hiram,**

---

b) Contra *Apion. Herodot.* Lib. II.

i) Hiſt. nat. Lib. VIII. Cap. 5.

ram, ein mächtiger Fürſt und Bundsgenoß zweener Könige in **Iſrael**, hielt ſein Hoflager daſelbſt. Dieſes lernen wir aus dem Briefe, welchen er an den **Salomon** bey Gelegenheit des Tempels zu **Jeruſalem** ſchrieb: ein Brief, welcher in den Archiven zu **Tyrus** aufbehalten worden, allwo **Joſephus** ihn nach der Urſchrift abgeſchrieben, wie er ſelbſt verſichert.

Eben dieſer **Joſephus** berichtet *k*), daß **Hiram** die Stadt **Tyrus** an der Morgenſeite vergrößert habe; indem er durch große Schüttungen ins Meer, den auf einer benachbarten Inſel ſtehenden Tempel des **olympiſchen Jupiters** damit verband. Dieſes kann gewiß nicht auf **Paläſtyr** gedeutet werden, einer Stadt, die im feſten Lande lag: wie Scylax in ſeinem **Periplus** anmerket, und welche **Strabo** dreyßig **Stadien** vom Meere angiebt. Außerdem gieng deren Morgenſeite gegen den **Libanon** zu; und alſo, wenn ſie auch an dem Ufer der See gelegen hätte, würde doch ihre Vergrößerung, davon **Joſeph** redet, nur von der Abendſeite ſtatt gehabt haben.

Der jüdiſche Geſchichtſchreiber erzählet in dem folgenden Buche *l*): daß Salmanaſſar, König von **Aſſyrien**, nachdem er die Stadt Samaria eingenommen, die Stadt **Tyrus** mit einer Seemacht von ſechszig Galeeren angefallen habe, deren eine jede acht hundert Ruderknechte geführet; daß aber die Tyrier ihn geſchlagen, ungeachtet ſie nur zwölf Schiffe gehabt. Dieſe Sache beweiſt, daß **Tyrus** ſchon hundert und funfzig Jahre vor dem **Nebucadnezar** ſehr mächtig geweſen: denn es iſt nicht möglich, dieſes auf **Palätyr** zu ziehen; indem dieſe Stadt, nach dem Beyſpiele von **Sidon** und Ace, von **Tyrus** abgetreten war, um ſich an den **Salmanaſſar** zu hängen. **Joſephs** Text iſt hierinn ausdrücklich, und läßt nicht den mindeſten Vorwand einer Zweydeutigkeit.

Uebrigens

---

k) Antiqu. Judaic. Lib. VIII. Cap. 2.

l) Lib. IX. Cap. ult.

Uebrigens iſt es gut anzumerken, daß dieſe Stelle die einzige in **Joſephs** Schriften iſt, darinnen der Stadt **Paläſtyr** gedacht wird. Das Anſehen dieſes Schriftſtellers, welches ſchon ſonſt ſo nachdrücklich iſt, giebt in gegenwärtiger Frage vollends den Ausſchlag. Niemand war von allem, was die Stadt **Tyrus** betraf, beſſer unterrichtet; er hatte deren Geſchichte aus Urkunden ſelbſt geſammlet: deren Aufbewahrung, wie er ſelbſt bezeuget, öffentlichen Beamten aufgetragen war, die ſie ihm mit Vergnügen mittheileten.

Und alſo iſt das Alterthum von **Tyrus**, durch das einhällige Zeugniß der **Mythologiſten** und Geſchichtſchreiber, wider die Lehrgebäude eines **Newtons** und **Marshams**, gründlich feſtgeſtellet: welche ſie, der eine, neuer als den **David**, der andere, als den **Nebucadnezar** machen. Der Text der heil. Schrift iſt eben ſo ausdrücklich, zum Vortheile der Meynung, die der Herr **Abt von Fontenü** angenommen.

III.

Die Propheten reden von **Tyrus** und nicht von **Paläſtyr**, wenn ſie die Verwüſtung durch den **Nebucadnezar** verkündigen. **Fahret hin aufs Meer**, ſaget **Jeſaias** (m), **heulet ihr Einwohner der Inſeln , , , , Fahre hin durch dein Land, wie ein Strom, du Tochter des Meeres.**

Hierauf ſtellet **Jeſaias** den Herrn vor, wie er ſeinen Arm über das Meer ausſtrecket, um die **Tyrier** ihrer Verbrechen wegen zu ſtrafen. Alle ſeine Ausdrücke deuten ſolche Drohungen an, die nur auf eine Stadt fallen können, welche mitten im Meere liegt.

(m) Cap. XXIII. v. 6. 10.

(n) Cap. XXVI. v. 5.

(o) ibid. v. 18.

Ezechiel bezeuget dieſes eben ſo klar, wenn er ſaget *n*), **und will ſie (die Stadt Tyrus) zu einem Werd im Meere machen, darauf man die Fiſchgarn aufſpannet.**

Man begreift wohl, daß dieſe Worte nicht an **Paläṫyr** gerichtet ſeyn können, einer Stadt, die im Lande, und dreyßig Stadien vom Ufer lag. **Sie werden deine Mauern abbrechen,** ſetzet eben dieſer Prophet *o*) hinzu, wenn er zu **Tyrus** redet, **und deine feinen Häuſer umreißen, und werden deine Steine, Holz und Staub ins Waſſer werfen.**

Im 27. Capitel **Ezechiels**, berühmet ſich **Tyrus** mit ſeiner Pracht, und Lage mitten im Meere, welches der Prophet einige Zeilen hernach, durch eine Wiederholung beſtätiget. Eben dieſer Lage wegen, vergleicht er ſie mit einem prächtigen Schiffe, welches an den Klippen ſcheitert und mitten in den Wellen untergeht *p*). Hätte die Stadt, deren Untergang er verkündiget, nicht auf einer Inſel gelegen, ſo würde ſich gewiß ihr König nicht gerühmet haben: **Ich bin Gott; ich ſitze auf dem Throne Gottes mitten im Meere** *q*). Alle, die an dem Unglücke von **Tyrus** Antheil nahmen, würden nicht ausgerufen haben: **Wer iſt jemals auf dem Meere ſo ſtill worden, als du, Tyrus?** *r*).

Alle dieſe und noch verſchiedene andere Stellen, in welchen der Ausdruck, **mitten im Meere**, allemal vorkömmt, zeigen offenbar, daß die Stadt **Tyrus**, welche vom **Nebucadnezar** belagert worden, auf einer Inſel gelegen; und eben dieſelbe geweſen, die, da ſie ſich aus ihren Trümmern wieder erhoben, nachmals vom **Herodot** beſuchet, vom Alexan-

---

p) Ibid.

q) Cap. XXVIII. v. 2.

r) Cap. XXVII. v. 32.

Alexander belagert, und im römiſchen Reiche berühmt geworden; kurz, daß ſie eben dieſelbe ſey, von welcher alle Schriftſteller geredet haben.

Hieraus erhellet, daß **Marshams** Lehrgebäu ſich nicht behaupten läßt: und was dieſes vollends beweiſt, iſt die Verheißung welche Jeſaias der Stadt **Tyrus** giebt: **zu der Zeit wird Tyrus vergeſſen werden ſiebenzig Jahre . . . . nach ſiebenzig Jahren wird der Herr Tyrum heimſuchen** [r]. Dieſe Weiſſagung paſſet ſich auf alle Weiſe auf die Stadt **Tyrus**, welche, als ſie unter dem **Cyrus** wieder in Freyheit kam, ſich durch den Handel wieder zu ihrem alten Glanze verhalf. Auf **Palätyr** aber kann man es gar nicht ziehen, welche Stadt nach dem Geſtändniſſe aller Ausleger der heil. Schrift, ſich niemals aus ihrem Verfalle wieder aufhelfen können. Sie iſt auch in nachfolgenden Zeiten ſo wenig bekannt geworden, daß die alten Schriftſteller ihrer kaum Erwähnung thun. Reden ja einige davon, ſo geſchieht es nur von ungefähr, und als von einem gar nicht wichtigen Orte: den ſie auch allezeit **Palätyr**, und niemals **Tyrus** nennen.

Und dieſes ſind kürzlich diejenigen Gründe und Beweiſe, welche in gegenwärtiger Abhandlung Herrn **Marshams** Meynung entgegen geſetzet werden. Nach ſo zahlreichen und ausdrücklichen Zeugniſſen, wird man wohl nicht zweifeln können, daß **Tyrus** nicht verſchiedene Jahrhunderte vor dem **Nebucadnezar** beſtanden habe. Allein, welches iſt nun der eigentliche Zeitpunct ihrer Erbauung? Dieſes unterfängt ſich der Herr **Abt von Fontenü** nicht feſtzuſetzen. Eben die Ungewißheit welche wir in dieſem Stücke antreffen, iſt ein Beweis des hohen Alterthums dieſer Stadt: indem man den Urſprung ſolcher Grundlegungen kennet, die neuer ſind als die heroiſchen Zeiten. Man kann alſo von dieſem, wie von vielen andern Puncten, nur Muthmaßungen angeben, die mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit haben.

---

[r] Jeſaias Cap. XXIII. v. 15 17.

[s] Cognationis cum Tyriis memores, quippe utramque urbem Agenorem condidiſſe credebant, multos Tyriorum, etiam protegentes, ad ſua perduxere navigia, quibus occultatis, Sidona devecti ſunt. *Quint. Curt.* Lib. IV. Cap. 4. Des Quintus Curtius

Von allen denen nun die ſich unſerm Verfaſſer darſtellen, ſcheint ihm nur eine einzige, die Sage der **Tyrier** ſelbſt, mit den Meynungen der ernſthafteſten Schriftſteller zu vergleichen. Dieſe Meynung iſt diejenige, welche **Grotius** hat, und welche die Grundlegung der Stadt **Tyrus**, dem berühmten **Agenor**, des **Belus** Bruder zuſchreibt, den einige für den **phöniciſchen Herkules** genommen haben. In der That nannten die Dichter die Einwohner von **Tyrus Agenoriden**. **Virgil** nennet **Karthago**, **Agenors** Stadt, weil ſie eine **tyriſche** Pflanzſtadt war. Die **Sidonier** waren dermaßen überzeuget r), daß dieſer Prinz, dem ihre Stadt ihre Vergrößerung zu danken hatte, der Stifter von **Tyrus** geweſen; daß ſie auch dieſem zu folge, den **Tyriern** eine Freyſtäte wider die Wuth des **Alexanders** eingaben.

Nonnus hat uns in ſeinem bereits angeführten Gedichte, eine tyriſche Fabel erhalten, die dieſe Muthmaßung beſtätiget, indem ſie beweiſt, daß die **Tyrier** eben dieſes geglaubet haben: dieſe Fabel iſt die Reiſe der **Ceres** nach **Tyrus**. Dieſe Göttinn ſoll nach der gemeinen Sage, **Agenors** Pallaſt und das Zimmer der **Europa** beſuchet

Curtius Text eignet die Erbauung von **Sidon** dem Agenor zu, von dem wir nur deren Vergrößerung vorausſetzen. In der That beſtund auch **Sidon** ſchon vor dieſem Prinzen und ſchon zu des Joſua Zeiten, wie obangezogene Stelle aus dem 1. B. Moſis bezeuget.

haben. Aus dieſer Erdichtung erhellet: 1. Daß die **Tyrier** den **Agenor** für den Stifter ihre Stadt gehalten. 2. Daß ſie deren Urſprung in die entlegenſten Zeiten geſetzet, in diejenigen Jahrhunderte, in welchen die Götter, nach den groben Begriffen des Heidenthumes, mit den Sterblichen umgiengen.

Euſebius läßt in ſeiner Chronik, den **Phönix**, nach dem Tode ſeines Vaters **Agenor**, zu **Tyrus** regieren; und aus **Tyrus** läßt er den **Kadmus** nach **Böotien** übergehen. **Kadmus** und **Europa** werden auf den Münzen dieſer Stadt abgebildet. Was aber endlich dieſer Meynung den höchſten Grad der Wahrſcheinlichkeit ertheilet, iſt dieſes, daß die Sage der Einwohner ſelbſt, und die Meynungen derer Schriftſteller, worauf ſie ſich gründet, vollkommen mit des **Joſephus** Rechnung übereinſtimmen, deſſen Anſehen in dieſer Sache, aus obangezogenen Gründen ſehr wichtig iſt. Dieſer Geſchichtſchreiber ſetzet u) die Erbauung der Stadt **Tyrus**, 240 Jahre vor der Erbauung des Tempels zu **Jeruſalem**, durch den **Salomon**, das heißt, in das XIIIte Jahrhundert vor der chriſtlichen Zeitrechnung, als **Gideon** das Volk **Iſrael** beherrſchete: und dieſes iſt ungefähr die Zeit in welcher **Agenor** gelebet haben kann.

Palätyr konnte ſich eines ganz andern Alterthums rühmen. Dieſe Stadt war ſchon zu des **Joſua** Zeiten ein feſter Platz x), als welcher das Erbtheil des Stammes **Aſſer** an der Seite des Meeres, bis an die Gränzen dieſer alten Stadt anwies, welche in der **Vulgata** ſchon damals munitiſſima Tyrus genennet wird. Es iſt muthmaßlich, daß diejenigen ſo ſie bewohnet, viel zur Bevölkerung des neuen **Tyrus** beygetragen haben, als ſelbiges vom **Agenor** geſtiftet war. Seine vortheilhafte Lage, die Bequemlichkeit

---

u) Antiqu. Judaic. Lib. VIII. Cap. 2.

lichkeit des Handels, die Güte ſeiner zween Häfen, zogen ſonder Zweifel ein Theil der Einwohner von **Palätyr** dahin: welche Stadt ihre Stärke verlor, da ihre Mannſchaft abnahm, und nach eben dem Maaße in Verfall gerieth, in welchem das neue **Tyrus** ſich empor hob.

II. Artikel.

Antwort auf Marshams Einwürfe.

Man hat geſehen, wie die **Mythologiſten** und Geſchichtſchreiber einander zu Beſtätigung der Meynung die Hand gebothen, welche der Herr **Abt von Fontenu** behauptet; ſie ſind alle in Anſehung des Alterthums der Stadt **Tyrus** eins. Ihre Zeugniſſe ſind ſo ausdrücklich, daß man erſtaunen muß, wie **Marsham** und alle Gelehrten von ſeiner Partey, zu ihrem Behufe ſelbſt diejenigen Zeugniſſe anführen können, die man ihnen entgegen ſetzet. Sie ziehen alles auf **Palätyr**, was die alten Schriftſteller uns von dem neuen **Tyrus** melden; und dadurch, daß ſie ſo den Sinn auch der klärſten Texte verdrehen, erreichen ſie ihren Zweck, ein Lehrgebäu aufzuführen. Allein die Stellen ſind gar zu klar, und der Misbrauch den ſie damit treiben, iſt gar zu ſichtbar, als daß man ſich mit deren Widerlegung aufhalten dörfte. Sie ſind auch ſchon im vorhergehenden Artikel zum voraus beantwortet worden; in welchem man die eigenen Worte derer Schriftſteller angeführet hat, auf welche ſie ihre Meynung zu gründen denken. Man würde daher nur eine Sache zweymal ſagen, wenn man die Folgerungen, die ſie aus dem **Strabo**, **Plinius**, und andern Schriftſtellern des Alterthums ziehen, einzeln oder abgeſondert anfechten wollte.

Dasjenige, was **Marsham** aus dem **Joſephus** und den Propheten zieht, hat mehrern Schein, und könnte

---

a) Joſua Cap. XIX. v. 29.

noch einen vernünftigen Zweifel abgeben: es ſind Einwürfe, welche verdienen, daß man ſie mit Fleiß beſtreite. Sie laufen auf drey hinaus, die Herr **Abt von Fontenü** einzeln beantwortet.

Erſter Einwurf.

Joſephus berichtet uns y), daß, als ſich **Salmanaſſar** der Stadt **Tyrus** bemeiſtern wollen, er ihr alle Gemeinſchaft mit einem benachbarten Fluſſe und verſchiedenen Gräben abgeſchnitten, welche ins Meer liefen. Es erhellet alſo, ſaget **Marsham**, daß die Stadt im feſten Lande gelegen, und folglich iſt der Ort, welchen der König von **Ninive** belagerte, **Palätyr** geweſen. In der That hat es auf der kleinen Inſel, auf welcher das neue **Tyrus** erbauet war, niemals einen Fluß gegeben. Die **Tyrier** hatten auch außerdem die Flotte des Königes **Salmanaſſar** zu Grunde gerichtet: wie hätte er denn die Stadt belagern können, dafern ſie nicht im feſten Lande gelegen?

Antwort.

Die Folgerung welche **Marsham** hier machet, iſt nicht richtig. **Salmanaſſar**, welcher ſich in ſeine Staaten zurück ziehen mußte, nachdem er ſeine Seemacht verloren hatte, wollte die **Tyrier**, entweder aus Rachgier, oder in der Abſicht bedrängen, ſich die Belagerung von **Tyrus** zu erleichtern, ſobald die Umſtände dazu vortheilhafter ſeyn würden. Da nun die **Tyrier** auf ihrer Inſel kein ſüſſes Waſſer hatten, und nicht alle ihre Lebensmittel daraus haben konnten; ſo ſuchten ſie alles auf dem feſten Lande, von dem ſie nur vier **Stadien** entfernet waren: die benachbarte Küſte gehörete ihnen, und verſchaffete ihnen allen ihren Vorrath. Der kleine Fluß, deſſen Mündung nicht weit von

---

y) Antiqu. Jud. Lib. IX. Cap. 14.

von ihrer Inſel lag, verſorgete ſie mit ſüſſem Waſſer; ſowohl als die Gräben, welche das Waſſer der berühmten Brunnen **Roscaim** hinleiteten, welche anjetzt den Reiſenden unter dem Namen der **Brunnen Salomons** bekannt ſind. Dieſe Quellen, die mit Ungeſtüm vom Berge **Libanon** herabſtürzen, bringen den Ueberfluß in diejenigen Ebenen die ſie durchwäſſern. Von ihnen hat **Wilhelm von Tyr**, in ſeiner Geſchichte von dem Kriege im gelobten Lande geredet, und ſie waren ein großer Schatz für die **Tyrier**. Um ihnen dieſelben nun zu rauben, ließ **Salmanaſſar** längſt der Küſte hin, gegen über der Inſel ſelbſt, einen Theil Kriegsvolk ſtehen, welchen **Joſephus** nur den Namen einer **Wache** giebt: und dieſe ſchnitten alle Gemeinſchaft zwiſchen dem feſten Lande und den **Tyriern** ab. Dieſe Art von Sperrung zwang ſie, auf ihrer eigenen Inſel, Brunnen und Ciſternen zu graben; allein daraus folget noch nicht, daß **Tyrus** auf dem Ufer gelegen.

Zweyter Einwurf.

Der zweyte Einwurf iſt ſtärker, und einer von denen, auf welche **Marsham** und **Perizonius** ſich am meiſten ſteifen. Sie ſagen: wenn der Prophet **Ezechiel** z) eine ziemlich umſtändliche, obgleich kurzgefaßte Beſchreibung von der Belagerung und Eroberung der Stadt **Tyrus** durch den **Nebucadnezar** machet; ſo bedienet er ſich verſchiedener Züge, welche alle den Angriff einer im Lande liegenden Stadt andeuten. Es heißt: **So ſpricht der Herr Herr: Siehe, ich will über Tyrum kommen laſſen, Nebucadnezarn den König zu Babel, . . . mit Roſſen, Wagen, Reitern, und mit großem Haufen Volks. Der ſoll wider dich Bollwerke aufſchlagen und einen Schutt machen, und Schilde wider dich rüſten. Er wird mit Böcken deine Mauern zer-**

---

z) Cap. XXVI. v. 7. 8. 9. 10.

ſtoßen, und deine Thürne mit ſeinen Waffen umreißen. Der Staub von der Menge ſeiner Pferde wird dich bedecken. So werden auch deine Mauern erbeben, vor dem Getümmel ſeiner Roſſe, Räder und Reiter, wann er zu deinen Thoren einziehen wird, er wird ſie mit Wällen und Einſchließungslinien umgeben, wie es nach der **Vulgata** heißt: Circumdabit te munitionibus et comportabit aggerem in gyro. Der Prophet, ſetzet man hinzu, ſaget kein Wort, weder von einer Flotte, noch von eingeſchifften Völkern die eine Landung thun ſollen. Folglich kann die Stadt, welche zu **Nebucadnezars** und **Ezechiels** Zeiten beſtund, keine andere als **Palätyr** geweſen ſeyn.

Antwort.

Hierauf antwortet der Herr **Abt von Fontenü**, daß, wenn die Ausdrücke, deren der Prophet ſich allhier bedienet, einzig auf die Belagerung einer im Lande erbaueten Stadt zu gehen ſcheinen; gleichwohl alle diejenigen Redensarten, die ſo wohl er, als **Jeſaias**, allenthalben ſonſt gebrauchen, um den Untergang von **Tyrus** anzuzeigen, nothwendig eine auf einer Inſel, in corde maris, erbauete Stadt andeuten. Alle oben angeführete, oder eingerückete Stellen, leiden keine Zweydeutigkeit: und alſo würde daraus ein Widerſpruch folgen. Nun hat ſich aber der heil. Schriftſteller nicht widerſprechen können, und widerſpricht ſich auch in der That nicht. Man muß ſich alſo bemühen, dieſe ſcheinbaren Widrigkeiten mit einander zu vereinbaren. Allein dieß muß ſo geſchehen, daß man ſich allezeit an die genauen Textworte halte; denen diejenigen nachgeben müſſen, welche, da ſie einen weitläuftigern Sinn annehmen können, auch wohl eine Auslegung ertragen: und ſo iſt inſonderheit derjenige beſchaffen, welche **Marsham** uns entgegen ſetzet.

Dom Calmet will, in ſeiner Auslegung über den **Ezechiel**, alles mit einander vereinigen, wenn er ſaget, die

Stadt **Tyrus** habe aus zween Theilen beſtanden, der eine auf dem feſten Lande, der andere auf der Inſel. Der König **Hiram** habe beyde durch einen langen Damm mit einander verbunden, und das neue **Tyrus**, ſey eigentlich zu reden, die Citadelle vom alten geweſen.

Allein dieſe Erklärung iſt nicht die wirkliche Auflöſung. Sie ſtützet ſich auf gar zu ſeichte Gründe: und dasjenige, was im erſten Artikel angeführet worden, erlaubet nicht, daß wir uns dabey beruhigen.

1. **Ezechiel** unterſcheidet ausdrücklich beyde Städte von einander, und ſeine Drohungen ſind allezeit an die zweyte gerichtet, die **mitten im Meere** liegt. Sie iſt es, deren ſtolze Gebäude, Denkmäler und Thürme der König von **Babylon** verwüſten ſoll; in ihre Mauern ſoll er mit allen ſeinen Wagen und Reitern einziehen; ihr Volk mit dem Schwerte erwürgen, und ihre Steine, Holz und Staub ins Waſſer werfen. Was aber **Palätyr** betrifft, ſo iſt es nur ein in dem Gebiethe von **Tyrus** gelegener Ort, deſſen Einwohner, nach der Weiſſagung des Propheten, durch die Schärfe des Schwertes umkommen ſollen.

2. Der Damm des Königes **Hiram**, von welchem **Dom Calmet** hier redet, war gemachet worden, um die Inſel von **Tyrus**, nicht mit dem benachbarten Lande; ſondern mit einer andern nahgelegenen Inſel zu vereinigen: auf welcher der Tempel des **olympiſchen Jupiters** war, wie wir aus dem **Joſephus** angemerket haben.

3. Endlich lag auch **Palätyr** nicht gegen über der Inſel, wie der gelehrte Ausleger vorauszuſetzen ſcheint; ſondern weiter unten gegen Mittag, dreyßig Stadien vom Meere.

Des heil. **Hieronymus** Auflöſung iſt viel glücklicher. Als **Nebucadnezar**, ſchreibt dieſer Kirchenleh-

„rer a), einſah, daß er die Stadt **Tyrus** nicht förmlich „würde belagern können, weil ſie auf der Inſel lag, noch „auch ſeine Kriegsmaſchinen hinanbringen konnte, um deren „Veſtungewerke zu zerſtören: ſo wandte er ſein zahlreiches „Kriegsheer an, den ſchmalen Gräben auszufüllen, welcher „die Inſel von dem feſten Lande ſchied. Auf dieſem Damme „legte er ſeine Bollwerke an, zerſtörete alle Gegenwehr der „Stadt, und eroberte ſie ſolchergeſtalt, wie **Ezechiel** ge„weiſſaget hatte „.

Dieſe Erklärung iſt ſehr natürlich. Der heil. **Hieronymus** vermenget den **Nebucadnezar** nicht mit **Alexandern**, durch ein ſolches Verſehen, welches der verwägene **Marsham** ihm auf eine ſo vertrauliche Weiſe vorrücket, die man wohl einer Unanſtändigkeit beſchuldigen kann.

Nebucadnezar hat auch gar wohl mit einem unzählbaren Kriegsheere dasjenige ausrichten können, was einige Jahrhunderte darauf, **Alexander** mit ſeinen **Macedoniern** ausrichtete; und vielleicht iſt dieſer junge Weltbezwinger in ſeinem Unternehmen, durch das Beyſpiel des Königes von **Babylon** ermuntert worden. Ungeachtet **Hieronymus** ſeine Gewährsleute in dieſer Sache nicht anführet: ſo iſt es doch zu vermuthen, daß er ſie aus irgend einem alten Schriftſteller genommen, deſſen Schriften zu ſeiner Zeit noch vorhanden geweſen. Allein, wenn auch, was er anführet, nur eine bloße Muthmaßung wäre: ſo iſt ſie doch ſo wahrſcheinlich, an ſich ſelbſt ſo möglich, und mit demjenigen, was **Ezechiel** von der Lage der Stadt **Tyrus** ſaget, ſo nothwendig verbunden; daß der heil. Kirchenvater geglaubet hat, er könne es mit dem entſcheidendſten Tone vortragen.

Was ſeine Erzählung noch beſtätiget, iſt, daß **Ezechiel** uns ſelbſt die übermäßigen Beſchwerlichkeiten erzäh-

let,

---

a) Comment. in Ezechiel. Cap. XXIX.

let, welche die Kriegsvölker **Nebucadnezars** bey dieſer Belagerung ausgeſtanden. Uebrigens muß man folgende Worte aus der **Vulgata**: circumdabit te munitionibus et comportabit aggerem in gyro, nicht wie Herr **de Sacy** gethan, ſo überſetzen: **er wird dich mit Feſtungswerken und Wällen umgeben.** Das Wort agger kann ein **Damm** heißen. Der hebräiſche Text ſaget: **er wird wider dich eine Veſtung oder hölzernen Thurn aufbauen, und einen Damm oder aufgeworfenen Wall wider dich ausſtrecken;** Ausdrücke, welche dasjenige deutlich genug anzeigen, wovon **Hieronymus** redet.

Er verſichert auch, nicht nur daß **Tyrus** durch dieſes Mittel in die Gewalt des Königes von **Babylon** gefallen ſey; ſondern er ſetzet auch hinzu, daß die Vornehmſten der Stadt, da ſie geſehen, daß ihre Mauern im Begriffe wären, von den Werkzeugen der Belagerer umzuſtürzen, ihren koſtbarſten Hausrath eingeſchiffet, und in verſchiedene Inſeln geflüchtet wären; ſo daß die Plünderung von **Tyrus**, den **Nebucadnezar** wegen der Beſchwerlichkeiten, der Arbeiten und Unkoſten der Belagerung nicht ſchadlos gehalten

Dieſe Anmerkung kömmt der vorhergehenden Erzählung zu ſtatten, und zeiget uns die Quelle an, woraus der heil. **Hieronymus** ſie genommen. In der That erwähnet ihrer keiner von denen Schriftſtellern die wir haben. Gleichwohl wird man den heil. Kirchenlehrer nicht im Verdachte halten, daß er ſie erſonnen habe. Es iſt hier auch nicht die Rede von einer Muthmaßung, ſondern von einer geſchehenen Sache; und vermuthlich hat ihm irgend ein Schriftſteller, deſſen Worte nicht mehr vorhanden ſind, dieſe Sache ſowohl, als die erſte dargebothen.

Dieſe Flucht der reichſten Tyrer übrigens, mit ihrer beſten Habe, erkläret eine andere Stelle *b*) im **Ezechiel** ver-

---

b) Cap. XXIX. v. 18. 19. 20.

vortrefflich wohl, allwo der Prophet erkläret: Gott habe **Aegypten** dem Könige **Nebucadnezar** übergeben, um ihn wegen der gewiſſermaßen fruchtloſen Mühſeligkeiten zu belohnen, die ihm die Belagerung von **Tyrus** verurſachet hätte.

Dritter Einwurf.

Unter allen Schwierigkeiten aber, welche die Kunſtrichter wider das alte **Tyrus** aufbringen, iſt die gröſte diejenige; welche verſchiedene Ausdrücke im **Ezechiel** darzubiethen ſcheinen, welche nach den gewöhnlichen Dollmetſchungen, dieſer Stadt einen gänzlichen Untergang drohen, davon ſie ſich nicht wieder erholen wird. Der Prophet kündiget ihr im Namen des Herrn an: **Und ich will einen bloßen Fels aus dir machen .... daß du nicht mehr gebauet werdeſt..... Ja zum Schrecken will ich dich machen, daß du nicht mehr ſeyſt: und wann man nach dir fraget, daß man dich ewiglich nicht mehr finden könne, ſpricht der Herr Herr** e). Gehen alle dieſe Drohungen auf **Palätyr**, ſaget man: ſo iſt niemals eine Weiſſagung mehr dem Buchſtaben nach erfüllet worden; allein wie will man ſie auf das neue **Tyrus** deuten? Man weis ja, daß dieſes zu **Alexanders** Zeiten eine der blühendſten Städte, und der Mittelpunct des orientaliſchen Handels geweſen. Als dieſer Eroberer ſie zerſtöret hatte, erhob ſie ſich mit neuem Flore aus ihrem Schutte, und ſeit dem iſt ſie bis auf das Ende des XIIIten Jahrhunderts nach **Chriſto**, bald mehr, bald weniger im Anſehen geweſen.

Antwort.

So dringend dieſe Schwierigkeit auch iſt, ſo antwortet dennoch der Herr **Abt von Fontenü** darauf:

1. Wie er auf die erſte gethan hat: daß, wenn der Prophet der Stadt **Tyrus** mit einem gänzlichen Untergan-

---

e) Ezech. Cap. XXVI. v. 14. 20.

ge zu drohen ſcheint, es dennoch nichts deſtoweniger gewiß ſey, daß die Stadt, an welche er ſich wendet, ſeinen eigenen Worten nach, auf der Inſel, in corde maris gelegen; daß die unbeſtimmten und metaphoriſchen Ausdrücke, welche man hier anführet, den ausdrücklichen und buchſtäblichen Sinn der erſtern Stellen nicht vernichten können; und daß man durch die entſcheidendſten Texte diejenigen erklären müſſe, die nicht ſo deutlich ſind.

2. Antwortet er mit dem **heil. Hieronymus**: daß man zum vollkommenen Verſtande der heil. Schrift ſich nicht allemal ſo gar gewiſſenhaft an den einfältigen und buchſtäblichen Sinn halten müſſe; ſondern zuweilen ſeine Zuflucht zu dem figürlichen und metaphoriſchen Verſtande nehme. Dieſe Regel läßt ſich inſonderheit bey der Schreibart der Propheten anwenden; und man würde ihre Sprache ſehr übel verſtehen, wenn man ſie allezeit nach dem Buchſtaben nehmen wollte. Sie vermiſchen ihre Weiſſagungen gar oft mit Drohungen, in der Abſicht: denenjenigen die ſie angehen, zu zeigen, was für eine Züchtigung ſie verdienen würden; dafern Gott die Strenge ſeiner Gerechtigkeit gegen ſie nicht minderte.

So ſind des **Jonas** Drohungen wider **Ninive**, **Ezechiels** ſeine wider **Aegypten**, und **Jeſaias** ſeine wider **Babylon** beſchaffen. Zuweilen, (und auch dieſes iſt noch eine Beobachtung vom **heil. Hieronymus**) bleiben die Propheten nicht einmal bey der gegenwärtigen Zeit ſtehen. Außer dem nächſten Zeitpuncte, wenden ſie den Blick noch auf entfernte Zeiten, in welchen ihre Weiſſagungen gänzlich und vollkommen erfüllet werden ſollen. Das iſt nun eben unſer gegenwärtiger Fall, und nicht der einzige, den man anführen könnte. Die Jahrhunderte ſind in den Augen deſſen **der ewig iſt**, und **vor dem tauſend Jahre wie ein Tag** ſind d), gar nichts. Die gänzliche Zerſtörung, mit welcher **Ezechiel** der Stadt **Tyrus** drohet, bedeu-

---

d) Pſalm XC. v. 4.

bedeutet alſo nach dieſem Kirchenlehrer, daß ſie nicht mehr die Königinn der Völker; nicht mehr eine unumſchränkte und unabhängige Stadt ſeyn werde; ſondern daß ſie nach und nach unter das Joch der **Perſer**, der **Macedonier** und **Römer** fallen ſolle. Wir fügen noch hinzu, daß ſie vom **Hieronymus** an, bis zu ihrem Verfalle, den **Muſelmännern** unterwürfig geworden.

Dieſe Erklärung iſt um ſo viel glücklicher, als der hebräiſche Ausdruck, deſſen der Prophet ſich bedienet, dafern er im buchſtäblichen Verſtande **bauen** heißt, in dem figürlichen, **mächtig reich werden**, ein groſſes Glück erlangen bedeutet. Man könnte von dieſer metaphoriſchen Bedeutung mehr als ein Exempel anführen.

3. Wenn man den hebräiſchen Text und die Ueberſetzung der ſiebenzig Dollmetſcher anſieht, ſo wird man gewahr: daß man die Ausdrücke deren verſchiedene Dollmetſchungen ſich hier bedienen, weder ſo gar ſtrenge, noch nach dem ganzen Umfange ihrer Bedeutung nehmen müſſe. In der That bedeutet der hebräiſche Ausdruck, den die ſiebenzig Dollmetſcher durch das Wort αἰὼν gegeben haben, in dieſem Falle nicht (wie der **heil. Hieronymus** und **Theodoret** anmerken) eine ewige Dauer, ohne Gränzen; ſondern nur einen Zwiſchenraum einer eingeſchränkten Zeit, den Raum eines Jahrhunderts, welcher nach der gewöhnlichen Rechnung des menſchlichen Lebens ſiebenzig Jahre ausmachet *e*).

4. Geſetzt, man gäbe auch weder die Auflöſung noch den Ausſpruch des **heil. Hieronymus** in Anſehung derer Stellen zu, die hier erkläret werden ſollen: wem ſoll man denn, was deren Sinn betrifft, wohl mehr trauen, als dem Jeſa-

---

e) *Holam* in Hebræo et αἰὼν in Græco, unum ſæculum ſignificat, id eſt humanæ tempus ætatis, quod ajunt annorum ſeptua-

Jeſaias, welcher uns ſelbſt die Auslegung davon darbeuth? Nachdem dieſer Prophet der Stadt **Tyrus** alle Unglücksfälle prophezeihet hat, die ſie zu Boden ſchlagen ſollen; ſo kündiget er ihr im Namen des Herrn das Ende ihrer Drangſalen an. Er erkläret ihr, daß ſie nach Verlauf von ſiebenzig Jahren ſich wieder mit ihrem alten Glanze in der Welt zeigen, und die Erneuerung ihres Handels, ihr wieder zu einer Quelle von Reichthume und Ueberfluß gedeihen werde *f*). Dieſe Weiſſagung hatte auch ihre Wirkung: als **Cyrus**, der Eroberer von **Babylon**, alles Volk, welches die **Chaldäer** in die Gefangenſchaft geführet hatten, frey erklärete; und ihnen die Erlaubniß gab, ihre Städte wieder zu bauen, davon **Jeruſalem** und **Tyrus** die wichtigſten waren.

Aus allem dieſen nun wollen wir ſchlieſſen, daß das Alterthum von Tyrus eine ausgemachte Sache ſey; daß der Zeitpunct ihrer Grundlegung ſich auf einige Jahrhunderte vor Nebucadnezars Regierung erſtrecke, und daß die Propheten und weltlichen Scribenten, von ihr, und nicht von Palätyr, in ihren Werken geredet haben.

III. Des

ſeptuaginta numero ſupputari, pſalmiſta dicente, dies annorum noſtrorum in ipſis ſeptuaginta annis. Comm. in Ezech. Cap XXVI

f) Jeſaias Cap. XXIII. v. 15. 17.

III.

Des Herrn Frerets Unterſuchungen über die geiſtlichen und philoſophiſchen Sagen der Indianer.

Als eine Vorbereitung zur Unterſuchung ihrer Zeitrechnung. 1744.

Unter allen Sagen von alten Völkern, giebt es keine, welche, wenn man ſie nach den Regeln einer geſunden Kritik offenherzig unterſuchet, bis auf das 3600te Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung hinausgeht; das heißt, bis auf diejenige Zeit, gegen welche die Zeitrechnung der **ſamaritaniſchen** Handſchrift, und der ſiebenzig Dollmetſcher ihre, die Wiederbevölkerung der Erden durch des **Noah** Kinder, ſetzen.

Es iſt wohl wahr, daß einige Völker ſich ein Alterthum zugeeignet haben, welches ſogleich den Zeugniſſen der heil. Schrift zu widerſtreiten ſcheint. Allein die mehreſten von dieſen Hirngeſpinnſten verdienen nicht einmal eine ernſthafte Unterſuchung.

Die Sagen aller Völker beſtehen aus zween Theilen, die man nie zu ſehr von einander unterſcheiden kann. Wenn man auf die Geſchichte jedes Volkes zurück geht, ſo findet man allezeit, höher oder tiefer, einen Zeitpunct, über welchen hinaus die Sagen aufhören hiſtoriſch zu ſeyn; das heißt, Begebenheiten von eben der Art vorzuſtellen, als die ſind, die ſich vor unſern Augen zutragen. Dort nun ſind die Bewohner der Erden keine Menſchen mehr; es ſind Götter, Schutzgeiſter, Ungeheuer, Rieſen, kurz, Weſen von ganz anderer Art als wir. Die Natur folget alsdann ganz andern Geſetzen; alle Vorfälle ſind Wunderwerke.

In der Geſchichte gewiſſer Völker, inſonderheit in der Griechen ihrer, ſind dieſe Erdichtungen unter einander durch gar keine Zeitrechnung verbunden: vielmehr haben ſie bey den **Chaldäern**, **Aegyptern**, **Chineſern** und den **indianiſchen** Völkern, dieſe Art von Verbindung; ja ſie machen ſo gar gewiſſermaßen ein Lehrgebäu aus. Eben dieſe allegoriſche Darſtellung der Begriffe ihrer Weltweiſen, von dem Urſprunge des Weltgebäues, und den Veränderungen der Welten, war ihrer Meynung nach, vor dieſer vorhergegangen. Die erſtaunliche Dauer, welche ſie dieſen fabelhaften Zeiten beylegten, ſchien faſt allemal nach einem gewiſſen aſtronomiſchen Zeitlaufe eingerichtet zu ſeyn, der ſich in ſich ſelbſt vervielfältiget. Gehen wir nun von einem ſolchen Zeitpuncte, davon wir hier reden, hinunter; ſo werden die Sagen hiſtoriſch: und dieſes ſind die einzigen, die der Nachforſchung eines Zeitrechners würdig ſind; und mit dem, was die heilige Schrift ſaget, zuſammen gehalten zu werden verdienen.

Dieß iſt der Geſichtspunct, unter welchem Herr **Freret** alles das betrachtet, was man von dem erſten Alter der Welt vorgegeben. Zu dieſer Entſchließung brachten ihn viele gelehrten Unterſuchungen und ein tiefes Nachſinnen: und mit dieſer Geſinnung hat er die Jahrbücher ſolcher Völker unterſuchet, deren Urſprung, beym erſten Anblicke, ſich in der Nacht der Zeiten zu verlieren ſcheint.

Die vier erſten Abſchnitte ſeines Werkes von der Zeitrechnung der **Chineſer**, ſtehen im XV. Bande unſerer Sammlung, und die ſechs letztern endigen den gegenwärtigen. Seine Meynungen von der alten Geſchichte der **Aegypter**, ſtehen ſehr ausführlich in ſeinem Werke wider das chronologiſche Lehrgebäu des Herrn **Newtons**; ein

Werk, welches wir unverzüglich unter die Preſſe zu geben gedenken. Der kurze Inhalt deſſen aber, was er von den Alterthümern der **Chaldäer** gedacht hat, wird in einigen künftigen Bänden folgen.

Dieſe drey Völker ſind, nebſt den **Indianern**, diejenigen, welche auf das höchſte Alterthum Anſpruch machen a). Wenn man alſo dieſe Materie erſchöpfen wollte, ſo müßte man auch die Sagen der **Indianer** noch unterſuchen.

Dieſes hatte Herr **Freret** ſich vorgeſetzet, in einer langen Abhandlung zu thun, die er aber nicht Zeit gehabt hat auszuführen, und welche zugleich die Religion, die Sternkunde, und die Zeitrechnung der indianiſchen Völker enthielt. Wir haben nichts mehr als den Anfang ſeines Werkes, darinnen er die geiſtlichen Sagen der Indianer vor-

a) Wenn man alle bekannten Völker durchgeht, ſo findet man in der That nur dieſe vier, deren Sagen über die von der Schrift, von dem Urſprunge der verſchiedenen Bevölkerungen angegebenen Zeiten, hinauszulaufen ſcheinen. Die Zeitrechnung der Griechen fängt nicht leicht eher, als mit den hiſtoriſchen Zeiten an; ihre fabelhafte Geſchichte, oder die Göttergeſchichte, hat keine Folge: weil ihre Religion kein Lehrgebäu ausmachete. Die bey den Völkern des Occidentes ausgeſtreueten Fabeln, haben ebenfalls keine chronologiſche Verbindung; indem dieſe Völker nichts vom ſchreiben wußten 1). Was die Einwohner von America betrifft, ſo wiſſen wir, daß die **Mexicaner**, und diejenigen Völker welche einerley Sprache mit ihnen redeten, und einerley Volk ausmacheten, ein ordentliches Jahr, ja ſelbſt ziemlich wohl ausgeſonnene Zeitkreiſe hatten. Allein alles was ſich von ihren Sagen erhalten hat, geht nicht viel über die chriſtliche Zeitrechnung hinaus. Die Sagen der **Peruvianer** enthielten nur vier oder fünf Jahrhunderte zur Zeit der Entdeckung der neuen Welt. Wenn man daher alles wohl überleget; ſo ſind die **Chaldäer**, **Aegypter**, **Chineſer**, und **Indianer** die einzigen, deren Zeitrechnung man eben ſo, wie der Hebräer ihre unterſuchen muß; indem ſie, ohne mehr Rechte zu haben als verträgt. Weil er uns bereits den 7. Febr. 1744. dieſen erſten Theil ſeiner Nachforſchungen mitgetheilet hatte: ſo glauben wir, daß wir hier den Auszug davon herſetzen müſſen; um ſo viel mehr, da die Kenntniß des geiſtlichen Lehrgebäudes der **Indianer**, vielen Einfluß auf die Kenntniß ihrer Zeitrechnung und Geſchichte hat, wie man bald ſehen wird.

Die indianiſche Religion iſt im Morgenlande überaus ausgebreitet: und man kann ſie ſo betrachten, als ob ſie unſere Halbkugel mit dem Chriſtenthume und der mahometaniſchen Religion theilete. In der That, ungeachtet **Mahomets** Religion, in denen zwiſchen dem **Indus** und **Ganges** eingeſchloſſenen Ländern herrſchet, ſo iſt gleichwohl die Religion der **Brachmanen** faſt allen alten Einwohnern eigen. Sie regieret ganz allein und ungetheilet im Norden und Oriente des Ganges, und erſtrecket ſich von

---

als andere Völker, gleichwohl mehrere Anſprüche haben, als dieſelben.

1) Es iſt wohl wahr, daß die Schweden ſich ihrer Runen rühmen, die ſie ſehr alt machen. Ja wenn man dem **Rudbeck** glauben will, ſo ſind ſie älter, als des **Kadmus** ſeine 16. Buchſtaben, die er nach Griechenland gebracht; oder doch einerley mit denſelben. Allein bey genauerer Aufmerkſamkeit findet ſich dieſes große Alterthum ungegründet. Alle alte Steine in Schweden, Norwegen und Dännemark, die **Verelius**, **Wormius**, u. a. m. abgeſchrieben, und bekannt gemachet, haben keine Chronologie, keine Merkmaale der Zeit, darinn ſie geſetzet werden: wenige ausgenommen, die aber ſehr neu, und ſchon zur Zeit des eingeführten Chriſtenthums gemachet worden. Die Runen ſehen auch größtentheils den lateiniſchen Buchſtaben ſo ähnlich, als die Gothiſchen den Griechiſchen, daraus ſie ohne Zweifel entſtanden ſind. Folglich iſt an ſolche alte Nachrichten von den erſten Zeiten der Welt in den nordiſchen Schriften gar nicht zu denken. Die Edda der Isländer, die **Snorro Sturleſon** heraus gegeben, hält zwar viel ſolche alte Fabeln und Mährchen in ſich, die der Kosmogonie des **Heſiodus** ähnlich ſehen; ſind aber bey weitem ſo alt nicht: indem dieſe Edda allererſt im XIII. Jahrh. geſchrieben werden. G.

dem **bengaliſchen** Meere, bis an das **thibetiſche** Gebirge. Die zween **Thibete**, das Königreich **Boutan**, und faſt alle Völker beyder **Tartareyen** erkennen ſie; die mehreſten von den **Chineſern** haben ſie ſeit dem 64ten Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung angenommen; auch in **Japan** iſt ſie die herrſchende Religion; und die **Mahometaner** fanden ſie in denen Inſeln ſchon eingeführet, dahin ſie giengen, die Religion der **Muſelmänner** zu predigen. Sie iſt endlich die Religion von **Cochinchina**, **Tunquin**, der Königreiche **Laos**, **Cambaya** und **Siam**, der Völker in **Pegu**, **Ava**, und aller Länder die zwiſchen **China** und dem **Ganges** liegen.

Die

---

b) Es würde ſchwer ſeyn, ſich einen richtigen Begriff von den geiſtlichen Sagen der Indianer aus den Nachrichten der engländiſchen, portugieſiſchen und franzöſiſchen Reiſenden zu machen. Alles was ſie davon melden, iſt ein lauteres Geweb von Ausſchweifungen und Widerſprechungen, die ſich in der indianiſchen Religion nicht wirklich finden; deren unter einander verbundene Grundſätze, ein ſyſtematiſches Ganzes ausmachen. Wäre dieſe Religion ſo albern, als man ſie verſtellet: wie hätte ſie ſich, nicht nur in dem größten Theile des Orients ausbreiten, ſondern auch wider die Macht der Mahometaner und das beſtändige Beſtreben der Weltweiſen und Gelehrten, daſelbſt erhalten können? Die wenige Uebereinſtimmung welche in allem herrſchet, was man uns davon ſaget, hat ihre verſchiedenen Urſachen: deren einige von den Indianern ſelbſt herrühren; und die andern denen Fremden zuzuſchreiben ſind, die davon reden.

Was die Indianer betrifft, ſo ſind 1. die mehreſten Lehrſätze ihrer Religion, in denen verſchiedenen Secten verſtümmelt worden, zu welchen ſich ſo mancherley Völker bekennen.

2. Iſt die Verſchiedenheit der Mundarten und der Ausſprache, die faſt den ganzen Sinn eines und deſſelben Wortes ändern, abermals eine Quelle unzählicher Veränderungen. Einerley Weſen, einerley Eigenſchaften deſſelben, welche in verſchiedenen Gegenden durch verſchiedene Namen angedeutet werden, haben ſich hiedurch auf ſo mancherley Weiſe vervielfältiget, daß daraus ſeltſame Widerſprechungen entſtehen.

3. Der

Die in dieſen Gegenden üblichen Arten des Gottesdienſtes, ſie mögen nun den Fremden ſo verſchiedentlich zu ſeyn ſcheinen, als ſie wollen, ſind doch in der That nur Aeſte einer und derſelben Religion. Man kann ſie als ſo viel verſchiedene Secten betrachten, davon die wichtigſte diejenige iſt, welcher die Einwohner der Halbinſel zwiſchen dem **Indus** und **Ganges** anhängen. Und von dieſen **Indianern** eben, iſt in Herrn **Frerets** Abhandlung hauptſächlich die Rede.

Das allgemeine Lehrgebäu ihrer Religion, ſcheint den Reiſenden unbekannt zu ſeyn *b*): die von dieſer Sache alle faſt lauter Fabeln vorbringen, oder doch davon höchſtens

---

3. Der Aberglauben, die Unwiſſenheit und die Dichtkunſt haben durch eine Kette von ſeltſamen Erdichtungen, einen anfänglich einfältigen und ſehr philoſophiſchen Gottesdienſt verſtümmelt. Das mit dieſen Fabeln erfüllete Volk, hält ſie für ein weſentliches Stück derjenigen Religion, zu welcher es ſich bekennet. Die mehreſten Anſpielungen, welche Anfangs gebrauchet worden, metaphyſiſche Begriffe auszudrücken, auf denen das indianiſche Lehrgebäu beruhet, ſind mit der Zeit dem Buchſtaben nach verſtanden worden. Durch dieſen Widerſinn, davon die Geſchichte ſo viele Beyſpiele darbeuth, ſind denn auch die Bildſäulen, welche bloß beſtimmet waren, geiſtige Weſen unter einem ſinnlichen Bilde vorzuſtellen, unmittelbare Gegenſtände eines ungeheuren Gottesdienſtes geworden. Die Symbola haben ſich in Götzen; die Götzen in Götter verwandelt.

An Seiten der Fremden, welche uns von der indianiſchen Religion belehren wollen, entſtehen die Widerſprüche und Verſehen aus vier Haupturſachen.

1. Die mehreſten Reiſenden, welche uns von der indianiſchen Religion unterrichten wollen, waren, weil ſie mit ganz andern Gegenſtänden beſchäfftiget, und vielmehr Kaufleute als Weltweiſe waren, ſehr ungeſchickt, den Grund des Gottesdienſtes, von der Menge von Fabeln zu entwickeln, deſſen grobe Vermiſchung ihn verdunkelt und verdecket.

2. Da ſie weder zu einerley Zeit noch in einerley Gegenden gereiſet ſind, ſo theilen ſie uns Sagen mit, welche dem ihnen bekannten Volke eigen geweſen, und geben ſie für das

nur einzelne Lehrſätze anführen. Herr **Freret** hat diejenigen Züge, mit welchen er ſie uns ſchildert, aus der Quelle ſelbſt genommen. Er hat ſie aus einer Art eines theologiſchen Auszuges *c)* entlehnet, welcher noch heutiges Tages in den Schulen der **Malabaren** erkläret wird, und deſſen Auszug in der Fortſetzung des 5ten portugieſiſchen Zehend des **Barros** im 6ten B. befindlich iſt.

Die **Indianer** erkennen ein oberſtes Weſen, die Quelle des Weltbaues, einen reinen Geiſt, einen unendlichen Verſtand, allmächtig, nothwendig, unmaterialiſch, ſeinem Weſen nach vollkommen, und aus welchem die beſondern Weſen ausgehen, wie das Licht aus der Sonne ausgeht. Dieſe oberſte Urſache heißt in ihrer Sprache *d)* **Scharues Zivari**, der Schöpfer von allem.

Dieſem oberſten Weſen unterwerfen ſie eine große Menge anderer Weſen, die ewig und geiſtig ſind, wie daſſelbe; die aber ſeiner Macht unterworfen ſind, und ihr Weſen von ihm haben, als die nothwendigen Wirkungen einer ewigen Urſache, die von Ewigkeit her wirkſam geweſen. Dieſe Geiſter heißen, **Moni-Schevarun.**

Die

---

allgemeine Lehrgebäu des ganzen Volkes aus.

3. Hat ſie die Unwiſſenheit der Sprache oftmals genöthiget, viele Wörter zu verſtümmeln und deren Rechtſchreibung und Sinn zu verſtellen.

4. Anſtatt ſich nach einem Begriffe vom Ganzen zu beſtreben, weswegen ſie fleißige Nachforſchungen hätten anſtellen müſſen, blieben ſie dabey ſtehen, daß ſie einzelne Stücke ſammleten, die oftmals fremd, und faſt allezeit widerſprechend waren. Sie frageten nicht leicht wen anders, als den gemeinen Mann, oder höchſtens unwiſſende Prieſter: die mehr mit der Sorgfalt die Bildſäulen der Götter zu ſchmücken, als mit dem Studieren ihrer Lehrbücher, beſchäfftiget waren.

c) Dieſes Buch, von welchem der Fortſetzer des Barros einen Auszug geliefert hat, heißt: **Teroum mandra molé Etri-**

Die indianiſche Theologie theilet ſie in zwo Claſſen. Die erſte beſteht aus ſehr reinen Geiſtern, die unabtrennlich mit ihrem Urſprunge vereiniget ſind, und deren Vollkommenheit ſo groß iſt, daß ſie des Laſters und Irrthums unfähig ſind. Sie ſind unabläßig mit Beſchauung des höchſten Weſens beſchäfftiget, und in ein ſo ſtarkes Nachſinnen verſenket, daß eine Art von Vernichtung daraus entſteht, die allem ihrem Vermögen Einhalt thut, und ſie hindert, irgend eine beſondere Handlung vorzunehmen. Dieſes kömmt faſt auf die Meynung heraus, welche die übertriebenen **Quietiſten** ſich von der höchſten Seeligkeit machen. Dieſer Zuſtand iſt dasjenige, was die **Siameſer Niveupan**, die **Peguaner**, **Niban**, die **Japoneſer**, **Safena**, und die **Chineſer Coung-biou**, nennen.

Die zwente Claſſe enthält Geiſter, die nicht ſo rein ſind, die nach einer Folge ihrer Unvollkommenheit frey, und als ſolche, fähig ſind zu ſündigen. Der Misbrauch, welchen dieſe Geiſter mit ihrer Freyheit vorgenommen, hat ſie hinunter geſetzet; ſie ſind von einer Sphäre zur andern herabgeſunken, nach dem Maaße, wie ihre Verderbniß zugenommen; bis dieſelbe bey ihrer Zunahme, eines heftigen Hülfsmittels benöthiget geweſen. Hierauf ſind dieſe Geiſter in

---

Etrivachigan. Die Schulen in **Malabar** ſind die einzigen, die jetzt in **Indien** noch beſtehen: denn die **Patans** und nach dieſem die **Mogols**, haben diejenigen zerſtöret, welche an den Ufern des **Ganges**, und im mitternächtlichen **Indien** geweſen. Diejenigen ſo die **Braminen** zu **Benaras** halten, und von welchen **Bernier** redet, ſind nur Privatſchulen, welche die **Mahometaner** leiden.

d) Man muß bey Gelegenheit der **Indianiſchen** Namen bemerken: 1. daß es in **Indien**, nicht nur verſchiedene Dialecte, ſondern auch verſchiedene Sprachen giebt, welche eine von der andern abgeben. 2. Daß unſere europäiſchen Sprachen, nicht alle indianiſchen Ausſprachen ausdrücken können 3. Daß dieſelben Töne, nach den verſchiedenen Rechtſchreibungen der **Europäer** ausgeſprochen, ganz andere Worte zu bilden ſcheinen.

Körper, und in eine materialiſche Welt eingeſchloſſen worden, welche für ſie, als ein Ort der Verbannung erſchaffen ward, und die ſie ſo lange bewohnen müſſen, bis ſie ihre erſte Reinigkeit wieder erlanget haben.

Unſere Seelen ſind Geiſter von dieſer Art: die, da ſie von ihrer Vollkommenheit abgefallen, gezwungen worden, Körper zu beſeelen, um ſich darinnen von ihren Unſauberkeiten, durch die mit der menſchlichen Verfaſſung verknüpften Leiden, zu reinigen; Leiden, welche nicht ſowohl eine Strafe, als ein Geneſungsmittel ihrer begangenen Fehler ſind. Wenn nun dieſe Seelen in dem menſchlichen Körper ihren Aufenthalt zu nichts anderm anwenden, als neue Unreinigkeiten anzunehmen; ſo gehen ſie alsdann in die Leiber der Thiere über, und zwar in die Leiber ſolcher Thiere, die um ſo viel verächtlicher und elender ſind, als jene ſtrafbarer geweſen ſind.

Einige indianiſche Secten glauben, daß die einmal gefallenen Seelen ſich niemals wieder erheben; die mehreſten von den andern aber, welche nicht ſo ſtrenge ſind, glauben: daß die Ausübung der Tugend, und groſſer Strengigkeiten, den Seelen ihre alte Vollkommenheit wieder geben könne; und daß ſie alsdann in den **Schorgam**, oder an den Ort der Ergötzungen wiederkehren, welches der Aufenthalt der Geiſter der zweyten Claſſe iſt. Denn dieſe zweyte Claſſe iſt nicht ganz genau mit dem **Scharües Zibari**, mit dem erſchaffenden Weſen verbunden.

Seit dem Falle der Weſen aus der zweyten Claſſe, und der Hervorbringung der materialiſchen Welt, haben gewiſſe Geiſter zu entſtehen angefangen, die von einer ganz entgegengeſetzten Art ſind; ihrem Weſen nach unrein und bösartig, Diener der Gottheit; Werkzeuge, deren ſeine Gerechtigkeit ſich bedienet, die ſündigenden Weſen zu züchtigen. Dieſe Geiſter, die unter dem Namen **Deoutas** bekannt, ſind die Urſache alles Uebels, ſo den Weltbau kränket. Die Seelen, oder Weſen der zweyten Ordnung, die ſich in der Zeit ihrer verſchiedenen Wanderſchaft durch die Leiber der Menſchen und Thiere, verunreiniget haben, werden zuletzt dieſen böſesübenden Geiſtern übergeben, und in dem **Naranea** gemartert. Dieß iſt ein finſterer Ort, welchen die **Indianer** in den unterſten Theil des Weltbaues ſetzen.

Das unumſchränkte Weſen hat nicht durch ſich ſelbſt dieſe materialiſche Welt, die wir bewohnen, erſchaffen, und regieret ſie auch nicht unmittelbar. Es hat einigen von den Geiſtern der oberſten Claſſe, die Sorgfalt aufgetragen, dieſelbe hervorzubringen, und zu regieren e). Dieſer Geiſter ſind fünfe an der Zahl; und ein jeder von ihnen, wird durch eine Eingebung getrieben, die ihn nie verläßt. Die **Indianer** haben dieſe Eingebung in eine Perſon verwandelt: und daher iſt der Gebrauch gekommen, einem jeden dieſer verwaltenden Geiſter des Weltbaues, eine Frau zu geben. Unſere Neuern, die die mehreſten figürlichen Ausdrücke der **Brahminen** recht dem Buchſtaben nach, verſtanden, bringen bey dieſer Gelegenheit viel albernes Zeug vor; welches ſie erſparet haben könnten, wenn ſie bedacht hätten, was die Namen dieſer vermeynten Göttinnen bedeuten.

Die fünf Geiſter, Regierer der materialiſchen Welt, ſind: 1. **Schada-ſchivaoun**, und ſeine Frau **Houmani**, welche den Himmel und die Gegend der Sterne regieren. 2. **Roudra**, und ſeine Frau **Parvadi**, oder **Paratchatti**, deren untergebener Theil das Feuer iſt. 3. **Ma-eſoura**, und ſeine Frau **Ma-enovadi**, Verwalter des Luftkreiſes. 4. **Viſnou**, oder **Viſchnou**, und ſeine Frau **Lackimi**, die dem Elemente des Waſſers vorſtehen. 5. Endlich **Brahma**, und ſeine Frau **Eſcharaſvadi**, denen das Element der

---

e) Man ſehe den **Phil. Baldäus**, und **Abraham Roger**.

der Erde anvertrauet iſt *f*). Die Naturlehre der **Indianer** füget, wie man ſieht, den vier Elementen der griechiſchen Weltweiſen, noch den Aether hinzu.

Von dieſen fünf Gottheiten, ſind nur drey, welche an Erſchaffung der ſichtbaren Welt Theil gehabt haben. **Brahma** iſt Urheber der Materie, woraus ſie beſteht. **Viſchnou** hat deren Geſtalt hervorgebracht; und **Roudra** iſt Urſache an denen Veränderungen, die ſie durch die Vernichtung der beſondern Weſen erduldet. Ohne hier bey dem beſondern Verhältniſſe dieſer drey Urſprünge, mit den ägyptiſchen Gottheiten, **Iſis**, **Oſiris**, und **Typhon** ſtehen zu bleiben, wollen wir nur bemerken: daß einige der indianiſchen Secten, ihre drey Urſprünge unter einer einzigen Figur vereinigen, die einen dreyköpfigten Abgott ausmachet, da jeder Kopf mit einer Krone gezieret iſt. Indeſſen hat **Brahma** bey den **Indianern**, weder Bildſäule, noch Tempel, noch einen beſondern Dienſt. **Viſchnou** und **Roudra**, inſonderheit aber der erſte, ſind die einzigen von den fünf Geiſtern, welche Altäre und Prieſter haben.

Der

---

f) Dieſe fünf Frauen ſind nichts anders, als Eigenſchaften, die man in Perſonen verwandelt hat, wie man gar leicht aus den Namen zweer von ihnen ſchließen kann. **Lackimi**, die Gattinn des **Viſchnou**, bedeutet Reichthum, Ueberfluß; **Paratchatti**, die Gattinn des **Roudra**, iſt die Allmacht. Dieſes ſind die einzigen, deren Bedeutung Herr Freret finden können; allein dieß iſt ſchon genug, um zu ſchließen, daß die drey übrigen von eben der Art ſeyn werden. Wir wollen noch hinzuſetzen, daß die Geiſter, von denen hier die Rede iſt, ſowohl als ihre Frauen, und überhaupt alle indianiſche Gottheiten, zu gleicher Zeit verſchiedene Namen haben. Dieſes darf uns auch nicht wunder nehmen: indem, da dieſe Namen nur Beywörter ſind, eines und daſſelbe Weſen, deren ſo viel erhalten kann, als es Eigenſchaften hat. Das Buch **Tivarum** betitelt, z. E. iſt nichts, als ein Verzeichniß der verſchiedenen Namen des höchſten Weſens.

g) Relation du voïage de Siam, par la *Loubère*.

2) Dieſe Indianer, die vor Alters

Der Begriff den dieſe Völker ſich von der Einrichtung des beſondern Weltbaues machen z), iſt überaus ſeltſam. Sie ſtellen ſich den von uns bewohneten Erdball, als eine platte Oberfläche vor, in deren Mitte ſich ein Berg erhebt 2). Um dieſen Berg laſſen ſie ſich die Sonne, den Mond, die Sterne und Planeten wälzen: denn in dieſer Ordnung laſſen ſie ſie auf einander folgen. Dieſe Geſtirne ſind nur alsdann für uns ſichtbar, wann ſie zwiſchen uns, und dem Berge ſind, und dieſer Berg verbirgt ſie vor unſern Augen. Oben über dem Planetenhimmel, erdenken ſich die Indianer noch ſechs andere, welche von einander ſechs tauſend Tagereiſen, das heißt, ſechs mal hundert tauſend indianiſche Meilen entfernet ſind. Ein jeder von dieſen Himmeln, iſt dem Aufenthalte der Weſen aus der zweyten Claſſe, welche rein oder gereiniget ſind, gewidmet. Alhier genießen ſie einer Glückſeligkeit, welche demjenigen Grade der Vollkommenheit gemäß iſt, den ſie entweder behalten, oder wieder erlanget haben.

Unten unter der Erde giebt es ebenfalls verſchiedene **Naranea**, oder Wohnungen der Finſterniß; in welchen die

ſtrafba-

Alters wohl nichts anders, als ihr Aſien gekannt haben, und noch ein beſſers Recht hatten, dieß allein für die bewohnte Welt zu halten, als die Japoneſer ihre Inſeln: haben ſo gar unrecht nicht, wenn ſie dieſen Welttheil für ein flaches Land, in deſſen Mitte ſich ein Berg erhebt, angeſehen. Denn in der That iſt es ſo. Das ganze Aſien, iſt in den Augen eines Weltbeſchreibers nichts als ein hoher Berg, deſſen Gipfel ſich in der Mitte ſehr hoch in die Luft erhebt, und daher die ungemein große Kälte hat, die auch den Froſt von Neva Zembla übertrifft. Man kann ſolches auf allen Charten von Aſien gewahr werden, indem alle Flüſſe, die nach allen vier Weltgegenden dieſes Welttheils herabfließen, auf dem Mittel deſſelben, als auf dem höchſten Theile davon entſpringen. Und da ihr Lauf nach Gelegenheit, drey, vier, bis fünfhundert deutſche Meilen weit geht; allemal aber einen gewiſſen Fall haben muß: ſo kann man denken, wie hoch das Mittel von Aſien liegen müſſe, und daß es dergeſtalt ganz wohl ein großer Berg heißen könne, der aber rings um auch wieder kleinere Höhen hat. G.

ſtrafbaren Seelen, nach dem Maaße ihrer Verderbniß gequälet werden. Dieſe verſchiedenen Theile des Weltbaues, ſind in eine unermeßliche Sphäre eingehüllet, welche ſie das **Ey des Brahma** nennen; und welches von einer Frau getragen wird, die **Adaraſati** heißt, das iſt, die **Wahrheit**.

Man ſieht aus dem bisherigen wohl, daß die Indianer die Ewigkeit nur der Geiſterwelt zugeſtehen, und nicht der materialiſchen und ſichtbaren Welt: wie die mehreſten Glaubensbothen und Reiſenden, meynen und vorgeben. Da nun dieſe ſichtbare Welt nur zum Aufenthalte der gefallenen Geiſter beſtimmet iſt, und dieſe Geiſter ſich von ihrem Falle wieder erheben können; ſo kann man daraus ſchließen, daß dieſer Aufenthalt, in dem indianiſchen Lehrgebäue, einen Anfang hat haben müſſen, und daß er auch ein Ende haben kann. Sie ſchränken auch deſſen Dauer auf die hundert Lebensjahre des **Brahma** ein. Ein jedes dieſer Lebensjahre iſt 365 Tage lang, und jeder Tag währet drey und vierzig Millionen, und zweymal hundert tauſend Jahrhunderte, oder vier Billionen und drey hundert zwanzig

---

b) Der Sinn dieſer Anſpielung iſt gar nicht ſchwer zu errathen. Alhier iſt **Brahma** gar nichts anders, als die materialiſche Welt, und die hundert Jahre ſeines Lebens, bemerken im figürlichen Verſtande, die Zeit der Dauer der Welt. Der holländiſche Geiſtliche, welcher den **Brahminen** zu rathe zog, war Abraham Roger, welcher lange Zeit zu Paliacate, auf der Küſte von **Coromandel** gewohnet; und dieſer **Brahmine** war der berühmte **Padmanaba**, welcher in der Folge das Chriſtenthum angenommen. Uebrigens iſt man in Indien über der Dauer dieſes Lebens des **Brahma** nicht eins. Einigen Schriftſtellern zufolge, ſoll ſie 108. Jahre gewähret haben, davon ein jedes aus 365. Tagen beſteht: jeder Tag aber, hat nur acht Millionen ſechs hundert und ſiebenzig tauſend Jahrhunderte. Dieſe Dauer iſt nur der fünfte Theil der vorhergehenden; und ungeachtet des Abzuges von der Summe, iſt der Zeitpunct noch unermeßlich genug. Es fällt einem jeden in die Augen, wie albern zig Millionen gemeiner Jahre. **Brahma** hat bereits mehr als funſzig dieſer Jahre gelebet. Ein **Brahmine**, welcher von einem holländiſchen Geiſtlichen befraget ward, bemerkete ihm den Anfang des ein und funſzigſten Jahres, am 10ten **April** des 1639ten Jahres, unſerer Zeitrechnung *h*).

Die **Indianer** theilen dieſe faſt unendliche Reihe von Jahrhunderten, in verſchiedene Zeitläufe, die ſie **Yougam** nennen; ungeachtet ſie über der Zahl und Dauer einer jeden von ihnen nicht ſehr einig ſind *i*). Nur in zweyen Stücken ſtimmen ſie überein: 1. Machet nach ihnen, ein jeder von dieſen Zeitpuncten, die beſondere Dauer eine derer Welten aus, welche eine nach der andern hervorgebracht werden ſollen, um die hundert Lebensjahre des **Brahma** zu erfüllen; das heißt die ganze Zeit, die das ſichtbare Weltgebäu, dieſes große All beſtehen ſoll: von welchem dieſe Welten nur einzelne, und auf einander folgende Theile, oder vielmehr beſtändige Wiederhervorbringungen ſind. Alſo haben denn alle dieſe Perioden, welche durch die allgemeinen Veränderungen von einander getrennet ſind, die den

---

albern dieſe Rechnung iſt: allein, es wäre vielleicht nicht unrecht, alles was man von dieſer Materie zerſtreuet antrifft, zuſammen zu tragen; damit man denjenigen, die dieſe Art von Rechnungen anführen, ohne ſie erforſchet zu haben, begreiflich machete; wie denn die Sagen eigentlich beſchaffen ſind, die ſie der heiligen Schrift entgegen ſetzen.

i) Nach der gemeinen Meynung, ſind 17. Yougam ſeit der Geburt des Brahma verfloſſen, und wir leben jetzt im 18ten. Die Briefe der däniſchen Glaubensbothen zu Tranquebar, welche der ſel. Herr Bayer herausgegeben, lehren uns, daß man dieſen achtzehn Zeitpuncten, zuſammen genommen, den Namen Yougam giebt. Die Dauer der vierzehn erſten, beläuft ſich, zufolge einer malabariſchen Zeitrechnung, die in einem ſeiner Briefe vorkömmt, auf ein tauſend und funſzig Millionen Jahre; die von den letzten vier Jahren, wird auf zwey und zwanzig Millionen ſechs und vierzig tauſend und ſieben hundert Jahre geſchätzet.

Anblick des Erdballes verändern und verneuen, unter einander gar keine Verbindung; und folglich iſt der einzige Zeitpunct, den wir zu kennen, und deſſen Dauer wir zu wiſſen brauchen; derjenige, in welchem die gegenwärtige Welt, darinnen wir leben, entſtanden iſt. Dieſen nennen die Indianer, **Cal-yougam.**

2. Die indianiſchen Sagen ſind in Anſehung der drey letztern Perioden, oder dererjenigen, die unmittelbar vor dem unſerigen hergegangen ſind, ziemlich einſtimmig; ſie reden davon eben ſo, wie die griechiſche Mythologie von den drey erſten Weltaltern redet. Die Abbildung, welche ſie davon machen, und die Namen, ſo ſie ihnen beylegen, erinnern einen des goldenen, ſilbernen und ehernen Weltalters der Dichter. Wir leben itzt im vierten, und dieſes iſt das eiſerne, in welchem die Uebel das Gute überwiegen. Die Tugend, welche in dem erſten Weltalter unter den Menſchen herrſchete, verkehrete ſich allmählich in den zwey folgenden; und endlich ſtieg die Verderbniß aufs höchſte. Damals bewieſen die zur Beſtrafung der Verbrechen beſtimmten **Deoutas**, ihre Gewalt, durch den in der Welt eingeführten Unfug.

Viſchnou, welchem die Oberherrſchaft über dieſe Welt aufgetragen war, wollte den zunehmenden Unordnungen Einhalt thun, und kam den Menſchen einigemale zu Hülfe, da er ſich in ſichtbarer Geſtalt ſehen ließ, entweder ſie zu unterrichten, oder ſie zu beſſern, oder endlich ſie wider die Tyranney der **Deoutas** zu beſchützen. Die Geſchichte dieſer mancherley Offenbarungen des **Viſchnou** und ſeine beſondern Abentheuer, ſind der Stoff zu allen indianiſchen Fabeln. Da dieſe Völker, inſonderheit die aus dem mittäglichen Theile, eine ſehr lebhafte Einbildungskraft haben, ſo haben die Werke ihrer Dichter, ihre Mythologie durch etwas Wunderbares verunſtaltet, welches ſie bis ins Alberne getrieben haben. Eine andere Quelle ihrer Erdichtungen,

gen, iſt die in Indien faſt allgemein ausgebreitete Meynung, daß die ſtrenge Lebensart, die Beſchaulichkeit, und die Ausübung der Tugend, den Seelen nicht nur ihre alte Reinigkeit wieder geben, ſondern ſie auch denen Geiſtern, die die Welt regieren, gleich machen, und ihnen ein unumſchränktes Reich über die **Deoutas** geben können. Dieſes von den **Brahminen**, den Prieſtern und Bußfertigen angenommene, von den Weltweiſen aber verworfene Lehrgebäu, iſt die Religion des gemeinen Mannes geworden.

Viſchnou hat ſich neunmal ſehen laſſen; ſeine acht erſten Erſcheinungen aber haben ſich in den drey **Yougams**, oder vorhergehenden Perioden eräuget. Die neunte hat ſich in dem Laufe unſers **Cal-yougam** zugetragen, und die Indianer hoffen noch auf eine zehnte.

Wir übergehen hier alles, was die acht erſten Erſcheinungen des **Viſchnou** betrifft, die nicht zur Geſchichte des gegenwärtigen Zeitlaufes gehören. In der neunten, die einen Theil davon ausmachet, kam er in menſchlicher Geſtalt auf die Erde. In beyden Indien, und auf der Inſel **Ceylon**, nennet man ihn **Boudhe**, oder **Boudhan**; in **Siam Ponti-tchaou**, welches mit **Sommonacodon** einerley iſt; ſo in der Nachricht des **la Loubere** durch den **Talapoin der Wälder** überſetzet worden. In **China** heißt man ihn **Po**, oder **Fo**, nach der portugieſiſchen Rechtſchreibung, und zuweilen **Chekia**, oder **Chaka**. Die **Japoneſer** verehren ihn unter dem Namen **Amida**; es iſt aber allemal derſelbe **Viſchnou**, unter verſchiedenen Namen angedeutet.

Der eigentliche Zeitpunct ſeiner neunten Erſcheinung, iſt nirgend zu finden; der gemeinen Meynung nach, aber hat ſie ſich zu Anfange des **Cal-Yougam** zugetragen. Nachdem er ſich nun den Menſchen gezeiget, ſie zu unterrichten, hat **Viſchnou** ſich in eine Einöde begeben, aus welcher er ſich zuweilen in eben dieſer Abſicht wieder herausbegiebt k). Seine zehente Offenbarung ſoll im 2643ſten Jahre des **Cal-Rougam** geſchehen, deſſen ganze Dauer, viermal hundert und zwey und dreyßig tauſend Jahre währen wird. Auf dieſen alsdann geſchloſſenen Zeitraum, ſollen noch verſchiedene andere **Rougam** folgen, die das Jahrhundert des Lebens des **Brahma** vollmachen werden, zu Ende deſſen alle gereinigte Geiſter, in ihren erſten Zuſtand zurück kehren ſollen. Alsdann werden die materialiſche Welt, die **Schorgam** und **Naranea**, ſo wohl, als die **Deoutas** vernichtet werden; und die Geiſterwelt wird ganz allein, ſo wie zu denen Zeiten beſtehen, die vor den **Rougam** hergiengen l).

Uebrigens ſind die verſchiedenen Völker, welche dem Dienſte des **Viſchnou** anhängen, über der Zeit ſeiner neun-
ten

---

k) Die **Indianer** glauben, daß er in dieſer Einſamkeit nicht aufhöre, die Barmherzigkeit des höchſten Weſens zum Beſten der Menſchen anzuflehen. Diß iſt der Zuſtand des Nachſinnens, welcher unter dem Namen **Nirtupan** bekannt iſt, und von welchem **Bayle** in ſeinem **Wörterbuche** ſo vielerley Muthmaßungen vorbringt. **Viſchnou** iſt erſt zweymal aus ſeiner Einſamkeit gegangen, und jedesmal hat er, wie die Indianer ſagen, kein ander Augenmerk gehabt, als die Menſchen durch ſeine Reden zu unterrichten, ohne ihnen ſeine Macht durch irgend ein Wunderwerk zu zeigen. Dieſe zwo Erſcheinungen, welche in dem Laufe ſeiner neunten Offenbarung vorgefallen ſind, werden davon nicht unterſchieden; man ſieht ſie auch nicht anders, als für Sendungen zweener Propheten an, die Eingebungen vom **Viſchnou** gehabt und voll ſeines Geiſtes geweſen. Der Zeitpunct dieſer zween Sendungen, iſt in einigen indianiſchen Büchern angemerket. Im **Thibet**, worinnen die indianiſche Lehre in aller ihrer Reinigkeit beſteht, ſetzet man voraus: daß die Seele, oder der Geiſt dieſer zween Propheten, nach und nach in einen jeden derjenigen übergehe, die den **Viſchnou**, unter dem Titel **Dalai Lama** vorſtellen. In dieſem Sinne muß man dasjenige verſtehen, was von ſeiner Unſterblichkeit geſa-
get

ten Offenbarung, eben ſo wenig eins, als über die Namen, die ſie ihm geben. Die **Chineſer**, deren Sagen einen Weltweiſen aus ihm machen, welchen ſie **Chekia** nennen, wie wir oben bemerket haben, ſetzen ſeine Geburt ins 1026te Jahr vor **Chriſti** Geburt. Der **Amida** der **Japoneſer** iſt noch älter: die Völker zu **Laos** aber, zählen, wie der **P. Marini** berichtet, nicht viel über zwey tauſend Jahre ſeit dieſer Begebenheit. Dieß iſt auch ungefähr die Rechnung der Einwohner von **Pegu**, nach dem **P. Maffei**: der das, was er ſaget, aus den Memoires des **P. Bomſer**, eines franzöſiſchen Glaubensbothen nimmt, der im 1557ten Jahre aus **Pegu** gegangen iſt. Die Zeitrechnung von **Siam** und der Inſel **Ceylon**, geht von dieſem Zeitpuncte nicht weit ab, welcher ungefähr das 550te Jahr vor **Chriſti** Geburt giebt. Es iſt nicht zu verwundern, daß die Sagen dieſer drey letztern Völker nicht ſo weit in die Höhe gehen, als

---

get wird. Unſere Reiſenden aber, haben, weil ſie dieſen Lehrſatz nicht begriffen, geglaubet, die Völker in Thibet ſahen ihn für unſterblich an; in dem Sinne den man gemeiniglich dieſem Ausdrucke beyleget.

l) Dieſes Lehrgebäu iſt in Indien überaus alt. Man kann aus demjenigen, was wir hier davon melden, die Hauptſätze des Pythagoriſchen erkennen. Das kam daher, weil Pythagoras aus dem Indien nach Aegypten gekommen, allwo er daſſelbe erlernet, wie Herodot verſichert; allein indem er es ſich zu eigen gemachet, hat er es ſehr verändert. Seine Seelenwanderung iſt, wenigſtens ſo wie er ſie ſeinen Schülern vorgetragen, von der Indianer ihrer ſehr unterſchieden. Plato hat ebenfalls einen Theil der indianiſchen Begriffe angenommen: und in der Folge wollte Origenes ſie mit dem Chriſtenthume vergleichen, mit welchem ſie, beym erſten Anblicke, ein Verhältniß haben, welches bey der mindeſten Unterſuchung verſchwindet; welches aber doch beweiſt, daß die indianiſche Religion, wie alle andere, in ihrem Urſprunge, die erſten Wahrheiten zum Grunde gehabt, die allen Menſchen überhaupt bekannt ſind, und das Hauptweſen der natürlichen Offenbarung ausmachen, welche ſo alt, als das Weltgebäu iſt.

als der **Chineſer** und Indianer ihre: denn in der That iſt die Religion des **Sommonacodon** aus den **Indien** nach **Siam** und **Pegou** übergegangen. Die heilige Sprache zu **Siam**, iſt die **Baliſche**, eine indianiſche Mundart. Es iſt auch ausgemachet, daß die **Siamiſchen** aſtronomiſchen Regeln, nach einer Mittagslinie der Halbinſel in **Indien** entworfen ſind, die achtzehn Grade und 15 Minuten abendlicher liegt, als **Siam**. Das Königreich Siam, **Pegu** und die Inſel **Ceylon**, haben ſich erſt ſehr ſpät zu bevölkern angefangen.

Aus dieſem Auszuge der indianiſchen Sagen von dem Urſprunge und der Geſchichte der Welt, kann man ſich gar leicht überzeugen: 1. daß mit Ausnahme des **Cal-yougam**, oder jeztlaufenden Zeitpunctes, nichts in ihren Fabeln enthalten ſey, welches man als auf hiſtoriſchem Grunde beruhend angeben könnte. 2. Daß die Zeitrechner ſich beſtreben müſſen, dieſen **Cal-yougam** zu beſtimmen; und daß, wenn dieſer Zeitpunct einmal ausgemachet iſt, es derjenige ſeyn wird, mit welchem die hiſtoriſchen Zeiten bey den **Indianern** anfangen.

Um nun zu dieſer Beſtimmung zu gelangen, wollen wir weder das perſianiſche Manuſcript anführen, welches im 995ten Jahre der *Hegira* aus dem Indianiſchen überſetzet worden, und dieſes Jahr für das 28422te des **Cal-yougam** rechnet; noch auch die **Abbildung der indianiſchen Religion**, die zu Ende der Nachrichten des **Dello** gedrucket iſt; und wo man vorausſetzet *m)*, daß der **Cal-yougam** bereits 48448. Jahre gewähret hätte; noch auch endlich den Brief des **P. la Lane**, den er 1709. aus **Indien** geſchrieben, und in welchem man uns dieſes Jahr für das 427195te des laufenden Zeitpunctes angiebt. Dieſe drey Zeitpuncte, welche unter einander nicht einſtimmig ſind,

---

m) Lettr. edifiant. Lib. X. p. 11.

ſind, gehen von denen, die wir haben, ganz und gar ab, ſowohl in den Werken der **Indianer** ſelbſt, als auch in ihren Calendern; und dann auch von denenjenigen, die die richtigen Reiſenden . uns geben, welche ſich bemühet haben, die indianiſchen Alterthümer aus einander zu wickeln.

Herr **Freret** hat dieſe Zeitpuncte ſorgfältig unterſuchet; und die kritiſche Prüfung, die er über dieſe Frage anſtellet, hat ihn von der Richtigkeit der indianiſchen Calender in dieſem Stücke, die der in den europäiſchen Nachrichten weit überlegen iſt, überzeuget. In der That, da man in **Indien** nichts unternimmt, ohne den Calender zu Rathe gezogen zu haben, damit man günſtige Augenblicke erwähle; ſo müſſen wir dergleichen aſtronomiſche Tabellen als mit einer andächtigen Zuverläßigkeit bekleidet betrachten. Nun iſt der in dieſen Calendern angegebene Zeitpunct des **Cal-yougam**, mit der Zeitrechnung der h. Schrift vollkommen einſtimmig.

Nach dem **Abraham Roger**, in ſeiner **offenen Pforte zum indianiſchen Heidenthume**, ſtimmete das 1639ſte Jahr **Chriſti**, auf der Küſte von **Coromandel** mit dem 4740ten des **Cal-yougam** überein. Nach dem **Baldeus**, iſt unſer 1657tes Jahr, zu **Surate** das 4768te. Ein Brief des **Jeſuiten**, **P. Calmette**, ſetzet das 1730te Jahr **Chriſti**, für das 4730te des **Cal-yougam**, in dem Lande von **Carnate**. Endlich giebt der **Panjangam**, oder indianiſche Calender der Küſte von **Coromandel**, welcher für das 1730te Jahr gemachet iſt, noch einen genauern Zeitpunct, welcher dienen kann, alle andern zu verbeſſern. Es findet ſich darinnen, daß der 11. April 1730. mit dem Anfange des 4831ten Jahres des **Cal-yougam** übereinkömmt [a]).

---

[a] Dieſer Calender iſt zu Ende des Werks von Bayern, regnum Bactrianum betitelt, faſt ganz eingedrucket.

Da die Jahre der **Indianer** Sternjahre ſind, und nach der Rückkehre der Sonnen zu einem und demſelben Fixſterne gerechnet werden: ſo ſind ſie etwas länger als unſere **Julianiſchen** Sonnenjahre. Die Summe dieſes Uebermaaßes, machet in 4830. indian. Jahren, ſieben und ſechszig Tage und etliche Minuten aus: folglich würde der indianiſche **Cal-yougam** mit dem 24ten Jänner des 3102ten Jahres vor **Chriſto** angefangen haben.

Will man noch einen genauern Zeitpunct haben, der ſich ebenfalls auf aſtronomiſche Rechnungen gründet, und den indianiſchen Regeln zufolge gemachet iſt; ſo fieng der **Cal-yougam** in **Indien** zu Mittage des 16. Jänners 3102. eine halbe Stunde vor der Sonnenwende des Winters an, in deſſen Colur ſich damals der erſte Stern des Widders befand. Man weis, daß dieſes ein Stern iſt, deſſen Stand in einem gleichen Zirkel der Länge mit der Sonnen, den Anfang des aſtronomiſchen Jahres machet. Außer dem Sonnen- und Sternenjahre bedienet man ſich in **Indien** auch noch eines Mondenjahres: und der erſte Mond iſt allezeit derjenige, deſſen Syzygium nach dem Anfange des Sonnenjahres kömmt.

Der **Panjangam** merket für den erſten Tag des Mondenjahres im 1730ten Jahre, den achten des erſten Sonnenmonathes an; dieſes kömmt denn mit dem 18ten **April** überein, und iſt der Tag eines Neumondes. Der erſte Mondenmonath des indianiſchen Jahres, welcher den **Cal-yougam** des 3102ten Jahres vor **Chriſti** Geburt anfieng, iſt noch weniger von dem Anfange des Sonnenjahres 1730. entfernet.

Ein ſolches Verhältniß iſt ſonderbar: und da eine ſolche Beſtimmung des Zeitpunctes der **Indianer** unter ihnen ſchon alt iſt, ſo ſchließt Herr **Freret** daraus: daß ſie bey guter Zeit beſſere aſtronomiſche Regeln gehabt haben müſſen, als die Griechen zur Zeit des **Ptolemäus** gehabt: denn die Tafeln dieſes Aſtronomen würden viel mehr von den unſrigen abweichen, wenn man ſich ihrer zu Ausrechnung eines ſo fernen Zeitpunctes bedienen wollte. Die Aſtronomie des **Panjangam**, die der **Siamer** ihrer ähnlich iſt, gründet ſich auf arithmetiſche Verfahren, die von der Methode unſerer Tabellen abgehen. Die Zahlen werden darinnen wiederholet: folglich könnte einem auch die mindeſte Verrückung in ihrer Ordnung nicht entwiſchen; und es iſt unmöglich, daß man es im Operiren nicht gewahr werden ſollte. Der Zeitpunct des 3102ten Jahres vor **Chriſto**, iſt alſo derjenige, an den man ſich halten muß.

Dieſes ſind die Folgerungen, welche Herr **Freret** aus allen ſeinen Unterſuchungen zieht. Wir wollen den Auszug davon mit dem Zuſatze beſchließen: daß dieſer Zeitpunct des 3102ten Jahres, mit der Zeitrechnung der von den 70 Dollmetſchern überſetzten Handſchrift übereinkömmt, welche die Sündfluth in das 3501te Jahr ſetzet, und ſie folglich 499. Jahre älter machet, als der **Cal-yougam** iſt.

IV.

Herrn Frerets allgemeine Begriffe, von dem Urſprunge und der Vermiſchung der alten Völker, und von der Art ihre Geſchichte zu erlernen.

Die Scribenten der alten Geſchichte, und der aus den mittlern Zeiten, ſind mit Schwierigkeiten angefüllet, davon die größte die Verwirrung iſt, in welche uns alle Augenblicke diejenige Menge unbekannter Völker ſetzet, die man plötzlich auf dem Schauplatze erſcheinen, einander ablöſen, und wieder vernichten ſieht; deren Urſprung man nicht kennet, und wegen welcher die Schriftſteller faſt niemals einerley Meynung ſind. Dem Gedächtniſſe fällt es ſchwer, ſich mit ihren Namen zu beläſtigen: der Verſtand verwechſelt ſie mit einander: die Einbildungskraft machet ſich falſche Lehrgebäue: und man bleibt endlich bey dem Ekel vor einer mühſamen und faſt allezeit fruchtloſen Art einer Wiſſenſchaft ſtehen,

Allein der geringe Nutzen, welchen man eftmals aus dergleichen Bemühungen zieht, kömmt nicht ſowohl von der Natur der Gegenſtände, als von der Art her, wie man ſie unterſuchet. Man verfährt entweder ohne alle Lehrart; oder man bedienet ſich fehlerhafter Lehrarten. Gleichwohl iſt es gewiß, daß die Gelehrſamkeit allein noch nicht hinlänglich iſt, in einer ſo ſchweren Bemühung fortzukommen: und wenn ihr nicht die philoſphiſche Art zu denken auf ihrem Wege die Hand beuth, ſo verirret und verliert ſie ſich. Alle Wiſſenſchaften, alle Künſte haben ihre eigenen Grundſätze. Diejenigen, deren man ſich bey gegenwärtigen Unterſuchungen bedienen kann, ſind in geringer Anzahl; allein ſie ſind einfältig und fruchtbar; ſie erſtrecken ſich ſehr weit, und ſind fähig, ein groſſes Licht auf wichtige Fragen auszubreiten.

Herr **Freret**, welcher ſich hauptſächlich auf Unterſuchungen von dieſer Art geleget hatte, hat in einigen Abhandlungen von dem Urſprunge verſchiedener Völkerſchaften, die mehreſten von dieſen Grundſätzen ausgeſtreuet; und ſich ein Geſetz daraus gemachet, niemals davon abzuweichen. Allein, da dieſelben hin und wieder zerſtreuet ſind, und ſich in einer Menge von Abhandlungen faſt verlieren, die doch kein ganzes Werk ausmachen, deren einige auch nur ein bloſſer Entwurf ſind, in welche der Verfaſſer ſie oft nur als Ausſchweifungen eingeſchaltet hat, ohne ſie auf Beyſpiele anzuwenden, welche deren Wahrheit augenblicklich ſichtbar machen könnten: ſo haben wir geglaubet, wir müßten ſie von denen Stücken abſondern, darinnen ſie gleichſam nur überflüſſig ſind, und ſie dem Leſer auf einmal vor Augen ſtellen.

Dieſes war ein Mittel, die Richtigkeit und Weitläuftigkeit dieſer Grundſätze deſto ſichtbarer zu machen: die ſich durch ihre gegenſeitige Verbindung, und da einer vom andern abhängt, einander ſtärken und erheitern. Die Beyſpiele, wodurch wir ſie zu ſtützen geſuchet haben, ſind ebenfalls alle aus verſchiedenen Schriften des Herrn **Frerets** gezogen worden: folglich gehören dieſe Materialien ihm, und wir haben ſie nur verarbeitet. Der Verſuch welchen wir hier der Welt mittheilen, iſt ein aus Stücken zuſammengeſetztes Werk, welches aus einer Sammlung einer groſſen Menge ehemals getrennter Theile beſteht; die aber ſelbſt nach einer Wiedervereinigung zu ſtreben ſchienen.

Erſte Beobachtung.

Damit man ſich erſtlich einen richtigen Begriff von dem Urſprunge gewiſſer Völker, und von ihrer Vermiſchung mache, um das Land feſtzuſtellen, aus welchem ſie zuerſt ausgegangen, und die Zeit, da ſie zuerſt bekannt geweſen ſind, um die Umſtände ihrer Niederlaſſung aus einander zu ſetzen, und den Umfang und die Dauer ihrer Macht zu beſtimmen, iſt es noch nicht genug, daß man nur alles zuſammen trage, was die Alten von ihnen geſchrieben haben. Man muß auch alle zerſtreueten Stellen unter einander zu verbinden, aus ſelbigen ein Ganzes zu machen, deſſen Theile ſich alle zuſammen paſſen und einander unterſtützen; und ſie in einem ſolchen Geſichtspuncte zu vereinigen wiſſen, welcher dem Verſtande, der bis dahin ohne Vorurtheile geweſen, von ſelbſt das wahre Lehrgebäu vorſtellet, welches er annehmen ſoll.

Zweyte Beobachtung.

Zweytens fehlet ſehr viel, daß alle Zeugniſſe einerley Gewicht haben ſollten: und wann die Kritik gleich zuweilen die Stimmen zählet, ſo erwägt ſie dieſelben doch auch allezeit. Man kann nicht Unterſcheidungskraft-genug gebrauchen, wenn es darauf ankömmt, verſchiedenen Schriftſtellern denjenigen Grad des Zutrauens zu beſtimmen, den jeder von ihnen verdienet, und ſo zu reden den Rang unter ihnen feſtzuſetzen. Um von einem Schriftſteller zu urtheilen, muß man ſeine Gemüthsfähigkeit, die Art ſeiner Handthierung, die Gemüthsart ſeines Volkes und Jahrhunderts, und hundert andere Dinge in Erwägung ziehen. Ueberhaupt meynet Herr **Freret**, mit allen Kunſtrichtern: daß man die zeitverwandten Schriftſteller, oder die nicht fern von der Zeit gelebet haben, deren Geſchichte man kennen will, vorziehen müſſe; in Ermangelung ſolcher aber, diejenigen, die die älteſten, und am beſten unterrichtet geweſen ſind. Die nachkommenden Schriftſteller haben mehrentheils nur die Zeugniſſe der Alten verſtümmelt, von welchen ſie nichts, als einen ungetreuen Wiederhall abgaben. Man nehme ſich ja in acht ihre Stellen zu häuſen: und noch vielmehr hüte man ſich, die fabelhaften Schriftſteller des Alterthums anzuführen.

führen. Man betrüge ſich hier ja nicht! Auch das Alterthum hatte ſeine **Reiſen des Sadeur**, und ſeine **Geſchichte der Sevaramben**. Diejenigen Alten, welche aus dergleichen Quellen geſchöpfet, dergleichen das Gedicht von den **Arimaſpen**, die Beſchreibung des Landes der **Atlanten** und der **Hyperboräer** iſt, verdienen von unſerer Seite eben dieſelbe Verachtung; welche die vernünftigſten ihrer Zeitgenoſſen, vermuthlich gegen ſie gehabt haben. Sollte uns das Alter dieſer Romanen eine Ehrfurcht ablocken; ſollte es uns nicht vergönnet ſeyn, die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller nach eben denen Regeln zu richten, als die neuern Schriftſteller: ſo würden die Unterſuchungen der Litteratur und Gelehrſamkeit nicht werth ſeyn, einen vernünftigen Menſchen zu beſchäfftigen.

Dritte Beobachtung.

Drittens muß man ſorgfältig diejenigen Völker unterſcheiden, die durch die Sprache, die Sitten, oder wenigſtens durch einige ſonderbare Gebräuche, welche ſie haben abhalten müſſen ſich zu vereinigen, und unter einander zu vermiſchen, weſentlich von einander unterſchieden ſind. Der Widerſtreit in Gebräuchen, verräth mehrentheils auch einen verſchiedenen Urſprung: und dieſer Satz kann für eine allgemeine Regel gelten. Mit dem umgekehrten Satze hingegen iſt es nicht ſo beſchaffen: denn ob er gleich in vielen einzelnen Fällen wahr iſt, ſo leidet er doch mehr als eine Ausnahme. Wir wollen uns erklären.

Daraus, daß zwey Völker einander ganz gerade zuwiderlaufende Gebräuche haben, die auch bey beyden alt genug ſind, daß ihr Urſprung ſich mit dem Urſprunge der Völker ſelbſt vermiſchen könne, daraus kann man ſchlieſſen; daß ſie nicht aus einerley Stamme entſproſſen ſind. Es folget aber noch nicht, daß ihr beyderſeitiger Stamm darum gemeinſchaftlich ſey, weil ihre Gebräuche, auch die allerſeltſamſten, unter einander eine ſehr groſe Aehnlichkeit haben. Ein einziges Beyſpiel, das wir auf gut Glück nehmen wollen, wird dieſe Anmerkung rechtfertigen.

Der Gebrauch, ſich zu bemalen und verſchiedene Figuren auf die Haut zu drücken, hat unter ſolchen Völkern geherrſchet, und herrſchet auch noch unter ihnen, die niemals einige Verbindung unter einander gehabt haben. Dieß war

---

1) Der Herr Verfaſſer glaubet noch mit den meiſten Geſchichtſchreibern, daß die Picten von denen in England vormals herrſchenden Römern, dieſen Namen bekommen haben; und leitet ihn alſo aus dem Lateiniſchen ab. Allein ſo geht es allen denen, die der nordiſchen Sprachen nicht kundig ſind; daß ſie mit griechiſchen und lateiniſchen Etymologien aufgezogen kommen, wo man doch einheimiſche haben könnte. So geht es mit dem Worte der Picten. Nichts iſt einem Kopfe, der voll lateiniſcher Wörter ſtecket, leichter, als ihn von pingere, picti, herzuleiten. Sieht man aber, was Männer, die der alten nordiſchen Sprachen kundig ſind, davon ſagen: ſo wird es beynah lächerlich, ſich damit abſpeiſen zu laſſen. Herr D. Free, der 1749. An Eſſay towards an Hiſtory of the Engliſh Tongue herausgegeben, hat dieſe Sache in ein völliges Licht geſetzet. Er ſchickte mir damals ſein Werkchen mit folgenden eingeſchriebenen Worten, ſelber zu: Opuſculum hoc, ad Hiſtoriam ſpectans Linguæ anglicanæ, memorat, ut ſumus omnes angli, Germanorum, præcipue Saxonum Propaginem nos eſſe, eo quo par eſt amore D. D. D. Auctor. Nach dem alten Verſtegan hat England keinen aufgeklärtern Patrioten, was den wahren Urſprung ihrer Sprache betrifft, aufzuweiſen gehabt. Unter den fünf Völkern die England bewohnet haben, hält er die alten Britten für Gallier, oder Wälſche, davon noch itzo Cornwallis und das Fürſtenthum Wallis den Namen hat. Die zweyten waren die Römer, die aber auf den ſüdlichen Küſten auch ſchon belgiſche Einwohner fanden. Die dritten waren die Picten, die nach Matthews of Weſtminſter, und des Beda Berichte ſchon im 75 bis 78ſten Jahre nach Chriſti Geburt nach Schottland gekommen, welches damals Caledonien hieß, darauf das Picterland genennet ward, bis es nach Ankunft der Schotten, aus Irrland, den Namen Schottland bekommen. Die alte ſächſiſche Chronik ſaget, die Picten wä-

ren

war die Gewohnheit der alten Britten, und Urſache, daß man ihnen bey den Galliern, den Namen Brithi, und Brithonen gab. Auch Brittannia oder Brithena bedeutet im Galliſchen, die Inſel der gemalten Menſchen: und die Römer nannten aus eben dieſer Urſache, die Caledonier, oder nordiſchen Britten, welche dieſe Nationalmode noch länger beybehielten, Picti 1).

Auf

---

ren in geringer Zahl, auf langen Schiffen, aus dem mittäglichen Scythien dahin gekommen. Die Schiffe hießen Kiuls, Keels, oder deutſch Kiele *), wie ſie in alten deutſchen Gedichten allemal heißen. S. das Heldenbuch. Folglich ſchließt der Verfaſſer, ſie wären aus Kiel gekommen, und von den mecklenburgiſchen und pommeriſchen Küſten hergeweſen, welches man damals Scythiam meridionalem genennet. Buchanan nennet dieſe Picten a German Fleet, eine deutſche Flotte; und ſaget wie Beda: ein Sturm hätte ſie an die irriſchen Küſten getrieben. Von da ſind ſie an die orcadiſchen Inſeln gefahren, wie Claudian ſaget:

- - - Maduerunt Saxone fuſo,
Orcades, incaluit Pictorum
ſanguine Thule.

Von hier endlich ſind ſie nach Schottland gekommen, und haben ſich des ganzen Landes bemächtiget; bis ſie theils von den Römern überwunden, theils, mit andern Völkern daſelbſt vermiſchet werden. Den Namen Picti anlangend, muß man wiſſen, daß er vormals Pihti, auch Phihtiani, das iſt, engliſch, Figters oder Fechter, geſchrieben, und genennet werden. Daß es aber nicht zu verwundern ſey, daß dieſe Leute ſich Fechter genennet, kann man daraus ſehen; daß ihre Nachbaren die Cimbrer, ſich die Kiempar, d. i. die Kämpfer; und die Schotten, oder Scythen, ſich Schutten, oder Schützen; die Belger, oder vom Balgen, die Balger geheißen. Solche kriegeriſche Völker nahmen ſich allemal Benennungen, die ihrer Lebensart gemäß waren: ſo wie ſich die Britten, von Brytha, d. i. gefärbet oder gemalet, von ihrer Gewohnheit ſich blau zu malen genennet haben. S. des neuen Bücherſ. der ſch. Wiſſ. u. fr. K. IX. B. 166. u. f. S. G.

*) In Preußen heißen die Stunde noch, gewiſſe große Fiſcherboote, Kiedel, welche nichts anders, als Kiele, nach alter Art ſind, wie man ſie in alten Handſchriften abgemalet findet.

Auf dem andern Ende unſerer Halbkugel, laſſen ſich die **Tonguſer** zu Seniſca, ſowohl die Männer als Weiber, das Geſicht gewaltig einkerben.

Im ganzen mitternächtlichen **Amerika**, beſchmieret man ſich das Geſicht mit mancherley Farben, und drücket ſich verſchiedene Figuren ein; wenn man durch kriegeriſche Thaten das Vorrecht zu dieſer ſeltſamen Annehmlichkeit erhalten hat: ſo wahr iſt es, daß die Menſchen oftmals auch da Originale ſind, wo man glauben ſollte, daß ſie nur andere nachäffen. Denn wir denken nicht, daß die Gleichförmigkeit ſo vieler entferneten Völker, in einem ſo ſeltſamen Falle, irgend jemanden als ein Beweis vorkommen ſollte, daß auch ihr Urſprung einerley ſey. Gleichwohl müßte man dieſes folgern, wenn man gewiſſen Schriftſtellern nachahmen wollte, die aus dieſer Aehnlichkeit einen allgemeinen Schluß machen. Es iſt gewiß, daß dergleichen Verhältniſſe wohl auch mit Beweiſen von einer andern Art zuſammen treffen können, und ihnen ſo gar viele Stärke geben; allein, wenn ſie allein ſind, ſo entſcheiden ſie nichts unbedingt.

Vierte Beobachtung.

Viertens muß man, ſo viel als möglich iſt, unterſuchen, was für Urſachen gewiſſe Völker angetrieben haben, ſich in verſchiedene politiſche Körper zu theilen, deren Regierung und Beſtes abgeſondert wären; ferner ſich in Staaten abzuſondern, die ſich durch beſondere Namen unterſchieden, und oft eine der andern Feind waren. Dergleichen waren z. E. die Sarmaten, von welchen **Pomponius Mela** im 19ten **Cap.** ſaget: Una gens, aliquot populi et aliquot nomina; und die **Lygier**, welche die zwiſchen **Germanien** und dem **Boriſthenes** gelegenen Länder, oder was wir anjetzt durch den allgemeinen Namen **Polen** ausdrücken, bewohneten: Lygiorum nomen in plures civitates diffuſum.

Wenn es auf die Geſchichte der mittlern Zeit ankömmt, ſo bedienen wir uns mit dem Herrn Freret des Ausdruckes Nation, Volk, um eine gewiſſe Anzahl von Staaten anzudeuten, die einerley Urſprung haben, einerley Sprache reden, aber nach verſchiedenen Mundarten; und welche dem ihnen allen gemeinen Namen, noch einen einer jeden unter ihnen eigenen Namen beyfügen; an welchem man endlich zuweilen unter den Menſchen eine gewiſſe eigene Aehnlichkeit der Geſtalten bemerket, die ſie von andern Völkern unterſcheidet: faſt eben ſo wie bey den Pflanzen oder Blumen, alle Arten einer Gattung gewiſſe allgemeine Charactere haben. Wir bedienen uns des Wortes Cité, Staat, um die politiſche Vergeſellſchaftung vielerley Volks anzudeuten; und durch das Wort **Volk**, verſtehen wir eine gewiſſe Anzahl von Leuten, die durch ſolche Bande verbunden ſind, welche ſie zu Gliedern eines Körpers machen, ſie einerley Geſetzen unterwerfen, und an einerley Nutzen verbinden.

Fünfte Beobachtung.

Fünftens, muß man bemerken, daß die Verbindungen verſchiedener Theile eines einzigen Volkes, da ſie verſchiedene Verſammlungen ausmachen, auch ſehr verſchieden ſeyn können; und in der That, nachdem die Umſtände ſind, ſich ins Unendliche verändern. Zufolge dieſes oder jenes Vorfalles, kann es geſchehen, daß mancherley kleine Völker ſich in ein einziges Reich zuſammen ſammlen; und hingegen ein Reich ſich in viele kleine Völker theilet.

Im erſten Falle, kann der Namen eines in ſeinem Urſprunge nicht ſehr ſchäßbaren Volkes, und welches nur einen kleinen Strich Landes bewohnete, auf einmal einem mächtigen Reiche den Namen geben; indem dieſes Volk etwa ſeinen Namen allen andern mittheilet, die ſich mit ihm vereiniget haben. So iſt der Namen der Gothen oder

Guthonen, die aus einem gar nicht großen Canton von Scandinavien 2) kamen, der allgemeine Namen eines ſehr volkreichen Staats geworden. Und aus einer ähnlichen Urſache, hat der kleine Canton **Schweiz**, ſeinen Namen dem ganzen **Schweizerbunde** mitgetheilet; ſo geringe er auch ſeines kleinen Bezirkes wegen iſt.

Im zweyten Falle, das heißt, wenn der Bund, welcher verſchiedene Perſonen in einen Staat zuſammengebracht, ſich zerſchlagen hat: ſo iſt es gekommen, daß auch der Namen des Volkes, welcher lange berühmt geweſen, faſt ganz und gar verſchwunden iſt; indem alsdann die verſchiedenen beſondern Völker, ein jedes ſeinen Namen wieder genommen; der vorhin dienete, ſie zu unterſcheiden, der aber den Auswärtigen nicht bekannt geweſen.

In beyden Fällen iſt es ſehr möglich, daß in demjenigen Volke keine Aenderung vorgefallen iſt, welches ein Land bewohnet hat; daß ſeine alten Einwohner weder ausgerottet, noch verjaget worden; und daß auch keine neuen hingekommen, ſich da niederzulaſſen.

Faſt

---

2) Dieß iſt ein bloß ſchwediſches Vorgeben; aber eben ſo unbegreiflich, als wenn man ſagen wollte: aus dem kleinen Lande der alten Volsker in Italien, wären alle die Wälſchen, Wallonen, Gallier, Walliſer, und Wahlen gekommen, die den Obertheil von Italien, ganz Gallien, und Brittannien noch dazu, angefüllet haben. Die Dänen geben auch vor, ihr Jütland ſey das alte Gothland, aus welchem die Gothen gezogen, die das römiſche Reich zerſtöret. Und ſo iſt in Pommern Reidgothland geweſen, das ſich eben dieſe Ehre anmaßen könnte. Siehe Schwarzens altdeutſches Oeſterreich. Allein nichts iſt nach den alten Geſchichten ausgemachter, als daß die Gethen, oder Gothen, ſchon ſeit dem trojaniſchen Kriege, am ſchwarzen Meere, am Ausfluſſe der Donau, auf der tauriſchen Halbinſel, und weiter ins Land hinein bis an die Oſtſee gewohnet. Zu dieſen Gethen ward Ovid hernach vom Kaiſer Auguſt verbannet. Dieſe bekriegten ſchon die Römer

Faſt alle Schriftſteller haben ſich aus Mangel dieſes zu überlegen, in Verwirrungen befunden, daraus ſie ſich nicht anders helfen können, als daß ſie allerley Vorausſetzungen gehäufet, die allezeit fruchtlos, und ſehr oft abgeſchmackt ſind. Gleichwohl biethen ſich die Beyſpiele in Menge dar, um dieſen wichtigen Satz ſo handgreiflich zu machen, als er wahr iſt.

Die **Sicambern** machten zu **Julius Cäſars** Zeiten einen mächtigen Staat in Niederdeutſchland aus: ſeit dem Ende der Regierung des **Auguſtus** aber, wird in der Geſchichte ihrer nicht mehr gedacht, ſondern nur verſchiedener einzelnen Völker, die eben dieſes Land bewohnet haben. **Tacitus** o) drücket ſich in Wahrheit ſo aus, als ob der ganze Körper der **Sicambern** ausgerottet, und nach **Gallien** gebracht worden wäre: Sugambri exciſi & in Gallias trajecti. Allein dieſes muß nur von demjenigen kleinen Volke verſtanden werden, welches im Urſprunge, ſeinen Namen dem ganzen Staate gegeben hatte. Nachdem die römiſchen Waffen die verſchiedenen Völker, aus welchen ſie beſtanden, gezwungen hatten, dem Bunde zu entſagen, der ſie mit einander

---

mer in den beyden erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums; und ungeachtet ſo vieler Niederlagen, die ſie erlitten, kamen ſie doch immer ſtärker wieder, bis ſie endlich unter dem Namen der Weſt- und Oſtgothen, Italien, Frankreich und Spanien eroberten, und große Reiche daſelbſt aufrichteten. Wo wollten nun alle dieſe Heere aus dem kleinen Gothland in Schweden ihren Urſprung her haben? Vielmehr ſind alle alte Schriftſteller voll davon, daß ſie von der Weichſel bis an den Ausfluß der Donau, und von der Oſtſee, bis ans euxiniſche Meer gewohnet, ehe ſie die Züge in die mittäglichen Länder gethan. Die ſchwediſchen Gothen können vielleicht eine Colonie dieſer öſtlichen Gothen geweſen ſeyn, die unter dem Odhin, oder Wodan, nach Schweden gezogen, und daſelbſt eine Landſchaft eingenommen: weit gefehlet, daß die große Nation der Geten, Gothen, Gutten, oder Gothinen aus dieſem kleinen Winkel von Schweden entſprungen ſeyn ſollte. G.

o) Annal. XII. Cap. 39.

ander vereinbaret, ſo blieb ein jeder in demjenigen Lande, welches er allezeit bewohnet; allein er ließ den Namen **Sicambrer** fahren, und nahm ſeine ihm eigene Benennung wieder an. Und ſo blieben die Sachen auf einerley Fuße, bis aufs 240te Jahr Chriſti: da dieſe Völker, welche ehedem den Staat der **Sicambrer** ausgemachet, ſich durch einen neuen Bund wieder vereinigten, der den Namen der **Franken** *p*) annahm; und durch ſeine Tapferkeit und Aufmerkſamkeit ſich die Umſtände zu Nutze zu machen, ſich in den Stand ſetzete, eine mächtige Monarchie zu ſtiften.

Eben dieſes hat ſich ſehr oft zutragen müſſen, inſonderheit bey denen Völkern, die keinen feſten Wohnplatz hatten. Dergleichen waren die Leute im ſarmatiſchen Volke; und dergleichen ſind noch heute zu Tage die **Scythen**, welchen man im Occidente den Namen **Tartarn** beyleget. Dasjenige, was ſich zu unſern Zeiten unter den **Tartarn** zuträgt, muß als ein getreues Bild von demjenigen betrachtet werden, was ehemals bey den **Scythen** und **Sarmaten** vorgegangen.

Die **Tartarn** theilen ſich in verſchiedene Stämme, oder **Aimak** *q*) ein, die ſich alle, als von einem Menſchen entſproſſen anſehen, und als hätten ſie in ihrem Urſprunge nur eine einzige Familie ausgemachet. Die verſchiedenen Zünfte ſind nur wie Aeſte dieſer Familie anzuſehen. Eine Zunft verliert niemals ihren Namen, ſie mag auch an Leuten ſo dünne werden, als ſie will: und es iſt auch kein **Tartar**

---

p) Dieſer Namen war ein Beywort, und kam keinem Volke beſonders eigen zu.

q) **Aimak** iſt der Namen welcher überhaupt eine Zunft andeutet. **Horde** bedeutet eben dieſe Zunft, wann ſie verſammlet und bewaffnet iſt; es ſey nun um Krieg zu führen, oder einer großen Jagd willen. Es erhellet aus einigen alten im Ramuſio bekannt gemachten Nachrichten, daß die Crimmiſchen tar ſo gar dumm, daß er den Namen ſeiner Zunft vergeſſen ſollte.

Ein jeder Stamm hat ein Oberhaupt, welches aus der vornehmſten Familie nach der Ordnung, wie ſie folgen, genommen wird. So bald ein Stamm in verſchiedene Aeſte getheilet wird, ſo bekömmt jeder Aſt ſein Oberhaupt. In Friedenszeiten zahlet man ihm einen gewiſſen jährlichen Gehalt: und im Kriege hat es einen ſtärkern Antheil an der Beute, als die übrigen. Die **mahometaniſchen Tartarn** nennen ein jedes dieſer beſondern Oberhäupter, **Murſen** oder **Murſah**: bey den übrigen heißt er **Bey**, oder **Taiſchy**, oder **Taiky**.

Jeder Stamm hat einen gewiſſen Canton, oder umzeichnetes Gebieth, in welchem er das Recht hat, allein zu weiden und zu jagen. Oftmals geſchieht es, daß unter ihnen ein Krieg entſteht, es ſey nun um der Gränzen oder andern Urſachen willen: und da dieſe Stämme keinen Oberherrn erkennen: ſo wird der Streit allemal durch die Waffen entſchieden. Der Ueberwinder machet Kriegsgefangene und verleibet ſie ſeiner Zunft ein: denn bey dieſen Völkern iſt der Gebrauch der Sclaven eben nicht bekannt. Die mahometaniſchen **Tartarn** machen nur Sclaven, um ſie den **Perſern** und **Türken** zu verkaufen.

Man ſchätzet die Macht eines Stammes nur nach der Anzahl der Menſchen, woraus er beſteht. Der Umfang des lan-

---

ſchen Tartarn dasjenige Radi nennen, was die andern Tartarn Aimak heiſſen. Man ſehe den Aboulgaſican, in der Geſchichte der Tartarn, 13. S. und die Note des Ueberſetzers. Man ſehe auch Strahlenbergs Beſchreibung der mitternächtlichen Tartarey.

Vielleicht iſt dieſes Wort Radi, oder Redi, mit der Endigung geth, in dem Namen der Maſſageten einerley.

Landes, welches er beſitzt, wird für nichts gerechnet, wenn er nicht im Stande iſt, es zu erfüllen.

Der überwundene Stamm kann ſich durch ſeine Niederlage ſo geſchwächet befinden, daß er genöthiget wird, ſich mit einem andern mächtigern zu vereinigen, und ſich ihm zu unterwerfen; oder auch ſein Erbtheil zu verlaſſen, um fern davon eine Heimath zu ſuchen. Findet er nun daſelbſt zuweilen andere Stämme, die entweder ſchwächer, oder nicht ſo kriegeriſch ſind, als jener; ſo unterwirft er ſich dieſelben, oder zwingt ſie, nur einen Körper mit ihm auszumachen: und durch dergleichen Einverleibungen, kann er zu einem ſolchen Grade der Stärke kommen, daß er wieder in den Stand geräth, in ſeine alte Heimath zurück zu kehren; und wohl gar denjenigen Stamm unters Joch zu bringen, den er ehedem daraus vertrieben hatte. Alsdann ſieht man ein Volk, deſſen Namen viele Jahrhunderte hindurch verſchwunden war, mit großem Glanze wieder erſcheinen, und von neuem eine große Rolle ſpielen.

So bald ein Stamm ſich mächtig genug gemachet hat, daß er verſchiedene andere unterdrücken kann; ſo leget ſich das Haupt dieſes Stammes den Titel **Khan** oder **Kaban** bey, welchen man auch zuweilen **Kakhan** ausſpricht. Alsdann wird der beſondere Namen des regierenden Stammes, der Namen der Hauptſtadt, oder des neuen Staates: wenigſtens iſt er alsdann den **Tartarn** unter dieſem Namen bekannt.

So ward in dem fünften Jahrhunderte **Chriſti**, der Namen des Stammes der **Türken** oder **Tourken**, welche die **Chineſer** **Toukue** nennen, ein Namen aller Völker der tartariſchen Nation. Die chineſiſchen Jahrbücher lehren uns, daß die Herrſchaft dieſer **Toukue** ſich von der **Wolga** und dem caſpiſchen Meere bis in den Norden von **China** und **Japan** erſtrecket, und die ganze **Tartarey** mit in ſich begriffen habe. Wir haben in der Sammlung der byzantiniſchen Geſchichte, ein Ueberbleibſel eines Gedichtes vom **Menander**: welches die Beſchreibung derer verſchiedenen Geſandtſchaften in ſich hält, die der Kaiſer **Juſtin** an den **Khan** dieſer **Türken** geſchicket, welcher im Oriente des caſpiſchen Meeres gewohnet. Aus dieſem ſehen wir, daß ſie in dieſem Lande die Macht der **weiſſen Hunnen** faſt ganz unterdrücket, welche von den griechiſchen Schriftſtellern, **Euthaliten** genennet werden; und daß die **Awaren** r), welche ſich dem Occidente genähert, von dieſen Türken als Rebellen angeſehen worden. Der Anführer dieſer **Awaren**, hat damals nur noch den Titel **Beyan**, oder **Bey** geführet; nachmals aber, und als ſein Stamm mächtiger geworden, hat er ſich **Khan** genennet.

In dem zehnten Jahrhunderte drungen die **Seljoukiden**, (dieß war ein Aſt jener **Tukoue**, welche den **mahometaniſchen** Glauben angenommen hatten,) im 997ten Jahre **Chriſti** in **Perſien** ein, und brachten ſelbiges, ſo wohl als die zwey **Irak** und den größten Theil von **Anatolien** ganz unter ſich. Damals errichteten ſie drey verſchiedene **Dynaſtien** unter dem Namen der **Seljou-kiden** von **Iran**, **Kerman** und dem Lande **Roum**. Der Namen **Türk**, war der Nationalnamen. Die **Türken Osmanly**, oder diejenigen, welche das griechiſche Kaiſerthum zerſtöret haben, kommen aus einem andern Stamme eben dieſer **Türken**, welche das Ufer des **Gihons** zur Zeit der **Mogolen** verlaſſen, und unter dem Namen der **Turkomanen**, in **Armenien** übergiengen; von wannen ſie ſich in **Kleinaſien** ausgebreitet, und einen neuen Staat daſelbſt errichtet.

Im zwölften Jahrhunderte, errichtete die Zunft der **Mogolen**, welche aus denen im Norden von **China** gelegenen

---

r) Der Namen **Awar**, welcher einen **Flüchtling**, einen **Herumſtreifer** bedeutet, iſt bey den Perſern und Türken ein Schimpfwort geblieben.

genen Ländern gekommen war, in der **Tartarey**, unter der Anführung des **Genghiz-khan**, eine neue Herrſchaft: welche vollends in der **Tartarey** die Macht und ſo gar den Namen der **Toukue** ausgerottet; welcher bereits durch die große Zahl derer, die ſich nach dem Occidente gewendet hatten, und durch die Zerrüttungen derer, die im Lande geblieben waren, ſehr geſchwächet war. Die **Mogolen** hatten mit dem **Toukue** einerley Urſprung, und redeten ungefähr auch dieſelbe Sprache; es iſt wenig Unterſchied unter der Sprache der **crimmiſchen** von den **Mogolen** abſtammenden Sprache, und unter der, die die **Toukomannen**, ein Ueberbleibſel der **Toukue**, ſprechen.

Die **Mogolen** brachten die ganze **Tartarey** unter ſich, ſie eroberten **China**, **Perſien**, die beyden **Jrak**, **Reuſſen**, und drungen ſo gar in **Polen** und **Ungarn** ein: zu **Bagdad** rotteten ſie das **Khalifat** aus.

Damals fieng ihr Namen an im Oriente bekannt zu werden: und eben denſelben geben ſich auch in ihrer Sprache faſt alle verſchiedenen Völker der **Tartarey**. Sie ſetzen nur verſchiedene Zunamen hinzu, um ſich von einander zu unterſcheiden.

Zuweilen iſt der Namen eines **Khan**, welcher über einen beſondern Staat zu der Zeit regieret, da die Fremden angefangen ihn kennen zu lernen, bey ihnen der Namen des Staates ſelbſt geworden s). Daher nennen die **Ruſſen**, die **Calmucken**, **Contaiſchini**: weil einer ihrer **Khans**, **Contaiſch** geheißen; und benennen ein Volk aus der Zunſt der **Nogais**, in der Nachbarſchaft von **Jaik**, mit dem Namen **Ayoukini**, weil ihr **Khan Ayouki** geheißen.

Man hat ſo gar Beyſpiele, daß die Völker in ihrer eigenen Sprache den Namen ihrer Könige angenommen haben.

---

s) **Strahlenberg**.

haben. **Aboulgaſican** lehret uns t), daß die **Mongolen** von **Deſchte-kipzak**, oder der wüſten Ebenen im Morgen des **caſpiſchen** Meeres, welche nachmals das Land von **Karisma** und **Boukarien** unter ſich gebracht, den Namen **Usbeken** angenommen, welchen einer ihrer **Khans** geführet, der im 1391ten Jahre unſerer Zeitrechnung geſtorben iſt, und unter welchem ſie den **mahometaniſchen** Glauben angenommen. Man hat mehr als ein Beyſpiel dieſes Gebrauches; allein ſie ſind ſo ſelten, daß man ſeine Zuflucht dazu nicht nehmen muß, um den Urſprung der Namen gewiſſer Völker anzuzeigen, deren Bedeutung unbekannt iſt. Die Griechen, und nach ihrem Beyſpiele, die mehreſten unſerer Kunſtrichter, haben keine andere Lehrart gekannt, als dieſe. So bald ihnen der Urſprung eines Namens ſchwierig vorkam, ſo erdichteten ſie ſich einen Prinzen, der ihn dem Volke gegeben, welches er beherrſchete; alsdann koſtete es ihnen keine Mühe, ihm auch Thaten anzudichten.

Sechſte Beobachtung.

Sechſtens, verlaſſen die alten Einwohner einer Gegend dieſelbe niemals, um in eine andere überzugehen, ſie müßten denn durch einen ſehr wichtigen Bewegungsgrund dazu genöthiget werden. Wenn ein Staat, entweder weil es ihm in ſeinem eigenen Lande zu enge wird; oder auch wegen der Folgen eines bürgerlichen Krieges, oder ſonſt aus einer Urſache, ſich entſchließt, eine Pflanzſtadt aus ſeinem Lande zu ſchicken: ſo giebt es doch kein Beyſpiel, daß ſie ihre erſte Heimath gänzlich verlaſſen; es bleibt noch allezeit ein Theil der erſten Einwohner zurück. Ja wenn auch gleich der Einbruch eines ausländiſchen Volkes der Antrieb iſt, eine neue Wohnung zu ſuchen: ſo iſt doch der Auszug niemals allgemein.

Aus dieſem Grundſatze, den wir für unläugbar halten, fließt eine wichtige Folgerung: nämlich, daß man

---

t) In der Geſchichte der Tartarey, im V. B. 5. Cap. a. d. 457. S. Man ſehe auch die Note a. d. 458. S.

nicht für das alte Vaterland eines Volkes, ein Land halten müſſe, allwo man weder einen überbliebenen Theil dieſes Volks, noch Spuren der alten Sprache findet. Gegen Morgen der **Wolga**, z. E. findet man kein Volk, welches die **ſclavoniſche** Sprache beybehalten hätte; ausgenommen einige von den **Ruſſen** dahin geſchickte Pflanzvölker, ſieht man alldort keine andern, als **Permaken**, **Oſtiaken**, **Vagoulitzer**, und **Czeremiſſen**, lauter Völker von **Fenniſcher** Abkunſt. Folglich ſind die mancherley unter dem Namen der **Slaven**, **Ruſſen**, **Bulgaren**, **Pohlen** und **Böhmen**, begriffenen Völker nicht, wie viele Schriftſteller vorgeben, urſprünglich von denen gegen Morgen der **Wolga** liegenden Gegenden her; ſondern aus denen, die gegen Abend des **Tanais** liegen. Ihre Voráltern haben zu aller Zeit diejenigen Ländereyen bewohnet, die heut zu Tage unter den Namen **Groß- und Klein-Reuſſen**, **weiß- ſchwarz- und roth Reuſſen** bekannt ſind; und eben dieſe nennet **Herodot**, **Androphagen**, Menſchenfreſſer, Melanchlæni, **Schwarzröcke**: und dieſe hat man nach dieſem **Sarmaten** und **Alanen** x), wie auch **Rhoxalanen**, u. ſ. w. genannt.

Siebente Beobachtung.

In den gewöhnlichen Fällen iſt die Colonie anfangs nicht ſehr zahlreich; allein, dafern das Land, wohin ſie ſich wendet, nur einigermaßen entfernet iſt: ſo nimmt ſie unterwegens durch eine große Menge Leute aus denen Völkerſchaf-

ten

---

x) Zuweilen hat man aus Misbrauch, die Namen, Alanen und Rhoxalanen gewiſſen Völkern des Caucaſus gegeben, die mit den Circaſſien, und mit denen mit Mingrelien benachbarten Alanen, von einerley Volke ſind; ja ſelbſt Völkern von finniſcher Abkunſt, die aus dem Norden gekommen. Dieſe Verwirrung von Namen iſt eine der vornehmſten Urſachen derjenigen Dunkelheit, die in der Geſchichte der mittlern Zeit herrſchet.

z) Von Frankreich ſaget

der

ten zu, die ſie durchkreuzet: und dieſe hinzugeſtoßenen Völker nehmen den Namen desjenigen Staates an, welcher den erſten Grund zur Colonie geleget hat. Oftmals kommen auch noch nach ihrer Niederlaſſung neuere Verſtärkungen hinzu, die ſich mit ihm vereinigen. Hierauf giebt man nicht allezeit genugſam Acht; und dieß iſt die Urſache, warum man, wenn man ſieht, daß eine einzige Colonie in kurzer Zeit ein weitläuftiges Land bevölkert, zu den Muthmaßungen ſeine Zuflucht nehmen muß, um zu erklären: wie ein oftmals ſehr kleiner Canton, aus welchem ſie ausgezogen; und der gleichwohl auch nicht leer geblieben iſt, eine ſo erſtaunliche Menge Menſchen hat hergeben können.

Die bereits erwähnten **Gothen**, geben ein ſichtbares Beyſpiel von demjenigen ab, was wir hier ſagen. **Gothland**, oder **Gothia**, aus welchem dieſe Colonie kam, iſt eine eben nicht große Provinz, die gleichwohl nicht menſchenleer blieb. Es iſt indeſſen unmöglich, daß ſie jemals eine Anzahl Einwohner enthalten haben kann, die der benachbarten **Gothen** an der **Donau** ihrer gleich käme: welche ſich in drey zahlreiche Völkerſchaften eingetheilet hatten, welche einen großen Strich Landes einnahmen; denen die zeitverwandten Geſchichtſchreiber furchtbare Heere, von zwey bis drey mal hundert tauſend Mann beylegen, und welche, ungeachtet der Niederlage verſchiedener dieſer Heere, dennoch im Stande waren, dem römiſchen Reiche ein Zittern zu erregen, und ſo wohl Spanien als Italien 3) zu erobern.

---

der Herr Verfaſſer nichts, weil er ſichs vielleicht für ſchimpflich hält, zu geſtehen, daß ſelbiges auch unter gothiſcher Bothmäßigkeit geſtanden. Allein wo richtete denn Athaulfus, oder Adolph, der Gothen König, als er aus Italien zog, ſein Reich an, als in der Provance, in Languedok und Guienne, den ſchönſten Provinzen von Frankreich? Wo ſaß denn der Gothenkönig Theoderich, der mit dem Aetius die Hunnen ſchlug, und ſeine Nachfolger; als in eben den mittäglichen Provinzen

Damit man ſich einen richtigen Begriff von demjenigen mache, was ſich zur Zeit des Abzuges der Colonie der Göthen zugetragen: ſo muß man ſich deſſen erinnern, was unſere Vorfahren ſeit dieſer Zeit, bey den Kreuzzügen geſehen haben. Die Einbildungskraft ſelbſt erſchrickt, wenn ſie die erſtaunliche Menge Menſchen zuſammen nimmt, die aus Deutſchland, England, Frankreich, Italien, ausgezogen ſind, und ſich auf viele Millionen belaufen. Ja, da man weis, daß ſie faſt alle in Syrien umgekommen, oder daſelbſt geblieben: ſo wäre man faſt geneigt zu glauben, die Länder ſo ſie verlaſſen hatten, müßten in Wüſteneyen verwandelt worden ſeyn: inſonderheit, wenn man erwäget, daß dieſe Länder damals lange ſo bevölkert nicht geweſen, als ſie es itzt ſind; daß es wenig anſehnliche Städte darinnen gegeben, und daß ein Theil der jetzt angebauten Ländereyen, damals mit Wäldern bedecket geweſen 4).

Dieſe

---

zen von Frankreich? Hat nicht Toulouſe daher noch die Stunde einen gothiſchen deutſchen Namen, Tollbus; indem es eine Zollſtadt geweſen; wie noch ietzo an der Niederelbe Tollenſpieker, eine ſolche Zolleinnahme iſt? Kurz, man muß der hiſtoriſchen Wahrheit nichts vergeben. G.

4) Dieſe Kriegszüge haben eben Deutſchland noch nicht entvölkern können. Denn man bedenke nur, was in ältern Zeiten für Heere von Sueven, Allemannen und Vandaliern, von Franken, Burgundern, Herulern, Obotriten und Longebarden, aus Deutſchland nach Wälſchland, Frankreich, Spanien und Africa gezogen; was ferner für Angeln, Frieſen, Normänner, und Sachſen nach England und auf die franzöſiſchen Küſten gegangen ſind. Nachdem nun alle dieſe Züge aufgehöret hatten, ſo war die Menge von Menſchen im 10. 11. und 12ten Jahrhunderte überall ſo groß geworden, daß alle die Heere, die nach dem Oriente zogen, deſtoweniger zu vermiſſen ſeyn mußten, da ſie nicht aus Deutſchland allein, ſondern aus allen weſtlichen und nordlichen Ländern von Europa, auszogen. Zudem zogen ſie auch nicht alle in einem Jahre, ſondern in zwey vollen Jahrhunderten nach einander; bald unter deutſcher Anführung der Kaiſer,

Dieſe furchtbaren Kriegsheere brachten den Namen der **Franken** oder **Franzoſen**, nach dem **Oriente**; und dieſer Namen iſt bis in **Indien** hinein, derjenige Namen geworden, mit welchem alle Chriſten des **Occidentes** noch benennet werden. Die **Franken** oder **Franzoſen** waren die erſten Urheber dieſes Unternehmens; ihre Kriegsvölker waren die vornehmſten in dem Heere, welches **Gottfried von Bouillon** anführete. Die franzöſiſchen Kriegshelden thaten ſich am meiſten hervor, und legten auch zur Zeit der Eroberung die erſten Wohnplätze an. Dieſes war ſchon genug, daß die Morgenländer alle diejenigen **Franken** nenneten, welche ſich nach dieſem zu ihrer Colonie ſchlugen, ſie mochten nun ſeyn, von was für Völkern ſie wollten.

Eine faſt ähnliche Urſache hat die Namen **Tartar**, oder **Tatar**, eben ſo allgemein gemachet: (denn ſo ſprechen ihn alle Morgenländer aus, und ſelbſt die **Ruſſen** und **Pohlen**).

ſer, bald unter franzöſiſcher, bald unter geringern Fürſten. Das machet nun zuſammen gerechnet ſehr viel; iſt aber niemals zugleich beyſammen geweſen. Und was machet auch nicht die poetiſche Vergrößerung der damaligen Geſchichtſchreiber, aus! Endlich ließ man auch nicht, daß damals in Ungarn, Servien und den übrigen griechiſchen Landſchaften, viel Volk zu den chriſtlichen Heeren geſtoßen wäre. Und was ſind nicht in neuern Zeiten, da die Schiffahrt nach Oſt- und Weſtindien ſo überhand genommen, für eine unglaubliche Menge Europäer, in die andern Welttheile, als Colonien gezogen, oder als Schiffleute auf der See geſtorben und ertrunken? Man zähle alle Pflanzſtädte in Aſien, auf den africaniſchen Küſten, und Inſeln, und in ganz America, die aus Portugall, Spanien, Frankreich, England, Holland, Dännemark und Schweden hingegangen? Man zähle nur auch die deutſchen Colonien, die ſeit etlichen Jahren hingeführet worden, und die wir gleichwohl bey uns nirgends vermiſſen: ſo wird man wohl ſehen, daß Europa ſehr fruchtbar an Menſchen iſt, und noch itzo im Stande wäre, mit neuen Kreuzzügen den Türken aus Europa zu jagen, und ganz Aſien zu erobern, wenn nur eine ſo einige Entſchließung als damals möglich wäre. G.

Pohlen). Dieſer Namen, der heutiges Tages das ganze **ſcythiſche** Volk anzeiget, war ehedem einer ihrer beſondern Stämme. Allein da dieſer Stamm in den Feldzügen der **Mogolen** wider den **Occident**, den Vortrupp ausmachete, ſo lernten die Ausländer ihn auch am erſten kennen. Die in Syrien wohnhaften Chriſten, gewöhnten ſich an, die ganze Nation bey dieſem Namen zu nennen: und von dieſen haben wir dieſen Gebrauch, oder Misbrauch überkommen, von welchem man übrigens auch wohl im höchſten Alterthume Spuren finden würde. Die alten **Perſer** x) nannten alle Völker eben dieſer ſcythiſchen Nation, **Sacen**; und dieſes, wie **Plinius** y) uns lehret, darum: weil der Stamm **Saken**, der auf den Gränzen wohnete, ihnen allein bekannt war.

Die verſchiedenen Colonien der **Cimmerier**, **Gothen**, **Scythen**, **Hunnen**, **Awaren** und **Ungarn**, ſtehen auch mit unſern Kreuzziehenden faſt in gleichem Falle. Die Einrichtungen der verſchiedenen **Sarmatiſchen** oder **Sclavoniſchen** Staaten, dergleichen die **Ruſſen**, **Pohlen**, **Mähren**, **Böhmen**, **Bulgarier**, u. ſ. w. ſind, ſind von einer andern Art. Die **Sclavoniſchen** Staaten haben ſich durch neue Bündniſſe, oder Vergeſellſchaftungen unter den alten Einwohnern errichtet: welche, da ſie im Occidente und Mittage ihres Landes, fruchtbare Cantons ſahen, die aber wüſte, und folglich unangebauet waren, immer näher und näher hinein gerücket ſind, und ſich ohne Schwierigkeit daſelbſt niedergelaſſen haben.

Achte Beobachtung.

Achtens, der Namen, welchen ein Volk, oder ein Staat ſich ſelbſt giebt, iſt gemeiniglich ein ehrenvolles Beywort

---

x) Herodot, VII. B. 67. Cap.

y) Lib. VI. Cap. 17.

z) Der Herr Verfaſſer ſaget nicht, was dieſe Namen rühmliches bedeuten. Die Cimbern wort aus der Sprache, die ſie reden, genommen. Dergleichen waren die Namen der **Cimmerier** oder **Cimbern**, und der **Sicambern**, der **Celten** oder **Galater**, der **Franken**, der **Gothen**, **Slaven**, u. ſ. w. welche alle die Tapferkeit, Unerſchrockenheit, und den hohen Ruhm andeuten 5).

Wann einem Staate ſein Namen von andern aus eben dem Volke gegeben worden: ſo hatte er ein Verhältniß mit der Lage des Landes, mit irgend einer Gewohnheit, oder mit irgend einem beſondern Umſtande; durch welche diejenigen, aus denen dieſer Staat beſtund, ſich von den benachbarten Staaten unterſchieden.

Zuweilen geſchah es auch, daß dieſe Namen eine Art von Spottnamen, oder ſchimpflichen Beynamen waren, deren ſich die benachbarten Staaten bedieneten, wenn ſie von einem neuen Staate redeten, und die diejenigen, denen man ſie gab, niemals annahmen. Dergleichen iſt, z. E. der Namen **Alamanni**, welcher zu Anfange des dritten Jahrhunderts, denjenigen **Sueven** gegeben worden, die **Frankenland**, **Schwaben** und den größten Theil von **Bayern** inne hatten. Dieſer Namen, welcher nach dem **Aſinius Quadratus**, welchen **Agathias** anführet, einen Miſchmaſch von Leuten aus allerley Ländern geſammlet, bedeutet, iſt niemals von andern als von Ausländern gebrauchet worden; das heißt von lateiniſchen und denen galliſchen und ſpaniſchen Schriftſtellern, die ihn ſo gar auf alle Einwohner **Germaniens** ausgebreitet haben. **Walafried Strabo**, ein Mönch zu **St. Gallen**, welcher unter **Ludwigen** dem **gütigen** im neunten Jahrhunderte geſchrieben, bemerket, wann er von den **Schweizern**, und denen in der Nachbar-

ſchaft

Cimbern, wie ich oben gedacht, heißen **Kämpfer**. die **Sicambern**, Siegkämpfer, die **Celten**, **Chelten**, oder **Galater** hießen **Helden**: die **Franken**, Freye, die **Gothen**, Gute, oder Göttliche, die **Slaven** berühmte geehrte Leute. G.

ſchaft redet, daß die Ausländer allein ſie **Alamanni** nannten, ſie ſelbſt aber ſich **Sueven** hießen 6).

Die **Ungarn** kennen den Namen Hungari eben ſo wenig, welchen wir ihnen in den Abendländern geben, noch auch den Namen **Tourkà**, den ihnen die Griechen gaben: ſie nannten ſich in ihrer Sprache **Magyaretes** oder **Magyares**. Eben ſo geht es mit den **Calmouken**, und verſchiedenen andern Völkern, die diejenigen Namen, womit die Fremden ſie benennen, für eine Beſchimpfung halten würden: **Kalmouk** heißt ein Menſch, der den andern nicht gefolget iſt, ein **Träger**. Endlich hat man auch wohl geſehen, daß ein rühmlicher Namen, welchen ein Volk ſich gegeben, bey den Ausländern eine ganz widrige Bedeutung bekommen hat. Die **Anter** und **Veneder**, nannten ſich **Slaven**, das heißt, **berühmt**; von dem Worte **Slava**, Ruhm, Ehre. Die Griechen ſchrieben dieſen Namen Σκλαβοὶ und Σκλαβηνοὶ. Von **Sclavi** haben wir **Sclaven**, oder Leibeigene gemachet.

Neunte Beobachtung.

Neuntens, muß man bemerken, und dieſe Beobachtung iſt ſehr wichtig, daß, wann der Namen eines Landes, in ſeinem Urſprunge, nach dem Namen der Nation, des Staates oder des Volkes gebildet worden, welches daſſelbe gleich anfänglich beſeſſen, man oftmals fortfährt, ihm denſelben auch nach der Vertreibung oder Vertilgung dieſes Volkes, dieſer Stadt, dieſer Einwohner noch zu geben, die von andern Einwoh-

---

6) Die Alemanner können unmöglich eine ſchimpfliche Benennung gehabt haben, da ſie auch den Lacum Lemannum, d. i den Alemannerſee, nach ſich genennet. Nach der Art der deutſchen Sprache klingt auch, Alle Mannen, oder alle Männer, vielmehr rühmlich; und kann unmöglich ein vermiſchtes, zuſammengerafftes Geſindel anzeigen. Deſſen ungeachtet können ſie den alten Namen der Sueven, d. i, der Schweizer,

Einwohnern abgewechſelt worden, und die durch eine Art von Erbſchaftsrecht, den Namen ihrer Vorgänger annehmen, oder überkommen; ſo, daß man allezeit den alten Namen brauchet, wenn man von dieſem neuen Volke redet. So iſt bey den **Arabern**, **Perſern**, den **Mogolen** von **Indien** und der **Tartarey**, der Name **Roumi** zu einem Namen der **Türken** geworden: und der Titel **Sultan von Roum**, dienet, das Oberhaupt dieſes Volkes anzudeuten.

Dieſer Misbrauch der alten Namen, iſt auch nichts neues. Die Griechen haben ſchon lange Zeit denen **Perſern** des vom **Cyrus** geſtifteten Reiches, den Namen der **Meder**, den **Arſacidiſchen Parthern**; welches eine ſcythiſche Nation war, den Namen der **Perſer**; und den **Saſſanidiſchen Perſern** aus der von den **Arabern** ausgetilgten **Dynaſtie**, den Namen **Parther** gegeben. Verſchiedene Schriftſteller der **Byzantiniſchen** Geſchichte, geben den **Arabern**, den Unterthanen der **Califen**, die Namen **Aſſyrer**, **Babylonier** und **Achemenider**. Bey eben dieſen **Byzantiniſchen** Schriftſtellern, bedeuten die Namen **Scythen**, oder **Geten**, Leute, die ganz verſchiedenen Nationen zugehören, **Gothen**, **Vandaler**, **Gepiden** und andere deutſche Völker; **Hunnen** und **Awaren**, **Slaven**, **Ruſſen** und **Bulgarer**; ſo daß man eine beſondere Aufmerkſamkeit brauchet, um diejenigen zu unterſcheiden, von denen die Rede unter dieſem Namen iſt.

Unſere abendländiſchen Schriftſteller, die noch viel unwiſſender waren, als die Griechen, im verfallenden Reiche, ſind

---

Schweiſer, noch beybehalten haben: entweder von dem Fluſſe Suevus, oder dem ſchweiſenden Oberſtrome, an welchem ſie vorhin gewohnet; oder von ihrer umſchweiſenden Lebensart, die ſie nebſt den Vandaliern d. i. **Wandelern**, und **Thraciern**, das iſt, **Treckern**, oder Umziehern, und ſo vielen andern ſcythiſchen, arabiſchen, numidiſchen **Nomaden** geführet haben. G.

ſind in gleichmäßige Fehler verfallen. Sie geben, z. E. die Namen der **Geten** und **Hunnen**, den **Ungarn**, die doch von einem durchaus verſchiedenen Volke ſind. Einige ſo gar die den Namen **Magyares**, verſtümmelt haben, welchen die **Ungarn** ſich in ihrer Sprache geben, haben **Agareni** daraus gemachet z), welchen einige Chroniken brauchen, wann ſie von ihnen reden. Dieſer erſte Irrthum zog denn einen zweyten nach ſich, indem einige Romanenſchreiber dieſe **Agarener** für **Saracenen** gehalten, und ſich Einfälle erdichtet haben, die dieſe Leute in **Burgund** und **Lothringen** in dem zehnten und eilſten Jahrhunderte gethan haben ſollen. Die Züge der **Ungarn**, oder **Magyaren**, welche damals in die **Schweiz** und **Italien** eindrungen, ſind indeſſen der hiſtoriſche Grund dieſer Romanen.

Dieſe Verwechſelung alter und neuer Namen, hat die Geſchichtſchreiber veranlaſſet, eine große Menge Fabeln von dem Urſprunge und der alten Geſchichte der mehreſten nordiſchen Völker in **Europa** zu erſinnen. Auf dieſen Grund hat man in die Geſchichte der **Schweden** alles eingemenget, was uns die Alten von den **Scythen** und **Geten** melden: und die Geſchichte der **Hunnen** des **Attila**, hat einen Theil der Geſchichte von **Ungarn** ausgemachet. Hieher kommen ſo viele falſche hiſtoriſche Lehrgebäue, die mit der größten Hitze vorgetragen und verfochten worden; und dieß von Schriftſtellern, welche glaubeten: es läge ihre Ehre daran, daß ſie der Nation, aus welcher ſie entſproſſen, die Thaten aller derer Völker zueignen müßten; die ehemals eben daſſelbe Land beſeſſen, oder auch dererjenigen, deren Namen nur einige Aehnlichkeit mit dem Namen dieſer Nation hatten. Man findet in der Unterſuchung der Geſchichte, bey jedem Schritte, Beyſpiele dieſer falſchen Lehrgebäue; und ſelbſt unſer Jahrhundert iſt von dieſer Krankheit noch nicht recht geneſen *).

Der

---

z) *Hepidani* Chronic.

*) In dieſen Fehler iſt der ſonſt gelehrte **Prätorius** in ſeinem **Marte Gothico** verfallen,

Der Unterſchied, oder die Uebereinſtimmung der Sprache, iſt, wie ſchon bey der dritten Beobachtung geſaget worden, der geſchickteſte Character, diejenigen Nationen zu unterſcheiden, und zu erkennen, die einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben. Diejenigen, die nur eine ſeichte Kenntniß von Sprachen beſitzen, bereden ſich: es gebe deren eine große Menge, die weſentlich von einander abgehen; weil ſie die Verſchiedenheit der Mundarten, für einen weſentlichen Unterſchied halten.

Man wird z. E. bey dem erſten Augenblicke denken, das **Latein**, **Italieniſche**, **Spaniſche**, **Gaſconiſche** und **Franzöſiſche**, wären ſo viel verſchiedene Sprachen; und die Schwierigkeit, welche einer der nur eine von denſelben verſteht, antrifft, die übrigen zu verſtehen, wird ihn ein überzeugender Beweis zu ſeyn dünken. Allein, eine aufmerkſame Unterſuchung wird zeigen, daß faſt alle Wörter dieſer fünf Sprachen in ihren weſentlichen Theilen einerley ſind, und einerley Bedeutung haben; daß ſie nur in einigen Veränderungen, und einigen verſchiedenen Arten der Ausſprache unterſchieden ſind. Derjenige, der eine von dieſen Sprachen verſteht, findet eine ſehr große Leichtigkeit in Erlernung der andern, in welchen er faſt alle Wurzeln in eben dem Verſtande genommen, antrifft; indem ſie nur geringe Abweichungen haben, die er gar bald kennen lernet.

Wir bemerken ferner mit dem Herrn **Freret**, daß man in den Sprachen zweyerley erwägen müſſe. 1. Diejenigen Wörter, welche die Menſchen als Zeichen ihrer Begriffe und Empfindungen feſtgeſtellet haben. 2. Die Verſchiedenheiten, oder Veränderungen, welche ſich mit dieſen Wörtern zutragen, und dazu dienen, die Verhältniſſe anzuzeigen, die dieſe Begriffe unter einander haben, und die Veränderungen, die ſich in dieſen Verhältniſſen eräugen.

Dieſer

---

da er als ein Pohl gern alle Gothen zu Sarmatern oder Slaven machen wollen: da doch das gothiſche Evangelium ſattſam zeiget, daß ſie ein deutſches Volk geweſen. G.

Dieſer letzte Theil machet eigentlich dasjenige aus, was man das Grammatikaliſche einer Sprache nennet. Wir ſetzen zum voraus, daß keiner von denen, die dieſes leſen wollen, dieſer Erklärung nöthig haben werde. Und dieß vorausgeſetzet, ſo muß man bemerken, daß es zwo verſchiedene Gattungen von Verſchiedenheiten, in den Mundarten einer Sprache gebe.

In der erſten Gattung, gehen die grammatikaliſchen Beugungen, in einem Dialecte vom andern ſehr wenig ab. Dergleichen waren die **Joniſchen**, **Aeoliſchen** und **Doriſchen** bey den Griechen; dergleichen ſind ſie noch itzt in der **Sclavoniſchen**, **Ruſſiſchen**, **Pohlniſchen**, **Böhmiſchen**, **Croatiſchen** und **Bulgariſchen**. Dergleichen ſind endlich verſchiedene Dialecte im Deutſchen 7).

Die Verſchiedenheiten der zweyten Gattung, ſind aus der Vermiſchung zweyer Völker entſtanden, welche zwó ganz verſchiedene Sprachen redeten, die dieſe Vermiſchung dergeſtalt vereinet und vermenget hat, daß eine jede von ihnen einen Theil derer Wörter verloren, die ihr eigen waren, indeſſen daß ſie viele aus derjenigen Sprache angenommen, mit welcher ſie ſich vermengete.

Wenn nun dieſe Vereinigung zwoer Sprachen, durch die Niederlaſſung eines gelehrten und geſitteten Volkes in einem Lande geſchehen iſt, deſſen Einwohner es gezwungen, ſeine Geſetze, Sitten und Gebräuche anzunehmen, ſo hat ſie die Sprache des überwundenen Volkes faſt gänzlich vertilget. Die Ueberwundenen trachteten den Ueberwindern zu gleichen,

---

7) Der Herr Verfaſſer hat Recht, wenn er hier der deutſchen Dialecte gedenkt, nur er erkläret ſich nicht deutlich genug, daß er zu dieſen nicht nur das Ober- und Niederdeutſche, ſondern auch das Holländiſche, Däniſche und Schwediſche, ja ſelbſt das Norwegiſche und Isländiſche mitrechnet. Selbſt das Engliſche und Schottiſche iſt davon nicht auszuſchlieſſen, weil beyde Sprachen urſprünglich deutſch ſind: nur daß eine Menge lateiniſcher und franzöſiſcher Wörter,

gleichen, die ihre Herren geworden waren, und bemüheten ſich, deren Sprache mit der möglichſten Reinigkeit zu reden. Hat nun dieſe fremde Oberherrſchaft eine zeitlang gewähret, ſo iſt der Gebrauch der alten Sprache ſelbſt unter dem gemeinen Volke gänzlich abgeſchaffet worden. Es iſt wohl wahr, daß dieſes die neue Sprache nicht richtig redete: es that faſt allen grammatikaliſchen Regeln Gewalt an, und behielt noch eine gewiſſe Zahl ſeiner alten Wörter bey, welchen es eine denen Wörtern der herrſchenden Sprache ſich nähernde Forme zu geben trachtete.

Dieſes eben iſt in **Gallien** und **Spanien** geſchehen, allwo die alte Sprache gänzlich vertilget ward; und wo man die **römiſche** Sprache mit mehrerer oder geringerer Richtigkeit und Reinigkeit redete. Jene alte Sprache erhielt ſich nur noch in einigen wilden Cantons, deren Zugang ſchwer war; woſelbſt ſich die Ueberwinder nicht niederlaſſen mochten: und allwo ſich dieſelbe doch auch täglich durch den Umgang der Einheimiſchen mit den Auswärtigen, verunſtaltete. So haben die **Cantabrier**, und die Völker am abendlichen Ende der **Pyrenäen**, noch die alte **iberiſche** Sprache beybehalten, davon die **Biscayer** noch anjetzt einen Dialect reden.

Wenn aber die Vereinigung beyder Sprachen, durch die Niederlaſſung eines barbariſchen groben Volkes geſchieht, welches ſich eines geſitteten Landes bemeiſtert; deſſen Einwohner eine gelehrte, bearbeitete und reiche Sprache reden:

Wörter, mehr durch einen Misbrauch und eine Neuerungsſucht, als aus Noth eingemenget worden. So beſteht z. E. das engliſche Vater Unſer ganz und gar aus deutſchen Worten: das einzige Temptation in der VI. Bitte ausgenommen. Und gute engliſche Schriftſteller, wie der Zuſchauer, und der oben belobte D. Free eifern dawider: daß man ſo ſehr von dem alten angelſächſiſchen oder plattdeutſchen abweicht, da man es doch oft gar nicht nöthig hätte. G.

ſo hat man gerade das Gegentheil geſehen. Die Ueberwinder haben, indem ſie die Ueberwundenen ihrer Oberherrſchaft unterwürfig gemachet, großentheils ihre Sitten und Gebräuche angenommen: und da ihre ehemalige Sprache nothwendiger Weiſe nicht ſo reich, ſo überflüßig, und ſo bearbeitet war, als der Ueberwundenen ihre; ſo haben ſie eine ziemlich große Menge Wörter daraus angenommen, die ſie nach den Regeln ihrer eigenen Sprache bequemet, davon ſie zu gleicher Zeit die Regeln und grammatikaliſche Geſtalt behalten. Die Einführung neuer Ausdrücke iſt nach und nach, und faſt ohne daß man es gewahr worden, geſchehen; mit einer Aenderung in der Sprachlehre aber gieng das ſo nicht an: denn damit eine dergleichen Aenderung Statt haben könnte, hätte das ganze Volk ſeine bisherige müſſen vergeſſen, und eine neue erlernen können.

Daher beſtehen die Mundarten der lateiniſchen Sprache, welche in **Italien**, **Gallien** und **Spanien** gebildet worden, nachdem die **Franken**, **Vandaler** und **Gothen** dieſe Länder erobert hatten, faſt alle aus verſtümmelten lateiniſchen Wörtern; die aber der Sprachlehre der deutſchen Sprachen unterworfen ſind, in welchen die Nennwörter nicht abgeändert werden, und wo man, weil die Zeitwörter nur drey Zeiten haben, die übrigen durch Beyhülfe der Hülfswörter erſetzet.

Die Ueberwinder hatten anfänglich die alte deutſche Sprache mit ziemlicher Sorgfalt in ihrer Reinigkeit erhalten. Eine Art von Ehrerbiethung gegen den römiſchen Namen, eine Ehrfurcht, die durch die Religion ſelbſt beſtätiget ward, erhielt zugleich den ziemlich reinen Gebrauch der lateiniſchen Sprache, in den meiſten bürgerlichen und geiſtlichen Urkunden: allein mit der Zeit ward ſie auch hier allmählich verunſtaltet. Man beobachtete keine von den alten grammatikaliſchen Regeln mehr, und dieſe Urkunden wurden in einer barbariſchen Schreibart abgefaſſet; indeſſen daß anderntheils die deutſchen Sprachen ſich nach und nach durch die Einführung lateiniſcher Wörter verſchlimmerten, welche endlich die Oberhand gewannen. Durch dieſe Vermengung dieſer zwo Sprachen, durch welche die Wörter der einen beybehalten, und der Sprachlehre der andern unterworfen werden, haben ſich die neuern Sprachen, als das **Italieniſche**, **Franzöſiſche** und **Spaniſche** gebildet.

Wir haben uns bey dieſem Artikel etwas lange aufgehalten, weil es uns ſcheint: daß diejenigen, die von dem Urſprunge der Sprachen geſchrieben, nicht allezeit die zwo verſchiedenen Arten der Verſtümmelungen genugſam bedacht haben; welche an denen zwo Gattungen der Mundarten ſchuld ſind, davon wir hier geredet haben. Man weis, daß das **Italieniſche**, **Spaniſche**, **Gaſconiſche**, **Franzöſiſche**, und alle ihre Unterabtheilungen, im Grunde nichts, als Verſtümmelungen des **Lateines** ſind: welches **Latein** ſelbſt eine Verſtümmelung des alten **pelaſgiſchen Griechiſchen**, mit den Sprachen der **Siculer** oder **Iberier**, der **Liburner**, oder **Illyrier**, und der alten Einwohner von **Umbrien**, eines **galliſchen** Volkes, vermiſchet geweſen. Alle Sprachen, die man im Norden unſeres Welttheiles ſpricht, laufen auf vier Hauptſprachen hinaus, die ſich in eine große Menge von Mundarten eintheilen.

Die erſte iſt die deutſche Sprache, welche in Deutſchland und in denen Ländern geredet wird, allwo die deutſchen Colonien ſich niedergelaſſen haben.

Die zweyte iſt die **Sclavoniſche**, welche ſich überhaupt von der **Weichſel** bis an die **Wolga**, gegen Morgen, und von den benachbarten Ländern des baltiſchen Meeres, bis an den Mittag der **Donau** und an die Gränzen von **Griechenland** erſtrecket.

Die dritte iſt die **Tartariſche**, wenn man dieſen Namen im weitläuftigſten Verſtande nimmt. Der Gebrauch dieſer Sprache erſtrecket ſich von der kleinen **Tartarey** und den Ufern des ſchwarzen Meeres, bis an den morgenländiſchen **Ocean**, und an die im Norden von **China** gelegenen Länder. Sie iſt ſo gar durch die **Vakouti** bis auf die Ufer des Eismeeres und an die Mündung des Fluſſes **Lena** gebracht werden. **Stralenberg**, ein gelehrter **Schwed**, welcher lange Zeit in **Siberien** gewohnet, hat uns Proben, wenn man ſo reden darf, von den verſchiedenen Mundarten der tartariſchen Sprache gegeben.

Diejenige, welche die **Tartaren Mantcheou**, oder die Eroberer von **China** ſprechen, entfernet ſich am meiſten von der gemeinen Sprache, ungeachtet ſie viel ähnliches mit derſelben hat. Die Sprache der **Mogolen**, die Sprache der **Calmucken** oder **Oirothen** (denn der erſte Namen iſt, wie wir ſchon geſaget haben, ein Schimpfnamen, den ſie nicht gern hören mögen,) und die Sprache der **Crimmiſchen** und Budziakiſchen Tartarn, ſind eins, bis auf einigen Unterſchied in der Mundart. Die Sprache der Türken in **Anatolien** und **Europa**, mit dem **Arabiſchen**, **Perſiſchen**, **Griechiſchen** und ſo gar dem **Sclavoniſchen** vermenget, iſt ſchon etwas mehr verſtümmelt; gleichwohl hindert dieſes nicht, daß nicht die gröſte Zahl derer Wurzelwörter der alten Sprache noch darinnen zu finden ſey.

Die vierte Hauptſprache endlich iſt die Sprache derer Völker in unſerm **Europa**, welche **Tacitus** mit dem Namen

8) Wenn Tacitus das mit Grunde und Kenntniß gethan: ſo müſſen nach der Zeit ganz andere Völker und Sprachen dahin gekommen ſeyn. Die Eſthniſche Sprache iſt ſo wenig finniſch, als lettiſch, oder litthauiſch. Ich habe Grammatiken von allen dieſen Sprachen, und von der lappländiſchen noch dazu, in Händen: und ſie ſtimmen gar nicht überein. Sie ſind auch vom Pohlniſchen und Ruſſiſchen ganz unterſchieden, und haben auch mit dem Deutſchen keine Aehnlichkeit; außer daß im Litthauiſchen oder Lettiſchen, welches mit

Namen **Fenni** bezeichnet, um ſie überhaupt von den deutſchen und ſarmatiſchen Völkern zu unterſcheiden. Unter dieſem Namen begriff er die Einwohner in **Finnland**, **Eſtland**, **Liefland**, **Lithauen** 8), und einiger andern Cantons. Wir können noch verſchiedene andere hinzuſetzen, dergleichen die **Permier**, die **Vagouliter**, die **Oſtiaken**, die **Samojeden**, u. ſ. w. ſind: indem wir gegen Morgen des nordlichen **Aſiens**, und längſt der **Wolga** hinuntergehen, finden wir noch die **Morduaten**, und **Czeremiſſen**.

Herr **Freret** meynet, daß die **Ungarn** oder **Magyaren**, welche an der **Donau** wohnen, eine Colonie einiger dieſer Völker ſind. Ihre Sprache, die ganz und gar von den übrigen drey Hauptſprachen abgeht, hat ein ausdrücklich ſichtbares Verhältniß mit der Sprache der **Finnländer**, **Liefländer**, **Curländer**, und mit der Sprache derer Völker, die Nachbarn der **Wolga** ſind 9).

Wir wollen hier von gewiſſen Sprachen nicht reden, die ſich gar nicht weit erſtrecken, und ein ſichtbarer Ueberreſt einer alten Sprache, die nicht mehr beſteht; oder wenigſtens einiger alten und ſo ſehr verſtümmelten Mundarten ſind, daß es ſchwer iſt, deren Urſprung herauszubringen. Dergleichen ſind in unſerm Occidente, die **Biscayiſche**, **Galliſche** und **Irländiſche** Sprache; dergleichen iſt in der Nachbarſchaft von Griechenland, die Sprache der **Albaner** oder Gebirgigten im **Epirus**. Von dieſer letzten Sprache

---

mit der alten preußiſchen und heutigen curländiſchen Sprache einerley iſt, ein Herr, **Kunig** heißt, welches offenbar das Wort **König**, oder **Künig**, iſt, wie es die Alten ſchrieben. G.

9) Vieleicht haben die Finnen mit den Ungarn eine Verwandſchaft, wie Leibnitz in Otio Hanoverano gemuthmaßet; und aus der orientaliſchen Art, affixa und præfixa anzunehmen, erhellet. Allein die liefländiſche, oder lettiſche und curiſche Sprache haben dieſe Art gar nicht, wie ich aus ihren Catechiſmen und Bibeln, die ich habe, beweiſen kann. G.

haben wir ein Wörterbuch: und es ſcheint, ſie ſey nur ein Miſchmaſch von etlichen verſchiedenen Sprachen.

Gemeiniglich wohnen diejenigen Leute, welche die Mundarten von einerley Sprache reden, neben einander, und machen eine Art von Kette aus: allein allemal iſt auch das nicht wahr, ſelbſt bey denen Völkern, die einen feſten Wohnplatz haben. Hier iſt unter vielen Beyſpielen nur eines. Die **Siebenbürgen**, **Wallachen** und **Moldauer** liegen jenſeit der **Donau**. Die **Sclavonier**, **Ungarn** und **Deutſchen**, trennen ſie ganz und gar von **Italien**: gleichwohl reden ſie eine lateiniſche Mundart, die vielleicht nicht einmal ſo verderbt iſt, als ein gewiſſes italieniſches Geſchwätz. Das machet, die römiſchen Pflanzſtädte und Beſatzungen, welche **Illyrien**, **Pannonien**, beyde **Möſien** und **Dalmatien** anfülleten, ſucheten wider die Wuth der Barbarn, eine Freyſtadt in **Siebenbürgen** und den benachbarten Ländern. Die Sprache dieſer **Römer** hat ſich daſelbſt noch kenntlich erhalten, ungeachtet dieſe Länder oftmals von den **Gothen**, **Hunnen**, **Awaren** und **Bulgaren** überſchwemmet worden.

Die Kenntniß der Sprache, welche ein Volk geredet hat, führet uns auf die Kenntniß ſeines Urſprunges, und des Landes, von wannen es anfänglich hat ausgehen müſſen. Durch dieſes Mittel können wir von dem Grade der Glaubwürdigkeit ſchließen, welchen die von den Ausländern vorgegebenen Sagen, ſein Alterthum betreffend, haben; ja ſelbſt von den Meynungen, die es zu gewiſſen Zeiten angenommen haben ſoll. Denn es giebt oftmals auch Nationalſagen, die, ob ſie gleich ziemlich einhällig angenommen worden, nichts deſtoweniger grobe Irrthümer ſind. Wir haben lange Zeit geglaubet, die erſten **Franken** wären aus **Pannonien**

---

c) Hier hätte der Herr Verfaſſer **Otfrieds Evangelium**, **Notkern** und **Willeramen**, **Tatians** Harmonie der Evangenonien gekommen: und noch anjetzt wollen die **Ungarn** von den alten **Hunnen** des **Attila** abſtammen.

Noch ein Vortheil, welcher aus der Kenntniß der Sprache entſtehen wird, die ein altes Volk geſprochen, deſſen Geſchichte wir erlernen wollen, wird dieſer ſeyn: daß wir nicht in einer dieſem Volke fremden Sprache, die Wortableitung des Namens ſeiner Könige, ſeiner Oberhäupter, der Stämme woraus es beſtanden, u. ſ. w. ſuchen. Hiedurch werden wir in den Stand geſetzet werden, die Namen, die es brauchete, von denenjenigen zu unterſcheiden, die nur bey den Ausländern üblich geweſen. Zu folge dieſer Beobachtung, werden wir alle griechiſche Wortableitungen, derer von den **Scythen**, **Sarmaten** und **Deutſchen** angenommenen Namen verwerfen. Wegen der erſtern werden wir uns zu den türkiſchen und tartariſchen Wurzeln wenden; wegen der andern aber, an die von der ſclavoniſchen Sprache. Denn ungeachtet wir nicht wiſſen, welcher Mundart der Hauptſprache ein Volk ſich in ſeinem Urſprunge bedienet hat; ſo können wir uns doch eben derſelben Freyheit gebrauchen, die unſere geſchickteſten Kunſtrichter ſich in Anſehung der morgenländiſchen Sprachen verſtattet haben: das heißt, eine allgemeine Sprache vorausſetzen, und unter den verſchiedenen Mundarten, die Wurzelausdrücke ausſuchen, die uns die geſchickteſten zu ſeyn dünken werden.

Was diejenigen Völker betrifft, die einen Theil der deutſchen Nation ausmacheten: ſo können wir ohne Unterſchied Wurzelwörter nehmen, die ſich in der alten gothiſchen Dollmetſchung des **neuen Teſtamentes**, in den **Gedichten** der **Scalden**, in den runiſchen **Aufſchriften**, in den **Angelſächſiſchen** Büchern, und in einigen andern Denkmälern der alten Sprache befinden 10). Eben ſo können

---

Evangeliſten, und das bekannte Siegeslied auf König Ludewigs Sieg über die Normannen, aus dem IX. Jahrhunderte nicht vergeſſen ſollen. G.

wir es mit den **ſarmatiſchen** und ſlaviſchen Mundarten und denen aus der **tartariſchen** und ſcythiſchen Sprache machen.

Es eräuget ſich nur gar zu oft, daß ein Kunſtrichter, der ſich in einer gewiſſe Sprache verliebet; entweder weil ſie die Sprache der Vorfahren ſeiner Nation iſt, oder weil er einen gewiſſen Fleiß darauf gewandt hat, alles aus derſelben herleiten will: ungeachtet man ſie in denen Ländern, deren alte Geſchichte er unterſuchet, nicht nur nicht geredet hat, ſondern ſie oftmals darinnen auch gar nicht einmal bekannt geweſen iſt.

Ein verſtändiger Kunſtrichter wird der Verſuchung widerſtehen, in der griechiſchen Sprache, oder auch im **Hebräiſchen**, den Urſprung des Namens der Könige, der Völker, der Flüſſe, der Städte, u. ſ. w. zu ſuchen; wenn er ſie in der Geſchichte der **Deutſchen**, der **Scythen**, der **Sarmaten**, u. ſ. w. findet. Zugleich aber wird er ſich nicht minder vor der andern Lehrart die ſo gewöhnlich iſt, inacht nehmen: nach welcher man den Namen der Götter und der alten Einwohner Griechenlandes, einen hebräiſchen, ſcythiſchen, oder deutſchen Urſprung giebt, wie **Bochard**, **Otrokozi**, **Rudbek**, und viel andere minder berühmte Schriftſteller gethan haben 11).

Dieſes ſind nun zum Theile die allgemeinen Abſichten, welche Herr **Freret** in Anſehung der Unterſuchung des Urſprunges alter Völker gehabt. Sie ſind in denen verſchie-

---

11) z. E. Wenn die Alten den Namen Theodericus, für einen griechiſchen Namen anſehen: da er doch von Diet, Volk und rich, oder reich zuſammengeſetzet war. Eben ſo ſind die alten Namen der fränkiſchen Könige, Pharamund, Merwig, Chlodeväus, oder Ludewig, Chilperich, oder Hülfreich, Childerich, oder Huldreich, **Pipin**, oder Pipping und der

ſchiedenen Schriften zerſtreuet zu finden, welche er über dieſe Materie aufgeſetzet hat. Indem er dieſe Grundſätze feſtſtellete, hatte er nicht ſowohl im Sinne, andern Regeln zu geben, als ſich ſelbſt welche vorzuſchreiben. Hiedurch legete er ſich die Nothwendigkeit auf, ſie zu beobachten, und diejenigen Fehler zu vermeiden, welche er denen Schriftſtellern vorwarf, deren Witz und Gelehrſamkeit er übrigens mit Vergnügen erkannte.

Die Kritik, welche in ſeinen Werken herrſchet, in welchen die Stärke und Gründlichkeit der Gedanken, in unſern Augen, der Tiefſinnigkeit und Weitläuftigkeit der Unterſuchungen gleich zu kommen ſcheint, zeiget zur Genüge, daß er ſich Geſetze vorzuſchreiben, und auch nicht davon abzuweichen wußte. Wir aber haben geglaubet, wir würden ſie deſto nützlicher machen, wenn wir ſie allhier unter einem einzigen Geſichtspuncte zuſammen trügen.

---

die Namen unzählicher Städte in Frankreich, bloß aus deutſchen Quellen herzuleiten, wie Herr Pallutier in ſeiner Hiſtorie der Celten erwieſen hat. Und wer kann es läugnen, daß z. E. Ariovift, Ehrenveſt, Catualdus, Gottwalt, Civilis, Siegariel, Segbeſt, Siegveſt, Velleda, die Erwählte, u. ſ. w. geheißen? G.

V.

Herrn Frerets Unterſuchungen über den Urſprung und die alte Geſchichte der verſchiedenen Völker Italiens.

Wenn man auf den Urſprung der erſten Einwohner von **Italien** zurückgehen, und eine feſte Meynung anſtatt derer unbeſtimmten Begriffe ſetzen will, welche die falſchen und einander widerſprechenden Sagen uns davon machen; ſo wird man durch den Mangel der Denkmäler, und das Stillſchweigen glaubwürdiger Schriftſteller aufgehalten. **Italien** iſt den Griechen erſt ziemlich ſpät bekannt geworden, welche zu **Homers** Zeiten lauter Fabeln davon vorgaben. Die Werke der **Sicilianiſchen** Schriftſteller, welche in der Geſchichte ihrer Inſel unfehlbar davon geredet hatten, ſind nicht mehr vorhanden. Wir haben ſo gar **Catons** Origines verloren, und man kann nicht anders, als durch Zuſammenfaſſung einiger Stellen aus dem **Strabo**, dem **Dionyſius von Halikarnaß** und dem ältern **Plinius**, etwas gewiſſes von dieſen erſten Zeiten beſtimmen.

Dieſe Schwierigkeit indeſſen hat den Herrn Freret nicht abgeſchrecket: deſſen Unterſuchungen eines Theiles zum Zwecke hatten, die Alterthümer der Völker zu erklären, und allenthalben die Geſchichte von der Fabel abzuſondern. Er hat die verſchiedenen Stellen geſammlet, welche entweder ausdrückliche Bejahungen, oder vernünftige Schlüſſe von der Art enthalten, wie Italien ſich bevölkert hat: und indem er die Folgerungen, welche man daraus ziehen kann, mit denjenigen verbindet, die aus der Geſtalt und Lage des Landes ſelbſt fließen; ſo hat er daraus geſchloſſen, daß Italien gleich Anfangs von ſehr verſchiedenen Völkern bewohnet werden, die ſich nachmals dermaßen mit einander vermenget haben: daß ſie mit Ausnahme einiger wenigen gar nicht zahlreichen Völker, faſt alle Züge verloren, die ihren Urſprung bezeichneten; ungeachtet die Sage noch allezeit das Andenken davon erhielt.

Italien iſt eine Art einer Halbinſel, faſt allenthalben mit dem Meere umgeben, außer an dem Orte, wo die Reihe der **Alpen** ſie mit **Europa** verbindet, indem ſie dieſelbe zugleich von den benachbarten Landſchaften abſondert. Dieſe Reihe von Bergen, welche Italien einſchließen, machen eine Art von halbem Monde, deſſen zwey äuſſerſte Enden ſich bis ans Meer erſtrecken. Man kann nur an einigen Orten hinüber kommen: und nur durch die allerleichteſten Wege, hat dieſes Land ſeine erſten Einwohner bekommen können. ....

Man muß bemerken: 1. Daß die erſten Bevölkerungen nicht zu Waſſer geſchehen ſind. Dieſes iſt ein ausgemachter Grundſatz, der ſich auf die Unwiſſenheit gründet, darinnen man in jenen erſten Jahrhunderten, in Anſehung der Schiffarth ſtund. 2. Daß ſie nach und nach, und durch wilde Menſchen geſchehen, denen es an vielen Mitteln fehlete, welche die Kunſt und Erfahrung, ſeit der Zeit denen Hinderniſſen entgegen geſetzet haben, welche die Natur der Gemeinſchaft zweyer verſchiedenen Länder in den Weg geleget hat.

Die zween kürzeſten Wege ſind an den zwey äuſſerſten Enden der Kette der **Alpen**; der eine im Norden, welcher aus **Kärnthen** nach **Friaul** führet, iſt der leichteſte von allen; er durchkreuzet die **kärnthiſchen** und **julianiſchen Alpen**. Der mittägliche Weg, an der Seite wo die Kette der **Alpen** an das mittelländiſche Meer ſtößt, iſt zwar nicht ſo leicht als der **Kärnthiſche**, aber doch noch kurz genug, und auch für Wilde wohl noch wegbar. Nach dieſen zweenen iſt der bequemſte der **Tyroliſche** und **Tridentiſche**.

Wir haben keinen feſten Zeitpunct von dem Eingange der erſten Bevölkerungen in Italien: und nur bloß durch Muthmaßungen kann man ungefähr die Ordnung beſtimmen, in welcher ihre erſten Niederlaſſungen geſchehen ſind. Alles was man berechtiget iſt zu muthmaßen, iſt dieſes: 1. da ſie aus Jägern beſtanden, dergleichen heute zu Tage die nordiſchen Völker in **Amerika** ſind, ſo hat ein ſehr ſchwaches Volk damals ein großes Land beſitzen können. 2. Es iſt aus einem Gau in den andern gezogen, wenn es den erſten ausgeleeret hatte. 3. Bey der Ankunft neuer Colonien, überließen ihnen die alten, anſtatt ſich zu wehren, ihr Gebieth, um ſich weiterhin niederzulaſſen. Hieraus folget nun, daß die alten Einwohner Italiens, nachdem ſie Anfangs durch die **Alpen** hineingedrungen, ſich allmählich zurück nach dem Mittage gezogen, und daß es alſo die Völker von dem mittäglichen Ende ſind, oder auch wohl von den benachbarten Inſeln, deren Ahnen zuerſt den Fuß in dieſe Gegenden geſetzet haben.

Auf dieſen Schluß gründet Herr **Freret** diejenige Ordnung, in welcher er die erſten Völker, die Italien bevölkert haben, in daſſelbe hineinkommen läßt. Es ſind deren fünf an der Zahl, nämlich die **Illyrier**, die **Iberier** oder **Spanier**, die **Celten** oder **Gallier**, die **Pelaeger** oder **Griechen**, und die **Toſcaner**. Dieſe fünf großen Völker, machen ſo zu reden, ſo viele Claſſen aus, in welche ſich alle beſondern Völker Italiens eintheilen: dieſes ſind fünf Hauptcolonien, zu welchen man alle übrigen Aeſte ſchlagen muß, deren jeder unzählbare Zweige getrieben: die alle urſprünglich durch ihre Wurzeln unterſchieden ſind, ungeachtet die mehreſten davon, nachmals unter einander geflochten worden.

In der Abſicht, deſto verſtändlicher zu werden, wollen wir die Geſchichte einer jeden dieſer Colonien in beſondern Artikeln vortragen. Dieſes iſt das einzige Mittel, einiges Licht auf eine ſo dunkele Materie zu vertheilen, und Herrn **Frerets** Lehrgebäu in einem Geſichtspuncte vorzuſtellen, der die Verbindung aller Theile deſſelben zeiget.

Erſter Abſchnitt.

Von den illyriſchen Colonien.

Wir haben mit dem Herrn Freret angemerket: daß von allen Wegen der **Alpen** nach **Italien**, der leichteſte der im Norden iſt, welcher aus **Kärnthen** nach **Friaul** führet. Dieſes ſind die **Schlünde** des Berges, von den Alten mons Albius genannt, und die, wie bereits geſaget, einen Theil der **kärnthiſchen** und **juliſchen Alpen** ausmacheten. Allem Anſehen nach, ſind die erſten Einwohner durch dieſe mitternächtliche Ecke **Italiens**, aufs ſpäteſte im ſechzehenten Jahrhunderte vor **Chriſto** hineingekommen. Sie kamen aus **Illyrien** und den benachbarten Ländern.

Herr **Freret** ſetzet die **illyriſchen** Bevölkerungen auf drey Hauptnationen, deren Zügen er nachfolget, und deren Niederlaſſungen er aus einander ſetzet.

Die erſten ſind die **Liburni**, die zweyten hieſſen Siculi oder Siculiotæ, die dritten Heneti oder Veneti. Eine jede dieſer Bevölkerungen fieng bey Beſetzung derer Cantons von Italien an, die die nächſten an dem Lande waren, welches ſie verlaſſen hatte. Nach dieſem ward ſie durch die nächſt folgende Bevölkerung weiter getrieben, und drang tiefer in den Mittag hinein; ſo, daß die älteſte von ihnen gewiß diejenige iſt, deren Nachkommen ſich in der Folge der Zeit an dem mittäglichen Ende der Halbinſel befinden. Nach dieſer Art zu verfahren, muß man die erſten Einwohner

Italiens im Innerſten von Apulien finden. Folglich kamen die **Liburner** zuerſt hinein: denn ſie ſind es, deren Colonien **Apulien**, **Abruzzo**, und überhaupt denjenigen ganzen Theil des Königreiches **Neapolis** und **Romaniens** bewohneten, der an der Abendſeite durch den Apennin, am Morgen durch den venetianiſchen Meerbuſen eingeſchloſſen iſt, und ſich von Norden bis Süden; von **Ancona** bis an das fernſte Vorgebirg von **Otrante** erſtrecket.

I. Die **Liburner**, welche aus demjenigen Lande kamen, das ihren Namen führet, und mit dem Lande der **Croaten** übereinkömmt, waren alſo die erſten, die durch die **Alpen** drungen. Sie ſetzten ſich Anfangs zwiſchen dieſen Bergen und dem Fluſſe **Etſch**, heute zu Tage **Adigo**. Hierauf giengen ſie auf jene Seite des **Pofluſſes**, und indem ſie ſich von den moraſtigen Ebenen, die in der Mündung dieſes Fluſſes liegen, entfernten; ſo breiteten ſie ſich längſt dem Meere aus, und wurden endlich an das äuſſerſte Ende von **Italien** getrieben, allwo ſie ihre vornehmſten Wohnſtäte anlegeten. Herr **Freret** unterſcheidet drey Aeſte *a*) dieſer **Liburner**, welche in demjenigen Theile **Italiens** ſeßhaft geblieben, den die **Römer** Apulia nannten, und die **Griechen** Japygia. Dieſe ſind die eigentlich ſo genannten Appuli, die Pædiculi oder Pædicli *b*) und die Calabri *c*).

Dieſe drey Völker redeten einerley Sprache *d*). Mit der Zeit nahmen ſie die lateiniſche Sprache zwar an: aber ohne ihrem alten Gewäſche zu entſagen; und eben wegen dieſer Vermengung nennet **Horaz** ſie Bilingues *e*). **Plinius**

---

a) Dieſe drey Aeſte waren anfänglich nicht die einzigen. Die **Dauder** und **Monader** waren ebenfalls **Liburner**; allein man ſaget hier nichts davon, weil ſie nicht lange beſtanden haben, da ſie von den griechiſchen **Colonien** verjaget worden, die den Namen Daunii annahmen, und wie man voraus ſetzet, vom **Diomedes** geſtiftet ſeyn ſollen.

b) Die **Griechen** haben die Pædinius verſichert f) von den Pædiculis, daß ſie Illyrier geweſen: und die zwey andern Völker haben, da ſie keine andere Sprache gehabt, gleiches Urſprunges ſeyn müſſen. Was die Calabros insbeſondere betrifft, ſo ſetzet **Strabo** ein Volk gleiches Namens in die **Dardaney**, in der Nachbarſchaft von **Macedonien**.

Ungeachtet die **Liburner** in der Folge auf dieſe Weiſe zwiſchen die Kette des Berges **Gargan** und die Spitze von **Japygien** eingeſchloſſen geweſen: ſo erhielten ſich dennoch einige Ueberbleibſel jenſeit des Berges im Norden und Weſten. Dergleichen waren unter andern die Prætutii des Piceniſchen und die Peligni g), Einwohner desjenigen Landes, ſo man anjetzt **Abruzzo** nennet. Dieſe Völker, und inſonderheit die Peligner deren Hauptſtadt Corfinium war, behielten, ob ſie gleich mit **Samniten** vermenget waren, dennoch lange Zeit die Spuren des **illyriſchen** Urſprunges, wie **Feſtus** verſichert.

II. Kamen die **Siculer** von den Gränzen **Dalmatiens** nach den **Liburnern**, ſich in **Italien** niederzulaſſen. Dieſe **Siculer** macheten ein zahlreiches Volk aus, welches ſich eines anſehnlichen Theiles des Landes bemächtigte. Dieſes bevölkerte das mittelſte **Umbrien**, **Sabina**, das **Latium** und alle Cantons, deren Völker ſeit dieſem unter dem Namen der **Opiquer** bekannt geweſen. Wenn man einige Stellen aus dem **Herodot**, **Thucydides**, **Plato** und **Ariſtoteles** mit einander vergleicht, ſo ſieht man klärlich, daß die Namen **Siculer** und **Opiquer** zween allgemeine Namen

gewe-

Pædiculos unter dem Namen Peucetii angedeutet, wegen der Fichtenwälder, womit derjenige Arm der Alpen bewachſen iſt, der dieſes Land durchkreuzet.

c) Die Meſſapii und Salentini der Griechen, ſind eine Abkunft der Calabern.

d) Strabo VI. p. 281.

e) *Horat.* I. Sat. X.

f) *Plin.* III. 16.

g) *Plin.* III. 14.

geweſen, welche alles in ſich begriffen, was ſich von der **Tiber** bis an das morgenländiſche Ende von **Italien**, doch mit Ausnahme deſſen erſtrecket, was die **Liburner** davon inne hatten. Dieſe allgemeine Namen wurden nach und nach durch die beſondern Bündniſſe der **Sabiner**, **Lateiner**, **Samniter**, **Oenotrier** und **Italer** vertilget, welche in der folgenden Zeit entſtunden. Die **Siculer**, welche nach **Sicilien** übergiengen, ſind die einzigen, die ihren alten Namen behielten, welchen auch die Inſel von ihnen überkommen. Wir wiſſen den genauen Zeitpunct dieſes Ueberganges der **Siculer** in die Inſel. **Hellanicus** von **Lesbos** *h*), ein älterer Geſchichtſchreiber als **Thucydides** und **Herodot** ſelbſt, gab zum Zeitpuncte dieſer Begebenheit das 26te Jahr des Prieſterthumes der **Alcyonäa**, einer Prieſterinn zu **Argos**, an *i*). Dieſes kömmt ungefähr mit dem 80ten Jahre vor der Eroberung von **Troja** überein, wie ſie **Philiſtus**, ein **ſicilianiſcher** Schriftſteller bemerket; das heißt mit dem 1364ten Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, nach der Chronologie des **Thucydides**.

III. Im Norden des **Pofluſſes** war das dritte **illyriſche** Volk, davon wir geredet haben. Dieſes waren die **Heneter** oder **Veneter**, die ſich lange Zeit erhielten, ohne ſich mit andern Völkern zu vermiſchen; und die wir von den **Liburnern** unterſcheiden müſſen: ungeachtet **Virgil**, der ſich als ein Dichter ausdrücket, ſie mit ihnen vermenget. **Herodot** bezeuget uns *k*) den **illyriſchen** Urſprung dieſer **Veneter**, der Nachbarn von **Adria**, deren Hauptſtadt Patavium oder **Padua** war. **Strabo** ſaget, daß nach einigen Schriftſtellern, die italieniſchen **Heneter**, eine Pflanz-

ſtadt

---

h) Man muß bemerken, daß diejenigen Völker, welche dieſer Schriftſteller Elymi und Auſones nennet, von den Siculern nicht unterſchieden ſind.

i) Dionyſ. von Halikarnaß. I. p. 18.

k) Lib. V.

l) Lib. XXVI. 7.

m) **Plinius** verſichert, daß dieſer Namen, in der galliſchen Sprache, ein tiefer Fluß heißt,

dadurch

ſtadt der galliſchen **Veneter** geweſen: allein dieſe Meynung war ſchon zum voraus vom **Polybius** widerleget worden, der uns dieſelben für eine viel ältere Nation in dem Lande angiebt, als die **Gallier**, welche auch eine ganz andere Sprache redete, ungeachtet ſie übrigens einige Züge der Aehnlichkeit mit ihnen hatte, inſonderheit was die Kleidung betrifft.

Livius redet eben ſo davon. Dieſe **Veneter** lagen allezeit im Kriege mit den **Galliern**, und aus dieſer Urſache macheten ſie ſehr zeitig ein Bündniß mit den **Römern**. Sie trugen ſo gar das ihrige zu **Roms** Errettung bey; indem ſie einen Einbruch thaten, der die **Gallier** zwang, die Belagerung aufzuheben, um ihr eigenes Land zu vertheidigen. **Livius**, der dieſen letztern nicht gut war, folgete vermuthlich in dieſem Stücke dem Nationalvorurtheile der **Paduaner**. Dieſe Unbilligkeit war eine Art von Patavinität; die viel ſträflicher iſt, als diejenige, welche einige **Puriſten** ihm vorgeworfen haben. Was **Polybius** uns von dem Unterſchiede der Sprache der **Veneter** und der **Gallier** ihrer ſaget, das läßt ſich aus zweyen Worten der Sprache der erſtern beſtätigen, die uns die Alten aufgehoben haben. Nach des **Plinius** Berichte *l*) nannten ſie diejenige Pflanze, welche die **Gallier** Halus nannten, Cotonea: und nach dem **Heſychius**, nannten ſie den **Po**, oder **Eridanus**, Bebeccus, der nach dem **Polybius**, bey den **Galliern** und **Liguriern**, Bodinco *m*) hieß.

Den Griechen ſind die **Veneter** ſehr bekannt geweſen. Sie hatten einige Colonien an ihren Küſten: wohin ſie unter

dadurch man nicht gehen kann. Boddi heißt in der galliſchen Sprache, ertränken, und ertrinken: indem man nun ein ing an die Wurzel gehängt, hat man den Namen Bodding, und durch Verſtümmelung, Bodinco der Ertränker, derjenige der einen andern ertränket, daraus gemachet *.

* Ich müßte mich ſehr irren, wenn dieſe Ableitung des celti-

andern Arten des Gottesdienſtes, auch den Dienſt der **calydoniſchen Diana**, und der **Juno** von **Argos** brachten.

Die Sage, von **Antenors** trojaniſcher Pflanzſtadt, gründete ſich wahrſcheinlicher Weiſe auf die Aehnlichkeit der Namen der **Veneter**, mit dem Namen der **Heneter**, in **Kleinaſien**, wovon **Homer** redet: aber kein einzig Denkmaal hat dienlich ſeyn können, dieſelbe zu unterſtützen. Der Namen von **Patavium**, welches **Antenor** gebauet haben ſoll, kömmt mit **Patavio**, einer Stadt in **Pannonien**, an der **Drau**, ſehr überein. **Cluver**, welcher wegen der Aehnlichkeit des Klanges will, daß der Namen **Patavium** mit Batav an der Mündung des **Rheines** einerley ſey, bedenkt nicht, daß nach des **Polybius** Anmerkung, die **Veneter** eine andere Sprache redeten, als die **Celten**; und daß **Patavium** lange Zeit vor dem Einfalle der **Gallier** beſtanden.

Uebrigens iſt das alte **Venetia**, heut zu Tage **Friaul**, das **Vicentiniſche** und die ganze Seeküſte des venetianiſchen Staates, welche das Innerſte des adriatiſchen Meeres einſchließt.

Zweyter Abſchnitt.

Von den iberiſchen oder ſpaniſchen Colonien.

Indeſſen daß die illyriſchen Nationen ſich in einem Theile von **Italien** niederließen, nahm die Zahl ſeiner Einwohner durch die Ankunſt einiger iberiſchen oder ſpaniſchen Völkerſchaften zu. Die **Iberier** waren nicht urſprünglich in die ſpaniſchen Gränzen eingeſchloſſen; ſie erſtreckten ſich über die ganze Küſte des mittelländiſchen Meeres,

---

celtiſchen Namens beſſer aus dem Deutſchen klingen ſollte. Die Alten nannten einen See Boden. Der Bodenſee, der Sinus Bothenicus zeiget das noch. Das griechiſche Ποταμος kömmt davon her. Nun gleicht der Po beym Ausfluſſe einem res, von den **Pyrenäen** bis zu den **Alpen**; und eben durch den mittäglichen Weg der **Alpen**, drungen ſie faſt 1500 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung in **Italien** ein.

Anfangs ließen ſie ſich in dem alten **Ligurien**, dem heutigen genueſiſchen Staate nieder: von hier folgeten ſie der Küſte, und bevölkerten **Toſcana**, **Latium** und **Campanien**. Hernach, als die **Ligurier** und verſchiedene Nationen ſie drängeten, die ebenfalls in dieſer Gegend eine Heimath ſucheten, fanden ſie ſich nicht ſtark genug, dieſen Fremdlingen, von denen wir in den folgenden Artikeln reden werden, das Land ſtreitig zu machen. Ausgenommen einer ſehr kleinen Anzahl, die ſich darinnen behauptete, indem ſie ſich mit den neuen Beſitzern vermiſchete, faſſete der übrige Theil den Entſchluß, weiter zu gehen. Einige, und das waren die von **Latium** und **Campanien**, giengen allmählich gegen den Mittag, bis an die Spitze von **Reggio**, von wannen ſie durch die Meerenge, auf Flößen, mit Beyhülfe der Winde und des Stromes, nach **Sicilien** übergiengen. Die andern, welche in **Toſcana** angeſeſſen waren, und ihren Landsleuten nicht folgen konnten, von denen ſie zu weit entfernet waren, giengen von Inſel zu Inſel bis nach **Corſica**, welches gegen über im Occidente lag.

Nunmehro wollen wir die Beweiſe ſtückweiſe beſehen, die Herr **Freret** zum Grunde dieſer verſchiedenen Meynungen feſtſetzet.

Man kann gar nicht zweifeln, daß die älteſten Einwohner von **Sicilien** und **Corſica**, ſpaniſchen Urſprunges geweſen ſind. Dieß iſt ein Punct, welcher durch ernſthafte Schriftſteller beſtätiget wird, die ſehr im Stande geweſen, Nachricht davon einzuziehen; und deren Zeugniſſe ſehr förmlich ſind. Wenn einige Neuere, und inſonderheit **Bochart**,

---

einem kleinen See. Wie alſo die Aegypter ihren Nil Oceame nannten, ſo nannten die Celten den Po Bodden, und Verkleinerungsweiſe Boddemke, d. i. Bodinco. Man ſage ohne Vorurtheil, wer glücklicher etymologiſiret? Goldaſt meynet, Po oder Podus heiße, Pfad. G.

chart, dieſe Sache für unmöglich halten; ſo haben ſie geglaubet, daß die iberiſchen Colonien in dieſe zwo Inſeln nicht anders haben kommen können, als daß ſie ſich aus **Spanien** über Meer dahin begeben.

Was **Corſica** anbetrifft, ſo hat der Herr **Freret** des **Seneca** Zeugniß zum Bürgen. Dieſer urſprünglich aus **Spanien** gebürtige Weltweiſe, war in dieſe Inſel verwieſen worden: und einige Jahre, die er ſich darinnen aufhielt, gaben ihm Muſſe genug, deren Alterthümer zu erforſchen. Er verſichert, daß die **Spanier** ſich in den erſten Zeiten daſelbſt niedergelaſſen; daß dieſes noch gewiſſe alte Gebräuche beſtätigten, die ſich in dieſer Inſel erhalten haben; und daß die Sprache der **Corſen**, ungeachtet ſie ſich durch die Vermiſchung mit der Sprache der **Ligurier**, und der nach ihnen gefolgeten Griechen faſt ganz geändert hatte, dennoch einige Wörter aus der alten **Cantabriſchen** Sprache behalten hätte *n*). Die Einwohner der Berge ſind diejenigen, welche noch die deutlichſten Spuren ihres Urſprunges beybehalten haben.

Was **Sicilien** betrifft, ſo beſetzeten die **Sicanier** deſſen abendlichen Theil. Dieſes Volk war nach dem **Thucydides**, urſprünglich aus **Iberien**, und von den Ufern des Fluſſes **Sicanus** gekommen: welchen die nachfolgenden Schriftſteller **Sicoris** genannt haben, und den wir **Segro** nennen. **Thucydides** giebt dieſes nicht für eine bloße Sage, ſondern für eine ausdrückliche Sache aus *o*). **Ephorus**, nach **Strabons** *p*) Berichte, und **Philiſtus** von **Syracuſa**, welchen **Diodor von Sicilien** *q*) anführet, redeten in ihren Schriften eben ſo davon. Es iſt wohl wahr, daß eben dieſer **Diodor** ſich für des **Timäus** Meynung erkläret, welcher die **Sicaner** für **Autochthones** anſah: allein alle beyde haben nicht acht gegeben, daß das

Wort

---

n) Tranſierunt et Hiſpani, quod ex ſimilitudine ritus apparet; eadem enim tegumenta capitum, idemque genus calceamenti quod Cantabris eſt, et verba quædam; nam totus ſermo ex converſatione Græcorum Ligurumque, a patrio deſcivit.

Wort **Autochthones** ſich in dem Sinne, den ſie ihm gegeben, von niemanden nehmen läßt; als von denen, welche nach dem Lehrgebäu der griechiſchen Mythologen, glaubeten, die Menſchen ſelbſt wären aus dem Schooße der Erden hervorgekommen. **Strabo** aber ſetzet mit dem **Ephorus** voraus, daß die **Sicaner iberiſches** Urſprunges ſind.

Zur Zeit des **Thucydides** und der andern obangeführten Scribenten, war es leicht hinter die Sache zu kommen. Die **Karthaginenſer** braucheten in ihren Kriegen wider die **ſicilianiſchen** Griechen, ſpaniſche Soldaten. Dieſe im Kriege gefangenen, und als Sclaven verkaufeten Soldaten, wurden mit den **Sicanern** vermiſchet: und aus dieſer Vermiſchung, erkannte man leichtlich, ob ſie die Mundarten von einerley Sprache redeten r). In dem Kriege, womit der Tyrann **Dionyſius** die **Karthaginenſer** im 386ten Jahre überzog, ſchlugen ſich eine große Menge **Sicaner** zu ſeinem Heere. Bald darauf verließ eine Anzahl **Spanier**, welche mit den **Karthaginenſern** übel zufrieden waren, deren Dienſte, und verſtärkete die **Syracuſaner**. **Philiſtus**, der am Hofe des **Dionyſius** eine große Stelle bekleidete, hatte ſich vermuthlich dieſe Gelegenheit zu Nutze gemachet, den **iberiſchen** Urſprung der **Sicaner** zu bewähren; indem er ihre Sprache und Gebräuche mit der **Spanier** ihren verglichen, die in eben dieſem Heere dieneten.

Thucydides ſchreibt, daß dieſe **Iberier**, die er **Sicaner** nennet, nur deswegen nach **Sicilien** gegangen: weil ſie von den **Liguriern** aus der Gegend verjaget worden, die ſie vorhin bewohnet. Aus dieſer Stelle muß man mit dem Herrn **Freret** ſchließen: daß die **Sicaner** ehedem das Land beſeſſen, allwo die **Ligurier** ſich zur Zeit des **Thucydides** befunden, das heißt, um das 430te Jahr vor

---

ſcivit *Senec*. Conſol. ad *Helviam* p. 77. Edit. *Lipſ.*

o) VI. 2.

p) VI. p. 270.

q) V. 201.

r) *Diod.* XIV. Olymp. XCVI. p. 426.

der chriſtlichen Zeitrechnung. Nun beſaßen damals die **Ligurier** die ganze Küſte der See, von den **Pyrenäen** bis zu den **Alpen**, und von den **Alpen**, bis zu der Mündung des **Arno**. Scylax, der uns eine Beſchreibung von den Ufern des mittelländiſchen Meeres, gegen das 350te Jahr, und unter der Regierung **Philipps**, **Alexanders** Vaters gemachet hat, unterſcheidet dreyerley Arten der **Ligurier**. 1. Die **Iberolygier**, von den **Pyrenäen** bis an die **Rhone**; 2. Die **Celtolygier**, von der **Rhone** bis an die **Alpen**, und 3. die eigentlich ſo genannten **Lygier**, oder **Ligurier**, von den **Alpen** bis an den **Arno**. Die **Ligurier** waren von ſo alten Zeiten her, zwiſchen der **Rhone** und den **Alpen** ſaßhaft, daß die Griechen glaubeten, ſie könnten ihrer auch in denen Fabeln gedenken, die ſie vom **Herkules** vorgaben.

Wir wollen noch bemerken, daß, wenn das Land, aus welchem die Iverier vertrieben worden, dießſeits den **Alpen** gelegen hätte, dieſe Völker, anſtatt in **Italien** einzudringen, ſich an den Abend der **Rhone** hätten zurück ziehen müſſen. Sie waren alſo jenſeit der **Alpen** wohnhaft, und daher giengen ſie, indem ſie nach und nach immer zu, bis an das äußerſte Ende von **Italien** rückten, endlich in **Sicilien** über. **Thucydides** ſetzet die Zeit des Ueberganges der **Sicaner** nicht feſt, ſondern ſaget nur: es habe ſich vor der Eroberung von **Troja**, das heißt nach ſeiner Zeitrechnung, vor dem 1284ten Jahre zugetragen.

Allein in vorſtehendem Artikel, haben wir zum Zeitpuncte des Ueberganges der **illyriſchen Siculer**, das 1364te Jahr angegeben. Nun fanden dieſe Völker, nach des **Hellanicus** Berichte, deſſen Rechnung wir in dieſem Stücke folgen, weil ſie mit dem **Philiſtus** übereinſtimmet, die **Sicaner** ſchon im Beſitze eines Theiles der Inſel; woraus denn folget, daß die **Sicaner** ſchon vor dem oben bemerkten Jahre, nach **Sicilien** gekommen, und daß ſie ſich auf das ſpäteſte, gegen das 1400te Jahr davon bemeiſtert haben müſſen. Man muß geſtehen, daß **Thucydides** nicht vorausſetzet, die **Siculer** wären ſchon ſo alt auf dieſer Inſel geweſen, als **Hellanicus** und **Philiſtus** wollen. Er läßt ſie kaum drey hundert Jahre vor den griechiſchen Colonien hinkommen; welches denn durch eine Art von Widerſpiel das Alterthum des Ueberganges der **Sicaner** mindern könnte. Allein es iſt leicht dieſe verſchiedenen Meynungen zu vereinbaren.

Da die **Siculer** zu verſchiedenen malen auf die Inſel gekommen ſind, ſo werden **Hellanicus** und **Philiſtus** den Zeitpunct ihrer erſten, und **Thucydides** den, von ihrer letzten Ankunft angegeben haben.

Dieß iſt alles, was Herr **Freret** in Anſehung der **iberiſchen** Völker hat ſammeln können, die gleich Anfangs die mittägliche Küſte von Italien beſetzten. Wenn man verſchiedene hin und wieder zerſtreuete Ausdrücke der **Aeneis** nach dem Buchſtaben nehmen will, ſo würde man daraus ſchließen: die **Sicaner** hätten ihre Wohnplätze in der Gegend um die Tiber erhalten. **Virgil** redet gar oft von ihnen, und nennet ſie veteres Sicani. Allein vielleicht hat er nach einer den Dichtern gewöhnlichen Freyheit, den Namen dieſes alten ſpaniſchen Volks den **Siculern** gegeben: einem ganz andern Volke; indem es illyriſcher Abkunft war, und von welchem in der That noch einige Völkerſchaften in **Latium** übrig waren.

Dritter Abſchnitt.

Von den Celtiſchen Colonien.

Die Illyrier einerſeits, und die Spanier anderntheils, fiengen an, ſich in verſchiedenen Gegenden von Italien zu verſtärken, als ſie durch neue Gäſte in ihrem Beſitze geſtöret wurden: welche in großer Menge kamen, ſich mit gewaffneter Hand deſſelben zu bemächtigen. Dieſes waren die Celtiſchen Völker, welche aus den Gebirgen von **Tyrol** und **Trident**, nach Italien drungen. Der Namen **Umbrier**, unter welchem **Plinius**, und andere Schriftſteller ſie andeuten s), war in ihrer Sprache ein ehrenvolles Beywort, welches edel, tapfer hieß; und deſſen einfache Zahl **Ambra**, noch jetzt im **Irrländiſchen** gebräuchlich iſt. In dem von **Edmund Luid** herausgegebenen Wörterbuche t), wird es bonus, magnus, nobilis, überſetzet u).

Plinius beſchreibt das Land, welches die **Umbrier** beſeſſen, ſehr groß. Nach dieſem Schriftſteller, waren ſie Herren von Hetrurien, noch vor der Ankunft der **Pelasger**, oder Griechen, und der Toſcaner geweſen. Damals beſaßen ſie alles Land, was an beyden Seiten des **Poſluſſes**, nach Norden und Süden liegt. **Ariminum** und **Ravenna**, ſind zwo ihrer Colonien.

Das mittelſte **Umbrien**, was zwiſchen **Picenum** und Hetrurien liegt, hatte den Namen der alten **Celten**, und die Einwohner dieſer Gegend, hielten dieſelben für ihre Vorfahren x). **Plinius** füget hinzu, daß ſie von den Toſcanern verjaget worden, ſo wie dieſe von den Galliern vertrieben wurden, welche lange Zeit hernach gegen das 600te Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung Italien überſchwemmeten. Hieraus folget nun:

1. Daß die **Umbrier** Meiſter von allem dem geweſen, was nachmals den Galliern zugehörete.

2. Daß

---

s) *Plin.* III. 14. *Solin.* Cap. VIII. *Servius* ad *Aeneid.* XII.

t) Archæolog. Britannica.

u) Die lateiniſchen Kunſtrichter bringen eine alberne Wortableitung der Griechen dieſes Namens vor: Quos Ombros a Græcis putant dictos, quod inundatione terrarum imbribus ſuperfuiſſent. Man ſehe den Plinius und Solin.

x) Solin, der hier unſer Zeuge iſt, giebt den Bocchus, einen römiſchen Schriftſteller, zum

2. Daß der Einbruch dieſer leztern, nicht ſo wohl eine gewaltſame Bemächtigung, als die Eroberung eines Landes geweſen, welches im Anfange von Leuten aus ihrem Volke war beſeſſen worden, denen es die **Toſcaner** abgenommen hatten.

Wenn wir die Geſchichte jener entferneten Zeiten beſſer kenneten; ſo würden wir finden, wie Herr **Freret** ſaget: daß die Unternehmungen dieſer Völker, welche von den **Griechen** und **Römern** für Barbarn geachtet wurden, faſt allezeit rechtmäßig geweſen, oder wenigſtens den Schein des Rechtes gehabt haben.

Derjenige Theil dieſer **Umbrier**, welcher ſich auf der Nordſeite des **Po**fluſſes niedergelaſſen, behauptete ſich daſelbſt, und behielt faſt allezeit ſeinen alten Namen. Die römiſchen Schriftſteller nennen ſie *Insubres*; **Polybius** aber nennet ſie *Isombri*, und dieſer ganz galliſche Namen, heißt die untern **Umbrier**. Dieſe **Inſubrer** bewohneten das **Mayländiſche**, und die benachbarten Gegenden. Ihre Hauptſtadt war **Mediolanum**, ein Namen der vielen Städten in **Gallien** und **Brittanien** gemein war.

Der Namen **Umbrier**, oder **Ambrier**, welcher gleich Anfangs der allgemeine Namen eines ſehr weitläuftigen Volkes geweſen war, begriff alle Völker **Celtiſcher** Abkunft in ſich, die an der Morgen- und Abendſeite der **Alpen**, vom **Rheine** bis ans Meer lagen. Eines Theiles führeten die **Helvetier**, oder Einwohner der **Schweiz**, anderntheils aber

zum Gewährsmanne an, welchen **Plinius** oft anführet; und den man nicht, wie **Rykius** gethan hat, mit einem mauritaniſchen Könige vermengen muß, der eben ſo geheißen. Der Vornamen **Cornelius**, welchen dieſer **Bocchus** geführet, giebt Anlaß zu muthmaßen: daß er einer von denen gelehrten Freygelaſſenen geweſen, deren **Sylla** eine ziemlich große Anzahl unterhielt.

die Einwohner der Küſten des mittelländiſchen Meeres, oder von **Liguriern**, einer wie der andere, dieſen Namen. **Plutarch** y) führet einen ſonderbaren Beweis davon an.

In dem Kriege wider die **Cimbrer**, hatten die **Römer** unter ihrem Heere, eine Schaar **Ligurier**; anderntheils dieneten dreyßig tauſend **Helvetier** in dem Kriegsheere der **Cimbern**. Dieſe wider einander gewaffneten **Ligurier** und **Helvetier**, nannten ſich **Umbrier** oder **Ambronen**: welche Namen ſie mit großem Geſchreye ausrieſen, wann es zur Schlacht gieng; ſo, daß in beyden Heeren zugleich einerley Kriegsgeſchrey erſchallete.

Dieſe Anmerkung **Plutarchs** zeiget uns, da ſie die beyden entfernteſten Enden, welche den Norden und Süden des **Umbriſchen** Bundes anmerket, wie groß ihr Umfang geweſen. Als ſich nun in der Folge die Völker, aus denen ſie beſtand, in vielerley Staaten oder beſondere Bünde getheilet hatten; ſo unterſchieden ſie ſich auch durch verſchiedene Namen, davon der bekannteſte **Ligurier**, **Liguer**, oder **Ligurer** iſt. Die **Römer** haben den Namen **Ligures**, vielen Völkern gegeben, denen er gar nicht zukam; z. E. den **Allobrogen**, den **Vocontiern**, und ſelbſt ſolchen Völkern, die Nachbarn von **Trident** waren, und in den **Alpen** wohneten. Dieſes war ein Irrthum, der ſich lediglich darauf gründete, weil dieſe verſchiedenen celtiſchen Völker einen gemeinſchaftlichen Urſprung hatten; der aber einem Worte eine gar zu weitläuftige Bedeutung gab, deſſen Deutung durch ſeine eigene Wortableitung eingeſchränket iſt. In der That bedeutet der Namen **Ligurer**, **Llygour**, im **Celtiſchen**, einen **Seemann** z); man hatte ihn auch

---

y) in *Mario*.

z) Die **Britannier** im Walliſer Lande, nennen noch heute zu Tage diejenigen **Engländer**, welche von den **Sachſen** und **Normännern** abſtammen, **Lhägyr**; weil die ſächſiſchen und normänniſchen Seeräuber, lange Zeit durch auf den Küſten dieſer Inſel Einbrüche gethan hatten, bevor ſie ſich daſelbſt niedergelaſſen. **England** heißt das Land von Logre, und **Lhägria**, in dem Roman vom heiliauch anfangs nur den mittäglichen **Umbriern**, die am Meere gränzeten, als ein auf ihre Lage ſich beziehendes Beywort gegeben. Die an den Küſten des mittelländiſchen Meeres von der Mündung der **Rhone**, bis an die Mündung des **Anio** zerſtreueten Völker, waren die einzigen, denen dieſe Benennung eigentlich zukam *.

Dieſe **Ligurier** hatten ſich auf verſchiedenen Stellen bis gegen den Morgen der **Tiber**, und den Mittag des **Anio** gezogen. Aus dieſer Urſache eben vermengen verſchiedene Kunſtrichter, nach des **Dionyſius von Halikarnaß** Berichte, dieſelben mit den alten Einwohnern des Landes der **Sabiner**. **Philiſtus** von **Syrakuſa**, welchen wir bereits im vorigen Artikel erwähnet haben, wollte ſogar, daß die Colonie, welche 80 Jahre vor der Eroberung von **Troja** nach **Sicilien** übergegangen, aus **Liguriern** beſtanden: allein man findet in **Sicilien** keine Spur von dieſem **Celtiſchen** Urſprunge; da es, wie ſchon geſaget, mit **Siculern** und **Sicanern** beſetzet iſt, deren einige **Illyriſch**, andere **Spaniſch** ſind. Alles alſo, was Herr **Freret** dem **Philiſtus** einräumet, iſt dieſes: daß ſich in der Colonie, von welcher er redet, einige mit **Liguriern** vermiſchte **Siculer** befunden.

Es iſt indeſſen wahr, daß die **Ligurier** in nachfolgenden Zeiten, in großer Menge nach der Inſel **Corſica** übergegangen. Dieſes lernen wir vom **Seneca**, und ohne uns bey der Wortableitung aufzuhalten, welche **Iſidor** *a*), **Euſtathius** *b*), **Stephan von Byzanz** *c*), und andere Schriftſteller dem Namen **Corſen** geben: ſo dörſen wir gar nicht zweifeln, daß dieſer Namen nicht aus dem **Celtiſchen**

oder

---

heiligen Graal und vom Brutus *).

a) Origin. XIV. 6.

b) ad Dionyſ. v. 458.

c) in voce Κορσοί.

*) Wie aber? Wenn alle dieſe Leute von ihrem Stilliegen, in Anſehung der andern Waller, oder Gallier, oder Celten, die Lieger geheiſſen hätten? Herr Pelloutier glaubet und behauptet es in ſeiner Hiſtoire des Celtes; und mir kömmt es ſehr wahrſcheinlich vor. G.

oder **Liguriſchen** genommen werden. **Cors**, heißt im **Galliſchen** arundo, juncus, palus, ein Ort voller Schilf; **Corſog**, oder **Corſig**, wird überſetzet, paluſtris, arundineus. Die **Ligurier**, welche gleich Anfangs an einem ſumpfichten Orte anlandeten, gaben ihm dieſen Namen; den man nachmals auf die ganze Inſel erſtreckete, und die Oberhand über die Benennung erhielt, ſo die **Spanier**, ihre erſten Einwohner, ihr gegeben hatten.

Die Zeit des Eintritts der **Celtiſchen** oder **Umbriſchen** Völker in **Italien**, muß ſehr alt ſeyn; allein es iſt unmöglich, ſie genau zu beſtimmen. Alles was man verſichern kann, iſt, daß ſie eines theils die **illyriſchen** und **ſpaniſchen** Colonien daſelbſt funden, indem nach des **Plinius** Berichte, ſie ihnen einen Theil ihres Gebiethes weggenommen; und daß anderntheils ihre Wohnſtäte bereits eingerichtet geweſen, als die **Pelasger** oder alten **Griechen** nach **Italien** eingedrungen.

Vierter Abſchnitt.

Von den griechiſchen oder pelasgiſchen Colonien.

Die Niederlaſſung einer Colonie alter **Griechen** in **Italien**, iſt eine ausgemachte Sache: ungeachtet der eigentliche Zeitpunct, und die wahren Umſtände ihres Ueberganges unbekannt ſind.

Dionyſius von Halikarnaß, welcher ſich im erſten Theile ſeines Werkes, bemühet hat, alles zu ſammeln, was die italieniſchen Alterthümer betrifft, ſetzet zwo verſchiedene griechiſche Bevölkerungen voraus; nämlich die **Aborigines** und die **Pelasger**. Die **Aborigines** waren nach ihm, zur See aus **Arkadien**, unter der Anführung des **Oenotrus**, ſiebenzehn Menſchenalter, oder vielmehr 530 Jahre vor Eroberung der Stadt **Troja**, und faſt 200 Jahre vor der Ankunft des **Cekrops** gekommen, welcher gegen das 1657te Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung nach Attica kam. Sie ließen ſich auf den Gränzen von **Sabinien** und **Umbrien**, in der Gegend von **Reate** nieder; und eben ſie ſind es, welche **Dionyſius** von **Halikarnaß** für Vorfahren der Völker im **Latio** angiebt.

Verſchiedene Menſchenalter hernach ſtießen die **Pelasger** zu ihnen, welche, wie ſie, von **arkadiſchem** Urſprunge waren; die aber aus **Theſſalien** kamen, von wannen **Deukalion** ſie vertrieben hatte. Die Regierung dieſes Prinzen iſt frühzeitiger als des **Kadmus** Ankunft in Griechenland; das heißt, als das 1594te Jahr: folglich muß man die Ankunft der **Pelasger** in Italien, dem Lehrgebäu des **Dionyſius von Halikarnaß** gemäß einrichten.

Dieſer vermeynte Zeitpunct eines ſo frühzeitigen Verfalles iſt nicht die einzige Anzeige, welche man aus der Erzählung dieſes Schriftſtellers ziehen kann. Er hat ſich auch in eine hiſtoriſche Beſchreibung eingelaſſen, die ſo umſtändlich iſt; als ob er nach Nachrichten ſeiner Zeit, eine Sache erzählete, die unſern von ſeinem Jahrhunderte geſchehen wäre. Er verſichert, daß der größte Theil der **Pelasger**, ſich nach **Epirus** in die Nachbarſchaft von **Dodon** gezogen; allein, daß, da ſie daſelbſt gar zu ſehr eingeſchränket, und den alten Einwohnern zur Laſt geweſen, ſie ſich entſchloſſen, eine neue Wohnung zu ſuchen. Das Orakel von **Dodon**, welches ſie befrageten, wies ihnen Italien, unter dem Namen des **Landes Saturns** an. Sie macheten ſich ſo gleich fertig dem Orakel zu gehorſamen, und baueten eine zahlreiche Flotte, auf welche ſie ſich ſetzeten, um den **adriatiſchen** Meerbuſen zu überfahren: allein ein Mittagswind trieb ſie nach Norden, bis in das Innerſte des Meerbuſens und an die Mündung des **Po**fluſſes. Hier blieben ſie ſtehen, und baueten die Stadt **Spina**, welche einer von den Mündungen des Fluſſes den Namen gab.

Als nun dieſe Stadt den ganzen Handel des Meerbuſens an ſich gezogen, ſo ward ſie reich und mächtig. Sie ſchickete alle Jahre den Zehenten ihres Gewinnſtes nach **Delphos**; allein ſie ward von den **Galliern** zerſtöret.

Es blieb, ſo fähret **Dionyſius von Halikarnaß** fort, nur ein Theil der **Pelasger** zu **Spina**; die andern, welche ſich mitten ins Land zogen, durchkreuzeten **Umbrien**, und vereinigten ſich mit den **Aboriginern**. Dieſe zwey mit einander vereinten Völker, macheten einen mächtigen Staat aus, verjagten oder unterwarfen ſich die **Siculer**; legten verſchiedene Städte an, und eroberten einige Provinzen: allein ihre Vernachläßigung, ein gewiſſes Gelübd zu erfüllen, zog ihnen den Zorn der Götter zu. Eine Seuche tödtete die meiſten von ihnen; der übrige Theil zerſtreuete ſich aller Orten, und einige giengen ſo gar wieder nach Griechenland, dahin ſie den Namen der **Tyrrhener** oder **Tyrſener** brachten. Dieſe Zerſtreuung der **Pelasger**, wird von dem griechiſchen Schriftſteller in die Zeiten des **Herkules** und der **Argonauten** geſetzet.

D[illegible] iſt der kurze Auszug von der Erzählung des **Dionyſius von Halikarnaß**. Wir unterdrücken hier noch einen Theil der Umſtände, die man aber in der Abhandlung des **Rikius** von den alten Völkern **Italiens** finden kann. Bevor wir nun die beſondern Puncte dieſes Lehrgebäudes beſtreiten, welches **Dionyſius von Halikarnaß** aus vielen weitſchweifigen Sagen verfertiget hatte, wollen wir mit dem Herrn **Freret** bemerken: daß es zu verwundern iſt, wie dieſer verſtändige Schriftſteller der Darlegung einer bloßen Lehrmeynung, das Anſehen einer wahrhaften Erzählung giebt; und daß er von der Geſchichte des **Romulus**, des **Aeneas** und der **pelaſgiſchen** Colonien beſſer unterrichtet zu ſeyn ſcheint, als von der Geſchichte der Einnahme **Roms**, durch die **Gallier**. Dörfte man ſich erlauben, die alten Schriftſteller mit eben der Schärfe und nach eben den Geſetzen zu richten, als die neuern: ſo würde man vielleicht den erſten Theil der Alterthümer des **Dionyſius von Halikarnaß**, nur als einen hiſtoriſchen Roman betrachten. Folgende Einwürfe, welche Herr **Freret** ſeinem Lehrgebäu entgegen ſetzet, könnten folgenden Begriff davon geben.

I. Wir wollen bey demjenigen anfangen, was die **Aboriginer** betrifft. **Dionyſius von Halikarnaß**, ſetzet voraus, ſie wären **Arkader** geweſen, und läßt ſie über Meer nach **Italien** kommen.

Allein, 1. hatten die mitten im Lande gelegenen **Arkader**, weder Häfen noch Schiffe, zur Zeit **Homers**; das heißt, ungefähr tauſend Jahre nach derjenigen Zeit, in welche **Dionyſius von Halikarnaß**, den **Oenotrus**, ihren Anführer ſetzet; ja ſie haben ſo gar in den folgenden Zeiten niemals welche gehabt.

2. War die Schiffahrt damals in Griechenland nicht bekannt.

3. Alle Sagen ſtimmen überein, voraus zu ſetzen, daß **Italien** gleich Anfangs in der Nachbarſchaft des **Poſluſſes** bevölkert worden; und daß die alten Einwohner die Gegenden um dieſen Fluß herum, aus keiner andern Urſache verlaſſen, und ſich in den morgendlichen Theil zu ziehen, und von dannen nach **Sicilien** überzugehen entſchloſſen; als weil ſie durch neue Völkerſchaften dazu gezwungen worden, die aus dem Norden kamen. Wäre nun dieſer morgendliche Theil derjenige geweſen, allwo die **Aboriginer** aus Land geſtiegen waren, und ſchon damals beſetzet geweſen, ſo hätten ſie die Einwohner nach dem obern, und nicht nach dem niedern Theile von **Italien** getrieben.

4. Wenn dieſe Griechen des **Oenotrus** zu Waſſer gekommen wären, ſo hätten ſie auf ihrem Wege **Sicilien** begegnet;

begegnet; und warum hätten ſie ſich daſelbſt nicht niedergelaſſen? Selbiges war damals noch leer, und alle deſſen Ufer ſind voller Häfen und Rheden, wo man leicht anlanden kann.

II. Einen Theil dieſer Einwürfe kann man auch wider die **Pelaſger** anwenden. **Dionyſius von Halikarnaß** läßt ſie eine zahlreiche Flotte zu einer Zeit erbauen: wo die Griechen die Kunſt zu ſchiffen noch nicht kannten; dieſe Kunſt, und überhaupt alle andern, war noch nicht bis nach **Epirus** gedrungen. Die, lange Zeit nach dieſer vorgeblichen Einſchiffung der **Pelaſger** vom **Danaus** nach **Argolis**, geführte Colonie war die erſte, welche die Schiffe beybehielt, auf denen ſie gekommen war; und dieſe Schiffe ſind es eben, welche den erſten Fahrzeugen, ſo die Griechen erbaueten, zum Muſter dieneten. Dieſen allgemeinen Einwürfen, kann man noch einige beſondere beyfügen.

1. Iſt hier die Rede nicht von einer eben nicht zahlreichen Colonie, ſondern von der Wanderung eines ganzen Volkes, welches Weiber und Kinder mit ſich führet; eines Volkes, welches einen anſehnlichen Theil von Italien erfüllet. Wie viel Schiffe gehöreten nicht zur Ueberfahrt einer ſolchen Menge? In den nachfolgenden Zeiten, das heißt, nach der Regierung des **Pyrrhus**, ſah man, wie die Einwohner des hohen **Epirus** ſich auf eine Art von Schiffahrt legeten, und Reiſen mit Fahrzeugen thaten, die ſie Liburnas nannten: allein in der alten Geſchichte findet man nichts dergleichen; und zudem waren dieſe **Liburnen**, nur Tartanen, die zwar zum Auslaufen, aber nicht zum Ueberſchiffen vieler Menſchen geſchickt waren. Endlich iſt dieß ein Grundſatz, den man nie aus den Augen laſſen muß, daß alle Wanderungen der erſten Zeiten, zu Lande haben geſchehen müſſen. In denen Jahrhunderten, da die Schiffahrt am vollkommenſten geweſen, ſehen wir gar nicht einmal Colonien die ſehr zahlreich ſind, über die See ankommen.

Wir wollen davon aus der Colonie der **Phocäer** von Marſeille ſchließen, die, da ſie nicht verſtärket worden, auch nur einen kleinen Umfang Land einnahmen. Die helleniſchen Colonien von Sicilien ſind nicht anders mächtig geworden, als durch den Zuwachs, welchen ihnen die Ankunft neuer Bürger beſtändig gab, die die erſten verſtärketen.

2. Die **Römer**, und alten Völker **Italiens** haben niemals, weder den Namen **Hellener**, noch **Pelasger** gekannt. Sie bedieneten ſich des Namens Græci, wenn ſie die Einwohner Griechenlandes andeuten wollten.

3. Nach dem **Dionyſius von Halikarnaß** war es das Orakel zu **Dodon**, welches die **Pelasger** nach Italien ſchickete, und ihnen ſelbiges unter dem Namen **Saturns Land** anzeigete. **Dionyſius** führet die Ausdrücke des Orakels unfehlbar nach dem **Varro** an. Es war in Verſen, und in einer gar nicht alten Schreibart. Der Namen **Saturns Land**, welchen man Italien giebt, beweiſt: daß das Orakel für ſpäter voraus geſetzet werden, als die Eroberung Griechenlandes durch die **Römer** iſt: denn man findet in keinem einzigen Schriftſteller, noch in irgend einem griechiſchen Wörterbuche, den Namen Σάτερνος. Der **Saturnus** der **Römer** war im Urſprunge nicht derſelbe als der **Kronos** der Griechen, **Jupiters** und **Neptuns** Vater; er war ein Gott des Ackerbaues, und ſeine Gattinn **Ops**, war eine Göttinn der Aernte und des Ueberfluſſes. Die Römer haben die ſo ärgerlichen als albernen Erdichtungen, mit welchen die griechiſchen Dichter die Geſchichte dieſer Gottheit angefüllet haben, nur aus ihrem Umgange mit den **Hellenikern** kennen gelernet; der aber erſt unter den letzten Königen von **Rom** ſeinen Anfang nahm. Weder ihre alten heiligen Bücher, noch die ſaliſchen Verſe, enthielten etwas dergleichen: wie wir aus dem **Dionyſius von Halikarnaß** ſelbſt erfahren.

4. Läßt er die **Pelasger** zur Zeit **Deukalions**, und folglich vor der Ankunft derer vom **Kadmus** nach Griechenland geführeten **Phönicier**, nach **Italien** kommen. Nun muß ihre Ueberkunft ſpäter ſeyn, als dieſe Begebenheit, indem ſie den Dienſt des **Saturnus**, und den barbariſchen Gebrauch Menſchen zu opfern nach **Italien** brachten: welcher in Griechenland durch die **phöniciſche** Colonie eingeführet war.

5. Wie kann man ſich doch vorſtellen, daß **Arkadien**, welches nur ein ſehr kleiner Canton war, eine Zahl Colonien darſtellen können, welche anſehnlich genug geweſen, um auf einmal die Nachbarſchaft von Griechenland, die Inſeln des **Archipelagi**, die Küſten von klein Aſien, und faſt ganz **Italien** zu beſetzen? Nach ihrem Abzuge blieb gleichwohl **Arkadien** auch nicht leer, ſondern allezeit ein ſehr bevölkertes Land, voller Dörfer, Flecken und **Städte**: wenn man dieſes Wort in dem Sinne der Alten nimmt. Wer waren denn nun die neuen Einwohner deſſelben?

6. Die griechiſche Stadt **Spina**, welche **Dionyſius von Halikarnaß** von den **Pelasgern** erbauen läßt, war bey weitem ſo alt nicht, als er vorgiebt. Hätte ſie zu Stiftern die **dodoniſchen Pelasger** gehabt; ſo würde ſie den Zehenten ihres Gewinnſtes nach dieſem Tempel, und nicht nach dem **delphiſchen** geſchicket haben. Hätten die **Gallier** ſie gegen das 600te Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung, oder da herum zerſtöret: ſo würde ſie auch von da an aufgehöret haben, ihre Opfer nach **Delphis** zu ſchicken. Nun aber ſchickete ſie eben ſeit dieſem Zeitpuncte dieſelben dorthin. Sie hatte zu **Delphis** einen Schatz; und eine Art von Capelle; wovon **Strabo** d) und **Plinius** e) reden: und die einen Theil des Tempels ausmachete, welcher zur Zeit dieſer Schriftſteller noch beſtund. Nun war aber dieſer

---

d) V. 214. IX. 421.

e) III. 16.

dieſer Tempel durch die **Amphiktyonen** erſt nach der Einäſcherung des alten f) erbauet: welches ſich im 549ten Jahre, das heißt, ſeit der vorgegebenen Zerſtörung von **Spina** zugetragen. Er ward ſo gar erſt zur Zeit des **Kröſus** und der Kinder des **Piſiſtratus** fertig g). Würde man auch wohl eine Capelle für eine Stadt erbauet haben, die nicht mehr vorhanden geweſen? Wie hätte man die im Feuer aufgegangenen Opfer erſetzen wollen? **Spina** war alſo von den Barbarn nicht zerſtöret worden. Es beſtand noch zur Zeit des **Scylax** unter **Philipps**, **Alexanders** Vaters, Regierung. Dieſer Schriftſteller und **Strabo** geben ihr den Namen einer **helleniſchen** Stadt. Sie hatte alſo ihren Urſprung nicht den **Pelasgern** zu verdanken, ſondern irgend einer griechiſchen Colonie; welche ſich in ſpätern Zeiten auf den Küſten von **Italien** niedergelaſſen.

7. Wie ſoll man die Macht, welche **Dionyſius von Halikarnaß** den **Pelasgern** zuſchreibt, mit der Folge der Geſchichte vereinbaren, welche in den allerbekannteſten Zeiten derſelben gar nicht gedenkt? Um dieſes aufzulöſen, nimmt er zu einer Art von Wunderwerke ſeine Zuflucht: er läßt ſie durch die Götter vertilgen. Man ſieht zur Gnüge ein, wie viel dieſe Auflöſung gilt: dieß heißt den Knoten zerhauen, nicht aber löſen.

Die übrigen Umſtände ſeiner Erzählung würden zu neuen Einwürfen Anlaß geben: allein wir haben genug geſaget, um daß der Leſer ſelbſt urtheilen könne. Man muß daraus ſchließen, daß die Schwierigkeiten, womit er angefüllet iſt, die Stelle von den pelasgiſchen Colonien überaus zweifelhaft machen würden: wenn die Sache nicht durch ihn ſelbſt, und durch die Sprache der **Lateiner** und **Opiker** beſtätiget würde, deren Grund unſtreitig griechiſch iſt; ungeachtet ſie viele barbariſche Wörter aus der Celtiſchen Sprache der Um-

---

f) *Pauſan.* X. p. [illegible]

g) *Herodot.* I. 50. II. 180.

brier entlehnet hat, mit denen die **Pelaſger** ſich vermiſchet hatten.

Die Vorausſetzungen des **Dionyſius von Halikarnaß**, und alle Umſtände die er erſinnen muß, um alle hiſtoriſche Lücken ſeines Lehrgebäudes auszufüllen, ſind Folgen derer Begriffe, die er ſich von den **Pelaſgern** machete. Er ſah ſie mit eben den Augen an, wie einige Alten, und alle Neuern thun; nämlich als ein beſonderes Volk, welches er nach und nach Griechenland und **Italien** durchziehen läßt. Dieſer Namen **Pelaſger** hingegen, iſt der allgemeine Namen, unter welchem man die erſten Griechen, vor Errichtung der Staaten andeutete; ein Namen, welchen die Einwohner jeder Gegend nach dem Maaße abſchaffeten, wie ihre Policey zunahm; und der endlich gar verſchwand, als es in Griechenland keine Wilden mehr gab.

Dieſen Punct hat Herr **Freret** ſehr ausführlich, in einem Werke **von dem Urſprunge und der alten Geſchichte der erſten Einwohner Griechenlandes**, abgehandelt, welches wir als eine Zugabe zu unſern Memoires bekannt machen wollen. **Dionyſius von Halikarnaß** würde ſich alſo viel Verwirrung erſparet haben, wenn er ſeinem Lehrgebäu entſaget, und vorausgeſetzet hätte: die Namen **Aborigener** und **Pelaſger**, welche die alten Völker griechiſcher Abkunft trugen, die ſich in **Italien** befanden, wären zween allgemeine Namen, die kein Volk insbeſondere anzeigeten, und deren Gebrauch ein Ende nahm, als dieſe **Aborigines**, nachdem ſie ſich mit dem **Umbriern** und **Siculern** vermiſchet hatten, deren einige **Celten**, die andern **illyriſcher** Abkunſt waren, verſchiedene Völker oder Staaten, unter den beſondern Namen, **Umbrier**, **Sabiner**, **Lateiner**, **Samniten**, **Tyrrhenier**, **Auſonier**, **Oſker**, **Oenotrer**, **Lucanier** und **Brutier** ausmacheten. Dieſe Staaten behielten mehr oder weniger Aehnlichkeit mit den Einwohnern Griechenlandes, nachdem die **Pe-**

lasger ſich in größerer oder geringerer Anzahl bey ihnen eingefunden hatten.

Die **Römer** und übrigen Einwohner von **Latium**, ſo von dieſen Griechen abgeſtammet, ſahen ſie für das älteſte Volk von Italien an. Dieſem Vorurtheile zufolge, welches ſie mit vielen andern Völkern gemein hatten, gaben ſie ihren Vorfahren den Namen **Aborigines**, deſſen Begriff mit dem **Autochthenes** der Griechen einerley iſt. Anderntheils hatten die griechiſchen Schriftſteller dieſen **Aboriginern** den Namen **Pelasger**, wegen der Gleichheit ihrer Sitten und Abkunft mit den alten Einwohnern Griechenlandes gegeben. Die **Aboriginer** und **Pelasger** ſind alſo nur eine einzige Colonie; und ſogleich werden die zwo Bevölkerungen, welche **Dionyſius von Halikarnaß** unterſcheidet, und der übrige Theil ſeines Romans unnütz.

Nachdem nun Herr **Freret** auf dieſe Weiſe, wider dieſen Schriftſteller bewieſen: daß die alten **pelasgiſchen** Colonien nicht über Meer nach **Italien** gekommen ſind; ſo muthmaßet er, daß ſie durch die mitternächtlichen Zugänge der **Alpen** hineingedrungen, eben wie es viele Menſchenalter zuvor die Völkerſchaften von **illyriſcher** Abkunft gemachet hatten. In ſeinem Werke von Griechenland, welches wir oben angeführet haben, hat er bewieſen: daß die Römer keinen andern **Ausdruck** in ihrer Sprache gehabt haben, als Græci, um die **Griechen** anzudeuten; und daß dieſer Namen eine ſehr weitläuftige Bedeutung hätte, die nicht nur Hellas, ſondern auch **Epirus**, **Macedonien**, und einen Theil von **Thracien** in ſich begriff. Die Völker dieſer Gegenden waren alſo Griechen, und allem Anſehen nach iſt es dieſer Norden in Griechenland, aus welchem die **pelasgiſchen** Colonien gekommen, welche zu der Zeit nach **Italien** gegangen, da Griechenland anfieng durch die Vermiſchung der Fremden mit ſeinen alten Einwohnern geſittet zu werden.

Fünfter Abſchnitt.

Von den Hetruriern oder alten Einwohnern von Toſcana.

Das alte Hetrurien hatte einen viel größern Umfang als das Großherzogthum **Toſcana**, ſo anjeßt ſeine Stelle vertritt. Der **Arno**, welcher ſelbiges vom Morgen bis Abend durchkreuzet, ſchnitt es in zween faſt gleiche Theile, deren einer faſt bis vor die Thore von **Rom** gieng; der andere, die Gränze von **Ligurien**, ſchloß außer dem **Piſaniſchen**, welches anjeßt zu **Toſcana** gehöret, noch einen Theil des **Genueſiſchen** Staates, das Thal von **Magra**, das Herzogthum **Carrara**, und das Gebieth der Republik **Lucca** ein. Einige Städte, welche vom Herzogthume **Spoleto** und **Urbino** abhängen, als **Peruſa** und **Eugubium**, gehöreten ebenfalls noch zu Hetrurien.

Man hat eine große Menge Werke von den erſten Einwohnern dieſer Gegend ans Licht geſtellet: deren wegen ihres Alterthumes merkwürdige Denkmäler ſo viele Räthſel ſind, welche die neuern **Oedipen** ſich um die Wette zu erklären bemühet haben. Die mehreſten dieſer Schriftſteller ſind zu verſtändig, und gar zu gut unterrichtet, als daß ſie die abgeſchmackten Erdichtungen des **Annius von Viterbo** nicht verwerfen ſollten. Gleichwohl haben alle ihre Lehrgebäue etwas mehr oder weniger davon behalten. Sie haben vielleicht die Schwierigkeiten, auf welche man nichts, als bloße Muthmaßungen gründen kann, von denenjenigen nicht genugſam unterſchieden, die man durch das ausdrückliche Zeugniß der Alten, oder wenigſtens durch wahrſcheinliche Muthmaßungen erklären kann.

Unter dem allgemeinen Namen **Toſcana** oder **Hetrurien**, haben ſie Völker mit einander vermenget, die von einander ſehr unterſchieden geweſen: und man kann ſagen, es leuchte aus ihren Werken mehr Gelehrſamkeit als Kritik hervor. Die Unterſuchungen der ſeit einigen Jahren zu **Cortona** geſtifteten **Akademie**, werden unfehlbar das ihrige zu Ausbreitung eines großen Lichtes über die **hetruriſchen** Alterthümer beytragen, welche der Hauptgegenſtand ihrer Arbeiten ſind. Sie hat bereits vortreffliche Nachrichten von der Sprache und den Denkmälern dieſes berühmten Volkes herausgegeben: welches uns nicht gleichgültig ſeyn darf, indem es ſehr frühzeitig die Künſte bearbeitet hat, wie die Griechen auch gethan; und ſeine Religion ſehr vielen Einfluß auf die Religion der **Römer** gehabt hat.

Wir könnten beſorgen, daß man uns vorrücken möchte: wir giengen gewiſſermaßen dieſer gelehrten Geſellſchaft ins Gehege; wenn nicht die Verbindung der Materien uns berechtigte, den Auszug deſſen, was uns Herr **Freret** von den alten Einwohnern **Italiens** hinterlaſſen hat, mit demjenigen zu beſchließen, was er von den **Hetruriern** gedacht hat. Man würde ſein Lehrgebäu unvollkommen laſſen, wenn man einen weſentlichen Theil davon unterdrücken wollte, der wegen ſeiner Uebereinſtimmung mit den übrigen, zum Ganzen das ſeine beyträgt.

I. Bevor Herr **Freret** ſeine Meynung vom Urſprunge der erſten **Toſcaner** vorträgt, ſo beſtreitet er erſt die gemeine Lehrmeynung. Dieſelbe, welche faſt von allen Schriftſtellern angenommen wird, läßt die erſte Colonie, die **Toſcana** bevölkert, aus **Lydien** kommen. Dieß iſt aller Alten einhällige Meynung: da ſie aber nur dem **Herodot** nachgeſchrieben, ſo ſtützet ſich auch alles ihr Anſehen auf das ſeinige; und man darf nichts als ſein Zeugniß allein unterſuchen. Dieſer Geſchichtſchreiber übrigens behauptet nichts, und begnüget ſich nur, die Meynung der **Lydier** ſelbſt anzuführen, welche die **Toſcaner** in **Umbrien** für ein urſprüngliches Volk ihres Landes hielten.

Die **Lydier**, ſchreibt **Herodot** b), geben vor, daß unter der Regierung des **Atys**, eines Sohnes des **Manes**, **Lydien** mit einer großen Hungersnoth heimgeſuchet worden; daß man um die Lebensmittel zu ſchonen, das Volk bereden wollen, nur um den andern Tag zu eſſen, und daß man, damit es indeſſen was zu thun hätte, Spiele erfunden, die es vom Hunger abwendeten: dieſe Spiele waren Würfel, Knöchel und der lange Ball. Dieſes Mittel half ganzer achtzehn Jahre; endlich aber macheten die Zunahme und Langwierigkeit des Uebels, auch dieſes Mittel fruchtlos: man mußte alſo auf eine Verminderung der Zehrung denken, indem man das Land eines Theiles der Einwohner befreyete. Dieſem zufolge beſchloß man, daß die Hälfte der **Lydier** ſich neue Wohnungen ſuchen ſollte. Sie zogen alle das Loos, und diejenigen, die aus dem Lande verdammet wurden, giengen unter der Anführung des **Tyrrhenus**, eines Sohnes des Königes, zu **Smyrna** an Bord. Nachdem nun ihre Flotte verſchiedene Gegenden vorbeygeſtrichen, legete ſie ſich in die **umbriſchen** Häfen. Hier richteten ſie Wohnungen auf, und ſie ſind es, welche unter dem Namen **Tyrrhenier** nach der Zeit **Toſcana** bewohnet haben.

Dieſe Erzählung **Herodots** iſt ſo voller Ungereimtheiten, daß es vergeblich ſcheinen würde, ſie zu beſtreiten; wenn nicht faſt alle Schriftſteller ſie angenommen hätten, ohne daß das Seltſame, ſo ſie enthält, ſie gerühret haben ſollte. Die große Menge ihrer Anhänger, giebt ihr eine Art von Gewicht, welches folgende Betrachtungen mindern werden.

1. Was ſoll man von dem Hülfsmittel denken, welches die **Lydier** erfanden, der Hungersnoth zu wehren? Man würde dergleichen heute zu Tage auch in ſolchen Werken nicht einmal vorbringen, deren kindiſches Wunderbares nur Kinder beluſtigen kann.

2. Iſt

---

b) I. 95.

2. Iſt es zu verwundern, daß man auf den Einfall gekommen, es zu brauchen: ſo iſt es noch viel erſtaunlicher, daß es achtzehn Jahre lang auch geholfen hat, und daß man nach Verlauf dieſer achtzehn Jahre ein neues ſuchen müſſen.

3. Was für eine erſtaunliche Menge Schiffe hätten nicht dazu gehöret, eine halbe Nation fortzubringen?

4. Begreiſt man wohl, daß man in einer Zeit von Hungersnoth, Lebensmittel genug zu einer ſolchen Einſchiffung habe aufbringen können?

5. Es iſt gewiß, daß die **Lydier** niemals, weder Schiffe, noch einen Hafen, noch eine Seemacht, nicht einmal in der Zeit ihrer großen Macht, unter dem **Alyattes** und **Kröſus** gehabt.

6. Zur Zeit des **Atys**, Vaters des **Lydus** und des **Tyrrhenus**, einer Zeit, die vor dem **trojaniſchen** Kriege hergeht, war die Schiffahrt in Griechenland unbekannt i). **Minos** wird für den erſten gehalten, der eine Flotte gehabt hat: und dieſe Flotte, die aus kleinen Fahrzeugen beſtund, gieng nicht leicht über die Inſeln des ägeiſchen Meeres hinaus. **Euſebius** begehret zwar auf **Caſtors** Zeugniß, daß die **Lydier** die Herrſchaft über die See gehabt hätten; aber erſt fünf und ſiebenzig Jahre nach dem **Minos**. Er ſetzet dieſe Herrſchaft gegen das 1173te Jahr vor **Chriſto**, zehn oder eilf Jahre vor dem Jahre der Einnahme von **Troja**. **Caſtor** hatte eine Folge dieſer Seemächte verfertiget: aber ohne uns hier in die Verwirrung eines Verzeichniſſes einzulaſſen, bey welchem es unmöglich iſt, die Umſtände mit der allgemeinen Geſchichte zu vereinigen; ſo iſt es uns genug, wenn wir bemerken, daß dieſe Herrſchaft der **Lydier** erſt nach Eroberung von **Troja** angefangen; und daß ihre Sage ſich mit **Homers** Gedichte nicht zuſammen reimet:

---

i) Thucyd. l. 4.

reimet: welcher niemals von **Smyrna** redet, und ſie unter dem Namen der **Mäonier**, als ein gar nicht beträchtliches Volk vorſtellet.

7. Zu **Homers** Zeiten hatte man nur ſehr falſche Begriffe von allen denen Ländern, die jenſeit Sicilien liegen. Man ſetzte die **Cyklopen** und **Leſtrigonen** dorthin; man verlegete die Pforten des Tages und der Nacht, den Aufenthalt der Seelen, u. ſ. w. dahin. Hätten ſich nun viele Jahrhunderte vor dieſem Dichter, die **Lydier** und **Mäonier** zu **Smyrna** eingeſchiffet, um **Italien** zu bewohnen: ſo würde ihm ja dieſe Gegend wohl nicht unbekannt geblieben ſeyn. Sollte er denn von **Smyrna** gar nicht gedacht haben? er, welcher nach der Meynung, die noch am beſten beſtätiget iſt, in dieſer Stadt gebohren geweſen?

8. Dieſe ſo zahlreiche Flotte, welche nichts anders vorhatte, als ſich eine Heimath zu ſuchen, hält ſich in keiner von den benachbarten Inſeln **Lydiens** auf, ungeachtet ſie fruchtbar und damals faſt leer waren, wie **Chio**, **Samos** u. ſ. w. Sie geht die großen Inſeln **Kreta** und **Peloponneſus** im Geſichte vorbey; ſie hält ſich nicht einmal in **Sicilien** auf; ſie ſteigt in keinem von den Meerbuſen noch Häfen der **Opiker** aus, die auf ihrem Wege liegen; ſie geht bis über die **Tiber** hinauf, und ſteigt in **Umbrien** ans Land.

9. Die Zeit, in welcher dieſe Flotte Griechenland würde durchkreuzet haben, iſt eine Zeit, deren Vorfälle aus der Sage bekannt ſind. Es wäre unmöglich, daß man nicht einige Spuren dieſes Ueberganges in den griechiſchen Schriftſtellern finden ſollte. Die **Aeolier** und **Jonier** würden bey ihrer Landung an den Küſten von **Kleinaſien**, die **Lydier** mit Flotten, oder wenigſtens in der Nachbarſchaft des Meeres und der Häfen gefunden haben: allein der Theil von **Aſien**, welcher an der See liegt, war damals nur von Wilden bewohnet.

10. Wäre **Toſcana** von einer **lydiſchen** Colonie bevölkert worden, die zur See angekommen: ſo würden die vornehmſten Städte in **Toſcana** nahe am Meere liegen, und Nachbarinnen von der kleinen Anzahl Häfen ſeyn, die an dieſer Küſte liegen. Der Ort der Landung hätte einige Vorzüge, wenigſtens in Anſehung der Religion behalten: denn die **Lydier** hatten in **Kleinaſien** einen gemeinſchaftlichen Tempel, welcher der Mittelpunct ihrer Religien war. Nun war von allen alten Städten in Hetrurien, **Populonium** die einzige, ſo nahe am Meere gebauet war: weit gefehlet, daß ſie die Hauptſtadt hätte ſeyn ſollen, ſo hieng ſie vielmehr von **Velutonium** ab; welche drey Meilen von den Küſten an einem Orte lag, wo nicht einmal ein Ankergrund iſt.

11. **Xanthus von Lydien**, ein Schriftſteller, der von der alten Geſchichte ſeines Landes ſehr wohl unterrichtet war, und viel unmerkwürdigere Begebenheiten erzählete, hat einer Colonie, die zur See aus **Mäonien** gegangen war, um ſich in eine jenſeit Griechenland gelegene Gegend niederzulaſſen, gar nicht gedacht. Er gab auch keinem einzigen **lydiſchen** Prinzen den Namen **Tyrrhenus**.

12. **Dionyſius von Halikarnaß**, aus welchem Herr **Freret** vorſtehende Anmerkung genommen hat, ſetzet hinzu: daß die italieniſchen **Tyrrhenier** von den **Lydiern** durch die Sprache, Geſetze, Sitten und Religion ganz und gar abgehen. Dieſe Anmerkung wird in Anſehung der letztern durch die **hetruriſchen** Denkmäler beſtätiget; welche in jenen letzten Zeiten bekannt gemachet worden, und auf welchen man gar keine den **Lydiern** eigene Gottheit ſieht. Was die Sprache betrifft, ſo wäre es genug, um die Anmerkung des **Dionyſius von Halikarnaß** anzunehmen: daß man die Wörter aus der **hetruriſchen** Sprache und die aus der **lydiſchen**, welche im **Heſychius** vorkommen, mit einander vergliche. **Bochart** hat eine große Menge davon geſammlet.

Wir haben genug geſaget, zu beweiſen, daß man die alten Einwohner von Toſcana anderswo her, als aus **Lydien** müſſe kommen laſſen. Nunmehr kömmt es darauf an, daß man feſtſetze, von wannen ſie denn gekommen? und zu welcher Zeit ungefähr ſie ſich in Italien niedergelaſſen? Folgendes hat Herr **Freret** durch ſeine Unterſuchungen hierüber, herausgebracht.

II.

Die Griechen nannten die **Toſcaner**, **Tyrrhener** oder **Tyrſener**, und **Pelasger**; ungeachtet ſie von einer ganz andern Nation waren. Sie vermengeten ſie aus einem Irrthume mit einander, von welchem wir in der Folge reden werden. Die **Römer** nannten ſie **Tuſcier**, oder **Hetruſcier**, und ihr Land **Hetrurien**; die **Toſcaner** ſelbſt aber, kannten den Gebrauch dieſer verſchiedenen Namen nicht. Ein jeder Canton von **Toſcana** ward durch eine von dieſen Benennungen unterſchieden, und der allgemeine Namen des ganzen Volkes, hieß **Raſena**.

Dieſe **Raſener** waren ihrem Urſprunge nach, einerley Volk mit den **Rhätiern**, den alten Einwohnern des **Tridentiniſchen** und desjenigen Theiles von **Tyrol**, welcher das Stück von den **Alpen** enthält, wo die **Etſch** fließt. **Livius** k) und **Plinius** l), ſind beyde dieſer Meynung. Es iſt wohl wahr, daß ſie uns dieſe **Rhätier** für **Toſcaner** ausgeben, die von den **Galliern** aus den Ebenen vertrieben worden; als dieſe letztern gegen das 600te Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung Italien überſchwemmeten. Und eben dieſer Lage der **Rhätier** in den Bergen, eignet der erſte die Barbarey ihrer Sitten zu; die ſo ungeſchliffen waren, als gelinde und höflich die andern **Toſcaner** waren. Aber dieſes Verſehen iſt eine natürliche Folge des falſchen Urſprunges, den ſie den **Toſcanern** gaben: denn ſie ſahen

ſie

---

k) III. 24. l) V. 33.

ſie als eine über die See gekommene Colonie an, die ſich ſo gleich in **Toſcana** niedergelaſſen. Nun iſt es viel wahrſcheinlicher, daß **Rhätien**, weit gefehlet, daß es nach dieſem von **Toſcanern** ſollte ſeyn bevölkert worden, ſelbſt **Toſcanien** deſſen erſte Einwohner dargegeben habe. In der That waren die **Raſener** zu Lande nach **Italien** gekommen. Sie drungen durch das **Tridentiniſche** und die Mündung der **Etſch** hinein; und das Land, welches ſie anfänglich beſaßen, hatte einen ganz andern Umfang, als das eigentliche **Hetrurien**, wie **Polybius** ausdrücklich verſichert. Zur Zeit ihrer größten Gewalt, waren ſie die Herren, nicht nur von **Hetrurien**, ſondern auch faſt von ganz **Umbrien**, und allem dem geweſen, was ſeitdem die **Gallier**, **Cenomaner**, **Bojer** und **Lingoner** eingenommen hatten; das heißt, von der ganzen Gegend, die ſich von beyden Seiten des **Po**, von der **Adda** bis ans Meer erſtrecket. Folglich berührten ſie damals die **Alpen**, aus denen ſie urſprünglich Herkommens waren, und hatten, eigentlich zu reden, nur die Gränzen ihres ehemaligen Vaterlandes weiter gerücket, ohne hinaus zu gehen. Da nun die Länder, welche **Rhätien** von **Toſcana** trennen, ihnen nachmals von andern Völkern abgenommen worden, ſo brachte dieſe Trennung die Spur ihres erſten Urſprunges aus dem Geſichte.

So bald ſie nun den Fuß in **Italien** geſetzet hatten, blieben ſie bey dem Norden des **Po**fluſſes ſtehen, allwo ſie zwo Städte baueten, **Mantua** und **Adria**. **Mantua** blieb allezeit eine toſcaniſche Stadt; die Stärke ihrer Lage, ſetzete ſie in den Stand, den **Galliern** zu widerſtehen: und da ſie mit **Rhätien** zuſammen hieng, ſo behielten die **Toſcaner** das Land zwiſchen dem **Po** und der **Etſch**. **Adria**, welches eine Strecke vom Meere erbauet war, ward zur Zeit der helleniſchen Colonien ſo berühmt, daß es auch dem Meerbuſen ſeinen Namen ertheilete.

Gar bald breiteten ſich die **Toſcaner** gegen Mittag des **Poſluſſes** aus, und bemächtigten ſich aller Cantons zwiſchen dieſem Fluſſe und dem Apennin gelegen. Ihre vornehmſte Stadt war **Felſina**, welche ſeit dem von den galliſchen **Boijen Bononia** genannt ward, als ſie ſich derſelben bemeiſtert hatten. Dieſes Land war zur Zeit, als die **Toſcaner** einbrachen, im Beſitze der **Umbrier**, eines mächtigen Volkes, welches den größten Theil von Italien am Mittage des **Po** innen hatte, inſonderheit aber Hetrurien, wie wir im dritten Abſchnitte geſaget haben. Die **Toſcaner** jageten ſie hier hinaus, und zerſtöreten drey hundert ihrer Städte. Dieſer Einbruch war es ſonder Zweifel, welcher, als er die **Umbrier** zwang, ſich wieder gegen den Mittag zu wenden, die mittäglichen Völker Italiens je mehr und mehr zurücke trieb, und endlich den Reſt der **Siculer** zwang, in diejenige Inſel überzugehen, die ihren Namen bekam.

Die Zeit dieſer Eroberung der **Toſcaner** iſt in der Geſchichte nicht angemerket. Indeſſen muß ſie eben nicht in das höchſte Alterthum gehören, weil ſie die **Umbrier** ſchon als ältere Einwohner des Landes fanden, und dieſe letztern ſich erſt nach Vertreibung der **Siculer** und **Liburner** daſelbſt niedergelaſſen hatten. Man findet in den Alten keinen genauen Zeitpunct von der Stiftung irgend einer **hetruriſchen** Stadt; allein, in Ermangelung ausdrücklicher Zeugniſſe, können wir uns mit einer Stelle aus dem **Varro** helfen, welche **Cenſorin** anführet.

Varro verſichert, daß die **Toſcaner** den Namen Sæculum ſolchen Zeiträumen gäben, deren ungleiche Dauer, anſtatt ſich von ſich ſelbſt zu beſtimmen, nach dem Leben gewiſſer Menſchen gemeſſen ward. Das erſte dieſer Jahrhunderte, wurde von dem Tage der Grundlegung einer Stadt, oder der Einrichtung eines Staates an, gerechnet. Es währete ſo lange, als das Leben desjenigen Bürgers, der unter allen denen, welche an demſelben Tage gebohren wurden, am längſten lebete. Mit ſeinem Tode fieng ein neues Jahrhundert an, deſſen Dauer ebenfalls nach dem längſten Leben eines an demſelben Tage gebohrnen Menſchen gemeſſen ward, und ſo mit den übrigen. Allein, da es ſchwer war, dieſe Zwiſchenzeiten genau zu beſtimmen, ſo trugen die Götter Sorge, durch Wunderwerke den Augenblick zu bemerken, mit welchem ein neues Jahrhundert angieng. Die **toſcaniſchen** Geſchichtſchreiber, welche im achten Jahrhunderte ihrer Nation ſchrieben, rechneten nach des **Varro** Berichte, welchen **Vellejus Paterculus** anführet, die Dauer von den ſieben zuvor verfloſſenen Jahrhunderten, auf 781 Jahre. Sie fügeten hinzu, daß auf das achte Jahrhundert noch ein neuntes, und ein zehntes folgen ſollte: worauf der **Toſcaniſche** Namen erlöſchen würde.

Die Alten berichten uns nicht, auf welche Zeit dieſes achte Jahrhundert der toſcaniſchen Zeitrechnung zutrifft; allein Herr **Freret** hält es nicht für unmöglich, ihr Stillſchweigen gut zu machen. Er merket an, daß die **hetruriſchen** Weißager *m)*, welche man zur Zeit des erſten Conſulats des **Sylla**, bey Gelegenheit vieler vorgefallenen Wunderwerke zu Rathe gezogen, das Ende einer Verwandelung der Welt, und den Anfang eines neuen Weltalters verkündigten; daß es bereits acht Weltalter gegeben, welche durch die Sitten und Dauer der Menſchenalter von einander unterſchieden wären; daß ein jedes dieſer Alter, ein großes Jahr ausmachete, und daß die Götter das Zeichen des Endes eines jeden Zeitlaufes, durch irgend ein Wunder am Himmel oder auf Erden gäben.

Suidas ſaget ungefähr eben das, indem er den **Livius** und **Diodor von Sicilien** anführet. Er redet ſowohl als **Plutarch**, von acht verfloſſenen Altern, und nen-

---

m) Plut. in Sylla.

net dieſe Alter **Perioden**, oder Umläufe des großen Jahres. Hieraus nun ſchließt Herr Freret, daß das achte Jahrhundert der hetruriſchen Toſcaner, das Jahr des erſten Conſulats des **Sylla**, 88 Jahre vor **Chriſto** beſchloſſen; daß, wenn man die Dauer dieſes achten Alters, dem längſten der vorhin verfloſſenen Alter gleich rechnet, ſelbiges aus hundert drey und zwanzig Jahren beſtanden haben müſſe, und folglich ihr achtes Jahrhundert, mit dem zwey hundert und eilften Jahre vor **Chriſto**, übereinſtimme. Zu dieſem wollen wir noch die ſieben hundert und ein und achtzig Jahre der ſieben vorher verfloſſenen Jahrhunderte rechnen, ſo haben wir das 992te Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung, zum Zeitpuncte der Niederlaſſung der **Toſcaner** in **Hetrurien**. Dieſer Zeitpunct nun iſt hundert und vier und vierzig Jahre neuer, als die Grundlegung von **Ameria** durch die **Umbrier**, aber auch zwey hundert und vierzig Jahre älter, als die Erbauung **Roms**.

Hieraus folget nun, daß die Eroberung von **Hetrurien**, durch die **Umbrier**, höchſtens im tauſendſten Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung geſchehen iſt; welches denn vollkommen mit der Zeit übereinſtimmet, in welcher **Thucydides** die **Siculer** nach **Sicilien** übergehen läßt; die aus dem mittäglichen Ende **Italiens**, durch irgend eine gegen den Norden vorgefallene Veränderung, waren vertrieben worden: eine Veränderung, die nichts anders, als der Einbruch der **Raſener** oder **Toſcaner**, ſeyn kann, durch welche die **Umbrier** aus **Toſcana** verjaget worden.

Strabo machet, indem er die Sage der **Lydier** von dem Urſprunge der **Toſcaner** annimmt, aus dem **Lydus** einen Nachkommen des **Herkules**, und zeiget: daß der dem **Homer** unbekannt geweſene Namen der **Lydier**, neuer ſey, als der trojaniſche Krieg. **Vellejus Paterculus**, welcher, wie **Strabo**, die lydiſche Colonie voraus ſetzet, ſetzet ſie nach dem Tode des **Pyrrhus**, **Achillens** Sohn. Wenn man allein vorausſetzet, daß dieſe zween Schriftſteller ſich auf irgend ein chronologiſches Lehrgebäu ſteifen: ſo werden auch ihre Rechnungen, ungeachtet ſie aus einem falſchen Satze fließen, dennoch mit Herrn **Frerets** obiger Ausrechnung übereinſtimmen.

Dem ſey wie ihm wolle, ſo bekam die Macht der **Raſener** durch den Einbruch der **Gallier** in **Italien**, einen gewaltigen Stoß. Dieſe Völker, die einen Bund ausmachten, der aus etlichen verſchiedenen Staaten beſtund, wurden vermuthlich von den **Liguriern** oder **Iſumbern**, gerufen; die ſo, wie ſie ſelbſt, von Abkunft **Celten** waren: ſie drungen durch die Engen von **Suza** unter der Anführung des **Belloveſus**. Die **Toſcaner** jenſeit dem **Po**, kamen ihnen an dem Ufer des **Teſin** entgegen; allein ſie wurden geſchlagen, und die **Gallier** ließen ſich im **Meyländiſchen**, oder **Inſubrien** nieder. Bald darauf luden ſie andere **Gallier** aus dem **Celtiſchen** ein, zu ihnen zu kommen. Die **Cenomaner**, die **Boiier**, die **Lingoner** und **Senoner** eileten nach einander herbey; ſo daß die **Toſcaner**, von allem, was ſie im Norden des **Po** beſaßen, bis auf **Mantua**, entblößet, ſich Anfangs nach **Umbrien**, und von da nach **Picenum**, zurück ziehen mußten; allwo ihrer viele ſtehen blieben, und die Städte **Cupra** und **Atria** baueten.

Die andern durchkreuzeten den **Apennin**, und indem ſie in das **Campaniſche** eindrungen, nahmen ſie ſelbiges den **Opikern** weg. Hier ließen ſie ſich nieder, und errichteten einen Staat, der aus zwölf Cantons beſtund, davon **Vulturnum** die Hauptſtadt war: dieſes iſt die Stadt, welche nach dieſem **Capua** genennet worden iſt, als ſie unter die Herrſchaft der **Samniter** kam. Die **Samniter** eroberten ſie durch eine Ueberrumpelung im 420ten Jahre vor **Chriſto**, 332 Jahre nach Erbauung der Stadt **Rom**. **Livius** führet[n] die Kriegsliſt an, deren ſie ſich bedieneten, und ſo verloren die Toſcaner, Campanien, welches ſie faſt vier hundert Jahre beſeſſen hatten. Sie behielten damals, außer Toſcana, nichts, als die Stadt Mantua, und die Städte Cupra und Atria im Piceniſchen.

---

[n] IV. 37.

Die zwölf Cantons, in welche ſie ſich in Campanien eintheileten, waren unfehlbar nach dem Muſter derer in Toſcana eingerichtet worden. In der That, theilete Toſcana vor Alters ſich in zwölf Staaten ein, deren jeder beſonders regieret ward, und ein erwähltes Oberhaupt hatte, ſo die Römer König nannten; allein faſt alle Alten behaupten, daß er Lucumon geheißen. Dieſe zwölf Staaten macheten gleichwohl einen einzigen Körper aus, und ihre Abgeordneten verſammleten ſich, um einen gemeinſchaftlichen Rath über das allgemeine Beſte des ganzen Volkes zu pflegen. Zuweilen ſtießen ihre Kriegsvölker zuſammen, mehrentheils aber waren ſie von einander geſondert, und eben dieſe Uneinigkeit übergab Toſcanien in der Römer Hände. Die Alten haben von dieſen zwölf hetruriſchen Cantons geredet; keiner aber hat deren Zahl genannt, und die Neuern, die ſolches unternommen, ſind unter einander nicht eins.

Man ſieht hieraus, daß man ſehr ſorgfältig die hetruriſchen Toſcaner, von denen in Campanien, und denen, die jenſeit des Po wohneten, unterſcheiden müſſe. Dieſes waren dreyerley Körper, die von einander gar nicht abhiengen. Gleichwohl haben faſt alle Kunſtrichter ſie mit einander vermenget: ja ſie thun noch mehr, ſie vermengen die hetruriſchen Toſcaner mit den Pelasgern; und dieſes daher, weil verſchiedene pelasgiſche Staaten in Hetrurien eingeſchloſſen waren: allwo ſie, trotz ihrer Vermiſchung mit den Toſcanern, dennoch die Sitten und Religion der alten Einwohner Griechenlandes, ohne ſonderliche Veränderung beybehalten hatten.

Die Stadt **Faleria** war einer von dieſen **pelasgiſchen** Staaten. Die **Faliſcer**, ihre Einwohner, machten nach **Strabons** Berichte o), ein von den **Toſcanern** abgeſondertes Volk aus. Sie hatten eine beſondere Sprache, und **Dionyſius von Halikarnaß** verſichert p), daß einer ihrer Tempel der **Juno** der **Argiver** geweihet geweſen; daß man darinnen, wie in dem zu **Argos**, eine **Canephora** und Chöre von Dirnen geſehen. Das Anſehen dieſer Schriftſteller, wird durch des **Plinius** ſeines beſtätiget: welcher q), ſo wie **Cato** gethan, der Stadt **Faleria** einen griechiſchen Urſprung zueignet.

Eben dieſes wollen wir von den **Vejern** ſagen. Man ſetzet in der römiſchen Geſchichte allezeit voraus: daß die **toſcaniſche** Sprache, nur von denen **Römern** geredet und verſtanden werden könnte, die ſich ganz beſonders darauf geleget hätten. Gleichwohl leſen wir bey aller Gelegenheit, daß die **Vejer** und **Römer** ohne Schwierigkeit mit einander umgegangen; folglich müſſen die **Vejer** mit den **Toſcanern** nicht einerley Sprache geredet haben; und nach einer zweyten Folgerung, müſſen ſie, ſo wie die **Lateiner**, **pelasgiſchen** Herkommens geweſen ſeyn.

Strabo ſetzet ferner unter die **pelasgiſchen** Städte in **Hetrurien**, **Tarquinium**, deſſen eigentlicher Namen **Trachina** war: welchen die **Siculer** noch anders verſtümmelt, und **Tarracina** daraus gemachet haben. Der Stadt **Tarquinium** füget er noch **Coſä**, oder **Coſſa**, nahe bey dem Vorgebirge gleiches Namens bey, welches den Hafen **Herkuls**, Porto Hercole machet. Der wichtigſte dieſer **pelasgiſchen** Staaten aber, war der zu **Agylla**: deſſen Völker, da ſie ſich frühzeitig auf die Schiffarth legeten, gar anſehnliche Flotten, für ſo entfernte Zeiten, in See ſchicken konnten. **Cäre**, ihre Hauptſtadt, war an einem kleinen Fluſſe vier Meilen von der See gebauet r), und hatte einen

---

o) Lib. V.

p) I.

q) III. 5.

r) Plin. IV.

Hafen, davon man noch jetzt die Spuren ſieht. Die Lage deſſelben wird vom **Strabo** s) ganz genau auf zwey hundert und zehn Stadien von **Oſtia**, und funfzig von **Pyrgos** feſtgeſetzet. Die **Agyllier** wurden von dem römiſchen Gebiethe, durch die **Vejer** und **Falerier** getrennet. Allein, als die **Römer**, unter dem **Ancus Martius**, den **Vejern** alles abnahmen, was ſie am Abende der **Tiber** zwiſchen dem Meere und dem Walde **Mäſia** beſeſſen hatten t), wurden ſie Nachbarn von **Agylla**, welches die Völker in daſiger Gegend auch **Cäre** nennen: wie **Strabo** bezeuget u), wegen der griechiſchen Formel χαῖρε, mit welcher die **Agyllier** die Leute begrüßten, die ihnen begegneten.

Gleichwohl blieb der Namen **Agylla** noch immerfort unter den Griechen üblich. Die Einwohner hatten einen **Schatz zu Delphis**, wohin ſie den Zehenten von ihrem Gewinne zur See ſchickten. Ihr Handel, und ihre beſtändigen Seeräubereyen auf den italieniſchen Küſten, und längſt den Inſeln des **Aegeiſchen** Meeres, hatte ihren Reichthum und ihre Macht ſo ſehr vermehret, daß alle benachbarten Völker, ſie entweder als wichtige Bundsgenoſſen, oder als furchtbare Feinde betrachteten.

Gegen das 540te Jahr, ſieht man ſie mit den **Karthaginenſern** wider die in **Sardinien** wohnhaften **Phocäer** vereiniget. Die zwo Flotten macheten mit einander hundert und zwanzig Fahrzeuge aus, und die **Agyllier** hatten ſechszig dazu hergegeben. Die **Phocäer** wurden in dem Seetreffen ſieghaft; allein dieſer Sieg koſtete ihnen ihre beſten Schiffe, und den größten Theil ihrer Soldaten. **Herodot**, der uns dieſe Sache aufbehalten hat, ſetzet x) hinzu: daß die **Agyllier**, ob ſie gleich beſieget waren, dennoch eine große Menge Gefangene gemachet, die ſie niedergemetzelt haben. Eine Seuche, welche kurz darauf ihre

Heerden

---

s) V. 226.

t) *Livius.* l. 33.

u) V. p. 220.

x) l. 167.

Heerden befiel, ward als die Strafe dieſer Unmenſchlichkeit angeſehen. Das delphiſche Orakel, welches man über die Mittel, den Zorn der Götter zu ſtillen, befragete, verordnete Todtenopfer und jährliche Spiele, welche an eben dem Orte ſollten gehalten werden, wo das Verbrechen wäre begangen worden. Die **Agyllier** gehorcheten hierinnen: und dieſe Spiele wurden noch zu **Herodots** Zeiten gehalten; das heißt gegen das 430te Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Der Geſchichtſchreiber ſetzet hinzu, daß ungeachtet dieſes Unfalles, die Seemacht dieſer Einwohner von **Toſcana**, zu ſeiner Zeit noch ſehr anſehnlich geweſen.

Hier machet Herr **Freret** drey wichtige Beobachtungen, welche die **hetruriſchen** Alterthümer zu erklären dienen können.

1. Werden die **Agyllier** von den griechiſchen Schriftſtellern oftmals **Tyrrhenier** genennet. **Herodot** giebt ihnen in der That in der Erzählung, die wir hier abgekürzet haben, dieſe zween Namen ohne Unterſcheid. Wenn **Pindar** von denen Seeräubern redet, welche den Handel in' **Italien** und **Sicilien** ſtöreten y): ſo deutet er ebenfalls die **Agyllier** unter dem Namen der **Tyrrhener** an, und geſellet ſie den **Karthaginenſern** bey. Der Verfaſſer derer dem **Homer** beygelegten Göttergeſänge z) ſaget eben das; und **Thucydides** a) redet von der Beyhülfe, die ſie den **Athenienſern** in dem ſicilianiſchen Kriege, im neunzehenten Jahre des **peloponeſiſchen** Krieges, ein wenig vor der Vertilgung der **Vejer**, durch die **Römer** zugeſchicket.

2. Dieſer Namen **Tyrrhener**, oder **Tyrrhenier**, ſcheint im Urſprunge die Benennung der Einwohner eines Theiles des untern **Macedoniens** geweſen zu ſeyn, welches ſich bis an den **Strymon** erſtreckete; und vom **Herodot** b)

---

y) *Pyth.* I. v. 139.
z) Hymn. in *Dionyſ.*
a) VII. 53. etc.
b) V. 3. VII. 124.

Creſtonia, von wegen der Hauptſtadt **Creſtona** genannt wird. Allmählich ward er in allgemeinerm Verſtande genommen, er ward mit dem **pelasgiſchen** Namen gleich bedeutend. **Thucydides** c) vermengete ſie mit einander, und einige Verſe im **Sophokles**, welche **Dionyſius von Halikarnaß** d) anführet, geben Anlaß zu glauben, daß dieſe Verwirrung den **Athenienſern** etwas gewöhnliches geweſen. Von den griechiſchen **Pelasgern** gieng er gar bald zu den italieniſchen über, das heißt, zu denen Völkern griechiſchen Urſprunges, welche älter waren, als die **helleniſchen** Colonien. Dieſe nannte man bald **Italiotes**, bald **Tyrrhener**, und dieſes kann man im **Dionyſius von Halikarnaß** bemerken: welcher, da er den Griechen beweiſen wollte, daß die **Römer** keine Barbarn wären, ohne Bedenken den italieniſchen **Pelasgern** alles das zueignet, was die Alten von den griechiſchen geſaget haben. Aus einer Folge dieſes Lehrgebäues, die ihn zuweilen zu falſchen Auslegungen verleitet, hat er den Namen **Creſtona**, in **Cortona** verwandelt, und die **Tyrrhener** von **Creſtona** mit den toſcaniſchen vermenget: ungeachtet **Herodot** die Vorſichtigkeit gebrauchet hatte e), dieſe letztern durch ihre Nachbarſchaft mit **Umbrien** zu bezeichnen.

3. Dieſer Irrthum des **Dionyſius von Halikarnaß** hat alle Kunſtrichter verblendet, und viel falſche Lehrgebäue in Anſehung des Urſprunges der **Toſcaner** verurſachet. Da man als eine Folge des erſten Verſehens, den Namen **Tyrrhenier** allen in **Italien** zerſtreueten **Pelasgern** gegeben hatte, und ſich auf der Küſte von **Toſcana**, verſchiedene dieſer **pelasgiſchen** Staaten befanden, wie unter andern die **Agyllier**, die den Griechen ſehr bekannt waren: ſo gewöhneten ſich die Griechen nach und nach, alle **Toſcaner** unter eben dieſem Namen anzuzeigen. Sie ſahen ſie für **Tyrrhenier** und folglich für **Pelasger** an; indem es, da ſie ſie nicht perſönlich kannten, natürlich war, daß ſie

---

c) IV. 109. d) I. 20. e) I. 94. 163.

ſie ſie mit Völkern vermiſcheten, die in ihr Gebieth mit eingeſchloſſen waren, und die ohne Unterlaß einige Verbindung mit den Griechen behielten. Allein, weder die **Toſcaner** noch die **Römer** haben jemals dieſe Benennungen gekannt: und haben ja einige lateiniſche Dichter ſich ihrer bedienet, ſo geſchah es nur um die Griechen nachzuahmen; und nach eben der Freyheit, die in den franzöſiſchen Dichtern, die Namen **Auſonien** und **Heſperien** ſo gemein machet.

Wir haben ſchon im Anfange dieſes Artikels bemerket, daß die **Römer** den **Toſcanern** den Namen Etruſci oder Tuſci gegeben. **Dionyſius von Halikarnaß und Plinius**, haben den Namen **Tuſcus** von Θυόσκοος, Aruſpex, hergeleitet: allein keiner von beyden hat erwogen, daß das Wort θύω, Sacrifico, bey den **Lateinern** nicht üblich geweſen, und ſie keinen Ausdruck gebrauchet haben, der davon abſtammete. Wie hätten ihn doch die **Römer**, die ſich allein des Namens **Tuſcus** bedieneten, aus einem griechiſchen Worte nehmen ſollen, welches ihre Sprache nicht kannte?

Eben das muß man von dem Worte Etruria ſagen, von welchem **Scaliger** glaubet: es ſey aus 'Οθρυερία gebildet, welches nach dem **Heſychius**, von ὄθρυς, ein **Berg**, im kretiſchen Dialecte, herkömmt. So wie nun die **Römer** aus **Etruria**, **Etruſcus** gemachet hatten, und ſie im Anfange viele Wörter mit einem s ausſprachen, die ſie nachmals mit einem r ausſprachen; wie Auſum für Aurum, eſo für ero: ſo haben ſie auch wohl vor Zeiten Etruſia ſagen können; allein Othrus hat im **Lateine** niemals ein **Berg** geheißen. Wir wollen dem Leſer mit der Wortableitung von **Etruria** aus dem **Servius** nicht beſchwerlich fallen; ſie iſt viel zu unnatürlich, daß ſie eine Widerlegung verdienete.

Da dieſe Namen **Tuſcus** und **Etruria** nicht lateiniſch ſind: ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie irgend einem beſondern Cantone der **Toſcaner** oder **Raſener** eigen geweſen. Vielleicht ſind es auch Namen, welche ihnen die **Umbrier**, **Sicaner**, oder **Liburner** gegeben. Sind ſie aus der Sprache der **Toſcaner** ſelbſt genommen: ſo haben ſie in dieſer Sprache eine Bedeutung gehabt, die wir nicht mehr wiſſen.

Wir haben eine große Menge Denkmäler und Aufſchriften in **hetruriſcher** Sprache, die die Gelehrten in **Italien** ans Licht geſtellet haben. Von dieſen Aufſchriften ſind einige mit lateiniſchen, andere mit **hetruriſchen** Buchſtaben, das heißt mit denen alten Charactern, welche die **Phönicier** nach Griechenland und **Iberien** gebracht hatten, und die man auf den ſpaniſchen Münzen ſiehe, welche **Caſtanoſa** heraus gegeben hat. Dieſe Buchſtaben haben viel Aehnlichkeit mit der **ſamaritaniſchen** Schrift; allein ſie gleichen denen ſehr wenig, die man auf den Münzen von **Tyrus**, **Sidon**, **Cadix** und andern Seeſtädten ſieht.

Die hetruriſchen Aufſchriften mit lateiniſchen Buchſtaben, ſind nichts verſtändlicher als die andern, ungeachtet man verunſtaltete lateiniſche Wörter darinnen antrifft. Die Auslegungen, welche einige Gelehrte davon haben geben wollen, ſind Errathungen die durchaus verwägen ſind. Eine Vermiſchung iſt es von lateiniſchen, griechiſchen, hebräiſchen verſtümmelten und unkenntlich gemachten Wörtern. Mit dergleichen Freyheiten, wird man dieſe Aufſchriften auf alle Sprachen der Welt, auf das **Niederbrittanniſche**, **Biscaiſche**, und **Mexicaniſche** bringen können. Man kann ſo gar bemerken, daß die Urheber dieſer Auslegungen, ſich keines derer hetruriſchen Wörter bedienen, deren Sinn die Alten uns überliefert haben. Und endlich wollen wir anmerken, es ſey nichts weniger als bewieſen:

daß dieſe Denkmäler ſo gar alt ſind, als man ſie ausgiebt, Diejenigen, die lateiniſche Buchſtaben haben, müſſen, wenn man nur nach der äußern Geſtalt urtheilet, jünger ſeyn, als die Eroberung Hetruriens durch die **Römer**; und ſich höchſtens bis an die Zeit des erſten puniſchen Krieges erſtrecken.

Varro und andere Alten reden von verſchiedenen **hetruriſchen** Gottheiten, deren einige mit der Griechen ihren einerley zu ſeyn ſcheinen, ungeachtet ſie andere Namen haben. Dergleichen war ins beſondere **Juno**, welche die **Toſcaner Cupra** nannten. Dieſes Wort, welches in der Sprache der **Sabiner** mit dem Worte Bonus der **Lateiner** übereinkam, iſt mit dem Worte Hera einerley, welches die Griechen dieſer Gottheit gaben. Hera kömmt von Ἥρος, amabilis jucundus. Dieſem wollen wir noch beyfügen, daß der griechiſche Namen der **Juno**, in **hetruriſchen** Zügen auf gewiſſen Schüſſeln ſteht, die unfehlbar in irgend einem zu **Toſcana** erbaueten **pelasgiſchen** Tempel geweihet geweſen ſind. Uebrigens ward, dem **Varro** nach, Bonus in dem alten Lateine eben ſo ausgeſprochen, als manus: und daher kam der Namen Manes, welchen man urſprünglich den Seelen derer Todten gab, die den Lebenden wohl wollten; diejenigen, die ſie plageten, nannte man Lemures.

Die Namen der hetruriſchen Gottheiten, welche **Varro** anführet, ſind faſt alle aus lateiniſchen Wurzeln genommen: Vertumnus, Volomnius, Voltumna, u. ſ. w. Nurtia, eine zu **Vulcinium** verehrete Göttinn, ſcheint eben dieſelbe zu ſeyn, als diejenige Gottheit, welche die Griechen Τύχη, und die Römer Fors, oder Fortuna, nennen.

Ueberhaupt war die Religion der alten Völker Italiens im Grunde mit der erſten Griechen ihrer einerley; aber faſt von allen denen poetiſchen Nebenumſtänden entblößet, mit welchen die Griechen nachgehends, dieſen in ſeinem Urſprunge einfachen Grund vervielfältiget haben. **Dionyſius von Halikarnaß**, der ſie beyde erlernet hatte, verſichert uns *f*), daß weder die **Römer** noch **Toſcaner**, eine einzige von denen ſeltſamen Erdichtungen gekannt haben, welche ſo zu reden erſonnen ſind, die Götter zu beſchimpfen. Ihre Unglücksfälle, ihre Gefahren, und noch viel weniger ihr Haß, ihre Rachſucht, ihre Schwälgerey, kurz alle die Fabeln, aus welchen die Legende der griechiſchen Gottheiten beſtund, kamen in die Geſchichte derer von Italien nicht hinein. Man erblickete darinnen keines von denen Feſten, die bloß eingeſetzet waren, die Verbrechen der Götter zu feyern: noch von denen nächtlichen Geheimniſſen, bey welchen die Vermiſchung beyder Geſchlechter, zu ſo vielen Unordnungen Gelegenheit gab. Nichts war der alten Religion der **Römer** und der Religion des **Numa**, die in den Verſen der **Salier** und in den Büchern der **Pontifen** aufgezeichnet war, mehr entgegen geſetzet.

Nach der Zeit führete der Umgang der **Römer** mit den **Hellenern**, in **Rom** faſt alle deren Gottheiten und Fabeln ein. Allein dieſe Vermiſchung ſchadete der Religion des Staates nicht: die Zunft der Prieſter erhielt dieſelbe noch allezeit in ihrer urſprünglichen Einfalt. Die auswärtigen Arten des Götterdienſtes, wurden auch auswärtigen Prieſtern überlaſſen: und ſo bald man zu beſorgen hatte, daß ſie etwan eine Unordnung verurſachen könnten, welche die Geſetze oder Sitten verletzen möchte; ſo wußte die Obrigkeit deren Ausſchweifungen ſchon zu unterdrücken; ja ſie verbannete ſie zuweilen gar. Die Geſchichte iſt voller Verordnungen wegen dieſer Sache.

Was nun die Religion der **Römer**, und der alten Völker **Italiens** beſonders, kenntlich machet, das war 1. der beſtändige Gebrauch, die Götter in allen Unternehmun-

---

f) I. 50.

mungen, ſie mochten öffentlich oder häuslich ſeyn, zu Rathe zu ziehen. 2. Der Begriff den ſie hatten, daß alle Wunderwerke aller Art, Zeichen des himmliſchen Willens wären. 3. Die Ueberzeugung darinnen ſie ſtunden, daß man durch Beyhülfe gewiſſer Opfer und Gebräuche, die Ausführung derer durch die Wunderwerke angedeuteten Rathſchlüſſe, abwenden, oder doch wenigſtens verzögern könnte. Dieſer letzte Artikel ſcheint den **Römern** und **Toſcanern** eigen geweſen zu ſeyn.

Wir zeigen allhier dieſe verſchiedenen Fragen nur an, die noch nicht aus einander gewickelt werden, wie ſie es doch wohl hätten ſeyn können. Alle diejenigen, die bisher von der römiſchen Religion geſchrieben haben, ſind bey ſolchen Stücken ſtehen geblieben, aus denen man, was das Weſen und den Grund des Gottesdienſtes betrifft, nichts ſchließen kann. Niemals hat man den Urſprung eines geiſtlichen Lehrgebäues unterſuchet, welches doch verdienete ergründet zu werden.

III.

So lang dieſer Artikel auch bereits iſt, ſo glauben wir dennoch nicht, daß wir ihn ſchließen dörfen; ohne dem Urtheile der Leſer eine neue Meynung des Herrn **Frerets**, von dem Anfange der Schiffahrt bey den **Römern** zu unterwerfen. **Dionyſius von Halikarnaß**, **Polybius**, **Livius** und alle römiſche Geſchichtſchreiber, ſetzen einhällig voraus: die Schiffahrt ſey den **Römern** in den erſten Jahrhunderten der Republik nicht bekannt geweſen; und ſie hätten nicht eher angefangen Schiffe zu bauen, als in währendem erſten Kriege wider die **Karthaginenſer**, als die Eroberung von **Agrigent** ſie in dem Vorſatze beſtärket hatte, **Sicilien** zu erobern. **Polybius** giebt uns ſelbſt g), als einen Beweis von der Größe ihres Geiſtes, diejenige Kühnheit an,

---

g) I. pag. 18.

an, die ihnen den Anſchlag zu einer Schiffmacht einflößete, ohne daß ſie bis dahin irgend einen Begriff vom Meere gehabt, und wie ſie es ſo hoch darinnen gebracht haben.

Dieſer Schriftſteller b) biethet uns auch ſelbſt den überzeugenden Beweis des Gegentheils in den alten Friedenſchlüſſen zwiſchen **Rom** und **Karthago** an, die er nach denen, zu ſeiner Zeit im **Capitole**, auf bewährten Urſchriften, nach der Länge mittheilet. Aus dieſen Bündniſſen, deren eines aus dem Jahre der Vertreibung der Könige ſelbſt iſt, erhellet klärlich, daß die **Römer** ihnen eigen zugehörige Schiffe gehabt, die von den Schiffen ihrer Bundsgenoſſen und Unterthanen unterſchieden geweſen; und daß dieſes nicht etwa nur Kaufmannsſchiffe geweſen, indem die mancherley Arten der Fahrzeuge darinnen angemerket ſind. Wir wollen dieſe Urkunden hier nicht abſchreiben; indem man ſie nach der Länge in Herrn **Rollins** römiſcher Geſchichte findet.

Uebrigens weis man aus dem **Livius**, daß die **Römer** im 416ten Jahre **Roms**, welches vier und ſiebenzig Jahre vor dem erſten puniſchen Kriege hergieng, nachdem ſie ſich der Flotte der **Antiater** bemächtiget hatten, ſechs von ihren Galeren bis **Rom** hinauf führeten, und dieſelben in denjenigen Ort brachten, der **zur Aufbewahrung und Erbauung der Schiffe** beſtimmet war. Nach eben dieſem Schriftſteller, ward auch der Krieg gegen **Tarent**, durch die den römiſchen Schiffen von den **Tarentinern** erwieſene Schmach verurſachet. **Valerius**, der Anführer dieſer Flotte, verwaltete eines der Aemter eines Zweymannes zur See: welches faſt funfzig Jahre vor demjenigen Zeitpuncte eingeſetzet war, welchen **Polybius** der römiſchen Seemacht ſetzet.

Hier widerſprechen alſo die vornehmſten römiſchen Geſchichtſchreiber, zum wenigſten dem Scheine nach, einander ſelbſt,

---

b) l. pag. 88.

ſelbſt, und dieſes in einem derer wichtigen Stücke, die ſie aus dem Grunde hätten wiſſen ſollen. Dieſe Schwierigkeit nun muß diejenigen billig ſtutzig machen, welche die römiſche Geſchichte mit Aufmerkſamkeit leſen; ſie hat ſo gar gewiſſen neuern Kunſtrichtern zum Vorwande gedienet, die Gewißheit dieſer Geſchichte anzutaſten: und wir ſind gezwungen zu geſtehen, daß dergleichen Aufgaben in vielen Fällen, den **Pyrrhonismus** beſtätigen würden, wenn ſie unauflöslich wären. **Huetius** und **Follard** haben auch wohl eingeſehen, wie nothwendig es ſey, den gegenwärtigen aufzulöſen. Sie waren mit Rechte überzeuget, daß ſolche vernünftige Schriftſteller, als **Polybius** und **Livius**, ſich ſelbſt auf eine ſo ſeltſame Weiſe nicht widerſprechen könnten; und daß man einen Widerſpruch vereinigen müßte, der um ſo viel weniger weſentlich wäre, je lächerlicher er zu ſeyn ſchiene. Sie ſchließen alſo aus obenangezogenen Stellen: daß, wenn die **Römer** ja unter den Königen eine Seemacht gehabt, dennoch ihre Kriege in dem Innerſten von Italien ſie nachmals gezwungen, von dieſem Stücke, bis zur Zeit ihrer Händel mit **Karthago** abzuſtehen; und daß ſie ſich damals, von neuem mit ſo vielem Eifer und ſo gutem Erfolge auf dieſe Sache befliſſen, daß dasjenige, was ſie vorhin darinnen geleiſtet hatten, in Gegenhaltung deſſen für nichts zu achten war.

Dieſe Auflöſung indeſſen ſcheint dem Herrn **Freret** nicht hinlänglich zu ſeyn. In der That, man ſetze gleich, daß die Seemacht der **Römer** vor dem erſten **puniſchen** Kriege, noch ſo mittelmäßig gegen denjenigen geweſen, was ſie nachmals geworden: ſo iſts genug, ſich nur zu erinnern, daß ſie eine Flotte gegen die **Tarentiner**, und Beamte gehabt, die bloß dem Schiffbaue vorgeſetzet geweſen; um zu begreifen, daß die Worte des **Polybius** eine andere Auslegung erfodern.

Wenn dieſer Schriftſteller ſaget, daß die **Römer** gar **keinen Begriff von der See** gehabt: ſo ſetzet er dem

Nichts alles entgegen. Wer aber ſeine Ausleger lieſt, der ſollte denken, er wolle nur das mindere mit dem mehrern vergleichen; welches ohne Zweifel ein groſſer Unterſchied iſt.

Herr Freret, der ſich auf dieſe Bewegungsgründe ſteifet, ſchlägt eine neue Auflöſung vor, die uns alle Schwierigkeiten zu heben ſcheint. Es iſt zwar nur eine Muthmaßung; aber ſie iſt ſo einfältig und ungezwungen, daß man ihr nicht widerſtehen kann, ohne zu ſagen, warum. Wir haben nach ihm angemerket, daß die Agyllier, welche von den **Römern Cärites** genennet wurden, ſchon ſeit den erſten Jahrhunderten **Roms** ſehr mächtig zur See geweſen. Nun war unter den **Cäriten** und **Römern** ein altes Bündniß, nach welchem die **Cäriten** alle Vortheile der römiſchen Bürger genoſſen, ohne daß ſie deren Beſchwerungen ertrugen i). Dieſes Bündniß ward vermuthlich unter der Regierung des **Servius Tullius** geſchloſſen, das heißt, vieleicht um das 568te Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung; und folglich wenigſtens acht und zwanzig Jahre früher, als die Niederlage der **Cäriten** durch die **Phocäer** von **Alalia** geſchah.

Damals hatte **Servius Tullius** ſeine Eroberungen bis an das **cäriſche** Gebieth getrieben. Als er nun von dem am Abende der **Tiber** gelegenen Lande Meiſter war, wollte er ſich auch deſſen Beſitz ſicher machen, und gieng ein Bündniß mit den **Cäriten** ein. Der Vortheil war für beyde Völker gleich groß. Einestheils bedeckten die mit der Schiffahrt beſchäfftigten **Cäriten** durch dieſes Bündniß ihre Gränzen; anderntheils hatten die **Römer** keine Unruhe mehr zur See; und der Seehandel ihrer Bundegenoſſen, oder Unterthanen des lateiniſchen Namens, lief keine Gefahr mehr. Damals erhielten alſo die **Cäriten**, mit dem Titel **Römer**, alle mit dieſer Eigenſchaft verbundenen Vorrechte. Wer alſo von ihrem Zuſtande urtheilen will, der muß wiſſen,

---

i) *Aul. Gellius.* XVI. 13.

wiſſen, wie der Zuſtand der bloßen **Plebejer** unter den Königen beſchaffen geweſen. Dieſe ſtanden, da ſie damals von allen Aemtern ausgeſchloſſen waren, und keinen Theil an der Regierung hatten, in Anſehung der **Patricier**, in einer völligen Abhänglichkeit. Nur erſt durch die Einführung der **Tribunen**, fieng lange Zeit hernach das Gleichgewicht an, ſich unter beyden Ständen auszubreiten. Indeſſen veränderte dieſe Erhöhung der **Plebejer** an dem Zuſtande der **Cäriten** nichts: die, da ſie anfänglich ihres gleichen waren, hiedurch unter ſie geſetzet wurden; weil ſie bey ihren alten Vorrechten eingeſchränket blieben, und ſich nicht zugleich mit jenen erhoben. Sie macheten alſo in der Republik einen dritten Stand aus; und daher kam es, daß, wenn ein **Plebejer** verdienete erniedriget zu werden, die **Cenſoren** ihn aus der Reihe der **Centurie** auslöſcheten, um ihn unter die **Cäriten** einzuſchreiben; ohne daß jedennoch ſein Zuſtand alsdann ſo gut wäre, als der wirklichen **Cäriten** ihrer.

So wenig Vortheile nun derſelbe auch gehabt zu haben ſcheint, ſo war er doch lange Zeit ein Gegenſtand des Ehrgeizes der Bundsgenoſſen des lateiniſchen Namens, die ſelbigen nicht ſonder Schwierigkeit erhielten. Nach der Zeit erklärete ein Rathſchluß, welcher nach der Zurückziehung der **Gallier** gemachet ward, die **Cäriten** für Gäſte der Republik. Dem zufolge wurden ihre Abgeſandten auf Koſten des Staates frey gehalten und beherberget, und ihre Geſchäffte durch Gevollmächtigte getrieben, die ausdrücklich zu dieſem Ende ernannt waren. Dieß waren wichtige Vortheile, die der bloße Titel eines Bürgers nicht ertheilete, und womit man ſie nur für diejenige Zuflucht belohnete, welche die **Veſtalinnen** und **Pontifen** bey ihnen gefunden hatten k).

Livius bemerket l), daß die **Cäriten** faſt allezeit mit den **Römern** verbunden geweſen, und gedenkt nur einer

---

k) *Aſcon.* Pæd. ſchol. in Ver. de Divin. *Feſt.* in voce Municip.

l) VII. 10.

einer einzigen Zwiſtigkeit m), die aber nicht lange gewähret hat. Er füget hinzu, daß man die vornehmen jungen Leute, welche in den Wiſſenſchaften der **Toſcaner** unterrichtet ſeyn wollen, zu ihnen geſchicket. Zu **Cäre** hatte **Fabius Cäſo** die toſcaniſche Sprache erlernet, welche den andern **Römern** unbekannt war. Die **Cäriten** dieneten zu Dollmetſchern zwiſchen den **Römern** und **Toſcanern** n); ſie trugen im römiſchen Heere die Waffen; und kurz, ſie waren **Römer**.

Dieſe Geſellung zweyer Völker, ſcheint nun dem Herrn **Freret** die wahre Auflöſung der vorhabenden Schwierigkeit zu ſeyn. Er ſieht die Seemacht der **Cäriten**, als der **Römer** ſelbſt eigene an: und ſogleich erkläret ſich alles, und **Polybius** widerſpricht ſich nicht mehr. Er hat gar wohl ſchreiben können, eines theils, daß die eigentlich ſo genannten **Römer** keine Seemacht gehabt; indem ihre Schiffe in der That nur angenommenen **Römern** zugehöret: und andern theils hat er gar wohl die zwiſchen den **Römern** und **Karthaginenſern** geſchloſſenen Verträge abſchreiben können, in welchen **Rom** eine Seemacht zu ſeyn ſcheint; indem **Rom** und **Cäre** damals für einen Mann ſtunden.

Der erſte von dieſen Verträgen iſt vom 508ten Jahre, einer Zeit, in welcher die Macht der **Cäriten**, nach dem **Herodot**, ungeachtet der Niederlage, die ſie von den **Phocäern** erlitten hatten, noch gar anſehnlich war; und was uns beweiſt, daß ihre Beygeſellung zu den **Römern** kein bloſſes Bündniß, ſondern eine vertrautere Vereinigung geweſen, deren Wirkung war, eine der andern einzuverleiben, iſt dieß: daß ſie in den mit den **Karthaginenſern** geſchloſſenen Vertrage nicht genennet werden; in welchem doch alle Bundsgenoſſen, oder Unterſaſſen von **Rom** ihren Namen nach angezeiget ſind. Man ſetzet darinnen, wie in dem folgenden Vertrage, allerley für die Schiffe der **Ardea-**

ter,

---

m) Idem IX. 36.

n) Idem X. 4.

ter, derer von **Antium**, von **Laurentum**, von **Terracina** u. ſ. w. feſt; und niemals für der **Cäriter** ihre. Der Leſer ziehe hier ſelbſt die Folgerung.

Dieſelbe iſt ſo rührend, und wirft ein ſo großes Licht auf dieſen Theil der alten römiſchen Geſchichte, daß es ſonderbar genug iſt, wie es bisher noch niemand innen geworden. Die Geſchichtſchreiber beſchreiben uns die Erbauung der erſten römiſchen Flotten; gleich als ob einige Monathe Uebung in Bauen hinlänglich geweſen wären, auch Matroſen, Ruderknechte und Steuerleute zuzuſtutzen. Die **Römer** fanden alſo ſonder Zweifel bey ihren Bundsgenoſſen, und inſonderheit bey den **Cäriten**, Schiffzimmerleute und Seefahrer, die von allen Handgriffen des Werkes unterrichtet geweſen. Sie braucheten alſo weiter nichts, als daß ſie nur ihre Soldaten mit der Bewegung der Schiffe bekannt machen durften; da ſie nur gewohnet waren, zu Lande zu fechten. Hiedurch verſchwindt das Wunderbare, und die Gewißheit nimmt in eben dem Maaße zu.

In der folgenden Zeit ſtelleten die **Römer** ihre Seemacht in bequemere und geraumere Häfen, als der zu **Cäre** ſeyn konnte: welcher an einer Küſte lag, die nichts als Rheeden hatte. Da alſo dieſe Stadt nicht viel Handel mehr trieb, ſo entvölkerte ſie ſich, und ihre Einwohner, welches **Römer** waren, verloren ſich bald unter den andern Bürgern. **Strabo** redet von **Cäre** nicht anders, als von einem Dorfe, welches nur noch ſeiner Bäder wegen bekannt wäre. Gleichwohl erhellet aus einigen Aufſchriften, daß die Einwohner aus dieſem Canton, annoch unter **Trajans** Regierung, eine Zunft ausgemachet, die von Obrigkeiten und **Decurionen** regieret worden, und den Titel einer **Municipalſtadt** geführet hat.

* * *

VI.

Des Herrn Abtes Geinoz fortgeſetzte Anmerkungen und Verbeſſerungen über den Text, und die Dollmetſchung des erſten Buches vom Herodot.

Da wir in dem achten Bande a) dieſer Geſchichte, zwölf Anmerkungen des Herrn **Abtes Geinoz**, über den Text, und die Dollmetſchung des **Herodots** eingerücket, ſo haben wir uns zugleich anheiſchig gemachet, die Folge dieſer Anmerkungen in dem Maaße mitzutheilen, wie der Verfaſſer ſie der **Akademie** einliefern würde. Wir fangen hiermit an, unſer Verſprechen zu erfüllen. Die zehn neuen Beobachtungen dieſes unſers Mitgliedes, welche wir anjetzt bekannt machen wollen, handeln ebenfalls noch von verſchiedenen Stellen im erſten Buche **Herodots**, und es ſollen ihnen noch einige Stellen aus eben dieſem Buche folgen. Wir hoffen, wir wollen ihn ganz erläutern, indem wir mit dem Herrn **Abte Geinoz**, denſelben nach der Ordnung der Capitel durchgehen, und ſo gar, wenn es nöthig ſeyn wird, wieder zurück gehen werden, bevor wir zu den folgenden Büchern ſchreiten, über welche er eben dergleichen Arbeit unternommen hat.

Dreyzehnte Anmerkung.

Ueber das 91te Capitel.

Kröſus, der von den **Perſern** überwunden, und ihr Gefangener iſt, ſchicket zum Orakel des **Apollo**, um ihm Verwürfe zu machen, indem er auf deſſen Wort den Krieg wider

---

a) In der Pariſiſchen Ausgabe iſt dieſes der XVI. Band.

wider den **Cyrus** unternommen haben will. Die **Pythia** antwortet, daß die Götter ſelbſt wider das Schickſal nichts könnten, und daß noch außerdem **Kröſus** durch ſeine Unglücksfälle; die Verbrechen eines ſeiner Vorväter verſöhne. Κροῖσος δὲ πέμπτου γονέος ἁμαρτάδα ἐξέπλησε. ὃς ἐὼν Ἡρακλειδέων δορυφόρος, δόλῳ γυναικηΐῳ ἐπισπώμενος, ἐφόνευσε τὸν δεσπότεα.

In dieſer Redensart, welche den zweyten Beweis derjenigen Schutzrede ausmachet, die die delphiſche Prieſterinn ihrem Gotte hält, muß man anmerken, daß das Mittelwort ἐπισπώμενος, mit einem ω geſchrieben iſt. Nach dieſer Lesart nun müßte man überſetzen: **durch die Betrügereyen einer Weibsperſon dahin geriſſen**; weil alsdann ἐπισπώμενος, von ἐπισπάω käme. Allein, der Abt **Geinoz** findet in dreyen Handſchriften dieſes Mittelwort mit einem ο geſchrieben, als wenn es von ἐπίσπομαι, ſequor, hergenommen wäre; und alsdann heißt es, **der ſich den Anhetzungen eines Weibes überließ**. Dieſes giebt einen Verſtand, der ſich zur Sache mehr ſchicket. Denn, indem die **Pythia** den Vorwürfen des **Kröſus** antwortet, ſo muß ſie das Verbrechen des **Gyges** vergrößern, um die Entſchließungen der Götter zu rechtfertigen, welche wollten: daß die Strafe des Verbrechens dieſes erſten Königes von dem Stamme der **Mermnader**, bis aufs fünfte Glied fallen ſollte. Nun aber vermehret ἐπισπώμενος mit einem ω geſchrieben, dieſes Verbrechen ſo wenig, daß es ſelbiges vielmehr entſchuldiget: ἐπισπόμενος hingegen, mit einem ο, machet den **Gyges** ſo ſtrafbar, als möglich iſt. Folglich iſt kein Zweifel, daß dieſe Lesart vorzuziehen ſey. Das Mittelwort ἐπισπόμενος, welches von ἐπίσπομαι kömmt, wird im **Herodot** ſehr oft gebrauchet; man findet es im 103ten Capitel des erſten Buches, und im 223ten des ſiebenten Buches.

Vierzehnte Anmerkung.

Ueber das 120te Capitel.

Die Antwort der **Magier**, welche in dieſer Stelle von dem **Aſtyages**, des **Cyrus** wegen um Rath gefraget werden, iſt für dieſen jungen Prinzen günſtig. Da nun dieſer Umſtand ſelbſt dieſelbe hätte verdächtig machen können, ſo geben die **Magier**, um auch den mindeſten Schein des Verdachtes zu heben, dem Könige zu bemerken: es ſey ihr Vortheil, daß nicht das Reich der **Meder** aus ſeinen Händen, in die Hände des **Cyrus** falle; und ſetzen zur Urſache hinzu: Κείνως μὲν γὰρ ἀλλοτριοῦται ἐς τὸν παῖδα τοῦτον περιιοῦσα ἐόντα πέρσην. Anſtatt περιιοῦσα, hat der Herr Abt **Geinoz** in zwoen Handſchriften, περιοῦσα gefunden. Er zweifelt nicht, daß dieſe Leſart nicht die rechte ſey. Das Mittelwort περιιὼν, bedeutet eigentlich **um eine Sache herumgehen, von einem aufs andere kommen**; dahingegen περιὼν dasjenige bedeutet, was man im Lateiniſchen ſum ſuperſtes nennet, das heißt, **erhalten bleiben, einer Gefahr entrinnen.**

Eben dieſer Fehler wird im 157ten **Cap.** wiederholet, allwo der Text ſo lautet: Πακτύης δὲ πυθόμενος ἀγχοῦ εἶναι στρατὸν ἐφ' ἑαυτὸν ἐόντα. Die Handſchriften der königl. Bibliothek, haben alle ἰόντα; eine Leſart, der man nothwendig folgen muß: indem ἰὼν die Bewegung eines ſich annähernden Kriegsheeres andeutet; dahingegen ἐὼν gar keinen Begriff einer Bewegung bey ſich hat. Dieſe Anmerkung des Herrn **Abtes Geinoz**, ſcheint uns um ſo viel wichtiger für die Sprache zu ſeyn, da ſich die Verfaſſer der Wörterbücher auf eben dieſe Stellen, und auf keine andern gründen, wenn ſie dem Zeitworte περίειμι, die Bedeutung περιελθεῖν, circumire, geben. Das Zeitwort περίειμι kann, überhaupt zu reden, zuweilen auch wohl mit circumeo einerley bedeuten; allein, dann muß es in einer ganz andern Zeit, und in einer ganz andern Art ſtehen, als in der unbeſtimmten gegenwärtigen Zeit, und in dem Mittelworte der gegenwärtigen Zeit. Man findet nicht περιιέναι mit der Bedeutung circumire, ſondern allezeit περιεῖναι, welches aus περίειμι, und nicht aus περίειμι gemachet iſt. Eben ſo iſt es mit dem Mittelworte. Man findet zwar wohl im **Herodot** das Mittelwort περιεών; allein es iſt allemal in der Bedeutung ſuperſtes gebrauchet.

Funfzehnte Anmerkung.

Ueber das 125te Capitel.

Hier lieſt man eine Stelle, deren Punctirung den Dollmetſchern Gelegenheit gegeben, dasjenige für den Namen eines Volkes zu halten, was nach der Meynung des Herrn **Abtes Geinoz** nur ein Zeitwort nach einer ioniſchen Endung hat ſeyn ſollen. Bey Gelegenheit derer Befehle, welche **Cyrus** vorgab, von dem **Aſtyages** erhalten zu haben, um die **Perſer** anzuführen, machet **Herodot** die Erzählung derer verſchiedenen Stämme, aus welchen dieſes Volk beſtund; und fängt bey demjenigen an, welchen **Cyrus** mit in ſeinen Aufruhr wider die **Meder** verwickelt. **Herodots** Worte ſind folgende: Ἔςι δὲ Περσέων συχνὰ γένεα, καὶ τὰ μὲν αὐτέων ὁ Κῦρος συνάλισε καὶ ἀνέπεισε ἀπίςαϑαι ἀπὸ Μήδων· ἔςι δὲ τάδε, ἐξ ὧν ἄλλοι πάντες ἀρτέαται Πέρσαι, Πασαργάδαι, Μαράφιοι, Μάσπιοι, etc.

Bisher hat man das Wort ἀρτέαται mit einem groſſen Buchſtaben geſchrieben, als ob es ein eigener Namen wäre. Man hat es durch ein Strichlein von dem Worte πάντες, welches vorhergeht, und von dem Worte πέρσαι, welches nachfolget, abgeſondert, und hat die zwey Worte ἀρτεάται und πέρσαι, für Namen von Stämmen angeſehen, die einen Theil des perſiſchen Volkes ausgemachet.

Unſer Mitglied verhölet nun zwar nicht, daß die Punctirung der gedruckten Exemplare, hierinn mit den meiſten Handſchriften einſtimmig iſt. Ja was noch mehr iſt, wenn **Stephan von Byzanz**, den **Herodot** bey Gelegenheit des Wortes ἀρτεάται anführet, ſo ſaget er, daß dieſer Namen einen beſondern Stamm der **Perſer** andeute: Ἀρτεάται γένος περσικόν Ἡρόδοτος πρώτῃ. Nun iſt das Anſehen dieſes Erdbeſchreibers wichtig, und die ſeit ſo langer Zeit eingeführte Gewohnheit, dieſe Stelle auf dieſe Art zu leſen, könnte wohl ein Vorurtheil wider eine neue Auslegung darbiethen: allein, weder das Anſehen, noch die Gewohnheit, ſind Geſetze für die geſunde Kritik. Eine aufmerkſame Unterſuchung dieſer Stelle, hat den Herrn Abt **Geinoz** überzeuget, daß man deren wahren Verſtand nicht getroffen, und daß man die Zahl der perſiſchen Stämme, unnützer Weiſe vermehret hat; da man die **Arteater** und **Perſer** ſelbſt hinzugefüget hat, die doch niemals beſondere Stämme dieſes Volkes geweſen. **Stephan von Byzanz** ſage auch was er wolle. Dieſer Schriftſteller ſcheint ſich geirret zu haben, da er dieſe Stelle im **Herodot** geleſen, wie der Herr **Abt Geinoz** ſolches beweiſt, nachdem er zuvor die wahre Lesart derſelben feſtgeſetzet.

Er ſchlägt vor, daß man, anſtatt die Wörter ἀρτεάται und πέρσαι für eigene Namen gewiſſer Stämme zu halten, aus dem erſten dieſer Wörter, das Zeitwort der Redensart machen ſoll, in welcher ſonſt kein Zeitwort ſeyn würde; und daß man das Wort πέρσαι allhier für den Geſchlechtsnamen des Volkes annehme; ſo daß es zur männlichen Nennendung diene, worauf die Beywörter ἄλλοι πάντες ſich beziehen können. Ἀρτεάται wird dann die dritte Perſon der mehrern Zahl in der vergangenen Zeit der leidenden Gattung ſeyn, von ἀρτάομαι, welches nach der gemeinen Abwandelung, ἤρτηται, und nach der ioniſchen Mundart ἀρτέαται, durch Veränderung des ην in εα, geben würde, durch Auslaſſung der Vorſetzſylbe. Nichts iſt in dieſer Mundart gemeiner, als die Auslaſſung der Verſetzſylbe, ſo man Lateiniſch augmentum temporale nennet. Man findet auch verſchiedene Beyſpiele im 1 B. **Herodots**, und unter andern ἀρτέαται für ἤρτηνται, ἀναρτημένον für ἀνηρτημένον; eine Lesart, die durch drey Handſchriften der königl. Bibliothek beſtätiget wird. Man findet auch im III. B. im 137 Cap. ἅρμοσαι für ἥρμοσαι; und im VII. B. 8 Cap. ἀνάρτημαι στρατεύεσθαι.

Dieſes nun vorausgeſetzet, ſo heißt die Redensart ſo: ἔστι δὲ τάδε, ἐξ ὧν ἄλλοι πάντες ἀρτέαται Πέρσαι, und muß ſo gegeben werden: **Die Stämme, welche Cyrus in ſeinen Aufſtand verwickelte, ſind diejenigen, von welchen alle andern Perſer abhängen.** Wenn der Herr **Abt Geinoz** ἀρτέαται, durch **abhängen** überſetzet, ſo begehret er darum nicht, daß es unter den perſiſchen Völkern eine Unterwürfigkeit gegeben, die derjenigen geglichen, die zwiſchen Prinzen und ihren Unterthanen iſt. Er will nur ſagen, daß diejenigen Stämme, welche **Herodot** zuerſt nennet, und **Cyrus** gleich anfänglich gewonnen, die anſehnlichſten und werthgeachtetſten geweſen, deren Beyfall das ganze Volk nach ſich gezogen. Er nimmt hier ἀρτέαται in eben dem Sinne, als ἤρτητο, in einer Stelle des 19 **Cap.** im dritten Buche genommen iſt: allwo geſaget wird, die ganze Seemacht des **Cambyſes** hänge von den **Phöniciern** ab. Καὶ τᾶς ἐκ Φοινίκων ἤρτητο ὁ ναυτικὸς στρατός. das heißt: die **Phönicier** waren nicht nur der ſtärkſte und anſehnlichſte Theil der Seemacht des **Cambyſes**, ſondern auch noch der geſchickteſte in den Handgriffen, und in der Kunſt zu fechten; kurz er wäre derjenige, ohne welche **Cambyſes** gar nichts zur See unternehmen könnte.

Um aber den wahren Sinn dieſer Redensart recht heraus zu bringen, und die Richtigkeit der vorgeſchlagenen Erklärung deſtomehr einzuſehen, muß man die ganze Redensart vom Anfange an, zurück holen. **Herodot** redet gleich anfangs überhaupt, und ſaget, daß der Stämme, welche das perſiſche Volk ausmachen, ſehr viele wären: ἔστι δὲ Περσέων συχνὰ γένεα; daß **Cyrus** einen Theil davon verſammlet, und ſie zu einem Aufſtande wider die **Meder** bewogen: καὶ τὰ μὲν αὐτέων συνάλισε, καὶ ἀνέπεισε ἀπίστασθαι ἀπὸ Μήδων. Er füget hinzu, er wolle diejenigen her erzählen, welche **Cyrus** auf ſeine Seite gezogen: wobey er bemerket, es wären die anſehnlichſten im Volke geweſen, und alle andern **Perſer** hätten gewiſſermaßen von ihnen abgehangen, nämlich die **Paſargaden**, die **Maraphier** und **Maſpier**. Ἔστι δὲ τάδε, ἐξ ὧν ἄλλοι πάντες ἀρτέαται Πέρσαι, Πασαργάδαι, Μαράφιοι, Μάσπιοι.

Wenn ein Geſchichtſchreiber die verſchiedenen Völker erzählet, aus denen eine Nation beſteht, ſo erfodert die natürliche Ordnung, daß er dasjenige an die Spitze der andern ſtellet, welches die wichtigſte Stelle in derſelben bekleidet. Nach dieſem Grundſatze, hätte **Herodot** dieſe Erzählung bey den **Paſargaden** anfangen ſollen, weil ſie die berühmteſten waren, wie er auch mit großem Fleiße angemerket hat: denn kaum hat er ſie, nebſt den **Maraphiern** und **Maſpiern** genennet, ſo höret er auf, die übrigen Stämme zu erzählen, und ſaget: von allen denen, die er hier genannt habe, wären die **Paſargaden** der vorzüglichſte Stamm; die **Achemenider** aber, von welchen die perſiſchen Könige abſtammen, wären ein Aſt davon. Dieſes nun beweiſt, daß **Herodot**, das Wort ἀρτέαται, ſo wenig, als das πέρσαι, für Namen von Stämmen habe brauchen wollen. Denn hätte er ſich derſelben in dieſer Bedeutung bedienet, ſo hätte er ſie erſt nach den **Paſargaden** geſetzet, die nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, die vornehmſten im Volke geweſen; und denen die **Perſer** ſelbſt, (daſern dieſer Namen jemals irgend einem beſondern Stamme zugetheilet worden iſt), an Adel und Würden wichen.

Stephans von Byzanz Zeugniß iſt noch das wichtigſte was man einwenden kann, um zu beweiſen, daß man unter ἀρτέαται einen Stamm der **Perſer** verſtehen müſſe; allein wir wollen den Artikel ſeines Wörterbuches doch einmal unterſuchen, wo davon geredet wird; er wird uns ſelbſt Gründe an die Hand geben zu glauben, daß er ſich geirret habe.

Er ſaget, **Hellanikus** gedenke in dem erſten Buche ſeiner Geſchichte, einer Landſchaft in **Perſien**, Ἀρταία genannt, allwo **Perſeus**, ein Sohn des **Perſeus** und der **Andromeda**, Städte erbauet, deren Einwohner Ἀρταῖοι geheißen. Nachmals füget er hinzu, **Herodot** nenne ſie Ἀρτεάται mit einem ε anſtatt des Doppellautes αι; allein eben dieſe Veränderung, nebſt der veränderten Endigung, beweget uns zu glauben, daß **Stephan von Byzanz** ſich in dieſer Anführung geirret. Denn, wenn **Herodot** von den **Artäern** hätte reden wollen, warum hätte er ſie nicht bey ihrem rechten Namen, ἀρταῖοι genennet? Warum hätte er dieſen Namen verſtümmelt, welcher in ſich ſelbſt nichts hat, das nicht mit dem Griechiſchen ſehr analogiſch wäre? Warum hätte er ε anſtatt αι geſetzet, die Endigung verändert, und das Wort um eine Sylbe verlängert? Alles was man thun könnte, wäre, daß man Ἀρτεάται für Ἀρταῖοι nähme, wenn ja die Redensart nicht anders erkläret werden könnte, als durch den Namen eines Stammes. Da ſie aber außerdem eines noch ſchönern Verſtandes fähig iſt, der ſich beſſer zur Folge der Erzählung ſchicket: ſo kann man ſich mit keiner Urſache ſchützen, warum man vorausſetzen will, **Herodot**, der in allem was die Erdbeſchreibung betrifft, ſo richtig geweſen, habe dieſen Namen verſtümmelt. Man iſt um ſo viel weniger berechtiget, ihn in dieſem Verdachte zu haben, da ihm das Wort Ἀρταῖοι nicht unbekannt geweſen: denn er brauchet es ſelbſt im VII. **B.** im 61. **Cap.** Allein er ſchränket es nicht ein, bloß einen Canton **Perſiens** anzudeuten, wie **Hellanikus** gethan, welchen

Stephan von Byzanz anführet: er nimmt es in weitläuftigerm Verſtande, und ſaget, dieß ſey der Namen, welchen alle **Perſer** überhaupt ehemals angenommen gehabt, und die benachbarten Völker hießen ſie 'Αρταῖοι.

Vieleicht wird man bey dieſer Stelle einwenden, daß, wenn 'Αρτεάται nicht die Einwohner der Gegend 'Αρταία anzeigete, daraus folgen würde, daß **Herodot** derſelben gar nicht Erwähnung gethan: welches aber nicht wahrſcheinlich iſt, wenn man die große Richtigkeit dieſes Schriftſtellers in geographiſchen Beſchreibungen erwägt.

Hierauf antwortet der Herr **Abt Geinoz**, 1. **Herodot** nennet die Einwohner Perſiens nicht nach dem Namen derer Gegenden die ſie bewohnen, ſondern nach den Namen der vornehmſten Stämme oder Familien die die Nation ausmachen: in der That bedienet er ſich des Wortes γένεα und nicht λαοὶ, δῆμοι, oder anderer dergleichen. Die Namen derer im **Herodot** vorkommenden Stämme, ſind von den Namen der Provinzen und Städte ſo unterſchieden, daß **Paſargades** der einzige Stammnamen iſt, die man in dem vom **Ptolemäus** angeführetn Städteregiſter findet.

2. Es erhellet ſelbſt aus dem, was **Stephan von Byzanz** ſaget, daß das Wort 'Αρταῖοι, welches vieleicht anfänglich die Einwohner aus einer beſondern Landſchaft angezeiget, mit der Zeit ſeine Bedeutung bey den **Perſern** geandert, und beſtimmet worden in ihrer Sprache dasjenige zu bedeuten, was ἥρωες im Griechiſchen heißt, nämlich aus dem Alterthume berühmte Leute: 'Αρταίους δὲ Πέρσαι ὥσπερ οἱ Ἕλληνες τοὺς παλαιοὺς ἀνθρώπους, ἥρωας καλοῦσι. Daher, fährt dieſer Schriftſteller fort, iſt vieleicht der in den perſiſchen Namen ſo gewöhnliche Vornamen 'Αρτα gekommen, als 'Αρτάβαζος, 'Αρταξέρξες, etc. und vieleicht nannten ſich die **Perſer** aus eben dieſer Urſache vor Alters 'Αρταῖοι, das heißt, die **Edeln**.

Was das Wort Πέρσαι betrifft, ſo kann man nicht ſtreiten, daß es nicht in ſeiner gewöhnlichen Bedeutung, der Geſchlechtsnamen des Volkes ſey. Es wird ſonſt allenthalben, auch ſelbſt im **Herodot**, niemals anders als in dieſer Bedeutung gebrauchet: und es iſt was leichtes zu zeigen, daß **Herodot** in gegenwärtiger Stelle, ſelbiges auf keinen Stamm ins beſondere hat einſchränken wollen. Wer davon überzeuget ſeyn will, der darf nur den Text leſen, darinnen dieſes Wort zu zweyen verſchiedenen malen, und jedesmal in eben dieſer Bedeutung angebracht iſt. Denn nachdem er geſaget hat: ἐξ ὧν ἄλλοι πάντες ἀρτέαται Πέρσαι. Πασαργάδαι, Μαράφιοι, Μάσπιοι, unterbricht **Herodot** ſeine Erzählung einen Augenblick; und wenn er ſie wieder vornimmt, ſo ſaget er: ἄλλοι δὲ Πέρσαι εἰσὶ οἵδε. Wer ſieht nun nicht, daß die Worte ἄλλοι Πέρσαι nur eine Wiederholung derſelben Ausdrücke ſind, deren der Geſchichtſchreiber ſich bereits bedienet hat, wenn er ſaget, ἄλλοι ἀρτέαται Πέρσαι; wie es gebräuchlich iſt jedesmal zu thun, wenn man eine unterbrochene Rede wieder anfängt. Nun iſt kein Zweifel, daß, wenn **Herodot** zum zweyten male ſaget, ἄλλοι δὲ Πέρσαι εἰσὶ οἵδε, das Wort Πέρσαι nicht in einer allgemeinen Bedeutung genommen worden, die verſchiedenen Völker der Nation anzudeuten. Woraus denn folget, daß es in der vorhergehenden Redensart auch eben ſo ausgedrücket werden müſſe; indem dieſe nur eine Wiederholung der andern iſt.

Auch die Regeln der Sprachlehre unterſtützen noch die Leſart des Herrn **Abtes Geinoz**: denn, ſollte man leſen, wie man bisher gethan, ſo würde eine doppelte Auslaſſung in der Wortfügung ſeyn. Man müßte nicht nur ein Zeitwort mit drunter verſtehen, ſondern auch noch ein männliches Hauptwort hinzuſetzen, auf welches die Nennwörter ἄλλοι πάντες ſich beziehen könnten. Dieß iſt aber im **Herodot** nicht gewöhnlich, der recht mit Fleiß eine ſo gar grammatikaliſche Deutlichkeit ſuchet, wenn er

Völker herrechnet, oder geographiſche Beſchreibungen machet.

Wenn man außerdem die Wortfügung bey den Worten ἄλλοι πάντες endiget, welch ein Zeitwort ſoll man denn mit darunter verſtehen? ſollte es das Zeitwort εἰσὶ, oder γεγόνασι, oder [illegible] ſeyn? Dann aber würde dieſes mit unter verſtandene Zeitwort, einen dem Gedanken des **Herodots** durchaus widrigen Sinn dargeben. Er hatte angefangen zu ſagen, die Stämme der **Perſer** wären ſehr zahlreich. Wollte man hier γεγόνασι darunter verſtehen, ſo würde man ihn dieſe große Zahl von Stämmen auf die drey erſten einſchränken laſſen; weil in dieſem Falle, alle andern, die er nachmals nennet, ihren Urſprung von den drey erſten Stämmen, die er gleich anfangs genannt, entlehnen würden. Das heißt, die Ackersleute und Hirten, von denen **Herodot** zu allerletzt redet, würden aus dem edeln Blute der Edeln, nämlich der **Paſargaden**, **Maraphier** und **Maſpier** entſprungen ſeyn; welches man ohne die äußerſte Ungereimtheit nicht vorgeben kann. Gleichwohl ſcheinen die Ausleger das Zeitwort γεγόνασι darunter verſtanden zu haben, wenn ſie überſetzen: Sunt autem hæc, ex quibus alii omnes. Kurz, man drehe dieſe Stelle auch wie man wolle, ſo wird man ihr nie einen vernünſtigen Sinn geben können, der den Gedanken des **Herodots** deutlich ausdrücket; daſern man aus dem Worte ἀρτέαται nicht ein Zeitwort machet, und das Wort Πέρσαι, für den Geſchlechtsnamen der Nation annimmt. Uebrigens gründet ſich dieſe Leſart des Herrn **Abtes Geinoz** auf eine Handſchriſt in der königlichen Bibliothek, in welcher erſt nach dem Worte Πέρσαι, welches die Redensart ſchließt, ein Punct ſteht.

* * *

Sechs-

Sechszehnte Anmerkung.

Ueber das 133te Capitel.

Dieſes Capitel, als eins von denen, darinnen der Geſchichtſchreiber die Sitten der **Perſer** beſchreibt, handelt von ihrer Art ſich zu nähren. Herodot ſaget darinn unter andern, nach der bisher angenommenen Leſart: χρέωνται ἐπιφορήμασι πολλοῖσι καὶ οὐ κaλέσι. **Lorenz Valla** überſetzet dieß durch folgende Worte: Utuntur bellariis multis, neque iis admodum bonis.

Der Herr **Abt Geinoz**, welcher mit dem Sinne, den dieſe Redensart darbeuth, gar nicht zufrieden iſt, meynet der Text ſey verſtümmelt. Gleich Anfangs hatte er leſen wollen οὐκ ἅλεσι, indem er das κ von ἅλεσι abſonderte, um es mit dem verneinenden Beſtimmungsworte οὐ zu verbinden. Nach dieſer Veränderung nun, hätte ἅλεσι zweyerley Sinn annehmen können. Man könnte es für ein Hauptwort, von ἅλες herkommend annehmen, welches Salz bedeutet; oder auch für ein Beywort von ἀλὴς abgeleitet, welches **aufgehäufet, verſammlet**, auf lateiniſch confertus, heißt. In der erſten Bedeutung wäre der Sinn dieſer Stelle geweſen: **die Perſer äßen viel vom Nachſatze und kein Salz**; in der andern aber, **die Perſer äßen viel Nachſatz, man trüge ihn aber nicht auf einmal, ſondern eine Schüſſel nach der andern auf.**

Die erſte Stelle indeſſen wird durch eine Stelle aus dem **Strabo** vernichtet, welcher uns, nach dem **Xenophon**, ſaget: die gewöhnliche Nahrung der **Perſer** wäre Brod, nach den Leibesübungen, Kuchen, Kreſſe, einige Körner Salz, und gebratenes oder geſottenes Fleiſch: Ἡ δὲ καθ᾽ ἡμέραν δίαιτα, ἄρτος μετὰ τὸ γυμνάσιον, καὶ μάζα. καὶ κάρδαμον. καὶ ἁλῶν χόνδρος, καὶ κρέα ὀπτὰ ἢ ἑφθὰ ἐξ ὕδατος. Es iſt alſo klar, daß das οὐκ ἅλεσι, als ein Hauptwort, genommen, in der Verbeſſerung dieſer Stelle keine Statt haben kann.

Hingegen iſt, nach ſeiner Meynung, der Sinn, welchen ἀλέσι machet, wenn man es als ein Beywort betrachtet, verdächtig. Außer, daß dieſer Ausdruck etwas ſeltſames hat, ſo hat man auch Urſache zu zweifeln, ob es bey den **Perſern** ein eingeführter Gebrauch geweſen, die verſchiedenen Schüſſeln des Nachſatzes eine nach der andern aufzutragen. Eine gewagte Verbeſſerung, und die ſich auf gar kein Anſehen des Alterthumes gründet, iſt noch nicht hinlänglich, einen dergleichen Gebrauch bey einer Nation einzuführen. Ueberdem waren die Perſer von Natur zur Pracht geneiget; ſie liebeten das Aufſehen und brüſteten ſich gern mit ihrem Reichthume; und dieß allein muß uns überführen, ſie seyn auch gewohnet geweſen, den Nachſatz ganz auf einmal aufzutragen, ſowohl um das Auge zu ergötzen, als weil dieſe Art, ihrer Eitelkeit mehr Genüge thun konnte.

Dieſe letzte Auslegung indeſſen iſt gleichwohl die einzige, welche ohne Veränderung eines Buchſtabs, einen erträglichen Sinn liefern kann; allein eine geringe Veränderung eines Buchſtabs würde der Redensart einen ganz gehörigen Sinn ertheilen. Der Herr Abt Geinoz ſchlägt dieſe Verbeſſerung vor, welche ihm einfiel, als er eine Stelle im **Strabo** las, allwo dieſer Erdbeſchreiber, nachdem er die Sitten der **Perſer** ſeiner Zeit beſchrieben, die Sitten der alten **Perſer** aus Geſchichtſchreibern beſchreibt. In derjenigen Stelle, allwo **Strabo** von der Tafel der **Perſer**, und von der Pracht ihrer Gaſtmaale redet, ſcheint er den **Herodot** nur abzuſchreiben. Er führet mit dieſem alten Schriftſteller einerley Umſtände an, und entlehnet oftmals ſo gar ſeine Ausdrücke. Er ſaget unter andern, die **Perſer** brächten ganze Thiere auf ihre Tafeln. Indem er dieſen Umſtand berühret, ſo ſaget er allerdings mit einem Worte, was **Herodot** mit vielen ausdrücket: denn er ſaget nur: δειπνοῦσι πολυτελῶς Πέρσαι τιθέντες καὶ ὁλομελῆ: dahingegen **Herodot** umſtändlicher ſaget: βοῦν καὶ ἵππον καὶ κάμηλον καὶ ὄνον προτιθέαται ὅλους ὀπτοὺς ἐν καμίνοισι. Nach dieſem, wenn er geſaget hat, τιθέντες καὶ ὁλομελῆ, ſo ſetzet er hinzu, καὶ πολλὰ, καὶ ποικίλα. Ausdrücke, die er aus dem **Herodot** abgeſchrieben zu haben ſcheint, und die den Herrn Abt Geinoz veranlaſſen zu muthmaßen: daß **Strabo** in der vor ſich gehabten Handſchrift geleſen, ἐπιφορήμασι δὲ πολλοῖσι καὶ ποικίλοισι, anſtatt οὐ καλοῖσι, eine Leſart, die heute zu Tage in den mehreſten Handſchriften ſteht. Um aus ποικίλοισι, οὐ καλοῖσι zu machen, iſt die Veränderung der Buchſtaben eben nicht wichtig, und es hat ſich leicht zutragen können, daß ein Abſchreiber eins für das andere genommen hat. So viel iſt gewiß, daß ποικίλοισι dieſer Stelle gerade den Sinn giebt, den ſie haben ſoll, und den die Folge der Rede erfodert: denn alsdann wird **Herodot** ſagen: **Die Perſer eſſen viel Früchte, und von allerley Art.** Es iſt auch eben ſo gewiß, daß **Strabo** den **Herodot** in dieſem Theile von der Beſchreibung der Sitten der Perſer abſchreibt. Dieſes erhellet noch viel deutlicher aus allen Umſtänden, welche nach dieſer Stelle angeführet werden: allwo der Erdbeſchreiber, der eben dieſelben Sachen berichtet, ſie auch in derſelben Ordnung vorträgt, als **Herodot.**

Siebenzehnte Anmerkung.

Ueber das 142te Capitel.

Οἱ δὲ Ἴωνες οὗτοι τοῦ μὲν οὐρανοῦ καὶ τῶν ὀρέων ἐν τῷ καλλίστῳ ἐτύγχανον ἱδρυσάμενοι πόλιας. Illi vero Iones habent urbes, tum Cœli bonitate, tum montium commoditate pulcherrime ſitas. Der Herr Abt Geinoz vermuthet in dem Worte ὀρέων mit einem ο geſchrieben, einen Fehler, welchen die Dollmetſcher durch montium gegeben haben. **Heinrich Stephan** und **Lorenz Valla** haben οὐρέων geleſen, und überſetzt, montium, wie **Gronovius** auch gethan. Der Herr Abt Geinoz ſchlägt eine

Verbeſſerung vor, die keine einzige Handſchrift für ſich hat; die er aber nichts deſtoweniger für nöthig hält: denn er kann ſich nicht einbilden, daß ὀρέων mit einem ο geſchrieben, da es einen **Berg** bedeutet, ſich in dieſer Stelle ſchicke. Die ioniſchen Städte waren mehrentheils Häfen, und lagen alſo nicht auf Bergen. Anſtatt alſo daß man ὀρέων mit einem ο ſchreibe, ſo ſchreibt es der Herr **Abt** Geinoz mit einem ω, welches die Zeugendung der mehrern Zahl von ὥρη iſt, und das **Clima**, die **Jahrszeit**, die **gemilderte Luft** bedeutet; dieſem zufolge überſetzet er ſo: Illi Iones habent urbes ſub pulcherrimo & temperatisſimo Cœlo ſitas. Dieſe Verbeſſerung wird durch eine Stelle des erſten **Buches**, im 149. **Capitel** beſtätiget, allwo **Herodot** ſaget: die **Aeolier** bewohneten zwar ein Land, darinnen mehr Ueberfluß wäre, als in der **Jonier** ihrem; allein an Seiten der gelinden Luft und der Anmuth der Jahrszeiten, wäre es ihm weit nachzuſetzen. Οὗτοι δὲ Αἰολέες χώρην μὲν ἔτυχον κτίσαντες ἀμείνω Ἰώνων, ὠρέων δὲ ἥκουσαν οὐκ ὁμοίως. Die Vergleichung, welche der Geſchichtſchreiber zwiſchen **Aeolien** und **Jonien** anſtellet, und der Vorzug, den er dieſem einräumet, daß es einen angenehmern und gemildertern Himmel genöſſe, zeigen uns, daß, da er gleich Anfangs das **ioniſche** Clima lobet, und ſich dabey des Ausdruckes ὠρέων bedienet, er von der **Witterung** und nicht von **Bergen** habe reden wollen; und da in dieſer zweyten Stelle ὠρέων mit einem ω geſchrieben iſt, ſo muß es auch in der erſten ſo geſchrieben werden.

Achtzehnte Anmerkung.

Ueber das 146te Capitel.

Ἐπεὶ ὥσγέ τι μᾶλλον οὗτοι Ἴωνές εἰσι τῶν ἄλλων Ἰώνων, ἢ κάλλιόν τι γεγόνασι, μωρίη πολλὴ λέγειν. **Lorenz Valla**, und **Heinrich Stephan** haben ſo überſetzet: Nam iſtos præcipue magisque aliis Iones eſſe, aupræſtantius quidpiam geſſiſſe, magna inſania eſſet, aſſeverare. **Gronov** giebt es ſo: Nam illos eſſe aliquid amplius præ aliis Ionibus, aut præſtantius quidpiam evaſiſſe, magna inſania eſt aſſeverare. Die Ueberſetzung des **Lorenz Valla**, iſt, was den erſten Theil dieſer Stelle betrifft, richtig; allein in dem zweyten Theile hat er ſich geirret, wenn er ἢ κάλλιόν τι γεγόνασι, durch aut præſtantius quidpiam geſſiſſe überſetzet. Das Præteritum perfectum, γέγονα, hat niemals eine thätige Bedeutung gehabt, und kann keine Klagendung zu ſich nehmen. Γέγονα heißt eigentlich, **ich bin gebohren**, oder **ich bin geworden**; aber es kann nicht eben das bedeuten, was geſſi, **ich habe gethan**, bedeutet. **Gronov** hat den Sinn der Redensart nicht recht verſtanden, wenn er überſetzet: aut præſtantius quidpiam evaſiſſe. Die Thorheit der aſiatiſchen **Jonier** beſtund nicht darinnen, daß ſie etwa glaubeten, ſie wären berühmter, als die übrigen **Jonier**; ſondern darinnen, daß ſie glaubeten, ſie wären von edlerer Abkunft. Die Folge dieſer Stelle beweiſt ſolches klärlich. **Herodot** widerleget darinnen dieſe irrige Meynung; allein, indem er ſie widerleget, ſo unterſuchet er nicht, was aus den **Joniern** geworden ſey; er unterſuchet nicht, ob ſie mehr Ehre und Ruhm erworben, als die übrigen **Jonier**: er bemühet ſich einzig und allein zu zeigen, daß ihre Nation ein bloßes Miſchmaſch von allen andern griechiſchen Völkern ſey; und daß es folglich eine Thorheit von ihnen wäre, wenn ſie von berühmtern Ahnen abſtammen wollten, als die übrigen. Der Herr Abt **Geinoz** überſetzet alſo: Nam iſtos præcipue, magisque aliis Iones eſſe, aut præſtantiori genere ortos, magna inſania eſſet aſſeverare.

Neunzehnte Anmerkung.

Ueber eben das 146te Capitel.

Hier lieſt man zwo Zeilen tiefer: Μινύαι δὲ Ὀρχομενίοισι ἀναμεμίχαται. **Herodot** fährt hier fort, den großen Wahn zu beſtreiten, welchen die aſiatiſchen **Jonier** von ſich ſelbſt hatten, und ſtellet ſie als ein Miſchmaſch von allerhand Völkern vor: **die euböiſchen Abanten**, ſaget er, **ſind nicht der kleineſte Theil dieſer Colonien..... die Minyer ſind mit den Orchomeniern vermiſchet.** Hierüber hat **Paumier von Grentmesnil** angemerket, daß hier nicht die Rede von der Vermiſchung der **Minyer** mit den **Orchomeniern** wäre; ſondern bloß von der Vermiſchung dieſer Völker mit den **Joniern.** Hieraus nun hat er geſchloſſen, man müſſe ſchreiben: Μινύαι Ὀρχομένιοι, anſtatt Μινύαι Ὀρχομενίοισι, ſo daß ἀναμεμίχαται ſich auf die **Jonier** beziehen kann.

Dieſe Verbeſſerung nun war ſehr vernünftig: allein er unterſtützete ſie weder mit Handſchriften, noch mit irgend einem Zeugniſſe aus dem Alterthume. Daher hat denn **Gronov** geglaubet, er müſſe ſie verwerfen; er hat ſo gar verſuchet, ſie umzuſtoßen: allein die Urſachen, die er hierzu anführet, haben ſo wenig Gründlichkeit, daß ſie nicht verdienen, daß man ſich mit ihrer Widerlegung aufhalte. Den Herrn **Abt Geinoz** rührete das Licht, welches dieſe Verbeſſerung des **Paumier** über dieſe Stelle ausbreitet, die ſonſt unverſtändlich bleibt; und ſuchete alſo in den Schriften der Alten irgend ein Zeugniß, welches ſie rechtfertigen könnte.

Pauſanias biethet deren verſchiedene dar. Dieſer Schriftſteller führet in ſeinen Achaicis alles ſehr ausführlich an, was die Niederlaſſung der ioniſchen Colonien in **Kleinaſien** betrifft, und ſaget unter andern: daß die **orchomeniſchen Minyer** die Stadt **Teos** unter der Anführung des **Athamas** erbauet hätten. Τέων δὲ ᾤκουν Ὀρχομένιοι Μινύαι σὺν Ἀθάμαντι ἐς αὐτὴν ἐλθέντες, woraus man gleich ſchließen muß, daß die zween Namen Ὀρχομένιοι und Μινύαι, zween Namen eines einzigen Volkes ſind.

Eine andere Stelle im **Pauſanias** lehret uns, warum die Einwohner zu Orchomene allezeit mit dieſen zween Namen auf dieſe Weiſe mit einander verbunden, genennet werden. Hier iſt die Stelle aus den Bœoticis: Μινύου δὲ ἦν Ὀρχόμενος ἐπὶ τούτου βασιλεύοντος, ἥ τε πόλις Ὀρχόμενος καὶ οἱ ἄνδρες ἐκλήθησαν Ὀρχομένιοι διέμενε δὲ οὐδὲν ἧσσον καὶ Μινύας ἐπονομάζεσθαι σφᾶς ἐς διάκρισιν ἀπὸ Ὀρχομενίων τῶν ἐν Ἀρκαδίᾳ. Das heißt: Orchomenes war ein Sohn des Minyas. **Unter ſeiner Regierung bekam die Stadt den Namen Orchomena, und die Einwohner wurden Orchomenier genannt; allein deswegen unterließen ſie nicht, ſich auch allezeit Minyer zu nennen, um ſich von den arkadiſchen Orchomeniern zu unterſcheiden.**

Zwanzigſte Anmerkung.

Ueber eben daſſelbe Capitel.

Wenn man fortfähret, dieſes 146te Capitel weiter zu leſen; ſo findet man die **Phocäer** mit einem Beyworte benannt, deſſen Auslegung viel Schwierigkeiten gemachet hat. Hier iſt der Text. Καὶ Καδμεῖοι καὶ Δρύοπες καὶ Φωκέες ἀποδάσμιοι ἀναμεμίχαται. **Lorenz Valla** und **Heinrich Stephan** haben das ἀποδάσμιοι in ihren Ueberſetzungen nicht ausgedrucket. **Heinrich Stephan** hat es in ſeinem Sprachſchatze durch das lateiniſche Wort portionalis gegeben; allein er hat dieſe Stelle aus dem **Herodot** nicht angeführet. **Aemilius Portus** hat geglaubet, ἀποδάσμιος müſſe bedeuten denjenigen, der einen Tribut bezahlet: ὁ τὸν δασμὸν τινὶ ἀποφέρων. Dieß Wort, füget er hinzu, kann auch kommen von ἀποδεδασμένος, das heißt, ἀπό τινος κεχωρισμένος, qui ab aliquo eſt ſeparatus, von ἀποδαίω, ſeparo, in der völlig verg. Zeit der leid. Gattung, ἀποδέδασμαι; davon ſich δασμός, portio, tributum, und δασμοφορέω, tributum pendo, bilden. Alkein **Portus** erkläret ſich: daß, man nehme nun das ἀποδάσμιος, in welchem Sinne man wolle, er noch nicht ſieht, wie man es auf die **Phocäer** anwenden wolle; und er übergeht die Schwierigkeit, ohne etwas anzugeben, was ſie erläutern könnte.

Thomas Gale überſetzet ἀποδάσμιοι durch vectigalis, zinsbar: allein er führet keine andere Urſache an, ſeine Dollmetſchung zu rechtfertigen, als diejenige, die aus der Etymologie des Wortes genommen iſt; und berühret den ſchwierigen Punct gar nicht, welcher dahin geht, zu zeigen, wer dieſe zinsbaren **Phocäer** geweſen, und worauf **Herodot** ſich gründet, wenn er ſie ſo nennet.

Gronov befindet ſich, und zwar mit Recht, in großer Verwirrung. „Er weis nicht, welcher von ſo vielen Meynungen er folgen ſoll; und nachdem er eine lange Zeit gewanket hat, ſo ergreift er gerade die ſchlechteſte Partey von allen. Er überſetzet ἀποδάσμιοι durch immunes, das heißt, die von allen Zinſen freyen **Phocäer**. Zur Urſache hievon giebt er an, daß ein Theil des phocäiſchen Gebiethes überaus unfruchtbar geweſen, und daß die Einwohner kaum mit genauer Noth darauf leben können; daß ſie nicht im Stande geweſen, Zins zu geben: ſie hätten daher die Gelegenheit dieſer Colonien begierigſt ergriffen, in Hoffnung, ein fruchtbarer Land zu beſitzen. Allein, hat wohl ἀποδάσμιος jemals immunis bedeutet? Wäre dieß, ſo müßte das Vorwort ἀπὸ die Kraft vom α privativo haben. Nun iſt aber ἀπὸ niemals in der Sprache als ein Beraubungswort gebrauchet worden; es bedeutet wohl die Trennung, die **Entfernung**, die Theilung einer Sache von der andern: allein eine Beraubung hat es niemals bedeutet. Außer dem erkläret uns auch **Gronov** nicht, was dieſes für ein Zins geweſen, den man von den **Phocäern** gefodert, und den ſie nicht zu bezahlen vermocht haben.

Der Herr Abt Geinoz iſt mit dem Heinrich Stephan überzeuget, daß ἀποδάσμιος nichts anders bedeute, als partionalis. und daß folglich Φωκέες ἀποδάσμιοι ein Theil der **Phocäer**, oder eine Schaar der **Einwohner** von **Phocis** heißen ſoll. Er wundert ſich, daß Heinrich Stephan angeſtanden hat, dieſen Ausdruck ſo zu überſetzen, wie er es in ſeinem Sprachſchatze ausgeleget hat. Dieſe Auslegung gründet ſich auf die Bedeutung, in welcher Thucydides das Hauptwort ἀποδασμὸς gebrauchet, von welchem ἀποδάσμιος ſonder allen Zweifel herrühret.

Thucydides ſaget in ſeinem erſten Buche: daß ſechzig Jahre nach der Eroberung von **Troja** die **Böotier**, welche von den Theſſaliern aus Arne vertrieben waren, dasjenige Land bewohnen giengen, ſo man anjetzt **Böotien** nennet, und vorhin **Kadmea** geheißen. Nach dieſen Worten ſetzet er folgenden Einſchluß, (ἦν δὲ αὐτῶν καὶ ἀποδασμὸς πρότερον ἐν τῇ γῇ ταύτῃ ἀφ' ὧν καὶ ἐς Ἴλιον ἐστράτευσαν), das heißt: **vor der Belagerung von Troja, hatte ſich ein Theil dieſer Böotier bereits in Kadmea niedergelaſſen; und eben aus dieſer Gegend ſind diejenigen Böotier, von welchen Homer in der Ilias redet, ausgezogen, um nach Troja zu gehen.**

Es erhellet aus dieſer Stelle klärlich, daß ἀποδασμὸς einen **Theil** und einen abgeſonderten Haufen **Volks** bedeute; und was des Herrn Abtes Geinoz Dollmetſchung vollends beſtätiget, iſt dieß: daß dieſer Ausdruck allhier in einer Stelle gebrauchet wird, wo von einer Colonie die Rede iſt. Weil nun Thucydides ἀποδασμὸς Βοιωτῶν geſaget hat; ſo würde er ja, dafern der Ausdruck erfodert hätte, daß er das Beywort anſtatt des Hauptwortes gebrauchet hätte, eben ſo gut Βοιωτοὶ ἀποδάσμιοι ſagen können, um eben dieſelbe Sache auszudrücken.

Heſychius bringt zwar den Ausdruck ἀποδάσμιοι bey: allein es iſt in dem gleichgeltenden Worte, deſſen er ſich bedienet, um es zu erklären, ein Fehler. Man lieſt ἀποδάσμιοι, ἀποδεασμένοι. Es iſt kein Zweifel, daß man hier **Paumiers** Verbeſſerung annehmen muß, welcher ἀποδεδασμένοι lieſt, das heißt, diviſi, diſtributi, portionales. Wäre es nöthig, die Bedeutung von ἀποδασμὸς durch verſchiedene Zeugniſſe zu beſtätigen, ſo würde uns **Suidas** mehr als eines darbiethen. Er erkläret ἀποδασμὸς, durch μοῖρά τις, ein Theil, und führet zwo Stellen aus einem einzigen Schriftſteller an, wo dieſes Wort in einerley Bedeutung genommen iſt. Hier ſind ſie. Ὁ δὲ στρατηγὸς ἀποδασμόν τινα τοῦ στρατοῦ ἀπολέξας ἐκελεύετο προπορεύεσθαι. Die andere Stelle ſaget: ἐκ τῶν Σαρακηνῶν ἀποδασμόν τινα εἰς τὴν περσίδα χωήσας, μέρη τινὰ τῆς Βαβυλωνίας προσενομεύσατο. Es ſcheint **Pauſanias** habe im Sinne gehabt, den Ausdruck ἀποδάσμιοι zu erklären, wenn er in den Achaicis von denen griechiſchen Völkern redet, die ſich mit den **Joniern** verbunden, und ſaget: außer den **Delphiern**, waren alle **Phocäer** von dieſen Colonien; Μετέχον δὲ τοῦ στόλου καὶ Φωκεῖς οἱ ἄλλοι πλὴν Δελφῶν.

Ein und zwanzigſte Anmerkung.

Ueber das 171te Capitel.

Μετὰ δὲ τοὺς Κᾶρας. χρόνῳ ὕστερον πολλῷ Δωριέες τε καὶ Ἴωνες ἐξανέστησαν ἐκ τῶν νήσων, καὶ οὕτω ἐς τὴν ἤπειρον ἀπίκοντο. **Gronov** überſetzet dieſes ſo: Poſt Caras autem, longo tempore ſuccedente, Dorienſes atque Iones ex inſulis egreſſi ſunt, & ſic in continenti ſedes poſuerunt. **Lorenz Valla** hat überſetzet: Poſt Caras vero, longo tempore ſuccedente, Dores atque Iones ex inſulis egredientes in continenti ſedes poſuerunt. **Heinrich Stephan** iſt in ſeiner Ausgabe des **Lorenz Valla**, Ueberſetzung gefolget, und hat nichts daran geändert. Der Herr Abt Geinoz ſaget: dieſe Herausgeber hätten die Wortfügung nicht recht gemachet, und alſo den Sinn dieſer Stelle durchaus verfehlet; dadurch machen ſie, daß **Herodot** eine unzeitige Sache ſaget, die von ſeiner Abſicht weit entfernet iſt. Hier iſt der Ort nicht zu ſagen, daß die **Jonier** und **Dorier** ſehr lange nach den **Cariern** aus den Inſeln gezogen ſind, um ſich in der Gegend von **Aſien** niederzulaſſen. **Herodot** ſchreibt hier nicht die Geſchichte von den Wanderungen der **Dorier** und **Jonier**. Sein einziges Augenmerk iſt, von den **Cariern** zu reden, deren Alterthümer er unterſuchet; wie er gewohnet iſt, jedesmal zu thun, wenn er ein neues Volk auf den Schauplatz führet. Wenn er der **Dorier** und **Jonier** gedenkt, ſo geſchieht es nur, um uns zu lehren: daß ihr Einfall die **Carier** genöthiget hat, aus den Inſeln auf das feſte Land zu ziehen.

Wir wollen die Erzählung ein wenig von oben herholen, und dann werden wir den wahren Sinn dieſer Stelle deutlich ſehen. **Herodot** ſaget: daß, als **Harpagus** die Völker, die er ſich unterwürfig gemachet, mit ſich geführet, er die **Carier** und **Caunier** feindlich angegriffen habe. Nach dieſen Worten fängt er die Geſchichte der **Carier** an, und ſaget, ſie wären aus den Inſeln auf das feſte Land gezogen; ſie wären ehemals dem **Minos** unterthan geweſen; ſie nenneten ſich **Leleges**; ſie gäben zwar in der That dem **Minos** keinen Zins, allein ſie giengen zu Schiffe, ſo oft dieſer König es verlangete. Hierauf erzählet **Herodot** die Veränderungen, die die **Carier** ſich in ihrer Rüſtung erſonnen, und dieß machet eine zweyte Abhandlung. Hierauf fängt er ſeine Erzählung wieder an, und ſaget: Μετὰ δὲ, τοὺς Κᾶρας χρόνῳ ὕστερον πολλῷ Δωριέες τε καὶ Ἴωνες ἐξανέστησαν ἐκ τῶν νήσων, καὶ οὕτω ἐς τὴν ἤπειρον ἀπίκοντο. Nach des Herrn **Abtes Geinoz** Meynung, muß man dieſe Stelle ſo überſetzen: lange Zeit darnach, trieben die Dorier und Jonier die Carier aus den Inſeln; und ſo giengen die Carier ins feſte Land über.

Die Dollmetſcher haben geglaubet, 1. daß τοὺς Κᾶρας die Endung des Vorworts μετὰ ſey; daher haben ſie überſetzet, poſt Caras autem. Allein ſie haben ſich geirret; τοὺς Κᾶρας, iſt die Klagendung des Zeitworts thätiger Gattung ἐξανέστησαν, welches expulerunt, ejecerunt, von ἐξανίστημι, dem erſten Aoriſt, ἐξανέστησα heißt. Man wundere ſich nicht, daß man das Vorwort μετὰ ſonder Klagendung erblicket: nichts iſt gewöhnlicher, als daß man im Herodot μετὰ δὲ zu Anfange der Wortfügung, in eben dem Sinne, als μετὰ ταῦτα findet. Hier ſind einige Beyſpiele davon: 1 B. 11 Cap. Μετὰ δὲ, ἱκέτευε μή μιν ἀναγκαίῃ ἐνδεῖν διακρῖναι τοιαύτην αἵρεσιν. *Ibid.* C. 19. Μετὰ δὲ, τῆς στρατιῆς ἀπικομένης ἐς Σάρδις ἐνόσησεν ὁ Ἀλυάττης. C. 22. Μετὰ δὲ, ἥτε διαλλαγή σφι ἐγένετο.

2. Die Ausleger haben vermuthlich geglaubet, daß ἐξανέστησαν die dritte Perſon der mehrern Zahl des zweyten Aoriſts ſey; daher haben ſie egreſſi ſunt überſetzet; weil dieſes Zeitwort im zweyten Aoriſt die leidende Bedeutung hat. Es iſt gut, daß man ſich hier einer Regel erinnere, die dem Zeitworte ἵστημι und ſeinen Zuſammenſetzungen eigen iſt. Dieſe iſt, daß dieſes Zeitwort allemal die thätige Bedeutung, in der gegenwärtigen, jüngſt vergangenen Zeit, dem erſten Aoriſt und der erſten zukünftigen Zeit hat; allemal aber die leidende Bedeutung in der völlig vergangenen Zeit, der längſt vergangenen Zeit, und im zweyten Aoriſt. Allein wenn man vorausſetzet, daß ἐξανέστησαν hier im zweyten Aoriſte ſteht: ſo würde Herodot nicht mehr die Geſchichte der Carier, ſondern der Dorier und Jonier ihre erzählen; weil man dieſen Geſchichtſchreiber alsdann ſagen ließe: die Jonier und Dorier hätten die Inſeln verlaſſen, und ſo das feſte Land bezogen; welches ganz unzeitig iſt, und ſo wohl Herodots Abſicht, als dem Faden

der Erzählung offenbar zuwider läuft. Der Endzweck des Geſchichtſchreibers, indem er der **Jonier** und **Dorier** gedenket, iſt, wie ſchon oben geſaget worden, kein anderer, als zu berichten: aus was für Urſachen die **Carier**, aus geweſenen Inſulanern, Einwohner des feſten Landes in **Aſien** geworden. Die Folge der Rede zeiget auch noch deutlich genug, daß **Herodot** hier von nichts anderm, als von dem Uebergange der **Carier** in das feſte Land habe reden wollen; denn nach dieſen Worten: οὕτω ἐς τὴν ἤπειρον ἀπίκοντο. ſetzet er ſogleich hinzu: Κατὰ μὲν δὴ τοὺς Κᾶρας οὕτω Κρῆτες λέγουσι γενέσθαι. Dieſes iſt es, ſaget er, was die **Kreter** von den **Cariern** erzählen; allein die **Carier**, fährt er fort, denken ganz anders von ihrem Urſprunge. Sie halten ſich für **Autochthones** von **Aſien**, das heißt, für Leute, die ſeit undenklichen Zeiten das feſte Land bewohnet; und ſie glauben, ſie hätten nie einen andern Namen gehabt, als den ſie jetzt führen.

Der Herr **Abt Geinoz** überſetzet alſo dem Buchſtaben nach: Longo poſt tempore Iones & Dores ejecerunt Caras ex inſulis, & ita in continentem (Cares) migrarunt: worauf man einwenden könnte, daß nach dieſer Dollmetſchung, eine **Amphibologie** in der griechiſchen Redensart ſeyn würde; indem da Δωριέες καὶ Ἴωνες die Nennendung von ἐξανέστησαν iſt, es ſcheint, als ob es auch die Nennendung von ἀπίκοντο wäre: allein, dieß iſt nur eine kleine Unrichtigkeit, der man leicht abhelfen kann. Der Sinn, welcher aus dem vorhergehenden, und aus dem folgenden erhellet, iſt ſo deutlich angezeiget, daß man ſich unmöglich irren kann. Um nun in der lateiniſchen Ueberſetzung die **Amphibologie** zu vermeiden, iſt es beſſer; man gebe die Redensart durch die leidende Gattung, und überſetze ſo: Longo poſt tempore Cares a Dorienſibus & Ionibus ex inſulis ejecti ſunt, & ita in continentem venerunt.

Wir wollen dieſes noch mit einem Grunde beſtärken, welcher des **Lorenz Valla** und **Gronovs** Ueberſetzung, ohne Widerrede über einen Hauſen wirſt; nämlich, daß ihre Dollmetſchung eine Sache feſtſetzet, der die Geſchichte widerſpricht. Die Geſchichte nämlich lehret uns nicht, daß die **Dorier** und **Jonier**, um **Herodots** Zeiten, die Inſeln verlaſſen, ſeitdem ſie ſich einmal ihrer bemächtiget: das Gegentheil iſt vielmehr gar nicht zweifelhaft; folglich handelt dieſe Stelle von niemanden, als den **Cariern**.

Zwey und zwanzigſte Anmerkung.

Ueber das 172te Capitel.

Μέχρι οὔρων τῶν Καλυνδικῶν ἔποντο. Die Dollmetſcher überſetzen hier alle, usque ad montes Calyndicos perſequebantur. Entweder es iſt ein Fehler im Texte, oder man muß οὔρων nicht durch montes überſetzen. Hätte **Herodot** von **Bergen** reden wollen, ſo hätte er οὐρέων geſchrieben: οὔρων mit einem ſcharſen Accente auf der vorletzten Sylbe bezeichnet, bedeutet nicht **Berge**, ſondern **Schranken**, oder Gränzen. Alſo läßt Herr Abt Geinoz den Text, wie er iſt, und überſetzet, usque ad terminos Calyndicos.

◆ ◆ ◆

VII.

Herrn Frerets Abhandlung von dem Zeitpuncte der Schlacht bey Marathon. 1746. vorgeleſen.

Man weis, daß **Plutarch** einen Tractat wider den **Herodot** geſchrieben, worinnen er ſich bemühet, den Ruhm dieſes berühmten Schriftſtellers anzuſchwärzen. Als ein **Böotier** konnte er es ihm nicht vergeben, daß er der Nachwelt die Umſtände von denen Verbindungen bekannt gemachet hatte; welche die **Thebaner** mit dem **Xerxes**, und ſeinen Feldherren wider die andern griechiſchen Völker eingegangen waren, die ſich gewaffnet hatten, um die allgemeine Freyheit zu vertheidigen. Da er nun keinen Vertheidiger der **Thebaner** abgeben dorfte, indem die Sache gar zu bekannt war: ſo machete er ſich über den gar zu redlichen Schriftſteller her, deſſen Erzählung dem Andenken ſeiner Landsleute einen ewigen Schandfleck anhieng.

Herodot hat verdienet, daß er Vertheidiger finde, und der **Abt Geinoz** hat ſich ſeiner Rechtfertigung unterzogen. Dieſes iſt der Inhalt verſchiedener Abhandlungen, die er uns mitgetheilet hat; und deren erſte man in dem nächſtfolgenden Bande unſerer Memoires antreffen wird. **Herr Freret** hat, ohne daß er ihm ins Gehege zu gehen begehret, dem **Plutarch** in einigen Anmerkungen, chronologiſche Fehler aufgedecket; in welche die Begierde dem **Herodot** zu widerſprechen, ihn geſtürzet hat.

Ueberhaupt muß man zugeben, daß dieſer Schriftſteller kein großer Zeitrechner iſt. Die hiſtoriſchen Stücke, die wir ihm zu danken haben, entlehnen ihren größten Werth nicht eben von der Richtigkeit. Als ein moraliſcher Weltweiſer, hat er vielmehr den Vorſatz gehabt, zu ſchildern, als zu erzählen. Seine **Leben berühmter Männer** ſind Schildereyen ihrer Charactere, von der Hand eines großen Meiſters; welcher die Stärke der Züge mit der Schönheit der Farbenmiſchung zu verbinden weis: die Begebenheiten aber ſind darinnen faſt niemals in ihrer natürlichen Ordnung angebracht. **Plutarch** ſcheint die Wiſſenſchaft der Zeiten nicht ſonderlich geachtet zu haben: ſo weſentlich ſie auch zur Geſchichte gehöret; ſo geſchickt ſie auch iſt, dieſelbe zu erklären; ſo ſehr ſie auch auf allgemeinen Grundſätzen beruhet, deren Gewißheit, Richtigkeit und weiter Umfang unläugbar ſind, ungeachtet man ſie oft durch falſche Anwendungen misbrauchet. Weit gefehlet, daß er dieſer wichtigen Wiſſenſchaft Recht ſollte wiederfahren laſſen, ſo ſpähet er vielmehr alle Gelegenheiten aus, ſie zu verſchreyen, und ſchimpfet beſtändig auf die Zeitrechner. Gleichwohl will er ſich zuweilen wieder darauf ſteifen, wenn er die Abſicht hat, gewiſſe Begebenheiten feſtzuſetzen, oder zu beſtreiten. Allein, wenn die Leſer nur einigermaßen mit den erſten Gründen dieſer Wiſſenſchaft bekannt ſind, und ſeine Rechnungen oder chronologiſchen Gedanken aufmerkſam betrachten, ſo werden ſie ihn faſt allezeit auf Fehlern betreffen.

Unter verſchiedenen Begebenheiten, in deren Zeitpuncten man ihm einen Irrthum vorrücken kann, führet Herr Freret nur die berühmten Schlachten bey **Marathon** und **Platäa** an. Wir wollen in dieſem Artikel dasjenige unterſuchen, was die erſte betrifft.

Wenn **Herodot** die Erzählung von dieſer Schlacht machet, in welcher die Athenienſer und **Platäer** allein das Heer des **Darius** ſchlugen, ſo ſaget er: die **Lacedämonier** hätten ihre Völker mit den Athenienſiſchen nicht vereinigen können, weil ihnen ein andächtiger Grundſatz nicht erlaubet hätte,

hätte vor dem vollen Maude abzureiſen; und alſo wären ſie erſt einige Tage nach dem Siege angekommen.

Plutarch will, daß die ganze Sache durchaus falſch ſey, indem nach ihm, die Schlacht den ſechſten Tag des Monathes **Boedromion** gehalten worden wäre; ein Tag, der, da er mit dem fünften Tage des Mondes überein trifft, ganzer zehn Tage vor dem vollen Lichte hergegangen wäre. Er giebt zum Beweiſe hiervon an, daß das Dankopfer, welches alle Jahre in dem Tempel der **Diana**, oder der **Hekate Agrotera** gebracht worden, den ſechſten des **Boedromions** gefeyert worden. Dieſer Beweis ſetzet voraus, daß das erſte dieſer jährlichen Opfer, an eben dem Tage der Schlacht bey **Marathon** gehalten worden ſey. Allein man wird aus **Herodots** und **Plutarchs** Erzählungen ſelbſt ſehen, daß zwiſchen dieſen zwo Begebenheiten verſchiedene Tage verfloſſen ſind; und daß, wenn das Dankopfer den ſechſten des **Boedromions** gehalten worden, die Schlacht aus dem vorhergehenden Monde ſeyn müſſe.

Die perſiſche Flotte that ſogleich eine Landung auf die Inſel **Euböa**. **Eretria**, die Hauptſtadt dieſer Inſel, war den **Joniern** zu Hülfe gekommen, die ſich wider den **Darius** empöret hatten; ſie ward eingenommen, geſchleifet, ihre Einwohner wurden in Feſſeln geſchloſſen, und nachmals in das **Suſianiſche** abgeführet. Nach dieſer Ausrichtung ſegelte die Flotte auf das gegenſeitige Ufer. **Datis**, Feldherr der Perſer, ſtieg daſelbſt ohne Widerſtand ans Land, und lagerte ſich in der Ebene von **Marathon**. Bey dieſer Nachricht ergriffen die **Athenienſer** die Waffen, ernannten zehn Feldherren, und indem ſie zum Abzuge fertig waren, ſchicketen ſie den eilenden Bothen **Phidippides** nach **Sparta**, um die **Lacedämonier** von der Gefahr Griechenlandes zu benachrichtigen. **Phidippides**, welcher vor dem Auszuge der Feldherren aus **Athen** gegangen war, kam den neunten Tag des Monaths zu **Sparta** an.

Der Rath der **Ephoren** ſah die Nothwendigkeit eines ſchnellen Beyſtandes wohl ein: allein ein andächtiges Geſetz, deſſen Uebertretung den Zorn der Götter würde gereizet haben, verboth ihnen, ein kriegeriſches Unternehmen vor dem Vollmonde anzufangen, der aber erſt in ſechs Tagen kommen ſollte, das heißt, den funfzehnten deſſelben Monathes. Man hielt ſich alſo verbunden denſelben Tag abzuwarten, bevor man das Kriegsvolk abziehen ließ.

Wir können uns zwar heute zu Tage ſchwerlich einbilden, daß dergleichen Bedenken ſolche vernünftige Leute bey einer ſolchen Gelegenheit ſollte abgehalten haben; indeſſen biethet uns die Geſchichte ſolche Züge zu allen Zeiten und in allen Ländern dar.

Die **Athenienſer** glaubeten, ſie müßten auf die Ankunft der **Spartiaten** nicht warten. Sie hielten es für beſſer, ſich die Lage der **Perſer** zu Nutze zu machen, die damals vom Meere, von einem Berge, und von dem Moraſte zu **Marathon** eingeſchloſſen waren; der ihnen nicht erlaubete, weder ſich auszubreiten, noch ihre Reiterey zu brauchen. Sobald ſie daher die Verſtärkung erhalten hatten, die ihnen von **Platäa** kam, ſo näherten ſie ſich durch die Seite des Berges und faſſeten im Geſichte der **Perſer** Fuß. **Miltiades**, der die Ränke der **Piſiſtratiden** und des alten **Hippias** ſcheuete, ſchlug vor, den Anfall zu wagen. Verſchiedene ſeiner Amtsgenoſſen traten ihm den Tag ihres Oberbefehls ab: gleichwohl erwartete er zur Lieferung der Schlacht, den Tag, da an ihm die Reihe war. Der Sieg war vollkommen; und das perſiſche Kriegsheer, welches ſich zu Schiffe begeben mußte, verließ ſeine Reiſigen, mit Hinterlaſſung von acht tauſend drey hundert Mann auf der Wahlſtatt; einer noch größern Anzahl Flüchtlinge zu geſchweigen, die im Moraſte umkamen. Die Athenienſer verfolgeten die Ueberwundenen bis ans Ufer des Meeres, nahmen ihnen ſechs Schiffe, und verbrannten verſchiedene andere.

Als indeſſen die perſiſche Flotte auf das hohe Meer kam, ſeegelte ſie gegen Mittag zu, um gleichſam das Vorgebirg **Sunium** zu umſegeln. Des **Datis** Abſicht war, **Athen** zu überrumpeln, ſo damals ohne Beſatzung war. Dieß aber merkete **Miltiades**; und indem er den **Ariſtides** mit einiger Mannſchaft zu Bewachung der Beute hinterließ, nahm er unverzüglich den Weg nach **Athen**, allwo er den folgenden Tag ankam. Die feindliche Flotte zeigete ſich noch denſelben Tag auf der Höhe von **Phalera**, zu allem Glücke aber für Griechenland, zerſchlug ein heftiger Sturm die Fahrzeuge. **Datis** mußte alſo dem Anſchlage einer neuen Landung entſagen, und eilete die Küſten von **klein Aſien** zu erreichen. Die Entfernung der Flotte dämpfete die Unruhe der **Athenienſer**: allein es war doch noch zu beſorgen, daß dieſe Abfahrt nicht eine Wiederkunft nach ſich ziehen möchte; indem die **Perſer** ſich wohl hinter den benachbarten Inſeln verſtecket halten könnten, um daſelbſt eine neue Gelegenheit abzuwarten. Die Ruhe und Sicherheit ſtellete ſich alſo erſt nach Verlauf etlicher Tage im **Attiſchen** wieder ein.

Indeſſen begaben ſich die **Spartiaten** gleich nach dem Vollmonde auf den Weg; und ihre Eilfertigkeit war ſo groß, daß ſie den dritten Tag nach ihrer Abreiſe, und folglich den achtzehnten des Monaths, in dem athenienſiſchen Gebiethe anlangeten. Ungeachtet die Niederlage der Barbarn, ihre Beyhülfe fruchtlos machete: ſo giengen ſie doch auf die Wahlſtatt, um wenigſtens noch nach ihrem Tode diejenigen **Perſer** zu ſehen, die durch die Eroberung von **Aſien** ſo berühmt waren. Bey der Rückkunft der **Lacedämonier** in **Sparta**, beſchließt **Herodot** ſeine Erzählung der Folgen dieſer Schlacht. Er gedenkt des von den **Athenienſern** gedachten Opfers nicht: und **Plutarch** verweiſt ihm dieſe Auslaſſung, als eine Nachläßigkeit. Folgendes meldet er uns ſelbſt davon.

Die **Athenienſer** hatten verſprochen, **Dianen** ſo viel wilde Ziegen zu opfern, als **Perſer** ſie im Gefechte tödten würden. Nun ſchien ihnen die buchſtäbliche Erfüllung, nach erhaltenem Siege unmöglich zu ſeyn: denn die Anzahl der Todten war gar zu wichtig, und was noch mehr iſt, ungewiß. Nach reiflicher Ueberlegung, entſchloſſen ſie ſich, das Gelübd als eine Schuld anzuſehen, davon ſie die Zinſen bezahlen müßten; indem der Stamm zu groß wäre, ihn abzutragen. Damals waren die gewöhnlichen Zinſen, zwölf von hundert; folglich mußte man 996. Opferthiere zuſammen bringen, wenn man auch nur die auf der Wahlſtatt befindlichen Leichen zählete. Gleichwohl begnügete man ſich an 500. Opferthieren; und das machete ungefähr nur ſechs vom Hundert an Zinſen aus. Eine feyerliche Verordnung befahl, daß alle Jahre, die Abgeordneten von **Athen**, nebſt denen von **Platäa**, ſich in voller Pracht in das Schloß zu **Agra**, den ſechſten des Monathes **Boedromion** begeben ſollten, um daſelbſt das Dankopfer zum Gedächtniſſe der Schl[illegible]t bey **Marathon** zu thun. **Plutarch** verſichert, daß dieſe feyerliche Handlung, noch zu ſeiner Zeit beobachtet worden.

Dieſe Verordnung nun konnte nirgends als in der Stadt **Athen** geſchehen, als man völlig verſichert war, daß die **Perſer** keine neue Landung darauf verſuchen würden. Ferner mußte man die 500 Opferthiere zuſammen bringen; und dieſe Voranſtalten nebſt andern Zubereitungen, erfoderten auch noch etliche Tage. Alle dieſe Umſtände zeigen, daß das Opfer nach der Schlacht geſchehen ſey, und zernichten gänzlich den vom **Plutarch** angeführten Beweis, wider **Herodots** Zeugniß.

Der **Kunſtrichter** ſetzet hinzu: der Geſchichtſchreiber habe ſich geirret, wenn er von dem Geſetze redet, welches den **Spartiaten** verbothen, vor dem Vollmonde zu einem kriegeriſchen Unternehmen zu ſchreiten. Er will, man habe

Beweiſe, daß **Lacedämon** ſich an dieß ſeltſame Geſetz nicht gebunden gehalten: allein er führet kein Beyſpiel an, ſein Vorgeben zu unterſtützen. Außerdem fällt dasjenige, was **Herodot** ſaget, nicht überhaupt, auf alle Monathe im Jahre; ſondern man muß es nur auf diejenigen ſechs Tage rechnen, welche vom neunten beſagten Monathes, bis zum funfzehnten enthalten ſind. Iſt die Schlacht bey **Marathon** gegen die Zeit des Vollmondes vorgefallen, der vor dem ſechſten des Monathes, **Boedromion** geweſen iſt; wie aus der aus dem **Plutarch** angeführeten Erzählung erhellet; ſo muß die Ankunft des Bothen **Phidippides** zu **Sparta**, den neunten des Monden, mit der Feyer des carneiſchen Feſtes zugleich eingetroffen haben.

Nach dem **Demetrius von Scepſis**, welchen **Athenäus**, IV, a. d. 141. S. anführet, fieng dieſes Feſt, welches neun Tage währete, den ſiebenten des Monden an. Nun wiſſen wir, daß **Lacedämon** eben in dem Laufe dieſer Feyerlichkeit den Aberglauben hatte, nichts zu unternehmen. Im 480ſten Jahre, das heißt, zehn Jahre nach der Schlacht bey **Marathon**, warteten die **Spartiaten** erſt ab, daß die Zeit des carneiſchen Feſtes vorbey wäre; ehe ſie denen Völkern eine Verſtärkung zuſchicketen, die mit dem **Leonidas** den Paß von **Thermopylä** beſetzeten. Dieſe zweyte Begebenheit erkläret und beſtätiget die erſte. Der Monath **Carnius** zu **Sparta** und bey den andern **Doriern** des **Peloponneſus**, kam mit dem attiſchen Monathe **Metageitnion** überein. Der Vollmond dieſes Monathes, der zweyte des athenienſiſchen Jahres, fiel im 490ſten Jahre gegen den 4ten **September** ein. Der Tag des Dankopfers, da er der fünfte des folgenden Mondes war, nach dem **Plutarch**, hat mit dem 23ten oder 24ten **September** eintreffen müſſen.

Hieraus ſieht man nun: daß die Schlacht bey **Marathon** aus dem Monathe **Metageitnion** iſt. **Plutarch** aber will, daß dieſer Monath zu allen Zeiten Griechenland gefährlich geweſen ſey, und das iſt vermuthlich die Urſache geweſen, warum er keinen rühmlichen Vortheil darauf bringen; ſondern denſelben lieber auf den künftigen Monath verſchieben wollen, den er im Gegentheile der Nation als allezeit günſtig anſieht.

Herr Freret beſchließt ſo: „Ungeachtet dieſer Schriftſteller ſich zu einer gewiſſen Stärke des Geiſtes, an verſchiedenen Stellen ſeiner Werke zwingt: ſo wird doch ein jeder, der ſie in eben der Verfaſſung lieſt, als ob es ein Neuerer wäre, gewahr werden: daß die Weltweisheit ihn von mancherley abergläubiſchen Meynungen nicht geheilet hatte, auf welche er zuweilen ſeine Urtheile bauet.„

VIII.

Herrn Frerets Abhandlung über den Zeitpunct der Schlacht bey Platäa.

In dem Zeitpuncte von der Schlacht bey **Platäa** iſt **Plutarch** nicht glücklicher, als in der Zeit des von den Griechen bey **Marathon** erfochtenen Sieges. In dem Leben des **Ariſtides** ſetzet er dieſe zweyte Schlacht auf den vierten des Monathes **Boedromion**. Im Leben des **Camillus** und in ſeiner Abhandlung von den Quellen des Ruhmes von **Athen**, rücket er ſie einen Tag weiter hinaus. Doch dieß iſt ein Unterſchied, der kaum angemerket zu werden verdienet. Vieleicht kömmt er auch daher, daß die bereits des Morgens angegangene Schlacht, bis in die Nacht fortgewähret; und nicht eher aufgehöret hat, als bis die Ueberwinder das Lager der Perſer bezwungen hatten.

Die Griechen beobachteten damals die allgemeine Gewohnheit aller Völker, die die Mondenmonathe gebrauchen; ſie zähleten nämlich um ſechs Uhr des Abends, die erſte Stunde der Tageslänge. Was aber eine beſondere Achtung verdienet, iſt dieß, daß **Plutarch** hinzuſetzet: daß dieſer Tag der Schlacht bey **Platäa**, der vierte des Monathes **Boedromion**, zu **Athen** der 27ſte des Monathes **Panemus**, nach der Art der **Böotier** zu zählen, geweſen. Der Beweis, welchen er davon gegeben, iſt dieſer, daß zu ſeiner Zeit die Abgeordneten von Griechenland ſich noch zu **Platäa** den 27ten des Monathes **Panemus** verſammleten; um zum Andenken dieſer merkwürdigen Schlacht, ein feyerliches Opfer an den **befreyenden Jupiter** zu thun. „Man „wundere ſich nicht, ſetzet er hinzu, über einer ſolchen Un-

„richtigkeit der damaligen Kalender: die Wiſſenſchaft der
„Sternkunde, iſt anjetzt höher geſtiegen, als ſie damals
„war. Gleichwohl ſehen wir, daß der Anfang der Mona-
„the verſchiedener Städte, gar nicht mit einander überein-
„ſtimmet, und daß dieſe Monathe einer in den andern ein-
„greifen.„

Hierauf antwortet Herr **Freret** durch folgende zwo Anmerkungen:

1. Nach ſeiner Meynung, hätte **Plutarch** ſein Vorgeben durch kein einziges Beyſpiel beſtätigen können; er müßte denn ſelbiges aus irgend einem Kalender von ſpäterer Zeit genommen haben, als das julianiſche Jahr iſt. Die Völker in Griechenland und in klein-Aſien hatten, indem ſie die Forme des römiſchen Kalenders annahmen, die Namen ihrer alten Monathe beybehalten, die ſie an die Stelle derer aus dem julianiſchen Kalender ſetzeten. Dieſe Veränderung nun gieng nicht an allen Orten zugleich vor; und da von einem Jahre zum andern, das Verhältniß dieſer von den Griechen gebrauchten Mondenmonathe mit den julianiſchen Monathen, nicht mehr daſſelbe war: ſo fand ſichs, daß die erſten Tage der Monathe des griechiſchen, römiſchgewordenen Jahres, mit verſchiedenen Tagen der julianiſchen Monathe übereinſtimmeten. Zu dieſer erſten Quelle der Verſchiedenheiten, die, wie man ſieht, von der Zeit abhiengen, da das römiſche Jahr von einer jeden griechiſchen Stadt angenommen ward, kamen noch viel andere Urſachen hinzu, deren Unterſuchung uns hier zu weitläuftig fallen würde.

2. Zernichtet Herr **Freret** den Grund, auf welchen **Plutarch** ſich ſtützet, um zu beweiſen, daß der athenienſiſche und thebaniſche Kalender, unter einander um drey und zwanzig Tage unterſchieden wären, in der Art das neue Licht und den Vollmond zu zählen. Sein Irrthum in die-

ſem Stücke, hat eben denſelben Grund, als derjenige, den er in Anſehung der Schlacht bey **Marathon** begangen hat. Er hat fälſchlich vorausgeſetzet, daß das Dankopfer wegen dieſes zweyten Sieges an eben demſelben Tage der Schlacht gehalten worden. Nun aber kann man aus den Umſtänden deſſen, was ſich zwiſchen der Schlacht und dem Opfer zugetragen, beweiſen: daß ein ziemlich anſehnlicher Zwiſchenraum beyde von einander getrennet hat.

Nachdem **Mardonius**, Feldherr der Kriegsvölker des **Xerxes**, getödtet worden war, zogen ſich die **Perſer** voller Verwirrung, in ihre Verſchanzungen auf den Ufern des **Aſopus**. Die **Athenienſer** überwältigten ſie, und wie **Herodot** ſaget, ſo ſind von zweymal hundert und ſechszig tauſend Mann, die in dieſes Lager geflüchtet waren, kaum dreyßig tauſend dem Schwerte des Siegers entronnen. Indeſſen da **Artabazes** die allgemeine Unordnung erblickete; ſo zog er ſich an der Spitze einer Schaar von vierzig tauſend Mann zurück, und erreichete die Berge von **Phocis**, um ſich den Durchgang von **Thermopylä** zu erhalten. Die **Mantinäer**, welche nach der Schlacht angekommen waren, erbothen ſich, ihn zu verfolgen, damit ſie ſicher ſeyn möchten, daß dieſes Zurückziehen keine Argliſt wäre.

Gleich Anfangs bemühete man ſich die Beute der **Perſer** zu ſammeln. Dieſe Beute war unbeſchreiblich groß: die Götter bekamen den Zehenten davon, und der übrige Theil ward unverzüglich unter die Bundsgenoſſen ausgetheilet. Eine jede Nation errichtete denen, die ſie in der Schlacht verloren hatte, Grabmäler: ſelbſt diejenigen, die nicht mit gefochten hatten, (denn das ganze Kriegsheer fochte nicht:) richteten leere Grabmäler auf; indem ſie ſich ſchmäuchelten, ſie würden dereinſt in den Augen der Nachwelt, die Ehre einer ſo rühmlichen Vertheidigung theilen. Auf die Feyerlichkeit der Beerdigung folgete ein allgemeiner Rath, in welchem beſchloſſen ward: die Verrätherey der **Thebaner** und der andern Völker **Böotiens**, die ſich mit den **Perſern** verbunden hatten, zu beſtrafen. **Den eilften Tag nach der Schlacht**, belagerte das griechiſche Kriegsheer die Stadt **Theben**: und neun Tage darauf ergab ſich dieſe Stadt, indem ſie zugleich die Urheber dieſes Aufſtandes ausantwortete. Iſt nun die Schlacht den dritten Tag des Monathes **Boedromion** vorgefallen, wie **Plutarch** verſichert: ſo hat **Theben** den drey und zwanzigſten eben dieſes Monathes ſich ergeben: und erſt damals dachten die Griechen, welche den Krieg für geendiget anſahen, an das Dankopfer.

Man wußte nicht, ſetzet der Schriftſteller hinzu, welchem von allen Göttern man ſelbiges bringen ſollte. Das Orakel von **Delphis** aber gab den Ausſchlag in dieſer Ungewißheit, und gab den **befreyenden Jupiter** an; doch mit der Vorſchrift einer weſentlichen Vorbereitung. Dieſe beſtund darinnen, daß das ganze Land gereiniget werden mußte, darinnen die Perſer den Meiſter geſpielet hatten. In dieſer Abſicht wurden alle Feuer ausgelöſchet, die ihr Gottesdienſt verunehret hatte, und mit einer reinen Flamme wieder angezündet, die von dem gemeinſchaftlichen **delphiſchen** Altare genommen war. Die Griechen gehorſameten dem Götterſpruche; ſie ſchicketen aus und ließen alles ausdämpfen, auch ſo gar die Hausfeuer: und **Euchidas** von **Platäa** nahm es über ſich, das heilige Feuer vom Altare des **Apollo** zu holen. Er reiſete ab, und kam noch denſelben Tag wieder; ungeachtet ſein Weg tauſend Stadien weit war: er ſtarb aber auch wenige Augenblicke darauf, an erſchöpften Kräften, und an Ermüdung.

Die Einnahme von **Theben** muß vor den Befehlen des Orakels hergegangen ſeyn. Dieſe Stadt, in welcher die Befehlshaber der perſiſchen Heere überwintert hatten, lag nur ſiebenzig Stadien von **Platäa**. Da nun die Reinigung des von den **Perſern** eingenommenen Landes unfehlbar vor dem Opfer hergegangen iſt: ſo kann es eben ſo nothwendig nicht eher, als den drey und zwanzigſten des Monathes **Boedromion** gebracht worden ſeyn. Es iſt alſo offenbar, daß **Plutarch** ſich geirret hat, wenn er den ſieben und zwanzigſten des **böotiſchen** Monathes, mit dem dritten oder vierten des **athenienſiſchen** Monathes übereinſtimmen läßt.

Dieſer Schriftſteller lehret uns, daß in der erſten allgemeinen Verſammlung Griechenlandes, die nach dem Opfer gehalten worden, **Ariſtides** befehlen laſſen: daß man alle Jahre, an eben dieſem Tage, ein gleiches Opfer bringen ſollte; und daß man von vier zu vier Jahren, die Spiele unter dem Namen **Eleutheria**, oder **der Erlöſung**, feyern ſollte. Die **Platäer** ſetzeten noch ein Todtenopfer, zu Ehren derer im Gefechte todt gebliebenen Griechen hinzu. **Plutarch** beſchreibt die Feyerlichkeiten davon, und ſeine Erzählung dieſer Sache iſt ſehr wichtig; indem er uns zeiget, worinnen die Heldenopfer von denen unterſchieden geweſen, die man den Göttern brachte. Die erſten hießen Ἐναγισμὸς oder Ἐναγισμαὶ, **Ehrerbiethung**, **Verehrung**; zuweilen auch Αἱμακουρία, Saturatio ſanguinis; die letztern aber Θυσίαι, von der Wurzel Θύω, welche im Anfange nicht anders, als von den Opfern an die oberſten Götter gebrauchet worden.

IX.

Herrn Frerets Anmerkungen über einige Puncte der techniſchen Chronologie der Griechen, allgemein betrachtet.

Die vorhergehenden Anmerkungen über zween Irrthümer **Plutarchs**, in Anſehung der Zeitrechnung, ſind um ſo viel weniger zu vernachläßigen: da aus Mangel, daß man dieſe Verſehen nicht angemerket hat, die berühmteſten unſerer Zeitrechner, ſich in unzähliche Schwierigkeiten verwickelt haben. Wenige Gelehrten haben das Herz, dieſen Theil der alten Litteratur zu erlernen: der Widerſpruch, welchen ſie unter denjenigen finden, die ſich noch mit dem beſten Erfolge darauf geleget haben, ſtürzet ſie in eine Ungewißheit; die fähig iſt, ſie beym erſten Schritte ſchüchtern zu machen. Allein, dieſer Widerſpruch hat bloß in den Lehrmeynungen der Neuern ſeinen Grund. Ihren faſt allezeit willkührlichen Lehrgebäuden, ſchreibt Herr **Freret** einen Theil dererjenigen Dunkelheiten zu, die über die griechiſche Zeitrechnung ausgebreitet ſind. Dieſes Vorgeben möchte einigen verwägen zu ſeyn ſcheinen: deswegen bringt Herr **Freret** unter vielen Beyſpielen, die er zu ſeiner Rechtfertigung anführen könnte, nur die zwey folgenden bey.

Erſtes Beyſpiel.

Dodwell ſetzet in einem Werke von den alten Cyklen, welches mit gelehrten Unterſuchungen und langen Ausrechnungen angefüllet iſt, zum Voraus: daß zu **Metons** Zeiten, das heißt im 432ten Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, der athenienſiſche Kalender dermaßen in Verwirrung gerathen geweſen, daß ſie denjenigen Tag, welcher der Tag des neuen Mondes ſeyn ſollte, für den dreyzehnten Tag eines Mondes gezählet haben. **Metons** Jahrhundert iſt des **Perikles** ſeines; ein Jahrhundert, in welchem die Künſte, die Beredſamkeit und Dichtkunſt zu **Athen** im Flore waren; ja wo man auch die Weltweisheit mit gutem Erfolge bearbeitete. Nimmt man nun **Dodwells** Vorausſetzung an: ſo haben ſich die damals geſitteten **Athenienſer** einer Forme von Jahren bedienet, in welcher der aſtronomiſche Neumond und Vollmond zwölf bis dreyzehn Tage von denjenigen Tagen entfernet geweſen, die deren Namen geführet. Dieſes aber iſt ein grober Irrthum, in welchen auch die amerikaniſchen Nationen nicht gerathen ſind; bey welchen unſere **Europäer** eingeführte Kalender gefunden haben.

Dodwell hat ſich eingebildet, die Alten hätten lange Zeit, die erſten Gründe der einfältigen und gemeinen Sternkunde, zu welcher nur bloß Augen gehören, nicht gewußt. Gleichwohl, wenn man nur die mindeſte Acht auf dasjenige hat, was die alten Schriftſteller uns vom **Meton** aufgezeichnet haben: ſo hätte ſolches dieſen gelehrten Engländer von einem ſo falſchen als ſeltſamen Begriffe abhalten ſollen.

1. Wiſſen wir aus des **Aratus** und **Theophraſts** Zeugniſſe, daß **Meton** ein **Parapegma**, oder einen aſtronomiſchen Kalender herausgegeben gehabt, welcher ſich mit der Sommerwende angefangen. Dieſer Sternkundige hatte darinnen alle Tage durch einen Cyclum von neunzehn Jahren den Auf- und Untergang der vornehmſten Sterne angemerket; und zog aus dieſen Himmelserſcheinungen die vermeynten Wahrſagungen von der Beſchaffenheit der Luft.

2. Verſichert **Diodor von Sicilien**, mit ausdrücklichen Worten: daß in **Metons Parapegma** der Tag der Sommerwende, den dreyzehnten des Monaths **Scirophorion**, als dem zwölften des athenienſiſchen Jahres angemerket geweſen.

3. Endlich lehret uns auch das Almegeſt des **Ptolemäus**, daß **Meton** den Augenblick der Sonnenwende um fünf Uhr ein und zwanzig Minuten eines gewiſſen Tages geſetzet hat, der mit dem 27ten Junii des 432ten Jahres vor **Chriſto** überein kömmt.

Es both ſich ein ſehr einfältiges Mittel dar, die Richtigkeit der Feſtſetzung der Sonnenwende durch den **Meton**, und folglich den Zuſtand zu bewähren, in welchem ſich damals der athenienſiſche Kalender befunden. Dieſes war, daß man ſeine Ausrechnungen mit den Ausrechnungen unſerer neuern Tabellen verglichen und unterſuchet hätte, ob der 27. **Junius** des 432ten Jahres vor **Chriſto**, zu gleicher Zeit der Tag der Sonnenwende, und der dreyzehnte Tag eines bürgerlichen Monaths geweſen: dieſes aber hat **Dodwell** nicht gethan.

Herr **Freret** hat alſo für billig gehalten, dieſem Mangel abzuhelfen; und ſeine Unterſuchung iſt für den **Meton** günſtig ausgeſchlagen. Er hat aus denen Tabellen des **Flamſteeds**, die **Whiſtons** prælectionibus aſtronomicis beygefüget ſind, gefunden, daß die Sommerwende dieſes 432ten Jahres, den 27ten **Jun.** um 8 Uhr 30. Minuten des Abends, unter der athenienſiſchen Breite eingefallen iſt; und daß in dem Augenblicke der Sonnenwende der Mond 11 Tage 22 Stunden und 9 Minuten alt geweſen. Hieraus folget, daß in der vom **Ptolemäus** angemerkten Zeit, das heißt, um 5 Uhr des Morgens, oder 8 Stunden und 50 Minuten ſpäter, das Alter des Mondes 12 Tage 6 Stunden, 39 Minuten geweſen, und daß er folglich in ſeinen dreyzehnten Tag getreten. Das mittlere Syzygium war den 15. **Junius** um 10 Uhr des Abends geſchehen: allein der erſte Tag des bürgerlichen Monaths hätte ſich nach der athenienſiſchen Weiſe, um 6 Uhr Abends des vorhergehenden Tages anfangen müſſen: und ſodann fiel der dreyzehnte des bürgerlichen Monaths auf den 27. deſſelben Monaths **Junius**, gegen 6 Uhr des Abends. Da hier nur die Rede von einem bürgerlichen Monathe iſt: ſo hat ſich auch Herr **Freret** nur mit der mittlern Bewegung des Mondes begnüget.

Hieraus ſieht man nun, daß **Meton** ein genauer Beobachter geweſen. Er hat aber auch zween geſchickte Sternkundige zu Gehülfen, nämlich den **Euktemon** und **Phaennus**. Noch mehr, er hatte, zu Feſtſetzung des Augenblicks der Sonnenwende einen ſehr großen **Gnomon** gebrauchet, welcher durch ſeine Bemühung in dem athenienſiſchen **Pnix** angebracht war. Man ſieht auch noch, daß der Kalender ziemlich gut geordnet geweſen, als er ſeine Beobachtung gemachet hat: und wir dürfen uns darüber nicht wundern. Die Perioden von acht und von ſechzehn Jahren, die im gemeinen Leben üblich waren, dieneten, die Tage verſchiedener Feſte zu beſtimmen, die mit gewiſſen Jahreszeiten verbunden waren. Dieß waren ſo viel feſte Puncte, welche im Stande waren, die **Athenienſer** auf dergleichen Unordnungen als **Dodwell** vorausſetzet, aufmerkſam zu machen. Außerdem waren dieſe Perioden durch die Beobachtungen vieler Sternkundigen verbeſſert worden, die vor dem **Meton** gelebet hatten; und unter andern aus des **Harpalus** und **Kleoſtratus** ihren. Doch wir gehen weiter.

Zweytes Beyſpiel.

In dem olympiſchen Jahre, war der Monath **Elaphius** derjenige, in welchem ſich allezeit die Tag- und Nachtgleiche des Frühlings befinden ſollte: und dieſer Tag traf allemal mit dem Tage des **Saturnfeſtes** zuſammen, deſſen aus dem ganzen übrigen Griechenlande verbanneter Gottesdienſt ſich in der einzigen Stadt **Olympia** erhalten hatte.

Jupiters Feſt ward gegen den Vollmond gefeyert, der auf die Sonnenwende folgete, und die Austheilung der Preiſe in den vierjährigen Spielen, war beſtändig auf dieſen

Vollmond, oder den 15ten eines Monathes geſetzet. Allein dieſer Monath war nicht immer derſelbe. Indem die **Olympiaden** wechſelsweiſe aus neun und vierzig und aus funfzig Monden beſtunden: ſo fiel die Sonnenwende zuweilen nach dem Vollmonde des Monaths **Apollonius** ein: und alsdann verlegete man das Feſt **Jupiters** auf den nächſtfolgenden Monath **Parthenius**. In dem athenienſiſchen Jahre fieng der erſte Monath allezeit mit dem auf die Sonnenwende folgenden Neumonde an. Dieſer Monath befand ſich alſo in eben demſelben Falle, und kömmt mit verſchiedenen Monathen unſers **julianiſchen** Jahres überein.

In dem **olympiſchen** Kalender mußte der Monath **Elaphius**, oder der Monath der Taggleiche, der Einſchaltmonath ſeyn: ſo wie in dem athenienſiſchen Kalender, die Einſchaltung auf den Monath **Poſideon** fallen mußte; mit welchem die Winterwende verknüpfet war. Nichts iſt einfältiger als dieſe Regel; und weil man dieſelbe mit unnützen Vorausſetzungen verbrämet hat, ſo ſind **Scaliger**, **P. Petav** und **Dodwell**, bey Gelegenheit des Jahres und olympiſchen Periodi, wegen des olympiſchen Jahres und Zeitlaufes, in einen Labyrinth gerathen, daraus ſie ſich nicht wickeln können. Herr **Freret** zeiget dieſe Sache nur bloß an, die er übrigens leicht beweiſen könnte.

Was das athenienſiſche Jahr betrifft, ſo kömmt **Dodwells** und des **P. Petavs** Verwirrung hauptſächlich daher, daß ſie zwo falſche Vorausſetzungen zum Grunde legen: die erſte betrifft den Anfang dieſes Jahres, die andere die Ordnung ſeiner Monathe. **Scaliger** hatte ſich in dieſen zween Puncten zwar nicht betrogen; allein er hatte, in Anſehung des gemeinen Jahres der alten Griechen, eine ſeltſame Meynung. Dieſes Jahr war in ſeinen Augen weder ein Sonnenjahr noch ein Mondenjahr. Er gab ihm 360 Tage, und ſetzete zu gleicher Zeit noch andere Jahre voraus, die er **heilige**, oder **hierophantiſche** Jahre nannte. Die-

ſem

ſein Lehrgebäu nun zufolge, muß er ſeine Leſer in ſeinem großen Werke de emendatione Temporum, von einer Muthmaßung auf die andere führen.

Die wahren Grundſätze der techniſchen Zeitrechnung der Alten, von aller willkührlichen Vorausſetzung befreyet, ſind, wie Herr **Freret** ſaget, ſehr einfältig, ſehr verſtändlich, und auch ziemlich klein an der Zahl. Dieſes Studium bringt gar keine weſentlichen Schwierigkeiten mit ſich: es müßte denn in einigen kleinen Umſtänden ſeyn, die die Alten ſich nicht die Mühe gegeben haben, feſt zu ſetzen. Ueberhaupt muß man geſtehen, daß die chronologiſche Richtigkeit der mehreſten alten Schriftſteller, eben nicht die größte ſey.

X.

Freret, von der Einrichtung des Jahres, welches die Bithynier unter der römiſchen Herrſchaft gebraucheten, den 24. Jänner 1744. in der Akademie vorgeleſen.

Die Kalender verſchiedener Völker ſind einer der vornehmſten Gegenſtände der Bemühungen des Herrn Frerets geweſen. Aus demjenigen, was wir von ihm noch übrig haben, erhellet: daß er ſich vorgeſetzet gehabt, in einer Folge von Abhandlungen, alle Beſchaffenheiten derer Jahre zu unterſuchen; welche ehemals von den Alten und auch anjetzt von den entfernten Nationen gebrauchet werden. Verſchiedene von dieſen Abhandlungen ſind bereits gedrucket. Der XVI. Band unſerer Sammlung enthält diejenigen, die das **julianiſche** Jahr, das Jahr der **Chaldäer** und **Perſer** betreffen. Seine Unterſuchungen über den **chineſiſchen** Kalender machen einen von den Artikeln in ſeinem Werke von der Zeitrechnung der **Chineſer** aus, die in dieſem Bande gedrucket ſind. Seine Abhandlungen von dem **kappadociſchen** Jahre und dem Jahre der Armenier machen einen Theil unſers XIX. Bandes aus; und in die folgenden Bände verſparen wir noch das übrige, was wir von ſeinen Schriften über ſolche Materien bekannt zu machen haben.

Das **bithyniſche** Jahr hatte gleich den andern ſeine Aufmerkſamkeit erreget: allein es gab nicht Stoff genug, eine beſondere Abhandlung damit anzufüllen; und alles was Herr Freret davon hat ſammlen können, läuft auf folgende zwo Anmerkungen hinaus, die er uns mitgetheilet hat.

1. Kann man mit gutem Grunde muthmaßen, daß die **Kappadocier** und **Bithynier** unter den **Perſern** und **Alexanders** Nachfolgern, eine ähnliche Forme von Jahren gehabt haben. Die Nachricht von dem 119ten armeniſchen Manuſcripte der königl. Bibliothek, welches verſchiedene kleine zur Zeitrechnung gehörige Werkchen enthält, lehret uns: daß dieſe zwey Völker den Urſprung ihrer Kalender einem gewiſſen Sternkundigen, Namens **Angrem**, beygemeſſen.

2. Unter der römiſchen Bothmäßigkeit änderten ſich die Sachen. Laut dem Teſtamente des letzten **Nikomedes**, ward **Bithynien** im 74ten Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, eine Provinz des römiſchen Reiches. Anfangs vereinigte man ſie mit der Regierung von **Aſien**; allein einige Zeit darnach, machete man eine abgeſonderte Regierung daraus. Unter ihren Königen nun, hatte ſie nicht nur eine beſondere Jahrsforme gehabt, wie bereits geſaget worden; ſondern auch noch eine Zeitrechnung, deren Zeitpuncte man auf den Münzen ihrer Prinzen, und ſogar auf den Münzen der vornehmſten römiſchen Obrigkeiten findet.

Endlich müßte **Bithynien** dieſe Zeitrechnung und Jahrforme, welche ihr bis dahin eigen geweſen, aufgeben, um ſich dem römiſchen Kalender, wie die mehreſten andern Provinzen gethan, zu unterwerfen. Man findet in dem Tagebuche (**Hemerologio**) von **Florenz**, welches der Freyherr **de la Baſtie** dieſer unſerer **Akademie** vermachet hat, eine fortgeſetzte Vergleichung des **bithyniſchen** Jahres mit dem römiſchen: woraus erhellet, daß unter den Kaiſern, beyde einander vollkommen ähnlich geweſen. In der That hatte das **bithyniſche** Jahr ſo wohl, als das **julianiſche**, einen einzigen Monath von acht und zwanzig Tagen; vier Monathe von dreyßig Tagen, und ſieben Monathe von ein und dreyßig Tagen. Eine aſtronomiſche Beobachtung vom 29ten **November** des 92ten Jahres **Chriſti**, welche vom **Ptolemäus** angeführet wird, und die er mit dem 7ten des Monathes

Metrous der **Bithynier** überein treffen läßt, beweiſt: daß das Jahr, davon er ſpricht, mit dem Jahre im **Hemerologio** einerley ſey; in welchem der 7te des **Metrous** mit dem 29ten **November** überein kömmt.

Der zweyte Monath des **bithyniſchen** Jahres, welcher **Heraklius** hieß, hatte nur acht und zwanzig Tage, ſo wie der **Februar**; allein er fieng den 24ten Jänner an. Der **bithyniſche** Monath **Dionyſius**, hatte, ſo wie der **Jänner**, ein und dreyßig Tage; allein er fieng ſchon am 24ten **December** an, das heißt, acht Tage frühzeitiger, als im **julianiſchen** Jahre. Was mochte nun wohl die Urſache dieſes Unterſchiedes, in dem Anfange zweener Monathe ſeyn, die einer nach dem andern waren eingerichtet worden? Herr **Freret** antwortet auf dieſe Frage mit einer Muthmaßung, die ihm wahrſcheinlich genug vorkömmt; daß man ſie mit Grunde nicht verwerfen könne, ohne eine Urſache davon zu geben. Sie lautet kürzlich ſo:

C. Vibius Panſa d) war **Prätor** in **Bithynien**, von der Mitte des vorausgerechneten 47ten Jahres vor **Chriſto**, bis an die Mitte des folgenden 46ten Jahres. Dieſes könnte man leichtlich aus **Cicerons** Briefen a), und aus dem Zuſammenhange derer Begebenheiten beweiſen, die durch die Geſchichte jener Zeiten am meiſten beſtätiget worden. Nun findet man aber auf einer **nikomediſchen** Münze, den Namen dieſes **Prätors** mit dem Zeitpuncte 235 b); woraus erhellet, daß dieſes 235te Jahr der beſondern Zeitrechnung der **Bithynier** c) im Monathe **October** des vorausgerechneten 47ten Jahres vor **Chriſto** angefangen hat, und ganz und gar auf die **Prätur** des **Vibius Panſa** trifft.

Jn

---

a) Epiſt. ad familiar. Lib. XIV. 21. 24. etc.

b) *Liebe* VI. 21.

c) *Hirtius*, de bello Alexandrino numero 61.

d) Man muß bemerken, daß im **Morel**, a. d. 62. S. und im **Haym**: (Teſ. Britann. vol. II. p. 47.) die Münze des **Vibius Panſa**, den Zeitpunct des 232ten Jahres

In der That ſcheint einestheils gewiß zu ſeyn, daß das Jahr der **Bithynier** nach der herbſtlichen Nachtgleiche angefangen habe: wie es der eingeführte Gebrauch in den weſtlichen Provinzen von **klein Aſien** war. Dieß iſt die einhällige Meynung der **beſten** Zeitrechner: welche auch noch darinnen eins ſind, daß ſie alle dieſe Jahre, für Mondenjahre halten. Anderntheils, war es wiederum gewiß, daß die Statthalterſchaften in den Provinzen, nur ein einziges Jahr währeten; daß dieſes Jahr, von dem Tage der Ankunft des Statthalters in ſeine Provinz gezählet ward, und daß **Bithynien** dem **Vibius Panſa** nicht eher, als gegen das Ende des 47ten Jahres vor **Chriſto**, anvertrauet worden. Denn im Anfange dieſes 47ten Jahres, zog **Cäſar** als Meiſter von Aegypten, wider den **Pharnaz** zu Felde: der ſich ſo wohl von **Bithynien**, als von **Pontus**, zum Meiſter gemachet hatte *d*). Nach der Niederlage dieſes Prinzen, brachte er einige Zeit zu, **klein Aſien** in Ordnung zu bringen; und erſt nach dieſer Ordnung, ſetzete er den **Panſa** in **Bithynien** ein.

Da nun **Panſa** zu eben der Zeit Statthalter von **Bithynien** war, als **Cäſar** an der Anordnung des römiſchen Jahres arbeitete: ſo ſetzete er ſich, ſonder allen Zweifel, vor, in ſeiner Provinz es eben ſo zu machen. Er behielt die alten Namen der **bithyniſchen** Monden bey, allein er machete ſie den Monden des römiſchen Jahres gleich; und ſetzete den Anfang eines jeden dieſer Monathe auf eben denſelben Tag feſt, als des damit übereinſtimmenden **julianiſchen** ſeines. Dem zweyten Monathe in den gemeinen Jahren, gab er nur acht und zwanzig Tage, und in den Schaltjahren, neun und zwanzig.

Jahres führet; allein dieſer Unterſchied von drey Jahren, welchen man hier eben nicht unterſuchen darf, thut in Anſehung der gegenwärtigen Frage gar nichts.

Die erſte Einſchaltung ſollte erſt auf das 41te Jahr vor **Chriſto** fallen: **Cäſar** aber ward drey Jahre zuvor umgebracht, das heißt, den 15ten März des 44ten Jahres, und **Bithynien** erklärete ſich für den **Brutus**. Man hatte alſo noch keine Zeit gehabt, dem zweyten Monathe einen neun und zwanzigſten Tag beyzuſetzen; ſo wie **Cäſars** Verordnung es befahl, die man aber, wie alle andern in denen Provinzen, die ſeine Mörder inne hatten, für aufgehaben hielt. Aus dieſem erhellet denn, daß die folgenden Jahre, in **Bithynien** drey hundert fünf und ſechszig Tage ohne Einſchaltung gehabt.

Klein Aſien erkannte **Auguſts** Herrſchaft erſt vierzehn Jahre nach **Julius Cäſars** Tode: und dieſes war das dreyßigſte Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Zwey Jahre hernach, in der Theilung, welche **Auguſt** mit den Provinzen vornahm, war **Bithynien** mit unter denen, deren Verwaltung dem Senate anheim fiel. Acht Jahre nach dieſer Theilung, das heißt, vier und zwanzig Jahre nach **Cäſars** Tode, und zwanzig Jahre vor **Chriſto**, that **Auguſtus** eine Reiſe nach Aſien *), und ertheilete in währender dieſer Reiſe, den **Bithyniern** einige Verordnungen.

Gleichwohl ſcheint es nicht, daß er damals ſchon daran gedacht habe, in dem **bithyniſchen** Jahre, den Gebrauch der Einſchaltung einzuführen; welcher, wie man geſehen hat, ſeit vier und zwanzig Jahren vernachläßiget war **). Selbſt in **Rom**, allwo durch die Unwiſſenheit der **Pontifen**, das **julianiſche** Jahr in Unordnung gerathen war, erwartete **Auguſtus**, um der Unordnung des **Kalenders** abzuhelfen, daß er zuvor die Pontificalwürde erhalten möchte: welches aber erſt im dreyzehnten Jahre vor **Chriſto**, und im drey und dreyßigſten nach der Zeit geſchah; da **Vibius Panſa** das römiſche Jahr bey den **Bithyniern** eingeführet hatte.

Aus

---

*) *Dio* LIV. 525. *Plin.* Epiſt. X. 11.

**) *Plin.* Hiſtor. XVIII. 5. *Suet. in Auguſt.* 31. *Macrob.* I. 16.

Aus dieſer Kette von Begebenheiten, folget nun: daß man in dem neuen bithyniſchen Jahre, die vorgeſchriebene Einſchaltung achtmal vernachläßiget hatte. Folglich muß der erſte Tag des Monaths **Dionyſius**, welcher anfänglich mit dem erſten **Jänner** überein kam, acht Tage zurück in das ordentliche **julianiſche** Jahr gegriffen; und endlich nach drey und dreyßig Jahren, mit dem vier und zwanzigſten **December** überein geſtimmet haben, ſo wie es im **Florentiniſchen** Tagebuche angemerket iſt.

Da es den **Bithyniern** genug war, ein feſtbeſtimmtes Jahr zu haben, deſſen Verhältniß mit dem römiſchen Jahre beſtändig wäre: ſo bekümmerte **Auguſtus** ſich wenig darum, den Anfang des erſten bithyniſchen Monathes auf den erſten **Jänner** zurück zu führen; ſondern begnügete ſich damit, daß er in **Bithynien** die Einſchaltung üblich machete.

Es ſcheint übrigens, daß eben dieſelbe Sache in verſchiedenen Ländern geſchehen ſeyn müſſe. Das Tagebuch von **Florenz** lehret uns, daß auf der Inſel **Kreta**, der Monath **Argius**, welcher nur acht und zwanzig Tage hatte, am 24ten **Jänner** angefangen; und der vorhergehende Monath, **Metarchius** mit Namen, auf den 24ten **December** zurück gekommen ſey. Auf der Inſel **Cypern** fieng der Monath **Julius** ebenfalls den 24ten **December** an, und der folgende 24te **Jänner**, war der erſte Tag des Monaths **Cäſarius**, der nur acht und zwanzig Tage hatte. Dieſe Unordnung, die demjenigen völlig gleicht, was wir von den **Bithyniern** geſehen haben, kam unfehlbar auch aus eben derſelben Quelle her; nämlich, daß die Einwohner dieſer zwo Inſeln, welche gezwungen waren, mit den **Bithyniern** zugleich das römiſche Jahr anzunehmen, eben auch wie ſie, die Partey von **Cäſars** Mördern ergriffen, und eben wie ſie, die Einſchaltungen verabſäumet hatten.

Herr Freret bemerket hingegen, daß bey den Völkern des aſiatiſchen Griechenlandes, bey den **Lyciern** und **Sidoniern**, der erſte Tag jedes Monathes, mit den erſten Tagen der römiſchen Monathe genau übereingekommen ſey. Hieraus ſchließt er: daß dieſe Länder das römiſche Jahr an die Stelle ihrer alten Mondenjahre nicht anders geſetzet, als nach der Wiederherſtellung der wahren **julianiſchen** Forme durch **Auguſts** Befehl. Genaue Unterſuchungen über die Zeit, in welcher der Gebrauch eines feſtbeſtimmten Sonnenjahres, welches dem **julianiſchen** Jahre glich, in den verſchiedenen Provinzen Griechenlands und **Aſiens** angenommen worden, würden nicht bloß neugierige Unterſuchungen ſeyn; ſie könnten auch zur Zeitrechnung der Kirchen- und weltlichen Geſchichte dienen. Zu dieſem Endzwecke müßte man die verſchiedenen geſchriebenen Tagebücher, welche hin und wieder in Bibliotheken zerſtreuet ſind, ſammeln, und mit einander vergleichen.

XI.

Des Herrn Abtes Sallier freye Ueberſetzung eines Stückes aus Platons zehntem Buche von den Geſetzen. Im Julius 1745. vorgeleſen.

Wir haben unſern Schriften bereits verſchiedene Stücke aus dem **Plato** einverleibet, die der Herr **Abt Sallier** überſetzet hat. Dasjenige, welches wir den Leſern allhier vorlegen: iſt aus dem zehnten Buche **von den Geſetzen** genommen. In **Heinrich Stephans** Ausgabe geht es von der 885ten Seite, bis zur 907ten. Der Inhalt davon iſt merkwürdig, und man wird darinnen vermuthlich mit Vergnügen ſehen: daß die Einwürfe, welche man heute zu Tage ſo hitzig wider die Religion überhaupt, und die Vorſehung ins beſondere machet, bis auf einen geringen Unterſchied, eben dieſelben ſind; als diejenigen, die man ſchon zu **Platons** Zeiten aufbrachte; und daß, wenn dieſer Philoſoph, bloß durch das Licht der Vernunft allein, über dieſelben hat ſiegen können, ſie für einen jeden, welchem die Fackel der Offenbarung vorleuchtet, nichts weniger als furchtbar ſeyn können.

Zu beſſerm Verſtande dieſes Stückes, von welchem der Herr **Abt Sallier** uns eine Ueberſetzung mitgetheilet hat, iſt es dienlich anzumerken: daß es ein Geſpräch iſt, in welchem **Sokrates** und **Klinias** die unterredenden Perſonen ſind. **Sokrates** redet allhier:

Sokrates.

Wir müſſen hier noch von der Beſtrafung der Verbrecher reden, welche die Gottheit durch ruchloſe Reden, oder durch gottloſe Thaten beleidigen.

Allein, bevor wir die Art der Beſtraſung vorſchreiben, müſſen wir bemerken, daß ein jeder, welcher der Stimme der Geſetze folget, und eine Gottheit glaubet, weder wiſſentlich in Ruchloſigkeiten verfallen, noch auch verwägene Reden vorbringen wird.

Diejenigen, die ſich auf dieſe Weiſe ſtrafbar machen, glauben entweder gar nicht, daß es Götter gebe; oder wenn ſie es glauben, ſo läugnen ſie doch, daß die Götter ſich um die Dinge dieſer Welt bekümmern; oder ſie behaupten endlich, daß der Zorn der Götter durch Gebeth und Opfer beſänftiget werden könne.

Bevor wir anfangen, Wahrheiten feſtzuſetzen, die einander entgegen geſetzet ſind, ſo wollen wir doch einmal hören, was ich mir einbilde, daß dieſe Freygeiſter wider uns aufbringen könnten. Oftmals vergeſellſchaften ſie den Spott noch mit vieler Verachtung gegen diejenigen, die anders denken, als ſie. Sie möchten es alſo wohl folgendergeſtalt angreiſen, und uns verhöhnen:

„**Sokrates**, **Megillus** und **Klinias**, ihr habet recht.
„Es iſt wahr, es läugnen einige von uns das Daſeyn, andere,
„die Vorſehung der Götter; oder wir glauben doch,
„daß ſie nicht unerbittlich ſind, ſo, wie ihr ſie vorſtellet. Allein,
„wir bitten euch, allhier zu unſerm Beſten eben daſſelbe
„zu thun, was ihr allezeit, wann ihr Geſetze habet feſtſtellen
„wollen, ſo ſorgfältig beobachtet habet. Verſuchet,
„bevor ihr zu den ſtrengen Drohungen ſchreitet, uns erſt zu
„überführen, daß es Götter giebt; gebet uns hinlängliche
„Beweiſe dieſes Satzes; und alsdann beweiſet uns, daß es
„dieſen Göttern nicht möglich ſey, ſich mit Hindanſetzung
„der Gerechtigkeit, durch Geſchenke erweichen zu laſſen.
„Wir ſind mehrentheils eben nicht geneigt, andern Unrecht
„zu thun: ſollte es aber ja geſchehen, ſo haben wir ſo oft
„gehöret, was die berühmteſten Dichter, die beſten Redner,

„die Prieſter und Weißager geſaget haben: daß wir in völliger Zuverſicht ſtehen, wir werden uns ebenfalls mit den „Göttern ausſöhnen, wann wir einige Gebräuche der Religion beobachten.

„Ihr ſeyd ja nicht von denen Geſetzgebern, die ſo gar „ſtrenge ſeyn wollen; vielmehr wollet ihr euch in Ausübung „eures Amtes, der Gelindigkeit befleißigen. Wir beſchwören euch daher, thut doch alles, was euch möglich iſt, uns „von dem Daſeyn einer Gottheit zu überzeugen. „Vielleicht „müſſen wir uns auf eure Gründe ergeben.„

Klinias.

Das wird nicht ſchwer ſeyn. Der Anblick der Natur; die Bewegungen der Himmelskörper; die ordentliche Wiederkehr der Jahrszeiten; und deren angenehme Abwechſelung; das einhällige Zeugniß der Griechen und Barbarn, welche mit einander eins ſind, daß es Götter giebt: dieſes alles ſind genugſam ſtarke Beweiſe dieſer Wahrheit.

Sokrates.

Ich fürchte ſehr, mein lieber **Klinias**, daß dieſe ſogenannten Philoſophen nicht ihre Verachtung gegen uns, unter dem Deckmantel dieſer Reden verbergen. Du weiſt noch nicht, was ſie antreibt, ſo gar anders zu reden, als wir. Glaube doch nicht, daß ſie ſich bloß durch ihre Begierden hingeriſſen, oder wegen einer heftigen Neigung zu Wollüſten, der Ohngötterey ergeben haben. Du, der du nicht in unſerm Staate lebeſt, kannſt auch nicht einſehen, was ſie auf Abwege verleitet hat. Es iſt dieſes. Es iſt die allerſchlimmeſte Unwiſſenheit, die dennoch den Schein der prahleriſchten Wiſſenſchaft hat. Die Vortrefflichkeit des Regimentes in deinem Vaterlande, hat euch vor einer Menge Schriften bewahret, von welchen wir überſchwemmet werden

Von dieſen Schriften ſind einige in Verſen, andere in Proſa. Die älteſten davon, wann ſie von den Göttern reden, ſetzen vor allen Dingen, und zuerſt, die Geburt des Uranus und der übrigen voraus. Alsdann, ohne in ihrer Erzählung weiter fortzufahren, machen ſie ein Geſchlechtregiſter von Göttern, und reden von dem Umgange, welchen ſie unter einander gehabt haben.

Sind nun ſolche Reden anſtändig, oder ſind ſie es nicht? Dieß iſt eine Frage, die ich nicht entſcheiden mag. Ich verehre die Sagen, die ſo alt ſind; allein ich werde niemals zugeſtehen, daß ſie dienlich ſind, uns diejenigen Empfindungen beyzubringen, die wir unſern Aeltern ſchuldig ſind: und in dieſer Abſicht glaube ich, daß man ſehr unrecht handele, ſie ſo bekannt zu machen. Uebrigens wollen wir dieſe Sagen bey Seite geſetzet ſeyn laſſen; und wünſchen, daß von allem dieſem ſo geredet werden möchte, wie es den Göttern am angenehmſten iſt.

Wir kehren wieder zu unſern jungen Leuten, und unſern Weiſen zurück. Wir wollen zeigen, wodurch ſie an ſo vieler Unordnung ſchuld ſind. Man muß ſich an ihre Reden halten.

Wenn du und ich, um zu beweiſen, daß es Götter giebt, auf den Einfall gerathen ſollten, die Sonne, den Mond, die Sterne, und die Erde ſo zu nennen; wenn wir ſagten, dieſes wären göttliche Dinge: ſo würden dieſe jungen Leute, die von ihren Lehrern eingenommen ſind, uns antworten: Wir geben es zu; allein geſtehet uns auch, daß alles nur Stein und Erde, und außer Stande ſey, auf die menſchlichen Begebenheiten ein Auge zu haben.

Was man von dieſen Dingen vorgiebt, das ſind nur bloße Worte, die uns verblenden, und dieſer Lehre Eingang verſchaffen ſollen. Was wollen wir hierauf antworten, Klinias?

Klinias! Sollen wir uns rechtfertigen? Als wenn man in einer Verſammlung von Gottloſen uns ein Verbrechen daraus machen wollte: daß wir uns zu Geſetzgebern aufwerfen wollten, und wir von unſern Gedanken Rechenſchaft geben ſollten; wenn wir alsdann uns entſchuldigen wollten, daß wir, wann wir Geſetze feſtſtellen, das Daſeyn der Götter als eine Grundwahrheit vorausſetzen. Oder würden wir die Folge unſerer Geſetze wieder vornehmen, ohne uns an dasjenige zu kehren, was man uns gegenwärtig einwendet? Hiedurch würden wir vermeiden, uns in eine vorläufige Unterſuchung einzulaſſen, die ſehr lang werden würde: denn wie will man dieſe Materie kurz abhandeln? Es ſey nun, daß wir uns bemühen, das, was man von uns fodert, recht ſtark zu beweiſen, oder dieſe jungen Leute furchtſam zu machen; oder daß wir, nachdem wir ihnen ihre eigenen Meynungen, ſo viel als es ſich ſchicket, verhaßt gemachet, Geſetze vorſchreiben: ſo werden wir doch allezeit ſehr weitläuftig werden.

Klinias.

Anjetzt dringt uns nichts, mein lieber **Sokrates**. Ich ſehe nicht, warum wir uns lieber zwingen ſollten, es kurz zu machen, als vortreffliche Sachen zu ſagen. Es iſt nicht wenig daran gelegen, die Beweiſe dieſer Empfindung in das helleſte Licht zu ſetzen: daß es **Götter** gebe, daß ſie gut ſind, und inſonderheit die **Gerechtigkeit** lieben. Glaubeſt du, daß du eine ſchönere und beſſere Vorrede vor deine **Geſetze** ſtellen könnteſt? Folglich, mein lieber **Sokrates**, wollen wir unſere Kräfte nicht ſparen: wir wollen alles anwenden, was in unſerm Vermögen iſt, um die Menſchen zu verbinden, daß ſie dieſe Wahrheiten annehmen.

Sokrates.

Es ſcheint mir, Klinias, daß du endlich dich noch aufs Bitten legen würdeſt, um mich zu demjenigen zu bewegen,

was du von mir begehreſt. Ich ſtehe alſo nicht ferner an. Allein, ſage mir, kann man auch wohl mit kaltem Blute an die Unterſuchung dieſer Frage gehen: ob es Götter giebt? Kann man ſich wohl des Verdruſſes gegen diejenigen enthalten, die uns nöthigen, von dieſer Sache zu handeln.

Dieſe jungen Leute folgeten ehedem der allgemeinen Meynung. In ihrer Kindheit, hielten ſie ſich an die Reden ihrer Mütter oder Ammen. Als ſie älter geworden, haben ſie ſich durch die heiligen Geſange, die ſie bey den Opfern, Gebethen, und Feſten gehöret, in dieſer Meynung beſtärket; wie auch durch die Schauſpiele, die die Religion ihnen darboth, und zu welchen das Vergnügen ſie einlud. Sie ſahen das Blut der Opferthiere fließen, welche die Frömmigkeit der Väter für ſich ſelbſt, und ihre Kinder, den Göttern ſchlachtete, deren Daſeyn ſie hiedurch beſtätigten. Sie waren Zeugen derer Gelübde, die man den Göttern that, und der verſchiedenen Arten des Gottesdienſtes, deren der Aufgang der Sonne, oder des Mondes ſie erinnerte. Sie beſinnen ſich ferner, daß ſie nicht nur die Griechen, ſondern ſelbſt die Barbarn geſehen, wie ſie in Glück und Unglück ihre Zuflucht zu den Göttern genommen. Man hat dieſen jungen Leuten niemals Urſache gegeben, zu argwohnen, daß die Menſchen an dem Daſeyn der Götter zweifelten. Und gleichwohl zwingen ſie uns, mit Verachtung dieſer allgemeinen Einwilligung, und ohne uns irgend einen nur etwas wahrſcheinlichen Schluß entgegen zu ſetzen, deren ihnen vernünftige Leute wohl darbiethen könnten, uns in einen Beweis einzulaſſen, daß es Götter gebe! Wer könnte ſich nun wohl enthalten, und ſich gegen eine ſolche Verwägenheit nicht mit Heftigkeit auflehnen? Gleichwohl wollen wir ohne Bitterkeit zu verfahren ſuchen. Der Zorn ſoll über uns die Gewalt nicht haben, die eine ungeordnete Liebe zum Vergnügen, über ſie hat.

Geſetzt, wir hätten jetzt mit einem dieſer Gottesläugner zu thun, deren Verſtand verderbet iſt: ſo würde ich folgendergeſtalt ganz gelaſſen mit ihm reden. O, mein Sohn! Du biſt noch jung, die folgende Zeit wird dich lehren, verſchiedene dieſer Meynungen fahren zu laſſen, die du jetzt ſo feſt im Kopfe haſt. Gieb acht, daß du dich alsdann in den Stand ſetzeſt, von dieſen Dingen zu urtheilen. Was du als eine Kleinigkeit anſiehſt, das iſt von der äußerſten Wichtigkeit. Es kömmt darauf an, daß man von dem Daſeyn der Götter richtig urtheile, und ſeine Lebensart dem zu folge einrichte. Wiſſe, daß weder du, noch deine Freunde, weder die einzigen ſeyd, noch die erſten, die die Meynung angenommen haben, welche dir eigen iſt: dieſe Krankheit hat allezeit bald mehr, bald weniger um ſich gegriffen. Allein, ich könnte dir ſagen, was man allezeit angemerket hat, nämlich: daß von denen, die ſich in ihrer Jugend für Atheiſten ausgegeben, kein einziger bis in ſein Alter dabey geblieben iſt.

Ganz anders iſt es mit den zwo andern Meynungen, welche die Götter angehen. Einige Perſonen, die von ihrem Daſeyn überzeuget ſind, behaupten beſtändig: daß ſie ſich um die Dinge dieſer Welt nicht bekümmern, oder wenn ſie ja Theil daran nehmen; daß ſie doch in Anſehung unſerer Fehler nicht unerbittlich wären, ſondern ſich durch Gebeth und Opfer erweichen ließen. Glaube mir, warte bis eine genauere Unterſuchung dir entdecket haben wird, was an dieſen Meynungen wahr iſt, oder nicht. Frage diejenigen, die du kenneſt: frage einen Geſetzgeber! Bis dahin ſey beſcheiden, und mache dich nicht der Ruchloſigkeit ſchuldig. Derjenige, welcher dir Geſetze vorſchreibt, muß dich unterweiſen, was du hiervon denken ſollſt.

Dieſes würde ich unſern Weltweiſen ſagen, mein lieber **Klinias**: ungeachtet ich mich dadurch in die Nothwendigkeit ſetze, mich in unendliche Unterſuchungen einzulaſſen. Denn wir werden ein Lehrgebäu unterſuchen müſſen, welches nach dem Urtheile vieler das gegründetſte iſt. Einige

Weltweiſen denken, daß alles, was geweſen iſt, noch iſt, und künftig ſeyn wird, von der Natur, oder von der Kunſt, oder von dem blinden Zufalle, hervorgebracht worden iſt.

Die Natur und der blinde Zufall, ſagen ſie, haben die größten und ſchönſten Dinge hervorgebracht, die uns rühren. Die allerkleinſten ſind ein Werk der Kunſt; die, indem ſie das, was die Natur hervorgebracht hat, zu ihrem Nutzen anwendet, den Dingen eine neue Geſtalt giebt, und alle Werke hervortreten läßt, die wir Kunſtwerke nennen. Folgendergeſtalt entwickelt ſich ihr Lehrgebäu noch beſſer.

Die Natur und der blinde Zufall haben das Feuer, das Waſſer, die Luft und die Erde hervorgebracht: die Kunſt hat keinen Theil an allen dieſen Dingen. Aus dieſen ganz unbeſeelten Elementen, haben ſich nach der Zeit, die Erdkugel, die Sonne, der Mond, die Sterne, nach dem Maaße gebildet, wie jeder Theil dieſer Elemente, durch ſeine eigene Kraft getrieben, andere dergleichen begegnet und genau verbunden hat. Nach dem Maaße, wie durch den blinden Zufall, die heißen Körper ſich mit den kalten Körpern, die trockenen mit den feuchten, die weichen mit den harten, die widrigen mit den widrigen vermiſchet haben; hat dieſe nothwendige und ungefähre Vermiſchung plötzlich die unermeßliche Größe des Himmels, und alles deſſen, was er in ſich begreift, entwickelt. Daher ſind alle die beſeelten Weſen und die Pflanzen entſtanden.

Auf dieſe Auswickelung folgete die Verſchiedenheit der Jahreszeiten. Dieſe Einrichtung muß man, wie ſie ſagen, nicht einem verſtändigen Weſen, nicht irgend einer Gottheit, nicht der Kunſt; ſondern der Natur und dem blinden Zufalle zuſchreiben. Die Kunſt iſt erſt nach der Natur gefolget. Da ſie vergänglich und eine Erfindung der Sterblichen iſt: ſo kann ſie auch nichts als nichtige Spiele hervorbringen, die wenig Antheil an der Wirklichkeit haben, und endlich unter einander nur Abbildungen von einerley Natur ſind, dergleichen die Wirkungen der Malerey, der Muſik, und der andern Künſte ſind, die ihnen gleichen. Giebt es deren ja einige, die etwas wirklichers hervorbringen, ſo kömmt es daher: daß dieſe Künſte ihre Macht mit der Macht der Natur vereinigen; wie z. E. die Arzeneykunſt, der Feldbau, und die Gymnaſtik, thun. Sie ſetzen hinzu, daß die Regierungskunſt, nur ſehr wenig mit der Natur und viel mit der Kunſt gemein habe: folglich iſt die Geſetzgeberey nicht der Natur, ſondern der menſchlichen Kunſt zuzuſchreiben; und daher kömmt es, daß die Verordnungen der Geſetzgeber ſo wenig Wahrheit bey ſich führen.

Sie ſagen: anfänglich hat die Kunſt die Götter erdacht: die Natur hat ihnen ihr Daſeyn nicht gegeben; ſondern die Geſetze, welche die Menſchen ſich vorgeſchrieben haben. Einige haben ſich Götter von dieſer Art, andere von einer andern gemachet: nachdem die verſchiedenen Verträge es mit ſich gebracht, die ſie unter einander aufgerichtet haben.

Das, was man ſchöne Thaten nennet, ſind ihrer Natur nach dieß, oder jenes; den Geſetzen nach, ſind ſie was anders. Was die gerechten Handlungen anbetrifft, um die gewöhnliche Sprache zu reden: ſo giebt es deren in der Ordnung der Natur gar keine. Wir ſehen wie die Menſchen in Anſehung derſelben uneins ſind und dieſelben Sachen verändern. Wann nun dieſe Veränderungen einmal ausgemachet ſind, ſo bekommen ſie ein Anſehen: es iſt aber klar, daß die Natur keinen Theil daran hat, und die Kunſt allein deren Urheber iſt.

Dieſe ganze Lehre, Klinias, wird der Jugend durch Privatperſonen beygebracht, die ſich mit dem Namen der Weiſen, oder der Dichter zieren, und behaupten: daß nichts gerecht ſey, als was der Nutzen des Stärkern erfodert hat anzuordnen. So groß iſt die Quelle der Frechheit und Ruchloſigkeit der Jugend! Sie erkennen die Götter nicht ſo, wie die Verordnung des Landes ſie verkündiget. Daher kommen die Mishälligkeiten, die unter den Menſchen herrſchen: weil ein jeder ſich bemühet, zu einem Zuſtande zu gelangen, welcher allein ihnen den Abſichten der Natur gemäß zu ſeyn ſcheint; und welcher, nach ihrem Bedünken, in der That darinn beſteht, daß man andern befehle, ohne ſelbſt jemanden unterworfen zu ſeyn, wie das Geſetz es will.

Klinias.

Dieſe Grundſätze, **Sokrates**, ſind für die Ruhe, nicht nur der Staaten, ſondern auch einzelner Familien, ſehr gefährlich.

Sokrates.

Wohlan, **Klinias**, was wollen wir machen, da die Sachen ſo ſtehen? Wollen wir uns mit Drohungen befriedigen, und ſagen, daß ein jeder, welcher von den Göttern nicht ſo reden und denken wird, wie es das Geſetz befiehlt; daß ein jeder, welcher von dem was ehrbar, gerecht, ungerecht iſt, inſonderheit in Anſehung der Tugend und des Laſters, nicht diejenigen Begriffe annehmen wird, die wir wollen, daß er annehme; daß, ſage ich, ein ſolcher mit dem Tode geſtrafet, oder verdammet werden ſoll, geſtäupet zu werden, oder ins Elend wandern ſolle? Oder wollen wir nicht verſuchen, diejenigen Menſchen, die wir unter den Gehorſam der Geſetze bringen wollen, durch die Sanftmuth der Ueberzeugung zurück zu bringen?

Klinias.

Man muß verſuchen, **Sokrates**, wie man ſie überzeuge: dieß iſt die Pflicht eines Geſetzgebers. Ein Geſetz, welches ſo alt iſt als die Welt, rufft uns um Beyſtand an.

Dieß muß man behaupten und beſtätigen; man muß alles anwenden, die Stimme erheben; ſelbſt die ſtärkſten Gründe anwenden, um das Daſeyn der Götter feſtzuſetzen; und indem wir von neuem dasjenige durchgehen, was du bereits vorgetragen haſt, dem Geſetze ſelbſt und der Kunſt zu Hülfe kommen. Man muß zeigen, daß beyder Urſprung aus der Natur komme; oder daß ſie nicht minder wirklich ſind, als die Natur, indem ſie laut der Lehre, die wir vorgetragen haben, Früchte der Gedanken ſind.

Du wirſt mir einwenden, es ſey ſchwer, dieſen Unterſuchungen zu folgen, und ſie würden ſonder Ende ſeyn. Allein wie? ſoll man denn ſagen, daß wir uns bey dem Verzeichniſſe einzelner Verordnungen aufgehalten, und den Punct von dem Daſeyn der Götter nur in Eile und obenhin berühret hätten? Das mächtigſte Mittel Geſetze zu befeſtigen, die eine geſunde Weltweisheit vorgeſchrieben hat, iſt der Beweis dieſer Wahrheit. Alsdann werden die Geſetze, die wir verordnet haben, unumſtößlich ſeyn, und ſo zu reden, denen Angriffen gewachſen ſeyn, die man auf ſie thun wollte. Die Materie ſey alſo ſo ſchwer und weitläuftig als ſie wolle, ſo iſt es nicht erlaubet ſie fahren zu laſſen. Ein ämſiges und hartnäckiges Nachſinnen wird deren Verſtand hervorbringen. Es iſt nützlich, und die Frömmigkeit ſcheint es zu erfodern, daß wir die Vertheidigung dieſer Sätze ſo ſehr verſuchen, als unſere Kräfte zulaſſen.

Sokrates.

Klinias, ich empfinde die Wichtigkeit deiner Gründe: die Verderbniß der Gottloſen hat die ehrwürdigſten Geſetze umgeſtoßen. Dem Geſetzgeber kömmt es zu, ihnen wieder aufzuhelfen.

Derjenige, welcher verſichert, daß das Feuer, das Waſſer, die Erde, und die Luft, die erſten aller Weſen ſind; derjenige, der die Verbindung dieſer Körper, **Natur** nennet,

net, ein ſolcher ſieht das Daſeyn der Seelen für ſpäter an, als das Daſeyn der Körper.

Hier zeige ich dir die Quelle derer tollen Meynungen an, welche diejenigen angenommen haben, die die Natur unterſuchet haben. Gieb wohl acht darauf, Klinias: es iſt viel daran gelegen, daß man das Falſche merke, welches uns in den erſten Schlüſſen dieſer Lehrer der Ruchloſigkeit blendet.

Dieſes Falſche beſteht darinnen, daß ſie die Urſache nach den Wirkungen ſetzen, und die Wirkung vor deren Urſache. Iſt es nachmals wohl Wunder, daß ſie in Anſehung der Natur der Götter ganz irre geworden ſind? Sie haben nicht gewußt, was die Seele iſt; ſie haben deren Macht nicht gekannt; ſie wiſſen nichts von dem, was ihr eigen iſt, noch von ihrem Urſpeunge; wie ſie von der Zahl der erſten Weſen iſt, vor allen Körpern geboren, die Urſache der mit denſelben vorgegangenen Veränderung, und der ganzen Einrichtung die unter ihnen herrſchet; eine feſte Wahrheit, und deren nothwendige Folge dieſe iſt, daß die Eigenſchaften die der Seele zugehören, vor denen andern vorhanden ſind, die den Körpern zugehören. Hieraus nun folget, daß die Meynung, die Gedanken, die Bemühung, die Kunſt und das Geſetz, ein frühzeitiger Daſeyn haben müſſen, als die harten, weichen, ſchweren und leichten Körper. Die großen Wirkungen, die großen Werke, welche Werke der Kunſt ſind, das ſind die älteſten! Die natürlichen Dinge, und das was unſere Weltweiſen ſehr unrecht Natur nennen, ſind ſpäter als die Kunſt, und die Gedanken; und werden durch beyde regieret.

Sie mögen alſo aufhören, die Hervorbringung der erſten Körper Natur zu nennen. So bald man von der Seele erkennet, daß ſie zuerſt das Daſeyn gehabt, und nicht die Luft oder das Feuer; wenn man zugeſteht, daß ſie einen

Platz unter den erſten Weſen haben müſſe, daß ſie älter ſey als die Körper: alsdann wird man ein Recht haben zu ſagen, daß die Körper die vorhanden ſind, durch die Macht der Natur vorhanden ſind; ſonſt iſt es nicht möglich. Wir wollen uns alſo bemühen, den Vorzug der Seele zu beweiſen. Wir wollen gegen jene verführeriſche Reden auf unſerer Hut ſeyn: die, da ſie mit der nichtigen Anmuth der Neuigkeit ausgezieret ſind, uns in Irrthum ſtürzen, und Leute von unſerm Alter lächerlich machen könnten. Wir wollen fürchten, daß wir, nachdem wir uns anheiſchig gemachet haben, die größeſte von allen Wahrheiten zu beweiſen, uns nicht in den kleineſten verirren mögen.

Wir müſſen durch einen Strom ſchwimmen, deſſen ſchneller Lauf uns leichtlich dahin reißen könnte. Ich bin der jüngſte von den dreyen: mir kömmt es alſo zu, mich zuerſt in die Gefahr zu begeben; und indem ich euch in aller Sicherheit auf dem Ufer ſtehen laſſe, will ich auf eigene Koſten den Weg verſuchen, auf welchem man an jenes Ufer kömmt. Iſt dieſer Weg möglich, ſo könnet ihr euch darauf einlaſſen: iſt er es nicht; ſo werde ich der einzige ſeyn, der ſich in Gefahr ſetzet. Ihr ſeyd der Fragen und Antworten, die die Kunſt der Geſpräche erfodert, nicht gewohnet. Dieſe Lehrart könnte euch alſo leicht in Fallſtricke verführen: ich will mich daher ſelbſt fragen, und mir auch ſelbſt antworten, und euch alles vorſtellen was man ſagen kann, zu beweiſen; daß die Seele eher da ſey als der Körper. Iſt es jemals rathſam geweſen, die Götter um Beyſtand anzuflehen: ſo iſt es anjetzt, da man ihr Daſeyn erweiſen ſoll. Mit dieſem ſichern Beyſtande ſchreite ich zum Werke.

Iſt alles in Ruhe? Iſt nichts in Bewegung? oder ſind gewiſſe Sachen in Bewegung, und andere in Ruhe?

Hierauf antworte ich: einige Dinge ſind in Ruhe und andere in Bewegung. Es iſt an einem gewiſſen Orte, allwo die ruhenden Körper in Ruhe, und die bewegten Körper in Bewegung ſind. Diejenigen, die in Bewegung ſind, bewegen ſich zuweilen auf derſelben Stelle, zuweilen auf verſchiedenen. Die Körper, die mitten zwiſchen die andern geſtellet ſind, und das Anſehen haben, als wären ſie in Ruhe, haben ihre Bewegung auf derſelben Stelle. Folglich haben diejenigen Zirkel, von denen man ſaget, ſie wären in Ruhe, dennoch ihren Umlauf.

Die Bewegung, die bey dieſem Umlaufe zugleich den größten und den kleinſten von allen dahin reißt, vertheilet ſich nach einem gewiſſen Verhältniſſe unter die großen und kleinen Zirkel; und iſt einer gewiſſen Urſache zufolge, geſchwinder oder langſamer. Dieſe Austheilung der Bewegung bringt diejenigen Wunder hervor, die wir ſehen; indem ſie in die großen und kleinen Zirkel proportionirte Geſchwindigkeiten oder Langſamkeiten bringt: eine Sache, die man faſt für unmöglich halten könnte.

Diejenigen Körper, welche ſich an verſchiedenen Orten bewegen, ſind die, welche durch die auf einander folgende Bewegung, welche ſie fortreibt, ihre Stelle verändern. Zuweilen haben dieſe Körper nur einen und denſelben Mittelpunct ihrer Bewegung: zuweilen haben ſie deren verſchiedene, weil dieſe Bewegung zirkelförmig iſt.

Wann ſie ſich nun einander begegnen, ſo brechen ſich die in Bewegung ſtehenden Körper, wider diejenigen, die in Ruhe ſind: und da einige nach einer widrigen Richtung getrieben werden, ſo geſchieht es; daß dieſe, die ſich in der Mitte und zwiſchen beyden befinden, da ſie ſich zuſammen drücken und an einander hängen, ſich in eines verſammeln. Die auf dieſe Weiſe gebildeten Körper, ſind einer Vermehrung fähig. Die Trennung dieſer erſten Körper, die als

Theile anzuſehen ſind, zernichtet deren Zuſammenfügung, wann ein jeder ſeinen erſten Zuſtand behält: und wenn dieſer Zuſtand nicht in allen beſteht, ſo erfolget eine gänzliche Zernichtung.

Die Hervorbringung geſchieht, wann der Eindruck des Wirkenden von irgend einem Gegenſtande angenommen wird. Wann nun der Körper, nachdem er eine Vermehrung bekommen, zu einem zweyten Zuſtande übergeht, und von einem zweyten Zuſtande, zu demjenigen welcher der nächſte iſt, bis daß endlich eben dieſer Körper alles erhalten hat, was er brauchet: alsdann gehöret er zu der Zahl derer Weſen, die einer ſinnlichen Empfindung fähig ſind; und ſo entſpringt alles aus der Verſchiedenheit der Veränderungen und Bewegungen. Ein Weſen iſt alsdann wirklich vorhanden, wann es ſeinen Zuſtand behält: gienge es zu einem andern über, ſo wäre es vernichtet.

Nunmehr wollen wir auf die zwo Arten der Bewegung kommen, die uns in dieſe Abhandlung geleitet haben. Wir müſſen unſere Betrachtungen im Abſehen auf die Seele anſtellen. Wir wollen ſagen, es gebe ein Grundweſen, welches fähig iſt, andern Dingen eine Bewegung zu ertheilen, und welches nicht ſelbſt die Urſache ſeiner Bewegung ſeyn kann. Wiederum giebt es ein ander Weſen, welches ſowohl ſich ſelbſt die Bewegung geben, als auch dieſelbe andern Dingen ertheilen kann: es ſey nun durch die Verbindungen die es wirket, oder durch die Auflöſungen; es ſey durch den Zuwachs, oder durch die Abnahme; es ſey durch die Zeugung, oder durch die Vernichtung. Dieſes Grundweſen, welches Theil an allen wirkenden oder leidenden Hervorbringungen hat, iſt wirklich und in der That die Urſache der Veränderung und der Bewegung aller Weſen.

Die Bewegung dieſer wirkenden Urſache, iſt die mächtigſte und wirkſamſte. Da ſie die erſte der Macht nach iſt, ſo iſt ſie es auch dem Urſprunge nach: die andere kann nur für die zweyte gerechnet werden.

Wann ein Körper den andern beweget, und der erſte ſelbſt von einem andern beweget wird, kann man alsdann auch unter dieſen Körpern die erſte Urſache der Bewegungen entſcheiden? Denn da, wenn man immer weiter hinauf geht, ein Körper durch den andern in Bewegung geſetzet wird: wie kann man denn den erſten finden, welcher die Grundurſache der Bewegungen iſt? Das iſt unmöglich. Gegentheils aber, wenn dasjenige Weſen, welches durch ſich ſelbſt die Urſache ſeiner Bewegung iſt, die Veränderung in einem andern verurſachet, und dieſes zweyte in einem dritten, und ſolchergeſtalt tauſend und tauſend Körper, einer durch den andern in Bewegung geſetzet werden: dann iſt der Urſprung aller dieſer auf einander folgenden Bewegungen dasjenige Weſen, welches die Macht hat, ſich ſelbſt ſeine Bewegung zu ertheilen.

Wir wollen einmal ſetzen: alles was im Weltgebäue iſt, wäre ſonder Bewegung und in einem Stande der Ruhe; wie viele Philoſophen ſich nicht ſcheuen vorzugeben: wie wird da die Bewegung entſtehen? Wo würde man die erſte Grundurſache davon finden? Die Seele iſt das einzige, welches keine Veränderung durch die Wirkung einer fremden Urſache leiden kann; weil es unter keinem dieſer Körper etwas dergleichen giebt: folglich iſt die Seele die erſte Urſache der Bewegung; ſie iſt die älteſte, ſie iſt die mächtigſte; alle andere Urſachen wirken nur untergeordneter Weiſe. Wann wir in der Materie der Erde, oder in der Materie des Waſſers, oder des Feuers, dieſes Feuer ſey nun von der Vermiſchung frey oder nicht, dieſe bewegende Kraft merketen: würden wir nicht ſagen, dieſe Elemente hätten ein Leben? Eben das wollen wir der Seele zuſchreiben.

Nunmehr kennen wir den Namen der Seele, ihr Daſeyn, und was deren Weſen ausmachet. Sie iſt nämlich eine Kraft, die fähig iſt, ſich ſelbſt eine Bewegung zu verſchaffen, und dieſelbe auch andern Dingen zu ertheilen: alle vergangene, gegenwärtige und zukünftige Weſen, hängen von ihr, als von der erſten und allgemeinen Urſache ab. Die Seele iſt eher als der Leib, folglich ſind auch die Sitten, der Willen, die Betrachtungen, die wahren Meynungen, die Wachſamkeit, die Erinnerung, eher da; als die drey Ausmeſſungen des Körpers, die Länge, die Breite und die Tiefe. Wir wollen dem, was wir geſaget haben, noch beyfügen: daß, da die Seele die Urſache von allem iſt, ſie es folglich auch von demjenigen iſt, was gut iſt, und was böſe iſt; was ehrbar und was ſchändlich, was gerecht und was ungerecht iſt. Da die Seele alle diejenigen Dinge regieret und erfüllet, welche einer Bewegung fähig ſind: ſo kann man ſich nicht enthalten, zu erkennen, daß ſie auch den Himmel regieret. Giebt es nun verſchiedene Seelen; oder giebt es nur eine? Ich glaube nicht, daß man deren weniger als zwo zugeben kann. Die eine iſt diejenige, die ſich allezeit beſtrebet, Gutes zu thun: die andere iſt diejenige, die gerade das Gegentheil thut.

Durch die Bewegungen, welche der Seelen eigen ſind, regieret ſie das, was im Himmel, auf Erden und im Meere iſt. Dieſe Bewegungen ſind, das Wollen, das Prüfen, das eifrige Wachen, das Ueberlegen, das Denken, und das Vermögen, ſich wahre oder falſche Meynungen zu bilden. Wir wollen noch die Freude und Betrübniß unter die Zahl ihrer Bewegungen ſetzen. Ferner, das Zutrauen, die Furcht, den Haß, die Liebe, und alles, was von dieſer Gattung iſt. Dieß ſind nun die erſten wirkenden Urſachen.

Durch den Gebrauch, den die Seele mit der Bewegung der Körper, als den zweyten Urſachen machet, bringt ſie die Vermehrung, oder die Vernichtung, die Vereinigung oder Trennung der Theile, die Hitze, den Froſt, die Schwere, die Leichtigkeit, die Härte, die Weichigkeit, das Weiße, das Schwarze und die übrigen Eigenſchaften hervor.

Wann die Seele, welches die Gottheit iſt, indem ſie ſich der Dinge bedienet, nur gemeinſchaftlich mit dem Verſtande wirket, der niemals aufhöret, Gott zu ſeyn: ſo führet ſie durch einen geraden Weg, alle Weſen zur Glückſeligkeit. Wann aber der Verſtand mit der Seele nicht zugleich handelt, ſo erfolget lauter Unglück. Die Seele, die den Himmel, die Erde und den ganzen Weltbau beherrſchet, iſt eine weiſe Seele mit aller Tugend erfüllet. Die Bewegung des Himmels und alles deſſen, was er in ſich begreiſt, iſt der Bewegung des Verſtandes und ſeiner Betrachtungen ähnlich. Da der Himmel einen ſo ordentlichen Lauf hat: ſo iſt es offenbar, daß die Aufſicht über den Himmel und das Weltgebäu auch der beſten Seele anvertrauet ſey; fände ſich eine Unordnung in dieſer Bewegung, ſo würde es ganz das Widerſpiel ſeyn. Wie iſt nun aber die Natur der Bewegung des Geiſtes beſchaffen? Dieſes müſſen wir unterſuchen.

Es wäre zu fürchten, daß, wenn wir die Augen gerade zu auf dieſen Gegenſtand richten wollten, wie z. E. auf die Sonne, wir nicht am hellen Mittage mitten in Finſterniß ſtehen bleiben würden. Wir mögen uns ja nicht einbilden, daß wir mit körperlichen Augen den Geiſt hinlänglich gewahr werden und erkennen können. Es iſt viel ſicherer, das Ebenbild von demjenigen zu betrachten, was wir ſuchen; und dieß werden wir unter obgedachten verſchiedenen Bewegungen finden. Ich will ſie euch wieder ins Gedächtniß bringen.

Im Weltbaue giebt es Dinge, deren einige in Ruhe, und andere in Bewegung ſind. Unter denen, die in Bewegung ſind, bewegen ſich einige an einem und demſelben Orte: andere gehen von einem Orte zum andern über. Es iſt eine Nothwendigkeit, daß dieſe Bewegungen, die an einerley Orte geſchehen, zirkelförmige Bewegungen um einen Punct herum ſeyn müſſen, der ihr Mittelpunct iſt; und dieß iſt, ſo viel wir davon urtheilen können, die eigentlichſte Bewegung,

wegung, die der Bewegung des Geiſtes am ähnlichſten iſt. Wir werden uns alſo der Wahrheit bey unſerer Vergleichung ziemlich nähern, wenn wir verſichern: daß die Bewegung des Geiſtes, eben wie die Bewegung der Weltkugel, als einer zirkelförmigen Figur, in Abſicht auf eben dieſelben Sachen, auf eben dieſelbe Art, in eben demſelben Orte, um eben dieſelben Puncte herum, nach eben demſelben Verhältniſſe, und mit eben derſelben Regelmäßigkeit geſchehe. Diejenige Bewegung, die auf eine entgegengeſetzte Art geſchehen wird, die weder regelmäßig, noch gut angeordnet, noch nach denſelben Geſetzen geſchehen wird; die wird die Bewegung einer Seele ſeyn, die gar keine Gemeinſchaft mit dem Verſtande hat.

Wir wollen alſo durchaus eins werden, daß, da die Seele alles regieret, und den Umlauf des Himmels lenket; diejenige Seele, die dieſe Beſorgung hat, die alles anordnet, voller Güte und Vortrefflichkeit ſey: die Frömmigkeit würde nicht erlauben, ſie anders zu ſchildern. Iſt aber dieß, ſo iſt es dieſe Seele eben, welcher man die Regelmäßigkeit des Laufes der Sonnen zuſchreiben muß: und was ich davon ſagen werde, das wird ſich auch auf die übrigen Himmelskörper ſchicken.

Wir ſehen zwar den Sonnenkörper, die Seele davon aber ſehen wir nicht: und es giebt keinen weder lebloſen noch lebendigen Körper, deſſen Seele in die Sinnen fallen könnte; ungeachtet ſie in alle Sinnen ausgebreitet, und gleichſam innigſt mit ihnen vereiniget iſt.

Um nun zu verſichern, daß die Seele alles regiere, muß man eines von folgenden drey Stücken begreifen: daß die in das Innerſte der Kugel geſtellete Seele, dieſelbe eben ſo beweget, wie ſie unſern Körper beweget. Oder ſo: die Seele, die ſich von außen einen Körper von Feuer oder Luſt machet, wie einige ſagen, treibt mit Gewalt den Körper der himmliſchen Kugel, durch den Körper, welchen ſie ſich ſelbſt gemachet hat: oder endlich, wenn man voraus ſetzet, ſie ſey aller körperlichen Kleidung beraubet, ſo muß man ſagen: daß die Seele, da ſie verſchiedene Arten von Kräften hat, und ſolcher Kräfte, die unſere Bewunderung übertreffen, die Kugeln bewege. Es gehe nun zu wie es wolle, ſie ſitze nun mit der Sonne auf einem Wagen, und führe uns ſolchergeſtalt das Licht zu; oder ſie mache es auf eine andere Art, von woher, und wie man will: ſo iſt es doch am vernünftigſten zu glauben, dieſe Seele ſey ein Gott, und es wäre närriſch, wenn man anders denken wollte. Wir wollen von der Kugel des Mondes und der übrigen Sterne eben das ſagen, was wir von der Sonne geſaget haben. Dieſe Seelen ſind die Urſachen aller Dinge, ſie ſind mit Tugenden erfüllet. Wer wollte nun nach dieſem noch läugnen, daß das Weltgebäu voller Gottheiten iſt?

Nunmehr müſſen die **Arbeiſten**, entweder unſerer Meynung beyfallen, daß die Seele die Hervorbringerinn des Weltbaues ſey, dafern ſie nichts beſſers ſagen können, als was wir geſaget haben; oder ſie müſſen zeigen, daß wir aus falſchen Gründen wider ſie geſtritten haben. Hierbey wollen wir es bewenden laſſen, und zu dem zweyten Satze ſchreiten, der die Vorſehung betrifft.

Nunmehr müſſen wir verſuchen, durch unſere Reden diejenigen zurecht zu bringen, die, da ſie das Daſeyn der Götter zugeben, nicht geſtehen wollen: daß ſie an der Verwaltung der menſchlichen Vorfälle Theil nehmen.

Ihr glaubet, wollen wir ihnen ſagen, daß es Götter giebt, und die Aehnlichkeit, welche ihr mit ihnen habet, treibt euch an, ein Weſen zu erkennen und zu ehren, mit welchem ihr ſehr nahe verwandt ſeyd. Nur das Glück, welches ungerechte und gottloſe Leute genießen, bringt euch auf eine Meynung, welche von der Frömmigkeit verdammet wird. Allein, werdet beſſers Sinnes.

Dieß Glück iſt kein wahres Glück. Es iſt ein bloßer Schein, den man unrecht für die Sache ſelbſt nimmt; und welcher von den Dichtern und andern Schriftſtellern, ohne Grund in ihren Schriften gerühmet wird.

Die Erwägung der beſtändigen Glückſeligkeit dieſer Menſchen, die weder Glauben noch Redlichkeit beſitzen, machet euch unruhig und irre. Ihr ſehet, daß ſie bis zum hohen Alter kommen, die wichtigſten und ehrenvollſten Aemter bekleiden, und ihren Kindern und Kindeskindern eine geruhige Erbſchaft hinterlaſſen. Ihr habet erzählen hören, oder ſeyd ſelbſt Zeugen von denen Laſtern geweſen, die ihnen zu Stuffen gedienet haben: wodurch ſie ſich aus dem Mittelſtande zu den erſten Ehrenſtellen, und gar zuweilen zu der oberſten Gewalt erhoben haben.

Es iſt leicht zu ſehen, daß dieſes die Gegenſtände ſind, die eure Klagen wider die Götter rege machen. Ihr wolltet wohl, wegen einer gewiſſen Gleichheit, die ihr mit ihnen habet, dieſelben wenigſtens entſchuldigen, da ihr ſie von allen Vorwürfen nicht ganz frey machen könnet: und da ihr ſie nicht offenbar anklagen dürfet, ſo laſſet ihr euch von falſchen Gründen dahin reißen, und gehet gar ſo weit, daß ihr auch läugnet: die Götter, die es giebt, bekümmerten ſich um den Lauf der Welt.

Wir wollen verhindern, daß dieſe Meynung in eurem Verſtande ſich nicht beſtärke, und eine ſo gefährliche Vorbereitung zur Gottloſigkeit nicht tiefere Wurzeln faſſe.

Es wird nicht ſchwer ſeyn, euch zu zeigen: daß die Götter mit gleich vieler Sorgfalt ſo wohl über die geringen Dinge, als über die großen wachen. Die Vortrefflichkeit ihrer Natur machet, daß ihnen alle Arten der Vollkommenheiten eigen ſind: und eine ihrer vornehmſten Eigenſchaften, iſt dieſe, daß ſie ihre Vorſehung über alle Dinge überhaupt erſtrecken. Wir wollen alſo unterſuchen, worinnen die Sammlung derer Vollkommenheiten beſtehe, worinnen der Götter ihre Vortrefflichkeit beſteht.

Richtig denken, Weisheit beſitzen, Muth und Standhaftigkeit haben, das ſind Vollkommenheiten: das Gegentheil ſind Fehler oder Laſter. Der Menſch iſt allerley Arten der Unvollkommenheiten fähig: die Götter aber ſind durchaus frey davon. Eine angewohnte Nachläßigkeit kann man nicht als eine Vollkommenheit anſehen, ihre Urſache ſey auch welche ſie wolle; die Faulheit, oder eine Trägheit, die durch ein wollüſtiges und in den Vergnügungen eingewiegtes Leben entſteht. Nur dem Menſchen allein iſt es möglich, in Nachläßigkeit zu verfallen: weil er ſich vor der Arbeit fürchtet, oder das Vergnügen liebet. Gott, welcher dieſe Neigung am Menſchen mit Abſcheu ſieht, will ſie an ſich ſelbſt nicht erfahren: und man muß keine Redensarten dulden, die ihm dieſelbe ſchuld gäben. Wenn wir nun ein wirkendes Weſen vorausſetzeten, welchem aufgetragen wäre, wachſam zu ſeyn; deſſen Geiſt aber ſich bloß mit großen Dingen beſchäfftigte, und die kleinen vernachläßigte: was für einen richtigen Begriff von ihm könnten wir uns wohl machen? Hätten wir nicht Urſache zu glauben, daß er, er ſey nun ein Gott, oder ein Menſch, bey dieſer Aufführung nur einen dieſer zween Bewegungsgründe vor Augen habe: entweder die Ueberzeugung, daß die Verabſäumung der kleinen Sachen dem Ganzen ſeines Gegenſtandes gar nicht nachtheilig ſey; oder die Liebe zur Muße und zur Ruhe? Denn wenn man aus Mangel des Vermögens aufhörete, für die großen Sachen ſo wohl Sorge zu tragen, als für die kleinen: alsdann würde man dasjenige keine Vernachläßigung nennen, was ein wirkliches Unvermögen ſeyn würde, für die Dinge zu wachen.

Nunmehr mögen uns die Ankläger der göttlichen Vorſehung antworten: Ihr geſtehet zu, werden wir ihnen ſagen, daß es Götter giebt; daß ſie alles ſehen, alles hören; daß ihnen nichts von allem verborgen iſt, was in die Sinne fallen kann, oder uns bekannt werden könnte. Ihr geſtehet ihnen auch eben daſſelbe Maaß des Vermögens zu, was ſich bey den ſterblichen Weſen befindet. Wir ſind eins geworden, daß die Götter eine vortreffliche und vollkommene Natur beſäßen; daß man aus dieſer Urſache nichts von allem was ſie thäten, der Faulheit, der Weichlichkeit, dem Müßiggange, noch der Furcht beymeſſen könnte, die bey den Menſchen die Quelle aller Laſter iſt. Wann denn nun folglich die Götter über die kleinen Dinge, die im Weltgebäue ſind, nicht wachen, ſo müßten ſie, entweder aus einer verkehrten Urtheilskraft, dieſe kleinen Dinge ihrer Aufmerkſamkeit unwerth halten, ungeachtet ſie derſelben wohl werth ſind: oder wenn ſie das Gegentheil glauben, ſo müßten ſie als die verächtlichſten Menſchen handeln, welche wohl einſehen, was beſſer iſt zu thun, und gleichwohl das ſchlechtere thun; da ſie ſich von der Stärke des Vergnügens dahin reißen, oder von der Furcht vor dem Schmerze abhalten laſſen. Keines von allem dieſem läßt ſich behaupten.

Noch mehr! man bemerket in den Vorfällen des menſchlichen Lebens, einen lebendigen Eindruck der Bewegung; welcher nur von einer lebendigen und beſeelten Natur herkommen kann. Von allen lebendigen Weſen empfindet der Menſch am meiſten ſeine Neigung, die Götter zu verehren; er gehöret ihnen zu, er iſt ihr Eigenthum, ſo wie die andern Weſen und der Himmel ſelbſt, es ſind. Man ſage ſo viel man wolle: es gebe in den Dingen eine Größe oder Kleinheit, es wird niemals gehörig zu ſeyn ſcheinen, daß die göttliche Natur, die vollkommen und ſehr fähig iſt, für das Heil und die Erhaltung derer Weſen zu wachen, die ihrer Herrſchaft zugehören, dieſelben verlaſſe; entweder weil ſie ſie nicht kennet, oder weil ſie nichts nach ihnen fraget.

Dieſem füge ich noch folgende Erwägung bey: die Sinnen zeigen und entdecken uns nicht ſonder Urſache die kleinen Dinge: allein es iſt viel leichter, die kleinen Dinge zu leiten, zu regieren und in Ordnung zu halten, als die großen. Was wäre es wohl, wenn ein Arzt, der von der Krankheit eines Körpers handeln ſoll, indem er ihn heilen könnte und wollte, ſeine Sorgfalt und Bemühungen nur auf die wichtigſten Theile dieſes Körpers wendete; und die andern, die nicht weſentlich zu ſeyn ſchienen, ganz und gar vernachläßigte? Was würde eine ſo ſeltſame Cur wohl im Ganzen wirken? Weis etwa der Steuermann, der Kriegsoberſte, der Haushälter, das Haupt einer Republik, nicht wie wichtig die kleinen Dinge ſind, um uns zu den großen zu verhelfen? Selbſt der Steinſetzer, weis er nicht, daß die großen Steine nicht recht geleget werden können, wenn man nicht unter den kleinen eine richtige Anordnung beobachtet? O! daß wir doch ja nicht glauben, Gott ſey ein ungeſchickterer Arbeiter, als die ſterblichen Arbeitsleute! je vollkommener dieſe ſind, deſto beſſer arbeiten ſie ihre großen oder kleinen Werke, nach den Regeln derjenigen Kunſt aus, die ſie üben: Und Gott, der mächtigſte von allen Künſtlern, welcher alles nach ſeinem Gefallen, nach den Geſetzen ſeiner Weisheit, einrichten will und kann, der ſollte der Faulheit eines abgeſchreckten Menſchen nachahmen; welcher aus Ermüdung über der Beſorgung ſchwieriger Sachen, dasjenige würde liegen laſſen, was weder groß noch ſchwer iſt? Das wäre eine Ruchloſigkeit, ſich von den Göttern einen ſo ehrenrührigen Begriff zu machen.

Doch es iſt nicht genug, daß wir auf die Gründe derer geantwortet haben, die die Götter einer Nachläßigkeit beſchuldigen. Wir wollen auch verſuchen, durch neue Proben dieſe Gegner zu zwingen, daß ſie den weiten Umfang der göttlichen Vorſehung erkennen müſſen. Wir müſſen wider das Gift dieſer gottloſen Meynungen Gründe nehmen, die den Beſchwörungen gleichen. Wir wollen unſern jungen Leuten begreiflich machen: daß derjenige, dem die Sorgfalt über alles aufgetragen iſt, ſeine Abſichten auch auf die Erhaltung und das Glück des Ganzen richte. Daß jeder Theil, ſo viel ihm möglich iſt, durch das, was er thut oder leidet, zum allgemeinen Beſten beytragen muß: daß dieſe Abſicht unter der Anleitung gewiſſer vorgeſetzten Intelligenzen ausgeführet wird; in einer Genauigkeit, die ſich bis aufs allerkleineſte erſtrecket: welches im Weltgebäue entweder thätig, oder leidend geſchieht.

Du ſelbſt, werden wir einem dieſer jungen Leute ſagen, biſt nur ein ſehr kleines Theilchen dieſes Weltgebäues: und gleichwohl gehorſamet dieſes Theilchen ſeiner Beſtimmung, und zielet beſtändig auf das Beſte des Ganzen. Du weiſt nicht, daß die Zeugung der Dinge geſchieht, damit das Leben des Weltbaues glücklich ſey. Der Weltbau iſt nicht deinetwegen gemachet; ſondern du biſt ſeinetwegen gemachet: denn ein Arzt, oder ein geſchickter Künſtler, die beyde ihre Sache wohl verſtehen, machen das, was ſie machen, im Abſehen auf das Ganze, und betrachten nur das allgemeine Beſte. Nicht der Vortheil des einzelnen Theiles, wird dem Vortheile des Ganzen vorgezogen, ſondern der Vortheil des Ganzen, geht dem Vortheile des Theiles vor. Du überläßt dich dem Murren wider die Vorſehung, nur deswegen; weil du nicht weiſt, daß alles, was dir begegnet, nur zum Beſten des Weltbaues, und deiner ſelbſt geſchieht, wie es den Abſichten des allgemeinen Schöpfers der Natur gemäß iſt. Da die Seele, welche bald dieſem, bald jenem Körper angewieſen iſt, allen Arten von Veränderungen, entweder durch ſich ſelbſt, oder durch den Eindruck einer andern Seele, unterworfen iſt: ſo bleibt demjenigen, welcher die Würfel hält, nichts anders zu thun übrig; als daß er das, was am beſten iſt, an einen beſſern Ort bringe, und das, was ſchlechter iſt, an einen ſchlechtern, nachdem es einem jeden gebühret, damit alles in der Ordnung, und in gehöriger Verfaſſung erfunden werde.

Durch Beyhülfe dieſer Einrichtung, begreift man, wie leicht es den Göttern fällt, für alles zu ſorgen: denn wenn eine Urſache, die ihre Blicke auf alle Dinge richtete, eine jede Sache beſonders bilden wollte: wenn ſie bis auf die Verwandelung der Elemente wirkete, ſo, wie die Verwandelung des Feuers, in das belebte Waſſer; wenn nicht irgend ein allgemeines Geſetz, eine Sache aus vielerley andern werden hieße, oder viele aus einer einzigen: ſo müßte man ſagen, es gäbe eine unendliche Menge Weſen, die nicht anders, als zufolge einer erſten, oder zweyten, oder dritten Erzeugung entſtünden; nachdem es die Mannichfaltigkeit der Auszierungen des Weltgebäues erfodert. Dahingegen nichts leichter iſt, als die Regierung des Weltbaues durch den, dem es aufgetragen iſt: und dieß geht ſo zu.

Derjenige, der über uns herrſchet, wenn er ſieht, daß alle unſere Handlungen, bald gute, bald ſchlimme Wirkungen der Seele ſind; daß die Seele und der Körper nicht untergehen können, ungeachtet ſie nicht ſo unſterblich ſind, wie die Götter es ſind: (denn wenn von dieſen einer oder der andere untergienge, ſo hätte die Hervorbringung beſeelter Weſen ein Ende): wenn er ferner erwäget, daß das Gute, dergleichen das Gute der Seelen iſt, nichts als Gutes hervorbringt, und das Böſe nichts als Böſes hervorbringt; ſo richtet er dieſer Einſicht zufolge, die Sachen dergeſtalt ein: daß, auf welchen Ort ein jeder Theil auch geſtellet worden wäre, wenn man das Ganze betrachtet, die Tugend doch allezeit die Oberhand über das Laſter, und zwar leicht und vollkommen behielt.

In Anſehung des Allgemeinen, hat der König der Welt feſtgeſetzet, welchen Rang und Ort die einzelnen Weſen einnehmen ſollten, nachdem ſie gut oder böſe ſeyn würden. Unſerm Willen hat er die Macht überlaſſen, zu erwählen, welche von dieſen zwoen Benennungen wir verdienen würden: denn gemeiniglich ſind wir ſo, wie wir ſelbſt ſeyn wollen, und das, was wir werden wollen. Alle beſeelten Weſen haben die Urſache ihrer Veränderung in ſich ſelbſt, und verändern ſich auch in der That; worauf ſie denn der Ordnung, und dem Geſetze des Schickſals zufolge, an einen Ort gebracht werden, der mehr oder weniger verſchieden iſt, nachdem nämlich die in ihnen vorgegangene Veränderung gröſſer oder geringer iſt. Diejenigen, in denen dieſelbe mittelmäßig iſt, ſteigen nicht in die tiefen Oerter hinunter, und bleiben gleichſam auf der Oberfläche der Regionen: allein, die ſtrafbareſten Weſen, und diejenigen, die bey ihrer Veränderung ſich am meiſten von den guten Sitten entfernet haben, werden in tiefere Oerter, und in diejenigen Abgründe hinunter geſtürzet, die wir die Hölle nennen; ein Namen, vor welchem Lebendige und Todte erzittern.

Wann die Seele, welche die Freyheit hat, ſich durch die Tugend zu verſchönern, oder durch das Laſter zu verunſtalten, ſich, indem ſie ihre Freyheit recht gebrauchet, feſt, und mit einem unwandelbaren Vorſatze, mit der göttlichen Tugend vereinbaret hat; wenn ſie ſich durch dieſe Liebe hervorgethan hat: ſo ändert ſie ihren Aufenthalt, und wird von einer heiligen Stäte, an eine andere, noch beſſere, gebracht. Ergreift aber die Seele das Gegentheil, ſo erfährt ſie auch ein ganz widriges Geſchick:

So wills der Götter Rath, die im Olympus wohnen!

Ja, junger Menſch, der du glaubeſt, du werdeſt von der Vorſehung vernachläßiget: wiſſe, daß derjenige, der boshafter geworden iſt, auch mit boshaftern Leuten an einerley Ort verbannet werden wird; es ſey im Leben, oder in den verſchiedenen Arten des Todes. Und derjenige, der ſich beſſert, wird mit beſſern Seelen, ſo wohl im Leben, als im Tode, vergeſellſchaftet ſeyn. Sie werden einander, einer wie der andere, begegnen, nachdem die Verſchiedenheit ihrer Sitten ſeyn wird, und wie es ſich geziemet, daß der gleiche mit dem, der ihm gleicht, umgehe. Weder du, noch ein anderer, ihr möget ſo hoch am Glucksbrette ſtehen, als ihr wollet, werdet euch jemals ſchmäucheln dörfen, dieſem unwiederrufflichen Ausſpruche zu entgehen. Die Götter, die deſſen Urheber ſind, werden deſſen Nichtausführung nicht zugeben. Uns gebühret es, acht zu geben, daß wir deſſen Strenge nicht auf uns ziehen. Die Götter werden dich nicht aus den Augen verlieren, und wenn du auch ſo behende wäreſt, daß du in den Mittelpunct der Erden dringen könnteſt, oder ſo leicht, dich bis in den Himmel zu erheben: ſo wird dich doch die dir gehörige Züchtigung verfolgen; du magſt nun hier bleiben, oder in die Tiefen der Erde hinunter ſteigen, oder noch an einen wüſtern Ort gebracht werden.

Eben das muß man in Anſehung derer Menſchen ſagen, die du aus dem Mittelſtande zu größern Ehren haſt ſteigen ſehen; und denen, die Ungerechtigkeit, oder andere böſe Thaten zu Mitteln gedienet haben, ſich zu erheben. Du haſt geglaubet, ſie wären bey ihrem Wohlſtande glücklich: und indem du die Vorſehung Gottes nur in der Ausführung dieſer Strafbaren betrachtet, ſo haſt du geſchloſſen, die Götter hätten keinen Theil an der Verwaltung der menſchlichen Begegnungen; ohne dennoch zu bedenken, daß dieſe Reihe von Vorfällen, bloß ſolchergeſtalt eingerichtet iſt, um zu dem Beſten des Weltgebäues beyzutragen.

Wenn du dieſe Wahrheiten nicht annimmſt, ſo kannſt du dir niemals ſelbſt einen Entwurf deines Lebens machen; noch irgend eine Betrachtung über denjenigen anſtellen, was deſſen Glück oder Unglück ausmachet. Wenn du aber, nach dem, was wir dir bisher vorgeſtellet haben, dir geſunde Begriffe von den Göttern gemachet haſt; ſo danke ihnen dafür: ſo gleich wirſt du ihren Beyſtand genugſam genoſſen haben. Braucheſt du aber noch erſt Betrachtungen anzuſtellen, um aus deinem Irrthume zu kommen: ſo höre einmal an, was wir demjenigen entgegen zu ſetzen haben, welcher glaubet, die Götter wären nicht unerbittlich, und ließen ſich durch Gebeth bewegen.

Zuvörderſt wollen wir ſetzen, daß die Götter, da ſie den Himmel beherrſchen müſſen, ohne jemals in ihrer Wachſamkeit nachzulaſſen, ſie auch Macht und Recht haben, zu gebiethen. Die Beſchaffenheit dieſes Gebiethens iſt es, was wir anjetzt unterſuchen müſſen. Iſt es nun erlaubet, das Kleine mit dem Großen zu vergleichen: in welchem Stande wollen wir wohl diejenigen Menſchen ſuchen, die dieſen Herren ähnlich ſind? Wollen wir ſagen, die Götter verwalteten das Amt deſſen, der in einer Laufbahne von Streitern den Wagen führet? Sie wären Steuermänner, die die Schiffe regieren müßten? Feldherren, vor der Spitze eines Kriegsheeres? Aerzte, welche das menſchliche Geſchlecht aus dem Kriege erretten müſſen, dem ihm die Krankheiten machen? Oder Ackersleute, die ſich mit der Erhaltung ihrer Pflanzen beſchäfftigen; und welche von denen Verheerungen, die ihnen die böſen Witterungen zuführen, beſtändig in Furcht und Zittern gehalten werden? Oder wollen wir endlich ſagen, es wären Hirten von Heerden? Denn da wir eins geworden ſind, daß der Himmel voller Gut und Uebel ſey; und die Zahl des Uebels, das Gute überwiege: ſo muß man einen ewigen Streit erwarten, und ſonder Aufhören wachen.

Die Götter und Schutzgeiſter ſtreiten für uns: wir gehören beyden an. Unſer Fall wird bloß durch die Ungerechtigkeit, durch Verachtung der Geſetze, und durch die Blindheit verurſachet. Unſer Heil beſteht in der Gerechtigkeit, in der Mäßigung und Weisheit. Dieſe Tugenden nun wohnen völlig bey den Göttern: und bey uns ſind nur ſehr kleine Fünkchen davon zu ſpüren.

Einige beſeelte Weſen, welche Einwohner der Erden ſind, und deren Reichthum nur eine Straßenräuberey iſt, ſind allezeit bereit, in Anſehung derer Seelen, die über uns wachen, ſich der Wuth der wilden Thiere zu gebrauchen: welche uns bewachen, wie aufmerkſame Hunde eine Schäferey bewachen. Zu andern Zeiten werfen ſich dieſe ungerechten Menſchen zu den Füßen ihrer Herren, ſuchen dieſelben durch ſchmäuchelhafte Reden zu gewinnen, und bemühen ſich durch Bitten, welches ſie mit Liedern untermengen, (denn ſo viel hoffen die Boshaften): es werde ihnen erlaubet werden, fremdes Gut an ſich zu reißen, ohne daß ihnen deswegen etwas übels begegne. Dieſe unerſättliche Habſucht iſt es, welche in den fleiſchlichen Körpern, die Krankheit der Seelen ausmachet; und die wir in den Städten und Regierungen der Staaten, Ungerechtigkeit nennen.

Wer uns bereden will, daß die Götter allezeit geneigt ſind, denenjenigen zu vergeben, welche Unrecht begehen; wenn die Schuldigen den Vortheil, den ſie davon ziehen, mit ihnen theilen: ſo würde man zugeben, daß die Götter, in dieſem Falle, es mit den Menſchen eben ſo macheten, wie die Hunde einer Schäferey, wenn dieſelben ſich mit den Wölfen verglichen, damit dieſe einen Theil der Heerde freſſen und zerreißen möchten. Die Götter würden alsdann nichts, als eine Art von Steuermann ſeyn, welche für ein mäßiges Trankopfer, oder für ſonſt ein geringes Opfer, den Untergang eines Schiffes, und derer, die ſich darauf eingeſchiffet, behandelten. Das hieße ſich die Götter als Führer eines Fuhrwerks vorſtellen, welche bey einem Zulaufe um den Preis, den Sieg demjenigen zuwenden wollten, der ihnen das beſte Geſchenk gegeben hätte. Ein ſolcher Begriff aber wäre ihnen ſchimpflich: und man würde ſie eben ſo ſehr beleidigen, wenn man ſie für Feldherren oder Aerzte anſähe, die ſich durch einige Gaben bewegen ließen, das Beſte derer, die ihnen anvertrauet ſind, zu verwahrloſen.

Die Götter ſind vortreffliche Wächter, und haben die koſtbareſten Sachen zu behüten. Wie kann man ſich nur vorſtellen, daß ſie bey der Vortrefflichkeit ihrer Natur, und einem ſo großen Vermögen, ohne Mühe für die Erhaltung der ſchönſten und beſten Dinge zu wachen, in dieſem Stücke ſchlechter ſeyn ſollten; als die mittelmäßigſten Menſchen, welchen es nicht möglich wäre, das Recht feil zu haben? Nein! Dieſe Meynung läßt ſich nicht behaupten, und wer auf derſelben beharren wollte, den würde man mit Recht, als den gefährlichſten und ſtrafbarſten von allen Ruchloſen anſehen.

XII.

Des Herrn Abtes Fenels Verſuch, eine Stelle im dritten Buche Cicerons, von der Natur der Götter, wieder herzuſtellen.

Der Wohlſtand der Gottloſen, hat zu allen Zeiten, den Ungläubigen in allen Religionen, gegen die Vorſehung eine Schwierigkeit zu machen geſchienen: deren Auflöſung nirgends anders, als in der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele zu finden iſt.

Zu Ende des dritten Buches **von der Natur der Götter**, trägt **Cotta**, einer der Unterredenden, dieſen gemeinen Einwurf vor, und führet als eines der ärgerlichſten Beyſpiele, das Glück des alten **Dionyſius**, Tyrannen von **Syrakuſa** an. „Niemand, ſaget er, hat wohl jemals die „Verachtung gegen die Götter höher getrieben. **Dionyſius** machete ſich mit ſeiner Ruchloſigkeit breit: es war „ihm nicht genug, die Altäre, und ſelbſt die Bildſäulen der „Götter zu plündern; ſondern gotteslaͤſterliche Spöttereyen „waren das gewöhnliche Gewürz ſeiner Entheiligungen. „Gleichwohl, (füget **Cotta** hinzu) iſt die göttliche Rache „über dieſen glücklichen Verbrecher nicht ausgebrochen: „man hat nicht erlebet, daß er entweder von einem Donnerſtrale gerühret; noch von einer langwierigen grauſamen „Krankheit ins Grab wäre gebracht worden. Er ſtarb „ganz ſanft in den Armen ſeines Sohnes, eines Erben aller ſeiner Macht, und ſein Begräbniß ward mit außerordentlicher Pracht begangen.„ Hunc igitur nec olympius Jupiter fulmine percuſſit, nec Aeſculapius miſero diuturnoque morbo tabeſcentem interemit; atque in ſuo lectulo mortuus in Tympanidis rogum illatus eſt, etc. a).

Das unverſtändliche Wort Tympanidis, worüber die verſchiedenen Leſearten der Handſchriften gar kein Licht ertheilen, übet ſchon ſeit langer Zeit die muthmaßungsvolle Wiſſenſchaft der Kunſtrichter. Die Menge und Verſchiedenheit der Verbeſſerungen, die bald mehr, bald weniger ſinnreich ſind, und die ſie vorſchlagen, ſind Zeugen ihrer Verwirrung. Alle aber ſind eins, dieſe Stelle für ſo verſtümmelt zu halten: daß es unmöglich zu ſeyn ſcheint, ſie wieder herzuſtellen.

Dieſer Ausſpruch der Kunſtrichter indeſſen, hat den **Herrn Abt Fenel** nicht abgehalten, an dieſer Stelle im **Cicero** einen Verſuch zu thun. Was er uns hierüber mitgetheilet hat, das läuft auf folgendes hinaus.

1. Merket er an, daß **Cicero**, zufolge der Vorurtheile der Alten, welche die Ehrenbezeugungen bey den Leichenbegängniſſen über ihren wahren Werth lobeten, allhier einen Umſtand von des **Dionyſius** Begräbniſſe ausdrücken will: welcher fähig ſey, das ſtandhafte Glück anzuzeigen, welches dieſem Tyrannen bis ſo gar nach ſeinem Tode gefolget hat.

2. Widerleget er die kühnen Muthmaßungen, welche man bisher über dieſen Text ertheilet hat; und die in der That auch einige von dem Texte ſelbſt, die andern von dem Sinne des Verfaſſers gar zu entfernet ſind.

3. Zeiget er, daß der Holzſtoß des **Dionyſius** in dem Alterthume berühmt geweſen. **Philiſtus** hatte ihn, nach **Theons** Berichte, in ſeiner Geſchichte beſchrieben. Wenn **Athenäus** im V. **B.** von Werken redet, die von großen Meiſtern für große Könige erbauet worden, ſo lehret er uns:

---

a) Cicero de nat. Deorum III. 35.

daß des **Dionyſius** Holzſtoß Anlaß gegeben, die Kunſt des Baumeiſters zu bewundern; und daß dieſer Baumeiſter **Timäus**, Τιμαῖος geheißen habe.

4. Will der Herr Abt **Fenel**, daß das Wort Timpanidis eine Verſtümmelung des Namens dieſes Künſtlers ſey. Fürs erſte findet man in Timpanidis, die drey erſten Buchſtaben von Timæus. **Timäus** kann ſehr wohl von einigen Schriftſtellern **Timonides** genennet worden ſeyn. Die Abänderung der Endung der Hauptnamen, war bey den Alten etwas ſehr gewöhnliches. Dieſes nun voraus geſetzet, begreift man ohne Mühe, daß **Timonidis** ſich in **Timpanidis** verwandelt habe.

5. Iſt jemand mit einer ſo natürlichen Auflöſung nicht zufrieden: ſo ſey es ihm erlaubet zu muthmaßen, daß die drey letzten Sylben von **Timpanidis** den Namen des Vaterlandes oder Vaters vom **Timäus** in ſich halten; oder auch vielleicht irgend ein Beywort, welches **Cicero** entweder dem Künſtler ſelbſt, oder ſeinem Werke gegeben. Hiedurch öffnet der Herr Abt **Fenel** den Muthmaßungen ein neues Feld.

Er beſchließt damit, daß er dasjenige beweiſt, was man ihm beſtritten hatte; nämlich: daß ein vom **Timäus** erbauter Holzſtoß Timæi rogus heißen könne. Dieſe Art ſich auszudrücken, iſt allen Sprachen gemein. Man ſaget, **Salomons Tempel**, des **Phidias Minerva**, des **Praxiteles Venus**, des **Demetrius Helepolis**, des **Nikomedes Conchois**, des **Hippokrates von Chio Lunula**; und es würde leicht aber überflüßig ſeyn, eine größere Menge Beyſpiele zu häufen.

* * *

XIII.

Herrn Frerets Abhandlung von dem Gebrauche der Menſchenopfer, welcher bey verſchiedenen Völkern, und inſonderheit bey den Galliern eingeführet geweſen.

Nicht alle Wahrheiten ſind auch wahrſcheinlich. Die Geſchichte biethet uns eine Menge Begebenheiten oder Gebräuche dar, die der Natur ſo zuwider ſind: daß man um die Ehre der Menſchen zu retten, faſt geneigt ſeyn möchte, ſie zu läugnen; wenn ſie nicht durch unwiderſprechliche Zeugniſſe beſtätiget würden. Die Vernunft ſelbſt erſtaunet davor; die Menſchlichkeit erzittert darob: allein, da nach einer reifen Unterſuchung die Kritik wider diejenigen Zeugen, die ſie beſtätigen, nichts aufbringen kann; ſo muß man endlich mit Seufzen bekennen: daß es keine Handlung giebt, die der Menſch nicht fähig ſey, zu thun; ſo wie es keine Meynung giebt, die er nicht im Stande iſt anzunehmen.

Die Gewohnheit **Menſchenopfer** zu ſchlachten, iſt einer von denen barbariſchen und gräßlichen Gebräuchen, deren Gewißheit nur gar zu ſehr beſtätiget iſt; als daß man daran zweifeln dörfte: und was noch ſeltſamer zu ſeyn ſcheint, iſt dieſes, daß man bey den geſitterſten Völkern, Beyſpiele dieſer grauſamen Opfer findet.

Eine Abhandlung, welche Herr **Duclos** den 4ten **Februar** 1746. von den **Druiden** geleſen a), erweckete in einer

---

a) Sie ſteht im XIX. Bande der par. Ausg. ganz eingerückt.

einer Verſammlung der Akademie große Streitigkeiten. Bey der Hitze, die insgemein dergleichen gelehrte Uneinigkeiten begleitet, gieng man ſo weit: daß man den Gebrauch der Menſchenopfer bey den Galliern in Zweifel zog; und man wollte den **Pyrrhoniſmus** in dieſem Stücke auf allgemeine Betrachtungen gründen, die von beſondern Sätzen unterſtützet würden: welche man aus der weſentlichen Beſchaffenheit der galliſchen Religion hernahm, welche, wie man ſagete, von der Vielgötterey, oder wenigſtens von der Abgötterey weit entfernet geweſen wäre. Allein, in Anſehung wirklicher Begebenheiten, können alle Betrachtungen wider das Anſehen der Zeugniſſe nichts ausrichten. Die verſchiedenen Wiſſenſchaften haben eine jede ihre eigene Art in Aufſuchung derer Wahrheiten zu verfahren, die in ihr Fach einſchlagen, und die Geſchichte hat ſo gut, als die übrigen, ihre Demonſtrationen. Das einhällige Zeugniß anſehnlicher, zeitverwandter und uneigennütziger Schriftſteller, kurz, deren Einſicht man ſo wenig als ihre Redlichkeit in Zweifel ziehen kann, machen die hiſtoriſche Gewißheit aus: und es würde eine Unbilligkeit ſeyn, andere Arten von Beweiſen von ihr zu fodern.

Nachdem Herr **Freret** ſich bey der Wahrheit dieſes Grundſatzes aufgehalten; ſo machet er ſonder Mühe die Anwendung deſſelben auf den Gegenſtand des Streites. Sein Gedächtniß biethet ihm eine lange Reihe von Stellen dar, deren einige, die er auf der Stelle anführete, und andere, die er nur bloß anzeigete, alle zu dem Beweiſe beytragen: daß das Schlachten der Menſchenopfer, einer von denen Gebräuchen geweſen, die ſich unter den verſchiedenen Secten des Heydenthums am meiſten ausgebreitet gehabt. Bald darauf bildeten dieſe verſchiedenen Zeugniſſe, als ſie in Ordnung gebracht waren, eine Abhandlung; die er uns einige Tage darauf mitbrachte, und in welcher er zeigete:

daß die Altäre ehemals faſt alle mit Menſchenblute beſudelt worden.

In **Rom** brauchete man dieſe abſcheulichen Opfer bey außerordentlichen Gelegenheiten *b*). Unter vielen Beyſpielen, die die römiſche Geſchichte davon darbeuth, eräugete ſich eines der merkwürdigſten in währendem zweyten **puniſchen Kriege**. **Rom**, welches durch die canniſche Niederlage erſchrecken war, ſah dieſen Unglücksfall als ein offenbares Zeichen des Zornes der Götter an, und dachte: es könnte dieſelben nicht anders, als durch ein menſchliches Opfer beſänftigen. Nachdem man nun, ſchreibt **Livius** *c*), die heiligen Bücher zu Rathe gezogen: ſo ſchlachtete man die in dergleichem Falle verordneten Opfer. Ein **Gallier** und eine **Gallierinn**, ein **Griech** und eine **Griechinn** wurden lebendig auf einem von denen öffentlichen Märkten begraben; welche ſeit langer Zeit, dieſen der Religion des **Numa** ſo ſehr zuwiderlaufenden Opfern beſtimmet waren. Dieſelben wurden im 657ten Jahre **Roms** durch einen Rathsſchluß verbothen *d*): allein, trotz dieſem Verbothe, hatte der Aberglauben ſie dermaßen in Anſehen gebracht, und ſogar ſo gewöhnlich gemachet, daß auch Privatleute der **Bellona** Menſchenopfer brachten; ja daß um dieſelben abzuſchaffen, die Geſetze ſich mit allem ihrem Anſehen bewaffnen mußten.

Bey den **Griechen** waren ſie nicht ſo gewöhnlich: gleichwohl findet man den Gebrauch davon in einigen Gegenden eingeführet; und ohne daß man hier des Opfers der **Iphigenia** erwähnet, welches wenigſtens beweiſen würde, daß dergleichen zuweilen in der heroiſchen Zeit gehalten werden: ſo kann man auf das Wort des **Theophraſtus** *e*)

---

b) *Plin.* XXVIII. 2.
c) Liv. XXII. C. 57.
d) *Plin.* XXX. 14.
e) *Porph. de Abſt.* II.

verſichern; daß die Arkadier ſchon zu ſeiner Zeit in den Feſten, Lycäa genannt, Menſchenopfer geſchlachtet haben. Dieſe Opfer waren faſt allezeit Kinder. Unter denen Aufſchriften die Herr **Fourmont** aus Griechenland gebracht hat, iſt auch die Zeichnung einer in Arkadien gefundenen halberhobenen Schnitzarbeit, die ſich offenbar auf dergleichen Opfer bezieht.

Man kann nicht zweifeln, daß dieſe blutdürſtige Gewohnheit auch bey den **Phöniciern** eingeführet geweſen. Aus **Phönicien** gieng ſie nach **Griechenland** über: und aus **Griechenland** brachten die **Pelasger** ſie nach **Italien**. Die **Juden** hatten ſie von ihren Nachbarn entlehnet: die **Propheten** werfen ihnen dieſes vor: und die hiſtoriſchen Bücher des alten Teſtamentes, biethen mehr als eine Handlung von dieſer Art dar.

Karthago, eine **phöniciſche** Pflanzſtadt, hatte eben denſelben Gebrauch angenommen; den ſie auch lange Zeit beybehielt. **Plato** *f*), **Sophokles** *g*), und **Diodor von Sicilien** *h*), ſagen es mit ausdrücklichen Worten. Die **Karthaginenſer** brachten ihre eigenen Kinder dem **Saturn** dar: und **Plutarch** verſichert *i*), daß diejenigen, die keine Kinder zum ſchlachten gehabt, ſich welche gekaufet; daß alsdann die Mütter ſie ſelbſt darbringen, und mit einem heitern Geſichte dem Opfer beywohnen müſſen: der mindeſte Seufzer von ihnen, hätte ſie, ohne das Schlachtopfer zu retten, um allen Werth deſſelben gebracht.

Gelon von Syrakuſa, geſtund den **Karthaginenſern**, nachdem er ſie in **Sicilen** geſchlagen, den Frieden nur unter der Bedingung zu, daß ſie dieſen verhaßten Opfern entſagen ſollten. Allein dieſer Artikel des Vergleiches konnte nur diejenigen **Karthaginenſer** angehen, welche in

---

f) In *Minoe.*

g) Apud *Porphyr.*

h) XX.

i) De Superſtitione.

in der Inſel ſaßhaft und Meiſter von dem abendlichen Theile des Landes waren: denn die Menſchenopfer währeten in **Karthago** noch immer fort. Da ſie einen Theil der **phöniciſchen** Religion ausmacheten: ſo konnten die römiſchen Geſetze, die ſie lange Zeit darnach verbothen, dieſelben nicht gänzlich abſchaffen. **Tiber** ließ vergeblich die unmenſchlichen Diener dieſer barbariſchen Handlungen, am Leben ſtrafen: **Saturn** fuhr dennoch fort in **Afrika** ſeine Verehrer zu haben; und ſo lange er deren welche hatte, ſo lange floß auch in der Stille das Menſchenblut auf ſeinen Altären k).

Die ausdrücklichen Zeugniſſe **Cäſars**, des **Plinius**, **Tacitus** und vieler andern richtigen Schriftſteller, erlauben uns nicht zu zweifeln: daß die **Deutſchen** und **Gallier** Menſchenopfer geſchlachtet, nicht nur bey öffentlichen Opfern, ſondern auch bey denen, die für die Geneſung der Kranken gebracht wurden. Es iſt vergeblich, wenn wir unſere Vorfahren von einem Verbrechen frey ſprechen wollen, welches ihnen von gar zu vielen Denkmälern einhällig aufgebürdet wird. Die Nothwendigkeit dieſer Opfer war einer von denen Lehrſätzen, die die **Druiden** eingeführet hatten; und welcher ſich darauf gründete: man könne die Götter nicht, ſonder einen Tauſch befriedigen; das Leben eines Menſchen aber, wäre der einzige Preis, welcher im Stande wäre, das Leben eines andern zu löſen. Bey den öffentlichen Opfern, brachte man in Ermangelung von Uebelthätern, unſchuldige Perſonen um: bey den Hausopfern aber, ſchlachtete man oftmals Menſchen, die ſich freywillig zu dieſer Todesart gewidmet hatten.

Die bey den Galliern gewöhnlichen Gelobungen, davon die Geſchichte der **Römer** und anderer Völker ebenfalls Beyſpiele anzeiget, würde allein genug ſeyn, uns zu

dem

---

k) *Joſeph.* Antiqu. XVIII. 4. *Tertull.* Apolog. 8.

dem Schluſſe zu berechtigen: daß die Menſchenopfer im Alterthume nicht unbekannt geweſen; wenn die Sache auch gleich nicht durch ausdrückliche Beweiſe beſtätiget wäre.

Uebrigens, ſo abſcheulich dieſer Gebrauch auch iſt, ſo darf er uns doch von Seiten der Alten nicht mehr befremden, als von den Völkern in **Mexico**: allwo die Spanier ihn von langen Zeiten her eingeführet gefunden. **Europa** hatte ehemals ſeine **Leſtrigonier**, wie **Amerika** ſeine **Anthropophagen**.

XIV.

Herrn Frerets Abhandlung von der Natur und den bekannteſten Lehrſätzen der galliſchen Religion.

Der Verfaſſer der Abhandlung von den **Druiden**, von welcher wir im vorigen Artikel geredet haben, ſtellet in ſelbiger die Religion der **Gallier** als ungemein einfältig vor. Daraus, daß dieſe Völker keine Tempel hatten, und geglaubet haben; ſie würden der Gottheit zu nahe treten, wenn ſie dieſelbe gewiſſermaßen in eine Ringmauer einſchließen ſollten, ſchließt Herr **Dúclos**: daß ſie die Unermeßlichkeit Gottes zugegeben haben; und da dieſe Eigenſchaft die Vielheit der Götter ausſchließt: ſo zieht er durch eine abermalige Folgerung den Schluß heraus, daß ſie vor dem Einbruche der Römer keine **Polytheiſten**, und noch vielweniger Abgötter geweſen.

Herr Freret giebt mit dem Herrn **Dúclos** zu, daß die galliſche Religion nicht mit allen denen abgeſchmackten und unanſtändigen Fabeln überhäufet zu ſeyn ſcheint, die die griechiſche Mythologie beflecken: allein er ſchließt nicht daraus, daß der Gottesdienſt und die Ausübung dieſer Religion, in einzelnen Stücken ſo vernünftig geweſen, als philoſophiſch deren Lehrgebäu war. Alle die Religionen, welche ein Werk ſolcher Leute geweſen ſind, die ſich ihrer eigenen Einſicht überlaſſen, haben ſelten mehr beygetragen ihren Verſtand aufzuklären, als ihr Herz zu beſſern.

Es ſcheint, daß die erſten Gallier, keine Götzen oder Abbildungen der Gottheit gehabt; ſo wenig als die **Deutſchen**.

ſchen. Selbſt damals als ſie die Götzenbilder der Römer annahmen, oder nach deren Beyſpiele ſich ſelbſt welche macheten; ſo hatten ſie doch nicht denſelben Begriff davon, und ſahen ſie nicht dafür an: daß ſie nach ihrer Einweihung ein Sitz der Gottheit geworden wären. Alſo könnte man denn der Strenge nach, die alten **Gallier** eben keiner Abgötterey beſchuldigen: aber folget daraus wohl, daß ſie auch keine **Polytheiſten** geweſen? daß ſie nicht die Regierung des Weltgebäudes unter mehrere unterſchiedene Gottheiten vertheilet haben?

Ungeachtet die Betrachtungen uns durch die allerdeutlichſten Beweiſe auf den Lehrſatz der unbedingten Einheit Gottes führen: ſo iſt doch die wahre Religion die einzige, in welcher dieſer Lehrſatz allgemein angenommen iſt h). Allenthalben ſonſt nimmt man einen höchſten Gott an, und redet von demſelben auf eine deutlichere oder undeutlichere Art: allein der Gottesdienſt gehe dennoch an die niedern Gottheiten, und dieſe Theilung vertilget in dem Herzen faſt aller Menſchen, den Begriff eines einzigen Gottes, welcher über dieſe beſondern Weſen erhaben iſt.

Hätten die **Gallier** nur einen einzigen Gott erkannt: ſo hätten die **Römer**, welche mitten unter ihnen lebeten, es vermuthlich bemerket; und **Cicero**, **Plinius**, **Seneca**, kurz alle Schriftſteller, welche die Religion philoſophiſch abgehandelt haben, hätten von dieſer beſondern Sache geredet, die ſo geſchickt war, ihre Aufmerkſamkeit zu erregen. Die Aufſchriften, welche man in denen von **Galliern** beſeſſenen Landſchaften gefunden, zeigen uns: daß ſie Gottheiten gehabt, die durch Namen und beſondere Kennzeichen von einander

---

h) Es iſt wahr, daß die Einheit Gottes einer der Grundartikel des mahometaniſchen Glaubens iſt; allein man muß den ander unterſchieden geweſen. Dieſe Namen, z. E. **Heſus**, **Teutates**, **Belenus**, **Beliſama**, **Taranis**, waren galliſch: woraus erhellet, daß die römiſche Herrſchaft deren Dienſt in **Gallien** nicht eingeführet.

Die beſondern Lehrſätze der galliſchen Religion ſind uns wenig bekannt: indem, nach der Anmerkung des Herrn **Düclos**, die Sage allein dieſelben aufbehalten; und die **Druiden**, welche ſie dem Volke vortragen mußten, ſich eine Pflicht, oder vielmehr ein politiſches Geſetz daraus macheten, deren eigentliche Beſchaffenheit nicht offenbar zu machen. Die Unſterblichkeit der Seelen war der einzige Grundſatz, welchen ſie öffentlich lehreten m).

Diodor von Sicilien hat den Begriff, welchen die Gallier von einem andern Leben hatten, mit der ägyptiſchen und pythagoriſchen Seelenwanderung, das heißt, mit dem nach einander folgenden Uebergange der menſchlichen Seele in verſchiedene Körper vermenget. **Cäſars** Ausdrücke laſſen ſich eben ſo auslegen: indeſſen aber war der galliſche Lehrſatz von dem Pythagoriſchen im Grunde ſehr unterſchieden. Dieſe Völker glaubeten, daß nach dem Tode, die Seelen in eine andere Welt giengen, um ſich mit andern Leibern zu vereinigen. **Nach eurer Meynung**, ſaget **Lucan**, indem er mit den **Druiden** redet, **bewohnen die Seelen den dunkeln Aufenthalt des Erebus nicht. Plutons finſteres Reich iſt nicht ihr Wohnplatz nach dieſem Leben. Sie gehen in eine andere Welt über, als die unſrige iſt; um eine jede einen ganz andern Körper zu beleben, als derjenige iſt, den ſie verlaſſen haben. Der Tod iſt für ſie** nur

---

den Mahometismus, als eine Ketzerey der chriſtlichen Religion anſehen.

m) *Mela* III. 2. *Cæſar* Bell. gall. VI.

nur ein Punct der eine lange Dauer in zween Theile theilet. Daher rühret der Heldenmuth, welcher die Gallier gegen alle Gefahren unempfindlich machet; dadurch ſie auch dem Tode mit Gleichgültigkeit trotzen. Sie würden es als eine Verzagtheit anſehen, wenn ſie ein Leben ſchonen wollten, welches ſie wieder erhalten werden.

Dieſe Verſe aus dem **Lucan**, und die Gewohnheit derer, welche ſich ſelbſt umbrachten, um diejenigen, die ſie liebeten, in ein ander Leben zu begleiten, zeigen uns, daß die Gallier den Tod nur für einen Uebergang gehalten. Die Beobachtung der Geſetze und die Tapferkeit in Schlachten, war in ihren Augen das ſicherſte Mittel, in jener andern Welt glücklich zu ſeyn. Dieſe Lehre war auch allen Völkern in Deutſchland gemein. Wir haben unläugbare Beweiſe davon, in den alten runiſchen Gedichten der mitternächtlichen **Scalden**: und noch heute zu Tage iſt dieſes die Meynung faſt aller Wilden in Amerika. Sie glauben ein **Land der Seelen**, welches wir, ſagen ſie, nach dem Tode bewohnen werden.

Herr **Düclos**, ſieht in ſeiner Abhandlung die Seelenwanderung der **Pythagoräer**, als unverträglich mit dem Begriffe eines ewigen Lebens nach dieſem Leben an; weil man, nach ihm, eine Seele, die in den verſchiedenen Körpern weder die Erinnerung eines vorhergegangenen Zuſtandes, noch die Empfindung eines fortgeſetzten Daſeyns behält, der Zahl nach, auch nicht für dieſelbe Subſtanz halten kann.

Herr Freret glaubet, daß dieſer Grundſatz noch einige Schwierigkeiten leide. Er bemerket, daß wir die

Empfindung unſers Daſeyns in dem Augenblicke ſelbſt, da wir anfangen zu ſeyn, noch nicht haben; daß wir uns unſerer erſten Jahre gar nicht erinnern; und daß endlich im Schlafe, und in einigen andern Gelegenheiten, dieſe Empfindung ziemlich lange unterbrochen werde. Hieraus nun ſchließt er, daß dieſes Bewußtſeyn der Fortdauer unſers Weſens, nicht nothwendig deſſen Identität in ſich halte.

Allein, wenn man auch die metaphyſiſchen Folgerungen zugäbe, welche Herr **Duclos** aus den ägyptiſchen Lehren von der Seelenwanderung zieht, ſo würde doch daraus noch nicht folgen, daß dieſelbe mit dem Glauben, und den Uebungen einer Religion nicht beſtehen könne. Das Beyſpiel der Volker in Indien, biethet von dieſer Verträglichkeit einen thätigen Beweis dar, wider welchen man nichts einwenden kann. Die Saducäer, welche die Unſterblichkeit der Seelen läugneten; und die mehreſten von den Stoikern, welche die einzelnen Seelen für Theile der allgemeinen Weltſeele hielten, waren ſehr eifrige Beobachter des Gottesdienſtes. Die Religion iſt dem Menſchen ſo weſentlich eigen, daß ſie, trotz den Beſtrebungen einer der Natur zuwiderlaufenden Philoſophie, dennoch in den mehreſten Gemüthern diejenigen Meynungen beſieget, die ihr am meiſten entgegen geſetzet zu ſeyn ſcheinen.

XV.

Herrn Frerets Abhandlung von der Wortableitung des Namens der Druiden.

Die Alten haben den Namen **Druide**, von dem griechiſchen Δρῦς, eine Eiche hergeleitet: und vermuthlich iſt es zufolge dieſer Ableitung geſchehen, daß **Diodor von Sicilien** ihnen den Namen **Saronides**, von Σαρων, einem mit Δρῦς gleichbedeutenden Worte, giebt. In den verſchiedenen Mundarten der **celtiſchen Sprache**, bedeuten die Wörter **Dar**, **Derou**, **Derouen**, **Dair**, **Darakh**, **Darogh**, u. ſ. w. eine **Eiche**, vermuthlich wegen der Härtigkeit ihres Holzes, von dem Worte **Deour**, fortis, robuſtus. Robur war aus einer gleichen Urſache, im Lateiniſchen mit Quercus gleichbedeutend geworden; und folglich kömmt es von ungefähr, daß das celtiſche Wort **Deour**, dem griechiſchen Δρῦς ähnlich ſieht. Die **Druiden** ſchrieben dem Eichenmiſtel große Eigenſchaften zu; ſie brachten

---

*) Herr Freret hat noch nicht alle Gründe dieſer Meynung erzählet. Wenn er John Tolands poſthumous Works geleſen hätte, ſo würde er noch mehr Beweiſe davon gefunden haben. Nun war aber Toland ein gebohrner Irrländer, und verſtund die alte irrländiſche Sprache. Verdienet er alſo nicht die Achtung, daß wir ſein Gutachten von dieſer Sache auch hören, ehe wir ein Urtheil ſprechen?

Es iſt wahr, wenn im Griechiſchen allein die Eiche Δρῦς hieße: ſo wäre dieſe Ableitung der Druiden gezwungen. Allein Toland verſichert uns, daß das irrländiſche Wort Drui, oder verderbet, Droi und Draoi heiße. Nun heißt im armoriſchen eine Eiche Derven, im hiberniſchen Dair; daher ein Wald Doire, und die Druiden Droi, d. i. gleichſam Waldmänner (homo ſylveſtris) genennet werden. Für Doire hat man in der brachten ihre Opfer, davon man die Beſchreibung in des Herrn **Duclos** Abhandlung ſehen kann, bloß in Eichenwäldern.

Nun ſcheint es gleich anfänglich natürlich zu ſeyn, wenn man hieraus ſchließt, daß der Namen dieſes Baumes, die Wurzel von dem Namen **Druid** ſey. Dieß iſt auch des **Plinius** und vieler andern Schriftſteller Meynung *).

Allein Herr **Freret** kann ſich nicht entſchließen, dieſelbe anzunehmen, und eignet dieſem Namen einen ganz andern Urſprung zu; und ſeine Urſache davon iſt folgende. Die Religion der **Druiden** hatte ihren Sitz in der **britanniſchen Inſel**, als in ihrem Mittelpuncte. **Cäſar** lehret uns, daß diejenigen, welche eine tiefere Kenntniß davon erlangen wollen, auf dieſe Inſel gegangen ſind, um ſie zu erlernen. Daraus folget nun, daß man die wahre Art den Namen der **Druiden** zu ſchreiben und auszuſprechen, in der **walliſchen** und **irrländiſchen** Sprache ſuchen müſſe.

Die britanniſchen Gedichte vom V. und VI. Jahrhunderte, das heißt, von einer Zeit, in welcher dieſe Religion noch nicht ganz abgeſchaffet war, reden von dieſen Prie-

---

der neuern Ausſprache **Derry** geſaget; daher **Londonderry** kömmt, woſelbſt eine alte Schule der Druiden geſtanden. Dieſelbe Halbinſel, worauf dieſe Stadt ſtehe, iſt Tolands Vaterland geweſen. Die Lateiner und Griechen nun, haben an das **Drei**, oder **Drui**, ein s angehangen, und **Druis** daraus gemachet, aus der mehrern Zahl aber **Druidhe**, Druides; die **Druidinnen** aber Druidæ. Denn die dieſes mit jenem vermengen, haben ganz unrecht.

Ferner heißt noch dieſe Stunde in Irrland ein Zauberer **Drui**, die Zauberey **Druidheacht**, und die Zauberruthe Slatnan Druidheacht: ſo, wie in Oberdeutſchland die Hexen **Druten** und unleſerliche Schriften **Drutenfüße** genennet werden. Was wollen wir nun ſagen? Soll Toland das Irriſche beſſer verſtanden haben, oder Herr **Freret**? Die gelehrten Leſer mögen urtheilen. G.

ſtern, deren Namen daſelbſt **Derouyдden**, in der mehrern Zahl, und **Derouydd**, in der einfachen Zahl geſchrieben iſt. Auf dieſe Art den Namen zu ſchreiben, muß ſich, nach Herrn **Frerets** Meynung, die Wortableitung gründen, die uns deſſen urſprüngliche Bedeutung lehren wird.

Er muthmaßet aber, daß das Wort **Derouydd**, aus zweyen celtiſchen Worten, **De** oder **Di**, **Gott**, und aus **Rhouydd** oder **Rhaidd**, ein Mittelwort des irrländiſchen Zeitwortes, **Rhaidhim**, oder **Rhouidhim, reden, ſagen, ſich mit jemanden unterhalten**, zuſammen geſetzet iſt. Durch dieſe Wortableitung, wird der Namen **Druid** eben die Bedeutung haben, als das Θεολόγος der Griechen *).

Herr **Freret**, welcher anmerket, daß **Diodor von Sicilien**, die **Druiden** in der That **Theologen** nennet, ſetzet noch hinzu, daß das Wort **De** oder **Di**, in der celtiſchen Sprache alt ſey. Da das celtiſche Volk überaus andächtig war, wie **Cäſar** bemerket; ſo hatte es auch bey guter Zeit in ſeiner Sprache einen Namen gehabt, das höchſte Weſen anzudeuten. **De** oder **Di**, iſt ein Stammwort,

und

---

*) Die Sache ſieht gar zu liſtig und glücklich aus, als daß ſie recht wahrſcheinlich ſeyn könnte. Denn ungeachtet das **De**, für Gott, auch mit dem altdeutſchen Theut, This, Teutates, überein kömmt, welches alte celtiſche und deutſche Benennungen Gottes geweſen: Ungeachtet der König Cotis in den rhätiſchen Alpen, nach einigen Gott Tis; und ein anderer **Cotiſon**, nach dem Herrn Pelloutier in ſeiner Histoire des Celtes, eigentlich, des Gottes **Tis** Sohn geheißen: ungeachtet ferner das **Rhaidhim** ſelbſt mit unſerm reden, oder mit dem engl. write, und read übereinkömmt: ſo iſt es doch ſchwer zu glauben, daß dieſe alten Celten oder Irrländer gerade ein ſolches Wort für ihre Lehrer der Religion ausgeſonnen haben ſollten, als die griechiſchen Chriſten dem Evangel. Johannes gegeben, oder die Griechen dem erſten proſaiſchen Schriftſteller Pherecydes beygeleget. Sonſt nämlich, hat kein Volk ſeine Prieſter oder Pfaffen überhaupt ſo genennet: und die Celten haben deſto weniger ein Vorrecht gehabt, ihre Lehrer ſo

zu

und mit dem **Da** einerley, welches **Gütigkeit**, **Wohlthätigkeit**, gut, wohl, heißt. Das **Da** hat in dem ouidà dieſe Bedeutung behalten, für welches man bey einigen Schriftſtellern oui-bien findet *). Es iſt kein Wunder, daß der Begriff von **Wohlthätigkeit** in die Bildung des Namens der Gottheit Eingang gefunden. In der deutſchen Sprache iſt das Wort Gott, ebenfalls mit **Good**, gut, aus einerley Wurzel gebildet.

Die **Druiden** waren die einzigen, denen es zukam, von Gott zu reden. Sie allein waren die Diener bey den Opfern, ſie allein waren die Ausleger der himmliſchen Rathſchlüſſe, ſie hielte man für die einzigen, welche die göttliche Natur kannten. Dieſe herrlichen Vorzüge rechtfertigen den Urſprung ihres Namens, welchen Herr **Freret** ihnen giebt.

Das Chriſtenthum hat den Namen **Druid** ſo verhaßt gemachet, als ehrwürdig er bis dahin geweſen. Jetzund leget man ihn in der welliſiſchen und irrländiſchen Sprache, nur den Zauberern und Weißagern bey; ja er

---

zu nennen, da ſie nach Taciti Berichte, wenig öffentliche Lehren ausgebreitet, ſondern das höchſte Weſen mehr durch eine ſtille Ehrfurcht und Andacht zu verehren gelehret haben. G.

*) Das franzöſiſche Ouidà kann wohl viel leichter und beſſer von dem Deutſchen, ja doch! hergeleitet werden. Damit dieſes niemanden Wunder nehme, ſo muß man wiſſen, daß in dem nordlichen Theile von Frankreich ſo gar das Wort ja, welches man ya ſchreibt, noch anſtatt einer Bejahung gewöhnlich iſt. Eben ſo iſt das fairehalte, nichts anders, als Halte machen; und das alte-là, eben ſo viel, als Halte da! unzählicher andern ſolchen gemeinen Redensarten zu geſchweigen. Der alſo das da durch bien gegeben hat, mag es wohl nur ſo gemeynet haben; wie das bien in andern Worten, als eine particula encliтica gebrauchet wird, z. E. vous avez bien voulu, vous le ſavez bien; bien que je le ſache, u. d. gl. m. wo es eben nicht ein eigentliches Gut bedeutet. G.

hatte dieſe Bedeutung ſchon zu den Zeiten der Angelſachſen.

Herr Freret, welcher, wie Herr **Dúclos**, die **Druiden** in drey Claſſen theilet, bringt einen beſondern Umſtand von der zweyten dieſer Claſſen bey; das heißt, von den **Barden**, oder **Dichtern**, welche die Göttergedichte, und die Lieder zu Ehren der Götter und Helden aufſetzeten. Er merket an, daß dieſer Namen, **Barden**, welcher aus dem alten **Celtiſchen** genommen iſt, annoch in **Wallis** und in **Irrland**, ſo wohl als das Amt gebräuchlich iſt, welches dieſer Titel anzeigete. Daſelbſt nennet man diejenigen **Barden**, welche von unſern Vorvätern Trouvères, oder **Troubadours** genannt wurden. Dieß waren poetiſche Muſikanten, welche auf den Schlöſſern herumzogen, das Lob großer Männer zu beſingen, ſie mochten lebend oder todt ſeyn; und ihren Geſang mit dem Harfenſpiele begleiteten *).

◆

XVI. Deſ

---

*) Was hier von den Barden geſaget wird, das beſtätiget auch Toland. Er lehret, daß das Wort **Bard** irrländiſch, und **Bardd**, armoriſch iſt. Er ſaget, daß es drey Claſſen derſelben gegeben, Priwardh, Porwardh, und Arwardh. Die erſten waren Hiſtorienſchreiber; die andern Herolde, und dieſe lebeten bey den großen Herren: die dritte Claſſe aber, hielt ſich zum gemeinen Volke. Athenäus erzählet, wie dieſe Poeten die Großen zu loben gepflogen. Der galliſche Fürſt Luernius, hatte einen Tag zum Gaſtmahle angeſetzet. Ein Barde kam zu ſpät, und begegnete dem Fürſten auf dem Wege; fieng aber gleich an, denſelben zu rühmen; und ſich im Geſange zu beklagen, daß er zu ſpät gekommen. Der Fürſt vergnügte ſich dabey, und warf ihm einen Beutel mit Gelde zu. Der Poet hub den Beutel auf, und ſung von neuem: daß auch die Gleiſe, darinn ſein Wagen gienge,

Geld

XVI.

Des Herrn Abtes Belley Anmerkungen über den Abſtand der Inſel des Pharus, in Aegypten, davon in einer Stelle im Homer geredet wird. 1745.

Die Alten haben geglaubet, das niedere Aegypten wäre urſprünglich ein Meerbuſen, welcher ſich mit der Zeit durch den Schlamm des Nils vollgefüllet hätte. Die mehreſten Neuern ſind eben dieſer Meynung geblieben; die ſeit kurzem von dem Herrn Freret in ſeiner Abhandlung von dem Wachsthume, und der Erhebung des ägyptiſchen Erdreichs, durch die Ueberſchwemmung des Nils ſtark beſtritten werden a). Die Vertheidiger dieſer Meynung, ſtützen dieſelbe zum Theile auf eine Stelle im Homer, welche die Inſel Pharus betrifft.

Gold und Wohlthaten für die Menſchen trügen.

Daß unſere deutſchen alten Dichter auch von den Barden herſtammen, zeiget nicht nur Bardewik, wo ſie ihren Sitz und ihre Schule gehabt: ſondern auch die alte Benennung, da die Meiſterſänger ihre Lieder Bar genennet. Ich habe eigenhändige Handſchriften von Hans Sachſen, darinn er ſaget, wie viel Bar er gedichtet habe: davon ich in meiner kritiſchen Geſchichte der deutſchen Sprache ausführlich handeln werde. Man ſchlage hier die Beyträge zur kritiſchen Hiſtor. der deutſchen Spr. Poeſ. und Beredſamk. nach, I. B. 324 S. Imgleichen das Verzeichniß der Schriftſteller von ihnen a. d. 327. S. und die Ableitung ihres Namens a. d. 331. 334. und 337. S. Imgleichen im II. B. a. d. 69. u. f. imgleich. 643. S. Ferner im V. B. a. d. 267. u. f. S. G.

a) Man ſehe den XVI. Band der Memoires, in der pariſiſch. Ausgab. a. d. 333. S.

Dieſe Inſel iſt ſeit verſchiedenen Jahrhunderten mit dem feſten Lande von Aegypten verbunden. Gleichwohl ſcheint Menelaus, im vierten Buche der Odyſſee, wenn er ſeine Reiſen erzählet, zu ſagen: daß ſie von den Küſten jenes Landes eine ſolche Strecke entfernet ſey, als ein Schiff mit vortheilhaftem Winde, in einem Tage ſegeln kann.

> Νῆσος ἔπειτά τις ἔστι πολυκλύστῳ ἐνὶ πόντῳ,
> Αἰγύπτου προπάροιθε (Φάρον δέ ἑ κικλήσκουσι).
> Τόσσον ἄνευθ' ὅσσον τε πανημερίη γλαφυρὴ νηῦς
> Ἤνυσεν, ᾗ λιγὺς οὖρος ἐπιπνείῃσιν ὄπισθεν.
>
> *Odyſſ. Lib. IV. v. 355.*

Die Tagereiſe eines Schiffes, iſt nach der gemeinen Rechnung der Alten, auf achtzehn bis zwanzig gemeine franzöſiſche Meilen zu rechnen. Es iſt wohl wahr, daß ſie in der heroiſchen Zeit ſo groß nicht hat ſeyn können; da man ſich

---

*) Ob man dem Nilſtrome, von dieſer Verbindung der Pharusinſel mit dem feſten Lande Aegyptens alles, oder nichts zuzuſchreiben habe, läßt ſich ohne die genaueſten alten, und neuen Karten oder ohne eine wirkliche Beſichtigung der Oerter, gar nicht entſcheiden. Es kömmt auf die Entfernung desjenigen Armes vom Nil an, der dem Pharus am nächſten geweſen; auf die Stärke ſeines Stromes, auf die Tiefe ſeiner Mündung, auf die Höhe der jährlichen Ueberſchwemmungen Aegyptens, und auf die Menge des Sandes, oder Schlammes, den ſelbiger daſelbſt zurück gelaſſen. Wer kann aber alle dieſe Umſtände ſeit der Zeit des trojaniſchen Krieges ſo genau wiſſen? Naturkündiger hat es auf dieſer Küſte nicht gegeben; wenigſtens nicht ſolche, die das, was ſie bemerket, aufgeſchrieben hätten. Die Ströme ändern zuweilen ihren Lauf, ſonderlich, wenn ſie ſich in viel Arme theilen. Dann wird bald der eine, bald der andere ſtärker: ja manchmal verſanden und verwachſen einige Arme gar, und der Strom ergießt ſich anderwärts deſto ſtärker.

Alles dieſes kann ſich beym Nilſtrome eben ſo wohl zugetragen haben, als in Wälſchland beym Ausfluſſe des Po, in Frankreich bey der Rhone, im ſich noch weder der Ruderknechte, noch gedungener Leute zum Rudern bedienete. Die Helden hielten es ſich damals für keine Schande, das Schiffruder ſelbſt zu führen. Der Zug der **Argonauten** giebt ein Beyſpiel davon; und **Menelaus** ſaget es in eben demſelben Buche der **Odyſſee**, aus welchem obige Stelle genommen iſt, mit ausdrücklichen Worten von ſeinen Reiſegefährten: denen er gleichwohl das Beywort giebt, daß ſie den **Göttern ähnlich** geweſen.

Man kann alſo vorausſetzen, daß zu **Homers** Zeiten, oder vielmehr zur Zeit der trojaniſchen Belagerung, der Lauf eines Schiffes nicht ſo lang geweſen, als er in nachmaligen Zeiten geworden. Allein, man verkürze ihn auch ſo ſehr, als man wolle, ſo wird es allezeit unglaublich ſeyn: daß die Inſel **Pharus**, welche jetzt mit **Aegypten** zuſammen hängt, damals, auch nur um die kleineſte Tagereiſe davon entfernet geweſen *).

---

in Deutſchland an der Elbe, in den Niederlanden, beym Rheine, und in Preuſſen beym Ausfluſſe der Weichſel. Es iſt nämlich nicht eben nöthig, daß der feine Schlamm, den das Nilwaſſer bey ſeinen Ergieſſungen, auf den ägyptiſchen Feldern zurück läßt, dieß neue Land, zwiſchen dem Ufer, und der Pharusinſel gemachet habe. Aber es kann wohl der Sand, den er auf ſeinem Boden mit ſich führet, wie alle große Ströme thun, nach und nach dieß gewirket haben. Denn ſieht man nicht, daß Ravenna, das vor Zeiten dicht an der See gelegen, itzund etliche wälſche Meilen weit davon entfernet iſt; ja, daß beym Ausfluſſe des Po ſich gar etliche kleine Inſeln befinden, die ſich allmählich von dem angeſtrömten Sande erzeuget haben? Bey der Rhone ſieht man eben das. Diejenigen Oerter, wo man noch im zwölften Jahrhunderte abſegelte, nach dem gelobten Lande zu fahren, liegen itzo ein paar franzöſiſche Meilen im Lande. Und was hat nicht der Rheinſtrom mit ſeinen vielen Armen in den Niederlanden für neues Land gemachet, welches um Karls des großen Zeit noch nicht geweſen? Vom Ausfluſſe der Elbe, will ich nicht einmal gedenken: denn was für große Inſeln und Sandbänke hat er nicht nach und

Dieſe Veränderung der Lage, die ſich gar nicht erklären läßt, kann nur denenjenigen möglich vorkommen, welche das Erdreich des niedern Aegyptens, als ein Geſchenk des Nilſtroms anſehen.

Die

---

noch gemachet; dergleichen man auch an der Donaumündung im ſchwarzen Meere, ſo, wie am Dnieſter und Dnieper wahrnehmen wird.

Ich will nur noch etwas vom Weichſelſtrome ſagen, deſſen Arme und Ausflüſſe ich am beſten kenne. Das ganze niedrige Land, welches man die Werder nennet, iſt vielleicht noch nicht tauſend Jahre alt. Es iſt alles ſo flach, wie ein Tiſch, und kaum eines Schuhes höher, als die Fläche der Weichſel, wenn ſie mittelmäßig Waſſer hat. Wenn ſie ſich aber im Frühlinge, beym Schmelzen des Schnees in Pohlen, und im Sommer bey den anhaltenden Regen des Brach- und Heumonaths verſtärket: ſo übergießt ſie dieſe flachen Gegenden etliche Meilen weit: wo man nicht ſtarke Dämme gezogen hat, das Waſſer in ſeinem Bette zu erhalten. Das Danziger, Marienburger, und Elbinger Werder, zwiſchen zweyen Armen der Weichſel, ſcheint dergeſtalt, als ein neues Land von dieſen Ergießungen entſtanden zu ſeyn: daher es auch ſo niedrig, und ſo flach iſt, als die Horizontallinie des Waſſers ſteht.

Eben dergleichen Niederungen giebt es auch an dem Ausfluſſe des Memelſtromes, oder des in Pohlen ſo genannten Chronus, ſonſt die Ruſſe genannt, ins curiſche Haf, in Preuſſen. Auch dieſer ergießt ſich jährlich über alle die Wieſen und Ländereyen etliche Meilen weit; erhöhet und vermehret daſelbſt jährlich das Land, und ſchränket das curiſche Haf enger ein; ſo, wie die Arme der Weichſel, der Nogat und Elbingſtrom, im friſchen Hafe thun. Jährlich wächſt daſelbſt das ſumpfigte Schilfland weiter ins Haf. Allmählich wird der Boden von den Rohr- und Schilfwurzeln, und dem darübergeführten Schlamme, auch wohl dem verfaulten Schilfe und Rohre ſelbſt, dichter und feſter; ſo, daß man im Sommer bey niedrigem Waſſer das Vieh darauf treiben kann. Von Saamkörnern der Erlen oder Weiden, die irgend das übertretende Waſſer einmal aus dem hohen Lande bringt, fangen allmählich an, Erlern und Weidenbüſche zu wachſen; und durch deren Wurzeln, wird der Boden noch feſter. Endlich kann man feſtes Land daraus machen; wenn man Gräben durchziehet, das Waſſer ein wenig abzuführen, und die Ufer zu erhöhen. So hat der Kö-

nig

Die Folgerung, welche ſie aus dieſer Stelle im Homer ziehen können, hat den Herrn Abt Belley gerühret. Er hat geglaubet, dieſe Stelle, welche einem gewiſſen Lehrgebäu günſtig zu ſeyn ſcheint, von dem er eben ſo weit ent-

fernet

---

nig von Preußen viele hundert Hufen neue Wieſen und Ländereyen im Elbingerwerder machen laſſen; ſo werden auch beym Ausfluſſe der Oder bey Stetin, und tiefer nach der See jährlich neue Stücke Land gewonnen.

Allein es iſt noch ein Hülfsmittel, die Länder nach der See zu, zu erweitern. Die See ſelbſt hilft zuweilen, bey großen Stürmen, die nach dem Lande zu gehen, die Ufer erhöhen, und breiter machen. Sie wirft Sand, Schilf, Rohr, und allerhand Seekräuter, die auf ihrem Boden wachſen, mit vielen Muſcheln und Schnecken vermenget, ans Land. Dieſe bleiben liegen, und werden feſt, die See ſelbſt aber weicht um ſo viel zurück. So ſind die Ufer von Damietta, wo König Ludewig der heilige im dreyzehnten Jahrhunderte angelandet, itzo ſchon 9 bis 10 italieniſche Meilen von der See entfernet. An der Küſte von Holland, und ſonſt an vielen Orten, wirft die See Dünen und Sandbänke auf. An der jütländiſchen und hollſteiniſchen Küſte, treiben die Weſtwinde immer neues Marſchland an. Selbſt in Preußen, hat nicht nur vor Alters ein gewaltiger Sturm, die beyden ſchmalen Streife Landes, die man die Nehrungen nennet, gleichſam als Dämme zwiſchen dem Haf und der Oſtſee aufgetrieben: ſondern Danzig iſt itzo bereits eine halbe Meile von der See entfernet, an der es vormals erbauet worden. Und bey Pillau und St. Lorenz, auf der Spitze von Samland, weicht die See jährlich mehr zurück; weil ſie mehr Sand und Kraut ans Ufer wirft. Eben das bemerket man in Schweden; wie Nordberg und die Schriften der Soc. der Wiſſenſchaften bezeugen: daß die See itzo etliche Meilen von denjenigen Orten zurück gewichen, die ſonſt das Ufer geweſen. Dieß zeigen die verſandeten Schiffe, davon man die Ueberbleibſel hie und da ausgräbt. Eben das erfähret man zu Bezra, welches der vormalige Hafen von Karthago geweſen. Und auf der libyſchen Küſte findet man zwey, drey Meilen von dem Seeufer, eine ungeheure Menge von Ammonshörnern, und andern Conchylien; zu einem deutlichen Beweiſe, daß die See ſelbſt viel neues Land angeſetzet; und alſo auch gar wohl die Pharusinſel mit dem feſten Lande vereiniget haben könne. G.

fernet iſt, als Herr Freret, verdiene eine beſondere Unterſuchung: und dieſes hat er in einer Abhandlung gethan, worinnen er alles, was die Ausleger und Kunſtrichter bisher von dieſen Verſen der **Odyſſee** geſaget haben, ſammlet und unterſuchet.

Eratoſthenes und andere Schriftſteller, beſchuldigen den **Homer** in dieſer Sache der Unwiſſenheit, und wollen: dieſer Dichter habe die Küſten von **Aegypten** nicht gekannt. **Strabo** unternimmt ſeine Vertheidigung wegen dieſes Vorwurfes, und entſchuldiget ihn mit vielem Verſtande. „Es iſt **Menelaus**, ſaget er, der ſeine Reiſen erzählet. Er bedienet ſich des Vorrechtes der Gereiſeten; er ſchneidet auf, er lüget. Uebrigens iſt es ein Dichter, der ihn reden läßt. **Homer** glaubete, mit allen Alten, das niedere **Aegypten** ſey ein Geſchenk des **Nils**; es habe ſich nach und nach aus dem Schlamme angeſetzet, welcher von der Ergießung dieſes Stromes jährlich angetrieben wird, und folglich greiſe das feſte Land beſtändig mehr ins Meer ein. Hieraus wird er geſchloſſen haben, die Inſel **Pharus** ſey zur Zeit des **Menelaus** weiter von **Aegypten** entfernet geweſen, als ſie zu ſeiner Zeit geweſen. Vieleicht glaubete er nicht einmal, daß dieſer Abſtand ſo weit geweſen, als er ſaget; allein, er will die Leſer durch das Wunderbare ſeiner Erdichtung aufmerkſam machen.„

Dieſe Gründe des **Strabo**, zu **Homers** Vortheile, haben den Redner **Ariſtides**, welcher zur Zeit der **Antoninen** gelebet hat, nicht abgehalten, dem Dichter dieſen geographiſchen Irrthum vorzurücken.

Euſtathius, der gelehrteſte von **Homers** Auslegern, ſchlägt eine Erklärung dieſer Stelle vor. Man will, ſaget er, daß in den Heldenzeiten, die Inſel **Pharus**, von **Naukratis** in **Aegypten**, eine ganze Tagereiſe eines Schiffes entfernet geweſen, und daß nach der Zeit dieſer Abſtand durch den Schlamm des **Nils** vollgefüllet worden. „Der „Handel, füget **Euſtathius** hinzu, war damals in dieſer „Stadt **Naukratis**: allwo, wie man ſaget, **Menelaus** „angelandet ſeyn ſoll, nachdem er die Inſel **Pharus** „verlaſſen.„

Dieſe Erklärung würde ziemlich gut mit dem Texte übereinkommen, wenn nur in den heroiſchen Zeiten das feſte Land von **Aegypten** ſich nicht weiter, als bis **Naukratis** erſtrecket hätte. In der That, rechnete man von **Naukratis**, bis an die Inſel **Pharus**, ungefähr funfzig Meilen, welche faſt achtzehn unſerer franzöſiſchen ausmachen.

Allein, man kann dieſer Vorausſetzung nicht wohl beypflichten. Denn 1. war zu **Herodots** Zeiten, das feſte Land von **Aegypten** faſt eben ſo beſchaffen, wie heut zu Tage; wie Herr **Freret** ſolches in ſeiner Abhandlung beweiſt.

Herodot ſchrieb ungefähr acht hundert Jahre nach dem **trojaniſchen** Kriege, vier hundert Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Wird man nun wohl glauben, daß das **ägyptiſche** Erdreich, ſich von **Naukratis** innerhalb acht Jahrhunderten anſetzen können, da es gewiß iſt, daß es innerhalb zwey tauſend Jahren, keine merkliche Veränderung erlitten hat?

2. War **Naukratis** in der Heldenzeit noch gar nicht vorhanden. **Naukratis** iſt eine griechiſche von den **Mileſiern**, gegen das 400te Jahr vor **Chriſto** angelegte Stadt. Diejenigen Sagen endlich, die noch den meiſten Grund haben, laſſen den **Menelaus**, an der **canopiſchen** Mündung anlanden; welches die älteſte Mündung des **Nils** iſt.

Euſtathius hatte vermuthlich den Mangel dieſer Erklärung eingeſehen; wenigſtens begnüget er ſich nicht damit.

Er ſchlägt alſo eine andere vor, indem er von **Homers** Texte eine Dollmetſchung machet, welche **Paulmier von Grentemesnil** b), ſeit dieſem angenommen hat. Nach dieſen beyden, bedeutet Ἀιγύπτου auf dieſer Stelle der **Odyſſee**, nicht **Aegypten**, ſondern den **Nil** ſelbſt: welchen **Homer** allezeit mit dem Namen Ἀιγύπτος angedeutet hat. Man muß alſo Ἀιγύπτου προπάροιθε ſo überſetzen: **gegen über dem Fluſſe Aegyptus.** Von der Inſel **Pharus** nun, bis zu dem **canopiſchen** Buſen, allwo **Menelaus** anlandete, zählet **Strabo** in der That nur hundert und funfzig Stadien Entfernung: allein wir haben bemerket, daß die Tagereiſe eines Schiffes, in jenen erſten Zeiten auch nicht lang geweſen.

Dieſe einfältige und natürliche Erklärung, ſcheint dem **Herrn Abte Belley** alle Schwierigkeiten zu heben. Er bleibt alſo daben ſtehen, und machet den Schluß: daß die Anhanger der gemeinen Meynung, der Folgerung entſagen müſſen, die ſie aus dieſer unrecht verſtandenen Stelle, zum Vortheile eines Lehrgebäudes gezogen, welches ſich einzig auf ungewiſſe Sagen gründete, denen die ſicherſten Begebenheiten widerſprechen. In der That, wenn man in das höchſte Alterthum hinauf geht, ſo findet man, daß **Niederägypten** bereits viele Jahrhunderte vor dem **trojaniſchen** Kriege bevölkert geweſen. **Tanis**, und viele andere Städte, beſtunden ſchon: und dieß ganze Land, welches, wie man vorausſetzet, erſt ſeitdem durch die Abweichung des Waſſers entſtanden ſeyn ſoll, war ſchon damals reich und blühend.

Dieſer Anmerkung wollen wir noch zwo andere vom **Herrn Freret** beyfügen, welche ebenfalls den Sinn beſtätigen, welchen **Euſtathius** und **Paulmier von Grentemesnil**, dieſer Stelle im **Homer** beylegen.

1. Im Falle, daß das feſte Land von **Aegypten** ſich ſechs und vierzig tauſend geometriſche Schritte gegen den Norden

zu

---

b) *Palmerii* exercitationes, pag. 478.

zu genähert hätte, um ſich mit der Inſel **Pharus** zu vereinigen: ſo könnte doch dieſer Zuwachs keine Wirkung der Ueberſchwemmungen des Nils ſeyn; indem die Inſel **Pharus**, und der Hafen von Alexandrien, von dem canopiſchen Arme über dreyßig Meilen entfernet ſind; und es vor Alexanders Zeiten, keinen Canal gegeben, welcher die Waſſer des Fluſſes nach der Seite zu getrieben.

2. Ein Theil der Küſte zwiſchen dem **Pharus** und dem Nil, iſt ein erhabenes Gebirg, voller Felſen, welches unmöglich aus Schlamme hätte entſtehen können, welcher alle Jahre nach der Ueberſchwemmung liegen bleiben ſoll.

Nach einer langen Reihe von dergleichen Beobachtungen und Ueberlegungen, ficht Herr Freret allererſt die gemeine Meynung von der Erhebung des ägyptiſchen Erdreiches an. Dieſe, obgleich allgemeine Meynung, gründet ſich bloß auf **Herodots** Zeugniß, welches von allen Alten und faſt auch von allen Neuern, ohne Prüfung angenommen worden. Die Frage verdienete indeſſen wohl, von einem phyſikverſtändigen Kunſtrichter unterſuchet zu werden: weil diejenigen, welche glauben, oder doch ſo thun, als glaubeten ſie, die Erde wäre ein Werk der Waſſer, aus dieſem vorgegebenen Zuwachſe **Aegyptens**, durch die Ueberſchwemmungen des Nils, ihren Vortheil ziehen können. Dieſes ſeltſame Lehrgebäu, welches vor Alters von einigen philoſophiſchen Secten behauptet worden, findet noch heute zu Tage Anhänger: welche nicht ermangeln, unter andern, auch den Zuwachs von **Aegypten**, als eine unläugbare Sache anzuführen. Es war alſo gut, daß man ihnen dieſen eingebildeten Beweis zu Schanden machete, auf welchen ſie ſich ſteifen wollen, und von welchem man auf die Gründlichkeit der übrigen ſchließen kann. Es iſt wenigſtens allezeit ein Abgang von der Zahl derer Begebenheiten, die zweifelhaft ſind, und die die Legende der Ungläubigen ausmachen: denn der Unglauben hat ſo gut ſeine Legende, als der Aberglauben

XVII.

Von der Lage des Landes der Hyperboräer.

Wenn man die große Menge von Auflöſungen dieſer Aufgabe betrachtet, die ſo wohl die Alten, als die Neuern, gleichſam um die Wette dargebothen haben: ſo ſollte man faſt glauben, die Gelehrſamkeit könnte nichts ſchwerers aufzulöſen vorbringen. Die Ungewißheit, welche in dieſem Stücke bey den alten Schriftſtellern herrſchet; die Fabeln, die ſie von den **Hyperboräern** vorbringen; und die Uneinigkeit, welche unter den **Griechen** in denen Meynungen herrſchet, die ſie angehen, könnte einen veranlaſſen, zu muthmaßen: dieſes Volk wäre eine erdichtete Nation; wenn man nicht anderntheils, die Sage von ihren Reiſen, in Griechenland einhällig angenommen fände. Sie wird durch zuverläßige Denkmäler, durch andächtige Gebräuche, und durch Göttergeſänge, und endlich durch die Grabmäler beſtätiget, welche noch zu **Herodots**, und des **Kallimachus** Zeit beſtanden haben.

Man kann vernünftiger Weiſe nicht zweifeln, 1) daß es nicht ein beſonderes Volk gegeben, welches von den Griechen, unter dem Namen **Hyperboräer** angezeiget worden.

2) Daß nicht in den allerälteſten Zeiten, die am nächſten an die Heldenzeiten gränzen, dieſes Volk Abgeordnete nach **Delos**, und an andere dem Dienſte des **Apollo** gewidmete Oerter geſchicket, welcher ihre Hauptgottheit geweſen zu ſeyn ſcheint. Dieß iſt eine Wahrheit, welche durch die Göttergeſänge **Olens** von **Lycien**, und des **Melanopus** beſtätiget wird; welches die zween älteſten **Hymno-**

graphen von Griechenland ſind a). Dieſer Abgeordneten waren ſieben an der Zahl, zwey Mägdchen, die man **Theoren** nannte b); und fünf Mannsleute, die denſelben unter dem Namen der **Peripheren** oder **Wächter**, zur Begleitung dieneten c). Dieſe nun überbrachten jährlich die Erſtlinge ihrer Aernte.

Man hatte den Namen von denen zwo **Theoren** beybehalten, welche die **Hyperboräer** zuletzt abgeſchicket hatten; und die ſo wohl, als die fünf **Peripheren**, welche ſie begleiteten, zu **Delos** ſtarben. Ihr Grabmaal war in der Ringmauer von **Artemiſium** zu ſehen: und die jungen **Delier** giengen vor ihrer Verehlichung dahin, um ihre Haare auf ihren Gräbern zu opfern. Die Mägdchen opferten die ihrigen auf dem Grabe der **Theoren**; und die Mannsleute die ihrigen auf dem Grabe der **Peripheren**.

Auf eben dieſer Inſel, ſah man auch noch die Gräber der **Argis** und **Opis**, zwoer **hyperboräiſchen** Frauen: welche, wie man ſagete, ehemals mit dem **Apollo**, der **Diana** und **Latona**, nach **Delos** gekommen ſeyn ſollten. Dieſes bedeutet nur bloß, daß ſie den Dienſt dieſer drey Gottheiten daſelbſt eingeführet hatten. Das Andenken dieſer Frauen, ward von den **Deliern** verehret: welche den Staub von ihren Gräbern ſammleten, um ihn über die Kranken zu ſtreuen; und einen alten Göttergeſang ſungen, welchen **Olen** von **Lycien** auf dieſelben verfertiget hatte.

Da die **Hyperboräer** weder die **Laodice**, noch ihre Geſpielinn **Hyperoche**, (dieß waren die Namen der zwo letzten **Theoren**) wieder kommen ſahen; ſo wollten ſie gar keine mehr nach Griechenland ſchicken. Sie ergriffen den Entſchluß, ihre Gaben, ſo zu reden, aus einer Hand in die andere,

---

a) *Pauſanias* X.

b) *Callim.* Hymn. in Delum.

c) *Herodot.* IV. c. 33.

andere, bis nach **Delos** gehen zu laſſen: und auch dieſes währete nur eine zeitlang, nach welcher dieſe Art von Verbindung unter ihnen und den Griechen, ganz und gar aufgehoben ward *d*). **Herodot**, der die Reiſebahne beſchreibt, welche die **hyperboräiſchen** Gaben gegangen ſind, redet nur auf das Wort derer Sagen davon, die in **Delos** davon erhalten wurden.

Pindar, welcher gegen das 520te Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung gebohren worden, verſichert *e*): daß man zu ſeiner Zeit den Weg zum Lande der **Hyperboräer** nicht gewußt habe. Aus dieſer Unwiſſenheit nun entſtunden ſeltſame Erdichtungen, die bey einem leichtgläubigen und abergläubiſchen Volke leichtlich Eingang funden. Dieſe Fremden kamen nicht mehr nach Griechenland; man hörete nicht mehr von ihnen reden *f*): allein, indem ſie ſo zu reden verſchwunden waren, hatten ſie dennoch Spuren ihrer alten Erſcheinungen hinterlaſſen. Ihre Geſchichte hatte eine Verbindung mit der Religion des Volkes: man ſchrieb ihnen den Urſprung verſchiedener Gebräuche und allerley wichtigen Gottesdienſte zu. Selbſt der Namen ihres Landes, da er einer von denen unbeſtimmten Namen war, die keinen feſten und gewiſſen Platz beſtimmen, öffnete auch der ungeordnetſten Einbildungskraft ein freyes Feld. Dieſes hieß nun alles zuſammen verbinden, um in den Werken der Dichter eine große Rolle zu ſpielen. Eine jede Perſon, die der Hauptheld einer Legende wird, eine jede Begebenheit, die

---

d) *Plin.* IV. 12.

e) *Pindar.* Pyth. 10.

f) *Pauſan.* X. Cap. 5.

g) *Olen.* welchen **Pauſanias** V. anführet. *Pindar.* Olymp. III. *Plinius* VI. 13. *Mart. Capella.*

h) Von allen alten Schriftſtellern iſt Strabo der einzige, welcher dem Namen Hyperboräer eine andere Bedeutung giebt. Sie iſt zwar nicht ſo buchſtäblich, aber ſie iſt auch der Vernunft nicht ſo anſtößig. Er erkläret ihn nämlich, wie das Wort Βορειότατοι, ſehr nahe an dem Boreas oder Norden. *Strabo* I. 61.

die deren Inhalt ausmachet, müſſen einestheils von einer Seite kommen, die berühmt genug iſt, um Aufmerkſamkeit zu erwecken; und anderntheils unbekannt genug ſeyn, um allerley fabelhaſten Umſtänden Platz zu geben. Man ſah auch, daß gar bald aus einem einfältigen und ganz hiſtoriſchen Grunde, eine Menge Romanen über die **Hyperboräer** erwuchs: deren bis aufs lächerliche getriebene Wunderbare, in der folgenden Zeit eine fruchtbare Quelle von Irrthümern und neuen Widerſprüchen geweſen iſt.

Nach derjenigen Auslegung, welche alle griechiſche und lateiniſche Schriftſteller *g*), dem Namen *h*) der **Hyperboräer** geben, bedeutet dieſes Wort diejenigen, welche jenſeit des **Boreas** oder Nordwindes wohnen; und ſo weit drüber hinaus wohnen, daß er auch in ihrem Lande niemals wehet, allwo folglich ein beſtändiger Frühling herrſchen muß. Man ſieht wohl, wie viel ſeltſame und einander widerſprechende Muthmaßungen eine ſo wunderliche Auslegung veranlaſſen konnte. Wir wollen dieſe ſeltſamen Lehrgebäude näher beſehen.

1. Die erſten über die **Hyperboräer** erfundenen Erdichtungen, die der Saamen zu allen andern geweſen ſind, haben das Gedicht von den **Arimaſpen** zum Grunde: welches fälſchlich einem gewiſſen **Ariſtäus** von **Proconneſus** zugeſchrieben wird; der in dem Alterthume wegen der Fabeln berühmt war, die man auf ſeine Rechnung heraus gegeben *i*). Dieſer Schriftſteller ſetzet die **Hyperboräer**

---

i) Dieſer Menſch ſpielet in den Legenden des Heidenthumes eine große Rolle. Man kann im Herodot die Erzählung aller Wunderwerke finden, die man ihm zugeſchrieben. Nachdem derſelbe aus ſeiner Vaterſtadt Proconneſum plötzlich verſchwunden war, ſo kam er, wie man ſaget, nach ſieben Jahren wieder daſelbſt zum Vorſcheine. Er verſicherte ſeine Mitbürger, daß er in ſeiner Abweſenheit, den Apollo zu den Hyperboräern begleitet hätte; und ſagete ihnen ſein Gedicht über dieſes Volk her; worauf er noch einmal verſchwand. Die Einwohan die Morgenſeite des Berges **Ripheus**, und ziemlich tief in Nordoſten des hohen **Aſiens**, jenſeit der **Scythen**, der **Iſſedoner**, Nachbarn des **Caſpiſchen** Meeres, und der **Arimaſpen** *k*). Er wollte ſie ſo gar, auf die Nachricht dieſer mit ihnen benachbarten **Arimaſpen**, gekannt haben. Allein, was uns genug ſeyn würde, daß man nicht eben auf ſein Wort die **Hyperboräer** in dieſer Gegend ſuchen müſſe, iſt dieß: daß ſie den **Scythen** durchaus unbekannt geweſen, als welche **Herodot** ihrenthalben zu Rathe gezogen hat *l*).

Das von dem Stamme der **Scythen** bewohnete Land, davon hier die Rede iſt, iſt ungefähr eben das, was heute zu Tage die tartariſchen **Calmuken** bewohnen. Der Berg **Ripheus**, aus dem Gedichte der **Arimaſpen**, iſt diejenige Reihe von Bergen; die, da ſie ſich von Norden nach Süden, von dem Eismeere an, bis an die Quellen des **Jaik** erſtrecket, **Siberien** an der Abendſeite begränzet. Die **Ruſſen** nennen ſie Poias Semnoi, das heißt, **der Gürtel der Welt**. Alſo bewohneten denn die **Hyperboräer**, nach des **Ariſtäus** Erdbeſchreibung, das Land **Siberien**. Dieſes Land iſt, eigentlich zu reden, nur ein breites Thal, welches dem Nordenwinde offen ſteht, der ſelbiges von **neu Zembla** an, bis an den Gipfel des Poias Semnoi ungehindert

---

Einwohner zu **Metapont** in **Italien**, ſetzeten noch hinzu, daß 370 Jahre nach dieſer Erſcheinung auf dem Markte zu **Proconneſus**, **Ariſtäus** ſich wieder in ihrer Stadt ſehen laſſen, und ihnen befohlen, einen Altar zu Ehren des **Apollo** aufzurichten: indem ſie die einzigen Griechen **Italiens** wären, welche dieſer Gott eines Beſuches gewürdiget hätte; ungeachtet er ſich nicht ſichtbar ſehen laſſen. **Herodot** IV. Man ſehe auch den **Strabo** XIII. 589. und den **Dio von Halikarnaß** de ſtylo *Thucyd.*

k) Dieſe **Arimaſpen** waren ſelbſt ein erdichtetes Volk, von welchem man ſeltſame Thorheiten vorbrachte.

l) **Herodot** IV. 76.

m) **Schweden** iſt, ob es gleich tiefer im Norden liegt, als **Siberien**, dennoch nicht ſo kalt, indem es von Norden und Weſten, gehindert durchſtreicht: und dieſe Lage machet, daß die Kälte daſelbſt ſchärfer iſt *m*), als in Ländern, die zwar noch mitternächtlicher liegen, welche aber von Gebirgen vor dem Norden bedecket werden. Aus was für einem ſeltſamen Verſehen nun, hat der Dichter der Arimaſpen, eine von den allerkälteſten Weltgegenden erwählet; um ſeine **Hyperboräer** hinzuſetzen, deren Landesgegend, wie er gleichwohl ſaget, eines beſtändigen Frühlings genöße?

2. Setzet **Hekateus von Abdera** *n*), ein Zeitgenoß **Alexanders**, in einem Werke, ſo er von den **Hyperboräern** herausgegeben, ihren Aufenthalt an die Ufer des Fluſſes Carambucis *o*), und in der Inſel **Elixoia** feſt, die gegen über an der Mündung dieſes Fluſſes liegt *p*). Der **Carambucis** der Alten, iſt wahrſcheinlicher Weiſe der **Obi**, welcher, da er von Süden nach Norden läuft, ſich in das Eismeer ergießt. Ihre Inſel Elixoia, würde in dieſem Falle **neu Zembla** ſeyn, derer mit Eis bedecktes Erdreich, welches von weißen Bären und **Samojeden** bewohnet wird, die ſo wild ſind, als dieſe Bären, ſich eben ſo wenig, als **Siberien** mit der glückſeligen milden Witterung zuſammen reimet, die man dem Lande der **Hyperboräer** zuſchreibt.

Weſten, durch eine lange Reihe von Bergen verdecket wird. In Siberien ſind die Wirkungen des Windes ſo ſchrecklich, daß zu Tobolskoi, wann er drey Tage nach einander gewehet hat, die Vögel todt aus der Luft niederfallen. Nach dreyen Tagen wendet ſich der Wind mehrentheils nach Süden: allein, da dieß nur ein Rückſtoß der gefrorenen Luft aus neu Zembla iſt, welche vom Gipfel des Poias Semnoi zurück geſtoßen wird, ſo iſt er eben ſo kalt, als der Nordwind ſelbſt. Man ſehe Strahlenbergs Beſchreibung der Tartarey a. d. 123 S. nach der engländiſchen Ueberſetzung.

n) *Joſ. adverſ. Apionem.*

o) *Stephan.* in voce Καραμβύκαι.

p) Schol. *Apollon.* II. verſ. 677. *Aelian.* de Animalibus XI. 1. *Strahlenberg.* p. 432.

3. Ein anderer **Hekateus**, welcher von dem **Abderiſchen**, den **Diodor** von **Sicilien** q) anführet, unterſchieden iſt, ſetzete dieſelben in eine Inſel des **Oceans**, gegen über die Küſten des **Celtenlandes**, das heißt, im Nordweſten von Griechenland. Dieſer Schriftſteller führet verſchiedene Fabeln bey Gelegenheit dieſer Völker und ihrem häufigen Umgange mit den Göttern an.

4. Unter denen dem **Homer** beygelegten Göttergeſängen, iſt einer befindlich, darinnen die **Hyperboräer** genennet werden. Es iſt der Göttergeſang an den **Bacchus**. Dieſer Gott erſcheint darinnen bloß in menſchlicher Geſtalt, wie er von **tyrrheniſchen** Seeräubern gefeſſelt wird, die ihm drohen, ihn in die Inſel **Cypern** nach **Aegypten**, oder in das Land der **Hyperboräer** zu führen. Nach dieſem Lehrgebäude, welches dem Vorgeben des Dichters der **Arimaſpen** und der zweyen **Hekateen** ganz zuwider läuft, bewohneten die **Hyperboräer** ein Land, welches in der Nachbarſchaft des mittelländiſchen Meeres lag, und wo man zu Waſſer anlanden konnte.

5. **Aeſchylus** ſetzete in ſeinem **erlöſten Prometheus**, einem Stücke, welches wir nicht mehr haben, die **Hyperboräer** nahe an die Quellen der **Donau**, die er aus dem Berge **Ripheus** entſpringen läßt. Dieß lehret uns der **Scholiaſt** des **Apollonius** r). Hieraus ſieht man, daß **Aeſchylus** ein ſehr ſchlechter Erdbeſchreiber geweſen. Hat

er

---

q) *Diod.* II. p. 91.

r) Schol. *Apollon.* IV. v. 287.

s) *Pind.* Olymp. III. Pyth. 10.

t) Pindars Scholiaſten haben den Oleaſter mit dem Oelbaume vermenget, deſſen Früchte Oel geben, ungeachtet dieſe zween Bäume weſentlich von einander unterſchieden ſind. Der Oleaſter brauchet ſo viel Hitze nicht, als der Oelbaum, indem man ihn in dem pariſer Clima in offenem Felde zieht. Der Oleaſter zu Olympia, welchen Herkules mitgebracht haben ſollte, war ein ſonderlicher Baum, mit buntfarbigten Blättern von zweyerley Farben, den man er doch auch den **Caucaſus** in **Europa** an die Mittagsſeite des **Boryſthenes** geſetzet.

6. Dem **Pindar** s) zufolge, wohneten ſie auch gegen die Quellen der **Donau**, in der Landſchaft der **Iſtrier**: und eben von daher, läßt er den **Herkules** den **Oleaſter**, oder wilden Oelbaum nach Griechenland bringen; deſſen Zweige zum Krönen der olympiſchen Sieger gebrauchet wurden t). Dieſe Meynung, welche der lyriſche Dichter, allem Anſehen nach, vom **Aeſchylus** u) entlehnet hatte, fand nachmals in Griechenland Beyfall.

Poſidonius hielt dieſe Völker für Nachbarn der italieniſchen Alpen, und **Protarchus**, welchen **Stephan von Byzanz** x) anführet, verſicherte: 1. daß die Alpen vor Zeiten das ripheiſche Gebirge geheißen; 2. daß das benachbarte Volk dieſes Gebirges, anfangs Hyperboräer geheißen. Die Alten erſtrecketen den Namen der **Alpen** viel weiter, als wir anjetzt thun. **Ptolemäus** lehret uns y), daß man auch das **ſchwarze Gebirg** in Schwaben ſo genennet, wo die **Donau** entſpringt: und **Cluver** bemerket z), daß man längſt dieſem Fluſſe, annoch verſchiedene Oerter findet, die man **Alpen** nennet.

7. Wann **Pauſanias** von denen Geſchenken redet, welche die Hyperboräer, von Hand zu Hand bis nach **Delos** geſchicket haben, ſo ſaget er: ſie wären von den Hyper-

---

man mit Setzlingen fortpflanzete, um ihn zu erhalten. Der Oelbaum kam nach Griechenland aus mittäglicheren Gegenden. Die phöniciſchen Colonien, brachten ihn allem Anſehen nach dahin. Wenigſtens iſt es gewiß, daß er ſich aus dem Attiſchen in das übrige Griechenland ausgebreitet hat, und aus Griechenland nach Italien, von da aber, lange Zeit hernach, nach Spanien und Gallien gekommen iſt.

u) Schol. *Apollon.* II. v. 677.

x) In voce Ὑπερβόρεοι.

y) Geograph. II.

z) German. deſcr. III. 48.

boräern, den **Arimaſpen**, von den **Arimaſpen**, den **Iſſedoniern**, von den **Iſſedoniern**, den **Scythen**, von den **Scythen**, nach **Sinope**, einer Seeſtadt des **Pontus**, und von **Sinope** in einen Flecken des **attiſchen** Gebiethes gebracht werden, von wannen man ſie nach der Inſel **Delos** geführet. Allein, außer allem dem, was die Falſchheit dieſes Weges beweiſt, welchen **Pauſanias** auf das Wort der attiſchen Einwohner angegeben hat; ſo iſt es genug, wenn man bemerket: daß **Sinope** eine neue Stadt iſt, welche von den **Mileſiern** 630 Jahre vor **Chriſto**, das heißt, in einem Jahrhunderte angeleget worden; da die **Hyperboräer** ſchon keine Opfer mehr an den Tempel zu **Delos** abſchicketen *a*).

Wir begehren hier nicht alle Lehrgebäude auf einander zu häufen, welche man ehemals über der Lage des Landes erſonnen hat, wo dieſelben gewohnet haben: diejenigen, die wir beſchrieben haben, zeigen zur Gnüge, daß die Alten nur einen ſehr verwirrten Begriff davon gehabt. Dieſer merkwürdige, obgleich dunkele Umſtand, mußte eben aus dieſer Urſache den ſo ſehr zu Muthmaßungen geneigten Geiſt unſerer Neuern in Uebung ſetzen.

Eine große Menge Gelehrte haben von dieſer Sache gehandelt. Allein, man muß auch geſtehen, daß die mehreſten, welche befliſſener geweſen, die Stellen der Alten zu ſammlen, als ſie zu erläutern, die Sagen aufzutreiben, als ſie auf ihren wahren Werth zu ſetzen, mehr Gelehrſamkeit als Kritik in der Unterſuchung dieſer Materie gezeiget haben. **Hofmann**, **Cellarius**, **Baudrand**, **Cluver**, **Rudbek**, und verſchiedene andere Schriftſteller, haben verſchiedene Lehrgebäude ergriffen. Wir wollen dieſelben hier nicht anführen: man findet ſie in denen Abhandlungen dargeſtellet und widerleget, welche der Herr **Abt Gedoyn**, und der Herr **Abt Banier**, wegen der **Hyperboräer** aufgeſetzet haben.

---

a) *Strab.* XII. 376. *Euſeb.* Chron.

haben. Sie ſtehen im VII. Bande unſerer Memoires. Der Leſer, welchen wir darauf verweiſen b), wird aus des Herrn **Abt Baniers** ſeiner inſonderheit alle Erdichtungen der Alten und Neuern über die **Hyperboräer** ſtückweiſe erſehen.

Dieſe zween Mitglieder unſerer **Akademie** begnügen ſich nicht daran, daß ſie nur bloß die Meynungen beſtreiten, die ſie unterſuchen; ein jeder von ihnen, ſchlägt auch eine neue vor. Der Herr **Abt Gedoyn** ſetzet die **Hyperboräer** in dasjenige Land, welches zwiſchen dem ſchwarzen und aſophiſchen Meere liegt, in der Gegend von **Circaßien**: nach dem Herrn **Abte Banier** aber, haben ſie denjenigen Theil von **Colchis** bewohnet, der in der Nachbarſchaft des **Phaſis** liegt.

Die Gründe, auf welche ſie ihre Meynungen ſtützen, ſind dem Herrn **Freret** nicht überzeugend genug vorgekommen, daß er einer, oder der andern hätte beypflichten ſollen. Er hat dafür gehalten, er müſſe dieſe Frage noch von neuem unterſuchen, und hat in einer den 15 **May** 1744 vorgeleſenen Abhandlung verſuchet, eine dritte Meynung feſtzuſetzen, mit deren Darlegung wir dieſen Artikel beſchließen wollen. Es findet ſich darinnen ein großer Theil derer Beweiſe, deren er ſich bedienet hat; und dieſe Beweiſe ſind in der That in allem dem enthalten, was wir ſeinem Aufſatze zufolge, von den **Hyperboräern** bisher geſaget haben.

Herr **Freret** hält ſich zuvörderſt an **Herodots** Zeugniß, und ſuchet ihn mit denen Sagen zu vereinigen, welche **Aeſchylus** und **Pindar** beybringen: dennoch iſt er, wie **Herodot**, überzeuget, daß die Geſchichte der **Hyperboräer** einen gewiſſen Grund gehabt; und daß nur die Zweydeutigkeit ihres Namens, der Urſprung derer mehreſten Fabeln geweſen, welche nach der Zeit dieſe Geſchichte verſtellet haben.

---

b) Memoir. de l'*Acad.* T. VII. p. 113. ſeq. pariſ. Ausgabe.

Man ſetzte ſie, ſaget er, in eine gemäßigte, obgleich überaus mitternächtliche Himmelsgegend; weil ihr Namen anzeigete, daß ſie jenſeit dem Norden und dem Aufenthalte des **Boreas***) wohneten, und kehrete ſich an die Albernheit dieſer Lage nicht. Die Poeten nehmen es ſo genau nicht: und außerdem ſehen wir aus **Herodots** Kritik über die Schriftſteller ſeiner Zeit, daß man ſich damals einen ſeltſamen Begriff von der Figur unſeres feſten Landes, und dem **Ocean**, der ſolches umgiebt, gemachet habe.

Nach dem **Herodot**, welcher in dieſem Stücke mit dem **Kallimachus** einerley Meynung iſt, vertraueten die **Hyperboräer** ihre Opfer ihren Nachbarn den **Scythen**. Hierauf wurden ſie von einem Volke dem andern übergeben, gegen den Occident, und bis an die Küſten des **adriatiſchen** Meeres gebracht. Von hier giengen ſie gegen den Mittag.

---

* Das Wort **Boreas** machet nach unſern heutigen Begriffen, einen ganz andern Eindruck, als es nach der viel eingeſchränktern Einſicht der alten Griechen machete. Wir verſtehen dadurch den tiefſten Norden, da, wo der Polarſtern vertical iſt, oder im Zenith ſteht. In dieſem Verſtande würden die Hyperboräer keine andern ſeyn können, als die Einwohner des nordlichen America, jenſeit des Nordpols, am Mar del Zur. Die Griechen aber giengen ſo weit nicht, als man einen König von Thracien, der die atheniensiſche Prinzeſſinn Orithya raubete, Boreas hieß. Er war des Fluſſes Strymons Sohn: und ſeine Wohnung war in einer großen Höle in Thracien. Was folget nun aus dieſer mythologiſchen Bedeutung des Wortes Boreas, davon in den Begriffen der neuern Griechen immer etwas hängen blieb? Dieſes, daß das Wort Hyperboräer bey weitem ſo was fürchterliches nicht bedeuten kann, als ſo viele neuern Gelehrten darunter vermuthet haben. Denn war Boreas in Thracien wohnhaft: ſo iſt alles was jenſeit Thracien, oder überhaupt jenſeit der Donau, nach griechiſcher Art zu reden, gelegen hat, zu den Hyperboräern zu rechnen. Diejenigen gethiſchen, ſcythiſchen und celtiſchen Völker nämlich, die ſolchen größten Theil von Europa bewohneten, waren den Griechen nur ſehr verwirrt und dunkel

Mittag, quer durch Epirus, bis **Dodon** hinunter, allwo die **Pelasger** ſie empfiengen, um ſie ihren Nachbarn gegen Morgen zu überbringen. Dieſe brachten ſelbige bis zu dem maliakiſchen Meerbuſen, von wannen ſie in **Euböa** ankamen, welchen ſie der Länge nach, bis **Caryſte** durchreiſeten; in dieſem Hafen ſchiffete man ſie ein, um ſie von der Jnſel **Tenos**, nach der Jnſel **Delos** überzubringen. **Herodot** folgete, wie wir angemerket haben, in dem Wege, welchen dieſe Opfer gegangen ſind, der Sage der **Delier** ſelbſt: welche in dieſem Puncte, der ſie ſelbſt betraf, glaubwürdiger waren, als die Einwohner des attiſchen Gebiethes, die **Pauſanias** zu Rathe gezogen hatte. Noch mehr, dieſer letztere, welcher viele Jahrhunderte nach dem **Herodot** gelebet, hat bey weitem daſſelbe Anſehen in einer Sache nicht, die mit den heroiſchen Zeiten ſo nahe gränzet.

Man

---

dunkel bekannt; ſind auch wohl ſelbſt von den Römern niemals recht auf einander geſetzet worden. Die übrigen Schlüſſe aber, die man aus dem Misverſtande des Wortes Hyperboräer, von der Glückſeligkeit eines ſolchen Landes, wo kein Nordwind mehr wehete, gezogen, gelten ſo viel, als ſie können, und als ihre Gründe erlauben; die falſch, und auf ein Wortſpiel gegründet waren. Indeſſen iſt merkwürdig, daß auch zu unſern Zeiten, ein Mann, der ſelbſt in Lappland geweſen, und die Beſchaffenheit der Witterungen im Polarkreiſe aus eigener Empfindung kennen gelernet, dennoch muthmaſſen können: daß unter dem Nordpole ſelbſt eine gemäßigtere Witterung, und eine ungefrorne offene See ſeyn müßte; durch welche man eine neue Fahrt nach Weſtamerica, und ins nordöſtliche Aſien, ja nach Japan und China ſuchen und finden könne. Siehe des Hrn. Präſ. von **Maupertuis Lettres** p. 174. 145. 176.

Meine obige Meynung von den Hyperboräern, nach dem Sinne der Alten, ſtimmet mit der Erklärung des Hrn. Frerets ſo gut überein, daß ich derſelben deſto williger beypflichte. Sonſt iſt von den unſrigen, auch der gelehrte Hederich in ſeinem realen Schullexico, Art. Hyperboräer, faſt eben der Meynung geweſen. Nur iſt anſtatt **Delphos**, bey ihm eigentlich **Delos** zu leſen, welches vielleicht nur ein Druckfehler iſt. S.

Man ſieht zur Gnüge, wie ſehr dieſe vom **Herodot** aufgezeichnete Reiſeſtraße, derjenigen Lage zuwider läuft, welche der Dichter des Gedichtes von den **Arimaſpen**, und die zween **Hekateen** den **Hyperboräern** beylegen. Allein mit denen Meynungen, die dieſelben gegen die Quellen der **Donau** ſetzen, ließe ſie ſich nach aller Schärfe vergleichen. Es iſt wohl wahr, daß man keine eigentlich ſo genannten **Scythen** in der Nachbarſchaft findet; allein die Griechen haben dieſe Völker ſo oft mit den **Traciern**, mit den **Geten** oder **Illyriern**, und ſelbſt mit den Deutſchen vermenget, daß der Namen **Scythe**, nicht nach aller Schärfe gedollmetſchet werden darf c).

Man muß alſo nach Herrn **Frerets** Meynung, die **Hyperboräer** im Norden, oder im Nordweſten von Griechenland ſuchen. Da aber in jenen entferneten Zeiten die geographiſche Erkenntniß der Griechen noch ſo gar weit nicht gehen konnte; und außerdem die Namen, **Pagazus**, **Agieus**, **Opis**, **Argis**, **Hecaerge**, **Laodice**, **Hyperoche**, welche man den **Hyperboräern** beyleget, aus der griechiſchen Sprache genommen ſind: ſo ſieht Herr **Freret** nicht, weswegen man ſie für Barbaren halten ſollte. Er ſuchet ſie weder unter den **Celtiſchen** Völkern, noch unter den **Illyriern**, noch gegen die Quellen der **Donau**; und glaubet, daß man um ſie zu entdecken, nicht aus Griechenland gehen dörfe.

Es fraget ſich, wo man an dem äußerſten von Griechenland, Nordweſtwärts ein Land findet, deſſen Einwohner man **Hyperboräer** habe nennen können? und folgendes iſt Herrn **Frerets** Muthmaßung davon.

Wenn

---

c) Scytharum nomen usquequaque tranſit in Sarmatas atque Germanos &c. *Plin. hiſt. nat.* IV. 12.

d) Ad ſeptentrionem mons *Bora objicitur* . . . quarta regio trans Boram montem, una parte

Wenn Livius die Folgen der Eroberung von Macedonien, durch den **Paul Aemil** beſchreibt; ſo hat er uns zugleich den Inhalt desjenigen Rathſchluſſes aufbehalten, welchem zufolge dieſer Feldherr eine neue Eintheilung dieſes Landes gemachet hat *d)*. **Paul Aemil** theilete dieſes Land in vier große Abtheilungen ein, davon die dritte im Norden durch den Berg **Boras** umgränzet war. Der vierte Theil, ſo jenſeit dem Berge **Boras** lag, ſtieß an Illyrien, und begriff unter andern die Bezirke der **Aeordäer**, der **Lynceſter** und der **Pelagoner**.

Ungeachtet die Griechen mehrentheils den Nordwind durch den Namen **Boreas** andeuteten: ſo hat man dennoch Beyſpiele daß ſie dieſes Wort auch zuweilen **Borras** oder **Boras** *e)* ausgeſprochen: und eben ſo, auf dieſe letzte Art, findet man es im **Aratus** und **Euſtathius** *f)*, welche beyde in **Macedonien** geſchrieben haben. Die Völker welche jenſeit dieſes Berges **Boras** lagen, haben ſich **Hyperboräer** Ὑπερβόρεοι nennen können, und der Namen dieſes im übrigen Griechenlande nicht ſonderlich bekannten Berges, hat allem Anſehen nach, zu der Zweydeutigkeit Anlaß gegeben, welche alle die Erdichtungen veranlaſſet hat, die man von einem Volke vorgebracht, deſſen Spur ſchon ſeit langer Zeit verlohren gegangen war.

Nunmehr mag der Leſer urtheilen, ob dieſe einfältige Erklärung die wahre Auflöſung der Schwierigkeit ſey. Wir wollen uns begnügen anzumerken: daß ſie den Herrn Freret der Mühe überhebe, die in Anſehung der Hyperboräer erdichteten Fabeln, ſtückweiſe durchzugehen; welche, da ſie alle ziemlich neu ſind, und keinen hiſtoriſchen Grund haben, ihr Daſeyn bloß der Einbildungskraft, und ihr Anſehen

---

parte confinio Illyrico, altera Epiro. *Livius* XLV. 29. 30.

e) *Abſchr. vom Boſſu.*

f) *Aratus* V. 161. *Euſtath.* Schol. in *Dyon.* verſ. 311.

ſchen der Unwiſſenheit zu danken haben. Das Wunderbare iſt der Geſchichte entfernter Zeiten eben nicht eigen, wie man faſt muthmaßen ſollte, daß die mehreſten neuern Schriftſteller, die davon reden, glauben, wenn man aus der Art davon ſchließen ſollte, wie ſie die Mythologie abhandeln. Die Kritik erſetzet dieſen mit ſolchen Wunderwerken verbrämten Begebenheiten diejenige Einfalt wieder, die ſie anfänglich hatten: und ſobald ſie einmal ſoweit gelanget iſt, eine einzige Begebenheit zu entwickeln; ſo ſieht man mit Vergnügen, wie die fabelhaften Umſtände, wodurch ſie verdunkelt ward, ſich gleichſam von ſelbſt von ihr trennen, und ſo zu reden, von allen Seiten zu Boden fallen. Alsdann, wann ſie keine Hülfe mehr hat, noch mit den andern mehr zuſammen hängt: ſo verrathen ſie ihren Urſprung, und zeigen ſich offenbar, daß ſie ein Werk der Zweydeutigkeit, der Lügen, oder des Aberglaubens ſind.

Dieß iſt oftmals eben die rechte Art, Fabeln zu erklären, wenn man ſie ſolchergeſtalt zernichtet: und eine jede Meynung die den Vortheil hat, ſie ſolchergeſtalt zu erklären, muß ſich von ſelbſt ein günſtiges Vorurtheil erwerben. Ein ſeltſames Lehrgebäu verführet wohl, aber es rühret uns nicht: und dieſe Verführung iſt eine Wirkung der Kunſt und zuweilen der Argliſt. Ein einfältiger Gedanken hingegen rühret uns und verführet nicht. Der Verſtand kann ſich ſicher auf den Eindruck verlaſſen, den er in ihm machet; und dieß iſt einer von den Characteren der Wahrheit.

XVIII.

Herrn Frerets Abhandlung, wie unübereinſtimmend diejenigen Beobachtungen ſind, welche man bisher angeſtellet hat, die Himmelsbreite von Athen feſtzuſetzen. 1744.

Unter allen auswärtigen Ländern, iſt Griechenland, ohne Widerrede das allerberühmteſte. Der Namen allein derer Völker die daſſelbe bewohnet haben, flößet uns ſchon eine Art von Ehrerbiethung ein: welche dieſes freye, gelehrte und kriegeriſche Volk, in mehr als einerley Verſtande verdienet. Man machet uns auch ſchon ſeit unſern erſten Jahren mit demſelben bekannt. Seine Geſchichte, ſeine Sprache, ſeine Religion, ſeine Sitten, ſind alsdann der Hauptgegenſtand unſerer Studien; und nachmals beſetzen ſie oftmals unſere müſſigen Stunden auf eine angenehme Art. Der Geſchmack der mehreſten Gelehrten treibt ſie an, diejenigen Erkenntniſſe weiter zu bearbeiten, von welchen ſie in der Jugend die erſten Gründe erlernet haben. Selbſt heutzutage wird dieſes Land noch ſehr beſuchet. Der Handel und die gelehrte Neugierde ziehen unabläßig eine große Menge Reiſende an deſſen Ufer. Gleichwohl iſt dieſes Griechenland, der Gegenſtand ſo vieler gelehrten Bemühungen und Reiſen, eine von denen Landſchaften, welche die Erdbeſchreiber am wenigſten kennen; und vielleicht giebt es kein einziges, von welchem die Charten mangelhafter wären. Kaum daß die letztern Charten noch ein allgemeines Anſehen einer Aehnlichkeit mit den alten übrig behalten.

Man kann nicht ohne Verwunderung wahrnehmen, wie ſehr die Figur und Lage der Küſten, die Zeichnungen der Vorgebirge, der kleinen und groſſen Meerbuſen, und der Häfen, darinnen verändert ſind. Nicht als ob wir nicht ſowohl im Italieniſchen als gemeinen Griechiſchen, **Portulanen** hätten, deren verſchiedene gedrucket ſind, und davon andere in Handſchriften, auf den Bücherſälen aufbehalten werden. Allein man ſollte faſt glauben, dieſe Quellen wären den Urhebern der griechiſchen Landcharten gänzlich unbekannt geweſen; wenigſtens ſcheint keiner von ihnen, ſie mit Aufmerkſamkeit betrachtet zu haben. Es war viel leichter, Charten die bereits ganz fertig waren, abzuſchreiben, und geringe Veränderungen nach neuern Nachrichten darinnen auszuſtreuen; ohne zu bedenken, ob die gewagten Veränderungen, in Anſehung einiger Puncte, nicht auch auf alle andern einen Einfluß haben müßten. Und wer weis denn nicht, daß die verſchiedenen Theile einer gut verfertigten Charte, unter einander nothwendig eine Verbindung haben müſſen?

Herr Frerett hatte ſich vorgenommen, eine kritiſche Unterſuchung der griechiſchen Landcharten anzuſtellen. Wir wollen, als eine Probe ſeiner Arbeit, den Ausgang einer Abhandlung alhier mittheilen, die er uns im 1744ſten Jahre über die Himmelsbreite von Athen mitgetheilet hat, als welche ſehr groſſen Schwierigkeiten unterworfen iſt. Dieſes iſt nur ein Punct; allein dieſer Punct iſt für die Erdbeſchreibung von der äuſſerſten Wichtigkeit. Die Verſchiedenheit welche in Anſehung derſelben unter denen Beſtimmungen herrſchet, die die Neuern und die Alten davon gegeben haben, bringt eine Ungewißheit zuwege, die als eine Peſt ſich auch über viel andere Puncte ausbreitet. Herr Frerett führet dieſe Uneinigkeiten an, indem er bey den Charten der Neuern anfängt. Wir wollen in unſerm Auszuge der Ordnung folgen, die er ſich vorgeſetzet gehabt.

1. Da die Schiffarth auf der mittelländiſchen See, inſonderheit aber im Archipelagus nur eine Art von Schiffen

nahe am Ufer iſt, da man das Land faſt niemals aus den Augen verliert: ſo iſt die Kenntniß der Himmelsbreiten kein weſentlicher Umſtand. Es haben auch die mehreſten der alten Charten dieſes Meeres, ſie mögen geſchrieben oder geſtochen ſeyn, keine Gradus, wenigſtens ſind ſie nicht richtig angemerket.

Die älteſte beſondere Charte die wir von Griechenland haben, iſt die vom **Sophian**, 1545 gedrucket. Im 1552ten Jahre, kam ſie zu **Rom** in vier Blättern abermals heraus; und funfzehn Jahre hernach ließ **Salamanca** dieſelbe zu **Venedig** mit Veränderungen drucken. Alle dieſe verſchiedenen Ausgaben ſind darinnen eins, daß ſie der Stadt **Athen** 37 Grade, und 10 bis 12 Minuten Himmelsbreite geben.

Im 1561ten Jahre gab **Pyrrho Ligorio** eine neue Charte von Griechenland, nach einem andern Entwurfe heraus, die aber auch noch ſehr plump war. Die Himmelsbreite von **Athen** war auf derſelben nur 37 Grade.

Des **Jakob Gaſtaldo**, eines ſehr geſchickten Erdbeſchreibers Charte, erſchien zu **Venedig** im 1569ten Jahre. Die Einrichtung davon iſt ſchon beſſer, als in den vorigen; ſie iſt auch viel umſtändlicher, und Herr **Freret**, der ſie ſorgfältig unterſuchet hat, glaubet, daß ſie nach den **Portulanen** gemachet worden. Gleichwohl ſind die Grade auf dieſer Charte ſehr falſch angegeben. **Ortelius**, der ſie in ſeinen Schatz der alten Erdbeſchreibung eingerücket, hat auch deren Fehler nicht verbeſſert: und ſie ſind ſo wichtig, daß man ſie vielleicht mehr dem Kupferſtecher, als dem Erdbeſchreiber zurechnen muß.

Die Himmelsbreite von **Milo**, z. E. iſt um 20 Minuten zu mitternächtlich; die von **Smyrna** aber mehr als einen Grad: und die von **Rhodus** faſt zween Grade. Das machet, damals gab man mit dem **Ptolomäus**, der Stadt **Conſtantinopel** 43 Grade Himmelsbreite, die doch nur unter dem 41ten liegt. Um dieſe zween überflüſſigen Grade zu gewinnen, mußte man die zwiſchen der Inſel **Creta** und **Conſtantinopel** gelegenen Länder mehr, als ſie es wirklich ſind, vom Norden nach Süden ausdehnen; und die Eintheilung dieſer übertriebenen Ausdehnung geſchah ganz willkührlich.

Uebrigens haben ſich vor dem Herrn **Deliſle** alle Erdbeſchreiber in der Zahl der Seemeilen geirret, die ſie zum Maaße eines Grades angegeben. Fünf und ſiebenzig unſer **Provencer**-Meilen machen ungefähr dieſes Maaß aus: allein von den Meilen der alten italieniſchen Schiffer, brauchete man ungefähr acht und achtzig dazu. In was für Irrthümer mußten folglich nicht ſolche Erdbeſchreiber verfallen, die dem Grade nur ſechszig ſolcher Meilen beylegeten? Es habe nun, welche Hand da wolle, die Eintheilung der Grade auf der Charte des **Jakob Gaſtaldo** gemachet: ſo giebt ſie doch der Himmelsbreite von **Athen**, ungefähr 38 Grad und 10 Minuten.

Im 1596ten Jahre, nahm **Creſcentio**, ein geſchickter Reiſender, dieſe Beſtimmung auf ſeiner Seecharte vom mittelländiſchen Meere auch an: und dieß war die zweyte Charte von dieſem Meere, welche zum Vorſcheine kam. **Paolo Fourlani** hatte bereits 1569 eine herausgegeben; allein, ihre ungefähre Angebung der Grade iſt durchaus falſch.

Wilhelm Bernhard, ein holländiſcher Schiffer, giebt dem athenienſiſchen Hafen ungefähr 38 Grade und dreyßig Minuten, in der allgemeinen Charte, die er neben der Beſchreibung des mittelländiſchen Meeres 1607 herausgegeben. Allein, da die Holländer damals wenig Handel nach der **Levante** trieben, ſo iſt **Bernhard** nur ein Abſchreiber

ſchreiber der **Venetianer**; was diejenigen Länder anbetrifft, die gegen Morgen von Sicilien liegen. Es iſt ihm genug, daß er nur eine Art von Portulan beſchreibt, die aus verſchiedenen andern zuſammengetragen iſt, und zu Ende eines Buches ſteht, welches zu Venedig unter dem Titel: Conſoluto del Mare gedrucket worden.

Die Beſchreibung des mittelländiſchen Meeres, welche **Jakob Colom**, ein anderer holländiſcher Schiffer im 1645ten Jahre, unter dem Titel: Colonne flamboyante, (die Feuer-Säule) herausgegeben hat, iſt viel weitläuftiger, als die vorige; und hauptſächlich auf die Nachrichten der holländiſchen Schiffer gegründet, deren Handel ſich in der **Levante** ſehr vermehret hatte. Dieſe Beſchreibung hatte der Verfaſſer holländiſch und franzöſiſch herausgegeben. Im 1664ten Jahre, überſetzete ſie ein gewiſſer Italiener, mit geringen Veränderungen. Im 1677ten Jahre, machete man eine engländiſche Ueberſetzung davon, und **Van-Keulen** hat dieſelbe faſt ganz und gar in ſeine Sammlung gebracht. In dieſem Werke iſt die Angebung der Grade, weder auf den allgemeinen Charten, noch auf der beſondern Charte des **Archipelagus** angegeben: da aber die Breite der Inſel **Cerigo**, (ſonſt **Cytbere**) in dem Regiſter enthalten iſt, was man dieſem Buche beygefüget hat; ſo kann man aus dem Maaßſtabe dieſer Charte, den Maaßſtab der Stadt **Athen** auf 38 Grad und 10 Minuten feſtſetzen. Eben auf dieſes Maaß iſt ſie auch in der letzten Charte des mittelländiſchen Meeres feſtgeſtellet worden, welche **Bremond** und **Michelot** zu **Marſeille** herausgegeben haben.

Im 1647ten Jahre fügete **Robert Dudley**, Herzog von **Northumberland**, eine Charte der mittelländiſchen See in großem Maaße, in den V. Band ſeiner Schiffahrt, Arcano del Mare betitelt, bey. Dieſe Charte vergrößert abermals die Himmelsbreite von **Athen**, und ſetzet ſie auf 38 Grad und 25 Minuten.

Wilhelm und **Nicolaus Samſon**, geben ihr nur 37 Grade und 20 Minuten; **Velius** 37 Grade und 39 Minuten; **Baudrand** 37 Grade und 35 Minuten; **Philipp de Lariſe** 37 Grade und 32 Minuten; **la Guilletiere** 37 Grade und 41 Minuten a).

Endlich ſetzet **Wilhelm Delisle** in ſeiner Charte von Griechenland, welche die unfehlerhafteſte iſt, die wir noch zur Zeit von dieſem Lande haben, **Athen**, auf die Himmelsbreite von 38 Graden und 5 Minuten. Dieſes thut er auf das Wort einer Beobachtung, welche Herr **Vernon**, ein engländiſcher Reiſender, in dieſer Stadt angeſtellet, und im 1676ten Jahre in den philoſophical-Transactions bekannt gemachet hat. Allein wir haben gar keine umſtändliche Beſchreibung dieſer Beobachtung: man weis ſo gar nicht einmal, weder was der Beobachter für ein Inſtrument gebrauchet; noch welcher Tafeln des Sonnenlaufes er ſich bedienet hat; noch welchem Lehrgebäu er in Anſehung der refraction und der parallaxis gefolget iſt. Da nun Herr **Vernon** noch andere Himmelsbreiten der Erdkugel unterſuchet hat, ſo muß ſein Inſtrument herumzutragen geweſen ſeyn; es muß ein ſehr kleines Aſtrolabium geweſen ſeyn: und ſobald dieſes iſt, hat er mit aller möglichen Geſchicklichkeit, die man an ihm voraus ſetzet, nicht vermeiden können, in ziemlich wichtige Irrthümer zu fallen.

Aus der Beſchreibung, die wir hier gemachet haben, erhellet: daß die Neuern, vor dem Herrn **Vernon**, nichts feſtgeſetztes von der Himmelsbreite von **Athen** gehabt haben; und daß, wann die Beobachtung dieſes Reiſenden nicht gewiß iſt, wie man berechtiget zu ſeyn ſcheint zu muth-

maßen,

---

a) In einem Buche, welches den Titel führet: **Beſchreibung des alten und neuen Athens**, ſetzet **la Guilletiere** dieſe Himmelsbreite feſt; und dieſes nach einer Beobachtung, die an dem Orte ſelbſt; im Durchgange von dem hellen Sterne in der Wage, nach dem Meridian gemachet werden. Allein dieſe

Beobachmaßen, ſo muß dieſe Himmelsbreite noch erſt beſtimmet werden.

II.

Wir wollen mit dem Herrn **Freret** die Alten zu Rache ziehen, und ſehen, was uns in dieſem Stücke die Werke ihrer Sternkundigen, und Erdbeſchreiber melden.

Ungeachtet ſie ſich keiner Werkzeuge bedienet haben, die mit den unſrigen zu vergleichen wären: ſo waren ſie doch im Stande, mit ziemlicher Richtigkeit gewiſſe Beobachtungen anzuſtellen. Dergleichen iſt inſonderheit die Beobachtung von der Meridianhöhe der Sonnen, die ſie durch Beyhülfe ihrer Sonnenuhren beſtimmeten, deren Höhe die Verſchiedenheit der Schatten in den mancherley Lagen des Jahres, ſehr merklich machete.

Athen iſt eine der älteſten Sternbühnen von Griechenland. In dieſer Stadt nämlich hat **Meton** im 432ten Jahre vor **Chriſto**, das **Solſticium** beobachtet: und unſere heutigen Sternkundige, wenn ſie dieſe Beobachtung mit der Neuern ihren zuſammen halten, bedienen ſich ihrer noch, um die wahre Größe des Sonnenjahres zu beſtimmen. Hierdurch haben wir nun ein ſtarkes Vorurtheil vor uns: daß auch die von den Alten angegebene Himmelsbreite von **Athen**, richtig geweſen ſeyn müſſe. Geſetzt indeſſen, ſie wäre falſch geweſen: ſo iſt es doch nicht einer von denen Irrthümern, die man berechtiget iſt, ohne Unterſuchung zu verwerfen.

Wenn **Vitruvius** b) in ſeinem Tractate von der Baukunſt einige Vorſchriften giebt, wie man die Sonnenuhren

---

Beobachtung, ſo umſtändlich ſie auch iſt, muß dennoch für verdächtig gelten. Denn wenn man nach dem wahren Orte des Sternes rechnet, ſo würde man 96 Grade und 51 Minuten finden: das machet einen Unterſchied von 50 Minuten.

b) *Vitruv.* IX. 4. et 8.

uhren verfertigen und wohin man ſie ſtellen ſoll, ſo will er inſonderheit: daß man auf die Himmelsbreite desjenigen Landes wohl Acht habe, für welches die Uhr beſtimmet iſt. In Abſicht, die Nothwendigkeit dieſer Aufmerkſamkeit begreiflich zu machen, ſchlägt er die Beyſpiele von **Rom**, **Rhodus**, **Alexandrien** und **Athen** vor; indem er die verſchiedenen Verhältniſſe bemerket, die ſich in dieſen Städten, unter der Länge des Sonnenzeigers, und der Länge des durch dieſes Sonnenzeigers geworfenen Aequinoctialſchattens finden. Aus der Vergleichung der einen mit der andern, folgert man leichtlich die genaue Himmelsbreite eines jeden dieſer Oerter; und da uns die Himmelsbreiten von **Rom**, **Rhodus** und **Alexandrien**, aus neuern ſehr richtigen Beobachtungen bekannt ſind; ſo können wir ebenermaßen von der Himmelsbreite von **Athen** ſchließen, die auf eben dieſe Art zu verfahren beſtimmet iſt.

Die Nachricht, welche **Vitruvius** von **Rom** angiebt, iſt eben dieſelbe, die auch im **Plinius** ſteht: wie er ſie auf dem Marsfelde mit dem **ägyptiſchen** Prachtkegel beobachtet hat, auf welchem oben eine Kugel lag, und der eine vortreffliche Sonnenuhr ausmachete. Dieſes Verhältniß giebt durch Rechnungen eine Himmelsbreite von 41 Graden und 54 Minuten. Das iſt nun eben auch diejenige, welche Herr **Caſſini** in ſeinen neuen Elementis aſtronomiæ annimmt c).

Das Verhältniß, welches **Vitruvius** in **Rhodus** vorausſetzet, giebt nur 35 Grade und 48 Minuten an. Allein, man erkennet ſonder Mühe, daß dieſe Himmelsbreite von dem mittäglichen Theile der Inſel, und nicht von der Stadt

Rhodus

---

c) Der Bewegungsgrund, welchen Herr **Caſſini** gehabt, iſt dieſer: weil ſie das Mittel zwiſchen einer ſehr großen Menge neuerer Beobachtungen hält, die mit Hülfe guter Werkzeuge, und nach verſchiedenen Methoden gemachet ſind.

d) Die Beobachtung von **Cadix** hat der P. **Feuillée** gemachet:

Rhodus ſelbſt, die im Norden liegt, zu verſtehen ſey. Der Beweis hievon iſt ganz einfältig.

Wenn **Eratoſthenes** die Parallellinie beſchreibt, die durch **Myriandrus** in dem Meerbuſen **Iſſus**, nahe bey **Alexandrette**, durch den Norden von **Rhodus**, durch den Süden des **Peloponneſus**, durch den Mittag von **Sicilien**, durch die Meerenge und die Stadt **Cadix** läuft; ſo giebt er ihr auf einer Stelle im **Strabo**, 36 Grade, 22 Minuten, und 34 Secunden Himmelsbreite; auf einer andern aber 36 Grade 29 Minuten, und 59 Secunden. Die mittlere Himmelsbreite iſt 36 Grade, 26 Minuten und 27 Secunden. Nach den neuern Beobachtungen nun, iſt die Himmelsbreite von **Alexandretta**, 36 Grade, und 35 Minuten; die von **Rhodus**, 36 Grade und 26 Minuten; die von dem äußerſten ſüdlichen Ende von **Cerigo**, 36 Grade und 10 Minuten; die vom Mittel des Canals zwiſchen **Maltha** und **Sicilien**, 36 Grade, und ungefähr 10 Minuten; die von **Cadix** endlich, 36 Grade und 33 Minuten. Die Meerenge iſt um etliche Minuten mittäglicher, als **Cadix**. *d)*

Hieraus ſieht man nun, wie ſehr die Beſtimmungen dieſer Linien, welche man von einem Ende des Mittelmeeres bis an das andere, nach deſſen Länge geführet hat, in der Erdbeſchreibung des **Eratoſthenes** richtig geweſen.

Die in unſern neuern Tabellen ausgerechnete Himmelsbreite von **Alexandrien**, nach der Länge des Aequinoctialſchattens, der vom **Vitruvius** angeführten Sonnenuhr genommen *e)*, iſt 31 Grade, 11 Minuten, 59 Se-

---

machet: alle andern haben wir dem Herrn de Chazelles zu danken.

e) Man ſieht noch heute zu Tage nahe bey dem Hafen von Alexandrien, unter den Trümmern dieſer Hauptſtadt der Ptolomäer, die überbliebenen Stücke zweener Prachtkegel, die vielleicht den alten Beobachtern ebenfalls zu Sonnenzeigern gedienet haben.

cunden. Nachdem Herr von **Chazelles** entweder auf dem Meere, oder im Hafen beobachtet, fand er ſie nur 31 Grade, 11 Minuten und 20 Secunden. Nach dem **Eratoſthenes** ſoll ſie nur 31 Grade, 8 Minuten und 34 Secunden geweſen ſeyn; welcher ſeine Sternbühne nahe an dem mittäglichen Thore von **Alexandrien** aufgeſchlagen hatte. Dieß giebt nun einen Unterſchied von 3 Minuten und 56 Secunden, der die Sternkundigen nicht wunder nehmen wird. f)

Nun bleibt noch übrig, die Himmelsbreite von **Athen**, durch ein gleiches Verhältniß der Länge des Sonnenzeigers und des Aequinoctialſchattens feſtzuſetzen. Nach dieſer Weiſe iſt ſie nur 37 Grade 9 Minuten, und folglich um einen Grad weniger, als diejenige, welche Herr **Vernon** aus ſeiner Beobachtung gefolgert hatte.

Wäre **Vitruvius** der einzige, welcher das zu **Athen** angemerkte Verhältniß zwiſchen dem Aequinoctialſchatten und dem Sonnenzeiger angegeben hätte, ſo wäre man vielleicht berechtiget, deſſen Richtigkeit in Zweifel zu ziehen; allein ſein Zeugniß wird vom **Hipparchus** und **Eratoſthenes** beſtätiget.

Hipparchus rücket in ſeinem Tractate über das aſtronomiſche Gedicht des **Aratus** g) unter andern Verſehen, dieſem Sternkundigen auch dieſes vor, daß er für die mittlere Parallellinie von **Hellas**, oder des eigentlich ſo genannten **Griechenlandes**, die vom 41ten Grade der Himmelsbreite angiebt; das heißt, die Parallellinie von **Macedonien**, allwo

---

f) Die Beyſpiele davon ſind häufig in der Geſchichte der neuern Sternkunde. Der verſtorbene Herr **Caſſini**, hatte in zwey verſchiedenen Jahren die Himmelsbreite von **Marſeille** beobachtet, auf eben der Stelle, mit eben denſelben Werkzeugen und Behutſamkeit, und fand dennoch 2 Minuten und 53 Secunden Unterſchied.

g) l. cap. 5. et ultim.

h) *Strabo* II. p. 87 et 134.

i) Dieſer Unterſchied von 400

allwo er an dem Hofe des **Antigonus Gonatas** lebete. **Hipparchus** aber nimmt zur mittlern Parallellinie von Griechenland, diejenige an, in welcher die Länge des Aequinoctialſchattens, ſich zum Sonnenzeiger, wie 4 zu 3 verhält; und das iſt gerade eben das Verhältniß, welches **Vitruvius** für **Athen** angiebt. Einige Zeilen tiefer, verſichert **Hipparchus** mit ausdrücklichen Worten, daß die Himmelsbreite von **Athen**, ungefähr 37 Grade ſey; die Rechnung giebt alſo 37 Grade und 9 Minuten. Das Wort **ungefähr**, deutet im **Hipparchus** dieſen Bruch von 9 Minuten an.

Eine Stelle aus dem **Eratoſthenes**, welche **Strabo** *h*) uns aufbehalten hat, lehret uns, daß er der Stadt **Athen** faſt eben dieſe Himmelsbreite gegeben. Dieſer alte Sternkundige verſicherte, daß die Parallellinie von **Rhodus** 400 Stadien im Mittage von **Athen** und **Syracuſa** durchlieſe *i*). Nun weis man, daß er 700 Stadien auf einen Grad gerechnet hat, und nach dieſer Lehrmeynung machen die 400 Stadien, 34 Minuten und ungefähr 15 Secunden. Nun wollen wir dieſelben mit zu der Himmelsbreite von **Rhodus** rechnen, ſo haben wir zur Himmelshöhe von **Athen**, 37 Grade, 4 Minuten, und 15 Secunden. Dieß machet nun nicht viel mehr, als 4 Minuten weniger, als in derjenigen, die aus der Länge des Schattens erhellet.

Endlich geben noch die **Ptolomäiſchen** Tafeln, 37 Minuten und 15 Secunden an; und des Perſers, **Naßir**

400 Stadien, zwiſchen der Parallellinie von Rhodus und von Athen, wird faſt von allen alten Sternkundigen, als ein ſehr bekanntes Beyſpiel des merklichen Unterſchiedes wiederholet, den die Veränderung des Horizonts, in den Erſcheinungen des Himmels verurſachet. Man ſah damals zu Rhodus den Stern Canobus, den Horizont ganz deutlich beſtreichen, und dieſer Stern war in Athen nicht zu ſpüren. Man ſehe *Gemin.* cap. 3. *Ptol.* cap. 12. *Cleomed.* l. 1.

Eddin ſeine, 37 Minuten und 20 Secunden k). Herr Freret führet dieſe zwey letzten Exempel bloß deswegen an, um zu zeigen: daß man faſt allezeit einig geweſen, der vom Hipparchus angegebenen Beſtimmung zu folgen; oder ſich doch ſehr wenig davon zu entfernen.

III.

Herr Freret ſchließt aus dieſer Vergleichung der Rechnung der Alten und Neuern, daß die Himmelsbreite von Athen, von 38 Graden und 5 Minuten, welche Vernon angegeben, wenigſtens ſehr zweifelhaft ſey. Nach den alten Sternkundigen und Erdbeſchreibern, iſt ſie nur 37 Grade und 9 Minuten, das heißt, 56 Minuten kleiner.

Wollen wir ihnen nun auf gut Glück und ſonder Beweis, einen ſo groben Irrthum aufbürden? Da die gnomoniſchen Beobachtungen, auf welche ſie ſich gegründet, ihnen die Himmelsbreite der übrigen Städte mit der größten Richtig-

---

k) Herr Freret bauet eben nicht ſehr auf das Anſehen des Ptolemäus, 1. weil überhaupt dieſer Erdbeſchreiber in den Himmelsbreiten derer Städte, von denen er redet, ja ſelbſt von der Himmelsbreite der Stadt Alexandrien, allwo er beobachtete, nicht ſehr richtig iſt. 2. Weil diejenige Beobachtung, aus welcher er die Himmelsbreite von Athen ſchließt, die Beobachtung der Dauer des längſten Tages in dieſer Stadt iſt. Dieſen längſten Tag ſetzet er, als von 14 Stunden und 36 Minuten voraus. Nun führet aber die richtigſte Ausrechnung die man nach dieſer Vorausſetzung ausführen kann, nicht auf eben dieſe Summe. Wenn man die horizontale Stralenbrechung nicht achtet, ſo giebt dieſe Rechnung 37 Grade, 34 Minuten und 40 Secunden. Geben wir nun darauf recht acht, ſo werden es 36 Grade, 38 Minuten und 20 Secunden ſeyn. Beyde dieſer Himmelsbreiten aber gehen, wie man ſieht, von des Ptolemäus ſeiner weit ab.

Ptolemäus zog dieſe Art zu verfahren, der andern mit den Sonnenuhren vor; gleichwohl kann ſie nichts taugen, außer wenn es darauf ankömmt, ziemlich beträchtliche Himmelsbreiten.

Richtigkeit angegeben haben? wollten wir wohl vorausſetzen, daß ſie ſich in der einzigen Himmelsbreite von Athen betrogen? eines Ortes, allwo alle Wiſſenſchaften, inſonderheit aber die Sternkunde, mit dem beſten Erfolge bis auf die Grundlegung von Alexandrien bearbeitet worden ſind?

Man kennet die alten Charten von Griechenland, davon wir geredet haben; man weis, daß ſie mehrentheils der Meynung der Alten in Anſehung der Lage von Athen folgen. Diejenigen betreffend, die ſich Vernons Meynung nähern, ſo kömmt dieſe Uebereinſtimmung, wie wir bereits geſaget haben, von der gar zu großen Ausdehnung her, die ihre Urheber allen Ländern zwiſchen Conſtantinopel und der Inſel Candien, vom Süden zum Norden gaben.

Dieſe Ungewißheit eines Grades in der Himmelsweite von Athen iſt zu Verfertigung der Charten von Griechenland

breiten, und die wenigſtens einige Grade betreffen, feſtzuſetzen. In der That, das Vertrauen, welches man in ſie ſetzen ſoll, beſteht in zweyen Stücken, die ſchwer zu erklären ſind. 1. Welches war zur Zeit der alten Beobachtung, die Schiefigkeit des Thierkreiſes? Nachdem dieſe Schiefigkeit größer oder kleiner iſt, ſo nähert ſich die Sonne zur Zeit der Wenden, oder Solſtitien mehr oder weniger dem Zenith; und folglich wird der tägliche Bogen derſelben in der Sommerwende größer oder kleiner. 2) Müßte man wiſſen, ob die Alten bey Beſtimmung der Tageslänge, vermittelſt ihrer Waſſeruhren, und in vielen Jahren oft wiederholter Beobachtungen, auf die Wirkungen der horizontalen Stralenbrechungen Acht gehabt? Man weis, daß dieſelben die ſichtbare Gegenwart der Sonne auf 4 Minuten, 15 Secunden mittler Zeit über ihre wahre Dauer verlängert. Die Stralenbrechung iſt den Alten bekannt geweſen. Dadurch hat Kleomedes, bey Annehmung der Hypotheſe älterer Sternkundigen, die horizontalen Finſterniſſe erklärt. Allein, wandten ſie dieſen Grundſatz auf die Rechnung der aus der Dauer der Tage hergeleiteten Breiten, an? Das wiſſen wir nicht.

chenland ſehr richtig. Die genaue Kenntniß die wir von der Lage von **Theſſalonich**, **Milo**, **Canéa**, und **Candien** haben, zwingt uns, einen Theil der Charte dieſen vier Oertern zu unterwerfen. Und da wir zu gleicher Zeit Himmelsbreiten die faſt zuverläßig ſind, von einigen andern Oertern haben, z. E. die vom Süden von **Cerigo**, vom Süden der Inſel de Sapienza, und des Haſens von Zanthus, welche Herr **de Chazelles** beobachtet hat: ſo kömmt das übrige alles auf die Himmelsbreite von **Athen** an. Nachdem dieſelbe um einen Grad weniger oder mehr mitternächtlich ſeyn wird, nachdem wird man die Geſtalt des **Peloponneſus** und ſeine Lage in der Himmelsbreite ändern müſſen; damit man die Meilenweiten ſowohl der Alten als Neuern mit dieſen verſchiedenen Puncten einſtimmig mache.

Nichts wäre leichter, als aus dieſer Ungewißheit zu kommen. „Hierzu wäre genug, ſaget Herr Freret, daß „die Schiffcapitains, welche in dem Haſen von Athen einlaufen, auf der Erde, durch ihre Piloten, die Höhe der „Sonnen beobachten ließen; und daß ſie die umſtändliche „Beſchreibung dieſer Beobachtungen einſchicketen, dabey „aber bemerketen: ob das Werkzeug deſſen ſie ſich bedienet, „ein aſtronomiſcher Ring, eine Arbaleſtrille, ein engländiſcher Quadrant, u. ſ. w. geweſen *l*). Die Rechnung begeh-

„ret

---

l) Herr Askew, Mitglied der königl. Societät zu London, der ſeit einiger Zeit unſerer Akademie als ein freyer Akademiſt beygeſellet iſt, hat in ſeiner Reiſe durch Griechenland, die Länge von Athen, an dem Orte ſelbſt gemeſſen. Man verſichert uns, er mache ſie ungefähr 38 Gr. 15 Min. Wir wiſſen aber die beſondern Umſtände dieſer Beobachtung nicht, und ermahnen hiermit Herrn Askey, ſie je eher je lieber bekannt zu machen; und alle Erläuterungen zu geben, die Sternkundige und Erdbeſchreiber in den Stand ſetzen können, davon zu urtheilen. Dieſer Artikel, darinn wir den

merklichen

„ret man von ihnen nicht, weil man im Stande iſt, ſie „auch hier nach richtigen Tabellen zu machen. Einige von „einander unterſchiedene Beobachtungen, die man ſorg„fältig zuſammen hielte, würden eine ziemlich ſichere Him„melsbreite geben, damit endlich einmal die Erdbeſchreiber „über dieſen wichtigen Punct gewiß gemachet würden.“

merklichen Unterſchied gezeiget, der ſich zwiſchen der von den Alten, und der vom Hrn. Vernon bemerkten Breite befindlich iſt, muß den neuen Beobachter bewegen, nichts auszulaſſen, was derſelbe für geſchickt achten wird, die Richtigkeit ſeiner Beſtimmung zu zeigen. Wenn die Betrachtungen, womit Herr Stuart die Rechnung der Alten unterſtützet, gültige Einwürfe wider den Vernon machen: ſo werden ſie noch vielmehr die Rechnung des Hrn. Zoky vernichten; weil er Athen noch 10 Minuten nördlicher ſetzet. Der Unterſchied zwiſchen ihm und dem Hipparch iſt ein Grad und 6 Minuten.

XIX.

Des Herrn Levesque de la Ravaliere Erläuterung über eine Stelle im IV. Buche Cäſars von dem galliſchen Kriege.

1746. vorgeleſen.

Als Cäſar ſich nach ſeinem Conſulate zum Statthalter von Gallien hatte ernennen laſſen, gieng er im 694ten Jahre Roms, 58 Jahre vor Chriſti Geburt dahin. Der Sieg machete ſeinen Eintritt in dieſe Provinz merkwürdig, welche einmal ein Schauplatz ſeiner kriegeriſchen Thaten ſeyn ſollte. Die **Helvetier**, welche er in einem groſſen Treffen ſchlug, und ſie zwang, ſich wieder in ihre Gränzen zu flüchten; **Arioviſt** und ſeine Deutſchen, die er aus Gallien vertrieb, empfanden in ſeinem erſten Feldzuge, was römiſche Legionen unter einem Anführer thun konnten, der ein eben ſo groſſer Staatsverſtändiger, als Kriegsheld war.

Sein zweyter Feldzug ward durch die Eroberung von Belgica, durch die Niederlage der **Nervier** *a*), der **Aduatiker** *b*), und deren Bundsgenoſſen, merkwürdig; ferner durch die Unterwerfung der ganzen Seeküſte der Celten, von der Mündung der Seine bis an die Mündung der Loire.

In dem dritten Feldzuge unterwarf Cäſar durch ſich ſelbſt, oder durch ſeine Verweſer, die **Veneter** *c*), die Unel-

ler

---

a) Im Lande Vannes.

b) Völker im Cotentiniſchen.

c) Evreux und Liſieux.

d) Die Nervier bewohnten das Land zwiſchen der Schelde und der Sambre; dieſes iſt derjenige Theil von Flandern, in welchem Cambrai, Valenciennes und Tournai liegen.

ler d), die **Eburoviker** e), die **Lexovier** und die **Aquitaner**. Er zwang die **Moriner** f), und die **Menapier** g) ſich in ihre Waldungen und Moräſte zurück zu ziehen. Alles ſchien nunmehr in Gallien ruhig zu ſeyn; und drey Jahre voller glücklichen Folgen, hatten den **Römern** dieſes weitläuftige Land unterwürfig gemachet, als im 55ten Jahre vor **Chriſto**, zwo deutſche Nationen, die **Tenkterer** und **Uſipeten** dem Cäſar die Gelegenheit gaben, welche er ſuchete, den Krieg zu verlängern. Er ſelbſt lehret uns, welches der Bewegungsgrund ihres Ueberganges in Gallien geweſen. Dieſe zwey Völker, welche Nachbarn der Sueven waren, und ihr Land wider dieſelben nicht ſchützen konnten, waren lange Zeit gezwungen geweſen, in dem Innerſten von Germanien herum zu irren. Endlich kamen ſie an das Ufer des **Rheines**, über welchen ſie ziemlich nahe an ſeiner Mündung giengen, und zwar in der Landſchaft der **Menapier**, deren Dörfer ſich damals an beyden Seiten des Fluſſes weg erſtrecketen. Von den Einwohnern ſelbſt empfanden ſie wenig Widerſtand: und da ſie ſich des Landes bemeiſtert hatten; ſo lebeten ſie den Winter über daſelbſt von demjenigen Vorrathe, welchen ſie allda gefunden hatten. Bey dieſer Nachricht nun, verſammlete Cäſar ſeine Kriegsvölker; und da er ſich früher als gewöhnlich, aufmachete, ſo zog er gegen die Deutſchen, um ſich ihrem Glücke zu widerſetzen.

Dieſe Fremden hatten bereits die Gränzen des Rheines verlaſſen, und waren auf die Felder der **Eburonen** h), und der **Condruſer** i) gerücket, welche denen von **Trier** unterworfen waren. Cäſar war bald gegenwärtig; und nach einer Unterhandlung, die durch allerley Feindſeligkeiten

fruchtlos

---

e) Die Veneticker bewohnten dasjenige Land, worinnen Vannes die Hauptſtadt iſt.

f) Im Lande Vannes.

g) Völker im Coutantiniſchen.

h) Evreux und Liſieux.

i) Die Moriner wohnten längſt dem Meere, zwiſchen der Somme und Schelde.

fruchtlos gemachet wurde, deren heimlicher Urheber er vielleicht war; griff er dieſe unzählbare Menge von Feinden an, ſchlug ſie, erwürgete die mehreſten davon, und zwang die übrigen, ſich wieder über den **Rhein** zurück zu ziehen. Wenige Zeit nach ſeinem Siege, ſchlug er ſelbſt eine Brücke über dieſen Fluß, und war der erſte von den Römern welcher in Deutſchland eindrang.

Der Gegenſtand derer Unterſuchungen, davon wir in dieſem Artikel einen Auszug liefern, iſt, wenigſtens ungefähr den Ort feſtzuſetzen, allwo **Cäſar** die Deutſchen in die Pfanne gehauen, und dann denjenigen, wo er über den **Rhein** gegangen. Der Herr **Leveſque de la Ravaliere** hat den 20 May 1746 dieſe zween Puncte unterſuchet; und geht in beyden von **Cluvers** Meynung ab, welche **Sanſon** und **Adrian Valeſius** annehmen.

I.

Iſt es genug, daß man die Stelle in den Commentariis mit Aufmerkſamkeit lieſt, allwo **Cäſar** ſelbſt beſchreibt; was vor ſeinem Siege hergegangen und darauf gefolget iſt, um in den Stand zu gerathen, daß man den Ort der Schlacht beſtimmen könne. Nach ſeiner Meynung giengen die Deutſchen ziemlich nahe an demjenigen Orte über den Fluß, wo er ſich in den **Ocean** ergießt; daſelbſt überfielen ſie die benachbarten Landſchaften, nahmen allda ihre Winterquartiere; und macheten ſich nicht eher wieder auf den Weg, als in den erſten Tagen des Frühlinges, um nach **Belgien**, fortzurücken. **Cäſar** ließ ihnen aber keine Zeit, daſelbſt große Vortheile einzuſammlen; er fand ſie und hielt ſie bey den **Eburonen** auf, das heißt im **Lütticher** Lande. Die Deutſchen ſchicketen ihm Abgeordnete; er gieng auch mit ihnen eine Unterhandlung ein, in währender welcher er gleichwohl immer ſeinen Marſch fortſetzete: und als er erfuhr, daß faſt ihre ganze Reiterey über die **Maaß** gegangen war, eine ſtarke Fütterung zu holen, ſo eilete er, wieder zu ihnen zu ſtoßen, um im Stande zu ſeyn, vor ihrer Wiedervereinigung ſie anzugreifen. Eine zweyte Unterredung hielt ihn zwölftauſend Schritte von ihrem Lager auf; er näherte ſich hierauf demſelben noch um vier tauſend Schritte, in der Abſicht, deſto näher bey dem Fluſſe zu ſeyn. Bey der Zuſammenkunft des folgenden Tages, geht die Schlacht zwiſchen fünftauſend römiſchen Reitern und acht hunderten von der feindlichen Armee an: und die Römer werden geſchlagen.

Cäſar, welcher dieſes nicht ungerächet laſſen wollte, nahm den künftigen Tag die Abgeordneten der Barbarn beym Kopfe, welche in großer Menge kamen, den Frieden zu ſchließen, indem ſie ſich wegen des geſtrigen Vorfalles entſchuldigten. Indem ſich nun dieſe zahlreiche Menge auf den Glauben des Waffenſtillſtandes verließ, und ſonder Unruhe oder Vorſichtigkeit die Rückkehre ihrer Unterhändler erwartete; überfällt Cäſar ihr Lager, machet ein Schrecken darinnen, welchem gar bald eine gänzliche Unordnung folgete: und da er ihnen weder die Zeit ließ, ihre Waffen zu ergreifen, noch ſich mit einander wieder zu vereinigen; ſo richtete er ein Metzeln unter ihnen an, jagete ſie aus ihren Verſchanzungen, und verfolgete ſie bis an den Zuſammenfluß der **Maas** und des **Rheins**. Allhier ſtürzeten ſich die wenigen dem Schwerte des Siegers entronnenen Deutſchen in den Fluß, in welchem die meiſten vor Schrecken oder Abmattung umkamen. Die Reiterey, welche einige Tage vor dem Gefechte, ſich in die Ländereyen jenſeit der **Maas** zerſtreuet hatte, eilete wieder über den **Rhein** zurück, in das Land der **Sicambern**, die ihr eine Freyſtädte erlaubeten.

Hieraus ſieht man nun, daß ſelbſt Cäſars Texte nach, dieſe Schlacht, die dem Kriege ein Ende machete, in einem Lande geliefert wurde, welches ziemlich nahe an dem Zuſammenfluſſe der **Maas** und des **Rheins** gelegen geweſen, und alſo die Flüchtlinge über den Fluß in die umliegenden Gegenden deſſelben haben bringen können. Gleichwohl ſchlägt Cluver k) eine Verbeſſerung im Texte vor; und indem er will, man ſolle **Moſel** anſtatt **Maas** leſen: ſo behauptet er, Cäſar habe vom Zuſammenfluſſe der **Moſel** und des **Rheins** reden wollen; und das Lager der Deutſchen ſey in der Nachbarſchaft dieſes Zuſammenfluſſes, d. i. nahe bey **Coblenz** geweſen.

Der Herr **Leveſque** vertheidiget Cäſars Text wider dieſe vermeynte Verbeſſerung **Cluvers**, als durch welche derſelbe ohne Zuſammenhang ſeyn würde: obgleich **Samſon** und **Herr von Valois** ſie für ſehr glücklich halten. Dem Anſehen dieſer Erdbeſchreiber nun, ſetzet unſer Mitglied entgegen:

1. Das Anſehen der Handſchriften, deren einhällige Uebereinſtimmung die gemeine Lesart erheiſchet l).

2. Die umſtändliche Erzählung ſelbſt derer Geſchichtſchreiber, von denen wir hier Auszüge gegeben haben.

In der That erhellet aus Cäſars Berichte klärlich, daß **Lüttich** und **Luxemburg** der Schauplatz ſeiner zweyten Anfälle auf die Deutſchen geweſen. Die **Moſel** nennet er niemals; er redet allezeit nur von der **Maas**, und in der Abſicht ſeinen Leſern ein noch genaueres Bild von denjenigen vorzulegen, was ſich an den Ufern dieſes Fluſſes zugetragen, beſchreibt er deſſen Fluß mit vielem Fleiße, und fängt ſeine Erzählung gleich mit dieſer Beſchreibung an m). „Die **Maas**, ſaget er, entſpringt auf dem Berge „**Voſge**, in dem Gebiethe von **Langres**. Im Fortlauſe

„nimmt

---

k) Zu Cäſars Zeiten bewohneten die **Menapier** die beyden Ufer des **Rheines**, unter dem Orte, allwo nach dieſem **Cöln** gebauet worden.

l) Man lieſt in der That in allen

„nimmt ſie noch einen Arm des Rheins, Namens **Wahal** „ein, machet mit demſelben die Inſel der **Bataver** aus, „und ſtürzet ſich achtzig tauſend Schritte von da in den „Ocean.“

Nun ſehen wir, daß die Deutſchen über den Rhein, ziemlich nahe bey ſeinem Urſprunge gegangen ſind; daß ſie den Winter über ſich nicht weit davon entfernet; und daß, da ſie in ihrem Zuge durch Cäſars Eilfertigkeit gehindert worden, ſie kaum Zeit gehabt, das Land der **Eburonen** zu erlangen. Sie mußten ſich folglich nicht weit von dem Zuſammenfluſſe der **Maas** und des Rheines entfernet haben; und ungefähr in dieſen Gegenden, iſt die Schlacht vor ſich gegangen.

Wären ſie nahe an der Mündung der **Moſel** geſchlagen worden, ſo müßten ſie hundert franzöſiſche Meilen in **Belgien** eingedrungen ſeyn. Dieß iſt aber Cäſars Texte offenbar zuwider, deſſen ſchneller Marſch ihnen keine Zeit dazu ließ. Nach der gewöhnlichen Leſart, würden ſie nur fünf und zwanzig bis dreyßig franzöſiſche Meilen über das Gebieth hinaus gegangen ſeyn, allwo ſie den Winter zugebracht haben: und das wäre alles, was ein Kriegsheer oder vielmehr ein zahlreiches Volk hätte thun können, welches Weib und Kinder mit ſich hatte; welches moraſtige und ungebähnte Landſchaften durchzog, und dieſes in einer Jahreszeit, wo die Nächte noch lang, und die Wege ſehr böſe ſind. Dergleichen Züge ſind allezeit langweilig: und wenn Cäſar uns nicht ſelbſt berichtete, daß ſie bis ins **Lüttichiſche** gekommen wären; ſo würden wir Mühe haben, es zu glauben.

---

allen Handſchriften: Cum ad confluentem Moſæ et Rheni pervenissent &c. und Cluver ſtützet die Gewalt, die er dem Texte anthut, bloß auf Muthmaßungen.

m) De Bel. Gall. IV. 10.

Es erkläret ſich auch **Pontanus** n) für die gewöhnliche Leſart, wider **Cluvers** Kühnheit, die er in einer ſeiner Abhandlungen widerleget. **Aimon von Fleuri**, einer unſerer Geſchichtſchreiber, hat eben dieſen Text in ſeiner Reinigkeit erhalten o), indem er dieſe Stelle aus dem **Cäſar** in ſein Werk einrücket. **D. Bouquet** p) hat in ſeiner Ausgabe von den **Commentarien** über den galliſchen Krieg, die alte Leſart derjenigen vorgezogen, welche **Cluver** einführen wollen. **Crevier** q) bleibt ebenfalls in ſeiner Fortſetzung der römiſchen Geſchichte dabey. Dieſer richtige und vernünftige Schriftſteller, ſteht gar nicht an, den Schauplatz der Schlacht an der **Maas** feſtzuſetzen.

Nach Hrn. **Leveſque** mußten die Deutſchen in dem Landwinkel gelagert ſeyn, den der Zuſammenfluß dieſer Ströme machet, doch näher am Ufer der **Maas** als des **Rheines**.

Dieſe Muthmaßung wird durch zween Gründe beſtätiget. 1. Weil ihre Reiterey über die **Maas** gegangen war, um Fütterung bey den **Ambivariten** zu holen; ſo hatte ſie zum Uebergange eine Furth zum Durchwaten nöthig gehabt, und die **Maas** iſt ſeichter, als der **Rhein**. 2. **Cäſar** ſaget, ſie hätten dabey gewonnen, daß ſie die Ufer des **Rheines** geflohen, allwo die mehreſten aus Ermüdung geſtorben: dieß ſetzet voraus, daß ſie ein Stück Weges nöthig gehabt, um hin zu kommen.

Alles was wir hier nach dem Herrn **Leveſque** ſagen, ſcheint die Frage auszumachen, und die **Maas** in dem Beſitze dieſer Stelle in **Cäſars** Texte zu erhalten. Allein, noch mehr: dieſe Entſcheidung zieht auch die Entſcheidung der folgenden Frage nach ſich: ſie zeiget uns nämlich unge-

fähr

---

n) *Pontan.* Diſcept. IX.

o) *Aimoin.* Præfat. Cap. IV.

p) Rec. des Hiſt. de France

p. 215.

q) Hiſt. Rom. XII. L. 41.

ſähr den Ort an, allwo **Cäſar** ſeine Brücke über den **Rhein** geſchlagen.

II.

Cluver will, ſolches ſey nahe bey der Stadt **Coblenz** geſchehen, bey dem Zuſammenfluſſe des **Rheins** und der **Moſel**. Er gründet ſich darauf, daß dieſe Brücke nicht von demjenigen Orte entfernet habe ſeyn müſſen, allwo die Deutſchen ihr Lager gehabt, in welchem **Cäſar**, nach erhaltenem Siege, ſeine Völker feſtſetzete. Allein, wie wir im vorigen Abſchnitte gezeiget haben, daß die Deutſchen um den Ort herum gelagert geweſen, wo die **Maas** und der **Rhein** ihre Fluthen vermengen: ſo folget daraus, daß **Cluvers** Vorgeben ihn ſelbſt widerleget, und daß man den Ort von **Cäſars** Uebergange näher bey der **Wahal** ſuchen müſſe.

Wenn man die Gründe unterſuchet, welche dieſer Erdbeſchreiber anführet, ſo findet man, daß ſie ſich auf lauter gewagten Muthmaßungen ſtützen, die von der Lage derer Völker hergenommen worden, welche in dem Geſchichtſchreiber genennet ſind, die er nach Belieben ändert, nachdem ſein Lehrgebäu es erfodert. Z. E. an die Stelle der **Ambivariten**, zu welchen **Cäſar** die Deutſchen nach Fütterung ausgehen läßt, ſetzet **Cluver** die **Aduatiker**, das heißt, die Völker aus dem **Hennegau** und aus **Brabant**.

Es iſt aus **Cäſars** Worten ſelbſt gewiß, daß die Reiterey der Deutſchen ſich in das Land der **Sicambrer** gezogen. Um nun zu vermeiden, daß ſie den römiſchen Kriegsleuten nicht begegnen möchte, mußte ſie einige Meilen oberhalb dem Schlachtfelde wieder über die **Maas** hinüber gehen; und dieſes iſt, nach dem Herrn **Leveſque**, um die Gegend von **Venlo** geſchehen. Die **Sicambrer**, welche dieſer Reiterey eine Freyſtatt erlaubeten, erſtreckten ſich längſt dem **Rheine**, von der **Lippe** an, bis zum **Mayne** hinauf. Sie nahmen einen Theil des Herzogthums **Cleve**, der Grafſchaft **Mark**, des Herzogthums **Bergen**, des Churfürſtenthums **Cöln** und **Maynz** ein; das heißt, das ganze Land, welches man heute zu Tage **Weſtphalen** nennet, nebſt einem Stücke der **Wetterau**.

Der römiſche Feldherr gieng, unter dem Vorwande, die Flüchtlinge zu verfolgen; ein Stückweges vor ſich auf das Land der **Sicambrer**. Dieß iſt ein Beweis, daß er über den **Rhein** gegangen ſey, und zwar oberhalb dem Orte, wo ihre Gränzen anfiengen. „Folglich, ſaget der Herr **Leveſque**, hat **Cäſar** ſeine Brücke, weder nahe bey **Coblenz**, geſchlagen, welches faſt am äußerſten Ende des Landes der **Sicambrer** liegt, noch auch nahe bey **Cöln**; ſondern viel näher an der Mündung des Fluſſes, und wahrſcheinlicher Weiſe, an dem Orte, allwo man ſeitdem die Stadt **Cleve** erbauet hat.„

Wenn **Cäſar** im 6ten Buche von einer andern Brücke redet, die er nach dieſem über den **Rhein** ſchlagen wollen, ſo ſaget er ausdrücklich: daß dieſe Brücke ein wenig oberhalb dem Orte ſeyn ſollte, allwo ſein Kriegsheer zuerſt über dieſen Fluß gegangen wäre: Paulum ſupra eum locum quo antea exercitum transduxerat, facere pontem inſtituit.

Hieraus nun erhellet, daß **Cluver** nichts beſſer gegründet ſey, wann er **Coblenz** für den Ort dieſes zweyten Ueberganges angiebt, der abermals im Herzogthume **Cleve** hat geſchehen müſſen. Wenn man denjenigen Ort beſtimmet hat, allwo **Cäſars** erſte Brücke geſchlagen worden: ſo hat man wenigſtens ungefähr auch denjenigen angezeiget, allwo er im Sinne hatte, die andere zu ſchlagen.

◆

XX.

Des Herrn von Mandajors Abhandlung über ein vermeyntes Geſetz, welches Marcus Aurelius zum Vortheile der Chriſten gegeben haben ſoll. 1744.

Marcus **Aurelius** war ein Weiſer, der auf dem Throne ſaß. Als ein würdiger Erbe der Tugenden und Gewalt des **Antoninus**, ſah er ſich für den Verwalter der Geſetze, und als ein Werkzeug an, deſſen die Vorſehung ſich bedienete, die Menſchen glücklich zu machen. Seine Regierung war voller Mäſſigung, Menſchlichkeit, und Gerechtigkeit. Weder die **Römer** haben einen beſſern Fürſten gehabt, noch **Zeno** einen Schüler, der fähiger geweſen wäre, dem Porticus Ehre zu machen. Gleichwohl ergieng es den Chriſten unter ſeiner Regierung nichts beſſer, als unter ſeinen Vorfahren: und wenn er ja keine allgemeine Verfolgung wider ſie verordnete, ſo hinderte er doch auch alle die Verfolgungen nicht, die zu ſeiner Zeit den Frieden ſo vieler beſondern Kirchen ſtöreten.

Die Grundſätze der ſtoiſchen Weltweisheit, deren Strenge die Sanftmuth ſeines Characters nicht geändert hatte, hatten unfehlbar vielen Einfluß in ſein Verhalten gegen die Chriſten. **Zenons** Secte, die ſowohl unverträglich als abergläubiſch war, verwies alle fremde und neue Religionen, da ſie doch zu gleicher Zeit den albernſten Folgerungen der Vielgötterey Raum gab. Außerdem ſetzte ſich **Marcus Aurelius**, welcher vom **Numa** abſtammen wollte, dieſen Prinzen zum Muſter vor; und ſein ganzes Beſtreben gieng nur dahin, die alte Religion der erſten Römer, deren Stifter **Numa** geweſen, wieder einzuführen.

zuführen. Er war alſo ein zwiefacher Feind der Chriſten, als ein Weltweiſer und als ein Oberprieſter; und folglich weit entfernet, ſie denen wider ſie gegebenen Geſetzen zu entziehen.

Gleichwohl ſchreiben die mehreſten neuern Schriftſteller, welche von der Kirchengeſchichte gehandelt haben, dem Marcus Aurelius ein Geſetz zu: durch welches er, ohne die vorhergehenden zu wiederrufen, die die Chriſten zum Tode verurtheileten, anbefohlen, daß ihre Ankläger ebenfalls die Todesſtrafe leiden ſollten.

Die Seltſamkeit dieſes Geſetzes, welches viel zu unvernünftig iſt, daß es ein Werk eines ſolchen vernünftigen Prinzen ſeyn ſollte, hat den Herrn von Mandajor, einen bejahrten Beyſitzer unſerer Akademie gerühret. Er unterſuchet die Gründe dieſer Meynung, in einer Abhandlung, die er uns den 14ten Jänner 1744 einreichen laſſen, und deren Inhalt wir mittheilen wollen.

Man weis, daß das römiſche Kriegsheer, in währendem Kriege, welchen Marcus Aurelius mit den Quaden und Marçomannen führete, unglücklicher Weiſe in ein enges Thal gerieth, welches mit Bergen eingeſchloſſen war; und wo ſie faſt vor Hunger und Durſt ungekommen wären. Ein ſtarker Regen, mit Blitzen und Donner vermiſchet, rettete die Legionen; und der Kaiſer hatte den Sieg dieſem unverhofften Ungewitter zu danken, welches alle ſeine Soldaten als eine Gnade des Himmels anſahen.

Die Chriſten, die ſich in ziemlicher Anzahl unter dieſem Heere befanden, zweifelten nicht, daß Gott dieſes Wunderwerk auf ihr Gebeth habe erfolgen laſſen. Unter den Heyden ſchrieben es einige dem Gebethe des Kaiſers ſelbſt zu, den ſeine Tugenden des Schutzes der Götter ſo würdig macheten; andere, den Zaubereyen des Schwarzkünſtlers

Arnuphis, welchen Marcus Aurelius bey ſich hatte. Was aber dieſen Prinzen ſelbſt betrifft, ſo ſchien er dieſe Ehre dem Mercur zuzueignen, welchen er mit einem beſondern Gottesdienſte verehrete.

Man ſieht auf einer ſilbernen Münze dieſes Prinzen, die in dem königl. franzöſiſchen Cabinette aufbewahret wird, einen Merkur, der in der Rechten eine Schaale, und in der Linken ſeinen Stab hält. Dieſe Münze führet ſtatt des Zeitpunctes, das 28ſte Jahr von des Marcus Aurelius tribuniciſcher Gewalt, welche mit dem vierzehenten Jahre ſeiner Regierung zuſammen trifft, in welchem er die Marcomannen bekriegete *a*). Themiſtius *b*), ein heydniſcher Redner, verſichert in einer Rede, die er vor dem Kaiſer Theodoſius gehalten: er habe in ſeiner Jugend ein Gemälde geſehen, auf welchem Marcus Aurelius geſtanden, die Hände gen Himmel erhoben, mitten unter ſeinen Soldaten, die ihre Helme aufgehalten, den Regen aufzufangen.

Auch die Säule des Antoninus, welche noch jetzt beſteht, iſt ein Denkmaal dieſes Wunderwerkes. Die Römer werden auf derſelben vorgeſtellet, wie ſie ihre Waffen gegen die Barbarn ausſtrecken, die mit ihren Pferden zu Boden geſtürzet liegen, und welche ein mit Blitz und Donner vermiſchter Regen, der häufig auf ſie herunter fällt, zur Erden zu ſchlagen ſcheint. Ueber dem Schlachtfelde ſiehet man einen Menſchen in den Lüften ſchweben, der die Arme ausgeſtrecket hat, und deſſen Bart ſich in Regen aufzulöſen ſcheint. Faſt alle Gelehrten halten denſelben für den regnenden Jupiter der Alten.

Alles dieſes zeiget zur Gnüge, daß Marcus Aurelius nicht dafür gehalten, als habe er den Chriſten die Errettung ſeines Heeres zu danken: und was dieſes vollends beweiſt, iſt die grauſame Verfolgung, welche drey Jahre nach

---

a) *Pagi*, ad annum 174. *b*) Oratione XV. p. 192.

nach dieſer Begebenheit, wider die Kirchen der **Gallier** ausbrach, und in welcher der heil. **Pothin**, Biſchof zu **Lyon**, die Märtyrerkrone erlangete.

Indeſſen ſahen ihn die Chriſten, wenige Jahre nach ſeinem Tode, und unter ſeinen erſten Nachfolgern, nicht ſowohl für ihren Feind, als vielmehr für ihren Beſchützer an; der ſich eine Pflicht daraus gemachet hatte, ſie aus Erkenntlichkeit zu beſchirmen.

Der heil. **Apollinaris**, Biſchof von **Hierapolis**, welchen **Euſebius** c) anführet, verſicherte, daß der Kaiſer, nach ſeinem Siege, alle ſeine chriſtlichen Soldaten in eine einzige Legion verſammlet, welcher er den glorreichen Namen, Fulminatrix, ertheilet. Andere haben vorgegeben, er habe einen Brief an den Senat geſchrieben, in welchem er dieß Wunderwerk, welches ſein Volk erhalten, dem Gott der Chriſten zugeſchrieben. Die Abſchriften dieſes Briefes, hatten ſich ſonder Zweifel unter ihnen ausgebreitet, und **Tertullian** führet ihn in ſeiner **Apologie** an d). Er füget hinzu, daß **Marcus Aurelius** zwar diejenigen, die das Chriſtenthum öffentlich bekannten, nicht förmlich vom Tode frey geſprochen; aber ſie doch verdeckter Weiſe davor geſichert, da er ihre Angeber ebenfalls dazu verdammet.

Dieſer vermeynte Brief vom **Marcus Aurelius**, ſteht in griechiſcher Sprache, zu Ende der **Apologie Juſtin Martyrs**: und nach dieſem griechiſchen Texte, hat man eine lateiniſche Ueberſetzung davon gemachet, die im **Onuphrius Panvinius** e) eingedrucket ſteht.

Allein der **P. Pagi**, und **Herr von Tillemont** f), ſtehen nach reifer Unterſuchung nicht an, zu behaupten: **Marcus Aurelius** habe nichts von allem dem gethan,

was

---

c) *Euſebius* im IV. B. 12. Cap. ſeiner Kirchengeſchichte.

d) *Tertull.* Apolog. Cap. 5.

e) *Onuphr.* in Faſt. ad ann. 234.

was ihm eine Sage andichtet, welche den Denkmälern und wirklichen Begebenheiten, nur leere Gerüchte entgegen ſetzet. Sie haben erwieſen, daß die Legio fulminans dieſen Namen bereits unter **Trajans** Regierung geführet; und daß der dem **Marcus Aurelius** zugeeignete Brief, ein Werk irgend eines unwiſſenden Griechen aus **Juſtinans** Zeiten geweſen. **Scaliger** und Herr **von Valois**, ſind eben dieſer Meynung. „Wir wollen, ſagen ſie, mit dem heil. „**Apollinaris**, **Euſebius** und **Tertullian** gern glauben: „daß das römiſche Kriegsheer ſeine Erhaltung dem Gebethe der Chriſten zu danken gehabt; allein, wir zweifeln „auch nicht, daß man bey dieſer Sache viele Fabeln unter „die Wahrheit gemenget habe.„

Was mag denn nun wohl der Urſprung einer zu **Tertullians** Zeiten ſo allgemein ausgebreiteten Meynung geweſen ſeyn, die er noch mehr beſtärket hat, indem er ſie mit mehrerem Eifer als Kritik angenommen? Die Muthmaßung des Herrn **von Mandajor**, ſcheint uns eine hinlängliche Antwort auf dieſe Frage darzubiethen.

Euſebius berichtet *g*), daß unter des **Commodus** Regierung, welcher des **Marcus Aurelius** Sohn und Nachfolger war, ein gewiſſer Chriſt, Namens **Apollonius** zu **Rom** enthauptet worden; und daß derjenige, der ihn angegeben, auf den Ausſpruch des **Perennis**, damaligen Præfecti Prætorii, die Sclavenſtrafe erhalten. Beyde Urtheile wurden zu gleicher Zeit vollzogen, und dieß iſt allem Anſehen nach, die Sache, auf welche **Tertullian** in ſeiner **Apologetik** zielet: denn ſonſt weis man kein ander Beyſpiel von dieſer doppelten Beſtrafung eines Chriſten und ſeines Angebers, als des **Apollonius** Märtyrthum: welches ungefähr zwanzig Jahre vorbey war, als **Tertullian** ſeine **Apologie** eingab.

Herr

---

f) *Baronius* ad ann. 276.

g) Hiſt. Eccl. Lib. V. Cap. 21.

Herr von Mandajor muthmaßet, daß dieſer Schriftſteller und **Euſebius** aus einerley Quelle geſchöpfet haben mögen; das heißt, irgend aus den Actis eines Chriſten, der, da ihn der doppelte Anblick des Todes eines Märtyrers, und der Lebensſtrafe ſeines Anklägers gerühret, vermuthet hat: dieſer letzte wäre bloß geſtrafet worden, weil er einen Chriſten angegeben; ungeachtet es vielleicht um einer andern Urſache halber geſchehen ſeyn mag.

Es iſt auch wirklich aus einem ganz andern Bewegungsgrunde geſchehen. Dieſer Angeber war ein Sclave des **Apollonius**, wie uns der **h. Hieronymus** berichtet *b)*. Nun verdammete ein altes vom **Trajan** erneuertes Geſetz, diejenigen Sclaven zum Tode, die ihre Herren angaben. Vielleicht kannte des **Apollonius** Sclave dieß Geſetz **Trajans** nicht: oder kannte er es ja, ſo hat er doch vielleicht aus dem Haſſe, welchen **Rom** gegen die Chriſten hatte, geſchloſſen, daß man ihm für ſeine Anklage noch wohl Dank wiſſen, nicht aber ihn ſtrafen würde.

Hätte es indeſſen ein neues Geſetz gegeben, welches allen Angebern der Chriſten die Todesſtrafe zuerkannt hätte, was hätte er denn für einen Nutzen ſeiner Anklage dieſes **Apollonius** erwarten dörfen, der nicht nur ein Chriſt, ſondern auch ſein Herr war? Er gab ihn wahrſcheinlicher Weiſe, nur in Hoffnung irgend einer Belohnung an. Dieſer eigennützige Bewegungsgrund, der einen bey einem Sclaven nicht befremden darf, beweiſt die Falſchheit des vorgegebenen den Chriſten ſo günſtigen Geſetzes; weil, wenn dieſes ſeine Wirklichkeit gehabt hätte, der anklagende Sclave auf doppelte Art Todesgefahr gelaufen hätte, und dieß wäre eine gar zu große Unbeſonnenheit, daß man ſie ohne Beweis vorausſetzen kann.

Wenn **Euſebius** das Märtyrthum des **h. Apollonius** erzählet, ſo ſaget er weder, daß er **Senator** geweſen, noch

---

b) De Viris illuſtrib. Cap. 42.

noch daß derjenige, der ihn angegeben, ſein Sclav geweſen ſey. Der h. **Hieronymus**, von welchem wir dieſe zween Umſtände wiſſen, ſaget hingegen von der Todesſtrafe des Angebers nichts. Das machet **Euſebius** und **Hieronymus** ſchrieben nach verſchiedenen Nachrichten: deren Urheber von des **Apollonius** Märtyrthume nur diejenigen Umſtände angeführet, die ſie gerühret hatten.

Nichts iſt einfältiger, als dieſes, beſchließt endlich Herr von **Mandajor**, daß man die zwo Eigenſchaften des Sclaven und Angebers des h. **Apollonius** von einander unterſcheide. Als ein Angeber eines Chriſten, wäre er nicht geſtrafet worden; als ein Angeber ſeines Herrn, verdienete er den Tod, nach **Trajans** Geſetze.

Uebrigens kann auch wohl **Marcus Aurelius** genaue Acht auf die Handhabung eines Geſetzes gehabt haben, welches von einem der beſten Prinzen, die bis dahin das Reich regieret hatten, war erneuert worden: und dieß hat vermuthlich zu dem Irrthume Gelegenheit gegeben, welcher ihn zum Urheber eines den Chriſten günſtigen Geſetzes machet. In der That, ein Geſetz, welches jeden Sclaven, der ſeinen Herrn angab, zum Tode verurtheilete, verminderte die Gefahr der Chriſten. Es befreyete ſie von häuslichen Feinden, die allezeit Gelegenheit hatten, ihre Handlungen auszuſpüren, ihre Geſinnungen auszukundſchaften, und mehrentheils fähig ſind, dieſes zu misbrauchen. Uebrigens hat dieß Geſetz nichts ungereimtes, wie dasjenige, welches man einem Prinzen zueignet, der durch ſeine Vernunft ſo bekannt iſt; und dem, um alles zu ſagen, nichts mehr fehlete, als daß er von der wahren Religion wäre erleuchtet werden.

❧

XXI. Des

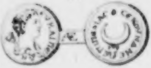
XXI.

Des Herrn von Valois Betrachtungen, über einige alte Münzen, die noch nicht bekannt gemachet worden ſind. 1746.

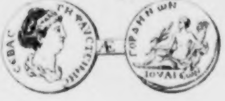
Die Münzwiſſenſchaft hat einen großen Theil ihres Fortganges, derjenigen Bequemlichkeit zu danken, welche die Gelehrten heute zu Tage haben, die zahlreicheſten Sammlungen derſelben, in richtigen und ausführlichen Verzeichniſſen unterſuchen zu können. Dieſe Werke, indem ſie unermeßliche Sammlungen bekannt machen, vervielfältigen dieſelben zugleich gewiſſermaßen, ſtellen ſie mehrern Zuſchauern dar, und ſetzen die Gelehrten in den Stand, eine größere Anzahl dieſer Denkmäler mit einander zu vergleichen, eine durch die andere zu erklären, und öfter als ſonſt geſchehen würde, glückliche Anwendungen auf die Geſchichte daraus zu ziehen. Allein das Leſen ſolcher Verzeichniſſe iſt nicht allein nützlich, in Anſehung derer Gegenſtände, die es der Neugierde darbeuth; es hat auch noch den Vortheil, uns oftmals anzuzeigen, was auch den reichſten Sammlungen noch fehlet. Dadurch erlangen wir nun zuweilen die Kenntniß ſeltener Münzen, die ihre Beſitzer ſich entſchließen herauszugeben, wenn ſie ſehen, daß ſie nicht bekannt ſind; und eben dieß hat auch Herr **von Valois** 1746 gethan.

Unter denen ſeltenen Münzen, die einen Theil derjenigen Sammlung ausmacheten, die er ſich angeſchaffet hatte, ſuchete er ſechs Stücke aus, davon er uns die Beſchreibung, mit hiſtoriſchen Anmerkungen begleitet, mittheilete. Dieſe Münzen ſind allerſeits Kaiſermünzen, und in griechiſchen Städten geſchlagen worden.

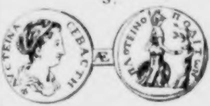
1.


Æ

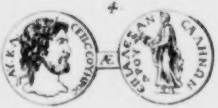
2.


CEBAC
ΓΗ ΦΑΥCΤΕΙΝΗ
Æ
ΓΟΡΔΗΝΩΝ
ΙΟΥΛΙ ΕΩΝ

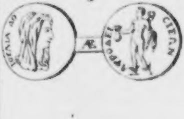
3.


ΦΑΥCΤΕΙΝΑ
CΕΒΑCΤΗ
Æ
ΠΛΩΤΕΙΝΟ
ΠΟΛΙΤΩΝ

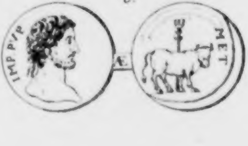
4.


ΑΥ Κ Λ
CΕΠ CΕΟΥΗΡ
Æ
ΕΠΙ ΑΛΕΞΑΝ
ΔΡΟΥ
CΑΛΗΝΩΝ

5.


ΙΟΥΛΙΑ ΑΟ
Æ
ΑΦΡΟΔΕΙ
CΙΠΩΝ

6.


IMP P P
Æ
MET

I.

Eine Münze vom Antinous *.

Sie iſt von kleinem Erzte, und überaus wohl erhalten. Auf einer Seite ſieht man den bloßen Kopf des **Antinous**, von der Rechten nach der Linken gewandt, und hinter ihm den Schlangenſtab, mit der Umſchrift: ΕΥΚΑΡΠΕΩΝ. Auf der Gegenſeite ſteht das erſte Viertel des Mondes, und über ihm ein Stern, mit der Umſchrift: ΕΠΙ ΠΕΔΙΑC CΕΚΟΝΔΗC.

Der Stämpel dieſer Münze, und die Schönheit des Ausdruckes, zeigen **Hadrians** Regierung an. Sie iſt in der Stadt **Eucarpia** geſchlagen worden, welche der alte **Plinius**, **Ptolomäus**, die Notitia Imperii, und die **Theodoſianiſche Charte**, nach **Phrygien** verlegen; und von welcher Herr **Vaillant** noch einige andere anführet, die aber alle ſo alt nicht ſind, als dieſe iſt.

Der Namen Pedia ſecunda, iſt offenbar ein Weibesnamen. Sollte nun dieſe die vornehmſte obrigkeitliche Perſon der Stadt **Eucarpia** geweſen ſeyn? Daß kann man wohl nicht ernſtlich glauben. Sie war, wie Herr **von Valois** beweiſt, die Prieſterinn des auf der Münze vorgeſtelleten **neuen Mercurs**, das heißt, des **Antinous**, **Hadrians** Lieblings. Dieſer Prinz, den ſein Tod ungemein rührete, ließ demſelben Bildſäulen aufrichten, und Tempel bauen: allein ſeine Eitelkeit hatte allem Anſehen nach, eben ſo vielen Theil an der Einſetzung dieſes neuen Götzendienſtes, als ſein Schmerz.

Wenigſtens wird dieſer Verdacht durch den Begriff beſtärket, den die Geſchichte uns von ſeinem Charactere machet. Er war erpicht auf alle Arten des Ruhmes, und ein Mitwerber aller berühmten Leute. Er ſchmäuchelte ſich vielleicht

---

* Man ſehe die I. Kupfertafel.

leicht noch **Alexanders** Ruhm zu erreichen, dafern **Antinous** mit dem **Häphestion** einerley Schickſal hätte. Dem ſey, wie ihm wolle: **Hadrian** war ein Kaiſer, und kannte die **Griechen**; er wußte, zu was für Ausſchweifungen ein Volk geſchickt war, das durch die Gewohnheit ſeinen Beherrſchern zu ſchmäucheln, und ſie zuweilen ſchon gar bey ihrem Leben anzubethen, niederträchtig geworden.

Das durch die Thränen des Kaiſers geheiligte Grabmaal des Lieblings, ward alſo den Griechen zu einem Altare. Der **Orient** ſah, wie die Zahl ſeiner Götter durch die Vergötterung des **Antinous** anwuchs. **Alexandrien, Tharſus, Hierapolis, Sardes,** und verſchiedene andere Städte, ſtritten ſich um die ſchimpfliche Ehre, dieſen gottloſen Götzendienſt mit der größten Pracht und Herrlichkeit anzunehmen. Man trieb die Schmäucheley gar ſo weit, daß man auch am Himmel ein neues Geſtirn, als ein Zeichen der neuen Gottheit entdeckete.

Endlich gaben ihm die Städte den Namen der vornehmſten Gegenſtände ihres Gottesdienſtes. In **Aegypten** war er **Apis**; in **Tharſus, Apollo**; in **Eukarpia, Mercur.** Ein ſeltſamer Misbrauch, der die Vernunft ſelbſt in Erſtaunen ſetzen ſollte, wenn ſie nicht den Grund davon in der Natur des Heidenthumes ſelbſt, und deren Vertheidigung ſo zu reden, in der Geſchichte der Götter fände. Die Anbether ſolcher Götter, die ſelbſt mit Schandthaten beflecket waren, konnten wohl, ſonder Scheu, ſie zu beleidigen, dem Lieblinge **Hadrians** ihre Namen beylegen.

Uebrigens findet man auf den lateiniſchen Münzen keine Spur dieſes Götzendienſtes; das iſt ein Zeichen, daß er ſich nicht bis nach **Rom** erſtrecket hat, und durch keinen Rathſchluß beſtätiget worden iſt.

Herr **von Valois**, welcher dieſe Anmerkung machet, bedienet ſich dieſer Münze von **Eukarpia** auch noch, um die Falſchheit eines allgemeinen Satzes zu beweiſen, der von einigen Gelehrten vorgegeben wird. Dieſe Schriftſteller wollen, daß die Münzen der griechiſchen Städte **Aſiens**, nicht mit dem Namen der Beamten beym Gottesdienſte bezeichnet geweſen, ſie müßten denn die höchſte obrigkeitliche Würde bekleidet haben.

Hier führet die Umſchrift der Gegenſeite gegenwärtiger Münze, den Namen einer Prieſterinn, und vernichtet folglich dieſe Regel.

So iſt faſt in allen Gattungen das Schickſal der mehreſten ausſchließenden Sätze beſchaffen: ſie ſollten von rechtswegen ſehr ſelten ſeyn; weil eine einzige Ausnahme fähig iſt, ſie zu widerlegen.

II.

Eine Münze von der Fauſtine.

Sie iſt von mittlerm Erzte. Auf einer Seite ſtellet ſie den Kopf der Kaiſerinn vor, von der Rechten nach der Linken gekehret, mit der Umſchrift: CEBACTH ΦΑΥCTEINHC; auf der andern ſieht man eine liegende Figur, die in der Rechten ein Rohr hält, und in der Linken ein Fruchthorn, und ſich auf eine Urne ſtützet: die Schrift iſt ΓΟΡΔΗΝΩΝ ΙΟΥΛΙΕΩΝ. Dieß iſt der Namen der Stadt **Julia Gordos**, allwo dieſe Münze unter der Regierung **Antonins**, des Gemahls der erſten **Fauſtina** geſchlagen worden.

Die Münzen dieſer Prinzeſſinn, ſind überaus ſelten. **Herr Vaillant** kennet deren nur eilfe, denen man noch dieſe beyfügen muß. **Julia Gordos**, allwo ſie geſchlagen worden, und von wannen wir noch einige andere Münzen haben, die aber alle neuer ſind, als des Herrn **von Valois** ſeine, lag in **Myſien.** Sie war lange Zeit nur ein bloßes Dorf: allein **Kleon**, ein berühmter Straßenräuber, von dieſem Orte gebürtig, legete daſelbſt den Grund zu einer kleinen Souverainität, die er ſich errichtete; indem er in währenden Kriegen, die auf **Julius Cäſars** Tod folgeten, die umliegenden Oerter unters Joch brachte.

Durch die Vergrößerungen, die er ſich verſchaffete, ward dieſes Dorf zu einer anſehnlichen Stadt: die er **Juliopolis**, dem **Auguſtus** zu Ehren nannte a), deſſen Partey er ergriffen, nachdem er des **Antonius** ſeine verlaſſen. Die Einwohner aber, um nicht mit den Bürgern einer andern Stadt dieſes Namens in **Galatien** gelegen, vermenget zu werden, behielten auf denen Münzen, die ſie ſchlagen ließen, den alten Namen bey. **Julia Gordos** ward nach der Zeit eine biſchofliche Stadt, und ward mit zu dem **Lydiſchen** Kreiſe gerechnet. Herr **von Valois** muthmaßet, daß der auf der Gegenſeite dieſer Münze abgebildete Fluß, der **Caik**, oder der **Rhindacus** ſey. Die Lage dieſer Stadt an dem Fluſſe des Berges **Olymp**, machet dieſe Muthmaßung ſehr wahrſcheinlich.

III.

Eine Münze von der jüngern Fauſtine.

Sie iſt von mittlerm Erzte. Auf einer Seite ſteht der Kopf der jüngern **Fauſtine**, von der Rechten zur Linken gekehret, mit der Umſchrift: ΦΑΤCΤΕΙΝΑ CΕΒΑCΤΗ. Auf der Gegenſeite ſteht **Minerva** im Helme, ebenfalls von der Rechten zur Linken gekehret. Sie reichet einer Schlange, die ſich um einen Baum windet, eine Schaale dar; und zu ihren Füßen liegt ein Schild. In der Umſchrift lieſt man: ΠΛΟΤΕΙΝΟΠΟΛΙΤΩΝ.

---

a) *Strabo* Lib. XII. p. 574

Die Münzen von **Plotinopolis** ſind ſelten. **Vaillant** hat deren nur drey, und hat gegenwärtige von mittlerm Erzte nicht gekannt, die wegen ihrer Gegenſeite ſonderbar iſt, auf welcher **Minerva** mit den Merkmalen der Göttinn Salus ſteht. In dieſem Falle kann man ſagen, Minerva ſalutaris: ſo wie man auf den Marmorn lieſt, **Iſidi** ſalutari, **Jovi** ſalutari, &c.

Dieſe Stadt verehrete den Gott **Aeſculap**, der mit der Schlange um einen Stock gewunden, auf einer ihrer Münzen erſcheint, die man unter dem **Caracalla** geſchlagen.

Plotinopolis lag in **Thracien**, auf dem Wege von **Adrianopolis** nach **Trajanopolis**, faſt in gleicher Weite von beyden Städten, 24 Meilen von der erſten, und 22 von der zweyten. Sie ward zu Ehren der **Plotina**, **Trajans** Gemahlinn, ſo genannt.

Die Notitiæ und **Conſtantin Porphyrogenitus** berichten uns, daß ſie einen Theil der Provinz oder Präfectur, **Hämimons** genannt, ausgemachet hat, davon **Adrianopolis** die Hauptſtadt geweſen: ſie ward nach dieſem ebenfalls ein Biſchofſitz.

Die **thraciſchen** Städte hatten gemeiniglich nicht die Gewohnheit, die Namen ihrer vornehmſten obrigkeitlichen Perſonen auf ihre Münzen zu ſetzen; ſondern nur des Statthalters von der Provinz ſeinen. Man lieſt auf einer Münze von **Plotinopolis**, welche unter dem **Antonin Pius** geſchlagen worden, ΗΓΕΜΟΝΟC ΠΟΜΠΗΙΟΥ ΟΥΟΠΙCΚΟΥ: unter dem Regimente des **Pompejus Vopiſcus**.

IV.

Eine Münze vom Septimius Severus.

Sie iſt von mittlerm Erzte, und führet auf der einen Seite den Kopf des **Septimius Severus**, mit Lorbern gekrönet, und von der Rechten zur Linken gewandt, mit der Umſchrift: ΑΥ. Κ. Λ. ϹΕΠ. ϹΕΟΥΗΡΟϹ. Auf der andern ſteht die Figur des Kaiſers in einer Toga, den Kopf von der Linken zur Rechten gewandt, und eine Erdkugel in der Hand haltend. Die Umſchrift iſt: ΕΠΙ ΑΛΕΣΑΝΔΡΟΥ ϹΑΛΗΝΩΝ.

Dieſe ſehr wohl erhaltene Münze gehöret unter die allerſeltenſten. Kein Alterthumsforſcher hat ſie noch bekannt gemachet. Man hat zwar eine andere aus eben dieſer Stadt, in dem königl. franz. Cabinette, die auch von eben dieſer Größe, und unter dem **Caracalla** geſchlagen iſt; allein dieſe iſt aus der Regierung des **Septimius Severus.**

Es fraget ſich: was das für eine Stadt geweſen, die ſie dieſem Prinzen zu Ehren ſchlagen laſſen, der mit einer Weltkugel in der Hand einem gewöhnlichen Sinnbilde der kaiſerl. Gewalt, abgebildet iſt.

Stephan von Byzanz redet von keiner Stadt, die **Sala** geheißen. **Ptolomäus** nennet deren ſechs, davon zwo in Spanien, bey den Völkern **Turduli** und **Turdetani**; eine in **Mauritanien**, anjeßt **Salee**; eine in **Pannonien**; eine in **Phrygien**, und eine andere in **Armenien** iſt.

Wenn **Herodot** *b*) den Uebergang des **Xerxes** in Griechenland berichtet; ſo redet er von einer andern Stadt **Sala**, nahe am **Ebrus**, auf der Küſte von **Doriskos** gelegen.

Es iſt ſichtbar, daß die griechiſche Münze vom **Septimius Severus**, deren Herr von **Valois** hier gedenkt, den **ſpaniſchen**, **mauritaniſchen** und **pannoniſchen** Städten nicht zugeeignet werden kann, als deren Sprache lateiniſch war. Er glaubet eben ſo wenig, daß ſie **Sala** zukommen

---

b, Lib. V.

zukommen könne, welches im mitternächtlichen Theile von **Armenien** lag, ſo keine römiſche Provinz war.

Der Namen einer **Municipal-Obrigkeit**, den man auf der Münze lieſt, zeiget, daß ſie auch nicht in **Thracien** geſchlagen worden. Die Städte dieſer Provinz gruben gemeiniglich auf ihre Münzen, den Namen des Statthalters ΗΓΕΜΟΝΟC.

Aus allem, was wir hier geſaget haben, folget natürlich: daß die Münze des **Septimius Severus**, die wir hier betrachten, von den Einwohnern zu **Sala**, einer Stadt in **Phrygien**, ſey geſchlagen worden. Nun mußte nach der Graduation des **Ptolomäus**, die Lage dieſer Stadt in der Gegend von **Laodicea**, zwiſchen dem **Mäander** und dem Fluſſe **Lykus** ſeyn. Was dieſe Beſtimmung beſtätiget, iſt dieß, daß die Stadt **Sala** von **Archonten** regieret wurde: wie aus einer Münze im königl. Cabinette erhellet, die unter der Regierung des **Caracalla** in dieſer Stadt geſchlagen worden.

Man weis zur Gnüge, daß verſchiedene Städte des **proconſulariſchen Aſiens**, von **Archonten** regieret werden; und dieſer Umſtand iſt eine Urſache, die uns ſchlüßig machet, gegenwärtige Münze der Stadt **Sala** in **Phrygien** zuzueignen, die einen Theil des **proconſulariſchen** ausmachete.

Wenn **Vaillant** eine Münze beſchreibt, die unter dem **Caracalla** geſchlagen worden, ſo lieſt er den Namen der obrigkeitlichen Perſon ΜΟΛΟCCΟΥ, und den Namen der Stadt CΑΛΙΤΩΝ, die er nach **Lydien** ſetzet. Iſt dieſe Münze eben dieſelbe, die in das königl. Cabinet übergekommen iſt, ſo lieſt man CΑΛΗΝΩΝ, wie auf des Herrn **von Valois** ſeiner. **Vaillant** giebt auch noch zwo andere vom **L. Herennius**, die eine, welche auf der

Gegenſeite hat CAΛEITΩN mit dem Bilde des Glückes, und die zwente EΠI ΔOPTΛΛOT CAΛEITΩN, auf welcher dieſer Prinz in Kriegstracht ein Opfer bringt.

Hat **Vaillant** richtig geleſen, und bezieht ſich dieſe Münze auf **Sala** in **Phrygien**, ſo hat der Namen der Einwohner ΣAΛHNOC, CAΛITHC und CAΛEITHC geheißen. Es iſt ohne Grund, wenn der **Pater Hardouin**, der die Stadt **Sala** nicht kannte, will, daß man EΛAITHC leſe.

Nachdem das **proconſulariſche Aſien** in verſchiedene Provinzen vertheilet worden, ſo ward **Sala** zum **pacatianiſchen Phrygien** gerechnet.

V.

Eine Münze von der Julia Domna.

Sie iſt von kleinem Erzte. Der Kopf iſt von der **Julia Domna**, geſchleyert, von der Rechten zur Linken gedrehet, mit der Umſchrift: IOTΛIA ΔO:::::: Die Gegenſeite ſtellet den **Merkur** nackend vor, ſtehend, den Kopf nach der rechten Seite gekehret, in der einen Hand einen Beutel haltend, und in der andern einen Schlangenſtab. Die Umſchrift heißt: AΦPOΔEICIEΩN.

Die Stadt **Aphrodiſias** war in **Carien** gelegen, nahe beym **Mäander** und den Gränzen **Lydiens**; unter den Kaiſern wurde ſie zu einer Hauptſtadt.

Wir kennen verſchiedene Münzen dieſer Stadt, die unter dem **Auguſt**, **Hadrian**, **Marcus Aurelius**, **Commodus**, **Septimius Severus**, **Gordianus Pius**, **Decius** und **Valerian** geſchlagen worden. Diejenige, welche Herr **von Valois** hier beſchreibt, iſt aus den Zeiten des **Septimius**

Septimius Severus, und zu Ehren der Prinzeſſinn ſeiner Gemahlinn geſchlagen worden.

In den Sammlungen ſieht man keine dieſes Models, die zu **Aphrodiſias** wäre geſchlagen worden; in dem Teſoro Britannico findet man zwo von großem Erzte. Das Bild des **Merkurs** ſteht gemeiniglich auf den Münzen dieſer Stadt, und brauchet keiner Erklärung.

VI.

Eine Münze vom Pupien.

Sie zeiget an einer Seite **Pupiens** Kopf mit Lorbern gekrönet, und von der Rechten zur Linken gekehret. Die Umſchrift heißt: IMP. PVP::::: Auf der Gegenſeite ſteht ein Ochs, von der Rechten zur Linken gekehret, und hinter ihm eine Kriegsfahne. Die Umſchrift iſt, ::::::: MET.

Die Münzen vom **Pupien** ſind außerordentlich ſelten, und bis jetzund kennet man deren keine, welche in Pflanzſtädten wäre geſchlagen worden. Indeſſen, ſaget **Vaillant**, kann man hoffen, daß man mit der Zeit noch wohl einige entdecken werde; recuperandorum in coloniis cuſorum ſpes .... non abjicienda videtur.

Die Münze des Herrn **von Valois**, kann keinem andern **Pupien** zugeeignet werden. Die Buchſtaben IMP. PVP. zeigen klärlich, daß ſie keinem andern zugehören können, als ihm; da es in der ganzen Reihe der Kaiſer, keinen Prinzen giebt, deſſen Namen mit PVP. anfängt. Uebrigens erkennet man ihn an ſeinem Geſichte und Barte.

Wenn man aus dem Raume ſchlieſſen ſoll, der auf der Münze noch übrig iſt, ſo iſt die völlige Schrift folgendermaßen abgefaſſet geweſen. IMP. PVPIEN. MAX.

AVG. Auf der Gegenſeite zeigen der Ochs und die Kriegsfahne offenbar eine Pflanzſtadt an, und man lieſt, MET. das heißt METropolis. Das übrige iſt unleſerlich.

Bey dem erſten Anblicke dieſer Münze fällt es in die Augen, daß ſie nirgend, als in **Syrien** oder **Phönicien** geſchlagen ſeyn kann: und Herr **von Valois** wäre ſehr geneigt zu glauben, daß ſie in **Tyrus** geſchlagen worden. Wenigſtens findet man auf den Münzen dieſer Stadt daſſelbe Bild, und eben dieſelbe Anordnung der Buchſtaben, als auf gegenwärtiger Münze. Die Buchſtaben MET. ſtehen dem Kopfe des Ochſen gegen über; und ſo kann man demjenigen, was noch fehlet, folgendergeſtalt abhelfen: COLONIA SEPTIMIA TYRO METROPOLI. Wir haben geglaubet, wir müßten die Beſchreibung dieſer Münze nicht übergehen, ungeachtet deren Schrift nicht ſo vollſtändig iſt, als Herr **von Valois** ſie wohl wünſchen möchte; indem ſie bis jetzt die einzige in ihrer Art iſt, und man außerdem in den Sammlungen Münzen findet, die noch ſchlechter erhalten ſind.

Wir ſchließen mit der Nachricht, daß dieſe Münzen, ſeit dem Tode des Herrn **von Valois**, in das Cabinet des Herrn **Pelerin**, übergegangen ſind, der ſich ein Vergnügen daraus gemachet hat, ſie uns mitzutheilen.

* * *

XXII.

Des Herrn Abtes Belley Gedanken über einen Medaillon des Käiſers Heliogabalus. 1746.

Im Aprilmonate 1744. entdeckete man zu **Rom** einen lateiniſchen Medaillon vom **Heliogabalus**. Die Umſchrift um den Kopf heißt: Imp. Cæſ. M. Aur. Antoninus pius Felix Aug. Auf der Gegenſeite ziehen vier neben einander geſpannete Pferde einen zweyrädrigten Wagen. Auf dieſem Wagen ſteht ein kegelförmicht gehauener Stein, und vorne auf dieſem Steine ſieht man einen Adler mit ausgeſpanneten Flügeln, der die Seile zu halten ſcheint. Oben über erſcheint ein Stern. Die Umſchrift hierum heißt: Conſervator Auguſti.

Dieſes Denkmaal, welches der Herr **Marquis Capponi**, ein **Ehrenglied** unſerer **Akademie** zum Briefwechſel, ſtechen laſſen, iſt der Gegenſtand einer lateiniſchen Abhandlung von ihm, über welche der Herr **Abt Belley** folgende Anmerkungen verfertiget hat, davon wir hier Rechenſchaft geben wollen.

1. Die Umſchriften reichen nicht zu, die Münzen des **Heliogabalus** von den Münzen des **Caracalla** zu unterſcheiden: indem dieſe zween Prinzen, beyderſeits darauf den Namen **Marcus Aurelius Antoninus** führen. Man muß verſchiedene Titel zuſammennehmen, und inſonderheit auf die Mine und Geſichtszüge acht haben, die ſehr unterſchieden ſind, wenn man entſcheiden will, ob eine Münze dem einen oder dem andern zukömmt. Außerdem iſt **Heliogabalus** auf dieſer Münze an den Franſen erkannt wor-

den, womit ſein Harniſch eingefaſſet iſt; er iſt der erſte von den **Römern**, der ſeidene Kleider getragen.

2. Die Sonne hatte unter dem Namen des **Heliogabalus** einen Tempel in der Stadt **Emeſus** in **Syrien**; und ihr Götzenbild war ein kegelförmig geſchnittener Stein. **Baſſian**, welcher von Jugend auf ein Prieſter dieſes Tempels geweſen, behielt dieſes Prieſterthum noch bey, auch als er ſchon Kaiſer war; und oftmals verbindet er auf ſeinen Münzen den Titel eines Oberprieſters des **Heliogabalus**, mit allen den übrigen, die die höchſte Macht anzeigen. Er ließ dieſes Götzenbild von **Emeſus** nach **Rom** bringen, bauete ihm zu Ehren einen Tempel, und wollte; daß daſſelbe in der Hauptſtadt der ganzen Welt ganz allein herrſchen ſollte, indem er alle andere Götzendienſte abſchaffete.

Der auf dieſer Münze vorgeſtellete Stein, iſt dieſes Götzenbild des **Heliogabalus**. Man kann hieran gar nicht zweifeln, zumal wenn man die Gegenſeite dieſes Stückes mit verſchiedenen Münzen von dieſem Kaiſer zuſammen hält, ſie mögen in Gold, oder Silber ſeyn, auf welchen man eben dieſes Bild mit eben dieſer Schrift lieſt.

Der Text des **Lampridius** erkläret dieſe Gegenſeite vortrefflich. Dieſer Geſchichtſchreiber lehret uns, daß dieſer Kaiſer, dieſes Götzenbild ſeiner Gottheit, aus der Stadt nach ſeinem Landhauſe, auf einem Wagen mit ſechs neben einander geſpanneten Pferden, von beſonderer Geſtalt und Schönheit geführet. Niemand führete dieſen Wagen, ſetzet **Herodian** hinzu; man gieng daneben her, gleichſam um den Gott zu begleiten, der ſelbſt ſein Führer zu ſeyn ſchien.

3. Der Herr **Marquis Caponi** erkläret den Stern nicht, welcher oben über dem Wagen erſcheint. In den Augen des Herrn **Abtes Belley** iſt es der **Phoſphorus**,

der Morgenſtern, der **Lucifer**, Vorläufer und Sinnbild der Sonnen. Man ſieht ihn auf einer großen Menge Münzen dieſes Prinzen und der Prinzeſſinnen ſeines Hauſes, allwo er oft den Gott ſelbſt ohne andere Kennzeichen vorſtellet.

4. **Heliogabalus** iſt nicht der einzige, von welchem man Sterne auf Münzen ſieht, wie Herr **Caponi** vorgiebt, man findet deren auf **Auguſts**, **Marcus Aurelius**, des **Lucius Verus**, des **Commodus** und **Pertinax** Münzen.

5. Der Herr **Abt Belley** geht abermals von der Meynung des Herrn **Caponi** ab, was den vorne auf dem Steine vorgebildeten Adler betrifft; und den dieſer letzte für ein Sinnbild des römiſchen Reiches hält. Er ſieht ihn vielmehr für ein Zeichen der Stadt **Emeſus** an, aus welcher der Kaiſer **Caracalla** eine römiſche Pflanzſtadt gemachet hatte, um die Vaterſtadt ſeiner Mutter, **Julia Domna** zu ehren.

Dieſe Auslegung zu unterſtützen, führet er verſchiedene Münzen von **Emeſus** an, allwo man einen Adler ſolchergeſtalt auf einem koniſchen Steine ſitzen ſieht. Er bemerket, daß die Schrift von vier ſolchen Münzen an der Seite des Kopfes lateiniſch, und griechiſch auf der Gegenſeite iſt.

Auf einem ſolchen Stücke, ſieht man einen vierſpännigen Wagen, der einen Adler allein führet, und die Umſchrift: Conſervator Aug. Dieſer Adler ſtellet den Gott **Heliogabalus** vor, und nicht den **Jupiter**, deſſen Altäre der Kaiſer lieber zerſtöret hätte, wie er es mit aller andern Götter ihren gemachet hatte. So eifrig er indeſſen auch war, den Dienſt ſeiner liebſten Gottheit einzuführen, ſo gelung es ihm doch nicht, ihn bis in die Provinzen zu bringen. **Epheſus** und **Antiochien** ſind die einzigen, die ihn angenommen zu haben ſcheinen.

Auf einem Medaillon, den man gemeiniglich dieſer zweyten zueignet, ſieht man den Adler und den Stern, als Kennzeichen des Gottes **Heliogabalus**; und vermuthlich deswegen: weil der junge Prinz, der deſſen Prieſter war, ſich zu **Antiochien** nach **Macrins** Niederlage, als Kaiſer und Conſul begrüßen ließ. Uebrigens ſcheint gleich nach **Heliogabals** Tode, der Dienſt dieſes Götzen, von welchem er den Namen hatte, ſelbſt in **Emeſus** erloſchen zu ſeyn. Konnte man wohl die Spuren einer ſo abſcheulichen Regierung, als die ſeinige war, geſchwinde genug vernichten?

6. Der wahre Namen dieſer **Emeſiſchen** Gottheit, iſt **Elagabalus**; ungeachtet verſchiedene Aufſchriften ſie **Alagabalus**, und etliche Schriftſteller **Heliogabalus** nennen. Nach **Herodians** Berichte im V. Buche, betheten die Völker in **Phönicien** die Sonne unter dem Namen **Helagabale** an, welches der Herr **Marquis Caponi** durch die Worte Deus montis, der **Gott des Berges** überſetzet, indem er es aus zwoen phöniciſchen Wurzeln, Mats-Gabale, herleitet.

Der Herr **Abt Belley** will lieber den Namen von **El**, **Al**, **Allah**, welcher im Hebräiſchen, Phöniciſchen, und Arabiſchen **Gott** heißt, und von **Gabil**, **Schöpfer** herleiten: ein Wort, welches die **Araber** geweihet hatten, die **Allmacht Gottes** in **Hervorbringung** der Geſchöpfe anzudeuten. In der That heißt, nach dem **Bochard**, **Helagabale** in der phöniciſchen Sprache, **Gott den Schöpfer**. Die Weltweiſen dieſer Gegenden, ſchrieben der Sonne die Bildung der ſichtbaren Welt zu; und wir lernen

nen vom **Porphyr**: daß die Aegyptier dieſem Geſtirne den prächtigen Titel eines **Baumeiſters des Weltgebäudes** gegeben.

Ungeachtet die **Phönicier** die Sonne als einen Gott der oberſten Claſſe verehreten, ſo darf man ſich doch nicht wundern, daß ſie einen Stein zu deſſen Sinnbilde gemachet: dieß war ein ziemlich gemeiner Gebrauch bey den Morgenländern. Der **Jupiter Caſius**, welchen **Cicero** Jovem lapidem nennet, hatte zum Götzenbilde einen runden Stein, halb durchgeſchnitten, wie man auf den **Seleuciſchen** und **Smyrniſchen** Münzen ſieht. Das die **paphiſche Venus** vorſtellende Bild, war ein als ein Gränzſtein gehauener Stein. Die Münzen von **Sardes** und **Paphos** zeigen uns den Abdruck davon.

Der berühmte **ſchwarze Stein**, welcher in dem Tempel zu **Mecca** aufbehalten wird, iſt ein alter Abgott der **Araber**: für welchen die **Mahometaner** zum Andenken **Abrahams** und ſeines Sohnes **Iſmaels**, eine große Verehrung bezeugen. Wir leſen in dem dem **Sanchoniathon** zugeſchriebenen Buche, daß die **Phönicier** geheiligte Steine gehabt, die ſie **Betylen** genannt; und nach dem **Damaſcius**, einem heydniſchen Schriftſteller, welcher unter dem **Juſtinian** gelebet, waren dieſe den größten Gottheiten, z. E. dem **Saturn**, **Jupiter** und der **Sonnen** geweiheten Steine, in großer Menge auf dem Berge **Libanon** nahe bey der Stadt **Heliopolis** geſtellet.

Es iſt alſo kein Wunder, wenn auch **Emeſus**, eine Nachbarinn des **Anti-Libans**, am **Oront** gelegen, und im zweyten **Phönicien** mit begriffen, davon **Damaskus** die Hauptſtadt war, dem alten Gebrauche der **Phönicier** gefolget iſt, und der Sonnen zum Götzenbilde einen runden Stein, eine Art von Kegel gegeben hat. **Paphos**, allwo man die **Venus** unter einem faſt ähnlichen Bilde verehrete, war eine Pflanzſtadt von **Phöniciern**. Man weis, daß die Pflanzſtädte mit großer Gefliſſenheit, die Götter ihrer Hauptſtädte, und die geheiligten Götzenbilder, ſo dieſelben vorſtelleten, beybehielten.

Der Hr. **Belley** ſchließt, indem er anmerket, daß wir eine große Menge griechiſcher Medaillons vom Kaiſer **Heliogabalus** haben. Die lateiniſchen ſind viel ſeltener. Der Herr **Marquis Caponi** kennet deren nur drey, einen im Cabinette vom **Albani**, und zween im Cabinette der **Königinn von Schweden**. Derjenige, den er hier bekannt gemachet hat, iſt außer dieſer ſeiner Seltenheit, auch noch durch ſeine Gegenſeite und ſchöne Erhaltung koſtbar.

XXIII.

Herrn Frerets Gedanken über eine Aufſchrift zu Brumt, die der Akademie von dem Herrn Schöpflin 1738. mitgetheilet worden.

Herr **Schöpflin** entdeckete vor einigen Jahren, unter den Trümmern des alten **Brocomagus**, heutiges Tages **Brumt**, drey Meilen von **Straßburg** gelegen, ein Denkmaal der **Triboker**, eines deutſchen **Volkes** jenſeit des **Rheines**, in einem Theile vom **Elſaß** gelegen. Dieſes iſt eine Säule von rothem Steine, deren Durchſchnitt ein Schuh iſt, die Höhe ſechs Schuhe, und auf welcher man eine Aufſchrift zu Ehren Kaiſer **Valerians** lieſt.

Dieſes Denkmaal iſt der Gegenſtand einer Abhandlung, welche uns Herr **Schöpflin** 1738. vorgeleſen, und die die **Akademie** a) ganz hat drucken laſſen.

Nachdem der Verfaſſer gleich Anfangs verſuchet hat, in derſelben den Zeitpunct feſtzuſetzen, darinn die **Triboker** über den **Rhein** gegangen ſind, ſo beſtimmet er die Lage und Größe des Erdſtriches, welchen ſie an der Mittagsſeite, zwiſchen den **Sequanern**, an der Nordſeite zwiſchen den **Nemeten**, gegen Morgen am **Rheine**, und an der Abendſeite bey den **Vogern** beſeſſen. Er zählet die Städte und anſehnlichen Dörfer her, welche auf ihrem Gebiethe gelegen, und welche in einer Strecke von ſechs und zwanzig Meilen, längſt dem **Rheine**, von **Markelsheim** bis **Germersheim**, ſeiner Meynung nach, faſt das ganze niedere **Elſaß** eingenommen.

---

a) Man ſehe die Memoires dieſer **Akademie**, XV. B. a. d. 456. S. par. Ausgab.

Schleſtat *b)*, **El** *c)*, **Straßburg** *d)*, **Druſenheim** *e)*, **Selz** *f)*, **Rheinzabern** *g)*, **Brumt** *h)*, **Saverne** *i)*, **Bergzabern** *k)*, macheten einen Theil dieſer Oerter in dem Gebiethe des Landes der **Triboker** gelegen, aus. Nicht als ob ſie von dieſen deutſchen Völkern waren gebauet worden: denn die Deutſchen baueten weder Städte noch Feſtungen; ſondern die mehreſten waren ein Werk der **Römer.**

Hierauf ſetzet ſich Herr **Schöpflin** vor, feſtzuſetzen: daß **Straßburg** der Hauptort des Volkes der **Triboker** geweſen; er bemerket deſſen Lage, und giebt die Wurzeln von **Brocomagus** an, allwo man die Säule **Valerians** gefunden. Er beſtimmet das Alter dieſes Denkmaals; er erinnert der Gelegenheit, bey welcher es aufgerichtet worden; und beſchließt ſeine Abhandlung mit der Wortableitung der Namen **Triboker** und **Elſaß.**

Herr **Freret** erkennet, daß Herrn **Schöpflins** Unterſuchungen ein großes Licht über die Alterthümer dieſes Landes ausbreiten können; er fällt auch ſeiner Meynung in verſchiedenen Puncten bey, die in ſeiner Abhandlung vorkommen; in einigen andern aber hat er geglaubet, er müſſe davon abgehen.

Die Zeit, in welcher die **Triboker** ſich im **Elſaß** niedergelaſſen; Herrn **Schöpflins** Meynung, daß **Brumt** und **Brocomagus** in **Antonins** Itinerario einerley ſey; der Titel eines **Hauptortes** dieſes deutſchen Volkes, den er der Stadt **Straßburg** giebt, das ſind die drey hauptſächlichen Stücke, in Anſehung derer Herr **Freret** ſich zu einer andern Meynung bekennet. Wir wollen hier Rechnung von denen Beobachtungen thun, die er uns den 5ten des Hornungs 1745 hierüber mitgetheilet hat.

I. Die

---

b) Elcebus.
c) Helellus.
d) Argentoratum.
e) Concordia.
f) Saletio.

I.

Die **Triboker** waren eines von denen ſieben Völkern, die dem **Arioviſt**, damals, als er in **Gallien** eindrang, Kriegsvölker gaben. Da aber das Kriegsheer dieſes Oberhaupts der Deutſchen vom **Julius Cäſar** gegen das Ende des 58ſten Jahres vor **Chriſti** Geburt geſchlagen ward: ſo glaubet Herr **Schöpflin**, daß die Zeit der Niederlaſſung der **Triboker** im **Elſaß**, nicht die Zeit von **Arioviſts** Einfalle in **Gallien** ſeyn könne; ein Einfall, welcher in dieſem 58ſten Jahre ein Ende nahm, nachdem er vierzehn Jahre gedauert hatte. Er hält denſelben alſo für neuer, als dieſen Zeitpunct, aber zugleich für älter, als das 44ſte Jahr vor **Chriſto**: das heißt, als das Jahr von **Julius Cäſars** Tode, welcher in ſeinen Nachrichten vom **galliſchen** Kriege, vorausſetzet; daß dieſes deutſche Volk ſchon damals jenſeits des **Rheines** gewohnet habe.

Herr **Freret** zieht aus eben dieſen Schlüſſen, eine ganz entgegengeſetzte Folgerung; er ſchließt, daß die Niederlaſſung der **Triboker** im **Elſaß** älter ſeyn müſſe, als **Arioviſts** Einfall: welcher aufs ſpäteſte im 71ſten Jahre vor **Chriſto**, und folglich eher über den **Rhein** gegangen iſt, als noch die **Römer** ins **Celtiſche** eingedrungen ſind.

Cäſar ſaget nicht, daß die ſieben Nationen, welche das Kriegsheer dieſes Prinzen ausgemachet haben, mit ihm über den Fluß gegangen wären; er bemerket ſolches nur von den **Haruden**: und man muß es auch von den **Markomannen**, **Seduſiern**, und **Sueven** vorausſetzen, die man nur in Deutſchland findet. Was aber die **Triboker**, **Vangionen** und **Nemeten** betrifft, die zu **Cäſars** Lebzeiten, oder wenigſtens kurz nach ſeinem Tode, in **Gallien** feſtge-

ſetzet

---

g) Tabernæ.

h) Brocomagus.

i) Tres-Tabernæ.

k) Tabernæ.

ſetzet waren: ſo beweiſt uns gar nichts, daß ſie nicht bereits zu **Arioviſts** Zeiten da geweſen wären.

Die Staatsklugheit der **Römer** ſelbſt verbindet uns, das Gegentheil zu glauben: denn ſie würden dieſen Völkern niemals erlaubet haben, die Vormauer des **Rheines** zu überſchreiten. **Cäſar** *l*) hält die Niederlaſſung ſolcher deutſchen Colonien in **Gallien**, dem römiſchen Reiche für gefährlich: Germanos conſueſcere Rhenum tranſire, et in Galliam magnam eorum multitudinem venire, populo Romano periculoſum *m*). Aus eben dieſem Grundſatze rechtfertiget er den Krieg wider den **Arioviſt**, und denjenigen, womit er die **Sicambrer** überzog. Die Geſchichte der Kaiſer zeiget uns, für wie wichtig ſie dieſen Grundſatz gehalten: und daher kam ihre Gefliſſenheit, dieſen Gränzplatz von **Gallien** wider die Angriffe der Deutſchen zu befeſtigen. Die Beyſpiele eines entgegengeſetzten Verhaltens, ſind ſelten, und wenn man deren einige findet, ſo werden dergleichen Ausnahmen durch beſondere Umſtände gerechtfertiget.

Nur ſolchen Völkern, die bereits unterworfen, und gewiſſermaßen Römer geworden waren, wie z. E. die **Ubier**, erlaubete man jenſeit des **Rheines** Ländereyen zu beſitzen. Zuweilen zerſtreuete man auch die Ueberbleibſel einer überwundenen Nation, in **Gallien**, um ſo gar ihren Namen auszurotten: und ſo machete man es mit den **Sicambern** *n*). Hieraus nun ſchließt Herr **Freret**, daß man in dem Zweifel von der Zeit, in welcher die **Triboker** über den **Rhein** gegangen, dieſe Begebenheit für frühzeitiger halten müßte, als **Arioviſts** Feldzug: und dieß bloß wegen des Stillſchweigens der Schriftſteller, die von dieſem Uebergange der **Triboker** gar nichts gedenken; und niemals anders von ihnen, als

---

l) De Bello Gallico Lib. I. c. 31.

m) Wir folgen hier den Abtheilungen von Cäſars Werke, ſo als von einem deutſchen Volke reden, welches in Anſehung Frankreichs jenſeit dem Rheine gelegen.

Allein, er meynet, man ſey zu dieſem verneinenden Beweiſe nicht einmal verbunden. Herr **Schöpflin** geſteht ſelbſt:

1. Daß die **Triboker** ſich nicht zu **Arioviſts** Zeiten in Gallien haben niederlaſſen können.

2. Daß ſie zu **Cäſars** Lebzeiten daſelbſt ihren Wohnplatz gehabt.

Folglich muß nach dem Herrn **Freret** dieſe Niederlaſſung vor **Arioviſts** Vertreibung, oder in derjenigen Zeit geſchehen ſeyn, welche zwiſchen dieſer Begebenheit und dem Aufſatze von **Julius Cäſars** Nachrichten verfloſſen iſt.

Herr **Schöpflin** nimmt dieſen letzten Zeitpunct bis auf das 45ſte Jahr vor **Chriſto** zurück; folglich muß er in einem von denen dreyzehn Jahren, welche ſeit dem 58ſten bis zum 45ſten Jahre verfloſſen ſind, den Uebergang der **Triboker** nach Gallien feſtſetzen.

Es kömmt hier nicht darauf an, ſo gar genau die Zeit zu beſtimmen, in welcher **Cäſar** ſeine Nachrichten aufgeſetzet hat. Herr **Freret** glaubet, es ſey genug, wenn man nur die Augen auf den Text ſeiner **Commentarien** ſelbſt wirft, um überzeuget zu werden: daß man nothwendig dasjenige, was er von der Niederlaſſung der **Triboker** ſaget, auf diejenige Zeit legen müſſe, von welcher der Verfaſſer auf dieſer Stelle redet.

ſo wie es im erſten Bande der Sammlung der Geſchichtſchreiber von Frankr. gedruckt ſteht.

n) *Tacit.* Annal. XII. 39.

Cäſar beſchreibt zu Anfange des IV. B. in d. 10 Cap. bevor er ſich noch in die Erzählung des Krieges wider die **Tenchtherer** einläßt, welcher ihm einen Vorwand darboth, über den **Rhein** zu gehen, den Lauf dieſes Fluſſes, und nennet die an dem abendländiſchen Ufer gelegenen Völker **Galliens**: Rhenus per fines *Nantuatium*, *Helvetiorum*, *Sequanorum*, *Mediomatricorum*, *Tribocorum*, *Trevirorum* citatus fertur.

Man ſieht in dieſer Stelle die **Triboker** in **Gallien**, zwiſchen die **Mediomatricer** und **Trevirer** verſetzet. Nun erzählet hier aber **Cäſar** die Begebenheiten von dem Ende des 56ſten Jahres, und vom Anfange des 55ſten vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Was er alſo von der Heimath der **Triboker** jenſeit des **Rheins** ſchreibt, das bezieht ſich auf dieſe Zeit. Wäre alſo die Niederlaſſung dieſer Völker, ſpäter als **Arioviſts** Feldzug, ſo hätte ſie entweder im 57ſten oder 56ſten Jahre geſchehen müſſen. Allein es erhellet aus einer andern Stelle im **Cäſar**, daß nichts dergleichen erfolget ſey o). Als im 54ſten Jahre die **Trevirer** die Deutſchen um Hülfe anſprechen ließen, ſo erkläreten ſich dieſe, daß ſie es nicht wagen würden, über den Fluß zu gehen; es wäre ihnen genug, daß ſie es zweymal auf ihre Gefahr verſuchet hätten, einmal mit dem **Arioviſt**, das anderemal zur Zeit des Einfalles der **Tenchtherer**: Se bis expertos, *Arioviſti* bello, et *Tenchtherorum* tranſitu; non eſſe fortunam amplius tentaturos.

Die **Triboker** bewohneten das **celtiſche** Ufer des **Rheines**, zu Anfange des 55ſten Jahres. Nun zählete man im 54ſten Jahre nur noch zween Feldzüge der Deutſchen, jenſeit des Fluſſes; nämlich **Arioviſts** ſeinen, welcher im 58ſten Jahre vertrieben ward, und der **Tenchtherer** ihren, die im 55ſten in Stücken gehauen wurden. Hätten die **Triboker** noch ſeit dem **Arioviſt** im 57ſten oder 56ſten

---

o) Cæſar. V. 55.

56ſten Jahre über den **Rhein** geſetzet, ſo würde man im 54ſten drey verſchiedene Feldzüge gezählet haben. Hieraus nun muß man, nach dem Herrn **Freret**, ſchließen, daß dieſer Uebergang der **Triboker** frühzeitiger ſey, als **Arioviſts** Niederlage; und aus einer Zeit, in welcher ſich die **Römer** der Veränderungen im celtiſchen **Gallien** noch wenig annahmen. Nun iſt die Frage dargeleget; der Leſer mag urtheilen.

II.

Herr **Freret** erkennet, daß **Brumt**, allwo man die Aufſchrift gefunden, mit dem **Brocomagus** in der **theodoſianiſchen Charte** einerley, und ſieben **galliſche** Meilen von **Argentoratum** gelegen ſeyn müſſe; welches mit der Entfernung von **Brumt** nach **Straßburg** überein kömmt. Die alte Charte von **Elſaß**, welche **Speckel** im 1576ſten Jahre aufgenommen hat, ſetzen zwiſchen beyde drey große Meilen und $\frac{1}{3}$; das ſind 7782 franz. Ruthen: wenn man den Maaßſtab der Charte nach der Entlegenheit von **Saverne** nach **Straßburg** rechnet, wie ſie Herr **Caßini** geometriſch aufgenommen. Die Zahl dieſer Ruthen, welche genau mit den ſieben Meilen der **Gallier** übereinſtimmet, machet etwas mehr, als zehn römiſche Meilen.

Das aber ſcheint nicht eben ſo gewiß zu ſeyn, daß das **Brocomagus** aus **Antonius** Itinerario, welches zwanzig Meilen gegen Norden von **Argentoratum** lag, mit dem in der **theodoſianiſchen Charte** einerley ſey. Dieſes Itinerarium *p*) zählet von **Argentoratum** bis **Noviomagus** oder **Speyer**, 58 Meilen, nämlich 20 Meilen nach **Brocomagus**, 18 Meilen nach **Concordia**, und 20 Meilen nach **Noviomagus**. Der gerade Weg von **Straßburg** nach **Speyer**, iſt nach **Sengers**, eines geſchickten Ingenieurs Charte, welcher lange Zeit in dieſer Gegend gedienet hatte, anfangs, unter dem **Marſchall von Turenne**,

---

p) Editio *Beſſel.* p. 241.

und nach dieſem unter dem Herzoge von **Orleans**, 43906 Ruthen, oder 57 und ½ römiſche Meilen. Folglich iſt bis etwan auf ein Viertel einer Meile, die gänzliche Entfernung **Straßburgs** von **Speyer**, im Itinerario ganz richtig. Iſt die Entlegenheit von **Argentoratum** bis **Brocomagus** durch die Abſchreiber verſtümmelt worden; ſo muß der erſte Irrthum in eben dieſer Straße, durch einen andern wieder gut gemachet worden ſeyn, der hinlanglich und groß genug iſt. Allein, dieſe Vorausſetzung wird man wohl ſchwerlich gelten laſſen.

Dem Herrn **Freret** ſcheint es natürlicher zu ſeyn, daß man ſchließe, das **Brocomagus** im Itinerario, ſey von dem in der Charte unterſchieden. Dieſer Namen, der ſeiner Meynung nach, aus **Brouik** und **Mag** zuſammen geſetzet iſt, bedeutet nur eine **Wohnung neben einer Brücke**; folglich iſt es eine von denen allgemeinen Benennungen, die verſchiedenen Oertern zu gleicher Zeit gemein geweſen ſeyn kann.

III.

Ptolomäus ſah das **Brocomagus** für den Hauptort der **Triboker** an, und Herr **Freret** erkläret ſich für ſeine Meynung. Er gründet ſich darauf, daß das **Argentoratum**, welchem Herr **Schöpflin** dieſen Titel giebt, allem Anſehen nach, eine alte galliſche Stadt der **Mediomatriker** geweſen. Ihr Namen iſt aus einer celtiſchen Wurzel zuſammen geſetzet, eben wie die Namen **Argentomagus**, **Argentomum**, **Argentonilum**, u. ſ. w. lauter Oerter, die ganz gewiß von den **Galliern** bewohnet worden ſind. Die **Triboker** hüteten ſich wohl, ſich in **Argentoratum** einzuſchließen. Noch lange Zeit nach **Cäſarn**, ſahen die deutſchen Völker, die gemauerten Städte als einen

---

q) Lib. XVI.

r) Man ſehe Herrn Schöpflins Abhandlung in den Mem. dieſer Akad. X. B. p. 457. par. Ausgabe.

Aufenthalt an, den ſie nicht genugſam fliehen könnten. Oppida, ut circumdata retibus luſtra, declinant, ſchreibe **Ammian Marcellin** q), wenn er von dem Einbruche der Deutſchen im **Elſaß**, unter dem Kaiſer **Julian** redet. Die vortheilhafte Lage von **Argentoratum**, nahe am **Rhein**, und am Zuſammenfluſſe verſchiedener Flüſſe, bewog die **Römer**, die achte **auguſtiſche** Legion in dieſen Ort zu verlegen. Dieſes lehret uns **Ptolomäus**, und die zu **Straßburg** gefundenen Aufſchriften beſtätigen ſein Zeugniß r).

Nach dieſem ward **Argentoratum** eines der Zeughäuſer des römiſchen Reiches s), und der Sitz eines Statthalters von **Elſaß**, welcher den Titel: comes tractus Argentoratenſis, führete. Wäre nun dieſe Stadt ein Hauptort der **Triboker** geweſen; ſo wäre doch irgend eine Spur von dem Namen dieſer Völker daſelbſt geblieben; aber es iſt keine zu finden. Und was konnte auch wohl eine urſprünglich galliſche Stadt gemeinſchaftliches mit ihnen haben, die nachmals römiſch, und der Aufenthalt einer Legion ward! Herr **Freret**, welcher in dieſem Stücke von Herrn **Schöpflins** Meynung abgeht, nimmt das Lehrgebäud an, welches Herr **Lancelot** in einer von ſeinen Abhandlungen t) behauptet.

Denen Aufſchriften der **Triboker**, welche Herr **Schöpflin** anführet, füget Herr **Freret** noch eine dritte bey, die im **Gruter** u) ſteht, und in ſeinen Augen eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienet. Es iſt in der That nur ein Fragment; aber wir lernen daraus:

1. **Aus welchem Orte Deutſchlandes, die Triboker ausgezogen ſind.**

---

s) **Memoir. de l'Acad. Tom. IX. p. 129.**

t) Notit. Imper.

u) *Gruter.* p. MX. nro. 11.

2. Daß ein Theil dieſes Volkes in ſeiner alten Heimath, jenſeit des **Neckars**, und gegen **Murhart** zu, einem Orte, der an dem Einfluſſe der **Murhart** in den **Neckar** liegt, geblieben ſey.

3. Die **Römer** waren in dieſes Land gedrungen, und die groſe Menge römiſcher Ueberbleibſel und Aufſchriften, ſo man daſelbſt gefunden *x*), beweiſen, daß ſie ſich daſelbſt niedergelaſſen haben.

Noch etwas ſonderbares an dieſem Fragmente, ſcheint dem Herrn **Freret** eben ſo merkwürdig zu ſeyn. Die **Bojer**, werden auf demſelben mit den **Tribokern** bey Gelegenheit der Einweihung eines Tempels vereiniget, der einer römiſchen Gottheit an den Ufern des **Neckars** geheiliget worden.

Man wußte bereits die Wohnungen der **Bojer** in **Böhmen**, im **Noriſchen**, in **Vindelicien**, **Illyrien** und **Pannonien**; und von denen zu reden, die ſie in **Italien** ſchon hatten, und denen, die ſie einestheils an den Küſten von **klein Aſien**, und anderntheils im Innerſten von **Gallien** anlegeten: aber daß ſie auch in Deutſchland ſeßhaft geweſen, das hat man nicht gewußt; und **Gruters** Aufſchrift lehret es uns. Die alte Bevölkerung, welche aus **Gallien**, unter dem Namen der **Bojer** gekommen iſt, muß ungemein zahlreich geweſen ſeyn, daß ſie, ohne ſich zu erſchöpfen, ſo viel Colonien hat hergeben können.

◆

XXIV. Des

---

x) *Grut.* pag. CXIV. CXV. MX. MXIII. *Beat. Rhenan.* German. Lib. 1. p. 5. et 113. *Herold.* de German. Antiq. *Freher.* orig. Palat. p. 46.

I

FLAVIVS FLORI
EX TRIBVNIS QVI VIXIT
ANNOS OCTOGINTA ET
SEPTIM: MILITAVI ANNI
TRIGINTA ET NOVEM POSITV
EST AD SANCTOS ET PRO
BATVS ANNORVM DECIM
ET OCTO. HIC COMMEMO
RA.. SANTA ÆCLESIA
LUCDVNENSI

II.

IN HVC LOCVREC VIEVIT LEVCADIA

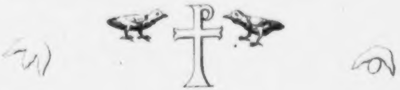
DEoSACRATAPVEᴿA qVIVITAM

SVAM PRoVT PRoPoSVERAT

GESSIT CVIVIXıTANNoS XVITANTVM

BEATIoRIN DN̄o CoNDEDIT MENTEM

PTS CoN̄SVTHEVDoSIXIII



III

HIC REqVIES cIT PASCASIA

DVLcISSIMA INſANS

QVAE VIX TANI DVOBVS

MENSTRIBVSET

DIE SX OBıIT

Im KALAVG~

HONɑRIɑX In ET

THEɑDɑSıoX CONSS

IV.

SECVNDINA

IM BIMATV

CAMPRANV

D S D

XXIV.

Des Herrn Abtes Lebeuf Anmerkungen, über einige Aufſchriften und Grabſchriften von den Zeiten der Römer, die neuerlich zu Lyon entdecket worden.

Im 1740ſten Jahre, entdeckete man zu **Lyon**, unter den Trümmern der Kirche **St. Juſts**, ehedem die **Kirche der Maccabäer** genannt, verſchiedene mit Grabſchriften bezeichnete Gräber; welche alle, bis auf ein einziges, unläugbare Merkmaale des Chriſtenthums haben.

Sie wurden bald darauf dem Herrn **Abte Lebeuf** zugeſchicket, und gaben zu einer Abhandlung Gelegenheit, welche er uns im Maymonathe des folgenden Jahres mittheilete, und die wir nicht eher haben können bekannt machen. Die Kupfer, welche wir der Erklärung dieſer Grabſchriften beyfügen, ſind getreue Abbildungen davon, welche den Augen die wahre Einrichtung der Zeilen, die Ordnung der Wörter, die Bildung der Buchſtaben, ſo, wie die dabey befindlichen Figuren vorſtellen. Allein, dieſer unſer Entſchluß, um einen richtigen Begriff von dieſen Denkmälern zu geben, könnte wohl zu gleicher Zeit eine Dunkelheit über deren Erklärung ausbreiten, welche hiedurch davon abgeriſſen worden. Um dieſem Uebel abzuhelfen, wollen wir den Text und die Auslegung einander nähern, und überdieß jede Grabſchrift, vor jeder Erklärung vorausſetzen.

Erſte Aufſchrift a).

Flavius Flori ex tribunis, qui vixit annos octoginta, ex ſeptim, militavi anni triginta et novem; poſitus eſt ad

Sanctos,

---

a) Man ſehe die II. Kupfertafel.

Sanctos, et probatus annorum decim et octo. Hic commemora . . . ſancta eccleſia Lucdunenſi.

Dieſe Aufſchrift iſt aus dem Anfange des V. Jahrhunderts. Hiervon giebt der Herr **Abt Lebeuf** zween Beweiſe.

1. Erſtlich das Wort Tribunus, einen römiſchen Titel, welcher den **Burgundern**, denen **Lyon** um dieſe Zeit zugehörete, nicht bekannt war.

2. Die Figur der zween erſten Buchſtaben des erſten Wortes. Sie iſt denen Charactern gleich, die nach dem **Mabillon**, damals in **Gallien** gebräuchlich geweſen.

Die erſten Zeilen dieſer Aufſchrift, erklären ſich von ſelbſt gar leicht. Man begreift wohl, daß ein Menſch, welcher ſieben und achtzig Jahre gelebet hat, neun und dreyßig Jahre im Kriege hat dienen können. Die Schwierigkeit kömmt alſo nur auf folgende Worte an: Poſitus eſt ad Sanctos, et probatus annorum decim et octo. Nach der Schreibart irgend einer Legende, würde es gleich anfänglich ſcheinen, daß hier das poſitus eſt ad Sanctos, bedeuten ſollte: **Flavius** der **Tribun**, ſey bey den Märtyrern begraben worden; um ſo vielmehr, da die Kirche, von welcher hier die Rede iſt, den **Maccabäern** zugehörete. Allein dieſe Auslegung wird durch das folgende vernichtet, weil eben dieſer Mann noch achtzehn Jahre nach ſeiner Eingezogenheit gelebet hat.

Der Herr **Abt Lebeuf** ſchließt hieraus, daß man einen andern Verſtand für dieſe Redensart ſuchen müſſe. Nach ſeiner Meynung, will ſie ſo viel ſagen: **Flavius** habe, als er die Truppen verlaſſen, das Chriſtenthum angenommen, und trotz allerley Verſuchungen, welche achtzehn Jahre gewähret, dennoch beym Glauben beharret. Die

Kirche zu **Lyon** hat auch ſeiner gedacht: Hic commemoratur ſancta in eccleſia Lugdunenſi. Dieſe letzten Worte ſind noch nützlich, zween alte Gebräuche dieſer Kirche zu erinnern.

1. Daß ſie ſich den Titel einer **Heiligen** gegeben, den ſie auch beybehalten.

2. Dieſes, daß ſie in ihren Grabſchriften angemerket hat, dieſer oder der, ſey in die Regiſter (Diptycha) der Hauptkirche einverleibet worden; das heißt, unter währender Meſſe den Gläubigen mit lauter Stimme anbefohlen worden. Dieſe Gewohnheit machete einen Theil des alten **galliſchen** Kirchengebrauches aus, welchen man im IX. Jahrhunderte faſt gänzlich fahren ließ.

Zweyte Aufſchrift [b]).

In huc locu requievit Leucadia, Deo ſacrata puella, qui vitam ſuam prout propoſuerat geſſit, qui vixit annos XVI. tantum; beatior in Domino condidit mentem P T S, conſu Theudoſi XIII.

Oben über der letzten Zeile ſteht ein Kreuz zwiſchen zwoen Tauben, und zwo Figuren von der Aiſſette oder Alcia.

Der Sinn dieſer Aufſchrift iſt nicht ſchwer; man erkläret ſie ſchon, wenn man ſie nur überſetzet: **Hier ruhet Leucadia, eine Gott geweihete Jungfrau. Sie hat ſo gelebet, als es ihrem Vorhaben gemäß war; allein ſie hat nur ſechszehn Jahre gelebet. Sie iſt glücklicher geweſen, die Welt zu verlaſſen. Sie ſtarb im Herrn, unter dem XIII. Conſulate des Theodoſius.**

So erkläret in der That Herr **Lebeuf** die zwo letzten Zeilen: Beatior in Domino condidit mentem P T S, das heiſſt, *per tranſitum ſuum*, conſulatu Theodoſii XIII. Man hat noch mehrere Exempel dieſer Bedeutung des Wortes *tranſitus*, welches hier gebrauchet worden, den **Tod** anzuzeigen, der für Chriſten nur ein Uebergang iſt.

---

[b]) Man ſehe die II. Kupfertafel.

Dieſe von Kindheit an Gott geweihete Jungfrau, könnte wohl von dem **Vettius Epagathus**, einem der erſten Märtyrer zu **Lyon** abgeſtammet ſeyn. **Gregorius von Tours** lehret uns in ſeiner **Geſchichte der Franken**: daß **Leucadius**, ein berühmter Senator der **Gallier**, von dieſem Märtyrer abgeſtammet ſey; und der **P. Labbe** bemerket, daß er von Geburt ein **Lyonner** geweſen.

Allein, was dieſe Grabſchrift der Aufmerkſamkeit viel würdiger machet, iſt der Beweis, welchen ſie darbeuth, daß die Aſcia, den Grabmälern der Heyden nicht allein eigen geweſen. Der Herr **Abt Lebeuf** hatte ſie bereits auf dem Grabe des **h. Andochus** zu **Saulieu** in **Burgund** bemerket: allein, jenes einzelne Beyſpiel war nicht hinlänglich; indem daſſelbe Grabmaal, welches von weißem Marmor iſt, wohl zuerſt von einem Heyden hätte können gemachet geweſen ſeyn. Hier begleitet die zweymal wiederholte Aſcia, das Kreuz und die Tauben, als Merkmaale des Chriſtenthums.

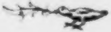
Leucadia ſtarb im 430ſten Jahre **Chriſti**; dieſes iſt das Jahr, welches mit dem dreyzehenten **Conſulate** des **Theodoſius** übereinſtimmet, welches auf ihrem Grabe angemerket iſt.

Dritte Aufſchrift c).

Hic requieſcit Paſquaſia dulciſſima infans, quæ vixit anni (annis) duobus, menſ. tribus et dies x; obiit IV. Kal. Aug. Honorio XIII. et Theodoſio X conſulibus.

Man

V.

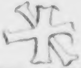


HIC IAcET AGRIcIA

QVIFVITIN oBSERVA

SIoNEANNISSEDECE

VI.



HIC IACET AELIANVS

FILIV SPAVLI

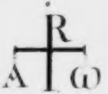
VIRI PRAESIDIALIS

QVI VIXIT ANNσ

PLM XL · CIVES

σ REMVS

VII.



D
MVS

* POSSIDET HANC VRNĀ DVM VIXIT NOMINE BERTRAVS

QVILOCAMVLTA SVO SACRO SERMONE BEAVIT

REDDIDIT ETCLAROS IN CVNCTIS IPSE MAGIS TROS

FLORIGERAS SEDES PRIDIE LEVITA KALEN DAS

ISTE FEBRVARIAS CONSCENDENS ATTIGIT ISDEM

Man darf nach dem in dieſer Grabſchrift angegebenen Zeitpuncte nicht zweifeln, daß ſie vom 422ſten Jahre ſey; das heißt, acht Jahre älter, als die vorige. Bis hieher ſcheint es, daß man an den Orten, wovon bisher die Rede geweſen, nur Chriſten begraben habe, denen man eine Heiligkeit zugetrauet hat, oder von deren Unſchuld man doch überzeuget geweſen.

Allein folgende Grabſchrift wird mehr Schwierigkeit machen.

Vierte Aufſchrift d).

Secundina in bimatu Campranu. D. S. D.

Auf dieſer Grabſchrift finden ſich weder Kreuz noch Tauben. Die Endesformel, welche man insgemein ſo erkläret: de ſuo dedit, ſcheint im Heydenthume gewöhnlicher geweſen zu ſeyn, als unter den Chriſten. Der Herr **Abt Lebeuf** hat kein Beyſpiel davon in den übergroßen Sammlungen chriſtlicher Aufſchriften gefunden, die **Gruter**, **Reineſius** und **Fabretti** herausgegeben haben. Ungeachtet auf der Grabſchrift der Namen Secundina ſteht, welche vor zwey Jahren geſtorben ſeyn ſoll, ſo waren doch die in dieſem Grabe gefundenen Gebeine, nicht von einem Kinde dieſes Alters. Hieraus könnte man ſchließen, daß dieß Grab etwa den Leichnam eines Chriſten in ſich enthalten; daß aber der Stein, der es bedecket hat, wohl von dem Grabe der Tochter irgend eines lyoniſchen Heyden könnte abgenommen worden ſeyn.

Fünfte Aufſchrift e).

Hic jacet, Agricia, qui fuit in obſervaſione annis ſedece (ſexdecim).

Oben über dieſer Aufſchrift ſind in den Stein gehauen zwo Tauben, die an einem Baumaſte hacken. Das Wort obſer-

---

d) Siehe die II. Kupfertafel.

e) Siehe die III. Kupfertafel.

obſervatio, welches voralters in dem Sinne genommen worden, den wir insgemein der Einſperrung geben, zeiget an, daß dieſe **Agricia**, ſechszehn Jahre eingeſchloſſen gelebet hat. Die dem Herrn **Chriſto** geweiheten Jungfrauen, beobachteten ehemals die Einſperrung nicht ſo genau, als ſeit der **tridentiniſchen** Kirchenverſammlung. **Agricia**, welche die Einſamkeit mehr geliebet hat, mag wohl in eben der Eingezogenheit gelebet haben, welche vor drey oder vier Jahrhunderten, diejenigen Jungfrauen beobachteten, welche ſich neben einer Kirche, in eine Zelle verſchließen ließen; von wannen ſie den Gottesdienſt hören konnten, und wo man ihnen alles, was zu ihrem Unterhalte nöthig war, von außen hinein reichete.

Gegenwärtiges Grabmaal iſt ohne Benennung der Zeit; aus der Geſtalt der Buchſtaben aber ſcheint es aus dem V. Jahrhunderte zu ſeyn. Die Formel hic jacet war ſchon ſeit dem 452ſten Jahre bekannt, wie man aus des **Boſius** Roma ſubterranea ſehen kann.

Sechſte Aufſchrift *f*).

Hic jacet Aelianus filius Pauli viri præſidialis, qui vixit anno PL. M. XL. cives Remus.

D. i. Hier ruhet Aelianus, ein Bürger von Rheims, ein Sohn Pauls, ehemaligen Präſidenten dieſer Provinz, welcher ungefähr 40 Jahre gelebet hat.

Dieſe Grabſchrift, über welcher der verzogene Namen **Chriſti** ſchwebet, hat, wie die zwo vorigen, keine Jahrzahl; allein die Geſtalt der Buchſtaben, und inſonderheit des E und L. zeigen das V. Jahrhundert an, ſo, wie auch die Redensart hic jacet. In den entferntern Jahrhunderten, bedienete man ſich anderer Redensarten; und dieſe las man damals

---

f) Siehe die III. Kupfertafel.

damals nur in einigen Grabſchriften, in Verſen, als derenꝫ Sylbenmaaße ſie günſtig war. Von hier iſt ſie vermuthlich in die Proſa übergegangen.

Die Wörter viri Præſidialis, haben wir durch **ehemaligen Präſidenten** gegeben; ſie ſtehen weder im **Gruter**, noch in irgend einer Sammlung. Es iſt aus den Notitiis gewiß: daß verſchiedene Provinzen **Galliens** durch obrigkeitliche Perſonen regieret worden, die man Præſides genannt hat; ſo wie andere durch Proprætores und Proconſules regieret wurden. Aus dieſer Urſache nun hießen dergleichen Provinzien, Præſidiales, wie die andern, conſulares und prætonianæ. Ein ehemaliger Præſes nannte ſich ebenfalls vir præſidialis, eben wie ein ehemaliger **Conſul**, ein ehemaliger Prætor, ein ehemaliger Cenſor, vir Conſularis, vir Prætorius, vir Cenſorius hieß.

Aelian war ein Bürger von **Rheims**, cives Remus. In dem niedern Reiche, brauchete man ſo wohl als in den erſten Zeiten, den Buchſtab E eſtmals anſtatt des I. Die Anfangsbuchſtaben P L M, welche vor der Zahl X L hergehen, bedeuten plus minus, **ungefähr**, welche in einigen Aufſchriften beym **Reineſius**, ganz der Länge nach geleſen werden. Vermuthlich war es in Anſehung der Würde des Vaters geſchehen, der ein ehemaliger Statthalter des **Lyoneſiſchen** geweſen, daß der Sohn ein Grab an einem ſo ehrwürdigen Orte erhalten hat, als die Sacriſtey der Kirche der **Maccabäer** zu **Lyon** iſt.

Die zwo Figuren, die man zur Seite der vierten Zeile dieſes Grabmaals ſieht, ſind nicht wie einige geglaubet haben, ungeſtaltete Ueberbleibſel des alten Θ, erſten Buchſtabens des Wortes ΘANATOC der Griechen, welches die **Gallier** von ihnen entlehnet, um den Tod anzudeuten. Die aufmerkſame Unterſuchung der Sammlungen des **Reineſius** und **Fabretti**, hat den Herrn **Abt Lebeuf** überzeuget,

zeuget, daß dieſe Art von Figuren für Zierrathe müſſen angeſehen werden, deren ſich die Steinmetzen bedienet haben. Es waren Blätter von Bäumen, die irgend ein Verhältniß mit den Begräbniſſen hatten.

Fabretti theilet Abbildungen einiger ſolcher Aufſchriften mit, allwo man deutlich einen Palmenzweig oder Oelzweig mit ſeinen Blättern und Früchten ſieht, als Kennzeichen der Unſterblichkeit, die die Chriſten erwarten. **Gregorius von Tours** bemerket, daß man auch zuweilen den Boden der Särge mit Lorberblättern bedecket; die Blätter von andern Bäumen, welche ebenſalls ihr grünes Laub behalten, z. E. der Palmbaum, der Oelbaum, die Cypreſſen, der Epheu, haben vieleicht zu eben dieſem Gebrauche gedienet, und mögen von der Zeit an, auch außen auf den Gräbern vorgeſtellet worden ſeyn.

Da übrigens **Gruters** Sammlung gar keine Aufſchrift von den Zeiten des **Theodoſius** enthält, die man jenſeit den Alpen gefunden; und da **Reineſius** und **Fabretti**, welche wohl einige Aufſchriften von dieſer Zeit haben mögen, keine figürlichen Abbildungen der Charactere mittheilen: ſo verdienen die Aufſchriften von **Lyon**, welche wir hier erklären, auch aus dieſem Grunde, die Aufmerkſamkeit derer, welche ſich befleißen, den Schwung der großen Buchſtaben in **Gallien** zur Zeit des V. Jahrhunderts kennen zu lernen.

Hier werden ſie bemerken, daß man das V zuweilen anſtatt des O gebrauchet; daß man das O wie ein umgeworfenes oder umgekehrtes D gemachet; endlich, daß die Buchſtaben F und L ſich bereits ſehr von dem römiſchen Zuge entfernet. Das Grabmaal der **Agricia** biethet einen offenbaren Beweis dar, daß bey den Alten, der Laut des T vor dem I. dem Laute des S ähnlich geweſen.

Siebente Aufſchrift g).

Poſſidet hanc urnam dum vixit nomine Bertraus
Qui loca multa ſuo ſacro ſermone beavit,
Reddidit et claros in cunctis ipſe Magiſtros.
Florigeras ſedes pridie levita kalendas
Juſte februarias conſcendens attigit isdem.

D. i. Dieſe Urne enthält die Aſche des Diakons Bertraus, welcher an verſchiedenen Orten die Gottesgelahrtheit gelehret, und welcher, da er ſelbſt gelehrt war, auch berühmte Schüler gezogen. Er ſtarb den 31ſten Jänner.

Vor dieſer letzten Grabſchrift ſteht ein doppeltes **Monogramma** mit dem **Alpha** und **Omega**, welche, wenn man ſie mit dem Sinne des Wortes domus, ſo man darunter lieſt, zuſammen hält, alpha et omega Chriſtus Dominus ausmachen.

Der Herr Abt **Lebeuf** glaubet, dieſe Grabſchrift ſey 3 bis 400 Jahre neuer, als die von der **Leucadia**, **Paſcaſia**, **Agricia**, und dem **Aelianus**, welche wir oben erkläret haben. In der That ſind dieſe vier Namen römiſch, dahingegen **Bertraus** in dieſer, fränkiſch oder teutoniſch iſt. Außerdem beſteht dieſe Grabſchrift aus fünf hexametriſchen Verſen, deren Buchſtaben denen aus dem ſchönen Jahrhunderte **Roms** gleichen, und nicht über **Karls des großen** Zeit hinauf gehen können, welcher in Frankreich die alte Art römiſch zu ſchreiben, wieder aufbrachte. Man hat Aufſchriften von **Karls des kahlen** Zeit, darinnen die großen römiſchen Buchſtaben, mit eben der Richtigkeit nachgeahmet worden. Der Gebrauch des Namenszuges **Chriſti**, den man ſchon ſeit den erſten Zeiten des Chriſtenthumes gebrauchet

---

g) Siehe die III. Kupfertafel.

brauchet hat, erneuerte ſich zugleich mit der Liebe zu den Wiſſenſchaften, unter **Karls des großen** Regierung.

Die Sonderlichkeit des Namens **Bertraus**, hatte den Herrn **Abt Lebeuf** gleich anfangs auf die Gedanken gebracht, daß der Dichter, als Verfaſſer dieſer Grabſchrift, die Freyheit gemisbrauchet habe, deren man ſich damals bedienete, die Namen zu verſtümmeln, nachdem das Versmaaß es nöthig hatte. Hieraus nun ſchleßt er, daß **Bertraus** gar wohl die Abkürzung von **Bertamus** ſeyn könnte; und durch eine zweyte Muthmaßung, glaubete er, **Bertamus** ſey ein Gelehrter aus dem IX. Jahrhunderte geweſen, welchem man in jenen erſten Zeiten ein Werk über das Abendmahl zugeſchrieben, welches aber die beſten Kenner anjetzt dem **Batrammus** *), einem Mönche zu **Corvey**, beylegen.

Was aber ihn bewogen, von dieſem Gedanken abzuziehen, iſt dieß, daß man in eben dieſem Jahrhunderte, ungeachtet in geringer Anzahl, noch andere teutoniſche Namen findet, die ſich auf **aus** endigen. Der Erzbiſchof **Hinkmar**, gedenkt in einer gegen dieſe Zeit aufgeſetzten Schrift wegen eines Stückes Landes, ſo man damals Ager Novilliacus nannte, zweener Brüder, **Rothaus** und **Bernaus** genannt, die daſſelbe nach einander unter **Karln dem kahlen** beſeſſen.

Der Namen **Bertraus** kömmt einem **Diakon** der Kirche zu **Lyon** zu, welcher in verſchiedenen Schulen die Theo-

---

*) Batramus, wird wohl ein Druckfehler ſeyn. Der Mönch Ratram, aus dem Kloſter Corvey iſt wegen ſeiner beſondern Meynungen vom heil. Abendmahle ſattſam bekannt. In allen Kirchenhiſtorien wird er mit einem R, und nicht mit einem B. geſchrieben. Was aber den Bertraus anlanget; ſo iſt es nur gar zu wahrſcheinlich, daß er Bertramus geheißen. Es iſt von den beyden Brüdern keine Folge zu ziehen. Denn *Rothaus* iſt aus ganz andern Wörtern zuſammen geſetzet, die ihren

Theologie gelehret hatte. Er iſt einer von denen geweſen, die dieſe Kirche im IX Jahrhunderte blühend macheten, und allem Anſehen nach, iſt er ein Lehrer oder Schüler des berühmten **Florus** geweſen, welcher ebenfalls **Diakon** bey eben der Geiſtlichkeit war.

Der Herr **Abt Lebeuf** bemerket gegen das Ende, daß der Zeitpunct von des **Bertraus Tode**, welcher den 31ſten **Jänner** erfolget iſt, ebenfalls in Verſe gebracht worden. Dieſes iſt ein Kennzeichen der niedern Jahrhunderte, und ungefähr derjenigen, die wir oben angegeben haben. In denen Grabſchriften der Chriſten, die im V. und VI. Jahrhunderte in Verſen verfertiget worden, ward die Sterbzeit allemal in Proſa angegeben.

---

ihren guten Sinn haben. **Bernaus** hat gleichfalls ſeine Bedeutung **Bärnhaus**, ſo, daß nur das h ausgefallen iſt. Aber was würde **Bertraus** heißen? Nichts iſt aber leichter, als daß das m in ſolchen Wörtern mit einem Strichlein über dem a geſtanden haben mag, aber durch die Zeit erloſchen iſt. Außerdem ſind die Namen auf ram im alten Deutſchen ſehr gemein; wie **Ratram**, **St. Emram**, **Guntram Wolfram**, **Willeram** u. a. m. zeigen. G.

XXV.

Des Herrn Abtes Lebeuf Zuſätze zu derjenigen Nachricht von Peutingers Charte, die im XIV. Bande der Werke dieſer Akademie eingedrucket ſteht.

Im 1738ſten Jahre glaubete Herr **Freret**, es wäre gut, wenn er eine Nachricht von derjenigen Reiſecharte geben möchte, die unter dem Namen der **Peutingeriſchen Charte** ſo bekannt iſt. Seine Unterſuchungen über dieſes Denkmaal der alten Erdbeſchreibung, machen einen der hiſtoriſchen Artikel in dem XIV. Bande der Werke dieſer Akademie aus *a*).

Selbiger iſt ein Auszug einer Abhandlung, in welcher der Verfaſſer, nach einigen allgemeinen Betrachtungen, über die Geſtalt und den Gebrauch der Charten bey den Alten, und inſonderheit derjenigen, deren ſich die **Römer** bedieneten, um den Heerszug, und die Vertheilung der Kriegsvölker in den Provinzen ihres weiten Reiches anzuordnen, beweiſt: daß **Peutingers Charte** eine ſolche, vielmehr itinerariſche als geographiſche Charte, und viel geſchickter ſey, die Wege anzuzeigen, als die wahre Lage der Länder zu bezeichnen, wo dieſe Wege durchgehen.

Hierauf erzählet er die Geſchichte dieſer Charte, welche vermuthlich nach einigen der erſten Abriſſe verfertiget worden, die in den Archiven des Reiches aufbehalten worden. Er redet von denen Schriftſtellern, die derſelben zuerſt gedacht haben, von denen Namen, worunter ſie dieſelbe anzei-

---

a) Dieſer Artikel ſteht in unſerer Ueberſetzung im 8 Bande a. d. 233. u. f. S.

anzeigen, von denen Ausgaben, die nach und nach dieſelbe zum Theile oder ganz bekannt gemachet, von ihrer Geſtalt, und dem Nutzen den man aus ihr ziehen könnte; endlich auch von denen verſchiedenen Händen, durch welche ſie bis dieſe Stunde gegangen iſt. Alle dieſe Beobachtungen laufen endlich auf folgende Behauptungen hinaus.

Die Schriftſteller der mittlern Zeit, ſcheinen die Reiſecharten der Alten gar nicht gekannt zu haben. Man ſchreibt dem **Conrad Celtes**, welcher gegen das Ende des XV. Jahrhunderts gelebet hat, die Entdeckung eines Exemplars derjenigen zu, davon hier die Rede iſt. **Irenicus**, ſein Zeitgenoß, und **Beatus Rhenanus**, welcher 1547 geſtorben iſt, ſind die erſten, von denen man weis, daß ſie ihrer gedacht hätten. Der eine nennet dieſe Tabelle, Chartam provincialem, Chartam itinerariam, Chartam militarem; der andere nennet ſie itinerarium Auguſtanum, indem der Abriß, welchen man davon geſehen, zu **Augsburg** in dem Cabinette **Conrad Peutingers** befindlich geweſen iſt; und eben von dem Namen dieſes erſten bekannten Beſitzers derſelben, hat ſie denjenigen erhalten, mit welchem man ſie gemeiniglich anzeiget.

Peutinger ſtarb 1547. Anſtatt ſeines Exemplars, welches bey ihm nicht mehr zu finden war, traf man unter ſeinen Schriften nur zwey Fragmente von zwo alten Copien dieſer Charte an. **Marcus Welſer** ließ dieſe Fragmente 1591 zu **Venedig** drucken. Ungefähr vier Jahre hernach, bekam er das Original-Exemplar zu ſehen. Dieſer reiche und neugierige Gelehrte, hatte Zeit genug, ſelbiges zu unterſuchen, und verſchaffte ſich ſo gar eine ſehr richtige Copie davon, welche **Ortelius** über ſich nahm, ſtechen zu laſſen. Die zwar gedruckte, aber ins kleine gezogene Charte, trat zu **Antwerpen** 1598 durch die Bemühung **J. Morets**, **Plantins** Nachfolgers, ans Licht; und 1619 fügete **Bertius** eine Copie derſelben, dem Schluſſe ſeines **Ptolomäus**

bey. **Johann Moller**, ein Buchdrucker zu **Augsburg**, gab ſeit der Zeit eine dritte Auflage davon ans Licht: welche, ob ſie gleich nicht ſo richtig iſt, als die erſte, dennoch in dem **Atlas** mit abgedrucket ſteht, welchen **Janſon** 1659 hat drucken laſſen. In **Welſers** Werken in Folio, die zu **Nürnberg** 1682 herausgekommen, und in der neuen Ausgabe der Geſchichte der römiſchen **Landſtraßen** durch **Bergiern**, ſteht ſie ebenfalls.

Das Original, welches ehedem **Conrad Peutinger** beſeſſen, iſt auf Pergament. Man ſaget, es ſey einen Schuh **Augſpurger** Maaß hoch, und mehr als zwey und zwanzig Schuhe lang. Der Kupferſtecher hat dieſes Maaß ungefähr um zwey Drittel vermindert; und der Raum der verkleinerten Charte, iſt nur von $\frac{7}{11}$ der Originalcharte; welches denn das Verhältniß der Zahlen gegen die Wege, in dieſer Copie ſchwerer zu unterſcheiden machet.

Im Originale ſind dieſe Zahlen, und die Namen der Oerter, mit römiſcher Schrift*); dieſe Character aber haben eine **longobardiſche** Geſtalt, die den Handſchriften der mittlern Zeit gleicht.

Man hatte die Spuren dieſes **Denkmaals** lange aus dem Geſichte verloren, indem man davon nur vervielfältigte Copien jenes Exemplares beſaß, welches man **Welſern** zu danken hatte; im 1715ten Jahre aber, fand es ſich unter der Haabe des **Deſiderius Peutingers** wieder, der ein Nachkömmling vom **Conraden** war, und **Prinz Eugen** erkaufte daſſelbe. Nach dem Tode dieſes Prinzen, iſt dieſe Charte in die **kaiſerliche Bibliothek zu Wien** übergegangen, allwo ſie noch jetzt befindlich iſt.

So lautet der erſte Inhalt von Herrn **Frerets** Aufſatze. Da nun der Herr **Abt Lebeuf** ſeitdem ein ziemlich merkwürdiges Werk über die **Peutingeriſche** Charte unter die Hände bekommen, ſo zog er aus ſelbigem neue Kenntniſſe heraus, oder wenigſtens neue Einſichten in Anſehung dieſer Charte, welche er uns, nebſt andern Anmerkungen, die ihm eigen ſind, mitgetheilet hat *b*).

---

*) Dieß iſt nicht richtig, wie des Hrn. von Scheyb allergenaueſter Nachſtich deutlich zeiget.

Damit wir die Wiederholungen vermeiden, ſo wollen wir uns begnügen, nur dasjenige aus ſeinem Aufſatze zu ziehen, was am ſonderbarſten iſt, und alles zu übergehen, was mit dem vorigen eine Gemeinſchaft hat.

Das Stück, aus welchem der Herr **Abt Lebeuf** die Merkwürdigkeiten genommen, welche er uns mitgetheilet hat, iſt ein lateiniſcher Brief, welcher aus **Padua** gegen das 1600ſte Jahr von einem gelehrten Engelländer, an den **Johann Vincenz Pinelli** geſchrieben worden, welcher ſchon durch ſeine Verbindungen mit **Scaligern** bekannt iſt. Dieſer Engländer heißt **Edmund Brug**, aus **Gisvic** gebürtig. Nach einem ziemlich langen Aufenthalte in **Italien**, kam er 1605 nach **Paris**. Allhier ſah er einige Gelehrte, und unter andern den Herrn **Düpui**, welcher ſeine Scharfſinnigkeit lobet, und von ſeinen Schriften redet, unter andern von einem **Werke** über die Kriegskunſt.

In einer von denen Unterredungen, die dieſe zween Gelehrten mit einander hatten, erhielt der Franzos von dem Fremdlinge die Mittheilung ſeines Briefes an den **Pinelli**; und da er glaubete, er müſſe ihn aufheben; weil er allerley Erläuterungen über die **Peutingeriſche** Charte ertheilet, ſo ſchaltete er eine Abſchrift davon in eine ſeiner geſchriebenen Sammlungen ein, die anjetzt einen Theil der Bibliothek des Herrn **Joli de Fleury**, ehemaligen **General-Procurators** ausmachen, welcher eben ſo würdig iſt, koſtbare Handſchriften aufzubewahren, als fähig er iſt, deren Zahl zu vermehren.

---

b) Den 14ten des Hornungs 1744.

Die erſten Anmerkungen des Herrn **Abtes Lebeuf**, gehen auf die zwey Fragmente der Charte, welche man in **Conrad Peutingers** Cabinette gefunden, und die ſo gleich von **Welſern** herausgegeben worden. Dieſe Fragmente, beyde auf Papier, ſtellen einen Theil von **Gallien** vor. Unſer Mitglied beſtimmet beyder Alter. Das erſte ſetzet er in den Anfang des XIV Jahrhunderts; denn die Weiten ſind darauf mit arabiſchen Zahlen angegeben, deren Alter ſich nicht höher erſtrecket.

Dieſe erſte Spur wird durch eine zweyte beſtätiget; nämlich durch die Geſtalt der Schlöſſer, Thürne, Gezelte, und Mauerzinnen, die auf dieſem Blatte eben ſo gezeichnet ſind, wie man ſie damals bauete; und wie wir aus den Gebäuden damaliger Zeit ſchlieſſen können, die noch anjetzt beſtehen. Das zweyte Fragment iſt ein wenig älter; die römiſchen Zahlen, und der gröbere Geſchmack in der Baukunſt, ſo man darauf erblicket, zeigen den Anfang des XIII. oder das Ende des XII. Jahrhunderts an.

Was **Peutingers** Charte ſelbſt betrifft, ſo iſt ſie viel älter. **Welſer** glaubet, daß ſie aufs ſpäteſte unter der Regierung des **Theodoſius**, oder ſeiner Kinder verfertiget worden ſey; vieleicht iſt ſie gar urſprünglich noch viel älter, ungeachtet ihrer **longobardiſchen** Charactere. In der That kann man muthmaßen, daß dieſe Charte kein Original ſey, ſondern nur eine Copie, die mit der Zeit von einem **Longobarden** verfertiget worden. In dieſem Falle würden die Buchſtaben, welche vorhin römiſch geweſen, unter der Feder des Abſchreibers **longobardiſch** geworden ſeyn; eben wie man ſie in **J. Morets** Ausgabe von 1598 römiſch gemachet, und ihnen ihre alte Geſtalt wieder gegeben hat.

Mit dieſer ziemlich wahrſcheinlichen Beobachtung fängt der Brief des **Edmund Brutz** an. Er ſetzet, demjenigen zu folge, was man ihm davon geſchrieben, noch hinzu, daß **Peutingers Charte** ein Zuſammenhang verſchiedener Pergamenthäute ſey, die ſehr ſorgfältig eine an die andere geklebet wären. Er will, daß der Kupferſtecher, indem er deren Größe vermindert, dieſelbe verunſtaltet habe; und beſchweret ſich heftig über die Unordnung, die dieſe Verjüngung darüber ausbreitet; welche, wie er meynet, mehr den Geiz und die Nachläßigkeit, als die Abſicht zum Grunde gehabt, die Charte tragbar zu machen.

Hierauf entwickelt der engländiſche Schriftſteller die äußere Geſtalt dieſer Charte ſo, wie er ſie ſich vorſtellet. Alle die noch zur Zeit von ihrer Einrichtung geredet haben, ſehen ſie als ein unförmliches plumpes Werk eines Menſchen an, der in der Erdbeſchreibung nicht ſonderlich bewandert, und noch unwiſſender in der Meßkunſt geweſen. Dieß iſt **Welſers** Meynung; welche auch **D. Bouquet** annimmt, der in dem erſten Bande ſeiner **Sammlung franzöſiſcher Geſchichtſchreiber**, die zween Abſchnitte dieſer Charte hat ſtechen laſſen, auf welchen **Gallien** vorgeſtellet iſt.

Edmund Bruz bemühet ſich, das Gegentheil zu beweiſen; und machet nicht nur eine Vertheidigung, ſondern auch ein Lob des alten Urhebers. Wenn wir ihm glauben wollen, ſo hat er Kunſt genug beſeſſen, die Geſtalt, welche ſeine Charte brauchbarer machen konnte, mit den Grundſätzen der Erdbeſchreibung, und den Geſetzen der Mathematik zu vereinbaren; noch mehr, wenn wir ihm Gehör geben, ſo iſt es ein Meiſterſtück der Perſpectiv.

Beym erſten Anblicke zeiget ſie nichts als Gegenſtände, die übel gezeichnet ſind; betrachtet man aber ſtückweiſe einen jeden Theil dieſer Charte durch ein Papier mit einer Stecknadel durchſtochen, und hält dieß Papier nahe an die Oberfläche desjenigen Fleckes, den man betrachten will, ſo wird man erſtaunen, wie alle Figuren ihre wahre Geſtalt wieder annehmen, und ein Ganzes ausmachen, welches dem

Verhältniſſe, der Ordnung und Uebereinſtimmung ſeiner Theile nach, vertrefflich iſt.

Wenn dieſer Engelländer die Wahrheit ſagete, ſo könnte man **Peutingers Charte** nicht beſſer vergleichen, als mit jenem ſonderbaren Gemälde, welches al freſco in einer Galerie des Kloſters der **Minoriten**, auf der place royale gemahlet iſt: und deſſen Ganzes, wenn man es durch eine Oeffnung anſieht, die in der Thüre angebracht iſt, den Augen das Bild der **heil. Magdalena** in übermenſchlicher Gröſze vorſtellet; dahingegen die einzelnen Stücke eine überaus abgewechſelte Landſchaft vorſtellen.

Allein, wollen wir uns in dieſem Stücke auf einen Menſchen verlaſſen, der die Charte nicht einmal geſehen hatte, davon er redet? **Edmund Brutz** kannte nur die Copien davon. Die Probe, auf welche er ſein Vorgeben gründet, iſt vom Herrn **Abte Lebeuf**, ohne guten Erfolg nachgemachet worden. Die Dunkelheit, welche in der Art herrſchet, womit der Engländer **Peutingers Charte** beſchreibt, zeiget zur Gnüge, daß er nur einen verwirrten Begriff davon gehabt hat. Indeſſen, ungeachtet ſeine Anmerkungen wohl falſch ſeyn könnten, ſo ſind ſie doch ſonderbar genug, daß ſie verdienen bekannt zu werden. Wir wollen ihn lieber ſelbſt reden laſſen, als ſeine Begriffe durch unſere Zergliederung verändern; und wir entſchließen uns, dieſen Artikel durch ſeinen Brief ſelbſt zu endigen, welchen der Herr **General-Procurator** uns mitgetheilet hat. Wenigſtens kann er diejenigen, welche Gelegenheit haben, die **Peutingeriſche Charte** ſelbſt zu betrachten, bewegen, uns richtigere Begriffe davon zu machen; bis endlich die bey der **kaiſerl. Bibliothek** beamten Gelehrten, das gemeine Weſen in Stand ſetzen, von dieſem Denkmaale durch einen getreuen

Abdruck

---

e) Dieſen Wunſch hat Herr Franz Chriſtoph von Scheyb, Secretär der niederöſterreichiſchen Landſtände in Wien, vor

wenigen

Abdruck Nutzen zu ziehen, in welchem uns daſſelbe recht ſo vorgeſtellet wird, wie es ſeiner Geſtalt und Größe nach ausſieht.

Dieſen Wunſch haben bereits viele Gelehrte gethan; und wir wiederholen ihn hier c); ja wir machen das Schreiben des **Edmund Bruz** hauptſächlich in dieſer Abſicht kund.

Viri acutiſſimi Edmundi Brutii Angli de Tabula itineraria antiqua Peutingerorum Auguſtanorum, ejuſque ſtructura et uſu.

Illuſtriſſime Pinelli, te adjuvante et procurante vidi et pervidi antiquam illam Tabulam itinerariam, quam etiam chartam provincialem et militarem B. Rhenanus appellat, et ſub ultimis Imperatoribus depictam fuiſſe cenſet; non tamen Theodoſio et filiis eſſe recentiorem ait Velſerus. Sed nec hoc, nec illud ab his probari poteſt, etſi litteræ in eo charactere Longobardico ſcriptæ erant: nam forſan Longobardus ex Romanis Longobardicas reddidit; quemadmodum nuper ex contrario fecit Jo. Moretus typographus Antverpiæ kal. Decemb. 1598; etſi eam explicando Velſerum imitari erat animus, cujus beneficio ex Peutingerorum bibliotheca quæ Auguſtæ Vindelicorum eſt, Tabula hæc in lucem edita ſit. Cui multum gratiarum, ſed parum ſculptori debemus, qui non ſolum, vaſtum et longum negotium, ut ipſe ait, ſed etiam longi laboris vaſtæque papyri diſpendium, ſicut puto, fugiebat. Sic namque artifices in hoc noſtro ævo in avaritia ſibi potius, quam arti conſuli volunt, neſcio quo ſidere errante regenteque: ita ut nihil in arte mathematica exiſtimetur rectum

wenigen Jahren auf eine Art Bibliothek, und unſern Zeiten erfüllet, die ihm, der kaiſerl. Ehre machet.

ctum bonumque, quod non ſit in minutis corpuſculis exaratum, ubi vix ſenſibile minuſque intelligibile ſit.

Autographum, ut ajunt, membranaceum eſt, pelliculis accurate conglutinatis, latum pedem auguſtanum unum circiter, (Ego unum Romanum antiquum a primo auctore exacte conſtitutum credo; nam ea quantitate nulla commodior ad rotulæ convenientiam) cujus longitudo ultra 22 pedes extenditur; quam proportionem ad ſubduplam contraxit ſculptor. Eam commodiorem credidit: aſt ego, ipſius pace, contrarium credo, ſolo ipſius labore excepto, qui etiam non ſemper levioribus ſculpturis levigatur, ſed potius inepte inutiliterque augetur, dum nimis arcte adſtricteque ſculpendo non ſolum ſuos oculos, ut Porrus Patavinus cum ſua epitoma geographiæ Ptolemaicæ nuperrime fecit, ſed etiam omnium ſpectantium lumina vexare, diſturbare, et quaſi penitus extinguere gaudent, multa utilia et neceſſaria, cum a ſenſu tum ab intellectu, excludendo cum his ſuis minutiis et typographorum atomis. Quas nugas et ineptias omnes boni hydrographi et geographi effugiunt, et in plana ſuperficie commoda et ſatis ampla eandem longitudinis et latitudinis quantitatem deſcribunt: etſi alii globi formam imitantes, lineam longitudinis abbreviant ſecundum linearum parallelarum diſtantiam; contra quam planiſphærii geographicam ſuperſtitionem inſurgere, hic nec animus nec locus. Interim auctor Tabulæ itinerariæ ſupradictæ longe conſultius et aptius ſuam incluſam et terminatam inter duo Azimuth vel verticales lineas ſexdecim, et centum triginta trium graduum cum Almucantarat, et parallelis ſex ſcrupulorum ultra equinoctialem verſus polum Antarcticum et quinquaginta ſex partium verſus polum Arcticum; natura ipſa invitante, quæ longitudinis lineam latitudinis quadruplam fecerit. Et quia iter ab oriente in occidentem et e contraria, ante oculos omnium proponere voluit, ipſam extendit longitudinem, latitudinem ſtringendo et intendendo:

do: non aliter quam ſi Jupiter diphteram illam Amaltheæ capræ pellem duorum pedum latitudinis et longitudinis octo extenderet, quouſque ejus latitudo ad unum et longitudo ad duos et viginti et ultra extenderetur, ut inde facilius et accommodius, cum loca, tum locorum et rerum nomina in rotula ſecum portabili oſtenderet, et quaſi idem noſtris temporibus primores navigatores, ut ipſi vocant, e lineis curvis et angulatis eorum longum et vaſtum iter per mare delineant. Igitur etſi hæc Tabula itineraria prima facie rem rudem et incomptam exprimere videtur, nihilominus ſi aliquis per parvum foramen prope ſuperficiem chartæ proſpiceret, ſubito ſentiret figuram ipſam extenſam ad ſuam formam et perfectionem ſe convertere, ut perſpectivi docent; ita ut contractio unius et extenſio alterius minime intellectui intuentis noceat, ſed potius multum juvet peregrinantem; maxime cui licitum erit ad libitum in tali ſchedula itinera ſua, delineare inter parallelas et verticales . . . . et ſupra umbilicum circumvoluta ſecum aſportare, et in ea res notatu dignas denotare, quemadmodum auctor hujus Tabulæ itinerariæ fecit, in qua etſi multa delineata ſunt lineis rectis et flexis, cum parallelis tum diagonalibus, et numeris adjunctis, de quibus omnibus rationem reddere difficile eſt; cum omnia ita a priori forma hominum malitia et ignorantia transformata ſint, ut vix in ea tanquam in vetula annoſa appareant veteris veſtigia formæ. Igitur antequam autographum video, de illis nihil dicam, ne mea cum penna, ſicut cæcus cum ſuo baculo, in itinere tentando aberrare videar. Vale, e meo muſeo. Patavii octavo idus Junias, tuus *Edmundus-Brutius.*

◆ ◆ ◆

XXVI.

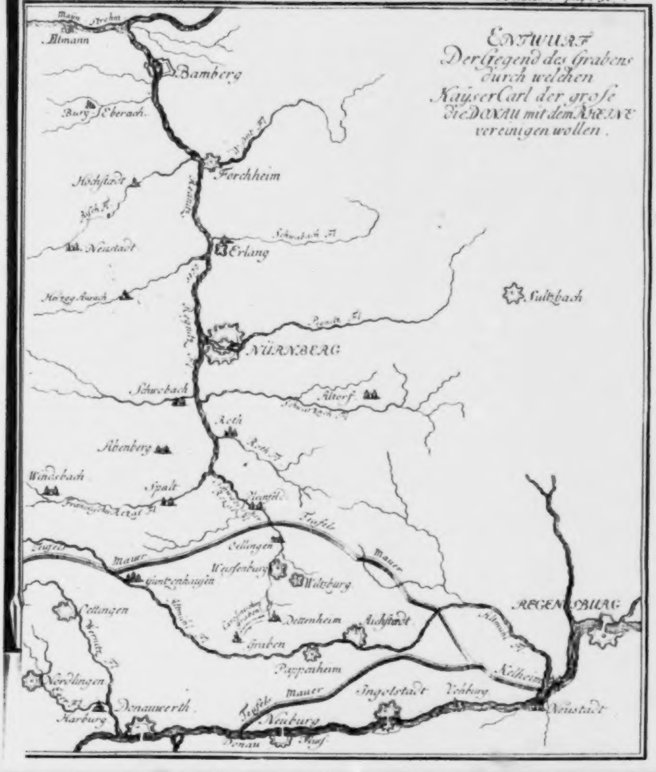
Herrn Schöpflins Gedanken über die Vereinigung der Donau mit dem Rheine, welche Karl der große vorgehabt.

Die unzählbaren Vortheile, welche die Vereinigung der Flüſſe und Seen verſchaffen, hat die größten Prinzen vermocht, ihre Regierung durch Unternehmungen von dieſer Art, merkwürdig zu machen. Iſt es nun überaus glorwürdig für ſie, dieſelben ins Werk zu richten: ſo iſt es auch ſchon genug, wenn ſie nur auf dergleichen Anſchlag kommen, deſſen Ausführung verſuchen, um einen Anſpruch auf die Erkenntlichkeit der Menſchen zu haben.

Die Vereinigung des **Baltiſchen** Meeres mit der Caſpiſchen See, des **Oceans** mit dem mittelländiſchen Meere, haben den **Czaar Peter** den **großen** und **Ludwig** den XIV. unſterblich gemachet. Die Vereinigung des **Oceans** mit dem **ſchwarzen Meere**, entſprang ganz unfehlbar aus der Vereinigung, welche **Karl der große** gegen das 793ſte Jahr zwiſchen der **Donau** und dem **Rheine** vorhatte: und wenn dieſes Werk nicht zu ſeiner Vollkommenheit gediehen iſt, ſo haben auch dergleichen Anſchläge den Erfolg nicht eben nöthig, um ihren Urhebern ein Lob zuzuziehen.

In währendem zweyten Kriege wider die **Hunnen**, welcher im 790ſten Jahre anfieng, und acht Jahre drauf durch einen Tractat geendiget ward, der für das Reich vortheilhaft war, kam **Karl der große** auf die Gedanken, dieſer Vereinigung, von welcher Herr **Schöpflin**, ein auswärtiger Beyſitzer unſerer **Akademie**, Unterſuchungen an-

*) Der berühmte Herr Prof. Schöpflin redet hier wie ein gebohrner Franzos, indem er die Gränzen von Deutſchland ſo



ENTWURF
Der Gegend des Grabens
durch welchen
Kayser Carl der grose
die DONAU mit dem RHEINE
vereinigen wollen.

Mayn Strohm
Altmann
Bamberg
Burg Eberach
Forchheim
Hochstadt
Aisch Fl.
Regnitz
Schwabach Fl.
Neustadt
Erlang
Herzog Aurach
Sultzbach
Pegnitz Fl.
Regnitz Fl.
NÜRNBERG
Schwabach
Altorf
Schwarzach Fl.
Roth
Roth Fl.
Abenberg
Windsbach
Spalt
Fränckische Rezat Fl.
Heydeck
Teufels
Mauer
Oettingen
Gundtzenhausen
Weissenburg
Waltzburg
Mauer
Teufels
Mauer
Carolinischer Graben
Dettenheim
Aichstadt
Altmühl Fl.
Graben
REGENSBURG
Altmühl Fl.
Pappenheim
Oettingen
Wernitz Fl.
Nordlingen
Eger Fl.
Harburg
Donauwerth
Teufels
Mauer
Ingolstadt
Vohburg
Kelheim
Neustadt
Neuburg
Donau
Fluss

geſtellet hat, die er uns mitgetheilet, und davon wir hier Rechenſchaft geben wollen.

Karl der große hatte vieleicht den Anſchlag, den **Rhein** mit der **Donau** zu vereinbaren, den berühmten Gräben des **Druſus** und **Corbulon** zu verdanken, deren der erſte den **Rhein** mit der **Iſſel**, und der zweyte eben dieſen Fluß mit der **Maas** vereiniget. Als ein Herr von dem größten Theile Deutſchlandes, begriff er gar wohl; daß, wenn man daran arbeitete, die zween größten Ströme zu vereinbaren, die deſſen Gränzen *) befeuchten, ſolches das Innerſte dieſes weiten Landes zugängig und durchdringlich machen, und die Bande ſeiner verſchiedenen Landſchaften befeſtigen würde. In Kriegesläuften mit benachbarten Völkern, würde ſolches die Langſamkeit und Beſchwerlichkeit des Ueberbringens der Zurüſtungen, der Lebensmittel und Völker vermindern, welches das einzige Hinderniß der Schnelligkeit ſeiner Siege war; und zugleich in Friedenszeiten neue Wege für den Handel bereiten, der ſchon durch ſeine Sorgfalt ſehr blühend war. Das Unternehmen indeſſen ſchien ſo ſchwierig zu ſeyn, als vortheilhaſt es war, und die Natur ſchien die Kunſt einzuladen, einer Vereinigung behülflich zu ſeyn, die ſie ſelbſt vorbereitet, und davon ſie gewiſſermaßen ſchon den Ort beſtimmet hatte.

Drey Meilen über **Regensburg** a), fällt ein Fluß in die **Donau**, der anjeßt **Altmühl** genennet wird, welcher ſeinen Anfang in der Gegend von **Rothenburg** in **Franken** nimmt, nach **Pappenheim** fließt, von da nach **Aichſtät** der Hauptſtadt des Bißthums dieſes Namens, und ſich bey ſeiner Mündung in zween kleine Arme theilet, zwiſchen welchen die Stadt **Kehlheim** liegt. Wenn man nun dieſen Fluß ſieben Meilen hinauf geht, ſo befindet man ſich zwo Meilen von der Quelle der **Obern Rezat**, die

das

---

beſtimmet, wie man ſie zu Paris wünſchet, nicht aber, wie ſie wirklich ſind. G.

a) Man ſehe die IV. Kupfertafel.

das **Frankenland** durchkreuzet, nach einem Laufe von ſieben Meilen den Namen **Regnitz** annimmt, und weiter unten **Rednitz** heißt; nach **Nürnberg** und **Forchheim** läuft, und ſich an der Seite von **Bamberg** in den **Mayn** ſtürzet, welcher ſelbſt gegen über **Maynz**, in den **Rhein** fällt.

Es kam alſo nur darauf an, einen Graben von ungefähr zwo Meilen zu machen, um den Schiffen einen Weg aus der **Altmühl** in die **Rezat** zu verſchaffen. **Karl der große**, welcher die Lage dieſer zween Flüſſe bey Gelegenheit ſeines ziemlich langen Aufenthaltes zu **Regensburg**, damaligen Hauptſtadt des alten **Bayerns**, ſelbſt unterſuchet hatte, ließ an dieſem Graben im Frühlinge des 793. Jahres anfangen. Viele tauſend Arbeiter wurden vor den Augen des Prinzen darzu angewandt, und ſetzeten das Werk ſo eifrig fort, daß man ſich in kurzer Zeit einen ſehr ſchnellen Erfolg verſprechen konnte.

Die Jahrbücher von **Fulda** gedenken dieſes Grabens. Der ungenannte ſächſiſche Dichter, ein Zeitgenoß des Kaiſers **Arnulf**, beſchreibt den Ort, allwo er gegraben worden; und nach dem **Mönche von Angouleme**, dem Verfaſſer des Lebens **Karls des großen**, und den **Chroniken von Lorſch**, **Moiſſac** und **Reginon**, welche ihn foſſatum magnum oder maximum nennen, hatte er bereits zween tauſend Schritte an Länge, und drey hundert Schritte an Breite: als einestheils der Einfall der **Saracenen** in **Septimanien**, und andererſeits der Aufſtand, der mit den **Normännern** verbundenen **Sachſen**, **Karln den großen** verbunden, dieſes Werk aus den Augen zu ſetzen; zu deſſen vollkommener Ausführung ſeine Gegenwart je länger je nöthiger war.

Er gieng von **Regensburg** nach **Frankfurt**, und da er, wie Herr **Schöpflin** anmerket, gewiſſermaßen ankündigen wollte, daß er einen Anſchlag nicht gänzlich fahren ließ, deſſen völlige Ausführung die Umſtände nur verzögerten: ſo that er dieſe Reiſe auf denen Flüſſen ſelbſt, die zu dieſer Vereinigung dienen ſollten. Aus der **Donau**, allwo er ſich eingeſchiffet hatte, gieng er in die **Altmühl**, und fuhr dieſelbe bis an den Graben hinauf. Da nun dieſer noch nicht fertig war, ſo gieng er zu Lande bis an die **Rezat**, ſetzete ſich wieder zu Schiffe, folgete dem Laufe dieſes Fluſſes bis in den **Mayn**; und nachdem er einige Zeit zu **Würzburg** geblieben, kam er zu Anfange des 794ſten Jahres zu **Frankfurt** an, allwo er ein berühmtes **Concilium** hielt.

Da dieſe Stadt nur ſechs Meilen von der Mündung des **Maynes** liegt, ſo war dieſer Prinz im Stande, mit eigenen Augen von der Weitläuftigkeit, und folglich von der ganzen Nutzbarkeit ſeines Vorhabens zu urtheilen. Man findet nicht, daß er es ſeitdem wieder vorgenommen: allein, hieran war weder die Unmöglichkeit der Ausführung, noch der Mangel geſchickter Handarbeiter ſchuld; welche fähig geweſen, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche das Unternehmen rückgängig machten. Man würde vergebens einwenden, daß, da die Menge Waſſers in der **Rezat** heute zu Tage ſo geringe iſt, daß dieſer Fluß auch nicht einmal die Schiffchen weiter trägt, als von **Pfortsheim** ſieben Meilen hinunter, nach ſeiner Mündung zu: es ſchwer ſey zu begreifen, wie **Karl der große** ſich bey ſeiner Quelle habe einſchiffen, und ſie zu ſeinem Anſchlage behülflich habe machen können.

Die einhälligen Nachrichten daſiger Einwohner, und die Unterſuchung einer topographiſchen Charte, haben den Herrn **Schöpflin** in den Stand geſetzet, zu antworten: daß die geringe Höhe dieſes Fluſſes bloß von der großen Menge Ableitungen herkomme, die ſeitdem ſein Gewäſſer abgekehret haben; und dann, konnte man durch Schleuſen dieſem Umſtande abhelfen.

Karl der große hatte Arbeiter, die in allen dieſen Theilen geſchickt waren: und wenn wir den **Mönch von Angouleſme** befragen, ſo werden wir ſehen, daß die Art, wie man damals die Schiffbrücken erbauet, von der unſerigen wenig entfernet geweſen.

Allein, zwey Dinge macheten die Ausführung des Canals viel ſchwerer. Fürs erſte, der ausnehmende häufige Regen, welcher gegen das Ende des 793ſten Jahres ſo ſtark war, daß er des Nachtes alles wieder zernichtete, was die Arbeiter des Tages mit großer Mühe aufgeworfen hatten. Indeſſen gehöret dieß Hinderniß unter diejenigen, die man mit Geduld endlich wohl noch überwindet.

Das zweyte war, daß das Erdreich, ſonderlich an der linken Seite, ſo wenig Feſtigkeit hatte. Um dieſem abzuhelfen, ließ **Karl der große** gleich anfangs nach der rechten Seite zu graben: und da er merkete, daß der Boden immer ſumpſichter wurde, je näher man ihm kam; ſo entſchloß er ſich, den ganzen Raum, welcher die Quelle der **Rezat** von der **Altmühl** trennet, gänzlich auszutrocknen. Er hätte es auch ſo weit gebracht, ungeachtet ein gewiſſer neuerer Schriftſteller verſichert, man habe damals noch nicht bis nach dieſem erſt erfundenen Mittel gekannt, das Gewäſſer abzuziehen, und die Erde zu unterſtützen.

Herr **Schöpflin** führet, als einen unläugbaren Beweis der Geſchicklichkeit unſerer Voraltern in dieſem Stücke, den Glockenthurn der Cathedralkirche zu **Straßburg** an, welcher zu Anfange des eilften Jahrhunderts erbauet iſt; ein Gebäude aus lauter gehauenen Steinen, ungefähr fünf hundert Schuhe hoch, welches auf lauter Pfahlwerk ruhet, und welches man endlich auf ein weiches, ſumpſichtes Erdreich, nahe an einem Strome zu erbauen gewußt hat; ohne daß weder eine Zeit von ſieben hundert Jahren, noch die häufigen Erdbeben, noch die Anſchwellungen des Waſſers, deſſen Feſtigkeit haben erſchüttern können.

Welches ſind denn nun wohl die wahren Urſachen, die die Ausführung eines ſo heilſamen Anſchlages verhindert haben? Man muß gar keine andern ſuchen, ſo lange **Karl der große** gelebet hat, als die Kriege, die er ohne Unterlaß führen mußte; ſeit ſeinem Tode aber die Schwachheit der mehreſten ſeiner Nachfolger, ihre beſtändigen Zerrüttungen, den Einfall der Ungarn in Deutſchland, die bürgerlichen Kriege, welche im Reiche niemals ein Ende genommen, und die einander widerſtrebenden Vortheile ſo vieler unumſchränkten Regenten, welche ſich in dieſes weite Land theilen.

Die Spuren dieſes Grabens beſtehen noch nahe bey dem Dorfe Graben, welches ſeinen Namen daher bekommen. Man bemerket allda einen kleinen Damm, davon Herr **Schöpflin** einen Theil verfolget hat; und der, wie daſige Einwohner berichten, bis an das Dorf **Dettenheim** in **Schwaben** gelaufen iſt, wo die **Rezat** ihre Quelle hernimmt.

Dieſe Abhandlung endiget ſich mit Unterſuchungen über ein römiſches Denkmaal, um deſſen Gegenden man noch heute zu Tage Gräber, alte Steine, und eine große Menge Münzen findet. Es iſt eine große Mauer, welche ehedem zur Gränze des Reiches wider die Deutſchen gedienet hat. Sie läuft queer durch die **Rezat**, und den ganzen Theil der Provinzien von **Schwaben** und **Franken**, welcher von der **Donau** bis an den **Neckar** geht. Dieſe Mauer, welche von der Unwiſſenheit und abergläubiſchen Bewunderung der Landeseinwohner, den Namen **Teufelsmauer** überkommen, iſt allem Anſehen nach ein Werk des **Probus**, welcher ſie nach der Niederlage der Deutſchen aufgeführet, um die zwo großen Vormauern des Reichs, den **Rhein** und die **Donau** zu verſichern.

XXVII.

Des Herrn Abtes Belley Gedanken über den Ort, wo Sigismund, König von Burgund, getödtet worden.

Wir leſen mit Abſcheue in unſern Jahrbüchern das bejammernswürdige Ende eines Königes, den man aus dem Innerſten ſeiner Staaten entführet, in einen entſetzlichen Kerker geworfen, und nebſt ſeiner Gemahlinn und Kindern umgebracht hat. Wir können auch nicht verhöhlen, daß dieſe Barbareyen auf Befehl eines franzöſiſchen Prinzen vollſtrecket worden, welcher in ſeinem Gefangenen, weder den Stand, noch ſein Unglück, noch die Bande der Verwandtſchaft verehret hat.

Oftmals werden Oerter, die an ſich ſelbſt gar nicht merkwürdig ſind, durch ſonderbare Begebenheiten berühmt. Gleichwohl ſind unſere alten und neuen Schriftſteller über dem Orte nicht einig, allwo ſich dieſe traurige Begebenheit eräuget hat.

Der Herr **Abt Belley** unternimmt es, ihn zu beſtimmen. Die Erläuterungen, welche er uns über die Lage dieſes Ortes a) gegeben, werden die Wahrheit der Geſchichte ſelbſt beſtätigen, und einem jeden nützlich ſeyn können, der ein Werk von der Erdbeſchreibung der mittlern Zeiten verfertigen wollte.

Gondiakus, König der **Burgunder**, hatte verſchiedene Kinder hinterlaſſen, unter andern den **Gondebald** und

---

a) Den 26 Hornungs 1745.

und **Chilperich** *b*). Da nun der erſte ſich der Staaten ſeines Bruders bemeiſtern wollte, ſo brachte er ihn nebſt ſeiner Gemahlinn und Kindern um; nur der Töchter ſchonete er, welche ihres Geſchlechtes wegen, vor der Gefahr ihrer Geburt geſichert waren: indem ſelbiges ſie, nach den Geſetzen der Nation, von der Krone ausſchloß. **Clotilde**, eine von dieſen Prinzeſſinnen, heirathete den König **Chlodovåus** von **Frankreich**. Sie behielt in ihrem Herzen einen bittern Haß der Grauſamkeiten ihres Vätters; allein, da ſie ihre Brüder an dem **Gondebald** ſelbſt nicht rächen konnte, ſo ergriff ſie eine bequeme Gelegenheit, die Laſterthaten des Vaters an ſeinen Sohn zu ſtrafen.

Gondebald ſtarb 516; und ſein Nachfolger war **Sigismund**, ſein Sohn, den er ſchon bey ſeinem Leben ſeiner Krone beygeſellet hatte. Dieſer Prinz bekannte ſich ſeit etlichen Jahren zur katholiſchen Religion, und ſo gar ein Jahr vor ſeines Vaters Tode, hatte er das berühmte Kloſter von **Agaune** oder **St. Moritz** in **Valois** ausbeſſern laſſen *c*).

Der Herr **Abt Belley** führet noch einige andere Züge von **Sigismunds** Leben an. Uns iſt es genug, wenn wir bemerken, daß er die **Oſtrogotha**, eine Tochter **Theodorichs**, Königes von **Italien** geheirathet, von welcher er einen Sohn, Namens **Sigerich** erzeugete. Nach dem Tode dieſer Prinzeſſinn, heirathete er eine zweyte Gemahlinn, aus niederer Abkunft, welche bald gegen den jungen **Sigerich** nach Art aller Stiefmütter geſinnet werd. Der junge Prinz verbitterte ſie noch mehr, durch ſeinen Hochmuth; er bezeugete ihr ſo viel Verachtung, daß ſie endlich ſeiner Beleidigungen überdrüßig ward, ſich zu rächen entſchloß, und nur gar zu glücklich darinnen war, indem ſie den **Sigismund** beredete: ſein Sohn ſey voller Ungeduld, den

---

b) *Gregor. Turon.* **Hiſt.** Lib. II. Cap. 28.
c) *Gregor. Turon.* **Hiſt.** Lib. III. 5.

Thron zu beſteigen, und ſtelle ihm nach dem Leben. **Siegerich** ward durch dieſe Verläumdung ſeiner Stiefmutter, ein Schlachtopfer der Leichtgläubigkeit ſeines Vaters, der ihn erdroſſeln ließ *d)*; dieß geſchah im 522ſten Jahre. Kaum hatte er den letzten Seufzer gethan, als der unglückliche **Sigismund** ſeine Unſchuld erkannte. Voller Schmerzen, warf er ſich auf den Körper ſeines Sohnes, und indem er ihn voller Zärtlichkeit umarmete, wuſch er ihn lange Zeit mit ſeinen Thränen. Hierauf begab er ſich in das **Moritzkloſter**, machete daſelbſt eine Stiftung, welche er für fähig hielt, ſeine Reue verdienſtlich zu machen, wie die Andacht jenes Jahrhunderts es mit ſich brachte; und kam erſt nach **Lyon** wieder zurück, nachdem er einige Zeit in dieſer Einſamkeit zugebracht hatte.

Allein, weder ſeine Thränen, noch ſeine Reue, konnten ihm die Herzen ſeiner Unterthanen wieder gewinnen helfen. **Theodorich**, der Groſsvater des jungen Prinzen, ſah in ſeinem Eidame weiter nichts, als den Mörder ſeines Enkels. Zu allem Unglücke, verlor **Sigismund** damals den **heil. Avitus**, Biſchof zu **Vienne**, der ihn in der katholiſchen Religion unterwieſen hatte; und ihm ſo wohl durch ſeine Rathſchläge, als auch durch ſein Anſehen, darein ihn ein an allen Höfen **Galliens** allgemein verehretes Verdienſt geſetzet hatte, nützliche Dienſte hätte leiſten können.

Chlotildis, welche damals ſchon Wittwe des **Chlodoväus** war, erfuhr gar bald, was ſich in **Burgund** zutrüge. Sie war eine tugendhafte Prinzeſſinn; aber zu gleicher Zeit ſo rachgierig, daß ſie den Platz, den wir ihr im Himmel einräumen, vermuthlich einer ernſtlichen Buße zu danken hat. Da ſie nun ſah, daß **Sigismund** ein Gegenſtand des allgemeinen Haſſes geworden war, rief ſie ihre drey Söhne **Clodomirn**, **Childeberten** und **Chlotarn** zuſammen, und ermahnete ſie ſehr beweglich, in **Sigismunds**

---

d) *Marii* chron. ad ann. 522.

mundos Perſon die Schandthaten des grauſamen **Gondebalds** zu beſtrafen.

Die Begierde, eine Mutter zu rächen, noch mehr aber die Luſt, ihr Erbtheil durch die Ueberbleibſel des Königreichs **Burgund** zu vergrößern, gab dieſen drey franzöſiſchen Prinzen das Schwert in die Hand. Sie fallen in **Siegmunds** Staaten ein, welcher eine Schlacht waget, und ſie verliert. Nach ſeiner Niederlage wollte er ſich in Mönchstracht in das **Morizkloſter** retten, und hielt ſich gleich anfangs an einem heimlichen Orte, auf dem Wege nach der Abtey verborgen. Allein, ſeine eigenen Unterthanen verriethen ihn, und gaben den Franken ſeine Zuflucht an. Hier nun machete man ihn bald feſt, und nachdem man ihn **Chlodomirs** Händen überliefert, ward er von dieſem Prinzen in das **Orleaniſche** geſchicket, welcher ihn daſelbſt mit ſeiner Gemahlinn und Kindern ſcharf bewachen ließ.

Dieſer Sieg unterwarf **Burgund** den Söhnen des **Chlodovåus**; allein im folgenden 524ſten Jahre, nachdem **Gondemar**, **Siegmunds** Bruder, ſich zum Könige ausruffen laſſen, mußte **Chlodomir** den Krieg wieder anfangen. Bevor er nun dieſen neuen Feldzug angieng, entſchloß er ſich, einen Gefangenen über Seite zu ſchaffen, deſſen Leben ihn bey ſolchen Umſtänden nicht anders, als beunruhigen konnte. Der **heil. Avitus**, Abt zu **Mici**, heutiges Tages **St. Memin**, gab ſich vergeblich Mühe, ihn von dieſem blutdürſtigen Vorhaben abzubringen. Dieſer heil. Mann verſprach ihm umſonſt den Sieg, wenn er den **Sigismund** verſchonete; und ſeine Ankündigung war fruchtlos, daß, wenn er ihn hinrichten ließe, er ſelbſt und die Seinigen ein gleiches Schickſal würden zu gewarten haben. **Chlodomir** gab allein ſeiner ſtaatsklugen Wuth Gehör; er ließ den **Sigismund** mit ſeiner Gemahlinn und Kindern umbringen, und ihre Leiber in einen Brunnen werfen;

apud columnam Aurelianenſis urbis vicum. So redet **Gregorius von Tours** e).

Des heil. **Avitus** Weißagung ward erfüllet. **Chlodomir** fiel den **Gondemar** zu **Vezeronce** im **Delphinate** an; er erhielt die Oberhand in der Schlacht: allein, da ihn die Hitze des Sieges dahin riß, ſo verfolgete er unbedachter Weiſe die **Burgunder**, welche ihn gefangen nahmen, und ihn enthaupteten. In der folgenden Zeit wurden ſeine Kinder auch unmenſchlicher Weiſe durch ihre Vättern **Chlotarn** und **Childeberten** ermordet.

Nunmehr kömmt es hier darauf an, den Ort zu beſtimmen, allwo **Sigismund** ermordet worden.

Unſere neuern Schriftſteller ſuchen mit gutem Grunde im **Orleaniſchen** dieſen Ort, welchen **Gregorius von Tours** Columna Aurelianenſis urbis vicus, und ſeitdem **Aimoin** f) Columnia nennet: allein ihre Meynungen ſind gar zu getheilet. Die **Patres le Cointe** g) und **Daniel** h), wollen, daß Columna, *Coulmiers* ſey. Herr **von Valois** will i), daß es die Pfarrkirche **St. Sigismund**, oder **Siſimond** ſey. Nach dem Herrn **Abte du Bos** k) iſt es das Dorf Coulmelle; und **Baillet** glaubet l), es ſey **St.** Pere-Avi-la-Colombe. Alle dieſe Oerter liegen vier oder fünf Meilen von **Orleans** gegen Nordweſten.

Der Herr **Abt Belley** erkläret ſich für **Baillets** Meynung, und unterſtützet dieſelbe mit folgenden Gründen. Wenn man den Ort ſelbſt zu rathe ziehet, ſo findet man in dem Flecken und Kirchſprengel **St. Sigismund**, die Capelle Champ-roſier, die für die alte Kirche des Ortes gehalten wird. Dieſe Capelle liegt 480 Ruthen von der Pfarrkirche, und iſt anjetzt ganz zerdrümmert: allein im Chore

ſieht

---

e) Lib. III. 6.

f) *Aimoin.* Lib. II.

g) Annal. Eccleſ.

h) Hiſt. de France T. I. p. 67.

ſieht man noch den Brunnen, in welchen, wie die Sage geht, die Körper **Sigismunds**, ſeiner Gemahlinn und ſeiner zween Söhne, **Gisclad** und **Gondebalds** geworfen werden. Da man nun dieſe Prinzen in die Zahl der Martyrer aufgenommen, ſo ward auch der Brunnen ein Gegenſtand der Andacht des Volkes. Das Waſſer, was noch dieſe Stunde daraus gezogen wird, dienet bloß zum Weihwaſſer; man theilet es den Fieberkranken aus, die ſich von den benachbarten Orten dahin begeben. Im Nordweſten, und auf 1240 Ruthen von **St. Sigismund**, iſt die Kirche von St. Père-Avi-la-Colombe. In dieſem Kirchenſprengel, 800 Ruthen von der Kirche, findet man den Ort Coulmelle genannt. Zwo Meilen oberhalb **St. Sigismund** iſt das Kirſchpiel **Coulmiers**. Woraus denn erhellet:

1. Daß Columna vicus nicht Coulmiers ſey, welches in den Actis *Columeriis* genennet wird, und ſonſt von **St. Sigismund** zu weit entfernet iſt.

2. Daß das Columna des **Gregorius von Tours**, St. Père-Avi-la-Colombe ſey, *Sanctus Petrus ad Vicum Columna*. Man weis, daß das Wort *Columna*, in der Verſtümmelung der Ausſprache des Pöbels, die Wörter Colombe und Colombage, Ausdrücke des Zimmerhandwerks erzeuget hat. Colombe iſt der Hauptort, und *Columna* kann nicht Coulmelle ſeyn, welches nur ein Dorf iſt, und deſſen lateiniſcher Namen Columella geheißen haben würde.

3. Der Brunnen, in welchen der Körper des **h. Sigismunds** geworfen werden, war in dem Gebiethe der Colombe gelegen; allein man bauete nach dieſem über dieſem Brunnen eine Capelle, *Puteus ſancti Sigismundi* genannt, welche in der folgenden Zeit die Parochialkirche unter dem Titel **St. Sigismund** genennet worden. In neuern Zei-

---

i) *Valois* Notice p. 151.

k) Hiſt. Crit. de la Monarch. de France Tom. III. p. 115.

l) Topograph. des St. p. 140.

ten hat man die Pfarrkirche mehr in den Mittelpunct des Kirchſpiels gebracht; die alte aber beſteht auch noch immer, und das Volk höret nicht auf, ſie zu beſuchen.

4. Da die Pfarrkirche **St. Sigismund** in dem Gebiethe der Colombe liegt, indem ſie von dem Kirchſpiele St. Pere-Avi abgezogen worden: ſo hat der **h. Gregor von Tours** ſich ſehr richtig ausgedrücket, wenn er ſaget: als der **h. Sigismund** mit ſeinen Kindern ermordet geweſen, ſey er in einen Brunnen geworfen worden, apud Columnam Aurelianenſis urbis vicum: und man muß dieſes ſo überſetzen: **in der Colombe, einem Dorfe der Stadt oder im Kirchſprengel von Orleans.** Der Namen urbs iſt hier in einem beſondern Verſtande genommen, um ein Gebieth anzuzeigen.

5. Die Capelle *du Champ-roſier*, behält noch jetzt den Namen Campus Roſaceus, welchen *la Sauſſaie* ihm giebt [m], und eben dieß iſt der Ort, allwo **Sigismund** ermordet worden.

Sein Körper und ſeiner Gemahlinn und ſeiner Kinder Körper, wurden nachmals aus dem Brunnen gezogen, und nach **St. Moritz** in Valais gebracht [n]. **Sigismund** wird als ein Märtyrer verehret. Man kann hierüber den **Baillet** und die **Bollandiſten** über dieſes **Feſt** nachſehen, welches den 1 **May** gefeyert wird.

XXVIII.

---

[m] *La Sauſſaie*, Annal. d'Orleans, Lib. II.

[n] *Gregor. Turon.* de gloria Martyr. I. 75.

XXVIII.

Des Herrn Bonamy Anmerkungen, über einige Namen der Oerter in des Herrn von Valois Notitia Galliæ.

Die Art eines Fluches, welchen Herr **von Valois** gegen einen jeden ausgeſtoßen, der ſeine notitiam Galliæ verbeſſern würde, geht nur diejenigen Schriftſteller an, welche verwägen genug ſeyn könnten, ihre eigenen Unterſuchungen, den ſeinigen einzuverleiben. Er hat ſelbſt wohl eingeſehen, wie viel man ſeiner Arbeit noch beyfügen könnte, indem er verſprochen, dereinſt noch Zuſätze dazu zu liefern; allein er wollte nicht, daß ein anderer die Ehre davon haben ſollte. Er hat alſo denen nach ihm kommenden Schriftſtellern nur die Freyheit gelaſſen, ihre Betrachtungen einzeln mitzutheilen: und das iſt auch in der That leichter ins Werk zu richten, als eine neue Notitiam nach demjenigen Entwurfe aufzuſetzen, welchen Herr **Secouſſe** vorgeſchlagen hat.

Indeſſen nun, daß irgend ein Schriftſteller, der ſo geſchickt und arbeitſam iſt, als Herr **von Valois**, dieſen Anſchlag ausführen möchte: ſo kann man ſich doch wohl die Freyheit nehmen, ſeine Fehler mit aller der Achtung aufzudecken, die ein Gelehrter verdienet, welchem unſere Geſchichte ſo viele Verbindlichkeit ſchuldig iſt; und zumal wenn man ſich inacht nimmt, ſich nicht den Muthmaßungen gar zu ſehr zu überlaſſen.

Vielleicht hatte er auch außer dieſem ſo viel Unrecht nicht, zu beſorgen, daß unverſtändige Kunſtrichter, indem ſie ſeine Notitiam verbeſſern wollten, nicht ihre eigenen Irrthümer hinzufügeten, die nachmals die Nachwelt auf ſeine Rechnung hätte ſetzen können. Dieß iſt der Bewegungsgrund geweſen, warum er gewünſchet hat, daß man in ſeinem liebſten Werke, ſo gar die Fehler möchte ſtehen laſſen, die ſich darinnen fänden; damit ſie, wie er ſelbſt ſaget, dazu dienen möchten, ſeine Arbeit von anderer ihrer zu unterſcheiden.

Wir ſind dem Herrn **von Valois** ſo viel Billigkeit ſchuldig, zu glauben, daß er weisliche und gehörige Verbeſſerungen, ſonder Mühe würde angenommen haben: allein ſein Character, welcher aus allen ſeinen Werken ſo bekannt iſt, erlaubet uns nicht, an dem Widerwillen zu zweifeln, mit welchem er vermeyntliche Verbeſſerungen würde aufgenommen haben; die fähig wären, wenn man ſie annähme, eine Unordnung in der Erdbeſchreibung des alten **Galliens** zu machen.

Was würde er wohl zu derjenigen Charte geſaget haben, welche vor der **neuen Sammlung franzöſiſcher Geſchichtſchreiber** ſteht, und deren ſämmtliche Fehler Herr **Freret** in ſeiner **Vergleichung des Maaßes der römiſchen Reiſecharten, mit denen, welche die Herren Caßini in einem Theile Frankreichs geometriſch aufgenommen** a), aufgedecket hat? Ohne irgend einige Acht auf die Unterſuchungen des Herrn **Lancelots** über einige Städte des alten **Galliens** zu haben, hat man in dieſer Charte, **Genabum** nach **Gien** geſetzet: ungeachtet die Meynung des Herrn **von Valois**, der es nach **Orleans** ſetzet, als wahr erwieſen worden b). Die Schriften dieſer zween Scribenten werden zur Gnüge zeigen, wie geſchickt eine ſolche Lage ſey, in denen von den alten Reiſecharten angegebenen Weiten alles in Unordnung zu bringen.

Herr

---

a) Man ſehe dieſe Geſchichte im VII. Bande, a. d. 213. u. f. S. deutſcher Ausgabe.

Herr **Bonamy**, von welchem wir bisher nur die Betrachtungen vorgetragen, verweiſt diejenigen, die dieſen Punct der Erdbeſchreibung ergründen wollen, auf ihre Werke. Er überläßt dem Herrn Abte **Belley** die Sorgfalt, in ſeinen Aufſätzen, die andern Irrthümer von eben dieſer Art zu entdecken, die dieſe neue Charte verſtellen; und bemühet ſich einzig, nur einige von denen Artikeln zu bemerken, in welchen, wie er glaubet, Herr **von Valois** ſich betrogen hat. Wir wollen hier von denen hiſtoriſchen Anmerkungen Rechenſchaft geben, die aus ſeinen Beobachtungen gefloſſen ſind, und die er uns den 4ten **September** 1744 mitgetheilet hat.

I.

Herr **von Valois** giebt in ſeiner Notitia unter dem Worte Aſtenidum vor, dieſer Namen ſey mit Satanacum, *Stenai*, einer Stadt jenſeit der **Maas**, in dem Kirchſprengel von **Trier**, einerley; und der pagus Stadiniſus, von welchem in den Capitularen **Karls des kahlen** geredet wird, habe von dieſem Orte ſeine Benennung bekommen.

Eben dieſer Pagus, iſt, wie er bemerket, vom **Flodoard**, auch Pagus Stadonenſis genennet worden. Herr **Dücange** ſcheint in ſeinem Gloſſario, in Anſehung des Wortes Aſtenidum, welches er ebenfalls für *Stenai* hält, des Herrn **von Valois** Meynung zu ſeyn. Gleichwohl ſetzet er in ſeinen Noten über die Geſchichte des *Villehardouin*, den Pagus Stadiniſus, dießeit der **Maas**, in den Kirchſprengel von *Chalons ſur Marne*, zwiſchen *Vitry* und *St. Menebould*. In der That findet man neben dieſer letzten Stadt, ein Dorf, welches heute zu Tage *Dampierre le Chateau* heißt, und in den alten Urkunden *Dampierre en* Eſtenois oder Eſtaienois genennet wird. Der Archidiaconus von **Chalons**, welcher ſeine Kirchenbeſuche in daſigen Cantons hat, nennet ſich noch dieſe Stunde Archidiaconum von **Aſtenay**, und

---

b) Memoires de l' Acad. T. VI. p. 635. par. Ausgabe.

und ehemals **Aſtenois**; welches mit den Wörtern Aſtenidum, Stadiniſus, und Stadonenſis, beſſer übereinkömmt, als mit dem Worte Satanacum.

Allein, eine einzige Betrachtung über **Karls des kahlen** Capitularien, ſcheint dem Herrn **Bonamy** die ganze Schwierigkeit zu heben. Dieſe Capitularien, welche vom 853ſten Jahre ſind, enthalten die Namen der Provinzen dieſes Königes, und die Namen der Miſſi Dominici, welche ſich dahin begeben ſollten, um die Befehle des Königes auszurichten. **Hinkmar**, Erzbiſchof von **Rheims** iſt ernannt, um mit zween Grafen, in Remtiano, Vonzizo, Stadiniſo, Pertiſo, Barriſo, Camiziſo, Catalaunio, Virtudiſo, Baganſoniſo, Tardaniſo *), zu gehen. Nun kennet man die Lage aller dieſer Oerter, die von der Metropolitankirche zu **Rheims** abhängen, und dieſſeit der **Maas** liegen. Der Pagus Stadiniſus mußte daher auch daſelbſt ſeyn: denn im 853ſten Jahre, beſaß **Karl der kahle** noch kein Land jenſeit dieſes Fluſſes, welcher durch den letzten Vergleich, der zwiſchen den dreyen Söhnen **Ludwigs des gütigen** gemachet worden, auf dieſer Seite, die Staaten Kaiſers **Lothars** und **Karls des kahlen** trennete. *Stenai* insbeſondere, gehörete dem Kaiſer **Lothar**; folglich lag der Pagus Stadiniſus nicht jenſeit der **Maas** in dem Kirchſprengel von **Trier**. Man muß ihn in einer Provinz ſuchen, allwo

---

*) Wer auf alle dieſe Endungen iſo, iſo acht giebt, der wird ſich vielleicht wundern, woher ihre Aehnlichkeit kömmt. Allein, wer ſich beſinnet, daß die alten Franken, als Eroberer von Gallien, Deutſche geweſen, die zwar bisweilen die fremden Namen angenommen, aber ihnen nach Art ihrer Mutterſprache deutſche Endungen gegeben; der wird gleich ſehen, daß daraus das Stadiniſche, Pertiſche, Barriſche, Camiziſche, Catalauniſche, Virtudiſche, Baganſoniſche, und Tardaniſche entſtanden: ſo, wie wir noch itzo, das Meißniſche, Sächſiſche, Thüringiſche, Vogtländiſche ꝛc. oder auch in kleinern Gebiethen, das Merſeburgiſche, Weißenfelſiſche, Altenburgiſche, u. ſ. w. zu ſagen pflegen.

Karl der kahle ein Recht gehabt, ſeine Miſſos Dominicos auszuſchicken; und Herr **Dücange** hat ihn in dem Kirchſprengel von **Chalons** gefunden, allwo der neue Namen des Cantons, **Aſtenai**, oder **Eſtenois** genannt, vollkommen mit dem alten Namen **Aſtenidum**, Stadimſus, übereinkömmt.

II.

Herr **von Valois** hat, bey dem Worte Arcæ Caletorum die Stadt *Arques*, nahe bey **Dieppe** gelegen, mit *Pont-de-l'arche* vermenget. Er ſaget, die Stadt *Arques* habe auch **Haſdans** geheißen, und um dieſes zu beweiſen, führet er folgende Worte vom **Jümieges** an: ſtatio navium apud *Haſdans* quæ *Archas* dicitur. *Haſdans* ergo, ſetzet Herr **von Valois** hinzu, et *Archæ* duo ſunt ejusdem loci nomina. Allein, wenn er im **Wilhelm von Jümieges** ſelbſt die Stelle geleſen hätte, die er anführet, ſo würde er geſehen haben, daß dieſer Schriftſteller von einer Stadt redet, die an der **Seine** liegt; und nicht von der Stadt **Arques**, welche wohl zwölf Meilen davon liegt. **Wilhelm von Jümieges** erzählet, daß **Rollo**, nachmaliger erſter Herzog der **Normandie**, nachdem er ſich der Stadt **Rouan** bemeiſtert, auch mit den Gedanken umgegangen, wie er **Paris** angreifen wollte: und da er ſich zu dieſem Ende auf der **Seine** eingeſchiffet, nach **Haſdans** gekommen ſey.

---

gen. Man darf nur bedenken, daß der Klang des bloßen ſ damals noch viel gröber als heute zu Tage bey uns, ſondern wie noch itzo in Schwaben, als ein ſch ausgeſprochen worden; wenn ſie ſagen iſcht, Beuſchel, für iſt oder Beutel; oder wie wir ſelbſt ſchtehen, ſchterben, ſchprechen ſagen, wenn wir gleich nur ein ſ ſchreiben. Eben ſo bedeutet das *Milaneſe*, Bologneſe, Modeneſe, Ferrareſe u. ſ. w. in Italien nichts anders, als das Milaniſche, Bologniſche, Modeniſche, und Ferrariſche: und es iſt eine bloß unnütze Verdoppelung unſerer urſprünglich deutſchen Endung, wenn einige Geographien und Zeitungen ſagen, das Milaneſiſche, ꝛc. G.

ſey. **Rainald**, welcher die franzöſiſchen Kriegsvölker angeführet, ſey von ſeiner Seite ebenfalls angerücket, um ſich dem Uebergange des **Rollo** zu widerſetzen, und habe an dem Fluſſe **Eure** Fuß gefaſſet: *Rollo* igitur *Rothomo* potitus, de *Pariſiaca* everſione corde verſuto cum ſuis tractans, Chriſtianorum ſanguinem paganico inſtinctu, Lupino more, ſitiebat. Qui claſſem ſolventes *Sequanæ* fluvium ſulcant, ſtationemque navium, apud *Hasdans*, quæ *Archas* dicitur, componunt: tunc *Rainaldus* totius *Franciæ* dux ... cum valida exercituum virtute ſuper *Autburæ* fluvium eis obvius proceſſit *c*). Dieſe ganze Stelle beweiſt, daß hier nicht die Rede von der Stadt Arques iſt, ſondern von *Pont-de-l'arche*. Die Stadt **Rouan**, aus welcher die normänniſche Flotte ausfuhr, und die Stellung des ihr entgegen ziehenden franzöſiſchen Kriegsheeres, beweiſen dieſes gleich ſtark.

Düdon, welcher ebenfalls von des **Rollo** Verhaben redet, drücket ſich folgendergeſtalt aus. *Rollo* .. *a Rotomo* divulſis navibus ſubvehitur ad *Archas* usque, quæ *Asdans* dicitur ..... Franci vero ..... congregato immenſæ multitudinis exercitu venerunt ſuper *Othuræ* fluminis decurſum.

Vor den Thoren von *Pont-de-l'arche* findet man ein Dorf *Leſdans* genannt, welches noch die Benennung hat von

---

c) Gemeticenſ. Hiſt. Lib. II Cap. 10. apud du Cheſne hiſt. Normann. pag. 218.

*) Es lieſſe ſich dieſe Ableitung des Dans von Dänen, gar wohl hören, wenn es gewiß wäre: 1) Daß die alten Normänner, die ſich in Frankreich niedergelaſſen, gewiß aus Dännemark geweſen, nicht aber aus Norwegen oder Schweden, oder gar aus dem Hollſteiniſchen und Schleswigiſchen: wie andere glauben. 2) Wenn es gewiß wäre, daß ſchon damals die Juten und Seeländer nebſt den Fühnen, Dänen geheiſſen hätten. Allein, dieſer Namen iſt ſehr neu, und fällt in viel jüngere Zeiten, als die Einfälle der Normannen in Frank-

von dem *Hardans* derer Schriftſteller, die Herr **Bonamy** hier anführet. Er weis nicht, ob man es nicht *Haie-dans*, ſepes, munimen Danorum ſchreiben ſollte; und glaubet, man habe ihm dieſen Namen geben können, weil die **Normänner** ſich daſelbſt eingelagert, als ſie auf der **Seine** in dieſes Königreich gedrungen.

Das Wort **Dans** findet ſich noch in verſchiedenen Namen derer in der **Normandie** gelegenen Oerter, inſonderheit um die Gegend von *Pont-de l'arche* herum. Z. E. *Maresdans*, iſt der alte Namen desjenigen Ortes, allwo man nach der Zeit die Abtey *Bonport* gebauet hat; und *Becdans* iſt ein Dorf an den Ufern der **Seine**, faſt gegen über der Inſel *Oiſſel* gelegen. Denn man muß *Becdans*, und nicht, wie auf den gewöhnlichen Charten, *Bedaſne* ſchreiben; woher Herr **von Valois** geglaubet hat, daß die Inſel **Oiſſel** ihren Namen von *Isle de Bec d'aſne*, roſtrum aſini a ſimilitudine dicitur, hergenommen. Es ſcheint viel natürlicher zu ſeyn, dieſen Namen von den zwey Wörtern *Bec* und *Dans* herzuleiten, welche ſo oft in die Zuſammenfügung der Namen normänniſcher Oerter kommen; als daß man deſſen Urſprung in einem neuern und offenbar verſtümmelten Namen ſuchen ſollte *).

Frankreich, die ſchon im IX. Jahrhunderte den Anfang genommen. Sonſt könnte man noch den Namen der Stadt Danzig, Gedanum, den die Pohlen Gedanok ausſprechen, zur Erläuterung brauchen: da einige Chroniken auch die Erbauung dieſer Seeſtadt, den Dänen beylegen. Sollte aber des Jornandes viel älteres Gothiſcanzia, oder Gothſchanz, den Grund zu Danzig geleget haben: ſo würde auch jene Etymologia betrügen: und Danzig vielmehr von den Gothen, die in der Gegend dieſſeit und jenſeit der Weichſel gewohnet, herzuleiten ſeyn; wie auch der *Sinus Codanus* nichts als *Gothenus* oder *Gothicus* heißen würde. Indeſſen iſt das Wort

III.

Man bemerket oftmals eine dergleichen Analogie unter den neuern und alten Namen, daß es nicht ſchwer fällt, zu erkennen, was wohl gewiſſen Oertern diejenige Benennung zugezogen haben mag, die ſie heute zu Tage haben. Der Pharus zu *Boulogne* z. E. heißt *la Tour d'ordre*, welches Herr **von Valois** durch Turris ordinis giebt; gleichwohl ſcheinen weder das franzöſiſche Wort *ordre*, noch das lateiniſche ordo, der Urſprung einer ſolchen Benennung zu ſeyn. Dieſe Seeleuchte iſt ſehr alt; da ſie erbauet war, den Lauf der Schiffe zu richten, welche zu **Boulogne**, einer ehemals wegen ihres ſtarken Handels ſehr berühmten Stadt anländeten: ſo ließ **Karl der große** ſie mit Fleiße wieder zurechte machen. Ihr alter Namen war **Odraus**, wie man von dem Verfaſſer des Lebens **St. Folcuins**, Biſchofs von **Terrouenne**, lernen kann; ex ea parte, ſaget er, quam *Bononia* urbs et *Odraus* occupat Pharus, facilis ad Britanniam eſt tranſitus. Der Namen *ordre* welchen man dieſem Thurne beyleget, kömmt alſo von *Odraus* her: übrigens giebt Herr **Bonamy** zu, daß er nicht wiſſe was *Odraus* ſey.

IV.

Die alten Wörter erhalten ſich noch zuweilen in der Mundart der Landleute; und wenn man noch recht acht darauf gäbe, ſo würde man vielleicht oftmals die wahre Urſache der Namen gewiſſer Oerter finden. Wir wollen hier zum Beyſpiele nur den Namen des Fluſſes *Loin*, lateiniſch Lupa genannt, anführen; andere Flüſſe in dieſem Reiche füh-

ren

Oiſſel, an der franzöſ. Küſte merkwürdig. Denn bey Liefland liegt die Inſel Oeſel, welches eben derſelbe Namen iſt, und eigentlich eine Inſel heiſſe. Sollten auch die Normannen, die jene franzöſiſche Inſel ſo genennet, aus Liefland hergekommen ſeyn? Nichts iſt gewöhnlicher, als daß Völker den

Namen

ten ebenfalls die Namen Lupa und Lupus, welches franzöſiſch *la Louve* und *le Loup* gegeben wird. Alsdann ſieht man das Verhältniß von beyden wohl ein. Allein wie will man es in dem Namen des Fluſſes *Loin* finden, welchen Herr **Bonamy** in den Urkunden des Landes von *St. Fargeau*, aus dem XII. und XIII. Jahrhunderte allezeit *Loen* geſchrieben gefunden hat? Die Analogie zwiſchen *Loen* und Lupa wird nur denen ſichtbar, welche, wie er, wiſſen, daß in dieſen Gegenden, die Landleute noch heute zu Tage einen **Wolf**, *loe* oder *loen* nennen. Es iſt offenbar, daß von dem Worte *loen*, der Namen des Fluſſes *Loin*, ſowohl als der Namen der Abtey *Villeloin*, lateiniſch Villalupæ, herkommt.

Dieſes letzte Wort iſt, nach dem Herrn **von Valois**, der Namen eines vornehmen Frauenzimmers daſigen Ortes: Villalupæ, alias villa Lupenſis dicta, *a Lupa loci Domina:* worauf er auch ferner kein Zeugniß anführet, noch ſaget, zu welcher Zeit dieſe Dame gelebet habe. So viel iſt gewiß, daß unter **Karls des kahlen** Regierung, *Villeloin*, Villalupæ geheißen; wie man aus einer Urkunde dieſes Prinzen ſieht, die deſſelben Ortes gedenkt: In loco qui ruſtico vocabulo *Villalupe* vocatur. Dem ſey wie ihm wolle, die Auslegung des Wortes *loin*, durch lupa, ſetzet allezeit zum voraus, daß beyde einerley bedeuten.

Der Fluß *Loin* entſpringt in dem Gebiethe von *Ste Colombe* unter den Kirchſprengel von *Auxerre* gehörig, mitten in dem Hofe einer Meyerey, heute zu Tage *la Grange*

Namen ihrer Vaterſtädte auch mit in die Länder bringen, wo ſie ſich wohnhaft niederlaſſen. So haben wir viele Namen von deutſchen Städten nach Preuſſen, bekommen, als Salfeld, Oſterrode, Friedland, u. d. gl. So ſind viel niederländiſche Namen, ins Brandenburgiſche gekommen: und ſo kommen itzo viel europäiſche Namen gen America. G.

de Loin genannt, in den alten Urkunden von *St. Fargeau* aber heißt es *Grangia de Loen.* Er ſtürzet ſich in die Seine; nicht bey der Abtey *Barbeau*, wie Herr **von Valois** ſaget, apud ſacrum portum *Barbeau*, ſondern bey dem Dorfe *St. Mamert*, zwo Meilen oberhalb *Barbeau* gelegen. *)

V.

Herr **von Valois** hat ſich unter dem Worte Barrum abermals in der Bedeutung des Namens *Barbeau* oder *Barbeel* geirret. Er glaubet, das Wort Bar, bedeute *port*, ein Hafen, und **Bebel geheiliget**, oder **heilig;** weil dieſer Ort von unſern alten Schriftſtellern ſacer portus genennet wird. Allein, wenn er die Urſache dieſer lateiniſchen Benennung gewußt hätte, würde er auf dergleichen Muthmaſſung nicht gekommen ſeyn. An dem Ufer der Seine, zwiſchen *Corbeil* und *Melun*, begegnet man ein Dorf das heißt *Sain-port*, oder vielmehr *Seine-port*, Sequanæ portus. Wenn es auf unſern Charten *Saint-Port*, und gar zuweilen *Saint-Paul* genennet wird, ſo iſt dieſes ein Fehler. Was zu dieſen verſchiedenen franzöſiſchen Namen Anlaß gegeben hat, das iſt die Ausſprache des Stammwortes *Seineport:* welches man bald durch ſacer portus, und bald durch Sanus portus gegeben hat. Die Ordensleute der Abtey zu *Barbeau* hatten ſich gleich anfangs zu *Seine-port* niedergelaſſen; allein als **Ludwig** der junge ihnen den Ort *Barbeel* nahe bey *Samois* gegeben hatte, allwo er ihnen ein Kloſter bauen ließ; ſo brachten ſie den Namen ihrer alten Behauſung mit dahin. Dieſes ſieht man aus Briefen von dieſem Prinzen, die im 1136ſten Jahre zu **Paris** unterſchrieben ſind: Pro majori commoditate fratres de Sequanæ portu tranſtulerunt abbatiam ſuam, conſilio noſtro et Religioſorum, et ſecus Sameſium in loco qui *Barbellus* vocatur ſuper Secanæ fluenta habitare venerunt. Hieraus iſt es klar, daß der Namen **Barbeel**, deſſen Bedeutung wir nicht wiſſen, im Lateiniſchen nur deswegen ſacer portus, oder ſanus portus genennet worden; weil die Ordensleute von *Barbeau* oder **Barbeel**, allemal noch den Namen ihrer alten Heimath beybehalten, und ſich zu *Barbeau*, Fratres de Sequanæ portu genennet.

---

*) Sollte auch der hieſige Fluß, die Luppe, bey Leipzig, von Lupa herkommen? Könnte es nicht ſeyn, daß die alten Mönche, die ſo gern allem lateiniſche Namen beylegeten, wie aus allen Oertern, die auch in unſern Gegenden, Colm, Colmen, oder Colmerberg (von Culmen) oder Werder, (von Viridarium) nenneten: dieſen Fluß, wegen ſeines Wüthens, wenn er im Frühlinge, oder ſonſt viel Zufluß hat, die Wölfinn (Lupam) genennet haben; daraus der Pöbel hernach die Luppe gemachet? G.

VI.

Herr **Bonamy** geſteht, daß die Wortableitung des Namens der Stadt *Caën*, Cadomus, welchen **Wilhelm Brito** von Caji domus ableitet, lächerlich ſey. Allein Herr von **Valois** hätte dieſen Schriftſteller nicht ſollen ſagen laſſen, daß der **Cajus** von welchem er redet, **Julius Cäſar** geweſen. Britto et quidam alii ridicule *Cadomum* quaſi *Caji domum a Cajo Julio Cæſare*, dictam eſſe putant; welches der Herr **Abt** *de Longuerüe* in ſeiner **Beſchreibung von Frankreich** wiederholet. Dieſen beyden Gelehrten iſt es damals nicht beygefallen, was ſie an derjenigen Stelle geleſen hatten, allwo **Wilhelm Brito** von der Stadt *Caën* redet. Er giebt nämlich derſelben zum Stifter, nicht den **Julius Cäſar**, ſondern einen gewiſſen Cajus, *Senechal* oder **Truchſes** *) des Königes **Artur**. Wenn

---

*) Ich nenne dieſen Kajum Truchſeß, weil er in einem alten Gedichte von Galogreant und Ibein ſo genennet wird. Es heißt daſelbſt:

Jedoch ſeg ich auch daz
Wie ſchalkhaft kay waz
So waz er doch vnerwörcht
Hiet uns ſein zunge nicht enderwörcht
Er waz dez leibes wol ein man
Daz mügt ir prüfen wol daz an
Pey ſeinem ampt dez er phlag
Sein hiet anders nicht einen tag
Gerücht der chunig Artaus
Ze trugſäzzen in ſeinen haus.

gleich eines nicht wahrer iſt, als das andere; ſo hätte man doch wenigſtens unſern Dichter dasjenige nicht ſollen ſagen laſſen, was er nicht ſaget. Er drücket ſich aber folgendergeſtalt aus:

Villa potens, opulenta, ſitu ſpecioſa, decora,
. . . .
Seque tot eccleſiis, domibus et civibus ornans,
Ut ſe *Pariſio* vix annuat eſſe minorem;
Quam *Kajus* dapifer *Arturi* condidit olim;
Unde *domus Kaji* *) pulchre appellatur ab illo.

VII.

Das letzte Verſehen, welches Herr **Bonamy** in ſeiner Nachricht anmerket, geht das Dorf *Villiers le Bel* an, welches nahe bey *Ecouen* liegt. Herr **von Valois** glaubet, daß dieſer Ort dieſe Benennung *le bel*, ſeiner Anmuth zu danken habe: *Villare bellum*, id eſt, pulchra villula, ab amoenitate dicitur. Allein die wahre Wortableitung iſt ganz anders. Die Herren dieſes Dorfes führeten den Zunamen *le Bel*. Wir finden zu Ende des XI. Jahrhunderts einen *Raoul le Bel*, Erbherrn dieſes Dorfes *Villiers* und *Démont*,

---

*) Hier freue ich mich recht einen Helden unſrer alten Dichter kennen zu lernen, den ſie in ihren Heldengedichten fleiſſig beſungen haben. Ich habe längſt gern wiſſen wollen, wer der Kay wäre, von dem in einem Gedichte vom Könige Artus, und noch in einem andern vom Ritter Wigelais ſo viel Böſes ſteht. Im erſten heißt es gleich im Anfange ſo:

Wie der Kay boßhaftig were
Auch hat der konig Artus
Durch ein wunder in ſeinem hauß
Den ſchalkhaftigſten man
Der ritters namen ye gewan
Der waz geheiſſen Kay
Vnd was aber dabey
Der allerküneſte man
Den der beſſe ye gewan
Der was an die beide
Durch ſein angenweide

Nach

mont, welches nicht weit davon liegt. Daher nimmt der Namen *Villiers-le-Bel* ſeinen Urſprung; eben wie der Namen *Villiers-Adam*, welchen ein anderer Ort in eben dieſem Bezirke hat, von einem **Ritter Adam** genannt, herrühret, der deſſen Beſitzer geweſen.

Dieſes alles ſind ſehr geringe Fehler. Wir geſtehen es; und zwar mit Vergnügen. Sie werden auch gewiß dem Herrn **von Valois** keinen Theil derjenigen Ehre rauben, die er ſich durch ſeine Notitiam Galliæ mit ſo vielem Rechte erworben hat. Allein je mehr Theil man an der Vollkommenheit eines Werkes nimmt, welches ein ſo ſtarker Zeuge von der Scharfſinnigkeit und Kenntniß ſeines Verfaſſers iſt; deſto aufmerkſamer muß man ſeyn, auch die mindeſten Unrichtigkeiten anzumerken, die ſich darinnen befinden. Dieſe Strenge iſt ſo gar eine Art von Verehrung, die man großen Schriftſtellern ſchuldig iſt; denn wer ſich bemühet ihre Vergehungen aufzuheben, der beweiſt eine Furcht, daß ihr Anſehen dieſelben anſteckend machen möchte.

◆

Nach aventur geritten
Mit hoffertigen ſitten,
Er was ein klaffere
Er wolte kein beſſes mere
Von im ſelber ſagen
Hett er einen erſchlagen
Er hett geſeit ir weren drey
Nun ſah der Herr Kay
Ein ritter riten dort her
Gegen im kerte er ꝛc.

Ich beſitze dieſe beyde Gedichte ſelbſt, und habe ſie noch weder in Wien, noch in Gotha, noch auf der kön. Dreſdner, noch auf der Welfenbütteler, noch auf der hieſigen Pauliner Bibliothek gefunden. Nur in der Heidelbergiſchen, die in Rom auf dem Vatikan ſtehe, iſt das erſte vom Artus zu finden, wie ich aus den Nachrichten ſehe, die mir weil. der Cardinal Quirini gegeben hat. G.

XXIX.

Des Herrn Abtes Lebeuf umſtändliche Nachricht, von einer Handſchrift der Jahrbücher von St. Bertin, welche Duchesne nicht gekannt hat.

Wir haben keine beſſere Quelle in der franzöſiſchen Geſchichte des IX. Jahrhunderts, und inſonderheit für die Regierung **Karls des kahlen**, als die **Jahrbücher von St Bertin.** Man nennet ſie ſo, nicht etwan, weil irgend ein Mönch aus dieſer Abtey deren Verfaſſer iſt; ſondern weil ſie in dieſem Kloſter gefunden worden. Eine ſehr alte Handſchrift, die man daſelbſt von dieſen Jahrbüchern aufbewahrete, ward durch die Sorgfalt **Heriberts Rosweid**, eines **Jeſuiten**, abgeſchrieben: und nach dieſer Abſchrift, welche **Bollandus** von **Antwerpen** überſchicket hat, hat **Franciſcus** *Duchesne*, ihr erſter Herausgeber, im dritten Bande ſeiner Sammlung franzöſiſcher Schriftſteller, welchen die Welt, ſeinem Vater, dem berühmten **Andreas** *Duchesne* zu danken hat, ans Licht gegeben. Dieſe Jahrbücher, welche mit dem 741ſten Jahre anfangen, und mit dem 882ſten endigen, enthalten eine Fortſetzung, derer in hundert und ein und vierzig Jahren vorgefallenen Begebenheiten; das heißt, von dem Tode **Karl Martels**, bis an den Tod **Ludwigs** des III. älteſten Sohnes **Ludwigs des Stammlers.**

Die Unterſuchung welche gewiſſe Gelehrte damit angeſtellet haben, die in unſerer Geſchichte ſehr bewandert ſind, hat ihnen zu erkennen gegeben, daß ſie aus verſchiedenen Federn gefloſſen ſind. Man bemerket an ſelbigen fünf Abtheilungen. Die erſte, welche ſich im 814ſten Jahre endiget, iſt bis auf einige Abänderungen, von Wort zu Worte aus **Loiſels** Jahrbüchern abgeſchrieben. Der Text der zweyten, welcher von 814. bis auf 830. geht, iſt mit **Eginhards** Jahrbüchern durchaus einerley *a*). Man weis deren Zuſammenträger nicht, ſo wenig als den von dem dritten, welcher mit dem 836. Jahre aufhöret. Der Herr Abt **Lebeuf**, welcher die Meynung des gelehrten Verfaſſers der **Kirchengeſchichte** *b*) annimmt, hat in einer beſondern Abhandlung bewieſen, daß der übrige Theil dieſes Werkes eine Arbeit des **Prudentius**, Biſchofes von **Troyes**, und vom **Hinkmar**, Erzbiſchofen von **Reims** fortgeſetzet ſey.

Ein einziger Einwurf nur ſchien denen zahlreichen Gründen zu widerſtreiten, auf welche unſer Akademiſt ſeine Meynung ſtützete; und dieſes iſt die Art, womit die Jahrbücher vom 849ſten Jahre ſich vom **Godeſchalk** ausdrücken. Die Ausdrücke davon ſind ſo hart, ſo weit entfernet von des **Prudentius** Geſinnungen; ſie ſcheinen auch mit den Empfindungen dieſes Prälaten über die allezeit beſtrittenen Materien der Prädeſtination und der Gnade, ſo wenig übereinzuſtimmen: daß man ſchon dadurch allein berechtiget zu ſeyn glaubete, einen andern Verfaſſer derſelben zu ſuchen.

Allein die Antwort des Herrn **Abtes Lebeuf** hebt die ganze Schwierigkeit. Er will, daß nach dem Tode des **Prudentius**, das Original-Exemplar dem **Hinkmar** in die Hände gekommen ſey; und man mit Grunde dieſen letztern, deſſen Feindſchaft gegen den **Godeſchalk** bekannt iſt, im Verdachte haben könne, daß er den Artikel, welcher die Lehren und die Verdammung dieſes Gottesgelehrten betraf, verändert habe. Alles was man von **Hinkmarn** weis, machete dieſen Verdacht ſehr wahrſcheinlich; und außerdem trug eine Lücke, die man auf dieſer Stelle des Textes fand,

---

a) Diſſertations ſur l' hiſt. de Fr. 1738. Tom. 1.

b) *Fleuri* hiſt. Eccl. Lib. 48.

zu deſſen Bekräftigung viel bey. Der Herr **Abt Lebeuf** war auch innerlich von der Wahrheit ſeiner Muthmaßung überzeuget, ungeachtet er ſie nur für eine Wahrſcheinlichkeit ausgab. Allein die Erläuterungen, welche er im 1745ſten Jahre aus der Abtey **St. Bertin** ſelbſt erhalten, haben ihn in den Stand geſetzet, dasjenige als eine gewiſſe Sache feſtzuſtellen, was er anfangs nur als eine bloße Muthmaßung vorgetragen hatte. Dieſes erhellet zum Theile aus einer Abhandlung, die er den 24ſten **December** 1745. in einer von unſern Verſammlungen vorgeleſen hat; und deren Hauptgegenſtand dieſer iſt, das MSt. derer Jahrbücher bekannt zu machen, welches anjetzt in der Abtey **St. Bertin** aufbehalten wird.

Aus der aufmerkſamen und umſtändlichen Unterſuchung, die der daſige Bibliothekar damit angeſtellet, iſt es erweislich, daß **Rosweids** Abſchrift, die einzige, welche *Duchesne* gekannt hat, durchaus davon unterſchieden iſt. Der mannigfaltige Unterſchied, welchen man gewahr wird, wenn man ſie zuſammen hält, iſt zu groß und zu weſentlich, als daß man ſich darinnen irren könnte. Wir wollen verſuchen, einen richtigen Begriff von dieſem zweyten MSt. nach der Nachricht des Herrn **Abtes Lebeuf** zu machen.

I.

Iſt es keine Urſchrift, ſondern nur eine Sammlung verſchiedener Häfte, die von allerley Händen geſchrieben worden, und die alle neuer ſind, als die Zeit, in welcher man die **Jahrbücher** aufgeſetzet hatte. Das Werk ſcheint vom Anfange bis an das 816te Jahr von einer Hand geſchrieben zu ſeyn, die aufs ſpäteſte aus dem X. Jahrhunderte iſt. Von dem 816ten Jahre bis zum IV. derer Artikel, die unter dem 839ſten Jahre mitbegriffen ſind, zeigen die Buchſtaben und Rechtſchreibung einen Abſchreiber des folgenden Jahrhunderts an, deſſen Abſicht offenbar dahin gegangen iſt, das an dieſem Orte entweder durch Alter oder ſonſt einen Zufall beſchädigte MSt. wieder herzuſtellen.

Seit dem 839ſten Jahre, bis an das Ende des III. derer Artikel, die unter dem 873ſten Jahre enthalten ſind, findet man die Hand wieder, welche den erſten Theil des Werkes abgeſchrieben hat. Der übrige Theil, bis an das Ende dieſer Jahrbücher, iſt von einer neuern Hand, welche denſelben nicht eher als nach dem 960ſten Jahre geſchrieben zu haben ſcheint. Folgendes iſt der Beweis hiervon.

Hinkmars Zurückziehung nach **Epernai**, welche durch die Verheerungen der **Normänner** veranlaſſet ward, und einige Umſtände ihrer Streifereyen in den Gegenden von **Reims**, ſind der Inhalt des letzten Artikels der **Jahrbücher**. Auf dieſe Erzählung nun, und ohne weitern Unterſchied, als eine bloße Linie, ſteht ein Ausſpruch eines Bannſtrales, welchen **Odalric**, Erzbiſchof von **Reims** und deſſen Geiſtlichkeit, wider die Räuber ergehen laſſen, welche die Cathedralkirche geplündert hatten. **Odalrich** hat gewiß **Reims** nur ſeit dem 961ſten Jahre, bis an das 968ſte belagert; und da einestheils eine Begebenheit welche achtzig Jahre ſpäter iſt, als diejenigen, auf welche man ſie unmittelbar folgen läßt, mit denenſelben zugleich nicht eine Folge von **Jahrbüchern** ausmachen kann; anderntheils aber es ſchwer ſeyn würde, in der Erzählung ſelbſt eine ſo große Lücke vorauszuſetzen: ſo iſt es viel natürlicher, daraus zu ſchließen, daß der Abſchreiber, welcher ſich einen Ueberreſt von Seiten zu Nutze machen wollen, die er zu Ende der **Jahrbücher** gefunden, den leeren Platz mit Einſchaltung eines für ihn wichtigen Stückes angefüllet hat; woraus dann erhellet, daß dieſer letzte Theil der Handſchrift nur erſt ſeit **Odalrichs** Biſthume geſchrieben worden.

Im IX. Jahrhunderte brauchete man noch den Doppellaut æ, mit getrenneten Buchſtaben. In der Handſchrift aber, davon wir hier Nachricht geben, ſteht dieſer Doppellaut in keinem von denen Wörtern, in welchem er nach den Regeln der Sprachlehre doch ſtehen ſollte. Z. E. Die Wörter parochie, ſueſſonice, noſtre, memorate, preſidet, preſentia, ſind allezeit mit einem einfachen e geſchrieben. Ein neuer Beweis, daß dieſe Abſchrift nicht aus dem neunten Jahrhunderte iſt, ſondern aus einer ſpätern Zeit.

Es iſt ausgemachet, daß die Vorfälle ſeit dem 839ſten Jahre, bis an das 873ſte von verſchiedenen Geſchichtſchreibern ſind, und nicht an einerley Orten geſchrieben worden. Derjenige Theil dieſer Handſchrift nun, welcher die Vorfälle dieſer vier und dreyßig Jahre enthält, iſt von einer einzigen Hand geſchrieben: und auch dieſes iſt ein Beweis, daß es kein Original iſt.

II.

Dieſe Handſchrift iſt zu **Reims** gemachet, oder doch wenigſtens nach einem dieſer Kirche gehörigen Schriftſteller abgeſchrieben worden: oben angeführter Zuſatz würde allein hinlänglich ſeyn, dieſes zu beweiſen. In der That zeigen, nach der Anmerkung des Herrn **Abtes Lebeuf**, dieſe local und beſondern Begebenheiten, welche am Ende einer Seite, den übrigen Raum anzufüllen eingeſchaltet ſind, ungezweifelt diejenige Kirche an, welcher ehedem ein Exemplar gehöret, oder die das ihrige zum Abſchreiben hergeliehen hat. Allein was ſolches vollend beweiſt, iſt eine Note, die man darinn an der Seite des 789ſten Jahres ſieht; und worinnen die Rede von der Abſetzung **Tilpins**, Erzbiſchofs von **Reims**, ſo geredet wird: Hoc vero anno, ut computatum eſt, depoſitio fuit domni Tilpini, Epiſcopi IIIº. nonas ſeptembris. Daraus, daß der Sitz des Biſchofes nicht genennet iſt, muß man ſchlieſſen, es ſey die Rede von dem Biſchofe desjenigen Ortes, allwo die Anmerkung gemachet worden,

den. Da nun **Reims** die einzige Kirche iſt, wo wir einen Prälaten Namens **Tilpin** finden; ſo folget, daß die Note in **Reims** müſſe geſchrieben ſeyn, und folglich die Handſchrift, von der wir hier reden, von **Reims**, gekommen, oder doch von der Handſchrift dieſer Stadt abgeſchrieben ſey.

Was kann wahrſcheinlicher ſeyn, die Meynung des Herrn **Abtes Lebeuf**, in Anſehung der Verſtümmelung, die, wie er glaubet, durch **Hinkmarn** in des **Prudentius** Texte geſchehen ſey, zu behaupten? Es iſt nicht zu verwundern, daß ein ſolches Exemplar die Merkmaale dieſes berühmten Erzbiſchofs von **Reims** an ſich habe. **Hinkmar** hat unter dem Namen eines Fortſetzers, ſich das Werk des **Prudentius** zugeeignet, und ſich unfehlbar für berechtiget gehalten, die Stellen zu verbeſſern, die ihm mangelhaft vorkamen, und ſie nach ſeinen eigenen Begriffen umzuſchmelzen.

III.

Die Ausgabe des *Duchesne*, iſt an einigen allerdings nicht eben erheblichen Orten, richtiger, als die Handſchrift, welche noch heutiges Tages auf der Bibliothek zu *St. Bertin* aufbewahret wird. In einigen Stellen hat der Copiſt aus Verſehen, ganze Zeilen ausgelaſſen, wenn er daſſelbe Wort im Anfange und am Ende gefunden; in einigen andern aber ſind gar gewiſſe Begebenheiten ausgelaſſen.

Der Herr **Abt Lebeuf** hat fünf Stellen angemerket, wo der Text dieſer Handſchrift, vom 836. bis zum 882ſten Jahre mangelhaft iſt.

Die erſte iſt vom 836ſten Jahre, in dem Artikel, allwo die Rede von der Wiedererſetzung iſt, die den Biſchö-

fen

ſen und Grafen Italiens, laut dem Befehle der Verſammlung zu **Worms** geleiſtet worden *c*).

Die zweyte ſteht unter dem 842ſten Jahre. **Karl der kahle**, wird in dieſer Stelle geſaget, gieng bey ſeinem Auszuge von **Querzi**, allwo er die **Ermentrut** heirathete, nach **St. Quentin**, daſelbſt verſchiedene Feſte zu feyern: davon das dritte, welches man heute zu Tage in der Kirche nicht mehr feyert, in der Handſchrift nicht genennet iſt *d*).

Unter dem 844ſten Jahre, hat die Ausgabe des *Ducheſne*, daß in dem Kriege, welchen **Ludwig der Deutſche**, mit den **Slaven** geführet, er verſchiedene dieſer Völker ſich mit gut unterworfen, und die andern ausgerottet habe. Das zweyte Stück dieſes Ausdruckes fehlet in der Handſchrift *e*).

Unter dem 875ſten Jahre, lehren uns die vom *Ducheſne* gedruckten Jahrbücher, daß, als **Karl der kahle**, ſeine Gemahlinn **Riſchild** durch **Reims** nach den Palaſt von **Selve**, nahe bey **Laon** geſchicket, und ſeinen Sohn **Ludwig** in einen Theil von **Lothars** Königreiche, er ſich in den Kalendis Septembris auf den Weg begeben, um nach Italien zu gehen. Die Handſchrift von *St. Bertin* gedenkt gar nichts von demjenigen, was **Karls des kahlen** Gemahlinn und Sohn betrifft, und ſetzet ſie ſeine Abreiſe

---

c) Wir entſchließen uns, alle dieſe Stellen in Noten zu bringen, und werden diejenigen, welche in des Duchesne Ausgabe ſtehen, in der Handſchrift aber fehlen, zwiſchen zween Klammern einſchließen. Hier iſt die erſte:

Verum et de Epiſcopis atque Comitibus, qui dudum cum Auguſta fideli devotione de Italia venerant, ut eis et ſedes propriæ (et comitatus ac beneficia ſeu res propriæ) redderentur.

d) Carolus Cariſiacum Palatium veniens Ermendrud neptem Adalardi comitis uxorem ducit, atque Auguſtam Viromandorum, ad memoriam videlicet reiſe nach Italien in den Monath **Februar**, und nicht in den September *f*).

Unter eben dem 875ſten Jahre, lieſt man in der Ausgabe des *Ducherne*, daß **Ludwig der deutſche**, das Oſterfeſt zu **Frankfurt** begangen, und daß ihm eben in dieſer Stadt der Tod ſeiner Gemahlinn **Emma** beſtätiget worden: welcher ſich kurz nach dem vorhergegangenen Weihnachtsfeſte, auf dem Schloſſe zu **Regenſpurg** zugetragen. Dieſer letzte Umſtand iſt ebenfalls von dem Abſchreiber der Handſchrift ausgelaſſen worden. Er redet bloß von **Ludwigs** Aufenthalte zu **Frankfurt** *g*).

IV.

Ungeachtet nun alle dieſe Fehler, die Handſchrift von welcher wir hier reden, verdächtig zu machen ſcheinen, ſo iſt ſie dem ungeachtet ſehr ſchätzbar: 1. weil es die einzige alte Abſchrift iſt, die wir kennen; 2. weil ſie dasjenige, was ihr fehlet, ſehr vortheilhaft wieder erſetzet, indem ſie die beträchtliche Lücke ausfüllet, die in derjenigen Abſchrift befindlich war, nach welcher *Ducherne* ſeine Ausgabe verfertiget hat. In der That findet man darinnen auf das 865ſte Jahr, faſt zween Artikel, die man ganz und gar nicht kannte; gleichwohl ſind dieſe Artikel zur Kenntniß der Jahrbücher nothwendig; indem ſonſt die Gedanken des Jahrbuchſchreibers

---

ſcilicet beati Quintini martyris, Nativitatis Domini (et apparitionis) feſtum celebraturus proficiſcitur.

e) Hludowicus, rex Germanorum, populos Sclavorum et terras aggreſſus, quosdam in deditionem cepit (quosdam interfecit.)

f) Sic que (Richildem uxorem ſuam per civitatem Rhemenſem ad Silvacum remittens, et filium ſuum Hludowicum in partem regni, quam poſt obitum Lotharii, nepotis ſui, contra fratrem ſuum accepit, dirigens, Kalendis ſeptembribus iter ſuum incoepit) et per Sti Mauritii monaſterium pergens montem Jovis tranſiit, et Italiam ingreſſus fuit.

ſchreibers nicht zuſammen hängen, und die Erzählung verſtümmelt iſt.

Dieſer Zuſatz, welcher dem Herrn **Abte Lebeuf** durch den Bibliothekar von **St. Bertin** mitgetheilet worden, ergänzet die Geſchichte von der Wiedereinſetzung des **Rothadus**, Biſchofes von **Soiſſons**, und beſchreibt des **Arſenius**; Legatens Pabſt **Niclas** des I. Aufführung bey dem Könige **Lothar** vollkommen wohl; zu dem er ſich in das Schloß von **Gondreville** begab, um ihn zu bewegen, daß er die **Thietberga** die er verſtoßen hatte, wiedernehmen möchte.

Rothadens Abſetzung und **Lothars** Scheidung, ſind vielleicht die zwo Sachen, welche unter **Karls des kahlen** Regierung, die Biſchöfe am meiſten beſchäfftiget haben. Die Briefe vom Pabſte **Niccolaus** dem I. **Hinkmars** Werke, und die **Jahrbücher von Metz**, geben uns von beyden einiges Licht: allein es iſt alles nichts gegen demjenigen, was man aus den Jahrbüchern von **St. Bertin** haben kann. Sie ſind in dieſem Stücke ſo weitläuftig, daß auch der **P. Labbe** *h*) geglaubet hat, er müſſe alles dasjenige aus ihnen entlehnen, was er in andern Quellen, die er zu Rathe gezogen, nicht hatte finden können; und gleichwohl hatte er nur des *Ducherne* Ausgabe in Händen, welche nach einem auf dieſer Stelle überaus mangelhaften Exemplare

---

g) Ibique dies quadrageſimæ et Paſcha Domini celebravit. (Ubi et certo nuntio Emmam uxorem ſuam apud Reginisburg Palatium obiiſſe, nuper poſt Nativitatem Domini comperit.)

h) Edit. des Conc.

i) Hier ſind die Namen dieſer Prälaten: Harduicus archiepiſcopus Beſantionenſis (Beſançon) Remedius archiepiſcopus Laudunenſis (Lyon) Ado archiepiſcopus Biennenſis (Vienne) Rodlandus archiepiſcopus Arelatenſis (Arles) Adventius epiſcopus Mettenſis Bardunenſis (Metz) Atto epiſcopus (Verdun) Franco epiſcopus ſancti Landberti (Liege) Rataldus epiſcopus Straciburgenſis (Strasbourg). . . Iſaac epiſcopus

Exemplare gemachet worden. Man kann ihn alſo nicht anders zurecht bringen, als daß man ihn nach der Handſchrift von **St. Bertin** verbeſſere.

Wir lernen aus der Zulage, daß der Legat **Arſenius**, den **Rothadus** wieder in ſeinen Sitz eingeſetzet, ohne die Biſchöfe darum zu befragen, die ihn nach den Kirchenſatzungen abgeſetzet hatten; ja ſogar wider die Proteſtationen dieſer Prälaten, deren Rechte offenbar durch dieſe Aufführung des Legaten verletzet worden.

Was die **Thietberga** betrifft, ſo wußten wir wohl ſchon überhaupt, daß zwölf vornehme Herren, in Gegenwart einer Verſammlung von Biſchöfen, eidlich im Namen **Lothars** angelobet hatten: er wolle von nun an dieſe Prinzeſſinn als ſeine Gemahlinn anſehen, und ihr als einer Königinn begegnen. Allein, oberwähnte Zuſätze melden auch noch den Ort, wo dieſer Eid geleiſtet worden; (nämlich zu **Vendeneſſe**, im Kirchſprengel von **Reims**) ferner die Namen der ſechs Grafen und ſechs Vaſallen, die ihn geleiſtet, und derer Prälaten, die den Eid empfangen *i*). Endlich findet man auch noch die Formel dieſes Eides, deſſen Inhalt wir nicht wußten. Dieſes alles ſind ſo viel nützliche Entdeckungen für die Geſchichte jenes Jahrhunderts.

Damit

---

pus Linguinenſis (Langres) Ekanraus epiſcopus Catalaunenſis (Chalons).

Wenn der Herr Abt Lebeuf bemerket, daß hier die mehreſten Namen der Kirchenſprengel verunſtaltet ſind, ſo bedienet er ſich dieſer Stelle, zu zeigen, wie ſo alt die Verwandelung des V in ein B in den mittäglichen Provinzen ſey.

Der Biſchof von Lüttich führete damals den Titel Biſchof von Lambert, weil der heil. Lambert Biſchof von Maſtricht, nachdem er zu Lüttich gegen das 708te Jahr ermordet worden, St. Hubert, den Biſchofſitz in dieſe letzte Stadt verlegete; allwo er eine neue Cathedralkirche bauen ließ, die ſeinem Vorgänger gewidmet ward.

Damit der Leſer in den Stand gerathe, über dieſer Stelle, die vom Ducheſne herausgegebene Handſchrift mit derjenigen zu vergleichen, davon wir hier die Nachricht mitgetheilet haben, müßte man hier beyde Texte mittheilen. Allein, der gelehrte Verfaſſer k), der **neuen Sammlung franzöſiſcher Schriftſteller**, hat uns die Mühe überhoben, dieſe zwey zu vergleichenden Stücke vor Augen zu legen. Denn die Ausgabe, die derſelbe von den Jahrbüchern zu **St. Bertin** im V. und folgenden Bänden ſeiner Sammlung mittheilet, iſt nach beyden Abſchriften gemachet worden, die geändert, und eine durch die andere verbeſſert ſind. Der große Artikel, von dem wir hier reden, ſteht daſelbſt unter dem 865ſten Jahre eingeſchaltet: und um die Leſer zu warnen, daß dieſer Artikel ein Zuſatz ſey, hat **D. Bouquet** ihn mit Fleiß in zween Klammern eingeſchloſſen, und ſie noch in einer untergeſetzten Note aufmerkſam darauf gemachet. Dorthin verweiſen wir alſo unſere Leſer, indem wir ſie ermahnen, dieſes Stück der Jahrbücher mit kritiſchen Augen zu betrachten. Sie werden über der Verſchiedenheit beyder Handſchriften, und über das Licht erſtaunen, welches der aus der zweyten gezogene Zuſatz verbreitet.

Wir wollen ſchließen, wenn wir noch bemerken, 1) daß aus allem vorhergehenden erhellet, die Abtey von **St. Bertin** habe ehedeſſen zwey Exemplare der **Jahrbücher** beſeſſen, die ſeinen Namen führen; nämlich das, was **Rosweid** abgeſchrieben, und dann das gegenwärtige. 2) Daß die Handſchriften davon in der Kirche zu **Rheims** noch zahlreicher müſſen geweſen ſeyn, allwo ſie ſeit dem 860ſten Jahre, bis zu Ende fortgeſetzet worden. 3) Daß der von uns angegebene Anhang, ſchon allein beweiſen würde, daß ſie **Hinkmarn**, den tiefſten Canoniſten ſeiner Zeit, zum Fortſetzer gehabt, deſſen Schreibart ſo, wie ſeine Geſinnungen, ſich darinnen offenbar zeigen.

Wir

---

k) **D. Martin Bouquet**, ein Benedictinermönch aus der Congregation von St. Maur.

Wir wollen auch noch anmerken, daß der Herr Ab. Lebeuf 1748 eine Reiſe nach St. Omer, zum Theile auch in der Abſicht gethan, die **Jahrbücher** zu ſehen, davon wir hier reden, und mit ſeinen Augen alles ſelbſt geſehen, was wir hier aus ſeiner Nachricht ihm nachſagen. In der Ueberzeugung, daß der Artikel **Gotheſcalk**, vom **Hinkmar** verändert worden, hat er ſich bemühet, auf dieſer Stelle den Text des **Prudentius** wieder herzuſtellen. Wir würden hier auch die Stelle nach ſeiner Veränderung einrücken, wenn D. Bouquet uns nicht zuvorgekommen wäre; da er ſie in eine Note auf das 849ſte Jahr eingerücket, um den Leſer in den Stand zu ſetzen, die Vergleichung ſelbſt zu machen.

XXX.

Des Herrn Abtes Lebeuf Anmerkungen über einen unbekannten Canton, deſſen Einwohner in den Jahrbüchern von St. Bertin Cupedenſes genennet werden.

In vorſtehendem Artikel haben wir nach dem Herrn Abte **Lebeuf** bemerket, daß die **Jahrbücher von St. Bertin** zum Theile ein Werk des **Prudentius**, Biſchofs von **Troyes** ſind. Da dieſes unſer Mitglied mehr als jemand, eine Kenntniß von dieſen **Jahrbüchern** beſitzt, eines der koſtbareſten Denkmäler unſerer Geſchichte: ſo zog ihn **D. Bouquet**, als er im Begriffe war, dieſelben drucken zu laſſen, über das Wort Cupedenſes, zu rathe, welches man unter dem 858ſten Jahre darinnen findet.

Wenn der Annaliſt den Zug beſchreibt, welchen **Ludwig der Deutſche** genommen, als er auf das hartnäckigte und dringende Bitten einiger Herren und Vaſallen ſeines Bruders, **Karls des kahlen**, in dieſem Jahre in die Staaten dieſes Prinzen drang; ſo drücket er ſich folgendergeſtalt aus: „Die Grafen, Vaſallen König **Karls**, führen, (in „das Königreich) **Ludwigen**, den **König der Deutſchen** „ein, welchen ſie ſchon ſeit fünf Jahren gebethen, dahin zu „kommen. Als dieſer Prinz gegen die Kalendas Septembris nach dem Schloſſe **Ponteon** kam, ſo gieng er bis „nach *Sens*, indem er das Gebieth von *Chalons*, und den Can„ton

---

a) Comites ex regno Karoli regis Hludovicum Germanorum regem, quem per quinque annos invitaverant, adducunt. Qui kalendas ſeptembris Ponteonem regiam villam adveniens, per Catalaunos et *Cupedenſes* Agedincum Senonum pervenit.

„ſon *Cupede* durchkreuzete. Hierauf drang er ins **Orleaniſche**, allwo die Beyhülfe, die er aus **Aquitanien**, „**Neuſtrien** und **Bretagne** erwartete, zu ihm ſtieß. Da „er nun dieſe Verſtärkungen erhalten, kam er durch eben „denſelben Weg in den Canton *Cupede* a).„ Der Verfaſſer ſetzet noch hinzu, daß, als **Karl der kahle** dieſen Einbruch von **Ludwigen** erfahren, er ſich bereit gemachet, ſeinem Fortgange Einhalt zu thun; und daß er, da er in aller Eile das Gebieth von **Chalons** durchkreuzet, bis nach **Brienne** gekommen: allwo er, da er ſich durch die vornehmſten Herren aus **Burgund**, welche zu ihm ſtießen, verſtärken konnte, eine Schlacht wider ſeinen Bruder wagen wollte. Allein, jeden Tag verließ ihn einer von ſeinen Vaſallen: und da die mehreſten davon gegangen waren, ſo hatte er das Herz nicht mehr, eine Schlacht zu wagen; ungeachtet beyde Kriegsheere fertig waren, in ein Handgemeng zu kommen, und beſchloß weislich, ſich zurück zu ziehen. Den folgenden 20ten **December**, war er zu **Magni** im **Niverneſiſchen**: indeſſen, daß ſein Bruder, deſſen Heer ſich alle Augenblicke vermehrete, die Graſſchaften, Abteyen, und königlichen Ländereyen an diejenigen austheilete, die ihn in das Königreich geführet hatten. Nach einigem Aufenthalte zu **Troyes**, kam **Ludwig** in das Schloß **Attigni**, und da er von dortaus das **Remoiſiſche** und **Laonoiſiſche** durchkreuzete, gieng er nach **St. Quentin**, daſelbſt die Weihnachten zu feyern.

Die Beſchreibung der Heerzüge dieſer zween Prinzen, wird von dem **Annaliſten** von **St. Bertin** getreulich beſchrieben. Dieſes darf uns auch nicht wunder nehmen. **Prudentius** kannte ſeinen Kirchſprengel, allwo die meiſten von

---

venit. Inde Aurelianenſem pagum adiens, receptis ab Aquitania, et Niuſtria, atque Britonibus, qui ad eum ſe venturos ſpoponderant, eadem pene via usque ad *Cupedenſes* remeat. *Recueil. des Hiſtor. de France.* T. VII. p. 74.

von denen Begebenheiten vorfielen, die er erzählet; und ſein Zeugniß iſt glaubwürdiger, als des **Annaliſten** von **Fulde** ſeines *b*): welcher, da er die Oerter vermenget, und die Namen verſtümmelt, uns **Karln den kahlen** verſtellig machet, welcher damals beſchäfftiget war, die Ufer der **Loire** wider die **Normänner** zu vertheidigen.

Die neuern Schriftſteller der franzöſiſchen Geſchichte, haben ſich nicht in genugſam umſtändliche Beſchreibung der Kriege **Karls des kahlen** und **Ludwigs des Deutſchen** eingelaſſen, daß ſie im Stande geweſen wären, die Lage des Cantons *Cupede* feſtzuſetzen. Der Herr **Abt** *de La Longuerue* ſaget kein einziges Wort davon, und der gelehrte **Hadrian Valeſius**, hat in ſeiner Notitia Galliæ deſſelben ebenfalls nicht gedacht. Was den Text derer Jahrbücher betrifft, davon wir hier geredet haben, ſo iſt er zu weitſchweifig, als daß man etwas mehrers daraus ſchließen könnte, als eine allgemeine Lage zwiſchen den Städten *Sens* und *Chalons.*

Die Verwirrung, in welcher ſich **D. Bouquet** befand, vermochte den Herrn Abt **Lebeuf**, dieſen Punct der Erdbeſchreibung ſorgfältig zu unterſuchen, ſo, daß er auch im 1745ſten Jahre an den Ort ſelbſt hinreiſete. Dieſe Unterſuchung brachte eine Abhandlung zuwege, welche uns der Verfaſſer kurze Zeit darauf mitgetheilet hat *c*).

Als **Ludwig der deutſche** aus dem Kirchſprengel von *Chalons* nach *Sens* gieng, hat er *la Brie* durchkreuzen müſſen;

---

b) *Rec. des Hiſt. de France* T. VII. p. 167.

c) *Decemb.* 1745.

d) Das Werk des P. *Desguerrois*, welches der Herr Abt Lebeuf anführet, iſt eine Art einer Kirchengeſchichte von Troyes, 1637 gedrucket, unter dem Titel *la sainteté chrétienne.*

e) Der P. Petav gab 1709 die *coutume de Troyes* heraus. Zu Ende dieſes Werkes findet man, müſſen; woraus der Herr **Abt Lebeuf** gleich anfangs ſchließt, daß man den Canton *Cupede* in *Brie* ſuchen müſſe. Allein, an welchem Orte dieſer Provinz muß er gelegen haben? Dieß iſt eine Aufgabe, deren Auflöſung ſchon der **P.** *Desguerrois d)*, vom Oratorio, ein Geſchichtſchreiber von **Troyes**, die Herren **Pithous** *e)*, und *Camuſat f)*, ſo wohl als andere Gelehrte eben dieſer Stadt, welche begierig geweſen, die Alterthümer ihres Vaterlandes berühmt zu machen, geſuchet haben. Der Gegenſtand, welchen ſie ſich bey der Unterſuchung dieſer Aufgabe vorſetzeten, war nicht, die Geſchichte **Ludwigs des deutſchen** zu erläutern, ſondern denjenigen Ort zu beſtimmen, allwo der **h. Urſus**, Biſchof von **Troyes**, gegen das 426ſte Jahr geſtorben iſt.

Ein altes handſchriftliches Martyrologium von *Provins*, wenn es von dem Tode und Begräbniſſe dieſes heil. Prälaten redet, kündiget ſolches in folgenden Worten an: VIII. kal. Aug. in pago Meldenſi, in *centena Cupedenſi*, loco qui dicitur *Cubtas*, depoſitio beati Urſi Trecaſſenſis eccleſiæ epiſcopi et confeſſoris; corpus vero ejus condigne humatur in marmoreo ſarcophago, miro opere ſculpto. Die hier angeführten Schriftſteller, welche von den Wörtern in pago Meldenſi gerühret worden, ſahen es als unläugbar an: daß der Canton *Cupede*, centena Cupedenſis, und der Ort, Namens *Cubtas*, in dem Kirchſprengel von *Meaux* liegen müßten. Da nun dieſer falſche Grundſatz ſie zu falſchen Schlüſſen führete, ſo haben ſie verſchiedene Muthmaßungen vorgeſchlagen, die der Herr **Abt Lebeuf** abgeſondert beſtreitet und widerleget.

Die

---

man, eine Sammlung der Biſchöfe dieſer Stadt, und in dieſer Sammlung einen Artikel von dem heil. Urſus, Vorgänger des heil. *Lup.*

f) Camuſats Werk, Promptuarium Trecaſſenſe betitelt, kam 1610 heraus. A. d. 153ten S. redet er bey Gelegenheit des heil. Urſus, von dem Orte, deſſen Lage man hier unterſuchet.

Die Bevollmächtigten, welche von der Geiſtlichkeit zu **Paris**, zur Aufſetzung eines Martyrologii zum Gebrauche dieſer Kirche beſtimmet waren, hatten ebenfalls ihre beſondern Meynungen. In dieſem 1727 gedruckten Werke, hatten ſie den Ort *Cubtas* genannt, deſſen Rechtſchreibung ſie verändern, für das Dorf *Coupevrai*, eine derer Pfarren aus dem Kirchſprengel von *Meaux*. Dieſes Gut, welches dem Prinzen **Conſtantin von Rohan** zuſtändig iſt, liegt am Eingange der Halbinſel, welche die *Marne* und der *Morin* bilden, ſieben Meilen von **Paris**, fünf Viertel Meilen jenſeit **Lagni**.

Der Herr **Abt Lebeuf** beweiſt die Falſchheit auch dieſer Meynung. Außer daß man an dieſem Orte gar keine Spur von dem Grabe des Biſchofs von **Troyes** findet, ſo hieß auch der lateiniſche Namen von *Coupevrai*, Curtis Protaſii. So nennet ihn der Polypticus von *St. Maur-les-foſſes*, welche *Baluze* zu Ende ſeiner Capitularen, nach einer Handſchrift des Herrn **Colberts**, aus dem IX. oder X. Jahrhunderte herausgegeben. Andere ſpätere Urkunden eben dieſer Abtey, nennen *Coupevrai*, Curia, oder Curtis perverſa, ein lateiniſcher Namen, der nach der gemeinen Mundart jener einfältigen Jahrhunderte geſchmiedet worden. Und übrigens, ſoll man denn ſo nahe bey **Paris** einen Canton ſuchen, welcher ſich auf **Ludwigs des deutſchen** Wege befand, als dieſer Prinz, bey dem Auszuge aus dem Schloſſe **Ponceon**, in *Perthois*, den obern Theil des Kirchenſprengels von *Chalons* durchkreuzete, um nach **Sens**, und von **Sens** nach **Orleans** zu kommen?

Nachdem er nun den wenigen Grund derer Meynungen gezeiget, welche man bisher über dieſen Punct angenommen, ſo trägt der Herr **Abt Lebeuf** die ſeinige vor, welche in dieſem Falle für eine umläugbare Entdeckung gelten kann. Die Lage, welche er dem Canton *Cupede* giebt, gründet ſich auf eine unläugbare Urkunde des 813ten Jahres, welche **P. Mabillon** herausgegeben.

Dieſe Urkunde iſt das Teſtament eines der vornehmſten Herren von **Karls des** groſſen Hofe g). Es iſt Helingald, Graf von **Brie**, und vielleicht gar von *Champagne*, welchen der Kaiſer gegen das 811te Jahr als Geſandten nach Griechenland; mit **Jeſſen**, Biſchofen von **Amiens** abgeſchicket. Dieſer ſo gottſelige als mächtige Herr, deſſen von dem **Theodulph von Orleans** aufgeſetzte Grabſchrift auch **P. D. Mabillon** mittheilet, ſchenkete der Kirche zu **St. Martin von Tours** einen Theil ſeiner Landgüter, und unter andern den Canton *Cupede*. Dieſe Schenkung iſt in folgenden Worten abgefaſſet:

Villas meas, qui vocatur Alemannus (*Alemans*) qui eſt conſtructa in pago Meldico, in vicaria Copedinſe et Brociacenſe (*Brouſſy*) . . . . . et in ipſo pago alia villa quæ vocatur Saldova (*Saudoy*) . . . . etiam et tertia villa in ipſo pago Meldico, qui vocatur Adillo-Manſo (*le Meiz*) qui eſt conſtructus ſuper fluvium Mogra (*le Morin*) . . . : et in ipſo pago Meldico alia Manſa, quos atauximus ad complendum contra Brias (*Broies*) ſuper Alemannis et Saldova, et ad illam Manſo qui dicitur ad Ruborum (*Reuvres*) . . . . villa quæ vocatur Brias, in pago Meldico, in vicaria Copedinſe et Brociacenſe.

Die Lage derer Ländereyen, mit welchen *Helingaud*, nach der Andacht der damaligen Zeiten, die **St. Martins**kirche bereichert hat, iſt, wie man ſieht, in der Stelle, die wir hier anführen, ſo klein auseinander geſetzet: daß man nur die Augen auf eine Landcharte vom Kirchſprengel von **Troyes** werfen darf, um überzeuget zu werden, daß ſie alle um *Sezanne* herum gelegen; und daß man folglich in dieſem Canton die Cupedenſes aus den Jahrbüchern von **St. Bertin**, und die centena Cupedenſis aus dem Märtyrerverzeichniſſe von *Provins* ſuchen müſſe, die in dieſer Urkunde des Grafen *Helingaud*, Copedinſis heißt.

---

g) Annal. Benedict. T. III. p. 671.

Herr von Valois hat in ſeiner Notitia Galliæ bewieſen, daß unſere Provinzen ſich ehemals in Pagos, und die Pagi in Centenas eingetheilet haben. Durch dieſes Wort Centena, deutete man einen gewiſſen Bezirk, einen Theil einer Grafſchaft, eine unterwürfige Gerichtsbarkeit an. Das Gloſſarium des *Ducange* iſt voller Stellen, in welchen dieſes Wort Centena vorkömmt. Es käm, wie dieſer gelehrte Verfaſſer glaubet, daher, daß jeder Bezirk urſprünglich aus hundert Familien beſtund; und ſeit ihm iſt dieſe Eintheilung in Frankreich, ſchon ſeit der Regierung **Chlotars** des I. eingeführet geweſen.

Aus allem dieſen ſchließt der **Herr Abt Lebeuf**, daß die centena Cupedienſis einen Theil des pagus Meldicus ausgemachet, und zum Hauptorte, den Ort Cubtas genannt, gehabt habe. Dieſes Cubtas muß ebenermaßen in den Gegenden von *Sezanne* befindlich ſeyn. Unſer Mitglied entdecket es endlich auch darinnen. Es iſt das Dorf *Queudes*; und man kann unmöglich daran zweifeln, indem in den alten Urkunden von ſechs hundert Jahren, und andern neuern, das Dorf *Queudes*, Cubiti Cubitæ, durch eine Veränderung aber, Coudes und Codes genennet wird. Uebrigens ſind auch daſelbſt noch einige Ueberbleibſel des Grabes dieſes heil. Biſchofes zu finden. In einem Felde, zwanzig oder dreyßig Schritte von der Pfarrkirche, ſtehen noch anjetzt die Trümmer einer Capelle, die ehemals dem heil. **Urſus** geweihet geweſen.

Es iſt wohl wahr, daß dieſer Prälat an dieſem Orte ganz und gar vergeſſen zu ſeyn ſcheint; allein der **Herr Abt Lebeuf** giebt eine ſehr wahrſcheinliche Urſache davon an: nämlich, daß ſeit der Annehmung des römiſchen Calenders, welchen die franzöſiſche Kirche im IX. Jahrhunderte angenommen, der h. **Urſus**, welcher den 25 **Julius** geſtorben, mit dem **Apoſtel Jacobus** zuſammen getroffen hat. Das Feſt des Ortes, wenn wir uns dieſes Wortes bedienen dürfen, hat dem Feſte eines Apoſtels weichen müſſen. Gleich anfangs hat man es wahrſcheinlicher Weiſe, auf den erſten Tag des folgenden **Auguſts** verleget; allein auch dieſer Tag ſollte ſeiner Seits **St. Petern** heilig ſeyn. Nach und nach würde beyder Gottesdienſt ſich mit einander vermenget haben, und dann wäre doch der Fürſt der Apoſtel allemal aller andern Verehrung vorgegangen. Der Herr Abt **Lebeuf** verſichert, daß er eine große Menge ähnlicher Beyſpiele anführen könnte.

Das Dorf *Queudes* und deſſen Nachbarſchaft, machen allerdings einen Theil des Kirchſprengels von **Troyes** aus, ungeachtet eben dieſe in der Urkunde vom *Helingaud* benannten Oerter in dem Lande *Meaux*, in pago Meldico, gelegen. Allein man muß bemerken, daß der pagus Meldicus, ſich in dem Kirchſprengel von **Troyes**, bis an den Fluß *Aube* erſtrecket hat. Das Amt *Meaux* begriff alle dieſe Cantons; und ungeachtet ſie nach der Zeit davon abgeſondert worden, ſo folgen ſie doch noch anjetzt dem Kirchengebrauche von *Meaux*, wie **Johann** *Champy*, einer der Ausleger dieſer Gebräuche, bemerket. Dieſes Beyſpiel kann man vielen andern beyfügen, um zu erweiſen, daß die geiſtliche Eintheilung, der bürgerlichen Eintheilung nicht allemal gemäß iſt.

Wir wollen mit zwoen Anmerkungen des Herrn Abts **Lebeuf** ſchließen. Die erſte iſt, daß die **St. Martins**kirche zu **Tours** noch anjetzt eines großen Theils dieſer Domainen nahe um **Sezanne** herum genießt. Sie hängen von einer der Probſteyen dieſes Capitels ab; nämlich die von *Chalautre*, welche ihren Namen von einem Orte zwiſchen *Provins* und *Nogent-ſur-Seine* gelegen, hernimmt. Diejenigen, die das Capitel nicht mehr beſitzt, als *le Meiz* und *Saudoy*, behalten doch noch Spuren ihrer ehemaligen Abhänglichkeit.

Die zweyte Beobachtung iſt dieſe, daß die Landſchaft *Queudes*, welche anjetzt dem königl. Capitel von **Vincennes** gehöret, gegen die Mitte des XIV. Jahrhunderts dem Hauſe von *Anglure* gehöret hat: Sie gieng nachmals an den **Johann** *de Vandieres* über, von welchem die Domherren von *Vincennes* dieſelbe laut einem Vergleiche vom erſten März 1403. überkommen haben. Sie erhielten die Beſtätigung dafür von **Ludwigen**, Herzogen von **Orleans**, Bruders **Karls** des VI. welcher Lehnsherr von *Queudes* wegen der Landſchaft *Sezanne* war.

Uebrigens hat **D. Bouquet** die Meynung des Herrn **Abtes Lebeuf** für ſo gegründet gehalten, daß er keine Schwierigkeit gemachet, ſie zu ergreifen. Er nimmt ſie in der Vorrede des VI. Bandes ſeiner Sammlung, und in ſeinen Noten zu den **St. Bertiniſchen** Jahrbüchern an, allwo er von dem Verfaſſer mit demjenigen Ruhme redet, welchen alle Liebhaber der franzöſiſchen Alterthümer ſeiner Scharfſinnigkeit ſchuldig ſind.

◆ ◆ ◆

XXXI.

Des Herrn Bonamy Anmerkun- über einen Ort Tricines genannt, deſſen in einem Werke vom Raoul de Presles gedacht wird.

Herr **Lancelot** führet in einer von ſeinen Abhandlungen über das Leben und die Schriften des *Raoul de Presles*, ein Buch an, Muſa betitelt, darinnen dieſer Schriftſteller eines Ortes *Tricina* gedenkt.

Raoul de Presles a) führet ſich ſelbſt in ſeinem Werke als einen Reiſenden an, der, da er die Quelle derer Plagen wiſſen wollte, welche Frankreich bedrängeten, verſchiedene Gegenden der Welt durchgezogen, um die Orakel zu befragen. Zu **Athen** erſchien ihm ein Greis, der ihn unterrichtete und ihm anrieth, wieder nach Paris zu gehen, daſelbſt den **Berg der Märtyrer** zu beſuchen und nach *Tricines* zu reiſen. *Raoul de Presles* gehorſamete: Montem pertranſeo, ſaget dieſer Schriftſteller, deſcendo collem, *Tricinas* pergo, et Catullum ſubintrans vicum, vetuſtam concerno Baſilicam *b)*.

Herr *Lancelot* hat gemuthmaßet, daß *Raoul de Presles* hier durch das Wort *Tricinas*, die Stadt *St. Denys* habe andeuten wollen, welche ſonſt Catoliacum, Catullæ vicus geheißen; allein, er geſteht, daß der Urſprung des Wortes *Tricinas* ihm unbekannt ſey. „Was *Tricinos* betrifft, „ſchreibt er, ſo iſt dieß ein Namen, der nur dem *Raoul de* „*Presles* eigen iſt *c*). Sollte es auch wohl ein alter Namen „ſeyn,

---

a) Man ſehe die *Memoir.* dieſer Akademie, im XIII. Bande a. d. 618 S. par. Ausg.

b) Ebendaſ. 622 S.

c) Ebendaſ. 623 S.

„ſeyn, der ſich verloren hätte? Oder wäre es ein Namen, den dieſer Schriftſteller ſich erſonnen hätte? Sollte er wohl geglaubet haben, da er an den Namen *Vincennes* gewöhnet geweſen ..... welcher deswegen ſo genennet worden, *Vicenæ*, quod Vicenis ſeu viginti ſtadiis abeſſent ab urbe Lutetia, er wäre berechtiget, in einem Worte in welchem er eine ſehr weitläuftige Gelehrſamkeit, und ein weithergeſuchtes Latein zeigen wollen, *St. Denys* Tricinas zu nennen, als ob es dreyßig Stadien von Paris läge?„

Hätten einige für den Herrn **Lancelot** ſehr reizende Schriften, ihn nicht bey der Unterſuchung unſerer alten Urkunden zerſtreuet, die gar zu bekannt ſind, als daß ſie ſeinen Unterſuchungen hätten entwiſchen können: ſo würde er ſeine Muthmaßung in Anſehung der Stadt **Denys** in eine Bejahung verwandelt, und nicht der Gelehrſamkeit des *Raoul de Presles* die Erfindung des Wortes Tricinæ beygemeſſen haben. Uebrigens hat ihm dieſe kleine Unterſuchung ſo gering zu ſeyn geſchienen, daß er ſich auch entſchuldiget, zwo oder drey Stellen aus dem *Raoul de Presles* angeführet zu haben, wo er vom **Tricines** redet. **Er hat ſie, wie er ſaget, einzig darum angeführet, weil er glaubete, dieſes Wort wäre ſonſt nirgends zu finden.** *d)*

Herr **Bonamy**, welcher verſichert iſt, daß alles, was zum Endzwecke hat, irgend einen Punct unſerer Geſchichte zu erläutern, uns nicht gleichgültig ſeyn kann, hat *e)* geglaubet, er müſſe Herrn **Lancelots** Meynung unterſtützen, indem er die dieſem **Akademiſten** entwiſchten Urkunden anführete.

Die erſte iſt eine Urkunde des **heil. Landri**, durch welche er die Abtey **St. Denys** von der Gerichtsbarkeit der pariſiſchen Biſchöfe ausſchließt. Herr **Bonamy** unterſu-

chet

---

d) *Mem.* de l'Acad. T. XIII. pag. 623.

e) Junius. 1744.

chet hier nicht was man davon denken ſoll; es iſt ihm genug, daß dieſes Stück, es ſey nun wahr oder falſch, ganz gewiß älter iſt, als *Raoul de Presles*, und dennoch des Ortes Tricines erwähnet.

Durch dieſe Urkunde nun erkläret der **heil. Landri**, alle Prieſter und alle Geiſtlichen für frey, die in der Abtey ſelbſt, oder außerhalb derſelben wohnen, von dem Brunnen **St. Remi** an, und längſt dem Wege, der bey der Wieſe, *la belle prairie* genannt, vorbey läuft, bis an die Kirche **St. Quintin** des Märtyrers, von da aber längſt der Landſtraße, bis man zum Teiche kömmt, der neben der **Brücke von Tricinas** liegt, auf welcher man nach dem Brunnen von **St. Remi** zurück kehret. Ex loco qui dicitur fons Sti Remigii, ſicut via diſtinguit, que præbet iter juxta pratum quod dicitur formoſum, usque ad eccleſiam Sti Quintini martyris, et illinc per regalem ſtratam, donec veniatur ad Vivarium in capite Tricini pontis .... usque ad præfatum locum fontis Sti Remigii. *f)*

Die Materie ſcheint dem Herrn **Bonamy** nicht würdig zu ſeyn, daß er ſich auf die Topographie von **St. Denys** einlaſſe. Er begnüget ſich daher nur zu bemerken, daß alle in der Urkunde des **heil. Landri** gelegenen Oerter, um die Mauern der Abtey herum gelegen; daß die Brücke von **Tricines** auf einem Arme des kleinen Fluſſes **Crou** erbauet geweſen, welcher nach **St. Denys** läuft, und daß der Brunnen **St. Remi**, noch heutiges Tages zween hundert Schritte von den Mauern der Abtey gegen Morgen zu, liege *g)*. Eben dieſer Brunnen iſt es, welcher **Tricines** hieß, und da er vormals berühmter geweſen, als er jetzt iſt, ſeinen Namen nicht nur der Brücke die dahin leitete, ſondern auch der nahe daran gelegenen Abtey gegeben.

---

f) Du Breuil Antiq. de Paris. pag. 1146.

g) Doublet hiſt. de S. Den. p. 444. et 449.

Ein zeitverwandter Schriftſteller von **Karln dem kahlen**, redet von dieſem Brunnen bey Gelegenheit eines ſeltſamen Zufalles, welcher, wie er ſaget, einem franzöſiſchen Herrn auf dieſer ſchönen Wieſe begegnet wäre, deren die Urkunde des **h. Landri** gedenkt. Hier iſt die Sache, ſo wie ſie Herr **Bonamy** nach dieſem Schriftſteller erzählet, ohne daß er die Gewähre dafür leiſten mag.

Ein gewiſſer Graf, Namens **Bertrand**, reiſete einsmals im Sommer. Das Schickſal wollte, daß er ſich auf der, nahe an dem Brunnen **Tricines** gelegenen Wieſe aufhielt, und ſeine Gezelte daſelbſt aufſchlagen ließ *b*). Die Bedienten und Pferde aus ſeinem Gefolge, richteten allerley Schaden darauf an. Der Wieſenhüter glaubete alſo, er müſſe dem Grafen **Bertrand** einige demüthige Vorſtellungen dagegen machen, die er aber ſehr übel aufnahm. Jener ſtellete ihm vergeblich vor, daß die Wieſe dem **heil. Dionyſius** gehörete, und daß es eine Verachtung des Heiligen wäre, daß man ſich ſo ſeines Gutes bemeiſterte, ohne die Ordensleute darum zu befragen. **Bertrand** antwortete mit einem unzeitigen Spotte: Adluſit ad verbum Bertrandus: non egere ea herba S. Dionyſium, qui in coelo olim cum Domino regnaret. Hierauf kamen die Mönche ſelbſt; allein ſie wurden nicht beſſer empfangen, und die Drohungen des Grafen erſchreckten ſie ſo ſehr, daß ſie ſich zurück zogen.

Dieß Verbrechen blieb nicht lange ungeſtrafet. Es war ungefähr Mittagszeit, und die Sonnenhitze zwang den Grafen, ſich in den Schatten zu legen. Kaum aber war er eingeſchlafen, als ihn ein unſichtbarer Geiſtlicher aus ſeinem Schlummer zog, indem er ihm eine Tracht Prügel gab, und ihn wegen ſeiner ermangelten Ehrfurcht gegen diejenigen,

---

b) *Mabillon* Acta SS. Ord. Benedict. Tom. II. pag. 346. Sæc. III.

gen, die ihm geweihet wären, zur Rede ſetzete. Der Graf rief ſeine Leute; allein ſie kamen umſonſt herbey gelaufen: ſie waren fruchtloſe Zuſchauer ſeiner Pein, und mußten zuſehen, daß er unter dem abſcheulichſten Geſchreye, den Geiſt aufgab; ohne daß ſie die Hand ſehen konnten, die ihn ſchlug. Indem er verſchied, befahl er ihnen, ſich aufs eiligſte hinweg zu begeben.

Herr **Bonamy** glaubet, es ſey nicht nöthig zu melden, daß der Urheber dieſer Erzählung, ein Mönch in der Abtey **St. Denys** geweſen. Wir haben ſie nur deswegen hier angeführet, um unſere Leſer in den Stand zu ſetzen, über eine ſolche Erzählung alle diejenigen Betrachtungen anzuſtellen, die ſie an die Hand giebt.

Der Brunnen von **Tricines** hatte, wie man geſehen, ſeinen Namen einer nahgelegenen Brücke gegeben, welche über den kleinen Fluß Crou gieng. Es wird davon in den Briefen des Königes **Eudes** vom 894ſten Jahre geredet, durch welche Briefe dieſer König, der Abtey **St. Denys** eine nahe gelegene Waſſermühle erlaubet: Concedimus ei etiam aliud molendinum juxta monaſterium, ſuper fluvium Chrodoldi ſuper pontem *Tricina* i).

Wenn man **Dagoberts** des I. Briefen Glauben beymeſſen könnte, welche die Gränzen der Zuflucht des **heil. Dionyſius** beſtimmen: ſo könnte man den Urſprung des Namens **Tricines**, bis auf den Anfang des VII. Jahrhunderts hinauf leiten: denn auch darinnen wird die Brücke von **Tricines** als eine Gränze bemerket, über welcher ein Flüchtling in Sicherheit war: Quisquis fugitivorum pro quolibet ſcelere ad præfatam baſilicam beatorum martyrum fugiens ad *Tricenam* pontem advenerit &c. k). Allein es

---

i) *Felibien* Hiſt. de St. Denys preuves nro. 101.

k) *Du Breuil* Antiq. de Paris pag. 1135.

ſey nun mit der Glaubwürdigkeit dieſer Urkunde beſchaffen, wie es wolle, ſo giebt Herr **Bonamy** drey andere an, die gewiſſer ſind. Die eine iſt von **Karln dem kahlen** *l*), eine vom Könige **Robert**, und die dritte vom Pabſte **Hadrian** dem IV, in welchen eben dieſer Brücke zu **Tricines** gedacht wird. Was er davon anführet, das wird hinlänglich ſeyn, von dem Namen **Tricines** Rechenſchaft zu geben; den *Raoul de Presles* der Abtey **St. Denys** beyleget, und zur Ueberzeugung dienen: daß dieſer Schriftſteller ihn nicht erdichtet habe, indem man ihn ſchon lange vor ſeiner Zeit gekannt hat.

XXXII.

---

l) *Doublet* ibid. pag. 787. 822. et 504.

XXXII.

Des Herrn von Foncemagne allgemeiner Entwurf über die Turniere und die runde Tafel.

Es eräuget ſich zuweilen in unſern Verſammlungen, daß die Vorleſung einer Abhandlung, deren Länge nicht die ganze Sitzung erfüllet, eine Unterredung veranlaſſet, die ſich auf den darinnen abgehandelten Gegenſtand bezieht, und die noch übrige Zeit, bis die Geſellſchaft aus einander geht, auf eine nützliche Weiſe ausfüllet. In dergleichen Unterredungen unterſuchet man mit lauter Stimme Neben- oder Hauptfragen. Ein jeder beuth ſeine Anführungen oder Anmerkungen dar. Eins führet auf das andere, das Geſpräch wird lebhaft: allein, da bey demſelben alle ihm eigene Freyheit herrſchet, ſo findet ſich oftmals dabey auch diejenige Unordnung, welche die ſchriftlichen Unterſuchungen nicht haben; in welchen alles ſich an einander kettet, und in methodiſcher Ordnung folget.

Um nun dieſem Uebel abzuhelfen, ſo nimmt zuweilen ein der Sachen kundiger **Akademiſt**, und noch öfter der Secretär die Mühe über ſich, den Inbegriff davon in der nächſten Verſammlung vorzutragen. Dieſem Gebrauche, welcher von dem Herrn **von Boze** genau beobachtet worden, haben wir verſchiedene merkwürdige Artikel zu danken: die durch ſeinen Fleiß geſammlet worden, und die er von Zeit zu Zeit in die **Geſchichte der Akademie** eingerücket hat. Dieß iſt ein Beyſpiel, welchem wir, ſo viel uns möglich ſeyn wird, werden zu folgen ſuchen.

In der Verſammlung vom 16ten **März** 1745 eräugete ſich derſelbe Fall, von welchem wir hier reden. Eine Abhandlung

handlung über einige Puncte der franzöſiſchen Geſchichte, in welcher zufälliger Weiſe auch von unſern alten Kriegsgebräuchen die Rede war, erregete ein Geſpräch über die Turniere und Ritterſpiele. Herr von Foncemagne erboth ſich daſſelbe zuſammen zu faſſen, und es war natürlich, daß er ſolches über ſich nahm, indem er den meiſten Theil an dieſer Unterredung gehabt hatte, die eben von einem der Gegenſtände ſeiner Studien handelte. Er brachte auch wirklich den folgenden Freytag den Auszug davon mit, welchen wir ſo herſetzen wollen, als er ihn vorgeleſen hat.

Man kann, ſaget der Herr **von Foncemagne**, alles, was in der letzten Verſammlung auf die Bahne gebracht worden, in drey Fragen zuſammen faſſen:

1. Welches iſt der Zeitpunct von der Einſetzung der **Turniere**?

2. Zu welcher Zeit fangen die hiſtoriſchen Denkmäler an, die **Ritter von der runden Tafel** zu nennen?

3. Muß man den Urſprung der **Wappen**, den **Turnieren**, oder den **Kreuzzügen** zuſchreiben?

Eine jede von dieſen Fragen, könnte der Gegenſtand einer eigenen Abhandlung ſeyn. Wir haben bereits, der Herr **de la Curne**, und ich, in unſern Schreibtafeln ein gutes Theil ſolcher Materialien beyſammen, die zu deren Ausarbeitung nöthig ſind; allein, wir gedenken ſie nicht eher zu brauchen, als bis wir glauben werden, alles das geſammlet zu haben, was uns noch fehlet. Indeſſen will ich mich bemühen, auf dieſe drey Fragen ſummariſch zu antworten; und

---

a) *Duchesne* Tom. II. p. 375.

[*] So reden Franzoſen, die alles, was in den alten Zeiten Fränkiſch, und folglich Deutſch war, zu ſolchen Franzoſen machen wollen, als viele hundert Jahre

und ich hoffe, daß, wann wir ſie dereinſt mit der gehörigen Weitläuftigkeit ausarbeiten werden, dieſe Antworten ſelbſt, ungeachtet ſie noch unreif ſind, vielleicht alsdann aus unſern Unterſuchungen folgen werden.

Erſte Frage.

Aus welcher Zeit iſt die Einſetzung der Turniere?

Es würde in unſerer Macht ſtehen, den Urſprung der **Turniere** bis in die Mitte des IX. Jahrhunderts hinauf zu rechnen, und deren Einſetzung dem Sohne **Ludwigs des gütigen** beyzumeſſen. So redet der Geſchichtſchreiber **Nithard** von denen Gefechten oder Spielen, welche die zween Brüder, **Ludwig der deutſche**, und **Karl der kahle**, ſehr oft gegen das 842ſte Jahr angeſtellet haben; nachdem ſie denjenigen Bund beſchworen hatten, der durch die Formel ihres Eides ſo berühmt geworden iſt. Ludos etiam hoc ordine ſæpe cauſa exercitii frequentabant . . . . ſubſiſtente hinc inde omni multitudine, primum pari numero Saxonorum, Vaſconorum, Auſtraſiorum, Britannorum, ex utraque parte veluti invicem adverſari ſibi vellent, alter in alterum veloci curſu ruebat . . . . und welter unten, eratque res digna . . . ſpectaculo *a*).

Ungeachtet aus der Folge von **Nithards** Texte ziemlich deutlich erhellet, daß Deutſchland der Schauplatz dieſer Spiele geweſen: ſo haben doch die Deutſchen, die ſich die Erfindung der **Turniere** zueignen, ſich nicht gewaget, ihren Anſpruch auf dieſe Stelle zu ſtützen; vielleicht deswegen, weil dieſe zween Prinzen Franzoſen geweſen *). Sie ſagen alſo, daß Kaiſer **Heinrich der I. der Vogler** genannt,

---

Jahre hernach, durch die Vermiſchung, und Ausartung entſtanden ſind. **Karl der Große**, ſowohl, als ſein Vater **Pipping** waren deutſche Franken; ſo, wie alle vorige Könige, von Pharanannt *b*), welcher im 936ſten Jahre geſtorben iſt, der Urheber davon geweſen. Einige andere legen dieſe Ehre, mit mehrerm Grunde, einem andern **Heinrich** bey, welcher um ein ganzes Jahrhundert ſpäter iſt, als der erſte. In dieſem Falle würden die Deutſchen wenige Vorzüge über die Franzoſen haben, bey denen man die Turniere ſchon gegen die Mitte des XI. Jahrhunderts, durch **Gottfrieden, Herrn von Preuilli in Anjou** eingeführet ſieht. Anno 1066, ſaget die **Chronik von Tours**: Gaufridus de Pruliaco, qui Torneamenta invenit, apud Andegavum occiditur.

Wir würden faſt ein halbes Jahrhundert gewinnen, wenn wir dasjenige annehmen wollten, was die Chronik des **Lambertus** *d'Ardres* ſaget, welche *du Cange* *c*) anführet,

---

Pharamunden und den Merowingern her: die theils im deutſchen Frankenlande dießſeits des Rheins, theils jenſeits deſſelben in dem eroberten Gallien herrſcheten. Das lehret die ganze alte Geſchichte; das lehret **Karls des Großen** Geburt in Deutſchland, ſeine Reſidenz in Deutſchland zu Aachen, daraus er auch Gallien beherrſchete; ſeine Liebe zur deutſchen Sprache, deren alte Lieder er ſammlete, und deren Regeln er ſelbſt in einer Grammatik beſchrieb; die er mit den Namen der Monathe und der Winde vermehrete u. ſ. w. wie **Eginhard** ausdrücklich ſchreibt. Das lehren alle Namen ſeiner Helden, Bedienten, Biſchöfe und Kinder: denn alles iſt Deutſch. Das lehret endlich von ſeinen Söhnen, die berühmte altdeutſche Eidesformel, die **Ludewig dem Deutſchen** ſelbſt **Karl der Kahle**, der das weſtliche Frankreich bekam, ſchwören mußte. Denn ſchwor dieſer einen deutſchen Eid, ſo mußte er ihn verſtehen: wie denn kein Wunder war. Noch mehr! **Ottfried**, der die Evangelia in Verſe brachte, nennet ſeine Sprache, wie ſein Volk immer Franciſco, d. i. Fränkiſch. Da nun die Franzoſen dieſes francois, oder franzöſiſch nennen: ſo zeiget doch der Augenſchein, daß es klares Deutſch iſt. Solche franzöſiſche Prinzen waren alſo die vermeynten Erfinder der Turniere; die nämlich eines deutſchen Kaiſers Söhne waren, von Kindheit an deutſch redeten, und das Fränkiſchdeutſche für ihre Mutterſprache hielten. Und ob ſie wohl ret: daß, als *Raoul*, ein Graf von *Guines*, nach Frankreich gekommen, um daſelbſt die Turniere zu beſuchen, er dabey einen tödtlichen Stich bekommen: denn Herr *du Cange* beweiſt, daß *Raoul* vierzig oder funfzig Jahre vor dem Herrn *de Preuilli* gelebet hat.

Aus dieſen wenigen Beobachtungen folgen zweyerley Sachen; die eine, daß, wenn man die neueſte Zeit nimmt, nämlich des *Geoffroi de Preuilli* Todeszeit, 1066 die Turniere gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts in Frankreich bekannt geweſen; zweytens, daß die Franzoſen wohl berechtiget ſeyn könnten, den Deutſchen die Ehre ſtreitig zu machen, daß ſie die Turniere eingeſetzet haben. Und in Anſehung dieſes letzten Punctes, will ich noch hinzufügen, daß ein auswärtiger Geſchichtſchreiber, wenn er von den

---

wohl die linguam romanam ruſticam, oder galliſche Bauerſprache, die man auch romaniſch nannte, verſtunden: ſo war doch dieſelbe viel zu grob, als daß man ſie bey Hofe reden ſollte: wie aus der Eidesformel erhellet, die **Karl der deutſche**, um des Volkes willen, ſchwören müſſen.

Wenn aber die Deutſchen von dieſen Waffenübungen, die von gedachten beyden Königen zur Luſt, unter ihren Völkern angeſtellet worden, den Urſprung der Turniere nicht herleiten: ſo thun ſie ganz klug daran. Denn es iſt ganz ein anders, verſchiedene Schaaren von allerley Nationen, in gleicher Anzahl, gegen einander zur Luſt ſcharmützeln laſſen; und zween geharniſchte Ritter mit Lanzen, in den Schranken, auf ein Zeichen des Heroldes, und in Gegenwart gewiſſer Richter des Kampfes, mit einander eine Lanze brechen laſſen; ſo daß dem Sieger von der Hand eines Frauenzimmers der Dank oder der Preis ertheilet wird. Dieß geſchah nun bey jenen Kriegsſpielen nicht; ſo wenig, als bey dem Könige **David**, wo auch die **Knaben**, d. i. 12 Soldaten von Joabs und 12 von Abners Heere, vor ihnen ſpielen mußten: woraus aber ein gar zu ernſtliches Spiel entſtund, das vielen das Leben koſtete. II. B. Sam. im 2. Cap. Wer hat ſichs aber träumen laſſen, von dieſen Zeiten die Turniere herzuleiten? G.

b) *La Colombiere* Theat. d'honn. T. I. pag. 51. und *Favin.* Lib. X.

c) Diſſert. ſur *Joinville*.

Turnieren redet, ſie franzöſiſche Gefechte, *conflictus Gallicos* nennet: ſo ſehr war er überzeuget, daß ſie in Frankreich zu Hauſe gehören. Henricus Rex Anglorum junior, ſaget **Matthias Paris** unter dem 1179ſten Jahre, mare tranſiens, in *conflictibus Gallicis* et profuſioribus expenſis triennium peregit, regiaque majeſtate prorſus depoſita, totus eſt de rege translatus in militem *).

Zweyte Frage.

Zu welcher Zeit fangen die hiſtoriſchen Denkmäler an, von den Rittern der runden Tafel zu reden? und welches iſt ungefähr der Zeitpunct von der Einſetzung der Ritterſchaft?

Gleich anfangs muß man bemerken, daß der Namen **Turnier**, Haſtiludium, ein allgemeiner Namen geweſen; daß er vielerley kriegeriſche Spiele unter ſich begriffen, und daß die **runde Tafel** eines von dieſer Art geweſen. Eine Stelle aus dem **Matthias Paris**, wird einen Beweis dieſer Anmerkung abgeben. Milites . . . . . ſaget dieſer Schriftſteller, unter dem 1252ſten Jahre, conſtituerunt unanimiter, non ut in haſtiludio illo quod communiter . . . Torneamentum dicitur, ſed potius in illo ludo militari qui Menſa rotunda dicitur, vires ſuas attentarent. Hier ſieht man menſa rotunda und Torneamentum einander als zwo unterſchiedene Arten entgegen geſetzet; die aber unter dem weitläuftigern Namen Haſtiludium begriffen ſind.

So hat der **P. Meneſtrier** *d*) dieſe Stelle verſtehen müſſen, die er gleichwohl nicht angeführet hat: **Die runde Tafel,**

---

*) Hier dünket michs kein Wunder zu ſeyn, daß von einem engländiſchen Könige, der wirklich in Frankreich iſt, und ſich daſelbſt in Turnieren übet, geſaget wird, er hätte in conflictibus gallicis eine Zeitlang zugebracht. Wäre er damals auf

Tafel, ſaget er, war eine Art von **Waffenfeſt**, wie das **Lanzenbrechen** und **Turnieren**. Unfehlbar nannte man es daher die **runde Tafel**, weil das Feſt mit einem Gaſtmahle anfieng, wo die Ritter rund um eine runde Tafel ſaßen, damit allem Streite wegen des Ranges vorgebeuget würde; oder auch, weil die Kampfſchranken in Geſtalt eines Amphitheaters waren.

Dieſe Beobachtung vorausgeſetzet, glaube ich, daß die Art wohl einerley Alter mit der Gattung haben könne; das heißt, daß die Einführung der **runden Tafel**, ſo alt ſeyn könne, als die Einſetzung der **Turniere**. **Alberich** *des trois-Fontaines* redet unter dem 1235ſten Jahre davon, als von einer Sache, die damals nicht neu war, und das war die Zeit, in der er lebete: Rex Navarræ rediens in Campaniam cruce ſignatur, et cum eo multi Barones; Flandriæ Barones apud Hesdinium, ubi ſe exercebant ad Tabulam rotundam, cruce ſignantur *e*). Dieſe Stelle beſtärket noch überdieß dasjenige, was ich aus dem **Matthäus Paris** gezogen habe, und zeiget: daß die **runde Tafel** urſprünglich nicht nur ein Ritterorden, ſondern auch eine Art eines kriegeriſchen Feſtes oder Spieles geweſen. Nachmals hat man wohl die Ritter, welche ſich dabey befunden, **Ritter von der runden Tafel** nennen können.

Allein, könnte man nicht noch weiter gehen, und z. E. ſagen, die **runde Tafel** müßte ſo alt ſeyn, als der älteſte Ritterorden.? Der Gebrauch, an einer runden Tafel zu ſpeiſen, konnte und mußte ſich vielleicht ſobald einführen, als die Verſammlungen der Ritter entſtunden. Nun iſt, ſo

---

auf deutſchem Boden geweſen, und hätte hieſigen Turnieren beygewohnet: ſo würde man ſie ohne Zweifel conflictus germanicos genennet haben. G.

[d] Cheval. anc. p. 230.

[e] Pag. 555.

ſo viel ich weis, der älteſte bekannte Orden, der **vom Bade**; wenigſtens iſt er derjenige, zu deſſen Vortheile ich jetzt die älteſten Zeugniſſe anführe.

Der Mönch *de Marmoutier*, berichtet in dem Leben **Gottfrieds**, Grafens von **Anjou**, welcher die **Mathildis**, eine Tochter **Heinrichs** des I. Königes von England heurathete, daß **Gottfried** den **Heinrich** zu **Rouen** beſuchet, um

---

f) *Meneſtrier* orig. des armes. pag. 61.

*) Der König **Artus** iſt leichter ſchlechtweg zu einem fabelhaften Könige erkläret, als mit guten Gründen aus der Welt verbannet. Denn wenn ich gleich zugebe, daß die Poeten ſeine Geſchichte mit unzählichen Fabeln verbrämet haben: ſo iſt doch darum ſeine ganze Perſon noch kein Gedicht. Haben nicht auch **Homer** und **Virgil** auch vom **Achill**, **Ulyſſ** und **Aeneas** viel fabuliret: und doch hat man darum dieſen Helden nicht das Daſeyn ſtreitig gemachet. Die deutſchen und Provenzaldichter mittlerer Zeiten, haben ſehr viel vom **Otnit**, **Dietrich von Bern**, **Karl dem Großen** und **Rolanden** gedichtet: wer will aber darum behaupten, daß **Odoacer** der Heruler, **Theodoricus** der Gothen König, **Karl** und **Roland** nur Undinge und Hirngeſpinſte geweſen? Was mich aber beweget den Artus für einen wirklichen König der weſtlichen Britten, um die Zeiten, da ſich die Angelſachſen des öſtlichen Theils von Albion bemeiſterten, zu halten, iſt fürs erſte das unparteyiſche Zeugniß **Siegeberts von Gemblours**. Dieſer ſchreibt auf das 470ſte Jahr ſeiner Chronik, mit aller Behutſamkeit eines Geſchichtſchreibers ſo. Da er vom Brittiſchen Könige Riothimus redet, der den Römern zur Vertheidigung von Gallien, zu Hülfe gekommen, ſetzet er hinzu: Quis autem fuerit Riothimus iſte, hiſtoria Britonum minime dicit. Iſt aber das in dieſen dunkeln Zeiten wohl ein Wunder? Gab es dann im V. Jahrhunderte in Brittannien ſchon ſo viele Gelehrte, daß man Geſchichtbücher von ihnen fodern konnte? Er fährt fort: Nam ſi fidem Narrationi illius hiſtoriæ præbeamus, huic loco inſerendi actus *Arturi* celeberrimi Regis, qui poſt Patrem ſuum Uterpendragon, regnum Britanniæ adeptus eſt. Sed quia in aliis hiſtoriis nullam de eo mentionem invenimus, et hæc ipſa Brito-

um **Ritter vom Bade** zu werden *f*). Dieſe Begebenheit muß aus dem Anfange des XII. Jahrhunderts ſeyn. Heinrich beſtieg den Thron im 1100ten Jahre. Uebrigens ſcheint der **Orden vom Bade** ſeinen Urſprung in England genommen zu haben; und die Romanſchreiber wollen auch, daß der Orden von der **runden Tafel**, durch den fabelhaften **Artur** *) zuerſt errichtet ſey. Warum ſollte man nicht ſagen, dieſe zween Orden wären in ihrem Urſprun-

---

Britonum hiſtoria ſupputationem annorum, quibus Arturus et multi alii regnaverunt, vel aperte non dicit, vel omnis tacet: nec dubia pro veris affirmamus, nec hiſtoricam narrationem, quæ nuper de Britannico in Latinum translata eſt, lectori ſubtrahimus. NB. *Multa enim inter hiſtoricos variare conſidero diverſitatem*; non ſolum in annis, ſed etiam in geſtis, atque nominibus perſonarum: ut quod iſte fecerit, alius feciſſe vel dixiſſe aſſeratur; et quod hoc anno evenerit, in alio anno eveniſſe dicatur, et res geſta, quæ hoc modo ab uno hiſtorico deſcribitur, ab alio multum diſſona ratione narretur.

Nach dieſem vernünftigen Eingange erzählet er nun: daß nach Uterpendragons Tode, ſein Sohn Artur zum Throne gelanget ſey; von deſſen wunderbaren Thaten alle Völker reden, ob gleich vieles nur fabelhaft ſey. Da er ein rechtſchaffener Herr geweſen, habe er ſich ſehr beliebt gemachet, und viele Freygebigkeit ausgeübet. Er habe wider Sachſen, Schotten und Picten öfters geſtritten; und ſie endlich in einem Walde umringet, ſo daß ſie um einen freyen Abzug gebethen, und Tribut verſprochen. Als ſie dieß Verſprechen nicht gehalten, hätte er ſie tapfer angegriffen, und mit ſeinem Schwerte Caliburnus, und einem goldnen Helme, darauf ein Drache gebildet geweſen, bewaffnet, einen Schild, mit dem Bilde der Jungfrauen Maria, und einen langen Spieß geführet. So wäre er in die Feinde gebrochen, und hätte bloß mit ſeinem Schwerte 476 Mann erſchlagen, und viele Fürſten der Gegner erleget.

Ferner aufs 472ſte Jahr erzählet er, Artur habe die Schotten und Picten belagert, und mit Hunger geängſtet; aber auf Fürbitte der Geiſtlichen ihnen vergeben; hernach viele Kirchen und Klöſter gebauet, und gute Anſtalten gemachet. Aufs 473ſte Jahr meldet er weiter: Artur ſey mit einer Flotte

Urſprunge nur ein einziger: bald würde er der Orden vom Bade genennet, weil das Baden eine derer vorgeſchriebenen Ceremonien war, wenn jemand zum Ritter geſchlagen wer-
den

Flotte nach Irrland gegangen, und habe den König daſelbſt zur Uebergabe gezwungen, auch ganz Irrland eingenommen; ſey nach Island geſegelt, und habe es erobert: worauf die Könige von Godland und den orcadiſchen Inſeln ſich freywillig unterworfen hätten.

Sind nun in allen dieſen Dingen einige Vergrößerungen: ſo ſieht man doch nicht, daß darum alles falſch ſeyn müſſe. Im folgenden meldet er unter andern Jahren, noch Arturs Züge nach Norwegen, Dännemark und Frankreich; darinn ebenfalls Zuſätze ſeyn mögen. Aber was mich am meiſten von der Wirklichkeit eines Königes Arturs, überführet, iſt Camden in ſeiner Britannia. Denn zu geſchweigen, daß er auf der 141. S. den Ort ſeiner Geburt und ſeines Begräbniſſes anzeiget: ſo hat er auch auf der 166. S. von ſeinem gefundenen Grabmaale eine glaubwürdige Nachricht ertheilet. Ich will ſie, mehreres Nachdruckes wegen, mit ſeinen eigenen Worten anführen.

Cum Henricus II. Rex Angliæ ex Bardorum Britannicorum cantilenis accepiſſet, Arthurum Britannorum nobiliſſimum Heroem, qui Saxonum furores virtute ſæpe fregerat, Glaſconiæ inter duas pyramides ſitum eſſe; corpus inveſtigari curavit: vixque jam ſeptem pedes in terram defodiſſent cum inciderent in cippum, ſive lapidem, cujus adverſæ parti rudis crux plumbea, latiori forma, inſerta: quæ extincta inſcriptas litteras oſtendit, et ſub eo, ad novem fere pedum altitudinem, ſepulcrum inventum, ex quercu cavata, in qua oſſa *inclyti illius Arthuri* repoſita. Inſcriptionem autem ex Prototypo, in Glaſconienſi cœnobio quondam deſcriptam, propter litterarum antiquitatem ſubjungendam putavi. Barbarum quiddam et quaſi Gothicum præ ſe ferunt litteræ, et ejus ætatis barbariem plane loquuntur; quæ adeo fatalibus tenebris involuta erat, ut nemo fuerit, cujus ſcriptis Arthuri nomen celebraretur. Materies procul dubio doctiſſimi viri facultate et copia digna, qui tantum principem celebrando propriam etiam ingenii laudem conſecutus fuiſſet. Fortiſſimus enim Britannici imperii propugnator, hoc ſolo nomine vel infeliciſſimus videtur, quod ſuæ virtutis dignum præconem non invenerit. Sed ecce crucem iſtam et inſcriptionem. NB. Ich ſchreibe die Buchſtaben ſo ab, wie ſie auf dem Kreuze ſtehen:

HIC

den ſollte; bald hieß er der Orden von der runden Tafel, weil man gewohnet war, an einer runden Tafel zu ſpeiſen. Warum ſollte man nicht ſo gar denken, daß keiner von

beyden

HIC IA
CET S
EPV
LTVS. INCL
ITVS. REX
ARTV
RIV
S. IN
INSV
LA. A
VaLO
NI
A

Hierauf führet er noch einige Verſe von ihm, aus dem Joſeph Iſcanus auf denſelben an, und erkläret die Bedeutung ſeines Namens. Vocabatur vero hic Heros, (ut obiter hoc ex Ninnio notem, ſi notatu dignum) *Mal-Vter*, i. e. filius horribilis, quia a pueritia fuit crudelis; et *Artur*, quod Britannice ſonat, urſum horribilem vel malleum ferreum, quo confringuntur molæ leonum. So weit Camden. Nun ſage man, daß es keinen Artur gegeben habe. Wenn aber dieſer Engländer bedauret, daß dieſer Achilles der Britten, wie er ihn a. d. 141. S. nennet, keinen Homer gefunden, der ihn beſungen: ſo irret er. Wir haben im Deutſchen nicht nur alte Heldengedichte, darinn des Königs Artur beyläufig gedacht wird; als z. E. das obige auf den Gollogreant und Jbein, wo Artur mit einem großen Heere eingeführet ward; ſondern auch in dem Gedichte eines gewiſſen Grunebecks, vom Ritter Wigolais, der ausdrücklich von ihm ſingt. Nach der Vorrede, und Meldung ſeines Namens heißt es:

Es waz hivor als man ſeit
ein kung der nach eren ſtreit
Des nam weit iſt erkant
Britannie iſt ſein lant
Selber hiſ er artus
In kardiol hielt er hus.

Ich beſitze dieß Gedicht in einem alten MSt. vom XIV. Jahrhunderte, ſowohl als einen andern Folianten, der ausdrücklich vom Könige Artus und der Tafelrunde ſinget. Die Ueberſchrift heißt: hie hebt ſich kunig artus buch an, C. 2. Was tugenden kunig artus begieng hör hie. C. 3. Wie kunig artus waſlet bis er newe mer hörte. C. 4. Was ſitten die tafelrunde pflag. u. ſ. w. Und ſelbſt in England hat Blackmore, doch freylich nach Camdens Zeit, ein ganz Heldengedicht vom King Artur geſchrieben. G.

beyden urſprünglich rechte Orden ſind? und daß es den Romanſchreibern nur beliebet hat, gewiſſe Gebräuche die den Rittern eigen waren, in Orden zu verwandeln. Das wenige was ich hier geſaget habe, wird einen Begriff von der Weitläuftigkeit der Materie geben.

Dritte Frage.

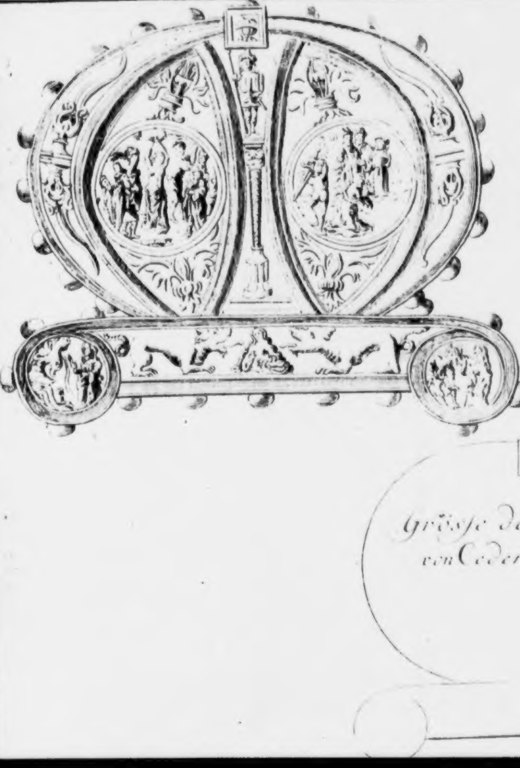
Muß man den Urſprung der Wappen, den Kreuzzügen oder den Turnieren zuſchreiben?

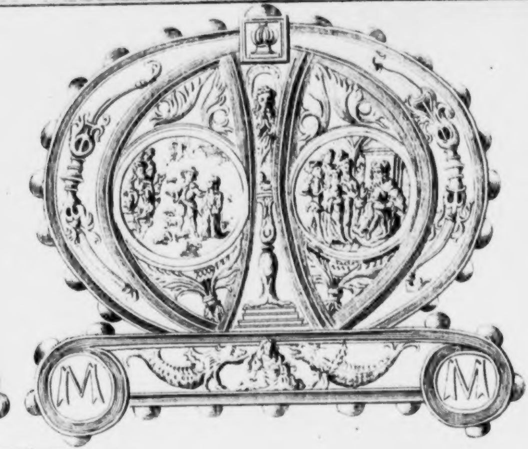
Ich glaube, man muß den Ausſpruch zum Vortheile der **Turniere** thun. Dieß iſt auch die Meynung des **P. Meneſtrier**, welcher ſich hauptſächlich auf das Verhältniß gründet, welches die Wappen zu allen Zeiten mit den Gebräuchen der **Turniere** gehabt haben. **Ich** verweiſe den Leſer auf das 4te Capitel ſeines Tractats **vom Urſprunge der Wappen.** Selbſt der Namen Blaſon ſaget er, iſt aus den **Turnieren** entlehnet: denn er leitet mit vieler Wahrſcheinlichkeit dieß Wort aus dem deutſchen blaſen, ins Horn ſtoßen, her. Die Ritter die zu einem **Turniere** kamen, blieſen ins Horn: damit die Herolde ermahnet würden zu kommen und ihnen ihre Wappen zu unterſuchen und zu beſchreiben, welches man nachdem blaſonner genennet hat.

Allein, noch ein anderer Grund, den der **P. Meneſtrier** verabſäumet hat, anzuführen, und der mir entſcheidend zu ſeyn ſcheint, iſt dieſer, daß man den Gebrauch der Wappen ſchon vor dem Zeitpuncte der Kreuzzüge eingeführet findet. **Der P. Mabillon,** führet aus dem Olivier de Wree, ein Siegel **Roberts** des I. Grafen von **Flandern** an, welches an einer Urkunde von 1072. gehangen, auf welchem **Robert** zu Pferde vorgeſtellet iſt, wie er einen Degen in der einen Hand und einen Schild in der andern hält, worauf ein Löw iſt: Et hic primus eſt, ſetzet er hinzu, comitum Flandrenſium, qui ſymbolum gentilitium præferat g). Nun ward der erſte Kreuzzug erſt 1095. ausgeſchrieben.

---

g) Diplom. pag. 146.


Gröſse de
von Ceder



x Diptychi
n Holz

XXXIII.

Herrn Bons Erklärung von einem ſonderbaren Diptycho.

Einer von denen glücklichen Zufällen, welche ſich insgemein nur denjenigen anbiethen, die denſelben nachſtellen, und ſie ſich zu nutze zu machen wiſſen, brachte vor einigen Jahren dem Herrn **Bon**, ehemaligen Oberpräſidenten der Rechnungskammer von **Montpellier**, und **Correſpondenten** unſerer **Akademie**, eine halberhebene Schnitzarbeit in die Hände, welche auf beyden Seiten in ein Holz geſchnitten iſt, welches Cedernholz zu ſeyn ſcheint. Die Zärtlichkeit des Schnitzwerks, und die Seltenheit derer Begebenheiten, welche auf denen verſchiedenen Münzen zu ſehen ſind, in die dieſes Stück eingetheilet iſt, erweckten ſeine Aufmerkſamkeit. Er eilete alſo, daſſelbe an ſich zu bringen, und ſeinem Cabinette einzuverleiben, welches voller merkwürdigen Stücke iſt: davon viele, die er ſelbſt in ſeinen an uns eingeſchickten Abhandlungen erkläret hat, bereits unſere Geſchichte mit merkwürdigen Artikeln verſehen haben, die in unſere verſchiedene Bände vertheilet ſind. Das Stück, welches wir hier ankündigen, ſcheint ihm, nicht nur eben ſo würdig, ſondern auch einer Erklärung eben ſo fähig zu ſeyn als die vorigen. Wir wollen hier diejenige mittheilen, die er uns bald darauf, als er Beſitzer davon geworden *a*), übermachet hat *b*).

Die Figur dieſer Tafel, iſt oval. Sie ruhet auf einem geraden länglichten Fußgeſtelle, welches durch zween runde

---

a) Im März, 1745.

b) Man ſehe die V. Kupfertafel.

runde Ecken von eben der Dicke ſich endiget. Ihr größter Durchmeſſer iſt drey und einen halben Zoll. Die Höhe des kleinen und des Grundgeſtelles, haben mit einander nur drey Zolle: die Dicke iſt vier Linien. Das Oval hat auf jeder ſeiner Seiten, oder Seite und Gegenſeite, zwo Münzen; und die zwey runden Enden des Grundgeſtelles, ſind ebenfalls auf einer ihrer Gegenſeiten mit einer Münze, auf der andern aber mit einem großen M. bezeichnet. Der Umfang von allem iſt mit dreyßig runden Körnern beſetzet, welche von zehn zu zehn durch die zwo Rollen des Grundgeſtelles, und die oberſte Spitze des Stückes getrennet ſind. Die Vorſtellung dieſes Stückes, die wir hier mittheilen, wie ſie nach der uns vom Herrn **Bon** eingeſandten Zeichnung abgeſtochen iſt, wird dem Leſer einen richtigen Begriff davon machen.

Bey dem erſten Anblicke des Stückes, und da Herr **Bon** ſich alles deſſen erinnerte, was *du Cange* und andere Schriftſteller von der Geſtalt und dem Nutzen der alten Diptychen geſaget haben, ja was er ſelbſt an denen, die er geſehen, bemerket hat, urtheilete er gar bald, daß es zu ſehr jenen Arten von Denkmälern gliche, als daß es auch nicht deren Namen verdienen ſollte. Gleichwohl hielten ihn zween ziemlich rührende Verſchiedenheiten zurück. Alle Diptycha die man noch zur Zeit kennet, ſind zweyblättrige Tafeln, mit Aufſchriften bezeichnet, die deren Erklärung geben, oder doch erleichtern; dahingegen das Stück, wovon hier die Rede iſt, nur ein einzelnes Täfelchen, ohne alle Schrift iſt: man müßte denn dieſen Namen denen zwey großen MM geben, welchen die zwo Rollen des Grundgeſtelles auf der einen ihrer Gegenſeite zeigen. Allein, zahlreichere und wichtigere Aehnlichkeiten, als dieſe Abweichungen ſind, macheten den Herrn **Bon** ſchlüßig, bey ſeiner Meynung zu bleiben.

Er

Er wußte, daß die Diptycha, welche mehrentheils in Elfenbein oder Holz geſchnitten worden, eine Art eines tragbaren Denkmaals geweſen, die man gegen die Zeit des verfallenden Reiches erdacht hat, um das Andenken derer Begebenheiten zu erhalten, die man für würdig geachtet, auf die Nachwelt zu kommen. Bey den Heiden bedienete man ſich ihrer, um die Namen der Kaiſer und vornehmſten obrigkeitlichen Perſonen darauf zu ſetzen. Die ernannten Conſulen hatten verſchiedene ſolche Diptycha, die ſie ihren vornehmſten Bedienten austheileten, und auf welchen man ſie erhaben, mit ihren Namen und Würden vorſtellete. Sie ließen auch die Thiere, Klopffechter, und alles darauf ſchnitzen, was zu denen Spielen gehörete, die ſie dem Volke gaben, wenn ſie das Conſulat antraten.

Bald darauf nahmen auch die Chriſten den Gebrauch der Diptychen an; aber nur, um ſie dem Andenken der Oberprieſter, der Kirchen- oder Klöſterſtifter, inſonderheit aber der Märtyrer zu weihen.

Ein ſolches nun ſcheint dem Herrn **Bon** dasjenige Stück zu ſeyn, was er hier unterſuchet: und übrigens erſetzet die Schnitzarbeit beyder Seiten die zwey Blätter anderer Diptychen zur Gnüge, die nur von einer Seite geſchnitzet ſind. Es hindert uns daher nichts, dieſe halberhobene Schnitzarbeit, der kleinen Zahl derer Diptychen beyzugeſellen, die bis anher bekannt ſind: und wir werden fortfahren, es in der Folge dieſes Artikels, ſo zu heißen, in welcher wir es nach dem Herrn **Bon** erklären wollen.

Die zwey MM, welche man nahe an diejenigen Thaten gebracht, die auf den Münzen ſelbſt ſtehen, kündigen bey dem erſten Anblicke das Märtyrthum irgend einer Heiligen an, der zu Ehren dieſes Denkmaal verfertiget worden: nicht zur Zeit ihres Todes ſelbſt, denn das Schnitzwerk läßt ſich nicht auf die Zeiten der Verfolgungen ſetzen; ſondern lange hernach, aus Andacht irgend eines Chriſten.

Wer iſt nun wohl die Heilige, der man es beylegen ſoll? Die Gleichförmigkeit, die ſich zwiſchen denen Thaten findet, die auf dieſem Diptycho vorgeſtellet ſind, und die Hauptumſtände des Märtyrthums der **heil. Margaretha,** laſſen keinen Zweifel, daß nicht ſie deſſen Gegenſtand ſey; und die zwey M M nicht die Anfangsbuchſtaben der Wörter, Margaritæ martyrium ſeyn. Es iſt genug, um hiervon überzeuget zu werden, daß man die Bilder des Diptychi mit den Umſtänden dieſer Begebenheit zuſammen halte, ſo wie ſie in den Legenden erzählet werden. Wir halten es nicht für nöthig, allhier zu erinnern, daß wir weit entfernet ſind, dieſe vermeyntlichen Geſchichte der **heil. Margaretha,** als wahr anzunehmen, die von den beſten Kunſtrichtern für falſch erkannt werden; und daß wir ſie nur in ſofern gebrauchen, als ſie zur Erklärung eines Denkmaals dienen können, welches in einem Jahrhunderte gemachet iſt, in welchem die Unwiſſenheit ſie für unläugbar hielt.

Das römiſche Martyrologium des **Beda**, ſaget uns nichts mehr, als daß die **heil. Margaretha** urſprünglich **aus Antiochien**, eine Tochter des **Aedeſius**, Oberprieſters der falſchen Götter geweſen; daß ſie das Märtyrthum unter dem **Aurelian**, auf Befehl des **Olybrius**, Feldherrn dieſes Kaiſers erlitten, welcher Befehl hatte, die Kirchen des kleinen **Aſiens** zu verfolgen. Aber die Legendenſchreiber verſchönern die Sache. Sie erzählen: daß die **heil. Margaretha**, als ſie das Haus ihres dem Chriſtenthume gehäſſigen Vaters verlaſſen, das Vieh hüten müſſen; daß **Olybrius**, der ſie auf dem Felde begegnet, in ihre Reizungen ſo verliebt worden, daß er, da er von ihr ſelbſt erfahren, wer ſie wäre, ihr vorgeſchlagen, ſie zu heurathen;

daß aber ihre Liebe zum Chriſtenthume ſie bewogen, dieſe verführeriſchen Anerbiethungen auszuſchlagen.

Dieß iſt nun gerade die Begebenheit, die auf der erſten von den vier großen Münzen dieſes Diptychi zu ſehen iſt. Man erblicket darauf eine Schäferinn, die mit der Hut ihrer Schaafe beſchäfftiget iſt; einen Kriegeshelden zu Pferde, von vielen andern begleitet, und der ſich mit ihr unterredet.

Dieſe großmüthige Weigerung, ſetzen die Legendenſchreiber hinzu, machete die Leidenſchaft des **Olybrius** nur noch heftiger. Er zog die Heilige vor ſein Gericht; erneuerte ſeine Anerbiethungen, und da er bald von den Liebkoſungen zu den Drohungen übergieng, ließ er ſie ins Gefängniß werfen. Das iſt der Gegenſtand der zweyten Münze. Ein Richter, der auf dem Richtſtuhle ſitzt, befraget dieſelbe Schäferinn, welche von den Schergen hinzu geführet wird.

Die auf der dritten Münze vorgeſtellte Begebenheit, ſcheint der heil. **Margaretha** noch eigentlicher zuzugehören. Der römiſche Feldherr, welchen dieſe unwandelbare Standhaftigkeit außer ſich brachte, überlieferte ſie dem Scharfrichter, um ſie unbarmherzig zu geiſeln: und da er weniger als jemals, ſeiner Leidenſchaft Meiſter war, ſo wollte er ſelbſt ein Zuſchauer dieſer Marter ſeyn; allein, er konnte deren Grauſamkeit nicht anſehen, und begab ſich mit verhülletem Angeſichte zurück.

Wenn der Leſer die Augen auf die dritte Münze richten will, ſo wird er gar leicht alle dieſe Umſtände darinn erkennen. Da nun endlich **Olybrius** keine Hoffnung hatte, und bloß ſeiner Wuth Gehör gab, ſo verurtheilete er die

Margaretha zur Enthauptung. Die vierte Münze ſtellet dieſe Hinrichtung dar.

Eben dieſe Verfaſſer verſichern, daß der Teufel verſchiedene male der **Margaretha** in ihrem Kerker erſchienen ſey, bald in der Geſtalt eines Drachen, bald eines Menſchen; und die Heilige jedesmal durch das Zeichen des Kreuzes über ihn geſieget. Dieſe doppelte Erſcheinung iſt der Inhalt der zwo kleinen Münzen, womit die Rollen des Grundgeſtelles gezieret ſind.

Die übrigen Zierrathe dieſes Diptychi, würden, wenn es nöthig wäre, dieſer Erklärung neue Beweiſe beyfügen. Auf einer von den Gegenſeiten des Ovals, bemerket man eine große Säule, welche deſſen Münzen von einander trennet; und auf dieſer Säule eine ſtehende Heilige, die die Hände faltet, und einen Drachen mit Füßen tritt. Dieſes nun iſt das gewöhnliche Sinnbild, und gleichſam das Merkmaal, welches die heil. **Margaretha** auf ihren Bildern bezeichnet.

So trennet wiederum eine große Säule, auf der andern Seite, die zwo Münzen, und dieſe trägt einen ſtehenden Kriegsmann, mit einer Lanze und einem Schilde gewaffnet. Kann man hieran wohl den **Olybrius**, und die Abſicht verkennen, die man gehabt, als man die Figur der Heiligen, der Figur des Tyrannen entgegen geſetzet? Endlich ſtellen denn die halberhobenen Schnitzwerke beyder Seiten, die Heilige knieend vor, wie ſie der ungeduldigen Wuth zweener Drachen ausgeſetzet iſt, die ſie zu verſchlingen trachten.

Da nun der Gegenſtand des Diptychi einmal feſtgeſtellet iſt, ſo mußte man auch deſſen Zeitpunct feſtſetzen;

und hiervon konnte der Character der Zierrathe entſcheiden. Herr **Bon** urtheilet, daß deren Geſchmack den Zierrathen der *Sainte-Chapelle* zu **Paris** vollkommen ähnlich ſey, von welchen man weis, daß ſie ein Meiſterſtück der Bildhauerkunſt, und gothiſchen Baukunſt ſind.

Der **heil. Ludwig** ließ dieſe **heilige Capelle im** 1247ſten Jahre durch den **Montereau**, den geſchickteſten Baumeiſter damaliger Zeit aufführen. Hieraus nun ſchließt Herr **Bon**, daß dieſes Diptychon aus den Zeiten dieſes heiligen Königes ſey: und da er ferner muthmaßet, daß derſelbe der **Margaretha** von **Provence**, Gemahlinn dieſes Prinzen, zugehöret haben mag, die ihn auf ſeinem erſten Kreuzzuge begleitet hat; ſo ſteht er gar nicht an, es als eine Frucht der Andacht dieſer Königinn, gegen die **heil. Margaretha**, ihre Schutzheilige, anzuſehen.

In der That iſt es gewiß, daß ſie ſich auf dieſer Reiſe einige Zeit zu **Antiochien**, dem Geburtsorte und Begräbniſſe der **heil. Margaretha** aufgehalten. Der Gottesdienſt dieſer Heiligen war zur Zeit der erſten Kreuzzüge daſelbſt berühmt; und verſchiedene Kreuzritter hatten Reliquien von ihr nach Europa, inſonderheit aber nach Frankreich gebracht: allwo man deren noch verſchiedene in Kirchen zeiget, z. E. zu *St. Germain-des-Pres*, zu *Fromont* in *Beauvoiſis*, und in der Cathedralkirche zu **Troyes**. **Margaretha** von **Provence**, ermangelte ihrer ſeits auch nicht dergleichen mitzubringen, und gab ſie in das Nonnenkloſter der **heil. Clara** zu **Paris**, welches ſie ſelbſt geſtiftet hatte; wohin ſie ſich in ihrem Wittwenſtande in die Einſamkeit begab, und in welchem *Blancke*, ihre dritte Tochter, ſich nach dem Tode ihres Gemahls **Ferdinands**, eines Sohnes **Alphonſus** des X. Königs von **Caſtilien** einkleiden ließ. Man kann mit Grunde muthmaßen, daß die Gottesfurcht der Königinn, **Ludwigs des heiligen** Gemahlinn, durch den Ort ſelbſt angetrieben, allwo die **heil. Margaretha** ihre Tugend bewieſen, ſie auf den Einfall gebracht, die vornehmſten Umſtände ihres Märtyrthums in ein Diptychon ſchneiden zu laſſen; welches ihr nach damaliger Weiſe an allen Orten zum Gebethe dienlich ſeyn könnte.

Die dreyßig Körner, welche dieſes Denkmaal bekränzen, ſind kein unnützer oder willkührlicher Zierrath. Sie haben eine Bedeutung, die des Herrn **Bons** Muthmaßung von dem Alter dieſes Denkmaals beſtätiget. Der Roſenkranz zu Ehren der Jungfrauen **Maria**, welcher faſt ein ganzes Jahrhundert vor dem **heil. Ludwig** durch **Petern den Eremiten** bey dem erſten Kreuzzuge aufgebracht worden, war unter der Regierung dieſes Prinzen in ſeinem größten Flore. Damals hatte man eine Menge Arten erdacht, deſſen Zehenden zu bemerken. Wir haben noch Ringe von jener Zeit, die zu dieſem frommen Gebrauche beſtimmet geweſen, und dieſelben ſind mit zehn Körnern von eben dieſem Metalle umgeben, welche ſich mit einem größern Knopfe ſchließen. Die dreyßig runden Knöpfe, die gegenwärtiges Diptychon des Herrn **Bons** umgeben, melden klärlich eine gleiche Abſicht an; und eben zu dieſem Ende ſcheinen ſie von zehn zu zehn, durch ihre zwey Enden am Grundgeſtelle, und durch den obern Theil des Diptychi abgetheilet zu ſeyn.

Dieſer Roſenkranz nun hat zwar nur drey Zehenden; allein, außer daß man ſie durch das Wiederholen leicht vervielfältigen konnte, wie unfehlbar auch diejenigen gethan haben, die nur ein Zehend an ihren Ringen hatten; ſo iſt es auch überdieß ſehr zweifelhaft, daß der Roſenkranz bey ſeinem Urſprunge aus fünf Zehenden beſtanden.

Er kann ſich anfangs wohl nur auf drey, zu Ehren der drey Hauptgeheimniſſe der Jungfrau **Maria** eingeſchränket haben: und erſt in der Folge haben der **heil. Dominicus** und ſeine Jünger deren Zahl vermehret, indem ſie ihm durch die Einſetzung des Roſenkranzes ein neues Anſehen gegeben.

◆ ◆ ◆

XXXIV.

Sinnbilder, Aufſchriften, und Münzen, welche die Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften vom 1744ſten bis mit dem 1746ſten Jahre verfertiget hat.

In denen dreyen Jahren 1744. 1745 und 1746 hat die **Akademie**, ihrem Gebrauche nach, diejenigen Sinnbilder verfertiget, die man ihr jährlich zu den **Jetons** für die königl. Caſſen abfodert.

Im 1744ſten Jahre, waren die Einnahme von Menin, **Ypern**, und **Fürnes**, die glückliche Geneſung des Königes, und die Wiedergabe von **Freyburg**, der Gegenſtand eben ſo vieler von der **Akademie** verfertigten Münzen.

Im 1745ſten Jahre, verfertigte ſie noch andere Schaupfennige über den vom Könige in dem Felde bey **Fontenoi** erfochtenen Siege, über die Eroberung der Stadt und Feſtung **Tournai**, über die Vermählung **Sr. Königl. Hoheit** des **Dauphins** mit **Marien Thereſien**, Infantinn von **Spanien**, und über die Eroberung eines Theils von **Flandern**.

Im 1746ſten Jahre, war die Einnahme von **Brüſſel**, mitten im Winter, der Gegenſtand einer beſondern Münze. Auf die Eroberung dieſer Stadt, folgete die Eroberung von Charleroi, **Namur**, **Mons**, **S. Guilain** und **Antwerpen**; dieſe Kette von Glücksfällen, gab zu einer zweyten Münze Anlaß. Noch eine dritte lieferte die **Akademie**, über die Schlacht bey **Raucoux**, welche den Feldzug in **Flandern** 1746 glorreich endigte.

Leben

derer

Mitglieder der Akademie

welche

seit dem 1744ſten Jahre

bis an das 1747ſte Jahr

geſtorben ſind.

LXVI.

Leben *) des Herrn Abtes von Rothelin.

In der öffentlichen Verſammlung der Akademie, nach St. Martin 1744. vorgeleſen.

Karl d'Orleans von Rothelin, ward zu **Paris** den 5ten **Auguſt** 1691. gebohren. Sein Vater war **Heinrich d'Orleans, Marquis von Rothelin**, der ein Abkömmling des berühmten Grafen **von Dünois**; desjenigen war, der Frankreich den Händen der Engländer entriß, um es **Karln** dem VII. wiederzugeben. Seine Mutter war, **Gabriela Eleonora de Montault de Navailles**, zweyte Tochter des **Marſchalls Herzogs von Navailles**. Die älteſte Tochter hatte den **Herzog von Elbeuf** geheurathet, von welchem ſie die **Herzoginn von Mantua** zur Welt gebohren, und die dritte heurathete den **Marquis von Pompadour.**

---

*) Dieſes und die folgenden Leben, ſind in denen drey Jahren, auf welche der hiſtoriſche Theil dieſes Bandes ſich bezieht, alle vom Herrn Freret, beſtändigen Secretär der Akademie aufgeſetzet. In dem XXI. Bande (par. Ausg.) wollen wir auch die übrigen Leben noch mittheilen, die er aufgeſetzet hat.

Karl von Rothelin war das ſechſte von den Kindern des **Marquis von Rothelin,** und kaum war er zween Monathe alt, als ſein Vater in der Schlacht bey **Leuze** den 18. **September** 1691. getödtet ward; da er an der Spitze der *Gens-d'armes* ſtand, nachdem er im Gefechte zwey und dreyßig Wunden empfangen, davon vier tödtlich waren. Die **Marquiſinn von Rothelin,** ſeine Mutter, ſtarb 1698. und die **Marſchallinn von Navailles,** ſeine Großmutter, 1700; der **Marſchall von Navailles** aber war ſchon 1684. geſtorben.

Karl von Rothelin befand ſich alſo, bereits im neunten Jahre, in einer Art von Unabhänglichkeit. Zu allem Glücke für ihn, übernahm die **Gräfinn von Clere,** ſeine Frau Schweſter, die vierzehn Jahre älter war, als er, eine Art von Aufſicht über ſeine Erziehung. Der junge **Abt von Rothelin** (denn er war ziemlich frühzeitig beſchoren worden) der mit den glücklichſten Verfaſſungen, ſo wohl des Herzens als des Verſtandes gebohren war, unterwarf ſich mit Vergnügen dem Anſehen einer Schweſter, welche durch ihre Verdienſte und Tugend, ſchon damals verehrungswürdig war. Er hat es niemals vergeſſen, daß ſie Mutterſtelle an ihm vertreten, und er hat allezeit gegen ſie alle Zärtlichkeit eines Sohnes ſpüren laſſen.

Er war ſehr jung in das Collegium von **Harcourt** in die Koſt gethan. Die Liebe die er ſein ganzes Leben hindurch gegen die Wiſſenſchaften behalten hat, und ſeine Fertigkeit im ſchreiben, ſowohl als die lateiniſche Sprache zu reden, entübrigen uns eine Beſchreibung ſeiner erſten Studien zu machen. Eine That indeſſen müſſen wir nicht vergeſſen, die ſchon damals ſein edles und gutgeſinntes Herz verrieth. Man hatte ihm einen Lehrmeiſter gegeben, welcher

cher innerhalb etlichen Jahren von derjenigen ſchrecklichen Krankheit überfallen ward, welche diejenigen, ſo damit behaftet ſind, aus der menſchlichen Geſellſchaft verbannet. Die Anfälle derſelben wurden ſo heftig, daß der **Abt von Rothelin**, welcher damals nur dreyzehn oder vierzehn Jahre alt war, nicht verhindern konnte, daß ſeine Familie es nicht erfuhr. Er ſah die betrübten Umſtände voraus, in welche ein verdienſtvoller Mann gerathen würde, der ſonſt gar keine Zuflucht wußte, und hielt ſich für verbunden, ihm Aufenthalt und Verpflegung zu ſchaffen. Er ließ alſo nahe an dem Collegio von **Harcourt**, für ihn ein Zimmer miethen, und mit Hausrathe verſehen, und nahm mit dem Vorgeſetzten dieſes Collegii die Verabredungen zu ſeiner Unterhaltung. Dieſer Lehrmeiſter lebete noch etliche Jahre, und bey ſeinem Tode, nahm der **Abt Rothelin** abermals die Beſorgung und Koſten ſeines Begräbniſſes über ſich. Dieſe Nachricht hat man von derjenigen Perſon ſelbſt, deren er ſich bedienen müſſen, um die Mobilien zu kaufen und das Zimmer zu miethen. Denn er ſelbſt machete eine Art von Geheimniß daraus. Man kann gar leicht denken, daß das Anſehen und die Einkünfte eines dreyzehn oder vierzehnjährigen Schülers, eines jüngſten Sohnes ſeines Hauſes, damals nicht ſehr anſehnlich haben ſeyn können. Gleichwohl ward alles bezahlet, und in weniger Zeit.

Der fernere Verlauf ſeines Lebens würde noch eine große Menge ähnlicher Züge der Großmuth darbiethen: allein ſeine Freunde glauben nicht berechtiget zu ſeyn, diejenigen Geheimniſſe zu verrathen, die er ſelbſt allezeit mit dem größten Fleiße verborgen hat.

Als er mit Erlernung der Sprachen und Weltweisheit fertig war, und ſolches mit dem größten Ruhme, fieng er die Theologie an, und that ſich darinnen noch mehr hervor. Er ſah die Erlernung derſelben als eine Pflicht an, die von ſeinem Stande unzertrennlich wäre. So jung er war auch noch, ſo ward doch alles, was er als eine Pflicht anſah, in ſeinen Augen heilig für ihn. Er ſtudierete ordentlich zwölf bis dreyzehn Stunden des Tages; und da er ein ämſiges Arbeiten mit einem ſehr glücklichen Gedächtniſſe, einem reinen und leichten Begriffe, und einer großen Richtigkeit im urtheilen verband; ſo ſetzete er zu ſeinem eigenen Unterrichte, eine Reihe vollſtändiger Tractate über alle Theile der Theologie auf. Dieſe Tractate ſind noch vorhanden, und in ſeiner letzten Krankheit hat er ſie den Händen eines Freundes anvertrauet. Diejenigen aber, die im Stande ſind von dergleichen Materien zu urtheilen, reden davon als von einem vortrefflichen Werke.

Im 1714ten Jahre ward er Licentiat, und da er bey Austheilung der Plätze die oberſte Stelle bekam, ſo nahm er den 7ten April 1716. die Doctorwürde an ſich, nachdem er noch nicht volle fünf und zwanzig Jahre alt war.

Im 1717ten Jahre ſtarb die **Herzoginn von Elbeuf**, ſeine Baſe, ohne Kinder, und hinterließ ein anſehnliches Vermögen, welches aber ſehr verwirrt und unter vielerley Erben zu vertheilen war. Die Familie, welche die unausbleiblichen Folgen ſolcher Unterſuchungen, wenn man den gewöhnlichen Weg geht, wohl einſah, übertrug dieſelbe lediglich dem Herrn **Abte von Rothelin**, welcher damals kaum mündig war. Dieſer überließ ſich auch gänzlich einer Arbeit, die ihm ganz neu war, und für diejenigen ſelbſt beſchwerlich iſt, die derſelben gewohnet ſind. Dieſe Arbeit beſchäfftigte ihn viele Jahre hindurch. Endlich kam er doch damit zum Stande, nicht nur die Rechte der verſchiedenen Erben zu ordnen; ſondern auch noch ihre Antheile, und ſogar ihre Anforderungen mit einander zu vereinigen. Sie waren alle zufrieden, und von dieſer Zeit an, bis an ſeinen Tod, iſt er der Rathgeber und Schiedsrichter in ſeiner Familie geweſen. Jedoch wir müſſen alles ſagen:

ſein eigen Loos hatte er aus denen Erbſtücken gemachet, die kein anderer haben wollte.

Im 1716ten Jahre hatte er angefangen den Herrn **Cardinal Polignac** kennen zu lernen. Die vertrauteſte Freundſchaft verband ſie gar bald mit einander, ungeachtet der Verſchiedenheit ihres Alters; eine Freundſchaft deren Lebhaftigkeit durch nichts geſtöret ward, und welcher der Herr **Abt Rothelin**, bis in ſeinen letzten Othem, ja ſo gar nach dem Tode des **Cardinals Polignac** getreu geblieben iſt. Er begleitete ihn auf ſeiner Reiſe nach **Rom** 1723. und folgete ihm in das Conclave, welches wegen der Wahl **Benedicts** des XIII. gehalten ward.

Nach dieſer Wahl brachte er noch ein Jahr in **Italien** zu, und beſchäfftigte ſich mit dem Umgange der Gelehrten, mit Beſuchung der Bibliotheken, und Unterſuchung alter Denkmäler, wie auch mit fleißigem Beſehen der Münzſammlungen.

Bey ſeinem Aufenthalte in **Rom** lernete er die alten Münzen kennen und lieben, brachte auch deren verſchiedene mit ſich nach Frankreich zurück: und da dieſer Geſchmack ſich nach dem Maaße verſtärkete, als ſeine Kenntniß zunahm; richtete er in ziemlich kurzer Zeit ein Cabinet an, welches dem Geſtändniſſe der größten Kenner, noch eines der ſchönſten in Europa iſt.

In der Sammlung der ſilbernen Münzen, die ſich bis auf 8000 erſtrecken, ſieht man eine Folge Kaiſermünzen vom **Pompejus** an, bis auf die letzten **Conſtantinopolitaniſchen** Kaiſer; mehr als 300 kaiſerliche Medaillons, 400 Medaillons von Königen und griechiſchen Städten, und ungefähr 900 quinarias, worunter viele von Golde ſind. Dieſe letzte Folge zumal iſt die einzige in ihrer Art. Sie war vom Herrn Herzoge von **Maine** angefangen; allein der Herr **Abt von Rothelin** hat ſie faſt um ein Drittheil vermehret.

Er hatte ſich auch eine Sammlung von Kaiſermünzen in kleinem Erzte angeſchaffet, die ſich faſt bis auf neun tauſend erſtrecket, und die er einige Monathe vor ſeinem Tode herausgab. Dieſe beyden Sammlungen ſind die zahlreicheſten und vollſtändigſten, die man in einem Privat-Cabinette kennet. Man findet darinnen viele ſeltene Münzen beyſammen, die in andern Cabinetten zerſtreuet ſind. Einige ſieht man darunter, die ſehr ſonderbar ſind, es ſey nun ihrer Gegenſeiten, oder Umſchriften halber, und noch einige, die bis jetzund durchaus einzeln ſind.

Der Herr **Abt Rothelin**, welcher von Kindheit an die Bücher geliebet hatte, und da er noch ein Schüler war, alles Geld darauf wendete, worüber er Herr war, hat dieſen Geſchmack ſein Lebenlang beybehalten. Sobald er im Stande war, dieſer Neigung mit minderer Schwierigkeit eine Genüge zu thun, fieng er bey denenjenigen an, die mit ſeinem Stande, und dem Hauptgegenſtande ſeiner Studien eine Verbindung hatten, das heißt, mit den theologiſchen Büchern. Er ſammlete mit Fleiß die Bibeln und Liturgien in allen Sprachen, die Werke der griechiſchen und lateiniſchen Kirchenväter; die Werke der **Scholaſtiker** und **Canoniſten**, der theologiſchen Streitigkeiten, und aller Ketzer. Hieraus machete er die vollſtändigſte Sammlung einer theologiſchen Claſſe, die noch in irgend einer Privat-Bibliothek beyſammen geweſen iſt. Hier findet man alles was nur ſeltenes iſt. Die Original-Ausgabe von der Miſſa-Latina des **Flacius Jllyricus**, die **ſchwediſche Liturgie**, das alte engländiſche Miſſale, den Mombritius von 1480. **Servets** Werk de Trinitate, alle Bücher vom **Bernardin Ochin**, die ganze Folge der Schriften **Wilhelms Poſtells**, und die ſämmtlichen Werke des Jordanus

Bruno; kurz, alles was in dieſer Art am ſeltenſten iſt. Die Kenntniß dieſer Werke, hat einen nothwendigen Zuſammenhang mit den theologiſchen Studien, für diejenigen, die ſelbige im Ganzen faſſen wollen.

Die übrigen Theile ſeines Büchervorraths, ungeachtet ſie ſo zahlreich nicht ſind, als der theologiſche, enthalten gleichwohl alles, was man nur weſentliches und merkwürdiges in jeder Gattung haben kann. Man wird leicht denken, daß die lateiniſche Litteratur, und dasjenige, was entweder mit den Alterthümern, oder der Münzwiſſenſchaft, eine Verbindung hat, darinnen mit großem Fleiße geſammlet iſt.

Ungeachtet dem Herrn **Abte von Rothelin** nicht alle Ausgaben, und die Beſchaffenheit der Exemplarien gleich gut waren; ſo war doch ſeine Liebe zu den Büchern ohne alle Eiferſucht. Er lieh ſie gern allen denjenigen, die ſie brauchen wollten. Eben in dieſer Abſicht hatte er ſich verſchiedene ſeltene und ſonderbare Bücher angeſchaffet, die man zuweilen nothwendiger Weiſe zu rathe ziehen muß, und wenn es auch nur geſchähe, um ſich zu überzeugen, daß ſie, trotz ihrem großen Rufe, nichts nützliches, noch merkwürdiges in ſich faſſen. Die Gelehrten ſind glücklich, wenn diejenigen, welche im Stande ſind, dergleichen Bücher zu kaufen, ſich der Sorgfalt unterziehen, ſie zu ſammlen, um ſie ihnen mitzutheilen.

Eine ſonderbare Ausgabe vom **Florentiniſchen Concilio**, darinnen ſelbiges das VIII. **allgemeine Concilium** genannt wird, gab dem Herrn **Abte Rothelin** Anlaß, tiefſinnige Unterſuchungen über die Streitigkeiten der griechiſchen und lateiniſchen Kirche anzuſtellen. Dieſe Unterſuchungen haben eine Reihe von Abhandlungen hervorgebracht, die ein ziemlich weitläuftiges Werk ausmachen, welches ſich in ſeinem Cabinette befinden muß.

Mit der Kenntniß derer Sachen, welche in Büchern enthalten ſind, verband der Herr **Abt von Rothelin** noch die Kenntniß der Bücher an ſich ſelbſt betrachtet; eine Kenntniß, die eine beſondere Wiſſenſchaft ausmachet, welche einem jeden nothwendig iſt, der eine Bibliothek anlegen will, und wenn ſie auf eine gewiſſe Art getrieben wird, einen Theil der Gelehrſamkeit ausmachet.

Im 1728ſten Jahre, ward er in die **franzöſiſche Akademie** erwählet. Im 1732ſten Jahre trat er als ein **Ehrenmitglied** in die **unſrige**, welche ihn ſchon lange gewünſchet hatte zu haben. Er ſah ſeinen Eintritt in beyde Geſellſchaften, als eine ſolche Verbindlichkeit an, die er allezeit überaus treulich erfüllet hat.

Zu den Verſammlungen fand er ſich fleißig ein; er war aufmerkſam auf alles, was geſaget ward, und mehr als jemand im Stande, von denen Materien zu urtheilen, die darinnen vorkamen. Gleichwohl redete er ſelten mit, als wenn die Frage wieder auf den rechten Punct zurück geführet werden mußte: dafern man etwa denſelben im Reden und Widerreden, aus den Augen verloren zu haben ſchien; ein Umſtand, der bey einer zahlreichen Verſammlung faſt unvermeidlich iſt.

Der Tod des Herrn **Cardinals Polignac**, erfolgete gegen das Ende des 1741ſten Jahres. Im ſterben übergab er ſein lateiniſches Gedicht, den Anti-Lucretium, dem Herrn **Abte von Rothelin**, mit dem Auftrage, ſelbiges zu unterſuchen; und es ſogar zu unterdrücken, wenn er glaubete, daß es nicht werth wäre, das Licht zu ſehen. Der Herr Abt von Rothelin verabſäumete nichts, dem Vertrauen eines ſterbenden Freundes gemäß zu handeln: welcher ihm dasjenige, was er am liebſten hatte, in ſeine Gewalt gegeben.

Er fieng dabey an, daß er alles aufſuchete, was er nur von Abſchriften dieſes Gedichtes finden konnte. Der Cardinal **Polignac**, welcher lange Zeit über demſelben zugebracht, hatte das MSt. davon verſchiedenen Perſonen anvertrauet, um ihre Meynung zu vernehmen; er hatte ſogar erlaubet, Abſchriften davon zu nehmen: damit ſie deſto ſicherer davon urtheilen könnten. Dieſes nun hatte ſich durch eine Art von Untreue vervielfältiget, aus welcher wenige Perſonen ſich ein Bedenken machen: allein, die meiſten davon waren verſtümmelt, und alle waren mangelhaft, indem der Verfaſſer ſeit der Zeit anſehnliche Veränderungen und Zuſätze darzu gemachet hatte. Der große Ruhm des Gedichtes ließ beſorgen, daß man nicht eilen möchte, nach einer von dieſen verunſtalteten Abſchriften, eine Ausgabe davon zu liefern. Der Herr **Abt von Rothelin** hielt daher alle dieſe verſchiedenen Handſchriften, die man ihm eingehändiget hatte, zuſammen; er vereinigte die verſchiedenen Lesarten nach einem einzigen Exemplare, und ſetzete die Verbeſſerungen und Zuſätze hinzu, die er in den Schriften des **Cardinals Polignac** gefunden; zum wenigſten diejenigen, deren Anzeige merklich war. Denn verſchiedene waren es nicht, ungeachtet einige ziemlich anſehnliche Stücke betrugen. Dergleichen war z. E. derjenige Zuſatz, in welchem er die berühmte Regel von **Kepplern**, über dem Verhältniſſe, zwiſchen dem Abſtande der Planeten und der Dauer ihrer Revolutionen vortrug.

Ein Schriftſteller, welcher in Proſa ſchreibt, ſetzet ſein Werk ungefähr in eben der Ordnung auf, wie er meynet, daß man es leſen werde; der Dichter aber, und ſo gar der Versmacher, wiſſen von dieſer methodiſchen Art zu arbeiten, nichts. Sie werden von der Gewalt einer Einbildungskraft dahin geriſſen, deren Eigenſinne ſie folgen müſſen: und derjenige Theil, der ihr Werk ſchließen ſoll, iſt zuweilen derjenige, den ſie zuerſt vollendet haben.

Aus dieſem Grunde ward der Herr **Abt von Rothelin** genöthiget, die Ordnung und Verbindung der verſchiedenen

denen Theile dieſes Gedichtes zu erforſchen. Ein oftmaliges und überlegtes Durchleſen, ſetzte ihn in den Stand, ſich von dem Entwurfe und der Einrichtung dieſes Werkes, einen vielleicht deutlichern Begriff zu machen, als der Verfaſſer ſelbſt davon gehabt haben mochte: und hiedurch konnte er die Stellen der Zuſätze mit Gewißheit feſtſetzen.

Dieſe ganze Arbeit, ſo weitläuftig und mühſam ſie auch war, war dennoch nur ein Vorſpiel zu einer neuen, der er ſich unterziehen mußte.

Der **Cardinal von Polignac** hatte ihm im ſterben aufgetragen, über das Geſchick ſeines Gedichtes den Ausſpruch zu thun: allein ſeine Freundſchaft gegen den Verfaſſer, und vielleicht auch die Arbeit, welche er angewendet, um das Werk in Ordnung zu bringen, macheten ihm ſein Urtheil verdächtig; er glaubete alſo, er müſſe andere Richter zu rathe ziehen, die ganz unparteyiſch wären. In dieſer Abſicht hielt er ſehr häufige Vorleſungen dieſes Werks, mit allen denjenigen, die er im Stande hielt, davon urtheilen zu können; es ſey nun in Anſehung der philoſophiſchen Vernunftſchlüſſe, oder der Güte der Verſe. In einem Gedichte ſind die Verſe ein weſentlicher Theil, und zwar ein ſolcher, in welchem der Abſtand vom mittelmäßigen zum ſchlechten niemals ſehr groß iſt. Ferner glaubete er, er müſſe auch von dem Eindrucke noch vergewiſſert ſeyn, welchen das Werk auf diejenigen machen würde, welche, ohne ſich in eine umſtändliche Unterſuchung einzulaſſen, damit begnüget ſind, daß ſie ein Urtheil von dem Ganzen fällen. Was man die gelehrte Welt zu nennen pfleget, die urtheilet ſelten anders; auch dann nicht einmal, wann ſie ſich nicht begnüget, nur die Urtheile einiger Privatperſonen nachzubethen.

Alle Stimmen waren hier einhällig, und der Beyfall war um ſo viel unverdächtiger, da er faſt allezeit mit dem geringen Tadel verknüpfet war, der nicht ſo wohl viel Fehler, als geringere Schönheiten anzeiget. Der **Abt Rothelin** hörete, und nahm alle Meynungen an; allein er unterſuchete ſie für ſich, mit Zurathziehung einiger wenigen Perſonen, die im Stande waren, ein Urtheil zu fällen.

Er las das erſte Buch dieſes Gedichtes in unſern Privatverſammlungen vor. Der Grund dieſes Buches iſt ganz voller metaphyſiſchen Gedanken. Der Herr **Cardinal von Polignac** unterſuchet darinnen die Grundſätze der **epikuriſchen** Morale; wenn man den Namen **Morale** einem Lehrgebäu geben kann, welches die Tugend durchaus zu einem Hirngeſpinſte machet, da es ihr alle gottſeligen Bewegungsgründe benimmt. Er zeiget, daß nach dieſem Lehrgebäu, die Menſchen, welche lediglich der Herrſchaft der Leidenſchaften überlaſſen werden, keine andern Regeln ihrer Handlungen kennen können, als die ihnen ihre eigenen Begierden einflößen. Wir alle verwunderten uns, wie geſchickt der Urheber des Gedichtes die richtigſte und bündigſte Art zu urtheilen, mit den Zierrathen einer überaus reizenden Poeſie hätte verbinden können.

Da nun einige bey dieſer Gelegenheit ſagten, dieſes Buch würde auch noch ein vortreffliches Werk der Sittenlehre abgeben, wenn es gleich aller Schönheiten der Verskunſt entbehrete: ſo wünſchete der Herr **Abt von Rothelin** ſehnlich, daß dieſes Gedicht überſetzet werden möchte. Er ſelbſt möchte ſich gern dieſer Ueberſetzung unterzogen haben: allein ſeine Geſundheit fieng ſchon an, wankend zu werden; und er wollte ſich von derjenigen Arbeit nicht abhalten laſſen, die er für nöthig hielt, um völlig überzeuget zu werden, daß das Werk verdienete, der Welt bekannt gemachet zu werden. Er nahm alſo das Anerbiethen an, welches ein junger Menſch ihm that, dieſe Ueberſetzung zu unternehmen; ein Menſch der durch ſeine Geſchicklichkeit und Gemüthsart dieſer Probe ſeines Zutrauens und ſeiner

Freundſchaft würdig war. Die Ueberſetzung wird mit dem lateiniſchen Gedichte zugleich erſcheinen können *).

Im Anfange dieſes 1744ſten Jahres, da der **Abt von Rothelin** die Folgen der Krankheit voraus ſah, die ihn überfallen hatte, legete er die letzte Hand an die Durchſehung dieſes Gedichtes; und als er glaubete, er könne nichts mehr hinzuſetzen, überlieferte er es dem Herrn le Beau, durch eine gerichtliche Vollmacht, die ihm die Beſorgung der Ausgabe auftrug, und die Beſchaffenheit des MSts beſchrieb. Herr le Beau, welcher mit einer ſonderbaren Geſchicklichkeit zur lateiniſchen Dichtkunſt, viele Gelehrſamkeit und richtige Urtheilskraft verbindet, war derjenige, der ihm die mehreſte Hülfe geleiſtet hatte. Da ihm nun der Herr **Abt von Rothelin** ein Merkmaal ſeiner Erkenntlichkeit geben wollte, ſo ſchickete er ihm wenige Zeit vor ſeinem Tode, die Folge ſeiner Kaiſermünzen in kleinem Erzte zu, davon ich vorhin geredet habe, und die ſich beynahe auf 9000 Stück beläuft.

Man muß der Gelehrſamkeit zum Beſten wünſchen, daß dieß Geſchenk den Herrn le Beau anreizen möge, ſich auf die Münzwiſſenſchaft zu legen; eine Wiſſenſchaft, die heute zu Tage ſehr vernachläßiget wird: unfehlbar deswegen, weil die Gelehrten ſo wenig Gelegenheit haben, die Münzen zu ſehen und zu betrachten.

So lebhaft auch die Liebe der Schriftſteller gegen ihre Werke iſt, ſo giebt es deren doch wenige, die dieſe Liebe bey einer ſo langwierigen und unangenehmen Arbeit hätte erhalten können, als diejenige war, die der Herr **Abt von Rothelin** für einen verſtorbenen Freund übernommen hatte:

er

---

*) Beyde ſind in der That heraus gekommen; das Gedicht 1747 und die Ueberſetzung 1749. Hier in Leipzig kam 1748 ein Nachdruck des lateiniſchen Textes heraus, welchen

der

er war aber auch allerdings durch einen viel edlern und mächtigern Bewegungsgrund dazu angetrieben worden.

„Die erſten Augenblicke, da wir einen Freund verlieren, ſagete er, ſind nicht diejenigen, da der Verluſt am „ſchmerzhafteſten iſt. Alsdann bemühet ſich ein jeder, denſelben mit uns zu theilen. Andere mengen ihre Klagen in „die unſrigen; unſer Freund lebet noch in dem Angedenken „derer, die von ihm reden. Allein, wenn die Zeit ſein Andenken aus dem Gedächtniſſe anderer Leute ausgelöſchet „hat, wenn man uns kein Wort mehr von ihm ſaget, wann „er nirgend mehr, als nur noch in unſerm Herzen lebet: alsdann ſehen wir den ganzen Umfang unſers Verluſtes ein. „Das einzige Mittel, deſſen Bitterkeit zu mindern, iſt dieſes, daß wir unſern Freund in dem Andenken der Menſchen wieder beleben, und ſie gewiſſermaßen zwingen, ſich „mit ihm zu beſchäfftigen.„ Die einzige Hoffnung, dem Herrn **Cardinale von Polignac** dieſen Dienſt zu thun, hatte den Herrn **Abt von Rothelin** noch erhalten.

Er war mit ungemeinen Empfindungen zur Freundſchaft gebohren, und erfüllete die geringſten Pflichten derſelben mit Freuden. Gleichwohl heiſchete er nichts von ſeinen Freunden, und nahm die Merkmaale ihrer Freundſchaft als ein Geſchenk, und nicht als die Bezahlung einer Schuld an. **Ich habe in meinem ganzen Leben**, ſagete er einmal, **nur dreyen Perſonen dienen können: und dieſe beweiſen mir ſo viele Erkenntlichkeit dafür, daß ich anjetzt ihr Schuldner bin.**

In ſeiner ganzen Perſon herrſchete etwas vornehmes, welches bald verrieth, wer er wäre, und mit wem er umgegangen

---

der Herr **Prof. Gottſched** beſorget, und **Ihrer Königl. Hoheit der Durchl. Churprinzeſſinn** zugeeignet hat. Nächſtens erwartet man noch zwo deutſche Ueberſetzungen aus Schleſien; die eine in Verſen, die andere in Proſa.

gangen war. Allein ſeine Sanftmuth, und ich weis nicht, welch eine edle Einfalt, die in allen ſeinen Handlungen herrſchete, macheten auch dieſes vornehme Weſen ungemein liebenswerth. Uebrigens entſprang dieſe Sanftmuth gar aus keiner Schwachheit. Er war allezeit wahrliebend, und recht ſtandhaft, ſo bald die Vernunft, die Tugend, oder die Treue gegen ſeine Freunde ſolches von ihm foderten. Hiervon hat er die Proben in einigen von den ſchwierigen Gelegenheiten abgeleget, in welchen es denenjenigen, welche mit Fleiß fehlen wollen, nicht an Scheingründen fehlet. Er redete ohne Schwierigkeit, und mit vieler Anmuth, aber er drung ſich nicht zum reden: und ungeachtet er einen von Natur gründlichen Verſtand hatte, ſo brachte er doch in den gewöhnlichen Geſprächen eine anmuthige Munterkeit an, die man auch in den ernſthafteſten Unterredungen merken konnte.

Seine Geſundheit, die allemal ſehr ſchwächlich geweſen war, fieng an, ſeit zehn bis zwölf Jahren, zuſehends abzunehmen. Ein beträchtliches Blutſpeyen, kündigte ſogleich die Art ſeines Todes an: allein, da die Zufälle, welche er nach dieſem empfand, eine andere Urſache zu haben ſchienen, ſo betrogen ſich die Aerzte ſowohl, wie er, durch dieſelben. Eine Dämpfung der Stimme, die endlich beſtändig und faſt vollkommen ward, wurde lange Zeit für eine Wirkung einer bloßen Verderbniß der Werkzeuge der Sprache gehalten: bis man endlich gewahr ward, daß ſie einen gefährlichern Urſprung hätte, und die Bruſt ſelbſt angegriffen wäre; damals aber war es keine Zeit mehr, der Sache abzuhelfen.

Der Herr **Abt von Rothelin** war der erſte, welcher merkete, daß ſein Uebel von der Art dererjenigen ſey, die durch Arzeneyen höchſtens nur verlängert werden können. Jedoch ſelbſt in derjenigen Zeit, da er am meiſten mit den Zubereitungen und Gedanken beſchäfftiget war, die der Anblick eines unvermeidlichen und baldigen Todes veranlaſſen muß, ſuchete er ſeinen Freunden, und einer Familie, die ihn überaus zärtlich liebete, dieſe Furcht zu erſparen. Er unterhielt ſie mit lauter Sachen, die fähig waren, ſie zu überreden, er wäre in der größten Sicherheit wegen ſeines Zuſtandes. Man bemerkete ſo gar noch in den letzten Tagen ſeiner Krankheit, ſo bald ein Anfall von Schmerzen, oder Ohnmachten, die ihn zuweilen überfielen, vorüber war: daß er in ſeinem Geſichte eine gewiſſe Heiterkeit annahm, die auch nicht die geringſte Spur von demjenigen blicken ließ, was er erlitten hatte.

Eines Tages, da er es einem ſeiner Freunde an den Augen anſah, daß er ſich durch dieſen Zwang nicht blenden ließ, rief er ihn näher zu ſich, (denn damals war ſeine Stimme faſt ganz erloſchen;) und ſagete ihm: **ich nehme in meinem Geſichte Gelaſſenheit und Freude an; mehr kann ich für meine Freunde nicht thun.**

Bey den Bruſtkrankheiten behält die Seele, bis in den letzten Augenblick, alle ihre Wirkſamkeit: und wenn man ſich über ſeinen Zuſtand nicht ſelbſt in Irrthum ſtürzet, ſo hindert einen nichts an dem Anſchauen eines Todes, der ſich alle Augenblicke nähert, und ſich unſer nach und nach bemächtiget. Alsdann koſtet es Mühe, geduldig zu bleiben. Ich rede hier von derjenigen gelaſſenen Geduld, die kein Aufſehen machet, und keinen Zwang koſtet: ſo war des Herrn **Abtes von Rothelin** ſeine beſchaffen. Diejenigen, die am nächſten um ihn waren, und in denen Augenblicken, da man ſich recht ſo zeiget, wie man iſt, haben bey ihm nicht den geringſten Schein von Eigenſinne, oder auch nur von Unruhe ſpüren können. Es ſchien, daß der Ausdruck, **ſeine Seele in Ruhe beſitzen,** recht für ihn gemachet war.

Viele Monathe vor ſeinem Tode, da ſeine Schwachheit ihm nicht mehr erlaubete, eine zahlreiche Geſellſchaft zu ertragen, blieb er bloß bey ſeiner Familie, und einer kleinen Anzahl guter Freunde ſtehen. Mit dieſen gieng er um, als ob ſer vollkommen geſund geweſen wäre: er merkete auf ihre Reden; er redete ſo gar mit Sanftmuth und ſeiner gewöhnlichen Munterkeit mit, wann ſeine Kräfte ſolches zuließen. Man ſah, daß er nach und nach eingieng: gleichwohl unterließ keiner von allen, denen er es erlaubet hatte, mehr als vier Monathe lang, ihn täglich zu beſuchen. Die Unruhe, was von einem Augenblicke zum andern ihm zuſtoßen könnte, war ihnen noch unerträglicher, als dieſer Anblick, ſo traurig er auch war.

Eine Seele, wie des Herrn **Abtes von Rothelin** ſeine, die allezeit von ſeiner Tugend und Vernunft war gelenket worden, war dazu gebildet, auch eine gottesfürchtige Seele zu ſeyn. Es iſt niemanden unbekannt, wie weit zu allen Zeiten ſeines Lebens, ſeine Ehrfurcht und Ergebenheit gegen die Wahrheiten der Religion gegangen ſind: denn er iſt allezeit von der Schwachheit, ſeine Geſinnungen zu verbergen, und von der Begierde, damit zu pralen, entfernet geblieben. So oft die Gelegenheit vorfiel, dieſe Wahrheiten zu vertheidigen (in denen Zeiten aber, darinn wir leben, ſind dieſe Gelegenheiten nicht ſelten) that er es allezeit mit Nachdrucke, doch ohne daß die Wahrheit der Ueberzeugung, ſeiner natürlichen Sanftmuth Abbruch that. Er glaubete, das würde der Wahrheit einen ſchlechten Dienſt leiſten heißen: wenn man zu ihrer Vertheidigung die Sprache der Leidenſchaften gebrauchen wollte. In der Ausübung der Religion, ſah er mit einer vernünftigen und erleuchteten Gottesfurcht die allgemeinen Pflichten, die er allezeit getreulich erfüllet hat, als die vornehmſten und wichtigſten von allen an. Er glaubete, daß die Sonderlichkeiten bloß ein Werk des Eigenſinnes, oder auch wohl der Eitelkeit ſind.

Er hat nur eine einzige Pfründe beſeſſen; nämlich die Abtey von **Cormeilles**, nahe bey **Liſieux**, zu welcher er 1726 ernannt worden. Der ſchlechte Zuſtand, darinnen er ſie fand, veranlaſſete ihn zu ſehr anſehnlichen Ausgaben, zu welchen er gar nicht verbunden war. Die Brüderſchaft beſtand nur noch in zween Ordensbrüdern, als er ſie in Beſitz nahm: und bey ſeinem Tode hinterließ er ihrer eilfe.

Im 1737ſten Jahre, ward er, ohne etwas davon zu wiſſen, erwählet, die oberſte Würde eines der reicheſten Capitel von **Paris** zu bekleiden: allein, er ſchlug ſie aus, bloß deswegen, weil ſein kränklicher Zuſtand ihm nicht vergönnete, deren Pflichten zu erfüllen.

Er ſtarb, bevor er noch 53 Jahre vollendet hatte, den 17ten **Julius** 1744 mit allen gottſeligen Geſinnungen, die ihn von jeher erfüllet hatten. Bis in den letzten Augenblick behielt er alle ſeine Vernunft, und gab einem jeden ſeiner Freunde das letzte Lebewohl, mit eben der Standhaftigkeit, als ob er nur wegen einer Reiſe von ihnen Abſchied nähme.

LXVII.

Leben des Herrn Abtes Gedoyn, in der öffentlichen Verſammlung nach St. Martin 1744. in der Akademie vorgeleſen.

Nicolaus Gedoyn ward zu **Orleans** den 17ten **Junius** 1667. gebohren. Sein Vater war **Philipp Gedoyn**, Feldmarſchall des königlichen Kriegsheeres, Statthalter von *Beaugenci*; ſeine Mutter aber **Maria** *de Mareau Dame de Pulli*, welche von einem *Guido de Mareau*, Herrn von *Pulli*, abſtammete, der ſich im 1430ſten Jahre, bey der Belagerung von **Orleans**, gegen die Engländer ſehr hervorgethan hatte. Das perſönliche Verdienſt **Philipps Gedoyn**, hatte den König **Ludwig** den XIV. bewogen, ihn zum Hofmeiſter des jungen Grafen **von Vermandois** zu erwählen.

Die Abſchriften des Herrn **Abtes Gedoyn**, welche in den **franzöſiſchen Merkur**, und zu Anfange ſeiner hinterlaſſenen Werke eingedrucket ſind, die man jetzt herausgegeben, überheben mich der Mühe, von ſeiner Familie zu reden, die im **Orleaniſchen** alt und vorzüglich iſt.

Nicolaus Gedoyn, der dritte von fünf Kindern **Philipps Gedoyn**, ward gar zeitig nach **Paris** geſchicket, und zu den **Jeſuiten** in die **Koſt** gethan, allwo ſeine zween ältern Brüder ſich bereits befanden. Da er mit einer glücklichen Geſchicklichkeit, und denen natürlichen Annehmlichkeiten gebohren war, die der Geſchicklichkeit noch einen neuen Werth beylegen; ſo that er ſich allhier gar bald hervor, und ſchmäuchelte ſich durch ſeine Sanftmuth, ſowohl bey den Lehrern, als bey ſeinen ſtudierenden Mitbrüdern ein.

In ſeinen erſten Jahren fiel nichts ſonderliches vor. Sie verfloſſen ſo, wie die Jahre der mehreſten jungen Leute, welche ſchon bey früher Zeit Merkmaale von demjenigen geben, was ſie dereinſt ſeyn werden.

Nur dieſes will ich bemerken, daß man in ſeiner Kindheit, nach einer langwierigen Krankheit, die in eine Lungenſucht ausgeſchlagen war, ihn für todt gehalten, und als einen ſolchen auch begraben hatte. Zu allem Glücke kam die berühmte Frau **Cornuel**, eine Freundinn und Nachbarinn ſeines Vaters, an den Ort wo er lag, und wollte ihn ſehen. Sie ließ ihn ausgraben, und da ſie erkannte, daß er nicht todt wäre, ſo brachte ſie ihn durch ihre Bemühung und den Beyſtand, den ſie ihm leiſten ließ, wieder zum Leben.

Die Art, wie der junge **Gedoyn** in ſeinen Studien zunahm, nebſt ſeinen Sitten und ſeinem Charaktere, zog ihm die Gewogenheit ſeiner Lehrer zu. Dieſe Gewogenheit aber verwandelte ſich bey ihm in eine Ergebenheit, die ſich allmählich in den Anſchlag verwandelte, ſich niemals wieder von ihnen zu trennen. Sie ließen ſich ſein eifriges Zuthun gefallen: und ungeachtet ſeine Familie dawider war, ſo trat er das Noviciat der **Jeſuiten** an, ſobald er die Schule verlaſſen hatte. Er war damals ſchon Vater- und Mutter-los.

Nachdem er nun die verſchiedenen Uebungen durchlaufen hatte, die zu wichtigern Bedienungen zubereiten, beſtimmete man ihn, die ſchönen Wiſſenſchaften zu lehren, und ſchickete ihn nach *Blois*, allwo er verſchiedene Jahre blieb. Eine Nachricht, die einer ſeiner Verwandten hergegeben, welcher mit ihm ſeit ſeiner Kindheit in vertrauter und beſtändiger Verbindung gelebet hat, belehret mich: daß, als er die Redekunſt zu *Blois* gelehret, eine Bruſtkrankheit, mit einem gewaltigen Blutſpeyen verknüpfet, ihm in dieſer ſchweren Uebung hinderlich geweſen. Man verordnete ihm alſo ſtatt aller Nahrung lauter Milch. Allein dieſe Lebensart und die Beſchaffenheit ſeiner Geſundheit ſtimmeten mit der Lebensart des Collegii nicht überein. Seine Verwandten und Freunde beredeten ihn daher, die **Jeſuiten** zu verlaſſen; bey denen er faſt zehn Jahre zugebracht hatte, ohne daß er ſelbſt noch volle fünf und zwanzig Jahre alt war.

Er begab ſich ſogleich auf das Land, in den Schooß der Seinigen, allwo die Ruhe, der Gebrauch der Milch, und einiger Hausmittel, ihm wieder zu einer Geſundheit verhalfen, die ſich ſeitdem, ein ziemlich langes Leben hindurch erhalten hat. Nach dieſem kam er nach **Paris**, allwo ſeine Umſtände eben nicht glücklich waren. Eine mäßige väterliche Verlaſſenſchaft, die unter ſeine vier Brüder und Schweſtern vertheilet worden, ließ ihm bloß ein Gehalt von vier hundert Pfunden übrig, die nicht einmal richtig bezahlet wurden. Anfangs nahm er ſeine Wohnung bey einem ſeiner Brüder, der zehn Jahre älter war, als er, und überaus viel Bekanntſchaft hatte. Von hier zog er zu einer Verwandtinn, die an einen reichen Mann verheurathet war; allwo er mehr Ruhe und Muſſe fand, den Wiſſenſchaften obzuliegen, deren Liebe der Umgang mit der Welt niemals bey ihm vertilgen können. Dieſes Haus verließ er erſt 1701. als der König ihn zu einem Canonicate bey der **heil. Capelle** ernannt hatte.

Da er nun in dieſer neuen Verfaſſung freyer, und mehr Herr über ſeine Zeit war; ſo unternahm er die Ueberſetzung der Werke **Quintilians**, und legete die letzte Hand daran: eine Ueberſetzung die er 1708. angefangen und 1718. herausgegeben hat.

Im 1717ten Jahre war er zu einer **Beyſitzerſtelle** in dieſer **Akademie** ernennet worden. Im 1719ten Jahre erwarb ihm ſeine Ueberſetzung vom **Quintilian** den Eintritt in die **franzöſiſche Akademie**, und die Abtey von

St. Sauve de Montreuil, die er nach der Zeit für die Abtey **unſer lieben Frauen** von *Beaugenci* fahren ließ, die ihn ſeinem Geburtsorte und ſeiner Familie näherte.

Die gute Aufnahme, welche die Ueberſetzung des **Unterrichts eines Redners** gefunden, ungeachtet die Materie durch grammatiſche Unterſuchungen und Beſchreibungen ſchwierig war, zu denen unſere Sprache faſt keine Wörter hat, machete den Herrn **Abt Gedoyn** ſchlüßig, auch des **Pauſanias** Werk zu überſetzen, deſſen Beſchreibung von Griechenland er für geſchickt hielt, dieſes Land uns kennen zu lehren. Gleich bey der erſten Errichtung der **Akademie**, war eine franzöſiſche Ueberſetzung des **Pauſanias**, als ein zur Gelehrſamkeit nothwendiges Werk angeſehen worden. Schon im 1702ten Jahre hatte der Abt von **Caumartin**, nachmaliger Biſchof von **Blois**, und damaliges **Ehrenglied** der **Akademie**, dieſe Ueberſetzung über ſich genommen; die mit langen und tiefſinnigen Noten begleitet ſeyn ſollte. So geſchickt er auch war, dieſes Unternehmen für ſich allein auszuführen, ſo hatte er ſich doch den Herrn **Pouchard**, ebenfals einen Akademiſten, zum Gehülfen erleſen. Er hatte ſogar verſchiedene Verſuche davon in unſern Verſammlungen vorgeleſen; allein Herrn **Pouchards** Tod, welcher ſich 1706. eräugete, und die in gewiſſen Fällen unvermeidlichen Zerſtreuungen, zogen den Herrn **von Caumartin** von einem Vorhaben ab; welches er vielleicht gar zu weitläuftig würde ausgeführet haben, als daß ein einziger Menſch begehren konnte, es ſeinem Vornehmen gemäß ins Werk zu richten.

Des **Pauſanias** Werk iſt allerdings ſehr nützlich, den Zuſtand des alten Griechenlandes, und die Geſchichte derer von den Griechen angenommenen gottſeligen Meynungen kennen zu lernen. Eine gewiſſe Art der Erziehung, die uns ertheilet wird, machet dieſe Kenntniß gewiſſermaßen nothwendig; auch ſogar denen, die ſich nur mit einem Vorſchmacke der Litteratur behelfen wollen, deſſen man im Umgange geſitteter Leute nicht entbehren kann. In dieſem Geſichtspuncte muß man die Ueberſetzung vom **Pauſanias**, eines Schriftſtellers betrachten, deſſen gröſtes Verdienſt darinnen beſteht, daß er auf eine deutliche und ſo gar ziemlich lebhafte Weiſe, die Oerter und Denkmäler beſchreibt. Seine Schreibart gleicht in der Grundſprache der Schreibart aller **Sophiſten** ſeiner Zeit; denen die Sprache, in der ſie ſchreiben, eine todte Sprache war, die man nirgends mehr redete.

Im Grunde hatte **Pauſanias** eben nicht vielen Witz, und hatte die abergläubiſche Leichtgläubigkeit mit der Irreligion zu verbinden gewußt. Er redet von der Unſterblichkeit der Seelen, als von einer zweifelhaften problematiſchen Sache: und dieſes in eben demſelben Werke, in welchem er uns verſichert, daß eine Warnung, die er im Traume bekommen, ihm nicht erlaube, gewiſſe Sachen zu beſchreiben, die eine entfernete Verhältniß mit den Geheimniſſen der **Ceres** hätten.

In der **Akademie** hielt man eine Ueberſetzung vom **Quintilian** für ein eben ſo wichtiges Werk, als die Dollmetſchung des Pauſanias. Man hatte ſie auch bereits angefangen, und verſchiedene Proben davon in den Privatverſammlungen geſehen. Allein der Verfaſſer derſelben, welcher vieleicht mehr Eifer als Geſchicklichkeit, franzöſiſch zu ſchreiben, beſitzen mochte, verließ die **Akademie**; und nachdem er ſich in einer Provinz niedergelaſſen, blieb das Werk liegen.

Die Nützlichkeit des **Quintilianiſchen Werkes vom Unterrichte eines Redners**, bleibt dabey nicht ſtehen, daß es uns in den Stand ſetzet, von der griechiſchen und lateiniſchen Beredſamkeit zu urtheilen, und deren Schönheiten beſſer einzuſehen. Die Betrachtungen und Grundſätze mit denen dieſes Buch erfüllet iſt, ſchicken ſich auf alle Sprachen und Zeiten. **Quintilian**, ein Mann der einen richtigen und erleuchteten Verſtand hatte, ſah die Redekunſt nicht anders, als ein geſchicktes Mittel an, die natürliche Fähigkeit vollkommen zu machen, und dieſe die Klippen kennen zu lehren, vor denen ſie ſich hüten ſoll.

Die natürliche Fähigkeit bringt die wahren Schönheiten hervor; die Regeln und Vorſchriften lehren uns nur die Fehler vermeiden. Die wichtigſten von dieſen Fehlern, welche darinnen beſtehen, daß man ſich von der Natur und Wahrheit entfernet, ſehen ſich zu allen Zeiten einander faſt gleich: allein zu **Quintilians** Zeiten waren ſie ungemein gewöhnlich. Man kannte faſt nicht mehr jene alte männliche und ſtarke, aber ungekünſtelte Beredſamkeit, die in den Zeiten der Republik geherrſchet hatte: als die Redner, von der Größe und Wichtigkeit derer Gegenſtände angetrieben, die ſie abhandelten, auch noch durch die Begierde unterſtützet wurden, in den Gedanken ihrer Zuhörer eine Achtung zu erlangen, die ſie zu den oberſten Würden des Staates führen konnte. Unter einer monarchiſchen Regierung war nicht daran zu denken, daß man dem Volke oder dem verſammleten Senate die Entſchließungen unter den Fuß gäbe, die er nehmen ſollte. Die Gerichtsbänke waren die einzigen Oerter, allwo die Redner ihre Beredſamkeit auf eine ernſthafte Art anwenden konnten. Dieſe Gerichtsbänke aber waren nicht mehr, wie ehedem, mit Richtern beſetzet, die auf ein Gerathewohl gewählet waren. Die Richter waren in den Geſetzen wohlerfahrne Rechtsgelehrte, und die an die proceſſualiſchen Unterſuchungen gewöhnet waren; hier war es nicht mehr Zeit, ſie durch weithergeholete Schwünge zu bewegen, ſondern ſie durch gründliche und deutliche Beweisgründe zu überzeugen.

Da indeſſen eine gewiſſe überbliebene Gewohnheit, eine große Hochachtung gegen den Titel eines beredten

Mannes erhalten hatte: ſo wendeten ſich diejenigen jungen Leute, die ſich dieſen Titel erwerben wollten, auf die Seite der Redekunſt. Ihre Reden handelten von ſelbſt erdachten Materien, die oft abgeſchmackt, und allezeit ſeltſam oder lächerlich waren. In dieſen Reden, wo es gar nicht darauf ankam, Zuhörer zu überzeugen, welche aus Neugierde, oder auch nur aus Höflichkeit zuſammen gekommen waren; und wo die Materien, davon geredet wurde, ſie gar nichts angiengen: wurden die jungen Redner durch nichts anders aufgemuntert, als durch die Begierde, ſich hervor zu thun. Sie ſannen nur darauf, wie ſie dieſe Zuhörer durch kühne und unerwartete Schwünge, durch Gedanken, die oft falſch waren, und allemal mehr ſinnreich als gründlich ſind, in Erſtaunen ſetzen möchten. Die öffentlichen Reden, welche wir von den Alten übrig haben, und das Urtheil, welches der Verfaſſer desjenigen Geſpräches, ſo man dem **Tacitus** zuſchreibt, von den Rednern fället, zeigen uns, wie damals die Wohlredenheit beſchaffen geweſen.

Da **Quintilian** in ſeinen Vorſchriften niemals die Abſicht aus den Augen ſetzet, die jungen Redner vor dieſer Liebe zu falſchen Gedanken und zur falſchen Beredſamkeit zu bewahren: ſo dachte der Herr **Abt Gedoyn** mit gutem Grunde, daß eben dieſelben Vorſchriften, auch einigen Nutzen in einem Jahrhunderte haben könnten, von welchem man geſtehen muß, daß die Beyſpiele derer, die den Witz misbrauchen, ein wenig gar zu gemein werden.

Der Herr **Abt Gedoyn** war von der Nutzbarkeit der Ueberſetzungen überzeuget, und konnte nicht müßig bleiben: daher hatte er den Anſchlag gefaſſet, auch die **Geographie** des **Strabo** franzöſiſch zu überſetzen. Allein die übele Beſchaffenheit, darinnen ſich der griechiſche Text dieſes wichtigen Schriftſtellers befindet, hielt ihn davon ab.

Er unternahm die Bibliothek des **Photius** zu überſetzen. Er fieng bey den wichtigſten hiſtoriſchen Stücken an, und ſie ſtehen in ſeinen nachgelaſſenen Werken eingedrucket. Ferner beſchäfftigte er ſich, ſeine Ueberſetzung **Quintilians** nachzuſehen und auszubeſſern; ein Werk, auf welches er zehn ganze Jahre gewandt hatte, und dennoch, ſo vielen Beyfall es auch fand, glaubete, er habe es noch zu frühzeitig herausgegeben.

Er beſaß eine gewiſſe Art von Groſmuth, nach welcher er ſich der Beſchwerlichkeit einer ſolchen Arbeit, wie das überſetzen iſt, unterzog; eine Arbeit, die in der That nützlich iſt, deren Verdienſt aber niemals nach ſeinem wahren Werthe geſchätzet wird. Viele erkennen gar nicht, wie groß die Schwierigkeit dabey iſt; andere ſuchen die Ueberſetzungen überhaupt zu verachten, vielleicht, weil ſie dadurch zu erweiſen gedenken: ſie hätten ihrer nicht nöthig. Noch andere endlich leſen ſie nur, um Fehler darinnen zu finden, die ſie mit großem Fleiße auſmutzen; eine gewöhnliche Zuflucht derer, die, da ſie nichts aus ſich ſelbſt hervorbringen, in dieſem faſt allezeit unbilligen Tadel, eine Art einer Linderung ihrer Eigenliebe ſuchen.

Auch eine vollkommene Ueberſetzung, wenn es möglich wäre dergleichen zu finden, würde den Tadelrichtern nicht entgehen; auch ſolchem Tadel nicht einmal, deſſen Urſprung weder die Bosheit, noch die Eiferſucht ſind. Es wäre noch nicht genug, wenn der Ueberſetzer die Sprache ſeines Originals, und die, in welche er überſetzet, gleich ſtark in ſeiner Gewalt hätte; es wäre noch nicht hinreichend, daß er mit ſeinem Verfaſſer einerley Schwung der Einbildungskraft beſäße, und ſo zu reden, ſich in ſeine Gemüthsart einkleiden, und ſeine Schreibart ſich zu eigen machen könnte. Die Sprachen haben eine jede, Arten von beſondern Schönheiten, die ihnen eigen ſind; und in einem gewiſſen Verhältniſſe zwiſchen dem Hauptbegriffe den die Wörter ausdrücken, und einer großen Menge zufälliger Begriffe beſtehen, die entweder aus der Wortableitung dieſer Wörter, oder aus dem metaphoriſchen Gebrauche, dazu man ſie in andern Fällen anwendet, herrühren. Aus der Vermengung dieſer mannigfaltigen Begriffe, entſteht, ich weis nicht was für eine verwirrte Empfindung, die eine Art von Schönheit ausmachet, welche man unmöglich aus einer Sprache in die andere überbringen kann.

Ziemlich oft kommen dem Ueberſetzer figürliche Ausdrücke vor, die der Gebrauch edel und angenehm gemachet hatte, und die er nicht anders, als mit gleichbedeutenden Redensarten geben kann: zu denen er ſeine Zuflucht nehmen muß, damit er denen für die er ſchreibt, nicht unverſtändlich oder barbariſch werde. Dieſe gleichvielbedeutenden Ausdrücke indeſſen, werden allezeit für ungetreu in den Augen dererjenigen angeſehen, welche die Sprache der Urſchrift vollkommen verſtehen, oder zu verſtehen glauben. Dieſe Schwierigkeit hat inſonderheit bey den bloß anmuthigen Werken Statt, deren Würde faſt gänzlich mit dem Schwunge der Sprache, oder mit ſolchen Dingen verbunden iſt, die von den Meynungen einer Nation, und oft von den Gebräuchen eines Jahrhunderts abhängen. Das Vorurtheil, womit wir die alten Werke dieſer Art leſen, kann uns wohl zuweilen verleiten, daß wir darinnen Schönheiten ſuchen und erdichten, die in der That nicht darinnen ſind: allein es kann uns nicht verhindern, eine große Menge weſentlicher Schönheiten darinnen zu verlieren, die wir nicht mehr im Stande ſind zu empfinden.

In hiſtoriſchen und dogmatiſchen Werken iſt die Schwierigkeit nicht ſo groß. Wenn nur der Ueberſetzer beyde Sprachen wohl inne hat; wenn er die Materien verſteht, welche abgehandelt werden; wenn er im Stande iſt, mit ſo vieler Reinigkeit und Zierlichkeit in ſeiner Mutterſprache zu ſchreiben, als der erſte Verfaſſer in der ſeinigen gethan hat;

alsdann wird er alle weſentlichen Schönheiten aus ſeinem Texte überſetzen können. Alsdann wird er viel ſeltener zu den gleichvielbedeutenden Wörtern ſeine Zuflucht nehmen müſſen: und dafern er ſich nur verſtändlich machet, ſo wird man es ihm noch Dank wiſſen, daß er an gewiſſen Stellen ſeiner Ueberſetzung ein gewiſſes fremdes Weſen erhalten hat; welches das Jahrhundert und die Nation des Verfaſſers merklich machet. Man wird nur von ihm fodern, daß dieſes fremde Anſehen nicht ſowohl in den Ausdrücken, als in einer gewiſſen Art die Begriffe vorzuſtellen, und zu ordnen beſtehe: wobey ſie aber allemal alle erforderliche Deutlichkeit beybehalten müſſen.

Dergleichen ſind nun überhaupt die Ueberſetzungen aus dem **Quintilian**, **Pauſanias** und **Photius**, welche der Herr **Abt Gedoyn** uns hinterlaſſen hat. Seine Gefliſſenheit, die Originale recht getreulich zu liefern, hat ihn nicht verhindert, diejenige Flüſſigkeit und Artigkeit der franzöſiſchen Schreibart beyzubehalten, die alles bezeichnen, was aus ſeiner Feder gefloſſen iſt.

Man hat unter ſeinen hinterlaſſenen Werken eine Abhandlung drucken laſſen, worinnen er die Ueberſetzer vertheidiget. Die Art, wie er von ihnen redet, zeiget, daß ſein eigenes Beſtes keinen Antheil an dem Eifer hatte, den er darinnen blicken läßt. Diejenigen, ſo damals auf die Ueberſetzungen ſchimpfeten, wollten die Anhänger des Alterthums mit auf ihrer Seite ziehen, und gaben vor: daß, da die Ueberſetzungen der Mühe überhöben, die Originale zu leſen, ſie auch Schuld an der Art von Verachtung wären, in welche die Erlernung der gelehrten Sprachen heute zu Tage gerathen wäre.

Der Herr **Abt Gedoyn** zeiget alſo, daß dieſer übele Ruff aus ganz andern Urſachen herrühre; und dieſe brennende Liebe zum Alterthume, womit dieſe Kunſtrichter pralen, eben dasjenige ſey, was ſie den Ueberſetzern geneigt machen ſollte. In der That, diejenigen, welche im Stande ſind, die Quellen ſelbſt zu Rathe zu ziehen, werden allezeit die kleinſte Zahl ausmachen, ſelbſt bey den ſtudierenden Völkern. Der größte Haufen dieſer Gelehrten, bringt ſein Leben mit Leſen zu, ohne ſelbſt etwas zu ſchreiben; und unter denen, welche ſchreiben, giebt es wenige, die die Gabe beſäßen, ſo zu ſchreiben, daß man ſie leſen mag. Der Vortheil alſo, den ſie aus ihrem Umgange mit den Alten haben ziehen können, geht für die gelehrte Welt verloren, mit welcher ſie denſelben nicht theilen. Iſt die Kenntniß der Alten nothwendig, wie ſie denken, um unſern Verſtand und Geſchmack zu beſſern: ſo beſteht alles, woran uns gelegen iſt, darinnen, daß wir wiſſen, was dieſe Alten geſaget und gedacht haben; geſetzt, es geſchehe auf die Gefahr, daß wir nur einen unvollkommenen Begriff von der Zierlichkeit erhalten, womit ſie ſich ausgedrücket haben.

So voller Hochachtung der Herr **Abt Gedoyn** gegen die Alten auch war; ſo hatte dieſe Empfindung ihn doch nicht abgehalten, die Schwierigkeiten einzuſehen, welche die lediglich lateiniſche und griechiſche Auferziehung, die unſere Kinder genießen, nach ſich zieht. Er hat ſeine Gedanken hievon in der letzten Abhandlung erkläret, die er uns vorgeleſen, und welche in ſeine hinterlaſſenen Werke eingedrucket worden. Das bloße Vorurtheil der Gewohnheit, kann verhindern, daß es uns nicht kränke, wenn wir junge Franzoſen, die ihr Leben in Frankreich zubringen ſollen, auf eben dieſelbe Weiſe erziehen ſehen; als man ehemals junge **Gallier** erziehen mußte, die man nach **Rom** an den Hof der Kaiſer ſchicken wollte.

Unſere erſten Jahre, dieſe koſtbare Zeit unſers Lebens, in welcher allein wir einen an einander hängenden Unterricht erhalten können, wird angewandt, uns eine Sprache beyzubringen, die wir niemals ſprechen werden. Wir lernen die

Geſchichte, die Geſetze, die Sitten, die Gebräuche der Griechen und Römer: man treibt uns an, ihre Religion, und ſogar ihre abgeſchmackteſten Fabeln zu erlernen. Zu Ende dieſer Erziehung ſind wir mit Kenntniſſen erfüllet, die uns unnütz ſind; und alle diejenigen wiſſen wir nicht, welche uns in dem ganzen Laufe unſers Lebens durchaus nothwendig ſind. Wir ſind gezwungen, eine neue Bahn von Studien zu durchlaufen, und das in denen Jahren, in welchen die Bemühung um eine Verſorgung, und das Feuer der Leidenſchaften, uns die Muße, und faſt allezeit die Luſt dazu benehmen.

Die Abhandlungen des Herrn **Abtes Gedoyn** über den **Geſchmack**, über die **Höflichkeit**, über die **Ergötzungen an den Tafeln** der Alten, und verſchiedene andere Materien, zeigen: daß er gewiß ſeiner Hochachtung gegen die Alten, keine gar zu engen Gränzen geſetzet hat. Und eben dieſes giebt allem dem, was er von den Fehlern der gewöhnlichen Erziehung ſaget, eine beſondere Stärke.

Der Herr **Abt Gedoyn** wohnete unſern Verſammlungen ſo wohl, als denen in der **franzöſiſchen Akademie**, allezeit ſehr fleißig bey, und war ſehr genau in Beobachtung ſeiner akademiſchen Pflichten. Außer denen Vorleſungen, die er uns von vielen Stellen ſeiner Ueberſetzung des **Pauſanias** und **Photius** gehalten, die faſt allezeit mit Anmerkungen begleitet waren, hat er uns eine ziemlich große Anzahl von Abhandlungen vorgeleſen, die entweder in unſere ausführlichen Schriften (*Memoires,*) oder in ſeine nachgelaſſenen Werke eingedrucket ſind.

Er genoß einer dauerhaften und ſtarken Geſundheit in einem ziemlich hohen Alter. Er empfand keine von den Hinfälligkeiten des Alters, und konnte ſich ein noch ziemlich langes Leben verſprechen, als eine Art von Seitenſtichen, eine

Krankheit, die einen Beweis der Stärke ſeines Temperaments abgiebt, ihn in dreyen Tagen hinriß.

Gleich am zweyten Tage ſeiner Krankheit, ſah er die Folgen davon ein; und da er ſie mit aller Standhaftigkeit und Gelaſſenheit eines philoſophiſchen Chriſten erblickete, ſo eilete er auch alle Pflichten zu erfüllen, die die Religion vorſchreibt.

Er ſtarb den 10ten **Auguſt** 1744. in ſeinem 78ten Jahre, auf dem Schloſſe *Fontpertuis*, eine Meile von ſeiner Abtey *Beaugenci*.

LXVIII.

Leben des Herrn Marquis von Caumont, Ehrenglieds der Akademie zum Briefwechſel, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1745 vorgeleſen.

Joſeph von Seytres ward zu **Avignon** den 29ten Junius 1688 gebohren. Sein Vater war **Ludwig von Seytres, Marquis** von **Caumont**, und ſeine Mutter, **Catharina von** *Fortia Mont-Real.* Seine Familie ſtammet urſprünglich aus der Stadt *Creſt-Arnaud* im **Delphinate** her: allwo Beweiſe vorhanden ſind, daß ſie im 1200ten Jahre anſehnliche Güter beſeſſen hat.

Im 1441ſten Jahre ließ ſich **Johann von Seytres** zu **Avignon** nieder, allwo er die *Delphina Spifame*, Frau **von Caumont** geheurathet: und ſeit der Zeit iſt dieſer Aſt allemal in dieſer Grafſchaft geblieben.

Joſeph von Seytres verlor ſeinen Vater, da er nur noch drey Monathe alt war, und blieb unter der Vormundſchaft eines ſeiner Vättern. So bald er ſeine Studien in **Avignon** geendiget hatte, ſchickete man ihn nach **Paris**, daſelbſt die Leibesübungen zu lernen; allein zu Ende von achtzehn Monathen, foderte ihn der Tod dieſes Vätters, welcher ihn zum Erben einſetzete, nach Hauſe. Seine Verwandten, die ihn als die einzige Hoffnung der Familie anſahen, verhinderten ihn, ſich den Waffen zu weihen; und er hätte ſolches nicht anders, als in ausländiſchen Dienſten thun können.

Der natürliche Geſchmack des jungen **Marquis von Caumont** an den Wiſſenſchaften, welcher durch die gute

Erziehung, ſo er genoſſen hatte, geſtärket war, machete ihn ſchlüſſig, in der Beſchäfftigung mit denſelben, dasjenige zu ſuchen; womit er das müßige Leben eines jungen Edelmannes, der keine Bedienung hat, beſchäfftigen könnte. Da er zu ſeinem Studieren keinen andern Bewegungsgrund hatte, als daß er ſich nur einen angenehmen Zeitvertreib ſchaffen, und ſeinem natürlichen Geſchmacke eine Genüge leiſten möchte: ſo zog er den weiten Umfang und die verſchiedenen Abwechſelungen der Kenntniſſe, der tiefen Gelehrſamkeit vor, die er wenig Gelegenheit gehabt haben würde, in einer Provinz zu nutzen, allwo man allerdings viel natürlichen Witz und Artigkeit beſitzt; allein, wo auch nichts zu einem Nacheifer Anlaß giebt: welcher allein fähig iſt, uns in der zu Erlangung dieſer tiefſinnigen Kenntniß, nöthigen Arbeit, zu unterſtützen.

Er verband die Erlernung des Italieniſchen und Spaniſchen, mit dem Lateine, und ſetzete ſich in den Stand, in dieſen dreyen Sprachen mit eben der Fertigkeit und Reinigkeit zu ſchreiben, als in derjenigen, die ihm angebohren war. Zuweilen machete er auch wohl Verſe in allen dieſen Sprachen, und aus denen, die ihm dann und wann entwiſcheten, konnte man wohl ſchließen: daß ihm um ein Dichter zu ſeyn, nichts fehlete, als die Begierde, ſolches ſeyn zu wollen.

Dieſe Luſt zu allem, was gleichſam die Blume der Literatur iſt, bewog ihn gar bald, ſich auf die Unterſuchung alles deſſen zu legen, was wir von Denkmälern des Alterthumes, Aufſchriften, Münzen, geſchnittenen Steinen, alten ſonderbaren Handſchriften, ſeltenen Büchern, u. ſ. w. übrig haben: und er ſammlete ein Cabinet davon, welches auch in einer Reſidenz, die Augen gelehrter Leute würde an ſich gezogen haben.

Seine Liebe zu allen dieſen Sachen, entſprang nicht aus einer bloß trockenen Neugierde; nein, er kannte auch den Gebrauch von allen denen Seltenheiten, die er ſammlete. Er machete ſich ein Vergnügen daraus, ſie den Gelehrten mitzutheilen, ja ſo gar die Sammlungen ſeiner Freunde damit zu bereichern. Der **ehrwürdige Pater von Montfaucon** aus unſerer **Akademie**, hat oftmals Gelegenheit gehabt, ihn in den weitläuftigen **Sammlungen von Alterthümern** anzuführen, die er herausgegeben hat.

Da der Geſchmack des Herrn **Marquis von Caumont** ſich auf alle Arten der Unterſuchungen erſtreckete, die ihm einige zeitkürzende Kenntniſſe verſchaffen konnten; ſo befliß er ſich auf denjenigen Theil der natürlichen Geſchichte, welche der Herr **von Reaumür**, Mitglied der **Akademie der Wiſſenſchaften**, durch ſein vortreffliches Werk über die Geſchichte der Inſecten, von welchem er bereits einige Bände herausgegeben, ſo angenehm als lehrreich gemachet hat. Der Herr **Marquis von Caumont** hatte ihm eine große Menge Beobachtungen dargebothen; ſeine zu Mittheilungen geneigte Gemüthsart, und die Anmuth ſeines Witzes, hatten ihn mit allen Gelehrten in **Europa** in Briefwechſel gebracht: und wenn wir hier ein Verzeichniß ſeines gelehrten Briefwechſels machen wollten, ſo müßten wir die Namen aller berühmten Gelehrten in Frankreich, und in fremden Landen herſetzen.

Er war gleichſam der Sammelplatz eines gelehrten Briefwechſels, zwiſchen den Gelehrten in Frankreich, Italien, Spanien und England geworden. Er hatte ſo gar Verbindungen mit denen im **Oriente**, durch Beyhülfe des **Fürſten Ragotzy**, welcher ihm ſeine Abhandlungen ſchriftlich zugeſchicket hatte. Er hat auch alle Briefe derer Gelehrten, mit welchen er im Briefwechſel ſtund, ſorgfältig aufgehoben: ſie würden eine weitläuftige Sammlung ausmachen. Es wäre nur zu wünſchen, daß er auch Abſchriften von ſeinen Antworten an ſie aufbewahret hätte, welches rechte Abhandlungen waren.

Da er die Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaften um ihrer ſelbſt willen liebete, ſo ward er auch ein Freund aller derer, die ſelbige bearbeiteten oder liebeten; und wußte es ſo zu machen, daß er allen denjenigen, bey denen er eine Geſchicklichkeit antraf, denſelben Geſchmack beybrachte, mit welchem er erfüllet war. Er munterte ſie durch ſein Zureden auf, er ſtund ihnen mit Rathe bey, und verſchaffete ihnen alle Beyhülfe, die ihm nur möglich war. Er verſäumete keine Gelegenheit, den Gelehrten Gutes zu thun: allein, eben dieſe Gelegenheit fehlete ihm oft; und an einem Orte, allwo der Geſchmack durch ſolche Umſtände wäre unterſtützet worden, die die Talente erwecken, würde er allerdings der Gelehrſamkeit wichtige Dienſte geleiſtet haben.

Seine Bekanntſchaften und gelehrter Briefwechſel, macheten, daß man ſein Verdienſt auch in auswärtigen Ländern hochſchätzete, allwo verſchiedene Akademien ihn ſich beygeſellen wollten. Im 1740ſten Jahre ward er in die **königl. Societät zu London** aufgenommen; und im 1743. Jahre wirkete der Vorzug ſeiner italieniſchen Dichtkunſt, daß die **Akademie** der **Arkader zu Rom**, ihn unter dem Namen **Rodanio** aufnahm. Man weis, daß in den mehreſten derer poetiſchen Akademien, welche Italien anfüllen, diejenigen, die darinnen aufgenommen werden, einen akademiſchen Namen annehmen; dieſer Namen **Rodanio**, war alſo ebenfalls eine Anſpielung auf den Ort des Aufenthaltes des Herrn **Marquis von Caumont** an den Ufern der **Rhone**.

Seit dem 1736ſten Jahre, war er in **unſere Akademie** unter dem Titel eines **auswärtigen Ehrengliedes zum Briefwechſel** aufgenommen. Er ſchickete der **Akademie** alles ein, was er von ſeltenen und ſonderbaren Denkmälern fand, und begleitete ſolche mit ſeinen Muthmaßungen; allein ſo glücklich dieſe auch waren, ſo trug er ſie doch allemal mit derjenigen Beſcheidenheit vor, die ihm natürlich war, und ſeine Verdienſte noch liebenswürdiger machete.

Er vermählete ſich nicht eher, als in ſeinem vier und dreyßigſten Jahre. Seine Liebe zu den Wiſſenſchaften, und das Vergnügen, ſo er in deren Bearbeitung fand, macheten ihm vor einer Verbindung bange, die mehrentheils dieſer Beſchäfftigung hinderlich iſt. Im 1722ſten Jahre, heurathete er **Marien Eliſabethen**, eine Tochter **Ludwigs von Doni, Marquis von** *Beauxchampt*. An dieſer fand er eine Gattinn, die ſo wohl wegen der Anmuth ihres Körpers, als wegen der Annehmlichkeit ihres Witzes, und den Reizungen ihrer Munterkeit, liebenswürdig war; und da ſie in allem ſeinem Geſchmacke beytrat, ihm eine Glückſeligkeit verſchaffete, davon er nie einen Begriff gehabt. Er zeugete neun Kinder mit ihr, davon noch ſechs am Leben ſind.

Im 1742ſten Jahre, hatte er den Schmerz, in dem böhmiſchen Feldzuge ſeinen älteſten Sohn zu verlieren, der in ſehr zarten Jahren ſchon gar viel von ſich hoffen ließ. Der Herr **Marquis von Caumont** war bey dieſem Verluſte überaus empfindlich: und ungeachtet die glücklichen Gemüthsarten der übrigen Söhne, die er noch behielt, ihm Bewegungsgründe zum Troſte hätten an die Hand geben ſollen; ſo konnte doch nichts die Wunde heilen, die ihm geſchlagen worden war.

Einige Zufälle, die er in einer andern Verfaſſung geduldig würde ertragen haben, ſchlugen ihn vollends zu Boden; er überließ ſich allem ſeinem Schmerze, und da er auch nicht einmal ſuchete, ſich denſelben aus dem Sinne zu ſchlagen, ſo litt ſeine Geſundheit endlich darunter. Die eingezogene Lebensart bey beſtändigem Sitzen, welche er erwählete, entwickelte die Anfänge einer Waſſerſucht, die ſich endlich ganz hervorthat, und an welcher er nach vier monathlichem Krankenlager 1745, ſieben und funfzig Jahre alt, verſtarb. Er wird von allen ohne Ausnahme, die ihn gekannt haben, bedauret.

Er war ein guter Freund, ein zärtlicher Ehgatte, und ein wahrer Vater. Die Eigenſchaften ſeines Herzens, und die Sanftmuth ſeiner Gemüthsart, macheten ihn eben ſo liebenswürdig, als ſeine Tugenden und ſein Verſtand ihn ſchätzbar macheten. Man hat Urſache, zu glauben, daß der älteſte ſeiner Söhne, den wir in Paris geſehen haben, und der allen ſeinen Geſchmack, ſeine Gaben, und diejenigen Eigenſchaften ererbet zu haben ſcheint, welche deren Werth noch vermehren, ihm auch in ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften folgen werde.

LXIX.

Leben des ältern Herrn Fourmonts. In der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1746. vorgeleſen.

Stephan Fourmont ward zu Herbelai, einem Dorfe unweit Paris, den 23ſten Junius 1683 gebohren. Sein Vater war **Stephan Fourmont**, *Prevot* dieſes Ortes, und ſeine Mutter **Catharina Jomard.**

Ein natürlicher Verſtand, und eine Begierde zum Lernen, die ſich frühzeitig hervorthat, bewogen den Pfarrer des Ortes, ſich ſeiner erſten Erziehung anzunehmen. Er verlor ſeinen Vater, als ein Knabe von acht Jahren. Die große Hoffnung, die er damals von ſich gab, bewog ſeiner Mutter Bruder, Domherrn zu **St. Merri**, ihn nach Paris kommen zu laſſen. Er ward in die fünfte Claſſe des Mazariniſchen Collegii gethan; allein, noch vor dem Ende des Jahres, kam er in die vierte. Er kam ſo geſchwinde in allem fort, daß ſeine Lehrer für ihn die gewöhnliche Zeit der Claſſen verkürzeten, und er in jedem Jahre zwo Claſſen durchlief.

Er legete ſich auf das Griechiſche mehr, als man gemeiniglich zu thun pflegt. Sein Oheim, der ein Gelehrter war, gab ihm beſondere Stunden in dieſer Sprache: folglich war er darinnen der ſtärkeſte Schüler, den man in langer Zeit geſehen hatte, und trug allezeit den Preis davon. Der Nutzen, den er in fleißiger Leſung des Buches, von den griechiſchen Wurzelwörtern, in franzöſiſche Verſe gebracht, gefunden, brachte ihn auf den Anſchlag, ein gleiches von der lateiniſchen Sprache zu verfertigen: und dieß richtete er ins Werk, da er nur noch ein Schüler war.

Dieß Buch ward ſo gleich ſehr wohl aufgenommen; man bedienete ſich deſſen in verſchiedenen Schulen, inſonderheit in der von den vier Nationen. Allein, da die erſte Auflage davon abgegangen war, ſo wollte einer der Lehrer ſich der zweyten bemächtigen, und wenigſtens den Vortheil mit ihm theilen. Herr **Fourmont** ſchlug eine ſo nachtheilige Vergeſellſchaftung aus. Das Werk ward nicht wieder gedrucket; und man hörete auf, ſich deſſelben zu bedienen, weil man keine Exemplare mehr davon hatte.

Im 1700ten Jahre, verließ Herr **Fourmont** das Haus ſeines Oheims, und trat in die **Brüderſchaft der Drey und dreyßiger** ein, um daſelbſt die Philoſophie zu erlernen. Da er ſich dem geiſtlichen Stande widmete, ſo ließ er ſich die **Tonſur** geben, und nachdem er mit der Weltweisheit fertig war, fieng er in eben dieſem Hauſe die Theologie an. Ein ungefährer Zufall, verſchaffete ihm ein Zimmer neben demjenigen, welches der Herr **Abt Sevin** bewohnete, welcher ſeitdem auch unſer Mitglied geworden; und dieſe beyden gewannen gar bald eine Freundſchaft gegen einander, die ſich nachmals beſtändig erhalten hat.

Der **Abt Sevin** hatte in der Provinz ſtudieret. Das Beyſpiel, und der Umgang ſeines neuen Mitſchülers, lehreten ihn gar bald, was ihm noch fehlete, und er hatte das Herz, ſo zu reden, noch einmal ſein Studieren von vorn anzufangen. Herr **Fourmont** ſchlug ihm vor, ſie wollten mit einander alle claſſiſche Schriftſteller durchleſen, ja auch verſchiedene von denen, die man in den Claſſen nicht erkläret. An Büchern fehlete es ihnen nicht. Herr **Fourmont** hatte die von ſeinem Oheime, zu ſeinen Dienſten: und ſeine ehemaligen Lehrer aus dem **Mazariniſchen** Collegio, liehen ihm ebenfalls welche. Außerdem hatte noch Herr **Boileau**, der **Doctor**, ein Freund von des Herrn **Abtes Sevin** Vater, welchem man den Anſchlag entdecket hatte, ſeinen Büchervorrath angebothen. Man machete vor dem

Collegio ein Geheimniß daraus, in welcher alle Stunden mit den gewöhnlichen Uebungen beſetzet waren. Man mußte alſo zu dieſer außerordentlichen Arbeit, die Zeit von der Nacht abbrechen; und dieß ward für ein großes Verbrechen gehalten. Man ward es gleichwohl, ungeachtet aller ihrer Vorſichtigkeit, inne: der Superior überraſchete ſie, und man drohete ihnen, ſie hinauszuſtoßen; gleichwohl begnügete er ſich damit, daß er ſie nur trennete, und auf abgeſonderte Flügel vertheilete. Dieſes Verboth, und die Schwierigkeit, mit einander umzugehen, dienete nur dazu, ihre Begierde noch brennender zu machen.

Der **Abt Sevin** hatte das Griechiſche bey ſeinen erſten Studien verſäumet; und konnte ſich nicht entſchließen, die erſten Anfangsgründe wieder vorzunehmen. Herr **Fourmont**, welcher wohl einſah, wozu er vermögend wäre, bemühete ſich, ihn allerley kritiſche Werke mit griechiſchen Stellen angefüllet, leſen zu laſſen, die nicht überſetzet waren. Dieſer Fund gelung ihm; der Verdruß, welchen der **Abt Sevin** empfand, daß er bey jeder Stelle im Leſen mußte ſtehen bleiben, machete, daß er ſeinen Widerwillen überwand. Man mußte zu dieſem Ende die nächtlichen Zuſammenkünfte wieder vornehmen: allein, die Sache erfoderte große Behutſamkeit. Der **Abt Sevin** fand die Sache ſo ſchwer nicht, als er geglaubet hatte; und er hatte Zeit, mit dem Herrn **Fourmont**, den **Anakreon**, **Homer**, **Demoſthenes**, die tragiſchen und vornehmſten hiſtoriſchen Schriftſteller der Griechen, durchzugehen.

Der Eifer, welchen ſie auf ihre philoſophiſchen, und nachmals auf die theologiſchen Stunden wandten, ließ keinen Argwohn übrig, daß ſie ſonſt noch etwas für ſich ſtudiereten: allein, da man ſie noch einmal beyſammen ertappete, ſo mußte der **Abt Sevin** aus dem Collegio hinaus.

Herr **Fourmont** blieb noch ein Jahr in dieſem Collegio; allein, da er ſich auf die hebräiſche Sprache geleget hatte, ſo bald er nur in das **mazariniſche** Collegium gekommen war, und die Liebe dazu auch ſeinen Mitſchülern einzuprägen ſuchete: ſo nöthigte der Superior ihn, hinaus zu ziehen, indem er ihm erklärete: er ſähe ihn als einen Menſchen an, der das ganze Haus in Verwirrung bringen könnte. Unter andern warf er ihm vor, man ſähe in ſeinem Zimmer nichts, als ſolche Bücher, in denen kein Menſch leſen könnte: das machet, die kleine Bibliothek des Herrn **Fourmonts**, beſtand aus griechiſchen Texten, ohne Dollmetſchung, und aus hebräiſchen oder ſyriſchen Büchern. Eben dieſer Superior, der ſonſt ſehr geſchickt war, die Ordnung einzuführen und zu erhalten, hatte ſchon einen andern Menſchen fortgejaget, welcher nach dieſem ſehr berühmt geworden: weil er ihn ebenfalls überraſchete, als er ein geometriſches Buch las. Er ſagete hiebey, er hätte ehemals einen Meßkünſtler gekannt, der nicht viel von der Religion gehalten hätte: und daraus ſchloß er, die Geometrie ſey eine Wiſſenſchaft, die die Geiſter verführe.

Herr **Fourmont** ſah es für ein großes Glück an, daß er verbunden ward, das Haus zu verlaſſen, allwo die allgemeinen Uebungen ihm faſt alle ſeine Zeit beſetzeten. Er begab ſich in das Collegium von *Montaigu:* allwo er ſogleich eine Kammer miethete, von welcher man der Sage nach glaubet, daß es des **Erasmus** ſeine geweſen. Da aber dieſer Vorzug die Unbequemlichkeiten derſelben nicht gut machete: ſo beredeten ihn diejenigen, die für ſeine Geſundheit ſorgeten, auszuziehen, und eine geſundere in dem Collegio von **Navarra** zu nehmen.

Allhier theilete er ſeine Zeit in beſondere Studia, und in hebräiſche, griechiſche und ſyriſche Leſeſtunden ein: die er bereits erwachſenen Leuten hielt, und deren verſchiedene ſchon eine Würde bekleideten, die faſt nicht zu erlauben ſcheint, daß man noch Lehrmeiſter habe. Herr **Salmon** war einer von denenſelben. Herr **Fourmont** trat in eine genaue Freundſchaft mit ihm, zu welcher er den **Abt Sevin** auch zog: der die Erlaubniß erhielt, ſich bey denen Verſammlungen einzufinden, die noch drey andere Doctoren bey dem Herrn **Salmon** hielten, um mit einander die griechiſchen Kirchenväter unter der Anführung ihres jungen Lehrers zu leſen.

Im 1706ten Jahre, ward dem Herrn **Fourmont** eine neue Arbeit übertragen. Der Herr **Abt Bignon**, deſſen Namen in der Geſchichte der Gelehrten unſers Jahrhunderts, oft wiederholet werden wird, hatte den Anſchlag zu einer Art von **allgemeiner Bibliothek** gefaſſet, die weitläuftiger und richtiger ſeyn ſollte, als des **Photius** ſeine. Hier nun erwählete er den Herrn **Fourmont** mit unter den übrigen, denen er aufgetragen hatte, Auszüge aus alten Schriftſtellern zu machen.

Ein dergleichen Anſchlag würde, wenn er wohl ausgeführet würde, ungemein nützlich werden, inſonderheit denen, die ſich den Wiſſenſchaften ergeben. Unterſuchungen und Nachrichten von der großen Menge Werke aller Art, womit wir überſchüttet ſind, würden die Anfänger in den Stand ſetzen, diejenigen, welche verdienen eifrig durchſtudieret zu werden, von denen zu unterſcheiden, die man nur zu Rathe ziehen darf; und von denen, die kaum durchblättert zu werden verdienen.

Dieſe neue Arbeit erlaubete dem Herrn **Fourmont** nicht mehr, ſeine Freunde ſelbſt zu beſuchen; er beredete ſie vielmehr, zweymal die Woche zu ihm zu kommen. Die Zeit, die er mit ihnen zubrachte, konnte man für keine Erquickſtunden halten, weil ſie nur eine Veränderung von Arbeit waren. Herr **Baudelot**, der ſchon damals unſer akademiſches Mitglied war, fand ſich ordentlich bey dieſen

Zuſammenkünften ein; ſo, wie auch der Herr **Abt Sevin**.

Nach dieſem kamen einige Werke von dieſer kleinen Akademie zum Vorſcheine. Der Herr **Abt Sevin** gab 1709 ſeine Abhandlung über den **Menes**, und 1710 ſeine Antwort auf eine Kritik heraus, ſo man davon gemachet hatte.

Herr **Fourmont** ließ in eben denſelben Jahren 1709 und 1710 zween Briefe drucken, in welchen er einige Stellen der Auslegung **Calmets** über das **erſte** Buch **Moſes** unterſuchete. In dieſen verſicht er die Sache der jüdiſchen Ausleger, und zeiget, daß man nicht im Stande wäre, die **Rabbinen** überhaupt zu verachten, weil etliche unter ihnen Träumereyen vorgegeben hätten. Dieſe Unbilligkeit würde eben ſo groß ſeyn, als einiger Kunſtrichter ihre: welche von allen geiſtlichen Schriftſtellern, nach einigen ſehr verächtlichen Legendiſten, urtheilen wollten, die ſich unter ihnen befunden.

D. Calmet antwortete in vier Briefen: allein, da der Streit hitzig ward, und zu weitläuftigen Unterſuchungen über ſolche Puncte Anlaß geben konnte, von denen es allemal gefährlich iſt, daß man ſie polemiſch abhandele; ſo vermochten die Freunde des Herrn **Fourmonts** ihn, dabey ſtehen zu bleiben.

Seit dem 1705ten Jahre, war Herr **Baudelot** mit den Gedanken umgegangen, wie er den Herrn **Fourmont** in unſere **Akademie** bringen möchte. Allein, entweder er habe dieſe Verbindung geſcheuet; oder einigen Widerwillen gegen den Titel *Elève* gehabt, bey welchem man damals anfangen mußte: ſo hat er allezeit dieſes Anerbiethen ausgeſchlagen. Als nun im 1713ten Jahre eben dieſer Herr **Baudelot** ein Recht überkam, einen *Elève* zu ernennen: ſo ſchlug er ihn der **Akademie** vor, ohne ihm etwas davon zu ſagen. Da ſeine Gelehrſamkeit bekannt genug war, ſo ward er einhällig angenommen, und man erließ ihm das Ceremoniel: ſo, daß er keine andern Beſuche abſtatten dorfte, als um ſeinen neuen Mitbrüdern zu danken. Seit derſelben Zeit, iſt er allemal bey unſern Verſammlungen ſehr fleißig erſchienen.

Als im 1715ten Jahre Herr **Galland**, ein **Beyſitzer**, dieſer **Akademie**, und Lehrer der arabiſchen Sprache, auf dem königl. Collegio geſtorben war, ward Herr **Fourmont** von dem Könige zur Bekleidung dieſer zwo Stellen erwählet. Man glaubet leicht, daß er bey derjenigen Leichtigkeit, die er bey allen Sprachen überhaupt fand, die Erlernung einer ſo weitläuftigen Sprache, als die arabiſche iſt, nicht werde verabſäumet haben: darinnen wir eine große Menge wichtiger Werke beſitzen, und die man ſo gar als eine Mundart des Hebräiſchen anſehen kann.

Er hatte Unterricht von den Herren **de la Croix** und **Galland** genoſſen; und durch ſein eigenes Privatbeſtreben, hatte er ſein Gedächtniß, welches wunderwürdig war, mit allen arabiſchen Wurzelwörtern angefüllet. In weniger als einem Monathe, war er im Stande geweſen, mit ungemeiner Fertigkeit des Verſtandes, darüber ſie erſtauneten, die Geſchichte des **Timour**, durch den **Arabſchah** zu erklären. Man weis, daß dieß Buch in der zierlichſten Schreibart abgefaſſet iſt, die ſehr figürlich, und folglich ſehr ſchwer iſt.

Da Herr **Fourmont** frühzeitig angefangen hatte, die gelehrten Sprachen zu lehren, und die mehreſten ſeiner Schüler, Leute waren, deren Verſtand bereits gebildet, und durch Studien von einer andern Art bearbeitet war: ſo war es nicht möglich, ſie auf demjenigen blinden Wege zu führen, auf welchem man Kinder leitet. Es war nicht genug, daß er ſie nur die Regeln und Grundſätze derjenigen Sprache lehrete, die ſie erlerneten; er mußte ihnen auch die Urſachen dieſer Regeln zeigen, und ihnen deren Verbindung mit den Grundſätzen darſtellen. Dergleichen Schüler wollen die Bahne auch kennen, auf welcher man ſie leitet: und ſie betreten ſie alsdann nur mit Vertrauen, wann ſie überzeuget worden ſind, daß dieſelbe die beſte iſt.

Hierdurch kam Herr **Fourmont** in die Umſtände, daß er ſich ſelbſt von ſeinen eigenen Grundſätzen Rechenſchaft geben, und diejenigen Begriffe aus einander ſetzen mußte, die vieleicht in ſeinem eigenen Verſtande verwirrt geblieben wären, wenn er ſich nicht genöthiget geſehen hätte, ſie ſinnlich und gleichſam handgreiflich zu machen. Die Bemühungen, ſo er hierbey anwenden mußte, nöthigten ihn, bis auf die Metaphyſik der Sprachen hinauf zu gehen; eine Metaphyſik, die ſehr wenigen bekannt iſt, auf welche die ganze Sprachlehre ſich gründet, und von welcher Daſeyn gleichwohl die mehreſten Sprachlehrer nicht einmal argwohnen. Die Grammatiken ſind gemeiniglich nur eine Sammlung einzelner Regeln, die oft ſehr übel geordnet, oder doch ſehr weit entfernet ſind, bis auf diejenigen Grundſätze hinauf zu ſteigen, die ſie enthalten. Man zeiget ſo gar nicht einmal die Verbindung und Analogie, die ſie ſelbſt unter einander haben.

Die verſchiedenen Sprachen haben nur einen einzigen Gegenſtand, nämlich, daß ſie andern Menſchen unſere Begriffe, Empfindungen und Urtheile, durch Beyhülfe der Töne der Rede beybringen ſollen. Wenn man einiges Geſchrey über Schmerzen oder Freude ausnimmt, das man für eine Art natürlicher Zeichen nehmen kann: ſo ſind unſere Worte lauter willkührliche, angenommene Zeichen.

Dieſe willkührliche Wahl derer Töne, die eingeſetzet ſind, um Zeichen derer Begriffe und einfachen Notionen zu ſeyn, die mit einander nicht zuſammen hängen, hat eine große Verſchiedenheit in den Sprachen verurſachet: indem nicht alle Menſchen über einerley Zeichen, eins geworden ſind. Allein, es giebt noch eine andere und fruchtbarere Art von Verſchiedenheit; nämlich diejenige, die in der Wahl derer Mittel herrſchet, welche man anwendet, um die Verbindungen und das Verhältniß auszudrücken, welches wir zwiſchen den Begriffen, den Wirkungen und Gegenwirkungen, die die Gegenſtände einer auf den andern haben, und dem Eindrucke gewahr werden, welchen ſie auf uns ſelbſt machen. Dieſes iſt es, worinnen eigentlich die Grammatik beſteht; und dieſes iſt eben dasjenige, was am wunderlichſten und ſchwerſten in den Sprachen zu unterſcheiden iſt.

Einige drücken alle Sachen durch die einzige Anordnung der Worte aus. Der größte Haufen gebrauchet ſich beſonderer Zeichen, um die mannichfaltigen Verhältniſſe auszudrücken. Allein, auch unter dieſen, finden ſich einige, die dieſe Zeichen mit denenjenigen verbinden, welche bereits beſtimmet waren, die Begriffe ſelbſt auszudrücken; ſo, daß die zwey Zeichen zuſammen genommen, nicht mehr als eines und daſſelbe Wort bilden.

In jenen Sprachen, wird die Veränderung der Verhältniſſe zwiſchen den Begriffen, durch eine Veränderung in dem Worte ſelbſt angedeutet. Diejenigen, die über der Wahl gleichlautender Töne, damit ſie Zeichen beſonderer Begriffe ſeyn ſollten, und auch derſelbigen Mittel, um die Verhältniſſe und Veränderungen des Verhältniſſes, zwiſchen den Begriffen, eins geworden; diejenigen, ſage ich, welche über derſelben Weiſe, dieſelben Zeichen zu brauchen und zuſammen zu fügen, eins werden, reden auch einerley Sprache, und können mit einander umgehen. Ganz geringe Abfälle von Verſchiedenheit, bringen verſchiedene Mundarten hervor: allein dieſe Verſchiedenheiten ſind nicht hinreichend, eine neue Sprache hervor zu bringen.

Man ſieht hieraus, daß jede Sprache einer Art von Lehrgebäude folget, in welchem alle beſondern Regeln eine Folge eines allgemeinen Grundſatzes ſeyn müſſen: welcher, wenn er im rechten Verſtande genommen wird, die Urſache der Ausnahmen, wenigſtens in den reinen und Mutterſprachen abgeben wird. Denn vieleicht läßt ſich dieſes bey denenjenigen nicht thun, die, da ſie nur ein Miſchmaſch vieler andern ſind, nicht ſo wohl Sprachen, als ein Geſchnatter heißen möchten.

Dieſes jeder Sprache eigene Lehrgebäu, war eben das, was Herr **Fourmont** ſich am meiſten bemühete, aus einander zu ſetzen; und in denen verſchiedenen Grammatiken, die er herausgab, zu beſtimmen.

Schon im 1707ten Jahre, war ſeine hebräiſche Sprachlehre, von welcher alle, die ſie geleſen haben, mit großen Lobeserhebungen ſprechen, von dem Herrn **Pinſſonat**, Lehrern der hebräiſchen Sprache auf dem königl. Collegio, zum Drucke durchgeſehen worden. Man weis aber nicht, was ihn zurück gehalten, ſie herauszugeben.

Man hat auch unter ſeinen hinterlaſſenen Schriften, noch eine griechiſche Sprachlehre, nach einem neuen Entwurfe; und eine andere für das Syriſche, eine für das Arabiſche, und eine für das Perſianiſche gefunden. Viele ſeiner Schüler, behalten noch Abſchriften von dieſen letztern auf; oder doch wenigſtens Auszüge, die er für ſie gemachet hatte.

Eben in dieſer Abſicht verfertigte er kleine Wörterbücher, welche alle Wurzeln dieſer Sprachen in eine Art von franzöſiſchen Verſen eingekleidet, enthielten: die deren Bedeutung an die Hand gaben, und durch ihren Wohlklang leichter zu behalten waren, als bloße Regiſter, die in dem Gedächtniſſe nur geringe Spuren zurück laſſen. Man hat geſehen, daß er ſchon als ein Schüler, gewiſſe lateiniſche Wurzelwörter in franzöſiſchen Verſen ans Licht geſtellet hat. Eben dergleichen hat man unter ſeinen Papieren, im hebräiſchen, ſyriſchen, arabiſchen, und deutſchen gefunden. Was das Griechiſche betrifft, ſo glaubete er, die Wurzelwörter derer von *Port-Royal*, die ihm bey ſeinem erſten Studieren ſo gar behülflich geweſen waren, überhöben ihn der Arbeit, dergleichen zu übernehmen. Allein er fügete ſeiner Sprachlehre ein etymologiſches Wörterbuch bey, in welchem er bis auf den erſten Urſprung der Wurzelwörter hinaufgieng, die er auf eine kleine Zahl einzelner Sylben ſetzete. Einige Proben, die er ehemals unſerer **Akademie** davon gezeiget, haben in uns einen ſehr vortheilhaften Begriff davon zurückgelaſſen. Er hatte ein ähnliches Werk von der lateiniſchen Sprache, zum Vortheile eines vornehmen Ausländers verfertiget, der ſich ſeiner Vorleſungen bedienet hatte. Dieſes hat man unter ſeinen Schriften gefunden, nebſt Verſuchen über die Sprachen verſchiedener Völker, der Türken, Kophter, Armenier; allein dieſe Verſuche ſind nur Entwürfe.

Die große Kenntniß welche Herr **Fourmont** vom Hebräiſchen hatte, konnte er ohne ein beſtändiges Durchleſen des bibliſchen Textes und aller jüdiſchen Ausleger nicht erlanget haben. Die Anmerkungen und Entdeckungen welche er bey jedem Schritte machete, brachten ihn auf den Anſchlag eines weitläuftigen Werkes, welches er gleichwohl niemals ausgeführet hat. Man hat unter ſeinen Schriften eine Partey Prolegomenen, und eine große Menge unaneinander hängender Beobachtungen, über die ſchwierigen Stellen der heil. Schrift gefunden.

Der einzige Theil, welchen er vollendet hat, iſt ſeine Auslegung über die Pſalmen und mancherley Geſänge, die in der Bibel vorkommen. Er hatte eben dieſelbe Meynung angenommen, die heute zu Tage unter allen europäiſchen Kunſtrichtern ziemlich gemein iſt, in welcher man voraus ſetzet, daß das Hebräiſche, aus gereimten, bloß nach der Anzahl der Sylben, abgemeſſenen Verſen, ohne Anſehung der Quantität beſtünde; faſt auf eben die Weiſe, wie unſere und der Araber Dichterey beſchaffen iſt: und er las 1714. der **Akademie** eine Abhandlung davon vor. In ſeinem Werke füget er, dem Texte der Pſalmen, die in Verſe, Strophen und Wiederholungen beſteht, eine Ueberſetzung, einen Inhalt, und hiſtoriſch-kritiſche Noten bey.

Er hat auch ein Werk über die **Offenbarung St. Johannis** hinterlaſſen. Dieſes Buch hat ſo vielen Kunſtrichtern zu ſchaffen gemachet, daß ſie, auch ſogar den berühmten **Newton** nicht ausgenommen, prophetiſche Auslegungen darüber gemachet haben: davon des letztern ſeine mit allem dem parteylichen Eifer erfüllet ſind, der jemals die Proteſtanten wider die Römiſchkatholiſchen in den Harniſch gebracht hat.

Herr **Fourmont** glaubete, daß alle Ausleger, die die **Offenbarung Johannis** für ein bloß prophetiſches Werk anſehen, keinen richtigen Begriff davon haben. Nach ſeiner Meynung, iſt dieſes Buch nichts anders, als eine Darſtellung der völligen Geſchichte des jüdiſchen Volks und ſeiner Religion; ſeit der Verkündigung des Geſetzes auf dem Berge **Sinai**, bis auf die Zerſtörung **Jeruſalems** und des Tempels durch die **Römer**. Allein es iſt eine Beſchreibung, die lebhaft und voller Bilder iſt, die man aus der Schreibart und den Schriften der alten Propheten entlehnet hat. Auf dieſe Geſchichte der Juden folget, ſeiner Meynung nach, die Geſchichte der Einſetzung des Chriſtenthums. Damals hatte der alte Bund, welcher mit dem jüdiſchen Volke geſchloſſen war, ein Ende genommen: und Gott hatte einen neuen mit allen Menſchen insgeſammt geſchloſſen, ohne allen Unterſchied der Völker oder Nationen.

Als Herr **Fourmont** dieſes ſein Lehrgebäu ſeinen Freunden vorſtellig machen wollte: ſo erſtaunete man über alle Verhältniſſe ſeiner Beſchreibung, die er zwiſchen den Bildern der **Offenbarung**, und der jüdiſchen Geſchichte zeigete. Man war überaus geneigt, dieß Lehrgebäu für wahr zu halten; allein man würde noch viel richtiger davon urtheilen, wenn es jemals zum Vorſcheine käme.

Ungeachtet Herr **Fourmont** ſeine Studien auf verſchiedene Entwürfe von Werken richtete, die er ſich gemachet hatte: ſo hat er deren doch ſehr wenige vollendet, und nur fünf ans Licht geſtellet; wenn man die zwey über die **Chineſer** mit dazu rechnet.

Im 1715ten Jahre glaubete er, er müſſe ſich mit in die Streitigkeit mengen, die zwiſchen dem Herrn **de la Mothe**, dem Abte **Terraſſon**, und den Verehrern **Homers** entſtanden war. Er gab, in der Zeit, da der Streit am heftigſten war, ein *Examen pacifique* heraus, welchem das gewöhnliche Schickſal der Friedensſtifter widerfuhr. Es misfiel nämlich beyden Theilen: und ungeachtet er ſie alle beyde angriff, ſo wurden ſie doch beyde eins, ſeiner mit keinem Worte zu gedenken. Die Welt, welche bloß auf das Schauſpiel der zween Streitenden blickete, dachte an den Friedensſtifter gar nicht.

Einige Jahre darauf gab er eine Kritik des Buches von der chriſtlichen Religion, la religion chretienne prouvée par les faits, heraus. Er hatte ſich unter dem Namen **Rabbi Iſmael**, eines zum Chriſtenthume bekehrten Juden verborgen; und meynete: dem **Abte Houteville** wären die Schwierigkeiten unbewußt geweſen, welche die Juden wider das Chriſtenthum vorbringen, und welches die gehörigen Antworten ſind, wodurch man dieſelben hebt.

Im 1723ſten Jahre gab er unter eben dieſem Namen, ein Buch, **Mouacab** betitelt, heraus, in welchem er das Werk eines berühmten Mannes angriff, welcher unternommen hatte, Regeln zur figürlichen und allegoriſchen Erklärung der heil. Schrift zu geben. Herr **Fourmont** widerlegete ſeine Lehrart mit Stärke, und gar mit Lebhaftigkeit, und zeigete: daß, wenn man ihr folgen wollte, man alles was man wollte, in der Schrift finden könnte.

Das letzte gelehrte Werk, welches Herr **Fourmont** herausgegeben, kam 1735. ans Licht, unter dem Titel: **kritiſche Betrachtungen über die Geſchichte der alten Völker.** In dieſem Werke durchläuft er die ganze alte Geſchichte, und ſtreuet darinnen mit vollen Händen diejenige morgenländiſche Gelehrſamkeit, und diejenigen etymologiſchen Muthmaßungen aus, die den Gelehrten gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts ſo viel Ehre macheten. Er führet auch die Meynungen aller derer an, welche von dieſen Materien geſchrieben haben; und erfüllet in Anſehung ihrer, den Titel **kritiſcher Betrachtungen,** den er ſeinem Werke giebt, vollkommen wohl: denn es bleibt keine von ihren Meynungen übrig, die er nicht umſtößt, um die ſeinigen an die Stelle zu ſetzen. Er brauchet allenthalben, wo er von ihnen redet, die den Gelehrten des vorigen Jahrhunderts ſo geläufigen Formeln: welche heute zu Tage ſo glückſeliger Weiſe, wenigſtens aus franzöſiſchen Büchern, verbannet ſind. Sein beſtändiger Umgang mit den Schriften dieſer Schriftſteller, hatte ihm dieſelben zur Gewohnheit gemachet. Er wußte deren Stärke nicht: und wir ſind mehr als einmal Zeugen ſeines Erſtaunens geweſen, wann diejenigen, auf welche dieſe Formeln trafen, ſich dadurch beleidiget fanden.

Die Arbeiten des Herrn **Fourmonts** über die Bibel, wurden im 1715ten Jahre durch eine neue Art von Studien unterbrochen, zu welchen der Herr **Abt Bignon** ihn beredete. Der Herr **von Lionne,** Biſchof von Roſalien,

lien, hatte einen jungen Chineſer mit ſich nach Frankreich gebracht, der in der Gelehrſamkeit ſeines Landes ziemlich unterrichtet war. Nach dem Tode dieſes Biſchofes von **Roſalien**, wollte der Herr **Abt Bignon** ſich dieſe Gelegenheit zu nutze machen, um **Europa** einige Kenntniſſe von einer Sprache zu verſchaffen, von welcher man kaum einige dunkele Begriffe hatte. Er erhielt von **Ludwig** dem XIV. ein Gehalt für den jungen Arcadio Hoang, welches der Namen des jungen **Chineſers** war. Er übertrug dem Herrn **Fourmont**, im 1715ten Jahre, die Sorgfalt für ſeine Studien: und nach dem Tode des Hoang, welcher ſich im 1716ten Jahre eräugete, machete er, daß deſſen Gehalt dem Herrn **Fourmont** künftig ausgezahlet wurde, mit dem Befehle: ſich auf die Erlernung des **Chineſiſchen** zu legen, und der Arbeit ferner nachzuhängen, die er mit ihm angefangen hatte.

Unter allen Sprachen der Welt, giebt es keine, die weniger Aehnlichkeit mit den unſrigen hätte, als die chineſiſche. Sie beſteht aus einfachen Sylben, die ſich ganz und gar nicht abändern laſſen, und keine Beugung haben; bloß ihre Stellung zeiget an, ob man ſie für Nennwörter oder Zeitwörter halten ſoll; ob ſie es ſind, die die Redensart regieren, oder ob ſie ſelbſt regieret werden? Dieſe einſylbigen Wörter ſind übrigens in geringer Anzahl; und ungeachtet ſie durch den Unterſchied der Töne oder Accente vervielfältiget werden: ſo findet man deren doch viele, die mit eben demſelben Tone Bedeutungen haben, die durchaus unterſchieden ſind. Die Sache davon man redet, die Wörter womit man ſie verbindet, und die Gelegenheit, in welcher man ſich ihrer bedienet, beſtimmen deren Sinn. Es giebt zwar keine Sprache, die von dieſem Fehler ganz frey wäre; allein er iſt im **Chineſiſchen** faſt allgemein: darinnen es wenig Ausdrücke giebt, die man ſicher in eine andere Sprache überſetzen kann, wenn man ſie einzeln ausſprechen höret.

Man ſieht hier wohl ein, daß die chineſiſche Sprache ſehr ſchwer zu ſprechen ſeyn muß: allein dieſe Schwierigkeit iſt noch gar nichts, in Anſehung dieſer Sprache, wenn ſie geſchrieben wird, oder der Schrift ſelbſt. Die Zeichen dieſer Sprache machen eine Sprache aus, die von der Rede gar nicht abhängt.

In **Europa** giebt man dieſen chineſiſchen Charactern den Namen **Hieroglyphen**; welchen man, wiewohl ſehr uneigentlich, von den ägyptiſchen Characteren hernimmt. Dieſe zweyerley Arten von Schriften ſind ſich einander nur darinn ähnlich, daß keine von beyden mit der Rede ein Verhältniß haben; und daß ſie die Töne derſelben nicht ſo ausdrücken, wie die alphabetiſche Schrift: darinn die Wörter eine Zuſammenſetzung verſchiedener Buchſtaben ſind, deren jeder eine bloſſe Abänderung der Stimme iſt; und deren Vereinigung die Wörter ausdrücket, die aus verſchiedenen einfachen, mit einander zuſammengefügten Tönen beſtehen.

In der chineſiſchen Schrift, ſowohl als in der ägyptiſchen, ſind die Charactere ein unmittelbares Zeichen der Begriffe; Zeichen, die von der Rede gar nicht abhängen. Allein es iſt dieſer Unterſchied dabey, daß die ägyptiſche Schrift, gleich der von **Mexico**, die Vorſtellung der Sachen ſelbſt gebrauchete, wann die Sachen körperlich waren; und allegoriſche oder ſymboliſche Bilder, wenn dieſe Sachen nicht in den Sinn des Geſichtes fallen, z. E. die Eigenſchaften der Seele. Die chineſiſchen Charactere hingegen, haben nur eine beliebige Verhältniß mit denen Sachen, die ſie ausdrücken; es ſind bloß willkührliche Zeichen, und von der Art unſerer Zahlen, oder unſerer aſtronomiſchen und algebraiſchen Charactere: ſie reden mit dem Verſtande durch den bloßen Sinn des Geſichtes, ohne alles Verhältniß auf das Gehör.

Wenn man von der geſchriebenen Sprache der Chineſer nach derjenigen ſchließen will, die ſie reden; ſo ſollte man nicht glauben, daß dieſe Charactere alle von einander unterſchieden und unabhänglich wären: allein dieſer Begriff würde ganz und gar nicht richtig ſeyn.

Man zählet bis auf achtzig tauſend chineſiſche Charactere in dem weitläuftigſten Wörterbuche. Es iſt wohl wahr, daß es unter dieſer erſtaunlichen Menge mehr als die Hälfte giebt, die gleichbedeutend, die ſelten, die ungebräuchlich ſind; und daß von den dreyßig tauſend überbleibenden, faſt zwey Drittheile, die den Ausdrücken der Künſte und Wiſſenſchaften gleichen, nur dann gebrauchet werden, wenn man gewiſſe Materien abhandelt. In China begnügen ſich die allergelehrteſten damit, wenn ſie zehn oder eilf tauſend Charactere kennen; und bey dieſer Zahl bleiben auch die üblichſten Wörterbücher ſtehen.

Dieſe zehn bis eilf tauſend chineſiſchen Charactere ſind nicht alle einer vom andern durchaus unabhänglich. Wenn man ſich einen richtigen Begriff davon machen will, ſo muß man ſie mit unſern Sprachen vergleichen: in welchen die unermeßliche Zahl derer Ausdrücke, woraus ſie beſtehen, ſich auf eine eingeſchränkte Zahl von Stammwörtern beläuft, aus welchen alle andere zuſammengeſetzet oder abgeleitet ſind. Die chineſiſchen Charactere erhalten indeſſen keine Veränderung, die derjenigen gliche, die die Wurzeln unſerer Sprache, durch die grammatikaliſchen Beugungen erhalten. Ein Character bleibt allezeit derſelbe, er mag in der Folge der Begriffe bekleiden welchen Platz er will: allein dieſe Charactere verbinden ſich unter einander, ſo daß viele einfache Charactere, durch ihre Vereinigung einen zuſammengeſetzten Character bilden; der ſich ſeines Ortes wieder mit andern zuſammenſetzen läßt, ſie mögen einfach oder zuſammengeſetzt ſeyn. Daher kömmt es, daß ihre Zahl ſich ſo erſtaunlich vervielfältiget hat.

Dieſer zuſammengeſetzten Charactere ſind alſo eine Sammlung von verſchiedenen andern einfachen Characteren, die ein jeder insbeſondere einen verſchiedenen Begriff andeuten, und ſich auf zuſammengeſetzte Begriffe beziehen. In einer Sprache wie die Chineſiſche, in welcher es keine zuſammengeſetzte Ausdrücke giebt, brauchet man zuweilen eine ziemliche lange Redensart, wenn man im reden die ganze Bedeutung eines Characters ausdrücken will; indem man ihn auseinander legen und analyſiren muß. Man ſieht hieraus, daß dieſe Sprache, wenn ſie geſchrieben iſt, der größten Schönheiten fähig iſt; und das Lob gar nicht zu hoch getrieben ſey, was diejenigen von unſern Miſſionarien, die ſie verſtehen, ihr beylegen.

Die Züge, aus welchen die chineſiſchen Charactere beſtehen, ſind fünf an der Zahl; und ein jeder von dieſen Zügen iſt ſelbſt ein Character, wenn er allein gebrauchet wird. Die chineſiſchen Kunſtrichter wollen, daß dieſe fünf Züge und deren Zuſammenſetzungen, zwey hundert und vierzig urſprüngliche Charactere ausmachen; die man als Elemente der Schrift anſehen muß, und als diejenigen, auf welche man die achtzig tauſend Charactere ziehen muß. In den Wörterbüchern werden ſie auch in der That alle unter zwey hundert vierzig Claſſen geordnet, die ſich auf die zwey hundert und vierzig Elemente oder Schlüſſel beziehen: denn ſo nennet man ſie. Man ſetzet voraus, daß der Schlüſſel oder einfache Character, welcher die Claſſe beſtimmet, unter welche man ihn geordnet, den Hauptbegriff oder den herrſchenden Gedanken in der Bedeutung der zuſammengeſetzten Redensart ausdrücke; und daß die Zergliederung des Characters, die Erklärung oder Beſchreibung der angedeuteten Sache gebe: allein es fehlet viel, daß die Ausführung mit dieſem ſyſtematiſchen Begriffe übereinſtimme. Die Zergliederung eines Characters, giebt ſelten die Auflöſung des zuſammengeſetzten Begriffs, den er bedeutet. Gleichwohl hat man auf dieſe falſche Vorausſetzung alle Allegorien einiger figuriſtiſchen

Miſſionarien gebauet, welche vermeynet haben in den alten Characteren alle Lehren unſerer Religion, und ſelbſt die Begebenheiten aus der Geſchichte der Hebräer zu finden.

Arcadio Hoang hatte bereits unter der Anführung eines andern Gelehrten gearbeitet, bevor er noch dem Herrn **Fourmont** übergeben ward; und er war bereits mit ſeiner Arbeit ziemlich weit gekommen. Da Herr **Fourmont** fand, nachdem er gleich anfangs einen Theil des gewöhnlichen Wörterbuches überſetzet hatte, daß deſſen zehn tauſend Charactere, die nach der Ordnung der Töne der Sprache, ſo wie ſie geredet wird, geordnet ſind, nicht anders, als von denen nachgeſchlagen werden können, die des **Chineſiſchen** kundig ſind: ſo hatte er dieſe Arbeit fahren laſſen, um die Ueberſetzung eines andern Wörterbuches vorzunehmen, in welchem eben dieſe Zeichen nach der Ordnung der Schlüſſel ſtehen; und welches den Chineſern ſelbſt dienet, die Erklärung ſchwerer Charactere zu ſuchen, die ſie in Büchern finden. Es waren bereits fünf tauſend zwey hundert Charactere überſetzet, das heißt, faſt die Hälfte derer, die üblich ſind.

Herr **Fourmont** fand auch noch unter den Schriften des **Akadio Hoang**, verſchiedene Verſuche zu einer Sprachlehre, Beobachtungen über die Grundſätze der geſchriebenen Sprache, und ein Vocabularium von mehr als zwey tauſend Wörtern, oder Ausdrücken der Sprache, wie ſie geredet wird.

Dieſen Abhandlungen fügete er alles bey, was er aus denen verſchiedenen europäiſchen Schriftſtellern ſammlen konnte, denen **China** bekannt geweſen. Die Reiſenden boten ihm eine gewiſſe Anzahl Wörter an. Die Ueberſetzung des Denkmaals vom **Siganfou**, welches der **P. Kircher** herausgegeben; einige Werke von **Müllern**, und ein Verzeichniß von chineſiſchen Kaiſern, das ein Gelehrter in Deutſchland ans Licht geſtellet, gaben ihm ebenfalls eine gewiſſe Anzahl von Characteren an die Hand. Eine viel größere Anzahl derſelben aber fand er in der Urſchrift desjenigen Buches, welches unter dem Titel: Scientia Sinica, durch den **P. Couplet** herausgekommen iſt; eine Handſchrift, die Herr **von Boze** wiederum in **Holland** ausgefunden, und der **königlichen Bibliothek** geſchenket hatte. Außer dem Texte der zwey Werke des **Confucius** in chineſiſchen Characteren, mit einer Ueberſetzung zwiſchen die Zeilen geſchrieben, ſtehen in dieſer Handſchrift auch noch lange Abhandlungen des **P. Intorcetta**, in welchen er eine gewiſſe Anzahl Charactere analyſiret.

Herr **Fourmont** ſetzete ſich durch oftmaliges Betrachten dieſer Charactere, deren Verſtand er ſich geläufig gemachet hatte, in den Stand, daß er diejenigen, die er noch nicht wußte, in den Wörterbüchern aufſchlagen konnte, und im Stande war, die Erklärung zu verſtehen, die ſie durch deren Auflöſung in andere einfachere Zeichen geben: faſt eben ſo wie ein Fremdling, welcher anfängt das Franzöſiſche zu verſtehen, in dem **Wörterbuche der Akademie** diejenigen Wörter ſuchen würde, deren Bedeutung er noch nicht wüßte. Es iſt erſtaunlich, daß Herr **Fourmont** in ſeinen zwey Büchern, die er unter dem Titel: Clavis Sinica, und Grammatica Sinica herausgegeben, von allen dieſen Hülfsmitteln nichts geſaget hat. Eben dadurch, daß er der Welt die wahren Mittel verhölete, welche ihm zur Kenntniß dieſer Sprache geholfen, hat er zu demjenigen Mistrauen Anlaß gegeben, worüber er ſich allezeit beſchweret hat, und welches doch im Grunde ſo ziemlich vernünftig war: denn Sprachen laſſen ſich nicht errathen. Die Beyhülfen indeſſen, welche Herr **Fourmont** aus den Schriften des **Arcadio Hoang** genommen, mögen auch ſo beträchtlich geweſen ſeyn als ſie wollen: ſo war es doch allezeit gewiß, daß eine Arbeit wie die ſeinige war, eine Geſchicklichkeit, vielen Muth und eine Beharrlichkeit erfoderte, dazu nur ſehr wenige fähig ſind. Er hatte alſo gar nicht zu fürchten, daß die gelehrte Welt ihm nicht diejenige Gerechtigkeit wiederfahren laſſen ſollte, die er verdienete.

Mir kömmt es nicht zu, zu urtheilen, wie weit er es gebracht hat, und wie nützlich ſeine Werke dereinſt ſeyn können, um zur Kenntniß der chineſiſchen Sprache zu gelangen. Ich glaube indeſſen, ich könne ſagen, daß keiner von allen denen, die nicht ſelbſt mit Chineſern umgegangen ſind, es ſo weit gebracht habe, als Herr **Fourmont**. Die Ueberſetzungen, welche die zween Schüler, ſo er gezogen, herauszugeben gedenken, werden eine Probe von der Geſchicklichkeit des Lehrers ſeyn, unter dem ſie gearbeitet haben.

Herr **Fourmont** hat verſchiedene chineſiſche Wörterbücher, oder vielmehr eben daſſelbe Wörterbuch, nach denen verſchiedenen Lehrarten eingerichtet hinterlaſſen, die in **China** üblich ſind, und eine jede ihren eigenen Vortheil haben. Es findet ſich alſo 1. ein Wörterbuch nach der Ordnung der Schlüſſel, oder Wurzelcharactere eingerichtet. 2. Ein Wörterbuch durch Töne. 3. Ein lateiniſch-chineſiſches Wörterbuch. 4. Ein anderes franzöſiſch-chineſiſches. Er wollte noch ein fünftes hiſtoriſch-geographiſches hinzuthun; in welchem er für **China** eben das würde gethan haben, was **Herbelot** in ſeiner **orientaliſchen Bibliothek**, für das türkiſche Reich gethan hat. Ungeachtet er bereits viele Auszüge aus chineſiſchen Schriftſtellern zuſammengebracht hatte, ſo bleibt doch noch vieles hinzuzuſetzen.

Die verſchiedenen Schüler, welche Herr **Fourmont** gezogen, brachten ſeinen Ruhm in fremde Lande: allwo verſchiedene gelehrte Geſellſchaften ſeinen Namen in ihren Verzeichniſſen haben wollten. Im 1738ten Jahre, ward er in die **königliche Societät** zu **London** aufgenommen, im 1742ten Jahre aber in die **Akademie** zu **Berlin**.

In der Lebensbeſchreibung irgend eines andern Gelehrten würde man noch vielerley Dinge anführen können, welche wegen des Ueberfluſſes der Materie, in Herrn **Fourmonts** ſeinem wegbleiben müſſen. Daher will ich hier nur eine bloße Anzeige von einigen derer Abhandlungen thun, die er uns über verſchiedene Puncte der griechiſchen und orientaliſchen Litteratur vorgeleſen hat, und die allezeit etwas neues und ſonderbares in ſich enthielten; z. E. diejenige, in welcher er beweiſen wollte: daß der Gebrauch der Puncte in der hebräiſchen Schrift, älter wäre, als die Ueberſetzung der ſiebenzig Dollmetſcher.

In einer andern ſchlägt er eine neue und wenigſtens ſinnreiche Meynung, über diejenigen geſchnittenen Steine vor, die unter dem Namen **Abraxas** bekannt ſind; weil man dieß Wort darauf findet. Er meynete, oft die mehreſten dieſer Steine wären chriſtliche oder jüdiſche, und dieneten beyden Religionsverwandten, ſich ihren Brüdern zu erkennen zu geben, wenn ſie auf Reiſen giengen: faſt eben ſo, wie die *Teſſeræ hoſpitalitatis* der **Griechen** und **Römer**. Er zeigete, daß die mehreſten auf dieſen Steinen, mit griechiſchen Buchſtaben, aber in einer unbekannten Sprache geſchnittenen Schriften, hebräiſch wären, und chriſtliche Formeln enthielten: und bey dieſer Gelegenheit erkläret er verſchiedene Stellen aus dem h. **Epiphanius**, und wollte zeigen: daß die einzige Unwiſſenheit der hebräiſchen Sprache ſchuld wäre, daß man dasjenige für magiſche Zeichen hielte, was doch chriſtliche und zuweilen ſehr orthodoxe Formeln wären.

Ich gedenke hier eines Verzeichniſſes ſeiner Werke nicht, welches 1731. herauskam. Ich könnte davon gar nichts umſtändliches melden, ohne an gewiſſe Begebenheiten zu denken, die diejenigen, welche ſie angiengen, ſchon vergeſſen haben, und die in dieſer Schrift keine Statt finden. Die Werke übrigens, die er in dieſem Verzeichniſſe ankündiget,

diget, haben ſich unter ſeinen Schriften nicht gefunden; einige waren nur angefangen, andere bloß nur entworfen. Da ihm das Arbeiten ungemein leicht ward: ſo ſah er ein Werk gleichſam ſchon für fertig an, ſo bald er nur den Plan davon gemachet hatte; und rechnete das Ausarbeiten für nichts, welches ihm nur die Mühe des ſchreibens machete.

Seine erſtaunliche Aemſigkeit im Studieren und beſtändigen leſen ſolcher Bücher, die in allerley Characteren geſchrieben waren, ſchwächeten ihm frühzeitig die Augen, die bey ihm ohnedem ſchwach waren, und zogen ihm verſchiedene Flüſſe zu, an deren einem er acht Tage lang ſtock blind war. Dieſen Fluß hatte er ſich durch das leſen des **Thalmuds** zugezogen. Der Schmerz, den er über dieſen ſeinen Zuſtand empfand, nahm ihn dermaßen ein, daß er dieſe ganze Zeit über Thränenſtröme vergoß: und dieß beförderte vielleicht ſeine Geneſung.

Im Umgange war er von ſanfter Gemüthsart, und ſo gar ziemlich aufgewecktem Geiſte. In den Sprachen beſaß er eine ungemeine Fertigkeit, welches ein vortreffliches Gedächtniß anzeiget. Er hatte nicht nur alle alten Schriftſteller von allen Gattungen und alle Bücher der orientaliſchen, griechiſchen und lateiniſchen Litteratur geleſen, ſondern auch noch faſt alle neuern Dichter aller Nationen, ja ſogar verſchiedene unſerer alten geſchriebenen Poeten. Der weite Umfang und die Mannigfaltigkeit ſeines Wiſſens, ließ ſich nur mit eines **Scaligers** und **Salmaſius** Gelehrſamkeit vergleichen.

Vielleicht fehlete ihm ein gewiſſer Umgang mit Menſchen; oder wenigſtens derjenige Umgang mit ihnen, der uns lehret, daß ſie unſere Richter ſind, und ſolche Richter, die geſchonet ſeyn wollen. Da er faſt von Jugend auf gewohnet war, ein Lehrer und Meiſter viel älterer Leute zu ſeyn, als er ſelbſt war, und deren Verſtand ſchon reif war:

ſo hatte er ſich ein Anſehen angewöhnet, woraus man hätte muthmaßen ſollen, er ſähe alle Menſchen nicht anders an, als ob ſie allzeit ſeine Schüler bleiben ſollten.

Er hatte ſich anfangs zum geiſtlichen Stande begeben: allein, ungeachtet dieſer Stand ſeiner Art von Studien ſehr gemäß zu ſeyn ſchien, ſo verließ er ihn doch bald; und nachdem er die Theologie erlernet hatte, ſo ſtudierete er die Rechte, in welchen er auch ſo gar Würden annahm. Er erlernete auch die Arzeneykunſt; allein er übete keine von beyden Profeſſionen: deren Ausübung nur dann nutzbar werden kann, wenn man ſich ihnen ganz und gar widmet, und bey welcher die Zerſtreuung, die die Wiſſenſchaften verurſachen, auch diejenigen, die die meiſte Verbindung damit zu haben ſcheinen, vieleicht noch ſchädlicher iſt, als diejenigen Zerſtreuungen ſind, die die Liebe zum Ergetzen wirket.

Er iſt zweymal verheurathet geweſen, das erſtemal 1711. mit der **Franciſca Boutler de Douzy**, welche ſeine Anverwandtinn war; das zweyte mal 1737. mit **Annen Margarethen Mallet**: er hat aber aus beyden Ehen keine Kinder gehabt.

Ungeachtet ſeine Leibesbeſchaffenheit zärtlich war, ſo hatte er doch bis 1734. einer ziemlichen Geſundheit genoſſen, als er einen Anfall vom Schlage, oder eine **Lähmung**, wie er es nannte, bekam. Er lag einige Stunden, ohne ein Wort ſprechen zu können; indeſſen zertheileten die Arzeneymittel dieſen Anfall.

Im 1741ten Jahre hatte er einen abermaligen und viel ſtärkern Anfall vom Schlage. Hier blieb er länger als vierzehn Tage ſtumm. Er ward auch niemals wieder ganz geſund, und behielt eine ſchwere Sprache, die von Zeit zu Zeit abnahm, aber niemals wieder geläufig ward.

Im 1745ten Jahre, zu Anfange des **Novembers**, hatte er einen dritten viel heftigern Anfall, in welchem die Lähmung die Muskeln befiel, die zum athmen nöthig ſind. Man ſchloß gleich Anfangs, daß die Krankheit tödtlich wäre, und er ſtarb auch wirklich den 19ten December, in ſeinem 63ſten Jahre.

Er hatte ſich, da er ſeine zweyte Frau heurathete, das Recht vorbehalten, mit ſeinen Schriften und Büchern ſchalten und walten zu können: und dieß hat er zum Vortheile zweener ſeiner Zöglinge gethan, die er ſich geneigt gemachet hatte: dieſen hat er ſeine Schriften und Bücher vermachet. Der eine von ihnen iſt ſein Neffe, ein Sohn einer ſeiner Schweſtern; der andere iſt ein Sohn eines ſeiner ehemaligen Freunde. Dieſe zween Zöglinge hat man an die königliche Bibliothek gezogen; mit dem Titel, von Dollmetſchern der chineſiſchen Sprache: und man hat Urſache zu hoffen, daß ſie durch ihre Werke die Wahl, welche Herr **Fourmont** an ihnen getroffen hat, rechtfertigen werden.

LXX.

Leben des Herrn Abtes Fourmonts. In der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern, 1746. in der Akademie vorgeleſen.

Michael **Fourmont**, ward zu **Herbelai** den 28ten September 1690 gebohren. Er war das vierte und letzte Kind **Stephans Fourmonts**, und **Catharinen Jomarden**, und ſieben Jahre jünger als derjenige, deſſen Leben wir jetzt angehöret haben. Er war kaum drey Monathe alt, als ſein Vater ſtarb. Seine Mutter verlohr er im fünften Jahre, und befand ſich ſowohl, als zwo Schweſtern, die noch ſehr jung waren, bey einem ſehr mittelmäßigen Vermögen; welches noch dazu durch nachläſſige Vormünder verwaltet wurde.

Als ein gewiſſer Anverwandter, den er zu **Pontoiſe** hatte, viel Lebhaſtigkeit und Witz an ihm merkete; ſo nahm er ihn zu ſich, in der Meynung, ihn zu ſeiner Profeßion zu erziehen. Er brachte auch verſchiedene Jahre bey demſelben zu, und zog nachmals zu einem Bruder aus ſeines Vaters erſter Ehe, der viel älter als er, und fiſcaliſcher Procurator zu Corneilles in **Pariſis** war. Der junge **Fourmont** fühlete gar keinen Geſchmack an einer ſolchen Lebensart. Ein innerlicher Trieb zog ihn zu den Wiſſenſchaften: allein, er wußte auch die erſten Anfangsgründe davon nicht einmal, und es fehlete ihm durchaus an Beyhülfe.

Er wandte ſich alſo an ſeinen Bruder, der ſich durch ſeine griechiſchen, hebräiſchen und ſyriſchen Vorleſungen, die er damals in **Paris** hielt, berühmt gemachet hatte: allein dieſer Bruder, der ſelbſt faſt von nichts, als dieſen Vorleſungen lebete, hielt nicht dafür, daß er die Sorgfalt über ſeine Erziehung, und ſeinen Unterhalt über ſich nehmen könnte. Dieſer junge Practicus mußte ſich alſo wieder nach **Cormeilles** wenden, und ſeine erſte Handthierung abermals ergreifen.

Herr le Bret, ein Bruder der obrigkeitlichen Perſon eben dieſes Namens, welcher in der **Provence Präſident** und **Intendant** geweſen iſt, wohnete dazumal in der Nachbarſchaft von **Cormeilles**. Dieſes war ein ſehr gottesfürchtiger Herr, der in der Eingezogenheit lebete. Ein ungefährer Zufall brachte dem jungen **Fourmont**, welcher damals noch nicht ſechszehn Jahre alt war, ſeine Bekanntſchaft zuwege; und er nahm die Eindrücke der Gottesfurcht, die Herr **le Bret** ihm beybrachte, ohne Schwierigkeit an. Er verließ auf deſſen Anrathen das Land; und ohne ſeinen Freunden ein Wort zu ſagen, gieng er nach **Anjou**, und begab ſich in die Geſellſchaft frommer **Einſiedler**, von welchen eine gemeine Sage geht: daß ſie von einem **Grafen von Moret**, einem natürlichen Sohne **Heinrichs des IV.** eingeſetzet worden. Hier brachte er acht Jahre zu, und würde vielleicht ſein ganzes Leben hindurch daſelbſt geblieben ſeyn, wenn dieſe **Einſiedler** ihm erlaubet hätten, den Orden anzunehmen.

Dieſe abſchlägige Antwort, nebſt der langen Weile, bey einer Lebensart, wo man ſehr viel Zeit auf äußerliche Handlungen, nichts aber auf den Verſtand wendete, verekelten ihm dieſe Lebensart. Er entſchloß ſich, an ſeinen Bruder zu ſchreiben, um ihm nochmals ſeine vorige Bitte zu wiederholen; allein, er erhielt nichts. Indeſſen erfuhren doch die Seinigen aus dieſem Briefe, wo er hingekommen wäre, denn man hielt ihn für todt.

Als einige Zeit darauf dieſe Brüderſchaft eine Gnade von dem Herrn eines benachbarten Gutes zu erbitten hatte, ſo trug ſie ihm auf, nach **Paris** zu reiſen, und darum anzuhalten. Dieſen Auftrag nahm er willigſt an, in der Hoffnung, einen neuen Verſuch bey ſeinem Bruder zu thun. Allein, beyde Ausrichtungen waren vergebens: gleichwohl ließ er ſich nicht abſchrecken; und ungeachtet einer Krankheit von vielen Monathen, beharrete er auf dem Entſchluſſe, ſeinen vorigen Stand zu ändern, und ſich gänzlich den Wiſſenſchaften zu ergeben: ungeachtet er faſt ganz hülflos war, und in einem fünf und zwanzigjährigen Alter, noch die erſten Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache nicht wußte.

In währender ſeiner Abweſenheit, hatten ſein Bruder und ſeine Schweſtern die Theilung des wenigen Vermögens unternommen, ſo die Vormünder ihnen gelaſſen hatten: und da man dieſen für todt hielt, hatte man wenig Acht auf ſeine Anſprüche gehabt. Er vertrug ſich alſo mit ihnen, wie ſie es haben wollten. Seine Schweſtern bezahleten ihn in Gelde; und Herr **Fourmont**, ſein Bruder, machete ſich anheiſchig, ihm Unterricht zu ertheilen; eine Art von Bezahlung, die der neue Schüler als einen ſehr vortheilhaften Handel anſah.

Die Summe, die er empfangen hatte, war ſehr mittelmäßig, und konnte natürlicher Weiſe nicht weit reichen: allein, da er ſie durch die Mäßigkeit derjenigen ſtrengen Lebensart, an die er gewohnet war, noch vermehrete; ſo fand er durch ſeine gute Wirthſchaft ein Mittel, daß dieſe Summe zureichen mußte. Er gieng aus einer Wohnung, die er am äußerſten Ende von **Paris** gemiethet hatte, nicht anders aus, als um bey ſeinem Bruder die Lehrſtunden abzuwarten. Den Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht, kannte er gar nicht mehr, und ſchlief nur dann, wann die erſchöpften Kräfte des Körpers erfoderten, ihn ruhen zu laſſen: es geſchah auch auf eine ſolche Art, daß der Schlaf nicht lange währen konnte.

Durch ſein unausgeſetztes Beſtreben, brachte er es ſo weit, daß er in weniger, als drey Jahren, ſich in den Stand ſetzete, das Latein, Griechiſche, Hebräiſche und Syriſche, nicht nur ſelbſt vollkommen zu verſtehen, ſondern auch andere lehren zu können. Dieſe zwo letzten Sprachen hatte er ſogar verſtohlener Weiſe, und ohne ſeines Bruders Zuthun erlernet. Denn da ſein Bruder glaubete, die Erlernung des Griechiſchen und Lateins, ſey mehr als hinlänglich, ihn ganz zu beſchäfftigen, ſo hatte ers abgeſchlagen, ihm auch noch die Grundſätze der morgenländiſchen Sprachen beyzubringen. Allein, dieſe Weigerung vermehrete nur ſeine Neugierde. Etliche Sprachlehren, die er aus ſeines Bruders Studierſtube genommen, und mit eigener Hand abgeſchrieben hatte, gaben ihm einen Vorſchmack von den erſten Grundſätzen; und ſetzeten ihn in den Stand, alles zu ſammeln, was er von ungefähr in den hebräiſchen Leſeſtunden aufſammeln konnte, denen er zuweilen beywohnete, indem er ſeine Unterrichtungsſtunde erwartete. Er fand auch Mittel aus, ſich eine hebräiſche Bibel zu verſchaffen, die er auswendig lernete, und ſich ein Wörterbuch darüber machete. Durch eine Bearbeitung endlich, die doch eben keine merkliche Störung in derjenigen Arbeit machete, davon er ſeinem Bruder täglich Rechenſchaft geben mußte, gerieth er in den Stand, den Text der ſchwereſten bibliſchen Bücher zu verſtehen.

Er verbarg ſeine Kenntniß davon mit allem Fleiße: allein ſein Geheimniß entwiſchete ihm. Er wohnete eines Tages einer Lehrſtunde bey: als nun darinn ein verdienſtvoller Menſch, der ſeit zwey bis drey Jahren hebräiſch lernete, große Mühe hatte, die Erklärung einer gewiſſen Stelle zu verſtehen, die in der That ſehr dunkel war, konnte dieſer Herr **Fourmont** ſich nicht entbrechen, zu ſagen, die Stelle ſey gar nicht ſchwer. Herr **Fourmont** der ältere, dem dieſe Rede ſehr wunder nahm, hieß ihn auf eine ziemlich harte Art, ſchweigen. Als jener darauf beſtund, wollte er ihm das Buch in die Hand geben, um ihn zum Geſtändniſſe ſeiner Unwiſſenheit zu zwingen: hierauf fieng der neue Gebråer an, nicht nur die Stelle auswendig herzuſagen, und nicht nur dieſelbe, ſondern auch das vorhergehende und nachfolgende zu erklåren. In der erſten Bewegung, konnte Herr **Fourmont** der Freude nicht widerſtehen, da er ſolchen Fortgang an ſeinem Bruder erblickete. Er verſprach ihm, mit ihm zu arbeiten: allein, es ſey nun, daß er ſeinen Ungehorſam ſtrafen, oder ihm die Zeit laſſen wollen, ſeine Geſundheit zu erholen, die er durch ein ſo unmåßiges Studieren für geſchwåchet hielt; ſo bewog er ihn, ſeine Nachtwachen, und ſo gar alles Studieren eine Zeitlang auszuſetzen.

Endlich befand ſich der Herr **Abt Fourmont**, welcher gleich anfangs den geiſtlichen Stand angenommen, und ſich hernach die **Tonſur** hatte geben laſſen, gar bald im Stande, auch ſeinerſeits Schüler zu haben; und zog in das Collegium von **Harcourt**, damit er ihnen nåher ſeyn möchte. Gleich Anfangs bekam er deren eine große Menge: denn der åltere Herr **Fourmont**, welcher ſich ganz auf das **Chineſiſche** legen mußte, ſo ihm alle ſeine Zeit raubete, überlieferte, ihm diejenigen Zuhörer, die er fortſchickete. Da ſie nun bey ihm eben dieſelben Grundſåtze, und eben die Lehrart fanden, ſo ſchien es ihnen faſt nicht, daß ſie den Lehrer veråndert håtten.

Wegen des Ruhms, welchen er ſich erworben, ließ der König von **Sardinien** ihm die Profeſſion der hebråiſchen Sprache in dem Collegio zu **Turin** mit ziemlich ſtarkem Gehalte antragen. Allein, ungeachtet der **Abt Fourmont** keine andere Einnahme hatte, als was ſeine Vorleſungen ihm eintrugen, und höchſtens noch ſehr entfernete, und ſehr ungewiſſe Hoffnungen: ſo konnte er ſich doch nicht entſchließen, Frankreich zu verlaſſen. Dieſe ſeine Uneigennützigkeit ward auch belohnet. Als im 1720ſten Jahre, die Stelle der ſyriſchen Sprache in dem königl. Collegio erlediget ward: ſo wirkete der Herr **Abt Bignon** ihm dieſelbe aus.

Der Herr Abt **Fourmont** wendete allen Fleiß an, ſich der Ehre dieſer Wahl würdig zu bezeigen. Den gewöhnlichen ſyriſchen Vorleſungen, fügete er noch eine Vergleichung der chaldäiſchen Paraphraſen der Bibel, nebſt dem ſamaritaniſchen Texte, und der Ueberſetzung der ſiebenzig Dollmetſcher bey. Auch dieſe Arbeit war ihm noch nicht genug, ſondern er hielt alle Woche noch eine außerordentliche Vorleſung über die äthiopiſche Sprache.

Ich habe vergeſſen, zu ſagen: daß er ſich in währender Zeit ſeiner Vorleſungen auch auf das Arabiſche geleget; und daher war er im Stande, das buchſtäbliche Aethiopiſche zu verſtehen. Man weis, daß dieſe Sprache gewiſſermaßen eine aus dem Chaldäiſchen und alten Arabiſchen zuſammengeſetzte Mundart iſt, in welcher verſchiedene Kunſtrichter ſich für berechtiget halten, die Bedeutung vieler hebräiſchen Ausdrücke zu ſuchen.

Da die äthiopiſchen Bücher ſehr ſelten ſind, ſo verfertigte er Arten von Wörterbüchern aus denen Verfaſſern, die er erklärete, und lieh ſie ſeinen Schülern: denn die Neuigkeit ſolcher Vorleſungen, hatte ihm einige Schüler zugezogen.

Damals war des ältern Herrn **Fourmonts** Arbeit über das Chineſiſche in aller ihrer Stärke. Der König hatte befohlen, alle Charactere, nach chineſiſcher Art, in Holz ſchneiden zu laſſen, damit man dereinſt ein Wörterbuch drucken könnte. Da nun die Beſchäfftigungen zunahmen: ſo hatte Herr **Fourmont** einen Gehülfen nöthig. Uebrigens konnten auch ſeine von Natur ſchwachen Augen den unabläßigen Bemühungen nicht lange widerſtehen, welche die Unterſuchung der Charactere erfoderte: und es war ihm viel daran gelegen, daß er jemanden zöge, welcher ihm die Mühe erleichtern, und vielleicht ſeine Stelle erſetzen könnte.

Der Herr **Abt Bignon** wirkete aus, daß der **Abt Fourmont** ſeinem Bruder beygeſellet werden, und ſo, wie er, zu der königlichen Bibliothek, unter dem Titel eines Dollmetſchers der chineſiſchen und indianiſchen Sprachen, beſtellet werden möchte.

Im 1723ſten Jahre, ſchickete der **Czaar, Peter der große**, ein Fragment eines mit unbekannten Buchſtaben geſchriebenen tartariſchen Buches nach **Frankreich**, welches aber ſehr zierlich geſchrieben war. Es war in **Siberien**, in einer Art von unterirdiſcher Bibliothek, die unter den Trümmern eines Tempels der tartariſchen **Mogolen** verborgen geweſen, gefunden worden. Als daſſelbe dieſer **Akademie** vorgeleget ward, erkannte jemand ſo gleich, daß die Schrift **Thibetiſch** ſey. Ein Glaubensboth, welcher in jenes Land wieder zurück gieng, hatte ihm ein ziemlich vollſtändiges Wörterbuch dieſer Sprache gelaſſen; und er erboth ſich, ſolches dem Herrn **Fourmont** mitzutheilen, damit er verſuche, ob er mit dieſer Beyhülfe das Denkmaal errathen könnte. Dieſer verſprach auch, mit ſeinem Bruder gemeinſchaftlich daran zu arbeiten.

Sie ſetzeten anfänglich erſt das Leſen deſſelben feſt, und dann theileten ſie eine Dollmetſchung davon mit, die wenigſtens einen ziemlich ſchönen und ſehr gehörigen Sinn darſtellete. Die zween Brüder glaubeten: es ſey ein Stück von der Predigt des tartariſchen **Lama**, welches von der Unſterblichkeit der Seelen handelte, und die Lehre von der Seelenwanderung angriffe. Man ſieht in der Beſchreibung von **Siberien**, welche **Strahlenberg** ſeit einigen Jahren deutſch herausgegeben, daß man verſchiedene dergleichen Blätter gefunden, die allem Anſehen nach, eben ſo viele Blätter eines einzigen Buches waren. Man findet ferner, daß ſie mit Tafeln oder hölzernen Formen, auf chineſiſche Art geſchnitten, gedrucket worden, ja daß man gar einige dieſer Tafeln gefunden hätte.

Im 1724ſten Jahre, ward der **Abt Fourmont** zu einer **Beyſitzerſtelle** in dieſer **Akademie** ernannt, und ſeitdem iſt er allezeit mit der größten Gefliſſenheit in unſern Verſammlungen erſchienen. Da ſeine Arbeit im Chineſiſchen ihm faſt alle ſeine Zeit raubete, und ihm keine Vorleſungen mehr zu halten vergönnete: ſo hielt er ſich für berechtiget, dasjenige Gehalt zu begehren, was mit dem Titel verbunden iſt, den man ihm verliehen hatte. Allein, ſein Begehren ward ſehr übel aufgenommen: ſein Bruder wollte lieber ſeiner Hülfe entbehren, als eine Art von Mitgeſellen haben, der nicht gänzlich von ihm abhienge, und dereinſt die Ehre ſeiner Arbeit mit ihm theilen könnte. Folglich war der Herr **Abt Fourmont** gezwungen, das chineſiſche Studium fahren zu laſſen, ohne dennoch die Begriffe, die er von dieſer Sprache gefaſſet hatte, aus den Augen zu laſſen; und ſo, daß er noch immer den guten Erfolg einer Arbeit ſehnlich wünſchete, an der er viele Jahre hindurch Antheil gehabt hatte.

Als im 1728ſten Jahre, der König entſchloſſen war, ſeine Bibliothek mit ſolchen Handſchriften zu vermehren, die man in der **Levante** möchte ausſündig machen können: ſo ernannte er den Herrn **Abt Sevin**, und den Herrn **Abt Fourmont**, fürs erſte nach **Conſtantinopel** zu gehen; und nachmals die Kloſterbibliotheken in den verſchiedenen Provinzen des türkiſchen Reiches zu durchwandern. Der König gab dem **Abte Fourmont** noch einen Neffen ſeines Namens zu: der zwar noch ſehr jung war, aber deſſen Erziehung er ſeit einigen Jahren über ſich genommen hatte; und welcher durch die Kenntniſſe, die er bereits nicht nur vom Griechiſchen, ſondern auch noch von vielen morgenländiſchen Sprachen beſaß, ihm ſehr nützlich ſeyn konnte.

Die Geſundheit des **Abtes Sevin** war durch die Beſchwerlichkeit der Hinüberfahrt, ganz in Unordnung gebracht: folglich konnte er **Conſtantinopel** nicht verlaſſen.

Der **Abt Fourmont** und ſein Vätter, mußten alſo die Bibliotheken des **Archipelagi** und innern Griechenlandes beſuchen. Sie fanden in den Inſeln zwar Bibliotheken, aber wenig alte Handſchriften: faſt alles waren Kirchenſcribenten, und kein einziger darunter, den die **Caloyers** hätten entrathen wollen. Gleichwohl ſchickete der **Abt Fourmont** Nachrichten davon nach **Conſtantinopel**, die ſo genau waren, als die Zeit erlauben wollte, ſie zu verfertigen. Ungeachtet die Inſeln von den **Franken** ſehr beſuchet werden: ſo entdeckete er doch darauf einige neue Aufſchriften, die er für den Endzweck ſeiner Nachforſchungen ausgab, damit die griechiſchen Mönche nicht argwöhniſch werden möchten. Unter andern ſah er eine zu **Paros**, die ein Bündniß zwiſchen verſchiedenen Völkern enthält, und deren Charactere ziemlich alt ſind. Indeſſen, daß er an den Beſchreibungen arbeitete, ſchrieb ſein Neffe die Aufſchriften ab, zeichnete Gegenden ab, und nahm ſo gar Riſſe auf; ſo viel ſich ſolches für jemanden thun ließ, dem alle Inſtrumente fehleten.

Nachdem ſie nun die hauptſächlichſten Inſeln beſuchet hatten, landete Herr **Abt Fourmont** zu **Athen** an. Man kann leicht denken, was bey dem Anblicke dieſer berühmten Stadt, ein Mann empfunden habe, der von der Liebe zum griechiſchen Alterthume durchdrungen war. Allein, ſeine Freude ward ſehr gemäßiget, als er den gegenwärtigen Zuſtand dieſer Stadt erblickete: die nichts mehr von ihrer ehemaligen Größe beſitzt, und höchſtens nur noch ein Geripp von dem alten **Athen** iſt.

Er fand wenig Handſchriften im **Attiſchen**; allein, dagegen entdeckete er eine große Menge Aufſchriften, die dem **Spon** und **Wheler** entwiſchet waren, oder erſt ſeit ihrer Anweſenheit ausgegraben worden. Hier hatten ſie nun eine beſtändige Aufmerkſamkeit nöthig, die Gebräuche und Vorurtheile der Türken, und ſo gar der Griechen zu ſchonen, die wenigſtens eben ſo argwöhniſch ſind, als die Türken, und was noch mehr iſt, in einem beſtändigen Mistrauen gegen die lateiniſchen Geiſtlichen leben. Indeſſen überwand der Herr **Abt Fourmont** alle Hinderniſſe, und fand das Geheimniß aus, ſo gar bis in die **Moſcheen** zu dringen, um daſelbſt Aufſchriften abzuſchreiben.

Er brachte deren in dem einzigen **Athen** mehr, als fünf hundert zuſammen, und in dem Gebiethe dieſer Stadt, fanden ſich einige, die für die Kenntniß des Alterthums ſehr wichtig ſind; Verzeichniſſe, darinnen alle Zünfte von **Athen** genennet werden, nach der Ordnung, wie ſie geſeſſen haben; andere, auf welchen die **Prytanen**, die **Archonten**, die Dorfſchaften des attiſchen Gebieths ꝛc. verzeichnet ſind. Unter andern giebt es zwo darunter, welche verdienen, daß man ſie etwas näher anzeige.

Die erſte iſt eine Verordnung der **Archonten**, welche verſchiedene Einrichtungen der Polizey, über den Preis der Lebensmittel, über den Werth der Zeuge, über das Verhältniß des verſchiedenen Maaßes enthält. Die Namen der **Archonten**, welche zu Ende der Aufſchrift geſtanden, ſind durchaus abgenützet, weswegen man deren Zeitpunct nicht angeben kann. Die Charactere ſind aus der guten Zeit.

Die zweyte iſt ein Befehl der **Amphiktyonen**, aus des **Hippodamas Archontate** unterſchrieben, welches das 375ſte Jahr vor **Chriſto** andeutet. In dieſem Jahre beſchloſſen die verſchiedenen Städte Griechenlandes, einen allgemeinen Friedensbund, durch welchen diejenigen Städte, die noch andere Städte unter ihrem Schutze hatten, drein willigten, ihre Beſatzungen aus denſelben heraus zu ziehen. Was **Diodor** uns von dieſem Friedensbunde ſaget, dienet dazu, den Gegenſtand des Schluſſes kennen zu lernen; allein, dieſe Aufſchrift kann uns die ganze Beſchaffenheit des

Bundes zeigen. **Diodor** redet nur von einer Verſammlung, oder einem gemeinen Landtage der Griechen; die Aufſchrift aber zeiget, daß die **Amphiktyonen** auf dieſem Landtage den Vorſitz gehabt. Dieß iſt das erſte, und vielleicht das einzige erwieſene Beyſpiel von einem allgemeinen Entſchluſſe der **Amphiktyonen**, der nicht eine Religionsmaterie betrifft; und dieſes machet gegenwärtiges Stück ungemein wichtig.

In den übrigen Städten des **attiſchen** Gebiethes, ſammlete Herr **Fourmont** hundert und funfzig Aufſchriften, deren viele in alter Schrift ſind, und eine in **Bouſtrophedon** iſt. Dieſen Namen giebt man denen Aufſchriften, deren Schrift wechſelsweiſe bald von der Rechten zur Linken ſteht, wie der Morgenländer ihre, bald von der Linken zur Rechten, wie die unſrige. In den allerälteſten ſteht die Schrift nach morgenländiſcher Art, in den nicht ſo alten, folget dieſe erſte Zeile unſerer Art zu ſchreiben. Die hier angezeigte Schrift iſt von der letzten Art; ſie iſt aber auch nur aus des **Piſiſtratus** Zeiten.

Es gehen alle Tage in Griechenland eine große Menge Aufſchriften verloren; indem die Türken und Griechen viele Marmor zerbrechen, um Kalk daraus zu machen, wann ſie bauen. Als Herr **Fourmont** nach **Eleuſis** kam, vernahm er mit Schmerzen, daß man auch daſelbſt eine große Menge beſchriebene Marmor, wenig Tage vor ſeiner Ankunft zernichtet hätte; und er erblickete noch andere, denen es eben ſo gehen ſollte. Der türkiſche **Aga**, welcher eben bauen ließ, war ſo gütig, die Arbeit einen Tag liegen zu laſſen, damit Herr **Fourmont** Zeit gewönne, etwa zwanzig Aufſchriften abzuſchreiben, darunter eine in **Bouſtrophedon** war.

Wenn es wahr iſt, wie man ſaget, daß die berühmte Aufſchrift zu **Lyon**, auf welcher eine Reiſecharte der Landſtraßen **Galliens** geweſen, eben daſſelbe Schickſal gehabt hat: ſo dörfen wir uns über die Barbarey unſerer heutigen Türken nicht beſchweren. So gar ohne den Eifer des ſel. Herrn **Baudelots**, unſers Mitbruders, in den Alterthümern, würden die zu **U. L. F.** entdecketen Altäre, die anjetzt in dem Cabinette der **Akademie** aufbehalten werden, entzwey geſchlagen, und Moëllons daraus gemachet worden ſeyn.

Der Herr **Abt Fourmont** ſchrieb ſechszehn Aufſchriften in der Inſel **Salamis** auf, und dreyßig in den Trümmern von **Megara**. Dieſe Aernte von faſt ſieben hundert Aufſchriften, machete ihm Hoffnung, in dem **Peloponneſus** deren eine große Menge zu finden, wohin **Spon** und **Wheler** nicht gekommen waren. Es war wenig Wahrſcheinlichkeit, Handſchriften daſelbſt zu finden: denn die **Venetianer**, welche zu zweyen malen Herren dieſes Landes geweſen, haben ſie alle weggenommen: es war ſo gar zu befürchten, daß nicht eine bloß neugierige Reiſe, die ein **Franzos** unternahm, den Türken Unruhe erregen möchte. Anderntheils waren die Griechen den Lateinern eben ſo wenig gewogen, weil ſie zweymal unter ihrer Bothmäſſigkeit geſtanden. Indeſſen, die Hoffnung neue Aufſchriften zu finden, überwand alle Bedenken. Er durchkreuzete die Meerenge, und begab ſich nach **Napoli in Romanien**, (dieſes iſt das alte **Nauplia**) durch **Korinth**, und die Ebene von **Argos**. Er fand nur ſieben und vierzig Aufſchriften zu **Argos** und **Mycene**; indem die **Venetianer** faſt alle Marmor, die unter den Trümmern dieſer zwo Städte geweſen, weggenommen hatten, um das Schloß zu **Palamis** davon zu bauen. Von **Napoli** gieng er nach **Hermione**, indem er die Halbinſel **Argolis** durchkreuzete, und die Trümmern von **Epidaurus** und **Trezen** beſuchete. Zu **Hermione** fand er abermals ſieben und vierzig Aufſchriften.

Bey allen dieſen Reiſen, und allen denen, die er auch nachmals that, unterſuchete Herr **Fourmont** die Richtung der Wege, zeichnete die Stunden der Wanderſchaft ſorgfältig auf, und beobachtete die Natur und Lage des Landes, ſo er durchreiſete. Hiervon hielt er ſorgfältig ein Tagebuch, und verfertigte mit Beyhülfe ſeines Vätters, Reiſecharten. Dieſer zeichnete die halberhobene Schnitzarbeit und Denkmäler ab, und nahm den Plan der Gegenden auf; er hatte durch die Uebung eine Art von Fertigkeit erlanget, die ihm die Arbeit ſehr leicht machete.

Dieſe verſchiedenen Charten zuſammen genommen, die nach den Reiſeweiten eingerichtet, nach den **Stadien**, oder Meilen, welche die Alten uns angeben, abgemeſſen, und der ausführlichen Beſchreibung der Küſten, die ſich in zween ſehr alten **Portulanen** befindet, unterworfen ſind; würden eine Charte von Griechenland abgeben können, die, wo ſie nicht vollkommen iſt, doch beſſer ſeyn würde, als alle, die wir haben, und zureichend, um uns den Verſtand der alten Geſchichtſchreiber zu erleichtern.

Als Herr **Fourmont** wieder nach **Napoli** zurück kam, beſuchete er auch den übrigen Theil des **Peloponneſus**. So gleich reiſete er nach **Patras**, indem er die Ebene von **Cleon**, das Land **Nemea**, **Sicyon** und **Achaja** durchzog. **Patras** verhalf ihm zu acht und neunzig Aufſchriften, davon die mehreſten hebräiſch, davon aber einige ziemlich alt, und vielleicht gar aus den Zeiten des Reiches ſind. Zu **Cleone** und **Nemea**, fand er gar keine Aufſchrift, da faſt alle Marmor weggenommen worden, um zu verſchiedenen Gebäuden in **Korinth** angewandt zu werden.

Von **Patras** kam der **Abt Fourmont** nach **Napoli** zurück, allein er reiſete über die Spitze des Berges **Cyllenius**, und beſuchete **Tritea**, **Nonakris**, und **Phlius**. Von hier, indem er den Berg **Parthenos**, die Ebene von **Tegéa**,

Tegäa', und die Trümmer von **Mantinea** durchreiſete, zog er ſich hinunter nach **Lakonien**, indem er dem Thale des **Eurotas** folgete. Ungeachtet die **Lacedämonier** in Aufſchriften nicht verſchwenderiſch geweſen, wie wohl die **Athenienſer** gethan: ſo fand er deren doch eine ziemliche Anzahl zu **Sparta** und **Amykles**, davon einige ſehr alt ſind. Unter andern iſt ein ſehr langes Fragment eines necrologii der Prieſterinnen zu **Amykles**, auf welchem die Dauer jedes Prieſterthumes bezeichnet iſt. Dieſe Aufſchrift iſt in alten Buchſtaben, deren Figur ſo gar ſich an manchen Orten ändert; welches bezeuget, daß ſie nicht auf einmal gegraben werden. Die andern ſind Verzeichniſſe von obrigkeitlichen Perſonen zu **Sparta**; halberhobene Schnitzwerke, welche Schilder vorſtellen, worauf die Namen verſchiedener **Spartaniſchen** Könige, nebſt den Namen ihrer Ahnen geſchrieben ſind.

Auf einem von dieſen Schilden, ſieht man die Namen der ſieben erſten Könige von dem Aſte der **Agiden**, vom **Agis** an, bis auf den **Teleklus**. Dieſe Aufſchrift iſt von der Zeit des **Teleklus** ſelbſt, der im 775ſten Jahre vor **J. C.** zur Zeit der erſten **Olympias** gelebet hat. Man kann in dem XV. Bande unſerer Memoires, noch drey andere Aufſchriften ſehen, die aus dem Anfange des erſten **Meſſeniſchen** Krieges, oder dem 738ſten Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung ſind. Ungeachtet die Buchſtaben dieſer Aufſchrift ſehr alt ſind, ſo ſind ſie doch nicht in **Bouſtrophedon**. Dieſe Art, von der Rechten nach der Linken zu ſchreiben, hat an andern Orten etwas länger gewähret, und iſt nicht allemal der Beweis eines ſehr groſſen Alterthums. Er hatte in **Arkadien** eine halberhobene Schnitzarbeit gefunden, welche mit den Menſchenopfern zu **Lycaja** eine Verbindung hatte. In **Lakonien** fand er eine andere, welche die Ceremonie der Geißelung der jungen **Spartiaten**, vor dem Altare der **Diana**, in Gegenwart der Prieſterinnen, vorſtellete.

Herr **Fourmont** entdeckete auch die Begräbnißaufſchriften des **Ageſilas** und **Lyſanders**, und eine Geſetztafel vom Könige **Agis**, der die Geſetze des **Lycurgus** änderte. Unter einer großen Menge von Leichenſteinen, welche Gelübde an die Götter enthalten, fand er einen, worauf man den Namen der Stadt **Jeruſalem** lieſt, und der unfehlbar ein Denkmaal jenes Bundes der Juden mit den **Spartiaten** iſt, wovon die Bücher der **Maccabäer** melden. Er ſammlete mehr als drey hundert und funfzig Aufſchriften in **Laconien** und **Meſſenien**; und viele derſelben ſind aus dem höchſten Alterthume. Dergleichen iſt inſonderheit die von **Calames**, welche tief in einen Felſen mit Buchſtaben gegraben iſt, die einen halben Schuh hoch ſind: ſie ſtehen über verſchiedenen Hölen, die in eben denſelben Felſen gehauen ſind; die Buchſtaben aber ſind die älteſten von allen, die er noch geſehen hat.

Die **Magnoten**, welche einen Theil von **Meſſenien**, ſelbſt den Griechen in der **Spartaniſchen** Ebene unzugänglich machen, luden den Herrn **Fourmont** ein, ihre Alterthümer zu beſuchen. Er hatte ihre Freundſchaft zu gewinnen gewußt. Die Wildheit dieſer Völker verhinderte ſie nicht, eine Art von Ehre darinn zu ſuchen, daß man in **Frankreich** die Denkmäler der Größe ihrer Ahnen kennen lernen möchte: denn ſie ſehen ſich für die Nachfolger der **Spartiaten** an; und man muß bekennen, daß ſie wenigſtens deren Stolz und Tapferkeit beſitzen.

Hierdurch ſuchete der **Abt Fourmont** den Griechen zu ſchmäucheln, und ſie gegen ſeine Unterſuchungen günſtig zu machen. Da er ſelbſt von der allergrößten Ehrfurcht gegen das alte Griechenland eingenommen war, ſo erhitzete ſich ſeit ſeiner Rückkunft, ſeine Einbildungskraft noch allemal, ſo oft er davon redete. Was hat ſie ihm denn damals nicht eingeben müſſen, als er die Ueberbleibſel von **Sparta** und **Athen** ſelbſt vor Augen hatte?

Er bereitete eben ſich, auch die abendliche Küſte vom **Poloponneſus** eben ſo zu durchziehen; und er war auf den Gränzen von **Arkadien** und **Elis**, beſchäfftiget, Mittel auszufinden, wie er diejenigen, die ihn begleiteten, in die Ebene von **Olympia** hinunter führen möchte: ungeachtet dieſer Canton durch die Peſt verheeret ward, als er 1732 auf höhern Befehl, zurück geruffen ward.

Sobald er nach **Frankreich** zurück kam, ſann er auf Anſchläge, wie er der Welt die Aufſchriften mittheilen möchte, die er geſammlet hatte. Er mußte erſt anfangen, figürliche Abſchriften davon zu verfertigen, eine mühſame und unangenehme Arbeit, in welcher ihm aber allerdings ſein Neffe half. Allein, das Werk konnte nicht hurtig von ſtatten gehen, weil dieſer Neffe ſelbſt, griechiſche, hebräiſche, und ſyriſche Leſeſtunden halten mußte.

Noch mehr: Herr **Abe Fourmont** hatte ſich einen Plan von der Art entworfen, nach welcher die Aufſchriften ausgegeben werden ſollten; der aber ohne große Koſten nicht ausgeführet werden konnte. Dieſem wollte er noch eine ſehr weitläuftige Auslegung beyfügen, die etliche Bände würde ausgetragen haben: und diejenigen, auf die er das meiſte Vertrauen hätte ſetzen ſollen, konnten es ihm nicht begreiflich machen, daß er ſelbſt dem Drucke ſeines Werkes hinderlich wäre.

Mit einer gewiſſen Standhaftigkeit des Characters, die ihn unfähig machete, jemals nachzugeben, verband er eine völlige Unwiſſenheit derjenigen Art und Weiſe, wie man ſich gegen die Menſchen überhaupt aufführen müſſe; inſonderheit aber gegen diejenigen, von denen man abhängt. Die Zeit, die er in der Eingezogenheit zugebracht hatte; und aus welcher er nur gegangen war, um Schüler zu bekommen; ſeine Reiſe ſelbſt, und die Anſchläge, die er gefaſſet hatte, die Hinderniſſe derſelben zu überwinden: alles hatte dazu beygetragen, ſeine natürliche Standhaftigkeit zu vermehren.

Unſere Lebensbeſchreibungen, welche dazu dienen ſollen, diejenigen kennen zu lehren, denen wir dieſe letzte Ehre erweiſen, müſſen ſich auch auf die Wahrheit gründen: und es giebt zuweilen gewiſſe Züge, die wir in ihren Gemälden nicht auslaſſen können, ohne ihre Geſchichte zu verunſtalten.

Herr **Fourmont**, welchen es verdroß, daß man ſeinen Plan nicht ſo ausführen wollte, als er ihn entworfen hatte, ward zornig. Er ließ deſſen Ausführung gar fahren, und ſie blieb einige Jahre lang aufgeſchoben.

Hier nun unternahm er die Ueberſetzung,[1] einer **Sabeiſchen** Handſchrift aus des Königs Bibliothek, welche in den alten Verzeichniſſen den ſeltſamen Titel führet: **das Buch Adams.** Dieſes MSt. iſt mit einer ſonderbaren Schrift geſchrieben. Der Herr Abt **Fourmont** muthmaßete, es ſey eine alte chaldäiſche oder aſſyriſche Schrift. Ein Theil der Seiten war nach morgenländiſcher Weiſe gezeichnet, mit Buchſtaben, die denen in der Handſchrift gleichen. Der Ordnung derſelben, bedienete er ſich um deren Werth zu beſtimmen. Da nun dieſe erſte Bemühung ihn in den Stand geſetzet hatte, die mehreſten Wörter zu leſen, ſo erkannte er, daß viele aus dem alten **Chaldäiſchen** waren, oder daß es doch möglich wäre, ſie dahin zu bringen: allein es gab deren wieder andere, davon es nicht leicht war, ihr Verhältniß auszufinden. Es gab ſogar einige Buchſtaben, die man nicht anders errathen konnte, als wenn ſie ſich in Wörtern befanden, die offenbar aus dem **Chaldäiſchen** gezogen waren. Nur wann man einerley und dieſelben Buchſtaben in verſchiedenen Wörtern verglich, und dieſelben Wörter in verſchiedenen

denen Redenſarten, konnte er gewiß ſeyn, daß ſeine Muthmaßung glücklich geweſen wäre.

Ein dergleichen Ausklauben erfoderte viele Geſchicklichkeit und Geduld. Es ließ ſich ſo gar nicht ununterbrochen fortſetzen; es kamen Stellen vor, die man mußte fahren laſſen, um andere aufzuſuchen, die leichter waren: in der Hoffnung, daß ſie ein Licht geben würden, auch diejenigen zu errathen, die er nicht hatte verſtehen können; und oftmals wenn man auch dieſe letztern etliche male unterſuchet hatte, mußte man auch ſie fahren laſſen.

Der **Abe Fourmont** glaubete in dieſer Handſchrift verſchiedene Sachen zu finden, die ſich auf jene erſten Chriſten beziehen, die keine andere Taufe gelten ließen, als **Johannis des Täufers** ſeine. Er war ſogar verſichert, daß es einige Capitel darinnen gäbe, welche die Reden dieſes Verläufers **Chriſti** enthielten.

Die Schwierigkeiten die er fand, ſeine Meynung über dieſen letzten Punct annehmlich zu machen, ſchreckete ihn davon nicht ab. Sie machete ihn nur etwas behutſamer dieſelbe vorzutragen: allein man ſah wohl, daß er noch immer dabey beharrete.

Er las zuweilen einige Stücke ſeiner Ueberſetzung in der **Akademie**, wie auch von demjenigen Berichte vor, welchen er der Sammlung der Aufſchriften hatte beyfügen wollen. Ferner hat er uns verſchiedene Abhandlungen vorgeleſen, deren viele in unſere Memoires mit eingerücket ſind: andere aber ſind unter ſeinen Papieren geblieben. Dergleichen ſind diejenigen, in welchen er durch Beyhülfe des Hebräiſchen, die ſpaniſchen Münzen des Grafen **Laſtanoſa**, und eine hetruriſche Aufſchrift zu erklären verſuchete. In vielen andern unternahm er zu beweiſen, daß die mehreſten von den alten Wörtern der griechiſchen Sprache, aus dem Hebräiſchen gebildet wären; und aus dem Handel der Wilden in Griechenland, mit den morgenländiſchen Colonien herrühreten.

Im 1742ſten Jahre endlich beſtimmeten die Befehle des Herrn **Grafen von Maurepas**, und die wirkſamen Maaßregeln, welche er gefaſſet hatte, deren Ausführung zu erleichtern, den **Abt Fourmont**, ſich wieder an die Arbeit ſeiner Aufſchriften zu machen. Sein Neffe machete vor ſeinen Augen, und unter ſeiner Aufſicht, ſaubere Abſchriften davon. Es ſind deren bereits neun hundert und fünf und vierzig bey Hofe eingegeben: es bleiben nunmehr noch hundert und funfzig zurück, die ziemlich weitläuftig ſind, und mehr als hundert Fragmente. Alle diejenigen, welche die mancherley Sammlungen von Aufſchriften durchlaufen ſind, wiſſen, daß auch dieſe Fragmente zuweilen ihren Nutzen haben, und man ſie nicht verwerfen muß.

Er hatte allezeit eine ſehr dauerhafte Geſundheit gehabt, welche nur von einigen Anfällen des Nierenſteines war unterbrochen worden. Seit dem Tode ſeines Bruders, welcher in der Mitte des letzten **December**-Monathes erfolgete, empfand er eine Schwere und Schläfrigkeit: deren Folgen er hätte vorbeugen können; wenn er einige Gegenmittel gebrauchet hätte. Allein, da er gewohnet war, das allerhärteſte Leben zu führen, und übrigens gar kein Vertrauen zu Arzeneymitteln beſaß, ungeachtet er die Arzeneykunſt allezeit ſehr lobete: ſo widerſtund er allem Bitten ſeines Neffen.

Den letzten Freytag, als den 4ten **Februar**, kam er in die Akademie, und ſchien in ſeiner gewöhnlichen Verfaſſung zu ſeyn: den Tag zuvor brachte er mir die Abſchrift einer alten Abhandlung, die er nicht in unſer Verzeichzeichniß hatte eintragen laſſen; und zeigete mir den Entwurf zu einer hiſtoriſchen Vorrede, welche er geſonnen war, an die Spitze der Sammlung der Aufſchriften zu ſetzen.

Er erhielt einen Beſuch vom Herrn **Otter**: welcher vom Könige ernannt war, den arabiſchen Lehrſtuhl zu bekleiden; der durch den Tod des ältern Herrn **Fourmonts** erlediget war. Den ganzen übrigen Theil des Abends brachte er mit ſeinem Neffen zu, ohne daß es ſchien, daß er einige Beſchwerlichkeit verſpürete; und den folgenden Morgen fand man ihn todt im Bette, von einem Schlagfluſſe gerühret, da er nur 55. Jahre und vier Monathe alt war.

Er hatte im 1728ſten Jahre, auf die Ernennung eines ſeiner Freunde, die Priorey **Unſerer lieben Frauen von Ocas**, welche auf dem Gipfel der **pyrenäiſchen** Gebirge liegt, und die Gränzſcheidung von Spanien und Frankreich ausmachet, erhalten. Dieſe Pfründe, die ihm eine Art von Gemächlichkeit hätte verſchaffen können, gerieth gar bald in eine ſolche Abnahme, daß die darauf gemachten Schulden, welche anſehnlich genug waren, ihm kaum 200 Pfunde übrig ließen.

Im 1740ſten Jahre, war er der **hetruriſchen Akademie** zu **Cortona** beygeſellet worden; deren einziger Gegenſtand die Unterſuchung der Alterthümer iſt, und deren Memoires bereits viele Bände austragen.

Er hinterläßt einen Neffen, welchen der König, zufolge der Empfehlung des Herrn **Marquis von Maurepas**, an ſeine Bibliothek gezogen, und ihm den Titel eines Dollmetſchers der indianiſchen Sprachen gegeben hat. Dieſem ſind die Schriften des Verſtorbenen überliefert worden; und ihm iſt es aufgetragen, die Sammlung der Aufſchriften,

ſchriften, davon er einen Theil von den Steinen ſelbſt abgeſchrieben, ins Reine zu bringen.

Dieſe Sammlung wird faſt zwölf hundert Aufſchriften enthalten, ohne noch die Zeichnungen einer großen Menge halberhabener Schnitzarbeit, und Denkmäler, viele Gegenden ſolcher Oerter, die einigermaßen berühmt ſind, und mehr als vierzig topographiſche Charten, von denen Ländern, die er mit ſeinem Vätter beſuchet hat, zu rechnen. Der gröſte Theil aller dieſer Zeichnungen iſt bereits fertig.

◆ ◆ ◆

LXXI.

Leben des Herrn Abtes Mongault. In der öffentlichen Verſammlung nach St. Martin, in der Akademie vorgeleſen.

Nikolaus Hubert Mongault, ward zu Paris den 6ten October 1674. gebohren. Nach einer Privat-Erziehung, bey einem Lehrer, welcher damals berühmt war, that man ihn in das Collegium zu Pleſſis. Hier that er ſich durch ſeinen Verſtand und ſeinen Fleiß hervor; indem er allezeit die oberſten Plätze bekam, und verſchiedene Preiſe davon getragen. Der berühmte Herr Rollin, deſſen Andenken zu erneuern, die Akademie ſich allezeit für eine Ehre ſchätzen wird, lehrete damals die Rhetorik in dieſem Collegio. Da er nun über der Zierlichkeit und Richtigkeit der Dollmetſchungen des jungen Mongaults erſtaunete, wurde es ihm gleich anfangs ſchwer zu glauben, daß ſie das Werk eines Schülers wären; und er hielt für rathſam, die Sache zu unterſuchen. Die Folgen haben mit dem Begriffe übereingeſtimmet, welchen er ſich ſchon damals von den Verdienſten ſeines jungen Schülers machete: und die Ueberſetzungen, welche der Herr Abt Mongault ſeit dieſem herausgegeben, gaben dem Herrn Rollin die mehreſten Beyſpiele an die Hand, welche er in ſeinem vortrefflichen Werke von den Studien, als Beyſpiele angegeben.

Der Herr Abt Mongault begab ſich in das Collegium von Harcourt, um daſelbſt die Weltweisheit zu erlernen. Allein da die Lehrart, welcher man damals daſelbſt folgete, und die faſt unvermeidliche Zerſtreuung der öffentlichen Lehrſtunden, ſich mit ſeinem Geſchmacke zu den Studien, und demjenigen Plane eines eingezogenen Lebens, den er ſich gemachet hatte, ungeachtet er erſt ſechszehn Jahre alt war, nicht zuſammen reimen konnten: ſo entſchloß er ſich, ins Oratorium zu treten, und that ſolches im Anfange des 1691ſten Jahres.

Nach den gewöhnlichen Proben des pariſiſchen Stiftshauſes, ſchickete man ihn nach **Mans**, zu weiterer Erlernung der Philoſophie: allwo ſeine Gaben und ſeine Aemſigkeit ihm bald die Aufmerkſamkeit ſeines Lehrers zuzogen.

Ungeachtet die Philoſophie des **Carteſius** bereits einen ſehr großen Ruhm erlanget hatte, ſo war doch keine andere zu lehren vergönnet, als die gewöhnliche Schulphiloſophie.

Eine Weltweisheit nun, die faſt allezeit die Namen und Wörter an die Stelle der Sachen ſelbſt ſetzet, konnte einem ſo richtigen Verſtande, als der ſeinige war, keine Genüge thun. Er ſtudierete für ſich allein des **Carteſius** ſeine; und brachte es darinnen ſo weit: daß er, ohne einen Lehrer gehabt zu haben, und ohne, daß dieſe Zwiſchenarbeit ihn verhindert hätte, die allgemeinen Pflichten auf eine vorzügliche Weiſe zu erfüllen, ſich im Stande befand, zu Ende ſeines philoſophiſchen Curſus, über die neue Philoſophie öffentliche Sätze zu vertheidigen, die ihm große Lobſprüche zuzogen.

Mit der Theologie machete er es faſt eben ſo. Mit denen Vorleſungen, die er von ſeinen Lehrern hörete, verband er ein abſonderliches aneinanderhängendes Studieren der Bibel: mit der er die verſchiedenen theologiſchen Fragen verglich, welche er unterſuchete, indem er bis zu ihrer Quelle hinauf gieng. Er hatte allezeit die Erlernung des Griechiſchen getrieben; damit er aber von dem wahren Sinne der heiligen Schrift vergewiſſert würde, und ſie mit den authentiſchen Dollmetſchungen vergleichen könnte: ſo glaubete er, er müſſe ſich auch einige Kenntniß von dem Hebräiſchen erwerben. Alles, was einiges Verdienſt von Annehmlichkeit oder Gründlichkeit hatte, grub ſich ſo tief in ſein Gedächtniß ein, daß er es niemals wieder vergaß: und die verſchiedenen Kenntniſſe, welche er ſich erwarb, prägeten ſich, ſo zu reden, demſelben von ſelbſten ein; nicht nur ohne Verwirrung, ſondern auch in der gehörigſten Ordnung, um einander hülfliche Hand zu leiſten.

Nachdem er nun ſeine Privatſtudien vollendet hatte, ſchickete man ihn als **Profeſſorn** nach **Vendome**, da er ungefähr 22 Jahre alt war. Die Schwachheit ſeiner Bruſt erlaubete ihm nicht, die Beſchwerlichkeiten einer Bedienung auszuſtehen, welche ihn verband, lange Zeit, und ſtark zu reden. Der **P. de Latour**, General der Congregation, welcher gegen ihn eine Hochachtung und eine Freundſchaft die niemals abgenommen haben, gefaſſet hatte, ließ ihn nach **Paris** in das **St. Honoriuskloſter** kommen. Hier brachte er einige Jahre zu: allein, da ſeine ſchwächliche Geſundheit ihm nicht erlaubete, ſich den gewöhnlichen Pflichten zu unterwerfen, ſo ſchloß er ſelbſt; daß das Verſchonen, ſo ihm unumgänglich nothwendig war, zu einem gefährlichen Beyſpiele für die Zucht eines Ordens werden könnte; und ihm alſo die Nothwendigkeit auferlegete, ſich hinaus zu begeben. Dieß that er auch 1699, und begab ſich in das Collegium von **Bourgogne**.

Er endigte die Ueberſetzung von der Geſchichte **Herodians**, die er im 1700ten Jahre heraus gab, und im folgenden 1701ten Jahre, ließ er einen Band von der Ueberſetzung der **Briefe Cicerons** an den **Atticus** drucken. Unter dieſer Arbeit ſpie er oftmals Blut, und man glaubete, ſeine Bruſt wäre angegriffen: gleichwohl erholete ſie ſich mit der Zeit, und es blieb ihm nur eine Heiſerkeit übrig, die ſeine Sprache ein wenig dumpfigt machete.

In eben dieſem Jahre noch trat er in das Seminarium; allein er blieb nur wenige Monathe darinnen. Herr **Colbert**, Erzbiſchof von **Toulouſe**, welcher ſich ſeiner allezeit angenommen, und ihm auch 1698 das Priorat der Ulnes-ſaint-Florent verſchaffet hatte, rief ihn zu ſich, beherbergete ihn in ſeinem Palaſte, und gab ihm nachdrückliche Merkmaale ſeiner Hochachtung und Zuneigung.

Zu **Toulouſe** erwarb ſich der Herr **Abt Mongault** gar bald vornehme Freunde: und eine gewiſſe Anzahl verdienſtvoller Perſonen verſammlete ſich an beſtimmten Tagen bey ihm, um daſelbſt eine Art von Akademie (denn ſo nannte man die Zuſammenkünfte dieſer kleinen Geſellſchaft) auszumachen. Die Bekanntſchaften, welche er damals geſchloſſen, haben ſeitdem allezeit beſtanden. Einige dieſer ſeiner ehemaligen Freunde ſind annoch am Leben; und die Söhne dererjenigen, die geſtorben ſind, haben die Bekanntſchaft beybehalten, welche ſie als ein koſtbares Theil ihres Erbgutes anſahen.

Toulouſe iſt eine Stadt, allwo es unfehlbar ſehr vielen Witz giebt, und wo auch die Wiſſenſchaft in großen Ehren gehalten wird. Indeſſen konnte der Herr **Abt Mongault** doch nicht vergeſſen, daß ein Gelehrter faſt allezeit, außer der Reſidenzſtadt, nicht an ſeinem rechten Orte iſt. Er ſah wohl ein, daß der Umgang mit geſchickten Leuten von allerley Art, die ſich von allen Enden dorthin ziehen, durchaus nothwendig ſey; um diejenigen Kenntniſſe zu erweitern und vollkommen zu machen, die man durch den Privatfleiß ſich erwerben kann; und daß ſelbſt für dergleichen Studien, die Reſidenz eine Beyhülfe darbiethe, die man anderwärts vergeblich ſuchet.

Dieſe Betrachtungen bewegen ihn, den Vorſchlägen Gehör zu geben, welche ihm ein Freund im Namen des Herrn **Foucault** that: welcher wünſchete, einen Menſchen um ſich zu haben, der Witz und Wiſſenſchaft mit einander vereinigte, und deſſen Privatumgang ihm eine Erquickung verſchaffen konnte, die ſeinem Geſchmacke gemäß wäre.

Herr **Foucault**, der ſelbſt viel Verſtand und Gelehrſamkeit beſaß, und mitten unter den verdrießlichſten Geſchäfften, allemal noch Zeit zu finden gewußt hatte, die ſchönen Wiſſenſchaften zu bearbeiten, erkannte gar bald den Werth des Geſchenkes, ſo man ihm zugewieſen hatte, und eilete, ſelbiges mit der **Akademie** zu theilen, deren Ehrenmitglied er war.

Der Herr **Abt Mongault** trat 1708 bey uns ein; und bereitete ſich, noch eben daſſelbe Jahr einen neuen Band der Ueberſetzung der Briefe des **Cicero** an den **Atticus** drucken zu laſſen: allein er folgete dem Rathe, den man ihm gab, die ſechzehn Bücher dieſer Briefe nicht zu trennen.

Er fand ſich ſehr gefliſſen bey unſern Verſammlungen ein, und war ſehr ämſig, die Pflichten eines **Akademiſten** zu erfüllen: allein im 1710ten Jahre ward er unſerer Geſellſchaft durch den Herrn **Herzog von Orleans** geraubet; welcher, auf das Zeugniß des Herrn **Foucault**, ihm die Erziehung des **Herzogs von Chartres**, jetzigen **Herzogs von Orleans**, auftrug.

Die Ehrfurcht, welche wir der Beſcheidenheit des lebenden Prinzen ſchuldig ſind, leget mir bey dieſem Theile des Lebens des Herrn **Abtes Mongault** ein Stillſchweigen auf. Es iſt mir genug, wenn ich nur bemerke, daß er ſich, nebſt der Freundſchaft ſeines **durchlauchten Zöglinges**, auch noch das Vertrauen derer Perſonen zu erwerben gewußt, welchen er von dieſer wichtigen Stelle Rechenſchaft zu geben ſchuldig war, und die Hochachtung aller Perſonen des Hofes. Die **Dauphine**, der **Herzog von Orleans**, und **Ihre königliche Hoheit**, die **Herzoginn von Orleans**, geruheten, ihn zu ihren beſondern Unterredungen zu ziehen, und die Gnadenbezeugungen, derer ſie ihn würdigten, haben nie eine Abnahme erlitten.

Der **Herzog von Orleans**, welcher ihn 1714 zu der Abtey von **Chartreuve** hatte ernennen laſſen, verſchaffete ihm 1719 noch die von **Villeneuve**. Und als der **Herzog von Chartres** die Würde eines **Generallieutenants** unter dem Fußvolke erhielt, ſo erwählete er ihn zu der Stelle eines **Generalauditeurs**; er übergab ihm auch das Amt eines **Secretärs** der Provinz des **Delphinats**: nach dem Tode aber des **Herzogs von Orleans**, ſeines Herrn Vaters, gab er ihm eine von denen zwo Secretariatſtellen der Regierung und des Cabinets.

Im 1710ten Jahre, als dem Herrn **Abte Mongault** die Erziehung des jungen **Herzogs von Chartres** aufgetragen ward, war die Ueberſetzung der **Briefe des Cicero** ſchon ziemlich weit gekommen. Es fehlete faſt nichts mehr, als ſie noch einmal durchzuſehen, um die letzte Hand daran zu legen: folglich, ſo wenig Zeit ihm auch die aufgetragene Erziehung ließ, ſo war doch das Werk im Stande, 1714 in ſechs Bänden an das Licht zu treten.

Ungeachtet **Herodians** Geſchichte zierlich und methodiſch geſchrieben iſt, und ungeachtet ſie eine ziemliche große Menge wichtiger Begebenheiten enthält: ſo hatte doch der Herr **Abt Mongault** deren Ueberſetzung nur unternommen, um ſeine Kräfte zu verſuchen, und den Geſchmack der gelehrten Welt für ein wichtigeres Unternehmen auf die Probe zu ſtellen.

Im 1691ſten Jahre hat der Herr **Abt von Saint-Real** eine Ueberſetzung von dem erſten und zweyten Buche der **Briefe** des **Cicero** an den **Atticus** herausgegeben, die mit einer Art von politiſchen Commentarien begleitet war. Allein, da der Tod ihn im Anfange dieſer Laufbahne übereilet, ſo blieben noch vierzehn Bücher von Briefen zum Ueberſetzen zurück.

Die Schreibart der Ueberſetzung des Herrn **Abtes Saint-Real**, die der Schreibart in ſeinen übrigen Schriften weit nachſteht, hatte der gelehrten Welt keine Genüge gethan. Da indeſſen der Herr **Abt Mongault** alles vermeiden wollte, was das Anſehen einer Nebenbuhlerey haben konnte; ſo glaubete er auch hier, er müſſe bey dem dritten und vierten Buche dieſer Briefe anfangen. Die Ueberſetzung, welche er vom erſten und zweyten Buche gemachet hatte, kam erſt 1714 zum Vorſcheine, als er die ſechszehn Bücher ans Licht gab.

In der **Vorrede**, welche die Geſchichte **Herodians** begleitete, ſtellete der Herr **Abt Mongault**, nachdem er ein ſehr unparteyiſches Urtheil von ſeinem Schriftſteller gefället, die Regeln vor, die er ſich im überſetzen vorgeſchrieben hat: und dieſe Regeln ſind eben dieſelben, welche ein jeder Ueberſetzer in Obacht nehmen muß, der die Zierlichkeit mit der Richtigkeit vereinbaren will. In den zween Vorberichten bey den **Briefen** des **Cicero**, war er genöthiget, von dem **Abte Saint-Real** zu reden: allein, man ſieht wohl aus der Mühe, die er ſich giebt, ihn zu entſchuldigen, da er von den Fehlern ſeines Werkes reden muß; wie weit er von denen Geſinnungen entfernet war, vor welchen ſich auch die beſcheidenſten Schriftſteller oftmals ſo ſchwerlich hüten können.

Wir haben ganz vortreffliche Ueberſetzungen von verſchiedenen philoſophiſchen Werken des **Cicero**: allein man kann verſichern, ohne dem Verdienſte ihrer Verfaſſer den mindeſten Abbruch zu thun, daß ſie nicht eben ſo viel Schwierigkeiten gefunden haben, als der Herr **Abt Mongault.**

Cicero beſitzt in ſeinen Werken alle diejenige Deutlichkeit, deren die Materien, davon er handelt, fähig ſind: ja auch dann, wann ſie noch ſo tiefſinnig und trocken ſind, ſo weis er ihnen dennoch ein Licht zu geben, und eine Anmuth zu ertheilen. In den mehreſten ſeiner Briefe aber iſt es ganz anders beſchaffen, inſonderheit in denenjenigen, die er an den **Atticus** ſchreibt. Hier war er gewiß, daß ihn ein Freund, der ſich ſein ganzes Zutrauen erworben hatte, auf ein halbes Wort verſtehen würde; folglich zeiget er mehrentheils die Sachen nur an, von denen er redet. Alsdann muß man errathen, was er hat ſagen wollen: und damit dieſes glücke, ſo hat der Ueberſetzer ſich in dieſelbe Verfaſſung ſetzen müſſen, in welcher derjenige geweſen, für den die Briefe geſchrieben waren. Er muß alle bekannten Umſtände der Geſchichte jener Zeit im Geiſte vor Augen haben, und durch ein aufmerkſames Leſen aller Werke des **Cicero** dieſelben gegen einander halten, und mit einander vergleichen, und dadurch dergeſtalt von denſelben erfüllet werden, daß alle Verfälle, die einiges Verhältniß mit einander haben, und an vielen Orten zerſtreuet ſtehen, ſich ſeinem Geiſte auf einmal vorſtellen, und einer dem andern Licht geben. Bloß durch eine dergleichen Arbeit, können viele Stellen, welche bis dahin lauter Räthſel waren, in der Ueberſetzung verſtändlich werden.

Ungeachtet **Cicero** ſich öfters in einigen ſeiner Briefe bis zur Majeſtät der oratoriſchen Schreibart erhebt; ſo erinnert er uns doch ſelbſt, daß er ſie mehrentheils nur in der vertrauten gemeinen Schreibart abgefaſſet habe: plebeio ſermone, quotidianis verbis. Der Herr **Abt Mongault** hat in ſeiner Ueberſetzung den Character des

Originals beyzubehalten gewußt. Man merket allezeit, daß es Briefe ſind, die man lieſt; aber Briefe eines Mannes, welcher auch dann, wann er ſich zu vernachläßigen ſcheint, nicht unterlaſſen kann, ſeine Sprache mit der größten Reinigkeit und Zierlichkeit zu ſchreiben.

Die Wahl der franzöſiſchen **Akademie**, welche 1718 auf ihn fiel, beſtätigte das Urtheil, welches die Welt von ſeiner Schreibart fällete: allein, dieſer Theil ſeines Lebens kömmt demjenigen unſerer Mitbrüder zu, der anjetzt ſeine Stelle bekleidet. Wir müſſen den Herrn **Abt Mongault** hauptſächlich von Seiten der Litteratur betrachten.

In denen Noten, die er ſeiner Ueberſetzung beygefüget hatte, hatte er ſich der bloß kritiſchen nur alsdann bedienet, wann er glaubete, er müſſe die Urſache angeben, warum er ſo, und nicht anders, überſetze. Allein er läßt ſich weitläuftiger aus, wann er dasjenige erklären müſſen, was die Ueberſetzung allein nicht hätte erläutern können: und die Vorzüge dieſer letztern Art von Noten haben ſo gar die Ausländer erkannt: z. E. **Midleton**, der Urheber einer **Geſchichte Cicerons**, die England und Frankreich gleich hochſchätzen. Dieſes Zeugniß iſt um ſo viel ſtärker, da der engländiſche Verfaſſer, welcher für die Ehre ſeines Helden eifert, die Freyheit übel genommen haben ſollte: mit welcher der franzöſiſche Ueberſetzer an vielen Stellen die Unſchlüſſigkeit und Schwachheit von **Cicerons** Charactere zeiget.

Wir haben in den erſten Band unſerer Memoires zwo Abhandlungen von dem Herrn **Abte Mongault** eingerücket. Weil er damals mit ſeiner Ueberſetzung beſchäfftiget war, ſo haben ſie auch beyde ein Verhältniß mit denen Briefen, die er überſetzete: allein ſie zeigen, wie leicht es ihm gefallen ſeyn würde, verſchiedene ſeiner Noten in ſehr merkwürdige Abhandlungen zu verwandeln, wenn er nicht herzhaft genug geweſen wäre, ſich alles das zu unterſagen, was zum Verſtande ſeines Schriftſtellers nicht unumgänglich nothwendig war.

In der erſten Abhandlung redet er von denen göttlichen Ehrbezeugungen der römiſchen Provinzen, in währender Zeit der Republik, und zeiget: daß dieſe Ehre, ſo zu reden, den Weg zu der Vergötterung der Kaiſer gebähnet hat; die, da ſie in ihrer Perſonen alle verſchiedenen obrigkeitlichen Würden verbunden, in dem ganzen Umfange des Reiches, und in Rom ſelbſt, eine Gewalt ausübeten, die derjenigen glich, der die alten Statthalter der Provinzen genoſſen hatten.

In der zweyten Abhandlung iſt die Rede von dem Tempel, oder heroiſchen Denkmaale, welches **Cicero** im Sinne gehabt, dem Andenken ſeiner Tochter **Tullia**, unter dem Titel Fanum, zu weihen.

Der Gottesdienſt, durch welchen man einige Menſchen denen Ehrbezeugungen beygeſellete, die man den unſterblichen Göttern erwies, machete keinen Theil der Religion der alten Griechen aus. Es waren verſchiedene Jahrhunderte verfloſſen, daß die Erkenntlichkeit oder Schmäucheley die Einbildung erreget hatten, die Seelen einiger Perſonen wären durch ihre großen Thaten, nach ihrem Tode in den Himmel erhoben worden; und daß ſie daſelbſt Mitgenoſſen derjenigen Glückſeligkeit wären, deren die oberſten Götter genoſſen, ohne daß ſie gleichwohl mit ihnen die Herrſchaft über das Weltgebäude theileten. Da man ihnen nun gar keine Gewalt zuſchrieb, ſo that man auch keine Gelübde an ſie: und ihre Verehrung ſchränkete ſich im Anfange bey einer Art einer bloß ehrenvollen Erinnerung ihrer Perſonen ein.

Da nun in der folgenden Zeit einige dieſer **Helden**, (denn ſo nannte man ſie) Namen führeten, die mit den Namen einiger alten Gottheiten überein kamen: ſo vermengete man ſie nach und nach mit einander. **Herkules**, ein Sohn der **Alkmene**, ward zu eben demſelben **phöniciſchen Herkules**, den man zu **Thaſos** anbethete. Die Söhne der **Leda** wurden ferner nicht von den **Dioſcuren**, oder **Cabiren** in **Samothracien** unterſchieden; und man fieng an, ihnen wirklich Opfer zu bringen. Bald nahm die Zahl dieſer Helden ins Unendliche zu. Eine jede Stadt, ja jedes Dorf wollte ſeinen eigenen haben: und nach und nach ward der alte Unterſchied unter den Göttern und Helden, durch die Andacht des Volkes gar vertilget. Gleichwohl geſtund man die mit dieſen Titeln verknüpften Ehrenbezeugungen, den lebendigen Menſchen erſt ſehr ſpät zu. **Alexander** hat ſie niemals genoſſen: ungeachtet er **Jupiters** Sohn ſeyn wollte; und das Volk glaubete, er wäre denen alten Helden gleich, die ſie verehreten.

Erſt unter ſeinen Nachfolgern, fiengen die Griechen an, die ehemals auf ihre Unabhänglichkeit ſo ſtolz waren, ſich ſelbſt ſo ſehr zu erniedrigen: daß ſie ihren neuen Herren den Titel **Götter** gaben, ihnen Altäre aufrichteten, Tempel weiheten, und ihnen zu Ehren, andächtige Feſte feyerten. Als die **Römer** ſich Griechenland unterwürfig machten, ſo war dieſer ſo ausſchweifende als gottloſe Gebrauch bereits zur Gewohnheit geworden. Ja die Griechen glaubeten, ſie könnten dieſelben Ehrenbezeugungen auch denenjenigen nicht abſchlagen, die die Republik ihnen zuſchickete, ſie zu regieren. Selbſt diejenigen von dieſen Statthaltern, die ſich am allerverhaßteſten gemachet hatten, genoſſen ihrer, als einer Zulage ihrer Würde. **Verres** ſelbſt hatte ſeine Tempel und ſeine jährlichen Feſttage.

Als **Julius Cäſar** ſich der Republik bemeiſtert hatte, ſo ahmeten die **Römer**, ihm zu gefallen, die niederträchtige Schmäuchelen der Griechen nach. Man ſetzete ſeine Bildſäulen in verſchiedene Tempel, und geſellete ihn dem **Quirinus** einer alten Gottheit der **Sabiner** bey, welcher bereits mit dem **Romulus** war vermenget worden. Gleichwohl bekam er erſt nach ſeinem Tode, und unter des **Auguſtus** Regierung, einen ihm eigenen Tempel: und man ertheilete ihm damals erſt die göttlichen Ehrenbezeugungen, nebſt dem Titel Divus.

Dieſes Beyſpiel dienete in der Folge für alle übrigen Kaiſer; aber nur zu **Rom**: denn in den Provinzen war es erlaubet, ihnen auch bey ihrem Leben Tempel zu weihen. Die **Römer**, welche einen Gebrauch nicht verwerfen konnten, davon ſie einen Theil ſelbſt angenommen hatten, litten ohne Widerwillen: daß die Unterthanen in den Provinzen des Reiches, eben dasjenige für die Kaiſer thäten, was ſie ſchon für bloße Statthalter gethan hatten, ſo lange die Republik währete.

Da nun die Zugeſellung einiger tugendhaften Seelen mit den obern Göttern, einmal in dem allgemeinen Lehrgebäude angenommen war; ſo brachten, die Zärtlichkeit des **Cicero** gegen ſeine Tochter **Tullia**, und der große Begriff, welchen er ſich von ihrer Tugend machete, ihm die Gedanken bey: ſie wäre dieſer Heldenehre wohl eben ſo würdig, als der Sohn der **Alkmene**, und die Söhne des **Tyndarus**. Er ſelbſt ſaget uns dieſes in einem Werke, welches er in der erſten Heftigkeit ſeines Schmerzens aufgeſetzet hat, und davon wir noch einige Ueberbleibſel haben.

Cicero, welcher in ſeinen philoſophiſchen Werken, und ſelbſt in einigen Stellen ſeiner Reden, von dem Daſeyn der abgeſchiedenen Seelen, als von einer unauflöslichen Aufgabe handelt, hat gar keinen Zweifel mehr in dieſem Stücke, ſo bald die Rede von ſeiner Tochter **Tullia** iſt. Da der Schmerz damals in ihm die Empfindung unſerer Unſterblichkeit erweckete, welche ohnedem von Natur in jedes Menſchen Herz gegraben iſt: ſo vertrieb ſie denjenigen Nebel, welcher durch den Misbrauch eines philoſophiſchen Nachdenkens in ſeinem Verſtande aufgeſtiegen war; und die gänzliche Zernichtung deſſen, was in dieſer geliebten Tochter den zärtlichſten Gegenſtand ſeiner Zuneigung ausgemachet hatte, war ein Gedanke, den er gar nicht ertragen konnte.

Eine philoſophiſche Art zu denken, die ſich in dieſen zwo Abhandlungen des Herrn **Abtes Mongault**, und in vielen ſeiner Noten blicken läßt; eine Gemüthsverfaſſung, die ſich auf alles leget, und ohne welche die tiefeſte Gelehrſamkeit ſelten etwas anders, als ein bloßes Gedächtnißwerk iſt, zeigete zur Genüge: was die Wiſſenſchaften ſich von ihm zu verſprechen gehabt hätten, wenn er ihnen nicht durch die wichtige Bedienung wäre entriſſen worden, die ihm 1710 anvertrauet ward. Als er nun 1718 wieder ſein eigener Herr ward, und durch ſeine verſtörte Geſundheit außer Stande geſetzet war, ſich beſtändig auf einerley Gegenſtand zu befleißen: ſo ſuchete er in den Studien weiter nichts, als einen ſeinem Geſchmacke gemäßen Zeitvertreib; und es war ihm gar nicht mehr möglich, ſich auf neue Arbeiten einzulaſſen.

Von Natur hatte er einen ſehr fähigen Verſtand, und eine richtige Vernunft, nach welcher er eilig das, was wahr war, einſah, und welches durch die Studien noch vollkommener war gemachet worden. Die mindeſte Verſtellung war ihm unmöglich; er konnte weder nach anderer Leute ihrem Sinne denken, noch ſich entbrechen, alles zu ſagen, was er dachte. Allein, er hatte die Kunſt ausgefunden, daß man ihm dieſe Treuherzigkeit zu gute hielt, und dieſes ſo gar unter Perſonen vom höchſten Stande. Einer Folge dieſer Denkungsart gemäß, behauptete er ſeine Meynung in Geſellſchaften mit einer Heftigkeit, welche auch diejenigen, die ſie traf, ihm gar gern verziehen: weil er ſelbſt der erſte war, der ſie erkannte, und weil er auch allezeit diejenige Behutſamkeit dabey gebrauchete, die man in dem Umgange mit einer erleſenen Welt wohl lernet, mit welcher er allezeit gelebet hatte.

Er war von Natur ernſthaft, aber ohne traurig zu ſeyn. Die Richtigkeit ſeines Verſtandes, und die Mannichfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe, welche durch eine leichte, edle und angenehme Art ſich auszudrücken, unterſtützet wurden, macheten den Umgang mit ihm ungemein angenehm, den er allezeit nach dem Stande und der Fähigkeit dererjenigen einzurichten wußte, mit denen er ſich beyſammen befand. In dem täglichen Umgange vermied er alle die äußerlichen Gebärden, und gezwungenen Geſpräche, die oftmals nichts mehr ſind, als bloße Formeln. Auch dieſes war noch eine Folge derjenigen Aufrichtigkeit, darinn ſein Character beſtand. Aber ſonſt war er überaus gefliſſen, alle Pflichten zu erfüllen, die die wahre Freundſchaft erfodert: und einen Beweis davon, giebt dieſes ab, daß er die Freunde ſeiner Jugend bis in ſeine letzten Lebensjahre behalten hat.

Zu der Bruſtbeſchwerung, die ihm gleich Anfangs gedrohet hatte, ſchlug der Nierenſtein, deſſen erſte Anfälle ziemlich heftig waren, und ihm einen ſtillen und beſtändigen Schmerz hinterließen, der ihn beſtändig wegen der Wiederkehre der Anfälle in Furcht ſetzeten. Wenn dieſer beſtändige Schmerz nachließ, ſo überfielen ihn aufſteigende Dünſte, die, ungeachtet ſie nur die Werkzeuge der innerlichen Empfindung berühreten, und an die Lebensgeiſter nicht kamen, dennoch eine wirkliche Krankheit waren. Er erlitt fünf ſtarke Anfälle davon, die im 1716ten Jahre ihren Anfang nahmen. Die vier erſten daureten faſt zehn Monathe. Er genoß alle Mittel, die die Arzneykunſt nur vorſchreibt; die Geſundbrunnen behielten noch allemal die Ehre, daß ſie ihm geholfen hätten; vielleicht, weil es die letzten Mittel waren, die er verſuchete: denn alle vier male folgete auf dieſe Geneſung eine Wiederkehr der Steinſchmerzen, welche in währenden Anfällen verſchwunden waren.

Das fünfte mal hielt viel länger an. Es überfiel ihn 1736. Er brauchete alle Mittel dagegen, die er ehedem verſuchet hatte, die Diät, die Aufmunterung, die Landluft, das Reiten, die Geſundbrunnen; aber keines wollte helfen. Endlich, nachdem er fünf ganzer Jahre mit ſeinem Uebel gerungen hatte, verfiel er 1743 in eine geringe Krankheit, die ihm vielleicht, ohne es ſelber gewahr zu werden, einen erwünſchten Vorwand darboth, das Zimmer zu hüten. Er kam auch bis an ſeinen Tod nicht wieder heraus, und da ſein Zimmer die Ausſicht auf eine nahgelegene Capelle hatte, ſo hörete er von dortaus die Meſſe.

Eine gewiſſe Anzahl erleſener Freunde, verſammlete ſich täglich bey ihm. Die übrige Zeit brachte er mit Leſen zu; allein, da er ſelbſt nicht über eine Viertelſtunde, und nur bey hellem Tageslichte leſen konnte: ſo hielt er ſich vier Leſer, die ſich einander Tag und Nacht ablöſeten, indem mit ſeinem Uebel noch eine beſtändige Schlafloſigkeit verbunden war.

Den 25ſten Julius 1746, überfiel ihn ein heftiges Fieber, mit Schmerzen verbunden, die gar bald gewaltig wurden, und ein Geſchwür in der Blaſe andeuteten. Alle Arzeneymittel waren fruchtlos: und er ſtarb den 15ten Auguſt, in ſeinem zwey und ſiebenzigſten Jahre. Er hatte mitten in den größten Schmerzen, alle Standhaftigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen beybehalten: welche eine chriſtliche Philoſophie einem Manne eingeben mußte, der von Natur tugendhaft, allezeit auf ſeine Pflichten ſehr gefliſſen, und mit der tiefſten Ehrfurcht gegen die Religion erfüllet war.

◆ ◆ ◆

LXXII.

Leben des Herrn Abtes Souchay.

In der öffentlichen Verſammlung nach St. Martin 1746 in der Akademie vorgeleſen.

Johann Baptiſta Souchay, ward auf dem Dorfe **St. Amand**, nahe bey **Vendome** gebohren. Sein Vater war **Johann Souchay**, und ſeine Mutter **Maria Marchan**. Sein Vater, der ein hübſches Vermögen in der Gegend dieſes Dorfes beſaß, ließ ſich in demſelben nieder, nachdem er den Handel aufgegeben hatte. Der Pfarrer des Ortes, ein Vätter ſeiner Mutter, der ein verdienſtvoller Mann war, lenkete ſeine erſten Studien, und brachte ihn ſo weit, daß er in die Schule des Oratorii zu **Vendome** treten konnte.

Hier that ſich der junge **Souchay** ungemein hervor, und ſeine Aemſigkeit, die ſich mit einer großen Leichtigkeit zu lernen verband, verkürzete für ihn die gewöhnliche Zeit, ſo, daß man ihm erlaubete, die dritte und zweyte Claſſe in einem einzigen Jahre zu durchlaufen.

Als er nun mit allen ſeinen Studien fertig war, kam er in ſeinem ſechszehenten oder ſiebenzehenten Jahre nach **Paris**, und ſo jung er auch noch war, ſo übergab man ihm doch die Aufſicht über eine häusliche Erziehung. Nachdem er dieſelbe einige Jahre geführet, verließ er dieſelbe, um ſich zu dem Herrn Grafen de la Vauguion-Carenci zu begeben: der, da er mit den Seinigen auf das Land zog, ſeine zween Söhne gern einem Menſchen untergeben wollte, der im Stande wäre, ihren Geiſt zu bearbeiten, und ihr Herz zu bilden.

Nachdem der Herr **Abt Souchay** dieſe Erziehung vollendet hatte, mußte er ſich noch zum drittenmale wieder unter dieſes beſchwerliche Joch beugen; nur mit dem Unterſchiede, daß, da ſeine Untergebenen Koſtgänger in der **Jeſuiterſchule** zu **Paris** waren, er mehr Muſſe, und mehr Beyſtand zu ſeinem eigenen Studieren hatte, als er in der Provinz hatte haben können. Dieſe letzte Hofmeiſterſtelle brachte ihm nach der Zeit eine Verſorgung zuwege, die ihn in den Stand ſetzete, den Wiſſenſchaften geruhiger obzuliegen. Der Herr Präſident **von Noinville**, ein Vätter ſeiner Untergebenen, und anjetzt ein Mitglied unſerer **Akademie**, in welcher er den Preis geſtiftet hat, welchen wir jährlich austheilen, trat ihm ſeinen päbſtlichen Jndult ab; und dieſes brachte ihm 1734 eine Domherrnſtelle in der Cathedralkirche zu **Rhodes** zuwege.

Da der Herr **Abt Souchay** 1732 erwählet worden war, einen der zween Lehrſtühle der Beredſamkeit in dem königlichen Collegio zu bekleiden: ſo erkannte das Domcapitel zu **Rhodes** wohl, nach einer Capitularberathſchlagung vom 28ſten **December** 1736, daß er, als ein königlicher Profeſſor, für gegenwärtig zu halten ſey, und der perſönlichen Gegenwart erlaſſen werden müßte.

Er war bereits im 1726ſten Jahre in unſere **Akademie** getreten, und ſah die Verbindung, zu welcher er ſich durch dieſen Eintritt anheiſchig gemachet hatte, als eine ſeiner vornehmſten Pflichten an. Er war mit der größten

Geſliſſenheit allemal bey unſern Zuſammenkünften; er hat darinnen eine ziemlich große Anzahl von Abhandlungen geleſen, die mit ſo vielem Fleiße, in Anſehung der Schreibart, als des innern Kerns der Sachen ausgearbeit waren. Da der natürliche Schwung ſeines Geiſtes ihm mehr Geſchmack gegen denjenigen Theil der Litteratur einflößete, der ſo zu reden, die Blüthe davon iſt, und den man unter dem Namen der ſchönen Wiſſenſchaften verſteht: ſo zog er auch diejenigen Gegenſtände, die einiges Verhältniß damit hatten, allen denen vor, die an ſich ſelbſt von einer gewiſſen Anmuth entblößet ſind, und ſolchen Unterſuchungen, deren Vorzüge nur dann erſt eingeſehen werden können; wenn diejenigen, denen dieſe Unterſuchungen nicht ſo gar geläufig ſind, eine beſchwerliche Aemſigkeit darauf wenden wollen. Nicht als ob er nicht ſehr geſchickt geweſen wäre, dieſelben abzuhandeln. Eine Abhandlung über die Hochzeitgedichte, drey Abhandlungen über die Elegien und elegiſchen Dichter, und zwo andere über die Göttergeſänge der Alten, die er alle in der **Akademie** vorgeleſen, zeigen zur Genüge, wie fähig er zu dergleichen feinen und zärtlichen Unterſuchungen geweſen: die um ſo viel mehr Scharfſinn und Aufmerkſamkeit erfodern, da man Gegenſtände ergreifen muß, die wenig körperliches an ſich haben; da man ſehr geringe Verſchiedenheiten erwägen, und Verhältniſſe ausklauben muß, die von einander abgeſondert ſind, und einem Auge von gemeiner Art entwiſchen. Wir haben auch noch viel andere Stücke von ihm; eine Abhandlung von den Pſyllis, eine Rede von dem Leben und Charactere des **Mäcenas**; eine andere vom **Aſinius Pollio**, und noch verſchiedene andere Abhandlungen über die alten Lehrgebäude der Moral und Metaphyſik.

Als er zu der Stelle eines Lehrers der Beredſamkeit in dem königlichen Collegio ernennet war, und die Vorleſungen, welche daſelbſt gehalten werden, für Zuhörer beſtimmet ſind, die bereits zubereitet und von den allgemeinen Vorſchriften dieſer Kunſt unterrichtet ſind: ſo nahm er ſich vor, ihnen in Vorleſung der großen Muſter des Alterthumes, die Anwendung und den Gebrauch dieſer ihnen bekannten Vorſchriften begreiflich zu machen. Zu dieſem Ende erwählete er die Werke des **Cicero**; und als er ſtarb, hatte er bereits in ſeinen Vorleſungen, alle Reden dieſes berühmten Redners geleſen und erkläret.

Im 1730ſten Jahre ließ er die Auslegung **Julians Fleuri**, über den **Auſonius**, in der Größe derer Ausgaben drucken, die zum Gebrauche des **Dauphins**, Großvaters des Königes, und Sohns **Ludewigs** des XIV. herausgekommen ſind. Man hat von eben dieſem **Fleuri** auch eine Auslegung über den **Apulejus**.

Man hatte ſchon ſeit langer Zeit den Druck der Auslegung über den **Auſon** angefangen; allein da man die Ausführung dieſes großen Vorhabens hatte fahren laſſen, ſo war man bey dem vierten Bogen ſtehen geblieben: das MSt. war vernachläßiget worden, und ein Theil davon gar verloren gegangen.

Man weis, daß in dieſen Auslegungen, die Dichter mit einer Art von Gloſſe oder lateiniſch-proſaiſcher Ueberſetzung vergeſellſchaftet ſind: die denenjenigen bequem iſt, welche mit der Kühnheit und Dunkelheit der poetiſchen Schreibart nicht ſo bekannt ſind. Die Größe der Regiſter, welche alle dieſe Auslegungen begleiten, machen ſie den Gelehrten ungemein brauchbar. Da nun die Handſchrift des **Auſonius**, die durch ſehr viele Hände gegangen, auch in die Hände eines Buchhändlers gefallen war, der im Sinne hatte, ihn zu drucken: ſo übernahm der Herr **Abt Souchay**, nicht nur alles zu erſetzen, was verloren gegangen war, ſondern auch noch, die Gloſſe durchgeſehen, die in Anſehung der Schreibart nöthig hatte, überſehen zu werden, an den Noten alle nothwendige Veränderungen vorzunehmen, und ein Regiſter hinzuzuſetzen, welches durchaus daran fehlete. Ein bloßes Sachenregiſter iſt, wenn es gut gemachet ſeyn ſoll, ſchon eine ſehr beſchwerliche Arbeit für einen Kopf, der gewohnt iſt zu denken: allein man kann ſich ſchwerlich vorſtellen, was ihm ein Wortregiſter koſten muß, welches alle Wörter eines Werkes ſonder Ausnahme, in ſich faſſet; und wo man ſogleich alle verſchiedenen Stellen anmerken muß, allwo dieſe Wörter vorkommen.

Der gute Fortgang der Arbeit des Herrn **Abtes Souchay** über den **Auſon**, bewog viele Buchhändler, und ſogar viele Schriftſteller, ihm vorzuſchlagen, daß er gewiſſe Handſchriften durchſehen und verbeſſern möchte; ja zuweilen auch wohl gedruckte Werke, entweder um die Schreibart zu verbeſſern, oder die Einrichtung zu ändern. Er übernahm dergleichen Arbeiten auch gar willig, die er nur für einen bloßen Zeitvertreib anſah, welcher ihn an ſeinem gewöhnlichen Studieren wenig hinderte. Allein ſeine erſten Gefälligkeiten, die er hierbey blicken laſſen, verwickelten ihn in eine Art von Unmöglichkeit, neue Verbindungen dieſer Art auszuſchlagen; und die Zerſtreuungen, welche dieſelben ihm zuzogen, wurden beträchtlicher, als er gedacht hatte. Er unternahm ſo gar verſchiedene dieſer Ueberſehungen auf Befehl derer Obern, die über das Bücherweſen geſetzet ſind, und die ihn einer nach dem andern ihres Vertrauens würdigten.

Es würde hier nicht ſchwer fallen, ein Verzeichniß derer Werke zu liefern, welche die Welt ſeiner Bemühung ſchuldig iſt; allein die mehreſten dieſer Werke, ſind ſonder

Namen, und bey den übrigen ſtehen die Namen ihrer erſten Verfaſſer.

Dieſe Ueberſetzungen nahmen ihm einen Theil derjenigen Zeit weg, die er nöthig hatte, um die letzte Hand an ſeine eigenen Werke zu legen. Er hatte deren verſchiedene angefangen, die in ſeinem Cabinette befindlich ſeyn müſſen; allein man weis nicht, in welchem Zuſtande ſie ſich befinden. Da er alle ſeine Schriften dem Herrn Grafen **von Maillebois** vermachet hat: ſo haben ſeine Erben dieſe Handſchriften als ein Unterpfand angeſehen, deſſen erſter Anblick dem ernennten Erben derſelben aufgehoben bleiben müßte.

So viel weis man nur, daß außer verſchiedenen Predigten, die er mit gutem Beyfalle in der Jugend gehalten, und außer ſeinen Abhandlungen über verſchiedene geiſtliche Materien, die er zu eben dieſer Zeit aufgeſetzet, man noch eine Rhetorik darunter finden wird, wozu die verſchiedenen Vorleſungen, die er vierzehn Jahre lang im königlichen Collegio gehalten, den Stoff hergegeben, und davon man glaubet, daß ſie ganz fertig ſeyn müſſe. Ein dergleichen Werk fehlet der franzöſiſchen Litteratur noch: denn allen denen, die wir im Lateiniſchen haben, fehlet es an derjenigen Methode und Deutlichkeit, die nur ungefähr erſt ſeit einem Jahrhunderte gebräuchlich ſind. Uebrigens ſind ſie mit Beſchreibungen, Vorſchriften und Erklärungen angefüllet, und gleichſam überladen: die vielleicht nothwendig ſind, um die Alten mit Nutzen zu leſen; allein die mit derjenigen Art der Beredſamkeit, die wir heut zu Tage kennen, gar nichts zu thun haben. In dieſer Wiſſenſchaft muß man, wie in allen übrigen, die weſentlichen Schönheiten von denenjenigen unterſcheiden: die, da ſie willkührlich ſind, von den Sitten, den Gebräuchen und der Regierung eines Volkes abhängen, ja zuweilen auch wohl von dem Eigenſinne einer Mode, deren Herrſchaft ſich über alles erſtrecket, und zu allen Zeiten bis auf einen gewiſſen Grad in Ehren gehalten worden iſt.

Der Herr **Abt Souchay** war überaus geſchickt, alle dieſe verſchiedenen Schönheiten von einander zu unterſcheiden. So ſehr gerühret er auch von den Verdienſten der Alten war, deren Werke allerſeits ihm ſehr geläufig waren; ſo hatte er dennoch die guten Werke der Neuern nicht minder ſtudieret. Er hatte ſie allezeit mit den Alten verglichen; und die Richtigkeit ſeines Geſchmackes verhinderte ihn, diejenigen Schönheiten, die in allen Jahrhunderten und bey allen Völkern eben dieſelben bleiben, mit denjenigen zu vermengen, die von Umſtänden, Zeit und Ort abhängen.

Man muß unter ſeinen Schriften noch Aufſätze finden, die man ihm übergeben hatte, um das Leben des **Marſchalls von Catinat** zu beſchreiben: allein man weis, aus oben angezogener Urſache, noch nicht, ob er daſſelbe ſchon angefangen, und wie weit er damit gekommen iſt. Eben das muß man von einer Ueberſetzung des **Tibullus** und **Propertius** ſagen, wovon er einige Stücke vorgewieſen hat.

Der Herr **Abt Souchay** war von ſehr ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit, die durch verſchiedene Krankheiten noch mehr geſchwächet worden war. Zu Ende des letzten Sommers überfiel ihn ein heftiges Fieber, deſſen Anfälle ſich zu mindern ſchienen; weil die Kräfte von Tage zu Tage abnahmen: und welches ihn durch eine Art von Abzehrung in ſeinem 59ſten Jahre, den 25ſten **Auguſt** 1746. dahin riß. Gleich in den erſten Tagen hatte er alle Pflichten erfüllet, die die chriſtliche Religion vorſchreibt, und hat bis an ſein Ende den Gebrauch ſeiner Vernunft gehabt.

Sein Verſtand, ſeine Sanftmuth und ſeine natürliche Höflichkeit, welche durch den Umgang mit der Welt, und eine ſtarke Begierde zu gefallen, noch vermehret werden war, machten ſeinen Umgang überaus angenehm; und hatten ihm eine große Menge Freunde aus allerley Ständen erworben, die er ſorgfältig abwartete, und die bis in ſeinen letzten Othem bewieſen haben, wie lieb er ihnen geweſen iſt.

Ende des neunten Bandes.

Geſchichte
der königlichen Akademie
der ſchönen Wiſſenſchaften
zu Paris,

darinnen zugleich
unzählige Abhandlungen aus allen
freyen Künſten, gelehrten Sprachen,
und Alterthümern, enthalten ſind.
Mit Kupfern.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt
von
Luiſen Adelgunden Victor. Gottſchedinn.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Zehnter Theil.

Mit Königl. Poln. und Churfürſtl. Sächſiſ. allergn. Freyheit.

Leipzig 1757
verlegts Johann Paul Krauß,
Buchhändler in Wien.

Verzeichniß

derer in dieſem Theile enthaltenen Artikel.

Fortgeſetzte Geſchichte der königlichen **Akademie** der ſchönen Wiſſenſchaften und Aufſchriften a. d. 1 S.
I. **Frerets** allgemeine Betrachtungen über den **Urſprung** und die alte Geſchichte der erſten Einwohner Griechenlandes 5
II. **Foncemagne**, über den Urſprung des Namens **Vincennes** 28
III. **Barthelemy**, über den Fluß **Paktolus** 33
IV. **Levesque de la Ravaliere** Antwort, auf **D. Calmets** Meynung von den Gränzen eines Theiles von Frankreich gegen das Reich zu, vor dem 1000ſten Jahre 42
V. **Sali**, Anmerkungen über den Gott **Telesphorus** 55
VI. **Lebeuf**, von dem Zeitpuncte der Schlacht bey **Fontenai** 58
VII. **Freret**, von der Beſchaffenheit desjenigen Götzendienſtes, welchen man in Griechenland den Helden, inſonderheit dem **Aeskulap** geleiſtet 72
VIII. **Levesque de la Ravaliere** Erklärung einiger halberhobener Schnitzarbeiten in Elfenbein 81
IX. **Gibert**, über den Zeitpunct einer griechiſchen Aufſchrift, die von **Tripolis** gebracht worden 93
X. **Secouſſe** Muthmaßungen, über ein **Siegel** aus der mittlern Zeit 109
XI. **Freret**, über die Zeit von der Einnahme von **Athen**, durch den **L. Cornelius Sylla** 123
XII. **Lebeuf**, über diejenige Zeit, in welcher man in der Kirche angefangen, ein Corpus Canonicum und der bürgerlichen Geſetze, nach Ordnung der Materien eingerichtet, einzuführen 139
XIII. **De Broſſes** Ankündigung eines Supplements zu demjenigen hiſtoriſchen Werke des **Salluſts**, welches wir nicht mehr haben 155
XIV. **Racine** von einem alten MSt. in franzöſiſchen Verſen 168
XV. **Freret** über **Trajans** Feldzug nach **Indien** 191
XVI. **Sallier** über eine Ausgabe des Buchs l'arbre des batailles 195
XVII. Ueber die Entdeckung einer Meilenſäule, die zu **Nöttingen** gefunden worden 201
XVIII. Ueber zwo lateiniſche Aufſchriften, den **Kanzler von Hoſpital** betreffend 213
XIX. **Levesque de la Ravaliere**: ob **Prokopius** der Verfaſſer der geheimen Geſchichte **Juſtinians** ſey 217
XX. **Nikolai** von den Vorbereitungen zur Execution in **Cabrieres** und **Merindol** 222
XXI. **Sali**, über die Kindesannehmungen durch die Waffen 235
XXII. **Bonamy**, über einige Puncte der Geſchichte **Gundewalds**, eines natürlichen Sohnes **Clothars** des I. 247
XXIII. Ueber eine Stelle des **Gregorius von Tours** 255

XXIV. Le.

XXIV. **Lebeuf**, über die Lage eines alten Palaſtes unſerer Könige erſten Stammes 271
XXV. **Otter** von der Eroberung von **Afrika**, durch die Araber 287
XXVI. **Otters** geographiſch-hiſtoriſche Beobachtungen aus arabiſchen Schriftſtellern 309
XXVII. **Lebeufs** Unterſuchung dreyer fabelhaften Erzählungen, von **Karln** dem Groſſen 327
XXVIII. **Foncemagne**, von der hiſtoriſchen Sage, **Karls** des Groſſen Reiſe nach Jeruſalem betreffend 348
XXIX. **Nikolai**, ob die **Rhone** zur Provinz **Languedoc** gehöret 359
XXX. **Lebeuf**, von der allgemeinen Verſammlung die unter dem Namen **Indict**, bey **St. Denys** gehalten worden 375
XXXI. **Levesque de la Ravaliere** von der Lage eines Ortes, deſſen in einem Briefe des **Lupus** Erwähnung geſchieht 386
XXXII. **Bonamy**, von den Rathhäuſern der Stadt **Paris** 392
XXXIII. **Lebeuf** von einer alten Bildſäule 398
XXXIV. **Lebeuf** von einem goldnen Ringe zu **Bayeux** 402
XXXV. **Lebeuf** von einem Orte, Pagus Stadinisus 405
XXXVI. **Caylus**, von zweyen geſchriebenen ſatyriſchen Werken, die den Namen der **Bibel** führen 410
XXXVII. **Lebeuf**, Nachleſe zur Abhandlung des Herrn **Lancelots**, über **Raouls von Presles** Werke 427
XXXVIII. **Levesque de la Ravaliere**, Unterſuchungen von den Herren **Pithou** 434
XXXIX. **Sinnbilder** und **Aufſchriften**, die von der Akademie verfertiget worden 442

Leben derer Mitglieder der Akademie.

LXXIII. Des Herrn **Bürette** Leben 445
LXXIV. Des Herrn von **Valois** Leben 467
LXXV. Des Herrn **Danchet** Leben 478
LXXVI. Des Herrn von **Mandajors** Leben 485

Fort.

Fortgeſetzte
Geſchichte
der
königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

In währenden 1747 und 1748ſten Jahren, auf welche gegenwärtiger Band ſich beziehet, iſt die Akademie lediglich mit ihren gewöhnlichen Uebungen beſchäfftiget geweſen. Dieſe Zwiſchenzeit beut gar keinen Vorfall dar, welcher in der Geſchichte der Akademie Platz verdienete. Wir wollen alſo nur dabey ſtehen bleiben, daß wir die Materien derer Preiſe anzeigen, welche ſie auf dieſe zwey Jahre aufgegeben hat.

Die Materie des Preiſes auf das 1747ſte Jahr beſtand in der Unterſuchung: welches die wahre Bedeutung des Titels Autonoma iſt, den viele Städte zu der Zeit angenommen, wann ſie einer fremden Macht unterwürfig waren. Was für Vorrechte mit dieſem Titel verbunden geweſen, theils in Anſehung der Handhabung der Gerechtigkeit, theils auch der Auflagen und den Kriegsdienſten?

Dieſen Preis erhielt der Herr Abt von Guaſco, ein Mitglied der Akademie zu Cortona, und Verfaſſer derſelben Schrift, die ſchon vor dem Jahre den Preis davon getragen.

Auf das 1748ſte Jahr ſchlug die Akademie folgende Materie vor: welches die verſchiedenen Bedeutungen derer Titel: ΑΣΥΛΟΣ und ΙΕΡΑ ΑΣΥΛΟΣ geweſen, die viele Städte ſich auf den Münzen geben? ob das Recht eine Freyſtatt zu ſeyn, allemal der Religion beyzumeſſen geweſen? Ob es ſich allenthalben gleich weit erſtrecket? Wem die Sorgfalt für deſſen Erhaltung aufgetragen geweſen? Welches diejenigen Freyſtäte geweſen, die unter der Regierung der Römer beſtanden haben, und zu welcher Zeit ſie abgeſchaffet worden?

Dasjenige Stück, welchem der Preis zuerkannt ward, hatte den Freyherrn Zur Lauben, Rittern des königlichen und Militarordens von St. Ludwig, und Hauptmann bey der Schweizerwache zum Verfaſſer.

* * *

Veränderungen,
ſo ſich in dem Verzeichniſſe der Mitglieder der Akademie, ſeit 1746 bis mit dem 1748ſten Jahre zugetragen haben.

Wir haben in dem Verzeichniſſe des neuen Zuwachſes, den wir im 1746ſten Jahre erhalten, zu melden vergeſſen, daß ſie in demſelben Jahre, den Herrn **de Broſſes**, Präſidenten au Mortier des Parlaments von **Burgund**, unter dem Titel eines **Ehrenmitgliedes zum Briefwechſel** aufgenommen.

Im 1747ſten Jahre

Ward die durch den Tod des Herrn **Abtes Souchay**, welcher im **Auguſtmonathe** des 1746ſten Jahres geſtorben war, erledigte **Beyſitzerſtelle**, durch den Herrn **Tercier** wieder beſetzet.

Es ſtarb auch Herr **Bürette**, ein beſoldetes Mitglied. Herr **Racine** und Herr **Secouſſe** wurden beyderſeits ernannt, dieſelbe zu bekleiden; allein ihre Beförderung erledigte nur eine Stelle unter der Claſſe der **Beyſitzer**.

Der Herr Abt **Barthelemi** ward erwählet dieſe Stelle zu bekleiden.

Die Akademie verlor auch noch in eben dieſem Jahre den Herrn von **Valois**, ein beſoldetes Mitglied, und den Herrn von **Mandajors**, ein bejahrtes Mitglied.

Im 1748ſten Jahre

Verlangete Herr **Racine**, ein **beſoldetes** Mitglied, den Titel eines **bejahrten** Mitgliedes, und erhielt ihn auch.

Herr **de la Curne de Sainte-Palaye**, ein **Beyſitzer** der **Akademie**, folgete dem Herrn **von Valois** in der Claſſe der **Beſoldeten**.

Dieſe Beförderung des Herrn **de Sainte-Palaye**, und der Uebergang des Herrn **Racine** zu einer bejahrten Stelle, erledigten zween Plätze in der Claſſe der **Beyſitzer**. Die eine ward dem Herrn **le Beau**, und die zweyte dem Herrn **Otter** ertheilet.

Der Tod des Herrn **Otters** folgete bald auf ſeinen Eintritt in die **Akademie**: wir verloren ihn im Monathe **September**.

Vor dieſem Verluſte war ſechs Monathe vorher der Verluſt des Herrn **Danchet**, eines **bejahrten** Mitgliedes vorhergegangen.

Herr **Peyſſonel**, franzöſiſcher Conſul zu Smyrna, ward in eben demſelben Monathe, der Akademie, unter dem Titel eines **Mitgliedes zum Briefwechſel**, beygeſellet.

◆

Geſchich-

Geſchichte

von den

Werken der königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften.

I.

Herrn Frerets

Allgemeine Betrachtungen über den Urſprung und die alte Geſchichte der erſten Einwohner Griechenlandes.

Gegen das Ende des 1746ſten und in der erſten Hälfte des 1747ſten Jahres, hat Herr Freret eine große Zahl unſerer Verſammlungen, mit Vorleſungen einer langen Abhandlung von ſeiner Arbeit unterhalten, darinnen er von dem Urſprunge und der alten Geſchichte der erſten Einwohner Griechenlandes handelt. Dieß iſt ein ſehr weitläuftiger Tractat, in welchem der Verfaſſer bis auf die

Quellen hinaufgeht: und indem er die Kritik mit der Gelehrſamkeit verbindet, nicht ſowohl ein Lehrgebäu aufzuführen ſuchet, welches er ſchon zuvor gemachet hatte; als vielmehr das wahre Lehrgebäu zu entdecken, und ins Licht zu ſetzen, welches aus der Vereinigung derer, in den beſten Schriftſtellern zerſtreueten Stellen herauskömmt. Das Werk iſt ſo anſehnlich, daß es uns unmöglich iſt, ſelbiges in die Sammlung unſerer Memoires der Akademie einzuſchließen. Wir behalten es daher für denjenigen beſondern Band vor, welchen wir der Welt, als eine Zugabe unſerer Memoires zu geben denken, wann wir wieder ins Gleis gekommen ſeyn werden. Allein, da dieſes Stück uns gleichwohl verſchiedene Entdeckungen zu enthalten geſchienen, die in ihrer Art merkwürdig ſind: ſo haben wir geglaubet, wir könnten, bevor es ſelbſt erſcheine, daſſelbe hier in einer abgekürzten Zergliederung mittheilen. Es iſt vielmehr nur ein Entwurf, als ein Auszug davon, was wir hier liefern.

Wenn man die groſſe Menge derer Schriften bedenket, die von dieſer Materie geſchrieben worden ſind; ſo ſollte man glauben, ſie müßte ſchon völlig erläutert ſeyn. Gleichwohl ſind faſt alle Schwierigkeiten noch zur Zeit beym alten

---

a) Freylich müſſen die erſten Bewohner Griechenlandes eine Sprache gehabt haben: in ſo weit wilde Bewohner von Wäldern eine brauchen. Aber da doch dieſe Leute weder aus der Erde gewachſen, noch wie Cachards Einwohner der Inſel Pines, in einem Platzregen vom Himmel gefallen: ſo müſſen ſie aus einem benachbarten Lande dahin gezogen ſeyn; folglich wird ihre Sprache mit der Sprache des Volkes, daher ſie gekommen, einerley, oder doch nahe verwandt ſeyn. Es ſey nun alſo dieſelbe welche ſie wolle: ſo müſſen doch die älteſten Namen der griechiſchen Berge, Flüſſe, Städte, u. ſ. w. mit den Wörtern deſſelben urſprünglichen Volkes übereinkommen, und wenigſtens groſſentheils eine Aehnlichkeit haben. Wenn alſo z. E. das Schloß bey Troja Pergamus heißt, Burg und Berg aber damit übereinkommen; wenn ihr Fluß, der in der Sprache der Menſchen, d. i.

ten geblieben. Die mehreſten Schriftſteller haben nur dasjenige wiederholet, was die Alten bereits geſaget hatten; ſie haben Stellen auf Stellen aus ihnen gehäufet, und dieſes ohne alle Wahl. Haben ja einige von ihnen unternommen ein Lehrgebäu zu bilden; ſo haben ſie, die für irgend eine beſondere Meinung geneigt geweſen, ſich mehr befliſſen, dieſelbe feſtzuſtellen, als deren Gründlichkeit zu unterſuchen. Viele, die die Eingebohrnen des Landes mit drey oder vier kleinen Colonien vermengen, welche daſſelbe zuerſt geſittet gemachet haben, leiten die erſten Bewohner Griechenlandes aus Aegypten oder **Phönicien** her. Einige holen ſie aus **Phrygien** oder **klein Aſien**. Andere haben **Celten**, **Deutſche**, **Schweden**, **Liefländer**, und **Ungarn** daraus gemachet. In der Abſicht den Ruhm der griechiſchen Nation mit ihrer eigenen, oder derjenigen Art von Studien, die ſie vor andern liebten, zu verbinden, haben ſie alle entweder im **Hebräiſchen**, oder **Ungariſchen**, oder **Deutſchen**, oder im **Brittiſchen**, den Urſprung des Namens der mehreſten Völker, Städte und Helden des alten Griechenlandes geſuchet: gleich als ob die erſten Griechen nicht eine beſondere Sprache gehabt, oder ſich derſelben nicht bedienet hätten, irgend einen dieſer Namen daraus zu bilden [a]).

---

d. i. der Griechen, Scamander hieß, in der Sprache der Götter aber (d. i. der alten Phryger, die vier Geſchlechter vor dem Priamus daſelbſt gelebet hatten) wie Homer ſaget, **Xanthus** geheißen: Scamander aber im Griechiſchen einen ſandigten Bach bedeutet: ſo kömmt ja **Xanthus** und **Sand** wiederum ſo nah überein, als man fodern kann. Wenn endlich Heſychius bezeuget: daß der Namen Φρύγες, bey denſelben ſo viel als ἐλεύθεροι, liberi, die freyen Leute bedeutet habe: das Plattdeutſche de Fryen aber eben ſo klingt, als Φρύγες: ſo darf man wohl nicht zweifeln, daß die alten Phryger eine mit den Thraciern und Celten verwandte Sprache gehabt haben, ja daß ihre Mundarten nur als verſchiedene Zweige eines ältern Stammes anzuſehen geweſen. Von den Griechen wollen wir das hernach auch ſehen. G.

Wenn wir dieſe Kunſtrichter, die alle als einen Grundſatz voraus ſetzen, daß die Fabeln ſich auf einen hiſtoriſchen Grund ſtützen, befragen: was man von der alten Geſchichte dieſes Volkes glauben ſoll? ſo antworten einige von ihnen, daß die alberſten Erdichtungen der Poeten, Begebenheiten ſind, die ſie nach dem Muſter dererjenigen geſchmiedet haben, die ſich in dem erſten Buche **Moſis** befinden. Andere ſagen, man müſſe unter dieſen Erdichtungen, Begebenheiten verſtehen, die vor der Ankunft der morgenländiſchen Colonien hergegangen ſind; Begebenheiten, die im Grunde zwar ihre Richtigkeit haben, die aber durch das Wunderbare verſtellet worden, was der Aberglauben und die Poeſie von Jahrhunderten zu Jahrhunderten über ſie verbreitet haben.

Die Anhänger dieſes letzten heute zu Tage faſt allgemeinen Lehrgebäudes, bedenken nicht, daß ſie den Göttern, als alte Könige von Griechenland betrachtet, Städte, Paläſte, Seemachten und zahlreiche Kriegesheere, zu einer Zeit geben, wo nach dem Geſtändniſſe der beſten Schriftſteller des Alterthums, Griechenland von Wilden bewohnet ward, die in Wäldern zerſtreuet lebeten; die vor einander liefen, wenn ſie ſich begegneten; denen die allernothwendigſten Künſte unbekannt waren, deren einzige Zuflucht die Höhle eines Baumes oder Felſens war, und deren ganze Nahrung in Eicheln und denen Früchten beſtand, die die Erde von ſich ſelbſten hervorbringt.

Dieſer Beobachtung, die ſchon allein fähig wäre, das ganze Lehrgebäu umzuſtoßen, füget Herr Freret noch eine andere bey, aus welcher erhellet: daß die Geſchichte der Griechen nicht höher, als bis auf die Ankunft der Colonien gehen könne; und daß folglich alles, was man von den ehemaligen Zeiten vorbringt, nach der Hand erſonnen worden. Das machet die mündliche Sage allein, und ohne Beyhülfe der Schrift, oder irgend eines andern gleichgeltenden

Hülfsmittels, iſt nicht hinlänglich, entfernete Begebenheiten aufzubewahren, und kann nur über ſehr wenige Menſchenalter zurück ſteigen.

Aus allen Lehrarten, denen man bisher in der Unterſuchung dieſer Materie gefolget iſt, kömmt ſo viel heraus: daß man nothwendig zu einer andern ſeine Zuflucht nehmen müſſe. Diejenige, die Herr **Freret** erwählet hat, beſteht darinnen: daß er ſich vor allen übereilten Lehrgebäuden hütet; erſtlich die Begebenheiten ſammlet, nachmals deren Beweiſe prüfet, und das Verhältniß, oder auch den Widerſpruch, er ſey nun wirklich oder nur ſcheinbar, unterſuchet. Dieſes Lehrgebäu, dafern in dieſer Sache eines feſtgeſtellet werden kann, wird aus dieſen wohlerwieſenen Begebenheiten fließen.

Dieſe Materie nun iſt gar zu weitläuftig, und begreift eine gar zu große Menge Fragen in ſich, als daß es möglich war, ſie auf einmal ganz zu faſſen. Man hat alſo dieſen großen Gegenſtand aus einander legen, deſſen Theile nach einander vortragen, und dieſelben in ſo vielen beſondern Artikeln betrachten müſſen. Wir wollen den ſummariſchen Inhalt jedes Artikels anzeigen.

Erſter Artikel.

Wenn man in der Unterſuchung des Urſprunges und der alten Geſchichte aller Völker ſicher gehen will: ſo iſt es weſentlich nöthig, daß man ſich gleich anfänglich einen richtigen und genauen Begriff von demjenigen Lande mache, davon man reden will. Dieſes nun hat Herr **Freret** in dem erſten Artikel gethan, darinnen er einen geographiſchen Riß des alten Griechenlandes mittheilet; dieſer iſt viel umſtändlicher, als wir ihn noch in unſern beſten Charten haben, die nur einen ſehr unvollkommenen Begriff von der Natur und innern Einrichtung jenes Landes machen. Gleichwohl iſt dieſe umſtändliche Kenntniß nothwendig, um die Urſache vieler Begebenheiten einzuſehen; indem die Naturlehre allezeit viel Einfluß in die Sittenlehre und Staatskunſt gehabt hat. Dieſe Beſchreibung muß man in dem Werke ſelbſt nachleſen, die nach den Beſchreibungen aller Erdbeſchreiber, Geſchichtſchreiber und Reiſenden, mit einander verglichen, gemachet iſt.

Zweyter Artikel.

In dem zweyten Artikel handelt der Verfaſſer von der Ankunft der morgenländiſchen und mittäglichen Colonien, von der Verfaſſung, darinnen ſie die Einwohner Griechenlandes befunden, und von denen Veränderungen, die ſie veranlaſſet haben. Dieſer Colonien ſind vier an der Zahl; deren drey, welche vom **Inachus**, **Cecrops** und **Danaus** angeführet worden, aus **Aegyptern** beſtunden; die vierte aber, welche **Kadmus** anführete, aus **Phönicien** kam.

Nachdem nun Herr **Freret** ein richtiges Verzeichniß derer Künſte und Gebräuche gemachet, welche die erſten Griechen dieſen Fremdlingen zu danken gehabt; ſo ſtellet er die hauptſächlichſten Lehrgebäude der **Theogonie** dar, welche die Grundfeſte der morgenländiſchen Religionen waren [b]).

Von den zwey erſtern, die beyde in Aegypten angenommen waren, nahm das eine bloß die Materie und die

Be-

---

[b]) Wir beſorgen ſehr, daß die ganze griechiſche Mythologie nicht einen ägyptiſchen Urſprung haben könne. Ihre älteſten Götter, Uranus, Chronus, oder Saturn, Jupiter, und ſeine Brüder haben unſtreitig als nordwärts hergekommene Helden und Eroberer ſich der älteſten Griechen bemächtiget, auf dem Berge Olymp, auch wohl in Kreta regieret, und ſind nach ihrem Tode erſt vergöttert worden. So reden die älteſten griechiſchen Fabeln von ihnen, wie noch unlängſt in den Erläuter-

ten

Bewegung an. Das andere, welches die Geiſter und verſtändigen Weſen, als die einzigen wirklich vorhandenen Weſen betrachtete, geſtund den Körpern nur ein entlehntes, ſcheinbares und flüchtiges Daſeyn zu. Das dritte, welches der **Chaldäer** ihres war, ſetzte die Materie und Bewegung, als ewig und nothwendig voraus, und unterwarf ſie den Geſetzen eines unendlichen Verſtandes. Das **phöniciſche** Lehrgebäu, welches das vierte iſt, ſteht nur in denen offenbar verſtümmelten Auszügen des **Sanchoniathons**, und alſo iſt es unmöglich, daſſelbe recht zu kennen.

Aus der Darſtellung dieſer Lehrgebäude, und der Anzeige derer philoſophiſchen Secten, welche unter den Griechen dieſelben angenommen haben, ſchreitet der Verfaſſer zur **Kosmogonie** der Griechen ſelbſt, welche ein unförmliches Miſchmaſch der zwo entgegen geſetzten Lehrgebäude, des **Materialiſmus** und **Pneumatiſmus** ſind. Dieſen füget er die Lehrgebäude **Homers** und **Heſiods** bey, deren Gedichte die äußerliche und allgemeine Religion hervor gebracht haben; und giebt eine Erklärung einiger Puncte aus der **Mythologie**, und unter andern von der Fabel der **Pandora**.

Hierauf unternimmt er, den Zeitpunct der vier morgenländiſchen Colonien feſtzuſetzen, und aus einer Reihe von Ausrechnungen, ſetzet er den Zeitpunct des **Inachus**, als den älteſten von allen, ins 1970ſte Jahr vor **Chriſto** feſt; den Zeitpunct des **Cecrops** ſetzet er ins 1657ſte; des **Cadmus**

---

ten Geſchichten vom Geſchlechte Jupiters und den argonautiſchen Helden ꝛc. von einer Geſellſchaft gelehrter Leute zu Frankfurt, bey den Gebrüdern von Düren 1753 in 4 erwieſen worden. Sonderlich leſe man der bewährteſten Nachrichten von den griechiſchen Göttern nebſt ihren Reiſen, Iſtes Hauptſtück, vom Geſchlechte Jupiters, in allen ſeinen Abſchnitten nach, a. d. 1, 2, 3ten und folg. S. Man kann hier auch den unlängſt vom Herrn Rect. Caſſel überſetzten Sanchoniathon zu Hülfe nehmen. G.

mus ſeinen ins 1594ſte und des **Danaus** ſeinen, ins 1586ſte Jahr.

Dieſe Rechnungen ſind von zweyerley Art; einige, die bis auf den Zeitpunct des trojaniſchen Krieges hinauf ſteigen, ſtellen das ganze Lehrgebäu der griechiſchen Zeitrechnung dar: die andern, welche von dieſen gar nicht abhängen, aus denen aber eben daſſelbe folget, begreifen die ganze ägyptiſche Zeitrechnung in ſich; von welcher Herr **Freret** ſich verbunden gehalten, allhier die allgemeinen Grundſätze darzuſtellen.

Alle dieſe einzelnen Stücke machen ein Ganzes aus, davon wir keinen Auszug mittheilen könnten, ohne es zu zernichten. Nur dieß wollen wir bemerken, daß das Hauptſtück, worauf das ganze Lehrgebäu ſich ſtützet, der Zeitpunct des **Seſoſtris** iſt, und daß der **Synchroniſmus** dieſes Prinzen mit **Pharao** dem Verfolger, eine Sache iſt, die der Herr **Graf von Boulainvilliers**, der **Pater von Tournemine**, und der Verfaſſer dieſer gegenwärtigen Abhandlung, ein jeder durch Beweiſe und Lehrarten feſtgeſtellet haben, die von einander ganz und gar abgehen [c]).

Dritter Artikel.

So wild auch die erſten Einwohner Griechenlandes waren, ſo hatten ſie doch eine Religion, die in einer Art von **Deiſmus** beſtund: welcher die Verwaltung des Weltgebäudes nicht unter die verſchiedenen Gottheiten vertheilete;

und

---

c) Bey uns hat vor weniger Zeit der gelehrte Herr Friedrich Wilhelm Beer, in ſeiner Erläuterung Manethons und deſſen ägyptiſchen Dynaſtien, ein weit beſſeres Licht angezündet. Nicht ein wohlthätiger Seſoſtris; ſondern ein barbariſcher König der Hirten hat die Iſraeliten aus Aegypten vertrieben. Ich will hier nicht Neutons Chronologie anführen, der durch den Seſoſtris den König Seſak, Salomons Schwiegervater verſtan-

den

und ihre allerälteſten Sagen beweiſen, daß ſie die Unſterblichkeit der Seelen geglaubet haben. Das Verlangen und die Hoffnung zur Unſterblichkeit ſind Empfindungen, die jedem Menſchen angebohren ſind; und die durch einen Misbrauch philoſophiſcher Schlüſſe, niemals werden ausgerottet werden [d]). Dieſer erſte plumpe Gottesdienſt, der aber einfältig und nicht ſo mit der Vernunft widerſtreitend war, ward gar bald verändert. Die morgenländiſchen Colonien zwungen die Einwohner, die verſchiedenen Arten des Gottesdienſtes anzunehmen, die ſie dahin gebracht hatten. Aus dieſer Vermiſchung nun eben, iſt die ſeltſame Religion entſtanden: die, da ſie den Menſchen keinen einzigen beſtimmten Satz vorſchreibt, den ſie glauben ſollen, und ohne ihnen einigen Grundſatz zu ihrem Lebenswandel zu geben, ihnen zur Anbethung ſolche Götter darboth, denen zu gleichen ſie ſich geſchämet haben würden.

Damit man ſich nun einen richtigen Begriff von dieſem ungeheuren Ganzen mache; ſo muß man alle die Arten des Gottesdienſtes woraus daſſelbe beſteht, einzeln betrachten, ihren Urſprung, und die Art unterſuchen, wie ſie ſich mit einander verbunden haben. Und dieſes thut Herr **Freret** in dem dritten Artikel, worinnen er unterſuchet: welches die Religion der Colonien, und welches die Götter geweſen, die eine jede von ihnen in Griechenland eingeführet hat.

Mit den Unterſuchungen von dieſen verſchiedenen Arten des Gottesdienſtes, verbindet er die Geſchichte der Nie-

der-

---

den haben will. Denn ob ſich gleich dieſes ſehr wohl hören läßt: ſo mag es doch noch wohl einen ältern Seſoſtris gegeben haben. G.

[d]) Wer den Urſprung dieſer erſten griechiſchen Religion recht kennen will, der muß des berühmten Herrn Pelloutiers Hiſtoire des Celtes leſen, der die ganze Religion der Celten abgeſchildert hat: die auf eben dieſe Lehrpuncte hinausläuft. G.

derlaſſungen und derer Veränderungen die ſie erlitten haben. Aus dieſem allen nun erhellet, daß **Neptuns** Götzendienſt der aus **Lybien** kam, mit dem **Inachus** nach Griechenland gekommen; daß **Jupiters** und der **Minerva** Verehrung zu Zeiten des **Cecrops**; der **Ceres** Götzendienſt, zur Zeit des **Danaus** aus **Aegypten** gekommen; daß **Saturn** und **Juno** phöniciſche Gottheiten geweſen; daß **Bacchus** der **Oſiris** aus **Aegypten** iſt: aber daß deſſen Gottesdienſt, durch den **Kadmus**, nur mit denen Veränderungen nach Griechenland überbracht worden, die er in **Phönicien** erhalten hatte.

Nach **Herodots** Anmerkung, hatten die Griechen den Zeitpunct der Geburt der ausländiſchen Götter, in die Zeiten geſetzet, da ſie deren Gottesdienſt angenommen. Wenn man nun dieſen Grundſatz auf die Legende ſelbſt dieſer Gottheiten erſtrecket: ſo wird ihr Geburtsort derjenige ſeyn, wo man ſie zuerſt angenommen hat; ihre Begebenheiten werden eine verunſtaltete Geſchichte der Einweihung ihrer Altäre ſeyn; durch ihre Gefechte, durch ihre Thaten, wird man die Schwierigkeiten verſtehen müſſen, die ihre erſten Anhänger erfahren haben; und diejenigen, von denen man voraus ſetzet, ſie hätten ſie erzogen, werden die erſten Prieſter ihres Götzendienſtes geweſen ſeyn. Dieſe Erklärung, die Herr **Freret**, als einen der Schlüſſel zur griechiſchen Mythologie vorſchlägt, iſt ſo ungekünſtelt, daß man ſich verwundern muß, daß ſie noch neu iſt [e].

Der vorige Theil dieſes Artikels iſt mit merkwürdigen Beſchreibungen und gelehrten Unterſuchungen, welche die meiſten geheimen Feſte der mehreſten dieſer Gottheiten enthalten,

---

[e] Ja! wenn nicht die Götter ſelbſt vorher als Menſchen, ihre Wirklichkeit gehabt, wie doch ſo viele, unter andern der Abt Banier, ſehr überzeugend erwieſen haben. Herr Freret ſcheint wiederum bloße Allegorien daraus machen zu wollen. G.

[f] Eine Stelle im Cicero, der als ein Eingeweiheter dieſer Geheim-

halten, angefüllet, inſonderheit von den Geheimniſſen der **Ceres**, als den berühmteſten des Heydenthums. Das tiefe Stillſchweigen der Initiaten, über den Grund dieſer Geheimniſſe, hatte deren Innerſtes mit undurchdringlichen Dunkelheiten verdecket. Die philoſophiſchen Secten ſuchten die unter der Decke der Ceremonien verſteckte Lehre zu errathen, und eine jede bemühte ſich dieſelbe auf ihre eigene Lehre zu ziehen. In dem Lehrgebäude der **Epikurer**, welches zu unſern Zeiten **Leclerc** und **Warburton** annehmen, war alles was man den Eingeweiheten nach ſo vielen Vorbereitungen und Proben entdeckete, dieſes: daß die von dem gemeinen Volke verehrten Götter, Menſchen geweſen wären, die man aus Erkenntlichkeit, Furcht, Staatsliſt oder Aberglauben, in den Himmel erhoben hätte *f*).

Die **Stoiker** und **Hylozoiſten** ſetzten voraus, man lehre die Eingeweiheten: es gäbe keine andern Götter, als die Elemente und Theile des materialiſchen Weltbaues. Nach den neuern **Platonikern** endlich, dieneten dieſe Symbola zu Bedeckung der Lehren einer erhabenen Theologie und Philoſophie, welche ehemals von den **Aegyptern** und **Chaldäern** wäre gelehret werden.

Dieſe Meynung ſcheint unſerm Verfaſſer die wahrſcheinlichſte zu ſeyn; und dieſe wäre er geneigt anzunehmen, indem er alle gehörigen Einſchränkungen dabey anwenden würde, die eine geſunde Kritik an die Hand gäbe: dafern man ſich in einer ſo dunkeln Materie zu irgend einer Seite ſchlagen könnte. Denn endlich, wenn man bedenket, daß diejenigen, aus welchen dieſe Colonien beſtanden, Flüchtlinge, Schiffsvolk, Soldaten, und höchſtens Kaufleute geweſen,

---

heimniſſe wußte, lehret zur Gnüge, daß dieſe Geheimniſſe der Ceres nichts anders, als die Erfindung des Getraydes, als eine zum menſchlichen Leben ſehr nothwendige Sache, bedeutet haben: wie der Abt **Plüſche**, in ſeiner Histoire du Ciel ſehr deutlich dargethan hat. G.

ſen, die eben ſo wenig von den myſtiſchen Urſachen dieſer Geheimniſſe unterrichtet waren, als von der unter ihrer Schaale verſteckten Lehre: daß ſie außerdem ſchwach an der Zahl geweſen; daß ſie ſich mit den alten Griechen vermiſchet haben, und daß die Nachkommen dieſer Fremdlinge in kurzer Zeit die Spuren ihres Urſprunges verlohren: ſo wird man leicht überzeuget werden, daß die geringen Begriffe, die ſie von der Religion haben konnten, welche ſie einführeten, ſich bald verloren haben, und nichts, als der äußerliche Gottesdienſt übrig geblieben ſey. Die **Virginier**, die **Caraiben** und die **Negres** haben Arten von Geheimniſſen, in welchen, nach einer großen Menge ſeltſamer Gebräuche, langwieriger Proben, die beſchwerlich und ſo gar ſchmerzhaft ſind, ſie endlich zur Kenntniß einer ſonderbaren Lehre zugelaſſen werden, und die vorgeblichen Geheimniſſe erfahren, die die Fremden niemals einſehen können: vermuthlich weil nichts weſentliches dahinter ſtecket. Und vielleicht waren die Geheimniſſe der Griechen in eben dieſem Falle [g]).

Vier=

---

g) Sollte aber Orpheus, der ſo lange in Aegypten geweſen war, ehe er die griechiſchen Völker zu lehren begann, nichts mehr von da mitgebracht haben? Sollte auch Kadmus, der gleichfalls kein gemeiner Bootsknecht, oder Kaufmann, ſondern ſo gar ein Gelehrter war, wie die Schreibkunſt zeiget, die er nach Griechenland gebracht, nichts mehr, als leere Ceremonien zurückgelaſſen haben? Es iſt heute zu Tage mit den Holländern die nach China und Japan handeln, und ſo gar ihr Chriſtenthum an den Nagel hängen, indem ſie ſich bloß für Holländer ausgeben, ganz ein anders. Denn ſie finden dort ſchon eine eingeführte Landesreligion mit Tempeln, Prieſtern und Gebräuchen. Das fanden aber die ägyptiſchen Colonien in Griechenland nicht. G.

h) Es iſt beydes einander nicht zuwider. Die neuern Sprachen können mit der hebräiſchen, als der Mundart der Noachiten, als ihrer gemeinen Stammutter eine Aehnlichkeit haben; und doch von einer Sprachenverwirrung ihren Urſprung haben. Der gelehrte Stiernhielm hat in der Vorrede zum gothiſchen Neuen Teſtamente, oder dem Codice Argenteo ſehr deutlich erwieſen, daß alle morgenländiſche Sprachen nur für Mundarten der hebräiſchen

anzu

Vierter Artikel.

Im vierten Artikel unterſuchet der Verfaſſer: welches eigentlich der Urſprung der Griechen geweſen, nach der Sage der Juden; die da ſie ſich auf die Werke **Moſis** gründet, in unſerm Urtheile von den Sagen anderer Völker, unſere Richtſchnur ſeyn muß. Er bemerket

1. daß alle Verſuche, welche die Neuern gemachet haben, alle Sprachen auf die Sprache der **Hebräer**, als auf ihre Quelle zu führen, der Erzählung ſchnur gerade zuwider ſind, welche **Moſes** von der Zerſtreuung der Völker und der Sprachenverwirrung machet b).

2. Daß dieſe Kunſtrichter Unrecht haben, wenn ſie in dem Verzeichniſſe, welches der heil. Schriftſteller von den Söhnen des **Noah** mittheilet, den Urſprung aller uns gegenwärtig bekannten Völker ſuchen wollen. Hierauf beweiſt er, daß **Moſes** in dem zehnten Capitel ſeines erſten Buches nur von denen Völkern reden wollen, deren Namen

---

anzuſehen ſind, und keine ſo miraculöſe und plötzliche Sprachenänderung, als einige ſich beym Thurmbaue einbilden, anzeigen. Sie ſind allmählich, durch die Trennung der Häuſer und Geſchlechter, durch die Ausbreitung der Völker in entlegene Länder, über Berge, Ströme und Meere entſtanden. Je weiter ſie nun aus einander gezogen, je weniger Verbindung ſie mit einander gehabt, und jemehr Jahrhunderte es gedauret: deſto verſchiedener ſind auch dieſe Mundarten geworden, und endlich gar zu verſchiedenen Sprachen geworden. So iſt das Latein vom Griechiſchen, deſſen Tochter es anfangs geweſen, allmählich ſehr abgewichen. So ſind das Spaniſche, Franzöſiſche und Wäliſche vom Latein abgegangen. So iſt das Niederländiſche, Engliſche, Däniſche, Isländiſche, und Schwediſche vom alten Deutſchen: oder vielmehr auch das heutige Hochdeutſche von der alten gothiſchen Sprache des Ulfila, der allemanniſchen un fränkiſchen des Ottfrieds, abgewichen; zumal in Zeiten, da man noch nicht viel leſen und ſchreiben konnte, und die Tone der Wörter im Munde des Pöbels ſi in allen Jahrhunderten und Landſchaften änderten. Endlich zeigen men den Iſraeliten bekannt geweſen; daß die Iſraeliten die Namen der Griechen gekannt haben; und daß folglich die Griechen in dem vom **Moſes** verfertigten Verzeichniſſe mit begriffen ſeyn müſſen. Sie ſind es auch in der That, die er unter dem Namen der **Kinder von Javan**, anzeiget, von denen es bey ihm heißt: **Von dieſen ſind ausgebreitet die Inſeln der Heyden in ihren Ländern:** und dieſes iſt der Namen, welchen in ſpätern Zeiten, die **Hebräer** den **Griechen**, überhaupt betrachtet, annoch gaben. Von den vier Söhnen **Javans, Eliſa, Tharſis, Kithim** und **Dodanim**, kann man ſchwerlich mehr als die zween erſten mit Gewißheit beſtimmen: weil man ſie auch in andern Büchern der Bibel wieder genannt ſindet.

Herr **Freret**, der ſich auf dieſe Stellen, die er anführet, gründete, bewies, daß das Land **Kithim**, **Macedonien** ſey; welches von einigen Alten **Maketia** genennet wird; und **Eliſa**, **Peloponneſus** ſey. Was **Dodanim** betrifft, ſo geſteht er, daß man aus nichts denjenigen Theil von Griechenland erkennen könne, welches **Moſes** ſo genannt hat; er ſtellet die Gründe dar, aus welchen er muthmaßet, daß die Inſeln des **ägäiſchen** Meeres vieleicht unter dem Namen **Tharſis** angedeutet ſeyn möchten.

Fünfter Artikel.

Wir wollen zum fünften Artikel ſchreiten, in welchem der Verfaſſer die Sagen der Griechen ſelbſt von ihrem Urſprun-

---

gen eine Menge deutſcher Wörter noch itzo ihre alte Verbindung mit dem Hebräiſchen: wie Caſaubonus in ſeinem Tractate de quatuor linguis, und Wakius in ſeinem Tractate erwieſen, daß einige deutſche Dialekte mit dem Chaldäiſchen überein kämen. G.

*) Dieß iſt es alles, was wir vom Herrn Verfaſſer wünſchen können. Sind die älteſten Thraciſchen Völker mit für Griechen gehalten werden: ſo müſſen ſie mit den Macedoniern, Theſſaliern und andern Griechen eine ähnliche Sprache gehabt haben. Nun kann man aber aus andern Zeugniſſen der Alten beweiſen, daß

ſprunge, und die alten Eintheilungen dieſes Volkes unterſuchet. Hier ſammlet er, und vergleicht alle Meynungen der alten Schriftſteller über dieſe Materie, welches ihn denn in ziemliche Weitläuftigkeiten führet, darinnen wir ihm unmöglich folgen können.

Wir wollen uns begnügen anzumerken: daß die neuen Erklärungen die er hierbey vorſchlagt, einfältig ſind, und ein groſzes Licht auf dieſen Theil der griechiſchen Geſchichte werfen; welche unter demjenigen Geſichtspuncte den dieſelben darbiethen, ferner kein Haufen von Ungewißheiten und Widerſprüchen iſt. Dieſer Geſichtspunct zeiget uns ein Volk, dem ſein erſter Urſprung gar nicht bekannt war, und die Namen, **Söhne der Erden**, und Autochthones welche die Dichter deſſen Vorvätern beygeleget hatten, recht dem Buchſtaben nach annahm. Wir ſehen die thraciſchen Völker, die **Macedonier**, und die Einwohner von **Epirus**, denen man mit der Zeit den Namen Griechen verſagete, wie ſie urſprünglich einen Theil dieſes Volkes ausgemachet, welches dieſelben nachmals als **Barbarn** anſah *i*). Dieſe Benennung der **Barbaren**, bedeutet ferner keine Leute aus einem andern Volke; ſondern nur Völker, die dem **helleniſchen** Staatskörper nicht einverleibet ſind.

Da der Namen **Hellenes**, lange Zeit hernach der Namen aller Griechen geworden, ſo ſcheint er anfänglich nur bey einem kleinen Canton Griechenlandes eingeſchloſſen ge-

---

daß Thracier, Celten und Gethen, d. i. Gothen, Brüder geweſen, und einerley Hauptſprache gehabt, ob ſie wohl in Mundarten, abgegangen ſeyn mögen. Was aber die Geten, oder Gothen fur eine Mundart gehabt, zeiget das gothiſche Evangelium; nämlich im Grunde eine deutſche. Folglich ſind denn die erſten Bevölkerungen Griechenlandes aus dieſen thraciſchen, celtiſchen und getiſchen Gegenden geſchehen, und haben alſo eine ſehr alte deutſche Mundart gehabt, ehe ſie die ägyptiſchen und phöniziſchen Colonien bekommen: oder auch ſelbſt ihre Sprache mehr bereichert und ausgeputzet. Newton in ſ. Chronologie iſt eben der Meynung. G.

weſen zu ſeyn; und ſich nachmals nur auf eine geringe Anzahl von Städten erſtrecket zu haben, die einen beſondern Bund ausmacheten.

Der Namen **Pelasger**, welchen einige Alten und alle Neuern, für den Namen eines Volkes aus Arkadien halten, welches ſie allmählich durch ganz **Griechenland** auf den Küſten von **klein Aſien**, und Italien herumirren laſſen, in den Inſeln des ägäiſchen Meeres iſt der allgemeine Namen der erſten Griechen, bevor ſie noch Städte erbauet hatten. Dieſen Namen ließen die Einwohner jeder Gegend nach dem Maaße fahren, wie ſie geſittet wurden: und endlich verſchwand er gar, als es keine Wilden mehr in Griechenland gab [k]).

Der ſechſte Artikel.

Der ſechſte Artikel iſt eine Folge des vorhergehenden. Dieſe Abhandlung würde unvollkommen geweſen ſeyn, wenn nicht der Verfaſſer, nachdem er ſich in eine Unterſuchung der **europäiſchen Pelasger** eingelaſſen, auch von denen **in klein Aſien** geredet, und einen wenigſtens allgemeinen Begriff, von den Völkern dieſer Länder gegeben hätte, deren Urſprung mit dem Urſprunge der Griechen einerley zu ſeyn ſcheint. Er zeiget alſo durch eine Folge von Zeugniſſen, die untereinander eine Verbindung haben, daß die alten Einwohner **Lydiens**, **Cariens** und **Myſiens**, daß die **Phrygier**, **Piſidier**, und Armenier, kurz, daß faſt alle Völker in

---

k) Dieſer Namen der Pelasgar, mag wohl mit dem Namen der Volsker oder Wälſchen, d. i. Wälliſchen, Wallenden und Umſchweifenden, einerley ſeyn, wie ich ſchon an einem der vorigen Theile dieſes Werkes wahrſcheinlich gemachet. Denn die Pelasger ſind beſtändig umgeſchweifet, bald in Griechenland, bald in Italien, bald wieder in Griechenland, bald in Aſien, bald auf den Inſeln geweſen; wie es nomadiſchen Völkern zuſteht, und wie faſt alle alte deutſche Völker, die Thrazier, oder Trecker, die Sueven, oder Schweifer, die Vandalier, oder Wandeler, und endlich die Gallier, als in klein Aſien, urſprünglich mit den **Pelasgern** oder europäiſchen **Griechen**, einerley Volk ausgemachet haben. Von allen Beweiſen, die dieſe Sache beſtätigen, wollen wir nur einen einzigen anführen; nämlich, daß die Sprache aller dieſer aſiatiſchen Völker, ungeachtet derer Verſchiedenheiten die deren Mundarten beſtimmen, im Grunde viel Verhältniß mit der Sprache der europäiſchen Griechen gehabt: wie aus denen griechiſchen Namen erhellet, welche in der **Ilias** den **Trojanern** und ihren Bundesgenoſſen gegeben werden; ja auch aus den Unterredungen ihrer Anführer, die ſie ohne Dollmetſcher mit den Häuptern des griechiſchen Kriegsheeres halten [l]).

Allein, was war die Urſache dieſer Uebereinſtimmung? Waren die erſten Bevölkerungen aus Griechenland nach Aſien gekommen, oder umgekehret, aus **Aſien** nach **Griechenland**? Auf was Art und zu welcher Zeit ſind dieſe Wanderungen vorgefallen? Alles dieſes ſind ſo viele Fragen, worauf es unmöglich iſt, genau und richtig zu antworten. Das Alterthum dieſer Vorfälle, die frühzeitiger ſind, als diejenige Zeit, deren Sagen durch die Schrift erhalten worden; des **Moſes** Stillſchweigen, der Verluſt vieler Geſchichtſchreiber, der Widerſpruch unter denen Geſchichtſchreibern, die wir noch übrig haben, die oft mit einander ſehr uneins ſind, alle dieſe Gründe zuſammen genommen, zwingen uns zum Stillſchweigen. Allein, was dieſes Verhältniß der Sprachen ſo vieler Völker, uns erlaubet, als eine etwas mehr als wahrſcheinliche Sache vorauszuſetzen, iſt dieſes,

---

als Waller, Wälliſche, oder Volker zeigen. Allmählich aber haben ſie ſich auch eine feſtere Lebensart in Dörfern und Städten gefallen laſſen, und alſo ihre Namen verlohren. G.

[l]) Aber wie? Redet nicht auch im Virgil, Aeneas mit der Dido, den italieniſchen Prinzen, und hetruriſchen Völkern, ohne Dollmetſcher? Beweiſt das auch, daß man zu Karthago, am Hofe des Königes Latinus, und ſelbſt in Hetrurien trojaniſch geredet habe? Mich dünket, ſolche poetiſche Erdichtungen beweiſen nicht viel. G.

ſes, daß man von den Gränzen der Celten an, bis an die Gränzen der Meder und Syrier, eine einzige Sprache in verſchiedene Mundarten abgetheilet geſprochen hat, und die griechiſche Sprache einer dieſe Mundarten geweſen iſt.

Dieſe uralte Sprache iſt unfehlbar in ihrem erſten Urſprunge ſehr arm geweſen, indem diejenigen die ſie geredet, nur eine ſehr kleine Anzahl Begriffe gehabt. Da ſie nun Völkern gemein war, die in einer ſo weiten Entfernung von einander lebeten, und deren Beſtes nach dem Maaſſe verſchieden war, wie ſie ihre Kenntniſſe und Betrachtungen erweiterten: ſo ward ſie auch verſchiedentlich geändert, und erhielt in verſchiedenen Ländern auch verſchiedene Zuſätze. Nach einer gewiſſen Anzahl von Jahrhunderten aber, vertheilete ſie ſich in mancherley Mundarten, deren jede ihre beſondere Redensarten hatte. Die Ausbeſſerung dieſer Mundarten wird allmählich deren Unterſchied vermehret haben, ſo daß diejenigen, welche die eine geredet, die andere nicht verſtanden haben.

Das Beyſpiel der neuern Sprachen, kann einen ziemlich richtigen Begriff von demjenigen Verhältniſſe machen, was unter den Mundarten jener allgemeinen Sprache geherrſchet hat. Das Italieniſche, Spaniſche, Portugieſiſche, Gaſconiſche und Franzöſiſche, haben alle einen gemeinen Urſprung mit einander im Lateine, welches ſelbſt eine barbariſche Mundart des Griechiſchen iſt. Eben das muß man von der ſchwediſchen, ſächſiſchen, bayriſchen, ſchweizeriſchen, engländiſchen und flamändiſchen Sprache ſagen; es ſind alles nur Abweichungen einer ehemaligen Mundart, die ihnen allen allgemein war. Alle dieſe Mundarten, obgleich ihre Schwünge und Ausdrücke verſchieden ſind, kommen im Grunde mit einander überein, indem die Grundſprachen ein grammaticaliſches Weſen haben, welches, da es einer jeden

---

m) Dawider wird nichts einzuwenden ſeyn, wenn der Herr Freret jeden eigen iſt, in deren Mundarten herrſchet, und ſo zu reden deren Gattung ausmachet. **Man kann und man muß, ſaget Herr Freret, dieſelben eben ſo anſehen, wie die Kräuterkundigen die Pflanzen betrachten, die ſie auf eine gewiſſe Anzahl von Gattungen einſchlieſſen; die wieder eine jede in beſondere Arten eingetheilet werden, welche in den weſentlichen Stücken mit der Gattung überein ſtimmen, und nur andere Veränderungen hinzufügen.**

Dieſe Vergleichung iſt um ſo viel richtiger, da die ausgeſeinten und bearbeiteten Sprachen oftmals eben daſſelbe empfinden, was gewiſſen Pflanzen geſchieht, die die Bearbeitung verläßt, nachdem ſie ihre guten Eigenſchaften höher getrieben, oder ihre Fehler verbeſſert hatte; ſie arten aus wie die Pflanzen, das heißt, ſie fallen, wie jene in ihren erſten Stand zurück ſinken. Hiedurch eben kann man den erſtaunlichen Unterſchied erklären, der ſich unter dem gemeinen Griechiſchen und demjenigen befindet, welches man ehedem redete; ein Unterſchied, der dem neuern gleicht, in Anſehung des Alten, und eine recht barbariſche Sprache iſt. Es wäre ziemlich natürlich, wenn man voraus ſetzen wollte, daß ein ſo verunſtaltetes Griechiſch, die groben Mundarten der alten nordiſchen **Pelasger** Griechenlandes, der **Päonier** und **Thracier** vorſtelle. Die Urſachen welche Herr **Freret** angiebt, machen dieſe Lehrmeynung ſehr wahrſcheinlich m).

Dieſer erſten Muthmaßung füget er noch eine zweyte bey, welche den Urſprung der doppelten Zeiten betrifft, die der griechiſchen Sprache gemein ſind; und dann füget er einigen weitläuftigen Unterſuchungen, darinnen er von dieſen vier Mundarten handelt, Betrachtungen über dasjenige bey, worinnen der Reichthum einer Sprache und der grie-

---

Freret nur das obige zugiebt, daß die Thracier Brüder der Geten, und alſo ein celtiſches, oder deutſches Volk geweſen ſind.

chiſchen inſonderheit beſteht, deren Natur und vornehmſten Merkmaale er aus einander ſetzet.

Siebenter Artikel.

In dem ſiebenten und letzten Artikel, unterſuchet Herr **Freret**, ob es noch heute zu Tage außer den Gränzen von Griechenland, irgend eine Sprache gebe, die man als ein Ueberbleibſel jener alten allgemeinen Sprache anſehen könne, deren Daſeyn er erwieſen hat? Hierüber nun kann man nichts als Muthmaßungen vorbringen; allein keine Muthmaßung verdienet angenommen zu werden, wenn ſie nicht drey weſentliche Bedingungen in ſich hält.

1. Daß die neue Sprache die man mit dem Griechiſchen vergleichen will, eine gewiſſe Anzahl Wörter haben müſſe, die den alten Wurzeln der griechiſchen Sprache ähnlich ſind: und dieß ohne Veränderung der Radicalbuchſtaben in andere, die ganz anders ausgeſprochen werden müſſen.

2. Daß ſie dem Griechiſchen in demjenigen ähnlich ſey, was den weſentlichen Character der Sprachen, in dem grammatikaliſchen Schwunge ausmachet.

3. Daß es die Sprache eines Volkes ſeyn müſſe, deren Vorfahren Nachbarn von Griechenland geweſen, folglich leichter hinein haben dringen können, und mit den Griechen von Anbeginn vermenget geweſen [n]).

Von

---

[n]) Unvergleichlich! Alle Merkmaale und Regeln des Herrn Frerets finden ſich beym Deutſchen. Caſaubon hat die Uebereinkunſt des Griechiſchen mit dem Deutſchen ſo deutlich gewieſen; und unzähliche Neuere haben ſie ſo feſt beſtätiget, daß man gar nicht mehr daran zweifeln kann. Eine Menge von Wörtern, die Art durch Artikel vor den Hauptwörtern ihr Geſchlechte anzuzeigen, und alles andre trifft bey unſrer Sprache viel beſſer, als bey der ſclavoniſchen ein. Es läßt auch die Geſchichte dieſer letztern keinen Anſpruch auf ſolche Ehre. Denn wo waren doch die Sclavonier, als Orpheus und Kadmus lebeten? Wie will man ſie in Europa, in ſo frühen Zeiten finden, da ſie noch im hintern

Aſien

Von allen neuern Sprachen, die man nach dieſen Grundſätzen unterſuchet, ſcheint dem Herrn Freret die ſclavoniſche Sprache die einzige zu ſeyn, die denſelben ein Genügen thut. Man findet in derſelben eine große Menge ſolcher Wörter, die in Anſehung des Tones und der Bedeutung, den alten Wurzeln der griechiſchen Sprache gleichen. Ihr grammatikaliſcher Schwung iſt eben derſelbe; und die Völker endlich, welche dieſelbe ſprechen, ſind Nachkommen der **Geten** und **Thracier**, als Nachbaren von Griechenland; indem ſie alle die Landſchaften bewohneten, die an der Nordſeite mit Griechenland gränzen.

Alle dieſe ſolchergeſtalt abgehandelte Fragen, breiten über die Geſchichte der erſten Griechen, ein Licht aus, durch welches man ihren Urſprung erkennen kann. Dieſe allgemeine Sprache, von welcher das alte Griechiſch und das Sclavoniſche Mundarten zu ſeyn ſcheinen, iſt die Sprache der alten **Geten**, der alten **Thracier**. Dieß barbariſche Volk bewohnete ein an Griechenland gränzendes Land, und konnte leichtlich hinein kommen. Aus der Aehnlichkeit der Sprache, der Lage der Oerter, der Vermengung der **Thracier** mit den Griechen, die in den alten Geſchichten angemerket iſt, ſcheint es ſchwer zu ſeyn, daß man ſich enthalten könnte zu ſchlieſſen, daß die erſten Einwohner Griechenlandes nicht **Thracier** gewesen o).

Aſien ihren Aufenthalt hatten? Sie ſind erſt in den großen Völkerzügen nach Chriſti Geburt, aus Aſien hinter den andern Völkern hergezogen, und in die itzigen Wohnplätze gekommen, als Gothen, Gepiden, Alanen, Baſtarnen, und Jazyger vor ihnen her ins römiſche Reich eingerücket waren. Es bleibt alſo keine Wahrſcheinlichkeit, ſie in Europa und an den Gränzen von Griechenland! in ſo frühen Zeiten, lange vor dem Zuge der Argonauten, zu finden. Diſtingue tempora! G.

o) Ja! Thracier, aber deutſche Thracier, wie Herr Pelloutier ſie bewieſen hat: nicht aber ſarmatiſche, oder ſclavoniſche Thrazier, dergleichen es damals nicht gegeben hat. G.

Und dieſes ſind die Folgerungen, welche aus allen Unterſuchungen fließen, welche die oberwähnten Artikel dargeben. Da indeſſen die Verſchiedenheit der Materien die darinn abgehandelt werden, die allgemeine Ordnung in denſelben leicht aus dem Geſichte bringen könnte: ſo glauben wir nicht unrecht zu thun, wenn wir alle dieſe Theile zuſammen faſſen, deren Zuſammenhang bey ihrer Auseinanderſetzung verſtecket worden; und einen kurzen Auszug deſſen was ſie enthalten, geben. Dieß bleibt uns noch mit kurzen Worten zu thun übrig.

I.

Lange Zeit vor der Ankunft der orientaliſchen Colonien, hatte Griechenland bereits Einwohner, deren das erſte Buch **Moſis** gedenkt. Dieſe Einwohner, welche urſprunglich **Thracier** zu ſeyn ſcheinen, waren wirkliche Wilde und mit den Einwohnern in **Paraguay** zu vergleichen. Indeſſen hatten ſie doch eine Religion und glaubeten die Unſterblichkeit der Seelen. Ihr allgemeiner Namen, hieß **Pelasger**; ſie verloren ihn aber, ſo wie ſie nach und nach geſittet wurden.

II.

Dieſe erſten Griechen macheten mit verſchiedenen Völkern des kleinen Aſiens ein einziges Volk aus. Sie redeten eine Sprache, die das gemeine Griechiſche darzuſtellen ſcheint, und welche eine von den Mundarten einer allgemeinen Sprache war, die man von den Gränzen der **Celten**, bis an die Gränzen der **Meder** und **Syrier** redete.

III.

Die Geſchichte dieſer erſten Einwohner Griechenlandes, geht nicht höher hinaus, als die Ankunft der orientaliſchen Colonien; und alles, was man von früheren Zeiten vorgegeben, iſt fabelhaft. Damals entriſſen ſie ſich der Barba-

rey.

ren, ſtifteten Geſellſchaften, baueten Häuſer, und zogen Heerden auf. Indem die Fremdlinge ihnen die Kenntniß der Künſte beybrachten, ſo zwungen ſie ſie zugleich die verſchiedenen Arten von Gottesdienſt anzunehmen, die ſie ihnen aus Aegyten und Libyen zubrachten.

IV.

Der Feldzug des Seſoſtris iſt der Zeitpunct aller Veränderungen, die unter den aſiatiſchen **Pelasgern** vorgefallen ſind; eben wie die orientaliſchen Colonien, davon die letzten in den Anfang der Regierung dieſes Prinzen fallen, die Urſache derer Veränderungen ſind, die ſich in dem europäiſchen Griechenlande eräuget haben. Die Zeitpuncte endlich dieſer durch die griechiſche Zeitrechnung feſtgeſtellten Colonien, ſtimmen mit der ägyptiſchen Zeitrechnung ein; die durch die Denkmäler dieſes Volkes allein feſtgeſtellet werden, und mit der heil. Schrift vollkommen übereinſtimmen.

II.

Herrn von Foncemagne Abhandlung über den Urſprung des Namens Vincennes.

Man glaubet gemeiniglich, daß **Vincennes**, lateiniſch Vicenæ, deswegen ſo genennet worden, weil es zwanzig **Stadien von Paris** liegt. Vicenæ ſaget **Herr von Valois**[a], welchem auch **Lancelot** gefolget iſt, dictæ, quod Vicenis, ſeu viginti ſtadiis abeſſent ab urbe Lutetia, hoc eſt paſſibus bis mille & quingentis.

Dieſe Wortableitung des Herrn **von Valois** ward[b] in einer Verſammlung der **Akademie** angegriffen; und zwar aus dieſem Grunde: weil es wahrſcheinlich wäre, daß die **Franken** das **Stadium** nicht als ein Wegemaaß gekannt haben. Da nun die Unterſuchung welche auf dieſe Muthmaßung folgete, den Herrn von **Foncemagne** veranlaſſet, dieſem kritiſchen Puncte weiter nachzuſpüren, ſo glaubete er anfangs im **Gregor von Tours** eine hinlängliche Antwort auf dieſen Einwurf gefunden zu haben. Chilpericus, ſchreibt derſelbe[c], ad villam Calenſem, quæ diſtat ab urbe Pariſiaca quaſi centum ſtadiis ..... accedit.

Aus dieſer Stelle ſchloß Herr von **Foncemagne** in einer kleinen Abhandlung die er wenige Tage darauf zu uns brachte, daß wenn die **Franken** ſchon ſeit dem erſten Stam̃e unſerer Könige ſich des ſtadii bedienet haben, um die Entfernung eines Ortes vom andern zu meſſen, ſie auch wohl nach der Zeit von denen durch das Stadium gemeſſenen Weiten, den Namen einiger Oerter haben entlehnen können.

---

[a] Notit. Gall. pag. 434.

[b] den 22ſten May 1744.

[c] Lib. VI. Cap. 46.

[d] Manuſcript. der königlichen Bi-

Man erwiedert, um den Einwurf zu beſtätigen, daß **Vincennes** in gewiſſen ſehr alten Urkunden, Vulceniæ genennet wird: da aber andere ebenfalls ſehr alte Urkunden, daſſelbe Vicenæ nennen, ſo ſteht es zu unterſuchen, welche von dieſen Denkmälern die älteſten ſind. Denn vernünftiger Weiſe kann man ſchließen, daß der neuere Namen nur eine Verſtümmelung des ältern ſey.

Indeſſen nun, daß man anſehnliche Zeugniſſe zum Vortheile von Vulceniæ beybringe, bemerket Herr **von Foncemagne**: daß Vicenæ dasjenige Wort ſey, deſſen ſich **Rigord** und **Wilhelm Britto** beydes Schriftſteller aus dem XII. Jahrhunderte bedienen. Bey dem erſten lieſt man unter dem 1182ſten Jahre: eodem igitur tempore, Philippus Auguſtus · · · · nemus Vicenarum, quod toto tempore prædeceſſorum ſuorum fuerat diſcluſum, muro optimo circumcingi fecit; und, der zweyte ſchreibt: eodem anno circumcinxit Philippus Magnanimus nemus Vicenarum muro fortiſſimo.

Herr **von Valois** bemerket, daß man in Briefen vom 1173ſten Jahre Vicena, und 1179ſten Jahre Vicenæ in dem Kirchenbuche zu **Paris**, Viciennes aber in dem zu *St. Maur-les-Foſſés* findet; wir ſetzen hinzu, in dem *Vergier d'honneur* ſo 1495 aufgeſetzet worden, leſe man *Vicennes.*

Wollte jemand vorgeben, Vicennæ oder Vicenæ hätten ſich wohl in das gedruckte anſtatt Vulceniæ, durch das Verſehen eines Abſchreibers einſchleichen können, der den Grundtext falſch geleſen hat; ſo hätte man Grund ihm

---

Bibliothek, num. 2154, und 10365. klein Quart auf Pergament.

e) fol. 17.

Grund ihm zu antworten, daß dieſer Irrthum wenigſtens ſehr alt wäre, und man ihn ſchon ſeit dem 1327ſten Jahre eingeführet fände; indem in einem Gedichte, welches vermuthlich in eben demſelben Jahre auf den Tod **Karls des ſchönen** gemachet iſt, folgendes geſaget wird:

Aede Vicenarum lethum guſtavit amarum.

Hier kann man dem Abſchreiber unmöglich etwas Schuld geben; das Versmaaß erfodert Vicenarum, und würde Vulceniarum nicht verſtatten.

Und endlich kann man denn nicht ſagen: das franzöſiſche *Vincennes*, oder *Vicennes*, aus welchem man nach dieſem *Vie-ſaine* gemachet, fließe viel natürlicher aus Vicenæ, als aus Vulcenix? In dergleichen Sachen, wo die entſcheidenden Beweiſe fehlen, hat die Analogie ein großes Gewicht.

Im Vorbeygehen wollen wir noch mit dem Verfaſſer der gegenwärtigen Abhandlung anmerken, daß das *Vie-ſaine*, welches man vieleicht für eine froſtige Anſpielung irgend eines neuern Schriftſtellers halten möchte, auch in einem Werke aus dem Schluſſe des XVten Jahrhunderts befindlich iſt. Dieß Werk iſt ein geſchriebener Auszug aus der franzöſiſchen Geſchichte *f*), und 1498 aufgeſetzet. Der Abkürzer zeiget den Zeitpunct ſeines Werkes a. d. 35ſten Blatte ſelbſt an. Hier nun lieſt man einmal *Vinciennes* *g*), und ſonſt allenthalben, *Vie-ſaine* *h*).

Die hier angeführten Texte, um das Wort Vicenæ in ſeinem Beſitze zu beſtätigen, gehen nicht über **Philipp Auguſts** Regierung hinaus; und da ſchon damals, nach **Rigords** Ausdrucke, der Forſt **Vincennes** alt geweſen, nemus Vicenarum, quod toto tempore prædeceſſorum ſuorum diſcluſum fuerat: ſo kann deſſen wohl ſchon in ältern

---

f) foll. 31. v. 37. v. und 47. v.

g) Abregé Tom. III. pag. 578. holl. Ausgabe.

h) Abregé de l'hiſt. de Fr. Tom. II. pag. 95.

tern Urkunden aus der Regierung dieſes Prinzen Erwähnung geſchehen ſeyn; und eben in dieſen Urkunden muß man den urſprünglichen Namen erwähnten Ortes ſuchen. Findet man Viceux, ſo kann man ſchlieſſen, wie Herr **Foncemagne** ſaget, daß der **Wald von Vincennes**, nemus Vicenarum, nicht wegen ſeiner Entfernung von **Paris**, ſondern von ſeinem Umfange ſo genennet werden; das heißt wegen der Menge Aecker woraus er beſtehe, a Vicenis jugeribus.

Bey Gelegenheit dieſer Stelle im **Rigord**, hat er gemeynet, er könne hier eine Muthmaſſung beyfügen, die er vielleicht anderswo nicht hätte brauchen können. Man wird wohl bemerket haben, daß **Philipp** darinnen **Auguſtus** genennet wird: eodem tempore Philippus Auguſtus. **Rigord** nennet dieſen Prinzen faſt niemals ohne den Namen **Auguſtus**, der auf allen Seiten wiederholet wird: gleichwohl haben einige unſerer neuern Geſchichtſchreiber geſchrieben, **Paul Aemil** ſey der erſte, welcher ihm denſelben gegeben. **Mezerai** ſaget[i]), er ward bey ſeiner Geburt *Dieu-donné* genannt, und nachmals wegen ſeiner trefflichen Thaten, der **Eroberer**; welches **Paul Aemil** durch das **Wort Auguſtus** gegeben hat, und alle neuern Geſchichtſchreiber ſind ihm gefolget. Herr von **Boulainvilliers** ſetzet[k]) noch zuverſichtlicher: „**Paul Aemil** iſt der erſte geweſen, der ihm den Namen **Auguſtus** gegeben... **Rigord** nennet ihn beſtändig **Auguſtus**, und **Paul Aemil** iſt ihm gefolget; **Wilhelm Britto** aber, nennet ihn mehrentheils magnanimum, welches man wohl durch **Eroberer** hat dollmetſchen können.

* * *

---

[i]) Abr. Tom. III. p. 578. holl. Ausg.

[k]) Abr. de l'hiſt. de Fr. T. II. pag. 95.

III.

Des Hrn. Abtes Barthelemy, Unterſuchungen über den Fluß Paktolus.

1748 den 26 März.

Der Paktolus iſt ein kleiner Fluß in Aſien, den man heute zu Tage an denen Orten die er durchwäſſert, kaum gewahr wird; der aber ehedem durch viele beſondere Umſtände berühmt geweſen, davon der vornehmſte dieſer iſt, daß er in ſeinem Sande Goldkörner mit ſich geführet. Die alten Schriftſteller reden von dieſer ſeiner Eigenſchaft; die Dichter inſonderheit haben ſie um die Wette erhoben, und die beſtändigen Anſpielungen der Neuern auf den **Paktolus**, erhalten ihn noch in dem Beſitze eines Ruhmes, den er ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr verdienet. Allein, Trotz dieſem Ruhme, iſt er doch, ſo zu reden unbekannt. Denn ob man gleich überhaupt weis, daß er Gold mit ſich geführet, ſo weis man doch nicht, ob dieſes von jeher geſchehen iſt? ob es eine anſehnliche Menge geweſen, und ob dieß Gold in Körnern, oder in anderer Geſtalt geweſen.

Dieſe und viele andere Fragen, die kein Neuerer noch unterſuchet hatte, ſetzet der Herr **Abt Barthelemy** ſich vor in einer Abhandlung zu unterſuchen, davon wir hier einen Auszug liefern wollen. Er ſammlet alles, was den **Paktolus** betrifft, und handelt ſolches ordentlich ab, die Namen die er geführet, wie weit ſich ſein Lauf erſtrecket hat, das Gold, welches er mit ſich fortgetragen, ſeine übrigen Merkwürdigkeiten, endlich auch die Erdichtungen die man auf ſeine Rechnung vorgegeben.

Alle

---

a) in Geogr. Sacra. pag. 87.

Alle dieſe verſchiednen Gegenſtände wollen wir unter drey Artickel zuſammen faſſen. Ein jeder dieſer Artikel würde mehr Umſtände in ſich begreifen, wenn wir noch jetzt alle Tractate der Alten **über die Flüſſe** hätten. Allein von denen zweenen die uns noch übrig bleiben, gedenket der erſte, welchen **Vibius Sequeſter** aufgeſetzet hat, des **Paktolus** gar nicht; der zweyte, welchen man fälſchlich dem **Plutarch** beymißt, redet in einem eigenen Capitel davon, welches aber, wie der übrige Theil des Tractats, wenig weſentliches, und vieles von demjenigen Wunderbaren enthält, welches die Unwiſſenheit allein darbiethen und bewundern kann.

Erſter Artikel.

Auf dieſes Werk wollen wir diejenigen verweiſen, die den fabelhaften Urſprung der zween Namen, **Paktolus** und **Chryſorrhoas** wiſſen wollen, welche man dieſem Fluſſe gegeben. Der erſte, der älter iſt, als der zweyte, iſt der eigentliche Namen; der zweyte iſt nur ein Beywort, welches vormals mehrern Flüſſen gemein geweſen, deren wohlthätige Gewäſſer ihre Ufer fruchtbar macheten. Der **Paktolus** verdienete dieſe Benennung und noch aus einem ſtärkern Grunde. Die Goldkörner ſo er mit ſich führete, rechtfertigten in Anſehung ſeiner, den Zunamen **Chryſorrhoas**; welcher dem Buchſtaben nach, einen Fluß andeutet, der Gold mit ſich führet.

Der Herr Abt Barthelemy denket nicht mit dem **Bochart** [a]), daß der **Paktolus** auch den Namen **Ladon** geführet. In der That iſt auch die Stelle aus dem **Varro** [b]) auf welche **Bochart** ſich gründet, nichts weniger als entſcheidend. Ladon fluens ſub Sardibus flumen, ſaget dieſer Schriftſteller, aureum later tulit quod conquadravit Religio

[b]) in Hecatombe apud *Nonium.*

Religio. Dieß iſt eine offenbare Anſpielung auf die goldenen Ziegel [c]) welche Cröſus nach dem Tempel zu Delphis ſchickete: allein, die erſte Ausgabe von **Nonius Marcellus** [d]) welcher uns dieſe Stelle vom **Varro** erhalten, führet den Namen **Ludon**, anſtatt **Ladon**. Da nun **Ludon** mit **Lydon**, **Lydion**, und **Lydium**, einerley iſt, ſo kann Ludon flumen den Fluß in **Lydien** bedeuten [e]), ein Ausdruck, der mit Lydius amnis übereinkömmt, deſſen **Tibullus** ſich bedienet, um den **Paktolus** anzudeuten.

Der **Paktolus** entſpringt in dem Berge **Tmolus** in **Lydien**, und befeuchtet die benachbarte Ebene von **Sardes**. Von hier ergießt er ſich in den **Hermus**, der ſich in dem Meerbuſen von **Smyrna** verliert. Sein Bett iſt ſchmal und nicht tief, ſein Lauf ſehr eingeſchränket; allein, die Landſchaft die er durchkreuzet, iſt eine von den ſchönſten der Provinz. Heute zu Tage läuft er nahe bey den Ruinen von **Sardes** vorbey: ehemals aber, floß er nach **Herodots** Zeugniſſe [f]) mitten durch dieſe Stadt, eine der älteſten und reichſten von **klein Aſien**.

Hier bemerket der Herr **Abt Barthelemy**, im Vorbeygehen einen Irrthum, in welchen **Stephan von Byzanz** gefallen iſt, indem er an die Ufer des Fluſſes **Paktolus** die Stadt **Thymbrea** ſetzet, die durch des **Cyrus** Sieg berühmt iſt. Eine übelverſtandene Stelle aus dem **Xenophon** [g]), hat zu dieſem Verſehen Anlaß gegeben. Der Geſchichtſchreiber ſaget, daß der allgemeine Verſammlungsort der vom **Cyrus** erwarteten Hülfsvölker, an den Ufern des **Paktolus** geweſen, und daß ſie von hier nach **Thymbrea** ziehen ſollen. Hieraus hätte der Erdbeſchreiber ſchließen ſollen, daß der **Paktolus** und **Thymbrea**, in einer ziemlichen Weite von einander gelegen haben müſſen.

---

[c]) *Herodot.* Lib. I. Cap. 50.

[d]) Sie iſt vom 1741ſten Jahre.

[e]) *Tibul* Lib. III. Eleg. 5.

[f]) Lib. V. cap. 131.

Zweyter Artikel.

Nach dem **Ovid**, **Hygin** und **Planciades**, hat der **Paktolus** ſeine Reichthümer dem **Midas**, Könige von **Phrygien** zu danken. Dieſer Prinz hatte [h]) von dem **Bacchus** die Gabe erhalten, alles was er berühren würde, in Gold zu verwandeln; ein ſchreckliches Geſchenk! deſſen abſcheuliche Folgen er bald gewahr ward [i]). Um ſich davon zu befreyen, flehete er das Mitleiden dieſes Gottes an [k]), der ihm befahl, ſich in dem Fluſſe **Paktolus** zu baden, deſſen Gewäſſer, indem es ihn empfing, die Eigenſchaft erhielten, die er verlohr.

Wir führen mit dem Herrn Abte **Barthelemy** dieſe fabelhafte Sage, die von den lateiniſchen **Mythologiſten** aus den griechiſchen Schriftſtellern entlehnet iſt, nur deswegen an, um zu zeigen: daß es eine Zeit gegeben, da der **Paktolus** dafür gehalten worden, daß er keine Goldkörner bey ſich führete.

Allein, wenn hat er nun dieſes angefangen? Dieß kann man unmöglich genau beſtimmen. **Heſiodus** gedenket des **Pactolus** gar nicht; ungeachtet er in ſeiner **Theogonie** ein Verzeichniß der mehreſten Flüſſe des **kleinen Aſiens** mitgetheilet hat, deren einige einen nur ſehr kurzen Lauf haben. **Homer** ſaget auch kein Wort von ihm: und dennoch war dieſer Dichter ein Erdbeſchreiber. Sollte es ihm wohl unbewußt geweſen ſeyn, daß in der Nachbarſchaft derer Oerter, wohin er ſeine **Ilias** führet, ja ſelbſt derjenigen, allwo nach einigen Schriftſtellern, er gebohren worden, ein Fluß liefe, der, um uns **Virgils** Redensart zu bedienen [l]), mit ſeinem Golde die **lydiſchen** Landſchaften benetzte? Und wenn er es gewußt, würde er wohl dieſen ſo

---

[g]) *Cyropæd.* L. VI. p. 158.

[h]) *Ovid.* Metamor. Lib. XI.

[i]) *Hygin.* Fab. 191.

[k]) *Fulg. Planc.* Lib. II.

[l]) Aeneid. Lib. X. verſ. 142.

merkwürdigen Umſtand, welcher der poetiſchen Verzierungen ſo fähig iſt, vergeſſen haben? Aus dem Stillſchweigen dieſer zween Dichter alſo erhellet, daß wir den Zeitpunct den wir ſuchen, nicht in deren Jahrhundert ſetzen müſſen.

Allem Anſehen nach muß man ihn aufs früheſte, in das VIIIte Jahrhundert vor der chriſtlichen Zeitrechnung, unter die Regierung der Vorväter des **Kröſus** ſetzen, das heiſt der Prinzen aus der **mermnadiſchen** Familie: wenigſtens kann man dieſes aus einem griechiſchen Sinngedichte ſchlieſſen, welches in der **Anthologie** ſteht, und aus den Stellen im **Strabo** m), **Philoſtratus** n) und **Themiſtius** o). Alle dieſe Schriftſteller reden nicht von denen **lydiſchen** Königen, welche **Vorgänger**, ſondern **Vorältern** des **Kröſus** geweſen. Dieß iſt ein merkwürdiger Unterſcheid, der uns vorſchreibt, nicht über die Zeiten des **Gyges**, dem erſten der **Mermnaden** hinauf zu gehen. Dieſer Kronräuber beſtieg gegen das 708te Jahr vor **Chriſto** den Thron, und ſeiner Nachkommen ſind fünf an der Zahl, wenn man den **Kröſus** mitrechnet, welcher ſein Reich im 545ſten Jahre verlor. In dieſer Zwiſchenzeit von 163 Jahren alſo haben die Gewäſſer des **Paktolus** Gold bey ſich zu führen angefangen, und dieſes wenigſtens doch in ſolcher Menge, daß man es gewahr werden können.

Die Eroberung von **Lydien** durch den **Cyrus** p), ſetzte die Könige von **Perſien** in den Beſitz des **Paktolus** und ſeiner Schätze. **Xerxes** der erſte zog Gold heraus, und zu **Herodots** Zeiten both dieſer Fluß noch Gold dar. Endlich aber verſiegete dieſe Quelle allmählich, und ſchon lange Zeit vor dem **Strabo** q), der unter dem **Tiber** lebete, beſaß der **Paktolus** dieſe Eigenſchaft nicht mehr. Unter dem **Domitian** beſannen ſich die Einwohner von **Sardes** kaum

---

m) *Strabo* Lib. XIII. p. 625.

n) in *Apollon.* Lib. VI. Cap. 37.

o) Orat. XXVII.

p) *Maxim. Tyr.* Diſſert. 34.

kaum noch, daß er ſie ehedem gehabt hätte, und es war ein Räthſel für ſie, worüber ſie den **Apollonius von Thyanes**, befrageten. **Themiſtius** ein Schriftſteller des IVten Jahrhunderts, ſaget ausdrücklich, dieſer Fluß führe kein Gold mehr, und im XIIten findet man eben dieſes im **Iſaak Tzetzes, Lykophrons** Scholiaſten, ſo wie im **Euſtathius, Homers** Ausleger.

Der **Paktolus** löſete die Goldkörner, welche er mit ſich fortrollete, von dem Berge **Tmolus** ab [r]); und dieſes währete ſo lange, bis das gar zu häufige Nachgraben, oder einige unter der Erde vorgefallene Veränderungen, dieſelbe ganz und gar erſchöpfet hatten.

Fraget man, von was für einer Art dieſes Gold geweſen: ſo antworten wir mit dem Verfaſſer des **Tractats von den Flüſſen**, und mit **Lykophrons** Scholiaſten, daß es Goldkörner geweſen, die mehrentheils mit einem glänzenden Sande vermenget waren; zuweilen auch an Steinen hiengen, die der Strom von der Goldgrube abriß.

Nach einiger Alten, inſonderheit **Varrons** [s]) und des **Dio Chryſoſtomus** Berichte, war die Menge dieſer Goldtheilchen mit denjenigen zu vergleichen, was man aus den reichſten Bergwerken herausbringt. Wenn man ſie reden höret, ſo war der **Paktolus** die hauptſächlichſte Quelle von des **Kröſus** Reichthume. Aus dieſem nahm er das Metall zu denen goldenen Ziegeln mit welchen er den Tempel des **Apollo** bereicherte; und dieſe Ziegel waren, nach **Diodors von Sicilien** Berichte [t]), von großem Werthe.

Allein, wir wollen uns wohl hüten, dieſe Zeugniſſe zweener Schriftſteller, die bloß eine flüchtige und falſche Sage zu Rathe gezogen, nach dem Buchſtaben zu nehmen. Die Griechen überhaupt übertrieben alle Sachen gern, es ſey

nun

---

q) *Strabo* Lib. XII. pag. 591. Lib. XIII. p. 625.

r) ibid.

s) *Varro* loco cit.

t) *Diod. Sic.* Lib. XVI. p 547.

nun aus Geſchmack, oder Unwiſſenheit, oder Gewohnheit. Und dieſes Beyſpiel inſonderheit darf niemanden befremden, wenn man bedenkt: daß vor dem **Kröſus** und bis auf die Regierung **Philipps**, Alexanders Vaters, das Geld in Griechenland überaus ſelten geweſen *). Die Griechen lerneten alſo mit Bewunderung, daß ein Metall, welches die Natur ihnen ſelbſt verſaget hatte, anderwärts in dem Sande eines Fluſſes fortſchwemme; eine bewundernswürdige Merkwürdigkeit! inſonderheit für ſolche Menſchen, die Freunde des Wunderbaren waren; und durch ein gewöhnliches Verſehen, alles, was nicht eben alltäglich war, für wunderbar hielten.

Daher nun kam der große Ruhm des **Paktolus**. Lange Zeit hernach macheten, die Entdeckung der thraciſchen Goldminen, die Plünderung des Tempels zu **Delphis**, inſonderheit aber **Alexanders** Eroberungen, das Gold in Griechenland gemeiner. Allein, der **Paktolus** war einmal im Beſitze des Ruhmes; und dieſen behielt er ſonder Abnahme, ja er dauret noch beſtändig, wenigſtens unter unſern Dichtern, deren Sprache eine Zuflucht vieler Begriffe iſt, die ſonſt allenthalben verwieſen ſind.

Wir müſſen demnach von der Erzählung der Alten ungemein viel fallen laſſen, wenn wir uns einen richtigen Begriff von den Schätzen des **Paktolus** machen wollen. Indeſſen waren ſie doch ſehr anſehnlich. Hätte dieſer Fluß, nur gleichſam von ungefähr einige Theilchen von denen Goldbergwerken abgeſpület, die er durchlief, ſo wäre er nicht der Aufmerkſamkeit des **Kröſus** und ſeiner Vorältern, vielweniger der Könige von **Perſien**, des **Cyrus** Nachfolger, werth geweſen. Die regierenden Herren halten ſich eben nicht bey ſolchen Unternehmungen auf, wobey die Ausgaben den Nutzen überſteigen.

Herr

---

*) *Athen.* Lib. VI. p. 231.

Herr **von Reaumür** zählet in Frankreich mehr als zehn Flüſſe, welche zuweilen Goldkörner mit ſich führen; allein man überläßt ſie dem Nachforſchen der daſigen Einwohner, deren Mühe ſelten belohnet wird. Die Mühe womit die lydiſchen Könige das Gold aus dem **Paktolus** ſammleten, iſt hinlänglich, die Menge deſſelben zu zeigen, welche gar anſehnlich geweſen. Zwar führete der **Paktolus** viel weniger Gold bey ſich, als gewiſſe Flüſſe der neuen Welt; aber doch vielmehr als die reicheſten von unſern Flüſſen.

Und dieſe Mittelſtraße erwählet der Herr Abt **Barthelemy**, und vermuthlich werden alle Leſer ſeiner Meynung ſeyn. Die Seichtigkeit des **Paktolus** und die Stille ſeines Laufes, erleichterten ebenfalls die nöthige Arbeit, um die Theilchen dieſes koſtbaren Metalls heraus zu fiſchen: denn was die Arbeiter ſich entwiſchen ließen, das lief in den **Hermus** über: welcher aus dieſem Grunde von den Alten in die Zahl derer Flüſſe geſetzet worden, die Gold bey ſich führen; eben wie man bey uns die **Garonne** darunter rechnet, ungeachtet ſie dieſen geringen Vortheil nur den *Arriège*, Aurigera, zu danken hat, welcher dann und wann einige Goldkörner mit ſeinen Fluthen hinein führet.

Der **Paktolus** hatte das beſte Recht dazu. Der Herr **Abt Barthelemy** giebt hiervon einen Beweis, welcher angeführet zu werden verdienet; er nimmt denſelben aus dem Namen **dariſches Gold**, welchen der Verfaſſer des **Tractats von den Flüſſen** dem **paktoliſchen** Golde giebt. Durch das Wort **Dariſch** verſteht man die alten perſiſchen Münzen in Gold und Silber, auf welchen man einen Schützen ſieht, der einen Pfeil abſchießt; eine Münzart die unter einem von den Dariis geſchlagen worden. Da nun die goldnen dafür bekannt waren, daß ſie von einem ſehr feinen Me-

---

x) Memoir. de l'Acad. des Sciences Anno 1718.

Metalle wären, und der beſtändige Krieg der Perſer mit den Griechen, eine ſehr große Menge davon nach Griechenland gebracht hatte: ſo gewöhnete man ſich daſelbſt allmählich an, dasjenige Gold, welches von dem Schrote und Korne dieſer Münzen war, **dariſches Gold** zu nennen. Wenn man alſo den Gehalt des Goldes im **Paktolus** wiſſen will, ſo iſt genug, daß man wiſſe, wie das **Dariſche** beſchaffen geweſen.

Man bewahret in dem königlichen franzöſiſchen Cabinette noch eine dieſer Münzen auf. Sie wiegt drey und zwanzig Carate: woraus denn erhellet, daß das Gold aus dem **Pactolus**, bevor es in Arbeit genommen worden, nur ein vier und zwanzig Theil fremden Metalles bey ſich geführet habe.

Dritter Artikel.

Wir wollen nunmehr zu demjenigen ſchreiten, was der Herr Abt **Barthelemy** von den übrigen Merkwürdigkeiten des **Paktolus** erwähnet. Man fand in ſeinen Fluthen [y], eine Art von Cryſtall. Die Schwäne [z] waren eben ſo gern darauf, als im **Kaiſter** und **Mäander**. Seine Ufer waren mit den ſchönſten Blumen ausgezieret [aa]. Kurz, wenn man ſicher wäre, daß der Purpur, welcher in dem Alterthume unter dem **ſardiſchen Purpur** ſo bekannt iſt, zu **Sardes** und nicht zu **Sardinien** gefärbet worden: ſo könnte man noch hinzuſetzen, daß die Waſſer des **Paktolus** auch zur Vollkommenheit dieſer ſo berühmten Färberey beygetragen.

Die Einwohner zu **Sardes** hatten unter dem **Septimius Severus**, öffentliche Spiele eingeführet, deren Preis zugleich eine Anſpielung auf die Blumen zu ſeyn ſcheint, die vor ihren Augen die Ufer des **Paktolus** ausſchmückten; und auf das Gold, welches er ehedem mit ſich geführet. Dieſer Preis war ein Kranz von goldnen Blumen.

---

[y] Schol. *Lycophron.*

[z] *Apollon.* L. IV. *Callim.* Hymn. in Delum v. 249.

Gewiſſe Schriftſteller, die eben nicht die vernünftigſten geweſen, haben einige Fabeln auf uns gebracht, welche man vom **Paktolus** vorgegeben. Der Verfaſſer des **Tractats von den Flüſſen** gedenkt eines Steines, den man darinnen gefunden, und der, wenn man ihn vor den Eingang eines Schatzes geſtellet, die Diebe davon abgehalten; indem er den Schall einer Trompete von ſich gegeben. **Chryſermus**, welchen dieſer Schriftſteller anführet, redet von einer Pflanze, die man daraus gezogen, und die, wenn man ſie in geſchmolzenes Gold geſtecket, ſelbſt zu Golde geworden.

Der Herr Abt Barthelemy führet dieſes ungereimte Zeug nur an, um ein Beyſpiel der wenigen Vernunft der Schriftſteller des mittlern Alters zu geben. Kaum iſt der **Paktolus** zu unſern Zeiten bekannt. **Schmidt**, **Spon**, **Wheler** und andere neuere Reiſende reden von ihm nur, als von einem kleinen Fluſſe, der gar nichts beſonders an ſich hat; und eben dieſen Begriff machet auch die türkiſche Erdbeſchreibung davon, die ſeit einigen Jahren zu Conſtantinopel gedruckt worden.

---

aa) *Philoſtr.* Imag. p. 100.

IV.

Des Hrn. Leveſque de la Ravaliere Antwort, auf D. Calmets Meynung von den Gränzen eines Theiles von Frankreich gegen das Reich zu, vor dem 301ſten Jahre.

Einige deutſche und lothringiſche Schriftſteller haben behauptet, daß derjenige Theil des Barriſchen, welcher an der Abendſeite der Maaß lieget, ehemals vom Reiche abgehangen habe; und nach einer Folge dieſes Lehrgebäudes, meſſen ſie den Kaiſern die Erhebung der Grafſchaft Bar zu einem Herzogthume bey. Dieß iſt inſonderheit die Meynung des P. Calmets, welcher in ſeiner lothringiſchen Geſchichte will, daß Karl der IV. bey ſeinem Aufenthalte zu Metz, 1354, dem Grafen von Bar den Titel eines Herzogs verliehen habe. Es iſt wahr, daß dieſer Prinz, als Lehnsherr der Grafſchaft Pont-à-Mouſſon, das heißt desjenigen Theils vom Barriſchen der an der Morgenſeite der Maaß liegt, im 1354ten Jahre ein Marquiſat daraus gemachet hatte. Allein die Grafſchaft des herzoglichen Bars, welches ſich bis auf die andere Seite des Fluſſes erſtrecket, gieng damals von Frankreich zu Lehne: und in der That war es der König Johannes, welcher ihm im 1355ſten Jahre den Titel eines Herzogthums gab. Dieſes ſind zween Puncte, die in einer Abhandlung des Herrn Bonamy in dem XXten Bande unſerer Memoires eingerücket ſtehen. Dieſe Abhandlung hat zu einer andern Gelegenheit gegeben, welche der Herr Leveſque de la Ravaliere uns einige Tage hernach vorgeleſen,

---

a) Hiſt. de Lorr. Edit. de 1728. T. II. Lib. XXIV. pag. 328.

ſen, und davon wir eine abgekürzte Nachricht mittheilen wollen.

Der Verfaſſer ſetzet ſich darinnen vor, zu unterſuchen, welches vor dem 1301ſten Jahre die Gränzen dieſes Königreichs gegen Deutſchland zu geweſen. Die deutſchen Schriftſteller ſcheinen die Anſprüche des Reiches weit über ſeine Rechte hinaus zu dehnen. Einige rücken deſſen Gränzen bis in **Champagne**, hinein; und P. **Calmet** ſaget mit ausdrücklichen Worten: **daß vor und unter der Regierung Philipps des ſchönen, die Landſchaften Frankreichs erſt jenſeit dem Fluſſe Vienne, nahe bey Ste. Menehould angefangen, und das Reich bis an die Abtey von Beaulieu in Argonne gegangen ſey** a).

Nach einigen vorläufigen Betrachtungen über die Vortheile, welche die Erlernung unſerer Geſchichte verſchaffen kann, ein **Studium**, welches ſo wohl zur Aufrechthaltung der Rechte unſers Königreiches, als zur Erhaltung der Güter der Privatperſonen dienet, unternimmt Herr **Leveſque** die Falſchheit obiger Meynungen zu zeigen. In der Ueberzeugung, daß man dieſe Materie niemals in ein gar zu helles Licht ſetzen könne, und daß man, um ein geſundes Urtheil davon zu fällen, die Sache ſehr hoch von oben anfangen müſſe, geht er auf die vormaligen Zeiten der Eroberung **Galliens** durch **Cäſarn** zurück. Dieſes ſetzet ihn in den Stand, gleich anfangs aus Zeugniſſen, die aus einem Jahrhunderte nach dem andern genommen ſind, zu beweiſen, daß von dieſem alten Zeitpuncte an, bis an den Tod **Ludwigs des gütigen**, der ſich 840 zugetragen, der **Rhein** die unwandelbare Gränze zwiſchen **Gallien** und **Deutſchland** geweſen.

Cäſar b) und **Tacitus** c) lehren uns, daß zu ihrer Zeit dieſer Fluß die zwo Landſchaften abgeſondert und folglich

---

b) de Bell. Gal. Lib. IV.

c) de moribus Germanorum.

lich dem Reiche Gränzen geſetzet, eine Gränze, die auch immer dieſelbe geblieben iſt, ſo lange das Reich ſich erhalten hat. Allein, als es von ſeiner eigenen Größe zu Boden gedrücket, und durch innerliche Spaltungen zerrüttet ward, ward es zum Raube wilder Völker, und es entſtanden aus ſeinen Ueberbleibſeln verſchiedene anſehnliche Monarchien. Der **Rhein** indeſſen, ob er gleich aufhörete ein Wall der römiſchen Macht zu ſeyn, hörete er doch darum nicht auf **Germanien** von **Gallien** zu trennen.

Die Niederlaſſungen, welche die **Franken**, gegen die Mitte des IVten Jahrhunderts, wie Herr **Leveſque** will, dieſſeits des Fluſſes vornahmen, hinderten nicht, daß er nicht für eine gemeinſchaftliche Gränze beyder Regionen gehalten ward. Unter vielerley Zeugniſſen, die unſer **Akademiſt** anführet, wollen wir nur des **Sidonius Apollinaris** ſeines anführen. Wenn dieſer Schriftſteller an den berühmten **Arbogaſt** ſchreibt, welcher an der **Moſel** der **Römiſche** Feldherr war, ſo bezeichnet er eben dieſe Länder durch den Ausdruck **belgiſche Länder** und **rheiniſche Länder**: Sermonis pompa Romani, Belgicis olim ſive Rhenanis abolita terris, in te reſedit [d]).

Als **Chlodoväus** ſeine Eroberungen weiter trieb, behielt er doch allezeit die alten Gränzen **Galliens** bey, und nahm nur vorwärts zu. Die Länder aus denen dieß angehende Reich beſtund, machen ſo zu reden das erſte Kammergut der Krone aus; ein Kammergut, welches einige franzöſiſche Schriftſteller, die ſich durch den Nationaleifer

gar

---

[d]) *Sid. Apol.* IV. Epiſt. 17.

[e]) Man ſehe den **Auberi** in ſeinem Buche, les juſtes pretentions de la France ſur l'Empire betitelt. Dieſer Schriftſteller, der ſich darauf gründet, daß die Kammergüter der Krone nicht verjähren können, dieſer Eigenſchaft der Nichtverjährung aber einen Sinn und eine Ausdehnung giebt, die ſich mit ihr nicht verträgt, und den gewiſſeſten Grundſätzen des öffentlichen Rechtes Eintrag thun würde, behau-

ptet

gar zu weit haben verleiten laſſen, fälſchlich für unabſonderlich gehalten *); welches aber doch in der That auch nicht abgeſondert worden, indem die Kinder des **Chlodoväus** ſelbiges unter ſich getheilet. Wenn dieſe Prinzen, nach dem Tode ihres Vaters alle zugleich regieret, ſo haben ſie doch nicht ſein Königreich, ſondern nur ſeine unumſchränkte Herrſchaft mit einander getheilet; und dieſe Theilung machete nur einen Unterſchied unter den Theilen und dem Ganzen, ohne ſie zu trennen.

Herr **Levesque** theilet eine kurze Geſchichte derer verſchiedenen Theilungen mit, die unter dem erſten Stamme unſerer Könige vorgefallen ſind. Er beweiſt aus mit einander verbundenen Zeugniſſen des **Fredegarius**, der **Annaliſten von Metz** und des **H. Bertins**, ja auch vieler andern Zeitverwandten, daß diejenigen von dieſen Prinzen, denen das Königreich **Metz** anheim fiel, die Gränze des **Rheines**, wider die Angriffe benachbarter Mächte zu behaupten gewußt.

Nachmals geht er zu denen Zeiten über, darinnen die Maires du Palais anfiengen den Grund zu demjenigen Anſehen zu legen, welches ſie endlich auf den Thron erhoben. Dieſe Zeiten nun führen zu dem herrlichſten Zeitpuncte der franzöſiſchen Monarchie; nämlich zur Regierung **Karls des Großen**, deſſen Eroberungen ihre Gränzen bis an das äußerſte Ende Deutſchlandes ausdehneten *). Die Kinder ſeines Sohnes, **Ludwigs des gütigen**, zertheileten unter ſich das Reich ihres Vaters.

---

ptet in ſeinem Werke, der **Rhein** ſey noch heute zu Tage die unwandelbare Gränze Frankreichs. Dieſe Anfoderung erregete Beſchwerden von Seiten des Kaiſers, als das Buch zum Verſcheine kam.

*) Der Herr Verfaſſer redet nicht anders, als wenn Karl der Große und alle fränkiſche Könige der beyden erſten Geſchlechter wirkliche und wahrhafte Gallier, nicht aber deutſche Franken geweſen, deren eigentliches urſprüngliches

Reich

Vaters. Dieſe Theilung war urſprünglich von eben der Art, als der Kinder des **Chlodoväus** ihre; allein ſie hatte andere Folgen. Die hauptſächlichſten Theile dieſes großen Körpers hatten an ſich ſelbſt einen gar zu großen Umfang, als daß ſie nicht aus einander fallen ſollten, ſobald ſie ſich trenneten. Ein jeder Theil ward alſo ein Ganzes; ein jeder von ihnen ward unabhänglich; und die Gährung welche gleich anfänglich aus dieſer Art einer Zergliederung entſtund, machete deren Wirkungen nur deſto dauerhafter.

Verſchiedene Vergleiche, zu welchen die Streitigkeiten der miterbenden Prinzen, ſo wie ihrer Nachfolger ihre, Anlaß gaben, bewähreten ihre gegenſeitigen Rechte, und bezeichneten die Gränzen der verſchiedenen Souverainitäten. Und eben dieſer Zeitpunct iſt es, an den man ſich halten muß, wenn man gegenwärtige Frage unterſuchen will.

Die unter den Nachfolgern **Karls des kahlen** vorgefallenen Veränderungen, brachten **Frankreich** um denje-

nigen

Reich in Deutſchland geweſen und geblieben: ob ſie gleich nach und nach Gallien erobert, und ihre Herrſchaft bis an die Pyräneen getrieben haben. Nach ſeiner Redensart klingt es, als ob ein franzöſiſcher König Deutſchland erobert hätte: da es doch ausgemacht iſt, daß die deutſchen Franken Gallien erobert, und ihm ſo gar ihren Namen gegeben haben. Wir läugnen darum nicht, daß nicht Karl der Große, das fränkiſche Reich dieſſeit und jenſeit des Rheins erweitert habe. Er bezwang freylich die Sachſen, und führete mit Wenden, Böhmen und Mähren, ja auch mit den Hunnen Kriege, die er ziemlich eintrieb. Allein die Ehre davon bleibt allemal den Franken, in ſoweit ſie Deutſche waren, und auch die vorhin ſchon bezwungenen Gallier beherrſcheten. Das weſtliche Frankreich war damals noch gar nicht von dem öſtlichen unterſchieden, und alſo trennte man ſie noch nicht durch Gränzen; bis Karls Söhne und Enkel ſich in die ganze Verlaſſenſchaft ſeiner Länder theileten: denn damals huben es erſt an zwey verſchiedene Reiche zu werden; die ſich vermuthlich nach den Sprachen werden abgetheilet haben: wie aus den beyden Eidesformeln, ſo dieſe Bruder einander geleiſtet, zu erſehen iſt. Denn

da

nigen Theil von Lothringen, den es jenſeit der **Schelde** und **Maaß** beſeſſen. Allein, die Maaß iſt ohne Widerrede einer von denen Flüſſen, die zur Zeit, da **Hugo Capet** zur Krone gelangete, die Länder Frankreichs von den Ländern des Reiches abſonderte. An ihren Ufern, als den Gränzen beyder Staaten, ſetzet **Glaber** f), wie Herr Bonamy in obangezogener Abhandlung bemerket, die Unterredung Kaiſer **Heinrichs** mit König **Roberten** feſt.

Eine Stelle aus einem andern Schriftſteller, welche Herr **Leveſque** überſetzet hat, beut einen Beweis von eben dieſer Sache in ſpäterer Zeit dar g). „Als **Albert**, „König der Römer, und **Philipp**, König der Franzoſen, „im 1299ſten Jahre, ſo ſchreibt **Wilhelm von Nangis**, „eine Unterredung zu Vaucouleurs an der Maaß mit einander hatten, ſo wurden der König der Römer, die Baronen und Biſchöfe Deutſchlandes eins, wie man vergiebt, „daß das **Königreich Frankreich, welches ſich damals bis an die Maas erſtreckete**, vormals bis an den „Rhein

da der deutſche König der Franken, dem nunmehrigen weſtfränkiſchen ſchwören ſollte, mußte er es in der Lingua romana ruſtica thun; damit ſeines Bruders Unterthanen es verſtehen könnten, deren Mutterſprache ſolches verderbete Bauerlatein war. Der weſtfränkiſche König aber mußte ſeinem dieſſeitigen Bruder in altfränkiſcher, oder deutſcher Sprache ſchwören; damit die wahrhaften öſtlichen Franken es verſtehen möchten. Könnte man alſo die Gränzen der damaligen Sprachen ausmachen: ſo würde man vermuthlich auch die Gränzen beyder Reiche beſtimmen können. G.

f) *Ducheſne.* Cap. IV. 26.

g) Albertus Rex Romanorum & Philippus rex Franciæ circa adventum Domini, cum apud Vallem coloris ſimul congregati; inclita & antiqua utriusque regni foedera ibidem ad invicem confirmarunt, ubi annuentibus rege Alberto, Baronis & Prælatis regni Theutonici conceſſum fuiſſe dicitur, quod regnum Franciæ *quod ſolum modo uſque ad Moſam fluvium illis in partibus ſe extendit*, de cætero uſque ad Rhenum poteſtatis ſuæ terminos dilataret. *Guil. de Nangis* ad annum 1299.

„Rhein gegangen wäre, und willigten darein, daß der „König ſeine unumſchränkte Herrſchaft bis an das Ufer dieſes Fluſſes wieder herſtellen möchte.„

Wilhelm von Nangis redet hier nur von Hörenſagen; allein, man muß bemerken, daß das Hörenſagen, hier auf die Art eines Bekenntniſſes zielet, welches der König **Albrecht**, wegen der unumſchränkten Macht der Franzoſen bis an den **Rhein** abgeleget, und gar nicht auf unſere Gränze bis an die Ufer der **Maas**. In ſeinem Namen verſichert der Geſchichtſchreiber, daß ſie Frankreich begränzet; und nur bey dieſem Theile ſeiner Stelle bleiben wir ſtehen, ohne von dem übrigen die günſtigen Folgerungen ziehen zu wollen, die daraus zu fließen ſcheinen. Können wir uns darauf nicht ſteifen, um der Monarchie einen Umfang zu geben, den ſie im XIIIten Jahrhunderte nicht mehr gehabt, ſo ſind wir doch wenigſtens berechtiget daraus zu ſchließen, daß ſie vor dem 1301ſten Jahre nur von der **Maas** begränzet worden. **D. Calmet** und die Anhänger ſeines Lehrgebäudes würden dieſen Schluß des Herrn **Leveſque** vergeblich beſtreiten.

D. Calmet begnüget ſich nicht, wie wir geſehen haben, beyde Ufer der **Maas** dem Reiche zuzuſprechen; ſondern er läßt es auch in **Champagne** eingreifen, und giebt ihm zur Gränze die Abtey Beaulieu in **Argonne** an, welche wegen ihrer angenehmen Lage ſo genannt wird [b]). Er giebt auf eben dieſer Stelle vor, daß dieſe Abtey, welche an den Gränzen des **Barriſchen** und **Champagne**, drey Meilen von St. Menehould liegt, urſprünglich von den Grafen von **Bar**, und nicht von den Königen von Frankreich abgehangen habe.

Wann wir ihm glauben, ſo hat ſie ſich ſchon im 1175ſten Jahre unter den Schutz Heinrichs des Iten Grafen von **Bar**

---

b) Hiſt. de Lorraine Lib. XXIV. pag. 318.

Bar begeben; und ſeit dieſem Zeitpuncte hätten dieſe Herren ſie beſonders lieb gewonnen, inſonderheit als 1286 eine entſtandene Uneinigkeit unter **Thibalden** dem II. und dem Abte des Kloſters, dieſen letztern zwang, bey **Philippen dem ſchönen** Schutz zu ſuchen. Dieſem zu Folge ſchickete der König Kriegsvölker auf das Gebieth der Abtey, um ſie vor den Wirkungen des Zorns des Grafen zu ſchützen. Auf Anrathen des Capitels zu **Verdün**, von welchem dieſe Abtey abhängt, beſchwerete ſich der Graf bey dem Kaiſer, und erhielt zugleich von den Edeln ſeines Landes die Erklärung, daß die Abtey ein Reichslehn wäre. Auf die Beſchwerden des **Grafen von Bar** ſchickete der Kaiſer **Rudolph** Gevollmächtigte, deren Unterſuchungen eben daſſelbe heraus brachten, welches ſogleich durch offene Briefe von dieſem Prinzen beſtätiget ward. **Philipp der ſchöne** indeſſen verfuhr deswegen mit dem **Grafen von Bar** nichts gelinder, die Thätlichkeiten des Königes, hatten bis an den Tod dieſes Grafen kein Ende.

Sein Nachfolger war **Heinrich** der III. ſein älteſter Sohn, der ſchon ſeit 1294, ein Eidam **Eduards** II. Königes von England war, und was noch mehr, bereits in demſelben Jahre vom Kaiſer den Titel, als General-Lieutenant des Reiches erhalten hatte, mit dem Auftrage, Frankreich auf der Seite von **Champagne** anzugreifen. Dieſer Krieg gelung dem **Grafen von Bar** nicht: er ward überwunden und gefangen; und nur erſt im 1301ſten Jahre, erkaufte er ſeine Freyheit durch den Huldigungseid, den er dem Könige von wegen der Grafſchaft **Bar** und der **Caſtellaney Ligni** vor allem leiſten mußte: kurz, was er an der Abendſeite der **Maas**, als von allen Abgaben befreyete Güter beſaß. Daher kömmt es, daß dieſer Theil des **Barriſchen** von der Krone lehnbar iſt.

Dieß iſt der Hauptinhalt der Erzählung des **lothringiſchen** Geſchichtſchreibers. Wäre derſelbe richtig, ſo ſahe man zur Gnüge, was für Folgen in Anſehung der Gränzen von Frankreich und der Abtey Beaulieu daraus fließen würden.

Allein der Herr **Leveſque** ſtellet die von dieſem Schriftſteller verſtümmelten Begebenheiten wieder her. Er bemerket, daß **D. Calmet** durch eine ziemliche offenbare Petitionem principii, eines theils die Abtey Beaulieu vom Reiche abhänglich machet, weil ſie ſeiner Meynung nach, unter dem Schutze der **Grafen von Bar** ſtund; und andern theils ſchließt, daß dieſe Grafen ihre Schutzherren geweſen, weil ſie von dem Reiche abhieng. Er unterſuchet die von ſeinem Widerſacher angeführeten Urkunden, und beweiſt:

1. Daß er ſie viel mehr ſagen läßt, als ſie wirklich geſaget haben.

2. Daß wenn ſie auch alles das geſaget hätten, was er aus ihnen zu ziehen vermeynet, ſie dennoch gar kein Anſehen haben würden.

Was könnte doch auch wohl in der That, das Zeugniß der Edlen in der Grafſchaft **Bar**, für eine Wirkung in der geſunden Kritik thun? Die Zeugen waren ja alle Unterthanen des **Grafen von Bar**: Sie ſetzten

---

**) Ich müßte mich ſehr irren, wenn der Herr Verfaſſer hier nicht einen merklichen Fehlſchluß begienge. Wie folget das? „Die Landſtände der Grafſchaft Bar ſagen alle einhellig „aus, daß das Kloſter Beaulieu „vom Grafen von Bar, und folglich vom Reiche abhänge. Dieß „aber iſt nothwendig falſch, weil „NB. kein franzöſiſcher Gevollmächtigter dabey geweſen. Wer kann ſo ſchließen? Alſo ſollen denn z. E. die heutigen Schleſier nicht wiſſen, von wem das reiche Kloſter Leubus daſelbſt zu Lehne geht; weil irgend kein öſterreichiſcher Gevollmächtigter dabey iſt, wenn ſie darum gefraget werden? Was thut die Gegenwart eines ſolchen Abgeordneten zu der einhälligen Wiſſenſchaft der Stände? Ich ſehe wohl, daß er eine ſolche Ausſage nur für eine flüchtige Sage, die aus dem Hörenſagen ihren Urſprung hat, ausgiebt. Allein, wenn man die heutigen lothringiſchen ten ihre Urkunde auf, ohne daß ein einziger Gevollmächtigter des Königes von Frankreich dabey zugegen geweſen wäre *); endlich reden ſie nur vom Hörenſagen, nach einer flüchtigen Sage. Dieß ſind drey Gründe, die von der Richtigkeit dieſer Urkunde und von dem geringen Nachtheile, den er den Rechten der franzöſiſchen Krone zufüget, eine Probe ablegen.

Der Herr **Leveſque** geſteht dem **D. Calmet** zu, daß die Abtey **Beaulieu**, ſich im 1175ſten Jahre unter den Schutz des **Grafen von Bar** hat begeben können; indem unter denen regierenden Herren, in deren Nachbarſchaft ein Kloſter lag, daſſelbe denjenigen für Schutzherrn, oder für ſeinen **erkannten** Herrn bekennete, den es für gut befand. Allein, die Folgen welche dieſer lothringiſche Schriftſteller aus dieſem Vorfalle zieht, ſind deswegen nichts richtiger.

1. Folget hieraus gar nicht, daß dieſe Abtey außer den Gränzen des Königreiches gelegen. Man könnte eine große Menge ähnlicher Zufälle anführen, die dieſen Schluß beſtreiten würden. Die Abteyen von **Lüxeuil** und **Moleſme**, in **Burgund** gelegen, hatten ſich z. E. unter den Schutz des **Grafen von Champagne** begeben; ohne daß ſie des-

giſchen Stände über das Eigenthum von Metz, Tull, und Verdün befragen ſollte: würden ſie wohl etwas anders, als eine gemeine Sage von undenklichen Zeiten her zum Grunde angeben können? Und ſollte deſſen ungeachtet ihr Zeugniß ungültig ſeyn, dafern kein kaiſerlicher Gevollmächtigter dabey wäre? Gewiß, die Einwohner eines Landes werdens doch wohl am beſten wiſſen müſſen, von wem ſie bisher, vom Vater und Großvater, und alſo von hundert Jahren her abgehangen haben: und es iſt umſonſt, daß er ſie alle zu Schmäuchlern und Lügnern machen will, die ihrem Herrn zu Gefallen etwas wider beſſeres Wiſſen und Gewiſſen ausgeſaget hätten.

Kurz, Dem Calmet wird wohl Recht behalten, daß die neuern Gränzen von Frankreich im XIII Jahrhundert nie bis an den Rhein gegangen. Denn von Arioviſts Zeiten: oder von denen Zeiten da das arelatenſiſche, oder lothariſche Reich noch ſtund, iſt hier gar nicht die Rede. G.

wegen aufgehöret haben, einen Theil von **Burgund** auszumachen, und dem Oberherrn dieſes Herzogthums Gehorſam zu leiſten.

2. Blieb die Abtey **Beaulieu** nicht unter dem Schutze der **Grafen von Bar** bis 1286, in welches Jahr **D. Calmet** die Verbindlichkeiten ſetzet, die ſie gegen **Philippen den ſchönen** eingegangen iſt. Da der **Graf von Champagne** ſchon im 1200ten Jahre die Stadt und das Gebieth St. Menehould mit ſeinen Kammergütern vereiniget, die bis dahin von den **Grafen von Rhetel** waren beſeſſen worden, ſo ſah er ſich von dem Augenblicke an, als Schutzherrn der Abtey **Beaulieu**, an, welche in ſeinem Gebiethe lag. Die älteſte Urkunde die in den Archiven dieſer Abtey liegt, erlaubet gar nicht zu zweifeln, daß ſie ſich nicht von derſelben Zeit an, unter den Schutz des **Grafen von Champagne** begeben habe. Es iſt eine Urkunde, durch welche die Ordensbrüder zu **Beaulieu** und **Gerber**, ihr Abt, im 1216ten Jahre, von der **Gräfinn Blanche von Champagne**, und ihrem Sohne **Thibalden**, die Genehmhaltung eines Vergleichs begehreten, den ſie mit dem Herrn eines benachbarten Lehns, in Anſehung des Dorfes **Vouliers** in **Perthois** gemachet hätten. Wenn die Gültigkeit der Urkunde dieſer Abtey, im 1216ten Jahre von der Genehmhaltung des **Grafen von Champagne** abgehangen hätte, ſo muß ſie ja damals unter dieſem Prinzen geſtanden haben. Die Folgerung iſt ganz natürlich, und Herr **Leveſque** ermangelt nicht, ſie des **D. Calmets** Lehrgebäude entgegen zu ſetzen.

Im 1284ſten Jahre heurathete **Philipp der ſchöne**, **Johannen von Navarra**, Erbinn dieſes Königreiches und der **Grafſchaft Champagne**. Im folgenden Jahre beſtieg er den Thron nach dem Tode ſeines Vaters **Philipps des kühnen**. Damals vereinigte er, als König und Graf, in ſeiner Perſon die unläugbarſten Rechte auf die unumſchränkte Herrſchaft der Abtey **Beaulieu**. Folglich

lich hatten im 1286ſten Jahre dieſe Mönche das größte Recht, ſich an dieſen Prinzen zu wenden: und der Schutz, den er ihnen angedeihen ließ, war ganz rechtmäßig und nichts minder als dem **Grafen von Bar** und dem Kaiſer in ihre Rechte vorgreiflich. Es war ſo gar ſeine Schuldigkeit: ein Landesherr muß ſeine Vaſallen vertheidigen; und ein König ſeine Unterthanen beſchützen.

Zwar lag die Abtey **Beaulieu** im Kirchſprengel von **Verdün**: allein der Schluß welchen **D. Calmet** daraus zieht, wird durch einen allgemein angenommenen Grundſatz zernichtet. Wer weis denn nicht, daß die bürgerlichen Uneinigkeiten, mit den Trennungen der Kirche niemals genau überein geſtimmet haben?

Endlich will **D. Calmet**, daß Heinrich der III. **Graf von Bar**, **Philipps des ſchönen** Gefangener geweſen, als er ihm die Lehnspflicht geleiſtet; und daß aus dieſer erzwungenen Handlung die Lehnsherrſchaft der Krone auf den Theil der Grafſchaft **Bar** herrühre, der dieſſeits der **Maas** nach Frankreich zu liegt. Herr **Leveſque** beſtreitet dieſes Vorgeben des lothringiſchen Geſchichtſchreibers, durch **Wilhelms von Nangis** Zeugniß. Dieſem Schriftſteller zu Folge, war der Krieg damals noch nicht einmal angefangen: weit gefehlet daß er durch die Niederlage und Gefangenſchaft des **Grafen von Bar** hätte ſollen geendet worden ſeyn. **Philipp der ſchöne** rüſtete ſich noch erſt dazu, als ſein Vaſall durch ſeine Unterwerfung, den Eingang der franzöſiſchen Völker in ſeine Staaten verhinderte. Er flehete die Gnade des Königes an, der ihm auch den Frieden ſchenkete. Zu **Brüges** unterſchrieben ſie den Vergleich, deſſen glaubwürdige Urkunde, welche in dem Archiv der Urkunden i) aufbewahret wird, mit **Wilhelms von Nangis** Erzählung vollkommen übereinſtimmet.

---

i) Regiſtre 16. 19tes Stück.

Der Graf von Bar giebt darinnen, Philippen dem ſchönen, den Titel: très chier Seigneur; und dieß iſt ein Zeichen, daß das Barriſche damals von der Krone zu Lehn gieng. Herr Leveſque, welcher ſich derſelben gegen den D. Calmet bedienet, brauchet ſie zugleich des Herrn Bonamy Meynung, über den Urheber der Erhebung der Grafſchaft Bar in ein Herzogthum, zu beſtätigen.

Er beſchließt ſeine Abhandlung damit, daß er die Falſchheit eines Verfalles zeiget, der von einigen Geſchichtſchreibern auf das Wort einer gemeinen Sage angeführet wird: nämlich die küpfernen Gränzen, welche mitten in der Maas geſetzet worden ſeyn ſollen, um die Gränzſcheidung von Frankreich auf dieſer Seite zu bemerken.

V.

Des Herrn Egli Anmerkungen über den Gott Telesphorus.

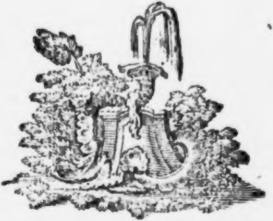
Telesphorus war ein Gott, den die Griechen wegen ihrer Geſundheit anriefen, wie denn **Aeſculap** und die Göttinn Hygiea, welche mit der Göttinn **Salus** bey den **Römern** übereinkömmt. Die Figuren dieſer drey Gottheiten findet man auf einer großen Menge Münzen beyſammen. Auf andern ſieht man den **Telesphorus**, bald neben dem Aeſculap, bald neben der Hygiea. Endlich ſteht er auch auf der Gegenſeite verſchiedener andern, ganz allein; auf allen aber iſt die Figur einerley. Es iſt ein Kind mit einem ſonderbaren Rocke bekleidet, und hat eine Art von Mantel ſonder Aermel um; der, da er ihm die Arme einwickelt, bis über die Knie hinunter geht, und woran eine Art von Kappe hängt, die ihm den Kopf bedecket.

Spon hat gewollt, daß dieſe Figur ein Sinnbild der Krankheit ſey. Herr **le Clerc** aber, den die doppelte Bedeutung des Wortes **Telesphorus** irre gemachet, hielt ſie für die Figur eines Wahrſagers; allein beyde Erklärungen thun uns wenig Genügen. Herr **d'Egli** ſchlägt noch eine dritte vor, und unterſuchet zu gleicher Zeit, was für ein Weſen die Griechen unter dieſem Namen vergöttert haben; ſeine Muthmaßung gründet ſich auf des **Pauſanias** ſeine. In der Beſchreibung, die dieſer Schriftſteller von den vornehmſten Denkmälern machet, die er nahe bey **Sicyon** geſehen, redet er von einem Tempel **Aesculaps**, allwo man zu gleicher Zeit den **Evamerion**, (eine Gottheit die er mit dem Aceſius der **Epidaurier** für einerley hält), und den **Teleſphorus** anbethete, welchen die **Pergamener** verehreten.

Wenn die Namen **Aceſius**, **Evamerion**, und **Teleſphorus**, Namen von einer und derſelben Gottheit ſind, ſo iſt es leicht, wie Herr d'**Egli** ſaget, ſich einen Begriff von demjenigen zu machen, was die Griechen unter dieſen verſchiedenen Benennungen verehret haben. Es war der erſte **Tag der Geneſung**, dieſer glückſelige Tag, an welchem die Zufälle einer langwierigen und gefährlichen Krankheit aufhören, und man den Vorſchmack der Geſundheit zu genießen anfängt. Dieſen Gott ſtelleten ſie unter dem Bilde eines Kindes vor, indem der erſte Geneſungstag, der Anfang eines neuen Lebens iſt. Die ſonderbare Tracht darinn ſie ihn kleideten, kam ihm eben ſo wohl zu: denn ſo kleidete man die Kinder und die Kranken.

Der Götzendienſt dieſer Gottheit kam von **Epidaurus** nach **Rom**, mit **Aeſculaps** ſeinem zugleich; und ward von **Rom** nach **Afrika** gebracht: wenigſtens iſt dieſes eine Muthmaßung welche Herr d'**Egli** durch die Spuren für berechtiget hält, die man noch im Anfange des letzten Jahrhunderts in dieſem Lande davon gefunden. Er nimmt dieſen beſondern Umſtand aus der geſchriebenen Nachricht einer Reiſe welche **Johann Marleck** ein **Flamänder**, 1702 auf den Küſten und im Innerſten von **Afrika** gethan hat. Dieſer Reiſende erzählet, daß ein Stamm abgöttiſcher **Caffren**, eine Gottheit verehre, die unter dem Bilde eines Kindes vorgeſtellet, und beſonders von den Kranken verehret werde. Er hat eine ungeſtaltete Figur davon auf einen Baumkloß geſtellet geſehen. Bevor die Kranken ihn anflehen, ſchmieren ſie die Bildſäule mit einer Art von Fette, und bedecken ihr das Haupt mit einer Art von Schleyer. Das Opfer beſteht darinnen, daß ſie einige Tropfen Blut aus einer Taube, oder anderm Vogel ziehen und denſelben alsdann fliegen laſſen, mit Bitte an die Gottheit, daß ihre Krankheit auch ſo ſchnell dahin eilen möge. Wenn dieſes geſchehen iſt, laufen die Kranken hüpfend um die Bildſäule herum, bis ſie vor Mattigkeit niederfallen: alsdann trägt man ſie in ihre Hütte und hüllet ſie in Schafsfelle ein. Eine ſo heftige Bewegung lindert ſie, und verſchaffet ihnen zuweilen gar die Geſundheit, die ſie allemal ihrem Götzen zuſchreiben.

Dieſer Gegenſtand des Götzendienſtes der **Caffern**, hat viel Aehnlichkeit mit dem griechiſchen **Telesphorus**.



VI.

Des Herrn Abtes Lebeuf Abhandlung von dem Zeitpuncte der Schlacht bey Fontenai.

Die franzöſiſche Geſchichte beuth, wie die Geſchichte aller Länder, eine große Menge Vorfälle dar, die zwar im Grunde ihre ziemliche Richtigkeit haben; die auch den mehreſten ihrer Umſtände nach bekannt ſind: und von denen man dennoch ſchwerlich den Zeitpunct mit aller derjenigen Richtigkeit angeben kann, die die hiſtoriſche Gewißheit zu erfordern ſcheint. Dieß geſteht der Herr **Abt Lebeuf**, ohne zu befürchten, daß man daraus irgend eine Folgerung ziehen werde, die der Nutzbarkeit eines Studii nachtheilig ſeyn könnte, deſſen Vortrefflichkeit nicht nöthig hat, erſt erwieſen zu werden. Zugleich aber behauptet er, daß man in der Geſchichte des erſten Stammes der franzöſiſchen Könige, ſo dunkel und unumſtändlich man ſie auch ausgiebt, verſchiedene ganz unläugbare Zeitpuncte antreffe, worüber man gar in keinem Zweifel bleiben, vielweniger in den Meynungen uneins werden darf.

Dergleichen iſt insbeſondere der Zeitpunct von der Schlacht bey **Fontenai**, welche unter den Kindern **Ludwigs des gütigen**, kurz nach ſeinem Tode vorfiel, und die von allen Geſchichtſchreibern auf den 20ſten **Junius** 840 geſetzet wird. Man weis, daß in der Theilung die dieſer Prinz im 837ſten Jahre von ſeinen Staaten machete, derſelbe Italien dem **Lothar**, als dem älteſten der vier, welchen er ſchon im 822ſten Jahre zum Kaiſer hatte erklären laſſen; Deutſchland und Sachſen, **Ludwigen**; Aquitanien dem **Pipin**, und Frankreich und Burgund, **Karln dem kahlen**, einem Sohne der Kaiſerinn **Judith**, ſeiner zweyten Gemahlinn, zugetheilet hatte.

Lothar, welcher mit dieſer Theilung ſchlecht zu frieden war, deren Gleichheit ihn in gar zu enge Gränzen einſchloß, hatte ſchon bey Lebzeiten ſeines Vaters verſuchet, dieſelbe umzuſtoßen. Indeſſen hatten ſeine und **Ludwigs** und **Pipins** Verſuche, die mit ihm verbunden waren, um ſo viel zuwege gebracht, daß **Karln** noch **Aquitanien** dazu zugetheilet ward, welches im 838ſten Jahre durch **Pipins** Tod erlediget wurde.

Als nun **Ludwigs des gütigen** Abſterben dem Ehrgeize des **Lotharius** ein freyes Feld offen ließ, nahm er ſeine alten Anſchläge wieder zur Hand, und hatte nichts minders im Sinne, als wie er ſich der ganzen fränkiſchen Monarchie bemächtigen möchte. Da nun dieſes Unternehmen ſowohl **Ludwigen dem Deutſchen**, als **Karln dem kahlen** furchtbar war, ſo verband ihrer beyder Vortheil ſie mit einander.

Man rüſtete ſich von beyden Theilen, und nach einigen Scharmützeln, die gar nichts entſchieden, und Verträgen die nicht gehalten wurden, befand ſich **Lothar der zweyte**, durch den jungen **Pipin** ſeinen Neffen, welcher **Aquitanien** wieder gewinnen wollte, gerade im Geſichte ſeiner Brüder zu **Fontenai**, nahe bey **Auxerre**. Beyde Kriegsheere fochten hitzig wider einander, und in dieſem neuen **Pharſalien** floſſen ganze Ströme fränkiſchen Blutes. Hundert tauſend Mann blieben auf der Wahlſtatt; **Lothar** ward überwunden; **Ludwig** aber und **Karl** wußten ſich ihren Sieg nicht zu Nutze zu machen.

Dieſe denkwürdige Schlacht ward den 25ſten **Junius** im 841ſten Jahre, ein Jahr und fünf Tage nach dem Tode **Lud-**

---

a) Rec. de divers écrits ſur l'Hiſt. de France. Tom. I. p. 127 ſqq.

Ludwigs des gütigen geliefert. Dieſes iſt ein Punct, welchen der Herr **Abt Lebeuf** bereits in einer Abhandlung [c]) feſtgeſtellet hat, die er über dieſer Materie auf das Zeugniß verſchiedener zeitverwandten Schriftſteller verfertiget hat. So ausdrücklich aber auch ihr Anſehen war, ſo hatten ſie doch erſt geſammlet und in ein neues Licht geſetzet werden müſſen, indem **Dúcheſne** ſelbſt davon nicht war gerühret worden. Dieſer gelehrte Herausgeber franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, ſetzet die Schlacht bey **Fontenai** in das 842ſte Jahr. Der **P. Daniel**, welcher ſeine Meynung annimmt, ſetzet dieſe Begebenheit in eben dieſen Zeitpunct: und da die meiſten von denen, welche nach dieſem davon geredet haben, überzeuget geweſen, dieſe zween Schriftſteller hätten ſich erſt nach einer reifen Unterſuchung der Frage, entſchloſſen, ſo haben ſie ſie ſonder Bedenken abgeſchrieben.

Der Herr **Abt Lebeuf** aber, da er ein aufmerkſames Auge auf die Vorfälle des IXten Jahrhunderts gerichtet, iſt des Verſehens innen geworden, und hat geeilet, es zu melden. Gleichwohl hat dieſe Nachricht nicht die erwünſchte Wirkung gehabt. Seit dem Drucke ſeiner Abhandlung iſt ein chronologiſches Werk ans Licht getreten, welches ſehr hoch gehalten wird, in welchem erwähnte Schlacht abermal in das 842ſte Jahr geſetzet wird.

Dieß beobachtete der Herr **Abt Lebeuf**, und nahm daher Gelegenheit, uns [b]) eine neue Abhandlung von dieſem Zeitpuncte mitzutheilen, in welcher er uns die Urſachen vorſtellig machete, die ihn bewogen, dieſelbe in das 841ſte Jahr zu ſetzen.

Drey

---

b) Dieß war der 19te März 1745.

c) Nouveau Recueil des Hiſtor. de France Tom. VII. p. 40.

d) Anno Dominicæ Incarnationis DCCCXLI. pridie Kalend. Aprilis, feria ſexta *Carolus* rex in *Sequanam* tranſiit, ad locum hunc acceſſit. Pridie nonas aprilis cum fratribus locutus

Drey Zeitgenoſſen ſind ſeine Gewährsmänner geweſen; nämlich der Verfaſſer der **Chronik von Fontenelle**; der **Annaliſt von St. Bertin**; und der Geſchichtſchreiber **Nithard**.

Der Text des erſten iſt ausdrücklich c)): **Im Jahre der Gnaden** 841, ſaget er, **den Abend vor den** Kalend. April. **in der ſechſten Ferie**, als Karl der kahle über die Seyne **gekommen war, kam er in die Gegend dieſer Abtey. Den Abend vor den** Nonis Aprilis **hatte er eine Unterredung mit ſeinen Brüdern. In eben dieſem Jahre, den ſiebenten der** Kalend. Iulii, **ward in dem Gebiethe von Auxerre eine blutige Schlacht gehalten. Dieß iſt auch daſſelbe Jahr, in welchem ich den** IV. Kalend. Martii **den Kloſterhabit angeleget habe** d)).

Dieſes Zeugniß iſt von großem Gewichte: denn 1. müßte man die Menſchen wenig kennen, wenn man nicht einſehen ſollte, wie gewiß dieſer Mann des genauen Zeitpunctes einer Begebenheit hat ſeyn müſſen, die in eben demſelben Jahre vorgefallen war, in welchem er eine der wichtigſten Handlungen für ihn unternommen hatte; eine Handlung, die ſein künftiges Schickſal auf ſeine ganze Lebenszeit feſtſetzete. 2. Setzet er die Schlacht bey **Fontenai** auf den 25ſten Junius. Nun aber war im 842ſten Jahre der 25ſte Junius ein Sonntag, und die Ehrfurcht, welche die chriſtlichen Prinzen gegen dieſen heil. Tag hatten, würde damals die Schlacht verſchoben haben. Man wird in dieſem Jahrhunderte gar kein Beyſpiel, von einer an einem Sonntage gelieferten Schlacht finden.

Der

---

cutus eſt. Ipſo anno VII. Kal. Iulii, bellum pluſquam civile geſtum fuit in territorio *Antiſiodorenſi*. Eodem anno .... IV. Kal. Martii huc, Domino miſerante, acceſſi. Die Abtey von welcher der Verfaſſer hier redet, iſt die Abtey **Fontenelle**, ſonſt St. **Vandrille**, im Kirchſprengel von **Rouen**.

Der **Annaliſt von St. Bertin** drücket ſich eben ſo nachdrücklich aus. Man weis, daß in ſeinen Jahrbüchern, alle Vorfälle die ſich in einem Jahre eräuget haben, auch unter demſelben Jahre ſtehen, deſſen Zahl vorn, anſtatt eines Titels ſteht. Nun wird aber unter der in der Handſchrift ſehr deutlich ausgedrückten Zahl D. CCCXLI. die Schlacht von **Fontenai** mit allen Vorfällen angeführet, die vorher gegangen waren und darauf gefolget ſind. Sie ward, ſchreibt der Verfaſſer e) den VII. Kalend. Iulii **Sonnabends Morgens** geliefert f). Der VII. Kalend. Iulii iſt der 25ſte **Junius**. Nun ſind von den erſten Regierungsjahren **Karls des kahlen**, die einzigen, in welchen der 25ſte **Junius** auf einen Sonnabend fällt, nur das 841ſte und das 847ſte Jahr, wie ſolches der Sonntagsbuchſtab B. ausweiſt. Da nun nach aller Menſchen Geſtändniß, die Schlacht bey **Fontenai** nicht 847 vorgegangen iſt; ſo muß es im 841ſten Jahre geſchehen ſeyn.

Brauchete dieſer Beweis noch einer Beſtätigung, ſo würde dieſelbe das Anſehen des Schriftſtellers ſeyn. Der Verfaſſer dieſes Stückes der Jahrbücher, iſt **Prudentius**, welchem der König ſelbſt die Beſchreibung der vornehmſten Vorfälle ſeiner Regierung aufgetragen hatte. Derſelbe hatte **Karln den kahlen** kurz vorher zu **Troyes** empfangen, allwo dieſer Prinz zween Monathe vor der Schlacht, Oſtern gehalten hatte. Kann man wohl das Zeugniß eines Schriftſtellers verachten, der ein Zeitgeneß, ein Nachbar des Schlachtfeldes, und beſtellter Jahrbuchſchreiber des Königreiches geweſen iſt?

Nithard, der dritte Gewährsmann des Herrn **Abtes Lebeuf**, iſt ſowohl eben ſo deutlich über dieſen Punct, als auch

---

e) Ibid. pag. 59.

f) Cumque ad pacis fraternitatisque concordiam minime revocari poſſet (*Lotharius*) obviis fratribus *VII. Kalendas Iulii die ſabbato mane* interceptus, auch eben ſo glaubwürdig wie die vorigen zween. Er iſt gar ein Augenzeuge der Begebenheit ſelbſt. Er war, wie man weis, ein Enkel **Karls des großen**, und Oheim **Karls des kahlen**; in deſſen Gefolge er ſich ſeit dem Tode **Ludwigs des gütigen** allezeit befunden. Außerdem beſchreibt **Nithard** ſo ſehr umſtändlich, alles was ſich in Frankreich ſeit dem 840ſten Jahre bis ins 843ſte zugetragen, daß dieſer Theil ſeines Werkes faſt ein Tagebuch heißen könnte. In der Erzählung, die er von den Kriegen und Reiſen des erſten Jahres mittheilet, fehlet nichts mehr, als daß er nur noch die Tage der Abreiſe und Ankunft der Prinzen angemerket hätte; und auch dieſem Mangel hilft er dadurch ab, daß er die Zeitpuncte des 11ten **Novembers**, und des folgenden 8ten **May** feſtſtellet. Wenn man ihn nur mit einiger Aufmerkſamkeit lieſt, ſo ſieht man klärlich, daß vom 840ſten Jahre von dem erſten dieſer Zeitpuncte, und vom 841ſten in dem zweyten die Rede iſt. Die Summarien derer Vorfälle die er anführet, werden hinlänglich ſeyn uns zu überführen.

„Nach dem Tode des Kaiſers g), ſaget **Nithard** dem „Inhalte nach, im zweyten Buche ſeiner Geſchichte, als „**Lothar** die Parten **Ludwigs des deutſchen** ſchwächen „wollte, ſchicket er **Karln dem kahlen** Geſandten zu und „begiebt ſich nach **Worms**. Er geht über den **Rhein**, „kömmt nach **Frankfurt**, ſpricht daſelbſt **Ludwigen den** „**deutſchen**, und redet mit ihm eine anderweitige Zuſam„menkunft an eben demſelben Orte, **auf den 11ten Tag** „**des folgenden Novembers** ab. In dieſem Stillſtan„de läßt er ſeine Völker gegen **Karln den kahlen** anrücken.

„**Indeſſen** hält **Karl** einen Landtag zu **Bourges**; „und ſchicket Abgeordnete an den **Lothar** um den Frieden

„zu

---

ceptus, multis utrimque cadentibus, compluribus profligatis, turpiter victus aufugit.

g) Nouveau Rec. des Hiſtor. de Fr. pag. 17 ſeqq.

„zu behandeln. **Lothar** antwortet anders, als ihm um das „Herz iſt. **Karl** kömmt aus **Aquitanien** nach dem „Schloſſe Quirci an der **Oiſe**, und nimmt alle die zu ihm „kommen freundlich auf. **Herenfried** und einige andere „ſeiner Vaſallen verlaſſen ihn.

„Als dieſes geſchehen war, erfährt man aus Aquitanien, daß **Pipin** der jüngere, **Karls** Mutter beunruhigen will. Dieſer ſchicket noch einmal an **Lotharn**, und „läßt ihn bitten, er möchte nicht mehr das Königreich verheeren, welches ihr Vater ihm mit ſeinem Vorbewußt, gegeben hätte. Er geht nach **Aquitanien** und ſchlägt den „**Pipin**.

„Indeſſen ſetzet **Lothar** ſeinen Zug immer fort, geht „über die **Maas**, und nähert ſich bis zur **Seine**. **Hilduin**, der Abt von **St. Denys**, **Gerhard**, Graf von „**Paris**, und **Pipin** der Sohn des Königs der **Lombardey**, ſchlagen ſich auf ſeine Seite. Dieſe Verſtärkung „machet ihn ſtolz, er geht über die **Seyne**, er ermahnet die „Provinzen welche zwiſchen dieſem Fluſſe und der **Loire** „liegen, zum Aufſtande, und begiebt ſich nach **Chartres**. „Von hier geht er nach der **Loire**. **Karl** eilet aus Aquitanien zurück, um ſich ihm zu widerſetzen. Er pfleget „Rath mit den franzöſiſchen Herren, die in dem Vorſatze „lieber zu ſterben, als ihn zu verlaſſen, dem **Lothar** entgegen gehen, und ſich nach **Orleans** begeben. Dieſer Prinz „ſchließt mit **Karls** Abgeordneten einen verſtellten Bund, „in welchem einer von den Artikeln, eine Zuſammenkunft „unter ihnen, auf dem Schloſſe Attigni, den 8ten Tag des „folgenden **Maymonats** anſetzet. Die Herren von **Karls** „Partey willigen darein.

„Indeſſen daß dieſes alles vorgeht, nähert **Karl** „ſich der Stadt **Orleans**; eindlich kömmt er dahin, „empfängt zween Herren aus **Burgund** mit vieler Gnade,

„und reiſet wieder ab, um ſich nach **Nevers**, dem **Bernhard** Herzogen von **Septimanien** entgegen, zu verfügen. Dieſer, der die Sache in die Länge ziehen will, verſpricht in vierzehn Tagen zu ihm zu kommen, und ihm den „**Pipin** mit zu bringen. Folglich nimmt **Karl** den Weg „nach **Bourges**; bald aber erfährt er **Bernhards** Untreue, er greift ihn an, ſchlägt ihn, und zwingt ihn endlich ſeine Geſetze anzunehmen. Nachmals kömmt er nach „**Mans**, allwo die Hauptleute **Lambert** und **Erich** ſich „zu ihm begeben; hier empfängt er die Unterwerfungen des „**Nomenoe** Herzogs der **Bretagner**.

„Damals war es nicht lange mehr hin, bis zum 8ten „**May**, welcher zur Zuſammenkunft in **Attigni** angeſetzet „war. In der Abſicht nun, näher bey dieſem Schloſſe zu „ſeyn, rücket **Karl** wieder an die Ufer der **Seyne**, in Begleitung der **Aquitanier**, **Burgunder** und derer Franzoſen, die auf ſeiner Seite waren. Als er nahe an dieſen „Fluß kömmt, findet er, daß deſſen Waſſer ausgetreten iſt: „die Schiffe ſind zerſchlagen, die Brücken eingeriſſen, und „die Ufer werden von einer großen Menge Anhänger **Lothars** verfochten. In der Verwirrung, darinnen **Karl** ſich „befindet, berichtet man ihm, daß bey **Rouen** Schiffe lägen; von dieſen füllet er acht und zwanzig mit Soldaten „an, begiebt ſich nach den Klöſtern **St. Germain** und „**St. Denys**, und von da geht er gerade nach **Sens**. „Hier zieht er in der Nacht aus, durchkreuzet den Wald „von **Otte**, und machet ſich bereit, **Lothars** Kriegsheer zu überfallen, den ſeine Annäherung in die Flucht „jaget. Nach einem gehaltenen Raſttage, reiſet er am „Charfreytage nach **Troyes** ab: den folgenden Morgen „ſtoßen in ſeinem Zuge die Abgeordneten von **Aquitanien** „zu ihm, die ihm die Krone, den königlichen Schmuck, die „geweiheten Gefäße, und alles nöthige bringen, um das „Oſterfeſt zu feyern; welches er zu **Troyes** auch that: indeſſen daß **Lothar**, der in **währendem dieſem Zuge**

„**Karls**, **Ludwigen** den deutſchen bis über den **Rhein** „verfolget hatte, eben dieſes Oſterfeſt zu Aachen feyerte.

„Nach dem Feſte begiebt ſich **Karl** auf den anberaum„ten Landtag; er findet aber **Lotharn** nicht: welcher unter „allerley Vorwande ſeine Ankunft verſchiebt. Nachdem er „ihn nun vergeblich erwartet, wird er auf Angeben ſeiner „Räthe ſchlüſſig, ihm entgegen zu ziehen, und nimmt den „Weg über Chalons-ſur-Marne.

„Indeſſen geht **Ludwig** über den **Rhein** und kömmt „**Karln** zu Hülfe: welcher gar bald **Lotharn** im Geſichte „ſteht, und fruchtloſe Unterhandlungen mit ihm pflegt. „**Ludwig** kömmt an, ſtößt zu **Karln**, und beyde Brüder „unterreden ſich mit einander. Sie berathſchlagen ſich, wie „ſie **Lotharn** zu einem Vergleiche bringen mögen, welcher „endlich der Kirche und Monarchie den Frieden verſchaffe. „Der unerbittliche **Lothar** verwirft dieſe Vorſchläge, und „geht dem **Pipin** entgegen, der ihm eine Verſtärkung aus „Aquitanien mitbringt. **Ludwig** und **Karl** begeben „ſich ihrer ſeits auch auf den Weg, um demſelben Einhalt „zu thun.

„Endlich finden ſich beyde Heere in den Gegenden von „Auxerre ein, jedes drey Meilen von einander, da beyde „feindliche Läger durch einen Forſt und einen Moraſt getren„net waren. Den 21ſten des **Junius**, und die zween folgen„den Tage, giengen mit unnützem Hin- und Widerreden der „Prinzen verlohren; ungeachtet ſie von Seiten **Karls** und „**Ludwigs** ernſtlich gemeynet waren: die, da ſie ſahen, daß „**Lothar** auszog um ſich bey **Fontenai** zu lagern, ihren „Heerszug beſchleunigen und bey **Türi** Fuß faſſen.

„Als den 24ſten **Junius** **Lothar** durch die Vereinigung „mit ſeinem Neffen **Pipin** verſtärket worden war, zog er „die Larve ab, und ließ mit dem Tone eines Monarchen,

„ſeinen Brüdern melden, daß er, als Kaiſer, ihnen Geſetze vorzuſchreiben begehre. Da nun **Ludwig** und **Karl** alle Hoffnung zum Frieden verlohren hatten, ſo ließen ſie ihm antworten: **ſie würden morgen, den VII. Kalend. Iulii kommen, und Gottes Willen erwarten**; das heißt, ihren Streit durch eine Schlacht ausmachen. In der That kommen ſie den Morgen früh zu geſetzter Stunde, biethen **Lothars** Völkern den Streit an, und erhalten einen völligen Sieg.

„Der Tag nach dieſer groſſen Schlacht war ein **Sonntag**. Die zween ſiegenden Könige, als Herren der Wahlſtatt, nachdem ſie die Meſſe gehöret hatten, laſſen die Todten begraben, und beſorgen die Verwundeten.„

Indem **Nithart** ſeine Erzählung fortſetzet, ſo bringt er noch alle Folgen dieſer ganzen Sache bey; und erſt nach dreyen langen Artikeln hinterher, fängt er an vom 842ſten Jahre zu datiren.

In dieſem kurzen Auszuge nun, den wir hier von ſeiner Geſchichte gemachet haben, hat man bemerken müſſen:

1. Daß er nur **eines einzigen** Oſterfeſtes gedenket, welches ſeit dem Tode **Ludwigs des gütigen**, bis zum Tage der Schlacht verſtrichen iſt.

2. Daß er ſie auf den VII. Kalend. Iulii und den Abend vor einem Sonntage ſetzet; welches einer Rechnung zufolge, die wir oben gemachet haben, da wir das Zeugniß des **Prudentius** anführeten, nicht anders, als auf den 25ſten **Junius** 841 treffen kann.

3. Daß **Prudentius** und **Nithard** mit einander übereinſtimmen, und daß die Vorfälle, welche der zweyte ſo ganz ausführlich erzählet, gerade dieſelben ſind, davon der erſte nur einen kurzen Auszug machet.

Eben dieſe Weitläuftigkeit von **Nithards** Erzählung, und die erſtaunliche Menge derer Vorfälle die ſie enthält, ſind es, welche vieleicht den **Dücheſne** und ſeine Anhänger hintergangen haben mögen. Sie mögen wohl nicht geglaubet haben, daß es möglich ſey, in den kurzen Raum eines einzigen Jahres ſo viele Begebenheiten zu faſſen. Das machet, ſie haben nicht bemerket, daß die mehreſten dieſer Begebenheiten, anſtatt auf einander zu folgen, ſich zu gleicher Zeit eräuget haben; daß der Geſchichtſchreiber zu gleicher Zeit, die Thaten **Lothars**, **Ludwigs des deutſchen**, und **Karls des kahlen** erzählet; und daß, wenn man ſeine Erzählung zergliedert, man nichts darinnen finden wird, was ſich nicht in dem Laufe eines einzigen Jahres hätte eräugen können. Ja **Nithard** ſcheint ſeine Leſer ſelbſt wider die falſche Folgerung zu waffnen, die ſie aus der Länge ſeiner Erzählung ziehen möchten. Er wiederholet recht mit Fleiße ſo oft die Ausdrücke, **unterdeſſen**, **indem dieſes geſchah**; **zu gleicher Zeit**; interea, per idem tempus, eodem tempore, *&c.* Dieß iſt eine Warnung, die diejenigen Schriftſteller, welche der Herr **Abt Lebeuf** widerleget, nicht in Obacht genommen haben.

Ihr Verſehen kann auch noch aus einer andern Quelle flieſſen; vieleicht haben ſie aus einem Irrthume, der ihnen mit dem **Alberich** des trois Fontaines gemein ſeyn würde, geglaubet, daß die Jahre damals um Oſtern angefangen: deswegen werden ſie etwa die Zahl 842 an die Stelle geſetzet haben, wo **Nithard** vom Oſterfeſte redet, welches **Karl der kahle** zu **Troyes** gefeyret hat. Allein es iſt aus des **Prudentius**, **Eginhards**, **Hinkmars**, und vieler andern Zeitgenoſſen Jahrbüchern gewiß, daß das Jahr damals ſchon um Weihnachten angefangen.

Außerdem muß **Alberichs** Anſehen, welcher faſt 400 Jahre nach der Schlacht bey **Fontenai** gelebet hat, dem Anſehen zweener Schriftſteller nicht die **Wage** halten, deren

ren einer zur Zeit dieſer Schlacht den Titel eines **Annaliſten des Königreiches** führete; und der andere, als ein Verwandter **Karls des kahlen**, demſelben bey dieſem Feldzuge folgete. Könnte man ihn auch wohl nur dem Zeugniſſe des Jahrbuchſchreibers von **Fontenelle**, eines Zeitverwandten entgegen ſetzen?

Dieſen dreyen Gewährsmännern, deren Einigkeit ſo ausgemachet iſt, hätte der Herr **Abt Lebeuf** noch den **Annaliſten von Fulde** beyfügen können, den Verfaſſer der Wunderwerke der heil. **Rictrud**, Aebtiſſinn zu Marchienne, und verſchiedene andere: welche alle der Schlacht bey **Fontenai** den Zeitpunct des 25ſten **Junius** 841 geben.

Wir beſchlieſſen dieſen Artikel mit der Nachricht, daß der neuere Zeitrechner, deſſen Werk dem Herrn Abte Lebeuf zu gegenwärtiger Abhandlung Anlaß gegeben, ſich dieſelbe in ſeiner letzten Ausgabe zu Nutze gemachet hat, welche vier Jahre nach der Vorleſung dieſer Abhandlung zum Vorſcheine gekommen iſt.

VII.

Herrn Frerets

Abhandlung, von der Beſchaffenheit desjenigen Götzendienſtes, welchen man in Griechenland den Helden, und inſonderheit dem Aeskulap geleiſtet.

Die Meynung des **Ephemerus** von dem **Urſprunge der Abgötterey**, den er der Vergötterung zuſchrieb, iſt, ungeachtet ſie von den neuern **Mythologiſten** angenommen werden, dem ausdrücklichen Zeugniſſe der Geſchichte nicht minder zuwider, als den einfältigſten Begriffen der Metaphyſik. Es iſt eine von denen Lehrmeynungen, die im Anfange ſehr verblenden, in der That aber abgeſchmackt ſind, und deren verführeriſcher Schein keine ſcharfe Prüfung ausſteht. Die Vernunft ſelbſt ſetzet ſich wider ſie, ſowohl als die einſtimmigen Texte der beſten Scribenten. Dieß iſt ein merkwürdiger Punct, welchen wir mit aller gehörigen Ausführlichkeit unterſuchen wollten, wenn nicht Herr **Freret** ſolches bereits in ſeinem Werke wider **Newtons Chronologie** gethan hätte: ein wichtiges Werk, welches wir der gelehrten Welt mittheilen wollen, ſobald wir uns erſt unſerer Pflichten gegen die **Akademie** werden entlediget haben.

Ueberhaupt kann man verſichern, daß der Gottesdienſt gegen verſtorbene Perſonen, weitgefehlet daß er die Quelle des Heydenthums ſeyn ſollte, nicht einmal ein Aſt der Abgötterey der alleräłteſten Völker geweſen iſt; daß weder Aegypten, noch die morgenländiſchen Völker, wenigſtens in den erſten Jahrhunderten, ihn gekannt haben; endlich, daß die Religion der Griechen ſelbſt, bey welcher doch die Spuren dieſes Götzendienſtes ſo häufig anzutreffen ſind, in ihrem erſten Urſprunge ſehr weit davon entfernet geweſen, und ſich nur in nachfolgenden Zeiten, durch eine unmerkliche Verſtümmelung, und denjenigen Misbrauch damit beſudelt habe, welchen die Unwiſſenheit mit einem Gebrauche vernahm, der in der Natur gegründet iſt.

In den erſten Zeiten, wurden diejenigen Menſchen, welche Wohlthäter ihrer Nebenmenſchen, oder berühmte Krieger, Geſetzgeber, Stifter von Städten, Erfinder gewiſſer Künſte, bey ihrem Leben geweſen waren durch die allgemeine Hochachtung und Bewunderung, und nach ihrem Tode, durch diejenigen Ehrenbezeugungen belohnet, die man ihrem Andenken erwies. Man räumete ihren Gräbern vorzügliche Plätze ein; man zierete ſie mit einer andachtvollen Sorgfalt aus, man beſtreuete ſie mit Blumen und Opfergaben, man verſammlete ſich um dieſe ehrwürdigen Grabmäler her, um der Aſche derer die darinnen ruheten, eine jährliche Verehrung zu bezeugen.

Dieſe Gewohnheit brachte, da ſie aus der Art ſchlug, die Vergötterung zuwege; und da die Schmäucheley ſehr oft die Menſchen in Helden verwandelt hatte: ſo verwandelte der Aberglauben die Helden in Götter; in ohnmächtige Götter, die unſern menſchliche Schwachheiten unterworfen waren, von dem gemeinen Volke angebethet, aber von den Weiſen verworfen wurden. Götter, die in der That verachtungswerth waren, und deren Legenden, entweder kindiſch, oder ſchändlich, ein Abſcheu tugendhafter Leute, und ein Schandfleck der Vernunft, die Schule und das Gaukelſpiel der Frechheit waren.

Ephemerus hatte ſich wohl zum Genealogiſten ſolcher Gottheiten aufwerfen können; er würde auch nichts als Lob verdienet haben, wenn er, in der Abſicht die Begriffe und Sitten ſeiner Zeitgenoſſen zu verbeſſern, der Religion wieder zu ihrer urſprünglichen Einfalt hätte verhelfen wollen, und diejenigen Geſpenſter wieder in ihre Gräber gejaget hätte, welche die Altäre und diejenigen Namen, die urſprünglich dem höchſten Weſen und ſeinen beſondern Eigenſchaften gewidmet geweſen, gewaltſamer Weiſe an ſich geriſſen hatten. Hätte er ſich bey ſeinen Unterſuchungen dieſen Endzweck vorgeſetzet gehabt: ſo würde er nicht boshafter Weiſe, wie er gethan hat, den uralten Gottesdienſt mit denen fremden Irrthümern vermenget haben, die denſelben verunſtalteten, er würde die Zeiten unterſchieden, und die Beweiſe, die er vor Augen hatte, von dem weſentlichen Unterſchiede eingeſammlet haben, welchen die alten Griechen unter den Ehrenbezeugungen macheten, die man den Helden abſtattete, und unter denen, die man den Göttern ſchuldig zu ſeyn glaubete.

Dieſe Beweiſe waren damals ſehr zahlreich, und ungeachtet des Unterſchiedes der Zeit, bleiben noch Spuren genug davon in den Schriften des Alterthums vorhanden, um uns einen richtigen Begriff davon zu machen. Wir ſehen ganz klärlich, aus einigen Stellen im Homer, Herodot, Pauſanias, und aus denen offenbaren Folgerungen, die man aus andern Schriftſtellern ziehen kann: daß der heroiſche Gottesdienſt anfänglich nur in Leichenopfern beſtanden, die man den hölliſchen Göttern*, mit einer bloßen Erwähnung der Helden gebracht.

Man verſammlete ſich, wie bereits erwähnet worden, um ihre Gräber herum, und goß in eine ziemliche tiefe Grube, Milch, Honig, Wein und das Blut der Opferthiere; von welchen man glaubete, daß die Schatten ſich gern damit nähreten. Wir haben Beyſpiele ſolcher Trankopfer in

denen.

---

a) Aeneid. Lib. III. & V.

b) Odyſſ. Lib XI.

c) Dieſer Schatten des Tireſias welchen Ulyſſes hervor rief, iſt der Gegenſtand einer Zeichnung des Hrn. Bouchardon, in welcher man ſowohl die Richtigkeit der Figuren, als die Schönheit der Anordnung, die Kenntniß des Alterthumes, und die Stärke des Ausdruckes bewundert. Dieß iſt ein wahres poetiſches Stück, in welchem ſich Homers Feuer, Leben und Geiſt ausbreitet.

denenjenigen Opfern, welche Aeneas auf den Gräbern des **Polydorus** und Anchiſes vergoſſen a). **Virgil** iſt in dieſem Stücke Homers Abſchreiber, der in der **Odyſſee** b), dasjenige Opfer beſchreibt, welches **Ulyſſes** dem Weiſſager **Tireſias** brachte c).

Man brauchet nichts mehr, als dieſe Stelle in dem griechiſchen Dichter zu leſen, um überzeuget zu werden, daß die alte Theurgie die Götter von den Helden ausdrücklich unterſchieden. Die Seele dieſer letztern genoß, wenn ſie in den Himmel aufgenommen war, nach dieſem Lehrgebäude, des Umganges der Götter, und nahm Theil an ihren Vergnügungen; allein ſie nahm keinen Theil an ihrer Macht: indeſſen wohnete dennoch ihr Schatten mit den übrigen Verſtorbenen in der Hölle.

Indem nun **Ulyſſes** den Schatten des **Tireſias** anruft, ſo kommen noch viele andere mit herzugedrungen; unter welchen ſich auch der Schatten des **Herkules** befindet: und der Dichter merket mit allem Fleiße an, daß es nur ſein **Bild** geweſen; daß er ſelbſt aber in den Himmel verſetzet wäre, und bey den Unſterblichen lebete.

Die alten Griechen unterſchieden alſo drey Theile an dem Menſchen; erſtlich den materialiſchen und irrdiſchen Leib, welcher ſich durch die Auflöſung der Theile in Aſche verwandelte; zweytens den Geiſt, der wieder zum Himmel kehrete; und endlich einen feinen und flüchtigen Leib, der faſt unmaterialiſch wäre, und nur für einen Schatten und ein **Bild** des groben Körpers gehalten ward. Dieſe Meynung hat einiges Verhältniß mit **Epikurs** Lehrgebäude d).

---

[d] Nunc agere incipiam, tibi quod vehementer ad has res
Attinet, eſſe ea quæ rerum ſimulacra vocamus,
Quæ quaſi membranæ ſummo de corpore rerum
Dereptæ volitant ultro citroque per auras.

Lucret. de rer. Natur. lib. IV. v. 33.

In dem erſten Buche dieſes Gedichtes lieſt man folgende Verſe, die eben dieſe Lehre enthalten:

Sie iſt allerdings ſeltſam, allein ſie iſt doch von derjenigen ſehr unterſchieden, die man voraus ſetzen müßte, wenn des **Ephemerus** Lehrmeynung richtig wäre.

Es erhellet insbeſondere aus dieſer Stelle der **Odyſſee**, daß **Herkules** erſt in ſpätern Jahrhunderten unter die Zahl der Götter aufgenommen worden; und dieſes ſtimmet auch mit des **Pauſanias** Zeugniſſe überein [e]). Dieſer Schriftſteller lehret uns, daß die **Marathonier** ſich berühmet, ſie wären die erſten die ihm göttliche Ehre erwieſen hätten, und daß man noch zu ſeiner Zeit in **Sicyon** einen Altar geſehen [f]), auf welchem er als Gott und Held zugleich verehret worden. **Herodot** [g]) nennet ihn einen neuern Gott der Griechen, ſowohl als den **Bacchus** und **Pan**.

Eben das kann man von dem Gotte der Arzneykunſt **Aeskulap** ſagen, welchen viele Neuern als eine alte, aus **Aegypten** entſpringende Gottheit angeſehen haben. Herr **d'Egly** hatte dieſe Meynung ebenfalls in einer Abhandlung angenommen, die er uns 1747 vorgeleſen; die er aber nicht in unſer Schriften Verzeichniß hat wollen einrücken laſſen, nachdem er die Antwort gehöret hatte, welche Herr **Freret** einige Tage darauf ertheilete. Dieſer letzte bewies, daß **Aeskulap** ein griechiſcher Held, und den **Aegyptern** unbekannt geweſen. Hier iſt in wenig Worten alles, was er durch ſeine Unterſuchungen herausgebracht hat, bey deren Gelegenheit wir geglaubet haben, vorſtehende allgemeine und vorläufige Betrachtungen voran ſetzen zu können.

Der Götzendienſt **Aeskulaps** war in Griechenland nicht alt. **Apollodor** ſetzet in dem Auszuge ſeiner Chronik, welchen

Etſi præterea tamen eſſe Acheruſia templa,
Ennius æternis exponit verſibus, edens,
Quo neque permanent *animæ*, neque *corpora* noſtra;
Sed quædam *ſimulacra* modis pallentia miris.
Ibid. L. I. v. 122.

chen **Clemens von Alexandrien** anführet, den Zeitpunct deſſelben in das 53ſte Jahr vor der Belagerung von **Troja** und mit der Vergötterung des **Herkules** in eine Zeit h). Die Sage, welche den **Aeſkulap** zu einem Sohne der **Koronis**, einer Tochter des **Phlegyas**, machete, und das Anſehen **Homers**, der den **Machaon** zu einem Sohne **Aeſkulaps** machet, beweiſen, daß er in demjenigen Menſchenalter gelebet, welches vor der Belagerung von **Troja** hergegangen iſt.

Homer i) redet von **Aeſkulap** nicht anders, als von einem bloſſen Sterblichen, den er einen Arzt **ſonder Vorwurf** nennet. Im **Heſiodus** ſteht ſein Namen gar nicht, welcher gewiß ſeinen Urſprung in der **Theogonie** angemerket haben würde, wenn ſein Götzendienſt ſchon zu ſeiner Zeit in Griechenland verbreitet geweſen wäre.

Die Sage, welcher **Pindar** gefolget iſt k) läßt den **Aeſkulap** von **Jupiters** Donner erſchlagen. Dieſer Dichter nennet ihn auch nur bloß einen Helden, folglich ſah er ihn für keinen Gott an. Wir wollen ferner bemerken, daß er ihn zu **Chirons** des Centaurs Schüler machet l), und zu einem Zeitgenoſſen des **Peleus, Achills** Vater; endlich daß er ihm einen **ſchändlichen Geiz** vorrücket m). Würde er wohl von einem Gotte ſo geredet haben, der zu ſeiner Zeit, und in ſeinem Lande dafür wäre erkannt worden?

Epidaurus ward der Mittelpunct des **äſkulapiſchen** Götzendienſtes n): allein der älteſte Tempel, welcher ihm zu Ehren erbauet war, befand ſich in **Titane**, einer kleinen Stadt in der Nachbarſchaft von **Sicyon** gelegen. Vielleicht war es anfänglich ein bloſſes Grabmaal: weil man ſagete, es wäre vom **Alexanor**, einem Sohne **Machaons** und

---

e) *Pauſan.* I. 15. 22.

f) L. II c. 10.

g) *Herodot.* Lib. II. cap. 145.

h) Stromat. Lib. V. pag. 322.

i) Iliad. IV. v. 193.

k) Pythior. III. 95. v. 13.

l) Nemeor. III. 94.

m) Pyth. III. 96.

n) *Pauſan.* II. 136.

und Enkel **Aeskulaps** gegründet worden. Nach der Zeit ward es anſehnlich, ſo viel man aus des **Pauſanias** Beſchreibung davon ſchließen kann.

Dieſer Gottesdienſt, welcher lange Zeit in dem Gebiethe von Titane und **Epidaurus** eingeſchloſſen blieb, gieng aus **Epidaurus** in den übrigen Theil von Griechenland über. Daher kömmt der Namen Epidauria, welchen die Griechen o) allen denen Feſten gaben, die ſie dieſem Gotte zu Ehren feyerten: der gar bald einen Tempel in ihrer Stadt bekam, allwo es den Göttern nicht ſo ſchwer ward, das Bürgerrecht zu erhalten, als den Menſchen p). **Pauſanias** lehret uns, daß dieſer Tempel zwiſchen dem Theater und der Citadelle gelegen; er ſaget aber nichts, was den Zeitpunct ſeiner Grundlegung feſt ſtellen könnte.

Eben von **Epidaurien** q) aus gieng **Aeskulaps** Götzendienſt r) auch nach **Cyrene** über, und von hier in die Inſel **Kreta**. Die Einwohner von **Pergamus** s) erhielten denſelben von einem gewiſſen Archias, deſſen Zeit nicht bekannt iſt, und überlieferten ihn an die **Smyrner**. Im 290ſten Jahre endlich vor der chriſtlichen Zeitrechnung t), ward dieſer Gott auch von den **Römern** gerufen, und mit Pracht in ihrer Hauptſtadt angenommen.

Diejenigen Gelehrten, welche glauben, **Aeskulap** ſey urſprünglich aus **Aegypten**, gründen ſich zum Theile auf das

---

o) Id. Lib. II. 171. 172.

p) Id. Lib. I. p. 49.

q) Id. Lib. III.

r) Die Grundlegung von **Cyrene** iſt nicht älter, als die 32ſte Olympiaed, und das 650ſte Jahr vor Chriſti Geburt. **Pauſanias** ſaget, die **Cyrenäer** hätten dem Aeſculap Ziegen geſchlachtet, und dieſen Gebrauch, der zu **Epidaurus** unbekannt geweſen, aus **Aegypten** entlehnet. Allein **Herodot** ſaget im II. B. 145 Cap. daß die Aegypter dergleichen Thiere nicht geſchlachtet hätten: und außerdem war auch kein Umgang unter den Aegyptern und Cyrenern. Pauſanias hatte falſche Begriffe von Aeſculaps Dienſte, dem er ein gar zu großes Alterthum beylegte. Zum Beweiſe, daß dieſer Held ſchon bey ſehr früher Zeit die göttlichen Ehrenbezeugungen erhaldas Anſehen des **Plinius** u), der ihn zu **Memphis** gebohren werden läßt, und ihn unter die erſten Menſchen rechnet, die der Aberglauben des gemeinen Volks in die Zahl der Götter verſetzet hätte. Dieß thut er auf das Zeugniß **Ammian Marcellins** x), der ihm in eben dieſer Stadt **Memphis** einen berühmten Tempel giebt; und endlich einer Stelle im **Pauſanias**, der von einem Tempel redet y), welcher zu Ehren **Aeskulaps**, der **Hygiea** und **Apollons**, mit dem Zunamen **die Aegyptier**, erbauet werden. Allein des **Plinius** Meynung iſt als falſch bewieſen worden, indem ſie dem Lehrgebäu der ägyptiſchen Religion ſchnurſtracks zuwider läuft. Der Tempel zu **Memphis** beweiſt nichts; indem er neu, jünger als die **Ptolomäer**, und von den Griechen erbauet war, die ſich damals unter die Landeseinwohner vermenget hatten. Derjenige, von welchem **Pauſanias** redet, muß eben ſo wenig angeführet werden; denn er war von einem ſeiner Zeitgenoſſen erbauet worden.

Die **Theogonie** der Aegyptier ließ keine Götter zu, die nicht ihrer Natur nach Götter waren. Die Vergötterung wäre in ihrem Lehrgebäu eine ungereimte Ruchloſigkeit geweſen: und man weis ja, daß ſie ſie den Griechen vorgerücket haben. **Herodot** und **Diodor** gedenken des ägyptiſchen **Aeskulaps** gar nicht. **Cicero** z) unterſcheidet

drey

---

erhalten, gebrauchet er unter andern einen Vers aus dem Homer, aus welchem wir ganz das Gegentheil geſchloſſen haben. Es iſt derſelbe, in welchem dieſer Dichter ihn einen Arzt ohne Vorwurf ἀμύμονα nennet. Man kann aus dieſer Probe von ſeinen übrigen Beweiſen ſchließen.

s) Die Einführung des äskulapiſchen Götzendienſtes in Aſien muß ſpäter ſeyn, als die Stiftung des Königreichs Pergamus. Vor dieſer Zeit war Pergamus ein bloßes Schloß, auf der Spitze eines faſt unerſteiglichen Felſens gebauet. Man ſehe den Strabo Lib. XIII. p. 623.

t) *Liv.* Epit. Tom. XI.

u) *Plin.* VII. 56.

x) *Ammian. Marcell.* L. XXII.

y) *Pauſan.* II. 174.

z) De nat. deor. Lib. III.

drey Perſonen dieſes Namens; allein er ſaget, daß ſie alle drey in Griechenland gelebet haben und geſtorben ſind.

Der **Iſis** und ihrem Sohne **Horus**, ſchrieben die **Aegypter** die Erfindung der Arzneykunſt zu; allein **Iſis** und ihr Sohn **Horus**, ſind zwey ganz allegoriſche Weſen. **Manethon** giebt in ſeinen Auszügen, den Namen Aeſculap einem gewiſſen Könige von **Memphis**[aa]), Namens **Toſorthos**, oder **Seſorthos**, in den Auszügen des **Julius Africanus** und **Euſebius**. Allein **Manethon** ſchrieb ſchon unter den **Ptolomäern**, und da derjenige Prinz von welchem er redet, dafür gehalten ward, daß er in der Arzneykunſt ſehr erfahren wäre: ſo mag er ihn vielleicht mit dem Zunamen **Aeskulap** bezeichnet haben; er mag wohl geſaget haben, es wäre der **Aeskulap** der **Aegyptier**: allein, wir wollen auch bemerken, daß er gar keines Gottesdienſtes von ihm gedenkt.

In dem Auszuge vom **Sanchoniathon**[bb]) findet man einen Aeskulap, einen Sohn des **Sydek**, oder **Sadic**, und Bruder der ſieben **Cabiren**. Allein dieſes Fragment lehret uns zugleich, daß die **Phönicier** ihm den Namen **Eſmouni**, das heißt, **des achten** gegeben; weil er das achte Kind des **Sadic** war. Wir ſehen nicht, daß die **Phönicier** ihm einen Gottesdienſt erwieſen haben; und diejenigen, welche von dem Dienſte des Aeskulaps der **Cabiren** reden, welcher in der Inſel **Samothracien** eingeführet war, zählen den **Aeskulap** nicht unter dieſe **phöniciſchen** Gottheiten.

Servius[cc]) giebt vor, **Aeskulap** wäre in den griechiſchen Planiſphären unter dem Bilde des Schlangenmannes abgebildet worden; er iſt aber auch der einzige, der ſolches geſaget hat: und wann wir ihm glauben, ſo iſt dieß ein neuer Beweis, daß **Aeskulaps** Götzendienſt urſprünglich nicht aus Aegypten kam. Die **Aegypter** hatten auf ihren

---

[aa]) *Syncell.* p. 54. 55. 77. 84.

[bb]) Præpar. Evang. p. 39.

Himmelskugeln gar kein Geſtirn, darinnen man das Bild einer Schlange ſah. **Achilles Tatius** verſichert uns dieſes in ſeiner Einleitung zu den **Phänomenis** des **Aratus**.

Herr Freret geſteht, daß ſie, um die verſchiedenen Eigenſchaften des höchſten Weſens anzuzeigen, in ihren Hieroglyphen verſchiedene Vorſtellungen von Schlangen gebrauchet, die in ihrem Lande bekannt geweſen: allein er glaubet nicht, daß eben aus dieſem Gebrauche, die Griechen die Gewohnheit hergenommen, dem **Aeskulap** der **Minerva**, und einigen andern Gottheiten eine Schlange zuzutheilen. Die mehreſten abergläubiſchen Gewohnheiten haben ihren Urſprung einem ungefähren Zufalle zu danken, den wir uns nicht einbilden können. Der Aberglauben grübelt nicht: „Es iſt gewiß, ſetzet Herr Freret hinzu, daß die Alten einigen Schlangen eine Art von Gottesdienſt erwieſen; allein „von allen Meynungen welche die Neuern von dieſer ſeltſamen Art annehmen, iſt die unwahrſcheinlichſte diejenige, „welche den Urſprung deſſelben auf die eherne Schlange „hinauf führen, welche **Moſes** in der Wüſten aufrichtete, „oder auf diejenige, davon in den erſten Capiteln des erſten „Buchs **Moſis** die Rede iſt. Eine ziemliche große Anzahl Kunſtrichter haben beyde Begriffe angenommen; „man kann aber auch mit gutem Grunde auf ſie anwenden, was ein gewiſſer Alter von den griechiſchen Weltweiſen geſaget hat: nihil tam abſurdum, quod non ab „aliquo philoſophorum dictum fuerit.„

Da **Aeskulap** in Griechenland gebohren iſt: ſo muß man auch die Wortableitung ſeines Namens in der Sprache dieſes Landes ſuchen. **Apis**, **Cekrops**, **Jnachus**, **Kadmus**, **Phoronäus**, **Danaus** und die andern Helden, welche ägyptiſche oder phöniciſche Namen führen, hatten diejenigen Namen nach Griechenland gebracht, unter welchen ſie in ihrem Vaterlande bekannt waren.

---

ee) Serv. in Aeneid. L. II. v. 162.

Herr Freret muthmaßet, daß der Namen **Aeskulap**, oder **Asklepius**, ein Beywort geweſen, was ſich zu ſeiner Handthierung geſchicket hat; folglich leitet er ihn von der Wurzel her, von welcher das Wort ἀσκηθὴς gebildet worden iſt: welches vom Homer oftmals in dem Sinne von ſanus, illæſus gebrauchet wird: folglich würde denn in der alten griechiſchen Sprache, **Asklepius** denjenigen angedeutet haben, der die Geſundheit giebt oder erhält. *

---

* Wie aber? Wenn Aeskulap kein Griech von Geburt geweſen wäre? Würde er dann wohl einen griechiſchen Namen geführet haben? Zwar ein Aegyptier iſt er nicht geweſen, wie Cecrops, Kadmus, Danaus u. a. m. Aber ein Phönicier kann er wohl geweſen ſeyn, da ihn die Alten zum Achten der Cabiren machen. Ich will davon eine Stelle aus dem **Damaſcius**, beym **Photius** anführen: "Ὁ ἐν Βηρυτῷ Ἀσκληπιὸς ΟΥΚ ἘΣΤΙΝ ἝΛΛΗΝ, οὐδὲ Αἰγύπτιος, ἀλλά τις ἐπιχώριος ΦΟΙΝΙΞ. Σαδύκῳ γὰρ ἐγένοντο παῖδες, οὓς Διοσκούρους ἑρμηνεύουσι καὶ Καβείρους. Ὄγδοος δὲ ἐγένετο ἐπὶ τούτοις ὁ Ἔσμουνος, ὃν Ἀσκληπιὸν ἑρμηνεύουσιν. d. i. Der Aeskulap zu Berytus iſt kein Griech, auch kein Aegyptier, ſondern ein ausländiſcher Phönicier. Denn Sadyk bekam Söhne, die man Dioskuren, auch Cabiren nennte. Der achte von dieſen war Esmunes, den man Asklepius nennet.„ Nunmehr aber iſt der Namen Sadyk, den man dem Jupiter beylegt. unſtreitig phöniciſch, oder **Zadok**, der Gerechte. Folglich wird auch des Sohns Namen wohl phöniciſch geweſen ſeyn. Viele hebräiſch gelehrte Männer haben ihn von עז eine Ziege, und כלב Keleb, ein Hund, hergeleitet: weil Aeskulap ſich bey ſeiner Heilkunſt, innerlich der Ziegenmilch, äußerl. des Leckens der Hunde bedienet haben ſoll. Da aber die älteſte Arzneykunſt ſich mehr auf Wunden und Geſchwüre erſtrecket hat, ſo könnte auch die erſte Sylbe von אסור Vinculum, Ligamen, oder אסר dem Verbinden, hergeleitet werden; deſſen er, als ein kluger Wundarzt, ſich geſchickt zu bedienen gewußt. G.

* * *

VIII.

Des Hrn. Leveſque de la Ravaliere Erklärung einiger halberhobener Schnitzarbeiten in Elfenbein.

Als Herr **von Boze** fünf Stücke von halberhobener Schnitzarbeit in Elfenbein überkommen hatte, die ehemals zuſammengeſetzet, ein kleines Käſtchen fünf Zolle hoch, und eilf Zolle lang ausgemachet hatten, brachte er dieſelben in eine Verſammlung unſerer **Akademie**. Die Menge der Umſtände die darauf zu ſehen ſind, zog lange Zeit aller Augen auf ſich. Man bemerkete eine Art von Verhältniß in denen Gegenſtänden die ſie vorſtellen; und ward überhaupt einig: daß zween hauptſächliche Vorfälle, die ſich auf die Ritterſchaft und das Turnieren beziehen, darauf zu ſehen wären. Das erſte iſt ein Gefecht, und das andere iſt eine Jagd.

Eine genauere Unterſuchung, die der Herr **Leveſque de la Ravaliere** gleich auf der Stelle von dieſen Sachen anſtellete, als er ſie vor Augen hatte, entdeckete ihm noch etwas mehreres darinnen: und ſo unerforſchlich auch gleich anfangs dieſe Arten von Geheimniſſen zu ſeyn ſchienen: ſo ermunterte ihn dennoch dieſe erſte Entdeckung, dieſelben ferner zu unterſuchen, und der **Akademie** Rechenſchaft davon zu geben. Sein Anerbiethen, welches einhällig angenommen ward, brachte *) folgende Erklärung zuwege, welcher wir die Zeichnungen der halberhobenen Schnitzwerke beyfügen, um die Abhandlung deſto verſtändlicher zu machen, davon wir hier einen Auszug mittheilen wollen.

---

*) Im Jänner 1745.

Als man dieſe verſchiedenen Stücke mit einander verglich, ſo fand Herr Leveſque gleich anfangs, daß ſie in einer gewiſſen Ordnung auf einander folgen, die er ohne Mühe errathen konnte. Die Aufmerkſamkeit, womit er ſie betrachtete, führete ihn auf den Einfall: daß alles mit einander einen Ritterroman vorſtellete, nach dem Geſchmacke ſolcher Bücher, die ehemals unter uns Mode waren; und die der Künſtler ſonder Zweifel nach irgend einem Romane ſeiner Zeit geſchnitten hat.

Wenn dergleichen Werke, die wir als Denkmäler der Sitten unſerer Vorväter anſehen müſſen, mannigfaltiger wären, als ſie ſind; wenn wenigſtens die bekannteſten davon uns beſondere Begebenheiten darſtellten, deren Verbindung eine Fabel darböthe, die einem jeden unter ihnen eigen wäre: ſo könnte man mit einiger Hoffnung eines glücklichen Erfolges ſich vornehmen zu beſtimmen: zu welchem von dieſen Liebesgeſchichten der Inhalt unſerer halberhobenen Schnitzarbeiten gehöret. Allein alle Erdichtungen unſerer Vorfahren ſehen einander gleich; es ſind Gewebe von einerley Begebenheiten, deren Wunderwürdiges ſo zu reden gleichartig iſt; und nur durch die Anordnung, die ſelbſt noch ziemlich einförmig iſt, von einander unterſchieden ſind. Die monotoniſche Einbildungskraft ſolcher Schriftſteller, die faſt ſo eingeſchränket war als ihre Kenntniſſe, wagete ſich nicht aus den Gränzen eines ziemlich engen Feldes heraus, allwo ſie beſtändig einerley Gegenſtände antraf, ohne daß ſie die Kunſt beſaß, die Verbindungen zu vervielfältigen. Es iſt daher überaus ſchwer, damit man nicht ſage unmöglich, daß man einem von dieſen Romanen vielmehr, als dem andern, die Ebentheuer zueigne, die der Künſtler hat vorſtellen wollen.

Einige Capitel **Lancelots du Lac** [b]) biethen zwar einige faſt ähnliche Vorfälle dar. Allein in welchem Romane ſieht man nicht Ritter, Prinzeſſinnen und Zauberer? Und da dergleichen Schriften in großer Menge und von einer ermüdenden Länge ſind: ſo würde man ſich eine Arbeit aufbürden, die noch fruchtloſer als langweilig ſeyn würde; wenn man ſie leſen, und in der Abſicht mit einander zuſammen halten wollte, die Quelle zu entdecken, woraus der Künſtler geſchöpfet hat. Eine dergleichen Entdeckung würde faſt ſo vielen Muth erfodern, als die alten Ritter haben mußten. Allein ſie iſt der Mühe nicht werth; und wir müſſen bey unſern Unterſuchungen niemals den Ausſpruch aus den Augen ſetzen, welchen die Vernunſt über ſchwierige Kleinigkeiten gefället hat: Stultum eſt difficiles habere nugas. Und wer weis denn außerdem, ob der Künſtler nicht bloß aus ſeiner Einbildungskraft gearbeitet hat? Warum ſollten die Künſtler nicht eben ſo gut Dichter ſeyn können, als die Schriftſteller?

---

[b]) *Lancelot du Lac* edit. Goth. T. II. fol. 4. et 31.

Zufolge dieſer Betrachtungen, bleibt Herr **Leveſque**, ohne zu entſcheiden, ob die Schnitzwerke die er hier unterſuchet, Originale, oder Nachbildungen ſind, bloß dabey ſtehen, daß er ſie als ein Kunſtrichter betrachtet, welcher in denen Umſtänden die ſie verſtellen, die Erläuterungen über die Gebräuche und der Denkungsart desjenigen Jahrhunderts ſuchet, worauf ſie ſich beziehen ſollen. Seine Abhandlung läßt ſich in zween Theile eintheilen. In dem erſten erkläret er die in dieſen Schnitzwerken ausgedrückten Gegenſtände; in dem andern ſuchet er die Zeit zu beſtimmen, in welcher ſie verſertiget worden.

Erſter Theil.

Gleich anfangs wollen wir, mit ihm, bemerken, daß das Werk nach einem methodiſchen Entwurfe verfertiget iſt; und daß die Begebenheiten darinnen auf einander folgen. Wenn man dieſe fünf Stücke Elfenbein an einander füget, ſo ſind ſie ein Roman für die Augen verfertiget, deren jedes

des insbeſondere eine Handlung vorſtellet. Wir wollen ſie umſtändlicher betrachten.

Die erſte halberhobene Schnitzarbeit c) beſtehet aus zwey kleinen Stücken Elfenbein, die die linke Seite des Käſtchens eingefaſſet haben; und dieß iſt diejenige Handlung oder der Actus, der die Vorbereitung des Stückes in ſich enthält.

Man ſieht darauf einen halbentwaffneten Ritter, der einen Helm mit offenem Viſier auf dem Haupte hat; in der Rechten ſein Schwert und in der Linken ſeinen Schild hält, auf welchen der Fuß irgend eines Thieres erhaben geſchnitzet iſt. Dieſer Ritter ſcheint auf einer Art von Ruhebette, ſo auf Rädern ſteht, dem Schloßthore gegen über zu liegen, auf welchem eine Königinn, mit ihren Frauenzimmer ſteht. Mitten aus einem Nebel fahren Schwerter und Lanzen herunter, die, indem er ſchläft, auf ihn zuſchießen. Das Bett ſteht unter einem Baume, deſſen Aeſte umgeworfene Vögel tragen: zu Füßen des Bettes aber ſtehen zween Löwen und ein Pferd.

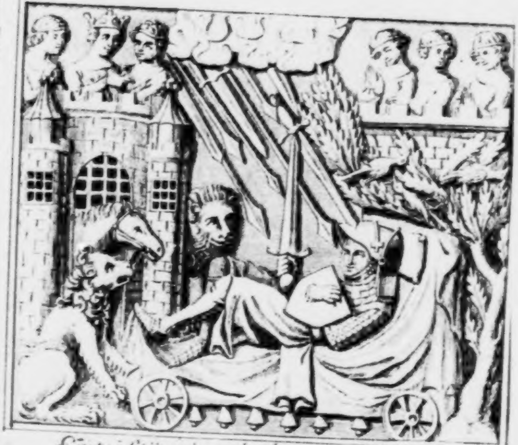
Der Herr **Levesque** ſieht dieſes Bild für die Vorſtellung eines Traumes des Ritters an. Dieſer Romanenheld, der eben ſo verliebt als tapfer iſt, wie ſie denn ſolches alle ſind, iſt von den Reizungen der Tochter der Königinn, welcher dieſes Schloß gehöret, eingenommen, und ſieht im Traume einen Theil derer Ebentheuer, die er für ſie ausführen ſoll. Die Löwen ſind ein Sinnbild der Tapferkeit; das Pferd iſt ein Geſchenk von der Königinn, und das beſte ihrer Prunkpferde. Sie zeiget mit der Hand den Ritter ihren beyden Begleiterinnen; die drey andern aber, die auf dem entgegengeſetzten Thurme ſtehen, haben den Kopf mit ſolchen Binden umgeben wie die Prinzeßinnen zu tragen pflegen. Der Sturm, welcher ſich über dem ent-

ſchlaf-

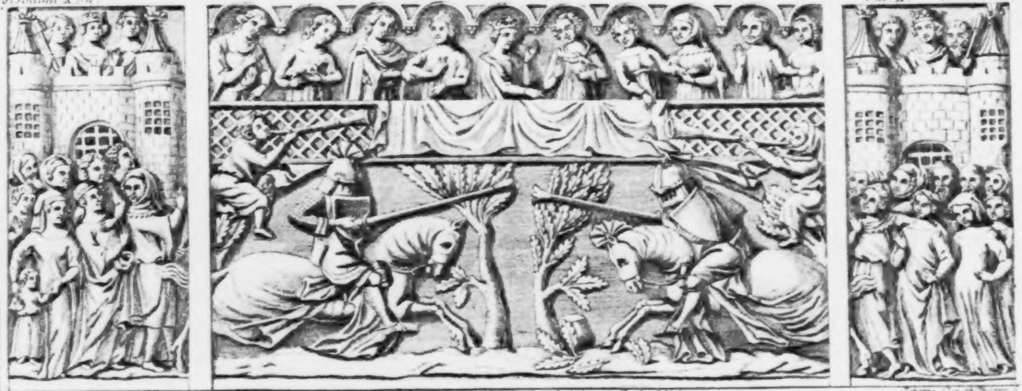
---

c) Man ſehe die I. Kupfertafel.

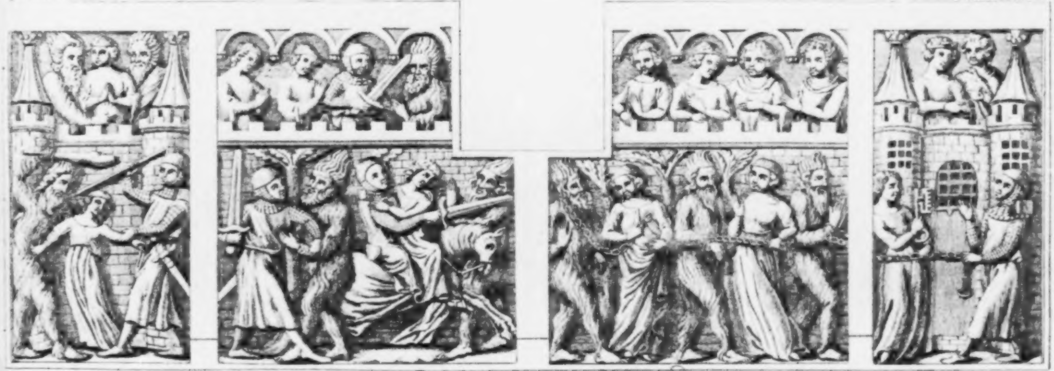
d) Man ſehe die II. Kupfertafel.



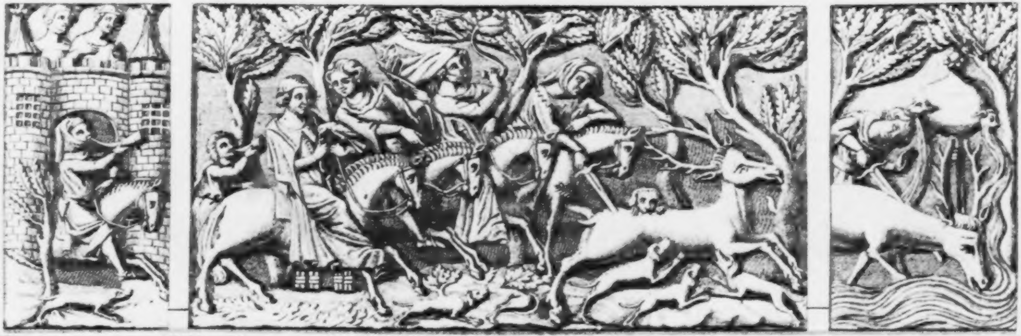
Erſtes Stück in erhobener Arbeit.



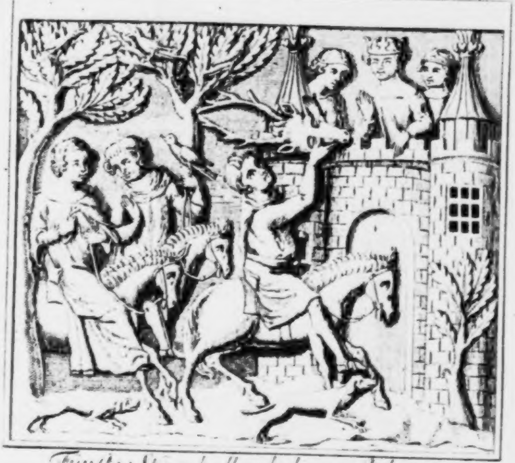
Zweytes Stuck in halb erhobener Arbeit.



Drittes erhabenes Schnitzbild.



Vierte halb erhabene Schnitz Figur.



Fünſtes Stück halb erhobener Arbeit.

ſchlafenen Ritter erreget, ſcheint ſie äußerſt zu beunruhigen. Sie nehmen Theil an ſeinem Schickſale, und thun Gelübde für das Glück ſeiner Unternehmungen, deren glücklicher Ausgang von einer Vogeljagd begleitet werden ſoll, die durch die auf den Zweigen des Baumes todt hingeſtreckten Vögel vorgeſtellet wird.

Ein Traum in Romanen kündiget allezeit irgend eine Wahrheit an. Das zweyte Stück d), welches der Deckel vom Kiſtchen geweſen, ſtellet einen wirklichen Zweykampf unter zween Rittern vor; und zwar in Gegenwart eines Königes, den ſeine Hofleute begleiten, unter andern der Oberjägermeiſter und Großfalkenier. Die beyden Streiter ſpornen mit eingelegten Lanzen ihre Pferde auf einander an. Zwo Nationen, die beyde an dem Ausgange Theil nehmen, dringen häufig zu ihren Städten heraus, deren Thore an den beyden äußerſten Enden ſind. Unter denen zur Rechten ſieht man Männer von gräßlicher Geſtalt, die Wilden, oder böſen Zauberern ähnlich ſehen.

Man ſieht auf dieſem Stücke nur den Anfang des Zweykampfes, und nicht einmal das hitzigſte Gefecht. Die Ritter greifen ſich nur erſt mit der Spaß-Lanze an, welche von der feindlichen Lanze eben ſo ſehr unterſchieden iſt, als das Rappier von dem Degen e).

Allein das nächſte Stück f) biethet förmliche Gefechte dar. Die That, welche es vorſtellet, iſt gedoppelt. Es ſind zween Auftritte, deren einer längſt auf dem Walle einer Stadt, und der andere unten an der Stadtmauer vorgeht.

An einem der äußerſten Enden, zeiget ſich oben auf einem Thurme eine Prinzeſſinn, zwiſchen zween wilden Männern, die mit einer Bärenhaut bedecket ſind; deren Haare

---

e) *Du Cange* über den *Joinville* Diſſert. 6.

f) Man ſehe die III. Kupfertafel.

einer Art von Mähnen gleichen, und deren gräßliches Geſicht Ruchloſigkeit und Bosheit anzeiget. In dem nächſten Felde entreißt der Ritter die Prinzeßinn den Händen ihres Räubers. Weiter davon ſieht man ſie mit einigen Perſonen von ihren Unglücksfällen und ihrer Befreyung reden. Der Wall endiget ſich mit einem andern Thurme, auf deſſen Zinne eine Königinn mit einem Falkenier ſteht.

Nun wollen wir auch ſehen, was unten auf der Erde vorgeht. Gleich anfangs ſehen wir daſelbſt einen Streit zwiſchen dem Zauberer und dem Ritter, der ſeinen Gegner mit der Lanze durchſtößt. Da er ihn beſieget hat, führet er die Prinzeßinn davon, die er auf ſein Pferd nimmt, ſie wider die Anfälle verſchiedener Miſſethäter vertheidiget; und dabey endiget, daß er ſie, in Ketten geſchloſſen, den Händen ſeiner Gebietherinn überliefert, die ſie in ein Gefängniß ſchließt, dazu ſie den Schlüſſel in Händen hat.

So iſt das Ende der Ebentheuer des kühnen und tapfern Ritters. Den Leſern iſt es vergönnet zu ſchließen, daß ſeine Heurath mit der Prinzeßinn, der Lohn aller für ſie ausgeſtandenen Gefahren geweſen ſeyn werde. Auf dieſe Arbeiten folgeten die Ergötzungen und Feyerlichkeiten, welche der Inhalt der zwo letzten halberhobenen Schnitzarbeiten ſind.

Das vierte Stück f) ſtellet eine Hirſchjagd vor, und die Anſtalten zu einem Federſpiele. Auf dem fünften ſieht man, wie der Ritter von ſeinen Falkenierern begleitet, der Prinzeßinn den Hirſchkopf überreichet, den ſie mit Vergnügen von der Zinne eines Thurmes annimmt. Dieſes fünfte Stück machete die rechte Seite des Kiſtchens aus, deſſen Boden eine glatte Tafel iſt. Man ſieht wohl, daß die Abſicht des Künſtlers geweſen ein aneinanderhangendes Stück zu machen; und bis zu deſſen Auflöſung auszuführen.

---

f) Man ſehe die IV. und V. Kupfertafel.

Zweyter Theil.

Wir wollen zum zweyten Theile dieſer Abhandlung ſchreiten, darinnen der Herr **Leveſque** unternimmt zu beſtimmen, in welches Jahrhundert dieſes Kunſtſtück gehöret. Damit ihm dieſes glücke, ſo durchgeht er ganz genau alle Umſtände, die in dieſer halberhobenen Schnitzarbeit ausgedrücket ſind.

Die Kleidung der Perſonen, die Baukunſt der Thürme, die Geſtalt der Bruſtwehren, kurz, nichts entwiſchet ſeinen Blicken; alles biethet ihm Merkmaale oder Beweiſe dar, ſeine Meynung zu rechtfertigen.

Alle Mannsleute, die auf dieſen verſchiedenen Stücken vorgeſtellet worden, ſie ſeyn Ritter, oder Fußknechte, tragen lange Kleider: ſo wie die Franzoſen ſie bis in die Mitte des XIV. Jahrhunderts getragen haben. Es iſt gar kein Unterſchied unter ihrer Kleidung, und derjenigen, die man auf den Bildſäulen **Ludwigs** des VI. **Ludwigs** des VII. **Philipp Auguſts, Ludwigs des Dicken,** und des heiligen **Ludwigs** bemerket, von welchen der **P. von Montfaucon** in ſeinen Denkmälern der franzöſiſchen Monarchie Abbildungen gegeben hat. **Philipp von Valois**, und die **Pairs** des Königreiches, welche 1330 ein Gericht wider **Roberten von Artois** hielten, ſind eben ſo gekleidet; und nur einige Jahre hernach fing man erſt an, wie ein zeitverwandter Schriftſteller meldet, die Kleider zu verkürzen. Die Kleidung der Prinzen, welche mit dem Könige von **Navarra** gegeſſen, als er 1356 von dem Könige **Johann** gefangen genommen ward, gehen ihnen in denen Vorſtellungen, die wir davon übrig haben, nicht über die Knie. Woraus man denn mit dem Herrn **Leveſque** ſchließen muß, daß der Zeitpunct gegenwärtiger halberhobener Schnitzarbeiten älter ſey, als die Verkürzung der franzöſiſchen Kleider, und folglich älter als das 1350ſte Jahr.

Eben dieſen Schluß zieht er aus der Geſtalt der Kronen, die der Bildſchnitzer auf das Haupt der Könige, Königinnen und Prinzeßinnen geſetzet hat. Wenn man dieſelben mit denjenigen vergleichet, die der gelehrte du Cange in der Folge ſeiner 24ſten Abhandlung über den Joinville abgezeichnet geliefert hat; ſo wird man ihre vollkommene Aehnlichkeit mit denenjenigen darinnen finden, die die Fürſten vor der Mitte des XIV. Jahrhunderts getragen haben. Herr **Leveſque** hat auf dem Haupte eines Prinzen von **Navarra**, welcher im 1270ſten Jahre geſtorben iſt, und deſſen Abbildung auf ſeinem Grabe in der Kirche von **Provins** liegt, eine Krone geſehen, die derjenigen ganz ähnlich iſt, welche die junge Prinzeßinn in dieſen elfenbeinernen Tafeln aufhat.

Die Trompeten und Jagdhörner gleichen ebenermaßen, der Geſtalt nach, denen Inſtrumenten gleicher Art, die man in der Anfangsleiſte einer Handſchrift von 1345 ſieht, und dem Könige von Frankreich zuſtändig iſt. Abermals ein Beweis von der Richtigkeit des oben angegebenen Zeitpunctes.

Zwo von unſern halberhobenen Schnitzarbeiten bilden uns eine Menge wilder Menſchen ab, mit Bärenhäuten bedecket. Dieſe Art von Mummerey war im XIV. Jahrhunderte ſehr gebräuchlich [h]). Wir wollen bey dieſer Gelegenheit den traurigen Zufall nicht wiederholen, welcher **Karln** dem VI. begegnet iſt: dem dieſe Verkleidung, ſo wie vieren derer Herren die ihn begleiteten, faſt das Leben gekoſtet hätte [i]).

Man wirft den alten Romanenſchreibern mit gutem Grunde vor, daß ſie gewiſſermaßen die Religion durch das beſtändige Gemenge ihrer Gebräuche mit ihren allernärriſchten Erdichtungen verunehret haben. Dieſer abergläubiſche Miſchmaſch findet ſich auch hier. Die Prinzeſſinn ſcheint nicht nur mit gefaltenen Händen das Mitleiden ihrer Räuber erregen zu wollen; ſondern auch dieſe Ungeheuer, die den Teufeln ähnlicher ſehen, als den Menſchen, falten die Hände, und heben ſie gen Himmel, da man ſie in das Gefängniß ſchleppet.

---

[h]) *Froiſſart* Tom. IV. cap. 52.

[i]) *Juvenal. des Urſins*, hiſt. de *Charl.* VI. pag. 93. Edit. du Louvre.

Gegen das Ende des XIII. und den Anfang des XIV. Jahrhunderts, verſchwendeten die Dichter und Romanenſchreiber in ihren Werken die Träume, die Geſichter, die von den Thieren, und inſonderheit von dem Löwen genommenen Sinnbilder ſehr. Der **Roman von der Roſe** iſt eigentlich nur die Erzählung eines Traumes; und daher ſaget der berühmte **Paſquier**, welcher in der Kenntniß der Romanen ſo bewandert iſt: daß er ſie, wie **Virgil** den **Ennius**, geleſen hat, ausdrücklich: man könne die Weisheit unſerer Vorfahren nicht genugſam loben, die die Wirkungen der Liebe durch Träume vorgeſtellet haben. Ein einziger Blick auf das erſte derer Stücke, die wir hier unterſuchen, wird hinlänglich ſeyn uns zu überzeugen: daß die Einbildungskraft des Künſtlers von eben der Art geweſen, als der Dichter jener Zeit ihre; und auch das iſt ein abermaliger Grund zu glauben, er ſey ihr Zeitverwandter geweſen.

Und endlich, wenn man nur einigermaßen mit den Sitten unſerer Vorväter bekannt iſt, ſo weis man ja wohl, was für eine Luſt ehemals unſer Adel, und ſogar unſere Könige zur Falknerey gehabt haben. Wir wollen hier alles das nicht wiederholen, was wir hievon in dem **du Cange** unter dem Worte Falco, in der genealogiſchen Geſchichte der obern Kronbedienten, und endlich in des Herrn **Lancelots** Abhandlung *) von den Tapeten in der Kirche

---

*) Memoir. de l' Academ. Tom. IX.

zu Bayeux finden. Uns iſt es genug, wenn wir mit dem Herrn Leveſque bemerken, daß dieſe alte Begierde zur Vogelbeiz unter **Philippen dem Kühnen** heftiger geworden, als jemals. Vor ihm vertraten die Fürſten oftmals ſelbſt das Amt eines Falkeniers; und alsdann trugen ſie einen Vogel auf der Hand. So wird uns der **h. Ludwig**, da er nur noch erſt zwölf bis dreyzehn Jahre alt geweſen, auf einen ſeiner Denkmäler, deſſen Abzeichnung wir dem Fleiße des **P. Montfaucon** zu danken haben, abgebildet. **Philipp der kühne** aber, ſein Nachfolger, ernannte zuerſt einen **Großfalkenier** und die untern Falkenierer, denen er Beſoldungen ausmachete. Er ſchickete ſogar viele ſeiner Bedienten nach **Dänemark**, um die Kunſt zu erlernen, wie man die zur Beiz tauglichen Vögel ätzen und aufziehen ſollte. Wenigſtens können wir ſolches auf das Wort eines Schriftſtellers muthmaßen, welcher allem Anſehen nach unter ſeiner Regierung gelebet hat. Dieſer Schriftſteller drücket ſich in ſeinem Werke, welches in der königlichen Bibliothek geſchrieben aufbewahret wird, und den Titel führet: **Die Kunſt der Falknerey**[l] folgendergeſtalt aus: „Der König **Galiacinus** kam den König **Danius** „zu beſuchen, und ſagte zu ihm: ich komme dich zu ſehen, „und zu hören, ob es wahr ſey, was ich vernommen habe, „daß du der weiſeſte ſeyſt den ich jemals geſehen, und daß „du eine Kunſt weiſt, wovon du ein großer Liebhaber biſt: „denn du läſſeſt einen Vogel an einen andern binden; um „welcher Urſache halber ich dein Schüler ſeyn will. Danius antwortete ihm hierauf: ich laſſe mir es gefallen, daß „du mein Schüler ſeyſt. „[m]

Nach dieſer Vorbereitung ſchreitet der Verfaſſer zur Sache ſelbſt, und erzählet unter dem Namen des Königes

---

[l] *Art de la Fauconnerie.*

[m] *Li rois* Galiacinus *veneiſt veoir le rois* Danius, *et li deiſt: je vig a toi veoir et oir ſe ce eſt voirs que j'ay oi dire, que tu i es le plus ſaige que je vis onques,*

Danius, dem Könige **Galiacinus** die Art, wie man die Raubvögel zur Jagd zubereiten ſoll, deren beſte zum Fluge allerdings aus dieſer nordlichen Provinz kommen. Man erkennet ſonder Mühe unter dieſen zween verſtümmelten lateiniſchen Namen, die Könige von **Dänemark** und von **Frankreich**; und man waget nicht zu viel, wenn man muthmaßet, daß zu der Zeit, da der Verfaſſer gelebet hat, der König von **Frankreich** Abgeordnete an den König von **Dänemark** geſchicket gehabt, um in **Frankreich** die Kunſt der Falknerey höher zu treiben.

Philipp von Valois, welcher vom 1328ſten Jahre, bis ins 135 ſte regieret hat, liebete die Vogeljagd außerordentlich. Gace de la Vigne verfertigte unter ſeiner Regierung ein Gedicht le Dict des quatres Oiſeaux betitelt, welches unter den Handſchriften der königl. Bibliothek *) befindlich iſt. Der Herr **Abe Maſſieu** hat uns in ſeiner **Geſchichte der franzöſiſchen Dichtkunſt** dieſes Werk für einen Tractat von der Falknerey ausgegeben: **in welchem der Verfaſſer die Natur und Eigenſchaft der Jagdvögel beſchreibt, und die Kunſt lehret, ſie abzurichten.** Allein er hat ſich geirret: der Herr **Leveſque** hat dieß Gedicht geleſen, und verſichert uns, es ſey eine Allegorie, in welcher der Verfaſſer den Zuſtand eines Liebhabers beſchrieben hat. Seine Ausdrücke, ſeine Vergleichungen, ſeine Bilder, ſind alle von der Falknerey entlehnet. Die jungen und lieblichen Vögel, von denen er redet, ſind lauter junge **Schönen**. Er machet einen Vergleich unter den Eigenſchaften eines Liebhabers und einem Sperber: und das ganze Gedicht ſchließt ſich mit einer Art eines **Logogryphen**, welches den Namen des Verfaſſers in ſich enthält.

Doch,

---

oncque, que tu fais un art de quoi tu i es mout curtens: car tu fais panre un oiſel à autre; pour laquelle choſe je veuil eſtre tes diſciples. Danius *lui diſt: il me pleſt bien que tu ſois mes diſciples.*

*) Mſs. no. 7612.

Doch, dieſes iſt nicht das einzige Denkmaal vor der übergroßen Liebe zur Falkenjagd in alten Zeiten. Man werfe nur die Augen auf die Miniatur-Malereyen der Handſchriften jenes Jahrhunderts; man durchblättere die damaligen Romanen: ſo wird man allezeit darinnen einen oder mehrere Falkenierer im Gefolge der Könige und Fürſten finden.

Vier Stücke von gegenwärtigen halberhobenen Schnitzwerken ſtellen uns ebenfalls einige dar. In dem zweyten Stücke ſehen wir einen neben dem Könige, und in den zwey letzten hat der Ritter ihrer verſchiedene in ſeinem Gefolge.

Aus ſo vielen Beobachtungen nun zuſammen genommen, ſchließt Herr Leveſque, daß dieſe Stücke von Schnitzarbeit ein Werk des XIV. Jahrhunderts ſind; daß man ſie nicht ſpäter als 1350 ſetzen kann, und daß deren Verfertiger auf das ſpäteſte, unter **Philipps von Valois** Regierung gelebet habe.

⁂

IX.

Herrn Giberts Abhandlung über den Zeitpunct einer griechiſchen Aufſchrift, die von Tripolis gebracht worden.

Man wird unter den Memoires, die in gegenwärtigem Bande ganz eingedrucket ſtehen a), die einander entgegen geſetzten Abhandlungen des Herrn **Freret** und des Herrn **de la Nauze** finden, über den Zeitpunct einer griechiſchen Aufſchrift, die man von **Tripolis** in **Africa**, nach der **Provence** gebracht hat ; und über welche der **Präſident Bouhier** und der Herr **Marquis Maffei** bereits ihre Anmerkungen hatten drucken laſſen.

Dieſe wichtige Aufſchrift, deren griechiſcher Text in Herrn **Frerets** Abhandlung mit eingedrucket ſteht, iſt ein Rathſchluß derer Juden, die ſich zu **Berenice**, einer Stadt im **Cyrenäiſchen** niedergelaſſen hatten. Sie führet den Zeitpunct **vom 55ſten Jahre**, den 25ſten des **Monaths Paophi**, in der **Verſammlung der Scenopegie.** Dieſer Zeitpunct eben iſt es, welcher feſtgeſetzet werden ſoll: welches man aber nicht thun kann, ohne zugleich den wahren Zeitpunct von der Jahrrechnung von **Berenice** zu finden.

Der **Präſident Bouhier**, in ſeiner **Erklärung** einiger alten **Marmore**, und der **Marquis Maffei**, in ſeinen antiquitatibus Galliæ, laſſen dieſes 55ſte Jahr mit dem 25ſten ſeit Chriſti Geburt übereinſtimmen, welches denn zum wahren Zeitpuncte das 30ſte Jahr vor unſerer ge-

mei-

---

a) Man ſehe den XXI. Band der Werke der Akademie a. d. 225. u. f. S. Par. Ausg.

meinen Zeitrechnung angiebt, als das Jahr, da Aegypten vom **Auguſtus** erobert worden.

Der Herr de la Nauze ſagt: das 55ſte Jahr in der Aufſchrift komme mit dem 41ſten Jahre vor Chriſto überein, welches der bereniciſchen Zeitrechnung, das Ende des 96ſten Jahres, oder den Anfang des 95ſten vor Chriſto beyleget; eine Zeit, in welcher das Cyrenäiſche, welches Ptolomäus Apio den Römern vermachet hatte, von dem Senate für frey erkläret ward.

Herr Freret rechnet dieſes 55ſte Jahr der Aufſchrift, für das 33ſte vor Chriſto; und rücket folglich den wahren bereniciſchen Zeitpunct auf das Ende des 88ſten, oder auf den Anfang des 87ſten Jahres vor Chriſto hinauf. Dieß iſt die Zeit, in welcher **Lucullus**, welchen Sylla abgeordnet hatte die Verwirrungen im Cyrenäiſchen beyzulegen, daſelbſt Verordnungen machete, welche das Volk genehm hielt.

Da haben wir nun drey verſchiedene Zeitpuncte von der bereniciſchen Zeitrechnung, die Freyſprechung des Cyrenäiſchen Gebiethes, nach dem Herrn de la Nauze; die Geſandſchaft des **Lucullus**, nach dem Herrn Freret; und die Eroberung von Aegypten, nach dem Herrn Bouhier und Maffei.

Herr Gibert ſetzet eben dieſer Zeitrechnung noch einen andern Zeitpunct; nämlich die Verwandlung des Cyrenäiſchen in eine römiſche Provinz, ein Verfall, den er gegen das 67ſte Jahr vor Chriſto ſetzet; und von dieſem Puncte an gerechnet, läßt er das 55ſte Jahr der Aufſchrift,

---

b) Ptolemaeus Cyrenarum rex, cui cognomentum Apioni fuit, mortuus heredem Pop. Romanum reliquit, et ejus regni civitates Senatus liberas esse jussit. *Livius* Epitome Libr. LXX.

c) XLVII

ſchrift, auf das 13te vor der chriſtlichen Zeitrechnung fallen. Damit nun unſere Leſer in den Stand gerathen, dieſe Meynung mit den andern zuſammen zu halten, ſo wollen wir den Herrn **Gibert**, in der Folge dieſes Artikels, ſelber reden laſſen.

Ptolomäus, mit dem Zunamen **Apion**, aus dem Geſchlechte der Lagiden, war der letzte König von Cyrenien. Er ſtarb im 658ſten Jahre **Roms** unter dem Conſulate des Cnejus **Domitius** und des **Cajus Caſſius**. In ſeinem Teſtamente vermachte er ſeine Staaten den **Römern**, die, da ſie damals damit zufrieden waren, daß dieſe Länder unter ihren Schutz kamen, befahlen, daß dieſelben frey bleiben ſollten. Dieſes finden wir im **Livius**[d]); Julius **Obſequens** aber [e]) hat uns auch die Namen derer Conſuln aufbehalten, die ich angeführet habe.

Die Freyheit, welche die **Römer** den **Cyrenern** ließen, gereichte nicht nur nicht zu ihrem Vortheile, ſondern ward ihnen auch durch die innerlichen Zwiſtigkeiten nachtheilig, darein dieſelbe ſie wegen ihrer Regierungsart ſetzete, und gar bald wurden ſie ein Raub verſchiedener Tyrannen, die einer nach dem andern ihr Oberhaupt ſeyn wollten. **Plutarch** nennet in einem ſeiner moraliſchen Tractate zween dieſer Tyrannen, die er in die Zeiten des **Mithridatiſchen Krieges** ſetzet, welcher gegen das Jahr des **Julianiſchen Periodi** 4626. 88 Jahre vor **Chriſto** anfieng.

In der That fand **Lucullus** ein oder zwey Jahre darauf, als **Sylla** ihn nach **Aegypten** und **Syrien** ſchickete, um eine Flotte zuſammen zu bringen, und er nach **Cyrenien** kam, die Einwohner über dieſe Uneinigkeiten ganz troſtlos.

---

[e]) XLVII. Cn. Domitio, Cajo Caſſio Coſſ. . . . Ptolemaeus rex Aegypti Cyrenis mortuus S. P. Q. R. haeredem reliquit.

Sie bewogen ihn auf einige Gegenmittel zu ſinnen: er willigte auch darein, und ordnete, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, ihre Regierungsforme an, wobey er ihnen oftmals dieſen berühmten Satz des **Plato** wiederholete: **Es wäre ſehr ſchwer den Cyreniern Geſetze zu geben, ſo lange ſie ſo reich wären.** Auch dieſe Sache lehret uns **Plutarch** in **Lucullus** Leben.

Ich vermuthe, daß die weiſen Einrichtungen dieſes römiſchen Feldherrn nicht lange beſtanden haben, und die Cyrenier bald wieder in ihre alte Unordnung zurückgefallen ſind: ſo daß dieſes die Urſache geweſen, warum die **Römer**, die dieſer Unordnungen endlich überdrüßig wurden, nicht glaubeten, ſie könnten ihnen anders davon abhelfen, als daß ſie ſie wieder unter ihre Bothmäßigkeit nähmen. So viel iſt gewiß, daß man ſie in nachfolgenden Zeiten [d]) in die Geſtalt einer römiſchen Provinz verwandelt ſieht [e]), nachdem ſie etliche Zeit nach **Apions** Tode ihrer Freyheit genoſſen hatten, wie aus des **Livius** ausdrücklichem Zeugniſſe, und aus demjenigen erhellet, was die Schriftſteller uns von den Verwirrungen ihres Staates melden; die gewiß in demſelben nicht Statt gefunden hätten: wenn er durch **Römer** wäre verwaltet worden. Unter dieſem Titel ward die Statthalterſchaft derſelben dem **Caſſius**, nebſt der über **Creta**, nach **Cäſars** Tode übergeben, und **Auguſtus** begriff ſie mit unter den **Provinzen des Volkes** [f]) in derjenigen Austheilung der Provinzen des Reiches, die er unter ſich und dem Volke vornahm.

Nun glaube ich, daß eben von dieſem Zeitpuncte der Verwandlung des **Cyrenäiſchen** in eine römiſche Provinz an, die Aufſchrift von **Berenice**, einer der vornehmſten

---

[d]) *App.* Bell. Civ. Lib. III. 5. *Plut. in Bruto.*

[e]) Καὶ νῦν ἐστιν ἐπαρχία τῇ Κρήτῃ συνεζευγμένη. *Strab.* Lib. XVII. Edit. ann. 1707. p. 1194.

[f]) Ὀψίῳ δὲ Κρήτην καὶ τὴν Κυρηναίαν. *Strab.* L. XVII in fin.

Städte dieſer Provinz, das fünf und funfzigſte Jahr rechne, davon ſie datiret iſt; wenigſtens finde ich in dem fünf und funfzigſten Jahre, ſeit der Verwandlung des **Cyreniſchen** in eine Provinz, denſelben Character, welchen die Aufſchrift demjenigen fünf und funfzigſten Jahre beyleget, davon ſie ſich herſchreibt.

Wenn man ſich auf den Appian verließe, ſo wäre ſie vom erſten Jahre der 176ſten **Olympiade**, im 4638ſten des julianiſchen Periodi, und im 76ſten vor **Chriſto**. Allein **Eutropius** ſetzet ſie neun bis zehn Jahre ſpäter, in die Zeit, da **Metellus Creticus** über die Inſel **Creta** ſiegete, und **Pompejus** die Seeräuber mit Krieg überzog. Dieſe Begebenheiten haben ſich ſeit dem Herbſte des 4647ſten Jahres, julianiſchen Periodi, 67 Jahre vor **Chriſti** Geburt, und in dem Laufe des folgenden 4648ſten Jahres, julianiſchen Periodi, 66 Jahre vor **Chriſto** vor dem Herbſte zugetragen. Dieſe Zeit iſt auch eben dieſelbe, in welche **Euſebius** die Wiedervereinigung des cyrenäiſchen mit der römiſchen Herrſchaft, unter der 1952ſten Zahl anführet, unter welche er das dritte Jahr der 178ſten **Olympiade** rechnet.

Ich habe mich für die Meynung des **Eutropius** und **Euſebius** entſchloſſen, ſowohl weil zween Zeugen mehr gelten als einer, als weil **Kreta**, welches mit **Cyrenien** nur eine einzige Provinz ausmachete, nicht zu einer Provinz, vor eben demſelben Jahre hätte mitgezogen werden können, darinnen es unterwürfig gemacht worden war. Dem ſey wie ihm wolle: genug, indem ich dieſes annehme, ſo finde ich in dem fünf und funfzigſten Jahre ſeit derſelben Zeit, denjenigen Character, welchen die bereniciſche Aufſchrift ihrem fünf und funfzigſten Jahre giebt.

Dieſer Character iſt, daß der 25ſte des ägyptiſchen Monathes Paophi, in dem damaligen Jahre mit dem Solleges des Feſtes der Lauberhütten, das heißt, mit dem achten Tage dieſes Feſtes übereintraf, deſſen beſonderer Namen in der Vulgata durch collecta und conventus; und im Aquila ſowohl als in der bereniciſchen Aufſchrift, durch σύλλογος ausgedrücket wird. Dieſer Tag war, wie man weis, der 22ſte des hebräiſchen Monathes Tiſri, der erſte des jüdiſchen bürgerlichen Jahres, welches gegen die Taggleiche des Herbſtes anfieng.

Was den 25ſten Paophi anbetrifft, ſoll man denn den in dem unbeſtimmten Jahre der Aegypter ſuchen? oder ſoll man ihn durch das feſtgeſtellte Jahr der Alexandriner beſtimmen? In dieſem Stücke ſage ich, daß, da es aus einer Stelle im Theon gewiß iſt, daß das feſtgeſtellete Jahr, nicht leicht als von den Alexandrinern angenommen worden, und das ungewiſſe Jahr noch verſchiedene Jahre nach Chriſto fortgedauert, bey den übrigen Aegyptern, oder bey den benachbarten Völkern, die ehemals deren Jahr angenommen gehabt, überall gebräuchlich zu ſeyn; es wahrſcheinlicher ſey, den 25ſten Paophi unſerer Aufſchrift, nach der Lehrmeynung des unbeſtimmten Jahres zu rechnen. Dieſes nun vorausgeſetzt:

Fieng das fünf und funfzigſte Jahr, von dem Zeitpuncte an gerechnet, den wir angegeben haben, im Herbſte des 4701ſten Jahres des julianiſchen Periodi, dreyzehn Jahre vor Chriſto an. Dieſes Jahr 4701 war der nächſte Neumond am Æquinoctio des Frühlings, und folglich der Neumond des hebräiſchen Monathes Niſan auf den 5ten julianiſchen April gefallen[g]); ſo daß die Neomenie des Monathes Tiſri, auf den 29ſten julianiſchen September fällt.

---

[g]) Die mittlere Bewegung giebt zu dem Neumonde, davon hier die Rede iſt, den 5ten April, gegen 11 Uhr und ein Viertheil nach Mitternacht an. Die wahre Bewegung aber, giebt eben denſelben Tag, ungefähr um zwo Stunden frühzeitiger, als die

Aus einer nothwendigen Folge nun, traf der 22ſte Tiſri, mit dem 20ſten des julianiſchen Octobers überein, und folglich mußte der Sylloges der Scenopegie der Juden, nach ihrer Art die Feſte zu feyern *), den 19ten October Abends anfangen, um ſich den 20ſten zu eben der Zeit wieder zu ſchließen. Nun traf der 25ſte des unbeſtimmten ägyptiſchen Monathes Paophi, in dieſem 4071ſten Jahre auf den 19ten October: woraus denn folget, daß, da die Aegypter ihre Tage, wie Plinius ſaget, von einer Mitternacht zur andern gezählet, der Abend des 25ſten Paophi mit den ſechs oder ſieben erſten Stunden des Sylloges der jüdiſchen Scenopegie übereingetroffen. Welches ausfündig zu machen war.

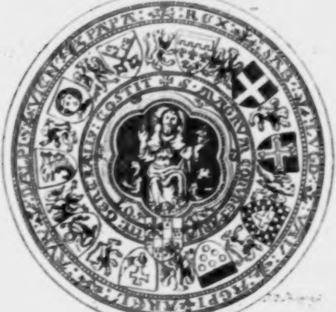
---

die mittlere Bewegung, unter dem berenicischen Meridian an.

* b) Am neunten Tage des Monaths zu Abend, sollt ihr dieſen Sabbath halten, von Abend an, bis wieder zu Abend. 3 B. Moſes 23. v. 3.

X.

Des Herrn Secouſſe Muthmaßungen, über ein Siegel aus der mittlern Zeit.



Als Herr von Boze der Akademie *) den Abdruck eines Siegels mitgetheilet hatte, welchen der Herr von Mazaugues, Präſident aux Enquêtes des Parlaments zu Aix ihm zugeſchicket hatte, bath Herr Secouſſe ſich dieſelbe von ihm aus, und erboth ſich, an der Erklärung dieſes Denkmaales zu arbeiten. Einige Zeit darauf brachte

---

*) Im Julius 1744.

brachte er eine Abhandlung unter dem Titel mit: **Muthmaßungen über ein Siegel aus dem mittlern Alter:** in welcher er, nachdem er ſorgfältig alle Theile des Siegels beſchrieben, unterſuchet: Zu welcher Zeit und in was für Umſtänden man es möge gebrauchet haben.

Das Siegel iſt rund. Es hat zween Zolle und zehn Linien im Durchmeſſer. Eine Figur eines Zolles hoch nimmt deſſen Mitte ein. Dieſelbe ſtellet einen Mann vor, der mit einem langen Rocke bekleidet iſt, und einen Mantel umhat, welcher auf der Bruſt mit einer Schnalle feſt gemachet iſt. Hinter ſeinem Haupte erblicket man den Rand einer Art desjenigen hellen Schimmers, welchen man Nimbus nennet. Dieſer Mann ſitzt mit aufgehebenen Händen; er zeiget den Daumen der rechten Hand, und in der linken hält er eine Erdkugel mit einem Kreuze oben drauf. Er ſitzt auf einem Stuhle, deſſen Armlehnen ſich mit den Köpfen zweyer gegen einander geſtellter Thiere ſchließen; und deſſen Stuffen aus den Füßen, ſo wie das Vordertheil aus den Leibern eben dieſer Thiere beſtehen. Es kann keine andere Figur ſeyn als J. C. Sie iſt in einer Art von Sechseck eingeſchloſſen, welches in einem Zirkel eingefaſſet iſt, der ſelbſt wieder in einem andern Zirkel enthalten iſt. Zwiſchen dieſen zween Zirkeln lieſt man folgende Buchſtaben und Worte, mit einem vorſtehenden Kreuze: S. MAGNVM COMVNE PARLITI GENERALIS CONSTIT. Das heißt: Sigillum magnum commune Parlamenti generalis conſtituti.

Der zweyte Zirkel iſt in einem dritten breitern eingeſchloſſen, in welchen zehn Wapenſchilder geſtellet ſind. Der Zwiſchenraum, der die Schilde von einander trennet, iſt wechſelsweiſe mit einem Adler und mit einem Löwen beſetzet. Oben über jedem Schilde ſteht ein Namen, und alle dieſe Namen ſind in einen vierten und letzten Zirkel eingeſchloſſen, der längſt um den Rand des Siegels läuft.

Herr Secouſſe unterſuchet zuvörderſt die Schilde. Er fängt bey denen an, die zum Unterſchiede zu oberſt des Schildes, und gleichſam an die zwo Seiten der Hauptfigur geſtellet zu ſeyn ſcheinen. Er fähret von der Linken zur Rechten fort.

Erſter Schild.

Zween kreuzweiſe über einander gelegte Schlüſſel, der eine gülden, der andere ſilbern. Oben über lieſt man PAPA.

Zweyter Schild.

Ein blaues Feld mit goldenen Lilien durchſäet, und ein Bord mit vier rothen Abhängen oben drüber. Dieß iſt das Wapen des Hauſes Anjou. Oben über ſteht REX.

Dritter Schild.

Ein rother Schild mit ſilbernem Kreuze. Oben über ſteht SAB. (Sabaudia.)

Vierter Schild.

Ein St. Moritzkreuz, mit blaugeſpitzten Füßen. Oben über ſteht LVGD. (Lugdunum.)

Fünfter Schild.

Ein Kreuz mit einer Umfaſſung von zwölf kleinen Ringeln. Oben über ſteht: VAL. (Valentia, Valentia im Delphinate.)

Sechſter Schild.

Ein blaues Feld mit ſechs ſilbernen bezantiſchen Münzen 3. 2. 1. mit goldenem Obertheile. Dieß iſt das Wapen des Hauſes Poitiers. Oben über ſteht A. D. PIC. Dieß ſoll heißen: Aymardus de Pictavia.

Siebenter Schild.

Ein gekleideter rechter Arm, aus der linken Seit des Schildes hervorragend, welcher ein zugeſpitztes Kreuz hält. Oben drüber ſteht: AREL. (Arelatum.)

Achter

Achter Schild.

Iſt golden mit einem blauen Jagdhorne, mit ſilbernen Ringen, an einer rothen Schnur hangend. Dieß iſt das Wapen des Fürſtenthums **Orange**. Oben über ſteht: AVR. (Auroſio, der lateiniſche Name von *Orange*.)

Neunter Schild.

Ein goldnes Feld mit einem blauen Delphin. Oben drüber ſteht: DALFIS. (Delfinus).

Zehnter Schild.

Ein Bruſtbild eines Heiligen, welches aus der Spitze des gekrönten Schildes herauf wächſt. Oben über ſteht: VIEN. (Vienna.) Dieß iſt unfehlbar das Haupt des heiligen **Moritz** b), welches man auf derjenigen Münze ſieht, die die Erzbiſchöfe von **Vienne**, ehemals das Recht hatten ſchlagen zu laſſen.

Ein eilfter Schild

zeiget ſich noch zu den Füßen der Hauptfigur, allwo er die Zäckchen am Kleide, den Zirkel welcher herumläuft, und denjenigen worinnen die Schrift ſteht, durchſchneidet. Die Spitze läuft ſogar ein wenig in denjenigen Zirkel hinein, darinnen die zehn andern ſtehen. Er iſt eingetheilet in 1. 4. von Silber mit einem ſchwarzen ausgebreiteten Adler, welcher goldene Klauen und Schnabel hat. Das 2 und 3 Feld iſt mit Hermelinen im rothen Felde abgetheilet. Dieſes ſind die Wapen des Hauſes von **Montfalcon**, welches vor Zeiten in **Breſſe** ſäßhaft geweſen c). Ueber dieſem Schilde ſteht ein Kreuz. Es ſind keine Buchſtaben drüber: allein auf einer von den Seiten des obern Theils, lieſt man LOS, und an der andern ANA.

---

b) *Du Cange* Gloſſar. unter dem Worte Moneta col. 1007.

c) Guichenon hiſt. de Breſſe.

Es iſt keine Jahrzahl darauf, aus welcher man ſchließen könnte, zu welcher Zeit dieſes Siegel geſtochen werden; allein der Zug derer Buchſtaben, die darauf zu leſen ſind, die welche man gothique majuſcul oder capitale nennet: und wenn man mit den Denkmälern der mittlern Zeit nur einigermaßen bekannt iſt, ſo weis man, daß der Gebrauch dieſer Züge zu Ende des XIV Jahrhunderts aufgehöret hat. Dieß iſt nun ſchon, wie Herr Secouſſe ſaget, ein Anfang zu einer Anzeige derjenigen Zeit, in welche man dieſes Siegel ſetzen muß; allein ſie iſt doch noch ſehr unbeſtimmt, und man kann daraus nichts ſchließen.

Es giebt bey dieſem Stücke zween Gegenſtände der Unterſuchung. Nämlich welches diejenige wichtige Sache geweſen, welche zu der Berufung dieſer Verſammlung, Parlamentum, Gelegenheit gegeben, deren Berathſchlagungen mit dieſem ſonderbaren Siegel haben ſollen beſiegelt werden. Und dann, zu welcher Zeit dieſelbe gehalten worden.

I.

Herr Secouſſe fängt ſeine Unterſuchung bey der zweyten Frage an, und damit er in den Stand gerathe, darauf antworten zu können, ſo bemühet er ſich zu entdecken:

1) Wer diejenigen ſind, deren Wapen auf dieſes Siegel geſtochen werden?

2) Zu welcher Zeit ſie gelebet haben?

Wenn man ſo weit kömmt, ſaget er, daß man die Zeit ausfündig machet, da alle dieſe Perſonen zuſammen gelebet haben können: ſo wird man ziemlich nahe an den Zeitpunct dieſer Verſammlung kommen: denn es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß alle diejenigen, deren Schilde in dem Siegel ſtehen, dabey geweſen ſind. Dieſe Betrachtung kann als ein Grundſatz vorausgeſetzet werden.

Der Herr Secouſſe füget noch eine zweyte hinzu, nämlich, daß, da die meiſten von denen, die ſich bey dieſer Verſammlung befunden, ihre Wohnung in Frankreich gehabt haben, es eben ſo wahrſcheinlich ſey, daß dieſelbe auch in Frankreich, oder in irgend einem andern angränzenden Lande gehalten worden. Aus dieſen zween Grundſätzen nun, zieht er nachſtehende Folgerungen:

1. Daraus, daß das Wapen des **Delphinats** mit auf dem Siegel iſt, folget: daß der **Dauphin** ein Mitglied dieſer Verſammlung geweſen. Allein der Rang den man ſeinem Schilde eingeräumet hat, nämlich zwiſchen dem von **Orange** und des Erzbiſchofs von **Vienne** ſeinem, beweiſt, daß dieſer **Dauphin** nicht zugleich König von Frankreich geweſen. Hätte er dieſe beyden Titel vereint geführet, ſo hätte ſein Schild den obern Platz, wenigſtens nach dem päbſtlichen gehabt; er hätte gewiß höher geſtanden als das Wapen des Hauſes Anjou, eines jüngern Hauſes Frankreichs und Vaſſals dieſer Krone. Wäre aber dieſer **Dauphin** ein bloſſer Souverain des **Delphinats** geweſen, ſo muß die Verſammlung, welcher er beygewohnet hat, wo nicht vor dem vorletzten März 1349, einem Tage, an welchem der **Dauphin** Humbert der II ſich ſeiner Souverainität begeben [d]), doch wenigſtens vor dem 22ſten May 1355, gehalten worden ſeyn, als am Todestage Humberts, welcher ſich durch die Abtretung ſelbſt, das Recht vorbehalten hatte, den Namen **Dauphin** zu führen [e]).

2. Wenn der Platz, welchen der Schild des **Dauphins** einnimmt, beweiſt, daß die Verſammlung nicht ſpäter kann gehalten worden ſeyn, als 1355; ſo beweiſt hingegen der Schild des Hauſes Anjou, daß ſie auch nicht früh-

---

d) Hiſt. du *Dauphiné* par *Valbonays* T. II. p. 594.

e) Ibid. T. I. pp. 349. 351.

frühzeitiger iſt, als vom 1265ſten Jahre. Derjenige Prinz aus dem Hauſe **Anjou**, welcher dieſem Congreſſe bengewohnet, war König, denn das Wort Rex oben über dem Schilde erlaubet nicht daran zu zweifeln. Die verſchiedenen Aeſte dieſes Hauſes haben nur zwey Königreiche beſeſſen f). Erſtlich **Neapel**, und dann bald darauf **Ungarn**. Nun iſt aber die Bulle, durch welche **Clemens** der IV das Königreich **Neapolis**, **Karln von Anjou**, als dem erſten ſeines Hauſes der ſolches beſeſſen, gegeben, den 4ten **Februar** 1265 unterſchrieben.

Aus dieſen zwo Beobachtungen erhellet, daß man den Zeitpunct derjenigen Verſammlung, davon hier die Rede iſt, auf eins derer neunzig Jahre ſetzen müſſe, die ſeit 1265 bis 1355 verfloſſen ſind. Nach dem zweyten Grundſatze aber, nach welchem dieſe Verſammlung in Frankreich oder in irgend einem angränzenden Lande gehalten werden, müſſen wir uns an dasjenige Jahr von dieſen neunzigen halten, in welchem es in Frankreich einen König von **Neapolis** gegeben.

In dieſem Zwiſchenraume nun, zählet Herr **Secouſſe** acht bis neun Reiſen der Könige von **Neapolis** nach Frankreich: allein, er ſetzet hinzu: wir müßten unter denen Jahren, mit welchen dieſe verſchiedenen Reiſen übereinſtimmen, uns noch dem erſten Grundſatze gemäß, an dasjenige halten, welches ſich auch mit den übrigen Wapen reimet. Nun verbindet uns dasjenige, welches ein zugeſpitztes Kreuz mit dem oben überſtehenden Worte LVG. (Lugdunum) führet, bey derjenigen Reiſe ſtehen zu bleiben, welche die Königinn **Johanna**, nachdem **Ludwig von Ungarn** ſie aus ihren italieniſchen Staaten vertrieben, in dem 1348ſten mit **Ludwigen von Anjou**, Prinzen von **Tarento**, ihrem Gemahle, dem ſie erlaubet hatte den Königstitel zu führen, nach der **Provence** gethan. Dieſe Muthmaßung gründet ſich auf folgendes:

Der

---

f) Hiſt. de Naples par *d'Egli* T. I. p. 56.

Der Schild mit dem zugeſpitzten Kreuze, welcher oben die Sylbe LVG. führet, zeiget weder das Wapen der Stadt **Lyon** an, welches einen ſilbernen Löwen im rothen Felde, und einen blauen Obertheil mit dreyen goldenen Lilien hat; noch auch das Wapen des Erzbisthums, welches ein rothes Feld mit goldenen Greifen iſt: folglich muß es der beſondere Wapenſchild irgend eines Erzbiſchofes von **Lyon** ſeyn. Nun lehret uns **Guichenon**[g]), daß **Heinrich de Toire-Villars**, Erzbiſchof von **Lyon**, ſeit dem 1342ſten bis gegen das 1355ſte Jahr, anſtatt das vollſtändige Wapen ſeines Hauſes[h]) zu führen, welches ſechs goldene und rothe Binden hat, daſſelbe mit einem **St. Moritz**kreuze mit zugeſpitzten Füßen und über und über blau durchbrochen habe.

Nach dem erſten Grundſatze alſo hat **Heinrich de Toire-Villars** derjenigen Verſammlung beygewohnet, deren Zeitpunct wir ſuchen. Allein von denen zwölf oder dreyzehn Jahren, daß **Heinrich** zu **Lyon** ſeinen Sitz gehabt, iſt nur ein einziges vorhanden, nämlich das 1348ſte, da man in Frankreich einen König von **Neapolis** geſehen; folglich muß nothwendig der Zeitpunct dieſer Verſammlung auf das 1348ſte Jahr geſetzet werden. Dieſer Synchronismus giebt, wenn wir nicht die Schlüſſe des Verfaſſers durch die Abkürzung geſchwächet haben, einen hiſtoriſchen Beweis ab, dem man unmöglich anders als beypflichten kann. Die übrigen Wapen enthalten gar nichts, was denſelben entweder unterſtützete, oder ſchwächete.

II.

Was wir bis anher geſaget haben, das iſt ein ſummariſcher Auszug des erſten Theils der Abhandlung des Herrn

---

g) *Guich.* hiſt. de la Breſſe Part. III. p. 213.

h) Les Freres de *St. Marthe.* Gall. Chriſt. T. I. pp. 325 &c. 328.

Herrn Secouſſe. Nunmehr kömmt es darauf an, daß wir entdecken, bey welcher Gelegenheit die Verſammlung gehalten werden, und was ſie für einen Endzweck gehabt. Eine Verſammlung, die aus einem Könige, zween regierenden Herren, dreyen Erzbiſchöfen, einem Biſchofe und zween großen Herren beſtanden, muß in der That einer ſehr wichtigen Sache wegen zuſammen berufen werden ſeyn; an welcher allen gegenwärtigen Perſonen, entweder mittelbar oder perſönlich oder unmittelbar und überhaupt, gelegen geweſen. Aber was ſoll dieſes für eine wichtige Sache ſeyn, welche in der Mitte des XIV Jahrhunderts, regierende Herren bewogen, aus ihren Staaten zu gehen, und Prälaten, ihre Sitze zu verlaſſen, um ſich an einem Orte zuſammen zu finden?

Wenn man auf die Namen und Titel derer Perſonen Acht giebt, die Mitglieder dieſer Verſammlung abgegeben, ſo fällt einem ſogleich ein: daß die Sache, die ſie zu unterhandeln gehabt, entweder die **Provence**, oder das **Delphinat** betroffen, die damals noch nicht unter Frankreich geweſen. In der That ſehen wir eines Theils einen König von **Neapolis**, Gemahl der **Johanna**, ebenfalls Königinn von **Neapolis** und Gräfinn der **Provence**, einen Erzbiſchof und einen der vornehmſten Herren dieſer Provinz, den Erzbiſchof von **Arles** und den Prinzen von **Oranien**: an der andern Seite ſehen wir den **Dauphin**, in Begleitung zweener Prälaten, deren Sitze im **Delphinate** ſind, den Erzbiſchof von **Vienne**, und den Biſchof von **Valence**, und den Grafen von **Valentinois**, einen der vornehmſten ſeiner Vaſallen. Befand ſich außerdem der Graf von **Savoyen** noch dabey: ſo geſchah es um die Pflichten eines guten Nachbars zu erfüllen. Man weis, daß ſeine Staaten ſowohl mit der **Provence**, als mit dem **Delphinate** gränzen. Eben dieſer Bewegungsgrund mag auch wohl den Erzbiſchof von **Lyon** dahin gebracht haben, deſſen Kirchſprengel mit einer dieſer zwo Provinzen zuſammen ſtößt, und nicht weit von der andern entfernet iſt.

Herr **Secouſſe** ſaget, die Geſchichte von **Provence** enthält gar keine Begebenheit, die mit dem, was wir hier ſuchen, ein Verhältniß haben könnte. Allein in der Geſchichte vom **Delphinate** findet man, daß gegen das 1348ſte Jahr eine überaus wichtige Sache abgehandelt werden ſey; welche dieſe ganze Provinz in Bewegung geſetzet, an welcher zweyen von den Gliedern der Verſammlung das meiſte gelegen geweſen, und daß zwey von den andern Gliedern ſich darein geleget hätten. Er füget hinzu: man könne wahrſcheinliche Gründe angeben, was für Antheil die fünf übrigen daran genommen; und bey dieſer Begebenheit iſt er alſo ſtehen geblieben.

Vor der Wiedervereinigung des **Valentineſiſchen** mit dem **Delphinate**, machete die Stadt **Valence** mit ihrem Gebiethe nur eine einzige Grafſchaft aus, welche der Biſchof von **Valence** und der Graf von **Valentinois** beſaßen [i]). Da ſie den Genuß derer mit der Grafſchaft verbundenen Rechte beyde gemeinſchaftlich beſaßen, ſo war ſolches beſtändig eine Quelle zu Streitigkeiten unter ihnen, und in jenen unglücklichen Zeiten, wo ein jeder Privatherr befuget zu ſeyn glaubete, ſich ſelber durch Kriege, die man Befehdungen nennete, Recht zu verſchaffen, unterſtützten auch dieſer Biſchof und der Graf ihre Anſprüche durch den Weg der Waffen. Zuweilen thaten die Friedensverträge und Waffenſtillſtände ihren Streitigkeiten Einhalt: zuweilen ſelleten auch der **Pabſt** und der **Dauphin** ihr Anſehen ins Mittel, um denſelben gar abzuhelfen. Allein die Gelegenheiten zu Händeln entſtanden immer wieder von neuem; inſonderheit bey den verſchiedenen Veränderungen entweder neuer Grafen, oder neuer Biſchöfe.

Jm

---

[i]) *Chorier*, *hiſt. du Dauphiné* T. II. p. 251.

Im 1342ſten Jahre folgete **Peter von Chatelus**, aus einem adelichen Geſchlechte von **Diois** [k]), **Heinrichen de Toire-Villars**, welcher zum Erzbiſchofe von **Lyon** gemacht worden war, in dem Biſthume von **Valence**. Es waltete unter dem Biſchofe und **Aymarden** dem V damaligen Grafen von **Valentinois**, ein ſehr hitziger Krieg ob, an welchem faſt die ganze Provinz, und inſonderheit der Adel, Theil nahm, indem ſie ſich bald für dieſen, bald für jenen erklärten. Man findet eine umſtändliche Beſchreibung dieſes Krieges, in **Chorriers** Geſchichte des **Delphinats**, und in der Geſchichte des Herrn Präſidenten **von Valbonnays**.

Der Biſchof, welchen **Chorrier** als einen halsſtarrigen heftigen Mann beſchreibt, fieng zuerſt Feindſeligkeiten an. Er fiel an der Spitze eines Kriegsheeres die Stadt und das Schloß **Creſt** an, und drohete ihnen mit einer Belagerung. Auf dieſe Nachricht eilete der Graf Mannſchaft anzuwerben, um zu Hülfe zu kommen [l]).

Als **Clemens** der VI von dieſen erſten Bewegungen Nachricht bekam, wollte er deren Folgen zuvorkommen. Er ſchickete die Biſchöfe von **Liſſabon** und **Uzes** an beyde Theile, um einen Vergleich zu unterhandeln. Da aber die Bethen des Pabſtes den **Stolz** des Biſchofes nicht dämpfen konnten, ſchrieben ſie den 17ten Julius 1345 an **Heinrichen von Toire-Villars**, Erzbiſchofen von **Lyon**, ihn zu bitten, daß er ihnen zu Hülfe kommen möchte. **Villars**, ein Liebling und Staatsrath **Humberts** des II, war damals Statthalter des **Delphinats**, in Abweſenheit des Prinzen, welcher in den Meeren an der **Levante**, ein Kriegsheer von Kreuzfahrern anführete. Der Erzbiſchof von **Lyon** kam alſo nach **Valence**.

Im

---

[k] Gall. Chriſt. dritte Ausg. Tom. III. p. 1117.

[l] *Chorrier* II. p. 320. ſeqq. *Valbonays* II. p. 551. ſeqq.

Indeſſen zog ſich das Kriegsheer des Biſchofs, welches aus fünftauſend Mann Fußvolk, und hundert bewaffneter Mann beſtund, in Unordnung von Creſt zurück. Der Graf griff daſſelbe an der Spitze von dreyhundert bewaffneter Reiterey, aber ſonder Fußvolk, auf dem Rückzuge an, und ſchlug es aus einander. Der Biſchof verlor bey dieſer Gelegenheit zweyhundert Mann, außer einer großen Menge Gefangener. Allein dieſer Unfall ſchlug ihn ſo wenig nieder, daß er nur ſeine Feindſchaft vermehrete, und die drey Prälaten mußten ſich nach vielen vergeblichen Bemühungen zurück begeben. Nach einigen Tagen drang ein Theil des gräflichen Kriegsheeres faſt bis vor die Thore von **Valence**, und verheerete die umliegenden Gegenden. Der Biſchof gerieth darüber in Wuth, und erklärete ſich, er wolle gar keine Vorſchläge mehr anhören, bis er ſeinen Feind ſo weit in die Enge getrieben hätte, daß er den Frieden von ihm als eine Gnade annehmen müßte.

Der Erzbiſchof von **Lyon** that einen abermaligen Verſuch, und ſchickete den **Johann von Revel** mit einem Beglaubigungsbriefe an ihn: allein **Revel** ward ſonder Antwort abgefertiget. **Villars** ließ ſich noch nicht abſchrecken, ſondern ſchickete den folgenden Tag drey andere Abgeordnete an den Biſchof, aber alles umſonſt; ungeachtet ſie ſich mit dem Abte von **Clüni** verbunden, welcher vom Pabſte geſchicket war.

Die Feindſeligkeiten daureten indeſſen immerfort, und beyde Heere plünderten die Ländereyen beyder Theile. Der Erzbiſchof von **Lyon** reiſete zum zweyten male nach **Valence**, aber mit ſo wenigem Erfolge, als das erſtemal. Alle ſeine Vorſtellungen waren fruchtlos, der rachgierige Prälat weigerte ſich ihn zu ſprechen: ja er ließ ſogar in der Nacht Feuer an das Schloß von **Barcelona** legen, allwo der Erzbiſchof ſchlief, und trieb die Verwegenheit ſo weit, daß er auch die Staaten des **Dauphins** angreifen wollte. Man warb delphinatiſche Völker an, um ihm zu widerſtehen. Damals ſah er die Verwägenheit ſeines Unternehmens ein; und aus Furcht, ſich einen neuen und mächtigern Feind zuzuziehen als der erſte geweſen, beſchleunigte er einen Waffenſtillſtand. Dieſer Waffenſtillſtand aber ward übel gehalten; die Feindſeligkeiten daureten fort, und der Pabſt, welcher ſo vieler Gewaltthätigkeiten überdrüßig war, befahl dem Erzbiſchofe von **Lyon**, den Weg der Kirchenzucht wider den Biſchof und wider den Grafen vorzunehmen. **Villars** gieng nach **Chabeuil**, allwo er als apoſtoliſcher Commiſſar, beyde Partenen vorforderte. Dieſes Verfahren machete, daß der Biſchof in ſich gieng; er ſah ein, daß er zu weit gegangen war, und Dinge unternommen hätte, die ſeiner Würde unanſtändig waren: folglich willigte er in einen Waffenſtillſtand auf den ganzen Monath April.

Dieſes geſchah im 1347ſten Jahre, laut einem Berichte vom 4ten Junii dieſes Jahres, in welchem der Erzbiſchof dem noch entferneten **Dauphin**, die Unruhen im **Delphinate** erzählet. Dieß iſt die letzte Begebenheit, die man in der Geſchichte des Herrn **von Valbonnays**, dieſe Sache betreffend, findet. **Chorrier** aber ſetzet, nachdem er geſaget hat, daß der Waffenſtillſtand zwiſchen dem Biſchofe und dem Grafen verlängert werden, welche beyde verſprochen denſelben heilig zu halten, noch hinzu: **Der Waffenſtillſtand iſt der Weg, auf welchem man zum Frieden gelanget; und in der That erfolgete der Frieden auch wirklich auf dieſen** [m]).

Chorriers Stillſchweigen von der Zeit, in welcher dieſer Frieden geſchloſſen worden, und von denen Umſtänden die dabey vorgefallen ſind, eröffnet den Muthmaßungen ein weites Feld. Der Herr Secouſſe ſetzet alſo voraus, daß die Verſammlung, welche zu dieſem Siegel Gelegenheit gegeben, zuſammen berufen worden, um an dem Frieden zu arbeiten. Die Zeitpunkte treffen auch mit ſeiner Muthmaßung vollkommen überein. Dem Berichte des Erzbiſchofs von **Lyon** zufolge, mußte der Waffenſtillſtand, welchen er vermittelt gehabt, den ganzen Aprilmonath des 1347ſten Jahres dauern. Nun hat er wohl verlängert werden können; und man iſt berechtiget, die Verſammlung auf das 1348ſte Jahr feſtzuſetzen.

---

[m]) Chorrier &c. II. p. 332.

Der Biſchof von **Valence** und der Graf von **Valentinois**, wohneten derſelben bey. Was für ein anderer Bewegungsgrund als eine Verſöhnung, wäre wohl ſo mächtig geweſen, zween Feinde, die beyde gleich aufgebracht waren, zu vermögen, ſich neben einander einzufinden.

Der päbſtliche Wapenſchild ſieht auf dem Siegel eingegraben. Nun hat man geſehen, wie ſehr der Krieg, der ſich zwiſchen dem Grafen und dem Biſchofe entſponnen, **Clemens** den VI beunruhiget. Zweymal ſchickete er Bothen an beyde Parteyen, um ſie zu vereinigen; endlich rüſtete er den Erzbiſchof von **Lyon** mit dem Donner der Kirche, wider die Uebertreter aus. Folglich muß es, allem Anſehen nach, auf ſeinen Befehl und unter ſeinem Schutze geſchehen ſeyn, daß die Glieder der Verſammlung zuſammen gekommen ſind.

Dem **Dauphin**, der damals aus der **Levante** wieder kam, war offenbar daran gelegen, daß er ſich dabey einfand. Es war im Werke, Unruhen zu ſtillen, die den größten Theil ſeiner Staaten verheereten.

Vielleicht war niemand vorhanden, deſſen Gegenwart ſo nöthig geweſen wäre, als des Erzbiſchofs von **Lyon** ſeine: denn niemanden waren die Vortheile beſſer bekannt als ihm, die faſt allezeit die Grafen von **Valentinois** mit den Biſchöfen von **Valence** in Zwiſtigkeiten gebracht hatten. In der Zeit da er ſelbſt dieſen Sitz beſeſſen, hatte er mit dem Grafen **Aymard** dem IV Streitigkeiten gehabt [n]). Außerdem hatte er, theils als Statthalter des **Delphinats**, theils als Gevollmächtigter des Pabſtes, oftmals das Mittleramt zwiſchen dem Biſchofe und Grafen verwaltet.

Bertranden de la Chapelle, Erzbiſchofe von **Vienne**, konnte dasjenige nicht gleichgültig ſeyn, was den Biſchof von **Valence**, ſeinen **Suffraganten** angieng; und die Staaten **Amadäus des VI Grafen von Savoyen**, ſtießen an das **Delphinat**, allwo er ſelbſt wichtige Güter beſaß.

Was **Ludwigen von Tarento** betrifft, ſo kann man vorausſetzen, daß **Clemens** der VI, um dieſe Verſammlung ehrwürdiger und erlauchter zu machen, dieſen Prinzen bewogen, ſich dabey einzufinden. **Ludwig von Tarento** wird ſich aus Hochachtung gegen den Pabſt, deſſen Schutz er gekommen war gegen den **König von Ungarn** anzuflehen, bey dem Congreſſe, in Begleitung des Erzbiſchofs von **Arles** [o]) und **Raymunds de Beaux**, fünften dieſes Namens, Prinzen von **Orange**, eines der vornehmſten Herren der **Provence**, eingefunden haben.

Nun bleibt uns noch ein **Montfalcon** übrig. Wir wollen aber bemerken, daß ſein Wapenſchild auf dem Siegel, nicht in der Reihe der zehn übrigen ſteht, und einen beſondern Platz zu den Füßen der mittlern Hauptfigur einnimmt.

---

n) Man ſehe ein kleines Werk vom **Guido Allard**, betitelt: les Préſidens uniques & premiers Préſidens du conſeil Delphinal, p. 9. *Grenoble*. 1695.

o) Es iſt eben nicht leicht herauszubringen, wer damals Biſchof von **Arles** geweſen. **Johann de Beaux** beſtieg den Stuhl von **Arles** 1341. Einige ſetzen ſeinen Tod auf das 1347ſte Jahr;

nimmt. Wir wollen uns ferner erinnern, daß oben an dem Schilde, rechter Hand drey Buchſtaben, LOS, und linker Hand ebenfalls drey, ANA, ſtehen. Von den verſchiedenen Arten wie man die Buchſtaben erklären kann, iſt die natürlichſte, daß man nur ein einzig Wort daraus mache, und LOSANA leſe. Aus dem Worte Loſana und dem Biſchofsſtabe, der oben über dem **montfalconiſchen** Schilde hervorraget, zieht Herr **Secouſſe** folgende Folgerungen:

„1. Daß die Verſammlung zu **Lauſanne** gehalten worden.

2. Daß ein **Montfalcon** Biſchof daſelbſt geweſen.

Es ſtehen, ſaget er, keine Biſchofsſtäbe, weder auf dem Schilde der Erzbiſchöfe von **Vienne**, **Arles** oder **Lyon**, noch auf des Biſchofes von **Valence** ſeinem. Man kann ihn alſo auf den **montfalconiſchen** Schild aus keiner andern Urſache geſetzet haben, als um anzuzeigen: daß die Verſammlung an einem Orte gehalten worden, der unter ſeiner Bothmäßigkeit ſtünde. Wenn nun das zu beyden Seiten des **montfalconiſchen** Wapens ſtehende Wort Loſana nicht nur den Ort der Verſammlung anzeiget, ſondern auch bemerket, daß **Montfalcon** Biſchof dieſer Stadt geweſen: ſo beweiſt der Biſchofsſtab nicht weniger, daß diejenige Verſammlung, bey welcher er ſich befunden, in ſeiner biſchöflichen Stadt gehalten worden.

Hier hält den Herrn **Secouſſe** eine geringe Schwierigkeit auf; nämlich, er hat keinen Beweis, daß der

---

Jahr; andere auf den November des 1348ſten Jahres. Sein Nachfolger, Stephan Aldibrand, ward 1349 Erzbiſchof, und 1350 nach Touloufe verſetzt. Stephan de la Garde folgete ihm noch in eben demſelben Jahre, und ſtarb erſt 1359. Man ſehe Gall. Chriſtian. zweyte Ausg. 1. Th. 576ſte Spalte, Num. 70. 71. 72.

Biſchof von **Lauſanne** im 1348ſten und in den folgenden Jahren, ein **Montfalcon** geweſen. „Allein, ſetzet er „hinzu, ich habe auch eben ſo wenig einen Beweis, daß „derjenige, der damals Biſchof geweſen, einen andern „Namen geführet habe; indem die **Sammarthanen** denjenigen bloß **Franciſcus** nennen, der ſeit 1347 bis 1354 „Biſchof zu **Lauſanne** geweſen. Es hindert uns alſo nichts, „zu muthmaßen, daß er **Franciſcus Montfalcon** geheißen.„

Vorſtehende Beobachtung über den Biſchofsſtab bey dem **montfalconiſchen** Schilde, erreget noch eine andere Schwierigkeit. Herr **Secouſſe** hat in dem erſten Theile ſeiner Abhandlung als einen Grundſatz feſtgeſtellet: daß alle Perſonen, deren Wapen auf dieſem Siegel geſtochen worden, der Verſammlung beygewohnet haben. Allein, wenn der Pabſt wirklich zugegen geweſen wäre, wie der päbſtliche Wapenſchild, dieſem Grundſatze zufolge anzeiget: ſo wäre es wohl nicht wahrſcheinlich, daß der Biſchof von **Lauſanne**, das Zeichen ſeiner geiſtlichen Gerichtsbarkeit mit hineingeſchoben haben würde.

Damit Herr **Secouſſe** dieſe Schwierigkeit hebe, ſo ſchlägt er vor, ſeinem Grundſatze, in Anſehung des Pabſtes eine Ausnahme zu erlauben: der, ob er gleich nicht bey der Verſammlung zugegen, dennoch die Seele davon geweſen, und vieleicht von dem Biſchofe von **Lauſanne**, ſeinem Commiſſar, zu dieſer Sache vorgeſtellet worden iſt. Vieleicht iſt es aus eben dieſer Urſache geſchehen, daß man anſtatt den **montfalconiſchen** Schild in die Reihe der übrigen zu ſtellen, ihm einen ganz beſondern Platz eingeräumet hat.

Fraget man, warum die Verſammlung außer dem **Delphinate** gehalten worden? ſo iſt es leicht darauf zu antworten: daß, da der zwiſchen dem Grafen und dem

Biſchofe entſtandene Krieg, nur durch einen Waffenſtillſtand verſchoben worden, der eben nicht ſehr gewiſſenhaft gehalten worden, und bey dem mindeſten Umſtande wieder aufleben konnte; man lieber geſehen, daß man, um in Ruhe zu bleiben, eine gleichgültige Stadt erwählete, die aber nicht weit vom **Delphinate** läge, und von welcher ſogar eines von den Mitgliedern der Verſammlung, der Biſchof von **Lauſanne**; Oberherr wäre.

Die letzte Seltenheit des Siegels, die noch erkläret werden muß, beſteht darinnen, daß man zwiſchen den Wapen, wechſelsweiſe einen Adler und einen Löwen ſieht. Von dem Adler kann man wohl einen Grund angeben; es iſt ein Stück aus dem Wapen des Hauſes **Montfalcon**, und ſtellet vermuthlich deſſen ganzen Schild vor. In Anſehung des Löwen wäre es eben ſo natürlich zu denken, daß er das päbſtliche Wapen vorſtellete: allein **Clemens** der VI hatte keinen Löwen in ſeinem Wapen. Er ſtarb im Dec. 1352. Wenige Tage hernach wählete man **Innocenzen** den VI. Nun iſt der Löwe das Hauptſtück in dem Wapen dieſes Pabſtes. Wir wollen alſo ſetzen, **Innocenz** der VI ſey in Anſehung der Sachen von **Valence**, der Meynung ſeines Vorgängers geweſen; und der von **Clemens** dem VI angeordnete Congreß, habe unter ſeinem Anſehen ſeine Sitztage angefangen oder fortgeſetzet. Könnte man nicht ſagen, daß dieſe Art einer Kette aus Adlern und Löwen zuſammen geſetzet, die die Schilder zuſammen hält, ein ſinnreich-erfundenes Sinnbild ſey, um anzuzeigen: daß **Innocenz** der VI, durch Beyhülfe des **Montfalcon**, ſeines Gevollmächtigten, das Band geweſen, welches alle Glieder der Verſammlung mit einander verbunden, die durch ihre Wapen vorgeſtellet werden?

Allein wenn man dieſe Vorausſetzung annimmt, ſo müßte derjenige Congreß, welchen Herr **Secouſſe** bereits im 1348ſten Jahre als verſammlet vorausſetzt, verſchiedene

Jahre gedauert haben, damit er ſich mit der Reiſe eines Königes von **Neapolis**, nach Frankreich reime: und die Uebereinſtimmung, die man daraus ſchließt, könnte nicht mit unſerm Siegel unterdrucket werden ſeyn; indem einige von denen Perſonen deren Wapen es führet, in dieſer Zwiſchenzeit entweder ſchon geſtorben, oder doch nicht mehr in Frankreich geweſen. Der König von **Neapolis** befindet ſich in dieſem zweyten Falle, **Peter von Chatelüs**[p], Biſchof von **Valence**, iſt im erſten. Diejenigen Schriftſteller, die ihn noch am längſten leben laſſen, ſetzen ſeinen Tod ins 1350ſte Jahr.

Um aus dieſer neuen Schwierigkeit zu kommen, muß man abermals vorausſetzen, das Siegel ſey zu Anfange der Congregation geſtochen worden; in der Hoffnung, die man allem Anſehen nach geſchöpfet gehabt, daß man den Frieden zwiſchen dem Grafen und Biſchofe bald wieder hergeſtellet ſehen würde: daß aber, da allerley Hinderniſſe, die man nicht voraus ſehen können, deſſen Schluß verzögert, das Siegel, welches man gar nicht mehr gebrauchen konnte, als ein Denkmaal einer bloßen Neugierde aufbehalten worden ſeyn mag.

Dieſe letzte Betrachtung machet faſt einen Theil der Arbeit des Herrn Secouſſe unnützlich. Er ſah dieſes auch ſo wohl ein, daß er faſt wünſchete: die Akademie möchte ſeine

---

[p] Man findet von dem Tode Peters von Chaſtelüs verſchiedene Zeitpuncte, nicht nur in verſchiedenen Schriftſtellern; ſondern auch in einerley Werken.

Chaſtelüs war Abt von Clüni geweſen. Es wird im IV Bande der Gallia Chriſtiana p. 381. no. 31. unter dem Artikel der Aebte von Clüni geſaget, daß er 1344 geſterben ſey. Gleichwohl hatten im III Bande, unter dem Titel der Biſchöfe von Valence, p. 1117. no. 51. die Sammarthanen geſaget: es wäre ein Beweis dar, daß Peter de Chaſtelüs noch im 1350ſten Jahre gelebet habe. Chorrier folget in ſeinem *Nobiliaire* des Delphinats, dem erſten Zeitpuncte. Der Jeſuit P. Colombi, ſeine Abhandlung nicht brauchen. Wir aber haben geglaubet, wir müßten dieſe Gelegenheit ergreifen, damit wir zugleich ein Muſter geben könnten, wie man in ſolchen Fällen verfahren müſſe; und ein Beyſpiel, wie es denjenigen oftmals ergehe, welche ſich bemühen, die dunkeln Stellen der Geſchichte und der Kritik zu erläutern. Sie erreichen nicht allemal den vorgeſetzten Zweck; der Gegenſtand den ſie ſuchen, entwiſchet ihnen: allein indem ſie denſelben verfolgen, werden ſie anderer Nebendinge und ſonderbarer Umſtände gewahr, die man ſonſt vielleicht nicht erfahren hätte. Dieß iſt auch ein Vorzug desjenigen Werkes, davon wir hier einen Auszug geliefert haben.

Als Herr Secouſſe uns daſſelbe mittheilete, wußte er zwar, daß der P. Meneſtrier dieſes Siegel gekannt hatte q); allein er wußte nicht, daß man verſuchet hatte, daſſelbe zu erklären. Einige Monathe hernach brachte er ſelbſt in eine unſerer Verſammlungen, einen Band von den Memoires de Trevoux mit, in welchem die Erklärung ſteht, die der P. Meneſtrier 1703 r) davon gegeben hat. Wir laſen dieſelbe. Der P. Meneſtrier glaubet, das Siegel ſey für eine Verſammlung von Prälaten gemachet worden, welche zu **Lyon** in der Abſicht zuſammen kommen ſollte, die Spaltung zu dämpfen: welche in der Kirche, durch die Wahl des **Amadäus**, Herzogs von **Savoyen**, entſtanden; den man im Concilio zu **Baſel** zum Pabſte gewählet,

---

lombi, nimmt die zweyte in einem kleinen Werke an, welches er von den Biſchöfen zu Valence geſchrieben. Der erſte Zeitpunct iſt falſch, wie die P. P. Benedictiner erkennen, welche an der zweyten Ausgabe der Gall. Christ. arbeiten.

q) Herr Secouſſe ſagt in ſeiner Abhandlung, der P. Meneſtrier habe von dieſem Siegel geredet, aber ohne ſolches zu erklären, p. 433. ſeines Tractats über den Urſprung und die Zierrathen der Wapen, und p. 268 des 1ten Bandes ſeiner *Recherches du Blazon*.

r) Im Bande vom Monathe Decbr. 1703.

wählet, und dem Pabſte Eugen dem IX, unter dem Namen Felix der V entgegen geſetzet hatte.

Diejenigen von unſerer Akademie, denen die Muthmaßungen des Herrn Secouſſe noch im Gedächtniſſe ſchwebeten, geſtunden: daß allerdings die Erklärung des P. Meneſtrier nicht ſo gekünſtelt wäre; allein ſie glaubeten zu gleicher Zeit zu merken, daß ſie allen Schwierigkeiten nicht eben ſo gut eine Genüge thue. Man hielt ſie mündlich gegen einander; allein man blieb bey allgemeinen Beobachtungen ſtehen, die nicht einmal zu Papiere gebracht wurden.

Man ergreiſe nun welche Lehrmeynung man wolle; ſo wird man ſich doch nicht enthalten können, die Worte, welche die Schrift um dieſes Siegel herum ausmachen, ſo zu leſen und zu verſtehen, wie Herr Secouſſe gethan hat: Sigillum magnum commune Parlamenti generalis conſtituti. Er beſchließt hierauf mit kurzen Anmerkungen über jedes Wort.

Sigillum magnum. Das große Siegel iſt dasjenige, deſſen regierende Prinzen und große Herren ſich in öffentlichen Handlungen bedieneten. Man nannte es groß, um es dem kleinen Siegel entgegen zu ſetzen. Dieß war eine Art eines Petſchafts in beſondern Angelegenheiten, zu Briefen, ꝛc. Nicht daß man es nicht auch zuweilen zu feyerlichen Handlungen gebrauchet hätte, wenn das große Siegel nicht bey der Hand war.

Commune. Vor Alters wurden die Acta gar nicht unterſchrieben, ſie mochten ſeyn von welcher Art ſie wollten. Man

---

[r] Man ſehe das V. Vol. der Ordonnances p. 390. Diplom. Libr. II. c. 19. no. 8.

[s] Dieſes Gemeinſiegel könnte gar leicht ein einziges Stück ſeyn. Wenigſtens hat P. Mabillon,

Man ſetzte nur ein Siegel drauf, welches unten an der Urkunde hieng, und durch eine ſeidene Schnur daran geheftet war. Dieſes Siegel war ſo nothwendig, daß von dem Augenblicke an, da ſelbiges wäre abgeriſſen, oder zerbrochen worden, die Urkunde aufhörete glaubwürdig zu ſeyn l). Wann verſchiedene Perſonen an einer Urkunde Theil hatten, ſo hiengen ſie ein jeder ihr Siegel daran. Man bewahret in dem Archive der Urkunden, eine dergleichen, an welcher faſt zwanzig Siegel hängen; dieſelbe enthält die Berathſchlagung, in welcher die theologiſche Facultät zu **Paris**, der Appellation beypflichtete, die **Philipp der ſchöne** wider die berühmten Bullen **Bonifacius** des VIII eingab. Man begriff gar leicht, daß Siegel, die dergeſtalt und in ſolcher Menge an einer Urkunde hiengen, leicht Gefahr lieſen zu zerbrechen, wenn ſie ſich an einander rieben. Vielleicht daß um dieſem Zufalle vorzubeugen, die Mitglieder der Verſammlung ein **gemeines Siegel** m) haben ſtechen laſſen; das, da es alle andere Siegel in eins zuſammen brachte, an ihrer aller Statt dienen ſollte.

Parlamenti generalis. Parlamentum bedeutet insgemein eine **Unterredung**, ein **Geſpräch**: allein in genauerm Verſtande genommen, bedeutet es eine Verſammlung, deren Zuſammenkunft wichtige Geſchäffte zum Gegenſtande hat. Dieſes Parlament hat man wohl deswegen allgemein nennen können, weil es aus Mitgliedern beſtanden, die aus den verſchiedenen freyen Staaten, **Frankreichs**, des **Delphinats**, der **Provence** und **Savoyen** genommen waren n).

Conſtituti. Herr **Secouſſe** meynet in unſern alten Verordnungen ein franzöſiſches Wort zu finden, welches

---

billon, welcher im II. B. von der **Diplomatik** ſehr weitläuftig von Siegeln handelt, von dieſer Art keines gekannt.

n) Gloſſ. des *du Cange*, unter dem Worte *Parlamentum*.

mit dem lateiniſchen conſtitutum überein kömmt. Es wird, ſaget er, in einigen Befehlen **Karls des VI** eines Conſeil ordonné gedacht. Der ſechſte Artikel einer Verordnung *) vom Februar 1388 enthält, daß mit Ausſchließung der gewöhnlichen Parlamentsräthe, niemand darinn auf den hohen Bänken Sitz haben könne, ſe ne ſont ceulx de noſtre Grant Conſeil ordonné, ou noz autres Conſeillers à gages ordinaires. Aus dieſem Artikel folget, daß es damals zween Räthe des Königes muß gegeben haben, deren einer aus den **gewöhnlichen** Räthen, und der andere aus **außerordentlichen** beſtanden hat; und daß dieſes Conſeil ordonné vermuthlich zu beſondern Sachen beſtimmet geweſen. Daraus nun kann man ſchließen, daß man durch die Wörter Parlamentum conſtitutum, eine Verſammlung verſtehen müſſe, die nicht gewöhnlicher Weiſe beſteht; und nur in einer beſondern Angelegenheit zuſammen berufen wird, nach deren Beſchluß alle Mitglieder aus einander gehen, und nicht wieder zuſammen kommen.

Dieſe letzten Anmerkungen ſind ein neuer Beweis deſſen, was wir eben geſaget haben, daß auch die eben oftmals nicht gar zu glücklichen kritiſchen Unterſuchungen, ja die wohl gar dem Anſehen nach unnütz ſind, oftmals Gelegenheit zu nützlichen und merkwürdigen Unterſuchungen geben.

XI. Des

---

*) Recueil des Ordonnances, T. VII. p. 225.

XI.

Des Herr'n Frerets

Abhandlung, über die Zeit von der Einnahme von Athen, durch den L. Cornelius Sylla.

Die meiſten Zeitrechner, und alle unſere Neuern, die uns die römiſche Geſchichte geliefert, haben die Eroberung von Athen durch den Sylla, unter das 86ſte Jahr vor der chriſtlichen Zeitrechnung geſetzet. **Dodwell** iſt der einzige, der dieſen Vorfall auf das vorhergehende Jahr ſetzet. Wären dergleichen Fragen durch das Anſehen der Kunſtrichter auszumachen, ſo verdienete **Dodwell**, ob er gleich der einzige iſt, daß man ihm auf ſein Wort glaubete; indem er dieſen beſondern Vorfall unterſuchet hatte, der eben nicht ſehr fähig iſt, die Aufmerkſamkeit der andern Schriftſteller rege zu machen, die mit einem allgemeinen Lehrgebäu der Zeitrechnung, oder einer allgemeinen Geſchichte, beſchäfftiget ſind. Allein der Namen eines Schriftſtellers muß uns nicht ſchlüſſig machen ſeiner Meynung beyzupflichten, ſondern die Gründe die ihn dazu bewegen haben.

Herr **Freret** ſetzet, eben wie **Dodwell**, die Einnahme von Athen auf das 87ſte Jahr feſt; aber aus andern Gründen, als der gelehrte Engländer gehabt hat. In ſeiner Abhandlung **über die Zeit der von Tripolis überſchickten griechiſchen Aufſchrift**, nimmt Herr **Freret** dieſen Zeitpunct an, ohne ſich bey deſſen Beweis aufzuhalten; indem die Unterſuchungen, die dieſer Beweis nach ſich gezogen hätte, ihm den Hauptgegenſtand aus dem Geſichte gebracht hätten.

Die Schwierigkeiten aber, welche Herr **de la Nauze** wider ſeine Meynung vorgetragen, haben ihn bewogen, ſich umſtändlich zu erklären, und dieß hat er in einer Abhandlung gethan [a]), davon wir hier einen Auszug mittheilen wollen. Man muß ihn aber nicht eher leſen, bis man jene zwo einander entgegen geſetzten Abhandlungen, über die Aufſchrift von **Berenice** geleſen hat. Er erkläret die eine, und antwortet auf die andere.

Man geſteht einhällig, daß die Eroberung von Athen, durch den **Sylla**, den erſten März des damaligen römiſchen Jahres geſchehen ſey. Dieſer erſte März war auch der erſte Tag des Monaths **Antheſterion**, oder desjenigen, der nach dem athenienſiſchen Kalender der zweyte, nach dem Monde des Winter-Solſtitii, **Poſideion** genannt wird.

Herr **Freret** bemerket, daß eine ſolche Uebereintreffung, durch Hülfe der aſtronomiſchen Rechnungen, den genauen Tag dieſer Begebenheit, wenigſtens in einem nach julianiſcher Art gerechneten Jahre geben würde, wenn deren Zeit aus den Conſulaten bekannt wäre. Allein man hat in dieſem Theile der römiſchen Geſchichte, nur ſehr unmethodiſche Abkürzungen, darinnen die Conſulate ſelten angemerket ſind: folglich kann man viele Zeitpuncte nur durch Schlüſſe und Muthmaßungen genau beſtimmen.

Die Zeit der Einnahme von Athen iſt von eben dieſer Art. Soll man ſie auf das Conſulat des **Cn. Octavius Nepos**, und des **L. Cornelius Cinna**, das heißt, auf das 87ſte Jahr vor **Chriſto** ſetzen? Iſt ſie aus dem folgenden Jahre, oder aus dem ſiebenten Conſulate des **Marius** und des zweyten **Cinna**? In dieſem Falle, und da ſie auf den erſten März fällt, würde ſie neuer ſeyn als des **Marius** Tod, welcher ſich den 13ten Jänner des 86ſten Jahres zutrug.

---

[a]) Den 16 Febr. 1748 hat er ſie vorgeleſen.

Dieſe Frage kann nicht anders entſchieden werden, als durch die Vergleichung der uns bekannten Umſtände dieſes beſondern Vorfalles, mit der allgemeinen Geſchichte. Man muß alſo Umſtände erwarten; aber dieſe Umſtände ſind mit merkwürdigen Vorfällen verbunden, welche, wie Herr Freret anmerket, wohl verdieneten, beſſer ergründet zu werden, als noch zur Zeit geſchehen iſt.

Man weis, daß die herrlichen Thaten des **Sylla** in ſeiner Jugend der Urſprung der Feindſeligkeiten des **Marius** gegen ihn geweſen. Dieſer ſo eiferſüchtige als hochmüthige Greis, verabſcheuete einen Mitwerber der Ehre und des Ruhmes; und ſchon ſeit dem 91ſten Jahre vor **Chriſto**, waren ihrer beyder Anhänger im Begriffe geweſen zum Handgemenge zu kommen. Dieß geſchah bey Gelegenheit des Denkmaales, welches **Bocchus**, König von **Mauritanien**, ſendete; um in das **Capitolium**, zum Andenken der Gefangennehmung des **Jugurtha**, durch den **Sylla** geſetzet zu werden, der nur ein bloßer **Quäſtor** des **Marius** war.

Der Krieg der Bundesgenoſſen, welcher bald darauf ausbrach, that den beſondern Zwiſtigkeiten Einhalt. **Sylla** erwarb ſich in demſelben einen großen Namen; er trug die ganze Ehre von der Niederlage der **Marſen** davon; und trotz dem Beſtreben der widrigen Rotte, erhielt er das Conſulat auf das 88ſte Jahr.

Gleich zu Anfange dieſes Jahres trug man ihm den Krieg wider den **Mithridates** auf: ein wichtiges Geſchäfft, nach welchem **Marius**, trotz ſeines Alters und ſeiner Schwächlichkeit, ſtrebete. **Sylla** ſollte den Reſt der rebelliſchen Bundesgenoſſen vollends zum Gehorſame bringen; und ohne das Ende ſeines Conſulates zu erwarten, darauf nach Griechenland abreiſen, allwo **Mithridates** ein mächtiges Kriegsheer hatte, und unter die Städte von ſeiner Partey, **Theben, Athen** und **Lacedämon** rechnete.

Dieſem zufolge reiſete **Sylla** von **Rom** ab und belagerte **Nola** in **Campanien**. **Sulpitius**, Tribun des Volks, welchen **Marius** gewonnen hatte, machete ſich ſeine Abweſenheit zu nutze, um ein Geſetz durchzuſetzen, welches dem Beſten der patriciſchen Partey zuwider lief. Es wäre auch, trotz dem Conſul **Pompejus** und aller rechtſchaffenen Bürger, ſonder Hinderniß angenommen worden, wenn nicht **Sylla Nola** verlaſſen, und wie ein Blitz ſeinem Amtsbruder und der Republik zu Hülfe gekommen wäre.

Bey ſeiner Ankunft gaben die beyden Conſuls eine Verordnung, die allen Rathſchlägen Einhalt that. Allein indem daß er das Volk anredete, fiel **Sulpitius**, an der Spitze eines Heeres bewaffneter Trabanten, welches er den Gegen-Senat nannte, auf ſie zu. **Pompejus** nahm die Flucht; ſein Sohn, des **Sylla** Eidam, kam im Gedränge um; und **Sylla** ſelbſt, der unter die Aufwiegler verwickelt ward, wurde zum **Marius** geführet, allwo **Sulpitius** ihn zwang, alles zu unterſchreiben. Folglich machte denn der Tribun, daß das Geſetz abgefaſſet ward: er ließ die Verordnung umſtoßen, die dem **Sylla** das Befehlshaberamt wider den **Mithridat** aufgetragen hatte, und ſetzte den **Marius** an ſeine Stelle, dem man ſo gar das Commando über des **Sylla** eigene Völker gab. Man hätte dieſen letztern gern für einen Feind der Republik erklären laſſen, und als einen ſolchen ihn vom Conſulate hinunter geſetzet. Allein er hatte zu viele Freunde: und die Streiche der Verſchworenen giengen alle über den **Pompejus** her.

Sylla kehrete wieder zu ſeinem Heere: ſeine Soldaten hatten ihn zu lieb, um ihn zu verlaſſen, und ſobald Officiere von dem **Marius** zu ihnen kamen, brachten ſie ſie um. Dieſer rächete ſich deswegen wieder an des **Sylla** Freunden die zu **Rom** waren. **Sylla** gieng an der Spitze ſeines Heeres nach **Rom**, ſtürmete die Thore, zwang den **Marius** und **Sulpitius** die Flucht zu ergreifen; und in einer Verſammlung des Raths, die er ſogleich darauf hielt, ließ er alles umſtoßen, was das Volk gemachet hatte. Die zween **Marius**, Vater und Sohn, **Sulpitius**, und neun ihrer vornehmſten Anhänger, wurden nunmehr ihrerſeits für Feinde des Staates erkläret, und man ſetzete einen Preis auf ihren Kopf.

Sylla indeſſen, welcher durch den letzten Rathſchluß wiederum in alle ſeine Rechte eingeſetzet war, ſo wie auch **Q. Pompejus**, ließ den Krieg wider den **Mithridates** nicht aus den Augen. Er dachte nur wie er ſich in den Stand ſetzen möchte denſelben anzufangen: allein, da **Pompejus** ebenfalls **Rom** verlaſſen mußte, um das **Pi**centiniſche unterwürfig zu machen, allwo annoch das letzte Feuer rauchete, welches durch die ſterbende Freyheit Italiens wieder angefachet ward; ſo wäre **Rom** ohne Obrigkeit geblieben.

Dieſem Uebel nun vorzubeugen, ließ **Sylla** die Conſulen des folgenden 87ſten Jahres erwählen. Die Wahl fiel auf den **L. Cornelius Cinna**, ſeinen Verwandten, aber einen Freund des **Marius**, und auf den **Cn. Octavius Nepos**, einen tugendhaften Mann, der aber in ſolchen unruhigen Zeiten viel zu ſchwach war.

Plutarch, und **Dions** Fragment ſagen, daß **Cinna** kaum das Amt gehabt, als er eine Klage wider den **Sylla**, durch den **Tribun Virginius** anſtellen laſſen: allein dieſer achtete gar nicht darauf, und reiſete zum Kriege wider den **Mithridates** ab.

Hier nun fängt die chronologiſche Unterſuchung an. Iſt die Anklage des **Tribuns**, vom 88ſten Jahre und aus des **Sylla** Conſulate ſelbſt; welcher, ob er gleich wirklicher Conſul war, dennoch vor dergleichen Nachſtellungen nicht ſicher war, wie man aus Beyſpielen beweiſen könnte? Oder iſt ſie aus dem folgenden 87ſten Jahre, und als er nur noch **Proconſul** geweſen?

Herr **Freret** glaubet, daß **Plutarchs** und des **Dio** Ausdruck παραλαβὼν τὴν ἀρχὴν, zweyerley Sinn haben könne, und ſowohl von dem **Cinna**, wirklichem Conſul, als von dem deſignirten Conſul **Cinna** verſtanden werden kann, der aber ſchon im Voraus die conſulariſchen Geſchäffte, in Abweſenheit der beyden Conſule verrichtete. Damit man nun eine dieſer beyden Auslegungen der andern vorziehen möge: ſo muß man dieſe Stelle, durch Stellen anderer Schriftſteller erläutern.

Der Text des **Eutropius** machet den Herrn **Freret** für die letzte geneigt. Hier ſind die Ausdrücke dieſes Abkürzers [b]). **Als dem Conſul Sylla der Krieg wider den Mithridates aufgetragen war, und er ſich einige Zeit mit ſeinen Kriegsvölkern in Campanien aufgehalten hatte, um vollends die Ueberbleibſel des Krieges der Bundesgenoſſen zu tilgen; warb Marius Parteyen an, damit man ihn gegen den König von Pontus ſchicken möchte. Da nun Sylla dieſen Anſchlag**

---

[b]) Cum *Sylla* Conſul contra *Mithridatem* geſturus bellum mitteretur, ipſe exercitum in Campania paulisper teneret, ut belli ſocialis - - - reliquiæ tollerentur, *Marius* affectavit, ut ipſe ad bellum *Mithridaticum* mitteretur. Qua re *Sylla* commotus cum exercitu ad urbem venit: illic contra *Marium* et *Sulpitium* dimicavit, [primus urbem *Romam* armatus ingreſſus eſt; *Sulpitium* interfecit, *Marium* fugavit; atque ita Conſulibus ordinatis in futurum annum *Cnæo Octavio* et *L. Cornelio Cinna*, ad *Aſiam* profectus eſt. *Eutrop.* Lib. V.

c) Ungeachtet **Eutropius** erſt unter des **Valens** Regierung geſchrieben, ſo iſt er doch nicht

ſchlag vernichten wollte, kam er an der Spitze ſei-
nes Heeres nach Rom, ſchlug den Marius und Sul-
pitius, (Tribun des Volkes) . . . Sulpitius ward
getödtet; Marius mußte die Flucht ergreifen. Nach
dieſem glücklichen Erfolge, ließ Sylla den Octavius
und Cinna, zu Conſulen auf das folgende Jahr er-
nennen, und ſetzte ſeinen Weg nach Aſien fort.
Zu Anfange dieſes Artikels, hatte Eutropius geſaget, daß
eben in demſelben Jahre, darinnen der bürgerliche Krieg
zwiſchen dem Marius und Sylla angegangen war, auch
daſſelbe geweſen, darinnen ſich der Krieg wider den Mi-
thridat entſponnen. Nun iſt dieſes Jahr, ohne Wider-
rede das acht und achtzigſte.

In der Erzählung die er nach dieſem von dieſem letz-
ten Feldzuge liefert, bemerket er, daß Marius in der
Zeit derer beyden Siege nach Rom gekommen ſey, wel-
che Sylla über die Feldherren des Mithridates davon ge-
tragen. Nun iſt es gewiß, daß Marius erſt im 87ſten
Jahre, zu Ende des Sommers, oder im Herbſte nach
Rom gekommen, und daß er den 13ten Jänner 86 ge-
ſtorben iſt. Eutropius ſetzet alſo die Niederlage der
Feldherren des Mithridates in das 87ſte Jahr *). Dieſe
Niederlage iſt ſpäter als die Einnahme von Athen; folg-
lich

---

zu verachten. Er ſelbſt erkläret, daß er ſich genau an die chronologiſche Ordnung gehalten. Sigonius ſieht ſein Werk als einen Auszug aus dem Livius und Saluſtius an. Die Frau Dacier lobet ihn wegen ſeiner methodiſchen Ordnung, darinnen er die Begebenheiten anführet, und wegen ſeiner Richtigkeit in der Zeit. Uebrigens ſtellet Herr Freret den Eutropius keinen Geſchichtſchreibern entgegen, die älter ſind als er iſt, ſondern nur denen Folgerungen, die man aus zweydeutigen Ausdrücken ziehet. Wer durch Schlüſſe eine Folgerung aus einer Stelle ziehet hat noch nicht dieſelbe Kraft, die die Stelle ſelbſt haben würde: gleichwohl vermenget man beydes mehrentheils.

ſich iſt der erſte März, als der Tag der Eroberung von Athen, der 1ſte März des 87ſten Jahres.

Das war nun der erſte Beweis; es iſt aber nicht der einzige. Herr Freret wird bald zeigen, daß **Appians** Erzählung der Belagerung von Athen eben dieſelbe Zeitrechnung vorausſetzet. Bevor wir aber zu dieſem zweyten Beweiſe ſchreiten, ſo beweiſt er, daß der Conſul **Q. Pompejus**, ſowohl als **Sylla**, **Rom** in dem Laufe des 88ſten Jahres verlaſſen hatte. Dieſes muß er beweiſen; damit kein Zweifel bleibe, daß **Cinna** Macht gehabt, bereits ſeit dem 88ſten Jahre als Conſul zu walten.

Der Beweis dieſer Sache iſt ganz einfältig und unwiderſprechlich. Der Auszug des **Livius** [d]), **Vellejus Paterculus** [e]) und **Valerius Maximus** [f]) bemerken, wenn ſie uns melden, daß **Q. Pompejus** in dem **Picentiniſchen**, durch die Soldaten umgebracht werden, daß er annoch Conſul geweſen; und die zween letztern ſetzen hinzu, daß die römiſchen Soldaten ſich damals zum erſtenmale mit dem Blute eines Conſuls beflecket hätten: Hoc primum anno, ſanguine Conſulis, Romani militis imbutæ manus ſunt.

Plutarch gedenket in dem Leben des **Sylla** von dieſer Sache gar nichts. Die Geſchichte meldet uns auch nicht, daß er die mindeſte Anſtalt gemachet hätte, ein Unterfangen zu ſtrafen, deſſen Folgen ſo gefährlich waren. Herr **Freret** erkläret dieſes Stillſchweigen, indem er ſaget, daß **Sylla** damals in Griechenland mit den Vorbereitungen zu ſeiner Einnahme von Athen beſchäfftiget geweſen.

---

[d]) *Livius* Epitom. Lib. LXXVII.

[e]) *Vellejus* XI. 20.

[f]) *Val. Maxim.* IX. 7.

Das Kriegsheer dieſes Feldherrn, ungeachtet es mitten aus den fünf Legionen und einigen Schaaren zu Pferde genommen geweſen, hat dennoch kaum mehr als funfzehn tauſend Mann zu Fuß und funfzehnhundert Reuter ausgemachet.

Indem er an Land ſtieg, gieng er nach **Attika**, und bey ſeinem ganzen Durchzuge erklareten die Städte und Feſtungen ſich für die Römer. **Athen** allein und das **Pireäum** blieben für den **Mithridates**. Damals war **Athen** in den Händen des Tyrannen **Ariſtions** und ſeiner Trabanten. **Archelaus**, der geſchickteſte von des **Mithridates** Feldherren, beſetzte die Feſtungen **Pyreäum** und **Munychium**; er war Meiſter über das Meer, er hatte im Meerbuſen eine Flotte, die ihm Lebensmittel und Verſtärkungen lieferte.

Sobald **Sylla** einen Fuß in das **Attiſche** geſetzet hatte, theilete er ſeine Mannſchaft in zween Haufen; der eine mußte **Athen** einſchließen, und den andern führete er nach dem **Pyreäo**, welches er, trotz ſeiner hohen Mauern, in der Eile zu überrumpeln gedachte: allein es ſchlug ihm fehl, und er war genöthiget dieſen Ort recht förmlich zu belagern.

Nach dieſem mislungenen Streiche lagerte er ſich unter **Eleuſis**, welches ungefähr fünf Meilen von **Athen** und dem **Pyreäo** liegt. In dieſem Lager nun, welches gegen die feindliche Seite zu, durch einen Graben beſchützet ward, der bis an das Meer hinunter lief, bereitete er die Werkzeuge zu, die er zum Kriege nöthig hatte; und da das Holz im Attiſchen ſelten iſt, ſo ließ er die Bäume der Akademie niederhauen. Aus **Theben** holete er das benöthigte Eiſen und Thauwerk; die Einreißung derer langen Mauern, welche **Athen** mit dem **Pyreäo** vereinigten, both ihm Balken und Steine dar, um ſeine Katzen uf den Bollwerken aufzurichten. Als nun alles fertig war, ſo nahm er, trotz dem damals angehenden Winter, wie Appian bemerket, die Belagerung dieſer Feſtung wieder vor. Die Gegenwehre aber war ſo hartnäckigt, daß Sylla endlich ſchlüſſig wurde, dieſe Belagerung in eine bloße Einſchließung zu verwandeln, und gieng, um ſich an die Spitze derer Völker zu ſtellen, die Athen eingeſchloſſen hielten. Dieſe Stadt, die den Tyrannen zum Raube ward, welche ſich der Lebensmittel bemeiſtert hatten, ſtand die Drangſalen der allergrößten Hungersnoth aus. Gleichwohl widerſtand ſie; allein die Römer ſpüreten einen zugangbaren Ort aus, welcher ſchlecht beſetzet war, und drungen in die Stadt, welche gar bald in dem Blute ihrer Bürger ſchwamm. Der Tyrann, welcher in das Citadell geflüchtet war, hielt ſich ſo lange, bis der Mangel an Waſſer ihn zwang, ſich ebenfalls zu ergeben.

Sylla eilete ſogleich zur Belagerung von **Pyreäum**, welchen Ort **Archelaus** gegen ein ſiegendes und vereintes Heer nicht halten konnte. Er ſetzte ſich wieder zu Schiffe, und der römiſche Feldherr, welcher durch ſeine Zurückziehung zum Meiſter von **Munychium** und **Pyreäum** geworden war, riß beyde in Grund.

Dieſe beyden Belagerungen hatten vor dem Winter angefangen, das heißt: vor dem 23ſten **October** des römiſchen Jahres. Athen ward allererſt den erſten **März** eingenommen. Das **Pyreäum** und die Citadelle hielten ſich einige Zeit; folglich ſind, trotz der Eilfertigkeit des **Sylla**, welcher nach dem **Plutarch**, die Endigung des Krieges beſchleunigen mußte, und weder Gefechte noch Koſten ſparete, dennoch faſt ſechs Monathe Zeit auf zwo Belagerungen gegangen.

Sylla hatte keine Flotte, und das an ſich ſelbſt unfruchtbare **Attiſche** war durch den Krieg verheeret. Das römiſche Kriegsheer mußte ſeinen Unterhalt in **Böotien** ſuchen,

chen, allwo **Hortenſius** und **Sylla** zuſammen ſtoßen ſollten: dieß geſchah auch, ohne daß **Archelaus**, welcher um **Thermopyle** herum campirte, daran dachte, ſolches zu verhindern. Als er nun ſeinerſeits auch durch verſchiedene Verſtärkungen die er erwartete, mehr Kraft bekommen hatte, zog er an der Spitze von hundert und zwanzig tauſend Mann, nach **Böotien** hinunter. Ungeachtet der ungleichen Anzahl der Völker, ward er dennoch von den **Römern** bey **Chäronea** geſchlagen. Dieß war ein großer und vollſtändiger Sieg, den ſie dem Heldenmuthe, der Aufführung, und inſonderheit dem Glücke des Feldherrn zu danken hatten. Als nun **Archelaus** neue Verſtärkungen zur See erhalten hatte, ſo wollte er auch noch in demſelben Feldzuge die Schande ſeiner Niederlage tilgen; aber auch dieſe zweyte Schlacht verlor er, welche nahe bey **Orchomene** vorgieng, und war noch glücklich, daß er nur die Inſel **Euböa** mit einer Handvoll Soldaten, die dem Schwerte der **Römer** entronnen waren, erreichen konnte. Hierauf nahm **Sylla** ſein Winterlager in **Theſſalien**.

Appian, aus welchem Herr **Freret** die meiſten dieſer Umſtände genommen hat, lehret uns, welche Zeit er dieſen Vorfällen giebt, wenn er hinzuſetzet: daß indeſſen, da **Sylla** die römiſchen Waffen ſolchergeſtalt ſiegreich machete, **Marius** und **Cinna** ihn in **Rom** für einen Feind der Republik hätten erklären laſſen. Des **Sylla** Siege haben folglich einerley Zeitpunct, mit des **Marius** Wiederkehr und der Einnahme von **Rom** durch den **Cinna**, die unſtreitig aus dem 87ſten Jahre ſind.

Dieſe zween Siege ſind erſt etliche Monathe auf die Eroberung von Athen gefolget, die den erſten **März** geſchah; folglich iſt dieſer erſte **März** aus dem 87ſten Jahre; und folglich iſt **Appians** Zeitrechnung mit des **Eutropius** ſeiner einerley. Der Zeitpunct der Verordnung wider den **Sylla**, war ſchon durch die Namen der Conſule beſtimmet; und vermuthlich hat Appian ſich hiernach gerichtet. Sein Zeugniß aber iſt andern Muthmaßungen vorzuziehen, die ſich nur auf zweydeutige Ausdrücke eines Schriftſtellers gründen, der ſo wenig Methode hat, als **Plutarch**, und den man oftmals Noth hat, mit ſich ſelbſt einſtimmig zu machen.

Sylla hatte in ſeinen Nachrichten angemerket, daß der Tag der Calend. Martii, an welchem er **Athen** erobert, auf den erſten **Antheſterion** fiele, das heißt, auf den erſten Tag des zweyten Mondes, nach dem Winter-Solſtitio. Aus dieſer Rechnung weis man mit Gewißheit, daß der ſolſtitialiſche Mond jenes **athenienſiſchen** Jahres, den 16ten **julianiſchen Decembers** des 88ſten Jahres, und der Mond **Antheſterion**, den 13ten des ebenfalls **julianiſchen Februars**, hat anfangen müſſen. Der erſte **März** des damaligen Jahres, gieng alſo damals vierzehn Tage vor dem erſten **März** des vorausgerechneten **julianiſchen** 87ſten Jahres her. Setzet man die Eroberung von **Athen** bis auf den erſten **März** 86 ſpäter hinaus, und daß dieſer erſte **März** mit dem erſten des **athenienſiſchen** Monaths **Antheſterion** übereingeſtimmet habe; ſo wird derſelbe Tag mit dem 2ten **Februar** übereinkommen.

In dem erſten Falle, wird der erſte römiſche **März** des 87ſten Jahres dem erſten **julianiſchen März** nur dreyzehn Tage zuvorgekommen ſeyn, welches eben keine außerordentliche Unordnung im Kalender voraus ſetzet; ſondern nur ſo viel, daß jenes Jahr, ein gemeines Jahr geweſen. Im zweyten Falle, betrüge der Unterſchied ſieben und zwanzig Tage, welches gar zu ſtark wäre.

Folglich ſtimmen denn die Rechnungen, die Nachrichten des **Sylla**, der umſtändliche Bericht des **Appianus** und **Eutropius**, und alles überein, die Einnahme von **Athen** auf den erſten **März** des 87ſten Jahres zu ſetzen.

Allein, wird man ſagen, Plutarch hatte ja ſelbſt die Nachrichten des Sylla unter Händen, und nach dieſen hat er deſſelben Leben beſchrieben? Herr Freret geſteht dieſes zu; und dennoch glaubet er nicht, daß Plutarch deswegen glaubwürdiger ſey; indem außer ſeiner chronologiſchen Unrichtigkeit, davon es ſo gar viele Beyſpiele giebt, man ihn in der Sache, davon hier die Rede iſt, gar mit ſich ſelbſt eines Widerſpruchs überweiſen kann.

Folgendes wird es beweiſen: Es kamen Nachrichten, ſchreibt Plutarch in des Marius Leben, daß Sylla, der Ueberwinder des Mithridates, mit einem ſtarken Heere nach Rom käme . . . man erwartete einen wüthenden Krieg, und wegen dieſer Furcht ernannte man den Marius zum ſiebentenmale zum Conſul. Dieſes ſiebente Conſulat des Marius iſt aus dem 86ſten Jahre. Marius, füget der Geſchichtſchreiber hinzu, war von den Gedanken eingenommen, daß Sylla gekommen wäre ihn zu ſchlagen; der Sylla, welchen er von Rom verjaget hatte, und der, durch ſeine Siege, den Mithridates in den Ufern des Pontus-Euxinus eingeſperret hatte. . . . Um ſich nun dieſe betrübten Gedanken aus dem Sinne zu ſchlagen, trunk Marius ſich alle Abende voll. . . . Nach einigen Nachrichten endlich, die er von der Seite des Meeres erhielt, und die ihm unfehlbar des Sylla Annäherung berichteten, verdoppelte ſich ſeine Unruhe. Marius ſtarb den 13ten des römiſchen Jänners des 86ſten Jahres, den ſiebenzehnten Tag ſeines Conſulats; welches beweiſt, daß er den 28ſten des vorhergehenden Decembers ſein Amt angetreten haben müſſe.

Dieſe Stelle im Plutarch ſetzet zum voraus, wie man leicht ſehen kann, daß die Einnahme von Athen, und die zween Siege welche darauf erfolget ſind, vom 87ſten Jahre geweſen, und daß man in Rom, zu Ende des

Herbſtes die neue Nachricht von dem Friedensſchluſſe bekommen, der dem Kriege ein Ende machete. Und das ſtimmet auch mit demjenigen überein, was **Appian** und **Eutropius** uns berichten.

Allein in des Sylla Leben finden wir eine ganz andere Zeitrechnung. Ja noch mehr: **Plutarch** ſetzet in ſelbigem auf einer einzigen Seite, zwey verſchiedene Lehrgebäude voraus. Hier iſt die erſte Stelle. Die Spiele, welche man zu Theben nach dem Siege bey Chäronea feyerte, hatten kaum ein Ende genommen, als man dem Sylla berichtete, Valerius ſey zum Conſul erwählet worden, und durchſtreiche das ioniſche Meer, mit einem Heere, welches zum Scheine wider den Mithridat, in der That aber gegen ihn ſelbſt beſtimmet wäre. **Valerius** ward an die Stelle des **Marius** geſetzet, der den 13ten Jänner 86 geſtorben war. **Appian** ſetzet voraus, daß er in währendem ſeinem Conſulate nach Griechenland gekommen ſey; und **Plutarchs** Ausdrücke ſetzen dieſen Uebergang in eben dieſelbe Zeit. Folglich ſind, nach dieſer Stelle im **Plutarch**, die Eroberung von **Athen**, und die Schlacht bey **Chäronea**, nicht mehr aus dem 87ſten, ſondern aus dem 86ſten Jahre.

Allein einige Zeilen tiefer ſetzet er eben dieſe Begebenheiten wiederum auf einen andern Zeitpunct. Nachdem er die zweyte Niederlage des **Archelaus** umſtändlich beſchrieben, ſetzet er hinzu: So giengen die Sachen bey Chäronea und Orchomene zu. Indeſſen giengen Cinna und Carbo zu Rom, mit den ehrlichſten Leuten auf das ungerechteſte und grauſamſte um. Die mehreſten, um nur dieſen Tyrannen zu entkommen, flüchteten in des Sylla Lager. . . . Seine Gemahlinn Metella, die ſich mit ihren Kindern kaum hatte retten können, kam um ihm zu melden, daß ſeine Feinde ſein Haus und ſeine Landgüter verbrannt hätten; u. ſ. w. **Cinna** und **Carbo** waren im 85ſten Jahre Conſule; folglich haben wir hier das 85ſte Jahr zum Zeitpuncte der zween Siege bey **Chäronea** und **Orchomene**, und alſo auch zur Zeit der Eroberung von Athen angegeben, indem dieſe drey Begebenheiten aus einerley Feldzuge ſind.

An welchen von dieſen drey Zeitpuncten wollen wir uns denn nun halten? da ſie alle **Plutarch** angiebt? Wird Athen im 87ſten, oder 86ſten, oder im 85ſten Jahre eingenommen ſeyn? Wird man ſich nicht nach der Zeitrechnung derer Schriftſteller richten müſſen, die die Folge dieſer Geſchichte ausführlich beſchrieben haben? Kurz, wird man den **Plutarch** allein, der ſich in dem Leben des **Sylla** ſelbſt widerſpricht, dem **Plutarch** in dem Leben des **Marius** vorziehen, allwo er mit dem **Appian**, **Eutropius** und andern Alten übereintrifft; deren Stellen man leichtlich, aber nur vergeblich, allhier häufen könnte?

Herr Freret erwählet das letztere, und bleibt bey dem 87ſten Jahre ſtehen. „Die entgegen geſetzte Mey„nung, ſaget er, iſt bloß auf den Sinn gerichtet, wel„chen man der Stelle im **Plutarch** giebt. Allein da „er, wie man geſehen hat, in dem Leben eines einzigen „Mannes in ſolche chronologiſche Widerſprüche fällt: ſo „ſieht man wohl, daß er in ſolchen Materien keinen „recht feſten Begriff gehabt, und daß man auf ſein „Zeugniß allein nicht bauen kann, indem er einen und „denſelben Vorfall auf drey verſchiedene Jahre ſetzet.„

Wir wollen mit einer Betrachtung beſchließen. Dieſer Artikel iſt etwas lang geweſen, und vieleicht zu lang, für den Gegenſtand, der darinnen abgehandelt wird. Allein da er ein merkliches Beyſpiel von **Plutarchs** weniger Richtigkeit darbeut; ſo kann der Leſer dennoch ſeinen Nutzen daraus ziehen: nämlich, daß er dieſem Schriftſteller nicht ſo leicht auf ſein Wort glaube, der ſonſt ſehr ſchätzbar iſt; dem man aber gar zu oft ein Anſehen zuſchreibt, welches er nicht verdienet. Nichts iſt einer geſunden **Kritik** mehr zuwider, als die abergläubiſche Ehrfurcht gegen einen Schriftſteller: er mag auch in gewiſſen Stücken ſo viel Verdienſte haben, als er will.

XII.

Des Herrn Abtes Lebeuf

Abhandlung, über diejenige Zeit, in welcher man in der Kirche angefangen, ein Corpus Canonicum und der bürgerlichen Geſetze, nach der Ordnung der Materien eingerichtet, einzuführen.

Der Menſch fängt an Kenntniſſe zu erlangen, bevor er ſie ordnen kann: dieß iſt die Bahn des menſchlichen Verſtandes. Damit man einer Methode fähig ſey, damit man ſeine Studien und Begriffe in irgend einen Grundriß bringe, wenn er auch gleich unvollkommen wäre; ſo bedarf man ſchon einer Art von Kritik, welche Ueberlegungen und Urtheilskraft voraus ſetzet.

In denen Jahrhunderten, da die Barbarey noch unter uns herrſchete, da war die Unordnung eine Folge der Unwiſſenheit, und dienete zu deren Unterhaltung. Nach dem Maaße aber wie das Licht zunahm, ſah man die Vortheile der Ordnung ein. Man bemühete ſich ſie bey verſchiedenen Sammlungen anzuwenden, deren Zuſammentreibung damals die müßigen Stunden derer Leute beſchäfftigte, die man Gelehrte nannte: und dieſe Verſuche ſind der erſte Schritt, den die Wiſſenſchaften zur Vollkommenheit gethan haben. Da ſie nicht alle gleich ſtark bearbeitet waren, ſo thaten ſie auch dieſen erſten Schritt nicht alle auf einmal. Es iſt aber in der gelehrten Geſchichte viel daran gelegen, daß man den Zeitpunct feſtſetze, in welchem eine jede von ihnen angefangen hat, ſo zu reden, einen ordentlichern Gang zu gehen.

In denen Jahrhunderten, die vor der Erneuerung der nützlichen Wiſſenſchaften hergiengen, war die geiſtliche Jurisprudenz eine der blühendſten; indem die Geiſtlichen die einzigen waren, die damals ſtudirten: daher iſt ſie auch diejenige, in welcher dieſe Methode ſo gleich eingeführet ward. Der berühmte **Reginon**, Abt von **Prom**, welcher im 915ten Jahre geſtorben iſt, wird für den erſten gehalten, der die eine Sammlung ſowohl geiſtlicher als bürgerlicher Geſetze in eine Ordnung der Materien gebracht hat. Seine Vorgänger, ſaget man, hätten ſich bloß an die chronologiſche Ordnung gebunden; und dieß iſt die gemeine Meynung aller derer, die ſich der Nachforſchung unſerer Alterthümer befleißigen. Der gelehrte **Hericourt** [a]), behauptet dieſes auch, der doch in dem canoniſchen Rechte ſo ſtark iſt, und Herr **Salmon** [b]), Bücheraufſeher der **Sorbonne**, endlich auch **D. Rivet** [c]), Verfaſſer der gelehrten **Geſchichte Frankreichs**.

Die Allgemeinheit einer Meynung iſt ein großes Vorurtheil für ſie. Der Herr Abt **Lebeuf** hatte dieſelbe ehemals auch als unläugbar angenommen: und dieß iſt ein Grundſatz, deſſen Gewißheit er in einer Abhandlung vorausgeſetzet hat, die er 1737 **von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften in Frankreich**, ſeit dem Tode Karls des Großen, bis auf Roberts Tod herausgegeben. Allein da er nach der Zeit ein geſchriebenes Werk entdecket hat, welches älter iſt, als die vom **Reginon** ſind, ſo iſt er von der gemeinen Meynung abgegangen. Seine neue Meynung, und die Bewegungsgründe, worauf er ſie bauet, ſind der Inhalt einer Abhandlung die er uns [d]) mitgetheilet hat.

---

[a]) Diſſert. ſur l'orig. & le progrés du droit eccléſiaſt. p. 6.
[b]) Traité de l'étude des Conciles. p. 174.
[c]) Tom. VI. pag. 152. [d]) Den 6. April 1745.

Der Auszug, welchen wir hier davon liefern wollen, wird mit der Nachricht von demjenigen Werke anfangen, welches den Herrn Abt **Lebeuf** auf andere Gedanken gebracht hat. Dieſes Manuſcript, welches zu der Zahl derer andern gehöret, die der Büchervorrath der **Sorbonne** aufbewahret, iſt ein ſehr wohl erhaltener Folioband, welcher eine Sammlung von bürgerlichen und canoniſchen Geſetzen enthält, die nach einem ſehr methodiſchen Plane eingerichtet iſt. Das Werk ſelbſt hat keinen Titel. Es fängt mit einer Zueignungsſchrift an, die ein Ungenannter an einen Erzbiſchof Namens **Anſelmo** richtet, deſſen Sitz aber nicht angegeben iſt, und dieſe Zueignungsſchrift biethet ein richtiges Verzeichniß des Werkes ſelbſt dar.

Nachdem der Sammler zu den allerprächtigſten Lobeserhebungen des Prälaten, ein ſehr beſcheidenes Bekenntniß ſeiner eigenen Untüchtigkeit gefüget hatte; ſo erkläret er ſich, daß er dieſes Werk nur unternehme, um dem Erzbiſchofe zu gehorſamen, unter welchem er als ein Paſtor unter ſeinem Oberhirten, ja gar als ein Mönch unter ſeinem Abte zu ſtehen ſcheint. Ohne dergleichen Befehle würde er auch wohl niemals das Herz gehabt haben, dieß Werk zu unternehmen, da er von ſeinen geringen Gaben und von der Schwierigkeit des Unterfangens ſo überzeuget iſt, und außerdem weis: daß einige ſehr geſchickte Schriftſteller, zum Exempel **Ferrand**, **Diakonus** zu **Karthago** bey den Lateinern, und **Creſconius** unter den Griechen, bereits dergleichen Sammlungen verfertiget haben. Allein der Erzbiſchof hat ihm namentlich dieſes Werk auferleget: und er ergreift die Feder aus bloßer Unterwerfung. Auf dieſe Erklärung folget der Entwurf des Werkes ſelbſt, welches der Verfaſſer in zwölf Theile abtheilet.

1. Der erſte handelt von der Oberſtelle und Würde der römiſchen Kirche und der andern Primaten, Patriarchen, Erzbiſchofe und Metropoliten.

2. Der zweyte hat zum Gegenſtande die Vorrechte und Amtsverrichtungen der Biſchöfe und Weihbiſchöfe.

3. Die Haltung der Synoden, die Anklagen, die Zeugen, die Wiedererſtattungen, welche denenjenigen gehören, die man unrechtmäßiger Weiſe beraubet hat. Die Richter und Urtheile, ſie ſeyn nun geiſtlich oder weltlich, machen die Hauptartikel in dieſem III Theile aus.

4. Der vierte handelt von den Verrichtungen und der Würde der Prieſter, Diakonen und untern Kirchendiener, nach der Ordnung der Hierarchie.

5. Im fünften iſt die Rede von der Einſetzung der Geiſtlichen, ihrer Unterhaltung und der Regel ihrer Aufführung.

6. Was die Regulares beyderley Geſchlechts und die Wittwen betrifft, das ſteht im ſechſten Theile.

7. Die Weltlichen, als Kaiſer, Prinzen, und kurz, alle verſchiedenen Stände der Layen, ſind im ſiebenten abgehandelt.

8. Im achten findet man die Regeln des chriſtlichen Glaubens, und die Geſetze der Kirchenzucht, welche zur Beobachtung der göttlichen Gebothe eingeführet ſind.

9. Im neunten iſt die Rede von dem Sacramente der Taufe, von den Getauften, und den Catechismusſchülern.

10. Der zehnte iſt eine Sammlung von Verordnungen, die zum Gottesdienſte geweiheten Gebäude, ihre Verzierungen, ihre ihnen eigenen Einkünfte, ihre Opfer und Zehenten betreffend.

11. Der eilfte enthält diejenigen Verordnungen, die wegen der Oſterfeyer und anderer Feſte und Ferien ergangen ſind.

12. Alles endlich, was die Ketzer, die Spaltungen, die Juden und Heyden betrifft, iſt im zwölften und letzten Theile zuſammen genommen.

Ueber einer jeden von dieſen Materien nimmt der Verfaſſer alles zuſammen, was er in den alten Concilien und in den Decretalien, ſie ſeyn wahr oder falſch, nur hat finden können. Denen mehreſten von denjenigen, die ein Betrüger unter dem Namen derer Pöbſte geſchmiedet hat, die vor dem Siricius hergegangen ſind, füget er einige andere bey, die man ſeinen Nachfolgern zugeſchrieben; derjenige Pabſt aber, welcher ihm die allermeiſten darbeut, iſt St. Gregor der Groſſe.

In jedem Theile machet der Verfaſſer eine abſonderliche Sammlung aller Verordnungen, die er aus den Briefen dieſes Pabſtes genommen hat. Man ſieht auch die römiſchen Geſetze mit den Kirchengeſetzen beyſammen; inſonderheit hat der Verfaſſer ſehr ſtark aus den Novellen geſchöpfet. In dem ſiebenten Theile, der von den Layen handelt, ſind verſchiedene Geſetze aus den Inſtitutionen und dem Codice genommen, und man bemerket noch außerdem darinnen zween Artikel der Capitularen, die unter dem Namen eines Kayſers Lothars angeführet werden. Valentinian, Theodoſius, Arkadius, haben wegen der Feſte und Ferien verſchiedene Verordnungen gemachet, welche man zu Ende des eilften Theiles geſammlet findet.

Dieſes Manuſcript der Sorbonne iſt nicht original, ſondern eine Abſchrift, die im 1009ten Jahre von einem Mönche, Namens Rodulph, auf Befehl Heimons, Biſchofs von Verdün, gemachet iſt. Dieſen Umſtand erfährt man aus einem Berichte an den Leſer, welchen der Abſchreiber an das Ende des letzten Theiles des Tractats geſetzet hat. Er füget hinzu, er habe die Abſchrift dieſes

Bandes im 1009ten Jahre in der VII. Indiction den X. Calend. Aprilis verfertiget, als Heinrich König von Lothringen geweſen, und beſchließt damit, daß er ſeine Leſer beſchwöret, in ihrem Gebethe ſeiner zu gedenken, deſſen er ſehr benöthiget zu ſeyn verſichert.

Nach dieſer allgemeinen Nachricht von der Handſchrift, handelt der Herr **Lebeuf** verſchiedene Fragen ab, die mit dem Werke ſelbſt eine Verwandtſchaft haben, und deren Erläuterung er zu der Geſchichte des Rechts für dienlich erachtet.

I.

Unterſuchet er, wer der Verfaſſer dieſes Buches geweſen, und zu welcher Zeit er ſein Werk aufgeſetzet hat. Die Abſchrift die man davon gegen das 1008te Jahr gemachet, und durch welche uns daſſelbe erhalten worden, beweiſen ſogleich: daß es weder die Sammlung des **Yves de Chartres** ſeyn kann, welche gegen das 1064ſte Jahr verfertiget worden; noch auch des **Anſelmo**, des **Luc**, oder **Gratians**, noch auch der Polycarpus, des **Cardinals Gregorius von St. Chryſogone** ſeine ſeyn kann, die in den florentiniſchen Monathſchriften vom 1744ſten Jahre ſo gar berühmt iſt.

Gleich bey dem Anblicke dieſer Abſchrift, die auf Befehl eines Biſchofs von **Verdün** gemachet worden, hielt der Herr **Abt Lebeuf** die Urſchrift für die Sammlung derer Decretalien, welche **Rutger**, Erzbiſchof von **Trier**, gegen das 905te Jahr an den **Dadon**, Biſchofen von **Verdün**, als ſeinen **Suffraganten** geſendet. **Alberich** *des trois Fontaines* redet in ſeiner Chronik von dieſem Buche, welches nicht mehr zu haben iſt. Wollte man vorausſetzen, daß die Handſchrift der **Sorbonne** daſſelbe wäre; ſo würde man einen ganz einfältigen Grund angeben, warum **Heimonen** an dieſem Werke gelegen geweſen.

Es war natürlich, daß dieſer Biſchof ein Werk, welches an einen ſeiner Vorgänger gerichtet geweſen, durch Abſchriften habe vervielfältigen wollen. Allein man findet in der Handſchrift der **Sorbonne** gar keinen Artikel, der aus den Capitularen von **Karln dem Großen**, **Ludwigen dem Gütigen**, und **Karln dem Kahlen** wäre gezogen worden; die doch lange vor **Rutgern** waren kund gemachet worden, die dieſer Prälat kennen mußte, und die er unfehlbar nach Art des **Reginons** gebrauchet hat, der ſein Zeitgenoß war. Würde auch wohl außerdem ein Werk eines Erzbiſchofes von **Trier**, einem andern Erzbiſchofe zugeeignet worden ſeyn, für deſſen Pfarrkind der Verfaſſer ſich ſelbſt ausgiebt? Dieſe zwo Betrachtungen, welche beweiſen, daß **Rutger** gegenwärtige Sammlung nicht gemachet habe, halfen dem **Herrn Abte Lebeuf** bald aus dem Irrthume.

Sollen wir es dem **Bauldri**, Biſchofe von **Lüttich**, zuſchreiben, welchen eben dieſer **Alberich** *) ebenfalls unter die Sammler der Kirchenſatzungen rechnet, und mit dem Biſchofe von **Verdün** zu einer Zeit leben läßt? Dieſer Meynung war unſer Mitglied gleich anfangs: allein, ſeitdem er durch fleißiges Leſen mit **Alberichs** Lehrart bekannter geworden, ſo hat er gemerket: daß dieſer Chronikenſchreiber zuweilen den **Siegebert** abſchriebe, ohne etwas davon zu melden. Wenn man nun **Siegeberts** Chronik unter dem 1008ten Jahre aufſchlägt, ſo findet man, daß **Burchard**, Biſchof von **Worms**, als ein Redactor Corporis Canonici angegeben wird: welches **Alberich** dadurch, daß er eine Zeile in **Siegeberts** Texte überhüpfet hat, dem **Bauldri** zuſchreibt. Und da **Burchards** Sammlung mit der Sammlung der **Sorbonne** gar keine Aehnlichkeit hat; ſo folget daraus, daß man ſie auch einem andern Sammler zuſchreiben müſſe. Dieſer Sammler nun wird allemal ein Ungenannter bleiben; wenigſtens ſo lange, bis eine neue Entdeckung uns ſeinen Namen herausbringt. Allein das kann man wohl beſtimmen, wes Standes und aus welchem Lande er geweſen, und ſolches durch einige Schlüſſe, die den Zeitpunct ſeines Werkes feſtſetzen werden.

---

*) Alberic. in chron. edit. Leibnit. ad an. 1008.

1. Iſt der letzte von denen Päbſten, deren in dieſer Sammlung gedacht wird, **Gregorius** der II, welcher ſeit dem 19ten May 715 bis an den 10ten Febr. 731 den päbſtlichen Stuhl beſeſſen. Dieſe Anmerkung hat ſchon Salmon gemachet.

2. Wir haben oben dem Herrn Abte **Lebeuf** zufolge angemerket, daß der Sammler von frühern Sammlungen als die ſeinige iſt, keine andere gekannt hat, als **Ferrands** und des **Creſconius** ſeine.

3. Gebrauchet er ſich weder der Capitularen **Karls des Großen**, noch **Ludwigs des Gütigen**, von denen **Anſegiſus**, Abt von **St. Vandrille**, gegen das Ende der Regierung dieſer Kaiſer eine Sammlung gemachet hat, welche nach dieſem von **Benedicten**, dem Diakon zu Maynz, fortgeſetzet worden. Dieſe drey erſten Anmerkungen ſind ſchon hinlänglich zu zeigen, daß gegenwärtige Sammlung vor den letztern Jahren **Ludwigs des Gütigen** aufgeſetzt worden. Folgende Beobachtung aber giebt einen noch genauern Zeitpunct an.

4. Man findet, wie wir bereits zum voraus bemerkt haben, gegen das Ende des ſiebenten Theils, zwey Geſetze von einem Kaiſer **Lothar**: welcher kein anderer als der älteſte Sohn **Ludwigs des Gütigen** ſeyn kann. Das eine heißt, von Zinſen; das andere von der Verachtung des durch die Biſchöfe ausgeſprochenen

Kirchenbannes. Beyde ſind aus dem erſten Regierungsjahre dieſes Kaiſers unterſchrieben, welches mit dem 824ſten Jahre **Chriſti** übereinſtimmet. Sie gehören in die Zahl derer Verordnungen, welche **Lothar** zu **Olonna** in der **Lombardey** gegeben, als er hingieng, um ſeine Staaten in Beſitz zu nehmen f).

Aus der Art, wie unſer Sammler dieſe zwey Geſetze brauchet, und aus dem Sillſchweigen, welches er von **Karls des Großen**, **Ludwigs des Gütigen** und **Karls des Kahlen** ihren beobachtet, ſchlieſt der Herr **Abt Lebeuf**: 1. daß die Sammlung die er unterſuchet, älter ſey, als die Sammlung der Capitularen **Karls des Großen** und ſeiner Nachfolger. 2. Daß ſie in der **Lombardey** geſammlet worden, allwo man die Befehle **Lothars**, welche er in den Gegenden von **Vercell** gegeben, hat kennen müſſen.

Der Namen desjenigen Prälaten, der dieſes Corpus canonum hat ſammlen laſſen, kömmt dieſem Schluſſe ebenfalls zu Hülfe. Der Erzbiſchof von **Meiland** war der **Metropolitan** der **Lombardey**; und eben ein **Anſelmus**, beſaß im 824ſten Jahre den Stuhl. Man kann alſo verſichern, daß es **Anſelmus** der erſte dieſes Namens, Erzbiſchof von **Meiland** geweſen, welcher gegen das 827ſte Jahr, irgend einem Mönche aus ſeinem Kirchſprengel dieſe gegenwärtige Sammlung zuſammen zu bringen aufgetragen hat; eine Sammlung, die um ſo vielmehr die Aufmerkſamkeit der Canoniſten verdienet, da ſie wenigſtens achtzig Jahre frühzeitiger iſt, als **Reginons** ſeine, und die erſte, in welcher die Canones und bürgerlichen Geſetze, nach der Ordnung der Materien zuſammen getragen ſind.

---

f) Capitul. Baluzii, T. II. p. 318.

II.

Nachdem nun der Herr Abt **Lebeuf** das Alter dieſer Sammlung, den Stand und die Heimath des Sammlers, ſolchergeſtalt feſtgeſtellet hat; ſo ſchreitet er zu demjenigen, was den Abſchreiber betrifft, der uns die Urſchrift erhalten indem er ſie abgeſchrieben.

Dieſer Abſchreiber nennet ſich in dem Berichte, welcher die Handſchrift endiget, **Rodulph**. Wenn man nun mit dem Leſen der Originalſcribenten unſerer Geſchichte nur ein wenig bekannt iſt; ſo kennet man den **Rodulph** mit dem Zunamen **Glaber**, von welchem Herr **de la Curne** [g]), in unſere Memoires eine Abhandlung eingerücket hat: welche Herr **Lebeuf**, ein verſtändiger Richter in ſolchen Dingen, ein **gelehrtes Stück** nennet. Sollte dieſer **Rodulph Glaber** nicht derſelbe **Rodulph** ſeyn, dem wir dieſe Abſchrift der **Sorbonne** zu danken haben? Das offenbare Verhältniß, welches ſich zwiſchen den beſondern Lebensumſtänden jenes **Glabers**, und demjenigen Bekenntniſſe findet, welches unſer Abſchreiber an ſeine Leſer thut, ſcheint dieſe Identität feſtzuſetzen. Man weis, daß **Glaber** in großer Verbindung mit dem h. **Odilo**, Abte von **Cluni** ſowohl, als mit dem berühmten **Wilhelm**, Abte zu **St. Benigna** von **Dijon** geſtanden. Man weis ferner, daß aus dieſer **St. Benigna** zu **Dijon**, im 1003ten Jahre diejenige Colonie ausgezogen ſey, welche die Abtey **Fructuars** in der **Lombardey** bevölkert hat. Dieſes Kloſter, welches in dem Kirchſprengel von **Yvree** liegt, iſt mit **Verceil** benachbart; und vermuthlich kam es daher, daß man in **Burgund** das Manuſcript kannte, welches achtzig Jahre zuvor, unter dem Schutze **Anſelms**, Erzbiſchofs von **Meiland**, war zuſammen getragen worden. Dieſes Manuſcript mag nachmals in die Abtey der h. **Benigna** gekommen ſeyn, allwo **Glaber**, welcher damals kaum fünf und zwanzig Jahre alt geweſen, gewohnet hat; dieſem wird man aufgetragen haben, es für Heimonen, Biſchofen von Verdün, abzuſchreiben, welchen die Wiederherſtellung des Kloſters zu **St. Vannes** vermuthlich mit dem Abte zu **St. Benigna** in Verbindung geſetzet hatte, indem dieſer letztere ſo viel Antheil daran gehabt.

---

[g]) Memoir. T. VIII. pag. 549. u. f. pariſ. Ausg.

Glaber redet in ſeiner Geſchichte zuweilen von den Ausſchweifungen ſeiner Jugend. Er geſteht, ſeine Ungebundenheit hätte verurſachet, daß man ihn aus der Priorey von Champeaux fortgejaget. Dieſe Art eines öffentlichen Bekenntniſſes ſtimmet ſehr gut mit der Formel überein, die **Rodulph** in gegenwärtiger Handſchrift gebrauchet.

Wir wollen endlich noch hinzuſetzen, daß **Glaber** ſich an vielen Orten ſeines Werkes als einen ziemlich guten Canoniſten erweiſt: welches ebenfalls ſeyn müſſen, wenn **Glaber** mit dem **Rodulph** einerley Perſon iſt; indem er in ſolchem Falle, zwey oder drey Jahre lang die Sammlung des canoniſchen Rechtes vor Augen gehabt hat, welche Abſchrift er im 1009ten Jahre fertig bekam. **Glaber** iſt uns ſchon als ein Dichter, Geſchichtſchreiber und Weltweiſer bekannt, wenigſtens ſo gut man es in dem Jahrhunderte ſeyn konnte, darinnen er lebete. Dieß lehret uns, aus was für einer Quelle er ſeine Wiſſenſchaft im canoniſchen Rechte geſchöpfet; und dieß iſt ein Umſtand mehr, zu ſeiner Geſchichte, von den Geſchichten berühmter Leute aber kann man dergleichen nie zu viel ſammlen.

III.

Der Herr **Abt Lebeuf** beſchließt ſeinen Aufſatz mit verſchiedenen Anmerkungen, wozu einige Stellen der Handſchrift ihn veranlaſſet haben.

1. **Burchard** hat ſein **Decret** ungefähr gegen die Zeit verfertiget, da der Band, welchen **Rodulph** abge-

ſchrieben, nach **Verdün** gebracht ward. Allein es iſt unter beyden Sammlungen ſo wenig Verhältniß, ſowohl was die Anzahl, als was die Anordnung der Canonum und Capitularen betrifft: daß man den **Burchard** nicht im Verdachte haben kann, als ſey er der Abkürzer des lombardiſchen Ungenannten geweſen. Indeſſen da ſie dennoch, ungeachtet des Unterſchiedes ihrer Grundriſſe und der Materialien, deren ſie ſich beyde bedienet haben, zuweilen mit einander übereinſtimmen; ſo hat man ein Recht, daraus zu ſchließen, daß ſie zuweilen aus einerley Quelle geſchöpfet haben.

2. Eine dieſer Quellen, die beyde Sammler mit einander gemein gehabt, iſt die Sammlung derer Canonum der Kirchenverſammlung, die 439 zu **Riez** gehalten worden, und die die **P. P. Labbe** und **Sirmond** unter dem Titel: Concilium Regienſe anzeigen. Der Biſchof von **Worms** und der ungenannte **Lombarder** ziehen dieß Concilium verſchiedene male an.

3. Sie bedienen ſich auch noch einer andern ältern Kirchenverſammlung; nämlich derjenigen, welche zu **Valenz** in **Gallien** im 374ſten Jahre gehalten worden. **Burchard** führet fünf oder ſechs Canones daraus an, und der Ungenannte ſieben und funfzig. Dieſe Anmerkung iſt wichtig. Sie kann uns helfen die Zeit und das Land zu beſtimmen, allwo die erſten allgemeinen Verordnungen aufgeſetzet worden, die die verſchiedenen Kirchen nachmals angenommen haben. Der gemeinen Meynung nach: ſind ſie aus dem Concilio, welches im 398ſten Jahre zu **Karthago** gehalten worden. Aus dieſer Verſammlung, allwo auch der **h. Auguſtin** zugegen geweſen, ſollen zu allererſt hundert und zwo Satzungen gekommen ſeyn, welche dasjenige anordnen ſollten, was die Biſchöfe, die Prieſter und andern Kirchendiener, die Wittwen, Jungfrauen, Pönitenten, Seculares, Kätzer, das Oſterfeſt, die Taufe, die Schenkungen an Kirchen, und andere wichtige Puncte betrifft.

Da dieſe Verordnungen zum Theile die ehemalige Kirchenzucht beybehielten, ſo gab man ihnen an einigen Orten den unbeſtimmten und allgemeinen Titel: Statuta primitivæ Ecclesiæ.

Wenn der ungenannte Lombard eine groſſe Menge ſolcher Satzungen, unter andern die 101ſte und 102te unter dem Namen des Concilii zu **Valence** anführet, ſo berechtiget er uns zu denken: daß dieſe koſtbaren Verordnungen den Vätern dieſer Kirchenverſammlung zu verdanken ſind, und daß die Biſchöfe, die ſich 398 zu **Karthago** verſammlet, dieſelben nur angenommen haben. Es war ganz natürlich, daß dieſe Verſammlung, die ſpäter iſt als die zu **Valence**, und lange nicht ſo zahlreich war, ſich daran begnügete, durch eine feyerliche Annahme ſo weiſe Verordnungen zu beſtätigen, welche 24 Jahre zuvor von einem galliſchen Concilio waren aufgeſetzet worden.

Die Vertheidiger der gemeinen Meynung werden ohne Zweifel einwerfen: daß man im 529ſten Jahre zu **Valence** eine zweyte Kirchenverſammlung gehalten, davon wir keine Canones übrig haben; daß dieſe Verſammlung von 529 diejenige ſey, welche **Burchard** und der ungenannte **Lombarder** anführen; und daß folglich diejenigen Canones, die ihm von beyden zugeeignet werden, nur eine Wiederholung der karthaginenſiſchen ſind.

Hierauf antwortet Herr Lebeuf:

1. Sey es nicht wahrſcheinlich, daß, da die Biſchöfe von Frankreich ſo lange gezögert haben, dergleichen Satzungen anzunehmen, die die Forme der Ordinationen, ſo wie unendlich viele andere Kirchengebräuche betreffen, die gar zu wichtig ſind, als daß ſie nicht ſchon ſeit dem IV Jahrhunderte ſollten im Schwange geweſen ſeyn.

2. Daß die lombardiſche Handſchrift unter ſeinen Satzungen von **Valence** auch diejenige mit anführet, die die Buße derer Jungfrauen betrifft, die ſich trotz ihrem Kloſtergelübde verheurathen. Dieſe Satzung, die in keinem Exemplare des IV Concilii von **Karthago** ſteht, iſt gewiß eine von denen, die kein Menſch dem erſten Concilio zu **Valence**, aus dem 374ſten Jahre ſtreitig machen wird.

Der **P. Labbe** hat angemerket, daß die Anordnung der Satzungen dieſer Verſammlung in den verſchiedenen Handſchriften nicht einförmig iſt. Das Exemplar aus der **barberiniſchen** Bibliothek geht von den übrigen weit ab. Die Ordnung ſo darinnen beobachtet wird, gleicht derjenigen, welche die Anführungen vom **Burchard** und dem ungenannten **Lombarder** vorausſetzen. Von dieſen zween Einrichtungen nun ſcheint die eine, welche methodiſcher iſt, als die andere, nach einem Lehrgebäude gemachet zu ſeyn. Der Herr **Abt Lebeuf** ſchließt daraus, daß von dieſen zween Ordnungen, die mangelhafteſte die älteſte ſey; das heißt diejenige, worein das Concilium zu **Valence** ſeine Verordnungen geſetzet hat; und daß die beſſere etwas neuere, aus dem Concilio zu **Karthago** komme, welches die Satzungen nach den Materien austheilete, indem es dieſelben faſt alle annahm.

Uebrigens führet **Yves de Chartres** im zweyten Buche ſeines Decrets, ebenfalls eine derer Satzungen, die man dem **karthaginenſiſchen** Concilio ſchuld giebt, unter dem Namen der Kirchenverſammlung von **Valenz** an. Es iſt der Canon der ſo anfängt: Irrita erit Epiſcoporum donatio, &c.

4. **Burchard** und der ungenannte **Lombarder** haben zwey verſchiedene Exemplare des zu **Rom** im 494ſten Jahre, unter dem Pontificate des **Gelaſius** gehalte-

haltenen Concilii vor Augen gehabt. Wir haben von dieſem Concilio ein Decret, den Unterſchied der apokryphiſchen und authentiſchen Bücher betreffend. Das Verzeichniß der heiligen Bücher ſtehe darinn demjenigen gemäß, was die päbſtiſche Kirche heut zu Tage annimmt; allein die Abſchriften dieſes Decrets leiden einige Abänderungen. Diejenige woraus unſer Ungenannter ſeinen Auszug machet, eignet dem Apoſtel St. Johann nur die erſte derer Epiſteln zu, die ſeinen Namen führen. Die zwo andern werden unter dem Namen eines andern Johannes angeführet, der nur ein Prieſter heißt; dieſer Unterſchied aber findet ſich in der Abſchrift nicht, die Burchard zu Rathe gezogen.

Aus dieſer wenigen Zahl von Anmerkungen, die wir aus vielen andern wählen, ſieht man wohl, was man aus der **ſorbonniſchen** Handſchrift für einen Nutzen ziehen kann, deren Kenntniß wir dem Herrn Abte Lebeuf zu danken haben. Sie iſt gleich fähig ein neues Licht über die Geſchichte der Concilien und die Geſchichte der Canonum, über den Text der Briefe des h. Gregorius, deren viele ganz eingerücket darinnen ſtehen, und endlich auch über den Text verſchiedener entweder vom Juſtinian, oder von den Kaiſern, ſeinen Vorfahren, eingeführten Geſetze zu verbreiten.

Zu **Florenz** hat man zum erſtenmale im 1675ſten Jahre diejenigen Capitularien gedrucket, welche **Lothar** zu **Olonna** in der **Lombardey** aufgeſetzet hat: allein die Ausgabe davon iſt ſehr fehlerhaft. Die von den **lombardiſchen** Geſetzen, welche **Lindenbrog** 1613 beſorget hat, wendet nur einen Theil dieſer Verordnungen an. Unter andern ausgelaſſenen Artikeln ſind auch die zween, die unſer **Ungenannter** in ſeiner Sammlung abgeſchrieben hat, und welche, wie geſaget, von den Zinſen und von dem Kirchenbanne der Biſchöfe handeln.

Da die Handſchrift aus der königlichen franzöſiſchen Bibliothek, welche der gelehrte Herausgeber der Capitularen, Herr Balüze, unterſuchet gehabt, ihm keinen richtigen Text über dieſe zween Artikel hat darbiethen können, ſo giebt ſich der Herr Abt Lebeuf die Mühe, ſie zu Ende ſeiner Abhandlung abzuſchreiben. Wir begnügen uns nur, allhier den Ort anzuzeigen, den ſie in dem ſorbonniſchen Manuſcripte einnehmen; ſie ſtehen beyde zu Ende des VII Theiles, Num. 126, unter dem Titel: de Uſuris.

XIII.

Des Hrn. Präſidenten de Broſſes Ankündigung eines Supplements, zu demjenigen hiſtoriſchen Werke des Salluſts, welches wir nicht mehr haben. Dieſem iſt als ein Verſuch beygefüget, der kurze Begriff des bürgerlichen Krieges des Lepidus, Vaters des Triumvirs.

Der bürgerliche Krieg, welchen **M. Aemilius Lepidus**, ein Vater des Triumvirs angeſponnen, iſt einer der merkwürdigſten Puncte in der römiſchen Geſchichte: allein, er iſt auch einer der unbekannteſten. Das Werk, in welchem **Salluſtius** denſelben beſchrieben, iſt nicht mehr vorhanden, und durch einen beſondern Unfall, findet man in den berühmteſten Geſchichtſchreibern **Roms** eine Lücke auf dieſe Zeit.

Wir müſſen den Verluſt dieſes Stückes aus dem **Salluſt** unendlich bedauren, denn es iſt viel wichtiger als die zwey andern, die auf unſere Zeiten gekommen ſind. Es enthält, auſſer dem Kriege des **Lepidus**, noch den Krieg des Sertorius in Spanien, den Feldzug des **Lucullus** wider den **Mithridat**, die berühmte Belagerung von **Cyzikum**, den Aufſtand des **Spartakus**, den Einfall des **M. Antonius** in die Inſel **Kreta**, des **Curio** Einfall in **Möſien**, den Krieg wider die Seeräuber, die Bekanntmachung des **maniliſchen** Geſetzes; und kurz alles was von bürgerlichen und Kriegshändeln, ſeit der Abdankung des **Sylla**, bis zur Zeit der groſſen Gewalt des **Pompejus** im Oriente vorgefallen iſt.

Zu Anfange ſtunden zwo Reden, deren eine ein Bild von der Regierungsforme und den Sitten Roms, ſeit ſeinem Urſprunge bis auf die bürgerlichen Kriege enthielt; die andere enthielt eine kurze Nachricht von den Unruhen des Marius und des Sylla. Der Faden der Geſchichte ward durch geographiſche Ausſchweifungen unterbrochen, deren eine unter andern eine merkwürdige Beſchreibung der Küſten am ſchwarzen Meere war. Von dieſem ganzen Werke haben wir nichts mehr, als eine große Menge unförmlicher Stücke, einige kurze Ueberbleibſel, und ſechs unmittelbare Reden.

Der Herr **Präſident de Broſſes** iſt entſchloſſen, das Supplement dieſer Geſchichte zu ſchreiben: wobey er ſich aller Fragmente nach ihren wahren Stellen, oder wenigſtens nach denen, die ihm die natürlichſten geſchienen, geordnet, bedienen wird. Damit ihm nun der Plan, den er ſich hierzu gemachet hat, gelingen möge, ſo hat er gleich anfangs errathen müſſen, welches wohl die Hauptpuncte wären, von denen Salluſt geredet hat. Nachmals hat er die zerſtreuten Ueberbleibſel ſeiner Geſchichte ſammlen, ſie entweder unter einander, oder mit den Stellen anderer Schriftſteller vergleichen, eine jede an den Ort vertheilen müſſen, wohin ſie gehöreten, und alle Zwiſchenräume mit einer Erzählung ausfüllen müſſen; die, da ſie von einem zum andern reichete, ein Geweb von Zeugniſſen zuwege brächte, welche aus dem Cicero, Livius, Strabo, Sueton, Plinius, und kurz, aus allen alten Schriftſtellern genommen, und mit Salluſts Fragmente verbunden ſind.

Er hat ſich ferner ein Geſetz gemachet, die eigenen Worte ſeines Schriftſtellers zu brauchen, ja ihm ſogar in allen Ausſchweifungen zu folgen die er gemachet hat: und da Salluſt oftmals in der erſten Perſon redet, ſo hat er ihn ſelbſt müſſen reden laſſen.

Es iſt alſo kein neuerer Schriftſteller, es iſt ein **Römer**, es iſt **Salluſt** ſelbſt, den wir in der Erzählung gehöret haben, die der Herr **Präſident de Broſſes** uns den 2ten Junius 1747 von dem Kriege des **Lepidus**, als einen Verſuch ſeiner Arbeit vorgetragen. Es iſt auch der ſchwereſte Theil davon, indem hiervon die Fragmente am ſelteſten und ungeſtaltaſten ſind.

Da das ganze Supplement, davon dieſes Stück nur einen Theil ausmachet, von dem Verfaſſer zum Drucke beſtimmet iſt: ſo wird auch gegenwärtiger Auszug nur eine bloſſe Ankündigung davon ſeyn; wobey wir uns nur bloß beſtreben wollen, einen richtigen Begriff von dem Innerſten und der Geſtalt des Werks zu geben. Von dem Innerſten des Werkes, indem wir die Vorfälle in eine Art von Inhalt bringen wollen; von der äußern Geſtalt, indem wir etliche Züge ausſuchen werden, die die Schreibart des Herrn **de Broſſes** ſchildern können.

Wir wollen bey dem Inhalte, oder der abgekürzten Erzählung der Begebenheiten den Anfang machen.

Sylla, welcher der Rachſucht und der Macht überdrüſſig iſt, geht mit den Gedanken um, die **Dictatorwürde** niederzulegen. Die Hoffnungen der überwundenen Partey werden bey dieſem Anſchlage wieder belebet: und viele von den Groſſen in **Rom** denken wie ſie ſich ſeine Eingezogenheit zu Nutze machen wollen. **Aemilius Lepidus**, einer derſelben, ſchmäuchelt ſich, er werde ſein Nachfolger in der Gewalt werden können; und in dieſer Abſicht ſtrebet er nach dem Conſulate, welches er auch durch das Anſehen des **Pompejus** erhält, ungeachtet der **Dictator** ſich dawider ſetzete.

Er war ſtolz über dieſen Sieg, den **Sylla** wenig zu achten ſchien: und da **Lepidus** an ſeinem Feinde dasjenige für eine Ohnmacht hielt, was doch nur eine Mattigkeit war; ſo bildete er ſich ein, es ſey eben ſo leicht ſeine Stelle einzunehmen, als ihm zuwider zu handeln. Er ſchmiedet unter der Hand allerley Ränke, und bringt es durch ſeine Liſt ſo weit, daß er ſich einen anſehnlichen Anhang erwirbt.

Indem dieſes vorgeht, leget **Sylla** die oberſte Gewalt nieder. **Lepidus** machet ſich dieſe freywillige Entſagung und die Gewalt, die ihm das Conſulat gab, zu Nutze, und ſchlägt neue Geſetze vor. Er findet in der Perſon des **Catulus**, ſeines Amtsbruders, einen eifrigen Gegner, der ihm alle ſeine Anſchläge rückgängig machet.

Sylla ſtirbt; und ungeachtet des Widerſtrebens des **Lepidus**, feyert man auf des **Catulus** Stimme, welchen **Pompejus** unterſtützete, das Leichenbegängniß auf dem **Martis-Platze** öffentlich, mit einer bis dahin unerhörten Pracht.

Unverzüglich auf dieſe Feyerlichkeit, zieht **Lepidus** die Larve vom Geſichte. Er ſchlägt ein Geſetz vor, welches die Verfügungen des **Sylla** zunicht machet; den Vertriebenen ihr Vaterland, ihre Güter und Würden wieder ertheilet; den Tribunen das Recht giebt, zu den hohen obrigkeitlichen Würden zu gelangen, und ſich von dem Senate auf das Volk zu berufen. **Catulus** widerſetzet ſich dieſem Geſetze: der Tag der Verſammlung geht mit Streitigkeiten dahin, und der Ausſpruch wird auf eine andere Zeit verſchoben.

Beyde Conſule waffnen ſich ein jeder ſeiner Seits. Der Senat ſchicket ſie, um einem wieder aufkeimenden Kriege vorzubeugen, einen jeden in ſeine Statthalterſchaft. Folglich zieht **Lepidus** in das transalpiniſche Gallien, aus Rom weg. Er durchſtreicht die Städte von Hetrurien, bleibt eine Weile zu **Volaterra**, einem feſten Orte, der von dem Ueberbleibſel der Partey des **Marius** ſehr beſetzet war. Eine groſſe Menge Vertriebener vereinigen ſich an dieſem Orte, unter andern auch **Perpenna**, welcher ehemals **Prätor** geweſen, und **Cornelius Cinna**, ein Sohn des berühmten **Conſuls** dieſes Namens.

Da nun **Lepidus** ſich an der Spitze einer zahlreichen Partey befindet; ſo machet er groſſe Anſtalten, nimmt **Feſules** ein, und verſtärket ſein Heer durch den Beytritt der Völker des **Brutus**. Dem Senate wird übel zu muthe, und er ruffet ihn nach **Rom**, um der Wahl der neuen Obrigkeiten beyzuwohnen, die durch ſeine Abweſenheit war verſchoben worden. **Lepidus** weigert ſich zu gehorſamen: er leget das Kriegskleid an, und indem er den **Brutus** unter **Modena** läßt, kehret er ſich gegen **Rom**, und machet kund: daß er ein zweytes Conſulat begehre. Allhier nimmt das Schrecken bey dieſer Zeitung zu; und ungeachtet der weiſeſten Vorſtellungen, ſchicket man ihm Abgeordnete entgegen, die er trotzig annimmt, ohne ſich in ſeinem Zuge irren zu laſſen.

Der Senat, den ſeine Weigerung verdreußt, erneuert wider ihn das **plautiſche** Geſetz, trägt dem **Catulus** auf, Mannſchaft anzuwerben, und giebt ihm den **Pompejus** zum Mitbefehlshaber zu. Dieſe zween Feldherren der Republik lagern ſich auf dem Ianiculo, und nehmen auf der **milviſchen** Brücke Stand. **Lepidus** kömmt faſt zu gleicher Zeit auch an, und ſogleich wird ein Gefecht gehalten, wobey das ganze Volk Zuſchauer iſt. Die Rebellen werden geſchlagen; ihr Anführer zieht ſich nach **Hetrurien** zurück, allwo er ſeine Flüchtlinge wieder ſammlet.

Pompejus wendet ſich nach dem diſſeitigen **Gallien**, und **Catulus** kehret wieder nach **Rom**, um durch ſeine Gegenwart die Ruhe zu erhalten. Indeſſen kömmt **Lepidus** wieder zurück, und das Gerücht von ſeiner Annäherung

rung erfüllet die Gemüther von neuem mit Schrecken. Eine Rede **Philipps** beſänftiget ſie, welche den **Lepidus** für einen Feind des Vaterlandes erkläret, und der Obrigkeit die Sorgfalt für die Republik anvertrauet.

Das rebelliſche Kriegsheer geht über die **Tyber**, und lagert ſich unter **Reate**. **Catulus** geht ihm entgegen, zwingt ſelbiges zum Weichen, verfolget es hitzig, und erhält einen zweyten Sieg darüber. **Pompejus** bemeiſtert ſich zu gleicher Zeit von **Modena**, er berennet die Stadt **Abba**, und tödtet den **Brutus**, **Scipio** und einen von den Söhnen des **Lepidus**. Dieſer, da er von allen Seiten gedränget wird, ſuchet eine Zuflucht unter den Mauern von **Coſa**, einer Seeſtadt im **Toſcaniſchen**, allwo ſeine Kriegsvölker zum drittenmale zerſtreuet werden: eine ſehr kleine Halbinſel dienet ihnen zur Zuflucht, und **Catulus** entſchließt ſich ſie auszuhungern. **Lepidus** und **Perpenna** gehen mit den auserleſenſten ihrer Soldaten an Bord, um, der erſte nach **Sardinien**, der andere nach **Sicilien** zu gehen; zwo wichtige Provinzen, derer ſie ſich zu bemeiſtern gedachten. Nachdem nun **Lepidus** lange auf den **ſardiniſchen** Küſten herum geirret, ſo ſtirbt er in einem Dorfe dieſer Inſel. **Perpenna** ſetzet den Ueberreſt der Aufrühriſchen in **Luſitanien** zu dem **Sertorius** über, und der durch den **J. Cäſar** beredete Senat, verſteht ſich zu einer allgemeinen Vergeſſenheit.

Nach dieſem geringen Entwurfe des großen Gemäldes, welches das Werk des Herrn **Präſidenten de Broſſes** vorſtellet, wollen wir, um auch eine Probe von ſeiner Feder zu geben, die Abſchilderung einer ſeiner Hauptperſonen hier mittheilen.

Wenn der Verfaſſer über des **Sylla** Niederlegung ſeiner Würde nachdenket, ſo findet er deren Urſprung in ſeinem Charactere, den er in folgenden Ausdrücken beſchreibt.

„Sylla beſaß ſo viele verſchiedene Neigungen, daß „man mit gutem Grunde geſaget hat: es wären zween „Sylla in einem einzigen Menſchen. Er liebete das „Vergnügen eben ſo ſehr als die Ehre, und die Arbeit ſo „ſehr als die Wolluſt. Seine Begierden waren gar zu weit„läuftig und einander zuwider laufend, als daß etwas ſie „hätte können in Banden halten, oder befriedigen. Bey ihm „wollte der Privatmann die höchſte Gewalt an ſich reißen, „und der Untertreter ſeufzete nach einem eingezogenen Le„ben. So lange ſeine Ehrſucht durch Gefahr und Schwie„rigkeiten gereizet ward, ſo überwand ſie ſeine natürliche „Trägheit: die gleich wieder die Oberhand gewann, wenn „es keine wichtige Sache mehr zu thun gab; und er ſich „außer Stand geſetzet hatte, künftighin ſeine Feinde elen„der zu machen, und ſeine Anhänger noch mehr zu erhe„ben. Was blieb ihm auch in der That für ein Mittel „übrig, künftighin grauſamere Rache auszuüben? denn „dieß war inſonderheit diejenige Leidenſchaft, die ſein Herz er„füllete. Er hatte in ſeiner Jugend einen heftigen Haß „wider diejenigen Leute gefaſſet, die ſich von unten auf„ſchwungen: und die großen Ehren, zu welchen ſie zu ſei„ner Zeit gelangeten, trieben dieſen Haß aufs Höchſte. „Dieſe Empfindung war allezeit der Grund ſeiner Hand„lungen. Sein Hochmuth hatte nicht ſowohl ſeine eigene „Perſon, als die Größe ſeiner Anhänger zum Grunde. „Er wollte noch mehr, daß die Rotte der Edlen herrſchen „ſollte, als er ſelbſt zu herrſchen begehrete. Ihn rührete nicht „ſowohl das Vergnügen nach Willkühr zu herrſchen, als „die Geſetze in großen Ehren zu erhalten, die er gegeben „hatte, und die er als Grundgeſetze des Staats anſah.„

Einige Züge die Herr de Broſſes ſelbſt hinzuſetzet, wenn er von dem Tode dieſes berühmten Römers ſpricht, werden ihn vollends ſchildern. „Er ſelbſt war der Werk„meiſter ſeiner eigenen Größe. Sylla hatte ſeinem Na„men nichts zu danken, ſondern alles ſeinen Gaben. Nie-

„mand hat es ihm in der Ehre der Waffen zuvor gethan;
„indem er den fürchterlichſten der auswärtigen Feinde, und
„den berühmteſten Krieger von Rom bezwungen. Bevor
„er ſeine Mitbürger bezwang, war er ſanftmüthig, aber
„nach dem Siege war er grauſam. Er machte, daß man
„ſeine gerechte Sache über der Unmenſchlichkeit ſeiner Aufführung
„verfluchete. Er war ein großer Kriegsheld, ein
„großer Staatsmann, ſchrecklich in ſeinen Drohungen,
„aber getreu in ſeinen Verſprechungen; er opferte alles,
„auch ſo gar ſeine Freunde, dem Anſehen derer Geſetze auf,
„die er ſelbſt ſonder Scheu verletzete; und zwang ſeine Mitbürger
„beſſer zu ſeyn, als er ſelbſt war. Kurz, Sylla
„war in ſeinen Laſtern ſo ausſchweifend, als in ſeiner Tugend.
„Man kann ihn weder genug loben, noch genug
„verabſcheuen. Er befahl, man ſolle auf ſein Grab ſchreiben:
„Es hätte niemals jemand beſſer gewuſt, ſeinen
„Freunden wohl zu thun, und ſeinen Feinden Böſes zuzufügen,
„als er.„

XIV.

Des Herrn Racine

Nachricht von einem alten Manuſcripte in franzöſiſchen Verſen.

Man bewahret in dem alten und berühmten Kloſter U. L. F. zu Soiſſons eine Handſchrift in franzöſiſchen Verſen auf, wovon die Geſchichte dieſer Abtey redet, welche Michael Germain, ein Benedictiner von der Congregation zu St. Maur, im 1675ſten Jahre hat drucken laſſen.

Als Herr Racine Gelegenheit gehabt hatte, dieſes Manuſcript zu unterſuchen, ſo glaubete er, er müſſe der Akademie *) in einer Abhandlung davon Nachricht geben, die eine Beſchreibung dieſes Gedichtes enthält. Er hat ſich vorgeſetzet davon bekannt zu machen:

1. Die Geſtalt und das Alterthum dieſer Handſchrift, und den Stand nebſt dem Namen des Verfaſſers.
2. Den Gegenſtand des Werkes.
3. Die Schreibart des Verfaſſers.

Wir wollen ihm in einem kurzen Auszuge, in allen dieſen Artikeln folgen.

I.

Die Schreibart des Gedichtes und die Züge der Schrift, laſſen den Herrn Racine ſogleich ſchließen, daß dieſe Handſchrift eben aus keinem gar zu fernen Alterthume ſey.

---

*) Den 28 Jänner 1744.

ſey. Der Geſchichtſchreiber der Abtey zu Soiſſons meynet, ſie ſey fünf hundert Jahre alt.

Dieſer Schriftſteller, ob er gleich ein Ordensbruder St. Benedicts geweſen, ſcheint dennoch nicht in dem Leſen der Handſchriften ſehr bewandert geweſen zu ſeyn, indem er von der gegenwärtigen nichts anders ſaget, als: man habe große Mühe ſie zu verſtehen, weil ſich unſere Sprache ſeit der Zeit ſehr verändert habe. Vermuthlich hat er ſich die Zeit nicht genommen, ſie recht zu unterſuchen.

Die Ausklaubung der Schrift und das Verſtändniß des Werkes erfodern nur eine geringe Mühe, auch von Selten ſolcher Leſer, die mit Verſen aus unſerer alten Sprache gar nicht ſonderlich bekannt ſind. Das Gedicht iſt ſehr lang. Es iſt ein großer Folioband, auf jeder Seite mit goldenen Linien verzieret. Es enthält die Erzählung von fünf und ſiebenzig beſondern Thaten. Eine jede derſelben iſt in einem Kupferſtiche vorgeſtellet, und in dieſen Leiſten ſind alle Mönche und alle Nonnen, **Benedictiner** und **Benedictinerinnen**, deren Kleidungen dem Schnitte und der Farbe nach, den heutigen ähnlich ſehen. Am Rande ſtehen verſchiedene lateiniſche Stellen aus der h. Schrift, den Kirchenvätern, und andern anjetzt unbekannten Schriftſtellern.

Dieſes Gedicht iſt eine Ueberſetzung, die ein Mönch aus der Abtey **St. Medards**, nahe bey **Soiſſons**, verfertiget hat, welchem **Michael Germain** den Namen **Coincy** giebt, der ſich ſelbſt aber **Gautier de Comſi** in folgender Anruffung nennet, die zu Anfange ſeines Werkes an die Jungfer **Maria** gerichtet iſt.

La mere Dieu qui eſt la lume
Qui tot èclaire & tot élume,

Elimer doint & élimer,
Pour ſes miracles biau rimer,
La langue, *Gautier de Comſi*
Qui pour l'amour comēce einſi.

Die Urſchrift war in lateiniſcher Proſa; und iſt allem Anſehen nach von einem Mönche dieſer Abtey, Namens **Johann de Vignes** und **de Soiſſons**, verfertiget worden, welchen der Ueberſetzer, *Meſtre Hue Li Farſis* nennet, und welcher Hugo Farſitus, ein Zeitgenoß **St. Bernhards** ſeyn muß: welcher zu Ehren der Jungfrau **Maria** ein lateiniſches Werk verfertiget hat, davon man noch einen Theil in der Abtey **Corvey** aufbewahret. Der Ueberſetzer hat es bloß aus Andacht in franzöſiſche Verſe gebracht, und um diejenigen zu erbauen, die das Latein nicht verſtehen. Dieß ſaget er bald in den erſten Verſen:

A la loenge & à la gloire,
En remembrance & en mémoire
De la Royne & de la Dame
Cui je commant mon cors & m'ame,
A jointes mains ſoir & matin;
Miracles que truis en latin
Translater veuil en rime & metre;
Que cil & celles qui la lettre
N'entendent pas puiſſent entendre.

Man wird aus demjenigen, was wir von dem Werke ſelbſt anführen wollen, erſehen, daß man ſehr ſeltſame Begriffe haben müßte, wenn man etwas erbauliches darinnen finden wollte. Die erſtaunliche Einfalt, welche in der Art zu erzählen herrſchet, würde allein beweiſen, wie Herr **Racine** ſaget, daß dieſes Werk eine Geburt aus einem unwiſſenden Jahrhunderte iſt, und daß es zum Urheber und Ueberſetzer zween der dümmſten Schriftſteller gehabt, die es in dem damaligen Jahrhunderte gegeben.

II.

Man hat geſehen, daß das Gedicht die Mutter Gottes zur Heldinn hat. Es enthält die Nachricht von fünf und ſiebenzig ganz albernen Wunderwerken, die der Aberglauben allein erdichtet, und auch ganz allein in einem Jahrhunderte hat in Anſehen bringen können, wo man ſich von der heiligſten Religion einen Begriff machete, der ihrer Reinigkeit und Größe ſo zuwider läuft. Der Schriftſteller, der ein gutherziger Betrüger iſt, welches bey Lügen von dieſer Art ziemlich oft zutrifft, giebt ſich zum Augenzeugen von faſt allen dieſen Wunderwerken an, und ſetzet den Schauplatz der mehreſten in das **Soiſſonniſche**.

Er gedenket ſehr oft einer vermeynten Reliquie, die ehmals von dem Pöbel ſehr verehret worden, anjetzt aber nicht mehr ſo ſehr im Schwange iſt, indem das Volk nicht mehr ſo unwiſſend iſt, die aber dennoch in der Abtey zu **Soiſſons** noch aufbewahret wird, allwo man ſie von **Karln** dem Großen erhalten haben will. Wenn wir unſerm Dichter glauben, ſo hat die **ſchöne Mahault**, Aebtiſſinn dieſes Kloſters, aus den Geſchenken, die ihr dieſe Reliquie in einer Peſt eingetragen, ſo viel Geld gelöſet, daß ſie die Kirche davon wieder hat können bauen laſſen. Dieſe **Mahault** iſt die Prinzeſſinn **Mathildis**, eine Tochter **Raimunds** des V, Grafen von **Toulouſe**, und Enkelinn **Ludwigs** des **Dicken**, von **Conſtantien**, ihrer Mutter. In der That iſt ſie es, die die Kirche **U. L. F.** zu **Soiſſons** im XII Jahrhunderte hat erbauen laſſen; und eben in demſelben Jahrhunderte ward Frankreich, und inſonderheit das **Soiſſonniſche**, durch die Neſſelſucht heimgeſuchet.

Damit man von der Beſchaffenheit dieſer ſeltſamen Wunderwerke urtheilen möge, ſo wollen wir einige unter denjenigen ausſuchen, die Herr **Racine** in eben derſelben Abſicht anführet.

Das unordentliche Leben eines Domherrn zu Chartres gab ein öffentliches Aergerniß: allein, er mochte nun gehen zu welcher Luſtbarkeit er wollte, ſo gieng er doch niemals aus, bevor er die Jungfrau Maria auf den Knieen und mit thränenden Augen angebethet hatte. Er kam durch ſeine eigene Schuld ums Leben, und die Geiſtlichkeit zu Chartres that den Ausſpruch: daß ein ſo bekannter Sünder, welcher ohne Beichte geſtorben wäre, kein chriſtliches Grab verdiene. Dem zufolge warf man ihn außer der Stadt in einen Graben. Einen Monath hernach erſcheint die Jungfrau einem der Prieſter, wirft ihm das unanſtändige Verfahren vor, was man ihrem Ritter erwieſe, und drohet dem Capitel mit ihrem Zorne, wofern es nicht eilete dem Domherrn die letzte Ehre zu erweiſen. Die Geiſtlichkeit gieng alſo in Proceſſion und holete die Leiche wieder. Man fand ganz friſche Blumen in ſeinem Munde, und das Geſicht ſo friſch, als die erſten Roſen des Maymonaths.

Eine ſehr wohlthätige römiſche Dame, deren Leben auch bis dahin ſehr erbaulich geweſen, begieng eine ſtrafbare Schwachheit, ward ſchwanger, und vernichtete die Frucht; indem ſie die Jungfrau Maria deswegen um Vergebung bath. **Dieß Verbrechen**, ſaget der Dichter, **war niemanden bewußt, als Gott und dem Teufel.** Der Teufel, der dieſe Frau ins Verderben ſtürzen wollte, gieng unter einer menſchlichen Geſtalt zum Kaiſer, und gab ſich gegen ihn für einen Wahrſager aus, welcher heimliche Miſſethaten zu entdecken wüßte. Er entdeckete deren auch in der That viele; und als er nun viele Leute zum Strick und Feuer gebracht hatte, ſo klagete er auch dieſe wegen ihrer Frömmigkeit berühmte Frau an. Der Kaiſer wollte nichts davon glauben: allein der Teufel beſtand darauf, ſie wäre eine Scheinheilige, und willigte darein, daß man ihn ſelber hängen möchte, dafern er ihr Verbrechen nicht bewieſe. Die Frau wird vor den Kaiſer gefodert, und erſcheint mit noch einer andern Frau. Auf den Anblick dieſer Mitgefärthinn zittert der Ankläger, die Haut ſchaudert ihm, und er eilet davon, indem er ausrufft: **Es iſt die Jungfrau Maria, ich kann hier nicht bleiben.** Der Kaiſer machet große Kreuze vor ſich, umarmet die Angeklagte, und alle Glocken in Rom fangen an zu läuten.

Ein Benedictiner von St. Peter zu Cöln, führete ein ſehr lüderliches Leben:

Ses habits iert moult réguliers;
Mes ſes cuers iert moult ſéculiers.

Er ſtarb ohne Beichte, indeſſen rief St. Peter, aus Liebe zu einem Mönche von ſeiner Abtey, Gottes Barmherzigkeit an.

Comment, Pierre, ſait notre Sire,
Veux-tu donc me faire deſidire?
- - - - - - - - - - - -
Quand vit St. Pierre que Dieix fere
Rien ne vouloit de cette affaire.

Er ließ durch die Engel, durch die Apoſtel, durch die Märtyrer, durch alle Heiligen beyderley Geſchlechts mit Gott reden; aber alles ihr Flehen war vergeblich. Hierauf geht St. Peter zur Jungfrau Maria, und empfiehlt den Mönch in deren Schutz. Die Jungfer geht zu ihrem Sohne.

Quant ſa Mère vit le doux Sire,
Qui de ſon doit daigna écrire,
Qu'en honourant & père & mère,
En-contre lui à chiere clere;
Se leva moult feſtivement,
Et ſi li dit moult doucement,
Bien veignez vous, ma douce Mère.

Sobald dieſer, der mit ſeinem Finger geſchrieben hat: ehre Vater und Mutter’, die ſeinige kommen ſieht, geht er ihr entgegen. Er befahl, daß die Seele des Mönchs wieder ihren Leib beziehen ſollte, damit er künftig ein chriſtlicher Leben führen möchte.

Einem andern Benedictiner wiederfuhr eben dieſelbe Gnade. Indem er aus einem gewiſſen Hauſe zurück kam, wo er ſich alle Nächte einzuſchleichen pflegete, mußte er über einen Fluß fahren. Satan warf ſein Boot um, und der Mönch ward erſäufet; indem er eben anfieng die Jungfer Maria anzubethen. Sogleich bemächtigen ſich zween Teufel ſeiner Seele: allein ſie werden von zween Engeln abgehalten, die ſie als chriſtlich wiederfodern. „Ihr Herren Engel, ſagen die Teufel, es iſt wohl wahr, „daß Gott für ſeine Freunde geſtorben iſt: das iſt keine „Fabel; aber dieſer Menſch gehörete unter die Feinde Gottes, und da wir ihn im Sündenkothe angetroffen haben, „ſo wollen wir ihn auch in den Schlamm der Höllen hinunter werfen. Wir werden von unſern Pröbſten einen „viel beſſern Lohn für dieſen bekommen, als wenn wir ihnen einen andern brächten. Unſere Ehre iſt niemals „größer, als wenn wir dergleichen Mönche, Domherren „und Prieſter ertappen können, die immer beſchäfftiget ſind, „das Lob Gottes zu ſingen. Wir wenden auch, um ſie „zu bekommen, einen Eifer an, der uns wohl zu ſtatten „kömmt, u. ſ. w.

Die Engel ſchlagen vor, den Streit vor den Richterſtuhl der Jungfrau Maria zu bringen. Die Teufel antworten: den lieben Gott wollten ſie gern zum Richter annehmen, weil er nach den Geſetzen richten würde. „Aber von der Jungfrau Maria, ſagen ſie, haben „wir keine Gerechtigkeit zu gewarten. Sie möchte lieber „alle Pforten der Höllen aufſprengen, als daß ſie nur einen Tag einen Menſchen darinn ließe, der in ſeinem Le-

„ben einige Bücklinge vor ihrem Bilde gemachet hat. „Gott widerſpricht ihr auch in nichts; ſie kann wohl ſagen, daß die Aelſter ſchwarz und das trübe Waſſer klar „ſey; ihr Sohn iſt gefällig, er williget ihr in alles. Wir „wiſſen nicht mehr, wie wir daran ſind; aus allen Aß „macht ſie zwo Dreyen, aus einem Doppler einen Fünfer; „ſie hat die Würfel und den Glückswurf in ihrer Hand. „Der Tag, als Gott ſie zu ſeiner Mutter machete, war „wohl ein böſer Tag für uns.„

Die Teufel mochten aber die Jungfrau Maria verbitten wie ſie wollten; ſie entſchied dennoch den Proceß, und urtheilete: die Seele des Mönchs ſollte wieder in ihren Leib ziehen. Derſelbe war aus dem Fluſſe gezogen und in das Kloſter gebracht worden, allwo man Anſtalten machete, ihn zu begraben. Man erſchrak aber gar ſehr, als er wieder auflebete. Anfangs liefen die Mönche davon; allein als ſie das Wunderwerk erfuhren, ſungen ſie das Te Deum. Indeſſen beſchließt doch der Dichter die Erzählung dieſes Hiſtörchens mit der Ermahnung: man ſolle ein ſo ſchändliches Laſter meiden, welches in den Pfuhl der Höllen ſtürzet.

Aus dieſen vier ſo genannten Wunderwerken kann man ſchon einen Schluß auf die übrigen machen. Wir ſind es überdrüſſig, dieſe gottſeligen Ausſchweifungen zu wiederholen; die man nach der Strenge wohl Gotteslästerungen nennen möchte, wenn man nicht der Abſicht des Dichters und der Unwiſſenheit ſeiner Zeiten etwas zu gute hielte.

Der Herr Abt Fleuri ſagete: **Die Dummheit iſt zu nichts nütze:** und dergleichen Schriften, als dieſe, beweiſen nur gar zu ſehr dieſen Grundſatz eines ſo vernünftigen Schriftſtellers. Was für Nachtheil mußten nicht dieſe albernen Meynungen den guten Sitten zuziehen, welche,

che, indem ſie leichte und abergläubiſche Gebräuche an die Stelle der beſchwerlichen Geſetze der Morale ſetzten, in den verderbten Herzen eine gefährliche Sicherheit erhielten? Es waren auch dieſe Jahrhunderte, die man zuweilen als das güldene Alter unſers Volkes abſchildert, ein Reich der Unordnungen und der Gewaltthätigkeiten. Wir mögen ja deren laſterhafte Einfalt nicht bedauern.

Da die Sitten viel Einfluß auf die Einbildungskraft haben: ſo iſt ein jedes Jahrhundert nach ſeiner Weiſe poetiſch, und die Gedichte jener Zeit, ſchmecken faſt alle nach der Grobheit die damals herrſchete. Gleichwohl finden wir unter einer unendlichen Menge lächerlicher und ſeltſamer Züge, niedriger kindiſcher Erzählungen, und ſolcher Schildereyen, wo der Uebelſtand für artige Einfälle gilt, zuweilen auch Stücke, die zierlich geſchrieben, mit Anmuth gemalet ſind, und die man als Beyſpiele einer einfältigen und natürlichen Schreibart anführen könnte.

III.

Die wenigen Verſe, die wir aus gegenwärtigem Gedichte abgeſchrieben haben, können ſchon einen Begriff von deſſen Schreibart machen. Herr Racine findet ſie überhaupt mittelmäßig. Indeſſen, da ſeine Augen gewohnet ſind, von den Vorzügen der franzöſiſchen Verſification zu urtheilen: ſo ſind dieſelben auch dann und wann mit Vergnügen bey einigen angenehmen Beſchreibungen ſtehen geblieben, womit dieſes Werk angefüllet iſt. Inſonderheit führet er diejenige an, die der Dichter von der Armuth einer alten Frau machet, welche ihr nothwendigſtes zum Dienſte der Jungfrau Maria anwendete. Nicht weniger reizendes findet er in dem Bilde einer Nonne, die noch ſchöner von Herzen als von Geſichte geweſen; und in der Art, womit der Verfaſſer die Begebenheit dieſer jungen Schönen erzählet, die in der Blüthe ihrer Jahre der Verführung untergelegen.

Pucelle eſtoit de haut lignage,
De grant ſens & de grant beauté;
Ne cuit qu'en une royauté
Eut plus belle demoiſelle.
S'elle iert de cors & de vis belle,
Encore iert plus belle de cuer.
Le ſiecle avoit tout geté fuer,
Por amer Dieu plus nettement, &c.

Allein ſie hatte ein Beyſpiel vor Augen, was ihr gefährlich war. Die Aebtiſſinn des Kloſters bekam viel Geſellſchaft. Ein Ritter, der ſie ſehr oft beſuchete, verliebte ſich in die Reizungen der jungen Nonne, in die er ſo heftig drang, wie unſer Dichter ſaget: daß der Stal zu Zinn ward, und der Tropfen den Stein aushölete. Aber beym St. Peter! füget er hinzu, die Aebtiſſinn hatte Unrecht.

Jour & nuit tant la taria,
Tant la blandi, tant la pria,
Tant y ala & tant y vint,
Que l'acier eſtaim devint
Et la gouta cava la pierre.
Mes il me ſemble, par S. Pierre,
Que s'Abeeſſe iout grant coupes.
Car qui le feu met és eſtoupes,
N'eſt pas merveilles ſe s'eſprennent.
Moult ſont de Dames qui m'eſprennent,
Qui molt le font contre leur cuer, &c.

Die Nonne willigte darein, mit dem jungen Menſchen davon zu gehen. Sie nahm auf die Mitternacht Abrede mit ihm zur Flucht; allein ſie mußte durch eine Capelle gehen, worinnen ein Bild der Jungfrau Maria ſtand. Indem ſie nun durchgieng, grüßete ſie das Bild, welches die Arme ausſtreckete, um die Thüre zurück zu halten.

ten. Dieß wundervolle Hinderniß bewog die Nonne wieder auf ihre Celle zu gehen. Ihr Liebhaber, der ſie vergeblich erwartete, kehrete zurück, voller Gedanken über die leichtſinnige und eigenſinnige Gemüthsart des Frauenzimmers.

Ce qu'elle ottroie contredit
Veut & deſveut, dit & deſdit;
- - - - - - - - - -
- - - - - - - - - -
Tous tems ſes cueurs ſautele & vole,
Legiere & plus que polevole,
Et plus tornans que ne ſoit pie, &c.

Die Nonne, welche noch immer entſchloſſen war, aus dem Kloſter zu entweichen, kehrete mehr als einmal durch denſelben Weg wieder zurück; und da ſie immer das Marienbild grüßete, ſo ſtreckete das Bild auch immer ſeine Arme aus, um ſie am Ausgange zu verhindern. Endlich entſchloß ſich dieſe halsſtarrige Liebhaberinn, das Bild gar nicht mehr zu grüßen: und da das Bild ſie alſo vorbey ließ, ſo entwich die Nonne.

Herr Racine füget hinzu, er hätte noch mehrere Stücke hinzufügen können, denen die Schreibart einigen Werth beyleget: allein ungeachtet der angenehmen Dinge, die er zuweilen in dieſer Handſchrift gefunden, iſt ihm doch der ganze Grund ſo abgeſchmackt vorgekommen, daß er nicht Geduld gehabt, ſo was ermüdendes ganz zum Ende zu leſen. Ohne Zweifel iſt dieß die Urſache, füget er hinzu, daß ein Werk, welches ſchon ſo lange Zeit aufbewahret wird, ſo unbekannt iſt. Er glaubet nicht, daß irgend ein Gelehrter daſſelbe noch unterſuchet habe, und beſchließt mit der Verſicherung: daß alles, was dieſe Legende enthält, denen Kloſterfrauen, die ſie beſitzen, unbekannt ſey. Sie haben ſie nur aufgehoben, wie man ein Buch aufhebt, deſſen Alterthum, Zierrathen und Bilder, ſeinen ganzen Werth ausmachen.

Wir wollen noch hinzu ſetzen, daß die Religion des gemeinen Mannes in dem Jahrhunderte, in welchem dieſes Werk aufgeſetzet worden, ſich mit ſolchen unanſtändigen Mährchen nährete, welche durch den falſchen Begriff hervorgebracht und erhalten wurden, den man ſich damals von der Gewalt der Jungfrau Maria machete. Trotz den reinen Grundſätzen der chriſtlichen Sittenlehre, hatten dennoch der Eigennutz und die Unwiſſenheit unter dem Volke eine Art von Lehrgebäu in Anſehen gebracht, welches der geſunden Vernunft ſo ſehr zuwider war, als der Religion; von dem Antheile, den die Einwohner des Himmels und der Höllen an dem Schickſale der Menſchen nehmen. Man eignete ihnen Körper, Waffen, und ſeltſame Geſtalten zu, die man ſich als Kennzeichen ihrer Eigenſchaften und Geſinnungen, in Anſehung ihrer Geſinnungen gegen die Menſchen, erdachte. Die Schaubühnen ſtelleten dieſe wunderlichen, Vorſtellungen beſtändig vor Augen. Die Sinne gewöhneten ſich daran; und durch eine natürliche Anſteckung, veränderte dieſes Miſchmaſch grober Bilder, die Begriffe: es gab Hirngeſpinſten eine Wirklichkeit, und brachte gewiſſermaßen wieder das Heydenthum herbey *).

Dieß

---

*) So vernünftig urtheilet ein katholiſcher Schriftſteller, und was noch mehr iſt, ein Dichter, wie Herr Racine ſelbſt iſt, von den abgeſchmackten Erdichtungen in Religionsſachen. Allein dieſe Erdichtungen betrafen doch nur die Außenwerke der Religion: ich will ſagen, die Heiligen, und ihre vorgeblichen Wunder. Was würde Herr Racine ſagen, wenn er unſere itzigen Legendenſchreiber, die heutigen Epopöendichter leſen könnte? Dieſe fabuliren bis in die Bibel hinein. Adam und Noah, alle Patriarchen, ja Moſes und Chriſtus ſind nicht mehr ehrwürdig genug, mit ihren Träumen verſchonet zu werden. Sie erfüllen alles mit Phantaſien eines Febricitanten, dergleichen kaum die Juden in ihrem Talmud erſonnen haben. Noch unlängſt iſt die gefallene Zilla, ausgehecket worden, die für die erſte Gattinn des erdichteten Zadicks, d. i. Adams, des Gerechten, ausgegeben wird; die zwey Kin-

Dieß war eine unerſchöpfliche Quelle von Erdichtungen und Anſpielungen für die Dichter und Romanſchreiber. Was findet man nicht für dergleichen Hirngeſpinſte in nichtswürdigen Schriften! und wir dürfen uns darüber nicht wundern. Allein was hatten ſie für ein Recht auf ernſthafte Schriften? und können wir wohl ſonder Erſtaunen ſehen, daß verſtändige, ja für ihr Jahrhundert gelehrte Leute, Rechtsgelehrte z. E. die in der Schule der Römer erzogen werden, ſie angenommen haben? Wen verdreußt es nicht, wenn er im **Bartholus** Ausſchweifungen findet, die in demjenigen Gedichte, wovon wir hier geredet haben, auf ihrer rechten Stelle ſtehen würden?

Wenn dieſer ernſthafte Schriftſteller, einer von denen die das meiſte zur Wiederherſtellung der Jurisprudenz beygetragen haben, den Begriff von einem Rechtshandel machen will, welcher nach aller Forme der alten Art zu verfahren, anhängig gemachet iſt: ſo erſinnet er einen Proceß zwiſchen der **Jungfrau Maria** und dem Teufel.

Er führet dieſen Betrüger auf den Schauplatz, welcher in der Meynung, die Menſchen wieder unter das Joch zu bringen, in welches **Adams** Verbrechen ſie gebracht hatte,

Kinder gezeuget, hernach gefallen iſt, ſich bekehret hat, und plötzlich geſtorben: worauf Gott dem Zadick die zweyte Frau Chava, d. i. Eva erſchaffen. Iſt das nicht erbaulich, wenn die Bibel dergeſtalt mit Fabeln und Träumen ergänzet, und die Wahrheit mit Hirngeſpinſten erweitert wird? Solche Scribenten werden nun heute zu Tage über alles erhoben, weil ſie einer wilden Einbildungskraft Raum geben, Vernunft und Wahrſcheinlichkeit aber mit Füßen treten; kurz, in die Fußtapfen eines Arioſts treten, und ſeine Schwärmereyen des raſenden Rolands nachäffen. Heiſt das nicht Schriften, die ernſthaft ſeyn ſollten, mit Thorheiten anfüllen, und dem Pöbel der Leſer wieder das Gehirn verrücken, daß er in ärgere Phantaſeyen verfallen wird, als vormals in den finſternZeiten der unwiſſenden Jahrhunderte geſchehen iſt? G.

hatte, das menſchliche Geſchlecht vor den Richterſtuhl Chriſti beſcheidet? Die Erſcheinung, die dem gerichtlichen Termin gegeben worden, iſt in dreyen Tagen; und fällt auf einen Charfreytag. Der Teufel führet dem Herrn Chriſto die Geſetze an, welche nicht zugeben, daß man auf einen Feſttag vorlade. Jeſus Chriſtus diſpenſirt von dieſer Formalität, in Anſehung anderer Geſetze, die in gewiſſen Fällen dem Richter dieſes Recht erlauben. Darauf erſcheint der Teufel voller Wuth', und fraget: ob jemand das Herz habe, für das menſchliche Geſchlecht das Wort zu führen. Die Jungfrau Maria ſtellet ſich dar; allein der Teufel will ſie aus zwoen Urſachen nicht zulaſſen. Die erſte, weil, da ſie eine Mutter des Richters iſt, ſie ihn gar zu leicht bereden könnte, zum Vortheile ihrer Partey zu ſprechen. Die zweyte, weil das weibliche Geſchlecht vom Sachwalteramte ausgeſchloſſen iſt. Dieſe zween Bewegungsgründe unterſtützet er mit Stellen aus den Digeſten und dem Codex.

---

*) Was Bartholus im Latein gethan, hat bey uns der Verfaſſer des Layenſpiegels im 1512ten Jahre auch gethan; wenn er das jüngſte Gericht, als einen förmlichen Proceß abhandelt, und ganz nach dem Formular des gerichtlichen Schlendrians einfädelt. Es iſt mir leid, daß ich mein Exemplar itzo nicht bey der Hand habe: ſonſt wollte ich einen eben ſo lächerlichen Auszug daraus mittheilen. Allein wer kennet nicht Jakob Ayrers hiſtoriſchen Proceſſum Iuris? Hier wird der Proceß Belials wider Jeſum von Nazareth durch alle Schlupfwinkel der Rechte durchgepeitſchet. Denn nachdem Jeſus die Hölle geſtürmet, und die Verdammten daraus entführet, will Lucifer eine Spolienklage erheben: wozu Beelzebub räth, Asmodi aber nicht rathen will, Aſtharoth aber endlich dennoch den Ausſchlag giebt, daß es geſchehen könne und müſſe. Belial wird zum Syndico der Höllen ernennet, und bekömmt ſein Syndicat, Gewalt und Geld; nimmt einen Notar und zween Zeugen zu ſich, und verfüget ſich vor den Thron Gottes, um welchen 24 Patriarchen ſitzen; 1000mal 1000 aber und noch 10000 umher ſtehen. Gott ſetzet eine Commiſſion nieder, dazu König Salomon erſehen wird. Der hölliſche Verweſer excipirt wider Gott, als Vater des Beklagten,

Die **Jungfer Maria** ihrerſeits führet diejenigen Geſetze und Paragraphos an, welche die Weiber berechtigen, ſich vor Gerichte, für Wittwen, Unmündige und Elende zu ſtellen. Dieſen Punct gewinnt ſie, und **Chriſtus** erlaubet ihr, für die Menſchen das Wort zu führen. Der Teufel fodert Caution, indem er ſeit **Adams** Falle Beſitzer des menſchlichen Geſchlechts geweſen, nach der Rechtsregel: Spoliatus antea reſtituendus, und berufft ſich auf die præſcription. Die **Jungfer Maria** ſetzet ihm den Titel entgegen, quod vi aut clam; und behauptet: daß ein boshafter Beſitzer durch den Weg der præſcription nichts acquiriren könne, und beweiſt es mit lege III paragrapho ultimo Digeſtis, de acquirenda poſſeſſione. Da nun **Chriſtus** dem Teufel die poſſeſſion abſpricht, ſo löſt ſich der ganze Proceß auf, und entſcheidet ſich ebenfalls durch leges und paragraphos *).

Der-

---

alles mit Anführung der Pandecten von verdächtigen Richtern: Nihil gravius accidere poteſt, quam ſub judice litigare ſuſpecto. Dig. cap. can. inter 5. und bittet ſich einen unparteyiſchen Richter aus: welches er erhält, und mit Freuden gen Jeruſalem zieht: vor ihm und ſeinen Beyſitzern und Gerichtsſchreibern erſcheint, und ſeine Klage wiederholet; ſchriftlich übergiebt, und ſich unterzeichnet: Belial, ein hölliſcher Geiſt, Syndicus. Es ergeht hierauf die Citation: Von Gottes Gnaden wir Salomon ꝛc. entbiethen Jeſu, Gottes Sohn von Nazareth, unſer Gnad, und alles Gutes, und fügen euch zu wiſſen, daß Belial ein Verweſer der hölliſchen Gemein ꝛc. Der Gerichtsfrohn Azael bekömmt Befehl zur Vorladung. Dieſer trifft Jeſum nach ſeiner Auferſtehung, auf einem großen Saale zu Jeruſalem unter ſeinen Apoſteln an, und übergiebt ihm die Citation. Jeſus fodert Moſen, als einen wohlerfahrnen Juriſten zu Rathe, und giebt ihm Vollmacht, in ſeinem Namen zu erſcheinen. Dieſer vergißt, wegen vieler andern Händel, die er mit den Juden hat, den Termin. Belial erſcheint, und freuet ſich über Jeſu Ausbleiben, und contumaciret ihn. Salomon antwortet: daß die Rechte ſagen: Quod tota dies citato cedat. Gloſſ. in § omnis ſtipulatio. Der Tag läuft

zum

Dergleichen ungeheure Alberkeiten demüthigen die menſchliche Vernunſt; ſie betrüben diejenigen, die an der Religion den gebührenden Antheil nehmen, und können höchſtens nur die vermeynten ſtarken Geiſter beluſtigen: welche, da ſie glauben, ſie ſtoßen ſie ſchon um, wenn ſie ihr nur Hohn ſprechen, ſich ſtellen, als vermengten ſie dieſelbe mit dem Aberglauben. Wiſſen ſie denn nicht, daß das Chriſtenthum, welches wie ſein Urheber einfältig und groß iſt, mit allen dieſen Hirngeſpinſten nichts zu thun hat, die es verunſtalten, und welchen ſeine Grundſätze widerſprechen? Als ausländiſche und ſchmarutzeriſche Pflanzen, hängen ſie ſich nur an die Rinde des Baumes; ſie berauben ihn des Saftes, aber ſie machen keinen Theil ſeiner Subſtanz aus. Man kann ſie davon abreißen, man ſoll es auch thun, und das iſt einer von den edelſten Gebräuchen, wozu die Vernunſt ihre Waffen anwenden kann, die ſie heute zu Tage*) nur gar zu ſehr misbrauchet. Der philoſophiſche Geiſt, womit unſer jetziges Jahrhundert ſo ſehr pralet, bemühet ſich vergeblich, die eine wider die andere auf-

---

zum Ende, und Belial bittet nochmals Jeſum Ungehorſamswegen in die Expenſen zu condemniren, und darauf erfolget nach ordentlicher Umfrage eine Interlocutoria, dadurch Jeſus nochmals peremtorie citirt werden ſoll. Publicatum Freytags den 15ten April. Nach Erſchaffung der Welt im 3987ſten Jahre u. ſ. w. Es folget nun Forma Mandati Curatorii, Belials articulirtes Libell, die neue Citation an Jeſum, u. d. gl. Als der Termin kömmt, erſcheint Moſes. Salomon zeiget ihm das Siegel ſeines Commiſſorialis, und Moſes excipiret wider den Belial, er ſey nicht geſchickt, ein Syndicus der hölliſchen Gemeine zu ſeyn, weil er ſeiner Mishandlung wegen aus dem Himmel verſtoßen worden: die Rechte aber ſagen, daß keine verbannte Perſon vor Gerichte ſtehen könne, und ihm niemand Antwort zu geben ſchuldig ſey. Und wer will alle die Thorheiten hier wiederholen? Genug, daß Bartolus bey uns auch Schüler gefunden, die einfältig genug geweſen, einen ganzen Folianten voll ſolcher Verwegenheiten zuſammen zu flicken. G:

*) Die Freygeiſter finden freylich in ſolchen läppiſchen Erdichtungen bey den ernſthafteſten und

aufzubringen. Ihrer beyder Beſtes iſt gemeinſchaftlich, und nach der vernünftigen Anmerkung einer unſerer größten Magiſtratsperſonen, iſt die **Vernunft** nur die natürliche Religion, und die **Religion** iſt nur eine übernatürliche Vernunft b).

Wir ſind erleuchteter als unſere Väter. Der Tag welcher uns erleuchtet, hat jene finſtern Geſpenſter vertrieben, welche aus der Unwiſſenheit gebohren waren: allein, indem wir die Irrthümer vertreiben, ſo mögen wir uns allezeit wohl erinnern, daß es iñ allen Dingen eine gewiſſe Mittelſtraße giebt, wo die Wahrheit, die Weisheit und die Tugend wohnen. Nichts iſt an ſich ſelbſt nützlicher, als die Philoſophie; allein ihr Misbrauch iſt gefährlich. „Man kann ſie, ſaget der Weltweiſe **Bayle**, mit denen „beißigten Pulvern vergleichen, die, wenn ſie das rohe „Fleiſch von einer Wunde weggebiſſen haben, auch das „geſunde angreifen, die Knochen durchfreſſeñ, und bis „in das Mark dringen. Die Philoſophie widerleget gleich

---

und heiligſten Sachen manchen ſcheinbaren Verwand zum Spotte. Wiewohl nun darum der Grund der Religion nicht eben wanket, weil ſolche närriſche Verbrämungen abgeſchmackt ſind: ſo wäre es doch viel beſſer, daß Leute, die Chriſten ſeyn wollen, ſolche Poſſen unterließen, und die Glaubenswahrheiten der Gefahr nicht ausſetzeten, verſpottet zu werden. Wieviel geſcheider handeln nicht die Türken, wenn ſie ihren Alkoran dieſer Gefahr nicht unterwerfen? Rechtſchaffene Schriftgelehrten ſollten alſo auch hier am meiſten eifern, ſolche ſchwärmende Dichter zurück zu halten. Das pariſer Parlament hat ſehr weislich die franzöſiſche Chriſtiade öffentlich verbothen und verbrennen laſſen. Sie iſt aber noch lange ſo ſchlim̃ nicht, als was bey uns in die heiligſten Dinge fabuliret worden. Warum ſchlafen denn unſre Theologen? G.

b) Wir nehmen dieſen Gedancken aus einem Briefe des Herrn Kanzlers Dagueſſeau, welchen er 1718 aus Freſne an den Cardinal **Polignac** geſchrieben, indem er ihm einige Anmerkungen über die zwey erſten Bücher des **Anti-Lucrez** mittheilete.

„anfangs die Irrthümer; allein wenn man ihr hierauf „nicht Einhalt thut, ſo greift ſie auch die Wahrheiten an; „und läßt man ihr ihren Willen, ſo geht ſie ſo weit, „daß ſie nicht mehr weis, wo ſie hingehöret, und keine Stelle zum Stillſtehen findet. Dieß muß man „der Schwachheit des menſchlichen Verſtandes zuſchreiben, oder dem übeln Gebrauche, zu welchem er deſſen „vermeynte Stärke anwendet.„ *)

---

*) Hiſtor. kritiſches Wörterbuch, im Artikel Acoſta.

◆ ◆ ◆

XV.

Herrn Frerets Abhandlung, über Trajans Feldzug nach Indien, welchen Eutropius und Sextus Rufus vorausſetzen.

Trajans Regierung iſt derjenige Zeitpunct, in welchen man den größten Umfang der römiſchen Macht ſetzen muß. Dieſer Prinz überwand die Parther, ſiegete über die Dacier, brachte ſeine Waffen bis in die damals unbekannten Länder, und legete jenſeits der Donau und des Tigris Beſatzungen an, die ſeitdem von ſeinem Nachfolger vernachläßiget wurden. Man hat ſo gar gewollt, daß er bis nach Indien gedrungen ſey. Eutropius [a]) giebt es zu verſtehen: Sextus Rufus ſaget es [b]) mit ausdrücklichen Worten: und einige Neuern haben es ihnen auf ihr Wort geglaubet.

Die mehreſten Kunſtrichter ſehen dieſen Feldzug für erdichtet an; allein, ſie haben ihn verworfen, ohne zu ſagen, aus was für Urſachen ſie es thäten. Herr Freret iſt ebenfalls ihrer Meynung: und da die Unterſuchung, die er ſelbſt über dieſen Punct der Geſchichte angeſtellet hat, ihn in den Stand ſetzet, ihrem Stillſchweigen abzuhelfen; ſo

---

[a]) Anthemuſium, magnam Perſidis regionem, Seleuciam & Cteſiphontem, Babylonem & Edeſſios vicit ac tenuit. *Uſque ad Indiæ fines, & mare rubrum acceſſit*; atque ibi tres provincias fecit, Armeniam, Aſſyriam, Meſopotamiam, cum his gentibus quæ Macedoniam attingunt. *Eutrop.* Libr. VIII.

[b]) Uſque ad Indiæ fines poſt Alexandrum acceſſit. *Sext. Rufus* Breviar. Imper.

ſo hat er für billig gehalten, die Beweisgründe bekannt zu machen, die ſie mit ihm gemein haben. Vielleicht wird man glauben, dieſes heiße ſich gar zu viel aus dem Zeugniſſe zweener ſeichten Schriftſteller machen, daß man eine dergleichen Unterſuchung wider ſie anſtelle. Herr Freret hätte ſich auch die Mühe erſparet, wenn dieſelben keine Anhänger hätten, und wenn außerdem nicht einige Denkmäler mit ihnen uneins zu ſeyn ſchienen; wenn endlich nicht Trajans Charakter, ſein Geſchmack an der Ehre und ſeine Siege, einem dergleichen Vorgeben gewiſſermaaßen ein Gewicht ertheileten.

Dieſer Art von Wahrſcheinlichkeit, die aus dieſen zuſammen genommenen Wahrſcheinlichkeiten entſteht, ſetzet Hr. Freret die Beweiſe der gegenſeitigen Meynung entgegen: ſie ſind ganz einfältig, und in der abgekürzten Erzählung des Krieges Trajans wider die Parther enthalten. Die Umſtände dieſes Feldzuges, und die kurze Zeit die er gedauert hat, werden zeigen, daß Trajan nicht auf Alexanders

---

c) Die Geſchichte von Armenien, welche **Moſes von Rhorene** gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts aufgeſetzet hat, lehret uns, daß die Regenten dieſes Landes, Arſaciden geweſen; und daß dieſer Aſt von dem Geſchlechte des Arſaces, annoch nach der Vertreibung der Parther beſtünde. Eben dieſer Schriftſteller bekennet, daß die Könige von Armenien den Römern zinsbar geweſen.

d) Der Namen Parthamaſiris, welchen Dio dem Könige von Armenien giebt, der ein Neffe des Choſroes und vom Trajan abgeſetzt war, iſt ein aus der armeniſchen Sprache entlehnter Namen: allein, man findet ihn nicht in der Folge der Könige dieſes Landes, die uns **Moſes von Rhorene** mittheilet. Herr de la Croze urtheilet in ſeinen Noten über dieſen Schriftſteller, daß es viel weniger ein eigener Namen, als ein Schimpfwort geweſen, durch welchen die Armenier von des Exedares Parthey, dieſen Prinzen, den Mitwerber ihres Herrn angedeutet haben. Das Wort Par-ta-ma-ſir bedeutet im Armeniſchen divitiarum cupidus, einen geizigen Menſchen. **Man ſehe den Moſ. von Rhorene** hiſtor. Armen. p. 170,

Uebel,

anders Fußtapfen in Indien geweſen, wie **Sextus Rufus** verſichert.

I.

Die Macht der **Parther** war die einzige im Oriente, die der Macht der **Römer** die Wage hielt: und die benachbarten Gegenden beyder Reiche, waren oftmals die Gelegenheit und der Schauplatz von Kriegen, zwiſchen den Kaiſern und **Arſaciden** geweſen. **Armenien** hatte ſeine Könige für ſich: die **Arſaciden**[c] wie die Könige der **Parther**; die aber Vaſallen von den Kaiſern und ihnen zinsbar waren, indem ſie von ihnen die Königsbinde erhielten.

Corbulons Eroberung und verſchiedene Verträge, gaben **Rom** ein Recht, dieſes Land als eines ſeiner zinsbaren Länder anzuſehen. **Exedares**, welcher damals regierete, hatte dem **Trajan** gehuldiget. **Choſroes**, König der **Parther**, beraubete ihn ſeiner Staaten, um ſie dem **Parthamaſiris**[d], einem Sohne des **Pakorus**, ſeines

Uebrigens iſt es ſonderbar, daß in dem Werke weder vom **Exedares**, den die **Parther** vom Throne geſtoßen, noch von dem Prinzen die Rede iſt, den ſie an ſeine Stelle ſetzeten, und welchen **Trajan** zur Entſagung zwang. Man redet darinnen nur, 1. von denen Zwiſtigkeiten, die zwiſchen den Kindern des **Artazes**, eines Sohnes des **Sanatrouk** und Nachkömmling des **Arſazes** obgewaltet. 2. Von der Unterwürfigkeit, die dieſer **Artazes** dem **Trajan** bewieſen, dem er mit Geſchenken und dem rückſtändigen Tribute entgegen kam, den er ſeit einiger Zeit nicht geben wollen. 3. Von denen vergeblichen Bewegungen, welche **Mazan**, einer der Söhne des **Artazes** machete, um ſeine Brüder den **Römern** verdächtig zu machen.

In einem Fragmente vom **Dio**, welches aus des **Theodoſius** Auszuge genommen iſt, wird eines **Manus** gedacht, eines Prinzen in der Nachbarſchaft von **Adiabene**, deſſen Geſandten **Trajan** kein Gehör geben wollen, weil er dem **Mebarſapes**, Statthalter von **Adiabene** parthiſcher Seits, Kriegsvölker wider die **Römer** geliehen. Dieſer **Manus** ſieht dem **Mazan** des **Moſes von Khorene** ſehr ähnlich, welcher ein Prieſter des **Gottes Aramazdes**, und als ein

Bruders, zu geben. Der neue König nahm den Zepter aus den Händen ſeines Vatters an: und **Rom** hatte keinen Theil an dieſer Staatsveränderung, die es für eine Beleidigung und offenbare Verletzung der Verträge hielt. Dieß war nun der Bewegungsgrund, oder wenigſtens der Vorwand, von **Trajans** Feldzuge wider die **Parther**.

Dieſer Prinz verließ **Rom** im **October** des 112ten Jahres der chriſtlichen Zeitrechnung, und wandte ſich nach dem **Oriente**. Er hielt ſich ziemlich lange in Griechenland auf, wohin die Geſandten des Königes der **Parther** kamen, ihn zu ſprechen, um gegen ihn die Abſetzung des **Exedares** zu rechtfertigen; und ihn dem **Parthamaſiris** günſtig zu machen, in deſſen Namen ſie ihn um die Königsbinde bathen: in der Abſicht, wie ſie ſageten, durch dieſe zweyte Beſtallung die Unregelmäßigkeit der erſtern wieder gut zu machen.

Allein dem **Trajan** lag es gar zu ſehr am Herzen, ſeine Kräfte gegen die einzigen Feinde zu verſuchen, die er **Roms** würdig hielt; und er hatte viel zu viel Hoffnung ſie zu überwinden, um dieſem Vergleiche die Hand zu biethen, welcher in der That der Majeſtät des Reiches ſchimpflich war. Er ſchickte ſeine Antwort ſogleich bey ſeiner Ankunft an Stelle und Ort, und zog nach **Antiochien**, wohin er im **Jänner** des 114ten Jahres kam. Dieß war der allgemeine Sammelplatz des römiſchen Kriegsheeres, welches unter ſeinen Befehlen von da aufbrach, ſich bis an die Ufer des **Euphrats** näherte, den **Abgarus**, König

den

---

ein ſolcher, Statthalter eines Cantons von Armenien war. Dieſe Beobachtung des Herrn **Freret** über den **Maran**, iſt den Ausgebern des **Moſes**, und ſelbſt **Bayern** entwiſchet. Dieſer ſcheint in ſeiner Geſchichte von Oſrhoene, im III. B. a. d. 149 S. den **Mannus** des **Dio**, mit einem **Maanou-bar-maanou** zu vermengen, der den Edeſſiſchen Thron im 116ten Jahre Chriſti, oder gar mit ſeinem Vater zugleich beſtiegen; ohne

zu

von **Edeſſa** bezwang, und indem es den Fluß am Ufer verfolgete, die Ländereyen von **Satala** und **Elegia**, zwoer Städte einnahm, die an den Gränzen von **Kappadocien**, des **Pontus** und Armenien lagen.

Allhier kam **Parthamaſiris**, nach verſchiedenen fruchtlos abgelaufenen Unterhandlungen, ſelber zum **Trajan**, um ihm den Eid zu leiſten. Der Kaiſer empfieng ihn auf ſeinem Throne, mitten unter ſeinen Legionen in vollen Waffen. Der **Arſacid** legete ſeine Königsbinde ihm zu Füßen, und ſchmäuchelte ſich, der Kaiſer würde ſie ihm ſogleich wiedergeben, ſo wie **Nero** ſelbige dem **Tiridates** wiedergegeben hatte: allein er betrog ſich in ſeiner Erwartung. Ungeachtet ſeiner Erklärungen, machete der Kaiſer kund, Armenien ſey eine römiſche Provinz, und ließ ihn durch einen Theil ſeiner Reiterey bis an die Gränzen führen.

Trajan machete Anſtalten ſich ſeiner Eroberung zu verſichern. Er legete Beſatzung in alle anſehnlichen Plätze; richtete die neue Regimentsforme ein, und erſt nach Verlauf der zu dieſen Anſtalten nöthigen Zeit, gieng er nach **Osrhoene**, und von **Osrhoene** nach **Meſopotamien**. **Batnes**, **Niſibe** und **Sangara**, Städte dieſer Provinz, den **Parthern** zugehörig, unterwarfen ſich ihm, und ihre Unterwerfung eröffnete den Römern das ganze Land bis an den **Tigris**. Da nun der Kaiſer eine Schiffbrücke über dieſen Fluß wollte ſchlagen laſſen: ſo befahl er in den Bergen von **Niſibe** Holz zu ſchlagen, und nahm hierauf

---

zu bedenken, daß dieſe Könige von **Edeſſa**, die bey den Römern unter dem Namen **Abgarus** bekannt geweſen, von denen Prinzen ſehr unterſchieden ſind, die jenſeit des **Tigris** und einem mit **Adiabene** benachbarten Lande gelebet haben. Ueberhaupt iſt die Verſchiedenheit der Namen, die in den mancherley Sprachen einerley Perſonen gegeben werden, eine der vornehmſten Urſachen derjenigen Unordnung, welche in einigen Theilen der Geſchichte herrſchet.

den Rückweg nach Antiochien, in der Abſicht daſelbſt den Winter zuzubringen. Dieß war der Winter vom 115ten Jahre, und durch ein entſetzliches Erdbeben e) merkwürdig, in welchem der Conſul **Cajus Popilius Pedo** umkam.

Trajan reiſete von Antiochien nicht eher ab, als im Märze des folgenden Jahres. Er gieng über den **Tigris**, über diejenige Brücke, die er ſelbſt vor ſeinen Augen hatte bauen laſſen, und drang in das Adiabeniſche ein, welches er ſich, ſo wie das morgenländiſche Aſſyrien, unterwürfig machete, allwo die Städte Gaugameles und Arbelles gelegen waren. Dieſe Thaten ſetzten ihn in den Stand, **Kteſiphon** und **Seleucien** zu belagern, welches wichtige Plätze, am **Tigris** gelegen, waren, der ſie von einander abſondert. **Choſroes** vertheidigte ſie nicht; der Aufſtand der orientaliſchen Provinzen ſeines Reiches, welcher in ſeinen Augen wichtiger war, als das flüchtige Glück der Römer, machete ihm damals längſt dem **Tigris** genug zu ſchaffen. **Kteſiphon** und **Seleucien** ergaben ſich alſo; die umliegenden Gegenden, welche dem Sieger überlaſſen waren, folgeten ihrem Beyſpiele, und Trajan ſchmäuchelte ſich, er habe dem Reiche eine neue Provinz erobert.

Nichts hielt ihn in ſeinem Laufe auf. Er eilete den Fluß hinunter zu ziehen, nahm die Inſel Meſena in Beſitz, welche zwiſchen den zween Armen dieſes Fluſſes Eu-

phrates

---

e) **Pedo** war im 115ten Jahre Chriſti Conſul, wie die Faſti Conſulares beweiſen, die ihn **Vergilianus** und nicht **Popilius** nennen. Noch mehr, die Chronik des Malela und andere alten Denkmäler lehren uns, daß der allerheftigſte Erdſtoß, den dieſes Erdbeben mit ſich gebracht, den 23ſten des Monaths Apellæus, oder **Decembers** geweſen. Auch dieß kann nur dem 115ten Jahre zukommen. Es erhellet hieraus, daß Trajan im Winter des 115ten bis zum 116ten Jahre zu Antiochien geblieben ſey, und alle Rechnungen, be-

um

phrates lag, und blieb bey dem Zuſammenfluſſe dieſer zween Ströme an einem Orte ſtehen, welchen man Σπασίνȣ χάραξ, oder die Befeſtigung des **Spaniſius** nannte. Dieß war ein Damm, der an der Mündung des **Tigris** f) in den Gegenden von **Baſra** gemacht war.

Allhier überwinterte dieſer Prinz vom 116ten bis zum 117ten Jahre, und lief Gefahr um ſeine Flotte zu kommen. Sobald der Frühling wieder erſchien, unternahm er, den **Euphrat** hinauf zu ziehen, um nach **Babylon** zu gehen, deſſen Alterthümer er beſuchete; inſonderheit aber dasjenige Zimmer, in welchem Alexander den Geiſt aufgegeben g); allein er konnte hier nicht lange bleiben. Die Zeitung die er bekam, indem er zu Schiffe war, daß die im vorigen Feldzuge eroberten Gegenden einen Aufſtand gemachet hätten, rief ihn wieder an den **Tigris** zurück. Er ſchickete drey Haufen ſeines Heeres wider die Rebellen. Der erſte ward geſchlagen; die zween andern waren glücklicher, ſie nahmen **Niſibe** wieder ein, zündeten **Edeſſa** mit Feuer an, und zwangen **Seleucien** wieder zum Gehorſame. Damals kehrete **Trajan** zum zweytenmale nach **Kteſiphon** zurück.

Die Probe die er von der Unbeſtändigkeit der **Parther** gemachet hatte: und die Schwierigkeit die er voraus ſah, ihren natürlichen Abſcheu gegen die **Römer** zu überwinden, macheten ihn ſchlüſſig, ihnen einen König aus ihrem

---

den Herr Freret gefolget iſt, richtig ſind.

f) Der Gegenſtand dieſes Dammes war, das platte Land vor den Ueberſchwemmungen in der Zeit der großen Gewäſſer in Sicherheit zu ſetzen, die ſich ungemein weit erſtrecken.

g) **Alexander** ſcheint **Trajans** Held geweſen zu ſeyn, ſo wie **Achill** **Alexanders** ſeiner geweſen. Trajan begnügte ſich nicht daran, das Zimmer nur zu beſuchen, wo **Alexander** geſtorben war; er opferte auch, ihm zu Ehren, heroiſche Opfer in demſelben Hauſe.

ihrem Volke zu ſetzen. Seine Wahl fiel auf den Parthamaſpates [b]). Er ſetzete ihn zum unumſchränkten Herrn über denjenigen Theil des Reichs der Parther, welchen er unter römiſche Bothmäßigkeit gebracht hatte. Die Ehre, die Zahl derer Könige zu vermehren, die Rom zinsbar waren, tröſtete ihn, daß er keine neuen Unterthanen hatte erhalten können.

Hierauf kam Trajan nach Meſopotamien zurück, um einen Stamm von Arabern unterwürfig zu machen, welcher in dieſer Provinz einen unabhänglichen Staat ausmachete. Er belagerte deſſen Hauptſtadt [i]), die ſich wehrete. Die Länge der Belagerung, die Hitze und Dürre der umliegenden Gegenden, breiteten in ſeinem Lager Mangel und Krankheiten aus; und er ſelbſt ward damals die erſten Anfälle derjenigen Krankheit innen, die ihn den Römern ſo bald entreißen ſollte. Folglich mußte er von ſeinem Unternehmen abſtehen. Der Kaiſer zog ſich gegen die See, und gieng in einem von den ſyriſchen Häfen an Bord, um wieder nach Rom zu kehren. Allein da ſeine Krankheit von Tage zu Tage ernſthafter ward, mußte er in Cilicien an Land ſteigen, allwo er auch zu

---

[b]) Spartian giebt, in Hadrians Leben, dieſem parthiſchen Könige, welchen Trajan gekrönet hat, den Namen Parmathoſiris, oder Parthamoſiris, ein Namen, welcher, wie wir ſehen, dem Neffen des Choſroes gehöret. Es wäre ſonderbar, wenn dieſe zween nebenbuhlende Prinzen, einer ſo heißen ſollten, wie der andere; man müßte denn vorausſetzen, daß dieſer Namen kein Nennwort, ſondern der Namen einer Würde geweſen; welches nicht wahrſcheinlich iſt. Aber, was noch unwahrſcheinlicher wäre, iſt dieß, wenn man vorausſetzen wollte, daß eben derſelbe Menſch, welchen Trajan aus Armenien vertrieben, von dieſem Prinzen erwählet worden wäre, über die Parther zu herrſchen. Es iſt beſſer zu glauben, Spartian habe ſich geirret. Dio nennet dieſen Prinzen, Parthamaſpates, und ſein Zeugniß iſt in allen Stücken vorzuziehen; er war älter und beſſer als

Selinunt, in den erſten Tagen des Auguſtmonathes k), im 117ten Jahre ſtarb.

II.

Dieſer Auszug iſt hinlänglich zu zeigen, daß Trajans Krieg wider die Parther, welcher im Frühlinge des 114ten Jahres angefangen worden, und ſich drey Jahre hernach durch ſeinen Tod geendiget hat, mit ſo vielen Begebenheiten erfüllet geweſen, die gar keine Lücke laſſen, in welche man vernünftiger Weiſe denjenigen Feldzug ſetzen könnte, welchen **Eutropius** und **Sextus Rufus** ihn nach **Indien** thun laſſen.

Ein zweyter Beweis von der Falſchheit dieſes Feldzuges, iſt aus der Aufführung ſeines Nachfolgers, **Hadrians**, zu nehmen. Sobald dieſer Prinz von dem Kriegsheere war erkannt worden, eilete er nach **Rom** zurück. Allein er ſah wohl ein, daß das einzige Mittel, daſelbſt ohne Schande heim zu kommen, dieſes wäre, daß er den **Orient** in Ruhe verließe. Der **Orient** aber konnte nicht ruhig ſeyn, ſo lange die neueroberten Länder noch einen Zankapfel unter den **Parthern** abgäben, deren innerliche Zer-

---

als **Spartian**, von **Trajans** Geſchichte unterrichtet. Sein Vater, **Apronianus**, den er im 68ſten Buche namentlich anführet, war zu der Zeit Statthalter in **Cilicien** geweſen, da dieſer Kaiſer ſeinen Feldzug gehalten.

i) Man glaubet mit ziemlicher Gewißheit, daß dieſe Hauptſtadt, **Atra** geweſen, eine Stadt der **ſingareniſchen Araber**, welche auf den Reiſecharten angemerket iſt.

k) Dieſer Zeitpunct iſt unläugbar. Man weis, daß **Trajans** Tod, welcher einige Tage verſchwiegen worden, erſt den 11ten **Auguſt** im 117ten Jahre oder den dritten Tag der Iduum bekannt gemachet wurde: welchen auch **Hadrian** ſeitdem allezeit als den Zeitpunct ſeiner Gelangung zum Kaiſerthume gefeyert. Man ſehe den **Spartian** in dem **Leben** dieſes **Prinzen**.

Zerrüttungen im Begriffe waren ſich zu endigen: und die Römer konnten ſich nicht anders, als durch ein überlegenes Kriegsheer in ſolchen Gegenden erhalten, die immer fertig waren das Joch abzuſchütteln.

Hadrian entſchloß ſich daher, allen Eroberungen jenſeit des Tigris, ja ſo gar des **Euphrats**, zu entſagen. Folglich wird denn die Erzählung von denen von dieſem Prinzen verlaſſenen Provinzen, die Erzählung derer von ſeinem Vorgänger erworbenen Provinzen hergeben.

Wir wollen über dieſe Sache den **Eutropius** hören: **Hadrian, ſaget dieſer Schriftſteller, ließ ſogleich drey von denen Provinzen fahren, welche Trajan dem Reiche beygefüget hatte. Er rief ſeine Kriegsvölker aus Aſſyrien, Meſopotamien und Armenien zurück; und wollte, daß der Euphrat auf dieſer Seite die römiſche Herrſchaft ſchließen ſollte.**

Da ſehen wir nun den **Eutropius** ſich ſelbſt widerſprechen. Er vergißt was er droben vom Trajan geſaget hatte, deſſen Siege er bis an die Gränzen des **Indus** und die Ufer des rothen Meeres geführet hatte.

Uebrigens darf man nur die Stelle leſen, allwo dieſer Schriftſteller von Trajans Feldzuge redet, um von ſeiner Nachläſſigkeit und dem falſchen Begriffe, den er von der Lage jener Länder gehabt, überzeuget zu ſeyn. Er ſetzet in **Perſien** ein Land, welches an den Ufern des **Euphrats**, bey dem Zuſammenfluſſe des Arar und des **Chaborras** liegt, die ſich in **Meſopotamien** in dieſen Fluß ergießen. Er vermenget die Gränzen von Indien und die Ufer des rothen Meeres mit dieſer letzten Provinz, mit **Aſſyrien** und **Armenien**; oder wenigſtens ſetzet er doch voraus, daß dieſe verſchiedenen Länder mit einander Nachbarn wären, und dieß durch einen Irrthum, welchen

chen ein wenig Aufmerkſamkeit, oder einige Kenntniß der Geographie, ihm hätte erſparen können. **Sextus Rufus** fällt gerade in denſelben Fehler.

Es iſt indeſſen wahr, daß **Trajan** ſeine Waffen gern bis nach **Indien** gebracht hätte. Bey dem Anblicke einiger Schiffe die nach jenen Gegenden ſegelten, und die er im perſiſchen Meerbuſen gewahr ward, erklärete er ſich: daß er, wenn er jünger wäre, in **Alexanders** Fußtapfen getreten ſeyn würde. **Dio** ſelbſt ſetzet hinzu, daß er voll von dieſen Gedanken, Nachrichten von der Beſchaffenheit dieſes Landes, von der Stärke und den Sitten ſeiner Einwohner ſammlen laſſen, und vieleicht iſt der Periplus des erythräiſchen Meeres, welcher den Namen vom **Arrian** führet, eine dieſer Nachrichten [h]. **Trajan** konnte nicht ermüden, **Alexanders** Glückſeligkeit zu rühmen, daß er bis jenſeit des **Indus** dringen können: allein von einem ſolchen Anſchlage bis zur Ausführung, fehlet noch viel.

Trajans Flotte, welche aus platten Schiffen und Fahrzeugen beſtand, und außerdem durch den Stoß geſchwächet war, den ſie bey dem Zuſammenfluſſe des **Tigris** und **Euphrats** erlitten, konnte in der See nicht aushalten. **Eutropius** und **Sextus Rufus** antworten: daß er in einem von den Häfen des rothen Meeres eine andere erbauen laſſen. Allein Herr **Freret** erwiedert, daß die benachbarten Länder nicht Holz genug darbiethen, welches zum Schiffbaue tüchtig wäre; daß **Trajan** dergleichen bloß von dem Berge **Niſibe** bekommen können, daß er es auf dem **Tigris** hätte müſſen herunter bringen laſſen: eine Arbeit die viel zu langweilig für die Zeit geweſen wäre, die er in den Gegenden von Meſene zugebracht hat; ja die auch damals durch den Aufſtand zu Niſibe und Seleucia und der umliegenden Gegenden, wäre unmöglich gemacht worden.

---

[h] Der **Periplus** des erythräiſchen Meeres, iſt nicht, wie der vom ſchwarzen Meere, ein in einer einzigen Reiſe verfertigter Wegweiſer. Es iſt eine Sammlung, darinnen man Sachen findet, die ſich auf verſchiedene Zeiten beziehen.

Was kann denn alſo wohl nun der Grund von dieſem Vorgeben des **Eutropius** und **Sextus Rufus** geweſen ſeyn? Herr Freret muthmaßet, daß ſie alle beyde durch irgend eine Nachricht werden hintergangen worden ſeyn, die man auf die falſchen Zeitungen geſchrieben, welche zu **Rom** von Trajans Siegen herum giengen. Die Feinde dieſes Prinzen erdichteten verdrießliche Sachen, um ihn verhaßt zu machen; ſeine Anhänger, um darauf zu antworten, trieben im Gegentheile, die Größe und Wichtigkeit ſeiner Siege zu weit. **Dio** verſichert uns, daß dieſe Vergrößerungen ſo gar die Gränzen der Wahrſcheinlichkeit übertroffen, und wir haben ein Beyſpiel davon an der **Philopatris**, die man gemeiniglich dem **Lucian** zuſchreibt. Dieß Geſpräch, welches allem Anſehen nach unter **Trajans** Regierung aufgeſetzet worden, gedenket eines vermeynten über die **Parther** erfochtenen Sieges, und der Einnahme von **Suza**, dem die römiſchen Heere ſich niemals genähert haben.

Zwo Münzen die **Occo** anführet, ſcheinen die Muthmaßung dieſer zween Schriftſteller zu beſtätigen. Auf der einen lieſt man: S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI S. C. INDIA PRO PR; und auf der andern, IND. PR. Allein, ſind dieſe Münzen auch zuverläßig? Seit dem **Occo** hat kein Menſch ſie wieder geſehen. Die Beſchreibung die wir oben gegeben haben, beweiſt die Falſchheit des Feldzuges den ſie vorausſetzen, und geben uns ein Recht, ſie mit **Scaligern** m) als ein Beyſpiel der Ausſchweifung anzuſehen, auf welche die römiſche Schmäucheley verfallen konnte.

---

m) Animadv. in *Euſeb.* Chron. p. 166.

Dodwell [m]) unternimmt des **Eutropius** und **Sextus Rufus** Rechtfertigung, und will die Wahrheit der auf dieſen zwo Münzen angemerkten Begebenheiten beweiſen; allein um dieß thun zu können, ſetzet er voraus:

1. Daß die Rede von der Einnahme eines Theiles von **Aethiopien** ſey, welchen die chriſtlichen Schriftſteller oftmals India genannt haben.

2. Daß dieſer Feldzug vor **Trajans** ſechſtem Conſulate hergegangen, und zwar im 112ten Jahre **Chriſti**.

Allein dieſe zwo Vorausſetzungen widerſprechen ſowohl den Zeugniſſen derer Schriftſteller, die dieſer Engländer vertheidiget; indem beyde den Feldzug nach **Indien** mit der Eroberung von **Meſopotamien** verbinden: und der zweyte ſo gar mit ausdrücklichen Worten **Trajans** Unternehmen mit **Alexanders** ſeinem vergleicht, welches gar keinen Zweifel auf das Indien läßt, davon hier die Rede iſt.

Außerdem müßte man mit **Dodwelln** noch eine erſte Reiſe **Trajans** nach Aſien zugeben, die er viele Jahre vor ſeinem Todesjahre gethan hätte. Dieß iſt einiger Kunſtrichter Meynung, inſonderheit **Tillemonts** ſeine. Sie gründen ſich auf einige Abweichungen, die man in Anſehung von einerley Begebenheiten, in denen Auszügen findet, die wir von **Dions** Geſchichte, die eine durch den **Theodoſius**, die andere durch den Xiphilin haben; gleich als ob zween verſchiedene Schriftſteller allezeit einſtimmig ſeyn könnten, und von einerley Umſtänden gleich ſtark gerühret würden. Dieſe Lehrmeynung hat unauflösliche Schwierigkeiten, und die vornehmſten Begebenheiten der Regierung widerſprechen ihr. Die andere Meynung, welche nur eine einzige Reiſe nach dem **Oriente** vorausſetzet,

---

[m]) Prælect. in ſcript. hiſt. Aug.

ſetzet, iſt des Cardinals **Noris** o), des Abtes **Longuerue** p) und **Bayers** q) ſeine, und Herr **Freret** nimmt ſie als viel wahrſcheinlicher an.

Um nun die ſeinige zu beſtätigen, ſo ſetzet **Dodwell** hinzu: **Dio** rede von einer indianiſchen Geſandſchaft an den **Trajan**, nachdem er den **Decebalus** geſchlagen gehabt. Allein dergleichen Geſandſchaften waren in **Rom** nichts neues. Unter dem **Auguſt** gab es deren zwo, und unter dem **Claudius** die dritte: aber weder unter dem **Auguſt**, noch unter dem **Claudius**, hatten die **Römer Indien** oder die umliegenden Gegenden bekrieget. Der beſtändige Handel der alexandriniſchen Einwohner, mit den indianiſchen Küſten, hatte den Namen und die Hoheit **Roms** den Königen jener Gegend bekannt gemachet; und vieleicht mögen Bewegungsgründe, die wir nicht wiſſen, einige unter ihnen bewogen haben, die Freundſchaft der **Römer** zu ſuchen. Vieleicht waren auch dieſe Geſandſchaften nur eine Art von Gaukelſpiel, welches von einigen Handlungsgeſellſchaften angeſtellet geweſen, um ſich den Schutz der Kaiſer zu erwerben.

Das Anſehen der Münzen iſt groß; allein nur dann, wann ſie zur Zeit der Begebenheit ſelbſt, und auf öffentlichen Befehl geſchlagen worden, und wenn man ſie keiner Schmäucheley beſchuldigen kann. Endlich muß auch noch der Vorfall, den ſie bezeugen, ſich mit der ganzen Folge aller derer Vorfälle können verbinden laſſen, die wir gewiß wiſſen, oder ſie wenigſtens nicht über einen Haufen werfen. Dieſe Grundſätze ſind ſonnenklar, und die Anwendung derſelben iſt den zwo Münzen des **Occo** nicht günſtig.

⁂

---

o) Epiſt. Conſ.

p) Annales *Arſacid.*

q) Hiſtor. *Oſrhoena.* p. 150.

XVI.

Des Herrn Abts Sallier Anmerkungen, über eine Ausgabe des Buches, l'Arbre des Batailles.

Die geringſte Aufmerkſamkeit iſt zuweilen hinlänglich, unter einigen einzelnen Begebenheiten, ein gewiſſes Verhältniß herauszubringen, welches dem Verſtande in der Unterſcheidung des Wahren von dem Falſchen zum Wegweiſer dienen kann. Dieſe Regel der Kritik, welche der Herr Abt Sallier bey der Unterſuchung einer Handſchrift aus der königlichen Bibliothek angewendet, hat ihn auf die Spur einer Entdeckung geführet, die ihm ſelber nichtswürdig vorkommen würde, wenn ſie nicht dazu dienete, einen Betrug zu entdecken. In der Abſicht alſo, vor dieſer Falſchheit diejenigen zu warnen, die an der Geſchichte Karls des VIII möchten arbeiten wollen, hat er uns den 14ten Julius 1744 ſeine Anmerkungen mitgetheilet. Wir ſetzen ſie aus eben demſelben Bewegungsgrunde hieher.

Die Unterſuchungen, welche der Herr Abt Sallier über die Geſchichte einiger derer Prinzen aus dem Hauſe Orleans, die von Karln dem V abſtammen, angefangen hat, und noch fortſetzet, haben ihn veranlaſſet, die Schriften verſchiedener franzöſiſcher Schriftſteller ſorgfältig zu unterſuchen, die unter Karln dem VI gelebet haben. Unter dieſe Zahl gehöret auch *Honoré Bonnet*, Prior zu *Salon-de-Crau*, in der Provence gebohren. Das Buch, *l'Arbre des Batailles* betitelt, iſt von ihm.

Auf folgende Weiſe wird es in einem Manuſcripte angekündiget, welches aus dem Büchervorrathe Anets in den königlichen übergegangen iſt: „In nomine Domini, amen. *S'enſuivent les Rebriches des chapitres contenus es quatre parties du livre appellé l'Arbre des Batailles, fait & compilé par maiſtre Honoré Bonnet docteur en decret & prieur de Sallon, & préſenté par lui au très-Chreſtien roi de France Charles* VI [a]). „Dieſe im 1460ſten Jahre geſchriebene Handſchrift (finitus & tranſcriptus Pariſius 1460) hatte dem Tanaquil de Chaſtel, *grand maître d'ouſtel de Bretcigue*, zugehöret, und man ſieht noch ſein Zeichen darauf.„

Der Herr Abt Sallier wird ſich hier in die Umſtände nicht einlaſſen, welche eine weitläuftige Nachricht von dieſem Werke erfodern würde. Dieß verſparet er auf eine andere Gelegenheit, und will fürjetzt nur zeigen, wie behutſam man ſeyn muß, das was die Herausgeber uns, auch mit dem Anſcheine der Ehrlichkeit, vor Augen legen, anzunehmen.

Dieß Buch vom Honoratus Bonnet, *Arbre des Batailles* betitelt, iſt das erſte mal zu Lyon 1481, und das andere mal zu Paris 1493, gedruckt worden; ohne daß wir hier von den zwo ſpätern pariſer Ausgaben reden wollen. Der Herr Abt Sallier erkläret ſich, daß er die zwo erſten nur aus denen Exemplarien kenne, die ſich in der königlichen Bibliothek befinden.

---

[a]) D. i. „Hier folgen die Ueberſchriften der Capitel, welche in den Theilen des Buches *Arbre des Batailles*, enthalten ſind. Dieß Buch hat gemachet und zuſammen getragen Meiſter Honoratus Bonnet, Doctor und Prior zu Sallon, und hat es dem allerchriſtlichſten Könige Karln dem VI übergeben.

[b] Ce que j'ai mis en mon livre prend ſon fondement ſur les loix, ſur les decrets & ſur naturelle philoſophie, qui n'eſt autre choſe que raiſon de nature, & aura nom ceſtuy livre *l'Arbre des Batailles.*

Wenn **Honoratus Bonnet** den König anredet, an welchen das Werk gerichtet iſt, ſo bittet er ſeinen ſehr erhabenen und gefürchteten Herrn (*ſon très-haut & redouté Seigneur*) das was er ſchreibt nicht zu verachten: denn, ſaget er, was ich in mein Buch geſetzet habe, das hat ſeinen Grund in den Geſetzen, Decreten und in der natürlichen Philoſophie, welche nichts anders iſt, als die Gründe der Natur, und dieß Buch wird heiſſen: *Arbre des Batailles* (der Baum der Schlachten [b]). Um dieſen ſeltſamen Titel zu rechtfertigen, erkläret er den Begriff, welchen er damit verknüpft, in folgenden Worten: *Si m'eſt venuë une telle imagination, que je vois un arbre de deuil au commencement de mon livre ouquel à ſon deſſus, vous povés veoir les règnes de Ste. Egliſe en très-fiere tribulation, tant que oncques telle ne fut: après povés veoir la grande diſcenſion, qui eſt aujourd'hui es Roys & aux Princes des Chreſtiens; après povés veoir la grande diſcenſion qui eſt entre les nobles & les Communes & ſur cet arbre ferai les quatres parties de mon livre* [c]).

Dieſer Baum, ſo wie ihn der Verfaſſer hier beſchreibt, ſteht vor der erſten pariſer Ausgabe von 1493 gemalet. Er findet ſich bey keiner von den drey andern. Die Vorrede enthält, daß der vielgeliebte Karl der VI in Frankreich regieret, als dieß Werk aufgeſetzet worden: allein dieſer Zeitpunct iſt nur in der Ausgabe von 1481 an-

---

c) D. i. „Es iſt mir ein Einfall „eingekommen, daß ich einen traurigen Baum zu Anfange meines Buches ſähe, an deſſen „obern Theile ihr ſehen werdet „die Verfaſſungen der Kirche in „großer Verwirrung, als noch „nie geweſen. Ferner werdet „ihr ſehen die große Uneinigkeit, „welche heute zu Tage unter den „Königen und chriſtlichen Prinzen herrſchet; ferner könnet „ihr ſehen die große Uneinigkeit unter den Edeln und Gemeinen, und über dieſen Baum „werde ich die vier Theile meines Werkes machen.„

gemerket worden, die zu **Lyon** herausgekommen, und in den zwo letzten pariſer Ausgaben. Die Handſchriften von dem Werke des **Honoratus Bonnet**, welche mehr als zwanzig an der Zahl in der königlichen Bibliothek befindlich ſind, lehren uns alle, ſowohl den Namen des Verfaſſers, als die Zeit, in welcher ſein Buch herausgekommen iſt. Die Handſchriften ſind, was das Datum betrifft, alle eins, und deren Zeitpunct wird unveränderlich auf **Karln** den VI geſetzt.

Das Anſehen der Handſchriften iſt nicht das einzige Mittel was wir haben, die Zeit des **Honoratus Bonnet** zu kennen: man könnte ſie eben ſo gewiß durch verſchiedene Begebenheiten und durch die Geſchichte ſeines Lebens ſelbſt beſtimmen. Unſer Mitglied ſetzet ſich vor, dieſelbe eheſtens in einer Abhandlung vorzunehmen, die von den Werken dieſes Schriftſtellers handeln ſoll, welcher zu ſeiner Zeit berühmt geweſen, und wohl verdienet, auch der unſrigen bekannt zu werden; allein er verſichert zum voraus, daß er vor **Ludwigs** des XI Regierung geſtorben ſey.

Iſt es nicht erſtaunlich, wenn man nach ſo beglaubten Begebenheiten zu Anfange der Ausgabe von 1493, welche **Anton Verard**, Buchdrucker, geliefert hat, die Vorrede dieſes Buches vom **Honoratus Bonnet**, nicht an **Karln** den VI, ſondern an **Karln** den VIII gerichtet findet? Wenn der Herausgeber, er mag nun geweſen ſeyn, wer er wolle, ſich nur befliſſen hätte, zu ſagen: er wolle das, was **Karln** dem VI zu Ehren geſchrieben worden, zu Ehren **Karls** des VIII anwenden; hätte er gemeldet, er nähme von einem andern Schriftſteller die Lobſprüche, die er **Karln** dem VIII geben wollte: ſo würde er denen Vorwürfen entgangen ſeyn, die man ihm mit Grunde machen kann, daß er unſere Leichtgläubigkeit, trotz dem Glauben der Handſchriften, und dem

Zeugniſſe der erſten Ausgabe des Werkes vom **Honoratus Bonnet**, gemisbrauchet hat. Allein er hat ſo wenig daran gedacht, uns vor Irrthume zu bewahren, daß er vielmehr recht den Vorſatz gehabt zu haben ſcheint, uns hinein zu ziehen. Denn worauf will man es ſonſt ſchieben, daß dieſer Herausgeber, in der Vorrede, den Namen des Verfaſſers recht mit Fleiß verſchweigt, welcher zwar in der Ausgabe von 1481 mangelhaft, aber in den Handſchriften ſehr richtig zu leſen iſt. Es iſt übrigens nicht ſchwer die geheimen Urſachen zu errathen, die ihn haben bewegen können, **Karls** des VIII Namen an die Spitze eines Buches zu ſetzen, welches wenigſtens funfzig Jahre zuvor **Karln** dem VI war überreichet worden.

Es war unter den meiſten der franzöſiſchen Schriftſteller eine angenommene Meynung, ja auch viele Ausländer haben ſie angenommen: daß ein Prinz aus dem franzöſiſchen Hauſe die Ehre haben ſollte, die Drangſalen in Europa durch die Wiederherſtellung eines allgemeinen Friedens zu dämpfen; und daß eine ſo erwünſchte Veränderung bald auf die Erfüllung der hohen Schickſale dieſes durchlauchtigen Hauſes folgen würde. *Pluſieurs chaſes de grans cleres nouvealx qui bien penſoient entendre les prophecies anciennes*, ſaget **Honoratus Bonnet**, *deviſérent jadis les maux préſents, & s'y en dirent un de la très-haute lignée de France; c'eſt aſſavoir que d'icelle doit ſaillir un, par lequel les remèdes ſeront données au ſiécle travaillie & mys en grande peſtilence: il faut*, fährt er fort, *que faſſiés par telle manière, que les prophécies qui ſe treuvent écrites de vôtre digne perſonne, ſoient veriffiées par vos bonnes oeuvres.*

Was ein Privatmann **Karln** dem VI geſaget hatte, das ließ die allgemeine Stimme gegen **Karln** den VIII ertönen, und die Weiſſagungen, welche ihm den hochhöchſten Gipfel der Ehre und Macht verſprachen, waren, dieſſeits und jenſeits der Berge, niemanden unbekannt. Die Anwendung der Vorrede, welche **Honoratus Bonnet** an **Karln** den VI gerichtet hatte, auf **Karln** den VIII, muſte folglich dem Herausgeber des Arbre des Batailles, als einer derer glücklichen Einfälle vorkommen, welche die Schmäucheley niemals aus den Händen läßt; indem ſie in allen Jahrhunderten allemal gleich aufmerkſam auf dasjenige geweſen, was ſie führen kann, oftmals zum Schaden der Prinzen ſelbſt, und faſt allemal auf Koſten der Wahrheit, zu ihrem Zwecke.

XVII.

Anmerkungen

über die Entdeckung einer Reiſe-Säule, welche man 1748 zu Röttingen gefunden, und worauf die Weiten durch das Wort Leugæ bemerket ſind.

Dieſer Artikel, zu welchem ein Schreiben des Herrn Raths Schöpflin den Stoff gegeben, wird ein Zuſatz zu einer Abhandlung des Herrn Frerets, über die Wegeſäulen in Frankreich ſeyn, auf denen die Weiten durch das Wort LEUGÆ bemerket ſind. Dieſe Abhandlung iſt bereits dieſer unſerer Geſchichte [a]) einverleibet worden, und wir wollen hier kürzlich deren Inhalt wiederholen.

Nachdem der Verfaſſer geſaget hat, daß die Römer im Gebrauche gehabt, von tauſend zu tauſend Schritten, längſt ihren Wegen, ſteinerne Säulen aufzurichten, auf welchen ſie die Entfernung der Oerter nach der Stadt bemerket, allwo jede Landſtraße anfieng; ſo füget er dieſer vorläufigen Beobachtung noch einige andere Betrachtungen über die Denkmäler dieſer Art bey, welche man in Gallien gefunden. Dieſe laufen auf fünf Hauptpuncte hinaus.

1. Die in Gallien und in der Nachbarſchaft jenſeits des Rheines entdeckten Wegeſäulen, haben etwas beſonders an ſich, was man auf denen in andern Ländern nicht

---

a) Man ſehe in dieſer unſerer Ueberſetzung der Geſchichte den VII. Th. a. d. 197. S. u. f.

ſteht ; nämlich daß die Entfernungen darauf, durch die Zahl der Leugarum, und nicht durch die Zahl der Meilen angemerket worden.

2. Dergleichen Säulen finden ſich nur in demjenigen Theile von Gallien, welchen die Römer Comata nannten, und der vom Cäſar erobert werden. In allen andern findet man Meilenſäulen.

3. Zuweilen war in einerley Bezirke und unter einerley Kaiſer, die Entfernung einer Station von der andern auf römiſche und auf galliſche Art, das heißt nach Meilen und Leugis, angedeutet, nicht zwar auf einer Säule auf einmal, ſondern auf verſchiedenen Säulen.

4. Das Wort leugæ, oder leouga, iſt urſprünglich galliſch; es kömmt von dem celtiſchen Worte leoug, oder leak, *lapis*, her *); woraus man ſchließen muß, daß der Gebrauch, die Wege durch leugas einzutheilen, und jede Eintheilung durch Steine zu bemerken, vermuthlich bey den Galliern ſchon eher bekannt geweſen, ehe die Römer ſie unter ihre Bothmäßigkeit gebracht.

5. Daraus, daß das Wort leugæ auch in einigen Aufſchriften zu leſen iſt, die man um den Rhein herum, in demjenigen Theile von Deutſchland, der Baden, Würtemberg und Schwaben enthält, gefunden, ſchließt Herr Freret: daß in der Zeit, mit welcher gegenwärtige Denkmäler zuſammen treffen, dieſe Gegend des alten Deutſchlandes hauptſächlich mit Galliern müſſe beſetzt geweſen ſeyn. Dieß waren aber gerade diejenigen, welche damals die Alemannen, eine Nation bewohnten, die aus Leuten aus allerley Ländern zuſammengerafft, beſtund; woraus denn durch eine zweyte Folgerung erhellet, daß dieſe Alemannen mehrentheils urſprünglich Gallier

---

*) S. die Anmerk. (†) im VII. B. dieſer Geſchichte a. d. 206. S.

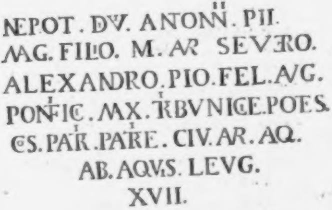
geweſen; welches auch mit demjenigen vollkommen übereinſtimmet, was verſchiedene Schriftſteller uns von der Art geſaget haben, wie die Länder zwiſchen dem **Neckar** und Rheine gelegen, bevölkert worden; als die **Marcomannen** ſie verließen, um ihrem Anführer, **Marbod**, nach **Böhmen** zu folgen.

Da die Deutſchen in ihrer Sprache ein eigenes Wort hatten, die Wegeweiten zu benennen, und dieſes das Wort **Raſt** war, welches man im h. **Hieronymus**, in den alten **Feldmeſſern**, in dem neuen **möſogothiſchen** Teſtamente, in einigen Diplomatibus der erſten franzöſiſchen Könige und in denen **runiſchen** Denkmälern findet, die die **Schweden** herausgegeben haben: ſo kann das celtiſche Wort Leuga, welches in den Schwäbiſchen und Wirtembergiſchen Denkmälern in eben dieſem Sinne gebrauchet werden, zum Beweiſe dienen: daß die **Gallier** den größten Theil desjenigen neuen Volkes ausgemachet haben, welches in jenen Gegenden die Stelle der ehemaligen Bewohner beſetzet.

Herr **Freret** bleibt bey dieſen Anmerkungen nicht ſtehen; er zählet alle Wegeſäulen her, die man bis anjetzt in der Gallia comata, und in den deutſchen Gegenden um den **Rhein** herum, entdecket hat. Unter deren Zahl zählet er eilf, auf denen ſich das Wort leuga oder lega findet, es ſey nun ganz, oder abgekürzet: und von dieſen eilfen ſind drey in **Deutſchland**, deren zwo zu **Steinbach**, einem Dorfe zwo Meilen weit von der Hauptſtadt von **Baden** gelegen; und die dritte, nach dem **Reineſius**, zu **Mettingen** gefunden worden, einem Orte eben dieſes Cantons: deſſen Lage aber, wie Herr Freret ſaget, auch auf den ausführlichſten deutſchen Landcharten nicht angezeiget iſt.

Dieſe drey Aufſchriften geben zu Schwierigkeiten Anlaß, die Herr **Freret** wohl eingeſehen, aber ſich nicht getrauet hat aufzulöſen, wenigſtens nicht mit Gewißheit. Inſonderheit machet die letzte viel zu ſchaffen. Herr Freret ſchlägt ſeine Muthmaſſung vor, allein er muthmaßet, die Aufſchrift ſey nicht richtig genug abgeſchrieben geweſen, und ladet die Gelehrten im Elſaß ein, ſich um eine genauere zu bemühen.

Ein ungefährer Zufall hat den Herrn **Rath Schöpflin** in den Stand geſetzet, dieſer Einladung eine Genüge zu thun. Zu Anfange des 1748ſten Jahres entdeckete er dieſe dritte Wegeſäule, und eröffnete ſolches ſo gleich dem Herrn **Freret**, in einem Briefe vom 15ten Febr. welchem er eine genaue Abzeichnung dieſer Aufſchrift beyfügete: welche **Severus Alexanders** Namen führet, unter deſſen Regierung dieſe Säule, auf Befehl der Stadt **Baden**, die damals civitas Aurelia Aquenſis geheißen, geſetzet worden, ein Namen, den ſie auch in der Aufſchrift führet. Hier iſt der Text in einer genauen Abzeichnung:



NEPOT. DIV. ANTONINI. PII.
MAG. FILIO. M. AVR SEVERO.
ALEXANDRO. PIO. FEL. AVG.
PONTIFIC. MAX. TRIBVNICIE. POTES.
COS. PATR. PATRIE. CIV. AVR. AQ.
AB. AQVIS. LEVG.
XVII.

Wir haben geſaget, daß Herr **Schöpflin** diejenige Säule, auf welcher dieſe Aufſchrift ſich befunden, 1748 entdecket habe. Dieß iſt in dem Dorfe **Röttingen**, an der **Pfinz**, zwiſchen **Durlach** und **Pfortsheim** gelegen, acht ſtarke Meilen von Baden geſchehen. Sie war ſchon lange Zeit zuvor außer der Erde geweſen; allein, ſie war ſeitdem, durch die tägliche Erhöhung des Erdreichs, wieder hinein geſunken. Im 1533ſten Jahre hatte ſie **Jakob Beyell**, ein Prieſter von **Speyer**, geſehen. Er hielt ſie aber für einen Gränzſtein, und rückete deren Aufſchrift in eine geſchriebene Sammlung ein, welche **Barth** in ſeinen Adverſariis mit hat drucken laſſen.

Beyell gab aus Verſehen **Mettingen** für den Ort an, allwo dieſes Denkmaal vorhanden wäre. Dieſes Verſehen hintergieng die Abſchreiber, und hatte dadurch auch ſeinen Einfluß in die falſche Erklärung der Alterthumsforſcher, und des Herrn **Frerets** ſelbſt: deſſen Ungewißheit, wo denn dieß **Mettingen** liegt, durch Herrn **Schöpflins** Brief gehoben worden, welcher uns berichtet; daß es ein Dorf im **Würtembergiſchen**, nahe bey der kaiſerlichen Reichsſtadt **Eslingen**, am rechten Ufer des **Neckars** gelegen ſey. Dieß Dorf liegt außer dem Wege der Wegeſäule, und wenigſtens zweymal ſo weit davon ab, als die Zahlen auf der Säule andeuten.

Noch ein Irrthum vom **Beyell**. Er hat das abgekürzte Wort A/K unrecht geleſen, welches das vorletzte in der fünften Zeile iſt, und er durch ARG. giebt. Dieß hat abermal zu neuen Streitigkeiten unter den Kunſtrichtern Anlaß gegeben. **Reineſius** und viele andere Gelehrten, haben dieſe Buchſtaben für die Abkürzung von Argentoratum gehalten, ein alter Namen von **Straßburg**; und ſchließen daraus, daß dieſe Stadt in der Aufſchrift gemeynet ſey.

Dieſe Muthmaßung war nicht nach Herrn **Frerets** Geſchmacke: und Herr **Schöpflin**, welcher ſich auf die Schreibart der Wegeſäulen gründet, hatte ſich auch ſchon länger als ein Jahr, in ſeinen Briefen an Herrn **Hagenbuchen**

buchen, Profeſſorn in Zürch, der in dieſem Theile der Litteratur ſehr gelehrt iſt, wider dieſe Meynung des Reineſius erkläret. Unſer Mitglied behauptete wider ihn, man müſſe civitas Aurelia Aquenſis leſen, und die Entdeckung, ſo man nach der Zeit gemachet hat, hilft ihm die Sache gewinnen. Er folgert hieraus dreyerley:

1. Die alte Stadt **Baden** war eine Municipalſtadt, die von irgend einem Kaiſer, der dieſen Namen geführet, die Ehre erhalten hatte, Aurelia zu heißen. Die Einwohner von **Baden** mögen wohl vielleicht dieſes Vorrecht ihrer Väter mit gleichgültigen Augen anſehen; allein die Genſer, welche in den letztern Jahrhunderten ſich eben dieſes Titels anmaßeten, ohne ihre Anſprüche darauf beweiſen zu können, wären über einer ſolchen Entdeckung ſehr ſtolz geworden. Wir kennen aus dem **Plinius**, das Aurelia Cariſſa, im **Betiſchen** Spanien; aus den Marmorn, das Aurelia Antonina Ovilabis, im **Noriſchen**; und aus Münzen, das Aurelia Carrhena. Alles dieſes ſind ſo viel römiſche Colonien, welche, wie man glaubet, ihren Namen vom **Marcus Aurelius** überkommen. Die Stadt **Baden** iſt keine Colonie geweſen; allein die Vortrefflichkeit ihrer Bäder, mag wohl die Aufmerkſamkeit und Gewogenheit irgend eines der Nachfolger des **Septimius Severus**, die nach Deutſchland gereiſet ſind, auf ſie gezogen haben.

2. Dieſe Säule hat nicht die Weite zwiſchen **Baden** und Straßburg, ſondern den Abſtand der Stadt **Baden** von dem Orte angezeiget, wo ſie geſetzet werden, das heißt zu **Nöttingen**, welches in der That acht ſtarke deutſche Meilen davon liegt, welche mit LEUG. XVII. übereinkommen, die in der Aufſchrift bemerket ſind, indem dieſe galliſche leugæ, Meilen anzeigen. Folglich muß denn die Abkürzung CIV. AVR. AQ. AB. AQVIS. LEVG. XVII. ſo gegeben werden: Civitas Aurelia Aquenſis, *la-*

pidem poſuit. Ab Aquis Leugis XVII. *diſtat lapis.* So drücken ſich Denkmäler von dieſer Art aus.

3. **Baden** war der Punct, von wannen zwo groſſe römiſche Landſtraßen ausliefen, deren eine nach dem **Rheine**, die andere nach der **Donau** zugieng. Die erſtere gieng durch **Steinbach** gegen **Straßburg** zu; die zweyte gieng durch **Nöttingen** nach **Pfortzheim**. Dieſer Sache iſt in dem römiſchen Itinerario nicht gedacht worden, welches nur von **Baden** in Niederöſterreich gedenkt, und von den Städten dieſes Namens in der **Schweiz** und des **Markgrafthums** nichts meldet. Herr **Schöpflin** ſetzet hinzu, es würde ihm nicht ſchwer fallen zu glauben, daß dieſe zweyte Landſtraße, eben wie die Stadt, den Namen **Aurelia** geführet; allein es iſt eine bloße Muthmaßung, worauf er nicht ſteif beſtehen will.

Wir wollen mit ihm noch hinzufügen, daß auf zwoen Säulen zu **Steinbach** eben ſo wenig eines Argentoratus oder **Straßburgs** gedacht wird, als auf der zu **Nöttingen**; und daß man die Buchſtaben C. A. AQ. ebenfalls durch Civitas Aurelia Aquenſis geben müſſe.

Die erſte dieſer Aufſchriften zu **Steinbach** war im Namen Kaiſer **Heliogabals**. Da ſie im Gruter nicht richtig abgeſchrieben iſt, welchem **Pistorius** und **Cornelius** ſie mit Zuſätzen zugeſchicket hatten: ſo hat Herr **Schöpflin** geglaubet, er müſſe eine neue und genauere Abſchrift davon mittheilen. Hier iſt ſie:

IMP. CAES. DIVI
SEVERI. NEPOT. DI
VI. ANONINI MAG.
FIL. M. A. . . . . .
. . . .
. . . . . . III. COS
IIII. P. P. P. F. COS. C. A.
AQ. AB. AQ. LEVG.
IIII. b)

Wenn

---

b) Erſte Aufſchrift zu Steinbach.

Wenn man die Augen auf dieſe Aufſchrift wirft, ſo ſieht man eine Lücke, welche ehemals durch die Wörter AVRELIO ANTONINO PIO, FELICI, AVGVSTO angefüllet geweſen: die anjetzt dermaßen erloſchen ſind, daß auch gar keine Spur mehr davon übrig iſt, ungeachtet das übrige ſich noch gar wohl leſen läßt. Dieß iſt, nach Herrn **Schöpflins** Meynung, weder eine Wirkung eines blinden Zufalls, noch auch der Zeit. Es wäre wunderlich, daß beyde nur eben des Kaiſers Namen ſollten angegriffen, und das Vorhergehende und Nachfolgende verſchonet haben. Die Wörter die ihn erfülleten, ſind ohne Zweifel auf Befehl des Senats ausgetilget worden.

Dieſer Gedanken, den der Anblick des Denkmaals dem Herrn **Schöpflin** ſogleich eingab, ward in ſeinen Gedanken gar bald durch eine Stelle in dem Leben des **Severus Alexanders** beſtärket. **Aelius Lampridius**, der Urheber dieſes Stückes, ſaget, wenn er vom **Heliogabalus** redet: dieſes Ungeheuer habe nichts von den Antoninen gehabt, und ſein Namen wäre auf Befehl des Senats aus den Faſtis ausgetilget worden. Nihil Antoninorum peſtis illa oſtendit, et hoc nomen ex annalibus Senatus auctoritate eraſum eſt c). Ward nun dieſer verabſcheuete Namen aus den faſtis ausgelöſchet, ſo hat es auch wohl auf andern Denkmälern geſchehen können. Man kann ſich nicht enthalten, dieſer Folgerung beyzupflichten, welche durch viel ähnliche Beyſpiele beſtärket wird, die Herr **Schöpflin** zu **Rom**, **Terni** und an andern Orten **Italiens** geſehen hat.

Hier iſt die Aufſchrift von der **Steinbachiſchen** zweyten Säule, welche im Namen des **Alexander Severus** aufgerichtet worden, eines Prinzen, der eben ſo ſehr verdienete von den **Römern** beweinet, und von der ganzen

Welt

---

c) *Lamprid.* in Alexand. Cap. 1.

Welt hochgeſchätzet zu werden, als ſein Vorgänger den allgemeinen Haß und Abſchen verdienete.

IMP. CAES. DIVI
SEVERI. PII. NEPOTI. DIVI
ANTONINI. MAG. PII. FILIO
M. AVREL. SEVERO. ALEXANDRO
PIO. FELICI. AVG. PONTIFICI
MAXIMO. TRIBVNITIAE
POTESTAS. COS. PATRI. PATRIE
C. A. AQ. AB. AQ.
L. IIII. a).

Die zwo ſteinbachiſchen Säulen ſind gegenwärtig in Durlach, in der Reſidenz des Markgrafen: und Herr Schöpflin verſicherte im 1748ſten Jahre, daß die von Nöttingen auch dahin gebracht werden würde.

Man hat aus dem kurzen Auszuge von der Abhandlung des Herrn Frerets, womit wir dieſen Artikel angefangen haben, geſehen; daß oben abgeſchriebene drey Wegeſäulen, die einzigen geweſen, die man bis dahin in Deutſchland gekannt hat. Herr Schöpflin füget noch eine vierte hinzu, die bisher allen Sammlern von Aufſchriften unbekannt geweſen; die älter iſt, als die drey andern, und den Namen Caracalla führet. Sie wird in dem Garten der Jeſuiter zu Baden aufbehalten. Sie war eben, wie die zwo zu Steinbach, vier galiſche Leugas von Baden geſetzet; aber auf einem andern Wege, als die andern. Man hat ſie auf einem benachbarten Berge, der Scuffenberg genannt, gefunden.

IMP.

---

a) Zweyte Aufſchrift zu Steinbach.

IMP. CAES. M. AVRELIO. ANTONINO. PIO. FELICI.
AVG. PARTHICO. MAX. BRITANNICO.
MAX. PONTIFICI. MAX. P. P.
COS. IIII. PROCOS. CIVITAS. AQVENS.
AB. AQVIS. LEVC. IIII. [e]

Dieſe Aufſchrift, die hier die vierte iſt, iſt die erſte von allen, wenn man nach dem Alterthume geht; die zwo zu **Steinbach** folgen hernach, und die zu **Röttingen** iſt eigentlich die vierte. Dieſes badenſche Denkmaal giebt dem Herrn **Schöpflin** Anlaß anzumerken, daß, da dieſe Stadt nur den Namen Civitas Aquenſis darauf führet, der Namen Aurelia ihr erſt ſeit dem **Caracalla** von irgend einem ſeiner Nachfolger müſſe gegeben worden ſeyn.

Herr **Schöpflin** bemerket auch noch, ehe er ſchließt: daß, wenn die Zahl der Wegeſäulen, die man jenſeit dem Rheine findet, durch die **Badeniſche** noch um eine vierte vermehret wird, die Zahl der Säulen in der Gallia comata auch noch mit einer neunten vermehret worden, die anjetzt einen Theil der Alterthümer ſeines Cabinets ausmachet.

Dieſe Säule ward 1718 in der *Franche-Comté*, unter den Trümmern des alten Epamanduadurum (*Mandeurre*) entdecket, ziemlich nahe bey dem Fluſſe *Doux*, einem Orte, der in dergleichen Entdeckungen ziemlich fruchtbar iſt, wie **Chiflet** [f] ſaget. Man hat ſie anfangs nach **Mümpelgard** gebracht, und der **würtembergiſche** Hof hat ſie dem Herrn **Schöpflin** geſchenket, der ſie in ſeinem Antiquitäten-Saale zu **Straßburg** aufhebt. Sie führet Kaiſer **Trajans** Namen.

---

[e] Aufſchrift zu Baden.

[f] *Chiflet* Veſant. p. 152.

IMP. NERVAE
TRAIANO
CAES. AVG. GER.
DIVI. NERVAE. F.
P. M. TR. P. P. P. COS. II.
VESANT. M. P. XXXXIIX.

◆ ◆ ◆

XVIII.

Gedanken
über zwo lateiniſche Aufſchriften, die den Kanzler von Hoſpital betreffen.

Im December des 1744ſten Jahres theilete Herr von Foncemagne der Akademie zwo lateiniſche Aufſchriften mit, die den Kanzler von Hoſpital betreffen. Sie haben uns um ſo viel mehr einen Platz in unſerm Werke zu verdienen geſchienen, da keiner von denen Schriftſtellern, die von dieſem großen Manne reden, dieſelben, allem Anſehen nach, gekannt zu haben ſcheint; und da alles was ihn angeht, den guten Patrioten und den Gelehrten, gleich ſchätzbar ſeyn muß.

Michael von Hoſpital, Kanzler von Frankreich, ſtarb den 13ten März des 1573ſten Jahres auf ſeinem Schloſſe Vignai in Beauce; wohin er ſich faſt fünf Jahre zuvor begeben hatte, wie ſein Teſtament ausweiſt; welches zehn Tage vor ſeinem Tode aufgeſetzet worden: und ward in der Kirche zu Champmotteur, in ſeinem Kirchſpiele begraben. Dieſe zwo Aufſchriften ſind zu finden, die eine auf dem Schloſſe Vignai; die andere in der herrſchaftlichen Capelle der Kirche zu Champmotteux. Die erſtere hat Herr von Foncemagne dem Pfarrer des Ortes zu danken; die zweyte hat er ſelber abgeſchrieben.

Folgendes lieſt man oben über der Thüre eines hohen Saales im Schloſſe, ohne alle Punctirung, und mit eben denſelben Abkürzungen, die der Copiſt beybehalten hat:

Summi ac clariſſ. Viri M [a]) Hoſpitalii Gall cancell. et M [b]) Mor [c]) uxor [d]) piiſſ juſſu haec domus conſtructa eſt ann MDLXII quo tempore Caro [e]) IX optimæ ſpei Rege adhuc impubere graviſſ ſeditionibus belloq civili pernicioſiſſ propter Religionis diſſenſionem et paucorum Principum ambitionem tota prorſus Gallia ſed potiſſimûm hæc regio utriuſque factionis concurſibus expoſita miſerè proſtrata lugebat.

Nach der Jahrzahl 1562, die wir hier geleſen haben, war es erſt zwey Jahre, daß Michael von Hoſpital Kanzler geworden war [f]); als er die Unruhen vorausſah, die Frankreich, und inſonderheit der Hauptſtadt, droheten, folglich glaubete: er müſſe ſich eine Freyſtadt zubereiten, allwo er einmal ungeſtöret das Unglück ſeines Vaterlandes beweinen könnte. In der That begab er ſich auch im 1568ſten Jahre in das Haus, welches er ſechs Jahre zuvor hatte erbauen laſſen.

Ob er ſelbſt der Verfaſſer dieſer Aufſchrift geweſen, ſo mag man aus denen Ausdrücken, womit ſie abgefaſſet iſt, unter andern aus den Worten, propter paucorum Principum ambitionem von der Meynung ſchließen, die er von den geheimen Triebfedern dererjenigen gehabt, welche ſich damals für Rächer der Religion ausgaben.

Jedoch wir wollen hier dem Herrn **Secouſſe** keinen Eingriff thun: der dieſes Denkmaal vielleicht brauchen wird, wann er dereinſt ſeine geſammleten Materialien wird anwenden wollen, um ein Leben dieſes berühmten Kanzlers aufzuſetzen. Alsdann werden wir dasjenige nicht mehr bedauren, was la **Croix du Maine** verſprochen und nicht geliefert hat.

---

[a]) *Michaelis.*
[b]) *Mariæ.*
[c]) *Morinæ.*
[d]) Vxoris.
[e]) *Carolo.*
[f]) Er ward 1560 ernannt.

Das zweyte Denkmaal iſt die Grabſchrift des **Kanzlers**, in einen Stein oben über ſeinem Grabmaale, in ſeiner herrſchaftlichen Capelle der Kirche zu **Champmotteux**, eingegraben. Man lieſt darauf:

Michaeli Hoſpitalio, Francorum cancellario, Maria Morina, conjugi conjunx, Magdalena patri filia unica, Robertus Huraltus Bellebatus ſocero gener, Carolus, Michael, Robertus, Franciſcus, Paulus, Ioannes, Philemon, Margareta, Maria, avo nepotis neptiſque mœſtiſſimi poſuere.

Auf einer von den Seiten des Grabmaales ſteht noch: er ſtarb den 13ten März, 1573.

Man weis, daß der **Kanzler von Hoſpital** aus ſeiner Ehe mit **Marien Morin**, nur eine Tochter, Namens **Magdalena**, gehabt, die **Roberten Hürault Herrn von Belesbat** geheurathet: Magdalena patri filia unica, Robertus Huraltus Bellebatus ſocero gener.

Was die Kinder betrifft, welche von **Magdalenen** und **Roberten** gebohren worden, ſo zählet die Grabſchrift deren neun; und dadurch muß ſie dienen, das **Geſchlechtregiſter des Hauſes der Hüraults** in Richtigkeit zu bringen, welches zu Ende der Memoires des *Chiverni* gedruckt, und von den Urhebern der **genealogiſchen Geſchichte der großen Staatsbedienten** angenommen worden, allwo ihrer nur acht ſtehen. **Philemon**, der in dieſer Grabſchrift der ſiebente iſt, wird in jener Genealogie nicht genannt. **Franciſcus du Cheſne** [g]), giebt, zu Ende des Artikels vom **Kanzler von Hoſpital**, ſeiner Tochter **Magdalena** nur zween Söhne, **Karln** und **Michaeln**. Man muß ferner bemerken, daß die gedruckte Genea-

---

g) Hiſt. des Chancel. p. 649.

Genealogie, die männlichen Kinder auch nicht in dieſelbe Ordnung ſtellet, als die Grabſchrift thut; allwo es wenigſtens wahrſcheinlich iſt, daß man die Ordnung der Geburt werde beobachtet haben [b]).

Wir wollen hier einige Verſehen anmerken, darein gewiſſe berühmte Schriftſteller in denen hiſtoriſchen Nachrichten verfallen ſind, die ſie uns vom **Kanzler von Hoſpital** mitgetheilet haben.

1. Nennen le **Laboureur**, in ſeinen Additions aux Memoires de *Caſtelnau* [i]), und **Miraulmont** in ſeinem Recueil des Chanceliers [k]), das Haus, wohin er ſich in die Stille begeben, **Vigni**; **Franciſcus du Cheſne** aber [l]) nennet es **Vignyan**, der vermuthlich vom **Scevola Sammarthan** hintergangen worden, welcher ſelbiges [m]) lateiniſch Vinianum, in Viniano ſuo nennet. Es heißt aber weder **Vignyan**, noch **Vigni**, ſondern **Vignai**.

2. Eben dieſer **du Cheſne** ſaget, dieſer Kanzler ſey auf ſeinem Gute **Champmotteux**, nahe bey **Fontainebleau**, begraben worden. Dieß heißt die Leſer in Irrthum verführen, wenn man die Lage des Dorfes **Champmotteux** durch die Lage von **Fontainebleau** anzeiget, von wannen es ſieben bis acht franzöſiſche Meilen entfernet iſt. **Champmotteux** liegt drey franz. Meilen von **Eſtampes**, und ungefähr vier von der *Ferté-Alais*.

3. Man lieſt im **Miraulmont** auf der Stelle, welche Herr von **Foncemagne** anführet, folgendes: **Der Kanzler von Hoſpital . . . . ward krank zu Belesbat, ſeinem Landhauſe; er würde auch da geſtor-**

---

[b]) Karl, Michael, Robert, Paul, Johann, Franciſcus.

[i]) T. I. pag. 495. neueſte Ausg.

[k]) Pag. 167.

[l]) Hiſt. des Chancelliers. pag. 639.

[m]) Elog. Viror. illuſtr. p. 106.

ben, und zu **Vigni**, einem andern ihm zugehörigen Landgute begraben worden ſeyn.

Belesbat gehörete nicht dem Kanzler, ſondern Roberten Hürault, ſeinem Eidame, der ſich Erbherr von Belesbat nannte. Er ſtarb auch nicht zu Belesbat, ſondern zu Vignai. Endlich haben wir auch nicht geſaget, daß er zu Vignai, welches ein **Schloß** ſey, begraben iſt, ſondern zu **Champmotteux**, als deſſen Kirchſprengel.

Es brauchete nichts mehr, als dieſe Stelle, recht dem Buchſtaben nach genommen, um die Muthmaßungen zu beſtärken, wozu ein gewiſſer Artikel im Teſtamente des Kanzlers ehemals Anlaß gegeben. Dieſer betrifft ſeine Denkungsart in Anſehung ſeines Begräbniſſes. **Was mein Begräbniß betrifft,** ſchreibt er, **wovon die Chriſten eben nicht viel halten, ſo überlaſſe ich es meiner Frau und meinen Bedienten zu machen, was ſie wollen.** Man kann in der Geſchichte des Calviniſmus *) ſehen, wie **P. Maimbourg** dieſen Ausdruck aufmutzet, den er für unchriſtlich ſchilt; und in der Kritik eben dieſer Geſchichte *) wie **Bayle** ihn gerechtfertiget hat.

Bey Gelegenheit dieſes Teſtaments vom Kanzler von **Hoſpital**, füget Herr von **Foncemagne** noch hinzu, daß in dem Datum a. d. 493ſten Seite des erſten Bandes der Memoires de *Chaſtelnau*, ein Fehler vorgefallen iſt, allwo es vom 13ten März unterſchrieben worden; da es doch der dritte heißen ſollte: wie des **Brantome** Text ausweiſt, welchen le **Laboureur** anführet. Das Teſtament iſt vom 3ten und der Tod vom 13ten März.

Dieſe Anmerkungen werden denjenigen nicht undienlich ſeyn, die ſich die Mühe geben wollen, ſie als Errata, an die Spitze oder Ränder derer Bücher zu ſetzen, deren Fehler ſie verbeſſern.

* * *

XIX. Des

---

*) T. I. pag. 308.

*) Tom. I. pag. 276.

XIX.

Des Hrn. Leveſque de la Ravaliere Betrachtungen über die allgemeine Meynung, daß Procopius der Verfaſſer der geheimen Geſchichte Juſtinians ſey.

Die geheime Geſchichte Kaiſer Juſtinians, iſt nicht ſowohl eine Geſchichte, als eine Satyre. Es iſt eine boshafte, obgleich plumpe Sammlung von allen Vorfällen, die dem Andenken dieſes Kaiſers ſchimpflich ſeyn können. Es iſt eine ganz bittere Anklage wider ſeine Fehler; und ein beißender Tadel ſeiner ganzen Aufführung.

Es iſt wahr, daß Juſtinian ſich durch wirkliche Laſter beſudelt hat, davon die verhaßteſten der Stolz und der Hochmuth ſind: allein er hatte dagegen auch Tugenden, oder er ſchien doch welche zu haben. Seine Regierung iſt ſehr herrlich: und dafern dieſer Prinz nicht ſelbſt Urheber derer großen Veränderungen iſt, die zu ſeiner Zeit in dem Reiche und in der Jurisprudenz vorgefallen ſind; ſo kann man doch nicht ſagen, daß ſie gerade nichts mehr als nur der Zeitpunct davon geweſen ſey.

Der Schriftſteller welcher ſeine geheime Geſchichte geſchrieben, malet ihn mit den häßlichſten Farben ab, ohne ſeiner guten Eigenſchaften zu gedenken. Er ſtellet ihn als ein Ungeheuer, einen Feind und Vertilger des menſchlichen Geſchlechtes dar; er erzählet ſo gar einige alberne Fabeln auf ſeine Rechnung, die er mit einem Anſcheine von Leichtgläubigkeit anzunehmen ſcheint. Kurz, in dieſer

Schmähſchrift ſieht alles derjenigen Rachſucht ähnlich, die den Verfaſſer angetrieben haben mag.

Man ſchreibt ſie überhaupt dem **Procopius von Cäſarea** zu, welcher unter **Juſtinians** Regierung gelebet hat, und von dem wir drey Werke beſitzen, die unter ſeinem Namen bekannt ſind; nämlich einen Tractat über die von dieſem Prinzen aufgeführeten Gebäude; ferner die Geſchichte ſeiner Kriege wider die **Gothen**, **Vandalen** und **Perſer**, und dann die vermiſchte Geſchichte.

Auf des **Suidas** Zeugniß hält man ihn auch für den Verfaſſer der **geheimen Geſchichte**. Alle Neuern haben dieſe Meynung angenommen, ohne ſie zu ergründen; und es muß ihr auch wie ſo vielen andern gehen, die, da ſie keinen beſſern Beweis ihrer Gründlichkeit haben, als eine allgemeine Einſtimmung, die man ihnen ſonder Unterſuchung zugeſtanden, ſogleich verlaſſen werden, als nur jemand anfängt ſich wider ſie zu erklären.

Ein aufmerkſames Durchleſen dieſer geheimen Geſchichte, hat den Herrn **Leveſque de la Ravaliere** überzeuget, daß **Procopius** dieß Werk nicht verfertiget habe; und er gründet ſeine Meynung auf folgendes:

1. Iſt dieſe Geſchichte in dem Verzeichniſſe der wahren Schriften des **Procopius** nicht enthalten, welches **Agathias** ſein Zeitgenoß, und der ſich eine Ehre daraus gemachet, ihn zu ſeinem Muſter zu wählen, gegeben hat.

2. **Suidas** iſt der erſte, der ſie dem **Procopius** zutheilet; allein **Suidas** iſt ein nicht gar zu richtiger Schriftſteller aus dem Ende des X Jahrhunderts. Was kann er für ein Anſehen in demjenigen haben, was er von einem Geſchichtſchreiber ſaget, der vierhundert Jahre vor ihm gelebet hat? Und worauf ſcheint er ſich denn auch

zu gründen? Darauf, daß **Procopius** aus Cäſarea geweſen, welches der Verfaſſer der geheimen Geſchichte für ſein Vaterland angiebt. Konnte aber Cäſareen nicht zu gleicher Zeit zween Schriftſteller darbiethen?

3. Alles was **Procopius** vom Juſtinian ſchreibt, ſchließt ſich mit dem ſechs und zwanzigſten Regierungsjahre dieſes Prinzen, das heißt im 553ſten Jahre. Es iſt wahrſcheinlich, daß das Jahr, worinnen er aufgehöret hat zu ſchreiben, ſein Todesjahr geweſen, deſſen Zeitpunct nirgendwo recht genau beſtimmet iſt. Nun aber meldet der Verfaſſer der geheimen Geſchichte, ohne Zweydeutigkeit, daß er im zwey und dreyßigſten Regierungsjahre Juſtinians ſchreibe. Hier iſt die Stelle: ſie iſt ganz deutlich und klar: **Die Kaiſer, ſchreibt er, hatten im Gebrauche, wenigſtens einmal in währender ihrer Regierung, einen Erlaß aller Auflagen zu geben; allein Juſtinian hat innerhalb zwey und dreyßig Jahren, daß er auf dem Throne iſt, dergleichen nicht gethan.**

4. Eine andere Stelle, die aus der Vorrede ſelbſt der geheimen Geſchichte genommen iſt, und beweiſt, daß der Verfaſſer dieſer Schmähſchrift den Juſtinian, ja gar Juſtin den II, ſeinen Neffen, überlebet habe, muß einen folgern laſſen: daß es nicht **Procopius** ſeyn könne, welcher allem Anſehen nach, unter dem erſten gelebet hat. **Ich habe, ſaget er ausdrücklich, im Sinne, Thaten zu ſchreiben, die ich mit ihren wahren Farben, zu Lebzeiten derer Prinzen, die ſie gethan haben, nicht hätte ſchreiben können: weil ich alsdann zu viel Gefahr gelaufen hätte, falls ich entdecket worden wäre.**

Dieſe Urſachen, und insonderheit die zwo letzten zuſammen genommen, geben demjenigen ein großes Gewichte, wicht, was Herr **Leveſque** nachmals aus dem Charakter des **Procopius** und dem wenigen Verhältniſſe ſeiner Schreibart mit der in der geheimen Geſchichte zieht.

Nachdem er bewieſen, daß ſie dieſes Geſchichtſchreibers Werk nicht ſey, ſo ſuchet er deren wahren Verfaſſer herauszubringen. Der ungenannte Verfaſſer beſchweret ſich an einem Orte, daß Juſtinian die Sachwalter um ihre ſchönſten Vorrechte gebracht habe. Er wird bey dieſer Gelegenheit hitzig auf ihn, und in den Vorwürfen, die er ihm machet, ſpüret man eine Heftigkeit, die von einem perſönlichen Vortheile zeiget. Der Herr **Leveſque** ſchließt daraus: die geheime Geſchichte ſey aus der Feder eines Advocaten gefloſſen; und der redneriſche Ton, welchen die Advocaten der damaligen Zeit an ſich hatten, und den man in dieſem Werke wieder findet, machet dieſe Muthmaßung wahrſcheinlich.

Noch eins ſcheint den Namen dieſes Schriftſtellers zu verrathen. **Ein Advocat von Cäſareen**, ſaget der Verfaſſer zu Ende des Buches, **hatte, unter andern Landgütern, auch das Gut Porphyrio, am Ufer der See gelegen, erworben. Er bezahlete es mit dreyhundert Pfunden Gold. Unter dem Vorwande, ein Menſch von ſolchem Stande müſſe kein ſo großes Vermögen beſitzen,** eignete Juſtinian ſich ſelbſt **dieß Landgut zu, und gab nur einen Theil deſſen wieder, was es gekoſtet hatte.** Es iſt wahrſcheinlich, ſaget Herr **Leveſque**, daß der vom Juſtinian beraubete Advocat, um ſich zu rächen, die geheime Geſchichte dieſes Prinzen geſchrieben habe. Der Fleiß, nach welchem er ſein Buch gerade mit der Erzählung dieſer Ungerechtigkeit beſchließt, zeiget zur Genüge, daß ſie ihn nahe angegangen ſey. **Evangelus** war damals ein berühmter Advocat zu **Cäſarea**. Man kann daher muthmaßen, daß dieſe dem **Procopius** fälſchlich zugetheilete Geſchichte von ihm ſey.

Daraus, daß dieſer letzte deren Verfaſſer nicht wäre, daß ſie ein Werk des Haſſes und der Feindſchaft wäre, würde fließen: daß ſie auch gar keinen Glauben verdienet, und daß man ferner nicht, wie bisher geſchehen, deren Zeugniß eher brauchen müſſe; als bis ſolches durch wahrhaftige Schriftſteller beſtätiget wird, die ohne Leidenſchaften ſind.

XX. Nico=

XX.

Nicolai,

von den Vorbereitungen zu der Execution in Cabrieres und Merindol.

Die Execution, welche 1545 durch einen Schluß des Parlaments in Provence wider die Waldenſer zu Cabrieres, Merindol und einigen andern benachbarten Orten ausgeführet ward, iſt eines der merkwürdigſten Stücke unſerer neuern Geſchichte. Einerſeits ſieht man darinnen mehr als zwanzig Dorfſchaften in Flammen, ihre Einwohner durch das Schwert umgebracht, oder doch genöthiget, in Wäldern und Klippen eine Freyſtatt wider das Schwert und das Feuer zu ſuchen. Weiber und Greiſe werden niedergehauen, die Kinder vor den Augen ihrer Mütter erwürget, oder in deren Leibe noch vor ihrer Geburt vernichtet: kurz alle Gräuel, deren ein zügelloſes Kriegsvolk nur fähig iſt, welches von einem falſchen Religionseifer angetrieben wird.

Anderntheils erblicket man darinnen die Häupter eines hohen Gerichts, im Begriffe, ihre Köpfe auf das Blutgerüſt zu tragen: weil ſie, wie ſie vorgeben, nur die Befehle des Landesherrn vollzogen haben. Ein einziger nur empfindet die Strenge der Geſetze, indeſſen daß man der übrigen, aus Achtung gegen diejenigen ſchonet, welche befürchteten: die Sectirer möchten glauben, ſie behielten auch alsdann Recht, wenn man in Anſehung ihrer die Geſetze der Menſchlichkeit verletzete.

Alle zeitverwandte Schriftſteller haben dieſe Begebenheit erzählet. Sie haben ſehr ausführlich die Vorbereitunreitungen zu dieſer blutigen Execution, deren Umſtände und hauptſächlichſte Folgen angeführet: allein, faſt alle reden nicht ſonderlich richtig davon; und ſelbſt Thuanus, welcher im 6ten Buche ſeiner Geſchichte von dieſer Sache ziemlich ausführlich handelt, iſt in verſchiedene Fehler gefallen.

Die mehreſten dieſer Schriftſteller haben ſich durch einen falſchen Eifer blenden laſſen. Die übrigen, welche entweder durch ein pöbelhaftes Gerücht, oder durch ungetreue Nachrichten hintergangen worden, haben ſich ſelbſt keinen rechten Begriff von dieſem Trauerſpiele machen, folglich auch uns keinen geben können.

Damit man nun dieſelbe mit derjenigen weislichen Unparteylichkeit beſchreibe, die das Weſen eines Geſchichtſchreibers ausmachet, ſo muß man im Stande ſeyn, ſich nicht nur über das blinde Vorurtheil zu erheben; welches alles ſogleich glaubet, was man den Ketzern ſchuld giebt: ſondern man muß ſich auch vor demjenigen natürlichen Mitleiden zu hüten wiſſen, welches zuweilen die Wage unrechtmäßiger Weiſe, zum Vortheile der Unterdrückten lenket. Da dieſe letzte Verfaſſung ihren Grund in der Tugend ſelbſt hat; ſo iſt ſie eine gefährliche Verſuchung, welche unvermerkter Weiſe auch die tugendhafteſten Seelen verführet: und ſie haben, dafern ſie nicht unterliegen ſollen, einer ſehr ſtarken Vernunft vonnöthen.

Herr von **Nicolai** hat ſich ſorgfältig bemühet, alle Originalſchriften zu ſammeln, die die Sache von **Merindol** betreffen. Er hat deren verſchiedene Berichte aus einander geſetzet, und durch ſeine Unterſuchungen, die er dieſer Prüfung beyfüget, hat er ſich in den Stand geſetzet, die mehreſten verſtümmelten Vorfälle wieder zurechte zu bringen, und dieſe Materie von neuem mit aller der genauen Richtigkeit und Ausführlichkeit abzuhandeln, deren ſie nur fähig iſt.

Der Büchervorrath des Königes enthält eine Handſchrift, worinnen faſt die ganze gerichtliche Rede ſteht, welche 1551 dem Herrn Maynier, Baron von Oppede, erſten Präſidenten des Parlaments von Provence, und dem vornehmſten Urheber dieſer Execution zum Vortheile gehalten worden. Die Vergleichung dieſer Schutzrede mit einer andern, welche Herr Auberi gehalten, der als Generalſachwalter wider dieſen Präſidenten geredet, wäre faſt hinlänglich, einen gründlichen Unterricht von allem zu geben, was in dieſer Sache vorgegangen iſt.

Unter den Händen des Herrn von Nicolai hat dieſelbe den Stoff zu zwo großen Abhandlungen dargebothen, davon er uns bereits im 24ſten Februar 1744 die erſte mitgetheilet, die in zween Theilen beſteht.

Der erſte enthält eine abgekürzte Geſchichte der Waldenſer, ſeit ihrer Niederlaſſung in der Provence; bis auf den Tag, an welchem das Parlament zu Aix 1540 den Ausſpruch unter dem Titel: *arrêt de Merindol* that.

Der zweyte, welchen der Verfaſſer uns den 29ſten Februar 1745 vorgeleſen, beſchreibt die Folgen, die dieſes *arrêt* bis zum Decembermonathe 1543 nach ſich gezogen. Die Begebenheiten, welche ſich nach dieſem Zeitpuncte,

bis

---

*) Daß dieſe waldenſiſche Lehre weit um ſich gegriffen, und viel Beyfall gefunden habe; auch zu damaligen Zeiten bey denen, die Rom kannten, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit geweſen ſey, erhellet noch im XIII und XIV Jahrhunderte aus des Petrarcha Gedichten. Dieſer hat ſich nicht enthalten können, ſeinen großen Unwillen gegen Rom, und die darinn herrſchende Verderbniß auf eine nachdrückliche Art in dreyen Sonnetten auszulaſſen, die ſich in allen alten Ausgaben derſelben befinden; und ſich anheben: Fiamma dal ciel &c. und L' avara Babilonia &c. und Fontana di dolore. Um zu zeigen, daß er in allen dreyen dasjenige Rom, welches ihn doch mit ſo großer Pracht zum Dich-

ter

bis zur gänzlichen Ausführung dieſes Befehls 1545 zugetragen: und diejenigen, die darauf gefolget ſind, werden den Inhalt der zweyten Abhandlung ausmachen, von welcher Herr **von Nikolai**, der ſeitdem durch andere Beſchäfftigungen zerſtreuet worden, uns noch nichts hat vorleſen können.

So lange bis er ſeinem Verſprechen auch in dieſem Stücke nachlebe, wollen wir einen kurzen Auszug aus der erſten Abhandlung mittheilen, die man nur als eine Einleitung in die andere anſehen darf.

Erſter Abſchnitt.

Gleich anfangs zeigt Herr **von Nikolai** in wenigen Worten den Urſprung und die Irrthümer der **Waldenſer**. Dieſe Secte hatte zum Urheber **Petern Valdo**, einen reichen Bürger von **Lyon**, welcher gegen die Mitte des XII Jahrhunderts lebete. Dieſer Schwärmer misbrauchete einige Stellen aus dem alten und aus dem neuen Teſtamente, davon er einige Bücher in die gemeine Sprache hatte überſetzen laſſen, und ſieng an, das Evangelium auf öffentlichen Märkten zu predigen; bald aber gewann er eine große Menge Anhänger, die die Neuigkeit verführete. Er lehrete, daß die römiſche Kirche die babyloniſche Hure *) ſey; daß man weder dem Pabſte, noch den Biſchöfen gehorchen

---

ter gekrönet hatte, für ein wahres Babylon, für ein Neſt voll Verräthereyen, in welchem alles Böſe ausgebrütet würde, welches ſich damals in der Welt ausbreitete; wo Beelzebub mitten unter Greiſen und Knaben tänze; ein Babylon, welches aus Geiz ſeinen Sack mit dem Zorne Gottes und ſeinen Laſtern erfüllet habe, und nicht den Jupiter und die Pallas, ſondern die Venus und den Bachus, als Götter verehre; eine Quelle der Schmerzen, und Herberge des göttlichen Zorns; eine Schule der Irrthümer, und einen Tempel der Kätzereyen, eine Werkſtatt des Betruges, und ein grauſames Gefängniß, ja eine Hölle horchen müſſe; daß die heiligen Orden, das Fegefeuer, die Meſſe, die Anbethung der Heiligen, die Einweihung der Kirchen, und Stiftung der Klöſter, lauter ſo viele dem wahren Chriſtenthume widerſprechende Einſetzungen wären. Dieſen Hauptartikeln ſeiner Lehre, fügeten ſeine Schüler nach dieſem noch allerley neue Irrthümer, über die Enthaltung, den Eheſtand, die Auferſtehung des Leibes, und den Zuſtand der Seelen nach dem Tode hinzu.

Dieſe Kätzerey iſt von der **Albigenſer** ihrer nicht ſehr unterſchieden, deren Secte ehemals in dem Gebiethe von **Toulouſe**, im **Roverguiſchen**, dem Agenischen und **Querciſchen** ſo mächtig geweſen, und einen Gefährten des **Valdo** zum Urheber gehabt hat. Wir berufen uns wegen der Umſtände aller dieſer Sachen auf den **Thuanus** *), welcher den Fortgang verfolget, den dieſe neuen Meynungen in den verſchiedenen Gegenden von Europa gefunden. Er bringet auch alle Namen bey, unter welchen man dieſe Sectirer angezeiget hat, und ſo gar die Wortableitung von den mehreſten, z. E. der **Arnoldiſten**, **Eſperoniſten**, **Joſephiſten**, Gazarer und **Leonner**.

Kaum waren ihre Lehren ausgebreitet, als Alexander der III ſie gerichtlich verdammete. Dieſer Pabſt befahl ſo gar dem Erzbiſchofe von **Lyon**, den **Valdo**, und alle ſeine Schüler dem weltlichen Arme auszuantworten. Dieſe ſtrengen Befehle nöthigten ſie im 1165ſten Jahre, das

---

Hölle der Lebendigen nennet: will ich die erſten Zeilen von allen mittheilen:

I. Fiamma dal Ciel! ſu le tue treccie piova,
Malvaggia; che dal fiume & da le ghiande
Per altrui impoverir, ſe ricca & grande,
Poiche di mal oprar, tanto ti giova.
Nido di tradimenti; in cui ſi cova
Quante mal per lo mondo hoggi ſi ſpende &c.

II. L'avara Babilonia ha colmo il ſacco
D' ira di Dio, & di vitii empi & rei.
Tanto,

das heiſſt, ungefähr fünf Jahre ſeit der Geburt ihrer Secte, ſich in das Gebirge im **Delphinate** und **Piemont** zu verbergen. Allein da ſie ſich nur auf verſchiedene male dahin retteten, ſo ſind die Schriftſteller ungemein uneins über der Zeit, in welcher die erſten **waldenſiſchen** Familien in die **Provence** übergegangen ſind.

Herr von **Nikolai** hat mühſame Unterſuchungen angeſtellet, den Zeitpunct dieſes Ueberganges zu beſtimmen. Es erhellet daraus, daß die nach **Piemont** geflüchteten **Waldenſer**, ſchon bey ſehr guter Zeit eine ihrer Colonien nach der **Provence** geſchicket haben. Der hauptſächlichſte Beweis, welchen unſer Mitglied hiervon angiebt, iſt dieſer: daß die Sprache, deren ſie ſich in ihren Gebethen bedieneten, halb **piemonteſiſch** und halb **provenzaliſch** iſt; doch ſo, daß die letztere in dieſer Vermiſchung die Oberhand hat, und gleichſam den Hauptgrund der Sprache ausmachet.

Das, was man wenigſtens für unläugbar annehmen kann, iſt dieſes, daß die **Valdenſer** in dieſer Provinz ſchon ſeit dem 1228ſten Jahre ſehr zahlreich geweſen. Man ſieht aus denen Briefen, welche die Erzbiſchöfe von Aix, **Arles**, und **Narbonne** an die neuerlichen in der **Provence** eingeführten Kätzerrichter erlaſſen: daß dieſe Kätzer, trotz dem Todesurtheile, welches auch an vielen von ihnen vollſtrecket worden, ſich in dieſen verſchiedenen Kirchſprengeln

---

Tanto, che ſcoppias & ha ſatti ſuoi Dei
Non Giove, & Palla, ma Venere e Bacco. &c.
III. Fontana di dolore! albergo d' ira!
Schola d' errori, et tempio d' hereſia!
Gia Roma, hor Babilonia ſalſa e ria,
Per cui tanto ſi piagne & ſi ſoſpira.
O ſucina d' inganni, o pregione dira,
Ove l'ben more, e 'l mal ſi nutre & cria. u. ſ. w.
Di vivi inferno &c.

G.

*) Lib. VI. pag. 410.

geln dennoch dermaßen vermehret haben, daß es auch unmöglich geweſen, Kerker zu finden, die groß genug geweſen wären, ſie einzuſchließen *).

Ein Theil der **Waldenſer** fürchtete in die Hände der Kätzerrichter zu fallen, und hatte gegen das 1460ſte Jahr eine Zuflucht in den **piemonteſiſchen** Gebirgen, ja bis nach **Neapolis** geſuchet. Allein 1495 kam eine neue Bevölkerung davon nach der **Provence**. Der Herr von **Cenſal** gab ihnen in dem Gebiethe von **Cabrieres**, und einiger andern Dörfer, die ihm gehöreten, einige Stücke Feld zu bearbeiten.

Sie waren hieſelbſt ziemlich geruhig, bis ins 1530ſte Jahr. Damals aber machete der Schutz der **Lutheraner** ſie beherzter, und ſie ließen ihre Geſinnungen deutlicher blicken. Sie giengen gar ſo weit, daß ſie die Waffen wider die Biſchöfe und das Parlament zu Aix ergriffen, welche die Halsſtarrigſten unter ihnen gefangen nehmen laſſen wollten.

Das

---

*) Da dieſer Herr von Nicolai, ſowohl als ſein Abkürzer, in Beſchreibung der Waldenſer ziemlich unparteyiſch verfahren; ſo daß man wohl ſieht, was auch mitten in Frankreich verſtändige Leute von den Verfolgungen dieſer armen Leute denken: ſo will ich unſern Leſern bey dieſer Gelegenheit, **Johann Legers**, allgemeine Geſchichte der Waldenſer, oder der evangeliſchen Kirchen in den Thälern von Piemont, beſtens anpreiſen, die 1750 in Korniſchem Verlage zu Breslau deutſch herausgekommen: wie ſie Herr Bar. von Schweinitz überſetzet hat. Hier wird man alle die Gräuel der unmenſchlichen Dragoner-Apoſte ſehen, die ſich des Feuers und Schwertes zu Werkzeugen ihrer Bekehrung bedienet haben.

Indeſſen hier dieſe grauſamen Bilder mit etwas angenehmern abzuwechſeln, will ich eine Probe von der alten Sprache dieſer Waldenſer gebe, die ſie ſowohl in der Provence, als im Piemonteſiſchen gebrauchet haben; und die mit der Sprache der alten

Das Parlament verdammete viele dieſer Kätzer zum Tode; allein, da die Strenge, deren man ſich gegen ſie bedienete, das Uebel nur verſchlimmerte, ſo gab **Franciſcus der I** 1535 einen Befehl heraus, darinnen er ihnen eine allgemeine Vergeſſenheit verſprach, daſern ſie nur in ſechs Monathen nach Unterſchrift des Befehls, ihre Irrthümer abſchwören. Dieſe geſetzte Zeit ward mehr als einmal verlängert, aber allezeit vergebens. Anſtatt daß ſie der Gnade hätten wahrnehmen ſollen, die der König ihnen anboth; ſo beharreten ſie in ihrer Meynung mit einer Halsſtarrigkeit, die dieſer Prinz endlich für ſtrafenswerth hielt.

Er gab zu Ende des Monaths **May** 1540 offene Briefe heraus, die theils an das Parlament zu Aix gerichtet waren, damit ſelbiges nach der Schärfe wider die **Waldenſer** verführe; theils an den **Grafen von Tendes**, Statthaltern der **Provence**, damit er den Verfolgungen des Parlaments hülfreiche Hand leiſten möchte. Dieſer Graf hatte Befehl die nöthige Mannſchaft anzuwerben, damit die Feſtungen und andere Oerter niedergeriſſen würden,

ten Provenzaldichter ſehr überein kömmt. Folgendes Glaubensbekenntniß iſt im 1120ſten Jahre geſchrieben; wie **Leger** es mittheilet a. d. 234ſten S.

Nos creſèn, e fermament tenèn, tot quant ſe contèn en li doze Articles del Symbolo, loqual ès dict de gli Apoſtol, tenènt eſſer Hereſia tota coſa, la qual ſe diſcorda, e non ès convenient à gli doze articles.

Nos creſèn un Dio Paire, Fil, Sancte Eſperit.

Nos recontèn per Sanctas Scripturas Canonicas li Libros de la Sancta Biblia, viz: &c.

Los Libros ſobre dicts, enſeignon aicò, que les un Dio tot poiſſant, tot ſavi, & tot bon, loqual per la ſoa bontà à fait totas las coſas. Car el a formà Adam a la ſoa imagena, e ſemblença, ma que per l'envidia del Diavol, e per la desobediença del dict Adam, lo peccà ès intrà al mond, e que nos ſèn peccadors en Adam, e per Adam &c.

G.

den, die den **Waldenſern** zur Freyſtätte dieneten, wie auch denen Commiſſarien mit gewaffneter Hand beyzuſtehen, die den Auftrag der peinlichen Anklage wider die Kätzer hatten.

Zufolge des Befehls nun von **Franciſcus** dem I, fieng das Parlament von Aix an, wider ſie zu verfahren. **Bartholomäus Chaſſeneuz**, eine ſehr angeſehene obrigkeitliche Perſon, war von dem Könige aus dem Parlamente von **Paris** genommen werden, um an die Spitze des **provenciſchen** geſetzet zu werden. Dieß Parlament trug ihm auf, mit andern Räthen an die Oerter ſelbſt zu gehen, und den Einwohnern zu **Merindol** ſowohl, als den andern mit **Waldenſern** beſetzten Dorfſchaften, den Proceß zu machen. Auf ihre Nachrichten nun kam den 18ten **November** 1540 das berühmte Mandat von **Merindol** zum Vorſcheine. Dieß Mandat verdammete in contumaciam neunzehn Perſonen, lebendig verbrannt zu werden, als Verbrecher gegen die göttliche und menſchliche Majeſtät: es both alle Menſchen auf, und gab ihnen Vollmacht, ihre Weiber, Kinder, Knechte und Hausgeſinde zu greifen, und der Obrigkeit auszuliefern: kurz es enthielt, daß das Dorf **Merindol** geſchleiſet und auf ewige Zeiten zernichtet werden ſollte.

Herr von **Nikolai**, indem er alle dieſe vorläufigen Anſtalten erzählet, bemerket zugleich die Verſchiedenheit, mit welcher die zeitverwandten Schriftſteller dieſelben erzählen, inſonderheit diejenigen, welche oberwähnte gerichtliche Reden gegen einander gehalten haben. Allein man ſieht leicht ein, daß dergleichen Unterſuchungen ſich in keinen Auszug bringen laſſen; und daß, wenn man von der Gründlichkeit der von beyden Theilen angeführten Beweiſe urtheilen will, man alle Berichte und den völligen Proceß in ſeinem ganzen Umfange leſen muß. Wir ſchreiten zum zweyten Theile der Abhandlung.

II. Da

II.

Da das Dorf **Merindol** in den Gebirgen liegt, und für die Zuflucht der **Waldenſer** gehalten ward, die ſich, wie man ſagete, täglich alda verſammleten und verſtärkten: ſo foderte das Parlament von dem Grafen **von Tendes** Soldaten. Indeſſen misbilligten verſchiedene Perſonen das Mandat überlaut. Die Erzbiſchöfe von Arles, und Aix begaben ſich nach **Avignon**, um ſich mit den Biſchöfen, ſowohl der **Provence**, als des **Comitats**, ja gar von **Languedoc**, zu unterreden.

Nun hätten die Berathſchlagungen dieſer Friedensräthe zwar allerdings zum Endzwecke haben ſollen, daß man ſolche Mittel erwählet hätte, die die Execution verhindert, oder doch wenigſtens das Bluturtheil gemildert hätten: allein die Verſammlung zu **Avignon** canoniſirte daſſelbe gar. Es ward der Ausſpruch gefället, daß die Prälaten zu dieſer Art von Kreuzzuge ſelber die Koſten hergeben wollten. Dem Erzbiſchofe von Aix und dem Probſte ſeiner Cathedralkirche wurde es aufgetragen, alle Gewiſſensſcrupel zu heben, und das Parlament zu verſichern: daß, wenn die Sache ja dem Könige misfallen ſollte, man ſich auf das Anſehen des **Cardinals von Tournon** verlaſſen konnte.

Das kleine Kriegsheer des Parlaments, beſtund wenigſtens aus vier bis fünf hundert Mann, und hatte ſich bereits auf den Weg gemachet, als ein Adlicher von Arles, Namens **Renaud d' Alene**, ein Freund des **Chaſſeneuz**, zu dieſer Magiſtratsperſon kam, und ihm Vorſtellungen, die voller Religion und Menſchenliebe waren, über ein Mandat machte, welches ſowohl der Forme als dem Grunde nach ruchlos war. „Erlaubet mir, ſagete er ihm „überhaupt, zu Ende ſeiner Rede, euch einer Sache zu erinnern, daran ihr Theil gehabt habet, und die ihr ſelbſt „in eurem Buche, Catalogus Gloriæ Mundi betitelt,

„anführet? Als ihr noch Sachwalter des Königes zu Autün waret, ward das Amt von Auxois durch eine Menge von Ratten geplaget. Man wendete ſich an den Official daſigen Kirchſprengels, daß er ſie excommuniciren möchte. Als nun der Official die Klage des fiſcaliſchen Procurators angehöret hatte, befahl er: daß die Ratten bey Trompetenſchalle auf allen Kreuzwegen von **Autün** vorgeladen werden ſollten. Als die drey Tage verſtrichen waren, klagete der fiſcaliſche Procurator wegen Außenbleibens, und bath, man möchte zum Banne ſchreiten. Es ward gerathſchlaget, daß man erwähnten abweſenden Ratten einen Advocaten geben ſollte; indem es hier ja auf ihren gänzlichen Untergang ankäme. Ihr ſelbſt nahmet die Sache über euch, und bewieſet, daß die Vorladung nichtig wäre. Die Ratten wurden alſo von den Kanzeln desjenigen Kirchſprengels vorgefodert, allwo ſie den Schaden thaten. Nach dieſen Vorladungen ſtellete ſich der fiſcaliſche Procurator wieder ein: allein ihr ſtelletet vor, daß, da die Katzen auf den Wegen auf der Lauer lägen, die Miſſethäter gerechte Urſachen ihres Außenbleibens hätten. Dieſe in einer poſſierlichen Schreibart abgefaſſete gerichtliche Rede, machete euch damals viel Ehre, indem ihr auf eine geſchickte Weiſe darinnen zeigetet, mit was für Behutſamkeit man in peinlichen Sachen verfahren müſſe. Und ihr, die ihr andere unterrichtet habet, ihr wollet nicht euch ſelbſt und euer Buch zu Rathe ziehen? Ach! mein Herr, hier iſt nicht die Rede von Mäuſen, ſondern von Menſchen, und Chriſten!„ Dieſe Rede bewog den **Präſidenten** dermaßen, daß er das Kriegsvolk wieder zurück ruffen ließ, welches ſchon nahe bey **Merindol** war.

Da indeſſen **Franciſcus** der I ſich von allem hatte Nachricht geben laſſen, bewilligte er Begnadigungsbriefe für die **Waldenſer**, mit dem Bedinge: daß ſie innerhalb dreyen Monathen ihren Irrthümern abſchwören. Dieſe Briefe wurden an das **Parlament** von Aix geſchicket, an welches die Einwohner von **Merindol** eine Bittſchrift eingaben, die Wirkung davon zu erlangen. Dieſe Bittſchrift ſowohl, als die Dankſagungsſchreiben, und andere eben ſo merkwürdige Stücke, werden in der königlichen Bibliothek aufgehoben. Herr **von Nikolai** hat ſie uns vorgeleſen. Man kann ſich dabey der Thränen nicht enthalten; allein man lieſt darinnen zu Anfange ein ganz calviniſches Glaubensbekenntniß; es ſey nun, daß die **Waldenſer** von dem **Valdo**, ihrem Lehrer, eben die Sätze überkommen, welche **Calvinus** ſeitdem gelehret hat; oder daß vielmehr die **ſchweizeriſchen** Geiſtlichen, dieſe nach neuen Meynungen begierigen Gemüther, mit ihren Irrthümern angeſtecket haben.

Auf dieſe Bittſchrift befahl das **Parlament**, daß diejenigen, welche abſchwören wollten, ſich ſtellen ſollten. Hierauf erſchienen die **Waldenſer** mit einer neuen Bittſchrift, in welcher ſie vorausſetzten: des Königes Meynung wäre, man ſollte ihnen zeigen, daß ſie ſich irreten; und erbothen ſich übrigens denen Irrthümern abzuſagen, die man ihnen aus Gottes Wort als ſolche beweiſen würde. Das Parlament erwiederte, daß, da ſie weltkündige Kätzer wären, ihnen nichts als das Abſchwören übrig bliebe.

Indeſſen erlaubete man ihnen, einen Aufſatz von ihrem Glauben einzugeben. Dieß thaten ſie auch weitläuftig genug, aber gar nicht orthodox, und ſchicketen es ſo gar an den König. Einige Zeitlang that das **Parlament** noch verſchiedene Verſuche, um die Einwohner zu **Merindol** zu bewegen, daß ſie die Bedingung der Gnadenbriefe erfüllen möchten: allein dieſe Unglücklichen wollten deren Wirkung erhalten, ohne dieſelbe durch eine Aenderung zu verdienen, die ihr Vorurtheil als unrechtmäßig anſah. Endlich kam ihnen dieſe mehr bedauernswürdige, als verſtockte Halsſtarrigkeit theuer zu ſtehen.

Es befanden ſich unter ihnen einige Katholiken, die man durchaus auch für **Waldenſer** anſehen wollte. Gott ſelbſt würde einer verbrecheriſchen Stadt geſchonet haben, dafern er zehn Gerechte darinnen gefunden hätte; allein, mehr als zehn Rechtgläubige, konnten **Merindol** nicht ſchützen, und wurden ſo gar in den allgemeinen Untergang mit verwickelt.

Zu allem Unglücke hatte man auch den **Präſidenten Chaſſeneux** verloren, dieſen billigen und gemäßigten Mann, welcher ſelbſt Rath annehmen, und ſeinen Amtsbrüdern menſchliche Empfindungen beybringen konnte. Sein Tod ſchien nicht der natürlichſte zu ſeyn, und man glaubete, er rühre von denjenigen her, welche die blutige Hinrichtung im Sinne hatten, dazu der **Baron von Oppede**, ein Nachfolger des **Chaſſeneux**, das hauptſächlichſte Werkzeug war.

Indeſſen daß die **Valdenſer** von **Merindol** vergebliche Hoffnung zur Abſchwörung macheten, ergriffen die zu **Cabrieres**, als Unterthanen des Pabſtes, die Waffen, und ſchwungen die Fahne zum Aufruhre. Der **Vicelegat** both Mannſchaft auf, um ſie zum Gehorſame zu bringen: allein die **Valdenſer** aus der **Provinz** eileten ihren Brüdern zu Hülfe; und dieſe Vereinigung verſtärkete ſie dergeſtalt: daß ſie zweymal die Truppen des Pabſtes ab- und bis vor die Thore von **Avignon** und **Cavaillon** trieben. Dieſer Sieg machete ſie ſtolz; ſie predigten öffentlich, riſſen Altäre um, und plünderten Kirchen. Der Pabſt, dem dieſe Unordnungen zu Ohren kamen, die er mit eigener Macht nicht abſtellen konnte, bath den König von Frankreich um Hülfe, welcher durch Briefe vom 11ten Decbr. 1543 unterſchrieben, dem Grafen von **Grignan** befahl, dem **Vicelegaten** mit gewaffneter Hand, zu Austilgung der Rebellen beyzuſtehen.

Dieß ſind nun kürzlich die Begebenheiten, welche vor der Execution von **Cabrieres** und **Merindol**, die 1545 geſchehen iſt, hergegangen ſind, und ſie gewirket haben. Bey dieſer Stelle bleibt Herr **von Nikolai** ſtehen. Die Erzählung dieſer betrübten Begebenheit und deren Folgen, werden, wie wir bereits gemeldet haben, der Gegenſtand ſeiner verſprochenen zweyten Abhandlung ſeyn.

❧

XXI.

Des Herrn von Egli
Abhandlung über die Kindesannehmungen durch die Waffen.

Die durch die römiſchen Geſetze gebilligte Kindesannehmung, war eine gerichtliche Handlung, deren Formalitäten einen Bürger aus einer Familie in eine andere überführeten. Die Bande, welche ſie unter beyden Contrahenten knüpfete, erſtrecketen ſich eben ſo weit, hatten eben die Kraft, und thaten eben dieſelben Wirkungen im bürgerlichen Leben; als diejenigen, wodurch die Natur die Väter mit ihren Kindern verbindet. Der angenommene Vater konnte an dem Sohne, den er ſich aus freyem Willen erwählet hatte, alle väterliche Gewalt ausüben, eine Gewalt, die bey den Römern faſt keine Gränzen hatte. Der Sohn hingegen, welcher durch die Geſetze allen denen Pflichten unterworfen war, die die Geburt auferleget, genoß alle Vorrechte eines vermeyntlichen Erben.

Die Geſchichte des Verfalles des Reiches indeſſen, biethet uns Kindesannehmungen dar, die bloß nur der Ehre wegen geſchahen: deren Hauptabſicht lediglich geweſen, die Einigkeit zweener Regenten zu befeſtigen; ohne daß der eine ein Recht auf die Erbfolge des andern bekäme.

Dieſe Ehren-Annehmungen, davon man leichtlich etliche Arten unterſcheiden kann, ſind die Materie zwoer von denen Abhandlungen, die Herr **Ducange** über die Geſchichte des h. **Ludwigs**, durch den **Joinville**, verfertiget hat. Er läßt ſich bey Gelegenheit einiger derſelben ziemlich weitläuſtig heraus; allein von einigen andern ſaget er ſehr wenig, inſonderheit von denjenigen, die durch die Waffen geſchah, und von welchen die Geſchichte merkwürdige Beyſpiele anführet.

Herr von **Egli** hat geglaubet, er müſſe dieſem letztern Mangel abhelfen, und das Stillſchweigen des gelehrten Auslegers, des **Joinville**, erſetzen. Die Abhandlung, welche er uns davon[a] mitgetheilet hat, enthält alles was ſein Bücherleſen ihm nur merkwürdiges über den Urſprung derjenigen Kindesannehmung dargebothen, die er die kriegeriſche nennet; über den Begriff, welchen diejenigen Völker davon gehabt, bey denen ſie im Schwange geweſen; über den Rang derjenigen, für welche man ſie angeſetzet; über die Ceremonien, ſo damit verknüpfet geweſen, und über die Verbindlichkeiten, ſo daraus entſtanden ſind. Wir wollen in wenigen Worten einen kurzen Begriff von den Unterſuchungen und Betrachtungen des Herrn d'**Egli** mittheilen.

Die **kriegeriſche Kindesannehmung** geſchah durch Uebergebung der Waffen. Derjenige Prinz, der aufgenommen ward, empfieng ſie von demjenigen, der ihn aufnahm; vielmals war er auch auf ſeinen Befehl mit einer vollſtändigen Rüſtung angeleget. Zuweilen brauchete man hierzu von beyden Theilen die Ausrichtung der Geſandten; und dieſe Ceremonie war allemal mit Geſchenken verbunden, die wichtiger oder geringer waren, nach dem die Umſtände, die Würde der Perſonen, oder der beyderſeitige Vortheil dabey war. Sie gab dem einen der beyden Regenten den Namen, Vater; dem andern den Namen eines angenommenen Sohnes; ein Titel, der oft ihrer beyder Unterthanen nützlich war: indem ſie zu gleicher Zeit ein Unterpfand derjenigen Hochachtung waren, die der erſte gegen die Tapferkeit des andern hegete; und ein Band einer gegenſeitigen Freundſchaft, welches den Frieden ihrer Staaten verſicherte.

---

[a] Den 11ten April 1747.

Es iſt nicht möglich, genau zu beſtimmen, welches der Urſprung der militariſchen Kindesannehmung geweſen; noch zu welcher Zeit und bey was für Völkern ſie ihren Anfang genommen. Alles, was man verſichern kann, iſt, daß der Gebrauch davon ſehr alt geweſen; und daß er aus Deutſchland oder einem von den nordiſchen Völkern gekommen, die das römiſche Reich zu Grunde richteten.

Dieſe kriegeriſchen Völker ſchätzten nichts hoch, als die Tapferkeit. Selbſt die Ehrenbezeugungen, die ſie ihren Kriegern zugeſtanden, waren größer oder geringer, nachdem die Anzahl derer Feinde war, die ſie ihrer Rache aufgeopfert hatten. Dieſe Gewohnheit herrſchet auch noch heut zu Tage unter den Wilden in Amerika. Wir leſen im Herodot b), daß bey den **Scythen** das Oberhaupt eines jeden Stammes alle Jahr einen Bächer gefüllet, und ſelbigen allen tapfern Männern des Cantons dargereichet, die eine gewiſſe Anzahl Feinde erſchlagen hatten, und daß unter währender dieſer Handlung die übrigen entfernet bleiben müſſen. Tacitus erzählet uns c), daß bey den Deutſchen niemand Waffen habe tragen dürfen, ohne die Einwilligung des Cantons; daß das Recht, den Schild und die Lanze in die Hände der jungen Leute zu geben, dem Oberhaupte der Völkerſchaft zugekommen ſey; und daß man, von dieſer Stunde an, ſie als Glieder des Staates angeſehen.

Da haben wir nun zweyerley Gebräuche, die alle beyde eine gar zu merkliche Aehnlichkeit mit der militariſchen Kindesannehmung haben; als daß ſie nicht die Muthmaſſung

b) *Herodot.* Lib. IV. cap. 66.

c) De morib. Germanor. C. 13.

ſung beſtätigen ſollten, die den Urſprung dieſes letzten Gebrauchs, auf eins von dieſen zwey Völkern zurückführet; um ſo viel mehr, da die kriegeriſche Kindesannehmung, inſonderheit bey den **Gothen**, einem Volke im Schwange war, welches urſprünglich ſcythiſch war; und dann bey den **Longobarden**, die ein Aſt der deutſchen und ſchwediſchen Völker war. Gleichwohl ſcheint dem Herrn **d'Egli** die zweyte dieſer Meynungen die wahrſcheinlichſte zu ſeyn.

Dem ſey wie ihm wolle; ſo hatten doch dieſe Völker den höchſten Begriff von der Kindesannehmung durch die Waffen. Sie war, nach ihrer Meynung, ein Lohn des Heldenmuthes und die erſte Ehrenſtuffe in dem Kriegsſtande, welcher Stand der einzige war, den ſie hochſchätzten. Die Erben der Krone mochten ſich durch eine erwieſene Tapferkeit auch noch ſo berühmt gemachet haben: ſo wurden ſie doch nicht an die Tafel eines regierenden Fürſten gezogen, wofern nicht ein auswärtiger Prinz ſie an Kindesſtatt aufgenommen hatte. Da ſie nun ungeduldig waren, einen Ehrentitel zu erlangen, der ihnen zu den größten Vorzügen verhalf; ſo ſucheten ſie denſelben auch wohl oftmals an einem feindlichen Hofe. **Varnefried** [d]) erzählet ein merkwürdiges Beyſpiel davon, nämlich vom Alboin, einem Sohne eines lombardiſchen Königes.

Dieſer Prinz hatte einen großen Sieg über die Gepiden davon getragen, und mit eigener Hand den Turismond, einen Sohn des Turiſendos, ihres Königes, erleget. Die vornehmſten longobardiſchen Herren, welche von ſeiner Tapferkeit eingenommen waren, erſuchten ſeinen Vater, ihn bey dem königlichen Gaſtmahle zuzulaſſen. Der König aber antwortete: daß, da ſein Sohn die Ehre der militariſchen Kindesannehmung noch nicht erhal-

ten

---

d) Hiſt. Longobard. L. I. Cap. 23. 24.

ten hätte, er auch, wie es der Gebrauch wäre, nicht die Ehre begehren konnte, mit ihm zu ſpeiſen: er ließ ſich auch, trotz dem Bitten ſeiner Hofleute, und ſeiner eigenen Neigung, gar nicht bewegen.

Auf dieſe abſchlägige Antwort, geht **Alboin** mit einem kleinen Gefolge ab, und begiebt ſich an den Hof des Königes der **Gepiden**, der annoch den Verluſt ſeines Sohnes beweinete. Dieſem unglücklichen Vater entdecket er die Urſache ſeiner Reiſe. Den **Turiſendus** nimmt dieß Verfahren nicht wunder. Er nimmt den **longobardiſchen** Prinzen liebreich auf, und nimmt ihn an ſeine Tafel: und ungeachtet der Anblick eines Kriegers, der noch mit dem Blute ſeines Sohnes beſpritzet war, ihm einige Seufzer ablockete; ſo nahm er ihn dennoch an Kindesſtatt auf; indem er ihm eben dieſelben Waffen überreichete, die ſeinem jungen Prinzen zugehöret hatten. Hierauf ſchickete er ihn geſund und wohl nach Hauſe; nachdem er durch dieſe That, ſowohl der Natur, als der Staatskunſt, ein Stillſchweigen auferleget hatte: um einem Gebrauche nachzuleben, den ſeine Ahnen als geheiliget angeſehen hatten. Als nun Alboin wieder zu ſeinem Vater nach Hauſe kam, ward er mit an deſſen Tafel gezogen. Dieſes iſt derjenige junge Prinz, welcher nach dieſem berühmt geworden, und gegen das 570ſte Jahr das **lombardiſche** Königreich in Italien geſtiftet hat.

Wir kennen noch eine Kindesannehmung von eben dieſer Art, die aber durch eine Geſandſchaft geſchehen iſt; nämlich die Kindesannehmung eines Königes der Heruler, durch den berühmten **Dietrich**, **gothiſchen** König in Italien: welcher ihm die Waffen mit einem Schreiben zuſchickete, welches uns **Caſſiodor**, Secretär dieſes Prinzen, aufgehoben hat e); und in welchem man nicht nur

die

---

e) *Caſſiod.* Lib. IV. Cap. 2.

die in dergleichen Fällen übliche Formel, ſondern auch noch die umſtändliche Erzählung derer Geſchenke findet; die ein ſolcher Vater ſeinem angenommenen Sohne ertheilete: zugleich aber auch den Begriff, welchen man von der Kindesannehmung gehabt hat, und die Pflichten die ſie von beyden Theilen nach ſich gezogen.

Eben dieſer **Diethrich** war ein angenommener Sohn Kaiſer Juſtinians f): ungeachtet dieſe zween Prinzen an Alter wenig unterſchieden waren. Dieß iſt eine Sache welche beweiſt, daß man damals gar nicht auf den Unterſchied der Jahre geſehen, der doch bey den römiſchen Kindesannehmungen ſo heilig beobachtet wurde. Allein, wann die Gothen in dieſem Stücke von der alten Jurisprudenz abgewichen ſind: ſo wußten ſie doch auch, ſowohl als die **Römer**, die Rechte derjenigen Vereinigung zu verehren, welche dieſe Verwandtſchaft unter den Familien ſtiftete.

Genſimund, ein gothiſcher Herr, war durch eine militariſche Kindesannehmung in eine königliche Familie gekommen; und war dennoch ſo uneigennützig, daß er die Krone ausſchlug, die man ihm anboth, und ſie dem rechtmäßigen Thronfolger erhalten half, ungeachtet dieſer Thronfolger aus einem Stamme war, der von demjenigen weit abgieng, durch deſſen Erlöſchung der Thron erlediget worden g). Dieſes Zeugniß giebt ihm Atalaric in einem Briefe an den römiſchen **Patricius, Tholus**.

Die militariſche Kindesannehmung war alſo kein leeres Spiegelfechten, kein bloßes Merkmaal der Hochachtung eines Fürſten gegen den andern; ſondern es zog auch wirkliche Verbindlichkeiten nach ſich: welche die Frömmigkeit als Pflichten anſah, und die Staatsklugheit in gewiſſen Fällen zu gebrauchen wußte; die Schwachheit aber in andern

---

f) Id. Epiſtolar. Lib. VIII.

g) Caſſiod. Lib. VIII. cap. 9.

dern Fällen zu Hülfe nahm. Die Stärke dieſer Verbindung iſt ſo groß, ſchreibt Theodorich in ſeinem obangezogenen Briefe an den König der Heruler, daß ein angenommener Sohn lieber ſterben, als in der That ſeinem Vater ungehorſam ſeyn würde. Nimm alſo dieſe Waffen hin, die ich dir zu deinem und meinem Vortheile überſchicke.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß alle angenommene Kinder ſich ſo großmüthig bezeuget haben, als **Genſimund**. Dergleichen Verbindungen ſind nur Ketten für ſolche Seelen, die wirklich edler Empfindungen fähig ſind; und es ſind ſolche Verbindungen, wider welche die Gewalt und der Hochmuth allezeit wahrſcheinliche Einwendungen finden. Man ſieht nur gar zu oft, daß ſich unter der Larve der Freundſchaft der Haß verbirgt; und daß die äuſſerlichen Anſcheinungen einer aufrichtigen Verſöhnung, ſolche Anſchläge verbergen, die die Rachſucht und der Groll angegeben haben. Oftmals erfuhr man, daß dergleichen Kindesannehmungen, Fallſtricke für diejenigen waren, die man ſtürzen wollte; damit man ſie zu einer gefährlichen Sicherheit verlockete.

Maria Cantacuzena [b]), die Gemahlinn **Conſtantins**, Königes der **Bulgarier**, wollte ihrem noch ſehr jungen Sohne den Thron verſichern; deſſen Kindheit von den ziemlich gegründeten Anſprüchen des **Sphendilas**, **Deſpoten** der **Bulgarey**, alles zu befürchten hatte. Sie bewog daher dieſen **Deſpoten**, daß er ſie beſuchen möchte, und ſchwur ihm an ihrem Hofe eine völlige Sicherheit. Der leichtgläubige **Sphendilas** ließ ſich bereden: und da er ihrem Bitten nachgab, ſo ließ er ſich von dieſer Frau, die viel jünger war, als er, an Kindesſtatt aufnehmen; er hielt ſichs nicht zu ſchlecht, denen Feyerlichkeiten einer lächerlichen Kindesannehmung beyzuwohnen; die ihn, in ſeinen Jahren, zum Sohne einer ſehr jungen Mutter, und zum jüngern Bruder eines Prinzen machete, der noch in der Wiege lag. Dieſes Schauſpiel gieng in der Kirche vor den Augen alles Volkes und eines ſehr zahlreichen Hofes vor. Ein Prieſter ſagete die gewöhnlichen Gebethe und Segensſprüche, bey brennenden Fackeln her: und **Maria Cantacuzena** nahm beyde Ende ihres königlichen Mantels, wickelte ihren Sohn **Michael** und den **Sphendilas**, die neben einander ſtunden, darein, und umarmete ſie beyde. Da nun der **Deſpot** durch dieſe Feyerlichkeit den Titel eines zweyten Sohnes der Königinn von Bulgarien erhalten hatte; ſo ward er einige Zeit hernach, auf Befehl ſeiner Mutter, umgebracht: dieß geſchah im 1277ſten Jahre, unter der Regierung des **Michael Paläologus.**

---

[b]) *Pachym. histor. Andr. Lib. VI. cap. 2.*

Dieſe Begebenheit, welche **Pachymerus** uns aufbehalten hat, iſt zu gleicher Zeit ein Beweis von dem Misbrauche, der mit der Kindesannehmung vorgenommen werden konnte, und des Gebrauches, den die vornehmen Frauen hatten, ſowohl als die Männer, Kinder anzunehmen. Dieß darf einen nicht ärger wunder nehmen, als daß die Prinzeßinnen Ritter ſchlugen, als man die irrende Ritterſchaft eingeſetzet hatte: welche einigen Schriftſtellern zu Folge, deren Meynung Herr d'**Egli** anzunehmen ſcheint, ſeinen Urſprung den kriegeriſchen Kindesannehmungen zu danken hat.

Dieſer Gebrauch, den die **Longobarden**, **Heruler**, **Gothen** und **Gepiden** mit einander gemein hatten, beſtund, allem Anſehen nach, nur ſo lange, als diejenigen Staaten, die ſich in den verſchiedenen Provinzen des römiſchen Reiches errichtet hatten. Es ſcheint nicht, daß die **Gothen** dieſen Gebrauch nach Spanien gebracht haben, noch daß er ſich bey den longobardiſchen Herren erhalten, welche Karl der Groſſe in dem Beſitze derer kleinen freyen Herrſchaften beſtätigte, die ſie ſich in Italien angeleget hatten. Herr Egli hat in ihrer Geſchichte die Spuren der militariſchen Kindesannehmung vergeblich geſuchet.

Der Umgang der Römer aus dem verfallenen Reiche mit dieſen barbariſchen Völkern, hatte deren Gebrauch an den Hof der conſtantinopolitaniſchen Kaiſer gebracht, die denſelben lange Zeit beybehalten. Das erſte Beyſpiel, welches Herr d'Egli davon in den Jahrbüchern des griechiſchen Reiches gefunden, geht bis auf den Anfang des VI Jahrhunderts, chriſtlicher Zeitrechnung, unter Juſtins des erſten Regierung hinauf, welcher im 518ten Jahre den Thron beſtiegen. Die Begebenheit iſt aus dem **Prokopius** genommen [i].

Dieſer Geſchichtſchreiber lehret uns, daß **Cabades**, König der Perſer, ſeine Krone auf den **Chosroes**, ſeinen dritten Sohn, zum Nachtheile ſeiner älteſten Söhne, zu bringen gewünſchet: allein da er gefürchtet, daß die Perſer nach ſeinem Tode gegen ſein Begehren nicht ſo viel Hochachtung haben möchten, als gegen die Rechte des rechtmäßigen Thronerben; ſo wollte er dem **Chosroes** eine mächtige Stütze in der Perſon des griechiſchen Kaiſers verſchaffen. Er war damals mit dem Juſtin im Kriege begriffen, und das Glück war ſeinen Waffen geneigt. Ungeachtet ſeines Glückes indeſſen that er den erſten Schritt zu ſeinem Feinde. Er ſchickete Geſandten nach **Conſtantinopel**, mit Geſchenken und einem Schreiben, in welchem er den Frieden anboth; doch unter der einzigen Bedingung, daß Juſtin ſeinen dritten Sohn an Kindes ſtatt aufnehmen ſollte.

Der Kaiſer nahm ſo gleich mit Freuden ein Anerbiethen an, welches vortheilhaft zu ſeyn ſchien, und ihm ein

---

[i] *Procop. de bello Persico Lib. I. cap. 2.*

Mittel an die Hand gab, einen verderblichen Krieg mit Ehren zu endigen. In dieſer Abſicht befahl er dem **Proklus**, die Briefe der Kindesannehmung für den **Choroes** auszufertigen. Allein dieſer Staatsrath, welcher weiter ſah, als ſein Herr, hielt dieſelben durch ſeine Verſtellungen zurück; und man antwortete dem Könige von **Perſien**: der Kaiſer könnte den **Choroes** durch keine gerichtliche Handlung an Kindes ſtatt aufnehmen; ſondern nur durch die Waffen, wie es bey den Barbarn gebräuchlich wäre. **Cabades**, welchen dieſe Antwort verdroß, ſetzete alſo den Krieg fort.

Hieraus lernet man nun: 1. daß die Kindesannehmung durch die Waffen, den Kaiſern zu Anfange des VI Jahrhunderts bekannt geweſen. 2. Daß ſie dieſelbe als ein Eigenthum derer Völker angeſehen, die der Hof zu **Conſtantinopel** für **Barbarn** hielt; da ſie nicht Unterthanen vom Reiche waren.

So ward **Gottfried von Bouillon**, der Anführer des erſten Kreuzzuges, von dem **Alexis Comnenus**, im 1096ſten Jahre an Kindes ſtatt aufgenommen. **Wilhelm von Tyr**, ein richtiger Schriftſteller, welcher nach guten Nachrichten arbeitete, und deſſen Zeugniß man nicht verwerfen kann, ungeachtet die damaligen griechiſchen Schriftſteller ſchweigen, ſaget: daß **Gottfried** ſich in das Schloß **Blaquernes** begeben, allwo der Kaiſer ihn feyerlich angenommen, und ihn in Gegenwart aller Großen ſeines Hauſes, mit ſeinen **kaiſerlichen Kleidern** angethan habe. Unter dieſen **kaiſerlichen Kleidern** muß man die Waffen verſtehen, die der Kaiſer im Kriege zu tragen pflag [h]).

Es waren damals im Oriente noch andere ehrenvolle Kindesannehmungen gebräuchlich: und wir haben zwey merkwürdige Beyſpiele davon [l]). Eines iſt vom **Balduin**, **Gottfrieds** Bruder, welchen ein Prinz von **Edeſſa** angenommen; das andere, welches noch ſonderbarer iſt, iſt aus des h. **Ludwigs** leben gezogen, welchem der **Alte vom Berge**, wie **Joinville** ſaget, ſein Hemd und ſeinen Ring, als Kennzeichen der Kindesannehmung unter den Morgenländern jener Zeit, geſchicket.

---

[h]) *Guill. Tyr.* Lib. II. cap. 2. & 12.

Haben nun unſere Könige vom erſten Stamme, auch die Kindesannehmung durch die Waffen gekannt? Dieß iſt eine Frage, die der Verfaſſer ſich machet: allein er zeiget, daß man nicht mit Gewißheit darauf antworten kann; indem es nicht möglich iſt, die Art derjenigen Kindesannehmungen zu beſtimmen, die die Geſchichte bis auf uns gebracht hat.

Man weis aus verſchiedenen hiſtoriſchen Denkmälern, daß auswärtige regierende Herren, viele unſerer Könige an Kindes ſtatt aufgenommen haben. Wenn **Theodorich** an den **Clodovaͤus** ſchreibt, um ihn mit dem **Alarich** auszuſöhnen; ſo nennet er ſie beyde ſeine **Söhne**. Unter denen Briefen, welche in die neue Sammlung franzöſiſcher Geſchichtſchreiber eingerücket ſind, finden wir einen, darinnen **Theodebert** der I, König von **Auſtraſien**, **Juſtinian** den I, ſeinen **Vater** nennet; und einen andern, darinnen **Moriz**, **Childeberten** den II ſeinen **Sohn** nennet. Allein es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Titel nur Staatsausdrücke geweſen, durch welche die conſtantinopolitaniſchen Kaiſer, ſich eines gebieteriſchen Anſehens über die franzöſiſchen Könige bedienen wollten; ohne doch die billigen Anſprüche zu beleidigen, die dieſe letzten auf die Unabhänglichkeit hatten.

Pithöus [m]) ſieht **Childeberts** Kindesannehmung durch den **Gontrand** für eben das an, was **Gottfrieds**

---

[l]) Guibert Lib. III. cap. 11.

[m]) Adverſar. Lib. I. cap. 1.

ſeine, durch den **Alexis Comnenus** geweſen, das heißt: für eine Kindesannehmung durch die Waffen. Allein Herr **d'Egli** beſtreitet dieſe Meynung: und die Urſache, worauf er ſich ſtützet, iſt eben dasjenige Kennzeichen dieſer Kindesannehmung, wodurch **Pithöus** ſcheint hintergangen worden zu ſeyn.

Gontrand übergab ſeinem Neffen eine **Lanze**. Freylich ſcheint bey dem erſten Anblicke dieſes Stück eine militariſche Kindesannehmung anzudeuten: allein man weis, daß ſie bey den alten **Franken** nur ein Merkmaal einer feyerlichen Inveſtitur geweſen. **Gontrand**, welcher keine Kinder gehabt, wollte durch Ueberreichung dieſer **Lanze** an **Childeberten**, dieſem Prinzen das Recht der Thronfolge überliefern. Eben dieſer Gebrauch hatte auch bey den **Longobarden** ſtatt. Bey der Einführung ihrer Könige, war man gewohnt, ihnen eine Lanze zu überreichen, um ſie mit der höchſten Gewalt zu belehnen.

XXII.

Des Herrn Bonamy

Erläuterungen über einige Puncte der Geſchichte Gundewalds, eines natürlichen Sohnes Clotars des I.

Wir haben in dem XX Bande unſerer Memoires a. d. 143ſten u. f. S. pariſ. Ausg. eine Abhandlung vom Herrn Bonamy eingerücket, welche das Unternehmen Gundewalds, eines natürlichen Sohnes Clotars des I betraf, und zur Erklärung einiger Münzen dienen ſollte, welche mit dem Stämpel des Kaiſers Moritz in Städten geſchlagen worden, die unter franzöſiſcher Bothmäßigkeit ſtunden.

Ungeachtet nun der Verfaſſer ſeine Meynung nur für eine Muthmaßung ausgiebt, ſo iſt ſie doch ſo ungekünſtelt, und die Auflöſung, die ſie von einer ſchwierigen Aufgabe ertheilet, iſt ſo natürlich, daß auch die ſchwereſte Kritik Mühe haben würde, ſie nicht in die Reihe derer Meynungen zu ſtellen, die wenigſtens ſehr wahrſcheinlich ſind.

Indeſſen hat ſie doch in der Akademie einige Widerſprüche erlitten. Im Februar des 1747ſten Jahres, brachte der Herr Leveſque de la Ravaliere einige Schwierigkeiten vor, auf welche Herr Bonamy ſich verbunden gehalten zu antworten: damit über dieſen Punct unſerer Geſchichte gar keine Schwierigkeit mehr übrig bleibe; der an ſich ſelbſt, und wegen derer Folgen die man daraus ziehen kann, merkwürdig iſt.

Damit nun unſere Leſer von den Einwürfen und deren Beantwortung urtheilen mögen; ſo wollen wir dieſen Artikel, mit einem kurzen Auszuge der Abhandlung ſelbſt, des Herrn **Bonamy** anfangen. Dieſer Auszug wird den Verſtand des Zuſatzes erläutern, von welchem wir nachmals Rechenſchaft geben werden.

I.

Wir ſind heut zu Tage überzeuget, daß unſere erſten Beherrſcher, nachdem ſie Herren von Gallien geworden, ſich niemals für Vaſallen des Reichs gehalten. Der Herzog von **Nivernois** hat dieſen Satz in ſeiner Abhandlung **von der Unabhänglichkeit unſerer Könige** erwieſen. Da nun Herr **Bonamy** eben ſowohl, als derſelbe überzeuget iſt, daß die Ahnen des **Clodováus**, und ſeine Nachfolger, bloß von Gott und ihrem Schwerte abgehangen: ſo hat er ſich vorgeſetzet einen Einwurf zu heben, welchen die Anhänger des entgegengeſetzten Lehrgebäudes aus einigen Münzen ziehen könnten; die mit des Kaiſers **Moritz** Stämpel, und in den Städten **Arles** und **Marſeille** geſchlagen werden, die damals den Kindern **Clotars** des I gehöreten. Man würde auch in der That Mühe haben, nicht eine Art von Abhänglichkeit unſerer Könige in Anſehung der conſtantinopolitaniſchen Kaiſer daraus zu ſchließen: daſern man nicht unter der Regierung Kaiſer **Moritzens** einen Menſchen ausfinden könnte; der ſich unternommen, mit deſſen Beyhülfe gewiſſe Anſprüche auf einen Theil, der vom **Clotar** hinterlaſſenen Staaten gültig zu machen: und welcher, als ihn die Schiffe des Kaiſers bis auf die Küſten von **Provence** gebracht hatten, mit ſchleunigen Eroberungen im Königreiche den Anfang machete, und alle Macht der oberſten Gewalt an ſich geriſſen hätte, unter andern auch dieſe: Geld ſchlagen zu laſſen; deſſen er ſich bedienet hätte, um ſeinem Wohlthäter entweder aus Erkenntlichkeit, oder auch zu Folge eines geheimen Vergleichs unter ihnen Ehre zu erweiſen.

Dieſer

Dieſen Clienten nun, dieſen Vaſallen des **Moriz**, hat unſer akademiſches Mitglied in einem Sohne **Clotars** gefunden: welcher, da ihn ein anſehnlicher Anhang einige Zeit unterſtützet, dem Könige **Gontrand** von **Burgund** ziemlich viel Unruhe verurſachet hat. Die zeitverwandten Schriftſteller, haben von dieſem Prinzen geredet, der ſich **Gundewald** genennet: allein Herr **Bonamy** iſt der erſte, welcher die verſchiedenen Stücke ſeiner Geſchichte zuſammen gebracht, und die wir hier als eine nothwendige Einleitung wiederholen wollen.

Gundewald, welcher **Clotars** des I Sohn ſeyn wollte, ward in Gallien gebohren. Die Geſchichtſchreiber haben uns nicht den genauen Zeitpunct ſeiner Geburt erhalten: allein ſie bemerken, daß ſeine Erziehung eben ſo beſchaffen geweſen, als damals andere Söhne regierender Herren erzogen worden. Da nun **Clotar** ihn nicht erkennen wollen, ward er von ſeiner Mutter, dem **Childebert**, Könige von **Paris**, einem Bruder dieſes Prinzen, dargeſtellet, der ihn als ſeinen Neffen aufnahm, und ſo lange, als ihre Zwiſtigkeiten währeten, bey ſich behielt. Da nun der Friede unter ihnen geſchloſſen war, foderte **Clotar** den **Gundewald** wieder zurück, den er zwar nicht für ſeinen Sohn erkennen wollte, aber als Vater beſtrafete. Er that ihm nichts mehr, als daß er ihm das Haar abſchnitt: ein ſehr gelindes Verfahren von einem grauſamen und barbariſchen Monarchen, der ſeine eigene Neffen ſeiner Ehrſucht aufopferte.

Als **Clotar** ſtarb, ſo ließ er zu Erben vier Söhne nach: **Chariberten**, **Gontranden**, **Chilperichen** und **Siegeberten**. Durch die Theilung, die ſie mit ſeinen Staaten vernahmen, ward die franzöſiſche Monarchie, die er unter ſeine Bothmäßigkeit gebracht hatte, aufs neue zerriſſen. **Charibert**, der älteſte dieſer Prinzen, bekam das Königreich **Paris**. Weil er keine

Kinder hatte, ließ er den **Gundewald** an ſeinen Hof kommen, und hielt ihn als ſeinen vermuthlichen Erben. **Siegebert**, König von Auſtraſien, welchen dieſe Anſtalten unruhig machten, foderte ihm den jungen Prinzen ab; den der ſchwache **Charibert** ihm auch abfolgen ließ, und ſchickete ihn gefangen nach **Cöln**. Man weis nicht, wie lange **Gundewald** in Feſſeln geblieben iſt: allein, da er endlich Mittel fand, zu entweichen, flüchtete er zum **Narſes**, welcher in Italien die Herrſchaft für den Juſtinian führete. In dieſer Freyſtatt, die ihn vor der Gewalt ſeiner Brüder ſicherte, ließ er ſein Haar wachſen, verheurathete ſich, bekam zween Söhne, und als er Wittwer geworden, zog er mit denſelben nach **Conſtantinopel**, allwo Kaiſer **Juſtin** der II ſie gar anſehnlich aufnahm. Dieß geſchah gegen das 565ſte Jahr. **Tiber** und **Moritz**, **Juſtins** Nachfolger, hatten eben dieſelbe Hochachtung gegen den **Gundewald**.

Er ward mit Reichthümern überhäufet, und von dem kaiſerlichen Hofe als ein Prinz aus dem franzöſiſchen Hauſe angeſehen. Er lebete ſeit vielen Jahren zu **Conſtantinopel**, als die Ränke einiger franzöſiſchen Herren ihn aus ſeiner Zuflucht weglockèten.

Da **Siegebert** im 575ſten Jahre geſtorben war, ſo übertrugen **Brunehault**, ſeine Wittwe, und der Rath von Auſtraſien die Vormundſchaft des **Childeberts**, ihres einzigen Sohnes, ſeinem Bruder **Gontranden**, Könige von **Burgund**. Allein dieß Verfahren reuete ſie gar bald. **Gontrand** maßete ſich ſogleich einer unumſchränkten Macht in den Staaten ſeines Neffen an. Er gieng noch weiter: er misbrauchete die Minderjährigkeit dieſes Prinzen, um ihn um denjenigen Theil des Königreichs **Paris** zu bringen, welcher ihm durch **Chariberts** Tod anheim gefallen war, und um diejenigen Städte in der **Provence**, welche **Siegebert** ungetheilet mit ihm ſelbſt beſeſſen hatte. **Brunehault** ſtellete ihm vergeblich ſeine Ungerechtigkeiten vor. Da ſie nun zornig ward, daß alle ihr Beſtreben bey ihm fruchtlos ablief, und noch mehr, daß ſie in ihres eigenen Sohnes Lande gar keine Macht hatte: ſo ergriff ſie, mit Zuziehung einiger ehrſüchtigen Herren, den Anſchlag, den **Gontrand** vom Throne zu ſtoßen, oder ihn wenigſtens zu zwingen, daß er das, was er mit Unrecht an ſich geriſſen hatte, wiedergeben müßte; indem ſie ihm einen gefährlichen Feind erregete, der einen Anſpruch auf einen Theil ſeiner Staaten hatte.

Boſon, Statthalter von **Auvergne**, war der vornehmſte Urheber dieſer Verſchwörung. Unter dem Vorwande, die heiligen Oerter zu beſuchen, gieng er gegen das 582ſte Jahr nach **Conſtantinopel**. Er gab ſich dem **Gundewald** zu erkennen, entdeckete ihm den Bewegungsgrund ſeiner Reiſe; und indem er ihm den Zuſtand des königlichen Hauſes, das Misvergnügen der Franzoſen, das Vergnügen, welches ſie empfinden würden, einen Sohn **Clotars**, des I wieder zu ſehen, die Gerechtigkeit ſeiner Sache, und die Leichtigkeit ihres glücklichen Ausganges abmalete: ſo bewog er dieſen Prinzen wieder nach Frankreich zu kommen, und um eine Krone zu ſtreiten. Nachdem nun **Gundewald** alle Vorſichtigkeit gebrauchet, um von des **Boſo** Redlichkeit überzeuget zu ſeyn; ſo überhäufete er ihn mit Geſchenken, und ſann weiter auf nichts, als wie der Kaiſer **Moritz**, welcher eben **Tibers** Nachfolger geworden war, ſeine Abreiſe genehm halten möchte.

Moritzen lag es gar zu ſehr am Herzen, unſere Könige außer Stand zu ſetzen, den Beſtrebungen der **Longobarden** in Italien beyzuſtehen; als daß er nicht eine ſo gute Gelegenheit hätte ergreifen ſollen, in Frankreich einen bürgerlichen Krieg anzuſpinnen. Er gab dem **Gundewald** anſehnliche Hülfe, und Schiffe, die ihn mit ſeinen Söhnen und allen Reichthümern nach **Marſeille**

brachten. **Theodor**, Biſchof dieſer Stadt, nahm ſie mit großen Ehrenbezeugungen auf; und dieſer Prinz ſetzte, nach einem Aufenthalte von etlichen Tagen, ſeinen Weg nach **Avignon** fort, welches der Herzog von **Mummola** ihm ſogleich eröffnete.

Boſo indeſſen, der den Zorn des Königes von **Burgund** ſcheuete, verließ die Partey der Misvergnügten, und um den **Gontrand** zu befriedigen, nahm er die Biſchöfe von **Marſeille** und **Frejus** in Verhaft, die er dieſem Prinzen überlieferte. Hierauf brachte er einen Theil der Schätze des **Gundewalds**, deren er ſich bemächtiget hatte, auf ſeine Güter nach **Auvergne**. **Gontrand** aber, der ungeachtet dieſer Niederträchtigkeiten, dieſem Verräther nicht trauete, ließ ihn beym Kopfe nehmen, und würde ihn haben tödten laſſen; wenn nicht **Boſo**, der alles auf den **Mummola** ſchob, ſich erbothen hätte, ihn in **Avignon** zu belagern, wobey er ſeinen einzigen Sohn zum Pfande ließ. Er ſtellete ſich auch in der That vor dieſem Orte mit allen Kriegsvölkern von **Auvergne** und **du Velai** ein: allein die Unternehmung lief nicht gut ab. Bey ſeiner Annäherung hatte **Gundewald** ſich in eine von den Inſeln des Meeres von **Provence** geflüchtet: und **Mummola** vertheidigte **Avignon** bis zur Ankunft einer Verſtärkung, die der Belagerung ein Ende machete. Dieſe Verſtärkung hatte **Childebert** geſchicket.

Gontrand ſchloß aus dieſem Verfahren ſeines Neffen, daß er heimlich **Gundewalds** Partey günſtig wäre. Um ihn nun davon abzuziehen, ſo trat er ihm denjenigen Theil von **Marſeille**, den er an ſich geriſſen hatte, wieder ab. Allein dieſe Wiedererſtattung that **Childeberts** gerechten Klagen noch keine Genüge, welcher bald ſelbſt Gelegenheit bekam, ſich ebenermaßen zu beſchweren.

In der That bemächtigte ſich der König von **Burgund**, in der Zeit, da er mit ſeinem Neffen unterhandelte, der Staaten **Chilperichs**, welcher im 584ſten Jahre geſtorben war. **Childebert**, welcher an der Verlaſſenſchaft dieſes Prinzen eben ſo viel Antheil hatte, als ſein Vätter, ſchloß aus einem ſolchen Verfahren, daß der hochmüthige **Gontrand** in Frankreich allein regieren wollte. Damit man ihn nun zu einem andern Betragen zwänge: ſo entſchloß ſich der Hof von **Auſtraſien**, die Anſprüche des **Gundewalds** mehr als jemals zu unterſtützen. Man ſchickete ihm Hülfleiſtungen zu, die ihn in den Stand ſetzeten, **Avignon** zu verlaſſen, und wieder in **Marſeille** zu erſcheinen; allwo er ſich für einen Sohn **Clotars des I** angab, und einen Theil der franzöſiſchen Monarchie zurückbegehrete. Einige Biſchöfe des Königreichs **Burgund** ſchlugen ſich auf ſeine Seite; und dieſe Partey ward ſo mächtig, daß deren Anführer faſt im Begriffe war, ſeine Sache zu gewinnen.

In weniger als dreyen Monathen unterwarfen ſich, das **Delphinat**, die **Provence** und alle Ländereyen in **Auvergne** und **Poitou**, bis an das pyrenäiſche Gebirge, dem **Gundewald**. Da er, nach den Sitten der Franken, unter dem Harniſche erzogen war; ſo erhielt er zu **Brives** den Königstitel, und übete allenthalben Handlungen einer unumſchränkten Herrſchaft aus. In denen Städten, die **Siegeberten** zugehöret hatten, ließ er dem jungen Könige von **Auſtraſien** huldigen; allein von allen denen, welche von **Gontranden** oder von **Chilperichen** abhiengen, foderte er den Eid der Treue für ſich.

Folglich erkannten ihn denn **Arles** und **Marſeille** für ihren Herrn. Der Himmel ſelbſt ſchien ſich für dieſe Staatsveränderung günſtig zu erklären. Der Winter war in ſelbigem Jahre ſo gelinde, daß im Chriſtmonathe der Weinſtock neue Ranken ſchoß, und die Bäume wieder in Blüthen ausſchlugen. Man bemerkete ein Nordlicht; in **Anjou** ließ ſich ein Erdbeben ſpüren; und dieſe Lufterſcheinunſcheinungen, welche der Aberglauben damals für Zeichen der Zukunft anſah, wurden von **Gontrands** Feinden für Vorbothen ſeines nahen Falles gehalten.

Dieſer Prinz war damals in **Paris**, allwo er nicht ſowohl unruhig über **Gundewalds** Vorhaben, den er für einen Ebentheurer ausgab, als aufgebracht zu ſeyn ſchien. Trotz dem glücklichen Fortgange, den dieſer alle Tage machete, verwarf jener doch ganz trotzig die neuen Vorſchläge, die ihm von **Childeberts** Seiten gethan wurden, und verjagete ſeine Abgeſandten. Dieſe Halsſtarrigkeit ſchadete dem **Gundewald** nicht. **Fredegund** und **Brunehault**, die ihn als ein Werkzeug ihres Stolzes anſahen, verbanden ſich genau mit ihm. **Brunehault** both ihm ſo gar an, ſich mit ihm zu vermählen; und **Fredegund** wartete mit Schmerzen, daß er nach **Paris** kommen ſollte. In der That ſcheint ſeine Abſicht geweſen zu ſeyn, ſich in dieſer Hauptſtadt zu ſetzen, und den Mittelpunct ſeiner Staaten daraus zu machen. Dem zu Folge machete er ſich auf den Weg nach **Poitiers**, welches ihm ſeine Thore öffnete: allein **Poitiers** ſollte auch zugleich das Ende ſeiner Siege ſeyn; indem **Gontrand** damals aufhörete, ihn zu verachten.

Dieſer Prinz eröffnete endlich die Augen über dem Unglücke das ihm drohete. Er begnügete ſich nicht damit, dem **Gundewald** zwey zahlreiche Kriegsheere entgegen zu ſtellen; er entſchloß ſich auch zu einer Unterredung mit **Childeberten**, und allen ihren Zwiſtigkeiten durch einen Vergleich ein Ende zu machen. **Childebert**, der von ſeinem Vätter eingeladen ward, gieng zu ihm nach Challon-ſur-Saône. Allhier übergab ihm, in Gegenwart einer zahlreichen Verſammlung, **Gontrand** ſeinen Zepter, erklärete ihn zu ſeinem Nachfolger, und gab ihm, als ein Zeichen ſeiner Redlichkeit, alle die Städte wieder, die der Gegenſtand ihrer Zwiſtigkeiten waren.

Dieſer Frieden unter den zween Königen war ein tödtlicher Streich für Gundewalds Sachen. **Childebert**, der ſich ſeiner bedienet hatte, um ſich Recht zu verſchaffen, erklärete ſich wider ihn, ſo bald er alles erhalten hatte. Zu gleicher Zeit verließ **Didier**, Graf von **Toulouſe**, die Partey: und dieſe Unglücksfälle zwungen den **Gundewald**, **Poitiers** zu verlaſſen, woraus er einen Waffenplatz hatte machen wollen. Bey der Annäherung der Kriegsleute **Gontrands**, gieng er über den Fluß **Dordogne**, und kam nach **Bourdeaux**. Von allen Großen, die ihn erkannt hatten, blieb niemand bey ihm, als der Biſchof von **Gap**, der Herzog **Mummola**, der Herzog **Bladaſt**, der Graf von **Bordeaux** und der Graf von **Saintes**.

Sein Heer ward an den Ufern der **Garonne**, von den Herren des **Gontrand** geſchlagen, welche nahe bey **Agen** über den Fluß giengen, um ihn in dem Kreiſe von **Bordeaux** einzuſchließen. **Gundewald** entſchloß ſich heraus zu gehen, und zog ſich gegen das pyrenäiſche Gebirge, von wannen er nach Spanien kommen konnte; allwo die **Weſtgothen** bereits ſeine zween Söhne aufgenommen hatten. Er ſchloß ſich in **Comminges** ein, mit dem Verſuche, ſich bis auf das Aeuſſerſte darinnen zu wehren. Dieſe Stadt war mit Lebensmitteln und Kriegszubehör ſo wohl verſehen, daß er ſich lange Zeit darinnen hätte halten können: allein er war mit Verräthern umgeben. **Mummola** und die übrigen Herren von ſeiner Partey trachteten, ſich die Gnade des Königes von **Burgund** zu erhalten, indem ſie ihm einen furchtbaren Feind aus dem Wege räumeten.

Nachdem ſie nun mit dem Generale, welcher **Comminges** belagerte, heimlich unterhandelt hatten, zwungen ſie den **Gundewald**, dieſe Zuflucht zu verlaſſen. **Mummola** begleitete ihn zu den Thoren hinaus, und übergab ihn in die Hände zweener Herren, die auf ihn warteten. Dieſe waren **Ollo**, Graf von **Bourges**, und **Gontrand Boſo**.

Bey dem Anblicke des treuloſen **Boſo**, ſah der unglückliche **Gunderwald** wohl alles ein, was er zu fürchten hatte: allein, indem er ſein Schickſal der Vorſehung anheim ſtellete, gieng er mit ihnen den Weg nach dem Lager. Kaum hatte er einige Schritte gethan, als ſie ihn überfielen, und ermordeten. Sein Körper, den man dem Uebermuthe der Soldaten Preis gab, ward durch das ganze Lager geſchleppet, und blieb unbegraben liegen. Den folgenden Tag nahmen **Gontrands** Völker **Conminges** ein, und verbrannten es. So war das Ende eines Prinzen, welcher ein beſſer Schickſal verdienet hätte.

Nachdem nun Herr **Bonamy** ſeine Geſchichte aufs ausführlichſte erzählet, ſo kömmt er auf diejenigen Münzen zurück, die in den Städten der **Provence**, mit des Kaiſers **Moritz** Stämpel geſchlagen worden, und hält dafür, ſie wären auf **Gunderwalds** Befehl, in den Zeiten ſeines erſten glücklichen Erfolgs verfertiget werden. Dieſe Erklärung iſt natürlich, und um ſo viel glücklicher, da ſie vollkommen mit dem Vorwurfe übereinſtimmet, welchen **Gunderwalds** Feinde ihm macheten, als hätte er franzöſiſche Provinzen in die Bothmäßigkeit der Kaiſer übergeben wollen.

II.

Die Schwierigkeiten, welche Herr **Levesque de la Ravaliere** wider dieſes Lehrgebäu einwendet, können auf drey Puncte geſetzet werden.

1. Läßt **Gregorius von Tours**, welcher in ſeiner Erzählung der Zeitordnung genau folget, die Nachricht von **Tibers** Tode, und von **Moritzens**, ſeines Nachfolgers Gelangung zum Throne, erſt auf **Gunderwalds** Ankunft zu **Marſeille** folgen. Dieß thut er im 24ſten Cap. des VI Theiles ſeiner Geſchichte, allwo er dieſe letzte Begebenheit erzählet; dahingegen er erſt in dem 30ſten Cap. von **Tibers** Tode redet. Hieraus folget alſo, daß **Gunderwald**

noch unter Tibers Regierung aus Conſtantinopel gegangen iſt; und ferner durch eine zweyte Folgerung, daß die Münzen, die Moritzens Namen führen, zu derſelben Zeit nicht geſchlagen ſeyn können.

2. Von der Zeit an, da **Gundewald** in **Gallien** gelandet hatte, bis an ſeinen Tod, ſieht man nicht, daß er Verbindungen mit den morgenländiſchen Kaiſern unterhalten hätte. Vielmehr ſieht man, daß **Moritz** gleich bey Anfange ſeiner Regierung, einen Bund mit **Childeberten** geſchloſſen; welchem er, für eine Summe von funfzig tauſend Gold-**Sols**, Hülfsvölker wider die **Longobarden** abgekaufet hatte.

3. **Gregor von Tours** ſaget nicht, daß **Arles** und **Vienne Gundewalds** Oberherrſchaft erkannt hätten.

Hieraus nun ſchließt Herr **Leveſque**, daß man nicht ieſem Prinzen die Prägung derer Münzen zuſchreiben müſſe, davon hier die Rede iſt; ſondern er muthmaßet, aß ſie ein Theil derjenigen Summe geweſen, welche **Moritz Childeberten** gegeben: und um einen Grund on den Namen **Marſeille** und **Arles** zu geben; die uf dieſen kaiſerlichen Münzen angezeiget ſind, ſetzet er raus; daß **Childebert**, in der Abſicht die durch das Bündniß beſtimmete Bezahlung zu vergewiſſern, begehn habe, daß ſie im Königreiche geſchlagen werden ſollte.

Dieſe verſchiedenen Einwürfe verbindet Herr **Bo**amy in ſeiner Antwort, welche den vornehmſten Bebenheiten zur Erläuterung dienen kann; die in ſeiner bhandlung vorkommen, und auf deren Beweis er daals nicht für nöthig gehalten ſehr zu achten: um nicht n Faden der Geſchichte durch unnütze Ausſchweifungen unterbrechen. Folgendes kömmt heraus.

Diejenigen, die des **Gregorius von Tours** Schreibart kennen, werden darum noch nicht ſchließen, daß **Gundewalds** Ankunft zu **Marſeille** frühzeitiger geweſen, als **Tibers** Tod, weil der Verfaſſer eher davon redet. Es widerfährt allen Schriftſtellern, und inſonderheit dieſem, daß ſie anfänglich ohne Unterbrechung Begebenheiten erzählen, die ihr Hauptgegenſtand ſind; und nachmals zu ältern Vorfallenheiten übergehen, die aber fremde ſind. Außerdem ſaget **Gregorius von Tours** nicht, in welchem Monathe des 583ſten Jahres, **Gundewald** in einem Hafen von **Gallien** eingelaufen ſey. Folglich könnte in der Vorausſetzung, daß **Tiber** erſt in demſelben Jahre geſtorben, **Gundewald** dennoch ſeine Anländung wohl zu **Moritzens** Zeit verrichtet haben, indem es gewiß iſt, daß **Moritz** im 583ſten Jahre den Thron beſeſſen. Und endlich ſo hat Herr **Bonamy** nicht begehret, daß dieſe Münzen unverzüglich bey **Gundewalds** Eintritte in Frankreich haben ſollen geſchlagen ſeyn; ihm iſt es genug, wenn man ſie nur in ſeinem währenden Feldzuge geſchlagen hat, welcher zwey Jahre währete.

Allein er brauchet nicht einmal anzuhalten, daß man ihm dieſe Vorausſetzung zugeſtehe; denn er iſt gewiß, daß **Moritz** faſt ein Jahr lang frühzeitiger Kaiſer geweſen, als **Gundewald Conſtantinopel** verlaſſen hat: indem er bereits im 582ſten Jahre den Thron beſtiegen. Die Wahrheit dieſes Zeitpuncts erhellet aus dem **P. Pagi** (a) und dem **Cardinale Noris** (b); endlich aber auch aus **Gregors von Tours** Anſehen ſelbſt, welcher ſich in einer Stelle des VI Buches auf eine ſolche Art erkläret, daß man aus ſeinen Ausdrücken nothwendig dieſe Folgerung ziehen muß. Dieß geſchieht auf der Stelle, le, wo er von des Moritz Tractate mit Childeberten redet, der oben angezogen worden.

(a) Diſſertat. hypatic. de Conſ. *Caeſar.* pag. 336.

(b) Diſſert. de quinta Synodo. Cap. IX. S. 3.

Gundewald hatte, ſaget man, gar keine Verbindung mit Moritzen, indem man nicht ſieht, daß der Kaiſer etwas für ihn gethan habe, ſo lange ſein Unternehmen gewähret hat. Herr Bonamy aber antwortet, dieſer Zufall iſt einer von denen, wozu man viele Umſtände hinzufügen kann, welche die Geſchichtſchreiber ausgelaſſen haben; indem ſie, nicht nur natürlich, ſondern auch nothwendig ſind.

Gregorius von Tours berichtet, daß Gundewald ſich lange Zeit an dem Hofe zu Conſtantinopel aufgehalten, daß er von den Kaiſern geliebet worden, die ihm mit aller der Achtung begegnet wären, welche man dem hohen Stande und den Unglücksfällen ſchuldig iſt; daß, als ihn die Herren von Auſtraſien beruffen, er mit allen ſeinen Schätzen nach Frankreich gekommen, und zu Marſeille und zu Avignon, allwo er ſich einige Zeit aufgehalten, ſehr wohl aufgenommen worden; daß er im ganzen Königreiche eine große Veränderung erreget; daß ſeine Feinde ihn beſchuldiget, er wolle ſolches den Kaiſern zinsbar machen; und daß er ſelbſt, da ihm alle Hoffnung benommen geweſen, zu aller Gnade ſich dieſes ausgebethen, daß er wieder nach Conſtantinopel kehren dürfte. Wer dieſe Beſchreibung mit Aufmerkſamkeit lieſt, der wird daraus ſchließen, daß Moritz dem Gundewald, Schiffe und allerley andere Beyhülfe geliehen habe; und daß dieſer franzöſiſche Prinz, die ganze Zeit ſeines Aufenthalts in Frankreich hindurch, eine Verhältniß mit Conſtantinopel müſſe beybehalten haben: welches denn der Handel der Marſeiller mit den Städten in der Levante ſehr begreiflich machen würde. Moritzens Bündniß mit Childeberten, Könige von Auſtraſien, widerſpricht denen Verbindungen keinesweges, welche Herr **Bonamy** unter dem Kaiſer und Gundewalden vorausſetzet. **Moritz** konnte und mußte in gutem Vernehmen mit beyden ſtehen, indem ſie beyde mit einander wider **Gontranden**, König von **Burgund**, verbunden waren.

Der Herr **Leveſque** gründet ſich abermals auf des **Gregorius von Tours** Stillſchweigen, wenn er läugnet, daß **Arles** und **Vienne Gondewalden** erkannt hätten. Allein Herr **Bonamy** hat von **Vienne** gar nicht geredet, er hat nur der Städte **Arles** und **Marſeille** gedacht. Nun kann man wohl nicht läugnen, daß dieſe letzte Stadt, allwo er ans Land geſtiegen iſt, von ſeiner Partey geweſen: welche auch der Biſchof **Theodor** beſtändig, bis an den Tod dieſes Prinzen beybehalten. Dieſer Prälat vermochte alles über die Einwohner zu **Marſeille**: wie man gar leicht beweiſen könnte, wenn man verſchiedene Züge anführen wollte, die **Gregorius von Tours** von ihm berichtet.

Was die Stadt **Arles** betrifft, ſo nennet dieſer Geſchichtſchreiber ſie zwar insbeſondere nicht; allein **Gundewald** war Meiſter von **Marſeille**; er war es von **Avignon**, von wannen er mit dem **Mummola** und **Didier**, Grafen von **Toulouſe**, abgieng, um ſich derer Städte der **Provence** zu bemeiſtern, die dem **Gontrand** unterwürfig waren. Nun ſtund **Arles** unter **Gontranden**. Sie lag vor den Thoren von **Avignon** und **Marſeille**: und die Eroberung dieſes Ortes hatte um ſo viel weniger Schwierigkeit, da der Statthalter daraus entflohen war; aus Furcht, er möchte in **Childeberts** Hände fallen, deſſen Ungnade er auf ſich gezogen hatte. **Gregor von Tours** ſaget nicht ausdrücklich, daß **Gundewald** noch in einigen andern Städten, nämlich in **Uzez**, **Rhodes**, und **Albi** auch erkannt worden. Gleichwohl iſt die Sache gewiß, weil er über die Gebiethe dieſer Städte hatte ziehen müſſen, um ſich von

Perigueux, **Cahors**, **Toulouſe**, **Brives**, **Bordeaux**, **de Saintes** und **Angouleſme** Meiſter zu machen, von denen der Geſchichtſchreiber namentlich redet: ſo wie er überhaupt von allen denen Ländern redet, die von **Poitou** und **Auvergne**, bis an das pyrenäiſche Gebirge liegen.

Die Geſchichte, welche Herr **Bonamy** uns von **Gundewalden** mitgetheilet hat, entſpringt aus denen Verbindungen, die er aus einer großen Menge Stellen, die im **Gregorius von Tours** zerſtreuet ſtehen, gemachet hat. Er hat die Begebenheiten zuſammen ſammeln, ſie mit einander vergleichen, und die Folgerungen daraus ziehen müſſen. Wenn man ihn alſo beurtheilen will, ſo muß man ſeinen Schriftſteller mit eben derſelben Geſinnung, und mit eben derſelben Aufmerkſamkeit geleſen haben, als er ſelbſt gethan. Das Werk des **Gregorius von Tours** wird mit Recht für ein koſtbares Denkmaal gehalten; indem er uns eine ſo große Menge Vorfälle von den Regierungen unſerer erſten Beherrſcher erhalten hat. Aber indem man ihm alles Recht wiederfahren läßt, welches er verdienet, muß man doch auch geſtehen, daß man in ſehr grobe Irrthümer verfallen würde; wenn man ſich zuweilen an einzelne Stellen dieſes Schriftſtellers halten wollte, der oftmals ſich ſelbſt widerſpricht. Wir wollen hiervon nur eine Probe anführen, die mit gegenwärtiger Sache nicht ſo gar fremde iſt.

Es iſt aus dem **Gregorius von Tours** gewiß, daß **Chilperich** erſt im October des 584ſten Jahres geſtorben iſt; mehr als ein Jahr nach **Gundewalds** Ankunft, welche aufs ſpäteſte in die drey letzten Monathe des 583ſten Jahres gehöret. Gleichwohl läßt dieſer Schriftſteller **Gundewalden**, welcher zu **Comminges**, im April des 585ſten Jahres belagert ward, ſagen: daß **Boſo**, welcher gekommen war, ihn in **Conſtantinopel** zu zu beſuchen, um ihn nach Frankreich zu locken, ihn verſichert hätte: **Chilperich** ſey todt, und es wäre von dem königl. Geblüte niemand mehr übrig, als **Childebert** und **Gontrand**. Aus dieſer Rede würde erhellen, daß **Chilperichs** Tod im 584ſten Jahre, vor **Gundewalds** Einſchiffung im 583ſten hergegangen ſey; der Widerſpruch iſt hier eben ſo offenbar, als der Zeitrechnungsfehler.

Wir wollen mit dem Herrn **Bonamy** hieraus ſchließen, daß man ſehr oft genöthiget ſey, den **Gregor von Tours** durch ſich ſelbſt zu verbeſſern: und mit dieſer allgemeinen Betrachtung beſchließt er ſeine Antwort auf die Schwierigkeiten, welche der Herr **Leveſque** ihm gemachet hatte.

Einige Tage darauf als er dieſelben der Akademie mitgetheilet hätte, beſtärkete ſie Herr **Freret** durch chronologiſche Anmerkungen, über den Anfang der Regierung des **Moritz**, und den Zeitpunct der Ankunft **Gundewalds** in Frankreich.

Es iſt ausgemacht (c), daß Kaiſer **Moritz** den 14ten Auguſt, 582, den Thron beſtiegen.

1. Durch die Sonnenfinſterniß vom 19ten März des 592ſten Jahres, welche auf den Frühling des neunten Jahres dieſes Prinzen angeſetzet iſt; ein Jahr, welches nach dem **Fredegarius Gontrands** zwey und dreyßigſtes Jahr geweſen iſt (d).

2. Aus dem Zeitpuncte der zweyten Kirchenverſammlung zu **Rom**. Dieſe war angeſetzet den 5ten

---

(c) *Theophan. Theophylact.* V. 15.

(d) *Paul. Diacon.* hiſtor. *Miſcel.* XVII, 24.

Julius 595, in der dreyzehnten Indiction, und ebenfalls im dreyzehnten von **Moritzens** Regierung. Man ſehe die Briefe des Pabſtes **Gregorius des Großen** (e).

3. Aus noch einem andern Zeitpuncte, welcher in der Vorrede zum zweyten Buche der Briefe dieſes Pabſtes angegeben wird, allwo das zweyte Jahr ſeines Pontificats mit dem ſiebenten Jahre ſeit **Moritzens** Conſulate übereintrifft. Dieſes Conſulat nun, wird vom **Theophanes** und **Paul Diakon**, auf den 20ſten December des zweyten Jahres ſeines Reiches geſetzet, welches Jahr den 14ten Auguſt 582 angefangen hatte.

4. **Beda** (f) bemerket den Anfang von **Moritzens** Regierung im 582ſten Jahre, vor dem Ende des funfzehnten Jahres der Indiction; folglich vor dem **September**. **Theophanes** und die **Paſchal-Chronik** folgen eben dieſer Zeitrechnung. Dieſe Schriftſteller laſſen **Moritzens** Regierung den 14ten Auguſt anfangen.

Was **Gundewalds** Anländung in Frankreich betrifft: ſo ſetzet **Gregorius von Tours** dieſelbe (g) auf das ſiebente Jahr der Regierung von **Childeberten**; ein Jahr, welches er zum Zeitpuncte zweer Mondfinſterniſſe angiebt. Dieſe zwo Finſterniſſe ſind, nach des **P. Petavs** Ausrechnung (h), die vom 19ten **März** und vom 17ten **September** 582. Nach der Ordnung der Erzählung **Gregors von Tours** nun, iſt **Gundewalds** Ankunft ſpäter als die zweyte Finſterniß.

Eine andere faſt gänzliche Sonnenfinſterniß, welche im funfzehnten Jahre von **Childeberten**, und im neun und zwanzigſten von **Gontranden** (i) vorgefallen iſt, be-

---

(e) Lib. IV. epiſt. 44.

(f) Hiſt. Anglic. I. 23.

(g) Lib. VI. cap. 14. 24.

(h) Cap. 23.

(i) Id. Lib. X. c. 1, 10, 23.

ſtätiget dieſe Zeitrechnung. Dieſe Finſterniß iſt, nach des P. Petavs Ausrechnung, vom 4ten October 590. Wenn dieſes Jahr Childeberts funfzehntes geweſen: ſo hat das 582ſte das ſiebente ſeyn müſſen.

Es iſt wahr, daß Gregorius von Tours, unter dem achten Jahre von Childeberten, welches mit dem 583ſten übereinſtimmen muß, den Tod Kaiſer Tibers und den Anfang von Moritzen, ſeinem Nachfolger erzählet; allein es iſt aus denen hier oben erwähnten Zeugniſſen ſichtbar, daß es aus Verſehen, oder aus Mangel der Methode geſchehen ſey.

XXIII.

Abhandlung über eine Stelle des Gregorius von Tours, welche man in einer von den Verſammlungen der Akademie für eine falſche Lesart ausgegeben hatte.

Gregor von Tours beſchreibt im VIII Buche im 1ſten Capitel ſeiner Geſchichte, den feyerlichen Einzug des Königes **Gontrand** in die Stadt **Orleans**, und das außerordentliche Freudengeſchrey, womit er aufgenommen worden: wie es ihm denn allenthalben auf ſeiner ganzen Reiſe, von **Nevers** aus, gegangen war. „Eine unzählbare Menge Volkes, ſaget dieſer „Geſchichtſchreiber, gieng dieſem Prinzen vor die Thore „der Stadt hinaus entgegen, mit fliegenden Fahnen, und „von allen Seiten erſcholl die Luft von einem Freudengeſchreye, **es lebe der König!** welches in ſyriſcher, hebräiſcher und lateiniſcher Sprache geſchah ꝛc. ꝛc. (a).

Daſern die Lesart dieſer Stelle richtig iſt, ſo erhellet daraus, daß es damals zu **Orleans**, nicht nur **Juden**, ſondern auch **Syrier** gegeben habe.

Eines unſerer akademiſchen Mitglieder konnte ſich unmöglich dieſe Folgerung gefallen laſſen, welche ihm an

---

(a) Proceſſitque in obviam eius immenſa populi turba, cum ſignis atque vexillis, canentes laudes; et hinc lingua *Syrorum*, hinc Latinorum, hinc etiam ipſorum Iudaeorum, in diverſis laudibus varie concrepabat, dicens, *vivat Rex &c.* &c. *Greg. Tor.* L. VIII. 1 *Cap.*

dem Ufer der **Loire** Leute zeigete, die von den Geſtaden des **Orontes** gekommen waren: ohne daß er eben einſah, was für ein ſo wichtiger Bewegungsgrund ſie von ſo fernen Landſchaften zu uns gelocket hätte. Ehe er ſie alſo angenommen hätte, wollte er lieber behaupten, der Text des **Gregorius von Tours** ſey hier verſtümmelt. Er hat ſolches auch gethan, und ſie dafür gegen die Akademie angegeben (b); indem er vorſchlug: man ſolle lingua ſuorum anſtatt lingua Syrorum leſen, welches ſeiner Meynung nach einen falſchen Sinn darböthe: jenes aber die Sprache der **Franken** oder der **Gallier**, als **Gontrands** natürlicher Unterthanen, darbiethen würde.

Dieſer Vorſchlag fand ſogleich einen eifrigen Gegner an dem Herrn **Bonamy**, welchen ſeine Unterſuchungen über den ehemaligen Handel von **Paris** (c), mehr als jemanden in den Stand ſetzten, dieſe Schwierigkeit zu heben.

Er zeigete gleich anfänglich, daß eines von den weſentlichſten Geſetzen der Kritik, dieſes ſey: daß man ſehr behutſam ſeyn müſſe den Originaltext der Schriftſteller zu verändern; ſo lange man noch keine variantes in den Handſchriften findet. Nachdem er nun nachmals dieſe Regel auf gegenwärtige Stelle des **Gregorius von Tours** anwendete, ſo zeiget er, daß alle Ausgaben dieſes Schriftſtellers, in dieſem Stücke mit der Ausgabe des **D. Ruinart** einſtimmig wären, und lingua Syrorum hätten; daß dieſer Ausdruck bisher noch keinem Ausleger Schwierigkeit gemachet hätte; kurz, daß ſie ſo wenig ein in den Text eingeſchlichener Fehler ſey, daß ſie vielmehr einen wahren Sinn hätte, der mit den übrigen hiſtoriſchen

---

(b) Im Auguſt 1747.

(c) Man ſehe Memoires de l'Academie Tom. XV. et XVII. par. Ausg.

(d) Quem (Simeonem) ajunt ſeda-

Denkmälern vollkommen übereinſtimmete, welche alle bezeugen: daß Paris, Orleans und andere Städte in Frankreich, damals mit Kaufleuten angefüllet geweſen, die aus den verſchiedenen Häfen der Levante gekommen, und insbeſondere mit Syriern. Dieſes bewies Herr Bonamy mit einer großen Menge Stellen und Vorfallenheiten, die ihm bey dieſer Gelegenheit beyfielen, und deren Anſehen entſcheidend zu ſeyn ſchien. Man verließ alſo auch die neue Lesart.

Allein da dieſe Unterſuchung zu verſchiedenen merkwürdigen Anmerkungen Anlaß gegeben hatte; welche den Handel betraſen, den die Einwohner der Levante mit dieſem Königreiche unter dem erſten Stamme unſerer Könige gehabt: ſo beredete man den Herrn Bonamy, über dieſer Materie die verſchiedenen Stellen, die in den Schriftſtellern jener Zeit zerſtreuet ſind, zu ſammeln und in Ordnung zu bringen. Folgendes kommt aus derjenigen Abhandlung heraus, die er uns wenige Tage darauf vorlas.

Paris war, unter den Königen des erſten Stammes, ein Handelsplatz, der von Kaufleuten aus allerley Orten, unter andern auch von Syriern beſuchet worden. Der ungenannte Verfaſſer des Lebens der h. Genevieve, welches achtzehn Jahre nach ihrem Tode geſchrieben worden, erzählet (d): daß **Simeon Stylites**, dieſer ſo berühmte Einſiedler **Syriens**, bey den Handelsleuten ſeines Volkes, die ihn nach ihrer Wiederkunft aus **Gallien** beſucheten, ſich begierig nach Nachrichten von dieſer Heiligen erkundiget. Folglich hat es ſchon damals einen eingerichteten Handel zwiſchen Paris und Syrien gegeben. Dieſes

---

ſedule negotiatores illuc euntes ac redeuntes de Genovefa interrogaſſe; quam etiam, veneratione profuſa ſalutaſſe, et ut eius in orationibus ſuis memor eſſet, obnixe popoſciſſe ferunt. *Bolland. t. 1. pag. 140.*

ſes beſtärket auch **Gregor von Tours** (e) durch die Erzählung, die er von einem ſyriſchen Kaufmanne machet, der ſich auf den Stuhl von **Paris** nach **Ragnemods** Tode eingedrungen, und von der Kühnheit, die dieſer neue Biſchof gehabt, die Geiſtlichkeit ſeiner Kathedralkirche mit lauter **Syriern** zu beſetzen.

Herr **Bonamy** hat in ſeiner Abhandlung über **Gundewalds** Unternehmen, vom **Euphronius** geredet, einem ſyriſchen Kaufmanne, welcher zu **Bourdeaux** gewohnet; warum ſollten ſich nicht auch zu **Orleans** welche niedergelaſſen haben, in dem Genabo der Alten: welches **Strabo** den Hafen der Völker Carnutes nennet, und welches in den damaligen Zeiten, ſeiner Lage wegen, eine ſtarke Handelsſtadt hat ſeyn müſſen?

Gregor von Tours iſt nicht der einzige, welcher **Syrier** nach **Orleans** kommen und ſich daſelbſt niederſetzen läßt. Der Verfaſſer des Lebens des heil. **Columbans**, ſaget: daß dieſer Abt, welcher vom **Thierri**, Könige von **Burgund** aus ſeinem Kloſter verjaget worden, in **Bretagne** eine Zuflucht und ein Schiff geſuchet, das ihn nach Irrland überführen könnte, und daß er, da er durch **Orleans** gegangen, bey einem ſyriſchen Kaufmanne geherberget habe.

Die Begierde zum Gewinne war der Bewegungsgrund, welcher die **Syrier**, wie die Juden nach Gallien

ſelien lockete. Seit langer Zeit hatte man ſchon die Syrier des Geizes beſchuldiget. **Sever Alexander**, welcher aus Syrien gebürtig war, und im Verdachte ſtund, er liebe das Geld, litt es auch nicht gern, daß man ihn einen Syrer hieß. Der heil. **Hieronymus** (f) ſaget, dieß Volk wäre das geldgierigſte unter allen Menſchen. Da ſie in allen Städten des Reiches verbreitet waren, ſo waren ſie gewiſſermaßen, die Mäkler in allen Provinzen (g), und viel zu eigennützig, um ſich an einem mäßigen Gewinſte begnügen zu laſſen. Sie waren Wucherer, ſo daß der Ausdruck ein Syrier und ein **Wucherer**, im gewöhnlichen Reden, gleichbedeutend waren. **Sidonius Apollinaris**, wenn er einem ſeiner Freunde einen Begriff von denen Unordnungen machen will, davon er ein Augenzeuge war, ſaget: **die Geiſtlichen trieben Wucher, und die Syrer ſängen Pſalmen.** Foenerantur Cleri, Syri pſallunt. Dieſes führet **Hieronymus** überhaupt von allen Kaufleuten dieſes Volkes an, welche im Reiche zerſtreuet waren; **Salvian** aber wendet es insbeſondere auf diejenigen an, die in **Gallien** handelten. Dieſer Schriftſteller, der zu Ende des Vten Jahrhunderts lebete, ſaget mit ausdrücklichen Worten: die mehreſten Städte des Königreiches wären mit Fremden überſchwemmet, inſonderheit mit Syriern, deren ganzes Leben ein Geweb von Betrug und Hinterliſt wäre (h).

(e) Euſebius quidam negotiator genere Syrus, datis multis muneribus, in locum eius ſubrogatus eſt; isque accepto Epiſcopatu, omnem ſcholam deceſſoris ſui abjiciens, Syros de genere ſuo, eccleſiaſticae domui Miniſtros ſtatuit. *Gregor. Turon. Lib. IV. cap. 26.*

(f) Negotiatores avidiſſimi mortalium Syri.

(g) Usque hodie permanet in Syris, ingenitus negotiationis ardor, qui per totum mundum lucri cupiditate diſcurrunt, et tantam habent mercandi ve-

Man könnte fragen: durch welchen Weg die Syrier ſich nach denen Städten **Galliens** begeben, die nah am

---

ſaniam, ut occupato nunc orbe Romano, inter gladios et miſerorum neces, quaerant divitias, et paupertatem periculis fugiant. *Hieronym. in Ezech. cap. XXVII. v. 16.*

(h) Nam ut de alio hominum genere non dicam, conſideremus ſolas negotiatorum et Syricorum hominum turbas, quae majorem ferme civitatum univerſarum partem occupaverunt, ſi aliud eſt vita illorum omnium, quam meditatio doli et tritura mendacii. *Salvian. Maſſilienſ.*

am **Ocean**, oder denen hineinfließenden Strömen gelegen waren? Herr **Bonamy** glaubet nicht, daß ſie über das mittelländiſche Meer in den **Ocean**, durch die Enge bey **Gibraltar** gekommen; ſondern in dem Hafen zu **Marſeille**, **Arles** oder **Narbonne** angelandet wären: von wannen ſie ſich mit ihren Waaren in das Innere des Landes ausgebreitet hätten.

Strabo, welcher unter dem **Tiber** gelebet hat, beſchreibt den Weg, welchen die Handelsleute zu ſeiner Zeit genommen, um in diejenigen Theile von **Gallien** zu gelangen, die mit dem **Ocean** gränzen, ja ſogar nach **Groß-Brittanien**, durch die **Garonne**, die **Loire** und die **Seine**. Er bemerket, daß die große Menge ſchiffbarer Flüſſe, welche unſere Landſchaften durchkreuzen, die Ueberfuhre der Waaren von einem Meere zum andern ſehr befördert; und daß dieſe Verbindung den Ueberfluß im innern Lande unterhalten, indem es die Früchte und Gewächſe von einer Provinz zur andern geführet. Nach ihm iſt der blühende Zuſtand **Galliens** inſonderheit ſeiner vortheilhaften Lage zuzuſchreiben: ein Vortheil, den es vollkommen genießt, ſeit die **Gallier** ſich auf den Ackerbau befliſſen; und die Sitten nebſt den Geſetzen der **Römer** angenommen, indem ſie ſich dem Reiche unterworfen.

Tibers Nachfolger ſahen die Wichtigkeit des galliſchen Handels gar zu wohl ein, als daß ſie hätten verabſäumen ſollen, alles zu thun, was ihn vermehren konnte: und unſere erſten Könige, die ihn ſchon eingeführet fanden, waren ſolche ſchlechte Staatsverſtändige nicht, ihn zu ſtören; indem ſie ihre Staaten denen Fremden verſperret hätten, die ihre Reichthümer dahin brachten. Man ſieht auch aus dem **Gregor von Tours**, daß die Waaren aus **Aegypten** und **Syrien** beſtändig zu **Marſeille** und in den andern Häfen franzöſiſcher Bothmäßigkeit eingelaufen ſind, die an dem mittelländiſchen Meere gelegen geweſen.

XXIV.

Des Herrn Abts Lebeuf

Abhandlung über die Lage eines alten Palaſtes unſerer Könige erſten Stammes.

Die Anzahl der königlichen Häuſer war unter den zween erſten Stämmen ſehr beträchtlich: indem die Prinzen ein ſehr unſtetes Leben führeten; und außerdem der damals eingeführete Gebrauch, die franzöſiſche Monarchie in eben ſo viel Theile zu theilen, als der ſterbende König Erben hinterließ, Frankreich ſehr oftmals verſchiedene zeitverwandte Könige, als Häupter verſchiedener Nebenäſte gegeben hatte; welches denn in weniger Zeit die königlichen Wohnungen hat vermehren müſſen.

Man zählet deren bis auf drey hundert und funfzig, deren Namen noch anitzt bekannt ſind. Die Trümmer von vielen ſind noch itzt vorhanden; allein es giebt einige darunter, deren Lage man ſchwerlich beſtimmen kann.

Dergleichen iſt insbeſondere das Schloß **Brennacum**, von welchem der **P. Mabillon** glaubet, es ſey in dem Städtchen **Braine**, an den Ufern der **Veſſe**, drey oder vier Meilen jenſeit **Soiſſons** erbauet geweſen, welches aber der Herr Abt **Lebeuf**, nach einer reifen Unterſuchung viel näher nach **Paris** verleget. Die Schwierigkeiten, welche er dem gelehrten **Benedictiner** entgegenſetzet, und die Gründe, worauf er ſeine Meynung ſtützet, ſind der Inhalt einer weitläuftigen Abhandlung, deren

Ver-

Vorleſung uns in der Verſammlung vom 19ten **Julius** 1748 unterhalten hat. Die natürliche Abtheilung dieſer Abhandlung in zween Theile, wird eben dieſelbe ſeyn, die wir in dem kurzen Auszuge beybehalten wollen, welchen wir hier davon mittheilen. Der erſte Artikel enthält die Einwürfe; und der zweyte des Herrn Abts **Lebeuf** Beweiſe.

I.

Das Schloß **Brennacum** iſt in unſern Jahrbüchern ſehr bekannt. **Gregor von Tours** redet verſchiedene male davon. **Aimoin,** welcher mehrentheils ſein Abſchreiber oder ſein Ausleger iſt, nennet dieſen Ort Brenacum villa, welcher in den Chroniken von **St. Denys,** *Braine* oder *Brainé* gegeben wird: deren Verfaſſer, die zwey hundert Jahre jünger ſind als **Aimoin,** ſein Werk in die gemeine Sprache überſetzet haben.

Keiner von allen beſtimmet die Lage des Schloſſes, davon hier die Rede iſt, auf eine feſte Weiſe. Der erſte unſerer Geſchichtſchreiber, der ſolches unternommen, iſt **Scipio Düpleix**: von welchem der **P. Mabillon,** und ſein Amtsbruder der **P. Germain, Mezerai,** der **P. Daniel,** Herr **von Valois,** und verſchiedene andere die Meynung angenommen haben.

Der Herr Abt **Lebeuf** hatte ſich gleich anfangs durch ihr Anſehen dahinreißen laſſen; ungeachtet einige Gründe ihn noch zweifelhaft macheten. Allein er iſt ganz wieder zu ſich gekommen, da er eine Anmerkung des Herrn Abts **des Thuilleries** über dieſe Lage und den Zweifel geſehen; welchen die letzten Herausgeber des geographiſchen Wörterbuchs vom **Martiniere,** über eben dieſer Sache bezeugen. Unſer Mitglied hat gefunden, da er bis zur Quelle hinaufgegangen, daß dieſe Schriftſteller nur bloß der Meynung des Herrn **Abtes de Longuerue** gefolget ſind: welcher in der geographiſchen Beſchreibung von Frankreich, nicht will, daß **Braine**, das alte **Brennacum** ſey. Die Unterſuchungen, in welche der Herr **Abt Lebeuf** ſich nach dieſem eingelaſſen, um dieſe topographiſche Aufgabe aufzulöſen, haben ihn zugleich auf dieſe Meynung gelenket, und in den Stand geſetzet, an die Stelle von **Braine** einen andern Ort zu ſetzen, deſſen Entdeckung ihm allein zukömmt.

Gleich anfangs ſtellet ſich ein Grund, der aus der Etymologie genommen iſt, der Meynung des **Dupleix** und ſeiner Anhänger entgegen. Aus **Brennacum** hat man nicht **Braine** gemachet. Dieß wäre dem Gebrauche zuwider geweſen, welcher bey den Völkern jenſeit der **Loire** allemal eingeführet war, daß ſie nämlich bey allen Namen, die ſich im Lateiniſchen mit acum, oder eium endigen, in gemeiner Mundart durch die Endungen ai oder oi, und ei oder i, geben. Die Beyſpiele davon ſind häufig. Außerdem wird **Braine**, im **Frodoard**, **Braina** genennet: dieſer Schriftſteller iſt aus dem X Jahrhunderte, einer Zeit, da man noch nicht gewohnet war, die Namen der Oerter zu verſtümmeln, noch dieſelben abzukürzen.

Aber außer dieſem grammatikaliſchen Beweiſe, ſchöpfet der Herr **Abt Lebeuf** aus der Geſchichte jener Zeit, noch entſcheidendere Gründe. Wenn er die Stellen zuſammen nimmt, allwo von **Brennacum** die Rede iſt, ſo unterſuchet er alle Vorfälle, die ſich an dieſem Orte zugetragen; und findet bey der Vorausſetzung, daß dieſe Begebenheiten ſich zu **Braine** zugetragen, Schwierigkeiten, nach welchen man deren Schauplatz anders wohin verlegen, und folglich zugeſtehen muß, daß **Braine** nicht **Brennacum** geweſen ſey. Wir wollen ihm Schritt vor Schritt in der Erzählung dieſer Vorfälle folgen, deren

ren einige an ſich ſelbſt ſchon merkwürdig, oder doch mit wichtigen Puncten unſerer Geſchichte verknüpfet ſind.

Nachdem **Gregor von Tours** den Tod **Clotars** des I, und die Beerdigung dieſes Prinzen erzählet hat, welche 561 zu **Soiſſons** in der **St. Medardskirche** geſchehen iſt, ſo ſetzet er hinzu: daß **Chilperich**, einer ſeiner vier Söhne ſich ſogleich nach dieſer Feyerlichkeit, nach **Brennacum** (a) begeben, allwo ſein Vater ſeine Schätze gehabt; daß er ſich deren bemächtiget, den Franken Wohlthaten davon erwieſen, und ſich ſogleich wieder nach **Paris** verfüget hätte: allein, daß er nicht lange Zeit Meiſter von dieſer Stadt geblieben, welche man von Stunde an, für die Hauptſtadt der franzöſiſchen Monarchie gehalten, welche allezeit einen Theil des größten Looſes bey Theilungen ausmachete.

Aus dieſem Verfalle ſchließt der Herr Abt **Lebeuf**, daß **Brennacum** nicht **Braine** hat ſeyn können, welches vier Meilen über **Soiſſons** hinaus, in Anſehung von **Paris**, liegt; ſondern, daß man es diſſeits, nach **Paris** oder **Meaux** zu, ſuchen müſſe. In der That iſt es ſichtbar, daß **Chilperichs** Brüder, welche damals in **Soiſſons** beyſammen waren, ihn bey ſeiner Wiederkunft von **Brennacum** hätten aufhalten können, wenn er durch dieſe Stadt hätte gehen wollen, um ſich nach **Paris** zu begeben.

Ferner wird von **Brennacum** zehn Jahre ſpäter, bey Gelegenheit eines Proceſſes geredet, welchen man alldort bey **Siegeberten** anhängig gemachet, dem dieſes Kö-

nigl.

(a) Der Text ſagt in villa *Brennacum*. Dieß Wort iſt bald ſo bald ſo geſchrieben; zuweilen lieſt man auch *Brennacum*, *Bernacum*, *Brenacum*. Aimoin verunſtaltet den Namen dieſes Schloſſes auf einer Stelle ſeiner Geſchichte, indem er es *Bre-*

nigliche Haus damals gehörete. Eine von den Parteyen, hatte der andern, in der Kirche dieſes Orts, einen feyerlichen Eid über gewiſſe Märtyrer Reliquien abgefodert. Dieſe Begebenheit, die man im Gregor von **Tours** (b) leſen kann, beweiſt: daß **Brennacum** in dem Bezirke des Königreiches **Paris**, folglich in dem Gebiethe dieſer Stadt, zwiſchen **Paris** und **Soiſſons** gelegen haben müſſe, und nicht jenſeit **Soiſſons**, wie **Braine** liegt. Dieß beweiſt man ſo: weil nämlich der König, von welchem hier geredet wird, **Siegebert** iſt; welchem durch die erſte Theilung **Auſtraſien** anheim gefallen war, und welcher erſt im 56 ſten Jahre, durch **Cariberts** Tod, Erbe an einem Drittheile des Königreichs **Paris** ward. Da dieſer letzte keine Kinder hinterließ, ſo wurden **Siegebert**, **Gontrand** und **Chilperich** mit einander eins, **Paris** ungetheilet zu beſitzen, mit dem Bedinge: daß keiner von allen dreyen, ohne der andern Genehmhaltung hinein kommen dürfte. Sie hielten alſo ihr Hoflager nicht daſelbſt; ſondern ein jeder hatte in der Nachbarſchaft ſeine Stadt, oder irgend ein Schloß. Da nun erwähnte Sache, vor **Siegeberten** zu **Brennacum** geführet wird, ſo folget: daß **Brennacum**, **Siegeberts** Haus, nahe bey **Paris** geweſen; und daß man es folglich nicht über **Soiſſons** hinaus ſchieben müſſe, allwo damals **Chilperich** regierete.

Wir ſehen, daß im 578ſten Jahre, **Chilperich** Herr von **Brennacum** geweſen: wenigſtens kann man es aus einem kleinen Vorfalle glauben, welchen abermals Gregorius von **Tours** (c) anführet. Allein er beſaß dieſes Schloß nicht als König von **Soiſſons**; ſondern er

hatte

Brennacum villam nennet; welches man durch *Braigne*, und nicht durch *Breteuil* geben müßte. Es iſt aber ein Fehler, den er ſelbſt bald wieder verbeſſert.

(b) *Greg. Tur.* Lib. IV. c. 48.

(c) L. V. c. 25.

hatte es ſeit dem Tode ſeines Bruders Siegeberts, welcher im 575ſten Jahre geſtorben war, gewaltſamer Weiſe an ſich geriſſen.

Das 580ſte Jahr iſt der Zeitpunct einer der wichtigſten Vorfälle, die ſich, wie wir wiſſen, zu Brennacum zugetragen. Ein Vorfall, der den Gregor von Tours ſelbſt betreffen, welcher uns die Hauptumſtände davon erhalten hat (d). Es betrifft eine Kirchenverſammlung, die daſelbſt gehalten werden, um die Streitigkeiten zu entſcheiden, die er, als Biſchof, mit Leudaſten, Grafen von **Tours**, und einigen Geiſtlichen ſeines Kirchſprengels hatte, die ihn bey **Chilperichen** und der **Fredegunde** verhaßt machen wollten. Der Ausſpruch dieſes Concilii gieng dahin, daß, da das Zeugniß eines Untern, vielweniger eines Layen, wider einen Biſchof nicht angenommen werden könnte, Gregorius ſich durch einen Eyd reinigen müßte, den er auf dreyen Altären, nach gehaltener Meſſe thun ſollte. Hierauf begab ſich der Graf von **Tours** auf die Flucht, und gieng nach **Paris**, allwo er ſich in die Baſilica des heil. **Peters** verbarg.

In eben dieſem 580ſten Jahre wurden die beyden Söhne **Chilperichs** und der **Fredegunde**, nach einander in dem Schloſſe Brennacum, von derjenigen Seuche angegriffen, die im Auguſtmonathe anfieng dieſe Gegend zu verwüſten, und daran dieſe zween Prinzen innerhalb zwanzig Tagen ſturben. **Gregor von Tours** iſt nicht der einzige, der dieſe Sache erzählet (e), der Verfaſſer des Lebens des heil. Yriers (f), welcher faſt ein Zeitgenoß vom Gregor iſt, hält ſich ebenfalls weitläuftig bey dieſer Krankheit auf. Beyde reden von dem Entſchluſſe, welchen damals **Chilperich** und ſeine Gemahlinn gefaſſet haben, die Aufſätze derer Auflagen, die ſie von ihren Staaten erheben wollten, ins Feuer zu werfen.

(d) L. V. c. 50.

(e) Lib. V. cap. 35.

(f) Analect. in fol. p. 203. St. Yrier war Abt zu Limoſin. Sein Leben iſt kein Werk vom Gregor von Tours, wie verſchiedene Gelehrte geglaubet hatten. Herr von Sommemagne hat

Da **Dagobert**, der Jüngſte ihrer Söhne, zuerſt geſtorben war, ſo ward ſeine Leiche von **Brennacum** nach **Paris** gebracht, und in der Kirche von St. **Denys** begraben. Damit nun der König von dem Himmel die Geneſung **Clodoberts**, des Aelteſten der zween Söhne erhalten möchte; ſo ließ er ihn zu gleicher Zeit nach **Soiſſons** zum Grabe des heil. **Medardus** führen: allein der junge Prinz ſtarb mitten in der Nacht. Nachdem nun die Begräbnißfeyern um dieſe Stadt herum vorbey waren: ſo begaben ſich **Chilperich** und **Fredegunde** in dem **Octobermonathe** in den Wald **Cuice**, in Cotia ſylva, um daſelbſt in der Einſamkeit, ihrem Grame freyen Lauf zu laſſen. Nun blieb dem **Chilperich** noch ein Sohn erſter Ehe übrig. Die eiferſüchtige **Fredegunde** beredete ihren Gemahl, denſelben auf das Schloß **Brennacum** zu ſchicken; in Hoffnung, daß er daſelbſt wohl wie die zween andern Prinzen, von derſelben Krankheit überfallen werden und ſterben würde. Allein dieſes grauſame Kunſtſtück gelung ihr nicht: und als der König ſich aus dem Walde **Cuiſſe**, nach **Chelles**, nahe bey **Paris** begeben; ſo ließ er den jungen **Clodovæus** dahin kommen: ſo hieß dieſer Prinz, welcher bald darauf ein Opfer der Wuth ſeiner Stiefmutter ward.

Der Verfaſſer des Werkes, geſta regum Francorum, redet ebenfalls von **Brennacum**, unter dem 577ſten

hat im IV Bande dieſer Geſchichte a. d. 365 u. f. S. ſehr deutlich bewieſen, daß ſelbiges von einem ſpätern Schriftſteller aufgeſetzet worden, welchen der Herr Abt Lebeuf entweder für den Fortunat, oder für den Patricius Dynamius hält.

Jahre, bey Gelegenheit des Krieges, welchen **Childebert**, König von Auſtraſien, wider den **Clotar**, **Chilperichs** Sohn, unternommen. Als nun **Fredegunde**, die Mutter des jungen **Clotars**, zu **Paris** vernahm: daß die feindliche Macht, die aus **Burgundern** und Auſtraſiern beſtund, bereits in das **Soiſſonniſche** eingedrungen war; ſo gieng ſie mit dem Ausbunde ihrer Mannſchaft nach dem Schloſſe **Brennacum** (g). Von hier ruckete ihr Volk bis in die Nachbarſchaft von **Droiſi**, Trucciacum, in das ſoiſſonniſche Gebieth. Bey dem Anbruche des Tages, überraſchete ſie daſelbſt **Childeberts** Heer, brachte es in Unordnung, verfolgete die übrigen bis nach **Rheims**, von wannen ſie mit einer anſehnlichen Beute nach **Soiſſons** zurückkam. Wir wollen bemerken, daß der Geſchichtſchreiber ſie in dieſe Stadt kommen läßt, ohne über Brennacum gekommen zu ſeyn: welches beweiſt, daß dieß Schloß nicht zwiſchen **Rheims** und **Soiſſons** gelegen.

Seit dieſem Vorfalle wird nicht mehr davon geredet, als in einem der Fortſetzer des **Fredegarius**, und in den Jahrbüchern von **Metz**: welche gegen das IX Jahrhundert geſchrieben ſind, und die uns unter dem 754ſten Jahre berichten, daß der König **Pipin** zu **Brennacum** (h) eine allgemeine Verſammlung ſeines Königreiches gehalten.

Wir wollen denen Anzeigen, die aus allen dieſen Vorfällen zuſammengezogen ſind, noch einige Anmerkungen des Herrn **Abts Lebeuf** beyfügen: welche mit dazu beytragen, die Folgerung zu rechtfertigen, die er daraus wider die Meynung des **Düpleix** zieht.

(g) Der Text hat *Brinnacum villam.*

(h) Unſere Könige hatten den Gebrauch an den Kalendis Martii, dieſe Verſammlungen des Volkes, oder placita generalia zu halten. (Pipinus) ad calendas martias, omnes Francos, ſicut mos

Wir haben geſehen, daß die Kirche zu **Brennacum** Märtyrer-Reliquien beſeſſen; woraus, nach dem Gebrauche der damaligen Zeit erhellet, daß ſie unter der Anruffung irgend eines Märtyrers eingeweihet worden. Dieſes nun iſt von keiner einzigen Kirche in **Braine** wahr: welche alle der Jungfer **Marie**, oder irgend einem Bekenner, z. E. dem **St. Yved**, Biſchofe, von **Rouen**, **St. Remi** und **St. Niklas**, gewidmet ſind.

Ein neuer Beweis wird aus dem Entſchluſſe genommen, daß **Chilperich** ſeinen Sohn **Dagobert**, der zu **Brennacum** geſterben war, zu **St. Denys** begraben laſſen. In der That, um von **Braine** nach **Paris** zu kommen, hätte man über **Soiſſons** gehen müſſen: allwo es natürlicher geweſen wäre, die Leiche des jungen Prinzen in der **St. Medardskirche** zu begraben; allwo auch ſchon **Clotar**, ſein Großvater lag, und wohin die Leiche ſeines älteſten Bruders **Clodoberts**, wenige Tage darauf auch kam. Die Kirche zu **St. Denys** war damals nicht das Begräbniß unſerer Könige. **Dagobert**, von welchem hier geredet wird, iſt der erſte, der daſelbſt zur Ruhe gebracht worden. Dieſe Wahl zweyer verſchiedener Gräber, für die zwey Kinder **Chilperichs**, wäre allein genug, die Lage von **Brennacum**, zwiſchen **Soiſſons** und **Paris** feſtzuſetzen.

Und eben dieſe Folgerung muß man aus der umſtändlichen Beſchreibung des Sieges ziehen, welchen das Heer der **Fredegunde** über den **Childebert** erhalten. Wäre **Brennacum** **Braine** geweſen, ſo würde daraus folgen: daß dieſe Prinzeſſinn ihr Heer an einem von **Pa**-

---

num Francorum eſt, Brennaco villâ publicâ ad ſe venire juſſit. *Cont. de Fredeg.* Eodem anno, ſagen die Annaliſten von Metz, Pippinus rex Placitum habuit ſecundum conſuetudinem, calendis martii, Brennaco villâ publicâ. *Nouv. recueil des Hiſtoriens de France. T. V.*

ris entlegenern Orte verſammlet gehabt, als der Stand geweſen, wo der Feind ſich gelagert hatte; ſo daß dieſes Heer der **Fredegunde**, um den Feind anzugreifen, wieder ſeinen Weg zurück hätte nehmen müſſen.

Noch mehr: wäre **Braine**, das **Brennacum** was wir ſuchen, ſo hätte die Stadt **Soiſſons**, jenſeits welcher **Braine** liegt, auf dem Wege derer Biſchöfe gelegen, welche 580 in dieſes Schloß kamen, um den Handel **Gregors von Tours** zu entſcheiden. Verſchiedene unter ihnen, die ſich dahin aus den Provinzen **Sens**, **Tours** und dem innerſten Aquitanien begeben, wären durch **Soiſſons** gegangen: allein man ſieht nirgend, daß deſſen gedacht wird. Es wird bloß von der Stadt **Paris** geſprochen, welche der Weg dererjenigen war, die von den Landſchaften jenſeits der **Loire** kamen. In der That hatte **Chilperich** zu Haltung dieſer Kirchenverſammlung einen Ort erwählen müſſen, welcher zwiſchen **Paris** und **Soiſſons** lag, damit er vielen derer Biſchöfe, die ſich dabey einfinden ſollten, eine Tagereiſe erſparete.

Allen dieſen Gründen wollen wir noch ein ſtarkes Vorurtheil gegen **Braine** beyfügen; nämlich, daß dieß Städtchen fern von allen großen Wäldern iſt. Es iſt fern von dem Walde **Cuice**, von den Wäldern Villers-Cotterets und **Laigue**, welches die drey Hauptwälder in **Soiſſons** und **Valois** ſind. Nun aber weis man, daß die Könige des erſten Stammes, gewohnt waren in Wäldern, oder deren Nachbarſchaft zu bauen.

Endlich, und was entſcheidend zu ſeyn ſcheint, iſt dieß, daß **Braine** ein Land des alten Kirchengutes der Kirche zu **Rouen** iſt, ſo wohl als das in der Nachbarſchaft liegende **Condé** und **Sanci**. Dieß Geſchenk hatte ſie von dem heil. **Ouen**. Die erſten Urkunden davon ſind nicht mehr vorhanden; allein man ſieht einen

Beweis dieſes uralten Beſitzes, aus dem Entſchluſſe, den die Geiſtlichkeit zu **Rouen** im IX Jahrhunderte ergriff, die Reliquien und Bücher ihrer Kirche, an dieſe Oerter zu verſtecken. Zu **Braine** wurden die Körper des heil. **Evodius** und **Victricius**, beydes Biſchöfe von **Rouen** verwahret. Die Geiſtlichen legten auch ihre Bücher dahin, die in groſſer Menge verdarben, wie **Gerhard**, ein Mönch zu **Soiſſons** bezeuget (c), der 950 ein Leben des heil. **Romanus** geſchrieben.

Im 931ſten Jahre entriß ein Graf, Namens **Hugo**, dieſes Gut **Braine** den Erzbiſchöfen von **Rouen**. Dieß lehret uns **Frodoard** (d), welcher hinzuſetzet: daß die Vaſallen des Grafen **Herberts**, ſelbiges noch in demſelben Jahre dem erſten Räuber wieder entriſſen, und das Schloß zerſtöret haben.

Die Grafen von **Vermandois** baueten nach dieſem daſſelbe wieder auf; allein die Biſchöfe von **Rouen** waren genöthiget ihren Anſprüchen auf **Braine** zu entſagen. Die Güter **Conde** und **Sanci**, waren in der That den benachbarten Herren nicht ſo bequem: denn die Mönche der Abtey zu **St. Ouen**, denen ſie gehöreten, haben allezeit das Recht behauptet, was ſie noch itzt darauf haben.

Aus dieſem allen ſchließt der Herr **Abt Lebeuf**, daß, da **Braine** im VII Jahrhunderte, ein Kirchengut von **Rouen** geweſen, es nicht ein königliches Gut ſeyn können; und daß man folglich das Schloß **Brennacum**, allwo ſich im 754ſten Jahre das Parlament des Volkes verſammelt, welches **Pipin** zuſammen berufen, anderswo ſuchen müſſe.

(c) Theſ. Anecdot. T. III.

(d) Analect. in fol. p. 429.

II.

Nachdem nun auf dieſe Weiſe der Herr Abt **Lebeuf** die alte Meynung beſtritten, ſo ſetzet er die ſeinige feſt, Ein Dorf im Kirchſprengel von **Meaux**, der mit dem **Soiſſonniſchen** angränzet, und faſt an der Landſtraße von **Paris** liegt, ſcheint ihm der Ort zu ſeyn, wohin man gegenwärtiges Schloß ſetzen könnte. Es iſt das Dorf (l) **Bergni**, welches in den Urkunden vom IX Jahrhunderte (m), und in ſpätern Zeiten, **Bernegium**, **Berinneium**, **Berigneium** genennet wird; und in denen vom XIV Jahrhunderte (n) Beriniacum heißt. Dieſer Ort liegt dreyzehn bis vierzehn franzöſiſche Meilen von **Paris**, ſieben von **Soiſſons**, und zwo von dem Walde Villers-Cotrets, ſechs von **Compiegne**, neun bis zehn von **Chelles**, und fünfe von **Meaux**.

Dieſe Weiten ſtimmen ſehr wohl mit allen Reiſen **Chilperichs**, mit dem verabredeten Orte zwiſchen der **Fredegunde** und ihrem Herre, auf dem Schloſſe **Bernacum**, und kurz, mit allen Umſtänden derer Vorfälle überein, die im **Gregor von Tours** und in dem Leben des heil. **Priers** umſtändlich erzählet werden. Der Herr Abt **Lebeuf** wiederholet alle dieſe Vorfälle ausführlich, und unterſuchet ſie; in der Vorausſetzung, daß **Bernacum**, **Bergni** iſt. Er beweiſt, daß dieſe Lage alle Schwierigkeiten hebt, und der Erzählung der Geſchichtſchreiber ein neues Licht giebt. Wir haben geglaubt, daß der Anblick der Charte von **Champagne** und der umliegenden Gegenden, die Herr **Delisle** verfertiget hat, in welcher man ausführlich denjenigen Theil von **Meaux** und des Kirchſprengels von **Soiſſons** findet, alles Be-

---

(l) Die Einwohner nennen es Bergni: eine fehlerhafte Ausſprache die man mit Unrecht in den Charten beybehalten hat.

(m) Tabul. Eccl. Meld.

(n) Stat. Synod. Meld. Anno 1353. Theſ. Anecd. T. IV.

Bergni und Braine liegen, allen Unterſuchungen abhelfen, und hinlänglich ſeyn würde, dem Leſer einen vollkommenen Begriff von der Sache zu machen.

Zu Anfange des XIII Jahrhunderts ſah man noch zu Bergni eine Kirche des heil. **Dionyſius**, die unfehlbar ein Ueberreſt des alten Schloſſes geweſen. Die beſondere Andacht, die unſere erſten Könige gegen den **Dionyſius** und ſeine Mitbrüder hegeten, berechtiget uns zu ſchlieſſen: daß ſie Reliquien von dieſen Märtyrern in der Capelle irgend eines ihrer Schlöſſer gehabt haben müſſen; und allem Anſehen nach, iſt es in Gegenwart dieſer Reliquien geſchehen, daß man die vorerwähnten Eide geleiſtet hat. **Gregor von Tours** ſchwor auf dreyen Altären, welche wahrſcheinlicher Weiſe, der eine dem heil. **Dionyſius** allein, der zweyte dem heil. **Rusticus**, und der dritte dem heil. **Eleutherus** geweihet geweſen.

In der Folge gaben unſere Könige Bergni der Abtey des heil. **Dionyſius**. Ein Geſchichtſchreiber dieſes Kloſters, der unter **Karln dem kahlen** geſchrieben, erzählet: daß der Abt **Vollrath**, nachdem er dieß Gut **Bernegium**, als ein Lehn einem gewiſſen Herrn, Namens Audran, verliehen, dieſer, ohne alle Scheu vor den Reliquien des heil. **Dionyſius**, die Kirche zum Beizorte für ſeine Falken gebrauchet, und deren Halle entheiliget habe, indem er ſeine Pferde hinein geſtellet. Dieſe alte Kirche des heil. **Dionyſius**, ward zur Zeit des heil. **Ludwigs** zu einer Pfarrkirche erhoben.

Der Herr Abt Lebeuf hat vorausgeſehen, daß man wider ſeine Meynung einen Einwurf machen könnte, der aus einem der Umſtände des Proceſſes genommen wäre, den man dem **Gregor von Tours** gemachet hat. Bevor er nach Brennacum gieng, begab ſich dieſer angeklagte Biſchof nach **Soiſſons**, nach den eigenen Worten ſeines Berichtes. Warum, wird man ſagen, wäre er in dieſer Stadt geweſen, dafern die Verſammlung, die über ihn Recht ſprechen ſollte, zu Bergni, ſechs oder ſieben Meilen jenſeits gehalten worden? Die Antwort hierauf iſt ungekünſtelt, und erhellet aus den andern Verfallen, die dieſer Begebenheit zur Erläuterung dienen. Es brauchet nichts mehr, als daß man nur den Gregor von Tours aufmerkſam leſe, um zu geſtehen: daß er anfänglich erſt nach Soiſſons gehen müſſen, indem Chilperich und Fredegunde damals ihr Hoflager daſelbſt hielten; weil ſeine Ankläger ſich dahin begeben hatten, weil der König, der von ihren Läſterungen eingenommen war, ſeinen Erzdiakon gefangen hielt, und ihm viel daran gelegen war, den Chilperich erſt auf andere Gedanken zu bringen, bevor die Kirchenverſammlung gehalten würde. Er kam auch noch eher nach Soiſſons, ehe einmal der Ort beſtimmet war, wo die Verſammlung gehalten werden ſollte; und dieſer Ort war deswegen noch nicht beſtimmet, weil die mehreſten Biſchöfe noch nicht angekommen waren. Was hätte Gregorius von Tours zu Bergni machen ſollen, bevor ſeine Richter daſelbſt verſammlet waren? Es war für ihn viel vortheilhafter, und ſeiner Würde gemäßer, ſo lange am Hofe zu bleiben, bis der Hof ſelbſt nach Brennacum gienge, wohin er ſich, mit ihm zugleich ganz bequem begeben konnte.

Man wird vielleicht hinzuſetzen, daß, wenn das Schloß Brennacum zu Bergni geweſen wäre, ſich doch einige Ueberbleibſel davon würden erhalten haben. Bergni würde ein Flecken, oder gar eine Stadt ſeyn; wenigſtens würde man vor dem XIII Jahrhunderte eine Parochie daraus gemachet haben; allein es iſt leicht auf dieſe Schwierigkeiten zu antworten.

Von denen drey hundert und funfzig alten königlichen Häuſern, davon der Verfaſſer der Diplomatik, und die neuen Herausgeber des Gloſſarii des **Dücange** uns den Aufſatz mitgetheilet haben, wird man ſchwerlich noch zwanzig finden, davon noch anitzt Spuren übrig ſind. Man findet deren einige, neben denen ſich Städte angebauet hatten; einige waren ſo gar in Dörfern gebauet, weit von dem Quartiere der Pfarrkirche. Nur erſt im letzten Jahrhunderte hat man das Schloß **Fontainebleau** in eine Pfarre verwandelt; bis dahin hatte es über fünf hundert Jahre lang nach **Avon** gehöret.

Ein ſehr ſtarker Beweis, daß das Dorf **Bergni** ehemals eine königliche Wohnung geweſen, iſt dieß: daß der Bezirk dieſes Gutes ein Richteramt ausgemachet, welches wenigſtens zwanzig Meilen im Umfange gehabt, und ein und zwanzig Kirchſpiele unter ſich begriffen. Dieſes kam ihm ganz gewiß, weder von den Mönchen zu *Lieurestoré* als gegenwärtigen Herren von **Bergni**, durch Schenkung der Grafen von **Vermandois**; noch von den Mönchen von **St. Denys** zu, denen dieſe Grafen gegen das Ende des zweyten Stammes gefolget waren. Dieß war unfehlbar ein Ueberreſt ehemaliger Vorrechte, die unter den zween erſten Stämmen den großen königlichen Häuſern zuerkannt waren: denn niemals haben die Beamten auch der älteſten Abteyen, ſolche weitläuftige Gerichtsbarkeiten gehabt.

Die Capitularen von **Karln** dem **großen**, gedenken der Richterämter der großen königlichen Landhäuſer, und eben dieſer Prinz verminderte ihre Gerichtsbarkeit. In einer Acte, die zu **Crepi** in **Valois** den 26ſten **Jänner** 1730 aufgeſetzet werden, erkläret ſich der Richter zu **Bergni**: daß es ehedem in dieſem Dorfe einen Stein nahe an einem Nußbaume, gegen über dem Eingange der Kirche gegeben, allwo die gerichtlichen Händel bey ſeinen Vorfahren angebracht werden. Dieß iſt ein alter Gebrauch, wovon man nichts ähnliches in **Braine** findet.

Der Herr Abt **Lebeuf** muthmaßet, daß die Verheerungen der **Normänner**, der Zeitpunct und die Urſache der Zerſtörung des Schloſſes **Bernacum** geweſen. Als unſere Könige dieß **Bergni** den Mönchen von **St. Denys** geſchenket: ſo traten es dieſe, durch Vergleich, den erſten Grafen von **Valois** ab, deren Nachkommen es im XIV Jahrhunderte zum Beſten der Abtey *Lieu-reſtori* und der **Karthauſe** von *Bourgfontaine* wieder hingaben.

Wir wollen mit der Anmerkung beſchließen, daß einige Schriftſteller, welche Zeitgenoſſen des **Dupleix** geweſen, geglaubet haben: ſie müßten **Brennacum** in den kleinen **Canton** von **Brennes** legen, welcher an den Gränzen von **Tourraine** und **Berry** liegt. Herr **Lebeuf** hat ſich begnüget, dieſe Meynung nur anzuführen, ohne ſich bey deren Widerlegung aufzuhalten: und in der That kann dieſe Lage mit keiner von den vorgebrachten Begebenheiten übereinkommen, welche diejenigen Schriftſteller vorbringen, die von **Brennacum** handeln.

◆ ◆ ◆

XXV.

Herrn Otters

ſummariſche Nachricht, von der Eroberung von Afrika, durch die Araber.

Die chronologiſche Ordnung, deren wir uns, ſo viel es nur möglich iſt, in Austheilung der Materien bedienen, nöthiget uns hier die Folge derer Artikel zu unterbrechen, die die franzöſiſche Geſchichte betreffen, um von den erſten Arbeiten Rechenſchaft zu geben, welche der ſelige Herr **Otter** über die **Geſchichte der Araber** unternommen. Uebrigens iſt die Geſchichte der Morgenländer, das wichtigſte Stück ihrer Literatur, oftmals mit der Geſchichte der Abendländer verbunden, und mit merkwürdigen Vorfällen angefüllet, die uns unbekannt ſind.

Die Bibliothek des Königes enthält eine große Menge arabiſcher, türkiſcher und perſiſcher Manuſcripte: deren Durchleſung uns in Anſehung derer Veränderungen ein großes Licht geben könnten, die der **Mahometiſmus** im Oriente verurſachet hat. Niemand iſt mehr im Stande geweſen, aus dieſen Quellen zu ſchöpfen, als Herr **Otter**. Ein natürlicher Geſchmack, ein ernſthaftes und methodiſches Studieren, und einige lange Reiſen, hatten ihm eine tiefe Kenntniß der morgenländiſchen Sprachen zuwege gebracht. Er beſaß ſie in einem ſehr hohen Grade, und die Akademie ſah ihn, als ſie ihn aufnahm, für einen derer ſeltenen Männer an, welche dazu gebohren ſind, in der hiſtoriſchen Welt neue Landſchaften zu entdecken. Er ſelbſt lenkete alle ſeine Abſichten auf dieſen Gegenſtand: allein da der Tod ihn uns bey dem Eintritte ſeiner Laufbahne entriß, ſo haben wir nur ſo viel Zeit gehabt, ihn genugſam kennen zu lernen, um ihn zu bedauern.

Er hat uns nur das einzige Stück überliefert, davon wir hier einen Auszug geben wollen, und welches von der Eroberung von Afrika durch die Mahometaner handelt. Es iſt der berühmte Nuveiri (a), welcher bis an das 732ſte Jahr der Hegira gelebet hat (b). Seine allgemeine Geſchichte: Die letzte Stufe der Vollkommenheit der arabiſchen Litteratur, betitelt, iſt in verſchiedene Theile eingetheilet, die wieder ihre Unterabtheilungen und Abſchnitte haben, die in Capitel abgetheilet ſind. Die Erzählung von der Eroberung von Afrika, ſteht im ſechſten Capitel des fünften Abſchnittes des fünften Theiles.

Die hauptſächlichſten Gewehrsmänner, welche der Verfaſſer anführet, ſind: Rebia, der den Vortrab der Araber anführete, als ſie dieſes Land überfielen; Ibn ulerſir, Geſchichtſchreiber der Eroberung von Andalouſien, Ibnrelik, Abdur-rahman (c), ein Sohn des Ziad, El-Vakidi und Abdul-azzis (d), ein Sohn des Cheddad.

Herr Otter hat die Erzählung des Nuveiri zum Grunde der ſeinigen geleget; bevor er aber zur Sache ſelbſt ſchreitet, theilet er erſt ein Bild derer Eroberungen mit, die die Araber in Aſien gemachet haben. Man weis, mit was für einem ſchnellen Laufe der Strom der Mu-

---

(a) Dieſer Schriftſteller wird nach der gemeinen Rechtſchreibung Novaïri genannt; Herrn Otters ſeine iſt, was die morgenländiſchen Namen betrifft, faſt allezeit unterſchieden. Wir wollen ſie indeſſen im Texte beybehalten, und nur bemerken, daß wir in die Noten allezeit die Namen ſo ſetzen werden, wie man ſie gemeiniglich ſchreibt. Eben das werden wir in Anſehung aller alten Namen der Oerter und Städte thun, von welchen Herr Otter aus den Arabern redet.

Nuveiri genießt als ein Geſchichtſchreiber die größte Ehre bey den Morgenländern. Sie ſehen

Muſelmanniſchen Gewalt die Länder überſchwemmet hat, welche zwiſchen die Könige von **Perſien** und die Kaiſer von **Conſtantinopel** getheilet waren. Innerhalb ſechs und zwanzig Jahren, ſtifteten **Mahomed** (e), **Ebou-bekir** (f), und **Umer** (g), indem ſie ihren Waffen ganz **Arabien**, **Chaldäa**, **Meſopotamien**, **Syrien**, **Aegypten**, **Cyrenien**, das **Kuſiſtan**, **Aderbijan**, und **Khoraſſan** unterwarfen, ein Reich, deſſen Bezirk gar bald dem römiſchen Reiche gleich kam. Anſehnliche Siege und wichtige Belagerungen, die ſich glücklich endigten, hatten ſie zum Schrecken im Oriente gemachet. Eine einzige Schlacht, wie die bey **Yermouk**, unterwarf ihnen eine ganze Provinz; und die anſehnlichſten Städte Aſiens, **Edeſſa**, **Niſibe**, **Heliopolis**, **Emeſus**, **Jeruſalem**, **Aleppo**, **Antiochien**, **Damaskus**, **Hierapolis**, **Tripolis**, **Tyrus**, **Cäſareen**, mußten von dem Ueberwinder Geſeße annehmen; einige ohne allen Widerſtand, andere nach einer hartnäckigen Gegenwehre: bey welcher, troß ihren Wällen, Beſatzungen und zahlreichen Heeren, die ihnen zu Hülfe kamen, die Verzweifelung der Belagerten nur vergeblich gegen die Schwärmerey und Tapferkeit der Belagerer rang. Ein einziger Streich vom **Khandemir** (h) wird ſtatt der ganzen Erzählung dienen, in die wir uns hier nicht einlaſſen wollen. Nach dieſem Geſchichtſchreiber bemeiſterten ſich die Araber von ſechs und dreyßig tauſend Städten, Feſtungen, Flecken oder Schlöſſern, in währender einzigen Regierung des **Umer**, die nur zehn und ein halb Jahr währete.

ſehen ihn für einen ihrer beſten und getreueſten Schriftſteller an. Er hatte ſein Werk dem **Muhammed**, einem Sohne des **Kalaoum**, Sultan der **Mamlouks** (Mamelucken) zugeeignet. Der wahre Namen dieſes Schriftſtellers iſt. **Chehab eddin Ahmed ibn abdul Velhab**; allein unter dem Namen **Novairi** iſt er bekannter.

(b) Im 1331ſten Jahre Chriſti.

(c) **Abderame.**

(d) **Abdalaziz.**

(e) **Mahomet.**

(f) **Abou-bekre.**

(g) **Omar.**

(h) **Koudemir.**

Dieſe ſchleunigen Glücksfälle hatten zwo Haupturſachen, den Eifer der Araber, und die Schwäche ihrer Feinde. Die erſten Nachfolger Mahomets, eben ſolche erobernde Apoſtel, als ihr Oberhaupt geweſen war, wurden von einem Eifer für ihre neue Religion angetrieben, und zu den Beſchwerden des Krieges abgehärtet: ſie waren mäßig aus Gewohnheit, aus Aberglauben und Staatsklugheit; ſie führeten unter der Fahne ihres Propheten, eine Menge Begeiſterter an, die nach Blutvergießen und Beute dürſtete; dieſe führeten ſie wider Leute an, die übel beherrſchet wurden, durch den Ueberfluß weichlich gemachet waren, allen Laſtern nachhiengen, die der Reichthum nach ſich ziehet, und ſeit langer Zeit durch die beſtändigen Kriege ihrer Beherrſcher (i) erſchöpfet waren. Die Namen **Khaled** und **Derar** ſind unter den arabiſchen Kriegern eben ſo berühmet, als eines Ajax und Achilles unter den Griechen; oder **Roland** und **Rinaldo** unter uns.

Die Araber waren an kein Hinderniß gewöhnet. Einige glückliche Züge, die ſie in Afrika unter dem Khalifen liſen **Osman** (k), **Umers** Nachfolger gethan, gaben ihnen den Anſchlag ein, ihrem Reiche noch dieſes weite Land beyzufügen, welches ſo viel blutige und grauſame Kriege ebenfalls ſeit langen Zeiten bedrängten. Der Einbruch der **Vandaler**, ihr Gefecht wider die **Mauren** und **Römer**, inſonderheit aber **Juſtinians** mörderiſches Unternehmen hatten **Afrika** entvölkert (l). **Abdullah** (m), **Osmans** Bruder, beherrſchete **Aegypten** unter ſeinem Befehle. Er beredete daher den **Khalifen** ſonder Mühe, dieſe neue Eroberung zu unternehmen, welche leicht zu ſeyn ſchien. Seine Einredungen waren ſtärker, als die Vorſtellungen eines alten Mitbruders vom **Mahomet**, der es ihm im Namen des Propheten ausreden wollte. Der **Khalif** warb zu dieſem Feldzuge zwanzig tauſend Mann an, die ihm die Hauptſtämme in **Arabien** anbothen. Er predigte dieſem Heere, nach dem Gebrauche ſeiner Vorfahren vor, welche keinen andern Thron gehabt hatten, als **Mahomets** Kanzel; und ſchickete daſſelbe nach **Aegypten**, unter der Anführung des **Merwans**,

---

(i) Man weis, daß die Perſer, die Nachfolger der **Parther** im Oriente, ihre Anſprüche und ihren Haß gegen das römiſche Reich geerbet hatten. Dieſe neuern **Artaxerciden** waren Nebenbuhler der griechiſchen Kaiſer, eben wie die **Arſaciden** es von den erſten **Cäſarn** geweſen waren. Allein außer allen Staatsurſachen, hieß eine perſönliche Beleidigung, wie **Ebul Feredge** (**Abulfarage**) ſaget, den **Khoſros-Perwis** (**Choſroes**) drey und zwanzigſter König der Dynaſtie der Saſſanier die Waffen ergreifen. Um den Mord Kaiſer **Moritzens** ſeines Schwiegervaters zu rächen, welchen **Phocas** umgebracht hatte, überzog er dieſen Thronſtürmer mit Krieg, ſetzte ihn wider den **Heraklius** fort, und trug über beyde große Vortheile davon, welche einige Zeit das griechiſche Reich in ſehr enge Gränzen einſchloß. Die Perſer drungen bis nach **Chalcedonien**; allein in der Folge hatte **Heraklius** Glücksfälle, die den Krieg nur verzögerten, indem ſie unter beyden Parteyen das Gleichgewicht wieder herſtelleten. Dieſer blutige Streit erſchütterte beyde Reiche, und lenkete das perſiſche zu ſeinem gänzlichen Falle, der auch bald erfolgete. Dieß geſchah unter der Regierung des **Yezdedjerd** (**Jezdegerd**) Sohn des

---

des **Siroes**, und Enkel des **Chosroes**, von dem wir geredet haben. Die Araber beraubeten dieſen Prinzen aller ſeiner Staaten; und von ihm führet eine im Oriente berühmte Zeitrechnung ihren Namen.

(k) Othmann.

(l) Folgende Stelle im **Prokopius** machet uns einen abſcheulichen Begriff von dieſer Entvölkerung. Juſtinian, ſaget dieſer Schriftſteller, hat eine ſolche **Verwüſtung in Afrika** angerichtet, daß man weit reiſen muß, ehe man einen Einwohner darinnen antrifft .... Ich glaube, daß wenn jemand ſagen wollte, es wären fünf Millionen Menſchen dabey umgekommen, er noch nicht genug ſagen würde. Dieſe Bekräftigung ſieht ſehr übertrieben aus; man muß unfehlbar etwas von des **Prokopius** Erzählung abrechnen, oder wenigſtens von dem Vorgeben deſſen, der die geheime Geſchichte vom **Juſtinian** aufgeſetzet hat; die man insgemein und allem Anſehen nach ziemlich unrecht, dieſem Schriftſteller ſchuld giebt. Allein, ſo viel erhellet doch allezeit aus dieſer Erzählung, daß **Juſtinians** Kriege in **Afrika**, dieſen Theil der Welt verheeret haben.

(m) **Abdala**.

welcher das Commando dem Abdullah (o) übergeben ſollte.

Dieſe Völker brachen im Monathe Muharrem im 27ſten Jahre der Hegira (n) auf. Abdullah empfieng ſie in Aegypten, fügete diejenigen Völker hinzu, die er ſeinerſeits auch geworben hatte, und ſetzete ohne Verzug ſeinen Weg nach Afrika fort, wo er hinein drang, ohne einen Feind auf den Gränzen zu finden. Tripolis, eine Seeſtadt, ward gar bald von der Landſeite berennet.

Erſter Feldzug.

Dieſes erſte Unternehmen gelung nicht. Die Araber hatten keine Schiffe. Es fehlete ihnen ſowohl an Lebensmitteln, als an Kriegsmaſchinen: und ohne dergleichen Beyhülfe thut der Heldenmuth nur ohnmächtige Anfälle auf Plätze, die von der Kunſt und Natur befeſtiget ſind. Außerdem ward Tripolis von einer ſtarken und tapfern Beſatzung beſchützet. Die Griechen, zuſammt den Berbers, oder Eingebohrnen des Landes, thaten einen herzhaften Widerſtand. Da nun Abdullah die Belagerung aufheben mußte, ſo gieng er, und belagerte Kabis (p), ließ es aber faſt eben ſo ſchnell und aus ähnlichen Urſachen fahren. Dennoch ließ er den Muth nicht ſinken; er gieng den Feind aufzuſuchen, und ihm eine Schlacht zu liefern, in der Ueberzeugung, daß ein Sieg ihm das ganze Land unterwürfig machen würde. Er begegnete ihm auch bald. Dgergis, oder Georg, Statthalter dieſes

---

(n) Im 647ſten Jahre Chriſti.

(o) Man nannte dieſes Kriegsheer, das Heer der Abdulleen, indem ſich eine große Menge Menſchen dabey befand, die Abdulla hießen, wie das Haupt der Unternehmung.

(p) Capes.

(q) Dieſe Dinars galten im Anfange zwanzig ſilberne Dirhem oder Drachmen; endlich galten ſie bis fünf und zwanzig. Nach

Theiles von Afrika, für den Kaiſer Conſtant erſchien an der Spitze von hundert und zwanzig tauſend Mann. Der erſte Stoß entſchied noch nichts, und es folgeten verſchiedene andere Gefechte darauf, welche die Muſelmänner ſehr ſchwächeten.

Georg hatte eine ſehr ſchöne Tochter, deren Tapferkeit ihrer Schönheit glich. Sie tat, ſie führete die Waffen mit wunderbarer Geſchicklichkeit, und focht allezeit neben ihrem Vater. Er verſprach ſie mit einem Brautſchatze von hundert tauſend **Dinars** (*) oder Geldſtücken, demjenigen zur Ehe, der den General der **Araber** tödten würde. Abdullah, welchen dieſes Verſprechen, davon er gar bald Nachricht bekam, gleich anfangs furchtſam machete, ſetzete ſeinerſeits auch einen Preis auf den Kopf des Statthalters: und man ſetzete von beyden Theilen die Scharmützel fort, die ſich endlich durch eine Hauptſchlacht endigten. Die Araber locketen ihn durch eine Kriegsliſt, indem er von einer erſten Schlacht zurück kam, unverſehens auf das Lager der Griechen zu fallen; in dem Augenblicke da ihre von Beſchwerden und Hitze abgematteten Völker, die Waffen abgeleget hatten. Das Schrecken und Verzagen dieſer letztern, verſchaffeten den Arabern einen völligen Sieg, welche das Lager der Flüchtlinge plünderten. Georg kam in der Schlacht um; ſeine Tochter ward zur Sclavinn gemacht, und der Anführer der Araber ſchenkete ſie dem Sohne des Zubeir (*), welcher den griechiſchen General getödtet hatte,

und

Nach dem **Elmacin**, wurden im 76ſten Jahre der **Hegira**, und im 695ſten **Chriſti**, die erſten Münzen mit **arabiſchen** Buchſtaben geſchlagen. Bis dahin war die Schrift auf den **Dinars**, in der Sprache der **Roumo**, das heißt der Griechen oder Römer des verfallenen Reiches abgefaſſet geweſen, und die Schrift der **Staters** in perſiſcher Sprache. Die arabiſchen **Staters** wogen ſieben griechiſche Drachmen.

(*) Zobeir.

und der, troz ihrer Reizungen und ihres Ruhmes, ſie nur mit Verachtung annahm, und nur aus Gehorſam heurathete.

Nach dieſem guten Erfolge, belagerten und eroberten die Araber Subeitele (r), damalige Hauptſtadt der Provinz, eine alte Stadt, mit prächtigen Gebäuden ausgezieret, und noch voller Denkmäler derjenigen Größe, die ſie zur Zeit des Ibn-ſaid und des Nuveiri gehabt hatte, davon der letzte ſie ſehr übel mit Carthadgine (s) vermenget. Die Beute war unbeſchreiblich groß. Man nahm nach Gewohnheit, den fünften Theil für den öffentlichen Schatz zum voraus davon weg; der übrige Theil ward unter das Heer vertheilet. Ein jeder Fußknecht bekam tauſend Dinars, und jeder Reiter drey tauſend, davon ein Drittheil auf ihn, und zwey Drittheile für ſein Pferd gerechnet waren. Eine merkwürdige Probe, die aber nicht ohne gleichen iſt, wie hoch die Araber allezeit die Pferde geſchätzet haben. Die Sclaven wurden eben ſo eingetheilet.

Dieſer Sieg, der von der Eroberung einiger Feſtungen begleitet ward, erſchreckete die Griechen ſehr. Sie nahmen daher zu Unterhandlungen ihre Zuflucht. Der Sieger war des Krieges ſo überdrüßig als ſie, und ertheilete ihnen den Frieden, behielt aber alles, was er erobert hatte. Nachdem dieſer Vergleich unterzeichnet war, kehrete Abdullah nach Aegypten zurück.

Zwey-

(r) Sufetula. Aboul-feda ſaget, daß dieſe Stadt, welche das alte Suffetula iſt, ehemals die Hauptſtadt von Afrika geweſen; daß es nach ihr, Kairowan geworden, und endlich Mehdie (Mohadia), und endlich Tunis. Der Doctor Schaw ſetzt hinzu, ſie habe auf einer Höhe gelegen, und es fließe neben ihr

Zweyter Feldzug.

Die **Araber** kamen erſt nach achtzehn Jahren wieder nach Afrika, im fünf und vierzigſten Jahre der **Hegira** (w), unter der Regierung des **Muavie** (x), erſten **Khalifen** der **Dynaſtie** der **Ommaden**. Wenn wir ihren Geſchichtſchreibern folgen, ſo waren es die Afrikaner ſelbſt, welche der Drangſalen und Tyranney des orientaliſchen Kaiſers überdrüſſig waren, die ſie wieder in ihr Land herein lockten. Dem ſey wie ihm wolle; ſo brachten ſie es in ihrem zweyten Feldzuge ſehr weit, davon der Anführer **Ibn Khudeidge** hieß. Dieſer Feldherr kam durch den Weg von Alexandrien nach Afrika hinein, und fand in dieſer Gegend alles in vollem Aufruhre.

Der griechiſche Kaiſer, welcher von dem Anſchlage der **Muſelmänner** Nachricht hatte, hatte ein Heer von dreyßig tauſend Mann zu Bedeckung ſeiner Provinzen abgeſchicket. **Khudeidge**, welcher zu ſpät ankam, um ſich der Ausſchiffung des feindlichen Heeres zu widerſetzen, lieferte ihm an dem Ufer der See eine Schlacht, und erhielt einen völligen Sieg über ſie. Dieſer Glücksfall ſetzte ſie in den Stand, einen der ſtärkeſten Oerter des Landes, Namens **Dgeloula** (y), zu belagern, welcher den Angriff der Araber lange Zeit aushielt; es war nicht ſo wohl eine Belagerung, als eine Einſchließung. Die **Muſelmänner**, die auf eine gewiſſe Weite von der Stadt ſtunden, lieferten verſchiedene Gefechte unter den Mauern, worauf ſie ſich allezeit wieder in ihr Lager begaben, und allem Anſehen nach, hätten ſie von ihrem Unternehmen ab-

---

ſie ein kleiner Bach an der Nordoſtſeite.

(v) Karthago.

(w) Im 665ſten Jahre Chriſti.

(x) Moavias oder Moavia.

(y) Schaw meynet, und mit Grunde, daß dieſe Stadt, die an dem Fuße des Gebirges Uſelet liegt, das oppidum Vſalitanum der Alten ſey.

abſtehen müſſen, wenn nicht unverhofft ein Feld von der Mauer eingefallen wäre. Dieſer Zufall lieferte die Stadt in ihre Hände, die ſie plünderten, und alle Einwohner umbrachten. Bey dieſer Eroberung endigten ſich die Thaten des **Rhudeidge**, wenigſtens in Afrika; er brachte ſeine Kriegsvölker, auf Befehl des **Muavie** wieder nach Aegypten.

Dritter Feldzug.

Der Khalif aber hatte ſeine Abſichten auf Afrika noch nicht ganz und gar fahren laſſen. Im 50ſten Jahre der Hegira (*) ſchickete er einen neuen Feldherrn hin, den er aus Aegypten zog. Dieſer war **Ukabe** (*) ein Kriegsheld, der bereits bey den Arabern durch ſeine Tapferkeit und ſeinen Eifer für die Ausbreitung des muſelmänniſchen Glaubens bekannt war. Das Heer ſo man ihm gab, beſtund nur aus zehn tauſend Mann, faſt lauter Reiterey; allein dieſes zu wichtigen Unternehmungen gar zu ſchwache Heer, ward unterwegens durch eine große Menge **Berbers** verſtärket, die den mahometaniſchen Glauben angenommen hatten.

Ukabe ſchaffete ſich allenthalben einen Durchzug, und drang ſehr tief ins Land, indem er allenthalben die Chriſten ausrottete, die ihm vorkamen. Allein er ſah, daß ſeine Eroberungen nur von kurzer Dauer ſeyn würden, dafern die **Muſelmänner** nicht in Afrika irgend einen wichtigen und befeſtigten Ort hätten, der ihnen zum Waffenplatze, und gar im Nothfalle zur Zuflucht dienen könnte. In dieſer Abſicht faſſete er den Anſchlag, eine Stadt zu bauen, die er in eine vortheilhafte Gegend legete, nahe bey einem Walde, an der Südſeite eines ungemein fruchtbarn

---

(*) Im 670ſten Jahre Chriſti.

*) Ukaba.

baren Berges, ungefähr zwölf franzöſiſche Meilen von der See, und in der Nachbarſchaft der Feſtung Kaimounie, von welcher verſtändige Erdbeſchreiber glauben, ſie ſey auf den Trümmern von Cyrene erbauet. **Ukabe** verfertigte ſelbſt den Grundriß ſeiner Stadt, welcher er den Namen Kairevan (b) gab. Er beſtimmete deren Umfang, welcher drey tauſend ſechs hundert Klaftern austrug. Er bauete ein Schloß hinein, eine Haupt-Moſchee, andere kleinere Moſcheen, und Häuſer für eine große Menge Einwohner, deren Anzahl auch in der That, in weniger als fünf Jahren ſehr anſehnlich ward.

Die Waffen des Khalifen waren je länger je glücklicher, als eine Heſliſt ihrem Fortgange Einhalt that. Musleime, welcher im 55ſten Jahre der Hegira, Oberſtatthalter von **Aegypten** und **Afrika** geworden war, nahm dem **Ukabe** das Befehlshaberamt über das Kriegsheer weg, um es einem von ſeinen ehemaligen Sclaven zu geben. Dieſer Losgelaſſene hieß **Dinar**. Er war vielmehr eiferſüchtig über ſeinen Vorfahr, als im Stande ihm nachzuahmen; er unternahm deſſen Werk zu zernichten, indem er eine neue Stadt erbauete, die die Mauren Tenkirwan hießen; und die er auf Koſten derjenigen bevölkern wollte, welche **Ukabe** aufgeführet hatte.

Dieſe Art von Waffenſtillſtande ſchaffete den Griechen ein wenig Luft; aber er währete nicht lange. Yezid, ein Sohn und Nachfolger des Muavie, ſetzete im 62ſten Jahre der Hegira (c) den **Ukabe** wieder in die Statthalterſchaft von Afrika ein. Die erſte Sorgfalt dieſes Feldherrn gieng dahin, die von dem **Dinar** erbauete Stadt zu zerſtören, und ſeiner Stadt alle die Einwohner und die Pracht wieder zu ſchaffen, die ſie von ihrem

---

(b) Cairowan.

(c) Im 682ſten Jahre Chriſti.

Anbeginne gehabt, und lange Zeit erhalten hat. Hierauf fieng er denn wieder den Krieg, an der Spitze eines zahlreichen Heeres an.

Der Anfang davon war nicht glücklich: nachdem er die Feſtung **Bagaie** und die Stadt **Melis**, eine der wichtigſten im Lande, verfehlet hatte; gieng er nach **Zab**. Dieſes war ein ziemlich weitläufiges Land, welches dem **Nuveiri** zu Folge, dreyhundert und ſechzig wohl bevölkerte Flecken enthielt, und deſſen Hauptſtadt, welche **Erbe** (d) hieß, faſt drey Meilen im Umkreiſe hatte. Allhier wohnete der Statthalter und die Vornehmſten des Cantons. Sobald **Ukabe** heran rückete, flüchteten die Landleute, einer in die Stadt ſelbſt, andere an Oerter die keinen Zugang hatten. Einige glückliche Gefechte machten die Araber gar bald zu Herren des Landes. Die Griechen wollten **Tahert** vertheidigen, und ihr Heer verſammelte ſich unter den Mauern dieſer Stadt; allein es wurde geſchlagen, und die Stadt mit Sturm eingenommen.

Die Ueberwundenen nahmen ihre Zuflucht zu den **Mauren**, von denen ſie zahlreiche Kriegsvölker bekamen; allein **Ukabe** gebrauchte ſich ſeines Sieges, gieng gerade auf **Tandge** (e), welches er einnahm, und von da, ſonder Aufenthalt nach **Sous**, allwo er wußte, daß die **Mauren** verſammelt waren. Ein griechiſcher Herr, Namens **Julianus**, hatte ihn von dem Stande der Feinde, von ihrer Stärke und ihrem Vorhaben unterrichtet. Er hatte ihm dieſe Völker, welche die Araber allezeit **Berbers** nennen, als wilde Menſchen vorgeſtellet, die ohne Geſetze, ohne Religion, ohne alle Zucht, und faſt ohne ne irgend einen Grundſatz von Menſchlichkeit lebeten: eine Abbildung, die derjenigen ähnlich ſieht, welche Prokopius von den Mauren machet.

(d) Erbe iſt, nach des Doctor Schaw Muthmaßung, der ſich auf eine große Anzahl Aufſchriften beruft, die man in den Trümmern dieſes Ortes gefunden, das Lambeſa der Alten.

(e) Tanger.

Ukabe, der ſich die Nachrichten dieſes Ueberläufers zu Nutze machte, gieng die Mauren aufzuſuchen, ſchlug ſie, und jagete ſie aus einander. Die Einnahme von Sous war die erſte Frucht dieſes Sieges. Die Muſelmänner traſen in dieſer Stadt und in dem übrigen Lande überaus ſchönes Frauenzimmer an, davon viele für tauſend Stück Geldes und drüber verkaufet wurden.

Alles wich dem Ukabe. Nach dem Maaße wie er weiter gieng, flohen die Einwohner allenthalben, und diejenigen Kriegsvölker, welche Herz genug hatten, das Feld zu halten, wurden durch die Araber umgeworfen. Er drang bis an den Ocean, trieb ſein Pferd bis in die Fluthen, und ſchrie mit aufgehobenen Händen: **Großer Gott! wenn dieſes Meer mich nicht aufhielte, ſo wollte ich noch bis in die benachbarten Königreiche ziehen, allemal für deine Religion fechten, und alles niederhauen, was andern Göttern dienet, als dir.** Eine ſeltſame Anrufung! die nur gar zu ſehr zeiget, von welcher Art der Eifer der erſten Apoſtel des Mahometismus geweſen, und was für Mittel ſie angewendet haben, um ihn einzuführen. Nachdem er nun dieſe Worte ausgeſprochen, und einige Zeit dieſes Meer betrachtet hatte, welches ſeinen Siegen Einhalt that; ſo wie Alexander ehemals das indianiſche betrachtet hatte: kehrete Ukabe wieder um, und führete ſein Heer nach Afrika zurück.

Er glaubete, nun hätte er nichts mehr zu ſchlagen; allein der Krieg war noch nicht geendiget. Dieſe gar zu große Sicherheit gereichete ihm zum Schaden. Er hegete gar zu viel Verachtung gegen Feinde, die er ſo oft überwunden hatte: und da er glaubete, ſein bloßer Namen jagete ſie ſchon genugſam in Schrecken; ſo meynete er, er könne ſeine Truppen nur zerſtreuen, und behielt nur eine ſehr ſchwache Mannſchaft bey ſich.

Die Griechen macheten ſich ſeine Unbeſonnenheit zu Nutze. Sie wurden vom Kiuſeile, einem Mauren von Geburt unterſtützet: welcher, ob er gleich ein Muſelmann war, dennoch den Ukabe perſönlich haſſete. Sie überfielen die Araber, und griffen ſie herzhaft an. Ukabe kam im Gefechte um. Das Schlachtfeld führet noch heute zu Tage den Namen dieſes Feldherrn, welcher darauf begraben worden. Kairevan ergab ſich dem Sieger, und Kiuſeile blieb Meiſter von Afrika, bis in das 69ſte Jahr der Hegira (f).

Vierter Feldzug.

Der Khalif Abdulmelik (g), ein Nachfolger des Mervan, unternahm eine neue Eroberung dieſes Landes. Er trug dieſelbe dem Zuheir auf, deſſen Ankunft den Sachen ein ander Anſehen gab. Das Heer, welches dieſer Feldherr anführete, war zahlreich, mit Lebensmitteln, Geld und Kriegsgeräthe verſehen; und wegen der guten Wahl der Soldaten noch furchtbarer, als wegen ihrer Menge. Es war der Ausbund der ſyriſchen Truppen, und die Rachſucht gab ihnen einen neuen Eifer ein. Zuheir ließ dem Kiuſeile die Zeit nicht, ſeine Völker zu verſammeln. Dieſer Barbar verließ Kairevan: allein, da er ohne Unterlaß vom Zuheir verfolget ward, ſo mußte er eine endliche Schlacht wagen, in welcher er mit den Vornehmſten ſeines Anhanges umkam.

(f) Im 681ſten Jahre Chriſti.

(g) Abdalmalek.

(h) Abdalla, ein Sohn des Zobeir.

(i) Im 74ſten Jahre der Hegira.

Nach dieſem Siege trat der arabiſche Feldherr ſeinen Rückweg nach dem Oriente an. Die Zeitung, die er erhielt, daß der Hof zu Conſtantinopel eine Flotte mit zahlreicher Mannſchaft nach **Afrika** ſchickete, that ſeinem Heerzuge Einhalt. Er erwartete die Griechen: allein er ward geſchlagen, und kam im Geſechte um; worauf die Griechen wieder an Bord giengen.

Als der **Khalif** den Tod ſeines Feldherrn erfahren, ſo hätte er dieſen Stoß gern ſogleich wieder gerächet: allein er mußte damals ſeinen eigenen Thron wider den **Abdullah-ebn-Zubeir** (h) beſchützen; welcher ihm an der Spitze einer mächtigen Rotte die oberſte Gewalt ſtreitig machete, und erſt nach der Niederlage dieſes Nebenbuhlers, konnte er (i) wiederum ſeine **Abſichten auf Afrika** vornehmen.

Haſſan, Statthalter von Aegypten, erhielt neue Befehle zu dieſem Feldzuge. Der **Khalif** gab ihm vierzig tauſend Mann mit, und volle Macht zu allen Geldzügen und Werbungen, deren er benöthiget ſeyn würde; zugleich mit der Erlaubniß, die Einkünfte ſeiner Statthalterſchaft zur Beſoldung des Heeres anzuwenden.

Der neue Feldherr begab ſich ſogleich nach **Kairevan**, allwo der Sammelplatz ſeines Heeres war. Hier machete er den Entwurf zu ſeinem Feldzuge, und entſchloß ſich auf erhaltene Nachrichten, **Karthago**, eine ſehr feſte Stadt, anzugreiſen, allwo der Statthalter der Provinz wohnete, und deren Belagerung **Ukabe** vergebens unternommen hatte. **Haſſan** war glücklicher; nachdem er das Heer geſchlagen (k), welches dieſelbe bedeckete, und davon

---

gira, und im 693ſten Chriſti.

(k) Dieſes griechiſche Heer war eben in Afrika unter der Anführung des Patricius Johann an Land geſtiegen. Nicephorus will davon die Ueberbliebenen nach Sicilien oder Andalouſien flüchteten: ſo belagerte er den Ort, nahm ihn mit Sturm ein, und verbrannte ihn. Die Griechen verſammelten ſich unter Sat-Roure (l). Haſſan griff ſie auch daſelbſt an, und blieb nach einem abermaligen Siege, Herr des Landes.

Nunmehr widerſtunden die Griechen den Arabern nicht weiter; allein eine mauriſche Prinzeſſinn entriß ihnen zum zweyten male ihre Eroberungen. Dieſe Heldinn hieß Riabine (m). Sie war Beherrſcherinn eines Cantons in Afrika, und hatte ihr Hoflager in einem feſten Orte auf dem Berge **Evras**. Nachdem ſie nun erfahren, daß Haſſan mit einer Unternehmung auf ihre Staaten umgieng: ſo kam ſie ihm zuvor, ſammelte ein zahlreiches Heer zuſammen, und gewann einen ſo vollkommenen Sieg über ihn, daß er gezwungen war, Afrika zu räumen.

Fünf-

---

wiß, daß dieſer Feldherr, welchen er ungemein lobet, erſt etliche Zeit nach der Eroberung der Stadt **Karthago** angekommen ſey; daß er aber bey ſeiner Ankunft die **Araber** geſchlagen, dieſe Stadt und andere wieder eingenommen, eine Beſatzung hineingeleget habe, und den Winter über im Lande geblieben ſey. Er ſetzet hinzu, daß der Prinz der **Saracenen** (durch dieſen Ausdruck verſteht er den **Khalifen**, oder ſeinen General Haſſan), in dem folgenden Feldzuge eine anſehnlichere Flotte ausgerüſtet habe, als die vorige geweſen, mit welcher er die **Römer** verjaget, und neue Eroberungen gemachet.

Man ſieht hieraus, daß **Nicephorus** mit dem **Nuweiri** nicht einerley Meynung iſt; allein der arabiſche Geſchichtſchreiber verdienet hier mehrern Glauben, als der griechiſche. Dieſer letztere eignet aus Verſehen, dem Patricius **Johann** die Heldenthaten der Prinzeſſinn **Riabine** zu, davon wir itzt reden wollen. Dieſes kann, unter andern Beyſpielen, beweiſen, daß man keine vollſtändige und genaue Kenntniß dieſer Geſchichte haben kann, dafern man nicht die Schriftſteller beyder Nationen mit einander zuſammen hält.

(l) Utica.

(m) **Riabine** bedeutet in der Sprache dieſer Völker, eine Prieſterinn, eine **Wahrſagerinn**.

In

Fünfter Feldzug.

Fünf Jahre verſtrichen, bevor er wieder hinein kommen konnte, welches er im 79ſten Jahre der **Hegira**, mit friſchen Kriegsvölkern that. **Kahine** herrſchete ſeit ihrem Siege, unumſchränkt in Afrika. In der Abſicht den Arabern alle Mittel zu beſchneiden, daß ſie ſich nähren und lagern könnten, verheerete ſie die Städte, ſchleifete die Feſtungen, und ließ alle Bäume umhauen; ſo daß dieſes Land, welches von **Tripolis** bis **Tandge**, nach des **Abdur-rhaman** Berichte, eine Kette von blühenden Gärten und Flecken geweſen war, eine abſcheuliche Wüſteney wurde. Dieſe verheerende Vorſichtigkeit beſchleunigte ihr Verderben, indem ſie die Griechen wider ſich aufbrachte, welche aus Verzweifelung über der Verheerung ihres Landes, ſich den Arabern freywillig unterwarfen[*], und zum Schutze ihrer Feinde gegen ſolche Bundsgenoſ-

---

In der That weißagete dieſe Königinn auch das Zukünftige, nach des **Nuweiri** Berichte; und das Anſehen, welches dieſe vorgebliche Kenntniß ihr über ein unwiſſendes und abergläubiſches Volk gab, hatte unfehlbar mit geholfen, daß ſich eine große Menge Barbarn unter ihre Fahnen begeben. Vielleicht hatte ſie auch ihr Glück nicht ſowohl ihrem Heldenmuthe, als dieſem Rufe zu danken, welcher unter ihre Heere eine Begeiſterung ausbreitete, die der Araber ihrer trotzen konnte. Beyde Parteyen fochten damals mit einerley Waffen. Uebrigens wurden dieſe Arten von Prophetinnen in Afrika für gemein gehalten. Man ſieht aus dem **Prokopius**, daß als die römiſche Flotte daſelbſt, unter der Anführung des **Beliſarius** anländete, die Mauren ihre Zuflucht zu ihren Weißagerinnen genommen: denn, ſetzet er hinzu, bey ihnen weißagen die Weiber das Zukünftige vorher, wie ehemals die Orakel unter den Griechen thaten. Dieß iſt ein merkwürdiger Zug von Aehnlichkeit, unter dieſen Völkern und den alten Deutſchen, bey denen die Weiber in eben der Abſicht in großer Verehrung ſtunden. (Man ſehe den **Tacitus** de morib. Germ.) Wir überlaſſen es dem Leſer, über dieſe große Gleichheit ſo verſchiedener Nationen ſeine Betrachtungen anzuſtellen, deren Urſprung und Religion nichts mit einander gemein hatten.

genoſſen ihre Zuflucht nahmen, die ſie unter dem Vorwande einer Beſchützung nur plündern wollten. Dieſen Entſchluß ergriffen die Einwohner von **Kabis**, **Kaſſe**, **Kuſtantine** (n) und **Bakrare**.

Die mauriſche Prinzeſſinn, welche durch den Abfall der Griechen, zu den einzigen Völkern der **Berbers** ihre Zuflucht nehmen mußte, ſetzete der Macht der **Araber** ihre Verſprechen und ihren Heldenmuth nur vergeblich entgegen. Sie ward in einer großen Schlacht geſchlagen, darinnen ihr Tod den Sieg ertheilete. Da nun die Sieger kein Hinderniß mehr fanden, ſo eroberten ſie (o) **Afrika** damals zum zweyten male. **Haſſan** beherrſchete dieſes Land, bis in das 89ſte Jahr der **Hegira**. Unter ſeinem Schutze beſtärketen ſich der **Mahometismus** und die Macht der **Muſelmänner** daſelbſt je mehr und mehr. Er verleibte ſeinem Heere zwölf tauſend **Berbers** ein; und dieſes Verfahren, welches ſie mit ihren neuen Herren in eine Gleichheit zu ſtellen ſchien, war einer ſeiner Staatsſtreiche, um aus ihnen getreue Unterthanen, und tapfere Soldaten zu machen.

Haſſan, welcher von dem **Khalifen** zurückberufen ward, bekam im 89ſten Jahre den **Muſa** zum Nachfolger. Dieſe Veränderung verurſachete einen Aufſtand verſchiedener Völker, die des Joches noch nicht recht gewohnet waren, und welche die Furcht vor dem **Haſſan** bis dahin im Gehorſame erhalten hatte. Der neue Statthalter trug ſogleich ſeinen zween Söhnen auf, ſie wieder zu demüthigen. Endlich zwang ihn die Hartnäckigkeit der Rebellen, in eigener Perſon wider ſie zu gehen. Die Araber macheten bey dieſem Feldzuge dreymal hundert tauſend Gefangene, wovon ſechzig tauſend zum Behufe des öffentlichen Schatzes verkaufet, oder zur öffentlichen Arbeit, als Sclaven des Staates, aufbehalten wurden. Jhre Geſchichtſchreiber bemerken, daß man vom Anfange des Jslam bis dahin, noch niemals eine ſo anſehnliche Beute gemachet gehabt.

(n) **Conſtantina.**

(o) im 701ſten Jahre Chriſti.

Der übrige Theil der **Berbers** hatte ſich nach **Tandge** gezogen. **Mouſa** verfolgete ſie daſelbſt, zwang ſie das Gewehr zu ſtrecken, und ſetzete ihnen zum Statthalter einen ſeiner Freygelaſſenen, Namens **Tarik**. Seit dieſem Augenblicke war alles geruhig in Afrika; und ſeit dem 91ſten Jahre der **Hegira** (p) waren die Araber in dieſem weitläuftigen Lande ſo angeſeſſen, daß ſie glaubeten, ſie könnten nunmehr an die Eroberung von **Spanien** gedenken.

Dieß iſt der kurze Jnhalt der Erzählung, die Herr **Otter**, aus dem **Nuveiri**, und andern Geſchichtſchreibern von der Eroberung Africâ durch die Araber, aufgeſetzet hat. Sie wurden erſt nach drey und ſechzig Jahren deſſen völlige Meiſter: eine Zeit, die dennoch ziemlich kurz iſt, wenn man den weiten Umfang des Landes bedenkt: der einem aber ſehr lang vorkommen wird, wenn man erwäget, wie viel weniger Zeit ſie gebrauchet haben, Aſien zu erobern. Jhr Eifer und ihre Tapferkeit hatten nicht abgenommen: allein ihre glücklichen Erfolge waren durch verſchiedene Hinderniſſe verzögert worden: und davon waren die hauptſächlichſten der hartnäckige Widerſtand der **Griechen** und der **Berbers**; ein langer Krieg, bald voller Verluſt, bald voller Vortheil; die Schwachheit derer Heere, die die **Khalifen** gleich anfangs zu ihrer Unternehmung braucheten; die gar zu oftmalige

---

(p) Jm 709ten Jahre Chriſti.

Abwechſelung der Feldherren, die übele Ausführung einiger, das Unglück anderer, die Nachläſſigkeit der Khaliſen, welche niemals eine unabläßiche Sorgfalt auf die Ausführung dieſes Anſchlages gehabt hatten, geweſen: dann aber auch die innerlichen Trennungen, welche damals das muſelmänniſche Reich zerrütteten.

Man hat in dieſem Auszuge bis auf fünf nach einander gehaltene Feldzüge erblicken können, ohne daß ſie faſt irgend eine Verbindung mit einander gehabt hätten; und ſolche Zwiſchenräume der Zeit unter einander gehabt haben, die den Anführern der letztern gar nicht erlaubeten von den Anſtalten der erſteren Nutzen zu ziehen: welches doch der ganze Vortheil geweſen wäre, den ſie natürlicher Weiſe davon hätten haben ſollen.

Um nun über dieſe Schwierigkeiten mit einer ſo geringen Macht wegzukommen, mußten die Araber mit demjenigen Eifer, den der Ehrgeiz einflößet, noch diejenige unüberwindliche Geduld verbinden, welchen der Fanatismus eingiebt und unterhält. Die Verfaſſer der Byzantiniſchen Geſchichte ſagen uns eben nicht viel Umſtän-

---

(*) Dieſes iſt von Wälſchland, Frankreich und Spanien gewiſſer, als von Deutſchland und England. Dieſe Länder behielten auch in den mittlern Zeiten allemal eine gute Anzahl von Gelehrten, die theils in Geſchichtſchreibern, theils in Dichtern, theils in Gottesgelehrten beſtunden, und den Samen der Wiſſenſchaften vor dem Untergange bewahreten. Wer kennet nicht die Verdienſte eines Alcuins, Eginhards, Walafrieds Strabo, eines Rhabanus Maurus, eines Otfrieds, Willerams, Ratperts, Notkers, eines Beda, Alfreds, Johanns Erigena, Rathbods, Flodoards, Wittekinds, u. d. gl. mehr? War nicht unter den Ottonen in Deutſchland eine Rhoswitha ſo gelehrt, daß ſie den Terenz nachzuahmen, ſechs Komödien ſchrieb, und ſonſt die Geſchichte dieſer Kaiſer in Verſen aufſetzen konnte? Ein Wolſtanus, ein Gotſchalkus, ein Ditmarus, Fulbertus, Theodericus, Arnulfus, und Ingelramus, ſtände von dieſer Eroberung, oder dasjenige, was die mehreſten davon ſagen, iſt oftmals fehlerhaft. Man kann die hauptſächlichſten Umſtände davon nirgends anders hernehmen, als aus den arabiſchen Schriftſtellern; die aber ſo bekannt nicht ſind, als ſie wohl zu ſeyn verdienen. Es wäre zu wünſchen, daß getreue Ueberſetzungen, oder wenigſtens ausführliche und methodiſche Auszüge davon, mehrere Leſer in den Stand ſetzeten, ſolche Geſchichtſchreiber gründlich kennen zu lernen, die auf ſo vielerley Weiſe ſchätzbar ſind. Die Materie, von welcher ſie gehandelt haben, iſt an ſich ſelber groß, indem es eine von den größten Veränderungen iſt, die in der Welt vorgegangen ſind. Sie ſind wegen unzähliger Umſtände und Vorfälle merkwürdig, in denen das Wunderbare der Wahrheit nicht nachtheilig iſt. Es iſt ein Gemäld, welches uns Völker vorſtellet, deren Geiſt, Begriffe, Religion und Sitten, von allem, was wir kennen, ganz unterſchieden iſt; und denen wir außerdem die Verbindlichkeit haben, daß ſie im Oriente die Wiſſenſchaften und Künſte erhalten haben, die in Europa unter den Trümmern des römiſchen Reiches begraben lagen (*). Ihre Geſchichte ſtellet der Einbildungskraft wichtige Auftritte, und der Politik

und

ramus, u. a. gute lateiniſche Dichter mehr, die Deutſchland und England im X Jahrhunderte mitten in der Barbarey des übrigen Europa hervorgebracht haben? Man ſehe davon, und von unzählichen andern, Polycarp. Leyſers Hiſtoriam Poetarum Medii aevi nach.

Ich will nur noch einige Geſchichtſchreiber dieſer dunkeln Zeiten melden. Adam, der Abt zu Bremen, Lambert, zu Aſchaffenburg, der Urſperger Abt, Saxo der Grammatiker, und Albert, Abt zu Stade, lebten im XI, XII und XIII Jahrhunderte, und erleuchteten dieſe dunkle Zeiten durch ihre Schriften. Wo bleibt noch Ditmar, der Abt zu Merſeburg, u. eine Menge andrer Geſchichtſchreiber, die von Frehern, Meibomen, Eckarden, Menken, Sommersbergen, Schöttchen u. a. geſammelt worden, und die noch im Finſtern ſtecken? Sollte ich nun vollends die deutſchen alten Dichter vom XI, XII und XIII Jahrhunderte, Strickern, Heinrichen von Vel-

und Philoſophie Gelegenheit zu vielen Betrachtungen dar. Sie iſt unſtreitig mit dem menſchlichen Verſtande verbunden, und folglich die erbaulichſte und angenehmſte von allen Geſchichten.

Kurz, die erſten **Khalifen**, Stifter des arabiſchen Reiches, ſind mehrentheils lauter große Leute geweſen. Wenn man von ihnen aus ihren Thaten ſchließen ſoll; und wenn man nach ihren Bewegungsgründen urtheilet, (welches von allen Arten die menſchlichen Handlungen zu ſchätzen, allemal die ſicherſte, aber auch nicht die vortheilhafteſte für dieſelben iſt): ſo kann man nicht läugnen, daß ſie geſchickte Männer und fähig geweſen, durch ihre perſönlichen Eigenſchaften, in das Schickſal ihrer Zeitverwandten einen Einfluß zu haben.

Veldeck, **Wolframen** von Eſchenbach, Meiſter **Albrechten** von Halberſtadt, und unzähliche andre namhaft machen; die theils den **Homer**, theils den **Virgil**, theils den **Ovid** nicht nur gekannt, ſondern auch verdeutſchet haben; ja alle gute Schriftſteller des Alterthums gekannt und geleſen hatten, ehe noch **Dantes** und **Petrarcha** aufſtunden: ſo würde ich kein Ende finden. G.

XXVI.

Herrn Otters geographiſche und hiſtoriſche Beobachtungen, aus arabiſchen Schriftſtellern gezogen.

Herr Otter hat ſeiner Abhandlung über die Eroberung von Afrika, einige Beobachtungen beygefüget, die dahin abzielen, dieſelbe zu erläutern, und deren einige gar merkwürdige Anmerkungen über die Geographie dieſes Landes, zur Zeit der Araber; die andern aber einige wichtige Vorfälle ihrer Geſchichte enthalten. Die Länge dieſer Beobachtungen, hat uns nicht erlaubet, aus denenſelben Noten zum vorſtehenden Artikel zu machen: wir wollen ſie alſo in dem gegenwärtigen zuſammenfaſſen, welchen man als eine Folge, oder einen Zuſatz des vorigen Artikels, anſehen mag.

I.

Wir wollen bey denen den Anfang machen, die von der afrikaniſchen Erdbeſchreibung handeln.

Allgemeine Eintheilung von Afrika.

Wir wollen gleich anfangs bemerken, daß die Römer durch das Wort Afrika, nicht allemal jene groſſe Halbinſel verſtanden haben, die wir für den dritten Theil er bekannten Erde zählen; ſondern ſie haben oftmals die e Benennung nur auf dasjenige eingeſchränket, was ſie avon im Beſitze hatten. Folglich wird denn derſelbe

Ausdruck in ihren Schriftſtellern, unter zwo verſchiedenen Bedeutungen angenommen: der eine bedeutete ganz Afrika, der andere bezog ſich nur auf die römiſche Provinz allein.

Der allgemeine Sinn derer Ausdrücke, allwo das Wort **Afrika** ſich befindet, muß den beſondern Sinn dieſes Wortes beſtimmen; und die geringſte Aufmerkſamkeit iſt hinreichend, alle Zweydeutigkeit und alles Verſehen in dieſem Stücke zu vermeiden.

Im zweyten Verſtande brauchten die **Römer** die Benennung **Afrika**, in denen Abtheilungen, die ſie darinnen zum Behufe ihres Kriegs- und Civil-Weſens gemachet hatten. Im verfallenden Reiche theilete es ſich in neun Provinzen: nämlich, in das **Tingitaniſche**, in das **Cäſariſche**, in das **Sitifianiſche Mauritanien**, in **Numidien**, in das eigentlich ſo genannte **Afrika**, in **Biſacena**, in das **Tripolitaniſche**, und in die beyden **Lybien**. Dieſe verſchiedenen Landſchaften wurden von Oberkeiten regieret, deren Aemter und Titel ſich oftmals verändert haben. Man ſieht darinnen **Proconſule**, Vicarios, Comites rei militaris, Præſides, bald eine, bald die andere dieſer Provinzen beherrſchen. Dieſe Eintheilung war großen Schwierigkeiten unterworfen, weil ſie nach den Umſtänden eingerichtet werden mußte: allein insgemein waren die Provinzen an den Gränzen, die mehr als die übrigen den Ueberfallungen der Barbarn unterworfen waren, diejenigen, in welche man die Kriegsbedienten verlegete. Die andern Befehlshaber findet man mehrentheils in denen Provinzen vertheilet, deren ſichere Lage nicht ſo vieler Behutſamkeit nöthig hatte.

Nachdem ſich nun die Araber nach den **Römern** zu Meiſtern von **Afrika** gemachet hatten; ſo verbunden ſie ebenfalls mit dem Namen, welchen ſie ihm gaben, die zween Begriffe, davon wir geredet haben, und die man zu einem richtigen Verſtändniſſe der Schriftſteller nicht ſorgfältig genug unterſcheiden kann.

Derjenige Theil von **Afrika**, welchen ſie durch das Recht der Eroberung beſeſſen, wird in ihren Schriftſtellern, bald el **Garb**, oder der **Occident**, bald **Bilad-ul-Magrib** (a), oder die abendlichen **Länder** genannt; und dieß iſt die Eintheilung, welche **Ebul-feda** (b) davon machet. **Bilad ul Magrib** ſtößt, ſaget er, an der Morgenſeite, an die abendlichen Seiten des Landes **Miſir** (c), welches ſie von **Zahrul-vahat**, oder den **Oaſis** an, bis an den Anfang des Gebirgs umgränzet, welches an das Meer **Roum** (d), zwiſchen **Berke** (e), und **Eskenderie** (f) ſtößt. Im Norden umſchließt ſie das **Rou**miſche Meer, von dieſem Orte des Berges, bis nach **Bahruzzukak** (g) ein. An der Abendſeite haben ſie zu Gränzen, el **Muhit** (h), ſeit dieſem **Tandge** (i), bis an die Wüſteney **Lemtoune**. Im Süden, unterſcheiden unermeßliche Wüſteneyen ſie von dem bewohnten Lande der **Soudanen**, oder **Schwarzen**.

Nun folget eine zweyte Eintheilung von eben dieſem Erdbeſchreiber, über eben dieſen Theil von **Afrika**, unter dem Namen el-**Garb**. Wie er ſaget, ſo theilet ſich **El-Garb** in drey Theile ein: in **Garb-ul-akſa**, oder der entlegenſte **Occident**, von dem abendländiſchen **Ocean**, bis nach **Tilimſan** (k); in **Garb-ul-erſa**, oder den mittlern **Occident**, von **Tilimſan** an, bis an die morgenländiſchen Ende des Königreichs **Bid-jaye** (l), und

---

(a) **Beled ul Magrib.**
(b) **Abulfeda.**
(c) **Mers** oder **Mirs**, das iſt Aegypten.
(d) Das mittelländiſche Meer.
(e) **Barce** oder **Barka**.
(f) **Alexandrien.**
(g) Die Meerenge bey Gibraltar.
(h) Der Ocean.
(i) **Tanger.**
(k) **Tremecen.**
(l) **Bugien.**

Afrikie, von dieſer Gränze an, bis an die ägyptiſchen Granzen.

Die ganze Strecke der Küſte von Afrika, die anfangs römiſch, hernach muſelmänniſch war, deren Häfen Andalouſien im Geſichte haben, wird von den arabiſchen Schriftſtellern, **Ber-ul-advet**, oder ein **Land des Durchzuges** genennet; **Afrikie** aber, das heiſt, der Theil der **Sicilien** gegen über liegt, von wannen man nicht nach **Andalouſien** kam, iſt unter dieſer Eintheilung nicht mit begriffen. Nach dieſer Einrichtung mußte die Stadt **Tunis**, von wannen die Araber, nach des **Ibn-haukal** Berichte, ebenfalls nach **Spanien** ſegelten, im **Ber-ul-advet** liegen; und gleichwohl ſetzen ſie daſſelbe allezeit nach **Afrikie**.

Dieſes kann dienlich ſeyn ein Verſehen des **D. Shaw** zu verbeſſern. **Die Küſte der Provinz Conſtantine**, ſaget dieſer Schriftſteller, iſt von Buherak bis nach Bona, voller **Berge und Felſen**. **Sie ſtimmet** ſehr gut mit ihrem **Namen** El adwah, die Höhe, die erhabene überein, welchen Abulſeda ihr giebt. **Was** er aber **hinzufüget**, daß man von hieraus die **Provinz** Andaluſien **entdecken** kann, das iſt falſch; man ſieht ſie nicht einmal von der abendlichen Seite des **Königreichs**.

Shaw hat den Text des **Ebul-feda** nicht verſtanden. Wenn die Araber **hoch**, erhaben, ſagen wollen; ſo bedienen ſie ſich der Wörter **ali**, **reſi**, **churteſi**, und nicht des **Wortes advet**, welches **Shaw** falſch **adwah** ſchreibt: denn das heiſt ein **Durchgang**. Das Zeitwort **Ruadda**, welches der arabiſche Schriftſteller hier brauchet, hat niemals **entdecken**, ſondern **durchgehen** geheiſſen.

Von der Stadt Tripolis.

Wenn die Morgenländer das afrikaniſche **Tripolis** von dem ſyriſchen unterſcheiden wollen, ſo fügen ſie allemal die Sylbe garb hinzu, wann ſie von dem erſtern reden. Ihre Erdbeſchreiber ſind über ihrer Lage nicht eins, und das kömmt von der ſo gar ungewiſſen Kenntniß her, die ſie in damaligen Zeiten in dieſer Art hatten, bevor ſie noch in denen Wiſſenſchaften etwas weiter gekommen waren, die mit der Erdbeſchreibung verknüpfet ſind.

Sie ſetzen **Tripolis** auf 33, 35, 36, und ſo gar 40 Grade der Himmelslänge, und auf 32 der Himmelsbreite. Dieſe Abänderung erſtrecket ſich auch auf die Minuten und untern Eintheilungen der Grade. Dieſen Schriftſtellern zu Folge, liegt **Tripolis** an der Seeküſte; ſie iſt von Steinen erbauet, und wohl befeſtiget; ihr Gebieth erſtrecket ſich weit; das Land herum iſt fruchtbar: ſie hat keinen Fluß, und das Waſſer wird in Behältern aufgehoben, woraus man es in die verſchiedenen Quartiere austheilet. Es iſt die letzte Stadt von **Afrika** im Oſten von **Kairevan**; und von **Tripolis** bis **Alexandrien**, findet man im Reiſen, an der Oſtſeite, **keinen Ort der Bäder hätte**; das heißt, **keinen beträchtlichen Ort**. Die Sitten und gottſeligen Grundſätze der **Muſelmänner**, haben in ihrer Sprache veranlaſſet, daß dieſe Wörter einerley bedeuten.

Leo iſt nicht in allem mit den arabiſchen Schriftſtellern eins. Er ſaget: die Mauern von **Tripolis** wären hoch und wohl gebauet, allein ſie wären nicht feſt; die Häuſer wären ſchöner als zu **Tunis**, allein man tränke nur Waſſer aus Ciſternen. Die Datteln wären ſehr gemein, aber das Getrayd rar, weil das Erdreich herum, ſo wie in ganz **Numidien**, trocken, ſandig, und oftmals ſelbſt von der See überſchwemmet wäre: deren Gewäſſer allmählich einen Theil des Erdreichs wegſpülen, und die Einwohner zwingen, ſich nach und nach gegen Süden zu ziehen.

Von der Stadt Capes.

Die Stadt Capes, welche **Ebulfeda Rabis** nennet, iſt nach dieſem Geſchichtſchreiber, eine afrikaniſche Stadt, drey Meilen vom Meere, im Norden eines großen Gebirges gelegen, welches an dieſer Seite **Dgebeldemer** heißt. Die Gewäſſer, ſo davon herunter fließen, zertheilen ſich in dem Thale, darinnen die Stadt gebauet iſt; und machen zween Ströme aus, die groß genug ſind, um daß Gefäße von mittlerer Größe ſie hinauf gehen können. **Ibn-ſaid**, ein Araber dem Urſprunge nach, aber aus **Afrika** gebohren, ſetzet **Rabis** in den Weſten und Norden von der Stadt **Sefakis**; welcher er 35 Grade und 30 Minuten Himmelslänge, und 31 Grade 55 Minuten Himmelsbreite giebt. Dem **Leo** zu Folge iſt dieſe Stadt, welche die **Römer** erbauet haben, und von welcher **Shaw** voraus ſetzet, daß ſie das **Erichus** des **Scylax**, und das **Tacape** der übrigen alten Erdbeſchreiber ſey, ziemlich groß, und mit erhabenen Mauern, nebſt einem Schloſſe wohl verwahret. In der Gegend umher läuft ein Fluß, deſſen Waſſer geſalzen und warm ſind. Wenn man in den herumliegenden Gegenden die Erde umgräbt, findet man eine gewiſſe Frucht, die die Araber **Habhaſis** nennen, die ſo dick iſt, als eine Bohne, und deren Geſchmack einer Mandel gleicht. Die Einwohner ſind ſchwarz, und beſchäfftigen ſich mit dem Ackerbaue und der Fiſcherey. **Shaw** will, daß der Fluß, welcher an den Mauern dieſer Stadt vorbey läuft, der **Triton** der Alten ſey. Er ſetzet hinzu, daß er im Norden des alten **Rabis**, welches er auf eine Höhe, fünf hundert Schritte von dem neuen gelegen, ſetzet, ins Meer fällt.

Von der Stadt Tandge.

Tandge liegt, nach dem Ibn-ſaid, 35 Grade 30 Minuten der Himmelsbreite, u. auf 8 Grade und 31 Minuten der Himmelslänge. Sie iſt an der Seite des **Oceans** gebauet, nahe an der Meerenge, worüber man in einigen Stunden fahren kann: denn das Meer erweitert ſich gegen Oſten zu. Zwiſchen dieſer Stadt und **Sebte** (m) liegt ein Ort, Namens **Kazrul-Medjas**, welcher von beyden nur eine Tagereiſe entfernet iſt. In dieſem Raume, der achtzehn Meilen lang iſt, iſt das Meer am ſchmälſten. Die Einwohner des alten **Tandge** haben eine Meile von dieſer Stadt auf der Höhe eines Berges, neue Wohnungen angeleget, um eine geſunde Luft zu ſchöpfen. Das Waſſer, ſo man im Tandge trinkt, wird von weitem durch Röhren hingeleitet. Die Eingebohrnen des Landes werden für einfältig gehalten. **Leo**, der dieſe Stadt **Tingis** nennet, ſtellet ſie als groß und als ehemals am Ufer des **Oceans** erbauet dar, ungefähr dreyßig Meilen von den Säulen **Herkuls**, hundert und funfzig Meilen von **Fez**, und wegen ihrer ſchönen Gebäude merkwürdig. Sie wäre aber in einem ziemlich unfruchtbaren Lande gebauet, in deſſen Nachbarſchaft man gleichwohl Thäler findet, die durch Quellen durchwäſſert werden, und wo man in Menge allerley Arten von Früchten findet.

Von der Stadt Barca und den herumliegenden Gegenden.

Ebulfeda ſaget, daß **Berke**, unter der Regierung der Romans, **Entablus** geheißen (ſo verſtümmelt er den Namen **Pentapolis**, weil ſeine Sprache den Buchſtaben **P** nicht leſen kann), daß die **Araber** ſich deſſelben zu Anfange des **Islam**, oder der **Hegira** bemeiſtert, und ſie damals **Berke** genannt, welches ein **ſandigtes Land mit Kieſelſteinen untermenget**, bedeutet. **Ebulfeda** irret ſich: der Namen **Barca**, welcher von den Alten oftmals gebrauchet wird, iſt viel älter als die Eroberung der **Araber**.

(m) Ceuta.

Berke, welches ihre Erdbeſchreiber auf 40 Grade und 45 Minuten Himmelslänge, und auf 32 Grade der Himmelsbreite ſetzen, iſt mittelmäßig groß, und liegt in einem ebenen Lande, auf einem langen Erdſtriche, der von Süden nach Norden ins Meer läuft. Die Gegend um dieſe Stadt, ob ſie gleich in einer Wüſteney liegt, iſt ziemlich bebauet; die Erde herum iſt röthlich, und man ſieht noch darinnen die Ruinen einer ehemals ſehr groſſen Stadt, die ſchon vor langer Zeit zerſtöret worden. Der **Khalif Mutevekkil** (*) ließ ſie ehemals mit Mauern umſchlieſſen.

Das Land von **Berke** iſt mehr lang als breit. An einem Theile gränzet es mit **Miſir**, und am andern mit **Afrikie**. Zu Zeiten des **Ebul feda** fand ſich gar keine feſte Stadt darinnen, auch nicht einmal ein anſehnlicher Ort. In dieſen dürren Wüſteneyen, ſind zween Berge, auf welchen man wohl bearbeitete Aecker findet: ſie ſind reich an Quellen, und bringen viel hervor. Dieſes Land liefert Aegypten Wein, Schafe und Theer. Die Schiffe laufen zu **Berke** ein.

Leo rechnet die Wüſteney **Berke** von den Gränzen von **Mesrat**, einer Provinz, die längſt dem mittelländiſchen Meere, ungefähr hundert Meilen von **Tripolis** liegt, bis nach **Alexandrien**; welches ungefähr dreyzehnhundert Meilen an der Küſte, und zwey mal hundert ins Land hinein machet.

Ueber

(*) **Motavakel.**

Ueber das Land, welches die Araber Zab nennen.

Zab iſt, nach **Leons** Berichte, der es **Zeb** nennet, eine numidiſche Landſchaft. Er ſaget, ſie fienge im Weſten zu **Mcſila** an, und endigte ſich im Norden bey dem Berge **Bugia**. Im Oſten wird ſie von einer Wüſteney umſchloſſen, welche nach **Tunis** führet; im Süden umſchließt ſie eine andere Wüſteney. **Zeb**, ſetzet er hinzu, iſt ein ſandiges **Land**, darum die Hitze übermäßig iſt. **Es** fehlet daſelbſt an **Waſſer** und Getrayde; aber **Datteln** ſind gemein. Man zählet fünf **Städte**, und viel **Dörfer** darinnen.

Shaw ſaget, daß **Zab**, welches ehemals unter dem **Sitifianiſchen Mauritanien** und Getulien mit begriffen geweſen, ein enges Land, und recht an dem Fuße des Gebirges **Atlas** hingeſtrecket ſey; daß es ſich vom Meridiano von **Meſile**, bis an den von **Conſtantine** erſtrecke, und voller Dörfer ſey, deren äußerſtes gegen Weſten, **Douſan** iſt.

Zu **Ibn ſaids** Zeiten, war **Biskiere** (o) die Hauptſtadt von **Zab**. Er ſetzet ſie 24 Grade der Himmelslänge, und 27 Grade 30 Minuten der Himmelsbreite. Er ſetzet hinzu, daß die Feldfrüchte daſelbſt ſo häufig ſind, als die Datteln, davon man die beſten Arten nach **Tunis** brächte.

Idriſi ſetzet **Tabne** in das Land **Zab**, ungeachtet es durch Berge und Thäler davon unterſchieden iſt. Dieſe natürliche Abſonderung hat den Doctor **Shaw** auf die Gedanken gebracht, daß **Idriſi** ſich ſowohl als **Ebul feda** irret, welcher eben derſelben Meynung iſt:

(o) **Biscara**

allein **Shaw** hat nicht bedacht, daß ein einziger Bezirk oftmals Oerter einſchließt, die die Natur dem Anſehen nach hat abſondern wollen. Er hat mehrern Grund, wenn er in dem neuern **Tabne**, das alte **Thubuna** findet, deſſen Mauern und Gebäude die **Araber** dergeſtalt verwüſtet haben, daß es ſchwer ſeyn würde zu beſtimmen, wie groß ſie geweſen. Es liegt in einer ſchönen Ebene, und iſt mit einer Mauer von Erde umgeben. Es hat Gärten und Waſſer die Menge; das Feld herum trägt Geträyd, Gerſte, Baumwolle, Datteln und andere Früchte.

Eintheilung von Aegypten durch die Araber.

Aegypten, welches die Morgenländer **Beled-ul-Miſir** nennen, hat zu Gränzen, im Norden das Meer von **Roum**, von **Riſh** an bis nach **Berke**; im Weſten wird ſeine Gränze gerechnet von dem Ufer dieſes Meeres, zwiſchen **Eskienderie** und **Berke**, bis an die Gränzen von **Nubien**. Nach dem Süden zu erſtrecket es ſich, von den umliegenden Gegenden von **Esvan** (p) bis an das rothe Meer; und gegen Oſten, von dem rothen Meere, gegen über **Esvan**, bis an die Wüſten der Iſraeliten, von wannen es ſich wieder nach Norden zu krümmet. **Eskienderie**, ſchreibt **Ebul-feda**, iſt nach Art eines Brettſpiels gebauet. Er redet von ihr, als von einer ſehr großen Stadt, die mit ſchönen Gärten und ſteinernen Mauern umgeben wäre. Er ſetzet hinzu, das Erdreich herum wäre ſalzig; weswegen die Einwohner ihr Geträyd anders woher holen müßten.

Die Erdbeſchreiber ſind über ihrer Lage nicht eins. Einige geben ihr 51 Grade Himmelslänge, und 30 Grade de Himmelsbreite: andere 52, und andere 31. In den Minuten ſind ſie eben ſo verſchieden. Von Secunden reden ſie gar nicht. Vermuthlich hatten ſie damals keine Wiſſenſchaft, oder keine Werkzeuge, die ihnen hätten behülflich ſeyn können, zu dieſem Grade der Vollkommenheit zu gelangen.

(p) Siene.

II.

Wir müſſen noch von einigen hiſtoriſchen Zügen reden, die Herr **Otter** anführet, und die werth ſind aufbehalten zu werden. Die wichtigſten derſelben ſind aus dem Leben des **Khalifen Muavie** (q), eines Sohnes des **Ebn-ſifian** (r) genommen. Dieſer Prinz, der ſechſte von **Mahomeds** Nachfolgern, und der erſte von der **Dynaſtie** der **Ommaden**, ward zu **Jeruſalem** im Monathe **Zil-hadge**, im 40ſten Jahre der **Hegira**, im 660ſten **Chriſti**, zum **Khalifen** ausgeruffen. Er erwählete **Damaskus** zu ſeiner Reſidenz, und regierete zwanzig Jahre, mit ſo vielem Ruhme als Mäßigung.

Die arabiſchen Schriftſteller machen überaus viel Rühmens von ſeiner Gütigkeit, von ſeiner erhabenen Seele, und von ſeinen übrigen Tugenden. Er iſt einer von denen **Khalifen**, deſſen Charakter zu ſchildern ſie ſich beſonders befliſſen haben; indem ſie Begebenheiten von ihm erzählen, die ihn perſönlich angehen, und die Reden, die er in gewiſſen Fällen geführet hat.

Als Ali geſtorben war, ſaget der **Taberi**, wurden **Muhavie** und **Amru**, Söhne des **Elaz**, unter einander eins, ſich in dem Beſitze derer Staaten, die ſie bis dahin als Statthalter des **Khalifen** beherrſchet hatten, nicht zu ſtören, und alſo Meiſter, der erſte von Syrien, der zweyte von Aegypten, mit einer gegenſeitigen Unabhänglichkeit zu bleiben. Als aber in der Folge, **Muavie** ſeinen Schaß, durch ſeine gar zu große Freygebigkeit erſchöpfet hatte; ſo ſchrieb er an den neuen Sultan von Aegypten: **Ich bekomme täglich aus Aegypten eine Menge Fremde und Pilgrimme aus dem Lande Roum, aus Perſien und Yemen. Meine Einkünfte langen zu den Ausgaben, die ich auf ſie wenden muß, nicht zu. Ich habe, um ſie ertragen zu können, die Einkunft eines Jahres von Aegypten nöthig, und ich begehre ſie von dir. Amru** ſann dieſem Vorſchlage nach, und urtheilete, **Muavie** möchte aus ſeiner Bewilligung einen Anſpruch nehmen, dieſe Einkünfte alle Jahre zu fodern. Er ſchrieb ihm alſo zurück: **Ich muß dich erinnern, daß ich den Beſitz von Aegypten, weder durch Erbſchaft, noch durch eine Schenkung erhalten; ſondern durch den Vergleich, den wir mit einander getroffen haben. So ſey denn folglich mit deinen Staaten zufrieden, und laß mich im ruhigen Beſitze der meinigen. Muavie** hielt vergebens an; und des **Amru** hartnäckiges Widerſtreben, hätte Gelegenheit, oder doch den Vorwand zu einem Kriege unter ihnen geben können, wenn der erſtere nicht den Frieden geliebet hätte, und nicht ſorgfältiger geweſen wäre, die Ruhe ſeiner Unterthanen zu erhalten, als den Rang ſeines Thrones über den ägyptiſchen zu behaupten. **Muavie** wollte auch ſeinerſeits, entweder aus Uneigennützigkeit, oder auch vielleicht aus Staatskunſt, mit dem **Amru** nicht brechen; und fand in ſeiner eigenen Sparſamkeit, Mittel, welche ihn, ohne daß es ſeine Unterthanen etwas koſtete, über die abſchlägige Antwort eines Amtsbruders tröſten konnten, den er für ſeinen Vaſallen angeſehen hatte.

(q) **Moavias.**

(r) **Abu-ſofian.**

Hier iſt noch ein Vorfall, der ſeine Groſmuth noch beſſer beweiſt; indem man darinnen weder auf eine Furcht, noch auf eine Staatsliſt den Argwohn werfen kann. Man weis, daß nach **Osmanns** Tode, dem dritten der **Khalifen**, **Muavie** ſich für einen Mitwerber des **Ali** erklärete; deſſen Würde eines Eidams des Propheten, ihm das Anſehen eines rechtmäßigen Beherrſchers zu **Mecca**, **Medina**, und überhaupt bey allen gab, die als **Muſelmänner** ihrer Religion zugethan waren.

Muavie war ſeit langer Zeit Statthalter in **Syrien**, und Anführer eines zahlreichen Heeres, an deſſen Spitze er ſich durch treffliche Heldenthaten hervorgethan hatte. Er glaubete alſo im Stande zu ſeyn, es mit dem **Ali** aufzunehmen, und ſcheuete nicht, ſich für ſeinen Nebenbuhler auszugeben. Die beyden Streiter macheten ihren Zwiſt durch die Waffen aus.

In dem Heere des **Ali** dienete ein Frauenzimmer, die bey den Arabern ihrer Geburt und Tugend wegen im Anſehen ſtund, die ihr auch im ganzen Lande, inſonderheit bey den eifrigen Anhängern **Mahomeds** viel Hochachtung zugezogen hatten. Sie hieß **Ikriche**. Ihr Eifer gegen den **Ali** hatte oft die Liebe der Anhänger dieſes **Khalifen** angefriſchet. Sie durchſtrich an dem Tage der Schlacht die Reihen, redete ſie an, und führete ſie mit dem Säbel in der Hand zum Gefechte.

Muavie hatte ſie mehr als einmal bemerket, und es war ihm nicht unbekannt, was für eine Perſon ſie in der ihm widrigen Partey geſpielet hatte: allein große Geiſter wiſſen auch an ihren Feinden ſelbſt, diejenigen Tugenden und Eigenſchaften hoch zu ſchätzen, die der Ausführung ihrer Anſchläge am allerſchädlichſten ſind. Er verehrete den Heldenmuth und die Beharrlichkeit dieſer Heldinn, welche ihrerſeits, gleich nach dem Tode des **Ali** kam, um ihn zu erkennen: weil ſie ihn höher ſchätzete, als den **Haſſan**, welchen die Aliden erwählet hatten, ſeinem Vater nachzufolgen. **Ikriche**

ſorgete gar nicht für die Sicherheit ihrer Perſon; es ſey nun aus Hochachtung gegen den **Muavie** geſchehen, oder aus einem großmüthigen Ehrgeize; oder endlich, weil ſie als eine **Muſelmänninn**, die ihren Grundſätzen eifrig zugethan war, dafür hielt, alle menſchliche Vorſichtigkeit wäre nichts, wider die Schlüſſe des Schickſals. Sie kam alſo, und übergab ſich ſelbſt dem **Muavie**, deſſen Geſinnungen gegen ſich, ſie nicht einmal der Mühe werth gehalten hatte, zu bemerken.

Sie gieng zu ihm hinein, ohne daß es jemand gewahr ward, hielt einen Stock in der Hand, grüſſete dieſen Prinzen in der Würde eines **Khalifen**, und ſetzete ſich darauf nieder, ohne ein Wort zu reden. **Muavie**, welcher erſtaunete, ſie zu ſehen; den aber eine Huldigung ſchmäuchelte, die ſeine Macht für rechtmäßig zu erklären ſchien, ſagete zu ihr: **Alſo erkenneſt du mich denn von heute an für deinen Landesherrn?** Ja, erwiederte ſie, **von heute an: denn Ali iſt nicht mehr. Biſt du es denn nicht**, ſagete ferner der **Khalif**, **welche den und den Tag einer Schlacht, mit einem Säbel bewaffnet, an der Spitze des Heeres, die Mannſchaft mit folgenden Worten ermahnet haſt:** „Denket an nichts, **ſagteſt du ihnen**, als wie ihr eure Seelen retten wollet: denn ſo lange ihr für die gute Sache „ſtreiten werdet, ſo lange wird euer Feind euch nicht beſiegen „können. Alle diejenigen, denen ein ruhmvoller Tod das „Paradies eröffnet, ſterben nicht wirklich: und die Traurigkeit wohnet an jenem beglückten Orte nicht. Machet „euch würdig allda aufgenommen zu werden, durch das „Opfer eures Lebens, wofern dieß ein Opfer iſt, ein Leben „aufzugeben, deſſen Glückſeligkeit nur ein Blendwerk und hinfällig iſt, und welches nichts weſentliches hat, als die „Mühſeligkeiten, die beſtändig damit verbunden ſind. Rüſtet euch aus mit Geduld, und unterſtützet durch euren „Heldenmuth ein rechtmäßiges Oberhaupt, welches für ſei-

„ne und eure Rechte kämpfet. Muavie ſetzet euch ungläubige Araber entgegen, Barbaren von unbeſchnittenen Herzen. Die Reizung des Gewinſtes und eiteler „Verſprechungen, haben dieſe Leute, die einfältig und ungläubig ſind, auf ſeine Seite gebracht. Ihr aber, die „ihr Gefährten des Propheten zu Medina geweſen; ihr, „mit denen er die Gefährlichkeiten ſeiner Flucht, und „die Ehre ſeiner Heldenthaten getheilet hat, ſeyd unbeweglich! Ihr greift Feinde an, die durch das Schrecken „ſchon überwunden ſind„. Als man dich dieſe Rede ausſprechen hörete, fuhr Muavie fort, hätte man denken ſollen, ich ſey nur ein Schatten, welchen des Ali Gegenwart bald vertreiben würde; und die ſyriſchen Kriegsvölker entſetzeten ſich ſo leicht, wie die Eſel. Es iſt, als wenn ich dich noch izt ſähe, wie du auf deinen Stock gelehnet, zu denken ſchienſt, die Schickſale beyder Heere ruheten nur in deinen Händen. Sage mir, worauf beruhet denn dein Vertrauen?

„Herr, antwortete Ikriche: ein großer Mann „hat geſaget, man müſſe ſich niemals nach einer Sache „erkundigen, die man nicht gern vernehmen würde: und „der Weiſe erinnere ſich nicht gern ſolcher Dinge, deren „Andenken ihn demüthigen, oder ihm eine Reue erwecken „möchte„. So trotzig auch dieſe Antwort war, ſo gefiel ſie dennoch dem Muavie. Nachdem er ſie alſo verſichert hatte, daß er das bisherige vergäße, ſo fragete er ſie, weswegen ſie zu ihm käme?

Sie antwortete ihm: Man muß von den Reichen dasjenige nehmen, wodurch man die Armen erleichtern will, und das geſchieht hier nicht; niemand verhindert hier die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten. Dafern deine Befehle dieſe Nachläſſigkeit berechtigen, ſo wird es dich dereinſt gereuen

reuen können; geht aber dieſes Verbrechen ohne deinen Bewußt vor, ſo mußt du die Schuldigen ſtrafen.

Wie könnte ich regieren, antwortete der Khalif, dafern ich nicht von dem Volke erheben ſoll, was zu meinen Ausgaben dienet? Sie erwiederte: Gott hat nicht befohlen, Böſes zu thun, damit etwas Gutes daraus entſtehe. Sogleich befahl Muavie, daß man ſie und alle Leute ihres Gefolges, in den Beſitz alles deſſen, was ihnen zugehöret hatte, wieder einſetzen ſollte. Er that noch mehr: er ſchickete ſie, auf ihr Wort, mit einem Geſchenke von fünf hundert Goldſtücken wieder fort.

Dieſe einzige That ſchildert zur Genüge die Sitten der Araber; ſie machet uns einen Begriff von ihrer Denkungsart, von ihrer Art ſich auszudrücken, und von dem Charakter des Muavie, einem ihrer vornehmſten Khalifen. Dieſer Prinz war wegen ſeines Eifers für die Wiſſenſchaften, und wegen ſeiner beſondern Liebe zur Dichtkunſt ſchätzbar: allein, ſeine Liebe zum Studieren und zu angenehmen Beſchäfftigungen, ſchadete denen gründlichen Eigenſchaften nicht, die den Staatsmann ausmachen. Dieſem Herrn haben die Araber ihr Poſt- und Seeweſen zu danken; zwo Einrichtungen, die hinlänglich ſind, einen Beherrſcher zu verewigen.

Muavie der II, ein Enkel des vorigen, und Sohn des Yezid, hatte zum Nachfolger den Merran, einen Sohn des Hakiem, deſſen Nachfolger in der arabiſchen Geſchichte, unter dem Namen der Mervanier bekannt ſind. Dieſer Prinz war ſchon überaus alt, als man ihn auf den Thron erhob. Er hatte ſich zu Medina befunden, als man den Khaliſen Osmann daſelbſt ermordet hatte. Muavie, damaliger Statthalter von Syrien, war ſeines Nutzens wegen mit ihm verbunden, und da er fürchtete, man möchte ihn im Verdachte haben, als hätte er mit Theil an dieſem Handel gehabt; und **Mervan** von ſeiner Seite ſo unbedachtſam ſeyn möchte, ſich in einer Stadt gar zu ſtolz zu erklären, wo ſeine Partey die ſtärkeſte nicht war, ſchrieb ihm folgenden ſonderbaren Brief: Bezeige dich, ſchrieb er ihm, wie das Panterthier, welches nicht eher Trotz biethet, als wenn es ſeines Sieges gewiß iſt. Ahme dem Fuchſe nach, der nicht anders ſtreitet, als durch Liſt. Verbirg dich vor unſern Feinden wie das Stachelſchwein, wenn es die Hand des Menſchen fühlet. Erkundige dich nach ihren Nachrichten, mit eben ſo vieler Behutſamkeit, als die Gluckhenne ein hartes Korn ſuchet, wenn ſie brüten will; und vergiß nicht, daß ein Weiſer mehr gilt, als zehn Tapfere. Denn der Tapfere erleget höchſtens zehn oder zwanzig Feinde: dahingegen der Weiſe ein ganzes Kriegsheer durch die Geſchicklichkeit ſeiner Anſchläge bezwingen kann.

Wir haben in dem vorigen Artikel von denen Schlachten geredet, die **Abdul-melik**, zehnter **Khalif**, ein Sohn **Mervans**, für die Beſchützung ſeines Thrones wider den **Abdullah**, einen Sohn **Zubeirs**, führen mußte, welcher ein Erbe der Anſprüche **Haſſans**, Sohns und Nachfolgers des **Ali** war. Dieſer **Abdullah**, ein Oheim des arabiſchen Propheten, ward zu **Medina** gebohren, nachdem **Mahomed** ſich dahin begeben hatte. Er ward zu **Mecca**, im 64ſten Jahre der **Hegira**, zum **Khalifen** ausgerufen. Er verfluchete den **Yezid**, einen Sohn des **Muavie**: weil dieſer Prinz, der zweyte der Ommiaden, den **Haſſan** getödtet hatte; welcher ſich mit Hunden und Panterthieren erluſtigte, weil er die Pilgrimme nicht ehrete, die nach **Mecca** giengen; und ſich noch in vielen andern Stücken von der muſelmänniſchen Religion abſonderte.

Suheili erzählet, daß in dem Augenblicke, da **Abdullah** gebohren worden, **Mahomet** geſaget habe: **Das iſt er ſelbſt!** Dieſe Worte, die er vermuthlich mit demſelben Tone ausgeſprochen, welcher ihren wahren Sinn ausdrückete, ſchienen der Mutter eine ſchreckensvolle Weiſſagung zu ſeyn. Sie entſchloß ſich alſo, ihn nicht zu ſäugen: allein **Mahomet** ſagete ihr: **Nähre du ihn nur, und ſollteſt du ihn auch mit deinen Thränen nähren: er wird die Gläubigen abhalten, den Tempel zu beſuchen, oder er wird in ſeiner Unternehmung umkommen.** Dieſer Ausdruck, ſagen die Araber, ward durch den Ausgang beſtätiget; denn **Abdullah** unterſtützete die Religionsſpaltung. Er ward in **Mecca** von den Völkern des **Abdul-melik** belagert, und im 73ſten Jahre der **Hegira**, nach einer Regierung von neun Jahren, weniger einigen Monathen, umgebracht.

XXVII.

Des Herrn Abts Lebeuf kritiſche Unterſuchung, dreyer fabelhafter Erzählungen, deren Gegenſtand Karl der Groſſe iſt.

Indeſſen, daß das Reich der Araber im Oriente noch unter der Herrſchaft der Abaſſiden im Flore war, ſo vereinigte Karl der Groſſe im Occidente die Ueberbleibſel des römiſchen Reiches. Die Regierung dieſes Prinzen iſt der herrlichſte Zeitpunct der franzöſiſchen Jahrbücher. Europa betrachtete dieſen Prinzen zu gleicher Zeit, als einen Staatsverſtändigen, als einen Geſetzgeber und Kriegshelden; wie er die barbariſchen Völker überwand und geſittet machete, den Geſchmack zu den Wiſſenſchaften wieder belebete, und die Pracht ſeiner Siege durch die Weisheit ſeiner Einrichtungen noch mehr erhob.

Es iſt gar kein Wunder, daß ein ſo berühmter Herr, der Held vieler romanhaften Geſchichte geworden iſt. Die Erdichtung lenket ſich vorzüglich auf berühmte Namen. Ungewiſſe Sagen, deren Dunkelheit ihren Urſprung verdeckete, ſchrieben dieſem Prinzen falſche Thaten zu: die, ob ſie gleich ohne Kunſt, durch grobe Schriftſteller geſchmiedet worden, dennoch der begierigen Leichtgläubigkeit ſolcher unwiſſenden Jahrhunderte ein Blendwerk vormachten.

So ſind die drey Werke beſchaffen, welche der Herr Abt Lebeuf in einer Abhandlung unterſuchet, die er uns im Aerntemonde (a) des 1747ſten Jahres vorlas. Das erſte, welches von einem Ungenannten verfertiget worden, iſt die Geſchichte der vorgegebenen Reiſe **Karls** des Großen ins gelobte Land. Das zweyte, welches man lange Zeit dem **Turpin**, einem Erzbiſchofe von **Reims** zugeeignet hat, enthält die ausführlichen Erzählungen eines Feldzuges in Spanien. Das dritte, welches unter dem Namen **Philomena** bekannt iſt, zeiget die beſondern Umſtände der Belagerungen von **Narbonne** und **Carcaſſone**.

Der Herr Abt **Lebeuf** unterſuchet eine jede von dieſen Handſchriften insbeſondere. Sein Endzweck iſt nicht, den Betrug davon zu entdecken, als woran heut zu Tage niemand zweifelt. Seine Unterſuchungen gehen nur dahin, daß er beſtimmet, wenn, wo und warum ſie geſchrieben ſind. Die genaue Prüfung dieſer drey Puncte, welche auf eine jede dieſer drey Handſchriften insbeſondere gerichtet ſind, nöthiget ihn, eine große Anzahl von Unterſuchungen anzuſtellen: deren Erfolg wir beybringen wollen, indem wir die Beſchaffenheit der Beweiſe, deren er ſich bedienet hat, anzeigen, und die vornehmſten anführen wollen.

Aus dieſen Unterſuchungen folget,

I. Daß der Roman von der Reiſe **Karls** des Großen ins gelobte Land im eilften Jahrhunderte geſchmiedet worden; daß der Verfaſſer ein Mönch von St. **Denys** geweſen, deſſen Abſicht war, die vorgegebenen Reliquien glaubwürdig zu machen, die **Karl** der **Kahle** von **Aachen** in dieſe Abtey gebracht hatte.

II. Daß die Geſchichte von dem Feldzuge in Spanien nicht älter iſt, als der Anfang des zwölften Jahrhunderts;

(a) Im 4ten Aerntemonds 1747.

derts; und daß ſie einen Spanier, der ein Regular-Domherr war, der bloß die Abſicht zu haben ſcheint, ſeinen Orden und ſeinen Vater groß zu machen, zum Verfaſſer gehabt.

III. Daß das Werk, welches des **Philomena** Namen führet, und noch neuer iſt, als die beyden andern, um die Zeiten der Regierung des heil. **Ludwigs**, das heißt in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, von einem Ordensbruder der Abtey de la Graſſe verfertiget worden; daß die Abſicht des Verfaſſers geweſen, das Anſehen ſeines Kloſters zu vermehren, und das Vorgeben deſſelben dadurch zu rechtfertigen, wenn er demſelben **Karln** den Großen zum Stifter gäbe. Man kann ſich leicht einbilden, von was für Art die Beweiſe ſind, welche den Herrn Abt **Lebeuf** auf dergleichen Schlüſſe bringen. Die Verfaſſer dieſer Schriften laſſen ſich in der Beſchreibung der Begebenheiten, die ſie erzählen, öftere Anſpielungen auf gewiſſe geſchehene Dinge, auf bürgerliche Gewohnheiten, auf Kirchengebräuche entwiſchen: und dieſe Anſpielungen entdecken ihren Betrug, weil ſie Dinge zeigen, die neuer ſind, als diejenige Zeit, worein dieſe Schriftſteller ſich ſelbſt ſetzen. Hierdurch geben dieſe Betrüger der geſunden Kritik die Waffen wider ſich ſelbſt in die Hand. Der Herr Abt **Lebeuf** bemühet ſich alſo, alle Züge zu entwickeln, welche die wahren Verfaſſer der Werke, die er unterſuchet, entdecken. Er nimmt und geht eine Menge Umſtände durch, die in ihren Schriften hin und wieder zerſtreuet ſind; und dieſe zuſammen genommen, machen ein Ganzes von entſcheidenden Beweiſen aus. Diejenigen, welche wir itzt nach ihm erzählen wollen, werden einen Begriff von ſeiner Lehrart geben.

I. Wir wollen bey der Reiſe ins gelobte Land anfangen.

Roman von der Reiſe ins gelobte Land.

1) Der Verfaſſer dieſes Romans nennet ſich in keiner Stelle ſeines Werkes; ja er giebt ſich nicht einmal zu erkennen. Er giebt ſich weder für einen Zeugen, noch für einen Zeitgenoſſen derjenigen geſchehenen Dinge aus, die er erzählet; und die Worte, womit er anfängt, geben zu erkennen, daß er erſt lange darnach gelebet hat. Indeſſen führet er keinen Gewährsmann an.

2) In dieſer Schrift wird der Kaiſer allemal Karl der Große genennet; ein Unterſcheidungsnamen, den man ihm nicht eher gegeben, als da viele große Herren, die den Namen Karl führeten, ſo wohl in Frankreich, als im Kaiſerthume regieret hatten.

3) An die Stelle des alten Namens von Aachen, Aquisgranum, ſetzet der Verfaſſer überall Aquilae capella; ein Namen, der viel neuer iſt, als der erſte, von dem er eine bloße Veränderung iſt: die durch den Gebrauch gemachet worden, den man in den folgenden Zeiten gehabt hat, daß man in der gemeinen Sprache Aigues la Chapelle ausſprach, welches unſer Schriftſteller für Aigle wird genommen haben. Vieleicht fand er auch einiges Verhältniß zwiſchen dieſem Namen und dem Adler, welcher

---

(*) Es iſt ſehr zweifelhaft, ob Achen den Namen von Aqua habe. Eine große Menge deutſcher Oerter enden ſich mit Ach, und bedeuten immer, daß daſelbſt ein Waſſer, ein Bad, ein Bach anzutreffen iſt; und zwar an Orten, wo die Waffen der Römer nicht hingedrungen: d. i. dieſſeit der Donau, und des Rheins, im obern Deutſchlande. Dahin rechne ich Achſteten. Biderach, Breiſach, Brettach, Derach, Erlach, Gartach, Gerach, Glappach, Gutach, Hatslach, Salach, Schedlach, Schötzach, Speltach, Steinach, Schwarzach, Wolfach u. ſ. w. der unzählichen zu geſchweigen, die augenſcheinlich mit Bach zuſammengeſetzet ſind. Wo bleiben nun noch alle die franzöſiſchen Oerter, die ſich auch auf ac, enden, welches mit unſerm deutſchen

ach

cher das Sinnbild der kaiſerlichen Würde iſt: allein eine wie die andere von dieſen Ableitungen ſetzet zum Voraus, daß man damals den wahren Urſprung des Namens von Aix la Chapelle vergeſſen, worinnen des Wort Aix von dem Worte Aquae abſtammet, welches allen Städten, die wegen ihrer Bäder berühmt ſind, gemein iſt (*).

4) Unter der Anzahl der Geiſtlichen von verſchiedenen Orden, welche der Verfaſſer mit bey der vorgegebenen Aufnahme der, wie er ſpricht, vom Kaiſer aus dem gelobten Lande nach Aachen mitgebrachten Reliquien, ſeyn läſt, findet ſich ein Abt von St. **Quentin** in der Inſel; eine Abtey, deren Stiftung gewiß aus dem Ende des zehnten Jahrhunderts iſt, wie es eine Urkunde aus der Zeit, wie auch eine Stelle des Zeitbuches vom **Siegbert** beweiſt. Man kann alſo die Verfertigung dieſes Werkes nicht vor den Anfang des eilften Jahrhunderts ſetzen.

5) Eben dieſer Zeitpunct wird ihm von den ſechsfüßigen Verſen beygeleget, die ſich in der Mitte und am Ende reimen, und die man darinnen in dem Texte ausgeſtreuet ſieht.

6) Die älteſte Handſchrift (*b*) von dieſer Fabel, welche Herr Abt **Lebeuf** bey ſeinen Unterſuchungen gefunden

---

ſich einerley iſt, und von den alten Galliern, unſern Brüdern an Sprache und Sitten, herkömmt. Selbſt im Schwediſchen, dahin die Römer gewiß nicht gedrungen, heißt A, und Aa, ein Waſſer: und ſo könnten auch viele Oerter, die auf a ausgehen, wenn es nicht von Aue kömmt, auch dahin gerechnet werden: wiewohl es dahin ſteht, ob nicht ſelbſt das Wort Aue als eine feuchte wäſſerichte Gegend, von dem Aa herzuleiten iſt. G.

(*b*) Dieſe Handſchrift wird in dem Bücherſaale der Karmeliter-Barfüßer zu Paris aufbehalten; die Schrift darinnen ſcheint aus der Regierung **Ludwigs** des ſiebenten zu ſeyn. Das Kapitel von **Notre Dame** beſitzt eine andere davon, die im dreyzehnten den hat, iſt mit ſolchen Charakteren geſchrieben, die nicht über beſagte Zeit hinanſteigen. Man kann ſie aber nicht für neuer anſehen; da der Verfaſſer, wenn er von der Kirchenverſammlung redet, die in die Ebene von Saint Denys zuſammenberufen worden, ſich von dem Tage dieſer Verſammlung ſo ausdrücket, wie ein Menſch, welcher noch die 4 Faſten des vierten Monaths in der andern Woche des Brachmonds feyern ſah; ein Gebrauch, der in den Abendländern nicht eher gänzlich verändert worden, als unter dem Pabſte Gregorius dem ſiebenten, welcher in die Regierung **Philipps** des erſten trifft, der im 1108ten Jahre geſtorben iſt. Die Beobachtung dieſes Umſtandes, der aus dem Werke ſelbſt genommen iſt, und das Alter der älteſten Handſchrift, beſtätigen zuſammen den für die Verfertigung dieſes Romans oben feſtgeſetzten Zeitpunct.

Was der Schriftſteller geweſen, läßt ſich aus denen nicht minder rührenden Charakteren, als aus der Art, und Schreibart ſeiner Betrachtungen, die er unter ſeine Erzählungen menget, und aus der Anrede: **Vielgeliebte Brüder**, Fratres cariſſimi, welche er oft genug wiederholet, erkennen. Man ſieht hieraus, daß er ein Mönch geweſen; und dieſes beweiſt, daß er einer zu St. Denys geweſen, weil er, nachdem er von der Kirchenverſammlung zu Aachen geredet hatte, hinzuſetzet: daß die Verlegung der Reliquien, die von Karln dem Kahlen in die Abtey von St. Denys geſchehen, eben den Zulauf von Gläubigen dahin gezogen. Wer ſieht nicht hieraus, daß dieſes der Endzweck des Verfaſſers geweſen, unbekannten Reliquien einen herrlichen Urſprung zu geben; der einen Zulauf von Leuten vermehren konnte, welcher dem Kloſter um ſo viel nützlicher war, da eine Meſſe daraus wurde, welche hernach eine der berühmteſten im Königreiche geworden?

Auf

---

ten Jahrhunderte geſchrieben, und der von Braine im Soiſſonneſiſchen, wovon Herr von Sainte Paleye in den Geſchichten der Aka-

Aka-

Auf ein ſo verächtliches Anſehen gründet ſich zum Theil die Sage dieſes vorgegebenen Kreuzzuges, der von Karln dem Großen nach Jeruſalem geführet worden, um den Patriarchen Johannes wieder auf ſeinen Stuhl zu ſetzen. Allein dieſe Quelle des Irrthums iſt nicht die einzige: andere Gründe, die wir in dem folgenden Artikel nach dem Herrn von **Foncemagne** darlegen wollen, trugen etwas bey, die Meynung von dieſer erdichteten Reiſe zu beſtätigen. Man glaubte das Recht zu haben, dieſes aus einigen bekannten, und damals ſehr berühmten Thaten zu ſchließen. Die Folge war nichts weniger, als nothwendig; man ſah ſich aber nicht vor, ſie in ſolchen Jahrhunderten, in welchen der Geſchmack an den Kreuzzügen allgemein war, einer ſtrengen Unterſuchung zu unterwerfen. Hierdurch erhob man gewiſſermaßen dieſe frommen und unnützen Feldzüge, wenn man dem Helden vom **Occidente** die erſte Anführung in denſelben beylegte.

Der Pater **le Cointe** hatte bereits bemerket (c), daß alle Kirchen, deren Biſchöfe der Urheber dieſes Werkes mit bey der Feyerlichkeit zu Aachen ſeyn läßt, damals von Prälaten eines ganz andern Namens regieret worden; er bleibt bey dieſem Beweiſe ſtehen, der genug iſt, dieſes falſche Vorgeben zu beweiſen. Die Beweiſe des Herrn Abts **Lebeuf**, haben auch noch den Werth, daß ſie die Zeit, den Ort, und den Urheber deſſelben anzeigen. Die Anmerkungen, die er hierüber machet, und welche aus Geſchichten und Gebräuchen, die nicht ſonderlich bekannt ſind, genommen ſind, werden unter ſeinen Händen ſolche Grundſätze, die ſich auf die Unterſuchung vieler andern Stücke der Kritik anwenden laſſen, und zu Muſtern, wie man dabey zu verfahren hat, dienen können.

Der

Akademie eine Nachricht gegeben, in allem gleich iſt.

(c) In den Jahrbüchern der franzöſiſchen Kirche.

Der Feldzug Karls des Großen in Spanien.

II. Der Roman von dieſer Unternehmung, der, wie wir ſchon geſaget haben, dem **Turpin** zugeeignet wird, iſt von dem erſtern darinnen unterſchieden, daß der Verfaſſer, anſtatt ſich darinnen verſteckt zu halten, wie der erſte, immer den Erzbiſchof von **Reims**, deſſen Namen er ſich fälſchlich beyleget, darinnen reden läßt. Ein anderer Unterſchied, der noch weſentlicher iſt, iſt der: daß ſeine Erdichtung ſich wenigſtens auf etwas wirkliches gründet: denn es iſt gewiß, daß **Karl** der Große über die pyrenäiſchen Gebirge gegangen iſt, und in Spanien Krieg geführet hat. Das ſind die beyden Dinge, welche der falſche **Turpin** mit unendlich vielen erdichteten Umſtänden verſtellet, und überhäufet.

Eben darum, weil der Grund dieſer Erzählung wahr geweſen, hat dieſer andere Roman ohne Zweifel länger im Anſehen geſtanden, als der erſte: und darum haben ſich auch die Handſchriften von demſelben ſtärker vermehret. Die Jahrbücher dieſer Zeiten, das Leben **Karls** von **Eginharden**, und andere Schriften thaten der Siege dieſes Herrn in Spanien Meldung. Ein ſächſiſcher Dichter hatte ſie in einem Werke in ſechsfüßigen Verſen beſungen,

---

(*) Vielleicht iſt das Gedicht des alten ſächſiſchen Dichters aus dem IX Jahrhunderte eben das, was wir im Deutſchen auch haben, wie theils **Lambek**, theils **Schilter** es bekannt gemachet haben. Sie halten es beyde für ein Werk **Strikers**, der im XII Jahrhunderte unter Kaiſer Friedrich dem I gelebet. Ich habe aber aus einer alten Handſchrift auf der königl. Bibliothek zu Dresden erwieſen, daß es wenigſtens hundert Jahre älter ſey, und nur von **Strikern** verbeſſert und erneuert worden. Indeſſen will ichs noch nicht behaupten, daß es nur überſetzet ſey, bis ich es mit dem lateiniſchen in Hexametern verglichen habe, welches ich noch nicht zu thun Gelegenheit gefunden. S. meines neuen Bücherſaals B. a. d. u. ſ. S. **G.**

(*d*) S. in dieſem Bande die Geſchichte des Kirchſprengels von **Bayeux**. S.

gen (*), welches gegen das Ende des neunten Jahrhunderts verfertiget iſt: und dieſe Thaten hatten dadurch, daß ſie vermittelſt einiger Geſänge, welche die Sage davon in unſern Provinzen fortpflanzeten, bis auf die folgenden Jahrhunderte kamen, noch überdieß einen Ruhm unter dem gemeinen Volke erlanget. Alſo konnte es nicht fehlen, das Volk, welches bereits mit dieſem Begriffe erfüllet war, mußte eine umſtändlichere Nachricht von einer Reiſe, die ſeit langer Zeit berühmt geweſen, begierig aufnehmen.

Der älteſte Schriftſteller, welcher **Turpins** Roman gekannt zu haben ſcheint, iſt **Rodulf Tortarius**, ein Benedictinermönch, von dem der Herr Abt **Lebeuf** in einer andern Abhandlung geredet hat (d). Dieſer Schriftſteller giebt in einem ſeiner lateiniſchen Gedichte, die nach dem Romane vom **Amicus** und **Amilius** verfertiget ſind, einem ſeiner Helden den Degen (e), den der großmüthige **Roland** von **Karln** dem **Großen** bekommen hatte; und **Roland** wird in dieſem Gedichte, wie im **Turpin**, als des Kaiſers Schweſterſohn beſchrieben (**).

Eben

Dichter von dieſem berühmten

(e) Wir wollen hier die Verſe anführen, worinnen der Degen redet:

Ingreditur patrium greſſu properante cubiclum,
  Diripit a clavo clamque Patris gladium:
Rutlandi fuit iſte, viri virtute potentis,
  Quem Patruus magnus Karolus huic dederat.
Et Rutlandus eo ſemper pugnare ſolebat,
  Millia pagani multa necans populi.

(**) Von dieſem Schwerte des großen Karls ſinget unſer alter Heldendichter, nach der kön. dresdeniſchen Handſchrift, alſo: nachdem er erzählet, daß Karlen nach ſeinem Abendgebethe ein Engel erſchienen ſey, der ihm alle ſeine Siege verkündiget, und ihm wider die Mohren in Spanien zu ziehen befohlen hätte:

God will dich damit ern
Du ſalt daz land bekern

Die

Eben dieſer Roman befindet ſich in dem Leben **Karls** des Großen ganz einverleibet, welches ums 1170ſte Jahr von einem Ungenannten kurz nach der Canoniſation dieſes Herrn, welche im 1166ſten Jahre vom Kaiſer **Friederich** dem erſten, mit dem Beynamen der **Rothbart** verlanget worden, iſt zuſammengetragen worden. Der Ungenannte ſpricht (f), daß er dieſes Werk **Turpins** in der Abtey zu **St. Denys**, unter den franzöſiſchen Zeitbüchern gefunden habe; er ſaget aber nicht, ob die Handſchrift alte oder neue Schrift geweſen. Aus eben dieſer Quelle hatte **Arnold** (g), Graf von **Guines**, die Kenntniß beſagter Geſchichte geſchöpfet.

Geoffroi, Prior zu **Vigeois** im **Limoſiniſchen**, ließ um das 1200te Jahr, dieſes Werk aus **Spanien** kommen; als ein Stück, welches in ſeinem Lande unbekannt, und voller Erzählungen war, wovon man faſt keine in den Geſängen der Provenzaldichter fand. Er verbeſſerte dieſes ſehr mangelhafte Exemplar, machte eine richtigere Abſchrift davon (h), und ſetzte eine Vorrede vor, die er an die Abtey **St. Martial**, und an die ganze limoſiniſche Geiſtlichkeit richtete.

Tur-

Die dir nicht volge, die ſie vorloren
Du ſolt dis ſwert und dis horn
Dinen neven Rolande gebin
Daz he damit vordine daz ewige lebin
Daz ſwert heißet Durudat werleiche
Vorware ez ſante dir god der reiche
Her hat ez ſelbin alzo genant
Daz horn heißet Olinant
Die namen gab her en beidin
Ich ſage dir vorware wel beidin
Mit dem ſwerte werdin gewund
Die werden nymirme geſund
Alzo Roland bleſet daz horn
So wird den heiden alſo zorn
Daz ſie vorliſen den ſin
Tzu hand geſigeſt du an ir
So ſleit ſie denne gotis vluch
Nym hin deſſin hantſchuch
Und ſtos den an dine Hand
So du wilt in die lant ꝛc.

Hier wird nun gleichfalls Roland, Karls Neve, oder Neffe d. i. Schweſterſohn, genennet. E.

(f) In der Vorrede zum dritten Buche.

(g) Duchene Geſchichte vom Hauſe Guines. S. 159.

Turpins Roman breitete ſich im dreyzehnten Jahrhunderte immer mehr und mehr aus; ſeit dem man eine Ueberſetzung (i) davon in die gemeine Sprache gemacht hatte. Dieſe Ueberſetzung wurde nach dem lateiniſchen Exemplare, welches ſeit dem 116ſten Jahre zu St. Denys aufbehalten ward, in franzöſiſcher Proſe im 1206ten Jahre, vom **Renaud**, einem boulogneſiſchen Grafen beſorget. Dieſes wird in einer von den Handſchriften dieſer Zeit geſaget (k). Das Jahr darauf ließ **Michel von Harnes** (l) die zweyte Ueberſetzung davon machen. Der Beweis hiervon liegt in den Vorreden dieſer Ueberſetzer ſelbſt, wovon der Herr Abt **Lebeuf** in einer andern Abhandlung geredet hat (m).

Indem wir Turpins Fabeln nach der Zeitordnung verfolgen; ſo finden wir ſie von einem unſerer Schriftſteller im 1224ſten Jahre, als eine von denen Quellen angeführet, woraus er damals bey der lateiniſchen Fortſetzung (n) einer Geſchichte von Frankreich, die er bis auf ſeine Zeit hinausführete, geſchöpfet.

Es iſt unnütz, eine Menge Chronikenſchreiber, und Abkürzer unſerer Geſchichte, und welche dieſen Roman eben-

---

(h) Sie iſt unter den königlichen Handſchriften die 5452ſte.

(i) Codex Sancti Martialis Lemov. 142.

(k) Cod. Col. Navar. 234. fol. 287.

(l) Dieſer **Michel von Harnes**, den man für eine erdichtete Perſon halten könnte, lebte wirklich damals. Wir haben in dem dritten Theile auf der 97ſten Seite des chriſtlichen Galliens eine Bittſchrift von ihm, die er im 1204ten Jahre dem Biſchofe von Arras, wegen der Stiftung eines Nonnenkloſters aus dem Ciſtercienſer Orden, welche von ſeiner Mutter, einer verwitweten Oberbefehlshaberinn in Flandern, zu Brelle war unternommen worden. Der Geſchichtſchreiber **Rigord** ſetzet ihn unter die Zahl derjenigen, welche bey der Bouviniſchen Schlacht im 1214ten Jahre wären verwundet worden. S. den **Duchene** im Vten Th. a. d. 60 S.

(m) Memoires der königlichen Akademie Th. XVII. S.

(n) Cod. Victor. 419.

ebenfalls dazu brauchen; aber ein ganz beſonderes Denkmaal von dem abergläubiſchen Begriffe, den man ſich noch zu **Karls** des fünften (o) Zeiten davon machete, iſt die halb erhabene Arbeit derer zwo goldenen Flaſchen, die Kaiſer **Karln** dem vierten von dieſem Prinzen, als er ſeinen Beſuch annahm, ſind geſchenket worden. Der Goldſchmied hatte auf dieſen Gefäſſen den heil. **Jakobus** vorgeſtellet, wie er **Karln** dem **Groſſen** den Weg nach den Ländern zeigete, die er über den pyrenäiſchen Gebirgen erobern ſollte; das iſt der Inhalt des erſten Hauptſtückes im **Turpin**. Die Geiſtlichen waren nicht erleuchteter, als die Künſtler. **Robert**, Biſchof von **Senez**, redet in einem Werke (p), welches er für die Auferziehung **Karls** des ſechſten verfertigte, mit ihm von Geiſtern, welche in der Todesſtunde **Karls** des **Groſſen** nach **Aachen** gekommen; und von der geſchwinden Erſcheinung des heil. **Jakobus**, der ſogleich gekommen, ihnen die Seele dieſes Herrn ſtreitig zu machen. Dergleichen Fabeln erbauten allem Anſehen nach unſere Väter; uns aber können ſie zum Nachdenken veranlaſſen.

Das, was wir von den Oertern geſaget haben, wo **Turpins** Werk zuerſt ans Licht getreten, ſetzet beynahe den Zeitpunct deſſelben feſt. Es iſt wahr, daß, wenn man ſtreng ſeyn wollte, dieſer Roman ganzer dreyhundert Jahre

---

(o) S. das Leben **Karls** des fünften von **Chriſtinen** von **Piſa** III. B. 46. Hauptſt.

(p) Es war dieſes das Speculum morale regium. S. unter den königlichen Handſchriften die 5372ſte Fol. 53.

(q) Hier iſt die lateiniſche Stelle: Ogerius Rex Daniae cum decem millibus pugnatorum; de quo *uſque in hodiernum diem vulgo canitur*, quod innumera fecerit mirabilia.

(*) Von dieſem **Ogier**, der im Norden unter dem Namen **Holger** bekannter iſt, hat **Thomas Bartholin**, der Sohn, 1677 eine hiſtoriſche Abhandlung herausgegeben: De Holgero Dano, qui Caroli Magni tempore floruit, Diſſertatio hiſtorica, Hafniae

Jahre in einem gewiſſen Bücherſaale hätte verborgen bleiben können; und die Zeit der Entdeckung einer Schrift zeiget nicht allemal die Zeit ihrer Verfaſſung an. Allein dieſer Beweis iſt nicht der einzige, den der Herr Abt **Lebeuf** anführet. Verſchiedene aus dieſer Geſchichte gezogene Stellen beweiſen, daß ſie weder aus **Turpins** Jahrhunderte, der mehr als zwanzig Jahre vor **Karln** dem **Großen** geſtorben iſt, noch auch einmal aus dem Jahrhunderte ſeyn kann, da dieſer Prinz geſtorben.

1. Wenn der Verfaſſer vom **Oger** dem **Dänen** redet, den er unter die Gefährten des Kaiſers ſetzet: ſo füget er hinzu, daß dieſer Ritter, aus welchem er einen König von **Dännemark** machet, an der Spitze eines Heeres von zehentauſend Soldaten, die unter ſeiner Fahne geſtritten, ganz wunderbare Thaten gethan; deren **Ruhm** ſich (*), wie er ſpricht, **bis auf** unſere **Zeiten erhalten hat**; ein Ausdruck, welcher einen Zwiſchenraum zwiſchen den Thaten und der Erzählung derſelben anzeiget (*).

2. Etwas weiter unten bedienet er ſich eines gleichen Wortes, wenn er die Beharrlichkeit der **galiciſchen** Völker bey dem wahren Glauben lobet; ſeit dem, wie er ſpricht, **Karl** der **Große** die **Saracenen** aus dieſer **Provinz** verjaget hatte. Dieſe Beharrlichkeit hätte ihn nicht

---

ſniae ſunt. Petri Hauboldi. in 8. Er behauptet darinnen durchgehends, daß die alte Fabel von dieſem Ogier, im Holger wirklich viel wahres in ſich gehalten. Er ſolle zwar eigentlich **Olaus**, das iſt **Olof**, oder **Ulf**, d. i. **Wolf** geheißen haben, und König Gotrichs Sohn geweſen ſeyn. Eine alte franzöſ. Chronik mache ihn zu einem der 12 Pairs von Frankreich um **Karls** des Großen Zeit. Saxo Grammaticus denke ſeiner im IX Buche ſeiner Geſchichte. Allein **Bartholin** geht von dieſen ſeinen Vorgängern ab; und zeiget, daß Olaus ein ganz anderer Mann als Holger geweſen. Man muß dieß bey ihm ſelbſt nachleſen. G.

nicht dürfen Wunder nehmen, wenn er **Karls** des Großen Zeitgenoß geweſen wäre.

3. Er bezeichnet **Lothringen** mit dem Namen *Lotharingia*, welcher nicht eher als ſeit der Hälfte des zehnten Jahrhunderts iſt bekannt worden.

4. Einige Herren am Hofe **Karls** des **Großen** führen in dieſem Romane Namen von Ländern (r); und dieſe Namen waren zu dieſes Prinzen Zeiten noch nicht gewöhnlich.

5. Um diejenigen von dieſen Soldaten, welche in dem Feldzuge ſtarben, ohne von den Saracenen umgebracht zu werden, mit den Heiligen zu vergleichen; die als Blutzeugen verehret werden, ob ſie gleich ihr Blut um des Glaubens willen nicht vergoſſen haben: bedienet er ſich ſolcher Ausdrücke, die um das 930ſte Jahr vom **Odon**, einem Abte von **Clugni**, in dem Gebethe des heil. **Martins von Tours** gebrauchet werden.

6. Dieſe von dem römiſchen Gottesdienſte entlehnte Redensart, giebt zu erkennen, daß der Verfaſſer ſeit dem 1066ſten Jahre geſchrieben, weil dieſe Liturgie in Spanien erſt unter der Regierung des **Alphonſus** des ſechſten angenommen worden. Die Stärke dieſes Beweiſes, welcher hier vorläufig ſteht, hängt von denenjenigen ab, welche der Herr Abt **Lebeuf** augenblicklich anführen wird, daß der Verfaſſer ein **Spanier** geweſen.

7. Dieſer Verfaſſer, wenn er von der Tonkunſt redet, die **Karl der Große**, wie er ſpricht, mit den andern

---

(r) Dergleichen ſind unter andern Milo de Angulariis, Arnaldus de Bellanda, Reinaldus de Albâ Spinâ, Gualterius de Turmis, Berardus de Nublis.

(s) Dieſes muß man aus der Redensart ſchließen, deren er ſich bedienet: Et ſciendum, quod non dern freyen Künſten auf eine allegoriſche Art, an die Mauern ſeines Pallaſtes malen ließ, beſchreibt ſie (s) **als einen Geſang, der auf vier Linien geſchrieben iſt.** Dieſes einzige Wort zeiget nothwendiger Weiſe das Ende des eilften Jahrhunderts an, weil man weis: daß der Gebrauch, den Geſang mit Noten zu bezeichnen, erſt damals vom **Guido Aretin** iſt eingeführet worden, welchen dieſe Erfindung berühmt gemachet hat.

Alle dieſe Gründe beweiſen, daß Herr von **Marca,** der die Verfertigung dieſes untergeſchobenen Werkes ins zehnte Jahrhundert hinausſetzet, demſelben einen allzu alten Zeitpunct giebt (t). Er gründet ſich auf das Anſehen eines Erzprieſters von **Toledo, Julian** genannt, welcher im 1160ſten Jahre von dieſem Roman ein Exemplar anführete, welches lange Zeit zu **St. Denys** wäre aufbehalten worden. Allein außerdem, daß diejenigen, welche eine dergleichen Geſchichte geſchmiedet haben, dem Pergamente ſowohl, als den Buchſtaben der Handſchrift einen falſchen Schein des Alterthums haben geben können; ſo wird auch **Julians** Zeugniß durch die Beweiſe vernichtet, die **Nikolaus Antonius** (u) vorgebracht hat, daß alle Schriften, die im 1628ſten Jahre unter dem Namen dieſes Erzprieſters ſind gedrucket worden, in der That von dem ſpaniſchen Jeſuiten **la Higuerra** ſind. Indeſſen kann man den Zeitpunct dieſes Romans nicht über das eilfte Jahrhundert hinausſetzen. Der Herr Abt **Lebeuf** führet einen Gedanken daraus an, welcher beweiſt, daß zu des Verfaſſers Zeiten man in den Abendländern noch nicht mehr als eine Art von Mönchen, nämlich die **ſchwarzen Mönche** gekannt; der Namen und Orden der **ordentlichen Domherren** aber damals ſchon darinnen

be-

---

non eſt cantus ſecundum muſicam, niſi per quatuor lineas ſcribatur; Wörter, die er etwas weiter unten wiederholet.

(t) Hiſt. de Béarn, L. II. c. 6. n. 6.

(u) S. des alten ſpaniſchen Büchersaals IIten Theil a. d. 25ſten S.

bekannt geweſen. Dieſer Schriftſteller, wenn er von einem königlichen Gaſtmahle redet, bey welchem ein ſaraceniſcher Prinz, der durch den Kaiſer war bekehret worden, mit zugegen war, ſetzet hinzu: daß man nahe an die Tafel **Karls des Großen** noch andere geſetzet habe, für diejenigen, deren Kleidung die Neugierde dieſes Neubekehrten erregte, und daß **Karl der Große** ihm verſetzet: daß die, ſo er ſchwarz gekleidet ſahe, **Mönche** wären, und die andern, welche weiß gekleidet giengen, ordentliche **Domherren** hießen. Der Orden dieſer letztern entſtund aufs ſpäteſte in den letztern Jahren des eilften Jahrhunderts. Zu der Zeit ſah man auch einige neuere **Sadducäer** aufſtehen, die die Auferſtehung läugneten: welches Anlaß zu der Fabel gab, der man gemeiniglich das einſame Leben des heil. **Bruno** und den Urſprung der **Cartheuſer** zueignet. Daher kommen die Glaubensbekenntniſſe wegen dieſes Hauptſtücks der chriſtlichen Lehre, die von den Capitularen **Karls des Großen** ſo oft ſind wiederholet worden, denen der Verfaſſer die Worte **Hiobs** lehnet, indem er ſie Bitten für die Todten und reichliches Allmoſen für die Klöſter befehlen läßt.

Guido Allard (x), welcher dafür hält, daß dieſes Werk vom 1092ſten Jahre ſey, hat alſo in ſeiner Meynung guten Grund; allein er betrügt ſich, wenn er einen Mönch von St. **Andre** von **Vienne** an der **Rhone** zum Verfaſſer davon machet. **Oudin** (y) eignet es mit eben nicht mehrerem Grunde dem Pabſte **Calixtus** dem zweyten zu, von dem er einen untergeſchobenen Brief anführet. Der, welcher dieſen Roman ſchmiedete, war ein **Spanier**, und arbeitete in **Spanien**.

(x) Bibliotheque du Dauphiné.

(y) Oudin Script. t. II. p. 69.

In der That, unzählige Stellen beweiſen, daß der Verfaſſer, aus einem falſchen Eifer für ſein Vaterland, womit er die Feder ergreift, keine andere Abſicht gehabt, als den Ruhm dieſes Königreichs zu erheben. Man ſieht, den heil. **Jakobus Karln** den **Groſſen** darinnen führen, dieſen Herrn die Gütigkeit ſeines Führers mit einer beſondern Ehrerbiethung erkennen, den Stuhl von **Compoſtell** auf ſeinen Befehl zum **Patriarchat** erhoben, und dieſe vorgegebene Kanzel des heil. **Jakobus des Gröſſern**, die keine über ſich hat, als des heil. **Petrus** ſeine zu **Rom**, und der keine gleich iſt, als des heil. **Johannes** ſeine zu **Epheſus**. Das iſt es nicht alles: der Verfaſſer läßt ſeinen Helden in Spanien ſtudiren; endlich hat, wie wir ſchon geſaget haben, **Gottfried von Vigeois**, das erſte Exemplar dieſes Romans aus dieſem Lande bekommen. Wir fügen allen dieſen Gründen noch bey, daß Spanien die Wiege einer groſſen Menge untergeſchobener Werke iſt, als falſcher Decretalien, falſcher Zeitbücher vom **Dexter**, vorgegebener Geſchichte, die **Luitprands** Namen führen. Dieſe Betrachtung würde beynahe allein genug ſeyn, ihm auch den Roman vom **Turpin** zuzueignen.

Die ſittlichen Betrachtungen, die der ungenannte Spanier öfters darinnen anſtellet, und die Lehren, welche er den Ordensbrüdern giebt, beſtimmen den Herrn **Abt Lebeuf**, zu glauben, daß er ſelbſt ein Kloſterbruder geweſen, nämlich nach aller Wahrſcheinlichkeit, ein **Domherr**. Man kann es aus den Lobeserhebungen ſchlieſſen, die **Karl** der **Groſſe** an die ordentlichen **Domherren** verſchwendet, und aus dem Namen der canonialiſchen Verordnung, die man der Verordnung des heil. **Iſidorus** von **Sevilien** darinnen giebt, ob es gleich in der That eine Kloſterverordnung geweſen.

III. Ueber den Roman des Philomena.

Es iſt noch übrig das Alter und den Verfaſſer des Romans des **Philomena** zu beſtimmen (z), den man lange Zeit für den älteſten unter den dreyen, wovon wir reden, gehalten, und der nichts deſto weniger gewiß der allerneueſte iſt.

Um zu zeigen, daß dieſes Werk nicht aus **Karls des Groſſen** Zeiten ſeyn könne, hat man ſich bisher daran begnüget, daß man bemerket hat, daß man darinnen von zwölf franzöſiſchen **Pairs**, vom **Grafen von Flandern**, und von der Stadt **Montauban**, die allererſt im 1144ſten Jahre iſt gebauet worden, redet. Allein dieſen Beweiſen kann man noch viel andere beyfügen, die von dem Herrn Abte **Lebeuf** ſind geſammelt worden.

1. Die kriechende Barbarey (a) der Sprache beweiſt die Neuigkeit dieſer Legende, deren Urſchrift lateiniſch iſt; denn dieſer Fehler in der Schreibart iſt der ſchwülſtigen Dunkelheit, und der ſtrotzenden Sprache der Schriftſteller zu **Karls des Groſſen** Zeiten ſchnurſtracks zuwider.

2. Die Erdbeſchreibung dieſes Schriftſtellers zeiget ebenfalls eine jüngere Zeit an. Die **Normandie** anzudeuten bedienet er ſich des lateiniſchen Wortes Normannia,

---

(z) Dieſes Stück führet die Ueberſchrift: de Captione Carcaſſonae et Narbonae, et conſtructione monaſterii Craſſenſis. Es führet den Namen des Philomena, weil der Verfaſſer unter dieſem Namen den vorgegebenen Geſchichtſchreiber **Karls des Groſſen** anzeiget, dem er ſeine Feder geliehen hat. **Karl der Groſſe**, ſpricht er, foderte damals den **Philomena**, ſeinen Geſchichtſchreiber auf, und befahl ihm alles dieſes ſeiner Geſchichte einzuverleiben. *Tunc Carolus vocavit* Philomenam magiſtrum hiſtoriae, *et dixit, quod totum hoc poneret in hiſtoria.*

(a) Hier ſind einige Beyſpiele, die gleich ſo, wie wir ſie gefunden haben, aus dieſem bar-

bania, welches bloß ſeit dem XII Jahrhunderte bekannt geweſen. Er thut darinnen einer Vorſtadt zu St. Omer Meldung; einer Stadt, die zu den Zeiten, die er beſchreibt, noch nicht vorhanden geweſen. Er redet von einem Biſchofe von **St. Andre** in Schottland, ein Biſthum, welches erſt nach **Karls des Großen** Zeiten iſt geſtiftet worden; und von einem Biſchofe von **St. Liſier**, einem Orte, der damals ſehr unbekannt war, und nicht eher mit einem Biſchofsſtuhle gezieret wurde, als nach dem 1151ſten Jahre. Endlich findet man, in der Erzählung des Heeres **Karls des Großen**, **Piccader**, Picardos, ein Namen, der nach dem Herrn **du Cange**, nicht vor dem dreyzehnten Jahrhunderte vorhanden geweſen. **Nikolaus von Braie** hat ſich deſſelben zuerſt in dem Leben **Ludwigs** des VIII bedienet, welches er im 1228ſten Jahre **Wilhelmen**, Biſchofen zu **Paris** gewidmet.

3. Der Verfaſſer redet von der Erhebung der Hoſtie in währender Meſſe, und von der Faſten am Samſtage; zween Gebräuche, die nicht über das XIIte Jahrhundert hinausgehen. Er leget **Karln dem Großen** ein Gebeth (b) aus der kleinen Meſſe der Jungfrau **Maria** in den Mund, die erſt zu Ende des eilften Jahrhunderts, zur Zeit des erſten Kreuzzuges, verordnet worden. In einer hohen Meſſe, die er von dem Pabſte begehen läßt,

---

bariſchen Lateine genommen ſind. Aſſaillivimus apud Ylerdam et apud Barbalaguier, et non fuimus auſi, ultra ire. Rolandus fecit fieri Monaſterium in Capremontium Roſſilionis - - - In veritate beatum Georgium mittet nobis Deus - - - Papa dabit ſibi ſuum Palafredum album ſellatum - - - cum equis bene cinglatis.

(b) Als **Karl der Große**, ſpricht der Verfaſſer, darauf umgieng, das **Kloſter de la Graſſe** zu bauen, berichtete ihm ein Staatsbothe, daß ſechszehn Könige wider ihn zu Felde zögen; bey dieſer neuen Zeitung rief der Kaiſer aus: Virgo Dei genetrix, ſis hodie nobis Auxiliatrix.

giebt er ihm den Erzbiſchof vom Reims zum **Diakonus**, und den Biſchof von Carcaſſonne zum **Subdiakonus**. Nun aber würden die Prälaten, zu **Karls** des Großen Zeiten, geglaubet haben, daß durch dergleichen Verrichtungen ihrer Ehre etwas abgienge.

4. Die bürgerlichen Gewohnheiten, oder Kriegesgebräuche, auf welche der Verfaſſer anſpielet, ſind gegen die Zeit, worein er ſich ſetzet, nicht minder neu. Wenn er einen vorgegebenen Eid beſchreibt, den **Karl** der Große dem Kloſter zu **Graſſe** ablegen laſſen; ſo drücket er ſich in einer Sprache aus, die unter der Regierung dieſes Herrn unbekannt geweſen. So oft er ein Treffen beſchreibt, ſetzet er an die Stelle der natürlichen Wörter **Schlacht, Anfall, Handgemenge, Scharmützel**, das Wort **Turnier**: welches zu der Zeit, worinnen er lebete, gemein, zu **Karls** des Großen Zeiten aber gewiß unbekannt war. Endlich giebt er den Truppen, welche **Narbonne** belagerten, den Namen Communes. Man weis, daß die Communes erſt unter **Ludwigs** VII Regierung angeordnet worden: die von **Sens**, als die älteſte von allen, iſt vom 1146ſten Jahre unterſchrieben.

Um das Recht zu haben, dieſes Werk einem Mönche aus der Abtey de la **Graſſe** zuzueignen, iſt es genug, wenn man mit dem Herrn Abte **Lebeuf** anmerket: daß der Schriftſteller immer die Vorzüge und vorgegebenen Rechte dieſes Kloſters erhebt; daß er vorgiebt, es wäre von **Karln** dem Großen für Edelleute geſtiftet worden; daß er vom Pabſte **Leo** dem dritten, der es der Gerichtsbarkeit des Biſchofs entzog, um es unmittelbar der Gerichtsbarkeit des Pabſtes zu unterwerfen, demſelben einen prächtigen Lobſpruch beylegen läßt.

Die Urſchrift dieſes Romans ſcheint anfangs Gaſconiſch oder Spaniſch geweſen zu ſeyn; und die lateiniſche Ueberſetzung iſt wahrſcheinlicher Weiſe aus **Bernards** des Dritten Zeiten, der Abt von la Graſſe unter dem heil. **Ludwig** geweſen.

Da der Pabſt **Clemens** der vierte gegen dieſen Prinzen vorgab, daß die Grafſchaft **Nielgueil** von dem römiſchen Stuhle abhienge, behauptete: daß die Päbſte mehr als unſere Könige dazu beygetragen hätten, die **Saracenen** aus den mittäglichen Provinzen von Frankreich zu verjagen; und dieſes erdichtete Vorgeben ſtützete er zum Theil auf alte Geſchichte von der Eroberung von **Narbonne**, denen man den **Philomena** beyzählen darf; der in dem zwölften Jahrhunderte verfertiget worden, um damals zugleich die Foderungen einer beſondern Abtey und des römiſchen Hofes zu beſtätigen.

Im übrigen, wenn man den Mönchen, die drey falſchen Legenden, wovon wir itzo Nachricht gegeben haben, und ſo viele andere, die man noch anführen könnte, vorwerfen darf: ſo iſt es der Billigkeit gemäß, ihnen um alles deſſen willen Dank zu wiſſen, was ſie für die Geſchichte nützliches geleiſtet haben: es ſey nun dadurch, daß ſie Zeitbücher geſchrieben, oder uns die Handſchriften davon aufbehalten haben. Für eins oder zwey falſche Werke, welches ein Kloſter in Zeit eines Jahrhunderts hervorgebracht hat, hat man ihnen mehr als dreyßig Schriftſteller zu danken, die wegen der Wahrheit der **Dinge** ſchätzbar ſind; und die ſie, unter dem Namen der Zeitbücherſchreiber, der Sammler, oder der Abſchreiber, auf uns gebracht haben. Mit dieſem Gedanken beſchließt der Herr Abt **Lebeuf** ſeine Abhandlung.

XXVIII.

Des Herrn von Foncemagne Unterſuchung der hiſtoriſchen Sage, die Reiſe Karls des Großen nach Jeruſalem betreffend.

Wir haben in dem vorhergehenden Artikel geſehen, daß die Sage von einer Reiſe **Karls** des Großen nach Jeruſalem, einer von den Irrthümern geweſen, die in den Zeiten der Unwiſſenheit die gemeinſten waren; und daß in dem Verlaufe des eilften Jahrhunderts ein Mönch von **St. Denys**, aus eigennützigen Abſichten dieſe gemeine Meynung ergriffen, und daraus einen Roman gemachet, der eben ſo voller närriſcher Erzählungen, als der Grund dazu ſelbſt erdichtet war; der aber, da er lange Zeit für eine wahrhafte Geſchichte gehalten wurde, den Irrthum immer mehr und mehr beglaubigte. Dieſen Punct der Kritik in ein mehreres Licht zu ſetzen, war nichts mehr übrig, als daß man auf die Quellen der fabelhaften Sage zurück gieng, zu deren Ausleger er ſich aufgeworfen hatte; daß man dem Verlaufe und Fortgange dieſer Fabel bey denenjenigen Schriftſtellern folgete, die ſie auf das Zeugniß dieſes Gewährsmanns angenommen zu haben ſcheinen; und daß man endlich in der Geſchichte ſelbſt, die gewiſſeſten Begebenheiten, woraus ſie ihren Urſprung nehmen können, entwickelte. Und dieſes hat Herr **Foncemagne** in den fol-

---

(a) Im Aerntemonde des 1747ſten Jahres.

(b) Chronic. Alberic.

(c) S. den Fabric. u. Voſſius.

folgenden Anmerkungen gethan, die er uns wenig Tage darauf (a), als wir die Abhandlung des Herrn Abts **Lebeuf** gehöret hatten, mittheilete.

Albericus von Troisfontaines, deſſen Zeitbuch ſich im 1241ſten Jahre endet, die Zeit, worinnen er lebete, hat unter dem 802ten Jahre die Zeugniſſe von vier ältern Schriftſtellern geſammelt, die die Reiſe **Karls des Großen** nach Jeruſalem bezeugen; nämlich **Helinand, Guido von Bazoches, Petrus Comeſtor**, und **Turpin**. **Helinand**, deſſen Zeitbuch ſich mit dem 1204ten Jahre endet, hat noch einige Jahre darnach gelebet. **Veit von Bazoches**, der uns bloß aus den Ueberbleibſeln, die uns Alberic (b) von ihm aufbehalten hat, bekannt, ſtarb im 1203ten Jahre; und **Petrus Comeſtor** im 1178ſten (c). Was den **Turpin** anbelanget; oder genauer zu reden, den fabelhaften Verfaſſer, der unter dem verdrehten Namen **Tilpins**, Erzbiſchofs zu **Reims** eine romanhafte Geſchichte von **Karln dem Großen** gemachet hat: ſo hat der Herr Abt **Lebeuf** in dem vorhergehenden Artikel ſein Alter feſtgeſetzet. Wenn man mit ſeinen Anmerkungen dasjenige verbindet, was die gelehrten Verfaſſer der gelehrten Geſchichte von Frankreich (d) davon geſaget haben: ſo wird man ſich einen richtigen Begriff von dieſem abgeſchmackten Werke machen können, welches von den folgenden Schriftſtellern lange Zeit angenommen worden, wie es ein glaubwürdiges Denkmaal hätte ſeyn können. Wir werden Gelegenheit haben, noch in einem von den folgenden Bänden davon zu reden.

Helinand erzählet **Karls des Großen** Reiſe weitläuftig genug, die er allemal ins 802te Jahr, und unter den Kaiſern **Conſtantin** und **Leo** ſetzet. Als er aber ſodann gewahr wurde, daß die Zeit dieſer zween Kaiſer nicht mit dem 802ten Jahre übereinſtimmen konnte; ſo erdichtet er, um ſich aus der Zeiten Verwechſelung zu helfen, daß **Conſtantin** und **Leo** vieleicht zween Namen gehabt hätten (e).

(d) S. der gelehrten Geſchichte von Frankreich IV Th. a. d. 107 u. f. S.

Guido von Bazoches, der entweder im Muthmaßen glücklicher, oder beſſer unterrichtet war, als **Helinand**, berichtet die Reiſe **Karls des Großen** zu des Kaiſers **Nicephorus** Zeiten mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit: Guido autem noſter, ſpricht **Alberic**, ſe liberat omni quaeſtione, et ita proſequitur: Nicephorus, inquit, &c. D. i. **Unſer Veit aber befreyet ſich von allen Einwendungen, und fährt folgendergeſtalt fort: Nicephorus**, ſpricht er, u. ſ. w. Der Ausdruck ſe liberat omni quaeſtione, belehret uns, daß dieſes eine Schwierigkeit war, die den Zeitbücherſchreibern ſo viel zu thun machte, daß ſie **Alberic** ſelbſt merkete; und daß, wie er ſpricht, **Guido von Bazoches** ſich durch eine Muthmaßung heraus gewickelt.

(e) Hier iſt die Stelle aus dem **Helinand**, wie ſie ſich in dem Bücherſaale der **Ciſtercienſer** befindet, dem dieſes Zeitbuch einverleibet iſt: De nomine Imperatoris Conſtantini et filii ejus Leonis habetur diſcordia; niſi forte fuerit uterque binominis. d. i. Ueber den Namen Kaiſer **Conſtantins** und ſeines Sohns **Leons** iſt man ſtreitig, wenn ſie nicht vieleicht einer wie der andere zween Namen gehabt. Bibliothec. Ciſterc. T. VII. Da der Herausgeber dieſes Zeitbuches über dieſe Stelle in dem Texte ſelbſt eine Anmerkung eingeſchaltet: ſo ſcheint es, als ob **Helinand** ſelbſt dieſe Anmerkung über ſeinen Fehler gemacht habe.

(*f*) Herr von **Foncemagne** führet die Stelle nach dem **Alberich** an, welche einer uralten Handſchrift der weißröckigten Barfüßer ähnlich iſt, nur mit dem Unterſchiede, daß man in der Handſchrift lieſt: Poſitum eſt apud Caroſium, anſtatt poſitum eſt apud abbatiam ſancti ſalvatoris de Caroſio, quae ſita eſt in Aquitania. Der Ausgeber des **Petrus Comeſtor** thut zu der Handſchrift gleich nach Caroſium; alii dicunt Antverpiae delatum: nam illic in ſumma veneratione habetur.

Das 802te Jahr iſt nicht die einzige Stelle im **Alberic**, worinnen **Guido von Bazoches** bey Gelegenheit der Reiſe **Karls des Großen** nach **Jeruſalem** angeführet wäre. Beym 1096ſten Jahre, wenn er von dem Kreuzzuge **Philipps des erſten** redet, den man gemeiniglich für den erſten hält, ſpricht er: Guido vero expeditionem iſtam Francorum in Turcos vocat ſecundam, quia Carolus Magnus fecit primam. d. i. **Veit aber nennet dieſen Feldzug der Franken wider die Türken den zweyten, weil Karl der Große den erſten gethan hat.** Deswegen machet er eben ſodann des **Philippus Auguſtus** ſeinen zum vierten, der in der That nur der dritte iſt.

Petrus Comeſtor ſetzet ausdrücklich **Karls des Großen** Reiſe, davon er dieſen Umſtand erzählet: Quod Angelus attulit praeputium Domini Karolo dum oraret in templo; et quod Karolus illud attulerat Aquisgrani; ſed poſt a Carolo Calvo delatum eſt inde, et poſitum eſt apud Abbatiam ſancti Salvatoris de Carofio, quae ſita eſt in Aquitania (f) Dieſes **Charroux**, an der Cha-

ren-

---

tur. Er hätte ſagen ſollen, daß dieſes eine Anmerkung von ihm wäre, die ſich auf die Meynung der Kirche zu **Antwerpen** gründete, welche eben dieſes heilige Ueberbleibſel zu beſitzen glaubet.

Herr **Tiers**, in ſeiner **Abhandlung vom Aberglauben**, nennet ſechs Kirchen, die ſich dieſes erdichteten Vorzuges rühmen. Zu Rom die St. Johanneskirche im Laterane, in Frankreich die Abtey **Charroux** in dem Kirchſprengel von **Poitiers**; ein Kloſter des Kirchſprengels von **Chalon**, welches er nicht nennet; und **Coulomb** ohnweit **Nogent-le-Roi**; in Deutſchland **Hildesheim**, und **Antwerpen** in den Niederlanden. I. Th. 109 S. II. Th. 115 S.

Die weißröckigten Barfüßer zu **Paris** haben in ihrem Büchersaale zween Handſchriften vom **Petrus Comeſtor**. Die älteſte ſcheint dem Herrn von **Foncemagne** beynahe an die Zeit des Verfaſſers zu reichen. Die angeführte Stelle befindet ſich in der evangeliſchen Geſchichte in dem Artikel von der Beſchneidung Jeſu Chriſti nach der lyoniſchen **Ausgabe** im 1543ſten Jahre.

rente hat Alberic durch die Abtey des Heilandes angedeutet, welche im achten Jahrhunderte daſelbſt iſt geſtiftet worden.

Turpin iſt der vierte Gewährsmann des Alberics; dieſer aber iſt zufrieden, die Sache durch Titel von Kapiteln anzuzeigen, die nicht zu Stande ſind gebracht worden: „Qualiter, „ſpricht er, dominicum ſepulchrum adiit, et qualiter dominicum lignum ſecum attulerit ſcribere noqueo.

Zu dieſen vier Schriftſtellern, von denen der älteſte im 1178ſten Jahre geſtorben iſt, muß man das lateiniſche (g) Zeitbuch hinzuſetzen, welches von den Verfaſſern der neuen Sammlung der Geſchichtſchreiber von Frankreich (h) iſt angeführet worden, als wäre es in den Zeitbüchern von St. Denys überſetzet worden: woraus, wie Herr von Foncemagne muthmaßet, Helinand, Veit von Bazoches und die andern das, was ſie von Karls des Großen Reiſe erzählen, entlehnet haben. Wenigſtens ſetzet des Helinands Ausdruck, legitur zum voraus, daß er nach einem vorhergehenden Schriftſteller redet: und nichts verhindert uns, dieſe Ehre dem lateiniſchen Zeitbuche zu erweiſen; wovon der Verfaſſer anderswo allemal als von einer Urſchrift redet, und keine ältere Quelle (i), woraus er geſchöpfet hat, anzeiget.

(g) Dieſes lateiniſche Zeitbuch iſt kein anderes als der Roman von der Reiſe ins gelobte Land: wovon wir nach dem Herrn Abte Lebeuf in dem erſten Abſchnitte des vorhergehenden Artikels Rechenſchaft gegeben haben.

(h) Im Vten Th. a. d. 216 S.

(i) Wenn indeſſen der Verfaſſer im eilften Capitel vom Schloſſe zu Limedon redet, wo die Reliquien viel Wunder thaten, ſpricht er: Ce Chaſtel fiſt li emperere refaire et repareillair .. là ſont eſcrit certainement preſque tout li fait que il fiſt outre le rym en ſon tans. Hat er etwa ein Zeitbuch anzeigen wollen, welches zu Limedon verfaſſet worden, welches zu ſeiner Zeit bekannt ſeyn konnte?

(k) Theodulphus, Biſchof von Orleans, unter Ludwigs des gütigen Regierung, hat ein kleines Gedicht der Abtey von Charroux zu Ehren verfertiget, wel-

Alles, was die obenbenannten Schriftſteller berichten, findet ſich auch darinnen, ausgenommen der beſondere Umſtand, der allein von dem **Petrus Comeſtor** erzählet wird. Was aber einiges Mistrauen gegen das Alterthum der Sage, die Abtey von **Charroux** betreffend, erwecken muß, iſt dieß: daß man keine Spuren davon weder in denen dieſe Abtey angehenden Urkunden, welche von den Verfaſſern des **chriſtlichen Galliens** der Welt ſind vorgeleget worden, noch in denenjenigen Verſen, die ausdrücklich vom **Theodulphus** (k), einem Biſchofe von **Orleans**, dieſem Kloſter zu Ehren ſind verfertiget worden, noch in dem Zeitbuche **Ademars** (l) finden, welcher weitläuftig genug von der Abtey von **Charroux**, und beſonders von einem Stücke vom wahren Kreuze redet, welches man daſelbſt aufbehielt.

Nachdem er alſo die Schriftſteller, die die Beſchreibungen der vorgegebenen Reiſe **Karls des Großen** nach **Jeruſalem** auf uns gebracht haben, nach der Zeitordnung angegeben: ſo kömmt Herr von **Foncemagne** wieder auf die Reiſe ſelbſt, und unterſuchet, was wohl der Ur-

---

welches Charroux et Carrof nennet, indem er ſpricht, daß dieſes der celtiſche Namen ſey: Galli vocitant cognomine Carrof. Der Poet bringt in ſeinem Gedichte alles bey, was zur Zierde der Abtey, die er preiſet, etwas beyträgt. Enitet hic (locus) rutilo ſanctorum pignore fretus; und weiter unten, hoc (opus) fulvo argento gemmisque exornat et auro: affluit et libris, veſtibus atque ſacris. Sollte er wohl, wenn er von koſtbaren Dingen und Reliquien der Heiligen, die man daſelbſt aufbewahrete, redet, das heilige Präputium, welches man ſonſt zu **Chalons** das heil. **Precipuce** nennete, vergeſſen haben?

(l) **Ademar** lebete zu Anfange des eilften Jahrhunderts. S. **Labbe** in dem Bücherſaale der Handſchriften, im IIten Th. auf der 165ſten S.

Urſprung von dieſer fabelhaften Sage hat ſeyn können. Er hat weiter oben geſaget, daß das lateiniſche Zeitbuch, welches dem von St. Denys wäre einverleibet worden, und welches man nicht über das eilfte Jahrhundert hinausſetzen kann, das erſte Denkmaal zu ſeyn ſchiene, worinnen deſſelben Meldung geſchieht. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes anfänglich eine Sage geweſen, die nicht geſchrieben war, ſondern ſich auf die Erzählung der erſten Pilgrime von Jeruſalem gegründet. Der Verfaſſer des Zeitbuches giebt es ausdrücklich zu verſtehen, wenn er im fünften Hauptſtücke von dem Wundervogel redet, der mit Karln dem Großen geredet, und ihn wieder auf den Weg gewieſen, wovon er ſich verirret hatte: Encore, ſetzet er hinzu, dient li pelerin ... que il oient aucune fois les oiſeaux du pays parler en tele maniére; et plus que li paiſant et les gens du pays témoignent que puis que Challemaines li Grant fu au pays, a celle voie ne fu que celle maniere d'oiſeaux ne chantaſſent ce chant, auſſi comme par accoutumance. d. i. Ferner ſprechen die Pilgrime, daß ſie bisweilen die Vögel deſſelben Landes auf dieſe Art reden hören; und weiter, daß die Bauren und die Leute dieſes Landes bezeugen, daß, ſeitdem Karl der Große im Lande geweſen, dieſe Art Vögel auf dieſe Weiſe dieſen Geſang auch gleichſam aus Gewohnheit, geſungen hätten.

Es nimmt den Herrn von Foncemagne nicht Wunder, daß Pilgrime in dem Stücke in Irrthum gefallen ſind,

---

(m) Der P. Mabillon iſt der erſte, welcher dieſes Werk des Mönches Bernards, eines Benedictiners, im IIten Jahrhunderte nach der Stiftung dieſes Ordens herausgegeben, im I Theile a. d. 521ſten S. Siehe von dieſem Schriftſteller die gelehrte Geſchichte von Frankreich im Vten Th. auf der 375ſten S. Man kann auch den Fabricius in ſeinem Bücherſaale der mittlern Zeiten nachſehen: nur muß man zween Fehler in vier Zeilen verbeſſern; einen von dem Alter Bernards, den er ins

97ſte

ſind; und daß ſie getreulich geglaubet haben, daß **Karl der Große** vor ihnen zu Jeruſalem geweſen. Wenn ſie in dieſe Stadt kamen: ſo fanden ſie ein Hoſpital, eine Kirche, und einen Bücherſaal, welches alles für die Franzoſen, die die Andacht dahin zog, war angeleget worden. Dieſes lernen wir aus dem Mönche **Bernard** (**), einem Schriftſteller des neunten Jahrhunderts, von welchem wir den Bericht der Reiſe haben, die er im 870ſten Jahre nach Jeruſalem gethan. Ibi habetur hoſpitale, in quo ſuſcipiuntur omnes, qui cauſſa devotionis illum adeunt locum, lingua loquentes romana; cui adjacet eccleſia in honore ſanctæ Mariæ, nobiliſſimam habens bibliothecam ſtudio praedicti imperatoris. d. i. **Es iſt ein Hoſpital da, worinnen alle diejenigen aufgenommen werden, die der Andacht halber dahin kommen, und die romaniſche Sprache reden: unweit davon liegt eine Kirche der heil. Maria zu Ehren, die einen prächtigen Bücherſaal hat, der von vorbenanntem Kaiſer iſt angeleget worden.** Es brauchete nichts mehr, groben und unwiſſenden Leuten das Recht zu geben, zu ſchließen: daß **Karl** der Große dieſe verſchiedene Anordnungen für ſich ſelbſt gemacht. **Wilhelm von Malmesburi**, der gegen das 1143ſte Jahr geſtorben iſt, führet dieſe Stelle aus des Mönchs **Bernards** Nachricht an, und ſchließt in den Worten, die er brauchet, die falſche Folgerung der Pilgrime nicht aus: Legi ego in ſcripto Bernardi monachi, quod abhinc annis 250, id eſt anno Incarn. 870, idem Jeroſolymam profectus --- hoſpitatus

---

970ſte Jahr ſetzet, und den er ins 870ſte hätte ſetzen ſollen; wie es Herr von **Foncemagne** in der folgenden Anmerkung beweiſen wird; den andern in dem, daß er hinzuſetzet: Anglum natione exiſtimavit Pithœus; d. i. **Pithöus** hat ihn für einen Engländer von Geburt gehalten. **Pithöus**, den **Fabricius** anführet, hatte **Bernards** Werk nicht geleſen, als welcher im Anfange ſpricht: Francia vero eſt nativitatis meæ locus; d. i. Frankreich iſt mein Geburtsort.

fuerit in Xenodochio quod --- glorioſiſſimus Carolus M. conſtrui juſſerat; ubi et bibliothecam ingentis impenſæ compegerat (n). d. i. Ich habe in des Mönchs Bernards Buche geleſen, daß vor 250 Jahren, das iſt, im 870ſten Jahre Chriſti, derſelbe nach Jeruſalem gereiſet, und in einer Herberge geblieben ſey, die der ruhmwürdigſte Kaiſer Karl der Große hatte bauen laſſen; woſelbſt er auch einen koſtbaren Bücherſaal angeleget hatte.

Dieſem erſten Grunde der vorhabenden Meynung füget unſer gelehrtes Mitglied drey Stücke aus Karls des Großen Geſchichte an, welche dazu Anlaß geben, oder ſie beſtätigen können.

1. **Eginhard** erzählet: daß die Freygebigkeit dieſes Prinzen ſich nicht bloß auf die Länder eingeſchränket, die ſeiner Herrſchaft unterworfen geweſen; und daß ſie ſich auch jenſeit des Meeres bis nach Syrien, Aegypten, Afrika, Jeruſalem (*) erſtrecket, allwo ſeine mitleidige Liebe den unterdrückten Chriſten zu ſtatten gekommen.

2. Eben dieſer Geſchichtſchreiber ſpricht an einem andern Orte, daß der König von Perſien (er will ſagen, der Khalife Haroun) als er die Abgeſandten Karls des Großen, die, von Seiten ihres Herrn, bey dem Grabe des

---

(n) Alberic von Troisfontaines hat dieſes gewußt: er mag es nun von Wilhelmen Malmesburi entlehnet, oder gleich unmittelbar aus Bernards Werke genommen haben. Er führet keinen von beyden an; er betrügt ſich aber, wenn er ihn ins 970ſte Jahr ſetzet, an ſtatt des 870ſten, wie Wilhelm. Es iſt dieſes ein Irrthum um ein ganzes Jahrhundert. Bernard ſpricht im Anfange ſeiner Nachricht ſelbſt, daß er bey ſeiner Abreiſe den Segen vom Pabſte Nikolaus empfangen. Dieſes iſt Nikolaus der erſte, welcher im 858ſten Jahre auf den römi-

ſchen

des Heilandes reiche Gaben zu opfern kamen, empfangen, ihm alle ſeine Rechte über dieſen heil. Ort abgetreten (p). Sacrum illum et ſalutarem locum ut eius poteſtati adſcriberetur, conceſſit.

3. Kurz alle Annaliſten ſind eins, daß als **Karl** der Groſſe zu Rom geweſen, er die Schlüſſel zum heil. Grabe, des heil. Berges und der Stadt bekommen, die ihm der Patriarch von Jeruſalem durch zween Mönche geſchickt. Claves ſepulchri Domini, claves etiam civitatis et montis cum vexillo detulerunt. d. i. **Sie nahmen die Schlüſſel zum Grabe des Herrn, und auch zur Stadt und dem Berge mit der Fahne mit.**

Die erſte Vorſtellung, welche uns dieſe Dinge machen, die wir nicht in ihren Quellen geleſen zu haben vorgeben, ſondern die uns ſind erzählet worden, iſt dieſe: daß der König in **Perſien** und der **Patriarch** zu **Jeruſalem** ſich gegen **Karln** den **Groſſen** ſo bezeiget, als ob er der oberſte Beherrſcher der heil. Oerter geweſen; und daß dieſer Prinz daſelbſt wirklich Handlungen der unumſchränkten Herrſchaft ausgeübet, durch die gottſeligen Verordnungen, die er daſelbſt für ſeine Unterthanen gemachet. Diejenige, welche ſich ſodann ebenfalls natürlicherweiſe darbeut, und welche eine Folge von der erſten zu ſeyn ſcheint, iſt die: daß **Karl** der Groſſe ohne Zweifel übers Meer gegangen, die heiligen Oerter von dem Joche der Ungläubigen

---

ſchen Stuhl ſtieg, und im 867ſten Jahre ſtarb. Wenn man alſo **Bernards** Reiſe auch in das letzte Jahr ſeiner päbſtlichen Würde ſetzet: ſo würde doch noch eine Verrechnung von drey Jahren in **Wilhelms** von **Malmesburi** ſeiner Rechnung ſeyn: als welcher ihn ins 870ſte Jahr ſetzet.

(o) **Eginh.** im XXVII Hauptſtücke.

(p) Derſelbe im XVI Hauptſt.

(q) S. die Sammlung der Geſchichte von Frankreich. im V Th.

digen zu befreyen. Sollte er es alſo verabſäumet haben, die allerkoſtbarſte Beute, die ihm ſeine Eroberung übergab, die Werkzeuge des Heils, mitzubringen? Daher ſind die Sagen entſtanden, die von Helinanden, Alberichen, und ſo vielen andern von dem wahren Kreuze, der heiligen Dorne, und dem heiligen Nagel ſind angenommen worden. Nach dem Maaße, daß dieſe ſich ausgebreitet haben, haben ſich auch die Reliquien vermehret, es ſey nun nach Belieben der Pilgrime, denen es gefallen, den Bericht von ihrer Reiſe mit wunderbaren Begebenheiten auszuſchmücken, oder nach dem die Zeitbücherſchreiber ihren Vortheil davon haben konnten, wenn ſie einen beſondern Gegenſtand der Andacht beglaubigten.

Der P. le Cointe hatte ſchon, in ſeinen Jahrbüchern von Kirchenſachen vom 800ten Jahre, die Falſchheit der Meynung gezeiget, die wir itzo unterſuchet haben: er hatte aber nicht, wie Herr von Foncemagne, den Urſprung und die Folgen davon unterſuchet.

XXIX.

Des Herrn von Nikolai

Inhalt einer langen Reihe von hiſtoriſchen und geographiſchen Abhandlungen, worinnen man unterſuchet, ob die Rhone zur Provinz Languedoc gehöret?

Die Länge der Abhandlung, welche Herr von **Nikolai** aus unendlich lobenswürdigen Bewegungsgründen von dieſer Frage unternommen; die Beſchaffenheit des Gegenſtandes, der ſich mehr für die Rechtsgelehrten, als Geſchichtskundigen zu ſchicken ſcheint; und die Beſchaffenheit faſt unendlicher Unterſuchungen, worein ſich der Verfaſſer in dem Verlaufe ſeiner Abhandlungen einläßt; Unterſuchungen, die ſeinem Endzwecke weſentlich, den meiſten in der Geſellſchaft aber fremd waren, vergönnen uns nicht, dieſes Werk, welches allein einen Band ausmachen würde, ganz abdrucken zu laſſen: und wir müſſen uns daran begnügen, dem Publico daſſelbe anzukündigen; wie wir viele Stücke von dem Herrn Freret und **Secouſſe** angekündiget haben; die, weil ſie zu weitläuftig ſind, nur bloß einzeln ans Licht geſtellet werden können. Dieſer allgemeinen Bekanntmachung wollen wir einen ſummariſchen Inhalt beyfügen, worinnen wir den Plan, nach welchem der Herr von **Nikolai** gearbeitet hat, entwerfen, und das Vornehmſte daraus anzeigen wollen.

Die Flüſſe ſcheinen eben ſowohl als die Berge Gränzen zu ſeyn, welche die Natur ſelbſt geſetzet hat, das Gebieth verſchiedener Völker feſtzuſetzen. Ueberhaupt gehören die Flüſſe in den Gegenden, welche ſie von einander ſcheiden, zu einer ſowohl als zu der andern. Das iſt der Grundſatz aller derer, die von dem öffentlichen Rechte handeln. Nach dieſem allgemein angenommenen Grundſatze, der gleichwohl ſeine Ausnahmen leidet, glaubte Herr **von Nikolai**, daß derjenige Theil der Rhone, der zwiſchen der **Provence** und **Languedoc** fleußt, beyden Provinzen um die Hälfte gehörete. Als er aber die neuern Geſchichtſchreiber von **Languedoc** las, iſt er gewahr worden: daß dieſe gelehrten **Benedictiner** die **Rhone** mit dazu rechnen, und ſie der **Provence** gänzlich entziehen wollten. Der Vortheil des Vaterlandes, und noch mehr die Liebe zur Wahrheit haben ihn angetrieben, dieſes Stück der Erdbeſchreibung zu unterſuchen. Eine Unterſuchung, die mühſam und unermeßlich iſt, und welche eben ſo viel Kritik als Nachforſchen erfodert; weil ſie alles in ſich begreift, was für Jahrhunderte verlaufen, und was für Veränderungen vorgegangen ſind, ſeit den Zeiten vor der Eroberung der **Gallier** von den **Römern**, bis auf die Wiedervereinigung der **Provence** mit der Krone unter **Ludwigs** des eilften Regierung. Alles, was die **Rhone** betreffend, während dieſes langen Zeitraumes geſchehen iſt, und alle hiſtoriſche Werke, die uns eine Kenntniß oder ein Licht davon geben können, ſie mögen von einer Art ſeyn, von welcher ſie wollen, neue oder alte Schriftſteller, Kirchenſchreiber, Annaliſten, Zeitbücherſchreiber, Dichter, Romanſchreiber, Rechtsgelehrte, offene Briefe, Briefe von Prinzen, Königen und andern großen Herren, Urkunden von Abteyen, Freybriefe der Städte und Länder, mit einem Worte alle Arten von Schriften und Denkmälern kommen in den Entwurf des Herrn **von Nikolai**. Er ſieht dieſen Gegenſtand in ſeinem ganzen Umfange an; er geht alle Stücke deſſelben ins beſondere durch; er dringt in allem bis auf den Grund; er unterſuchet die beyläufigen Fragen ſowohl als die vornehmſten; er iſt nicht mit entſcheidenden Beweiſen zufrieden, und verachtet weder Schlüſſe noch Wahrſcheinlichkeiten; er nimmt auch ſo gar die allergeringſten Folgen aus den feſtgeſetzten Grundſätzen zuſammen; er kömmt allen Einwürfen zuvor, und läßt keinen derſelben unbeantwortet. Und dieſe lange Reihe von Dingen und Urtheilen, die auf eine geſchickte Art mit einander verbunden ſind, führet ihn auf einen Schluß, der dem Vorgeben der Geſchichtſchreiber von Languedoc ſchnurſtracks zuwider iſt. Es fließt daher, daß dieſe Provinz, weit gefehlt, daß ſie das Antheil des Fluſſes, wovon hier die Rede iſt, beſitzen ſollte, nicht einmal den Beſitz deſſelben mit der Provence theilet, als welcher er ganz allein gehöret.

Innerhalb zweyen Jahren, das heißt, ſeit dem Ende des 1746ſten Jahres bis ans Ende des 1748ſten, hat uns Herr von Nikolai zu verſchiedenen malen, die vier erſten Theile ſeines Werkes mitgetheilet. Jeder von dieſen Theilen machet eine lange Abhandlung aus, deren Vorleſung viele von unſern Verſammlungen hindurch gewähret hat.

Erſter Theil vom 18ten November 1748.

Zu Anfange des erſten Theiles ſteht eine Vorerinnerung, worinnen der Verfaſſer ſein Vorhaben erkläret, und von ſeinen Grundſätzen und Quellen, woraus er geſchöpfet hat, Rechenſchaft giebt. Dieſer Theil zeiget uns den Zuſtand der Rhone unter den Galliern und Römern, bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung. Der Verfaſſer ſetzet feſt, daß in dieſem Zeitraume die Rhone allemal von Völkern abhängig geweſen, deren Städte an dem linken Ufer dieſes Fluſſes liegen. Wir haben nicht nöthig, zu erinnern, daß die Provence zur Linken und Languedoc zur Rechten liegt.

Unſer gelehrtes Mitglied nimmt mit Fleiß alles zuſammen, was die Gränzen einer jeden von dieſen Städten beſtimmen kann, und zeiget, daß keine darunter geweſen, deren Gebieth ſich nicht bis auf die andere Seite der **Rhone** erſtrecket hat. Die Gelehrten ſind darinnen einig, daß die Römer die Gränzen der Völker, die ſie ſich unterwürfig gemacht hatten, niemals verändert haben, und daß bey Einführung der chriſtlichen Religion die Gränzen eines jeden Kirchſprengels, die Gränzen einer jeden Stadt geweſen.

Es liegen zur Linken der **Rhone**, von **Lyon** bis ans Meer, vier biſchöfliche Städte: **Vienne**, **Valence** **Avignon** und **Arles**. Unter dieſen vier Kirchſprengeln iſt keiner, der ſich nicht auch bis auf das rechte Ufer erſtreckete. In den mittlern Zeiten hatte die Kirche zu **Arles** die weltliche Gerichtsbarkeit über einen Theil ihres Kirchſprengels, der an dem rechten Ufer der **Rhone** liegt. Unter allen Bisthümern, die zur Rechten liegen, iſt das von **Viviers** das einzige, das ſich an das linke Ufer erſtrecket: allein es iſt in geiſtlichen Dingen allemal der Hauptkirche von **Vienne** unterwürfig geweſen; welches im Anfange auch eine Abhänglichkeit in weltlichen Sachen anzeiget.

Als am Ende des dritten Jahrhunderts die römiſche Provinz in zween Theile getheilet wurde; deren einer den Namen des **Narbonneſiſchen** behielt, der andere aber den Namen des **Vienneſiſchen** bekam, gehörete die **Rhone** zum letztern. Nach den allerälteſten Nachrichten, ſie mögen nun weltlich oder geiſtlich ſeyn, machten der Kirchſprengel von **Viviers**, und das was die vier obengenannten Städte oder Kirchſprengel zur Rechten der **Rhone** hatten, einen Theil von dem **Vienneſiſchen** aus. Folglich war das Waſſerbette der **Rhone** nothwendig in dieſes Gebieth eingeſchloſſen.

Man ſieht aus den Geſchichten des heil. **Ferreols**, der im 304ten Jahre zu **Vienne** den Märtyrertod litt, daß die Macht des Befehlshabers von dem **Vienneſiſchen** ſich bis aus rechte Ufer der **Rhone** erſtrecket hat. Dieſer Herr ließ ihn jenſeits des Fluſſes, durch den er, um zu entfliehen, geſetzet hatte, verfolgen. Das iſt ein Beweis, daß die Rhone damals dem **Vienneſiſchen** nicht zur Gränze gedienet; und daß die auf der andern Seite gelegenen Ländereyen davon abgehangen: denn bey den Römern war allen Obrigkeiten nichts ſchärfer verbothen, als in die Gerichtsbarkeit einer andern Eingriff zu thun.

Der Oberſte der Schiffsflotte auf der **Rhone** nahm ſeinen Sitz in der Stadt **Vienne** oder in **Arles**. Die Verrichtungen dieſes Oberſten, die bis itzo noch nicht waren bekannt geweſen, geben dem Herrn **von Nikolai** neue Beweiſe. Allein die Erzählung dieſer Verrichtungen, welche ſehr artig und ganz neu iſt, leidet eben ſo wenig, als die Folgen, die er daraus zieht, daß man einen Auszug daraus mache. Man muß ſie in dem Werke ſelbſt leſen, welches herauszugeben wir den Verfaſſer hiermit anmahnen; weil es ein Denkmaal ſeines Eifers und ſeiner groſſen Erkenntniß iſt, woran den Ständen von der **Provence** beſonders viel gelegen ſeyn muß.

Zweyter Theil vom Auguſt 1747.

Der zweyte Theil begreift den Zuſtand der **Rhone** vom Ende des römiſchen Reiches, unter den **Weſtgothen**, **Burgundern** und **Oſtgothen**, bis auf den Anfang des ſechſten Jahrhunderts.

Man beweiſt darinnen, daß das, was im 475ſten Jahre von dem Kaiſer **Nepos** an **Eurichen**, König der **Weſtgothen** abgetreten worden, dem römiſchen Reiche die unumſchränkte Herrſchaft über die **Rhone** nicht benommen. Als **Nepos** den Barbarn das **Narbonneſiſche**, welches damals **Septimania** geheiſſen, überließ, trat er ihnen die **Rhone** nicht ab: und da die **Römer** das **Vienneſiſche** behielten, ſo blieben ſie auch Herren von dieſem Fluſſe. In der That hatte **Leontius** von **Arles**, dem es von dem Kaiſer aufgetragen war, mit **Eurichen** im 474ſten Jahre Unterhandlung zu pflegen, einen beträchtlichen Vortheil dabey, zu verhindern, daß ſein Kirchſprengel, der dieſſeits der **Rhone** lag, nicht unter die Gewalt eines arianiſchen Prinzen fiele: der ein gröſſerer Feind der Kirche als des Reiches war, und der ſonſt nicht würde angeſtanden haben, dieſen Theil des Kirchſprengels von **Arles**, mit einem Bisthume ſeiner Herrſchaft zu vereinigen; oder ſelbſt einen neuen Kirchſprengel daraus zu machen. So richteten auch die **Weſtgothen** einen biſchöflichen Stuhl in dem Flecken **Ariſitum** auf, dem ſie auf die funfzehn Pfarrkirchen, die dem Kirchſprengel von **Rhodes** waren abgeſchnitten worden, untergaben. Man kann alſo leicht urtheilen, wie angelegen ſichs **Leontius** müſſen ſeyn laſſen, zu **Vienne** ſeine alten Gränzen zu behalten. Man kann auch aus einem Briefe des **Sidonius Apollinaris** beweiſen, daß die Biſchöfe im **Vienneſiſchen**, indem ſie mit **Eurichen** Unterhandlungen gepflogen, dem Vortheile ihrer Provinz das Beſte anderer Gegenden, die noch unter der Bothmäßigkeit des römiſchen Reiches waren, und beſonders die Vortheile von **Auvergne**, aufgeopfert. Es wäre unnütz, hier einzuwenden, daß des **Leontius** Unterhandlung ohne Erfolg geweſen: denn im folgenden Jahre ſchloß der König der **Weſtgothen**, auf die Vorſtellungen des heil. **Epiphanius**, Biſchofes zu **Pavia**, des kaiſerlichen Abgeſandten, ein Friedensbündniß, worinnen er einen Theil ſeiner Foderungen nachließ. Gewiß er trieb ſie nicht weiter, als ſeine Eroberungen giengen: nun aber war er in dem Winter, der vor dem Friedensſchluſſe hergieng,

gieng, nicht Herr über die **Rhone**. Die Schiffahrt war den Römern frey, indem der Biſchof von **Lyon** dieſen Fluß brauchete, auf demſelben Getrayde in die römiſchen Städte ſchaffen zu laſſen; deren Bezirk damals von den **Weſtgothen** war verheeret worden.

Dieſe Barbarn waren nicht die einzigen, welche das römiſche Reich deſſen beraubeten, was ihm noch in Gallien übrig war. Seit dem die Burgundier ſich zuerſt in unſern Gegenden im 413ten Jahre niedergelaſſen hatten, ſieht man ſie ihre Gränzen immer mehr erweitern; und in Wahrheit nicht ſowohl durch Eroberungen, als durch Vergünſtigung der Römer, von den und jenen Ländern. Sie waren darinnen, wie Unterſaſſen, und die Kaiſer überließen ihnen einen Theil der Länder, die ſie nicht ohne ihren Beyſtand behaupten konnten. Die burgundiſchen Könige erhielten alſo nach und nach Savoyen, das Gebieth von **Embrün** und **Grenoble**, die von **Lyon**, **Die**, **Valenz**, und **Viviers**, und was man heut zu Tage die Graſſchaft **Venaiſſin** nennet; ſo daß die **Dürance**, die Staaten des römiſchen Reiches und der **Burgundier** ſcheiden mußte. Bey dieſen Anordnungen muß man eine beſondere Aufmerkſamkeit erkennen, die alten Gränzen der Provinzen zu erhalten. Das Königreich **Burgundien** ſchloß von ſeiner Gründung an, die zwey Ufer der **Rhone** ein: und folglich hieng die **Rhone** davon ab, obgleich die vornehmſten Herrſchaften der **Burgundier** unter **Lyon** zur Linken dieſes Fluſſes waren.

Die **Oſtgothen** von Italien bemächtigten ſich, nach **Eurichs** Tode der **Provence**, und alles deſſen, was des **Clodoväus** Kinder den **Weſtgothen** und **Burgundiern** abgenommen hatten. Athalarich, **Theodorichs** Enkel, und die Prinzen, ſeine Nachfolger, regiereten nicht allein über die **Rhone**, ſondern auch noch über einen Theil des Kirchſprengels von **Arles**, der zur Rechten dieſes Fluſſes lag. Sie behielten die Oberherrſchaft darüber bis zu **Vitigs** Regierung.

Dritter Theil vom 22ſten März, 1748.

Der dritte Theil des Werkes des Herrn von **Nikolai** handelt von dem Zuſtande der **Rhone** unter den **Franken**, bis ans **Ende** des erſten Stammes unſerer **Könige**. Dieſer Theil faſſet die zwey Jahrhunderte in ſich, die ſeit dem Abtritte der **Provence**, die von **Vitigen** an die fränkiſchen Prinzen ums 537ſte Jahr geſchah, bis zur Zeit der Regierung **Karl Martels** ums 725ſte Jahr verlaufen.

In der Theilung, welche unſere Prinzen von ihren Eroberungen über die **Oſtgothen** unter ſich machten, fiel die Stadt **Arles Childeberten** zu; und Herr von **Nikolai** beweiſt, daß er die Zölle der **Rhone** zu genießen gehabt. Die ganze fränkiſche Monarchie, die unter **Clotarius** dem erſten, Childeberts Nachfolger beyſammen war, wurde bey dem Tode dieſes Prinzen im 561ſten Jahre von neuem getheilet. Das Königreich **Burgundien**, welches das **Lyonneſiſche**, die **Dauphine** und das **Vivaraiſiſche** in ſich begriff, wurde nebſt der Stadt und dem Gebiethe von **Arles** dem **Gontrand** zu Theile. Er verband mit demſelben, durch das Recht der Eroberung, **Avignon**: welches anfänglich einen Theil der Staaten **Siegberts**, Königs von **Auſtraſien**, ausgemacht hatte. Unter den vielen Dingen, die von dem Verfaſſer ſorgfältig ſind entſchieden worden, wollen wir zwey wählen, welche zuſammen beweiſen: daß der, welcher Herr von **Arles** und **Avignon** geweſen, es auch von den beyden Ufern der **Rhone** geweſen. Hier iſt das erſte:

Als der Patricius **Mummola**, dem **Gontrand** **Avignon**, als eine Belohnung ſeiner Dienſte gegeben, ſeinem Wohlthäter untreu ward, ließ er ſich, ſo bald er es ſicher thun zu können glaubete, **Gondewalden** zu gefallen, der ein natürlicher Sohn **Clotars** des erſten war, in eine Zuſammenverſchwörung wider dieſen Prinzen ein (a). Der Urheber dieſer Meuterey war **Boſon**, der des Königes von **Auſtraſien** Befehlshaber zu **Auvergne** war. Der König von **Burgundien** ließ dieſen Herrn in Verhaft nehmen, und gab ihm die Freyheit nur unter dem Beding wieder, daß er den **Mummola** in **Avignon** angreifen ſollte. Dem zu Folge warb **Boſon** in ſeiner Herrſchaft Volk; und obgleich das Gebieth von **Uſez** damals davon abhieng: ſo unternahm, er es doch auf der **Rhone** auch vor demjenigen Platze vorbeyzugehen, den er belagern wollte. **Mummola**, der von ſeinem Vorhaben Nachricht bekam, ließ Schiffe zubereiten, deren Bretter ſo ſchwach und ſo ſchlecht gefuget waren, daß eine große Anzahl feindlicher Soldaten, als ſie auf denſelben über die **Rhone** ſetzen wollten, ums Leben kamen. Mit dieſer Vorſichtigkeit verband er noch dieſe, daß er durch eine Ableitung das Waſſer aus dieſem Fluſſe in einen breiten und tiefen Graben, den er um die Stadt ſtechen ließ, führete. Dieſe Begebenheit giebt zwo entſcheidende Folgen an die Hand: die erſte, daß das Eigenthum von **Avignon** auch zum Herrn der **Rhone** gemachet; die andere, daß in **Siegberts** Staaten kein anderer Ort geweſen, wo man darüber hätte ſetzen können; und daß folglich alle die Ländereyen, die dieſer Prinz zur Rechten des Fluſſes beſeſſen, und beſonders das Gebieth von **Uſez** ihm den Weg über denſelben nicht erleichtert haben.

Das andere iſt eine von den vornehmſten Begebenheiten in demjenigen Kriege, den **Gontrand** im 585ſten

---

(a) Apoth. Sancti Petri Carnut., Gloſſ. Cang. voce *Indictum*.

Jahre mit dem **Leuvigildes**, dem Könige der Weſtgothen in **Spanien**, die damals **Septimanien** beſaßen, geführet. In dem Verlauſe dieſes Krieges, deſſen ausführliche Erzählung der Meynung des **Herrn von Nikolai** eine große Anzahl günſtiger Schlüſſe giebt, ſieht man den **Recaredus**, **Leuvigilds** Sohn, nachdem er das Gebieth von **Tolouſe** verheeret hatte, auch an das andere Ende von **Septimanien** gehen, in die **Provinz Arles** einbrechen, das Schloß **Ugernum** überfallen, und es plündern. Dieſes Schloß war, nach des **Gregorius** von **Tours** eigenen Worten, von der Stadt **Arles** abhängig; es gehörete dem **Gontrand**, als Oberherrn von **Provence**. Wenn man nun beweiſen kann, daß **Ugernum** an dem rechten Ufer der **Rhone** gelegen: ſo wird man ohne allen Zweifel ſchließen können, daß **Gontrand** allein die zwey Ufer dieſes Schloſſes beſeſſen. Nun aber beweiſt es **Herr von Nikolai**, indem er zeiget, daß **Ugernum Beaucaire** ſey. Die Gränzen eines Auszuges verſtatten uns nicht, ihm in der Erzählung aller ſeiner Beweiſe zu folgen, die er davon giebt, und wodurch er dieſen Satz, der ſchon vom **Herrn Mabillon**, **Herrn von Valois** und den Geſchichtſchreibern von **Languedoc** iſt vorgebracht worden, beſtätiget. Wir wollen bloß bemerken, daß der Artikel ſeiner Abhandlung, worinnen er dieſes Stück der Geographie abhandelt, eine vollſtändige Abhandlung ſey: welche mit den Gründen derjenigen Meynung, die von dem Verfaſſer iſt angenommen worden, die Widerlegung aller entgegengeſetzten Meynungen verbindet.

Aus dieſen zwey Stücken zuſammen folget: daß weder **Siegbert**, welcher Herr über die Landſchaft **Uſez** war; noch die **Weſtgothen**, die es von **Septimanien** waren, an dem Beſitze der **Rhone** ein Recht gehabt: woraus ſich denn ergiebt, daß dieſer Fluß der **Provence** und ihrem Oberherrn gehöret habe.

Der Tod **Gontrands** brachte im 593ſten Jahre ſeine Staaten unter **Childeberts** des Zweyten Herrſchaft. Sein Enkel **Childebert**, der ſchon König in **Auſtraſien** war, ſtarb, nachdem er drey Jahre regieret hatte, und hinterließ ſeinem älteſten Sohne das Königreich **Auſtraſien**, und dem jüngern **Burgundien**, welches dazumal, wie zur Zeit der erſten Theilung, das **Lyonneſiſche**, das **Vivaraiſiſche**, die **Dauphine** und **Provence** in ſich begriff. Unter dieſem Prinzen, **Thierri** genannt, und unter ſeinen Nachfolgern, deren Regierung die folgenden Jahrhunderte erfüllet, gehörete die **Rhone** immer noch zur **Provence**. Die, welche unſere Geſchichte gründlich ſtudieren, wiſſen, wie ſelten die Denkmäler in dieſem Jahrhunderte, nämlich im ſiebenten nach Chriſti Geburt, ſind. Herr von **Nikolai** findet nur ein einziges, welches ſich auf die Frage, welche er abhandelt, ziehen läßt; und dieſes einzige Denkmaal iſt ſeiner Meynung günſtig.

Vierter Theil vom 15ten November
1748.

Der vierte Theil ſeines Werkes beut den Zuſtand der **Rhone** unter dem zweyten Geſchlechte unſerer Könige, bis auf den **Tod Ludwigs des Stammelnden** dar, welcher einen Zeitraum von etwa hundert und funfzig Jahren in ſich begreift.

Das achte Jahrhundert iſt der Zeitpunct der allergrößten Veränderungen, die ſich in Gallien zugetragen, nachdem ſich die **Franken** darinnen niedergelaſſen haben. Man ſieht das **Clodoväiſche** Geſchlecht gezwungen, vom Throne zu ſteigen; den Zepter in die Hände der Vornehmſten des Hofes gerathen; und die **Saracenen** ſich **Septimaniens** bemächtigen. Der Verfaſſer machet eine kurze Geſchichte dieſer Eroberer, welche der geſchwinde Fortgang ihrer Waffen von den äußerſten Enden **Arabiens** an die

Ufer des **Tagus** und der **Rhone** brachte. Sie wurden durch die Tapferkeit **Karl Martels**, Herzogs von **Auſtraſien** aufgehalten, welcher unter dem Namen des **Thierri von Chelles** regierete, und rechtmäßiger Beherrſcher der Königreiche **Neuſtrien** und **Burgund** war. In der Erzählung dieſes für die Franzoſen ſo rühmlichen Krieges findet Herr **von Nikolai** eine große Menge Beweiſe, daß die **Rhone** niemals zu **Septimanien** gehöret; und daß das Gebieth von der **Provence**, von dem ſie einen Theil ausmachte, ſich ſo gar auf eine gewiſſe Weite jenſeits ihres rechten Ufers erſtrecket habe.

Einige Dinge, die ſich unter der Regierung **Pipins**, eines Sohnes **Karl Martels** zugetragen haben, beweiſen uns, daß die Gränzen dieſer Provinz immer dieſelben geblieben ſind. Er ſtarb im 768ſten Jahre, nachdem er ſeine Staaten unter ſeine beyden Söhne, **Karln** und **Karlomannen** getheilet hatte. Dieſe Theilung dauerte nicht lange; der Tod des Jüngern vereinigte, nach dreyen Jahren, die ganze Monarchie wiederum unter die Geſetze des Aeltern; der als ein Stifter eines neuen Reiches im Occidente, den Beynamen des **Großen** durch ſeine Thaten und Tugenden verdienete.

Die preiswürdige Regierung dieſes Prinzen giebt wenig Begebenheiten an die Hand, die ſich auf die gegenwärtige Frage bezögen; und ſeines Nachfolgers **Ludwigs des Gütigen** keine auch nicht. Der Grund davon iſt leicht zu finden. Die Provinzen, worinnen die Rhone fließt, waren damals unter einem Oberherrn wieder vereiniget; eine Wiedervereinigung, die der Ruhe der Völker ſehr vortheilhaft, und folglich dergleichen Unterſuchungen, als dieſe ſind, nicht vortheilhaft war. In der That geben die Mishälligkeiten, die ſich öfters unter benachbarten Mächten entſpinnen, Mittel an die Hand, wie man dergleichen Aufgaben auflöſen kann; und es ſind um deſto mehr Mishälligkeiten,

ten, ſo bald kein Unterſchied des Anſehens mehr darinnen iſt. Indeſſen findet man, bey Ermangelung hiſtoriſcher Denkmäler, bisweilen Urkunden, die man bey Unterſuchung beſonderer Fragen brauchen kann. Der Verfaſſer wendet viele davon auf die vorhabende an; wir werden uns bloß auf die zwo folgenden einſchränken, die uns entſcheidend geſchienen haben.

Die erſte iſt eine Schrift, die vom 23ſten Lenzmonds des 797ſten Jahres, und im neun und zwanzigſten **Karls des Großen** datiret iſt, wodurch ein Biſchof von **Gironne** dem Capitel von **Arles** das ganze Allodialgut giebt, welches er in dem Gebiethe dieſer Hauptſtadt und beſonders in der Inſel St. **Andre** beſitzt. Wie dieſes nun eine Inſel iſt, die auf dem großen Arme der **Rhone** liegt: ſo iſt es klar, daß dieſer Arm damals von **Arles** abgehangen.

Die andere Urkunde beweiſt noch mehr. Sie zeiget, daß unter **Ludwigs des Gütigen** Regierung das Gebieth von **Arles** ſolche Ländereyen in ſich begriffen, die zur Rechten der **Rhone** gelegen, und folglich die **Rhone** ſelbſt. Dieſes Stück, welches alle Formalitäten an ſich hat, die eine Schrift gewiß und glaubwürdig machen, iſt ein Tauſch, der im 824ſten Jahre, zwiſchen dem Grafen **Leibulf** und dem Erzbiſchofe von **Arles**, der für das Capitel den Vertrag gemachet, iſt getroffen, und das Jahr darauf vom Kaiſer beſtätiget worden. Die Länder, welche der Graf dem Capitel abtritt, liegen alle in der Gegend, die Ager Argenteus heißt. Nach dieſem weitläuftigen Ausdrucke kömmt die Urkunde auf die Erzählung dieſer Länder ſelbſt, nennet ein jedes davon, zeiget ihre Lage, ihren Umfang, ihre Gränzen an. Aus dieſen Beſchreibungen folget klärlich, daß ſie alle jenſeits der **Rhone** liegen. Herr von **Nikolai** kennet die meiſten davon, ob ſie gleich ganz andere Namen als heut zu Tage führen; er ſchließt, und man muß dieſer Folgerung recht geben, daß man den

Agrum argenteum, wovon ſie einen Theil ausmachten, und welcher nach den ausdrücklichen Worten der von uns angezeigten Schrift von dem Gebiethe von Arles abhieng, auf dem rechten Ufer des Fluſſes ſuchen müſſe. Endlich unterſuchet er noch viele andere Dinge, die in der Folge der Regierung **Ludwigs des Gütigen** vorgefallen ſind, und welche alle ſeine Lehrgebäude beſtätigen. Dieſe Unterſuchung führet ihn aufs 840ſte Jahr.

Das iſt der Zeitpunct des Todes dieſes Herrn, und einer neuen Trennung, die damals das franzöſiſche Reich durch die Theilungen litt, die ſeine drey Kinder **Lotharius**, **Ludwig der Deutſche** und **Karl der Kahle** unter ſich machten. Ein Bund, der im 843ſten Jahre geſchloſſen wurde, hat die Länder, die zwiſchen den **Alpen**, der **Saone** und **Rhone** lagen, mit allem, was davon abhieng, wieder mit dem Antheile, den **Lotharius** zuerſt gehabt hatte, vereiniget. Als er nun durch dieſe zweyte Einrichtung Herr über **Provence** wurde: ſo wurde er es auch über den Fluß, der es benetzet. Die **Rhone** lag in ſeinen Staaten mitten inne, weil die Gebiethe von **Arles** und **Vienne** ſich über die beyden Ufer erſtreckten. Die Geſchichtſchreiber von **Languedoc** kommen hierinnen ausdrücklich in der Erzählung überein, die ſie von den Feindſeligkeiten machen, die von den **Saracenen** in dieſer Provinz im 850ſten Jahre ſind begangen worden. Wir ſehen auch, daß **Lotharius** in den Ländern, die an dem rechten Ufer der **Rhone** liegen, Handlungen der unumſchränkten Oberherrſchaft ausgeübet habe. Viel offene Briefe dieſes Kaiſers ſind gewiſſe Denkmäler davon. Durch den einen dieſer offenen Briefe, der den 6ten Herbſtmonds des 855ſten Jahres unterſchrieben iſt, giebt er dem Erzbiſchofe von **Arles** die Abtey **Cruas** im **Vivaraiſiſchen**.

Lotharius ſtarb zu Ende deſſelben Monaths, und ſeine Staaten wurden unter ſeine drey Söhne getheilet. **Karl**

der jüngſte unter allen, bekam **Provence** und **Dauphine.** Die zwey Ufer der **Rhone** wurden dieſem Prinzen unterthänig: und er war es, der ſie im 859ſten Jahre wider die Verheerungen der **Normannen** vertheidigte; da indeſſen ſein Vätter **Karl der Kahle**, der Herr von **Septimanien** war, keine Anſtalt machte, dieſe Seeräuber zurückzutreiben. Dieſes, wenn es auch das einzige wäre, würde die unumſchränkte Herrſchaft des Königes von **Provence** über die **Rhone** beweiſen.

Als **Karl** im Anfange des 863ſten Jahres ſtarb, hatte er ſeine zween Brüder, den Kaiſer **Ludwig** den IIten und den König **Lotharius** zu Erben. Dieſe Theilung, indem ſie die eigentlich ſogenannte **Provence** dem erſten, und das **Lyonneſiſche**, **Vienneſiſche**, **Vivaraiſiſche** und das Land **Uſez** dem andern zuerkannte, machte, daß die **Rhone** alsdann unter zwoen verſchiedenen Herrſchaften floß. Von **Lyon** bis an die Grafſchaft **Vienne** gehörete dieſer Fluß dem **Lotharius**; von **Iſſere** bis wo er ins Meer fällt, erkannte er die Gewalt **Ludwigs**: dieſe Prinzen aber waren Herren über beyde Ufer des Fluſſes in dem Antheile, der ihnen zugefallen war. Herr von **Nikolai** beweiſt es durch Unterſuchungen, worein wir uns nicht einlaſſen wollen.

Ludwig der IIte hätte natürlicher Weiſe von ſeinem Bruder, der im 869ſten Jahre ohne Kinder verſtorben war, erben ſollen; allein, der günſtigen Ausſprüche des Volkes, und der Vorſtellungen Pabſts **Adrians** des IIten ungeachtet, wurde er dieſer Folge von **Karln** dem **Kahlen** beraubet. **Ludwig**, ob er gleich Kaiſer war, fand ſich entweder zu ſchwach, ſich ſeinem Vätter zu widerſetzen; oder ſtritt mit ihm ohne glücklichen Erfolg: und ſein Tod, der ins 875ſte Jahr fiel, machte dieſen Herrn zum Beſitzer von der ganzen **Provence.** Nur ſeit dieſem Jahre wurde **Karl** der **Kahle** Herr von der **Rhone**, ob er gleich fünf und dreyßig Jahre her, über Septimanien regieret hatte.

Die Regierung **Ludwigs des Stammelnden**, ſeines Sohnes dauerte nicht länger, als achtzehn Monathe, und liefert uns keine Begebenheit, die mit dieſer Abhandlung eine Verwandtſchaft hätte. Allein man hat derſelben auch nicht nöthig, um verſichert zu ſeyn, daß dieſer Prinz allein das Recht über die **Rhone** gehabt. Er war der einzige Erbe ſeines Vaters; und weiter werden wir in der Folge dieſes Werkes ſehen, daß ſich die **Provence** unter den Nachfolgern **Ludwigs des Stammelnden**, von der franzöſiſchen Monarchie getrennet habe, und die **Rhone** dieſer Trennung gefolget ſey.

XXX.

Des Herrn Abts Lebeuf

Abhandlung von der allgemeinen Verſammlung, die unter dem Namen Indict, woraus man hernach Landit gemacht hat, viele Jahrhunderte hindurch in der Ebene von St. Denys gehalten worden.

Der Gebrauch, ſich an gewiſſen beſtimmten Tagen, in großen Ebenen zu verſammeln, iſt ſo alt, als die franzöſiſche Monarchie; und den Sitten der Völker, von denen die Franken ihren Urſprung erhielten, gemäß. Einige dieſer Verſammlungen waren weltlich, und wurden einzig und allein von dem Landesherrn berufen; andere, die hauptſächlich zu Handlungen der Religion beſtimmet waren, wurden durch den Biſchof angeſaget; noch andere endlich, die vermiſchte Abſichten hatten, wurden bey der Zuſammenkunft, und unter dem Anſehen zweer vereinigten Mächte gehalten.

Wie weder der Tag, noch der Ort dieſer Verſammlungen feſt beſtimmet war, und ſie nach den Umſtänden ſich veränderten: ſo benannte man beydes, wenn man die Verſammlung aufboth; und das lateiniſche Wort indicere, deſſen man ſich in dieſem Verſtande bedienete, machete in der Folge aus dem Worte indictum, eine Art eines Hauptwortes: welches in der gemeinen Sprache gebrauchet wurde, nicht allein den Tag oder den Ort der Verſammlung; ſondern auch die Verſammlung ſelbſt anzuzeigen. Dieſes Wort hatte ſeit dem 1100ten Jahre dieſe Bedeutung bekommen. Man findet, daß es in Urkunden vom zwölften und den vorhergehenden Jahrhunderten gebrauchet wird, die die Stadt **Chartres** und die Abteyen des heil. **Nikolaus** von **Angers**, **Feſcamp**, und **Corbey** betreffen (a).

Die allgemeine Verſammlung, die in der Ebene von **St. Denys** gehalten wurde, iſt das allerbeträchtlichſte Indict, deſſen die Geſchichte Meldung thut. Das war, das vorzugsweiſe ſo genannte Indict; ein Namen, woraus nach der Zeit Landit wurde, durch eine Veränderung, wodurch die Ableitung deſſelben verſchwindet, die wahre Bedeutung aber verſtecket wird, indem es erſtlich einen weſentlichen Buchſtaben verwechſelt; und ſodann das Geſchlechtswort verdoppelt.

Da nun die Geſchichte dieſer Anordnung nicht minder verſtellet worden, als der Namen, wodurch man ſie anzeigete: ſo hat es der Herr Abt **Lebeuf** für ſeine Schuldigkeit gehalten, ſie wieder auf gewiſſen Fuß zu ſetzen, indem er bis auf die Quellen der Irrthümer zurück gieng, die ſich in der Folge der Zeit mit der Wahrheit vermenget haben; und dieſes that er im 1748ſten Jahre (b) durch eine leſenswürdige Abhandlung, worinnen er alles zuſammennimmt, was einiges Verhältniß mit dem **Indict** haben konnte. Er unterſuchet darinnen, was der Urſprung, die Gelegenheit, und die Urſachen dieſer Verſammlung geweſen; er ſetzet den Zeitpunct derſelben feſt; er führet ſodann das verſchiedene Wachsthum derſelben an; er erzählet die Ceremonien, die Gebräuche, die Ordnung, die man dabey beobachtet habe; er redet davon, daß die Geiſtlichkeit der Hauptkirche zu Paris, das Parlament, und die Univerſität lange Zeit an dieſem feyerlichen Feſte Theil genommen; er bemer-

---

a) Apoth. Sancti Petri Carnut., Gloſſ. Cang. voce *Indictum.*

b) Am 20ſten des Chriſtmonds 1748.

bemerket endlich den Verfall derſelben, und ſammelt ſorgfältig die flüchtigen Fußtapfen, die uns noch heut zu Tage dieſe fromme Anordnung unſerer Vorfahren, wieder be- zeichnen können. Alle Unterſuchungen und Erforſchungen, die in ſeiner Abhandlung zuſammengehäufet ſind, beziehen ſich auf dieſe verſchiedenen Stücke. Wir hatten uns vorgeſetzet, nach eben dieſem Entwurfe einen weitläuftigen Auszug daraus zu machen; der Entſchluß aber, den der Herr Abt **Lebeuf** gefaſſet hat, ſeine Abhandlung in dem erſten Theile ſeines Werkes, das er unter der Aufſchrift: Geſchichte des **Weihbildes von Paris**, ans Licht geſtellet hat, drucken zu laſſen, überhebt uns der Mühe, ihm in einer ſolchen Ordnung zu folgen, die der Leſer in der Abhandlung ſelbſt wird finden können; worauf wir ihn auch in Abſicht auf die Beweiſe verweiſen. Es ſoll uns genug ſeyn, den kurzen Inhalt davon mitzutheilen, und die vornehmſten Vorfälle, die daraus folgen, anzuzeigen.

Wir wollen beym Urſprunge des Indicts anfangen. Dieſes iſt ein Punct, worüber falſche Sagen, die von dem Eigennutze ſind ausgeſtreuet, und von der Dummheit begierig angenommen worden, ein dickes Gewölk ausgebreitet haben, welches die geſunde Kritik noch nicht zerſtreuet hat. Gaguin hält **Dagoberten den Erſten** für den, welcher das Indict zuerſt angeordnet: die gemeine Meynung aber eignet die Einſetzung deſſelben **Karln dem Kahlen** zu; der, da er, wie man ſpricht, die Werkzeuge unſers Heils, die **Karl der Große** nach ſeiner Rückkunſt aus dem gelobten Lande zu Aachen beygeleget hatte, von da weggenommen, dieſe heiligen Ueberbleibſel nach **St. Denys** gebracht; und ſie zu verehren, alle Jahre eine feyerliche Zuſammenkunſt anbefohlen, wozu in kurzem eine anſehnliche Meſſe in der Ebene zwiſchen dieſer Abtey und **Montmartre** gekommen. Die Anhänger dieſer Meynung führen keine andern Gewährsleute, als **Wilhelmen von Nangis**, und eine ungenannte Handſchriſt aus dem XIIIten Jahrhunderte an, welche im Kloſter zu **St. Denys** iſt aufbehalten worden. Man lieſt dieſes auch in den franzöſiſchen Zeitbüchern von eben dieſer Abtey; allein die Stelle dieſer Zeitbücher, worinnen ſich dieſe Erzählung befindet, iſt bloß die Ueberſetzung einer lateiniſchen Legende, die zu **St. Denys** ums 1100te Jahr, oder nahe daran, gemachet worden; eine Legende, deren Urheber ſelbſt die Unwahrheit ſeiner Erzählung entdecket hat, wenn er, nachdem er von der Verlegung der Reliquien, die von **Karln dem Kahlen** von Aachen nach **St. Denys** geſchehen, geredet hatte, hinzuſetzet: daß das von dieſem Prinzen angeordnete **Indict** nur eine Fortſetzung desjenigen wäre, welches der Kaiſer, ſein Großvater, zu **Aachen**, auf die Mittewoche in der andern Woche des Brachmonds, mit Genehmhaltung einer großen Anzahl Biſchöfe und Aebte, die damals aus verſchiedenen Theilen des Reiches, ja aus dem **Oriente** ſelbſt, zugegen geweſen, eingeſetzet hätte. In dem Verzeichniſſe dieſer Prälaten, nennet der unwiſſende Legendenſchreiber Biſchöfe, die dreyhundert Jahre vor **Karln dem Großen** geſtorben waren. Er läßt den Patriarchen von Alexandrien, **Theophilus**, der im Anfange des Vten Jahrhunderts auf dem geiſtlichen Stuhle geſeſſen, mit bey der Verſammlung ſeyn; er vergeſellſchaftet Perſonen mit ihnen, die erſt lange nach **Karln dem Großen** gelebet haben. Endlich bringet er hierbey ſo handgreifliche Unwahrheiten vor: daß wir das völlige Recht haben, ſein Werk, nebſt der Geſchichte der vorgegebenen Reiſe **Karls des Großen** ins gelobte Land, wovon wir in einem der vorhergehenden Artikel geredet haben, unter die abgeſchmackten Romane der barbariſchen Jahrhunderte zu verweiſen.

Indem man dieſe Verlegung, die von **Karln dem Kahlen** geſchehen ſeyn ſollte, erdichtete, gab man dieſem Herrn ſolche Bewegungsgründe hierzu, die in der Geſchichte ebenfalls keinen wirklichern Grund haben. Man gab vor: daß **Karl der Kahle**, da er im Anfange ſeiner Regiegierung, beträchtliche Geldſummen nöthig gehabt hätte, um ſich wider ſeine älteſten Brüder zu vertheidigen, von den Geiſtlichen zu St. Denys die Erlaubniß erhalten hätte, von ihrer Kirche die Silberbleche abdecken zu laſſen; welche den Theil des Daches bedeckten, worunter die Gräber der Blutzeugen waren: doch wäre dieſes mit dem Bedinge geſchehen, daſſelbe viel prächtiger wieder bedecken zu laſſen. Dieſes Verſprechen gieng über ſeine Kräfte; er konnte daſſelbe gar nicht halten: allein, dafür, ſpricht man, erboth er ſich, den Geiſtlichen die Reliquien und die Meſſe von Aachen nach St. Denys zu verlegen. Die Kirche zu St. Denys hat niemals ein ſilbernes Dach gehabt; und das äußere Dach dieſes Gebäudes wird hier mit dem Dache des Mauſolei vermenget, welches, von dem heil. **Eligius** aufgebauet und ausgezieret worden. Uebrigens beſaß im 846ſten Jahre, zur Zeit des erſten Einbruchs der **Normannen**, die Abtey St. Denys noch alles, was ſie jemals reiches und koſtbares gehabt hatte; und es geſchah, derſelben ihre Schätze zu erhalten, daß **Karl der Kahle** ſich in dem Umfange des Kloſters befeſtigte. Er hatte alſo das Silberwerk im 845ſten Jahre nicht daraus genommen; oder wenigſtens hatte er es ihr wiedergegeben. Dieſe Betrachtung allein machet die Geſchichte von der Verlegung des Indicts zu nichte.

Wir ſehen in dieſen Zeiten viele Veränderungen von ſehr geringer Folge, die meiſtentheils durch die offenen Briefe, deren noch eine große Anzahl vorhanden iſt, ſind vorgenommen worden; niemals hat man aber einen einzigen gezeiget, oder auch nur anführen dürfen, der für dieſe vorgegebene Verlegung von Aachen nach St. Denys geweſen wäre. Nichts deſtoweniger war der Gegenſtand derſelben groß genug, um zu verdienen, daß die öffentliche Gewalt ſich darüber in einer feyerlichen Schrift erklärete: und die Mönche waren auf ihren Vortheil nur gar zu aufmerkſam, als daß ſie ſich nicht durch eine Urkunde dieſes wichtigen Rechts hätten verſichern ſollen; geſetzt, daß es wirklich ſo geweſen wäre. Wenn endlich dieſe Verlegung von Aachen nach **St. Denys** geſchehen wäre: ſo würde die Meſſe auf dem Gebiethe der Abtey ſeyn gehalten worden, und nicht auf einem Lehngute des Biſchofs von **Paris**, wie ſie im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte iſt gehalten worden.

Die erſte Urkunde, worinnen des **Indicts**, als einer Verordnung, die von den Prälaten wäre rechtgeſprochen, und von den Königen beſtätiget worden, Meldung gethan wird, iſt ein Brief von **Ludwigen dem Dicken**, der zu Paris im 1124ſten Jahre iſt gegeben worden. In dieſer Urkunde, die **Sauval** für verdächtig hält, die aber der Herr Abt **Lebeuf** aller Unwahrheiten, die ſie in ſich hält, ungeachtet, mit eben ſo ſtarken Gründen nicht dafür hält, giebt **Ludwig der Dicke** inskünftige, auf immer dem Kloſter zu **St. Denys** das Recht, die Auflagen zu erheben, die bis dahin von den königlichen Bedienten waren erhoben worden, die Meſſe betreffend, die in währender Zeit des Indicts in der Gegend dieſer Abtey gehalten wurde. Nundinum Indicti in perpetuum condonavimus, ſpricht dieſer Herr: der ohne Zweifel durch alles das, was ihm die Mönche von der Verlegung der Reliquien, die durch **Karln den Kahlen** bey ihnen geſchehen, erzähleten, dahin war gebracht worden. Alles, was er, nach ihnen, in ſeinem offenen Briefe wiederholet, den er, nach ihrer Erzählung, mit allen dieſen Dingen angefüllet hat, giebt Sagen, die ſchon als falſch ſind erwieſen worden, keinen größern Grad der Wahrſcheinlichkeit. Es folget daraus bloß ſo viel: daß vor dem 1124ſten Jahre man jährlich in der Gegend von **St. Denys** im Brachmonathe, unter dem Namen des **Indicts**, eine gottſelige Verſammlung gehalten; worauf in der Ebene von **St. Denys** eine Meſſe gefolget iſt: und daß, ob dieſes Indict gleich nicht allzu alt war, weil man es nicht über das 1109te Jahr hinaus ſetzen kann, die Ordensleute, die ſich daſſelbe zueignen wollten, ſo liſtig geweſen, den Zeitpunct davon in entfernte Zeiten zu ſetzen, und den Urſprung deſſelben vor den Augen **Ludwigs** des Dicken zu verſtecken; indem ſie es mit einem andern Indicte verwechſelten, welches im Hornunge geſchah, und deſſen Anordnung ſie nach ihrem Gefallen dadurch erheben konnten, daß ſie Begebenheiten aus ihren Legenden ſchöpfeten.

An die Stelle dieſer falſchen Sagen von der Anordnung und den Urſachen des Indicts, ſetzet der Herr Abt **Lebeuf** in ſeiner Abhandlung eine Meynung, die er für nichts weiter, als für eine Muthmaßung ausgiebt, die uns aber einen andern Namen zu verdienen geſchienen. Das Indict in der Ebene von **St. Denys** hat, nach ihm, ſeinen Urſprung der Andacht des Volkes im Kirchſprengel von Paris, gegen das wahre Kreuz zu danken, deſſen Erhöhung, die im Oriente unter der Regierung des Kaiſers **Heraklius** geſchehen, den Eifer der Abendländer gegen dieſe Reliquie erwecket hatte; welche die erſten Kirchen und die mächtigſten Prinzen der Chriſtenheit mit größter Inbrunſt wenigſtens zum Theil zu beſitzen wünſcheten.

Ein beträchtliches Stück dieſes koſtbaren Holzes ward gegen das 1109te Jahr von vornehmen Pilgrimen von Jeruſalem mitgebracht, die es der Hauptkirche zu **Paris** widmeten. Dieſes Stück, welches zuerſt zu **Fontenai** im **Pariſiſchen** war beygeleget worden, wurde ſodann nach **St. Cloud** gebracht, einem Orte, der damals dem Biſchofe zu Paris gehörete, und von da mit Proceſſion von dieſem Prälaten unter der Begleitung einiger Biſchöfe, und dem Gefolge einer groſſen Anzahl von Geiſtlichen in die Hauptkirche getragen. Dieſe feyerliche Verlegung geſchah am erſten des Aerntemonds im 1109ten Jahre. Wenn man von **Fontenai** im Pariſiſchen nach **St. Cloud** wollte, hatte man über die Ebene von **St. Denys** gehen müſſen: wohin, wie man urtheilen kann, die Andacht alle Einwohner von Paris und den umliegenden Gegenden, der Reliquie nachgezogen hatte. Wie nun damals in **Paris** keine Kirche noch ſonſt ein Platz war, der groß genug geweſen wäre, eine ſo unermeßliche Zuſammenkunft von Volke, welche die Verehrung eines Stückes vom wahren Kreuze alle Jahre würde veranlaſſet haben, zu faſſen: ſo ſageten der Biſchof und ſeine Geiſtlichkeit, ohne Zweifel mit Erlaubniß des Prinzen, alle Jahr im Brachmonathe, eine allgemeine Verſammlung in der Ebene an, die zwiſchen **Chapelle, Aubervilliers** und **St. Denys** auf einem dem Biſchofe zugehörigen Lehngute lag. Sie verfügeten ſich in einem Aufzuge unter dem Gefolge alles Volkes dahin; und trugen mit großer Pracht das Stück vom wahren Kreuze ſchau; womit ſie der ganzen Menge, wenn ſie an den angezeigten Ort gekommen waren, den Segen gaben. Die alten Kloſterbücher von Paris lehren uns, was bey dieſer feyerlichen Ceremonie vorgegangen, ausführlich.

Dieſer außerordentliche Zulauf an einen und ebendenſelben Ort, brachte einen anſehnlichen Markt zuwege, welcher anfangs beſtimmet war, dieſer zahlreichen Menge von Leuten Lebensmittel zu verſchaffen, und welcher in der Folge eine Meſſe ward, der man ihre Auflagen gab, die von den königlichen Bedienten genoſſen wurden; das ſind dieſelben Rechte, die **Ludwig der Dicke**, durch ſeinen Brief im 1124ſten Jahre den Geiſtlichen zu **St. Denys** verwilligte, als er wider den Kaiſer zu Felde gehen, und aus dieſer Abtey die Stiftsfahne mitnehmen wollte. Dieſe Meſſe währete viele Tage. Die Kaufleute, die von allen Orten dahin kamen, baueten mitten auf der Ebene, ſowohl für ſich, als auch für ihre Waaren Buden auf. Der Aufruhr und die Unordnungen, die von dieſer ganzen ſo zahlreichen Verſammlung unzertrennlich waren, hatten es nothwendig gemachet, daß man zur Erhaltung der Ordnung eine große Anzahl gewaffnete Leute brauchete; die von den königlichen Serganten Befehle annehmen mußten, hernach aber von den Bedienten der Abtey commandiret wurden, als dieſelbe das Lehngut von **St. Marcel** bekommen hatte, auf deſſen Gebiethe das **Indict** gehalten wurde.

Die Vortheile, welche die Mönche von **St. Denys** von einer ſo langen und anſehnlichen Meſſe, die vor ihrem Thore gehalten wurde, erlangen konnten, waren die Haupturſache, warum ſie ſich ſo viel Mühe gaben, ſich dieſelbe zuzueignen, indem ſie anfiengen, dieſelbe ihrer Abtey zu nähern. Sie brachten es leicht dahin, als ſie im 1205ten Jahre von **Philipp Auguſten** ein Stück Holz von dem wahrhaften Kreuze bekommen hatten, welches beträchtlicher war, als das in U. L. F. Kirche; nebſt andern Reliquien, die in dem vorigen Jahre mit von **Conſtantinopel** waren gebracht worden, nachdem **Balduin der Erſte**, Graf von **Flandern**, dieſe Hauptſtadt im Morgenlande eingenommen hatte.

Als wegen der Streitigkeiten, die die Geiſtlichen zu **St. Denys** mit den Biſchöfen zu **Paris** hatten, wegen der Gerichtsbarkeit; des Rechts, das Volk zu ſegnen; und anderer Vorzüge, wobey es bloß die Ehre betraf, dieſen Prälaten das **Indict** verhaßt gemachet hatten: ſo beehrten ſie dieſe Verſammlung, die gleichwohl ihnen ihren Urſprung zu danken hatte, nicht mehr mit ihrer Gegenwart. Die Geiſtlichkeit der Hauptkirche kam nicht mehr im Aufzuge dahin. Und da die Dinge nach und nach ihre vorige Geſtalt verändern, nachdem ſie ſich immer mehr und mehr von ihrem Urſprunge entfernen: ſo wurde die Meſſe, ſeit dem 1556ſten Jahre, nicht mehr im flachen Felde, ſondern in dem Bezirke der Stadt **St. Denys** ſelbſt, rings um die Gebäude der Abtey herum, gehalten. Hier wird ſie auch noch heut zu Tage gehalten. Man kann aus der Geſchichte des **Doublet** und des **P. Felibien** die Ceremonien, die bey ihrer Eröffnung ſind, und alles, was dabey vorgeht, umſtändlich ſehen.

Das Parlament und die Univerſität zu Paris haben an dieſer Verſammlung lange Theil genommen. Als das Parlament unter Philippen dem Schönen ſeinen beſtändigen Sitz erhielt; ſo kam es durch Abgeordnete dahin. Die Abſicht dieſer Geſandtſchaft war ohne Zweifel, die Beobachtung der Verordnungen zu handhaben, den großen Haufen in Ordnung und bey ſeiner Pflicht zu erhalten; und die eingeführte Policey beobachten zu laſſen: es ſey nun in Abſicht auf das Verkaufen der Waaren, oder des Genuſſes der Rechte. Der Staatsſecretär nahm darinnen alles Pergament, was er nöthig hatte. Die Sachwalter und Anwalde hatten auch die Erlaubniß, ſich bey dem Indicte einzufinden.

Die Univerſität zu Paris anbelangend: ſo unterließ ſie nicht, ſo bald ſie eine ordentliche Geſtalt bekommen hatte, ſich ſammt und ſonders bey dem Indicte einzufinden. Der Rector kam unter dem Gefolge der Glieder des Richterſtuhls, der Anwalde der Nationen, der Profeſſoren und der meiſten Studenten, mit aller Pracht in die Ebene, wo die Verſammlung gehalten wurde; dieſer Aufzug verſammelte ſich auf dem Platze der heil. Genovefa. Der Zug geſchah in Ordnung unter dem Schalle der Inſtrumenten; er wurde aber öfters durch Zänkereyen, die bisweilen blutig abliefen, unterbrochen; ungeachtet die Profeſſoren und Vorgeſetzten wachſam und aufmerkſam genug waren. Eine Menge von Landſtreichern miſchete ſich unter den Aufzug der Univerſität; auch ſah man Weiber und Mädchen in Soldatenkleidung dabey. Dieſes ärgerliche Mengſel veranlaſſete Misbräuche, denen man durch das öffentliche Anſehen abhelfen mußte. Das Parlament gab Verordnungen, wodurch es die Anzahl der Profeſſoren und Studenten feſtſetzete, die den Rector begleiten ſollten, und unterſagete ihnen, keine Waffen zu tragen. Die oberſten Facultäten gehorcheten: allein ein Theil von der Facultät der Künſte weigerte ſich, ſich zu unterwerfen. Die meiſten

Studenten, die von einigen Gliedern der Univerſität, die ſich wider ihre Lehrer auflehneten, auf einen Haufen waren gebracht worden, verſammleten ſich, des Verboths ungeachtet, gleichwohl immer noch. Sie machten für ſich kleine Haufen aus, die man die **kleinen Landits** nennete; und indeſſen, daß der große Haufen der Univerſität beſcheiden hinter dem Rector her gieng: ſo ſtöreten dieſe abgeſonderten Haufen denſelben im Gehen. Man ſah öfters Streitigkeiten, die es zwiſchen den beyden Parteyen auf dem Wege gegeben.

Die wirkſamen Maaßregeln, die man wider dieſe Unordnungen zu nehmen gezwungen ward, macheten, daß ſie unvermerkt nachließen. Da die Gefahr von dergleichen Arten von Rotten zur Zeit der **Ligue** beträchtlicher wurde; ſo machete ſie, daß man denſelben je mehr und mehr zu ſteuern ſuchte. Das **Landit** wurde nach und nach abgeſchafft. Und es ſind, in Abſicht auf die Univerſität, heut zu Tage keine Fußtapfen mehr davon übrig, als in dem Feyertage, der einen ganzen Tag währet, und welchen der Rector jährlich der Jugend giebt, die mit Ungeduld darauf wartet, und ſich mit den Beluſtigungen dieſes Tages lange zuvor, ehe er kömmt, beſchäfftiget.

XXXI.

Herrn Leveſque de la Ravaliere

Abhandlung von der Lage eines Ortes, deſſen im hundert und fünf und zwanzigſten Briefe des Lupus, Abts zu Ferriere, eines Schriftſtellers aus dem IXten Jahrhunderte, Erwähnung gethan wird.

Als **Lupus**, Abt zu **Ferrieres**, dem **Folcher**, einem Biſchofe zu **Troyes**, eine Beſchreibung von den Räubereyen machete, welche die Normannen im 862ſten Jahre in der Gegend ſeines Kloſters verübeten: ſo ſetzet er in ſeinem Briefe unter die Anzahl derer Oerter, welche dieſe Räuber zu verheeren droheten, einen Ort, der damals ſehr bekannt war, heut zu Tage aber ſehr unbekannt iſt, und deſſen wahre Lage Materie zu Muthmaßungen vieler Gelehrten gegeben; Muthmaßungen, an deren Stelle Herr **Leveſque de la Ravaliere** eine neue Meynung ſetzen zu müſſen glaubete. Er that dieſes in der Erläuterung über dieſen Punct der Geographie, die er uns im Wintermonde des 1748ſten Jahres vorlas; und wovon dieſer Artikel ein kurzer Auszug iſt. Hier iſt die Stelle, welche zur Unterſuchung Anlaß gegeben.

Als ein Haufen Normannen, ſpricht der Abt von **Ferrieres** (a) zum Biſchofe von **Troyes**, kürzlich in einer Inſel unter Melun, die kurz vorher von einem andern Haufen dieſer Barbarn war in den Brand ge-

---

(a) Lup. Ferrarienſ. ep. CXXV. edit. Baluz. p. 182.

geſtecket worden, Land erreichet hatten: ſo geriethen wir über ſo gefährliche Nachbarn in Erſtaunen. Unſer Kloſter ſchien uns kein ſicherer Schutzort zu ſeyn, und wir dachten darauf, es zu verlaſſen. Ihr habet uns euer Kloſter zu Aix zum Aufenthalte angebothen; allein die göttliche Barmherzigkeit hat uns endlich von dieſen Räubern befreyet; deren Grauſamkeiten ſich um Melun herum, und über alle die berühmteſten Oerter ausgebreitet hatte, und die ſich rühmeten, ſie bis an denjenigen Ort auszubreiten, der den Kaufleuten dieſes Landes zur Niederlage dienet.

Dieſer Ort, der als eine Niederlage der Waaren, und als ein Sitz der Kaufleute Sedes negotiatorum beſchrieben wird, führet in dem lateiniſchen Texte den Namen Cappa, und dieſes Ortes Lage zu finden, iſt das, worauf es hier ankömmt.

In dem Kirchſprengel von **Troyes**, drey Meilen über dieſer Stadt, und an dem Ufer der **Seyne** liegt das Dorf **Chappes**. Herr **Bonamy**, von dem wir viele Abhandlungen über die Verheerungen der **Normannen** haben (b), hat in dieſem Dorfe das Cappae des **Lupus** von **Ferriere** zu finden geglaubet; und der Grund, worauf er ſich ſtützet, iſt dieſer: daß dieſer Ort von dem Biſthume **Troyes** abhängt, und daß der Brief, worinnen deſſelben Meldung gethan wird, an einen Biſchof gerichtet iſt, der ſeinen Sitz zu **Troyes** hatte.

Dieſer Grund iſt wahrſcheinlich und für den Herrn **Bonamy** zureichend genug, der, da er ſich keine beſondere Prüfung dieſes Punctes der Kritik vergenommen, in ſolchen Unterſuchungen, deren Umfang einen beträchtlichen

---

(b) In der Geſchichte der königl. Akad. der ſchönen Wiſſenſchaften.

Gegenſtand in ſich ſchloß, mit einem bloßen Grunde der Wahrſcheinlichkeit hat zufrieden ſeyn können; da er noch, überdieß von der Uebereinſtimmung des franzöſiſchen Namens mit dem lateiniſchen unterſtützet wurde. Herr **Leveſque** aber, da er dieſe Frage näher unterſuchet, hält ſie nicht ſo gleich für entſchieden; er ſetzet des Herrn **Bonamy** ſeiner vier Gründe entgegen.

1. Wenn Cappae, wovon die Rede iſt, in der Nachbarſchaft von **Troyes** geweſen wäre; ſo würde der Abt von **Ferrieres**, da er an den Biſchof dieſer Stadt geſchrieben, mit ihm davon als von einem Orte geredet haben, der von dieſem Prälaten abgehangen, und deſſen er ſich folglich hätte annehmen müſſen. Allein die Worte, womit er ſich ausdrücket, ſcheinen gerade das Gegentheil anzuzeigen.

2. Die **Normannen** hatten ſich um **Melun** herum niedergelaſſen. Wenn ſie ſich nun von dieſem Poſten bis nach **Chappes** über **Troyes** hätten ausbreiten wollen: ſo hätten ſie wieder über die **Seine** gehen, und ihren Weg durch **Montereau**, **Brai**, **Nogent**, **Meri**, und endlich durch die Stadt **Troyes** ſelbſt, die ihren Verheerungen mehr als **Chappes** ausgeſetzet geweſen wäre, nehmen müſſen. Nun aber iſt **Troyes** damals nicht von den **Normannen** geplündert worden: ſie ſteckten es nicht eher, als nach dreyßig Jahren, im 892ſten Jahre, unter dem Biſchofe **Bodon** in den Brand.

3. Da der Biſchof ſein Kloſter zu **Aix** den Mönchen von **Ferrieres** zum Aufenthalte anboth: ſo glaubte er ohne Zweifel, daß ſie da ſicherer, als bey ſich wären; ſie würden aber hier ungleich mehr Gefahr gelaufen haben, wenn die **Normannen** **Chappes** jenſeits **Troyes** zum Gegenſtande ihrer Streifereyen gehabt hätten. Dieſe Räuber würden nur über den Fluß haben gehen dürfen, um von

Chappes in des Otho Land zu kommen, worinnen das Kloſter Air liegt.

4. Endlich kann **Chappes**, das über **Troyes** liegt, nicht durch den Namen Sedes negotiatorum ſeyn angedeutet werden. Dieſer Ort iſt niemals eine Niederlage eines beträchtlichen Handels geweſen; er iſt ein bloſſes Dorf ohne Hafen, und Bequemlichkeiten für Kaufleute. Der Fluß iſt da ſehr ſchwach, und zu enge, als daß man ihn zum Handel brauchen könnte.

Aus allen dieſen Gründen ſchließt Herr **Leveſque**, daß man das Cappae, wovon der Abt von **Ferrieres** redet, anderswo ſuchen müſſe.

Die **Normannen** hatten ihren Tummelplatz unter **Melun**; von da verheereten ſie die umliegenden Gegenden. Der Abt von **Ferriere** war für ſein Kloſter bekümmert. In einem vorhergehenden Briefe meldet er dem **Hilduin**, daß dieſe Räuber, wenn ſie durchs Holz giengen, ungehindert kommen und ihn plündern könnten: die Verrathskammer, die ſie zu plündern dreheten, wäre von dieſer Seite die Gränze ihrer Streifereyen; ſie würden aber nicht eher dahin kommen, als bis ſie **Ferrieres** verwüſtet hätten. Folglich war dieſer Ort in der Nachbarſchaft der Abtey: folglich war er ſo gar jenſeits; folglich muß man ihn auch um **Ferrieres** herum ſuchen.

Man findet, zwiſchen **Ferrieres** und **Montargis** an dem Ufer des **Loin** das Dorf **Ceppoi**: hier iſt, nach dem Herrn **Leveſque**, das Cappae in dem vorhabenden Briefe. Beyde Namen ſind einander ähnlich, oder es iſt vielmehr derſelbe Namen, der aus dem Lateiniſchen, franzöſiſch worden iſt, durch Veränderung eines Selbſtlauters und eines Doppellauts; eine Veränderung, die der Natur beyder Sprachen gemäß iſt, und wovon die Beyſpiele gemein ſind.

Uebrigens zeiget die Lage von **Ceppoi** und alle Umſtände, die in dem Briefe beyſammen ſind, daſſelbe augenſcheinlich an. In der That, die **Normannen** waren von **Melun**, durch das Holz durch, nach **Moret**, **Nemours**, **Ferrieres**, **Ceppoi** gekommen; die Mönche von **Ferrieres**, die ihnen am Wege lagen, hatten damals von ihnen alles zu befürchten; und in dieſem Falle hätte ſie das Kloſter zu **Aix**, das ihnen vom Biſchofe zu **Troyes** angebothen ward, in Sicherheit geſetzet: es würde ſodann zwiſchen den Räubern und den Mönchen das Land **Othe**, das vom Holze bedecket war, geweſen ſeyn; und ſie würden über zween Flüſſe, den **Loin** und die **Yonne** haben ſetzen müſſen.

Ceppoi hat an dem **Loin** einen Hafen, der für die Waaren bequem iſt, die man aus benachbarten Ländern auf dieſem Fluſſe herzuführet, und die aus dieſem Fluſſe auf der **Seyne** bis nach **Paris** können geſchaffet werden. Der **Loin** dienet zum Canal von **Montargis**, der durch **Briare** mit der **Loire** Gemeinſchaft hat. Solchergeſtalt kömmt der Namen Sedes negotiatorum **Ceppoi** vollkommen zu; als welches auch noch heut zu Tage voll Kaufleute iſt: woraus Herr **Leveſque** den Schluß machet, daß der Namen Cappae dieſes Dorf anzeige, welches weiter als dreyßig Meilen von **Chappes** über **Troyes** liegt.

Der Brief des Abtes von **Ferrieres** iſt nicht datiret; da er aber darinnen von der Feuersbrunſt zu **Melun** als von einer ganz neuerlich geſchehenen Sache redet; und da dieſer Brand, ohne Widerrede im 862ſten Jahre geſchehen, wie es Herr **Bonamy** nach den Jahrbüchern des heil. **Bertins** bewieſen hat: ſo kann man nicht zweifeln, daß der Brief nicht von eben dem Jahre, oder aufs ſpäteſte aus dem Anfange des folgenden ſeyn ſollte.

Es iſt wahr, daß die Verzeichniſſe der Biſchöfe von Troyes den Anfang der Biſchofswürde des Folcher, an den dieſer Brief gerichtet iſt, ins 866ſte Jahr ſetzen (e). Allein dieſe Verzeichniſſe ſind fehlerhaft. Folchers Vorgänger war im 861ſten Jahre geſtorben; und dieſer Prälat hat, als Biſchof von Troyes, den Titel eines Befreyungsbriefes unterzeichnet, der der Abtey zu St. Denys an 862ſten ertheilet wurde.

---

e) S. Promptuarium Camuſ. fol. 164. Pithou, Catalog. des Evêques de Troyes. Deſguerrois 229 S. Spicil. in fol. I. Th. 599 S.

XXXII.

Herrn Bonamy Abhandlung von den Rathhäuſern der Stadt Paris.

Herr Bonamy, den ſein Amt eines Geſchichtſchreibers der Stadt **Paris** ſeit langer Zeit verbindet, über die Alterthümer der Hauptſtadt dieſes Königreiches Unterſuchungen anzuſtellen, iſt der Verfaſſer der Abhandlung (a), woron wir jetzo den Inhalt mittheilen wollen. Bevor er von den verſchiedenen Oertern redet, wo ſich die freye Bürgerſchaft von einer Zeit zur andern verſammlet hat: ſo bemerket er, daß dieſe Verſammlung von Magiſtratsperſonen, die aus der Zahl der Bürger genommen waren, ihren Urſprung von der Verſammlung der Handelsleute hat, die ſeit der Zeit aufgerichtet worden, da die **Römer** Herren von Gallien waren. Dieſes hat Herr **Roi** in einer Abhandlung bewieſen, die in dem erſten Bande der Geſchichte von **Paris** des Pater Felibien ſteht. Dieſer gelehrte Mann hat ſich beſonders auf ein Denkmaal gegründet, welches im 1711ten Jahre in **U. L.** Frauen Kirche entdecket worden: woraus es gewiß erhellet, daß es unter des **Tiberius** Regierung zu Paris eine gewiſſe Anzahl von Kaufleuten gegeben, die unter dem Namen Nautæ Pariſiaci bekannt geweſen.

Indem Herr Bonamy mit dem Anſehen dieſer Aufſchrift das Zeugniß der Geſchichtſchreiber verbindet, die ſeit dieſem Zeitpuncte bis auf den dritten Stamm unſerer Könige geſchrieben haben: ſo hat er (b) aus ſehr ſeltenen Urkunden gezeiget, daß die Stadt **Paris** zu der Zeit ſehr berühmt geweſen; worinnen, wider alle Wahrſcheinlichkeit, unſere neuern Schriftſteller ihren Umfang nur auf die Weite der Inſel, worauf das Rathhaus ſteht, einſchränken. Unſere alten Schriftſteller würden in der That nicht mit ſo prächtigen Worten von einer Stadt geredet haben, deren Gebäude aufs Höchſte nur die Hälfte von ihrem Bezirke bedecket hätten. Wenn man heut zu Tage den wahren Glanz von **Paris** erheben wollte: ſo würde man ſich keiner nachdrücklichern Ausdrücke bedienen können, als diejenigen ſind, die ſie gebrauchet haben, um es unter **Ludwigs** des **Gütigen** und **Karls** des **Kahlen** Regierung reich und blühend vorzuſtellen: Urbs nobilis, populoſa, referta commerciis, conſtipata populis, emporium populorum, regina gentium, Regum divitiæ, ſind die ſtolzen Ehrennamen, wodurch ſie daſſelbe andeuten.

(a) Vergleſen im 1747ſten Jahre.

Die **Normannen**, die funfzig Jahre lang das Innerſte dieſes Königreiches verwüſtet, und **Paris** mehr als einmal weggebrennet hatten, machten, daß es auf einige Zeit einen Theil ſeines Glanzes verlor; die Kaufleute dieſer Stadt wurden gezwungen, die Flucht zu nehmen, und anderswo einen Aufenthalt zu ſuchen. **Paris** half ſich nicht eher, als gegen das Ende des zweyten Stammes ſeiner Könige wieder in die Höhe; es wurde unvermerkt wieder ruhig darinnen; und der Handel fieng darinnen von neuem an, zu blühen, nachdem den **Normannen** die **Provinz**, welche ihren Namen führet, war abgetreten worden. Herr **de la Roque** führet in ſeiner Abhandlung **vom Adel** eine Urkunde an, woraus wir lernen, daß die Wörter Burgenſis, Pariſienſis civis, et mercator, noch zu des heiligen **Ludwigs** Zeiten gleichviel bedeutende Wörter waren.

(b) Siehe dieſer Geſchichte der Akademie.

Und nur aus dieſen Mitteln der Kaufleute, ſind viele Jahrhunderte hindurch, die freyen Magiſtratsperſonen dieſer Stadt genommen worden.

Herr **Bonamy** zählet drey gemeine Häuſer oder Oerter ihrer Verſammlung, die ſie nach und nach inne gehabt haben. Das erſte war da, wo heut zu Tage das Dominicanerkloſter auf der St. **Jakobs**-Gaſſe ſteht; und auf dieſer Seite lagen auch die Häuſer der Handelsleute, von welchen **Gregorius** von **Tours** redet, und die Häuſer der meiſten Juden, die der Handel nach Paris zog. Es wird dieſes diejenigen nicht Wunder nehmen, die da wiſſen, daß, ehe man den kleinen Arm des Fluſſes durch die Brücken, und die an den Ufern gebauten Häuſer eingeſchloſſen und umgeben hatte, es auf dieſer Seite von dem **Maubertsplatze** bis an den **Auguſtinerdamm**, Häfen gab, worinnen die Waaren ankamen. Nach aller Wahrſcheinlichkeit verließ man dieſes erſte Rathhaus, als unter **Karln** dem **Kahlen** die **Normannen** alle Häuſer dieſes Viertels weggebrennet hatten. Dieſe Muthmaßung hat unſer gelehrtes Mitglied. Er füget hinzu, daß dieſes gemeine Haus gleichwohl noch lange darnach ſeine alten Namen Parlouers aux Bourgeois, oder Maiſon de la marchandiſe behalten. Es führete dieſe beyden Namen im 1266ſten Jahre, wie man in **Sauvals** Werke ſieht (c).

Am Ende des zweyten Stammes unſerer Könige hatte **Paris** gegen Norden des Fluſſes eine Ringmauer, worinnen ſich die Einwohner zu Kriegszeiten und bey Unruhen vor den Einfällen in Sicherheit ſetzen konnten. Herr **Bonamy** glaubet, daß dieſes der Grund ſey, warum die freyen Magiſtratsperſonen ihre Sitztäge von dieſer Seite weg in ein Haus verleget haben, das zwiſchen dem großen **Chatelet** und der Kirche des heil. **Leufroi** lag; ein Haus, von welchem in dem Gefängniſſe von **Chatelet** noch Spuren übrig ſind. Allein wir wiſſen die Zeit nicht gar zu genau, worinnen es zum Gerichtsſtuhle der Stadt iſt erwählet worden (d); wir wiſſen bloß, daß ſich die Gerichten bis ans Ende der Regierung des Königs **Johannes** daſelbſt verſammelt haben.

(c) Sauv. T. III. preuv. p. 125.

Dieſes zweyte Haus, welches, wie das erſte, Parlouer aux Bourgeois genennet wurde, behielt dieſen Namen (e), auch ſo gar nachdem es Privatperſonen war überlaſſen werden; welches unter andern aus dem Pachte auf Lebenszeit erhellet (f), welchen die Handelsrichter und Schöppen, wegen dieſes Hauſes, mit **Johann le Fourbeur** im 1441ſten Jahre, faſt hundert Jahre, nachdem ſie daſelbſt ihre Sitztage zu halten aufgehöret hatten, ſchloſſen: denn im 1357ſten Jahre hielten ſie dieſelben auf dem Rathhauſe, welches auf dem Platze am Ufer ſteht.

Dieſes dritte Haus, welches urſprünglich Maiſon aux piliers, das **Haus auf den Pfeilern** hieß, weil der Theil, der zum Gerichtsorte gieng, auf Pfeilern ſtund, hatte **Veiten** und **Humberten**, den letzten **Dauphins** im **Vienneſiſchen** gehöret: und daher hat es ſeinen andern Namen Hôtel au Dauphin bekommen.

Karl der fünfte, der in währender Gefangenſchaft des Königs **Johannes**, über das Königreich regierete, genoß als ein **Dauphin** alle Rechte **Humberts**. Er gab dieſes Haus dem **Johannes von Auxerre**, Einnehmern des Salzzolles in dem Handelsgerichte, und Steuereinnehmern zu Paris. Und von dieſem **Johannes von Auxerre** haben den **Stephan Marcel** der Handelsrichter und die Schöppen im Heumonde des 1357ſten Jahres daſſelbe für zwey tauſend vierhundert **Goldgülden mit dem Lamme** (g) an ſich gebracht, welche zweytauſend achthundert und vier und zwanzig **Livres** am Werthe hatten. Solchergeſtalt galt der Goldgülden vier und zwanzig Sols; und wie derſelben zwey und funfzig auf die Mark giengen, und die Mark Gold itzo ſiebenhundert und vierzig Livres, neun Sols, einen u. ein eilftheil Pfen. gilt: ſo hat das Rathhaus bey ſeinem erſten Kaufe zwey und dreyßig tauſend fünf hundert drey und ſechzig Livres, ſechs Sols, acht und fünf dreyzehn Theile Pfen. nach unſerer Münze gekoſtet. Das war damals eine beträchtliche Summe Geldes; man bewarb ſich auch noch in eben dieſem Heumonde den Kauf durch den regierenden **Dauphin** beſtätigen zu laſſen: damit, ſprechen die Beſtätigungsbriefe dieſes Herrn, **die beſagten Handelsrichter und Schöppen beſagter Stadt, oder wie ſie Namen haben mag, nicht um eine ſo groſſe Summe Goldgülden könnten betrogen werden.**

(d) Das Maaß, welches zum gerichtlichen Salzmaaße dienete, war im 1187ſten Jahre in der Kapelle des heil. Leufroi. Siehe den Felibien im I Th. a. d. 96 S.

(e) S. den Felibien in der I Abth. im II Th. a. d. 605 S.

(f) S. Sauv. T. III. a. d. 627 S.

Uebrigens nahm dieſes Gebäude lange nicht den ganzen Platz ein, den das Rathhaus heut zu Tage einnimmt. Es wird in dem Kaufvergleiche geſagt: **daß das Vordergebäude zween Giebel habe, daß es auf der einen Seite das Haus des ehrbaren und weiſen Herrn Dimenche von Chaſtellon, und auf der andern, das Haus Aegidius Marcels hätte, daß es hinten auf das Gäßchen du Martray St. Johann am Uferplatze, und vorne an den Uferplatz, königlicher Lehn ſtieß.** Dieſes Gäßchen war die fortgeſetzte **Vieilles-Garniſon-**

(g) Le Blanc, in ſeinem Tractate von den Münzen, ſpricht: daß die Gülden mit dem Lamme von ſeinem Golde geweſen: deswegen hat ſie Herr Bonamy nicht nach unſern Louis d'oren gerechnet, die im 1747ſten Jahre im Laufe ſind, zu welchen das Gold

Gaſſe, welche das Rathhaus lange Zeit von der **Johanneskirche** auf dem Uferplatze geſchieden hat.

Das Rathhaus, welches die Wohnung der **Dauphins** geweſen war, wurde auch einiger Handelsrichter ihre. **Johann Juvenal des Urſins** wohnete damals darinnen, als Mörder, die ihn hatten umbringen wollen, auf den Uferplatz, im bloßen Hemde und den Strick um den Hals kamen, ihn um Verzeihung zu bitten.

Im 1532ſten Jahre unter **Franzens des erſten** Regierung, dachte man allererſt daran, es größer zu machen. Die benachbarten Häuſer wurden in der Abſicht gekaufet, und am 15ten Heumonds im folgenden Jahre, legte man den Grund zum neuen Gebäude. Das erſte und zweyte Stock wurden erſt im 1549ſten Jahre fertig; allein da die Bauordnung daran gothiſch ſchien; ſo änderte man den Riß davon, den man **Heinrichen** dem zweyten auf dem Schloſſe zu St. **Germain en Laye** vorlegte, und dem man funfzig Jahre hernach unter **Heinrichen** dem vierten folgete.

Das ganze Vordertheil von der Seite auf dem Uferplatze, und die Seitengewölbe kamen erſt im 1606ten Jahre unter dem Richteramte des berühmten **Franz Miron** zu Stande; der Glockenthurm und der große neue Saal im 1608ten, und das Vordertheil von der Seite, nach der heil. Geiſtskirche zu, im 1612ten Jahre.

Gold nur 22 Karate hat, und von denen die Mark nicht mehr als ſechs hundert acht und ſiebenzig Livres gilt. Die zwey tauſend vier hundert Goldgülden mit den Käſiern, wogen ſechs u. vierzig Mark eine Unze, ſechzig Gran und zwölf dreyzehn Theilchen.

XXXIII.

Herrn Abts Lebeuf

Abhandlung von einer alten Bildſäule, die unlängſt aus dem Eingange in die Domkirche zu Paris iſt genommen worden.

Gleich am Eingange in U. L. F. Kirche ſah man ein altes ſteinernes Bild, welches zwölf Schuh an Höhe, und mehr als zween Schuh im Durchſchnitte hatte; es ſtund bey nahe der Thüre ins königliche Lazareth gegenüber. Dieſe ungeſtalte und grobe Bildſäule, war am obern Theile aus einem Steine gearbeitet, deſſen Untertheil, welches zum Grunde des Bildes dienete, und in die Erde gegraben war, ſich immer tiefer geſenket hatte. Alles zuſammen machete eine Maſſe aus, die einnehmend genug war, die Blicke auf ſich zu ziehen; und dieſes Alterthum, welches der Pöbel und die Gelehrten, jedes nach ſeiner Art, erkläreten, veranlaſſete zu einer Zeit kindiſche Sagen, und hiſtoriſche Erklärungen, die bis jetzo noch nicht haben hinlänglich zu ſeyn ſcheinen können. Zu **Sauvals** Zeiten, hielten einige dieſe Bildſäule für das Bild **Mercurs** oder des **Gränzgottes**, und andere für das Bild **Wilhelms von Auvergne**, eines Biſchofs zu Paris (a), der das Haupt der **Hermetiſten** ſeiner Zeit war. Der Verfaſſer eines lateiniſchen Gedichtes (b) von der Stadt **Paris**,

---

(a) Dieſer Prälat, der ſeit dem 1228ſten Jahre bis ins 1248ſte Jahr auf dem biſchöflichen Stuhle ſaß, war bey den vorgegebenen Philoſophen, die ſich auf die chimäriſche Erfindung des Geldmachens legten, in großer Hochachtung.

(b) Es iſt dieſes **Raoul Beautrais**, Rathsadvocat, deſſen Meynung hernach von dem Maris, hat den Aeſkulap darinnen zu erkennen geglaubet. Endlich giebt Herr Moreau von Mautour, in einer Abhandlung von einigen Alterthümern dieſer Stadt, die auszugsweiſe im dritten Bande der Schriften der Akademie (c) ſtehen, vor, daß dieſe Bildſäule den berühmten Archambaud, einen Oberhofmeiſter der erſten Könige im ſiebenten Jahrhunderte, vorſtelle.

Der Herr Abt **Lebeuf** befindet dieſe Muthmaßung nicht für glücklicher, als die vorigen. Er hatte im 1748ſten Jahre Gelegenheit, das Denkmaal, wovon hier die Rede iſt, in der Nähe zu betrachten; weil man es, da man an der Erhöhung des Einganges zu U. L. Frauen Kirche arbeitete, um ihn dem Boden der anliegenden Gaſſen gleich zu machen, daſſelbe wegnahm. Wir wollen das, was er uns in einer Verſammlung am 24ſten des Wonnemonds dieſes Jahres (d) davon vorgeleſen, mit wenig Worten erzählen. Seine Erklärung iſt ſo ungezwungen, daß man ſich wundern müßte, wie ſie neu habe ſeyn können, wenn die Erfahrung nicht in allen Sachen lehrete: daß die ungezwungenſten Vorſtellungen, nicht diejenigen ſind, welche ſich gleich zuerſt darbiethen.

Der Herr Abt **Lebeuf** hat dieſelbe der aufmerkſamen Unterſuchung zu danken, welche er über das Portal der Kirche zu Paris angeſtellet hat: woran alles, was man daran von ausgehauener Arbeit ſieht, ſich auf die heilige Geſchichte bezieht; oder unter ſolchen Sinnbildern, als man ſich damals einbilden konnte, Dinge vorſtellet, die ſich auf den Kalender oder den Ackerbau beziehen.

Malingre, Dubreuil und allen denen angenommen worden, die von den Alterthümern der Stadt Paris geſchrieben haben.

(c) S. der Geſch. der königl. Akademie der ſchönen Wiſſenſch. II Th. a. d. 372 u. f. S. nach der deutſchen Ausgabe.

(d) Vorgeleſen am 24ſten des Wonnemonds 1748.

Die beyden Thorflügel in der Mitte dieſes Portals ſind durch einen Pfeiler getheilet, auf welchem eine große Bildſäule ruhet, deren Stellung, Eigenſchaften, und was man ſonſt daran ſieht, Jeſum Chriſtum andeuten. Unten ſind geflügelte Drachen, die er unter die Füße tritt, und die ihm zum Grunde dienen. Weiter unten hat man drey Perſonen vorgeſtellet, deren jede beſonders in langen Kleidern ſitzt, und einen fliegenden Zettel hält. Die mittelſte trägt eine offene Krone: die zwo auf der Seite ſind in entblößtem Haupte. Dieſe drey Figuren, ſind die Bildniſſe zweener Propheten, und eines Königes, der vieleicht **Melchiſedech**, oder **David**, oder **Salomon** ſeyn kann. Auf beyden Seiten ſtehen in einer einzigen Reihe zehn andere Figuren; fünfe zur Rechten der großen Bildſäule, und fünf zur Linken. Einige haben darinnen die zehn Jungfrauen aus dem Gleichniſſe, und andere die **Sibyllen** zu ſehen geglaubet.

Wenn man dieſes Hauptbild am Portale gegen dasjenige hält, von deſſen Erklärung itzo die Rede iſt: ſo wird man ihre Aehnlichkeit, und folglich die Gleichheit des Gegenſtandes, den ſie vorſtellen, bald gewahr werden. Die Stellung und Höhe dieſer andern Bildſäule, die man aus dem Eingange genommen, waren mit der vorhergehenden einerley. Sie hatte auch ein bloßes Haupt mit einem langen Barte; ſie hielt in der linken Hand ein zugemachtes Buch; ſie hob ebenfalls mit der Hand ihren langen und ſchleppenden Rock in die Höhe; endlich ſchien ſie auch das Volk mit eben der Rechten zu ſegnen. Die erhobenen Drachen waren unten in demſelben Steine ausgehauen, eben ſowohl als ein Löwe, der auf dieſe Ungeheuer losſchoß.

Wer wird in dieſem Bilde nicht Jeſum Chriſtum erkennen, der in der einen Hand das Evangelienbuch hält, und den Teufel und den Irrthum, die unter dem Sinnbilde der Schlangen vorgeſtellet werden, mit Füßen tritt? Der

Löwe, das Bild ſeiner ſieghaften Gewalt, ſpielet auf die Stelle in der Offenbarung an (e), wo **Jeſus Chriſtus der Leu aus dem Stamme Juda** genennet wird. Unter dieſe Hauptfigur hatte der Bildhauer in eben dem Steine eine andere, die nicht ſo plump war, gehauen, weil ſie in der Nähe ſollte geſehen werden, und welche, nach aller Wahrſcheinlichkeit, den **Melchiſedech**, **Moſes** oder **Aaron** vorſtellete: ob ihre Kleider gleich nicht völlig ſo, wie die Kleider eines Prieſters aus dem alten Geſetze waren. Man weis aber ſchon, daß in den mittlern Zeiten die Künſtler die Gewohnheiten und Gebräuche nicht allemal auf das getreueſte in Acht genommen. Sie haben öfters den Propheten **Samuel** bey der Salbung **Sauls**, wie unſere Erzbiſchöfe gekleidet, vorgeſtellet. Uebrigens zeigte die Stellung dieſer zweyten Bildſäule unter die erſte, ohne Zweifel, nach der Abſicht der Urheber dieſes Denkmaals, an: daß das alte Geſetz der Grund von dem neuen ſey, welches nach demſelben gefolget iſt.

Dieſer ausgehauene Stein muß ehemals am Portale eines von den Kircheingängen, entweder in der alten **Domkirche**, oder in der **St. Stephanskirche**, die im 1194ſten Jahre iſt abgebrochen worden, oder endlich in der **St. Chriſtophskirche** geſtanden haben. Man befand ſie nicht ſchön genug gearbeitet, um ſie wieder bey Erbauung des Portals eines neuen Gebäudes zu brauchen; man wollte ſie aber doch als ein altes Denkmaal aufbehalten: und darum hat man ſie einzeln bey den Eingang zur Kirche geſetzet.

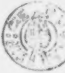
(e) Offenb. Joh. 5, 5.

XXXIV.

Herrn Abts Lebeuf Muthmaßungen von einem goldenen Ringe, der zu Bayeux aufbehalten wird.

Vor etwa zwanzig Jahren entdeckte man längſt den Küſten der **Normandie**, in dem Kirchſprengel von **Bayeux** einen goldenen Ring: von dem man damals glaubete, daß er ein groſſes Alterthum wäre. Herr **de la Roque** ſollte die Erklärung davon in der Nachleſe ſeiner gelehrten Reiſe durch die **Normandie** geben; zu welcher er ſich einige Zeit vor ſeinem Tode anſchickete, und wovon man die Handſchrift dem Herrn Abt **Lebeuf** hat zukommen laſſen. Herr **de la Roque** ſetzte darinnen unter die Anzahl der ſeltenen Stücke, die in dem Domkapitel von **Bayeux** aufbehalten werden, dieſen Ring; der nach ihm, die abgekürzten Worte zur Aufſchrift hat S. P. CONTEX. EPI. BAI. die er durch folgende erklärete: Sigillum privatum Contexti epiſcopi Baiocenſis; Privatſiegel **Conteſts** Biſchofs zu **Bayeux**.

Die Entdeckung des Siegels eines Biſchofs, der gegen das Ende der Regierung des **Clodoväus** geſtorben iſt, machte den Herrn Abt **Lebeuf** neugierig. Im 1746ſten Jahre reiſete er durch **Bayeux**, um ſich von dem Daſeyn deſſelben perſonlich zu überzeugen; allein er gerieth in die äuſſerſte Verwunderung, als er ſah, wie ſehr der Abriß, den man dem Herrn **de la Roque** davon geſchicket hatte, von dem Originale unterſchieden war. Eine Mütze, die wie diejenigen geſtaltet war, die die Biſchöfe vor etwa drey hundert Jahren getragen haben, erfüllet das Feld dieſes Ringes: um den Rand herum ſtehen dieſe abgekürzten Worte zur Ueberſchrift: S. P. C. EPLS. BA.



Ein Ungenannter, dem die Domherren den Abdruck von dieſem Ringe geſchicket hatten, hatte dafür gehalten: er wäre von einem der erſten Biſchöfe von **Bayeux**; weil die Buchſtaben der Aufſchrift römiſch wären. Der Buchſtab C ſchien ihm der Anfangsbuchſtab von dem Namen dieſes Prälaten zu ſeyn. Er zweifelte nicht, daß es nicht der heil. **Conteſt** geweſen, der ums 51ſte Jahr geſtorben; obgleich die Mütze, die darauf vorgeſtellet wird, den Biſchofsmützen der erſten Jahrhunderte ähnlich wäre; ſo, wie man ſie in der Sammlung des Kirchenſchmuckes, der vom Herrn **Claudius de Vert** ans Licht geſtellet worden, ſieht.

Dieſer Anmerkung, die ſchon einige Domherren wider des Ungenannten Meynung gemachet hatten, füget der Herr Abt **Lebeuf** eine zweyte bey, die nicht minder entſcheidend iſt. Sie iſt dieſe, daß in den älteſten Zeiten die biſchöflichen Siegel bloß ihren Namen führeten, ohne das Wort Sigillum oder Signum, und daß man damals kein kleines Siegel und kein Privatpetſchaft gekannt: woraus unſer gelehrtes Mitglied den Schluß machete, daß man eine andere Erklärung ſuchen müſſte. Hier iſt nun diejenige, welche er an die Stelle der vorigen ſetzet; ſie iſt ungezwungen, und gründet ſich auf die Art, wie er die Worte der Aufſchrift ausleget. Nach ihm ſind S. P. C. EPLS. BA. die abgekürzten Worte von Sigillum privatum, vel parvum, curiæ epiſcopalis, Bajocenſis, vel Bathenſis, d. i. geheimes oder kleines Siegel der biſchöflichen Gerichtsbarkeit von Bayeux oder Bath.

Solchergeſtalt wird dieſer goldene Ring einem alten Weihbiſchofe aus dem Kirchſprengel zu Bayeux, oder von der Kirche zu Bath in England geweſen ſeyn. Die, welche Unterſuchungen über die Siegel angeſtellet haben, wiſſen, daß man eine große Anzahl Weihbiſchöfe, ſeit dem XIIten Jahrhunderte finde. In einer Stadt zählte man bisweilen auf drey Geiſtliche, die mit dieſer Würde bekleidet waren; nämlich den, der das Amt des Biſchofs; den, der das Amt des Dechanten; den, der das Amt des Archidiakonus vertrat. Um ſich nun von einander zu unterſcheiden, mußten ſie einen gewiſſen Unterſchied in den Eingängen ihrer öffentlichen Schriften und unter ihren Siegeln machen. Man kennet noch welche davon, die den Officialen der Dechanten gehöret haben. In den Kirchen, wo mehr als einer waren, nannte ſich des Biſchofs ſeiner, der ohne Zweifel als der vornehmſte betrachtet wurde, den Official des biſchöflichen Hofes, curiæ Epiſcopalis; und dieſe Worte wurden abgekürzet auf dem Siegel geleſen, welches er denen aus ſeiner Gerichtsbarkeit ausgegangenen öffentlichen Briefen beydrücket.

Die lateiniſchen Buchſtaben der Ueberſchrift ſind ferner ein Beweis, daß ſie auch nicht ſo alt iſt, als man anfänglich geglaubet hatte. Man zog ſie in dem Jahrhunderte, worein die Erfindung der Buchdruckerkunſt gehöret, wieder aus der Vergeſſenheit.

XXXV.

Herrn Abts Lebeuf

Abhandlung von der Lage eines Ortes, der in den Capitularien Karls des Kahlen, unter dem Namen Pagus Stadiniſus angedeutet wird.

Wir haben in dem XVIII Theile unſerer Memoires (a) einige Anmerkungen des Herrn Bonamy über die Beſchreibung von den Galliern mitgetheilet. Die erſte betrifft den Pagus Stadiniſus, den Herr von **Valois**, der Verfaſſer dieſes Werkes, für das Land **Stenay** hält. Dieſe kritiſche Anmerkung hat ſeit der Zeit über eben dieſen Canton von Seiten des Herrn Abts **Lebeuf**, neue (b) veranlaſſet; als deſſen Abſicht iſt, die wahre Lage dieſes Ortes zu beſtimmen. Es folget daraus ſo viel: 1) Daß der Pagus Stadiniſus nicht **Stenay** iſt; 2) daß es auch nicht der Canton **Aſtenois** oder **Eſtaienois** im Gebiethe **Chalons** iſt: 3) daß es der Flecken **Stonne** in dem Kirchſprengel von **Reims** ſeyn müſſe.

Der Herr Abt **Lebeuf** iſt mit dem Herrn **Bonamy** eins, daß der Pagus Stadiniſus nicht **Stenay** ſey. Der Beweis, den er davon führet, iſt dieſer: daß in den Capitularien **Karls des Kahlen** vom 853ſten Jahre der Pagus Stadiniſus unter die Anzahl derer Oerter geſetzet wird, die dieſer Prinz beherrſchete, welcher damals jenſeits der **Maas** keinen Platz beſaß. Dieſer Fluß theilete, einem Vergleiche zu Folge, der unter den drey Söhnen **Ludwigs** des

---

(a) S. der Geſch. VIII Th.   (b) Im 1747ſten Jahre.

des Gütigen war gemachet worden, auf dieſer Seite die Staaten des Kaiſers **Lotharius** und **Karls des Kahlen.** Uebrigens weis man, daß **Stenay** insbeſondere dem Kaiſer mit zugefallen. Man muß alſo dieſen Pagum dieſſeits der **Maas** ſuchen: allein der Herr Abt **Lebeuf** ſchließt nicht daraus, daß er zwiſchen **Vitri** und **Sainte-Menehould** gelegen ſey, wie es Herr **Bonamy** nach dem Herrn **Du Cange** glaubet; welcher in einer Anmerkung über den **Ville-Harduin** von einem Lande **Aſtenois**, **Eſtenois**, oder **Eſtaienois** [c] redet; welches, ſpricht er, Pagus Stadiniſus wäre.

Die Wortforſchung des Namens **Aſtenois** verbindet den Herrn Abt **Lebeuf**, von dieſer Meynung abzugehen. **Aſtenois** in dem Kirchſprengel von **Chalons**, hat ſeinen Namen von dem Worte Stad erhalten, wovon hernach Stadienſis iſt abgeleitet worden. In einem Kloſterbuche von **Chalons** findet ſich eine Unterhandlung, die zwiſchen dem **Archambaud** von **Lautrec**, der damals Biſchof von dieſer Stadt war, und einem ſeiner Archidiakonen, welcher öfters mit dem Namen Archidiaconus Stadenſis in eccleſia Cathalaunenſi bezeichnet wird. Dieſe Unterhandlung iſt vom 1381ſten Jahre.

Aus Stadonum, dem lateiniſchen Namen dieſes Ortes, und nach der verderbten Ausſprache Stadinum, hat man den Namen Stadonenſis, und nach der verderbten Ausſprache Stadinenſis, gemachet; von welchem der Namen Stadiniſus nur in der Endung unterſchieden iſt: welches den Herrn Abt **Lebeuf** beſtimmet, dieſen Pagum Stadonenſem in einem Canton zu ſuchen, worinnen man einen Ort antrifft, deſſen gemeiner Namen wahrſcheinlicher von Stadonum abgeleitet zu ſeyn ſcheint.

---

[c] Der Archidiakon von **Chalons** wird Archidiakon von Aſtenai, und auf alte Art **Aſtenois** genennet.

Die Beſchreibung von **Champagne**, die im 853ſten Jahre unter der Regierung **Karls** des **Kahlen** gemachet iſt, iſt nicht die älteſte, welche wir haben; wir kennen noch eine andere ſolche Beſchreibung, die faſt ein Jahrhundert älter iſt, die **Flodoard** geſehen hatte (d), und von welcher er ein Ueberbleibſel aufbehalten hat. Dieſer Schriftſteller lehret uns, in ſeiner Geſchichte der Kirche zu **Reims**, daß **Vulfaire**, Erzbiſchof dieſer Stadt im 789ſten Jahre, einer von dieſen Geſandten des Prinzen geweſen, die man miſſos Dominicos nannte; und daß er nicht nur ganz **Champagne**, ſondern auch noch die benachbarten Länder in ſeiner Gewalt gehabt. Hier iſt die Ordnung, welcher er in der Erzählung der verſchiedenen Namen derer Oerter folget, die in **Vulfairens** Gebiethe lagen.

1) Pagus Dolomenſis oder Dulcomenſis, das Land **Dormois**, werinnen **Cernai**, welches zwölf Meilen von **Reims** gegen Nordoſt liegt, heut zu Tage der beträchtlichſte Ort iſt: ſonſt war **Doucon** an dem weſtlichen Ufer der **Maas** der Hauptort darinnen. 2) Pagus Vongenſis, werinnen der Flecken **Vouzi** an dem Ufer der **Aiſne** in gleicher Weite von **Reims**, gegen Südoſten liegt. 3) Pagus Caſtricienſis, worinnen **Rhetel** ungefähr neun Meilen von der Hauptſtadt zwiſchen Nordoſten und Norden liegt. 4) Pagus Stadonenſis, welchen Herr Abt **Lebeuf** in der Nachbarſchaft der andern drey, aber weiter hin gegen die **Maas** zu, ſuchen zu müſſen, glaubet.

Unſer gelehrtes Mitglied bleibt bey dem Dorfe, oder Flecken **Stonne** ſtehen, welcher in dem Kirchſprengel von **Reims** ſechszehn Meilen von dieſer Stadt, viere jenſeits **Vouzi**, und auf eben der Linie, das heißt, gegen Nordoſten, und etwa zwo Meilen dieſſeits der **Maas** liegt. Er gründet ſich darauf, daß aus Stadonum, dem urſprünglichen

---

(d) L. II. cap. 18.

Worte des Pagus, wovon hier die Rede iſt, in der gemeinen Sprache natürlicher Weiſe Stadone, weiter Staonne, und endlich Stonne hat werden müſſen.

Dieſe Meynung ſtützet ſich auf eine päbſtliche Bulle, vom 1049ſten Jahre, die der Kirche zu **Verdun** vom **Leo** dem neunten iſt gegeben worden; um ſie in dem Beſitze einiger Güter zu beſtätigen, worauf ſie den Anſpruch durch eine Feuersbrunſt verloren hatte. Unter der Anzahl dieſer Ländereyen iſt eine, die im lateiniſchen Stadonis villa (e) genennet wird. Heut zu Tage heißt ſie **Ston** oder **Eſton**.

Dieſes Gut der Kirche zu **Verdun** hat dem Pagus Stadonenſis in den Capitularien **Karls des Kahlen** nicht den Namen geben können; weil es weit jenſeits der **Maas** auf dem Wege nach **Thionville** liegt, und gar zu weit von dem Lande **Dormois**, **Vouzi** und **Rhetel** entfernet iſt; in deren Nachbarſchaft der Canton des erſten Capitulars, das von dem **Flodoard** angeführet wird, hat ſeyn müſſen. Allein man darf aus dieſem Beyſpiele ſchließen, daß **Stonne** im Franzöſiſchen eben ſo wohl durch das lateiniſche Stadonum in dem Capitulare gegeben wird, als **Ston** in eben der Sprache in der Bulle Stadonis villa machet.

Herr **Michael Germain** (f), welcher auch den Pagum Stadonenſem zwiſchen **Dormois** und **Rhetelois** ſetzet, will nicht, daß **Stonne** das Land ſey, welches vor Alters Stadonenſis genennet worden. Er giebt vor, daß es das Dorf **Eſton** ſey, deſſen in der Bulle **Leons** des IXten Erwähnung geſchieht. Der lateiniſche Namen **Setuna**, welcher in der erſten Urkunde der Kartheuſer von **Mont-**

(e) Nachleſen zur Diplom. a. d. 99 S.

(f) Das iſt der Verfaſſer der Nachricht von den alten Palläſten und Schlöſſern unſerer Könige, die in die Diplomatik mit eingedrucket iſt.

Mont-Dieu Stonne gegeben wird, ſteht ihm im Wege, in dieſem Schloſſe den alten Hauptort Pagus Stadonenſis zu erkennen. Der Herr Abt Lebeuf antwortet auf dieſen Einwurf, daß dieſe Urkunde nur aus dem XIIten Jahrhunderte ſey; und daß der lateiniſche Namen Setuma ein Wort ſey, woraus nach der gemeinen Ausſprache Stounne gemachet worden: ſo daß man aus dieſem Worte Stouna habe machen können, welches man durch mancherley Veränderungen Setuma geſchrieben; als wovon wir Beyſpiele in großer Menge haben.

*. Um übrigens zu beweiſen, daß Eſton nicht der alte Hauptort Pagus Stadinenſis ſey; iſt es genug, wenn man bemerket, daß dieſes Schloß durch den Pagum Dulcomenſem davon geſchieden werde, und daß er dergeſtalt mitten im Lande Voivre, Veibrenſis, inne liege, daß er von Thionville nicht weiter, als fünf oder ſechs Meilen entfernt iſt.

* * *

XXXVI.

Herrn Grafens von Caylus

Nachricht von zwey geſchriebenen ſatyriſchen Werken, die den Namen der Bibel führen: nebſt einer kurzen Erzählung der berühmten Unruhe, die im 1204ten Jahre im griechiſchen Reiche vorgefallen; worauf der Verfaſſer eines dieſer ſatyriſchen Werke anſpielet.

Stephan **Paſquier** (a) thut in einem Hauptſtücke, worinnen er von dem Alter und Wachsthume der franzöſiſchen Dichtkunſt handelt, eines ſatyriſchen Werkes Meldung, welches unter dem Namen Bible Guiot (b) bekannt iſt; und welches, nach ſeinem Vorgeben, unter der Regierung der beyden **Philippe**, von **Hugen von Berci**, einem Ordensbruder zu **Clugni** verfertiget worden. Der Herr Graf **Caylus** glaubet, daß **Paſquier** geirret habe, wenn er das Werk zweener Schriftſteller einem und eben demſelben Verfaſſer zugeeignet. Er gründet ſeine Meynung 1) auf zwo verſchiedene Handſchriften, die er zu leſen Gelegenheit gehabt hat; deren erſte die Aufſchrift

---

(a) S. Recherch. ſur la Fr. T. I. l. VII. col. 689.

(b) Paſquier füget hinzu, daß es aus Irrthume der erſten Abſchreiber dieſen Namen führet, anſtatt, daß es Bible Huguiot heißen ſollte.

(c) Paſquier ſchreibt dieſen Namen ſo: Bercy; im Anfange der Handſchrift aber wird er Berſil geſchrieben.

(d) Man weis, daß das Wort Bible, welches bloß ein Buch bedeutet, insbeſondere den Büchern Altes und Neues Teſtaments eigen iſt. Die Verfaſſer dieſer beyden Saſchrift führet: La Bible Guiot de Provins, und die andere la Bible d'Hugues de Berſil (c) chaſtelains betitelt iſt. 2) Auf die Schreibart beyder Werke, und die verſchiedene Art, wie viele Dinge, die einander gleich ſind, darinnen abgehandelt werden. Wir wollen damit anfangen, daß wir, nach dem Herrn Grafen von **Caylus**, von beyden Handſchriften einen Begriff geben.

Die Bibel (d) vom Guiot von **Provins**, die in einer Sammlung von Handſchriften auf dem Bücherſaale U. L. Frauenkirche (e) aufbehalten wird, iſt mit einer ſolchen Schrift geſchrieben, die bis an den Anfang des XIVten oder gar ans Ende des XIIIten Jahrhunderts hinan geh[illegible] Die vom **Hugo von Berſil** chaſtelain, welche in dem königlichen Büchervorrathe (f) iſt, iſt bey nahe von eben dem Alter.

Guiot von **Provins** war vier Monathe hindurch ein weißer Mönch geweſen, und man ſieht, daß er einige Schwierigkeiten erfahren, als er aus dieſem Orden gewollt. Dieſer Schriftſteller war viel gereiſet. Er war in **Deutſchland**, oder wenigſtens zu **Maynz**, und ſelbſt zu Jeruſalem geweſen. Die Namen von vier und achtzig Perſonen von vornehmem Stande, welche er in ſeinem Werke anführet, als ob er ſie gekannt hätte, geben zugleich einen Begriff, wie angeſehen er in der großen Welt geweſen, und den Zeitpunct ſeiner Schrift.

Guiot theilet ſie in ſiebenzehn Artikel, welche alle eine etwas gar zu bittere Beurtheilung der Sitten ſeiner Zeit in ſich faſſen. Er ſchonet weder den Hof zu **Rom**, noch

---

Satyren werden ſich vielleicht dieſes Wortes bedienet haben, um dem, was ſie ſageten, einen Schein der Wahrheit zu geben; und ſie fleißeten ſich hierinnen auf das damals gebräuchliche Sprüchwort: Das iſt wahr, wie die Bibel.

(e) Der König von Sardinien hat in ſeinem Bücherſaale eine andere Abſchrift davon, deren Herr de la Curne von Ste. Palaye in Anmerkungen, die er zu Turin bekommen, Erwähnung thut.

(f) Handſchrift. N. 7218.

noch die weltliche und geweihte Geiſtlichkeit, noch die Könige und andere großen Herren von **Europa**: mit einem Worte, alle Staaten ſind der Gegenſtand ſeiner Satyre. Die Abſicht des Verfaſſers, wenigſtens wie er ſpricht, iſt dieſe, ein natürliches Gemäld von den menſchlichen Laſtern zu ſchildern; damit er ſie verbeſſere. Er ſetzet hinzu, daß er niemanden nennen werde; und daß die Leidenſchaft an dem, was er ſchreiben wolle, keinen Theil haben ſolle. Er giebt vor, daß die alten Weltweiſen nur bloß damit beſchäfftiget geweſen, böſen Prinzen ihre Aufführung und Fehler zu verweiſen. Das heißt nun den meiſten unter ihnen allzuviel Ehre anthun, als welche meiſtentheils allzufurchtſam oder allzueigennützig waren, als daß ſie ſich durch eine ſo gefährliche Aufrichtigkeit hätten ſchaden ſollen. Was aber das luſtigſte hier iſt, iſt dieſes: daß man den Ariſtotel und **Virgil**, den **Ovid** und **Sokrates**, den Ariſtippus und **Diogenes**, den **Pythagoras** und luſtigen **Horaz**, alle zugleich unter dem gemeinen Namen der Weltweiſen genennet findet. Uebrigens iſt dieſes ein Beweis, daß in den Zeiten der Unwiſſenheit die Schriftſteller des Alterthums nicht gänzlich unbekannt geweſen; und dieſer Beweis beſtätiget des Herrn Grafen von **Caylus** Meynung (g) vom Urſprunge der alten **Fabeln**.

Guiot von **Provins** geht mit dem Pabſte mit eben ſo wenigem Verſchonen, als mit andern Mächten um. Er ſpricht, daß der oberſte Biſchof eben ſo unveränderlich ſeyn ſollte, als der Angelſtern, und der Compaß. Der Herr Graf von **Caylus** bemerket bey dieſer Gelegenheit, daß der Compaß zu **Guiots** Zeiten bekannt geweſen, der ihn die Tremontaigne (*) nennet, und welcher davon, als von einem Inſtrumente redet, welches damals bekannt genug war.

Das

(g) S. Memoires der königl. Akad. der ſchönen Wiſſenſch. Par. Ausgab. T. XX.

(*) Ob dieß der Compaß ſey, iſt mir ſehr zweifelhaft. Transmontana, (ſcil. Stella,) heißt in Italien, der Polarſtern, den ſie immer über den Bergen, oder Alpen gegen

Das iſt der Inhalt der Bibel des **Guiot**; nun wollen wir des **Hugo** von **Berſil** ſeine unterſuchen.

Dieſer Verfaſſer, nachdem er Betrachtungen über den Tod, und daß man nicht ſonderlich zu leben wünſchen dürfe, angeſtellet, läßt ſich ſodann in eine Erzählung der Laſter ſeiner Zeiten ein, wovon er zugleich die Abſchilderung und die Beurtheilung machet; jedoch mit einem viel mäßigern Tone als **Guiot** von **Provins**. Indeſſen machet er den Rittern lebhafte Vorwürfe, welche er anklaget, daß ſie die Güter derer jenigen an ſich brächten, für deren Erhaltung ſie, vermöge ihres Standes, zu wachen verbunden wären. Die Mönche werden auch nicht geſchonet, und beſonders die ſchwarzen Mönche; dieſen iſt er am allerwenigſten gut. Er ſchließt damit, daß er ſich wegen der Bosheit der Menſchen, und wegen des Böſen, das er von ihnen zu ſagen ſich genöthiget ſieht, entſchuldiget; er geſteht, daß er eben die Fehler habe, wie diejenigen, die er zu tadeln ſich vornimmt.

Man ſieht aus dieſem kurzen Auszuge, daß die beyden Verfaſſer einerley Abſicht vor Augen gehabt; man hat aber ohne Zweifel auch bemerken können, daß ein großer Unterſchied in der Art geweſen, wie ſie mit einerley Vorhaben zu Werke gegangen. **Guiot** von **Provins** greift die Fehler des menſchlichen Geſchlechts mit Galle, Bitterkeit, und Unbeſcheidenheit an; **Hugo** von **Berſil** hergegen, der viel mäßiger iſt, unternimmt es in einem viel ſanftern Tone, und erkennet, daß er ſelbſt nichts beſſer, als andere Menſchen ſey. Der erſte läßt es in ſeinen Schriften hin und wieder gewahr werden, daß es gar ſeine Art nicht geweſen, ſich in dem Streite der Gefahr des Lebens auszuſetzen; der andre zeiget ſich in den ſeinigen als einen Mann,

der

---

gegen Norden ſtehen ſehen. Daher kommen die Redensarten perdre la tramontaine: das iſt: nicht mehr wiſſen, wo man iſt, oder irre im Kopfe werden, wie ein Schiffer, der den Polſtern nicht mehr ſehen kann. G.

der den Tod wenig fürchtet, und der Gefahr trotzet. Weiter predigt **Guiot** von **Provins** heftig genug wider den römiſchen Stuhl; an ſtatt daß **Hugo** von **Berſil** kein Wort davon ſaget. Dem fügen wir noch bey, daß in des **Guiot** Bibel nicht von den Empörungen geredet wird, die damals in **Conſtantinopel** vorgegangen; und daß **Hugo** von **Berſil** ſpricht, daß er Zeuge von den Todesfällen von vier Kaiſern innerhalb anderthalb Jahren, geweſen.

Aller dieſer Unterſchied beweiſt, daß **Guiot** von **Provins**, und **Hugo** von **Berſil** der Burggraf, zween verſchiedene Verfaſſer ſind. Wo kann aber in dem Falle der Irrthum **Stephan Paſquiers** herkommen? Der Herr Graf von **Caylus** muthmaßet, daß dieſer Schriftſteller eine Handſchrift werde geſehen haben; welche die zwo Bibeln von einer Hand geſchrieben in ſich enthalten, und welche die Abſchreiber vermenget hatten. Man weis, daß dergleichen Verwechſelungen öfters angetroffen werden. Die Meynung des Herrn Grafen von **Caylus** iſt dieſe: daß **Guiot** von **Provins**, als der urſprüngliche Verfaſſer könnte betrachtet werden, und daß **Hugo** von **Berſil**, der von dem guten Erfolge von **Guiots** Werke ein Augenzeuge geweſen, auf eben den Schlag ein anderes zu gleicher Zeit verfertiget habe; worinnen er ſich aber in Acht genommen, mit eben der Bitterkeit zu ſchreiben. Was uns ferner bewegen muß, **Guiots** Bibel und des **Hugo** ſeine als zwey ganz verſchiedene Werke anzuſehen, iſt erſtlich dieß: daß jedes in ſeiner Art allzuvollſtändig iſt, als daß es nicht ein Ganzes hätte ausmachen ſollen; und daß ſie zum andern, eins wie das andere ihre Vorrede, und beſondern Eingang mit einem Beſchluſſe haben, die ganz verſchieden ſind.

Es iſt uns nichts mehr übrig, als mit dem Herrn Grafen von **Caylus** den Zeitpunct dieſer zwey Werke anzugeben, die, nach ſeinen Gedanken, bey nahe gleiches Alters ſind.

Guiot beſchließt den Artikel von den Prinzen, die er zu Beyſpielen giebt, mit dem Beyſpiele des Kaiſers **Friedrichs Barbaroſſä**, den er allemal Ferris nennet; und er leget der Pracht dieſes Herrn, welche er zu **Maynz** in ihrer völligen Größe geſehen, ein großes Lob bey. Man weis, daß dieſer Kaiſer im 1181ſten Jahre in dieſer Stadt einen Reichstag zuſammen berief, um ſeinen älteſten Sohn **Heinrichen** zum römiſchen Könige krönen zu laſſen. Auf die Art, wie der Verfaſſer ſich ausdrücket, ſcheint es, daß der Kaiſer nicht mehr am Leben geweſen, als er ſeine Bibel verfertiget hat; und **Friedrich** ſtarb im 1190ſten Jahre. Solchergeſtalt kann man glauben, daß **Guiot** am Ende des XIIten Jahrhunderts oder in den erſten Jahren des XIIIten geſchrieben habe.

Hugo von Berſil giebt uns ebenfalls den Zeitpunct ſeines Werkes durch die Erzählung der Unruhen an die Hand, die zu **Conſtantinopel** vorgegangen waren, als er ſich in dieſer Hauptſtadt des griechiſchen Reiches befand. Er giebt ſich für einen Zeugen von den Todesfällen der vier Kaiſer in Zeit von anderthalb Jahren aus. Der eine, ſpricht er, wurde erwürget, der andere ins Meer geſtürzet, der dritte vom Throne geſtoßen, der letzte überwunden, und in einer Schlacht umgebracht.

Quant je vi en Conſtantinoble
Qui tant eſt bel et riche et noble,
Que dans un an et demi
Quatre Empereurs puis les vi
Dedens un terme tos morir
De vil mort. Quant je vi murtrir
L'un de Napes et eſtrangler
Et l'autre ſaillir en la mer,
Et li tiers fu deſeritez
Qui valent pis que mort aſſez
Et menez en cheti voiſon;
Et cil qui Diex face pardon

Et amaine au port de ſalu
Fu mort en bataille et vainçu..

Um nun den Zeitpunct einer ſo außerordentlichen Veränderung zu finden, muß man in der Geſchichte des morgenländiſchen Reiches vier Prinzen ſuchen, deren Regierungen in ſo enge Gränzen können eingeſchloſſen werden. Dieſe beſondere Begebenheit geſchah zur Zeit des fünften Kreuzzuges, als die Lateiner ſich zu Herren von Conſtantinopel machten. Als ſie vor dieſe Stadt kamen, trug Alexius der IIIte, der den Beynamen der **Engel** führete, die Kaiſerkrone, die er mit Unrecht und Gewalt von ſeinem Bruder **Iſaak** dem **Engel**, dem IIten, an ſich gebracht hatte; den er gefangen hielt, nachdem er ihn des Geſichts beraubet hatte. **Alexius** der IVte, ein Sohn dieſes unglücklichen Prinzen, war unter dem Heere der Kreuzbrüder, die ihm verſprochen hatten, ihm auf den Thron zu helfen. Dieſes Verſprechen gieng nach der Einnahme **Conſtantinopels** und nach der Flucht des unrechtmäßigen Beſitzers (h) in ſeine Erfüllung. **Iſaak** wurde aus ſeinem Gefängniſſe geholet, und der junge **Alexius** am erſten des Aerntemonds des 1203ten Jahres gekrönet (i). Sein Reich war von keiner langen Dauer. Das Volk zu **Conſtantinopel**, welches die Bedrängungen von den Kreuzbrüdern nicht ausſtehen konnte, zwang vom 25ſten des Wintermonds des folgenden Jahres, den Senat und die Geiſtlichkeit einen andern Kaiſer zu wählen. Die Wahl fiel auf einen jungen Menſchen, mit Namen **Canabus**.

Einige Tage darnach ließ **Alexius Ducas**, mit dem Beynamen **Murtzulph** (k), den **Canabus** in Feſſel legen.

(h) Gegen das Ende des 1204ten Jahres wurde er von dem Marquis von Montferrat in Verhaft genommen, welcher ihn als Kriegsgefangenen nach Italien ſchickete.

(i) Geoff. de Ville-Hard p. 76. ed. du Louvre.

gen. Er bemeiſterte ſich ſodann des **Alexius** des IVten, bey dem er Aufſeher über die Kleiderkammer war, ließ ihn erwürgen, und bemächtigte ſich der Krone. Die Kreuzbrüder, welche von dieſer Empörung Nachricht bekamen, griffen den **Murtzulph** an; kamen von neuem wieder nach **Conſtantinopel**, welches der unrechtmäßige Beſitzer verlaſſen hatte (l), und ſetzten **Balduinen** den erſten, einen flandriſchen Grafen auf den kaiſerlichen Thron, der das Unglück hatte, am 15ten des Oſtermonds des 1205ten Jahres, den **Bulgaren** in die Hände zu fallen.

Solchergeſtalt ward in einer Zeit von etwas weniger als einem Jahre, das heißt von der erſten Belagerung **Conſtantinopels**, im Heumonde des 1203ten Jahres, bis auf die Wahl **Balduins**, am 27ſten des Wonnemonds des 1204ten Jahres, der Thron von **Conſtantinopel** von ſechs Prinzen beſeſſen. Es kömmt alſo darauf an, daß wir unterſuchen, wer die viere ſind, von welchen **Hugo von Berſil** redet, und wie man ihre Regierung mit der Zeitrechnung vergleichen könne?

Was er in den zween folgenden Verſen ſaget

Quant je vi murtrir
L'un des Napes et eſtrangler

geht ohne Zweifel auf den **Alexius** den IVten, der durch dieſe Todesart umkam.

Der zweyte iſt, eben dieſem Verfaſſer zu Folge, ins Meer geſtürzet worden; und dieſes ſcheint man von keinem als dem **Murtzulph** ſagen zu können: indeſſen geſtehen alle Geſchichtſchreiber, daß er von einem Thurme herabgeſtür-

---

(k) S. Nicetæ Choniatæ Ann. a. d. 361 S. nach der königl. Ausgabe.

(l) Er wurde einige Zeit hernach gefangen, und von einer Säule, die auf einem öffentlichen Platze zu Conſtantinopel ſtund, herunter geſtürzet.

ſtürzet worden. Könnte man aber nicht glauben, daß ſein Leichnam hernach wäre ins Meer geworfen worden? und daß **Hugo** von **Berſil** bloß dieſen Umſtand hätte hinzuſetzen wollen?

Li tiers, fährt er fort, fut deſéritez
Qui valent pis que mort aſſez
Et menez en cheti voiſon.

Er deutet hier, wahrſcheinlicher Weiſe, den **Alexius** den Dritten, **Iſaaks** des **Engels** Bruder an, der erſt vom Throne gejaget, und hernach nach **Italien** gefangen geführet worden.

Endlich drücket er ſich, in Abſicht auf den Vierten, ſo aus:

Et cil qui Diex face pardon
Et amaine au port de ſalu
Fu mort en bataille et vaincu.

Der Herr Graf von **Caylus** glaubet hier den Kaiſer **Balduin** zu erkennen, der von den **Bulgaren** gefangen worden, und funfzehn Monathe hernach im Gefängniſſe geſtorben. Die Wünſche, welche der Poet für den Prinzen, von welchem er redet, thut, können ſich auf niemanden als den **Balduin** ſchicken, der ſich die Hochachtung und Freundſchaft der Schaaren erworben hatte.

Das ſind ohne Zweifel die vier Prinzen, von welchen der Verfaſſer der **Bibel** in ſeinen Verſen hat Meldung thun wollen. Er hat auf den **Iſaak Angelus** eben ſo wenig, als auf den **Nikolaus Canabus** geſehen. Der erſte, welcher ſeines Geſichts beraubet, durch das Alter und ſeine Unglücksfälle geſchwächet war, hatte nur einen Schatten von Macht; und die Kreuzfahrer hatten allererſt mit dem **Alexius** ſeinem Sohne zu thun. Den andern anbetreffend; ſo ward er weder von den Lateinern, noch von den meiſten Einwohnern von **Conſtantinopel** dafür erkannt.

Aus dieſem allen wird folgen, daß **Hugo von Berſil** ſein Werk im Anfange des XIIIten Jahrhunderts wird verfertiget haben; und daß folglich die beyden Bibeln von gleichem Alter ſeyn werden.

Nachdem wir die beyden Handſchriften durch dieſen Auszug aus der Abhandlung, die uns der Herr von **Caylus** im 1748ſten Jahre vorgeleſen, bekannt gemacht haben: ſo wollen wir die Blicke des Leſers einen Augenblick bey dem ganz außerordentlichen Auftritte aufhalten, deſſen **Hugo von Berſil** in ſeiner Bibel Erwähnung thut. Dieſer geſchwinde Glückswechſel, welcher die Geſtalt des orientaliſchen Reiches veränderte, iſt ein Gewebe von ſo beſondern Begebenheiten, daß wir uns das Vergnügen nicht haben verſagen können, ſie in eine kurze und von allen weitläuftigen Unterſuchungen entblößte Erzählung zuſammen zu nehmen. Wir nehmen das Vornehmſte dazu aus den Schriftſtellern der **byzantiniſchen Geſchichte**, und aus dem Werke des **Juſtiniani**, eines **venetianiſchen Geſchichtſchreibers**.

Der unglückliche Erfolg der Kreuzzüge hatte endlich dieſen heiligen Eifer, deſſen giftiger Eigenſinn Europa ſo oft von Völkern entblößete, um Aſien zu verheeren, in den Abendländern kalt gemachet. Nichts deſtoweniger herrſchete dieſer Geſchmack, wiewohl er nicht mehr ſo ſtark war, immer in Frankreich; allwo verſchiedene vornehme Herren, einige aus Eifer, andere aus Ehrgeiz, ſich noch immer von Zeit zu Zeit waffneten; um entweder die Trümmern der Anordnungen, die von **Gottfrieden von Bouillon**, oder von ſeinen Nachfolgern waren gemachet worden, zu vertheidigen, oder ſich zuzueignen. Dieſe beſondern Rotten ſchmückten ſich auch mit dem Namen der Kreuzzüge. Die, welche wegen der großen Veränderungen, die ſie machete, die berühmteſte unter allen war, iſt diejenige, welche im 1203ten Jahre der Graf von **Flandern** und der Marquis von

Montſerrat, ein Held, der ſchon wegen ſeiner Thaten berühmt, und deſſen Namen unter den Unglaͤubigen ſchrecklich war, commandirten. Die Kreuzfahrer erhielten **Philipp Auguſts** Genehmhaltung; allein dieſer Herr, der ſelbſt mit einigen perſoͤnlichen und wichtigern Dingen beſchaͤfftiget war, gab ihnen keine Huͤlfsvoͤlker. Es war im Anſchlage, nach **Palaͤſtina** zu gehen; und der Weg zu Lande durch die Staaten der griechiſchen Prinzen oder **Muſelmaͤnner** konnte nicht ins Werk gerichtet werden: eine traurige Erfahrung machete, daß die Lateiner wider die Kaiſer von **Conſtantinopel** auf ihrer Hut waren. Der Marquis von **Montſerrat** machete mit den **Venetianern** einen Bund, worinnen ſie ſich verbanden, ihm fuͤr eine anſehnliche Summe Geldes Schiffe zu geben, die das chriſtliche Heer nach **Aſien** uͤberſetzen ſollten. Die **Venetianer** ſelbſt nahmen die Kreuzfahne; ſie ruͤſteten auf ihre Unkoſten funfzig Fahrzeuge aus, von denen das vornehmſte von dem **Doge** ſelbſt, ob er gleich fuͤnf und achtzig Jahre alt war, ſollte beſtiegen werden.

Maaßregeln, die dem Scheine nach ſo gut ausgeſonnen waren, wollten jetzo zu nichte werden: weil die fuͤrſtlichen Kreuzfahrer nicht im Stande waren, die ganze Summe herzugeben. Die großmuͤthige Staatsliſt des **Dogen** half dem ab. Dieſer Doge, einer von den groͤßten Maͤnnern, die **Venedig** hervorgebracht hat, hieß **Heinrich Dandolo**. Da er eben ſo eiferſuͤchtig auf die Ehre von **Venedig**, als aufmerkſam auf ſeine Vortheile war: ſo vereinigte er beydes dadurch mit einander, daß er es den Kreuzfahrern anboth, ihnen das Uebrige von der Summe abzunehmen, wenn ſie nur der Republik wider die Aufwiegler in **Dalmatien**, **Zara** wieder wollten einnehmen helfen. Die Franken nahmen eine Vermittelung mit Vergnuͤgen an, die ſie in den Vorfall ſetzete, eine Schuld fuͤr Gefahr, und fuͤr Gelegenheiten, ihren Muth zu uͤben, zu vertauſchen. Nach einer langen und blutigen Belagerung, ward **Zara** eingenomgenommen; und da es ſchon weit ins Jahr war, ſo warteten die Ueberwinder in **Dalmatien**, bis es wieder Frühling ward.

Die Flotte war ſegelfertig, als man den jungen **Alexius Commenus**, des **Iſaak Angelus**, Kaiſers zu **Conſtantinopel** Sohn, ankommen ſah. Er wollte den Beyſtand der Kreuzfahrer für ſeinen Vater anrufen, der von einem Bruder vom Throne war geſtoßen worden, den er vor kurzem von den Ungläubigen aus der Gefangenſchaft erkaufet hatte. Das griechiſche Reich war damals der Schauplatz der ſchrecklichſten Trauerſpiele; Mord und Gift gaben dem großen **Conſtantin** Nachfolger. Die Einwohner von **Conſtantinopel** hatten immer andere Kaiſer wie immer andere Patriarchen; und die Leichtſinnigkeit dieſes unermeßlichen und untreuen Volkes, ſeine Neigung zu Veränderungen, und ſeine Gleichgültigkeit gegen ſeinen Oberherrn war ſo groß, daß ein jeder, der Kühnheit beſaß, und ſich aus ſeinem Leben nichts machete, nach dem Throne trachten, und ſich darauf ſetzen konnte, mit Gefahr über morgen ſeinen Fall oder ſeinen Tod befördert zu ſehen. Ganz außerordentliche und immer blutige Veränderungen hatten eine lange Reihe von Kaiſern auf der Staatsbühne erſcheinen laſſen, die alle mit einander des Abſcheues und der Verachtung würdig waren; und die ſich nur darum durch verhaßte Schandthaten unrechtmäßiger Weiſe auf den Thron ſetzeten, daß ſie denſelben durch ſchändliche Laſter verunehreten, und bey nahe alle durch ihre eigene Lüderlichkeit verlören. **Iſaak der Engel**, dem man damals wieder auf den Thron helfen wollte, war ſelbſt ein unrechtmäßiger Beſitzer deſſelben. Sein Bruder hielt ihn in einem tiefen Gefängniſſe verſchloſſen, nachdem er ihm hatte laſſen die Augen ausſtechen. Er beſtimmete eben dieſe Strafe für den jungen **Alexius** ſeines Bruders Sohn: allein dieſer hatte Zeit, zu **Philippen** Herzogen von Schwaben, ſeinen Schweſtermann zu flüchten; der damals zum deutſchen Kaiſer war erwählet worden.

Philipp, der damals zu thun hatte, ſeine neue Würde wider den **Otho** von Sachſen, ſeinen Nebenbuhler, zu vertheidigen, war nicht im Stande ihm beyzuſtehen; doch die Leichtigkeit, womit die Kreuzfahrer die Belagerung von Zara unternommen hatten, ließ die beyden Prinzen eben den Beyſtand in ihrem Felde erblicken. Alexius machete ſich dahin; und rief mit den allerdringendſten Worten ihren Beyſtand an; indem er ihnen das Wort gab, die Kreuzfahne zu nehmen, ſo bald ſein Vater wieder auf den Thron würde geſetzet ſeyn; ihnen mit Gelde und Mannſchaft zu helfen, und an der Vertilgung der Trennung zu arbeiten.

Die Jugend des Alexius, ſeine Thränen, ſein Unglück, vor allen andern aber ſeine Verſprechungen brachten die vornehmſten Herren der Zuſammenverſchwörung auf den Entſchluß, ihm beyzuſtehen. Das Bündniß wurde geſchloſſen; aller Einwendungen einiger Kreuzfahrer ungeachtet, welche ſich weigerten, Waffen, die man wider die Ungläubigen ergriffen hatte, auf die Chriſten zu kehren; und welche ſich unter die Fahne des **Andreas**, eines ungariſchen Königs begaben, und alsdann aufs gelobte Land losgiengen.

Das übrige von dem Kriegsheere ſchiffete ſich in dem Hafen von Zara ein, und erſchien am 23ſten des Brachmonds des 1203ten Jahres vor Conſtantinopel. Der unrechtmäſige Beſitzer ward angehalten, ſeinem Bruder den Thron wieder zu geben. Auf ſeine Verweigerung belagerte man den Platz. Die venetianiſchen Fahrzeuge bemächtigten ſich des Hafens nach einem blutigen Treffen. Die Anfälle von der Seite des feſten Landes waren zahlreich und hitzig. Alle Feldherren thaten ſich um die Wette hervor. Der

Doge vergaß ſein Alter dabey, und der Marquis von **Montferrat** zeigete ſich darinnen noch über ſeinen bereits erlangten Ruhm erhaben. Endlich gieng die Stadt mit Sturme über; ungeachtet des muthigen Widerſtandes der Belagerten, und der öftern Ausfälle des **Theodor Laſcaris**, der des Alterkaiſers Erdam war. Dieſer ward mit allen ſeinen Schätzen unſichtbar. Die Belagerer nahmen Beſitz von Conſtantinopel, und ſetzeten den alten Kaiſer wieder auf den Thron.

Die erſte Handlung der unumſchränkten Herrſchaft, welche er übete, war die, daß er ſich den Prinz ſeinen Sohn an die Seite ſetzete, und das Bündniß, welches in Dalmatien war geſchloſſen werden, beſtätigte. Die Kreuzfahrer begleiteten den jungen **Alexius** in alle Provinzen, um ihn daſelbſt erkennen zu laſſen. Kaum aber hielt er ſich in ſeinen Staaten für beſtätiget, als er das, was er ſeinen Wohlthätern ſchuldig war, vergaß. Das hieß wider ſeine Vortheile handeln; ſein Bündniß mit den Lateinern hatte ihn ſeinen Völkern verdächtig gemachet; und ſeine Undankbarkeit brachte die Kreuzfahrer wider ihn auf, welche ihn doch allein auf dem Throne erhalten konnten.

Ein Prinz aus dem Hauſe **Ducas**, mit dem Beynamen **Murzulph**, wegen ſeiner dicken Augenbraunen, trachtete heimlich nach dem Reiche. Die Gelegenheit ſchien ihm günſtig zu ſeyn. Er fieng durch ſeine Niederträchtigkeiten das Herz eines ſchwachen Prinzen, der gegen die Schmäucheley empfindlicher, als gegen die Wohlthaten war. Und indeſſen, da er ihn antrieb, mit den Lateinern zu brechen, ſtreuete er heimlich das Gerüchte aus, daß der Kaiſer ſie nur darum bey ſeiner Hauptſtadt behalten wollte, um ſeine Unterthanen zu zwingen, ſich unter das römiſche Kirchenjoch zu beugen. Das war genug, einen aufrühriſchen Haufen zu erbittern, der allemal wüthend iſt, wenn er glaubet, daß er die Vortheile der Religion zu vertheidigen habe.

Das Volk geräth in Bewegung, läuft zu den Waffen, und ſchreyt, man müſſe den **Alexius** vom Throne ſtoßen. Der Kaiſer ſein Vater, ſtarb damals vor Betrübniß, bey dem Anblicke neuer Unruhen, die ſeinem Alter und ſeinem Hauſe droheten. **Alexius** wirft ſich vor Beſtürzung in die Arme des Marquis **Montferrat**, deſſen Großmuth ihn wieder aufrichtet, und ihm einen Beyſtand verſpricht, der ihn beym Reiche behaupten kann; doch der treuloſe Staatsrath, der von allem unterrichtet iſt, ſchließt die Thore der Stadt, und giebt den Aufrührern ein Zeichen zum Lärmen. Dieſe Neuigkeit belebet ihre Wuth von neuem; die ganze Stadt iſt im Feuer: das Verderben des **Alexius** iſt beſchloſſen, und die Widerſpänſtigen verſammeln ſich, ihm einen Thronfolger zu geben. **Murzulph**, der heimliche Urheber des Aufſtandes, wollte ſein Anſehen beweiſen, und ließ ſeine Wahl auf einen jungen Herrn von hoher Geburt und vornehmem Stande, der aber weder Erfahrung noch Freunde hatte, fallen. Sobald er den Pöbel bereit ſah ihn zu krönen, bemächtigte er ſich dieſes Geſpenſtes von einem Kaiſer, lief in den Palaſt, weckete den **Alexius** auf, und malete ihm, mit einer verſtellten Beſtürzung, die Gefahr vor Augen, welche er lieſe. Der unglückliche Prinz überließ ſich ſeinen Rathſchlägen, und ließ ſich von dieſem Verräther in das Innerſte des Palaſtes führen. Er war nicht ſo bald dahin kommen, als er ſah, daß er verloren war, und was er zu erwarten hatte. **Murzulph** ließ ihn in Feſſeln legen, nahm ihm den kaiſerlichen Schmuck, und legte ſich denſelben ſelbſt an. Und indem er ſich an die Spitze ſeiner Anverwandten ſtellete, zeigete er ſich dem Volke; ermunterte es, den Lateinern den Krieg anzukündigen; ließ ſich zum Kaiſer ernennen, und ſetzete ſich in der Sophienkirche die Krone auf. Er kehrete ſodann in ſeinen Palaſt zurück, und muthig über den guten Erfolg ſeiner Laſterthat, machete er dieſelbe dadurch vollends voll, daß er den leichtgläubigen **Alexius**, deſſen Leben ihm noch Unruhe machete, mit eigener Hand erwürgete.

Als die Kreuzfahrer von ſeinem Tode durch die Zeitungen, welche ſich ſogleich davon in ihrem Lager ausbreiteten, Nachricht erhielten, ſo beweineten ſie den Fall dieſes unglücklichen Prinzen. So ſehr ſie auch über ihn zu klagen Urſache hatten; ſo ſiegete doch ein großmüthiges Mitleiden über dieſe Bewegungsgründe zur Rache. Sie vergaßen, daß er ſtrafbar war; ſo bald ſie ſahen, daß er unglücklich war; und ſchrieben das Verbrechen nur dem zu, der die Frucht davon einſammlete. Das Verderben dieſes Wüthrichs ward beſchloſſen, und Conſtantinopel von neuem belagert. Die Kreuzfahrer, ohne bey den ordentlichen Regeln ſtehen zu bleiben, ſuchten Sturm zu laufen, und bemächtigten ſich einiger feſten Plätze. Sie befeſtigten ſich darinnen, in der Abſicht, einen allgemeinen Angriff zu thun; doch die Beſtürzung des Wüthrichs ſetzete ſie dieſerhalb außer Gefahr. **Murzulph**, welcher befürchtete, verrathen zu werden, weil er ein Verräther war, und durch ſeine innerlichen Gewiſſensbiſſe überwunden ward, nahm auf einem Fahrzeuge in der Nacht die Flucht. Seine Anhänger, die von ihrem Haupte verlaſſen waren, thaten keinen Widerſtand. Die Kreuzfahrer zogen mit den Degen in der Hand, in die kaiſerliche Reſidenzſtadt ein, und begiengen darinnen alle Unordnungen, welche den Sieg verunehren. Nichts ward geſchonet. Selbſt die Kirchen waren keine Freyſtatt wider die Wuth der Soldaten. Alle Reichthümer der Hauptſtadt des Morgenlandes wurden dem Ueberwinder zum Raube. Ein Feldzug ſah Conſtantinopel zweymal eingenommen; einen rechtmäßigen Kaiſer wieder eingeſetzet: zween Afterkaiſer vom Throne geſtoßen; vierzehntauſend Fremde, die von ihrem Vaterlande entfernet, von verſchiedenen Vortheilen beſeelet, ohne eine andere Hülſe als ihren Muth, ohne einen andern Beyſtand als den Sieg, die Schiedsleute des Schickſals ſo vieler Prinzen urden; das griechiſche Reich den Lateinern unterworfen; und zwölf Wählende halb **Franken** und halb **Venetianer**

ner einen flandriſchen Grafen auf den Thron ſetzen. Allein dieſer Thron war für ihn ein erhöheter Abgrund, von welchem man ihn, das folgende Jahr, elendiglich herabfallen ſah. Merkwürdiges, aber unnützes Beyſpiel von der Unbeſtändigkeit aller menſchlichen Hoheit!

Uebrigens hatten die Venetianer dieſer Unruhe die Oberherrſchaft über die Inſel Kreta zu danken; die ſie ſo lange Zeit wider alle Unternehmungen der ottomanniſchen Macht vertheidiget haben. Das iſt auch der Zeitpunct des Theſſaloniſchen Königreiches, und ſo vieler kleinen Staaten, die von lateiniſchen Herren in Theſſalien, Griechenland und in den Inſeln des Archipelagus ſind gegründet worden.

XXXVII.

Des Herrn Abts Lebeuf

Nachleſe zur Abhandlung Herrn Lancelots, über Raouls von Presles Werke.

Raoul von **Presles**, ein Schriftſteller, der unter **Karls** des Vten Regierung in groſzem Anſehen ſtund, iſt einer von denen Schriftſtellern, die den Bemühungen dieſes Monarchen, der von ſeinen Zeiten ſowohl, als von der Nachwelt für weiſe erkläret wird, den Geſchmack an den Wiſſenſchaften in ſeinen Staaten einzuführen, und ſie darinnen blühend zu machen, am beförderlichſten geweſen. Indem er ſich nach den Abſichten ſeines Herrn bequemete, dienete er dem Staate und der Gelehrſamkeit zugleich. Bey dieſem gedoppelten Ruhme verdienete er, einen Geſchichtſchreiber zu haben, welcher die vornehmſten Umſtände ſeines Lebens auf das genaueſte zuſammennähme; die verſchiedenen Zeitpuncte deſſelben feſtſetzete; und uns ſeine Werke noch genauer kennen lehrete, als diejenigen gethan, die bis jetzo davon geredet haben; und deren viele ihn mit einigen Zeitgenoſſen gleiches Namens vermengen. Herr **Lancelot** hat dieſes in einer Abhandlung gethan, die er uns im 1735ſten Jahre (*) unter der Aufſchrift: **Abhandlung von dem Leben und den Werken Raouls von Presles** vorgeleſen.

Dieſe Abhandlung, welche von dem Herrn Abt **Lebeuf** iſt unterſuchet worden, hat von ſeiner Seite verſchiedene

---

(a) S. Memoir. der Akademie T. XIII. p. 607. nach der Par. Ausgabe.

dene Erläuterungen hervorgebracht, die er uns in einer unſerer Verſammlungen (b) mitgetheilet hat, und wovon wir itzo einen kurzen Auszug geben wollen. Dieſe Anmerkungen betreffen erſtlich zwey Werke, die Herr **Lancelot** nicht wohl gekannt hat. Das erſte iſt ein Buch, welches die Aufſchrift führet: le Roi pacifique; das andere hat zur Aufſchrift Compendium morale de Republica. Der Herr Abt **Lebeuf** geht hierauf zur geographiſchen Erklärung des Namens eines Ortes fort, der **Ricordane** heißt, und den er in einer Stelle in **Vergiers Traume** Songe du Vergier findet.

Raoul von Preslés, als er **Karln** dem Vten einen Auszug aus einer **Abhandlung von den weltlichen und geiſtlichen Mächten** zueignete, worinnen von der Abſetzung **Childerichs** und von der Ausführung gehandelt wurde, welche die Freyherren des Königreichs beym Pabſte **Zacharias** beobachteten, als ſie ihn wegen **Pipins** Wahl um Rath frageten; drücket ſich in folgenden Worten aus: Jaçoit ce qu'ils le puſſent faire et ordonner ſans conſeil; et de ce l'en puet voir plus plainement, en ce que je qui ai translaté cette oeuvre en ai ſur ce pas, en la translation du livre, qui s'appelle *Rex pacificus*, lequel eſt par devers vous. Dieſes Wort *Rex pacificus* veranlaſſet einen Irrthum des Herrn **Lancelot**. Er hat geglaubet, daß dieſes die Aufſchrift eines Buches ſey; und daß dieſes Buch verloren gegangen, oder wenigſtens ſehr ſelten wäre. Der Herr Abt **Lebeuf** zeiget, daß die Worte, die von dem Herrn **Lancelot** für die Aufſchrift eines Werkes ſind gehalten worden, nur bloß die zwey erſten Worte aus der erſten Redensart einer Abhandlung ſind, die den Titel führet:

(b) 1747.

(c) B. F. 31.

(d) Num. 437.

(e) Sie wurde zu Paris bey Joh. Barbier, Buchdruckern des Buchhändlers Joh. Petit auf der St. Jacobsgaſſe veranſtaltet.

Der

ret: Quæſtio de poteſtate Papæ; und ſich ſo anfängt: Rex pacificus Salomon, cui dedit Dominus divitias et ſapientiam, ſapienter volens exprimere conditiones regales, cet.

Die Handſchriften von dieſem Werke ſind in der That ſehr ſelten. **Duboulai** verſichert, daß eine davon zu **St. Victor** zu Paris ſey (c); und der Herr Abt **Lebeuf** hat eine andere davon unter den Handſchriften des Bücherſaals der **Sorbonne** (d) geſehen. Man lieſt darinnen, daß **Raoul von Presles** der Verfaſſer davon iſt; ob er gleich ſelbſt geſteht, daß er nur der Ueberſetzer davon ſey. **Duboulai** ſteht in den Gedanken, daß dieſe Abhandlung zur Zeit der bekannten Streitigkeit **Philipps des Schönen** mit dem Pabſte **Bonifacius** dem VIIIten wäre verfertiget worden. Dieſes Werk iſt ſonſt viermal aufgeleget worden. Die erſte Ausgabe geſchah im 1506ten Jahre (e); die zweyte im 1614ten in 8, ohne Namen weder des Herausgebers noch des Buchdruckers. Sie befindet ſich am Ende eines Buches, welches den Titel führet: Acta inter Philippum Pulchrum et Bonifacium Octavum; von der 58ſten bis zur 93ſten S. Die dritte in Folio, die vom 1655ſten Jahre iſt, iſt am Ende der Stücke, die zur Geſchichte der Streitigkeit dienen, die zwiſchen dem Könige von Frankreich und dem Pabſte vorgefallen iſt. Die vierte befindet ſich am Ende des vierten Theils der Geſchichte der Univerſität zu **Paris**.

Das zweyte Werk **Raouls von Presles**, wovon uns der Herr Abt **Lebeuf** Nachricht zu geben ſich vornimmt, iſt ein Compendium morale de Republica. Herr **Lancelot**, der dieſes durch compendieux moral de la Choſe publi-

---

Der Herr Abt Lebeuf machet dieſe Anmerkung nach den berühmten Anton Loiſel, der es mit eigner Hand an den Rand ſeines geſchriebenen Exemplars geſchrieben hatte.

publique überſetzet hat, iſt zufrieden geweſen, dieſe Abhandlung nach dem Verfaſſer anzuzeigen, ohne weiter etwas davon zu ſagen.

Eine Handſchrift, die der Herr Abt **Lebeuf** in dem Bücherſaale der **Sorbonne** gefunden, hat ihn in Stand geſetzet, das, was Herr **Lancelot** ausgelaſſen, zu ergänzen, und uns nach der Ordnung zu lehren, 1) von wem dieſes Werk ſey verfaſſet worden? 2) was es für Materien in ſich halte? 3) den Zeitpunct dieſer Handſchrift.

Die erſte Redensart iſt in dieſen Worten enthalten: Ad reverendum in Chriſto Patrem ac Dominum, Dominum Johannem de Angerant, Carnotenſem epiſcopum, Radulfi de Pratellis junioris incipit liber, qui intitulatur: *morale Compendium de Republica.* Quamvis teſte Fulgentio juſtitiæ formidoloſa ſuſpicio excuſari ſemper quærat ſuffragiis cet. Dieſer Anfang giebt uns zu erkennen, daß Angerant, Biſchof von **Chartres**, den Raoul von **Presles** zu dieſer Arbeit bewegen habe.

Der Verfaſſer handelt darinnen ſehr weitläuftig ab, was die Republik der Griechen und Römer angeht; er redet ferner von den Gottheiten des Heydenthums, lobet Frankreich, und giebt eine Beſchreibung (f) von dem traurigen Zuſtande, worinnen dieſes Königreich damals war, als dieſes Buch verfertiget ward.

Der Namen des Biſchofs, der in der Handſchrift zuerſt ſteht, und die Beſchreibung des Unglücks von Frankreich,

---

(f) Man lieſt an dem Rande dieſes Artikels, de miſeriis modernis. Der Abſchreiber hat ſein Exemplar mit Abkürzungen erfüllet, die ſehr ſchwer zu errathen ſind, und die man nicht leicht verbeſſern kann. Der Artikel fängt ſich mit dieſen Worten an: De præſenti vero fruſtra queror miſeria cet.

(g) Man findet unter den Handſchriften des heil. Victors (cod. Mſ. Victor. 393) einen Brief, den die Geiſtlichkeit zu Rouen, die ſich reich, deſſen der Verfaſſer Erwähnung thut, geben dem Herrn Abte **Lebeuf** Mittel an die Hand, beynahe den Zeitpunct des Werkes feſt zu ſetzen, wovon hier die Rede iſt.

Johann von Angerant ward im 1350ſten Jahre zum Biſchofe von **Chartres** gemachet. Er behielt dieſen Stuhl bis ins 1373ſte Jahr, da er zum Biſchofe von **Beauvais** berufen ward; ſolchergeſtalt hat **Raoul von Presles** ſein Werk nicht eher, als in dieſer Zwiſchenzeit ans Licht ſtellen können. In Anſehung deſſen, was er von den Drangſalen ſaget, von denen Frankreich mitgenommen ward: ſo kann man es von den Unordnungen verſtehen, die im 1360ſten Jahre durch große Geſellſchaften gemachet wurden; oder von dem, was unſere Provinzen von den Räubern auszuſtehen hatten, die, nachdem ſie das Königreich verwüſtet hatten, im 1366ſten Jahre nach Spanien giengen. Vielleicht will er auch von den Unruhen reden, welche die **Engländer** und **Navarreſer** im 1358ſten Jahre (ſ) in Frankreich erregeten. Dem ſey, wie ihm wolle; das Werk Raouls von **Presles** kann weder vor dem 1358ſten, noch nach dem 1366ſten Jahre ſeyn gemachet worden; und folglich kann man den Zeitpunct deſſelben in dieſen Zeitraum ſetzen.

Nach der kritiſchen Unterſuchung dieſer beyden Stücke, ſuchet der Herr Abt **Lebeuf** die Bedeutung des Wortes **Ricordane**, welches er in der franzöſiſchen Ueberſetzung von **Vergiers Traume** findet, der vom **Raoul von Presles** lateiniſch iſt verfertiget worden. Der Verfaſſer läßt

ſei-

ſich in einem Synodo im Windmonde beſagten Jahres verſammlet hatte, an den Pabſt Innocenz den VIten geſchrieben. Man ſieht darinnen die Beſchreibung der Verwüſtung, welche die Feinde Frankreichs die Normandie erfahren laſſen. Dieſer Brief fängt ſich mit dieſen Worten an: Inimici regni Franciæ cet. und beſchließt mit dieſen: Datum in pleno ſynodo, die Mart. VI. Novembris, indictione XII; welches das 1358ſte Jahr andeutet.

ſeinen Ritter ſehr frey von den Misbräuchen reden, die damals in Frankreich herrſcheten. Er leget ihm bittere Klagen über die Eintheilung, die man mit den Pfründen für Leute ohne Verdienſt machete, in den Mund. On les donne, ſpricht er, a certaines bêtes vetues et aſnes deſerrez, ſoient de Limoges ou d'Auvergne, *de la Ricordane*, ou d'autre partie de Guienne, ſans lecture ou ſans aucune diſcipline (h).

Das Wort **Ricordane** ſcheint hier einen Namen eines Ortes anzudeuten, der in **Aquitanien** liegt. Es wird deſſelben in des heil. **Ludwigs** Leben Meldung gethan; ſo wie es in den Zeitbüchern von **St.e Denys**, wenigſtens in dem Exemplare des Bücherſaals der heil. **Genovefa** iſt, welches ein halbes Jahrhundert älter iſt, als **Raoul von Presles**. Bey Gelegenheit **Johanns von Beaumont**, der wider die **Albigenſer** geſchicket wurde, drücket ſich der Schriftſteller alſo aus: Si ſe miſt en voye et paſſa les monts *de la Ricordane*, et chemina tant, qu'il vint en la terre d'Aubigeois.

Geſetzt, daß **Johannes von Beaumont** von **Paris** gereiſet iſt: ſo ſollte es ſcheinen, daß die Berge von **Ricordane** diejenigen wären, welche zwiſchen dem weſtlichen **Auvergne** und **Tulle** oder **Sarlat** liegen. Denn **Raoul** unterſcheidet das Land **Ricordane** von **Auvergne** und der Provinz **Limoſis**. Uebrigens muß dieſes ein bergiges Land ſeyn, weil die Zeitbücherſchreiber von **St. Denys** es ausdrücklich bemerken.

Der Herr Abt **Lebeuf**, nachdem er die allerrichtigſten Landkarten von den franzöſiſchen Provinzen vergebens zu Rathe gezogen, und ſich einige Zeit Mühe gegeben, zu unterſuchen, ob man nicht den Urſprung von dem Worte **Ricordane**, aus dem Pago Rutinenſi, oder Runetico, oder andern dergleichen Wortern herausbringen konnte, läßt dieſe unzulänglichen Wortforſchungen fahren, um bey einer Vorſtellung ſtehen zu bleiben, ſo die Erklärung dieſes Räthſels an die Hand zu geben ſcheint. In den verſchiedenen Unterſuchungen, die unſer gelehrtes Mitglied hat anſtellen müſſen, ſeine Abhandlung von den alten **Grabmälern** zu verfertigen, hat er viele Berge gefunden, die ihr Daſeyn bloß der Arbeit der Menſchen zu danken hatten. Einer von dieſen Bergen, der in einem Cantone der **Normandie**, nahe bey **St. Barbe** im Augiſchen liegt, heißt la montagne de la Ricordande, der **Gedächtnißberg**. Der Herr Abt **Lebeuf** ſteht in den Gedanken, daß dieſes Wort von Recordanda ſey abgeleitet worden. Die Ableitung iſt natürlich; weil dergleichen Berge nur als Denkmäler aufgeworfen waren, welche beſtimmet waren, das Andenken dererjenigen zu erneuern, denen ſie zu Gräbern dieneten. Man findet ſolche Berge jenſeits der **Loire**, ein wenig weiter unter **Amboiſe**. Es giebt auch welche im **Limoſiniſchen**. Herr **Spon** hat von demjenigen geredet, der in dem letzten Jahrhunderte abgetragen ward, und welcher auf dem **Limoſiniſchen** Wege lag. **Man fand, ſpricht er, unter dieſem Berge hohle Steine von verſchiedenen Abſätzen, die mit andern Steinen bedecket waren; und in den Höhlungen dieſer Steine, die die Geſtalt der Grabmäler hatten, Aſchentöpfe von geſiegelter Erde, und einige kleine goldene Kettchen, die man für alte galliſche gehalten.**

(h) Dieſes Wort befindet ſich nicht in dem lateiniſchen Werke des **Raoul von Presles**, welches viel kürzer, als das franzöſiſche iſt, ausgedrucket.

* * *

XXXVIII.

Herrn Leveſque de la Ravaliere Unterſuchungen von den Herren Pithou.

Wenn mir ein Bürgermeiſter oder ein Prieſter begegnet, ſagte Seneca ſonſt, ſo erweiſe ich ihm alle Ehre, die man ſeinem Stande ſchuldig iſt. Was für Ehrerbiethung müſſen mir nun nicht, fährt er weiter fort, die ehrwürdigen Namen der beyden Catonen, des weiſen Lälius, eines Sokrates, eines Plato, eines Zeno, eines Kleanths eindrücken? Ego veneror, et tantis nominibus adſurgo (a). Herr Leveſque de la Ravaliere, der bey dem Andenken der Herren Pithou, ſeiner berühmten Landesleute, von gleichen Empfindungen durchdrungen wird, hat neue Unterſuchungen über das Leben und die Werke dieſer berühmten Männer angeſtellet. Das iſt der Inhalt einer langen Abhandlung, die er uns im Wintermonde des 1747ſten Jahres mitgetheilet hat. Da ſie in die Geſchichte von Champagne kommen ſoll, die er herauszugeben Willens iſt, und ohne Zweifel einen von den nützlichſten Artikeln desjenigen Theiles dieſer Geſchichte ausmachen wird, den er gelehrten Leuten beſtimmet, welche die Provinz hervorgebracht hat: ſo wollen wir uns begnügen, einen ſehr kurzen Auszug aus ſeinem Werke mitzutheilen: indem wir den Bewegungsgrund loben, welcher ſeine Feder geführet hat.

Die Familie der Herren Pithou iſt eine alte adeliche, die aus der Normandie entſprungen iſt; ſie kam aber von da nach Champagne, allwo ſie ſich, im XVIten Jahrhunhunderte, einen gelehrten Adel erwarb, welcher den Namen **Pithou**, ſo lange die Wiſſenſchaften dauern werden, wird leben laſſen. Das, was ſie an Gelehrten hervorgebracht hat, würde zureichend ſeyn, verſchiedene Familien berühmt zu machen. Man kann auf einen jeden von ihnen anwenden, was Herr **von Fontenelle** von den Herren **de la Hire** geſaget hat: **daß ein einziger von dieſen gelehrten Männern ihrer viele in ſich enthielt.** Und was noch ſchätzbarer als die Wiſſenſchaften iſt, ſo verbanden ſie, mit den Eigenſchaften eines rechtſchaffenen Mannes und guten Bürgers, einen heiligen Eifer auf das, was ſie für Wahrheit hielten. Wir ſprechen auf das, was ſie für Wahrheit hielten, weil einige von ihnen das Unglück hatten, die calviniſche Religion anzunehmen. Doch billige Katholiken beklageten den Irrthum ihres Verſtandes, und verehreten die Redlichkeit ihres Herzens.

(a) Sen. Ep. LXIV.

Peter Pithöus (der Vater von denenjenigen, welche folgen) ward im 1497ſten Jahre vom **Peter Pithöus**, einem Edelmanne und Officier von des **Gaſton de Foix** Fahne gebohren. Er folgete anfangs ſeines Vaters Lebensart; jedoch ein gewiſſer Geſchmack an dem Studieren machete, daß er ein Rechtsgelehrter ward. Er ſetzete ſich in der Stadt **Troyes**. Die Wiſſenſchaften fiengen damals in Frankreich wieder an hervorzukommen; allein das war bloß die Dämmerung von einem hellen Mittage, der uns noch erleuchtet. Man hatte damals eine unendliche Menge von Mitteln nicht, die ſich hernach vermehret haben; und deren Ueberfluß uns dieſelben vielleicht minder koſtbar machet. **Pithöus**, welcher die noch übrige Barbarey beſtritt, erhob ſich durch ſeine angewandte Mühe über ſeine Zeiten. Er überwand alle Hinderniſſe, und machete ſich nicht allein in der Rechtsgelahrtheit; ſondern auch in allen Arten der Gelehrſamkeit geſchickt. Durch unermeßliche Arbeiten kam er zu Stande, ſich einen zahlreichen und koſtbaren Büchervorrath anzuſchaffen. Der Gebrauch, wozu er denſelben angewendet; und die Dienſte, die er dem Staate in denen Aemtern, mit welchen er beehret worden, und der Gelehrſamkeit mit ſeinen Werken, und durch die Sorgfalt, geleiſtet, womit er ſeinen Kindern eine ſolche Erziehung zu geben ſuchete, die am geſchickteſten war, ihre Eigenſchaften und natürlichen Gaben in ihnen zu entwickeln, haben ihm die Hochachtung der allergrößten Gelehrten ſeiner Zeit erworben. Seine Söhne, deren Zärtlichkeit und Erkenntlichkeit ihn mit den größten Lobſprüchen überhäufet haben, haben von ihm nur als ſeine Zeitgenoſſen geredet. **Anton Loyſel** (b), **Joſias Mercier** (c) und der berühmte **Cujaz** (d) drücken ſich von ſeiner Gelehrſamkeit und Redlichkeit in den ſtärkſten Worten aus.

Er ſtarb im 1554ſten Jahre, und hinterließ vier Töchter und ſechs Knaben; unter welchen beſonders drey auf dem Wege, den er ihnen gebähnet hatte, vorzüglich einhergiengen.

Niklas Pithöus von **Chamgobert** und **Johann Pithöus** von **Freſne**, die Zwillinge waren, wurden zu **Troyes** im 1527ſten Jahre gebohren. In währender Zeit, daß ſie daſelbſt ihre Studien trieben, verkündigte ein beſonderer Zug den Eifer, den ſie zum Unterrichte hatten, und ihren verſchlagenen Geiſt (e). **Niklas Jltere**, öffentlicher Lehrer der freyen Künſte im Collegio zu **Troyes**, dem ihre Erziehung beſonders anvertrauet war, las heimlich ein gewiſſes Buch, welches er mit großer Sorgfalt verſteckete. Wenn er die Abſicht gehabt, die Wißbegierde ſeiner Zöglinge zu reizen: ſo konnte er ſich ſchmäucheln, dieſelbe glücklich erreichet zu haben. Die beyden Schüler machten ſich die Abweſenheit ihres Lehrers zu Nutze, und eröffneten einsmals dieſe Schriften, deren unbekannte Züge ſie nur deſtomehr zu Entdeckung anfeuerten. Sie errathen ein Wort, eine Redensart; alsbald ſind die verborgenen Zeichen ihnen nicht mehr verborgen: ſie leſen das Werk mit einer ſo brennenden Begierde, als die meiſten unſerer jungen Leute, nicht zu einer Liebesgeſchichte haben könnten: gleichwohl waren es theologiſche Abhandlungen. Zu allem Unglücke hielten dieſe Bücher das Gift neuer Meynungen in ſich. Das Leſen derſelben ſtreuete in dieſen zarten Seelen den Saamen des **Calviniſmus** aus, der nur allzuviel Früchte trug.

(b) S. Loyſels verſchiedene Werke a. d. 254ſten S.

(c) In dem Leben Peters Pithou.

(d) In der Vorrede zum Cod. Theodoſ.

(e) Geſchr. Geſch. vom Niklas Pithou.

Herr Leveſque ſaget nichts weiter vom **Pithôus du Fresne**. Den **Chamgobert** anbelangend, ſo führete er ein ſehr geſchäfftiges Leben; und die reformirte Kirche muß ihn unter die Anzahl ihrer Bekenner, und beynahe ihrer Blutzeugen, rechnen. Da er aus der Quelle ſchöpfen wollte, begab er ſich nach **Genf**, um daſelbſt **Calvins** Unterricht zu faſſen, und gieng zwey Jahre zu ihm. Nach ſeiner Rückkunft nach **Troyes**, verwaltete er die Verrichtungen eines Predigers: und wie er ſich daſelbſt an der Spitze einer Partey befand, die unſere Könige nicht aufkommen ließen, als nur in ſo weit ſie die Staatskunſt dazu zwang: ſo hatte er die heftigſten Stürme auszuſtehen. In den Unruhen des 1567ſten Jahres war er in Lebensgefahr. Sein Haus wurde geplündert, und faſt eingeſchmiſſen. Er verlor ſeine Bücher, und geſchriebenen Sachen; ein Verluſt, der für einen Gelehrten empfindlicher iſt, als der Verluſt aller ſeiner Schätze. Die Zeitung von der Bluthochzeit nöthigte ihn, nach Deutſchland zu flüchten. Er kam nicht eher wieder ins Königreich, als unter der Regierung **Heinrichs des Großen**. Man weis das Jahr ſeines Todes nicht. Wir haben verſchiedene ſowohl gedruckte als geſchriebene Werke von ihm. Er hat eins unter dem Titel geſchrieben: **Von der Einrichtung der chriſtli-**

chen Ehe. Ein anderes führet den Titel : Theſaurus ex operibus Sancti Bernardi Clarevallenſis. Das dritte iſt : **Die Kirchengeſchichte von der Stadt Troyes, von der Wiederherſtellung des reinen Gottesdienſtes, und von dem alten Gottesdienſte in beſagter Kirche.** Herr **Joli von Fleury**, ehemaliger General Sachwalter, beſitzt in ſeinem Büchervorrathe die Originalhandſchrift von dieſem Werke, von welchem der Pater le Long den Titel nicht allzu genau anführet. **Chamgobert** machete bisweilen zur Luſt franzöſiſche Verſe. Er war ein erhabener, feſter, unerſchrockener Geiſt, der vom Abſcheu gegen das Laſter, und von Liebe zur Tugend durchdrungen war. Weder ſeine Vorurtheile noch ſein Unglück veränderten ſeine Neigung zu ſeinem Vaterlande und zu ſeinen Königen im mindeſten.

Peter Pithöus, Herr von **Savoyen**, ward im 1539ſten Jahre gebohren. **Er iſt ſo bekannt**, ſpricht Herr **Leveſque, daß, wenn wir es unternehmen wollten, alles, was wir von dieſem großen Manne wiſſen, zuſammen zu nehmen, wir uns in unnütze Wiederholungen ſtürzen würden.** Er beſaß die griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller, keinen einzigen ausgenommen, und hatte ſie faſt alle gegen die alten Handſchriften gehalten. War er in der Geſchichte ſeines Vaterlandes gründlich: ſo war er auch in den Geſchichten aller, ſowohl alten als neuen Völker ungemein bewandert. In der Wiſſenſchaft des römiſchen Rechts ſchätzete man ihn ſeinem Lehrer, dem berühmten Cujaz, gleich. Doch alle dieſe Erkenntniß war nichts, in Vergleichung mit der Gründlichkeit ſeines Verſtandes, der Richtigkeit ſeiner Entſcheidungen, und ſeiner hohen Einſicht in Abſicht auf die Staatskunſt. Er war das Orakel des Parlaments und des Hofes. Die Staatsräthe unternahmen nichts, ohne ihn um Rath zu fragen; und der König that ihm die Ehre, ihm verſchiedenes aufzutragen. Ungeachtet dieſes Neides, der bisweilen unter den Gelehrten herrſchet; vereinigte doch ſein allgemeines Verdienſt alle ihre Stimmen. Er hat vieleicht mehr Geſchichtſchreiber gehabt, als jemals ein großer Herr. Man zählet derſelben bis auf ſieben. Man muß von ſeinen andern Lebensbeſchreibungen, allein beſonders diejenige leſen, welche Herr **Boivin**, der Jüngere, Aufſeher des königlichen Bücherſaals, und eines unſerer berühmteſten Mitglieder, geſchrieben. Dieſes Werk iſt ein Denkmaal ſeiner Erkenntlichkeit und Hochachtung gegen den Herrn Staatsrath **Peletier**, einen würdigen Enkel **Peters Pithöus**. Man findet darinnen das Verzeichniß derer Bücher, von welchen **Pithöus** Verfaſſer oder Herausgeber iſt, und ſein moraliſches Teſtament, welches Herr **Leveſque** in ſeiner Abhandlung ins Franzöſiſche überſetzet hat. **Pithöus** giebt darinnen von ſeinen Grundſätzen, und von ſeiner Aufführung eine ausführliche Erzählung, woraus der allerliebenswürdigſte und tugendhafteſte Charakter erhellet. Eine ſeltene Sache, und vieleicht die einzige! So vortheilhaft dieſes Gemäld iſt; ſo hat doch niemand den Maler in dem Verdachte der Schmäucheley, oder der Eitelkeit gehabt. Er ſtarb in ſeinem Landhauſe bey **Nogent** an der **Seyne**, im 1596ſten Jahre, und im 57ſten Jahre ſeines Alters. Er hatte ſeit langer Zeit die calviniſche Lehre abgeſchworen.

Franz Pithöus, Herr von **Bierne**, ward im 1544ſten Jahre gebohren, und hatte eben den Geiſt, den ſein Bruder hatte, eben die Art der Studien, und beynahe eben die Gaben. Allein Leute von beſondern Gaben denken nicht allemal daran, wie nöthig ſie es haben, daß man ihnen ihren Vorzug verzeihe. **Franz Pithöus** hatte das Geheimniß nicht, welches ſein Bruder gehabt hatte, ſein Verdienſt beliebt zu machen, und es durch einen verbindlichen und einſchmäuchelnden Charakter zu erkaufen. Er iſt auch minder gerühmet worden; nicht als ob er nicht auch ſeine Lobredner gehabt hätte. **Skaliger**, Cujaz und Triſtan geben ihm Lobeserhebungen: und Perrault weiſt ihm eine vorzügliche Stelle unter den berühmten Männern des letztern Jahrhunderts an.

Ob er gleich für ſich gelebet: ſo iſt doch ſein Ruf bis an den Hof gedrungen. Im 1597ſten Jahre wurde er zum Generalſachwalter in der Gerichtskammer ernennet. Sein ernſthaftes und uneigennütziges Naturell macheten ihn zu dieſer wichtigen Beſtallung geſchickt, womit er von dem Herzoge von **Sulli** bekleidet wurde. Drey Jahre darnach, nachdem **Düpleſſis Mornai** ſein Werk vom **Abendmahle** herausgegeben hatte, ward Herr **Pithöus** einer von den katholiſchen Abgeordneten, die der Unterredung zu **Fontainebleau** beywohneten. Das folgende Jahr wählete ihn der Hof, nebſt dem Herrn **Caumartin**, die Gränzen Frankreichs und der Niederlande, bey Vollziehung des zu **Vervins** gemachten Vergleiches, zu beſtimmen.

So rühmlich alle dieſe ihm aufgetragene Verrichtungen waren, ſo unterzog er ſich denſelben doch mit einigem Widerſtreben. Seine gelehrten Arbeiten zu unterbrechen; das war ihm ein Opfer, welches er ſeinem Vaterlande, ſeiner Religion, und ſeinem Landesherrn ſchuldig zu ſeyn glaubete. Doch dieſes Opfer ward ihm theuer. So bald er ſich davon losmachen konnte, gieng er wieder in ſeine Provinz, in der Unabhängigkeit zu leben, und ſich einzig und allein auf das Studieren zu legen. Er wollte, daß ſein Haus ein ewiger Schutzort für die Wiſſenſchaften würde; indem er darinnen ein Collegium anlegete, welches ſeinen Namen führet, und das er auch eben ſowohl, als ſeinen Bücherſaal, der Congregation de l'Oratoire gab. Sein Tod geſchah den 26ſten des Wintermonds (Jan.), des 1621ſten Jahres. Das zahlreiche Verzeichniß

zeichniß ſeiner Werke iſt in die Abhandlung des Herrn Leveſque mit eingerücket. **Franz Pithôus** hatte eine ſo beſondere Stärke in der Geſchichte Frankreichs, daß er glaubete: Herr **Petav**, der Parlamentsrath, und er, wären die einzigen, die ſie zu ſchreiben fähig wären. Wenn er von ſeiner Auslegung über das Saliſche Geſetz redete; ſo ſagte er: **Wenn ich werde geſtorben ſeyn: ſo wird man mich für einen Hexenmeiſter halten.** Gleichwohl iſt dieſes nicht das beſte von ſeinen Werken. Allein alle Schriftſteller haben die Fehler der Väter, unter andern die blinde vorgefaßte Liebe, an ſich.

XXXIX.

Sinnbilder und Aufſchriften, die von der Akademie verfertiget worden.

Seit dem 1747 und 1748ſten Jahre hat die Akademie, wie gebräuchlich, die Sinnbilder geliefert, die man alle Jahre für die Gelder der königlichen Departemente von ihr fodert.

Im 1747ſten Jahre iſt das Beylager des **Dauphins** und **Marien Joſephen** einer königlich polniſchen und kurfürſtlich ſächſiſchen Prinzeſſinn, die Gelegenheit zu zween Schaupfennigen geweſen, die von der Akademie ſind gemachet worden. Sie hat zween andere in eben dem Jahre verfertiget; einen auf den Sieg, den der König in Perſon bey **Lauffelt** davon getragen, den andern auf die Einnahme von **Bergen-op-Zoom.**

Das 1748ſte Jahr brachte die Hoffnung des Friedens durch die **Präliminarien** wieder, welche zu Aachen unterzeichnet wurden, und welche die Gelegenheit zu einem Schaupfennige waren, der, wie die vorhergehenden, von der Akademie geliefert ward. Sie hat einen andern auf den am 18ten des Weinmonds geſchloſſenen Frieden, ſelbſt gemacht; ein Frieden, deſſen **Europa** noch genießt, und den es der Mäßigung des Königes zu danken hat.

* * *

Leben

derer

Mitglieder der Akademie

welche

seit dem 1747ſten Jahre

bis

an das 1748ſte Jahr

geſtorben ſind.

LXXIII.

Leben

des Herrn Bürette, in der öffentlichen Verſammlung der Akademie, nach Martin 1747 vorgeleſen (*).

Peter Johann Bürette ward zu **Paris** den 21ſten November 1665 gebohren. Sein Vater war **Claudius Bürette**, und ſeine Mutter, Maria Fortet. Sein Vater, **Claudius Bürette**, war gebürtig aus Nuits, und der Sohn eines Wundarztes, der ſehr viel Kundleute hatte: allein er verlor ſeine Mutter in währender Zeit daß er ſeine Studien zu **Dijon** treiben ſollte; und ſein Vater, welcher ſich gar zu ſehr mit denen Kindern beſchäfftigte, die er aus ſeiner zweyten Ehe hatte, wendete zu wenig Zeit auf die von der erſtern. Folglich mußte er die Arzneykunſt fahren laſſen, zu welcher er beſtimmet war, und ſeine Hülfe in der Muſik ſuchen.

Seine Mutter, welche die Harfe und das Clavier vortrefflich gut ſpielete, hatte ihm in ſeiner Jugend die erſten Grundregeln davon beygebracht. Sie wollte, daß er darinnen eine Erholung von ſeinen Arbeiten finden ſollte: und die Nothdurft zwang ihn, ſich ganz und gar damit zu beſchäfftigen.

An-

(*) Dieſes Leben und die drey folgenden, ſind noch von dem Herrn Freret. Das ſind aber auch die letzten, die er hat machen können, da er ſelbſt im 1749ſten Jahre geſtorben iſt.

Anfangs gieng er nach **Lyon**, allein er blieb nur kurze Zeit da. Seine beſondere Neigung, die er zum Harfenſpiele hatte, ein Inſtrument, welches damals Mode war, machete, daß man ihn nach **Paris** rief. Er ließ ſich allhier als ein Muſicus nieder, und der große Ruhm, welchen er ſich gar bald erwarb, verſchaffete ihm einen bequemen Unterhalt. Dieſer Ruhm erwarb ihm ſo gar die Ehre, daß er mehr als einmal nach **St. Germain** und **Verſailles** gerufen ward, um vor **Ludwigen** dem XIV und ſeinem ganzen Hofe zu ſpielen.

Die Kindheit **Peter Johann Bürettens**, ſeines Sohnes, war ſo kränklich, und ſeine Geſundheit erfoderte ſo viel Vorſicht, daß ſeine Aeltern ihn keiner Erziehung außer Hauſe ausſetzen mochten, und ihn daheim bey ſich behielten. **Claudius**, ſein Vater, unterrichtete ihn in der Muſik und auf dem Spinette zu ſpielen, faſt zu gleicher Zeit, da er ihn leſen lehrete: und der junge Schüler brachte es auf dieſem kleinen Inſtrumente, welches ſeiner Größe gemäß war, ſo weit; daß er ſchon in ſeinem achten Jahre, dem Hofe vorgeſtellet ward, um ſich mit einem Concerte hören zu laſſen, wobey ſein Vater ihn auf der Harfe accompagnirte.

Zwey Jahre darauf ſpieleten Vater und Sohn noch einmal ein Concert vor dem Könige, auf zwo gleich großen Harfen. Man war damals noch nicht gewohnt, wie man es wohl itzt iſt, junge Kinder zu ſehen, die bereits Muſikanten ſind. Der junge **Bürette** fieng bey früher Zeit an, ſeinem Vater in ſeiner Handthierung beyzuſtehen; und ſchon vom zehnten bis ins eilfte Jahr, gab er jungen Leuten beyderley Geſchlechts, die aus guten Häuſern waren, Unterricht im Clavierſpielen. Indeſſen, da die Anführung, die er zur Muſik bekommen, in ihm die herrſchende Liebe nicht erſticket hatte, mit welcher er zu den Wiſſenſchaften und Büchern geboren war, ſo wendete er auch von damaliger Zeit an, alles, was er von dem Gehalte, ſo ihm ſeine

Unterweiſungen eintrugen, erſparen konnte, zu dieſem Aufwande an.

Sein Vater und zween Geiſtliche, welche gute Freunde von der Familie waren, und ihm die erſten Grundlehren der lateiniſchen Sprache beybrachten, erſpareten ihm die Langwierigkeit und den Ueberdruß der ſcholaſtiſchen Lehrart. Sein Beſtreben aber und ſeine natürliche Gemüthsverfaſſung, erſetzten dasjenige, welches dieſem Unterrichte noch abgehen konnte. Von ſich ſelbſt alſo, und ohne alle Lehrmeiſter, erlernete er das Griechiſche. Die Lehrart und die Wurzelwörter des **Dom Lancelot**, die er mit einer unabläßigen Aemſigkeit verband, ſetzten ihn in den Stand, in ziemlich kurzer Zeit, die beſten griechiſchen Schriftſteller zu leſen und zu verſtehen, und den Grundtext mit den beſten lateiniſchen und franzöſiſchen Dollmetſchungen, gegen einander halten zu können. Er las dieſe letztern mit ſo vieler Aufmerkſamkeit und mit ſolchem Nachſinnen, daß er ſich einen wichtigen Vortheil erwarb; nämlich daß er in kurzem, den wahren Schwung und die Reinigkeit der franzöſiſchen Sprache erlernete.

Die Gewohnheit, welche wir haben, unſere Jugend bloß zum Griechiſchen und Lateiniſchen anzuführen, machet insgemein, daß wir in unſerer eigenen Mutterſprache gleichſam fremde bleiben; und bey mehrern Jahren, in welchen wichtigere oder angenehmere Gegenſtände uns zu beſchäfftigen pflegen, und in welchen es nicht allemal ſo leicht iſt, die erſten Grundlehren ſolcher Dinge zu faſſen, hätten wir faſt nöthig, dieſelbe von neuem zu erlernen. Die Lehrart, welche Herr **Bürette** erwählete, hatte ihn vor dieſem Unfalle bewahret; und wir haben wenige Schriftſteller, inſonderheit unter Gelehrten, deren Schreibart zugleich ſo flieſſend und ungezwungen, und mit der allervollkommenſten Richtigkeit und gewiſſenhafteſten Beobachtung der Sprachregeln verbunden wäre, als die ſeinige.

Seine Aemſigkeit im Studieren beunruhigte ſeine Verwandten, die allezeit ſeiner Geſundheit wegen beſorget waren; und ihre Wachſamkeit nöthigte ihn, ſie zu hintergehen, indem er dieſem Studieren diejenige Zeit widmete, da er zu ſchlafen ſchien. Die Handthierung eines Muſikanten, zu der er gebohren zu ſeyn ſchien, und deren Ausübung ihm ſehr viel Zeit raubete, hatte zu wenig Verhältniß mit den Wiſſenſchaften, um nach ſeinem Geſchmacke zu ſeyn; und er erhielt endlich von ſeinen Aeltern die Erlaubniß dieſelbe fahren zu laſſen, um ſich auf die Arzneykunſt zu legen.

Da er alle Studien nur zu Hauſe getrieben hatte, und er um ein Doctor der Facultät zu werden (denn anders wollte er es nicht thun,) die gradus annehmen, und wenigſtens einen curſum Philoſophiæ bey der Univerſität hören mußte: ſo war er genöthiget, in ſeinem achtzehnten Jahre eine neue Laufbahne anzutreten, und zum erſten male den Fuß in öffentliche Schulen zu ſetzen. Als er nun mit der Philoſophie fertig war, gieng er in die mediciniſchen Lehrſtunden. Da er ſich in dieſen vier Jahren in der Nachbarſchaft des **königlichen Collegii** befand; ſo wandte er ſeine müßigen Stunden an, die **hebräiſchen, ſyriſchen** und **arabiſchen** Vorleſungen der Profeſſoren zu hören. Dieſe Lehrſtunden, und ſein eigener Fleiß, den er für ſich auf ſeiner Stube anwendete, gaben ihm einen Begriff von den orientaliſchen Sprachen, welcher für einen Menſchen hinlänglich war, der nicht ſein Hauptwerk daraus machen wollte; und welcher mehr die Abſicht hatte, nicht ganz unwiſſend darinnen zu ſeyn, als ſie vollkommen zu beſitzen.

Hierauf erlernete er die lebendigen europäiſchen Sprachen, das **Italieniſche, Spaniſche, Engländiſche** und **Deutſche**, und lernete ſie wenigſtens ſo gut, daß er ſie, wo nicht ſprechen, doch in den Büchern fertig verſtehen konnte.

Als nun endlich die Zeit gekommen war, ſich der Facultät darzuſtellen, ward er mit allem Beyfalle **Baccalaureus**, und ſtand auch mit eben ſo gutem Erfolge alle Proben aus, welche ihm die **Licentiaten**- und **Doctor**würde erwerben ſollten; die er auch 1690 erhielt, da er nur erſt fünf und zwanzig Jahre alt war. Kaum war er zwey Jahre Doctor, ſo hatte er ſchon die Kranken verſchiedener Kirchſpiele von **Paris**, und ſogar des Kirchſpiels der Charité des Hommes zu beſorgen; ein ſehr nützliches Amt, um einen guten Practicum zu ziehen. Er hat es auch vier und dreyßig Jahre verwaltet, und hat faſt alle diejenigen von ſeinen Mitbrüdern, die ſich am meiſten in **Paris** hervor gethan haben, unter ſeine Schüler gezählet.

Im 1698ſten Jahre ward er zum **Profeſſor** in der materia medica ernannt, und dictirte ſeinen Zuhörern einen vollkommenen Tractat darüber, wobey er ihnen alle einfache und zuſammengeſetzte Arzneyen vorzeigete; eine Sache, die man bis dahin noch nie geſehen hatte.

Als ihm 1701 aufgetragen ward, die Chirurgie lateiniſch zu lehren, verrichtete er ſolches mit ſo gutem Erfolge, daß neun bis zehn **Profeſſores**, die nach ihm kamen, ohne alles Bedenken dieſelbe Art zu operiren erwähleten, die er ſeinen Schülern in die Feder vorgeſaget hatte.

Der Herr **Couture** hatte ihn mit dem **Abte Bignon** bekannt gemachet, und dieſer war nicht ſobald im Stande ſeine Verdienſte in der Gelehrſamkeit einzuſehen, davon er durch verſchiedene Proben verſichert ward; als er ihn in die Zahl der königlichen **Cenſoren** aufnahm, ihm das mit dieſer Ehrenſtelle verknüpfte Gehalt auszahlen ließ, und drauf ſann, ihn in die **Akademie** aufnehmen zu laſſen. Er ward auch wirklich 1705, als Schüler des Herrn **Dacier** hineingenommen, ward im 1711ten Jahre Beyſitzer, und 1718 ein beſoldetes Mitglied unſerer Akademie.

Im 1706ten Jahre fügete ihn der Herr **Abt Bignon** der kleinen Zahl dererjenigen Gelehrten bey, welche unter ſeiner Aufſicht an dem **Tagebuche der Gelehrten** arbeiteten, und übergab ihm zu ſeinem Fache, nicht nur die phyſikaliſchen und mediciniſchen, ſondern auch diejenigen Bücher, die in die Litteratur und Geſchichte einſchlugen. Herr **Bürette** hat an dieſem Tagebuche ununterbrochen drey und dreyßig Jahre gearbeitet; und wenn die Auszüge, welche er geliefert hat, in einen einzigen Band zuſammen gefaſſet würden, ſo würden ſie wenigſtens acht dicke Quartbände ausmachen. Er hat auch dieſe Arbeit nicht eher liegen laſſen, als bis das Alter und ſein kränklicher Zuſtand ihm nicht mehr erlaubeten dieſelbe abzuwarten.

Im 1710ten Jahre ward er zu einer erledigten mediciniſchen Profeſſorſtelle in dem königlichen Collegio erwählet.

Da der Herr **Abt Bignon** im 1718ten Jahre zum **königlichen Bücheraufſeher** war ernennet worden: ſo bath er ſich von dem **Herzoge von Orleans** aus, welcher damals **Regent** von Frankreich war, daß er eine gewiſſe Anzahl von Gelehrten erwählen möchte, die mit der Bibliothek verbunden wären; es möchte nun ſeyn, als Dollmetſcher der lebendigen Sprachen; oder als Leute, denen es aufgetragen wäre diejenigen Bücher aufzuſuchen, die noch in jeder Facultät angeſchaffet werden könnten. Herr **Bürette** ward, ohne daß er es geſuchet hatte, ja ohne es einmal zu wiſſen, zur Anſchaffung der mediciniſchen Bücher ernannt. Zu denen dreyzehn hundert Artikeln der natürlichen Geſchichte, die er in den Bücherverzeichniſſen eingeſchrieben fand, fügete er in weniger Zeit eine gleiche Anzahl hinzu, die noch fehlete, und deren Anſchaffung er vorſchlug.

Bisher haben wir den Herrn **Bürette** in Anſehung ſeiner Profeßion betrachtet, oder doch höchſtens nur in Anſehung ſeiner Liebe zur Litteratur überhaupt; und man wird ſich gewundert haben, daß derſelbe, troß ſeiner Abwartung der Arzneykunſt, und derer verſchiedenen Aemter, deren verſchiedene Pflichten er auf das genaueſte erfüllet, noch Zeit genug behalten, einige Gemeinſchaft mit den Wiſſenſchaften zu behalten.

Dieſe Verwunderung wird noch mehr zunehmen, wenn wir ihn als ein Mitglied unſerer **Akademie** betrachten werden; indem er alle ſeine Verbindlichkeiten gegen dieſelbe ſo erfüllet hat, als ob dieſe **Akademie** ſeine einzige Beſchäfftigung geweſen wäre.

Seit dem 1705ten Jahre, da er als ein Eléve hineingenommen ward, bis zu ſeinem letzten Anfalle eines Schlagfluſſes 1745, hat es ihm niemand zuvor gethan: und man muß geſtehen, daß ihm ſehr wenige gleich gekommen; es ſey in Beſuchung der Verſammlungen, oder im Beyſtande an den gemeinſchaftlichen Arbeiten. Er hat kein halbes Jahr verſtreichen laſſen, ohne bey uns eine Abhandlung vorzuleſen: die was das Aeußerliche betraf, mit Fleiß ausgearbeitet war, und deren Inhalt irgend einen wichtigen Punct aus der Litteratur enthielt. Er nahm allezeit einen Gegenſtand von einer gewiſſen Weitläuftigkeit vor, und hörete nicht eher auf, als wann er ihn erſchöpfet hatte.

Eine allezeit gleichförmige und methodiſch eingerichtete Lebensart, wozu er ſich eine Ordnung gemachet hatte, die er ſich auch in den kleineſten Dingen vorgeſchrieben, und die er mit einer Art von Eifer beobachtete, ſetzete ihn allemal in den Stand ſeine Zeit ſo anzuwenden, wie er ſichs vorgenommen hatte.

Hiedurch war er im Stande allem eine Genüge zu thun, und nicht Gefahr zu laufen, daß er ſich durch eine erzwungene und übereilte Arbeit erſchöpfen müßte.

Die erſte Sorgfalt des Herrn **Bürette**, ſobald er in die Akademie getreten, war, eine Materie ausfündig zu machen, welche einiges Verhältniß mit einer Profeßion hätte, die er, trotz ſeiner Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften, doch niemals vernachläßiget hatte, und ihm zu vielen Abhandlungen Stoff darbiethen könnte, die zur Kenntniß der Alterthümer nützlich wären; als deren Unterſuchung allezeit unſer Hauptwerk ſeyn muß.

Die **Gymnaſtik** der Alten ſchien ihm dieſen zwoen Abſichten eine Genüge zu thun. Die verſchiedenen Leibesübungen, wozu ſie Regeln vorſchreibt, war eine der wichtigſten Beſchäfftigungen der Griechen. Sie macheten ſo viel Werks daraus, daß es faſt zum Aberglauben gieng, und ſahen ſie für einen wichtigen Theil der Medicin an: weil ſie überzeuget waren, daß der mäßige Gebrauch dieſer verſchiedenen Uebungen, nicht nur fähig wäre, die Stärke des Körpers zu vermehren und ihn vor vielen Krankheiten zu bewahren; ſondern auch dieſelben zu vermindern, oder ganz und gar zu vertreiben, wenn ſie ſich ſchon geſetzet hatten.

Die Unterſuchungen des Herrn **Bürette** über die **Gymnaſtik**, bothen ihm Materie zu dreyzehn verſchiedenen Abhandlungen dar. In der erſten, nachdem er dieſe Kunſt überhaupt betrachtet, ihren Urſprung unterſuchet, und deren verſchiedene Theile gezeiget hat, machet er einen Begriff von den Gymnaſiis, oder von denen öffentlichen Oertern, die zu dieſen Leibesübungen beſtimmet waren, und die man mit außerordentlichem Fleiße und großen Koſten erbauet hatte.

In einer zweyten Abhandlung ſchreitet er zur Beſchreibung derer **Bäder**, davon man glaubte, daß ſie in einer weſentlichen Verbindung mit der **Gymnaſtik** ſtünden; und deren beſtändigen Gebrauch alle Alten für ein ſehr wichtiges Stück zur Erhaltung der Geſundheit hielten.

In den eilf folgenden Abhandlungen unterſuchet er ſtückweiſe, die verſchiedenen Arten der Leibesübungen, worauf die Alten ſich befliſſen. Die drey erſtern haben die orcheſtriſchen Uebungen zum Gegenſtande. Unter dieſem Namen verſtund man alle Arten der Tänze und die **Sphäriſtik**:

ſtik: das heißt den **Ball**, der bey den Alten eine Art von Tanz abgab, indem alle Bewegungen dabey regelmäßig, und abgemeſſenen Cadenzen unterworfen waren.

Die paleſtriſchen Uebungen nahmen die acht übrigen Abhandlungen ein. Dieſen Namen gab man ſolchen Uebungen, die ſchon heftigere Bewegungen erfoderten, und bey denen die Stärke mit der Geſchicklichkeit verbunden ſeyn mußte. In den drey erſtern unterſuchete Herr **Bürette** dasjenige, was die **Athleten** überhaupt betrifft, die Art, wie man ſie erzogen, wie hoch man ſie gehalten, die Diät, die ſie halten mußten, um ihre Stärke zu erhalten und zu vermehren, und die verſchiedenen Gelegenheiten, die ihnen vorgekommen, ihre Kräfte bey öffentlichen Spielen zu zeigen.

Die fünf übrigen Abhandlungen zeigen die fünf verſchiedenen Gattungen der **Paleſtrik**, welche im **ringen**, **klopffechten**, dem **Pancraz**, oder Kampf auf Leben und Tod, dem Diſcus; einer Uebung, wo man ein Stück ſchweres Metall in die Ferne werfen mußte: und endlich im **Wettlaufe** beſtund, davon es drey verſchiedene Arten gab; nämlich den **Wettlauf zu Fuſſe**, den mit **Wagen**, und den auf **Pferden**, welcher lange nicht ſo alt war, als die zween erſtern.

Wir hatten bereits einige andere Werke von dieſer Materie; allein wer ſie mit den Abhandlungen des Herrn Bürette zuſammen halten will, welcher alles ſelber ſehen, unterſuchen und erforſchen wollte, der wird leicht einſehen, daß ihm dieſelben wenig Hülfe geleiſtet haben. Gleichwohl hat er ſich allezeit angelegen ſeyn laſſen, ſie anzuführen, auch dann wann ſie ihm gar nicht brauchbar geweſen waren.

Als nun Herr Bürette im 1715ten Jahre mit ſeiner Arbeit über die Gymnaſtik fertig war, wenigſtens in ſo weit ſie mit dem Hauptzwecke der Akademie ein Verhältniß hat; ſo ward er, gleichſam von ungefähr in eine neue Laufbahne geführet, die niemand leichtlich ſo gut durchlaufen konnte als er, und welche ſehr weitläuftig geworden iſt. Ich rede von ſeinen Unterſuchungen über die alte **Muſik**, zu welcher der Herr Abt **Fraguier** ihn beredete.

Dieſer, welcher im Griechiſchen überaus ſtark war, und wie man weis, eine brennende Liebe für die Ehre des Alterthums überhaupt, und gegen des **Plato** Ruhm inſonderheit hegete, dachte bey einer Stelle dieſes Weltweiſen, allwo das Wort **Harmonie** gebrauchet wird, indem die Rede von einem Concerte von vielen Stimmen oder Inſtrumenten iſt: dieſes Wort würde in eben demſelben Verſtande genommen, wie wir es brauchen; und man müſſe daraus ſchlieſſen, die Alten hätten unſere Harmonie, das heißt unſern einfachen und zuſammengeſetzten Contrapunct gekannt und ausgeübet.

Die neuen Tonkünſtler verſtehen durch das Wort **Harmonie** oder **Contrapunct**, ein Concert vielerley verſchiedener Stimmen, deren jede für ſich einen vollkommenen und richtigen Geſang ausmachet, der auch abgeſondert geſpielet werden könnte; die aber alle unter einander dermaßen verbunden ſind, daß die verſchiedenen Töne, die das Ohr zu einer und derſelben Zeit rühren, ſich vereinigen, und mit einander vermiſchen, um angenehme Accorde zu bilden, und ſo zu reden, nur ein einziges Ganzes auszumachen.

Des Herrn Abts **Fraguier** Begriff war demjenigen entgegen geſetzet, was ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, faſt alle diejenigen gedacht haben; die, da ſie einige Kenntniß von der neuern Muſik beſitzen, dasjenige unterſuchet haben, was die Alten uns von der ihrigen berichten. Herr **Bürette**, welcher mit dieſen Kunſtrichtern einerley Meynung war, hielt ſich verbunden, ihre

Meynung zu verfechten. Allein da er bey jedem Schritte den er that, bemerkete, wie wenig man dieſe Materie noch gründlich unterſuchet hatte, ſo mußte er ſie in ihrem ganzen Umfange abhandeln.

Dieſe Arbeit both ihm Stoff zu vierzehn verſchiedenen Abhandlungen dar: ohne einer Ueberſetzung von **Platons** Tractat über die Muſik, und faſt dreyhundert hiſtoriſcher, kritiſcher und dogmatiſcher Noten über dieſen Tractat zu gedenken. Alle dieſe Noten ſind mit großem Fleiß ausgearbeitet; einige ſind ſehr weitläuftig, und können für gelehrte Abhandlungen gelten.

Da dieſe verſchiedenen Abhandlungen des Herrn **Bürette**, wenn ſie zuſammen gedrucket würden, einen Quartband austragen würden, der mehr als fünf hundert Seiten enthielte: ſo will ich hier nur einen überaus abgekürzten Begriff davon machen, welcher anzeigen wird, was zur Erkenntniß der alten Muſik überhaupt daraus erwachſen iſt.

Herr **Bürette** zeigete gleich anfänglich, daß die Stelle im **Plato**, und einige andere, welche der Herr Abt **Fraguier** angeführet hatte, nur von einem Concerte verſtanden werden müßten, da alle Stimmen einklängig, oder in der Octave ſingen, welches unſerm Kirchengeſange gleicht, wo auch alle Stimmen einerley Noten ſingen: denn die Octave, und ſelbſt die doppelte Octave, ſind nur Arten des Einklanges.

Er zeigete hierauf, daß **Plato** ſelbſt das Wort **Harmonie** beſtimmet, bloß eine Folge eines Geſanges anzudeuten, in welchem die tiefen und hohen Töne mit einander, nach einem gewiſſen auf einander folgenden Verhältniſſe verbunden ſind; und daß es allezeit in dieſem Verſtande von denjenigen Alten gebrauchet wird, welche von der Muſik dogmatiſch geſchrieben haben.

Wir beſitzen annoch die Werke verſchiedener dieſer Schriftſteller; und einige derſelben, z. E. **Ariſtoxenus**, **Ariſtotelès**, und der berühmte **Euklides**, welcher unter dem erſten **Ptolomäus** gelebet hat, ſind aus einem Jahrhunderte, welches nahe an **Platons** Zeit reichet. Dieſe Schriftſteller, deren Werke **Meibom** zuſammen in zween Quartbänden geſammelt hat, kündigen alle an: daß ſie von allen Theilen der Muſik handeln wollen, und einige von ihnen thun es auch ziemlich weitläuftig. Gleichwohl kann man in keinem einzigen von ihren Werken nur ein Wort entdecken, welches mit denen Regeln ein Verhältniß hätte, die man in dem Accorde vieler verſchiedenen Töne beobachten müßte, die das Ohr zu gleicher Zeit rühren: die Töne werden in denſelben allezeit als auf einander folgend betrachtet.

Dieſer einfältige und entſcheidende Beweis, war bereits etliche mal gebrauchet worden: allein Herr **Bürette** konnte ſich doch nicht enthalten, ihn noch einmal anzuführen. Die Fragen, welche **Ariſtoteles**, **Platons** Schüler, in ſeinen Aufgaben vorträgt, geben einen andern noch ſinnlichern Beweis an die Hand: woraus erhellet, daß die accompagnemens, auch die ungekünſteltſten, gar nicht nach dem Geſchmacke der Griechen jener Zeit geweſen. **Ariſtoteles** fraget:

1. Warum eine **Monodie**, oder eine Stimme, die allein ſingt, angenehmer ſey; als wenn eine Leyer oder Flöte drein ſpielet, wenn gleich dieſe Inſtrumente einerley Töne mit ihr hervorbrächten?

2. Warum ein einzig Inſtrument allein, mehr Vergnügen machet, als ein Concert von vielen Inſtrumenten, die einklängig, oder in der Octave geſpielet werden?

3. Warum endlich der Einklang und die Octave das einzige Accompagnement ſind, das man in Concerten duldet, und warum die Accorde der Quarte und Quinte, ungeachtet ſie Mitklänge genannt werden, dennoch davon ausgeſchloſſen ſind?

Es iſt wahr, daß man in den folgenden Jahrhunderten, dieſe zween Accorde in Concerten angenommen, und ſelbſt die Terze hinzugefüget zu haben ſcheint. Von dieſem letzten Accorde machet man den Schluß aus einer Stelle im Horaz, die nicht wohl anders verſtanden werden kann; und man ſchließt in Anſehung der Quarte und Quinte, eben daſſelbe, aus einer Stelle, die dem Plutarch entwiſchet iſt: denn man muß geſtehen, daß man gar keinen buchſtäblichen Beweis davon hat.

Allein diejenigen, die unſere Harmonie oder unſern Contrapunct kennen, welcher zwo oder mehrere Folgen des Geſanges vorausſetzet, die unabläßig mit einander gehen; deren Töne, ob ſie gleich unterſchieden ſind, dennoch allezeit unter einander ein gewiſſes Verhältniß behalten, werden dieſelbe niemals mit Concerten vermengen, die einklängig oder in der Octave ſind, in welche man einige Accorde in der Quarte oder Quinte mengete. Außerdem beweiſen auch die vom Ariſtoteles in ſeinen Problematibus vorgeſchlagenen Fragen, daß dieſe Accorde damals, als er geſchrieben, noch nicht im Gebrauche geweſen, das heißt: zu Alexanders Zeiten hat man noch nichts davon gewußt. Nun aber, ſo oft man von dem alten Griechenlande in Anſehung derer Künſte redet, worinnen es vortrefflich geweſen, iſt niemals von demjenigen Griechenlande die Rede, welches eine Sclavinn der Römer war, noch von einer Zeit, in welcher, wie man glaubet, dieſe Künſte bereits in Verfall gerathen waren.

Herr **Bürette** hatte verſprochen, zu unterſuchen, in welcher Zeit unſer Contrapunct in Gebrauch zu kommen angefangen, und welches die neuern Tonkünſtler wären, denen er ſeinen Urſprung zu danken hätte. Man glaubet mehrentheils, daß der erſte Erfinder des einfachen Contrapuncts, oder des Generalbaſſes, **Guido** von **Arezzo** geweſen, welcher im 1024ſten Jahre gelebet hat; welchem wir auch die muſikaliſche Leiter, oder das Mittel zu danken haben, durch acht oder neun Zeichen, die auf fünf Linien einer Art von Leiter geſtellet werden, viel mehrere Töne zu ſetzen, als die Alten durch ihre ſechszehn hundert und zwanzig muſikaliſchen Charaktere haben bezeichnen können.

Was den figurirten Contrapunct betrifft: ſo glaubet man, er habe den **Johann des Mürs**, einen pariſiſchen Muſikanten zum Urheber, welcher gegen das 1358ſte Jahr lebete: allein dieſe zween Puncte hätten wohl noch einer Erklärung und mehreren Beweiſes nöthig: und es wäre zu wünſchen, daß die Geſundheit des Herrn **Bürette** ihm erlaubet hätte, ſeine Arbeit mit dieſer Unterſuchung zu beſchließen.

Die wenige Schwierigkeit, welche er gemachet hatte, den Alten den Gebrauch der Terze, Quarte und Quinte in den accompagnemens zuzugeſtehen, fand einige Tadler. Zween gelehrte **Jeſuiten** griffen ihn über dieſen Artikel an, und nöthigten ihn, in einer beſondern Abhandlung zu zeigen: daß dieſe Vorausſetzung die einzige Art ſey, denen Stellen im **Horaz** und **Plutarch**, welche ihn hiezu ſchlüßig gemachet hätten, einen vernünftigen Sinn zu geben.

Der Umgang mit den Schriften der Alten, welchen Herr **Bürette** niemals bey Seite geſetzet hatte, ſie mochten ſeyn, von welcher Art ſie wollten, zeiget; wie ſehr er deren Werth zu ſchätzen gewußt, und wie viel er darauf gehalten: allein das Urtheil, welches er von ihnen fällete, hielt ein weisliches Mittel, zwiſchen der übertriebenen Bewunderung vieler ihrer Anhänger, und der Unbilligkeit einiger witzigen Köpfe unſers Jahrhunderts: welche durch ausſchweifende Lobſprüche, die dieſen Alten gegeben werden, wider dieſelben aufgebracht, und auf eine entgegengeſetzte Ausſchweifung getrieben worden.

Indem Herr Bürette den Alten den Contrapunct abſpricht, ſo glaubete er nicht, daß dieſe Abſprechung ihrer Muſik nachtheilig ſeyn könnte, noch deren Werthe etwas benähme. Alles was man daraus ſchließen muß, iſt dieß: daß die Alten auf die Anmuth der Accorde in dem accompagnement nicht ſehr erpicht geweſen, und alſo auch nicht geſuchet hätten, ſolches vollkommener zu machen. Eben das iſt ihnen bey verſchiedenen andern Künſten widerfahren, in welchen ſie einige wichtige Entdeckungen verabſäumet haben, auf deren Spur ſie bereits gekommen waren; z. E. die Windmühlen, die Sehröhre, die Druckerey u. ſ. w. Dieſe Entdeckungen waren andern unwiſſenden Jahrhunderten vorbehalten, ſo wie auch die vom Contrapuncte.

Die Griechen fragten nicht ſonderlich nach etwas anderm, als nach der Melodie des einfachen Geſanges, von welchem ſie alle Worte deutlich verſtehen wollten: und dieſer Theil der Muſik war bey ihnen außerordentlich bearbeitet und vollkommener gemachet worden, inſonderheit in Anſehung des Ausdruckes, oder der Kunſt, den Geſang mit ihrer natürlichen Declamation genau zu verbinden.

Diejenigen Schriftſteller bey den Griechen, welche von der Muſik gehandelt haben, merken an: daß der Geſang, oder die muſikaliſchen Töne, von der bloßen Ausſprache darinnen abgehen, daß in dieſer die Stimme durch eine auf einander folgende und ununterbrochene Zunahme ſteigt und fällt; indem ſie ſo zu reden alle ſteigende und fallende Töne desjenigen Zwiſchenraumes durchläuft, welcher den Ton, mit welchem ſie anfängt, von demjenigen trennet, womit ſie endiget; aber ohne jemals bey einem einigen Tone ſtehen zu bleiben. Im Geſange hergegen, ſteigt und fällt die Stimme mit Sprüngen von einem Tone auf den andern, ohne den Zwiſchenraum zu durchlaufen, der zwiſchen ihnen iſt, und hält ſich auch einige Zeitlang bey einem jeden dieſer Töne auf, mit Beybehaltung eines richtigen Grades der Höhe und Tiefe.

Der Unterſchied der Anſtimmung oder des Accents in der Ausſprache einer bloßen Rede, das heißt, die Erhöhung und Senkung der Stimme, war bey den Griechen überaus groß. **Dionyſius von Halikarnaß** verſichert uns, er ſey wohl bis auf eine ganze Octave geſtiegen: indem die Stimme, die ſich im hohen Accente, drey und einen halben Ton, oder eine Quinte über den Mittelton erhob, ſich in der Tiefe in eben dieſem Maaße geſenket, und bis auf die Quinte unter eben dieſen Mittelton wieder hinunter gefallen.

Das Maaß oder die Dauer der Ausſprache, ward in der griechiſchen Sprache, nach kurzen und langen Syllben beſtimmet und unterſchieden; und die langen hielten allezeit das doppelte Maaß der kurzen. Die verſchiedenen Verbindungen dieſer langen und kurzen Syllben, machete ein zuſammengeſetztes Maaß aus, ſo man **Rhythmus** nannte: welches einer ziemlich großen Verſchiedenheit Platz gab, und auch ſogar in einer zierlichen Proſe, und in denjenigen Reden ſtatt hatte, die mit einer ununterbrochenen Stimme hergeſaget werden ſollten.

Was die Verſe betrifft, da ſie ihrem Urſprunge nach zum Abſingen gemachet waren, und jede Art von Verſen zu einem gewiſſen feſtgeſetzten Geſange aufgeſetzet war; ſo hatten alle Verſe von einerley Art, auch allemal eine gleiche

Dauer, und ein faſt gleiches Zeitmaaß; welches den Muſikanten ſehr bequem fiel.

Wenn man von der alten griechiſchen Melodie nach dem Namen ſchließen ſollte, welchen man denen Tönen gab, worein die Octave ſich theilet: ſo würde man glauben, es hätte deren nur vier in allen Geſängen gegeben; nämlich den Grundton, die Quarte, die Quinte und Octave: denn dieſe drey letztern Töne ſind die einzigen, welche Mitklänge heißen; alle andern werden Misklänge genannt.

Es iſt ziemlich wahrſcheinlich, daß dieſes in der alten Inſtrumental-Muſik ſtatt gehabt hat; wie auch in dem Spiele der alten Cyther, welche nur vier frey liegende Seyten hatte, und deren Töne folglich feſt beſtimmet waren, wie die Seyten auf unſern Clavieren. Dieſe Einrichtung der alten Leyer, hatte unfehlbar an dem Gebrauche ſchuld, der Octave den Namen **Tetrachordum** zu geben: und als die Griechen nach der Zeit die Zahl der Seyten auf der Leyer vermehreten, ſo geſchah es ſo; daß ſie allemal dem alten **Tetrachordo** ein neues beyfügeten, und die Weite dieſes Inſtruments um eine Octave vermehreten.

Die verſchiedenen Weiſen die zwo mittlern Seyten zu ſtellen, und ihren Stand in Vergleich der zwo äußerſten, oder derer Seyten zu verändern, die den Grundton und deſſen Octave angaben, machte die drey Gattungen der alten Muſik aus; nämlich die **diatoniſche**; die **enharmoniſche**, und die **chromatiſche**, in welchen die zwo mittlern Seyten eine ganz von einander unterſchiedene Eintheilung der Octave gaben. Eine jede dieſer Gattungen konnte nach den drey verſchiedenen modis vervielfältiget werden, nach dem **doriſchen**, **phrygiſchen** und **lydiſchen**, deren ganzer Unterſchied in dem Grundtone beſtund. Der **phrygiſche** modus war einen Ton höher, als der **doriſche**, und der **lydiſche** ſtieg einen Ton höher, als der **phrygiſche**.

In der Folge der Zeit vervielfältigte man auch dieſe modos, indem man den Unterſchied nur in einem halben Tone beſtehen ließ.

Der Muſikant mußte in den erſten Zeiten, in einem ganzen Geſange immer einerley Tonart beybehalten: allein nach und nach ließ man von dieſer Strenge ab, und erlaubete ihm, bey gewiſſen Gelegenheiten, und nach gewiſſen Regeln die modos und Tonarten mit einzuflechten; wodurch denn ſeine Compoſition mehr Mannigfaltigkeit erhielt. Gleichwohl, und trotz aller dieſer Einmengung der Tonarten, muß die Inſtrumentalmuſik der Griechen, dennoch ziemlich eingeſchränket, und weit unter die unſrige zu ſetzen geweſen ſeyn.

Ihre Melodie war viel abgewechſelter, als die Inſtrumentalmuſik, indem ſie nicht wie dieſe, an die Mitklänge allein gebunden war; das heißt, an die Quarte, Quinte, die Octave und deren Verdoppelungen. Herr **Bürette** zeiget, daß es ihr auch noch erlaubet geweſen, ſich auch der andern Töne der Octave zu bedienen, die man **melodiſche** oder **ſingende Mißklänge** nannte. Dieſe Töne waren die Zwey, die Terze, die Sexte und die Septime. Die einzigen unmelodiſchen Diſſonanzen waren der **Trito**, oder die große Quarte und die kleine Sieben; die wir nicht gern brauchen, ohne das Ohr dazu vorbereitet zu haben, und ſie auch wieder auflöſen.

Herr **Bürette** war auch nicht abgeneigt, mit dem Herrn **Dodart** zu glauben, daß die Melodie der Alten, ungeachtet ſie nicht ſo reich und ausgearbeitet geweſen, als die unſrige iſt, gleichwohl große Vortheile über dieſelbe hat haben können; inſonderheit was den Ausdruck betrifft und die leichte Mühe die der Tonkünſtler hatte, den Zuhörer zu rühren, oder durch Beyhülfe der Worte in ſeiner Seele gewiſſe Leidenſchaften zu erregen.

Wenn man ſich hier deſſen erinnert, was von der Weite der Intervallen zwiſchen einer Intonation zur andern geſaget worden, welche bey der gewöhnlichen und gelaſſenen Ausſprache der griechiſchen Sprache ſtatt gehabt hat; ſo wird man geneigt ſeyn zu muthmaßen: daß bey der heftigen Ausſprache, das heißt bey der natürlichen und unüberlegten Declamation, welche der theatraliſchen oder nachgeahmten zum Muſter dienen muß, die Stimme ſich vielmehr einem Geſange genähert, als ſie auch bey unſerm lebhafteſten Vortrage thut: bey welchem der natürliche Ausdruck derer Leidenſchaften, davon wir wirklich gerühret werden, faſt in nichts anderm, als in Intervallen von einem halben Tone beſteht, die mehrentheils außer der Tonart, und zuweilen nur ein Viertheil des Tones, oder nur ein Comma ſind.

Bey den Griechen machete dieſe natürliche Declamation, wie **Ariſtoxenus** anmerket, eine Art von Geſange aus, der in der That andern Regeln unterworfen war, als der muſikaliſche Geſang: allein deſſen Töne denen Muſikanten eine groſſe Erleichterung verſchaffen mußten, die Harmonie ihres Geſanges, der Harmonie der heftigen Ausſprache, oder der Declamation gemäß einzurichten.

So viel Vollkommenheit Herr **Bürette** auch der alten Melodie, in Anſehung des Ausdrucks der Leidenſchaften zugeſtund: ſo war er deswegen doch nicht geneigt dasjenige für wahr zu halten, was man von den wunderwürdigen Wirkungen der alten Muſik ſaget. Verſchiedene dieſer Begebenheiten, die man nur in zuſammengerafften Sammlungen eines ſehr entfernten Jahrhunderts findet; nämlich desjenigen, in welchem ſie ſich eräuget haben ſollen, ſind ſo beſchaffen: daß man ihnen allen Glauben verſagen müßte, geſetzt daß ſie auch von zeitverwandten Schriftſtellern beſtätiget würden.

Wir ſehen hier z. E. einen Muſikanten, der einen Aufruhr durch ſeine Leyer ſtillet; einen andern, der durch die Töne eben dieſes Inſtruments, ein ganzes Volk von einer anſteckenden Krankheit befreyet, und die Peſt aus einem großen Lande vertreibt. Sind ja einige ſolche Vorfälle von einer andern Art, und ſehen wahrſcheinlicher aus; ſo beweiſen ſie nicht ſowohl die Vollkommenheit der alten Muſik, als die ungemeine Empfindlichkeit derjenigen, auf die ſie wirkete. Das ſo berühmte Beyſpiel der Tarantel, und dasjenige, was in der **Geſchichte der Akademie der Wiſſenſchaften** auf Herrn **Dodarts** Zeugniß von dem Menſchen beygebracht wird, der das hitzige Fieber hatte, deſſen Phantaſien durch den elenden Geſang eines Gaſſenliedes, und die Stimme einer alten Schildwacht beſänftiget wurden, zeigen zur Gnüge, was für Wirkungen auch die gröbſte Muſik und die ſchlechteſte Ausführung, in gewiſſen Umſtänden bey uns haben können.

Nachdem Herr **Bürette** in zwoen Handſchriften der königlichen Bibliothek drey verſchiedene Stücke gefunden, die nach der alten Art geſchrieben ſind: ſo unterſuchete er ſie mit Fleiß und brachte es ſo weit, daß er ſie in unſere neuere Notenſchrift überſetzte. Er fügete ein Fragment Noten vom **Pindar** hinzu, welches bereits der **P. Kircher** herausgegeben, und ließ ſolches durch Muſikanten in einer unſerer öffentlichen Verſammlungen abſpielen. Die Melodie dieſer vier verſchiedenen Stücke iſt ſehr einfältig, und kömmt unſern Kirchengeſängen ziemlich gleich. Es iſt offenbar, ſaget Herr **Bürette**, daß die Muſikanten, die dieſe Lieder geſetzet haben, ſie nur rührend und nachdrücklich haben machen wollen; und ihnen eine Modulation gegeben, die ſo wenig Accompagnement leidet, daß es ſehr ſchwer ſeyn würde, auch nur einen erträglichen Baß dazu zu machen.

Im Sommer des 1745ſten Jahres las Herr **Bürette** die letzte von den vier Abhandlungen über das Verhältniß der alten Muſik mit der neuern ab, womit er ſeine Arbeit zu beſchließen dachte; und zu Ende eben dieſes Jahres, den 17ten **December** ward er von einem Schlagfluſſe überfallen, deſſen Folgen ihn bis an ſeinen Tod zu Hauſe gehalten haben. Er ſtarb den 19ten **May** 1747, im zwey und achtzigſten Jahre ſeines Alters.

Er hatte ſchon 1726 einen erſten Anfall gehabt, der aber keine andere Folgen hatte, als ein hartes Gehör, welches lange Zeit nur von ihm allein gemerket ward. Dieſe zween Zufälle ausgenommen, hatte er einer ſehr gleichförmigen Geſundheit genoſſen; ungeachtet ſein Temperament zärtlich war, und er unabläßig ſtudierete. Eine einfältige, gleichförmige, und allezeit geordnete Lebensart, die Abwechſelung ſeiner Beſchäfftigungen, und die Nothwendigkeit die ſie ihm auferlegeten ſein Zimmer zu verlaſſen, haben unfehlbar viel dazu beygetragen, und ihn vor denen Zufällen geſichert, denen ein Leben, was mit beſtändigem Sitzen verbunden iſt, die Gelehrten ausſetzet. Er war ziemlich munter von Gemüthe, aber es war eine ſanfte und gelaſſene Munterkeit, welche, ohne ſich äußerlich blicken zu laſſen, ihn in ſich ſelbſt die Mittel wider ein ernſthaftes mürriſches Weſen finden ließ, darein ein gar zu ämſiges Studieren insgemein zu ſtürzen pflegt.

Die Abhandlungen des Herrn **Bürette**, und die Auszüge, welche er zum **Tagebuche der Gelehrten** geliefert, führen die Merkmaale ſeines richtigen und methodiſchen Verſtandes mit ſich. In dieſen Auszügen, die für ein anſehnliches Werk gelten können, indem ſie acht dicke Quartbände ausmachen würden, bemühete er ſich nur einen richtigen Begriff und ſo gar eine Zergliederung von denen Büchern zu geben, davon er redete; ohne ſich jemals eine von denen Freyheiten heraus zu nehmen, worüber die Schriftſteller ſich ſchon mehr als einmal beklaget haben. Denn er war weit davon entfernet den Titel eines Journaliſten, als eine gelehrte obrigkeitliche Würde anzuſehen.

In dieſen Abhandlungen hütete er ſich ſehr vor allen Muthmaßungen, und unterdrückete alle diejenigen, die ihm nicht auf den ſtärkſten Beweiſen zu beruhen ſchienen, ſie mochten auch noch ſo ſinnreich ſeyn. Vielleicht beraubete er dadurch ſein Werk der Anmuth derer neuen Entdeckungen, die ſonderbar und kühn, aber faſt allemal leichtſinnig gewaget ſind, die ſeichten Leſer vergnügen; denen Köpfen aber keine Genüge thun, die bloß der Wahrheit Freunde ſind, und denen, die, da ſie ſich unterrichten wollen, auch nur dasjenige ſuchen, worauf ſie bauen können. Bloß für Leſer von dieſer letzten Art arbeitete er, und es ſcheint aus der Hochſchätzung, worinn ſeine Abhandlungen ſtehen, daß er ſeinem Endzwecke eine vollkommene Genüge gethan.

Er iſt nicht verheirathet geweſen; allein er war ſo glücklich in ſeiner Familie eine Geſellſchaft zu finden, die ihm die Sorgen der Haushaltung abnahm, welche ſich ſo ſchlecht mit der Liebe zu den Wiſſenſchaften vertragen. Nur drey Monathe vor ſeinem Tode verlor er eine Schweſter, mit welcher er ſechzig Jahre beyſammen gewohnet hatte. Allein in einer Nichte, ſeines Bruders Tochter, die ſchon viele Jahre bey ihm geweſen war, fand er alle die Treue und Sorgfalt wieder, welche der Zuſtand ſeiner Geſundheit ihm unentbehrlich machete.

Er hinterläßt einen Büchervorrath von ungefähr funfzehn tauſend Bänden, welche das Beſte in ſich faſſen, was zur Medicin, natürlichen Geſchichte, Kritik, Litteratur und politiſchen Geſchichte, verſchiedener Jahrhunderte und verſchiedener Länder gehöret. Er machete ſich nicht viel aus Büchern, die bloß ſelten oder ſonderbar ſind. Sie mußten auch noch ein weſentliches Verdienſt haben und nützlich ſeyn; aber ihre Beſchaffenheit war ihm nicht gleichgültig, und wenn er ſich ausruhen wollte, ſo collationirte er ſie ſelbſt mit Fleiß und mit derjenigen gewiſſenhaften Aufmerkſamkeit, die er auch bey den mindeſten Dingen anwendete.

LXXIV.

LXXIV.

Leben

des Herrn von Valois, in der öffentlichen Verſammlung nach Martin 1747, in der Akademie vorgeleſen.

Karl **von Valois** ward zu **Paris** den 20ſten **December** 1671 gebohren. Seine Aeltern waren, **Hadrian von Valois** und **Catharina Franciſca Leroi.** Sein Vater ſtammete aus einem edeln Geſchlechte in der niedern **Normandie**, aus welchem ein jüngerer Sohn ſich in **Paris** niedergelaſſen hatte.

Hadrian von Valois und ſein Bruder **Heinrich** haben ſich durch ihre Werke viel zu berühmt gemachet, und ſind den Gelehrten gar zu wohl bekannt, als daß es nöthig wäre hier davon zu reden. **Hadrian von Valois** nahm die Erziehung ſeines Sohnes **Karls** ſelbſt über ſich, und flößete ihm bey guter Zeit eine Liebe zu den Wiſſenſchaften ein, die er lebenslang beybehalten hat.

Schon im 1692ſten Jahre hatte er Antheil an dem Werke, welches unter dem Titel Menagiana, von den Freunden des Herrn **Menage**, herauskam: welche in einem Bändchen alles zuſammen ſammleten, was ſie aus ſeinen Unterredungen behalten hatten. Man weis, daß Herr **Menage** mit einer ſehr mannigfaltigen Litteratur, die den Gelehrten ſeinen Umgang ſehr angenehm und nutzbar machete, ein ſonderbares Gedächtniß verband, welches auch im Alter bey ihm nicht abgenommen hatte.

Ungeachtet Herr **von Valois** einige Titel in der Rechtsgelehrſamkeit angenommen hatte, und 1696 zum

Sachwalter aufgenommen worden war; ſo hatte er doch keine Luſt, weder ein Amt anzunehmen, noch vor Gerichte zu advociren, und überließ ſich ungetheilet derjenigen Liebe, welche die häuslichen Beyſpiele und ſeine Erziehung, ihm zu den Wiſſenſchaften eingeflößet hatten.

In ſeinem neun und zwanzigſten Jahre, heirathete er ein Fräulein, gegen welche er lange Zeit eine Neigung getragen, und mit welcher er fünf und vierzig Jahre in vollkommener Einigkeit gelebet hat. Er hatte zwey Kinder mit ihr erzeuget, die er ſehr jung wieder verlor. Durch den Tod ſeiner Ehegattinn, welcher 1746 erfolgete, befand ſich Herr **von Valois** in einer häuslichen Einſamkeit, die er nie empfunden hatte, deren lange Weile er kaum ertragen konnte, und deren Verdrießlichkeiten er befürchten mußte, indem er fünf und ſiebenzig Jahre alt, und ſeine Geſundheit ſehr wankend war.

Dieſe Betrachtungen hießen ihn an eine zweyte Ehe gedenken. Er warf die Augen auf eine alte Freundinn ſeiner ſeligen Frau, deren Gemüthsart ihm bekannt war, und bey der er alles wiederfand, was er verloren hatte.

Es iſt ſelten, daß das Leben eines Gelehrten, der die Wiſſenſchaften nur aus Luſt bearbeitet, deſſen Beſchäfftigung und einziges Vergnügen ſie ausmachen, eine große Menge von Vorfällen darbiethet; inſonderheit wenn er mit einem mäßigen Vermögen gebohren iſt, und weder durch Ehrgeiz, noch durch die Ungeduld ſeiner Gemüthsart getrieben worden, ſich auswärts auszubreiten. Die Geſchichte ſeines Lebens, ſchränket ſich in die Geſchichte ſeiner Studien und ſeiner Werke ein.

Es ſchien, daß die Beyſpiele des Vaters und Vätters des Herrn **von Valois**, ihn zur hiſtoriſchen Gelehrſamkeit, und zwar inſonderheit auf die franzöſiſche Geſchichte hätten führen ſollen: aber allem Anſehen nach waren es eben dieſe Beyſpiele, was ihn davon abſchreckete. Die Beſcheidenheit und der Kleinmuth gegen ſich ſelbſt, die den Grund ſeines Charakters ausmacheten, ließen ihn unfehlbar fürchten, er möchte in einer Laufbahne, darinn ſie mit ſo glücklichem Erfolge gelaufen waren, gar zu lange hinter ihnen bleiben. Daher wählete er eine andere Art der Litteratur, nämlich die Erforſchung der Denkmäler des Alterthums, und was man ſchlechtweg Gelehrſamkeit nennet. Vielleicht entſchloß er ſich auch wegen derer gelehrten Bekanntſchaften hierzu, die er mit angeſehenen Perſonen hatte, deren Fürſpruch ihm nachmals den Titel eines königlichen Alterthumsforſchers erwarb.

Seine Fähigkeit und ſeine Liebe zu einer Gattung von Studien, welche der Hauptgegenſtand unſerer **Akademie** iſt, bewogen dieſelbe, die Augen auf ihn zu werfen, und ihn mit ſich zu verbinden. Im 1705ten Jahre ward er als **Zögling** von ihr aufgenommen; 1714 ward er **Beyſitzer**; und 1722 **beſoldetes Mitglied**.

Sogleich nach ſeiner Aufnahme fieng er an, alle Pflichten eines **Akademiſten**, mit einer exemplariſchen Strenge zu erfüllen, worinnen er auch niemals nachläßig erfunden worden. Er glaubete nicht, daß die außerordentliche Arbeit derer Berichte, die in jedem halben Jahre gemachet werden, und die man ihm eine beträchtliche Zeitlang aufgetragen hatte, ihn von derjenigen ausſchlöſſe, die unſere Verordnungen mit ſich bringen.

Unſere Schriften ſind mit einer großen Menge Abhandlungen angefüllet, die von verſchiedenen Puncten der griechiſchen und römiſchen Antiquität handeln. Von den **Neokoren**; von den römiſchen **Cenſoren**; von dem Urſprunge und Gebrauche des Glaſes bey den Alten; von einer ſonderbaren Schaumünze des jungen **Conſtantins**, und von vielen andern Materien, die ich hier nicht ausführlich erzählen mag, um mich etwas länger bey denen Abhandlungen aufhalten zu können, in welchen er ſich vorſetzete, die Geſchichte der **Amphiktyonen** zu unterſuchen und zu erläutern.

Im Anfange nannten die Griechen diejenigen **Amphiktyonen**, welchen die Verwaltung der Einkünfte gewiſſer Tempel, inſonderheit des Tempels der Ceres bey **Thermopyle**, und des **Apollo** auf dem **Parnaſſe** aufgetragen war. In der Folge ward ihr Amt wichtiger. Man trug ihnen auf, für die Aufrechthaltung der Rechte und Immunitäten dieſer zween Tempel zu wachen; und gab ihnen die Macht, diejenigen, die ſie verletzen möchten, entweder durch Strafgelder, oder durch eine Art von Bannſtral zu beſtrafen, der ihnen den Eingang in dieſe Tempel verwehrete.

Die Gerichtsbarkeit der **Amphiktyonen**, erſtreckete ſich nach und nach auf alle Verbrechen dieſer Gattung; und ihr Tribunal ward bald das allgemeine Tribunal von Griechenland, oder doch des **helleniſchen Körpers**. Man zog nicht nur diejenigen vor dieß Gericht, die die Ehrfurcht und Heiligkeit dieſer Tempel übertreten hatten; ſondern auch diejenigen, die wider die allgemeinen Geſetze der **Hellener**, das heißt wider die Geſetze des Völkerrechts, geſündiget hatten, deren Verletzung als ein unmittelbares Unterfangen gegen die Religion angeſehen ward.

Die griechiſchen Legenden führen den Urſprung dieſes Tribunals, faſt ſo hoch hinauf, als des menſchlichen Geſchlechts, indem ſie deſſen Einſetzung einem Sohne **Deukalions** beymeſſen. Allein **Homers** und des **Heſiodus** Stillſchweigen über die amphiktyoniſchen Verſammlungen, davon ſie mehr als eine Gelegenheit gehabt hätten zu reden, läßt uns urtheilen, daß dieß Tribunal in den heroiſchen Zeiten noch nicht beſtanden habe. Gleichwohl kann man ſich nicht entbrechen zu bekennen: daß es älter ſey als die Wiederkehre der **Herakliden** in den **Peloponneſus**, das heißt, 80 Jahre nach der Einnahme von **Troja**.

Das Tribunal der **Amphiktyonen**, beſtund aus vier und zwanzig Abgeordneten, welche zwölf Völkerſchaften oder Städte, die in der Nachbarſchaft dieſer Tempel der Ceres und des Apollo lagen, zu einer jeden derer zwo Verſammlungen abſchicketen, die im Herbſte und Frühjahre gehalten wurden. Jede Stadt hatte das Recht einer doppelten Stimme; das heißt, ſie konnte zween Abgeordnete ſchicken.

In den erſten Zeiten hatten die Völker des **Peloponneſus** dieſes Vorrechts nicht genoſſen; allein nachdem die **doriſchen Theſſalier** den **Peloponneſus**, unter der Anführung der Nachkommen des **Herkules**, erobert hatten: ſo ward das Recht der doppelten Stimme, welches den **Doriern** gehörete, unter dieſe **herakliddiſchen Dorier** und unter diejenigen getheilet, die in den Thälern des **Pindus** geblieben waren. Ungeachtet dieſe letztern nur noch drey bis vier Dorfſchaften ausmacheten, ſo behielten ſie doch, nebſt dem Titel einer **Metropolis** aller **doriſchen** Colonien, das Recht, einen Abgeordneten in die Verſammlung der **Amphiktyonen** zu ſchicken; die **peloponneſiſchen Dorier** ernannten den zweyten.

Eben dieſes begegnete den **Joniern**. Das doppelte Recht zu ſtimmen, theilete ſich unter diejenigen, die im **Attiſchen** blieben, und unter diejenigen, die nach **Klein Aſien** giengen, welchem ſie ihren Namen, **Jonien** gaben: und obgleich die Stadt **Athen**, die Hauptſtadt der **attiſchen Jonier**, allezeit als die **Metropolis** der **ioniſchen** Colonien angeſehen ward, ſo ernannte ſie doch nur einen einzigen Abgeordneten. Folglich ungeachtet die Zahl der **amphiktyoniſchen** Städte ſich zu vermehren ſchien, ſo blieb doch die Zahl der vier und zwanzig Abgeordneten immer einerley.

Als in der folgenden Zeit die **Phocäer** ihres Rechtes, durch einen Ausſpruch der **Amphiktyonen** beraubet wurden: ſo übergab man daſſelbe den **Macedoniern**, welche dadurch dem **helleniſchen** Körper einverleibet wurden. Und als eben dieſe **Amphiktyonen** es für gut befanden, dieſes

Recht den **Phocäern** zu übertragen, nachdem die **Gallier** einen Anfall auf den Tempel zu **Delphis** gethan: ſo gab man daſſelbe einer alten Stadt, die nicht mehr vorhanden war. Folglich, und trotz allen dieſen Veränderungen, beſtand der Landtag nur aus zwölf Völkerſchaften, und aus vier und zwanzig Abgeordneten.

In der Folge vermehreten die **Römer** die Zahl der **amphiktyoniſchen** Städte: allein ſie hatten das Recht nicht mehr, zu allen Verſammlungen Abgeordnete zu ſchicken; nur einige behielten daſſelbe, und man richtete die Ordnung ein, nach welcher die übrigen dieſes Rechts genießen ſollten. Dieſes Tribunal beſtund noch unter den Kaiſern; allein ſeine Verrichtungen ſchränketen ſich bloß bey der Verwaltung und Policey des Tempels ein, und es ward nicht eher, als mit dem Heydenthume zugleich abgeſchaffet.

Herr von **Valois**, welcher ſeinen Gegenſtand gern in ein ſolches Licht ſetzen wollte, daß nichts mehr zu wünſchen übrig bliebe, fügete der Geſchichte der **Amphiktyonen** noch verſchiedene Abhandlungen bey, in welchen er eine umſtändliche Geſchichte des **delphiſchen** Tempels, und derer verſchiedenen Widrigkeiten mittheilete, denen er ausgeſetzet geweſen. Hierauf zeigete er, worinnen die gewöhnlichen Einkünfte dieſes Tempels beſtanden, und wie hoch ſich der Schatz derer Opfer belaufen, die die Andacht des Volkes dahin gewidmet hatte. Hierauf ſchreitet er zu den zween Kriegen, welche auf Befehl oder unter der Anführung der **Amphiktyonen** geführet worden, um die Rechte und Befreyungen des Orakels zu vertheidigen. Er ſchreibt eine Geſchichte davon, indem er die Umſtände ſammlet, welche in den alten Schriftſtellern zerſtreuet ſind.

Dieſe zween Kriege heißen die **heiligen** oder **geheiligten Kriege**, weil ſie aus einem Religionstriebe kamen. Der erſte hatte zum Gegenſtande, die Foderungen derer zu **Kriſſa** zu vernichten: die, da ſie die Herren des einzigen

Hafens waren, durch welchen man zu **Delphis** anlangen konnte, eine Abgabe von denenjenigen ſoderten, die dahin kamen, das Orakel zu befragen. Die **Athenienſer**, **Sicyonier** und **Theſſalonier** liehen den **Amphiktyonen** Kriegsvölker. Der berühmte **Solon** war bey dieſem Kriege zugegen, aber ohne Befehlshaberſchaft. Er währete zehn ganze Jahre, und hörete erſt im 590ſten Jahre vor **Chriſto**, durch die Einnahme von **Kriſſa** auf, welches geſchleifet, zu einem Dorfe gemacht und unter die Bothmäßigkeit des Tempels gebracht ward. Das Gebieth von **Kriſſa** ward ebenfalls dem Gotte zugeſprochen, und durch eine Art von Verfluchung, nach welcher man deſſen Aecker nicht bearbeiten dorfte, demſelben geweihet. Sie wurden zu Viehweyden gebrauchet, von wannen die **Pilgrime** die Opferthiere holeten, die ſie dem Gotte darbrachten.

In eben dieſem Jahre ſetzten die **Amphiktyonen** auch die Spiele oder gymniſchen Kämpfe ein: welche von vier zu vier Jahren, nach Art der **olympiſchen** Spiele gefeyert, und in kurzer Zeit ſehr berühmt wurden.

Der zweyte Krieg folgete erſt ungefähr zwey hundert und dreyßig Jahre auf den erſten. Derſelbe ward wider die **Phocäer** geführet, welche unter dem Vorwande, daß der Tempel und die Stadt **Delphis** einen Theil vom **Phocidiſchen** ausmachten, ſich der geweihten Ländereyen bemächtigten und ſelbige bearbeiteten. Die **Thebaner** waren die einzigen, die ſich für die **Amphiktyonen** erkläreten. Die **Lacedämonier** ſtunden den **Phocäern** bey, aber ſchwach; indem der Verluſt in den Schlachten bey **Leuktrum** und **Mantinea**, und die Wiederherſtellung der **Meſſenier**, ſie außer Stand ſetzete, ihnen genugſame Hülfe zu leiſten. Die **Athenienſer**, welche damals Feinde der **Thebaner** waren, blieben neutral, und begnügten ſich nur ihre Vermittelung anzubiethen.

Die Phocäer, welche in den erſten Jahren des Krieges doch noch einige Ehrfurcht gegen den Schatz des Orakels geheget hatten, hielten in der Folge kein Maaß mehr; und ſonder Scheu vor dem Gotte, den ſie doch anbetheten, bemächtigten ſie ſich deſſelben und brauchten ihn, die fremden Soldaten zu bezahlen. Dieſer Schatz beſtund in Gefäßen, Dreyfüßen, Tiſchen und Bildſäulen von Gold und Silber. Diejenigen unter den Alten, die noch mit der größten Mäßigung davon geſprochen, ſetzen das Gewicht des Goldes auf drey hundert und neunzig Talente, oder ungefähr zwey und vierzig tauſend Mark; das Gewicht aber des Silbers auf ſechs tauſend Talente, das heißt, auf ſechs mal hundert und zwey und vierzig tauſend Mark.

Die Summe, die ungefähr drey und funfzig franzöſiſche Millionen beträgt, hätte die **Phocäer** wohl in den Stand ſetzen ſollen, den Krieg geſchwind zu endigen und die **Thebaner** zu untertreten. Allein es iſt etwas ſeltenes, daß nicht eben dieſelbe Verderbniß des Herzens, welche die Menſchen verführet große Verbrechen zu begehen, nicht auch auf ihr übriges Verhalten einen Einfluß habe, und ihren Verſtand verkehre. Der größte Theil dieſer drey und funfzig Millionen ward von den Anführern entwandt, und das übrige in kurzer Zeit durchgebracht. **Philippus**, König von **Macedonien**, den die **Amphiktyonen** um Beyſtand anfleheten, ungeachtet er nicht vom helleniſchen Körper war, ſtellete ſich an die Spitze des griechiſchen Heeres, und zog den **Phocäern** entgegen. Ihr Anführer, **Phaleukus**, war nicht im Stande zu widerſtehen, er zog ſich mit ſeiner Mannſchaft zurück, und überließ ſeine Mitbrüder aller Rachſucht der **Amphiktyonen**.

Damals ward den **Phocäern** das amphiktyoniſche Recht benommen, und den **Macedoniern**, mit der Aufſicht über den Tempel, und des Orakels, gegeben.

Dieſer dem Anſehen nach nicht ſonderlich wichtige Vorfall, hatte die wichtigſten Folgen. **Philippus**, welcher dadurch in den **helleniſchen** Körper aufgenommen ward, machete ſich bald zum Herrn der Rathſchläge des Tribunals. Er machete, daß man den Krieg wider den König von **Perſien** beſchließen mußte, und ward zum Feldherrn desjenigen Kriegsheers erkläret, zu welchem alle helleniſchen Städte Beytrag thun mußten.

Nach **Philipps** Tode zwang **Alexander** die Griechen, ihm eben denſelben Titel zu ertheilen, welcher den Königen von **Macedonien** nicht nur einen Vorzug, ſondern auch eine Art von Obergewalt über die übrigen **helleniſchen** Völker ertheilete. Der Krieg von **Theben** und die gänzliche Zerſtörung dieſer Stadt, zeigeten, wie weit **Alexander** die Rechte ſeines neuen Titels ausdehnete. Seine Nachfolger im macedoniſchen Reiche, gaben vor: ſie hätten ſie beybehalten, und übeten ſie in verſchiedenen Gelegenheiten aus. Damals erfuhr Griechenland dasjenige Schickſal, welchem freye Staaten ſelten entgehen, wann ſie ſo unverſtändig ſind, einem mächtigen Nachbar einen Titel zu ertheilen, der ihm ein Recht giebt, an ihren Rathſchlägen Theil zu nehmen, und ſich in ihre Regierungsforme zu mengen. Bald gerieth daſſelbe faſt in eine gänzliche Abhänglichkeit von **Macedonien**. Das allgemeine Beſte gerieth ins Vergeſſen, und die einzelnen Beſtrebungen einiger Staaten ihre Unabhänglichkeit beyzubehalten, dieneten nur dazu, den Verluſt der allgemeinen Freyheit zu befördern; indem ſie den **Römern** Mittel darbothen, Griechenland völlig unters Joch zu bringen, unter dem Vorwande daſſelbe gegen die **Macedonier** zu beſchützen.

Der zweyte heilige **Krieg**, deſſen Folgen eine ſo wichtige Veränderung vorbereiteten und nach ſich zogen, verdienete eben ſo ſorgfältig unterſuchet und ſo umſtändlich beſchrieben zu werden, als es vom Herrn **von Valois** in denen verſchiedenen Abhandlungen geſchehen, deren Gegenſtand er iſt.

In derſelben Zeit als er mit dieſen Unterſuchungen beſchäfftiget war, ließ er ſich in eine andere Arbeit ein, zu welcher ihn nichts verbinden konnte, als die Begierde, der gelehrten Welt nützlich zu ſeyn, und einem vor vielen Jahren verſtorbenen Freunde Ehre zu erweiſen. Herr **Vaillant**, Mitglied unſerer **Akademie**, hatte ein Werk hinterlaſſen, welches die Geſchichte der **parthiſchen, bithyniſchen, pontiſchen** und **boſphoriſchen** Könige enthielt; in welchem er alle die Münzen angebracht hatte, die er von dieſen verſchiedenen Prinzen nur hatte auftreiben können. Allein dieſe unförmliche, unleſerliche, und faſt der Schreibart nach, nur einem Entwurfe ähnliche Schrift, hatte nöthig, nicht nur nachgeſehen, ſondern auch von einem Ende zum andern noch einmal durchgegangen zu werden; und dieſes von jemanden, welcher die hiſtoriſche Gelehrſamkeit mit der Münzwiſſenſchaft verbände. Dieſes nahm Herr **von Valois** über ſich; und die einzige Durchſicht der Geſchichte der **Arſaciden**, koſtete ihm acht Monathe einer anhaltenden, ſchwierigen und langweiligen Arbeit. Er gab dieß Werk 1725, unter Herrn **Vaillants** Namen, nebſt einer Vorrede eines Ungenannten, heraus; und wollte auch der Welt nicht einmal ſagen, wie viel Theil er an dieſem Werke hätte.

Als ſeine Geſchichte der **Amphiktyonen** zum Ende war, ſo erlaubeten ihm ſeine ſchwachen Augen und ſeine wankende Geſundheit, die immer ſehr zärtlich geweſen war, nicht, den Grundriß zu einer neuen Arbeit zu machen. Damit er aber doch fortfahren möchte, wie er immer gethan, die Pflichten gegen die **Akademie** zu erfüllen: ſo ſetzte er ſich vor, uns diejenigen Beobachtungen mitzutheilen, die ſeine beſtändige Beſchäfftigung mit den Münzen, ihm Gelegenheit gegeben hatte, über das große Werk des Grafen **Mezzabarba**, oder über den Catalogue raiſonné aller lateiniſchen Kaiſermünzen aufzuſetzen.

Im 1746ſten Jahre unterbrach er dieſe Beobachtungen, um uns kurze Beſchreibungen, Erklärungen einiger ſeltenen und ſonderbaren Münzen ſeines eigenen Cabinets, mitzutheilen: worinnen er mehr als ſechs tauſend Stück Münzen von allerley Arten von Modeln geſammlet hatte; unter andern eine Folge von zwey tauſend Kaiſermünzen in großem Erz.

Er war überzeuget, daß wenn er ſolchergeſtalt die einzelnen, ſeltenſten und ſonderbarſten Münzen ſammlete, welche in dem Schatten der Privatcabinetter vergraben bleiben, man in kurzer Zeit die Münzwiſſenſchaft vollkommener machen würde; indem die Liebhaber dieſer Wiſſenſchaft, in den Stand gerathen würden, diejenigen Lücken auszufüllen, die auch in den vollſtändigſten Verzeichniſſen der Sammlungen noch übrig bleiben; und in denſelben diejenigen Fehler zu verbeſſern, die man bey Abzeichnung entweder untergeſchobener oder übelbewahreter Münzen unmöglich hat vermeiden können; indem man an ſelbigen die Bilder und Schrift oftmals erſt hat errathen müſſen.

Herr **von Valois** war eben im Begriffe, uns eine zweyte Abhandlung zu übergeben, als er dieſen Sommer von einer Krankheit überfallen ward, daran er den 27ſten Aug geſtorben iſt. Er war ſechs und ſiebenzig Jahre alt. Die Krankheit war eine Art von Ermattung und Auslöſchung: folglich behielt er ſeine Vernunft bis an den letzten Tag ſeines Lebens gegenwärtig.

Seine Gemüthsart war überaus gleichförmig, und both nichts ſonderbares dar, als eine bis zur Ausſchweifung getriebene Beſcheidenheit und ein Mistrauen gegen ſich ſelbſt: welche vielleicht mehr als einmal hinderlich geweſen ſind, daß man ſeiner Fähigkeit und dem weiten Umfange ſeiner Wiſſenſchaft in denen Materien, auf die er ſich geleget hatte, nicht Recht genug wiederfahren laſſen. Dieſes Urtheil haben alle diejenigen von ihm gefället, die durch einen vertrauten Umgang am meiſten im Stande geweſen, ihn recht gut zu kennen.

LXXV.

Leben

des Herrn Danchet, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1748 in der Akademie vorgeleſen.

Anton **Danchet** ward zu **Riom** in **Auvergne** den 7ten Sept. 1671 gebohren. Seine Aeltern waren **Anton Danchet** und **Lucretia Mandonnet**, Bürgersleute dieſer Stadt.

Das mäßige Vermögen ſeiner Aeltern hielt ſie gleichwohl nicht ab, alles zu thun, was ihnen möglich war, um ihm eine gute Erziehung zu verſchaffen. Sie thaten ihn in das Collegium der PP. Oratorii: allwo er ſich gar bald durch ſeinen Fleiß und ſeine glückliche Geſchicklichkeit zu den Wiſſenſchaften hervorthat. Allein eine Uneinigkeit mit ſeinem vorgeſetzten Lehrer, brachte ihn auf die Gedanken, nach **Paris** zu gehen, allwo er Beyſtand zu Fortſetzung ſeiner Studien zu finden hoffete.

Da er ſchon ziemlich ſtarker Leibesbeſchaffenheit war, ſo überſtand er auch die Beſchwerlichkeiten einer Reiſe, deren Fortſetzung auf bloße Glücksfälle ankam. Als er in **Paris** angekommen war, beſuchete er einen ehrlichen Geiſtlichen, den er in der Provinz hatte kennen lernen, und deſſen Wohnung er wußte. Dieſer Geiſtliche brachte ihn in ein Privathaus. Hier trug man dem jungen **Danchet** auf, einigen Kindern in ihren erſten Studien Anleitung zu geben; indeſſen daß er ſelbſt, bey den Jeſuiten, diejenigen fortſetzete, die er zu **Riom** angefangen hatte.

Seine Sanftmuth, ſein ungezwungener Witz, eine beſondere Richtigkeit ſeinen Pflichten nachzukommen, erwarben ihm die Gunſt derer Perſonen, in deren Haus die Vorſehung ihn geführet hatte. Eben dieſe Eigenſchaften, die mit dem glücklichſten Gedächtniſſe, und einer recht brennenden Begierde zur Arbeit vergeſellſchaftet waren, erhoben ihn in kurzer Zeit gar merklich über ſeine Mitſchüler. Er bekam allemal die oberſten Stellen, und erhielt faſt allezeit die Preiſe.

Seine natürliche Liebe zur Dichtkunſt, und die Güte ſeiner kleinen lateiniſchen Gedichte, zeigeten ſchon damals die Gabe an, die ſich nach dieſem bey ihm entwickelt hat.

Als einſtens eines von ſeinen Gedichten dem berühmten Herrn **Herſan** zu handen kam, welcher Hofmeiſter des Herrn Abts **von Louvois** war, wollte er den jungen **Danchet** ſprechen: es ſey nun um zu ſehen, ob ſein Charakter mit demjenigen übereinſtimmete, was er von ihm hatte ſagen hören; oder um überzeuget zu werden, daß er wirklich der Verfaſſer derer lateiniſchen Verſe wäre, die er zu ſehen bekommen hatte. Sobald er ihn hatte kennen lernen, fügete er ihn ohne Bedenken der kleinen Zahl derer auserleſenen Schüler bey, die er dann und wann bey ſeinem Untergebenen verſammlete, um durch ihr Beyſpiel und den Anblick ihrer Zunahme, ſeine natürliche Liebe zu den Wiſſenſchaften zu ermuntern.

Mitten unter den wichtigſten Staatsgeſchäfften, fand der Herr **Marquis von Louvois**, ein Kopf, der gebohren war, um allem eine Genüge zu thun, noch die Zeit dieſer Art gelehrter Kampfsübungen beyzuwohnen, die mehrentheils zu **Meudon** geſchahen; und er belohnete als ein Staatsmann, die Verdienſte dererjenigen, die ſich darbey hervorthaten. In einer von dieſen Uebungen, da der junge **Danchet** den ganzen **Horaz** auswendig hergeſaget hatte, erhielt er eine Belohnung von dreyßig Louisd'or.

Er erlernte noch die Rhetorik unter dem **P. Jouvency** im 1691ſten Jahre, und das lateiniſche Gedicht auf die Einnahme von **Mons**, welches er dem **P. de la Chaiſe** zuſchrieb, übertraf nach dem Urtheile der Kenner, die große Zahl aller übrigen, die zu gleicher Zeit über eben dieſe Begebenheit herauskamen.

Kaum war das Jahr ſeiner rhetoriſchen Uebungen vorbey, als der P. **Jouvency**, der ihn für ſeinen beſten Schüler hielt, ihn trotz ſeiner Jugend vorſchlug, einen Lehrerſtuhl der Rhetorik in der Stadt **Chartres** zu bekleiden. Folglich gieng Herr **Danchet**, welcher höchſtens ein und zwanzig Jahre alt war, faſt ohne Zwiſchenraum, vom Schülerſtande zum Lehrerſtande über.

In dieſem Amte that er ſich durch verſchiedene öffentliche Handlungen ungemein hervor; durch lateiniſche Gedichte, ja ſelbſt durch einige franzöſiſche Poeſien; die mehrentheils an den Herrn Godet **Desmarez**, Biſchof von **Chartres** gerichtet waren, an welchen der P. **Jouvency** ihn empfohlen hatte.

Indeſſen merkete er gar zeitlich, daß er einen andern Schauplatz ſuchen müßte: und da er überzeuget war, daß die Gaben des Geiſtes, außer der Hauptſtadt nicht in ihr wahres Licht geſtellet werden können; ſo legete er ſeine Profeßion nieder, und kam 1696 wieder nach **Paris**.

Damals erwählete ihn die Frau **von Turgis** über die Erziehung ihrer zween Söhne zu wachen, die ſie in das Collegium **du Pleſſis** thun wollte. Herr **Danchet** ließ ſich die Aufführung dieſer jungen Leute, mit derjenigen gewiſſenhaften Aufmerkſamkeit angelegen ſeyn, die er lebenslang gegen alles gehabt, was er für ſeine Pflicht hielt. Als die Frau **von Turgis**, welche den ganzen Werth ſeiner Gefliſſenheit wohl einſah, 1699 krank geworden war: ſo mußte er ihr verſprechen, daß er ihre Kinder nicht verlaſſen wollte; und ſie ſetzte ihm in ihrem Teſtamente ein Gehalt auf lebenslang aus.

Bis dahin hatte Herr **Danchet** nur noch geringe Verſuche ſeiner Geſchicklichkeit zur franzöſiſchen Poeſie gemachet; allein einige Verſe, die man von ihm zu einem Ballet verlangete, welches vor dem **Dauphin** aufgeführet worden, lehreten ihn ſeine Kräfte kennen; und nun hielt er ſich für fähig, eine Oper, oder ein muſikaliſches Trauerſpiel zu verfertigen.

Heſione, ſein erſtes Werk in dieſer Art, erſchien 1700 und mit groſſem Beyfalle. Allein dieſer Beyfall misfiel der Gewiſſenhaftigkeit der Anverwandten ſeiner Untergebenen. Diejenigen, die nach dem Tode der Frau **von Turgis** ihrer Erziehung vorgeſetzet waren, begehreten eine eidliche Verſicherung von ihm, daß er ferner nicht für die Schaubühne arbeiten wollte. Er weigerte ſich, ein Bündniß einzugehen, welches er ſich nicht zu halten getrauete. Ueber dieſer Weigerung nahm man ihm nicht nur ſeine Untergebenen weg, ſondern wollte ihm auch das Gehalt auf lebenslang ſtreitig machen. Da dieſes Gehalt, ſo gering es auch war, ein Zeichen der Hochachtung von der Frau **von Turgis** war; und der Vorwand, den man brauchete, ihn deſſelben zu berauben, etwas beleidigendes in ſich hatte: ſo hielt er ſich für verbunden ſeine Rechte zu verfechten, und einen Proceß zu führen, den er auch 1701 gewann.

Die Seltſamkeit dieſes Proceſſes, in welchem man, wie es ſchien, mit dem Namen eines Theaterdichters eine Art von Ehrloſigkeit verknüpfen wollte, erregete die Neugier des gemeinen Weſens, und zog deſſen Aufmerkſamkeit auf den Herrn **Danchet**. Das Zeugniß, welches ſeine Freunde, das heißt, alle die ihn kannten, ſeinem Charaktere und ſeiner Aufführung gaben, zogen eben dieſes gemeine Weſen auf ſeine Seite, und flößeten ihm diejenige Gewogenheit ein, welche ſo geſchickt iſt, denjenigen Ruhm zu befeſtigen, welchen man ſich durch ſonderbare Gaben erwirbt.

Da Herr **Danchet** durch ſeinen erſten glücklichen Erfolg ermuntert ward, ſo widmete er ſich beyden Schaubühnen. Man hat dreyzehn bis vierzehn Opern von ihm, deren verſchiedene mehr als einmal mit Beyfalle aufgeführet worden ſind. Man weis, daß in dieſer Art von Werken, der Beyfall nicht von der Güte des Gedichtes abhängt.

Dem franzöſiſchen Theater lieferte er vier Trauerſpiele: **Cyrus**, die **Tyndariden**, die **Herakliden** und **Nitetis**, welche unter den neuern Trauerſpielen allezeit einen ruhmvollen Platz behalten werden. Gleichwohl ſcheint es, daß ſeine Opern der allgemeinen Meynung nach, höher geachtet werden als ſeine Tragödien. Da dieſe zwo Arten von Arbeiten, eine jede ihre eigene Schreibart haben, und eine jede einen eigenen Schwung des Geiſtes erfodern: ſo iſt es faſt unmöglich, daß ein einziger Menſch in beyden gleich glücklich ſeyn könne.

Der verſtorbene Herr **de la Motte**, welcher beyde Laufbahnen mit Ehren durchgangen war, und nicht nur das ganze Verdienſt ſeiner Mitwerber mit Vergnügen gewahr werden konnte; ſondern ſie auch gern andern kennbar machete, hat mehr als einmal geſaget, wann er ſich erkläret hatte, worinnen eine gute Oper beſtünde: daß nach dem **Quinault**, welcher in dieſer Gattung, uns auf einmal die erſten Verſuche und die Muſter gegeben hat, niemand ſo ſehr als Herr **Danchet** derjenigen Vollkommenheit nahe gekommen wäre, deren dieſe Art von Gedichten fähig iſt.

Ungeachtet Herr **Danchet** von Seiten ſeiner übrigen Mitbuhler nicht eben dieſelbe Billigkeit fand: ſo widerſtund er doch ſonder Mühe, der einem Dichter ſo gefährlichen Verſuchung, ſich durch ſeine eigenen Waffen zu rächen. Indeſſen wandte er ſie doch ein einziges mal an, aber auf eine Art, die wohl zeiget, wie unfähig er geweſen, ſie zu misbrauchen.

Ein gewiſſer verdienſtvoller Mann, welcher durch falſche Berichte wider ihn aufgebracht worden war, taſtete ihn in einer Satyre, mit ſo vieler Bitterkeit, als Unbilligkeit an. Er antwortete demſelben in einem Sinngedichte, welches den Satyrenſchreiber auf immerdar lächerlich gemacht haben würde, wenn es wäre bekannt geworden. Herr **Danchet** ließ ihm eine Abſchrift davon, mit dem Vermelden zuſtellen, daß er der Verfaſſer davon wäre. Dieſer erwählete den weislichen Entſchluß, ſich an den Herrn **Danchet** ſelbſt zu wenden, welcher ihn zufrieden ſprach: mit dem Vermelden, die einzige Abſchrift die davon vorhanden wäre, ſey die, die er ihm zugeſtellet hätte; er hätte es auch niemanden vorgeſaget. Seine Abſicht ſey nicht geweſen, ihm zu ſchaden, ſondern ihm nur aus eigener Erfahrung zu zeigen, wie unbillig er gehandelt hätte, und wie leicht es wäre, ſich durch dergleichen Mittel zu rächen. Auch die beſten Freunde des Herrn Danchet haben nie erfahren können, mit welcher Perſon ihm dieſe Begebenheit widerfahren ſey.

Als ihn nun die Gewiſſenhaftigkeit der Verwandten ſeiner Untergebenen, zu einem freyen Menſchen gemachet hatte: ſo ſchloß er und beobachtete gewiſſe Verbindungen, an welche die Beſorgung ſeines ehemaligen Poſtens ihm nicht erlaubet hatte nur zu denken, und ſeine Gemüthsart machete ihm faſt alle diejenigen zu Freunden, die ihn nur kannten. Unter dieſen will ich nur die Herren **von Bignon** nennen: deren Namen, welcher den Wiſſenſchaften überhaupt ſo theuer iſt, dieſer Akademie inſonderheit allemal ſchätzbar ſeyn wird. Er behielt auch gegen ſie eine Ergebenheit, welche niemals durch nichts hat geſchwächet werden können.

Seinen Vater hatte er ziemlich frühzeitig verloren; ſeine Mutter aber lebete ſehr lange; und ſobald er anfieng einige Früchte ſeines gelehrten Fleißes einzuſammlen, ſo mäßig ſie auch waren, ſo eilete er, dieſelben mit ihr zu theilen, wobey er ſich ſo gar von ſeinem nothwendigen Unterhalte, der ſehr mäßig war, Abbruch that. Als er ſich durch ſeine Theaterarbeiten einige gewiſſe Einkünfte erworben, ließ er ſie nach **Paris** kommen, und überließ ihr einen Theil ſeines kleinen Vermögens. Er würde geglaubet haben, derjenigen Hochachtung zu ermangeln, die er ihr ſein ganzes lebenlang bezeiget hat, wenn er ſie nicht ganz und gar von ihm ſelbſt unabhänglich gemächet hätte. Die Empfindungen, welche die Natur allein wirken muß, ungeachtet ſie es auch nicht allemal thut, waren nicht die einzige Triebfeder deſſen, was er bey dieſer Gelegenheit that: die Quelle davon war eine ungemeine Uneigennützigkeit und Ehrerbiethung gegen alle ſeine Pflichten, und mindeſten Verbindungen, die er niemals aus den Augen geſetzet hat.

Ich will nur ein einziges Beyſpiel davon anführen. Als er noch bey den jungen Herren **von Turgis** war, ſo wünſchete eine der vornehmſten Standesperſonen (*), ihm die Erziehung eines einzigen Sohnes aufzutragen, welcher

---

*) Die Frau von Chaſtillon, Mutter des Herzogs von Chaſtillon, ehemaligen Hofmeiſters des Dauphin.

ſeiner Geburt nach zu den höchſten Würden beſtimmet war. Die gegenwärtigen Vortheile, welche dieſe Stelle begleiteten, und die Hoffnung unter einen mächtigen Schutz zu kommen, konnten den Herrn **Danchet** nicht wankend machen. Er bezeugete, wie ſehr er die Ehre erkenne, die dieſer Vorſchlag ihm erzeigete; allein, ſagte er, ich könnte ihn nicht annehmen, ohne mich zugleich deſſelben unwürdig zu machen, indem ich aus eigennützigen Abſichten, meinen ehemaligen Verbindungen entſtehen würde.

Er kam 1705 in dieſe Akademie, und ſtieg ſchon gleich im folgenden Jahre zur Würde eines Beyſitzers. Ungeachtet ſeine Liebe zur franzöſiſchen Poeſie, und die Werke, mit denen er damals beſchäfftiget war, ihm nicht erlaubet hatten, ſich auf diejenigen Studien und Unterſuchungen zu legen, welche diejenigen Wiſſenſchaften erfodern, die unſer Hauptgegenſtand ſind: ſo war er doch viele Jahre hindurch ſehr gefliſſen, die Pflichten eines Akademiſten zu erfüllen. Wir haben in unſerm Verzeichniſſe verſchiedene Abhandlungen von ihm, unter andern eine von den Gaſtmahlen bey den Römern und Griechen, und verſchiedene Aufſätze, die Pracht bey den Triumphen, die Ceremonien bey den Heurathen, die Jagd der Alten, und die in Griechenland der **Ceres** zu Ehren eingeführten Feſte, betreffend.

Wenn ja an einigen dieſer Abhandlungen wegen der Gründlichkeit der Unterſuchungen noch etwas zu wünſchen übrig bliebe: ſo würden ſie doch alle wegen der reinen Schreibart, und wegen der Zierlichkeit und Anmuth, womit dieſe Materien abgehandelt ſind, den Beyfall der meiſten Leſer davon tragen: welche in dergleichen Stücken, wenigſtens eben ſo ſehr ſuchen beluſtiget zu werden, als ſich aus ſolchen Dingen zu unterrichten, deren Wichtigkeit, im Grunde, heut zu Tage nicht viel ſagen will.

Als er 1709 in die franzöſiſche Akademie aufgenommen ward, ſo ſchien dieſe neue Verbindung, die mit ſeiner Neigung und ſeinen Studien einſtimmiger war, die Oberhand über diejenige zu gewinnen, die er mit uns geſchloſſen hatte. Wir ſahen ihn nicht ſo oft mehr in unſern

Verſammlungen, worinnen er bis dahin ſehr fleißig erſchienen war; und ſeit der Zeit finden wir auch nichts mehr von ihm in unſern Protocollen. Er brachte nicht einmal die Aufſätze von den Feſten der Ceres zum Ende, deren erſten Theil er uns 1709 vorgeleſen hatte.

Die Gemüthsart des Herrn **Danchet** bewog ihn, dieſes ſich ſelbſt als eine Art von Untreue vorzuwerfen: und um ſein Gemüth in Anſehung der Vernachläßigung ſeiner erſten Verbindlichkeiten in Ruhe zu ſetzen, entſchloß er ſich, im Anfange des 1713ten Jahres, um die Stelle eines bejahrten Mitgliedes anzuhalten, und dem Gehalte gänzlich zu entſagen, ungeachtet er ſehr nahe dran war, weil er ein altes Mitglied und nichts minder als reich war. Gleichwohl brachte ihm auch dieſer Titel eines **Bejahrten**, die Akademie nicht gänzlich aus dem Sinne, und wir haben ſeit dem das Vergnügen gehabt, daß er noch ſehr oft unter uns Platz genommen hat.

Ich habe noch nichts von einer großen Menge kleiner Stücke in franzöſiſchen Verſen geſaget, wozu er ein beſonderes Geſchick hatte, und die ihm entweder die Freundſchaft, oder die Ergetzungen derer Geſellſchaften, mit denen er umgieng, in die Feder gaben. Sie ſind aber nie zuſammen gedrucket worden.

In dieſer Art von Werken, da man nicht leicht an die gelehrte Welt denket, ſondern lediglich nur mit denen redet, die einen ſchon kennen, zeiget der Dichter ſich allezeit ſo, wie er wirklich iſt: er drucket ſeine wahren Empfindungen aus, und ſchildert ſich ab, ohne es zu wiſſen. Dieſe Betrachtung ſollte diejenigen, die den Herrn **Danchet** geliebet haben, bewegen, dieſe verſchiedenen Stücke zu ſammlen, die ſeiner Gemüthsart nicht minder Ehre machen würden als ſeinem Witze.

Herrn **Danchets** Geſundheit, welche lange Zeit hindurch ſehr ſtandhaft und gleichförmig geweſen war, fieng 1746 an zu wanken; vielleicht hat er ſie auch durch das beſtändige Einnehmen mannigfaltiger Arzneyen noch mehr geſchwächet; dieß rühret aus einer Art von Ungeduld her, die allen denjenigen gewöhnlich iſt, die, da ſie lange einer dauerhaften Geſundheit genoſſen, mit den Schmerzen ſo zu ſagen in keiner Vertraulichkeit ſtehen. Ein Fluß, der ihn ſchon ſeit zwey Jahren quälete, warf ihn zu Anfange des Winters ganz und gar nieder. Er ſtarb den 20ſten Februar, im ſieben und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters. Er hatte 1728 **Marien Thereſien de la Barre** geheurathet, mit welcher er verſchiedene Kinder erzeuget hat, davon noch drey, nämlich ein Knabe und zwo Töchter am Leben ſind.

LXXVI.

Leben des Herrn von Mandajors, in der öffentlichen Verſammlung nach Oſtern 1748 in der Akademie vorgeleſen.

Johann Peter des Ours de Mandajors, ward zu Alais in **Languedoc** den 24ſten **Junius** 1679 gebohren. Sein Vater war **Ludwig des Ours**, Ritter, Herr von **Mandajors, Cauvas**, ꝛc: Oberamtmann der Grafſchaft Alais; und ſeine Mutter, **Maria von Aborlene de Severac.**

Nach dem gar zu übereilten, und wie er ſelbſt geſtund, ſehr unvollkommenen Hausunterrichte, den er genoſſen, hörete er in ſeinem zwölften Jahre die ganze Philoſophie, und diſputirte in ſeinem vierzehnten über gewiſſe allgemeine Sätze.

Waren ihm gleich damals die Lobſprüche ſehr lieb, die er bey dieſer Gelegenheit erhielt; ſo hatte er doch auch ſchon damals einen ſo richtigen Verſtand, daß er wohl einſah, wie er dieſelben lediglich ſeinem vortrefflichen Gedächtniſſe zu danken habe: und er hat ſeitdem geſaget, er habe ſich noch mehr darauf eingebildet; daß er die Sachen, die man ihm in dieſen zwey Jahren beygebracht hatte, geſchwind und völlig wieder vergeſſen hätte.

Gleich nach vollendeter Philoſophie ſah er ſich allen denen Zerſtreuungen ausgeſetzet, die bey jungen Leuten in den Provinzialſtädten gewöhnlich ſind. Gleichwohl behielt er (und dieß war, wie er ſagete, faſt die einzige Frucht ſeiner Studien) eine Liebe zu den Wiſſenſchaften, die er auch allezeit, mitten unter den Geſchäfften, und ſo gar den Vergnügungen beybehalten. Von der Zeit an, fieng er an die beſten lateiniſchen Schriftſteller nach einander, und mit Ueberlegung zu leſen, und dieſes Leſen war der Zuſatz und die Verbeſſerung ſeiner erſten Studien.

Als die Herrſchaft und Grafſchaft **Alais** durch eine Theilung mit dem Hauſe **Conde**, dem Prinzen **von Conti**, Aeltervatern des jetzigen, anheim gefallen war, that Herr **von Mandajors**, der Vater, 1696 eine Reiſe nach **Paris**, nahm ſeinen Sohn mit dahin, ſtellete ihn dem Prinzen vor, und erhielt für ihn die Anwartſchaft auf ſein Amt.

Ungeachtet der Sohn damals nur ſiebenzehn Jahre alt war, ſo wirkete doch ſein Aufenthalt in **Paris**, in ihm nur eine brennendere Liebe zu den Wiſſenſchaften. Er ſuchete den Umgang derer, die ſie bearbeiteten, um durch ihre Bekanntſchaft je mehr und mehr dasjenige zu erſetzen, was ſeinen erſten Studien abgieng, deren Unvollkommenheit er oftmals beklagete. Es gab aber auch noch einen andern Bewegungsgrund, warum er die Freundſchaft der Gelehrten, und einen genauen Umgang mit ihnen, ſuchete.

Sein Vater, der viel Verſtand hatte, und mehr Gelehrſamkeit beſaß, als man von jemanden aus der Provinz gewohnt iſt, hatte ein Werk unter dem Titel drucken laſſen: **Neuere Entdeckungen über den alten Staat Galliens zu Cäſars Zeiten**, in welchem er ſich gar zu ſehr einer ſtarken und fruchtbaren Einbildungskraft überlaſſen hatte.

So jung auch Herr **Mandajors** der Sohn noch war, ſo hatte er doch wohl gemerket, daß dieß Werk ihm die Kritik der Gelehrten zuziehen würde. Da er nun ſeinen Vater nicht überreden können, dieſes Werk ungedruckt liegen zu laſſen, ſo hatte er ſich doch geſchmäuchelt, daß ſein Umgang mit den Gelehrten, ihn in den Stand ſetzen würde, einen Tadel abwendig zu machen, der ſeinem Vater empfindlich geweſen wäre. Sein Anſchlag gelung ihm glücklich, dieſe neuen Entdeckungen blieben verſchonet; ſie ſind ins Vergeſſen gerathen, und nur einigen wenigen Liebhabern bekannt. Dieſe Sache, die ich vom Herrn **von Mandajors** ſelbſt weis, ſchien mir gar zu fähig zu ſeyn zu zeigen, wie ſchon damals ſein Herz und ſein Verſtand beſchaffen geweſen, als daß ich es mit Stillſchweigen übergehen dörfte.

Der **Prinz von Conti**, welcher ſeine Verdienſte erkannte und lieb gewann, war entſchloſſen, ihn nach **Paris** und zwar an ſich zu ziehen. Der Tod dieſes Prinzen aber, welcher 1709 erfolgete, ſtörete die gerechten Hoffnungen des **Herrn von Mandajors**, die er auf eine angenehme und vortheilhafte Verſorgung in **Paris** gefaſſet hatte, und führete ihn alſo wieder auf die Wiſſenſchaften und Geſchichte ſeiner Provinz zurück, auf welche er angefangen hatte, ſich zu befleißigen.

Nach einer Reiſe, die er in **Languedoc** gethan, faſſete er einen neuen Vorſatz ſich in **Paris** niederzulaſſen; und in dieſer Hoffnung bath er um einen Platz in dieſer **Akademie**, in welche er zu Anfange des 1712ten Jahres trat.

Wenige Tage nach ſeiner Aufnahme, las er uns eine Abhandlung von dem Heerzuge **Hannibals** nach **Gallien** vor: und ungeachtet der oftmaligen Abweſenheit, zu welcher ihn unverhoffte Geſchäffte in den drey folgenden Jahren verbunden, ſo ließ er doch kein Jahr vorbeyſtreichen, ohne uns denjenigen Zoll abzuſtatten, den er uns ſchuldig war. Da es ihm aber zuletzt unmöglich ward, die Provinz zu verlaſſen, ſo ſuchete er wenigſtens nebſt dem Titel eines Akademiſten das Recht beyzubehalten, unſern Verſammlungen beyzuwohnen. Da nun die Stelle eines **Bejahrten** keinem **Zöglinge** zukömmt, ſo verlangete er in die Claſſe der **Beyſitzer** aufgenommen zu werden. Er ward es auch den 9ten **Auguſt** 1715 und den 23ſten deſſelben Monaths erhielt er den Titel eines **Bejahrten**.

Die Sorgfalt, mit welcher Herr **von Mandajors** die **Akademie** beybehielt, zeigete, wie ſehr er uns ergeben wäre. In den häufigen Reiſen, die er nach **Paris** that, kam er in unſere Verſammlungen, entweder um uns Abhandlungen mitzutheilen, an denen er zu Hauſe gearbeitet hatte; oder um die **Akademie** um diejenigen Schwierigkeiten zu befragen, die ihm vorgefallen waren, und ihr die Abſichten zu eröffnen, die er zu deren Auflöſung hatte. Verſchiedene ſolcher Abhandlungen ſind in unſre Memoires gedruckt: die andern ſtehen alle beyſammen in einem Werke, welches er unter dem Titel heraus gegeben: **von der kritiſchen Geſchichte von Languedoc**, die 1732 mit Genehmhaltung der **Akademie** gedrucket worden.

Herr **von Mandajors** ſammlete darinnen alle Vorfälle, welche durch zuverläßige Zeugniſſe beſtätiget werden, und bemühete ſich ſie zu vereinigen, oder wenn ſie es nöthig hatten, es ſey nun durch bloße Noten, oder weitläuftigere Abhandlungen zu erläutern, wann die Schwierigkeiten es erfoderten. Ungeachtet er in Anſehung aller Muthmaßungen ungemein behutſam war, ſo findet man dennoch in ſeinem Werke von den Völkern in **Gallien**, verſchiedene ſowohl neue als vernünftige Anmerkungen, über die natürlichen Gränzen, die die Völker von einander abſonderten, über verſchiedene Bündniſſe und Verſchwörungen, die eine gewiſſe Anzahl von Städten in einen einzigen politiſchen Körper verbanden.

Er zeiget z. E. daß die Völker, welche am Morgen der **Rhone**, zwiſchen dieſem Fluſſe und den **Alpen**, unter dem Namen **Allobrogen**, **Vocontier**, **Ligurier** u. ſ. w. gewohnet, und diejenigen, die unter dem Namen der **Volſcier**, nach der Zeit ſich gegen den Abend dieſes Fluſſes gezogen, in gar keinem politiſchen Bündniſſe mit den **Celten**, derer an der **Seyne**, dem **Ocean**, dem **Cevenniſchen** und der **Rhone** gelegenen Länder geſtanden. Er zeiget auch, daß die erſten dieſer galliſchen Völker, zum Unterſchiede der **celtiſchen** Nationen, unter einander nicht verbunden geweſen, und nicht einen einzigen Körper ausgemachet haben, der ſich durch eine beſondere Benennung unterſchieden hätte.

Dieſe Völker hießen zwar in der That **Celten**; eben durch ſie war dieſer Namen den Griechen bekannt geworden. Sie hatten mit den übrigen **celtiſchen** Nationen einerley Urſprung; und macheten gleichwohl nicht einerley Staat mit ihnen aus. Herr **von Mandajors** hatte 1715 angefangen dieſe Grundſätze in einer vortrefflichen Abhandlung über die Kriege der **Gallier** mit den **Römern** [illegible] zu ſetzen, von welcher er uns damals den erſten Theil vor[illegible]er die vorläufigen Sachen desjenigen Gegenſtandes ent[illegible], den er abhandeln wollte.

Im 1725ſten Jahre theilete uns Herr **von Mandajors** ſeine Unterſuchungen über das Alterthum der Stadt **Alais**, als ſeiner Vaterſtadt, mit. Er führete daſſelbe nicht höher hinauf, als bis ins VIte Jahrhundert; allein er glaubete, dieſe Stadt müſſe das **Areſitum** ſeyn, allwo der König **Sigebert** einen Biſchofsſitz errichtet, der länger als ein Jahrhundert beſtanden hat, und deſſen Gebieth eine gewiſſe Anzahl von Dörfern enthielt, die man den **Weſtgothen** weggenommen hatte. Dieſer letzte Umſtand veranlaſſete den Herrn **von Mandajors** zu unterſuchen, welches denn die mitternächtlichen Gränzen **Gothiens** in **Languedoc** geweſen, und dieſe Unterſuchung, davon er uns 1727 Rechnung that, ſetzete ihn in den Stand zu verſichern: daß der Kirchſprengel von **Areſitum** nicht der Canton von **Rouergue** ſeyn könne, welcher bereits ſeit dem XII Jahrhunderte den Namen **Larſat** führet, und daß man ihn im Lande **Alais** ſuchen müſſe.

Herr **von Mandajors** hatte bey guter Zeit gelernet, die Liebe zu den Wiſſenſchaften mit den Sitten der groſſen Welt zu vereinigen, die er liebete, und die ihn wieder liebete. Ein ernſthaftes kaltes Ausſehen, was gleichwohl nicht gezwungen war, gab bey ihm einer Lebhaſtigkeit und Munterkeit, die man ſeiner Geſichtsbildung nicht anſah, eine neue Anmuth. Seine Einbildungskraft war ſtark, reich, und zierlich; aber allemal durch eine richtige Vernunft und eine Gewohnheit geordnet, nachzudenken, die er ſich faſt von Kindheit an angewöhnet hatte.

In ſeiner Jugend hatte er Luſt zur Dichtkunſt gehabt, und einige Stücke, die noch von ihm vorhanden ſind, zeigen: daß er darinnen glücklich geweſen ſeyn würde, wenn er ſich darauf hätte legen wollen. Allein er ſagte ſelbſt, daß ſein Umgang mit den beſten Dichtern ſeiner Zeit, die er ſehr wohl gekannt hatte, ihn gelehret hätte, keine Verſe mehr zu machen. Er entſagete der Dichtkunſt auch ſehr zeitig, und hielt ſich einen Vers nur dann zu gute, wann die Freude, oder die Begierde, diejenigen Perſonen zu vergnügen, mit denen er lebete, ihm dieſelben abzwang. In denen Verſen aber, die ihm dann entwiſchten, beobachtete er gewiſſenhaft das Geſetz, den Wohlſtand zu verehren, und keinen Menſchen zu beleidigen; ein Geſetz, welches er ſich von Jugend auf vorgeſchrieben, und welches er nie verletzet hat.

Er war ein Feind der Satyre und Schmähſucht. Sein Grundſatz war: daß, wann man einen Fehltritt auf Koſten des Witzes desjenigen entſchuldigen könnte, der ihn begangen hatte, man niemals ſein Herz beſchuldigen müßte.

Ungeachtet die Geſchichte die vornehmſte Beſchäfftigung des Herrn von **Mandajors** war, ſo hatte er doch noch viel andere Kenntniſſe damit verbunden, welche ſeine Unterredungen ſo mannigfaltig, als angenehm macheten. Das Beſte der Prinzen verſtund er aus dem Grunde, und wäre zu Staatsunterhandlungen ſehr tüchtig geweſen.

Er übete ſeinen Witz, zuweilen allerley Entwürfe zu Schaumünzen, Deviſen und Aufſchriften zu erfinden; unter andern diejenige, welche unter die Bildſäule zu Pferde von **Ludwig** dem XIV geſetzet ward, welche zu **Montpellier** von den Staaten der Provinz aufgerichtet ward.

In ſeinen Empfindungen war er ſehr ſtandhaft und erhaben, ſein Charakter aber war gar nicht hart. Er beſaß eine natürliche, einfältige, aber edle Höflichkeit, aus welcher man den Stand desjenigen Umganges merkete, den er allezeit gehabt hatte. Niemals hat jemand die Liebe zur Mäßigkeit, und die wahre Uneigennützigkeit höher getrieben als er. Er fürchtete allezeit den Großen zur Laſt zu fallen, die ihn doch liebten, und mit denen er vertraulich umgieng; aber nie gegen ſie die Ehrfurcht aus den Augen ſetzte, die er ihnen ſchuldig war. Er hat nie um etwas angehalten; er hat ſich auch wegen ſeiner Glücksumſtände keine Mühe gegeben: ungeachtet er Bekanntſchaften hatte, die viele andere gar wohl würden zu nutzen gewußt haben. Der **Prinz von Conti**, dem er wegen ſeiner Stelle in der Grafſchaft **Alais** angehörete, hatte ihn auf einige Jahre aus der Provinz zu ſich gezogen, um ihn beſtändig um ſich zu haben.

Seine Geſundheit, die von derſelben Zeit an wankend zu werden anfieng, gerieth den letzten Sommer ganz und gar in

Unordnung, und zwang ihn wieder nach Paris zu kommen: allwo der **Prinz von Conti** ihm die Ehre that, ihn zu beſuchen, und ihm Proben von der beſondern Gnade zu geben, womit er ihn beehrete.

Da die Krankheit des Herrn **von Mandajors** gar nicht abnahm, ſo meynete er, er müſſe wieder nach **Languedoc**, entweder um zu verſuchen, ob die Luft ſeines Vaterlandes ihm einige Linderung verſchaffen würde; oder, wie es von einer ſo männlichen und ſtarken Seele als die ſeinige war, die ſich durch keine Verblendung, ihren Zuſtand betreffend, hintergehen ließ, natürlicher iſt zu ſchließen; um den Troſt zu haben, daß er noch einmal ſein Vaterland und diejenige Familie ſähe, der er ſo theuer wäre.

Er kam glücklich zu Hauſe an; da aber ſein Uebel von Tage zu Tage zunahm, ſo ſtarb er im **November** 1747 im neun und ſechzigſten Jahre ſeines Alters, nach langen und grauſamen Schmerzen: die er mit dem Muthe eines wahren Weltweiſen, und mit aller Unterwerfung eines Menſchen ertrug, welcher die herrlichen Grundſätze der Religion nie vergeſſen hatte.

Von vielen Kindern, die Herr **von Mandajors** gehabt, hatte er nur einen einzigen Sohn behalten: welcher nebſt vielem Verſtande und einer großen Kenntniß der mehreſten lebendigen Sprachen von Europa, noch diejenigen Eigenſchaften beſaß, die ſeinen Vater ſo ſchätzbar macheten. Er wäre dereinſt fähig geworden, ſeines Vaters Stelle bey uns zu bekleiden, wenn er nicht bald nach ihm ſein Leben beſchloſſen hätte.

Der Aufſatz, den er mir wenige Tage vor ſeinem Ende zugeſchicket, hat mir einen großen Theil derer Sachen an die Hand gegeben, die ich angeführet habe: und ich habe davon, alles was die vorgeſchriebene Forme unſerer hiſtoriſchen Lebensläufe erlaubet zu gebrauchen, ſonder Aenderung beybehalten.

Ende des zehnten Theils.

Geſchichte
der königlichen Akademie
der ſchönen Wiſſenſchaften
zu Paris,

darinnen
verſchiedene Zuſätze und Verbeſſerungen, nebſt einem ausführlichen Regiſter
über alle zehn Theile enthalten ſind.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Verfertiget
von
Herrn D. Johann Jacob Reiske,
der arabiſchen Sprache öffentlichem Lehrer in Leipzig.

Eilfter Theil.

Mit Königl. Poln. und Churfürſtl. Sächſ. allergn. Freyheit.

Leipzig 1757,
verlegts Johann Paul Kraus,
Buchhändler in Wien.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Joh. Jacob Reiſkens

Erinnerungen und Zuſätze

zu den

zehen Bänden der Geſchichte

der pariſer Akademie der ſchönen

Wiſſenſchaften.

Vorrede.

Ich ſoll ſagen, was für Antheil ich an gegenwärtigem eilften Bande der Geſchichte der Pariſer Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften habe. Er gehöret mir ganz und gar, nach allen ſeinen Theilen, zu. Man wird ſich freylich wohl wundern, wie ich an das Regiſtermachen komme. Es iſt allerdings mein Alltagswerk nicht. In meinem Leben habe ich ein Regiſter gemachet, das gedrucket worden iſt. Das iſt das Regiſter über die neueſte Ausgabe von Petavii Rationario Temporum vom Jahre 1745. Das itzige iſt das zweyte. Wären alle Regiſter ſo leicht zu machen, als mir dieſes geworden iſt, ſo würde ich mich wundern, warum man dieſe Art von Arbeit in einen übeln Ruf gebracht hat. Doch ſind nicht alle Bücher gegenwärtiger Sammlung der Schriften der Akademie gleich. Die feine Wahl der Stücke, und die gute Ausführung, erleichtern alle Bemühung, die man damit hat, es ſey zu leſen, oder zu überſetzen: und folglich auch ein

Regiſter darüber zu machen. Wie das meinige gerathen ſey, das wird die Prüfung ausweiſen. Wenigſtens bilde ich mir ein, nichts nöthiges vorbey gelaſſen zu haben. Die würdige Frau, die Zierde ihres Geſchlechtes, und der Ruhm unſerer Zeiten, von deren geſchickter Feder die Ueberſetzung der obigen zehen Bände herrühret, that mir die Ehre an, mir dieſe Beſorgung aufzutragen. Ihre Wahl allein würde mich auf den Entſchluß gebracht haben, den Antrag nicht auszuſchlagen; hätte ich auch gleich keine andern Bewegungsgründe dazu gehabt. Doch fehlete mir es auch daran nicht. Indem ich nun die zehen Bände, einen nach dem andern durchlas, ſo fielen mir hin und wieder Bedenken ein, die ich ſo, wie ſie mir beyfielen, ohne Zierrath, ohne Nachſchlagen anderer Bücher, zu meinem eigenen Gebrauche aufſchrieb, ohne Abſicht auf Bekanntmachung derſelben. Sie würden auch, wo nicht ein Zufall gethan hätte, nie das Licht erblicket haben. Nach der erſten Anlage hätte das Regiſter den ganzen Band einnehmen ſollen; und der ſollte an Größe keinem der vorigen Bände etwas nachgeben. Nun aber fügete es ſich wider mein Vermuthen, daß das Regiſter zu kurz ausfiel. Ich wußte alſo nicht, was ich beſſeres nehmen ſollte, die Lücke auszufüllen, als meine flüchtig entworfenen Anmerkungen. Sie ſind nicht alle von gleicher Güte. Es wird mir lieb ſeyn, zu vernehmen, daß das Publicum etwas Gutes daran findet. Ich gebe ſie für mehr nicht aus, als für das, was ſie ſind. Sie ſind flüchtige Einfälle, zufällige Gedanken, die größtentheils die Unrichtigkeiten mancher Stellen der obigen Bände verbeſſern ſollen. Ausgearbeitete Stücke ſind ſie nicht. Deſſen ungeachtet aber hoffe ich doch nicht, daß ſie ganz ohne Nutzen ſeyn werden. Hielte ich ſie ſelbſt für überflüßig, ſo würde ich ſie dem Publico nicht aufdringen. Hätte ich gleich vom Anfange an, da ich mich ans Regiſter machete, wiſſen können, daß dieſe Anmerkungen einmal unter die Preſſe kommen ſollten; ſo würde ich ſie beſſer ausgearbeitet haben. Ich würde auch noch vielmehr Stellen der Herren Akademiſten beleuchtet haben, die wohl einer genauern Prüfung bedürfen mögen. Auf zwey Stücke habe ich ein wenig mehr Fleiß, als auf die übrigen, gewandt. Das eine iſt die Reihe der Erinnerungen zu des Herrn **Abt Gedoyns** Vergleichung der Verdienſte der Alten und Neuen um die Wiſſenſchaften, aus dem ſechſten Bande. Ich glaube in denſelben gewieſen zu haben, daß Herr G. den Alten zu kurz gethan hat. Das zweyte Stück iſt der Anhang zum zehnten Bande, der theils die arabiſche Litteratur betrifft, und Mittel zu deren Ausbreitung vorſchlägt, theils aus arabiſchen Schriftſtellern entlehnet iſt. Vieleicht finden Kenner auch an folgenden Stücken einigen Geſchmack. Wenigſtens lege ich ihnen, vergleichungsweiſe, einen vorzüglichen Werth bey, wenn es anders einem Verfaſſer erlaubet iſt, ſeine eigenen Aufſätze anzupreiſen. Doch ich greife dem Urtheile des Leſers nicht vor. Ich bitte ihn nur, folgende Stellen zu prüfen, wenn er meine Arbeit beurtheilen will. Ein jeder muß ſein Haus am beſten kennen.

Zum I. Bande,

a. d. 51. Seite.	Gedanken vom Urſprunge des Menſchenopferns.
181. Seite.	Daß es ehedem ein bloßes Ehrenzeichen geweſen ſey, jemanden eine goldene Krone zu ſchicken,

Zum II. Bande,

a. d. 108. Seite.	Von der Veranlaſſung und Abſicht der erdichteten Reden bey den alten Geſchichtſchreibern.
116. Seite.	Vom Urſprunge des Schimpfens an den Feſttagen der Alten.
180. Seite.	Ob Kebes von Theben der Verfaſſer des nach ihm genannten Gemäldes ſeyn könne.
359. Seite.	Von den Feuerwerken der Alten.

Zum III. Bande,

a. d. 191. Seite.	Beweis, daß Plato eine Stelle aus dem Pindar entweder unrecht verſtanden, oder vorſetzlich verdrehet habe.
201. Seite.	Ueber die Münze von Aureliopolis.
221. Seite.	Beurtheilung des Euripides.

Zum IV. Bande,

a. d. 339. Seite. Widerlegung der Meynung des Herrn de la Nauze von den Regierungsjahren Seleuci Nicatoris.

448. Seite. Nachricht von dem berühmten perſianiſchen Staatsminiſter, Buzurghemihir, nebſt einer Probe ſeiner weiſen Sprüche, aus einer arabiſchen Handſchrift der königlichen Bibliothek zu Dreßden.

Zum VI. Bande,

a. d. 22. Seite. Gedanken von dem ſtreitigen Vorzuge der Alten vor den Neuen.

Zum VIII. Bande,

a. d. 212. Seite. Von dem ſogenannten Alten vom Berge, nebſt einer Nachricht aus arabiſchen Geſchichtſchreibern von des Marquis Conrad von Montferrat Ermordung.

Zum X. Bande,

a. d. 218. Seite. Widerlegung der neuen Meynung des Herrn Leveſque de la Ravaliere, daß nicht Procop, ſondern ein anderer, die geheime Geſchichte Juſtinians geſchrieben habe.

Der Anhang beſteht aus folgenden dreyen Stücken:

1. Aus einem Vorſchlage, wie man die arabiſche Literatur ausbreiten müſſe, nebſt einer Nachricht von den Hinderniſſen, die deren Lauf bisher aufgehalten haben, einem Unterrichte, wie man Golii Lexicon recht gebrauchen ſoll, und meinem arabiſchen Lebenslaufe.

2. Aus einer Nachricht von Nuwairij großer arabiſcher Univerſalbibliothek, oder Encyklopädie, nebſt einem beyläufigen Unterrichte von der Art der Araber, ſich unter einander zu nennen.

3. Aus einer Ueberſetzung des zweyten und dritten Capitels aus **Abilfedas** Geographie, welche eine Beſchreibung der Landſchaften Aegypten und Africa enthalten.

Leipzig, den 14 März.
1757.

Anmerkungen über einige Stellen der zehen Theile der Geſchichte der königlichen Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris.

Anmerkungen zum erſten Theile.

Auf der 45 Seite zu Ende wird geſaget, daß derjenige, der ſich von einer Blutſchuld reinigen, und mit Gott und den Menſchen wieder ausſöhnen laſſen wollte, eine trächtige Sau ſchlachten laſſen, davon der Prieſter die Haut auf die Erde ausgebreitet, auf welche der Miſſethäter treten oder ſich niederſetzen müſſen. Das geſchah in der Abſicht, damit die Blutſchuld, wenn ſie von ihm durch Hülfe des prieſterlichen Segenſprechens und Fürbittens ausführe, in die Haut übergienge, und aller Fluch, der eigentlich den Schuldigen treffen ſollte, auf das an ſeiner Statt geſchlachtete Opfer käme. Zuweilen traten ihrer viele zugleich auf die Haut des geſchlachteten Thieres mit einem Fuße, oder faſſeten ſie an, oder ſetzeten ſich darauf, wenn ſie entweder gleichen Antheil am Verbrechen hatten; um anzuzeigen, daß ſie alle auch an dem Sühnopfer gleichen Antheil nähmen, oder wenn ſie ſich zur Gemeinſchaft eines Eides bekannten und verpflichteten. Von dem letztern Falle haben wir ein Exempel beym Lucian im Toxaris Cap. 48.

wo eines bey den Scythen üblichen Gebrauches gedacht wird, mit dem es folgende Bewandtniß hatte.

Wollte einer, heißt es daſelbſt, der von dem andern beleidiget worden war, ſich an ihm rächen, ſo ließ er, im Falle er ſich zu Ausübung der Rache für ſich ſelbſt zu ſchwach fand, einen Ochſen ſchlachten, davon er das Fleiſch kleinhacken und kochen ließ: er ſelbſt aber breitete die Haut auf der Erde aus, und ſetzete ſich darauf, mit kreuzweis über den Rücken zuſammen geſchlagenen Händen; in eben der Stellung, in welcher Gefangene erſcheinen, denen man die Hände auf dem Rücken zuſammen geſchnüret hat. Das iſt bey uns die größeſte und dringendſte Art zu flehen. (Toxaris, der Scythe, erzählet hier.) Wann dieſes geſchehen, ſo treten des Flehenden Freunde, oder wer ſonſten will, herzu. Ein jeder von ihnen nimmt ein Stück gekochtes Fleiſch, tritt mit dem rechten Fuße auf die Rindshaut, und verſpricht dem Bedrängten nach Vermögen beyzuſpringen. Der eine verſpricht ihm etwa fünf Reuter zu ſtellen, die er auf eigene Koſten zu unterhalten und zu lohnen auf ſich nimmt. Ein anderer machet ſich zu zehen Reutern auf gleiche Bedingung anheiſchig. Ein anderer machet zu noch mehrern Hoffnung. Einer will ihm ſo viel Landsknechte oder leicht Fußvolk zuführen, als in ſeinem Vermögen ſteht. Der allerunvermögendſte bringt ſich nur ſelbſt in eigener Perſon zu des Bedürftigen Dienſte dar. Auf dieſe Weiſe kömmt zuweilen eine ſehr große Menge von Gehülfen zuſammen. Und eine ſolche Schaar hält unzertrennlich bey einander. Die Heiligkeit ihres Eides bindet ſie ſo feſt zuſammen, daß keine feindliche Gewalt ihnen etwas anhaben kann. Denn auf die Rindshaut treten, iſt eben ſo viel, als ſich eidlich verbinden. So weit gehen Lucians Worte.

Auf der 51 Seite wird der Urſprung des Menſchenopferns in der Geſchichte Abrahams geſuchet. Das iſt nichts ungewöhnliches. Die Juden haben ſich einmal durch die Biebel in das Anſehen geſetzet, daß man glaubet, alle Völker der Welt hätten alle Weisheit, und Anſtalten von aller Art, von ihnen entlehnet. Meines Erachtens, thut man der Welt Unrecht, indem man ihr zu wenig Einſicht, den Juden aber zu viel zutrauet; jener ungereimte und unmenſchliche Handlungen bey ihrem wahren Namen nennet; in dieſer ihren aber, lauter hohe Geheimniſſe findet, wenn ſie gleich an ſich von mehr nichts, als der Schwäche, der Verderbniß, und der Bosheit des menſchlichen Herzens zeugen.

Iſt das nicht eine augenſcheinliche Parteylichkeit? Schmäucheln wir nicht uns ſelbſt damit, weil wir wiſſen, daß unſer Glaube jüdiſcher Abkunft iſt? Man hätte den Schluß umkehren und ſagen ſollen: Abraham machete ſich kein Bedenken, ſeinen Sohn zu ſchlachten, weil das damals was gemeines war, weil es alle Völker um ihn her thaten. Iſt es denn etwas Widerſinniſches? Streitet es denn mit der menſchlichen Natur, daß barbariſche wilde Menſchen ihre Kinder ſchlachten? Iſt ſchlachten wohl grauſamer, als wegſetzen, oder verkaufen? Wem iſt aber wohl je eingefallen, zu läugnen, daß man Kinder verkaufet und weggeſetzet habe? Die tägliche Erfahrung bezeuget ja das Gegentheil, auch ſo gar unter den geſitteſten Völkern.

Will man das Menſchenopfern läugnen, ſo muß man auch das Wegſetzen läugnen; läugnen, daß Menſchen einander freſſen; läugnen, daß Menſchen ſich verkaufen, zur Schlachtbank mäſten, und wie die Kälber abſtechen laſſen. Das geſchieht ja aber noch alle Tage. Um wie viel mehr muß es in den erſten roheſten Zeiten der Welt geſchehen ſeyn, da man den Werth des Lebens noch nicht recht kannte; da noch keine Erfindungen von ſo mancherley und ſo kützelnden Vergnügungen das Leben ſchätzbar, und den Tod ſchrecklich macheten. Schonen die Menſchen ihrer ſelbſt nicht, legen ſie mit Vorſatz und Bedacht Hand an ſich ſelbſt, und kann der Selbſtmord etwas von der menſchlichen Natur ſo gar ſehr entferntes nicht ſeyn, weil er ſo gar häufig iſt: wie will man denn im Kinderſchlachten etwas ſo außerordentliches finden, daß kein Volk ohne einen heiligen Vorgänger darauf hätte von ſelbſt verfallen können.

War es ehedem etwas gemeines, ſich ſelbſt den Göttern und dem Vaterlande aufzuopfern, um wie viel leichter mußte es nicht den Menſchen ankommen, ihre Kinder für ſich dahin zu geben; da einestheils der Eigennutz ſie trieb, und ſie anderntheils den Werth ihres Opfers nicht kannten. Ihre Kinder waren ihnen nicht viel werther, als ihr Vieh. Ihr Verluſt könnte ihnen folglich nicht ſauer ankommen, da die Hoffnung größere Vortheile an ihrer ſtatt von den Göttern zu erhalten, ſie muthig, und die leichte Art ihrem Schaden wieder beyzukommen, ſie unempfindlich machete. Bey ihrer ungebundenen viehiſchen Begattung, konnten ſie den noch ſo großen Verluſt an ihrer Bruth viel geſchwinder erſetzen, als heutzutage der mit Geſetzen und Ehrbarkeit eingeſchränkte Eheſtand zu thun vermag.

Welchen Zeiten kommen ferner die ſchändlichſten Gräuel der Abgötterey am meiſten zu? Ich meyne ja wohl denenjenigen, in welchen Aberglaube, Blindheit, alberne Begriffe von Gott, ſchreckliche Vorſtellungen von ſeinem Zorne die Menſchen am meiſten beherrſcheten. Je geſitteter die Menſchen wurden, deſto mehr muß die Menſchlichkeit, das Mitleiden gegen ihr eigen Fleiſch und Blut zugenommen haben. Da nun nach Abrahams Zeiten das Kinderopfern im Schwange gieng, um wie viel mehr muß es nicht vor ſeinen Zeiten üblich geweſen ſeyn? Die Menſchen haben es alſo nicht von ihm, ſondern er hat es von ihnen gelernet. Wir würden weder ſeine, noch Jephtas That bemänteln, wenn wir nicht glaubten, daß die Ehre unſers Glaubens darunter litte. Aber man ſollte nur bedenken, daß er auf ganz andern Gründen beruhet, als auf dem Anſehen von ein paar Juden. Die Geſchichte ſollte ohne Vorurtheil, ohne Eigenliebe das Kind bey ſeinem rechten Namen nennen: zumal da man mit dem Vertuſchen einer einzigen Thorheit nichts gewinnt, ſo lange man nicht alle aus dem menſchlichen Herzen ausrotten kann. Dem Sittenlehrer kömmt es zu, den Verſtand aufzuklären, und den Willen, wenn er anders kann, zu beſſern. Aber ein getreuer Geſchichtſchreiber ſollte die Sache ſo vorſtellen, wie ſie an ſich ſelbſt iſt.

Auf der 63 Seite zu Ende. Die kläglichen Göttinnen] Ich würde es lieber überſetzen, die Gutherzigen, wohlmeynenden Göttinnen.

Auf der 66 Seite. Das Amt mit Weihwaſſer zu beſprengen, gehörete ordentlicher Weiſe für die geringern Prieſter. Es hätte alſo in der Abhandlung von den Neokorien der Städte gar nicht Statt finden ſollen. Der **Neokorus**, von dem **Theodoretus** ſpricht, war ein gemeiner Prieſter, dergleichen es in allen Städten gab, auch in ſolchen, die das Vorrecht der **Neokorie** nicht hatten.

Auf der 88 S. 1 Zeile. Was Herr **Fraguier** hier zu wünſchen ſcheint, daß man es unterſuchen möchte, das hatte ſchon lange vor ihm **Everhard Feith** in ſeinen Antiquitatibus Homericis gethan. Ein Schottländer, Blackwall, iſt vor wenig Jahren in ſeinem Werke von dem Leben und Schriften Homers in ſeine Fußſtapfen getreten.

Auf der 91 S. zuletzt. χρυσείην heißt hier ſo viel, als **wunderſchön**, und darf nicht nach dem Buchſtaben genommen werden.

Auf der 92 S. 6 Zeil. Was für eine Farbe eine Vermiſchung oder ein Geſchmelz von Golde und Zinne hat, kann ich nicht ſagen. Schwerlich wird er junger röthlicher Kühe Farbe bekommen. Vielmehr ſollte ich glauben, Homer habe mit ſeinen vom Vulcan aus Gold und Zinn gebildeten Kühen anzeigen wollen, Vulcan hätte zu manchen Flecken derſelben, die röthlich ſeyn ſollten, Gold, und zu andern, die weiß ſeyn ſollten, Zinn genommen. Bey den Alten war es nichts ungewöhnliches, Bilder von verſchiedenen Materien zuſammen zu ſetzen, wie Franciſcus Maria Bonada in ſeiner Abhandlung de Simulacris Romanorum erwieſen hat, welche die erſte unter denenjenigen iſt, die er unter der Aufſchrift: Carmina ex antiquis lapidibus diſſertationibus & notis illuſtrata zu Rom 1751 in zween Bänden heraus gegeben hat.

Auf der 94 S. 6 Zeil. Ich möchte faſt aus Homers Stelle ſchlieſſen, daß man ſchon damals zu Sidon ſeidene Zeuge gemachet, und ſtark damit gehandelt habe: ſo wie eben dieſe Stadt von dem Gewerbe in den ſpätern Zeiten einen ſo verbreiteten Ruhm erhielt, daß man ſo gar auch die Seide nach derſelben nennete. Denn das barbariſch lateiniſche Wort Seta, und das deutſche Wort **Seide**, kommen von Saida her, welches der Name der Stadt Sidon in den mittlern Zeiten war, und noch iſt. Zwar ſoll die Seide, nach der gemeinen Meynung, erſt unter Juſtinians des erſten Regierung in Europa bekannt geworden ſeyn. Doch iſt es viel glaublicher, daß ſie ſchon zu Homers Zeiten zum Gewande verbrauchet und getragen worden, und daß, wo nicht alles, doch das meiſte, was die Alten von dem Gewebe der Phönicier berichten, von ſeidenen Zeugen zu verſtehen ſey. Ein unumſtößlicher Beweis hiervon, ſcheint mir der Ausdruck darzubiethen: ἀϛὴρ ὣς ἀπέλαμπεν. **Das Gewandt leuchtete wie ein Stern, oder wie die Sonne.** Das läßt ſich viel eher von ſeidenen, als wollenen Zeugen ſagen.

Auf der 121 S. Es wundert mich, daß Herr de **Valois** nichts von dem Glaſe gedacht hat, davon man, nach **Herodots** und **Diodors** Berichte ehedem ganze Brüche auf dem atlantiſchen Gebirge fand, und das die Aegyptier braucheten, Särge für ihre Todten daraus zu machen.

Auf der 127 Seite, 19 Zeile. Nicht nur bis auf **Theodorichs** Zeiten währeten dergleichen Zurüfe, ſondern noch im X. Sæculo, ja noch ſpäter, kommen ſie in der conſtantinopolitaniſchen Geſchichte vor. In **Luitprands** Berichte von ſeiner Geſandtſchaft an den Kaiſer Nicephorus Phocas ſteht eine merkwürdige Stelle von den Actis, womit die beyden Rotten, die grüne und blaue, den vorbey- und in die Kirche gehenden Kaiſer anſchrieen; wie er verſichert, mit eigenen Ohren gehöret zu haben. Acta nennete man dergleichen Zurüfe: und die beyden Herausgeber des Ceremonialis Byzantini haben in ihren Anmerkungen zu denſelben mehr davon beygebracht.

Ebend. 29 Zeile. Was man damals meſochorum und pauſarium nennete, das hieß nach der Zeit κράκτης.

Auf der 128 S. 13 Zeil. Auf den alten Bildern erblicket man Perſonen von beyderley Geſchlechte, mit etwas in der rechten Hand, das meiſtentheils eine Rolle Pergament iſt: und das hat unſtreitig dazu gedienet, um etwas darauf zu ſchreiben; zuweilen aber iſt es etwas, das einem Schnupftuche ähnlich ſieht. Und das mag, außer dem Gebrauche, den wir davon machen, unter andern auch mit dazu gedienet haben, in den Schauſpielen und Hörplätzen, durch deſſen Schwenkung über das Haupt, ſeinen Beyfall oder Frohlocken über die Geſchicklichkeit der Spieler, den Muth der Ringer, die Schnellheit der Rennpferde, die Kunſt ihrer Reuter, oder die Anreden der Kaiſer, Conſulum, der weltlichen Redner, und der geiſtlichen Lehrer zu bezeigen.

Auf der 130 S. zu Ende. Man verlängere den Maaßſtab der erſten Menſchen nach Belieben, ſo wird Noahs Arche darum nicht mehr Thiere haben faſſen können, als wenn die Menſchen unſere Länge gehabt haben. Denn ſind die erſten Menſchen, in Verhältniß gegen uns, unendlich groß geweſen; ſo müſſen ja auch die damaligen Thiere in eben dem Maaße größer geweſen ſeyn, als ſie heutzutage ſind. Die Bäume müſſen auch höher geſchoſſen ſeyn. Wer ſieht nun aber nicht, daß durch ein ſolches Vorausſetzen die Schwierigkeiten, anſtatt abzunehmen, nur noch mehr ſteigen? Denn ſind die Menſchen und Thiere damals rieſenmäßig groß geweſen, ſo haben ſie auch nach Maaße ihres Körpers gezehret. Woher hat ein hinlänglicher Verrath von Nahrungsmitteln für eine ſo groſſe Bedürfniß können herbey geſchaffet werden? Wie konnte man einen der Größe ſo ungeheurer Körper gemäßen Vorrath, und der noch dazu auf eine geraum Zeit zulangen ſollte, in einem ſo engen Raume bergen? Daß es Rieſen zu allen Zeiten gegeben habe, und noch gebe, hat die Erfahrung und Geſchichte gewieſen.

Auf der 141 Seite. Man muß ſich wundern, daß der Verfaſſer nicht auf den Teutoboch gekommen iſt, deſſen

Grabmaal man noch im vorigen Jahrhunderte in der Gegend von Aix entdeckete. Wir erinnern uns eine Beſchreibung davon, und eine Sammlung von Beweiſen, daß es Rieſen gebe, im zweyten Theile des leipziger Magazins geleſen zu haben. Sie war vom Herrn **Le Cat.**

Auf der 149 Seite. Man wundert ſich billig, daß die gelehrten Kenner der griechiſchen Sprache unter den Franzoſen, in einer Stelle vom **Homer**, die ſo gar dunkel eben nicht iſt, ſo viel Schwierigkeiten finden, und ſolche Auslegungen von ihr machen, die weder mit dem Sinne des Dichters, noch mit der Art der griechiſchen Sprache, noch mit dem Weſen der Sachen beſtehen können. Der Augenſchein überhebt uns der Mühe, ſie zu widerlegen. Der etwas unverſtändliche Ausdruck: **Die Wege des Tages, und die Wege der Nacht**, iſt aus dem Morgenlande entlehnet. Daß man beym **Homer**, und den tragiſchen Dichtern, die ihm nachahmen, mehr, als bey andern griechiſchen Schriftſtellern Spuren der morgenländiſchen Denkungsart finde, iſt vorlängſt ſchon ausgemachet. Der Weg eines Dinges heißt bey den Arabern die Art, Beſchaffenheit, Wirkung und Gewohnheit eines Dinges. Nahe ſeyn, bedeutet bey den Griechen einander ſehr ähnlich ſeyn. Folglich will der Ausdruck: **die Wege des Tages und der Nacht, ſind nahe**, ſo viel ſagen: die Beſchaffenheit und Wirkungen des einen, kommen der Beſchaffenheit und den Wirkungen des andern ſehr nahe, oder ſind ihnen faſt gleich. In beyden iſt es beynahe gleich helle. In beyden ſind Menſchen und Thiere beynahe gleich munter, und verrichten das ihrige. Wer ſieht nicht, daß **Homer** das Land beſchreibt, wo die Sonne im Sommer beynahe nicht untergeht; das iſt, wo ihr Wiederſchein die ganze Nacht hindurch leuchtet, ob ſie gleich ſelbſt auf einige wenige Stunden unter unſerm Erdboden ſtecket?

Auf der 177 Seite, XXIV. Abhandlung. Eben das, was Herr von **Valois** hier lehret, das hat ſchon längſtens **Sigonius** in ſeinem Werke: de nominibus Romanorum, und Heinrich Valeſius in ſeinen Anmerkungen zu Euſebii Hiſt. Eccleſ. III. 17. gelehret.

Auf der 184 Seite, 21 Zeile. Man muß ſich wundern, daß ein in den Alterthümern ſo erfahrner Mann, als Hadrian von Valois war, auf eine Vermuthung verfallen können, die man von einem nicht leicht erwarten ſollte, der nur ein wenig in die alten Zeiten zurück geht. Wie viel Stellen finden ſich nicht beym Demoſthenes, Polybius, und andern, da es heißt: dieſer oder jener Staat habe dieſem oder jenem Staate, oder einzelnen Manne, eine Krone geſchicket, und ihn damit, zum Zeichen ſeiner Hochachtung, beſchenket. Damals war das Kronenſchenken ſo gemein, daß die Griechen an ſtatt zu ſagen, einen womit beſchenken, ſageten, einen womit krönen. Man darf nicht weit zurück gehen, um ſolches zu beweiſen. Man denke nur an Demoſthens Rede pro Corona. Trieben die Römer Schatzungen von ihren Bundsgenoſſen und Unterthanen ein, ſo hießen das coronæ aureæ. Die Krone war in den alten Zeiten kein Zeichen von Oberherrſchaft. Es war nicht leicht ein angeſehener Mann, der nicht eine güldene Krone aufweiſen konnte, die ihm von einem Staate, oder guten Freunde, oder ergebenen Verehrer war geſchenket worden. Wiewohl man ſolche Kronen öffentlich nicht trug, ſondern nur in ſeinen Beſchluß und in Verwahrung behielt. Die oberſten Prieſter trugen nur zuweilen bey gottesdienſtlichen Verrichtungen güldene Kronen. Das Zuſchicken einer goldenen Krone an einen andern, hatte damals mehr nichts auf ſich, als daß man damit dem andern zu erkennen geben wollte, man ſchätze ſeine Verdienſte hoch, und wolle ſie einigermaßen belohnen.

Wie gering und unnütze auch immer in vieler Augen die Bemühung ſcheinen möchte, die Gebräuche der Alten zu unterſuchen, ſo hat ſie doch einen ſo weſentlichen Einfluß in unſere gegenwärtigen öffentlichen Angelegenheiten, daß großer Herren Rechte, und ganzer Länder Heil vielmals davon abhängen. Hätte man damals, als gewiſſe Leute anfiengen ihr Recht zur Oberherrſchaft über die ganze Chriſtenheit in geiſtlichen und weltlichen Sachen auf ein paar Kronen zu gründen, die ein oder der andere Fürſt nach ſeiner Zeiten Gewohnheit ihnen, aus bloßer Höflichkeit und Ehrenbezeigung, zugeſchicket haben mag, oder auch wohl nur zugeſchicket haben ſoll: hätte man damals, ſage ich, die alten Sprachen und Gebräuche beſſer gekannt, ſo würde man von der einen Seite ſeine Begehrlichkeit nicht ſo bloß gegeben, noch ſo kühn geweſen ſeyn, eine unbillige und unverſchämte Foderung zu machen, deren ganze Stärke in einem unrichtigen Schluſſe, von dem Gebrauche der ſpätern Zeiten auf die ältern beſtund: und von der andern Seite würde man ſich von einem ſo nichtigen Vorwande nicht ſo haben eintreiben, und weißmachen laſſen: die alten Könige hätten durch Ueberſchickung einer Krone ihre Länder einem andern unterwürfig gemachet. Eine nach Herrſchaft dürſtende Argliſt ſpottet der Unſchuld und Einfalt dererjenigen, die ihre Rechte nicht auch aus der Geſchichte zugleich erweiſen, und mit dem Schwerte behaupten können. Eine Schande für die Haab- und Herrſchſucht gewiſſer Leute, daß man ihnen heutzutage noch erſt begreiflich machen muß, was ſie ſich bloß aus Eigennutze nicht zu wiſſen ſtellen: daß nämlich die Uebergabe einer Krone in den ältern Zeiten bis ins IX. Jahrhundert, anders nichts, als ein Ehren- und Freundſchaftszeichen geweſen ſey.

Warum aber hat man denn, möchte einer fragen, eine Krone Regnum genannt, wenn ſie nicht auch zugleich die königliche Macht und Würde hat vorſtellen ſollen? Antwort: Man ſprach damals ſo kauderwälſch Latein, daß man nicht wußte, wie man das Wort *βασίλειον*. das eine Krone bedeutet, recht überſetzen ſollte. Man überſetzete es alſo: regnum, da man es hätte regium überſetzen ſollen. Es wird nämlich *στέμμα* oder *διάδημα* darunter verſtanden. Bey den ſpätern Griechen kömmt *βασίλειον* in dem Verſtande einer Krone ſehr häufig vor, und ſchon unter den Alten hat es **Diodor von Sicilien** Lib. I. p. 57. in dem Verſtande gebrauchet, wo Herr **Weſſeling** mehr Beyſpiele davon angeführet hat.

Auf der 211 Seite gegen das Ende. Man ſieht nicht ein, was **Baudelot** mit ſeinen ΔΔΠ. haben wolle. Anders läßt ſich nichts daraus ſchließen, als daß er die Art der alten Griechen, mit Buchſtaben zu rechnen, nicht gekannt habe. Er will, daß beſagte Buchſtaben, zween Δ mit einem Π, 75 bedeuten: und ein Δ mit einem Π nur 15. Das letztere ließe ſich einigermaßen noch hören. Δ würde in dem Falle ſo viel, als δέκα, oder zehen, und Π ſo viel, als πέντε oder fünfe bedeuten. Aber man nehme ſeine Vernunft bey allen Zipfeln zuſammen, ſo wird man nach der Rechenkunſt anders nichts, als ſo viel, heraus bringen: daß ΔΔΠ mehr nicht, als 25 bedeute, nicht aber 75. Will man nach alter griechiſcher Art 75 ſchreiben, ſo muß man ſo ſchreiben 𐅄ΔΔΠ. Das iſt πεντάκις δέκα, δέκα, δέκα, πέντε, fünfmal zehen, zehen, zehen, fünfe; das machet zuſammen 75. Ueberhaupt ſcheint mir **Baudelot** kein ſonderbarer Held geweſen zu ſeyn.

Auf der 245 Seite. Daß man auf griechiſchen Aufſchriften von ſpäterem Alter lateiniſche Buchſtaben und Endungen, und umgekehrt auf lateiniſchen griechiſche finde, davon habe ich Beweiſe in den Anmerkungen zu Conſtantini Ceremoniale p. 126. angeführet. Daß man ἰσελαστικὸς für εἰσελαστικὸς geſchrieben, hat Herr **Hagenbuch** in ſeinen epiſtolis epigraphicis erwieſen. Weil man das ει vollkommen ſo, wie ι ausſprach, ſo war es kein Wunder, daß man auch im Schreiben beyde Buchſtaben mit einander verwechſelte. Die Schwierigkeit wegen des ει hat alſo gar nichts auf ſich, und darf ganz in keine Betrachtung kommen. Herr **Baudelot** hätte ſich die Mühe erſparen können, einen Einwurf zu beantworten, den ihm niemand gemachet haben würde. Wenigſtens war es ein wenig zu weit aus dem Wege, die Aphæreſin und den Ioniſmum herbey zu holen.

Auf der 247 Seite, XXXIX. Abhandl. Von den athenienſiſchen Münzen hat Herr **Corſini** eine ſehr gelehrte Abhandlung

handlung dem zweyten Bande ſeiner Faſtorum Atticorum einverleibet, wo er dieſe Sache nach ſeiner bekannten Stärke in den griechiſchen Alterthümern in ein ſo helles Licht geſetzet hat, als man wünſchen kann.

Auf der 254 Seite, 8 Zeile. **Allein es fraget ſich nur, ob ꝛ**] Die Geſchichte dieſes Streites erzählet Herr **Corſini** an beſagtem Orte von der 249 Seite an, umſtändlich, und ſchlägt ſich zu denenjenigen, die Namen von atheniensiſchen Archonten, nebſt einiger anderer Rathsperſonen Namen auf athenienſiſchen Münzen finden wollen.

Auf der 255 Seite, 6 Zeile. **Nach der Schlacht bey Salamis ꝛ**] Wie konnte das ſeyn? Wo hat Oudinet das her? Wer hat es ihm geſaget? **Phidias** that ſich ja erſt zu Anfange des peloponneſiſchen Krieges mit ſeiner Kunſt hervor; er mußte folglich zur Zeit des xerxiſchen Einfalles in Griechenland nur noch ſehr jung ſeyn. Vielleicht war er damals wohl gar noch nicht einmal geboren.

Auf der 281 Seite, 11 Zeile, **wird keiner ſolchen Austheilung mehr gedacht.**] Hierinn irret ſich Herr **Vaillant.** Der Gebrauch, Eßwaaren unter das Volk austheilen, hat bis ins X. Jahrhundert, und vielleicht noch länger gedauert; wenigſtens zu Conſtantinopel, wo die Anſtalten der alten römiſchen Hofſtatt auch noch lange Zeit nach dem Verfalle des römiſchen Reiches im Schwange giengen. **Conſtantin der Große** machete eine Satzung, oder er traf eine ſolche Verfügung, vermöge welcher das Volk zu Conſtantinopel täglich die ſo genannten Panes gradiles, und monathlich auch gewiſſe Portionen Speck, Maaße Oel und Wein u. ſ. w. gegen Ueberreichung gewiſſer kleiner Zeichen oder Scheiben von Holz, die man καλάμια nannte, bekam. Nun gieng zwar dieſe Spende unter dem Kaiſer Heraklius größtentheils ein. Doch blieb das λαχανικὸν noch übrig. Das war eine Spende von Fleiſch, Kuchen, Grünkraut und Gartenfrüchten, die an allen Geburtstagen der Stadt Conſtantinopel, das iſt alle Jahre auf den 11 May, ausgetheilet, oder vielmehr dem Volke Preis gegeben ward. In meinen Anmerkungen zu Conſtantins Ceremoniel 106 S. habe ich von dieſer Gewohnheit gehandelt, und gewieſen, daß eine ähnliche noch heutzutage zu Venedig und Neapel gebräuchliche daher entſtanden ſey.

Auf der 348 Seite. Ueber die Gewohnheit der mittlern Zeiten, Aufſätze von verſchiedenen Händen und Weltaltern unter einen Hut und Titel zu bringen, habe ich bereits p. IX. der Vorrede zu Conſtantini Ceremoniali geklaget, und ſie mit Anführung verſchiedener Beyſpiele erwieſen. Dahin gehöret auch Vincentii Bellovacenſis ſpeculum, an welchem man ebenfalls Zuſätze von viel ſpätern Zeiten gewahr wird, als das XIII. Jahrhundert iſt. In den Excerptis Polybii, die von Conſtantino Porphyrogenneto herrühren, redet der Compilator gar oft ſelbſt.

Auf der 354 Seite, 14 Zeil. Die beyden Bücher Livre des oyſivetez des Empereurs, Zeitvertreib großer Herren, und Merveilles du Monde, Wunder der Welt, ſind aus dem Arabiſchen überſetzte Erdbeſchreibungen. Jene heißt in ihrer Grundſprache نزهة الملوك Nozhat ol Moluki, und dieſe عجايب الارض Agjajeb ol Ardhi.

◆ ◆ ◆

Anmerkungen

Zum zweyten Theile der Geſchichte der pariſer Akademie.

Auf der 21 Seite, 13 Z. ἐκβατήρια hießen nicht alle Opfer, die Reiſende den Göttern brachten, nachdem ſie wieder zu Hauſe angelanget waren; ſondern nur ſolche, womit Reiſende, die über See geweſen waren, und ihre Fahrt glücklich vollbracht hatten, ſich bey den Göttern für ihren Beyſtand bedankten. Sie hatten ihren Namen vom Ausſteigen aus dem Schiffe.

Auf der 23 Seite gegen das Ende. Das Wort ἱπποκένταυρος kann nicht von dreyen griechiſchen Worten, ἵππος, κέντωρ und ταῦρος herkommen. Die Eigenſchaft der griechiſchen Sprache leidet eine ſolche Ableitung nicht. Κένταυρος iſt der Name eines Volkes, welches ein Geſchlecht von den Tauris oder Tawaris war, einem ehedem mächtigen und zahlreichen Volke, deſſen Namen ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es bewohnete ehedem die Halbinſel, nach ihm Cherſoneſus Taurica genannt. Von dar aus wandte es ſich nach Aſien ans kaſpiſche Meer, und faſſete in derjenigen Landſchaft feſten Fuß, welche heutzutage Thabareſtan heißt. Ein anderer Haufen dieſes Volkes ſcheint, ich ſage mit Bedacht, ſcheint, da es die Nachbarſchaft des ſchwarzen Meeres verlaſſen mußte, eine Zeitlang auf der mittelländiſchen See herumgeſchwärmet zu haben, bis es endlich in Spanien anlandete, wo das Geſchlecht der Cantabrorum von ihnen herrühren mag. Siehe da! wird mancher ſagen, wieder ein hiſtoriſcher Roman. Ich mag es wohl leiden. Es ſey ein Roman, ein Traum, was es wolle! Es iſt allezeit der erſte nicht.

Auf der 63 Seite, zur 21 Zeile. Zu des Minos Zeiten hatten die Athenienſer noch keine Schaubühne, ſie kannten die dramatiſche Dichtkunſt nicht, ſie führeten noch keine Vorſtellungen auf. Daß doch der Franzos überall romaniſiren muß!

Auf der 66 Seite, zur 22 Zeile. Daß Plato und Xenophon in ihren Tiſchreden ihre Gäſte meiſtentheils fein, witzig, anſtändig, erbaulich, ja zuweilen in einem hochfliegenden Tone, in einer ausgeſtudierten Sprache reden laſſen: daraus folget lange noch nicht, daß die alten Griechen bey ihren Gaſtmaalen edler und anſtändiger geſprochen haben, als wir. So ſchließen: weil Plato und Xenophon Leute von feinem Verſtande und Geſchmacke, die ihre Sprache in ihrer Gewalt hatten, und ſich Mühe gaben, ſchön zu ſchreiben; weil dieſe Leute in einem Romane ihre unterredenden Perſonen ſchön ſprechen laſſen: darum müſſen alle Griechen damals bey ihren Gelägen eben ſo geſprochen haben? Das würde eben ſo viel ſeyn, als von **Richardſons Grandiſon**, auf die Artigkeit der Engländer im Reden, und auf ihre Großmuth im Handeln ſchließen.

Es iſt wahr, die Complimente, die **Grandiſon** machet, ſind vielmals witzig; ſie enthalten edle Gedanken; ſie ſtehen einem müßigen philoſophiſchen Träumer wohl an, der ſeine Puppe aufs beſte ausputzet; aber ſie ſind viel zu ſtudieret für einen Menſchen, der aus dem Stegereiſe ſpricht; ſie ſind viel zu unnatürlich und träumeriſch, als daß ſie im gemeinen Leben ſtatt haben ſollten. Beym **Anakreon**, beym **Athenäus**, in der Anthologie, ſprechen die luſtigen naſſen Brüder ganz anders, als **Xenophons** und **Platons** Gäſte. Sind die Ergötzungen bey Tiſche unter uns vielmals grob, und ſo, wie man ſie von dem gemeinen Haufen erwartet; ſo müſſen ſie es auch in Griechenland und zu Rom eben ſo ſehr, ja noch mehr, geweſen ſeyn. Der Menſch verläugnet ſich nie, wo der Wein und das Beyſpiel anderer ihn den Banden des Zwanges entreißt.

Auf der 78 Seite, zur 10 Zeile. χθόνιοι und ἐπίγειοι dii gehören hieher nicht. Jenes waren Götter, die unter der Erde herrſcheten. Dieſe ſolche, die der Oberfläche der Erde vorſtunden. Hier iſt aber nur von ſolchen mächtigen Weſen die Rede, die über einen eingeſchränkten Raum auf der Erde, als über eine Stadt, Flecken, oder Landſchaft, die Aufſicht hatten.

Auf der 86 Seite, zur 26 Zeile. Die Seichtheit dieſes Beweiſes darthun wollen, würde eben ſo viel ſeyn, als dem Leſer unter die Augen ſagen; daß man ſeiner Einſicht wenig zutraue. Wer erkennet nicht alſobald bey dieſer Stelle den Stand des Verfaſſers, und die Art zu ſchließen, die unter ſeinen Amtsbrüdern herrſchet? Wie die Alten den guten **Homer** marterten, wie die **Imams** den **Alkoran** erbärmlich verdrehen: ſo misbrauchen und beſchämen auch unſere Poſtillenreuter die Schrift.

Auf der 108 Seite. Beym Durchleſen alter Geſchichtſchreiber iſt mir vielmals vorgekommen, als ob die Reden, welche ſie ihren Staatsmännern und Kriegesleuten in den Mund legen, die Stelle unſerer Manifeſte vertreten hätten. Denn die Redner wollen in denſelben die Gerechtigkeit der Sache, der ſie ſich annehmen, erweiſen, und geben die Urſachen an, welche ſie genöthiget, die Waffen zu ergreifen. Sind ſie gleich von eben dem Gewichte und der Zuverläßigkeit nicht, als die heutigen Urkunden, Rechtserweiſe, Kriegsankündigungen, u. ſ. w. ſo ſind ſie doch nicht durchgängig des Geſchichtſchreibers eigene bloß auf die Wahrſcheinlichkeit gebauete Gedanken; ob ſie es gleich großentheils ſind: ſondern ſie enthalten auch gutentheils aus den öffentlichen Urkunden entlehnte Schlüſſe und Beweiſe.

Hat es mit den Alten nicht eben die Bewandtniß haben können, als mit dem freyen Staate zu Venedig? Da müſſen alle Sachen im Rathe in ausführlichen Reden abgehandelt werden. Eines jeden Gutachten muß mit hinreichenden Gründen theils beſtätiget, theils beſtritten werden. Ein jeder Rathsherr trägt ſolche von ihm gehaltene Reden in ſein Tagebuch ein. Kann das zu Rom nicht auch ſo ſeyn gehalten worden? Scheint nicht die Beſchaffenheit der Sache ſelbſt, und die Schwäche unſers Gedächtniſſes, die ihm einen Stab unentbehrlich machet, darauf zu bringen?

Wo mir recht iſt, ſo dünket mich, daß ich dieſen Gedanken in dem ſchönen Werke des Herrn Cornelii Flaminii de literatura Veneta geleſen habe. Daß in dergleichen Reden viel Staatsklugheit, viel ſittliche Weisheit, viel Tugend und Ehrliebe, mit einem Worte viel Gutes ſtecke, wird niemand in Abrede ſeyn. Warum nimmt man denn nicht das Gute, wo man es findet? Geſetzt auch, es wäre am unrechten Orte angebracht; es wäre gleichſam weggeworfen. Die Reden z. E. beym **Dionyſius** von **Halicarnaß** ſtehen allemal einem Schulmanne viel beſſer, als einem römiſchen Rathsherrn an. Der Grammaticus gucket durch dieſelben überall durch. Indeſſen geben ſie doch den Begebenheiten ein ungemeines Licht. Sie führen auf die Urſachen der Bewegungen zu Rom, auf die Gründe und Abſichten, warum der für, jener wider dieſi und das iſt. Sie lehren den Urſprung, die Mittel, den Endzweck, den allmählichen Fortgang, den Ausgang endlich einer jeden Veränderung im Staate, Dinge, ohne welche die trockene Erzählung dunkel und leblos bleibt.

Auf der 112 Seite. Aus Herrn des **Coutures** Schlüſſen läßt ſich mehr nicht folgern, als dieſes; daß die Griechen dasjenige, was die Lateiner, nach Herrn **Boivins** Auslegung, ver ſacrum nannten, Menſchen und Vieh zuſammen genommen, nicht auf gleiche Weiſe ἔαρ ἱερὸν, ſondern γονὴν ἔτειον, oder anders genennet haben. Sonſt behalten **Boivins** Gründe noch allezeit ihre völlige Stärke.

Auf der 116 Seite. Von der Gewohnheit der Alten an gewiſſen Feſttagen jedermann ungeſcheut und ungerochen zu beſpotten und zu beſchimpfen, habe ich in den Anmerkungen zu Conſtantini Ceremon. p. 108. gehandelt, und ſolche mit Beyſpielen und Zeugniſſen erwieſen. Man könnte noch eine Stelle aus dem Diodorus Siculus T. I. p. 334. hinzuthun, wo es heißt: die Sicilianer hätten im Gebrauche gehabt, am Feſte der Ceres mit den bitterſten Stichelreden, gröbſten Scheltworten, und unflätigſten Zoten um ſich zu werfen. Man kann daſelbſt Herrn **Weſſelings** Anmerkung nachſehen. Aus **Plutarchs** Buche von der **Iſis** und dem **Oſiris** 63. S. der ſquiriſchen Ausgabe lernet man die Urſache einer ſo ſeltſamen Anſtalt. Die alten Heyden hielten dergleichen Ungezogenheit für ein unentbehrliches Stück ihres Gottesdienſtes. Sie ſtunden nämlich in den Gedanken, es gäbe in der Luſt gewiſſe gewaltige, aber boshafte und feindſelige Weſen, welche ſich über der Menſchen Unglück freueten, und durch dergleichen unanſtändiges Bezeigen befriediget würden; ſo daß ſie es ſich gefallen ließen, ihren wider einen Menſchen gefaßten Grimm nicht weiter zu treiben, ſondern es nur bey der Kränkung bewenden zu laſſen, die ihm die zugefügte Schmach verurſachete. Ja ſelbſt diejenigen, die auf dieſe Weiſe ein Opfer der Schmähſucht wurden, waren froh darüber, daß ſie ſo wohlfeil davon kamen; indem ſie dafür hielten, daß die der allzugroßen Glückſeligkeit des Menſchen abgünſtige und darauf eiferſüchtige Göttinn Nemeſis, die dafür ſorget, daß es dem Menſchen nie zu wohl geht, durch kränkende Reden und Schmähworte beſänftiget würde, ſo daß ſie einen auf die Weiſe gedemüthigten, fernerhin verſchonte, und nicht auf einer viel empfindlichern Seite angriffe.

Auf der 132 Seite. Man hätte auch die folgenden Worte, die den Schluß des Verſes ausmachen, hinzuſetzen ſollen, ſo würde man eingeſehen haben, daß **Dacier** Recht habe, und **Boivin** ſeines mühſamen Schattengefechtes hätte überhoben ſeyn können. Die ganze Stelle lautet alſo:

> ὁρᾷς μὲν ἡμᾶς, ἡλίκοι προσήμεθα
> βωμοῖσι τοῖς σοῖς, οἱ μὲν οὐδέπω μακρὰν
> πτέσθαι σθένοντες. οἱ δὲ σὺν γήρᾳ βαρεῖς
> ἱερεῖς, ἐγὼ μὲν Ζηνός, οἱ δὲ τ' ἠϊθέων
> λεκτοί.

Es gehöret nicht viel dazu, um einzuſehen, daß ſo wohl der Zuſammenhang der Rede, als die Art der griechiſchen Sprache erfodere, daß man an ſtatt der Worte οἱ δὲ τ' ἠϊθέων leſe οἱ δὲ τῶν θεῶν. Und ſo kömmt folgender Verſtand heraus: **Du ſiehſt von was für einem Alter wir hier auf den Stuffen deiner Hausthüre ſitzen. Einige von uns ſind noch nicht flücke, (oder können noch nicht weit fliegen.) Andere hat das Alter ſchwerfällig gemachet, nämlich uns Prieſter; mich, den Prieſter des Jupiters, und den Ausſchuß von Prieſtern der übrigen Gottheiten.** Herr Fourmont hat gar wohl geſehen, daß dieſes der wahre Verſtand der Stelle ſey. Die Beſchaffenheit der Sache ſelbſt bringet darauf. Βωμοὶ bedeutet hier nicht einen Altar, ſondern einen von der Erde ein wenig erhabenen ebenen Platz vor der Hausthüre, zu welchen man auf einem Paar oder mehrern Stufen hinaufſteigen mußte. Dergleichen ſteinerne Treppen oder Stuffen pflegen noch heutzutage vornehmer Leute Häuſer anſehnlich zu machen. βωμος iſt ein jeder geraumer, breiter, ebener, vom Erdboden etwas erhabener Platz, er mag nun beſtimmet ſeyn, und gebrauchet werden, wozu er will.

Auf der 133 Seite, zur 4 Zeile. Scholiaſten laſſen ſich ſehr gut gebrauchen, und ſind oft unentbehrlich. Aber auch nicht ſelten geben ſie ihre Schwäche bloß.

Auf der 134 Seite, zur 15 Zeile. Geſetzt **Oedipus** redete keinen andern, als Jupiters Prieſter an. Könnte man daraus wohl ſchließen, daß keine andere zugegen geweſen? Hätte er denn wohl ſo gar Unrecht daran gethan, wenn er nur mit demjenigen geſprochen hätte, der Alters und Amts halber das Wort führete? Aber auch das thut **Oedipus** nicht. Er ſpricht ſo wenig mit Jupiters Prieſtern, als mit den andern Prieſtern; ſondern er redet den ganzen Haufen mit dem liebreichen Zuſpruche: **meine Kinder**, an; oder er ſpricht mit dem **Kreon**.

Auf der 136 Seite. So viel ich einſehe, beſteht der Chor nicht aus abgehenden, ſondern nur von der Erde aufſtehenden Knaben und Prieſtern. Was iſt natürlicher, als daß die Aufſtehenden den Zwiſchenraum der Handlung mit einem Reigen anfüllen, den ſie mit ihrem Geſange begleiten? Bey tragiſchen Dichtern ſchicket ſich vielmals der Chor zum Vorhergehenden, oder auch überhaupt zur ganzen Sache ſehr wenig. Geſetzt auch, Herr **Boivin** hätte Recht, der Chor beſtünde aus thebaniſchen Bürgern, die man herzu geruffen hatte, und die nicht zugegen waren, als **Kreon** Bericht von des Orakels Ausſpruche erſtattete. Wie konnten nun dieſe Leute etwas davon wiſſen? Sie bezeugen aber dennoch, daß ſie darum wiſſen. Kann man nicht Herrn **Dacier** mit ſeinen eigenen Waffen ſchlagen? Es iſt nicht nöthig, daß ein einziger unveränderlicher Chor das ganze Spiel hindurch aushält. Die Chöre können abwechſeln. Den erſten können Kinder und junge Leute, den zweyten aber Bejährte aufführen, die ſich mittlerweile, da der erſte Chor ſeine Rolle ſpielet, einfinden, und mit ihm vereinigen. Herrn **Daciers** Meynung iſt viel leichter, natürlicher und wahrſcheinlicher, als die entgegen geſetzte.

Auf der 146 Seite. Ich halte nicht dafür, daß man mit **Ficino**, dem Herr **Fraguier** beytritt, das Bindewort καὶ einzwingen müſſe. Das ſcheint mir mit **Platons** Sinne zu ſtreiten. Die Herren haben das Wort ἀντίφωνον, wie mir dünket, nicht in dem gehörigen Verſtande genommen. Es heißt nicht ſo viel als ἀσύμφωνον, der Misklang, der widrigſtimmige Klang, ſondern es bedeutet einen Klang, der zwar von einem andern unterſchieden iſt, ihn aber doch in einer immer fortdaurenden ebenen Verhältniß begleitet, und gleichſam neben ihm hergeht. Ich würde die durch Verwerfungen und langdrätige Einſchaltungen verworrene Stelle **Platons** etwa ſo überſetzen: „Jungen Leuten, die innerhalb drey Jahren alle das Gute, das der Tonkunſt eigen iſt, faſſen ſollen, muß man mit der Verſchiedenheit und der abwechſelnden Mannichfaltigkeit der Töne im Lautenſpiele, da die Septen einen andern Laut von ſich geben, als der Dichter, der die Weiſe angegeben hat, nicht aufgezogen kommen. Wir müſſen ſie auch nicht auf die Griffe bringen, mit welchem wir das Derbe dem Lockern, das Schnelle dem Trägen, das Scharfe dem Stumpfen, gleichſtimmig und gleichläufig machen; und mit welchen wir die vielfältigen Abänderungen der Fälle der Stimme, mit den verſchiedenen Klängen der Laute paaren. Alles was mit einander ſtreitet, verurſachet, indem es die Gemüthsvorſtellungen verwirret, daß man etwas ſchwerlich und mit Mühe faſſet. Junge Leute aber müſſen leicht faſſen können.„ πυκνὸν in der Muſik iſt, wenn viel Töne in einen kurzen Zeitraum gleichſam eingezwängt werden, wodurch der hervorgebrachte Ton ſchnell, heftig und durchdringend wird. μανὸν hingegen iſt, wenn ein Ton lang gedehnet, und dadurch ſchmächtig und matt wird.

Auf der 159 Seite, zur 6 Zeile, aus dem Heſiodus.] Die Stelle ſteht in Oper. verſ. 299. Dieſe Verbeſſerung iſt dem Herrn Sevin beſſer gelungen, als die nächſtfolgende beym Anacreon, da anders nichts zu ändern iſt, als ἐπὶ oder παρὰ, an ſtatt ὑπὸ. Die beyden letzten Verbeſſerungen verdienen allerdings Beyfall.

Auf der 180 Seite, zur 18 Zeile. Der Schlußgrund des Herrn Sevins, der vom Worte χάρτης hergenommen iſt, ſteht auf ſehr ſchwachen Füßen. χάρτης bedeutet nicht eigentlich Papier, ſondern Pergament; das hat es anfänglich und zu allen Zeiten bedeutet. Hernachmals, als das Papier auf kam, hat man dem Pergamente den Namen abgeborget, und ihn dem Papiere beygeleget, weil es eben die Dienſte thut, als das Pergament, und weil man eben keinen rechten eigenen Namen für das Papier finden konnte. Das Pergament hat den Namen χάρτης eigenthümlich und von Rechtswegen, das Papier aber nur erborget und erbettelt. Ich habe ſolches in dem Theile meiner Anmerkungen zu Conſtantins Ceremoniel, der noch nicht gedrucket iſt, dargethan.

Auf der 181 Seite. Man ſieht nicht die geringſte Urſache ein, warum man die ſo deutlichen Worte Theophraſts austilgen und ihm abſprechen ſollte. Theophraſt ſoll ſeine Pflanzengeſchichte im dritten Jahre der 116ten Olympiade geſchrieben haben: und in der 120 Olympiade ſoll das Wort χάρτης für Papier ſeyn gebrauchet worden. Man irret ſich, wenn man glaubet, daß dieſes Wort darum, weil es in einem auf uns gekommenen Brocken einer Komödie von angegebener Zeit vorkömmt, damals erſt in Griechenland aufgekommen ſeyn müſſe. Vielmehr ſetzet eben dieſes zum Voraus, daß es lange vorher ſchon allgemein geweſen ſey. Denn Luſtſpiele ſprechen eine Sprache, die jedermann verſteht. Man muß auch den langſamen und ſchrittweiſe fortſchleichenden Fleiß nicht kennen, mit welchem Gelehrte ihre Werke zur Vollkommenheit bringen, wenn man ſich einbildet, Theophraſt habe nur in beſagtem Jahre ſeine Pflanzenlehre aufgeſetzet, und weder vorher dazu geſammlet, noch nachher ſie vermehret und ausgeputzet. Und wie weit iſt denn der angegebene ſpätere Zeitpunkt von dem frühern entfernet?

Man gebe die Urſache an, warum etwas, das, wie zugeſtanden wird, bey einem Volke zu einer gewiſſen Zeit bekannt war, nicht auch ſechzehen Jahre zuvor hätte bekannt ſeyn können? Fiengen denn etwa die Aegyptier in der kurzen Zeit von ſechzehen Jahren erſt an, Papier zu machen? Moſes ſoll ja deſſen ſchon gedenken. Oder fiengen die Athenienſer erſt zu **Theophraſts** Zeiten an, mit den Aegyptiern Verkehr zu treiben? Sie ſchicketen ja lange vor dem peloponneſiſchen Kriege Flotten nach Aegypten. Es heißt, das Papiermachen ſey damals erſt aufgekommen, als **Alexander** der Große Aegypten einnahm. Wir wollen das einmal annehmen. **Alexander** nahm Aegypten im zweyten Jahre der 112ten Olympiade ein, das iſt ſiebzehen Jahre eher, als **Theophraſt** ſein obbeſagtes Werk ausarbeitete. Iſt denn nun wohl eine Zeit von ſiebzehen Jahren zu kurz, den Ruhm einer Erfindung, die man allem Anſehen nach den Griechen zu verdanken hat, aus Aegypten nach Griechenland zu bringen?

Die Stärke des zweyten Einwurfes iſt auch nicht unüberwindlich. Es iſt noch nicht ausgemachet, daß unter dem Namen der Wollüſtlinge einzig und allein die Schule Epikurs verſtanden werde. **Kebes** kann gar wohl die kyrenaiſche Sekte gemeynet haben, die vom **Ariſtippus**, von **Kyrenen**, einem Jünger **Sokrates**, herrührete, und nicht weniger, als die Epikuräer, in der Wolluſt das höchſte Gut fand. Daher bekamen dieſe Leute auch, nach dem Zeugniſſe bewährter Schriftſteller, den Namen der Hedoniker, oder Wollüſtlinge.

Mit dem dritten Einwurfe laſſe ich mich nicht ein, als deſſen Stärke ich hinlänglich fühle. Auf den vierten läßt ſich allerhand antworten. **Kebes**, ſaget man, hat unfehlbar in ſeiner Mutterſprache, das iſt, thebaniſch oder doriſch, geſchrieben. Nun aber iſt das ſogenannte und nach ihm genannte Gemälde im gemeinen Griechiſchen abgefaſſet; folglich kann es von ihm nicht ſeyn. Das folget aber darum noch nicht. Denn iſt gleich etwa die Urſchrift des **Kebes** verlohren gegangen: ſo kann ja doch wohl eine ins gemeine Griechiſche aus dem Doriſchen gemachte Ueberſetzung auf uns gekommen ſeyn; und die kann jemand, ein Unbekannter, zu ſeiner eigenen Uebung, oder zum gemeinen Beſten gemachet haben. Wer weis auch, ob **Kebes** je einen Buchſtaben ſchriftlich hinterlaſſen hat? Deſſen ungeachtet aber kann dennoch das Gemäld ihm zugeeignet werden, und ſeine Erfindung ſeyn, die er ſeinen Vertrauten nur mündlich vorgetragen, ein Neuerer aber zu Papiere gebracht hat; ſo wie die Fabel vom **Herkules** noch heutzutage Hercules Prodicius heiſt, ob wir ſie gleich anders nicht, als aus dem **Xenophon**, kennen. Wie viel alte Schriftſteller müßte man nicht verwerfen, wenn keiner gelten ſollte, den ſeine Zeitgenoſſen oder allernächſten Nachkommen nicht anführen? Wie mancher Ruhm beruhet nur auf einem viel ſpätern Zeugen. Wie mancher hat gar keinen Bürgen für ſich, dem aber dennoch niemand ſein Anſehen ſtreitig machet? Und ſieht es nicht in dem Zeitraume von **Alexandern** dem Sieger, bis auf **Lucians** Weltalter, in der griechiſchen Gelehrtengeſchichte ziemlich leer und wüſte aus? Wie viele haben ſich damals nicht mit Schriften hervorgethan? und wie viel ſind deren auf uns gekommen?

Auf der 202 Seite. Herr **Couture** iſt der erſte nicht, der dieſen Irrthum des Valerius Maximus inne geworden. Schon **Pighius** hat ihn bemerket, und ihm abhelfliche Maaße zu geben getrachtet.

Auf der 239 Seite. **Anmerkung.** Hire heiſt im alten Deutſchen ſo viel, als **glücklich**. Die **Hire Wände** ſind die glücklichen Wände, beati parietes, ein edler Ausdruck für Tempel. Daher kömmt **Ungeheuer**, das iſt, Unglück. Von dem Spiele, deſſen in der 6 Zeile Erwähnung geſchieht, und das unſere Buben in Sachſen noch treiben, da man nämlich einen Kegel, oder Bock, das iſt, Stecken mit zweyen gleich langen Zacken aufſtellet, und ihn mit einem aus einer gewiſſen Weite geworfenen Stecken umſchmeißt, habe ich im IX. Bande der obſervationum novarum miſcellanearum lipſienſium gewieſen: daß es unter Griechen und Lateinern bekannt geweſen, und von jenen κόνταξ, von dieſen ad palum genennet worden ſey.

Auf der 359 Seite. Daß ſchon die Alten etwas unſern Erleuchtungen ähnliches gewußt und vorgenommen haben, läßt ſich aus unterſchiedenen Stellen ſchlieſſen. Daß ſie gemalte Vorſtellungen mit Fackeln aufgeführet haben, erhellet aus dem Athenäo, wo er Lib. IV. p. 130. des Carani Gaſtmaal beſchreibt. Er ſaget, man hätte die Gäſte in ein Zimmer geführet, das rings umher mit weißer Leinewand umzogen geweſen. Nachdem man ſelbige aufgehoben, hätten ſich durch die Lücken der durch Zugwerke unvermerkt aus einander gerückten Breter des Verſchlages Cupidons, Dianen, Panen, Merkure, und dergleichen Geſichter mehr blicken laſſen, die brennende Lichter auf ſilbernen Leuchtern getragen hätten. Es geht zwar dieſe alte Erleuchtung von den unſerigen darinn ab. Bey uns ſetzet man die Lampen hinter das Papier, und die darauf gemalten Vorſtellungen. Dorten aber trugen die Bilder ſelbſt die Fackeln in den Händen. Indeſſen ſieht man doch eine Aehnlichkeit in der Erfindung.

Etwas den Feuerwerken im Waſſer ähnliches, finde ich beym Cinnamus. Doch iſt das nur eine rohe Anlage zu einer Kunſt, die mit der Zeit zu ihrer Vollkommenheit geſtiegen iſt. Cinnamus beſchreibt im V. Buche p. 120. der pariſer Ausgabe des corporis Byzantini die Pracht, mit welcher der griechiſche Kaiſer Manuel einen türkiſchen Fürſten aus Kleinaſien, vom Hauſe Selgjuk, mit Namen Kiligj Arſlan, oder wie er ihn kauderwälſch nennet, Κλιτζιασθλαν, an ſeinem Hofe zu Conſtantinopel aufgenommen. Manuel, heißt es, beehrete ihn mit den prächtigſten Gaſtereyen, und ſtellete ihm zu Gefallen alle Arten von Ergötzungen an. Er ließ ihm Wettrennen von Pferden ſehen; er ließ, wie gewöhnlich, Kähne und Jagden mit dem flüßigen Feuer verbrennen. Er überſchüttete den Türken, mit einem Worte, mit allen Arten von Schauſpielen, dergleichen man in den Circis aufzuführen pfleget, und in welchen inſonderheit die Gröſſe und Macht eines Staates ſich hervor thut.

Es muß alſo wohl das erſtemal nicht geweſen ſeyn, daß man auf dem Canale, der den groſſen Rennplatz zu Conſtantinopel umgab, Kähne und Jagden in den Brand geſtecket. Denn Cinnamus giebt es für etwas bey feyerlichen Ergötzungen gewöhnliches aus. Und wie ſollten doch wohl die Griechen, die doch das flüßige und im Waſſer brennende Feuer erfunden hatten, ſich deſſen nicht auch zu Erleuchtungen auf dem Waſſer bedienet haben? Doch geſteht man gar gern ein, daß Kähne auf dem Waſſer wegbrennen zu laſſen, eine Erfindung ſey, dazu eben nicht viel Witz gehöret. Indeſſen kann doch wohl ein ſo grobes Vergnügen, nach Erfindung des Schießpulvers, ein viel künſtlichers erzeuget haben. Sonſt kommen bey Schriftſtellern der ältern und mittlern Zeit ſehr häufige Stellen vor, welche bezeugen, daß man bey öffentlichen Luſtbarkeiten die Straſſen zu beyden Seiten mit Lichtern behangen, und durch dieſelben die Nacht zum Tage gemachet habe.

Auf der 365 Seite. Von den ledernen Küraſſen kömmt eigentlich das Wort **Küraß** her. Denn es iſt eine etwas unförmlich gerathene Ausſprache von coriaceum, ſo wie aus pannuciarium **Panzer** geworden iſt. In beyden Fällen wird indumentum, oder tegumentum darunter verſtanden, eine von Leder, oder von Lappen gemachte Hülle, oder Bruſtwehre.

Auf der 367 Seite. Hier vermengt Herr **Vertot** das ſagum oder chlamydem mit dem pallio quadrato: das eine den Römern ganz unbekannte, aber wohl den ältern und neuern Griechen, wie auch den Europäern mittler Zeit wohl bekannte, aber von der chlamys ganz unterſchiedene Tracht war. Das pallium quadratum trug man nie im Kriege, ſondern nur zu Friedenszeiten, und ſonderlich bey prächtigen Aufzügen.

Auf der 378 Seite. Der Herr **Boivin** hat allerdings der gelehrten Welt einen guten Dienſt mit Bekanntmachung eines Stückes geleiſtet, das ſeinem Verfaſſer und deſſen Zeitalter Ehre machet, und das zu leſen niemanden gereuen wird. Daß **Beſſario** von den Alten edel, billig und vernünftig geurtheilet hat, das iſt ſeinem bekannten Ruhme gemäß. Aber daß er auch rein, ungekünſtelt und ſchön Griechiſch ſchreiben können, das mußte uns der Brief an den **Michael Apoſtolius** lehren. Es iſt ſolches um ſo viel mehr zu verwundern, je weniger man dergleichen Griechiſch von den damaligen Zeiten erwarten konnte.

Auf der 383 Seite. Herr **Boivin** würde wohlgethan haben, wenn er gewieſen hätte, wer der hier erwähnete **Atticus** geweſen ſey. Ich will es an ſeiner Statt thun. **Atticus** war ein platoniſcher Philoſoph im zweyten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt, und ſchrieb Abhandlungen wider den **Ariſtoteles**, aus welchen **Euſebius** allerhand Brocken aufbehalten hat. Siehe **Fabricii** Bibl. Gr. Tom. II. a. d. 54. S.

Auf der 458 Seite, zur 8 Zeile. **Obrechts Ueberſetzung, die noch nicht gedrucket worden war.]** Darinn irrete ſich der Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung. Sie war lange vorher zu Straßburg in 8vo auf des Verfaſſers eigene Koſten gedrucket worden.

Auf der 461 Seite, zur 19 Zeile. **Perizonius** war der Geſchlechtsname des berühmten Gelehrten, unter deſſen Vorfahren einer im XVI. Jahrhunderte den eigentlichen und urſprünglichen flämiſchen oder niederländiſchen Namen ſeines Geſchlechtes, **Voorbroek**, mit einem griechiſchen gleich viel bedeutenden, nämlich mit **Perizonius**, zu einer Zeit vertauſchete; da es üblich war, für einen deutſchen Namen einen griechiſchen oder lateiniſchen, der eben ſo viel ſagen will, anzunehmen. **Broek** heißt im Niederdeutſchen ſo viel, als **Hoſe**. **Voorbroek** alſo ſo viel, als **Vorhoſe**, oder **Schürze**, perizoma, perizonium.

◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆ ◆

Anmerkungen

Zum dritten Theile der Geſchichte der pariſer Akademie.

Auf der 20 Seite, zur 3 Zeile. Die Opfer waren eigentlich anders nichts, als Gaſtmäler. Der Theil, den die Götter vom Opfer bekamen, war allezeit der geringſte. Sie mußten ſich daran, und an der Ehre begnügen laſſen, daß es hieß, man brächte ihnen das Opfer. Man ſchmauſete nicht des Opfers wegen; ſondern opferte des Schmauſens wegen. Nicht aus Liebe zu Gott, ſondern aus Furcht und Gierigkeit opferte man ihm. In der Einbildung, den Göttern ſchmecke ein Glas Wein, und ein niedliches Nierenſtückchen eben ſo gut, als uns, warf man ihm von dem Opfer auch ein Bißchen zu, von dem man ſich bewußt war, daß man es ſeiner Mildigkeit zu verdanken habe. War der Götz von Holz oder Stein, ſo machete man ihm ein fettes Maul, theils aus Hoffnung, deſto mehr von ihm zu bekommen, je reichlicher man ihn bedächte; theils aus Beſorgniß, er werde, wenn man ihn verabſäume, zürnen, und ſeine milde Hand zuſchließen.

Auf der 24 Seite. Hörner des Altars ſind das nicht, was die Werte im eigentlichſten Verſtande ſagen wollen, an Altären befeſtigte Hörner von Thieren; ſondern es waren die über die Oberfläche des Altars ein wenig hervorragenden Pfoſten, welche die Platte trugen. Folglich gehören die aus der griechiſchen Fabellehre beygebrachten Beyſpiele von Hörnern an Altären, oder von ſolchen Altären, die ganz und gar von Hörnern der Opferthiere zuſammengefüget waren, gar nicht hieher.

Auf der 93 Seite, zur 16 Zeile. Dieſes Exempel lieſt man ſchon im zweyten Bande a. d. 161 S. Man wundert ſich billig, daß Herr **Fourmont** zu Beſtätigung ſeiner Regel nicht mehr Beyſpiele angeführet hat. Ihm hatte lange zuvor ſchon der gelehrte Criticus, **Wilhelm Canter**, in dieſem Felde vorgearbeitet. Sein bey den Criticis beliebtes Werkchen, de ratione emendandi græcos auctores ſyntagma, ſteht zu Ende der neueſten Ausgabe vom Ariſtides.

Auf der 105 Seite, zur 20 Zeile. Eben dieſe Vermuthung iſt auch mir eingefallen, und ich habe ſie in dem vor ein paar Jahren ans Licht geſtellten kurzen Anmerkungen über den **Sophokles** 34 S. geäußert; ohne zu wiſſen, daß der Herr **Abt Salier** ſchon lange vor mir eben ſo gedacht hatte. Mit der nächſten Muthmaßung zum 1768ten Verſe hat es ihm ſo gut nicht, wie mit den beyden erſten glücken wollen. Τὸ φέρον ἐκ Θεοῦ iſt ſo viel, als τὸ ἐπιφερόμενον vel συμβαῖνον ἐκ Θεοῦ, dasjenige, was einem aus göttlichen Verhängniſſe betrifft. In dergleichen Fällen wird das Fürwort ἑαυτὸ darunter verſtanden. Mit der letzten Muthmaßung hat er es eben ſo wenig getroffen. Γῆρας, ἄλυπα iſt ein ſehr ſchöner Ausdruck, der ſo viel bedeutet, als ἃ λυποῦντα τὸ γῆρας, welche das Alter nicht kränken werden.

Auf der 142 Seite. Wie das Wort Bätyl aus dem Morgenlande kömmt; denn es iſt eigentlich ſo viel, als בית אל **Gotteshaus**: ſo kömmt auch die Verehrung ſolcher ungeſtalteten Steine eben daher. Die Muhammedaner, ſo großen Abſcheu ſie auch ſonſt vor allem, das nach Abgötterey ſchmecket, haben, verehren dennoch noch heutzutage in dem Tempel zu Meccah einen ſchwarzen Stein, den die alten Araber ehedem anbetheten. **Maximus Tyrius** bezeuget einen viereckichten Stein geſehen zu haben, den die Araber als einen Gott verehreten: er wiſſe aber nicht, was für einen Gott ſie darunter meyneten. Er ſpricht unfehlbar von den Arabern, die in Paläſtina wohneten. Man kann über dieſe Stelle **Daviſens** Anmerkung a. d. 526 S. nachſehen. Der Elagabalus, oder Gott des Gebirges, die Sonne, ward auch zu Emeſſa unter der Geſtalt eines Steines verehret, den **Herodianus** V. 3. alſo beſchreibt. „Ein von Menſchenhänden gemachtes Bild, ſaget er, haben ſie nicht. Aber ein ſehr großer unten runder Stein ſtellet ihn vor, der oben in eine rundliche Spitze zuläuft. Er iſt ſchwarz. Man giebt vor, er ſey vom Himmel gefallen. Er hat einige kleine Hübel und Mähler. Dieſen Stein ſehen ſie für ein unausgearbeitetes Bild der Sonne an. Dieſes Gottes Prieſter war nun der Baſſianus.„

Von Steinen, die aus den Wolken gefallen ſeyn ſollen, trifft man auch hin und wieder Spuren an. In der philoſophiſchen Geſchichte iſt der Stein bekannt, von dem **Anaxagoras** vorherſagete, daß er bey Aegospotamos aus der Sonne fallen würde. Und **Abiſenna** berichtet beym **Abulfeda**, daß er ſelbſt einen großen Klumpen unbekanntes Metalles geſehen, das aus den Wolken gefallen ſeyn ſollte, aus welchem ein gewiſſer Fürſt habe Degen verfertigen laſſen.

Auf der 154 Seite, zuletzt. Was **Quellay** ſeyn ſolle, kann ich nicht errathen. Die Fabeln der Muhammedaner vom **Carun**, den ſie für den **Corch**, den Widerſacher Moſis, ausgeben, kann man in **Salens** engliſcher Ueberſetzung des **Alkorans** a. d. 323 S. der engliſchen Ausgabe nachſehen. Man muß ſich aber wundern, daß ein ſo geſcheider Mann, als Herr **Banier** war, in einer rabbiniſcharabiſchen Fabel die Auslegung der viel ältern griechiſchen, und in dem **Carun** den **Charontem** hat finden können; da doch, außer dem Namen, nicht die geringſte Aehnlichkeit beyde verbindet. Doch mit den Fabellehrern und ihren Auslegern nimmt man es ſo genau nicht. Sie irren in einer dicken nebelichten Luft herum, die den Kopf mit Träumen und Fratzen anfüllet.

Auf der 160 Seite, 15 Zeile. Herr **Sallier** würde ſich gehütet haben, dieſe Muthmaſſung zu äuſſern, wenn er an den Unterſchied gedacht hätte, der zwiſchen den beyden Worten ἀνεύχεσθαι und ἀπεύχεσθαι iſt. Das letztere heißt ſchlechtweg verbitten, Gott anflehen, daß er ein Unglück, davor man ſich fürchtet, in Gnaden abwenden wolle. Das erſtere aber bedeutet, etwas, das man ſich vorher gewünſchet hatte, nachdem man deſſen theilhaftig geworden, wieder von ſich weg wünſchen. Ein groſſer Unterſchied in den Bedeutungen. Was hatte Herr Sallier wohl für Urſache an der Güte des Wortes ἀνεύχεσθαι, ſeinen Wunſch zurück nehmen, zu zweifeln? Schickete ſich etwa dieſe Bedeutung zu gegenwärtiger Stelle nicht? Das wird wohl nicht leicht jemand ſagen. Gleichermaßen hätte Herr Sallier a. d. 175 S. die Stelle nicht antaſten ſollen, wo es heißt: στρέφοντα αὐτȣ τὴν ψυχήν. Denn wie könnte man wohl die Unruhe eines von heftigen Leidenſchaften umgetriebenen und zerrütteten Gemüthes lebhafter abmalen, als wenn man es mit einem durch die Peitſche umgetriebenen Kreiſel, oder mit einer ſchnell und anhaltend umgedrehten Haſpel vergleicht? Ῥεπέτης, welches Herr Sallier a. d. 177 S. anpreiſt, rühret ebenfalls vom Platone gewiß nicht her. Hätte er ſich deſſelben bedienen wollen, ſo würde er ἑλψάσης, oder ἀποῤῥέψάσης dafür genommen haben. Von dem Worte ἀναχνοῦλεύειν kann man die Anmerkung des Herrn Ruhnkens zu Timäi Lexicon Platonicum a. d. 22 S. nachſehen.

Auf der 181 Seite, zur 27 Zeile. Eben auf dieſe Weiſe habe ich auch in meinen Anmerkungen über den Euripides 70 S. der verdorbenen Stelle wieder zurechte geholfen. Die Sache ſpricht von ſich ſelbſten.

Auf der 191 Seite. Hätte Clemens von Alexandrien nicht die beſtrittene Stelle Pindars in einer etwas mehrern Vollkommenheit uns geliefert, als Plato, der nur ſo viel daraus anführet, als in ſeinem Kram dienete; ſo würde man nicht leicht entſcheiden können, ob der Dichter, oder ob Plato ſchuld an der Dunkelheit ſey, in die uns dieſe Stelle verſetzet. Ja es möchte wohl gar der Ausſpruch wider den Dichter ausfallen. Er hat viel wider, und Plato viel für ſich. Pindarus plaudert gern ins Gelag hinein, ſo daß man vielmals nicht weis, was er haben will, und den Zuſammenhang der Theile unter einander nicht einſehen kann. Plato kannte ſeine Mutterſprache zu gut, als daß man von ihm vermuthen könnte, er habe ſich geirret, und Pindars Sinn nicht recht getroffen. Jemandes Gedanken verdrehen, und ſeine Worte eben deswegen verſtümmeln, damit man einen Verſtand daraus erzwinge, der nicht darinn iſt, kömmt nur boshaften und tückiſchen Gemüthern zu, die ihre Schalkheit gerne vertuſchen wollen. Das ſtreitet aber mit dem guten Begriffe, darein **Plato** ſich durch ſeine Liebe zur Tugend und Wahrheit geſetzet hat. Doch war auch **Plato** auf der andern Seite ein Menſch.

Aus den Worten: das Geſetz iſt der König göttlicher und menſchlicher Handlungen, läßt ſich in der That ſchwerlich folgern: daß das Fauſtrecht das natürlichſte ſey, und daß der Stärkere dem Schwächern mit Rechte das Seinige raube. Νόμος iſt ja nicht die Stärke, ſondern das Geſetz, oder der an einem Orte eingeführte Gebrauch. Die Stelle ſaget alſo das ganz und gar nicht, was **Plato** daraus erzwingt, ſondern gerade das Gegentheil. Sie ſaget: Geſetz und Gebrauch lenken und beſtimmen jedes Ortes die menſchlichen Handlungen in heiligen und gemeinen Dingen. Das kann man nun auf unterſchiedene Weiſe betrachten. Sieht man den Spruch von der Seite an, von der **Herodot** ihn anſah, ſo läßt er ſich ſo auslegen. Geſetze und Gebräuche machen, daß an einem Orte eben das löblich iſt und belohnet wird, was an einem andern ſchändlich und ſtrafbar iſt. Und dieſe natürliche Folgerung machet **Herodot** im dritten Buche und deſſen 38 Cap. an einer Stelle, wo er von dem Unterſchiede der Sitten eines Landes, von den Sitten eines andern ſpricht, und als eine Lehre der Klugheit und Menſchenliebe zum Grunde ſetzet, daß man ſeine eigenen Gebräuche nicht zum Maaßſtabe der Vernunft und Tugend machen müſſe.

Doch **Clemens von Alexandrien** lehret uns den wahren Verſtand der **pindariſchen** Stelle, und ſtellet ſie uns in ihrem rechten Geſichtspunkte vor; daraus denn erhellet, daß **Pindarus** gerade das Gegentheil von dem geſaget habe, was **Plato** daraus folgerte: nämlich, daß nicht überlegene Macht die Richtſchnur des Rechtes ſey; ſondern daß von Billigkeit, Menſchenliebe und Klugheit feſtgeſetzte

Geſetze Uebermuth und Gewaltthätigkeit im Zaume halten. **Clemens** führet die Stelle ſo an: ὁδοὺς βιαιότητος ἐλέγχει παιδείᾳ νόμος, ὁ πάντων βασιλεὺς. θνητῶν τε καὶ ἀθανάτων, λέγει Πίνδαρος. **Die Wege der Gewaltthätigkeit zernichtet mit ſeiner Zucht das Geſetz, der König der göttlichen und menſchlichen Dinge.** Das iſt, das Geſetz, als ein unumſchränkter Beherrſcher, Treiber und Leiter alles menſchlichen Betragens in heiligen und bürgerlichen Unternehmungen, thut mit ſeiner Zucht und Strenge dem Frevel Einhalt. Solches zu beweiſen, führet **Pindarus** das Beyſpiel des **Herkules** an, der dem wilden ungezogenen **Geryon** für ſeine an andern verübte Räubereyen und Gewaltthätigkeiten den verdienten Lohn gab. Er führete es in der Abſicht an, zu zeigen, daß Ungerechtigkeit nie ungeſtraft bleibe, und daß ein jeder Frevelhafter ſeinen Mann finde, der ſeiner Bosheit ſteure, und Unterdrükkungen unter den Menſchen nicht überhand nehmen laſſe.

Hat gleich **Herkules Geryons** Ochſen ohne Entgeld weggetrieben, ſo ſoll das doch mächtigen und trotzigen Frevlern nicht zum Vorwande dienen, noch ſie anreizen, die Schwächern zu unterdrücken und zu berauben. **Herkules** ſoll nicht das Beyſpiel eines Boshaften ſeyn, dem alles für genoſſen hingehe. Nein; er ſoll vielmehr ein Bild eines den boshaften ſchrecklichen Richters und Vergelters ſeyn. **Pindar** will die Menſchen durch Vorſtellung der Furcht in den Schranken halten: daß auch über ſie ein **Herkules** kommen werde, der ſie um die Früchte ihrer Frevelthaten bringen, und deren Genuß ihnen auch wider ihren Willen und Dank entziehen werde.

Man muß alſo geſtehen, **Plato** habe **Pindars** Worte gemisbrauchet und verdrehet; es ſey nun, daß er es aus Verſehen und ohne Abſichten, oder vorſetzlich und mit Fleiß gethan habe; weil eine erzwungene Auslegung abgeriſſener Worte ſeinem Endzwecke zu ſtatten kam, deren Unrichtigkeit außer dem Zuſammenhange ſo leicht den Leſer berücken, und ſeiner Aufmerkſamkeit entwiſchen konnte, als der Zuſammenhang ſie würde entdecket haben. Die Auslegung hergegen des **pindariſchen** Spruches, die wir zufolge des natürlichſten und eigentlichſten Verſtandes der Worte davon gegeben haben, iſt nicht nur der Menſchlichkeit und der Nothwendigkeit der bürgerlichen Ruhe gemäß; ſondern ſie wird auch von einem andern Spruche, von eben dieſem Dichter, der auf der 139 S. angeführet wird, auf das kräftigſte unterſtützet.

Man muß ſich wundern, wie der Artikel oder das Geſchlechtswort ὁ den **Plato** nicht hat erinnern können, daß vor demſelben ein ganzer völliger Verſtand habe hergehen müſſen. Und das iſt eben derjenige, den **Clemens** uns aufbehalten hat: **die Wege der Gewaltthätigkeit zernichtet das Geſetz.** Denn ſo bald man das folgende davon losreißt, und aus demſelben einen eigenen Spruch machet: **das Geſetz iſt der König aller Handlungen;** ſo muß der Artikel ὁ drauf gehen, oder verſetzet werden, und nicht vor πάντων, ſondern vielmehr vor νόμος zu ſtehen kommen. Es muß heiſſen: ὁ νόμος πάντων βασιλεύς. Von ſo gar groſſem Gewichte ſind die grammatikaliſchen Kleinigkeiten, daß ſie nicht nur oftmals den Sinn verändern; ſondern auch daß der Mangel der Aufmerkſamkeit auf dieſelben den Ruhm eines groſſen Mannes zu Falle bringt. **Plato,** der ſonſt im Ausputzen und Bekünſteln ſeiner Aufſätze bis zum Ausſchweifen eigenſinnige und ängſtliche **Plato,** der nichts für wohl ausgearbeitet anſah, das er nicht neunmal umgearbeitet hatte, der auf ſeine Erfahrenheit in ſeiner Mutterſprache ſo ſtolze **Plato,** muß aus einer einzigen kleinen Sylbe ſich von uns Ungriechen, deren Kenntniß des Griechiſchen der ſeinigen bey weiten nicht beykömmt, eines wider ſeine Sprache begangenen Fehlers, den aber **Herodot** weislich vermieden hat, überführen laſſen. Nach mehr als zweytauſend Jahren, errathen wir aus der Lage einer kleinen unangeſehenen Partikel, daß **Plato** eine Stelle aus dem **Pindar** verſtümmelt angeführet, und ihr einen ganz verkehrten widrigen Sinn beygeleget hat, der vollkommen das Widerſpiel von dem iſt, was der Dichter hat ſagen wollen.

Das bisher wider den Plato Erwieſene, überhebt uns der Mühe, über des Herrn Abtes **Fraguiers** Anmerkungen und Vertheidigung des **Plato** uns weiter herauszulaſſen. Wer den Held erlegt, der wird mit ſeinem Waffenträger bald fertig.

Auf der 199 Seite, zur 15 Zeile. Wie kann doch Herr **Fontenü** den Iliern eine Münze beylegen, die nicht von ihnen iſt? Und geſetzt auch, ſie wäre zu Ilium geſchlagen, waren denn zur Zeit der Ausmünzung derſelben, die Einwohner von Ilium etwa Nachkommen der alten berüchtigten Trojaner? Ganz nicht. Ilium hatte lange Zeit wüſte gelegen, ehe es von den Griechen wieder angebauet wurde. Wie konnten aber dieſe wiſſen, wie das alte Palladium ausgeſehen hatte?

Ebendaſelbſt gegen das Ende. Was die **Minerva** auf vorgeſtellter Münze auf dem Kopfe hat, das iſt kein Korb, noch Scheffel, ſondern ein Weiberſchmuck, dergleichen die Weiber in den alten Zeiten auf dem Haupte zu tragen pflegen. In den mittlern Zeiten nennete man es προπόλωμα. Es kömmt ſowohl auf Münzen der ältern Zeiten, als auf den übrigen Denkmälern der etwas neuern vor, welche Bildniſſe von conſtantinopolitaniſchen Kaiſerinnen aufweiſen. Ich habe ſolches in meinen Anmerkungen zu **Conſtantini** Ceremoniel mit mehrerm dargethan. **Busbeck** berichtet, daß die Frauen in der Wallachey und Moldau noch zu ſeiner Zeit dergleichen Kopfputz getragen haben. Die Gemälde europäiſcher Frauen aus dem mittlern Zeiten ſtellen ſie auf eine gleiche Weiſe vor. Die Prunknadeln ſind an die Stelle dieſer weiblichen Sturmhauben getreten.

Auf der 200 Seite, gegen das Ende. Peplus Minervæ iſt ganz was anders. Nie hat Peplus das unterſte Kleid, τὸν ἔσω χιτῶνα, ſondern allezeit das äußerſte bedeutet, das mit ſeiner geraumen Weite Geſichte, Kopf und Leib bedeckete, und bis auf die Ferſen gieng. Die Griechen mittler Zeit nennen es maphorium.

Auf der 201 Seite. Mehr als eine Schwierigkeit thut ſich wider Herrn Fontenüs Meynung hervor. Fürs erſte haben die Einwohner von Ilium dieſe Münze nicht geſchlagen; folglich iſt hier die Frage nicht, wie weit ſie ihre vermeyntliche Dankbarkeit gegen die Athenienſer getrieben haben. Sodann iſt die Münze von dem Alter nicht, da die Einwohner dortiger Gegend die Macht der Perſer zu befürchten hatten, und da ſie ihnen die Macht der Athenienſer entgegen ſetzen mußten. Sie iſt aus einem Zeitalter, da die Wohlthaten der Römer gegen die Einwohner eines Grundbodens, den ihre Ahnen, der gemeinen Sage nach, ehedem beſeſſen haben ſollten, ſchon längſtens das Andenken der Verdienſte der Athenienſer vertilget haben mußten. Selbſt nach Herrn Fontenüs Grundſätzen iſt die Münze von der Römer Zeiten her. Hatten alſo die Ilier nicht völlig Recht gegen dieſe ihre Dankbarkeit zu bezeigen, von denen ſie noch viel gröſſere Wohlthaten empfangen hatten, und die ihnen noch in friſchem Andenken ſeyn mußten? Beweiſt ein Staat durch Annahme des Wahrzeichens von einem andern, gegen dieſen ſeine Dankbarkeit: warum geſellen denn die Ilier nicht vielmehr einen Adler, das Sinnbild der Römer, ihrer Minerva zu? Und welche Verbindung nöthigte die Ilienſer, durch Vorſtellung des Pegaſus auf ihren Münzen ihre Erkenntlichkeit gegen die Korinthier an den Tag zu legen?

Man glaube es nur, in den alten Münzen und geſchnittenen Steinen ſtecken ſo viel gelehrte Geheimniſſe nicht, als wohl die müßigen und tändelichten Alterthumsgrübler darinn zu finden vermeynen. Sie ſehen Dinge auf denſelben, daran Steingräber und Stempelſchneider nie gedacht haben.

Ferner meldet Pauſanias, die Aeolier hätten Ilium wieder angebauet. Iſt es nun wohl zu glauben, daß die Aeolier das Wahrzeichen von einem griechiſchen Staate ſollten gewählet haben, mit dem ſie in keiner nähern Verbindung, als mit den Lacedämoniern, ſtunden? Bevor man dergleichen Sätze feſtſetzet, muß erſtlich ausgemachet werden, welcher Staat die Münze hat ſchlagen laſſen. Herr Fontenü tenu erkennet ja ſelbſt den Namen der Stadt Myrrhina auf gegenwärtiger Münze. Wie kann ſie denn von Ilium ſeyn? In was für Ungewißheit, Widerſpruch und unauflöſliche Verwirrung würde man die Münzwiſſenſchaft nicht verwickeln, wenn man einräumete: daß Staaten auf ihre Münzen nicht ihre eigene, ſondern fremder Staaten Namen hätten prägen laſſen, mit denen ſie im Bündniſſe ſtunden?

Endlich ſteht auch auf der Münze, von der hier die Rede iſt, der verzogene Namen der Stadt Myrrhina, der Hauptſtadt in Aeolien, nicht, wie Herr **Fontenu** ſich eingebildet hat; ſondern der verzogene Namen von Aureliopolis! Die fünf erſten Buchſtaben davon, ΑΥΡΗΛ, laſſen ſich aus dem Verzuge mit leichter Mühe entwickeln, und fallen gar deutlich in die Augen. Aureliopolis war eine Stadt in Lydien, die vom Kaiſer M. Aurelio Antonino philoſopho entweder angeleget iſt, oder doch den Namen bekommen hat. Die Münze kann alſo nicht älter, als dieſer Kaiſer, ſeyn.

Zuletzt iſt Apemantus unſtreitig der eigene Namen des Archonten oder Strategen zu Aureliopolis, unter deſſen Regierung dieſe Münze geſchlagen worden. Herr **Fontenu** giebt es für ein Beywort der **Minerva** aus. Ihm zufolge ſoll es ſo viel, als **unbeſchädigt**, **unverſehrt** bedeuten. Aber ἀπήμαντος bedeutet vielmehr einen **Unſchädlichen**, der niemanden beleidiget. Doch geſetzt, Herr **Fontenu** habe recht überſetzet, oder man nehme eine von beyden Ueberſetzungen an, welche man wolle: wird ſie wohl ein recht anſtändiges Lob für eine Göttinn, oder wenigſtens nicht etwas ungewöhnliches ſeyn?

Auf der 219 Seite, zur 24 Zeile. Geſetzt auch, man nähme Herrn **Hardions** Verbeſſerung an, ſo bleibt die Stelle dennoch dunkel und unrichtig. σοφισάμενον iſt recht, aber τῷ muß weg. Der Scholiaſt will ſagen: **Euripides** ſetzete den Ränken des **Polynikes** andere vom **Eteokles** entgegen, die er theſſaliſche Ränke nennet. Von Wort zu Wort heißt es: adverſus Polynicen verſutia uſum aſſumſit verſutiam theſſalicam.

Auf der 221 Seite. Herr Hardion machet Schwierigkeiten, wo keine ſind. Aber die größeſte überhüpfet er. Wahrſcheinlichkeit und Wohlſtand ſollte zwar ein Dichter nie aus den Augen ſetzen; aber bey tragiſchen Dichtern darf man die nicht allemal aufs genaueſte ſuchen. Beyde beleidigen ſie gar oft auf eine unverantwortliche Weiſe. Das hat auch **Euripides** hier gethan. Der Verwurf, deſſen er ſich theilhaftig machet, fällt zu ſehr in die Augen, als daß man ihn bemänteln könne. Die Begierde in Beſchreibung eines Treffens, die Stärke ſeiner Feder zu zeigen, und die Ohren des Pöbels zu kützeln, überwog bey ihm die Achtung, die er dem Wohlſtande und der Wahrſcheinlichkeit ſchuldig war.

Fürs erſte verläßt der Waffenträger ſeinen Herrn in einem Zweykampfe, da dieſer einen Beyſtand am nöthigſten hatte. Doch, vielleicht hatten beyde Brüder allen Beyſtand von beyden Seiten mit Fleiß entfernet. Man giebt alſo dieſen Einwurf willig auf. Warum lief aber der Waffenträger, oder Läufer, wenn man ſo will, in die Stadt? Unfehlbar in der Abſicht, die Mutter zweener Brüder herbeyzuhohlen, die im Begriff ſtunden, einander die Hälſe zu brechen, und durch ihr Zureden ſie aus einander zu bringen. Das iſt recht ſchön. Aber dazu war jeder Augenblick koſtbar. Kein einziger durfte ohne die gröſſeſte Gefahr verabſäumet werden. Was thut nun aber der Läufer? An ſtatt der Mutter der verwütheten Brüder mit halbabgebrochenen Worten in der gröſſten Beſtürzung zu ſagen, daß ſie ohne Zeitverluſt ihren Söhnen zueilen müſſe, wenn ſie dieſelben von dem Verderben retten wollte, worein ſie mit ſchnellen Schritten renneten: ſo tritt er hin, und unterhält ſie mit einer langen Erzählung von mehr als hundert Verſen, von dem Verlaufe des Treffens vor Theben, und läßt unterdeſſen das Unglück geſchehen, welchem vorzubeugen er in die Stadt gelaufen war. Das, was er anzubringen hatte, und ohne Umſchweif mit abgebrochenen Worten, in der gröſten Haſtigkeit und Beängſtigung hatte ſagen ſollen, wenn er den

Umſtänden gemäß hätte handeln wollen, das muß man mit Drohungen von ihm auspreſſen. Das iſt wider alle Wahrſcheinlichkeit, wider allen Wohlſtand.

Aber der Dichter war in ſich verliebet. Er opferte die gewiſſe Hoffnung, durch Beobachtung ſeiner Pflicht den Beyfall ſcharfſichtiger Beurtheiler in den ſpätern Zeiten zu erhalten, dem flüchtigen Vergnügen auf, einer gegenwärtigen Menge roher Zuhörer zu gefallen. Hätte er Wahrſcheinlichkeit und Wohlſtand allen andern Betrachtungen vorgezogen, ſo wäre eine ſchöne Beſchreibung eines Treffens in die Späne gegangen. Und das dauerte ihn gar zu ſehr. Das wäre ſchade geweſen! Wo hätte er ſie auch anders anbringen können? Das wollte er aber doch ſo gern, als lieb er ſein Leben hatte. Den gegenwärtigen Ruhm genoß er. Vom zukünftigen hatte er nichts, als eine trügliche Erwartung, die ihm, geſetzt auch, ſie wäre ihm nicht entſtanden, dennoch nichts half, ihn daher auch nicht rührete. So ſchließt der Menſch. Zudem hatte er auch ein Beyſpiel, das ihn verſichern konnte. **Homer** war ihm auf dieſer Straße vorgegangen. **Homers** Helden erzählen einander auch ihre Geſchlechtsregiſter, und was ihre Großmütter für Röcke geſponnen haben, indem ſie einander den Dolch auf die Bruſt ſetzeten.

Siehe da! eine Probe von meinen Gedanken über die griechiſchen dramatiſchen Dichter, zu welchen ich einſtens Hoffnung machete. Doch iſt mir der Gedanken, ſie bekannt zu machen, nach der Zeit wieder vergangen.

Auf der 232 Seite. Eben auf dieſe Weiſe habe auch ich die Stelle **Euripidis** in meinen Anmerkungen zu denſelben a. d. 88 S. verbeſſert, ohne zu wiſſen, daß **Sallier** mir darinn vorgegangen. Mit der Verbeſſerung beym **Longin** hat es auch ſeine Richtigkeit.

Auf der 242 Seite. Herr **Hardion** hat die verblümte Bedeutung des Wortes πῖνος, **Schmutz**, ſo wie die Sprachkünſtler es gebrauchen, richtig und geſchickt beſtimmet. Doch hat er den Urſprung davon anzugeben vergeſſen.

πῖνος nennen die Sprachkünſtler im Schreiben denjenigen ungekünſtelten Vortrag, der dem erſten Anblicke nach das Anſehen des altväteriſchen und fremden hat; dennoch aber die Bekanntſchaft verräth, die der Verfaſſer mit den Schriften und Sitten der Alten, und ihrer Art zu denken muß gehabt haben. Weil nun ſolches ein Beweis von Gelahrtheit iſt, überdem auch das liebenswürdig Einfältige und Ungezwungene der alten Welt, durch ſein Alter ein Recht zur Hochachtung und Verehrung erhält: ſo gefällt ein ſolcher Schmutz dem Leſer ſo wohl, daß er ihm ſeinen Beyfall nicht verſagen kann.

Daß man dergleichen Züge im Schreiben πῖνος, Schmutz, nennet, rühret meines Erachtens nicht von dem ſchmierigen Schmutze der Kämpfer in den Gymnaſien her. Die Alten ſcheinen mir dieſes Wort nicht in Rückſicht auf dieſe Art von Menſchen figürlich angewendet zu haben, ſondern in Abſicht auf den trockenen Schmutz, der auf Schildereyen entſteht, wenn der Staub ſich darauf ſetzet, und ihnen den Schimmer benimmt, mit welchem friſche Farben in die Augen leuchten; wodurch ſie ein trockenes, und eben darum misfälliges Anſehen erhalten, das aber dennoch das Auge auf das Andenken des Alterthums zurückführet, und damit deſſen Ehrerbiethung, wo nicht Beyfall, erſchleicht.

Man könnte es auch von dem grünlich blauen leuchtenden Roſte, Grünſpane, oder vielmehr Firniſſe, herleiten, der ſich an alte eherne Münzen und Bildſäulen, die lange an der freyen Luft bloß geſtanden haben, anſetzet, und das Ertzt vor dem Roſte oder der Verzehrung bewahret. Man wähle eine Ableitung, welche man wolle, ſie haben beyde in der Liebe der Alten zur Malerey, zum Bildgießen und Bildhauen ihren Grund. Das Wort πῖνος brauchet im letztern Verſtande Plutarch, in ſeiner Beantwortung der Frage: ob ein Greis ein öffentlich Ehrenamt führen ſolle? a. d. 820 S. wo er ſaget: τῶν Δημητρίου τοῦ Φαληρέως τριακοσίων ἀνδριάντων οὐδεὶς ἔσχεν ἰὸν, οὐδὲ πῖνον, ἀλλὰ πάντες ἔτι ζῶντος προανῃρέθησαν. Von den dreyhundert ehernen

Bild=

Bildſäulen des Demetrius von Phalera, hat keine einzige weder der Roſt, noch der grünſchuppichte Fürniß betroffen, ſondern ſie ſind alle ihrem Urbilde, noch bey deſſen Lebzeiten, in die Vergänglichkeit vorangegangen.

Auf der 252 Seite. Mit dem letzten Verbeſſerungsverſuche, da Hardion in Dionyſii Stelle, an ſtatt der Worte τῶν ἐκ ἔτι εἰρημένων geleſen haben will, τῶν ἐκ ἐπιτυχόντων, iſt es ihm nicht gelungen. Den Sinn hat er zwar gar gut getroffen, aber die beyden Worte ἔτι εἰρημένων und ἐπιτυχόντων weichen in den Schriftzügen und der Ausſprache zu ſehr von einander ab, als daß man vermuthen könnte, ſie hätten jemals mit einander verwechſelt werden können. Dionyſius hat alſo wohl allem Anſehen nach τῶν ἐκ ἀπεῤῥιμμένων geſchrieben. οἱ ἀπεῤῥιμμένοι ſind gemeine ſchlechte Leute, ſo wie man ſie von der Gaſſe aufraffet.

Auf der 254 Seite. Auch hier hat Herr Hardion des rechten Weges verfehlet. Dionyſius hat unfehlbar ſo geſchrieben: οὔτ᾽ ὄνομα, οὔτε ῥῆμα. οὔτ᾽ εἴ τι γέγραπται ἡμῖν σὺν αἰσχύνῃ λέγεσθαι. Man darf ſich keines Nennwortes (nominis.) auch keines Zeitwortes (verbi) ſchämen, ſollte es auch gleich eines von denen ſeyn, von welchen wir irgendwo mögen die Erinnerung gegeben haben, daß man ſie mit Schamhaftigkeit ausſprechen müſſe.

Auf der 283 Seite. Der Ausdruck ἐκπληρῶν πλάτῃ λιμένα iſt richtig, und einem tragiſchen Dichter anſtändig. Folglich bedarf er auch keiner Verbeſſerung. ἐκπληρῶν τι nennen die Griechen etwas zu Ende bringen, das Ende eines Dinges erreichen. Den Hafen mit dem Schiffe zu Ende bringen, oder das Ende des Hafens mit dem Schiffe erreichen, heißt demnach in der Sprache der griechiſchen Tragicorum ſo viel, als den Hafen durchſchiffen. Wer griechiſche Tragicos leſen will, der muß ſich mit Witz, Geduld und Muth waffnen. Er muß gut rathen können, was eine Sprache ſagen will, deren Weſen in der Abweichung von der gemeinen Menſchenſprache beſteht. Er muß den Dichtern harte und verwägene Ausdrücke zu gute halten, mit welchen ſie um ſich werfen. Er muß ſich von unerlaubeten Freyheiten, die ſie ſich herausnehmen, nicht erſchrecken laſſen.

Auf der 269 Seite. Bey des Herrn **de Mautours** Auslegung der alten Malerey ins Friſche, möchte einem bald die Luſt ankommen, zu ſagen: Sind das nicht Träume! Müſſen denn nun nothwendig alle wilden und abſichtsloſen Schildereyen oder Schnitzwerke, und mit einem Worte, Vorſtellungen, voller Gelahrtheit ſtecken, deren Verfaſſer ſich ganz nicht bewußt war?

Auf der 304 Seite. Hat Herr **Sallier** die wahre Bedeutung des Ausdruckes *ἐν ἀγνάμπτοις* gewußt; warum hat er ihn denn ſo bloß griechiſch ohne Erklärung hingeſetzet? Es war ja eben kein ſonderbarer Nachdruck darinnen. Hat er aber geglaubet, beſagter Ausdruck bedeute ſo viel, als **unbeweglich**, (daß er es aber geglaubet habe, ſcheint der Zuſammenhang der Rede zu geben,) ſo hat er ſich geirret. *ἐν ἀγνάμπτοις* ſitzen, heißt ſo viel, als in ſchmutzigen Kleidern ſitzen, die der Weißfärber noch nicht gewaſchen und durchgekreidet hatte. Ferner hat auch das Wort *προσκαθίσεις* beym **Plutarch** keine Abſicht auf der Juden unbewegliches Stilleſitzen in ihren Sabbathen. Es geht vielmehr auf das beharrliche Sitzen eines Heyden neben ſeinen Götzen. So hat auch Herr **Sallier** die *προσκυνήσεις ἀλλοκότους* nicht erklärt.

Auf der 305 Seite. Die letztere Muthmaßung des Herrn **Salliers**, da er für *ἄμικτον* will *μειλίχιον* geleſen haben, kömmt ſo wohl dem Sinne **Plutarchs**, als der Art der griechiſchen Sprache näher. Doch hat er es ſo wenig mit dieſer, als der vorigen, recht getroffen. Auf die rechte Spur helfen die variantes lectiones, die hinten bey der Frankfurter Ausgabe vom **Plutarch** ſtehen. Daſelbſt findet ſich, daß in dem codice Vulcobiano, einer Handſchrift von ziemlich gutem Schrot und Korne, ἀμάνητον geſtanden hat; daraus ſich denn die rechte Lesart ἀμήνιτον mit leichter Mühe entwickeln läßt. Es bedeutet aber dieſes Wort ἀμήνιτον etwas, das des Grolles und der Begierde nach Ahndung unfähig iſt.

Auf der 307 Seite, zur 11 Zeile. Daß das Wort ποδῶν fehlerhaft ſey; daß man mit Herrn **Salliers** Verbeſſerung nicht zufrieden ſeyn könne; und endlich, daß ἐν καιρῷ ſo viel als ἐν τῷ προσήκοντι καιρῷ bedeute, das alles iſt außer Zweifel. Allein wie dem Uebel abzuhelfen ſey, und was **Plutarch** für ein Wort gebrauchet habe, das weis ich ſo wenig, als einer meiner Vorgänger. Dem Verſtande nach, müßte **Plutarch** an ſtatt ποδῶν geſchrieben haben προσβολή. **Der Anblick eines Schattens, der den Mond berühret.** προσβολή iſt der Anfall der Geſtalt eines Dinges außer uns auf unſere Sinne.

Auf der 315 Seite. Der Vorwurf, den man hier dem **Plutarch** machet, iſt ungegründet. Das Geſchlecht der Furier kann patriziſch geweſen ſeyn. Viele aus demſelben können anſehnliche öffentliche Aemter verwaltet haben. Und nichts deſto weniger kann **Plutarch** darinn Recht haben, wenn er ſaget: **Furius Camillus** habe zuerſt ſein Geſchlecht in Anſehen gebracht. Das kann in ſo ferne wahr ſeyn, als **Plutarch** es gemeynet hat. In der Geſchichte iſt **Camillus** der erſte ſeines Geſchlechtes, der Aufſehens machet. Die Geſchichte der ältern Zeit weis von den Furiis nichts; oder ſie treten in derſelben in keiner außerordentlichen Geſtalt auf.

Auf der 368 Seite, zur 12 Zeile, **Sohns.**] Herr **Fourmont** hätte ſagen ſollen **Enkels. Marc Paul** von Venedig war in des Cublai Chans Dienſten, der Gjenkis Chans Enkel war.

Auf der 369 Seite, zur 4 Zeile. Ich habe die franzöſiſche Ausgabe nicht zur Hand; kann alſo nicht ſagen, wem der Fehler beyzumeſſen ſey. Doch, es liege an wem es wolle, man hat drey arabiſche Landbeſchreiber in eine Perſon zuſammen geſchmelzen. **Jbn ol Wardi** iſt einer. Von dem hat man eine Erdbeſchreibung unter dem Titel: **Charidat ol Agjajebi**, davon ich eine Abſchrift aus der königlichen Bibliothek zu Dreßden gebrauchet habe. Der zweyte heißt nicht **Märaſchi**, ſondern **Marrakeſchi**, hat auch eine Erdbeſchreibung unter dem Titel: **Kitab ol Maſaleki wa'l Mamaleki** hinterlaſſen. Endlich iſt der dritte **Jacuti**, von dem man einen theſaurum oder lexicon geographicum unter dem Titel: **Kitab ol Moſchtareki** hat. Vielleicht theile ich einmal Auszüge aus dem **Ibn ol Wardi** an einem andern Orte mit.

Auf der 402 Seite, zur 16 Zeile. Man kann den **Heſychius** kecklich ins VIII Jahrhundert herunterſetzen. Denn man findet arabiſche Worte, z. E. Ἀβδίλων, Μάνσος, und andere mehr, darinnen, die nicht eher haben unter die Griechen kommen können.

Auf der 411 Seite. Dieſe ganze Abhandlung lehret nichts neues. Muretus Variar. Lect. XIV, 13. und **Huet** in ſeinen Anmerkungen zur Anthologie a. d. 40 S. hatten eben das ſchon vorhin geſaget.

Auf der 415 Seite, zur 18 Zeile. **Sallier** leget das Wort ἐπισεσυρμένος unrecht aus. Ich habe an einem andern Orte (nämlich in meinen Anmerkungen über den **Polybius**) umſtändlich gewieſen, daß dieſes Wort einen trägen ſaumſeligen Menſchen bedeutet, der ſich der Sache, die er vor hat, oder die ihm aufgetragen iſt, nicht mit Ernſte annimmt. Es iſt alſo in der That anders nichts, als ἀμελὴς und ἀδιάφορος, und kömmt vollkommen mit demjenigen überein, was unſer Pöbel **ſchlofig** nennet.

Auf der 442 Seite. **Sallier** hat darinn vollkommen Recht, daß er **Gronovs** Muthmaßung verwirft. Aber damit iſt der Stelle noch nicht geholfen. Allem Anſehen nach, hat **Cicero** ſo geſchrieben: quoniam utrique, & Ariſtotelici, & Platonici, Socratici eſſe volumus.

Auf der 467 Seite, zur 11 Zeile. Da ich dieſe Stelle aus dem Cornelio Gallo las, ohne zu wiſſen, was le Clerc und Sevin darüber gedacht haben: ſo fiel mir ein, es müſſe Solidum rupere vapores heißen.

◆ ◆ ◆

Anmerkungen

Zum vierten Theile der Geſchichte der pariſer Akademie.

Auf der 36 Seite, gegen das Ende. Hieraus erhellet, woher die Sprache der Götter beym Homer komme. Das war eine morgenländiſche Sprache, in welcher die Griechen zuerſt den Gottesdienſt, und die dabey üblichen Gebethsformeln, in denen man die Götter anreden mußte, überkommen hatten. Einige Spuren davon erhielten ſich bis auf Homers Zeiten.

Auf der 60 Seite, zur 10 Zeile. Die Stelle Polybii ſteht a. d. 60 S. in Gronovs Ausgabe. Es iſt an dem, Polybius ſaget: περὶ τῶν Βρεττανικῶν νήσων. Aber daraus folget lange noch nicht, daß er Großbrittannien als eine Inſel ſollte gekannt haben. νῆσος kömmt bey den Griechen, ſo wie gjezirah bey den Arabern, auch den Halbinſeln zu. Haben ſie nicht Morea Peloponneſum, das iſt Pelops Inſel genannt, ob es gleich nur eine Halbinſel iſt?

Auf der 73 Seite. Man muß ſich wundern, wie Herr Fourmont auf eine ſo augenſcheinlich falſche Auslegung habe kommen können, welche die Ordnung der ganzen Erzählung zerſtöret, und dem Sinne des Dichters widerſpricht. ἔγχος kann an dieſer Stelle anders nichts, als einen Degen bedeuten; und ſo hat es auch der allerneueſte Ausgeber der Phöniſſen, Herr Prof. Valkenaer zu Franeker, genommen, der von dieſem gelehrten Streite der pariſer

Herren Akademiſten wohl nichts mag gewüßt haben, weil er nichts davon erwähnet. Die Ausdrücke, ὁμιλίᾳ χθονὸς und ἐξαλλαγεὶς τοῦ παρεστῶτος πόνου hat Herr **Fourmont** ganz verkehrt verſtanden und ausgeleget. Der erſte bedeutet, daß **Eteokles** den Kunſtgriff, mit welchem er ſeinen Bruder erlegte, bey ſeinem Aufenthalte in Theſſalien, von dieſes Landes Einwohnern gelernet habe. Der zweyte will ſagen, daß **Eteokles** von der Art gerade zu mit einander zu fechten, bey welcher ſie bisher geblieben waren, abgegangen ſey, um einen Kunſtgriff vor die Hand zu nehmen.

Darf ich wohl bey der Gelegenheit meine Gedanken vom Herrn **Fourmont** entdecken? Ehe ich den Mann aus ſeinen Schriften, das iſt, aus ſeinen in dieſe Geſchichte der Akademie eingerückten Abhandlungen kannte, (denn mehr habe ich von ihm nicht geleſen) hatte ich eine große Hochachtung gegen ihn. Ein finſterer Sprachlehrer hatte ſie mir beygebracht, deſſen Kopf nicht allzu aufgeräumet ſeyn mochte, und der in Kenntniß vieler Sprachen Gelahrtheit ſuchete. Seitdem ich aber Herrn **Fourmonten** mit eigenen Augen zu betrachten angefangen habe, iſt er aus einem großen Lichte ein ziemlich kleines, wenigſtens in meinen Augen, geworden. Seine Studien ſcheinen nicht recht wohl geordnet, und ſein Kopf von Grillen und Erſcheinungen nicht völlig frey geweſen zu ſeyn. Die Menge und die Verſchiedenheit der Arbeiten, in die er ſich zerſtreuete, ließen ſeine Gaben, die von Natur die ſchlimmſten nicht mögen geweſen ſeyn, nicht zur Reiſe kommen. Er wollte überall zu Hauſe ſeyn, und war deswegen nirgends recht zu Hauſe. Von ſeinem Sineſiſchen kann ich nicht urtheilen. Aber in den übrigen vermiſſe ich den Scharfſinn, den erfinderiſchen Witz, die gute Ordnung, die Wichtigkeit und Seltenheit der Erfindungen, die ich am Herrn **Freret** bewundere. Hat mir unter allen unſern Akademiſten, die wir hier in den zehen Bänden vor uns haben, einer gefallen, ſo iſt es Herr **Freret**. Pflichte ich ihm gleich gar oft nicht bey, ja ſind gleich meine Studien, oder Nachforſchungen, von den ſeinigen ſehr weit unterſchieden;

den; denn ich habe in meinem Leben nichts weniger getrieben, als die Chronologie, worinn ſeine Stärke beſtund: ſo finde ich doch am Herrn **Freret** einen richtigen, einen feinen Geiſt, von einer gewiſſen Art, den man an wenig Franzoſen gewahr werden wird. Das war eine kleine Ausflucht im Vorbeygehen.

Auf der 92 Seite. Die ganze Sache läuft dahinaus, daß Herr **Fourmont** eine ſchlimme Sache ſchlecht vertheidiget hat: ſein Satz läßt ſich ſchlechterdings nicht behaupten. Daher ſind alle ſeine Ausflüchte gezwungen, und nichtig, und ſein Streuben nur vergebens.

Auf der 99 Seite, zur 26 Zeile. Von dieſer franzöſiſchen Ueberſetzung des Valerii Maximi hat man auf hieſiger Rathsbibliothek eine trefliche Abſchrift auf Pergament, in zween zum Erſtaunen großen Bänden in Folio, die in rothem Sammet eingebunden ſind, mit den zierlichſten Gemälden, dergleichen man aus dem XIV. Jahrhunderte kaum erwarten ſollte. Dieſe Abſchrift ſcheint dem König Karln dem V. ſelbſt von dem Verfaſſer überreichet geworden zu ſeyn. Vielleicht theile ich mit der Zeit einmal davon eine nähere Beſchreibung mit.

Auf der 100 Seite, zur 21 Zeile. **Selden** in ſeinem Buche de titulis honorificis hat erwieſen, daß der Titel: allerchriſtlichſter König, ein ſehr alter Titel ſey, der in den älteſten Zeiten allen chriſtlichen Königen beygeleget worden, nicht aber den Königen von Frankreich eigen geweſen iſt. Sollte einſtens der noch rückſtändige zweyte Theil meiner Anmerkungen über das Ceremoniale Byzantinum ans Licht treten, dazu ich aber alle Hoffnung aufgegeben habe, ſo würde ich ein gleiches, aber mit andern Beweiſen, thun.

Auf der 182 Seite, zur 18 Zeile. **in die Beſatzung geſchicket.**] Oder vielmehr, ſie mußten auf die Wache ziehen, die Schildwachen zu Athen zu verrichten.

Auf der 186 Seite, zur 8 Zeile. **Eine Bildſäule.**] Nicht ſchlechtweg eine Bildſäule, ſondern eine von Golde, oder von Holze, aber vergoldet.

Auf der 231 Seite. Ich an meinem Theile finde in dieſer Stelle Ariſtotelis gar keine Schwierigkeit. ἀγὼν es ſind die Vorſtellungen der Stücke, durch welche eine Bande von Dichterſpielern es der andern zuvor zu thun, und den Preis davon zu tragen, ſich bemühet; αἴσθησις aber iſt die Empfindung eines jeden Zuſchauers, daß währender Vorſtellung des Stückes, eine merkliche Zeit verſtrichen ſey. Oder, es iſt des Zuſchauers Empfindung von der Dauer, welche zu Vollziehung einer Handlung natürlicher Weiſe erfodert wird. Ariſtoteles ſaget demnach: Es iſt des Dichters Werk nicht, die Länge der Zeit für die Vorſtellungen der Spieler zu beſtimmen, oder der Empfindung der Zuſchauer von der zu Vollendung einer Handlung erfoderlichen Zeit Maaße zu ſetzen. Das gehöret für die Obrigkeit. Denn ſtünde es dem Dichter nicht frey, ſein Stück kurz oder lang zu machen, dürfte keine Bande Spieler in Anſehung der Länge der Zeit, in welcher ſie ihre Kunſt ſehen laſſen, vor der andern etwas voraus haben; würde endlich die Empfindung des Zuſchauers ſo eingeſchränket, daß er die Dauer des Stückes nicht nach der Verhältniß der Handlung oder Vorſtellung ſelbſt zu der Zeit, in welcher ſie natürlicher Weiſe vollbracht werden kann; ſondern nach der von den Geſetzen feſtgeſetzten, für alle und jede Vorſtellungen gleichmäßigen Länge der Zeit abmäße: ſo würde man dichteriſche Vorſtellungen nach Uhren machen und aufführen müſſen, wie ſonſt gebräuchlich geweſen ſeyn ſoll.

Auf der 240 Seite, zur 2 Zeile. Herr de Mautour dachte nicht daran, daß Lucius eben ſo wohl, als Cajus, ein Vornamen iſt; daß eine Perſon zween Vornamen nie zugleich geführet hat, und daß der Vornamen nie hinter dem rechten Namen geſetzet wird.

Auf der 255 Seite, zur 27 Zeile. Daß dieſer Namen Κεῖρις von dem Verfaſſer ſelbſt dem Gedichte nicht gegeben worden ſey, das kann man dem Herrn Gedoyn gar leicht einräumen. Darauf kömmt es nicht an. Es liegt auch nichts daran, zu wiſſen, wer dieſen Namen dem Gedichte beygeleget

geleget habe; ſondern es fraget ſich, woher er komme, oder warum das Gedicht ihn führe. Und das iſt klar. Aus den noch übrigen Brocken deſſelben erhellet, daß jedesmal, wo ein neues Beyſpiel einer namhaften Frau auftritt, der Vers mit den Worten Ἢ οἵη aut qualis anfängt. Weil nun dieſe Worte durch das ganze Gedicht hindurch ſehr oft wiederholet wurden: ſo hat man daher Anlaß genommen, das Werk ſelbſt darnach zu benennen. Und was war natürlicher, als das?

Auf der 257 Seite, zur 2 Zeile. **Außerordentliche Art.]** Herr Gedoyn hätte vielmehr ſagen ſollen; es wäre ein abgeſchmackter und froſtiger Einfall, dergleichen nicht ſelten im Pindar vorkommen, die aber in Swifts Kunſt zu kriechen gehören. So natürlich alſo auch ſonſt Pindars Weltalter war, ſo thaten ſich dennoch ſchon damals Regungen des klügelnden ſophiſtiſchen Witzes hervor, der in den ſpätern Zeiten mit voller Gewalt ausbrach.

Auf der 259 Seite, zur 20 Zeile. Dürfte der Schriftſteller nicht vernünftiger ſchreiben, als der Pöbel denkt, und müßte er an denen Begriffen kleben bleiben, die unter dem großen Hauſen herrſchen; ſo müßten auch in der neuern Geſchichte die Nixkinder eben ſo häufig, als in den Fabelzeiten, ſich blicken laſſen. Denn welches altes thörichtes Weib weis nicht von Nixen, und dergleichen Geſpenſtern zu ſagen? Sieht man nicht hie und da Wechſelbälge umher gehen? Nun fehlet es noch, daß ſich jemand zum Vertheidiger gewiſſer Legenden aufwirft, die an die Stelle der Göttermährchen getreten ſind. Man laſſe doch Thorheit, Thorheit ſeyn und bleiben! Mit aller Bemühung Weisheit daraus zu machen, wird man die Welt doch nicht von der unvermeidlichen Nothwendigkeit zu träumen befreyen.

Auf der 298 Seite, zur 2 Zeile. Ob ich gleich kein Freund ſo gezwungener Auslegungen bin, und, aufrichtig zu geſtehen, Mitleiden mit den Gelehrten habe, die Zeit und Witz an der Mythologie vertändeln; ſo glaube ich doch nicht, unrecht zu thun, wenn ich eine kleine Erinnerung hier mit einſtreue, die nicht viel Nachdenkens erfodert, und nicht viel Papier koſtet. Die hier gemachte Schwierigkeit läßt ſich gar leicht mit der Bemerkung heben, daß die Alten ein doppeltes Steuerruder an ihren Schiffen, forn eins, und hinten eins, gehabt haben; wie noch auf den Donauſchiffen gewöhnlich iſt.

Auf der 313 Seite, gegen das Ende. Es iſt eine Schande für unſere aufgeklärte Zeiten, daß man dergleichen lahme und lächerliche Ableitungen von Worten, als πρυτανεῖον von πυρὸς ταμιεῖον iſt, und ſie nicht den etymologiſchen Grillenfängern, deren Vater Plato iſt, überläßt, die im Klügeln Ruhm ſucheten. Πρύτανις iſt ſo viel, als πρωτεύων. Ανις iſt nur eine Endigung. Πρύτις war in der alten Sprache eben ſo viel, als πρῶτος, ein Vornehmer, ein Mann vom erſten Range. Πρυτάνεις ſind alſo die Edlen, Achtbaren im Volke, deſſen Vorſteher. Πρυτανεῖον war mithin ein Ort, wo die Prytanes ſich aufhielten, und zu ſchaffen hatten.

Auf der 321 Seite, zur 14 Zeile. Iſt das nicht eine ſeltſame Art, eine Rede anzuführen, wenn man ſie nicht bey ihrem gewöhnlichen Namen, ſondern nach dem Oberhaupte nennet, unter dem ſie gehalten worden. Wer würde mich verſtehen, wenn ich ſagete: Siehe die Rede Ciceronis Cicerone Conſule? Wer würde gleich errathen, daß ich die Catilinariam meynete. Zur Zeit weis ich noch nicht, was für eine Rede vom **Demoſthenes** Herr **Blanchard** im Sinne gehabt hat. Den **Demoſthenes** habe ich zwar zu mehrern malen geleſen. Aber wer kann alle Namen im Kopfe behalten? In der ganzen Reihe von Jahren, die **Demoſthenes** mit ſeiner Zunge und mit ſeinem wirkſamen Einfluſſe in die Staatsangelegenheiten belebete, finde ich weder in **Sunſons** Chronico, noch in Andreæ Schotti Vitis comparatis Demoſthenis & Ariſtotelis keinen Archonten, der Mneſiphilus geheiſſen hätte.

Allem Anſehen nach meynet Herr **Blanchard** die Rede pro Corona, und zwar die Stelle, die in der lambiniſchen Ausgabe vom **Demoſthenes** auf der 140 Seite, und der 18 Zeile ſteht. Es wird in dieſer Rede einige mal des Mneſiphili, als eines Archonten gedacht, der in dem Jahre regierete, in welchem die Athenienſer mit dem **Philippus** das erſte mal Friede macheten. Das geſchahe im zweyten Jahre der 108ten Olympiade; in welchem Jahre **Simſon** (Anno Mundi 3658 nach ſeiner Rechnung) einen **Themiſtokles** zum Archonten angiebt. Aber Herr **Blanchard** hätte ſich erinnern ſollen, daß **Demoſthenes** die Rede pro Corona nicht bey Lebzeiten des **Philippi**, ſondern unter deſſen Sohne, dem großen **Alexander**, im dritten Jahre der 112ten Olympiade, folglich ganzer ſiebzehn Jahre nach dem Archontenthume des Mneſiphilus gehalten hat. Ganz gewiß hatte Herr **Blanchard** dieſes citatum nicht aus der erſten Hand.

Auf der 323 Seite. **Demoſthenes**, der Tragödienſchreiber, iſt mir, und ich darf es wohl ſagen, dem ganzen Alterthume unbekannt. Herr **Blanchard** meynet keinen andern, als den berühmten Redner. Warum er ihn aber einen Tragödienſchreiber nennet, das errathe ich wohl nicht. Hat er etwa dieſe Stelle aus einem alten Griechen genommen, der ſich über das große Geſchrey und Aufheben, das **Demoſthenes** machete, als **Philippus**, der König von Macedonien, Elatea in Beſitz nahm, aufhalten wollte, und etwa mag geſaget haben: Δημοσθένης τραγῳδῶν περὶ τῆς καταλήψεως τῆς Ἐλατείας λέγει. das denn Herr **Blanchard** nicht recht verſtanden. Τραγῳδεῖν heißt bey den Griechen von einer Kleinigkeit viel Weſens machen.

Auf der 324 Seite. Zu den Prytaneis, die Herr **Blanchard** hier erwähnet, kann man das von Syracuſa hinzuthun, das im 21 Idyllio Theocriti verſ. 36 vorkömmt. Ueberhaupt hatte eine jede griechiſche Stadt, groß und klein, ohne Ausnahme, ihr prytaneum. Und das mußte auch ſeyn. Denn die prytanea waren gleichſam der gemeine Heerd der Stadt, oder der Gemeinde, ſo wie der beſondere Heerd eines jeden Hauſes, ein Sinnbild der kleinern Gemeinde iſt, die eine Haushaltung ausmachet. Wer an einem

Feuer oder Heerde Antheil nimmt, der gehöret mit zu der Verſammlung, die Recht zu demſelben Heerde hat. Wer alſo ſich zu dem Heerde und immerbrennenden Feuer einer ganzen groſſen Gemeinde, das auf dem prytaneo unterhalten wurde, hielt, der bekannte ſich damit auch zur Bürgerſchaft ſelbiges Ortes.

Auf der 337 Seite. Herr **de la Nauze** will in dieſer Abhandlung behaupten, daß **Seleucus Nikator** über die funfzig Jahre regieret habe. Mich wundert, daß die Herren Akademiſten, die doch ſonſt immer ihren Brüdern nicht viel ſchenken, ſo dazu ſtille geſchwiegen; ja daß ſie derſelben Abhandlung zum Vorſcheine gebracht haben. Die Aufführung derſelben muſte ihren Verfaſſer, und ſie ſelbſt zugleich mit ihm beſchämen. Sie iſt ein Gewebe von chronologiſchen Unrichtigkeiten. Das Lehrgebäude iſt im Grunde baufällig. Wie konnte doch Herr **de la Nauze** ſich ſo bloß ſtellen, der mit andern Proben gewieſen, daß er in den alten Zeitberechnungen geübet geweſen ſey. Er wirft ſich und den Leſer in einen hiſtoriſchen Labyrinth, wo man ſich ohne Wiederkehre verliehrt. Er verwickelt ſich in Widerſprüche, daran man kein Ende ſieht.

Man nehme einmal ſeinen Satz an. **Seleucus Nikator** ſoll einmal funfzig Jahre regieret haben. Folglich iſt er A. 50. æræ Seleucidarum geſtorben. Dieſes Jahr fällt ins zweyte Jahr der 129ten Olympiade, A. V. C. 491. A. M. 3742. nach **Simſons** Rechnung, an die ich mich zu halten pflege. Denn Herr **de la Nauze** geſteht zu, daß die æra ſeleucidarum mit dem erſten Jahre der 117ten Olympiade A. V. 442. A. M. 3693. angefangen habe. Iſt nun **Seleukus** in obbeſagtem funfzigſten Jahre nach der Rechnung der **Seleukiden** geſtorben; ſo iſt **Lyſimachus** auch in eben dem Jahre geſtorben. Daran iſt kein Zweifel. Herr **de la Nauze** geſteht es auch zu. Nun aber räumet er ja dem **Polybius** ein, daß **Ptolemäus Lagi**, daß **Lyſimachus**, daß **Seleucus Nikator**, daß endlich **Ptolemäus Keraunus** kurz hinter einander in dem Bezirke der 124ten Olympiade geſtorben ſind. Wie reimet ſich das? **Seleucus** brachte den **Lyſimachus** um. Das iſt gewiß. Sieben Monathe hernach, ermordete **Ptolemäus Keraunus** meuchelmörderiſcher Weiſe ſeinen Wohlthäter, den **Seleukus**. Nicht lange darauf, das iſt zwey Jahre hernach, erſchlugen die Galen, oder Wahlen, den **Ptolemäus**, und gaben ihm damit ſeinen Lohn, im dritten Jahre der 124ten Olympiade. Nach ihm regierete **Soſthenes**, doch nur als Verweſer, eine kurze Zeit. Im zweyten Jahre der 125ten Olympiade, hatte **Antigonus Gonnatas**, der Sohn **Demetrii Poliorketä**, Macedonien ſchon wieder gewonnen, daraus **Lyſimachus** und **Ptolemäus Keraunus** ihn vertrieben hatten. Denn er ſchlug den Haufen Wahlen, den **Brennus**, als er nach Griechenland zog, in Macedonien zurückgelaſſen hatte. Nun bezeugen ja alle alte Schriftſteller einhellig, daß **Brennus** im zweyten Jahre der 125ten Olympiade den für ihn unglücklichen Zug unternommen habe, zu welchen ihn der Ruf und die Hoffnung einer reichen Beute zu Delphis anlockete.

Noch größere Schwierigkeiten thun ſich hervor, wenn man die dem **Seleucus** zugedachten funfzig Jahre vom Anfange der 124ten Olympiade anrechnet. Denn alsdann muß auf der einen Seite der Anfang der Regierung des **Seleukus**, mit welcher die æra Seleucidarum einen gleichen Schritt geht, mitten in die Regierung **Alexanders des Großen** fallen; da doch bekannt iſt, daß die æra Seleucidarum erſt ſiebzehn Jahre nach **Alexanders** Tode angeht. Auf der andern Seite aber würde, wenn man den **Antiochus Theus** unmittelbar auf den **Seleukus** folgen ließe, eine Lücke von zwanzig Jahren bleiben, da gar niemand in Syrien könnte regieret haben. Die Beantwortung der Zweifel, die Herr **de la Nauze** machet, deſſen Schritten wir nachgehen wollen, wird die Sache noch mehr aufklären.

Auf der 338 Seite, zur 11 Zeile. **Zwiſchen dem Tode ꝛc.]** **Demetrius Poliorketes** und **Seleukus Nikator** ſind in einem Jahre geſtorben. Der Verfaſſer hätte alſo lieber ſagen ſollen: Nun findet man aber zwiſchen dem Unglücke **Demetrii**, das ihn zu **Seleukus** Gefangenen machete, und des **Seleukus** Abſterben allerley hiſtoriſche Begebenheiten, u. ſ. w.

Ebend. zur 26 Zeile, **und verheurathete ſich gleichwohl** ꝛc.] Wo ſteht denn das geſchrieben, daß **Lyſimachus** die Arſinoe, des Königs in Aegypten **Ptolemäi Lagi** Tochter, und **Ptolemäi Kerauni** Schweſter, erſt alsdann geheurathet habe, nachdem er den **Pyrrhus** aus Macedonien vertrieben hatte? Dieſes letztere geſchah im zweyten Jahre der 123ten Olympiade. Nun iſt es gewiß, daß **Lyſimachus** vier Jahre darauf umgekommen iſt, und daß er mit der **Arſinoe** zween Söhne gezeuget hat, davon der älteſte bey des Vaters Tode funfzehn bis ſechzehn Jahre alt ſeyn mochte. Wie konnte er denn Kinder von einem ſolchen Alter von einer Frau verlaſſen, die er vier Jahre vor ſeinem Ende ſoll genommen haben? Das iſt unmöglich. Er muß alſo die **Arſinoe** lange zuvor ſich haben beylegen laſſen.

Auf der 339 Seite, gegen das Ende. Iſt es nicht verwegen, ſich bloß auf einen unerwieſenen Satz zu ſteifen; einen Satz, der ſich unmöglich behaupten läßt, daß **Lyſimachi** letzte Kinder erſt nach dem zweyten Jahre der 123ten Olympiade gebohren ſeyn ſollen, und dagegen das ausdrückliche zu mehrern malen wiederholte Zeugniß eines alten bewährten Schriftſtellers, der ſelbigen Zeiten beynahe um ſo viel Olympiaden näher war, als wir Jahrhunderte von ihnen entfernet ſind, bloß darum verwerfen, weil es dem Satze, den man ſich in den Kopf geſetzet hat, widerſpricht, ob es gleich übrigens von der ganzen Fuge und Zuſammenhange der Geſchichte, darinn es gleichſam eingeklammert iſt, ſo befeſtiget wird, daß man es von ſeiner Stelle nicht bewegen noch losreißen kann, ohne das ganze hiſtoriſche Gebäud damaliger Zeiten über den Haufen zu werfen.

Auf der 340 Seite, zur 30 Zeile. **Siebenzehen Jahre.**] Oder achtzehen Jahre. So viele Jahre ſind allerdings von **Antigons** Tode an, bis auf des **Seleukus** Tod verfloſſen. Doch brachte er ſie nicht in völlig ruhigem Beſitze ſeines Reiches zu. **Demetrius**, **Antigons** Sohn, machete ihm allerhand zu ſchaffen. Nur drey Jahre vor beyder Ende, brachte den **Demetrius** ſein Unglück zur Ruhe, indem es ihn ſeinem Feinde, **Seleukus**, der zu gleicher Zeit ſein Eydam war, in die Hände ſpielete, der ihn auf einer Inſel einſperren, und zu Tode fräßen ließ. Man muß alſo **Seleukus** Anſtalten wider den **Lyſimachus** nicht unmittelbar von **Demetrii** Tode anfangen. Schon in eben dem Jahre, da **Demetrius** um ſeine Freyheit kam, fieng **Seleukus** an, ſich wider den **Lyſimachus** zu rüſten. Dieſen Krieg verurſachete des letztern hartes Regiment über die Macedonier, und ſeine Grauſamkeit wider ſeine eigenen Kinder erſter Ehe. **Lyſimachus** hatte ſeine erſte Gemahlinn, die **Lyſandra**, verſtoßen, und dafür die **Arſinoe** geheurathet. Lange Zeit darauf, als der letztern ihre Kinder heran wuchſen, dachte ſie auf Mittel und Wege, ihre Stiefkinder auf die Seite zu ſchaffen, und ihre eigenen auf den Thron zu ſetzen. Es gelung ihr auch zum Theil. Durch Verläumdungen brachte ſie es bey ihrem Gemahle dahin, daß er ſeinen älteſten Sohn von der Lyſandra, den **Agathokles**, einen Herrn von großer Hoffnung, mit Gift vergeben ließ. Die bekümmerte Mutter flüchtete alſo mit dem Ueberreſte ihrer Kinder zum **Seleukus**, und flehete ihn um Rache wegen ihres erlittenen Unrechtes an. Zu ihr ſchlugen ſich noch einige Macedonier, denen **Lyſimachs** Strenge nicht anſtund. Hiedurch ließ **Seleukus** ſich bereden, die Waffen wider den **Lyſimachus** zu ergreifen; und dazu gehörete natürlicher Weiſe mehr nicht, als ein Zeitraum von ein paar Jahren.

Auf der 341 Seite. Alles was Herr **de la Nauze** hier ſaget, kann vor dem dreyßigſten Regierungsjahre **Seleuks** geſchehen ſeyn. Will man das nicht zugeben, ſo zeige man, daß es falſch und unmöglich ſey. Anſehnlicher Häuſer Untergang, großer Herren Todesfälle, ſind allerdings wichtige Begebenheiten. Aber wo liegt der Grund des Widerſpruches in ihnen, daß ſie ſich nicht vor dem dreyßigſten

Jahre **Seleuks** hätten zutragen können? Vom **Antipater**, **Caſſander**, **Antigonus**, **Demetrius** und **Ptolemäus Lagi** ſteht ja Herr **de la Nauze** ſelbſt ein, daß ſie vor beſagtem Jahre aus der Welt gegangen ſind. Warum führet man denn nichts beweiſende Dinge als Beweiſe an? Will man den Leſer blenden, oder forſchet man nach der Wahrheit?

Auf der 342 Seite, zur 1 Zeile. Das läugnet ja kein Menſch, daß **Seleukus** nicht ſollte alt geworden ſeyn. Er überlebete nicht nur den **Lyſimachus**, ſondern er ward auch älter, als er. Dieſer brachte ſein Leben auf 74 Jahre, jener aber ſtarb in ſeinem 77ſten. Und dem ungeachtet können ſie doch beyde in einem Jahre, und zwar im dreyßigſten der Regierung **Seleukus** geſtorben ſeyn. Darinn liegt keine Unmöglichkeit, kein Widerſpruch. Herr **de la Nauze** ſetze erſtens eines jeden dieſer beyden Herren Geburtsjahre feſte, und dann ſchlieſſe er ſo: **Seleukus** iſt um ſo und ſo viel Jahre eher gebohren, als **Lyſimachus**, hat ſo und ſo viel Jahre gelebet, folglich muß er den **Lyſimachus** um ſo und ſo viel Jahre überlebet haben. Aber geſetzt auch, er thäte das, wie er es nicht thun kann, was hälfe das alles zu gegenwärtigem Streite? Will man aus dem Alter Folgerungen machen, ſo müſſen es dieſe ſeyn. Die alten Geſchichtſchreiber ſagen, **Seleukus** hat in dem und dem Alter die nach ihm genannte Zeitrechnung angefangen, und hat ſein Leben ſo und ſo hoch gebracht. Folglich kann er nicht im dreyßigſten Jahre ſeiner Zeitrechnung geſtorben ſeyn, ſondern er muß länger gelebet haben. Gäbe Herr **de la Nauze** nicht zu, daß beyde Fürſten kurz hinter einander geſtorben wären, ſo könnte ſein Schluß einige Stärke haben.

Auf der 344 Seite, zur 13 Zeile. Auf den Einwurf, den man aus **Plinii** VI, 27. machet, läßt ſich vielerley antworten. Erſtens, kann in dieſer Streitfrage ein Zeugniß von geringerem Anſehen, einem viel wichtigern nicht gleichgeachtet, geſchweige denn vorgezogen werden. Wie kann ein neuerer Schriftſteller, ein Römer, ein Zuſammenſtoppler, deſſen Fleiß man lobet, und bewundert, und ſich zu Nutze machet, indeſſen daß man wünſchet, daß ſeine Aemſigkeit ſeiner Beurtheilung nicht ſo oft möchte im Wege geſtanden ſeyn, und daß er nicht ſowohl im Sammeln, als im Wählen, einen Ruhm geſuchet haben möchte; mit einem Worte, wie kann ein **Plinius**, deſſen Unkunde in der ſyriſchen Geſchichte Herr **de la Nauze** ſelbſt ſo eben a. d. 343 S. aufgedecket hat, wie kann der wider einen Alten, wider einen Geſchichtſchreiber, wider einen Griechen, wider einen **Polybius** auftreten, und deſſen Zeugniß von **Seleuks** Todesjahre entkräften?

Zweytens muß erwieſen werden, daß **Plinius** allerdings quintum, und nicht quartum oder ſextum geſchrieben habe. Und das wird hart halten. Hat er nicht können mit Zahlen ſchreiben, wie man zu ſeinen Zeiten zu thun gewohnt war? Und hat nicht der fordere Strich von der IV. oder der hintere Strich von der VI verlohren gehen, und nur die V zurück bleiben können?

Endlich muß ausgemachet, und außer allen Widerſpruch geſetzet werden, daß **Plinius** den Antiochum Magnum gemeynet habe. Poſtea Antiochus reſtituit, ſaget er, quintus regum, & ſuo nomine appellavit. Unter was für Königen denn? Und wie iſt das zu verſtehen, quintus regum? Iſt es der fünfte in der Reihe der ſyriſchen Könige? Das will Herr **de la Nauze** haben. Wenn ich nun aber ſage, es iſt der fünfte ſeines Namens. Womit will man darthun, daß ich Unrecht habe? Nehme ich das letztere an, ſo kann ich wählen, welchen **Antiochus** ich will, Magnum, oder Epiphanem. Das gilt mir gleich viel. Ich will zugeben, daß der letztere nicht könne gemeynet worden ſeyn, weil er nur kurze Zeit regieret, und nur den Namen und Schatten der Herrſchaft genoſſen hat, da ſein unmündiges Alter ihn an keinen wichtigen Angelegenheiten Theil nehmen ließ. Ich bin darum nicht ſchlimmer dran. Ich rechne den Stammvater des Geſchlechtes der ſyriſchen Könige, den **Antiochum**, den Vater **Seleukus Nikators** mit. Und das iſt erlaubet. So iſt demnach **Antiochus Soter** der zweyte **Antiochus**; **Antiochus Theus** iſt der dritte; **Antiochus Hierax** iſt der vierte, und **Antiochus Magnus** iſt der fünfte ſeines Namens unter den ſyriſchen Königen.

Auf der 345 Seite, zur 18 Zeile. **Seine zween Söhne.**] Das ſaget **Appianus** gar nicht; das iſt ihm nie in den Sinn gekommen. Sein Ueberſetzer ſcheint es geſaget zu haben. Und das mag unſern Herrn Franzoſen verleitet haben, dem **Appian** etwas beyzumeſſen, daran er nie gedacht hat. So geht es, wenn man ſich bloß auf Ueberſetzungen verläßt, ſich bloß mit ihnen behilft, und die Grundſprachen vernachläßiget. **Appian** ſpricht folgendergeſtalt: *Σελεύκȣ δ' ἀποθανόντος, διάδοχοι, παῖδες παρὰ πατρὶς ἐκδεχόμενοι τὴν Σύρων ἀρχὴν, ἐγένοντο οἵδε.* Das heißt: **nach Seleuks Tode herrſcheten folgende Erbkönige in Syrien.** Oder, es herrſcheten nach ihm in Syrien folgende Fürſten in einer ſolchen Reihe, daß der Sohn dem Vater im Reiche nachſolgete. Das hat nun der Ueberſetzer ſo gegeben: defuncto autem Seleuco, patri ſucceſſerunt in Syriæ regnum hi filii. Aus dieſer Ueberſetzung ſcheint allerdings das zu folgen, was Herr **de la Nauze** daraus gezogen. Allein man kann auch, wenn man will, dem Ausdrucke eine andere Geſtalt geben, und den Ueberſetzer bey Ehren erhalten, wenn man das Wort pater für Stammvater, und filii für Nachkommen annimmt.

Doch dem ſey, wie ihm wolle. Man halte von der Ueberſetzung ſo viel, und ſo wenig, als man will. Ich bin ſo wenig geſonnen, als gehalten, mich ihrer anzunehmen. So viel iſt gewiß, daß **Appian** den **Antiochus Theus** nicht zu einem Sohne des **Seleukus Nikators**, ſondern zu einem Sohne des **Antiochus Soters** machet. Hätte Herr **de la Nauze** nur ein wenig weiter leſen wollen, ſo würde er gefunden haben, daß **Appian** ſaget: aus der Ehe des **Antiochus Soters** mit der **Stratonica**, ſey **Antiochus Theus** entſproſſen. Eben dieſe Stelle würde ferner ihm, wenn er ſie wohl überdacht hätte, einen Beweis der Richtigkeit ſeines Satzes an die Hand gegeben haben, nach welchen **Antiochus Soter** noch vor ſeinem Vater geſtorben ſeyn, und mit ihm zugleich regieret haben ſoll; und zwar ſo, daß er, **Antiochus**, in den obern Theilen von Aſien, der Vater, **Seleukus**, aber in Syrien zu befehlen gehabt. Iſt dem nun alſo, wie kann denn **Antiochus Soter**, der vor ſeinem Vater geſtorben ſeyn ſoll, die Galen aus Kleinaſien vertrieben haben, die erſt einige Jahre nach **Seleuks** Tode in Aſien einbrachen? Geſetzt auch, die Galen hätten noch bey **Seleuks** Lebzeiten feſten Fuß in Aſien faſſen wollen, (welches doch nicht an dem iſt, ſondern mit aller hiſtoriſchen Wahrheit ſtreitet,) wie konnte ſich denn **Antiochus** mit ihnen in einem Lande ſchlagen, darinn er, wie voraus geſetzet wird, bey Lebzeiten ſeines Vaters nichts zu ſagen hatte?

Alles was nun kömmt, iſt ein Gemeng von hiſtoriſchen Schnitzern. Der Verfaſſer hätte ſich vorher erſt im Griechiſchen, und in der Geſchichte der **Seleukiden** feſtſetzen ſollen, bevor er mit einer rohen und übereilten Muthmaßung zu ſeiner eigenen Beſchämung hervorträte. Strenges Urtheil! Derber Verweis! Ich geſtehe es. Er iſt aber doch gerecht, ſollte er auch wider mich ſelbſt ſeyn.

Auf der 347 Seite, zur 11 Zeile. **Solinus** ſaget zwar, daß des **Centarets** Pferd mit dem **Antiochus** geſtürzet ſey, aber er ſaget nicht, daß **Antiochus** darum auf dem Platze geblieben. Der ſyriſche König, von dem **Juſtinus** XXVI. 3. berichtet, daß er vom Pferde geſtürzet ſey, und den Hals gebrochen habe, iſt nicht **Antiochus Soter**, ſondern deſſen Enkel, **Seleukus Callinicus**.

Auf der 349 Seite, ganz zuletzt. **Wie ſolches** ꝛ] Aber aus eben dem gelehrten Werke des **Cardinals Noris** hätte Herr **de la Nauze** lernen können, daß die Arabier auf ihren Münzen, nicht die Jahrrechnung der **Seleukiden**, ſondern ihre eigene befolget haben, die etwa um funfzig Jahre ſpäter anhebt, als jene. Folglich muß ihr 54ſtes Jahr unter des **Antiochus Magnus** Regierung fallen. Er hätte ferner lernen können, daß die Arabier, nicht unter **Seleukus I**, oder **Nikatorn**, ſondern unter dem zweyten **Seleukus**, das iſt dem **Callinicus**, ſich von der Oberherrſchaft der **Seleukiden** auf gewiſſe Maaße losgemachet haben; doch ſo, daß ſie dabey unter ihrem Schutze geblieben.

Auf der 351 Seite. Der Ausdruck **Dionis**: **Cicero ſchickete den Metellus nach Gallien**, kann gar füglich und ungezwungen ſo ausgeleget werden: **Cicero** brachte es durch ſeine Vermittelung dahin, daß man den **Metellus** nach Gallien ſchickete.

Auf der 355 Seite, zur 11 Zeile. **Abra** und **Aura** iſt beydes recht; keines von beyden aber iſt der rechte Namen der Perſon, ſondern ein Ehren- oder Amtsname. **Abra** und **Aura** bedeutet eine Zofe, eine Jungemagd.

Auf der 375 Seite. Heliæa war das ordentliche Gerichte der Athenienſer, und ward, ſo oft als eine Prytanie war, gehalten. Prytanie und Heliäa waren zwey unzertrennliche Dinge, und wurden an einem einzigen Orte gehalten. Nur beſtund der Unterſchied von beyden hierinn. Die Prytanen ſtellten Senatum, den Rath, die Heliastæ aber populum, die Gemeine von Athen vor. Der Namen ſelbſt giebt es. Was auf den griechiſchen Aufſchriften, der aſiatiſchen Städte zum Exempel, ἁλία iſt, eben das war bey den Athenienſern ἡλιαία. Beydes kömmt von einerley Stammworte her, nicht von ἥλιος, wie einige Grammatiker vorgeben, ſondern von dem alten Worte ἁλίω, ἁλίζω, ich verſammle, bringe oder treibe zuſammen. In den alten Aufſchriften findet ſich der Ausdruck ΒΟΥΛΑ` ΚΑΙ` ʽΑΛΙΑ´ ſehr häufig.

Auf der 378 Seite, zur 19 Zeile. **Weder unverſehens.**] Die Worte wollen eigentlich ſo viel ſagen: Weder ich ſelbſt will für meine Stimme Geſchenke annehmen, noch einen andern für mich einſammlen laſſen. Mit meinem Wiſſen ſoll auch keiner ein Geſchenk dafür (zu ſeinem eigenen Beſten) annehmen. Auf keinerley Weiſe, Kunſtgriff oder bübiſche Veranſtaltung ſoll das geſchehen.

Auf der 395 Seite. Bevor ich dieſes Stück las, hatte ich von Herrn Fourmonten die vortheilhafteſte Meynung. Sein groſſer Ruhm ließ mir von ihm nichts, als außerordentlich gelehrte, gründliche und nützliche Lehren erwarten. Aber ich ſehe wohl, ein jeder Menſch hat ſeine ſchwache Seite. Ich ſchlieſſe mich nicht aus. Doch möchte ich um aller Welt Wunder nicht auf gut *bochartiſch* und *fourmontiſch* träumen wollen. Ein Glück für die Wiſſenſchaften, daß nicht ihrer viele ſich an dergleichen Fratzen vergaffen.

Auf der 423 Seite, zur 10 Zeile. *Der griechiſchen Kaiſer.*] Das werden unfehlbar die Salathin or Rum oder die Beherrſcher von Kleinaſien aus dem Hauſe Selgjuk ſeyn. Denn wer kann von Arabern wohl vermuthen, daß ſie ſich viel um die Geſchichte der griechiſchen Kaiſer bekümmern ſollten?

Auf der 423 Seite, zur 27 Zeile. *Iſt es ihm nicht möglich geweſen?*] Wie kömmt es aber, daß Herr *Levin Warner*, der vor noch nicht hundert Jahren holländiſcher Conſul zu Conſtantinopel war, von arabiſchen Ueberſetzungen alter griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller, die theils in der Urſprache noch vorhanden, theils aber auch verlohren gegangen ſind, eine beträchtliche Anzahl hat zuſammen bringen können? Daß die Anzahl ziemlich beträchtlich ſey; kann ich bezeugen, der ich ſie in Händen gehabt habe.

Auf der 444 Seite. Die Entdeckungen, die Herr Fourmont in der Gegend von Sparta und Amyklä gemachet haben ſoll, ſind gar zu wichtig, und überſteigen die Erwartung; als daß man eher davon viel ſagen, oder ſich ſehr darauf freuen ſollte, als bis man ſie ſieht. Wenn es nur mit dieſen neuentdeckten Schätzen nicht eben ſo geht, wie mit den *herkulaniſchen*. Die Zeiten ſind vorbey, da man weite Wallfahrten nach heiligen Reliquien anſtellete. Damit locket man heutzutage keinen reichen Ausländer mehr auſſer Landes; man ſtricket ihm ſein Geld damit nicht mehr ab. Vieleicht aber möchte es mit gelehrten Reliquien eher angehen, die man ſelbſt fabriciren kann, ſo viel man will. Ein vorgeblicher amykläiſcher buſtrophidoniſcher Marmor, das die Patres Benedictini de S. Mauro in den erſten Theile ihrer Art diplomatique eingerücket haben, iſt mir ſehr verdächtig vorgekommen: und ich habe vor ein paar Jahren meine Gedanken darüber in einem Stücke der zuverläſſigen Nachrichten geäußert.

Auf der 445 Seite. Man findet dieſe perſianiſche Geſchichte auch beym **Teixeira** in ſeiner relation de los reyes de Perſia Lib. I. c. 36. p. 195 bis 200, der ſeine Nachricht aus dem **Mirchond** genommen hat, welcher aber von der **fourmontiſchen** in vielen Stücken abweicht.

Auf der 448 Seite, zur 22 Zeile. **Buzurghemihir.]** Von dieſem klugen und berühmten Staatsmanne ſtehen viele merkwürdige Weisheitsſprüche in des **Zamachſcharii** Buche, **Rabi ol Abrari** genannt, und in deſſen Abkürzung, die der **Amaſi** unter dem Titel **Raudh ol Achjari** gemachet hat. Das letztere habe ich auf der königlichen Bibliothek in Dresden gebrauchet. Es iſt inſonderheit wegen der ſchönen Nachrichten von arabiſchen Gelehrten und ihren Schriften ſchätzbar. Ich will die Nachricht, die der **Amaſi** vom **Buzurghemihir** giebt, und zugleich einige ſeiner Sprüche aus dieſer Handſchrift anführen. Die Nachricht lautet demnach ſolgendergeſtält: „**Buzurghemihir**, ein Sohn **Bachtekans**, ward vom **Nuſchirwan** ſeiner Weisheit wegen, ſchon in einem Alter von funfzehn Jahren zum Staatsrathe oder Regierungsgehülfen ernennet. Mit ſeinen klugen Reden hat er ſich groſſen Ruhm erworben. Dahin gehöret unter andern dieſe: **Die Frucht der Gnügſamkeit iſt Ruhe, und die Frucht der Demuth iſt Liebe.** Ob er ſich gleich von dem magiſchen Gottesdienſte zum chriſtlichen Glauben wandte, ſo blieb er dem ungeachtet bey ſeinem hohen Poſten.„

Folgende Sprüche leget ihm das **Raudh ol Achjari** bey.

Doch ſind es nicht alle, die daſelbſt von ihm angeführet werden, ſondern nur einige wenige, die mir beym Durchblättern meiner Handſchrift in die Augen gefallen. Die meiſten aber ſind mir entwiſchet, weil ich mir kein Regiſter über gedachtes Werk gemachet habe.

1. Man fragete einſtens den **Buzurghemihir**: was ihn von ſeiner großen Herrlichkeit, zu der er gelanget ſey, am meiſten erfreue? und er antwortete: dieſes, daß ich im Stande bin, Wohlthaten mit Wohlthaten zu vergelten.

2. Man fragete den **Buzurghemihir** einmal: wer der vollkommenſte Menſch wäre? Derjenige, antwortete er, der ſein Ohr nicht zum Ziele garſtiger Reden machet, und der gerne Fünfe läßt gerade ſeyn. Oder der ſich ſtellet, als ſähe und hörete er nicht.

3. Der Vorſichtige oder Kluge handelt, wenn ihm eine ſchwere Sache vorkömmt, darinn guter Rath theuer iſt, wie einer, der eine Perle verloren hat. Was machet der? Er kehret den Staub von dem ganzen Flecke, wo die Perle hingefallen ſeyn muß, zuſammen. Sodann betaſtet er das Kehricht, und durchſuchet es ſorgfältig, bis er die Perle findet. So machet es der Kluge auch. Er zieht verſtändige Leute in wichtigen und kützlichen Angelegenheiten zu rathe, und hält ihre Gedanken gegen einander, bis er zuletzt den beſten Rath heraus bringt.

4. Gott hat Dürftigkeit mit Vernunft, und Ueberfluß mit Dummheit gepaaret, damit man erkenne, daß Verſtand nicht allein Reichthum zuwege bringe. Denn käme es hiebey bloß auf Liſt und Einſicht an, ſo würde der am reichſten ſeyn, der die meiſten Mittel, etwas zu verdienen, wüßte. Nun aber giebt es die Erfahrung, daß dergleichen Leute oft am ärmſten ſind.

5. Man fragete einſtens den **Buzurghemihir**, wie es doch käme, daß das königliche Haus der Saſaniden ſo in Abnahme, und deſſen Angelegenheiten in eine ſolche Unordnung gerathen wären; da doch ein ſo vollkommener Staatsmann, als er, am Steuerruder ſäße? Er antwortete:

Das machet, daß unſere Regenten zu den größeſten Werken die kleineſten Arbeiter ſtellen. (Oder daß ſie die untüchtigſten Leute zu den wichtigſten Poſten befördern.)

6. Ehre deine Obern, ſey mitleidig gegen die, ſo unter dir ſind, und begegne deines gleichen mit Gefälligkeit und Wohlthun.

7. Man fragete den Buzurghemihir, ob er wohl ein Glück kennete, deſſentwegen man einen nicht beneidete, der ſich deſſelben rühmen könnte? Ja, ſagete er, das iſt die Demuth. Ferner fragete man ihn: ob er wohl ein Unglück kennete, deſſentwegen man einen nicht beklagete, den es beträfe? Ja, ſagete er: das iſt der Stolz.„

Aus beygebrachten Proben kann man ſich ſchon von dieſes Mannes Art zu denken, einen Begriff machen.

Anmerkungen

Zum fünften Theile der Geſchichte der pariſer Akademie.

Auf der 63 Seite, gegen das Ende. Herrn Salliers vorgeſchlagene Verbeſſerung in der Stelle des Hieronymus, iſt höchſtens entbehrlich, ja offenbar falſch. Numidæ Arabes ſind eben ſo viel, als Nomades oder Scenitæ Arabes, ſie mögen ſich nun in Libyen, oder ſonſt wo aufhalten.

Auf der 233 Seite, zur 9 Zeile. Vocum laſcivia, ſcheint vielmehr Unfläterey im Reden und Schreiben zu bedeuten, dergleichen man von Mönchen erwarten kann, die der Kützel ſticht, und welche die guten Tage geil machen.

Auf der 263 Seite, zur 26 Zeile. Einen groben Kloß nennet man alſo in Frankreich einen St. Lucasvogel. Woher mag doch das wohl kommen? Vieleicht von der Zweydeutigkeit des Wortes **Lucas**. **Lucas** iſt eigentlich eine Abkürzung für **Lucanus**. Iſt es ein Menſchennamen, ſo wird homo darunter verſtanden. Bedeutet es aber einen Ochſen, ſo wird bos darunter verſtanden. Die boves Lucæ, das iſt Lucani, die Ochſen aus Lucanien, waren ihrer Stamhaftigkeit wegen ſehr berühmt. Ein Lucasvögelgen iſt demnach bos Lucas, ein lucaniſches Oechschen. **Ennius** hat einen Elephanten bovem Lucam, das iſt Lucanum, genannt, weil er nicht wußte, zu welcher Art von Thieren er den Elephanten rechnen ſollte. Der Elephant iſt ein nicht weniger geſchicktes Bild eines groben Menſchen, als ein Ochs. Das wußte jener Spanier wohl, der einem Franzoſen begegnete, und ſich zu ſehr zu erniedrigen glaubete, wenn er den Huth vor ihm abzöge. Das verdroß den Franzoſen; und er fragete demnach den Spanier, welches das gröbſte Vieh le plus lourd animal wäre. Der Spanier antwortete ohne Bedenken, der Elephant. Nun wohlan denn, verſetzete der Franzoſe, Votre Serviteur, Monſieur l' Elephant. Wo mir recht iſt, ſo hat man dem heil. Evangeliſten **Lucas** auch den geflügelten Ochſen zu ſeinem Leibthiere angewieſen, wie dem heil. **Marcus** den geflügelten Löwen. Man kann in Frankreich alſo auf den Ochſen bey Benennung des Lucasvögleins ſeine Abſicht gehabt haben.

Auf der 273 Seite. Da ich obiges zum vierten Bande, und deſſen 255 Seite ſchrieb, waren mir des Herrn **Chamborts** Gedanken über den Ausdruck ἢ οἵη, unbekannt. Ich wußte nicht, daß die ſo deutliche, natürliche und unumſtößlich gegründete Ableitung deſſelben, die vom **Donatus** herkömmt, ihm misfiele. Indeſſen hat des **Donatus** Meynung den Beyfall der größeſten Kenner erhalten, und ſie preiſt ſich von ſelbſten an. Herrn **Chamborts** Gründe ſind weder ſo ſtark, noch ſo überzeugend, daß ſie mich auf ſeine Seite lenken ſollten. Ueberhaupt ſcheint Herr de **Chambort** mit dieſer Anmerkung über den **Heſiodus** ſo wenig Ehre, als mit der nächſtfolgenden über den **Cicero** eingeleget zu haben.

Auf der 294 Seite, zur 3 Zeile. Der Ausdruck des Suetonius: a Maſſilia Geſſoriacum usque pedeſtri itinere confecto, will eben nicht ſagen, daß der Kaiſer Claudius die Reiſe queer durch Frankreich von Marſeille an, bis nach Calais zu Fuße gethan habe. Er kann geritten, oder im Wagen gefahren, oder auch zu Schiffe die Seyne hinunter gefahren ſeyn, und nichts deſtoweniger doch iter pedeſtre egiſſe. Suetonius ſetzet die Reiſe zu Lande, der Reiſe zu Waſſer, von Oſtia nach Marſeille entgegen.

Auf der 298 Seite, zur Anmerkung. Das franzöſiſche Wort Diete, in ſo weit es einen Landtag oder Zuſammenkunft des Volkes bedeutet, kömmt meines Erachtens wohl vom griechiſchen Worte διαιτα her, welches nicht nur einen Vertrag zwiſchen zwoen Parteyen, ſondern auch den zu Entſcheidung ihres Handels anberaumten Tag bedeutet, an welchem die ſtreitenden Theile vor dem Schiedsrichter zu erſcheinen, vorgeladen werden.

Auf der 301 Seite, gegen das Ende. Von dieſer Aufſchrift läßt ſich nichts rechtes ſagen, und man thut faſt beſſer, wenn man ſie in ihrem Werthe läßt. Sie iſt ſo ſeltſam abgefaſſet, daß ſie entweder ſehr fehlerhaft abgeſchrieben ſeyn muß, oder wohl gar untergeſchoben iſt. DIS MARIS iſt kein Ausdruck für alte Aufſchriften. Und was bewog denn den Stifter dieſes Denkmaales mitten im feſten Lande, weit vom Meere, den Meergöttern zu liebkoſen, und ſie mit dem Auguſt zu paaren? Welch eine Verbindung iſt das? AC AVGVSTO ſaget man nicht gern. Das klingt zu hart; ſondern man ſaget: & Auguſto, oder atque Auguſto. Die letzten Worte ſollen wohl allem Anſehen nach, ſo geleſen werden: Statuam ſedem merito dedit dedicavit.

Auf der 306 Seite. Nicht nur das Wort Contraſcriba, Gegenſchreiber, ſondern auch der Name Liulich, der nichts anders, als der deutſche Name Liblich, Liebslich, iſt, verräth ein ſpäteres Alter.

Auf der 315 Seite. Man kann über dieſer Stelle des Caſſius Dio die Anmerkung des Herrn Profeſſor

Reimars a. d. 711 Seite nachſehen, wo er berichtet, daß der Herr Baron de la Baſtie dem Herrn **Bouhier** widerſprochen, und daß Herr **Elsner**, nachdem er beyder Theile Gründe unterſuchet, dem erſtern beyzutreten für gut gefunden habe.

Auf der 334 Seite, zur 4 Zeile. Daß ein ſolches Glas damals mit unter die Koſtbarkeiten habe können gerechnet werden, daran iſt kein Zweifel. Daß auch Harun or Raſchid, der berühmte Chalife von dem Stamme Abbas, im 807 Jahre Chriſti Kaiſer **Karln** koſtbare Geſchenke zugeſchicket habe, das iſt aus dem Rheginone Prumienſi bekannt. Es kann alſo gar wohl ſeyn, daß er ihm ein mit arabiſcher Schrift umkränztes ſauberes Glas verehret hat, obgleich Rhegino deſſen mit ausdrücklichen Worten nicht gedenkt. Ich möchte wohl eine richtige Abzeichnung dieſes Glaſes mit ſeiner Aufſchrift ſehen.

Anmerkungen

Zum ſechſten Theile der Geſchichte der pariſer Akademie.

Auf der 21 Seite. Quintilians Stelle iſt eben die dunkelſte nicht, und verdienete ganz nicht, als ein Muſter einer zweydeutigen Rede angeführet zu werden. Es iſt an dem, zween angeſehene und geſchickte Franzoſen haben Schwierigkeiten bey derſelben angetroffen, und ſie verſchiedentlich überſetzet; keiner von beyden weder vollkommen recht, noch auch durchgängig unrecht. Aus beyden zuſammen genommen, kann man die Wahrheit heraus bringen, doch iſt ſie nicht bey einem allein. Herr **Rollin** hat den Ausdruck in ordinem redigere beſſer, als Herr **Gedoyn** getroffen. Hingegen hat dieſer den Sinn des Ausdruckes numero eximere beſſer, als jener eingeſehen. In ordinem redigere auctorem heißt ſo viel, als einen Schriftſteller aus der höhern Claſſe, in welche ihn ſeine Eigenliebe, oder die Schmäucheley und Unkunde anderer verſetzet hatte, in eine ſeinen Verdienſten gemäßere herunter ſetzen. Ordo iſt ſo viel, als der gemeine Haufe, der ſich mit nichts außerordentlichen hervor thut. ἀριθμὸς bey den Griechen; aliquem in ordinem redigere heißt, einen in den Pöbel ſtecken. Der Ausdruck: numero eximere, iſt allerdings der Auslegung des Regius fähig, der Herr Rollin beygepflichtet hat. Es kann bedeuten, jemanden aus dem Haufen hervor ziehen, und ihm eine angeſehenere Stelle anweiſen. Doch entſcheidet das beygefügte Wort omnino in vorhabender Stelle zum Nachtheile dieſer Auslegung.

Auf der 22 Seite. Eben dieſe Schwierigkeit hat mich bey meinem Conſtantino beängſtiget. Die Beſchaffenheit der Laufbahn zu Conſtantinopel, und der Wettrennen in den mittlern Zeiten, von welchen ſo gar ſehr viel daſelbſt geſprochen wird, iſt uns ſo dunkel: daß dieſes Buch, ſo viele ſich auch den Kopf darüber zerbrechen möchten, dennoch in Ewigkeit Gelehrten ein verſchloſſen Buch bleiben wird. Der Ueberſetzer mag ſo geſchickt ſeyn, als er will, ſo wird er doch bey billigen Kennern nie ſo viel Ehre einlegen, als er unglimpflicher Beurtheiler unüberlegtem Tadel bloß ſteht. Manche Dinge laſſen ſich mit Worten nicht deutlich genug vortragen. Die Gefliſſenheit, ſie verſtändlich zu machen, verdunkelt ſie vielmals noch mehr; oder wenigſtens kann ſie mit allen ihrem Beſtreben es nicht dahin bringen, daß ſie alle Zweifel hübe. Manche Dinge ſind auch ſo allgemein bekannt, daß einer, der ſie der Nachkommenſchaft zu gute umſtändlicher beſchreiben wollte, ſich der Gefahr ausſetzen würde, für einen Träumer angeſehen zu werden. Mit einer und derſelben Bemühung würde er ſich bey ſeinen Zeitgenoſſen lächerlich machen, und von der Nachwelt Ruhm und Dank verdienen.

Ich meines Theils habe jederzeit in den Gedanken geſtanden, es ſey viel ſchwerer, einen Geſchichtſchreiber zu verſtehen, und folglich auch zu überſetzen und auszulegen, als einen Dichter. Mein Urtheil gründet ſich auf meine eigene Erfahrung. Hat dieſe mich wohl getäuſchet? Dichter gehen meiſtentheils mit dem Herzen um. Und das bleibt immer einerley, ſo wie es Gott geſchaffen hat, ſo lange Menſchen Menſchen ſeyn werden. Wer mit Dichtern zu thun hat, der greife nur in ſeinen Buſen, ſo wird er den Schlüſſel zu ihnen daſelbſt finden. Er verbinde mit einer mäßigen Kenntniß der Welt, eine noch geringere Kenntniß der Geſchichte und Alterthümer, ſo wird er ſie verſtehen. Aber Geſchichtſchreiber ſetzen die Wiſſenſchaft von gar zu viel Dingen voraus, und zwar von ſolchen Dingen, die einer beſtändigen Veränderung unterworfen ſind, und deren Alter ſie in eine allzugroße Entfernung von uns, und damit außer den Bezirk unſers Geſichtes ſetzet. Alle unſere Seelenkräfte ohne Ausnahme, ermüden ſie. Da muß man ſo viel Namen von Orten und Menſchen im Kopfe haben, und die gleichlautenden zu unterſcheiden wiſſen. Da muß man Begriffe von alten Gewohnheiten allerley Art haben, von Würden, von gottesdienſtlichen, Kriegs- Regiments- Policey-Anſtalten, gerichtlichen Verfahren, Spielen, Kleidertrachten, Hausgeräthe, u. ſ. w. Man muß ſich öfters in Unterſuchungen von Dingen einlaſſen, damit ſich nur ein tändelichtes Gemüth breitzumachen erkühnet. Und zwar muß man davon Begriffe haben, die ihrem Verhältniſſe gegen unſere Gebräuche gemäß ſind. Da muß man ferner eine ſo ungeheure Menge von Begebenheiten gleichſam am Schnürchen haben. Ein fähiges und feſtes Gedächtniß, und eine wachſame Beurtheilungskraft, die ſich nicht berükken läßt, muß in einem ſo wüſten und dunkeln Lande unſere Schritte leiten, damit wir nicht Namen und Zeiten verwirren.

Je länger die Welt ſteht, je mehr die Begebenheiten, und ihre Behältniſſe, die Bücher, ſich häufen, deſto mehr nehmen auch die Schwierigkeiten zu. Wo will das hin? Zuletzt wird Gelahrtheit ein unbehülfliſches Ungeheuer werden, das unter ſeiner eigenen Laſt erliegen muß. Selbſt dieſer täglich zunehmende Anwachs der Dinge und Sprachen, die man lernen muß, machet Ueberſetzungen unentbehrlich. Muß man ja der alten Geſchichte kundig ſeyn: und man muß es ſchlechterdings ſeyn; denn ſie hat in allen Wiſſenſchaften allzutiefe Wurzel geſchlagen: ſo gewinnt man durch die Ueberſetzungen die Zeit und Mühe, alte Sprachen zu lernen. Man erſparet wenigſtens den Raum im Kopfe, den fremde Worte einnehmen würden, für Begriffe von Dingen, die einem zu wiſſen viel nöthiger ſind.

Zwar verabſcheue und verwünſche ich die heilloſen und zum Verderben alles guten Geſchmackes abzielenden Anſchläge derjenigen, welche, damit ſie ihren dunkeln und dornigten Grillen aufhelfen, die ſie unter dem gleißenden Namen des Chriſtenthums verkaufen, auf die griechiſche und lateiniſche Literatur unbarmherzig ſchmählen; die ſie doch in ihrem Leben nicht geſchmecket haben, und ſie auch ſo gar an heiliger Stelle unter dem verhaßten Namen des Heidenthums ſtinkend zu machen ſuchen. Das iſt der nächſte Weg zur Schwärmerey, und zum Gewiſſenszwange, deſſen Frucht eine allgemeine Blindheit iſt, dergleichen in den mittlern Zeiten den Erdboden bedeckete. Die Herrſchſucht kann ſich keinen gemächlichern Weg zur höchſten Gewalt bahnen, als eben dieſen. Hergegen bin ich aber auch oftmals auf den blinden Eifer ſolcher Gelehrten unwillig geworden, die alles, was nicht griechiſch und lateiniſch iſt, Barbarey ſchelten. Gleich, als ob die geſunde Vernunft, und der feine Geſchmack an ein Volk, oder an ein Menſchenalter gebunden wäre; gleich als ob außer dieſen beyden Sprachen, keine andern richtig und ſchön ſprechen, und zum Vortrage höherer Wiſſenſchaften geſchickt ſeyn könnten. Ich habe einen Mann gekannt, Gott habe ihn ſelig, der ſich einfallen ließ, in öffentlichem Drucke zu behaupten: es verdiene keiner den Namen eines Gelehrten, der nicht lateiniſche, und noch dazu griechiſche

Verſe machen könnte. In wie groſſe Gefahr ſetzete doch der gute Mann ſeine eigene Achtung! Ich fürchte, wenn es auf die griechiſche Probe angekommen wäre, und man nach der Strenge ſeines richterlichen Ausſpruches verfahren hätte, er würde ſein Ritterpferd haben hergeben, und ſich unter die Aerarios ſtecken laſſen müſſen.

Wie iſt es doch möglich, daß Leute, die mit den ſogenannten humanioribus oder mildern Wiſſenſchaften umgehen, ſo herbe und unbeſcheidene Geſinnungen hegen können? Um wie viel wäre es nicht beſſer, wenn Gelehrte das unnütze Gezänk aufgäben, und mit einer brüderlichen Liebe, die, von Verträglichkeit und Billigkeit beſeelet, Neid und Stolz ausſchließt, Arbeiten unter ſich theileten, an deren Nothwendigkeit beſcheidene Leute nie gezweifelt haben. Griechiſch und Lateiniſch iſt unentbehrlich. Es iſt geraume Zeit, daß ich dieſes einſehe. Und ſobald ich angefangen, es einzuſehen, habe ich beyde Sprachen lieb gewonnen. Ach wollte mir doch Gott das Glück gönnen, ſie Zeit meines Lebens gemächlich und ungeſtört, ohne die nagenden Sorgen der Nahrung, treiben, und die Früchte meines Umganges mit ihnen, den gegenwärtigen und zukünftigen Zeiten ſo reichlich, als ich wohl wünſchete, mittheilen zu können! Indeſſen hindert meine inbrünſtige Liebe zur alten und auswärtigen Literatur mich doch nicht, zu erkennen, und einzugeſtehen: daß die neuere und einheimiſche für uns viel wichtiger und nöthiger ſey; daß man in den neuern Sprachen viel gute Schriftſteller aufweiſen könne, die man zum Muſter einer ſchönen Schreibart vorſtellen kann, und die den Alten den einzigen ihnen noch übrigen Vorzug ſtreitig machen; ich meyne die Geſchicklichkeit richtig, ordentlich, edel und witzig zu denken, und dergleichen Gedanken gemäß ſich auszudrucken.

Den übrigen Wiſſenſchaften und dem gemeinen Weſen iſt es zuträglich, daß nur wenige ſich auf die alte und morgenländiſche Literatur legen, und zwar nur die, welche eine natürliche Neigung und Fähigkeit dazu bey ſich verſpüren.

Dieſe wenige müſſen, wenn ſie ſich ſonſt nicht in günſtigen Glücksumſtänden befinden, durch Mildigkeit des gemeinen Weſens in den Stand geſetzet werden, daß ſie ungekränkt und ungeſtört in ihrem Felde andern vorarbeiten können. Denn wo man dergleichen Studia treiben, und zugleich mit Büchercorrigiren, mit Regiſtermachen, mit Journalſchreiben, mit Ueberſetzen aus dem Franzöſiſchen, mit Collegialeſen, ſein Brod verdienen muß; da kann nicht viel kluges heraus kommen. In meinen Augen verdienen die neuern Geſchichte und Sprachen in allen Betrachtungen, mehr Fleiß und Andacht an ſie, als die Alten. Doch muß man dieſe darum nicht aus den Augen ſetzen. Verbände uns gleich dazu weiter nichts, ſo würde doch die Dankbarkeit allein uns dieſe Pflicht auflegen. Die Neuern haben den Alten ſo viel zu danken, daß ſie nicht allein, von allen den Vorzügen, die ſie über die Alten erhalten haben, ſich keines, ohne dieſer Beyſpiel und Beyſtand, würden rühmen können; ſondern auch wohl, allem Anſehen nach, nicht einmal da ſeyn, das iſt, Schriftſteller abgeben würden.

Die Gelegenheit hat mich verleitet, meine wahren Geſinnungen in dieſem Stücke durch ein öffentliches Zeugniß an den Tag zu legen. Sie beruhen nicht auf Vorurtheilen, nicht auf ungeordneten Leidenſchaften, nicht auf niederträchtigen Abſichten; ſondern auf Ueberzeugung und Liebe zur Wahrheit, auf die ich jederzeit ſtolz ſeyn werde.

Auf der 34 Seite. So unkundig der Muſik ich auch bin, ſo ſpüre ich freylich doch wohl in den Schriften der Alten etwas muſikaliſches, das mich gleichſam bezaubert. Aber ſollte denn das den Schriften der Neuern mangeln? Ich kann es nicht glauben. Zwar habe ich mich mit den neuern nicht ſonderlich bekannt gemachet. Mit ſolchen Kleinigkeiten, als das Abwägen und Abmeſſen der Sylben iſt, habe ich mich nie abgegeben. Aber daß das Harmoniſche den Neuern fehlen ſollte, daß die Alten allein auf die Spur der Kunſt gekommen ſeyn ſollten, durch kunſtmäßig angebrachte Abwechſelungen im Steigen und Fallen der Töne das

Ohr zu ergötzen, das kann ich mir nicht einbilden. Denn ich nehme für ausgemacht an, daß, ſo bald eine Rede dem Ohre gefällt, ſie auch harmoniös ſeyn müſſe, ſie mag nun alt oder neu ſeyn. Warum jagen wir doch fremden Schönheiten nach, die wir unter uns täglich vor Augen haben und verkennen?

Ich bin gewiß, ſollte mit der Zeit unſere Sprache etwan ausſterben, das ich nicht wünſche, und ſollten unſere guten Schriftſteller ein oder zweytauſend Jahre alt werden; ſo werden ſich müßige Klügler und tändelichte Grübler darüber machen, ſie durchmeſſen, ſie abwägen, und bey jedem Schritte ſo viel Gutes, Schönes, Wohlklingendes darinn finden, daß wir uns wundern würden, wenn wir es vorher wüßten. Aber, wird man ſagen, wie werden ſie denn das thun können, wenn ſie die rechte Ausſprache nicht inne haben? und die kann ſich ja doch nicht ſo lange Zeit erhalten: und Gott weis, wie weit, bis nach nova Zembla etwa, oder bis nach Peru, ausbreiten. Ich ſtehe dafür, es mögen das Deutſche, über kurz oder über lang, Völker ausſprechen, welche es auch immer wollen, ſie werden es nicht ſchlimmer ausſprechen, als wir das Griechiſche und Lateiniſche. Ja eben die verkehrte lächerliche Ausſprache wird ihnen auf die Spur vieler eingebildeten Anmuthigkeiten im Wortklange helfen, auf die niemand ſonſt gekommen ſeyn würde. Eben darum, weil wir das Griechiſche und Lateiniſche ſo kauderwälſch ausſprechen, finden wir in dem Klange ſo viel Anmuthigkeiten.

Auf der 37 Seite. Aber iſt denn irgend eine der neuern bearbeiteten Sprachen unfähig, Urſtücken auszufertigen, die ſowohl in Anſehung des Schwunges der Gedanken, und der Wahl der Worte, als auch in Anſehung der Schickung der Töne, für alle Ueberſetzungen in der Welt unnachahmbar bleiben könnten? Haben nicht auch neuere Sprachen Schönheiten, denen die griechiſche und lateiniſche nichts entgegen ſetzen kann? Sind nicht alle alte Romane, die einzige Cyropädie ausgenommen, gegen die vortrefflichen, wie wohl auch nicht fehlerfreyen Stücken, die uns England einige

Jahre daher geliefert hat, eine Pamela, einen Grandiſon, nur ein Kinderſpiel, und für Gewäſch zu achten, das nicht werth iſt, angeſehen zu werden? Welcher alte Philoſoph hat in ſeinen ernſthafteſten Schriften feiner, edler und höher gedacht, oder beſſere Lehren der Tugend gegeben, als **Richardſon**, in ſeinen Dichtungen. Wer hat die Züge der Sitten und Gemüther ſo natürlich getroffen, als er, wo er die Sache nicht bis zur Unwahrſcheinlichkeit treibt? In ſeinen Romanen finde ich mehr Nahrung für das Herz, mehr Zucht und Unterricht für den Willen, weniger Träume, und mehr geſunde Vernunft, als in den ſo ſehr gerühmten als gekünſtelten Geſprächen **Platons**. Mängel gegen Mängel gerechnet, und Vorzüge gegen andere abgewogen, ſo wird ein Schriftſteller, wie **Richardſon**, es allemal wider einen, wie **Plato**, gewinnen.

Wie viel haben nicht ferner unſere Geſchichtſchreiber vor der Alten ihren voraus? Sie verliehren in Anſehung des Vortrages. Das räume ich ein. Aber ſie lehren mich mehr. Ihre Lehren ſind wichtiger. Sie nöthigen mich mehr, ihnen zu trauen. Die Alten unterbrechen ihre Erzählung nicht mit Anführung der Urkunden, noch mit Erörterung verſchiedener Sagen, die einander widerſprechen. Sie führen den Leſer nicht auf eine rauhe Straße voller Zweifel, und verlaſſen ihn nicht auf dem Scheidewege der Ungewißheit. Sie ſtellen die Sache nur von einer Seite vor, von der ſie ſie ſelbſt anſahen, oder von welcher es ihnen nur erlaubet oder anbefohlen war, ſie vorſtellig zu machen. Mit Uebergehung vieler Nebenumſtände, die unſer Urtheil von den Sachen ſehr verändern würden, wenn wir ſie wüßten, ziehen die alten Geſchichtſchreiber große Begebenheiten ins kurze zuſammen, übertünchen die Lücken mit einem redneriſchen Firniß, der der meiſten Augen blendet, und ſtellen uns die Dinge in der Ferne vor, da ſie ganz anders laſſen, als in der Nähe. Es gefällt dem Auge wohl, wenn es einen großen Gegenſtand mit einem male überſehen kann.

Von griechiſchen Verfaſſern ihrer einheimiſchen Geſchichte, haben wir ſehr wenig; und über die Griechen und Römer, die die römiſche Geſchichte beſchrieben haben, ließe ſich gar viel ſagen. Manche haben die römiſche Geſchichte bloß als ein Gerippe vorgeſtellet, andere poſaunen ſie mit großem Geſchreye und Geprahle aus. Selbſt bey den beſten, die die meiſten Vorzüge beſitzen, und das größte Anſehen für ſich haben; fällt allerley bedenkliches vor. Polybius will öfters nicht recht mit der Sprache heraus. Man ſieht es ihm an, daß er offenherziger geſchrieben haben würde, wenn er ſeine Geſchichte nicht in dem Hauſe der Scipionen, und unter den Augen des Rathes zu Rom geſchrieben hätte: von welchem ſie ſich beſchauen laſſen, und deſſen Genehmigung ſie mit Behutſamkeit, mit einſeitiger Vorſtellung der Begebenheiten, mit kluger Bemäntelung der Staatsabſichten, und der Staatsgebrechen verdienen mußte. Die Römer trugen Sorge dafür, daß die Berichte ihrer Feinde nicht auf die Nachwelt kämen. Aller Vorſorge ungeachtet, brachen aber dennoch unter den ſchmäuchelhafteſten Lobſprüchen der bezwungenen Griechen Regungen eines glimmenden Grolles aus einem misvergnügten Herzen hervor. Die Empfindlichkeit ſpricht. Die glänzendſten Schildereyen können häßliche Züge von Herrſchſucht, Grauſamkeit und Untreue nicht ſo verdunkeln, daß man ſie nicht inne werden ſollte.

Hätten wir die Geſchichtsbücher der Völker, die die Römer ſich unterwürfig macheten; hätten wir die geheimen Commentarios oder Codicillos, welche zu Rom unter dem Wiſche, wie man ſaget, herumgiengen; ſo würden wir Rom ganz anders kennen. Wir würden mit den windigen Lobſprüchen einziehen, die unſere Schreyer einem ruhmredigen häuchleriſchen Volke, und ihren gedungenen Lobrednern nachſprechen, ohne die Sache wohl geprüfet zu haben. Wir glauben einem Livius auf ſein Wort, weil wir die Sache nicht anders betrachten, noch uns vorſtellen können; als es ihm beliebet hat, oder als es ihm anbefohlen war, ſie vorzuſtellen. Seine hübſche Schreibart nimmt uns ein. Keine Dornen mühſamer Erörterungen halten unſere Schritte auf. Weil wir keinen beſſern haben, glauben wir, daß er der beſte Geſchichtſchreiber, daß er unnachahmbar ſey: da doch dieſes ſchon ein hinlängliches Vorurtheil wider ihn ſeyn ſollte, daß ſeine Geſchichte unter den Augen des Rathes zu Rom verfertiget iſt, der ihr die Geſtalt gab, die er ſeinem Verlangen gemäß fand. Uns kömmt itzo manche vom **Livius** angegebene Urſache, mancher Verlauf von Dingen wahrſcheinlich vor. Man läßt ſich nicht einfallen, etwas darwider einzuwenden, oder auf etwas wahrſcheinlichers zu ſinnen. Hätten wir aber andere alte Geſchichtſchreiber, die die Sache anders erzählen, ſo würden wir dieſen vielmehr beytreten. Zu des **Livius** Zeiten ſtund ſeine Geſchichte bey weitem in dem Glanze nicht, in welchen ſie der Untergang der Lichter, die ſie ehedem verdunkelten, geſetzet hat. Ihm glaubet man auf ſein Wort, weil man ihn nicht Lügen ſtrafen kann.

Gegen die neuern Geſchichtſchreiber iſt man ſo gefällig nicht. Man fodert ihnen Beweiſe, Urkunden und umſtändliche Erzählungen von dem Verlaufe der Begebenheiten ab. Das unterbricht nun zwar ihre Erzählung, und beraubet ſie eines großen Theiles der Anmuth, welche die Alten ſo nachdrücklich anpreiſt. Hingegen gewinnen ſie auf der andern Seite um deſto mehr, indem ſie mehr unterrichten, ihre Glaubwürdigkeit außer Zweifel ſetzen, und ſich unſers Zutrauens bemächtigen. Es iſt freylich nicht jedermann gegeben, eine pragmatiſche Hiſtorie zu ſchreiben. Aber wie viel pragmatiſche Hiſtorien haben die Alten geſchrieben, und wie viel ſind von den ſo geſchriebenen auf uns gekommen? Iſt des **Livius** ſeine von der Art? Das ſagen wenigſtens die Alten nicht, die mit Rom näher verwandt waren, und es beſſer kannten, als wir. Soll niemand eine Geſchichte ſchreiben, der kein Staatsmann iſt, wie kam denn **Livius** dazu? Iſt etwa die Staatsklugheit ausgeſtorben? Fehlet es etwa unſern Zeiten an Kraft, Menſchen zu zeugen, die eben ſo ſtark denken, eben ſo durchdringend Herzen und Dinge durchſchauen können,

können, als ein Privatmann zu Rom? Leben wir heutzutage nicht in größerer Freyheit, als die Römer? Haben wir nicht mehr Mittel in Händen, die Wahrheit, wenn ſie an einem Orte erſticket wird, an einem andern durch den Druck zu beleben und auszubreiten? Wie heißt das alte Volk, deſſen Geſchichte es der neuern an Menge, an Mannichfaltigkeit, an Größe, Glanz und Wichtigkeit der Begebenheiten gleich thäte? Die Geſchichte iſt wie ein Strom, der deſto weiter um ſich greift, je näher er der Mündung kömmt. Kurz, ich dächte die Verfechter der Alten und Neuen hüben mit einander zugleich auf, und ließen die Krümme in die Beuge kommen.

Auf der 45 Seite. Ich kann dieſe Streitfrage ohne Erinnerung nicht vorbeygehen. Der P. von Montfaucon hat das Zeugniß der meiſten Handſchriften vom Herodotus vor ſich. Und das will freylich viel ſagen. Doch iſt der Gebrauch der griechiſchen Sprache wider ihn. Und das iſt eine unüberwindliche Schwierigkeit. Es iſt die Frage nicht, ob ἀκατάψαυστος ein gut griechiſch Wort ſey. Es iſt es allerdings, und daran wird niemand zweifeln. Dem Sinne nach möchte es ſich auch ganz gut zur gegenwärtigen Stelle ſchicken. Es bedeutet etwas, das ſich nicht betaſten oder angreifen läßt. Aber der Gebrauch leidet es nicht, daß man ἀκατάψαυστον ſaget, wenn man ein wildes, ſcheues Thier, das vor den Menſchen läuft, andeuten will. Kein einziger griechiſcher Schriftſteller hat es in dem Verſtande gebrauchet, ſondern man ſaget dafür ἄγριον, ἀτιθάσσευτον, ἀνεπλωκτον.

Ich mache mir alſo nicht das geringſte Bedenken, des Herrn Dorvillens glückliche Muthmaßung εὐκατάψευστα zu billigen. Er hat ſie in ſeinen Anmerkungen zum Chariton auf der 241 S. vorgetragen. Nimmt man ſie an; ſo kömmt ein ſehr bequemer Verſtand heraus, nach welchem Herodot ſaget, daß es in Libyen viel Thiere geben ſoll, von denen ſich viel Mährchen erzählen laſſen, oder denen viel nachgelogen würde. Nichts iſt gemeiner in griechiſchen

Handſchriften, als daß die Copiſten α und ευ mit einander verwechſeln, und das kömmt daher, weil beyde mit ſo ähnlichen Zügen ausgedrücket werden, daß vielmals das Auge ſie nicht unterſcheiden kann, wo der Sinn der Stelle nicht den Verſtand leitet. Mein Umgang mit der pergamentenen Urſchrift des Ceremonialis Byzantini vom **Conſtantin**, welche auf hieſiger Rathsbibliothek aufbehalten wird, hat mich hievon mehr als einmal überzeuget. Herr **Dorville** hat es auch in belobten Anmerkungen zum **Charito** auf der 41 S. und lange vor ihm der **P. von Montfaucon** ſelbſt in ſeiner Palæographia græca mit häufigen Beyſpielen erwieſen.

Auf der 53 Seite. Ich bin ſehr geneigt dem Herrn **Gedoyn** recht zu geben. Soll ja ein Unterſchied zwiſchen den aufgehäuften Worten von ähnlicher Bedeutung ſeyn, ſo möchte es etwa nach meinen Begriffen folgender ſeyn: Abiit könnte heißen: **er iſt alſo fort**, exceſſit, **er iſt zur Stadt hinaus**, oder er iſt ausgetreten, er hat ſich aus dem Staube gemachet. Evaſit, **er iſt uns entwiſchet**. Das wird von ſolchen geſaget, die liſtig den Fallen entgehen, die ihnen geleget worden; die davon kommen, ohne dem Hinterhalte, der auf ſie lauret, in die Hände zu fallen. Endlich erupit, **er hat ſich von unſern Händen, oder dem Netze mit Gewalt losgeriſſen.**

Auf der 54 Seite. Darf man etwas Unvollkommenheit nennen, das dem Menſchen eingepräget iſt, und einen weſentlichen Theil ſeiner Gemüthsbildung ausmachet, ſo verdienet allerdings das Aufhäuſen gleichbedeutender Worte getadelt zu werden. Aber man verſuche es einmal, und ſehe zu, ob man ſich eines Fehlers erwehren kann, in den die Natur uns ohne unſer Wiſſen und wider unſern Willen auch mit Gewalt verſtricket. Iſt die Seele heftig gerühret, bemühet ſie ſich ihre gewaltſamen Regungen lebhaſt auszudrücken, ſo ſuchet ſie die kräftigſten Ausdrücke, die rührendſten Bilder hervor. Verſagen ihr dieſe ihren Beyſtand, oder kommen ſie der Stärke der Empfindungen nicht gleich, können ſie dem Beſtreben der Seele kein Genügen leiſten, ſo wiederhohlet ſie auf der Zunge roherer Völker einen und denſelben Ausdruck zu vielen malen; oder ſie ſchärfet ihre Geſinnungen bey aufgeklärtern und artigern Völkern durchs Aufhäuſen verſchiedener gleich kräftiger und zu einem Zwecke abzielender Worte ein. Man ſchaffe alſo erſt für alle Begriffe und Empfindungen ihnen und ihren verſchiedenen Stuffen gemäße Begriffe herbey; ſo wird man, und nicht eher, berechtiget ſeyn, die Schwäche der menſchlichen Zunge zu tadeln.

Auf der 72 Seite, zur 20 Zeile. **Herodots** Stelle, V, 27. habe ich in den Miſcellaneis Lipſienſibus VIII. B. auf der 304 S. eben ſo, wie Herr de la **Barre**, verbeſſert, ohne zu wiſſen, daß er mir darinn zuvorgekommen. Ich gebe ihm alſo in ſo weit recht. Aber mit den beyden erſten Verſuchen ſcheint er es nicht getroffen zu haben. In der erſten Stelle I. 131 iſt gar kein Widerſpruch. **Herodot** will nicht ſagen, daß die Perſer bey ihren Opfern gar kein Feuer anzündeten. Denn ein lebendiges Thier ohne Feuer opfern, iſt ein Widerſpruch. Keines kann ohne das andere ſeyn. Denn eben in der Abſicht ſchlachtete man Opferthiere, um ſie zu kochen oder zu braten, und zu verzehren; nachdem man dem Götzen ein Stück davon gegeben, oder ihm, nach Gewohnheit mancher Völker, das Maul mit der Schwarte geſchmieret hatte. **Herodot** will alſo nur ſo viel ſagen, daß die Perſer nicht nach Art der Griechen ihr Feuer, bey dem ſie ihre Opfer köcheten, auf erhabenen Altären, ſondern nur auf dem platten Boden anzündeten. Ueberdem hat auch Herr de la **Barre** das Wort οὐλῆσι nicht wohl mit gateaux, **Kuchen**, überſetzet. οὐλὰς nennete man geſchrotene und mit Salz gemengte Gerſte, welche man gleich beym Eingange der Opferceremonie dem Opferthiere noch vor deſſen Fällung zwiſchen die Hörner ſtreuete, und es damit gleichſam zum Leiden einſegnete.

Die zweyte Stelle, darüber Herr de la **Barre** ſich gemachet hat, bedarf gleichfalls keiner Verbeſſerung. Daß ſie richtig und klar ſey, ſoll die Ueberſetzung erweiſen. **Herodot** behauptet, daß **Melampus** die Weiſe den **Bacchus** zu verehren, in Aegypten gelernet, ſolche den Griechen zu- und beygebracht, und nur weniges darinn geändert habe. Dieſen ſeinen Satz nun zu beweiſen, ſchließt er alſo: „Denn ich kann nicht ſagen, daß die Anſtalten, womit man dieſe Gottheit in Aegypten verehret, mit den Griechiſchen zutreffen. Denn wäre dieſes, ſo müßte ja der Dienſt **Bacchi** bey allen griechiſchen Völkern auf gleiche Weiſe verrichtet werden; anders könnten nicht, wie doch wohl geſchehen, allerhand Neuerungen in denſelben eingeführet worden ſeyn. Hinwiederum aber kann ich auch nicht behaupten, daß die Aegyptier dieſe oder eine andere Anſtalt von den Griechen ſollten erhalten haben.„

Auf der 82 Seite. Ich verſtehe mich weder auf alte, noch auf neue Geldrechnungen. In ſolche Grübeleyen laſſe ich mich nicht ein. Mein Schickſal iſt ſo gut geweſen, und hat mich der Mühe überhoben, mit Geldſachen viel zu ſchaffen zu haben. Aber ſo viel weis ich wohl von der alten Münze, daß es Ciſtophoren nicht nur von vier Drachmen, ſondern auch von einer gegeben. Da nun Herr **de la Barre** gewieſen, daß das rhodiſche Talent um ein Vierthel leichter geweſen, als das attiſche, und daß dieſes aus ſechs tauſend Drachmen beſtanden, deren eine einem römiſchen Denario am Werthe gleich kam; ſo iſt ja augenſcheinlich, daß **Feſtus** recht habe, wenn er ſaget: euboicum talentum numo Græco, ſeptem millium & quingentorum Ciſtophorum eſt, und daß ſolglich in der Stelle nichts zu ändern ſey. Denn, iſt es ausgemacht, daß ein Ciſtophor nur drey Vierthel von einer Drachme gehalten hat, ſo hat man nothwendig um ein attiſch Talent, oder ſechstauſend Drachmen zu bezahlen, eben ſo viel, das iſt ſechstauſend Ciſtophoren, und noch über dem ein Vierthel von ſechstauſend, das iſt, ein tauſend fünf hundert Ciſtophoren, oder zuſammen ſiebentauſend fünf hundert Ciſtophoren erlegen müſſen.

Auf der 111 Seite, zur 24 Zeile. Wie kann man doch das ſagen? da man weder vom **Krantor**, noch vom **Chryſippus** etwas mehr übrig hat. Aus dem, was **Plutarch** in ſeinem Werke de contradictionibus Stoicis beybringt, ſieht man wohl: daß **Chryſippus** viel Grillen ausgehecket, und in ſeinem häufigen Geſchmiere vielen unnützen Kram ausgeleget haben muß. Aber hingegen ſieht man auch aus Arriani diſputationibus epicteteis, daß er ſehr viele ſchöne heilſame Lehren zur Beſſerung des Herzens vorgetragen haben muß. Und kann man wohl von einem der vornehmſten Häupter der ſtoiſchen Schule etwas anders erwarten? Ohne **Homers** Sittenlehre zu verachten, ſo haben, mir wenigſtens, **Krantors** Troſtgründe wider die Unmuth ungemein wohl gefallen: die **Plutarch** in ſeinem Troſtſchreiben an den **Apollonius**, und **Cicero** in ſeinen Tuſculanis aufbehalten hat. Kann nun wohl **Krantor** nicht auf den Beyfall zweener ſo großer Männer ſtolz ſeyn, und damit dem Unglimpfe eines Neuern trotzen, den der Kützel ſtach, durch eine übelangebrachte Nachahmung ſeine Beleſenheit im **Horaz** zu zeigen.

Auf der 129 Seite. Dieſe eitele Kunſt, oder vielmehr dieſes Gaukelſpiel, war ſchon den alten Griechen und Römern bekannt. Beym **Plutarch** und andern trifft man Nachrichten von berühmten ψυχοπομπείοις oder Tempeln an, wo die Leute hinkamen, welche mit abgeſchiedenen Seelen ſprechen wollten. Ja, will man noch höher hinaus, ſo denke man nur an **Sauls** Begebenheit mit der Hexe zu Endor.

Auf der 132 Seite. Wenn das einen zum Dichter machen kann, daß die Kinder ſeine Verſe in der Schule auswendig lernen müſſen: ſo muß der ehrliche Mann, den ich nicht kenne, doch wohl auch ein Dichter geweſen ſeyn, der die lieben Evangelien in Reime gebracht, und jedes in vier Verſe eingeſchloſſen hat; die in den Evangelienbüchern ſtehen, und die ich als ein Bube von vier Jahren auswendig lernen mußte. Es iſt Schade, daß ich des frommen Mannes

Namen nicht weis. Ich würde ihm ein Denkmaal hier aufrichten, das mit dieſen Blättern eine gleiche Dauer und gleiches Schickſal haben würde.

Auf der 157 Seite. Dieſer Auslegung ſteht die Art der griechiſchen Sprache im Wege. νᾶμα iſt ein den Dichtern eigenes Wort, das eine Feuchtigkeit, etwas fließendes, eine Quelle, einen Bach, bedeutet. Man darf es alſo auf Marmorn nicht ſuchen. Auf die neuern Griechen berufe man ſich ja nicht, welche dieſes Wort in ihren Schriften zu gebrauchen pflegen, wenn ſie vom Blute Chriſti, und von der Taufe ſprechen. Das rühret von der fleckigten ſchwülſtigen Schreibart der griechiſchen Kirchenlehrer her, die das Griechiſche von Herzen ſchlecht verſtunden, dichteriſche und gemeine, hohe und niedrige Worte, ohne Urtheil und Auswahl unter einander warfen, und Redefügungen (Conſtructiones) aus allerley Sprachen der Welt, lateiniſche, ſyriſche, ägyptiſche, thraciſche und andere mehr unter die Griechiſchen mengeten, daraus denn ein ſolch barbariſches Griechiſch entſtanden iſt, als das Lateiniſche der mittlern Zeiten war. Der beſtrittene Stein iſt unſtreitig älter, als die Kirchenlehrer. Ferner läßt ſich zwar σεβάσιος von σέβασις ganz richtig ableiten, aber weder das eine, noch das andere iſt im Gebrauche, ſondern man ſaget σεβάσμιος an des erſtern Statt, und σέβασις läßt ſich nicht einmal von σέβεσθαι ableiten. Von σέσεψαι müßte man, nicht σέβασις, ſondern σέψις ſagen; aber auch dieſes iſt ungewöhnlich.

Auf der 160 Seite, zur 4 Zeile. Der Herr Marquis verräth hier eine ziemliche Unerfahrenheit in der griechiſchen Sprache, die überhaupt den römiſchen Alterthumsforſchern anzukleben pfleget. Er hätte noch wohl ein Schock Wörter von dieſem Schlage anführen können. Ὀλύμπιον, Ἡράκλειον, Διονύσιον, Ἀσκληπιεῖον, Σαραπιεῖον, Ἡραῖον u. ſ. w. Wer ſich nur ein wenig in der griechiſchen Grammatik, oder dem Pauſanias umgeſehen hat, der weis, daß die Endigung ιον und ειον einen Tempel derjenigen Gottheit bedeute, deren Namen ſie hintangefüget wird.

Auf der 160 Seite, zur 16 Zeile. Geſetzt σεβισιον wäre ein gut griechiſch Wort, ſo darf es doch nicht mit einem η geſchrieben werden.

Auf der 165 Seite. Schon ſeit geraumer Zeit iſt über die Frage geſtritten worden, ob die alten Gelehrten den neuen, oder dieſe jenen vorzuziehen ſind. Es wird auch noch lange darüber geſtritten, und vieleicht die Sache niemals ausgemachet werden. Käme es bloß darauf an, zu wiſſen, wer von beyden Theilen das meiſte gewußt habe? ſo brauchete es weiter keines Haderns; ſo würde uns niemand den Vorzug ſtreitig machen. Aber ſo fällt allerley dabey zu bedenken vor, das den Ausſpruch ſchwer, und den Schiedsrichter zweifelhaft machet. Nicht allein der Verdacht der Eigenliebe, der nothwendig auf uns zurück fallen muß, machet unſern Ausſpruch ungültig. Die beyden Rechtsgründe ſind wider uns: niemand könne Richter und Kläger zugleich ſeyn, und man müſſe auch den andern Theil hören. Nun aber können ja die Alten uns weder anhören, noch ſich verantworten; ſondern müſſen ihre Werke, oder vielmehr einen geringen Theil ihrer Werke, für ſich reden, und von ſich zeugen laſſen. Aber die Werke ſprechen nicht allemal kräftig genug in den Ohren ſolcher Richter, die Theil an der Sache nehmen. Zudem iſt die Sache ſo weit ausſehend, ſo mannichfaltig, daß jemand, der einen rechtmäßigen Ausſpruch thun wollte, nicht nur den Ruhm einer bewährten Billigkeit für ſich haben; ſondern auch alle Wiſſenſchaften gründlich inne haben, und ſie mit einem Blicke in ihrem ganzen Umfange überſehen können müßte. Wo will man aber einen Mann finden, deſſen Seele ſo weit reichete, und, ſo zu ſagen, eine ſo unermeßliche Kluft umfaſſete?

Es fragt ſich nicht, ſind die Alten den Neuern in dieſem oder jenem Stücke überlegen: ſondern welcher Theil von beyden hat mehr Verdienſte um die Gelahrtheit überhaupt für ſich? Wer hat es in einerley gegebener Zeit, bey einerley Glücksumſtänden, weiter gebracht? Welcher Theil hat die Uebermacht ſeines Geiſtes durch häufigere, wichtigere und mannichfaltigere Entdeckungen bewieſen? Welcher Theil hat durch allgemeinnützige Lehren, Künſte und Anſtalten ſich um das menſchliche Geſchlecht am verdienteſten gemachet? Welcher Theil hat die meiſten Hinderniſſe, und die gröſſeſten Schwierigkeiten zu überſteigen gehabt, der Erfindende, oder der Vermehrende; der Vorgänger, oder der Nachfolger? Würde jener, falls er alle Bequemlichkeiten, allen Vorſchub zur Hand gehabt hätte, die dieſem zu Gebothe ſtunden, nicht weiter gegangen ſeyn, und nicht viel wichtigere Dinge entdecket haben, als der letztere, da er es bey ſo ſchrecklichen Schwierigkeiten ſo weit gebracht hat, als der letztere nicht würde gethan haben, wenn er an des andern Stelle geweſen wäre; wie ſich daraus folgern läßt, weil der ſpätere in einerley Zeit weniger, als der frühere, geleiſtet hat. Welches iſt ſchätzbarer, eine Wiſſenſchaft erfinden, das Weſentliche, Selbſtſtändige, Nothwendige davon hervorbringen, und die Grundregeln feſtſetzen; oder nach dem vorräthigen Entwurfe fortarbeiten? auf die Spur helfen, oder darinn fortgehen? den Grund legen, oder darauf bauen? Ueberwiegen die Zuſätze der Neuern die Grundlagen der Alten an Menge, und an Wichtigkeit?

Das ſind Fragen, die die Billigkeit bey dieſer Frage nicht aus der Acht zu laſſen, anbefiehlt. Fielen dieſe einem jeden, der ſich damit einläßt, ein: ſo würden ſie manchen kühnen Machtſpruch erſticken, und manchem ſich ſelbſt aufwerfenden Richter den Mund ſtopfen. Ich bin viel zu wenig, einen Ausſchlag in dieſer Sache zu geben. Doch zweifle ich auch noch ſehr, ob Herr Gedoyn in vorhabender Abhandlung es gethan habe, oder zu thun vermögend geweſen ſey. Aus der Urſache werde ich mich bey ihm ein wenig länger, als ich ſonſt gewohnet bin, aufhalten, und zeigen, daß er ſich in ſeinen Urtheilen von den Alten zuweilen übereilet, und die Kenntniß ihrer Verdienſte ganz nicht gewieſen habe, die man von einem Manne erwartete, der mit ihnen lange Zeit umgegangen war, und für ihren wahren Freund und herzhaften Vertheidiger gehalten ſeyn wollte. Ich will anfänglich einige vorläufige allgemeine Erinnerungen machen, und ſodann dem Herrn Abte auf dem Fuße nachgehen, bis ich auf den Theil komme, wo ſchon ein anderer größerer Lehrer den irrenden Franzoſen zurechte gewieſen hat.

Daß unſer Wiſſen heutzutage viel ausgeſtreckter ſey, als der Alten ihres, liegt am Tage. Aber das iſt nicht bloß unſer eigen Verdienſt. Es iſt ein halb erborgtes, und halberworbenes Verdienſt. Die eine Hälfte gehöret den Alten zu; und an der andern hat unſer Schickſal auch einigen Antheil, das uns in dieſe ſpätern Zeiten verſparet hat. Hat es nun mit dem Ausſpruche ſeine Richtigkeit, daß es leichter ſey, zu dem Erfundenen etwas hinzuzuthun, als ſelbſt zu erfinden, ſo haben wir verlohren. Iſt es ferner wohl ein großer Vorzug und Vortheil, viel zu wiſſen? Welcher Menſch kann viel von verſchiedener Art faſſen? Auf welcher Seite ſind die meiſten großen und vielfähigen Geiſter? Iſt es nicht beſſer, wenig, und das gründlich; als viel, aber ſeicht, wiſſen? Der menſchliche Verſtand hat ſeine Gränzen, und das ſind gar enge Gränzen. Dieſe über das angewieſene Maaß hinausſtecken, ſteht bey dem Menſchen nicht. Je mehr die Wiſſenſchaften ſich häufen, und je mehr jede Art derſelben ſich der Vollkommenheit nähert, deſto ſchwerer, ja unmöglicher wird es, viel zu wiſſen; und in deſto engere Schranken wird der Verſtand eingeſchloſſen. Wer ſich in allen oder vielen Wiſſenſchaften umſehen will, kann ſich mit keiner recht bekannt machen. Haben die Alten weniger gewußt, als wir, ſo haben ſie es auch recht gewußt. Die Menge der Gegenſtände und Begriffe zerſtreuete ihr Nachdenken nicht.

So ſollte man ferner auch bedenken, daß die Alten weniger Gelegenheit hatten, ſich mit ſo vielem Ernſte und Eifer auf die Wiſſenſchaften zu legen, als wir. Sie hatten nicht ſo viel, noch ſo wohlangelegte große und kleine Schulen, nicht ſo viel öffentliche, noch ſo reichlich unterhaltene Lehrer. Ein jeder Lehrer mußte ſich ſelbſt ſein Brodt verdienen. Nur unter dem Hadrian erſt geſchah es, daß zu Athen nicht ſowohl eine Univerſität oder Schule für alle Wiſſenſchaften, als vielmehr ein collegium rhetoricum mit einer beſoldeten cathedra profeſſoria errichtet ward. Erſt in dem dritten Jahrhunderte fieng man an, Profeſſores eloquentiæ in den vornehmſten Städten des römiſchen Gebiethes zu beſtellen. Das einzige Alexandrien kann ſich rühmen, eine Akademie von der Verfaſſung gehabt zu haben, als derjenigen ihre iſt, deren Geſchichte mir Anlaß zu gegenwärtigem Aufſatze gegeben hat. Die meiſten Studierenden bey den Alten trieben die Wiſſenſchaften nur als ein Nebenwerk, indem ihr Gewerb ihre meiſte Sorgfalt auf ſich zog. Schlächtern, oder höchſtens Rathsherren, waren ihre Prieſter ähnlicher, als Gelehrten. Sie hatten weniger Urſache und Reizung ſich in gelehrte Beſchäfftigungen einzulaſſen, als unſere Geiſtlichen.

Wie mancher geſchickter Kopf muß nicht heutzutage dahinten und im Dunkeln bleiben, weil er ſo glücklich nicht iſt, einen dienſtwilligen Verleger zu finden, der ſeinen Gaben unter die Leute hilft. Da hingegen die, wie das Glück, blinde Preſſe, einen andern elenden Schmierer bald in den Orden der Schriftſteller verſetzet, und ihn damit berechtiget, auf den Namen eines Gelehrten Anſpruch zu machen. Um wie viel öfter muß ſich nicht dieſe Schwierigkeit ehedem eräuget haben? Um wie viel ſchwerer muß es nicht ſonſt einem dürftigen Gelehrten geworden ſeyn, ſeinen Witz, Fleiß und Namen auszubreiten, da das Schreiberohr der Abſchreiber allein noch vermochte, Schriftſteller bekannt zu machen? Welch ein mühſamer und koſtbarer Weg! Unendlich mühſamer, langſamer und koſtbarer, und bey dem allen bey weitem ſo wirkſam und ſo weitreichend nicht, als unſere Preſſen.

Nichts deſtoweniger iſt ehedem viel geſchrieben worden, erſtaunend viel! Aber dagegen iſt auch viel, ja das meiſte davon, verlohren gegangen. Wäre uns doch nur wenigſtens das Beſte und Vornehmſte übrig geblieben! Aber ſo iſt alles, was wir vom gelehrten Alterthume beſitzen, das Geſchenk eines ungefähren Zufalles. Keine kluge Wahl hat es uns ausgeſuchet und überantwortet. Selbſt von denen Schriftſtellern, die das Glück gehabt haben, den Gefährlichkeilichkeiten der Zeiten zu entgehen, und die Grauſamkeit ungezogener Völker zu beſiegen, iſt nicht alles, auch nicht einmal das meiſte und beſte auf uns gekommen. Endlich hat auch noch die Unkunde der Abſchreiber die wenigen Ueberreſte verunſtaltet, und der Vorwitz der Klüglinge hat ſie verderbet. Würde es demnach wohl den Alten, wenn ſie wieder aufſtehen und ſich verantworten könnten, an Urſachen gebrechen, ſich zu beſchweren, daß man ihre Verdienſte aus den ſo geringen, ſo verſtümmelten und ihrer urſprünglichen Geſtalt ſo unähnlich gewordenen Ueberbleibſeln beurtheilet? Die gelehrten Ueberreſte des Alterthums ſind wohl kaum der tauſendſte Theil des ehemaligen Reichthums. Iſt es nun wohl zu glauben, daß alle Entdeckungen, alle Gelahrtheit der Alten, alle ihr Brauchbares und Schönes, ihr Kern und Ruhm, in den geringen Bruchſtücken, mit denen wir uns behelfen müſſen, zuſammen gezogen liege?

Was man nicht prüfen kann, das läßt ſich ſo wenig loben, als verwerfen. Ich räume ſelbſt freywillig ein, daß ein großer Theil des Verlohrengegangenen ein ſeinen Verdienſten gemäßes Schickſal gefunden habe; und daß es ſo beſchaffen geweſen ſey, daß man mehr Urſache hat, über ſeinen Verluſt froh zu ſeyn, als ihn zu bedauren. Aber, iſt kein Buch ſo ſchlecht, daß man nicht Gutes daraus ziehen könnte: ſo muß in der großen Menge ſchlechter Bücher, die wir zu gutem Glücke nicht mehr haben, dennoch viel Gutes geſtanden haben. So ſchlecht es auch war, ſo beſchäfftigte es doch die damaligen Menſchen. Das meiſte unſrer Schriften iſt auch nicht weit her: unterdeſſen muß doch ein Mann, der Werk vom vielen leſen, und von mannichfaltiger Wiſſenſchaft machet, oder ſich mit der gelehrten Geſchichte beſchäfftiget, auch ſchlechte Wiſche anſehen.

Was muß ein Grammatiker nicht ehedem zu leſen und zu gedenken gehabt haben, der alle lyriſche Dichter, alle Redner, davon wir nicht den hundertſten Theil beſitzen, inne haben mußte; weil er ſie erklären mußte: zumal da man noch keine ſo bequemen Ausgaben mit Regiſtern hatte. Wie weitausſehend muß nicht ehedem die griechiſche Geſchichte geweſen ſeyn? Wie muß ſie nicht ins Kleine, ins Garzukleine, eingeſchlagen haben, da nicht ein einziger kleiner Staat war, der nicht ſeine eigenen Geſchichtſchreiber zu ganzen Haufen gehabt hätte? Meynet man wohl, daß es für das Gedächtniß eines damaligen Menſchen etwas geringes geweſen ſey, alle dieſe beſondere Staatengeſchichte zu wiſſen? Kann ſie wohl einem einzigen Menſchen viel weniger, als unſere deutſche Geſchichte, zu ſchaffen gemachet haben? Ich geſtehe es, vor dem Herodotus muß es um die Geſchichte erbärmlich ausgeſehen haben, weil er bey allen ſeinen albernen Erzählungen, bey allem ſeinem Aufſchneiden, Mangel der Zeitrechnung, der Unerheblichkeit vieler ſeiner Nachrichten, hämiſchen Geſinnung und andern Gebrechen, dennoch ſeine Vorgänger hat verdunkeln können. Allein, bald nach ihm hat die Geſchichte eine ganz andere Geſtalt angenommen; ſie hat ſich erweitert; ſie iſt ſorgfältiger und genauer in Beſtimmung der Zeit, ernſt- und wahrhafter geworden. Nach der Handvoll griechiſcher Geſchichtſchreiber, die wir übrig haben, darf man ihren Umfang gar nicht abmeſſen. Man ſchlage nur Voſſium de hiſtoricis græcis, und Jonſium de Scriptoribus hiſtoriæ philoſophicæ nach, ſo wird man ſich über die Aemſigkeit der Griechen im Geſchichtſchreiben verwundern müſſen.

Man bilde ſich einmal ein, daß über tauſend Jahre ein Bücherfeger aufſteht, den das Schickſal dazu auserſehen hat, daß er, die deutſche Geſchichte zum Exempel, ausfege. Der Mann ſieht, daß die Menge der Begebenheiten, und der Geſchichtsbücher über die Maaße angeſchwollen iſt, und daß, wenn die Nachkommen ſie faſſen ſollen, ſie ins kurze gezogen, und gleichſam entfleiſchet werden muß. Was thut er alſo? Er wirft alle Kloſtergeſchichte, alle Chroniken von kleinen Städten, alles mit einem Worte, was ins Garzukleine und Beſondre ausfällt, ins Feuer, und behält nur einige wenige kurze Auszüge aus der deutſchen Geſchichte bey. Dieſe kommen auf des Mannes Nachkommen, die aber von ſeinem Bücherbrande nichts wiſſen. Sie werden alſo auf die Gedanken kommen, daß entweder bey uns, nach Maaße der Länge der Zeit, und der Weite unſerer Staaten, nicht viel merkwürdiges vorgefallen ſeyn, oder daß unſere hiſtoriſche Kenntniß von unſerm Vaterlande ſehr mäßig geweſen ſeyn müſſe; oder ſie werden uns einer Nachläßigkeit und Härte gegen unſere Nachkommen beſchuldigen, deren Wißbegierde zu befriedigen, wir uns nicht hätten in den Sinn kommen laſſen. Ich würde es ihnen eben nicht verargen, wenn ſie ſo ſchlöſſen. Wenigſtens thäten ſie es nicht ohne Grund von Wahrſcheinlichkeit. Aber würden ſie darum auch richtig ſchließen, weil ſie wahrſcheinlich ſchlöſſen? Keinesweges.

Nun mache man die Anwendung auf die griechiſche Geſchichte. Wie viel dunkle Spuren der böotiſchen Geſchichte z. E. finden wir nicht beym Plutarchus, einem gebohrnen Böotier, die wir mit keinem einzigen andern Alten beleuchten können? Wie manche räthſelhafte Anſpielung auf Geſchichte, die kein einziger Geſchichtſchreiber umſtändlich erzählet, liegt nicht hie und da verborgen, und theilet unſere Muthmaßungen, und quälet unſer Rathen? Polybius klaget über die große Menge ſolcher Geſchichtſchreiber, die vor ihm einzelner Staaten Geſchichte beſchrieben haben, da ſich indeſſen niemand geſunden, der die allgemeine Geſchichte aller bekannten und mächtigen Staaten in einem Zuſammenhange vorgetragen, und unter einem Anblicke vorgeſtellet hätte. So unerhebliche Kleinigkeiten nun auch in der Beſchreibung kleiner Staaten mit untergelaufen ſeyn müſſen: ſo kann ſie doch nicht gänzlich leer von wichtigen Begebenheiten geweſen ſeyn.

Es iſt an dem, wir kennen die Verfaſſung und Schickſale von mehr und größern Staaten. Unſere hiſtoriſche Wiſſenſchaft umfaſſet einen größern Raum von Zeiten und Orten, als der Alten ihre. Aber kann wohl ein Geſchichtſchreiber heutzutage in allen Arten der Geſchichte gleich ſtark ſeyn? Iſt es möglich, daß er die alte und neue, die Kirchen- und weltliche und gelehrte Geſchichte, die einheimiſche und auswärtige, zugleich in gleichem Maaße vollkommen wiſſe? Nein, es iſt nicht möglich. Was ihm an der Kenntniß der einen Art zugeht, das geht ihm an einer andern Art wieder ab. Hätten wir nun, bey der Menge unſerer neuen Geſchichtſchreiber, auch noch vollends alle Alten, wo wollten wir Zeit hernehmen, ſie zu leſen, und auszuziehen? Welcher kurze Entwurf, und welches Gedächtniß würde die alte Geſchichte alsdann faſſen können?

Ich meines Theils weis dem Schickſale Dank, und ſehe es für eine unerkannte Wohlthat Gottes an, daß er der Wildheit ungelehrter Völker geſtattet hat, von den Schriften der Alten ſo viel zu vertilgen. Denn haben unſere Grammatiker und Hiſtoriker, bey den ſo ſehr geringen Ueberreſten des Alterthums, ſo ſehr viel zu ſchaffen, daß ſie Zeitlebens damit nicht fertig werden: wie würden ſie denn herum kommen, wenn alles, was je griechiſch und lateiniſch geſchrieben worden, auf uns gekommen wäre? Welcher Grammatiker würde die griechiſche Sprache alsdann faſſen können? oder, wenn er ſich Gewalt anthäte, nicht darüber verwirret werden? In welchem Wörterbuche würden alle griechiſche Wörter Platz haben? Welches Gedächtniß würde für alle, auch nur wichtige Begebenheiten der alten griechiſchen Staaten geraum genug ſeyn? Der Barbaren Grauſamkeit wider die Schriften der Alten iſt alſo an ſich nützlich, ja nöthig geweſen. Nur hätten, nicht ſie, ſondern kluge Leute, die Verwüſtung in der gelehrten Welt anrichten ſollen; Leute, welche gewußt hätten, was den Nachkommen nutzen könnte, und was der Unſterblichkeit werth wäre. Ich bedaure alſo den Verluſt vieler alter Schriftſteller an ſich ſelbſt nicht. Nur will ich ſo viel ſagen, daß ihre Erhaltung zu Entſcheidung des Zwiſtes, wegen des Vorzuges der Alten und Neuen, unentbehrlich ſeyn würde.

Man würde ſich ſehr irren, wenn man aus dem, was ich bisher angeführet habe, und über einige unrichtige Stellen des Herrn Gedoyn erinnern werde, ſchlöſſe, daß ich den

Alten vorzüglich geneigt ſey. Ich bin es gewiß nicht. Sollte ich meiner Neigung folgen, die nicht eine blinde ungeordnete Neigung, ſondern von Ueberzeugung erzeuget iſt, ſo würde ich mich zu den Neuern ſchlagen. Ich habe meine Geſinnung in dieſem Stücke ſchon in dem obigen deutlich genug an den Tag geleget. Doch ich bin ſo vermeſſen und unverſchämt nicht, in einer ſo kützlichen Frage den Ausſpruch zu thun. Ich will nur einige ungegründete Beſchuldigungen ablehnen, womit der gelehrte Herr Abt die Griechen, ich will hoffen, nicht aus Unwiſſenheit, ſondern aus Uebereilung und Fahrläßigkeit ſeines Gedächtniſſes, beſchweret hat.

Auf der 166 Seite, zur 4 Zeile. **Weil ſie daſſelbe vermieden haben.]** Herr **Gedoyn** wollte ſagen, weil ſie das Fehlerhafte zu vermeiden ſich befliſſen haben, und ihm auch wirklich größtentheils entgangen ſind. Denn keiner, auch der beſten alten Schriftſteller iſt untadelhaft. Haben nicht **Dionyſius von Halicarnaſſus** und **Longin** am **Homer, Aeſchylus, Plato, Xenophon, Demoſthenes** und andern, ein vieles auszuſetzen gefunden? Kein Vorwurf kann den Neuern gemachet werden, darein die Alten nicht ſollten verfallen ſeyn. Die Rede de Halonneſo, mag nun vom **Demoſthenes**, oder von einem ſeiner Amtsgenoſſen ſeyn; ſie iſt allezeit alt, und ihr Verfaſſer hat wegen des **Gehirns in den Hacken** (τȣ̃ ἐγκεφάλȣ τȣ̃ ἐν ταῖς πτέρναις) eben ſowohl leiden müſſen, als **Xenophon** wegen ſeiner **unverſchämten Dirnen in den Augen.** Hätten dergleichen Ausdrücke nicht ihren Erfindern ſchon gedäucht, ſo würden ſie ſich wohl vor ihnen gehütet haben. Aber ein bezaubernder Glanz von Witze blendete ihr Urtheil zuweilen. Es entfuhren auch ihnen Ausdrücke, welche zu bemerken die Kritiker zu Athen und Rom ſich angelegen ſeyn ließen. Dieſe zeigeten in ihren Lehrſtunden der Jugend nicht nur die ſchönen Stellen, ſondern auch die tadelhaften an, und warneten vor dieſen, wie ſie jene zur Nachahmung anprieſen. Die Alten waren auch Menſchen, wie wir; aber ſie wacheten mehr über ſich ſelbſt, und hatten weniger Nachſicht mit ihren

Schriften. Sie putzten und feilten ſie mit mehrerer Sorgfalt und wenigerm Schonen aus, als wir. Darum ſind ihre Aufſätze auch mängelfreyer, vollkommener und wunderwürdiger, als die unſern. Es war einem nicht genug, wenn er ſich ſelbſt verſtund. Keiner unterſtund ſich in Schriften eine Sprache einzuführen, die niemand, außer ihm, verſtanden haben würde. Aber heutzutage ſuchet man Ruhm darinnen, wenn man Alltagesgedanken mit neugemachten Worten vorträgt, wozu der Erfinder ſich ſelbſt einen Schlüſſel machen muß, wenn er ſie übers Jahr wieder verſtehen will.

Auf der 166 Seite, zur 14 Zeile. **Sie ſind ohne Fehler.**] Das iſt zu viel geſaget. Man höret es, der Liebhaber ſpricht von ſeinem Geliebten. Er ſpricht in Entzückung. Homers Fehler z. E. ſind zu häufig und zu ſichtbar, als daß ſie ſelbſt dem Alterthume hätten verborgen bleiben können, das ihn doch göttlich verehrete. Die Alten beurtheilen ihn öfters mit der gröſſeſten Freyheit, ja wohl gar mit Schärfe und Bitterkeit. Manche ſollen ihn gar mit einer ſo unbarmherzigen Geiſſel gezüchtiget haben, daß es die Neuern nicht haben ärger machen können. Und das nimmt mich kein Wunder. Schreibe einer einmal heutzutage ein ſolch Gedichte, als die Odyſſee iſt; erlaube er ſich ſo viele Freyheiten in Anſehung des metri; radbreche er das Deutſche mit den ſeltſamſten und unerträglichſten Ausdehnungen, Verkürzungen und Verunſtaltungen der Worte; beleidige er die deutſche Grammatik auf alle erſinnliche Weiſe; menge er alle Spracharten von ganz Deutſchland, Ober- und Niederſächſiſch, Fränkiſch, Oeſterreichiſch, Schwäbiſch, Schweizeriſch, Flämiſch und Pommeriſch, Oſtfriediſch und Klopſtokkiſch unter einander; erzähle er ſo lächerliches albernes Zeug, und das auf eine ſo einfältige ewig einförmige Art; wiederhohle er alle zehn oder zwanzig Verſe ganze Stellen mit einerley Worten; laſſe er ſeine Perſonen ſo zur Unzeit ſprechen, ſo unanſtändig handeln: und ſehe er dann, was davon kommen wird. Man wird ihn auszischen, und zu den alten Weibern in die Spinnſchule ſchicken.

Aber ſo hat den Homer das hohe Alter, und der lange Beſitz eines Anſehens, das wenig ſeines Gleichen hat, ehrwürdig gemachet. Seine bezaubernde Einfalt machet ihn bey allen ſeinen Fehlern liebenswürdig. Der groſe Geiſt, der mitten durch die albernſten Streiche hindurch ſtralet, verdunkelt die übrigen Gebrechen. Er hatte überdem das Glück, zu einer Zeit in die Welt zu treten, da etwas geſchriebenes noch was ſeltſames war; da man noch nicht gewohnet war, was kluges zu leſen, und zu hören; da die Menge des Guten den Geſchmack noch nicht verwöhnete; da ein auch nur erträgliches Gemenge vom Schlechten und Guten, vom Klugen und Thörichten, die Menſchen außer ſich zu ſetzen vermochte. Hungrigen ſchmecket die ſchlechteſte Speiſe beſſer, als Vollen die Leckerbiſſen. Die erſten Eindrücke der Kindheit ſind die ſtärkeſten; ſie begleiten den Menſchen bis in den Tod. Die Philoſophie muß kräftig, und die Ueberzeugung durchdringend ſeyn, die ſie vertilgen ſoll. So geht es auch mit der Welt. Die erſten Empfindungen des Wohlgefallens an einem Dinge, pflanzen ſich durch viele Menſchenalter fort. Der erſte Vater ließ ſeinen Sohn den Homer in der Schule auswendig lernen, weil er kein beſſer Schulbuch hatte. Aus Eigenliebe zu ſich ſelbſt, ließ dieſer Sohn hinwiederum ſeinen Sohn, in der Schule, eben das lernen, was er hatte lernen müſſen, u. ſ. w. Sind dergleichen Anſtalten einmal in den Schwang gebracht, ſo gehen ſie bis ins Unendliche fort, wenn nicht eine höhere Macht ihnen Einhalt thut.

Meine Gedanken von den Urſachen der Aufnahme des Homers mag meinetwegen, wer da will, auf andere ähnliche Schriften erſtrecken und anwenden. Homer iſt das einzige Buch nicht, welches die Dummheit der erſten Beſitzer auch den klügern Nachkommen aufgedrungen, und es in eine unverdiente Verehrung geſetzet hat: welcher ſich entſchütten wollen, eben ſo viel iſt, als ſich Spöttereyen, Gefahren und Verfolgungen bloß ſtellen.

Was ſoll ich von den unerhörten Freyheiten ſagen, die die griechiſchen Tragödienſchreiber ſich in Verſetzung oder vielmehr Verwerfung der Worte, in Erdichtung neuer ungewöhnlicher Redensarten, und Vermengung verſchiedener Gleichniſſe, die ſich gar nicht zuſammen ſchicken, herausnehmen. Kein D. **Luther**, kein **Barthel Ringewald**, kein **Hans Sachſe**, hat je ſo hart, ſo undeutſch gedichtet, als **Euripides** in ſeinem Griechiſchen gethan hat. Der geht heutzutage für keinen guten deutſchen Dichter durch, der nicht flüſſigere Verſe machet, als viele von dieſem griechiſchen Dichter ſind. Es iſt andem, die Schönheit und Güte vieler andern, und der edle dichteriſche Geiſt, der in dem Ganzen herrſchet, verdunkelt dieſe Mängel. Die Menge des Vortrefflichen machet uns gegen das Schlechte milde und langmüthig. Aber bey dem allen bleiben ſie doch Mängel, die ihm zu Liebe, man wohl wünſchen möchte, an ihm nicht ausſetzen zu dürfen. Man wird mir vieleicht die Einwendung machen, daß ich Ungrieche mir zu viel im Beurtheilen anmaße. Man wird ſagen, über einen Griechen dürfe nur ein gebohrner Griech urtheilen. Und dieſe haben es auch ſchon lange vor mir gethan. Sie haben über ihres Landesmannes Härte, Schnitzer wider ſeine Sprache, und die in ſeinen Chören herrſchende Dunkelheit, eben ſo ſehr geklaget, als ich nimmermehr thun kann.

Auf der 166 Seite, zur 26 Zeile. **Die Neuern hergegen haben ſich mehr Mühe gegeben.]** Thut doch der Herr Abt, als wenn er der Alten ihr Geheimſchreiber geweſen wäre. Wer hat ihm denn geſaget, daß die Alten nicht alles gethan haben, was in ihrem Vermögen ſtund? Woher weis er denn, was ſie gethan, oder unterlaſſen haben? Sie thaten ja auch Reiſen in fremde Länder, um die dortige Landesart, Kräuter, Gewächſe, Mineralien und andere Werke der Kunſt und Natur kennen zu lernen. Daß ſie nicht ſo viel Anlage, Vorſchub und Bequemlichkeiten in Händen hatten, als wir, daß die Handlung und Schiffahrt ſich damals noch nicht ſo weit erſtreckete, und die Gemeinſchaft mit den entlegenſten Theilen der Welt noch nicht ſo erleichterte, als heutzutage; daß ſie damals von groſſen Herren nicht unterſtützet wurden, noch ihrer Vorfahren gemachten Entdeckungen weiter nachſpüren konnten; dafür konnten ſie ja nicht; daran waren ihre Zeiten ſchuld. Wer weis, was ſie gethan hätten, wenn ſie an unſerer Stelle geweſen wären? da ſie, nach ihrem Maaße, in wenigerer Zeit, und bey ſchwächern Hülfsmitteln, wichtigere Entdeckungen gemachet haben, als wir.

Man bilde ſich zween Handwerks- oder Kaufleute ein, davon der eine mit zehn Thalern anfängt, und damit in zehn Jahren tauſend Thaler verdienet; der andere fängt mit tauſend Thalern an, und bringt in zwanzig Jahren zehn tauſend Thaler vor ſich. Welcher von beyden wird nun der arbeitſamſte ſeyn? Welcher wird die Kunſt, Geld zu machen, am beſten verſtehen? Welcher wird das meiſte Lob verdienen? Iſt der ſchnellere Fortgang der Alten in den Wiſſenſchaften in kürzerer Zeit, und bey geringerer Anlage, nicht ein Beweis, daß ſie einen offenern Kopf gehabt haben, und ämſiger geweſen ſind, als wir? Ich laſſe es dahin geſtellet ſeyn, ob die Griechen die Wiſſenſchaften lediglich für ſich erfunden haben. Ich will es indeſſen einmal für erwieſen annehmen. Wenigſtens geſteht es der Herr Abt auf der 176 S. und deren 22 Zeile ſelbſt ein. Die Griechen erfanden demnach die Wiſſenſchaften aus ihrem eigenen Kopfe; ſie bildeten ſie, ſie legten den Grund zu dem groſſen Gebäude, daran wir noch immer bauen, und wohl in Ewigkeit bauen werden. Sie brachten es bis unter den Giebel, und das in wenigerer Zeit, als wir daran putzen.

Haben wir denn wohl recht, auf Erfindungen ſtolz zu ſeyn, die lediglich das Geſchenk eines glücklichen Zufalles ſind? Können die Alten dafür, daß das Schickſal ihnen das Glück, darauf zu kommen, verſagete, und uns es verbehielt? Oder können wir uns etwas zum Verdienſte anrechnen, dazu unſer Witz und Nachſinnen nichts beygetragen hat? Es ſammlet ein Vater von nichts ein groſſes Vermögen.

Der Sohn vermehre es um ein weniges. Der Enkel thue auch etwas hinzu. Er erbe von wohlhabenden Freunden, die ſeines Großvaters Geld ihm zugeführet hatte. Der Enkel wird freylich reicher ſeyn, als der Großvater. Aber auf weſſen Seite wird das Verdienſt ſeyn?

Auf der 168 Seite, zur 7 Zeile. **Nur ſechs und zwanzig Jahre.**] Anfänglich ſah ich das für einen Schreibefehler an. Aber das Wörtchen nur, und der ganze Zuſammenhang der Rede weiſt, daß Herr **Gedoyn** ſechs und zwanzig geſchrieben habe. Das kann ich mit meiner Chronologie nicht zuſammen räumen. In derſelben finde ich beynahe zweyhundert Jahre zwiſchen dem **Thales** und **Plato.** Wie weit es die Alten in der Naturkunde gebracht haben, das habe ich nie unterſuchet. Indeſſen habe ich doch eine um ſo viel günſtigere Meynung von den alten Naturforſchern und Sternbeſchauern, als es einem **Thales**, **Demokritus**, **Meton**, **Eudoxus**, **Hippokrates**, **Theophraſtus**, muß ſchwerer gefallen ſeyn, eine verwilderte Straße zu bahnen, als es uns fällt, auf einer gebahnten weiter fort zu gehen. Und dennoch iſt in einer Zeit von etwa zweyhundert Jahren, vom **Thales** an, bis auf den **Theophraſtus**, beynahe alles entdecket worden, was die Griechen in der Phyſik, Matheſis und Aſtronomie wußten. Haben jene nun in zweyhundert Jahren mehr erfunden, oder wir in dreyhunderten? Das mag die Geſchichte der Gelahrtheit ausmachen.

Auf der 170 Seite, zur 27 Zeile. **Sie hatten keine Kritik.**] Wie konnte doch ein Mann, der ſeinem allgemeinen Ruhme nach, das Alterthum ſo gut kennen mußte, als Herr **Gedoyn**, ſeiner ſo ſehr vergeſſen! Man weis, daß er **Photii** Bibliothek in einer franzöſiſchen Ueberſetzung habe ausfertigen wollen. Ob er einem ſolchen Werke gewachſen geweſen ſey, das iſt eine Frage, die nicht hieher gehöret. Man ſieht gar bald ein, was ich mit Anführung dieſes Buches ſagen will. Es iſt ein ſchätzbares Ueberbleibſel der alten Kritik. Wie kann nun jemand, der **Photii** Bibliothek

kennet,

kennet, den Alten die Kritik abſprechen? Doch ich beſinne mich. **Photius** gehöret nicht in dasjenige Weltalter, von welchem hier die Rede iſt. Wir ſind noch in denenjenigen Zeiten, da die Griechen erſt anfiengen, die Wiſſenſchaften zu treiben. Aber auch damals trieben ſie die Kritik ſo ſtark, als irgend eine andere Wiſſenſchaft. Was iſt in der gelehrten Geſchichte bekannter, als der Fleiß der alten Criticorum, **Homers** Gedichte auszulegen, zu berichtigen, und im guten Stande zu erhalten? **Ariſtoteles** gehöret doch wohl mit in die älteſte Claſſe der griechiſchen Gelehrten. Nun aber hat er ja quæſtiones Homericas geſchrieben, und ſich auf noch viel andere Weiſen um den **Homer** verdienet gemachet. Doch war es der **Homer** nicht allein, der die alten Criticos beſchäfftigte; ſondern ſie erſtrecketen ihren Fleiß über alle alten Dichter und Geſchichtſchreiber. **Ariſtoteles** hat auch quæſtiones Heſiodeas, desgleichen ſuper Archilocho, Euripida, & Chœrilo hinterlaſſen.

Herr **Gedoyn** fraget, ob ſie wohl das Fabelhafte beym **Herodot** und **Kteſias** bemerket haben. Allerdings. Wir haben ja noch heutzutage **Plutarchs** Schrift in Händen, darinn er des **Herodots** hämiſche und tückiſche Gemüthsart; ſeine Schmäucheley gegen ſeine Wohlthäter; ſeine verläumderiſche Zunge wider die Staaten, die ihn etwas froſtig aufnahmen; ſein Aufſchneiden und Lügen, aufdecket, und ihn durch eine ſcharfe Hechel zieht. Eben dieſer **Plutarch**, wie auch **Strabo** und andere, ſchreyen den **Kteſias** für einen Lügner und Mährchenhändler aus. Doch ſind das vielleicht zu neue Exempel. Herr **Gedoyn** will vielleicht eines aus den ältern Zeiten haben, bey denen er ſich für itzo noch aufhält. Wohlan denn, da fällt mir der **Ephorus** ein, ein Schüler **Iſokrats**, der den **Hellanikus**, **Herodots** Vorgänger, durchkritiſiret hat. **Polybius** hatte ehedem das ganze zwölfte Buch ſeiner Geſchichte darauf verwandt, den **Timäus**, ſeinen Vorgänger, zu züchtigen. Daher er auch den Zunamen Epitimæus, das iſt, der Schelter, davon getragen hat. Die Bruchſtücke dieſes Buches, und viele andere hin und wieder in die noch übrigen ganzen Bücher **Polybs** eingeſtreuete Stellen, wo **Polybius** ſeiner Vorgänger Verſehen bemerket, zeigen zur Genüge, daß die Alten die Kritik vortreflich wohl verſtanden, und ſich nicht geſcheuet haben, ſie auszuüben.

Haben ſie, fährt Herr **Gedoyn** fort, die Aufzüge, die Verſe des **Sophokles**, des **Euripides**, und **Ariſtophanes** richtig geordnet? Ja freylich. Der Neuern zu geſchweigen, ſo hat ja **Ariſtoteles** ſchon, außer andern auch hieher gehörigen Werken, διδασκαλίας geſchrieben, wo er von den berühmten Schauſpielgedichten von beyderley Art handelt, und meldet, wenn, wie und wo, und mit was für einem Erfolge jedes aufgeführet worden, was deſſen Inhalt ſey, was an jedem merkwürdiges, löbliches, oder tadelhaftes ſey. Schriften, in welchen dergleichen Dinge vorgetragen wurden, nennete man διδασκαλίας. Herr **Fabricius** in ſeiner Bibliotheca Græca Tom. I. p. 670. nennet noch mehr andere alte Criticos, die dergleichen didaſcalias geſchrieben haben. Hieher gehöret auch des **Eratoſthenes** Werk von der alten Komödie; eines großen Gelehrten, nicht gar zu lange nach dem **Ariſtoteles**, von dem der Herr **Gedoyn** a. d. 174 S. ſo viel Aufhebens machet.

Daß die Kritik ehedem ſtark getrieben worden ſeyn müſſe, kann man aus des Herrn Profeſſor **Walchens** gelehrter akademiſcher Abhandlung: de ortu et progreſſu artis criticæ apud Romanos, die zu Jena A. 1747 herausgekommen iſt, und denen daſelbſt häufig angeführten Schriftſtellern mit mehrern erſehen. Kritik und Grammatik war bey den Alten einerley. Der Kritikus beſſerte nicht nur die Abſchriften aus, ſondern er legete auch die ſchweren Worte aus, und klärete die dunkeln Stellen aus der Geſchichte und den Gebräuchen auf. So verfertigte **Galenus** ein Wörterbuch über den **Ariſtophanes**, **Eupolis**, **Kratinus**, und andere Komödienſchreiber, darinn er die Worte erklärete, die bey ihnen vorkamen, und entweder der luſtigen Schaubühne eigen, oder von dem gerichtlichen Verfahren zu Athen hergenommen waren.

Andere müſſen lange vorm **Galen** dergleichen Arbeit mit andern Dichtern unternommen haben. Die Unentbehrlichkeit ſolcher Bücher mußte die Leute beyzeiten darauf bringen. Kein Athenienſer konnte den **Homer**, **Archilochus**, **Simonides**, die **Sappho** und andere lyriſche Dichter für ſich verſtehen, ſo wenig als wir Oberſachſen platt- oder ſchweizeriſch Deutſch ohne Dollmetſcher verſtehen. Weil ſie nun aber doch dergleichen Dichter in ihren Schulen laſen, ſo mußten ihre Lehrmeiſter ihnen die fremden Worte erklären. Ja es verſtund nicht einmal ein Athenienſer alle in ſeiner Landſprache geſchriebenen theatraliſchen Werke; eben ſo wenig, als ein Franzos das ſpas- und pöbelhafte der franzöſiſchen Komödienſchreiber ohne das Dictionnaire burlesque verſteht. Die griechiſchen Dichter ſprachen entweder eine ganz beſondere Landſprache, als der eine die doriſche, der andere die äoliſche; oder ſie mengeten alle erſinnlichen Landſprachen unter einander, und macheten aus ihren Gedichten ein poetiſches Hanswurſtskleid. Folglich mußte man eigene Wörterbücher über die Dichter haben. Kein einziger lyriſcher, komiſcher, tragiſcher, dithyrambiſcher, epiſcher Dichter blieb ohne Ausleger, und über manchen machete ſich mehr als einer her.

Herr **Gedoyn** ſtellet ſich gar zu unerfahren in der griechiſchen Dichtkunſt, und überhaupt in der griechiſchen Literatur an. Er thut vergebliche Fragen, die **Fabricens** griechiſche Bibliothek vorlängſtens beantwortet hat. Zwar iſt das meiſte von den alten Wörterbüchern und Scholiaſten verlohren gegangen; und was wir noch davon übrig haben, iſt von keinem gar zu hohen Alter. Aber wer weis nicht, daß in allen Arten von Büchern das Neue gemeiniglich mehr, als das Alte geſuchet wird, und eher zu haben iſt; weil man ganz wahrſcheinlicher Weiſe zum voraus ſetzet, daß es vollkommener ſey, als das Alte. Und ſo folget auch daraus noch nicht, daß die Alten keine Lexica, keine Ausleger ſollten gehabt haben, weil wir ſie nicht mehr haben, oder weil wir nichts von ihnen wiſſen. Vielmehr ſollte man ſo ſchließen: Weil die Alten ſolcher Hülfsmittel nie haben entbehren können, ſo müſſen ſie ſie auch von Anbeginne an gehabt haben. Selbſt die neuern Lexica und Scholia bekennen von ſich, daß ſie aus den ältern ausgezogen und zuſammen getragen ſind; und von manchen Dichtern wiſſen wir, daß ſie über ihre eigene Gedichte Auslegungen geſchrieben haben.

Unter den griechiſchen Scholiaſten ſtehen die Scholien über den **Apollonius Rhodius** und über des **Sophokles** Oedipum Coloneum oben an. Man giebt ihnen den Vorzug, nicht nur wegen der vielen hiſtoriſchen Nachrichten, die ſie enthalten, und die man anderswo vergeblich ſuchet; ſondern auch wegen der vielen aus verlohren gegangenen Schriftſtellern angeführten Stellen, und wegen der vielen Alters und Erfahrenheit halber ehrwürdigen Namen von Grammatikern, die das Ihrige zu dieſen Scholien hergegeben haben. Nur ein wenig Umgang mit griechiſchen Dichtern, und ihren noch übrigen Scholiaſten, kann einen überführen, daß die letztern alles das zur Gnüge geleiſtet haben, was Herr **Gedoyn** von ihnen verlanget, und was ſie ſeiner Meynung nach, verabſäumet haben ſollen. Was können ſie dafür, daß Herr **Gedoyn** ihre Verdienſte nicht kannte? Seine Unkunde hebt dieſer Wirklichkeit darum nicht auf. Oder wie konnten ſie es verwehren, daß die räuberiſche Zeit ihnen nicht den Ruhm, und uns den Genuß ihrer Arbeit misgönnete? Hätte Herr **Gedoyn** einen Blick auf die Reihe alter Grammatiker werfen wollen, die Herr **Fabricius** zu Anfange des ſiebenten Bandes der griechiſchen Bibliothek aufgeführet hat, ſo würde er geſehen haben, daß ſie ihm nichts von ihnen zu fodern übrig gelaſſen haben.

Auf der 171 Seite, zu Ende. Auch bey unſerer Gottesgelahrtheit ließe ſich ein Vieles erinnern. Aber wer will ſich gerne die Finger verbrennen?

Auf der 172 Seite, zur 3 Zeile. Sie hatten weder Rechtsgelehrte.] Iſt das nicht ein wunderlicher Mann? Wer wird denn ſo keck und kühn Dinge dahin ſchreiben, denen das Alterthum widerſpricht; und Fehler begehen, die eine ſehr ſeichte Kenntniß der attiſchen Alterthümer verrathen? Was waren denn die θεσμοθέται, νομοθέται, δημαγωγοὶ, διαιτηταὶ anders, als Rechtsgelehrte, Anwälde, Handhaber der Geſetze, Sachwalter der Athenienſer? Kann man ſich wohl einen blühenden Staat ohne dergleichen Leute vorſtellen? Könnte wohl ein anderer Staat einem ſolchen ſeine Geſetze abborgen, wie die Römer thaten? Siehe Potteri Archæolog. Græc. Lib. I. c. 26. und Fabricii Bibl. Græc. Tom. I. p. 545. wo diejenigen alten Schriftſteller genennet werden, die von den Geſetzen und der Verfaſſung der griechiſchen Staaten gehandelt haben. Waren ihre Geſetze gleich ſo vollſtändig, und ſo geordnet nicht, als der Römer ihre: ſo waren ſie doch den damaligen Zeiten gemäß, und hinlänglich Zänkereyen zu nähren, und bürgerliche Blutigel zu mäſten.

Ebend. zur 8 Zeile. Die Griechen haben allerdings einen allgemein feſtgeſetzten Zeitpunkt gehabt, darnach ſie rechneten, nämlich die Olympiaden. Wenn ein Geſchichtſchreiber ſagete, in der und der Olympiade iſt das geſchehen: ſo wußte man gleich, wo man die Begebenheit hin thun ſollte. Der Gebrauch, die Zahl der Olympiade anzugeben, kam ſpäter auf. Anfänglich zeigete man die Olympiade nur mit dem Namen des Siegers an, der im Stadio oder Pancratio gewonnen hatte. In den erſten Zeiten konnte das keinen Irrthum oder Zweifel verurſachen. Da die Namen der Sieger in ganz Griechenland bekannt wurden: ſo wußte jedermann gleich, ob der oder jener Sieger zu ſeinem, oder zu ſeines Vaters oder Großvaters Zeiten gelebet hatte. Irrete man ſich gleich um zehn oder zwanzig Jahre, ſo fragete man nicht viel darnach. In allen Dingen nimmt man es vom Anfange herein ſo genau nicht; bis man endlich mit Schaden inne wird, was für Unbequemlichkeiten der Mangel einer genauen Bemerkung und Anweiſung nach ſich zieht. Mit der Zeit fügete man der alten Art die Olympiade nach ihrem Sieger zu nennen, auch den Namen des Archonten zu Athen, oder des Ephoren zu Sparta, bey, welche damals regierten, und ſich dem Jahre nach den Namen gaben; oder auch wohl der Prieſterinn der **Juno** zu Argos, oder der Prieſterinn des **Apollo** zu Delphis, die da weiſſagete. Von allen dieſen Perſonen hatte man gerichtlich gemachte Verzeichniſſe auf den Prytaneis, oder in dem Archive eines jeden Staates, die man nachſehen konnte. Endlich kamen dieſe Verzeichniſſe gar unter die Leute. Schon **Ariſtoteles** hat ein ſolches Verzeichniß Olympionicarum, und auch wohl Archontum, das iſt, eine griechiſche Chronologie heraus gegeben. Siehe Jonſium de Scriptoribus hiſtoriæ philoſoph. IV. p. 168. der dorniſchen Ausgabe, wo eine große Menge ſolcher Geſchichtſchreiber angeführet wird, die catalogos Olympionicarum ediret haben.

Eratoſthenes iſt alſo der erſte Chronographus græcus nicht, wie **Dodwell** Annal. Thucydid. Sect. 3. will, ob gleich ſein verlohren gegangenes chronologiſches Werk vor andern der Richtigkeit wegen geprieſen wird. Das heutzutage älteſte chronologiſche Denkmaal iſt das Marmor Parium oder Arundelianum, das **Marsham**, **Paumier**, und **Prideaux** mit Schriften erläutert haben; ein Stein, der im 268ten Jahre vor Chriſti Geburt geſetzet ward, und alle in Griechenland vorgefallene wichtige Begebenheiten von der deukalioniſchen Waſſerfluth an, bis auf ſeine Zeit erwähnet; und einer jeden Entfernung von gedachtem Jahre mit Zahlen beſtimmet: ein in der Chronologie wichtiges Stück, deſſen Alter, meines Erachtens, nicht zu verachten iſt.

Eine jede Erfindung geht mit langſamen Schritten ihrer Vollkommenheit entgegen. Die griechiſche Chronologie war freylich im Anfange unvollkommen. Indeſſen ſieht man doch, daß die Griechen ſchon bey guter Zeit angefangen haben, ihre Zeitrechnung feſtzuſetzen. Und das konnte auch nicht anders ſeyn. So bald man anfängt, Geſchichte ſchriftlich aufzuzeichnen, ſo muß man nothwendiger Weiſe auch auf Feſtſtellung eines Zeitmaaßes bedacht ſeyn. Daß dieſes Zeitmaaß nicht überall bey den Griechen einerley gewesen iſt, das rührete von der Menge der kleinen Staaten her, davon ein jeder unabhänglich von dem andern war. Keiner hielt ſich für verpflichtet, die Zeitrechnung des andern anzunehmen, und ihr zu folgen. Denn das hätte ſo können ausgeleget werden, als wenn er damit des andern Oberherrſchaft über ſich erkennete. Nachdem aber die Römer Herren über Griechenland geworden waren, führeten ſie die römiſche Art, die Jahre zu zählen, ein, daß man nämlich von Auguſts Siege bey Actium zu zählen anfieng. Als endlich die Kaiſer Chriſten geworden waren, führten ſie die chriſtliche Zeitrechnung im ganzen römiſchen Reiche ein.

Verbände uns europäiſche Völker nicht eine Religion, und rührete nicht der Gebrauch der chriſtlichen Jahrrechnung noch von den Zeiten der römiſchen Oberherrſchaft her, ſo würde ein jedes europäiſches Volk ſeine eigene Jahrrechnung haben. Man hat es geſehen, wie ſehr und wie lange die Proteſtanten ſich gewehret haben, den gregorianiſchen Kalender anzunehmen. Dergleichen Unordnungen, die den Zeitberechnern zu ſchaffen machen, rühren nicht von der Nachläßigkeit eines Volkes, in Bearbeitung der Chronologie, noch von ihrer Roheit in andern Wiſſenſchaften, ſondern von ihrer Freyheit und dem Stolze her, welcher dem einen Volke verbiethet, dem andern zu weichen. Die Griechen haben viel zeitiger angefangen, ihre Zeitrechnung in Ordnung zu bringen, und ſie auf einen feſten Fuß zu ſetzen, als die Römer und Chriſten. Seit dem Kriege der Griechen mit den Perſianern, als von welchem die griechiſche Geſchichte eigentlich anhebt, das iſt von der 72 Olympiade, bis auf Ariſtotels Zeiten, der die erſte Chronologie edirte, ſind etwa achtzig Jahre verſtrichen. Aber Varro und Julius Cäſar brachten die römiſche Jahrrechnung erſt zu Anfange des achten Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt Rom zur Richtigkeit; und im VI. Jahrhunderte nach Chriſti

Geburt führete erſt **Dionyſius Exiguus** die chriſtliche Jahrrechnung ein.

Auf der 172 Seite, zur 29 Zeile. **Faſt zwölf hundert Jahre.**] Es iſt die Frage nicht, wie zeitig die Griechen angefangen haben, die Geſchichte aufzuzeichnen, ſondern wie ſie ſolches gethan haben. Soll ihnen das zum Vorwurfe gereichen, daß ſie ſich erſt fünf hundert Jahre vor Chriſti Geburt darauf geleget haben? und ſetzet die Länge der Zeit, die vorbey ſtrich, ehe ſie daran gedachten, ſie unter ihren wahren Werth um ſo viel tiefer herunter, je ſpäter ſie anfiengen; ſo müſſen ja unſere Geſchichtſchreiber um ſo viel ſchlechter ſeyn, als die einheimiſche Geſchichte von Deutſchland und Frankreich, und den andern nordiſchen Völkern ſpäter anfängt. Wenn haben denn die Franken, das iſt unſere und der Franzoſen Groſsväter, die fränkiſche Geſchichte aufzuzeichnen angefangen? Nicht wahr? im VIIten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt. Mithin zwölf hundert Jahre nach den Griechen. Sie kommen alſo gerade um ſo viel Zeit zu kurz, als die Griechen nach Herrn **Gedoyns** Rechnung; die übrige Zeit, die vor dem **Herodotus** vorbey ſtrich, nicht einmal mit gerechnet.

Ebend. ganz zu Ende. **Von der allgemeinen Geſchichte haben ſie vor dem Diodor aus Sicilien gar nichts gewuſst.**] Neue Uebereilung. Herr **Gedoyn** dachte nicht daran, wer **Herodotus** ſey, und was er treibe. Er thut ja anders nichts, als daß er die allgemeine Geſchichte aller ihm und den Griechen damals bekannten Völker vorträgt. Im erſten Buche nimmt er die Geſchichte von Kleinaſien vor. Im zweyten berichtet er, was er von Aegypten wußte. Im dritten ſpricht er von den Perſern und Aethiopern. Im vierten kommen die Scythen und Cyrener daran. Die übrigen vier Bücher nehmen hauptſächlich die Griechen ein. Anderer alter Geſchichtſchreiber zu geſchweigen, die verlohren gegangen ſind: was hat denn **Polybius** anders geſchrieben, als eine allgemeine Geſchichte? Hat er nicht ſelbſt ſeiner Geſchichte den Namen einer allgemeinen

Geſchichte gegeben? Schärfet er nicht zu mehrern malen mit ausdrücklichen Worten ein, daß ſein Vornehmen ſey, eine ſolche Geſchichte zu ſchreiben; und daß die Nachläßigkeit oder die Kleinmuth ſeiner Vorgänger, die bey einzelnen kleinen Staaten ſtehen geblieben waren, ihn zu dieſem Entſchluſſe gebracht habe? Nun aber iſt ja **Polybius** wohl ein paar hundert Jahre älter, als **Diodor**.

Auf der 173 Seite, zur 1 Zeile. Das iſt den Griechen keine Schande, daß ſie ſpäter angefangen haben, ihre Geſchichte aufzuzeichnen. Sonſt müſſen wir uns noch vielmehr ſchämen. Nicht ſie, ſondern die Beſchaffenheit der Dinge, iſt daran ſchuld. Das Alter der Welt hat mit dem Alter eines einzelnen Menſchen eine große Aehnlichkeit. Die Kindheit begleitet in beyden Schwäche und Unſchuld, die keine Aufmerkſamkeit an ſich zieht. Die Welt war zu der erſten Griechen Zeiten noch neu, folglich unbevölkert, mithin auch noch roh. Was kann großes und merkwürdiges unter einem Volke vorgehen, das von guten Künſten, Wiſſenſchaften und Anſtalten nichts wußte, das mehr in Wäldern, als in Städten wohnete, das keinen Handel trieb, das, wie das ſcheue Wild, den Umgang mit andern Menſchen flohe, und Fremdlinge, die ein Zufall an ihre Küſte verſchlug, umbrachte; in der Meynung, durch dergleichen fürchterliche Mittel den Anfall auswärtiger Feinde von ſich abzuwehren; ein Volk, das weder ſchreiben noch leſen konnte, und ſeinen Müßiggang mit Jagen, Rauben, Schänden und Morden vertrieb. Welches Volk in der Welt war, außer den Aegyptiern, den Phöniciern, und ihren Nachbarn, den Juden, und einigen andern noch öſtlichern Völkern, zur Zeit des trojaniſchen Krieges nicht in dem Falle? Iſt es demnach nicht ein Verdienſt für die Griechen, die Wild- und Dummheit zwölf hundert Jahre eher abgeleget zu haben, als die Franken?

Aber, wird man ſagen, die Juden haben ja viel zeitiger angefangen die Geſchichte zu ſchreiben. Man mache ſich ja mit der Juden ihrer Geſchichte nicht breit. Die Aerzväter waren Hirten, herumziehende Araber. Was läßt ſich von ſolchen Leuten merkwürdiges ſagen, in deren Leben dieſes das Größeſte ſeyn kann, daß ſie eine Rotte Räuber von ihren Heerden abgetrieben, oder ſelbſt mit ihren Knechten einen Anfall auf andere ihres gleichen gewaget haben. Die Geſchichte der jüdiſchen Könige will auch nicht viel ſagen. Ihre Kriege kommen den griechiſchen in Anſehung der Zurüſtung, Ausgeſtrecktheit und Folgen gar nicht bey. Und wie verworren iſt nicht die Zeitrechnung in der alten jüdiſchen Geſchichte. — — — — — — — —

Auf der 173 Seite, zur 9 Zeile. **Achthundert Jahr.)** Von **Fredegars** Zeiten bis auf **Froiſſarten**, (das iſt die Kindheit der fränkiſchen Geſchichte) ſind auch etwa achthundert Jahre verſtrichen. Würde es nun wohl eine Unbilligkeit ſeyn, wenn man mit Herrn **Gedoyn** ausriefe: Ein Zeitraum, der gegen die vier tauſend und ſechshundert Jahre, die man bis ins VII. Jahrhundert nach Chriſti Geburt zählet, nichts ſagen will. Man rechne es doch den Griechen nicht als eine Unvollkommenheit an, daß ſie drey tauſend und zweyhundert Jahre hindurch im Dunkeln geſtecket haben. Welches andere Volk hat ſich denn damals hervorgethan? Wie viel würden wir von den Aegyptiern und Phöniciern ohne die Griechen wiſſen? Ein unabhelflicher Fehler der Natur, eine unvermeidliche Unvollkommenheit, die ihren Grund in dem Weſen der Dinge hat, kann niemanden zum Vorwurfe gereichen. Unmerklich ſchleicht die Vernunft ihrer Vollkommenheit zu. Nach Maaße, daß die Menge und die Bedürfniſſe der Menſchen zunehmen, erweitert ſich auch ihre Einſicht, und ihre Erfindungen vermehren ſich. Man ſollte es vielmehr den Griechen zu einem Verdienſte anrechnen, daß ſie die erſten geweſen ſind, die ſich der allgemeinen Roheit entriſſen haben, daß ſie zuerſt auf die Spur gekommen ſind, wie man die Geſchichte gehörig beſchreiben müſſe, daß ſie andern auf eben dieſe Spur geholfen, und in Erzählung der einheimiſchen und auswärtigen Geſchichte andern Völkern ein Muſter der Nachahmung gegeben haben.

Auf der 174 Seite, zur 5 Zeile. Das iſt ein ſchlechter Schluß: Weil die Athenienſer, das iſt, der gemeine Hauſen unter ihnen glaubete, eine Sonnenfinſterniß bedeutete etwas ſchlimmes: ſo müſſen die Griechen damals in der Sternkunde nicht weit gekommen ſeyn. Wer wird denn von dem Pöbel auf die Gelehrten ſchließen? Von jenem kann und wird man niemals viel Erfahrenheit in der Sternkunde erwarten. Keine Art von Aberglauben und Vorurtheil hat ehedem unter dem heydniſchen Pöbel geherrſchet, die nicht noch unter dem chriſtlichen umher ſchleichen ſollte. Was würde man aber ſagen, wenn ich ſo ſchlöſſe: unſere gemeinen Leute fürchten ſich vor den Kometen; unſere Sternkunde muß alſo nicht weit her ſeyn. Einen andern würde die gute Einrichtung des attiſchen Kalenders, und des cycli Metonici auf die Vermuthung gebracht haben, die Griechen müßten ſchon damals von dieſer Wiſſenſchaft mehr als die Anfangsgründe gewußt haben. Warum dachte denn Herr **Gedoyn** an das 28 Capitel des erſten Buches der Annalium vom **Tacitus** nicht? Oder dachte er daran, warum machete er denn nicht auch den Römern eben den Vorwurf, den ſie mit gleichem Rechte verdieneten?

Auf der 175 Seite, zur 3 Zeile. **Berühmten Bücherſchatzes.**] Dieſe große Sammlung von Büchern ſoll ſich auf viermal hunderttauſend Bände belauſen haben. Welch eine erſtaunende Menge! Welche von unſern heutigen Bibliotheken kömmt ihr, bey der Fertigkeit der Druckerpreſſen, bey. Man laſſe viel an der angegebenen Zahl fallen. Man ſetze ſie auf hunderttauſend, ja wenn man will, auf vierzigtauſend herunter, ſo wird alleżeit dennoch eine ſolche Menge übrig bleiben, die zu einem unwiderſprechlichen Beweiſe dienen kann, daß die Griechen vom **Thales** an, bis auf die Ptolemäer, das aufs höchſte nicht mehr als drittehalb hundert Jahre ſind, ſehr viel müſſen geſchrieben, folglich es auch in den Wiſſenſchaften weit gebracht haben. Denn ſo viel ſchlecht Zeug man auch zugeſtattet, ſo iſt doch allezeit die Menge von Schriften bey einem Volke ein Beweis ihrer Aemſigkeit in Bearbeitung der Wiſſenſchaften, und ihres glücklichen Fortganges darinn. Erwägt man nun, außer der Kürze des beſagten Zeitraumes, und der Menge der Bücher in der königlichen Bibliothek zu Alexandrien, auch noch dieſes: daß es in den damaligen Zeiten nicht nur unendlich viel koſtbarer, ſondern auch beſchwerlicher war, einen großen Büchervorrath anzulegen: und ſetzet man endlich noch die Bücherſammlung der Fürſten von Pergamus hinzu, die gewiß nicht einzig und allein eben die Bücher wird gehabt haben, die ſich in der Alexandriniſchen befanden: ſo muß man ſich über den Fleiß der Griechen, und über ihren ſchnellen Fortgang in den Wiſſenſchaften, wundern. In einer ſo ungeheuern Menge von Büchern muß nothwendig viel Gutes geſtecket haben. Alle Arten von Wiſſenſchaften müſſen in denſelben abgehandelt geweſen ſeyn. Sollte uns das nicht beſchämen? Ich will bloß der einzigen Naturkunde gedenken. Beynahe drittehalb hundert Jahre ſind ſeit Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften verſtrichen, ehe man mit Ernſt angefangen hat, auf Bearbeitung dieſes Feldes zu denken.

Auf der 175 Seite, zur 24 Zeile. **Plutarchs** Schreibart ſoll ſchläfrig ſeyn. Was will Herr Gedoyn damit ſagen? Freylich iſt ſie nicht heftig, noch declamatoriſch. Aber declamiren ſteht auch weder einem Geſchichtſchreiber, noch einem Sittenlehrer wohl an. Eine gelaſſene ernſthafte Rede iſt ganz was anders, als eine ſchläfrige Rede. Schläfrig iſt diejenige, die den Leſer nicht aufmerkſam machet, noch ſeine Andacht unterhält; die nachläßig in der Wahl und Fügung der Worte, und unerheblich von Seiten der Gedanken und des Inhaltes, den Leſer oder Zuhörer mit Ekel und Ungeduld erfüllet, oder wohl gar einſchlafen läßt. Wer **Plutarchen** einen ſolchen Vortrag ſchuld giebt, der verräth, daß er ihn nicht geleſen habe Schreibt ein Griech ſchwer, ſo thut es **Plutarch**. Aber ein ſchwerer Vortrag iſt ja gerade das Widerſpiel von einem ſchläfrigen. Wer **Plutarchs** kleine vermiſchte Schriften leſen und verſtehen will, der muß alle ſeine Seelenkräfte zuſammen nehmen. Unter allen Griechen, die ich kenne, kann ich mich auf keinen beſinnen, der in freyer Rede ſo dichteriſch ſchriebe, wie er. Seine kleinen Schriften ſehen wie ein Gemälde, oder wie ein Blumenbeet aus. Alle Augenblicke menget er einen Brocken aus dem **Homer**, **Euripides**, **Simonides**, und andern lyriſchen, tragiſchen und komiſchen Dichtern, aus dem **Plato**, **Xenophon**, und andern mit ein. Sein Vortrag iſt ein Gewebe von Anführungen, deren Schönheit man nicht recht vollkommen empfindet, wenn man ſie nicht in ihrem Lager aufſuchen kann; von Anſpielungen auf die Fabellehre, auf Begebenheiten aus der alten Geſchichte, auf Lehrſätze und Streitigkeiten, die damals die philoſophiſchen Schulen theileten und wider einander aufbrachten.

Plutarchs Stylus bekömmt dadurch eine beſondere ſeltſame Geſtalt. Es iſt ein häßlicher Zuſammenſatz von den ſchönſten Stücken; eine Moſaique im gothiſchen Geſchmacke, die dem Auge misfällt, ob ſie gleich von Golde und Silber, von Läſur und den lebhafteſten Farben blinket. Die Stücke einzeln genommen, ſind alle an ſich gut. Die Worte ſind ausgeſuchet, edel, erhaben, dichteriſch, maleriſch, ja nur gar zu oft ſchwülſtig und dithyrambiſch. Aber der Zuſammenſatz tauget nichts. Die Schreibart iſt ungleich. Bald geht er, bald läuft er, bald fliegt er, bald liegt er an der Erde. Die Rede iſt zu buntſcheckigt. Die Lateiner nennen das maculoſam dictionem. Ich will ihm die Menge und Mannichfaltigkeit der Bilder und Gleichniſſe ſchenken. Iſt ſie ein Fehler, ſo iſt es ein Fehler, dem man gerne verzeiht, weil er angenehm iſt. Aber ſie ſind oftmals gar zu weit hergehohlet, und paſſen nicht allezeit gar zu wohl. Mit einem Worte, **Plutarchs** Schreibart iſt fehlerhaft, und wer gut ſchreiben will, der darf ſich ihn nicht zum Muſter vorſtellen. **Plutarch** kömmt mir mit ſeiner Schreibart vor, wie ein Junker vom Lande, der in einem reich galonirten Kleide bey Hofe erſcheint. Man ſieht es ihm an, daß er ſich in ſeine Kleidung nicht finden kann. Es läßt, als ob der Herr ſein

Kleid, und dieſes ihn fliehen wollte. So zu ſchreiben muß dem Plutarch eben ſo ſauer geworden ſeyn, als es uns wird, ihn zu leſen.

Ich habe ſeine kleinen Schriften größtentheils nun ſchon viermal durchgeleſen; verſtehe ſie aber doch noch nicht überall. Das machet nicht ſowohl ſeine cacozelia im Schreiben, die ſein Vaterland, craſſam Boeotism, verräth; als vielmehr ſeine aufgehäufte und zuſammen gezwängte Polyhiſtorie, die einen Leſer haben will, der ebenermaßen ein Polyhiſtor iſt, der alle gute Schriftſteller im Kopfe hat, der in den griechiſchen Dichtern zu Hauſe iſt, der die alte Geſchichte am Schnürchen hat, der die Schulen der Philoſophen durchkrochen, und in jeder den curſum hinausgebracht hat. Dieſes, und nicht ſeine Moral, machet ihn ſchwer, und dem Leſer zuwider. Denn wer lieſt gerne in einem Buche, das einen bey jedem Schritte aufhält? Wer geht nicht lieber auf einem gebähnten Wege, als durch einen Wald, wo er einmal nach dem andern über gefällete Bäume hinſpringen muß? An ſich iſt nichts leichter, als moraliſche Bücher zu überſetzen. Aber ich will lieber den ſchwerſten Geſchichtſchreiber überſetzen, als **Plutarchs** ſogenannte Moralia. Sie würden auch in einer deutſchen Ueberſetzung alle Anmuth verliehren. Ja ſie laſſen ſich nicht einmal anders, als lateiniſch überſetzen. Doch wünſchete ich wohl, daß eine geſchickte Hand einen deutſchen vollſtändigen Auszug daraus machete. Der würde ſich wohl leſen laſſen, und gut abgehen. **Plutarch** iſt voll der ſchönſten heilſamſten Lehren, die ihre Kraft und ihren Werth behalten, ſo lange die Welt ſtehen wird.

Auf der 176 Seite, zur 4 Zeile. **Werkzeuge des Krieges.**] Hätte nur Herr Gedoyn im zweyten Bande von Fabricii Biblioth. Græca, das 24te Capitel des dritten Buches, auf der 587 S. nachgeſchlagen, ſo würde er den Ungrund ſeiner hier gemachten Beſchuldigung eingeſehen, und ſich überzeuget haben, daß die Griechen ſeinen Foderungen längſtens zuvor gekommen ſind. Davor können ſie nicht, daß die meiſten ihrer Schriften von dieſer Art verlohren gegangen ſind; noch weniger, daß Herr **Gedoyn** ſelbſt diejenigen von ihnen nicht kannte, die dem Untergange entronnen ſind, und nebſt den Zeichnungen im Drucke jedermann vor Augen liegen. Wer kennet nicht die griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller, die zum Kriegsweſen gehören? Man hat ja in beyden Sprachen Bücher von den Soldatenränken, von Belagerung und Beſtürmung der Städte, von Behandlung der Maſchinen, mit welchen man Pfeile und andere ihnen ähnliche Mordgewehre abſchoß. Andere haben von Zubereitung des Kriegsgeräthes, von Anlegung eines Zeughauſes u. ſ. w. geſchrieben. Von Einrichtung, Bau und Verhältniſſe der Tempel, hat, nach des **Vitruvius** Zeugniſſe, **Philo**, ein berühmter Baumeiſter von Athen, geſchrieben. Wer von uns beyden ſchließt nun wohl richtiger? Ich ſchließe ſo: da die Griechen, inſonderheit die Athenienſer, Byzantier und Rhodier, die Schiffahrt ſo ſtark getrieben, und viele geſchickte Künſtler unter ihnen andere Arten von Baukunſt beſchrieben haben; ſo kann es nicht anders ſeyn, ſie müſſen auch den Schiffbau ſchriftlich gelehret haben. Herr **Gedoyn** aber ſchließt ſo: Weil ich keine Spur davon finde, oder vielmehr, weil ich mich darnach nicht umgeſehen habe: ſo müſſen die Griechen dieſen Theil der Baukunſt ſchriftlich vorzutragen, vernachläſſiget haben.

Auf der 176 Seite, zur 15 Zeile. **Linien und Züge bedienen können.]** Das haben ſie ja auch gethan. Und wie wäre es denn auch möglich, dergleichen Wiſſenſchaften, die durch das Auge in das Gemüthe eindringen müſſen, ohne Vorriſſe der Figuren vorzutragen? Man ſchlage doch nur die alten Mathematicos, Architectos und Mechanicos nach, ſo wird der Augenſchein einen überführen, daß die Griechen es auch in dieſem Stücke an ſich nicht haben ermangeln laſſen. **Apollodor**, ein berühmter Baumeiſter zu Zeiten Kaiſers **Trajans** und **Adrians**, ſchrieb auf Befehl des letztern ein Werkchen vom Kriegsgeräthe, das er ihm zuſchrieb und zuſchickete, additis formis, ſeu διαγράμμασι, wie es beym **Fabricius** Tom. II. Bibl. Græc. p. 589 heißt, das iſt, mit ſammt den Riſſen der vorgeſchlagenen Werkzeuge. Dieſes Werk ſteht in der thevenotiſchen Sammlung alter Mathematiker a. d. 13 u. f. S.

Auf der 176 Seite, zur 22 Zeile. **Kein einziges ihnen bekanntes Volk.**] Aber das werden diejenigen nicht einråumen, welche die Aegyptier für die Lehrmeiſter der Griechen ausgeben. Ich meines Theils laſſe mich in dieſe Frage nicht ein; will aber nur ſo viel erinnern, daß, wenn Herr Gedoyn recht hat, das Verdienſt der Griechen um ein merkliches erhöhet wird. Denn ohne außerordentlichen Fleiß und Aemſigkeit, und ohne ausnehmend gute natürliche Gaben kann man es in zweyhundert Jahren in den Wiſſenſchaften ſo weit nicht bringen, wie ſie es brachten, da ſie von forne anfangen, ſelbſt erfinden, und gleichſam das A B C der Gelahrtheit lernen mußten.

Auf der 177 Seite, zur 8 Zeile. **Das 601ſte Jahr.**] Das iſt vermuthlich ein Schreibefehler, und ſoll 608 heißen.

Auf der 178 Seite, zuletzt. **Livius kam zum mindeſten dem Herodot gleich.**] Ich meines Ortes finde nicht viel, darinn beyde Geſchichtſchreiber mit einander übereinkommen; als etwan in der Artigkeit des Vertrages. Ein jeder von ihnen läßt ſich in ſeiner Sprache wohl leſen. Lügen können ſie beyde meiſterlich. Doch Herodots Lügen lieſt man mit Luſt, über das andern ſeine möchte man weinen. Sonſt gehen ſie beyde ſehr weit von einander ab. Herodot ſchreibt eine allgemeine, Livius die beſondere römiſche Geſchichte. Jener ſtreuet Reden und politiſche Betrachtungen ſpärlich ein; dieſer geht damit ſchon reichlicher und verſchwenderiſcher um. Herodot treibt mit dem Aberglauben ſeinen Spott. Livius leget ein Gemüth an den Tag, das entweder im Aberglauben ſelbſt erſeſſen war, oder doch über die Begriffe ſeines Pöbels, und das Beyſpiel ſeiner einfältigen Vorgänger ſich zu erheben, ſich nicht getrauete.

Auf der 188 Seite, zur 9 Zeile. Der Mühe, dieſe Beſchuldigung zu widerlegen, überhebt mich Fabricius, der im vierten Buche ſeiner lateiniſchen Bibliothek im ſechſten und ſiebenten Capitel, von den alten lateiniſchen Gloſſatoribus und Grammaticis umſtändlich gehandelt hat, unter denen **M. Terentius Varro**, der gelehrteſte unter den Römern, oben an ſteht.

Ebend. zu Ende. Um **Quintilians** Zeiten, und nach ihm, blühete in Griechenland die Rhetorik, die theils in Ausübung der Kunſt, wohl zu reden und wohl zu ſchreiben, theils in Anführung der Jugend zu derſelben beſtand. Damals thaten die ſogenannten Sophiſten, oder Lehrer der Beredſamkeit, ſich mit ihrer zu allen Zeiten und bey allen Fällen auch ohne Vorbereitung fertigen Zunge am meiſten hervor. Man ſehe ſich nur ein wenig in **Philoſtrats** vitis Sophiſtarum um, ſo wird man bald mit den berühmteſten Rednern aus dem erſten und zweyten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt, als z. E. mit einem **Herodes Atticus**, einem **Polemo**, einem **Ariſtides**, und andern bekannt werden. Wer kennet den **Hermogenes** nicht? Was fehlet des **Ariſtides** beyden Büchlein de dictione civili & ſimplici? Wer bewundert nicht den großen Geiſt **Longins**, der aus dem kleinen, aber ſchätzbaren Werke vom Erhabenen in der Rede, hervorſtralet, und uns wegen des Verluſtes der übrigen longiniſchen Schriften, Seufzer auspreſſet? Man ſehe von den alten Rhetoribus des **Fabricius** Bibl. Gr. Tom. IV. c. 30. und folgenden nach.

Auf der 195 Seite. Ich will mir doch die Gelegenheit zu nutze machen, und einen Theil einer Anrede an meine Zuhörer herſetzen, die ich vor einiger Zeit entwarf, als ich ein Collegium über den **Demoſthenes** anfieng. Nach einem kurzen Eingange, der den römiſchen Redner gegen den griechiſchen hält, zeigete ich den Nutzen der alten griechiſchen Redner zu unſern Zeiten, beſonders auf der Kanzel, und die Urſachen des itzigen Verfalles der Beredſamkeit. Da dieſes Stückchen vorhabende Stelle des Herrn **Gedoyns** erläutert, ſo hoffe ich, daß ſie niemanden zuwider ſeyn werde. Es lautet demnach alſo:

Demoſthens Ruhm iſt zu groß und zu ausgebreitet, als daß es an ſich nöthig ſeyn ſollte, Ihnen, meine Herren, denſelben anzupreiſen. Weil ſich aber doch in den Sitten der itzigen und der ehemaligen Zeiten, in beyder Glaubenslehren, bürgerlichen Anſtalten, Schwunge im Denken, Reden und Schreiben, und in andern Dingen eine ſo große Verſchiedenheit hervorthut, daß man es niemanden verargen kann, wenn er den Einfluß der Denkmaale des alten Witzes auf unſere Zeiten nicht von freyen Stücken einſieht, und daher die vortrefflichſten Meiſterſtücke längſt zerſtäubter Schriftſteller weit unter ihren wahren Werth ſetzet: ſo finde ich für nöthig, in einigen kurzen und flüchtigen Betrachtungen Ihnen, meine Herren, die Urſachen zu zeigen: warum verſtändige und gewiſſenhafte Lehrer ſo ſehr auf das Leſen der Alten dringen, und Sie auf den Nutzen zu führen, den dieſe noch heutzutage haben.

Sie kennen, meine Herren, den **Demoſthenes** insgeſammt, als den größeſten griechiſchen Redner. Sie wiſſen, daß er das Muſter ſey, wornach der große **Cicero** ſich gebildet hat. Verblendet mich meine Liebe zu den Griechen nicht, berücket ſie mich nicht mit einem Vorurtheile, das den Griechen in allen Arten von Wiſſenſchaften den Vorzug über die Lateiner zuſpricht; und kenne ich den **Cicero** hinlänglich: ſo getraue ich mir zu behaupten, daß **Demoſthenes** alle Schönheiten des römiſchen Redners beſitze, ohne ſich der Fehler theilhaftig gemachet zu haben, in welche der Römer gefallen iſt. Doch will und kann ich mich weder zum Richter aufwerfen, noch Palmen austheilen. Ein jeder von dieſem edlen Paare Kämpfer mag meinetwegen die Würde und Stelle behaupten, die ſeine Verdienſte ihm beylegen. Allein iſt das nicht ſchon ein großer Ruhm für den **Demoſthenes**, und eine nachdrückliche Anpreiſung deſſelben für uns, daß ein ſo kluger Kopf, als **Cicero** war, nicht nur Geſchmack an ihm gefunden, ſondern auch ſich ihn zum Muſter vorgeſtellet hat? Könnte wohl etwas unſere Aufmerkſamkeit mit einem gewaltigern Zuge, auf einen

nen ſo bewundernswürdigen Gegenſtand lenken, als ein ſo merkwürdiges Beyſpiel? Was iſt natürlicher, als daß man ſo ſchließt? Hat **Cicero** in einem Staate, deſſen Grundanlage von der Verfaſſung des athenienſiſchen ziemlich unterſchieden war, dennoch den **Demoſthenes** ſowohl nutzen können, daß er ohne deſſen Beyhülfe nimmermehr ſich ſo hoch geſchwungen, noch die Stärke in der Beredſamkeit erhalten haben würde, mit welcher er ſeine Zeitgenoſſen umtrieb, und uns noch heutzutage in Erſtaunen ſetzet: ſo muß **Demoſthenes** nothwendig wohl eine Kraft beſitzen, die weiter reichet, als die engen Schranken einer längſt erloſchenen Sprache, und eines längſt umgekehrten Staates. Es muß ein Geiſt in ihm ſtecken, der alle Zeiten, Völker, Sprachen und Regierungsarten beleben kann. **Demoſthenes** muß kein kleiner Bach ſeyn, der ſich im Sande, oder in einem größern Fluſſe verliert, nachdem er etliche wenige Dorfſchaften mit genauer Noth genetzet hat: nein, er muß ein großer waſſerreicher Strom ſeyn, der, nachdem er viele Königreiche durchkreuzet, viele hundert Städte begrüßet, viele Völker von verſchiedenen Sprachen und Geſinnungen getränket hat, ſich durch eine unermäßliche Mündung in die See ſtürzet, und ganze Heerden von Schiffen mit ſich fortreißt. Kurz, **Demoſthenes** muß auch heutzutage noch einem zukünftigen Redner eben ſo gute Dienſte leiſten, als er ehemals dem Römer that. — — — — —

Wer alſo griechiſch lernen will, doch das iſt zu wenig geſaget; man lernet dieſe Sprache nicht bloß, um ſie nur zu können: das wäre nicht der Mühe werth; ich wollte vielmehr ſagen, wer richtig denken, wer ordentlich, edel und ſchön reden und ſchreiben will, es ſey in welcher Sprache es wolle, der muß den **Xenophon** und **Demoſthenes** leſen, und zwar fleißig leſen. Das ſind ein Paar Bilder eines unverbeſſerlichen Vortrages, jedes in ſeiner Art vollkommen. Beyde tragen Dinge von großer Wichtigkeit, aber von ganz verſchiedener Art vor. **Xenophon** ſchildert und bildet einen löblichen Fürſten, einen ehrlichen Mann, einen guten

Bürger, einen klugen Hausvater, einen braven Feldherrn, einen wahren Helden. **Demoſthenes** feuert den erſtorbenen Muth ſeiner Mitbürger an, den alten Ruhm der Freyheit mit aller Macht zu behaupten, und die mit Gewalt hereinbrechende Sclaverey abzuwehren. Hierauf zielen alle ſeine ſogenannten politiſchen Reden ab. **Philippus**, der König von Mazedonien, drohete den geſammten griechiſchen Staaten das Joch überzuwerfen. Welche Schande für Athen, ſeinen Nacken vor einem Neulinge zu beugen, vor dem Herrn eines Volkes, das man vorher in Griechenland wenig gekannt, noch weniger geachtet, und ſogar den Barbaren zugezählet hatte! Wie ſehr mußte es einem ſtolzen Athenienſer nicht ſchmerzen, wie bange mußte ihm nicht werden, wenn er die Gefahr, die vor Augen ſchwebende Gefahr erwägete, einem Tyrannen in die Klauen zu fallen; (welch ein ſchrecklicher, welch ein gehäſſiger Name für einen Griechen!) und die Zeit zu erleben, da ein Barbar die viele Jahrhunderte hindurch behauptete, und durch die größeſten Kriege erfochtene Ehre ſeiner Ahnen in den Staub legen, und einem hochmüthigen Volke gebiethen ſollte, das keinen über ſich erkannte, und glaubete zur Herrſchaft über andere gebohren zu ſeyn? Man ſehe einmal das Beſtreben an, mit welchem **Demoſthenes** den Stein abwälzen will, welcher den Ruhm, ja den Staat von Athen zu zertrümmern drohet. Gewaltſame Bewegungen, die gewiß allein im Stande wären, etwas auszurichten, wenn es möglich geweſen wäre, Griechenland zu retten!

Ich will nicht unterſuchen, in wie weit ſein Eifer wohl angewendet ſey, und was man von ſeinem Herzen urtheilen müſſe. Wer nur den einen Theil höret, und ſich von Worten bethören läßt, der wird die Sache der Athenienſer für recht, und **Demoſthens** Geſinnungen für höchſt patriotiſch halten. Er wird mit ihm alle ſeine Gegner für Schelme und Landesverräther ausſchreyen. Ich meines Theils habe weder von **Demoſthens** Ehrlichkeit, noch von der guten Sache der Athenienſer einen gar zu guten Begriff. Ihre unſtäte und tobende Staatsverfaſſung konnte es wider einen heftigen Anfall von einer auswärtigen großen Macht unmöglich lange aushalten; und dem **Demoſthenes** traue ich zu viel Einſicht zu, als daß er ſich nicht ſelbſt hätte Bewußt ſeyn ſollen, daß es mit der Democratie nicht lange beſtand haben könne, und daß der Staat einer Verbeſſerung bedürfe. Aber er handelte, als ein Menſch. Er ließ ſich von ſeinen Leidenſchaften regieren. Der Rottiergeiſt riß ihn dahin. Das heftige Toben wider den **Aeſchines** und den Anhang des **Philippus** war mehr die Wirkung einer Beeiferung, als einer wahren Liebe zum gemeinen Beſten. Hätte ſein Gegner und Beeiferer es mit dem republicaniſchen Theile gehalten, ſo will ich eben nicht gut dafür ſeyn, daß **Demoſthenes** es nicht ſollte mit dem **Philippus** gehalten haben. Wenigſtens haben ſeine letzten Tage den böſen Grund ſeines Herzens aufgedecket, und gewieſen, daß er eben ſo gerne Geſchenke genommen habe, als alle die, die er für Schelme und Verräther ſcholt; und daß der Vorwurf des Beſtechens nur aus Eiferſucht und Misgunſt hergerühret habe.

Doch dem ſey, wie ihm wolle; **Demoſthens** Redlichkeit mag beſchaffen geweſen ſeyn, wie ſie will. Das thut zur Sache nichts. Seine Reden verliehren dabey nichts. Sie bleiben eben ſo ſchön, und nachdrücklich, als eines Predigers, der andere beſſert, und ſelbſt verwerflich wird. Da wir den Zuſammenhang der damaligen Angelegenheiten nur von weiten ſehen, und die Perſonen, die daran Theil nahmen, nur von Hörenſagen kennen, ſo müſſen **Demoſthens** Reden für uns gewiſſermaßen viel nachdrücklicher ſeyn, als ſie für ſeine Zeitverwandten ſeyn konnten, die ihn beſſer kannten, und beſſer wußten, was er im Schilde führete. Sein eigen Zeugniß von ſich ſelbſt, und ſeinen guten Geſinnungen gegen das gemeine Beſte kann zwar uns einnehmen, weil wir es nicht auf die Probe ſtellen können; aber die Augen der damaligen Zeiten konnte es nicht blenden, die allzu wachſam auf ſein Betragen waren.

Was ich von Athen und dem **Demoſthenes** geſaget habe, das läßt ſich auch von Rom und dem **Cicero** ſagen. Beyde Redner waren in gleichem Falle. Die Menſchen ſind ſich zu allen Zeiten gleich. Beyde Staaten waren ihrem unvermeidlichen Falle nahe. Beyde Redner bemüheten ſich, ein jeder den ſeinen aufrecht zu erhalten. Aber ſie waren beyde zu ſchwach dazu. Indeſſen thaten ſie ihr möglichſtes. Beydes Herz war im Grunde verderbet. Ehr- und Geldgeiz, und die Wuth zu herrſchen, hatte ſich ihrer Zunge und Sinne bemächtiget. Indeſſen ſchadet das doch der Stärke ihrer Beredſamkeit nicht. Sie gaben ſich die Mine ehrlicher Leute, und treumeynender Patrioten. Wenigſtens widerſprechen ihre Reden dieſem Anſehen ſo ſehr nicht, als ihre Werke. Und wir, die eine ſo lange Zeit von ihnen entfernet, ſind nicht berechtiget, noch geſchickt genug, ihnen die Larve abzuziehen.

Demoſthens Reden laſſen ſich füglich in zwo Claſſen eintheilen. Die einen ſind die ſogenannten politiſchen, und betreffen den ganzen Staat von Athen und Griechenland. Dahin gehören die philippiſchen und olynthiſchen. Die andern ſind die privatæ, und betreffen Rechtshändel einzelner Leute. Es ſind Anklagen, oder Vertheidigungen von Angeklagten. In jener Claſſe zeiget ſich die Stärke des Redners in einem ſtärkern Lichte, als in dieſer. Sie hat auch daſelbſt mehr Raum, ihre Arme auszuſtrecken, und handthieren zu laſſen. Wer alſo nur das Heftige und Feurige in der Beredſamkeit ſuchet, den werden die politicæ mehr, als die privatæ, einnehmen. Ich hergegen an meinem Theile, kann nicht läugnen, daß die letztern mir beſſer gefallen, als die erſtern. Und das kömmt daher, weil ich von der ſo ſehr gerühmten Freyheit und den großen Thaten der Athenienſer ſo gar ſonderlich viel nicht halte, ſondern mir einbilde, daß viel griechiſche Prahlerey und Eitelkeit dahinter ſtecke; und weil ich glaube, daß ein üppiges ungezogenes Volk, das ſeine Glückſeligkeit nicht recht anzulegen wußte, und ſich durch ſeinen Wohlſtand zu innerlichen Empörungen,

gen, und zu auswärtigen Gewaltthätigkeiten, verleiten ließ, nicht eben viel dabey verlohren habe, daß es unter die Bothmäßigkeit eines Herrn gerieth, der eines ausgelaſſenen Pöbels Tollheit im Zaume zu halten wußte.

Ich kann alſo die politiſchen Reden Demoſthens ſo ſehr nicht bewundern, als diejenigen, die ſich vom Schimmer geſchmückter Worte blenden laſſen. Aus den privatis hergegen lerne ich den Staat von Athen beſſer kennen. Ich erfahre durch ſie, wie man daſelbſt Rechtens verfahren. Ich höre ihre Geſetze ſprechen. Ich komme hinter viele Kleinigkeiten im gemeinen Leben. Die wunderbare Schlauheit (ſagacitas) ſetzet mich in Erſtaunen, welche den vertheidigten Theil aus den gefährlichſten Schlingen heraus zieht, aus den dunkelſten und mißlichſten Umſtänden Schlüſſe und Beweiſe heraus bringt, die der ſtreitigen Sache ein ganz anderes Anſehen geben, und der Gegenparthey den Strick unvermerkt an die Kehle leget, und durch geheime Züge nach und nach immer enger und enger zuſchnieret. Dieſer durchdringende Witz nimmt mein Herz für denjenigen Theil ein, deſſen er ſich annimmt. Er nöthiget mich, ihm den Ausſchlag wenigſtens zuzuwünſchen, und läßt mich in einer Unzufriedenheit, daß ich nicht weis, wie die Sache noch abgelaufen iſt. Bin ich mit dem Leſen einer ſolchen Rede hinaus, ſo ſchelte ich auf die Nachläßigkeit der alten Kritiker, Scholiaſten und Abſchreiber, daß ſie mir nicht wenigſtens einen Wink gegeben haben, wer die Sache gewonnen hat. Ich kann mir zwar nicht einbilden, daß es möglich ſey, auf Demoſthens Schlüſſe, Beweiſe und Einwürfe zu antworten, oder ſie umzuſtoßen. Allein die bekannte Wankelmuth und Schwäche der Richter gegen ihre Leidenſchaften, machen mir einigermaßen um Demoſthens Ehre bange.

Aus dem, was ich bisher von dieſem Redner beygebracht habe, wird Ihnen, meine Herren, nicht ſchwer fallen, den Nutzen einzuſehen, den Sie vom Leſen ſeiner Reden haben können. Die Hauptabſicht, die Sie mir zugeführet hat, iſt unfehlbar gut Griechiſch aus ihm zu lernen. Und in der That, werden Sie ſich mit ihm wohl bekannt machen, ſo werden Sie Ihren Endzweck erhalten. Denn **Xenophon** und **Demoſthenes** ſind meines Erachtens unter den griechiſchen Schriftſtellern in freyer Rede die beſten und vornehmſten. Wem dieſe nicht ſchmecken, dem ſchmecket nicht nur das Griechiſche nicht, ſondern auch der feine Geſchmack ſelbſt nicht. Aber Sie werden einen weit wichtigern Nutzen vom **Demoſthenes** haben, wenn Sie Ihre Art zu denken, zu reden, und zu ſchreiben nach ihm bilden. Wer ein guter Prediger werden will, das iſt, wer einen etwas höhern Zweck ſich vorſetzet, als einmal für Bauern gut genug zu predigen, der muß die beyden Fürſten der Redner, den **Demoſthenes**, und den **Cicero**, fleißig leſen. Sein Umgang mit dieſen beyden großen Männern wird ihm die leichteſte und natürlichſte Beredſamkeit, die auch zugleich die anſtändigſte und edelſte iſt, beybringen. Er wird ihn gewöhnen ordentlich, verſtändlich, nachdrücklich, den Sachen gemäß, erhaben, feurig denken und ſprechen; er wird ihn in den Beſitz aller Schönheiten der Beredſamkeit ſetzen; von den Abwegen wird er ihn endlich abziehen, welche auf das Declamatoriſche, Unnatürliche, Gezierte, Froſtige und Uebertriebene leiten.

Nun kömmt es auf die Art und Weiſe an, wie ich Sie, meine Herren, mit dem **Demoſthenes** bekannt machen ſoll u. ſ. w.

Auf der 320 Seite. Die Gebräuche und Rechte der Aufnahme an Kindesſtatt bey den Athenienſern kann man nirgends beſſer, als beym **Demoſthenes** in ſeiner Rede wider den **Leokrates** lernen.

Auf der 341 Seite. Ἀκμὴν für **annoch**, oder **damals gegenwärtig**, muß ein altes gutes, aber vielleicht nur im gemeinen Leben übliches Wort geweſen ſeyn, weil man es ſchon beym **Polybius** findet. Aber die Stelle aus dem **Iſokrates** ſelbſt, die Herr **Vatry** für ſich anführet, beweiſt nichts, und gehöret ganz und gar nicht hieher.

Auf der 342 Seite. Die ungewöhnliche Zuſammenfügung des Wortes ἐπιχειρεῖν mit dem Accuſativo, habe ich auch beym Dio Chryſoſtomus einigemale angetroffen, als auf der S. 40, 7. S. 41, 38 und S. 121, 30.

◆ ◆ ◆

Anmerkungen
zum ſiebenten Theile der Geſchichte der pariſer Akademie.

Auf der 19 Seite, zur 26 Zeile. Dieſe Stelle verſtehe ich gar nicht. Die Merwaniden waren ja auch Ommiaden. Ich ſehe auch nicht, wen Herr Fourmont mit dem jüngern Aſte der Merwaniden meyne, in welchem die Thronfolge ſich durch die jüngſten Söhne erhalten haben ſoll.

Auf der 31 Seite, gegen das Ende. Man muß ſich wundern, daß Herr Blanchard eine Fabel unter die Geſchichte menget. Ueberhaupt kömmt mir dieſe Abhandlung, wenigſtens der Anfang derſelben, als eine übelverdauete und unvollkommene Sammlung nicht zuſammenhangender Stellen vor.

Auf der 124 Seite, zur 14 Zeile. Dem Kebsweibe den Namen der Mutter gegeben habe.] Herr de Nicolai muß Plutarchs Stelle ſehr obenhin angeſehen haben. Dieſer Geſchichtſchreiber ſaget ja mit ausdrücklichen Worten a. d. 1504 S. der ſtephaniſchen Ausgabe: Die Agathoklia, des Königs Geliebte, und ihre Mutter, oder vielmehr Kuplerinn, Oenanthe, hätten alle wichtige Angelegenheiten der Regierung in Händen gehabt. Τὰ μέγιστα τῆς ἀρχῆς πράγματα διοικεῖν Ἀγαθόκλειαν τὴν ἐρωμένην τοῦ βασιλέως, καὶ τὴν ΤΑΥΤΗΣ μητέρα καὶ πορνοβόσκον, Οἰνάνθην. Was konnte deutlicher ſeyn. Auch beweiſt **Strabons** Stelle auf der 913 S. das nicht, was ſie beweiſen ſoll. **Ptolemäus Philopator** heißt zwar daſelbſt ὁ τῆς Ἀγαθοκλείας. Das will aber darum noch nicht ſagen, der **Agathoklia** ihr Sohn; (Denn **Ptolemäi** Mutter hieß **Berenike**,) ſondern ihr **Liebhaber**. Der Name des berüchtigten Weibesbildes, die ihn in ihrem Garne hielt, hat ihn in der Geſchichte kenntbarer gemachet, als löbliche Thaten. Darum hat ihn **Strabo** den **Philopator** der **Agathoklea** genannt. Nicht allemal zeiget ὁ mit der zweyten Endung den Sohn einer Perſon an; nein, es giebt auch andere Verhältniſſe zu erkennen, in welchem der erſtgenannte mit dem letztern ſteht; als eines Bruders, einer Schweſter, eines Freundes, Lehrers oder Untergebenen. Die Gelehrten haben eine Beobachtung, die von Folgen ſeyn kann, zuweilen aus den Augen geſetzet; und das hat ſie auf hiſtoriſche Irrthümer verleitet, ſo, wie in vorhabender Stelle **Strabons** geſchehen iſt. Herr **de Nicolai** iſt der einzige und erſte nicht, dem ſie zu einem Steine des Anſtoßes geworden iſt, ſo wenig als ich der erſte bin, der dieſen Schnitzer anzeiget. Herr **Weſſeling** iſt mein Vorgänger. Seiner Anmerkung zu **Simſons** Chronike A. M 3783 a. d. 1219 S. habe ich die meinige zu danken. Schlöſſe der mir angewieſene Raum dieſer Blätter meine Feder nicht in enge Schranken ein, und ließe meine Muße mir zu **Cleomenes** Leben beym **Plutarch** aufs neue aufmerkſam durchzuleſen, und gegen den **Polybius** zuſammen zu halten, ſo glaubete ich im Stande zu ſeyn, noch mehr dergleichen Stellen anzuzeigen, wo Herr **de Nicolai** mir ſcheint **Plutarchs** Meynung nicht recht gefaſſet zu haben.

Auf der 211 Seite. Sollte man nicht vielmehr aus der Aehnlichkeit des Klanges ſchließen, daß die Spuren des Namens der Mattiacorum noch im Flecken **Nierting** übrig ſind?

Auf der 259 Seite. Herr **Mahudel** zeiget, daß er in der ſächſiſchen Geſchichte nicht recht unterrichtet geweſen ſey. Ihm zufolge ſoll Friederich der I. Herzog zu Sachſen, den Zunamen mit dem Biſſe von einem Unglücke bekommen haben, das ihm im Gefängniſſe begegnete, darinn ſein Vater ihn hielt. Bey uns aber iſt es etwas bekanntes, daß ſeine Mutter ihn in ſeiner zarteſten Kindheit für Liebe in die Backe gebiſſen, als ſie ſich genöthiget ſahe, ihn zu verlaſſen.

Auf der 268 Seite. Herr **Sevin** hätte, bevor er die Lesart βȣλεύσαντι ὀμέσαι billigte, bedenken ſollen, daß ſie nicht griechiſch ſey. Wenigſtens hätte es βȣλευσαμένῳ heißen ſollen, wenn der Gedanke hat herauskommen ſollen, den man darinn finden wollte. Βȣλεύειν heißt ein Rathsherr ſeyn, einen Rathsherrn vorſtellen. Aber bey ſich zu Rathe gehen, ob man dieſes oder jenes thun ſolle, heißt βȣλεύεσθαι. Herr **Sevin** hatte eben nicht Urſache mit Auszügen groß zu thun, die von einem Griechen herrühreten, der das alte gute Griechiſch ſchlecht muß verſtanden haben. Ueberhaupt ſcheint mir dieſe ſeine Abhandlung ſo beſchaffen zu ſeyn, daß ſie ihm nicht viel Ehre machet. Sie iſt ſehr unerheblich, und ſtecket voller Unrichtigkeiten, welche anzuzeigen, ich mir die Mühe nicht nehmen will, da ſie von ſelbſten in die Augen fallen.

Auf der 274 Seite. **Kühns** Verbeſſerung hält nicht Stich. Zwar ſaget man anſtatt **für etwas bekümmert ſeyn**, θεῖν τὸν ὑπὲρ (oder περὶ) τινος δρόμον, **den Lauf eines Dinges wegen laufen.** Aber θεῖν laufen ſchlechtweg, niemals. **Pauſanias** hat alſo wohl δεδιότες geſchrieben, und nicht δέοντες, noch θέοντες.

Auf der 275 Seite, zuletzt. In **Pauſanias** Erzählung iſt ganz und gar nichts widerſinniſches. Herr **Sevin** bildete ſich ein, er wäre in einem Tempel, da er doch mitten auf dem Markte iſt. Man leſe **Pauſanias** Stelle nur mit einiger Aufmerkſamkeit nach, ſo wird man ſehen, daß alles wohl zuſammen hängt, und daß ſie verbeſſern wollen, anders nichts ſeyn würde, als ſie verſchlimmern.

Auf der 180 Seite, zur 10 Zeile. Man wundert ſich billig, daß ein im Griechiſchen erfahrner Mann eine Frage aufwirft, die ein Anfänger zu beantworten im Stande iſt. Binſen, die ſehr dichte wachſen, und eine weite Strecke einnehmen, heiſſen χοῖνοι βαθύταται.

Auf der 295 Seite. Sollte wohl Eginhard admonendam cenſuimus pietatem veſtram geſchrieben haben? Und nun ſehe ich beym Umſchlagen des Blattes mit Verwunderung, daß der Herr von Leibnitz eben den Einfall gehabt hat. Man könnte auch leſen cenſui nepiotitatem (νηπιότητα) veſtram, das iſt infantiam.

Anmerkungen

Zum achten Theile der Geſchichte der pariſer Akademie.

Auf der 36 Seite. Es nimmt mich ſehr wunder, daß Leute von Einſicht ſo hart gegen einander, und ihrer eigenen Vortheile ſo uneingedenk ſeyn, und verlangen können, daß man die Alten hinter den Ofen ſtecke, oder wohl gar ins Feuer ſchmeiße. Merken ſie denn nicht, daß die Mühe, die man ſich mit den Alten giebt, auch ihnen zu gute komme, und daß jener Verachtung auch ſie treffen müſſe? Werden mit der Zeit die Schriften der Neuern ſo alt werden, als die Schriften der Alten ſchon ſind, ſo wird man jenen, wenn ſie erhalten werden, und brauchbar bleiben ſollen, auf eben die Weiſe beyſpringen müſſen, als man dieſen wirklich thut. Ließe man nun alsdann den Schriften der Neuen die unverſchuldete Verachtung entgelten, die ihre Verfaſſer den Schriften wiederfahren laſſen, deren Alter ſo ehrwürdig, deren Ruhm ſo befeſtigt und allgemein iſt, daß ſie ſich glücklich ſchätzen können, wenn ihre Schriften auch nur die Hälfte davon erreicheten: was würde alsdann aus ihnen werden? Würde nicht alsdann alle Frucht ihrer Bemühung verlohren gehen? Würde nicht ihr Name alsdann erlöſchen, welchem ſie die Unſterblichkeit mit ſo vielem ämſigen Beſtreben erkaufen?

Keine Sprache behält über hundert Jahre einerley Geſtalt. Selbſt Schriften, die in meinen Tagen in meiner Mutterſprache zu Stande gekommen ſind, kann ich ohne Kritik und Literatur nicht verſtehen, noch gebrauchen. Wer alſo die Alten verachtet, dem geſchieht recht, wenn die Nachkommen ihn in ſeinem Alter wieder verachten. Um nur bey Ueberſetzungen zu bleiben. Ich ſetze den Fall, man überſetzet itzo einen **Thukydides** oder **Livius**, ſo vollkommen, als nur möglich iſt. Man leget darauf die Urſchriften bey Seite, weil man ihrer nunmehr entbehren kann. Ueber zweyhundert Jahr kömmt eine neue deutſche Sprache auf. Das Deutſche der beyden belobten Ueberſetzungen wird dadurch den Leſern hin und wieder dunkel. Man muß ſie alſo noch einmal überſetzen. Die Urſchriften ſind, dem Satze nach, nicht mehr vorhanden; oder kein Menſch verſteht ihre Sprache. Man überſetzet alſo aus Ueberſetzungen, vielmals aufs Gerathewohl, weil man das alte Deutſche nicht recht wohl verſteht. Ueber andere zweyhundert Jahre befindet man ſich wiederum in eben der Verlegenheit. Man fängt wieder von forne an, wo man es gelaſſen hatte; man wiederhohlet einerley Abwechſelungen auf dieſe Weiſe zu unterſchiedenen malen, bis nach Verlauf von tauſend Jahren ſichs findet, daß vom wahren **Thukydides** und **Livius** nichts mehr übrig iſt. Wäre ich ein Geiſtlicher, ſo würde ich, anſtatt eines Paares Heiden, die von Gott getriebenen Männer genennet haben.

Auf der 50 Seite. Eine Aehnlichkeit mit den Polypen hat ein Fiſch, von dem ein Araber aus dem VIII. Jahrhunderte nach Chriſti Geburt, beym **Abu Oſaibah** verſichert, daß er wieder lebendig werde, und ſeine vorige Größe und Geſtalt wieder bekomme, wenn man ſeine Gräte oder

Rückgrad wieder ins Waſſer wirft, unerachtet man ihn geſotten, und gebraten, gänzlich abgefleiſchet und verzehret hat; nur muß der Rückgrad ganz bleiben, ſonſt geht der Verſuch nicht von ſtatten. Sit fides penes auctorem.

Auf der 86 Seite, zur 3 Zeile. Sowohl dieſe dritte, als die folgende vierte Verbeſſerung war auch mir eingefallen, ohne zu wiſſen, daß ein paar Gelehrte in Frankreich mit darinne zuvor gekommen waren. Gleichermaßen habe ich mich auch an die fünfte Stelle geſtoßen, und meine Meynung darüber in den Novis Miſcellaneis Lipſienſibus im ſiebenten Bande geäußert. Will man ſich die Mühe geben, und mein Werkchen über den **Herodotus** nachſchlagen, ſo wird man in noch mehrern Stellen, die anzuzeigen ich nicht für nöthig erachte, eine Uebereinſtimmung der Gedanken von beyden Theilen gewahr werden. Wiewohl ich bekennen muß, daß mein Werkchen damals ſehr unvollkommen ans Licht getreten iſt. In der neuen Ausgabe vom **Herodot**, die der gelehrte Profeſſor zu Utrecht, Herr **Weſſeling**, veranſtaltet, wird es in einer ganz andern Geſtalt erſcheinen.

Auf der 159 Seite, zur 9 Zeile. **Die einzige.**] Herr **Fontenü** dachte nicht an die alte Waſſerleitung zu Samos, die **Herodotus** III. 60. beſchreibt.

Auf der 205 Seite, zur 23 Zeile. **Trajanus** legete allerdings eine Bibliothek an. Aber ſie hieß nicht bibliotheca Trajana, ſondern Ulpia. Ich weis auch nicht, ob man das Gedächtniß von errichteten Bibliotheken für erheblich genug geachtet habe, es auf Münzen zu verewigen.

Auf der 211 Seite. Daß man dieſen Fürſten den **Greis** oder den **Alten vom Berge** nennet, iſt ein Misverſtand. Im Arabiſchen heißt er شيخ الجبل das iſt, der **Herr**, oder **Fürſt des Gebirges**. Schaich bedeutet nicht nur einen Alten oder Greis, ſondern eben das, was Senior im Lateiniſchen der mittlern Zeiten bedeutet, nämlich Signor, Seigneur, (das ſind verderbte Ausſprachen von Senior) einen **Herrn**.

Auf der 212 Seite, zur 2 Zeile. Mir iſt kein arabiſches Wort haſſa bekannt, das **tödten** hieße. Das Wort Aſſaſini, oder wie man es anfänglich beſſer, und dem Urſprunge gemäßer ſchrieb, Chaſſaſini, welches nach unſerer Ausſprache klingt, wie Tſchaſſaſini, kömmt her vom Worte جساس Tſchaſſaſ, und in der mehrern Zahl جساسين Tſchaſſaſine. Das Wort bedeutet einen Spion, Auskundſchafter, heimlichen Nachſchleicher.

Auf der 216 Seite. Ich zweifle ganz und gar nicht daran, daß der Brief nicht ſollte untergeſchoben ſeyn. Doch ſind die wider ihn gemachten Einwürfe ſo bündig nicht, daß nichts darwider ſollte können eingewendet werden. Allein ich nehme mich der Sache nicht an. Vielmehr will ich die Berichte von einem Paare arabiſcher Geſchichtſchreiber von des Marquis **Conrads** Tode anführen. Der eine von ihnen lebete um eben die Zeit, und an eben dem Orte, wo die Mordthat vor ſich gieng. Zu **Saladins** Zeiten war er an deſſen Hofe das, was man nach unſerer Art Hofcapellan nennen möchte. Nach **Saladins** Tode ſtund er bey deſſen Bruder und Nachfolger, dem al Malec ol Adel in eben ſo großen Anſehen und Gnaden, als bey jenem. Er heißt **Bahaoddin**. Er hat eine Beſchreibung von Saladins Leben und Thaten, davon er ein Augenzeuge war, in arabiſcher Sprache hinterlaſſen, die Herr **Schultens** nebſt ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung zu Leyden A. 1732 heraus gegeben hat. Man lieſt daſelbſt auf der 225 S. folgende Nachricht: „Am ſechszehnten Tage*) langete von dem nach Tyrus geſandten Bothen ein Schreiben mit der Nachricht an, daß der Marquis umgebracht worden ſey, und daß Gott ſeine Seele plötzlich in das hölliſche Feuer geſtürzet; und daß es ſich mit ſeinem Tode folgendergeſtalt zugetragen habe. Es war ein Dienſtag, der 13te beſagtes Monaths, als er

---

*) Zu verſtehen, des Rabiul Achar im Jahre 588 nach muhammedaniſcher Rechnung, welcher Monath damals in den Auguſt des Jahres Chriſti 1191 fiel.

beym Biſchofe ſpeiſete. Wie er nun von da weg gieng, fielen ihn von ſeiner Begleitung, die ſehr dünne war, zween Kerle an, die ihn mit Dolchen ſo lange durchſtießen, bis Gott ſeine Seele in das hölliſche Feuer ſtürzete. Die beyden Thäter zog man ein; man erkundigte ſich nach der Urſache und dem Anſtifter des Mordes, und ſie bekannten auf den König von England. Der, ſageten ſie, hat uns dazu gedinget. Bey ſo geſtalten Sachen nahmen ſich zwo Perſonen der Regierung und der Vertheidigung des Schloſſes an, bis man den (geſammten) Fürſten (der Franken) würde von dem Zufalle Nachricht gegeben, und die nöthigen Anſtalten zu Erhaltung und Regierung des Ortes (der Stadt Tyrus) getroffen haben.„

So weit gehen die Worte **Bahaoddins**. Abulfeda, der zweyte von den beyden arabiſchen Geſchichtſchreibern, deren ich vorhin gedachte, lebete hundert Jahr, und etwas darüber, ſpäter, als jener. Auszüge, die **Saladins** Leben betreffen, hat Herr **Schultens** jenem beygefüget. Seine Worte lauten alſo: „In dieſem Jahre ward der Marquis, der Herr von **Tyrus**, den Gott von ſeinem Angeſichte entferne, umgebracht. Es erſchlug ihn ein Bathenit, der ſich in Mönchskleidung in Tyrus eingeſchlichen hatte.„ Meine Ueberſetzung geht in einigen Stücken von der **ſchultenſiſchen** ab, die man auf der 55 S. Excerptorum ex Abulfeda nachſehen kann. Ich halte mich an die arabiſche Handſchrift, daraus Herr **Schultens** beſagte Auszüge entlehnet hat. Ich habe ſie nach ihm gebrauchet, und weis alſo was an beſagter Stelle ſteht.

Man kann nun beyde Zeugniſſe gegen einander halten, und ſelbſtbeliebige Folgerungen daraus machen. In Anſehung der Zeit und der Art der Erzählung, hat der erſte allerdings vor dem letzten viel voraus. Er konnte die Sache beſſer wiſſen, weil er ſie gleich aus der erſten Hand hatte. Er erzählet die Sache mit Umſtänden, die ſeine Erzählung wahrſcheinlich machen. Nimmt man ſie an, ſo leidet des braven **Richards** guter Name. Doch bey Soldaten und

Staatsleuten heißt es dolus, an virtus, quis in hoſte requirat?

Von dem Worte **Bathenite** habe ich nur noch zu erinnern, daß es ſo viel, als einen Meuchelmörder bedeute. Von **Badnit** iſt **Bandit** entſtanden. Dieſe Batheniten waren damals für Chriſten und Muhammedaner gefährliche Leute. Sie waren keiner von beyden Religionen zugethan, und richteten daher ohne das geringſte Bedenken, wen ſie wollten, oder wider wen ſie gedungen wurden, hin. Den Saladin überfielen ſie auch einmal, und brachten ihm viele Wunden bey. Es fehlete kaum ein Haar, ſo hätten ſie ihm das Lebenslicht gar ausgeblaſen. Sie heißen auch ſonſt Iſmaeliten, und waren Unterthanen und mörderiſche Werkzeuge des Fürſtens vom Gebirge.

Beyde Meynungen, daß der Fürſt des Gebirges, und daß König **Richard** den Marquis habe umbringen laſſen, können gar wohl bey einander beſtehen. Wer damals einen Feind hatte, dem er gerne vom Brodte helfen wollte, der durfte ſich nur an den Fürſten des Gebirges wenden, und ihn erkaufen, ſo war ſein Feind gewiß ſchon geliefert. Wer weis alſo, was König **Richard** mag gethan haben.

Auf der 219 Seite, zur 15 Zeile. Was hatte denn ſo ein Straßenräuber, ſo ein Menſchenſchläger von einem Marquis von **Montferrat**, oder von einem Paare fränkiſcher Ritter zu befürchten, den keine Betrachtung in der Welt abhalten konnte, ſeinen Dolch an den Meiſtbiethenden nicht zu verdingen? Er war ſo wenig ein Chriſt, als ein Muhammedaner. Er haſſete und verabſcheute beyde. Er ſaß auf unzugänglichen Bergen. Die Lehrſätze ſeines Glaubens, (wenn er anders einen hatte) erlaubeten ihm alles, was Geld einbrachte. Seine Unterthanen gehorchten ihm mit einem blinden Gehorſame. Sie brannten für Begierde, in ſeinen Dienſten zu ſterben, indem ſie ſich einbildeten, daß ein ſolcher Tod ihnen den Eingang zu einer immerwährenden Glückſeligkeit nach dieſem Leben öffnete.

Auf der 246 Seite, zur 9 Zeile. Den **Roman** der Könige.] Es kömmt mir hier die Luſt an, eine Ableitung des Wortes **Roman** mitzutheilen, von der ich ſo ſehr zweifle, ob jemand vor mir darauf gekommen ſey, als ich mir einbilde, daß ſie wahr ſey. **Roman**, oder vielmehr **Romman**, iſt ein arabiſches Wort, und bedeutet einen Granatapfel. Der **Roman** der Könige bedeutet demnach den Granatapfel der Könige. Man höret es gleich, daß dieſe Vergleichung von arabiſcher und ſpaniſcher Art ſey. Aufſchriften von Büchern in dieſem Geſchmacke, waren im vorigen Jahrhunderte ſehr Mode. Bald war es ein Bieſamknopf, bald ein Paradießgärtlein, bald ein Blumenpüſchel, bald güldene Aepfel in ſilbernen Schalen u. w. d. m. Woran man Vergnügen fand, das nennete man einen **Romman**, oder Granatapfel, etwas, das einen erquicket, das ſo wohl ſchmecket, und ſo wohl riechet, als ein Granatapfel. Kein figürlicher Name konnte beſſer ausgedacht werden, für ein Buch, das man zum Zeitvertreibe las. Von eben dieſem Worte leite ich auch die Libram Romanam ab. Sie heißt ſo, nicht von den Römern, ſondern von der Geſtalt des Endes des einen Armes an dieſer Art von Wage, das wie ein Granatapfel ausſieht.

◆ ◆ ◆

Anmerkungen

Zum zehnten Theile der Geſchichte der pariſer Akademie.

Auf der 118 Seite, zur 13 Zeile. Zu Anfange.] Aber damals regierete ja Innocentius noch nicht, der den Löwen in ſeinem Wappen führete.

Auf der 181 Seite. **Eutropius** und **Sextus Rufus** können doch allezeit recht behalten, wenn gleich Trajan das eigentliche Indien nie mit Augen geſehen hat. Denn

Indien war bey den Alten ein ſehr unbeſtimmter Name, der, außer dem eigentlich ſo genannten Lande, nicht nur Perſien und Arabien, ſondern auch Aethiopien mitbegriff. Wenn demnach beſagte Geſchichtſchreiber Indien nennen, haben ſie anders nichts als Arabien gemeynet.

Auf der 185 Seite. Herrn **Frerets** Geographie auf dieſer Seite befremdet mich. Edeſſa liegt von Cappadocien und dem Ponto weit weg. Es iſt auch mit Oſrohena einerley.

Auf der 190 Seite. Die Alten hatten freylich von der Geographie des Morgenlandes ſehr verworrene Begriffe. Was aber **Eutropius** hier vom rothen Meere ſaget, das hat allerdings ſeine Richtigkeit. Den perſianiſchen Meerbuſen; und das ganze indianiſche Meer, nenneten die alten Griechen und Römer das rothe Meer, den arabiſchen Meerbuſen nicht ausgeſchloſſen; die Araber der ältern Zeiten ſcheinen ein gleiches gethan zu haben. Im VIII. Jahrhunderte nach Chriſti Geburt aber nennet **Maſudi** das indianiſche Meer, das grüne Meer. Hat nun Trajan, wie Herr **Freret** ſelbſt zugeſteht, das indianiſche Meer befahren, ſo hat **Eutropius** recht geſprochen, wenn er ſaget: Trajan habe das rothe Meer befahren.

Auf der 218 Seite. Wer **Procops** Schreibart aus ſeinen übrigen Schriften kennet, der kann ihm die geheime Geſchichte **Juſtinians** unmöglich abſprechen. Zween Menſchen können unmöglich vollkommen ſo einſtimmig ſchreiben, als **Procop** in beyden thut. Herr **Leveſque** iſt der erſte nicht, der dem **Procop** die geheime Geſchichte hat rauben wollen. **Fabricius** Bibl. Græc. Tom. VI. a. d. 255 und 256 S. nennet einige ſeiner Vorgänger in dieſem Stücke. Alle haben keinen andern Grund zu ihrem Vorgeben, als einen guten Willen, **Procops** Ehre zu retten. Ein Mann, ſagen ſie, der den **Juſtinian** in ſeiner gemeinen oder öffentlichen Geſchichte ſo ſehr erhebt, als er ihn in der geheimen herunter machet, der muß ein Schmäuchler und Verläumder ſeyn. Was iſt uns denn aber daran gelegen, ob

Procop ein laſterhafter Mann geweſen, oder nicht? Kann ein ſolcher nicht auch die Wahrheit reden? Wird die Menſchenliebe ihn zu einen andern Menſchen machen, als er war? Menget dieſe mitleidige Leidenſchaft ſich in die Geſchichte, ſo wird ſie für dieſelbe eben ſo gefährlich, als die Schmähſucht. Beyde kehren die Wahrheit um. Die ſuchet man aber doch in der Geſchichte, ohne Anſehen der Perſon.

Man gebe doch nur einen einzigen Grund an, der nicht zuließe, daß er keines von beyden geweſen ſey. War er denn etwa der erſte, oder der letzte, deſſen Feder verſchiedene Leidenſchaften zu verſchiedenen Zeiten verſchiedentlich trieben? Hätten wir **Cicerons Anecdoten**, ſo würden **Pompejus** und andere in denſelben ganz anders, als in den gedruckten Reden, erſcheinen. Zwang und Freyheit regieren die Zunge der Menſchen, ſeit dem die Welt ſteht; und wie wenige können ſich rühmen, daß ſie von andern eine beſtändig gute Meynung hegen, und im Vertrauen nicht anders, als öffentlich, ſprechen. Wer kann erweislich machen, daß **Juſtinians** Lobſprüche wirklich von **Procopen** ſind? Kann ſie nicht ein anderer eingeſchoben haben? Große Herren nehmen ſich mit Geſchichtſchreibern viele unangenehme und ungeziemende Freyheiten heraus. So gar Buchhändler, und die ſogenannten Correctores in Druckereyen, nehmen ſich ja mehr heraus, als den Verfaſſern lieb iſt. In meiner Ueberſetzung vom **Chariton**, ſteht manches, das ich mich für meine Arbeit zu erkennen ſchäme. Indeſſen geht es doch unter meinem Namen in der Welt herum, und ich kann es nicht verwehren. Wie mancher Schnitzer iſt mir nicht in dieſem Werkchen ohne mein Wiſſen und Verſchulden aufgebürdet worden, den in künftigen Zeiten mancher mir vorrücken und beſtreiten wird, ohne zu wiſſen, daß er mit meinem Schatten fechte.

Wie oft hat mich nicht ſeither der gute, aber unüberlegte Wille guter, aber zur Unzeit dienſtfertiger Freunde beſchämet, die, was ſie nicht verſtunden, änderten, und mir

Dinge andichteten, die mir nie in den Sinn gekommen ſind, und kein Menſch verſtehen kann. Wie manches von mir iſt nicht einige Jahre daher ohne meinen Namen herausgekommen, das man ohne mein Wiſſen abgedrucket, und ſo verunſtaltet hat, daß ich ſelbſt darüber erröthe, daß mir bange wird, was doch der Leſer für einen Ausſpruch von dem Verſtande des Verfaſſers thun wird, daß ich zuweilen, wenn ich den ſchriftlichen Aufſatz nicht mehr zur Hand habe, ſelbſt nicht errathen kann, was ich geſchrieben gehabt habe. Eine Gefälligkeit, die mir ſchon manchen Verdruß und Unwillen gekoſtet hat. So kann es dem guten **Procop** auch gegangen ſeyn. Oder man hat ihn wider ſeinen Willen genöthiget, dem Kaiſer Liebkoſungen zu machen, die ihm nicht von Herzen giengen. Dafür ſchüttete er auch ſein Herz deſto freyer in der geheimen Geſchichte aus. Dorten ſprachen andere durch ihn, hier ſprach er ſelber. Ein ähnliches Exempel erzählet **Abulfeda** auf der 311 S. meiner lateiniſchen Ausgabe, vom **Ibn Helal**. Doch man darf ſich nicht einmal ſo weit vom Hauſe entfernen, noch in ſo veralterte Zeiten zurück gehen. Wer kennet den Zwang nicht, unter welchem einheimiſche Geſchichtſchreiber heutzutage ſind? einen Zwang, der die Geſchichte ſo mangelhaft, und ſo verdächtig machet.

Was Herr **Leveſque** mit der vermiſchten Geſchichte meyne, die er zu **Procops** dritten Werke machet, das weis ich nicht. Die *hiſtoria miſcellanea* iſt eine lateiniſche Chronike, und viel neuer als **Procop**. Erwägt man nun ferner des Herrn **Leveſque** Gründe, warum er die geheime Geſchichte ſeinem wahren Verfaſſer, der ſich auch ſeither in deren Beſitze erhalten hat, abſpricht, ſo wird man finden, daß ſie alle ſehr hinfällig ſind. Ich überlaſſe ſie dem Leſer zum Nachleſen, und begnüge mich ſie zu widerlegen, ohne ſie umſtändlich anzuführen.

Agathias konnte von **Procops** geheimer Geſchichte nichts wiſſen. Er konnte ſie folglich auch nicht anführen. Aus dem Anfange der geheimen Geſchichte erhellet, daß ſie eine Fortſetzung derjenigen Geſchichte vom **Procop** ſey, die ich im Gegenſatze die öffentliche nennen will. Nun höret **Procops** öffentliche Geſchichte mit dem Jahre Chriſti 553 auf. Des **Agathias** ſeine geht ſechs Jahre weiter hinaus. Hieraus folget, daß **Procopius** zu eben der Zeit an ſeiner geheimen Geſchichte gearbeitet habe, als **Agathias** die ſeine aufſetzete. Wie konnte dieſer alſo etwas von einem Werke wiſſen, das jener noch unter der Feder hatte? Oder wußte er ja davon, ſo war es wider den Wohlſtand und wider die Klugheit, eines Werkes zugedenken, das noch nicht unter die Leute gekommen war. Des **Agathias** Geſchichte kam im Jahre Chriſti 559 ans Licht. Der Verfaſſer der geheimen Geſchichte ſaget ausdrücklich, daß er im Jahre 559 noch daran arbeite. Es muß alſo nach beſagtem Jahre erſt fertig geworden ſeyn. **Agathias** konnte alſo deſſen nicht gedenken.

Verfaſſer halten Schriften, die ihnen ſchaden können, ſorgfältig zurück, und treffen damit eine ſolche Verfügung, daß ſie erſt nach ihrem Tode unter die Leute kommen. So wird es **Procop** mit ſeiner geheimen Geſchichte auch gemachet haben. Wenn iſt er aber geſtorben? Das kann niemand ſagen. Und dennoch ſchließt man ſo. **Procop** kann der Verfaſſer der geheimen Geſchichte nicht geweſen ſeyn, weil der Verfaſſer dieſer Schmähſchrift den **Juſtinianus** muß überlebet, und ſeines Nachfolgers **Juſtins** des Zweyten Regierung erlebet haben. Nun hat **Procop** unter **Juſtinian** dem I. gelebet. Folglich ſcheint es nicht glaublich, daß er unter **Juſtinen** dem II. gelebet habe. Mithin iſt er auch nicht der Verfaſſer der geheimen Geſchichte. Welch eine Art zu ſchließen! Von dem Anſcheine iſt noch kein Schluß auf die Wirklichkeit zu machen. Es folget daraus noch nicht, daß **Procop** unter **Juſtinen** nicht gelebet habe, weil mir ſolches dünket nicht glaublich zu ſeyn. Und was für Urſache hat Herr **Leveſque**, zu glauben, daß **Procop** **Juſtinens** Regierung nicht erreichet habe? Keine andere, als dieſe, weil er unter **Juſtinianen** gelebet hat. Gerade, als ob jemand, der A. 559 ſchrieb, wie er ſelbſt bekennet, nicht habe bis A. 566 leben, und zu ſeiner Schrift Zuſätze nachtragen können, da **Juſtinian** ſtarb, und **Juſtin** ihm in der Regierung nachfolgete. Wenn jemand ſo ſchlöſſe: **Fontenelle** hat unter **Ludewigen** dem XIV. gelebet. Folglich kann er die Dialogues nicht geſchrieben haben, die unter **Ludewig** dem XV. herausgekommen ſind. Was würde man zu einer ſolchen Logik ſagen? Es wäre ein ander Ding, wenn man gewis wüßte, daß **Procop** unter **Juſtinianen** geſtorben wäre, und Dinge ſich in der geheimen Geſchichte fänden, die unter **Juſtins** Regierung geſchrieben ſeyn müßten. So würde der Schluß etwas bündiger ſeyn, und dennoch auch alsdann noch nichts beweiſen. Denn es könnte leicht etwas von einer neuern Hand hinzugethan ſeyn. Nun aber weis ja kein Menſch das Jahr anzugeben, wenn **Procop** geſtorben iſt.

Der Schluß vom **Suidas** iſt nicht ein Haar beſſer. **Suidas** legt die geheime Geſchichte dem **Procop** bey. **Suidas** iſt wohl vierhundert Jahre jünger, als **Procop**. Er iſt zuweilen unrichtig. Alſo kann er uns auch von dieſem Buche einen falſchen Verfaſſer angegeben haben. Folglich hat er es auch gethan. Ich würde meine Zeit und des Leſers Geduld misbrauchen, wenn ich einen ſo elenden erbärmlichen Schluß widerlegen wollte. So lange ich nicht erweiſen kann, daß **Suidas** ſich ſchlechterdings geirret habe, ſo lange muß ich ihm glauben. Zumal da die Aufſchrift des Buches ſelbſt mit ausdrücklichen Worten den **Procop** zum Vater angiebt. Die Aufſchrift von der geheimen Geſchichte heißt ſo: **Das neunte Buch der Geſchichte.** Das ſetzet acht Bücher voraus, die vorhin ſchon unter die Leute gekommen waren. Welcher Geſchichtſchreiber damaliger Zeiten aber, außer dem **Procop**, hat die römiſche Geſchichte in acht Büchern vorgetragen? Was will ein ſolches Zeugniß verdächtig machen, oder entkräften? Saget etwan Herr **Leveſque**, daß die Aufſchrift von einer neuern Hand hinzugethan ſey? Nein, das ſaget er nicht. Und geſetzt auch, er verwürfe die Gültigkeit und Aechtheit dieſes Zeugniſſe, ſo iſt es nicht genug, es zu verwerfen. Er müßte denn auch beweiſen, daß es an ſich verwerflich ſey. Aber das wird man wohl müſſen bleiben laſſen. Es wird ja vom Eingange des Werkes ſelbſt aufs kräftigſte unterſtützet, da der Verfaſſer mit deutlichen Worten ſaget: Nachdem er in den obigen Büchern die Geſchichte der Römer umſtändlich vorgetragen, ſo wolle er nun auch von ſolchen Dingen ſchreiben, die man nicht ſo in die Welt hinſchreiben dürfe, und die dem Verfaſſer die ſchrecklichſte Ahndung zuziehen würden, wenn es heraus käme, von wem ſie herrühreten. Wem ſtehen dergleichen Worte beſſer an, als dem **Procop**?

Hätte ich die geheime Geſchichte ſeit kurzem durchgeleſen, und verlohnete es ſich der Mühe, ſo würde ich noch mehrere Gründe anführen können, eine Sache zu erweiſen, die von ſelbſten ſpricht, und einen Satz umzuſtoßen, der auf den nichtigſten Muthmaßungen von der Welt beruhet.

Auf der 220 Seite, zur 13 Zeile. **Eines Advocaten.**] Aber **Procop** war ja auch ein Advocat. Es ſcheint, Herr **Leveſque** habe **Procopen** nicht gehörig gekannt, und ſich mit dieſem Aufſatze ein wenig übereilet.

Auf der 240 Seite, zur 12 Zeile. **Die doch bey den römiſchen Kindesannehmungen ſo heilig beobachtet wurde.**] Aber auch nicht allemal. **Clodius**, der ſich aus einem patricio zu einem plebejo machen ließ, damit er tribunus plebis werden könnte, der ward auch von einem an Kindesſtatt aufgenommen, der noch jünger, als er, **Clodius**, ſelbſt war.

Auf der 244 Seite, zu Ende. **Mit ſeinen kaiſerlichen Kleidern angethan habe.**] Dieſer Gebrauch bedeutete im gegenwärtigen Falle keine Kindesannehmung. Einem mit ſeinen Kleidern beſchenken, ſollte mannichmal nur eine Ehre, und ein Zeichen der Gaſtfreyheit ſeyn. Zuweilen machete derjenige, der dem andern ſeine Kleider anlegete, ſich anheiſchig, denſelben zu ſchützen, hingegen erklärete der andere auch eben damit, daß er jenes Kleider anzog, ſich zu ſeinem Vaſallen. Und in dem Falle war **Godfried von**

Bouillon mit dem Kaiſer Alexius. Die Kaiſer von Conſtantinopel ſahen die fränkiſchen Fürſten im heiligen Lande und Syrien für ihre Vaſallen an. Ein bloßes Ehren- und Freundſchaftszeichen war es beym Alten vom Berge, oder beym Fürſten des Gebirges, der dem heiligen **Ludewig** einen Mantel oder Challah ſchickete. Schicketen nicht auch die Römer trabeas und tunicas palmatas auswärtigen Prinzen zum Zeichen ihrer Freundſchaft?

Auf der 287 Seite. Bey Herrn **Otters** Abhandlung überhaupt, habe ich ein wenig viel zu erinnern. Ich will es deswegen in eine beſondere Abhandlung bringen, die alſobald folgen ſoll. Zuvor aber die kurzen Anmerkungen noch zu Ende bringen, die mir etwa noch bey einzelnen Stellen beyfallen möchten.

Auf der 303 Seite, zur Anmerkung. **Rahineh** heißt auch eigentlich anders nichts, als eine **Wahrſagerinn**. Es iſt kein eigener Name.

Auf der 312 Seite, zur 6 Zeile. **Ein Land des Ueberganges.**] Nämlich aus Africa nach Europa. Die ſpaniſchen Scriptores medii ævi, als **Rodericus Toletanus**, nennen dieſe Gegend promontoria traductiva.

Auf der 321 Seite, zur 19 Zeile. **Ifriche.**] Ich kann wohl ſagen, und in Wahrheit verſichern, daß ich dieſen Namen hier zum erſtenmale leſe. Ob dieſes Frauenzimmer türkiſcher oder franzöſiſcher Abkunft ſey, weis ich nicht. Das weis ich, daß die Araber von ihr nichts wiſſen, und daß die Türken eben ſo wenig, als die Franzoſen, eine Geſchichte ohne Liebesmährchen ſchreiben können.

Auf der 324 Seite. Herr **Otter** ſchildert den **Moawia** gar zu vortheilhaftig. Ich wenigſtens kenne keinen Araber, der aus ſeiner Gelahrtheit und Neigung zu den Wiſſenſchaften viel machete. Darinn ſtimmen ſie alle überein, daß er die Gebrechen der ihm angebohrnen Feigheit mit Schalkheit erſetzet, und zu einem macchiavelliſchen Fürſten eine gute Anlage gehabt habe.

Anhang.

◆ ◆ ◆

Anhang

Zu dem XXV. und XXVI. Stücke des zehnten Bandes.

Ein rechtſchaffenes Herz empfindet eine innige Freude, wenn es einen alten Bekannten, den es lange nicht geſehen hat, von ungefähr antrifft, oder von ihm ſprechen höret, oder ein Andenken von ihm zu ſehen bekömmt. So geht mirs auch. Die arabiſche Literatur iſt meine alte Bekanntſchaft. Bin ich gleich durch allerley Zwiſchenfälle von ihr abgelenket worden, ſo habe ich ſie doch niemals gänzlich vergeſſen, und noch weniger bin ich ihr gram geworden. Alte Liebe roſtet nicht, pfleget man zu ſagen. Ich freue mich demnach, etwas Arabiſches in dieſer Sammlung zu finden, und das um ſo viel mehr, je weniger ich es hier geſuchet hätte. Man wird es in dieſer Betrachtung mir zu gute halten, wenn ich mich bey Herrn Otters Aufſätzen ein wenig länger verweile, als ich ſeither bey den übrigen gethan habe. Mit einem Liebhaber hat man Nachſicht, wenn er von ſeiner Geliebten ſchwatzet; wenn ihr Andenken die Bande ſeiner Zunge auflöſet. Mein Geſchwätz ſoll auch kein leeres, kein unnützes, und zur Unzeit angebrachtes Geſchwätz ſeyn. Das Feld, das ich betrete, iſt reich, von weitem Umfange, und noch unbebauet. Es laſſen ſich gar leicht neue Entdeckungen da machen, wo noch ſehr wenig entdecket iſt. Jeder Schritt, den man hier thut, führet auf etwas neues.

Die gegenwärtigen Zeiten fodern mir ein Zeugniß von dem Nutzen der arabiſchen Literatur, und einen Unterricht, wie man ſie treiben ſoll, ab. Es läßt ſich an, als ob die Liebe und Luſt zum Arabiſchen nun endlich einmal mit einem male aufwachen wollte. Wie glücklich würde ich mich nicht ſchätzen, wenn ich vor meinem Ende noch erlebete, daß arabiſche Aldi und Frobenii aufſtünden, die arabiſche Bücher drucken ließen, und die Eraſmos und Gelenios zur Seite hätten, welche dergleichen Bücher in bekanntere Sprachen überſetzeten. Könnte ich in einer von dieſen beyden Claſſen meine Gaben anlegen, oder auch wohl in beyden zugleich arbeiten, ſo würde ich glauben, meine Lebenszeit nicht verlohren, ſondern den Endzweck erreichet zu haben, zu welchem die Vorſicht mich auserſehen gehabt zu haben ſcheint. Wir leben in einer Zeit, in welcher das Arabiſche gleichſam in eine Gährung gerathen zu ſeyn ſcheint, die einen bevorſtehenden Ausbruch ankündiget. Für eine ſolche Zeit ſchicket ſich meines Erachtens ein Bedenken ganz wohl: was bey der Sache zu thun ſey, und wie man dieſer Criſi, wenn ich ſo ſagen darf, zu Hülfe kommen müſſe; damit ſie nicht umſchlage, damit kein ſchneller, unzeitiger Froſt ſie erſticke, ſondern eine kluge behutſame Behandlung ſie zu einem Ausgange bringe, der für die Wiſſenſchaften heilſam ſey? Itzt muß man was wagen. Die Umſtände ſcheinen einen Verſuch zu begünſtigen.

Eine benachbarte Univerſität hat vor kurzem einen Vorrath von ſchönen arabiſchen Typen bekommen. Ein unentbehrliches Werkzeug, damit man was gutes wird ausrichten können, wenn es in geſchickte Hände geräth. Ein berühmter Lehrer auf eben derſelben Univerſität, hat vor kurzem in einem wohlgeſchriebenen deutſchen Werkchen die arabiſche Sprache nachdrücklich angeprieſen, und gleichſam Lärm geblaſen. Was ſich ein wenig über den theologiſchen Pöbel erhaben zu ſeyn dünket, und einmal in den Kriegen des Herrn, wenigſtens nicht in der allerunterſten Reihe der Anführer zu dienen gedenket, dem kömmt nunmehr die Luſt an, Arabiſch zu lernen. Es iſt zu wünſchen, daß es keine fliegende Hitze ſeyn möge; daß der Lehrer, der einen ſo guten Grund geleget hat, auch das Werk vollenden, den in Händen habenden Vorrath von arabiſchen Lettern wohl nutzen, viel arabiſche Dichter, Geſchichtſchreiber, und Sprachlehrer ans Licht ſtellen, viel fleißige Schüler ziehen, und einen zweyten Schultens, doch in gedoppeltem Maaße, abgeben möge.

Meine gegenwärtige Abhandlung wird demnach ſo wenig unnütze ſeyn, als ſie unnöthig iſt. Ich werde in derſelben dreyerley vortragen. Erſtlich will ich meinen arabiſchen Lebenslauf erzählen, und meine Gedanken äußern, wie man das Arabiſche treiben und ausbreiten müſſe. Zweytens will ich einen Entwurf von Nuwairis großem Werke machen, das eine Univerſalbibliothek, oder eine Encyclopädie vorſtellen ſoll. Und zuletzt will ich, wenn der Raum es noch geſtattet, aus Abulfedas Erdbeſchreibung das zweyte und dritte Capitel einrücken, davon jenes Aegypten, dieſes aber Africa beſchreibt.

Ich ſchweife nicht aus, indem ich ſo verfahre. Nein, ich trete nur in Herrn Otters, und der Herren Akademiſten Fußtapfen. Die letztern berichten von jenem, daß der Tod ihn eben dahin geriſſen, als er ſich beſchäfftigte, die Geſchichte der Araber in ein helleres Licht zu ſetzen. Es wäre zu wünſchen, daß er ſein löbliches Vorhaben hätte hinaus führen können. Die beyden kleinen vorräthigen Proben von ihm, geben zu erkennen, daß er dem Werke allezeit eher gewachſen geweſen, als einer von ſeinen Landsleuten, der vor einem Paare Jahren eine Probe ſeines Vorwitzes ablegete, die ihn beſchämete. Die Herren Akademiſten rühmen Herrn Otters Einſicht und Uebung in dieſem Stücke. Sie theilen aus ſeinen hinterlaſſenen Aufſätzen einen Auszug aus dem Nuwairi mit, der die Kriege betrifft, welche die Araber zu Herren von Aegypten und Africa macheten. Dieſem Auszuge fügen ſie, Erläuterungs halber, Anmerkungen von eben der Hand bey, die größtentheils die Beſchaffenheit von Africa betreffen. Die Bemühungen ihres Mitarbeiters preiſen ſie mit dem einſichtsvollen Ausſpruche an, daß die Geſchichte der Morgenländer das wichtigſte Stück ihrer Litteratur ſey.

Das muß kein Theologus geſchrieben haben. Denn in dieſer Herren Augen verdienet die arabiſche Geſchichte entweder gar keine, oder doch weit weniger Achtung, als die Kenntniß der arabiſchen Sprache, in ſo weit ſie zum Vortheile der hebräiſchen angewendet wird. Ich meines Theils pflichte der Herren Akademiſten Ausſpruche ohne Ausnahme bey.

Gedanken,

Wie man der arabiſchen Literatur aufhelfen könne, und ſolle.

Der Geſchmack der Menſchen iſt ſehr unterſchieden. Ein und daſſelbe Ding ſehen zween Leute mit ganz andern Augen an. Neigungen und Abſichten lenken und vervielfältigen die Urtheile von Dingen. Das ſieht man am Arabiſchen. Dieſe Sprache iſt bisher nur unter den Händen der Theologen geweſen. Dieſe Herren gehen, ihrem Amte gemäß, mit der hebräiſchen Bibel um. Ihr Gewerbe nöthiget ſie, in der Schrift zu forſchen: dieſe aber iſt ſehr dunkel. Man muß alſo alle Hülfsmittel zur Hand nehmen, ſie aufzuklären. Nun iſt die arabiſche Sprache darunter das vornehmſte. Sie iſt mit der hebräiſchen im Grunde eins. Man hat demnach angefangen, einzuſehen: daß das Arabiſche zum Verſtändniſſe des Hebräiſchen etwas beytragen könne. Das hat ein oder der andere Theologus, der davon überzeuget ſeyn mochte, etwan einmal in ſeinen Lehrſtunden, oder in einer ſeiner Schriften behauptet. Seine Nachfolger haben es ihm nachgebethet, zumal diejenigen, die gern für außerordentlich gelehrt durchgehen, und dennoch nicht gerne den Kopf daran ſtrecken mochten. Dabey iſt es lang Zeit geblieben. Dieſer theologiſche Glaube vom Arabiſchen, iſt ein unthätiger, ein todter Glaube geblieben, oder vielmehr eine zweifelhafte und zwiſtige Sage. Wenige haben es dahin gebracht, daß ſie haben arabiſch leſen, und ein Wurzelwort im arabiſchen Wörterbuche aufſchlagen, und gegen ein Hebräiſches halten können. Dergleichen Vögel kennet man gleich an ihren Federn. Ein Sprachkundiger ſieht ſolchen Herren alſobald ihre Schwäche an. Durch ihre ungeſchickten Anwendungen des Arabiſchen, und durch die Seltſamkeit der daraus gezogenen Folgerungen, geben ſie alſobald zu erkennen, daß ſie das arabiſche Alphabeth, aber nicht die Sprache verſtehen.

Andere Wiſſenſchaftsverwandten, als Juriſten, Mediciner, und Philoſophen, haben ſich nicht einfallen laſſen, Arabiſch zu lernen. Unter allen, die ſich zu meinen arabiſchen Stunden bey mir je angegeben haben, kenne ich mehr nicht, als einen Medicum, und einen, der ſich der Sternkunde befliß. Als ich den letztern fragete, warum er denn Arabiſch lernen wollte, ſo gab er zur Antwort: er wäre begierig, die wahre Bedeutung einiger arabiſcher Namen von Geſtirnen zu erfahren. Als ich ihm aber vorſtellete, daß das eine verkehrte ſchädliche Luſt wäre, um einiger weniger Worte willen, davon man doch ſo ſchon die wahre Bedeutung wüßte, eine Sprache lernen zu wollen, die ihm in ſeinem ganzen Leben weiter nichts nutzen würde: und daß ſeine Bemühung eben ſo unüberlegt, und eben ſo vergebens ſeyn würde, als wenn einer etliche tauſend Thaler drauf wendete, um ein hundert damit zu verdienen: ſo ſtund er ab.

Auf dieſe Weiſe habe ich mir manche Kunden verſchlagen. Kamen junge Studioſi theologiæ zu mir, und bezeigten Luſt zum Arabiſchen, ſo mahnete ich ſie davon ab. Ich ſtellete ihnen vor, daß ſie ihre Zeit verſchleudern würden; daß ſie das, was ſie ſucheten, bey mir nicht finden würden. Sie wollten nämlich lernen, das Arabiſche mit dem Hebräiſchen zuſammen zu halten, und dieſes aus jenem zu erläutern: aber daß dazu mehr gehöre, als bloß ein fundamentale gehöret zu haben; daß ſie die dazu nöthige Vorbereitung und Hülfsmittel von der philologia ſacra und profana, weder hätten, noch in der kurzen Friſt der akademiſchen Jahre, da ſo viel andere nöthigere Dinge zu lernen wären, ſich anſchaffen könnten. Ich ſtellete ihnen die lächerliche Eitelkeit eines gewiſſen berühmten Lehrers vor, der den Pfauenſchwanz ſeiner heiligen Philologie recht auszubreiten, und recht durchdringend ſtralen zu laſſen, auch einmal das abgedroſchene Biſmillahirrachman irrachimi in einer gedruckten Diſputation bey den Haaren herbey zog, und mit arabiſcher Schrift drucken ließ; doch ſo, daß in allen vier Worten auch ſo viel Fehler waren. Ich ſagete jungen Leuten, daß ein anhaltender Fleiß von vielen Jahren, und ein ämſiges aufmerkſames Leſen, inſonderheit arabiſcher Dichter, dazu erfodert werde, wenn man das Hebräiſche aus dem Arabiſchen erläutern wolle; daß dazu nicht genug ſey, die Grammatik inne zu haben, und ſeinen **Alkoran** mit Hülfe eines Wörterbuches, und einer Ueberſetzung übel und böſe genug überſetzen zu können; daß man es ferner einem alſobald anſehen könne, ob er ein Wort nur aus dem Lexico kenne, oder ob er durch fleißiges Leſen der Dichter, und anderer tüchtiger Schriftſteller hinter deſſen Bedeutung, Nachdruck und ganzen Umfang gekommen ſey: ob das Lexicon ſein einziger Troſt und ſeine Zuflucht ſey, oder ob er ſich mit der Art der Morgenländer zu denken, zu ſchreiben, zu dichten, zu ſcherzen, u. ſ. w. durch einen langen Umgang mit ihnen bekannt gemachet habe. Das Arabiſche ſey ein weites Feld, und ein harter Boden. Wer darinn fördern wolle, der müſſe wenigſtens fünf bis ſechs Jahre hinter einander das Arabiſche treiben, arabiſche Manuſcripte, ſonderlich die ſchweren Dichter, ſich abſchreiben, ſich darüber ſteif, krum und blind ſchreiben, und ſich den Kopf wüſte machen.

Hiezu kömmt noch eine andere nicht geringe Schwierigkeit, nämlich das Collationiren, von dem was man ſich etwan abgeſchrieben; welches einem um ſo viel beſchwerlicher wird, wenn man niemanden hat, der einem an die Hand geht, und verlieſt. Scheuet man dieſe Mühe, ſo hat man eine Abſchrift, die einem nicht viel hilft, und auf die man ſich nicht verlaſſen kann. In währender Zeit, da man ſich Bücher abſchreibt, kann man ſie nicht halb nutzen. Man hat die Gedanken mehr auf das Schreiben, als auf den Inhalt. Man kann ſich auch kein Regiſter darüber machen; man kann das Merkwürdige daraus nicht in ſeine Aduerſaria eintragen. Man hat alſo Schätze, ohne zu wiſſen, daß man ſie hat. Brauchet man was davon, ſo hat man es, und hat es auch nicht; weil man ſich nicht darauf beſinnet, oder es beym Nachſuchen nicht finden kann. Unterzieht man ſich nun der Mühe, alles an ſeinem Orte einzutragen, ſo raubet dieſe ſo nothwendige Mühe, die ſich ſo reichlich verlohnt, die Zeit, ſich viel ſchriftliche Schätze zu ſammlen; eine Zeit, die Reiſenden vielmals ſehr beſchnitten, und deswegen koſtbar iſt. Man wähle nun was man wolle, ſo kömmt man dabey zu kurz. Will man ſich nutzbare Schätze ſammlen, ſo bekömmt man deren nur ſehr wenig. Geizet und ſcharret man aber gierig zuſammen, und trachtet nur der Menge nach, ſo werden einem die gehäuften Schätze unter den Händen unbrauchbar.

Mit dieſen und dergleichen Vorſtellungen ſchreckete ich junge Leute ab, und ſchnitt mir ſelbſt mein Brodt ab. Der ſelige Herr **Schultens** prophezeihete es mir. Er ſagete, wenn ich mit dem Arabiſchen auf Univerſitäten Nutzen ſchaffen und zu was kommen wollte, ſo müßte ich das Hebräiſche, Chaldäiſche und Syriſche damit verbinden, und die Sache auf einen theologiſchen Fuß treiben. Fienge ich es aber anders an, ſo würde ich weder Glück noch Stern damit haben. Der Mann hat wahr geredet. Es iſt auf ein Haar eingetroffen. Ich kann mich des Glückes nicht rühmen, arabiſche Jünger zu ganzen Schocken zu machen. An andern Orten ſetzt man Deutſchland in Gefahr, von arabiſchen Völkern überſchwemmet zu werden. Bald wird man auf der Kanzel **D. Luthers** Ueberſetzung aus dem arabiſchen Grundtexte zurechte rücken. Das glaube ich! Wie mans treibt, ſo gehts. Fienge ichs am rechten Ende an, machte ichs den Leuten fein leichte, brächte ich ihnen bey daß ſie ſchon genug Arabiſch könnten, wenn ſie den Alcoran verſtünden; führete ich meinen ganzen arabiſchen Kram auf die hebräiſche Bibel zurück; wäre ich ein wenig feiner, und ſchnitte ich ein wenig mehr auf: ſo würde ich ſchon mehr Zulauf haben. Denn junger Leute mäßige Einſicht läßt ſich gar leicht von Worten bethören. Sie können ſelten den ehrlichen Mann von dem Marktſchreyer unterſcheiden.

Aber, lieber Gott, wer kann denn wider ſein Naturell! Daß ich das Arabiſche nicht auf theologiſche Studia anwende, das hat ſeine Urſachen. Es hat, man glaube es mir nur, ſeine guten, wichtigen, dringenden Urſachen. Ach dürfte ich ſie nur entdecken! Ich ſehe freylich wohl ein, daß ich mit Petri Netze mehr Fiſche fangen würde. Aber die Abſicht auf eigene Vortheile iſt bey mir niemals ein hinlänglicher, noch der einzige Bewegungsgrund meiner Handlungen geweſen. Wäre ich einer von denen, welchen vor nichts ekelt, das Geld einbringt, und bey welchen die Lockſpeiſe des Gewinnſtes die Stelle des innern Berufes vertritt; ſo würde ich mich nicht in einer ſo niedrigen Ebbe befinden. Allein bey meinem Leſen, Lehren und Bücherſchreiben frage ich mein Herz, ob es wohl zu dieſer und jener Art von gelehrten Beſchäfftigungen eine unerzwungene Neigung habe; ob es überzeuget ſey, daß ſie nützlich, daß ſie nöthig ſey; daß ich mich allein, daß ich mich vor andern dazu ſchicke: folglich, nicht nur dazu befugt, ſondern auch im Gewiſſen verpflichtet ſey; ob nicht ſchon ein anderer vor mir eben das, und vieleicht noch beſſer gethan hat, als ich zu thun vermag. Neigung und Fähigkeit zu einer Arbeit iſt bey mir der innere Beruf, ſollte ſie auch nicht allein nichts einbringen, ſondern mir auch noch Geld dazu koſten. Bey dergleichen Geſinnungen wachſen die Wiſſenſchaften, bey unedelmüthigen erſticken ſie. Zwingen mich ja unwillkührliche Betrachtungen zu Arbeiten, die ich gern andern überlaſſen würde, wenn ich mein Glück in meiner Hand hätte; ſo weis Gott, wie ſehr ich den Verluſt der Zeit bedaure, die mir verlohren geht, weil ich ſie beſſer anlegen könnte. Er weis, was für Verläugnung es mich koſtet, an die Raſpelbank zu treten, die er mir anweiſt. Kurz, theologiſche Studia ſind mein Werk nicht. Alles was dahin einſchlägt, widerſteht mir. Sind andre Meiſter von ihrer Neigung, ſo bin ich es von der meinigen, in dieſem Stücke wenigſtens, nicht.

Ueberdem halte ich es für meine Pflicht, junge Leute vor Abwegen und vor der gelehrten Tändeley zu warnen. Als akademiſcher Lehrer ſoll ich ſie den geradeſten Weg anführen. Das thue ich, und beobachte meine Pflicht und Gewiſſen mit Hintanſetzung meines eignen Vortheiles. Ich weis gar wohl, daß das Einfalt iſt, oder doch wenigſtens ſo heißt. Aber ich weis, was ich Gott, mir und meinem Nächſten ſchuldig bin. Die Vorſehung hat mich zu einem Kundſchaſter gemachet. Ein gewaltiger Wind Gottes hat mich auf die arabiſche Küſte verſchlagen. Das iſt, ein unaufhaltbarer Trieb, den die häufigen Schwierigkeiten noch mehr erhitzeten, hat mich in meinen jüngern Jahren auf die arabiſche Literatur gelenket. Ich bin in dem Lande geweſen. Ich habe mich ſo ziemlich darinn umgeſehen. Ich bin, ohne Ruhm zu melden, ſo tief hineingedrungen, daß ich nicht viele Fußtapſen vor mir gefunden. Ich bin endlich wieder heimgekommen. Nun ſoll ich Rede und Antwort geben, wie ich das Land gefunden habe. Ich ſage demnach: Arabien iſt ein vortreffliches Land. Es wachſen koſtbare Früchte darinnen. Aber . . . . Es iſt ein weiter Weg dahin. Man iſt darum noch nicht zu Jeruſalem, wenn man gleich zu Rom iſt. Ich rathe es keinem Studenten Arabiſch zu lernen. Sie vertändeln damit ihre Zeit, die ſie beſſer anlegen können.

Mit dem Arabiſch lernen verhält es ſich wie mit dem auf Reiſen gehen. Beydes läuſt ohne Nutzen ab, wenn man die rechte reiſe Zeit nicht abwartet. Eine Gans flog über den Rhein; eine Gans kam wieder heim. So gehts einem Studenten auch, der auf Univerſitäten arabiſch lernet, und ſo wenig Bücher, als Muße hat, die Sprache zu treiben. Das wenige, das er davon lernet, vergißt er, ehe er wieder heim kömmt. Der Herr Vater ſieht es ihm nicht an, daß er arabiſch kann. Ein Student hat auf

Univerſitäten ſo viel zu lernen, daß er nicht viel Zeit überley haben kann, an überflüßige Studia zu denken. Kann er ja ſeiner Philoſophie, ſeinem Thetico, ſeinem Polemico, etwas Zeit abmüßigen: ſo thut er beſſer, er wendet es auf den Cicero und Demoſthenes, und auf die hiſtoriam univerſalem und eccleſiaſticam, als auf das alberne Buch, den Alkoran. Kömmt einer ins Amt, iſt er wegen ſeines Auskommens geſichert, hat er Muße, kann er ſich arabiſche Bücher anſchaffen, hat er einen ſtarken Trieb zu dieſer Sprache, ſo kann er die Grammatik in vierzehen Tagen für ſich lernen. In ſo vieler Zeit habe ich ſie aus dem Lackemacher ohne die geringſte Anweiſung gelernet. Und ich bin doch ein Menſch wie andere Menſchen. Es wird mirs ja alſo wohl ein jeder vernünftiger Menſch nachthun können.

Ueberhaupt müſſen nur wenig Leute arabiſch lernen; aber die es lernen, die müſſen es rechtſchaffen lernen: nicht zu einer akademiſchen Gaukeley, ſondern zu einem wirklichen Gebrauche, damit ſie ihre gemachten Entdeckungen den übrigen Gelehrten vorlegen, und von dieſen ein jeder ſich daraus nehme, was er brauchet, und in ſeinen Kram dienet. Daß Vorſteher von Akademien dergleichen Leute, die keine Brodſtudia treiben, nicht Hunger leiden laſſen müſſen, das verſteht ſich von ſich ſelbſten.

Ich habe nunmehr mein Herz ausgeſchüttet, und meine Gedanken entdecket, in wie weit man das Arabiſche auf Univerſitäten treiben ſolle. Wer nun in Zukunft zu mir kommen und arabiſch bey mir lernen will, den will ich mit ſo gallenſüchtigen Vorſtellungen nicht mehr irre machen. Eine Sprache ſoll nun nicht mehr von mir erſchallen, die man aus dem Munde eines akademiſchen Lehrers wider ſeine eigene Kunſt nicht leicht erwartet. Mancher wird mein Schmälen für Eiferſucht, und misvergnügte Rachgier gegen andere anſehen, die mehr Ehre und Vortheile von ihren arabiſchen Collegiis haben, als ich. Eines andern Gedanken ſtehen nicht in meiner Gewalt. Ich will meinen arabiſchen Lebenslauf erzählen. Man wird ſich einbilden, ich hätte mich in meinen jüngern Jahren auf das Arabiſche in der Abſicht geleget, es einmal wieder auf Akademien zu lehren. Keinesweges. Damals dachte ich daran nicht. Eine Grille brachte mich aufs Arabiſche. Man ſehe nur, aus was für Kleinigkeiten große Dinge entſtehen. Für das Gemeine iſt es freylich nichts großes, daß ich arabiſch gelernet habe; aber für mich hat es ſo große Folgen gehabt, daß es großentheils ſchuld an den Widerwärtigkeiten geweſen iſt, die mir begegnet ſind. Was mir zum Arabiſchen Luſt machete, das war die historia literaria. Kinder ſpielen gerne. So las auch ich in meinen akademiſchen Jahren Lebensbeſchreibungen von Gelehrten mit Vergnügen. Ich merkete mir beſondere kleine Umſtände von ihrem Leben. Bey der Gelegenheit gerieth ich über Hottingers Bibliothecam orientalem. Da ſah ich eine Menge arabiſcher Bücher, die uns ganz unbekannt waren. Ich erſtaunete über ihre große Menge. Die Begierde berühmt zu werden, und mich inſonderheit auf eine nicht gemeine Art hervor zuthun, das iſt jederzeit meine Schwäche geweſen; ich bekenne es: eine Schwäche, die mich in manche Verdrießlichkeiten verwickelt hat: und damals war ſie ein ſcharfer Sporn für mich. Ich fieng an zu wünſchen, auch von den arabiſchen Gelehrten nähere Nachricht einziehen, und auch ihre historiam literariam unter unſern Leuten bekannter machen zu können. Ich dachte nicht ſo wohl an die Schwierigkeit und den weiten Umfang meines Vorhabens, als ich mich von einer verführiſchen Einbildung blenden ließ, die mir mit der Hoffnung, artige Anecdoten von arabiſchen Gelehrten, artige arabiſche gelehrte Bagatellen zu entdecken, liebkoſete. Ich ſahe alſobald ein, daß ich arabiſch lernen müßte, wenn ich zu meinem Zwecke kommen wollte. Ich ſchritt demnach muthig zum Werke. Ich konnte ein wenig hebräiſch; denn ich war von Mutterleibe an dem geiſtlichen Amte zugedacht. Der ſchwarze Rock und der weiße Kragen hatte gewiſſen Leuten ſehr in die Augen geſtochen: die nicht vorher wiſſen konnten, daß ich weniger

weniger

niger Gefallen daran finden würde, als ſie. Mein Bißchen hebräiſch nun, erleichterte mir meine Mühe. So dürftig ich auch war, ſo erſparete ich doch was ich konnte, und wandte es auf arabiſche Bücher. Ich darbete ſo zu ſagen, meinem Munde das Brodt ab, und ſteckete es dahinein. Was ich nur von arabiſchen Büchern habhaft werden konnte, das las ich ohne Anweiſung irgend einer lebendigen Seele durch. Ich ward mein eigener Lehrmeiſter. Das war meine Beſchäfftigung ganzer vier Jahre hindurch. Ich ließ alle andern akademiſchen Studia darüber liegen. Endlich ward ich gewahr, daß die gedruckten arabiſchen Bücher meinen Durſt nicht löſchen könnten, und von der Araber ihrer hiſtoria literaria mir nur wenig vorſageten. Das war aber mein Hauptzweck. Ich wandte mich deswegen an den ſel. Paſtor **Wolf** in Hamburg und bath mir aus ſeinem trefflichen Vorrathe von arabiſchen Handſchriften den Hariri aus, einen Schriftſteller, von dem ich wußte, daß man ihn für den arabiſchen Cicero hält. Das geſchahe A. 1736. Der ſelige Mann hatte nach ſeiner bekannten Leutſeligkeit und Willfährigkeit gegen Gelehrte, ſo viel Gefälligkeit gegen mich, daß er mir ſeinen ſchönen Codicem zuſchickete, der für einen Liebhaber gerne hundert Thaler und noch mehr werth war; ob ich gleich damals nur noch ein junger Menſch von etwa achtzehen Jahren, ohne Stand und Mitteln, war. Ich ſchrieb mir alſo den Hariri ab: und dieſer Autor flammete meine Begierde, mich im arabiſchen feſtzuſetzen, dermaßen an, daß ich nicht ruhen konnte, ehe ich nach Leyden kam. Wäre ich hier geblieben, und hätte ich die gewöhnliche Laufbahn der akademiſchen Ehren zu Ende gebracht, ſo wäre ich itzo in ungleich beſſern Umſtänden bey hieſiger Akademie, oder es hätte mich im geiſtlichen Amte ein maſchinenmäßiges Fortrücken ſchon längſtens von einer Stufe zur andern fortgeſchoben. Aber dergleichen Gedanken kamen mir damals nicht in den Sinn. Ich wünſchete mir nichts mehr, als im arabiſchen vollkommen zu werden. Alle Freunde riethen mir von der holländiſchen Reiſe ab. Das half alles nichts. Ich gab ein Stipendium auf, da ich es nur halb genoſſen hatte. Ohne Mittel zog ich in ein fernes Land, wo ich keinen Menſchen kannte, und nicht wußte, wovon ich daſelbſt meinen Unterhalt haben würde. Und warum? in was für Abſicht? In der Abſicht, eine ſchöne Sammlung von arabiſchen Handſchriften brauchen zu können. Ich weis gewiß, mancher Leſer wird Mitleiden mit mir haben; der eine wegen meiner damaligen jugendlichen Ausſchweifung und Blindheit; der andere wegen meiner gegenwärtigen Einfalt, daß ich meine eigene Schande ſage. Das hat aber auch ſeinen Nutzen. Ich mahle den Menſchen wie er iſt, ohne ihn zu verſchönern. Ich bin der einzige nicht geweſen, den eine heftige Leidenſchaft dahin geriſſen hat. An dergleichen Beyſpielen können andere ſich beſpiegeln. Der Vorgänger Fehltritte können die Nachkommen warnen, und ſie lehren behutſamer zu ſeyn. Meine Liebe zum Arabiſchen war allerdings ein ἔρως δύσερως, nicht viel beſſer als ein Unſinn. Ueberdenke ich itzo meine holländiſche Reiſe mit Gelaſſenheit, ſo kann ich mich ſelbſt nicht entbrechen, ſie ein tollkühnes Unternehmen zu nennen. Sollte ich mein Leben wieder von forne anfangen, mit einer Einſicht, die reifere Jahre mir zugebracht haben: ſo würde ich mich, wie vor andern Thorheiten, alſo auch vor eines übertriebenen Liebe zu einer Wiſſenſchaft hüten. Aber wer kennet die Liebe nicht? Sie iſt ſtärker als der Tod, ſie falle auch worauf ſie wolle. Weſſen iſt nicht eine Jugend fähig, die eine berauſchte Phantaſie umtreibt? Aber weder alle ihre Thorheiten ſind ſchädlich, noch ſind ſie allgemein ſchädlich. Was ſeinem Erfinder zuweilen ſchadet, das nutzet gemeiniglich dem großen Haufen. Ich bewundere vielmals die Weisheit Gottes, die öfters aus den thörichtſten Abſichten, Urſachen und Anſtalten, die weiſeſten Wirkungen, und aus den laſterhafteſten Trieben die löblichſten Thaten hervorbringt. Hat gleich meine holländiſche Reiſe mir, dem menſchlichen Anſehen nach, bisher mehr geſchadet als genutzet: ſo kann man doch nicht wiſſen, was ſie noch für Früchte bringen kann. Wer kann mir ſagen, ob nicht ein geheimer Trieb der Vorſehung dahinter geſtecket hat, die durch mich der arabiſchen Literatur aufhelfen will? Es könnte geſchehen, daß ich noch manches gutes arabiſches Buch edirte, wiewohl es dazu noch ein ſehr entferntes Anſehen hat. Fügete es ſich nun, daß ich auf dieſe Weiſe die arabiſche Literatur in den Schwang brächte, ſo würde ich ſelbſt den Finger Gottes in meiner jugendlichen Thorheit erkennen.

Doch ich kehre wieder zu meiner Reiſe. Es war den 6 Junii 1738. da ich zu Amſterdam anlangete. Herr Paſtor **Wolff** hatte mir ein Empfehlungsſchreiben an den Herrn **Dorville** mitgegeben; welches ſo viel ausrichtete, daß dieſer Gelehrte mir ein jährlich Gehalt von 600 holländiſchen Gulden anboth, wenn ich bey ihm bleiben, und ihm in ſeinen Studien an die Hand gehen wollte. Auch hier verblendete mich die Liebe zum Arabiſchen, daß ich meine Vortheile nicht einſah, und ein Anerbiethen ausſchlug, das ein jeder anderer mit beyden Händen ergriffen haben würde. Ich gab dem Herrn **Dorville** zu verſtehen, daß ich nicht nach Holland gekommen ſey, in der Abſicht mein Glück zu machen. Das hätte ich zu Hauſe eben ſo gut finden können. Die Liebe zum Arabiſchen, und der ſchätzbare Vorrath von arabiſchen Manuſcripten zu Leyden, triebe mich in dieſe Stadt. Ich bath ihn daher, meinen Aufenthalt daſelbſt auf alle mögliche Art zu erleichtern. Herr **Dorville** ließ mich alſo mit großem Unwillen, und unfehlbar mit nicht wenigerm Befremden wegen meiner Thorheit, ziehen. Ich kam alſo nach Leyden. Aber da war guter Rath theuer. Nichts hatte ich in Händen; nichts war gleich für mich da, zu verdienen. Das beunruhigte mich ſehr, wie leicht zu erachten iſt; aber noch vielmehr dieſes, daß es ſich anließ, als ob die Hauptabſicht meiner Reiſe mir fehlſchlagen ſollte. Viele Monate giengen in einer für mich unſäglich peinlichen Ungewißheit hin, ob ich von den arabiſchen Handſchriften der leidenſchen Bibliothek je ein Blatt würde zu ſehen bekommen. Hätte Herr **Schultens** ſich nicht eines und das andere, das ich verlangete, in ſeinem Namen geben laſſen; und hätte er mir nicht verſtattet, es in ſeinem Hauſe zu gebrauchen, unter dem ausgeſprengten Vorwande, ich ſchriebe es für ihn ab: ſo würde ich vielleicht nicht eine arabiſche Zeile von Leiden mit weggebracht haben. Aus den leidenſchen Manuſcripten nun habe ich nächſt Gott das allermeiſte Arabiſche gelernet, das ich kann. Von Herrn **Schultens** ſelbſt habe ich wenig gelernet, und mehr aus ſeinen Schriften, als aus ſeinem Umgange. Seine Collegia waren ſo beſchaffen, wie der berühmteſten holländiſchen Gelehrten ihre, die ich gehöret habe. Müßte man ſie aus ihren Collegiis beurtheilen: ſo würden ſie gewiß dabey verliehren, und manche kaum das Anſehen eines mäßigen Schulmannes behaupten können. Fünf Jahre brachte ich in der Beſchäfftigung zu, mir arabiſche Bücher abzuſchreiben. Man kann leicht erachten, daß das nicht ohne Beſchwerden zugegangen ſey. Ich mußte mir mit Büchercorrigiren und informiren darneben das Brodt verdienen. Ich mußte meine arabiſchen Studia mit den griechiſchen theilen, weil ich die Correctur des albertiſchen Heſychii zu beſorgen, und junge Holländer im Griechiſchen zu unterweiſen hatte. Herrn **Schultenſen** zu gefallen, hielte ich mich bey den arabiſchen Dichtern länger auf, als ich würde gethan haben, wenn ich die leidenſche Bibliothek zu meinem willkührlichen Gebrauche gehabt hätte. Hiemit entgieng mir viel Zeit, die ich auf die arabiſche Geſchichte, ſowohl die politiſche als gelehrte verwandt haben würde: wenn ich nicht einen Aufſeher über mir gehabt hätte, der mir zwar nichts verſagete, was ich verlangete; den ich aber doch Urſache hatte, damit bey guten Willen zu erhalten, daß ich mich in die Studia ſchickete, darauf er viel hielt. Ich durfte ihn auch nicht immer überlaufen, und mit Abfodern der Manuſcripte behelligen. Ich habe mir alſo die leidenſche Bibliothek nicht ſo recht zu Nutze machen können, als ich wohl wünſchete, und als ich innerhalb den acht Jahren die ich zu Leyden zugebracht habe, würde haben thun können, wenn nicht viele Unbequemlichkeiten und Hinderniſſe, dazu in den letzten Jahren das Studium medicinæ noch kam, meine genommenen Maaßregeln geſtöhret hätten. Man iſt nicht allezeit Meiſter der Umſtände, darein man geräth. Man muß ſie nehmen, ſo wie ſie einem vorkommen, und ſie ſich zu Nutze machen, ſo gut man kann. Indeſſen bin ich froh, daß ich von arabiſchen Schätzen noch ſo viel von Leyden mit weggebracht habe.

Mit dieſem kleinen Vorrathe, der mir aber von Herzen ſauer geworden iſt, mihi & Muſis cano. Ich könnte allerley daraus ediren; aber wem iſt damit gedienet? Biethe ich meine Waare gleich unter Verlegern aus, ſo ſehnet ſich niemand darnach. Drucket man doch nicht einmal gerne griechiſch und lateiniſch, geſchweige denn arabiſch. Einen arabiſchen Schulmeiſter abzugeben, und das arabiſche A. B. C. zu lehren, hätte ich lange ſo viel nicht lernen, mir lange ſo viel Mühe nicht geben dürfen, als ich gethan habe. Die Hoffnung hat mich wenigſtens ſeither noch getäuſchet, edelmüthige Patronen zu finden, die mich in ein einträglich Amt ſetzten, das meine Bemühungen belohnete. Bey aller meiner redlichen Abſicht, und edlen Beſtreben etwas rechtſchaffenes in meiner Art zu leiſten, bin ich ein Märtyrer der arabiſchen Literatur geworden. Könnte ich von meiner Einnahme jährlich fünf hundert oder mehr Thaler zurücklegen, ſo würde ich ſie zum Beſten der arabiſchen Literatur anwenden. Ich würde arabiſche Bücher drucken laſſen, (das iſt aber der einzige Weg, dieſe Sprache empor zu bringen,) ich würde dieſe Bücher ohne den geringſten Vortheil für mich um einen mäßigen Preis verlaſſen, oder nach Gelegenheit wohl gar verſchenken. So aber ſchlägt die Dürftigkeit, die treuliche Gefährtinn meines ganzen bisherigen Lebens, meinen guten Willen zu Boden. Der arabiſchen Sprache aufzuhelfen, habe ich gethan, was in meinem Vermögen ſtund, ja mehr als ich hätte thun ſollen. Die vielen Schwierigkeiten, die ſich meinen Bemühungen in den Weg legen, haben meine Liebe zu ihr zwar nicht vertilget; aber doch unthätig gemachet. Da ich es mir zuweilen habe abmerken laſſen, daß es mir nahe gehe, einen Profeſſorem Linguæ Arabicæ ſo weit herunter gebracht zu ſehen, daß er anders nichts thun kann, als ſeine Katala durchpeitſchen: weil ſich unter jungen Leuten niemand findet, der an der höhern arabiſchen Literatur oder an der muhammedaniſchen Geſchichte Geſchmack fände: ſo ſitze ich verlaſſen, und muß mir nachſagen laſſen — —

Doch ich halte ein. Vielleicht ſind mir ungegründete Gerüchte zu Ohren gekommen. Wenigſtens ſind ſie für das Publicum und für die Preſſe zu klein. Ueberdem fange ich auch an, mich zu befürchten, bey einigen meiner Leſer in den Verdacht zu gerathen: als hielte ich mich bey mir ſelbſt, und den Schickſaalen meiner arabiſchen Studien zu lange auf. Trauriger Anblick, der einem eben keine Luſt machet nachzufolgen! Sollten auch alle eine ſo rauhe Bahn betreten, und ſich durch ſo viel Dornen und Hecken hindurch reißen müſſen, als ich: ſo bin ich gewiß verſichert, die arabiſche Literatur wird über hundert Jahre nicht weiter ſeyn, als ſie itzt iſt. Doch kann man dieſe Straße bähnen und gemächlicher machen. Das kömmt auf große Herren, oder ſonſt bemittelte Muſenfreunde an. Dieſe müſſen gute Bibliotheken von arabiſchen Manuſcripten aufrichten, und arabiſche Drukkereyen anlegen. Denn ohne Bücher läßt ſich keine Sprache in der Welt lernen. Man ſauget ſie nicht aus den Fingern. Soll ich von einer Sprache mehr nicht wiſſen, als die erſten Anfangsgründe, ſo ſtehe ich nicht drum auf. So lange man auf Univerſitäten mehr nichts lehret, als conjugiren und decliniren, oder nur etwa den Alcoran wieder aufwärmet; ſo lange kömmt man nicht einen Schritt weiter. Man gebe aber nur itzo den Leuten gute arabiſche Bücher, daraus ſie was nützliches lernen können, als gute Geſchichtſchreiber, Dichter, und Sprachlehrer, in die Hände: ſo wird man dieſe Sprache bald unter uns blühen, und mit Macht zunehmen ſehen. Wie viel Geld wird nicht verthan, und öfters an die Unwürdigſten verſchwendet. Wie viel Gelegenheit hätte man nicht ſeinen Reichthum wohl anzulegen, ſeinem Gewiſſen einen Troſt zu verſchaffen, der auch in den trübeſten Stunden das Gemüth aufheitern kann, und ſeinem Namen ein unvergängliches Denkmaal zu ſtiften. Wie manches an ſich edles und mildes Herz würde in dieſer rühmlichen Bahn gern laufen, wenn es nur jemanden hätte, der es darauf führete. Ich will darum eben keine andern Wiſſenſchaften verachten. Sie ſind alle nützlich und nöthig, und ſtehen in einer genauen Verbindung mit einander. Man könnte aber doch durch eine kleine Mildigkeit dem Arabiſchen in die Welt helfen, ohne daß den andern Wiſſenſchaften dadurch etwas abgienge. Manchen würden einige tauſend Thaler weniger, nicht arm machen. Das würde meines Erachtens für itzo im Anfange ſchon hinlänglich ſeyn, das Arabiſche in Deutſchland beliebt zu machen, ihm den Eingang daſelbſt aufzuſchließen, und die nöthigen Werkzeuge, um es treiben zu können, herbey zu ſchaffen. Legete man auf den anſehnlichſten Univerſitäten arabiſche Druckereyen an, nähme auf einer jeden ſolcher Univerſitäten, ein Lehrer ſein Penſum oder Stück Arbeit vor ſich, gäbe der eine dieſes, der andere jenes nützliche arabiſche Buch auf gemeine Koſten heraus, ſollte es auch itzo im Anfange nur bloß arabiſch ſeyn: ſo bin ich gewiß, die Menge der Arbeiter in dem arabiſchen Weinberge würde in kurzem ſo groß ſeyn, daß man ſich darüber würde wundern müſſen. Ich ſage es noch einmal, arabiſche Bücher drucken zu laſſen, iſt das einzige Mittel, dieſer Literatur aufzuhelfen. Alle andere Vorſchläge und Anſtalten taugen nichts, und richten mehr nicht aus, als ein Schlag ins Waſſer. Man predige viele hundert Jahre nach einander, daß das Arabiſche nützlich und nöthig ſey; man kaue und bläue es den Theologen noch ſo ſehr ein, daß ſie das Hebraiſche ohne das Arabiſche nicht verſtehen können; man ſtudiere ſich in der arabiſchen Grammatik, (das iſt, in den Anfangsgründen der Sprache) zu tode; ſo wird das alles doch eben ſo viel ſeyn, als einem Todten befehlen aufzuſtehen.

Für mich zwar, und für Leute, die meinen Sinn haben, iſt die Anwendung des Arabiſchen auf das Hebräiſche etwas gleichgültiges. Da aber gleichwohl die Theologen einen ſo groſzen Eifer bezeigen, alle Mittel zu gebrauchen, und alle Wege einzuſchlagen, die ihnen die Känntniß ihrer hebräiſchen Biebel erleichtern: ſo ſollten ſie nicht nur Gott auf den Knien dafür danken, daß er ihnen eine Sprache in ihrer Vollkommenheit erhalten hat, aus der man einzig und allein das verlehren gegangene Hebräiſche wiederherſtellen kann; ſondern ſie ſollten auch alle Mittel, dieſe Sprache, die für ſie ſo ſchätzbar ſeyn ſollte, zu beſördern, auszubreiten und in den Schwang zu bringen, aufs gefliſſentlichſte anwenden, den Lehrern dieſer theuern und wichtigen Sprache unter die Arme greifen, und arabiſche Druckereyen anlegen; oder wenigſtens, da ihr Anſehen ſo viel beym Volke vermag, durch ihren kräftigen Fürſpruch und Aufmunterung zur Mildigkeit andere dahin vermögen, daß ſie ſo löbliche Anſtalten, die zum gemeinen Beſten der Chriſtenheit ausſchlagen müſſen, beförderten. Sie können es vor Gott und ihrem eigenen Gewiſſen nicht verantworten, wenn ſie eine ſo gute Gelegenheit vorbey laſſen, ein löbliches und chriſtliches Werk zu treiben. Ja ihre eigene Ehre und Anſehen geräth dabey in Gefahr. Kann man ſich wohl überreden, daß es mit Anpreiſung der hebräiſchen und arabiſchen Sprache, Leuten ein rechter Ernſt ſeyn müſſe; die einestheils zwar die Känntniß der bey ihnen ſo genannten heiligen Sprache, für etwas ſo wichtiges ausgeben, daß, wenn man ihnen Gehör giebt, keine andere Wiſſenſchaft mit ihr in Betrachtung kommen kann: anderntheils aber ſelbſt zu geſtehen, daß niemand das Hebräiſche vollkommen verſtehen könne, wer ſich nicht im Arabiſchen umgeſehen hat; und deſſen ungeachtet, dennoch die Mittel, zu beyden Endzwecken zu gelangen, nicht ergreifen, und weder ſelbſt arabiſch lernen, noch auch die Vorſchläge derer, die es kennen, durchſetzen. Was kann man von ihrem ungeſtümen aber unfruchtbaren Schreyen, das auf die Bearbeitung dieſer beyden verſchwiſterten Sprachen dem Anſcheine nach ſo eifrig dringt, anders denken; als daß ſie entweder ohne innere Ueberzeugung, andern zu gefallen, oder, Weil es ſo mode iſt, ſo ſprechen, oder daß ſie ſich nur ſo ſtellen?

Woher kömmt es aber, daß man in Erläuterung des Hebräiſchen aus dem Arabiſchen ſeither ſo wenig gefördert hat, da doch unterſchiedene Theologi ſich dieſer Sache mit Ernſte angenommen haben, die auch zum Theil alle nöthige Geſchicklichkeit beſaßen, und alle gehörige Werkzeuge in Händen hatten? Es kömmt daher. Die Herren hatten wohl einen guten Willen, aber ſie fiengen es verkehrt an. Sie ſpanneten die Pferde hinter den Wagen. Sie macheten es wie die alten Philoſophen. Dieſe wollten die Urſachen und Wirkungen der Dinge in der Natur a priori demonſtriren, ehe ſie noch die Natur durchgeſtudieret hatten. Und damit brachten ſie die lächerlichſten Grillen in die Phyſik. Heut zu Tage aber läuft man der Natur nicht mehr zuvor, ſondern man geht ihr ehrerbiethig auf dem Fuße nach. Durch aufmerkſames Beobachten ihres Thuns und Laſſens lernet man ihr ihre Art und Schliche ab. Man ſammlet erſtens einen hinlänglichen Vorrath von natürlichen Begebenheiten, als ſo vielen datis, und machet alsdann erſt gehörige Folgerungen daraus. Man demonſtriret a poſteriori, von der Wirkung geht man auf die Urſache zurück, nicht umgekehret, wie ſonſt, da man die Urſache erſt erdachte und zum Grunde legete, und ſodann erſt die Wirkung dazu ſuchete, und gleichſam vorher daraus prophezeihete. Eben auf dieß vernünftige Weiſe ſollte man auch in Sprachen verfahren. Die guten Autores ſind in jeder Sprache die data. Die Anmerkungen, die ſich aus ihnen machen laſſen, ſind die Axiomata und Theoremata. Nun ſollte man ſich vor allen Dingen erſt einen hinlänglichen Vorrath von grammatiſchen, das iſt, nach unſerer heutigen Sprache, von philologiſchen Datis anſchaffen, und alsdann erſt behutſame Folgerungen daraus ziehen. Man ſollte erſtlich ein hundert Jahre hindurch anders nichts thun, als gute arabiſche Autores drucken laſſen, und ſie den Leuten in die Hände ſpielen, und ſich die Luſt darüber zu philoſophiren ganz und gar vergehen laſſen. Die

Nachkommen würden von ſelbſten wohl darauf verfallen, das Gute, das darinn ſtecket, herauszuklauben, und ein jeder ſeiner Neigung und ſeinem Zwecke gemäß ſolches anzuwenden. Die Anwendung des Arabiſchen zum Nutzen des Hebräiſchen würde alsdann gewiß nicht unterbleiben. Aber ich kann ja nicht eher einen chymiſchen Extract machen, ehe ich die Species dazu habe, daraus ich das Beſte ausziehen ſoll. So lange ich dieſe nicht habe, helfen mich meine Kolben und Helme und Oefen und Feuer und alles nichts. Aber ſo hat mans bisher umgekehret. Wer nur arabiſch hat leſen können, der hat ſich gleich angemaßet Originationen zu machen, und das Arabiſche mit dem Hebräiſchen zu vergleichen. Wie konnte es bey ſo geſtalten Sachen denn anders ſeyn, als daß Ableitungen und Erklärungen heraus kamen, dabey einem ganz ſchlimm wird. In der Naturlehre iſt es nicht erlaubt, aus einer einzigen Beobachtung einen allgemeinen Schluß zu machen, ſondern ich muß ganze Schocke von übereinſtimmenden Beobachtungen beyſammen haben, und ſie mit einem Blicke überſehen können, wenn ich eine allgemeine Regel feſtſetzen will. Man bedenkt nicht, daß das auch in Sprachen ſtatt habe; daß ich da aus einem einzigen Exempel, zumal wenn ich es außer dem Zuſammenhange betrachte, und daher leichtlich unrecht verſtehen kann, noch auch aus einer einzigen Gloſſe, die ich nicht aus der lautern Quelle, ſondern aus der lecken Ciſterne, dem Lexico, ſchöpfe, keinen übereilten Schluß machen darf; ſondern daß ich die ganze Art der Sprache mir vorher bekannt machen, und wegen Bedeutung und Anwendung eines Wortes oder einer Redensart eine ganze Reihe von Schriftſtellern befragen muß. Aber daran denkt kein Menſch. Nein, man nimmt vielmehr ein hebräiſch und arabiſch Lexicon vor, vergleicht aus beyden Worte von einerley Buchſtaben und Klange mit einander. Merket man in der Bedeutung einen Unterſchied, ſo erdichtet man eine weite allgemeine Bedeutung, die ſich für die im Lexico angegebenen verſchiedenen Bedeutungen, oder für die in der vorhabenden Stelle vorkommende ſchicket. Weil man keine Exempel von dem Worte mehr weis, als dasjenige, das man vor ſich hat, oder weil man keine Bedeutungen davon mehr kennet, als die das Lexicon angiebt: ſo bildet man ſich ein, es könne das Wort keine andern Bedeutungen mehr haben; oder das Lexicon gebe ſie alle richtig an. Indeſſen machet man Etymologien und Originationen, die ſich für hundert andere Stellen, wo eben dieſes Wort in andern Bedeutungen vorkömmt, nicht ſchicken. Man machet erſtlich den Schuh, und nimmt alsdann erſt das Maaß dazu. Will der Schuh nicht paſſen, ſo zwänget man den Fuß ein, oder ſchneidet ihn wohl gar nach dem Schuhe zu. Man wirft etymologiſche Romane in die Welt, darinn ſich nicht der beſcheidene, beleſene, bedächtige Grammaticus, ſondern ein metaphyſiſcher Schwindelgeiſt von Originationen hervor thut. Das gienge noch hin, wenn man dieſen Vorwurf nur ſolchen Elenden machen dürfte, die mit ungewaſchenen Händen ein ſo großes Werk anfahen; das ſo viel Geſchicklichkeit, Wiſſenſchaft, Fleiß und Uebung voraus ſetzet. Der Namen des jungen Menſchen in Friesland fällt mir nicht bey, (beſinne ich mich recht, ſo hieß er Haitſma) der vor einigen Jahren ſich an dem erſten Buche Moſis vergriff, und einen Affen des Herrn Schultens abgab. Dergleichen Leute kommen in gar keine Betrachtung. Man ſtecket ſie unter die unverſchämten Träumer. Sie dienen zu anders nichts, als zu einem Beweiſe, wie weit Verwegenheit, Unvernunft und Mangel einer guten Literatur es bringen können. Aber das iſt höchlich zu beklagen, daß auch große und wahrhaftig gelehrte Leute, denen es weder an der nöthigen Vorbereitung zu den höhern Wiſſenſchaften, das iſt, an der Kenntniß des Lateiniſchen und Griechiſchen, noch an den einzigen wahren Quellen der arabiſchen Literatur mangelte; ſondern die unter aufgethürmten Stößen von arabiſchen Manuſcripten begraben ſitzen konnten, und ſich in einem beneidenswürdigen Ueberfluſſe befanden, den andere mit vielem Gelde erkaufen würden, wenn ſie ihn haben könnten: es iſt, ſage ich, höchlich zu beklagen, daß auch ſolche Leute ihre zügelloſe Phantaſey über ihre Beurtheilungskraft herrſchen, und von eben dem Schwindelgeiſte metaphyſiſcher Grillen, den ſie an andern mit einer großen Bitterkeit beſtrafen, ſich einnehmen, und dahin reißen laſſen; von einem Schwindelgeiſte, der in der Philologie eben ſo groß Verwüſtung anrichtet, als ein Sturmwind in Wäldern, wo die großen Bäume durch ihren Umſturz auch die kleinen, die ihnen zur Seite ſtehen, darnieder ſchlagen. Woher kömmt denn das Unheil? Daher. Es iſt leichter, es iſt angenehmer, zu muthmaßen, zu klügeln, zu träumen, als durch langſames bedächtliches Bemerken der Art einer Sprache, und durch langanhaltendes aufmerkſames Leſen der Dichter, ihr gleichſam den Schleyer abzunehmen. Der Menſch kann den Vorwitz nicht laſſen. Es kömmt ihm gar zu ſauer an, es demüthiget ihn gar zu ſehr, ein Sclave der Natur und der Wahrheit zu ſeyn. Es dünket ihm rühmlicher, ihr Vorläufer zu ſeyn, als ihr die Schleppe nachzutragen.

Man beſchweret ſich gemeiniglich über die Weitläufigkeit der arabiſchen Sprache. Inſonderheit rücket man ihr als einen Fehler die große Menge und Verſchiedenheit der Bedeutungen einzelner Wörter vor. Ich geſtehe es, im Lexico ſieht es ziemlich bunt aus. Da hat ein Wort oftmals Bedeutungen, die ſo weit von einander entfernet ſind, als der Himmel von der Erde, und die ſo mit einander ſtreiten, als Feuer und Waſſer. An dieſem Schlagbaume haben die metaphyſiſchen Klüglinge ihre Hörner abgeſtoßen. Der Witz thut ihm nichts. Aber Erfahrung wirft ihn um, und räumet ihn aus dem Wege. Man drucke und edire, und leſe zuvor ein hundert Jahre hindurch arabiſche Dichter, ſo werden alle dieſe itzt anſcheinenden ſchreckensvollen Schwierigkeiten von ſelbſten verſchwinden. Man wird alsdann den Zuſammenhang und die Uebereinſtimmung derer Begriffe einſehen, die ſich itzt gar nicht wollen unter einen Hut bringen laſſen. Man wird inne werden, daß die arabiſche Sprache an ſich einfach und lauter ſey, und daß nur die Art des Volkes, beſtändig in Gleichniſſen zu reden, ſie vieldeutig, und für uns Europäer trübe gemachet habe. Eine dergleichen dichteriſche Sprache kann man anders nicht, als durch den langen Umgang mit ihr, ſo kennen lernen, daß ſie einem verſtändlich wird, und natürlich vorkömmt. Wer demnach ohne eine ſolche Kenntniß, durch bloßes Rathen und Klügeln, die Vieldeutigkeiten arabiſcher Worte entwickeln will, der hat den rechten Schlüſſel zu dem Schloſſe nicht; der verwickelt ſich in allerhand Unbequemlichkeiten. Bald verleitet ihn eine Zweydeutigkeit in Golii lateiniſchen Auslegungen arabiſcher Worte, die Golio unvermerkt entfallen iſt; und damit giebt er einem arabiſchen Worte eine Bedeutung, die nicht darinn ſtecket: bald zieht er Beweiſe aus alten ausgeſtorbenen Worten, die nirgends vorkommen, oder nur einem gewiſſen Stamme eigen waren, der wohl noch dazu weit von Judäa entfernet wohnete. Bald führet er, als gewiß, und als einen Beweisgrund, eine Auslegung eines alten Grammatici von einem Worte an, die zweifelhaft, und ſtreitig, ja mannichmal augenſcheinlich falſch iſt, und die Golius, mit Verſchweigung des Namens des alten Grammatikers, von dem ſie herrühret, verſtecket hat, wie eine mit Reiſern beſtreuete Grube: da doch Gjeuhari jedesmal ſorgfältig ſeinen Wehrmann, den alten Grammaticum, nennet. Bald martert er ſich mit vergeblichem Errathen der Bedeutung einer Gloſſe, die man nimmermehr recht errathen wird, wenn man nicht die Stelle des Dichters vor ſich hat, wo die Gloſſe her iſt. Hat man aber die, ſo weiſt es ſich, daß himmelweit verſchiedene Bedeutungen gar füglich beyſammen ſtehen können, indem ſie in einem ſogenannten tertio comparationis, das gleichſam die Kette zwiſchen beyden iſt, zuſammen kommen. Der Araber ihr Witz iſt in dieſem Stücke ſo ungezogen, ſo frech, ſo ſeltſam ausſchweifend, daß ein Europäer Mühe hat, auch nach einem nicht flüchtigen Umgange mit ihnen, ſich darein zu finden. Es iſt Schade, daß Golius es ſo nicht gemachet hat, wie Gjeuhari, ſein Vorgänger, von deſſen lexico das Golianiſche beynahe anders nichts, als eine lateiniſche Ueberſetzung iſt; oder, daß ich recht ſage, es iſt Schade, daß Golius wegen Mangel des Platzes ſeinem Vorgänger nicht hat nachahmen können. Gjeuhari führet öfters bey ſeltenen Auslegungen die Stellen der Dichter an, wo die Gloſſen hergenommen ſind. Und da weiſt es ſich von ſelbſt, wie ſich eines auf das andere paſſet. Man denke ja nicht, daß alle Bedeutungen von Worten, ſo wie ſie im Golio ſtehen, in Arabien gänge und gäbe geweſen ſind. Manches Wort, das beym Golio vorkömmt, war, wie geſaget, manchem Stamme eigen, ſo, daß es der andere benachbarte Stamm nicht verſtand. Oder ein Dichter gab einem Worte, das an ſich eine ganz andere Bedeutung hat, eine neue willkührliche, die eine erhitzte Einbildungskraft ihm zwar wohl durch eine weithergehohlte Vergleichung beylegen kann; die aber doch weder vor, noch nach ihm, in einem ſolchen Worte ſtatt gefunden hat. Wenn ich nun eine dergleichen ungewöhnliche Gloſſe, oder Anwendung eines Wortes in einem ſeltſamen Verſtande, ergreife, und ſie ohne Urtheil auf das Hebräiſche anwende, kann ich alsdann wohl der Gefahr, gröblich zu verſtoßen, entgehen? Werde ich alsdann nicht auch wider meinen Willen, zu einem Holzleſer im Dunkeln, wie die Araber im Sprüchworte ſagen, der an ſtatt Holzes, Steine und Unrath aufraffet?

Ich muß die Sache mit Exempeln erläutern, damit man theils meine Gedanken beſſer faſſe, theils auch einen deutlichern Begriff von der Art der Araber zu denken und zu ſchreiben, und wie man mit den golianiſchen Gloſſen zu Werke gehen müſſe, bekomme. Ich will das erſte beſte Wort nehmen, das mir einfällt. Da fällt mir das Wort مجد ein. In dem ganzen Artikel finde ich beynahe nichts, als gloria, honor, decus, gloria & honore excellere, nobilis eſſe, &c. (Ich nehme die Bedeutung aus, die nach Ausſage des Lexici ſelbſt nur unter den Einwohnern vom Nagjd bekannt war, pabulo virenti ſatiavit.) Aber in der X. Conjugation ſtehen dieſe Bedeutungen neben einander. Gloria & honore excelluit, vindicavit ſibi gloriam, plus ignis in

ſo continuit ſocile. Wie reimet ſich den der letztere Begriff des Feuers und des Feuerzeuges mit dem Begriffe der Ehre? Das wird wohl ſchwerlich einer errathen, der die Quelle der Gloſſe nicht vor Augen hat. Weder der Begriff des Feuers, noch des Feuerzeuges, ſtecket in beſagtem Worte, und استمجد heißt anders nichts, als, er oder es (das Ding) **hat ſich edel erwieſen, vortrefflich wohl gehalten.** Sage ich nun das von dem Holze, welches die Araber zum Feueranzünden gebrauchen, ſo bedeutet der Ausdruck: **das Holz Aphar hält ſich am vortrefflichſten**; eben ſo viel, als: **das Holz Aphar hat das meiſte φλογιστὸν, Zünbare oder den meiſten Stoff zum Feuer in ſich.** Die Sache liegt nun zwar am Tage, und brauchete keines weitern Beweiſes. Um aber doch der Deutlichkeit ihre Vollkommenheit zu geben, will ich Gjeuharis Stelle herſetzen. So bald als man ſie nur lieſt, ſo bald ſieht man auch den Zuſammenhang der verſchiedenen Begriffe ein. Sie lautet alſo:
العفار شجر تقدح منه النار وفي المثل في كل
شجر نار واستمجد المرخ والعفار **Aphar iſt eine Art von Holze, aus welchem die Araber durch mahlendes Bohren Feuer heraus bringen. Im Spruchworte heißt es: In allem Holze ſtecket Feuer. Aber am beſten hält ſich March und Aphar.** Das iſt: alle Arten von Holze taugen dazu, um damit nach arabiſcher Art Feuer anzumachen, oder aus allen Arten von Holze läßt ſich durch ſtarkes anhaltendes Reiben Feuer erpreſſen; aber in keiner Art von Holze ſtecket ſo viel feuriger zündbarer Zeug, als im March und Aphar; oder, mit dieſen beyden Arten läßt es ſich am leichteſten und geſchwindeſten Feuer anmachen. Die Araber machen nämlich nicht wie wir, mit Stahl und Feuerſteinen und Zunder oder Schwamm, Feuer an, ſondern ſie haben ein Werkzeug, das ſie, wie eine Coffemühle, umdrehen, und damit gleichſam mahlen. Das obere Holz heißt Aphar, und iſt ein hartes Holz;

Holz; das untere heißt March, und iſt weicher. Wenn beyde Hölzer über einander gerieben oder gemahlen werden, ſo entzünden ſie ſich. Das iſt der Araber ihre Art, Feuer anzumachen. Sie muß auch bey unſern Ahnen, den alten Deutſchen, üblich geweſen ſeyn. Denn ich beſinne mich, in Petri Scriverii Geſchichte der Grafen von Holland eine Abhandlung von dieſer Art der Alten, Feuer anzumachen, geleſen zu haben.

Das Wort Aphar bringt mich auf das Stammwort عفر Ich will mich doch hier ein wenig umſehen. Die Hauptbedeutung iſt in dieſem Worte von der Erde herzuhohlen. Das Verbum iſt das erſte nicht, ſondern das Nomen عَفَرٌ Erde, Staub, und dürrer zuſammengebackener Erdenkloß. Davon kömmt her die Bedeutung in pulvere ſe volutavit, aut in terram conjecit; ferner fuit ſubalbicans admiſſa rubedine, er hat aſchgrau oder erdfahl ausgeſehen. In der zweyten Conjugation heißt es unter andern: albas effecit ſeu albo colore miſcuit oves. Das verſtehe ich ohne die Quelle der Gloſſe nicht, und kann es mit der Hauptbedeutung nicht zuſammen reimen. Leſe ich aber den Gjeuhari nach, ſo wird es mir gleich deutlich. Seine Worte lauten alſo: التعفير التبييض وفي الحديث ان امراة شكت اليه ان مالها لا يزكو فقال ما الوانها قالت سود فقال عفري (اي استبدلي اغناما بيضا) فان البركة فيها Der *Infinitivus* der zweyten Conjugation bedeutet, weiß machen. (candidum vel album efficere.) In dem Haditſch (oder in der Sammlung der Sprüche Mahomeds) ſteht folgendes: Eine Frau klagete gegen ihn, daß ihr Vieh nicht gedeihen wollte. Der Prophet fragete ſie: Wie ſieht dein Vieh aus? Die Frau antwortete: es ſieht ſchwarz aus. (Das iſt, mein Vieh beſteht in Kameelen.) Der Prophet ſagete hierauf: Nimm aſchgraue. Denn dabey iſt der Segen. Das iſt, ſchaffe die Kameele ab; (das iſt bey den Arabern das ſchwarze Vieh. Denn ſie müſſen ſie der Raude wegen immer mit Pech beſchmieren) und ſchaffe dir dafür aſchgrau Vieh an. Das ſind die Schaafe.„ In der VIII. Conjugation ſoll اعتفر heiſſen abripuit eum leo. Es kann es zufälliger Weiſe heißen, eigentlich aber heißt es: er (der Leu, oder ſonſt jemand, wer oder was es nun iſt, von dem die Rede iſt) hat ihn oder es (ein Ding, ein Stück Fleiſch z. E.) auf der Erde, im Staube herumgeſiehlet. Daß dieſes Wort in der VIII. Conjugation das eigentlich bedeute, zeiget mir die Stelle eines Dichters, die Gjeuhari anführet, mit dieſen Worten: انعفر الشي اذا تترب واعتفر مثله وقال يصف شعر امراة بالكثافة والطول

تهلك المدراة في اكنافه واذاما ارسلته يعتفر

Die VII. Conjugatio bedeutet: ſich auf der Erde herum ſiehlen, und das bedeutet auch die VIII. wie aus der Stelle des Dichters zu erſehen iſt, da er das Haar einer Frauen, wegen ſeiner Dicke und Länge preiſet, mit folgenden Worten:

> Die Haarnadel verliert ſich in deſſen (des Haares) Grenzen (ſo, daß man ſie nicht ſieht) und läßt ſie es herabhangen, يعتفر ſo ſiehlet es ſich auf der Erde herum.

Ich gehe weiter. Ein wenig weiter hernach ſteht in meinem Golio beym Worte عفير folgendes: In arenis ſub ſole ſiccata *caro*. Alica ſine pinguedine ſubacta aut cocta. Nihil ancillæ ſuæ donans *mulier*. Ich verdenke es niemanden nicht, wenn er auf die Araber ſchilt, weil ſie ſo ſeltſam verſchiedene Begriffe mit dem Laute eines einzigen Wortes verbinden. Darwider kann es kein Gedächtniß aushalten, es ſey auch noch ſo ſtark und dauerhaft. Was wird man nun vollends ſagen, wenn ich ſage, daß dem Worte عفير von allen den dreyen angegebenen Bedeutungen eigentlich keine einzige zukomme? Wird man nicht ſprechen: man treibe ſeinen Spott mit den armen Liebhabern der arabiſchen Sprache? Es ſey darum. Das Wort عفير heißt eigentlich nichts von allem dem, was Golius da angegeben hat, ſondern es bedeutet entweder etwas, das im Staube gelegen hat, oder das ſo hart und dürr iſt, wie ein dürrer zuſammengebackener Erdenkloß. Wird es vom Fleiſche geſaget, ſo heißt es, dürres von der Sonne im heiſſen Sande oder Staube ausgetrocknetes Fleiſch, daran keine Kraft noch Saft iſt. Iſt vom Breye die Rede, ſo heißt es, harter dürrer Brey, daran kein Schmalz iſt. Iſt endlich von einem Menſchen, es ſey Mann oder Frau, die Rede, ſo bedeutet es einen Filz, einen Kargen, von dem nichts zu erhalten iſt, der, nach lateiniſcher Art ſich auszudrucken, wie ein Bimsſtein iſt. In allen Sprachen iſt die Näſſe ein Sinnbild der Mildig- und Freygebigkeit; die Dürre hingegen ein Sinnbild der Kargheit. Wie nun die Lateiner einen Kargen mit einem Steine, oder Bimsſteine vergleichen: ſo vergleichen ihn die Araber auch, unter andern, mit einem von der Sonne ausgetrockneten harten Erdenkloß. Nun hat einmal ein Dichter eine karge Frau einen Erdenkloße genennet: daraus hat man denn das Scholium gemachet: nihil ancillæ ſuæ donans mulier. Man hätte auch ſagen können: nihil daptum vicinabus ſuis dono mittens mulier. Daß ich dem Leſer nichts weis mache, ſoll er alſobald ſich ſelbſt überführen, wenn ich ihm die Stelle des Dichters, zu welcher dieſes Scholium gehöret, aus dem Gjeuhari anführen werde. Des Gjeuhari Worte lauten alſo: العفير من النساء التي لا تهدي لجارتها شيا قال الكميت *

اذاما الخرد اغبررن من المحل وصارت
مهداوهن عفيرا

Wenn Aphir von Weibern geſaget wird, ſo bedeutet es ein ſolches Weib, oder ſolche Weiber, die ihrer Nachbarinn (oder ihren Nachbarinnen) nichts zum Geſchenke ſchickt. Der al Komeit ſaget:

> Wenn wohlerzogene Frauen für Dürftigkeit
> grau werden, und die mildthätigen von ihnen
> zu einem Aphir, (das iſt zu einem Erdenklo-
> ſe) werden.

Der Dichter beſchreibt ein dürftiges Jahr, da viel Vieh umgefallen, und dagegen nicht viel junges Vieh gefallen iſt; daß alſo auch die Bemitteltſten nicht ſchlachten, und die Weiber, die ſonſten, ſo oft ſie ſchlachteten, welches oft geſchah, Töpfe mit Wellſuppe und Fleiſch ihren Nachbarinnen zuſchicketen, itzo ſo trocken ſind, als ein Erdenkloß: das iſt figürlich eben ſo viel geſaget, als, ihren Nachbarinnen keine Brühe noch Fleiſch mehr zuſchicken, wie ſonſten. Hier ſieht man daß **Golius** entweder in ſeiner Handſchrift vom Gjeuhari unrichtig müſſe لجاريتها gehabt haben, das iſt, ihrer Magd an ſtatt لجارتها ihrer Nachbarinn, wie in dem Codice ſtund, den ich gebrauchet habe, oder daß er ſich im Ueberſetzen geirret habe; welches ihm auch ſonſten kann begegnet ſeyn. Hat er ſich nun gröblich, oder in einem wichtigen Dinge geirret, ſo muß auch der Philologus ſich ſeines Irrthums theilhaftig machen, und andere hinwiederum verführen, der ſich auf ihn verläßt, und keine Gelegenheit hat, durch Nachſchlagen des Hauptauctoris der Berückung zu entgehen. Daß es لجارتها ihrer Nachbarinn, und nicht لجاريتها ihrer Magd heißen müſſe, giebt die geſunde Vernunft. Denn تهدي heißt nicht ſo wohl zum Geſchenke giebt, als vielmehr zum

Geſchenke ſchicket. Welche Frau ſchicket aber wohl ihrer Magd Geſchenke zu?

Ueber das Wort Aphar ließen ſich noch viele andere Anmerkungen von dieſer Art machen. Ich will der Abwechſelung halber nur noch ein paar Exempel aus zweyen andern Stammwörtern anführen, die im Gjeuhari und Golio nicht weit von dem obigen ſtehen. Das eine mag عصر ſeyn. Das hat drey Hauptbedeutungen. 1. In die Zeit kommen, oder in der Zeit ſeyn. 2. Wohin ſeine Zuflucht nehmen. 3. Ausdrücken, als, den Saft eines Dinges. Die Bedeutungen der erſten Art kommen von dem nomine Subſtantivo عَصْر die Zeit, her. Die Bedeutungen der zweyten Art gehören eigentlich zum Stammworte اعصر ſich jemanden nähern, ſich zu jemanden halten. Die Gewohnheit zu ſchreiben, hat dieſes letztere Wort, das mit dem Elif geſchrieben, beynahe ganz übergangen und in Vergeſſenheit gebracht, dagegen aber das Wort عصر das mit einem Ain geſchrieben wird, als ein Wort eines gleichen Klanges gewählet, obgleich die Bedeutung des Zunäherns, des Zuflüchtens, eigentlich in ihm nicht iſt. Gar oft werden die beyden ziemlich gleichlautenden Buchſtaben ا und ع im Reden und Schreiben mit einander vertauſchet. Die dritte Bedeutung ausdrücken, iſt dem Verbo عصر eigen. Auf dieſe drey Bedeutungen laſſen ſich alle die übrigen zurück leiten. Im Golio heißt es nun, das Wort Aſara bedeute 1. preſſit uvas expreſſitve ſuccum. 2. confugit. 3. recuſavit prohibuit *et contra* dedit, donavit. *Ca.* 4. affectus fuit percepitque, *Gloſ. Gi.* *In Paſſ. peculiariter* potitus fuit pluvia. Darnach kommen ein Haufen Auslegungen, die aufs Ausdrücken, aufs Weigern, aufs Hinzuflüchten, u. ſ. w. hinauslaufen. Endlich machet dieſe Auslegung der VIII. Conjugation den Beſchluß, die mir am wunderlichſten vorkömmt, und die, wenn man die Sache beym Lichte beſieht, ganz und gar nicht im Worte ſelbſt ſtecket, ſondern von der Auslegung herrühret, die ein Grammatiker bey einer Stelle eines Dichters machete, zu welcher dieſe Auslegung ſich zwar wohl ſchicket, aber doch nur zufälliger Weiſe; indem das Wort eigentlich ganz und gar was anders ſagen will: und Golius, indem er die Worte ſeines Lexicographi nur halb mitgetheilet hat, auch deſſen Sinn verſtellet und dunkel gemachet hat. Die Auslegung, die ich meyne, lautet beym Golio alſo: اِعْتَصَر bedeutet, ſaget er, gutturis a cibo anguſtiam diſſolvit digeſſitve modica ſenſim hauſta aqua. Hat man den Gjeuhari vor ſich, und die Stellen der Dichter, oder anderer Bücher, auf die ſich dieſe Scholia beziehen, und betrachtet man den Zuſammenhang und die verſchiedenen Conſtructionen mit caſibus und particulis; ſo löſet ſich das räthſelhafte und verworrenſte Gemenge ſo ſtreitender Bedeutungen von ſelbſten auf, ſo ſieht man, wie eine Bedeutung, die eigentlich im Worte nicht iſt, und dennoch ſtatt haben könne. Damit man nun einen Begriff von der Einrichtung und Art des gjeuhariſchen Lexici bekomme, und lerne wie man damit umgehen müſſe, auch einſehe, daß ohne dieſes Lexicon einem hebräiſchen Origeniſten kein einziger Troſt, der Golius, wenig helfe: ſo will ich den ganzen Artikel عصر herſetzen. Des Gjeuhari Worte lauten demnach alſo:

العَصْرُ الدهر وفيه لغتان اخريان عُصْرٌ وعُصُرٌ مثل
عُسْر وعُسُر قال امرو القيس
وهل يَنْعَمَنْ من كان في العُصُر الخالي
والجمع عُصُور قال العجاج
والعصر قبل هذه العصور
مجرسات غرة الغرير
والعصران الليل والنهار قال حميد بن ثور

ولن يلبث العصران يوم وليلة اذا طلبا ان
يدركا ما تيمما

والعصران ايضا الغداة والعشي ومنه سميت صلاة العصر قال الشاعر

وامطله العصرين حتى يملني ويرضى بنصف
الدين والانف راغم

يقول اذا جاء في اول النهار وعدته اخره قال الكسائي يقال جاء فلان عصرا اي بطيا حكاه عنه ابو عبيد والعَصَرُ بالتحريك الملجاء والعَصَرُ ايضاً الغبارُ وفي الحديث مرت امرأة متطيبة لذيلها عصر وبنو عَصَر ايضا من عبد القيس منهم مرحوم العصري والعُصْرة بالضم الملجاء قال ابو زبيد

صاديا يستغيث غير مُغاثٍ ولقد كان عُصْرَة
المنجود

والعُصْرة ايضا الدنية يقال هاولاء موالينا عصرة اي دنية دون من سواهم واعتصرتُ بفلان وتعصّرت اي التجاءت اليه والمعتصر الذي يصيب من الشي وياخذ منه قال ابن احمر

وانما العيش بربانه وانت من افنانه
معتصر

وقال ابو عبيد ومنه قول طرفة

وكان في املاكنا مالك يَعْصُرُ فينا
كالذي نعصر

وكذلك قوله تعالى فيه يُغاث الناس وفيه يَعْصرون وقال ابو عبيدة يعصرون اي ينجون وهو من العصرة وهي المنجاة وقال ابو الغوث يستغلون وهو من عصر العنب واعتصرت ماله اذا استخرجته من يده وفي الحديث يعتصر الوالد علي ولده اي يمنعه اياه ويحبسه عنه وعصرت العنب واعتصرت فاعتصر وتعصر وقد اعتصرت عصيرا اي اتخذته وقول ابي النجم

لو عُصّرَ منه البانُ والمسك انعصرْ

يريد عصر فخفف والاعتصار ان يغص الانسان بالعظام ويعتصر بالماء وهو ان يشربه قلبلا قليلا ليسيغه قال عدي بن زيد

لو بغير الماء حلقي شرق كنت كالغصان
بالماء اعتصاري

والعُصارة ما سال عن العَصْر وما بقي من الثفل ايضا

بعد العصر والمعصرة بكسر الميم ما يعصر فيه العنب وفلان كريم المعصر بالفتح اي كريم عند المسالة والمعصر الجارية اول ما ادركت وحاضت يقال قد اعصرت كانها دخلت عصر شبابها او بلغته قال الراجز

جارية بسفوان دارها
تمشي الهوينا ساقطا خمارها
قد اعصرت او قد دنا اعصارها

والجمع معاصر ويقال هي التي قاربت الحيض لان الاعصار في الجارية كالمراهقة في الغلام سمعته من ابي الغوث الاعرابي وقولهم لا افعله ما دام للزيت عاصر اي ابدا والمُعْصرات السحايب التي تعتصر بالمطر وعُصر القومُ اي مطروا ومنه قراء بعضهم وفيه يُعْصَرون والاعصار ريح تثير الغبار فيرتفع فى السماء كانه عمود فقال تعالي فاصابهم اعصار فيه نار ويقال هي ريح تثير سحابا ذات رعد وبرق ويعصر واعصر اسم رجل لا ينصرف لانه مثل يقتل واقتل وهو ابو قبيلة منها باهلة والعُنْصُر والعُنْصَرُ الاصل والحسب

Ich habe für gut befunden, dem ganzen Artikel عصر wie er im Gjeuhario ſteht, herzuſetzen, damit auch unſere Leute dieſes arabiſche Lexicon kennen lernen, und es mit dem Golio zuſammen halten, ſich einen Begriff von der arabiſchen Grammatiker Art, ihre eigene Sprache auszulegen, machen, und ſich überzeugen können: daß ſie in Aufmerkſamkeit, Wiſſenſchaft und gutem Urtheile den Griechen nichts nachgeben. Nun will ich dieſen Artikel auch deutſch überſetzen, und ihn mit meinen eingeſtreuten Anmerkungen erläutern.

עצר al Aſro iſt ſo viel als die Zeit. Man ſpricht es auch noch auf zwo andere Arten aus, nämlich עצר Oſrong und Oſorong, nach der Form עֻצְר und עֻצֻר. Daß dieſe Formen gebräuchlich ſind, erhellet aus der Stelle des Amralkaiſes, da es heißt: Iſt wohl einer froh und fröhlich geweſen in dem verſtrichenen עצר oder Weltalter? Da ich aus der Proſodie oder dem Sylbenmaaße des Verſes ſehe, daß ich Oſor mit zwoen Sylben und nicht Oſr mit einer leſen muß. Der Pluralis von dieſem Nomine Subſtantivo heißt Oſurong, wie aus der Stelle des al Agjagjes erhellet, da es heißt: אלעצר die Zeit vor den gegenwärtigen durch Erfahrung gewitzigten אלעצר Zeiten (das iſt meine ehemalige Jugend) war Unwiſſenheit und Tollheit eines dummen unerfahrnen Thoren. Der Dualis von dieſem Subſtantivo heißt אלעצראן und bedeutet Tag und Nacht. In dem Verſtande braucht ihn der Homaid Ibn Tſchaur in der Stelle wo er ſaget: Unausbleiblich erreichen die אלעצראן die beyden Zeiten, ich meyne Tag und Nacht, wenn ſie einem (Menſchen oder Dinge) nachtrachten, dasjenige, dem ſie nachgehen. Das iſt, wem Unglück beſcheret iſt, der entgeht ihm nicht. Es ergreift ihn über kurz oder über lang. Es bedeutet dieſer Dualis aber auch zuweilen den Morgen und den Abend. Daher iſt die Redensart entſtanden, da ich ſage: das Gebeth des אלעצר al Aſr. Hier bedeutet das Wort al Aſr, das eigentlich alle Zeit überhaupt anzeiget, die Abendzeit insbeſondere

beſondere in Rückſicht auf das andere al Aſr, oder auf die andere Zeit, nämlich die Morgenzeit. Daß aber der Dualis von dem Worte al Aſr die Zeit, zuweilen die beyden äußerſten Zeiten des Tages, das iſt Morgen und Abend bedeuten, das ſehe ich aus dem Spruche jenes Dichters, der da ſaget: **Ich halte meinen Gläubiger** אלעצרין **alle beyde Zeiten hindurch auf, ſo lange, bis er mich zu mahnen überdrüſſig wird, und endlich auch mit ſeinem gröſſeſten Unwillen, mit der halben Schuld vorlieb nimmt.** Der Dichter will ſagen: kömmt mein Gläubiger frühe und mahnet mich, ſo vertröſte ich ihn mit der Bezahlung auf den Abend, und das treibe ich ſo von einer Zeit zur andern, bis er mich aus Verdruß des langen vergeblichen Plackens mit Frieden läßt. Der **Keſai**, ein Grammatiker, will, daß man von einem der langſam oder ſpäte kömmt, ſage: der und der kömmt עצריא das iſt בטיא ſpäte. (So wie die Griechen ſagten ἥκει χρόνιος oder διὰ χρόνου.) Das habe ich vom **Abu Obaid.** (Es ſcheinet alſo, Gjeuhari habe an der Gewißheit dieſer Redensart und ihrer Auslegung gezweifelt; oder er wolle wenigſtens zu verſtehen geben, daß ſie ihm unbekannt ſey; und ſage deswegen: der und der iſt mein Wehrmann. Ich verkaufe es ſo, wie ich es bekommen habe. Bis hieher geht die Erklärung des nominis Subſtantivi Aſrong mit zween Sylben. Nun kömmt die Erklärung eben deſſelben Wortes, aber mit dreyen Sylben ausgeſprochen.) Aſarong bedeutet eine Zuflucht, oder Burg, einen Ort wo man ſich verbirgt, oder geborgen iſt. Es bedeutet ferner Aſarong auch Staub. In der Hadithſh ſteht: **Es gieng eine Frau** (bey dem Propheten) **vorbey, voller Koth, auf dem Schweiſe ihres Kleides ſaß** עצר das iſt Staub oder Koth. בנו עצר ſind ein Geſchlecht vom Stamme Abdolkais. Von ihnen iſt und hat den Namen **Margjum** der Aſariter. עצרה Oſrah heißt auch Zuflucht, wie aus dem Spruche Abi Zaides erhellet:

> Ein Durſtiger, der vergeblich nach Hülfe ſchreyt,
> da er doch zuvor eine Zuflucht der gekränkten
> Herzen war.

עצרה bedeutet ferner auch das niedrigere, geringere. So ſaget man im gemeinen Leben: dieſe Leute ſind unſere Vaſallen עצרה das iſt, die ſchlechteſten unter unſern übrigen Vaſallen.“ Die achte Conjugation ſo wohl als die fünfte, bedeutet zu jemanden ſeine Zuflucht nehmen, wenn ſie nämlich mit der Partikel ב conſtruiret wird. Das Participium in der achten Conjugation bedeutet einen ſolchen, der ſeinen Antheil an etwas erhält, oder ſich ihn nimmt oder geben läßt. (Eigentlich bedeutet es den, der etwas für ſich von dem andern expreſſet, oder ſich von einem andern etwas, das Schmolz und den Saft von etwas herauspreſſen läßt. Das Gleichniß iſt hergenommen vom Safte der Reben, oder der Oliven, oder anderer friſchen Reiſer und Früchte, deren Saft man auspreſſet, oder auskeltert, und ſich ihn zu Nutze machet.) In dieſer Bedeutung gebrauchet es der Ibn Achmar in der Stelle wo er ſaget:

> Nur dasjenige Leben verdienet den Namen ei-
> nes Lebens, das noch in ſeiner friſchen mun-
> tern Blüthe ſteht, da man von deſſen Zwei-
> gen מעתצר ſich (Saft und Süßigkeit) herauspreſ-
> ſet. (oder davon man das beſte genießt.)

Nach dieſer Auslegungsart, ſaget Abu Obaid, der Grammatiker, kann man auch die Stelle des Tharaſah verſtehen, wo es heißt:

> Er herrſchete (oder ſchaltete und waltete) in
> unſerer Habe; יעצר Jaſero er genoß, was נעצר Naſero
> wir genoſſen.

So kann man auch den Spruch des Alkorans auslegen, da es heißt: יגאת אלנאס ופיה יעצרון *) die Menſchen werden von ihm erquicket, und durch ihn יעצרון

---

*) Da ich keine Concordanz über den Alkoran habe, ſo weis ich auch dieſe Stelle nicht zu finden. Allem Anſehen nach wird hier vom Regen geſprochen.

יעצרון. Hier fragt es ſich, was bedeutet das letzte Wort? **Abu Obaidah** leitet es von עצרה Oſrah **der Zuflucht** her, und leget es aus: ſie nehmen ihre Zuflucht zu ihm. **Abul Gautſch** aber leget es aus: **ſie ſammlen durch ihn Feld und Gartenfrüchte ein.** Dieſer hohlet alſo dieſen Ausdruck von dem Auspreſſen der Trauben her. Wenn ich in der achten Conjugation ſage אעתצרי ſein **Vermögen,** ſo will ich ſo viel ſagen, als ich habe es ihm aus den Händen gerücket. (oder mir von ihm erpreſſet, geben laſſen.) In der Haditſch ſteht der Ausdruck יעתצר אלואלד עלי ולדה (eigentlich der Vater machet ſich klemme, zieht ſich ins Enge zuſammen, gegen ſeinen Sohn) das will ſo viel ſagen, er verſaget ſich und ſein Vermögen ihm, ſeinem Sohne, und ſchließt ſein Herz vor ihm zu. Iſt die Rede vom Auspreſſen der Traube, ſo brauchet man ſowohl die erſte, als die achte Conjugation von dem, der es thut; und von der Traube, die ſich zerdrücken und auspreſſen läßt, brauchet man ebenſalls auch die achte, wie auch die fünfte Conjugation. Setze ich zur achten Conjugation das Wort עציר hinzu, das Moſt bedeutet, und ſage אעתצרת עצירא, ſo bedeutet das ſo viel, als: ich habe mir Moſt gemachet, oder machen, auspreſſen laſſen. Beym Abi 'n Nagjm kömmt eine Stelle vor, wo er aus Zwang des Maaßes im Verſe anſtatt עֻצַר Oſera, wie es eigentlich heißen ſollte, geſetzet hat עֻצְר Oſra. Welches zu merken iſt. Der Vers lautet alſo:

Würde von ihm Myrobalanus und Muſcus ausgepreſſet, (das iſt geheiſchet, verlanget) **ſo ließe er beydes von ſich erpreſſen** (in der VII. Conjugation, das iſt, ſo gäbe er es hin.)

Iſt von einem Menſchen die Rede, der, wenn ihm das Eſſen in der Kehle ſtecken bleibt, ſeine **Zuflucht zum Waſſer** nimmt, und damit, daß er immer nach und nach ein wenig davon auf einmal einſchlucket, die Speiſe hinunter ſpület: ſo brauchet man die achte Conjugation. So brauchet es Adi der Sohn Zaid, wenn er ſaget:

Erſtickete, (oder verſtopfete) außer dem Waſſer, noch etwas anders meine Kehle, ſo thäte ich wie einer der in Gefahr ſteht, an der Speiſe zu erſticken, die nicht hinunter will, und weder hinter noch vor ſich kann. Jch nähme meine Zuflucht zum Waſſer.

(Der Lexicographus hat den folgenden Vers weggelaſſen, weil er zu ſeiner Abſicht nicht gehörete. Jch aber finde für gut, den Sinn deſſelben kürzlich anzuzeigen, weil er zum Verſtändniſſe des vorigen nöthig iſt. Zu wem ſoll ich nun aber meine Zuflucht nehmen, ſaget der Dichter, da ich ſelbſt am Waſſer erſticke? Das iſt eine figürliche Rede. Er will ſagen: Beängſtigten mich meine Feinde, ſo foderte ich meine Freunde und Anverwandten wider ſie auf. Aber da ſelbſt dieſe mich verfolgen, zu wem ſoll ich mich denn nun wenden? Man ſieht nunmehro, daß die ſeltſame Auslegung Golii, gutturis anguſtiam diſſolvit diluitve modica aqua ſenſim hauſta, ganz und gar nicht in gegenwärtigem Worte ſtecke. Gjeuhari fährt fort, und ſaget:) עצארה Oſarah iſt das, was vom Drücken oder Auspreſſen heraus rinnt, oder hervordringt, desgleichen auch die Hefen oder der grobe Satz, der von dem Ausgedrückten zurückbleibt. מעצרה iſt das Werkzeug, womit man Trauben ausdrucket, die Kelter. Die Redensart, der oder jener iſt כרים אלמעצר edel beym Auspreſſen, will ſo viel ſagen, als er bezeiget ſich milde und freygebig, wenn man ihn anſpricht. Eine junge Dirne die monatliche Reinigung bekommen hat, heißt מעצר Moſarong ein Ding das reif geworden iſt, ὡραῖον, ἀκμῆς ἐφικόμενον, und in der IV. Conjugation heißt אעצרת ſie iſt zu ihrer Zeit oder Reiſe gekommen, ſo viel als, ſie hat ihre Reinigung gehabt. Der lyriſche Dichter brauchet das Wort ſo, wenn er ſaget:

Jn Saphawan wohnet eine Dirne, die mit gemächlichem Schritte und nachläßig herabhangenden und ganz nicht ſorgfältig zugehaltenem Schleyer einhertritt. (oder auch, den ſie mit Fleiß fallen läßt, damit man ihr Geſicht ſehen könne.) Sie hat ihre Zeit erreichet אעצרת oder ſie iſt ihrem אעצארהא nahe.

Der Pluralis hievon iſt מעאצר. Andere ſagen, eine jede Frau heiſſe ſo zu der Zeit, wenn ihre monatliche Reinigung ihr bevorſteht. Denn אלאעצאר ſoll bey Dirnen eben das ſeyn, was bey jungen Mannsperſonen אלמראהקה iſt, oder der Zuſtand, da die Natur die Schaamtheile unter ihrem Gebüſche verſtecket, und Beſleckungen ſich äuſſern. Das habe ich vom Abul Gautſch, dem nomadiſchen Araber. Der Ausdruck: ich werde das nicht thun, ſo lange als dem Oehle ein עאצר Auspreſſer, oder Oelſchlager übrig bleibet, will ſo viel ſagen, als ich werde das in Ewigkeit nicht thun. אלמעתצראת ſind Wolken, welche den Regen תעצר aus ſich auspreſſen. Wenn ich von einem Haufen Leuten ſage, עצ־ Oſera (er iſt überfallen worden mit einer מעתצרה Wolke, die ihren Regen von ſich läßt,) ſo iſt das ſo viel geſaget, als: es hat bey ihnen geregnet. Daher leſen auch einige in obangeführter Stelle des Alkorans nicht Jaſerune, ſondern יעצרון Joſarune, das iſt, ſie werden von ihm beregnet. אלאעצאר ol Iſar iſt ein Wind, der den עצר Aſar oder Staub aufrühret, ſo daß derſelbe in Geſtalt einer Säule gen Himmel hinauffähret. In dem Verſtande kömmt dieſes Wort in der Stelle des Alkorans vor, wo es heiſſt: Sie betraf ein אעצאר Iſar, darinn Feuer war. Andere Grammatiker ſagen Iſar iſt ein Wind, der Donner- und Blitzwolken zuſammen treibt. Jaſoro und Aſoro heiſſt ein gewiſſer Mann, der Stammvater des Geſchlechtes Baheiah. Keines von beyden wird decliniret, ſondern ich ſage in allen caſibus Jaſoro und Aſoro, weil es nach der Form Jactolo und Actolo gemachet iſt. Onſor und Onſar iſt der Urſprung und das gute Anſehen, das man in der Welt hat.„

Das war ein Artikel aus dem Gjeuhari, und zwar einer nicht eben der längſten. Hätte ich doch nicht gedacht, daß er mich ſo lange aufhalten und ſo weit verführen würde.

Doch darf niemanden die Länge dieſes Stückes gereuen. Den Nutzen, den es bringt, habe ich ſchon oben angegeben. Nun will ich mit wenig Worten noch ein Exempel anführen, weil ich es doch einmal verſprochen habe, und mein Wort nicht gerne zurück nehmen möchte. Doch will ich mich deſto kürzer faſſen, je länger ich es mit dem Worte مصر gemachet habe. **Golius** hat demnach col 1584. unter אעשאר folgende zwo Auslegungen neben einander geſetzet. In partes peculiariter decem rupta olla. Fractum cor. So lange Arabien ſteht, hat אעשאר nie ein **zerbrochenes oder zerknirſchtes Herz** bedeutet. Der Schlüſſel zu dieſem Räthſel ſtecket im 22 Verſe der erſten Moallacah p. 58. in Herrn **Lettens** Ausgabe, die zu Leiden Anno 1748. herausgekommen iſt. Da heißt es في اعشار قلب مقتل **in dem durchlöcherten Keſſel eines mürbegemachten Herzens.** Das iſt die Quelle dieſes golianiſchen Scholii. Das erſte Wort unter den vieren heißt in, das zweyte, als unſer אעשאר, heißt eigentlich ein durchlöcherter oder an vielen Orten geborſtener, rißvoller kupferner Keſſel. Das dritte Wort heißt **eines Herzens**, und das vierte **eines zerknirſchten, gebeugten, mürbegemachten.**

Ein feines Beyſpiel, das diejenigen Herren ſich zur Lehre nehmen können, die gerne den **Golius** reuten, ohne zu wiſſen, wie ſie ihn lenken ſollen. Sie mögen ſich wohl in Acht nehmen, daß ſie nicht öfters mit ihm anrennen. Sie thäten am geſcheideſten, ſie kämen dieſem Pferde, das gar zu ofte ſtolpert, und auf dem einen Auge blind iſt, lieber gar nicht zu nahe, und warteten bis der arabiſche Gjeuhari herauskäme, da ſie alsdann erſt den **Golius** recht würden brauchen können. Aber da iſt noch lange hin. Ich werde die Zeit wohl nicht erleben, daß ich ein ſolch Wunderwerk, als ein gedruckter vollſtändiger arabiſcher Gjeuhari iſt, mit meinen Augen ſehen ſollte. Man hat den Gjeuhari türkiſch überſetzet, und in Conſtantinopel drucken laſſen. Aber ſie haben ihn da, eben ſo wie Golius, caſtriret. Sie haben die Sprüche aus den Dichtern, aus dem Alkorane, aus der Hadithſch oder der Tradition, mit einem Worte, ſie haben die Bluhme und den Kern vom Gjeuhari weggelaſſen. Holzwürmer ſind über ihn gekommen, die ſein Mark und Oehl ausgefreſſen, und nichts als ein mehlichtes faules morſches Holz übrig gelaſſen haben, das kaum ins Feuer tauget, geſchweige denn ſonſt wozu anders. Da ſieht man daß es wahr ſey, was ich oben ſchon geſaget habe, und lange nach meinem Tode wird man bekennen, daß ich wahr geredet habe, wenn ich geſaget habe: man müſſe erſt hundert Jahre nach einander nichts anders thun, als arabiſche Bücher, inſonderheit Dichter mit ihren Auslegern, dahin die Lexicographi auch gehören, ediren; bevor man ſich einfallen laſſe, die arabiſche Sprache mit einem philoſophiſchen Auge zu betrachten. So lange wir keine arabiſchen Druckereyen anlegen, ſo lange wird aus unſerer arabiſchen Literatur nichts. Sie iſt und bleibt ein Kinderſpiel, wenn wir auch gleich auf jeder Univerſität zehn Profeſſores linguæ Arabicæ beſtellten. Es wird allezeit heißen Ὄνιες ἱμαντοκλόπος.

Was ſoll man denn aber für arabiſche Bücher drucken? Kann man denn aus den bereits gedruckten nicht genug Arabiſch lernen? Wo denkt man doch hin? Was von arabiſchen Büchern gedrucket iſt, das iſt gegen das Ungedrukte, wie ein Eymer Waſſer gegen einen großen Strom. Aus den gedruckten kann man wohl etwas lernen, man kann ſelbſt ziemlich weit damit kommen, wenn man nämlich den Vorſatz nicht hat, in dieſer Sprache vollkommen zu werden. Man kann ſich aus den gedruckten Büchern überführen, daß die arabiſche und hebräiſche Sprache im Grunde einerley ſey. Aber man lernet aus ihnen die Art der Araber zu denken und zu ſchreiben nicht, oder ſehr unvollkommen. Wer aber die nicht kennet, der kann auch die jüdiſchen Propheten nicht verſtehen, noch aus den arabiſchen Dichtern erklären. Denn beyde, ich meyne die jüdiſchen Propheten und die arabiſchen

Dichter, ſprechen beynahe aus einem Tone. Man hat zwar durch des Herrn **Schultenſens** Gefliſſenheit einige arabiſche im höhern Schwunge geſchriebene Stücke erhalten. Man hat des **Thograi** ſein lammiſches Gedicht, das Gedicht auf den Muhammed vom **Caab Ibn Zohair**, die beyden erſten Moallacate. Das iſt etwas. Man hat auch den Alkoran, der an vielen Orten, ſonderlich gegen das Ende, in den kurzen Capiteln, ſich erhebt, und ſchön dichteriſch und prächtig ſchreibt. Ferner hat man auch das Leben **Tamerlans**, das nicht nur hoch, ſondern auch ſchwülſtig iſt. Es könnte dieſes Buch einen Schlüſſel zur arabiſchen Poeſie abgeben. Es ſtecket voller hohen ſeltenen Worte, voller artiger lebhafter Gleichniſſe und kühner Einfälle. Allein die große Menge Druckfehler machet Golii Ausgabe davon unbrauchbar; und der unnatürlich gekünſtelte Schwung empöret auch ſolche Leſer, die ſonſt noch wohl damit umzugehen wiſſen. Der Mangel der Treue und Redlichkeit in den Berichten von **Timurs** Thaten, und die ſichtbare Verbitterung des Arabers, der am türkiſchen Hofe in einem angeſehenen Amte lebete, wider den tatariſchen Fürſten, muſtert ihn auch aus der hiſtoriſchen Claſſe aus. Er iſt ein arabiſcher Lucan. Indeſſen iſt **Ibn Arabſchahs** Erzählung von **Timurs** Leben und Thaten noch zur Zeit eines der beſten gedruckten arabiſchen Bücher, die wir haben. Es iſt dieſes Buch ſchwer; das geſtehe ich. Auch will ich **Golio** gewiſſermaßen recht geben, wenn er ſaget: wer dieſes Buch verſtünde, der könne mit allen arabiſchen Schriftſtellern fertig werden. Die Schwierigkeiten ſind auch nicht unüberwindlich. Aber ich ſetze den Fall, ich wollte ein Collegium darüber leſen, wo wollte ich Exemplare genug hernehmen? Der Schwierigkeit nicht zu gedenken, daß ich nicht leicht auch nur ein halb Dutzend Zuhörer würde zuſammen bringen können, die es im Arabiſchen ſo weit gebracht hätten, daß ſie mich faſſen, und von meinem Unterrichte Vortheil ziehen könnten. So gehts mit andern gedruckten arabiſchen Büchern auch. Ein einzelner

Menſch hat bey allem ſeinem Muthe keine Koſten zu ſparen, dennoch Mühe und Noth, den ſehr mäßigen und zählbaren Vorrath von gedruckten arabiſchen Büchern ſich anzuſchaffen. Wo ſoll man nun eine hinlängliche Anzahl Exemplare von Golii Lexico, vom Alkorane, vom Geographo Nubienſe, vom Abilpharagio, vom Abiſenna, von Abilfeda, von der Hamaſah, vom Hariri, vom Ibn' Arabſchah, von der vita Saladini, vom philoſopho autodidacto, unter ſo viele hernehmen? Ich habe nur die vornehmſten und beſten genennet, die mir beyfallen; den übrigen Haufen, als ein evangelium infantiæ Chriſti, ein evangelium Joſephi, einen Muhammedanus precans, und dergleichen Gerälle mehr, möchten meinetwegen immer die Geiſter hohlen, die nach Ausſage der arabiſchen Dichter, in ihren Sandwüſten herum ſtreichen, den Reiſenden auflucken, und ſie in den Lüften hinwegführen. Soll man denn die guten gedruckten arabiſchen Bücher wieder auflegen laſſen? Das wäre wohl, wenigſtens für itzo, Unrath, da ſo viele andere da ſind, die das Glück gedrucket zu werden, das ſie nie gehabt haben, verdieneten. Der Alkoran aber ſollte doch wohl wenigſtens wieder aufgeleget werden? Ich weis nicht recht, was ich dazu ſagen ſoll. Betrachte ich auf der einen Seite, daß man eine doppelte Auflage davon hat, davon ſich unmöglich alle Exemplare vergriffen haben können; betrachte ich ferner, daß der Alcoran an und für ſich ein ſchlechtes Buch iſt, das ſeines Inhaltes wegen nicht verdienet angeſehen zu werden: daß der große Ruhm von ſeiner zierlichen Schreibart, dem Unwiſſende, und Kenner des Arabiſchen, die nichts beſſers geſehen haben, leicht Glauben beymeſſen, einen ſehr großen Abfall leidet, und großen Theils nur, theils auf der Schalkheit, theils auf der ſchwärmeriſchen Einbildung ſolcher Leute beruhet, die ihren Vortheil dabey finden, wenn ſie dieſes Buch bey dem Pöbel in ein göttliches Anſehen ſetzen, und dabey erhalten: betrachte ich ferner, daß ein Theologus des Alkorans gar wohl entbehren könne, und daß diejenigen, die das Gegentheil am ſchärfeſten behaupten, vielleicht am wenigſten wiſſen, wozu ſie den Alkoran in der Theologie anwenden ſollen: betrachte ich endlich die Schwierigkeiten, die ſich bey einer neuen Ausgabe vom Alkoran hervorthun, wenn es nämlich eine tüchtige und brauchbare Ausgabe werden ſoll; indem nicht jedermann dazu geſchickt iſt, der einen innerlichen Trieb dazu bey ſich zu empfinden vermeynet: ſo kömmt mir nicht nur eine ſolche Anſtalt für ſehr entbehrlich vor, ſondern ich ſehe auch ſchon zum voraus, daß ſie von ſelbſt nachbleiben wird. Iſt aber doch der Mangel der Exemplaren in der That ſo groß, daß man ihm anders nicht, als mit einer neuen Auflage abhelfen kann: ſo müßte der zukünftige Ausgeber nicht alles bloß auf den Schriftſetzer und den geplagten Mann, der die Druckfehler ausbürſten muß, ankommen laſſen. Er müßte mehr dabey thun, als bloß Hinkelmanns Ausgabe wieder aufwärmen. Er ſey wer er wolle, (ich habe keine Abſicht auf einen beſondern Gelehrten, ſondern rathe fürs allgemeine) ſo erlaube er mir, daß ich bey dieſer Gelegenheit meine Gedanken äußere, wie man eine neue Ausgabe vom Alkorane veranſtalten müſſe. Vielleicht ſieht man die Sache nur von der leichten Seite an. Wie mancher wirft ſich nicht freywillig auf, eine Bürde zu tragen, weil er ſie nicht kennet, die ihn zu Boden drücken würde, wenn er ſie trüge.

Ein jedes altes Buch, es ſey in welcher Sprache es wolle, muß man ſo, wie einen alten griechiſchen oder lateiniſchen Autorem behandeln. Man muß ſeine Bemühung mit demſelben auf einen doppelten Zweck richten; erſtlich den Text richtig zu liefern, dahin denn auch die Lesarten und Muthmaßungen wegen Verbeſſerung der Schreibefehler gehören: ſo dann das Dunkle im Vortrage aufzuklären. Zu jenem gehöret die ganze Maſora. Die Araber haben auch bey ihrem Geſetzbuche eine Maſorah, wie die Juden bey dem ihrigen, und die arabiſche iſt viel weitläuftiger als die jüdiſche. Der Ausgeber müßte demnach nicht nur eine große Menge der beſten und richtigſten Abſchriften vom Alkorane, ſondern auch noch dazu diejenigen Schriften zur Hand haben, die die alkoraniſche Kritik abhandeln, das iſt, die verſchiedenen Leſarten erwägen, den Unterſchied derſelben in der Bedeutung angeben, die Gründe der Theile, die für eine oder die andere Leſart ſind, vortragen, und entſcheiden, und ſo zu ſagen den ewigen Krieg ſchlichten, den ehedem die beyden berühmten arabiſchen grammatiſchen Schulen im Morgenlande, wegen der Leſarten des Alkorans mit einander führeten. Die eine war zu al Cufah, die andre zu al Baſrah. Ihr Zwiſt war zu ſeiner Zeit von nicht wenigerm Gewichte und Einfluſſe in die Religion, als der Unterſchied zwiſchen uns und den Katholiken iſt; und in den Literis hat er nicht weniger Aufſehen und Spaltungen gemachet, als die verſchiedenen Ausgaben vom Homer, unter den Anhängern des Ariſtarchs, des Zenodotus, des Ariſtophanes und anderer. Was Mill, Küſter, Wetſtein und andere am neuen Teſtamente gethan haben, das haben auch die Araber an ihrem Alkorane gethan. Sie trieben dieſe Kritik mit ſolchem Eifer, daß er öfters in blutige Kriege ausſchlug. Die Geſchichte der Corâ, oder Vorleſer des Alkorans in ihren Moſcheen, machet einen Theil ihrer Gelehrtengeſchichte aus. Die Stadt und Gemeinde, die es mit den Cufiſchen hielt, litte keinen Cari, der den Alkoran nach der Weiſe derer von al Baſrah verlas: ſo wenig als ein lutheriſcher Geiſtlicher einen katholiſchen Pfaffen auf ſeinem Altare Meſſe leſen läßt. Und dennoch iſt uns hievon ſo wenig bekannt, daß man nicht einmal weis, ob der unter uns vom Maraccio oder von Hinkelmannen eingeführte Text aus der cufiſchen, oder ob er aus der baſriſchen Schule ſey, oder ob er mit keiner von beyden übereinſtimme. Ja ſelbſt unter uns hat noch niemand, ſo viel ich weis, die römiſche und hamburgiſche gedruckte Ausgabe vom Alkoran unter einander zuſammen gehalten. Eine ſo dornichte Unterſuchung iſt ſo unerheblich nicht, als man wohl denken möchte. In der muhammedaniſchen Kirchen- und Ketzergeſchichte, (wenn ich ſo ſagen darf,) kömmt auf die verſchiedenen Leſarten des Alkorans, als auf den Auslegungsgrund, viel an. Nachdem der eine oder der andere Haufen lieſt, nachdem leget er auch die Worte aus, und machet ſeiner Auslegung gemäße Schlüſſe daraus. Und was brauche ich mich denn lange hiebey aufzuhalten? Die Sache ſpricht von ſelbſten. Der Zuſammenhang iſt zu ſichtbar, als daß ich ihn erſt erweiſen dürfte. Wo findet man aber dergleichen Criticos Alcoranicos? In großen Bibliotheken zu Leiden, zu Oxford, zu Paris u. ſ. w. Kein Gelehrter, der nicht ſchon da iſt, und ſein Bleibens da hat, wird darum nicht dahin reiſen, um ſich dergleichen Bücher mit großer Mühe abzuſchreiben. Wenigſtens wird es kein Gelehrter aus Deutſchland thun, den die Verfaſſung unſerer Univerſitäten nöthiget, bey dem großen Haufen von Zuhörern Zuflucht und Schutz wider den Mangel zu ſuchen; oder deſſen Ruhmbegierde der Zulauf und das Zujauchzen einer ihm zugethanen Schaar berauſchet. Er würde ja nur einem Schatten nachjagen, wenn er ſeinen akademiſchen mit vielen Vortheilen verbundenen Ruhm, gegen ein Verdienſt hingäbe, das an ſich zwar allerdings nicht zu verachten iſt; von den allerwenigſten aber erkannt werden, mithin auch ihn mit weiter nichts, als mit dem geheimen Bewußtſeyn einer löblichen That belohnen dürfte. Hiezu kömmt noch dieſes. Aller Grammatiker in der Welt ihre Sprache iſt ſeltſam und dornigt. So iſt es auch der arabiſchen Sprachlehrer ihre. Mit ihnen kann auch einer, der ſonſten gut arabiſch verſteht, nicht wohl zurechte kommen, wenn er ſich nicht durch lange Uebung und Umgang mit ihnen ihre Sprache geläufig gemachet hat. So viel von dem grammatiſchen und kritiſchen Theile.

Bey der Auslegung thun ſich nicht weniger Schwierigkeiten hervor. Das geringſte Verdienſt bey einer neuen Ausgabe vom Alkoran, wäre eine aus Sålens und Maraccius ſeiner Ueberſetzung zuſammengeſtoppelte neue Ueberſetzung: von der es doch noch an gar vielen Stellen zweifelhaft bleiben würde, ob ſie es beſſer oder ſchlimmer getroffen hätte, als die vorigen. Es kömmt nicht darauf an, was für einen Sinn manche Stelle haben könne, der ſich auch gar wohl ſchickete; ſondern was für einen Sinn die Muhammedaner darinn finden. Was würden wir zu einem Muhammedaner ſagen, der, ohne unſere Theologie in ihrem weiteſten Umfange zu kennen, eine Ueberſetzung vom neuen Teſtamente machete, und eine philoſophiſche Brühe darüberhingöſſe. Das würde ein muhammedaniſches neues Teſtament ſeyn, aber kein chriſtliches. Wenn wir es nun mit dem Alkorane ſo machen, ſo kömmt zwar ein chriſtlicher Alkoran heraus, aber das iſt alsdann kein muhammedaniſcher mehr. Freylich koſtet eine ſolche Ueberſetzung, zu der man weiter nichts, als geſunde Vernunft, ein Lexicon, und ein paar Ueberſetzungen brauchet, zwiſchen denen man in ſtreitigen Fällen nach Anweiſung einer richtigen Logik den Ausſpruch thut, weniger Zeit und Mühe, als eine, welche viel Nachſchlagens, viel Beleſenheit zum Grunde ſetzet. Ein witziger lebhafter Kopf, voller Merkurius, kann freylich mit jener Art leichter, als mit dieſer herumſpringen. Das philoſophiſche Handwerk kann man mit weit wenigerm Verlage treiben, als das philologiſche. Zudem iſt auch zu Ausführung eines ſo wichtigen Werkes, als eine gute neue Ausgabe vom Alkorane iſt, niemand geſchickt, dem überhäufte akademiſche Geſchäffte durch den Kopf fahren, und um die Seiten herum hüpfen, und dem die Ohren von dem lauten Zurufen einer entzückten Jugend wehe thun. Dazu gehöret ein Bücherwurm, der in einem verſteckten Winkel unbekannt, unbewundert, um Ruhm unbekümmert, und mit dem bloßen innern Beyfalle ſeines Gewiſſens zufrieden, ſeine Augen auf ein Ziel ſteifet, ſein Dichten und Trachten auf ein Ding wendet, und ſelbiges herauszuklauben ſuchet. Den Koran kann niemand überſetzen, der nicht auch zugleich eine tüchtige Auslegung davon geben kann. Und das kann niemand thun, der nicht auch zugleich in der von den Ungriechen ſogenannten theologia polemica, die vielmehr eriſtica heißen ſollte, und in der hiſtoria eccleſiaſtica feſt ſitzet. Muhammeds Religion iſt ein Zuſammenſatz aus der chriſtlichen und aus der alten arabiſchen, die ein Zweig der jüdiſchen war. Wenn ich nun den **Koran** verſtehen, und Stellen erklären will, die entweder Chriſten oder Juden angehen, und ſie widerlegen ſollen, ſo muß ich den Zuſtand des Juden- und Chriſtenthums unter den Arabern vor und zu **Muhammeds** Zeiten wohl inne haben. Aber ich lerne ihn anders nicht, als aus den noch ungedruckten Geſchichtſchreibern kennen, die nicht überall zu haben ſind. Will einer mit dem Muhammedanern hadern, und ſie bekehren, ſo bemühet er ſich vergebens. Denn unter tauſend Theologen iſt kaum einer, der Gelegenheit hat, ſich mit Muhammedanern über Glaubenslehren zu unterreden; und unter zehen tauſenden wohl nicht einer, der das Glück hat, (ich ſpreche als ein Theologe) aus einem Muhammedaner einen Chriſten zu machen. Schreibt einer wider ſie, ſo thut er nur Luftſtreiche. Denn die Muhammedaner wiſſen nichts davon. Sie kriegen ſeine Schriften nicht zu ſehen, und würden ſie ſo wenig leſen, wenn ſie auch arabiſch geſchrieben wären, als ſie ſie leſen können, wenn ſie lateiniſch geſchrieben ſind. Und für Chriſten darf er auch nicht ſchreiben. Denn die wiſſen ſo ſchon, und ſind überzeuget, daß **Muhammed** ein Lügenprophet ſey. Wer weiter zu einem ſo großen Werke keine andere Vorbereitung, als, nebſt einer mäßigen aus gedruckten Büchern geſchöpften Kenntniß des Arabiſchen, **Sales** und **Maraccis** Arbeiten hat, der kann ſich nicht rühmen, daß er den **Alkoran** auf eine ſo vorzügliche Weiſe verſtehe, daß man befugt ſey, eine neue Ueberſetzung des **Korans** von ihm zu erwarten, die die ältern verdunkeln könne. Es kömmt hier nicht auf Logik, auf Klügeln, auf glücklich Rathen an. Von einem Ausleger des **Korans** erwartet man einen getreuen Auszug aus den arabiſchen Auslegern, die von **Maraccio** und **Salen** bey weiten noch nicht erſchöpfet ſind. Es giebt deren eine ſo große Menge, daß man die Pleiße damit dämmen möchte. Wie manche Stelle des **Korans** hat nicht zu Spaltungen in der muhammedaniſchen Religion Anlaß gegeben? Wenn ich nun das nicht weis, wenn ich in der hiſtoria ſacra und theologia eriſtica der Muhammedaner unerfahren bin, kann ich dann wohl verhindern, daß mir nicht mancher Umſtand entwiſchen ſollte, der dieſe oder jene Stelle in der Geſchichte merkwürdig machet? Nun iſt aber die muhammedaniſche Geſchichte beyderley Art, die ſogenannte geiſtliche ſo wohl, als die weltliche, noch gar ſehr unbearbeitet. Bedächte man, daß die Hiſtorie von aller Art, eine Fackel iſt, ohne die alle Wiſſenſchaften, ſie mögen auch Namen haben, wie ſie wollen, dunkel bleiben, ſo würde man auch im arabiſchen Fache ſie zu allererſt treiben. Aber der Herren Theologen allzu eifrige Fürſorge für ihre Vortheile läßt ſie über ihr allernächſtes Belangen nicht hinaus ſehen, und hindert ſie an Erreichung ihres Endzweckes, indem ſie Belangen vernachläßigen, die in der That die ihrigen zugleich mit ſind, ob ſie ſie gleich für fremde anſehen. Alle alten Bücher ſind von der Art, daß der ein Polyhiſtor ſeyn muß, der ſie recht auslegen will. Und das hat auch beym Alkorane ſtatt. Wen das unruhige akademiſche Leben umhertreibt, wer nicht eine reichlich verſehene und wohl angelegte Sammlung arabiſcher Handſchriften von allerley Art zu ſeinem Gebothe hat, der vergreife ſich nicht daran. Er wird nicht viel Ehre damit einlegen. Es mangelt ihm an Muße, und an den unentbehrlichen Hülfsmitteln. Von einem ſolchen pflegen Kenner ſich anders nichts, als eine leichte Meßarbeit zu verſprechen.

Hiezu kömmt noch ein wichtiges Bedenken, das allein einen auch an ſich unbeſchäfftigten von der Ausgabe des Korans abſchrecken kann, folglich einem für ſich ſchon mit Verrichtungen überladenen Manne die Ausführung eines ſolchen Vornehmens unmöglich machen muß. Der Koran iſt ein Buch, das die Kinder bey den Muhammedanern in der Schule auswendig lernen. Wenn dieſe Kinder erwachſen, und nach Gelegenheit Schriftſteller werden, ſo ſchmücken ſie ihre Schriften mit Sprüchen aus dem Korane aus. Sie vermeynen denenſelben damit einen nicht geringen Zierrath und Nachdruck zu geben. Geben ſie gleich einer ſolchen koraniſchen Stelle in ihrer Anwendung einen ganz andern Verſtand, als ſie in der Urſchrift hat: ſo hat das nicht allein nichts zu bedeuten, ſondern man machet ſich auch eine Ehre daraus, und glaubet ſeinen Witz und Scharfſinn damit an den Tag zu legen. Ferner führen auch die Sprachlehrer den Koran aller Augenblicke an, wenn ſie beweiſen wollen, daß ein Wort dieſe oder jene Bedeutung habe, oder mit dem oder jenem Selbſtlauter ausgeſprochen werden müſſe. Für ſie iſt nun zwar was leichtes, die Stellen jedesmal zu finden. Oder vielmehr, ſie brauchen ſie nicht einmal im Corane nachzuſchlagen. Denn ihr Gedächtniß iſt ihnen anſtatt einer Abſchrift. Sie können ja den Koran auswendig; und legen ihn nie aus den Händen. Aber unſer einer thue ihnen das einmal nach. Es iſt uns indeſſen aber doch allerdings viel daran gelegen, die Quelle einer ſolchen angeführten Stelle zu wiſſen; zumal wenn die ſeltſame Anwendung derſelben nicht nur ſie ſelbſt unverſtändlich, ſondern auch ihre Abkunft unkennbar machet. Wie ich ohne Buxtorfs Concordanz die Rabbiner nicht leſen kann, ſo kann ich auch in keinem einzigen Araber, ſollte es auch gleich der leichteſte Schriftſteller ſeyn, ohne eine Concordanz über den Alkoran fortkommen. Die fehlet uns aber noch. Und das iſt ein Mangel, der keiner Ausgabe vom Alkorane vergeben werden kann. Ein ſolch Regiſter aber zu machen, iſt nicht jedermanns Werk. Leute von munterm Geiſte und edlern Gaben, werfen ſich ſo nicht weg, daß ſie ſich einer ſo mühſamen Arbeit unterziehen ſollten. Sie wiſſen ihre Zeit beſſer zu nutzen, und angenehmer zu vertreiben. Die Arbeit muß aber dennoch ſchlechterdings gethan werden. Sonſt hilft eine neue Ausgabe vom Alkorane nicht viel. Je, wird mancher ſagen, zu ſo einem Regiſter kann man ja wohl einen jungen Menſchen anſtellen, der nichts beſſers vornehmen kann; oder man kann es einem arbeitſamen Manne von mäßiger Kenntniß auftragen, dergleichen diejenigen vielmals zu ſeyn pflegen, die ſich in Druckereyen gebrauchen laſſen, die Druckfehler auszumerzen. Nein, das geht hier nicht an. Der Editor muß ſich ſelbſt daran machen. Er muß die verſchiedenen Bedeutungen, die ein jedes Wort an verſchiedenen Stellen hat, ſorgfältig unterſcheiden und anzeigen, und ſich nicht bloß damit begnügen, daß er die Stelle arabiſch hinſetzet. Thut er jenes, ſo kann ſeine Concordanz auch zugleich die Stelle eines koraniſchen Lexici vertreten. Was für Platz wird aber nicht ein ſolch Regiſter einnehmen? Kömmt nun vollends die kritiſche Arbeit hinzu, die den Text beſſert, oder rechtfertiget, oder aufklärt, ſo kann man ſich immer auf etliche ſtarke Quartbände gefaßt machen. Ein großer Stein des Anſtoßes für junge Leute, die einmal Jünger Chriſti unter den Ungläubigen auf dem Lande werden wollen, von deren größeſten Haufen man immer zum Voraus ſetzet, daß ſie nicht gar viel zum Beſten haben.

Was iſt alſo wohl bey der Sache zu thun? Soll ich meine Gedanken ſagen, ſo ſetze ich zuerſt die Nothwendigkeit, den Alkoran wieder ans Licht zu ſtellen, als erwieſen zum Voraus. Es würde demnach wohl gethan ſeyn, wenn man eine doppelte Ausgabe davon veranſtaltete, für zweyerley Arten von Käufern. Die eine davon müßte nach den geringen Mitteln junger Studenten eingerichtet, und entweder lauter arabiſch ſeyn, oder außer dem arabiſchen Texte weiter nichts, als eine lateiniſche Ueberſetzung um ſich haben. Die zweyte müßte nach obigem Entwurfe ſo vollkommen gemachet werden, als es ſich wollte thun laſſen. Nun fragt es ſich: iſt jemand von unſern itzigen Gelehrten einem ſolchen Werke gewachſen? Und wer wird die Koſten tragen? Auf viel Käufer darf man ſich keine Rechnung machen. Denn die Herren Dorfpfarrer fallen gleich weg.

Genug vom Alkorane. Was ſoll man nun weiter vornehmen? Denn mit jenem kann ſich doch nur ein Gelehrter beſchäfftigen. Es wollen aber doch auch andere Hand anlegen. Denen muß man etwas zu thun geben. Meines Dünkens, wäre wohl itzo im Anfange ein Handbuch von höchſtens drey bis vier Alphabeten in einem Paare Medianoctavbänden höchſt nöthig, darinn man alles für einen Anfänger

fänger nöthige beyſammen hätte, Grammatik, ein klein Handlexicon, und allerhand gut geſchriebene Stücken von allerley Inhalte und Schreibart, in freyer und gebundener Rede, daran ſich ein Anfänger im Leſen und Auflöſen der Worte üben, einer aber, der ſchon weiter gekommen, die verſchiedenen Schreibarten der Araber betrachten und kennen lernen könnte. So hat es **Golius** bey ſeiner Ausgabe der erpeniſchen Grammatik gemachet. Er hat ihr, Anfängern zur Uebung, allerhand arabiſche Aufſätze, kurze und lange, ſchwere und leichte, ſcherz- und ernſthafte, muhammedaniſche und chriſtliche angehänget. Hätte Herr **Schultens** bey ſeiner Ausgabe eben derſelben Grammatik die von **Golio** gewählten Stücke nicht beybehalten wollen, ſo hätte er doch wenigſtens in ſeine Fußtapfen treten, und auf eben den Fuß aus allerley Büchern Proben von verſchiedenem Gehalte zuſammen ſchießen ſollen. So aber iſt er lediglich bey der Hamaſah ſtehen geblieben. Das iſt eine Sammlung von Gedichten, davon die Schreibart für junge Leute zu hoch und zu einförmig iſt. Geſetzt auch, die Hamaſah ſchicke ſich für ein ſolches Alter: ein großes Begehren! ſo ergötzet dennoch die Mannichfaltigkeit, ſie muntert auf, und unterhält die Aufmerkſamkeit. So ſollten auch dergleichen Bücher, die, ihrer Beſtimmung nach, Schulbücher ſind, nicht einer Art von Anfängern allein brauchbar eingerichtet werden; ſondern man ſollte auch dabey bedenken, daß nicht alle Menſchen Theologie ſtudieren; man ſollte ſolche Bücher nicht mit einem Schwalle von Gelehrſamkeit überladen, deren Güte und Nutzbarkeit man für itzo an ihrem Orte geſtellet ſeyn läßt. Daß man doch das liebe sed non nunc erat his locus ſo ſehr aus den Augen ſetzet. Ein Lehrer, der alle Arten von Liebhabern der arabiſchen Sprache unterrichten will, muß nicht immer in einem theologiſchen Tone ſprechen. Nicht alle, die zu ihm in die Schule kommen, wollen mehr nichts von ihm lernen, als einen Spruch aus der hebräiſchen Biebel in ein Latein überſetzen, das kein Menſch verſtehen kann, oder Originalienen machen, die den guſſetiſchen

Grillen nichts nachgeben, und alle ontologiſche Spitzſindigkeit beſchämen. Vor allen Dingen ſollte man ſich itzo noch hüten, groſſe Würſte von Commentariis in die Welt zu werfen, ſondern die guten arabiſchen Schriftſteller von allerley Art lauter, das iſt, ohne alles Zuthun, ohne Salz und ohne Schmalz, ohne Ueberſetzung, ohne Noten, aber richtig, und mit tüchtigen Regiſtern drucken laſſen. Hat man die Schriftſteller ſelbſt nur erſtens, ſo werden die Ueberſetzer und Ausleger ganz gewiß nicht außenbleiben. Als die griechiſche Literatur empor kam, druckete man zuerſt die Schriftſteller eitel griechiſch. In einem Menſchenalter darauf, überſetzete man ſie lateiniſch. Hundert Jahre hernach fieng man endlich auch an Commentarios darüber zuſchreiben. Das iſt der Weg der Natur, den muß auch die arabiſche Literatur gehen, oder ſie kömmt nicht vom Flecke. Kein Stoiciſmus, ſo wenig in Sprachen, als in der Tugend. Man ſliegt nicht, ſondern geht ſchrittweiſe fort.

Was für Bücher ſollte man denn nun aber wohl vorzüglich unter die Leute bringen? Wie heißen die Verfaſſer, die vor andern verdieneten gedrucket zu werden? Das war zu frühzeitig gefraget. Das wird ſich wohl von ſelbſt weiſen, wenn man erſt ſo weit gekommen ſeyn wird. Man lege nur erſtens Druckereyen an, und ſetze hinlängliche Stiftungen oder Capitale aus, davon man den Verlag erheben kann. Es wird an guten Büchern ſo wenig fehlen, als an Leuten, die ſie kennen. Nur muß es vor allen Dingen an Leuten nicht fehlen, die dieſe Literatur befördern wollen und können.

Ich kann hiebey weiter nichts thun, als daß ich das Schickſal der arabiſchen Literatur Gott befehle, daß ich denenjenigen ihre Pflicht zu Gemüthe führe, denen der Segen des Höchſten die Mittel an die Hand gegeben hat, den ſtattlichen Titel von Beförderern der Wiſſenſchaften, als nach welchem ihnen gelüſtet, zu verdienen; daß ich ihnen einen neuen Weg zeige, ihre Mildigkeit auf eine wirklich rühmliche und nützliche Art anzulegen, und mich endlich ihnen zu einem uneigennützigen Werkzeuge anbiethe, ihre gute Neigung ins Werk zu richten.

Nun komme ich zur Sache ſelbſt. Denn das muß doch wohl die Sache ſelbſt ſeyn, ohne welche ich das obige nicht würde geſchrieben, wenigſtens nicht an dieſer Stelle vorgebracht haben. Herr Otter machete einen Auszug aus des Nuwairi Berichte von der Araber ihren erſten Kriegen in Africa. Das erweckete bey mir das Andenken der Araber. Ich ließ mich ein, von ihnen zu ſchwatzen. Ich wich ein wenig von meiner Bahn ab. Ich ſchlug einen Nebengang ein, den ich zwar von geraumer Zeit her wohl kenne, aber der mich wider Vermuthen zu weit verleitet hat. Unvermerkt verlohr ich mich in meinen Schritten. Ich muß alſo zum Nuwairi umkehren, und mit ihm deſto kürzer abbrechen, je länger ich es mit der arabiſchen Literatur gemachet habe. Hat gleich der Ausgang meinen Entwurf umgekehret, und aus dem das Nebenwerk gemachet, was der erſten Anlage nach, das Hauptwerk ſeyn ſollte: ſo wird der Leſer dennoch verhoffentlich dabey nichts verlohren haben.

Nachricht

Von Nuwairis großer arabiſcher Univerſalbibliothek oder Encyklopädie.

Auf der 298 Seite des zehnten Bandes der Geſchichte der königlichen Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, heißt es: Herr Otter habe ſeine Nachricht von den Kriegen der Araber mit den Griechen im VII. Jahrhunderte, welche jene zu Herren der Provinz Africa macheten, aus dem Nuwairi gezogen. In der Anmerkung dazu, wird erinnert, daß dieſer Name in der gemeinen Rechtſchreibung Novairi genennet werde, daß Herr Otter die morgenländiſchen Namen auf eine ganz ungewöhnliche Art zu ſchreiben pflege, und daß man ſich zwar Bedenken gemachet habe, ſolche Schreibart in deſſen Aufſätzen ſelbſt zu verändern, in den Anmerkungen aber doch die gemeine Art bemerken wolle. Mir iſt unbekannt, von wem dieſe und die folgenden Anmerkungen herrühren. So viel iſt gewiß, daß dieſe Anmerkung einer Erläuterung und Einſchränkung bedarf. Zum Theil iſt ſie richtig, zum Theil aber auch nicht. Es iſt an dem, Herr Otter folget in der Art, arabiſche Namen mit europäiſchen Buchſtaben auszudrucken, der türkiſchen Ausſprache. Er muß ſich alſo meiſtens unter den Türken aufgehalten, und das Arabiſche von einem Türken gelernet haben. Die Türken ſprechen das Arabiſche ganz anders, als die gebohrnen Araber, aus. Sie ſprechen es mit dem Tone aus, mit welchem ſie ihre Mutterſprache ausſprechen. Und darüber darf man ſich gar nicht wundern. Spricht doch von den europäiſchen Nationen eine jede das Lateiniſche nach ihrer Mundart aus, ſo, daß die eine Mühe hat die andere in einerley Sprache zu verſtehen. Lernete z. E. ein Spanier das Deutſche bey einem Franzoſen, der würde es ganz anders ausſprechen, als ich. Unſere Leute hergegen haben das Arabiſche größtentheils von Maroniten, das iſt, Chriſten vom Berge Libanon, gelernet, deren Mutterſprache das Arabiſche iſt. Dieſer Leute Ausſprache herrſchet daher in den Büchern, wo arabiſche Worte mit lateiniſchen Buchſtaben ausgedrucket ſind. Dieſe nun nennet der Verfaſſer der Anmerkung die gemeine Ausſprache; die Türkiſche hergegen die fremde. Eben dieſer ungenannte Verfaſſer verſichert in ſeinen Anmerkungen, die türkiſche Ausſprache, deren Herr Otter ſich bedienet hat, zur Gemeinen zurückgebracht zu haben. Das hat er zuweilen gethan, aber nicht überall. Ja manichmal hat er übel ärger gemachet. Als z. E. Abdurrahman, wie im Texte ſteht, iſt recht. In der Anmerkung heißt es, gemeiniglich ſpreche man es Abderame aus. Das iſt falſch. Kein Araber, kein Türke, ſelbſt kein Europäer verſteht das, wenn er der Franzoſen Art nicht kennet, die letzten Mitlauter oder auch Sylben eines Wortes zu verbeißen. **Abderrame** iſt alſo eine franzöſiſche Verſtümmelung, die dem Worte den Schwanz wegſchneidet. Ueberhaupt verrathen die Anmerkungen nur eine ſeichte Kenntniß des Arabiſchen. Doch wir wollen uns bey dergleichen Kleinigkeiten nicht aufhalten, an welchen nur Leute kleben bleiben, die gerne für Vielwiſſende durchgehen möchten, und darum gerne mit Schaalen von ſolchen Dingen um ſich werfen, davon ſie den Kern nicht geſchmecket haben.

Nuwairi heißt der Schriftſteller, von dem hier die Rede iſt, und nicht **Novairi**. Ich habe ihn in meinem Leben anders nicht, als **Nuwairi** nennen hören, auch nirgends den Namen anders geleſen. Denn wenn **d' Herbelot** auf der 674 S. dieſen Namen ſo darſtellet: NOVAIRI, ſo iſt der dritte Buchſtabe kein Mitlauter, ſondern ein Selbſtlauter, nicht V; ſondern U, und man muß nicht ſo ſpellen, NO-VAI-RI, ſondern ſo NOU-AI-RI. Das klinget nach unſerer Art **Nuairi**. Es läßt ſich auch ſo ausſprechen. Dieſer **Nuairi** oder **Nuwairi** nun, welches gleich viel iſt, hieß mit ſeinem völligen Namen **Schehaboddin Abu'l Faragj Ahmed**, der Sohn **Abdel Wahabs**. Hievon iſt **Schehaboddin** der Ehrenname oder Titel, dergleichen einen ein jeder vornehmer Muhammedaner annimmt, und darunter ſie vielmals in der Geſchichte bekannter ſind, als unter ihren eigenen rechten Namen, der beynahe in gar keine Betrachtung kömmt. **Schehaboddin** bedeutet **die Flamme des Glaubens oder der Religion. Abul Faragj** iſt der Vorname, und bedeutet den Vater **des Faragjes. Nuwairi** konnte ſo heißen, er mochte nun einen Sohn dieſes Namens haben, oder nicht. Ein jeder Muhammedaner oder wenigſtens Araber, (denn von den Türken und Mohren kann ich das mit Gewißheit nicht ſagen) er mag Kinder haben oder nicht, Kinder von einerley, oder von beyderley Geſchlechte, ſollte er auch gleich nur Töchter haben, ja ſollte er gleich ſelbſt in dem Alter noch nicht ſeyn, das tüchtig zum Kinderzeugen iſt, ſo nimmt er doch das kützelnde Wort Abu, das iſt, Vater, deſſen und deſſen an, nebſt einem Mannsnamen, gleich als ob er einen Sohn dieſes Namens hätte. Das thut zur Sache nichts, wenn er gleich gar keinen Sohn, oder wohl gar keine Kinder hat, noch dem Alter nach haben kann. Selten wird man finden, daß zum Namen Abu ein weiblicher Name geſetzet wird, gleich als ob einer nach ſeiner Tochter hieße. Hat nun, im gegenwärtigen Falle, **Nuwairi** einen Sohn gehabt, ſo hat derſelbe **Faragj** geheißen: Oder hat er mehr als einen Sohn gehabt, ſo hat der Erſtgebohrene **Faragj** geheißen. Denn ſie nennen ſich gerne nach dem Erſtgebohrnen. Hat **Nuwairi** gar keine Kinder, oder nur lauter Töchter gehabt, ſo hat er dennoch dieſen Vornamen führen können, weil es einmal ſo eingeführet iſt, daß ein Mann einen Vornamen führet, der ihm das Anſehen giebt, als hätte er Söhne gezeuget. Dieſer Gebrauch rühret daher. So wie die Römer ihren Vornamen lieber, als ihren rechten Namen höreten, und es übel aufnahmen, wenn man ſie bey dieſem nennete, oder damit anſprach; wie **Horatius** ſaget: Quinte puta, aut Publi. gaudent prænomine molles Auriculæ: eben ſo beleidiget man die Araber auch, wenn man ſie bey ihrem rechten Namen, als z. E. Ahmed in gegenwärtigem Falle, anredet; dagegen haben ſie es lieber, und der Wohlſtand erfodert es, daß einer, der den andern anredet, oder aufrufet, ſeinen Vornamen nennet, das iſt, denjenigen, davon das Wort Abu den erſten Theil ausmachet. Alle obige Fälle und Bedingungen haben auch bey den Weibern ſtatt, nur mit dem Unterſchiede, daß das Wort Omm, das iſt, **Mutter**, anſtatt des Wortes Abu, und ein Weibername anſtatt des männlichen tritt. Denn Weiber nennen ſich lieber nach ihren Töchtern, als nach ihren Söhnen. Doch leidet das auch ſeinen Abfall. Denn man findet Exempel, da eine Mutter nach ihrem Sohne, und ein Vater nach ſeiner Tochter heißt. Allein dergleichen Exempel ſind in Betrachtung der übrigen, eine Ausnahme von einer Regel, und ſeltene Fälle, welche von außerordentlichen Begebenheiten veranlaſſet worden.

werden. Weiter iſt **Ahmed** oder **Achmed** der rechte Name unſers **Nuwairis**, aber unter allen der unbekannteſte. Unter dem rechten Namen verſteht man denjenigen, der einem bey ſeiner Beſchneidung, als ſein Eigenthum beygeleget wird, und bey den Muhammedanern in eben der Verhältniß ſteht, als bey uns der Taufname. **Nuwairi**, oder **Ibn Nuwairi**, oder **Ibn Abdol Wahab**, ſind Geſchlechtsnamen, wie bey uns Reiske, Müller u. ſ. w.

So viel vom Namen unſers Schriftſtellers. Ich glaubete manchen unſerer Leute einen Gefallen zu erweiſen, wenn ich die Art der Araber, Leute zu benennen, deutlich machete; weil ſich viele nicht darein finden können, und vor der großen Menge Namen, die arabiſche Verfaſſer in den Handſchriften zu führen pflegen, erſchrecken. Ihre Titel und Namen ſind groß und lang; aber, wären ſie uns nur nicht ungewöhnlich, ſo würden wir bald inne werden, daß ſie nicht länger, als die unſerigen, ja um ein gutes Theil kürzer ſind. Von **Nuwairis** Lebensumſtänden weis ich nur eben ſo viel, als uns zu wiſſen nöthig iſt; daß er ein Mofti, oder Rechtsausſprecher, Richter, oder Spruchherr zu Alcairo geweſen, und ein Jahr nach dem **Abulfeda**, das iſt, im Jahre 733 nach muhammedaniſcher Rechnung geſtorben ſey, welches in das Jahr Chriſti 1332 oder 1333 fällt. Außer ſeinem groſſen Werke, das ihm den meiſten Ruhm gebracht hat, und von dem ich mir vorgenommen habe, einen umſtändlichen Bericht mitzutheilen, hat er noch eine Geſchichte der Jünger und Freunde **Muhammeds**, unter dem Titel: Talkiho Fohumi Ahl il Atſchari fi Ojun it Tawarichi wa's Sojari geſchrieben. Das wäre nach unſerer Art zu ſprechen, eine muhammedaniſche Kirchengeſchichte der erſten zween Jahrhunderte nach ihrem Propheten.

Das größere Werk hat die Aufſchrift: Nehajat ol Arabi fi Fonun il Adabi, das iſt, **Ziel der Bedürfniß, oder des Nachſuchens in den verſchiedenen Arten der Wiſſenſchaften**; oder nöthiger Unterricht in jeder Art von Wiſſenſchaften für einen, der dieſelben nicht eben aus dem Grunde wiſſen will. Es iſt alſo nicht recht auf der 288ſten Seite unſers zehenten Bandes überſetzet worden: **die letzte Suſe der Vollkommenheit der arabiſchen Literatur.** Denn in der obangeführten arabiſchen Aufſchrift ſteht nicht ein Wort von den Arabern. Arabi bedeutet daſelbſt nicht Araber, ſondern Bedürfniß. Sollten jene angezeiget werden, ſo müßte geſchrieben worden ſeyn العرب. Aber ſo ſtehet الارب geſchrieben. Kenner der arabiſchen Sprache werden ſich alſo bald davon überzeugen, wenn ſie die Aufſchrift des Werkes in der Urſchrift ſehen, welche dieſe iſt: نهاية الارب في فنون الادب

Es theilet ſich dieſes Werk in fünf Fonun ein. Fonun iſt die vielfache Zahl (pluralis) von der einfachen (ſingulari) Fenn, und bedeutet ſo viel als Claſſen. Ein jeder von dieſen Fonun theilet ſich wiederum in fünf Acſam oder Theile ein. Acſam iſt die vielfache Zahl von der einfachen Caſim, ein Theil, Abſchnitt. Ich will das ganze Verzeichniß des Werkes herſetzen, ſo wie es vor dem Werke ſelbſt ſteht. Es wird daſſelbe den Begriff noch mehr beſtärken, den man ſo ſchon aus dem Titel hat, daß es eine Encyclopädie oder einen Polyhiſtor, oder ein nicht nach der Folge der Buchſtaben, ſondern nach den Materien eingerichtetes Lexicon Univerſale abgeben ſolle.

Die erſte Claſſe handelt demnach die himmliſchen Körper ſammt ihren Begebenheiten, desgleichen die irdiſchen und unterirdiſchen ab. Der erſte Theil dieſer Claſſe hat fünf Kapitel. 1. Von Erſchaffung des Himmels; 2. von deſſen Geſtalt; 3. von den Engeln; 4. von den ſieben Irrſternen; 5. von den unbeweglichen Sternen. Der zweyte Theil betrifft die Begebenheiten des Luftkreiſes, und trägt ſie in vier Capiteln vor, davon das 1. die Wolken, den Schnee und Hagel betrachtet; das 2. Donner und Bliz; das 3. die Luft; das 4. das Feuer. Der dritte Theil hält ſich bey der Zeit auf, und ſpricht 1. von Tag und Nacht; 2. von Monaten und Jahren; 3. von den Jahreszeiten;

4. von den Feſttagen und Jahrmärkten, oder andern Handlungen, die jedes Jahr auf einen gewiſſen angeſetzten Tag fallen, oder aufs neue wieder vorgenommen werden. Der vierte Theil hat Erde, Berge, Seen und was dahin gehörig zum Gegenſtande, und beſteht aus ſieben Capiteln, davon das 1. den Urſprung der Erde beſchreibet; das 2. die verſchiedenen Arten derſelben; das 3. ihre Weite und Länge; das 4. geht die ſieben Erdſtriche, climata oder zonas durch; das 5. betrachtet die Berge; das 6. die Seen und Eylande; das 7. die Flüſſe, Teiche und Brunnen. Der fünfte und letzte Theil des erſten Haupttheiles, oder der erſten Claſſe beſchauet die Erde, ſo wie ſie von Menſchen bewohnet iſt. Von fünf Capiteln, daraus es beſtehet, handelt das 1. von jedes Landes eigener Art, und dem Naturell der Einwohner; das 2. von den beſondern Gaben eines jeden Landes, und den Geſchöpfen, die es hervorbringt; das 3. von den Gebäuden; das 4. von Schlöſſern und Feſten; das 5. von Palläſten und geringern Wohnungen.

Die zweyte Claſſe bleibt beym Menſchen ſtehen. Der erſte Theil davon beſteht aus vier Capiteln, deren das 1. den Namen des Menſchen, und die verſchiedenen Arten und Neigungen deſſelben betrachtet. Die übrigen beſchreiben die Gliedmaßen unſers Körpers, und weiſen, mit Anführung dichteriſcher Beſchreibungen, mit was für Dingen der Witz der Dichter ſie habe zu vergleichen wiſſen; wie die Dichter ihre Kunſt in Beſchreibung des wohlriechenden Othems oder Hauches, den der Menſch ausbläſt, der Süßigkeit des Thaues, den der Küſſende von den Lippen ſeines Geliebten aufnimmt, der Holdſeligkeit der Rede, der Artigkeit im Betragen, der ſchönen geraden Geſtalt und Länge des Körpers und des Ganges am Frauenzimmer, haben ſehen laſſen. Der zweyte Theil beſteht aus fünf Capiteln, davon das 1. die vornehmſten und bekannteſten arabiſchen Sprüchwörter ſammlet und erkläret; das 2. die abergläubiſchen Gebräuche und pöbelhaften Sagen und Einbildungen der Araber erzählet; das 3. ihre Wahrſagerkünſte

künſte aus dem Vogelgeſchrey, Vogelfluge, aus Ahndungen, Namen, Buchſtaben u. ſ. w. durchgehet; das 4. von verblühmten Ausdrücken handelt, da man ein Ding unter einem entlehnten Namen zu verſtehen giebt, der aber dem ſchlauen eine bemerkbare Aehnlichkeit anzeiget. Im 5. kommen endlich die Räthſel vor. Der dritte Theil handelt von dem, was zur Rede gehöret, als Lob, Tadel, Scherz u. ſ. w. Beym Lobe 1. werden die löblichen Eigenſchaften durchgegangen, als Mildigkeit, Tapferkeit, Standhaftigkeit, Verſtand, Klugheit, Redlichkeit, Wahrhaftigkeit, Ehrliebe, Beſcheidenheit, Genügſamkeit, Enthaltſamkeit, Dankbarkeit, Erfüllung ſeiner Zuſage, Fürbitte, Bitte um Verzeihung, und Erregung des Mitleidens. Bey jeder dieſer Tugenden werden die dahin gehörigen Beyſpiele aus der Geſchichte der Araber angeführet. Eben ſo wird auch 2. mit den tadelhaften und ſtrafbaren Eigenſchaften verfahren. Es treten alſo unter den Laſtern und den berüchtigſten Laſterhaften auf der Neid und die Neidiſchen, das Ohrenblaſen, das Klatſchen, die Schmähſucht, die Kargheit und der niederträchtige Geiz, Geſchichte der Geizigen, und die Feigenblätter, womit ſie ihre Blöße haben bedecken wollen; ferner die Näſchigkeit, das unverſchämte ſich ſelbſt zu Gaſte bitten, die Gefräßigkeit, die Feigheit und das Ausreißen im Treffen, der Stolz und die Aufgeblaſenheit, die Dummheit, Grob- und Wildheit, das Lügen, die Falſchheit, Argliſt und Verrätherey, die Gierig- und Begehrlichkeit, das Zaudern im Halten ſeines Wortes oder in Abtragung ſeiner Schuld; die Fehler in der Sprache und dem mündlichen Vortrage, als wenn man ſtottert oder in der Rede nicht fort kann, und ſeine Gedanken nicht von ſich geben kann. Bey jedem dieſer Laſter werden, wie geſaget, diejenigen nahmhaft gemachet, die ihren Ruhm durch dieſelben beflecket haben. Im dritten Capitel, das vom Scherze und luſtigen Einfällen handelt, wird geſprochen vom Weine, dem Schaden, den er bringt, warum er verbothen iſt, was für verſchiedene Namen er führet, wer ſchon vor Muhammeds Zeiten ſich deſſen unter dem Arabern enthalten hat; wer hingegen, auch unter den Scherifs, den Wein geliebet hat. Das ſind Leute von Anſehen, die ihrer Abkunft vom Muhammed, oder ſonſt ihres hohen Standes wegen, ein heilig Leben führen, und andern mit einem guten Exempel vorgehen ſollten. Wer ferner durch Schwelgen und Weinſauffen ſich einem Namen erworben, und ſich zum Narren geſoffen hat. Witzige Einfälle der Dichter beym Weine, in Beſchreibung deſſelben, oder der Geſchirre, daraus man ihn trinkt; Ermahnungen, die kurze Lebensfriſt und die Gelegenheiten zu Luſtbarkeiten ſich zu Nutze zu machen, Beſchreibungen luſtiger Geſellſchaften, u. ſ. w. Weiter wird hier geſprochen von Weinſchenken, von Singen und Saytenſpiel, was die angeſehenſten Lehrer davon gehalten, ob ſie es verbothen oder erlaubet haben. Wer von den Chalifen, oder ihren Prinzen, von Scherifen, Feldherren und Staatsräthen, die Muſik getrieben, Geſchichte der Muſikanten, wer die Muſik aus Perſien nach Arabien gebracht hat, was ein Muſikant verſtehen müſſe, was die Dichter von der Muſik und ihren Werkzeugen geſaget haben. Der vierte Theil handelt von den Glückwünſchen, fröhlichen Bothſchaften, Trauer- und Leichenliedern, vom Mönchsleben, und von Gebethen. Der fünfte Theil iſt eine Einleitung in die Staatskunſt, und zeiget die Pflichten und Eigenſchaften großer Herren. Das 1. Capitel geht die nothwendigen Eigenſchaften eines Imams durch, ſowohl desjenigen, den man in gemeinen Leben ſo nennet, als auch des idealiſchen, über dem ſo viel und ſo hartnäckig geſtritten worden iſt. Das 2. ſamt den folgenden Capiteln geht die guten Eigenſchaften eines Fürſten und ſeine Vorzüge vor andern Menſchen durch, und führet weiſe Sprüche an, die Chalifen und andere große Fürſten von ſich haben hören laſſen, und die von ihrem hohen Geiſte und Klugheit zeugen. Was die Unterthanen den Herren, und dieſe hinwiederum jenen ſchuldig ſind. Wie eine wohleingerichtete Regierung beſchaffen ſeyn muß, wie ein kluger Regent Behutſam- und Standhaftigkeit anwenden, die vorkommende Gelegenheit ſchnell ergreifen, bald gelinde ſeyn und verzeihen, bald rächen und ſtrafen muß; in wie weit er anderer Leute Rath anhören und befolgen, oder ſich ſeiner eigenen Leitung überlaſſen ſoll, nebſt Beyſpielen von ſolchen, die alles nach ihrem eigenen Kopfe gethan, und niemanden um Rath gefraget haben. Weiter wird geſprochen von der Verſchwiegenheit bey anvertrauten Heimlichkeiten, von der Bedienung eines Kämmerlinges, oder Kammerdieners, von den Pflichten der Staatsräthe, der Feldherren, den Kriegesliſten, nebſt Beſchreibungen von Schlachten, Turnieren und Waffen. Von den Pflichten der Cadhis oder Richter und Schiedsmänner, von den Juſtizräthen, Rentmeiſtern und Einnehmern, von den Secretairen, ihren erfoderlichen Eigenſchaften, nebſt Formularen zu Manifeſten oder Bekanntmachungen und andern Schriften, die im Namen des Fürſten aus der Kanzelley oder Steuerverwaltung ausgefertiget werden; ingleichen von dem Stylo in gerichtlichen Klagen, Verträgen und Verbindniſſen. Von den Eigenſchaften eines Bücherabſchreibers, und eines Schul- oder Schreibemeiſters. Hier hat der Verfaſſer eine große und ſehr wichtige Abhandlung von der arabiſchen Orthographie eingerücket, die ich wohl wünſchete, mir abgeſchrieben zu haben. Sie zeiget, wie ein Bücherabſchreiber ſich vor den Irrungen und Fehlern in Acht nehmen müſſe, darein ſeine Zunftgenoſſen gemeiniglich zu fallen pflegen, indem ſie Buchſtaben von gleicher Geſtalt, oder ſolche Worte mit einander verwechſeln, welche zwar mit einerley Buchſtaben, das iſt, Mitlautern geſchrieben werden, (denn alle arabiſche Buchſtaben ſind Mitlauter, die Selbſtlauter ſind keine Buchſtaben bey ihnen, ſondern es ſind Zeichen die man nach Belieben hinzuſchreiben oder weglaſſen kann,) die aber nach Verſchiedenheit der Selbſtlauter einen verſchiedenen Verſtand haben. Er geht in alphabethiſcher Ordnung die Namen berühmter Leute, die in der Geſchichte vorkommen, durch, und zeiget wie die Abſchreiber, die gemeiniglich der Geſchichte unkundig ſind, ſie zu verhunzen pflegen, und wie man ſie dagegen recht ſchreiben müſſe, und giebt zugleich die Gründe der Rechtſchreibung an. Das iſt ein ſchönes kritiſches Stück, das in der arabiſchen Literatur gute Dienſte thun würde, wenn es gedruckt wäre.

Nun komme ich auf einen Theil dieſes nuwairiſchen Verzeichniſſes, welchen zu überſetzen es mir ſauer werden wird. Ich muß es meinem Leſer zum voraus ſagen, daß ich ihm hier nicht volle Gnüge geben kann. Nichts iſt ſchwerer in allen Sprachen, als die Namen der Thiere, der Erdgewächſe, und die Kunſtwörter. Doch hat man ſchon ſeit langer Zeit eingeſehen, daß einer eine Sprache verſtehen könne, wenn er gleich in dieſen beſondern Claſſen nicht vollkommen iſt. Niemand kennet in dieſen Stücken ſeine eigene Mutterſprache recht. Wie kann er denn aller Thiere Namen in einer ausländiſchen, zumal einer ſo entfernten, als die arabiſche iſt, wiſſen? Es handelt die dritte Claſſe von Thieren, und die vierte von Gewächſen. Werden mir nun hier Namen vorkommen, die ich nicht kenne, oder im Golio nicht finde, oder von denen ich zweifle: ſo werde ich ſie entweder bloß arabiſch hinſetzen, oder ich werde mit dem arabiſchen Namen meine Vermuthung, was er etwa bedeuten möchte, verbinden, und die zuverläßigere Beſtimmung der Zukunft überlaſſen. Zuweilen wird mir auch die Schickung der Thiere nach den Claſſen verdächtig, in welche es dem Verfaſſer beliebet hat, ſie zu bringen. Jedoch wird er wohl ſeine Urſachen gehabt haben, warum er dieſes und jenes Thier zu einer ſolchen, und keiner andern Claſſe bringet, ob ſie mir gleich unbekannt ſind. Vielleicht finden auch größere Naturkenner, als ich zu ſeyn mich rühmen kann, mehr Urſache mit des Nuwairi Schickung zufrieden zu ſeyn.

Die dritte Claſſe handelt demnach von den unvernünftigen Thieren; und zwar der erſte Theil von den reiſſenden Thieren السباع Cap. 1. Vom Löwen, vom Babar, ببر einem Thiere, das den Löwen begleitet, und ihm den Weg zeiget, und dem Tiger. 2. Vom فهد Fahd, oder dem Rehwolfe, dem Hunde, Wolfe, der Hyaena, und dem Ichneumon. 3. Vom Eichhörnchen, dem Fuchſe, dem Bäre, der Katze und dem Schweine. Der zweyte Theil, von den الوحوش wilden oder ſcheuen Thieren, die vor dem Menſchen laufen. Capitel 1. Vom Elephanten, dem Naſenhorne, der Zurafah, den Gazellen und Rehkühen. 2. Von den Waldeſeln, den Gemſen, und dem Lamath اللمط (vielleicht iſt es das Elendthier.) 3 Vom Reh, Haaſen, Affen und Strauß. Der dritte Theil, von الدواب والانعام den langſam ſchreitenden und weidenden Thieren. Capitel 1. Von den Pferden. 2. Von den Eſeln und Mauleſeln. 3. Von Cameelen, Rindern und Schafen. Der vierte Theil, von giftigen Thieren. Capitel 1. Von den Thieren, deren Gift tödtet. 2. Von denen, deren Gift ſo ſehr ſchädlich nicht iſt. Der fünfte Theil enthält Vögel und Fiſche, und beſteht aus acht Capiteln, davon die Vögel die ſechs erſten einnehmen: das ſiebente iſt für die Fiſche, und das letzte handelt von dem Jagdgeräthe zu Waſſer und zu Lande. Capitel 1. Von den سباع الطير reißenden Vögeln, als عقاب Adler, Baiz oder Falke, Sakr صقر und Schahin, oder weißen Falke. 2. Von den كلاب الطير hundeartigen Vögeln, *) als dem Naſr نسر (iſt eine unedle Art von Adlern) dem Pelicane, dem Weyhe oder Hüneraar, und dem Raaben. 3. Von dem بهايم الطير ochſenmäßigen

---

*) Ich halte dafür, er will die Vögel anzeigen, die auf das todte Aas fallen.

plumpen oder dummenzigen Vögeln, als da iſt das Haaſelhun, Trappe, Pfau, Hahn, Henne, Gans, Ente, Noham نعام (ein rother Vogel, der einer Gans gleicht,) Aniß انيس, Kawand القاوند, Schwalbe, Kik القيق (vielleicht Kiebiß) Djarur الزرور, Samani السماني, Wiedehoppe, Specht, und Sperling. 4. Von den بغاث الطير unedlern Raubvögeln, die ſich zur Baitze nicht abrichten laſſen, als da ſind die Turteltaube, die Holztaube, Waraſchan الورشان (eine Art von wilden Tauben,) Ringeltaube, Schephnin الشفنين, (auch eine Art von Taube) Abathbeth العتنبط, und Nawah النواح, (die Girr- oder Winſeltaube,) die Catha (oder Wüſteneytaube,) die Schlag- oder Haustauben, mit ihren Arten, und der Papagey. 5. Von den Nachtvögeln, als der Fledermaus, Carawan الكروان, Uhu, Eule. 6. Von dem الهمج Geſchmeiße, oder den Inſekten, als da ſind Ameiſen, Stinkfliegen, Spinnen, Heuſchrecken, Seidenwürmer, Fliegen, Mücken, Flöhe, und al Horkuſ الحرقوس (iſt eine Art von geflügelten kleinen Flöhen, oder wie Flöhe geſtalteten Geſchmeiße, das den Menſchen gerne in die Augenwinkel fährt, und ihn da ſticht.) 7. Von allerley Fiſchen. 8. Von dem Geräthe zur Jagd und zum Fiſchfange, desgleichen vom رماة البندق Armbruſtſchießen, und was dergleichen mehr iſt.

Die vierte Claſſe handelt von Gewächſen. Erſter Theil. Capitel 1. Von der Wurzel und dem Stamme der Pflanze und ihrer Auferziehung, oder Pflegung und Abwartung. 2. Was für Gewächſe jedes Land insbeſondere trägt, und was die Gewächſe an ihrem Gedeihen hindert, und die Erde unfruchtbar machet. 3. Vom

Getraide, Küchengewächſen und Kohle. **Zweyter Theil,** Capitel 1. Von den Früchten, die man ohne die Schale iſſt. 2. Von den Früchten, die inwendig einen harten Kern haben, den man nicht eſſen kann. 3. Von den Früchten die man ganz iſſt, und die weder Schale, noch harten ſteinernen Kern haben. **Dritter Theil,** von den Jahrsfrüchten, daran man riecht. Capitel 1. Von dem, woran man riecht, wenn es noch friſch iſt, und davon man wohlriechende Waſſer abzieht Hieher gehören vier Arten, die Roſe (نسرين, Neſrin, (roſa canina) خلاف Challaf (die Weide Salix,) und die nymphaea. 2. Von dem, woran man zwar riecht, wenn es noch friſch iſt, aber davon man keine wohlriechenden Waſſer abzieht, als Violen, Narciſſen, Jaſmin, Lorbeer, Safran, Poley. **Vierter Theil,** Von Gärten und Bluhmen. Capitel 1. Von den Gärten, und Beſchreibungen von ihnen, in freyer und gebundener Rede. 2. Von Bluhmen. 3. Von Gummatibus, davon es acht und zwanzig Arten giebt. 4. Von den verſchiedenen Arten von Manna. **Fünfter Theil,** von Räucherwerk und Spezereyen. Capitel 1. Vom Muſcus und deſſen Arten. 2. Von den verſchiedenen Arten von Ambra, und deſſen Minen, oder Heimaten. 3. Vom Aloeholze, deſſen Arten und Heimaten. 4. Vom Sandelholze. 5. Von der Spica nardi, und ihren Arten, desgleichen von den Würznäglein. 6. Von den verſchiedenen Arten des coſti. 7. Von Zubereitung der Galiarum, und der Nodud الندود oder wohlriechenden Kugeln, die aus Ambra, Muſcus und Aloeholz gemachet werden. 8. Von Zubereitung des Ramecks und des Sockes, السك (beydes ſind aromatiſche Compoſitiones. Das erſtere kömmt auch öfters bey den alten Medicis vor.) 9. Von Zubereitung derer Liqueuren, damit man einen zu beſprengen pfleget, und der abgezogenen Waſſer. 10. Von den Arzeneyen, welche Luſt zum Beyſchlafe erwecken, und den Kützel des veneriſchen Spieles noch empfindlicher machen. 11. Wie man denen zu Hülfe kommen könne, bey denen die Luſt des Fleiſches erſtorben iſt.

Die fünfte und letzte Claſſe iſt hiſtoriſch. Erſter Theil, enthält die alte heilige Geſchichte. Capitel 1. Von der Erſchaffung Adams. 2. Von Seth, dem Sohne Adams, und ſeinen Kindern. 3. Vom Propheten Edris. 4. Vom Noah und der Sündfluth. 5. Von Huds Begebenheiten mit dem Volke Ad, und dieſer Untergange. 6. Von Salehs Begebenheiten mit den Themuditen, wie dieſe Leute des Propheten Cameel umbrachten und ausgerottet wurden. 7. Von dem Volke des eingegangenen Brunnens, und des ſtarken Schloſſes. (Surata 22, 44.) 8. Von den Leuten von Arraſ. (S. Surata 25. p. 299. der engliſchen Ueberſetzung von Salen). Zweyter Theil, die Geſchichte einiger Erzväter. Capitel 1. Vom Abraham, und ſeinen Händeln mit dem Nimrod. Das 2. und die folgenden handeln von dem Loth, Iſaak, Jacob, Joſeph, Hiob, Dzul Kefl, und Schoaib, oder dem Jethro. Der dritte Theil handelt vom Moſe, Pharao, Joſua, Hercules, (oder Simſon,) Elias, Gila, (vielleicht ſoll es Gideon ſeyn,) Samuel, Saul, Goliath, David, Salomon, Jeſaias, Jeremias, Bochtnaſr, (oder Nebucadnezar,) von Verheerung des Tempels zu Jeruſalem, deſſen Wiederauferbauung und was dem anhängig, dem Esdras, Jonas, Zacharias, Johannes, Amram, Mirjam, (oder Maria) und Jeſu, ſeinen Apoſteln, und ihren apoſtoliſchen Verrichtungen, und den Gjergjes, (oder Ritter Görgen,) nebſt einem Anhange, darinn geſprochen wird, von den Begebenheiten, die vor der Ankunft Jeſu Chriſti ins Fleiſch vorgefallen ſind; von dem al Mahdi, und dem Dagjal, (oder Antichriſten,) von der Wiederkunft Chriſti auf die Welt, vor dem jüngſten Tage, ſeinem Verbleiben daſelbſt, und was alsdann vorgehen

gehen wird; wie auch von der Auferſtehung der Todten und dem letzten Gerichte. Der vierte Theil enthält die Geſchichte der Völker und Fürſten, die hin und wieder in den alten Zeiten regieret haben, und mächtig geweſen ſind. Da kommen vor, die ſogenannte Ueberſchwemmung in dem glücklichen Arabien *), und die Kriege der Araber in den wilden Zeiten, (das iſt vor Muhammed) die Geſchichte der Könige von Aegypten, Indien, Sina, Türkey und Gjil el Phatach, (oder Hyrcanien und Circaſſien,) Perſien, Griechenland, Syrien, der Sclaven, Longobarden, Franken, Gallicier, Mohren und Araber.

Der fünfte Theil geht die muhammedaniſche Geſchichte an, und da wird geſprochen vom Leben und Thaten des Propheten Muhammeds, den erſten vier Chalifen, und ihren Nachfolgern, den Chalifen vom Hauſe Ommiah und Abbas, und den übrigen mahummedaniſchen Herrſchaften; als da ſind, die Herrſchaft der Ommiaden in Spanien, und ihrer Nachfolger daſelbſt, nach Ausrottung der Ommiaden in dieſem Welttheile, die Herrſchaften in Africa und der Barbaren, die vergeblichen Verſuche dererjenigen, die nach dem Chalifate getrachtet haben, die Unruhen die der Herr der Zingjen, desgleichen die Carmathiten, und die Charegjiten oder Misvergnügten zu al Mauſel anrichteten, die verſchiedenen Herrſchaften, die im Morgenlande und in den nördlichen Strichen unter dem Chalifate der Abbaſiden entſtunden: dahin gehören die Fürſten von Choraſan und Maurennahar, die vom Gjebal, (oder dem Gebirge, das iſt Parthien) von Thabareſtan, Gaznah, Gor, Send und Hend; ich meyne die Fürſten vom Hauſe Saman, die Soffariden, Gazwaniden, Goriden, Dailomiten, Chottaliten, ferner die, ſo in al Irak, Diarbekir und Syrien regieret haben; als die Hamdani-

---

*) Dieſe habe ich A. 1748. arabiſch und lateiniſch in meinem Programmate ediret, das ich bey Gelegenheit meines Eintrittes in die Profeſſionem Linguæ Arabicæ ſchrieb, de epocha Arabum celeberrima Sail ol Arem dicta.

daniden, Dailomiten, Beujahiten, Selgjukiten, Atabekiten, Chowarezmiten, und Gjenkizchaniten oder Tataren, Tholuniden, Achſchididen, Obaiditen oder Fathemiten, Ejubiten, und ihren Eroberungen, bis auf die Zeit der Verfertigung dieſes Werkes, das iſt bis auf das Jahr *)
und ſiebenhundert, in den Tagen des vortrefflichen Fürſtens el Malec en Naſer — Abil Fatach Muhammed, des Sohnes des Solthans, el Malec el Manſur Abil Mothaffar Kelaum — den Gott lange Zeit regieren laſſe.

Bis ſo weit geht das Verzeichniß der Capitel von **Nauwairis** großem Werke. In den letzten Worten beſtimmet er die Zeit, da er es verfertiget hat. el Malec en Naſer, der Sultan, der Sohn des Sultans Kelauns, hat von Anno 709. (Chriſti 1310.) bis 741. (1341.) regieret. **Nauwairi** muß alſo zwiſchen 1310. und 1332. als in welchem Jahre er ſtarb, ſein Werk zuſammen getragen haben.

Der Raum verſtattet nicht, das verſprochene Stück aus dem **Abulfeda** mitzutheilen. Ich muß alſo mein Verſprechen entweder gar zurück nehmen, oder eine bequemere Gelegenheit erwarten. Wie angenehm würde es mir nicht ſeyn, wenn ich es ganz, es ſey nun lateiniſch oder deutſch, ans Licht ſtellen könnte!

---

*) Hier war in der leidenſchen Handſchrift ein leerer Raum für das Jahr gelaſſen.

ENDE.

Hauptregiſter
über die
Zehen Theile der Geſchichte
der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften.

Erſtes Regiſter
welches
die Artikel enthält, die zur Gelehrten-Geſchichte gehören.

Abanbitar, ſiehe Baithar.

Abulfeda, Auszug aus ſeiner Erdbeſchreibung, in ſo weit ſie von Africa handelt X. 311 ſelg.

Academie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, ihre Geſchichte I. 1-40. Ludwig der XIV. ſtiftet ſie A. 1663. und zu was Ende 2. 3. ihre Beſchäfftigung ebend. königliche Verordnung für dieſelbe vom Jahre 1701. 10. f. offner königlicher Brief von Marly vom Februar 1713. durch welchen die Academie beſtätiget wird 26. A. 1716. den 4 Jenner, wird ihre bisherige Benennung einer königlichen Akademie der Aufſchriften mit denen weiter e-

ſtreckten Namen einer königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften vertauſchet 30. Geſetze derſelben 10 - 20. nimmt die Vertheidigung der Schriften nicht auf ſich, die ſie in ihre Sammlung einrücket VIII. 467
Academie, die franzöſiſche, wird A. 1635 von Ludwig XIII. errichtet I. 26
Acciajoli, Donatus A. iſt der wahre Verfaſſer von Hannibals und Scipions Lebensbeſchreibungen, die man lange Zeit für Plutarchs Arbeit gehalten hat, weil ſie in den alten lateiniſchen Ausgaben vom Plutarch ſtehen II. 122. III. 357. einige haben ihn deswegen zu einem Betrüger machen wollen; allein ſeine Ehre wird gerettet II. 123
d'Achery, brauchet den Dom Mabillon bey ſeinem Spicilegio I. 412. was Herr de la Barre bey der neuen Ausgabe von d'Achery Spicilegio gethan VII. 439
Adatius, ob das der rechte Name des ſonſt ſogenannten Fredegars ſey I. 346
Aelians Stelle Hiſtor. Animal. XV. 16. wird verbeſſert V. 62
Aeſchylus, ſeine Kenntniß der Länder und des Erdbodens hat nicht weit gereichet IX. 278
Aeſop, in was für Anſehen er geſtanden VIII. 70. ob die Fabeln von ihm ſind, die man ihm beyleget 73
Agricolas Streit mit Wilhelm Budeo III. 446. ſeine Verdienſte um die griechiſche Sprache in Deutſchland [illegible] VIII. 13
St. Aignan, der Herzog von St. Aignan ward A. 1732 Ehrenmitglied der Academie V. 7
Aimon, Nachricht von deſſen Monuments de la religion des Grequs III. 504
Albericus de tribus fontanis ſchreibt den Sigebertum Gemblacenſem ohne ihn zu nennen, und öfters unrichtig ab X. 145
Aleander, Hieronymus A. war einer von den erſten Lehrern der griechiſchen Sprache zu Athen VIII. 13

die zur Gelehrten-Geſchichte gehören.

Allard, Guido A. von deſſen Sammlung von alten Aufſchriften aus der Dauphine, wird geurtheilet, daß ſie unzuverläſſig ſey IV. 108

Aloyſia Sigäa, die ihr zur Schande fälſchlich beygelegte unflätige Schrift, rühret vom Chorier her VI 77

Alphitander, Ludwig Alph. (das iſt auf teutſch Grützner) hat in ſeiner Abhandlung vom deo endovellico den Tubalcain in dieſem Götzen finden wollen II. 245

Alting, Menſo A. hat über die peutingeriſche Reiſekarte eine Auslegung verfertiget, die aber nie gedrucket worden VII. 238

Ammianus Marcellinus, die beym Ammian befindliche Auslegung des rameßiſchen Prachtkegels wird derjenigen vorgezogen, die der P. Kircher davon mitgetheilet I. 223

Anacreon wird verbeſſert II. 160. f. III. 93

Anaſtaſius Bibliothecarius, ſeine Stelle von der Krone, die Chlodoväus dem Pabſte Hormisdas zuſchickete, wird erwogen I. 186

Anianus, ein Mönch zu Alexandrien im V. Sæculo, erfand die Oſterrechnung I. 206

Annales Bertiniani, eine Stelle aus denſelben wird erwogen, wo der Cupedienſium gedacht wird IX 404-412

Anonymus, der hinter dem Cenſorino zu ſtehen pfleget, wird verbeſſert II. 169

Anſelm, der Abt Anſelme, Anton de St. Sever, ward A. 1710 Beyſitzer I. 34. A. 1716 Beſoldeter über die Zahl 36. 38. III. 12. ſtarb A. 1736 VI. 8. ſein Leben VII. 407 f. ſein Erweis, daß die Wiſſenſchaften vom Anbeginn an, inſonderheit in Gallien, ſind bearbeitet worden III. 380

Antilucrez, des Cardinals de Polignac, deſſen Veranlaſſung und Geſchichte VIII. 470

Antin, der Abt von Antin, nachmaliger Biſchof und Herzog von Langres, wird Beyſitzer A. 1716 I. 36. 39. III. 13. ſtarb 1733 V. 7

Antin, der Herzog von Antin wird Oberaufſeher der Academie I. 29. liebet die Wiſſenſchaften, ebend. zeiget, als Oberaufſeher über die Gebäude, Gärten, Künſte und Manufakturen in Frankreich, dem Zaar Peter dem I. alles in dieſem Königreiche Merkwürdige III. 3. ſtarb im November 1736 VI. 5

Antonins Reiſebeſchreibung, die Stelle aus derſelben, wo der Weg von Aix nach Arles beſchrieben worden, wird betrachtet VI. 285

Apollodor von Rhodus, beſchreibt die Art und Weiſe einen Mörder mit Gott und Menſchen wieder auszuſöhnen umſtändlich I. 43

Apollodor, Nachricht von des Abtes Bignon ungedruckter Auslegung über Apollodors Bibliothek VIII. 512

Apoſtolius, Michael Ap. muß ſich vom Cardinal Beſſarion in einem Schreiben von dieſem an ihn, wegen ſeines heftigen Scheltens auf den Theodorum Gazam, und blinden Eifers wider den Ariſtoteles, rechtſchaffen ausrichten laſſen II. 378 - 385. wo dieſes Schreiben befindlich iſt.

Appions Stelle vom Moſes, und inſonderheit von deſſen Anſtalt der Sonnen Lauf durch den Schatten zu bemerken, wird erläutert II. 219

Arabſchah, deſſen Geſchichte des Timurs erkläret Herr Fourmont IX. 485

Aratus verdient den Namen eines Dichters nicht, weil er ſich nirgends erhebt VI. 135

Arbre des Batailles, Nachricht von einer gewiſſen Ausgabe dieſes Buches, die ein ſeltſamer Betrug merkwürdig machet, der mit der Zueignungsſchrift geſpielet worden iſt X. 195 f.

Arcadio Hoang, ein junger Chineſer, der in Frankreich geſtorben, ſeine Geſchichte ſteht IX. 493-497

Archimedes ſchon hat Vergrößerungs- und Ferngläſer gemachet I. 122

Arcon, Cäſar d' Arcon hat eine Beſchreibung des Amphitheaters zu Bourdeaux hinterlaſſen, die dem Herrn de la Baſtie wohl zuſtatten gekommen iſt VI. 270

Ariſteas von Proconneſus, ein berüchtigter griechiſcher Robinſon, Nachricht von ihm IX. 275

Ariſtophanes, einige Stücken von ihm hat Charpentier franzöſiſch überſetzet in der Handſchrift hinterlaſſen I. 383

Ariſtoteles Rhetorik hat Charpentier gleichfalls franzöſiſch überſetzet hinterlaſſen I. 383. Beſſario beſtrafet in einem ſcharfen Schreiben den Mich. Apoſtolius wegen ſeiner Heftigkeit wider den Ariſtoteles und deſſen Anhänger II. 387 f. Nachricht von einem auf der königl. Bibliothek zu Paris befindlichen merkwürdigen Exemplare des Buches von wunderbaren Erzählungen, welches dem Ariſtoteles beygeleget zu werden pfleget IV. 218. ob Ariſtoteles Bücher vom Staate oder der Republik noch im Arabiſchen vorhanden ſind 423. eine Stelle aus Ariſtoteles Dichtkunſt (Cap. 7.) wird erkläret und verbeſſert, wo das Maaß der Länge eines Trauerſpieles beſtimmet wird 231 - 236. Ariſtoteles dunkle Gedanken von der Seele, der Materie und der Form, werden vorgetragen VI. 151

Arnaud brauchet Renaudoten die Zeugniſſe der morgenländiſchen Kirche für die abendländiſche zu überſetzen III. 501. 502

Ars moriendi, Nachricht von einer alten Ausgabe dieſes Buches VII. 362. Anmerk.

Art de fauconerie, Auszug aus einer alten Handſchrift dieſes Namens aus dem XIII. Sæculo X. 90 f.

Aſkew, deſſen Bericht von der Himmelsbreite von Athen wird geprüfet IX. 300. Anm.

Athenäus, eine Stelle aus deſſen 3ten Buche, wird erwogen II. 166

Avicenna, wo des Herrn Battiers Ueberſetzung vom Avicenna hingekommen III. 567

Aufgaben zum noinvilliſchen Preiſe bey der Academie für die Jahre 1734 - 1737 VI. 3. für die Jahre 1738 - 1741 VII. 2. 3. fürs Jahr 1741 VIII. 2. fürs Jahr 1742 VIII. 3. fürs Jahr 1744 IX. 1. fürs Jahr 1747 und 1748 X. 1

Auguſtins Buch vom Staate Gottes, wird im XIV. Jahrhunderte von Raoul de Preſles ins Franzöſiſche überſetzet IV. 99

Aumont, Ludwig Maria, Herzog von Aumont, Pair von Frankreich, Ehrenmitglied der Academie I. 22. ſtirbt A. 1703 I. 32. ſein Leben wird beſchrieben I. 385

Auſon, Geſchichte der Ausgabe vom Auſon zum Gebrauche des Dauphins IX. 544

B.

Bacchylides wird eines Irrthums in der Mythologie beſchuldiget III. 292

Bagarris, de Bagarris, Alterthumskundiger des Königes Henrich des IV, machet ſich an Auslegung eines alten geſchnittenen Steines II. 335

Baithar, Ibn Baithar (oder in einer etwas gröbern Ausſprache Abanbitar) ein gelehrter Arzt von Malaga, entdeckete zuerſt, daß die lotus nichts anders als die nymphæa ſey II. 226

Banduri, Anſelm B. ein Benediktiner und Bibliothecarius des Großherzoges von Toſcana, ward A. 1715 Ehrenmitglied der Academie I. 29. ſtarb A. 1743 VIII. 10. ſein Leben 474 f. brauchet den Herrn de la Barre bey ſeinen Ausgaben, und verſchaffet ihm anſehnliche Vortheile VII. 438. die alten griechiſchen Kirchenlehrer und Schriftſteller werden angezeiget, zu deren Ausgabe der P. Banduri ſich anheiſchig machete VIII. 477. 478

Banier, der Abt Anton B. ward A. 1713 Zögling der Academie I. 35. drey Jahre hernach Beyſitzer 39. Beſoldeter A. 1728 IV. 5. ſtarb 1741 VIII. 9. ſein Leben 410 f. vertheidiget die gewöhnliche Meynung von

von der Dauer des trojaniſchen Krieges III. 77. von ihm ſtehen in obiger Sammlung folgende Stücke:
von den Centauren II. 22
Einwürfe wider Boivins Lehre von der königlichen Würde der Iſraeliten in Aegypten 33. 34
von den zween Mines 59
von den Bätylen, oder ſteinern Götzenbildern, welche man umherzutragen pflegete III. 141
von Charons Palaſte, oder dem ägyptiſchen Labyrinthe 153
Betrachtungen über des Perſeus Reiſen, und ſeinen Kampf mit dem Phineus IV. 303
über eine Stelle im Pauſanias 389
von den Entzündungen des Berges Veſuv V. 281
Betrachtungen über die Mythologie VI. 222
Barat, Ludwig B. kömmt A. 1706 zur Academie, und ſtirbt in eben dem Jahre I. 33. ſein Leben 399
Barlet, Stephan B. hat die Denkmaale des Alterthums in der Dauphine geſammelt IV. 108. auf ſeine Abſchriften von denſelben, ſoll man ſich nicht allzuwohl verlaſſen dürfen ebend.
Barnes beſchuldiget den Euripides einiger Verſehen in deſſen Phöniſſen, daß ſolche Beſchuldigung ungegründet ſey, wird erwieſen III. 216
Barre, Ludwig Franz Joſeph de la Barre, ward A. 1727 Beyſitzer der Academie IV. 4. ſtarb A. 1738 VII. 4. ſein Leben VIII. 437 f. von ihm lieſt man in der Geſchichte folgende Abhandlungen:
über die Jahre Chriſti V. 27
Erklärung eines Sinngedichtes beym Martial 97
Gedanken von einer auf der Inſel Re gefundenen Krone 141
Verbeſſerung einiger Stellen beym Herodot VI. 65
Erklärung zweer Stellen beym Feſtus 80
Einwürfe wider des Herrn de la Baſtie Lehrſatz von der ägyptiſchen Rechnung nach den Jahren der römiſchen Kaiſer 290

Barthelemy, der Abt B. kömmt A. 1747 in die Academie X. 3. ſeine Abhandlung vom Fluſſe Pactolus 32 f.

Bartholomäus Anglicus, oder von Granville, hieß zu ſeiner Zeit der Plinius der Mönche IV. 103. ſein Proprietarium wird ins Franzöſiſche überſetzet 99

Bartholus, der alte berühmte Rechtsgelehrte wird wegen des Proceſſes beſtrafet, welchen er dem Teufel gegen die Jungfrau Maria führen läßt X. 175

Baſtie, Joſeph von Bimard, Baron de la Baſtie, ward A. 1737 Ehrenmitglied zum Briefwechſel VI. 6. ſtarb A. 1742 VIII. 10. ſein Leben 457 f. ſeine Abhandlung
- vom Amphitheater zu Bourdeaux VI. 265
- von der Weiſe der Aegyptier, die Regierungsjahre der Kaiſer zu rechnen 290
- von entdeckten Alterthümern zu Niſmes VII. 139

Baudelot, Carl Cäſar B. trat A. 1705 in die Academie I. 33. 34. 38. ſein Leben III. 525 f. ſtarb im Junio 1722 und vermachete in ſeinem Teſtamente der Academie einen Theil ſeiner Bibliothek, alle Schaupfennige und Alterthümer, und darunter auch eine Sammlung griechiſcher und lateiniſcher Aufſchriften III. 11. 13. ſein Vermächtniß wird mit dem Schatze von Alterthümern des Louvres zuſammen geſchlagen V. 5. von ihm ſtehen folgende Abhandlungen in der Geſchichte
- von der Nacktheit der Athleten in den griechiſchen Spielen I. 217
- Erklärung eines Siegels vom Kaiſer Gordianus 244
- von den Wagen auf den conſulariſchen Münzen 270
- von dem ſogenannten Petſchaft des Michael Angelo 309
- Muthmaßungen von einem alten Jaſpis mit ſeltſamen Figuren 319
- von einem Schaupfennige aus der cornufiziſchen Familie II. 252
- von der Bulle, welche die Kinder zu Rom am Halſe zu tragen pflegeten 285

Gedanken über zwo alte Aufſchriften, die man zu Beleſme gefunden II. 288
Gedanken von alten zu Paris gefundenen Denkmaalen 301
von Solons Namen auf geſchnittenen Steinen 335
vom Kriege der Athenienſer wider die atlantiſchen Eylande III. 60
Gedanken von einer zu Bourdeaux gefundenen Aufſchrift 325
Gedanken von einem alten geſchnittenen Smaragd 330
Inhalt von Baudelots Buche von der Nutzbarkeit der Reiſen 527
Bayle bedienet ſich bey ſeinem Wörterbuche einer Nachricht, die Herr Lancelot ihm zugeſchicket hatte VIII. 301. giebt gewiſſermaßen dem Cardinal de Polignac Anlaß zu ſeinem Antilucrez 470
Beaujeu, Honorius de Quiqueran de Beaujeu, Biſchof von Caſtres, ſtirbt A. 1736 VI. 8. ſein Leben 452 f.
Beaujeu, Paul Anton de Quiqueran de Beaujeu Heldenthaten wider die Türken, Gefangenſchaft und wunderbare Befreyung VI. 454
Bejahrte Mitglieder der Academie, wie es mit ihnen gehalten wird I. 31
Bejel, Jacob B. ein Prieſter von Speyer, verleitet Reineſium zu einem Irrthume X. 205
Belley, der Abt B. kömmt A. 1744 in die Academie IX. 3
Bellini, einige Nachricht von dieſem italieniſchen Maler VIII. 479
Bentley, ſeine Verbeſſerung, archiaci lecti beym Horaz für archaici, wird verworfen II. 171 f. von einem andern aber vertheidiget 173. eine andere von ihm, fulmen coruſcum für caducum, wird gleichfalls gemisbilliget 177. er wird wegen ſeiner zu kühnen und übelangebrachten Neuerungen im Horaz beſtrafet IV. 284
Berchoire, Peter B. ein Benediktinermönch aus dem XIV. Jahrhunderte, überſetzet den Livium ins Franzöſiſche IV. 99

Bercy, Carl Heinrich Malo von B. ward A. 1715 Ehrenmitglied der Academie I. 35. 37. ſtarb 1742 VIII. 10

Bergier hat ſich darinn geirret, daß er vielmals gemeine Schwipbogen auf den Brücken für Triumphbogen angeſehen II. 297

Beringhen, der Marquis Jacob von B. wird Ehrenmitglied der Academie I. 22. 37. ſtarb A. 1723 III. 13

ſein Leben 55

Bernard, die Ausgabe der Werke des heiligen Bernards wird dem Dom Mabillon aufgetragen II. 412

Bernards, eines Benedictinermönches Alter wird feſtgeſetzet X 356. Anmerk.

Bernard, Wilhelm Bernards Karte vom mittelländiſchen Meere wird beurtheilet IX. 291

Beroſi Bericht von dem Alter der aſtronomiſchen Beobachtungen der Chaldäer, wird unterſuchet II. 188 f.

Berſil, Nachricht von Hugeus de B. Biebel, einem ſogenannten Strafgedichte, in altem Franzöſiſchen X. 411 f.

Beſoldete Mitglieder der Academie, was es für Bewandtniß mit ihnen habe I. 11 f.

Beſſarions Schreiben an den Michael Apoſtolius, darinnen er dieſem ſeine heftigen Anzüglichkeiten und Erbitterung wider den Theodor Gaza, und den Ariſtoteles nachdrücklich verweiſt II. 378 f.

Beyſitzer der Academie, wer die ſeyn ſollen I. 11 f.

Bibran, ein böhmiſcher von Adel, der zu Anfange des XVII. Jahrhundertes in Europa herumreiſete, ſchickete Juſto Lipſio eine Beſchreibung des Amphitheaters zu Bourdeaux zu, welche Peter Burman in ſeine Sammlung von Briefen gelehrter Männer einrückete VI. 269

Bianchini Bericht von den verſchiedenen abwechſelnden Lagen guter und verbrannter Erde um den Berg Veſuv herum, und dem daraus geſolgerten Schluſſe vom Anwachſe des Erdbodens ſeit der Sündfluth V. 288

Bie, von Jacob Bie metalliſchem Frankreich wird verſichert, daß es voller erdichteter Münzen ſey VIII. 256

Bignon, der Staatsrath und Präſident der Kaufmannſchaft, Herr Hieronymus Bignon, ward A. 1709 Ehrenmitglied der Academie I. 34. 37. ſtarb A. 1735 III. 14

Bignon, des Abtes Hieronymi Bignon Leben IV. 461

Bignon, des jüngern Abtes Hieronymus Bignon Leben VIII. 515

Bignon, der Abt B. Johann Paul B. Abt zu Quentin, bekömmt vom Herrn de Pontchartrain die Aufſicht über die Academie I. 7. 37. ſtarb A. 1743 VIII. 10. ſein Leben 499 f. Verdienſte um die Academie ebend. 504 f. brauchet den Abt Sevin zu Unterhaltung ſeines Briefwechſels 389

Bigot, *wie eine gewiſſe alte Aufſchrift vom Tetricus an den Herrn Emerich Bigot gekommen ſey* II. 320. ebendaſelbſt findet man auch Nachricht von ſeinem Geſchlechte. Die Geſchichte ſo ebengedachter Aufſchrift, von der die Rede gieng, der Großherzog von Toſcana hätte ſie dem Herrn Bigot zugeſchicket, wird näher unterſuchet, und erwieſen, daß ſie niemals außer Frankreich gekommen ſey VII. 204

Blanchard, Elias Bl. kömmt A. 1711 zur Academie I. 34. 35. 39. IV. 4. von ihm enthalten obige Bände folgende Stücke:
- Abhandlung von der Religion der Reiſenden II. 15
- von den Gebräuchen der Römer bey Grundlegung der Städte 74
- von dem zu Athen angeordneten Gerichte zu Entſcheidung der Streitſachen unter Bürgern IV. 179
- von den Prytanen 313
- von den Heliaſten 374
- von den Piraten VI. 46
- von magiſchen Beſchwörungen 120
- von der Seele der Welt 144
- von den Geſetzen der Kindesannehmung zu Athen 320
- von den Bildſäulen der Alten VII. 34
- von den öffentlichen Verwünſchungen der Alten VIII. 55

Blete-

Bleterie, der Abt de la Bleterie ward 1742 Beyſitzer VIII. 10. Geſchichte des Kaiſers Jovians 210

Bocharts Meynung vom Urſprunge der Sage vom jüdiſchen Eſeldienſte I. 158. vom Urſprunge des Wortes Burſa, in ſo weit es das Schloß zu Karthago bedeutet I. 167. ſeine Art, die Fabeln der Griechen aus Phönicien und der phöniciſchen Sprache herzuleiten, wird beurtheilet VI. 213

Boethius, ſein Troſt der Weltweisheit ſoll das erſte alte Buch ſeyn, das jemals ins Franzöſiſche überſetzet worden IV. 97. Nachricht von verſchiedenen franzöſiſchen Ueberſetzungen davon 98. 99

Boileau, der Abt B. befördert des jungen Sevins Studieren VIII. 386. 387

Boileau, Nicolas B. der berühmte Dichter verliebet ſich in ſeiner Jugend in die Romanen, doch ohne Schaden ſeines guten Geſchmackes II. 392. ſeine Schritte bey der Academie I. 6. 32. ſtirbt A. 1711 34. ſammelt die Schriften, die wider ihn herauskamen, ſorgfältig II. 395. die Veranlaſſung zu Verfertigung ſeines Pultes 397. Ehre die Ludwig der XIV. ihm anthat 399. ſeine Gottesfurcht und Mildigkeit wird geprieſen 401. einige ſeiner matten Stellen werden angezeiget VI. 142. er wird mit dem Horaz zuſammen gehalten, und die Entſcheidung fällt dahinaus, daß es heißt, Boileau ſey ein groſſer Strafdichter, aber nicht auch zugleich ein ſo guter Weltmann geweſen, wie Horaz 117

Boindin kömmt A. 1706 zur Academie I. 33. 35. von ihm ſtehen folgende Abhandlungen in der Geſchichte:
von den Namen der Römer I. 172
Muthmaßungen von dem Urſprunge und der Bedeutung des Wortes Caievaire I. 371

du **Bois**, der Cardinal du Bois, erſter Staatsminiſter, ward A. 1722 Ehrenmitglied der Academie, und ſtarb bald darauf III. 13

Boiſſieu, von des Präſidenten zu Grenoble, Dionyſius Salvaing de B. Leben und Schriften wird ausführliche Nachricht ertheilet VI. 73. 79

Boiſſy, wie der Abt de Boiſſy, Johann Baptiſta Thiaudiere, ſeit A. 1710 bey der Academie geſtiegen I. 34. 35. ſtarb A. 1729 IV. 5. ſein Leben 547 f. ſeine Abhandlung von den Sühnopfern I. 1. von den Menſchenopfern 49

Boivin der ältere, Ludwig B. Parlamentsadvocat, wie er bey der Academie befördert worden I. 23. 32. 38. ſtarb A. 1724 III. 13. ſein Leben 565 f. er ſchildert ſeine Gemüthsart ſelbſt, die ſehr ſeltſam iſt 569. 574. von ihm lieſt man folgende Abhandlungen in der Geſchichte:
  über die Stelle Svetons im Leben Nerons, wo es heißt: orcus vobis ducit pedes I. 163
  von der juliſchen Zeitrechnung 204
  von den verſchiedenen Arten ein und daſſelbe Jahr zu datiren 212
  vom Urſprunge der Götter II. 1. von der königlichen Würde der Iſraeliten in Aegypten 27
  von dem Ausdrucke ver sacrum 113

Boivin, Johann B. des vorigen jüngerer Bruder, die Schritte die er bey der Academie gethan I. 33. 38. III. 14. ſtarb A. 1726 IV. 4. ſein Leben 480 f. ſeine Meynung von einer Stelle in Sophoclis Oedipo Tyranno II. 132 f. arbeitet an einer Geſchichte der königlichen Bibliothek zu Paris III. 444. ſeine Abhandlungen
  über eine Stelle der X. Odyſſe, wo der Ausdruck: die Wege des Tages und der Nacht ſind nahe, dunkel iſt I. 145
  über eine Stelle im Horaz Carm. III. od. 19. wo es heißt: ternos ter cyathos attonitus petet 150
  vom Streite unter Homers und Virgils Anhängern wegen des Vorzuges beyder Dichter I. 200

Muthmaßungen von dem Worte Calvaire I. 373
Beſſarions griechiſches Schreiben an Mich. Apoſtolius, welches Herr Boivin aus einer Handſchrift der königlichen Bibliothek zu Paris, nebſt ſeiner Ueberſetzung ans Licht bringt II. 377 f.
Bedenken wider Gedoyns Meynung vom Worte ἀνάπυστα beym Homer III. 277
von Wilhelm Budeus Leben 444
von einem Homer, den Wilh. Budeus beſeſſen 457
Bon, erſter Präſident bey der Rechnungskammer zu Montpellier, ward 1736 Ehrenmitglied zum Briefwechſel VI. 7
Erklärung einer alten Figur vom Merkur 313
von einem alten geſchnittenen Steine VII. 193
Erklärung eines alten numi VIII. 194
Bona, Nachricht von des Cardinals Bona Streite mit dem Dom Mabillon, wegen des ungeſäuerten Brodes I. 413
Bonamy, kam A. 1727 zur Academie IV. 4. ſeine Abhandlungen:
vom Verhältniſſe der Magie gegen die heidniſche Theologie 26
von des Kaiſers Julians Gemüthsart und Heidenthum 174
vom Fluſſe Bievre, oder dem Gobeliner VII. 380
ſein Streit mit dem Herrn Leveſque wegen Gundewals Verſuch, die fränkiſche Krone an ſich zu bringen X. 247
von den Rathhäuſern zu Paris 392
ſeine Meynung, daß das ehemalige Cappæ mit dem heutigen Chappes einerley ſey, wird widerleget 247
Bonnet, Honore B. Nachricht von einer alten Ausgabe ſeines Buches l'Arbre des Batailles X. 193 f.
Bonnodiere, Johann Renatus Allaneau de la Bonnodiere Eintritt in die Academie I. 23
Boſe, Johann Andreas Boſens Meynung, daß mehrere Kaiſer den pontificatum maximum zu gleicher Zeit geführet haben, wird beſtritten IV. 309
Boſſuet nimmt ſich des Herrn Boutards an IV. 531

Bouchardon ward Zeichner der Academie 1736 VI. 8

Bouche hat ſich darinn geirret, daß er das alte Calcaria mit Iucaris verwechſelt hat VI. 286

du Bouchet, die Echtheit einiger alten die fränkiſche Geſchichte betreffender Stücke, die derſelbe herausgegeben, wird in Zweifel gezogen III. 421

de Bougainville wird 1746 Beyſitzer der Academie IX. 4. erhält den Preiß für das Jahr 1745 IX. 2

Bouhiers Anfrage an den Herrn de Boze wegen des Namens στοαν. welcher auf einer Münze vom Antonius der Cleopatra beygeleget wird V. 129. VI. 235. ſeine Erklärung einer conſulariſchen Münze aus der fabiſchen Familie 237. ſein Streit mit dem Herrn de la Baſtie, wegen des pontificatus maximi der römiſchen Kaiſer V. 307. VIII. 467. ſeine Gedanken von der Jahresrechnung der Veroniker X. 94

Boulogne, de Boulogne kam als erſter königlicher Maler und Zeichner bey der Academie an Coypels Stelle III. 13. ſtarb A. 1733 V. 7

Bourdelin, Claude B. Vater von Franz Bourdelin, Nachricht von ihm II. 470. 471

Bourdelin, Franz B. tritt in die Academie ein I. 23. 32. ſtarb 1717 36. ſein Lebenslauf II. 470

Bourzeis, der Abt B. war einer der vier erſten Mitglieder der Akademie I. 4. ſtarb A. 1672 ebend.

Boutard, Franz B. Schickſale bey der Academie I. 34. 40. ſtarb 1729 IV. 5. ſein Leben 530 f. deſſen eigener Bericht von ſeinen gelehrten Arbeiten 534 f.

Boze, Claude Gros de Boze, Stufen die er bey der Academie durchgegangen I. 33. wird A. 1717 ihr Secretair und Schatzmeiſter 38. hielt den 24 Juli 1719 eine Anrede an den König, der in die Academie gekommen war. Sie ſteht III. 9. giebt ſeine Secretairſtelle auf VIII. 2. wird Director 7. legt ſeine Gedanken vom Nachſtämpel in einem Schreiben an den Herrn de la Baſtie an den Tag, welches dieſer ſeiner Ausgabe von Joberts Einlei-

Einleitung in die Münzwiſſenſchaft einverleibet hat VII. 176. ſeine Abhandlungen:
  von den Belohnungen der Griechen und Römer, für diejenigen, die ſich in den Wiſſenſchaften und im Kriege hervorthaten I. 124
  Vertheidigung einer alten Aufſchrift auf den Kaiſer Albin 240
  von cortoniſchen Münzen 260
  von den Belagerungsmünzen 321
  von den Palmzweigen auf Leichenſteinen II 310
  von einigen griechiſchen, lateiniſchen und phöniciſchen Münzen V. 115
  von einer Münze von Antonius und Cleopatra VI. 123
  Erklärung eines alten geſtochenen Carniols 136
  von neuentdeckten Alterthümern zu Niſmes VII. 139
  Anmerkungen zu Maittairens Annal. typograph. 313
  vom erſten gedruckten Buche, das einen gewiſſen Zeitpunct hat 361

de Broſſes, Präſident des Parlaments von Burgund, wird 1746 zum Ehrenmitgliede der Academie ernennet X. 3. Ankündigung eines Verſuches von ihm, ein gewiſſes verloren gegangenes hiſtoriſches Werk vom Salluſt zu erſetzen X. 155 f.

le Brün, was der Abt Banier an der neuen Ausgabe von le Bruns Reiſen geleiſtet hat VIII. 417

Brunetto Latini, ein Florentiner aus dem XIII. Jahrhunderte, überſetzet Ariſtotels Sittenlehre ins Franzöſiſche IV. 98. fernere Nachrichten von ihm 100 f.

Bruz, Edmund Bruz, eines Engländers Schreiben an Pinellum, wegen der peutingeriſchen Reiſekarte IX. 363. Nachricht von ihm ebend. 359

Büde oder Budeus, Ludwig, ein Bruder des groſſen Griechen, Wilhelm Bude, und deſſen Schüler im Griechiſchen III. 462

Büde, Wilhelm Budäi Leben wird kürzlich beſchrieben III. 444. Nachricht und Proben von und aus ſeinem Exem-

Exemplare vom Homer, zu welchem er viel hinzugeſchrieben III. 457 f.

Buonarotti Meynung von den dreyen Münzgöttinnen auf den Münzen, davon die mittelſte die größeſte Wage in der Hand hält, wird ausgebeſſert VI. 419

Burette, Peter Johann B. wie er bey der Academie fortgekommen I. 33 f. ſein Leben X. 445 f. ſeine Abhandlungen von den Leibesübungen der Alten I. 97 f. die Stücke von ähnlichem Inhalte, die in den Nachrichten ſtehen, werden erwähnet 113. ſeine Gründe wider Fraquiers Meynung, die Alten hätten die vielſtimmige Muſik im Gebrauche gehabt II. 151. ſ. auch X. 450

C.

Cäſars Lebensbeſchreibung von Plutarchen wird durchgegangen IV. 53 f. was ſich gleich nach ſeinem Tode zugetragen 64. eine Stelle aus Bell. Gall. III 23. wo er von den Vocatibus ſpricht, wird erwogen III. 267. aus Bell. Gall. IV. wird erkläret, und wider Cluvers Verdrehung vertheidiget IX. 302. 310

Callimachi Stelle Hymn. in Del. verſ. 100. wird verbeſſert III. 290

Callinus, ein guter Elegienſchreiber II 169

Calmets Streit mit dem Herrn Fourmont IX. 484. ſeine Meynung von den alten Gränzen Frankreichs, und daß Kaiſer Karl der IV. die Grafſchaft Bar zu einem Herzogthume erhoben habe, wird widerleget X. 42 f.

Campanus hat zuerſt zu dem Irrthume Anlaß gegeben, daß man Hannibals und Scipions Lebensbeſchreibungen, deren wahrer Verfaſſer Donatus Acciajolus war, dem Plutarch beygemeſſen hat III 358

Canaye, der Abt C. ward A. 1728 Beyſitzer der Academie IV. 4. VII. 4

du Cange Meynung, daß der pagus Aſleniſus Aſtenoy ſey, wird widerleget X. 406. das widerfährt auch ſeiner Meynung von den Contorniaten III. 236

Capitons Erklärung des Unterſchiedes der Patricier und Plebejer zu Rom, wird aufgehellet und vertheidiget I. 277 f.

Caponi, der Marcheſe Caponi, Großfourier des Pabſtes, ward A. 1729 zum auswärtigen Mitgliede der Academie ernannt IV. 5. ſeine Meynung von einem Medaillon Heliogabali wird geprüfet IX. 329

Carmeſon, Muthmaßung von Johann Carmeſons von Aragonien Leichenrede auf Peter Thomas VIII 305

Caſaubons Einfall, da er beym Polybius für Σκίρας will Ἄγαρες geleſen haben, wird verworfen I. 120

Caſſagnes, der Abt von C. war einer der vier erſten Mitglieder der Academie I. 4

Caſſandre, der franzöſiſche Ueberſetzer von Ariſtoteles Rhetorik, empfängt von Boileau Wohlthaten II. 402. 403

Caſtres, der Biſchof von Caſtres, ſiehe Beaujeu.

Catalecta werden verbeſſert II. 164

Caumartin, Johann Franz Paul le Febure de Caumartin, nachmaliger Biſchof von Blois, wird zum Präſidenten der Academie ernennet I. 21. 37. ſein Leben V. 353

Caumont, der Marquis von C. Joſeph de Seytres, ward Ehrenmitglied der Academie zum Briefwechſel A. 1736 VI. 7. ſtirbt A. 1740 IX. 3. ſein Leben IX. 473. er theilet der Academie die Abbildung eines alten Denkmaals in der Provinz mit VI. 285

Caylus, der Graf de Caylus ward A. 1742 Ehrenmitglied der Academie VIII. 10. ſeine Abhandlung von zween alten geſchriebenen Satyren in franzöſiſchen Verſen, die beyde den Namen der Bibel führen X. 410

Cebes oder Kebes von Theben, ob das Gemählde von ihm ſey, das man ihm beyleget II. 179. Urſachen, warum Wolf und Sevin es ihm abſprechen ebend.

Celſus, der Arzt, Abhandlung von deſſen Charakter und Werken, und deren Ausgaben IV. 66. er hat nicht Aurelius Celſus, ſondern Aurelius Cornelius Celſus geheißen ebend.

Cenſorin, ſein Buch de die natali wird geprieſen I. 212. ſeine Arten ein und daſſelbe Jahr zu datiren oder zu bezeichnen 213

Chaiſe, der P. Franz de la Chaiſe, Beichtvater des Königes, Ehrenmitglied der Academie I. 22. ſtarb A. 1709 34. ſein Leben, gelehrte Arbeiten, Kenntniß der Alterthümer und Verdienſte um die Wiſſenſchaften, werden beſchrieben I. 431 f.

Chambort, Wilhelm de la Boſſiere de Chambert, wird Beyſitzer III. 13. ſtarb A. 1743 VIII. 10. ſein Leben 517 f. ſeine Abhandlungen:
- von der Hochachtung der alten Deutſchen gegen ihr Frauenzimmer III. 404
- Erklärung einiger alter Schriftſteller V. 269 und VI. 375
- von dem Tage, an welchen Pompejus im bürgerlichen Kriege von Brundus abgefahren, und damit Italien verlaſſen hat VII. 126
- über eine Stelle Thuani 281

Changobert, Nachricht von Pithou de Changobert X. 437

Chapelain, einer der vier erſten Mitglieder der Academie I. 4. ſtarb A. 1674 ebend.

Chapelle, der Herr de la Chapelle wird in die Academie aufgenommen I. 6

Charmis, ein Arzt von Marſeille, brachte die warmen Bäder, die einige Zeit zu Rom abgekommen waren, zu Nerons Zeiten wieder auf I. 111

Charpentier, war einer der vier erſten Mitglieder der Academie I. 4. ſtarb A. 1702. 32. Urſachen, warum deſſen Leben nicht hat können mitgetheilet werden 383. Verzeichniß ſeiner Schriften ebend.

Chaufournier, ward A. 1734 Zeichner der Academie V. 8

Cheron, der Mademoiſelle Cheron Auslegung von Michel Angelo Petſchaft, wird verworfen I. 307

Chorier, Nicolas Chorier iſt der wahre Verfaſſer des berüchtigten unflätigen Buches, das einige der Aloyſia Sigäa, andere dem Meurſius, beygeleget haben V.. 77. wo auch noch mehr Umſtände von ſeinem übelgeführten Lebenswandel vorkommen.

Chondemirs Bericht von der unglaublichen Menge der Oerter, welche die Araber unter des Chalifen Omars des erſten Regierung einnahmen . . X. 289

Chryſoſtomus, Herr Sevin entdecket einige noch ungedruckte Werke von dieſem Kirchenlehrer IV. 48. Geſchichte der Ausgabe ſeiner Werke, die Dom Montfaucon beſorget hat . VIII. 452

Ciantar, der Graf C. ward 1745 ein auswärtiges Ehrenmitglied der Academie IX. 3

Cicero, eine Stelle aus der Rede wider den Piſo, wo er einer villæ Leucadiæ erwehnet, wird verbeſſert II. 334. eine Stelle aus dem Beginne der Officiorum wird wider Gronovs Veränderung vertheidiget III. 442. ſein Begriff von dem Worte πῖνος wird entwickelt, und die Stellen, wo er dieſes Wort, oder andere von ihm abgeleitete anführet, werden in ihr gehöriges Licht geſetzet 247 f. ſein Bericht von einem Siege des Lucullus über den Mithridates bey Tenedus, iſt nicht gar zu richtig 328. das Buch, welches in manchen Ausgaben das zweyte, in andern das vierte Academicarum diſputationum iſt, heißt ſeinem urſprünglichen Namen nach Lucullus 427. eine Stelle in dieſem Lucullo, oder II. Academicarum, wo es heißt Lucullus omnino caruit rebus humanis, wird verbeſſert IV. 280. Cicerons Leben, wie es Plutarch beſchrieben, wird vorgenommen 351-364. eine Stelle aus dem zweyten de natura deorum, wo es heißt, der Menſch ſey geſchaffen ad contemplandum & mirandum, wird verbeſſert 277. eine Stelle aus dem 18ten Briefe des erſten Buches ad Atticum wird erläutert V. 275. eine aus dem 12ten Briefe des 10ten Buches ad Atticum VI. 389-396. Cicerons Berichte von der Zeit des letzten Abzuges Pompeji aus Italien in ſeinen Händeln mit dem Julius Cæſar, werden vorgetragen und unterſuchet VII. 127. Cicerons Ausdruck zu Anfange der erſten Catilinaria, abiit, exceſſit, evaſit, erupit, wird für eine kalte Tautologie ausgegeben VI. 26. ſolcher Verwurf wird abgelehnet, und des Redners Ehre gerettet ebend. 52 f. eine Stelle aus dem 43 Cap. des 3ten Buches de natura deorum wird in Betrachtung genommen IX. 244. Nachricht von des Abts de S. Real, und des Abts Mangauls franzöſiſcher Ueberſetzung der Briefe an den Atticus 531

Clemens von Alexandrien, wird verbeſſert II. 170

du Clos Abhandlung von den Druiden wird geprüfet, und ihr in einigen Stücken widerſprochen IX. 253 f.

Cluvers Meynung, daß man beym Polybius an ſtatt Scoras leſen müſſe Ilara, wird gebilliget II. 120 f. ſein Irrthum in Anſehung der hercyiſchen Gebirge wird angezeiget III. 124. ſeine Meynung, daß Cäſar die Deutſchen bey Coblenz geſchlagen habe, wird widerleget IX. 307 f.

Coislin, Henrich Carl de Cambout, Herzog von Coislin, und Biſchof von Metz, wird ein Ehrenmitglied der Academie IV. 4. ſein Leben V. 341. Geſchichte ſeiner berühmten Sammlung alter Handſchriften ebend. 345

Colbert leget den Grund zur Academie der Wiſſenſchaften I. 2. deſſen Verdienſte um dieſelbe ebend. bis 5

Colom, Nachricht von Jacob Coloms Colonne flamboyante IX. 291

Columella wird verbeſſert II. 168

Comines, eine Stelle aus dem 10 Cap. des achten Buches von Philip de Comines Geſchichte wird erläutert VIII. 348 f.

Compendium morale de republica von Raoul de Preſle, nähere Nachricht von dieſem Werke X. 430

Comſy, Nachricht von Gautiers de Comſy Geſchichte der Mutter Gottes in altfranzöſiſchen Verſen, davon man eine Abſchrift zu Soiſſons aufbehält X. 164 f.

Conrad von Lichtenau, Abt zu Auersperg, an ſeiner Chronike haben mehrere Hände gearbeitet, und ſie vermehret, ſo, daß man es merket, daß jeder neuer Verfaſſer in ſeinem Namen redet I. 348

Conſtantins griechiſches Wörterbuch nach Porti Ausgabe hat Dom Bernhard de Montfaucon mit unendlich vielen ſchriftlichen Zuſätzen vermehret hinterlaſſen VI. 44

Corbichon, Johann C. ein Auguſtinermönch im XIV. Saeculo, hat des Bartholomeus Anglicus Proprietarium ins Franzöſiſche überſetzet IV. 99

Cornelius Severus wird verbeſſert III. 467

Corradus, eine Auslegung von ihm über Ciceronis ad Atticum X. 15. wird verworfen VI. 394

Corneille, Thomas C. Mitglied der franzöſiſchen Academie, und Beyſitzer der Academie der ſchönen Wiſſenſchaften I. 23. 32. ſein Leben und Schriften 446 f.

Coulon, deſſen falſcher Bericht vom Loiret in ſeinem Buche von den Flüſſen Frankreichs, wird widerleget VI. 206

Couture, Johann Baptiſta C. ehemaliger Rector der hohen Schule, und Profeſſor der Beredſamkeit, Beyſitzer der Academie I. 22. 32. 37. ſtirbt A. 1728 IV. 5. ſein Leben 519 f. wird auf dem Meere im größeſten Sturme gebohren, und geräth in ſeinem zarteſten Alter durch Untreue ſeiner Stiefmutter unter die wilden Jrokaner ebend. Abhandlungen von ihm:
über das 5te Capit. des 7ten Buches Valerii Maximi II. 201
von der Art und Weiſe, wie die römiſchen Redner für eine unzählbare Menge umherſtehender Zuhörer vernehmlich genug haben ſprechen können III. 115

Coypel, erſter königlicher Maler, arbeitet für die Academie I. 8. wird zu ihren Verſammlungen, doch nicht als ein Mitglied, zugelaſſen 23. 38. ſtarb A. 1722 III. 13

Craigh wird mit ſeiner Ausrechnung der Dauer der Welt und des Ch[illegible]ums ausgelacht VIII. 34

Crates, der Na[illegible]e eines Schriftſtellers von Abentheuern oder wunderb[illegible]en Zufällen, wird beym Heſychius Artik. Κλετόειν wiederhergeſtellet III. 470

Creſcentio Seekarte vom mittelländiſchen Meere, wird beurtheilet IX 290

Critias, Platons Abſicht in ſeinem Geſpräche, das er nach dem Critias genennet hat, iſt die Athenienſer zu leben III 65

Crito, die ſogenannte Schrift vom Plato wird überſetzet, und mit Anmerkungen begleitet VII. 48-91

Croix, la Croix du Maine franzöſiſche Bibliothek ſoll von Schnitzern wimmeln IV. 105. hat die Geſchichte des Kanzlers de l'Hoſpital wollen ausarbeiten, es iſt aber nichts daraus geworden X. 213

Cüloteau bekam den Preis vom Jahre 1740 VII. 3

Cunäus, deſſen Meynung, daß David König und Hoheprieſter zugleich geweſen ſey, wird verworfen II. 125

Cüvelier, ein alter franzöſiſcher Dichter aus dem XIV. Jahrhunderte, Nachricht von ihm VII. 322

Cüper, Giſbert C. Bürgermeiſter zu Deventer, ward A. 1715 Ehrenmitglied der Academie I. 29. ſtarb 1716. 36. ſein Leben II. 464. ſeine hinterlaſſenen ſchriftlichen Aufſätze 469

de la Cürne de St. Palaye wird Beyſitzer A. 1724. III. 14. überreichet der Academie des Foggini Virgil, der ihr zugeſchrieben war VIII. 5

D.

Dacier, Andreas D. wird Mitglied der Academie I. 8. A. 1708 Director und Schatzmeiſter III. 8. ſein Leben 536 f. ſeine Auslegung einer Stelle in Sophocles Oedipo, wird geprüfet II. 131 f.

Dacier, Anna D. des vorigen Ehefrau, Nachrichten von ihr III. 537 f.

Danchet, Anton D. Schritte bey der Academie I. 33. 35. ſein Leben X. 478 f. thut ſich ſonderlich mit Opern hervor ebend.

Daneus, Peter D. war der erſte Profeſſor der griechiſchen Sprache bey Franz des I. Collegio zu Paris VIII. 13

Decor puellarum, daß die venediſche Ausgabe dieſes Buches bey Nicolas Jenſon nicht, wie auf dem Titel ſteht, A. 1462, ſondern zehn Jahre ſpäter gedruckt ſey, wird erwieſen VII. 322 f.

Dekker, ein Jeſuit, ſoll, nach Fontenus Meynung, das Geburtsjahr Chriſti am beſten getroffen haben III. 214

Delfau, des P. Delph. Ehre wird in einem Streite, den Verfaſſer des Buches von der Nachfolge Chriſti betreffend, von Dom Mabillon gerettet I. 421

Demetrius Phalereus, eine Stelle der ihm beygemeſſenen Schrift wird erwogen, und ſein über den Homer ergangener Tadel gemisbilliget II. 199 f.

Democritus ſoll vom Petronius ſeiner weiten Reiſen wegen mit dem Hercules ſeyn verglichen werden III. 466

Demoſthenes, ein kurzer Entwurf von Tourreills franzöſiſcher Ueberſetzung von ihm II. 425. eine Stelle aus ſeiner Rede für die Krone, wird erkläret III. 52

le Dict de quatres Oiſeaux, ein Gedicht aus dem XIV. Jahrhunderte von der Liebe, deſſen Anſpielungen insgeſammt aus der Falknerey hergenommen ſind X. 91

Didymus war ein berühmter Sprachlehrer von Alexandrien, deſſen Zeitalter, großes Anſehen, und Verdienſte um die griechiſchen Schriftſteller IV. 79. ſein Tadel an dem erſten Verſe der erſten Ilias wird geprüfet und unzeitig geſcholten VI. 376 f.

Diodors von Sicilien Irrthum wird bemerket, nach welchem er die pythagoriſche Seelenwanderung den Galliern beymißt IX. 253

Dionis Caſſii Stelle aus dem 53 Buche, da geſaget wird, daß von zween oder mehrern Kaiſern allezeit wenigſtens einer den Titel eines Pontificis Maximi führe, wird erwogen V. 315 f. Dio hat Unrecht, wenn er will, daß die von Alexandrien ihre Jahre von dem Tage an hätten rechnen müſſen, da Auguſt ihre Stadt eroberte VI. 302

Dionyſius von Halicarnaſſus, ſein Bericht vom Alter des nackten Laufens in den olympiſchen Spielen, wird geprü-

geprüfet, und mit Thucydides ſeinen zu vereinigen geſuchet I. 218. eine Stelle aus ſeinem erſten Buche römiſcher Alterthümer wird erwogen, wo er von der Gewohnheit der Alten ſpricht, eines Jahres Zucht junge Mannſchaft den Göttern zu heiligen, und wegzuſchicken, um anderswo ſich niederzulaſſen II. 112 f. zwo Stellen aus deſſen Briefe an den Pompejus werden verbeſſert III. 251. 252. desgleichen eine andere 254. Auszug aus deſſen Buche von der Schickung oder Fügung der Worte in der Rede wird ertheilet 257 f. ſein Briefwechſel mit dem groſſen Pompejus, in welchem er den Plato gegen den Demoſthenes hält 239 f. ſein Urtheil von Platons Schreibart 241. in wie vielerley Claſſen er die Schreibarten gebracht habe 243. ſein erſtes Buch der römiſchen Alterthümer wird für einen hiſtoriſchen Roman ausgegeben IX. 127

Dionyſius, Nachricht von der älteſten Handſchrift der Chronike des heil. Dionyſius, die man kennet VIII. 240 f.

Dioſcorides, ein berühmter Künſtler in edlen Steinen am Hofe des Kaiſers Auguſts, deſſen Namen man auf vielen geſchnittenen Steinen erblicket II. 337

Directorium vitæ humanæ, alias parobolæ antiquorum Sapientium, von einer alten Ausgabe dieſes Buches wird geſprochen VII. 355. VIII. 75

Dodwells Meynung von der Zeit, da Sulla Athen eingenommen, iſt zwar an ſich richtig, aber ſeine Gründe dazu ſind nicht hinreichend X. 123 f. ſeine Rechtfertigung Eutrops, wegen des von dieſem vorgegebenen Zuges des Kaiſers Trajans nach Indien, wird widerleget 193. ſein Irrthum im athenienſiſchen Jahre und Kalender wird angezeiget IX. 204

Donati Ableitung des Namens Burſa wird verworfen I. 167

Dondis, Johann de Dondis, ſonſt Johann der Uhrmacher von Padua genannt, war im XIV. Jahrhunderte ein groſſer Gelehrter VIII. 215 f.

Doujats Meynung von Hannibals Uebergange über die Rhone, wird widerleget II. 128

Düche, Joſeph D. gelanget zur Academie I. 23. ſtirbt 1705 32. ſein Leben 395 f.

Dupleix Meynung von der Lage des alten Schloſſes Brennacum, wird widerleget X. 272 f.

Durands Rationale wird von Johann Golain ins Franzöſiſche überſetzet IV. 99

E.

Ebul, eine Handſchrift von dieſem Buche, darinn die Lehre der Mager vorgetragen wird, bringt Herr Sevin aus dem Morgenlande mit ſich nach Paris IV. 422

Eccards Erklärung einer alten Aufſchrift IV. 228

d'Egly ward 1742 Beyſitzer VIII. 10. ſeine Abhandlung

von der Fabel oder dem Apologus 65

vom Gotte Teleſphorus X. 55 f.

von der Kindesannehmung durch die Waffen 255

Edda iſt in den Alterthümern von keinem ſonderbaren Gewichte, weil ſie zu neu iſt IX. 59

Ehrenmitglieder der Academie, wie ſie beſchaffen ſeyn müſſen I. 11. Verzeichniß derſelben vom Jahre 1717 37

Ephrem der Syrer, Nachricht von einer ſeltſamen Handſchrift ſeiner Predigten zu Paris, davon der jüngere Boivin eine merkwürdige Entdeckung machet IV. 483

Epinomis, eine unter Platons Werken befindliche Schrift, iſt nicht von ihm III. 146-152. die Alten haben ſie auch nicht für Platons Werk erkannt 152

Eraſmus von Rotterdam, kleiner Streit zwiſchen ihm und Wilhelm Budeo III. 446

Eratoſthenes Erdbeſchreibung, wird gerühmet IX. 295

Erizzo Vorgeben, als wären die Contorniaten zu Crotona gemachet worden, wird widerleget III. 238

Etrees, der Mareſchall d'Etrees wird 1726 Ehrenmitglied der Academie IV. 4. ſtarb 1737 VI. 8

Etymologicum M. v. Ἀγγαιθεῖν wird verbeſſert III. 469

Evangelus ſoll der wahre Verfaſſer der geheimen Geſchichte von Kaiſer Juſtinianen heißen, die man gemeiniglich dem Procopio beyleget X. 220

Eudoxus von Knidus hat unter Ptolemæo Lathuro Africa umſegelt IV. 328 f.

Euenus, ein guter Elegienſchreiber II. 109

Euhemerus, ein Spruch von ihm, den Euſebius aufbehalten, wird verbeſſert II. 165. er iſt kein Dichter, ſondern ein Fabelſchreiber geweſen 168. ſeine Meynung vom Urſprunge der Vergötterung wird widerleget X. 76

Eumelus hat ein Gedicht von den Bienen unter dem Namen Bugonia geſchrieben II. 108

Euripides, einige Stellen aus deſſen Iphigenia taurica werden erläutert III. 204. ſeine Beſchreibung des Zweykampfes und Todes der beyden Brüder, Eteokles und Polynikes, wird vertheidiget 216. IV. 73. eine Stelle aus dem Rheſus vers. 446. wird verbeſſert III. 232. desgleichen eine aus dem Oreſtes 258. der 1418 Vers aus der Iphigenia taurica wird verbeſſert IV. 93. die Andromacha wird durchgegangen V. 45. ein Fragment von ihm wird verbeſſert IV. 257

Euſtathius Auslegung über Odyſſ. Δ. 355. wird widerleget IX. 269

Eutrops Stelle wird erwogen, wo es heißt, der Kaiſer Trajan ſey bis in Indien eingedrungen X. 181 f.

F.

Faber, (oder le Fevre), aus Tanaquil Fabers ſchriftlich hinterlaſſenen Anmerkungen über den Sophokles wird eine Probe mitgetheilet V. 65 f.

Fabricii Meynung von dem Verfaſſer des alten griechiſchen Wörterbuches, das unter Heſychii Namen bekannt iſt, wird widerleget III. 400. ein paar Fehler in der Bibliotheca lat. medii et infimi aevi, den Bernard, einen Benedictinermönch betreffend, werden verbeſſert X. 354. Anmerk.

Faenza, ob Johann de Faenza das Leben Petri Thomas beſchrieben habe VIII. 305

Falconet, Camillus F. wird 1716 Beyſitzer I. 39. arbeitet an einer Geſchichte des Seecompaſſes IV. 96. Abhandlung von den erſten franzöſiſchen Ueberſetzern 96

Fanieres tritt 1716 zur Academie I. 35

Farſitus, ſiehe Hugo.

Favin, der Verfaſſer einer Geſchichte von Rouen, hat in Auslegung einer alten Aufſchrift vom jüngern Tetricus allerhand Fehler begangen II. 319

Fauſt, Johann Fauſtens und Peter Scheffers Verdienſte um die Buchdruckerey, werden in einigen Abhandlungen hinter einander in ein heller Licht geſetzet VII. 313-380. die Unterſuchungen laufen dahinaus, daß Johann Fauſt mit Zuziehung ſeines Eydams, Peter Scheffers, des erſten Erfinders des Schriftgießens, Johann Guttenbergen, dem wahren Erfinder des Buchdruckens, Geld vorgeſtrecket, und ihn damit in den Stand geſetzet habe, ſeine Erfindung durchzutreiben, und zur gehörigen Vollkommenheit zu bringen. Das Wahrzeichen ſeiner Druckerey iſt ein Stierkopf.

Felibien der ältere, wird Mitglied der Academie I. 6. ſtarb A. 1733 V. 5

Fenel, der Abt Fenel, Domherr zu Sens, ward A. 1744 Beyſitzer IX. 3. erhält den Preis fürs Jahr 1743 VIII. 8

Feſtus, ein paar Stellen aus ihm, die das griechiſche und römiſche Münzweſen betreffen, werden erkläret und verbeſſert VI. 80 f.

Fevre, Johann le Fevre von Bourdeaux hat das dem Ovid fälſchlich beygemeſſene Gedicht de vetula im XIV. Jahrhunderte ins Franzöſiſche überſetzet IV. 99

Fevre, Tanaquils le Fevre Meynung vom Urſprunge der Sage vom jüdiſchen Eſeldienſte I. 160. ſiehe Faber.

Ficoroni ſchicket der Academie eine Abhandlung von den Ehrenzeichen zu, welche die Römer ihren Kindern zugeſtunden II. 285

Fleury, der Cardinal Armand Hercules de Fleury, Biſchof von Frejus, wird A. 1723 Ehrenmitglied der Academie III. 13. ſtarb 1743 VIII. 10. ſein Leben 484

Fleury, Julian Fleury, Geſchichte ſeiner Ausgabe vom Auſen IX. 544

Flodoard, eine Stelle aus ihm (II 8.) wird erläutert X. 407

Florius, von Franciſci Florii von Florenz Buche de amore Camilli & Aemiliæ, welches das erſte in Frankreich gedruckte Buch ſeyn ſoll, wird ausführliche Nachricht ertheilet IV. 135 f.

Foggini giebt den Virgil nach dem mediceiſchen Manuſcripte heraus, und eignet ihn der Academie zu VIII. 5

Foncemagne ward 1722 Beyſitzer III. 13. Aufſeher über den Schatz der Alterthümer V. 6. IX. 4. ſeine Abhandlungen:

- vom Urſprunge der Druckerey in Frankreich IV. 133
- Anmerkungen über zwo Stellen aus de Valois Nachricht von Gallien 205
- Beweis, daß Gregor von Tours nicht der Verfaſſer des Lebens des heil Peter ſey 365
- von der Geburt Konig Ludewigs des VII. VII. 285
- Anmerkung über eine neue Erklärung der Worte Auſtria und Neuſtria 292
- Nachricht von einem bey Cherbury entdeckten Grabmaale VIII. 181
- Anmerkungen über die Geſchichte Carls des VIII 328-350
- Unterſuchung des Urſprunges des Namens Vinzennes X. 28
- von dem Urſprunge der Sage, welche den Kaiſer Carl den Großen zum heiligen Grabe wallfahrten läßt 348

Fonſeca, ein gelehrter und am ottomanniſchen Hofe angeſehener Doctor, mit dem Herr Sevin zu Conſtantinopel bekannt wird, und durch den er ſich den Weg zur Bibliothek der alten griechiſchen Kaiſer zu bahnen ſuchet IV. 413

Fontaine iſt bey weitem der ſchöpferiſche Geiſt nicht, wofür man ihn hält, indem er den deutſchen Fabeldichtern viel abgeborget hat VIII. 75

Fontenelle, Bernhard de F. wird Beyſitzer der Academie I. 22. 32

Fontenu, der Abt Ludwig Franz de Fontenu kömmt A. 1714 zur Academie I. 35. VIII. 9. ſeine Abhandlungen:
- von der Kleidung der Helden und gewiſſer Gottheiten in Aegypten II. 221
- von den Altären des wahren Gottes bis auf Chriſti Geburt III. 15. IV. 6
- von der iliſchen Minerva III. 197
- von einer Münze Philippi des Tetrarchen 208
- vom Fluſſe Loiret VI. 205
- von den ſogenannten Camps de Ceſar VII. 132
- von den Waſſerleitungen der Alten, und Beſchreibung der Waſſer zu Coutanzes VIII. 153

Fortunatians Stelle, wo er von einer von König Childeberten dem I. zu Paris erbaueten Kirche ſpricht, beziehet ſich nicht auf die Frauen- oder Hauptkirche, ſondern auf die Kirche zum heil. Kreuze zu St. Vincenz II. 304

Foucault, Nicolas Joſeph F. Intendant der Generalität zu Caen, Ehrenmitglied der Academie I. 22. ſtarb 1721 III. 13. ſein Leben 514

Fourlani, Paul F. Seekarte vom mittelländiſchen Meere, wird beurtheilet IX. 290

Fourmont, Stephan F. oder der ältere, kömmt 1713 zur Academie I 35. VI. 7. erkläret und überſetzet tibethiſche Schrift III 6. giebt A. 1722 nebſt dem Hrn. de Boze dem Könige Rechenſchaft von dem Inhalte der tibethiſchen Bücher 8. will eine phöniciſche Aufſchrift erklären V. 129. ſtarb 1745 IX. 4. ſein Leben 479. ſeine Abhandlungen:
- von der Hölle II. 5
- von den helleniſtiſchen Juden 128

von der Dauer der trojaniſchen Belagerung III. 67
critiſche Regeln bey Herſtellung verſtümmelter Stellen alter Scribenten 89
von den Anführungen 94
von der Gelahrtheit der Chineſer 365
vom Nutzen der morgenlandiſchen Sprachen in der griechiſchen Geſchichte IV. 395
von der Bedeutung des Wortes Salve beym Horaz od. 1. verſ. 32. III. 450
von der Bedeutung des Wortes ἔγχος IV. 85
daß die ſiebenzig Dollmetſcher nach einem punctirten hebräiſchen Codice überſetzet haben VII. 240
von phöniciſchen Münzen von Maltha V. 119
Fourmont, der jüngere, oder der Abt Michael Fourmont, wird 1728 nebſt Herrn Sevin nach Conſtantinopel geſchicket, um daſelbſt Manuſcripte einzukaufen III. 6. IV. 3. er iſt unglücklich in ſeiner Bemühung, die Ueberbleibſel der Bibliothek der alten griechiſchen Kaiſer zu entdecken und zu retten 412. er durchwandert Griechenland, entdecket, ſchreibt ſich ab, und ſammelt eine erſtaunende Menge von alten Aufſchriften in den verſchütteten Trümmern ehedem berühmter Städte, davon man einen umſtändlichen Bericht 425 - 444 findet, ſtarb 1746. IX. 4. ſein Leben 504. ſeine Abhandlungen:
von einer im ſechſten Jahrhunderte in Perſien vorgefallenen Empörung IV. 445
Gedanken über eine von Malta eingeſchickte Aufſchrift V. 129
Erklärung derejenigen Aufſchriften, die man in dem Tempel des Apollo zu Amyclä gefunden VIII. 141
Fourmont, Ludwig F. ein Neffe der beyden vorigen Brüder, begleitet den Abt auf ſeiner Reiſe durch Griechenland IX. 511. 512. 523
Fracaſtors Syphilis wird gerühmet VI. 133. an dieſem Gedichte wird ausgeſetzet, daß es nicht dichteriſch und maleriſch genug ſey 138

Fraguier, der Abt Claude Franz Fraguier ward 1705 Beyſitzer der Academie I. 33. ſtarb 1728 IV. 5. ſein Leben 505. ſeine ſeltſame Krankheit ebend. 510. ſeine Abhandlungen:
- vom Alterthume der Malerey I. 81
- Erklärung des platoniſchen Ausſpruches von der Dichtkunſt 189
- Betrachtungen über Virgils Aeneis 193
- Prüfung einer Stelle Platons von der Muſik II. 144
- von den Flüchen der Aeltern über ihre Kinder III. 26
- über eine Stelle Pindari, die Plato anzieht 190

Free, deſſen Eſſay towards the hiſtory of the Engliſh Tongue, wird geprieſen, und ein Auszug daraus ertheilet IX. 74. Anmerk.

Fredegars Stelle, wo es heißt, Reinfried und Chilperich der II. hätten den Eudes, Herzog zu Aquitanien, um ihn wider Carolum Martellum aufzuhetzen, Geſchenke und eine Krone geſchicket, wird erkläret und unterſuchet, ob Krone daſelbſt nur ſo viel als ein Kleinod, das von keinen Folgen ſey, bedeute, oder ob Chilperich damit dem Eudes ſeine königliche Gewalt übergeben habe I. 183. Fredegars Glaubwürdigkeit in der franzöſiſchen Geſchichte wird vertheidiget 343. nur die 90 erſten Capitel der ihm beygemeſſenen Chronike ſind von ihm, die übrigen aber von einer neuern Hand 348. ob Fredegar ein wahrer, oder ein erdichteter Name ſey 346. was er vom Hunibald erzählet 344. wenn er gelebet 347. der Umfang ſeiner Geſchichte ebend. iſt nach dem Gregor von Tours der wichtigſte Geſchichtſchreiber der alten fränkiſchen Geſchichte 347. ſcheint ein Burgundier geweſen zu ſeyn ebend. wie vielerley Hände ihn wohl mögen fortgeſetzet haben 349

Frehers Meynung von der Art der alten Römer ihre Münzen erſt in Formen zu gießen, und dann zu ſchlagen, wird zernichtet II. 273 f.

Freret, Nicolas F. kömmt zur Academie A. 1714 I. 35. 30. VI. 7. erkläret nebſt Fourmonten die tiebethiſche Schrift III. 6. lieſt A. 1722 den 24 Julii in Gegenwart des Königes eine Abhandlung vom Urſprunge des Schachſpieles ab 10. ward 1743 Secretair der Academie, konnte aber wegen Unpäßlichkeit ſeinem Amte nicht recht wohl verſtehen VIII. 2. ſtarb 1749 4. brachte die letzten Jahre ſeines Lebens mit chronologiſchen Unterſuchungen zu 3. verfertiget ein großes Werk von dem Urſprunge und erſten Zuſtande der älteſten Einwohner Griechenlandes, welches die Academie verſpricht mit der Zeit ans Licht zu ſtellen X. 9. ſo verſpricht ſie auch ſeine Widerlegung der neuteniſchen Zeitrechnung 70. er beſtimmet die Zeit, wenn Kaiſer Moriß auf den Thron gelanget iſt 262. ſeine eingerückten Abhandlungen:
vom deus endovellicus II. 240
von der Poeſie der Chineſer 361
daß Criſſa und Cirrha ein Ort ſey III. 82
vom Urſprunge des Schachſpieles 163
von der Sprache der Chineſer 335
Geſchichte und Erklärung der Fabel vom Bellerophon IV. 294
von der Dauer der Generationen in den königlichen Geſchlechtern VII. 15
von den Meilenſäulen in Frankreich, und der Weite der Leuge 197
Vergleichung des Maaßes der römiſchen Reiſekarte mit dem geometriſchen des Herrn Caßini 213
von der peutingeriſchen Reiſekarte 233
allgemeine Betrachtungen über den Urſprung und die Geſchichte der erſten Einwohner Griechenlandes X. 5 f.
von der Beſchaffenheit des Gottesdienſtes, womit man im Griechenlande die Helden, inſonderheit den Aeſculap verehrete 70
Gedanken von der Jahrrechnung der Bereniker 94

von der Zeit, wenn Sulla Athen eingenommen X. 123
von Trajans Feldzuge nach Indien 181

Freinshem, Urtheil von deſſen Ergänzungen zum Livius III. 339. eine Unrichtigkeit in denſelben wird angezeiget ebend.

Froiſard, von ſeinen Gedichten überhaupt, und inſonderheit von ſeinem Paradieſe der Liebe, dem verliebten Uhrwerke, der Margaretenbluhme ꝛc. wird Nachricht gegeben, und von ſeiner Dichterey geurtheilet VII. 300 f.

G.

Gaguin, Robert G. hat auf Karls des VIII. Befehl den Iulius Cæſar franzöſiſch überſetzet IV. 100

Galenus, wenn der ſaget, die Gymnaſtik ſey erſt zu Platons Zeiten bekannt geworden, Homers Zeiten aber noch unbekannt geweſen, ſo iſt das von der mediciniſchen Gymnaſtik, oder von der Anwendung der Leibesübungen zu Befeſtigung der Geſundheit und zu Abwehrung allerley Krankheiten zu verſtehen I. 100

Galland, Anton Galland, königlicher Profeſſor der arabiſchen Sprache, kam zur Academie I. 23. 33. ſtarb 1715. 35. ſein Leben II. 437. dreyfache Reiſe nach den Orient 439. 440. gerieth zu Smyrna durch ein Erdbeben in große Lebensgefahr 440. ſeine in der Handſchrift hinterlaſſenen Werke 443. ſeine eingerückten Abhandlungen:
vom Urſprunge und Gebrauche der Trompete bey den Alten I. 114
Beweis, daß N. F. auf der Helena ihren Münzen nobiliſſima fœmina bedeute 281
von Domitii Domitiani, Conſtantini iunioris und Conſtantii Galli Münzen 283
Muthmaßungen über einen Jaſpis mit ſeltſam zuſammen gepaarten Bildern 318
Gedanken über eine Stelle Horazens, wo lecti archaici vorkommen II. 171

von einer Münze von Corfu, auf M. Antonium, und deſſen Gemahlin die Octaviam II. 260
Erklärung einer griechiſchen Münze von Nicäa, auf den Nero 266
Gallois, der Abt G. wird Mitglied und Secretair der Academie I. 5
Gaſparinus von Bergamo, ſeine Briefe waren das erſte Buch, das man zu Paris druckete IV. 133
Gaſtaldo, Jacob G. Landkarte von Griechenland, wird gelobet IX. 289
Gauchi, Henrich G. überſetzet zu Ausgange des XIII. Jahrhunderts des Frere Gilles Buch von der Regierung der Könige V. 98
Gaza, Theodor Gaza war von Michael Apoſtolio ſehr heftig angegriffen worden. Beſſarion läßt deswegen den letztern hart an II. 378 f.
Gedoyn, der Abt Nicolas G. wird 1716 Beyſitzer I. 39. III. 13. ſein Leben IX. 460. wird in ſeiner Kindheit aus dem Grabe wieder zurück und zum Leben gebracht 461. ſeine eingerückten Abhandlungen:
von den Vergnügen der alten Griechen bey der Tafel II. 65
daß Cirrha und Criſſa ein einziger Ort geweſen ſey III. 85
über einen Brief von Dionyſius von Halicarnaſſus an Pompejum 239
Unterſuchung in was für einem Verſtande Pauſanias das Wort ἀνάπυστα beym Homer genommen habe 272
Erläuterung einiger allgemeinen Schwierigkeiten, die ſich bey griechiſchen Schriftſtellern hervorthun IV. 251
Vergleichung des olympiſchen Stadii mit dem römiſchen Circo V. 179
vom Ueberſetzen VI. 9
vom Horaz 105
ob die Alten gelehrter geweſen, als die Neuen 165
Ueberſetzungen einiger Stücke aus des Photius Bibliothek VIII 137

Geinoz, der Abt G. ward 1735 Beyſitzer VI. 7. ſeine Betrachtungen über die alten Münzen · 352 über den Herodot VIII. 82 IX. 162

Gelais, Melins von St. Gelais Sinngedichte auf Wilhelm Bude III. 449

Gellii Stelle von den patriciis und plebejis wird erkläret und wider Lipſii Beſchuldigungen gerettet I. 177

Geoffroi, Priors zu Vigeois im Limoſiniſchen im XIII. Jahrhunderte, Verdienſte um Turpins Geſchichte Karls des Großen X. 336

Gerſon, ob Johann Gerſon Verfaſſer des Buches von der Nachfolge Chriſti ſey I. 421

Geſchichte der Academie der ſchönen Wiſſenſchaften I. 1-40. die Fortſetzungen dieſer Geſchichte ſtehen zu Anfange eines jeden Bandes.

Gibert ward 1746 Beyſitzer IX. 4. ſeine Gedanken von der Jahresrechnung der Einwohner von Veronike X. 94

Gilles, von Frere Gilles von Rom Buche von der Regierung der Könige hat man eine alte franzöſiſche Ueberſetzung IV. 98

Godeau kömmt 1712 zur Academie I. 35

Goltzens Zeichnungen von alten Münzen ſind nicht gar zu richtig und zuverläßig V. 125. in ſeinen Sammlungen kommen viel Münzen vor, die ſich nach ſeinen Zeiten unſichtbar gemachet haben. Hat Goltzius die ſelbſt erſonnen, oder hat er ſie ſich von ſchalkhaften aufheften laſſen? Dieſe Frage wird aufgeworfen VI. 353

Goujet, Domherr von St. Jacob de l'Hopital, erhält den Preiß vom Jahre 1737 VI. 7

Goulley, Alexander G. von Boisrobert, Aufſeher vom Büchervorrathe des Marſchalls d'Eſtrees kam 1714 zur Academie I. 35. 39. ſeine Abhandlung von den alten ſicilianiſchen Hirtendichtern, und dem Urſprunge der Blasinſtrumente III. 108. von dem Geburtsorte des Daphnis 123

Gregors von Tours Stelle, von der Stiftung des Biſthums Ariſidium im VI. Jahrhunderte, wird beleuchtet III. 418. das Leben des heil. Yriers hat er nicht geſchrieben, und man leget ihm ſolches mit Unrecht bey IV. 365. eine Stelle von Eurichs Regierung wird verbeſſert V. 175. eine Stelle von Hinrichtung des burgundiſchen Königes Sigismundes wird erläutert IX. 376. eine Stelle die Kirchenverſammlung von Brennacum betreffend, wird erläutert X. 284. die gemeine Lesart in ſeinem achten Buche cap. 1. lingua Syrorum, wird vertheidiget 265. von ſeiner Geſchichte wird geurtheilet 258. 261

Gronovs Veränderung einer Stelle in Cicerons Offic. I. 1. wird verworfen . III. 442

Gronovs (Jacob) Gründe, warum er beym Herodot IV. 19. die Lesart ἀκατάψευστοι beybehält, werden verworfen VI. 40 f. er geräth mit dem P. Montfaucon wegen des Logarici vom Kaiſer Alexius Comnenus in einen heftigen Streit VIII. 445

Gruter, einige Aufſchriften werden richtiger mitgetheilet, als ſie in deſſen Sammlung ſtehen III. 282. IV. 117. 123. V. 293. 297. er wird wegen einer beym Cicero ohne Noth vorgenommenen Veränderung beſtrafet IV. 282

Gualterio, der Cardinal Gualterio wird A. 1715 zum Ehrenmitgliede der Academie ernennet I. 29. 39. ſein Leben IV. 494. ſoll Baugeräthe zu einer allgemeinen Völkergeſchichte geſammelt haben, das 15 groſſe Küſten angefüllet haben, aber auf dem Meere verunglücket ſeyn ſoll ebend. 500. er ſtarb 1728 5

Guaſco, der Abt de Guaſco erhält den Preiß fürs Jahr 1746. IX. 2. desgleichen für das folgende X. 2

Gujart, von Wilhelm Gujarts noch ungedruckten le Roumans appellé la branche des roiaux lignages wird Nachricht ertheilet VIII. 220

Guilloche, Nachricht von deſſen Prophezeyungen von Karln dem VIII. 342 f.

Guiot von Provins, Nachricht von ihm und ſeiner Strafſchrift, der er den Namen einer Bibel beyleget X. 411 f.

Guiram, Präſidialrath zu Niſmes, hat die dortigen Aufſchriften geſammelt IV. 122

H.

Halleys Berechnung der Grade des Salzes im Seewaſſer wird gemisbilliget VIII. 34

du Hamel brauchet den Herrn Barat beym Drucke ſeiner Bibel I. 399

Hardion, Jacob H. kam 1711 zur Academie I. 34. 35. IV. 5. ſeine eingerückten Abhandlungen:

- Unterſuchung einer Stelle des Demetrius Phalereus von dem Gebrauche der Metaphoren II. 199
- über einige Stellen aus Euripides tauriſcher Iphigenia III. 204
- über deſſen Phöniſſen 216
- von der Bedeutung des Wortes πῖνος, wenn es von der Schreibart geſaget wird 241. 251
- über eine Stelle beym Longin 586
- vom Worte ἔγχος IV. 73
- über eine Stelle beym Euripides 93
- über deſſen Andromacha V. 45
- über den Rheſus 76

Hardouins Anmerkung über den Plinius, die Hyperboreer betreffend, wird widerleget IV. 252. ſeine Auslegung einer Münze vom Alexander Severus, wird verworfen VI. 366. das geſchieht auch ſeiner ſeltſamen Vermuthung von dem Ausdrucke auf römiſchen Münzen Pius Felix und Pia Felix VIII. 382

Harnes, Mikins oder Michael Harnes beſorgete um das Jahr 1161 eine franzöſiſche Ueberſetzung von Turpins Roman von Kaiſer Karln dem Groſſen X. 337

Heinſius, woher er die Sage von dem jüdiſchen Eſeldienſte abgeleitet habe I. 139. ſeine Meynung von den Helleniſten II. 128

Heinſius, Nicolas H. vorgeſchlagene Verbeſſerung beym Ovid im VIII. der Verwandelungen a Tethye für a Colchide wird verworfen III. 45. desgleichen eine andere 52

Helinaud, des Mönches Helinaud Chronik iſt voller Fabeln II. 213

Henrion, Nicolas H. kömmt zur Academie I. 23. 34. ſtirbt 1720. III. 12. ſein Leben 493. ſeine eingerückten Abhandlungen:
- Einwürfe wider Vaillants Art, die ſtreitige Formel auf Münzen Conob auszulegen I. 302
- von den ſamaritaniſchen Münzen, die den Namen Simons führen II. 248

Heraclitus auf einer Münze vom Diadumeniano I. 334

Heräus, Karl H. römiſchkaiſerlicher Alterthumsforſcher, verlanget von der Academie Aufſchriften zu einem Schaupfennige auf die Geburt des kaiſerlichen Prinzen Leopolds II. 387

Herbelots morgenländiſche Bibliothek hat Galland fortgeſetzet II. 441

Herbinots Vorhaben mit einem etymologiſchen Wörterbuche, und klägliches Ende VIII. 359. 363

Hermonymus, Georg H. ein gebohrner Grieche, unterrichtete Wilhelm Budeum im Griechiſchen III. 445

Herodot wird für einen Fabelhans ausgeſchrien II. 212. ſeine Nachricht vom ägyptiſchen Labyrinthe wird mit deſſen noch heut zu Tage vorhandenen Ueberbleibſeln zuſammen gehalten III. 155. die Stelle III. 39. wo er einen Spruch aus dem Pindar anführet, wird erwogen 195. die Stelle IV. 19. wo er gewiſſe Thiere ἀκατάψευστα nennet, wird erwogen, und behauptet, man müſſe ἀκατάψαυστα leſen VI. 38 f. drey Stellen, I. 131. II. 49, und V. 27. werden erwogen und verbeſſert I. 67 f. die Stelle III. 89. von dem Verhältniſſe der attiſchen und euböiſchen Münzen, wird aufgehellet VI. 86. Anmerkungen und Verbeſſerungen ſo wohl zum Texte, als zur Ueberſetzung des erſten Buches VIII. 82 f. Fortſetzung derſelben IX. 162 f. der P. Montfaucon gewann den Herodot ſo lieb, daß er ſeit einem gewiſſen Alter kein Jahr vorbey gehen ließ, da er ihn nicht geleſen hätte VIII. 444. Herodots Nachricht von einer Indiſchen nach Toſcanien abgeſchickten Pflanzſtadt, wird widerſprochen IX. 136

Hesdin, Simon von Hesdin überſetzet den Valerius Maximus für König Carln den V. ins Franzöſiſche IV. 99

Heſiodus wird verbeſſert II. 159. III. 286. ob das Gedicht von ihm herrühre, das unter dem Namen Eœæ magnæ bekannt iſt IV. 253 f. ob deſſen Schild Herkuls vom Anfange herein ganz ſey, und was das erſte Wort davon bedeute V. 269. ob er der Erfinder der Fabel ſey VIII. 67

Heſychius wird im Artikel Οἰκιάδης verbeſſert III. 291. desgleichen Art. Κλετόεν 470. und Βαδηδοι VII. 269. man unterſuchet ſein Zeitalter, und machet Anmerkungen zu ſeinem Wörterbuche III. 399 f.

Heſychius, der Biſchof von Alexandrien aus dem Anfange des vierten Jahrhundertes, iſt nicht der Verfaſſer des bekannten Wörterbuches III. 400

Higuerra, ein ſpaniſcher Jeſuite, hat, außer vielen andern, auch alle Schriften geſchmiedet, die er unter Julians von Toledo Namen der Welt hat aufheſten wollen X. 341

Hincmar, was für einen Antheil an den Jahrbüchern des Kloſters St. Bertin der Erzbiſchof zu Rheims, Hincmar, habe IX. 393 f.

Hipparchus, eine Stelle aus deſſen Auslegung über den Aratus, wird erwogen X. 296

Hippocrates, ob er ſchon des ägyptiſchen Papieres in ſeinen Schriften gedacht habe II. 181

Hoang, ein gelehrter Chineſer, wie er nach Frankreich gekommen, ſein daſelbſt gehabtes Schickſal, und unternommene gelehrte Arbeiten III. 366 f. er hat den Herrn Fourmont in ſeiner Mutterſprache unterrichtet III. 345. ſiehe auch Arcadio.

Homer, Boivin hat eine Stelle aus der zehnten Odyſſe erläutert, wo es heißt: κέλευθοι ἤματος ϗ νυκτὸς ἐγγὺς I. 145 f.

I. 145 f. warum er weder von ſich, noch von andern geſprochen, und außer dem kurzen Zeitraume des trojaniſchen Krieges weder die ältere noch neuere Geſchichte berühret hat 193. der Streit zwiſchen ſeinen und Virgils Anhängern wird erzählet 200. von ihm wird geurtheilet, daß er zwar dem Virgil in der Kunſt und Pracht nicht beykomme, gleichwohl aber mit ſeiner bezaubernden Ungezwungenheit eine wahre Erhabenheit verbunden habe 203. ſein Ausdruck ἐσάλπιγξεν μέγας οὐρανὸς, welcher einigen hat niedrig und lächerlich vorkommen wollen, wird vertheidiget II. 199. über eine Stelle Odyſſ. XI. 273. wird geſtritten, was das Wort ἀνάπυστα bedeuten ſolle III. 272 f. ein Abdruck der allerersten Ausgabe vom Homer, welcher ehedem Wilhelm Budeo zugehörete, wird beſchrieben 457. eine in der königlichen Bibliothek zu Paris beſindliche merkwürdige Handſchrift von dem Scholiaſten über dieſen Dichter, die Herr Sevin mit ſich aus Griechenland gebracht hat, wird beſchrieben 461. einige Nachrichten von dem Streite, der ſeinetwegen zu Anfange dieſes Jahrhundertes unter den Gelehrten in Frankreich entſtand IV. 490. Abhandlung über den erſten Vers der Iliade VI. 375 f. was für eine Göttinn er daſelbſt anrufe 383 f. es ſoll keine Muſe, ſondern Minerva ſeyn 388. Homer ſcheint der Erfinder der Fabel zu ſeyn VIII. 68. was er wohl für eine Abſicht mit ſeinem Froſchmäusler mag gehabt haben, ebend. die Stelle Odyſſ. IV. 355. wo er den Abſtand der Inſel Pharus vom feſten Lande beſtimmet, wird beleuchtet IX. 263

Hopital, des Kanzlers de l' Hopital Nachkommenſchaft wird erzählet X. 214. Nachricht von ihm, und inſonderheit von einem Paare lateiniſcher Aufſchriften, die ihn betreffen 212 f.

Horaz, die Stelle Carm. III. 19. wo es heißt: ternos ter cyathos petet, wird erkläret I. 150 f. die Stelle, wo lecti archaici vorkommen, wird erwogen II. 171. die

Stelle Carm. I. 22. wo der Dichter ſeine Leyer ſo anredet: mihi cunque ſalve rite vocanti, wird beleuchtet III. 450. die alte Lesart Carm. I. 3. ſiccis oculis monſtra natantia vidit, wird vertheidiget IV. 282. desgleichen auch der Ausdruck Carm. II. 13. denſum humeris bibit aure vulgus IV. 284. Horaz wird geſchildert, das iſt, es wird von ſeiner Schreibart in den Oden, der Nachahmung des Pindars, ſeiner Offenherzigkeit, Andacht und Sittenlehre, ſowohl derjenigen, der er ſelbſt gefolget, als der, die er andern eingeſchärfet hat, gehandelt, und zuletzt gegen die beyden franzöſiſchen witzigen Köpfe, die ihm gewiſſermaßen gleichen ſollen, Voiture und Boileau, gehalten VI. 105 f.

Huet, die Gründe ſeiner Meynung von dem Urſprunge der Sage vom jüdiſchen Eſeldienſte I. 160

Hugo Farſitus, Meſtre Hué le Farſis, ſonſt Joannes de Soiſſons genannt, ein Mönch aus dem XII. Sæculo, hat ein lateiniſch Werk zu Ehren U. L. Frauen verfertiget, davon man eine Ueberſetzung in alten franzöſiſchen Verſen zu Soiſſons aufbehält X. 165

Hunibald, ob Fredegar deſſen Geſchichte abgeſchrieben habe, und in wie weit er es habe thun können I. 344

Hygins Stelle Aſtronom. II. 21. wird verbeſſert III. 50. aus Fab. 30. 287

J.

Johann de Coſſoles hat ein Buch vom Schachſpiele geſchrieben, davon man zwo alte franzöſiſche Ueberſetzungen aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts hat IV. 99

Johann von Langres überſetzet im XIV. Jahrhunderte den Boethius ins Franzöſiſche IV. 98

Joinville, das Leben des heiligen Ludwigs vom Joinville iſt nicht in ſeiner urſprünglichen Reinigkeit gedrucket VIII. 264. die Echtheit ſeiner Geſchichte wird wider den P. Hardouin vertheidiget 463. Nachricht von einer merkwürdigen Handſchrift vom Joinville, die ſich zu Lucca gefunden 464

Joſeph, der jüdiſche Geſchichtſchreiber, worauf ſein Mährgen von den Rieſen ſich gründe I. 138. die Stelle, wo er des den Juden vorgeworfenen Eſeldienſtes erwähnet, wird erwogen 157 f. die Stelle aus dem erſten Buche wider den Apio, wo es heißt, die Iſraeliten hätten lange Zeit in Aegypten geherrſchet, wird geprüfet, und von Herrn Boivin gebilliget, von Herrn Banier beſtritten II. 27 f. ob Joſeph es ſelbſt für wahr gehalten 33. 42. ſein Bericht von der Dauer des Aufenthaltes der Iſraeliten in Aegypten 36. Nachricht von des ältern Boivins Arbeit über den Joſephus III. 575

Jourdain, der Abt J. wird gebrauchet eine Abſchrift von den Actis der berühmten Kirchenverſammlung zu Baſel von den daſelbſt aufbehaltenen Urkunden zu machen VI. 474

Iſaacs, Biſchofes zu Ninive, aſcetiſche Reden bringt Herr Sevin aus dem Morgenlande mit ſich IV. 420

Iſelin, Jacob Chriſtoph Iſelin zu Baſel, wird A. 1718 zum auswärtigen Ehrenmitgliede der Academie ernennet III. 12. ſtarb 1737. VI. 8. ſein Leben 463 f. Abhandlung, wie man die Worte Cer. Per. auf einigen Münzen leſen und auslegen müſſe III. 223

Iſle, des Herrn de l'Iſle Irrthum wegen der Stadt Rapta wird bemerket IV. 333

R. Iſmael iſt ein angenommener Name, darunter Herr Fourmont ſtecket IX. 491

Iſocrates Stelle im Aeginetico wird verbeſſert VI. 220. ob die Schrift an den Demonikus von dem alten berühmten athenienſiſchen Redner, oder von einem neuern Iſocrates von Apollonien herrühre, wird unterſuchet, und das erſtere behauptet 339

Iſocrates, von Apollonien im Pontus, ſoll einige Stücke verfertiget haben, die ſich unter des ältern Iſocrates Schriften finden VI. 344

Iſocrates, ein dritter, von den beyden vorigen ganz unterſchiedener, der zu Dionyſii von Halicarnaſſus Zeiten gelebet haben ſoll, iſt gar erdichtet VI. 344

Ittig, Thomas Ittig, als Verfaſſer eines Auszuges in den Actis Eruditorum, bekömmt einen derben Verweis, daß er ſich in Dingen, die er nicht verſtanden, zum Richter aufgeworfen VI. 248

Jucundus de Verona unterrichtete Wilhelm Budeum in der Baukunſt III. 445

Julian, von des Kaiſers Julians Gemüthsart und Heidenthume wird gehandelt IV. 174 f.

Julian, der Erzprieſter von Toledo, alle Schriften die unter deſſen Namen heraus gekommen, ſind untergeſchoben, und rühren von einem ſpaniſchen Jeſuiten, mit Namen Higuera, her X. 341

Julii Cäſars Betragen gegen die Athenienſer I. 248

Juſtinus Martyr, ein bey ihm befindlicher Befehl vom Kaiſer M. Aurelius Antoninus, darinn dieſer Kaiſer den Chriſten einige Sicherheit verſtattet, wird für untergeſchoben erkläret IX. 314

Juvenal, eine Stelle aus der vierten Satyre wird erkläret I. 154 f. der Ausdruck argentum in titulos conciſum wird erkläret II. 274

K.

Kelile wa Dimneh, Nachricht von dieſem Buche VIII. 75

Kempis, Geſchichte des Streites ob Thomas a Kempis der wahre Verfaſſer des Buches von der Nachfolge Chriſti ſey I. 421

Kirchers Auslegung des rameßiſchen Obelisken wird verworfen I. 223. ſeine Art, die griechiſchen Fabeln aus dem Aegyptiſchen herzuleiten und zu erklären, wird erwogen VI. 232

Klock, unter Matthias Klocks Papieren hat man ein vorgegebenes Fragment vom Livius gefunden, das Herr Schöpflin für echt ausgiebt, darinn ihm aber die Academie nicht beypflichtet V. 150 f.

Küſter, Ludolph Küſters Leben II. 452. das Schickſal der von ihm hinterlaſſenen Schriften VIII. 390. ſeine Beantwortung der Einwürfe des Herrn Gallands wider Bentleys Meynung, man müſſe beym Horaz archiâcis lectis leſen II. 173

L.

Labbe hat in ſeinen franzöſiſchen Wortableitungen ein altes franzöſiſch-lateiniſches Gloſſarium ſehr fehlerhaft ans Licht geſtellet IV. 132

le Laboureur hat eine noch ungedruckte genealogiſche Geſchichte des Hauſes Bermond d' Andüſe hinterlaſſen III. 418

Laiſne erkläret eine alte Aufſchrift IV. 228

Lama, des Abtes Lama Geſchichte und Verbindungen mit dem P. Banduri VIII. 482

Lambeks Nachricht von einem alten gedruckten lateiniſchen Pſalter giebt andern zu Irrungen Anlaß VII. 371

Lamoignon, der Präſident von L. kam A. 1703 als Ehrenmitglied zur Academie I. 32. ſtarb 1709. 34. ſein Leben 483. er veranlaſſet den Herrn Boileau ſein Pult zu machen II. 397

Lamoignon, der Präſident L. des vorigen Sohn, ward A. 1743 Ehrenmitglied der Academie VIII. 10

Lancelot ward 1719 Beyſitzer III. 12. ſtarb 1740. VII. 4. ſeine eingerückten Abhandlungen:
  Anmerkungen über einige Aufſchriften III. 264
  über das Wort Caievaire 433
  Sammlung alter Aufſchriften IV. 107
  Erklärung des Denkmaales zu Ventavon 224
  Nachricht von einer Handſchrift, die von der cour d' amour handelt 269
  über den Namen Argentoratum V. 69
  Erklärung eines beſondern Kalenders 265
  Beſchreibung alter Bildſäulen an der Magdalenenkirche zu Chateaudim 319

von dem Leben und den Schriften des Präſidenten von Boiſſieu VI. 73

ſeine Abhandlung von Raouls de Preſle Schriften wird verbeſſert X. 427

Laſcaris führete Wilhelm Budeum zum Griechiſchen an III. 445. hat das Griechiſche zu Paris mit helfen in den Schwang bringen VIII. 113

Latini, ſiehe Brunetto.

Lebeau wird 1748 Beyſitzer der Academie X. 4

Lebeuf, der Abt Lebeuf bekömmt den Preiß fürs Jahr 1734 VI. 3. bekömmt den eigentlichen Preiß fürs Jahr 1740. VII. 3. ward in eben dem Jahre Beyſitzer 4. ſeine Meynung von dem Urſprunge der beyden Namen Auſtria und Neuſtria wird in Betrachtung genommen 292 f. eingerückte Abhandlungen von ihm:

Nachricht von der älteſten Handſchrift der Chronike von S. Denys VIII. 240

Anmerkungen über die Acta des heil. Ludwigs 255

von den Werken Philipps de Maizieres 301

von dem Zeitpuncte der Schlacht bey Fontenay X. 58

von der Zeit, da man angefangen hat, ein corpus canonicum und der bürgerlichen Geſetze, nach Ordnung der Materien eingerichtet, einzuführen 139

Unterſuchung, wo ein gewiſſer alter Palaſt der fränkiſchen Könige vom erſten Stamme gelegen 271

von der allgemeinen Verſammlung, welche unter dem Namen L'endit de St. Denys in der franzöſiſchen Geſchichte bekannt iſt 275

von den fabelhaften Erzählungen von Kaiſer Carln dem Großen 327

von einer alten Bildſäule 398

von einem goldenen Ringe zu Bejeux 402

von dem pagus Stadiniſus 405

Nachleſe zu Lancelots Nachricht von Raouls de Preſles Werken 417 er will eine Geſchichte des Weichbildes von Paris ans Licht ſtellen X. 375

Leo, ein Auszug aus Leonis Papæ enchiridion, und deſſen Schlüſſel, einem abergläubiſchen magiſchen Buche, wird ertheilet VI. 124 f.

Leveſque de la Ravaliere, ward 1743 Beyſitzer VIII. 10. ſeine Abhandlungen:

vom Alten vom Berge 211

Antwort auf Dom Calmets Meynung von den ehemaligen Gränzen Frankreichs gegen Deutſchland zu vor dem Jahre 1301 X. 42

Erklärung eines halberhabenen Schnitzwerkes in Elfenbein 81

Unterſuchung ob Procopius der wahre Verfaſſer der geheimen Geſchichte von Juſtinianen ſey 217

Einwürfe wider Bonamys Lehrmeynungen von Gundewalds Kriegen in Frankreich, und inſonderheit von einigen Münzen, die Gundewald dem Kaiſer Moriz zu Ehren ſoll haben ſchlagen laſſen 247. 256

wo ein gewiſſer Ort gelegen, den Lupus in ſeinem Briefe an den Ferreolus erwähnet 386

vom Herrn Pithou 434

Libanius, der jüngere Boivin überſetzet deſſen Briefe IV. 483

Ligorio, Pyrrhi L. Landkarte von Griechenland, wird beurtheilet IX. 289

Liniere führet ſich gegen ſeinen Wohlthäter, Boileau, niederträchtig auf II. 403

Lippi, Mitglied der mediciniſchen Facultät zu Paris, thut A. 1704 eine Reiſe in Oberägypten, und erſtattet von ſeinen Entdeckungen Bericht II. 226

Lipſius wird in Anſehung der Zeit, da Pompejus mit dem Senate aus Italien entwich, eines Irrthums überführet VII. 126 f. beweiſt, daß die rechte Hand bey Griechen und Römern geehrter geweſen, als die linke II. 86

Liſle, ſchon Wilhelm de Liſle hat wahrgenommen, daß die römiſchen Erdbeſchreiber, wenn ſie von Gallien ſprechen, nicht nach römiſchen Meilen, ſondern nach galliſchen Leugen rechnen VII. 231. er wollte die peutingeriſche Reiſekarte aus der Urſchrift verbeſſern, iſt aber darüber geſtorben 237

Liturgie, Geſchichte der alten gallicaniſchen Liturgie vor Karln dem Großen I. 416

Livii Stelle von Hannibals Uebergange über die Rhone wird erwogen II. 121. ſein Bericht von Camillo wird mit Plutarchs ſeinem von eben dieſem Römer zuſammen gehalten III. 324. die Stelle vom Zuge Hannibals durch Gallien nach den Alpen zu, wird durchgegangen 376 f. Livius verwickelt in ſeiner Erzählung die Folgen der Geſchichte 377. Peter Berchoir, ein Benedictinermönch im XIV. Jahrhunderte, überſetzet den Livius ins Franzöſiſche IV. 99. ein vorgebliches Fragment aus Livii XVI. Buche wird zur Beurtheilung vorgeleget, und als unecht verworfen V. 150 f. eine Stelle XXXIV. 51. die der Tetradrachmen gedenkt, wird erkläret, und vertheidiget VI. 81. eben das widerfährt auch einer Stelle XXXVIII. 38. wo es heißt, Antiochus habe ſich anheiſchig gemachet, eine gewiſſe Summe in attiſchen Talenten abzutragen 83. 84. aus einer alten deutſchen Ueberſetzung vom Livius, die A. 1505 zu Maynz gedrucket iſt, wird eine für die Geſchichte der Buchdruckerkunſt wichtige Stelle angeführet, welche beſagter Geſchichte eine große Gewißheit giebt VII. 318. Anmerk.

Longin, eine Stelle gegen das Ende ſeines Buches wird verbeſſert III. 233. eine Stelle aus dem 33ten Abſchnitte welche Apollons aus Rhodus nie ſtrauchelnde Mittelmäßigkeit der zuweilen ſinkenden Erhabenheit des Homers nachſetzet, wird betrachtet 386 f.

Longueil, Chriſtoph L. nahm ſich vor, es Wilhelm Budeo im Griechiſchen gleich zu thun, ließ aber bald ab III. 447

Longus, die letzte Ausgabe der franzöſiſchen Ueberſetzung von Longus Liebesgeſchichte hat Herr Lancelot beſorget VIII. 371

Lormande, der Abt Lormande wird 1716 Beyſitzer der Academie I. 39. giebt drey Jahre hernach ſeine St[illegible] auf III. 12

Loubere, des Herrn de la Loubere Schickſale bey der Academie I. 32. 40. ſtarb 1729. IV. 5. ſein Leben 539. thut eine Reiſe nach Siam 541. wird in Spanien feſtgeſetzet 542

Louens, Renaud de Louens bringt den Boethius in franzöſiſche Verſe IV. 99

Louville, der Ritter de L. bekömmt mit einigen Mitgliedern der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Paris einen Streit, wegen einer Stelle beym Plinius, daraus er folgern will, daß man vor Auguſten keine Kugeln oben auf die Sonnenweiſer und Prachtkegel geſetzet habe. Die Entſcheidung dieſes Streites übergiebt er der Academie der ſchönen Wiſſenſchaften II. 214. wiederholet des Pytheas Beobachtung des Verhältniſſes des Schattens von einem Sonnenweiſer zu deſſen Höhe, zu Marſeille, und was er darinn für eine Abweichung befunden 216

Louvois, der Abt Camille le Tellier von Louvois ward 1708 Ehrenmitglied der Academie I. 33. A. 1717 Präſident derſelben 37. ſein Leben III. 477. ſtirbt A. 1718 13

Louvois, der Marquis de L. Vater des Abtes, folget Colberten im Amte nach I. 5. deſſen Veranſtaltungen bey der Academie ebend.

Lucas, von Paul Lucas Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit alte Aufſchriften aufzunehmen, von Münzen und geſchnittenen Steinen ein Urtheil zu fällen, desgleichen auch von den verſchiedenen Ausgaben ſeiner Reiſen wird geſprochen VIII. 416 f.

Lucrez zeiget nur an dreyen Stellen, daß er dichteriſch ſchreiben könne, in den übrigen iſt er kalt und trocken, und kriecht VI. 134 f. wird gegen den Virgil gehalten 140

Lucullus, unter dieſem Namen hat Cicero eine Schrift ausgegeben, die heut zu Tage unter einem falſchen Namen mit in ſeinen Academicis ſteht III. 427 f.

Lupus, Abt zu Ferriere, eine Stelle aus ſeinem 125ten Briefe wird erläutert, wo er eines Ortes mit Namen Cappa gedenkt X. 386 f.

M.

Mabillon, Dom Johann M. Benedictiner, wird Ehrenmitglied der Academie I. 22. ſtarb 1708. 33. ſein Leben 420 f. in ſeinen jüngern Jahren droheten heftige Kopfſchmerzen ihn außer Stande zu ſetzen, gelehrte Arbeiten verrichten zu können 411. ſein Streit mit dem Cardinal Bona wegen des ungeſäuerten Brodtes 413. er thut eine Reiſe durch Deutſchland 415. durch Italien 417. wird wegen des Verfaſſers des Buches von der Nachfolge Chriſti in einen Streit verwickelt 421. ſeine Meynung von der Lage des alten Schloſſes Brennacum wird widerleget X. 271 f. ſein Streit wegen Vorſitzes der Benedictiner vor den regulierten Domherren I. 421

Macchiavels Leben des Caſtruccio wird beurtheilet IV. 262 f. es iſt mehr eine Lügen- und Schmähſchrift, als eine wahre Geſchichte ebend.

Maffei, der Marquis Scipio Maffei ward 1734 zum auswärtigen Ehrenmitgliede der Academie über die Zahl ernennet VI. 7. rückete nach Iſelins Tode in deſſen Stelle ein 8. ſeine Abhandlung von der Bedeutung der Worte Nama Sebeſio auf einem alten Steine 154. ſeine Gedanken von der Jahrrechnung der Vereniker X. 94

Mahudel, Nicolas M. wird Beyſitzer I. 39. nimmt 1744 Abſchied von der Academie IX. 3. ſeine eingerückten Abhandlungen:
von der Größe der Rieſen II. 208

von Münzen, auf denen man geglaubet hat, die Pflanze Lotus zu ſehen II. 224
Anmerkungen über den Gebrauch einiger alten römiſchen Münzformen, die man zu Lyon entdecket hat 270
Muthmaßungen von dem Gebrauche eines alten Werkzeuges, das man einſtens zu Langres fand 278
über ein altes Denkmaal zu Saintes 292
vom Urſprunge der Freudenfeuer 354
vom Urſprunge der Zahlpfennige III. 183
von den contorniatiſchen Münzen 234
von des Arztes Celſus Gemüthsbildung, Werke und Ausgaben IV. 66
vom Gebrauche der großen Schauſtücke 146
von Heros und Leanders Geſchichte 382
Erklärung einiger ſonderbarer zu Langres gefundener Aufſchriften V. 291
von den Donnerkeilen VI. 56
von den Nachſtämpeln auf alten Münzen VII. 175
von den Spottnamen 243

le Maire, ſein irriger Bericht vom Loiret in ſeinen Alterthümern von Orleans wird angemerkt VI. 2[illegible]7

Maittairens Vergeben, daß man in Frankreich zu allererſt zu Tours, und nicht zu Paris, und ſchon 1467, nicht aber erſt 1470 zu drucken angefangen habe, wird unterſuchet IV. 135. einige Stellen ſeiner Jahrbücher der Druckerey werden ergänzet und verbeſſert VII. 313 f. Schriftſteller, die ein gleiches gethan haben 314. 315. ſein Verſehen wegen eines alten gedruckten Pſalters wird bemerkt 372

Maizieres, Philipps de M. Raths bey Karln dem V. und Kanzlers des Königreiches Cypern, Werke werden beſchrieben VIII. 301

Malaſpina, Leonhard M. der Ausleger von Cicerons Briefen an den Atticus, hat dieſes Nachrichten von Pompejus Abzuge aus Italien nach Griechenland nicht recht gefaſſet VII. 127

Malet, Gilles Malet, ein berühmter Vorſteher des königlichen Bücherſchatzes im XIV. Jahrhunderte, ſetzet ein Verzeichniß des Büchervorrathes im Louvre auf, daraus ein Auszug mitgetheilet wird I. 352 f. die Stelle dieſes Verzeichniſſes, wo das vermeyntliche Wort Caievaire vorkömmt, wird verbeſſert III. 437 f.

Mandajor, ſiehe **Mautours**.

Manethons Stelle von der königlichen Würde der Iſraeliten in Aegypten, wird geprüfet II. 27 f.

Manilius iſt kein Dichter, weil er nicht erhaben ſchreibt VI. 135

Manlius. Hat Manlius, der Meßkünſtler zu Kaiſer Auguſts Zeiten, zuerſt Kugeln auf Prachtkegel und Sonnenweiſer geſetzet, oder haben es ſchon andere vor ihm gethan? Dieſe Frage wird unterſuchet und beantwortet II. 215 f.

Marbodus, Biſchof zu Vannes im XII. Jahrhunderte, von ſeinem Werke de gemmis hat einer ſeiner Zeitgenoſſen eine franzöſiſche Ueberſetzung gemachet IV. 97

Marchand, an Proſperi M. Geſchichte der Buchdruckerey wird einiges ausgeſetzet VII. 372

Marcus Paulus Venetus brachte zuerſt einige Kenntniß von China nach Europa III. 368

Marlek, eine Stelle aus Johann Marleks ungedruckter Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Africa X. 56

Marmora, Vergleichung einer Münze aus des Herrn Foucaults Sammlung mit einem Abdrucke davon, den Marmora in ſeiner Geſchichte von Corfu mitgetheilet hat II. 260 f.

Marſcham, ihm werden einige Fehler in den ägyptiſchen Alterthümern gewieſen IV. 396. die Gründe, nach welchen er die Erbauung der Stadt Tyrus in die Zeiten Nebucadnezars ſetzet, werden widerleget IX. 37 f.

Marſilius Ficinus, von ihm wird geurtheilet, daß er den Plato durch ſeine übertriebenen und gezwungenen allegoriſchen Auslegungen mehr verdunkelt als aufgekläret habe V. 195 f.

Martials Epigramma 25. L. X. wird erkläret V. 97 f.

Martin, Sachwalter beym Parlamente, erhält den Preiß fürs Jahr 1744 IX. 2

Maſſieu, Wilhelm M. Schickſale bey der Academie I. 33. 34. 38. behauptet, Plato habe alle Arten von Dichtkunſt ohne Ausnahme aus ſeinem Staate verbannet wiſſen wollen, dem aber Fraguier widerſpricht 89. er will die Geſchichte der franzöſiſchen Dichtkunſt ſchreiben 351. er arbeitet an einer franzöſiſchen Ausgabe von Pindars iſthmiſchen Oden, der Tod aber unterbricht ſein Vorhaben III. 55. ſtarb 1723. 13. ſein Leben 546. hat ſich in der Angabe des Inhaltes eines gewiſſen alten Gedichtes, le dict des quatres oiseaux genannt, geirret X. 91. ſeine Abhandlungen:
- von den iſthmiſchen Spielen III. 54
- Betrachtungen über den Pindar 136
- vom Worte ἰσόψηφος 411

Maſſo, Papyrius M. falſcher Bericht vom Loiret wird widerleget VI. 205

Maſſon, Urtheil von Samuel Maſſon VIII. 499. iſt der Verfaſſer des bekannten Chef d' oevre d'un inconnu. ebend.

Maupertuis wird mit ſeiner Berechnung der Seelenkräfte ausgelacht. VIII. 35

Maurepas, der Graf von M. wird A. 1736 der Academie Oberaufſeher und Ehrenmitglied VI. 7. 8. ſeine Verdienſte um die Wiſſenſchaften VIII. 494. 495

Mautour, Philiberts Bernhards Moreau de Mautour Schickſale bey der Academie I. 23. 33. 34. 36. ſeine Meynung von einer alten Bildſäule zu Paris, wird widerleget X. 399. ſeine Abhandlungen:
- von der Sportula I. 180
- von einem Carniol, gemeiniglich Michael Angelo Petſchaft genannt 307
- von alten zu Paris gefundenen Denkmaalen II. 301

von einer zu Lyon gefundenen Aufſchrift III. 307
von einer bey Soiſſons gefundenen Meilenſäule 311
von einer Aufſchrift auf den jüngern Tetricus 318
von einer Menge Grabmäler, die man zu Auxerre im Burgundiſchen entdecket hat 342
von einigen Merkwürdigkeiten der Stadt Paris 369
von einer Aufſchrift aus dem Delphinat, wo von einem taurobolio geſprochen, und die Stadt Lyon Colonia Copia genannt wird 282
von einer Malerey al freſco 294
Erklärung eines Diptychi 310
Beſchreibung eines alten Denkmaales in der Provence IV. 237
von einer Handſchrift la cour d' amour und Rois de l'epinette genannt 269
über den Namen eines Feldherrn bey Maxentius Kriegesheere V. 82
von den zween Gottheiten, Furcht und Bläſſe, auf den Münzen 89
Beſchreibung der vornehmſten Merkwürdigkeiten der Ciſterzienſerabtey 198
von einer in Champagne entdeckten lateiniſchen Aufſchrift 131
Beantwortung des Vorwurfes, den Herr Gedoyn unſern Tagen machete, als läſe man den Horaz nicht mehr VI. 117

Mautour, ſonſt auch **Mandajors**, Johann Peters des Ours de Mandajors Schickſale bey der Academie I. 35. 36. ſein Leben X. 486. ſeine Abhandlungen:
von dem Feldlager Hannibals an dem Ufer der Rhone II. 120
über einige Stellen Sidonii Apollinaris 350
über Hannibals und Scipions Leben III. 357
von Hannibals Zuge zwiſchen der Rhone und den Alpen 375

Unter-

Unterſuchung von dem Biſthume Areſidium oder Areſicum III. 417
Verbeſſerung einer Stelle beym Gregor von Tours V. 175
Mehemed Efendi, Bothſchafter der ottomanniſchen Pforte am franzöſiſchen Hofe, bekömmt in Frankreich einigen Geſchmack von der europäiſchen Art, die Wiſſenſchaften zu treiben, und bewirket die Veranſtaltung der Druckerey zu Conſtantinopel IV. 2
Melot wird 1738 Beyſitzer VII. 4
Menage, Urtheil von deſſen originibus linguæ Francicæ IV. 106
Menagiana, Galland hat an derſelben vielen Antheil II. 441. und Carl von Valois auch X. 467
Meneſtrieres Meynung, daß Hannibal ſein Lager nahe bey Laon aufgeſchlagen habe, wird verworfen II. 122. ſeine Meynung von der Veranlaſſung zu Verfertigung desjenigen großen Siegels, welches Herr Secouße erkläret hat, wird vorgetragen X. 119
Menexenus, Platons Abſicht in dem Geſpräche, das dieſen Namen führet, iſt die Athenienſer zu loben III. 65
Metons parapegma oder Kalender wird beſchrieben IX. 201
Meun, Jean de Meun ſoll unter Philipp dem Schönen die erſte franzöſiſche Ueberſetzung gemachet haben, indem er den Boethius de Conſolatione ins Franzöſiſche bringt IV. 97. hat überdem noch mit dem Vegetius und andern ein gleiches gethan, und den Roman der Roſe fortgeſetzet 98
Meurſius, die ihm zur Schande und mit Unrecht beygelegten elegantiæ latini ſermonis haben Nicolas Chorier zum wahren Verfaſſer VI. 77
Meziriacs Anmerkungen über Theophraſts Buch von ſeltſamen Erzählungen IV. 218. V. 57
Mezzabarba, des Grafen M. Lobrede auf Ludwig den XIV. wird von Baudeloten aus dem lateiniſchen ins Franzöſiſche überſetzet III. 330. an deſſen Werke von den

lateiniſchen Kaiſermünzen wird unterſchiedenes ausgeſetzet und verbeſſert VI. 330 f. VII. 155 f. ſiehe Münzen.

Michault, der Abt M. wird als ein ſcharfſinniger und in den Alterthümern wohl erfahrner Mann geprieſen I. 5

Michel, von den Schriften und der Perſon Johann Michels, erſten Leibarztes König Karls des VIII. wird gehandelt VIII. 332 f.

Mongault, des Abtes M. Schickſale bey der Academie I. 33. 34. ſtarb 1746. IX. 4. ſein Leben 525. eine Auslegung von ihm über Cicerons ad Atticum X. 12. darinn er Sebaſtian Corrado beytritt, wird verworfen VI. 394

Montfaucon, Dom Bernard de Montfaucon wird 1719 zum Ehrenmitgliede der Academie über die Zahl ernannt, und nahm im Jahre drauf die erledigte Stelle des Abtes le Telier ein III. 12. erkläret die aſtracaniſchen Bilder 5. ſtarb zu Ausgange des Jahres 1741. VIII. 9. ſeine Muthmaßungen über einen alten Jaſpis mit allerhand Figuren I. 318. Streit mit Gronoven wegen einer Stelle beym Herodot VI. 38. Abhandlung von den ägyptiſchen Gottheiten VII. 5. ſein Leben VIII. 437 f. ſeine Bemühungen mit dem Verzeichniſſe der coisliniſchen Handſchriften V. 346. ſein Umgang mit dem P. Anſelm Banduri 476

Montrelet, Betrachtungen über Enguerand de Montrelet Chronik VIII. 350 f.

Morin, Henrich M. Schickſale bey der Academie I. 33. 35. 39. III. 14. ſeine Meynung von dem Urſprunge der Sage, welche den Juden den Eſeldienſt aufbürdet I. 161. ſeines Vaters, Stephan Morins, Meynung eben davon 159. ſeine eingerückten Abhandlungen:
von den Menſchenopfern 49
über eine Stelle Joſephi, wo von der Juden Eſeldienſte geſprochen wird 157
von den Vorrechten der rechten Hand II. 82
vom Händeküſſen 89

von dem unter den Heyden üblich geweſenen Gebethe für die Todten II. 101

Motte, Urtheil von de la Mottes Fabeln VIII. 80. er iſt mehr gekünſtelt als natürlich ebend.

Moulins, Guyart de Moulins, Domherr zu Aire, überſetzet ums Jahr 1294 die Bibel ins Franzöſiſche IV. 98

Munker, eine von ihm vorgeſchlagene Verbeſſerung in den Catalectis wird nicht gebilliget II. 164

Muratori zerfällt und verſöhnet ſich wieder mit dem Herrn de la Baſtie VIII. 461

Murets Muthmaſſung von Iſocratis Schrift an den Demonicus, daß ſie von einer neuern unbekannten Hand ſey, wird verworfen und widerleget VI. 340 f.

Muſäus iſt kein Dichter, ſondern ein Wortklauber aus dem VI. Jahrhunderte, und hat ein Mährgen von der Hero und dem Leander hinterlaſſen, das keine groſſe Achtung verdienet IV. 388

N.

Nadal, des Abts N. Schickſale bey der Academie I. 33. 35. ſtarb 1744. VII. 4. ſeine Abhandlung von der Freyheit der römiſchen Soldaten, ihre Feldherren, wenn ſie im Triumphe aufzogen, zu beſpotten II. 115

Nangis, Wilhelm de Nangis, Mönch zu St. Denys, überſetzet ſelbſt ſeine Chronik aus dem Lateiniſchen ins Franzöſiſche IV. 98. von ſeinem Leben Ludwigs des IX. und Philipps des Kühnen, wird Nachricht ertheilet VIII. 251

Naude entdecket das Wahrzeichen der Druckerey von Fauſten und Scheffern zu Maynz VII. 350. aber es iſt nicht untrüglich 354. 379. Geſchichte des Buches Naudeana und Patiniana genannt VIII. 361

Nauze, de la Nauze Abhandlung von der Dauer des Reiches des Seleucus Nicator IV. 337
  über die Jahre Chriſti V. 9
  Gedanken von der Jahrrechnung der Bereniker X. 94

Neufville, Jacque Lequien de Neufville Schickſale bey der Academie I. 33. ſtarb 1728. IV. 5. ſein Leben 513

Neuton, aus Neutons Zeitrechnungen wird ein Auszug, die Dauer der Generationen betreffend, mitgetheilet VII. 22 f.

Nicolai, de Nicolai von Arles bekam den Preiß der Jahre 1735 und 1736. VI. 3. ward 1736 Beyſitzer der Academie 7. ſeine Abhandlungen:

Anmerkungen über Plutarchs Agis und Cleomenes VII. 107

von der Vorbereitung zum ſtrengen gerichtlichen Verfahren wider die Waldenſer von Cabrieres und Merindol X. 222

Unterſuchung, ob die Rhone der Provenz oder Languedock ehedem zugehöret habe 359

Nithard, die Glaubwürdigkeit ſeines Zeugniſſes von der Schlacht bey Fontenay wird erwieſen X. 63

Nivernois, der Herzog von N. kömmt 1744 in die Academie IX. 3

Nointel, franzöſiſcher Geſandter nach Conſtantinopel, bringt von daher griechiſche Aufſchriften mit nach Frankreich III. 11

Noinville, der Präſident du Rey von Noinville ſtiftet 1732 einen Preiß bey der Academie V. 1. wird freyer Beyſitzer 5

Nonnius, am Nonnio, dem Ausleger von Golzii Münzen, wird vieles ausgeſetzet V. 126

Nuwairi, ein Auszug aus ſeiner Geſchichte, die Eroberungen der Araber in Africa betreffend X. 228 f.

O.

Occo hat ohne Prüfung und Wahl alles, was er von Münzen fand, zuſammen getragen V. 126. darum ſteht auch ſeine Sammlung in ſchlechtem Anſehen VII. 174. er führet Münzen vom Trajan mit der Aufſchrift India provincia an, die aber falſch ſind X. 192

Oihenart, eine in ſeiner Notitia Vaſconiæ angeführte alte Aufſchrift wird richtiger dargeſtellet IV. 12

Okellus Lucanus, was für einen Namen er ſeiner Abhandlung von dem ganzen Weltgebäude gegeben habe II. 186

Onomacritus ſoll Verfaſſer dererjenigen poetiſchen Verſuche ſeyn, die ſich heutzutage unter des Orpheus Namen verkaufen laſſen II. 164

Oreſme, Nicolas Oreſme, Karls des V. Königs in Frankreich Lehrmeiſter, überſetzet alte Bücher ins Franzöſiſche IV. 97. Raoul de Praelles iſt der wahre Verfaſſer derjenigen alten franzöſiſchen Ueberſetzung der Biebel, die man gemeiniglich beſagten Nicolas Oreſme beyleget 99

Origenes, Bericht von der Ausgabe von Origenis Hexaplis, die der P. de Montfaucon veranſtaltet hat VIII. 452

Orleans, Lob des Herzogs von Orleans und Regentens von Frankreich I. 29

Oroſius hat in der Zeit geirret, da Pompejus in Begleitung des Senates bey angehendem Kriege mit dem Cäſar aus Italien nach Griechenland entwich VII. 129

Orpheus, der vorgebliche Orpheus, oder vielmehr Onomacritus, wird verbeſſert I. 163. er folget in der Götterlehre dem Heſiodus ſorgfältig nach, ebend. ſeine Verdienſte um den theurgiſchen Gottesdienſt IV. 32

Otter, wird 1748 Beyſitzer der Academie, ſtirbt aber kurz darauf X. 4. er war ein Mann, der ſich auf ſeinen Reiſen in den Morgenländern die dortigen Sprachen wohl bekannt gemachet, und ſich vorgenommen hatte, die Geſchichte der Araber zu beſchreiben 287. ein paar zurückgelaſſene Stücke dieſes Verſuches, ebend. und es ſind nämlich folgende: 309 f.
- Bericht von der Araber Eroberungen in Africa 287
- geographiſch-hiſtoriſche Beobachtungen aus arabiſchen Schriftſtellern 309

Oudin, Caſimir Oudins Schickſale und Streit mit dem P. Banduri VIII. 479

Oudinet, Marcus Anton Oudinets, Aufſehers über die königliche Schatzkammer von Alterthümern, Schickſale bey

der

der Academie I. 22. 34. ſein Leben II. 404. Er hat ein ungemein ſtarkes Gedächtniß, ebend. wird des Herrn Rainſant Gehülfe beym königlichen Münzenſchatze IV. 406. ſeine eingerückten Abhandlungen:
von einigen alten Münzen I. 292
von einem Agath darauf Jupiter und Minerva ſteht, die ein Unwiſſender für Adam und Eva angeſehen, und mit einer hebräiſchen Unterſchrift verſehen hat 311

Ovidius, Geſchichte der franzöſiſchen Ueberſetzung der ovidiſchen Verwandelungen von Thomas Corneille I. 451. die Stelle im achten Buche der Verwandelungen, wo geſaget wird, Medea habe des Bacchus Ammen wieder jung gemachet, wird verbeſſert III. 45. von den Verwandelungen hat man eine alte franzöſiſche moraliſirte Ueberſetzung vom Beginne des XIV. Jahrhunderts IV. 98. Nachricht von Baniers Ausgabe mit deſſen Erklärungen und Piccarts Kupferſtichen VII. 418

P.

Paiſonel, franzöſiſcher Conſul zu Smyrna, wird Mitglied der Academie zum Briefwechſel X. 4

Palaye, der Herr de St. Palaye entdecket zu Lucca eine ſchöne Handſchrift vom Joinville VIII. 464 f.

Papa, Geſchichte eines Werkes von Raoul de Preſles de poteſtate Papæ X. 429

Paris, des Abtes Paris Schickſale bey der Academie IV. 5. V. 7. ſtarb 1746. IX. 2. ſein Beweis, daß die Alten Africa umſegelt, und deſſen mittägliche Küſten gekannt haben IV. 327

Parcival, von einem ſo genannten Buche, deſſen Verfaſſer Wolfram von Eſchenbach iſt, und von einer alten Ausgabe deſſelben vom Jahre 1477. wird Nachricht ertheilet VII. 354. Anmerk.

Paſquier vermenget zwey alte franzöſiſche Strafgedichte mit einander X. 410

Patrú, Großmuth die Boileau an ihm bewies, als er aus Noth ſeine Bücher verſtoßen muſte II. 402

Pavillons Leben I. 388. ſeine Schickſale bey der Academie 8. ſtirbt 1705 32

Pauſanias, wie er das Wort ἀνάπυϛα beym Homer Odyſſe XI. ausgeleget habe III. 272. wird darinn eines Verſehens beſchuldiget, daß er den Namen Coria, welcher der Diana zugehöret, der Minerva beygeleget hat 293. eine Stelle aus deſſen Corinthiacis (p. 113.) wird erkläret IV. 389 f. aus gewiſſen geſchriebenen Auszügen, die ein ſogenannter Phraelites gemachet hat, wird er hin und wieder verbeſſert VII. 263 f. Geſchichte der franzöſiſchen Ueberſetzung von ihm IX. 463. in ſeinem Berichte vom Aeſculap wird einige Unrichtigkeit bemerket X. 76. Anmerk.

Peletier, des Herrn Michael le Peletier de Soucy Leben IV. 470. ſtarb als älteſter Staatsrath 1725 III. 14

Pelloutier, Simon P. franzöſiſcher Prediger zu Berlin, erhielt den Preiß von 1742 VIII. 5

Periplus maris Erythræi iſt nicht von einem Verfaſſer, noch aus einem Zeitalter X. 191. Anmerk.

Perizonius wird als ein behutſamer Kunſtrichter gelobet II. 187. ſeine beym Plinius vorgeſchlagene Verbeſſerung wird verworfen ebend.

Perraults Schickſale bey der Academie I. 4. 5. bey Hofe II. 419. Beſchreibung eines Carouſſels I. 2

Petau, des P. Petau Streit mit Saumaiſe wegen der Bedeutung des Wortes πῖνος wird entſchieden III. 241 f.

Petit, Samuel Petits beym Kebes vorgenommene Verbeſſerung wird verworfen II. 184

Petrarch, Urſachen die den Herrn de la Baſtie bewogen, eine neue Lebensbeſchreibung von ihm zu machen VIII. 465. die Geſchichte dieſer Lebensbeſchreibung, ebend. Petrarcha machet in einigen Sonetten ein häßliches abſcheuliches Bild von Rom. Einige Stellen dieſer Sonette, die in den neuern Ausgaben fehlen, werden angeführet X. 225 f.

Petrons

Petrons Stelle, wo es heißt, Trimalchio habe mit goldenen und ſilbernen Zahlpfennigen geſpielet, wird erwogen III. 187. die Stelle, wo es heißt, Democritus habe ſeine Lebenszeit mit Prüfung der Kräfte natürlicher Dinge zugebracht, wird verbeſſert 465

Peutinger, die Geſchichte der nach ihm genannten Reiſekarte wird erzählet, und diejenigen genennet, die ſich um dieſelbe verdient gemachet haben VII. 233 f. IX. 356. ſie ſoll aus dem XIV. Jahrhunderte ſeyn 360

Phädrus, der Inhalt der Schrift vom Plato, die dieſen Namen führet, wird auszugsweiſe vorgetragen V. 186 f.

Philotas, der Name dieſes ehedem berühmten Dichters wird beym Etymologico M. Art. 'Αεγανθάιη wieder hergeſtellet III. 469

Philopatris, das Geſpräch unter dieſem Namen, welches man dem Lucian beyleget, ſoll von Trajans Zeiten her ſeyn X. 192

Philumenus, wenn, von wem, und in was für Abſicht das Werk, das dieſen Namen führet, geſchmiedet worden X. 329. 344

Photii Amphilochia bringt Herr Sevin mit ſich von ſeiner morgenländiſchen Reiſe nach Paris IV. 417

Phralites, ein unbekannter Grieche aus den neuern Zeiten, hat aus dem Pauſanias Auszüge gemachet, die ſich auf der königlichen Bibliothek zu Paris befinden. Aus denſelben wird beſagter Schriftſteller hin und wieder verbeſſert VII. 263 f.

Pinart, des Abtes Michael P. Schickſale bey der Academie I. 33. 35. 36. ſtarb 1717. 36. ſein Leben II. 476. ſeine Abhandlungen:
- von der Byrſa zu Carthago I. 166
- von einer Münze der Helena 281
- vom Ephod II. 124
- von ſamaritaniſchen Münzen 250

Pindar wird beurtheilet, und ſowohl das Gute als Schlechte an ihm wird angezeiget III. 136 f. Herr Maſſieu hat ihn

ihn überſetzen wollen III. 136. ob er den Wohlſtand beleidiget habe 138. er iſt unſtreitig dunkel und zuweilen verwägen 140. die Stelle, wo er die Gewaltthätigkeit des Stärkern am Schwächern zum Grunde des natürlichen Rechtes angiebt, wird erwogen 190 f.

Pithou, Nachricht vom Geſchlechte der Pithœorum, und inſonderheit von Peter und Franz Pithou X. 434 f.

Plato, ob er ein Feind der Dichtkunſt geweſen ſey, oder ob er ſie nur unter gewiſſen Einſchränkungen getadelt habe I. 189 f. ſein Gaſtmahl wird beurtheilet II. 67. ob es ein bloßes Mährgen ſey, oder ob es eine wahre Begebenheit erzähle 68. die Stelle aus dem VII. Buche von den Geſetzen, wo der vielſtimmigen Muſik gedacht iſt, wird beleuchtet, und wider die gemeine Meynung behauptet, daß auch dieſe Art von Muſik den Alten bekannt und bey ihnen im Schwange geweſen ſey 144. X. 455. im XV. Jahrhunderte theilete die Gelehrten in Italien ein Streit, in welchem einige es mit dem Plato, andere mit dem Ariſtoteles hielten. Bey Gelegenheit dieſes Streites ſchrieb der Cardinal Beſſario einen Brief an den Michael Apoſtolius, den Herr Boivin aus einer Handſchrift zum Vorſchein bringt II. 378 f. die Stelle aus dem Critias, welche von der atlantiſchen Inſel ſpricht, wird erkläret III. 61. eine andere von eben dem Inhalte aus dem Timäus 63. ob ſeine Berichte von der atlantiſchen Inſel in rechtem Ernſte für wahr anzunehmen, oder bloß für ein Gedicht zu halten ſind 69. er hat Moſen nicht gekannt, noch viel weniger ihn ausgeſchrieben 101. die Schrift epinomis genannt, hat er nicht gemachet, ob man ſie ihm gleich beyleget 146. die Stelle aus dem zweyten Alcibiades, wo das Wort ἀνεύχεσθαι vorkömmt, wird verbeſſert 160. eine Stelle aus dem Beginne der Republik wird verbeſſert 175. die Stelle wird erwogen, wo er den Ausdruck Pindars betrachtet, welcher das Geſetz zum Könige aller Handlungen machet 190. was Dionyſius von Halicarnaſſus von deſſen Schreibart geurtheilet habe 241. ſeine

ſeine dunkeln Gedanken von der Seele werden vorgetragen VI. 148 f. von deſſen Phädro wird der Inhalt auszugsweiſe mitgetheilet V. 186 f. vom Krito ſteht die Ueberſetzung nebſt Anmerkungen VII. 48 f. die Ueberſetzung eines Theiles vom Theätetus findet ſich VIII. 102 f. ein Stück aus dem X. Buche von den Geſetzen ſteht überſetzet IX. 213 f.

Plato, dieſen Namen haben zween griechiſche Comödienſchreiber von verſchiedenen Zeiten geführet II. 182

Platoniker, ihre Begriffe von der Deutung der Fabeln werden vorgetragen VI. 229

Plinius der ältere hat ſich geirret, wenn er den Urſprung der Malerey erſt in die ſpätern Zeiten ſetzet I. 88. 92. iſt in den erſten Büchern ungleich richtiger, als in den letztern II. 157. ſeine Berichte vom ägyptiſchen Labyrinthe werden unrichtig befunden 156. eine Stelle von der babyloniſchen Zeitrechnung wird erwogen 187 f. eine Stelle von Orions geſundenem Knochengeripppe ſcheint fehlerhaft zu ſeyn 212. eine Stelle (XXXVI. 10.) die der großen Sonnenuhr zu Rom gedenkt, wird erwogen 213. eine andere Stelle ebendaſelbſt, wird beleuchtet, und unterſuchet, ob Manlius, der Meßkünſtler unter Kaiſer Auguſten, der erſte geweſen ſey, welcher Kugeln auf Prachtkegel geſetzet hat 215 f. die Stelle XXII. 5. wo er von der Q. Fabio Maximo ertheilten Graskrone ſpricht, wird beleuchtet VI. 241. er hat ſich in ſeinen geographiſchen Nachrichten oft geirret III. 85. einige Stellen von ihm werden erkläret, andere verbeſſert IV. 156 f. Fehler, die er aus Misverſtändniſſe des Peripli vom Hanno gemachet hat, werden bemerket 335. er irret ſich darinn, daß er den Aeſculap aus Aegypten herhohlet X. 77

Plinii des jüngern Stelle, wo foſſa percuſſa vorkömmt, wird vertheidiget VII. 260 f. ſeine Abſchilderung des Zuſtandes von Athen und Sparta zu ſeinen Zeiten I. 249

Planudes mag wohl die meiſten dem Aeſop angedichteten Fabeln aus ſeinem Kopfe geſchmiedet haben VIII. 73

Plutarchs angebliche Urſache des jüdiſchen Eſeldienſtes wird verworfen I. 158. das Leben Hannibals und Scipions, das manche dem Plutarch beylegen, rühret eigentlich von Donatus Acciajoli her II. 122. er wird wegen eines aufgewärmten Mährgens von einem Rieſen getadelt 212. eine Stelle aus deſſen Sympoſiacis (L. IV.) wird ergänzet III. 53. ſeine Schrift vom Aberglauben wird durchgegangen, und an einigen Orten verbeſſert 299. ſeine Lebensbeſchreibungen und Berichte von römiſchen Händeln ſind voller Unrichtigkeiten 314. einige Stellen in deſſen Leben vom Coriolan, Marcell und den Gracchen werden verbeſſert 326. desgleichen eine Stelle im Lucullo 330. Anmerkungen über die dem Plutarch fälſchlich beygelegten Leben des Hannibals und Scipions 357 f. ſeine Lebensbeſchreibungen von Craſſus und Pompejus werden durchgegangen IV. 38 f. desgleichen die vom Cato von Utica 48. die vom Brutus 164. die vom Romulus 187 f. eine Stelle in der Abhandlung vom Aberglauben, die der σαββατισμῶν erwähnet, wird vertheidiget 286. ſein Leben Ciceronis wird durchgegangen 351. ein Auszug aus deſſen Schrift von dem Nutzen, den man von ſeinen Feinden ziehen kann, nebſt Anmerkungen und Verbeſſerungen derſelben VII. 92 f. ſein Leben von Agis und Cleomenes wird durchgegangen 107 f. er hat ſich gar zu ſehr für den Cleomenes erkläret 112. 118. er hat mehr wie ein Schulmann oder Gelehrter, als wie ein Staatsmann geſchrieben 119. eine Stelle wird gerechtfertiget, die Zeit des Ueberganges des Pompejus aus Italien nach Griechenland betreffend 126 f. ihm werden allerhand Fehler in ſeiner Schrift wider den Herodot beygemeſſen IX. 187 f. hat die Zeitrechnung nicht wohl inne gehabt, auch wenig darauf gehalten 187. ein Urtheil von ihm 188. er ſoll abergläubiſch geweſen ſeyn I. 94. er wird einer groſſen Unrichtigkeit in den Berichten vom Sulla beſchuldiget X. 136

Polignac, Melchior, der Cardinal von Polignac ward A. 1717 Ehrenmitglied der Academie I. 36. 38. III. 12. ſtarb zu Ausgange des Jahres 1741. VIII. 9. ſein Leben 420 f. Geſchichte ſeines Antilucrezens, und Nachricht von des Abts de Rothelin Bemühungen mit demſelben IX. 451 f.

Polybii Stelle wird erwogen, wo geſaget wird, Hannibal hätte ſich an einem Fluſſe, mit Namen Scoras, der in die Rhone fiele, gelagert II. 120. die Stelle vom Zuge Hannibals von der Rhone an bis an die Alpen III. 378. er hat nicht nur Brittanien als eine Inſel, ſondern auch Irland gekannt IV. 59

Pontchartrain, der Herr von P. nachmaliger Kanzler von Frankreich, ward nach des Marquis von Louvois Tode Vorſteher der Academie I. 7. dieſes Amt bekam A. 1699 ſein Sohn, der Graf Pontchartrain, als der Vater Kanzler ward 8. des Grafens P. Schreiben an den Abt Bignon, die Academie betreffend 20

Pontedera, Profeſſor zu Padua, bekömmt den Preiß fürs Jahr 1739 VII. 3

Portus, Streit zwiſchen Wilhelm Budeo und Leonhard Portus III. 446

Poſidonius, ein berühmter Erdbeſchreiber, wird mit Unrecht vom Strabone einer Leichtgläubigkeit beſchuldiget, indem er der Nachricht einer um Africa zu Waſſer gethanen Reiſe nicht ſchlechterdings widerſprochen hat IV. 328

Pouchard, Julian P. königlicher Profeſſor der griechiſchen Sprache, wird Beyſitzer der Academie I. 23. ſtirbt A. 1705. 32. ſein Leben 396. ſeine Abhandlung von den Prachtkegeln 219

Pouilly Schickſale bey der Academie III. 13. IV. 4

Premierfait, Lorenz de Premierfait hat den Bocaze und Ariſtotels Oeconomie und die Biebel ins Franzöſiſche überſetzet, und zu Anfange des XV. Jahrhunderts gelebet IV. 100

Preſles, Raoul de Preſles, eine Nachricht von ſeiner Schrift Muſa genannt IX. 413. er war ein gelehrter Staatsrath König Karls des V. von ſeinen Schriften wird gehandelt X. 427 f.

Prevoſt, Johann P. Schickſale bey der Academie I. 23. 33. 34.

Prideaux hat den Plutarch ohne Grund eines Irrthums wegen der beyden Städte Babylon und Seleuzien beſchuldigen wollen IV. 45 f.

Procopius ſoll nicht der Verfaſſer der geheimen Geſchichte des Juſtinians ſeyn X. 217 f. 291. Anmerk.

Proſperi Aquitanici wichtige Stelle vom Anfange der Regierung Pharamonds wird erwogen I. 340 f.

Prudentius, Biſchof von Troyes, iſt Verfaſſer der annalium Bertinianorum IX. 303. die Glaubwürdigkeit ſeines Zeugniſſes von der Schlacht zu Fontenai in den Ann. Bert. wird erwieſen X. 62

Pſellus, der jüngere Boivin überſetzet einige ungedruckte Stücke vom Michael Pſellus V. 483

Ptolemäus wird einer Irrung in Angabe der Lage von Criſſa überführet III 84. er hat in ſeinem Canone die Art an ſich, daß er einem Kaiſer, der zu Ende eines Jahres regierete, daſſelbige ganze Jahr beyleget, diejenigen aber gar ausläßt, die nur einen Theil ſolches Jahres einnehmen VI. 294. die von ihm angegebenen Himmelsbreiten der Oerter ſollen meiſtens unrichtig ſeyn, und er ſoll keiner guten Weiſe ſie zu beobachten gefolget ſeyn IX. 298

Pythagorä Meynung von dem Weſen der Seele des Menſchen und der Welt überhaupt VI. 148. ſeine Lehrſätze ſind aus den indianiſchen entſprungen, und von ihnen entlehnet IX. 65. Anmerk.

Pytheas, ein Sternkundiger zu Marſeille, und zu Alexanders des Großen Zeiten, hat die Verhältniß der Größe des Schattens von einem Sonnenzeiger zu deſſen Höhe beobachtet. Nun fragt ſichs, ob er ſich dazu eines

Sonnenweiſers mit oder ohne einer Kugel bedienet habe, das letztere wird behauptet II. 216

Q.

Quillets Gedichte von Erziehung der Kinder, was daran auszuſetzen VI. 138

Quinault muß mit Zuziehung der Academie, die muſikaliſchen Trauerſpiele einrichten I. 3. kömmt an Chapelains Stelle in die Academie 4. ſtirbt 1688 7

Quintilian, Nachricht von deſſen franzöſiſcher Ueberſetzung vom Abbe Gedoyn IX. 464

R.

Racine, wird ein Mitglied der Academie I. 6. ſeine Abhandlung von den Urſachen des Blühens und des Verfalles der Wiſſenſchaften III. 393
von Lehrgedichten VI. 131
von der Wahrheit in der Dichtkunſt VIII. 139
über Miltons verlohrnes Paradies ebend.
Nachricht von einem alten Manuſcript zu Soiſſons in franzöſiſchen Verſen auf die Jungfrau Maria X. 103

Rainſant, was ihm Luſt zum Münzforſchen gemachet habe II. 406. ward in die Academie aufgenommen I. 6. kömmt A. 1689 im Waſſer um 7. theilet ſeine Verwaltung mit Herrn Oudinet II. 406

Rapin, was an Rapins Gedichte von der Erziehung der Kinder ausgeſetzet wird VI. 138. wird wegen ſeines Urtheiles vom Homer getadelt I. 202

Reformatorium vitæ morumque & honeſtatis clericorum, Nachricht von einer alten Ausgabe dieſes Buches VII. 330

Regino von Prum iſt nicht der erſte, der die geiſt- und weltlichen Rechte nach den Materien zuſammen getragen hat X. 140 f.

Reineſius, ſeine Meynung vom deo endovellico daß es der Apollo ſey, wird widerleget II. 244. ein kleines Verſehen, das ſich in ſeine Inſcriptionen eingeſchlichen, wird verbeſſert X. 205

Renaudot, der Abt Euſebius R. gelanget zur Academie I. 7. 34. 40. ſtarb 1720. III. 12. ſein Leben 500
Reſnel, der Abt R. wird 1733 Beyſitzer V. 7. ſeine Abhandlung von den Verrichtungen und Vorrechten der Bothſchafter bey den Alten VI. 90. ſeine Abhandlung wird beantwortet, welche den Untergang der ſchönen Wiſſenſchaften als eine Folge des Fleißes anſieht, den heutzutage jedermann auf die Matheſin und Phyſik verwendet VIII. 19
Rex pacificus iſt nicht die Aufſchrift, ſondern der Anfang eines Werkes vom Raoul de Preſles, das den Titel führet: quæſtio de poteſtate Papæ X. 428
Rheſus, das Trauerſpiel, wird verbeſſert V. 76. es ſoll weder dem Sophocles, noch dem Euripides zugehören ebend.
Riccobaldi, Dom Romuald R. nimmt ſich des Diarii Italici des P. Montfaucons an VIII. 450
Riencourt, Carl de R. ward 1716 Beyſitzer III. 9
Rodulphus Glaber, Nachricht von dieſem Mönche aus dem XI. Sæculo X. 148
Rohan, der Prinz Armand Gaſto von Rohan, nach der Zeit Biſchof von Straßburg und Cardinal, ward Ehrenmitglied der Akademie I. 22. 37
le Rois Schickſale bey der Academie I. 33. 34
Rollin, Carl Rollin wird Beyſitzer I. 22. 32. ſtarb 1741. VIII. 9. ſein Leben 395 f.
Roque, de la Roque hat ſich in Auslegung der Worte geirret, die auf einem Ringe ſtehen X. 402
Rothelin, der Abt Rothelin wird A. 1733 Ehrenmitglied der Academie V. 7. ſtirbt 1744. IX. 3. ſein Leben 443
Rouſſeaus des Dichters Unterredung mit dem Herrn Rollin VIII. 407
Rouſſeau, Johann Baptiſta Rouſſeaus Schickſale bey der Academie I. 23. 32
Rualds Gründe, warum er dem Plutarch die ihm beygelegten Leben des Scipions und Hannibals abſpricht, wird

nicht zureichend, obgleich ſein Satz übrigens an ſich ſeine gute Richtigkeit hat III. 362

Rutger, Erzbiſchof von Trier aus dem X. Jahrhunderte, ob ſeine Sammlung von Decretalien noch vorhanden ſey, wird unterſucht X. 144

S.

Salliers Schickſale bey der Academie I. 36. 39. VIII. 9. ſeine mit dem Abte Sevin gemeinſchaftlich gepflogenen gelehrten Beſchäfftigungen 390. ſeine Abhandlungen;
vom Orakel zu Dodona III. 42
von Sophokels Oedipus Tyrannus 103
von dem Verfaſſer der Epinomis 146
Verbeſſerungen zum Plato 160. 175
zum Euripides 232
zu Plutarchs Schriſt vom Aberglauben 299
von der Zeit, in welcher Heſychius gelebet, und Anmerkungen über ſein Lexicon 399
von den Worten Solœciſmus und Barbariſmus 412
von einem Buche Cicerons, das unter einem falſchen Namen mit unter den Academicis ſteht 427
über eine Stelle in Cicerons Officiis 442
von einigen Büchern in der königlichen Bibliothek zu Paris mit hinzugeſchriebenen Anmerkungen IV. 218
Fortſetzung dieſer Anmerkungen V. 56
von Macchiavels Leben des Caſtruccio IV. 262
critiſche Unterſuchung einiger Verbeſſerungen griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller 276
vom Urſprunge des Reitens in Griechenland 288
von den Denkmälern der Heroen 368
über Platons Phädrus V. 186
Ueberſetzung des platoniſchen Crito nebſt Anmerkungen VII. 48
Auszug aus Plutarchs Schriſt, wie man ſich ſeine Feinde zu Nutze machen könne 92
über einige Umſtände der Geſchichte der Druckerey 331

Ueber-

Ueberſetzung eines Stückes aus Platons Theätetus VIII. 102
Nachricht von einem alten Protocolle 226
über eine Ausgabe des Buches l'arbre des Batailles X. 195
er hat die Geſchichte der Prinzen vom Hauſe Orleans, die von König Carln dem V. abſtammen, aufzuſetzen unternommen 195

Salmaſii Meynung von den Helleniſten II. 128. ſein Streit mit Petaven wegen Bedeutung des Wortes πῖνος wird geſchlichtet III. 241 f.

Salmon, der Aufſeher über den Büchervorrath der Sorbonne, brauchete die Herren Sevin und Faurmont ihm Bücher einzukaufen VIII. 389

Salluſt, den Verluſt ſeines Werkes von dem bürgerlichen Kriege des M. Aemilius Lepidus hat der Präſident de Broſſes durch den Verſuch eines Supplementes erſetzen wollen X. 155 f.

Samuel, eine Stelle aus dem 1 Buche Samuels XXX, 7. wird erwogen II. 124 f.

Santeuil kann ſich mit dem ältern Boivin nicht wohl ſtallen III. 571

Sanſon, was Nicolas S. in ſeiner Karte von Frankreich verſehen habe VII. 214

Savots Meynung von der Weiſe der alten Römer ihre Münzen erſt in Formen zu gießen, und dann unter den Hammer zu bringen, wird widerleget II. 275 f.

Scaliger, der Vater, hat ſich durch ſeine übertriebene Liebe zu den Lateinern dahin reißen laſſen, ſie den Griechen in allen Stücken vorzuziehen I. 202. IV. 388

Scaliger, der Sohn, warum und zu was Ende er die juliſche Zeitrechnung erfunden I. 205. ſie wird verworfen 208 f. ſeine Meynung von den Helleniſten II. 128. ſeine Erklärung einer Stelle Tibuls I. 3. wird gemißbilliget III. 454. ſeine irrige Meynung vom Jahre der Griechen, wird widerleget IX. 2[illegible]

Schaw hat eine Stelle des Abulfeda nicht recht verſtanden X. 312

Schedius, es wird ihm übel ausgelegt, daß er in ſeinem großen Werke von deutſchen Alterthümern nichts von der Irmenſäule beygebracht hat II. 235

Scholiaſten, der Scholiaſt vom Statius wird verbeſſert II. 164. vom Sophokles über den 176ſten Vers der Trachinien wird verbeſſert und erläutert III. 42 f. was man von den griechiſchen Scholiaſten halten, und wie man ſie nützen müſſe IV. 75. 78 f.

Schöpflin ward Beyſitzer zum Briefwechſel IV. 5. ſeine Meynung, daß Argentoratum ein römiſches Wort ſey, wird widerleget V. 69 f. er theilet der Academie ein vorgebliches Fragment vom Livius aus einem der verlohren gegangenen Bücher mit 150. Auszug und Prüfung einer Abhandlung von ihm über die Tribocker, bey Gelegenheit eines Denkmaales vom Kaiſer Valerian IX. 335 f. ſchicket der Academie Abſchriften von vier in Deutſchland gefundenen römiſchen Aufſchriften von Meilenweiſern zu X. 201 f.

Secouſſe ward Beyſitzer der Academie III. 13. will die Geſchichte des Kanzlers de l' Hoſpital beſchreiben X. 213. ſeine Betrachtungen über einige Lebensbeſchreibungen vom Plutarch III. 314. IV. 38. 164. 351

Entwurf einer Nachricht von Gallien 207

Nachricht von den Unruhen in Frankreich nach der Schlacht bey Poitieres VIII. 266

über ein altes Siegel aus den mittlern Zeiten X. 100

Segovien, Nachricht von Johannis von Segovien Tageverzeichniß der Begebenheiten der baſeliſchen Kirchenverſammlung VI. 473

Seve, von Seve verdirbt und verdunkelt eine gewiſſe Aufſchrift auf den Kaiſer Albin, durch eigenmächtig eingeſchobene Ergänzungen I. 240

Sevin, des Abtes Sevins Schickſale bey der Academie I. 34. 35. IV. 4. wird mit dem Abte Fourmont nach Conſtan-

Conſtantinopel geſchicket, um daſelbſt Manuſcripte einzukaufen III. 6. ſtarb 1741. VIII. 9. ſein Leben 385. bringt von ſeiner morgenländiſchen Reiſe mehr als 600 Stück Manuſcripte mit IV. 3. davon die nähere Nachricht S. 425. zu leſen iſt. Seine Abhandlungen:
Verbeſſerungen zum Heſiodus und Anacreon II. 159
zum Orpheus 163
ob das nach dem Kebes genannte Gemählde ihm zugehöre 179
Gedanken von einer vorgeſchlagenen Verbeſſerung beym Plinius 187
von den Ammen des Bacchus III. 45
Verbeſſerungen zum Heſiodus, Euripides und andern 286
zum Petronius, Cornelius Severus, Suidas und Heſychius 405
über den Pauſanias VII. 263

Sevin, ein geſchickter Schulmann zu Beauvais II. 391

Sextus Rufus, eine Stelle aus ihm wird betrachtet, die Trajans Zug nach Indien erwähnet X. 181

Sidonius Apollinaris, wenn er die ſieben erſten Bücher ſeiner Briefe ans Licht geſtellet hat V. 176. eine Stelle von Ferreoli, des Præf. Præt. Galliorum und ſeinen eigenen Landgütern wird ins Licht geſetzet II. 350 f.

Sike, Henrich Sikens Verbindung mit Ludolph Küſtern und ſeine Schickſale in England II. 453. 456

Sillery, Fabius Brûlart de Sillery, Biſchof zu Soiſſons, wird Ehrenmitglied der Academie I. 34. ſtarb 1715. I. 35. ſein Leben II. 431. ſeine Schriften 434 f.

Simon, Johann Franz Simons Schickſale bey der Academie I. 23. 33. 40. handelt von dem häuslichen Leben der Römer in dreyen Aufſätzen, die in den Nachrichten der Academie ſtehen 76. ſeine Meynung von den Helleniſten II. 128. ſein Leben III. 488. ſtarb 1719. 12. ſeine Abhandlungen:
von den Vorbedeutungen I. 57
von der Höflichkeit der Römer 74

von den Zurüſen I. 126
von den Glücksſpielen der Römer 131
von den Tempeln zu Rom 226
von den Freyſtädten II. 45
von der Gaſtfreyheit 54
vom Urſprunge der Saturnalien 68
Simeoni, Gabriel S. ein Florentiner, machet zuerſt ein altes römiſches Lager bekannt, das im Walliſerlande noch zu ſehen iſt VII. 132
Simon, Nachricht von Richard Simons Ausgabe von Georgii Scholarii und Gennadii Schriften von der Transſubſtantiation III. 505
Sirmonds Handſchrift vom Fredegar iſt die älteſte und beſte, die man von dieſem Geſchichtſchreiber hat I. 346. ſeine Meynung von der Oberſtelle bey Griechen und Römern, ob ſie auf der rechten oder linken Seite geweſen ſey II. 86
Sojuthi Geſchichte von Aegypten in ſieben Foliobänden bringt Herr Sevin mit ſich aus der Levante IV. 422
Solinus, ein Misverſtändniß von ihm wird angemerket IV. 330
Sophokles, aus was für Leuten der Chor im Oedipus Tyr. beſtehe, wird unterſuchet II. 131. er pfleget zuweilen die mehrere Zahl anſtatt der einfachen zu ſetzen 131. eine Stelle aus dem Oedipus Colon. wird verbeſſert III. 104 f. hat bey Vorſtellung der Unglücksfälle des Oedipus die Wahrheit der Geſchichte aus den Augen geſetzet 275 f. er wird aus einer Handſchrift und Tanaquil Fabers ſchriftlich hinterlaſſenen Anmerkungen verbeſſert V. 65 f.
Souchay, der Abt S. ward 1726 Beyſitzer IV. 4. ſtarb 1746. IX. 4. ſein Leben 541. ſeine Abhandlungen:
über ein Fragment vom Livius V. 154
über eine Stelle Cicerons VI. 52
und Plinii VII. 260
Soucy, ſiehe Peletier.

Spanhems Meynung, die abgekürzten Worte auf Münzen Cer. Per. bedeuteten certamen periodonicum, wird widerleget III. 224. ſeine Meynung von den Contorniaten, daß es Münzen wären, die von ſolchen alten Kaiſern wirklich geſchlagen worden, deren Bildniß ſie führen, die aber von ſpätern Kaiſern wieder erneuert worden, wird widerlegt 236

Spartians Stelle, wo das Wort ſubarmale vorkömmt, wird erkläret II. 365. er ſoll ſich in Benennung des parthiſchen Prinzen, den Trajan zum Könige von Parthien ernannte, geirret haben X. 188

Speculum conſcientiæ & noviſſimorum, Nachricht von einer alten Ausgabe dieſes Buches VIII. 329. Anm.

Spon und Wheler haben unter angenommener Geſtalt von Oehlhändlern nur in wenig Häuſern zu Athen alte Aufſchriften entdecket IV. 428. Spons Sammlung von Aufſchriften wird verbeſſert 109. 118. in ſeine miſcellanea eruditæ antiquitatis haben ſich viel Fehler eingeſchlichen V. 109 f.

Statuta, wenn und wo die ſogenannten Statuta primitivæ eccleſiæ, das erſte Corpus juris canonicum, entſtanden X. 151

Stephanus von Byzanz wird verbeſſert II. 167. wird eines Irrthums mit dem Fluſſe Pactolus und der Stadt Thymbra überführet X. 34

Stephan, Henrich Stephans Gründe, warum er dem Iſocrates von Athen die Schrift an den Demonicus abſpricht, werden erwogen und widerleget VI. 341

Stilting hat ſich darinn verſehen, daß er die Münzen aus Jacob Bie metalliſchen Frankreich für wirklich geprägte angenommen VIII. 256

Strabons Stelle wird erwogen, wo er von einer den Göttern geheiligten jungen Mannſchaft der Sabiner ſpricht II. 112. hat ſich darinn geirret, daß er aus Cirrha und Criſſa zwo verſchiedene Städte gemachet hat III. 87. die Stelle (VI. p. 405.) wo es heißt, zu Liris habe eine

Bildſäule der Minerva Iliaca geſtanden, wird wider Caſaubons critiſchen Verſuch gerettet 198. ihm wird widerſprochen, weil er des Poſidonius Bericht von einer um ganz Africa herum gethanen Reiſe zu Waſſer für ein bloßes Mährgen ausgegeben IV. 328 f. die Stelle vom Berge Veſuv wird erwogen V. 282. die Stelle L. VIII. p. 529. wird verbeſſert.

Striker iſt nicht der Verfaſſer eines alten ſächſiſchen Gedichtes, als welches wohl hundert Jahre älter iſt, als er X. 334. Anmerk.

Suetons Stelle aus Nerons Leben, wo es heißt: orcus vobis ducit pedes, wird erkläret I. 163. die Stelle von Domitians Beſchimpfung nach deſſen Tode, wird von Caſaubons Verdrehung gerettet, und recht ausgeleget VII. 45 f.

Suidas, Geſchichte der küſteriſchen Ausgabe ſeines Wörterbuches II. 454. eine Stelle in dem Artikel ἀπλέτης wird verbeſſert III. 180. im Art. 'Αγγανθάνη 468

Surbek, Peter Eugen von S. wird 1741 Ehrenmitglied der Academie zum Briefwechſel VIII. 9. ſein Leben 373

T.

Tacitus hat albern Zeug von den Juden berichtet III. 102. die Stelle, wo es heißt, Agricola habe Britannien zuerſt umgeſchiffet, wird erwogen, weil ſie von einigen übel angewendet worden IV. 58

Tallemant, der Abt T. der jüngere kömmt 1673 zur Academie I. 4. machet die Aufſchriften unter die Gemählde der Gallerie zu Verſailles 5. ſtirbt 1712. 34. ſein Leben II. 411. hält die Leichenrede auf den Kanzler Seguier 414. hält öfters Lobreden auf den König, ebend. auf Colberten, an dem er einen großen Beförderer hat 415. ſein Streit mit dem Pater Lucas, einem Jeſuiten, wegen Wahl der Sprache zu Aufſchriften 416. wird Secretair der Academie 417. Rede auf Perrault 419. prediget wider die Reformirten 420. ſeine Verdienſte um die Geſchichte Ludwigs des XIV. aus den Münzen 417

Tar=

Tardif, Nachricht von Wilhelm Tardif, Vorleſer bey König Carl dem VIII. IV. 144. von ſeinen eſopiſchen Fabeln 145

Terenzens Grab entdecket Herr Fourmont im Peloponnes, und machet Hoffnung zu einer Beſchreibung deſſelben IV. 435

Tellier, der P. Michael le Tellier aus der Geſellſchaft Jeſu, Beichtvater des Königs von Frankreich, ward 1709 Ehrenmitglied der Academie I. 34. ſein Leben III. 487

Tercier kömmt 1747 in die Academie X. 3

Theodoretus, Handſchriften vom Theodoret von einem gewiſſen Alter ſind ſehr ſelten, Herr Sevin bringt einige derſelben mit nach Paris IV. 418

Theodorus Gaza, ſiehe Gaza.

Theohat hat in ſeinem Canone die Art an ſich, daß er den Kaiſern, die zu Ende eines Jahres zu regieren anfiengen, ſolches ganze Jahr beyleget, die andern aber, die auch mit Theil daran haben, ausſchließt, und ganz verſchweigt VI. 294

Theophraſt, ob er des Papieres, als eines ſchon damals zum Schreiben dienlichen Werkzeuges erwähne, und wenn er ſein Werk von den Pflanzen geſchrieben habe II. 181. Anmerkungen über ſein Buch von ſeltſamen Sagen V. 57 f.

Thie, Johann de Thie bringt zu Ausgange des XV. Jahrhunderts den Boethius in franzöſiſche Verſe IV. 99

Thomas, Nachricht vom Leben Thomas, oder Thomaſius, eines Carmeliters, Erzbiſchofes von Conſtantinopel, welches Philipp de Maizieres beſchrieben VIII. 304

Thomaſſin, der Pater Thomaſſin brauchet den Herrn Pinart bey ſeinem hebräiſchen Wörterbuche II. 476. wie auch den Herrn Barat I. 399

Thuan, der Cardinal de Rohan kaufet Thuans Büchersammlung an ſich IV. 550. eine Stelle aus deſſen 138. Buche wird beleuchtet, und von dem Verwurfe eines Irrthums gerettet VII. 281 f.

Thucydides Stelle vom Alter des nackten Laufens in den olympiſchen Spielen wird erwogen, und mit einer andern beym Dionyſius von Halicarnaſſus vereiniget I. 218

Tibulls Stelle El. I. 3. wird erkläret III. 453

Tifernas, Gregorius T. war kein Grieche, ſondern ein Italiener VIII. 12. machete die griechiſche Sprache zuerſt in Frankreich bekannt ebend.

Tilladet, Jean Maria de la Marque Tilladet, Beyſitzer der Academie I. 32. ſtarb 1715. 35. ſein Leben II. 446 f. Abhandlung von den Rieſen I. 157

Tillemont, ſeine und anderer Meynung, die den Kaiſer Trajan einen doppelten Heerszug nach den Orient thun laſſen, wird verworfen X. 193

Titus von Boſtra Auslegung über den Evangeliſten Lucas bringt Herr Sevin aus der Levante mit IV. 418

Toſtatus, Biſchof von Avila, wird als ein Fabelſchreiber verworfen II. 213

Toureil, Jacobs de T. Schickſale bey der Academie I. 7. 32. ſtirbt 1715. 35. ſein Leben II. 422

Tournemines Streit mit dem Abbe Sevin wegen eines Punctes aus der ägyptiſchen Zeitrechnung VIII. 388

Trappe, des Abtes de la Trappe Streit mit dem Mabillon wegen des Studierens unter den Ordensleuten I. 418

Treſor, ein unter dieſem Namen von Brunetto Latini verfertigtes philoſophiſches Wörterbuch wird beſchrieben, und viele irrige Begriffe davon widerleget IV. 102

Tripaut, ſein irriger Bericht vom Loiret wird angemerket VI. 207

Triſtans Auslegungen und Ergänzungen ſeiner verſtümmelten Aufſchrift auf den jüngern Tetricus II. 320. ſeine Meynung von zween Söhnen, die er dem ältern Tetrico beyleget, wird verworfen 322. von ihm wird geurtheilet, daß er mit einer mäßigen Kenntniß der Münzen eine ungeordnete Begierde ſeine Beleſenheit ſehen zu laſſen, verbunden gehabt habe V 126

Trithems Zeugniß von der Erfindung der Buchdruckerkunſt zu Maynz wird erwogen VII. 332 f.

Türgot, der Staatsrath Türgot ward 1743 Ehrenmitglied der Academie VIII. 10

Turpin, von dieſes Erzbiſchofes lateiniſcher Chronike hat man eine alte franzöſiſche Ueberſetzung IV. 97. Meynungen von dem Alter dieſer Chronik, ebend. die Zeit, Veranlaſſung und Abſicht desjenigen Romans vom Kaiſer Karln dem Großen, der ſich für ein Werk des Erzbiſchofes Turpin ausgiebt, wird entdecket X. 334 f.

Tuſan, was an Jacob Tuſans Ausgabe von Wilhelm Budei Briefen ausgeſetzet wird III. 447. ſeine Verdienſte um die griechiſche Sprache VIII. 13

V.

Vaillant, Jean Foy Vaillant ward Beyſitzer I. 32. 33. ſtarb 1706. ebend. ſein Leben 400. er wird von den algieriſchen Seeräubern gefangen genommen 403. verſchlucket in der Angſt alte goldene Münzen, aus Furcht darum zu kommen, die Natur giebt ſie ihm auch alle glücklich wieder 404. hat zwölf Reiſen nach Rom, und zwo in die Levante gethan 407. ſeine Meynung von der Bedeutung der Worte Cer. Per. auf Münzen wird widerleget III. 225. ſeine Geſchichte der parthiſchen Könige ſetzet Herr de Valois in den Stand, daß ſie ans Licht treten kann X. 476. ſeine Abhandlungen:
- von dem Unterſchiede der patriciorum und plebejorum I. 177
- von den Neocoren . 64
- von den Congiariis 276
- von Comob und Conob auf den Münzen 298

Vaillants des jüngern Leben I. 426. ſein Schickſal bey der Academie I. 32. ſtarb 1708 33

Valbonay, der Präſident de Valbonay wird Ehrenmitglied der Academie IV. 5. ſtarb 1730. ebend. bedienet ſich des Herrn Lancelot zu Ausarbeitung ſeiner Geſchichte des

des Delphinats VIII. 363. ſein Leben IV. 552. Erklärung einer Aufſchrift zu Ventavon 226

Valerius Maximus, König Karl der V. läßt ihn ins Franzöſiſche überſetzen IV. 99. das 5 Cap. des VII. Buches wird erwogen II. 202.. von ihm wird geurtheilet, daß er die Wahrheit gar oft dem Vergnügen aufopfere, ebend. er vermenget drey Scipiones Naſicas mit einander 203

Valincourt, Johann Baptiſta du Trouſſet de Valincourt wird 1716 Beyſitzer der Academie I. 39. giebt dieſe Stelle auf III. 12

Vallemonts Streit mit Baudeloten wegen einer Münze auf Alexander den Großen III. 530

Valois, Carl de V. kömmt 1711 zur Academie I. 34. 39. ſein Leben X. 467. ſeine Meynung, daß der pagus Stadiniſus Stenay ſey, wird widerleget X. 405. ſeine Verdienſte um Vaillants parthiſche Geſchichte X 475. ſeine Abhandlungen:
- von den Neocoren I. 64
- von den Cenſoren 67
- vom Urſprunge des Glaſes 119
- eine Erklärung einer Stelle des erſten Buches Moſis 142
- einer aus dem Juvenal 154
- Meynung von einer Münze von Conſtantio juniore 289
- von den Plünderungen des Tempels zu Delphis II. 93
- ob Criſſa und Cirrha nur ein Ort geweſen ſey III. 78
- Erklärung einer Stelle des Tibuls 453
- daß vor Zeiten das Gelübde der Keuſchheit und die Anlegung des Schleyers zu gleicher Zeit geſchehen ſey V. 39
- über des Grafen Mezzabarba lateiniſche Kaiſermünzen VI. 330. VII. 155. VIII. 199

Valois, Anmerkungen zu Hadrian Valois notitia Galliæ IV. 205 f. IX. 379. 391.

Varro, Cicero widmete ihm ſeine Academica III. 430 f. eine Stelle, wo er den Fluß Ladon erwähnet, wird erwogen X. 33

Vatry, der Abt V. ward 1727 Beyſitzer IV. 4. ſeine Abhandlungen:
  Verbeſſerung und Erklärung einer Stelle in Ariſtotels Dichtkunſt 231
  vom Ueberſetzen VI. 9
  von einer Stelle in Iſocrates äginetiſcher Rede 219
  Erweis, daß der alte Iſocrates die Rede an den Demonicus gemachet habe 339
Vattier, Schickſal der lateiniſchen Ueberſetzung des Avicenna, von Herrn Peter Vattier III. 566
Venerius von Riedenburg hat die Fabel vom Müller, ſeinem Sohne und dem Eſel zuerſt auf die Bahn gebracht VIII. 77
Venuti, der Abt Venuti erhielt den Preiß von 1741. VIII. 4. ward 1743 Ehrenmitglied der Academie zum Briefwechſel 10
du Verdiers franzöſiſche Bibliothek ſoll von Schnitzern wimmeln IV. 105
Vernons Beobachtung der Himmelsbreite von Athen wird beurtheilet IX. 292
Vertot, der Abt V. ward 1705 ein beſoldetes Mitglied der Academie I. 32. 38. an deſſen Abhandlung von der Irmenſäule wird unterſchiedenes ausgeſetzet II. 233. Anmerk. ſein Leben VI. 437. ſeine in der Handſchrift hinterlaſſenen Werke 451. ſeine Abhandlungen:
  von dem Worte regnum und deſſen eigentlicher Bedeutung bey den Scriptoribus hiſtoriæ Francicæ medii ævi I. 103
  vom erſten Regierungsjahre Faramonds, als dem erſten Erzeugungspuncte der fränkiſchen Herrſchaft 340
  Vertheidigung des Friedegars in ſeinen Berichten von fränkiſchen Händeln 343
  von dem Gebrauche der Reden bey den griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreibern II. 107
  von der Irmenſäule 233

von dem Stifter und der Stiftungszeit der Hauptkirche zu Paris II. 304
von einem chriſtlichen Denkmaale in der Abtey von Feſcamp 346
vom Unterſcheide der Küraſſe und Wapenröcke 364
Schilderung des Kaiſer Auguſts, und Vergleichung des Agrippa und Mäcenas III 128

Vignes, Jean de Vignes, oder auch de Soiſſons, ſonſt Hugo Farſitus genannt, hat ein lateiniſches Werk zu Ehren U. L. Frauen geſchrieben X 165

Vigneul de Marveille, was der Abt Banier bey ſeiner Ausgabe von deſſen Melanges geleiſtet VIII. 418

Villacerf, der Herr de Villacerf wird des Marquis de Louvois Nachfolger in der Oberaufſicht über die königlichen Gebäude I. 7

Villefore, deſſen Schickſale bey der Academie I 33

Villeneuve, der Marquis de V. geht 1728 als Geſandter nach Conſtantinopel IV 3

Virgil, Foggini widmet ſeine Ausgabe vom Virgil, die er nach der mediceiſchen Handſchrift eingerichtet hat, der Academie VIII. 5. Fraguiers Betrachtungen über den Virgil, in welchen er dieſen Dichter mit dem Homer zuſammen hält I. 193. der Inhalt der 8ten Aeneis wird kürzlich erzählet 195. Nachricht von dem Streite zwiſchen Virgils und Homers Anhängern 200. Virgil thut es dem Homer nur in Kunſt, Putz und Pracht zuvor 203. Virgils Beſchreibung der Hölle iſt ungleich beſſer, als Homers ſeine II. 6. die Bemühung, in der vierten Ecloga chriſtliche Geheimniſſe zu finden, wird als thöricht verlachet III. 101. ſeine Eclogen ſind verſchiedener Art, einige ſind dramatiſch, und ſtellen Handlungen vor, daran der Dichter ſelbſt keinen Antheil nimmt; andere aber ſind vermiſchter Art, und der Dichter tritt auch ſelbſt in denſelben auf III. 109. Virgil kann auch das Kleine und Niedrige erheben, und dem Verächtlichen ein Anſehen geben VI 136 f.

Vitruvs Stelle, wo er Arabiam Numidarum nennet, wird verbeſſert V. 63. die Stelle, welche von der Himmelsbreite Roms, Athens und Alexandriens ſpricht, wird erklärt IX. 294

Voiture, man urtheilet von ſeinen Briefen, Lebensart und Gemüthsbeſchaffenheit, und hält ihn gegen den Horaz VI. 116

Voſſii Meynung von den Helleniſten II. 128

Voyage literaire, die Verfaſſer dieſer Schrift haben ihre Aufſchriften nicht richtig mitgetheilet IV. 107

Urſinus, Fulvius Urſinus ſieht das Bild eines Römers irrig für den athenienſiſchen Geſetzgeber an II. 335

Urſpergenſis Abbas, ſiehe **Conrad von Lichtenau.**

Uſtarros, Andrez Uſtarros, ein geſchickter Alterthumsforſcher, hat ſich inſonderheit in den ſpaniſchen Alterthümern wohl umgeſehen II. 241

W.

Welſers Verdienſte um die peutingeriſche Reiſekarte VII. 235 f.

Wheler und Spon gaben ſich bey ihren Nachforſchungen nach alten Aufſchriften zu Athen für Oehlhändler aus IV. 428

Wilhelm von Jumiegue, eine Stelle von ihm wird erklärt IX. 383

Wiliſch, der Superintendent in Freyberg, bekömmt gewiſſer Vermuthungen wegen, die eine Unkunde in der Geſchichte der Buchdruckerkunſt verrathen, einen derben Verweis VII. 373 f.

X.

Xenophons ſämmtliche Werke hat Charpentier in der Handſchrift franzöſiſch überſetzet hinterlaſſen I. 383. die Stelle von der Stadt Thymbra hat Stephanus von Byzanz übel verſtanden X. 34

Z.

Zacagni leget auf eine für ihn ſchimpfliche Weiſe ſeinen Groll gegen den P. Montfaucon an den Tag VIII. 447

Zoſimus iſt eben nicht der richtigſte Geſchichtſchreiber I. 285. er hat ſich in Anſehung der Zeit des Aufſtandes des Domitii Domitiani geirret ebend.

Zur Lauben, der Baron Zur Lauben bekömmt den Preiß fürs Jahr 1748 durch Beantwortung der Frage von den Rechten der Freyſtädte bey den Römern IX. 2

◆ ◆ ◆

Zweytes Regiſter
welches
die Artikel aus der Geſchichte und den Alterthümern enthält.

A von einer ſeltſamen Geſtalt, oben mit einem Querſtriche, finden ſich häufig auf lionniſchen Aufſchriften aus dem dritten Jahrhunderte I. 242

Abbo, Herr Lancelot erkläret die fremden dunkeln Namen, die in dem merkwürdigen Teſtamente des Patriziens Abbo vorkommen VIII. 370

Aberglauben, Plutarchi Schrift vom Aberglauben wird durchgegangen und verbeſſert, und ein kurzer Auszug von deſſen Inhalte mitgetheilet III. 299 f.

Abgötterey iſt von Kleidung der erſten Menſchen entſtanden II. 222

Abdullah, ein Bruder des Chalifen Omars, unternimmt den erſten arabiſchen Heereszug nach Africa X. 291

Abdullah, der Sohn Zubairs, wirft ſich zum Chalifen auf X. 325

Abrahams Aehnlichkeit mit dem Saturn I. 51. von ihm ſoll das Menſchenopfern hergekommen ſeyn, ebend. die von ihm erbaueten Altäre III. 18

Abraxas, Gedanken von den Steinen, auf denen dieß Wort ſteht IX 500

Abt, die Grabmähler und Bildniſſe der Aebte von Ciſteaux werden beſchrieben V. 353 f. die Vorzüge und Rechte der Aebte von St. Denys VIII. 248

Accompagnements in der Muſik waren den Griechen unbekannt X. 450. ſiehe Muſik.

Academie, Geſchichte der academiſchen Bücher von Cicero III. 428. in unſern heutigen Ausgaben von Cicero befindet ſich unter den academiſchen Büchern eines, das gar nicht dahin gehöret, ſondern deſſen wahrer Name Lucullus iſt II. 427 f.

Achäus, eine Münze vom Achäus, einem Könige in Kleinaſien, der ſich wider den groſſen Antiochus auflehnete I. 428

Achillis Schild war mit Farben gemahlet I. 90. die homeriſche Beſchreibung deſſelben wird durchgegangen 91 f. Achillis Rache nennen die Alterthumsforſcher eine gewiſſe Vorſtellung auf geſchnittenen Steinen, welche II. 335. im Kupferſtiche n. 8 und 9 vorgeſtellet wird. Woher der Name Achilles komme, und ob man ihn mit einem einfachen oder mit einem doppelten l ſchreiben müſſe VI. 382

Acta Eruditorum, der Verfaſſer eines Auszuges der im Julio 1684 der Leipziger lateiniſchen Actor. Erud. ſteht, bekömmt einen Verweis, weil er von einer Münze, die er nicht geſehen hatte, einen zugleich zweydeutigen und entſcheidenden Machtſpruch thut, daß das beſtrittene Wort ΟΣΣΛΝ darauf geleſen werde VI. 248

Adam, Nachricht vom Adamsbuche, einem ſogenannten alten chaldäiſchen Manuſcripte IX. 520. Adams Wiſſenſchaft wird ſehr erhoben 13 f. auf einem geſchnittenen Agathe aus dem Heidenthume haben einfältige den Adam und die Eva finden wollen I. 312

Regiſter über die Artikel aus der Geſchichte

Adel, der römiſche Adel beſtund eigentlich aus Patrizien, mit der Zeit aber gelangeten auch die Plebeji dazu I. 179

Adler, wenn der doppelte oder zweyköpfigte Adler angefangen habe, das Wapen des deutſchen Kaiſerreichs zu werden V. 323. der Adler, die römiſche Hauptfahne, zu der die Soldaten ſchwören mußten, ſtund im Lager auf einer Anhöhe, von der man das ganze Lager überſehen konnte VII. 135. die Art der göttlichen Verehrung, die man dieſer Fahne erwieß 137. der Adler auf den Münzen Heliogabals iſt das Wahrzeichen der Stadt Emeſſa IX. 337

Aeſculap, zu Paris ſteht ein altes Bild, darinn einige den Aeſculap zu finden vermeynet haben, denen aber widerſprochen wird II. 372 f. vielmehr wird gewieſen, daß es der Herr Chriſtus ſey X. 398. Aeſculap wird öfters unter dem Bilde einer Schlange, die einen Lorberkranz im Munde hat, vorgeſtellet, um anzudeuten, daß er Apollons Sohn ſey III. 295. von dem Urſprunge und der Art der Verehrung des Aeſculaps bey den Griechen X. 74

Agamedes und Trophimus, zween Brüder, geſchickte Baumeiſter, baueten den vierten Tempel des Apollo zu Delphis II. 94

Agath, ein alter Agath mit Jupiter und Minerva, und unten drunter einem hebräiſchen Spruche aus dem erſten Buche Moſis, welcher einige verleitet hat, Adam und Eva darauf zu ſuchen. Dieſer Agath mit einem ſo ſeltſamen Gemenge vom alten und neuen, jüdiſchen und heidniſchen, wird betrachtet I. 311

Agenor iſt der erſte Stifter von Tyrus geweſen IX. 35

Agis, die Geſetze dieſes lacedämoniſchen Königes entdecket Herr Fourmont zu Sparta IV. 443. Plutarchs Leben von ihm wird durchgegangen VII. 109. er muß die Belagerung von Megalopolis aufheben 111

Agnes von Frankreich, Tochter des heiligen Ludwigs, Gemahlinn Herzogs Roberts des II. von Burgund V. 246

Agrippa wird gegen den Mäcenas gehalten III. 128 f. wie er an den Kaiſer Auguſt gerathen, und wie er ſich um denſelben verdient gemachet habe III. 132

Ahndungen, eine Art von Ahndungen war es, daß man Reden, die man von ungefähr auf der Straße hörete, auffaſſete, ſie auf ſeine eigenen Umſtände und Angelegenheiten deutete, und deren Erfolg daraus abnahm III. 455

Aimards des V. Grafens von Valentinois, Händel mit dem damaligen Biſchofe von Valence X. 110 f.

Alanus, die Geſchichte und das Grabmaal des heiligen Alanus, mit dem Zunamen der allgemeine Lehrer, eines gelehrten Ciſterzienſermönches vom XIII. Jahrhunderte, wird beſchrieben V. 252

Albin, eine in Verdacht gerathene Aufſchrift auf dieſen Kaiſer wird vertheidiget I. 240. ſeine Händel mit Severo, dem Gegenkaiſer 242. Lyon war ihm ganz ergeben 243

Alboin, der longobardiſche Prinz, läßt ſich vom Könige der Gepiden, deſſen Sohn er erſchlagen hatte, an Kindesſtatt aufnehmen X. 236

Albrechts, Patriarchens von Antiochien im XIII. Jahrhunderte, Grabmaal im Ciſterzienſerkloſter wird beſchrieben V. 228

Aldobrandiniſche Hochzeit iſt ein altes Gemälde ins friſche, und dienet, da es noch in gutem Stande iſt, den größeſten Malern zum Muſter III. 297

Alene, Renaud d' Alene machet Vorſtellungen wider das blutige Verfahren, womit man den Waldenſern zu Merindol drohete X. 231

Alexander, eine Münze vom Kaiſer Alexander Severus wird erkläret, auf welcher deſſen Annehmung an Kindesſtatt vorgeſtellet worden VI. 365

Alexander, Franzoſen, die von Alexander dem Großen Romane geſchrieben haben, werden genennet VIII. 322 f.

Alexius, die Unglücksfälle vom Alexius III. und IV. und Iſaac Angelus, griechiſchen Kaiſern, werden beſchrieben X. 416 f.

Alix de Vergy, Gemahlinn von Eudes dem III. Herzoge von Burgund V. 241. ihr Grabmaal und die mit ihm erzeugten Kinder 242

Alix von Lothringen, Gemahlinn Herzog Hugens III. zu Burgund. Ihre mit ihm erzeugten Kinder V. 208

Alkmäoniden thaten ſich im Baue des fünften Tempels zu Delphis hervor II. 95

Allerchriſtlichſter König, wie alt dieſer Titel ſey, und welchem unter den franzöſiſchen Königen er zuerſt beygeleget worden IV. 100

Altar, der Altar ſchützet freventliche Verbrecher nicht II. 48. die zum Altären flüchtenden ſetzeten ſich zuweilen darauf, um deſto ſicherer zu ſeyn 51. Altäre waren nur ein klein wenig über die Erde erhaben 267. Abhandlung von den Altären, die man dem wahren Gotte ſeit Erſchaffung der Welt aufgerichtet hat III. 15. Altar heißt eine jede Erhöhung von Steinen oder Raſen, darauf man Gott ein Opfer brachte 16. Altäre von Raſen waren die allerälteſten 23. die Schlachtaltäre, worauf man blutige Opfer darbrachte, ſtunden größtentheils unter freyem Himmel 25. Fortſetzung der beſagten Abhandlung von den Altären des wahren Gottes, von Bileam an bis auf Chriſtum IV. 6 f. Altäre dieneten nicht nur zum Opfern, ſondern öfters auch bloß zum Denkmaale einer wichtigen Begebenheit 13

Alte, des ſogenannten Alten oder Greiſes vom Berge Geſchichte wird unterſuchet VIII. 211 f.

Alten und Neuen, beyder Verdienſte um die Wiſſenſchaften werden gegen einander gehalten, und entſchieden, wer von beyden am gelehrteſten geweſen VI. 165 f.

Alter, die von den griechiſchen Dichtern geprieſenen Alter der Welt, das güldene, ſilberne u. ſ. w. II. 3

Alterthümer, die Kenntniß derſelben iſt einem Münzforſcher unentbehrlich VI. 368

Ammon iſt mit dem Cham einerley, und alle Fabeln der Griechen und Römer vom Jupiter muß man auf den

Cham

Cham lenken II. 223. Jupiter Ammon iſt nicht überall in Africa verehret worden, ſondern nur in Aegypten und den benachbarten Städten 257. woran man ihn auf den Münzen erkennen, und vom Faunus unterſcheiden könne 257 f.

Amphictyonen, ihre Berathſchlagungen betrafen nicht bloß gottesdienſtliche, ſondern auch weltliche Angelegenheiten IX. 514. ihre Geſchichte X. 470 f.

Amphitheater, die Ueberbleibſel des Amphitheaters zu Bourdeaux werden beſchrieben VI. 265 f. die anderswo noch befindlichen werden angezeiget 266. daß Auſon des Amphitheaters zu Bourdeaux, ſeiner Vaterſtadt, nicht gedacht hat, muß einen Wunder nehmen 267. der alten albern Sage nach, ſoll es Karl der Große erbauet haben, es rühret aber in der That vom Kaiſer Gallien her 268. Schriftſteller, die deſſelben gedenken, oder es beſchreiben 269

Amru, der Sohn des Elaſi, ſein Bündniß mit dem Moawie X. 319

Amt, wer zu Rom zu einem Ehrenamte gelangen wollte, der mußte ſich um die Stimmen des Volkes bewerben, und ihm liebkoſen I. 79

Amulirte Werke waren ſchon vor Homer bekannt I. 92

Amurath der IV. ſoll die Bibliothek der alten griechiſchen Kaiſer haben verbrennen laſſen IV. 413

Andromeda, die fabelhafte Begebenheit mit ihr ſoll ſich zu Joppe zugetragen haben IV. 309

Anführungen, Abhandlung von dem Gebrauche und Misbrauche der Anführungen. III. 94 f.

Angelo, des Michel Angelo ſein ſogenanntes Petſchaft wird erkläret I. 307

Angerant, Nachricht von Johann von Angerant, Biſchofen zu Chartres X. 431

Anmuth, von der Anmuth der Rede giebt es vier Quellen III. 258

Anreden, Abhandlung von den Anreden der Kaiſer an die Soldaten auf den Münzen I. 272. wie es möglich geweſen, daß ein einziger Redner, der das Volk auf dem groſſen Marktplatze, oder die Soldaten im Lager anredete, von einem jeden des umherſtehenden unzählbaren Haufens hat können verſtanden werden III. 115

Anſelm I. Erzbiſchof von Mayland, hat lange vor Regino von Prum die Decretalien ſammeln und unter gewiſſe Titel bringen laſſen X. 147

Antinous, die Vergötterung deſſelben ſoll auf einem alten geſchnittenen Steine vorgeſtellet worden ſeyn, der erkläret wird VII. 194 f.

Antiochus, warum Antiochus der Große dem Simon dem Maccabäer die Münzgerechtigkeit verliehen habe II. 251

Antiochus Soter, Seleuci Nicatoris Sohn, hat nicht erſt nach ſeinem Vater, ſondern zugleich mit ihm regieret IV. 344 f. die Art ſeines Todes 346

Antonius, eine Münze auf den Triumvir M. Antonius und ſeine Gemahlinn, die Octavia, zu Corcyra geſchlagen, wird erkläret II. 260 f. die Münzen, wo ihm die Cleopatra zur Seite ſteht, finden ſich viel häufiger, als die, worauf er eine ſeiner beyden vorigen Gemahlinnen bey ſich hat 265. ſeine mit dem Auguſt gehabten Händel III. 130 f.

Antoninus, warum der Kaiſer M. Aurelius Antoninus den L. Verum zum Reichsgenoſſen angenommen habe I. 260. ob dieſe ungewöhnliche That auf den lacedämoniſchen Münzen unter dem Bilde der Dioscurorum vorgeſtellet werde 261. der P. Montfaucon findet ihn und ſeine Gemahlinn, die Fauſtine, auf einem alten Jaſpis in einer ſeltſamen Geſtalt 318 f. daß ein gewiſſes ihm gemeiniglich beygelegtes Geſetz zum Vortheile der Chriſten, nicht von ihm herrühren könne, wird erwieſen IX. 311 f. der antoniniſche Wegweiſer, oder das nach ihm genannte Reiſebuch ſcheint die Entlegenheit der Oerter in Gallien nicht

nicht nach römiſchen Meilen, ſondern nach galliſchen Leugen abzumeſſen VII. 214

Antoniner, von der Zeit der Antoniner an, fiengen die Titel an ſich auf den Aufſchriften zu häufen II. 317

Anubis wird mit einem Hundskopfe vorgeſtellet, weil er einen Hundsbalg ſtatt der Kleidung zu tragen pflegete, deſſen Kopf den ſeinen bedeckete II. 222

Aepfelkörner drückete man zwiſchen den Fingern ſo, daß ſie an die Decken der Zimmer ſprangen, und aus ihrer Wendung und Getöſe zog man einen Schluß, ob man bey ſeiner Geliebten in Gunſt ſtünde I. 62

Apis, der ägyptiſche Götze, von deſſen Verehrung wird geſprochen VII. 11 f.

Apollonius Märtyrthum hat zu einem vorgeblichen Geſetze zum beſten der Chriſten Gelegenheit gegeben IX. 315

Apologus, ſiehe Fabel.

Apoſtelgeſchichte, wer die in dieſem Buche erwähneten Helleniſten geweſen, wird unterſuchet II. 128. ſoll zuerſt in ſyriſcher Sprache geſchrieben worden ſeyn 130

Arabiſche Aufſchriften auf einem Trinkglaſe von Kaiſer Karln dem Großen V. 333. Geſchichte des arabiſchen Münzweſens X. 293. Anmerk.

Archelaus, Herodes des Großen Sohn, König von Judäa, hat A. V. C. 750. zu regieren angefangen III. 214 f. ſeine Verweiſung nach Gallien hat ſich im 6ten Jahre der chriſtlichen Jahrrechnung zugetragen V. 12

Archidamus, ein Bruder des Königs Agis, muß vor dem Cleomenes fliehen VII. 112. wird von demſelben meineidig umgebracht 116. 124

Archiv, Geſchichte des Archivi palatii, das man nach der Zeit le treſor des cartes genennet hat VIII. 226. die alten Könige in Frankreich pflegeten ihre Archive auch im Felde bey ſich zu führen 227

Archonten, was es mit dieſem Gerichte für Bewandtniß gehabt habe IV. 185

Argonauten, ob diejenigen Franzoſen dieſen Namen verdienen, welche vor einigen Jahren nach Lapland reiſeten, Erfahrungen daſelbſt anzuſtellen, daraus ſich die Geſtalt der Erde beſtimmen ließe VIII. 24. Anm.

Armeniſche Handſchriften, die Herr Sevin zu Conſtantinopel an ſich gebracht hat IV. 420

Arminius, ſiehe Hermann.

Arnould de Villeneuve ſoll die Beſchwörung der Geiſter, die ſich nicht ſtellen wollen, erfunden haben VI. 129

Arnold, des heiligen Arnolds Amalrichs, Abtes zu Ciſteaux und Erzbiſchofes von Narbone im XIII. Jahrhunderte, Geſchichte und Grabmaal V. 234 f.

Arſakiden, ein Zweig von dieſem Geſchlechte herrſchete in Armenien, und war den Römern zinsbar X. 182

Arthur, ob der König Arthur ein wirkliches Weſen in der Geſchichte, oder nur ein dichteriſches Geſpenſte ſey IX. 426. Anmerk.

Arum ægyptiacum, ſiehe Colocaſia.

Aſchenkrug, die ſeltſame Aufſchrift eines Aſchenkruges wird erkläret I. 238

Aſtronomiſche und phyſiſche Entdeckungen, die man für neue gehalten, ſind zum Theil ſehr alt VIII. 45 f.

Athleten, wenn ſie angefangen nacket in den Wettſpielen aufzutreten I 217. ſie looſten mit einander, und je zweene, die einerley Zahl auf ihren Looſen hatten, mußten mit einander kämpfen III. 187. ſiehe Periodoniken.

Atius, eine Münze von Nicæa, mit dem Namen Attii Laconis, des Procoſ. Bithyniæ zu Nerons Zeiten II. 269

Auber, ein vornehmes Haus in der höhern Normandie VI. 437

Auberi hält eine Schutzrede für die Waldenſer X. 224

Aufſchriften, Abhandlung von den Aufſchriften in unbekannten Sprachen, als hetruriſchen, palmyreniſchen und puniſchen I. 232. die Academie will ſich mit denſelben nichts zu ſchaffen machen 235. Aufſchriften, die man zu Vieux in der Niedernormandie, und noch andere, die man zu Corſeult gefunden hat 332. 336. Aufſchriften ſo die Academie auf allerhand Begebenheiten von 1701 bis 1710 verfertiget hat 378 f. dergleichen Aufſchriften aus der Schmiede der Academie von den folgenden Jahren, ſtehen zu Ende der Abhandlungen jedes Bandes. Aufſchrift, die man zu Hildesheim unter der Irmenſäule gefunden hat II. 238. eine aus Spanien, worauf der Deus endovellius vorkömmt, wird ausgeleget 240 f. eine von Saintes, wo ein Sacerdos Romæ & Auguſti ad aram, quæ eſt ad Confluentem, vorkömmt, wird erkläret 293. das geſchieht auch einer Aufſchrift von Lyon, die eines gladiatoris dimachæri gedenkt 307. Aufſchriften auf franzöſiſchen Zahlpfennigen unter Karln dem VIII. und unter Annen von Bretagne, wie auch unter ſpätern Regierungen III. 188. Aufſchriften, die ſich in der Grafſchaft Cominges gefunden, werden beleuchtet 264. einige werden zum erſtenmale bekannt gemachet 269 f. eine Aufſchrift von denen in der Dauphine wird richtiger, als anderswo, dargeſtellet 270. eine von Tain in der Dauphine, die beym Gruter fehlerhaft ſteht, wird richtiger vorgeleget und erläutert 282. Nachricht von einer chineſiſchen und zum Theile ſyriſchen Aufſchrift der neſtorianiſchen Chriſten 311. Lancelots Sammlung alter Aufſchriften ſteht IV. 107 bis 132. die Aufſchrift oder das Denkmaal von Ventavon wird erkläret 224 f. mehr als 700 Aufſchriften hat Herr Fourmont allein zu Athen entdecket 430. deren Inhalt und Nutzanwendung, ebend. eine griechiſche Aufſchrift von Malta wird erkläret V. 130. eine Aufſchrift die A. 1729 zu Narbone zuerſt gefunden worden, noch ganz unverſehret iſt; und L. Veri pontificatum maximum deutlich beweiſt 313. eine Aufſchrift, auf welcher Nama Sebeſio ſteht, wird erkläret VI. 154 f. die darauf befindlichen Bilder ſollen die verſchiedene Stellung der Sonne am Himmel vorſtellen 161. eine alte Aufſchrift auf einer Brücke bey St. Chamas in der Provence wird beſchrieben 283 f. ſeltene und ſeltſam unrichtige

Aufſchriften auf Münzen 356 f. griechiſche und lateiniſche Aufſchriften, die man 1739 zu Niſmes aus der Erde gezogen hat VII. 142 f. Erklärung dreyer alter griechiſcher Aufſchriften von Amyclae VIII. 141 f. neuerlich zu Lyon entdeckte Auf- und Grabſchriften, aus dem V. und ſpätern Jahrhunderten IX. 345. Nachricht von einigen ſehr alten griechiſchen Aufſchriften, die der Abt Fourmont in Griechenland ausfündig gemachet hat X. 513. Nachricht von der Sammlung griechiſcher Aufſchriften, die der Abt Fourmont vorhatte, ans Licht zu ſtellen IX. 519. Abhandlung von der Zeitrechnung einer alten Aufſchrift von der Stadt Berenike X. 93 f. eine Aufſchrift von Zeiten Kaiſers Severi, die man zu Baden gefunden 204. eine Aufſchrift die beym Gruter fehlerhaft ſteht, wird richtiger dargeſtellet 207. Nachricht von einem paar neuerer lateiniſcher Aufſchriften, den Kanzler de l' Hopital betreffend 212 f.

Auge, dieſer Name wird beym Clemens von Alexandrien wieder hergeſtellet II. 170

Auguſt ahndet der Athenienſer ungebührliches Betragen gegen das Andenken Cäſars I. 248. läßt zween Obelisken vom Seſoſtris nach Rom bringen, und daſelbſt aufſetzen, will ſich aber an Rameſſis ſeinem nicht vergreifen 220 f. machet aus dem großen Prachtkegel auf dem Martisplatze zu Rom einen Sonnenweiſer; und mit weſſen Beyhülfe und Rath er ſolches bewerkſtelliget habe II. 218. er mag die Gewohnheit, Kugeln auf Sonnenweiſer und Prachtkegel zu ſetzen, zuerſt zu Rom und in Italien eingeführet haben, ebend. zu Lyon ſtund ein ihm geheiligter großer Tempel, zu welchem alle ſeine Prieſter, deren es in den galliſchen Städten gar viel gab, ſich jährlich einmal an einem gewiſſen Tage begaben, um ihm daſelbſt zu opfern 299. ſeine Gemüthsart wird abgeſchildert III. 128 f. manche loben, andere verſprechen ihn, und beyde thun der Sache zu viel 129. durch was für Mittel und Wege er die höchſte Gewalt an ſich gebracht habe 130. viele

viele Städte im Morgenlande fiengen gleich nach dem Siege bey Actium an, die Zeit nach den Jahren ſeiner Regierung auf den Münzen zu rechnen III. 212. die Aegyptier fiengen ſeine Regierung nicht von ſeinem ſiegreichen Einzuge in Alexandrien, ſondern von der Zeit an, da der Befehl kund gethan ward, Aegypten ſolle hinführo eine römiſche Provinz ſeyn VI. 299. erſt unter Auguſts Regierung iſt der Gebrauch, Münzen nachzuſtämpeln, zu Rom aufgekommen VII. 178. Auguſtiſche Jahre I. 215

Auslegung, Beyſpiele von ſeltſamen Auslegungen alter heidniſcher geſchnittener Steine, worauf man in den mittlern Zeiten bibliſche Geſchichte zu finden vermeynete I. 311. 313

Ausſpeyen. Sahe man etwas trauriges, oder abſcheuliches, ſo ſpie man aus, um das anſteckende des gräßlichen Anblickes weit von ſich weg zu wenden I. 63

Ausſöhnung des Zornes der Götter über ſolche, die ſich an Unglücklichen in ihren Tempeln, und unter ihrem Schutze vergriffen hatten II. 53

Auſir, ob dieſes ein altes deutſches Wort ſey, das den würdigſten bedeutet habe VII. 293

Autopſie, der höchſte Grad der Vollkommenheit in der theurgiſchen Magie, in welchem man mit den Göttern vertraut umgieng, ſie von Angeſicht zu Angeſicht beſchauete, und alle ihre Gewalt in Händen hatte IV. 29

B.

Bacchi Geburt wird auf dem Carniol vorgeſtellet, den man gemeiniglich Michel Angelo Petſchaft nennet I. 308. Bacchus und Ceres ſind die Urheber der Lehre von der Seelenwanderung II. 8. er ward für den Stifter der Stadt Nicäa gehalten 268. und darum ſteht auch die Bacchusſtange auf den Münzen dieſer Stadt, ebend. die Fabel, daß er ſich in einen Löwen verwandelt habe, iſt aus der Löwenhaut, die er trug, entſtanden 122. Abhandlung

lung von des Bacchus Ammen III 45. was die Dichter von den Milch- und Honigſtröhmen dichten, die Bacchus hervorgebracht haben ſoll, das läßt ſich füglich auf den Thauhonig deuten V. 60

Bäder, Abhandlung von den Bädern I. 105 f. deren Geſchichte und Gebrauch bey den Griechen und Römern 106. ſchon Homer gedenkt der warmen Bäder, ebend. die öffentlichen Bäder waren allemal bey den Gymnaſien, ebend. das brachte ſie eben in rechte Aufnahme 107. einige koſtbare Bäder zu Rom, als des Agrippa, Nerons, Caracalla, und Diokletians, ebend. die Bauart der Bäder wird beſchrieben 108 f. nur die Lacedämonier ließen beyde Geſchlechter in einem Behältniſſe beyſammen baden, hernach riß dieſe Unverſchämtheit auch in Rom ein 113. die Zeit zum Baden war Abends vor dem Eſſen ebend. für den Einlaß in die öffentlichen Bäder mußte man etwas weniges geben. Zuweilen aber gaben die Kaiſer dem Volke das Bad frey ebend. das warme Bad war eine der größten Gefälligkeiten, die man einem Gaſte anthat II. 57. Im Jahre 1739 entdeckete man zu Niſmes Stücken alter Gebäuder, die Bäder ſcheinen geweſen zu ſeyn VII. 142

Balbin, auf die Frage, ob vor den Kaiſern Balbin und Pupien, von zwo zugleich regierenden auch zugleich der jüngere den Titel Pontifex Maximus geführet habe, wird mit Ja geantwortet V. 307 f.

Balduins von Flandern, erſten lateiniſchen Kaiſers zu Conſtantinopel, klägliches Ende X. 426

Ball, das Ballſpiel mit gläſernen Bällen hat Urſus Togatus zuerſt aufgebracht I. 122

Bann, zu Autun that man einſtens die Ratten in den Bann X. 232

Barden, eine Art von galliſchen Gelehrten, wo ſie gewohnet III. 381. wer ſie geweſen, und was ihr Name bedeute IX. 262

Bär, die Art von Mummerey, da man ſich in Bärenhäute einkleidete, war im XIV. Jahrh. ſehr gebräuchlich X. 88

Bart, der Bart iſt auf Münzen unter andern ein Kennzeichen des Faunus II. 258. um Solons Zeiten trugen die Athenienſer Bärte, und erſt zu Zeiten des Alcibiades kam die Mode auf, den Bart zu ſcheren 336

Bätylen, oder kleine ſteinerne Bilder der Göttinn Cybele. Abhandlung von denſelben III. 141 f.

Bauart der Tempel I. 229 f. der Bäder I. 108

Baukunſt, über ihren Urſprung wird geſtritten, und unterſuchet, ob die erſten Menſchen ſich darauf verſtanden haben IX. 15

Baurenkrieg in Frankreich VIII. 281

Beatrix von Champagne, zweyte Gemahlinn Herzog Hugens des IV. von Burgund V. 243. ihre mit ihm erzielten Kinder 245

Beaujeu, Nachricht von Peter Quiqueran de Beaujeu, Biſchofe zu Senez im XVI. Jahrhunderte VI. 452

Bedeutung, Begebenheiten von übler Bedeutung erfoderten daß man ſich wuſch, andere Kleider anlegete, und wohl gar ein Opfer brachte I. 49

Begraben, anfänglich durfte niemand in den Städten begraben werden. Doch kam dieſe Satzung mit der Zeit ab II. 78. bis auf das dritte Geſchlecht franzöſiſcher Könige pflegete man die Todten außerhalb den Mauern zu begraben 343. in den mittlern Zeiten begrub man die großen Herren außerhalb der Kirchen in den Hallen V. 211

Beheram oder Waranes, mit dem Zunamen Gjoubin, deſſen Geſchichte wird erzählet, wie er ſich Perſien durch Verjagung der Tartarn verbindlich gemachet, aber hernachmals ſich ſelbſt auf den perſianiſchen Thron geſchwungen hat, wie er darauf zu ſeinen Feinden zu fliehen genöthiget, und von ihnen mit Gifte aus dem Wege geräumet werden IV. 452 f.

Bellerophon, die Fabel von ihm wird erkläret IV. 294

Belohnungen, Abhandlung von den Belohnungen der Griechen und Römer für ſolche, die ſich in den Wiſſenſchaften oder im Kriege hervor thaten. Dahin gehören Bildſäulen, Aufſchriften, Münzen, das Siegsgepränge, Triumphbogen, Tropheen, Kronen, güldene Halsbänder, güldene Schilder, geſtickte Fahnen, öffentliche Ausrufungen, glorreiche Beynamen, Leichenreden, das Recht der Ahnenbilder, und Vergötterung der Kaiſer I. 124 f.

Benedictiner, die Geſchichte der Actorum Sanctorum Ordinis Benedictini wird beſchrieben I. 413. Geſchichte der Jahrbücher des Benedictinerordens vom Mabillon 419. Geſchichte der verſchiedenen Gattungen dieſes Ordens, als der Congregation de Meleda, und der heiligen Juſtina VIII. 480 f.

Beretti, Nachricht von den Händeln, die der Marquis Beretti Landi, ſpaniſcher Geſandter in der Schweiz, mit dem Rathe zu Baſel bekommen hat VI. 478

Beringhen, des Marquis von B. Leben III. 555

Berry, Johann, Duc de Berry, König Carls des V. Bruder, läßt das Kebsevangelium von der Kindheit Chriſti franzöſiſch überſetzen IV. 99

Berg, des Greiſes vom Berge Geſchichte wird vorgetragen VIII. 211 f.

Bertraus, Muthmaßungen über dieſen Namen IX. 353

Beſchwörung, Abhandlung von magiſchen Beſchwörungen, deren Urſprunge und dem Verhältniſſe der heidniſchen zu den chriſtlichen und jüdiſchen VI. 120 f.

Betrug, merkwürdiges Beyſpiel des Betruges, den ein Buchführer, oder ſein Gehülfe, in der Zueignungsſchrift eines Buches begangen hat X. 198

Betto, ein Münzer in Frankreich im V. Jahrhunderte I. 325

Beugung des Leibes oder Knies zu Bezeigung der Ehrerbiethigkeit war bey den alten Römern nicht üblich, ſondern riß erſt in den ſpätern Zeiten ein I. 77

Beyfall, Arten ſeinen Beyfall an den Tag zu legen I. 128

Beynamen den Engeln zu geben, hat Jacob der Erzvater aufgebracht, dem Moſes darinn nachahmete III. 2[illegible] 32

Biebel, die erſte franzöſiſche Ueberſetzung der Biebel läßt Ludwig der heilige machen IV. 98. bald darauf folget eine von Guyart de Moulins, ebend. von der zu Mainz 1462 gedruckten Biebel trägt man ſich mit einer ungegründeten Sage VII. 318. ſie iſt nicht die älteſte, ſondern in der Folge der Jahre die dritte gedruckte Ausgabe 365 f. Nachricht von der erſten Ausgabe, ebend. wider die Dichter, die den Stof zu ihren Epopeen aus der Biebel nehmen, wird geeifert X. 174. Anmerk. Nachricht von zween alten franzöſiſchen Strafſchriften, die beyde den Namen einer Biebel führen 410 f.

Bibliothek, der jüngere Boivin arbeitet an der Geſchichte der königlichen Bibliothek zu Paris III. 444. ihr erſter Vorſteher war Wilhelm Bude, ebend. wie ſie zu Anfange des XVI. Jahrhundertes beſchaffen geweſen 448. Geſchichte der königlichen Bibliothek, die Franz der erſte zu Fontainebleau anlegete 448. das Schickſal von Wilhelm Budeus ſeiner Bibliothek 457. Nachricht von Büchern mit hinzugeſchriebenen Anmerkungen, die auf der königlichen Bibliothek zu Paris bewahret werden IV. 218. Geſchichte der Bibliothek der alten griechiſchen Kaiſer zu Conſtantinopel 412. mit der Hoffnung des Zulaſſes zu derſelben lockete man ein paar Gelehrte von Paris dahin, als ſie aber ankamen, fanden ſie, daß ſie ſonſt längſt im Rauche aufgegangen war, ebend. Nachricht von Sultan Selims des IV. Bibliothek 415. Bibliotheken zu Echmiaſin 421. zu Pentily, Cypriaci, und Aſomatos bey Athen, wie auch zu Agiamoni auf der Inſel Scio 425. der Abt Bignon hat vor, eine allgemeine Bibliothek zu ſchreiben VIII. 509. IX. 483. die königliche Bibliothek zu Paris wird vom Cardinal de Fleuris vermehret VIII. 493. des Abtes von Rothelin ſeine wird gerühmet IX. 148

Bildhauerkunſt, warum ſie bey den Aegyptiern nicht hat können zur Vollkommenheit gelangen VI. 227

Bildniſſe an einer Kirche zu Chateaudun, die wohl aus dem IX. Jahrhunderte ſeyn mögen, werden in Kupferſtichen vorſtellig gemacht, und erkläret V. 319 f. man berathſchlaget ſich, ob es nöthig ſey, die Bildniſſe der Götter dem Werke des Herrn Baniers beyzufügen VI. 225 f.

Bildſäule, eine Bildſäule von einem Könige von Frankreich zu Pferde, ſteht in einer Kirche zu Paris. Es wird alſo unterſuchet, wem ſie zugehöre, und wen ſie vorſtelle II. 373. Muthmaßungen von einer alten Bildſäule in einer Kirche zu Paris X. 398 f. allgemeine Betrachtungen über die Bildſäulen der alten, ſonderlich der Griechen und Römer VII. 24 f. es wird daſelbſt geſprochen, z. E. von dem Urſprunge, der Materie derſelben, von deren Gebrauche, Vorrechten, Verehrung, Beſchimpfung u. ſ. w.

Bildſäulenrecht, jus imaginum, oder das Recht ſeiner Ahnen Bildniſſe öffentlich zu Hauſe aufzuſtellen, und auf der Straße bey Leichenbegängniſſen ſehen zu laſſen, hatten nur die Edeln I. 179

Bileam wird in einem vortheilhaften Anblicke als ein wahrhaftiger Prophet vorgeſtellet IV. 7. 8

Biſchof, was für Kurzweile man in den mittlern Zeiten mit dem närriſchen Biſchofe getrieben habe IV. 131. Tracht der Biſchöfe im XIII. Jahrhunderte VIII. 261

Bisthum, Veränderungen, die mit den Bisthümern in den galliſchen Städten beym Einbruche der nordiſchen Völker in dieſes Land vorgegangen III. 417. Geſchichte des ehemaligen Bisthumes zu Chaſteaudun V. 320

Blaſeinſtrumente ſind zuerſt in Sicilien von den Hirten erfunden worden III. 112 f.

Bläße, wer ſie zuerſt als eine Gottheit zu Rom verehret habe V. 135

Blaſon wird vom deutſchen Blaſen abgeleitet IX. 430

Blatt. Man nahm Blätter von Bäumen, zerquetſchte ſie mit einem Schlage in der flachen Hand, und aus dem daher entſtandenen Knalle zog man eine Vorbedeutung I. 62

Bloß, in den alten Zeiten verrichtete man das Opfer mit bloßem Haupte II. 71

Blut, das Blut der Opferthiere ward ſchon für geheimnißvoll und ehrwürdig gehalten VI. 157

Bogen, Ehren- oder Prunkbogen, die man den Göttern und Helden zu Ehren aufführete V. 302. man pflegete dergleichen auf die Brücken zu ſetzen VI. 288. die Gallier und Franzoſen ſind Liebhaber vom Bogenſchießen geweſen 317

Bohne, die ägyptiſche Bohne kömmt oft auf ägyptiſchen Münzen und andern Denkmaalen vor, und wird beſchrieben II. 227. iſt anders nichts, als eine Art von Nymphæis ebend.

Boldrich, Biſchof von Lüttich, hat nie eine Sammlung von Decretalien verfertiget X. 145

Bollwerke, die Römer macheten ihre Bollwerke aus kleinen gleichmäßig abgeſtochenen und künſtlich zuſammengeſetzten Erdſchollen oder Raſen, die ſehr feſt hielten, und undurchdringlich waren VII. 136

Bonaſus, was das für ein Thier geweſen IV. 219

Boreas. Dieſer Namen iſt eine Benennung von Thrazien, und alles was über Thrazien und der Donau nach Norden zuliegt, das heißt Hyperboreiſch IX. 282. Anm.

Boſo, Stadthalter von Auvergne, locket Gundewalden von Conſtantinopel nach Frankreich X. 251. wird aber an ihm zum Verräther 252. und bringt ihn um 256

Boterais, Raoul B. iſt der Urheber einer falſchen Sage von einem gewiſſen Bilde zu Paris, daß es nämlich der Aeſculap ſeyn ſolle II. 372

Bothſchafter oder Geſandter, Abhandlung von ihren Vorrechten, Anſehen, und Aufnahme, Pflichten, erforderlichen Gaben, Anzahl, Strafen bey Verabſäumung ihrer

Pflicht, Belohnung für die geleiſteten Dienſte, u. ſ. w. VI. 90 f.

Bouchardon, ſein Gemählde vom Ulyſſes, der den Schatten des Tireſias auffodert, wird beurtheilet X. 72

Boucherat, zweener Nicolas Boucherats, beyder Aebte zu Ciſteaux, Geſchichte und Grabmaal wird beſchrieben V. 237

Brahma, Meynung der Indianer von dieſem ihrem Götzen IX. 58

Brenni und ſeiner Gallier unglückliche Streiſerey und Verſuch auf den delphiſchen Tempel II. 98

Briefe, die Römer trieben die Höflichkeit in ihren Briefen ſo weit nicht, wie wir, und wußten nichts von nichtsbedeutenden Schmeicheleyen, waren aber dennoch zärtlich, ehrerbietig und einnehmend I. 79. Wilhelm Budei griechiſche Briefe werden von Griechen ſelbſt als ein Muſter einer ſchönen Schreibart bewundert III. 446

Briſebare, wenn er gelebet VIII. 323

Brücke, eine alte Brücke bey St. Chamas in der Provence mit einer römiſchen Aufſchrift wird beſchrieben VI. 283 f.

Brunegild läßt ſich, ihrem Sohne die Krone zu verſichern, mit Gundewalden in ein Verſtändniß ein X. 250 f.

Brunnen, die man heilig verehret VI. 411. man brauchete ſie zum Wahrſagen 412

Buch, Nachricht von dem erſten gedruckten Buche, das das Jahr des Druckes mit deutlichen Worten angiebt VIII. 361 f.

Bücher, Verzeichniß des Büchervorrathes einiger alter Könige von Frankreich, von Gilles Malet I. 352. ein Auszug aus demſelben, ebend. f. viel Bücher ſind verlohren gegangen, darinn die Geſchichte der Kinder Iſrael vor Moſe beſchrieben worden, und deren Moſes zum Theile gedenkt; als das Buch der Streite des Herrn II. 29. Nachricht von einigen der allerälteſten und erſten gedruckten Bücher, die man in den Bücherſammlungen zu Paris aufbehält VII. 348 f. Nachricht von Büchern mit beygeſchriebenen Anmerkungen gelehrter Leute, die ſich auf der königlichen Bibliothek zu Paris befinden IV. 218 f.

Buchdruckerkunſt, viele in die Geſchichte dieſer Kunſt einſchlagende Dinge werden vorgetragen VII. 317 f.

Buchſtaben die auf Münzen verkehrt ſtehen, oder verſetzet, oder ausgelaſſen ſind VI. 356. die Anfangsbuchſtaben ſind nicht lange nach Erfindung der Druckerey aufgekommen VIII. 372. man ſchnitte ſie in Holz 366. ſchon um das Jahr 1457 druckete man mit hölzerner beweglicher Schrift 368

Bucoliſche Dichtkunſt iſt die Mutter der ganzen Dichtkunſt III. 109

Büffelshörner kamen im römiſchen Kriegsweſen zu Zeiten Valentiniani auf I. 119

Bürger, der Urſprung und die Nothwendigkeit des bürgerlichen Standes, ſammt der Verbindlichkeit der Mitglieder deſſelben, ſich den eingeführten Geſetzen zu unterwerfen und gemäß zu bezeigen, wird erwieſen VII. 80 f.

Buſſe, verſchiedene Arten von Buße nach begangenen Verbrechen bey den alten Heiden III. 303

Buſtrophedoniſche Aufſchriften, das iſt ſolche, davon die Zeilen wechſelsweiſe von der Rechten zur Linken, und von dieſer zu jener gehen, findet Herr Fourmont zu Eleuſis IV. 431. 436. 441. Aufſchriften in dieſer Art von Schrift IX. 514

Buzurghemihr, ein kluger Staatsbedienter beym Könige in Perſien Nuſchirwan IV. 448

C.

Cabiljau und Hok, Urſprung der Benennung dieſer beyden Rotten VIII. 349

Cabiren, Abhandlung von dem Dienſte der Cabiren I. 430

Cadmus ſoll 1594 Jahre vor Chriſti Geburt in Griechenland angelanget ſeyn X. 12

Cäſar, in welcher Gegend er die Deutſchen geſchlagen, und eine Brücke über den Rhein geführet habe IX. 302 f. Cäſars Läger nennet man in Frankreich die Ueberbleibſel alter römiſcher Läger, deren Geſchichte Herr Fontenü geſammelt hat, und dazu er Zuſätze mittheilet VII. 132 f.

Cahine, eine fabelhafte mauriſche Prinzeſſinn; ihre Heldenthaten wider die Araber zu Anfange des VIII. Jahrhunderts X. 302

Caſevaire iſt eine falſche Lesart für cai en aire, oder arre, das iſt, ça en arriere, auf deutſch weyland III. 433 f. dieſe Redensart caieuarriere wird mit vielen Beyſpielen, aus den Urkunden beſtätiget 345

Cajus, ein fabelhafter Truchſes des Königs Artur IX. 389

Cal Jugan, eine indianiſche Zeitrechnung IX. 62. 66

Calender, der juliſche Calender hat nach Chriſti Zeiten viel Veränderungen gelitten V. 23. ein ſonderbarer alter in Holz geſchnittener Calender wird erkläret V. 256 f.

Calculierſucht, oder die ausſchweifende Begierde alles geometriſch zu betrachten und geometriſch zu beweiſen, wird verworfen VIII. 34

Caligula, deſſen Gefliſſenheit, ſeinen Vater, Mutter und Geſchwiſter zu ehren I. 315

Calixt, des Pabſtes Calixti des II. Grabmaal in der Ciſterzienſerabtey wird beſchrieben V. 227

Canones, wenn man angefangen hat ein Corpus vom canoniſchen und bürgerlichen Rechte, nach der Ordnung der Materien zu ſammeln X. 139 f.

Capitoliniſche Spiele, die Domitian anlegete I. 216

Capitularia Caroli Calvi, eine Stelle aus denſelben wird erkläret IX. 30

Carauſius, warum man auf deſſen Münzen AVGGG. mit einem dreyfachen G findet VI. 372. er hat auch andere Münzen, einige mit Diocletiani, andere mit Maximiniani Namen ſchlagen laſſen, um anzuzeigen, daß dieſelben ſich mit ihm verglichen, und ihm die Herrſchaft über Britannien zugeſtanden hätten VI. 373

Cariſia gens, ein Denarius von dieſem Geſchlechte, hat die alten Münzkenner zu einem Irrthume verleitet II. 274

Caron der Araber iſt der Griechen ihr Charen III. 54

Carl Martel führet mit König Chilperichen dem II. mit Reginfrieden und mit dem Eudes von Gaſconien Krieg, und deſſen Geſchichte I. 183 f.

Carl der Groſse, Nachricht von einer geſchriebenen Lebensbeſchreibung von ihm V. 242. die Frage, wie es unter ihm in Frankreich um die Wiſſenſchaften ausgeſehen habe, war die erſte Frage, welche die Akademie zu einem Preiſe aufgab VI. 3. ob er die Magdalenenabteykirche zu Chaſteaudun habe wieder herſtellen laſſen, und ob die daran befindlichen alten Bildniſſe ihn mit ſeinem Geſchlechte vorſtellen V. 322. von deſſen vorgehabter Vereinigung der Donau mit dem Rheine wird gehandelt IX. 366 f. Carl der Groſse iſt eigentlich deutſcher Abkunſt, und kein Gallier X. 46. Anmerk. Kritiſche Unterſuchung des Urſprunges dreyer Mährchen von dieſem Herrn, als daß er eine Reiſe zum heiligen Grabe gethan, was er in Spanien verrichtet, und endlich ſeine Belagerung von Narbonne und Carcaſſone betreffend 327 f. erſt lange Zeit nach ſeinem Tode, hat man angefangen, ihm den Beynamen des Groſsen beyzulegen 330. er ſoll einer alten Sage nach ein Kloſter zu Jeruſalem geſtiftet haben 355

Carl der Kahle, von ihm könnten gar wohl die alten Denkmäler von Chaſteaudun herrühren V. 325. ob er das Lendit oder Indictum zu St. Denys geſtiftet habe X. 377 f.

Carl der V. König in Frankreich, liebete die Wiſſenſchaften, und ließ viel Bücher ins Franzöſiſche überſetzen IV. 99. ſeine Händel mit den Engländern und dem Könige Karl dem II. von Navarra in währender Gefangenſchaft ſeines Vaters, Königs Johannis VIII. 275 f. von Karls des V. VI. und VII. Büchervorrathe hat Giles Malet ein Verzeichniß gemachet, daraus Herr Boivin einen Auszug mitgetheilet I. 352

Carl der VI. König in Frankreich, an deſſen Hofe gieng es prächtig zu, und ſeine Gemahlinn Iſabella von Bayern, ſoll die Buhlſchaft daſelbſt eingeführet haben IV. 272

Carl von Frankreich, Bruder Ludwigs des XI. Herzog von Aquitanien, hat zuerſt die ſogenannten Fortes ſchlagen laſſen I. 326

Carl der VIII. König in Frankreich, fünf hiſtoriſche Abhandlungen die ihn betreffen VIII. 328 f. ihm ſchreibt ein Verleger ein Buch zu, das ſein Verfaſſer viele Jahre zuvor ſeinem Anherrn, König Karln dem VI. zugeeignet hatte, mit Beybehaltung der alten Wiedmungsſchrift, X. 195

Carl der II. König von Navarra und Graf von Euvreux, ſein Leben, Thaten, verrätheriſche Anſchläge bey den Unruhen in Frankreich, die auf die unglückliche Schlacht bey Poitieres erfolgeten, und die dadurch verdiente Widerwärtigkeiten VIII. 270 f.

Carl von Spanien, Connetable von Frankreich unter König Johannes, ob Karl von Navarra ihn habe ermorden laſſen VIII. 272

Carl, ob Kaiſer Karl der IV. Bar zu einem Herzogthume erhoben habe X. 42

Carolinger, man nennet die Carolinger, oder Karls des Großen Geſchlecht und Nachkommenſchaft mit Unrecht Franzoſen, da ſie Franken, das iſt Deutſche, waren IX. 421. Anmerk.

Caſtruccio, Macchiavels Leben vom Caſtruccio, einem berüchtigten Gewaltthätiger zu Lucca, wird beurtheilet IV. 262 f. Macchiavel hat aus Haß ihm viel zur Ungebühr nachgeredet und zur Laſt geleget ebend.

Catilina, Plutarchs Bericht von ſeiner Verſchwörung wird unrichtig befunden IV. 50

Cato, Plutarchs Lebensbeſchreibung des Catons von Utica wird vorgenommen IV. 48

Catoptromantie, oder das Wahrſagen aus dem Spiegel, wie man es damit gemacht habe VI. 413

Cecrops ſoll 1657 Jahre vor Chriſti Geburt in Griechenland ſich niedergelaſſen haben X. 11

Celtiſche Namen pflegeten die Gallier mit deutſchen nicht zu verbinden V. 71 f.

Cenſoren, Abhandlung von ihnen I. 67. deren Geſchichte, Amt und Verrichtung ebend. f. die erſten eigentlich ſogenannten waren L. Papirius Mugillanus und L. Sempronius Atratinus A. V. 312. 69. außer Rom hatte jede Stadt ihre Cenſoren 72. das Cenſorat hörete unter Julio Cæſare auf, ebend. nur drey Kaiſer führen auf Münzen den Namen eines Cenſoris 74. den Titel Cenſor auf den Münzen hat Veſpaſianus und Titus zuerſt unter den Kaiſern angenommen VI. 335. cenſoria poteſtate, und cenſor perpetuus gehöret dem Domitian zu 335

Centurienweiſe ſtimmete das Volk zu Rom in Sachen, darauf das Leben ſtund III. 121

Centauren, ihre Geſchichte, und der Urſprung der Fabel von ihnen II. 22 f. warum ſie Söhne der Wolke oder Nepheles hießen ebend.

Cerberus, woher das Mährgen von ihm komme II. 7

Ceremoniel, ſollte ein Opfer gültig und den Göttern angenehm ſeyn, ſo mußte das ganze Opferceremoniel auf das genaueſte nach allen Kleinigkeiten beobachtet worden ſeyn IV. 35

Ceres und Bacchus ſind die Urheber der Lehre von der Seelenwanderung II. 8. man hatte ſonſt geglaubet auf einer Kirche zu Paris das Bild der Ceres zu ſehen, es wird aber gewieſen, daß ſolches der heilige Erzengel Michael ſey, der die Seelen abwägt 375. Muthmaßungen von der Abſicht des geheimen Feſtes der Ceres und den Lehren, die man in denſelben den Eingeweyheten beybrachte X. 15

Chaled iſt ein berühmter Held unter den Arabern X. 290

Chalucet, Armand Bonins de Chalucet, Biſchofes von Toulon, Verdienſte um ſeine Stadt, als ſie 1708 belagert wurde I. 379

Cham und Ammon und Jupiter iſt einerley II. 223

Chambellan, Maria de Chambellan, Gemahlinn des Kanzlers von Frankreich, Guidens von Rochefort, und Oberaufſeherinn der Prinzeſſinn Claudia de France V. 211. 214

Charakteren oder Schriftzüge der Chineſer werden beſchrieben III. 372

Charon, woher die Sage von ihm entſtanden II. 7. Charons Palaſt, oder das ägyptiſche Labyrinth, wird beſchrieben III. 153

Chaſſeneux, Bartholomei Ch. Präſidentens des Parlaments von Aix, Nachricht von ſeinem Verfahren wider die Waldenſer von Merindol X. 230. man glaubet, er ſey wegen ſeiner Gelindigkeit gegen dieſe Leute heimlich bey Seite geſchaffet worden 234. hat ein Buch unter der Aufſchrift gloria mundi geſchrieben, darinn er ſich der Ratten annahm, die man zu Autun in den Kirchenbann thun wollte 332

Chatelus, des Biſchofes von Valenze Peter de Chatelus Händel mit dem Grafen Aymard von Valentinois ums Jahr 1342. X. 110 f. ſein letztes Jahr iſt ſtreitig X. 118. Anmerk.

Chi King iſt eine Sammlung alter chineſiſcher Gedichte, welche vom Confucius herrühret, und eines der bey den Chineſern heiligen Bücher iſt II. 361

Childebert der erſte, hat nicht die Hauptkirche zu U. L. Frauen zu Paris, ſondern die Kirche zu St. Germain de Prez geſtiftet II. 304. und bey was für Gelegenheit 305

Childebert der II. König von Auſtraſien, wie er von ſeinem Ohm Guntrammen, Könige in Burgundien, bekrieget und ſeiner Lande beraubet wird, aber wieder dazu gelanget X. 250 f.

Chilperich, es fragt ſich, ob Chilperich der II. König von Frankreich im VIII. Jahrhunderte, mit Ueberſchickung nes ſogenannten regni, an den Eudes, Herzogen von Aquitanien, ihm ſein Königreich übergeben habe I. 183 f.

Chimära war das Wahrzeichen eines Schiffes, welches Löwen, Schlangen und Ziegen vorſtellete IV. 297

Chineſer, ihre Dichtkunſt wird beſchrieben II. 361. ihre Sprache iſt muſikaliſcher und harmoniſcher als alle andere bekannte Sprachen, ebend. ihre Gelahrtheit wird betrachtet III. 365 f. warum die Alten nichts von ihnen gewuſt haben 367. Beſchreibung ihrer Sprache 369. die chineſiſche Sprache, welche man im gemeinen Leben redet, iſt von der geſchriebenen ganz unterſchieden. Beyde werden beſchrieben 379 f. Verdienſte des Abtes Bignon um dieſe Sprache VIII. 512. Unterſchied derſelben von den europäiſchen IX. 493 f. der Chineſer ihre Zeitrechnung ſoll mit Moſis ſeiner übereinſtimmen 11. Nachrichten von Herrn Fourmonts chineſiſchen Beſchäfftigungen 493 f.

Chlodoveus, ob er durch Ueberſchickung einer Krone an den Pabſt ſich und ſein Reich ihm unterwürfig gemachet, und ſolches von ihm zu Lehen genommen habe I. 187

Chodaigje, Geſchichte des Feldzuges des Ibn Chodaigje nach Africa A. C. 665 X. 295 f.

Chor, aus was für Leuten der Chor in Sophoklis Oedipus tyrannus beſtehe, wird unterſuchet II. 131 f.

Chriſten, die Chriſten waren bey M. Aurelio Antonino in gar keinem guten Anſehen, er glaubete nicht, daß ſie ſein Heer, das für Durſt verſchmachten wollte, gerettet hätten, hat auch kein Geſetz zu ihrem Vortheile gegeben IX. 311 f.

Chriſti Geburt iſt in der Zeitrechnung das ſicherſte Ziel, das Jahr, in welches man ſie ſetzet, mag nun richtig angegeben ſeyn, oder nicht I. 211. ſie fällt nicht auf den 25 Dec. ſondern auf den 25 May des ſechſten Jahres vor der gemeinen Rechnung VI. 16 f. 27. Chriſtus ſoll im December des 749 Jahres nach Erbauung der Stadt Rom gebohren worden ſeyn III. 214. Chriſti Hauptjahre, als das Jahr ſeiner Geburt, ſeiner Taufe, und ſeines Leidens, werden unterſuchet, und das erſtere in das ſechſte Jahr vor der gemeinen Rechnung geſetzet V. 9 f. wenn Chriſtus geſtorben 20. 33. von dem Verfaſſer und dem Inhalte eines alten franzöſiſchen Schauſpieles, Geheimniſſe des Leidens Chriſti genannt, wird geſprochen VIII. 332 f.

Chronik, Anmerkung von der ſchandbaren oder ärgerlichen Chronike VIII. 351. aus einem paar alten deutſchen Chroniken werden Zeugniſſe von der Päbſtinn Johanna angeführet 310 f.

Chronologie, man ertheilet einige Regeln, die in der griechiſchen techniſchen Chronologie zu beobachten ſind IX. 200 f.

Cinna, die Urſachen und Umſtände ſeines Todes werden erwogen III. 331 f.

Circus zu Rom wird mit dem olympiſchen Stadio verglichen V. 179 f.

Ciſterzienſerabtey zu Citeaux, die daſelbſt befindlichen Grabmähler der Herzoge von Burgund vom erſten Stamme, der Aebte zu Citeaux, und anderer angeſehenen Perſonen werden nach der Länge beſchrieben V. 196 f.

Ciſtophoren und Tetradrachmen waren einerley VI. 81

Claudius, Münze auf des Kaiſers Claudius Vergötterung I. 297

Cleomenes, Plutarchs Leben von dieſem Könige von Sparta, wird durchgegangen VII. 107 f. Plutarch hat ihn nur von der guten Seite, und in einem zu glänzenden Lichte vorgeſtellet, und das zwar, weil er mehr dem Phylarch, Cleomenes Anhänger, als dem Polybius, folget 112. 118. ſeine Gemüthsart wird geſchildert 107 f. er war ein guter Soldat, aber herrſchſüchtig, argliſtig, meineidig, ehr- und gewiſſenloß 108. die Veränderungen, die er im lacedämoniſchen Staate vornahm, zieleten lediglich zu Befeſtigung ſeiner eigenen Macht ab 117 f. ſein Ende 124 f.

Cleopatra, ob ſie auf einer Münze vom Antonius εσσαν genennet werde V. 124. es wird erwieſen, daß dieſe Lesart falſch ſey 126 f. ſie kömmt auf den Münzen mit dem Antonius viel häufiger, als eine ſeiner beyden erſten Gemahlinnen vor II. 265

Clerc, Jean le Clerc, ein Verräther von Paris. Nachricht von dem nach ihm genenneten Markſteine II. 375

Clienten, wie ſie ihrem Patron oder Gebiether und Beſchützer ihre Morgenaufwartung gemachet, und ihn beym Ausgehen begleitet haben I. 77

Colcas, ſiehe Colocaſia.

Colocaſia iſt eine Art von arum, und wird heutzutage von den Arabern, die damit ſtarken Handel treiben, Colcas genennet, man findet ſie auf dem Haupte des Harpocrates und anderer ägyptiſcher Götzen II. 228

Colonien, drey ägyptiſche, und eine aus Phönicien bevölkerten Griechenland X. 10

Commodus iſt der letzte Kaiſer, den man auf lacedämoniſchen Münzen findet I. 163. Münzen von ihm werden angeführet, da er ſchon bey Lebzeiten ſeines Vaters den Titel Pontifex Max. führet V. 314

Compaß, ob er zu Ausgange des XII. Jahrhunderts bereits bekannt geweſen ſey X. 412. Anmerk.

Concilium, ungedruckte Abhandlung des Abtes de Rothelin vom florentiniſchen Concilio IX. 449

Conrad, der Marggraf von Montſerrat, ob er von den arabiſchen Meuchelmördern vom Berge Libanon ſey ermordet worden VIII. 212

Conſecratio oder Vergötterung abgeſchiedener Seelen. Geſchichte dieſer Art von Aberglauben IX. 534 f.

Conſtantin des Großen Geburtsort wird zuerſt von Kuppern entdecket II. 467. ſeine Taufe hat in den Münzen keinen Grund I. 294

Conſtantin, die Münzen mit der Aufſchrift Fl. Cl. Conſtantinus junior N. C. gehören, dem Herrn de Valois zufolge, nicht dem älteſten Sohne des großen Conſtantins,

sondern

ſondern deſſen Halbbruder, Conſtantii Chlori Sohne aus der zweyten Ehe, zu I. 289. Herr Galland hergegen leget eben dieſelben Münzen dem Bruder des Kaiſers Julians des Abtrünnigen, dem Cæſari Gallo, bey I. 291. ſiehe den Artikel Gallus.

Conſtantius läßt des Rameſſis Prachtkegel nach Rom ſchaffen I. 223

Conſulariſche Münzen ſind lange nach den Begebenheiten, die ſie vorſtellen, und beynahe insgeſammt zu einer Zeit, unter dem Marius, Sulla und Julius Cæſar geſchlagen VI. 258 f.

Conſul, die Frage, an welchem Tage die Conſules zu Rom gewohnt geweſen ihr Amt anzutreten, wird 1739 zum Preiſe aufgegeben VII. 2

Conſulat, die Kaiſerjahre darf man nicht nach ihren Conſulaten rechnen, indem ſie dieſe Würde nicht alle Jahre hinter einander annahmen II. 317. die römiſchen Kaiſer pflegeten auf ihren Münzen das Conſulat, das ſie zuletzt geführet hatten, ſo lange zu nennen, bis ſie ein neues antraten, geſetzt auch, ſie hätten in dem Jahre, da die Münze gepräget ward, kein Conſulat geführet VII. 169 f.

Contorniaten mit Solons Kopfe II. 339 f. ſie ſind alle aus dem verfallenen Reiche, und nennen weder diejenigen, deren Köpfe ſie vorſtellen, noch die Athleten, ſondern bloß den Stempelſchneider 341. ſie werden in einer eigenen Abhandlung beſchrieben III. 234 f. ob ſie, wie Geld, gänge und gäbe geweſen 235. wird mit Nein beantwortet, ebend. ſie ſind nicht von den Zeiten derrjenigen, deren Bildniſſe ſie darſtellen, ſondern aus der erſten Hälfte des IV. Jahrhunderts nach Chriſti Geburt 235. ſolches giebt die Unrichtigkeit zu erkennen, welche ſich auf denſelben in den Ausdrücken und der Schreibart hervorthut 236. bey allen ihren Gebrechen geben ſie doch der Kenntniß der alten Gymnaſtik und Luſtſpiele ein ſonderbares Licht 237. was für Prinzen inſonderheit man auf denſelben vorſtellig machete, ebend. ſie ſind zu Rom,

und

und nicht zu Crotona, noch in Griechenland, verfertiget werden 238

Contrapunkt, ſiehe Muſik, vielſtimmige Muſik.

Contremarque, ſiehe Nachſtämpel.

Cornufizier, eine Münze vom Geſchlechte der Cornufizier wird erkläret II. 252 f. ſowohl die goldenen als ſilbernen Münzen dieſes Geſchlechtes, ſind insgeſammt in Italien geſchlagen 257. ob dieſes Geſchlecht urſprünglich von Lanuvium herrühre 259. wer Q. Cornuficius Augur Imp. geweſen, deſſen auf einer Münze erwähnet wird 253 f. er hielt mit dem Cicero zu gleicher Zeit um das Conſulat an, war ein guter Redner, hielt ſich im illyriſchen Kriege wohl; daher er auch den Namen Imperator bekam. Julius Cäſar machete ihn zum Augur: nach deſſen Tode aber widerſetzete er ſich dem Auguſt in Africa; es kam zum Treffen, und er ward erſchlagen, ebend. Trajan erneuerte ſein Gedächtniß auf einer Münze 255. nicht er, ſondern ein anderer Cornuficius, war ein Feind Virgils, ebend. Die Münze auf ihn iſt nicht in Africa, ſondern zu Rom geſchlagen 257

Coſſoles, ſiehe Johann.

Craſſus, Plutarchs Leben vom Craſſus wird beleuchtet IV. 38

Critik, die Gewißheit der critiſchen und der geometriſchen Schlüſſe und Beweiſe wird gegen einander gehalten, und jener ihr Nutzen bewieſen VIII. 29 f. Regeln der Unterſcheidungskunſt, die man in der Geſchichte des Urſprunges und der Wanderung alter Völker beobachten muß IX. 72. Regeln, nach welchen bey verhabender Ergänzung verſtümmelter Stellen alter Schriftſteller zu verfahren III. 84 f. Schwierigkeiten, die ſich dabey hervorthun 90 f.

Curio wird als ein an ſeinem Vaterlande treuloſer Menſch vorgeſtellet VI. 392

Cybele ward von den Galliern verehret II. 370. ein alter eherner Kopf von ihr, iſt davon ein Beweis 371. von ihren Bätylen oder Steinen wird gehandelt III. 141 f. die

Gallier führten ihr Bild auf Wagen, um ihre Felder und Weinberge, den Miswachs zu verhüten 143. Altäre, die man ihr bey Gelegenheit eines Sühnopfers geweihet III. 283

Cyklen, Entwurf des Werkes, das Herr de la Baſtie über die Cyklen vorhatte VIII. 469

Cyklopen können ſo ungeheuer groß nicht geweſen ſeyn, als man vorgiebt, weil die Hölen, darinn ſie geſtecket, nicht gar hoch ſind II. 213

E.

Edelgeſteine, die Römer wußten das Geheimniß, das Glas mit Farben zu mahlen, und die Edelgeſteine recht gut nachzumachen I. 123

Eginhard, ob er Kaiſer Karl des Großen Eidam geweſen ſey VII. 296 f.

Ehrenzeichen, zu den Ehrenzeichen, welche die Römer ihren Kindern geſtatteten, gehöreten auch die güldenen Bullen, welche dieſe am Halſe trugen II. 285

Eiche, die Eiche war bey den Druiden ein heiliger unverſehrbarer Baum III. 382. bey den alten Deutſchen und Britten in großem Anſehen IX. 258

Einweihungsgebräuche der Tempel zu Rom I. 227. wenn die Heiligkeit eines Dinges war geſchändet worden, ſo mußte es von neuen wieder eingeweihet werden IV. 20. die Einweihungen der Griechen, τελεταὶ und μυστήρια genannt, waren eigentlich Anweiſungen zu einem geſitteten Leben 32

Eiſen, was die Menſchen, bevor ihnen die Nutzung des Eiſens bekannt ward, zum Schmieden gebrauchet haben VI. 56 f. iſt erſt lange nach Erſchaffung der Welt erfunden worden 57. anfänglich brauchete man das Eiſen Bildſäulen daraus zu machen. Weil es aber leicht roſtet, ſo wählete man hierzu lieber das Erzt VII. 39

Eiſenkraut, abergläubiſches Begehen damit VI. 125

Elephantenſpiel, ſo nennen die Chineſer das Schachſpiel III. 165

Eleuſiniſche Geheimniſſe, die Vortheile, die man durch Theilnehmung an denſelben zu erhalten glaubete, waren eine Heiligkeit im Wandel, und eine Glückſeligkeit in dieſem und dem zukünftigen Leben. Hergegen hielt man dafür, daß diejenigen, welche derſelben nicht theilhaftig geworden waren, nach ihrem Tode in beſtändiger Quaal und Finſterniß zubringen würden I. 45. mit was für Gebräuchen man ſich bey dieſen heimlichen heiligen Handlungen habe aufnehmen laſſen 45. 46

Elicius, warum Jupiter ſo geheißen II. 14

Endovellicus, was das für ein Götze geweſen ſey, wo man ihn verehret habe, warum er ſo geheißen, ob er mit dem Hercules einerley ſey, u. ſ. w. II. 240 f. ſcheint ein urſprünglich celtiberiſcher Götze geweſen zu ſeyn, den man für den Geiſt des Mondes gehalten 245. 246. Endo ſcheint ſein wahrer Namen geweſen zu ſeyn, Vellicus aber die Landſchaft anzudeuten, wo man ihn verehrete 246

Engel, daß die Engel mit den Menſchen Kinder gezeuget haben, das iſt ſonſt eine gemeine Sage unter den Chriſten geweſen II. 4. böſe Engel verſchiedener Völker 5

Entheiligung, man glaubete, die Götter ahndeten die Entheiligung der Freyſtädte II. 52

Ephod, war ein Leibrock, von welchem gehandelt wird II. 124 f. deſſen Geſtalt, ebend. worinn das Ephod des Hohenprieſters von dem Ephod des gemeinen unterſchieden geweſen 125. ob David das Ephod des Hohenprieſters angeleget habe? das wird geläugnet ebend.

Ephoren zu Lacedämon wurden vom Cleomenes abgeſetzet und ermordet, und dieſe Würde gänzlich aufgehoben VII. 98. Antigonus Doſon ſetzete ſie wieder ein 123

Ephraim folgete dem Joſeph in der Würde eines Königs über Iſrael in Aegypten nach II. 30. iſt mit dem ägyptiſchen Saluthis einerley 28. 31. ſeine Kriege mit den Aegyptiern, 31. die Ephraimiten waren gute Bogenſchützen 32. der Meynung, daß Ephraim mit den Aegyptiern Kriege geführet habe, wird widerſprochen, und die Nachricht von Ephraims Kriegen auf die von deſſen Nachkommenſchaft im Lande Canaan geführten Kriege gedeutet 40

Epigramma, die epigrammatiſche Schreibart verderbt den guten Geſchmack III. 385. 397

Epopöen, wider die aus der Bibel entlehnten Epopöen wird geeifert X. 174. Anmerk.

Erchenwald, die Bildſäule dieſes alten Oberhofmeiſters der erſten Könige von Frankreich im VII Jahrhunderte, wollen einige in demjenigen zu Paris befindlichen Bilde gefunden haben, darinn andere geglaubet haben, den Aeſculap zu erblicken II. 373

Erde, der Umkreis einer neuanzulegenden Stadt mußte mit reiner weißer Erde beſtreuet werden II. 76. aus einigen Fabeln von der Sonne läßt ſich ſchließen, daß ſchon die allerälteſten Griechen müſſen gewußt haben, daß die Erde rund ſey IV. 302. unternommene Reiſen gegen die Erdpole zu, um hinter die wahre Geſtalt der Erde zu kommen VIII. 495. ob die Franzoſen, die vor einigen Jahren nach Lapland geſchicket wurden, um daſelbſt Erfahrungen anzuſtellen, viel neues entdecket, und die Frage von der Figur der Erde entſchieden haben 25. Gedanken der alten Indianer von der Geſtalt der Erde IX. 59

Erdklößer, die Erdklößer, welche der Pflug, bey Ziehung der Furche, die der neuen Stadt ihre Mauern anweiſen ſollte, auf die Landſeite hinaus geworfen hatte, mußten auf die Stadtſeite geleget werden, und warum das II. 76. 79

Erdkugel auf einer Münze von Nicæa auf den Nero, ſoll ein Sinnbild der Reiſen des Bacchus, oder auch Nerons ſeyn II. 268

Erdſtrich, Meynungen der Alten von dem heißen Erdſtriche, (zona torrida) und dem darüber hinausgelegenen ſüdlichen Lande IV. 332 f.

Eriphyle, die Geſchichte von ihr, ihrem Schleyer und Halsbande IV. 392

Erleuchtungen, nächtliche Erleuchtungen waren bey den Feſten, Spielen und Fröhlichkeiten der Alten gebräuchlich II. 357

Erſtgebohrne, der Erſtgebohrne ward in ſeiner Familie nach Abgange des Vaters als ein zweyter Vater angeſehen und dafür verehret III. 36

Erzt, oder Kupfer, ward ſonſt mehr, als das Eiſen, zu dem häuslichen Geräthe verbrauchet II. 283

Eſel, Abhandlung von der Sage, mit welcher ſich die Römer getragen, daß die Juden in ihrem Tempel zu Jeruſalem einen Eſel anbetheten I. 157 f. Plutarchs, Bochards, Morins des ältern, Heinſii, le Fevres und Huets Meynungen darüber werden geprüfet 158 f. Morin der jüngere will dieſer Sage allen Grund und Glauben nicht gänzlich abſprechen, und vermuthet, daß die übertriebenen Lobſprüche, welche die Rabbinen dem Eſel beylegeten, dieſelbe mögen veranlaſſet haben 161

Eſtrees, des Mareſchalls Victor Maria d' Eſtrees Leben VII. 417 f.

Evangelienſeite iſt auf der Linken, und Epiſtelſeite iſt auf der Rechten, und warum das II. 88. das Evangelium der Kindheit Chriſti wird im XIV. Jahrhunderte ins Franzöſiſche überſetzet IV. 99

Eucharis, Baudelot will eine Tänzerinn mit Namen Eucharis auf einem Smaragde gefunden haben II. 332

Eudes, das Grab und die Krone von Herzog Eudes von Aquitanien wird entdecket V. 143. in was für Verhältniſſe er und ſeine Nachkommen mit den Königen von Frankreich geſtanden, ebend. ob er durch ein Regnum, das Chilperich der Zweyte ihm zuſchickete, die königliche Würde, oder wenigſtens die Unabhänglichkeit in ſeiner Landpflege von der Krone Frankreich erhalten habe I. 183 f. krieget mit Carolo Martello, und wird von ihm erſchlagen 185

Eudes der I. Herzog von Burgund V. 199. ſeine Geſchichte wird ausführlich erzählet V. 202

Eudes der II. Herzog zu Burgund V. 206

Eudes des III. Herzogs zu Burgund Geſchichte und Grabmaal wird beſchrieben V. 241

Eudes des IV. Herzogs zu Burgund Geſchichte V. 248

Eudes von Burgund, Grafens von Nevers Geſchichte V. 244

Euklides, ob Euklides, der König von Sparta, in der Schlacht bey Sellaſia umgekommen, oder mit ſeinem Bruder Kleomenes nach Aegypten entronnen ſey VII. 122

Eule, warum ſie auf den Münzen von Athen ſteht I. 253

Eurich, ein Irrthum in Gregors von Tours Geſchichte, die Dauer von Eurichs Regierung betreffend, wird verbeſſert V. 175

Euryganäa ſoll Oedipi zweyte Gemahlinn geweſen ſeyn III. 274

Eurynome, dieſer Namen wird beym Orpheus wieder hergeſtellet II. 163

Euryſtheniden führeten die Herkulskeule in ihrem Wapen VIII. 150

Exedares, dieſen König von Armenien kennet Moſes Choronenſis nicht X. 183

Exegeten konnten durch Ankündigung eines Götterzeichens die Verſammlung des Volkes zu Athen trennen, und einen Gerichtstag zerreißen IV. 376

Eyd der Heliaſten IV. 377

F.

Fabeln: in der alten Geſchichte muß man die Fabeln dulden, weil aller Völker erſter Urſprung damit beſchmitzet iſt I. 345. Die Fabeln des Heldenalters haben meiſtentheils eine Abſicht auf wirkliche Begebenheiten IV. 294. das Alter der Fabeln, von ihnen entlehnte Namen der Oerter und Völker, Vorſtellungen auf Münzen, und dergleichen mehr, erweiſen ihre Wirklichkeit nicht 383. Man darf ſie nicht alle aus einem Geſichtspunkte betrachten, noch alle auf einerley Weiſe auslegen VI. 228. man kann weder mit dem Plato überall darinn allegoriſiren, noch jüdiſche,

jüdiſche, oder ägyptiſche, oder phöniciſche, oder auch gar griechiſche Alterthümer, oder die Urſachen natürlicher Begebenheiten darinn finden; ſondern den Spuren von allem dieſem, die ſich bald hier, bald dar zeigen, nachgehen. ſiehe Mythologie. Abhandlung von der Fabel, oder dem Apologus VIII. 65 f. verſchiedene Arten derſelben, ebend. dieſe Art zu dichten mag wohl von den Morgenländern hergekommen ſeyn 66. ob Heſiodus oder Homer ſie bey den Griechen aufgebracht habe 68. von den äſopiſchen Fabeln 70 f. Entwurf des Werkes das Herr d'Egly von den Fabeln hat ſchreiben wollen 75. Verzeichniß alter Fabelſchreiber, ebend. wer zuerſt die Fabel vom Müller, ſeinem Sohne und dem Eſel erfunden 76. die vollkommenſte Fabel aus dem Alterthume, iſt die beym Horaz von der Feld- und Stadtmaus 81. auf wie vielerley Arten man die Fabeln betrachtet habe 412. 413. ſie enthalten wirkliche Begebenheiten, 413 f. die Art in den Fabeln, hiſtoriſche Begebenheiten zu ſuchen, wird verworfen X. 8

Fabius, ob, wo und wenn eine Münze von Q. Fabius Maximus Cunctator geſchlagen worden, und ob ſie von ihm ſelbſt herrühre VI. 230

Fackeln, in was für Feſten und Spielen man Fackeln angezündet habe II. 356

Falknerey ward in den mittlern Zeiten ſehr getrieben, und viele Denkmaale von daher zeigen davon X. 89. 90

Fallen, von ungefähr fallen oder ſtraucheln ward für eine ſchlimme Vorbedeutung gehalten I. 61

Familien, alle römiſche Familiennamen endigen ſich auf ius I. 173

Farbe, Druckerfarbe, ſiehe Drucker.

Faunus, die Verſchiedenheit des Auswuchſes am Horne machet den Faunus kenntbar, und unterſcheidet ihn vom Jupiter Ammon II. 257

Fauſt und Scheffer, was für Werke ſie ſeit 1457 bis 1460 gedrucket haben VII. 376 f. Siehe das erſte Regiſter in dieſem Artikel.

Fauſtina, eine Münze von der Fauſtina, der Gemahlinn des Kaiſers T. Antonini IX 321. die Münzen von ihr ſind ſehr ſelten, ebend. eine Münze von der jüngern Fauſtina 322

Federn, ob der uralte Tempel des Apollo zu Delphis wirklich von Federn und Honig zuſammengeſetzet geweſen ſey, oder woven dieſe Sage ſonſt herrühre II. 94

Fehler in der Rechtſchreibung finden ſich gemeiniglich auf falſchen Münzen. Beyſpiele davon VI. 356 f.

Feinde, wie man ſie ſich zu Nutze machen ſolle VII. 92 f.

Feldbaukunſt, Adam ſoll ſie im hohen Grade verſtanden haben IX. 13

Feldherren, wie die Soldaten ihre Anreden haben vernehmen können III. 117

Feldzug, wenn man im Begriffe ſtund, zu Felde zu ziehen, mußte man vorher die Götter um Beyſtand anflehen II. 16. vorhabende Feldzüge der Kaiſer anzudeuten, prägete man Münzen mit der Aufſchrift: profectio Auguſti; vollzogene hingegen, zeigete der Ausdruck expeditio Auguſti an, VII. 173. der ausziehende Kaiſer ſteht allezeit von der Rechten zur Linken gekehret, der Heimkehrende aber ſteht von der Linken nach der Rechten zu ebend.

Felle, in den Tempeln der Götter, von denen man Rathsſprüche erwartete, ſchlief man auf den Fellen der geſchlachteten Opferthiere II. 281

Fenſter, der Alten ihre Tafelſcheiben für die Fenſter beſtunden aus dem ſogenannten Talkſteine, das iſt, dem weißen durchſichtigen Frauenglaſe I. 123. 124. die Tempel hatten keine Fenſter I. 220

Fercia, ſo wird in den mittlern Zeiten der Stein im Schachſpiele genannt, der heutzutage die Königinn heißt III. 169

Ferdi-

Ferdinand Baſtard von Arragonien, eine merkwürdige Stelle von deſſen Abkunft VIII. 345

Ferngläſer hat ſchon Archimedes gemachet I. 122

Ferreolus, ein præfectus prætorio in Gallien zu Kaiſers Valentiniani des III. Zeiten; wo er ſeine Landgüter gehabt habe, wird unterſuchet II. 350 f. einer von deſſen Nachkommen ſtiftete das Biſthum Ariſidium III. 423

Ferzin iſt der eigentliche wahre Namen des Steines im Schachſpiele, den man verkehrt Königinn nennet III. 470

Feuer war bey den Römern mehr ein Zeichen der Majeſtät und Theil des Gottesdienſtes, als ein Merkmaal einer Freude II. 355. die Heyden mögen die Weiſe, es bey ihren Opfern anzuwenden, von den Hebräern erlernet haben; ebend. es war in den erſten Zeiten ein Sinnbild der Ehrfurcht, oder ein Werkzeug des Schreckens 354. einige Völker haben es göttlich verehret 355. die alten Herzoge führeten das ewige Feuer in ihren Heeren umher ebend. von Freudenfeuern, dergleichen die unſern heutzutage ſind, haben die Alten nichts gewußt 354 f. ſiehe **Kunſtfeuer.**

Flaſchen von Glaſe, die Thränen, oder das Blut von Märtyrern aufzufangen, und in den Gräbern beyzuſetzen I. 123

Flintenſteine, aus denſelben macheten die erſten Menſchen vor Erfindung des Gebrauches des Eiſens Meſſer und andere ſchneidende Werkzeuge VI. 60

Flöten, bey allen Leichenbegängniſſen blies man die Flöte, meiſtentheils nur allein; zuweilen aber begleitete man ſie doch auch mit der Trompete I. 117. verſchiedene haben verſchiedene Arten derſelben erfunden III. 113

Fluch, man mahnete auf den Leichenſteinen die Vorbeygehenden an, den Begrabenen nicht zu fluchen, noch ihre Ruhe damit zu ſtören II. 103. Abhandlung von der Kraft des Fluches, den die Aeltern auf ihre Kinder legten III. 26 f. der Urſprung davon liegt in der den Menſchen eingepflanzten Begierde ſich zu rächen, wenn dieſe ihren Zweck zu erreichen unvermögend iſt ebend.

Flügel ſind bey den Dichtern ein Bild der Ruder am Schiffe IV. 299

Flüſſe, man glaubete, daß die Geiſter der Helden, nach denen die Flüſſe hießen, in ihnen wohneten VI. 408. Flüſſe in Griechenland, die man insbeſondere verehrete, ebend. f. die Zeichen auf Münzen, woran man ſie erkennet 422. was ſie bedeuten, wenn ſie als bärtige Männer, oder als Nymphen, oder als Jünglinge vorgeſtellet werden 423. Flüſſe der Höllen II. 7. Warum die alten Griechen Menſchen für Kinder der Flüſſe, Seen und Brunnen ausgegeben haben IV. 258 f. Flüſſe und Brunnen verehreten die Aegyptier beynahe göttlich VI. 399. auch andere Völker ſahen ſie für Gottheiten an 403. die Urſachen ſolcher Verehrung 404. die Namen der Flüſſe pflegete man auf den Münzen nicht auszudrucken, und wo ſolches geſchehen, da erwecket es den Verdacht eines Betruges VII. 161 f. Flüſſe die Gold bey ſich führen, aus der alten und neuen Geſchichte X. 39. deren giebt es in Frankreich mehr als zehen ebend.

Form und Materie, der Alten dunkle Begriffe und Ausdrücke davon VI. 151

Formen, ſiehe Münzformen.

Formel, zur Tauglichkeit eines Opfers ward die ſtrengſte Beobachtung der Gebethsformel und des ganzen Ceremoniels erfodert IV. 35

Foucault, der Staatsrath und Oberaufſeher über die Normandie, nimmt den Herrn Galland zu ſich nach Caen II. 441

Franz oder Franciſcus der erſte, König von Frankreich, die von ihm A. 1521 in der Abteykirche zu Ciſteaux geſchlagenen St. Michaelsordensritter V. 254. 255

Frauenzimmer, wie hoch man es zu Rom gehalten, und was für Ehre und Höflichkeit man ihm angethan, und was für Vorrechte man ihm geſtattet habe I. 81

Freſco, Malerey al Freſco oder ins Friſche, ſiehe Malerey.

Freygelaſſene, wie ſie es mit ihrem Namen gehalten haben I. 175

Freygeiſter, die der Religion Hohn ſprechen, bekommen ihre Abfertigung X. 178

Freyheit der Knechte und Mägde, ihrer Herren bey gewiſſen Feſten, wie auch anderer bey Hochzeiten und andern Gelegenheiten zu ſpotten II. 116

Freyſtädte, Abhandlung von den Freyſtädten II. 45. jüdiſche und heidniſche 46. ſie kamen nur unvorſetzlichen Mördern, und Unglücklichen, nicht aber Verbrechern, zu gute 47. 49. Götter, die Freyſtädte ſollen angeleget haben 47. die allererſten Freyſtädte waren Wälder 51. dann Tempel, Altäre ohne Tempel, Gräber der Helden, Bildſäulen der Kaiſer 52. man glaubete, die Götter rächeten die Entheiligung der Freyſtädte, ebend. die Unterſuchung ihrer Rechte und Geſchichte unter den Römern ward 1748 zum Gegenſtande eines Wettſtreites ausgeſetzet X. 2

Friederich Barbaroſſa wird von Gujot de Provins Feris genannt X. 415

Fron heißt ſo viel als Diener II. 238. Anm.

Fuchs, fallende Füchſe auf einem alten Denkmaale von Amyclä, bedeuten den Untergang vom meſſeniſchen Reiche, deſſen Wahrzeichen oder Wappen ein Fuchs war VIII. 149

Furche, auf der Stelle, wo die Mauern einer neuanzulegenden Stadt hinkommen ſollten, machete man mit dem Pfluge eine tiefe Furche II. 77

Furcht und Bläſſe betrachteten ſo Griechen als Römer, als Gottheiten, die man verehren müßte. Urſprung dieſes Dienſtes bey den Römern V. 89 f.

Furien, vernünftiger Heyden Gedanken von den Furien, und die Art ihrer Verehrung III. 29. 30. man glaubete daß ſie inſonderheit diejenigen verfolgeten, die ſich an ihren Aeltern verſündigten ebend. f.

Furier ſind ein altes patriziſches Geſchlecht, das ſchon vor Camillo in Anſehen geſtanden III. 315

G.

Galba, Vorſchlag diejenigen Münzen vom Galba auszulegen, die ihm ein zweytes Jahr der Regierung beylegen, da er doch nur neun Monathe regieret hat VI. 291. er wird verworfen 304

Galba, ein Verweſer Julii Cäſars in Gallien, legete zu Martinach im Walliſerlande ein Lager an, davon noch heutzutage die Ueberbleibſel zu ſehen ſind, die beſchrieben werden VII. 132 f.

Gallienus hat auf die meiſten ſeiner Vorgänger, die unter die Divos waren geſetzet oder canoniſiret worden, Münzen ſchlagen, und darauf ihre Vergötterung vorſtellig machen laſſen VI. 332. er heißt auf einigen Münzen Germanicus quintus 362. die wider ihn in Gallien entſtandenen Empörungen V. 304

Gallus, der Cæſar Gallus, Julians des Abtrünnigen Bruder, hat einige der Münzforſcher verleitet, ihm Münzen beyzulegen, die theils Conſtantio, theils Treboniano Gallo zugehören I. 290. auf des Cæſaris Galli eigenen Münzen ſteht nie der Namen Gallus, ſondern an deſſen Statt der Namen Conſtantius, den ihm ſein Vätter Conſtantius, als er ihn zum Cæſar machete, beylegete 291

Garins, oder Guerins, zuletzt Kanzlers von Frankreich, zu Anfange des XIII. Jahrhundertes, Verdienſte um das franzöſiſche Archiv VIII. 231

Gaſt, wie man die Gäſte aufgenommen, und was man ihnen zu gute gethan habe II. 20. 57. hatte man einen Großen zu bewirthen, ſo überließ man ihm die Wahl der Gäſte, und lud dieſe in jenes, nicht aber in ſeinem eigenen Namen ein I. 78

Gaſterey, wie die Griechen ſich auf ihren Gaſtereyen luſtig gemachet haben II. 65 f.

Gaſtfreyheit, Abhandlung von der Gaſtfreyheit der Hebräer, Aegyptier und Griechen II. 54 f. man übete ſie aus, weil man in der Einbildung ſtund, die Götter reiſeten zuweilen in Menſchengeſtalt umher, ebend. Gaſtfreyheit der Perſer und der alten Einwohner von Italien, ebend. der Deutſchen und anderer nordweſtlichen Völker von Europa 57

Gautier, Nachricht von Gautier dem jüngern, Archivbewahrern beym Könige Philipp Auguſt, und von deſſen Verdienſten um das franzöſiſche Archiv VIII. 229 f.

Gebeth für die Wohlfahrt einer neuen Stadt, bey deren Grundlegung II. 78. Gebeth für die Todten iſt bey allen heydniſchen Völkern gebräuchlich gewesen, und von den Juden erſtlich auf die Aegyptier, und ſodann durch dieſe auf die Griechen, endlich aber auch auf die Chriſten gekommen 101 f. Gebeth an die abgeſchiedenen Seelen, den Lebendigen beyzuſtehen 105. Proben von abergläubiſchen Gebethen, die Geiſter zu beſchwören, aus Leonis Papæ enchiridio VI. 124 f. Gebethsformeln wurden ſo ſtrenge befolget, daß ein einziges ausgelaſſenes, oder verſetztes, oder übelausgeſprochenes Wort das ganze Opfer ungültig und verwerflich machete IV. 35. 36

Geburt der Götter bedeutet ihre erſte Aufnahme in Griechenland X. 14

Geburtstag, der Patron ließ an ſeinem Geburtstage ohne Unterſchied alle vor ſich, die ihm glückwünſchen wollten, ohne daß dieſe ſich erſt melden, oder durch einen Einführer erſt herzuführen laſſen mußten, wie ſonſt geſchah I. 78

Gedicht, nicht die Erdichtung, oder die Fabel allein, machet ein Gedicht aus, ſondern es gehöret auch dazu die Begeiſterung, der erhabene, bildreiche, bezaubernde Vortrag VI. 133

Geheimniſſe, zu welchen die Griechen und Römer ſich einweihen ließen, hatten mit der in den ſpätern Zeiten aufgekommenen Theurgie eine große Verwandtniß IV. 32. einige barbariſche Völker in America beobachten gewiſſe Gebräu-

Gebräuche, die den griechiſchen Myſteriis ſehr nahe beykommen X. 16

Geiſt, es wird unterſuchet, welche Art von Wiſſenſchaften den philoſophiſchen Geiſt, das iſt, die Fertigkeit richtig zu denken, und die Begierde auf das wahre Verhältniß und den Grund der Dinge zu dringen, aufgebracht haben; ob die ſchönen, oder ob die höhern Wiſſenſchaften ſolches gethan haben VIII. 32

Geiſterauffodern war eine den alten Heyden gewöhnliche Kunſt IV. 28. ihr Alterthum 34. das, was man aufrief, war nicht eigentlich die abgeſchiedene Seele, ſondern nur der Schatten, das Bild oder der Schemen 35. Abhandlung von den Beſchwörungen der Geiſter VI. 120 f. Namen der Geiſter, welche verſchiedenen Theilen der Welt vorſtehen ſollen 127. verſchiedene Claſſen, unter welche die Indianer die Geiſter bringen IX. 55

Gelo, der Unterſchied zwiſchen den erſten und den letzten Münzen Gelons I. 129

Gelübde, die Cenſores mußten beym Schluſſe ihrer Muſterung ein Gelübde thun, das iſt, den Göttern bey der nächſten Muſterung ein Opfer zu bringen verſprechen, wenn ſie Rom unter der Zeit in ſeinem Flore erhalten würden I. 71

Gemeinden, Urſprung, Nothwendigkeit, Rechte und Verbindlichkeit der Gemeinden VII. 76 f.

Generationen, oder Menſchenalter, die Dauer der Generationen in königlichen Geſchlechtern der neuern Zeiten wird mit andern aus den ältern Zeiten zuſammen gehalten, und daraus gefolgert: daß der Satz der Alten auch noch heutzutage gelte, daß man nämlich auf jede Zeugung oder Menſchenalter etwa 33 Jahre rechnen müſſe, doch ſo, daß dieſer Satz in der Folge der orientaliſchen Fürſten eine Ausnahme leide VII. 15 f. wider dieſen Satz werden in der Anmerkung p. 22 bis 25 aus dem Neuton Einwürfe vorgetragen.

Genſefleiſch oder Genteſleiſch ſoll dem Johann Mentel die Buchdruckerkunſt abgeſehen und abgeſtohlen haben VII. 316. ſolches wird als ein Mährchen verworfen, ebend. Genſefleiſch und Guttenberg iſt ein und dieſelbe Perſon 317

Genſimunds, eines Gothen, Großmuth X. 240

Geographie, Geſchichte des geographiſchen Wörterbuches vom Thomas Corneille I. 453. die Frage, wie weit die Alten ihre geographiſche Kenntniß zu Zeiten Alexanders des Großen getrieben haben, wird zum Preiſe fürs Jahr 1735 vorgeſtellet VI. 3. geographiſche und hiſtoriſche Beobachtungen aus arabiſchen Geſchichtſchreibern X. 309 f. ein geographiſches Wörterbuch von einer gewiſſen Beſchaffenheit wird gewünſchet IV. 105

Geometrie, die Gewißheit der geometriſchen und kritiſchen Schlüſſe wird gegen einander gehalten VIII. 29

Georgens, des Stadthalters in Africa im VII. Jahrhunderte, Kriege mit den Arabern X. 293

Gericht, wie man zu Rom mit Klägern und Beklagten verfahren, und die anhängig gemachten Rechtshändel geſchlichtet habe III. 121. Abhandlung von denen zu Athen zu Abthuung kleiner Streitigkeiten unter Privatperſonen angeordneten Gerichten IV. 179 f. zu Athen zählete man zehen Gerichtsſtellen oder Rechtsbänke, ſechſe zu bürgerlichen Händeln, und viere zu Unterſuchung der Verbrechen ebend.

Gering, Ulrich Gering, ein Deutſcher von Coſtnitz, hat die erſte Druckerey zu Paris angeleget, und dieſe Kunſt nach Frankreich gebracht IV. 133

Germanicus, die Vergötterung deſſelben auf einem Agathe wird erkläret I. 314 f. ſie iſt nicht öffentlich vor ſich gegangen, noch überall angenommen, ſondern nur heimlich von deſſen Sohne, dem Caligula, angeſtellet worden, eb. ſein Lob 315. 316. Er und Agrippina werden auf einem Agathe unter der Geſtalt der Ceres und des Triptolemus vorgeſtellet 316

Germanicus, wenn Trajan dieſen Titel angenommen VII. 165

Geſandten, ſiehe **Bothſchafter.**

Geſänge, mit welchen das Volk den Kaiſer empfieng I. 127

Geſchichte, ob gleich die meiſten Fabeln eine Geſchichte zum Grunde haben, ſo ſind ſie doch nicht alle hiſtoriſch VI. 233. die Geſchichtekunde iſt einem Manne, der mit öffentlichen Geſchäfften zu thun hat, und einem Regenten unentbehrlich VIII. 43. die Vortheile einer ordentlich und zuſammenhangend geſchriebenen Geſchichte, werden mit ihren Schwierigkeiten und den Vortheilen einer in geſammelten Nachrichten und critiſch vorgetragenen Geſchichte zuſammen gehalten 268 f. Art und Weiſe, die alte Geſchichte zu treiben und za behandeln IX. 70 f.

Geſchichtſchreiber, die vornehmſten Verfaſſer der Geſchichte der mittlern Zeiten werden namhaſt gemachet X. 307

Geſetze der Akademie I. 10 f. den von dem Herrn Noinville geſtifteten Preis betreffend V. 3 f. der Bäder I. 112. des Minos II. 61. was man für Anſtalten machete, wenn man vorhatte, ein neues Geſetz zu geben III. 117. die urſprünglichen Tafeln der athenienſiſchen Geſetze hat Herr Fourmont zu Athen entdecket IV. 430. die Geſetze zu Athen von Aufnehmung an Kindesſtatt werden erkläret VI. 320 f. die Geſetze von Lacedämon können aus denen vom Herrn Fourmont in dem Tempel des Lykurgus zu Sparta gefundenen Aufſchriften ergänzet und aufgehellet worden IV. 443. die Verbindlichkeit, nach den Geſetzen desjenigen Staates zu leben, zu welchen man ſich bekennet, wird erwieſen VII. 80 f.

Geſpräche, die alten Griechen pflegeten durch ſeine erbauliche Geſpräche ihre Zuſammenkünſte angenehm und nützlich zu machen II. 66

Geſundheittrinken, wollte man auf eines Geſundheit trinken, ſo ließ man ſich ſo viel cyathos in ſeinen Römer einſchenken, als Buchſtaben deſſen Namen ausmacheten, und trank ſie ſo dann auf einmal aus. I. 150

Gewerb,

Gewehr, mit Niederſenkung des Gewehrs bezeigten die Kriegsleute ihre Ehrerbietigkeit gegen einander I. 77

Gjarrantir, eine groſſe in armeniſcher Sprache geſchriebene Geſchichte von Armenien, die Herr Sevin aus der Levante mitgebracht hat IV. 420

Gieſſen, ob die Römer ihre Münzen nur bloß geſchlagen, oder auch je zuweilen gegoſſen haben II. 272 f.

Gilles, Nachricht von Gilles von Rom, Erzbiſchofe zu Burges VIII. 247

Glas, Abhandlung vom Urſprunge und dem Gebrauche des Glaſes bey den Alten I. 119 f. wo und wann, und bey was für einem Zufalle es erfunden worden 119. das mag etwa tauſend Jahre vor Chriſti Geburt geſchehen ſeyn, ebend. Neuere, die davon geſchrieben haben, eb. ob es Glas gegeben, daß ſich hat hämmern laſſen 120. ſolches wird geläugnet, ebend. prächtige von Glaſe aufgeführte Werke, als gläſerne außerordentlich dicke und hohe Säulen 121. Glastafeln, womit man die Wände der Zimmer bekleidete, waren gemeiniglich von ſchwarzem Glaſe, und wer ſich darinn ſpiegelte, bekam nur einen Schatten zu ſehen, eb. unter Nerone fieng man an gläſerne Gefäße zum Trinken und Einſchenken zu machen 122. worinn der gläſerne Schmuck der Athleten beſtanden, eb. Bälle von Glas, und das gläſerne Ballſpiel hat Urſus Togatus zuerſt aufgebracht 122. Schachſpiel von Glaſe, ebend. die Römer wußten die Kunſt Glas zu mahlen, und die Edelgeſteine recht gut nachzumachen 123. gläſerne Flaſchen, die Thränen über die Verſtorbenen, und das Blut der Märtyrer aufzufaſſen, und ſolches in den Gräbern beyzuſetzen, ebend. woraus die Tafelſcheiben für die Fenſter und Sänften beſtanden, ebend. gläſerner Trinkbecher mit einer arabiſchen Aufſchrift, den Kaiſer Karl der Große vom Chalifen Aaron zum Geſchenke bekommen haben ſoll V. 333

Glieder, das Erſchüttern, Zucken, Klopfen, Einſchlafen und Beben verſchiedener Glieder wurden als Vorbedeutungen angeſehen I. 60

Gloſſarien, in Aegypten befliß man ſich inſonderheit Gloſſarien über die heilige Schrift zu machen III. 401. ein franzöſiſches Gloſſarium von einer gewiſſen Beſchaffenheit wird gewünſchet IV. 106. Labbe hat in ſeinen franzöſiſchen Wortableitungen ein altes franzöſiſch lateiniſches Gloſſarium ſehr unrichtig abdrucken laſſen, davon man zu St. Germain eine viel richtigere Abſchrift hat 132

Glück, günſtige Glücksumſtände eines Staates machen daß die Wiſſenſchaften bey demſelben ſchnell in die Höhe kommen III. 395. Abhandlung von den Glücksſpielen der Römer I. 131 f. dahin gehören das Knöchelſpiel 132. das Würfelſpiel 134

Gnoſtiker betheten Gott unter der Geſtalt eines Eſels an I. 162

Goetie, die ſchlimmeſte Art der ſchwarzen Kunſt, die in Anrufung böſer Geiſter beſtand, um die Menſchen zu äffen, zu verführen, zu ſchrecken und zu peinigen IV. 28. 33

Goldbergwerke thun ſich in Frankreich unter Henrich dem IV. im Gebiethe von Lyon hervor I. 328. wie das Verhältniß des Goldes gegen das Silber bey den Alten geweſen V. 99. Geſchichte des Goldſandes, den der Pactolus bey ſich führte X. 36. vor Alexanders des Großen Zeiten war das Gold ſehr ſelten in Griechenland, eb. wie es nach der Zeit gemeiner worden, ebend. der Aegyptier ihre Weiſe, ihre Götzenbilder zu vergulden, wird beſchrieben VII. 13. 14. wie viel der Goldgülden mit dem Lamme im XIV. Jahrhunderte in Frankreich gegolten habe X. 396

Goliath kann nicht viel über neun Schuh hoch geweſen ſeyn II. 210

Gordiani Pii Siegel wird vorſtellig gemachet und erkläret I. 244

Gorgonen ſind libyſche Stuten geweſen IV. 307. nach Fourmonts Auslegung hergegen waren es drey Schiffe von der Inſel Corcyra IV. 399

Gorillen, vorgebliche wilde Weiber im periplo Hannonis, ſind Meerkatzen IV. 331. 335

Gott, Lehre der Griechen von Gott und den Göttern II. 1 f. Göttergeſchlechtsregiſter 2. das vorwitzige Nachgrübeln des göttlichen Weſens hat die Menſchen auf Aberglauben und Abgötterey gebracht VI. 120. 130. die Chineſer, Indianer, Sophi und Derwiſche vermeynen in jedem Thiere etwas göttliches zu finden, und ſehen ſie für kleine Götter an 152. 153. man bildete ſich ein, die Götter reiſeten zuweilen in angenommener menſchlicher Geſtalt herum II. 55. der Namen der einheimiſchen und jeder Stadt eigenen Schutzgötter mußte dem Volke verborgen bleiben, und nicht genennet werden, damit die Feinde ſie nicht auffodern und weglocken möchten 78. woher die Fabel entſtanden, daß die Götter im Streite mit dem Typhon ſich in Thiere verwandelt haben 222. warum die Griechen und Lateiner außerhalb ihres Landes auf den Denkmaalen, die ſie den Göttern aufrichteten, die bey ihnen üblichen Namen der Götter mit ihren barbariſchen Namen zu verbinden pflegeten 242. verſchiedene Claſſen, in welche die Götter bey den Alten eingetheilet wurden 289. Götter, welche den Reiſen und Wegen vorſtunden, und denen die Reiſenden ihre Andacht bezeigten 15. die Heiden traueten ihnen die Allgegenwart nicht zu, ſondern ſchloſſen ſie in mäßige Räume ein; ſie glaubeten gute und böſe Götter, oder nach unſern Begriffen Geiſter, davon jene Gutes, dieſe Böſes zu thun geneigt waren. Jene machete man ſich durch Ausübung der Tugend, dieſe durch laſterhafte und heilloſe Unternehmungen zu Freunden IV. 31. 33. unter was für Bedingungen man die Hausgötter haben durfte, wie man ſie verehrete, und ob man ſie um Rath wegen zukünftiger Dinge gefraget habe V. 136 f. Abhandlung vom Dienſte der Waſſergötter bey den alten

Heyden VI. 397. Abhandlung von den ägyptiſchen Göttern VII. 5 f. Traumgötter, dii ſomniales V. 139. die Heyden glaubeten, daß die Verbindung zwiſchen Gott und Menſchen durch eine doppelte Art von Gottheiten unterhalten würde, davon die eine vollkommenere und höhere Art mit Gott unmittelbar, die andere niedere und ſchlechtere Gattung aber mit der vorigen obern Art, und mit den Menſchen umgienge I. 58. wenn und woher jede der griechiſchen Gottheiten nach Griechenland gekommen iſt X. 14

Gottesgelehrte, die berühmteſten Gottesgelehrten aus den mittlern Zeiten werden namhaft gemachet X. 306

Götzendienſt iſt zu Joſephs Zeiten entſtanden IX. 9

Gouverneur, ob ein Gouverneur Recht habe ſich ſelbſt auf Belagerungsmünzen prägen zu laſſen I. 323 f.

Grabmäler der erſten Herzoge von Burgund, der Ciſterzienſer Aebte, und anderer zu Ciſteaux werden beſchrieben V. 198 bis 255. der Aegyptier ihre Gräber waren auch für gemeine Leute ſehr koſtbar III. 157. die Grabmäler der Helden beſtunden aus aufgeworfener Erde, einer darauf aufgerichteten Säule mit Schrift, und einem umher angelegten Hayne IV. 372. ein nahe bey Cherbury entdecktes Grabmaal wird beſchrieben VIII. 181 f.

Graben, Nachricht von dem Graben, welchen Karl der Große führen ließ, in der Abſicht, den Rhein mit der Donau durch denſelben zu vereinigen IX. 366 f.

Grad, Verhältniß der Grade der Breite gegen die itzigen franzöſiſchen Meilen und die Meilen der Alten II. 316. wie viel römiſche Meilen auf einen Grad gehen VII. 215. 216

Grammatik, wenn in zwo Sprachen einerley Grammatik herrſchet, ſo kann man ſicherlich ſchlieſſen, daß ſie urſprünglich mit einander verwandt ſind, ſollten ſie auch gleich noch ſo unähnlich ſcheinen III. 355

Grammatiker, ſiehe Sprachlehrer.

Gras, die Krone von Gras war die glorreicheſte, aber auch die allerſeltenſte, indem ſie nur vom ganzen Volke ſolchen Feldherren ertheilet ward, die ganze römiſche Heere vom Untergange gerettet hatten VI. 241. ebendaſelbſt und im folgenden wird unterſuchet, bey was für Gelegenheit man den Fabius Cunctator eine Graskrone gegeben habe, und ob ſolche auf einer Münze vorgeſtellet werden.

Grauwerk, ſiehe Pelz.

Gregorius, die gregorianiſche Verbeſſerung des Kalenders wird der ſcaligeriſchen vorgezogen I. 211

Grenzen, wie weit ehedem die Grenzen des deutſchen Reiches gegen Frankreich zu gegangen X. 42 f. die Kenntniß der alten Geographie hilft viel zu Entſcheidung verfallender Grenzſtreitigkeiten IV. 209

Grube, bey Grundlegung einer neuen Stadt machete man eine Grube, da man allerley hineinwarf, und zog von da an, den Umkreis der Mauern II. 75

Grund, die bey Grundlegung der Städte ehedem gewöhnlichen Gebräuche II. 74 f.

Grundſteine, was man in die Grundſteine öffentlicher Gebäude zu Rom geleget habe I. 228

Gueſcelin, Bertrands du Gueſcelin erſte Kriegsdienſte in Frankreich VIII. 285

Guido, des ſeligen Guido Parees Cardinalbiſchofes und Abtes zu Ciſteaux, wie auch Erzbiſchofes zu Rheims im XIII. Jahrhunderte Geſchichte und Grabmaal werden beſchrieben V. 232 f.

Guigue, Andreas Guigue von Burgund, Stammvater des zweyten Stammes der Dauphins von Vienne V. 209

Gundewald, Nachricht von Gundewalden, einem Sohne Chlothars des I. von ſeinen Schickſalen, und mislungenen Verſuchen, die fränkiſche Krone an ſich zu reißen X. 247 f.

Guntrams, Königs von Burgund, Kriege mit ſeinem Neffen, Childeberten, Könige von Auſtraſien, und dem Aufrührer Gundewalden, werden beſchrieben X. 250 f.

Guttenberg und **Genſefleiſch** iſt eine und dieſelbe Perſon VII. 317. iſt der allererſte Erfinder der Buchdruckerkunſt, dem Johann Fauſt mit ſeinem Gelde, und Peter Schäffer durch das von ihm erfundene Schriftgießen beygeſtanden, und die noch rohe Kunſt zur Vollkommenheit gebracht haben 318 f.

Gyges, König in Lydien, hat den Grund zu dem Schatze des delphiſchen Tempels geleget II. 95

Gymnaſien waren öffentliche Gebäude, wo man ſich im Ringen, Fechten, Ballſchlagen, Tellerwerfen, und andern dergleichen ſchweren Leibesübungen geſchickt machete I. 102. die Einrichtung, Theile und Nutzung dieſer Gebäude 103

Gymnaſiarch war der Oberaufſeher über die Gymnaſien I. 103

Gymnasterium war der Ort im Gymnasio, wo man ſich aus- und anzog ebend.

Gymnaſte war in den Gymnaſien der Uebungsmeiſter I. 104

Gymnaſtik, kurzer Entwurf von Herrn Bürettes Werke von der Gymnaſtik, oder den Leibesübungen der Alten X. 452 f. die Gymnaſtik, oder die Kunſt ſeine Gliedmaßen geſchickt und behende zu bewegen, iſt ſo alt als die Welt I. 99. ſchon im trojaniſchen Kriege wurden alle ihre Uebungen vorgenommen 100. Herodicus hat dieſe Kunſt zuerſt zu einem heilſamen Gebrauche, das iſt, zu Heilung der Krankheiten und Stärkung der Geſundheit angewendet 101. ſie iſt dreyerley. Die eine Art war für die Kriegesleute, die zweyte für die Ringer, und die dritte ſtund unter Aufſicht der Aerzte 102. die Gymnaſtik ward von den Römern noch höher, als von den Griechen, und bis zur äußerſten Vollkommenheit und Pracht getrieben, gerieth aber mit dem Untergange des Reiches in Verfall, und zog auch den Verluſt der Heilungskunſt nach ſich ebend.

H.

Haare, die abgeſchnittenen Büſchel Haare oder Haarzöpfe opferte man den Göttern VI. 421

Hadrians des Kaiſers groſſe Verdienſte um Athen, und nicht geringe Ehre die ihm von den Athenienſern wiederfuhr I. 230. er hat die erſte Münze mit der Jahrzahl nach Erbauung der Stadt Rom ſchlagen laſſen II. 81. wie man die Münzen erklären müſſe, auf denen ſein zwey und zwanzigſtes Regierungsjahr ausgedrücket ſteht, da er doch noch nicht volle ein und zwanzig Jahre regieret hat VI. 311. er legte allerhand Gebäude zu Niſmes an, davon noch einiges übrig iſt VII. 142. er hat den Namen des Fluſſes Nil zuerſt auf Münzen ſetzen laſſen 162

Halsband, die Geſchichte des zum Unglücke beſtimmten Halsbandes der Eriphyle IV. 392

Hammer, ob die Römer den Stempel bloß durch den Hammerſchlag und Preßbalken eingepräget, oder ob ſie auch den Guß zu Hülfe genommen II. 270 f.

Hand, die Hände auf den Mund legen, und ſie einem ſodann entgegen ſtrecken, ingleichen die Hände empor heben, und die Daumen ſodann kreuzweiſe über einander legen, das waren Zeichen der Verehrung für diejenigen, gegen welche man dieſe Stellungen machete I. 128. Händeküſſen iſt zu allen Zeiten und bey allen Völkern als ein Zeichen der Freundſchaft und der Unterthänigkeit üblich geweſen II. 89. Sonne und Mond hat man ſo gar durch Händeküſſen verehret, indem man ſeine eigenen Hände küſſete, und die Küſſe auf dieſe Weiſe dem Gegenſtande ſeiner Verehrung zuwarf 80. den Prieſtern und Biſchöfen der erſten Kirche küſſete man die Hand: die Helden beym Homer thun es; die Griechen und Römer thaten es auch 91. 92. Abhandlung von den Vorrechten der rechten Hand 82 f. die eine Hand iſt vor der andern nicht geſchickter noch ſtärker, allein die Uebung und die Einbildung hat der Rechten vor der Linken einen Vortheil erworben, II. 32. zwo in einander geſchlungene rechte Hände auf Münzen ſind ein Bild der gemeinſchaftlichen Regierung zweener Kaiſer, nicht aber der Weihung oder Conſecration von einem verſtorbenen Kaiſer VII. 157

Handel, Denkmaale des blühenden Handels aus der Levante nach Frankreich in den ſechs erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt X. 267 f. 270. aus den Verſammlungen der Handelsleute zu Paris iſt der Rath daſelbſt entſtanden X. 392

Hannibal, in welcher Gegend der Rhone er ſich gelagert und über den Fluß geſetzet habe II. 123 f. der Ausdruck Plinii H. N. 22, 5. welcher zu ſagen ſcheint, Fabius Maximus habe den Hannibal aus Italien verjaget, wird erwogen und beſtritten VI. 244 f. ſein Zug zwiſchen der Rhone und den Alpen wird betrachtet III. 335-379

Hanno, ob er ganz Africa umſegelt habe IV. 330

Hardi, eine Art von Scheidemünze, welche die engländiſchen Fürſten in Aquitanien ſchlagen ließen, daher der Namen Liard entſtanden V. 327

Harley, der Präſident von Harley beredet den Herrn und die Frau Dacier des Kaiſers M. Antonins Betrachtungen ins Franzöſiſche zu überſetzen III. 540

Harley, der Erzbiſchof von Paris, iſt für den gelinden Weg die Hugenotten zu bekehren IV. 527

Harmonie, die Alten hielten dafür, die Seele wäre ein aus der vollkommenſten Harmonie zuſammengeſetztes Weſen VI. 149. was Harmonie beym Plato ſey X. 455

Harpokrates, eine ägyptiſche Gottheit, die man um die Fruchtbarkeit anflehete II. 228

Haſſan, Geſchichte von Haſſans, eines arabiſchen Statthalters in Aegypten im VII. Jahrhunderte, Zuge nach Africa, dieſes Land zu erobern X. 305

Haupt, die Gewohnheit beym Opfern das Haupt zu decken, ſoll Aeneas aufgebracht haben II. 71

Haus, vom häuslichen Leben der Römer handelt Herr Simon in dreyen Aufſätzen, welche in den Nachrichten der Akademie ſtehen I. 76

Haut, mit den Häuten der abgeſchlachteten Opferthiere behing man die Götzen II. 280. oder man hieng die Häute an denen Oertern auf, die ihnen geheiliget waren, ebend. andere Arten vom Gebrauche der Häute 280. 281. die Häute von Thieren waren die erſte Kleidung der Menſchen, die noch nicht auf das Tuchmachen gerathen waren, und das hat viele wunderliche Fabeln und die tolleſte Abgötterey aufgebracht II. 222

Hautpoul, ein Anverwandter des Dom Bernard de Montfaucon, räth ihm vom Soldatenleben ab VIII. 441

Hayn, um die Denk- und Grabmäler der Helden pflegete man Hayne anzulegen IV. 372

Hekate, die Thäler der Hekate waren für die unvollkommenen Seelen zur Wohnung beſtimmet, die ſich noch nicht von allen Laſtern hatten losreißen und zum Himmel ſchwingen können II. 104

Heere, Kriegsheere wurden vor und nach dem Treffen mit Sühnopfern gereiniget I. 49

Heilig, was für Spiele heilige Spiele genennet wurden III. 226. ſie mußten alle Arten von Leibesübungen auf den Schauplatz bringen ebend.

Heinrich der IV. König in Frankreich, ließ von Golde, das auf franzöſiſchem Grunde und Boden war gewonnen worden, Ducaten ſchlagen, welche beſchrieben werden I. 328. er that darinn Unrecht, daß er einige von ſeiner Leibwache bloß darum, daß ſie links waren, abdankete II. 84

Heinrich, der Stammvater der Könige von Portugall, war ein Sohn Heinrichs, aus dem Hauſe der Herzoge von Burgund V. 199

Heinrich, Nachricht vom Heinrich von Luſignan, König von Cypern VIII. 318 f.

Heinrichs von Burgund, Biſchofes zu Autun Grabmaal wird beſchrieben V. 218

Heinrichs Geſchlecht wird beſchrieben, der ein Sohn Roberts, erſten Herzoges von Burgund war V. 199

Heinrichs des II. Grafens von Bar Händel mit König Philippen dem Schönen X. 49

Heinrichs des III. Grafens von Bar unglücklicher Krieg mit eben demſelben König Philippen X. 49. 53

Helden oder Heroen, Abhandlung von dem Urſprunge und der Art ihrer Verehrung X. 70 f.

Helagabal, woher dieſer Götzenname komme, und was er bedeute IX. 332

Helena, eine Fürſtinn aus Adiabene, die zur jüdiſchen Gemeinde trat, und ſich zu Jeruſalem niederließ II. 130

Helena, eine Münze von der Helena, der Mutter des Kaiſers Conſtantin des Großen I. 281. ſie ſteht auf den Münzen, die man ſeither der Helena, der Gemahlinn des Kaiſers Juliani, beygeleget hat I. 284

Heleniſten, mit einem einfachen l, können Adiabener, von dem Gefolge der obgedachten jüdiſch gewordenen meſopotamiſchen Fürſtinn geweſen ſeyn II. 130

Heliäa, Abhandlung von der Heliäa und den Heliaſten, einem Gerichte zu Athen IV. 374

Heliogabalus, ein Medaillon von dieſem Kaiſer wird erkläret IX. 329. ein ſteinern Denkmaal, von welchem man ſeinen Namen weggekratzet hat X. 226

Helleniſten, Abhandlung von den Helleniſten II. 128 f. verſchiedene Meynungen wer ſie geweſen, ebend. Herr Fourmont behauptet, daß dieſer Namen nicht an allen Orten der Apoſtelgeſchichte, wo er vorkömmt, einerley Art von Menſchen bedeute; ſondern daß bald Juden aus Syrien, die Griechiſch ſprachen, bald Heyden, damit gemeynet werden 129. ob man Helleniſten, mit einem doppelten l, oder Heleniſten, mit einem einfachen ſchreiben müſſe, und was die letztere Schreibart bedeute 130

Henoch hat zuerſt die öffentlichen gemeinſchaftlichen Opfer eingeführet III. 17

Herakliden, das Wahrzeichen oder Wappen der beyden regierenden Stämme der Herakliden zu Sparta war eine Schlange und eine Eule VIII. 146

Herkules war die Hauptgottheit von Sparta I. 164. Herkules Alexicacus ward von den Reiſenden verehret, um ſie vor Anfällen von Räubern oder Mördern zu ſchützen II. 18. ob Herkules mit dem Endovellicus einerley ſey 241. der Kaiſer Hadrian und der Weltweiſe Democritus bekommt jener auf den Münzen, dieſer beym Petron, den Zunamen Herkules, wegen ihrer großen langwierigen Reiſen durch die entfernteſten Länder III. 406

Hering, Geſchichte des Heringsfanges in Preußen, und die Art damit umzugehen, wird beſchrieben VIII. 312. 313

Hermann, ſonſt Arminius genannt, ob die Irmenſäule von ihm ihren Namen habe II. 236. ſeine großen Thaten wider die Römer ebend.

Hero, daß die vorgebliche Geſchichte der Hero und des Leanders ein bloßes Mährchen ſey, und ſich nie zugetragen habe, noch habe zutragen können, das wird aus der Lage, Breite und Fluth des Meeres, durch welches Leander geſchwommen ſeyn ſoll, erwieſen IV. 382 f.

Herodes der Große iſt vier Jahre vor der gemeinen chriſtlichen Zeitrechnung, und zwey vor Chriſti Geburt geſtorben V. 11 f. er ließ dem Kaiſer Auguſt einen Tempel zu Panium bauen III. 211. von deſſen Teſtamente und Geſchlechte 209. deſſen Todesjahr wird feſtgeſetzet 211. es iſt ehedem nicht richtig angegeben worden 212. er ſtarb im zwey und dreyßigſten Jahre der Regierung Auguſts 213. wann er zum Könige von Juda erwählet worden VI. 293. 294

Heroen, wie man deren Leichenbegängniſſe veranſtaltet, und ihnen Ehrendenkmaale aufgerichtet habe IV. 268 f. Abhandlung von dem Gottesdienſte, womit man ſie in Griechenland beehrete X. 70 f. ſiehe Helden.

Hiero,

Hiero, der Unterſchied der ſich zwiſchen den erſten und letzten Münzen Hierons findet I. 219

Hieroglyphen, Unterſchied der ägyptiſchen und chineſiſchen Hieroglyphen IX. 494. ſie haben nicht bloß idealiſche und metaphyſiſche Grillen, ſondern wirkliche Begebenheiten aus der ägyptiſchen Geſchichte vorgeſtellet I. 225. ob, und wie es möglich ſey, den Schlüſſel zu denſelben zu finden ebend.

Himmel, Urſprung der Himmelszeichen III. 37 f. Unbequemlichkeit derjenigen Art, die Himmelsbreite eines Ortes zu beobachten, deren ſich Ptolemäus bedienete IX. 298. 299. Anmerk.

Hirams Verdienſte um die Stadt Tyrus IX. 31

Hirten ſind die erſten Erfinder der Dichtkunſt und Sternkunde III. 109. 110. Abhandlung von den alten ſicilianiſchen Hirtendichtern 178

Hof, der Liebeshof, oder Hof der Liebe, cour d' Amour der in der Mitte des XV. Jahrhundertes blühete, wird aus einer Handſchrift beſchrieben IV. 269 f.

Höflichkeit, Abhandlung von der Höflichkeit der Römer I. 74. Beyſpiele der morgenländiſchen Höflichkeit, die ſehr demüthig iſt, ebend. die römiſche war anfänglich rauh, ward aber mit der Zeit anſehnlich und zärtlich, und ſchlug endlich in eine abgeſchmackte Niederträchtigkeit aus 75. womit ſie ihre Höflichkeit gegen die Großen bey den Morgenaufwartungen, bey Mahlzeiten, in Briefen, gegen Greiſe, Anverwandten, jüngere, niedrigere, gegen einander und das Frauenzimmer an den Tag geleget haben 76 bis 81

Hoherprieſter, ob der Hoheprieſter der Juden auch zugleich die königliche Macht und Würde gehabt habe, ſolches wird unterſuchet und geläugnet II. 125

Holger und **Olaus** oder **Olof** werden fälſchlich mit einander verwechſelt X. 334. Anmerk.

Hölle, Abhandlung von der poetiſchen Hölle II. 5 f. der Begriff davon kam aus Aegypten nach Griechenland 6. 9. 10

Holz, gewiſſen Gottheiten waren eigene Arten von Holze gewidmet, daraus ihre Bildſäulen vorzüglich geſchnitzet werden mußten VII. 38. iſt bey den Chineſern ein eigen Element III. 273. die Unbequemlichkeit des Druckes mit hölzerner Schrift wird gewieſen VII. 377

Honig, einige Arten von Honig, deren die alten Schriftſteller gedenken, und was man für Gebrauch davon gemacht habe V. 58. 59

Hormuz der III. König von Perſien, erreget durch ſeine üble Regierung einen Aufſtand wider ſich, der ihn um Geſicht, Freyheit, Thron und Leben bringt IV. 445 f.

Horn, kommt das Horn auf Münzen gleich hinter dem Ohre hervor, ſo iſt es ein Kennzeichen des Jovis Ammonis, ſticht es aber zur Stirne heraus, ſo bedeutet es den Faunus II. 257. 258. wo die Sage von Rolands Horne herrühre V. 331. mit Hörnern gezierete Altäre III. 24

Hortenſius, von dem jüngern Hortenſius, einem Sohne des berühmten Redners, wird ein ſchlechtes Bild gemacht VI. 393

Huk, vom Urſprunge und der Bedeutung der Benennung der beyden Rotten, Huk und Cabiljau VIII. 349

Hugo der I. Herzog von Burgund, überläßt ſeinem Bruder Eudes die Regierung und geht ins Kloſter zu Clugny V. 199

Hugo der II. Herzog zu Burgund mit dem Zunamen der Friedfertige V. 203

Hugons des III. Herzoges von Burgund Geſchichte, Grabmaal, Gemahlinnen und Kinder V. 207. 208

Hugons des IV. Herzoges von Burgund Geſchichte und Grabmaal in der Ciſterzienſerabtey V. 242 f.

Hugons des V. Herzoges zu Burgund Geſchichte und Grabmaal ebendaſelbſt V. 247

Hundsſternsjahr I. 215

Hunolde, des Herzoges von Aquitanien Geſchichte V. 142

Hyaden, Berichte der Alten von den Hyaden III. 47 f.

J.

Jakobs des Erzvaters Kinder ſollen Gelegenheit zu den Namen der zwölf Himmelszeichen gegeben haben III. 38. die von ihm erbauten Altäre 19

Jacquerie, Nachricht von dieſer aufrühriſchen Rotte in Frankreich im Jahre 1357 VIII. 281

Jagd, eine alte Vorſtellung einer Jagd in einem Schnitzwerke aus Elfenbein aus den mittlern Zeiten X. 81

Jahre, ob der Satz der Alten ſeine Richtigkeit habe, nach welchem ſie etwa drey und dreyßig Jahre auf eine jede Generation, oder Menſchenalter in der Geſchichte rechneten VII. 15 f. in den älteſten Ausgaben des XV. Jahrhundertes werden die Jahre des Druckes oftmals falſch angegeben, welches große Irrungen in der Geſchichte der Buchdruckerkunſt verurſachen kann 329. die Aegyptier und Juden rechneten in der Geſchichte ihrer Fürſten auch die nicht vollen Jahre der Regierung für voll VIII. 463. Jahre des Brahma, eines indianiſchen Götzens IX. 60. die Griechen nahmen zwar das römiſche juliſche Jahr an, aber ihre Monathe trafen darum doch nicht mit den römiſchen zu 196. 206. Jahres Anfang bey den Athenienſern 202. von der Einrichtung des bithyniſchen Jahres 205 f. philippiſche Jahre 214. auguſtiſche Jahre, und das große Hundsſterns- oder göttliche Jahr 215. ſchon im IX Jahrhunderte fieng man das Jahr um Weihnachten an X. 68. Anmerkungen über das doppelte Jahr der Aegyptier 98

Jahrzahl, der Mangel der Jahrzahl in alten gedruckten Büchern iſt kein Beweis, daß ſie älter ſeyn ſollten, als alle andere Drucke mit Jahrzahlen VII. 375. Urſachen, warum die Drucker die Jahrzahl haben weglaſſen können, ſchon ſeitdem man angefangen hatte ſie anzumerken 378

Jamiden waren ein prieſterlich Geſchlecht zu Sparta. Ihre Anzahl kann aus den Aufſchriften, die Herr Fourmont daſelbſt gefunden, ſehr vermehret werden IV. 443

Janustempel war ein Denkmaal der Vereinigung zwiſchen den Römern und Sabinern I. 227. Janus ſtund den Reiſen und Reiſenden vor II 19. die Frage, wie vielmal nach Chriſti Geburt der Janustempel geſchloſſen worden, und wenn dieſer heidniſche Gebrauch abgekommen, ward A. 1741 zu einer Preisbewerbung aufgegeben VIII. 4

Jarenton, ein zu ſeiner Zeit kluger, gelehrter und angeſehener Mann, und Lehrer des nachmaligen Herzogs von Burgund Hugens des Zweyten, und endlich Abt zu Dijon V 203

Idis, ein ſicilianiſcher Schäfer, hat die Flöte erfunden III. 113

Jenner, am erſten Jenner durfte jedermann unangemeldet zum Patrone gehen, und ihm Glück wünſchen I. 78

Jenſon, ſeine Geſchichte, wie er aus einem Münzmeiſter ein Buchdrucker geworden, und ſich zu Venedig niedergelaſſen, wird erzählet und erwieſen, daß er vor 1472 nicht gedrucket habe, und daß das in einem von ihm gedruckten Buche, Decor puellarum genannt, angegebene Jahrzahl 1462 ein Druckfehler ſey VII. 321 f.

Jephtha, ob Jephtha ſeine Tochter wirklich geopfert, oder nur eingeſperret habe I. 55

Ikriche, eine arabiſche Fabelheldinn, ihre Thaten X. 321

Inachus ſoll etwa 1900 Jahre vor Chriſti Geburt Griechenland bevölkert haben X. 11

Indikt, woraus man mit der Zeit Lendit gemachet hat, war eine feyerliche Verſammlung, Meſſe und Jahrmarkt in der Ebene von St. Denys X. 373 f.

Jocaſta, oder wie ſie beym Homer heißt, Epikaſta; ob ſie mit dem Oedipus Kinder gezeuget habe III. 273

Johanna, die Geſchichte der Päbſtinn Johanna wird berühret, und aus alten unverdächtigen Geſchichtſchreibern werden Zeugniſſe davon angeführet VIII. 310. 311

Johanna von Frankreich, König Philipps des Langen Tochter, Gemahlinn Herzogs Eudes des IV. in Burgund. Die mit ihr erzeugten Kinder und ihr Grabmaal V. 249

Johannes, auf einem Agathe hat man in den mittlern Zeiten aus dem Germanicus einen St. Johannes den Evangeliſten gemachet I. 216

Johannes, von des Patricius Johannes Verhalten im Kriege wider die Araber in Africa berichten die griechiſchen und arabiſchen Geſchichtſchreiber verſchiedentlich X. 301. Anm.

Johannes, des Königs von Frankreich Johannes Händel mit Karln von Navarra, und übrige widerwärtige Schickſale VIII. 271 f. er hat Bar A. 1355 zu einem Herzogthume gemachet X. 42

Johann von Speyer iſt der erſte geweſen, der zu Venedig Bücher gedrucket hat VII. 325

Jolanda von Dreux, Gemahlinn Herzog Hugens des IV. von Burgund, was ſie für Kinder mit ihrem Herren erzeuget hat V. 243

Joſeph, auf einem Agathe, der unter dem Bilde des Triptolemus und der Ceres den Germanicus und die Agrippina vorſtellet, hat man Joſephs Triumph finden wollen I. 316

Jovian, Nachricht von de la Bletrie Leben dieſes Kaiſers VIII. 220

Iphigenia, ob ihre Opferung von der Geſchichte Jephthas mit ſeiner Tochter herzuleiten ſey I. 55

Irmenſäule, Abhandlung von derſelben II. 233

Iſabelle von Bayern, König Karls des VI. in Frankreich Gemahlinn, ſoll an ihres Herrn Hofe Pracht, Schwälgerey und Buhlſchaft eingeführet haben IV. 272

Iſis, daß man ſie mit einem Ochſenkopfe mahlete und bildete, kam daher, weil ſie eine Ochſenhaut ſtatt der Kleidung trug, und den Ochſenkopf ſtatt des Helmes II. 222. ihre Verehrung zu Rom hat zuweilen vielen Widerſtand, ja gar Verfolgung gelitten 369. trotz ſeiner Ungezähmtheit und aller Verbothe, ſchlich er ſich doch ein 370.

die Gallier ſcheinen ihn nicht gekannt, noch ausgeübet zu haben 370. eine Abbildung von ihr wird im Kupferſtiche vorgeſtellet, und die Art, ſie abzubilden und zu verehren, wird beſchrieben V. 6 f.

Judith, Zergliederung einer Schrift des P. Montfaucons von der Geſchichte Judiths VIII. 446

Jugan, was die Indianer ſo nennen IX. 61

Julia, eine Münze von der Julia Domna, der Gemahlinn des Kaiſers Septimus Severus IX. 326

Juliſche, ſiehe Zeitrechnung und Jahre.

Jungfrauen konnten ehedem auf eine vierfache Art ſich Gott widmen, und Keuſchheit geloben V. 40

Juno Iterduca und Domiduca II. 18. der Juno Lacinia berühmter Tempel war nahe bey Crotona I. 268. Juno Soſpita wird öfters mit der Fauna verwechſelt II. 258. iſt mit der Bona Dea einerley, gehörete mit dem Fauno und der Fauna zu den römiſchen Hausgötzen, und kömmt öfters auf den Münzen vor, und ward vornehmlich zu Lanuvium verehret, welche Stadt ſie in ihrem Schutze hatte 258

Jupiter mit einer Victorie in der Hand, ſtellet auf einigen Münzen den Schutzgott von Smyrna vor I. 162. Abhandlung von dem Dienſte des donnernden Jupiters II. 11. er ſtund dem Donner bey Tage vor, ſo wie Pluto dem bey Nacht 12. ihm hat Auguſt den erſten Tempel erbauet 14. Jupiter Ammon, und Ham oder Cham ſind einerley 223. Jupiter puer der zu Präneſte in dem Tempel des Glücks verehret ward, wird beym Tibull I, 3. unter dem ſchlechten Worte puer verſtanden III. 455

Juſtin, zu Juſtins und Juſtinians Zeiten iſt das Nachſtämpeln der Münzen wieder aufgekommen, das ſeit Trajans Zeiten mochte liegen geblieben ſeyn VII. 178

Juſtinians geheime Geſchichte ſoll Prokopius nicht gemachet haben, und ſie ſoll mehr eine Schmähſchrift als eine wahre Geſchichte ſeyn X. 217 f. er ſoll Africa entvölkert haben 291

K.

Kalk, die Kunſt in friſchen Kalk zu mahlen, haben die alten Griechen und Römer ſchon gewuſt III. 298

Kalender, Nachricht von dem athenienſiſchen Kalender IX. 201 f. und dem olympiſchen 203 f.

Kampfplätze oder Circi in den galliſchen Städten VI. 279

Kaufleute, anfänglich nahm man die Rathsherren zu Paris nur aus ihrem Mittel X. 394

Kaiſer, ob es einzelnen Perſonen erlaubet geweſen, die Bildniſſe der Kaiſer in ihren Petſchaften zu führen I. 245. warum man ihre Bildniſſe auf keiner Münze von Athen findet, da doch die Lacedämonier ſich kein Bedenken machten, ſie auf ihre Münzen zu ſetzen 247. Kaiſer, die auf den Münzen die Soldaten anreden 270 f. Kaiſer, welche Congiaria oder Spenden unter das Volk haben austheilen laſſen, von Julio Cæſare an bis auf Quintillum 277 f. Die Kaiſer ließen ſich von den Großen die Hand küſſen, die Geringern durften ſie nur durch Zuwerfen der Küſſe verehren II. 92. daß von zween oder mehrern zugleich regierenden Kaiſern der vornehmere dem geringern den Titel Pont. Max. zugeſtanden habe, wird unter gewiſſen Einſchränkungen behauptet V. 307 f. die Art der ägyptiſchen Stern- und Zeitkundigen, die Jahre der römiſchen Kaiſer zu zählen, wird vorgetragen und erwieſen VI. 295 f. wie die Aegyptier die Regierungsjahre der Kaiſer zu rechnen gepflogen 290 bis 312. warum die Kaiſer ſo viel verſchiedene Titel und Würden geführet haben VIII. 466. worinn ihre unumſchränkte Macht beſtanden, ebend. die conſtantinopolitaniſchen Kaiſer nenneten die Könige von Frankreich, in ihren Briefen an dieſelben, ihre Söhne X. 245. Geſchichte von vier Kaiſern zu Conſtantinopel, die binnen anderthalb Jahre um ihre Herrſchaft und elendig ums Leben gekommen ſind 46 f.

Kelch, der Kelch auf einem alten hölzernen Kalender deutet die Johannistage an V. 160

Ker,

Kerzen, woher der Gebrauch gekommen, Kerzen in den Saturnalibus anzuzünden II. 71

Keule, eine Herkuleskeule war das Wahrzeichen von Sparta VIII. 190

Keuſchheit, ehedem konnte man das Gelübd der Keuſchheit auf vierfache Art thun, und dennoch in der Welt, das iſt, auſſer dem Kloſter bleiben V. 40

Kinder, was für Ehrenzeichen die Römer ihren Kindern geſtattet haben II. 285. Abhandlung vom Annehmen an Kindesſtatt zu Athen VI. 320 f. der Gebrauch, fremde Kinder für die ſeinigen zu erkennen, iſt ſehr alt 321. Bedingungen, unter welchen man ſich dieſes Rechtes bedienen durfte 324. erfoderliche Eigenſchaften deſſen, den man an Kindesſtatt aufnehmen wollte 325. Abhandlung von der Weiſe einen durch Ueberreichung der Waffen zum Sohne anzunehmen X 235 f.

Kiele, woher der Namen dieſer Art von Schiffen komme IX. 75

Kirche, wer die Hauptkirche zu Paris geſtiftet hat II. 304 f.

Kläger, wie der Kläger den Beklagten vor Gerichte gezogen, und wie man daſelbſt mit ihm verfahren III 121

Kleider, man pflegte, nachdem man wieder zu Hauſe angelanget, die Kleider, die man auf der Reiſe angehabt hatte, den Reiſegöttern zu verehren, ſonderlich wenn man ſich durch ein Gelübd dazu verbindlich gemachet hatte II. 21

Kleider, die Franzoſen trugen zu Anfange des XIV. Jahrhundertes noch lange Kleider, fiengen aber gleichwohl ſchon damals an, ſie zu verkürzen X. 87. Abhandlung von der Kleidung der Helden und gewiſſer Gottheiten der Aegyptier wird gefunden II. 201. es wird daſelbſt gezeiget, daß ſie ſich in Häute von Thieren gehüllet, und damit Anlaß zu der tolleſten Abgötterey gegeben haben eb.

Klopffechter, davon gab es verſchiedene Arten, einige fochten mit zween Dolchen zugleich, andere auf Wagen; jene hieſſen Dimachæri, dieſe Eſſedarii II. 308. 309. bey

Leichenbegängniſſen ließ man ſie fechten, der unterirdiſchen Götter Durſt nach Menſchenblute zu löſchen IV. 34

Kloſter, im Morgenlande ſind die Jungfrauenklöſter zu Anfange des IV. Jahrhundertes, im Abendlande aber ſpäter aufgekommen V. 43

Kniee, wenn und warum man die Kniee der Götter mit Wachs beſchmieret hat II. 19. die Kniee der Götter ergriffen die, ſo ihre Zuflucht zu ihnen nahmen 51. Kniebeugen kam erſt in den ſpätern Zeiten auf, und war bey den alten Römern unbekannt I. 77

Knöchelſpiel, (Tali) war zu Rom ſehr beliebet I. 131. war ſchon im trojaniſchen Kriege bekannt 132. deſſen Beſchaffenheit, ebend. f. man ſpielete mit vier Knöcheln 133. bey den Griechen war es bloß ein Spiel für die Kinder, ebend. durch dieſes Spiel fragete man zuweilen das Orakel um Rath, und der Ausfall deſſelben entſchied den Zweifel, und beſtimmete die Entſchließung 134

Köche trugen bey öffentlichen Gaſtmahlen ein Kennzeichen ihres Handwerkes an ihrem Mantel VIII. 197

Köcher, den der Mercur auf einer Bildſäule trägt, ſoll auf deſſen Behendigkeit, dem Apollo ſeinen Köcher wegzumauſen, zielen VI 318

Kohlen pflegete man in den mittlern Zeiten in die Gräber zu legen, um anzudeuten, daß der Grund und Boden heilig ſey, und zu anderm gemeinen Gebrauche nicht ſolle angewendet werden V. 147

König, daß die königliche Würde und Macht mit dem Hohenprieſterthume bey den Juden verbunden geweſen ſey, wird geläugnet II. 125. von der Pflicht und dem Amte eines Königes zu Athen, das eine obrigkeitliche Perſon war IV. 186. Könige vom Dorne. ſiehe Dorn.

Königinn, warum ein Stein im Schachſpiele ſo heiße III. 170. dieſer Namen iſt ſehr unbequem 171

Körner an Roſenkränzen, diptychis, Ringen, u. ſ. w. dieneten zur Andacht IX. 438

Koth, ſich im Kothe herum zu wälzen, war bey den Alten eine Art von Buſſe III. 303

Kouane, ſo nennen die Chineſen ihre eigene Sprache, und warum III. 345

Kräuterkunde iſt zu Erklärung alter Münzen nöthig II. 224

Kreuz, das Kreuz, und ſonderlich das Andreaskreuz findet ſich häufig auf ägyptiſchen Denkmaalen VII. 9. das Kreuz auf einem alten hölzernen Kalender, bedeutet die Chriſt- und Apoſteltage V. 259. ein Stück von dem wahren Kreuze veranlaſſet: die Meſſe zu St. Denys, Lendit genannt X. 381

Kreuzzüge, ob ſie Deutſchland, oder vielmehr ganz Europa entvölkert haben IX. 88. Geſchichte des Kreuzzuges, bey welchem die Franken Conſtantinopel einnahmen X. 416 f.

Krieg, Geſchichte zween ſo genannter heiliger Kriege in Griechenland, wegen des delphiſchen Tempels X. 472

Kritik, worinne ſie beſtehe, und was für Dienſte ſie thue VIII. 42. ſiehe Critik.

Krone, ob der Ausdruck, jemanden eine Krone ſchicken, bey den Geſchichtſchreibern der mittlern Zeiten bedeute, ihm bloß ein Geſchenk von Golde, das wie eine Krone ausſieht, ſchicken; oder ob es mehr auf ſich habe, und zugleich auch die Uebergabe der höchſten Gewalt in ſich ſchließe I. 182 f. Die erſten franzöſiſchen Könige trugen keine Kronen, ſondern nur Binden 184. Krone von Gras, ſiehe Gras. Kronen die man in den iſthmiſchen Spielen austheilete III. 57. von einer auf der Inſel Re 1731 gefundenen Krone V. 141 f. ſie ſoll einem Eudes, Herzogen von Aquitanien, der A. 731. geſtorben, zugehöret haben 142. wie die Kronen der franzöſiſchen Könige ausgeſehen 145. die alten franzöſiſchen Könige trugen offene Kronen VIII. 258. wer von ihnen zuerſt eine geſchloſſene getragen ebend.

Kugel, ob man vor Kaiſer Auguſts Zeiten Kugeln auf die Sonnenweiſer und Prachtkegel geſetzet habe, oder nicht II. 215. es wird bejahet und erwieſen 217. die mathematiſche Urſache, warum man das gethan 216

Kunſtfeuer haben die Alten bloß zum Kriegesgebrauche angewendet II. 358. die Luſtfeuer ſind erſt nach Erfindung des Schießpulvers aufgekommen 359

Küraß, der Unterſchied der Küraſſe und Wappenröcke wird gewieſen II. 364. verſchiedene Arten und Zeuge derſelben ebend.

Kuſeile, ein Maure, ſeine Thaten wider die Araber X. 300

Küſſen, jemanden die Hände küſſen, war ein Zeichen der Verehrung I. 77. gute Freunde küſſeten einander beym Begegnen den Mund 80. Tiber wollte das abſchaffen, konnte es aber dahin nicht bringen, ebend. ſiehe Händeküſſen. Vom Händeküſſen iſt man auf das Bruſt- und Kleiderküſſen gekommen II. 92

L.

Labyrinth und Tartarus iſt einerley II. 10. die noch heutzutage übrigen Spuren deſſelben werden beſchrieben III. 154 f. die unterirdiſchen Kammern deſſelben waren Begräbniſſe 157. ob es ein der Sonne geweiheter Tempel geweſen 158. verſchiedene Berichte der Alten von deſſen Stifter 159

Lacinia, ſiehe Juno.

Laco, der Name Lacp war nicht nur im Geſchlechte der Atiorum, ſondern auch der Cornelier gebräuchlich II. 269

Lager, zu der Geſchichte der alten römiſchen Läger, davon ſich die Ueberbleibſel noch in Frankreich erhalten, werden Zuſätze ertheilet, und inſonderheit wird von einem ſogenannten Cäſarslager zu Martinach im Walliſer Lande gehandelt VII. 132 f. die römiſchen Läger waren meiſtentheils um ein Drittheil länger, als breit, wo es nämlich der Platz zuließ 136. ob gleich Polybius verſichert, daß die Römer ihre Lager gern viereckicht gemacht haben, ſo

ſind

ſind doch alle die, von welchen Frankreich noch die Ueberbleibſel aufweiſt, länglichrund VII. 135

Lagiden, man findet mehr Nachrichten als Münzen von ihnen I. 407. Nutzen der Münzen in ihrer Geſchichte 408

Lama, das Räthſel mit ſeiner vergeblichen Unſterblichkeit, wird aufgelöſet IX. 64. Anm.

Land, Beyſpiele von groſſen Flecken Landes, die man durch Ueberſchwemmung der See und groſſer Flüſſe gewonnen IX. 264 f. Anm.

Landkarten, ſchon die alten Griechen und Römer hatten Landkarten VII. 233. die älteſten Spuren derſelben ebend. von Griechenland hat man noch keine rechte gute Karte IX. 288. Nachricht von den Landkarten von Griechenland ebend. f. in der Landkarte, welche vor der neuen Sammlung franzöſiſcher Geſchichtſchreiber ſteht, werden einige Fehler bemerket IX. 380

Landit, welches Wort eigentlich von le Indit entſtanden, war eine groſſe Meſſe in der Ebene von St. Denys. Geſchichte dieſes Marktes X. 373 f.

Länge, die Verſchiedenheit der Länge wird nach den verſchiedenen Weltaltern berechnet III. 497

Lanze, die Griechen trugen die Lanze ſtatt eines Stabes, einer Wehre und eines Ehrenzeichens überall bey ſich IV. 85. Durch Ueberreichung einer Lanze pflegten die Longobarden jemanden mit der höchſten Gewalt zu belehnen X. 246

Larven mit weit aufgeſperrten Rachen, ſetzete man auf Altäre, Orakelſprüche durch ſie zu vernehmen V. 140

Laſter, die Heyden glaubeten, daß es Gottheiten gäbe, welche Urheber der Laſter, und Freunde der Laſterhaften wären, ſo daß man ihnen nur durch Uebelsthun gefallen könnte IV. 34

Lateiniſch, im Lateiniſchen klingt manches ſchön und prächtig, das ein franzöſiſcher Dichter nicht einmal nennen darf III. 138. Verdienſte der Franzoſen um die lateiniſche Sprache VIII. 44. der Deutſchen ebend. Anm.

Läufer, der Stein im Schachſpiele, den man den Läufer nennet, hat bey den Morgenländern die Geſtalt eines Elephanten III. 172

Leben, die alten Deutſchen ſtrafen diejenigen am Leben, die ſich im Treffen ſchlecht gehalten hatten II. 237

Legionen, Entwurf des Werkes von den römiſchen Legionen und Cohorten, das Herr de la Baſtie auszuarbeiten ſich vorgenommen hatte VIII. 463

Lehramt Chriſti, ob es drey volle Jahre gewähret habe V. 22. Lehrgedichte gehören allerdings mit zur Dichtkunſt: wovon ſie einige deswegen haben ausſchlieſſen wollen, weil ſie auf keinen Erdichtungen beruhen VI. 131 f.

Leibesübungen, Abhandlung von den Leibesübungen der Alten I. 97 f die Schriftſteller, ſo ſich darüber gemachet, haben die Sache nicht erſchöpfet 98. man ließ ſeine Geſchicklichkeit darinnen bey öffentlichen Zuſammenkünften ſehen, und ſtellete deswegen an Feſttagen und Leichenbegängniſſen Spiele an I. 100. ſiehe Gymnaſtik.

Leichenſteine, auf Leichenſteinen ermahnete man die Vorbeygehenden, die Begrabenen durch Flüche nicht zu beunruhigen II. 103

Leontius, Biſchofes von Vienne im V. Jahrhunderte, Unterhandlungen mit Eurichen, dem gothiſchen Könige X. 364

Lepidus, von dem bürgerlichen Kriege, den M. Aemilius Lepidus, der Vater des Triumviri, anſpann, hat Salluſt ein eigen Werk aufgeſetzet, das aber verlohren gegangen. Solches Werk hat der Präſident de Broſſes zu erſetzen geſuchet X. 155 f.

Lesart, Fälle, wenn man eine Lesart, die ſich in wenigen Handſchriften findet, einer andern, der die meiſten beypflichten, vorziehen müſſe II. 175

Lexiarchen, was ihre Verrichtung geweſen IV. 317

Liarde, woher dieſer Name gekommen I. 327

Licht, nachdem ein Licht helle oder dunkel brannte, darnach machete man eine Vorbedeutung des Wetters, oder auch wohl gar des Erfolges ſeines Vorhabens I. 62

Lichtmeſſe, ob ſie aus der Nachſicht der Päbſte entſtanden, welche den neubekehrten Chriſten zu Gefallen ihnen verſtatteten, etwas den Lupercalien und dem Fackelfeſte ähnliches beyzubehalten II 359

Liebe, der Hof der Liebe, oder der verliebte Hof, eine Geſellſchaft am Hofe König Karls des VI. in Frankreich IV. 269. das Feſt des Prinzen der Liebe 275

Lieder, Spottlieder, dergleichen man auf die im Siegesgepränge aufziehenden Feldherren ſang II. 117

Lilien, auf einem alten hölzernen Kalender bedeuten Marientage V. 259

Linke, der Kaiſer, der einen Feldzug antritt, ſteht auf Münzen von der Rechten nach der Linken, hingegen der wieder zurück kommende von der Linken zur Rechten VII. 173. die linke Hand iſt von Natur eben ſo ſtark und fertig, als die rechte, nur haben Erziehung und Vorurtheile ſie beynahe unthätig gemacht II. 82 f. man ſollte ſie mehr üben, ſo würde man im Kriege mehr Nutzen davon haben 84. Beyſpiele einzelner Menſchen und ganzer Völker, welche der Linken die Oberſtelle vor der Rechten gegeben haben 85. 86. ob bey den Griechen und Römern die rechte oder die linke Hand die geehrteſte geweſen ſey 86. die jeder Hand eigene Rechte bey den Römern und andern Völkern 86. 87

Linkiſch oder linkſch, Beyſpiele von linkſchen Leuten II. 83. manche haben ſie deswegen mit Unrecht gehaſſet und verachtet, da es ihnen doch Achtung und Liebe hätte zuwege bringen ſollen, indem rechts und linkſch ſeyn, eine Geſchicklichkeit iſt 84

Literatores ſind eigentlich des philoſophiſchen Geiſtes nicht recht fähig VIII. 32

Literatur, vor was für Fehlern man ſich bey Treibung derſelben in Acht nehmen müſſe VIII. 31. ſie leiſtet den ernſthaften Wiſſenſchaften wichtige Dienſte, und worinnen 44

Liturgie des heiligen Märtens von Tours iſt erſt nach der Mitte des XI. Jahrhundertes in Spanien eingeführet worden X. 340

Lokman, Nachricht von dieſem arabiſchen Fabeldichter VIII. 66

Logiſten, ihr Amt und ihre Verrichtungen zu Athen IV. 183

Looſe, wie Fechter wegen der Kampfsfolge mit einander gelooſet haben III. 187. zu Präneſte pflegete man durch das Loosziehen zu wahrſagen 454

Lorber, warum M. Antonius auf einer Münze von Corcyra einen Lorberkranz trägt II. 263

Löſen, Menſchen löſeten ſich mit Thieren I. 53

Lotus, dieſe in den ägyptiſchen Alterthümern berühmte Pflanze wird beſchrieben II. 225. ſie iſt keine andere, als die Nymphæa ebend. ſie war ein Sinnbild der Sonne, weil ſie den Tag über auf dem Waſſer ſchwebet, und mit Untergange der Sonne untertauchet 226. man ſetzte ſie auf das Haupt des Oſiris und anderer Götter, wie auch der Prieſter ebend. wie ſie auf Münzen vorgeſtellet wird 227. iſt im Kupferſtiche zu ſehen 230

Löwe auf einer Münze vom Geſchlechte der Domitier, bedeutet, daß Domitius Ahenobarbus zuerſt Löwen in den Circum gebracht habe I. 271. ein Löwe auf dem Grabmaale eines jungen Prinzen von der Normandie, machet Schwierigkeiten; da die alten Herzoge dieſes Landes zween Leoparden in ihrem Wapen führeten II. 348. ein Löwe und ein Palmbaum ſind das Wahrzeichen der Karthaginienſer V. 113

Lucull, Betrachtungen über Plutarchs Leben vom Lucull III. 326 f. er machet ſich um den Staat von Cyrene verdient X. 96

Ludwig, in welcher Ordnung Ludwigs des Dicken Söhne nach einander jung geworden VII. 286

Ludwig der VII. iſt nicht, wie einige vorgegeben haben, nach ſeinem Bruder, Robert de Dreux, ſondern vor ihm gebohren worden, und iſt alſo vermöge der Geburt, nicht aber einer vorzüglichen Wahl, ſeinem Vater im Reiche nachgefolget VII. 285 f.

Ludwig der IX. oder der Heilige, ſoll den Beynamen Cajevaire geführet haben, welches man vermuthungsweiſe ausleget Grauwerksmantel, weil er dieſe Tracht gerne getragen I. 371. er läßt zuerſt die Bibel ins Franzöſiſche überſetzen IV. 98. ob er von den Aſſaſinern hat ſollen überfallen werden VIII. 223. wer von den Alten ſein Leben beſchrieben hat 251. Anmerkungen über die Acta S. Ludovici, welche von den Bollandiſten neuerlich herausgegeben worden 255. ſeine Mäßigkeit im Trinken bey der Tafel 317. er hat den Titel, allerchriſtlichſter König, nicht zuerſt geführet IV. 100

Ludwig der XI. ein gewiſſer Befehl von ihm, vom Jahre 1475. wird aus der Urſchrift hervorgebracht, darinn er gebeuth, Peter Schäffern von Maynz und ſeinen Handlungsgenoſſen den Schaden zu erſetzen, der ihnen durch die Wegnahme ihrer Verlagsbücher zugewachſen war VII. 339 f.

Ludwig der XIII. ſtiftet die franzöſiſche Akademie I. 26

Ludwig der XIV. man unternimmt ſeine Geſchichte in Münzen zu beſchreiben I. 3. 6. dieſes Vorhaben kömmt nach vielen Jahren zu Stande II. 417

Ludwig der XV. kömmt die Akademie zu beſuchen III. 9

Luſtige Perſonen bey den feyerlichen Aufzügen der Alten II. 116

Lykurgus, ob er, oder Jupiter auf ſpartaniſchen Münzen ſtehe I. 164. in ſeinem Tempel zu Sparta findet Herr Fourmont viele Aufſchriften, die den Geſetzen von Sparta ein groſſes Licht geben IV. 443. ob er ſich die Geſetze von Kreta bey Einrichtung ſeines Staates zu einem Muſter vorgeſtellet habe VII. 2

M.

Maaß, Henrion machet ein Wörterbuch von dem Maaße und Gewichte der Alten III. 496

Mäcenas, deſſen Bildniß will Baudelet auf geſchnittenen Steinen finden, auf welchen man ſonſt geglaubet hat, den athenienſiſchen Geſetzgeber Solon zu erblicken II. 339. er muß ſehr alt geworden ſeyn ebend. er wird gegen den Agrippa gehalten III. 128 f. wie er mit Auguſto geſtanden, und wie dieſer ihn genutzet habe 132 f.

Mager, das Geſetzbuch der Mager, der bekannten heydniſchen Secte, bringt Herr Sevin mit ſich aus dem Morgenlande IV. 422

Magie, ihr Verhältniß gegen die heidniſche Theologie wird betrachtet IV. 26. beyde beruheten auf einerley Grunde, und hatten einerley Abſichten ebend. ſiehe ſchwarze Kunſt.

Magnetnadel, eine Stelle von derſelben wird aus Brunetti Latini, einem Schriftſteller des angehenden XIV. Jahrhunderts angezogen IV. 104

Magnus, womit Pompejus ſich dieſen Ehrennamen erworben, und wenn er ihn zu führen angefangen IV. 38

Magus, eine Endigung celtiſcher Namen von Orten, gehöret für anſehnliche Orte V. 72

Mahault, oder Mathild, von Turenne, Gemahlinn Herzogs Hugons des II. von Burgund, und ihre mit einander erzeugten Kinder V. 205

Mahault, Gemahlinn Herzogs Eudes des I. von Burgund V. 202

Mahault, Gemahlinn Johannis, des Grafen von Burgund und Chalon V. 229

Mahault, die ſchöne Mahault oder Mathild, Aebtiſſinn von Soiſſons, wer ſie geweſen X. 166

Mahlzeiten, Abhandlung von den bey Mahlzeiten üblichen Höflichkeiten I. 78. Mahlzeiten im Prytaneo IV. 322

Maillard erſchlägt Marcellen, den Urheber der Unruhen zu Paris A. 1358 VIII. 283

Malerey, Abhandlung vom Urſprunge und hohen Alter der Malerey I. 81 f. ob ſie gleich entbehrlich iſt: ſo führet doch das den Menſchen eingeprägte Wohlgefallen am Malen und an Gemälden, auf die Vermuthung; daß dieſe Kunſt gleich in den erſten Jahren der Welt entſtanden ſey 83. da das Malen und die Dichtkunſt nur zum Vergnügen und Nachahmen abzielen, und ſonſt viel mit einander gemein haben, ſo fraget ſichs, welche von beyden Erfindungen die älteſte ſey? ſolches wird S 84 unterſuchet und erwieſen: daß es die Malerey ſey, weil ſie in die Sinne fällt, die Dichtkunſt aber unmittelbar mit dem Verſtande zu thun hat; der Eindruck durch die Sinne aber allgemeiner und kräftiger, als die Rührung der Ueberlegung iſt. Der Menſch hat einen natürlichen Trieb zum Nachahmen. Die Natur, welche durch Behülfe der Sinnen, des Tageslichtes und des Schattens auf Sand, Waſſer und alle glatten Flächen malet, brachte den Menſchen zuerſt auf den Verſuch, die groſſen und äuſſerſten Umzüge eines Dinges durch grobe Riſſe zu entwerfen u. ſ. w. In Kupfer graben, Bildſchnitzen und Bildhauen iſt ſchon vor dem trojaniſchen Kriege gebräuchlich geweſen. Folglich muß man vorher haben malen können. Eben das läßt ſich auch aus den gewirkten Tapeten und geſtickten Kleidern folgern 84 f. Die redende Malerey iſt der Titel einer ungedruckten Schrift vom Charpentier 384. ein von Rom nach Paris gebrachtes altes Gemäld al freſco wird erkläret III. 294 f. dieſe Art von Malerey ſoll zu Auguſts Zeiten aufgekommen ſeyn 297. die Geſchichte dieſer Kunſt ebend. alte Stücke von der Art, die auf uns gekommen ſind ebend. die Malerey und Dichtkunſt haben ſich beynah mit gleichen Schritten ihrer Vollkommenheit genähert VII. 312

Mandariniſche Sprache. Dieſen Namen giebt man der chineſiſchen mit Unrecht III. 345

Manliſche Geſetz, was bey deſſen Einführung vorgegangen III 119

Manius, dieſer Vornamen wird oft mit Marcus, zuweilen auch mit Mutius verwechſelt . . I. 172

Mantel. Gedanken über ein alt Mantelſchloß von einem Küchenbedienten VIII 194 f.

Manus, ein Prinz in der Nachbarſchaft von Adiabene, wer er geweſen X 183

Manuſcript, der junge Fürſt von der Moldau, Maurocordato, ſchenket dem Herrn Sevin ein altes griechiſches Manuſcript mit gliedlangen Buchſtaben, das zuſammen verglichene Stellen aus griechiſchen Patribus enthielt IV. 416. Nachricht von einem alten Manuſcript der Sorbonne, darinn die geiſtl. und weltlichen Rechte zuſammengetragen, und unter gewiſſe Titel gebracht ſind X. 141 f. Nachricht von einem alten Manuſcript zu Soiſſons, welches die Geſchichte U. L. F. in franzöſiſchen Verſen beſchreibt und in Gemälden vorſtellet X. 164

Marcel, Stephan Marcel, Vorſteher der Kaufmannſchaft zu Paris, richtet daſelbſt im 1356ſten und folgenden Jahren Unruhen an VIII. 276

Marciana, Münzen auf die Vergötterung der Marciana, der Schweſter Kaiſers Trajani I. 297

Margaretha, Nachricht von dem Leiden der heiligen Martyrinn Margaretha IX. 434 f.

Margaretha, Nachricht von der Gottesfurcht der Königinn Margaretha, Gemahlinn des heiligen Ludwigs X. 437

Maria, in den dummen Zeiten pflegete man die Jungfrau Maria, als vor Gottes Richterſtuhle mit dem Teufel rechtend aufzuführen X. 175 f. von ihren Wunderthaten hat man ein altes franzöſiſches Gedicht zu Soiſſons X. 164 f.

Marie von Champagne, Gemahlinn Herzog Eudes des II. von Burgund, und ihrer beyder Kinder V. 206

Marius, ſeine Händel mit dem Sylla X 125 f.

Markſtein zu Paris, wen er vorſtelle II 375

Märktage wurden von neun Tagen zu neun Tagen zu Rom gehalten, daher ſie auch nundinæ, gleichſam novendinæ hießen III. 118

Marmor, ein ſonderbarer Spaß, den ein Frauenzimmer dem Herrn Baudelot mit ſeinen alten Marmoren ſpielete III. 534

Martisfeld, auf dem campo Martio zu Rom geſchahe die Schatzung und Muſterung der Bürger I. 70

Martins von Tours Liturgie iſt erſt unter Alphonſo dem VI. in Spanien eingeführet worden X. 340

Martyrologium, eine Stelle aus einem Martyrologio von Provenze wird erkläret IX. 407

Materie und Forme, der Alten dunkle Begriffe davon VI. 51

Mathematik, Betrachtungen über die Unbequemlichkeiten, die der herrſchende Geſchmack an der Mathematik nach ſich zieht VIII. 11 f. warum man nicht alſobald bey Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften an ſie gedacht hat 17. ſie iſt erſt nach Anfange dieſes Jahrhundertes zu einem allgemein beliebten Studio geworden 18. Reize, welche die Mathematik vor den ſchönen Wiſſenſchaften voraus hat 20

Mathematiker, was Herr Boivin bey ſeiner Ausgabe der alten Mathematiker geleiſtet hat IV. 486

Matthäus von Vendoſme, oberſter Staatsrath bey Ludewig dem IX. und ſeinem Sohne Philipp dem Kühnen VIII. 248

Mauer, die der Kaiſer Probus von der Donau bis an die Neckar hat führen laſſen IX. 371. wie man die Stelle der Mauern von einer neuanzulegenden Stadt bezeichnet habe II. 76. man durfte ſich auf keinerley Weiſe an ihnen vergreifen 77. wann es erlaubet geweſen, ſie weiter hinauszurücken 80

Maurocordato, Fürſt in der Wallachey, ein Sohn des berühmten Maurocordato, ſammelt eine ſchöne Bibliothek von griechiſchen Handſchriften IV. 415

Maxentius, Nachricht von deſſen Kriege mit Conſtantino M. V. 82. wie deſſen Feldherr in beſagtem Kriege geheiſſen habe 88

Mechanik, die Alten wußten in dieſem Stücke mehr Kunſtgriffe und Geheimniſſe als wir VIII. 50

Medaillonen, aus den Zeichen von Nachſtämpeln, die man auf ihnen findet, muß man ſchließen, daß auch ſie im gemeinen Leben müſſen gäng und gäbe geweſen ſeyn VII. 180. ſiehe Schauſtücken.

Meduſa, die Fabel von ihr wird hiſtoriſch erkläret IV. 298. Fourmonts Auslegung davon 399 f.

Meer, wie man dem Meere geopfert habe VI. 417 f.

Meilen, Verhältniß der alten römiſchen Meilen gegen die neuen franzöſiſchen, und die Grade der Breite II. 316. gegen geometriſche Schritte und aſtronomiſche Weiten VII. 215 f.

Meilenſäulen, ein Paar Meilenſäulen zu Soiſſons werden in Kupfer geſtochen vorgeſtellet und erkläret II. 311. und 316. ob die Meilenſäule vom Tetricus jemals in Italien geſtanden habe, und wie ſie aus Gallien nach Florenz, und von da wieder nach Frankreich habe kommen können 322. 324. was von alten römiſchen Meilenſäulen in Gallien noch übrig iſt, wird angegeben V. 294. Abhandlung von den Meilenſäulen in Frankreich, auf denen das Wort Leuga die Entlegenheit der Oerter abmißt und andeutet VII. 197 f. zuweilen richtete man zween Meilenſäulen auf einer Stelle neben einander auf 211. Herr Schöpflin entdecket im Badenſchen vier alte römiſche Meilenſäulen, davon Nachricht ertheilet wird X. 201 f.

Melodie, Abhandlung von der Melodie der Alten X. 458 f.

Menſch, die Alten glaubeten von der Beſtimmung des Menſchen, er wäre dazu geſchaffen, die ſchöne Ordnung der Natur zu beſchauen, und ſeine Handlungen darnach einzurichten IV. 278. die Griechen legeten dem Menſchen drey verſchiedene Beſtandtheile zu, erſtlich eine Seele, zweytens einen Leib, und drittens einen Schatten, der nach dem Tode übrig blieb X. 73

Menſchenalter, ſiehe Generation.

Menſchenopfer, ihrentwegen gerathen die Herren Boiſſy und Morin in Streit mit einander; jener behauptet, die alte Welt hätte beynahe durchgängig Menſchen geopfert, dieſer ſuchet die Sage zweifelhaft zu machen I. 49. Gründe für des erſtern Meynung 50. für des letztern ſeine 52. die Menſchenopfer ſind beynahe ſo alt als die Welt, und rühren von dem Wahne her, als dürſteten die Götter nach Menſchenblute IV. 34. Abhandlung von den Menſchenopfern bey den Galliern IX. 247

Mentel oder Mentelin von Straßburg. Das Mährchen, als hätte er die Buchdruckerkunſt erfunden, und Johann Genſefleiſch ihm ſolche abgeſtohlen, wird verworfen VII. 316. Mentel, ein Buchdrucker zu Paris, hat vor dem 1473ſten Jahre kein Buch gedrucket 317

Merkur ward von Reiſenden und Kaufleuten verehret II. 17. 18. theilete ſich und ſeine Verrichtungen unter die ober- und unterirdiſchen Gottheiten, und hatte an beyden Gattungen gleichen Antheil 291. eine Bildſäule vom Merkur mit einem Köcher wird im Kupferſtiche vorgeſtellet und ausgeleget VI. 313 f.

Merwan, Nachricht von dieſem Chaliſen X. 324

Meſſe zu St. Denys, ihr Urſprung und Geſchichte X. 373 f.

Meſſer, die erſten Menſchen, die mit Eiſen noch nicht umzugehen wußten, machten ſich Meſſer von Steinen VI. 90

Meſſire, wie Meſſire Guillaume, von dem die Miſſitrioten herkommen, ſich im XV. Jahrhunderte in der Gegend von Sparta feſtſetzete IV. 441

Michael, man hat den Erzengel Michael, der die Seelen abwiegt, mit Unrecht für eine Ceres angeſehen II. 375. St. Michaelordensritter, welche Franz der I. A. 1521 in der Ciſterzienſerabtey geſchlagen hat V. 254

Minervens Verehrung zu Sparta I. 163. ſie und Jupiter ſind die beyden einzigen Gottheiten, die man auf athenienſiſchen Münzen findet 256. in was für Achtung ſie zu Athen geſtanden 251 f. Abhandlung von der Minerva

Iliaca auf einer Münze III. 197 f. Minervens Schild war mit dem Felle einer wilden africaniſchen Ziege überzogen, davon die langen zottichten Haare Schlangen glichen IV. 308

Minos, die zween Minos werden oft mit einander verwechſelt II. 59. Bildung des ältern 60. des jüngern 62

Minuten, wenn ſie ſich häufen, ſo machen ſie in der Zeitrechnung einen merklich großen Unterſchied aus I. 211

Misbräuche in der Münzwiſſenſchaft werden angegeben VI. 352 f.

Mithra, Abhandlung von deſſen Gottesdienſte VI. 158. er war eine Nachäffung der chriſtlichen Religion 160. derjenige, den man zu Rom ausübete, gieng von dem in Perſien gebräuchlichen ſehr ab 161

Mittlere Zeiten, welche gelehrte Deutſche und Franzoſen die Geſchichte und Sprachen der mittlern Zeiten unterſuchet haben VIII. 16

Möris, ein ägyptiſcher König, ſoll das Labyrinth gebauet haben III. 159

Mönche, Geſchichte der Streitfrage, ob den Mönchen das Studieren erlaubet ſey, und des daraus entſtandenen Buches des Dom Mabillon de ſtudiis monaſticis I. 418

Mörder, nur unvorſetzlichen Mördern kam die Wohlthat einer Freyſtatt zu gute, aber boshafte Mörder wurden ſelbſt mit Gewalt von den Altären weggeriſſen, und zum Tode geführet II. 48

Mohr, früh beym Austritte aus ſeinem Hauſe einem Mohren begegnen, ward für ein ſchlimmes Zeichen gehalten I. 61. warum Ludewig Sforzia, Herzog zu Mayland, der Mohr genennet werden VIII. 329

Moneta, man hatte nicht nur eine Junonem Monetam, ſondern auch einen Apollinem Monetam VI. 431

Monymia, Plutarchs mit einander ſtreitende Berichte von dieſer Gemahlinn des Mithridates, werden geprüfet III. 338

Mono-

Monogramma Chriſti iſt ſchon vor Chriſti Zeiten gebräuchlich geweſen II. 327 f.

Montfalcon, einer aus dieſem Hauſe muſt ums Jahr 1348 Biſchof zu Lauſanne geweſen ſeyn X. 115 f.

Montfort, Simon von Montfort bekömmt die Provenze, und man findet eine Sammlung von Huldigungen der Städte und Stände von Languedoc an ihn V. 241

Montoron, der Herr von Montoron iſt gegen Gelehrte ſehr freygebig II. 412

Mont, zweener Herren von Mont St. Jean Grabmaal in der Ciſterzienſerabtey wird beſchrieben V. 210

Mord, Abhandlung von der Art und Weiſe, einen Mörder ſeines begangenen Mordes wegen, mit Gott und Menſchen wieder auszuſöhnen, und ihn wieder ehrlich, und des menſchlichen Umganges theilhaftig zu machen I. 93

Mordaten, eine Art abgefallener Chriſten unter den Türken IV. 458

Morgen, die Geringern zu Rom mußten den Vornehmen einen guten Morgen wünſchen, das iſt, ſie mußten ſich frühe in der Wohnung der Großen einfinden, und ihre Aufwartung machen I. 74. wie man dieſes gethan habe 77

Moriz erhielt, bevor er noch Kaiſer ward, viele Siege wider die Perſer IV. 450. von Münzen, die zu Arles und Marſeille mit dem Namen dieſes Kaiſers geſchlagen werden, wird gehandelt, die Veranlaſſung derſelben unterſuchet, und ausgemachet, ob dieſer Kaiſer den Gundewald vermocht, und in den Stand geſetzet habe, in Gallien eine Empörung anzuſpinnen, und endlich, wenn dieſer Kaiſer zur Regierung gekommen ſey X. 248 f. 258

Moſes, vor Moſe ſind Bücher von der Geſchichte der Juden geſchrieben worden, die aber verlohren gegangen II. 29. zwiſchen dem erſten und zweyten Buche Moſes ſoll eine Lücke ſeyn 31. ſolches wird geläugnet 37. Ihm wird das prächtige Lob beygeleget, daß der Saame aller Wiſſenſchaften in ſeinen Büchern ausgeſtreuet ſey IX. 9. Moſes hat in ſeinem Verzeichniſſe der Nachkommenſchaft Noachs, nur diejenigen Völker namhaft gemachet, die den Iſraeliten bekannt waren X. 17

Ninawie, Nachricht von dieſem Chaliſen X. 319 f.

Münze auf die Errichtung der Akademie I. 9. von rohem Metalle, ſo wie es aus der Erde kömmt, geſchlagene Münzen, legete man in die Grundſteine 228. Abhandlung von athenienſiſchen Münzen 247 f. von lacedämoniſchen 257. crotoniſchen 266 f. wo die Kaiſer die Soldaten anredend erſcheinen 272. welche von den darauf vorgeſtellten Bildern den Namen bekommen 327. franzöſiſche aus einheimiſchen Golde geprägte Münzen 328. die erſte nach Erbauung der Stadt Rom datirte Münze rühret vom Hadrian her II. 81. zu Vieur gefundene Münzen I. 334. alle Münzen insgeſammt von Diadumeniano ſind ſelten, ſonderlich aber die griechiſchen, ebend. Münzen von macedoniſchen Königen mit Kugeln auf Prachtkegeln, beweiſen, daß man vorm Pytheas, dem Sternkundigen zu Marſeille, Kugeln auf Sonnenweiſer und andere dergleichen Dinge zu ſetzen gewohnt geweſen ſey II. 220. bey Modena in groſſer Menge beyſammen gefundene Münzen 252. eine Münze von dem Geſchlechte der Cornufizier wird erkläret 253. auf den juliſchen, juniſchen, und pinariſchen Geſchlechtsmünzen findet man den Faunus ſehr oft 257. überzogene oder gefütterte Münzen, von Kupfer oder Eiſen, die ein dünnes Blech von Silber umhüllete 276. die Geſchichte des Buches wird vorgetragen, welches die Thaten Ludewigs des XIV. durch Münzen vorſtellig machet 417. Herodes Münzen rechnen nach Auguſts Regierungsjahren III. 212. Münzen von der Stadt Sidon werden erkläret 223. was Spanhem und du Cange unter den wiederhergeſtellten Münzen verſtanden haben 326. Münze, welche die Einwohner von Bearn auf den Herrn Foucault ſchlagen lieſſen 316. wie man die Münzgöttinn, Dea Moneta, auf Münzen vorgeſtellet habe IV. 149. die Münze ward unter den Kai-

ſern

ſern geringer als unter den Conſulibus V. 100. griechiſche, lateiniſche und phöniciſche Münzen von der Inſel Maltha und Coſſyra werden erkläret 115 f. die Münze vom Antonius und Cleopatra, darauf dieſe den Beynamen εσσαν zu führen ſcheint, wird beleuchtet 124. Münzen vom Titus, darauf er noch bey Lebzeiten ſeines Vaters Pont. Max. genennet wird, werden vom Verdachte eines Unterſchlages gerettet 310. Münzen, die man in belagerten Städten geſchlagen I. 321. Münze von Chateaudim V. 321. die Münze von der Kleopatra mit der vorgeblichen Aufſchrift εσσαν wird wieder aufs neue vorgenommen VI. 235 f. eine vom Pharnaces, wo das Wort εσσαν auch vorkommen ſoll, wird geprüfet 236. desgleichen eine, wo der Namen Q. Fabius Maximus ſteht 237 f. die conſulariſchen Münzen ſind nicht gar ſelten zu eben der Zeit geſchlagen, da die Begebenheiten, welche ſie vorſtellen, ſich wirklich eräugeten 253. Wenn die Münzforſcher von conſulariſchen Münzen verſichern, ſie wären in dem und dem Jahre geſchlagen: ſo wollen ſie damit nicht eben das, was die Worte im eigentlichſten Verſtande mit ſich bringen, ſondern nur ſo viel ſagen, daß die Begebenheit, welche auf der Münze vorgeſtellet wird, ſich in dem Jahre zugetragen habe, oder daß dieſer und jener vornehme Römer die Würde, die ihm auf der Münze beygeleget wird, damals geführet habe 264. die Art ägyptiſcher Münzen, die Jahre der römiſchen Kaiſer zu zählen 290 f. Münzen, worauf das Wort Conſecratio ſteht, rühren größtentheils von Gallieno her 331 f. die Münzen laſſen ſich in Anſehung der Größe in fünf Claſſen eintheilen ebend. außer dem einzigen Victorino hat man von den übrigen Tyrannen oder ſelbſt aufgeworfenen Kaiſern keine Münzen mehr 335. Betrachtungen über die Münzen und deren Misbrauch 352 f. woher es kömmt, daß die Münzfälſcher ſo viel Schnitzer in ihren Stämpeln gemachet haben 355. Münzen, die, unerachtet ſie alt ſind, dennoch keinen hiſtoriſchen Glauben verdienen 354 f. warum die falſchen Münzen ſeltener, als die ächten ſind VI. 357. ein Gelehrter muß die Münzen nicht nach ihrer Seltenheit, ſondern nach dem Gebrauche ſchätzen, den er davon machen kann 359. die Münzen beſtätigen und erklären oftmals die Nachrichten der Schriftſteller; unterdeſſen lernet man doch aus den Büchern mehr, als aus den Münzen 374. die über das Münzweſen geſetzten Gottheiten waren die Aeres, die Juno Moneta, der Apollo Moneta und der Vulcan 427. 431. 432. Marius Gratidianus brachte zuerſt den Zuſatz des Kupfers am Golde auf, und ſeine Erfindung ward ſo wohl aufgenommen, daß man ihm dafür häufige Bildſäulen aufrichtete VII. 39. an des Grafen Mezzabarba Kaiſermünzen werden viel Fehler entdecket, und inſonderheit die Münzen vom Trajan geprüfet 155. die gefütterten Münzen rühren gemeiniglich von Münzverfälſchern her, die ſich vielmals durch handgreifliche und lächerliche Fehler bloß geben, wie in einem Beyſpiele gewieſen wird 167. wenn der Gebrauch, die Münzen nachzuſtämpeln, aufgekommen, und zu was Ende man ſie ſo gezeichnet habe 178 f. Fortſetzung der Anmerkungen zu des Grafen Mezzabarba Kaiſermünzen VIII. 199 f. des Herrn Sürbeks Befliſſenheit Münzen zu ſammlen und zu ſchicken, wird geprieſen 378 f. in Aegypten geſchlagene Münzen mit Zahlen von ſolchen Regierungsjahren der Kaiſer, welche dieſelben nicht erreichet haben 462. ein Dutzend alter ſeltener Münzen, werden im Kupferſtiche vorſtellig gemachet und erkläret IX. 318 f. Die Münzen, nach welchen der Kaiſer Trajan Indien zu einer römiſchen Provinz ſoll gemachet haben, ſind untergeſchoben X. 192. von einem Streite, der über Münzen entſtanden, die zu Arles und Marſeille mit Kaiſer Moritzens Namen ſind gepräget worden 247 f. kurzer Entwurf des arabiſchen Münzweſens 293. Anm.

Münzbediente von unterſchiedener Art werden erwähnet II. 275

Münzcabinet des Abtes von Rothelin wird gerühmet IX. 447

Münzer, falſche Münzer gab es zu Lyon viel II. 277. von ihnen rühren die gegoſſenen Münzen her, ebend. die Menge derſelben zu Rom war unter dem Kaiſer Aurelian erſchrecklich groß, und dem Staate gefährlich ebend.

Münzformer, einige zu Lyon vor einiger Zeit entdeckten Münzformen gaben Anlaß von der Art der Römer ihre Münzen zu prägen, zu handeln, und die Frage zu unterſuchen, ob ſie ihre Münzen lediglich nur mit dem Hammer geſchlagen, oder auch je zuweilen in den Sand gegoſſen haben. Das erſtere wird behauptet II. 270 f.

Münzmeiſter haben die Münzen nicht eigenmächtig für ſich, ſondern auf höhern Befehl nachgeſtämpelt VII. 181

Münzverfälſcher ſetzeten auf ihre Stämpel Dinge, die auf den Alten, welche ſie nachmacheten, nicht ſtunden, um die Münzkundigen und die ganze Münzwiſſenſchaft zu verwirren V. 127. ſie haben gemeiniglich unrichtige Münzen geſchlagen VI. 355

Münzwiſſenſchaft, Betrachtungen über dieſelben und ihren Misbrauch VI. 352 f. der Misbrauch beſteht hauptſächlich darinn: 1) daß man falſche Münzen auf das bloße Wort der Münzkundigen für ächt annimmt; 2) daß man die Fehler der Aufſchriften auf Münzen den erſten Ausgebern immer getroſt nachſchreibt und nachbethet; 3) daß man aus unrichtig geprägten viel Weſens machet, und daraus beweiſen will, ebend. Mittel, ſich für den Misbräuchen in dieſer Wiſſenſchaft zu hüten 368

Murzulph oder Murzuphel, Geſchichte dieſes Gegenkaiſers X. 416 f.

Muſa, ein ſchönes ägyptiſches Gewächs, davon die Abbildung ſo wohl im Ganzen, als in ſeinen Theilen, auf ägyptiſchen Denkmälern vorkömmt II. 229. wird im Kupferſtiche vorſtellig gemachet 230

Muſcheln, anfänglich rechnete man mit Muſcheln III. 183

Muſik, eine Stelle Platons von der Muſik wird erläutert II. 144 f. ob die Alten die vielſtimmige Muſik gekannt haben, ebend. die Muſik der Alten iſt von Herrn Burette mit beſonderm Fleiße unterſuchet worden 158. die Pythagoräer haben die Muſik hochgeſchätzet 185. Entwurf der Abhandlung des Herrn Bürette von der Muſik der Alten X. 454 f. wo auch der Streit vorgetragen und unterſuchet wird, ob die Alten die vielſtimmige Muſik gekannt und geliebet haben.

Muſiviſch Tafelwerk fieng an um die Zeit M. Scauri bekannt zu werden I. 120

Muſtafa Efendi giebt dem Herrn Sevin von des Sultan Selims Bücherſchatze Nachricht IV. 415

Muſtern, wie oft, wo, und mit was für Feyerlichkeiten man die Bürger zu Rom gemuſtert habe I. 68 f.

Mutius, die Vornahmen Mutius und Marius werden öfters mit einander verwechſelt I. 173

Myſteria, ſiehe **Ceres. Eleuſiniſche Geheimniſſe.**

Mythologie, ſiehe **Fabeln**. Geſchichte der Fabellehre des Herrn Baniers VIII. 414 f. woher die Mythologie der Indianer entſtanden IX. 54. Herr Banier unternimmt auf Anrathen der Akademie eine Abhandlung von der Mythologie, oder Götterlehre der alten Völker. Von dieſem Werke wird ein Entwurf gemachet, die Einrichtung deſſelben und des neuen Lehrgebäudes beſchrieben, und über die verſchiedenen Arten anderer Gelehrten die Mythologie auszulegen, geurtheilet VI. 222 f.

N.

Nabonaſſariſche Jahrrechnung I. 214. Nabonaſſar ließ alle alte babyloniſche Nachrichten und Denkmaale vertilgen. Und daher kömmt es, daß alles, was man bey den Alten von babyloniſchen Geſchichten und Himmelsbeobachtungen findet, nicht über Nabonaſſars Zeiten hinausgeht II. 192 f.

Nachrichten, Memoires. Die Vortheile und Unbequemlichkeiten einer kritiſch vorgetragenen Geſchichte, welche geſamm-

geſammlete Nachrichten vorleget und beurtheilet, werden erwogen, und mit dem theils Einnehmenden, theils auch Bedenklichen bey einer ordentlich geſchriebenen Geſchichte zuſammen gehalten VIII. 268 f.

Nachſtämpel, Abhandlung vom Nachſtämpeln; worinn gewieſen wird, was Gelegenheit dazu gegeben hat, wer es zuerſt aufgebracht; desgleichen auch die abgekürzten Worte und Züge der Nachſtämpel vorſtellig gemachet und erkläret werden VII. 175 f. Man kann eine dreyfache Urſache dazu angeben: 1) kann man Münzen in der Abſicht nachgeſtämpelt haben, um das Geld in der Geſchwindigkeit ohne Umſchmelzen und Umprägen zu erhöhen; 2) um in der größten Eil für einen neuen Kaiſer Geld mit deſſen Namen und Gepräge zu haben; 3) das von einem ehemaligen Kaiſer geſchlagene, aber ihm zur Schmach abgeſetzte Geld durch den Namen eines ſpätern gleichſam wieder ehrlich zu machen, und wieder in den Gang zu bringen 183

Nackt, wenn die griechiſchen Wettläufer zuerſt angefangen haben, nackend zu laufen I. 217

Namen, bey wichtigen Angelegenheiten und feyerlichen Handlungen bedienete man ſich gerne ſolcher Leute, die einen etwas gutes bedeutenden Namen trugen; hingegen verabſcheuete man ſolche, deren Namen etwas unangenehmes, trauriges oder ſchreckliches mit ſich führete I. 62. 71. Abhandlung von den römiſchen Namen 172 f. Man pflegete wohl meiſtentheils erſtlich den Vor- dann den rechten, und zuletzt den Zunamen zu ſetzen, doch wurde dieſes nicht allemal beobachtet, 173. alle Familiennamen giengen auf ius aus, ebend. Die Römer hatten nur dreyßig Vornamen, ebend. Unterſcheidungszeichen der Geſchlechts- und der Zunamen 174. wer von jemanden an Kindesſtatt angenommen ward, nahm deſſen Namen an, behielt aber einige Denkmaale ſeines vorigen urſprünglichen Geſchlechtsnamens bey, ebend. die Freygelaſſenen nahmen ihrer vorigen Herren Namen an, und die Fremdlinge, die das römiſche Bürgerrecht erhielten, eigneten ſich desjenigen Römers Namen zu, der ihnen zu dieſem Vorrechte verholfen hatte, ebend. Von Ahnen, Würden und Zünften entlehnte Namen 174. auf athenienſiſchen Münzen thun ſich Namen von Leuten hervor, von welchen man nicht weis, ob es Archonten oder nur Münzmeiſter ſind 254. nach dem Namen des Gaſtes fragete man erſt nach Tiſche, oder lange Zeit nach ſeiner Ankunft, um nicht den Wohlſtand zu beleidigen, oder den Gaſt zu bekümmern und zu beſchämen II. 58. der eigentliche Namen des allerhöchſten Gottes war den Heyden unbekannt, mußte ihnen auch unbekannt bleiben, und man durfte ihn durchaus nicht nennen 1. ſo durfte auch das Volk hinter den wahren Namen der einheimiſchen Götter nicht kommen 78. warum man griechiſche und lateiniſche Götternamen gern mit barbariſchen gepaaret habe 242. der Ausdruck der Schrift, den **Namen des Herrn anrufen**, ſoll ſo viel bedeuten, als öffentlich mit der ganzen Gemeinde ein Opfer bringen III. 17. Namen von Völkern und Ländern, als Allobrox und Romanus, werden zuweilen zu eigentlichen Zunamen, doch ſtammen allem Anſehen nach dergleichen Geſchlechter urſprünglich von denenjenigen Völkern ab, von denen ihr Namen entlehnet iſt VII. 150. die Urſache der Veränderung des Namens von ganzen Völkern in der Geſchichte wird angegeben IX. 77f. der Namen, den ein Volk ſich ſelbſt giebt, iſt gemeiniglich ein Ehrennamen 81. Oftmals kennet ein Volk denjenigen Namen ſelbſt nicht, unter dem es in der Geſchichte und der übrigen Welt bekannt iſt 92. der Namen eines vertriebenen oder vertilgten Volkes, geht oft zu demjenigen über, das an deſſen Stelle getreten iſt 93. die Verwechſelung der alten und neuen Namen der Völker, hat in der Geſchichte viel Fabeln hervorgebracht 94. mit was für Behutſamkeit, und aus was für Quellen man alte Namen ableiten müſſe 104. der Gebrauch, einen Herrn nach

nach ſeinem Lande oder Gute zu nennen, kam erſt lange nach Karln dem Groſſen auf X. 340

Narren, in Flandern pflegete man das Feſt des Prinzen der Narren, oder des närriſchen Prinzen zu feyern IV. 275. Beſchreibung wie man das Narrenfeſt zu Viviers gehalten 150

Neokoren, von den Neokoren haben Vaillant und de Valois Abhandlungen bey der Akademie eingegeben I. 64. anfänglich war ihr Amt niedrig und gering, es ward aber mit der Zeit anſehnlich und wichtig 64. Neokoren waren die Oberprieſter ganzer Städte, Gemeinden und Länder, die in dieſer ihren Namen den Göttern, oder auch den Kaiſern, ſowohl denen nochlebenden, als den verſtorbenen, in deren Tempel Opfer brachten, ebend. es nennen ſich aber auch Städte auf Münzen Neokoren, und manche zum zweyten, dritten, und mehrern malen. Die Gelehrten haben ſich wegen des Sinnes ſolcher Ausdrücke nicht vergleichen können. Obgedachte beyde Herren haben feſtgeſtellet, daß eine Stadt, ſo oft ſie vom Rathe zu Rom die Freyheit, den Kaiſern Tempel zu bauen, und zu opfern erhielt, ſich aufs neue Neocoron genennet habe 65. Valois hat zwo beſondere Pflichten der Neokoren bemerket: 1) daß ſie die in den Tempel kommenden, und 2) daß ſie die Fleiſchſtücke der Opfer mit Weihwaſſer beſprengeten 66

Nephele, die vorgegebene Mutter der Centauren, iſt ein hebräiſcher Namen II. 22

Neptunus τροπαῖος und ἀλεξίκακος ward von den Fiſchern verehret, um ihre Netze vor ſchädlichen Fiſchen zu bewahren II. 18. Neptuns Streit mit der Minerva, läuft auf die Frage hinaus, ob die Schiffahrt oder der Ackerbau einträglicher ſey IV. 300

Nero legete eine Art von muſikaliſcher Schule an, in dem er einige tauſend junge Leute unterhielt; die, wenn er ſich auf der Schaubühne hören ließ, ihn mit künſtlichen und chorweiſe abwechſelnden Geſängen preiſen mußten I. 127.

eine Münze von Nicäa auf ihn, wird erkläret II. 266 f. dieſer kleine Staat wollte ihm damit ſchmäucheln, indem er ihn mit dem Bacchus verglich, und als ſeinen zweyten Stifter vorſtellete 268

Neu Teſtament, an einer alten Handſchrift des griechiſchen neuen Teſtamentes auf der königlichen Bibliothek zu Paris machet Herr Boivin eine merkwürdige Entdeckung IV. 484. ſiehe **Teſtament.**

Neuen, ob die Neuen es in den Wiſſenſchaften höher gebracht haben, als die Alten VI. 165 f.

Neugierde führet nicht nur in den ſchönen Wiſſenſchaften, ſondern auch in den höhern, auf Kleinigkeiten und zum Lächerlichen VIII. 31

Niedere, Bezeigen der Niedern zu Rom gegen die Großen I. 77

Nieſen, war bey den Alten eine zweydeutige Vorbedeutung, und konnte nach den Umſtänden, Zeit und Orte gut und ſchlimm ausgeleget werden I. 61

Nointel, der franzöſiſche Geſandte nach Conſtantinopel, nahm den Herrn Galland mit ſich II. 438

Nonnen nahmen ehedem zugleich mit Ablegung des Kloſtergelübdes den Schleyer an, und waren nicht gehalten, wider ihren Willen im Kloſter zu bleiben V. 39 f. das älteſte in Frankreich bekannte Nonnenkloſter iſt aus dem VII. Jahrhunderte V. 43

Noten, da die muſikaliſchen Noten erſt zu Ausgange des XI. Jahrhundertes erfunden worden, gleichwohl aber in der vorgegebenen Geſchichte Karls des Großen vom Erzbiſchofe Turpin derſelben gedacht wird; ſo folget daraus, daß dieſer Rom von Turpinen, einem Zeitgenoſſen Karls des Großen, nicht ſeyn könne X. 341

Noviciat, war in den erſten Zeiten nicht gebräuchlich V. 44

Nüſſe, anfänglich rechnete man mit Nüſſen III. 183

Nuſchirwan, eines großen Königes in Perſien Thaten, Liebe zur Gerechtigkeit, letzte Reden an ſeinen Sohn Hermuz IV. 446. 447

Nymphen, Art ihrer Verehrung VI. 411

Nymphaea und der ägyptiſche Lotus iſt einerley II. 225

O.

Obelisken, ſiehe Prachtkegel.

Oberſtelle, ob ſie in den alten Zeiten auf der rechten oder linken Stelle geweſen ſey II. 86 f.

Obrigkeit, die lateiniſchen Schriftſteller ſprechen nur von den obrigkeitlichen Würden zu Rom, aber von den Obrigkeiten der Provinzien ſuchet man bey ihnen vergebens Nachricht VII. 151

Obſervatorium ward 1667 für die Akademie der Wiſſenſchaften gebauet I. 26

Obſidionalmünzen nennet man ſolche, die von belagerten Städten geſchlagen worden, und währender Belagerung gegolten haben I. 321

Ocean, Dienſt den man ihm erwieſen VI. 398

Octavia, eine auf ſie und ihren Gemahl, den Antonius, geprägte Münze, wird vorgeſtellet und erkläret II. 260

Oecumeniſche Spiele waren ſolche, zu welchen alle Athleten aus dem ganzen römiſchen Reiche von allerley Art eingeladen wurden III. 227

Oedipus, die verſchiedenen Berichte der Alten von deſſen Schickſalen werden vorgetragen III. 272 f. ſoll nicht mit der Jokaſta, aber wohl mit der Euryganäa Kinder gehabt haben 274

Oehlfarben, wer die Kunſt damit zu malen erfunden hat III. 298

Offenbarung, Herr Fourmont hat eine Auslegung der Offenbarung Johannis in der Handſchrift hinterlaſſen IX. 490. Gedanken von Neutons Arbeit über eben dieſes Buch ebend.

Og, König zu Baſan, kann noch nicht völlige zwölf Schuh lang geweſen ſeyn II. 212

Ogier und Holger iſt einerley X. 339. Anm.

Ohren,

Ohren, ſchon die Alten hielten das Ohrengällen für ein Zeichen, daß man ihrer abweſend erwähnete I. 60

Oleaſter und Oehlbaum ſind zween verſchiedene Bäume IX. 278. **Anmerk.** Beſchreibung des Oleaſters zu Olympia ebend.

Olympiaden, man geht ſicherer, wenn man mit olympiadiſchen Jahren, das iſt, vom erſten Jahre der erſten Olympiade an, rechnet, als wenn man nach den Olympiaden rechnet I. 213

Olympiſche Spiele, wenn man angefangen in den olympiſchen Spielen nackend zu laufen I. 218. Nachricht von dem olympiſchen Kalender IX. 203

Omar, unter dieſes Chaliſen Regierung hatten die Waffen der Araber einen erſtaunend glücklichen Fortgang X. 289

Opern, darinn hat es Herr Danchet weit gebracht X. 481

Opfer, man vervielfältigte dieſelben, je ängſtlicher und dringender man Gott um Erhörung ſeiner Bitte anlag IV. 8. Opfer, die man abgeſtorbenen Seelen brachte 370. für die Waſſergötter VI. 416 f. wie man beym Opfern verfuhr II. 279 f.

Oppede, der Baron von Oppede bezeigt ſich als einen blutdürſtigen Verfolger der Waldenſer X. 224. 234

Oppius, wenn das oppiſche Geſetz eingeführet und abgeſchaffet worden III. 118

Orakel, Muthmaßungen über das Orakel zu Dodona III. 42 f. man brauchete die Hausgötzen unter andern auch, Orakel von ihnen zu vernehmen V. 137 f. man ſetzete Köpfe oder Larven mit großen weitaufgeſperreten Rachen auf Altäre, um ſie um Rath zu fragen 140

Orcheſtica, die eine Hälfte der gymnaſtiſchen Leibesübungen, beſtund aus denenjenigen Bewegungen, die den Leib auf eine gelinde und angenehme Art ermuntern I. 104. dahin gehören, das Tanzen, das ſich überſchlagen, oder überpurzeln, und das Ballſpiel ebend.

Oſiris wird gemeiniglich mit einem Sperberkopfe und Menſchenleibe, oder auch wohl ganz in einer Sperbersgeſtalt gebildet VII. 7. 9. 10

Oſtern, die Folge der Oſterfeyern Chriſti wird unterſuchet V. 21 f. was die Oſterrechnung ſey, und wie ſie entſtanden I. 206

P.

Pairs, Geſchichte von Lancelots Werke Memoires pour les Pairs de France VIII. 369

Paiſnel, Geſchichte dieſes Hauſes VIII. 177 f.

Paläſtrik, verſchiedene Gattungen der Paläſtrik oder Fechtkunſt der Alten X. 453

Paliſch, man glaubete, daß die paliſchen Götter in Sicilien den Meyneid ahndeten II. 53

Palladium, Städte, welche vorgaben, das wahre Palladium zu beſitzen III. 198. wie es ausgeſehen 199

Pallas, Evanders Sohn, das Mährchen von ſeiner rieſenmäßigen Lanze wird widerleget II. 213

Pallaſt, warum es ehedem ſo viel königliche Palläſte in Frankreich gegeben habe X. 271

Palmbaum und ein Leu iſt das Wahrzeichen von Karthago V. 113. Palmzweige auf Leichenſteinen von Klopffechtern haben zuweilen ſo viel Aeſte, als die Fechter Siege davon getragen hatten II. 310

Palmyra, Nachricht von palmyreniſcher Schrift, und dergleichen Aufſchriften I. 232 f.

Parwiz, ein Koſroes, oder König in Perſien, zu Zeiten Kaiſers Tiberii und Maurizii, ließ ſeinen Vater des Thrones entſetzen, blenden, und umbringen; mußte aber ſelbſt vor einem Aufrührer nach Conſtantinopel flüchten, und kam in ſein Reich wieder u. ſ. w. IV. 454 f.

Panzer, was Panzerhemde ſind II. 366. kamen an ſtatt der eiſernen Küraſſe auf ebend.

Papier, ob das ägyptiſche Papier ſchon zu Theophraſts Zeiten unter den Griechen bekannt geweſen II. 181

Parlament, ehedem fand ſich das Parlament ordentlicher Weiſe bey der Meſſe von St. Denys ein X. 384

Parlouer aux Bourgeois hieß ehedem das Rathhaus zu Paris X. 394. 395

Parthamaſiris, was dieſer Namen bedeute X. 185. Anm.

Parther, Geſchichte ihres Krieges mit dem Kaiſer Trajan X. 183 f.

Paſinus, ein unbekannter Friedensſtöhrer, von dem man ſonſt nirgends nichts, als nur beym Iſokrates findet VI. 221

Patriarch, der Patriarch von Conſtantinopel, den Herr Sevin 1729 ſprach, wird auf eine nicht einnehmende Art abgeſchildert IV. 416. von dem Patriarchen von Jeruſalem, den Herr Sevin um eben dieſelbe Zeit kennen lernete, wird ein viel vortheilhafter Bildniß gemachet 417

Pedia Secunda ſcheint der Namen einer Prieſterinn auf einer Münze zu ſeyn IX. 319

Pegaſus, Statthalter zu Rom, und berühmter Rechtsgelehrter zu Domitians Zeiten I. 155

Pegaſus, iſt anders nichts, als ein Fahrzeug zu Waſſer geweſen, deſſen Bellerophon ſich bemächtiget IV. 296. 304. Fourmont leitet dieſen Namen aus dem Hebräiſchen ab, und erkläret deſſen Geſchichte IV. 401

Pegomantie, oder das Wahrſagen aus den Brunnen, wie man es damit gemachet VI. 414

Pelze mit Grauwerk (vair) gefüttert, trugen die Könige in Frankreich I. 375 f.

Periodus hieß die Reihe der vier griechiſchen Hauptſpiele III. 224. periodiſche Spiele waren ſolche, die auf den Fuß der vier Hauptſpiele, in welchen man den athletiſchen Periodum zu machen pflegete, eingerichtet waren 230. periodenikiſche Spieler oder Athleten waren ſolche, die den ganzen athletiſchen Periodum gemachet, das iſt, in allen vier großen griechiſchen Spielen, als den olympiſchen, pythiſchen, u. ſ. w. den Sieg davon getragen hatten 224

Perſeus, die von ihm erzählten Fabeln laufen auf eine Niederlage hinaus, die gewiſſe phöniciſche Seeräuber irgend-

irgendwo auf der Küſte von Africa mögen erlitten haben IV. 298. Perſeus Reiſen und Kampf mit dem Phineus werden hiſtoriſch erkläret 303. er war der Erfinder der Schiffe mit Segeln 305. der Schauplatz ſeiner ritterlichen Thaten war nicht Libyen, ſondern Paläſtina 309. Fourmonts Erklärung von deſſen Fabel 399

Perſia, ein ſchöner Baum um Alcairo, kömmt auf ägyptiſchen Denkmaalen oft vor, und wird beſchrieben II. 228. und im Kupferſtiche vorgeſtellet 230

Peter von Luſignan, ſeine Thaten und ſein Ende werden kürzlich berühret VIII. 326

Peters von Branges oder Branien, Biſchofes von Chalon Grabmaal wird beſchrieben V. 218

Peters, Biſchofes zu Puis in Velay, Grabmaal in der Ciſterzienſerabtey wird beſchrieben V. 231

Peter der I. Czaar von Rußland, kömmt 1717 nach Frankreich, und den 29 May in die Akademie III. 1. der Herzog von Antin zeiget ihm die merkwürdigſten Dinge von Frankreich 3. er geht in die Münze, und man überreichet ihm eine auf ihn, und auf dieſen Beſuch in der Eil verfertigte goldene Münze 4. deſſen Geſpräch mit dem damals achtjährigen Konige von Frankreich 8. der Czaar ſchicket einige Proben von den Büchern, die man 1722 bey Aſtracan entdeckete, der Akademie zu, und ließ ihre Gedanken darüber vernehmen III. 5

Petſchaft, Kaiſers Gordians des III. Petſchaft wird vorſtellig gemachet, und erkläret I. 224. ob es einzelnen Perſonen erlaubet geweſen, der Kaiſer Bildniſſe in ihren Petſchaften zu führen 245. das ſogenannte Petſchaft des Michel Angelo wird erkläret 307

Pfau, Gelübde des Pfauen, ein alter franzöſiſcher Roman VIII. 323

Pferde, wenn man angefangen, ſie zum Laufen und Wettrennen abzurichten IV. 290 f. man pflegete ſie dem Meere zum Opfer zu ſchlachten, oder auch mit ſammt dem Wagen ins Meer zu ſtürzen VI 420. warum die alten

Dichter die Schiffe mit Pferden verglichen haben IV. 296. anfänglich bekam ein jeder römiſcher Eques ein Ritterpferd vom Staate, das ihm auf gemeine Koſten unterhalten ward. Da aber mit anwachſender Macht der Römer die Reuterey ſo ſtark ward, daß es unmöglich fiel einem jeden Reuter ſein Pferd zu halten; ſo ward ein Vorzug daraus, ein Pferd vom Staate bekommen zu haben, und ward mit unter die Ehrentitel geſetzet: equum publicum habenti VII. 151 f.

Pflanzen, ägyptiſche Pflanzen, die auf ägyptiſchen Münzen und andern Denkmaalen vorkommen, werden beſchrieben II. 225. es ſind deren hauptſächlich fünfe, der Lotus, die ägyptiſche Bohne, die Colocaſia, die Perſea, und die Muſa ebend.

Pflanzſtädte, die Frage, was für Recht und Gewalt die Mutterſtädte über ihre Pflanzſtädte gehabt haben, und was dieſe jenen ſchuldig geweſen, wird zum Preiſe fürs Jahr 1745 aufgegeben IX. 2

Pflug, die erſten Menſchen, die den Gebrauch des Eiſens, die Erde zu durchwühlen, noch nicht kannten, bedieneten ſich an ſtatt des Pfluges, gewiſſer länglichtſpitzigen Steine, die man Donnerkeile nennet VI. 59

Pfund, Verhältniß des römiſchen Pfundes gegen das Pariſer VI. 80

Pharamond oder Faramond, wenn er zu regieren angefangen, und zu dem franzöſiſchen Reiche den Grund geleget hat I. 340 f.

Pharnakes, auf einer Münze von ihm ſoll das Wort σοσαν ſtehen, aber man hat nicht recht geleſen VI. 251

Philippus Aridäus, wenn die von ihm hergenommene Zeitrechnung ihren Anfang genommen VI. 300

Philipp, eine ſeltene Münze von Philipp dem Vierfürſten wird erkläret, und dabey deſſen Geſchichte unterſuchet III. 208 f. er wird öfters mit ſeinem Bruder Herodes Philippus verwechſelt 209. hat A. V. C. 750. zu regieren angefangen 214

Philipp Auguſt legete zuerſt ein beſtändig an einem Orte bleibendes Archiv an VIII. 228

Philipp der Kühne mag wohl eine Geſandſchaft nach Dännemark geſchicket haben, um die Kunſt zu lernen, wie man die zur Beiz tauglichen Vögel ätzen und abrichten ſolle X. 90. unter ihm war die Begierde zur Vogelbeiz ſehr heftig ebend.

Philipp, ob Philipp der Schöne, oder ob Philipp de Valois, beyde Könige von Frankreich, eine Bildſäule zu Pferde in die Hauptkirche zu Paris haben ſetzen laſſen II. 373. dieſes Denkmaal wird dem erſtern beygeleget 374. Philipps des Schönen Rechte auf die Abtey Beaulieu X. 52 f. ſeine Händel mit dem Grafen von Bar 49

Philipps von Valois Mäßigkeit und Sparſamkeit VIII. 318. er liebete die Vogeljagd ungemein X. 91

Philipp von Rouvre, letzter Herzog von Bourgogne vom erſten Stamme V. 200. ſein Geſchlecht 249 f.

Philoſophen, die alten Philoſophen ſind beynahe auf alle die Meynungen und Lehrſätze der Neuern von der Bewegung des Weltgebäudes gerathen VIII. 44. 45. philoſophiſcher Geiſt. ſiehe Geiſt.

Phlegyas vergriff ſich am Tempel zu Delphis II. 97

Phorcys war ein König in Ithaka, deſſen fünf Töchter nach Fourmonts Auslegung anders nichts, als fünf Schiffe waren IV. 398. davon er die Namen aus dem Hebräiſchen herholet 399

Phoroneus ward für den erſten Menſchen, und was über ihn hinaus war, für ewig, das iſt, für undenklich alt gehalten II. 198

Phosphorus zeiget ſich ſehr häufig auf den Münzen des Kaiſers Heliogabalus IX. 331

Phylarch, von dieſem, nach Polybii Urtheile, allzu parteyiſchen Geſchichtſchreiber, hat Plutarch ſich verleiten laſſen, den Kleomenes nur von der guten Seite zu zeigen, ſeine Laſter aber zu vertuſchen VII. 117 f.

Phyſik, die ſchlimmen Folgen werden erwogen, welche die einreißende Neigung zur Phyſik nach ſich zieht VIII. 11 f. phyſikaliſche und aſtronomiſche Entdeckungen, welche ſich einige Neuere angemaßet haben, ſind ſchon den Alten bekannt geweſen 45 f.

Picquigni, Johann von P. richtet A. 1357 in Frankreich Unruhen an VIII. 278

Plutarch, einige ſeiner Lebensbeſchreibungen berühmter Römer werden durchgegangen, und ihm unterſchiedene Schnitzer wider die Geſchichte gewieſen III. 214 f.

Pluto ſtund dem nächtlichen Donner vor II. 12

Punkte. Es will erwieſen werden, daß die Punkte bey der hebräiſchen Sprache, welche die Stelle der Selbſtlauter vertreten, älter ſeyn müſſen, als die ſiebenzig Dollmetſcher, und daß dieſe nach einem punktirten hebräiſchen Codice überſetzet haben VII. 240 f.

Pompeji des Großen Erfahrenheit in den Wiſſenſchaften III. 240. ſein von Plutarch aufgeſtelltes Leben wird durchgegangen 331 f. IV. 39. wenn und in welchem Alter er geſtorben 343. wenn und womit er ſich den Titel des Großen erworben 39 f. ſein Krieg mit den Piraten wird beſchrieben VI. 50. Beweis, daß Plutarch recht hat, wenn er berichtet, Pompejus habe an den Liberalibus, das iſt, am 17 April, Italien verlaſſen, um den Krieg hinüber nach Griechenland zu ſpielen VII. 126 f.

Pompejus. Münzen auf die dem Sexto Pompejo vom Rathe zu Rom aufgetragene præfecturam claſſis & oræ maritimæ I. 296

Porcia, ob ſie vor oder nach dem Brutus geſtorben III. 170

Pot, Philipp Pots de la Roche Geſchichte, Ehrenämter und Grabmaal in der Ciſterzienſerabtey wird beſchrieben V. 220 f.

Prachtkegel, Geſchichte derſelben I. 219 f. ob man ſchon vor Kaiſer Auguſts Zeiten Kugeln auf dieſelben zu ſetzen gepfleget habe, wird unterſuchet und geläugnet II. 217. dagegen aber wiederum behauptet 219

Preiſe der Akademie, oder Fragen, welche zu ſchriftlicher Erörterung die Akademie Gelehrten, unter Zuſage einer für die beſte Ausarbeitung ausgeſetzten Belohnung, aufgegeben hat, vom Jahre 1734. 35. 36. 37. VI. 3. von dem Jahre 1738. 39. 40. VII. 2. 3. vom Jahre 1741. VIII. 4. 1742. VIII. 5. 1743. VIII. 8. 1744. 45. 46 IX. 1. 2

Prieſter der Deutſchen, die zugleich auch obrigkeitliche Perſonen vorſtelleten, ſtäupeten diejenigen, die im Streite ihrer Pflicht nicht nachgekommen waren, mit Ruthen, oder ſtrafeten ſie wohl gar am Leben II. 237. alle galliſche Völker ſchicketen jährlich einmal einen von ihrer Prieſterſchaft nach Lyon, um daſelbſt dem Kaiſer Auguſt in deſſen Tempel zu opfern; und dieſe Prieſter zuſammen macheten das Prieſtercollegium des Auguſts aus II. 299. die zu einem theurgiſchen Prieſter erfoderlichen Eigenſchaften IV. 29

Prieſterthum, ob bey den Juden die Prieſterwürde der königlichen angeklebet habe, oder ob mit dem Prieſterthume auch die königliche Gewalt verbunden geweſen ſey? das wird geläugnet II. 125 f. die Frage, welches die mit gewiſſen Familien verbunden geweſenen Prieſterthümer in Griechenland geweſen, imgleichen wie ſie entſtanden, in welcher Reihe ſie auf einander gefolget, worinn ihre Verrichtungen und Vorzüge beſtanden; dieſes alles ward A. 1741 von der Akademie zum Wettſtreite um den Preis aufgegeben IX. 1

Probus, ein Vorſchlag, diejenigen Münzen, auf welchen des Kaiſers Probus achtes Regierungsjahr angegeben wird, mit der Geſchichte zu vereinigen, die ihm noch nicht völlige ſieben Jahre beyleget VI. 291 f. er wird verworfen 308. Probus hat eine Mauer von der Donau bis an den Neckar führen laſſen IX. 371

Prokliden, ob ſie eine Schlange in ihrem Wappen geführet haben VIII. 150 f.

Propheten müſſen nicht allemal buchſtäblich und gar zu gewiſſenhaft ausgeleget werden IX. 45

Prophezeihung, Nachricht von einer Handſchriſt, die Prophezeihung von Karln dem VIII. betitelt VIII. 341 f.

Protocollbuch von König Philipp Auguſten wird beſchrieben VIII. 231 f. ſiehe Archiv.

Prytanen, Abhandlung von den Prytanen und Prytaneen IV. 313 f. worinn ihr Amt und Pflicht beſtanden 315

Pſalter, von einem A. 1457 zu Maynz gedruckten lateiniſchen Pſalter, welcher unter allen gedruckten Büchern das erſte iſt, das eine Jahrzahl hat, wird Nachricht gegeben VII. 361 f. von einem lateiniſchen zu Maynz im XV. Jahrhunderte gedruckten Pſalter hat man eine dreyfache Auflage, eine von 1457, eine von 1459, und endlich eine von 1490; der Unterſchied dieſer Ausgaben wird gezeiget VIII. 368. Fourmont hat über die Pſalmen Davids eine Auslegung gemachet IX. 489

Puniſche Münzen von der Inſel Malta werden erkläret V. 115. puniſche Sprache und Aufſchriften auf tyriſchen und ſamaritaniſchen Münzen I. 234

Pupien. Ob vor den Kaiſern Pupien und Balbin, von zween zugleich regierenden Kaiſern, der vornehmſte ſeinem Gehülfen auch den Titel Pontifex Maximus zugeſtanden? Auf dieſe Frage wird mit ja geantwortet V. 307 f. die Münzen vom Pupien ſind ſehr ſelten IX 327. eine Münze von ihm, die zu Tyrus mag geſchlagen ſeyn ebend.

Pyanepſia, ein Feſt zu Athen, ſoll auf einem berühmten Carniol vorgeſtellet werden, dem man gemeiniglich Michel Angelos Carniol nennet I. 309

Pyrgoteles, ob er den ſo eben gedachten Carniol geſchnitten hat I. 308

Pyrrhus vergreiſt ſich am Tempel zu Delphis, machet aber ſolches wieder gut II. 97

Pythagoräer, ſo nennete man eine Sekte von Muſikanten II. 185. die eigentlich ſo genannten Weltweiſen bedieneten ſich in ihren Schriften keiner andern, als der doriſchen Mundart II. 186

Q.

Quartinus, Münzen mit der Aufſchrift Divo Tito, die dem Kaiſer Tito, Veſpaſians Sohne, zugehören, werden mit Unrecht dem Tyrannen Titus Quartinus beygeleget VI. 334

Quintillus iſt der letzte römiſche Kaiſer, deſſen Mildigkeit auf den Münzen gerühmet wird I. 281

Quiqueran, ein vornehmes Geſchlecht in der Provence VI. 452

R.

Rameſſes, Königs von Aegypten, Prachtkegel ließ der Kaiſer Conſtantius nach Rom bringen, und der Pabſt Sixtus X. aufrichten I. 222

Raſen, Altäre von Raſen waren ſonderlich bey dem Bauervolke ſehr gemein III. 23

Rath. Die Cenſoren hatten das Recht, das Verhalten der Rathsherren zu unterſuchen, und ſie nach Befinden aus dem Rathe zu ſtoßen I. 72. die Könige von Frankreich ſcheinen einen doppelten geheimen Rath, einen ordentlichen, und einen außerordentlichen gehabt zu haben, den man Conſeil ordonné nannte X. 122

Ratten thut man zu Autun in den Kirchenbann X. 232

Räucherwerk mußte von dem Beſchwörer mit ängſtlicher Umſicht von ſolchen Kräutern und Steinen gewählet werden, zu welchen die Gottheit Neigung hatte, welche er zu ſeinem Willen zwingen wollte IV. 30. ſelbſt das nicht genau beobachtete Maaß derſelben, machete das ganze Opfer untüchtig ebend.

Rechenkunſt ward von den Pythagoräern ſehr hoch gehalten II. 185. anfänglich rechnete man mit kleinen Steinen, Muſcheln, Nüſſen, und dergleichen III. 183. mit ψήφοις oder Zahlpfennigen, und dem Abaco 184. auf die Geſchicklichkeit mit Zahlpfennigen zu rechnen, ward ehedem bey Verheurathung einer Dirne in Frankreich geſehen, und ſie ward ihrem Brautſchatze mit angerechnet 189.

wie man es zu Athen mit denenjenigen gehalten, die wegen eines geführten öffentlichen Amtes Rechnung abzulegen hatten IV. 183. Rechnungsmeiſter haben ihre Namen auf franzöſiſche Zahlpfennige ſetzen laſſen III. 188

Recht. Pindars Gedanken von der Quelle des Rechtes, ob es die Billigkeit oder die Gewalt ſey, werden geprüfet III. 190 f. wenn man angefangen, die geiſtlichen und bürgerlichen Rechte nach den Materien zu ſammlen X. 140 f.

Rechte Hand hat von Natur vor der linken kein Vorrecht II. 82. nur Vorurtheile, Erziehung, das bürgerliche Recht und die Gewohnheit haben ſie vorgezogen 85. die ihr nach den Geſetzen zukommenden Rechte, ebend. f. der ausziehende Kaiſer ſteht auf Münzen nach der Linken zu, der heimkehrende aber nach der Rechten VII. 173

Reden, dergleichen man bey den griechiſchen und lateiniſchen Geſchichtſchreibern ſo häufig findet, haben zu allen Zeiten ihre Bewunderer und auch ihre Feinde gefunden. Was ſich für und wider ſie ſagen laſſe II. 107 f.

Redner, wie die Redner zu Rom es anfiengen, daß das ganze Volk, ihrer Menge und der Größe des Platzes ungeachtet, ſie verſtehen konnte III 115 f. ſie ſprachen entweder pro roſtris, oder auf dem Martisplatze intra roſtra 117

Regeln die man zu beobachten hat, wenn man verſtümmelte Stellen wieder ergänzen will III. 89 f. wenn man etwas aus einem andern anführen will 99

Reginfried führet mit Karln Martellen wegen der Burgmeyerſchaft Krieg, und verbindet ſich mit Eudes, dem Herrn von Aquitanien, wider jenen I. 183 f.

Reginus, deſſen Cicero in ſeinen Briefen ad Atticum gedenket, war C. Antiſtius Reginus, ein Kriegsbeamteter unter dem Julius Cäſar in Gallien VI. 395. 396

Reime giebt es auch in der perſiſchen Poeſie II. 361

Reinigen. Die Alten ließen ſich nach einem unruhigen Schlafe und böſem Traume von alten Weibern reinigen oder

heiligen

heiligen III. 302. Die abgeſchiedenen Seelen reinigte man durch Opfer, die man ihnen brachte II. 104

Reiſekarte, ſiehe **Peutinger.**

Reiſende, die den Reiſenden üblichen gottesdienſtlichen Verrichtungen werden vorgetragen II. 15 f. Reiſende einzuſegnen, iſt ein alter löblicher Gebrauch 19

Reiten, der Urſprung des Reitens in Griechenland wird unterſuchet IV. 288

Religion, die wahre, dem Götzendienſte entgegen geſetzte Religion hat ſich in ihrer Lauterkeit bis auf Joſephs Zeiten erhalten IX. 9. die Religion der alten Italiener war mit der Griechen ihrer im Grunde eins 153. worinn die Religion der alten Gallier beſtanden 253. der älteſten Griechen ihre X. 12. 13

Reliquien, um die Reliquien in Anſehen zu ſetzen, die Karl der Kahle von Aachen nach St. Denys verlegete, hat man das Mährchen von Karls des Großen Reiſe nach Jeruſalem erſonnen X. 328 f. ſiehe **Vorbaut.**

Reuterey, daraus, daß die Griechen bey der Belagerung von Troja keine Reuterey gehabt haben, folget noch nicht, daß ſie auch den Gebrauch der Pferde zum Reuten und Rennen damals noch nicht ſollten gewußt haben IV. 293

Richard, drey Herzoge von Normandie, dieſes Namens II. 347

Richard der I. König von England, ob er den Markgraf Conrad von Montſerrat hat umbringen laſſen? VIII. 212 f.

Ringelgedichte, von Froiſſarts Ringelgedichten wird eine Probe mitgetheilet VII. 309

Richter, was für Leute man zu Athen zu Richtern genommen, und wie man ſie gewählet habe IV. 180 f. die Richter zu Rom waren in decurias eingetheilet, davon eine wohl zuweilen aus hundert Perſonen beſtand VII. 153. waren eigentlich die Beyſitzer des judicis quæſtionis, und unterſucheten mit ihm das Verfahren der Quæſitorum, denen der Prætor die Entſcheidung einer Streitſache aufgetragen hatte VII 153. die Richter der alten königlichen Landhäuſer unter den erſten fränkiſchen Königen hatten ein ſehr weitläuftiges Gebieth unter ſich X. 285

Rieſen, ihre wahre Länge wird auf zwölf franzöſiſche Schuhe geſetzet, und die Nichtigkeit der alten und neuen Erzählungen von Rieſen erwieſen, die länger, als angegebenes Maaß, geweſen ſeyn ſollen II. 208. Abhandlung von den Rieſen I. 137 f. ob es jemals welche gegeben hat, wird zweifelhaftig gemachet 138. Es wird behauptet, daß es ehedem nicht nur einzelne Rieſen, ſondern auch ganze Rieſenvölker gegeben habe, und daß die erſten Menſchen und Erzväter dergleichen geweſen ſind 139. das wird damit erwieſen, weil die Aeltern von Rieſen auch ſelbſt müſſen Rieſen geweſen ſeyn, weil die Thiere in Noachs Arche nicht würden Platz gehabt haben, wenn die damaligen Ellen mit den unſerigen gleich groß geweſen wären, endlich weil die Patriarchen ſehr lange gelebet haben ebend.

Ritter. Die Cenſoren konnten demjenigen Ritter, der ſich oder ſein Pferd, nicht wohl gehalten hatte, daſſelbe wieder nehmen I. 72. die römiſchen Ritter mehreten ſich mit der Zeit ſo ſehr, daß nicht alle ein Pferd bekommen konnten, wenn ſie auch gleich von den Cenſoren waren gebilliget worden VII. 151. auch in den Provinzien gab es römiſche Ritter, ebend. Nachricht von dem Ritterorden der Paſſion, den Philipp de Maizieres vorgeſchlagen VIII. 301 f. wenn die Ritter von der runden Tafel entſtanden IX. 424 f.

Ritze an alten Münzen ſind ein Beweis, daß man ſie mit dem Hammer geſchlagen, nicht aber gegoſſen habe II. 275

Roberts des II. Herzogs von Burgund Geſchichte und Grabmaal zu Ciſteaux V. 246

Robert, ein junges Kind dieſes Namens, wird auf einem alten Leichenſteine, den man zu Feſcamp gefunden, erwähnet. Nun fraget ſichs, ob er ein Sohn eines Herzogs Richards in der Normandie geweſen, und welches Richardes Sohn er geweſen ſey II. 347

Robert de Dreux: Die Sage, welche ihn älter, als ſeinen Bruder, Ludwig den VII. König von Frankreich, machet, und ihm daher ein Recht zur franzöſiſchen Krone zuſpricht, iſt falſch, und nur auf das Zeugniß viel zu neuer Schriftſteller gegründet VII. 285 f.

Roberts des Cardinals, Abtes zu Ciſteaux im XIII. Jahrhunderte Geſchichte und Grabmaal daſelbſt V. 226

Roberts von Chaſtillon, Biſchofes zu Langres, Geſchichte und Grabmaal zu Ciſteaux V. 231

Roberts, Biſchofes zu Chalon ſur Saone, Geſchichte und Grabmaal in der Ciſterzienſerabtey V. 231

Robert le Coqu, Biſchof zu Laon, richtet nach der Schlacht bey Poitiers Unruhen in Frankreich an VIII. 276

Rochefort, Guidons de R. Kanzlers von Frankreich unter Ludewig dem XII. und ſeiner Gemahlinn, Geſchichte und Grabmaal in der Ciſterzienſerabtey V. 211 f.

Roland, wenn man angefangen ihm ein Horn beyzulegen V. 332

Roland, Nachricht von einem Biſchofe zu Amiens dieſes Namens VIII. 305

Rom, wie es als eine Göttinn vorgeſtellet werde III. 295

Romanen. Boileau hat ſie in ſeiner Jugend ſehr begierig geleſen, ohne dadurch in ſeinem guten Geſchmacke verderbt zu werden II. 392. die älteſten franzöſiſchen Romanen ſind anfänglich lateiniſch geſchrieben geweſen IV. 98. die Einrichtung und Erzählung der Romanen aus den mittlern Zeiten ſind größtentheils einförmig X. 82. wenn, von wem, und in was für Abſicht der Roman von Karls des Großen Reiſe nach Jeruſalem geſchmiedet worden X. 330

Romanenſchreiber aus dem XIV. Jahrhunderte, pflegeten ihre Erzählungen in die Geſtalt von Träumen einzukleiden X. 89

Romulus, warum er ſeinen Bruder umgebracht hat II. 77

Roſenberg. Herr Lancelot überſetzet das Leben des Grafen von Roſenberg, eines Einſiedlers, ſonſt Bruder Arſenius von Jacſon genannt, ins Italieniſche VIII. 371

Roſenkranz, aus wie viel Knoten oder Körnern er anfänglich beſtanden, und wozu dieſe Körner gedienet IX. 438

Rouvre, die wegen Philipps von Rouvre, des letzten Herzogs von Burgund, erſten Stammes, Verlaſſenſchaft vorgefallenen Händel VIII. 288

Rüe, der Anſchlag Jacobs de Rüe, König Karln den V. zu vergiſten, wird entdecket VIII. 295

Rufus, das Denkmaal C. Julii Rufi, eines Galliers zu Saintes II. 293

Runen ſind von keinem hohen Alter IX. 59

Ruricius Pompejanus, war des Kaiſers Maxentius Feldherr; ſeine Geſchichte, und warum er Pompejanus geheißen V. 83 f.

Ruricius præſes provinciæ Tripolitanæ unter dem Valentiniano I. mag des ältern Ruricii Pompejani Sohn oder Enkel geweſen ſeyn V. 87

S.

Sabbathe, pflegeten von abergläubiſchen Heyden beobachtet zu werden III. 303

Sabeer, Nachricht von einer ſabeiſchen Handſchrift IX. 520

Sabinus, Floridus Sabinus brachte zuerſt den Streit wegen Virgils Vorzug vor dem Homer auf I. 201

Sagalaſſus, der Stifter und Schutzgott einer nach ihm genannten Stadt in Cilicien, wird auf den ſagalaſſiſchen Münzen vorgeſtellet I. 161

Salathis und Ephraim ſoll eine Perſon ſeyn II. 28. 31

Salben, Jakob, der Erzvater, hat zuerſt angefangen die Altäre mit Salben und Weinaufgießen einzuweihen III. 19

Sand, ob die Römer ihre Münzen bloß mit dem Hammerſchlage oder einer gleichwirkenden Gewalt verfertiget, oder ob ſie auch zuweilen ſolche in Sand oder in Formen von

Thon gegoſſen haben, das wird unterſuchet, und das letztere geläugnet II. 270 f. die Alten müſſen einen ſehr feinen Sand zu ihren Münzformen genommen haben, weil ſie noch heutzutage viel Güſſe aushalten 272

Sardanapalus, die Aufſchrift des Denkmaals dieſes Fürſten wird auf eine ganz neue Art ausgeleget, die ganz nichts niederträchtiges andeutet IV. 403

Särge. In einem Dorfe bey Auxerre findet man eine große Menge ſteinernen noch ungebrauchter Särge. Wie die dahin gekommen ſeyn mögen II. 342

Sat Efendi, ein Verehrer des Ariſtoteles, wie Herr Sevin mit ihm bekannt geworden IV. 423

Saturn wird mit dem Abraham verglichen I. 51. wer er geweſen II. 69

Saturnalien, ihr Urſprung wird unterſuchet II. 68. dergleichen Spiele wurden auch in Griechenland und anderswo getrieben 70. wie man ſie begangen 72. wenn ſie zu Rom eingeführet worden, ebend. die Zeit der Feyer, und die Veränderung, die Julius Cäſar damit getroffen 73. imgleichen Auguſt und Caligula ebend.

Säulen, nach Verſchiedenheit der Gottheiten war auch die Bauart und die Wahl der Säulenordnungen an den Tempeln unterſchieden I. 230

Scepter, wenn es den Univerſitäten in Frankreich verliehen worden VIII. 259

Schachſpiel der Römer von Glaſe, das aber mit unſerm Schachſpiele in der Einrichtung und der Art zu ſpielen gar nicht übereinkömmt I. 122. bey was für Gelegenheit das Schachſpiel von den Indianern iſt erfunden worden III. 163 f. wer deſſen zuerſt gedacht hat 164. wenn es zuerſt unter die Perſer gekommen 168. verſchiedene Namen dieſes Spieles bey verſchiedenen Völkern, ebend. warum die Steine ſo und ſo benennet werden 169 f. in den mittlern Zeiten ward es für ein Beyſpiel des menſchlichen Lebens angeſehen 170. Veränderungen welche Tamerlan und die Chineſer daran gemachet haben 174

Schäfer,

Schäfer, die von den Aegyptiern ſo genannten Schäfer waren Iſraeliten II. 31. ihre Kriege mit den Aegyptiern, ebend. Banier behauptet, daß die Schäfer keine Iſraeliten, ſondern ein ander Volk aus dem Morgenlande geweſen ſind 34. der Erfinder und das Vaterland der Schäferflöte III. 113. in den Schäfergedichten iſt es dem Froiſſard am beſten gelungen VII. 307

Schatten, der Unterſchied am Schatten iſt ſehr merklich, wenn man Kugeln auf Prachtkegel oder Sonnenweiſer ſetzet, oder ſie wegläßt; und warum II. 216

Schatz, die Geſchichte des Schatzes im delphiſchen Tempel II. 95 f. er iſt öfters geplündert worden 96

Schatzung, der Urſprung und die Geſchichte der Schatzung zu Rom I. 68 f. Auguſt hat drey Schatzungen in Judäa vorgenommen V. 15. wie man die unter Cyrenio ausgeſchriebene Schatzung mit dem Geburtsjahre Chriſti räumen könne 16

Schaubühne, die Schauſpieler aus Griechenland und Aſien, als Komödianten, Muſikanten und Tänzer, ſuchete man ehedem zu Rom ſo begierig, als manche Höfe heutzutage die italieniſchen ſuchen VII. 145. 146

Schaupfennige, was ſie ſind I. 7. ſiehe **Münze**, und **Schauſtücke**.

Schauplatz oder **Theater** M. Scauri wird beſchrieben I. 120

Schauſtücke, Abhandlung von dem Gebrauche der groſſen Schauſtücke IV. 146 f. daß ſie gangbar Geld geweſen ſind, wird behauptet 148

Schaweſchah, ein tartariſcher Fürſt im VI. Jahrhunderte, ſetzet das perſianiſche Reich in große Gefahr, wird aber geſchlagen IV. 451 f.

Scheeren, beym Münzen brauchete man große Goldſchmidsſcheeren, um die großen Bleche des zum Ausmünzen beſtimmten Metalles in der gehörigen Größe abzuſchneiden II. 274

Scheffer, Johann Scheffers Zeugniß von ſeines Vaters Peter Scheffers Erſindung der Buchdruckerkunſt VII. 318. Anmerk. ein anders, das jenen widerſpricht 334

Scheffer, Peter Scheffer hat im Jahre 1452 das Schriftgießen erfunden, und damit ſeinen Schwiegervater, Johann Fauſten, und Johann Guttenbergen in den Stand geſetzet, der neuerfundenen Buchdruckerkunſt ihre rechte Geſtalt und Vollkommenheit zu geben VII. 336. 338. Das Wahrzeichen der Fauſt- und Schefferiſchen Druckerey iſt ein Stierkopf 351. Nachricht von Peter Scheffers Lebensumſtänden VII. 368

Scherſe, wenn die Athleten angefangen eine Scherſe um den Leib anzulegen I. 218

Schieſpulver, wo es hergekommen, und wenn es zuerſt bey uns gebrauchet worden II. 360

Schiff, die Alten pflegeten die Schiffe mit Pferden zu vergleichen IV. 296. Meynung vom Anfange der Schiffahrt bey den Römern IX. 155

Schilde, gelobte Schilde wurden wegen ihrer Größe und der Koſtbarkeit ihres Metalles (indem ſie von Silber waren) in den Schlachten nicht gebrauchet, ſondern nur in den Tempeln aufgehangen V. 109. Beyſpiele von dergleichen Schilden, ebend. Scipions ſeiner 110. noch ein anderes ähnliches, von Karthago, das man 1714 bey Vienne aus der Erde zog, und das itzt in des Königs von Frankreich Kabinet iſt, wird beſchrieben 112 f.

Schlacht. Daß die Schlacht bey Fontenay den 25 Juni 841 vor ſich gegangen, wird umſtändlich erwieſen X. 58 f. vor und nach großen Schlachten pflegeten die Römer ihre Mannſchaft mit Sühn- und Reinigungsopfern von der Blutſchuld zu reinigen I. 45. 48

Schlafen, wer die Götter um Rath fragen wollte, der legete ſich in ihren Tempeln auf die Häute der geſchlachteten Opfer zu ſchlafen II. 282. Schlafgötter V. 139

Schlange war das Wahrzeichen von Sparta VIII. 150. zwo Schlangen ſind auf Münzen das gewöhnliche Wahrzeichen

zeichen von Kleinaſien VII. 195. ihre Verehrung bey den Alten von Moſis eherner Schlange abzuleiten, iſt abgeſchmackt X. 79

Schleyer, das Gelübde der Keuſchheit und die Anlegung des Schleyers geſchah ehedem an einem Tage V. 39 f. wenn und mit was für Gebräuchen eine Nonne ihn von der Hand eines Biſchofes empfangen 40

Schlüſſel der chineſiſchen Schriftezüge ſind an der Zahl 214, und für viele Dinge und Verhältniſſe verſchieden III. 373

Schmelztiegel, die Abbildung eines Schmelztiegels auf einem Denario von dem cariſiſchen Geſchlechte hat die Münzkenner auf den Wahn gebracht, man habe die Münzen ehedem erſt in Formen gegoſſen, und ſodann gepräget II. 274. wozu man den Schmelztiegel beym Münzen ehedem gebrauchet habe ebend.

Schmiedekunſt, ihr Urſprung wird unterſuchet, und wie weit Tubalkains Verdienſte um dieſelbe ſich erſtrecken IX. 16

Schnitzwerk auf Elfenbein aus der mittlern Zeit, das ein Turnier und eine Jagd vorſtellet X. 81

Schönheit, zur Schönheit der Rede giebt es vier Quellen III. 258

Scholaſtiker, ob ſie ſich der geometriſchen Lehrart bedienet haben VIII. 34. 35

Schreibarten, wie vielerley Claſſen Dionyſius von Halicarnaß davon mache III. 243 f. worinn die ſtrenge Schreibart beſtehe, ebend. die angenehme und zierliche 244. die mittlere oder gemeine 245

Schreiber, die gerichtlichen Schreiber zu Athen und Rom waren Sclaven des Staates IV. 184

Schrift der Chineſer wird beſchrieben III. 372

Schriftſteller, nur die urſprünglichen, älteſten, einheimiſchen von jeder Art, ſoll man anführen, die übrigen können wegbleiben III. 100

Schulen der Barden III. 331. und der Druiden 382

Schüler,

Schüler, oder Lehr-, und Zöglinge bey der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, werden eingeſetzet I. 12. die Erſtlinge derſelben 23. dieſe Claſſe wird gar aufgehoben 30. 36

Schwarze Kunſt, die Urſache, warum die Heyden ſo viel auf dieſe abſcheuliche Kunſt hielten, war, weil ſie dieſelbe für ein Stück ihres Gottesdienſtes anſahen, und ſich einbildeten, durch dieſe Kunſt ihr Begehren von den Göttern auch wider ihren Willen zu erpreſſen IV. 27

Schwenken, den Zipfel von ſeiner Toga in die Luft ſchwenken, war bey den Alten eine Art, jemanden den Beyfall zu bezeigen I. 128

Schwibbogen ſetzeten die Alten gerne auf Brücken II. 296

Scipio, Valerius Maximus vermenget drey Scipiones Naſikas mit einander, deren Geſchichte kürzlich durchgegangen, und auseinander geſetzet wird II. 204

Seecompaß, Falconet arbeitet an einer Geſchichte des Seecompaſſes IV. 96

Seemacht, Geſchichte des Urſprunges der römiſchen Seemacht IX. 155 f.

Seeräuber, die Urſachen werden angegeben, warum die Schriftſteller ſo verſchiedentlich von der Dauer des Krieges berichten, in welchem Pompejus den Seeräubern das Handwerk legete III. 337. Auskunft und Geſchichte der Seeräuber, und inſonderheit des Krieges, den Pompejus wider ſie führete VI. 46 f.

Seeungeheuer. Was man für Rieſenknochen ausgiebt, das ſind gemeiniglich Beine von Seeungeheuern II. 214

Seewaſſer. Zu Reinigungen von Verbrechen und Beflekkungen gebrauchete man gemeiniglich Seewaſſer III. 302

Seelen. Meynungen von dem Zuſtande der abgeſchiedenen Seelen nach dem Tode II. 102. die Weltweiſen macheten drey Claſſen von Seelen; ſie ſetzeten heilige, unvollkommene, und ruchloſe Seelen; ſie wieſen einer jeden Gattung ihr eigen Behältniß an 103. von den Seelen der Verbrecher glaubete man, daß ſie um die Gräber herum ſchwärmeten, und durch Fluchen und Schelten auf ſie, eben ſo beunruhiget und verjaget werden könnten; als andere fromme Seelen durch gute Wünſche und Opfer gebeſſert und beruhiget würden, ebend. die Seelen ſtiegen ſtufenweiſe von dem Stande der Heiligen zu dem Stande der Halbgötter, und endlich gar zum Stande der Götter hinauf 104. man glaubete, daß ſie den Lebenden ſchaden könnten, darum ſuchete man ſie mit Opfern und Gebethen zu verſöhnen, ebend. Man glaubete, daß die heiligen Seelen ſich der Mangel- und Fehlerhaften annähmen 105. die Unſterblichkeit der Seele haben die Aegyptier zuerſt gelehret 6. dieſe Lehre von der Unſterblichkeit der Seele war ein Hauptſtück in der Lehre der Druiden III. 383. gottesdienſtliche Gebräuche der Griechen zu Erquickung abgeſchiedener Seelen IV. 370. die Begriffe und Lehrſätze der alten Weltweiſen von der Seele des Menſchen und der Welt überhaupt, werden vorgetragen VI. 144 f. der Indianer Gedanken von derſelben IX. 56

Seelenbeſchwörung, ſiehe Geiſterauffodern.

Segel. Perſeus hat die Segel erfunden; vor ſeiner Zeit trieb man die Schiffe nur mit Rudern fort IV. 305

Seleukiden. Wenn die Zeitrechnung nach den Seleukiden anfängt I. 406

Seleukus Nikator. Die Dauer ſeines Reiches wird unterſuchet IV. 337 f. er muß nicht, wie man gemeiniglich angiebt, dreyßig, ſondern in die funfzig Jahre regieret haben ebend.

Selim. Nachricht von Sultan Selims Bibliothek IV. 415

Septimus Severus, eine Münze von dieſem Kaiſer, auf ſeinen Sieg über den Peſcennius Niger I. 429. ſiehe Severus.

Servius Tullus, der König zu Rom, leget den erſten Grund zur Cenſur, indem er die Muſterungen und Schatzungen aufbrachte I. 68

Seſoſtris richtete zuerſt Obelisken auf I. 220. ſeine beyden Obelisken ließ Auguſt nach Rom bringen. Ihre Schickſale daſelbſt, ebend. 221. Seſoſtris ſoll der Pharao ſeyn, der die Iſraeliten ſo ſehr plagete X. 12. ſolchem wird in einer Anmerkung widerſprochen ebend.

Seſſel, ein alter vor einiger Zeit zu Rom entdeckter Seſſel wird beſchrieben, und behauptet: daß der Oberprieſter bey Begehung des Opfers auf demſelben geſeſſen habe V. 104 f.

Severus. Formen zu Münzen vom L. Septimius Severus, von deſſen Gemahlinn, der Julia Pia, und von beyder Söhne Antonino Caracalla, hat man vor einiger Zeit zu Lyon gefunden II. 271. ein paar Aufſchriften auf dieſen Kaiſer werden erkläret 311. 315

Sextius, den Auguſt, als Landpfleger, nach Africa ſandte, erſchlagt den Cornificius, der ihn nicht einlaſſen wollte II. 256

Sforzia. Warum der Herzog von Mayland, Ludewig Sforzia, den Zunamen, der Mohr, geführet habe VIII. 329 f.

Sibylle, ein neuer Beweis, daß die ſibylliniſchen Bücher untergeſchoben ſind, wird angegeben V. 286

Sieben, nicht nur die Heyden, ſondern auch die Juden beobachteten dieſe Zahl bey ihren Opfern, ſo, daß man ſieben Altäre aufrichtete, ſieben Opferthiere ſchlachtete, u. ſ. w. IV. 9

Siegel oder Petſchafte von Kaiſern findet man ſehr ſelten I. 244. eines vom Kaiſer Gordianus Pius wird vorgeſtellet und erkläret, ebend. ſiehe Petſchaft. Ein altes großes Siegel aus dem XIV. Jahrhunderte mit Schrift und vielen Wappen wird erkläret X. 100. An Urkunden eines gerichtlichen Vertrages, henkete man ſo viel Siegel, als Zeugen und Theilnehmer dazu waren X. 121. was die gemeinen Siegel geweſen, ebend. die Siegel dieneten in den mittlern Zeiten an ſtatt der Unterſchrift ebend.

Sigismund. Unterſuchung, wo König Sigismund von Burgundien getödtet worden IX 372 f.

Silbern Dach, ob die Kirche zu St. Denys ein ſilbern Dach gehabt, und ob Karl der Kahle es habe abdecken laſſen X. 379

Simon, ob gewiſſe Münzen mit ſamaritaniſcher Schrift und dem Namen Simons, von Simon dem Maccabäer, oder von Simon Barkokeba, dem Aufwiegler unter Kaiſer Hadrianen, herrühren II. 248 f.

Sinnbilder und Aufſchriften der Akademie, wozu man ſie brauchete I. 377. die von ihr ſeit 1701 bis 1710 verfertigten 378. 379. die von den neuern Jahren ſtehen zu Ende jedes Bandes vor den Lebensbeſchreibungen, als II. 385. von 1711 bis 1725. III. 471. bis 1730. IV. 416. bis 1734. V. 336. bis 1738. VI. 438. bis 1740. VII. 404. bis 1743. VIII. 354. bis 1746. IX. 439. bis 1748 X. 442

Siſſa, ein Sohn Dabers, ſoll Erfinder des Schachſpiels ſeyn III. 166

Siſyphus ſtellet zuerſt die iſthmiſchen Spiele an III. 55

Sittenlehre hat auch an der Mythologie einigen Antheil VI. 234

Sixtus. Pabſt Sixtus der V. ließ den einen von des Seſoſtris Prachtkegeln, wie auch den einen vom Rameſſes zu Rom aufrichten I. 221, 223

Sokrats Anmerkung über das Trinken bey Tiſche II. 67. die Gründe, die er beym Plato angiebt, warum er lieber den Tod leiden, als die angebothene Gelegenheit, aus dem Kerker zu entfliehen, ſich zu Nutze machen wolle VII. 86 f.

Sohn. Das war der Titel, womit der conſtantinopolitaniſche Kaiſer den König der Franken beehrete X. 245

Solon, deſſen Namen viel geſchnittene Steine aufweiſen, iſt nicht der berühmte Geſetzgeber von Athen, ſondern ein nicht weniger berühmter Steinſchnitzler zu Kaiſer Auguſts Zeiten II. 335 f. warum man des Geſetzgebers Bild auf einiger ioniſcher Städte Münzen findet 339. 340

Sonne, einige Fabeln vom Auf- und Untergehen der Sonne beweiſen, daß die runde Geſtalt der Erde den alten Griechen

Griechen ſchon bekannt geweſen ſeyn müſſe IV. 302. Die Syrer und Phönicier verehreten ſie in der Geſtalt eines runden oder kegelförmigen Steines IX. 332. eine auf zween Steinen angemerkte Sonnenfinſterniß IV. 129

Sonnenzeiger, ob ſchon vor Auguſto Kugeln oben auf den Sonnenweiſern geſtanden haben, oder nicht? das wird geläugnet II. 217. das Gegentheil aber dafür behauptet und erwieſen 219

Souzy, le Peletier de Souzy ſchicket einen Ingenieur nach Courſeult, um die Spuren der alten Stadt der Curioſoliten daſelbſt aufzuſuchen I. 335. läßt zu Bayonne ein großes Thor, in Art eines Triumphbogens, bauen, und fodert der Akademie Aufſchriften dazu ab 378. desgleichen zu einem Thore von St. Malo 380

Sparſamkeit der alten franzöſiſchen Könige im Eſſen und Trinken und in der Kleidung VIII. 318

Sparta, war Lacedämons Weib, nach welchen beyden die Stadt benennet iſt I. 161

Sperber auf einem Smaragd, iſt ein Zeichen der Hurtig- und Lebhaftigkeit II. 331. unter dieſes Vogels Geſtalt bildeten die Aegyptier ihren Oſiris ab VII. 7. 9

Speyer. ſiehe Johann von Speyer.

Sphären oder Erd- und Himmelskugeln, pflegete man in großen Bücherſälen zur Schau und zum Putze aufzuſtellen I. 122

Sphendoſlaus, Deſpot von der Bulgarey, wird von der Maria Cantacuzena, die ihn kurz zuvor zum Sohne angenommen hatte, umgebracht X. 242

Spiegel. Die Kunſt Spiegel zu machen, iſt zuerſt zu Sidon erfunden worden I. 121

Spiele, wo man ſeine Geſchicklichkeit in Leibesübungen ſehen ließ, wurden an Feſttagen und Leichenaufzügen angeſtellet: weil man in den Gedanken ſtund, die Götter und die abgeſchiedenen Seelen hätten einen Gefallen daran I. 100. plebeiſche von Kaiſer Hadriano angeſtellte Spiele, und die darauf geprägten Münzen II. 81. auch ſolchen

Spielen, die außer Griechenland gefeyert wurden, legte man die Namen der vier griechiſchen Hauptſpiele bey III. 230. Spiele mit lächerlichen Namen, feyerte man ſonſt in Flandern und in den Niederlanden mit ausnehmender Pracht und ſtarkem Zulaufe IV. 273. ſo wohl die ſceniſchen, als gymniſchen Spiele wurden für etwas Heiliges angeſehen, und waren einer Gottheit gewidmet VIII. 144. unter der römiſchen Herrſchaft waren die berühmteſten Spiele in den Städten von Kleinaſien diejenigen; welche nach den vier griechiſchen Hauptſpielen, nach der Stadt Actium und nach den Capitolium genennet wurden III. 225. Heilige, ökumeniſche, periodiſche Spiele, ſiehe unter dieſen Titeln.

Spintarus, ein Korinthier, hat den ſechſten und letzten Tempel des Apollo zu Delphis gebauet II. 95

Spotten. Abhandlung von der Freyheit der römiſchen Soldaten, ihre Feldherren bey derſelben Siegesaufzügen zu beſpotten, und ſie mit beißenden Spaßen zu kränken II. 115

Spottnamen. Abhandlung von dem Urſprunge und den unterſchiedenen Arten der Spottnamen und ihrem Nutzen in der Geſchichte VII. 243 f.

Sprachen, woran man erkennet, daß eine Sprache mit der andern verwandt ſey, und mit ihr einerley gemeinen Stamm habe III. 354. der morgenländiſchen Sprachen Nutzen in der griechiſchen Geſchichte wird gewieſen IV. 395 f. Beyſpiele von Sprachen, die ehedem ſich ſehr weit erſtreckten, nach der Zeit aber bis auf geringe Ueberbleibſel ausgegangen ſind, als die biſcayiſche, galliſche und iberniſche IX. 101. ehedem herrſchete von den Celten an bis an die Syrer und Meder eine einzige Sprache, die aber in verſchiedene Mundarten ausſchlug, davon die griechiſche eine war X. 22. eine Probe von der Waldenſer ihrer Sprache 229. wie die weſtlichen Sprachen von der hebräiſchen haben entſtehen können 16. 17. Anm. Die Sprachen, welche man in dem nordlichen Theile des

Erdbodens geſprochen oder noch ſpricht, laufen auf vier Hauptſprachen hinaus, die deutſche, die ſclavoniſche, die tartariſche und die finniſche IX. 99 f. die den wenigſten bekannte Metaphyſik der Sprachen wird beſchrieben 486. wie die verſchiedenen Mundarten nach und nach von einander abgehen, und einander unkenntlich werden X. 22. wie es mit Veränderung der Sprachen zugegangen IX. 96

Sprachlehrer. Was man von ihnen halten müſſe IV. 75. eigene Abhandlung von ihnen 78 f. Geſchichte und Folge der vornehmſten von ihnen 79

Staat. Der Urſprung und das Weſen eines Staates, nebſt der Verbindlichkeit, deſſen Geſetzen nachzuleben, wird gewieſen VII. 77 f.

Stadium, das Verhältniß des griechiſchen Stadii gegen den römiſchen Circum wird gewieſen V. 179 f.

Stämpelſchneider, auch in den alten Zeiten pflegeten die Stämpelſchneider ſo, wie heutzutage, ihre Namen auf die Münze zu ſetzen III. 235. ſiehe **Nachſtämpeln.**

Stand. Die Unbequemlichkeit ja Unmöglichkeit des freyen natürlichen Standes, und hingegen der Nutzen und die Nothwendigkeit des bürgerlichen wird erwieſen VII 76 f.

Stein, eine Art von Steine findet ſich bey Auxerre in Burgundien, die, wie der Lapis Aſſius, die Leichen verzehret II. 345. der Stein, der zu Peſſinus vom Himmel ſoll gefallen ſeyn, und der daher göttlich verehret ward III. 141. das Bild des Helagabali, eines ſyriſchen Götzen, war anders nichts, als ein unförmlicher Stein IX. 331 f. der ſchwarze Stein zu Meckah war vor Muhammeds Zeiten das Götzenbild der alten Araber 333. große hohe Steine an den Häuſern zu Paris, dieneten ehedem, als man von den Kutſchen noch nichts wußte, die Mauleſel zu beſteigen II. 376. die erſten Menſchen macheten, vor Erfindung der Kunſt, Eiſen und Meſſing zu verarbeiten, allerhand ſcharfe ſchneidende Werkzeuge aus Steinen, um damit zu hauen, ſtechen, ſchneiden, bohren und verwunden. Aus dergleichen Steinen hat man nach der Zeit die ſogenannten Donnerkeile gemachet, weil man ihren ehemaligen Gebrauch nicht mehr wuſte V. 56 f. mit Steinchen zu rechnen, iſt die älteſte Art zu rechnen III. 183. man ſtimmete auch damit 184. 186

Steinbock iſt das Bild von Auguſts Geburt, und zeiget auf einer Münze vom Nero an, daß dieſer Herr vom Auguſt abſtammete II. 268

Stephan. Des heiligen Stephans, Abtes zu Ciſteaux, Geſchichte und Grabmaal werden beſchrieben V. 251

Sterne, woher die Sterne auf den Häuptern der Dioſcurorum kommen, und was ſie bedeuten I. 259. was von der Sternkunde der Alten vor der Sündfluth zu halten ſey IX. 17. die Sternkunde iſt erſt nach Verlauf vieler Jahre, und beynahe in gegenwärtigem Jahrhunderte erſt zur Vollkommenheit gediehen 19. Anmerk.

Stiere. Den Flüſſen opferte man Stiere, ſtellete ſie auch unter der Geſtalt dieſes Thieres vor VI. 420. die Ausgaben der alleräͤlteſten fauſtiſchen Buchdruckerey zu Maynz kann man an einem dem Papiere eingedruckten Stierkopfe erkennen. Von dieſem Wahrzeichen wird weitläuftig geſprochen VII. 351 f. der Stierkopf findet ſich auch auf Papiere, das in andern Druckereyen, als der Fauſt- und Schefferiſchen, verbrauchet worden 354. Anmerk.

Stiftungen zu Speiſe- und Trankopfern für die Todten, waren bey den alten Heyden gewöhnlich III. 271

Stiliko, ihm zu Ehren ſoll das Diptychum verfertiget worden ſeyn, davon man die letzte Hälfte vor einiger Zeit zu Dijon fand III. 312

Stimme, eine Menſchenſtimme, die einem, der eben auf ein Zeichen wartete, von ungefähr zu Ohren kam, ward für eine Vorbedeutung zukünftiger Begebenheiten angeſehen I. 59. göttliche Stimmen hießen diejenigen, von welchen man nicht wußte, wo ſie herkamen; menſchliche hingegen, von denen man es wußte 60. auf wie vielerley Art die Alten auf einem muſikaliſchen Klangzeuge haben

haben verſchiedenſtimmig ſpielen, und die Menſchenſtimme dazu ſingen laſſen II. 155. wie das Volk zu Rom über einen Beklagten geſtimmet habe III. 121. Wie man zu Athen zu ſtimmen gepflogen habe IV. 321. 322. wie man vor dem Gerichte der Heliaſten die Beklagten durch Stimmen losgeſprochen, oder zur Strafe verdammet habe 380

Strafe der Götter an denen, die ſich an ihren Tempel, und an den Unglücklichen, die zu ihrer Sicherheit dahin flüchteten, vergriffen II. 53

Streit, im XVI. Jahrhunderte erhub ſich ein Streit wegen der beyden groſſen Dichter, Homer und Virgil, welcher von beyden dem andern vorzuziehen ſey I. 201. wovon das verlohren gegangene Buch, Streite des Herrn genannt, mag gehandelt haben II. 31. 37

Stroh, in welchen Feſttägen man ein Strohfeuer zu machen, und darüber hinzuhüpfen pflegete II. 357

Studieren, Geſchichte der Streitfrage, ob das Studieren den Mönchen erlaubet ſey I. 418

Sühnopfer. Abhandlung von denſelben I. 41. die Abſicht dabey war, die Ahndung der Götter wegen eines Verbrechens von ſich abzulehnen, und ſie zu verſöhnen 42. ſie ſollten eigentlich nur grobe Verbrechen abthun, wurden aber doch bey aller Gelegenheit öffentlich und zu Hauſe vorgenommen, ebend. ſonderlich wandte man ſie an, die Schuld eines Mordes zu tilgen 43. wie man damit zu Werke gegangen, ebend. Sühnopfer für ganze Städte 47

Sylla, wie er den Athenienſern mitgeſpielet I. 248. kurzer Entwurf ſeiner Geſchichte, inſonderheit, wie und wenn er Athen eingenommen X. 124 f. Abſchilderung ſeiner Gemüthsart 161

T.

Tafel. Wollte man neue Geſetze einführen, ſo ſchrieb man ſie auf kleine Tafeln, und hieng ſolche an einen der volkreichſten Plätze auf, damit das Volk ſie drey Markttage nach einander hindurch betrachten und erwägen konnte III. 117. was die runde Tafel geweſen, und wenn ſie entſtanden IX. 423. gewichſete Täfelchen, mit welchen man durch gewiſſe darauf geſchriebene Buchſtaben ſeinen Beyfall oder ſein Misfallen an einem Vorhaben bezeigte, warf man in gewiſſe zu dem Ende aufgeſtellte Töpfe III. 186

Tafelſcheiben für die Fenſter und Sänften der alten Römer, beſtunden aus einem glasartigen Steine, der ſich leicht in große dünne Blätter ſpalten läßt, und durchſichtig iſt, und Lapis Specularis, Talkſtein oder Frauenglas heißt I. 123

Tages, ein hetruriſcher Fürſt, verſteht ſich wohl auf die Zeichendeuterey I. 59

Talent. Die Stellen, wo Feſtus von den Talenten ſpricht, werden erkläret, und das Verhältniß des attiſchen, euböiſchen und babyloniſchen Talentes unter einander gewieſen und dargethan, daß das attiſche und euböiſche Talent einerley geweſen ſey VI. 80 f.

Talkſtein, Talcum ſciſſile. ſiehe Tafelſcheiben.

Tamerlan machete im Schachſpiele Neuerungen, die man aber nicht angenommen hat III. 174

Tänzer, Sänger, Pantomimen, und Komödianten waren zu Rom in großem Anſehen; man richtete ihnen Denkmäler auf, ſchnitte ihre Bildniſſe in Edelgeſteine u. ſ. w. II. 333

Tapetenwirken war in den älteſten Zeiten ſchon bekannt I. 92

Tartarus iſt mit dem ägyptiſchen Labyrinth einerley II. 10

du Tartre, Befehlshaber Königs Karls des II. von Navarra, bekömmt zu Paris 1378 ſeinen Lohn VIII. 296

Tavanne. Der Graf von Tavanne läßt aus des ehemaligen Abtes zu Ciſteaux, Nicolas Boucherats, eherner Bildſäule zwo Canonen gieſſen V. 237

Tauben, woher die Sage gekommen, daß Tauben das Orakel zu Dodona bedieneten III. 43

Taufe. Man hatte des Kaiſers Conſtantin des Groſſen Taufe aus Münzen beweiſen wollen, auf welchen man ſich eingebildet hatte, das Wort Baptisma zu ſehen. Allein Oudinet beweiſt, daß an ſtatt des Wortes, welches man ſo verkehrt angeſehen, und daraus man den irrigen Schluß gefolgert hatte, die Worte B K P N A T. das iſt, bono reipublicæ natus auf gedachten Münzen geſtanden haben I. 294. Chriſtus hat ſich den 6 Jänner taufen laſſen V. 17. 28 f.

Teleſphorus. Abhandlung von dieſer Gottheit der Geſundheit, welche zu verehren eigentlich denen Kranken zukam, mit welchen es ſich wieder beſſerte X. 55 f.

Tempel. Abhandlung von den Tempeln zu Rom I. 226. dieſes Wort kömmt eigentlich von dem auguraliſchen Tempel, einem zu Beobachtung des Vogelfluges eingeſchränkten Raume her, ebend. anfänglich waren es nur Hayne. Der erſte rechte Tempel iſt erſt im Jahre 170 nach Erbauung der Stadt Rom geſtiftet worden 227. Einweihungsgebräuche, ebend. Bauart und Theile derſelben 229. 230. ſie hatten keine Fenſter, ebend. die Schickſale des delphiſchen Tempels II. 94. der Tempel auf einer Münze des Philippi Tetrarchä, ſoll den Tempel des Kaiſers Auguſts vorſtellen, den Herodes ihm zu Paneas bauen ließ III. 210

Teſtament. Nachricht von Mills und Küſters neuen Teſtamenten II. 459

Tetradrachmen und **Ciſtophoren** waren einerley VI. 81

Tetrarch, woher dieſer Namen entſtanden III. 209

Tetrikus, eine Aufſchrift auf den jungen Tetrikus wird ausgeleget II. 318 f. wenn Vater und Sohn regieret haben 321. die Geſchichte einer ihn betreffenden alten Aufſchrift, die dem Herrn Bigot aus Italien zugeſchicket worden ſeyn ſoll, wird unterſuchet, und behauptet, daß ſie nie aus Italien gekommen ſey VII. 203. 204

Teufel, wen man den großen Teufel genennet habe. Proceß des Teufels wider den Herrn Chriſtus und die Jungfrau Maria X. 176 f.

Theater, ſiehe Schauplatz.

Theodomer, Beweiſe daß er in Gallien regieret habe I. 350

Theogonie, kurzer Entwurf der vier verſchiedenen Lehrgebäude von der Theogonie bey den Griechen X. 10. 11

Theologie. Verhältniß der heydniſchen Theologie gegen die Magie, mit der ſie unzertrennlich zuſammen hieng IV. 26 f.

Theſeus Verdienſte um Griechenland, und ſonderlich um die iſthmiſchen Spiele III. 56

Theurgie, war eine Art der ſchwarzen Kunſt, die in Anrufung guter Geiſter den Menſchen Gutes zu thun beſtand IV. 28. diejenigen, die ſich darauf legeten, wollten für keine Zauberer angeſehen ſeyn ebend.

Thiere, manche Thiere bedeuten etwas gutes, als der Leu, die Ameiſe, die Biene; manche lauter böſes, als die Schlange, Wölfe, Hunde, Katzen I. 61. Aus dem Gebrauche der Alten, ſich in Felle von Thieren zu kleiden, entſtund die Abgötterey, daß man die Götter unter der Geſtalt von Thieren, oder mit Häuptern von Thieren, ja endlich die Thiere ſelbſt anbethete, göttlich verehrete, und in den Thierkreis am Himmel verſetzte II. 222. Die Städte pflegeten auf gemeine Unkoſten wilde Thiere zu halten, die in den cirzenſiſchen Kämpfen erleget wurden 244. die Alten waren auf der Thiere Eigenſchaften aufmerkſamer als wir VIII. 48

Thierkreis, woher er entſtanden, oder warum man die Vorſtellung von Thieren unter die Geſtirne gebracht hat II. 223. woher die Namen der zwölf Zeichen des Thierkreiſes entſtanden III. 37 f. man leitet ſie, doch ohne Beyfall, von den zwölf Söhnen Jakobs und deſſen Prophezeihung her ebend.

Thietberga. Nachrichten, wie König Lothar ſie wieder aufgenommen habe IX. 400

Thore, wo die Thore einer neuanzulegenden Stadt hinkommen ſollten, da hob man den Pflug auf, mit dem man den Umriß derſelben machete II. 77. warum dieſes geſchehen 78. die Läger der alten Römer hatten anfänglich nur vier Thore, mit der Zeit aber hat man ſie vermehret VII. 136

Thon. Die erſten Bildſäulen machete man aus Thon VII. 37

Thränenflaſchen von Glas, in welchen die alten Römer ihre beym Grabe ihrer Freunde vergoſſenen Thränen ſammleten und beyſetzeten I. 123

Tibers Regierungsjahre können auf unterſchiedene Weiſe gezählet werden, und es kömmt in der chriſtlichen Zeitrechnung viel darauf an V. 18

Timaus, hieß der Pharao, der die Iſraeliten ſo plagete II. 30

Titan, und nicht Pan, war ein Sohn Cœli II. 165

Titel. Die Zeit der Antoninen iſt die Denkzeit, da man auf den Münzen anfieng die Titel zu häufen II. 317

Titus. Münzen auf welchen Titus noch bey Lebzeiten ſeines Vaters Veſpaſianus den Titel Pontif. Max. führet V. 309 f. er und ſein Vater hat unter den Kaiſern zuerſt den Titel Censor auf Münzen angenommen VI. 335. warum man keine Münzen auf ſeine Vergötterung findet 333. eine Münze von ihm mit einer ungewöhnlichen Aufſchrift wird erkläret 425

Töchter. Eines Fürſten Schiffe werden in den öſtlichen Sprachen zuweilen ſeine Töchter genannt IV. 398

Tod. Lehrſätze der Heyden von dem Zuſtande der abgeſchiedenen Seelen II. 102

Todten, alle alte heydniſche Völker, ja auch die erſten Chriſten haben für die Todten gebethet II. 101 f. was man außer dem Gebethe zu derſelben Erquickung gethan 102

Toga. Den Zipfel der Toga über den Kopf ſchwenken, war eine Art, jemanden ſeinen Beyfall zu bezeigen I. 128

Tonnere. Roberts, Grafens von T. Geſchichte und Grabmaal in der Ciſterzienſerabtey werden beſchrieben V. 224

Topf, warum man auf atheniensiſchen Münzen umgeſtürzete oder auf dem Bauche liegende Töpfe oder Krüge findet I. 253

Trajan läßt dem längſtverſtorbenen Cornuficio zu Ehren eine Münze ſchlagen II 255. Trajans Münzen in des Grafens Mezzabarba Sammlung werden betrachtet VII. 155 f. die Falſchheit vieler Münzen, die ſich vom Trajan herſchreiben, und die Mezzabarba ſeiner Sammlung einverleibet hat, wird erwieſen VIII. 199 f. ob er Indien bezwungen habe 200 f. ſein Feldzug nach Indien wird geläugnet X. 181 f. er hat den Feldzug ins Morgenland nur ein einziges mal unternommen 193

Träume. Die Romanenſchreiber aus dem XIV. Jahrhunderte pflegeten ihre Liebesabentheuer in Erzählungen von Träumen einzukleiden X. 89

Treboniano Gallo gehöret eine Münze zu, die man ſeither dem Gallo Cæſari, Kaiſers Julians Bruder, beygeleget hat I. 290

Tribunale, ſiehe Gericht.

Tribunat. Der Kaiſer Jahre kann man nach den Tribunaten, nicht aber nach den Conſulaten zählen II. 317

Tribuni, wie ſie mit Angeklagten verfuhren III. 122

Triumph. Die Feldherren, die im Triumphe aufzogen, mußten ſich von ihren Soldaten aufziehen laſſen II. 116 f.

Triumphbögen, wie ſie beſchaffen ſeyn müſſen, und ob man dem Kaiſer Tiberio einen in Gallien aufgerichtet hat II. 296. manche haben Schwibbögen, die auf Brücken, an den Wegen und ſonſt ſtehen, für Triumphbogen angeſehen 297. Ueberbleibſel eines alten Triumphbogens bey St. Remy in der Provenze werden im Kupfer vorgeſtellet und erkläret IV. 241

Triumvirat des Antonius, Auguſts und Lepidus wird beſchrieben III. 131

Trompete. Abhandlung vom Urſprunge und Gebrauche der Trompete I. 114 ſie war ſchon vor Moſe bekannt, und von den Aegyptiern erfunden, ebend. die Griechen im trojaniſchen Kriege wußten noch nichts von ihr, wohl aber Homer 115. die Griechen hatten feyerliche Spiele, darinn ſie ihre Geſchicklichkeit, die Trompete zu blaſen, um die Wette hören ließen 116. die Römer hatten dreyerley Arten von Trompeten, eine gerade, tuba, eine krumme, lituus, und eine ganz krumme zirkelförmige, buccina genannt, ebend. die gerade war fürs Fußvolk, und dienete zum Anrücken und Zurückziehen zu blaſen, ſie deutete auch ſonſt den Soldaten im Felde ihre Verrichtungen an 117. ihr Gebrauch bey Siegsgeprängen, den floraliſchen Spielen, Leichenbegängniſſen u. ſ. w. ebend. zu Kaiſers Valentinians Zeiten kamen die Büffelshörner, die vierte Art von Trompeten auf 119. ob Homer recht daran gethan, daß er das Gebrüll des Donners mit dem Halle der Trompete verglichen II. 200

Trophonius, was man beobachtete, wenn man das Orakel des Trophonius befragen wollte, und wie man ſich dazu anſchickete I. 46. des Trophonius Geſchichte mit ſeinem Bruder Agamedes, ebend. er bauete mit ihm den vierten Tempel des Apollo zu Delphen II. 94

Trummel, ob ſie eine Erfindung der Sarazenen ſey VIII. 260

Tubi optici, ſiehe **Vergrößerungs- und Ferngläſer.**

Turniere. Abhandlung von ihrem Urſprunge IX. 421 f. ob ſie von Deutſchen oder Franzoſen eingeführet ſind, ebend. Vorſtellung eines Turniers in einem alten Schnitzwerke von Elfenbein X. 81

Tyrannen. Von keinem der ſogenannten Tyrannen, oder eigenmächtig aufgeworfenen Kaiſer hat man Münzen mehr übrig, als von dem einzigen Victorinus VI. 334

V.

Valeriſche Geſetz, welches das Oppiſche aufhob; wie es bey deſſen Einführung zugegangen III. 118

Vaterland. Die Liebe zum Vaterlande iſt kein erdichteter Heldenmuth, ſondern die Frucht edler Geſinnungen, die ſich durch rühmliche Thaten gränzt haben VII. 85

Vauſin.

Vauſtin. Dom Claude Vauſtins, Abtes zu Ciſteaux, Geſchichte und Grabmaal wird beſchrieben V. 239

Venus, die gewaffnete Venus ſtellet auf einigen Münzen den Schutzgeiſt von Sparta vor I. 162. die Venus ward gewiſſermaßen mit zu den diis inferis gerechnet, und man hat eine Venerem ἐπιτύμβιον und Libitinam II. 290. die eine Venus war die Cœleſtis, die andere infera oder Libitina ebend.

Vergötterung abgelebter Menſchen iſt nicht die Quelle heydniſcher Abgötterey, oder Vielgötterey X. 70. ſiehe Conſecratio.

Vergy, das Grabmaal von vier Herren von Vergy (Vergiaco) in der Ciſterzienſerabtey, wird ſammt ihrer Geſchichte beſchrieben V. 210 f.

Versmacher. Die Frage, ob alle alte und neue Dichter, die ohne Erdichtung und Fabel geſchrieben, und nur Lehrgebäude aufgeführet haben, den Namen der Dichter verdienen, oder bloſe Versmacher ſind VI. 132

Verſchnittener. Früh beym Ausgehen einem Verſchnittenen begegnen, ward für eine ſchlimme Vorbedeutung angeſehen I. 61

Verſuch. Dieſer Titel, den einige Engländer ihren Gedichten gegeben haben, iſt für Gedichte zu ſchlecht VI. 134

Verus. L. Verus, des Kaiſers M. Antonins Amtsgenoſſe, führet auf Aufſchriften, wiewohl nicht auf Münzen, den Titel Pontifex Max. V. 311

Verwünſchungen, oder **Vermaledeyungen.** ſiehe **Fluch,** und **Veſtalinnen.** Man verwünſchete die Geiſter, ſo um die Gräber herumſchwärmen; ſo ermahnete man auch auf den Leichenſteinen die Vorübergehenden, auf die Begrabenen nicht zu fluchen II. 103. Abhandlung von den öffentlichen Verwünſchungen VIII. 55 f. was für Leute man verwünſchet hat 56. was für Schande und Strafe man ſolchen Verwünſchten angethan 57 f.

Veſpaſian und **Titus** haben unter den Kaiſern zuerſt den Titel Cenſor auf Münzen angenommen VI. 335

Veſtalinnen. Man ſchrieb ihnen die Kraft zu, durch ihre Verwünſchungen flüchtige Sclaven wieder zu ihren Herren zurück zu bringen IV. 37

Victoria, eine Frau von groſſem Anſehen in Gallien, zu Zeiten Kaiſers Gallieni, deren Bild man auch auf römiſchen Münzen findet. Ihre Geſchichte wird erzählet V. 304

Victoria. Mit dieſem Worte pflegete man auf Münzen den Namen des überwundenen Volkes zu vereinigen VII. 174

Victorin. Das leere Grabmaal des jüngern Victorins zu Langres wird beſchrieben, welcher unter Gallieno ſich in Gallien zum Kaiſer aufwarf, und zu Cöln als ein Aufwiegler erſchlagen ward V. 304

Victorius. Ein Fehler wird bemerket, den Gregor von Tours in Anſehung dieſes Statthalters von Aquitanien begangen hat V. 176

Vielſtimmig. Die Alten haben, wie man gemeiniglich dafür hält, die vielſtimmige Muſik nicht gehabt: doch behauptet Herr Fraguier aus dem Plato das Gegentheil II. 144 f. Wallis will ein gleiches beym Ptolemäus bemerket haben 148. Bürette widerſpricht ihnen 151 f. X. 454 f.

Villars, Heinrichs de Toire Villars, Erzbiſchofes von Lyon ums Jahr 1347. Bemühungen, die Händel zwiſchen dem Biſchofe und dem Grafen von Valenze beyzulegen X. 110 f.

Villars, der Abt von V. war ein Anverwandter des P. Bernard de Montfaucon VIII. 438

Villier le Bel. Urſprung dieſes Namens IX. 390

Viromarus auf einer Aufſchrift, ob es der berühmte Viridomarus ſey V. 134

Vögel, welche die Perſonen auf den Denkmälern der mittlern Zeiten auf den Händen trugen, zeigen von der groſſen Luſt, die man damals an der Vogelbeize hatte X. 90. die Vogelbeiz ward unter Philipp dem Kühnen ſehr gemein ebend.

Völker, galliſche Völker, deren Namen die Stellen der Namen ihrer Hauptſtädte eingenommen haben II 371. allgemeine Begriffe vom Urſprunge und der Vermiſchung der alten Völker, und der Art ihre Geſchichte zu erlernen IX. 70 f.

Vorbedeutungen. Abhandlung von denſelben I. 57. die Achtſamkeit für ſie hatte die Völker ſchon vor Moſis Zeiten eingenommen 59. die Griechen ſcheinen die Wiſſenſchaft, Vorbedeutungen auszulegen, und die Gewohnheit, ſie zu bemerken, von den Aegyptiern bekommen zu haben, ebend. wollte man, daß gute Vorbedeutungen einem zu ſtatten kämen, und in ihre Erfüllung giengen, ſo mußte man ſie, wenn ſie einem vorkamen, durch begieriges Annehmen ſich zueignen, die garſtigen Vorbedeutungen dagegen durch Fluchen und Schelten und Verabſcheuen von ſich entfernen 63

Vorhaut. Die Kirchen werden namhaft gemachet, welche ſich mit der Vorhaut Chriſti breit machen X. 351

Vorleſungen. Die Gelehrten pflegeten ehedem ihre Schriften im Capitol, in Tempeln, in großen Palläſten zur Probe vorzuleſen, und luden dazu durch Umlaufberichte eine zahlreiche Geſellſchaft ein, und ſucheten ſich durch allerhand auch unanſtändige Mittel den Beyfall und das laute Zurufen von Lobeserhebungen zu verſchaffen I. 129. 130. die Gelehrten hielten ihre Vorleſungen, oder lehreten in den Vorhöfen der Gymnaſien 102

Vorurtheile. Will man etwas aus andern Schriftſtellern anführen, ſo muß man die Vorurtheile ganz verbannen III. 99. Beyſpiele von Vorurtheilen, womit ſich Griechen und Lateiner bloß geben 100

Ueberſetzungen. Der Streit zwiſchen den Herren Vatry und Gedoyn, wegen der Ueberſetzungen alter Schriften, nebſt beyder Theile Gründen wird vorgetragen VI. 9 f. Es kömmt bey dieſem Streite kürzlich auf folgendes an. Vatry beſchweret ſich, daß man heutzutage die alten lateiniſchen

niſchen und griechiſchen Urſchriften zu ſehr aus den Augen ſetzet, und nur an den Ueberſetzungen kleben bleibt, da ſie doch zu unvollkommen und zu untreu ſind, und ſeyn müſſen; auch ferner ſo beſchaffen ſind, daß ſie dem Leſer keine Hochachtung gegen die Alten beybringen können: Und überdem, geſetzt auch, man hätte noch ſo vollkommene Ueberſetzungen, müßten dennoch die Urſchriften vieler Betrachtungen wegen zu Rathe gezogen werden. Hierauf antwortet Herr Gedoyn, daß es zwar ſchwer ſey, wohl zu überſetzen; er zeiget, was zu einem guten Ueberſetzer gehöre; er geſteht ein, daß man wenig wohlgerathene franzöſiſche Ueberſetzungen habe. Daß die meiſten derſelben weder den alten, noch den neuen Verfaſſern Ehre machen. Gleichwohl aber behauptet er doch, daß die Ueberſetzungen unendlich nutzen, daß, ob ſie gleich nur Nachriſſe ſind, ſie dennoch die weſentlichen Züge der Urbilder darſtellen; daß man auch Meiſterſtücke von Ueberſetzungen aufweiſen könne, die ihren Urſtücken ſehr nahe kommen, ja ſie wohl gar zuweilen übertreffen; daß, hätten gleich die beyden alten Sprachen vor der Franzöſiſchen vieles voraus, dieſe hinwiederum doch ihre Schwäche mit vielen andern Schönheiten erſetze, und von manchen Fehlern frey ſey, denen die Alten nicht hätten entgehen können. Zuletzt bringt Vatry, nicht ſowohl ſeines Gegners Satz umzuſtoßen, als von dem er nicht gar weit entfernet iſt, als vielmehr das Leſen alter Schriften in den Urſprachen anzupreiſen, noch dieſes bey: daß die Alten durch ihre Gefliſſenheit, und durch ihr Geſchick wohlklingend und muſikaliſch zu ſchreiben, eine vorzügliche Achtung vor den neuern verdienen, und uns damit die Nothwendigkeit auflegen, ſie in ihren eigenen Sprachen zu leſen; weil dergleichen Schönheiten den Ueberſetzer unnachahmbar ſind. Das iſt mit wenig Worten der Inhalt beſagter gelehrter Streitſchriften VI. 9 bis 37. Schwierigkeiten der Ueberſetzungen IX. 468. Nachricht von den erſten franzöſiſchen Ueberſetzern IV. 96 f.

Ucabeh, ein arabiſcher Feldherr. Geſchichte ſeines im J. 670 gethanen Heerszuges nach Africa, um dieſes Land den Griechen zu entreißen X. 296 f.

Uhr. Abhandlung von den Uhren der mittlern Zeit, und deren Unterſchiede von den unſrigen VII. 305. Nachricht von dem Uhrwerke, das Johann de Dondis im XIV. Jahrhunderte verfertigt, und das den Himmelslauf vorgeſtellet VIII. 316

Univerſität, mit was für Ceremonien die Univerſität zu Paris ſich ehedem bey der Meſſe zu St. Denys einzufinden gepflogen habe X. 384

Unze. Der römiſchen Unze Verhältniß gegen die Pariſer VI. 80

W.

Waffen. Abhandlung von der Weiſe, jemanden durch Uebetreichung ſeiner Waffen an Sohnes ſtatt aufzunehmen X. 235 f.

Wagen, die Wagen auf conſulariſchen Münzen ſind keine Zeichen von Siegesgeprängen über erlegte Feinde, ſondern deuteten nur die Rennſpiele an, welche die Münzvorſteher, währendes ihres Bauherrenamtes dem Volke zu Liebe angeſtellet hatten I. 270. Klopffechter, die auf Wagen eſſeda genannt, ſtritten, und daher den Namen eſſedarii führeten 309

Wahrſcheinlichkeiten ſind nicht der Literatur und Critik eigen, ſondern auch den ſchwereſten Wiſſenſchaften gemein VIII. 30

Wald. Die alten fränkiſchen Könige wohneten gerne in oder an Wäldern X. 280. die erſten Tempel und Freyſtädte waren Wälder II. 51

Waldemars, des Biſchofes von Bremen im XIII. Jahrhunderte Grabmaal im Ciſterzienſerkloſter wird beſchrieben V. 228

Waldenſer. Geſchichte ihrer Verfolgung zu Cabrieres und Merindol in der Provenze X. 222. Nachricht von ihrer Aufkunſt und Schickſalen 225. der Waldenſer Sprache

iſt

iſt zum Theil piemonteſiſch, größtentheils aber provenzaliſch X. 227. eine Probe davon 229

Waldo. Nachricht von Peter Waldo, dem Stifter der Waldenſer X. 225

Wanderungen der Völker ſind zuerſt insgeſammt zu Lande, und nicht zu Waſſer geſchehen IX. 128

Wappen rühren eher von den Turnieren als von den Kreuzzügen her IX. 430. worinn die Wappenröcke von den Küraſſen unterſchieden geweſen ſind II. 364. beyde haben beynahe nichts mit einander gemein, ebend. man zog ſie über den Küraß an 366

Waſſer, man glaubete Blutſchulden mit Waſſer, und zwar inſonderheit mit Seewaſſer abwaſchen zu können I. 44. 46. zum gottesdienſtlichen Gebrauche ward das Seewaſſer allezeit dem Flußwaſſer, und dieſes dem ſtehenden vorgezogen 49. die Römer blieben nicht immer bey einerley Grade der Wärme des Waſſers in ihren Bädern; anfänglich waren ſie nur mit dem mäßigwarmen zufrieden; hernachmals aber mußte es beynahe ſiedend heiß ſeyn 111. Was für einen Dienſt und Verehrung die alten Völker dem Waſſer erwieſen haben VI. 397 f.

Waſſergötter, ſiehe Götter.

Waſſerleitung, Beſchreibung der Waſſerleitung zu Coutanzes, nebſt vorläufiger Nachricht von den Waſſerleitungen der Alten VIII. 159. Waſſerleitungen in Aegypten 154. im gelobten Lande 158. in Griechenland 158 f. zu Rom, in Italien, Spanien, Gallien 165 f.

Weiber. Bey den Mohren weiſſageten, ſo wie bey den alten Deutſchen, die Weiber, und ſtunden deswegen in großem Anſehen X. 303. drey auf Münzen neben einander ſtehende Weibsbilder mit Wagen in der Hand, bedeuten die den dreyfachen Arten von Münzen, den goldenen, ſilbernen und kupfernen vorgeſetzten Gottheiten VI. 429

Weihbiſchöfe, ſeit dem XIII. Jahrhunderte findet man ihrer eine große Anzahl X. 404

Weihwaſſer pflegete man in den mittlern Zeiten in die Gräber zu ſetzen, den Teufel davon abzuhalten V 147

Wein. Der erſte Altar, der mit Weinausgießen und Salben eingeweihet ward, rühret vom Erzvater Jakob her III. 19

Weiſſager. Bey den alten Galliern waren die Weiſſager von den Barden und Druiden unterſchieden III. 381. ſiehe Weiber.

Welt. Die Meynungen und Lehrſätze der Alten von der Seele der Welt werden vorgetragen VI. 144 f. der Indianer Gedanken von Erſchaffung und Regierung der Welt IX. 57

Wilhelm Langdegen, Herzog in der Normandie, ließ zu Feſcamp ein Schloß bauen, um dieſen Meerhafen zu befeſtigen II. 346

Wilhelm von Auvergne, Biſchof zu Paris im XIII. Jahrhunderte, war das Haupt der Hermetiſten oder Goldmacher ſeiner Zeit X. 398

Wilhelm, ſiehe Meßire.

Wiſchnu. Begriffe der Indianer von dieſem ihren Götzen IX. 58. ſeine Erſcheinungen 62 f.

Wiſſenſchaften. Der von Zeit zu Zeit verſchiedene Zuſtand der Wiſſenſchaften in Frankreich wird von der Akademie zur Unterſuchung einige Jahre hinter einander aufgegeben. So ward A. 1734 die Beſtimmung des Zuſtandes der Wiſſenſchaften in Frankreich unter Karln dem Großen zur Preisfrage ausgeſetzet VI. 3. und 1737 von Karln dem Großen an, bis auf den Tod König Roberts 4. von da an, bis an den Tod Philipps des Schönen A. 1740. VII. 3. von da an, bis auf Karln den V. A. 1743. VIII. 8. unter Karln dem VI. und VII. fürs Jahr 1746. IX. 2. Beweis, daß die Wiſſenſchaften von Anbeginn an, beſonders in Gallien mit Fleiß getrieben worden ſind III. 380 f. die Wiſſenſchaften haben nur vier glückliche Zeitpunkte gehabt, darinn ſie ſich gehoben haben, und welche es ſind 391. Urſachen, warum ſie nur kurze Zeit blühen, und bald wieder in Verfall gerathen 392. Betrachtungen über die Nutzbarkeit der ſchönen Wiſſenſchaften, und die ſchlimmen Folgen, welche der ausſchlieſſende Geſchmack an der Mathematik und Phyſik, der ſich unſerer Zeiten bemeiſtert, nach ſich ziehen muß VIII. 11 bis 54. Schwierigkeiten, welche einen davon abſchrecken 21. ob der Nutzen und der Vorzug der ſchönen oder der ernſthaften Wiſſenſchaften gröſſer ſey 26 f. ſie ſcheinen ſchon in unſern Tagen ſich zum Falle zu neigen. Auszüge, Monathsſchriften und was dem ähnlich, drohen ihnen mit dem Untergange 38. ihr Urſprung wird aus dem erſten Buche Moſis hergehohlet, und behauptet, daß die erſten Menſchen es beynahe ſo weit gebracht haben, als wir IX. 21. dieſem Vorgeben wird in den hinzugefügten Anmerkungen widerſprochen, ebend. das Vorurtheil wird beſtritten, als hätten die Wiſſenſchaften in den mittlern Zeiten in Europa ganz unter der Bank geſtecket X. 306. Anmerk.

Witz. Das Geziere und Geprahle mit dem Witze, die zu häufigen ſcharfſinnigen Einfälle, und eine gezwungene Schreibart erſticket und vertilget die wahre Beredſamkeit und alle gute Wiſſenſchaften III. 385. 397

Wohlſtand. Der Alten Geſinnung in Anſehung des Wohlſtandes im Ausdrucke, wird gegen die Art der neuern gehalten, und gewieſen, daß ſie nicht ſo verwöhnet geweſen ſind, als wir III. 138

Worte von widriger oder unanſtändiger Bedeutung brachte man mit Behutſamkeit an, und milderte ſie durch Bezeugung ſeines Abſcheues vor ihnen, oder verſteckte ſie unter andern gelindern und weniger anſtößigen I. 63. die alten Griechen macheten ſich kein Bedenken, gewiſſe Worte zu gebrauchen, die in unſern Sprachen niedrig ſind, und davor ein artiger Schriftſteller ſich hüten muß III. 138. woher die barbariſchen unverſtändlichen Worte in den Seegenſprüchen und Beſchwörungen kommen IV. 3

Woudreton. Robert W. ein Engländer, läßt ſich von Karln dem Boshaften zu einem Anſchlage auf das Leben Karls des V. Königs von Frankreich und der übrigen Prinzen vom Geblüte gebrauchen VIII. 298

Wulfoadus. Zween verſchiedene Leute dieſes Namens hat Hadrian de Valois in ſeiner notitia Galliæ mit einander vermenget IV. 205

Wunder, in Erklärung alter Münzen und Denkmaale muß man ſich vor dem Wunderbaren hüten VI. 368. Wunderwerke, ſo die Heyden von ihren Tempeln erzähleten II. 51. ſeltſame Wunderwerke, die nach Ausſage einer alten geſchriebenen franzöſiſchen Legende U. L. F. zu Soiſſons verrichtet haben ſoll X: 167 f.

Würfelſpiel, (tesseræ) war zu Rom ſehr beliebt I. 131. Palamedes ſoll es erfunden haben 134. die Steine davon waren viereckicht, und hatten ſechs Seiten ebend.

X.

Xerxes übelgelungener Verſuch auf den Schatz des delphiſchen Tempels II. 97

Xi Kim iſt eine Sammlung alter gereimter chineſiſcher Gedichte, die vom Confucius herrühret III. 369

Y.

Yriex, des heiligen Yriers Leben iſt nicht vom Gregor von Tours, dem es beygeleget wird IV. 365

Z.

Zacharias. Die von den Gnoſtikern angegebene Urſache des Todes Zachariä, des Prieſters, der von den Juden in dem Tempel zu Jeruſalem erſchlagen ward I. 162

Zahl. Sophokles ſetzet gerne die mehrere Zahl an ſtatt der einfachen III. 133. bey den Pythagoräern iſt Zahl ſo viel, als ein aus Verhältniſſen zuſammengeſetztes Weſen VI. 148. die Zahlen in Antonins Reiſebuche ſcheinen, in ſo weit ſie Gallien angehen, nicht römiſche Meilen, ſondern galliſche Leugen anzudeuten VII. 214

Zahlpfennige. Abhandlung von ihnen III. 183 f. die eigentlich ſo genannten Zahlpfennige ſind erſt im XIV. Jahrhunderte in Frankreich aufgekommen 187. ihr alter franzöſiſcher Name ebend.

Zeid Aga, des türkiſchen Bothſchafters an dem franzöſiſchen Hofe, Sohn, machet der Akademie Hoffnung, ihr den Zutritt zur Bibliothek des Sultans, oder der alten griechiſchen Kaiſer zu verſchaffen, und machet damit, daß man die Herren Sevin und Fourmont dahin ſchicket IV. 3. 412. ſein Beklagen gegen dieſe beyden Herren zu Conſtantinopel VIII. 391. 392

Zaubern, mit was für abergläubiſchen Umſtänden die Zauberſtäbchen mußten geſchnitten werden VI. 129. Zauberworte waren ſchon den Alten bekannt, und ſie gebraucheten ſich derſelben z. E. Wunden zu heilen IV. 29

Zaum iſt in der Fabellehre das Bild des Ruders an einem Schiffe IV. 298

Zehrpfennig, ſchon die Alten pflegeten einem einen Zehrpfennig mit auf den Weg zu geben II. 19

Zeichen, welche die Chriſten, um ihren Glauben zu erkennen zu geben, auf ihre Grab- und andere Denkmaale ſetzeten II. 327. Papierzeichen der allerälteſten Druckerey zu Maynz, nämlich der Fauſt- und Schefferiſchen, iſt ein Stierkopf VII. 351. alter fürſtlicher Häuſer und Staaten Wahrzeichen VIII. 146. der beyden Stämme der Herakliden zu Sparta Wahrzeichen, waren eine Schlange und eine Keule ebend.

Zeiten. In den ſogenannten mittlern Zeiten war man ſo ungelehrt nicht, als gemeiniglich dafür gehalten wird X. 306. Anmerk.

Zeitpunkte. Die Aegyptier rechneten zu verſchiedenen Zeiten nach vier Zeitpunkten VI. 300

Zeitrechnung. Die juliſche von Scaligern erfundene Zeitrechnung wird als unnütz, verdrießlich und fehlerhaft verworfen I. 204. was es damit für eine Bewandtniß hat 205. es giebt mehr als eine juliſche Zeitrechnung, ebend.

Zeitrechnung auf Münzen nach den Jahren Auguſts III. 211. die gemeine chriſtliche Zeitrechnung kömmt um ſechs Jahre zu ſpät V. 11 f. die indianiſche Zeitrechnung wird mit der jüdiſchen zuſammen gehalten und vereiniget IX. 48 f. Der Anfang der Zeit- oder Jahrrechnung der Stadt Berenike im Cyreniſchen wird beſtimmet, und die verſchiedenen Meynungen der Gelehrten davon angeführet X. 94 f.

Zeitungen. Geſchichte der Zeitungen zu Paris III. 512

Ziegen pflegete man den Brunnen zu opfern VI. 422

Zilla, ein ſeit kurzem ausgehecktes dichteriſches Weſen wird beſtrafet X. 175. Anmerk.

Zirkel, magiſche Zirkel, darinn ſich die Geiſter ſtellen mußten VI. 125

Zohair. Geſchichte des Heerszuges nach Africa, welchen dieſer Araber A. 670 unternahm X. 300

Zona torrida, ſiehe Erdſtrich.

Zoſima. Ob dieſe Gemahlinn des Tigranes vom Pompejus im Triumphe aufgeführet worden, wie Plutarch vergiebt III. 339

Zünfte, der römiſchen Zünfte waren ein und zwanzig, und zu welcher einer gehörete, davon fügete er den Namen dem ſeinigen bey I. 174 f. in Sachen, die nur Geldbußen betrafen, ſtimmete das Volk zu Rom zunftweiſe III. 128

Zurüfe. Abhandlung von den Zurüfen I. 126. es gab davon dreyerley Gattungen: einige waren für die Kaiſer; und dieſe kamen theils vom Volke, theils von dem Senate; andere waren für Gelehrte, ebend. Das Zujauchzen am Ende theatraliſcher Vorſtellungen, war anfänglich ungekünſtelt, ward aber mit der Zeit eine Art von Concert, ebend. in was für Ausdrücken der Senat den Kaiſern ſeinen Beyfall zu bezeigen pflegete 129. was man den Gelehrten unter ihren Reden, und beym Ableſen ihrer Aufſätze zugerufen, ebend. die Zurüfe an Gelehrte, waren verſchiedener Art, nach der Verſchiedenheit der

der Wiſſenſchaft, die einer trieb 130. man wiederhohlete ſie gar oft, auch mitten unter dem Reden, ſo, daß die Redner ſelbſt dadurch beläſtiget und unterbrochen wurden, ebend. den Gelehrten war an ſolchen Zurufen viel gelegen 129

Zwergen begegnete man nicht gerne beym Austritte aus ſeinem Hauſe I. 61

Drittes Regiſter,

welches

die geographiſchen Artikel, als Völker, Länder, Städte, Flüſſe und dergleichen enthält.

Aa. Ableitung des Namens einiger Oerter, die ſo heißen X. 331. Anmerk.

Aachen, woher dieſer Name komme X. 330 Anm. ob die Meſſe von Aachen von Karln dem Kahlen von da nach St. Denys verleget worden iſt X. 379

Aboriginer, wie und wenn ſie nach Italien gekommen ſind IX. 127

Abydus und Seſtus. Ihre Lage gegen einander, und die Verhältniß des zwiſchen inne gelegenen Helleſponts wird unterſuchet, und daraus gemuthmaßet, ob Leander von einer zur andern habe ſchwimmen können IV 385

Ach iſt die Namensendigung von vielen Orten Deutſchlandes, und bedeutet einen Bach X. 330. Anm.

Adiabene wird auf Münzen vor dem Kaiſer Severo nicht erwähnet VIII. 208

Aegina. Herr Fourmont ſieht ſich daſelbſt um IV. 434

AEGYPTOS ſteht auf keiner Münze vor Hadriano, und auf welchen es ſteht, die ſind falſch VIII. 200

Regiſter über die geographiſchen Artikel,

Africa. Nachricht, wie dieſes Land von den Arabern erobert worden X. 287 f. Erdbeſchreibung dieſes Landes aus arabiſchen Schriftſtellern 309 f. dieſer Name hat eine weitere und eine engere Bedeutung 310. Urſachen, warum die Araber mit Einnehmung dieſes Landes ſo lange zubrachten 305. 306. daß die Alten Africa umſegelt, und deſſen mittägliche Küſte gekannt haben, wird erwieſen IV. 327 bis 336

Agia Moni, ein griechiſches Kloſter auf der Inſel Scio, hat eine ſchöne Bibliothek, davon Herr Fourmont ſich das Verzeichniß geben läßt IV. 427

Agylla, eine ehedem wichtige pelasgiſche Stadt in Hetrurien. Deren Geſchichte IX. 147 f.

Alaner. Nachricht von ihnen, als eine Probe der neuen Nachricht von Gallien, daran Herr Secouße arbeitet IV. 214 f.

Alba Helviorum iſt das heutige Aps im Vivareſiſchen IV. 112

Albigenſer kommen mit den Waldenſern ſehr überein X. 226

Alemanen, wo dieſer Namen her ſeyn mag VII. 208. ſie ſollen urſprüngliche Gallier geweſen ſeyn X. 208

Alexandrien, aus dieſer Stadt hohlete man gläſerne Trink- und Schenkgeſchirre, die vermuthlich daſelbſt verfertiget und zu Rom ſehr hoch gehalten und theuer bezahlet wurden I. 122. wenn man daſelbſt angefangen Münzen mit lateiniſcher Aufſchrift zu ſchlagen 288. ſolches mag etwa im ſechzehnten Jahre Diocletians geſchehen ſeyn, ebend. wenn Auguſt Alexandrien eingenommen hat VI. 302. Es iſt falſch, was Dio berichtet, die Einwohner dieſer Stadt hätten ihre Jahre nach dieſer Begebenheit zählen müſſen ebend.

Alpen, was die Alten ſo genennet haben IX. 279

Ambri, Ambrones, Umbri, celtiſche Völker, wer ſie geweſen, und was man unter ihrem Namen verſtanden IX. 121 f.

Ameri-

America. Der americaniſchen Völker Zeitrechnung gehe nicht viel über Chriſti Geburt hinaus IX. 50
Amyclä. Nachricht von dieſer Stadt und Aufſchriften, die Fourmont daſelbſt gefunden IV. 443. VIII. 141 f.
And. auf einer alten Aufſchrift bedeutet Andomatuno V. 294
St. Andeol, ein Flecken im Delphinat, deſſen Alterthümer und Aufſchriften werden vorgetragen und mitgetheilet IV. 113 f.
Andomatunum, die ehemalige Hauptſtadt der Lingonum V. 294. es iſt der alte Namen von Langres VII. 199
Antiochien, keine Stadt hat ihre Münzen ſo ſehr mit Nachſtämpeln bezeichnet als Antiochien in Syrien VII. 178
Aoſta im Vienneſiſchen auf der ſavoyiſchen Grenze. Die daſelbſt befindlichen Aufſchriften werden mitgetheilet IV. 111
Aphrodiſium, die ganze Aufſchrift eines alten Steines zeiget an, daß an dem Orte, wo er ehedem geſtanden, ein Venustempel müſſe geweſen ſeyn II. 288
Aponiſcher Brunnen bey Padua, darein man Würfel warf, aus welchen man weiſſagete VI. 414
Aps im Vivareſiſchen, iſt das alte Alba Helviorum IV. 112. daſelbſt gefundene Aufſchriften 113
Aquenſis reſpublica, oder Civitas Auguſta Aquenſis, war ehedem in der Gegend von Baden VII. 211
Aquilæ capella iſt Aquiſgranum oder Aachen. Wenn und woher dieſer Namen entſtanden X. 330
Ara ad Confluentem, war ein Tempel Auguſts zu Lyon, wohin von allen galliſchen Städten jährlich Prieſter und Geſandten abgeſchicket wurden, um daſelbſt ein allgemeines Feſt zu begehen II. 299. ſechzig galliſche Nationen hatten daran Antheil, und ihrer aller Namen waren auf dem Altare daſelbſt eingegraben 299
Arabien. Die Echtheit einer Münze vom Trajan, darauf ſtehen ſoll Arab. Aug. Provincia wird in Zweifel gezogen VII. 172. Nachricht, wie die Araber Africa im VII. Jahrhunderte eingenommen haben X. 287 f.
Aradier Zeitrechnung auf ihren Münzen IV. 349

Archæ iſt Pont de l' Arche IX. 383

Argenteus ager lag in Languedoc, oder am rechten Ufer der Rhone X. 372

Argentoratum, ob es ein römiſcher, oder galliſcher längſt vor Ankunft der Römer bekannt geweſener Namen ſey V. 69 f. ob es die Hauptſtadt der Tribocken geweſen ſey IX. 342

Argos beſuchet Herr Fourmont IV. 436. was das Wahrzeichen dieſer Stadt ehedem geweſen VIII. 147. von der Waſſerleitung daſelbſt 162

Ariſidium oder Areſetum. Wo dieſes alte Biſthum im Languedokiſchen gelegen III. 417

Arles, daſelbſt gefundene Aufſchriften werden mitgetheilet IV. 123. Abhandlung von Münzen, die daſelbſt mit Kaiſer Moritzens Namen gepräget worden X. 248 f.

Ardeatæ, ob das der Namen eines Volkes beym Herodoto ſey IX 165 f.

Aſien, die allerälteſten Einwohner von Kleinaſien waren mit dem griechiſchen Volke, den Pelasgern, einerley X. 20. Wie das groſe Land, Aſien, in kurzer Zeit von den Arabern überſchwemmet und bezwungen worden 289

Aſtapus der Alten, iſt das heutige Maleg IV. 353

Aſtenai oder Aſtenois iſt Stadium X. 406

Aſtenidum, ob es mit Satanacum oder Stenai einerley ſey IX. 381

Aſtracan. Bey Aſtracan werden A. 1722 allerhand Bilder, meiſtens von Erzt, aus der Erde gegraben, die der Czaar an die Akademie ſchicket, ihre Gedanken darüber zu vernehmen III. 5

Athen. Schickſale dieſer berühmten Stadt unter den Römern, von der Zeit an, da ſie unter dieſer Bothmäßigkeit gerathen, bis auf den Kaiſer Hadrian I. 247. was Herr Fourmont daſelbſt von Aufſchriften gefunden IV. 428. die Griechen daſelbſt ſind ungemein eiferſüchtig, ebend. die angeſehenſten der dortigen Geſchlechter werden genennet 429. die dortigen Waſſerleitungen werden beſchrieben VIII. 159. die wahre Himmelsbreite dieſer Stadt wird

wird aus verſchiedenen Berichten davon feſtgeſetzet IX. 287 f. Abhandlung von der Zeit, wenn Sulla dieſe Stadt eingenommen hat X. 123 f. ihr Betragen in den bürgerlichen Kriegen der Römer, und was ſie deswegen hat leiden müſſen I. 248. ihre auf den atlantiſchen Inſeln geführten Kriege III. 60 f. athenienſiſche Münzen werden in Betrachtung gezogen I. 247 f. warum man auf keiner einzigen das Bildniß eines römiſchen Kaiſers findet, ebend. was an ihnen auszuſetzen 256. der athenienſiſche Kalender war wohl eingerichtet IX. 203. die Gegend von Athen durchſtreicht Herr Fourmont, und ſuchet die attiſchen δήμους auf IV. 433. attiſche Tetradrachmen hieſſen auch ſolche, die, ob ſie gleich außer Athen geſchlagen worden, dennoch auf den attiſchen Münzfuß eingerichtet waren VI. 82

Atlantiſche Inſel. Vom Kriege der Athenienſer wider dieſelbe wird gehandelt, und unterſuchet, ob eine geweſen ſey, wo ſie gelegen habe, und wo ſie hingekommen ſey III. 60 f.

Aventicum ſoll nicht **Avanches**, wie man gemeiniglich dafür hält, ſondern Autres ſeyn. Dem aber widerſprochen wird VII. 200

Aurelia, einige Städte, die dieſen Namen geführet haben X. 206. Genf hat ſich ihn ohne hinlängliche Befugniß angemaßet ebend.

Auſtria, der Urſprung dieſes Namens wird unterſuchet VII. 292 f.

Azanien heißt heutzutage Ayan IV. 333

B.

Babylon und Seleukien ſind verſchiedene Städte geweſen IV. 45 f. die babyloniſche Zeitrechnung wird unterſuchet II. 189 f. was man davon noch übrig hat, und bey den Alten findet, geht über Nabonaſſars Zeiten nicht hinaus, und woher das komme 192

Baden heißt auf alten Aufſchriften Civitas Aurelia Aquenſis X. 204. von da aus lieſen verſchiedene große römiſche Landſtraßen 207

Bagnol, in der Gegend von Bagnol gefundene Aufſchriften werden mitgetheilet IV. 119 f.

Bar. Unterſuchung, wenn und von wem Bar von einer Grafſchaft zu einem Herzogthume erhoben worden, und ob es je die Grenze von Frankreich und Deutſchland geweſen ſey, und ob es je vom deutſchen Reiche abgehangen habe X. 42 f.

Barca. Nachricht von dieſer Landſchaft aus dem Abulfeda X. 315

Baron bey Uzes. Die daſelbſt gefundenen Aufſchriften werden mitgetheilet IV. 119

Baſel. Nachricht von den zu Baſel befindlichen Urkunden, der Actorum der daſelbſt gehaltenen Kirchenverſammlung VI. 473

Bayeux, ſo heißt heutzutage die Gegend, wo ſonſt die Badiocaſſes wohneten I. 331. Erklärung eines daſelbſt gefundenen goldenen Ringes, der das kleine Siegel des dortigen biſchöflichen Hofes mag geweſen ſeyn X. 402 f.

Beaulieu, eine Abtey in Argonne, ob ſie die Gränze von Deutſchland und Frankreich geweſen ſey X. 48. ob im XIII. Jahrhunderte der Graf von Bar oder der von Champagne Schutzherr darüber geweſen ſey X. 51 f.

Berber, oder Mauren, wie die Araber ſie bezwungen haben X. 299 f.

Berenike, eine berühmte Aufſchrift von den Juden dieſer im Cyreneiſchen gelegenen Stadt, und zugleich die Jahrrechnung derſelben wird in ein helleres Licht geſetzet X. 63 f.

Bergny ſoll das alte Schloß Brennacum ſeyn X. 282

Bertin. Nachricht von den Annalibus Bertinianis X. 392 f. Unterſchied zwiſchen der gedruckten Ausgabe derſelben, und einer ſchönen Handſchrift davon 394. dieſes Jahrbuch rühret eigentlich von Prudentio her, iſt aber vom Erzbiſchofe Hincmaren verfälſchet worden 393

St. Bertrand, ſtreitige Meynungen von dieſer Stadt Urſprunge III. 59

Bievre, die Geſchichte dieſes kleinen Fluſſes, der zu Paris in die Seyne fällt, und eines aus ihm ehedem durch St. Victors Abten gezogenen Armes, der vielen Streit zwiſchen den Viktors- und Genoveſen-Mönchen veranlaſſet hat, wird vorgetragen VII. 380 f.

Biſcara. Nachricht von dieſer Stadt X. 317

Bithynien. Der Herr de la Baſtie wollte eine chronologiſche Geſchichte der bithyniſchen Könige ausarbeiten VIII. 468. das bithyniſche Jahr richtete ſich nach dem römiſchen, fieng aber um acht Tage zeitiger an IX. 206 f.

Bochara. Herrn Sevins Anſchlag, Handſchriften von daher zu bekommen, geht zurück IV. 421

Bon, in Africa. Nachricht von dieſer Stadt Eroberung durch die Stephansritter A. 1607 VII. 283

Boras, ein Berg in Macedonien, von dem die Hyperboräer ihren Namen haben IX. 285

Borocingus beym Sidon. Apollinar. iſt das heutige Brecen im Languedokiſchen II. 353

Boucou, ein Ueberbleibſel des alten Namens der Vocatum eines Volkes, das ſonſt in der Gegend wohnete III. 269

Bourdeaux. Die Ueberbleibſel des Amphitheaters zu Bourdeaux werden beſchrieben VI. 265. 281

Braine hinter Soiſſons, iſt nicht das alte Brennacum X. 271 f.

Brennacum. Unterſuchung, wo dieſes alte Schloß der fränkiſchen Könige gelegen, und ob es Braine bey Soiſſons, oder ob es vielmehr Berany ſey X. 271 f. die Stellen alter Geſchichtſchreiber, die dieſes Ortes gedenken, und die Begebenheiten, ſo ſich daſelbſt zugetragen haben, werden geſammlet X. 271 f.

Bretagne. Die Heiligen aus dieſem Lande V. 265. Streit wegen deſſen Lehnsdienſtbarkeit und Nachricht von des Abtes Vertot Werke von dieſem Handel VI. 444

Britannien. Daß Britannien eine Inſel ſey, hat man ſchon längſt vor Agricolä und Taciti Zeiten gewußt IV. 58. 59

Brumt, ob es das alte Brocomagum ſey IX. 335 f.

Burgund. Krieg wegen dieſes Landes, zwiſchen Landry, Grafen von Nevers, und König Roberten dem II. von Frankreich II. 344. Der Herzoge von Burgund, erſten Stammes, Geſchichte wird kürzlich vorgetragen, und ihre zu Ciſteaux in der Ciſterzienſerabtey befindlichen Grabmäler nach der Länge beſchrieben V. 198 bis 255. Anſprüche die Karl der II. von Navarra auf Burgund machete VIII. 288. Gondebalds, Sigismunds und anderer burgundiſcher Herren Geſchichte IX. 372 f. Gränzen dieſes Reiches X. 365

Byrſa, das Schloß zu Carthago, ſoll, Bochards Meynung nach, welcher auch Pinart beytritt, von dem phöniciſchen oder hebräiſchen Worte ברצה das iſt, Schloß oder Burg, benennet worden ſeyn I. 166 f.

C.

Caba, ein Vorgebürge in Africa, wo es mag gelegen haben IV. 533

Cabrieres. Geſchichte der daſelbſt im Jahre 1545 wider die Waldenſer vorgenommenen Verfolgung X. 222 f.

Cäriten. Ihre Geſchichte und Verhältniß gegen die übrigen Bürger von Rom IX 158 f.

Cafern. Erzählung von dem Opfer, das ſie dem Geſundheitsgotte darbringen X. 56

Cairowan. Geſchichte der Erbauung dieſer Stadt X. 297

Calamä im Peloponnes, heutzutage Calamatä IV. 440

Calcaria, ehedem ein Ort in der Provence, wo er mag gelegen haben VI. 286

Calmuken, ſiehe Tibeth.

Campus rotaceus iſt der Ort, wo König Sigismund von Burgundien iſt ermordet worden IX. 378

Capes. Nachricht von dieſer Stadt in Africa X. 314

Cappa. Unterſuchung, wo dieſer Ort mag gelegen haben, deſſen Lupus, Abt zu Ferrieres, in ſeinen Briefen gedenket X. 386 f.

Carambucis mag der Oby ſeyn IX. 277

Carthago. Die ſogenannten Statuta primitivæ eccleſiæ ſollen nicht in der Kirchenverſammlung zu Karthago vom Jahre 398, ſondern in der zu Valenze, vier und zwanzig Jahre früher, entworfen, und von der africaniſchen Kirche nur gebilliget und angenommen ſeyn X. 150 f. das Wahrzeichen dieſes Staates iſt ein Löwe und ein Palmbaum V. 113. ob ſie auch Schilder den Göttern zu opfern gepfleget haben 114

Caſtricienſis pagus in der Gegend von Rethel X. 407

Celten. Von den celtiſchen Colonien in Italien IX. 119 f.

Ceppoi iſt das Cappæ des Abtes Lupus von Ferrieres, und war ehedem ein anſehnlicher Handelsort X. 389

Carne beym Plinius, ſcheint mit Menuthias oder Madagaſcar einerley zu ſeyn IV. 335

Chaldäer. Beroſi Bericht von ihren aſtronomiſchen Beobachtungen wird unterſuchet II. 188 f.

Chamas, ein Dorf in der Provence, wo eine alte Brücke und eine römiſche Aufſchrift ſteht VI. 283

Champmotteux, wo dieſes Landgut des Kanzlers de l'Hoſpital gelegen X. 215

Chappes iſt das vom Abte Lupus erwähnte Cappæ nicht X. 387 f.

Charoux an der Charente. Von den daſelbſt aufbewahrten heiligen Ueberbleibſeln X. 353

Chaſtenoy. Die daſelbſt entdeckten Gräber werden beſchrieben V. 146

Chaſteaudun. Die an einer alten Kirche daſelbſt befindlichen Bilder werden im Kupferſtiche vorſtellig gemachet, und erkläret V. 319 f. dieſe Stadt iſt ſehr alt 320. Geſchichte der von Herrn Lancelot daſelbſt gemachten Entdeckungen alter Denkmäler VIII. 366

Cherbourg in der Niedernormandie. Beſchreibung eines daſelbſt gefundenen Grabmaals VIII. 179 f. Geſchichte dieſes Ortes 183

Chryſorrhoas, ein Beynamen des Pactolus und anderer Flüſſe X. 32

Cierus, der Name einer Stadt in Myſien, die ſonſt gemeiniglich Cius heißt, iſt dem Salmaſius ohne Grund verdächtig vorgekommen III. 469

Cirrha und Criſſa, ob dieſes zween Namen einer Stadt, oder ob es zwo verſchiedene Städte geweſen. Das letztere behauptet de Valois III. 78 f. das erſtere Freret 81 f. und Gedoyn 85 f.

Ciſteaux. Die in der Ciſterzienſerabtey befindlichen Grabmäler der Aebte, Herzoge von Burgund, und anderer Vornehmen werden beſchrieben V. 353 f.

Clitumnus. Beſchreibung dieſes Fluſſes VI. 409

Columna vicus. Ob es Coulmiers oder St. Pere Avi la Colonne ſey IX. 376

Comminges. Zu St. Bertrand de Comminges gefundene Aufſchriften IV. 127

Confluens. Ara ad Confluentem auf alten römiſchen Aufſchriften in Gallien, bedeutet den Tempel Auguſts zu Lyon, wo die Rhone und Saonne zuſammen flieſſen II. 298

Copihiſar. Fourmont findet Aufſchriften daſelbſt IV 431

Conovalenſis pagus, wo er gelegen VIII. 186

Conſtantinopel. Wie dieſe Stadt von den Lateinern eingenommen worden, und wie zerrüttet damals das griechiſche Kaiſerreich geweſen X. 416 f.

Convenæ, heutzutage Cominges, woher dieſer Namen gekommen III. 269. iſt erſt zu Auguſts Zeiten aufgekommen, ebend. wo Lugdunum Convenarum geſtanden, ebend. Alterthümer davon ebend. 270

Copia. Dieſen Beynamen führeten einige römiſche Pflanzſtädte, inſonderheit aber Lyon III. 283

Corcyra oder Corfu. Ob Antonius ſich mit der Octavia einige Zeit daſelbſt aufgehalten, und ob die Einwohner dieſer

dieſer Inſel auf dieſe Begebenheit eine Münze haben ſchlagen laſſen II. 263. und ob ſie ſolches aus eigener Bewegung, oder auf Befehl des Antonius gethan haben 264. ihr Wahrzeichen auf ihren Münzen ebend.

Coriallum mag das heutige Cherbourg ſeyn VIII. 185

Corinth. Wie es itzt da ausſehe IV. 434. von der Waſſerleitung daſelbſt VIII. 162

Corocotinum iſt Harfleur, und nicht Crotoy VII. 224

Coſedia, itzt Coutence VII. 224. Coſedia und Conſtantia caſtra iſt einerley VIII. 176

Coſſyra. Münzen von dieſer Inſel X. 115

Coutanzes, ſiehe Coſſedia. Beſchreibung der Waſſerleitung daſelbſt VIII. 159 f. wenn es erbauet worden 175

Creta. Die Frage, was für Geſetze die Inſel Creta gehabt, und ob Lycurgus die ſeinigen nach ihnen eingerichtet habe, ward fürs 1730 Jahr, und noch einmal für 1740 aufgegeben VII. 2. 3

Criſſa. Die von Criſſa übeten Gewaltthätigkeiten an den Reiſenden aus, die durch ihr Land nach Delphi zum Orakel giengen, und plünderten den delphiſchen Tempel II. 97. ſiehe Cirrha. Geſchichte des Krieges der Griechen mit der Stadt Criſſa wegen des delphiſchen Tempels X. 472

Crotona. Die Hauptgötter dieſes Staates I. 267. Münzen von Crotona 266. Urſprung dieſer Stadt 267. ſie lag in einem geſunden Boden, und zog daher handfeſte Leute 267. die Juno Lacinia war daſelbſt in einem groſſen Anſehen I. 269. von dieſer Stadt leitet Erizzo den Namen der Contorniaten irrig her, und will, daß man Crotoniaten anſtatt Contorniaten leſe III. 238. man findet nur ſilberne crotoniſche Münzen, und auf keiner das Bildniß eines römiſchen Kaiſers I. 266

Cubtas, wo es gelegen IX. 407 f.

Cupedenſes, ein gewiſſer Canton im Gebiethe von Rheims IX. 404. 412

Curioſoliten. Der Namen dieſes alten galliſchen Volkes findet ſich heutzutage in dem Dorfe Courſeult bey Dinant wieder I. 335. die Ueberbleibſel der alten Stadt in der dortigen Gegend werden beſchrieben 336 f.

Curtis Protalii iſt das heutige Coupevrai IX. 408

Cyllene. Beſchreibung der cylleniſchen Berge IV. 437

Cypern. Nachricht vom cypriſchen Jahre IX. 211

Cyrene. Wie dieſes Land an die Römer gekommen, und deſſen Schickſale unter dieſer Herrſchaft X. 95

D.

Dauphine. Nachricht von des Präſidenten Valbonals Memoires des vienniſchen Delphinats IV. 557

Decem pagi iſt Dieuze VIII. 228

Delphi. Geſchichte des Tempels daſelbſt, und inſonderheit der an ihm begangenen Plünderungen II. 93

St. Denys. Von der großen Meſſe, die ehedem in der Ebene, und ſelbſt in der Stadt St. Denys gehalten ward, ſteht eine lange Abhandlung X 373 f.

Deorum currus ϑεᾶν ὄχημα. iſt das ſüdliche Vorgebürge von Africa, Sierra Leona genannt IV 335

Die, im Dauphine, die ehemalige Hauptſtadt der Vocontier, colonia Dea Auguſta Vocontiorum genannt. Die daſelbſt gefundenen Aufſchriften werden mitgetheilet IV. 108

Dijon wird, nachdem es A. 1137 vom Wetter ganz in die Aſche geleget worden, von Herzog Hugo dem II. zu Burgund wieder aufgebauet V. 204. wenn und von wem die heilige Capelle daſelbſt geſtiftet worden 208

Diodunum oder Diudurum mag wohl Dourdon fur Orge ſeyn VII. 226

Dodona. Woher die Sage kommen mag, Tauben hätten bey dem Orakel zu Dodona gewahrſaget III. 43

Dolomenſis oder Dulcomenſis pagus iſt Dormois X. 407

Dorier, wie ſie es mit ihren Stimmen bey dem amphiktyoniſchen Verſammlungen gehalten X. 471

Doti. Ob ein Volk oder Gebieth in Griechenland geweſen, das ſo geheißen IV. 390

Dunisus pagus iſt das Gebiethe von Chatzaudün V. 320. desgleichen auch Dunum caſtrum oder Dunenſe caſtrum ebend.

E.

Edom. Abhandlung von den edomitiſchen Königen, deren Moſes im I. Buche ſeiner Geſchichte Erwähnung thut I. 142 f. warum Moſes für gut befunden, die Fürſten in Edom vorm Eſau zu erwähnen, und das Geſchlechtsregiſter des Seirs mitzutheilen I. 144

Egypten, oder Aegypten, iſt ein griechiſcher Namen, wann er aufgekommen, und was er bedeute II. 32. warum die Bildniſſe der ägyptiſchen Götzen alle plump ausſehen VI. 227. die Beſchaffenheit des ägyptiſchen Jahres unter der römiſchen Herrſchaft VIII. 462. wie weit ſich Niederägypten zu Homers Zeiten erſtrecket habe, und ob es durch Ueberſchwemmungen entſtanden ſey IX 264 f. Aegypten iſt des Aeſculaps Vaterland nicht X. 76. 77. in Aegypten war ein feſtgeſtelltes und zugleich ein unbeſtimmtes Jahr üblich 98. wie die Araber dieſes Land eintheilen 318. die Aegyptier beobachten das nabonaſſariſche Jahr I. 214. wie auch hernachmals die von den Ptolemäern eingeführten philippiſchen, ebend. Unterſuchung, ob die Aegyptier die Regierungsjahre der römiſchen Kaiſer nicht von dem Tage an, da ſie zur Regierung gekommen, ſondern von dem erſten Tage des Monaths Thot, der vor ihrer Wahl vorher gieng, gerechnet haben. Herr de la Baſtie behauptet, Herr de la Barre läugnet dieſen Satz VI. 290 f. er iſt nicht neu 292. durch ihn laſſen ſich alle Schwierigkeiten der Zeitrechnung, die auf ägyptiſchen Münzen vorkommen, heben 293. der Aegyptier Theogenie litt keine Vergötterung X. 77. ihre Waſſerleitungen VIII. 154. ihre Weiſe, ihre Götzenbilder zu vergulden VII. 13. 14. die vier Zeitpunkte, nach welchen ſie rechneten, werden feſtgeſetzet VI. 300. die ägyptiſchen Denkmäler kann man ohne Kenntniß ägyptiſcher Gewächſe nicht erklären II. 224. was an der ägyptiſchen Geſchichte wahr und falſch iſt III. 66. Abhandlung von den ägyptiſchen Göttern VII. 5 f. ägyptiſche Könige, ſiehe Lagiden.

Ekmiaſin, ein armeniſches Kloſter, das voll der ſeltenſten Handſchriften ſtecken ſoll IV. 421

Eleuſie, von der Waſſerleitung daſelbſt VIII. 162

Eliſa beym Moſes, iſt Peloponnes X. 18

Eliroja ſcheint nova Zembla geweſen zu ſeyn IX. 277

Emeſſa in Syrien, führet auf ihren Münzen einen Adler zum Wahrzeichen IX. 331. der koniſche Stein auf denſelben, ſtellet den Götzen der Syrer, den Helagabalus vor ebend.

Engländer. Die Geſchichte ihrer Kriege in Frankreich mit den Königen Johann und Karln dem V. VIII. 266 f. der Engländer heutige Philoſophie beſteht in mehr nichts als in der Phyſik. Die übrigen Stücke der Weltweisheit vernachläßigen ſie VIII. 33

Epheſus. Von der Waſſerleitung daſelbſt VIII. 164

Epidaurus. Warum man die Feſttage, die man dem Aeſculap zu Ehren feyerte, Epidauria genennet habe X. 76

Epotianus pagus, wo er gelegen IV. 225 f.

Erbe ſoll das alte Lambeſa ſeyn X. 298

Erisburg, ein altes ſächſiſches Schloß in Weſtphalen, wo die Irmenſäule geſtanden, iſt von Kaiſer Karln dem Großen zerſtöret worden II. 233. verſchiedene Schreibarten dieſes Namens 234. Anmerk.

Eſthniſche Sprache, wo ſie herkomme IX. 100

Euboiſche Talent war mit dem attiſchen einerley VI. 82

Eucarpia. Münzen von dieſer Stadt in Phrygien IX. 319

F.

Fanum Martis iſt Famars VII. 224

Feſcamp, Fiſci campus, ein daſelbſt gefundenes Grabmaal wird betrachtet II. 246 f.

Finniſche Sprache wird zu einer der vier nordiſchen Hauptſprachen gemachet IX. 100

Florenz. Die Florentiner haben nicht nur die Kunſt mit dem Schieſspulver umzugehen, auf einen beſſern Fuß geſetzet, ſondern auch die Maſchinen zu Kunſtfeuern und deren Verzierungen zuerſt erfunden II. 360

Foix ſoll das Land ſeyn, wo die Sociaten ehedem gewohnet haben III. 268

Fontenai. Abhandlung von dem Zeitpunkte der berühmten Schlacht bey Fontenai unter Ludewigs des gütigen Söhnen X. 58 f.

Franken. Ihr fabelhafter Urſprung von den Trojanern I. 345. Die Franken, die Eroberer von Gallien, ſind eigentlich ein deutſches Volk, und ihre Könige eigentlich deutſcher Abkunft X. 46. **Anmerk.** Die griechiſchen Kaiſer nenneten die fränkiſchen Könige in ihren Briefen ihre Söhne 245. Die Franken hielten gerne auf großen freyen Ebenen feyerliche Zuſammenkünfte, die ſie indicta nenneten 373. Die fränkiſchen Könige waren von den griechiſchen Kaiſern unabhänglich 248

Frankreich. Abhandlung von deſſen Gränzen gegen Deutſchland zu, vor dem XIV Jahrhunderte X. 42 f.

Franzöſiſch. Die Geſchichte der franzöſiſchen Dichtkunſt will Herr Maſſieu ſchreiben I. 351. Werke, die zu Aufklärung und Ergänzung der franzöſiſchen Geſchichte gewünſchet und in Vorſchlag gebracht werden IV. 105 f. die franzöſiſche Monarchie fängt mit Faramonds Regierung an. Nun fraget ſichs, in welchem Jahre dieſer Herr zu regieren angefangen habe, ob im 417 oder den dreyen nächſtfolgenden Jahren I. 340 f. ob die franzöſiſche Sprache in öffentlichen Denkmälern der lateiniſchen vorzuziehen ſey II. 416. franzöſiſche Worte deutſcher Abkunft IX. 261

G.

Gabala, verſchiedene Städte dieſes Namens werden namhaft gemachet, und unterſuchet, ob auch in Griechenland ein Gabala geſtanden habe IV. 390 f.

Gabalicus pagus iſt das heutige Gevaudan VII. 201

Galater haben zuerſt den Namen Tetrarch aufgebracht III. 209. Frage, wenn und wie ſie ſich in Kleinaſien feſtgeſetzet haben, ward A. 1742 aufgegeben VIII. 5

Gallien. Der galliſchen Nationen waren an der Zahl ſechzig; eine jede davon ſchickete jährlich einen ihrer Prieſter nach Lyon, um daſelbſt gemeinſchaftlich auf dem gemeinen Altare des Auguſts zu opfern, ſie ſelbſt kamen auch um eben dieſelbe Zeit dahin, den Handel zu treiben II. 299. von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften in dem ehemaligen Gallien III. 380 f. die Einrichtung und der Nutzen einer vollſtändigen Nachricht von Gallien wird gewieſen IV. 207 f. vom alten Gallien hat man keine, auch nur mittelmäßige Karte VII. 217. die alten Gallier verſuchten unterm Brenno, ihrem Anführer, den Tempel zu Delphis zu plündern, mußten aber mit groſſem Schaden abziehen II. 98. ihre Nachfolger, die Scordisker, waren in dieſem Unternehmen glücklicher 99. Plutarchs Berichte von der Gallier Auswanderungen und Einbrüchen in Italien, ſind ſehr unrichtig III. 316. Ob die Gallier Menſchen geopfert haben IX 247 f. Entwurf ihrer Religion 253 f. die Gallier ſollen ſchon vor den Römern Meilenſteine geſetzet haben X. 202. die galliſchen Colonien, welche der weggezogenen Marcomannen Stelle einnahmen, und ſich dieſſeits des Rheines niederließen, brachten verſchiedene römiſche Gebräuche mit nach Deutſchland, und von ihnen rühren die lateiniſchen Meilenſäulen in Schwaben und der Schweiz her VII. 207 f. die galliſche Sprache hat mit der deutſchen eine große Verwandtniß gehabt 207. Anm.

Ganges. Die Indianer verehren dieſen Fluß noch heutzutage ungemein VI. 404

Garb, oder welches einerley iſt, Magrab, oder das Abendland, heißt bey den Arabern Africa X. 311

Gaujac, ein Schloß bey Bagnoles, die daſelbſt gefundenen Aufſchriften werden mitgetheilet IV. 119

Genf

Genf hat ſich des Namens Aurelia ohne erweisliche Befugniß angemaßet X. 206

Gentibus, der Name eines Ortes beym Inardus und Ado, iſt verdächtig IV. 114

St. Germain de Prez. Die Kirche daſelbſt hat Chilperich der I. geſtiftet II. 304

Gjelula ſoll das alte Uſolitanum ſeyn X. 295

Glanum, der alte Namen von St. Remy in der Provence IV. 242

Gordos. Nachricht und Münzen von Gordos, oder Julia Gordes, einer Stadt in Myſien IX. 321

Gorthys iſt das heutige Garithena IV. 434

Goſen iſt das ägyptiſche Arabien II. 29. wo es den Namen herhaben mag 30

Gothen, wo ſie hergekommen, und welches ihr eigentliches Vaterland geweſen iſt IX. 78. die Gothen, ob ſie gleich Languedock inne hatten, ſind doch nicht Meiſter von der Rhone geweſen X. 364

Graſſe. Aus Begierde, das Kloſter de la Graße in Aufnahme zu bringen, erdichtet man die Fabel von Karls des Großen Belagerung von Narbonne, und machet ihn zum Stifter beſagten Kloſters 329. ein Mönch aus beſagtem Kloſter, hat unter dem erdichteten Namen Philumenus einen Roman von Karln dem Großen geſchrieben 346

Griechen waren große Windbeutel, und ſchnitten gern auf IV. 387. X. 37. Die heutigen Griechen achten griechiſche Handſchriften ganz und gar nicht IV. 414. 418. 419. die alten Griechen haben die Geſchichte des alten Teſtamentes nicht wiſſen, noch in ihre Fabellehre einmengen können, weil ſie viel zu ſpät mit den Juden bekannt wurden, und dieſe viel zu neidiſch auf ihren Gottesdienſt waren VI. 231. Ihre allererſte Sprache ſoll celtiſcher Abkunft ſeyn X. 18, 19. Anmerk. Die Frage, wie die gemeinſchaftlichen Geſetze der griechiſchen Völker beſchaffen geweſen, die den helleniſchen Staat ausmacheten, welches der

der Urſprung und die Abſicht dieſer Geſetze geweſen, und was für Vortheile ſie nach ſich gezogen; dieſe Frage ward zur Preisbewerbung fürs 1736ſte Jahr aufgegeben VI. 3. allgemeine Betrachtungen über die erſten Einwohner Griechenlandes X. 5 f. die Griechen nahmen zuweilen unter der römiſchen Herrſchaft in ihren Aufſchriften lateiniſche Endungen an, oder gaben ihren Worten ein lateiniſches Anſehen I. 245. im Griechiſchen klingt vieles edel, was im Franzöſiſchen niedrig und verwerflich iſt III. 138 f. die griechiſche Sprache ward in Frankreich zuerſt vom Gregor von Tifernum bekannt gemachet VIII. 12. was für Gelehrte ſie zuerſt in Deutſchland ins Aufnehmen gebracht haben, ebend. das Neugriechiſche iſt vom Altgriechiſchen ſo ſehr, als dieſes vom uralten Griechiſchen unterſchieden X. 23

H.

Haſdans iſt das heutige Leſdans IX. 384

Heersburg, Heres = und Herisburg und **Erisburg** iſt einerley, ein altes ſächſiſches Schloß II. 234

Hellenes hießen anfänglich die Einwohner eines ſehr ſchmalen Striches von Griechenland X. 19

Helleſpont. Von deſſen reißendem Strome bey Seſtus und Abydus wird geſprochen, und unterſuchet, ob ein Menſch queer hinüber, und das noch dazu oft, ſchwimmen könne, und ob daher ſolches vom Leander gleichfalls zu glauben ſey IV. 385

Helviorum Alba, iſt das heutige Aps im Vivareſiſchen IV. 112

Heneti oder **Veneti**, Völker am Po, ihre Geſchichte IX. 113

Hereiſche Gebürge, wo Daphnis her ſeyn ſoll, wo es gelegen III. 123 f.

Hermione. Herr Fourmont entdecket und beſchreibt dieſe Stadt IV. 435. er findet daſelbſt viele Aufſchriften 436

Hermonthis, in dieſer ägyptiſchen Stadt geſchlagene Münzen I. 293

Heſperium Keras, wo es gelegen IV. 336

Hetrurier verſtehen ſich auf die Zeichendeuterey I. 59. Geſchichte der hetruriſchen Aufſchriften 232. die Auslegung einer gewiſſen hetruriſchen Aufſchrift beym Spon wird geprüfet und verworfen 235. die hetruriſche Sprache iſt eine ganz beſondere Sprache, die mit keiner bekannten übereinkömmt, ebend. Geſchichte der alten Einwohner von Hetrurien IX. 134. es gab ihrer dreyerley Arten, die toſcaniſchen, die dieſſeits des Po, und die in Campanien 146. die alten Einwohner von Hetrurien waren aus Rhätien gekommen 140. Urtheil über Auslegungen, die einige neuere Gelehrten von hetruriſchen Aufſchriften gemachet haben 152

Hildesheim. Zu Ludewigs des Gütigen Zeiten brachte man die Irmenſäule in die Kirche zu Hildesheim, wo ſie lange Zeit die Stütze eines Kirchenleuchters abgegeben hat II. 238. das Gedächtniß der Zerſtörung dieſes Götzenbildes wird noch jährlich daſelbſt gefeyert 239

Hyperboräer. Abhandlung von ihrem Lande, und dem Urſprunge ihres Namens IV. 251. ſie ſollen gleich über Macedonien und Thracien gewohnet haben IX. 272 f.

J.

Iberiſche Münzen mit einem Reuter mit eingelegter Lanze oder einem Säbel, ſind bisher mit Unrecht für phöniciſche angeſehen worden II. 243. iberiſche Völker, die ſich in Italien niedergelaſſen haben IX. 114 f.

Jeruſalem, wann, wo, von wem, und warum der Roman von Karls des Großen Reiſe nach dem heiligen Grabe geſchmiedet worden X. 328

Ilium. Die nach dieſer Stadt genannte Minerva Iliaca ward an gar vielen Orten verehret III. 197. eine Abhandlung von ihr ebend.

Illyriſche Völker, welche Italien zuerſt bewohnet haben, als die Liburni, Siculi und Veneti IX. 109

Incaris iſt das heutige Cary VI. 286

Indianer,

Jndianer haben das Schachſpiel erfunden, und bey was für Gelegenheit III. 165. bey ihnen findet man noch heut zutage Spuren der Hochachtung der alten Heyden gegen die Flüſſe VI. 404. Unterſuchung, woher die geiſtlichen und philoſophiſchen Sagen der Jndianer entſtanden IX. 48. Unterſuchung ihrer Zeitrechnung, ebend. bis 69. ihre Religion erſtrecket ſich ſehr weit, und theilet mit der chriſtlichen und muhammedaniſchen beynahe die halbe Erdkugel 59

Jndien. Ob Trajan einen Zug nach Jndien gethan, und es bezwungen habe, wird unterſuchet VIII. 200. X. 181 f.

Jotapa, in dieſer Stadt von Cilicien geſchlagene Münzen I. 292

Jonier. Wie ſie in der amphiktyoniſchen Verſammlung zu ſtimmen gepflogen X 471

Jſer, ob Hannibal bey ſeinem Zuge über die Alpen über dieſen Fluß gegangen ſey II. 120 f. III. 375 f.

Jſraeliten haben 259 Jahre in Aegypten regieret, bevor ſie in die Knechtſchaft geriethen II 27 f. ihr dreyfacher Zuſtand in Aegypten, als Schäfer, Könige und Sclaven 28. ſie macheten ſchon in Aegypten Proſelyten 29. ob ſie 430 oder nur 215 Jahre in Aegypten gewohnet haben 35. ob ſie in Aegypten regieret haben 38. wie ſie, während ihres Aufenthaltes in Aegypten, ihre Religion mögen ausgeübet haben III 21

Jſthmiſche Spiele. Abhandlung von denſelben III. 54. ihr Urſprung 55 in welcher Jahreszeit, und nach Verlauf von wie viel Jahren man ſie gefeyert habe 57. die Preiſe, die man dabey austheilete, ebend. ſie giengen zu Kaiſers Adrians Zeiten ganz und gar ein 58

Jſthmus, vier römiſche Kaiſer haben ihn zu durchgraben verſuchet, aber vergebens III. 54

Jtalien. Was man eigentlich ſo genennet habe VI. 244. die Geſchichte von deſſen erſten Einwohnern wird unterſuchet IX. 106 bis 161

Juden waren auf ihren Gottesdienſt zu neidiſch, und verabſcheueten andere Völker zu ſehr, als daß man vermuthen könne, die Griechen hätten der Juden alte Geſchichte in ihre Fabellehre gebracht VI 231. ſie rechneten die Jahre ihrer Könige vom Monathe Niſan an, der vor ihrer Gelangung zum Throne vorhergieng 293

K.

Kithim iſt Macedonien X. 18

L.

Lacedämoniſche Münzen. Abhandlung davon I. 257 f. Lacedämon war eigentlich der Ehemann von Sparta, und wie dieſe ihren Namen der Stadt, ſo hat jener den ſeinen dem Gebiethe von Sparta mitgetheilet 161. auf lacedämoniſchen Münzen wird er als der Schutzgott von der Stadt vorgeſtellet, ebend. nach den Antoninen höret und ſieht man in der Geſchichte nichts mehr von Lacedämon 163. die Lacedämonier ſtelleten ihre Gottheiten beyderley Geſchlechtes gerne gewaffnet vor, ebend. ihr Betragen gegen die Römer, ſeit dem dieſe ihre Herren geworden waren 257. ihr Zuſtand zu Zeiten Königs Kleomenes VII. 109 f. ob ſie damals mit den Achäern im Bündniſſe geſtanden, ebend. waren ganz ausgeartet 125

Langres. Die chemaligen Einwohner von Langres waren, als Bundesgenoſſen und Unterthanen der Römer, ihnen im Gottesdienſte gleich II. 284. Herzog Hugo der III. von Burgund, ſchenket A. 1179 dem Biſchofe von Langres die Grafſchaft gleiches Namens V. 208. ſonderbare in den zwey letzten Jahrhunderten zu Langres gefundene Aufſchriften werden erkläret 291

Languedoc. Die Geſchichtſchreiber dieſes Landes hatten die Rhone zu einem Eigenthume ihrer Heimath machen wollen. Allein Herr von Nicolai nimmt ihnen dieſen Fluß, und ſchlägt ihn der Provence zu X. 360 f. Entwurf der kritiſchen Geſchichte des Herrn Mandajors von Languedoc 489

Lanuvium. Daſelbſt ward die Juno Soſpita vornehmlich verehret II. 258. ob die Cornuficier von daher geweſen 259

Lerna iſt kein Fluß, ſondern ein Springbrunnen IV. 438

Lesbos. Alterthümer, die Herr Fourmont daſelbſt angetroffen hat IV. 426. er verſpricht eine Abhandlung davon ebend.

Leſina iſt das ehemalige Eleuſis IV. 431

Leucæ waren nur in Gallien bekannt II. 319. 323. Abhandlung von den noch heutzutage in Frankreich übrig gebliebenen Meilenſäulen, auf welchen die Entlegenheit der Oerter durch das Wort Leugæ ausgedrucket worden VII. 197 f. es kömmt von legen, das iſt, liegen, ſtille liegen, ausruhen her 206. Leugas und millia paſſuum haben die Abſchreiber oft mit einander verwechſelt VII. 222

Liburni, ein illyriſches Volk, beſetzet Italien IX 110

Ligurier, wer ſie geweſen, und warum ſie ſo genennet worden IX. 122

Lille war ſonſt die reicheſte Stadt in Flandern, und ſtellete öffentliche Luſtbarkeiten an, welche beſchrieben werden IV. 273

Lingones. Ob unter ihnen, das iſt, in der Gegend von Langres, eine von den Römern angelegte Stadt Colonia Lingonum geweſen ſey V. 295

Loin, ein Fluß in der Normandie, warum er im lateiniſchen Lupa heißt IX 387

Loiret. Dieſes kleinen Fluſſes bey Orleans Urſprung, Lauf und übrige Eigenſchaften werden erzählet, und die falſchen Berichte der Schriftſteller davon widerleget VI 205 f.

Lombardiſche Geſetze. Einige Nachricht von ihnen X. 153

Loſanne. Nachricht von einer zu Loſanne A. 1348 gehaltenen Zuſammenkunft der vornehmſten Herren aus dem Delphinat und der Provence X. 115 f.

Lothringen. Nachricht von dem lothringiſchen Archiv VIII. 367. Der Namen Lothringen iſt vor der Mitte des X. Jahrhundertes nicht bekannt geweſen X. 340

Lugdu-

Lugdunum Convenarum ſoll da geſtanden haben, wo itzo St. Bertrand ſteht III. 269

Lydien, die Toſcaner ſind nicht aus Lydien gekommen IX. 135

Lyon. Einige daſelbſt gefundene Münzformen geben Anlaß, die Art zu unterſuchen, wie die alten Römer ihre Münzen prägeten II. 270. es iſt daſelbſt eine kaiſerliche Münze geweſen, es müſſen ſich auch viel Münzfälſcher daſelbſt aufgehalten haben 272. aus allen galliſchen Staaten, die Antheil an dem Tempel des Auguſts zu Lyon hatten, kamen alle Jahre einmal die abgeordneten Prieſter und Geſandten dahin zuſammen, dem Auguſt zu opfern, und Jahrmarkt und Landtag zu halten, die Wettſtreite der Dichter und Redner anzuhören, u. ſ. w. 299. ob dieſe Stadt unter den römiſchen Pflanzſtädten allein den Beynamen Copia geführet hat III. 283 f. unter den Römern blüheten die Wiſſenſchaften daſelbſt 385. einige neuerlich daſelbſt entdeckten Auf- und Grabſchriften werden vorgeleget und erkläret IX. 345 f.

M.

Maaß. Die Maaß war im IX. Jahrhunderte die Gränze zwiſchen Frankreich und Deutſchland X. 47

Macedonier ſollen Griechenland zuerſt bevölkert haben X. 19

Mædi, ein Volk in Thracien, welches man oft mit den Medis verwechſelt hat IV. 220

Mänalus. Dieſer Berg heißt itzo Chelmos IV. 441

Magnioten, heutige Einwohner des ehemaligen Meſſeniens, liegen immer mit den Türken im Kriege IV. 440. ihr Betragen gegen den Abt Fourmont IX. 518

Malta. Münzen von Malta werden vorgeſtellet V. 115. woher ſie ſo genennet worden 118. Veranlaſſung zu des Abtes Vertot Geſchichte des Malteſerordens VI. 447

Mantinea. Ihre Lage wird beſtimmet IV. 441

Mantua. Ein Schaupfennig von Mantua mit einer zweydeutigen Abkürzung I. 329

Marathon. Der Zeitpunkt der daſelbſt vorgefallenen berühmten Schlacht wird feſtgeſetzet IX. 187 f.

Marsburg und **Mersburg**, und **Heers**- und **Erisburg** iſt alles einerley II. 234

Marsfeld, wozu es gedienet hat III. 120

Marſal und **Vic.** Zeugniſſe alter Schriftſteller von den Salzwerken daſelbſt IV. 206

Marſeille war zu Cicerons Zeiten wegen des Flores der Wiſſenſchaften daſelbſt ſehr berühmt III. 384. Münzen, die daſelbſt mit Kaiſer Moritzens Namen und Bildniſſe gepräget worden X. 248

Martinach. Ein ſo genanntes Cäſarslager bey Martinach, dem ehemaligen Octoduro, im Walliſerlande, wird beſchrieben VII. 132 f.

Mattiaci. Aquæ calidæ Mattiacorum, oder aquæ Mattiacæ iſt nicht Wißbaden, ſondern Baden VII. 216

Mauromatien hieß Meſſenien in den mittlern Zeiten IV. 439

Maynz. Die Buchdruckerkunſt iſt daſelbſt im Jahre 1452 angefangen worden VII. 359

Meaux. Geſchichte des Bauernkrieges zu Meaux VIII. 281. der Markt daſelbſt iſt in der franzöſiſchen Geſchichte berühmt ebend.

Megalopolis. Deſſen itziger Zuſtand IV. 438

Megara. Fourmont findet daſelbſt alte vor ihm unentdeckte Aufſchriften IV. 431

Meldicus pagus, der Canton von Meaux, wie weit er ſich erſtrecket habe IX. 411

Melün iſt A. 862 von den Normannen in Brand geſtecket worden X. 390

Mendes, in dieſer Stadt von Aegypten geſchlagene Münzen I. 293

Menidi. Fourmont findet Aufſchriften daſelbſt IV. 431

Menuthias mag wohl die Inſel Madagaſcar ſeyn IV. 434

Merindol. Geſchichte der wider die Waldenſer von Merindol in der Provence ausgeübten Vergewaltigung X. 222 f.

Meſſenien. Dieſe Stadt wird vom Herrn Fourmont entdecket, und ihre Trümmer beſchrieben IV. 439. er findet Aufſchriften daſelbſt von meſſeniſchen Königen und Königinnen IV. 441. ihr Wahrzeichen war ein Fuchs VIII. 149
St. Minas Kloſter auf der Inſel Scio, wird vom Herrn Fourmont beſuchet IV. 427
Miſenum, von der Waſſerleitung daſelbſt VIII. 167
Miſitra iſt nicht Sparta, ſondern Pharä IV. 441
Modena, ein Schatz von alten Münzen ward A 1715 bey Modena entdecket, davon Muthmaßungen vorgetragen werden, wie er dahin mag gekommen ſeyn, und wem er mag zugehöret haben II. 252
Mogolen, ihre Abkunſt und Wanderſchaft IX. 84
Montpellier. Nachricht von einer Schützengeſellſchaft daſelbſt VI. 317
Mykenä wird von Herrn Fourmont entdecket IV. 436

N.

Narbone. Die im VI. Jahrhunderte im Narboneſiſchen vorgefallenen Veränderungen III. 426
Narni. Beſchreibung der Waſſerleitung daſelbſt VIII. 167
Naukratis, eine Stadt in Aegypten, wenn ſie entſtanden IX. 269
Nemetes. Auguſta Nemetum iſt Clermont VII. 199
Nemptricum, woher es komme, und ob der Name Neuſtria daraus entſtanden ſey VII. 293
Neuſtria, wo dieſer Namen herkomme VII. 292 f.
Nicäa. Eine griechiſche Münze von dieſer Stadt auf den Nero wird erkläret II. 266
Niederlande, im XIII Jahrhunderte giengen daſelbſt Turniere und allerley öffentliche Luſtſpiele im Schwange IV. 273
Nil. Die Aegyptier betheten den Nil unter dem Namen Oſiris an VI. 400. ſelbſt noch heutzutage verehret man ihn auſſerordentlich 402. Beſchreibung einer prächtigen Bildſäule von ihm 403. der Nil, Tiger und Euphrat

werden zwar auf Trajans Münzen vorſtellig gemachet, aber ohne ausgedruckten Namen, und diejenigen ſind verdächtig, auf welchen ſie ſtehen VII. 161 f.

Nismes. Die daſelbſt gefundenen Aufſchriften werden mitgetheilet IV. 122 f. Nachricht von einigen daſelbſt 1739 entdeckten alten Gebäuden und Aufſchriften VII. 139 f.

Nötingen, ein Ort im Würtembergiſchen X. 205

Normänner, ſeltſame Ableitung dieſes Namens VI. 51

O.

Octodurum, die ehemalige Hauptſtadt der Vertragen, heutzutage Martinach im Walliſerlande, ein daſelbſt befindliches ſo genanntes Cäſarslager wird beſchrieben VII. 132. die Geſchichte dieſer Stadt und ihre heutige Beſchaffenheit 138

Olivet, die Brücke zu Olivet wird beſchrieben VI. 210 f.

Olympia. Die Topographie des Ortes, wo die olympiſchen Spiele gehalten wurden, iſt zu ſehr vernachläßiget worden V. 179

Ordraus iſt der alte Name eines Thurmes bey Boulogne, daraus man mit der Zeit le tour de l' ordre gemachet hat IX. 386

Orleans war ſchon zu Strabons Zeiten eine ſtarke Handelsſtadt X. 268

Oſca. Dieſen Namen führeten ehedem zwo Städte in Spanien, davon die eine Hueſca in Arragonien heutzutage heißt, die andere Hueſcar II. 243. die erſte iſt wegen ihrer Münze berühmt; denn daſelbſt ſind alle iberiſche Münzen, die man irrig für phöniciſche anſieht, geſchlagen worden ebend.

P.

Pactolus. Abhandlung von dieſem Fluſſe X. 32 f.

Pæonia im attiſchen Gebiethe. Herr Fourmont hat Mühe ſie zu entdecken IV. 431

Paläochori iſt das alte Rhus im Megariſchen IV. 431

Paläty-

Palätyrus. Nicht Palätyrus, ſondern Tyrus auf der Inſel, ſoll die Stadt ſeyn, der Ezechiel den Untergang angekündiget hat IX. 26 f.

Panium. Herodes ließ daſelbſt dem Kaiſer Auguſt einen Tempel bauen III. 210. Hernach ließ deſſen Sohn Philipp eine Stadt umher anlegen, die Paneas hieß 211

Paris. Dechant, Domherren und Kapitel der Kirche zu Paris, beſchenketen 1724 die Akademie mit allerley Aufſchriften und erhabener Arbeit, die man einige Zeit zuvor in derſelben gefunden hatte III. 11. die zu Paris A. 1710 in der Hauptkirche gefundenen alten Denkmäler werden erkläret II. 301 f. die Zeit wird unterſuchet, wenn und von wem gedachte Kirche zu U. L. F. geſtiftet worden 304. einige Merkwürdigkeiten von Paris werden beleuchtet 369. der Name Paris kömmt nicht von der Iſis her, ebend. wie man zu Paris zu drucken angefangen, und welches das erſte daſelbſt gedruckte Buch geweſen IV. 133. Geſchichte der Unruhen, die ſich daſelbſt A. 1356 entſponnen, und einige Jahre dauerten VIII. 266 f. es war unter den erſten fränkiſchen Königen eine mächtige Handelsſtadt X. 267 f. Geſchichte der Rathshäuſer zu Paris 392 f. ſie war im IX. Jahrhunderte eine der blühendeſten Städte von Frankreich 393

Pelasger war der allgemeine Name der Griechen, bevor ſie Städte anlegten X. 20, 132. Pelasgiſche Bevölkerungen in Italien IX. 124 f.

Perga, eine Stadt in Pamphylien, wo man die berühmte Dianam Pergæam verehrete VII. 164

Perſer. Kurze Geſchichte des letzten perſianiſchen Reiches unter den Saſaniden X. 290. Anmerk. Nachricht von einer Empörung in Perſien unter dem Hormisdas zu Ausgange des VI. Jahrhundertes IV. 445 f. ob die neuern perſianiſchen Geſchichtſchreiber ihres Vaterlandes mehrern Glauben verdienen, und von ihren Vorfahren beſſere Nachricht haben einziehen können, als Herodot III. 101. Alexanders des Großen Leuten iſt in ihren

Berichten von der perſianiſchen Geſchichte nicht viel zu trauen III. 101

Pharä, und nicht Sparta, iſt das heutige Miſitra IV. 441

Pharus. Abhandlung von dem Abſtande dieſer Inſel von Aegypten, über eine Stelle Homers IX. 263 f.

Phocäer. Geſchichte des Krieges, den die Griechen wegen des von ihnen begangenen Tempelraubes zu Delphis, mit ihnen führeten X. 473. ſie plünderten den Tempel zu Delphis zu wiederhohlten malen II 98. wie ſie um ihr Recht bey der amphictyoniſchen Verſammlung zu ſtimmen kamen, und ſolches wieder erhielten X. 471

Phönicien, und nicht Mauritanien, war der Kampfplatz auf welchem Perſeus ſeine ritterlichen Thaten verrichtete IV. 309. die Phönicier ſind eigentlich aus Arabien und von der Nachbarſchaft des rothen Meeres hergekommen, von da ſie ſich nach Syrien gewandt haben IX. 23. ihr Glaube vom Aeſculap X. 78. Fourmont will phöniciſche Aufſchriften erklären V. 129. Phöniciſche Münzen. ſiehe Iberiſche.

Pheneos wird von Fourmont gefunden IV. 437

Phrygier ſollen mit den Thraciern und Celten verwandt geweſen ſeyn, und eine Sprache geſprochen haben X. 7

Picten, wo dieſer Name herkomme IX. 74. 75

Platää, wo man die berühmte Schlacht bey Platää vorgefallen IX. 195 f.

Plotinopolis, eine Münze von dieſer Stadt in Thracien IX. 322. die Münzen von daher ſind ſelten ebend.

Poitieres. Abhandlung von den Unruhen, welche ſich in Frankreich, und inſonderheit zu Paris, nach der unglücklichen Schlacht bey Poitieres im Jahre 1356 entſponnen VIII. 266 f.

Pompejana, eine kleine Inſel in der Gegend von Toulon V. 85

Portugall. Nachricht von de la Neufvillens Geſchichte von Portugall IV. 514. Nachricht von des Abtes Vertots Geſchichte der Staatsveränderungen in Portugall VI 441 f.

Präneſte,

Präneſte, daſelbſt war ein berühmter Tempel, wo man durchs Loosziehen wahrſagete III. 454
Praſſum der Alten iſt das heutige Moſambica IV. 334
Preuſſen, von dem daſigen Heringsfange VIII. 312
Provence. Geſchichte der Waldenſer in dieſem Lande X. 227
Pruſianum beym Sidonio Apollinari, iſt das heutige Breſis, eine Gegend bey Alai im Languedockiſchen II. 353

Q.

Quadratis. Parochia de quadratis, nämlich lapidibus, iſt der Name eines Dorfes bey Auxerre im Burgundiſchen, und woher es den Namen hat II. 342
St. Quentinskloſter iſt erſt zu Ausgange des X. Jahrhundertes geſtiftet worden X. 331
Queudes bey Troyes, iſt das alte Cubitas, wo die Cupedienſes gewohnet haben IX. 410

R.

Rapta und Raptum, eine Stadt und Vergebirge in Africa, wo es gelegen IV. 333
Raſener. Das war der eigentliche alte Name der erſten Einwohner von Hetrurien, eines urſprünglich räthiſchen Volkes IX. 140
S. Remi vicus, ſteht auf einer Münze I. 326. ein zu St. Remy in der Provence befindliches altes Denkmaal wird im Kupfer vorgeſtellet, und erkläret IV. 237 f. dieſer Ort hieß ehedem Glanum 242
Rhein. Iſt der Rhein immer bis auf die Mitte des IX. Sæculi die Grenze zwiſchen Deutſchland und Frankreich geweſen? X. 43
Rhodus. Münzen von Rhodus unter den Kaiſern ſind ſelten, und eine, worauf ſteht: Ποσειδᾶν Ἀσφάλειος hat ihres gleichen nicht I. 170. Verhältniß des rhodiſchen Talentes gegen das attiſche, und wie viel es zu Rom gegolten habe VI. 82
Rhone. An welchem Orte Hannibal über die Rhone gegangen ſey, wird unterſuchet II. 121. in einer langen Abhandlung wird erwieſen, daß dieſer Fluß bis ins XI. Jahr-

hundert nicht Languedok, ſondern der Provence zugehöret habe, und zugleich wird die Geſchichte dieſes Fluſſes durch viele Menſchenalter hindurch geführet X. 359 f.

Ricordana. Wo dieſes Gebirge gelegen, und warum es ſo geheißen X. 432 f.

Riphæi montes. Lage derſelben IX. 276

Rom, der Tag, an welchem der Grund zu dieſer groſſen Stadt geleget ward, das Feſt, das man jährlich zu deſſen Andenken feyerte, und die erſte Münze, die nach Erbauung der Stadt Rom datiret ward II. 81. von den dortigen Waſſerleitungen VIII. 165. Rom war unter dem Trajan am mächtigſten IX. 181. Abhandlung von dem Zeitvertreibe der angeſehenſten Leute zu Rom in Friedenszeiten, mit Bücherleſen, Bücherſchreiben, und dem Umgange mit Gelehrten ſowohl von ihrem eigenen Volke und Stande, als Griechen, die ſie ſich zur Geſellſchaft hielten III. 240. Namen der Römer, welche alte Bildſäulen, Gemälde, und andere Kunſtſtücken aus Griechenland abführeten VII. 41. 42

S.

Saintes, ein altes Denkmaal, das daſelbſt auf der Brücke über die Charente ſteht, wird erkläret II. 292 f.

Sainteport iſt eine falſche Schreibart für Saineport IX. 388

Sala, eine Münze von dieſer Stadt in Phrygien IX. 324

Salamis heißt heutzutage Ambelati IV. 432

Salmannweyler in Schwaben. Das Kloſter daſelbſt beſaß, bevor es abbrannte, allerhand ſeltene Stücke, und unter andern einen vollſtändigern Livium als wir haben V. 150

la Samaritaine. Aufſchrift auf dieſem Brunnen II. 386

Samaritaniſche Münzen, die den Namen Simon führen, ob ſie von dem Simon Maccabäo, zu Zeiten Antiochi des Großen, oder ob ſie vom Simon Bar Cokeba, dem Aufwiegler der Juden unter dem Kaiſer Hadriano geſchlagen worden II. 248. jenes behauptet mit den meiſten Gelehrten Pinart, dieſes Henrion ebend. f.

Saonne, ob Hannibal über dieſen Fluß geſetzet II. 120. III. 376
Sarazenen hauſen in Burgund erſchrecklich II. 344
Sardes, einige Merkwürdigkeiten dieſer Stadt X 40
Sacavi oder Sarvix pons iſt Saarbrück VIII. 228
Satkure iſt das alte Utica X. 302
Satrium oder Saziva, und Sutrium, zween verſchiedene Städte, werden vom Plutarch mit einander verwechſelt III 317
Schweden. Nachricht von des Abtes Vertot Geſchichte der Staatsveränderungen in Schweden VI. 442. 449
Slaven ſind nicht von der Wolga herüber, ſondern von dieſſeits der Tanais gekommen IX. 86. die ſlaveniſche Sprache ſoll mit der alten getiſchen, traciſchen, und folglich auch mit der griechiſchen Sprache verwandt ſeyn X. 25
Scoras, ein Fluß beym Polybius, wo er zu ſuchen ſey II. 120
Segovien, von der Waſſerleitung daſelbſt VIII. 168
Seleucien und Babylon ſind zwo verſchiedene Städte IV. 45
Seſtus und Abydus. Die Lage dieſer Städte wird beſchrieben, nebſt der Art des Helleſponts, der beyde von einander theilet IV. 385
Siberien. Nachrichten der Alten davon IX. 276 f.
Sicambern. Warum ihr Name ſich ſo plötzlich verlohren IX. 79
Sicaner. Nachrichten von dieſen erſten Einwohnern von Sicilien IX. 118
Sicilien iſt das Vaterland der allererſten Dichtkunſt, nämlich der Hirtenlieder III. 111. und der Blasinſtrumente 112. Abhandlung von deſſen erſten Einwohnern IX. 115 f.
Siculer, von ihrer Herkunft und Aufenthalte in Italien IX. 111
Sicyon heißt itzt Baſilica IV. 436
Sidon. Daſelbſt hat man zuerſt die Kunſt Spiegel zu machen erfunden I. 121. Münzen von dieſer Stadt werden erkläret III. 223

Siebenbürgen, warum die Siebenbürgen ſammt ihren Nachbarn eine Sprache ſprechen, die ein verdorben Latein iſt IX. 102

Siena. Die von Siena und Florenz haben die Kunſtfeuer und deren Behandlung erfunden II. 360

Smyrna. Münzen, die von dem Bündniſe dieſer Stadt mit den Lacedämoniern zeugen I. 162. von den Waſſerleitungen daſelbſt VIII. 164

Soiſſons, eine daſelbſt gefundene Meilenſäule aus den Zeiten des Kaiſers Septimii Severi wird erkläret II. 311. Ueberbleibſel von alten Denkmaalen daſelbſt 434

Soli, zwo verſchiedene Städte dieſes Namens, davon das Wort Solœcus und Solœciſſare herkömmt III. 413

Soziaten, in welchem Theile von Frankreich ſie ehedem mögen gewohnet haben III. 267. ſie ſollen das Land Foix inne gehabt haben 268

Spanien hat Sicilien und Corſica mit Leuten beſetzet IX. 115. wann, wo, von wem, und in was für Abſicht Kaiſer Karls des Großen Zug nach Spanien iſt erdichtet worden X. 328 f. Spanien hat in den neuern Zeiten viel untergeſchobene Bücher unter alten Namen ausgehecket und ausgeſtreuet 343

Sparta. Aufſchriften und Denkmäler, die Fourmont daſelbſt angetroffen hat IV. 443. es hat ehedem nicht da geſtanden, wo itzo Miſitra liegt, welches man gemeiniglich für eines mit jenem ausgiebt 441. von der Waſſerleitung daſelbſt VIII. 163

Spaſini Charax, eine Feſtung am Tigris, warum ſie angeleget worden X. 187

Spoleto, die daſelbſt befindliche Waſſerleitung wird beſchrieben VIII. 167

Sphittia im attiſchen Gebiethe, iſt das heutige Carbattos IV. 434

Spina, eine alte Stadt in Italien, welche die Arcadier ſollen erbauet haben IX. 131

Stadiniſum oder Stadonenſis pagus, wo er gelegen IX. 381. es iſt Stonne im Kirchſprengel von Rheims X. 405 f.
Stadonum iſt eben daſſelbe X. 408
Steniclaros iſt das heutige Niſſy IV. 439
Straſburg. Urſprung dieſes Namens V. 74
Styx iſt ein Brunnen mit giftigem Waſſer II. 7. wird von Fourmont gefunden und beſchrieben IV. 437
Subeitale iſt das alte Suſetula X. 294
Sunium. Die Ruinen von dieſer ehedem großen attiſchen Stadt betrachtet Fourmont IV. 433
Syce, ein Name verſchiedener Städte II. 167
Sylvanectis, Senlys. Der Urſprung dieſes Namens wird unterſuchet V. 72
Syracus. Urſprung I. 267. die Gegend von Syracus mag das Vaterland des Daphnis geweſen ſeyn III. 126
Syrien. Die Geſchichte der ſyriſchen Könige erhält mehr Licht aus den Münzen, als aus den Geſchichtſchreibern I. 405
Syrier handelten nach Frankreich, und ihrer nicht wenig hatten ſich im VI. Jahrhunderte daſelbſt häuslich niedergelaſſen X. 267. die Syrer ſtunden in dem Rufe, daß ſie unbillige Wucherer und gewiſſenloſe Leuteſchinder wären 269

T.

Tabne ſoll das alte Thubuna ſeyn X. 318
Tandge iſt Tanger oder Tingis. Nachricht von dieſer Stadt X. 315
Tarbellicæ aquæ iſt nicht Bayonna, ſondern Dacs VII. 217
Tarent. Ob Fabius Cunctater daſelbſt eine Münze habe zum Andenken der glücklichen Befreyung dieſer Stadt aus den Händen Hannibals ſchlagen laſſen VI 240 f.
Tatern, was es mit ihren Aimaks oder Zünften für eine Bewandtniß habe IX. 80 f. wie weit die tartariſche Sprache ſich erſtrecke 100
Tenkirwan, Geſchichte dieſer Stadt X. 297
Tharſis ſollen die Eylande im Archipelag ſeyn X. 18

Theben in Aegypten, ward zu Auguſts Zeiten zerſtöret I. 224. was auf ihren Bildſäulen ehedem geſtanden hat ebend.

Theſſalier Stiergefechte zu Pferde hat Anlaß zu der Fabel von den Centauren gegeben II. 23

Thracier plünderten den Tempel zu Delphis II. 100. ſie ſind die erſten Einwohner von Griechenland geweſen, und das Griechiſche iſt eigentlich eine thraciſche Sprache X. 25. 26

Thymbre, wo dieſe alte Stadt mag gelegen haben X. 34

Tibeth. Die Ruſſen finden in der calmukiſchen Tatarey geſchriebene Bücher in der alten unbekannten Sprache des Landes Tibeth. Die Geſchichte dieſes Bücherſchatzes III. 5. 6. IX. 510. in Tibeth hat der indianiſche Glaube ſich am reineſten erhalten 64. Anm.

Tiger und Euphrat ſtehen auf Trajans Münzen, aber ohne Namen VII. 163. der Name dieſes Fluſſes findet ſich auf keiner Kaiſermünze VIII. 203

Toulouſe. Zur Zeit der Römer trieb man die Beredtſamkeit und Dichtkunſt daſelbſt III. 385. wenn die hohe Schule daſelbſt geſtiftet werden VIII. 260

Tour de l' ordre bey Boulogne, woher er den Namen habe IX. 386

Tours. Ob dieſes der erſte Ort ſey, wo man in Frankreich angefangen Bücher zu drucken IV. 135. was die Münzen eigentlich vorſtellen, welche der heil. Ludwig nach ſeiner Zurückkunſt aus dem heiligen Lande zu Tours ſchlagen ließ VIII. 262

Tretus, der Name eines Berges, wird beym Heſiodus wiederhergeſtellet III. 286

Trevidon, wo dieſes Landgut gelegen, deſſen Sidonius Apollinaris gedenket II. 351

Tribokker, ihre Wohnung und Geſchichte IX. 335 f. ob ſie ſich vor Arioviſts Einfalle im Elſaß niedergelaſſen haben 336 f.

Tricara iſt das höchſte Gebirge im Peloponnes IV. 437

Tricinæ, ſo hieß ehedem die Stadt St. Denys IX. 413 f.

Tripoli, eine Münze von Tripoli auf den M. Antonius und die Kleopatra, iſt mehr dieſer als jenem zu Ehren geſchlagen worden, zu einer Zeit, da ſie Syrien aus den Händen ihres Liebhabers zu einem Geſchenke bekam II. 265

Tripoli in Africa. Beſchreibung dieſer Stadt aus arabiſchen Schriftſtellern X. 313

Troja. Was von dem Mährchen zu halten, welches die Franken von Troja herholet I. 345. Troja iſt nicht zehen Jahre lang, ſondern nur wenige Monathe von den Griechen belagert worden III. 67 f. der trojaniſche Krieg kann wohl zehen Jahre gedauert haben, aber die Stadt iſt darum nicht auch ſo lange eingeſchloſſen geweſen 73

Troyes. Die Kirchengeſchichte dieſer Stadt hat Pithou de Changobert beſchrieben, es iſt aber dieſes Werk nie gedrucket worden X. 438

Türken, wer ſie geweſen, woher ſie gekommen, und wenn ſie ſich zuerſt hervorgethan haben IX. 82

Tyrrhener, ihre Geſchichte und Urſprung des Namens IX. 149

Tyrus, wenn, und von wem das im Meere gelegene Tyrus erbauet worden IX. 22 f. davon ſind die Meynungen der Gelehrten getheilet 25. kurzer Jnbegriff ihrer Schickſale 24. Beweis, daß ſie vor Davids Zeiten, und unter den Richtern erbauet ſey 25 f. ſiehe Palätyrus.

V.

Valence. Erzählung der Händel zwiſchen dem Biſchofe von Valence und dem Grafen von Valentinois ums Jahr 1348. X. 109 f. auf der Kirchenverſammlung zu Valence vom Jahre 374 ſollen die ſo genannten Statuta primitivæ eccleſiæ entworfen worden ſeyn 151

Vannes. Die dieſer Kirche eigenen Feſttage V. 266

Vellice, eine alte Stadt in Cantabrien, mag des Götzen Endovellici Geburtsort geweſen ſeyn, und ihm den Namen gegeben haben II. 247

Ventavon, das ſo genannte Denkmaal von Ventavon wird beleuchtet IV. 224

Vervin, auf die Erneuerung des verwiniſchen Friedens geſchlagene Münzen I. 328

Veſuvius, geſammlete Nachrichten von deſſen Entzündungen V. 281 f.

Vic und Marſal. Zeugniſſe alter Geſchichtſchreiber von den Salzwerken daſelbſt IV. 206

Viducaſſes, wo ſie gewohnet haben, und die noch vorhandenen Ueberbleibſel ihrer ehemals großen Stadt I. 330 f. ſiehe Vieux.

Vienne. Philipps von Vienne und ſeiner Gemahlinn Grabmaal wird beſchrieben, und der Urſprung dieſes Hauſes berühret V. 250. 251

Vieux in der Niedernormandie, iſt der heutige Name der ehemaligen Stadt der Viducaſſier I. 330. die alte Stadt mag etwa im IV. Jahrhunderte eingegangen ſeyn 334

Vignai, ein Landgut des Kanzlers de l' Hoſpital, iſt verſchiedentlich, doch irrig, genennet worden X. 215

St. Vincenzkirche, die itzo St. Germain de Prez heißt, hat Childebert der I. geſtiftet II. 304

Vocates, in welchem Theile von Frankreich ſie ehedem gewohnet haben mögen III. 266

Vongenſis pagus iſt Vouzi X. 407

Ugernum iſt Beaucaire X. 368

Umbri oder Ambri, was für Völker unter dieſem Namen verſtanden werden IX. 121

Ungariſche Sprache, wo ſie herkomme IX. 101

Upaix in der Dauphine. ſoll ehedem Epot geheißen haben IV. 229

Utica, wenn es erbauet worden IV. 221. man grub daſelbſt ein Stein- oder Erdenſalz 222

Uzes, die daſelbſt befindlichen Aufſchriften werden mitgetheilet IV. 113 f.

Z.

Zab, eine Landſchaft in Africa X. 298. 317

Zara in Dalmatien ward zu Anfange des XIII Jahrhundertes von den fränkiſchen Kreuzfahrern eingenommen X. 420

Viertes Regiſter,

welches

die griechiſchen, lateiniſchen und andere Wörter, die in den X. Theilen erkläret werden, enthält.

Erſte Abtheilung.

Hebräiſches Wortregiſter.

בצרה bedeutet ein Schloß oder Burg, und ſoll der Name der ehemaligen Burg zu Karthago ſeyn I. 168

נפלים heiſſen auf Hebräiſch Rieſen, und daraus haben die Griechen die Fabel geſchmiedet, Nephele ſey die Mutter der Centauren II. 24

Zweyte Abtheilung.

Griechiſches Wortregiſter.

Ἄβαξ, Abacus, war ein längliches Viereck, welches durch verſchiedene neben einander hinlaufende Sayten eingetheilet war, auf deren jeder eine gleiche Zahl elfenbeinerner oder hölzerner Kügelchen gereihet war, die ſich auf- und niederſchieben lieſſen III. 184

ἀδιάφορος, was es bedeute III. 415

ἀετὸς, warum die Griechen den Giebel ſo genennet haben IV. 256

ἀκατάψαυσα wird beym Herodot IV. 19. an ſtatt der gemeinen Leſart ἀκατάψυσα behauptet VI. 38 f.

ἄκρος und ἐξ ἄκρης ὀργῆς, was dieſe Redensart bedeute VIII. 98

ἄκρης

ἄκυρος hieß ein küpfernes Geſäß, darein man die loßſprechenden Looſe vor Gerichte warf IV. 380

ἀνὰ iſt in ſolchen zuſammengeſetzten Worten, die vom α privativo anfangen, überflüßig, und bedeutete nichts III. 275. 280

ἀνάεδνος beym Homer, ob es ein Schreibfehler für ἀνέεδνος ſey III. 280

ἀνάπνευστος beym Heſiodo, ob es an ſtatt ἀνανάπνευστος ſtehe, oder ob das ἀνὰ zu Anfange des Wortes überflüſſig ſey III. 280

ἀνάπυστα. ob es beym Homer Odyſſea XI. 273. ruchtbar, weltkundig, oder im Gegentheile unbekannt, verborgen bedeute III. 272 f.

ἀνασχινδυλεύειν iſt ein platoniſch Wort, das ans Kreuz ſchlagen bedeutet III. 177. 178

ἀνεύχεσθαι beym Plato, ob es von ihm herrühre, und ein gutes Wort ſey III. 160

ἀντίφωνον bedeutet zuweilen ſo viel, als ἀσύμφωνον, iſt aber doch von geraumern Umfange II. 147. wird geläugnet, daß es je widrig klingend bedeute, und die wahre Bedeutung des Wortes wird ausgemachet 151

ἀπεύχεσθαι, verbitten III. 160

ἄπηρος bedeutet einen der nicht gebrechlich iſt VIII. 87

ἀποδάσμιος, was es beym Herodot bedeute IX. 179

ἄπυκνον in der Muſik, wird erkläret II. 153

ἀρτέαται iſt beym Herodot kein nomen proprium eines Volkes, ſondern ionice ſo viel als ἤρτηνται. ſie hangen ab I. 165

ἀρχηγέτης, ein Ehrenname des Herkules und Apollo V. 132

ἀρχιερεὺς συνόδου der Oberprieſter der Bande der Luſtſpieler, kömmt auf Inſchriften oft vor VII. 144

ἀσκληπιὸς. Ableitung dieſes Namens X. 80

ἀστράγαλοι, Knochen in dem Gelenke einiger Thiere, und der Name eines Spieles, dazu man ſolche Knöchlein nahm I. 132. ſiehe Knöchelſpiel.

Griechiſches Wortregiſter.

ἄσυλος und ἱερὰ ἄσυλος auf griechiſchen Münzen, was es bedeute X. 2

ἀσφάλειος, warum Neptun ſo genennet werde I. 169 f.

ἄφετοι, ſo nennete man die Tage, da der Rath zu Athen nicht ſaß IV. 319

Γὰρ wird gern, ſonderlich beym Herodot, zu Anfange der Rede, noch vor dem Dinge, davon es die Urſache angeben ſoll, geſetzet VI. 68

Δ und Ζ werden öfters mit einander verwechſelt, weil beyde Buchſtaben, wie von den neuern Griechen, alſo auch von den alten, auf einerley Weiſe ausgeſprochen wurden VI. 163

διαγραμμισμός, eine Art von Spiel, wird I. 135. beſchrieben, und kömmt unſerm Trictrak nahe.

δίπτερος ναὸς, ein nur von zween Seiten mit Pfeilern umgebener Tempel I. 130

ε vor dem ω wird im Abmeſſen der Verſe verſchlucket, ſo wie das e im Franzöſiſchen vor dem au, als in beau, tableau, u. ſ. w. VI. 380

ἔγχος bedeutet nicht nur eine Lanze, ſondern auch einen Degen V. 75 f.

εἴδωλα, Geiſter, Geſpänſter, waren weder die Leiber der Verſtorbenen, noch die abgeſchiedenen Seelen, ſondern es waren nur ihre Schatten und Ebenbilder IV. 35

ἐκβατήρια hießen Opfer, die man that, wenn man aus dem Schiffe ans Land ſtieg, und von der Reiſe wieder heim kam II. 21

ἐκκλησίαι κύριαι waren die beſtändigen und ordentlichen Rathstage IV. 319. σύγκλητοι die außerordentlichen 320

ἐκπληρεῖν πλάτῃ λιμένα, ob es bedeuten könne einen Hafen durchſchiffen III 288

ἐπιτετυγμένος, was es bedeute III 415

ἐπιστάτης, wer zu Athen ſo geheißen IV. 318. ſeine Gewalt 319

ἑταῖρος bedeutet nicht nur einen Zeitverwandten, mit dem man vertraut umgeht, ſondern auch einen längſt verſtorbenen, beneß, an deſſen Lehren und Schriften man Geſchmack findet VI. 345

ἡδονικοὶ beym Kebes ſind die Epikuräer II. 183

ἠοῖαι magnæ. Was das für ein Gedicht geweſen, und warum es ſo geheiſſen IV. 253

ἢ οἵη der Anfang von Heſiods Schilde, was es bedeute V. 269 f.

ἡρῷον μνῆμα. Abhandlung davon IV. 368 f.

Θ auf Leichenſteinen, zeiget an, daß die benannte Perſon geſtorben ſey III. 265

Ἱερὰ, die Querlinie, die durch das Würfelbret geht, und die man nicht gerne überſchritt. Daher das Sprüchwort kam: κινεῖν τὴν ἀφ' ἱερᾶς, alles, auch das Aeuſſerſte wagen I. 136

Ἰσόψηφοι ſind ſolche Worte, aus deren Buchſtaben einerley Zahl heraus kömmt III. 411

ἱστορία heißt zuweilen ſo viel, als nachfragen, oder erfahren, vernehmen VIII. 83

κέλευθοι ἡμέρας ϗ νυκτὸς beym Homer, was dieſe Redensart bedeute I. 146

κέλης und κελητίζειν wird erkläret IV. 291

κέρας, eine krumme Trompete I. 115

κληδὼν, ein ungefähres Wort oder Zuruf, der einem irgend woher begegnete, ward für eine Vorbedeutung künftiger Begebenheiten, und für einen Rath der Götter bey einem vorhabenden Geſchäffte gehalten I. 60

κρεώδειρα war ein an der Schneide abgerundetes Meſſer, um damit die Opferthiere abzudecken II. 283

κύβοι die Würfelſteine, weil ſie viereckicht waren I. 134. κύβος bedeutet einen Stein nur mit einem Auge ebend.

κύριος hieß der Kaſten, darein die Athenienſer ihre Verdammungslooſe warfen IV. 380

κύων und χῖος war ein Wurf im Knöchelſpiele, der nur eins galt I. 132

κῷος hergegen ein Wurf, der ſechſe galt I. 132

Griechiſches Wortregiſter.

λαμπὰς und λαμπαδηφορία, ein Feſt, an welchem man die Erfindung des Feuers beging II. 356

λαμπτηρία, ein dem Bacchus geheiligtes Feſt mit einer großen nächtlichen Erleuchtung II. 356

μανὸν in der Muſik, ſcheint beym Platone eben das zu ſeyn, was andere ἄπυκνον nennen II. 153

ναὸς war eigentlich derjenige Theil des Tempels, wo die Gottheit verehret ward I. 231

νοῦς, ſo nenneten die Griechen den höchſten Gott, den Urſprung aller Dinge II. 2

ὄλυμπος hieß die Grube, von welcher man anfieng den Umkreis einer anzulegenden Stadt zu ziehen II. 76

ἔσσαν, ein zweifelhaftes Wort, daß auf einigen Münzen ſtehen ſoll, wird unterſuchet, ob es wirklich darauf ſtehe VI. 235 f.

πατρῷοι, dii indigetes, die einer Gemeine eigenen Schutzgötter II 78

πελειὸς bedeutete bey einigen griechiſchen Völkern ſo viel, als γέρων, ein Greiß III. 43. und daher iſt die Fabel von den Tauben beym dodoniſchen Orakel entſtanden ebend.

περιπίπτειν πόνοις iſt gut Griechiſch, und bedeutet in Mühſeligkeiten gerathen VII. 101

περίπτερος ναὸς, ein von allen Seiten mit Säulen umgebener Tempel I. 230

πηληϊάδεω im erſten Verſe der erſten Ilias, wie es müſſe ſcandiret werden VI. 379

πίνος, dieſes Wort wird beym Sophokles wieder hergeſtellet III. 105. die Bedeutung dieſes Wortes wird feſtgeſetzet, und der zwiſchen Salmaſen und P. Petaven entſtandene heftige Streit zum Vortheile des letztern entſchieden III. 241 f.

πλειστοβολίνδα war ein Spiel, da, wer die meiſten Augen warf, den ganzen Aufſatz bekam I. 134

προαιρέσιμον, eine Art von Würfelſpiel, da einer, bevor er noch warf, den Wurf, den er ſich wünſchete, nannte, oder einem andern zu nennen überließ I. 133

πρόεδρος, wer zu Athen ſo geheißen IV. 318

προηδέατο beym Herodot I. 61. woher es komme, und was es bedeute VIII. 94

πρυτανεία, ein gewiſſes von beyden rechtenden Theilen vor Gerichte niedergelegtes Geld, das der verlierende Theil einbüßete IV. 315

πρυτανεῖον bedeutet zuweilen eine Spende oder Austheilung von Lebensmitteln, die man zu Athen unter der Aufſicht des Rathes vornahm IV. 314

πυκνὸν, was es in der Tonkunſt bedeute II. 152

πῦρ Der Ausdruck beym Euripides, διὰ πυρὸς μολεῖν, durchs Feuer laufen, für etwas wagen, es koſte auch was es wolle, wird vertheidiget IV. 285

σαββατισμὸς, wird gleichfalls beym Plutarch im Buche vom Aberglauben geſchützet IV. 286

σάλπιγξ. eine gerade Trompete I. 115

σαλπίζειν. ob dieſes Wort anſtändig und erhaben genug für den brüllenden Donner ſey II. 199 f. heißt nicht nur in die Trompete ſtoßen, ſondern auch bey einem Treffen das Zeichen zum Angriffe geben 201

σεβαστονίκης, ein Ausdruck, den man auf Inſchriften findet, bedeutet einen Schauſpieler, der in den Ludis Auguſtis den Sieg erhalten VII. 143

σύλλογος hieß der achte Tag des Lauberhüttenfeſtes bey den Juden X. 98

σύμφωνον. Die verſchiedenen Bedeutungen dieſes Wortes werden angegeben II. 151

σύνοδος, ſo nenneten ſich Banden von Comödianten, die ſich in gewiſſen Städten niederließen, ihre eigene Oberprieſter, Richter, Rechte und Innung hatten VII. 143 f. dieſes Wort ward ſo bekannt, daß man es auch auf lateiniſchen Aufſchriften beybehielt 144 τάττειν. Der Ausdruck beym Euripides ποῦ τετάξεται φόνου wird erkläret III. 207

τελετή. ein Todtenopfer, um die abgeſchiedenen Seelen zu weihen, und zu ihrer urſprünglichen Reinigkeit wieder zurück zu bringen II. 104

τελεταὶ hieſſen bey den Griechen die Einweihungen, weil man ſich durch dieſelben in der Tugend vollkommen zu machen vermennete IV. 32

Φήμη oder κληδὼν, ein unverhofftes Wort, Laut, Zuruf, ward für eine Vorbedeutung zukünftiges Glückes, oder für einen Götterrath von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, oder darinn zu beharren, angeſehen I. 60

ψῆφοι, platte, glatte, runde Steine, deren man ſich zum Rechnen, wie auch zum Stimmen bedienete III. 184

Ζ und Δ wurden ehedem, wie auch noch geſchieht, von den Griechen auf einerley Weiſe ausgeſprochen, und das hat oftmals Anlaß zu Irrungen gegeben VI. 163

ζατρίκιον iſt das Schachſpiel III. 165

Dritte Abtheilung.

Lateiniſches Wortregiſter, die franzöſiſchen, deutſchen und andere Worte auch mit darunter begriffen.

A auf einem Stimmtäfelchen bedeutete Antiquo, und gab zu erkennen, daß man den Vorſchlag nicht billigte III. 186

Abacus, der alten Römer Rechentafel, wie ſie ausgeſehen III. 184

Acum. Die Endigung von alten franzöſiſchen Namen der Oerter ward mit der Zeit in ai oder oi verwandelt X: 273

Adeſte ſuperi, ſeltener Ausdruck auf einem heydniſchen Aſchenkruge, wird erkläret I. 238

Adlocutio cohortium, adlocutio militum, adlocutio Auguſti, gewöhnliche Aufſchriften auf Münzen I. 272 f.

Adorare heißt eigentlich die Hand auf den Mund legen, und jemanden dadurch begrüßen und verehren I 77. es beſtund das Adorare darinn, daß man beyde Hände auf ſeinen Mund legete, und ſolche ſodann ausgeſtrecket demjenigen zureichete, den man verehren oder begrüßen wollte I. 128

Aedicula, eine Höhle, oder Blinde in der Wand (niche) darinn das Götzenbild ſtund I 231

Aerarii, Rathsherren, die ſich ſchlecht gehalten, und ihre Würde verſcherzet hatten, wurden unter die Aerarios oder Zinsbaren geſtecket I. 72

Aerarium. Quatuorviri ab ærario, war eine in den Provinzien außer Rom, als z. E. in Gallien gebräuchliche Würde VII. 151

Aeres, eine auf einer Münze vom Titus vorgeſtellte Göttinn iſt die Vorſteherinn des Münzweſens VI. 425 f.

Aes grave. Worauf es in der Herren Küſters und Perizons Streite hierüber ankomme II. 461. æs uxorium, Straſe der Unbeweibten I. 72. æs hordearium, ein gewiſſes Geld, das jeder römiſcher Ritter für die Fütterung ſeines Pferdes bekam, ebend. æs rectum, eine gerade Trompete I. 116

Alipterium, ein Ort im Gymnaſio, wo man ſich ſchmierete und rieb I. 103

Altare, warum es ſo geheißen, und wozu es gedienet habe I. 231

Ambarvalia und Amburbalia, gewiſſe Opfer, Städte und Flecken zu weihen und auszuſühnen I. 47

Ambidexter, einer der rechts und links zugleich iſt II. 83. es zu ſeyn, iſt eine große Geſchicklichkeit, zu welcher zu gelangen, man ſich befleißigen ſollte ebend.

Anclabar, ein Tragaltar, darauf man das Opfergeſchirre legete I. 231

Antiremivicos. Aufſchrift auf einer Münze, was ſie bedeute I. 325

Apodyterium, ein Ort im Gymnaſio, wo man ſich aus und anzog I. 103

Archaici oder Archiaci lecti beym Horaz, welche Leſeart von beyden vorzuziehen ſey II. 171 f.

Arenæ, ſo nennete man die Kampfplätze oder Circos; davon iſt in dem Amphitheater zu Bourdeaux eine Spur übrig geblieben VI. 280

Arepennis, ein altes galliſches Wort, das ein gewiſſes Maaß Land bedeutet; daher das franzöſiſche Arpent entſtanden III. 271

Argento, das in dem Namen einiger galliſcher Städte übrig gebliebene Wort, iſt ein celtiſches Wort V. 71

Aſperi nummi, was ſo geheißen IV. 154

Aſſedarius iſt ſo viel, als eſſedarius II. 309

Attonita urbs, was es beym Juvenal bedeute, und warum er Rom ſo genennet hat I. 154

Aue. Ableitung dieſes Wortes X. 331

Auguſtales, eine Art von Stadtſoldaten, die Nero ſich hielt, damit ſie in den Schauſpielen auf gegebene Zeichen ſein Lob chorweiſe muſikaliſch abſängen I. 127

Auguſtus perpetuus, ein Ausdruck, den man erſt unter dem Valens auf Münzen zu ſetzen angefangen hat, daher denn alle andern vorgeblich ältern Münzen mit dieſer Aufſchrift falſch ſind VII. 156

Auſpicia propteruia II. 19

Autonomia. Die Frage, worinn ſie beſtanden, wird zu einer Preisübung fürs 1747ſte Jahr aufgegeben X. 4

B.

Banaſta, benate, benne, banne, bedeutet im altfränkiſchen einen Korb IV. 132

Baſilicus, war der ſonſt ſo genannte Venuswurf im Knöchelſpiele, und heißt ſo, weil man ihn treffen mußte, um König zu werden I. 133

Benne, ein im Franzöſiſchen, Ober- und Niederdeutſchen bekanntes Wort, das Feſtus ſchon gekannt hat, und einen von Weiden geflochtenen Korb oder Raufen bedeutet IV. 132

Beſcle, heißt im alten languedockiſchen die Leber, und kömmt von Viſcus her IV. 132

Bombi, eine Art von Zurüfen und Lobeserhebungen, die den Namen daher hat, weil ſie dem Summen der ſchwärmenden Bienen glich I. 127

Buccina, eine ganz krumme zirkelförmige Trompete I. 116. kündigte die Nachtwachen und Ablöſungen an 118

Bullæ, dergleichen die jungen Kinder zu Rom wider die Bezauberungen am Halſe und vor der Stirne trugen II 285 f. ſtarb ein junger Menſch vor ſeinem ſechzehenten Jahre, ſo legete man ſeine Bullam zu ſeiner Aſche, ebend. legete ſie jemand Erwachſenes mit ſammt den kindiſchen Jahren ab, ſo weihete er ſie den Hausgöttern 286. nicht nur Kinder, ſondern auch andere trugen ſie 286. 287

C.

C. auf den Stimmtäfelchen bedeutete condemno III. 186. in den Handſchriften mittler Zeit wird c öfters an ſtatt s geſetzet I. 374

C. A. AQ. heißt Civitas Aurelia Aquenſis X. 207

Ca und Cai iſt ein burgundiſch Wort und bedeutet nun und hier III. 439

Cajevaire, wer unter den franzöſiſchen Königen dieſen Titel geführet, und was er bedeute I. 371 f.

Calathus, darein die Wollarbeiter ihre Knäule legeten. Warum die Minerva ihn auf dem Haupte trägt III. 199

Calculi, waren auf dem Spielbrete funfzehn Plätze auf jeder Seite von allerley Farben I. 135. calculum dare, einen Würfel aufſetzen 136. calculum reducere, ihn wieder zurück nehmen, oder zurückziehen, ebend. dieſes römiſche Spiel hat mit dem Schachſpiele keine Aehnlichkeit III. 164

Calculo und Calculator, der Unterſchied zwiſchen beyden III. 185

Calculus,

Calculus. ein Steinchen, um damit zu rechnen III. 185. daher kommen die Redensarten calculos ponere, detrahere, u. ſ. w.

Canis. Die Eins im Knöchelſpiele I. 132. damnoſi canes waren vier Einen 133

Candidati, wie ſie ſich um die Stimme des Volkes zu bewerben pflegeten I. 79

Carere urbanis rebus, was dieſer Ausdruck beym Cicerone bedeute III 280

Cella war der eigentliche Theil des Tempels, wo der Götz ſtund, und verehret ward I. 230. 231

Cenſor mercaturarum, ein Güterſchätzer, oder Taxierer, ein neues Amt, das man in einer alten Aufſchrift gefunden haben will V. 300

Cer. Per. die ſo abgekürzten Worte auf Münzen heißen certamen periodicum III 223 f.

Chlamys iſt eben das, was man Wapenrock nennet II. 306. deſſen Geſtalt ebend.

Cippi. Steine, die man dahin ſetzete, wo bey Grundlegung einer neuen Stadt geopfert worden war, und wo die Thürme hinkommen ſollten II 78

Civis iſt kein Ehrenname, der ſich für einen Kaiſer ſchickete. Daher iſt eine Münze untergeſchoben, auf welcher Trajan, an ſtatt optimus princeps, optimus civis genennet wird VII 171

Claſſis Germanica wird, welches was ſeltenes iſt, auf einem alten Steine erwähnet IV. 125

Clibanarii equites, warum ſie ſo heißen II. 365

Clypei votivi, hießen in Rahmen eingefaßte Bilder in halberhabener Arbeit, die man in den Tempeln aufſtellete I. 232

Cohors. Die Provinzialleute, die das römiſche Bürgerrecht überkommen hatten, wurden jede in ihren Städten, in cohortes eingetheilet VII. 154

Comob und Conob, was es auf Münzen bedeute I. 298 f. die verſchiedenen Auslegungen dieſer Abkürzung ſind ſehr zahlreich 299. kann nicht Conſtantinopoli obſignatum heißen, weil es auf Münzen ſteht, die nicht zu Conſtantinopel geſchlagen ſind, von Herren, die daſelbſt nicht regieret haben 301. die Einwendungen wider die Weiſe es Conflatura oder Conflata moneta obryza zu leſen, werden beantwortet 302 f. die verſchiedenen Leſarten dieſer Formel auf Münzen, eb. ſie iſt älter als Valentinianus, der ſie im zehnten Jahre ſeiner Regierung ſoll aufgebracht haben 303. ſteht nicht bloß auf goldenen Münzen 304

Compitalia, ein Opfer, die Kreuzwege von Blutſchulden und Befleckungen zu reinigen I. 48

Conflatum, conflatura, conflata moneta, ob es auf Münzen ſtehe, und ſich für dieſelben ſchicke I. 303

Congiaria waren allgemeine Spenden, da die Kaiſer Brodt, Fleiſch, Wein, Oel, und dergleichen unter das Volk austheilen ließen I. 276. die Kaiſer, welche ihre Mildigkeit auf dieſe Weiſe haben ſehen laſſen 277. es ſcheint dieſer Gebrauch unter den letzten heydniſchen Kaiſern aufgehört zu haben 281

Coniſtra, oder Coniſterium, ein Platz im Gymnaſio, wo man ſich mit Staube beſtreuete, das Oel, den Schweiß und übrigen Schmutz abzutrucknen I. 103

Conſecratio. Dieſes Wort iſt zuerſt unter dem Trajan auf Münzen gepräget worden, und die meiſten von denen, auf welchen es ſteht, rühren vom Gallieno her VI. 331 f.

Conſtitutum parlamentum, kömmt mit dem franzöſiſchen Ausdrucke, Conſeil ordonné überein X. 122

Conſul. Dieſen Titel führeten auch Fürſten und Könige in den mittlern Zeiten II. 348

Contraſcriba, deſſen Bedienung V. 306

Coryceum, ein Ort im Gymnaſio, wo diejenigen, die Leibesübungen vornehmen oder ſich baden wollten, ihre Kleider ablegeten I. 103

Cyathus, was für ein Maaß es geweſen I. 150 f. ob ter ternos cyathos bibere bedeute neunmal hinter einander, oder nur einmal trinken, ebend. mit einem Cyathus ſchöpfete man den Wein aus der Schenkkanne, und goß ihn ſodann in das Trinkglas oder in die Trinkſchale 151. deſſen Verhältniß gegen den Sextarius ebend.

D.

D. und DD. das iſt decuriones und decreto decurionum, warum man es in Nachſtämpeln auf Münzen findet VII. 181

D. M. ob es auf Leichenſteinen anders nichts, als dis manibus bedeutet, und warum man es auch auf chriſtlichen Leichenſteinen findet I. 238

Dæmones, was ſie geweſen II. 3

Dans, die Endigung vieler Namen von Oertern in der Normandie, verräth den ehemaligen Aufenthalt der Dänen daſelbſt IX. 385

Decuriæ judicum beſtunden nicht bloß aus zehen Perſonen, ob gleich der Namen ſolches anzudeuten ſcheint, ſondern ihre Zahl belief ſich zuweilen wohl über hundert VII. 153

Degrumare vias die Straßen einer anzulegenden Stadt mit gezogenen Leinen bezeichnen II. 81

Delubrum, was es bedeute I. 231

Deſiderantiſſimus an ſtatt Deſideratiſſimus, findet ſich auf alten Aufſchriften IV. 125

Divus, iſt nie keinem lebendigen Kaiſer, ſo wenig als pater patriæ einem verſtorbenen beygeleget worden; daraus dann folget, daß alle die Münzen falſch ſind, wo beyde Titel in einer Perſon vereiniget worden VII. 157

Dimachæri waren eine Art von Klopffechtern, die mit zween Dolchen zugleich fechten II. 308

Donarium. Die Schatzkammer, oder das Behältniß bey Tempeln, wo man die Geſchenke und Koſtbarkeiten, zuweilen auch fremde anvertraute Gelder verwahrete I. 231

Ducere alicui pedes, heißt jemanden die Füße ausrecken; orcus vobis ducet pedes, heißt: der Teufel wird euch bald holen I. 163. ducere collum zona erhenken 164. ducere funem, filum, u. ſ. w. lang ausdehnen ebend.

Dunum, die Endigung celtiſcher Ortsnamen gehöret nur für große Orte V. 73

E.

E brauchete man in der gemeinen Ausſprache oft für I, man ſagete cives an ſtatt civis IX. 351. E und I wurden im VII. Jahrhunderte in Gallien oft mit einander verwechſelt III. 418

Edere bedeutete im XV. Jahrhunderte noch nicht eine Schrift durch den Druck gemein machen, ſondern nur ſie durch vervielfältigte Abſchriften unter die Leute bringen IV. 138

Edwah, über die Bedeutung dieſes arabiſchen Wortes wird geſtritten X. 312

Effari templum, den Grundriß eines Tempels ziehen I. 228

Ejum. Die Endung alter franzöſiſcher Ortsnamen in ejum verwandelte ſich mit der Zeit in ei oder i X. 273

Elæotheſium, ein Gemach im Gymnaſio, wo man ſich ſalbete I. 103

Enchauſſer, ein altes franzöſiſches Wort, das verfolgen, nachſpüren bedeutet IV. 104

Ephebium, ein Theil des Gymnaſii, wo die Jugend die Leibesübungen ohne Zuſchauer lernete I. 103

Et pfleget auf Aufſchriften, wo verſchiedene Gottheiten neben einander ſtehen, nicht wegzubleiben, es wäre denn, daß die Gottheiten ſo von einander unterſchieden wären, daß man ſie nicht vermengen könnte II. 241

Exactor operum, war ein Aufſeher über die Arbeiter, welcher dahin ſehen mußte, daß dieſelben bey öffentlichen Gebäuden dem ihnen vorgeſchriebenen Entwurfe nachkämen VII. 148

Expeditio Auguſti auf Münzen, iſt nur von vollendeten, nicht aber von noch anzutretenden Feldzügen zu verſtehen VII. 173

F.

Fabrum præfectus. ſiehe Præfectus. Fabri hießen alle Handwerker, die in einem Feldlager, bey Belagerungen und in einer

einer Flotte zu Verfertigung nöthiger Werke, Gebäude und Geſchirre gebrauchet wurden, und waren verſchiedener Art II. 298

Fel. temp. reparatio, hat man erſt nach des jüngern Conſtantins Tode angefangen auf Münzen zu ſetzen I. 292

Fierce, fercia, fierche, fierge, iſt der Stein im Schachſpiele, den man Königinn nennet III. 169. und kömmt her von dem Worte Ferſin, das einen Staatsbedienten bedeutet 170

Fortes, wer dieſe Art von Münzen zuerſt hat ſchlagen laſſen, und warum man ſie ſo genennet I. 327

Foſſam percutere, iſt eine gute lateiniſche Redensart aus der Latinitate xvi argentei VII. 261

Francigena aurum iſt die Aufſchrift einer Münze, die von einheimiſchem franzöſiſchem Golde gepräget worden I. 328. der Unterſchied zwiſchen aurum francigena und francicum 329

Frigidarium, ein Zimmer in den Bädern, wo man ſich abkühlete I. 108

Fritillus war ein hölzerner Becher, durch welchen man im Knöchelſpiele die Spielknochen ſchüttete I. 153

Fulmina bruta und fatidica, piabilia und inexpiabilia II. 13

G.

Gettoirs, giets, gets, giettons, alte franzöſiſche Worte, dafür man heutzutage jettons ſaget II. 187

Gilum, die Endigung von Namen einiger galliſchen Oerter, kam nur geringen Flecken zu V. 72

H.

Hire, heißt im alten Deutſchen heilig II. 239. Anm.

Humeris denſum vulgus. Dieſer Ausdruck beym Horaz wird vertheidiget IV. 284

I.

I wird öfters in den Handſchriften mittler Zeiten für g geſetzet I. 374. I kann zuweilen auf Münzen Imperator bedeuten VI. 363

Imbrices, eine Art von Zuruf oder Zujauchzen, das ſo klang, als wenn Regen auf die Dächer fällt I. 127

Imperator. Durch einen glücklich erfochtenen Sieg erhielt ein Feldherr dieſen Namen, den er bis auf ſeinen glorreichen Einzug in Rom behielt, darnach aber legete er ihn ab I. 128. da aber Julius Cæſar ihn beſtändig beybehielt, ſo ward er zu einem eigenen Namen der oberſten unumſchränkten Macht 129. Imperator perpetuus iſt ein Ausdruck, den man erſt unter dem Kaiſer Probus auf Münzen zu ſetzen angefangen hat; daher auch alle Münzen mit dieſer Aufſchrift und Namen älterer Kaiſer falſch ſind VII. 156

Impolitia. Die Vernachläßigung der Wartung und Pflegung des Ritterpferdes I. 72

IN H. DD. was dieſe Worte auf einer alten Aufſchrift bedeuten können V. 299

Incitæ. Ad incitas redigere, iſt vom Würfelſpiele hergenommen I. 136

Indicere, einen allgemeinen Landtag anſagen, oder ausſchreiben, das Volk aufbiethen X. 373

Indictum nenneten die Franken eine allgemeine Verſammlung des Volkes X. 373

Indulgentia Auguſti. Warum man dieſe Aufſchrift auf einer Münze findet, die auf des Kaiſers Alexandri Severi Annehmung an Kindes ſtatt gepräget werden VI. 365

Interior comes. Ob der Interior comes, das iſt derjenige, der obenan gieng, bey den Römern allezeit zur Rechten gegangen ſey, oder ob er ſich nach den Umſtänden des Ortes gerichtet habe II. 86

Iſelaſtici, wer ſie geweſen, und worinn ihre Rechte beſtanden I. 246

Judices, judex quæſtionis, und quæſitores, was ihr Amt geweſen VII. 153

Juſta, das Todtenopfer II. 104

Juvenalia, der fünfte Tag in den Saturnalibus II. 73

L.

L. auf galliſchen Aufſchriften bedeutet leuga II. 319. 321

Laconicum in den Bädern, war die trockene Schwitzſtube I. 108

Lapis Specularis der alten Römer, war der durchſichtige Talkſtein, oder das Frauenglas I. 124

Latrunculi, ein römiſches Spiel, hat mit dem Schachſpiele keine Aehnlichkeit III. 164

Lavatio war frigida und calida I. 108

Legio, die ſogenannte legio ſexta victrix war doppelt. Eine, mit dem Zunamen ferrata, ſtund allezeit in Syrien oder Judäa; die andere erſt in Spanien, dann in Germanien, und zuletzt in Britannien VII. 150

Leuga, woher dieſes Wort komme X. 202

Liberalitas Auguſti auf Münzen, deutet Spenden unter das Volk an I. 276

Lituus, eine etwas krumme Trompete wird beſchrieben I. 116. 118. war nur für die Reuterey ebend.

Luſtrum, ein Sühnopfer für ganze Städte, das alle fünf Jahre einmal wiederholet ward I. 48. Luſtrum hieß eigentlich ein Weih- oder Reinigungsopfer. Weil nun aber das Volk zu Rom, ſo oft es gemuſtert ward, welches alle fünf Jahre geſchahe, auch durch Opfer gereiniget, und mit ſeinen Göttern ausgeſöhnet ward: ſo ward auch die Muſterung ſelbſt, und die Zeit, welche von einer Muſterung zur andern verſtrich, luſtrum genannt I. 68

Luſoria waren kleine Kampfplätze, ſo die Kaiſer für ſich hatten VI. 282

M.

Machæra iſt ein gut lateiniſches Wort II. 308

Memoria, für Monumentum, eine Grabſtätte, ſteht nicht nur auf alten Aufſchriften, ſondern auch ſchon beym Suetonio I. 533

Meſochorus, der Muſikmeiſter, der in den Schauſpielen die muſikaliſchen Zurüfe lenken mußte I. 127

Miliaria,

Miliaria, große Keſſel in Bädern, warmes und kaltes Waſſer aufzubehalten I. 110

Mundus, eine runde Grube, von der man den Umriß einer anzulegenden Stadt zog II. 76

Munus publicum, und munus gladiatorium iſt einerley, und der Curator muneris publici war der Aufſeher über die Klopffechterſpiele IV. 226

N.

NCAP. was dieſe Abkürzung auf nachgeſtämpelten Münzen bedeute VII. 182. 183

NF. ob dieſe Buchſtaben auf einer Münze auf die Helena, Numeriani filia oder nobiliſſima fœmina bedeuten I. 282

N. L. non liquet auf den Stimmtäfelchen, deutete an, daß man ſich noch nicht völlig unterrichtet befände, und alſo noch unentſchloſſen ſey III. 186

Nama Sebeſion ſoll auf einer Aufſchrift ſo viel als heiliger Strohm heißen, und das Blut des Thieres bedeuten, welches man dem Mithras opferte VI. 157

Natales, natalicius dies, bedeutet in chriſtlichem Verſtande jemandes Todestag VII. 283

Natatio, ein großer Waſſerhalter in den Bädern, ſich darinn zu baden I. 110

Nautæ Pariſiaci. Ob dieſer Ausdruck auf alten Aufſchriften, die man zu Paris entdecket hat, ſchlechtweg die Schiffer zu Paris, oder die Geſellſchaft der Kaufleute daſelbſt ſammt ihrem Vorſteher bedeute II. 303. ſie waren zu Tibers Zeiten die Handlungsgeſellſchaft zu Paris X. 392

Neptitas, ein Wort, das man nirgends als beym Eginhard findet, was es bedeute, und ob die Leſart richtig ſey VII. 295 f.

Nobiliſſimus Cæſar, wenn dieſer Titel entſtanden I. 283. Nobiliſſima fœmina war der Titel der Gemahlinnen der Cæſarum ebend.

Nomenclator war einer der neben einem Candidato, das iſt einem, der ſich um ein öffentliches Ehrenamt bewarb, hergieng, ihm die Namen der geringen Bürger, die ihm begegne-

begegneten, meldete, darauf dieſer ſich mit einem freundlichen Gelaße an jenen wenden, und ihn um ſeine Stimme erſuchen mußte I. 80
Nonus iſt zwar nie ein Vorname geweſen, wird aber dennoch mit Numerius zuweilen verwechſelt I. 172
Nundinæ, kömmt her von novemdinæ III. 118

O.

Ob. auf den Münzen, ob es obryzum aurum bedeute I. 300 f.
Obſervatio hieß in den ſpätern Zeiten des römiſchen Reiches die Einſperrung oder das Kloſterleben IX. 350
Obſidionales coronæ war ein Kranz von Graſe, womit man denjenigen Feldherren beehrete, der eine römiſche Stadt und Kriegsbeſatzung von der Belagerung befreyet hatte VI. 241
Omina captare in triviis, Ahndungen aus Reden, die man von ungefähr auf der Straße hörete III. 455
Opalia, ein gewiſſer Tag in den Saturnalien II. 73
Orca, was es beym Knöchelſpiele geweſen I. 133
Ouida, wo es herkomme IX. 261

P.

P. auf einer Aufſchrift, wo es heißt: Herculi P. bedeutet patri oder patrio II. 243. auf Aufſchriften bedeutet es zwar gemeiniglich pedum, doch aber auch zuweilen pugnarum und palmarum 309. 310. wenn der Fuß vom P mit einem Querſtriche durchſchnitten iſt, bedeutet es per oder par III. 440
P. T. S. bedeutet per tranſitum ſuum IX. 348
Pædotriba, der Unterlehrer der Lernenden in Gymnaſiis, der Gehülfe des Gymnaſten I. 104
Palmarum plurimarum victor, dieſe Redensart wird erkläret II. 310
Pantheon. Ein kleines an einer goldenen Bulla befeſtigtes Pantheum mag der häusliche Schutzgott der Familie geweſen ſeyn, welcher der junge Menſch zugehörete, der dieſe Bullam getragen hatte II. 246. Pantheon nennete

man ein Götzenbild, das die Kennzeichen verſchiedener Gottheiten an ſich hatte, welche man zugleich verehrete, um die Koſten zu ſparen VI. 315

Paludamentum war der Wapenrock der Kaiſer und Feldherren, wie Sagum der Gemeinen ihres war II. 367

Pater patriæ iſt nie von verſtorbenen Kaiſern, ſo wenig als Divus von noch lebenden geſaget worden. Alle Münzen alſo, wo ein und derſelbe Kaiſer beyde Ehrennamen zugleich führet, ſind falſch, und rühren von einem der Alterthümer unkundigen her VII. 157

Patricii hießen, ohne Abſicht auf irgend eine Würde, nur diejenigen, welche von den hundert Häuſern abſtammeten, die Romulus für Patricios erklärete. Es konnte alſo ein Patricius, der kein öffentlich Amt führete, das iſt, weder ein Ritter, noch ein Rathsherr war, mit zu dem plebe gehören, wie hergegen ein plebejus an beyden Ständen Theil haben konnte I. 177 f.

Pauſarius, ein Muſikmeiſter, der die Zurüfe in den Schauſpielen lenken, und das Innehalten abmeſſen mußte I 127

Penates fragete man um Rath, wenn man künſtige Dinge wiſſen wollte V. 137 f.

PE. auf einigen Contorniaten bedeutet nicht pecunia, ſondern mag der Name des Stämpelſchneiders ſeyn III. 235

PER. in der Formel Cer. Per. auf einigen ſidoniſchen Münzen bedeutet nicht periodonicum, ſondern periodicum certamen III. 223 f.

Percutere foſſam und percuſſa foſſa, iſt gut Latein VII. 261

Periodonicum certamen ſoll nach Spanhems und Vaillants Meynung ein Spiel ſeyn, wo nur periodonikiſche Athleten zugelaſſen wurden III. 224

Periodonicus athleta iſt ein neugebackener Ausdruck, der mit den Regeln der Ableitung ſtreitet, und in dem Gebrauche der Alten keinen Grund hat. Es müßte vielmehr, ſollte es ja einigermaßen ſtatt finden, periodonicius oder periodonicicus heißen III. 228

Perpetuus imperator, iſt ein Ausdruck der nur auf Münzen des verfallenden Reiches ſtatt hat. Daher man füglich behaupten kann, daß die Münzen vom Trajan, mit dieſer Aufſchrift, untergeſchoben ſind VII. 155 f. eben das läßt ſich auch von dem Ausdrucke Augustus perpetuus ſagen ebend.

Phimus, was es im Knöchelſpiele geweſen I. 133

Pius Felix und Pia Felix. Der Streit, der über dieſe Formel auf Münzen entſtanden, und des P. Hardouins ſeltſame Gedanken darüber VIII. 382

Plausus, ſiehe Zurufe.

Plebeji waren von den patriciis in anders nichts unterſchieden, als darinn, daß die plebeji nicht aus einem der hundert Häuſer abſtammeten, welche Romulus in den Stand der Patricien verſetzete. Sonſten hatten die Plebeji auf alle Würden im Staate ohne Ausnahme nicht weniger Anſpruch und Antheil, als die Patricier I. 177. ſiehe Patricii.

Pomœrium. Verſchiedene Meynungen, was es geweſen ſey II. 79. 80. wem es frey geſtanden, das Pomœrium zu erweitern 80

Pontifex ſchlechtweg, heißt öfters ſo viel, als pontifex maximus V. 317. Es fragt ſich: Wenn zween oder mehrere Kaiſer zugleich regiereten, hat der vornehmſte unter ihnen, vor Balbins und Pupiens Zeiten, den Titel Pontifex Maximus allein geführet, oder hat er ihn auch ſeinen Gehülſen zukommen laſſen? Dieſe Frage wird unterſuchet V. 307 f. und behauptet, daß die Kaiſer vor beſagter Denkzeit es allerdings gethan haben, doch mehr aus Gunſt, als aus Zwange; auch daß ſie ſolchen Titel ihnen nur als einen bloßen Titel ohne Gewalt verliehen haben, als deren Ausübung ſie ſich alleine vorbehielten; und endlich, daß man nicht darthun könne, daß alle Hauptkaiſer dieſe Gefälligkeit gegen ihre Gehülſen beobachtet hätten. Geſchichte des Streites den die Herren, de Beſe, Bouhier und de la Baſtie, über den pontificatum maximum der Kaiſer geführet haben VIII. 466 f. worinn dieſe Würde beſtanden, und warum die Kaiſer ſie geführet haben 466

Præfectus fabrum, was für ein Amt es geweſen II. 297. hatte anfänglich nur bey Legionen ſtatt, kam aber mit der Zeit auch in die Pflanzſtädte, ebend. worinn es von dem Bauherrenamte unterſchieden geweſen 298

Præfectus morum, unter dieſem Namen maßete Julius Cæſar ſich das Amt eines Cenſoris an I. 73

Præſidiales hießen diejenigen, die ehedem præſides provinciæ geweſen weren IX. 351

Primas, was dieſes Wort in einer gewiſſen alten Handſchrift bedeute VIII. 248

Proconſul, dieſen Titel findet man ſelten auf Kaiſermünzen, doch haben ihm Auguſt, Nero und Caracalla beybehalten II. 317

Profectio, daß man auf gut lateiniſch ſagen könne profectio Auguſti Germaniæ, wird geläugnet VII. 159. die rechte Art, den vorhabenden Feldzug eines Kaiſers auf Münzen anzudeuten, war dieſe, daß man ſchlechtweg profectio Auguſti ſagete, ohne das Land zu nennen, wohin der Zug gieng. Die Münzen alſo, die von dieſer Regel abweichen, verrathen den Betrug 174

Propnigeum, der Vorſaal der Bäder I. 108

Pronum, eine Seite von Knochen im Knöchelſpiele, die viere galt I. 132

Pueri ſortes, in dieſem Ausdrucke Tibulli l. 3. muß man das mangelnde Wort Jovis darunter verſtehen VI. 455

Pyrgus, was es beym Knöchelſpiele geweſen I. 133

Q.

Quadratarium opus. Muthmaßungen, was es geweſen V. 303

Quinarios nennet man Münzen von kleinem Erzte VI. 331

R.

R. viele Worte, wo dieſer Buchſtabe mit einem Selbſtlauter vorkömmt, ſind in den Handſchriften der mittlern Zeit abgekürzet III. 440

Raſta hieß bey den alten Deutſchen, was wir itzt Poſtſtation nennen VII. 205. 206

Ratum, ractum und ritum in Endigungen celtiſcher Ortsnamen iſt einerley V. 73

Redux Jupiter, Neptunus und Fortuna, ward von denenjenigen verehret, die von ihrer Reiſe wieder nach Hauſe gekommen waren II. 17

Regnum bedeutet bey den Geſchichtſchreibern der mittlern Zeit eine Krone I. 182. wie man unterſcheiden könne, ob es einen bloßen Kopfſchmuck, oder ob es die höchſte Gewalt anzeige ebend. f.

Respublica bedeutete ehedem mehr nicht, als eine Gemeinde, und wurde auch von Flecken und Dörfern geſaget VII. 147

Reſtituti, revocati numi ſind nach Du Cange und Spanhems Meynung ſolche Münzen, die zwar von alten Kaiſern geſchlagen, von ſpätern aber erneuert worden; darinn ſie ſich aber geirret haben III. 236

Reycha, raiche, rache, ein altes franzöſiſches Wort, heißt die Krätze, oder der Grind IV. 132

Rok und roch, ein Stein im Schachſpiele, der Thurm genannt III. 173. den die Indianer als ein Cameel vorſtellen ebend.

Roquer. Urſprung dieſes im Schachſpiele gebräuchlichen Wortes III. 173

Ruſtica lingua, ſo nennete man im Gegenſatze des reinern für die Schriften vorbehaltenen Lateins, das grobe gemeine der mittlern Zeiten, daraus das Franzöſiſche und Italieniſche entſtanden iſt V. 75

S.

SC. und EX SC. oder ex ſenatus conſulto, bedeutet auf goldenen und ſilbernen Münzen was anders, als auf kupfernen. Auf dieſes will es ſo viel ſagen, der Senat habe die Münze ſchlagen laſſen: auf jenen aber zeiget es an, daß das darauf befindliche Bild und Aufſchrift durch einen beſondern darob ergangenen Schluß des Senats ſey verordnet worden I. 295 f. SC. ſoll nicht allemal Senatus Conſulto, ſondern auch zuweilen Salus Cæſaris bedeuten VII. 196

SCL·, eine Abkürzung auf nachgeſtämpelten Münzen ſoll Sacræ Largitiones bedeuten VII. 186

S. P. C. EPLS. BA. bedeutet Sigillum parvum oder privatum curiæ epiſcopalis Bajocenſis oder Bathenſis X. 402

Sabazius iſt ein Name des Bacchus, den man weder der Sonne beylegen, noch mit Sebeſius verwechſeln darf VI. 161 f.

Sacerdotium regale, dieſer Ausdruck der Schrift giebt den Geiſtlichen kein Recht, in die Rechte der Fürſten einen Eingriff zu thun II. 127

Sacra linea, eine Linie die durch das Würfelbret queerdurch gieng, und die man ſonder Zwang nicht überſchritt I. 136

Sacramentum, ein gewiſſes vor Gerichte niedergelegtes Geld, wozu man es anwandte IV. 315

Sagum war der Wapenrock der gemeinen Soldaten, wie paludamentum, der Kaiſer und Feldherren ihrer II. 367

Salve hat eine dreyfache Bedeutung III. 452. in einer Stelle beym Horaz ſoll es bedeuten: thue mir den Gefallen ebend.

Salus. Die austreiſenden und ihre dahintenbleibenden Freunde thaten ein Gebeth: pro Salute, itu et reditu II. 17

Sanctus, der Ausdruck auf einer alten Grabſchrift, poſitus eſt ad ſanctos ſoll ſo viel bedeuten als, er iſt ein Chriſt geworden IX. 346

Scripta duodecim oder duodena, ein Spiel bey den Römern I. 135 f.

Scrupuli, ein römiſch Spiel, hat mit dem Schachſpiele keine Aehnlichkeit III. 164
Sebeſius und Sabazius iſt nicht einerley VI. 155
Semitales dii II. 18
Senio, die Sechß im Knöchelſpiele I. 132
Sextarius, deſſen Verhältniß mit dem cyathus I. 151
Siccis oculis videre beym Horaz Od. 1. 3. wird vertheidiget IV. 282
Sicelides Muſæ beym Virgil, beziehet ſich nicht auf den Theocrit, ſondern es iſt die der Inſel angebohrne Fertigkeit im Hirtenliederdichten III. 111
Sigillum magnum, was man ſo nenne X 120
Siſtere templum, den Grundriß eines Tempels machen I. 228
Sobriquet, nach dem Urſprunge dieſes Wortes wird geforſchet VII. 246
Soldurii, eine Art galliſcher und deutſcher Kriegsknechte, welche mit ihren Herren oder Dingeren ſturben, oder nach ihrem Tode ſich ſelbſt umbrachten III. 268
Solitaurilia oder Suovetaurilia, ein Opfer, welches man aller fünf Jahre dem Mars zu Ehren beym Luſtro anſtellete I. 68
Solœciſmus. Urſprung, Bedeutung und Alterthum dieſes Wortes III. 413
Somniales dii V. 139
Sortes pueri, nämlich Jovis III. 445
Sortes tollere, bedeutet beym Tibullo, ſich das Wahrſagerloos von einem Kinde ziehen laſſen III. 454
Sphæriſterium, das Ballhaus, war ein Theil des Gymnaſii I. 103
Sportula begreift alle Arten von Geſchenken in ſich I. 180. Urſprung der Benennung ebend.
Stips war ein freywilliger Beytrag zu den allgemeinen Bedürfniſſen, oder zu Unterhaltung der Tempel VII. 149

Strigil, ein gewiſſes ehedem in den Bädern gebräuchliches Werkzeug, den Schweiß und Schmutz vom Oehle wegzufegen I. 112

Stadium, ein großer langer Platz zum Laufen in den Gymnaſiis, in Geſtalt eines halben Zirkels I. 103

Subarmale ſcheint ein leinener Küraß geweſen zu ſeyn II. 365

Superi in dem Zurufe adeſte Superi, ſind die im Leben zurückgebliebenen Freunde eines Verſtorbenen I. 239

Suppoſtor, ein Münzbedienter, heutzutage ein Münzmeiſter II. 275

Suppum oder Supinum, eine Seite von einem Knochen im Knöchelſpiele, die dreye galt I. 132

T.

Talus rectus, wenn der Knochen im Knöchelſpiele aufrecht zu ſtehen kam I. 132

Tautologia, was ſie ſey, wird beſtimmet, und ihr Unterſchied von der Synonymie gewieſen VI. 53. ob der Ausdruck beym Cicero, abiit, exceſſit, evaſit, erupit, eine Tautologie ſey ebend.

Templum effari und ſiſtere, den Grundriß eines Tempels ziehen I. 228

Tepidarium, die gewölbte Schwitzſtube I. 108

Teſtæ, eine Art von klappendem Zurufe, der dem Schalle an einander geſchlagener Muſcheln oder Caſtagnetten gliche I. 127

Tholus hieß das Gewölbe in den Tempeln, wo man die erbeuteten Waffen, Fahnen und Bilder aufhenkete I. 231

Tremontagne, ob es den Seecompaß bedeute X. 412. Anmerk.

Trinundinum, promulgatio per trinundinum, war die Bekanntmachung eines neu einzuführenden Geſetzes, drey Marktage zuvor, ehe man darüber ſtimmete III 118

Turris, turricula, was es beym Knöchelſpiele geweſen I. 133

Tympanidis, was dieſes Wort beym Cicero Nat. Deor. III. 43. bedeute, oder wie es zu verbeſſern IX. 244

V.

V. bedeutet auf den Aufſchriften, ſonderlich einigen aus den alten Gallien, ſo viel, als vixit, und zeiget ein Begräbniß an III. 263. zuweilen vertritt es auf alten Aufſchriften auch die Stelle eines Y. IV. 117. V. in dem Worte MAXV. auf einer Münze Galliens, gehöret nicht mit zu dieſem Worte, ſondern bedeutet eine Fünfe VI. 362. V. R. auf den Stimmtäfelchen, bedeutete uti rogas III. 186. V. V. bedeutet urbs victrix II. 243

Vaire heißt blaulicht weiß, und iſt eine Art von reichen Pelzſammet mit blauen und weißen Haaren, kömmt vom lateiniſchen Varius her I. 374

Vaſarium, ein Behältniß im Bade für das küpferne Badegeſchirre I. 109

Venus, der glücklichſte Wurf im Knöchelſpiele, wenn alle Würfel andere Augen hatten I. 133

Ver ſacrum, ob es nur bloß das den Göttern zu Abwendung einer Landplage gelobte Opfer an lebendigen Thieren von eines einzigen Frühlings Zucht, oder ob es auch ganze Hauſen junges Volkes bedeute, welches man wegſchickete, um anderswo ſeine bleibende Stätte zu ſuchen II. 110 f.

Veter. coh. VI. pr. was dieſe Abkürzungen auf einer alten Aufſchrift bedeuten IV. 226

Viales dii II. 18

Viaticum, ſchon die Alten pflegeten einem einen Zehrpfennig mit auf den Weg zu geben II. 19

Villicus attonitæ urbi poſitus beym Juvenal, was es bedeute I. 154

Volt. bedeutet ſo viel, als Voltinia VII. 150. es kömmt auf den galliſchen Aufſchriften ſo häufig vor, daß man daraus ſchließen kann, die Römer hätten alle Gallier, denen ſie das römiſche Bürgerrecht geſtatteten, in dieſe Zunft aufgenommen ebend.

Votæ veſtes, die man den Göttern nach zurückgelegter Reiſe ſchenkete II. 21

Vulturnius, die Eins im Knöchelſpiele I. 132

Urbanis rebus carere, was dieſer Ausdruck beym Cicero bedeute IV. 280

Uxorium æs, eine gewiſſe Geldbuße, die ledige Mannsperſonen wegen ihres ehloſen Standes erlegen mußten I. 71

W.

Wette leiſten, heißt für ſeine Miſſethat büßen, oder Strafe leiden II. 238. Anmerk.

X.

Xyſtarch hatte die Aufſicht über die Xyſten und das Stadium I. 104

Xyſti, waren Gänge, ſonderlich in den Gymnaſiis, von einer doppelten Art. Einige waren bedecket, und unter dieſen übeten ſich die Klopfechter zu Winters Zeit: andere waren offen, bloß, oder mit Bäumen beſetzet, und dieneten zum Wandeln I. 103

Vollſtändige
Sammlung
aller
Streitſchriften,

die neulich
über das vorgebliche Geſetz der Natur,
von der kleinſten Kraft, in den Wirkungen der Körper,
zwiſchen dem
Herrn Präſidenten von Maupertuis
zu Berlin,
Herrn Profeſſor König in Holland,
und andern mehr, gewechſelt
worden.

Unparteyiſch ins Deutſche überſetzet.

Maxima de MINIMO naſcitur Hiſtoria!

Leipzig,
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf.
1753.

Vorrede der erſten Ausgabe.

Geneigter Leſer!

Die merkwürdige Streitigkeit einiger großen Weltweiſen und Meßkünſtler, die in unſern Tagen entſtanden iſt, hat ſchon ſo viel hitzige und luſtige Schriften von beyden Theilen hervorgebracht: daß ganz Deutſchland, Holland, England und Frankreich aufmerkſam gemachet worden. Nur eins iſt, in Anſehung deutſcher Gelehrten, bisher verdrießlich dabey geweſen. Ob ſie gleich auf deutſchem Boden, und wie man hernach ſehen wird, theils in deutſcher, theils in lateiniſcher Sprache entſtanden iſt; ſo iſt ſie doch nachmals mehrentheils in franzöſiſcher Sprache geführet worden. Leute, die uns gern weis machen wollen, daß dieſe Sprache heute zu Tage für die einzige gelehrte Sprache von Europa zu halten ſey; ſcheinen dabey ihren Vortheil zu finden. Allein, wie viel wackere Gelehrte, und andere brave Leute giebt es nicht, bey uns und anderwärts, die ſolches Vorrecht dem Franzöſiſchen ſchwerlich einräumen werden? Sollen nun dieſe nichts von der ganzen Sache erfahren? Oder ſollen ſie ſich mit denen oft magern, allezeit aber unvollſtändigen Nachrichten der gel. Zeitungsſchreiber abſpeiſen laſſen? In Paris z. E. ſind in einem Tage 5000 Stück von der ſo genannten Diatribe des Doctors Akakia verkaufet worden: und in Leipzig ſind in einer Woche 500 Stück davon abgegangen. Soll nun ein ehrlicher Deutſcher Leſer, von einer Schrift, die ſo begierig gekaufet und geleſen wird, nichts erfahren?

Dieſe Unbilligkeit hat uns alſo bewogen, den Liebhabern gelehrter Neuigkeiten, mit einer richtigen Verdeutſchung dieſer Streitſchriften aufzuwarten. Man hat ja vormals von den leibnitziſchen Streitſchriften mit dem berühmten D. Clarke in London, eine deutſche Ueberſetzung gemachet: und guten Beyfall damit gefunden. Iſt nun gleich die Materie, darüber itzo in Berlin und Holland geſtritten wird, lange nicht von der Wichtigkeit, als die damaligen waren: ſo ſind doch die Hauptperſonen, ihren äußerlichen Umſtänden nach, von nicht geringerm Anſehen. Der eine Streiter iſt eben ſo wohl, als dort Hr. **von Leibnitz** war, ein **Präſident** einer berühmten königl. Akademie; der Gegentheil aber ein Rath, Profeſſor und Bibliothekarius eines Durchl. Statthalters der vereinigten Niederlande. Die Nebenperſonen endlich, die ſich mit ins Spiel gemiſchet, ſind, wenn man anders den zuverläßigſten Nachrichten glauben darf, ebenfalls Männer von großen Verdienſten und vielem Witze. Ihre Schriften wenigſtens zeigen, daß ſie die an ſich trockene Streitigkeit, durch ihre muntere Schreibart allererſt recht anmuthig gemachet haben.

Alle dieſe Schriften nun, hat man, von dem Urtheile der königl. Akademie der Wiſſenſchaften und freyen Künſte zu Berlin, an zu rechnen, bis auf die **Diatribe** des Doctors Akakia, zuſammen genommen, nach der Zeitordnung geſtellet, und ins Deutſche gebracht. Man würde hier gern einen kurzen Auszug daraus geben, und den Leſer vor ihrem Inhalte benachrichtigen: wenn ſich alles dieſes nicht viel beſſer aus den Schriften ſelbſt erſehen ließe.

Zu dem, wollten wir den Ruhm der Unparteylichkeit nicht gern verſcherzen; den wir in der ganzen Arbeit zu behaupten geſuchet. Wir überlaſſen es alſo dem Leſer, ſeinen Durſt aus der Quelle ſelbſt zu ſtillen, und wollen ihn hier mit keiner längern Vorrede aufhalten.

* *

Nachricht

wegen der zweyten Auflage.

Da der Verſuch, den man von dieſer Sammlung der Streitſchriften vor ein paar Monathen gemachet, ſo wohl aufgenommen worden; daß man bey weitem nicht alle Liebhaber mit der erſten, etwas kleinen Auflage befriedigen können: ſo hat man zu einer vollſtändigern Sammlung davon ſchreiten, und den völligen Rechtshandel beyder ſtreitenden Parteyen, in Deutſchland bekannter machen wollen. Der geneigte Leſer findet alſo hier zuförderſt des berühmten Herrn Präſidenten von Maupertuis erſte Schrift, aus den berliniſchen Memoires auf das 1746ſte

Jahr, die den erſten Anlaß zu dem ganzen Streite gegeben. Sodann folget ſo wohl der Auszug aus derſelben, der kurz darauf in dem neuen Bücherſaale der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte geſtanden; und zuerſt die Gültigkeit dieſer Entdeckung in Zweifel gezogen: als auch Herrn Rath Königs lateiniſche Schrift aus den leipziger Actis Eruditorum. Dieſe hat man aber nicht ganz, ſondern nur ihrem Anfange und Schluſſe nach, der eigentlich das leibnitziſche Fragment in ſich hält, mittheilen dörfen: als welches der rechte Zankapfel geworden; da indeſſen die Hauptfrage beyſeit geſetzet geblieben. Da die deutſchen Gelehrten alle des Lateins mächtig ſind, ſo hat man es nicht für nöthig gehalten, dieſe Blätter zu verdeutſchen.

Der Ordnung nach mußte nun das Urtheil der berliniſchen Akademie folgen; nebſt denen Nachrichten, die davon in verſchiedenen Zeitungen gegeben worden. Des Herrn Profeſſor Königs Beruffung erſcheint in dieſer Sammlung vollkommen, nach allen ihren Theilen, nebſt dem Anhange aller in dieſer Sache gewechſelten Briefe. Die leibnitziſchen Briefe ſelbſt aber hat man darum nicht überſetzen mögen; weil die Kenner, aus der Vergleichung ihrer Schreibart urtheilen müſſen, ob dieſelben ächt, oder untergeſchoben ſind: welches in einer Ueberſetzung nicht angehen würde.

Nunmehr folget eine artige Schrift, die ins londoner Magazin François, faſt zu gleicher Zeit eingerücket worden, als die Beruffung des Herrn Königs ans Licht trat; und viel gründliches in ſich hält. Dieſe wird von den drey Briefen abgelöſet, die Herr von Maupertuis, Herr Profeſſor Euler und Herr Merian über dieſer Sache in Berlin gewechſelt haben. Hierauf haben wir den Auszug eines Schreibens einſchalten müſſen, das ein Akademiſt zu Berlin, an ein Mitglied der königlichen Societät zu Londen, abgelaſſen. Eine Antwort eines Mitgliedes der berliniſchen Akademie, an ein Mitglied der Akademie zu Paris, wird von dem Schreiben eines akademiſchen Mitgliedes zu Berlin, an ein pariſiſches abgelöſet, und ziemlich hart beantwortet. Dieſem aber wird von der Antwort des pariſiſchen Akademiſten, eine ziemliche Genüge gethan.

Die XVte Stelle hat das Schreiben des Marquis an die Marquiſinn bekommen, das ſo luſtig und aufgeweckt, als gründlich geſchrieben iſt: worauf noch ein Paar Briefe folgen, die in eben das Fach gehören. Herrn Königs ernſthafte Vertheidigung löſet dieſe ſpaßhaften Stücke ab; ſo daß die Diatribe des Herrn D. Akakia, eines würdigen Mannes, nebſt dem denkwürdigen Sitztage der Akademie und den Friedensartikeln, zwiſchen den ſtreitenden Parteyen, die nur unlängſt im Drucke erſchienen ſind, den völligen Schluß machen.

Hier hätte man die beſte Gelegenheit, einer Cenſur zu begegnen, die in einer gewiſſen Zeitung über die aus Leibnitzen angeführten Stellen gefället worden. Die Abſicht, die man dabey gehabt, rechtfertiget dieſe Anführung vollkommen. Es war nicht im geringſten die Meynung, dadurch dem Herrn Prof. König zu widerſprechen, der es ſo deutlich gewieſen hatte, daß Herr von Leibnitz das *Minimum* actionis niemals für ein allgemeines Geſetz gehalten; ſondern in eben der Abſicht, worinn derſelbe, in ſeiner Berufung, aus Malebranſchen, dem Herrn Kanzler Baron von Wolf, s'Graveſanden und

Engelharden, Stellen von dieſer Materie angeführet hatte. Leibnitzens Geſetz der Sparſamkeit iſt freylich viel allgemeiner als das, welches der Herr von Maupertuis angegeben. Da aber alle Schüler der Vernunftlehre wiſſen, daß die beſondern Fälle in den allgemeinern Regeln, nicht aber umgekehrt, enthalten ſind: ſo wird ein jeder Unparteyiſcher ſehen, daß des Herrn von Leibnitz Sparſamkeit, die ſich auf die Materie, den Raum, die Zeit, und die Kräfte zugleich erſtrecket, von ungleich weiterm Umfange ſey, als diejenige, die ſich nur auf die Kraft allein ausdehnet.

Uebrigens wird man hier mit der Ueberſetzung dieſer Streitigkeiten ein Ende machen. Wem es gefällt, der kann ſich an alles, was noch künftig heraus kommen dörfte, wagen. Wir haben geglaubet, daß es Zeit wäre, aufzuhören: nach dem weiſen Ausſpruche jenes Kaiſers: Ne quid nimis!

* * *

Verzeichniß der in dieſer Sammlung enthaltenen Stücke.

1) Die Geſetze der Bewegung und der Ruhe, aus einem metaphyſiſchen Grundſatze hergeleitet vom Herrn von Maupertuis, von 1 bis 43
2) Auszug aus dem neuen Bücherſaale der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte 44
3) Herrn Sam. Königs Abhandlung de Univerſali Principio æquilibrii & motus, aus den Actis Erud. Lipſ. . . 52
4) Urtheil der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin über einen vorgeblichen Brief des Herrn von Leibniß . . 60
5) Auszug aus den leipziger gelehrten Zeitungen 82
6) Auszug aus den hamburgiſchen freyen Urtheilen 86
7) Beruffung auf das gemeine Weſen von dem Urtheilsſpruche der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften . . 90
8) Anhang, die Briefe enthaltend, welche die Herren von Maupertuis und Formey an einer, und Herr König an der andern Seite, mit einander gewechſelt haben . . 198
9) Auszug aus dem londoner Magaſin françois 276

10) Drey

10) Drey Briefe, den Urtheilsſpruch der Akademie betreffend . . 293
11) Auszug eines Schreibens von einem Akademiſten zu Berlin, an ein Mitglied der königlichen Societät zu London . . . 332
12) Antwort eines Mitgliedes der Akademie zu Berlin, an ein Mitglied der Akademie zu Paris . . . 341
13) Schreiben eines akademiſchen Mitgliedes zu Berlin, an ein akademiſches Mitglied zu Paris . . . 344
14) Antwort des pariſiſchen Akademiſten an den Akademiſten zu Berlin . . 353
15) Schreiben des Herrn Marquis von L. N. an die Frau Marquiſinn A. G. . 371
16) Auszug eines Schreibens aus Berlin den 12. Nov. 1752. . . 404
17) Schreiben eines Gelehrten an den Herrn Marquis L. N. . . 413
18) Vertheidigung der Beruffung auf das gemeine Weſen; oder: Antwort auf die Briefe, den Urtheilsſpruch betreffend . 416
19) Diatribe des Doctors Akakia, päbſtlichen Leibarztes, Decret der Inquiſition, und Bericht der Profeſſoren zu Rom, wegen eines vorgeblichen Präſidenten . . 480
20) Die merkwürdige Verſammlung 499
21) Vergleich zwiſchen dem Herrn Präſidenten von Maupertuis, und dem Herrn Profeſſor König . . . 503

I.

Die Geſetze der Bewegung und der Ruhe,

aus einem metaphyſiſchen Grundſatze hergeleitet,

vom Herrn von Maupertuis. *

Ich habe den Grundſatz, auf welchen folgendes Werk gebauet iſt, den 15. April 1744 in der öffentlichen Verſammlung der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris mitgetheilet, wie die Acta dieſer Akademie ausweiſen werden.

Herr Profeſſor Euler gab, zu Ende eben deſſelben Jahres, ſein vortreffliches Werk: Methodus inveniendi lineas curvas maximi minimive pro-

---

* Dieſe Schrift ſteht in der Hiſtoire de l'Acad. Royale des Sciences de Berlin, auf das 1746ſte Jahr, a. d. 267 u. f. S.

prietate gaudentes betitelt, heraus. In dem Anhange, welchen er demſelben beygefüget hatte, erweiſt dieſer berühmte Meßkünſtler: daß in den Trajectoriis, welche von den Körpern durch centraliſche Kräfte beſchrieben werden, die durch das Element der krummen Linie multiplicirte Geſchwindigkeit allezeit ein Minimum iſt.

Dieſe Anmerkung vergnügte mich um ſo viel mehr, da ſie eine ſchöne Anwendung meines Grundſatzes auf die Bewegung der Planeten abgiebt; deren Regel allerdings dieſer Grundſatz iſt.

Nunmehr will ich verſuchen, aus eben dieſer Quelle, Wahrheiten von einer erhabnern Art zu ziehen, die viel wichtiger ſind.

1. Unterſuchung der Beweiſe von dem Daſeyn Gottes, Aus den Wundern der Natur gezogen.

Wir mögen uns in uns ſelbſt eingeſchloſſen halten, oder uns außer uns begeben, um die Wunder des Weltgebäudes zu durchlaufen, ſo finden wir ſo viele Beweiſe von dem Daſeyn eines allmächtigen und allweiſen Weſens, daß es gewiſſer maßen nöthiger iſt, die Zahl derſelben zu vermindern, als deren Vermehrung zu ſuchen. Man muß wenigſtens eine Wahl unter dieſen Proben treffen, ihre Stärke oder Schwäche prüfen, und einem jeden nur dasjenige Gewicht ertheilen, was er haben ſoll: denn man kann der Wahrheit nicht ärger ſchaden, als wenn man ſie mit falſchen Gründen unterſtützen will.

Ich unterſuche hier nicht den Beweis, welchen man in dem Begriffe von einem unendlichen Weſen findet: in dieſem Begriffe ſage ich, der zu groß iſt, als daß wir ihn aus eigenen Kräften, oder aus irgend einer endlichen Quelle haben könnten; und welcher zu beweiſen ſcheint, daß es ein unendlich vollkommenes Weſen gebe.

Auch die Uebereinſtimmung aller Menſchen, in Anſehung des Daſeyns Gottes, will ich nicht anführen, welche den Weltweiſen des alten Roms ein ſo ſtarker Beweis zu ſeyn geſchienen *. Ich unterſuche auch nicht, ob es irgend ein Volk giebt, welches ſich hierinn von allen andern Völkern unterſcheidet; ob irgend eine Hand voll Menſchen, welche etwan anders dächten, als alle andere Einwohner der Erden, eine Ausnahme machen könnte; noch ob die Verſchiedenheit, die ſich in denen Begriffen finden kann, welche alle diejenigen von Gott haben, die ſein Daſeyn zugeben, verhindern würde, großen Vortheil von dieſer allgemeinen Uebereinſtimmung zu ziehen?

Endlich will ich auch darauf nicht dringen, was man aus dem Verſtande, den wir in uns ſelbſt finden; aus dieſen Funken der Weisheit und Macht ſchließen kann, die wir bey den endlichen Weſen antreffen: und die eine unermeßliche und ewige Quelle vorausſetzen, aus welcher ſie ihren Urſprung nehmen.

Alle dieſe Beweiſe ſcheinen mir ſehr ſtark zu ſeyn; allein dergleichen will ich hier nicht unterſuchen.

Zu aller Zeit haben diejenigen, die ſich auf die Betrachtung des Weltgebäudes befliſſen, Merkmaale der Weisheit und Macht desjenigen darinn gefunden, der daſſelbe regieret. Je weiter man es in der Naturlehre gebracht hat, je mehr haben ſich dieſe Beweiſe vervielfältiget. Einige wurden auf eine verwirrte Art von den Spuren der Gottheit gerühret, die man alle Augenblicke in der Natur antrifft; andere haben, aus einem zur Unzeit andächtigen Eifer, einigen Beweiſen mehr Stärke beygeleget, als ſie haben ſollten, und zuweilen

---

* Siehe Ciceros Tuſcul. Fragen im XIII. B.

weilen auch dasjenige für Beweiſe angenommen, was doch keine waren.

Vielleicht würde es erlaubet ſeyn, es mit der Schärfe der Beweiſe ſo genau nicht zu nehmen: wenn es uns an Gründen fehlete, einen zweifelhaften und nützlichen Lehrſatz feſt zu ſetzen. Hier aber ſind die Beweiſe ſchon ſtark genug, und deren Zahl groß genug; um daß man die ſtrengſte Unterſuchung, und die eigenſinnigſte Wahl anſtellen könne.

Ich will mich bey denen Beweiſen vom Daſeyn des höchſten Weſens nicht aufhalten, welche die Alten aus der Schönheit, Ordnung und Einrichtung des Weltgebäudes, gezogen haben. Man kann diejenigen nachſchlagen, welche **Cicero** beybringt *, und die er nach dem **Ariſtoteles** ** anführet. Beyde kennen die Natur viel zu wenig, daß ſie berechtiget wären, ſie zu bewundern. Ich will bey einem Weltweiſen ſtehen bleiben, welcher durch ſeine wichtigen Entdeckungen, viel beſſer als ſie, im Stande war, von ihren Wundern zu urtheilen, und deſſen Schlüſſe viel ſchärfer ſind, als alle die ihrigen.

Newton ſcheint von den Beweiſen, die man in der Betrachtung des Weltgebäudes findet, vielmehr gerühret zu ſeyn, als von allen andern, die er aus ſeinem tiefſinnigen Verſtande hätte ziehen können.

Dieſer große Mann hat geglaubet ***, daß die Bewegungen der himmliſchen Körper, das Daſeyn

---

* *Tuſcul.* 1. 28. et 29.

** De nat. Deor. II. 37. 38.

*** *Newt.* Opticks III. Book Query 31.

ſeyn deſſen, der ſie regieret, zur Gnüge bewieſen. Sechs Wandelſterne, **Merkur**, **Venus**, die **Erde**, **Mars**, **Jupiter** und **Saturn**, drehen ſich um die Sonne. Alle bewegen ſich in einerley Richtung, und beſchreiben ungefähr concentriſche Kreiſe: indeſſen daß eine große Menge anderer Irrſterne, die **Kometen**, ganz andere Kreiſe beſchreiben, indem ſie ſich nach allerley Arten von Richtungen bewegen, und alle Himmelsgegenden durchlaufen. **Newton** hat geglaubet, eine ſolche Einförmigkeit könnte nichts anders, als die Wirkung des Willens eines höchſten Weſens ſeyn.

Mindere Gegenſtände indeſſen, haben ihm eben ſo ſtarke Beweiſe darzubiethen geſchienen. Die Einförmigkeit, die er in dem Baue der Thiere fand, ihre wunderbare und mit lauter Nutzbarkeiten angefüllete Organiſation, waren ihm überzeugende Beweiſe, des Daſeyns eines allmächtigen und allweiſen Schöpfers.

Nach dem **Newton**, hat ein ganzes Heer Naturforſcher, in den Sternen, in dem Gewürme, in den Pflanzen, im Waſſer ſelbſt, Gott gefunden *.

Wir wollen die Schwäche einiger ihrer Gründe nicht verhölen: und um den Misbrauch, den man mit den Beweiſen vom Daſeyn Gottes getrieben, deſto kenntlicher zu machen; ſo wollen wir doch ſelbſt diejenigen unterſuchen, die dem **Newton** ſo ſtark vorgekommen ſind.

---

* Theol. Aſtron. *Derham*. *Einsd.* Theol. Phyſ. *Leſſer*. Theol. Inſect. *Fabric.* Theol. aquat.

Die Einförmigkeit, ſaget er, in der Bewegung bey den Planeten, beweiſt nothwendig eine Wahl. Es war unmöglich, daß ein blinder Zufall ſie alle in einerley Richtung, und in Kreiſen, die faſt concentriſch ſind, bewegen konnte.

Newton hätte dieſer Einförmigkeit der planetiſchen Bewegungen noch beyfügen können, daß ſie ſich alle faſt in derſelben Fläche bewegen. Der Gürtel, darinnen alle ihre Kreiſe eingeſchloſſen ſind, machet ungefähr nur den 17ten Theil der Himmelskugel aus. Wenn man alſo die Laufbahne der Erden, für die Fläche nimmt, auf welche man alle andern bringt, und ihre Stellung als eine Wirkung eines ungefähren Zufalles betrachtet: ſo iſt die Wahrſcheinlichkeit, daß die fünf andern Laufbahnen nicht in dieſen Gürtel eingeſchloſſen ſeyn müſſen, wie $17^5 - 1$ zu 1; das heißt, wie 1419856. zu 1. ſich verhält.

Wenn man ſich mit **Newtonen** vorſtellet, daß alle von der Sonne angezogene himmliſche Körper, ſich im leeren Raume bewegen: ſo iſt es wahr, daß es nicht ſonderlich wahrſcheinlich iſt, daß ein ungefährer Zufall ſie in dieſe Bewegung ſollte geſetzet haben, die ſie haben. Gleichwohl blieb noch einige Wahrſcheinlichkeit dabey; und alſo kann man nicht mehr ſagen, daß dieſe Einförmigkeit eine nothwendige Wirkung einer Wahl ſey.

Allein noch mehr: der Gegenſatz, zwiſchen einer Wahl und einem ungefähren Zufalle, gründet ſich nur auf das Unvermögen, darein einen das **Newtoniſche** Lehrgebäu ſetzet, von dieſer Einförmigkeit eine phyſikaliſche Urſache anzugeben. Für andere Weltweiſe, welche eine Flüßigkeit zugeben, die die Wandelſterne umtreibt, oder doch nur ihre Bewegung mäßiget, ſcheint die Einförmigkeit ihres Laufes nicht unerklärbar zu ſeyn. Dieſe ſetzet nicht mehr den ſonderbaren Fall des ungefähren Zufalles, oder einer Wahl voraus; und beweiſt das Daſeyn Gottes nicht mehr, als irgend eine andere der Materie mitgetheilete Bewegung thun würde *.

Ich weis nicht ob der Beweis, welchen **Newton** aus dem Baue der Thiere zieht, viel ſtärker iſt. Wäre die Einförmigkeit die man bey vielen unter ihnen antrifft, ein Beweis: ſo würde er ja durch die unendliche Verſchiedenheit umgeſtoßen werden, die man bey vielen andern antrifft. Ohne aus denſelben Elementen zu gehen, ſo vergleiche man doch nur einen Adler mit einer Fliege, einen Hirſch mit einer Schnecke, einen Wallfiſch mit einer Auſter; und urtheile von dieſer Gleichheit. Andere Weltweiſe ſuchen einen Beweis von dem Daſeyn Gottes, in der Mannigfaltigkeit der Geſtalten: und ich weis nicht, welche von beyden beſſer gegründet ſind.

Der Beweis, welcher aus der Geſchicklichkeit der verſchiedenen Theile der Thiere zu ihrer Nothdurft, gezogen iſt, ſcheint gründlicher zu ſeyn. Sind nicht ihre Füſſe zum gehen, ihre Flügel zum fliegen, ihre Augen zum ſehen, ihre Mäuler zum eſſen,

---

* Siehe *Bernoulli* ſur l' inclinat. des plans des orbites des Planetes.

ſen, und andere Glieder gemachet, ihres Gleichen hervor zu bringen? Zeiget nicht alles dieſes eine Weisheit und eine Abſicht an, die bey ihrem Baue gewaltet hat? Dieſer Beweis hatte ſchon die Alten gerühret, wie er den **Newton** gerühret hat; und vergebens wird auch der ärgſte Feind der Vorſehung dagegen antworten: der Gebrauch ſey nicht der Endzweck, ſondern nur eine Folge des Baues der Glieder der Thiere geweſen; der blinde Zufall habe Augen, Ohren, und eine Zunge gemachet, und man habe ſich ihrer zum ſehen, hören und reden bedienet *.

Könnte man aber nicht ſagen: daß da bey der ungefähren Verbindung der Werke der Natur, nur diejenigen haben beſtehen können, bey welchen ſich ein gewiſſes Verhältniß der Geſchicklichkeit gefunden, es kein Wunder ſey, daß dieſe Geſchicklichkeit ſich bey allen den Arten finde, die gegenwärtig vorhanden ſind? Der ungefähre Zufall, wird man ſagen, hatte eine unzählbare Menge Geſchöpfe hervor gebracht: eine kleine Zahl derſelben war ſo eingerichtet, daß die Theile des Thieres zu ſeiner Nothdurft hinlänglich waren; bey einem andern, unendlich zahlreicheren aber, fand ſich weder Geſchicklichkeit noch Ordnung. Dieſe alle ſind umgekommen: denn Thiere ohne Maul konnten nicht leben; und andere denen es an Gliedmaßen zur Zeugung fehlete, konnten ſich nicht fortpflanzen. Die einzigen, die alſo übrig geblieben, ſind diejenigen, bey denen ſich Ordnung und Geſchicklichkeit fand;

und

---

* *Lucret.* Lib. IV.

und dieſe Arten, die wir anjeƷt kennen, ſind nur der mindeſte Theil deſſen, was ein blindes Schickſal hervorgebracht hatte.

Faſt alle neuere Schriftſteller, die von der Naturlehre, oder natürlichen Geſchichte gehandelt, haben die Beweiſe nur ausgedehnet, die man aus dem Baue der Thiere und Pflanzen gezogen, und ſie bis auf die mindeſten Kleinigkeiten der Natur getrieben. Um hier nicht gar zu unanſtändige Beyſpiele anzuführen, die nur gar zu gemein ſeyn würden, will ich nur von demjenigen reden *, welches in den Falten der Haut eines **Rhinoceros**, Gott findet; weil dieß Thier mit einer ſehr harten Haut bedecket iſt, und ſich ohne dieſe Falten nicht hätte regen können. Heißt das nicht der größten von allen Wahrheiten Schaden thun, wenn man ſie mit ſolchen Gründen beweiſen will? Was würde man wohl von jemanden ſagen, der die Vorſehung läugnete, weil die Schale der Schildkröte weder Falten, noch Glieder hat? Der Schluß deſſen, der ſie aus den Falten der **Rhinoceroshaut** beweiſen will, iſt von gleicher Stärke. Wir wollen dieſe Lappereyen denen überlaſſen, die ihre Nichtigkeit nicht einſehen.

Eine andere Art von Weltweiſen verfällt auf die entgegen geſeƷte Ausſchweifung. Sie werden von den Merkmaalen einer Abſicht und eines Verſtandes, die ſich in der Natur finden, gar zu wenig gerühret, und möchten gern alle Endurſachen daraus verbannen. Sie meynen, mit Materie und Bewegung,

---

* Philoſophical Tranſact. No. 470.

wegung, habe die Welt ſich ſo bilden können, wie ſie iſt. Einige ſehen den unendlichen Verſtand allenthalben: andere ſehen ihn nirgend. Sie glauben, daß eine blinde Mechanik die organiſirteſten Körper der Pflanzen und Thiere habe bilden, und alle Wunder ausrichten können, die wir im Weltgebäude ſehen *.

Wir ſehen aus allem bisherigen, daß weder des **Carteſius** großer Beweis, welcher aus dem Begriffe gezogen iſt, den wir von einem vollkommenen Weſen haben; noch auch vieleicht einer von allen metaphyſiſchen Beweiſen, davon ich bisher geredet habe, bey dem **Newton** viel gewirket haben; und daß alle Beweiſe, welche **Newton** aus der Einförmigkeit und Geſchicklichkeit der verſchiedenen Theile des Weltbaues herleitet, dem **Carteſius** als keine Beweiſe würden vorgekommen ſeyn.

Es iſt wahr, daß man dieſe Beweiſe misbrauchet. Einige, wenn ſie ihnen mehr Stärke beylegen, als ſie haben; andere, wenn ſie dieſelben gar zu ſehr vervielfältigen. Die Körper der Thiere und Pflanzen ſind gar zuſammen geſetzte Maſchinen, deren letzte Theile unſern Sinnen zu ſehr entwiſchen, und deren Gebrauch und Abſicht wir zu wenig wiſſen, als daß wir von der Weisheit und Macht urtheilen könnten, die zu deren Baue erforderlich geweſen. Scheinen einige dieſer Maſchinen auf einen hohen Grad der Vollkommenheit getrieben zu ſeyn, ſo ſehen hingegen andere nur einem

---

* *Deſcartes* Princip. L'Homme de *Deſcartes*.

Entwurfe ähnlich. Viele könnten unnütz und ſchädlich zu ſeyn ſcheinen: wenn wir bloß nach unſerer Erkenntniß davon urtheilen, und nicht ſchon voraus ſetzeten, daß ein allweiſes und allmächtiges Weſen ſie in die Welt geſetzet hat.

Wozu dienet es bey dem Baue irgend eines Thieres, daß man Ordnung und Geſchick finde, wenn wir hierauf durch irgend einen widerlichen Schluß aufgehalten werden? Die Schlange, welche weder geht noch fliegt, hätte ſich vor der Verfolgung anderer Thiere nicht retten können, wenn nicht eine ungeheure Menge Gelenke ihren Körper ſo geſchmeidig machte, daß er geſchwinder kriechen kann, als andere Thiere gehen. Sie würde im Winter vor Kälte ſterben, wenn nicht ihre lange und zugeſpitzte Geſtalt ſie geſchickt machete, ſich in die Erde zu ſenken. Sie würde ſich bey dem beſtändigen Herumkriechen verletzen, oder ſich im Durchſchlupfen durch die Löcher zerreißen, wenn nicht ihr Körper mit einer ſchlüpferigen ſchuppigten Haut bedecket wäre. Iſt alles dieß nicht wunderbar? Aber wozu dienet es alles? Zur Erhaltung eines Thieres, deſſen Zähne den Menſchen tödten! Ha! wird man ſagen, du kenneſt die Nutzbarkeit der Schlangen nicht. Sie waren vermuthlich in der Welt nöthig; ſie mögen wohl vortreffliche Arzneymittel enthalten, die uns unbekannt ſind. Wir wollen alſo ſchweigen, oder zum mindeſten eine ſo große Veranſtaltung an einem Thiere nicht bewundern, welches wir nur als ſchädlich kennen.

Alles iſt in den Schriften der Naturforſcher mit dergleichen Vernunftſchlüſſen angefüllet. Man verfolge die Hervorbringung einer Fliege, oder Ameiſe; hier werden ſie uns die Sorgfalt der Vorſehung, für die Eyer des Gewürms, für die Ernährung der Jungen, für das in den Windeln des Püppchens eingeſchloſſene Thier, und für die Auswickelung ſeiner Glieder in der Verwandelung, zu bewundern geben. Alles dieſes läuft darauf hinaus, ein Ungeziefer hervor zu bringen, welches den Menſchen beſchwerlich iſt, das der erſte der beſte Vogel verſchlingt, oder in das Garn einer Spinne fällt.

Indem nun der eine hier die Proben der Weisheit und Macht des Schöpfers findet, ſollte man nicht beſorgen können, daß ein anderer Gelegenheit darinn fände, ſeinen Unglauben zu beſtärken?

Es haben ſich ſehr große Geiſter, die wegen ihrer Frömmigkeit eben ſo ſchätzbar waren, als wegen ihrer Einſicht *, nicht enthalten können zu geſtehen: daß die Geſchicklichkeit und Ordnung, in dem Weltgebäude nicht ſo gar genau beobachtet zu ſeyn ſchiene, daß man nicht Mühe hätte, zu begreifen, wie es das Werk eines allweiſen und allmächtigen Weſens ſeyn könne. Alle Arten von Uebeln, von Unordnung, Laſtern, und Schmerzen, ſind ihnen mit dem Reiche eines ſolchen Herrſchers zu vereinigen ſehr ſchwer angekommen.

Betrachtet doch, haben ſie geſaget, dieſe Erde. Die Meere bedecken die Hälfte davon; in der andern

---

* Medit. Chret. et Metaph. *P. Malebranche*, Medit. VII.

dern Hälfte ſeht ihr ſcharfe Felſen, Eisgegenden, und brennenden Sand. Unterſuchet die Sitten derer, die ſie bewohnen: hier findet ihr Diebſtahl, Lügen, Mord, und allenthalben das Laſter gemeiner, als die Tugend. Unter dieſen unglücklichen Weſen, ſtehen viele in Verzweifelung wegen der Marter der Gicht und des Steines: andere fallen unter andern Schwachheiten dahin, die ihre Dauer unerträglich machet; faſt alle ſind mit Sorgen und Gram überladen.

Einige Weltweiſen ſcheinen von dieſem Anblicke dergeſtalt gerühret worden zu ſeyn, daß ſie alle Schönheiten des Weltgebäudes vergeſſen, und bloß getrachtet haben, Gott zu rechtfertigen: daß er ſolche unvollkommene Dinge erſchaffen hätte. Einige ſcheinen, um ſeine Weisheit aufrecht zu halten, ſeine Macht geſchmälert zu haben; indem ſie ſagen, er habe alles aufs beſte gemachet *. Unter allen möglichen Welten, ſey dieſe gegenwärtige, ungeachtet ihrer Mängel, dennoch die beſte. Andere ſcheinen, um ſeine Macht zu unterhalten, ſeiner Weisheit Abbruch zu thun. Nach ihnen, hätte Gott wohl eine vollkommenere Welt machen können, als dieſe iſt, die wir bewohnen: allein er hätte gar zu künſtliche Mittel dazu anwenden müſſen; und er hat mehr die Art vor Augen gehabt, wie er zu Werke gieng, als die Vollkommenheit des Werkes **. Dieſe bedienen ſich des Gleichniſſes eines Malers, welcher dafür hielt, ein ohne Werkzeug gezogener Zirkel, würde ſeine Geſchicklichkeit beſſer beweiſen, als die künſtlichſten und ordentlichſten, mit Zirkeln gezogen, hätten thun können.

---

* *Leibnitz.* Theod. Part. II.

** *Malebranche* Medit. Chret. et Metaph. VII.

Ich weis nicht, ob eine von dieſen Antworten hinlänglich iſt; allein der Einwurf ſcheint mir nicht unüberwindlich zu ſeyn. Ein wahrer Philoſoph, muß ſich weder durch diejenigen Theile des Weltgebäudes blenden laſſen, darinnen die Ordnung und Geſchicklichkeit hervor leuchten, als durch diejenigen irre werden, in welchen er ſie nicht entdecket. Trotz allen Unordnungen die er in der Natur findet, wird er noch genug Merkmaale der Weisheit und Macht des Urhebers antreffen, als daß er ihn verkennen könnte.

Ich ſchweige von einer andern Art von Weltweiſen, welche behaupten: es gäbe gar kein Uebel in der Natur: **Alles was darinn iſt, ſey gut** *. Wenn man dieſen Satz unterſuchet, ohne zuvor das Daſeyn eines mächtigen und weiſen Weſens voraus zu ſetzen, ſo läßt er ſich gar nicht behaupten: und wenn man ihn aus der Vorausſetzung eines allweiſen und allmächtigen Weſens zieht, ſo iſt es ein bloßer Glaubensartikel. Gleich anfangs ſcheint er der Allmacht Ehre zu machen; in der That aber dienet er nur dazu, alles der Nothwendigkeit zu unterwerfen. Er iſt vielmehr ein Troſt in unſerm Elende, als ein Lob unſerer Glückſeligkeit.

Ich komme nunmehr wieder zu denen Beweiſen, die man aus der Betrachtung der Natur zieht.

---

* *Pope*, Eſſay on Man.

Diejenigen die die mehreſten dieſer Beweiſe geſammlet, haben deren Stärke, und wie weit ſie ſich erſtrecken, nicht genugſam unterſuchet. Tauſend Dinge im Weltgebäude, kündigen uns an, daß es durch keine blinde Macht regieret werde. An allen Seiten ſieht man Folgen von Wirkungen, die alle zu einem gewiſſen Endzwecke beytragen. Dieſes beweiſt nichts, als Verſtand und Abſichten: in dem Endzwecke dieſer Abſichten, muß man die Weisheit ſuchen. Die Geſchicklichkeit in der Ausführung reichet nicht zu; auch der Bewegungsgrund muß vernünftig ſeyn. Man würde einen Künſtler nicht bewundern, ſondern tadeln; und er würde um ſo vielmehr Tadel verdienen, je mehr Geſchicklichkeit er angewendet hätte, eine Maſchine zu verfertigen, die gar keinen Nutzen hätte, und deren Wirkungen gefährlich wären.

Wozu nützet es, die Regelmäßigkeit der Planeten zu bewundern, daß ſie ſich alle in einerley Richtung, faſt in derſelben Fläche, und in faſt ähnlichen Laufbahnen bewegen? wenn wir nicht ſehen, es ſey beſſer geweſen, daß ſie ſich ſo als anders bewegten? Sind ſo viel giftige Pflanzen und ſchädliche Thiere, die in der Natur ſorgfältig hervor gebracht und erhalten werden, wohl geſchickt, uns die Weisheit und Güte deſſen, der ſie geſchaffen hat, bekannt zu machen? Wenn man in der Welt nichts als ſolche Dinge entdeckete, ſo könnte ſie nichts anders, als das Werk böſer Geiſter ſeyn.

Es iſt wohl wahr, daß, da unſer Geſicht ſo eingeſchränket iſt, man nicht fodern könne, daß es die Ordnung und Verbindung der Dinge weit genug verfolge. Könnten wir dieſes thun, ſo würden wir unfehlbar von der Weisheit der Bewegungsgründe, eben ſo gerühret werden, als von der Klugheit in der Ausführung. Allein bey unſerm Unvermögen, müſſen wir dieſe verſchiedene Eigenſchaften, nicht vermengen. Denn ungeachtet ein unendlicher Verſtand, nothwendig eine Weisheit voraus ſetzt; ſo könnte es doch einem eingeſchränkten Verſtande wohl daran fehlen: und es wäre eben ſo gut das Weltgebäude hätte ſein Daſeyn einem blinden Geſchicke zu danken, als wenn es ein Werk eines ſolchen Verſtandes wäre.

* *

2. Daß man die Beweiſe von dem Daſeyn Gottes, in den allgemeinen Geſetzen der Natur ſuchen müſſe, und daß die Geſetze, nach welchen die Bewegung ſich erhält, ſich austheilet und vernichtet, auf die Eigenſchaften eines höchſten Verſtandes gegründet ſind.

Man muß alſo das höchſte Weſen nicht in den kleinen Umſtänden, in denen Theilen des Weltgebäudes ſuchen, deren Verhältniſſe wir zu wenig kennen: ſondern in denen Erſcheinungen, deren Allgemeinheit keine Ausnahme leidet, und deren Einfalt ſie unſerm Geſichte ganz und gar darſtellet.

Es iſt wahr, daß dieſe Unterſuchung ſchwerer ſeyn wird, als diejenige, die nur in der Erforſchung eines Ungeziefers, einer Blume, oder irgend eines andern Dinges dieſer Art beſteht, dergleichen die Natur uns alle Augenblicke darbeuth. Allein wir können hier den Beyſtand eines in ſeinem Wege ſichern Geleitsmannes haben; ungeachtet ihn ſeine Schritte noch nie ſo weit getragen haben, als wir zu gehen gedenken.

Bisher nämlich hat die Mathematik ſelten einen andern Zweck gehabt, als die groben Bedürfniſſe der Körper, oder unnütze Grübeleyen des Verſtandes. Man hat nicht leicht daran gedacht, ſich ihrer zum Beweiſe oder zur Entdeckung anderer Wahrheiten zu bedienen, als ſolcher, die den Raum und die Zahlen betreffen. Denn man muß ſich hier durch einige Werke nicht irre machen laſſen, an denen nur das Anſehen und die Geſtalt mathematiſch ſind, und die im Grunde nur die ungewiſſeſte und finſterſte Metaphyſik enthalten. Das Beyſpiel einiger Weltweiſen ſollte wohl ſchon bekannt gemachet haben: daß die Wörter Lemma, Theorema, und Corollaria, nicht in alle Sachen eine mathematiſche Gewißheit bringen; daß dieſe Gewißheit, weder von dieſen großen Wörtern, noch auch von der Lehrart abhänge, deren ſich die Meßkünſtler bedienen, ſondern von der Einfalt derer Gegenſtände, die ſie betrachten.

Wir wollen ſehen, ob wir uns dieſer Wiſſenſchaft glücklicher bedienen können. Die Beweiſe vom Daſeyn Gottes, die ſie uns darbiethen wird, werden über alle andern, eben den Vorzug der Deutlichkeit haben, der die mathematiſchen Wahrheiten kenntlich machet. Diejenigen, die den metaphyſiſchen Gründen nicht genugſam trauen, werden in dieſer Art von Beweiſen mehr Sicherheit finden: und diejenigen, die ſich aus den gemeinen Beweiſen nicht viel machen, werden in dieſen mehr Richtigkeit und Erhabenheit finden.

Wir wollen alſo bey keiner bloßen Betrachtung der wunderwürdigſten Gegenſtände ſtehen bleiben. Der Bau der Thiere, die Menge und Kleinheit der Theile des Gewürmes, die Unermeßlichkeit der Himmelskörper, ihr Abſtand und ihre Umläufe, ſind geſchickter, unſern Verſtand in Erſtaunen zu ſetzen, als aufzuklären. Das höchſte Weſen iſt allenthalben; aber es iſt nicht allerwegen gleich ſichtbar. Wir werden es beſſer in den einfältigſten Gegenſtänden ſehen. Wir wollen es in den erſten Geſetzen ſuchen, die er der Natur vorgeſchrieben hat; in denen allgemeinen Regeln, nach welchen ſich die Bewegung erhält, mittheilet, oder vernichtet; nicht aber in denen Erſcheinungen, die nur gar zu verwickelte Folgen dieſer Geſetze ſind.

Ich hätte von dieſen Geſetzen anfangen können, ſo wie die Meßkünſtler ſie angeben, und wie die Erfahrung ſie beſtätiget; und in denſelben die Weisheit und Macht des höchſten Weſens ſuchen können. Da indeſſen diejenigen, die ſie uns gegeben haben, ſich auf Lehrmeynungen gründeten, die nicht bloß geometriſch ſind, und alſo ihre Gewißheit nicht auf ſcharfe Demonſtrationen gegründet zu ſeyn ſcheint: ſo habe ich es für gewiſſer und nützlicher gehalten, dieſe Geſetze von den Eigenſchaften eines allmächtigen und allweiſen Weſens herzuleiten. Wenn nun diejenigen, die ich durch dieſes Mittel finden werde, eben dieſelben ſind, die in der That in der Welt beobachtet werden; wird das nicht der ſtärkſte Beweis ſeyn, daß dieß Weſen vorhanden, und der Urheber dieſer Geſetze ſey?

Allein man könnte ſagen, ungeachtet bisher die Geſetze der Bewegung und Ruhe nur aus Lehrſätzen und Erfahrungen ſind bewieſen, worden: ſo ſind ſie doch vielleicht nothwendige Folgen der Natur der Körper; und da es bey ihrer Einſetzung nichts Willkührliches gegeben, ſo ſchreibſt du dasjenige einer Vorſicht zu, was nur eine Wirkung der Nothwendigkeit iſt.

Iſt es wahr, daß die Geſetze der Bewegung und Ruhe unvermeidliche Folgen der Natur der Körper ſind; ſo beweiſt doch das um deſto mehr die Vollkommenheit des höchſten Weſens: nämlich, daß alle Dinge ſo geordnet ſind, daß eine blinde und nothwendige Mathematik dasjenige ausübet, was der allererleuchteſte und freyeſte Verſtand vorſchreiben würde.

Einige Weltweiſen des Alterthums behaupteten, es gebe keine Bewegung. Ein gar zu feiner Gebrauch ihres Verſtandes, läugnete das, was doch ihre Sinnen empfanden. Die Schwierigkeiten die ſie fanden, zu begreifen, wie die Körper ſich bewegen, trieben ſie an zu läugnen, daß ſie ſich bewegten, noch ſich bewegen könnten. Wir wollen die Gründe nicht anführen, worauf ſie ihre Meynungen ſtützten; wir wollen nur bemerken, daß man die Bewegung nicht anders, als durch Schlüſſe läugnen könne, die das Daſeyn aller Gegenſtände außer uns umſtoßen; die den Weltbau in unſer Weſen allein, und alle deſſen Erſcheinungen, in unſere Empfindungen verwandeln würden.

Es iſt wahr, wir kennen die Bewegung nur durch unſere Sinne: allein, giebt es denn viel Dinge, die wir anders kennen? Die bewegende Kraft, die Kraft, die ein bewegter Körper hat, andere zu bewegen, ſind Wörter, die man nur erfunden hat, unſern Erkenntniſſen zu Hülfe zu kommen; ſie ſind das, was aus den Erſcheinungen herauskömmt. Die einzige Gewohnheit hindert uns, alles zu empfinden, was in der Mittheilung der Bewegung wunderbares iſt. Seitdem wir die Augen geöffnet haben, hat ſie nichts ſo oft gerühret, als dieſe Erſcheinung. Derjenige, der nicht daran gedacht hat, findet nichts dunkeles darinnen: derjenige, der oft darauf geſonnen hat, giebt alle Hoffnung auf, jemals etwas davon zu begreifen.

Wenn jemand, der niemals einen Körper berühret, und nie ihren Anſtoß geſehen hätte; der aber wüßte, was geſchieht, wenn man verſchiedene Farben zuſammen menget, einen blauen Körper ſich gegen einen gelben bewegen ſähe, und man ihn fragete: was nunmehr geſchehen würde, wenn dieſe zween Körper einander begegnen würden? Was er noch am wahrſcheinlichſten ſagen könnte, würde vieleicht dieſes ſeyn, daß der blaue Körper grün werden würde, ſo bald er den gelben Körper berühren würde. Daß er aber errathen ſollte, entweder daß die zween Körper ſich vereinigen werden, um ſich mit gemeinſchaftlicher Geſchwindigkeit zu bewegen; oder daß der eine dem andern einen Theil ſeiner Geſchwindigkeit mittheilen wird, um ſich in eben der Richtung mit einer verſchiedenen Geſchwindigkeit zu bewegen; oder daß er in einer widrigen Richtung zurück weichen werde, das ſcheint mir nicht möglich zu ſeyn.

So bald man indeſſen Körper berühret hat; ſo bald man weiß, daß ſie undurchdringlich ſind; ſo bald man erfahren, daß eine gewiſſe Kraft dazu gehöret, den Stand der Ruhe oder Bewegung, worinnen ſie ſtehen, zu verändern: ſo ſieht man, daß, ſo bald ein Körper ſich gegen den andern beweget, er, wenn er ihn erreichet, entweder zurück weichen, oder ſtille ſtehen, oder ſeine Geſchwindigkeit vermindern müſſe; daß er denjenigen, dem er begegnet, von der Stelle rücket, dafern er in Ruhe iſt; oder ſeine Bewegung verändert, wenn er ſich beweget. Allein, wie gehen dieſe Veränderungen zu? Was iſt dieſes für eine Macht, die die Körper zu haben ſcheinen, um einer in den andern zu wirken?

Wir ſehen gewiſſe Theile der Materie in Bewegung; andere ſehen wir in Ruhe. Die Bewegung iſt alſo keine weſentliche Eigenſchaft der Materie.

terie. Es iſt ein Stand, darinnen ſie ſich befinden kann, oder nicht; und wovon wir nicht ſehen, daß ſie ihn ſich ſelbſt verſchaffen könnte.

Die Theile der Materie, die ſich in der Natur bewegen, haben alſo ihre Bewegung von irgend einer fremden Urſache erhalten, die mir bisher noch unbekannt iſt. Und da ſie von ſich ſelbſt entweder in Ruhe oder in Bewegung ſind; ſo bleiben diejenigen ruhig, die in Ruhe ſind: und diejenigen, die ſich einmal bewegen, fahren in der Bewegung fort, bis irgend eine Urſache ihren Zuſtand verändert.

Wenn ein in Bewegung ſtehender Theil der Materie, einem andern begegnet, der in Ruhe iſt, ſo theilet ſie ihm einen Theil ihrer Bewegung mit, oder auch alle ihre Bewegung ſelbſt. Und da auf die Begegnung zweener Theile der Materie, deren einer in Ruhe, der andere in Bewegung iſt, oder die beyde in Bewegung ſind, allezeit irgend eine Veränderung in eines oder des andern Zuſtande erfolget; ſo ſcheint dieſer Anſtoß die Urſache dieſer Veränderung zu ſeyn: ungeachtet es ungereimt wäre, zu ſagen, daß ein Theil der Materie, die ſich nicht von ſich ſelbſt bewegen kann, einen andern bewegen könnte.

Um nun die erſte Urſache der Bewegung zu finden, nahm der größte Weltweiſe des Alterthums * ſeine Zuflucht zu einem erſten Beweger, der unbeweglich und untheilbar wäre. Ein neuer Weltweiſer, hat Gott, nicht nur für den erſten

---

* *Ariſtot.* Phyſic. Lib. VIII.

Urheber der eingeprägten Bewegung der Materie, ſondern auch die Wirkung Gottes, zu allen Austheilungen und Abänderungen der Bewegung, beſtändig für nöthig gehalten. Er konnte nicht begreifen, wie das Vermögen zu bewegen den Körpern zuſtünde; und glaubete alſo mit Recht zu läugnen, daß ſie ihnen zukäme: hieraus aber ſchloß er, daß, wann ein Körper einen andern anſtößt, oder drücket, Gott allein ihn bewege; der Anſtoß ſey nur die Gelegenheit, welche Gott veranlaſſet, ihn zu bewegen *.

Dieſe Weltweiſen haben die Urſache der Bewegung nur Gott beygemeſſen, weil ſie nicht wußten, wohin ſie ſelbige ſonſt thun ſollten: da ſie nicht begreifen konnten, daß die Materie irgend ein Vermögen hätte, die Bewegung hervor zu bringen, auszutheilen, oder zu vernichten; ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zu einem unkörperlichen Weſen. Sie hätten wiſſen müſſen, daß alle Geſetze der Bewegung und Ruhe, auf den geſchickteſten Grundſatz gegründet wären; wenn ſie hätten ſehen wollen, daß ſie ihre Einrichtung, einem allmächtigen und weiſen Weſen zu danken hätten: dieſes Weſen möchte nun unmittelbar wirken, oder den Körpern das Vermögen auf einander zu wirken gegeben, oder ſonſt ein ander Mittel angewendet haben, welches noch viel unbekanter iſt.

Das einfältigſte von allen Geſetzen der Natur, nämlich das Geſetz von der Ruhe, oder dem Gleichgewichte, iſt ſeit vielen Jahrhunderten bekannt: es hat

---

* *Malebranche* Entret. ſur la Metaph. VII.

hat aber bisher keine Gemeinſchaft mit den Geſetzen der Bewegung zu haben geſchienen, die viel ſchwerer zu entdecken waren.

Dieſe Unterſuchungen waren ſo wenig nach dem Geſchmacke der Alten, oder ihrer Fähigkeit ſo wenig gemäß, daß man ſagen kann: ſie ſind noch heut zu Tage eine ganz neue Wiſſenſchaft. Wie ſollten auch in der That die Alten, die Geſetze der Bewegung entdecket haben, da ein Theil derſelben alles ſein Nachforſchen über die Bewegung, in bloß ſophiſtiſche Streitigkeiten verwandelte; und die andern behaupteten, es gäbe gar keine Bewegung?

Arbeitſamere oder vernünftigere Weltweiſe hielten nicht dafür, daß die mit den erſten Gründen aller Dinge verknüpften Schwierigkeiten, Urſachen genung wären: daß man verzweifeln müßte, etwas davon zu begreifen, noch auch Entſchuldigungen, die uns von allem Nachforſchen frey ſprächen.

So bald die wahre Art zu philoſophiren eingeführet war, begnügete man ſich nicht mehr an den nichtigen Streitigkeiten über die Natur der Bewegung: man wollte wiſſen, nach was für Geſetzen ſie ſich austheilet, erhält und vernichtet; man begriff wohl, daß dieſe Geſetze der Grund der Naturlehre wären.

Der große Carteſius, der kühneſte von allen Weltweiſen, ſuchte dieſe Geſetze; und betrog ſich. Gleichſam aber, als ob die Zeit endlich dieſe Materie zu einer Art von Reiſe gebracht hätte, ſah man auf einmal, an allen Enden, dieſe ſo viel Jahrhunderte hindurch unbekannt geweſenen Geſetze, zum Vorſcheine kommen. **Huygen**, **Wallis** und **Wren** erfanden ſie zu gleicher Zeit. Verſchiedene folgende Meßkünſtler, die ſie ferner auf mancherley Wegen geſuchet, haben ſie beſtätiget.

Da indeſſen anjetzt alle Meßkünſtler in den verſtrickteſten Fällen eins ſind: ſo können ſie in dem allereinfältigſten Falle doch nicht eins werden. Alle geben einerley Austheilungen der Bewegung in dem Anſtoße der **elaſtiſchen Körper** zu: allein für die **harten Körper** ſetzen ſie deren verſchiedene an; und einige behaupten, man könne die Austheilungen der Bewegung in dem Anſtoße dieſer Körper nicht beſtimmen. Die Schwierigkeiten, ſo ſie dabey gefunden, haben ſie bewogen, das Daſeyn, ja ſelbſt die Möglichkeit **harter Körper**, lieber gar zu läugnen. Sie wollen, daß die Körper, die man dafür hält, nur elaſtiſche Körper wären, deren Feſtigkeit die Beugung ihrer Theile und ihre Zurechtbringung, unmerklich machet.

Man führet Erfahrungen an, die man mit ſolchen Körpern angeſtellet hat, die man gemeiniglich **hart** nennet, und welche beweiſen, dieſe Körper wären nur elaſtiſch. Wenn zwo elfenbeinerne, ſtählerne, oder gläſerne Kugeln, ſich einander anſtoßen, ſo haben ſie vieleicht, wenn man gleich nach dem Stoße ihre erſte Figur wieder findet, dieſelbe doch wohl nicht beſtändig behalten. Man verſichert ſich dieſes durch die Augen, wenn man eine dieſer Kugeln mit einer Farbe beſtreicht, die ſich abwiſchen läßt, und die andere färbet. Hier ſieht man aus der Größe des Fleckens, daß die Kugeln ſich in währendem Anſtoße platt gedrucket haben, ungeachtet hernach keine merkliche Veränderung an ihrer Figur erfolget iſt.

Dieſen Erfahrungen füget man noch metaphyſiſche Gründe bey. Man will, daß die Härte, in ſcharfem Verſtande genommen, in der Natur Wirkungen erfodern würde, die mit einem gewiſſen Geſetze der Continuität unverträglich wären. Es müßte, ſaget man, wenn einem harten Körper ein unbewegliches Hinderniß begegnete, derſelbe den Augenblick alle ſeine Geſchwindigkeit verlieren, ohne daß ſie einen andern Grad der Abnahme litte; oder er müßte ſie in eine widrige Geſchwindigkeit verkehren, und eine bejahende Geſchwindigkeit müßte eine verneinende werden, ohne durch die Ruhe gegangen zu ſeyn.

Ich geſtehe aber, daß ich die Stärke dieſes Schluſſes nicht einſehe. Ich weis nicht, ob man die Art gehörig kennet, wie die Bewegung entſteht und vergeht: um daß man ſagen könne, das Geſetz der Continuität litte hier Gewalt. Ich weis auch eben nicht, was dieſes Geſetz eigentlich iſt? Wenn man vorausſetzete, daß die Geſchwindigkeit ſtufenweiſe zu- oder abnähme: würde denn nicht doch allemal ein Sprung von einer Stuffe zur andern übrig bleiben? und würden unmerkliche Sprünge, nicht eben ſo gut die Continuität beleidigen, als die plötzliche Vernichtung des Weltgebäudes thun würde?

Was die angeführten Erfahrungen betrifft: ſo zeigen ſie zwar, daß man die Härte mit der Elaſticität vermengen kann; allein ſie beweiſen nicht, daß die eine nur die andere ſey. Vielmehr, ſo bald man nur über die Undurchdringlichkeit der Körper nachſinnet, ſo ſcheint es, daß ſie nichts anders ſey, als die Härte; oder daß doch die Härte eine nothwendige Folge davon ſey. Wenn in den mehreſten Körpern, die Theile, aus denen ſie zuſammengeſetzet ſind, ſich trennen oder zuſammen legen; ſo kömmt dieſes nur daher, weil dieſe Körper ein Haufen anderer Körper ſind. Die einfachen, die urſprünglichen Körper, die die Elemente aller andern ſind, die müſſen hart, unbiegſam und unwandelbar ſeyn.

Je mehr man die Elaſticität unterſuchet: deſto mehr ſcheint es, daß dieſe Eigenſchaft nur von einem beſondern Baue der Körper abhänge, der zwiſchen ihren Theilen Zwiſchenräume läßt, darinnen ſie ſich zuſammen drücken können.

Es ſcheint daher, man würde mehrern Grund haben, wenn man behauptete, daß alle urſprüngliche Körper, hart ſind, als man befuget iſt, vorzugeben, es gäbe keinen harten Körper in der Natur. Dennoch weis ich nicht, ob die Art, wie wir die Körper kennen, uns eines von beyden zu behaupten verſtattet. Will man treuherzig ſeyn, ſo wird man geſtehen: daß die ſtärkſte Urſache, warum man nur elaſtiſche Körper zugegeben, das Unvermögen geweſen, daß man die Geſetze der Mittheilung der Bewegung harter Körper, nicht finden können.

Carteſius gab dieſe Körper zu, und meynte die Geſetze ihrer Bewegung gefunden zu haben. Er war nach einem ziemlich wahrſcheinlichem Grundſatze verfahren: daß die **Größe der Bewegung ſich in der Natur allezeit gleich erhielte.** Hieraus folgerte er falſche Geſetze: weil der Grundſatz nicht wahr iſt.

Diejenigen Weltweiſen, ſo nach ihm gekommen, ſind von einer andern Erhaltung gerühret worden; nämlich die Erhaltung deſſen, was ſie die **lebendige Kraft** nennen; die das Product jeder Maſſe durch das Quadrat ihrer Geſchwindigkeit iſt. Dieſe nun haben ihr Geſetz der Bewegung nicht auf dieſe Erhaltung gegründet; ſondern ſie haben dieſe Erhaltung von den Geſetzen der Bewegung hergeleitet, von welchen ſie, wie ſie ſahen, eine Folge war. Da indeſſen die Erhaltung der **lebendigen Kraft**, nur in dem Anſtoße der elaſtiſchen Körper ſtatt hatte: ſo hat man ſich in der Meynung beſtärket, daß es in der Natur keine andern Körper gebe, als ſolche.

Die Erhaltung der Bewegung iſt nur in gewiſſen Fällen wahr. Die Erhaltung der lebendigen Kraft, hat nur bey gewiſſen Körpern ſtatt. Keines von beyden kann für einen allgemeinen Grundſatz, noch für eine allgemeine Folge der Geſetze der Bewegung gelten.

Wenn man die Grundſätze unterſuchet, auf welche ſich einige Schriftſteller ſtützen, die uns dieſe Geſetze gegeben haben, und die Wege prüfet, die ſie erwählen: ſo wird man erſtaunen, daß ſie ſo glücklich hingelanget ſind; ja man wird ſich nicht enthalten können, zu glauben, daß ſie weniger auf dieſe Grundſätze gebauet haben, als auf die Erfahrung. Diejenigen, die am richtigſten geurtheilet, haben erkannt: daß der Grundſatz, deſſen ſie ſich bedieneten, um die Mittheilung der Bewegung elaſtiſcher Körper zu erklären, ſich auf die Mittheilung der Bewegung harter Körper nicht anwenden ließe. Kurz, keiner von allen Grundſätzen, die man heut zu Tage, ſowohl zu den Geſetzen der Bewegung harter Körper, als zu den Geſetzen der Bewegung elaſtiſcher Körper, angewendet hat, erſtrecket ſich auf die Geſetze der Ruhe.

Nach ſo vielen großen Männern, die an dieſer Materie gearbeitet haben, getraue ich mir faſt nicht zu ſagen: daß ich den allgemeinen Grundſatz, auf welchem alle dieſe Geſetze beruhen, entdecket habe. Er erſtrecket ſich ſowohl auf die harten als elaſtiſchen Körper, wovon die Bewegung und Ruhe aller körperlichen Subſtanzen abhängt.

Dieß iſt der Grundſatz von der **kleinſten Wirkung**: ein ſo weiſer Grundſatz, der dem höchſten Weſen ſo anſtändig iſt, und dem die Natur ſo beſtändig ergeben zu ſeyn ſcheint, daß ſie ihn nicht nur in allen ihren Veränderungen beobachtet, ſondern ihn auch in der Fortdauer ihres Zuſtandes zu beobachten trachtet. **In dem Anſtoße der Körper theilet ſich die Bewegung dergeſtalt aus, daß die Größe der Wirkung, die die geſchehene Veränderung vorausſetzet, die kleinſte iſt, die nur möglich iſt. In der Ruhe, müſſen**

ſen diejenigen Körper, die ſich im Gleichgewichte halten, dergeſtalt geſtellet ſeyn, daß wenn ſie irgend eine kleine Bewegung empfänden, die Größe der Wirkung die mindeſte ſeyn würde.

Da nun die aus dieſem Grundſatze hergeleiteten Geſetze der Bewegung und Ruhe eben dieſelben ſind, die in der Natur beobachtet werden: ſo können wir deren Anwendung bey allen Erſcheinungen bewundern. Die Bewegung der Thiere, der Wuchs der Pflanzen, die Veränderungen der Sterne, ſind alle nur Folgen davon: und das Schauſpiel des Weltgebäudes wird gröſſer, ſchöner, und ſeinem Urheber anſtändiger, wenn man weis; daß eine kleine Anzahl von Geſetzen, die aufs weislichſte eingerichtet ſind, für alle dieſe Bewegungen hinreichen. Alsdann kann man einen richtigen Begriff von der Macht und Weisheit des höchſten Weſens haben; nicht aber dann, wenn wir aus einem kleinen Theile davon urtheilen: davon wir weder den Bau, noch den Gebrauch, noch die Verbindung einſehen, die er mit den übrigen hat. Welch eine Zufriedenheit für den menſchlichen Verſtand, wenn er dieſe Geſetze betrachtet, die der Grundſatz der Bewegung und der Ruhe aller Körper im Weltgebäude ſind; daß er in denſelben den Beweis vom Daſeyn desjenigen findet, der daſſelbe regieret!

* *

3. Unterſuchung
der Geſetze der Bewegung und Ruhe.

Die Körper haben, ſie mögen in Bewegung ſeyn, oder nicht, ein gewiſſes Vermögen, in dem Stande zu bleiben, darinnen ſie ſind. Da nun dieſes Vermögen allen Theilen der Materie zugehöret; ſo iſt es allezeit der Größe der Materie gemäß, die dieſe Körper enthalten: und dieſes heißt ihre Inertia, oder **Trägheit.**

Die Undurchdringlichkeit der Körper, und ihre **Trägheit**, machte die Einſetzung gewiſſer Geſetze nothwendig: damit dieſe zwo Eigenſchaften mit einander vereiniget würden, die in der Natur einander alle Augenblicke zuwider ſind. Wenn zween Körper einander begegnen, ſo muß, da ſie einander nicht durchdringen können, die Ruhe des einen, und die Bewegung des andern, oder beyder Bewegung verändert werden. Da aber dieſe Aenderung von der Gewalt abhängt, womit die zween Körper einander anſtoßen: ſo wollen wir doch dieſen Anſtoß unterſuchen. Wir wollen ſehen, worauf er ankömmt: und wenn wir keinen recht deutlichen Begriff von ſeiner Stärke haben können; ſo wollen wir doch wenigſtens die Umſtände ſehen, die ihn dazu machen.

Man ſetzet hier voraus, wie alle gethan, die die Geſetze der Bewegung geſuchet haben, daß die Körper

per einander in gerader Linie begegnen; das heißt, daß ihre Mittelpuncte der Schwere ſich in der geraden Linie bewegen, die die Richtung ihrer Bewegung iſt; und daß bey dem Anſtoße dieſe Linie durch den Ort ihrer Berührung laufe, und mit demſelben ſenkrecht ſey. Dieſe letzte Bedingung hat allemal ſtatt, wenn die Kugeln von gleicher Materie ſind, ſo wie wir ſie hier betrachten.

Wann ein Körper, der ſich mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit beweget, einem andern begegnet, der in Ruhe iſt: ſo iſt der Anſtoß eben derſelbe, als wenn dieſer letzte Körper ſich mit der Geſchwindigkeit des erſtern bewegete, und ihn in der Ruhe anträfe.

Wenn zween Körper, die ſich einer gegen den andern bewegen, ſich begegnen: ſo iſt der Stoß eben derſelbe, als wenn einer von ihnen in Ruhe wäre, und der andere ihm mit einer Geſchwindigkeit begegnete, die der Summe ihrer beyder Geſchwindigkeiten gleich wäre.

Wenn zween Körper, die ſich nach einerley Seite bewegen, einander begegnen: ſo iſt der Anſtoß derſelbe, als wenn einer von beyden in Ruhe wäre, und der andere ihm mit einer Geſchwindigkeit begegnete, die dem Unterſchiede ihrer beyder Geſchwindigkeiten gleich wäre.

Wann alſo überhaupt zween Körper einander begegnen: es ſey nun, daß der eine in Ruhe iſt, oder daß ſich beyde gegen einander bewegen; oder daß beyde ſich nach einerley Seite bewegen, ihre Geſchwindigkeiten mögen nun ſeyn welche ſie wollen, wenn die Summe, oder der Unterſchied dieſer Geſchwindigkeiten (welches man die reſpective Geſchwindigkeit nennet) einerley iſt, ſo iſt auch der Anſtoß einerley. **Die Größe des Anſtoßes zween gegebener Körper, kömmt lediglich auf ihre reſpective Geſchwindigkeit an.**

Die Wahrheit dieſes Satzes iſt leicht einzuſehen, wenn man ſich die zween Körper auf einer beweglichen Fläche fortgetragen vorſtellet: deren Geſchwindigkeit, indem ſie die Geſchwindigkeit des einen von beyden vernichtet, dem andern die Summe oder den Unterſchied der Geſchwindigkeiten ertheilen würde, die ſie gehabt haben. Der Anſtoß beyder Körper auf dieſer Fläche würde einerley ſeyn, als auf einer unbeweglichen Fläche.

Nun wollen wir den Unterſchied ſehen, den die Härte oder Elaſticität der Körper, in den Wirkungen des Anſtoßes verurſachet.

Vollkommen harte Körper ſind diejenigen, deren Theile untrennbar und unbiegſam ſind, und deren Figur folglich unwandelbar iſt.

Vollkommen elaſtiſche Körper ſind diejenigen, deren Theile, nachdem ſie eingedrückt geweſen, ſich wieder zurechte bringen, ihre erſte Lage annehmen, und dem Körper ſeine erſte Geſtalt wieder geben. Was die Natur dieſer Elaſticität betrifft, ſo unternehmen wir deren Erklärung nicht; genug daß wir hier deren Wirkung wiſſen.

Ich rede nicht von weichen, noch flüßigen Körpern: denn das ſind nur Haufen von harten und elaſtiſchen Körpern.

Wann zween harte Körper einander begegnen, da ihre Theile unzertrennlich und unbiegſam ſind: ſo kann der Anſtoß nichts als ihre Geſchwindigkeit ändern. Beyde Körper drücken und ſtoßen einander, bis die Geſchwindigkeit des einen der Geſchwindigkeit des andern gleich iſt. Die harten Körper laufen alſo, nach dem Stoße, mit einer gemeinſchaftlichen Geſchwindigkeit fort.

Begegnen ſich aber zween elaſtiſche Körper, ſo wird der Anſtoß, indem ſie ſich drücken und forttreiben, ebenfalls angewandt, ihre Theile einzudrücken: und dieſe zween Körper bleiben nur ſo lange an einander gelehnet, bis ihre von dem Stoße ſo ſehr als möglich geſpannete Triebfeder, ſie in währendem Nachlaſſen von einander trennet, und alsdann entfernen ſie ſich mit ſo vieler Geſchwindigkeit als ſie ſich näherten. Denn da die reſpective Geſchwindigkeit beyder Körper die einzige Urſache war, die ihre Feder geſpannet hatte: ſo muß auch die Zurückſpringung der Feder eine Wirkung hervor bringen, die derjenigen gleicht, die als Urſache, die Spannung, das heißt, eine reſpective Geſchwindigkeit in widriger Richtung, der erſtern gleich, hervorgebracht hatte. Die reſpective Geſchwindigkeit der elaſtiſchen Körper, iſt alſo nach dem Stoße eben dieſelbe, die ſie vorhin war.

Nun wollen wir die Geſetze ſuchen, nach welchen die Bewegung ſich unter zween Körper austheilet, die ſich anſtoßen; dieſe Körper mögen nun hart oder elaſtiſch ſeyn.

Dieſe Geſetze werden wir aus einem einzigen Grundſatze herleiten, und aus eben dieſem Grundſatze auch die Geſetze ihrer Ruhe herholen.

Allgemeiner Grundſatz.

Wenn in der Natur irgend eine Veränderung vorgeht, ſo iſt die zu dieſer Veränderung nöthige Größe der Wirkung, die kleinſte die möglich iſt.

Die Größe der Wirkung iſt das Product der Maſſe der Körper, durch ihre Geſchwindigkeit, und durch den Raum, den ſie durchlaufen. Wenn ein Körper von einem Orte an den andern gebracht wird: ſo iſt die Wirkung um ſo viel größer, als die Maſſe ſchwerer, die Geſchwindigkeit ſchneller, und der Raum, durch welchen ſie getragen wird, länger iſt.

I. Aufgabe.

Das Geſetz der Bewegung harter Körper zu finden.

Es ſeyn zween harte Körper, deren Maſſen A und B ſind, die ſich beyde nach einerley Seite mit den Geſchwindigkeiten a und b bewegen; A aber geſchwinder als B, ſo daß er ihn erreichet und anſtößt. Die gemeinſchaftliche Geſchwindigkeit dieſer zween Körper nach dem Stoße $= x < a$ und $> b$. Die in dem Weltgebäude vorgefallene Veränderung beſteht darinnen, daß der Körper A, der ſich mit der Geſchwindigkeit a bewegete, und in einer gewiſſen Zeit einen Raum $= a$ durchlief, ſich nicht mehr als mit der Geſchwindigkeit x beweget, und nur einen Raum $= x$ durchläuft. Der Körper B, der ſich nur mit der Geſchwindigkeit b bewegete, und nur einen Raum $= b$ durchlief, beweget ſich mit der Geſchwindigkeit x, und durchläuft einen Raum $= x$.

Dieſe Veränderung iſt alſo eben die, welche geſchehen ſeyn würde, wenn in der Zeit, da der Körper A ſich mit der Geſchwindigkeit a bewegete, und den Raum $= a$ durchlief, er an einer unmaterialen Fläche wäre zurück getrieben werden, die ſich mit einer Geſchwindigkeit $a - x$, durch einen Raum $= a - x$ beweget hätte: und wenn indeſſen daß der Körper B ſich mit der Geſchwindigkeit b bewegete, und den Raum $= b$ durchlieſe, er an einer unmaterialen Fläche vorwärts wäre getrieben worden, die ſich mit einer Geſchwindigkeit $x - b$, und durch einen Raum $= x - b$ beweget hätte.

Nun mögen ſich die Körper A und B mit gehörigen Geſchwindigkeiten auf beweglichen Flächen bewegen, oder darauf in Ruhe ſeyn: ſo werden doch, da die Bewegung dieſer mit Körpern beladenen Flächen eben dieſelbe iſt, auch die Größen der in der Natur hervorgebrachten Wirkung, $A(a - x)^2$, und $B(x - b)^2$, ſeyn, deren Summe die kleinſte mögliche ſeyn muß. Man hat alſo

$$Aaa - 2Aax + Axx + Bxx - 2Bbx + Bbb = \text{Min.}$$

Oder:

$$-Aadx + 2Axdx + 2Bxdx - 2Bbdx = 0.$$

Hieraus zieht man für die gemeinſchaftliche Geſchwindigkeit

$$x = \frac{Aa + Bb}{A + B}$$

In dem Falle, wenn beyde Körper ſich nach einer Seite bewegen, ſind die Größe der vernichteten Bewegung, und die hervorgebrachte Größe, einander gleich: die ganze Größe der Bewegung aber, bleibt nach dem Anſtoße, dieſelbe als zuvor.

Es iſt leicht, eben dieſen Schluß auf den Fall anzuwenden, da ſich die Körper gegen einander bewegen; oder man darf nur b als verneinend in Anſehung a betrachten; ſo wird die gemeinſchaftliche Geſchwindigkeit ſeyn:

$$x = \frac{Aa - Bb}{A + B}$$

Wäre einer von den Körpern vor dem Anſtoße in Ruhe, b = 0; und die gemeinſchaftliche Geſchwindigkeit iſt

$$x = \frac{Aa}{A + B}$$

Wenn ein Körper ein unbewegliches Hinderniß antrifft, ſo kann man dieſes Hinderniß als einen Körper von einer ruhenden unendlichen Maſſe betrachten.

trachten. Wenn alſo B unendlich iſt, ſo iſt die Geſchwindigkeit $x = 0$.

Nun wollen wir ſehen, was geſchehen wird, wenn die Körper elaſtiſch ſind. Die Körper, von denen ich reden will, ſind vollkommen elaſtiſch.

II. Aufgabe.

Die Geſetze der Bewegung elaſtiſcher Körper zu finden.

Man ſetze zween elaſtiſche Körper, deren Maſſen A und B ſind, die ſich nach eben der Seite, mit den Geſchwindigkeiten a und b bewegen; A aber geſchwinder als B, ſo daß er ihn erreichet und anſtößt. Es ſeyen α und β die Geſchwindigkeiten der zween Körper nach dem Anſtoße: ſo wird die Summe oder der Unterſchied dieſer Geſchwindigkeiten nach dem Anſtoße, dieſelbe, die ſie zuvor war.

Die in dem Weltgebäude vorgefallene Veränderung beſteht darinnen, daß der Körper A, der ſich mit der Geſchwindigkeit a bewegete, und in einer gewiſſen Zeit einen Raum $= a$ durchlief, ſich nur mit der Geſchwindigkeit α beweget, und nur einen Raum $= \alpha$ durchläuft. Der Körper B, der ſich nur mit der Geſchwindigkeit b bewegete, und einen Raum $= b$ durchlief, beweget ſich nun mit der Geſchwindigkeit β, und durchläuft einen Raum $= \beta$.

Dieſe Veränderung iſt alſo eben dieſelbe, die geſchehen ſeyn würde, wenn in der Zeit, daß der Körper A ſich mit der Geſchwindigkeit a bewegete, und den Raum $= a$ durchlief, er auf einer immaterialen Fläche wäre zurück getrieben worden, die ſich mit einer Geſchwindigkeit $a - \alpha$ durch einen Raum $= a - \alpha$ beweget hätte: und wenn, indeſſen daß der Körper B ſich mit der Geſchwindigkeit b bewegete, und den Raum $= b$ durchlieſe, er auf einer unmaterialen Fläche vorwärts wäre getrieben worden, der ſich mit einer Geſchwindigkeit $\beta - b$ durch einen Raum $= \beta - b$ beweget hätte.

Nun mögen ſich die Körper A und B mit gehörigen Geſchwindigkeiten auf beweglichen Flächen bewegen, oder in Ruhe ſeyn, ſo werden da die Bewegung dieſer beladenen Flächen dieſelbe iſt, auch die Größen der in der Natur hervorgebrachten Wirkung, $A(a - \alpha)^2$, und $B(b - \beta)^2$ ſeyn, deren Summe die kleinſte mögliche ſeyn muß.

$$Aaa - 2Aaa + Aaa + B\beta\beta - 2Bb\beta + Bbb = \text{Minimo.}$$

Oder:

$$2Aad\alpha + 2Aad\alpha + 2B\beta d\beta - 2Bbd\beta = 0.$$

Was nun die elaſtiſchen Körper betrifft, da ihre reſpective Geſchwindigkeit, nach dem Anſtoße, eben dieſelbe iſt, die ſie vorhin war: ſo hat man $\beta - \alpha = a - b$, oder $\beta = \alpha + a - b$, und $d\beta = d\alpha$, welche, wenn ſie in der vorhergehenden Aequation an die Stelle geſetzet werden, zu Geſchwindigkeiten angeben.

$$\alpha = \frac{Aa - Ba + 2Bb}{A + B} \text{ und } \beta = \frac{2Aa - Ab + Bb}{A + B}$$

Bewegen ſich die Körper einer gegen den andern, ſo iſt es leicht, eben dieſen Schluß anzuwenden; oder man darf nur b als verneinend in Anſehung a betrachten, ſo ſind die Geſchwindigkeiten

$$\alpha = \frac{Aa - Ba - 2Bb}{A + B} \text{ und } \beta = \frac{2Aa + Ab - Bb}{A + B}$$

Wäre einer von beyden Körpern vor dem Anſtoße in Ruhe geweſen, $b = o$, und dann ſind die Geſchwindigkeiten

$$\alpha = \frac{Aa - Ba}{A + B} \text{ und } \beta = \frac{2Aa}{A + B}$$

Iſt einer von den Körpern ein unbewegliches Hinderniß, ſo wird man, wenn man dieſes Hinderniß als einen Körper B einer unendlichen ruhenden Maſſe betrachtet, die Geſchwindigkeit $\alpha = -a$ haben, das heißt, der Körper A wird mit eben der Geſchwindigkeit die er hatte, als er das Hinderniß anſtieß, zurück prallen.

Nimmt man die Summe der lebendigen Kräfte, ſo wird man ſehen, daß ſie nach dem Anſtoße eben dieſelbe iſt, die ſie zuvor war, das heißt daß

$$A\alpha\alpha + B\beta\beta = Aaa + Bbb, \text{ iſt.}$$

Hier erhält ſich die Summe der lebendigen Kräfte noch nach dem Anſtoße: allein dieſe Erhaltung hat nur bey den elaſtiſchen Körpern ſtatt, und nicht bey den harten. Der allgemeine Gundſatz, der ſich auf beyde erſtrecket, iſt dieſer, daß die Größe der Bewegung, welche nöthig iſt, um irgend eine Aenderung in der Natur zu verurſachen, die kleineſte mögliche iſt.

Dieſer Grundſatz iſt ſo allgemein und fruchtbar, daß man das Geſetz der Ruhe, oder des Gleichgewichtes daraus zieht. Es iſt offenbar, daß es keinen Unterſchied mehr unter harten und elaſtiſchen Körpern giebt.

III. Aufgabe.

Das Geſetz der Ruhe der Körper zu finden.

Ich betrachte hier die an einem Hebel befeſtigten Körper: und um den Punct zu finden, um welchen ſie im Gleichgewichte bleiben, ſuche ich den Punct, um welchen, wenn der Hebel die geringſte Bewegung bekömmt, die Größe der Wirkung die kleinſte mögliche iſt.

c ſey die Länge des Hebels, den ich mir unmaterialiſch vorſtelle: an deſſen äußerſten Enden ſeyen zween Körper befeſtiget, deren Maſſen A und B ſind. z ſey der Abſtand des Körpers A von dem geſucheten Puncte, und c — z der Abſtand des Körpers B; ſo iſt es offenbar, daß, wenn der Hebel die mindeſte Bewegung bekömmt, die Körper A und B, kleine einander ähnliche Bögen beſchreiben werden, die den Abſtänden der Körper, vom geſuchten Puncte proportionirt ſeyn werden. Dieſe Bögen werden alſo der von den Körpern durchlauſene Raum ſeyn, und ſtellen zugleich ihre Geſchwindigkeiten vor. Die Größe der Wirkung wird alſo dem Producte jedes Körpers, durch das Quadrat ſeines Bogens gemäß ſeyn; oder (weil die Bögen einander gleich ſind) dem Producte jedes Körpers, durch das Quadrat ſeines Abſtandes vom Puncte, um welchen ſich der Hebel wendet, das heißt, dem Azz und $B(c - z)^2$; deſſen Summe die kleinſte mögliche ſeyn muß. Man hat alſo

$$Azz + Bcc - 2Bcz + Bzz = \text{Minimo}$$

Oder

$$2Acdz - 2Bcdz + 2Bzdz = 0$$

Hieraus zieht man

$$z = \frac{Bc}{A+B}$$

Welches der Grundſatz der Statik iſt.

* *

II.

Auszug

aus dem neuen Bücherſaale der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, VII. B. a. d. 110 u. f. Seite, im Artikel von den berl. Memoires des 1748. Jahres.

Das erſte Stück dieſer Abtheilung iſt vom Herrn von **Maupertuis**: und leitet die Geſetze der Bewegung und Ruhe aus einem metaphyſiſchen Grundſatze her. Er hebt an, mit der Unterſuchung der Beweiſe von der Wirklichkeit, oder dem Daſeyn Gottes; die man aus den Wundern der Natur herleitet. Nachdem er die Beweiſe aus dem Begriffe des Unendlichen, aus der Uebereinſtimmung aller Völker, und aus dem Verſtande und der Macht endlicher Weſen, die alſo einen unendlichen Verſtand, und eine unbeſchränkte Macht vorausſetzen, beyſeite geräumet; als ſolche, die er zwar für ſtark hält, aber itzo nicht unterſuchen will: ſo kömmt er auf die Gründe, die man aus der Erkenntniß der Natur hernimmt. Die Naturforſcher haben allezeit die Spuren der Weisheit und Macht ihres Urhebers in der Welt angetroffen: ja jemehr man die Natur kennen gelernet, deſtomehr haben ſich die Beweiſe davon gehäufet. Alle ſind aber, wie er meynet, nicht gleich gut und überzeugend gerathen: und manchmal habe man Dinge dafür angenommen, die es gar nicht verdienten, Beweiſe zu heißen. Da nun die Zahl dieſer Gründe ſo groß, und ſo ſtark wäre: ſo brauche man eben nicht alles ſchlechte Zeug zu ſchonen; ſondern könne es ſicher prüfen, und was nicht die Probe hält, wegwerfen.

Die Alten, als Ariſtoteles und Cicero, haben aus der Schönheit, Ordnung und Einrichtung der Welt, das Daſeyn Gottes geſchloſſen. Allein Herr v. M. meynet, dieſe hätten die Welt zu wenig gekannt, um ſie zu bewundern. Wir ſehen nicht, daß darum diejenigen Schlüſſe dieſer großen Männer falſch und ſchlecht werden ſollen, die ſie z. E. aus Beſchaffenheit unſrer Gliedmaßen, als der Augen, Hände, Zähne, u. d. m. hergenommen haben: weil ſie den Himmel und die Sterne ſo gut nicht gekannt haben, als die Neuern. Denn was ſie von jenen angenommen haben, iſt dieſe Stunde noch wahr, und wir wiſſen nichts mehr davon, als ſie. Er will ſich indeſſen an einen Weltweiſen halten, der durch ſeine großen Erfindungen beſſer im Stande war, davon zu urtheilen. Dieſes iſt **Newton**; welcher von den Beweiſen des göttlichen Daſeyns, aus der Betrachtung des Weltgebäudes, am meiſten gerühret worden. Er hat unter andern (S. Optik III Buch, 31 Frage,) geglaubet: daß die Bewegungen der himmliſchen Körper die Wirklichkeit deſſen, der ſie regieret, ſattſam erwieſen. Sechs Planeten drehen ſich um die

Sonne; und zwar alle nach einerley Richtung, in faſt concentriſchen Kreiſen; indeſſen, daß eine große Anzahl anderer Weltkörper ſich in allerley andern Richtungen beweget, und alle Himmelsgegenden durchläuft. **Newton** glaubet, dieſe Einförmigkeit könne nur die Wirkung des göttlichen Willens ſeyn. Eben ſolche Beweiſe hat er aus der Organiſation, oder Bildung der Thiere gezogen: und Derham, Fabricius und Leſſer haber aus den Sternen, dem Waſſer, und den Inſecten eben dergleichen Gründe hergenommen. Doch unſerm Herrn v. M. ſcheinen ſelbſt die newtoniſchen Beweiſe ſchwach zu ſeyn; und dieſes will er zeigen.

Die Einträchtigkeit der planetiſchen Bewegungen, ſpricht **Newton**, zeiget nothwendig eine freye Wahl. Ein blinder Zufall hätte ſie nicht ſo einförmig in der Richtung, und ſo concentriſch machen können. Er hätte noch ſagen können, daß ſie faſt in einer und derſelben Fläche laufen. Denn die ganze Breite des Thierkreiſes machet kaum den 17. Theil der Kugelfläche aus. Nimmt man nun die Fläche der Erdbahn für die Fläche an, darnach man die übrigen richten will: ſo iſt die Wahrſcheinlichkeit, daß die fünf übrigen von der Ekliptik abweichen würden, zu der itzigen Bewegung derſelben, wie 1419856 zu 1. D. i. es wäre faſt anderthalb Millionenmal wahrſcheinlicher, daß ſie nicht ſo ſtehen würden, als ſie wirklich ſtehen; wenn es auf einen blinden Zufall angekommen wäre.

Allein Herr v. Maupertuis merket an, daß im newtoniſchen Lehrgebäude, die Wahrſcheinlichkeit ſeines Schluſſes nur daher rühret: weil Newton nach ſeinen Lehrſätzen, keine phyſikaliſche Urſache von der Einförmigkeit der planetiſchen Bewegungen geben kann. Andern Weltweiſen, die alle Planeten von einem flüßigen Weſen forttragen laſſen, ſcheint dieſelbe nicht unerklärbar zu ſeyn, und ſie dörfen alſo weder eine Wahl, noch einen blinden Zufall zu ihrer Urſache annehmen.

Iſt es uns erlaubet, unſere Gedanken hierbey zu eröffnen: ſo bricht Herr von Maupertuis hier ein wenig zu bald ab. Er hätte noch zeigen ſollen, daß dieſe letztern Philoſophen auch Recht hätten; und gegen die Newtonianer behaupten müſſen, daß die Cometen nicht das Gegentheil bewieſen. Hätte er nun das gethan; ſo würde ſichs doch noch fragen: ob nicht auch die weiſe Einrichtung dieſes Kreislaufs der flüßigen Materie, eben ſowohl einen allweiſen und allmächtigen Urheber der Welt erweiſen würde? Und wie? wenn Newton aus dem Laufkreiſe des Mondes, ein gleiches bewieſen hätte; der ſo weit gegen Süden und Norden ausſchweifet; aber dadurch um deſto geſchickter wird, beyde Polarzirkel im Winter zu erleuchten, wenn ſie die längſten Nächte: zumal da die Vollmonde alsdann eben in diejenigen Zeichen des Thierkreiſes kommen, die den dunkeln Polargegenden der Erden am nächſten ſind? Gewiß, da dieſes ſo augenſcheinlich zu beſſerer Erleuchtung unſerer langen Winternächte dienet: ſo erhellet unwiderſprechlich, daß der Mondkreis nicht ohne eine große Weisheit, dieſe Richtung, und ſeine Bewegung eben dieſe Geſchwindigkeit bekommen habe.

Da der Herr von Maupertuis, auch die Bildung der Thiere, als den andern newtoniſchen Beweis der Wirklichkeit Gottes, angreift; und zwar auf eine Art, die nicht ſehr gründlich zu ſeyn ſcheint: ſo weis man faſt nicht, was man von ihm denken ſoll. Hier ſoll man weder aus der Aehnlichkeit aller Thiere einer Art; noch aus der Geſchicklichkeit ihrer Gliedmaßen zu gewiſſen Abſichten, einen Gott ſchließen. Gegen beydes aber giebt er ſehr ſeichte Einwürfe an die Hand, die ſchon ſo vielmal in dem Munde der Freygeiſter widerleget worden. Was würde man antworten, wenn jemand hier fragen wollte: will denn die königl. Akademie der Wiſſenſchaften, mit dieſer elenden Brut gemeine Sache machen? Und ſcheint gleich der Beweis, aus den Falten der Haut eines Rhinoceros, von einer Kleinigkeit hergenommen zu ſeyn: ſo iſt doch die darinn ſteckende Kraft des Schluſſes, logiſch davon zu reden, eben ſo ſtark, als deſſen, den man von dem innern Baue des Auges oder des Ohres hernimmt. Iſt aber dem alſo: warum hat man ihn denn lächerlich zu machen geſucht?

Es klingt auch gewiß in einem Werke, wie dieſes iſt, und in dem Munde eines Präſidenten einer Akademie, nicht ſehr fein; wenn man die Bildung der Thiere offenbar einem blinden Zufalle zuſchreibt. Dieſer, ſaget man, hätte ſo lange eine unzählige Menge von ſeltſamen und ungeſchickten Misgeburten hervorgebracht; bis endlich auch einige ordentliche und regelmäßige entſtanden, die ſich hätten erhalten können. Jene wären gleich zu Grunde gegangen, dieſe aber beſtanden: und alſo wären die itzt vorhandenen Thiere, nur der tauſendſte Theil von denen, die der Zufall hervorgebracht hätte. Wahrhaftig! man weis faſt nicht, ob der Verfaſſer des Homme Machine, oder ein Weltweiſer von tiefer Einſicht hier redet. Jenem hätte man ein ſo ſeichtes Urtheil viel eher zugetrauet. Iſt denn die vortreffliche Symmetrie, die an einer ſo unzählbaren Menge von Thieren, zumal in den doppelten, und allemal umgekehrten Gliedmaßen derſelben erſcheint, auch etwas, was der Haſard, oder Zufall hervorbringen kann? Kann er es? warum bringt er denn nicht täglich neue ordentliche Thiere hervor? Oder, welches noch mehr iſt: warum macht er wenigſtens nicht, auch mit unregelmäßigen Geburten, immer neue Proben? Vielleicht möchte ihm doch etwan alle tauſend Jahre einmal wieder ein ordentliches Geſchöpfe gerathen; und zwar ein neues, dergleichen die Welt noch niemals geſehen hätte!

Wir müſſen abbrechen. Dieſe Schrift enthält zuviel anſtößiges in ſich, das dieſem Bande zum Vorwurfe gereichet. Wir gehen alſo zu dem II. Stücke, darinn der Herr Verfaſſer beweiſen will, daß man die Beweiſe des Daſeyns Gottes, in den allgemeinen Geſetzen der Bewegung ſuchen müſſe. Hier mußten nun, wie Herr v. M. meynet, die Regeln, nach welchen die Bewegung ſich erhält, vertheilet, und vernichtet, auf die Eigenſchaften eines vollkommenen Geiſtes gegründet ſeyn. Dieſe Abhandlung hätte die berliniſchen Memoires, auch ohne den bisherigen Vortrab zieren können. Wir ſehen indeſſen wohl, daß auch hierinnen derjenige Geiſt herrſchet, der einem großen Weltweiſen unſrer Zeiten, von Berlin aus, bisher aufſätzig geweſen, und noch iſt. Die guten Meßkünſtler glauben alles allein zu verſtehen, und ſchmählen bey aller Gelegenheit auf die metaphyſiſche Erkenntniß: ohne welche doch Leibnitz, der große Leibnitz, ſelbſt in der Natur, und den Geſetzen der Bewegung, keine Gewißheit fand. Dieſes will man ihm nun hier zwar nachthun; kann doch aber den alten Groll nicht bergen, den man wider denjenigen heget, der das meiſte Licht in die neuere Metaphyſik gebracht hat.

Das Geſetz, welches der Herr von Maupertuis entdecket hat, iſt indeſſen kein anders, als was ſchon die Alten in dem bekannten: Deus & Natura nihil faciunt fruſtra; oder Natura ſemper incedit via breviſſima, ausgedrücket haben. Er nennt es Le Principe de la moindre Action: den Grundſatz der kleinſten Wirkungskraft. Er drückt es weitläuftiger ſo aus: „In dem Anſtoße der Körper, vertheilet ſich die Bewegung ſo, daß die Größe der Kraft, „welche die geſchehene Veränderung vorausſetzet, die „kleinſte ſey, die nur möglich iſt. In der Ruhe „aber, müſſen die Körper, die einander das Gleichgewicht halten, ſo eine Lage haben, daß, im Falle „ſie einige Bewegung bekämen, die Größe der Kraft „die kleinſte von allen möglichen wäre.„

Aus dieſer Anmerkung nun will er im III. Abſchnitte beweiſen, daß die Welt von einem weiſen Urheber herrühre. Wir haben nichts dawider einzuwenden,

zuwenden, als dieſes: daß ſchon Leibniß in ſeiner Theodicee geſagt hat; die Bewegung, die Materie und der Raum wären die göttlichen Ausgaben und Unkoſten in Aufführung des Weltbaues geweſen; und damit wäre Gott ſo rathſam umgegangen, als nur möglich geweſen *. Die Kraft aber gehörte zur Bewegung; folglich mußte auch dieſe nicht verſchwendet werden. Hat nun der Herr Verfaſſer dieſes erwieſen, daß nämlich ſein Geſetz in allen Geſetzen der Bewegung und Ruhe ſtatt habe: ſo wünſchen wir ihm Glück dazu. Wer weis aber, ob nicht auch wider ſeine Erfindung, noch ſtärkere Einwürfe ſtatt haben, als er oben wider Newtons Beweiſe gemacht hat? ꝛc.

---

* Man ſchlage nur zuerſt in der Theodicee, Cauſſam Dei aſſertam per Juſtitiam ejus, nach. Hier ſtehen im Schluſſe des 128ſten § ausdrücklich die Worte: Sapientis non eſt, ſuperfluas vires adhibere. Für einen Weiſen ſchicket ſichs nicht, überflüßige Kräfte anzuwenden. Iſt das wohl etwas anders, als der Lehrſatz, von dem Minimo actionis? Man nehme aber auch folgende Stelle, aus dem Rec. de div. piec. de Mr. Leibnitz, Neuton &c. T. II. p. 469. §. X. der Ausgabe von 1740 dazu: Il 'enſuit de la Perfection ſupreme de Dieu, qu'en produiſant l'Univers, il a choiſi le meilleur plan poſſible, où il y ait la plus grande varieté, avec le plus grand ordre: *le Terrain, le Lieu, le Tems, le mieux menagés: le plus d'Effet produit par les voyes les plus ſimples;* le plus de Puiſſance, le plus de Connoiſſance, le plus de Bonheur & de Bonté dans les Creatures, que l'Univers en pouvoit admettre. Und bald hernach ſchließt er: Et c'eſt une des plus efficaces, & des plus ſenſibles preuves de l'Exiſtence de Dieu, pour ceux, qui peuvent approfondir les choſes.

III.

DE UNIVERSALI PRINCIPIO ÆQUILIBRII ET MOTUS,

in Vi viva reperto, deque nexu inter Vim vivam et Actionem, utriusque Minimo, Diſſertatio,

Autore SAM. KOENIGIO,
Profeſſ. Franeq. *

Cum nuper hic Aquisgrani, quo valetudinis cauſa veni, ab amico primum mihi referretur, (in noſtra Friſia enim talibus de rebus aut ſero, aut nunquam, auditur,) multum in Germania quæri de *Minimo Actionis*, *tanquam univerſaliſſimo Mechanicæ principio:* cupide admodum ea, quæ hactenus acta ſunt, ex illo cognovi, multum ſane lætatus, tam præclaris tentaminibus ad conſtituendum momentoſiſſimum Philoſophiæ naturalis locum, quem propter imperitum odium Virium vivarum, in huius generis quæſtionibus plane regnantium, ſummo nobiliſſimæ ſcientiæ damno, vel negligi, vel contemni, jam dudum dolebam.

Quoniam itaque et ego, multum quondam ſtudii temporisque in his rebus examinandis conſumſi, nonnullaque, ni fallor, ad liquidum perduxi, quorum naturali obſcuritate, etiam nunc
poſt

---

* S. die Leipz. Acta Erud. M. Mart. 1751.

poſt tantos progreſſus, ſolertiam acutiſſimorum Geometrarum retardari intelligo: non cunctandum putavi, in honorem Clari Viri, quem de his rebus maxime egiſſe audio, et a cujus libris non ſemel doctior diſceſſi, in hoc itineris otio, pauca, forte memoriæ adhuc inhærentia, his de rebus ſcribere; idque adeo, quod cum fructu nunc maxime dici poſſe intelligo, laudato hoc Viro ad verum appropinquante, cujus ingenii luce non ſolum has res mirifice illuſtrari, ſed autoritate etiam, ingenioſorum ſtudiis commendari poſſe, intelligo. Perſuaſus, pro candore Viri, mihi familiaritate quondam et amicitia conjuncti, notoque ejus veritatis ſincero ſtudio, me, ſi quid recte dixero, magnam ab eo gratiam initurum: cujus appetentior qualibet laude, laborem ſcribendi, quem ſemper maxime defugi, ſuſcipio, ut amicitiæ tribuam, quod laureolæ ſemper negavi.

Quæ itaque de *Minimo Actionis*, in modificationibus motuum obtinente, in genere proferuntur, vehementer laudo. Incluſa enim ſuis limitibus, de quibus dicturus ſum, vera ſunt; continentque fœcundum, longeque pulcherrimum, Dynamicæ ſublimioris principium: cujus vim in difficillimis quæſtionibus ſæpe expertus fui.

Quando autem, Minimum Actionis in ſtatu Æquilibrii locum habere, affirmatur, ſi ſtricte hoc aſſertum ſumitur, diſſentio. Comperi enim, ſtatus Æquilibrii proprietatem eſſentialem hanc eſſe, ut in eo *Vis viva ſit abſolute nulla;* quod idem de *Actione* valet. Adeoque, ſi accurate loqui velimus, Æquilibrium promanat ex *principio nullitatis Vis vivæ et Actionis*, *minime* vero ex principio *Minimitatis earundem.*

Quoties autem in caſu motus actualis, ſollicitationibus continuis ad centrum, aut centra virium, geniti, datur re vera Vis viva et Actio; tum, ſyſtemate in ſitum, alias Æquilibrio reſpondentem, delato, regulis de Maximis et Minimis locus quidem eſt; ſed tum et Vis viva et Actio non *Minimum* efficiunt, ſed *Maximum:* quo fit, ut illa ſapientis parſimoniæ ſpecies, quæ conſilium oſtendere videtur, hoc ſenſu accepta, prorſus evaneſcat.

Sed illa maxime, quæ ad commendandam univerſalitatem principii de Minimo actionis, de defectu principii Virium vivarum, proponi audio, ſtare, meo judicio, non poſſunt, quin naturæ vis inferatur, et aditus ad ipſum ſontem harum veritatum præcludatur. Etenim tam arcta et naturali ſocietate Actio Vi vivæ conjuncta eſt, ut diſtrahi non poſſint, quin fundamentum, cui Viri Clariſſimi ſua ſuperſtruxerunt, ſimul ruat; quod eorum acumini ſe ſubduxiſſe, non credo.

Aſſumunt enim, conſentientibus *Leibnitio*, *Wolfioque*, qui primi his de rebus recte ſcripſerunt, * *Actionem eſſe, ut velocitatem ductam in ſpatium.* Quoniam itaque *ſpatium eſt ut velocitas ducta in tempus;* ſequitur, *Actionem eſſe ut*

---

* *Commentar. Acad. Petropolit. Vol. I. p. 217.* ibidemque in *Scholio p. 232. 233.*

quadratum velocitatis in tempus, id eſt, ut *Vim vivam ductam in tempus*; ut iisdem hujus doctrinæ autoribus placuit. Ex quo efficitur, in caſu æqualitatis temporum, *Actiones eſſe, ut Vires vivas*. Quo dato, confitendum eſt, quotiescunque Actio Maximum Minimumve exhibet, non poſſe non, in caſu temporum æqualium, Vim vivam idem Maximum Minimumve complecti.

Quæ ſola conſideratio ſatis oſtendit: nihil in conflictu corporum e principio minimæ Actionis derivari poſſe, quod iisdem verbis ex minimo Virium vivarum deduci non poſſit. Quod leges motus, quas corporibus perfecte duris ex principio minimæ Actionis aſſignari video, prorſus evertit; fallaciam argumento ſubeſſe oſtendens, ni modus reperiatur, easdem leges ex Viribus vivis derivandi, quod fieri poſſe, ego non arbitror. Sed de his explicatius paulo poſt.

Palmarium autem argumentum, quo utuntur ad ſegregandum principium Virium vivarum a principio Minimæ Actionis, hoc eſt: leges Statices, ſeu Æquilibrii, e principio Minimæ Actionis derivari poſſe, ex theoria Virium vivarum autem non poſſe. Quod longe aliter ſe habere, certum habeo. Fateor equidem, primo ipſum doctrinæ Virium vivarum parentem, *Leibnitium*, deinde derelictæ hujus veritatis tutorem et defenſorem, *Jo. Bernoullium*, horumque exemplo reliquos ejusdem fautores et amicos, *Hermannum*, *Bulfingerum*, ſeu *Graveſandium*, &c. liberaliter hoc dediſſe adverſariis: in univerſa Statica Vim vivam non obtinere, ſed aliam prorſus diverſam, quam dixerunt *mortuam*, facto maſſæ in velocitatem initialem æſtimandam; et ſic omnium conſenſu hanc provinciam regendæ Staticæ, Viribus vivis fuiſſe ademtam. Sed in hoc nimis feſtinanter omnes: ignoratione enim juris Virium vivarum in univerſam Mechanicam, adverſariis conceſſerunt, quæ nunquam concedere debuiſſent, quandoquidem ſalva natura concedi non poſſunt. Sed, quod ingenii humani fatum eſt, nimis alte inhæſerat ſummorum hominum mentibus antiquum præjudicium, leges Staticas ex facto velocitatis initialis in maſſam æſtimandas eſſe, quoniam probabilior ratio non occurrebat, hæc vero experientiæ videbatur conſentanea; hasque ob cauſas adeo a novis principiis, nondum multorum autoritate firmatis, haud facile eradicandum. Ego, cum veri falſique inter ſe pugnantibus conſequentiis, multum diuque conflictatus, tandem decernere coactus fui: non ſolum illam Virium æſtimationem *Carteſianam* per *velocitatem in maſſam* falſam eſſe, ut mira ingenii felicitate *Leibnitio* primum innotuit; ſed etiam, quod hactenus adverſariis quaſi tranſigendi cauſa de Viribus mortuis datum fuit, concedi amplius non poſſe. Illamque adeo æſtimationem Vis mortuæ, ex celeritate in maſſam, hypotheſin pronuntio omnino ſenſu carentem, natam e præpoſtero et perverſo uſu iſtius motus infinite parvi, machinis æquilibratis cogitatione impreſſi, pro rationibus ponderum explorandis, æquilibrium efficientium: quæ perververſitas adeo fuit obvia, et ſenſui communi aperta, ut eam multi excellentium Geometrarum paſſim reprehenderint, alias demonſtrationes Elementorum Staticæ quærentes; quamvis, quid huic principio inſit veri, quid admixtum ſit ſpurii, nemo unquam diſtincte expoſuerit.

Itaque, cum quondam in Gallia Illuſtris tum fœminæ, Marchioniſſæ *du Chatelet*, ardenti Virium vivarum ſtudio ſatisfacturus, harum difficultatum originem diligentius ſcrutarer, cognovi: omnem Æquilibrii ſtatum, tam ſolidorum, quam fluidorum, ex theoria Virium vivarum derivandum eſſe, eoque fui perductus, ut, nulla alia ratione, ſalvis generaliſſimis Dynamicæ principiis, et naturæ ſimplicitate, idem fieri poſſe, credam: quod fuſe in Tractatu, quem his de rebus ſcripſi, perſecutus ſum; qui apud ipſam, me diſcedente, remanſit, et, ſi renuntiata vera fuere, interiit, neque poſtea, aliis negotiis immerſus, de talibus cogitandi, ante hunc diem occaſio fuit. Adeo autem perſpicue, plane, et uniformi ratione, e viribus vivis leges Staticæ dimanant, ut, hac via inventa, puduerit, tantum mihi temporis in rei tam obviæ inveſtigatione periiſſe. Hanc itaque momentoſiſſimam rem, qua univerſa Dynamica continentur, hac occaſione, eximiorum Virorum ſcrupulis invitatus, proponam; et, quo facilius intelligar, agam primo craſſiori Minerva, proponendo Problema ſequens, &c.

Hier hat man die weitläuftige ſynthetiſche Abhandlung des Herrn Prof. Königs, die etliche Bogen ſtark iſt, weggelaſſen: weil darüber gar kein Streit entſtanden; und nur folgenden Schluß derſelben mitgenommen, der den rechten Zankapfel in ſich hält.

Hæc, quæ diximus, ſatis etiam declarant, quid de illo *minimo Vis vivæ et Actionis*, in conflictu conſumtæ, metaphyſice ſpectato, exiſtimandum ſit. Nimirum tantum aut cœci fati, aut ſapientis conſilii, huic legi minimi inerit, quantum in lege de æqualitate Actionis et Reactionis, aut neceſſitatis, aut contingentiæ, reperietur: quorum alterutrum tum demum recte affirmabitur, ſi prius conſtiterit, ex utro principio, contradictionisne, an rationis ſufficientis, hæc primaria lex ſcientiæ motus profluat: quem fontem genuinæ demonſtrationis exiſtentiæ divinæ, *Leibnitius Wolfius*que dudum præclare viderunt, et eximiis artibus omnium intelligentiæ aperuerunt. Sed hæc metaphyſica ſunt, quæ hac occaſione præterire decrevi.

Quodſi hæc qualiacunque, quæ forte de his novis disquiſitionibus primum audienti in mentem redierunt, Clariſſimi Viri, qui has res non ſine laude agitare cœperunt, ſuis examinibus publicisque animadverſionibus digna judicabunt, libenter in his *Actis*, quibus prima harum veritatum ſemina a *Leibnitio* quondam commiſſa fuere, operam dabo, ut, quantum in me ſit, momentoſiſſi-

toſiſſimus hic, et cum dedecore Geometriæ ſat diu controverſus, Dynamicæ locus, tandem aliquando conſtituatur.

Ut finem faciam, hoc addo, videri *Leibnitium* multo latius patentem Actionis theoriam habuiſſe, quam fortaſſe nunc etiam ſuſpicari poſſumus. Eſt enim ejus ad *Hermannum* Epiſtola, in qua ſcribit: *L' Action n' eſt point ce que vous penſés, la conſideration du tems y entre; elle eſt comme le produit de la maſſe par le tems, ou du tems par la force vive. J' ai remarqué que dans les modifications des mouvemens elle devient ordinairement un Maximum, ou un Minimum. On en peut deduire pluſieurs propoſitions de grande conſequence; elle pourroit ſervir à determiner les courbes que decrivent les corps attirés à un, ou pluſieurs centres. Je voulois traiter de ces choſes entr' autres dans la ſeconde partie de ma Dynamique, que j' ai ſupprimée; le mauvais accueil, que le prejugé a fait à la premiere, m' ayent degouté.*

* *

IV.

Urtheil
der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin,
über
einen vorgeblichen Brief
des
Herrn von Leibniß.

Vorbericht.

Streitſchriften ſind ſelten nützlich; allein ſie ſind zuweilen nothwendig. Die Akademie hat gefunden, daß diejenige, welche in gegenwärtiger Schrift abgehandelt wird, alle die Gefliſſenheit verdiene, mit welcher man ſie vorgenommen hat. Es iſt an den Zeitpuncten in der Weltweisheit nicht minder gelegen, als in den Geſchichten; und man würde in vielen Fällen den Lauf des menſchlichen Verſtandes nicht verfolgen, und deſſen Wachsthum nicht beſtimmen können, wenn man nicht von gewiſſen feſtgeſetzten Puncten anfangen könnte. Anderntheils erfodert auch die Gerechtigkeit,

keit, daß diejenigen, die den Wiſſenſchaften wichtige Dienſte geleiſtet haben, nicht um den einzigen Lohn gebracht werden mögen, der ihrer edlen Ehrbegierde anſtändig iſt; und daß die Nachwelt erfahre, wem ſie die Erweiterung der Gränzen unſeres Erkenntniſſes zu danken habe.

Man wird ſich vielleicht über die Art eines Nebels verwundern, in welchen ein nicht ſonderlich gemäßigter Eifer diejenigen Entdeckungen zu verhüllen geſuchet hat, wovon gegenwärtige Schrift handelt. Allein man glaubet mit gutem Grunde: die klugen Leſer werden demjenigen Lichte nicht widerſtehen, welches dieſes Gewölk vertrieben hat; und durch ihr eigenes Urtheil den Ausſpruch beſtätigen, welchen die Akademie, nicht ohne reife Ueberlegung, gethan hat.

Nachricht
die
Unterſuchung eines Briefes
vom Herrn von Leibnitz,
betreffend,
welchen
Herr Profeſſor König
in den Märzmonat 1751.
in den Leipziger Actis Eruditorum,
bey Gelegenheit des Grundſatzes
von der kleinſten Kraft,
angeführet hat.

Nachricht.

Nachdem Herr von Maupertuis, Vorſteher der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, durch verſchiedene ſehr überzeugende Beweisgründe dargethan: daß nicht nur in dem wagrechten Stande der Körper, ſondern auch in denen durch irgend eine Kraft verurſachten Bewegungen, allezeit die nur möglichſte Sparſamkeit der Wirkſamkeit herrſche; ſo daß man alle Urſache hat, dieſen

ſen Grundſatz der kleinſten Kraft dafür anzuſehen, daß er das allgemeinſte Geſetz der Natur in ſich ſchließe: ſo hat der Herr **Profeſſor König**, auf verſchiedene Art, ſich bemühet, dieſe wichtige Entdeckung zu vernichten.

Erſtlich räumet er dieſem Grundſatze, in dem wagrechten Stande der Körper keinen Platz ein, und giebt vor, man müſſe hierbey nicht die **Minimität** der Wirkung, wie er ſich ausdrücket, ſondern bloß die **Nullität**, ſuchen. Zu dieſem Ende giebt er einige Fälle an, in welchen er zeiget: daß dasjenige, was dieſem Grundſatze zu Folge, ein minimum ſeyn ſollte, wirklich auf ein **Nichts** hinaus laufe. Allein, dieſer Einwurf iſt ſo erheblich nicht; indem man aus dem Calculo de maximis & minimis, zur Gnüge weis: es könne oftmals geſchehen, daß das, was ein minimum iſt, ganz und gar verſchwindet. Jedoch, ungeachtet dieſes in einigen Fällen ſtatt haben kann: ſo folget daraus doch noch gar nicht, daß man es auf alle wagrechte Fälle erſtrecken müßte, als wenn es dabey allezeit nothwendig ſtatt hätte: vielmehr giebt es unzähliche Fälle, in welchen die Größe der Wirkung kein Nichts, ſondern wirklich ein minimum iſt; woraus denn außer allem Zweifel erhellet: daß die Natur nicht die Nullität, ſondern die Minimität, der Wirkung zum Zwecke habe. In der That, wenn wir das Beyſpiel der krummen Linie, das **Kettchen** genannt, betrachten, in welcher die Größe, welche die völlige Wirkung vorſtellet, auf diejenige Entfernung geſetzet wird, als der Mittelpunct dieſer

ſer krummen Linie, von dem Mittelpuncte der Erde iſt: ſo iſt es ja offenbar, daß dieſer Punct nichts minder als einer Nulle gleiche, ſondern daß er vielmehr, und ganz ausgemacht, die kleineſte mögliche Entfernung ſey. Es iſt wohl wahr, daß die Kraft der Schwere, wenn ihr nichts Widerſtand thäte, dieſe ganze Kette bis zum Mittelpuncte der Erde ziehen, und dieſe Kette keine Ruhe haben würde, bis ihr Mittelpunct der Schwere, mit dem Mittelpuncte der Schwere der Erde ſelbſt, vereiniget wäre. Allein, weil die Kette durch das Aufhängen gehalten wird: ſo ſchränket ſich die Wirkung der Schwere dabey ein, daß ſie die Ferne des Mittelpunctes der Schwere dieſer Kette, von dem Mittelpuncte der Erde, ſo klein machet, als es nur möglich iſt. Wir tragen alſo kein Bedenken, Herrn Königen zuzugeſtehen: daß die Formel, die die Größe der Wirkung ausdrücket, in der That auf nichts hinaus laufe, ſo oft die Umſtände es erlauben; wie es bey denen Fällen, die er angegeben, geſchieht. Wenn aber durch irgend einige Hinderniſſe, dieſe Herabſetzung auf ein Nichts, nicht ſtatt haben kann, wie wir bey dem Kettchen geſehen haben; ſo wird dieſe Formel allezeit von der kleinſten Kraft verſtanden: gleich als wenn die Natur, die auf die Hervorbringung der Wirkung im Ganzen bedacht iſt, ſich derſelben, ſo viel als möglich, nähern wollte. Dieſes iſt genug, um nicht nur die Wahrheit dieſes ſo fruchtbaren Satzes, ſondern auch die Urſache ins Licht zu ſetzen, worauf er ſich gründet, und Herrn Königs Einwürfe gänzlich zu zernichten:

welche, weit gefehlet, daß ſie dieſem Grundſatze ſchädlich ſeyn ſollten, denſelben vielmehr ausnehmend beſtätigen. Denn man machet demjenigen, welcher feſtſetzet, die mindeſte Quantität der Action habe ſtatt, einen ſehr nichtigen Einwand, wenn man ſaget: es gäbe Fälle, wo dieſe Quantität ganz und gar verſchwände; indem die Wirkung doch in der That nichts minders werden könnte, als nichts. Gleichwohl würde dieſer Einwurf noch von einiger Wichtigkeit ſeyn, wenn in allen Ständen des Gleichgewichtes die Wirkung ein Nichts wäre: und Herr **König** ſcheint ſolches anzudeuten: Allein, es fehlet ſo viel, daß er es auch bewieſen hätte, daß es im Gegentheile unendlich viel Fälle giebt, in welchen es offenbar iſt: daß die Größe der Wirkung nicht Nichts wird, und daß ſie nur die kleinſte ſey, die möglich iſt; welches alsdann ſtatt hat, wenn ſie unmöglich ganz und gar nichts werden kann. Außer dem Beyſpiele des Kettchens, haben Herr **Dan. Bernoulli** und Herr **Euler** bewieſen, daß die elaſtiſchen krummen Linien von allerley Art, und die andern Geſtalten, welche die biegſamen Körper annehmen, wenn ſie im Gleichgewichte durch irgend eine Kraft gereizet werden, durch die Methode de maximis und minimis, gefunden werden können: indem man der Formel, die in jedem Falle die Größe der Wirkung anzeiget, eine Kraft beyleget, die die mindeſte, mit nichten aber Nichts iſt.

Was aber Herr **König** in eben dieſer Abhandlung, wider den andern Theil dieſes auf die Bewegung zielenden vortrefflichen Grundſatzes vorgebracht hat, dabey ebenfalls nichts vorkömmt, was deſſen Wahrheit nachtheilig ſeyn könnte; ſo erfodert daſſelbe eine weit gründlichere Unterſuchung. Denn da er den Grund der Lehre ſelbſt nicht erſchüttern können: ſo beſtrebet er ſich, dem Herrn von **Maupertuis** die Ehre der Erfindung ſtreitig zu machen, um ſie dem Herrn von **Leibnitz** zuzuwenden. Er führet zu dieſem Ende ein Stück eines gewiſſen Briefes an, welcher, wie er vorgiebt, ehemals vom Herrn von **Leibnitz** an den Herrn **Hermann** geſchrieben worden, und deſſen Ausdrücke ſo lauten:

L'Action n'eſt point ce que Vous penſez, la conſideration du tems y entre; elle eſt comme le produit de la maſſe par le tems, ou du tems par la force vive. J'ai remarqué, que dans les modifications des mouvements, elle devient ordinairement un *maximum* ou un *minimum*. On en peut déduire pluſieurs propoſitions de grande conſequence; elle pourroit ſervir à determiner les courbes, que décrivent les corps attirés à un ou pluſieurs centres. Je voulois traiter de ces choſes entre autres dans la ſeconde partie de ma Dynamique, que j'ai ſupprimée: le mauvais accueil que le préjugé à fait à la premiere, m'ayant degouté.

D. i. "Die Wirkung iſt nicht das, was Sie denken; die Erwägung der Zeit kömmt auch mit dazu. "Sie iſt wie das Product der Maſſe durch die "Zeit, oder der Zeit durch die lebendige Kraft. "Ich habe angemerket, daß ſie in den Abänderungen der Bewegungen, gemeiniglich ein maximum "oder ein minimum wird. Hieraus kann man "verſchiedene wichtige Sätze folgern: dieſe könnten "dienen, die krummen Linien feſt zu ſetzen, welche "diejenigen Körper beſchreiben, die von einem oder "mehrern Mittelpuncten angezogen werden. Ich "wollte unter andern auch von dieſen Dingen, in "dem zweyten Theile meiner Dynamik handeln, "den ich aber unterdrücket habe: weil die übele Auf"nahme, welche der erſte bey dem Vorurtheile ge"funden, mir die Sache verekelt hat".

Aus dieſer Stelle würde folgen, daß Herr von Leibnitz nicht nur eine vollkommene Kenntniß dieſes erhabenen Grundſatzes von der kleinſten Kraft beſeſſen; ſondern daß ihm derſelbe ſo geläufig geweſen, daß er ſich deſſelben auch bedienet hat, um diejenigen krummen Linien zu beſtimmen, welche die ſowohl von einem, als von vielen Mittelpuncten angezogenen Körper durchlaufen. Dieſes hat nun gleich dieß überbliebene Stück ſehr verdächtig gemachet; um ſo vielmehr, da ſelbſt der Brief des Herrn von Leibnitz, aus welchem dieſes Stück genommen iſt, niemals bekannt gemachet worden. In der That kam es darauf an, eine vollkommene Ueberzeugung zu liefern, daß dieſer Brief wirklich vom Herrn von Leibnitz geſchrieben worden, indem man den Ort angezeiget hätte, wo ſich das Original befände: denn ſonſt verdienet ein ſolch Zeugniß gar keinen Glauben; inſonderheit in einem ſolchen Falle, wie gegenwärtiger iſt, der eine ſo gar wichtige Entdeckung betrifft. Dieſe Gründe nun haben den

Schluß veranlaſſet: es ſey unumgänglich nothwendig, daß man ſich genauer nach den Beweiſen erkundige, die die Glaubwürdigkeit des angeführten Fragments beſtätigen könnten. Gleich anfangs nun, als man ſo ſorgfältig nachgeforſchet, und ſo viele Briefe vom Herrn **von Leibnitz** kund gemachet hatte, aus welchen man Urſache hat, ſein erhabenes Nachſinnen, in allen Arten der Wiſſenſchaften, zu erkennen und zu bewundern: ſo ſcheint es wirklich ganz und gar nicht wahrſcheinlich zu ſeyn, daß Herr **von Leibnitz**, in einem ſo weitläuftigen gelehrten Briefwechſel, ſich niemals irgend einem andern ſeiner Freunde, außer dem einzigen Herrn **Hermann**, in Anſehung dieſes vortrefflichen Grundſatzes von der kleinſten Wirkung, ſollte entdecket haben. Man weis, in was für einer vertrauten Freundſchaft er mit dem berühmten Herrn **Johann Bernoulli** geſtanden, und daß er mit ihm in ſeinen Briefen, oftmals ſehr weitläuftig, inſonderheit von ſolchen Materien redet, die in die **Dynamik** laufen. Gleichwohl findet man in dieſem ganzen Briefwechſel, auch nicht die mindeſte Spur, woraus man ſchließen könnte, daß er zu derſelben Zeit, an dieſen Grundſatz nur gedacht hätte: ungeachtet ſeine Briefe verſchiedene Unterſuchungen der lebendigen Kräfte, und der wahren Schätzung der Wirkſamkeit enthalten. Wenn man nun überdem erwägt, daß Herr **von Leibnitz**, dem Herrn **Bernoulli** nichts von allem dem verborgen, was ſeine neue Lehre von den lebendigen Kräften beſtätigen, und den ganzen Umfang ihrer Nutzbarkeit beweiſen konnte:

könnte: ſo kann man ſich wahrlich keine Urſache erſinnen, warum er bey dieſen Umſtänden, ihm aus dieſem vortrefflichen Grundſatze, ein Geheimniß hätte machen wollen.

Was nun ferner dieſe Beſtimmung derer krummen Linien betrifft, welche die gegen einen oder mehrere Mittelpuncte angezogenen Körper beſchreiben: ſo war der Methodus maximorum & minimorum, deſſen man ſich hätte bedienen müſſen, um dieſelbe ausfündig zu machen, damals noch nicht genug aus einander gewickelt, daß man nach demſelben die Natur der beſchriebenen krummen Linien hätte ausmachen können: geſetzt, daß dieſe Größe der Wirkung, die man zur allerkleinſten machen muß, bereits bekannt geweſen wäre. Und ungeachtet der Ruhm des Herrn **von Leibnitz**, ſich auf verſchiedene Erfindungen von der größten Wichtigkeit gründet: ſo darf doch der Grundſatz von der kleinſten Kraft, keiner von ihnen allen nachſtehen; und es iſt nicht zu glauben, daß er unterlaſſen haben ſollte, irgend einem andern, als dem einzigen Herrn **Hermann**, Nachricht davon zu geben.

Da nun alle dieſe Erwägungen, bereits das Anſehen des angeführten Fragments ſehr ſchwächen; ſo hat der Herr **Präſident von Maupertuis**, der dieſen Grundſatz als ihm zugehörig vorgetragen, geglaubet: er müſſe fleißig alles aufſuchen, was die Wahrheit dieſer Sache beſtätigen könnte; damit er ſich vor allem Argwohne eines gelehrten Diebſtahls, in Sicherheit ſetzen möchte. Denn, ob gleich in allen Schriſten des Herrn **von Leibnitz**, welche bis anher ans Licht getreten ſind, keine Spur dieſes Grundſatzes zu finden iſt; ſo war es doch billig, daß man der ehrenrührigen Beſchuldigung zuvor käme, die man hätte machen können: daß er ſeinen Grundſatz aus eben dem Briefe des Herrn von Leibnitz gezogen hätte, den irgend ein Zufall ihm in die Hände geſpielet haben könnte. Es war daher niemanden mehr daran gelegen, als ihm, daß er ſich von der Wahrheit dieſes Briefes überzeugete.

Herr von Maupertuis wendete ſich alſo zuvörderſt an Herrn **Königen** ſelbſt, welchen er in einem Briefe vom 28. May 1751. freundſchaftlich erſuchte, ihm die Urſchrift dieſes Schriebens des Herrn **von Leibnitz** anzuzeigen, und deſſen Gültigkeit zu beweiſen. Die Antwort des Herrn **Königs** erfolgete allererſt den 26. Junius. Sie enthielt, daß dieſer Brief ihm durch den beruffenen Henzy wäre mitgetheilet worden, welcher vor drey Jahren zu **Bern**, wegen einiger im Staate verurſachten Aufwiegelungen, war enthauptet worden: und daß dieſer Henzy, der dem Studieren ſehr ergeben geweſen, verſchiedene ungedruckte Briefe von **Leibnitzen** geſammlet hätte, die er auch nebſt andern würde haben drucken laſſen, wenn das Schickſal ihn daran nicht gehindert hätte. Zugleich ſchickte Herr **König** dem Herrn **von Maupertuis** eine Abſchrift des ganzen Briefes, woraus er dieſes Stück genommen. Derſelbe iſt den 16. October 1707. unterſchrieben, und die angezogenen

Worte ſtehen zwar wirklich zu Ende deſſelben, jedoch mit einigem Unterſchiede der Ausdrücke: denn, anſtatt daß in der Anführung geſtanden hatte:

> **Sie (die Wirkung) iſt wie das Product der Maſſe durch die Zeit, oder der Zeit durch die lebendige Kraft ꝛc.**

welches einen offenbaren Widerſpruch in ſich enthält; ſo lieſt man in dem Briefe ſelbſt, dieſe Worte ſo verbeſſert:

> **Sie iſt wie das Product der Maſſe, durch das Product des Raumes in die Geſchwindigkeit, oder der Zeit durch die lebendige Kraft.**

Ein Unterſchied, welcher, da er nicht einem bloßen Druckfehler zugeſchrieben werden kann, die Muthmaßungen wider dieſes Fragment um ein merkliches vermehret. Denn, wenn auch gleich der ganze Brief nicht verworfen werden könnte: ſo hat man doch alle Urſache zu glauben, daß einige Redensarten, und vieleicht ganze Abſätze, darinn eingeſchaltet worden; und daß man ſie ändern müſſen, weil man ſie nicht gleich anfangs recht geſchicklich zum Texte eingerichtet hatte. Doch, ohne ſich bey dieſem Argwohne aufzuhalten, ſo ſchien es verdrüßlich zu ſeyn, daß das ganze Anſehen dieſes Ueberbleibſels, auf dem Zeugniſſe eines Menſchen beruhete, der den Kopf verloren hatte: denn dieſer Umſtand war eben nicht geſchickt, ihn zu beſtätigen. Herr von Maupertuis glaubete indeſſen, er dörfe ſich bey dieſer Antwort nicht beruhigen. Da es aber wohl nicht leicht Schriften giebt, die man ſo ſorgfältig aufhebt, als diejenigen, welche einem Staatsverbrecher zugehöret haben: ſo bath er den Herrn **Marquis von Paulmy**, königl. franzöſiſchen Geſandten in der Schweiz, er möchte doch ſein Anſehen anwenden, um in **Bern** die genaueſten Unterſuchungen zu dieſem Ende anſtellen zu laſſen. Nachdem man nun die hinterlaſſenen Schriften des **Henzy** ſehr aufmerkſam durchforſchet hatte: ſo fand man, nicht nur keine Briefe von **Leibnitzen**; ſondern auch nicht die mindeſte Spur, daß **Henzy** jemals dergleichen Briefe in ſeiner Gewalt gehabt hätte.

Den 7. **October** des vorigen **Jahres**, berichtete der Herr Präſident **von Maupertuis**, dieſer **Akademie**, was ſich in der Sache zugetragen hatte; in der Abſicht, daß ſie gehörig vorgenommen würde, und man dahin ſehen möchte, ſie zu endigen. Die **Akademie** hielt gleich dafür, daß bey einer Sache, wo es auf ſolche wichtige Entdeckungen ankäme, es ihre Pflicht ſey, zu einer gewiſſenhaften Prüfung deſſen zu ſchreiten, was dem großen **Leibnitz** zugehörete; und desjenigen, worauf ihre eigenen Mitglieder Anſpruch machen könnten. Sie trug alſo dem Herrn **Formey**, als ihrem Secretär auf, an den Herrn **König** einen Brief zu ſchreiben; der auch in der That den andern Tag darauf fertig war, um ihn nochmals freundſchaftlich zu erſuchen: er möchte die Glaubwürdigkeit ſeines angeführten Fragments beweiſen, und die Urſchrift des Herrn **von Leibnitz**, in Monatsfriſt vorzeigen. Wie aber Herr **König** augenſcheinſcheinlicher Weiſe, in dieſer Sache bereits Ausflüchte geſuchet hatte, und man ihn verhindern wollte, vorzugeben, dieſer Brief ſey verloren gegangen: ſo ſchloß man ihn bey dem Herren **Hellen** ein, welcher des **Königes** Angelegenheiten bey den General-Staaten beſorget. Man erhielt auch vom Herren **Hellen** die Erklärung, daß dieſes Schreiben den 19. **October** ſey überliefert worden. Den 11. **December**, als bereits mehr denn ein Monat verfloſſen war, ohne daß man eine Antwort erhalten hatte, hielt die **Akademie** für gut, ihm eine neue Auflage zu thun; und ſie ward verſichert, daß Herr **König** dieſelbe, nebſt einem abermaligen Schreiben des Herrn **Präſidenten**, durch obigen Weg, den 6. **Jänner** 1752. erhalten hätte.

In dieſer Zeit nun, hatte der **König**, als Schutzherr der **Akademie**, den Magiſtrat zu **Bern** durch ein Schreiben ſelbſt erſuchet, man möchte obbemeldeten Brief des Herrn **von Leibnitz**, mit aller möglichen Sorgfalt unter denen Schriften ſuchen laſſen, die dem **Henzy** gehöret hätten. Als nun dieſe Nachſuchung durch ſolche Perſonen geſchehen war, denen der Magiſtrat die nöthige Gewalt dazu anvertrauet hatte; ſo erfolgete die Antwort: man hätte durchaus nichts gefunden.

Bevor das zweyte Schreiben der **Akademie** an den Herrn **König** gelanget war, erhielt Herr **von Maupertuis** einen Brief von ihm, den 10. **December** unterſchrieben, welcher den 23ten darauf in der **Akademie** vorgeleſen ward. Ungeachtet dieſes Schreiben voller Höflichkeiten war, ſo hatte doch

Herr **König** ſo wenig im Sinne, die Urſchrift des Leibnitziſchen Briefes herzugeben, oder nur wenigſtens den Ort anzuzeigen, wo ſie befindlich wäre; daß er ſich vielmehr bemühete, die Akademie von der Unterſuchung dieſer Frage abzulenken, und ſie in andere ganz fremde Streitigkeiten zu verwickeln. Er beklagete ſich auch ſehr über das Unrecht, was man ihm zufügete, da man derjenigen Freyheit Eingriffe thäte, deren die Gelehrten zu genießen pflegen: gleich als ob es etwas unbilliges wäre, daß man von einem Gelehrten fodert, er ſolle Beweiſe von einem Briefe geben, den er bekannt gemachet hat.

Eben denſelben Tag las Herr **von Maupertuis** in der Akademie die Antwort vor, die er auf dieſen Brief gemachet hatte, und worinnen er zeigete: die Akademie habe ein volles Recht, in dergleichen Sachen, nach der Glaubwürdigkeit der Schriften zu fragen; als die zur Entſcheidung dienete, wem eine Entdeckung zugehöre, oder nicht? Man thäte alſo dem Herrn **König** nicht zu viel, wenn man von ihm die Auslieferung der Urſchrift des Leibnitziſchen Briefes begehre. Uebrigens wäre von keiner Streitigkeit die Rede, und man verlange nichts weiter, als daß er das Anſehen des von ihm angeführten Briefes bewieſe: dieß Recht könne man gewiß keiner Privatperſon in ihrer Sache verſagen. In eben dieſem Schreiben ertheilete Herr **von Maupertuis**, dem Herrn **Könige** von den zwo Nachſuchungen Bericht, die man zu **Bern** auf Befehl des **Königes** und franzöſiſchen Geſandten vergebens angeſtellet hatte. Als nun dieſe Antwort, durch Einwilligung der ganzen **Akademie** beſtätiget wurde, ſo ward ſie abgeſchicket, und kam ihm den 6. **Jänner** 1752. zuſammt dem zweyten Schreiben, ſo die **Akademie** ihm ſchickete, zu Händen.

Endlich antwortete er unter dem 15ten **Februar** auf dieſe Briefe, in welcher Antwort er, wie in der vorhergehenden, ſich heftig beſchwerete: daß man in Anſehung ſeiner das Recht verletze, welches unter den Gelehrten eingeführet wäre; da man in einer gelehrten Streitigkeit, mit dem Anſehen der **Akademie** verfahren wollte. Er thut beſtändig, als wiſſe er die Streitfrage nicht, und antwortet niemals gerade zu auf die einzige Sache, die man ihn gefraget hat, nämlich, daß er die Gültigkeit des von ihm angeführten Briefes erweiſen, und das eigenhändige Schreiben des Herrn **von Leibnitz** ſchaffen ſoll. Allenthalben ſuchet er Ausflüchte. Bald ſaget er: dieſe Worte des Herrn **von Leibnitz** benähmen der Entdeckung des Grundſatzes von der kleinſten Wirkung gar nichts; Herr **von Maupertuis** behielte allezeit ein volles Recht, ſich ſolchen zuzueignen, indem dieſer Brief bisher gänzlich unbekannt geweſen, und Herr **von Leibnitz** ſeine Gedanken von dieſer Sache, nirgendswo weitläuftiger vorgetragen hat. Bald machet er Herren **von Leibnitz** ſelbſt, zu einem Gegner dieſer Lehre, als ob er einen ganz andern Grundſatz in Gedanken gehabt hätte; wodurch denn Herr **König**, indem er die Wahrheit des Grundſatzes vom Herrn **von Maupertuis** in Zweifel zieht, nichts anders ſuchet, als daß er die Streitfrage ſo hoch treibe, daß man darüber die Glaubwürdigkeit des Briefes vergeſſe, und ſich bloß mit Unterſuchung der Wahrheit des Satzes ſelbſt beſchäfftige. Gleichwohl ſcheint er endlich auf die Sache ſelbſt zu kommen, da er verſichert, er habe an einen Freund geſchrieben, daß er die Urſchrift ſuchen ſollte, und deſſen Antwort erwarte er noch.

Hier muß man nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß Herr **König**, zum Beweiſe, daß dieſe **Leibnitziſche** Entdeckung ihm ſchon vor langer Zeit bekannt geweſen, ſich in eben dieſem Briefe auf ſeine **Inaugural-Rede** beruft; darinnen er vorgiebt, dieſe Entdeckungen angezeiget, und ſo zu reden, mit Fingern gewieſen zu haben. Ungeachtet dieſes Vorgeben eben auch nöthig hätte, bewieſen zu werden, und nicht minder eines Anſehens brauchete, um in der gelehrten Welt Glauben zu finden: ſo findet man doch im Grunde, in der von Herrn **Königen** angegebenen Stelle der Rede, nichts anders, als daß Herr **von Leibnitz**, aus Ueberdruß des Tadels ſehr unbilliger Richter, den zweyten Theil ſeiner **Dynamik** nicht ans Licht ſtellen mögen, (welches den Wiſſenſchaften zum unerſetzlichen Schaden gediehen wäre,) damit nicht die Unwiſſenheit, ſeine Grundſätze als ungeheure Hirngeſpinſte anſehen möchte. Man ſieht wohl, wie wenig Verhältniß dieſe Unterdrückung, mit gegenwärtiger Sache hat, wo man bloß bey dem Begehren an Herrn **Königen** ſtehen bleibt, daß er das von ihm angeführte Ueberverbleibſel rechtfertigen und die Urſchrift des Briefes ſchaffen ſoll.

Zu gleicher Zeit hat man in Baſel noch andere Unterſuchungen angeſtellet, allwo Herr Herrmann geſtorben iſt, und auch noch anderwärts; um die Briefe aufzutreiben, die er von Leibnitzen gehabt hat. Es erhellet auch daraus ziemlich deutlich, daß dieſe Briefe ſchon ſeit langer Zeit in Herrn Königs Händen ſind, und es eine vergebene Sache ſey, ſie anderwärts zu ſuchen. Dieſes iſt nun ſo viel wahrſcheinlicher, da man ſie nirgends finden können; und gleichwohl nicht zu vermuthen ſteht, daß ſie ſollten verloren ſeyn.

Als der Rath zu Baſel von dem Könige darum erſuchet worden war, hat er mit äußerſter Aufmerkſamkeit alle vom ſel. Herrn Herrmann hinterlaſſene und von ſeinen Erben aufbehaltene Schriften, durchſuchen laſſen. Herr Johann Bernoulli, Profeſſor der Mathematik, welchem dieſes Geſchäft aufgetragen geweſen, hat nur drey Briefe vom Leibnitz gefunden, darinnen des Grundſatzes von der kleinſten Kraft gar nicht gedacht wird.

Herr König ſaget auch in einem Briefe vom 12. März: er habe in Baſel vergeblich, durch einen Freund, dieſen Brief des Herrn von Leibnitz, unter denen vom Herrn Herrmann hinterlaſſenen Papieren ſuchen laſſen, und ſchicket zu gleicher Zeit die deswegen erhaltene Antwort. Er füget noch hinzu: die Erwartung dieſer Antwort, ſey die Urſache geweſen, weswegen er bisher die Hauptfrage nur obenhin berühret hätte: da er aber anjeꝫt hinlängliche Proben ſeiner Gefliſſenheit in Auftreibung dieſer Urſchrift gegeben: ſo glaube er, er habe, ſo viel man fodern kann, dem Verlangen der Akademie ein Genügen geleiſtet.

Bey ſo geſtalten Sachen nun, die man bisher angezeiget, da das Ueberbleibſel an ſich ſelbſt verdächtig iſt, und andern theils Herr König, ſeitdem es kund worden, daß die Urſchrift des Leibnitziſchen Briefes, unter den Papieren des enthaupteten Henzy nicht zu finden wäre, weder dieſe Urſchrift geliefert hat; noch den Ort, allwo ſie aufbehalten wird, nicht anzeigen können, oder dörfen: ſo iſt es unfehlbar gewiß, daß ſeine Sache eine der ſchlimmſten ſey, und dieſes Ueberbleibſel geſchmiedet worden, entweder um dem Herrn von Maupertuis zu ſchaden; oder um, als durch einen frommen Betrug, den Ruhm des großen Leibnitz zu erheben, der ohne alle Widerrede, einer ſolchen Beyhülfe nicht bedarf. Nach reiflicher Erwägung alles deſſen nun, ſteht die Akademie nicht an, dieſes Ueberbleibſel für untergeſchoben zu halten; und ihm durch dieſe öffentliche Erklärung alles das Anſehen zu rauben, welches man ihm ſonſt hätte zueignen können.

Protocoll
der
Verſammlung der Akademie
vom Donnerſtage den 13. April
1752.

Die Anweſenden waren:

Herr von Keith.	Curatoren.
Herr von Redern.	
Herr von Marſchall.	Ehrenglieder.
Herr von Cagnoni.	
Herr Eller.	Directors.
Herr Heinius.	
Herr Euler.	
Herr Formey.	beſtändiger Sekretär.

Ordentliche Mitglieder:

Herr Pelloutier.
Herr Sprögel.
Herr M. M. Ludolf.
Herr Gleditſch.
Herr Beauſobre.
Herr Meckel.
Herr Sulzer.
Herr Pott.
Herr Küſter.
Herr Bekmann.
Herr C. L. Ludolf.
Herr Ries.
Herr Merian.

Herr la Lande,	ein auswärtiges Mitglied.
Herr Heſſe.	Fremde.
Herr Hirzel.	

Der **Curator**, Herr **von Keith**, übergab der Akademie folgenden Brief von dem Herrn Präſidenten **von Maupertuis**, welchen der **Sekretär** derſelben vorlas.

Mein Herr,

"Da die Akademie heute die Nachricht des Hn. "**Eulers**, den von Herrn **Königen** angeführten "Brief betreffend, vorleſen hören, und ihr Urtheil "davon fällen ſoll; ſo habe ich die Ehre Ihnen zu "melden: daß, da ich dabey verwickelt bin, und von "Herrn **Königen** gar keine Ehrenerklärung begehre, "ich die Akademie erſuche, ſich bloß an die Beſtätigung der Sache zu halten; das heißt von der "Glaubwürdigkeit des **Leibnitziſchen** Briefes zu "urtheilen, den Herr **König** angeführet hat. "Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Maupertuis.

Hierauf legete der **Sekretär** alle die Stücke vor, welche den Handel des Herrn **Königs** mit der **Akademie** betreffen. Er wiederholete ſie von neuem, und las einige Stücke ganz vor, die der **Akademie** noch nicht waren mitgetheilet worden: und welche, ein Brief des Herrn **Königs**, an Herrn **Formey**, vom 15. **Februar** 1752. ein Brief des Herrn **von Maupertuis**, an Herrn **Königen**, vom 9. **Februar** 1752. und Herrn **Königs** Antwort auf denſelben, vom 12. **März** 1752. ſind; denen er noch die Vorzeigung der letzten **Zeugniſſe**, den **Leibnitziſchen** Brief betreffend, nämlich das was die Herren zu Baſel an Se. Majeſtät berichtet, beyfügete.

Hierauf las der Herr Director **Euler** einen lateiniſchen Bericht ab *, darinnen er ſowohl durch Schlüſſe, als aus dem was vorgegangen war, alle Beweiſe anführete, welche darthun, daß die vom Herrn **König** angeführte Stelle, die ein Stück eines Leibnitziſchen Briefes ſeyn ſoll, nicht anders als an ſich ſelbſt verdächtig, und den Umſtänden nach, für offenbar falſch angeſehen werden kann.

Als nun der Herr Curator **von Keith**, hierüber die Stimmen aller Anweſenden Mitglieder der Akademie geſammlet; indem er jeden beſonders um ſeine Meynung befraget: ſo war der einhällige Schluß der Berathſchlagung folgender:

"Daß die von Herrn **Königen** vorgebrachte
"Stelle, in der Nachricht, die den Leipziger Actis
"Eruditorum einverleibet iſt, als ob ſie einen Theil
"eines Leibnitziſchen Briefes ausmachete, der in
"franzöſiſcher Sprache an Herrn Hermann geſchrieben
"worden, offenbare Kennzeichen der Falſchheit
"an ſich habe; und folglich nicht den mindeſten
"Schein eines Anſehens bey ſich führe, um denen
"Anſprüchen Eintrag zu thun, die die Mitglieder
"der Akademie, welche in dieſer Sache verwickelt
"ſind, haben, diejenigen Grundſätze wieder zu fodern,
"die ſie, als ihrem Nachſinnen und Forſchen
"zuſtändig, vorgetragen; ſowohl als alle Folgerungen,
"die ſie daraus, ſowohl in denen Memoires

---

* Dieß iſt die vorſtehende Nachricht.

"gezogen, die die Akademie angenommen hat, als "in andern von ihnen heraus gegebenen Werken; "und daß alſo die Schlüſſe des Herrn Eulers, die "er zu Ende ſeiner Nachricht gezogen, für billig "und in aller Stärke der Ausdrücke, womit ſie abge"faſſet ſind, für gültig zu halten ſeyn. Die Aka"demie hat, in Anſehung des zu Anfange dieſer "Verſammlung vorgeleſenen Briefes des Herrn "Präſidenten von Maupertuis, die Sache "nicht weiter treiben, und ihre Berathſchlagungen, "bis auf Herrn Königs Verfahren in dieſer Sa"che, und auf die Art wie ſie berechtiget ſeyn wür"de, ſich dieſem Verhalten gemäß zu bezeigen, nicht "erſtrecken mögen.

Keith. Redern.
Eller. Heinius. Euler.
Formey. beſtänd. Sekretär.

* *

V.

Auszug
aus den Leipziger gelehrten Zeitungen.

Von dieſer Schrift wurde in dem 50ten Stücke der Leipziger gelehrten Zeitungen, 1752. unter dem Artikel, Berlin, folgendes Urtheil gefället. Man ſiehet allhier: Jugement de l'Academie Royale des Sciences et belles Lettres, ſur une Lettre preténdue de Mr. de Leibnitz. in 8. 6 Bogen. Es betrifft die Sache, worüber dieſes Urtheil lateiniſch und franzöſiſch abgefaſſet, und neben einander gedruckt worden, vornehmlich den Herrn Präſidenten der Königlichen Akademie, von Maupertuis. Dieſer hatte mit den wichtigſten Beweisgründen dargethan, daß nicht allein in dem Stande des Gleichgewichts der Körper; ſondern auch in den Bewegungen, die von irgend einer Kraft in ihnen hervor gebracht worden, allezeit nur der kleinſte Theil ihrer Wirkſamkeit ſich äußere. Wider dieſe Erfindung, welche der Herr von Maupertuis für die ſeinige ausgab, hatte der Herr Profeſſor König in Holland verſchiedenes einzuwenden, welches er in den Märzmonat der Novorum Actorum Eruditorum von dem Jahre 1751. einrücken ließ. Unter andern brachte er darinnen auch vor, es hätte ſchon Leibniß eben dergleichen Meynung geheget; und führete deshalben einen Auszug aus einem Schreiben an, welches Leibniß ehemals an den berühmten Mathematicum, Jacob Hermann, ſollte haben ergehen laſſen. Weil nun der Herr Maupertuis dafür hielt, daß ihm dadurch gewiſſer maßen die Ehre der Erfindung geraubet worden, und man ihn wohl gar eines gelehrten Diebſtahls beſchuldigen könnte: ſo glaubte er, ein Recht zu haben, ſich dieſer Sache wegen in Bewegung zu ſetzen. Er ſchrieb alſo an den Herrn Profeſſor König, er möchte ihm doch von gedachtem Briefe mehr Nachricht geben, und melden, wo das Original davon vorhanden wäre. An ſtatt deſſen aber ſchickte ihm Herr König nur eine Abſchrift von dieſem Briefe, nebſt der Nachricht: er hätte ſolche von dem vor drey Jahren zu Bern enthaupteten Henzy erhalten. Hierauf wurden durch hohe Vermittelung alle nur mögliche Unterſuchungen angeſtellet, dieſes Original ausfindig zu machen. Allein man konnte ſolches nirgend, und auch nicht einmal eine Spur davon, antreffen, daß ſolches jemals vorhanden geweſen. Herr Maupertuis übergab es alſo der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, deren Präſident er iſt, ihr Urtheil von dieſer Sache zu fällen. Dieſe meynte, gleich aus dem Inhalte des Briefes ſelbſt urtheilen zu können, daß ſolcher ziemlich verdächtig wäre. Weil nun noch dazu kam, daß man das Original nirgend auftreiben konnte; und Herr König auch die Glaubwürdigkeit ſeiner Abſchrift durch nichts, als ſeinen ehrlichen Namen, beſtätigte: die Akademie über dieſes aber noch erkannt hatte, daß Leibnitz ſonſt nirgend von dieſer Erfindung etwas gedacht: ſo fällete ſie getroſt das Urtheil: daß dieſes Ueberbleibſel von einem Leibnitziſchen Briefe nur erdacht werden, für untergeſchoben zu halten ſey, und keinen Glauben verdiene; und daß alſo dem Herrn von Maupertuis die Ehre der Erfindung dieſes Satzes allerdings gebühre. Ob nun, wenn dieſes Urtheil an eine andere Facultät, wo der Herr von Maupertuis nicht Präſident iſt, geläutert würde, eben dergleichen Ausſpruch zu gewarten ſeyn werde? laſſen wir an ſeinen Ort geſtellet ſeyn. Einen gelehrten, berühmten, und jederzeit rechtſchaffen befundenen Mann, zu einem öffentlichen Falſario zu erklären, iſt eine Sache, die ſich weder mit dem Cirkel ausmeſſen, noch durch die Algebra ausrechnen läßt: am wenigſten aber kömmt es hier auf das einſeitige Gutachten eines ſelbſterwählten Richters an; ſondern, da ein jedes Falſum, es werde nun in gelehrten, oder andern Dingen, begangen, an ſich ſelbſt ein ſchändliches und ſtrafbares Verbrechen iſt: ſo muß hier nach Vorſchrift der Rechte ordentlich verfahren, der angeklagte Theil genugſam gehöret, ein, weder von Liebe, noch Haß, eingenommener Richter geſetzet; der Grund des Verdammungs-Urtheils aber, nicht auf ängſtlich zuſammen geſuchte Umſtände, die eine mittelmäßige Wahrſcheinlichkeit bey ſich führen, ſondern auf Gewißheit und Ueberzeugung, geſetzet werden. Alles dieſes vermiſſen wir in dem wider Herrn König vor dem philoſophiſchen, beſonders aber mathematiſchen Richterſtuhle angeſtellten Criminalproceſſe; und wir können daher mit Grunde glauben, daß Herr König vor dieſem Bluturtheile nicht ſonderlich erſchrecken werde. Ja wir ſind ſo dreiſt, zu behaupten: daß, woferne Herr König, deſſen Ehre vor aller Welt geſchändet worden, den in Rechten vorgeſchriebenen Weg zu gehen, für gut befinden ſollte, ein öffentlicher Wiederruf und eine Ehrenerklärung nicht eben gar zu ſchwer erfolgen dürfte. Es mag übrigens der große Leibnitz vor dem Herrn von Maupertuis eben ſo gedacht haben, oder nicht: ſo werden wir vor dieſen würdigen Franzoſen, des ſo glücklichen und allerdings vortrefflichen

Einfalls wegen, den wir auch eben ſo gut von ihm, als von Leibnitzen, erfunden nennen können, allezeit die größte Hochachtung behalten; und es wird niemand leicht, wem ſeine große Stärke in der Mathematik, und zugleich ſeine edle Gemüthsart, bekannt iſt, auf die Gedanken gerathen, daß er ſich mit fremden Federn auszuputzen gemeynet geweſen.

* *

VI.

Auszug aus den hamburg. freyen Urtheilen.

Hamburg. freye **Urth. 68. St. 1752. Berlin.** Allhier ſieht man ſeit kurzem auf 6 Bogen in 8: Jugement de l' Academie Royale des Sciences et Belles Lettres ſur une Lettre prétenduë de M. de Leibnitz. 1752. Der Herr **von Maupertuis** trug in ſeiner Kosmologie das principium minimæ actionis, als den Hauptgrundſatz der ganzen Natur-Lehre vor, und er glaubte, ſeiner Ehre den Dienſt ſchuldig zu ſeyn, daß er ſowohl gleich damals, als auch hernach bey verſchiedener Gelegenheit ſich für den erſten Erfinder dieſes Grundſatzes erklärete. Wir wollen dieſes nicht unterſuchen, ob wir gleich wiſſen, daß **Leibnitz** den Weg zum wenigſten ſehr ſtark gebahnet, und daß ſich der Herr **von Maupertuis** irret, wenn er glaubet:

bet: Herr **Euler** habe ſich dieſes Grundſatzes ſchon in ſeiner Analyſi infinitorum bedienet. Denn das Manuſcript zu dieſem Buche war ſchon 1743. in des Verlegers Händen zu Lauſanne, da von des Herrn **von Maupertuis** Erfindung noch kein Menſch nichts wußte. Wir wollen nur ein paar Worte von gegenwärtigem Urtheile der Berliniſchen Akademie ſagen. Der Herr Prof. **König** im Haag ließ im verwichenen Jahre eine Abhandlung in die Leipziger Acta Eruditorum ſetzen, in welcher er nicht nur verſchiedenes gegen dieſen Grundſatz erinnerte, ſondern auch einen Auszug aus einem Briefe des Herrn **von Leibnitz** an den Herrn Prof. **Hermann** in Baſel einrücket, worinnen erſterer mit ausdrücklichen Worten eben dieſes Grundſatzes gedenket. Weil dieſes dem Herrn **von Maupertuis** die Ehre der erſten Erfindung ſehr ſtreitig machte, ſo verlangte er von dem Hn. Profeſſor **König** den gedachten Brief im Original. Weil aber dieſer nicht im Stande war, das Original herbey zu ſchaffen, ſo brachte es der Herr **von Maupertuis** dahin: daß auf hohe Requiſitionen, ſowohl in Bern, als in Baſel, unter allen Papieren, wo ſich dieſer Brief etwan finden könnte, nachgeſuchet ward. Weil er aber nirgends zu finden war, ſo ſchloß der Herr **von Maupertuis** daraus, daß er von dem Hn. Profeſſor **König** erdichtet ſey. Wenn dieſe harte Beſchuldigung bey dem Hn. **von Maupertuis**, als beleidiget geglaubten Theile, allein geglieben wäre: ſo würde ſich die gelehrte und vernünftige Welt noch in dieſes Verfahren finden können. Daß aber die ganze Akademie die Vermuthung des Hn. von **Maupertuis** für eine gewiſſe Wahrheit, und den Hn. **König** für einen vorſetzlichen Lügner erkläret; das iſt eine in der freyen Republik der Gelehrten unerhörte Begebenheit: und wir können dasjenige gar nicht misbilligen, was neulich in den Leipziger gelehrten Zeitungen davon geurtheilet worden. Es muß ſich ſchon einer ſonſt der Betrügerey verdächtig gemacht haben, wenn man ihn ſo etwas beſchuldigen ſoll: und dennoch kann man eine darauf ſich gründende Beſchuldigung noch lange nicht für eine Wahrheit ausgeben. Die Ehre der Unſchuldigen in dieſer Sache zu retten, müſſen wir die Welt aus ganz zuverläßigen Nachrichten verſichern: daß die meiſten, auch von den unterſchriebenen Mitgliedern der Akademie, dieſes ungerechte Urtheil verabſcheuen. Wie aber ihre Namen und Stimmen dazu gekommen, das werden diejenigen leicht errathen, welchen die Einrichtung gedachter Akademie nur in etwas bekannt iſt. Warum hat man aber bloß dieſes Urtheil hergeſetzet, und für gut befunden, den darüber mit dem Hn. **König** geführten Briefwechſel, welcher, wie wir wiſſen, ſchon in des Druckers Händen war, wieder zurück zu nehmen? Uebrigens können wir unmöglich glauben, daß der Herr Profeſſor **Euler** dieſen Aufſatz verfertiget hat, ob er gleich, vielleicht aus übertriebener Gefälligkeit, ſeinen Namen darzu hergegeben. Es iſt uns ja bekannt, daß er ein guter Freund des Herrn Königs iſt. Doch die Welt iſt ſchon von ſeinem edlen Geiſte ſo überzeuget, daß ſie weis, was ſie von ihm glauben ſoll. Würde dieſer wohl ſagen, daß der Franzöſiſche Geſandte in der Schweiz, in ſeinem Vaterlande, der Schweiz, was zu befehlen habe? Dieſes ganze Verfahren hat der Herr Profeſſor König billig ſehr übel aufnehmen müſſen; wie er denn, nachdem er dieſes Jugement geſehen, ſogleich das Diploma, wodurch ſie ihn vor einiger Zeit zu ihrem Mitgliede erkläret, mit Proteſt zurück geſchicket: Und das V. R. W.

Dieſe beyden Artikel hat man hier einrücken müſſen, weil in dem folgenden ſich darauf öfters bezogen wird.

VII.

Beruffung

auf das gemeine Weſen
von dem
Urtheilsſpruche der königl. Akademie
der Wiſſenſchaften zu Berlin
wider das Fragment eines Briefes
des Herrn von Leibnitz,
welches
Herr König angeführet.

- - - - - Veritas odium parit.

Vorbericht.

Streitigkeiten über Sachen, die bloß die Eitelkeit eines Schriftſtellers betreffen, ſind ſelten nothwendig; ſie ſind aber allezeit nützlich, ſobald dieſe Sachen allerley Unterſuchungen über eine Lehre veranlaſſen, an der die Wiſſenſchaften Antheil haben. Man wird finden, daß die gelehrte Streitigkeit, die uns verbindet, gegenwärtiges Werkchen heraus zu geben, eine von dieſer Art iſt. An ſich ſelbſt verdienet ſie die Gefliſſenheit gar nicht, die man darauf gewandt hat. Weil aber die Wahrheit und die Folgen der Begebenheit, die deren Hauptgegenſtand ausmachet, alle ihre Stärke aus der

Vorausſetzung ziehen, daß eine falſche Theorie wahr, und von großer Wichtigkeit ſey, ſo kann eine gründliche Unterſuchung dieſer ſo berühmt gewordenen Theorie, nicht anders, als die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf ſich ziehen.

Außer dem ſind die Zeitpuncte wichtiger Irrthümer, in der Philoſophie eben ſo nützlich, als großer Wahrheiten ihre: und man würde in vielen Fällen den Lauf des menſchlichen Verſtandes nicht verfolgen, noch deſſen Zunahme erklären können; wenn man die Geſchichte ſolcher Irrthümer nicht wüßte, die allezeit gleichſam die erſten feſten Puncte ſind, aus welchen man weiter gehen muß.

Anderntheils will auch die Billigkeit, daß diejenigen, die den Wiſſenſchaften durch unglückliche Erfolge ihrer Unternehmungen Dienſte geleiſtet haben, doch nicht des einzigen Troſtes beraubet werden, der ihnen noch übrig bleibt. Sie müſſen in der Geſchichte der merkwürdigen Irrthümer leben, und die Nachwelt muß wiſſen, wer diejenigen geweſen ſind, denen ſie es zu danken hat, daß die Gränzen ihrer Einſicht, auf Koſten ihres Ruhmes und ihrer Zeit, weiter gerücket worden ſind.

Indeſſen daß alles dieß durch diejenigen Schriften, die in kurzem folgen ſollen, in ſein gehöriges Licht geſetzet werde, ſieht man ſich gezwungen, vorläufig ſich auf das gemeine Weſen von dem ſeltſamen Urtheilsſpruche zu beruffen, welchen eine berühmte Akademie wider einen ehrlichen Mann hat ergehen laſſen, der ein Feind unrechtmäßiger Verfahren, und aller Streitigkeiten iſt. Und damit dieſes gemeine Weſen, als der alleinige Richter gelehrter Uneinigkeiten, im Stande ſey, mit Einſicht der Sache zu urtheilen, ſo wird man ihm viererley unter Augen legen.

1) Einen einfältigen und ungekünſtelten Verlauf des Urſprunges dieſer Streitigkeit.

2) Einige buchſtäbliche Anmerkungen über das ſtreitige Fragment.

3) Eine kurze Unterſuchung der Rechte der Akademie und der Aufführung ihrer Mitglieder, welche an dem gefälleten Urtheilsſpruche Antheil haben; und

4) Den Briefwechſel, welchen die Bekanntmachung des Fragments, zwiſchen dem Vorſteher und dem Sekretäre der Akademie an einer Seite, und dem Herrn Könige an der andern, veranlaſſet hat.

Wir hoffen, daß das erleuchtete gemeine Weſen, dieſem letztern das ihm gebührende Recht werde wiederfahren laſſen, und durch ſeinen Urtheilsſpruch denjenigen entkräften werde, den die Akademie, ohne beyde Parteyen gehöret zu haben, und ohne reifliche Ueberlegung, gefället hat.

⁂

Beruffung
von dem Urtheilsſpruche der königl. Akademie zu Berlin, über das Fragment eines Briefes des Herrn von Leibnitz.

I.

Verlauf des Urſprungs dieſer Streitigkeit, zwiſchen dem Hn. Maupertuis und Hn. Königen.

Es ſind bereits einige Jahre, daß Herr **Maupertuis**, **Präſident** der **königl. Akademie** der **Wiſſenſchaften** zu **Berlin**, eine neue **Theorie**, von der kleinſten Größe der **Wirkung** herausgab, die die Natur allezeit (wenn man ihm glauben will) in einem jeden wagrechten Stande, ſowohl als in der Austheilung der Bewegungen beobachtet.

Dieſer Grundſatz iſt, in den Augen ſeines vortrefflichen Urhebers, die glücklichſte Entdeckung der neuern Weltweisheit; es iſt der allgemeinſte Grundſatz der Natur; er iſt das große Geſetz, welchem das höchſte Weſen bey Erſchaffung des Weltgebäudes gefolget iſt. Ganz ſtolz, daß er ſolches zuerſt gewahr geworden, meldete dieſer geſchickte Akademiſt ſolches der gelehrten Welt, als ein an vortheilhaften Folgerungen ſo fruchtbares Geſetz an: daß er auch glaubete, er könne eine neue **natürliche Theologie** und eine **Kosmologie** daraus herleiten, die weit erhabener wäre, als der berühmteſten neuern Weltweiſen ihre.

Viele Leute indeſſen urtheileten nicht ſo vortheilhaſt davon; und bisher hat man eben noch nicht geſehen, daß ein ſo allgemeiner Beyfall die Arbeiten des Herrn **von Maupertuis**, in dieſem Felde gekrönet hätte. Seine in den zweyten Theil der Hiſtoire de l'Academie de Berlin eingerückte **Abhandlung**, kam im **Julius** des 1749ſten Jahres Herrn **Königen** in die Hände, der ſie begierig durchlas. Allein dieß neue Lehrgebäud erfüllete ſein Hoffen nicht. Er glaubete Paradoxa und Sätze darinnen zu ſehen, deren Falſchheit handgreiflich war. Da nun dieſe Materie die Philoſophie angeht, und auch ein berühmter Namen, doch nur ein Namen iſt, durch den man ſich nicht muß blenden laſſen: ſo unterſtund ſich Herr **König**, dieſe ſo ſehr geprieſene **Theorie**, als ein Meßkünſtler zu unterſuchen. Er brachte ſeine Gedanken zu Papiere, und es entſtand daraus eine **Nachricht** in lateiniſcher Sprache; darinnen der Verfaſſer, nachdem er bewieſen, daß die neue Theorie ſich nicht behaupten ließe, ſich Mühe gab, den wahren allgemeinen Grundſatz der Bewegung und Kräfte zu entwickeln: ein Grundſatz, von welchem Herr **von Maupertuis** weder die Vortheile, noch den Umfang

fang eingeſehen hatte, und an deſſen Statt er den Satz von der kleinſten Größe der Wirkung einſchieben wollen; der weder allgemein, noch auf den Stand der gezwungenen Ruhe, oder des wagerechten Zuſtandes, ſo gut anzuwenden iſt.

Dieſe Nachricht ward mit aller möglichen Behutſamkeit gegen das gelehrte akademiſche Mitglied aufgeſetzet, welches darinn widerlegt wird. Sein Namen kömmt nicht einmal darinnen vor; ſeine Schriften ſind darinnen nicht angezeiget; man findet keinen Ausdruck, kein Wort darinnen, welches die Zärtlichkeit auch des empfindlichſten Schriftſtellers beleidigen könnte. Herr **König** glaubete daher, er könne ſie ohne Bedenken nach Leipzig ſchicken, um in die Acta der Gelehrten eingerücket zu werden: und nachdem er ſie hingeſchicket hatte, meldete er ſolches dem Herrn **von Maupertuis** ſelbſt, in einem Briefe; darinnen er ihm für die Ehre dankete, die er ihm verſchaffet hätte, indem er ihn zum Mitgliede der königlichen Akademie ernennen laſſen, deren Präſident zu ſeyn er die Ehre hat. Und hierbey gab er ihm zur Gnüge zu erkennen, mit was für Achtung ſeine Nachricht aufgeſetzet wäre.

Es ſcheint, Herr **König** habe nicht mehr thun können, um mit einem Manne in gutem Verſtändniſſe zu bleiben, den er gar nicht im Sinne hatte, zu beleidigen. Da er indeſſen von allen Seiten hören mußte, daß der hochberühmte Präſident der Akademie, in ſeine vermeynte Entdeckung herzlich verliebt ſey; und, da ihn die Ehre ſeiner Theorie außerordentlich kützelte, er ſich bey derjenigen Kritik ſehr empfindlich bezeiget hätte, die von einigen geſchickten Profeſſoren zu Leipzig *, darüber wäre gemachet worden: ſo entſchloß ſich Herr König, ſeine Nachricht, dafern es noch Zeit wäre, wieder zurück zu nehmen. Zu allem Glücke hatte der Freund, welchem er ſie nach Leipzig zu beſtellen gegeben, dieſelbe dem Herrn Herausgeber noch nicht eingehändiget. Man ſchickete ſie alſo Herrn Königen wieder, und ſie würde nimmermehr das Licht geſehen haben, wenn nicht Herr von Maupertuis ſelbſt, den Verfaſſer dazu bewogen hätte.

Es war bereits ein Jahr, daß Herr König dieſe Nachricht unterdrücket hatte, als er genöthiget ward, ſeiner Geſundheit wegen, eine Reiſe nach Pyrmont zu thun. Er hielt dieſe Gelegenheit für vortheilhaſt, vollends bis nach Berlin zu gehen, und mit dem Herrn von Maupertuis ſelbſt, von der Sache zu ſprechen. Als er nun im September 1750. in dieſer Stadt ankam, ſo hatte er auch in der That die Ehre, dieſen Gelehrten zu ſprechen. Das Geſpräch fiel auch gar bald auf das neue Lehrgebäude von der kleinſten Wirkung. Der Präſident fragete Herrn Königen: warum ſeine Schrift nicht zum Vorſchein gekommen wäre? Dieſer Profeſſor gab ihm die Urſache davon treuherzig an, und verſicherte ihn: daß er, in der Ungewißheit ob er dieſe Nachricht gern ſehen würde? dieſelbe lieber unterdrücken wollen; ungeachtet er allemal bereit wäre, dieſe

---

* Man ſehe den neuen Bücherſaal der ſchönen Wiſſenſchaften VII. B. 110. u. f. S. ingleichen die II. N. in dieſer Sammlung.

dieſe Materie mit ihm vor den Augen aller Welt zu unterſuchen. Herr **von Maupertuis** beantwortete dieſes mit einem Complimente: als aber Herr **König** das Geſpräch weiter treiben, und ſich umſtändlicher einlaſſen wollte, ſo ſtimmete er ſeinem Wunſche nicht bey. Er ſchien ſeine Einwürfe nur gezwungen, und mit vielem Widerwillen anzuhören, ſo, daß Herr **König**, um kurz abzubrechen, ſich erboth, ſeine **Nachricht** auf immerdar zu unterdrücken, wenn dieſes Opfer ihm ein Vergnügen machen könnte. Dieſes nun ſchlug Herr **von Maupertuis** aus. Dieſe Herren giengen aus einander: Herr **König** aber ſchickete, ſo bald er nach Hauſe kam, ſeine Nachricht in der Urſchrift ſelbſt dem **Präſidenten** zu, nebſt einem Handſchreiben, darinnen er ihn erſuchte: das ganze Stück bey guter Muße zu leſen, indem er ſich erbeth, alles davon wegzuſtreichen, was ihm misfallen würde; oder es auch ganz und gar zu unterdrücken, wenn ihm ſolches lieber wäre. Er ſetzete hinzu, er wäre ein Feind von Streitigkeiten, und die Annehmlichkeit der Freundſchaft rühre ihn mehr, als die Ehre ein Schriftſteller zu ſeyn. Er wollte es alſo durch gegenwärtige Schrift, gar nicht auf eine Erzürnung mit einer Perſon ankommen laſſen, deren Freundſchaft und Zuneigung er ſich allezeit für eine Ehre halten würde. Den folgenden Tag indeſſen ſchickete Herr **von Maupertuis**, Herrn **Königen** ſeine Handſchrift, mit einem Briefe wieder, darinnen er ſich entſchuldigte: er habe nicht Zeit gehabt, die Abhandlung zu leſen, ihn aber ermunterte, ſie drucken zu laſſen,

laſſen, mit der Verſicherung: daß dieſes Verfahren und die Widerwärtigkeit ihrer Meynungen, nichts in ſeiner Ergebenheit gegen ihn ändern würden.

Herr König entſchloß ſich alſo endlich. Er ſchickete ſeine Handſchrift nach **Leipzig**, welche getreulich nach derjenigen abgeſchrieben war, die er dem Herrn **von Maupertuis** anvertrauet hatte, und ſie ward in den **Märzmonat** der Nov. Actor. Eruditor. 1751. eingedrucket.

Den folgenden 28. May ſchrieb der **Präſident** an Herrn **Königen** ausführlich: daß er ſeine **Nachricht** geleſen, und verſchiedene ſchöne Aufgaben darinnen gefunden hätte. Er nähme es gar nicht übel, daß man anderer Meynung wäre, als er: er würde auch mit eben der Freyheit antworten; er wäre ſehr begierig den Brief zu ſehen, aus welchem das **Leibnitziſche** Fragment gezogen wäre, womit dieſe Nachricht ſich endigte; und er bäthe ihn, ihm zu melden, in welchem Jahre dieſer Brief geſchrieben worden, und wo er zu finden wäre?

Herr **König**, den es ſehr erfreuete, daß Herr **von Maupertuis** ihm antworten wollte, ſchrieb ihm ſogleich den 28. **Junius**: er habe eben in dieſer Hoffnung ſeine Abhandlung drucken laſſen. Die Urſchrift von Herrn **Leibnitzens** Briefe, davon er das Fragment kund gemachet, beſäße er nicht; er hätte aber eine Abſchrift davon, die er vom ſeligen Herrn **Henzy** hätte, der ſie ihm, nebſt den Abſchriften etlicher andern Briefe dieſes großen Mannes, an verſchiedene Gelehrte, geſchicket; davon er, Herr **Henzy**, im Sinne gehabt hätte, dereinſt eine Sammlung in die Welt gehen zu laſſen. Und damit ja nichts den guten Vorſatz verzögern möchte, welchen Herr **von Maupertuis** bezeugete; als wollte er auf die Schrift in den leipziger Actis antworten: ſo ſchickete ihm Herr **König** zu gleicher Zeit, ohne das mindeſte Mistrauen, die völlige Abſchrift des Briefes, deſſen Fragment ſeine Aufmerkſamkeit erreget hatte.

Dieſe Bereitwilligkeit des Herrn **Königs**, dem Herrn **von Maupertuis** zu willfahren, iſt mit allem dem Lärmen belohnet worden, was man gegenwärtig darüber machet. Sobald der **Präſident** auf eine unzweifelhafte Weiſe wußte, daß Herr **König** nicht im Stande wäre, die Urſchrift des Briefes vorzuzeigen, davon das Fragment einen Theil ausmachete; in welchem, wie Herr **von Maupertuis** vorgiebt, ſeine Ehre verletzet worden: ſo fieng er an, eine ganz andere Sprache zu reden, als er vorhin geredet hatte. Anſtatt daß er, als ein beſcheidener Gelehrter gleich anfangs verſprach, er wolle unterſuchen, auf welcher Seite die Wahrheit befindlich ſey, und auf die Einwendungen eines Menſchen antworten, gegen den er einige Hochachtung bezeuget hatte: ſo redet er jetzt aus einem ganz andern Tone, aus dem Tone eines ſiegenden Schriftſtellers; eines Schriftſtellers, der weiter nichts zu begehren hat, als die Ehre des Triumphes. Nunmehr wollen die Einwürfe, die man ihm gemachet hat, gar nichts mehr ſagen; ſie verdienen ſeine Aufmerkſamkeit gar nicht mehr: bloß an das Fragment muß man ſich halten, womit Herrn **Königs** Nachricht beſchließt. Wäre dieſes Fragment glaubwürdig, ſo würde es ihn um die Ehre der größten, der erhabenſten Entdeckungen bringen, auf welche der menſchliche Verſtand jemals gerathen iſt. Die ganze Ehre davon würde auf **Leibnitzen**, Herrn **Königs** und aller Weltweiſen von der **deutſchen** Secte, Abgott, zurück fallen. Iſt das wohl ein Schimpf, den man erdulden und verzeihen ſoll?

Damit er ſich nun dieſen Ruhm verſichere; ſo gieng die vornehmſte Sorge des Herrn **von Maupertuis** dahin, daß er die königl. **Akademie der Wiſſenſchaften**, deren Vorſteher und Oberhaupt zu ſeyn er den Vortheil hat, vermöchte: die Sache als eigen zu übernehmen, und dieſe **neue Theorie**, als eine ſchöne und erhabene Erfindung, deren Glanz auf ſie zurück fallen ſollte, wieder zu fodern. Herr **König** ſtellet umſonſt vor, man müſſe erſt die Sache erweiſen und unterſuchen: ob auch in den Werken des Herrn **von Maupertuis** eine ſo wichtige Entdeckung vorkäme, die das allgemeinſte und fruchtbarſte Geſetz der Natur in ſich hielte? und daß man zu dem Ende die Schwierigkeiten ergründen müßte, die er des Herrn **von Maupertuis** Schlüſſen entgegen zu ſetzen für nöthig befunden? Hernach würde es erſt Zeit ſeyn, zu der Rechtsfrage zu kommen, um zu entſcheiden, wem eigentlich die Ehre, der alsdann offenbaren, und nicht erdichteten, ſondern wirklichen Entdeckung zukäme? Allein man hörete den **Profeſſor** nicht. Ohne ſich in Unterſuchung der Sache einzulaſſen, hat man den Herrn **von Maupertuis** hoch geprieſen; man hat ihm Ehrenbögen auf Koſten der größten Geiſter erbauet, die ſich durch ihre Entdeckungen in Erforſchung der Geſetze der Natur hervor gethan haben: und er ſelbſt, Herr **von Maupertuis**, wenn er in einer neuen Ausgabe, die er von ſeinen Werken geliefert hat, ganz neuerlich von Herrn **Königs** Einwürfen redet, ſcheuet ſich gar nicht, zu ſagen: **Die Meßkünſtler und Weltweiſen würden wiſſen, was ſie davon zu halten hätten; er ſelbſt wäre nicht geſonnen, darauf zu antworten.** Gleichwohl ſind dieſe ſo verachteten Einwürfe, keine metaphyſiſchen Zweifel; es ſind ganz förmliche mathematiſche Demonſtrationen; ſie gründen ſich auf die reine Meßkunſt, auf Grundſätze der **Dynamik**, die von allen Meßkünſtlern angenommen worden ſind, auch den Herrn **von Maupertuis** ſelbſt nicht ausgenommen. Es würde dieſen berühmten **Präſidenten** nur eine oder zwo Zeilen gekoſtet haben, mit welchen er nur bloß angezeiget hätte, welchen Satz er in der Abhandlung ſeines Gegners als falſch verwürfe. Warum hat er denn das nicht gethan? Das machet, er hat wohl eingeſehen: wenn er auf eine große und erhabene Entdeckung, von einer ehrwürdigen Geſellſchaft Anſpruch machen ließe, er die Welt leichtlich überreden würde, die vorgegebene Entdeckung ſey etwas wirkliches; und es ſey auf dieſe Weiſe wahrſcheinlich, daß man die Sache durch einen Kunſtgriff gewinnen würde.

Alle Mühe, die ſich Herr **König** immermehr gegeben, den Streit in ſeinen natürlichen Lauf zu bringen, war vergebens. Man iſt ſeinen Weg dreiſt fortgegangen. Der **Urtheilsſpruch** der Akademie über das **Fragment** eines Schreibens vom Herrn **von Leibnitz**, iſt gefället worden. Nunmehr iſt er offenbar; und nunmehr iſt Herr **König**, zu ſeiner eigenen Rechtfertigung, genöthiget; vor den Augen der ganzen Welt, dasjenige Verfahren kund zu machen, davon es vielleicht noch kein Beyſpiel giebt; und Irrthümer anzuzeigen, die von einer berühmten Geſellſchaft, als hochwichtige Entdeckungen gekrönet worden.

Was iſt denn nun aber anjetzt die eigentliche Streitfrage? Die Akademie hat ſolches entſchieden: nämlich, daß man, um dem Herrn von Maupertuis Schaden zu thun, oder um das Lob des großen Leibnitz, gleichſam durch einen frommen Betrug, zu erhöhen, ein Fragment eines Briefes erdichtet habe, welches Herr König zum Vorſcheine bringt. Dieſes Fragment ſoll daher einestheils die ſchöne Theorie enthalten, welche Herr **von Maupertuis** erfunden zu haben glaubet; und anderntheils, muß man wenigſtens ſehr große Wahrſcheinlichkeit wider die Glaubwürdigkeit dieſes Fragments haben. Ferner muß die Akademie ein Recht haben, dergleichen Streitigkeiten ihrem Richterſtule zu unterwerfen, und ſie durch einen Machtſpruch zu entſcheiden. Wenn man alſo zeigen wird, 1. daß das ſtreitige Fragment, des Herrn **von Maupertuis**

Theorie nicht enthält, ſondern ganz entgegen laufende Sätze feſtſtellet; und daß man nur durch falſche Auslegungen den wahren Sinn deſſelben verdrehen wollen, indem man ganz geringe Wahrſcheinlichkeiten aufbringt, die die mindeſte Unterſuchung vernichtet; 2. daß die berliniſche Akademie kein rechtmäßiger Richter geweſen, von dem Anſehen dieſes Fragments, vielweniger aber von denen philoſophiſchen Lehren zu urtheilen, die damit verwandt ſind. 3. Daß die **Theorie**, deren Ehre, wie Herr **von Maupertuis** will, ihm die Kundmachung dieſes Fragments raube, nur ein Geweb von lauter falſchen Schlüſſen ſey; wenn man, ſage ich, dieſe drey Sachen beweiſt, ſo wird man vermuthlich die redlichen Abſichten des Herrn **Königs** zur Gnüge gerechtfertiget und bewieſen haben: daß der ganze Handel, den man ihm machet, eine Leichtſinnigkeit und eine unverantwortliche Zänkerey ſey. Den dritten dieſer Puncte indeſſen wollen wir hier nicht einmal berühren. Er iſt in Herrn **Königs** bereits erwähnter **Nachricht** weitläuftig unterſuchet worden: und da bisher noch niemand deren Widerlegung unternommen, ſo beſteht er noch in aller ſeiner Stärke. Ja da die leipziger Acta, worinnen er ſteht, in aller Leute Händen ſind, ſo haben wir ein Recht, den Leſer dahin zu verweiſen. Uebrigens iſt es ſehr natürlich, zu glauben: Herr **König**, welchen des Herrn **Maupertuis** Verfahren aufs äußerſte treibt, werde bey demjenigen nicht ſtehen bleiben, was er von dieſer Materie bereits geſchrieben. Damit auch kein Schatten von

Wahrſcheinlichkeit für das unanſtändige Zumuthen übrig bleibe; als hätte ein niederträchtiger Neid von ſeiner Seite, die Verbringung gedachten Fragments veranlaſſet: ſo wird er ſich vermuthlich ehrenhalber für verbunden halten, die Gelehrten zu überzeugen: daß das, was in der mit ſo vielen Umſtänden wiedergefoderten Theorie, wahr iſt, nicht dem Herrn von **Maupertuis**, zugehöre; und hingegen alles, was von ihm herrühret, durchaus falſch ſey. Doch noch einmal, man will hier dieſen Punkt gar nicht berühren.

Die Unterſuchung der beyden andern, die allen Menſchen vollkommen verſtändlich iſt, gehöret allein in den Entwurf, welchen man ſich hier vorgenommen hat; und hier muß man zeigen, daß das Fragment, von welchem Herr von **Maupertuis** Gelegenheit genommen, dieſes ganze unangenehme Gezänk anzufangen, nichts enthalte, was ſeiner Theorie günſtig, und ihr nicht vielmehr zuwider ſey, u. ſ. w. Einige buchſtäbliche Anmerkungen werden hierzu genug ſeyn, und zu gleicher Zeit keinen Zweifel über die Glaubwürdigkeit des Fragments, welches man ſo ſchimpflich im Verdachte hat, übrig laſſen.

* *

II.

Buchſtäbliche Anmerkungen
über
# das Fragment,
deſſen Glaubwürdigkeit Herr von Maupertuis beſtreitet.

Zuvörderſt wollen wir dieſes berühmte Fragment zum Vorſcheine bringen, ſo wie es in den Leipziger Actis Eruditorum ſteht. Herr König beſchließt daſelbſt * ſeine Nachricht ſo: "Ich "füge zum Schluſſe nur noch ein Wort bey, daß "nämlich Herr von Leibnitz, wie es ſcheint, eine "vielleicht viel weitläuftigere Theorie von der **Wirkung** gehabt habe, als man gegenwärtig vermuthen ſollte. Denn es giebt einen von ihm an den "Herrn Hermann geſchriebenen Brief, in welchem er ſo redet: **Die Wirkung iſt nicht das, "was Sie denken; die Erwägung der Zeit "kömmt auch mit dazu. Sie iſt wie das "Product der Maſſe durch die Zeit, oder der "Zeit durch die lebendige Kraft.** Ich habe "angemerket, daß ſie in den Abänderungen der "Bewegungen, gemeiniglich ein Maximum

---

* Man ſehe Acta Erud. 1751. p. 176. u. oben d. 59 S.

"oder ein Minimum wird. Hieraus kann "man verſchiedene wichtige Sätze folgern: "dieſe können dienen, die krummen Linien "zu beſtimmen, welche diejenigen Körper "beſchreiben, die von einem, oder mehrern "Mittelpuncten angezogen werden. Ich "wollte unter andern auch von dieſen Din"gen in dem zweyten Theile meiner Dynamik "handeln; den ich aber unterdrücket habe: "weil die übele Aufnahme, welche der erſte "bey dem Vorurtheile gefunden, mir die "Sache verekelt hat".

Man bemerket gleich in dieſen Worten, ſo wie ſie hier aufgezeichnet ſtehen, einen Fehler des Abſchreibers, oder Druckverbeſſerers, der in die Augen fällt. Anſtatt der Worte: ſie iſt wie das Product der Maſſe durch die Zeit, oder der Zeit durch die lebendige Kraft, lieſt man in der geſchriebenen Abſchrift des leibnitziſchen Briefes: ſie iſt wie das Product der Maſſe durch den Raum und durch die Geſchwindigkeit, oder der Zeit durch die lebendige Kraft.

Die Verfaſſer des Urtheilsſpruches der Akademie, kleidet es ſehr übel, daß ſie ſich einen dergleichen Fehler wider Herrn Königen * zu Nutze machen wollen. Denn, wenn wir nun auch das ärgſte ſetzen, daß nämlich dieſer Fehler nicht von der Nachläßigkeit der Abſchreiber oder Druckverbeſſerer herrühre, ſondern in der Nachricht des Hn. Königs ſelbſt ſtehe, die in die Acta eingedru-

cket

---

* Siehe vern die 71ſte Seite.

cket iſt: würde denn ſolches nicht ſelbſt beweiſen, wie wenig Herr **König** eine Argliſt dahinter geſuchet habe, als er das Fragment in ſeinen Auſſatz eingeſchrieben, und nach der Zeit wiederum ſeine erſte Handſchrift, und die verſchiedenen davon gemachten Abſchriften nachgeleſen hat? Wir ſehen ja, daß er hier nicht einmal auf einen Fehler aufmerkſam iſt, der in die Augen fällt, und den niemand beſſer im Stande war, zu erkennen und zu verbeſſern, als eben er; indem er a. d. 127. S. erwähnter Actorum ſo deutlich beweiſt: daß die Wirkung dem **Producte der Zeit durch die lebendige Kraft** gleich ſeyn müſſe, ſo bald man ſie mit dem **Producte des Raumes durch die Geſchwindigkeit**, nach der Schätzung für proportionirt hält, die Herr **von Maupertuis** gebrauchet hat. Wenn man die Leute betrügen will, ſo iſt es natürlich, daß man die größte Aufmerkſamkeit bey allem anwende, was man in dieſer Abſicht vornimmt: und eine dergleichen Aufmerkſamkeit würde unfehlbar einem ſo offenbaren Schnitzer als dieſer iſt, vorgebeuget haben. War denn etwa Herrn **Königen** die genaue Verbindung unbekannt, die ſich unter dieſen zwo Schätzungen befindet? Nein, wahrlich nicht! dieſe Verbindung, durch welche ſie untrennbar werden, iſt ihm ganz geläufig. Uebrigens gebe man nur in der Stelle ſelbſt ſeiner angeführten **Nachricht** Acht darauf: ſo wird man ſehen, wie er ſich bemühet, dem Herrn **von Maupertuis** den Irrthum begreiflich zu machen, darein er gerathen iſt; indem er die Wirkung von der lebendigen Kraft trennet, ja ſie ſogar in denen Fällen trennet, in welchen wegen der Gleichheit der Zeit, die Wirkung bloß wie die lebendige Kraft iſt. Derjenige, der alles dieß auf der erſten Seite ſeiner **Nachricht** ſo gut gewußt hat, ſollte der es wohl auf der letzten vergeſſen haben? Iſt es nicht recht ſeltſam, daß diejenigen, die ihn auf dieſe Weiſe angreifen, ſolche Widerſprüche nicht geſehen haben, die ſich einander ſelbſt zernichten? Hätte die mindeſte böſe Abſicht an der Anführung dieſes Fragments Theil gehabt: ſo hätte ja Herr **König** eben dieſen Fehler auch in die Abſchrift können einfließen laſſen, die er dem Herrn **von Maupertuis** geſchicket hat; oder er hätte doch die Aenderungen, die dabey vorgenommen worden, anmerken können, wenn welche zu machen nöthig geweſen, um allem Verdachte vorzubeugen. Allein in der Handſchrift des **leibnitziſchen** Briefes, woraus man das Fragment gezogen, lieſt man dieſe Stelle ſo wie ſie ſeyn ſoll; und verſchiedene gleich unſchuldige Urſachen, können zu dem Fehler Gelegenheit gegeben haben, der in den Actis ſteht. Das Wort Zeit z. E. welches in dieſer Stelle zweymal vorkömmt, kann die Abſchreiber, deren Herr **König** ſich bedienet hat, den erſten Entwurf ſeines Aufſatzes ins Reine zu bringen, wohl verleitet haben, aus einer Zeile in die andere zu ſpringen und dieſen Irrthum zu begehen: den er gleich würde gemerket haben, wenn dieſe Stelle etwas enthielte, daß ſeiner ſeits eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienet hätte. Eine Sache muß in Wahrheit ſehr ſchlimm ſeyn, wenn man ſie mit ſolchen Kindereyen unterſtützen muß!

Doch wir halten uns gar zu lange bey dieſen Kleinigkeiten auf. Das Weſentliche iſt, daß Herr **von Maupertuis** als eine gewiſſe Sache voraus ſetzet: dieſes Fragment gehe ihn an, und ziele dahin ab, ihm ſeine rechtmäßigen Anſprüche zu rauben; und eben deswegen könne dieſes Fragment nicht anders angeführet worden ſeyn, als um ihn, als einen gelehrten Dieb des Herrn **von Leibnitz** anzuklagen. Dieſes wiederholet er allenthalben; die Akademie nimmt dieſe Beſchuldigung als eine Wahrheit an, daran man gar nicht zweifeln darf; ſie iſt der Grund, auf welchem der ganze Proceß beruhet, den man Herrn **Königen** machet. Man muß alſo anfangen zu unterſuchen, ob es wahr ſey, daß die Worte des Herrn **von Leibnitz** ſich mit erwähnter **Theorie** zuſammen reimen; und zu verſtehen geben, daß er ſie gekannt und gebilliget habe. Damit man ſich nun von dem Gegentheile überführe, ſo darf man, wie es ſcheint, nur die Augen brauchen. Drey Anmerkungen beweiſen es.

Erſte Anmerkung.

Herr **von Leibnitz** ſaget ausdrücklich, daß **in den Abänderungen der Bewegungen, die Wirkung insgemein ein Maximum oder ein Minimum werde.** Hätte er die neue **Theorie** gekannt oder gebilliget, ſo hätte er geſaget: **ich habe bemerket, daß die Wirkung allezeit ein Minimum in den Abänderungen der Bewegungen werde.** Dieſes iſt die Lehre des Herrn **von Maupertuis**: er brauchet in allen

Fällen ein Minimum, um ſein metaphyſiſches Geſetz von der Sparſamkeit zu behaupten, welches nach ihm, der Schöpfer ſich bey Hervorbringung des Weltgebäudes vorgenommen hat. Herr **von Leibnitz** ſetzet gerade das Gegentheil feſt. Er verſichert, die Wirkung werde, bald ein Maximum, und bald ein Minimum; und er verſichert, daß ſie es **gemeiniglich**, das heißt, meiſtentheils werde. Außerdem ſuchet Herr **von Maupertuis** die Geſetze des Gleichgewichtes in der kleinſten Größe der Wirkung: Herr **von Leibnitz** hergegen ſaget kein Wort davon. Alles was Herr **von Leibnitz** hiervon vorbringt, ſtimmet mit der Wahrheit genau zuſammen: dahingegen alles, was dem Herrn **von Maupertuis** zugehöret, durchaus falſch iſt. Wie hat es denn dieſem letztern einfallen können, daß erwähntes **Fragment** auf ſeine **Theorie** deute? und wie hat er über dieſer falſchen Vorausſetzung ſich entſchließen können, dieſelbe mit ſo großem Geſchreye wieder zu fodern?

Hätte Herr **von Maupertuis** nichts, als die Wahrheit geſuchet, und in dieſer Unterſuchung einige Ordnung beobachten wollen; ſo hätte er anfangen müſſen zu zeigen: daß die Worte im **Fragmente** mit ſeiner bewundernswürdigen **Theorie** übereinſtimmen; worauf er denn irgend einen Vorwand hätte verſuchen mögen, den Leuten weis zu machen: man habe dieſes Fragment erſonnen, um ihm die Ehre einer ſo herrlichen Entdeckung zu rauben. Aber nein! weder er, noch ſeine Freunde erwählen dieſen Weg. Sie fangen dabey an, daß ſie ſich zu Richtern der Abſicht desjenigen aufwerfen, der das **Fragment** hervor gebracht hat; ſie dichten ihm verhaßter Weiſe den niederträchtigen Vorſatz an, er habe den Herrn **von Maupertuis** ſeiner Ehre berauben, und damit den Namen des großen **Leibnitz** ausſchmücken wollen, dem er, wie der hochberühmte **Akademiſt** ſaget, eine Art von göttlicher Verehrung erweiſt; und auf dieſe Vorausſetzung, (ein bloßes Werk ihrer Vorurtheile!) verknüpfen ſie vergeblich mit den Ausdrücken des **Fragments**, eine Bedeutung, die ſich zu ihren eigenen Leidenſchaften ſchickte. Zum Beweiſe, daß Herr **König**, den Herrn **von Leibnitz** mit den hohen und ſeltenen Entdeckungen des Herrn **von Maupertuis** habe bereichern wollen, ſetzen ſie voraus: er habe den Herrn **von Leibnitz** ſo reden laſſen, wie Herr **von Maupertuis** redet; er habe dem erſten, die Meynungen des andern geliehen, und habe gemachet, daß man in dem Briefe des einen, die erdichtete Entdeckung des andern gefunden. Seltſame Verblendung! Wie denn? war etwa Herr **König** in dieſe Entdeckung ſo vergaffet? er? der des Herrn **von Maupertuis** **Theorie** ſo ſehr angegriffen hat? er? der in ſeinem Aufſatze alle Stützen dieſes Gebäudes von Grunde aus über einen Haufen geworfen? Würde er zu gleicher Zeit, und zum Schluſſe eben dieſer Schrift, ein vorgebliches Fragment des Herrn **von Leibnitz** zum Behufe dieſer **neuen Theorie** geſchmiedet haben? und würde er als ein unvernünftiger Anbether jenes großen Mannes, ſich haben angelegen ſeyn laſſen, ihn zu entehren, wenn er ihm ſolche alberne Meynungen, ja Meynungen zuſchriebe, die er den Augenblick zuvor widerleget hätte? Welch ein Einfall! auch im Traume würde man kaum was lächerlichers erſinnen können. Herr **König** müßte den Verſtand verlohren gehabt haben, um dergleichen was zu erſinnen, den Herrn **von Maupertuis** eines Diebſtahls verdächtig zu machen. Und wenn man behaupten will, er ſey in dieſer Abſicht fähig geweſen, des Hn. **von Leibnitz** Ruhm, für deſſen Anbether man ihn ausgiebt, aufs Spiel zu ſetzen; ſo heißt das, deutſch zu ſagen, ſich ſelbſt mit der Schande eines Widerſpruches beflecken: davon es unbegreiflich iſt, wie deſſen widrige Ungereimtheit, denjenigen nicht in die Augen hat leuchten können, die ihn gewaget haben. So weit geht die Macht der Vorurtheile!

Allein Herr **von Maupertuis** fange in ſeinen Verblendungen nicht gar zu ſchnell Feuer. Er erinnere ſich, daß Herr **König** ihm in ſeinem nur gar zu demüthigen und höflichen Schreiben, vom 10. **December** 1752. um nur ſeine Angſt zu ſtillen, geſchrieben: Keine lebendige Seele würde glauben, daß ſeine erhabene Theorie ein Diebſtahl ſey, den er am Herrn **von Leibnitz** begangen hätte. Die Ehre davon iſt ihm ſicher genug; ſie wird auch auf die Nachwelt kommen, und **Leibnitz** wird niemals einen Anſpruch darauf machen. Es iſt wohl wahr, daß dieſer große Mann, und einige andere berühmte Gelehrte, eheſter Tages die zwo einzigen Sachen wieder ſodern werden, die in dieſer unvergleichlichen **Theorie** wahr ſind; allein der vortreffliche **Akademiſt** behält noch, womit er ſich als ein großer Erfinder tröſten kann, den größten Theil für ſich: alles was falſch iſt, wird ihm allein verbleiben.

Zweyte Anmerkung.

Wir wollen fortfahren, den Herrn **von Leibnitz** in dem angefochtenen **Fragmente** reden zu hören. **Man kann**, ſaget er, indem er noch immer von der Anmerkung redet, die er von der Wirkung gemachet hatte, **man kann daraus verſchiedene ſehr wichtige Sätze folgern.** Aber was meynet er damit? und von was für Sätzen will er reden? Es iſt offenbar, daß er keinesweges metaphyſiſche Sätze habe anzeigen wollen, dergleichen die ſind, welche Herr **von Maupertuis** uns als Folgerungen ſeiner **Theorie von der kleinſten Wirkung** vorbringt; ſondern daß das was er ſaget, vielmehr auf mathematiſche Sätze nach Art derer gehe, deren er in der folgenden Zeile erwähnet, oder auch auf andere Sätze aus eben dieſer Wiſſenſchaft. Haben ſeine Einſichten von den größten und kleinſten Größen, ihm Gelegenheit gegeben, metaphyſiſche Folgerungen daraus zu ziehen: ſo werden ganz gewiß dieſe Folgerungen von ganz anderm Geſchmacke geweſen ſeyn, als des Herrn **von Maupertuis** ſeiner iſt. Wir dörfen nicht zweifeln, daß das wunderbare Geſetz von dem Anſtoße der vollkommen harten Körper, welches durch eine bloße Differentialrechnung gefunden worden, ohne die Natur und determiniminirenden Gründe zu Rathe gezogen zu haben; einen ſolchen Weltweiſen, als Leibnitz war, zum Lachen würde bewogen haben. Dieſer große Meiſter hätte nicht ermangelt, den Erfinder ſolcher Kindereyen in die Schule zu ſchicken, und darinnen erſt die Regeln eines guten Schluſſes zu lernen; ehe er ihm erlaubet hätte, das menſchliche Geſchlecht die Regeln zu lehren, denen der Schöpfer bey Anordnung der körperlichen Welt hat folgen ſollen. Man beunruhige ſich alſo über dieſen Artikel gar nicht mehr. Niemals wird ein Weltweiſer, von dem Range des Herrn **von** Leibnitz, begierig ſeyn, mit dem Herrn **von Maupertuis** die Ehre der Erfindung ſeiner neuen **Kosmologie** zu theilen.

Dritte Anmerkung.

Man gebe wohl Acht auf die Art, womit Herr von Leibnitz fortfährt, ſeine Gedanken auszudrücken. **Sie (die Wirkung) könnte dazu dienen,** ſaget er, **die krummen Linien zu beſtimmen, welche diejenigen Körper beſchreiben, die von einem oder mehrern Mittelpuncten angezogen werden.** Was bedeuten doch dieſe Ausdrücke? Bedeuten ſie, wie man vorgiebt: Leibnitz eigene ſich zu, dasjenige gethan zu haben, wovon er nur ſchlechtweg ſaget, man könne es thun? Wo iſt wohl, wir wollen nicht ſagen, ein Meßkünſtler, ſondern nur ein in der Meßkunſt und Algebra noch ſo unwiſſender Schüler, der nicht wiſſe, wie ſehr gemein und häufig in der Mathematik diejenigen Fälle ſind, darinnen man mit

Gewißheit ſieht, daß ein Grundſatz dienlich ſeyn könnte, dieſe oder jene Sache zu beſtimmen: ungeachtet man ſo weit noch nicht gekommen iſt, daß man ſie wirklich daraus beſtimmen könnte. Die Urſache davon iſt ganz einfältig: weil man nämlich noch die Sätze nicht ausgemachet hat, durch welche der Geiſt von dem was er weis, zu dem was er nicht weis; von einem Grundſatze, auf deſſen entfernete Folgerungen, ſchreiten muß. Es geht hier eben wie mit einem Reiſenden, der von weitem den Ort ſähe, wohin er begehret; und mit den Augen, in der Luft die Spur zeichnete, der er zu folgen hätte: ohne daß er ſie wegen mancherley Hinderniſſe, die den Gang unwegbar macheten, antreten könnte.

Ein Beyſpiel, welches um ſo viel ſeltener iſt, da es mit unſerer vorhabenden Materie eine Verbindung hat, wird die Sache noch deutlicher machen. Herr **von Leibnitz** ſah ſchon im 1695ten Jahre vorher *, daß die größte Abweichung des gemeinen Schwerpunctes zur Beſtimmung der Krümme der Kettenlinie dienen könnte. Er theilete dieſen Einfall dem Herrn **Bernoulli** mit, welcher ihn billigte, und antwortete, daß er ihm nichts neues wäre. Nichts iſt natürlicher als dieſes; denn es iſt aus mechaniſchen Grundſätzen offenbar: daß ein an beyden Enden aufgehangenes Kettchen, eine Figur annehmen muß, wodurch der allgemeine

---

* Man ſehe das Commerc. Epiſt. *Leibnitii* et *Bernoullii* Tom. I. p. 48. und 56.

Schwerpunct aller ſeiner Theile, den möglichſten unterſten Ort einnimmt. Gleichwohl, und ungeachtet dieſe zween große Männer völlig überzeuget waren, daß dieſer Grundſatz auf die Beſtimmung der Krümme führen konnte, die das Kettchen machet: ſo war ihnen beyderſeits doch unbekannt, welchen Weg man erwählen müßte, um gerades Weges zu dieſer Beſtimmung zu gelangen. Herr von **Leibnitz** erkläret ſich treuherzig darüber; er möchte dieſen Weg gern wiſſen: er ermahnet den Herrn **Bernoulli** ihn zu ſuchen, und damit er ihn dazu reize, ſo theilet er ihm zu gleicher Zeit ſeine Verſuche mit. Woran denken denn nun die Urheber des **Urtheilsſpruches der berliniſchen Akademie**, und wo bleibt ihre Logik? wann ſie aus dieſen Worten des **Fragmentes**, welches das Unglück gehabt hat, ihnen ſo ſehr zu misfallen; wenn ſie, ſage ich, aus dieſen Worten: **Sie könnte dienen, zu beſtimmen** ꝛc. dieſe ſchönen Folgerungen ziehen *: **Es würde aus dieſer Stelle folgen, daß Herr von Leibnitz, nicht nur eine vollkommene Kenntniß dieſes erhabenen Grundſatzes von der kleinſten Wirkung gehabt, ſondern daß er ihm auch ſo geläufig geweſen, daß er ſich ſeiner bedienet, diejenigen krummen Linien zu beſtimmen, welche die von einem, oder mehrern Mittelpuncten angezogenen Körper durchlaufen.** Und weiter unten: **daß der** methodus Maximorum **und** Minimorum, tum, deſſen man ſich hätte bedienen müſſen, damals noch nicht genugſam entwickelt geweſen; um einen in den Stand zu ſetzen, dieſe beſchriebenen krummen Linien daraus herzuleiten: geſetzt daß dieſe Gröſſe der Wirkung, die man zur allerkleinſten machen muß, bereits bekannt geweſen wäre.

---

* S. vorn die 67. S.

Welch ein Schluß für Meßkünſtler! Welch ein Anblick! daß ſo viel geſchickte Leute nach dem Spieße laufen, um ein Geſpenſt zu beſtreiten, welches die Einbildungskraft eines unter ihnen ſich erdichtet hat. Um des Himmels willen! meine Herren, beruhigen Sie ſich! thun Sie die Augen auf und leſen! Der große Leibnitz ſaget Ihnen hier gar nicht, was er gethan hat; er ſaget bloß, was er voraus ſieht, daß man dereinſt thun werde: wann man zu denen Methoden, zu den Arten der Rechnungen, und zu den nöthigen Kunſtgriffen gelanget ſeyn wird; um aus ſeinem Grundſatze alle Folgerungen zu ziehen, deren fruchtbare Quelle er hier voraus geſehen.

Sollten Sie aber, meine Herren, ſich etwa weigern wollen, dieſe Auslegung der Leibnitziſchen Worte anzunehmen; ſo hat man wohl ein Mittel in Händen, Sie dazu zu zwingen.

Sie ſagen: unſer Grundſatz von der kleinſten Wirkung iſt allgemein, alles was das Gleichgewicht und die Bewegung angeht, hängt davon ab. Er kann alſo auch, Ihrer Meynung nach, dazu dienen, die krummen Linien zu beſtimmen, welche von einem oder mehreren Mittelpuncten angezogen werden. Sie können dieſes nicht ſtreiten, ohne den

Grundſatz ſelbſt und die ganze erhabene Entdeckung zu läugnen. Sind Sie aber im Stande, Ihren Grundſatz auf dergleichen Fälle anzuwenden? können Sie wohl durch Beyhülfe der mindern Wirkung, den Weg eines von vielen Mittelpuncten angezogenen Körpers beſtimmen? Wollten Sie z. E. wohl unternehmen, durch Beyhülfe dieſes Grundſatzes den wahren Kreis des Mondes zu beſtimmen: wenn Sie voraus ſetzen, daß er zu gleicher Zeit nach der Sonne und nach der Erde, durch Kräfte gezogen werde, die den Quadraten der Entfernung gegenſeitig proportionirt ſind? Ich glaube, meine Herren, Sie werden offenherzig geſtehen, daß die vollkommenen Auflöſungen dieſer Art von Fragen, weit über alle bisher bekannte Methoden erhaben ſeyn. Die Bemühungen des Herrn **Clairaut**, in der Schrift, die in der **petersburgiſchen Akademie** den Preis erhalten hat, und die dieſem vortrefflichen Meßkünſtler ſo viel Ehre machet, zeiget es zur Gnüge. Wir ſind gleichwohl ſehr entfernet, daß wir den Nachforſchungen der Meßkünſtler und der analytiſchen Kunſt, Gränzen ſetzen wollten. Man wird es auf dieſer Seite noch viel weiter bringen, und die Wiſſenſchaft wird täglich zunehmen; allein man würde auch ſehr unbillig ſeyn, wenn man läugnen wollte, daß es allezeit eine groſſe Menge ſo verwickelter Fragen geben wird, daß man ſie niemals dem Calcul wird unterwerfen können; ob man gleich die Grundſätze mit Augen ſehen wird, deren man ſich zu ihrer Auflöſung bedienen müßte.

Was bisher geſaget worden, das hindert gar nicht, daß man nicht berechtiget ſeyn ſollte, zu muthmaßen: Leibnitz, der auf alles, was einiges Verhältniß mit der Erſindungskunſt hatte, ſo neugierig, und mehr als jemand, auf die Methode de Maximis et Minimis erpicht war, welche vor ſeinen Augen von den Brüdern **Bernoulli** ſo ämſig getrieben ward, ſey wenigſtens zum Theile auf dasjenige gekommen, davon er hier nur die bloße Möglichkeit anzeiget. Allein es iſt hier die Frage nicht, was man übrigens von dieſer Materie wiſſen oder muthmaßen kann: und wir werden zu Ende dieſer Schrift ein Wort davon ſagen. Hier kömmt es bloß darauf an, was man befuget ſey, aus den Worten des vorgebrachten **Fragmentes**, für oder wider die Glaubwürdigkeit dieſes **Fragmentes** ſelbſt, zu ſchließen; und nach den bisher gemachten kurzen buchſtäblichen Anmerkungen, kann man nicht begreifen, wie man dieſe Glaubwürdigkeit noch ferner in Zweifel ziehen will.

Das Fragment iſt erdichtet, ſaget man: denn es eignet dem Herrn **von Leibnitz** eine Theorie zu, die er nicht gehabt hat, und eine Entdeckung, deren erſter Erfinder Herr **von Maupertuis** iſt. Ich aber ſage hingegen: es eignet dem Herrn **von Leibnitz** eine ganz andere Theorie zu, als des Hrn. **Maupertuis** ſeine iſt; eine Meynung, die dieſes **Akademiſten** ſeiner gerade entgegen ſteht; einen Grundſatz und eine Meynung, die ohne alle Widerrede dem großen **Leibnitz** ganz allein eigen waren. Alſo ſind die vermeynten Kennzeichen einer

Verfälſchung oder Unterſchiebung dieſes Fragmentes, lauter Hirngeſpinſte: und es bleibt kein Schatten von Wahrſcheinlichkeit, daß man bey deſſen Anführung, die Abſicht könne gehabt haben; den Ruhm des Herrn **von Maupertuis** zu verdunkeln, um der Ehre des Herrn **von Leibnitz** deſto mehr Glanz zu ertheilen.

Man bürde alſo ferner keinem ehrlichen Manne, der alle erſinnliche Behutſamkeit gebrauchet hat, die Ehre des Herrn **von Maupertuis** zu ſchonen, Abſichten auf, die er niemals gehabt hat; Abſichten, die der bloße Anblick der **Leibnitziſchen** Worte vernichtet; Abſichten, die ſein ganzes Betragen in dieſem Streite verläugnet. Man höre auf, den einen das ſagen zu laſſen, was er nie geſaget hat; und den andern das denken zu laſſen, was er nie gedacht hat. Wenn noch der mindeſte Nebel über der Güte der Sache des Herrn **Königs**, und der Ungerechtigkeit des Verfahrens gegen ihn, übrig bliebe: ſo brauchet man nur, um ihn vollends zu vertreiben, die Augen auf das folgende zu werfen, und die Art, etwas näher zu betrachten, wie dieſer ganze Proceß von einem hohen, ſtolzen, und über die, dem höchſten Beſtreben ſeines Verſtandes, verſageten Lobſprüche, äußerſt erbitterten Geiſte geführet worden.

* * *

III.

Unterſuchung der Rechte der Akademie,

und der Aufführung ihrer Mitglieder.

Nachdem man nun bisher Herrn **Königs** Abſichten zur Gnüge gerechtfertiget, und durch eine natürliche Erklärung derer in beſagtem Fragmente enthaltenen Ausdrücke, erwieſen hat: daß dieſes Stück keinen Anlaß zu einem Proceſſe gebe; oder daß dieſer Proceß vielmehr auf ein Hirngeſpinſt hinaus laufe; ſo wäre zu wünſchen, daß man hierbey ſtehen bleiben könnte, und nicht genöthiget wäre, derjenigen Ehrfurcht Gewalt anzuthun, mit welcher man gegen die königliche Akademie der **Wiſſenſchaften** zu **Berlin** erfüllet iſt: indem man dieſe vortreffliche Geſellſchaft in einen Handel verwickeln muß, dabey ſie von rechtswegen nichts zu thun haben ſollte. Allein, wie iſt es anders möglich? Ihrem **Präſidenten**, einem angeſehenen Manne, iſt es gelungen, eine gelehrte Streitigkeit nach allen gerichtlichen Formalitäten abthun zu laſſen. Eine gewiſſe Anzahl ihrer Mitglieder, hat keine Schwierigkeit gemachet, ſich zu Richtern einer Frage aufzuwerfen, die ſie gar nichts angieng.

Ihr Ausſpruch gilt in der Welt, für den Urtheilsſpruch der ganzen Akademie überhaupt. Man kann ſich alſo einem Unternehmen nicht entziehen, welches die Nothwendigkeit einer gerechten Vertheidigung einem auferleget, und ſieht ſich wider Willen gezwungen, die Aufführung dererjenigen zu unterſuchen, die in dieſem Proceſſe, entweder als Kläger, oder Sachwalter, oder Referenten, oder Richter, vorkommen. Eben dieſelben Urſachen, welche bereits gedienet haben, Herrn Königs Abſichten zu rechtfertigen, werden auch dienlich ſeyn, die Ungehörigkeit der Richter, und die Unregelmäßigkeit des Verfahrens gegen ihn, zu zeigen. Vier Puncte werden alles enthalten, was man von dieſer Materie zu ſagen hat, und dieſe beſtehen in folgendem:

1. Daß die Akademie gar keine Gerichtsbarkeit und kein Recht gehabt hat, ſich zum Richter in erwähnter Zwiſtigkeit aufzuwerfen.

2. Daß weder die Vorſchriften des Rechtes, noch die Formalitäten der Gerichtsbänke bey dieſem ihren Urtheilsſpruche beobachtet worden ſind.

3. Daß ihre Mitglieder, die dieſen Ausſpruch gethan, die Sache nicht gehörig verſtanden; deren Unterſuchung, vor der Entſcheidung der Frage, die ihnen vorgeleget ward, hätte vorher gehen müſſen.

4. Daß ſie ihr Urtheil gefället haben, ohne, weder die wahre Beſchaffenheit eines gelehrten Streites, noch den Grad der Wahrſcheinlichkeit in demjenigen genugſam zu erwägen, was die Gültigkeit des Fragments zernichten oder beſtätigen kann; noch auch die Nichtigkeit des ganzen Proceſſes zu betrachten, der bloß aus Bitterkeit und Zankſucht angeſponnen iſt.

Damit wir nun 1.) im Stande ſeyn mögen, den erſten Punct feſt zu ſetzen, ſo wollen wir hören, was die Rechtsgelehrten ſagen. Sie ſagen aber: daß überhaupt alle Rechte einer Gemeine und inſonderheit einer Geſellſchaft über ihre Mitglieder, entweder Rechte ſeyn müſſen, die mit ihrer Einſetzung ſelbſt, als eine nothwendige Folge des Endzweckes der Beygeſellung, entſtanden ſind; oder es müſſen erworbene Rechte ſeyn, die von irgend einer beſondern Verabredung, oder einer beſondern Einwilligung, ſie ſey nun beſchaffen, wie ſie wolle, herrühren *.

Zu welcher von dieſen beyden Arten der Rechte nun, ſoll man dasjenige zählen, nach welchem ſich die Akademie eine Gerichtsbarkeit über ihre Mitglieder anmaßet? Zuvörderſt hat ſie dieſe Gerichtsbarkeit

---

* Omne jus aut *connatum* eſt, deſcendens ex natura perſonæ cui competit; aut *acquiſitum*, veniens ex pacto, aut quaſi-pacto.

Omnis ſocietas eſt perſona moralis: ejus natura determinatur per finem conſociationis. Itaque jura connata ſocietatis profluunt ex ejusdem fine.

barkeit nicht als eine nothwendige Folge ihrer Einſetzung; oder, daß ich kunſtmäßig rede: ſie hat ſie nicht als ein jus omni Academiæ connatum, **als ein mit einer jeden Akademie weſentlich verknüpftes Recht.** Ein einziger Blick in die Geſetze, worauf ſich die Verbindlichkeiten und Vorrechte der Gelehrten überhaupt gründen, wird es zeigen.

Man weis, daß die Gelehrten diejenigen **Leute ſind, welche ſich darauf legen, nützliche Wahrheiten auszufinden, dieſelben feſt zu ſetzen, und bekannt zu machen.** Man geſteht auch zu, daß in allem, was die Erforſchung der Wahrheit betrifft, es zu dieſem Ende nöthig ſey, daß jeder Gelehrte ſeinem Geſchmacke, ſeiner eigenen Einſicht und ſeinem Kopfe folge. Es iſt alſo klar, weit gefehlet, daß der allgemeine Begriff ſolcher Perſonen etwas enthalten ſollte, welches eine Abhängigkeit oder Ungleichheit unter den Gelehrten gründen könnte, daß er vielmehr alle Unterwürfigkeit durchaus ausſchließt, und nicht erlaubet, daß die einen, dem Anſehen und den Ausſprüchen der andern unterworfen ſeyn.

Es erhellet aus dieſer Wahrheit, daß die Gelehrten einander alle gleich ſind, und ſich einander als freye Leute anſehen müſſen, die in dem Stande leben, welchen das **Natur- und Völkerrecht, den Stand der Gleichheit und Freyheit** nennet, und deſſen Beſchaffenheit und Wirkungen eben dieſes Recht erkläret.

Dieſe der Lebensart der Gelehrten ſo weſentliche Gleichheit und Freyheit iſt es, welche nicht leidet: weder daß ein einzelner Gelehrter ins beſondere, noch verſchiedene mit einander, die eine Geſellſchaft ausmachen, ſich eine Gerichtsbarkeit oder Oberherrſchaft, ſie ſey welche ſie wolle, über einen andern Menſchen, der ihrer Handthierung und ihres Standes iſt, anmaßen. Thäten ſie dieſes, ſo würden ſie das gemeinſchaftliche Recht aller derer verletzen, welche den Wiſſenſchaften obliegen, und demjenigen Rechte der Gleichheit und Freyheit Eingriff thun, worinnen das weſentlichſte Vorrecht aller Bürger der gelehrten Republik beſteht. Und ſo iſt der erſte Grundſatz einer unſtreitigen Jurisprudenz beſchaffen.

Zweyter Grundſatz. Die Freyheit und Unabhänglichkeit, die wir hier den Gelehrten zugetheilet, hindern gleichwohl nicht, daß er nicht, in Anſehung aller ſeiner Handlungen, die er vor den Augen, und zum Nutzen aller Menſchen, unternimmt, dem Urtheile des gemeinen Weſens, das heißt, dem Urtheile des ganzen Körpers dieſer Perſonen unterworfen ſeyn ſollte, die in allen Ländern und zu allen Zeiten leben, und da ſie ihre Vernunft bearbeitet haben, im Stande ſind zu erkennen und zu urtheilen: und dieſe ſind ſonder Zweifel einer von den ehrwürdigſten Theilen des menſchlichen Geſchlechtes. Dieſes iſt auch klar, ſo bald man auf den Endzweck gelehrter Arbeiten ſieht. Man frage doch einen ſolchen geſchickten Mann: warum er ſeine Lebenszeit über einer undankbaren Arbeit zubringt, die ihm unſägliche Mühe verurſachet? Der Weltweiſe wird antworten: Ich thue es, um andere zu erleuchten; und der Menſch wird hinzuſetzen: ut volitem per ora virum, damit die Ehre mein Lohn ſey. Man nehme nun, welchen von beyden Endzwecken man wolle, ſo ſieht man wohl, daß ſie beyde erfordern: daß der Gelehrte, in ſo weit er ſich in ſeinen Werken zeiget, dem Ausſpruche des gemeinen Weſens unterworfen ſeyn müſſe. Der erſte berechtiget dieſes gemeine Weſen, den Ausſpruch zu thun, ob dasjenige, was dieſer Gelehrte ihm als gut, nützlich und wiſſenswerth vorträgt, es auch in der That ſey. Der andere giebt ihm eben dieſes Recht. Denn da die Ehre nichts anders iſt, als die einhällige und unveränderliche Stimme des gemeinen Weſens, welches mit Kenntniß der Sache, den erhabenen Eigenſchaften und vorzüglichen Verdienſten Beyfall ertheilet: ſo iſt durchaus nothwendig, daß dieſe der Ehrliebe zugeſtandene Belohnung, die Folge eines vorher gefällten günſtigen Urtheils über die Handlung desjenigen ſey, der dieſen Lohn vom gemeinen Weſen erhält. Ueberhaupt und in allen Fällen, wo die Rede von derjenigen Hochachtung iſt, die die Welt gegen uns haben ſoll, muß man ſich lediglich dem Urtheile der Welt; und inſonderheit desjenigen Theiles der Welt überlaſſen, welcher durch ſein Erkenntniß und durch ſeine Einſichten im Beſitze iſt, die Meynungen und Empfindungen des großen Haufens zu beſtimmen. Vergebens würde auch der allermächtigſte König unternehmen, den Ruff eines Menſchen, wider den Ausſpruch des gemeinen Weſens, zu vernichten, oder zu erheben; er ſelbſt iſt vielmehr demſelben, wie eine gemeine Privatperſon unterworfen; und er beſtrebet ſich, dieſe Genehmhaltung durch wahrhaftig' ruhmwürdige Thaten zu verdienen. In Streitigkeiten, die etwa den bloßen Eigennutz, oder auch irgend eine bürgerliche, von äußern Merkmaalen abhangende Ehre betreffen, wendet man ſich mit Recht an den Richter: hier kann ſein Ausſpruch etwas wirken; indem der Richter mit der Ausführung zu Hülfe kommen kann. Allein in denen Fällen, wo vom Ruhme, von dieſer ungezwungenen, den großen Gaben und der Tugend gebührenden Ehre, die Rede iſt; da würde es lächerlich ſeyn, wenn man vor einen Gerichtsſtuhl gehen, und ſich dieſelbe durch einen richterlichen Machtſpruch zuerkennen ließe: da doch keine bürgerliche Macht im Stande iſt, ſie durch eine Ausführung zu unterſtützen. Folget nun hieraus nicht, daß das gemeine Weſen allein, ein befugter Richter der Gültigkeit ſolcher Anforderungen derer bleibe, die Ehre verlangen; indem nur das gemeine Weſen allein ſie ihnen ertheilen kann? Folglich iſt denn auch der Gelehrte lediglich dieſem gemeinen Weſen, von ſeinen Thaten, in ſo weit ſie die Wiſſenſchaften betreffen, Rechenſchaft ſchuldig. Als ein Bürger in der Republik der Gelehrten, erkennet er keinen Oberherrn, keinen beſondern Richter. Das gemeine Weſen allein iſt ſein natürlicher Richter. Dieſes iſt der Richter, welcher das Unrecht wieder gut machen kann, welches dem Gelehrten, der das Recht auf ſeiner Seite hat, widerfähret: durch ihn wird er über kurz oder lang, von den unbilligen Ausſprüchen losgezählet, die die Vorurtheile und Leidenſchaften gethan haben: und kurz, in der Billigkeit dieſes erleuchteten Richters, findet er eine ſichere Zuflucht wider den Hochmuth der Unwiſſenden, und die Unterdrückung der gelehrten Tyrannen.

Hierinn nun beſteht die ſo ſehr belobte Freyheit der Gelehrten, welcher man das Aufnehmen der Künſte und Wiſſenſchaften zu danken hat. Dieſes Aufnehmen würde gar bald ſtocken, wenn man aufhören wollte, zum einzigen Richter gelehrter Streitigkeiten, die Vernunft aller Menſchen und aller Jahrhunderte anzunehmen, und ſich dem Urtheile eines einzigen oder einiger Privatgelehrten unterwerfen wollte. So viel Redlichkeit und Einſicht man auch immermehr bey ihnen vorausſetzen möchte, ſo würden doch die Wiſſenſchaften dabey verlieren, und der menſchliche Verſtand würde ſich an ein Joch gewöhnen, welches das größte von allen Uebeln ſeyn würde.

Da übrigens das gemeine Weſen, dieſer Richter der Gelehrten ein unumſchränkter und unabhänglicher Richter iſt, den gar kein Anſehen zwingen kann; kurz, ein Richter, welcher lediglich der Stärke der Gründe weicht: ſo iſt es klar, daß es keine andere rechtmäßige Art giebt, vor ſeinen Augen gelehrte Streitigkeiten abzumachen, als dieſe: daß man ihm einen ungekünſtelten Verlauf der Gründe für und wider die Sache vorlege. Dieſes ſind die einzigen Waffen, deren Gebrauch uns die Vernunft in Kriegen dieſer Art erlaubet. Alles, was darüber iſt, überſchreitet das Maaß, und iſt unerlaubet. Was man gewohnet iſt, von einem Rechtshandel zu ſagen, er ſey pium juſtumque bellum coram judice, das gilt vielmehr von einer gelehrten Streitigkeit: es ſey nämlich ein redlicher und vernünftiger **Krieg, vor den Augen der Welt**; ein Krieg, der durch das Treffen der Gründe geführet, und durch den Sieg der ſtärkern Gründe geendiget werden muß. Vergebens würde ſich ein hochmüthiger Schriftſteller bemühen, an die Stelle dieſer Waffen, welche die Natur uns zur Vertheidigung unſerer Ehre gegeben hat, die Gewalt der Rotten, das Anſehen vornehmer Männer, und den Schutz der Großen einzuführen: Das gemeine Weſen lachet hierzu; es beurtheilet den Schriftſteller: und von ſeinem Urtheilsſpruche kann man ſich nicht weiter berufen. Nun wollen wir zur Anwendung dieſer Grundſätze ſchreiten.

Eine **Akademie der Wiſſenſchaften**, iſt eine Geſellſchaft einer gewiſſen Anzahl von Gelehrten, die ſich mit einander in der Abſicht vereiniget haben, ſich einander durch ihre Einſichten zu helfen und zu ermuntern, um durch dieſes Mittel deſto leichter zu dem gemeinen Endzwecke, den alle Gelehrte ſich vorſetzen müſſen, zu gelangen. Dieſe Erklärung zeiget, daß eine ganze Akademie keine andere Pflicht und Rechte haben kann, als die ein jeder Gelehrter beſitzt, indem ſie keinen andern Endzweck hat. Man muß eine ſolche Geſellſchaft, als eine einzige gelehrte Perſon anſehen: eben wie man im Völkerrechte, ganze Nationen als moraliſche Perſonen betrachtet, die in dem Stande der Natur, welches ein Stand der Freyheit iſt, leben. Was aber eine Gerichtsbarkeit betrifft, ſo hat eine Akademie gar keine. Denn woher hätte ſie dieſelbe? Der Endzweck welchen die Akademie ſich vorſetzet, und von welchem man ihre Pflichten und Vorrechte herleiten muß, erfodert auch gar keine. Wird wohl die zum Wachsthume des menſchlichen Verſtandes ſo nothwendige Freyheit, jemals verſtatten, daß man durch Urtheilſprüche und Anſehen, Wahrheiten feſtſetze, die die Wiſſenſchaften angehen? Sie leidet ja nicht einmal, daß man auf dieſe Weiſe die Begebenheiten feſtſetze, die nur ſie angehen; viel weniger aber ſolche Begebenheiten, die nicht für wahr oder falſch erkläret werden können, ohne eine Entſcheidung über den Lehrſatz ſelbſt nach ſich zu ziehen. Eine dergleichen Gewalt hat mit dem Aufnehmen der Künſte und Wiſſenſchaften nichts zu thun, die doch eine Akademie durch ihre Vergeſellſchaftung im Sinne hat; oder dieſe Gewalt würde demſelben vielmehr zuwider ſeyn. Und da es außer Streit iſt, daß die Pflichten einer Gemeinſchaft von dem Endzwecke ihrer Verbindung hergeleitet werden müſſen, welcher Endzweck bey den akademiſchen Mitgliedern, von demjenigen nicht unterſchieden iſt, den jeder einzelner Gelehrte ſich vorſetzet; ſo kann man auch nicht läugnen, daß die Akademien ſelbſt, vor der Gerichtsbarkeit des gemeinen Weſens eben ſo wohl ſtehen, als jeder einzelne Gelehrte; und daß ſie von dieſem gemeinen Weſen, Lob oder Tadel zu gewarten haben, nach dem ſie es verdienen. Findt ſich nun eine Akademie, die mit Verachtung dieſer Regeln, und dieſer Geſetze der Vernunft, ſich dieſes unſtreitige Recht des gemeinen Weſens anzumaßen erdreiſtet: ſo wird ſich das gemeine Weſen ſolchem Unterfangen unfehlbar eben ſo widerſetzen, wie es ſich der Ausſchweifung kleiner Schriftſteller und dem Hochmuthe der großen widerſetzet; indem es ſie zu einer billigen Strafe verdammet, die ſo zu reden mit einem gewiſſen Theile ihres Ruhmes bezahlet wird.

Wir ſchließen alſo hieraus, daß, da der geſellſchaftliche Endzweck jeder Akademie der Wiſſenſchaften, von ſolcher Beſchaffenheit iſt, daß man keine Gerichtsbarkeit daraus herleiten könnte; auch die **königliche berliniſche Akademie der Wiſſenſchaften** keine, kraft eines Juris connati, kraft eines mit ihrer **Einſetzung** entſtandenen **Rechtes**, haben kann.

Nunmehr müſſen wir noch unterſuchen, ob dieſe **Akademie**, die ihr beygemeſſene Gerichtsbarkeit, kraft eines **erworbenen Rechtes**, nämlich eines ſolchen beſitze, welches aus der ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Einwilligung des Gelehrten fließt; der, wenn er ſich einer auf einen gewiſſen Fuß eingerichteten Geſellſchaft beygeſellen läßt, ſich freywillig den Geſetzen und Verfaſſungen eben dieſer Geſellſchaft, ſie mögen beſchaffen ſeyn wie ſie wollen, unterwirft. Aber alles dieſes findt hier keine

Statt. Die Satzungen und Verordnungen der berliniſchen Akademie ſtehen vor dem zweyten Bande ihrer Geſchichte; dieſe kann man zu rathe ziehen. Hier wird man nun ſehen, daß ſie nichts enthalten, worauf ſich eine dergleichen Gerichtsbarkeit gründen könnte. Es iſt alſo in dieſem Stücke keine Einwilligung von Seiten des Mitgliedes, zur Zeit ſeiner Beygeſellung, und kein von der Akademie überkommenes Recht vorhanden.

Iſt es denn alſo nicht ein recht ſeltſames und widerliches Verfahren, wenn ein Gelehrter aus der gewohnten Bahne weicht, und andere Gelehrte als rechtmäßige und gehörige Richter eines dritten anzuſehen beginnt, der ſich ihrem Anſehen niemals unterworfen hat? wenn er ſie verbindet, ihn vor ihren Gerichtsſtuhl zu laden, ihm als ihrem Unterwürfigem zu begegnen, und auf alle Weiſe ſo mit ihm zu verfahren; als ob ſie ein Recht hätten, ihn zu richten, zu verurtheilen und zu ſtrafen? Das gerechte und weiſe gemeine Weſen, wird unfehlbar die Wichtigkeit derer Gründe begreifen, die es verbinden müſſen, eine ſo gefährliche Neuerung, ein ſo verwägenes Unternehmen, nicht mit gleichgültigen Augen anzuſehen. Alle Wiſſenſchaften müſſen darüber unruhig werden, allen Gelehrten iſt daran gelegen, ſich hier zu widerſetzen.

In der That, was würde wohl aus der Freyheit zu denken und zu ſchreiben werden, wenn man ſich durch die Gewalt irgend eines Beyſpieles, einbilden wollte, die Akademien wären die natürlichen

Gerichtsſchranken der Gelehrten? würde wohl ein einziger ſo einfältig ſeyn, um ſich bey denen Folgen zu beruhigen, die ein dergleichen Misbrauch nach ſich ziehen würde? Würden wohl alle Gelehrte von den Meynungen und dem Eigenſinne, vieleicht eines einzigen, abhängen wollen; der durch ſein Anſehen, und den Einfluß, welchen er in das Glück oder den Ruhm der übrigen haben könnte, allemal im Stande ſeyn würde, dieſen das Maul zu ſtopfen, und zu machen, daß jene es bereuen müßten, etwas geſaget oder geſchrieben zu haben, das wider ſeinen Geſchmack wäre? Wenn durch eine niederträchtige Nachſicht, dergleichen Misbräuche gemein werden ſollten, würde nicht die Herrſchaft ſolcher Societäten, den Wiſſenſchaften unendlich viel mehr Schaden zufügen, als alle ihre erſtern Arbeiten ihnen genützet haben? Alsdann wären die Gaben der Natur den Leidenſchaften und dem Anſehen zum Raube ausgeſetzet. Man würde von dem Werthe ſcientifiſcher Werke, wie von der Güte theatraliſcher Stücke, urtheilen; die nach dem Eigendünkel der Rotten, bald gelobet, und bald ausgeziſchet werden.

Da alſo die Gerichtsbarkeit keine nothwendige Folge einer Akademie überhaupt iſt; und die berliniſche Akademie, ſich kraft eines überkommenen Rechtes, auch keine anmaßen kann: ſo iſt es klar, daß ſie ganz und gar keine hat, und nicht berechtiget ſeyn kann, eine gelehrte Streitigkeit anders, als mit Einwilligung der ſtreitenden Parteyen, zu entſcheiden.

Hätte Herr König für gut befunden zu ſagen: Herr von Maupertuis habe ſeine Theorie, Wort für Wort, aus den Schriften eines andern genommen: ſo hätte doch die Akademie gar kein Recht gehabt, darüber zu erkennen; wofern nicht Herr König drein gewilliget hätte, ſich ihren Ausſpruch gefallen zu laſſen. Bis dahin hätte das gemeine Weſen allein Richter ſeyn müſſen: und wenn Herr von Maupertuis als ein Gelehrter gedacht hätte, der ſeine Verbindungen und die Gränzen ſeiner Vorrechte vor Augen hat; ſo hätte er Herrn Königen vor dem Richterſtuhle dieſes gemeinen Weſens angegriffen. Hier wäre die Frage ſonder Heftigkeit aus einander geſetzet, und die Parteyen wären ohne alle Parteylichkeit gehöret worden. Allein, was hat er gethan, anſtatt auf dieſem gebahnten Wege zu bleiben? Er begehret, daß eine Akademie, die kein Recht dazu hat, ſeinen Klagen abhelfen ſoll. Und dennoch iſt ſein Gewiſſen ſo zart nicht geweſen, daß er ſich etwa an die Akademie zu London oder Paris, oder an irgend eine andere gewandt hätte; vor welcher man ſeinem Gegner vermuthlich auf gleichen Fuß mit ihm würde begegnet ſeyn. Nein, dieſes Haupt einer Akademie, welcher eine Macht in Händen hat, die weiter geht, als aller Präſidenten der Akademien ihre, und die alle beſoldeten Mitglieder unter ſeine Abhänglichkeit ſetzet, hat gemeynet: er wolle ſeinen Widerſacher zwingen, mit ihm vor einem Richterſtuhle zu rechten, allwo die Mehrheit der Stimmen nothwendig für das Oberhaupt ausfallen muſte.

Gleichwohl gehörete die Gelegenheit des Streites, dieſe ihrem Erfinder ſo werthe Theorie, ſo wenig der berliniſchen als pariſiſchen Akademie zu. Sie war bereits 1744. in den Memoires der letztern bekannt gemacht, gebohren und geſtorben. Außer ſeinen Freunden, hatte keine Seele ein Geſchrey davon gemachet, und außer dem Lärmen, was man anjetzt darüber anſtellet, würde man noch ſehr lange davon geſchwiegen haben. Allein bey der pariſiſchen Akademie hat ein Mitglied nur ſo viel Anſehen, als ihm zukömmt; das heißt, es wird nur gelobet, wenn es ſich gut hält: und dieß iſt auch das einzige, was alle Schriftſteller haben ſollen; damit ſich in die gelehrten Geſellſchaften niemals die willkührliche Gewalt einſchleiche.

Wir ſchließen nunmehr ſo: weil man von einem andern nichts ſodern kann, man habe denn ein Recht dazu; und man ſich inſonderheit nicht zum Richter eines dritten aufwerfen kann, man ſey denn durch eine Vollmacht dazu befuget; und da die berliniſche Akademie nichts von dieſem allen hat: ſo hat Herr König gar recht gethan, daß er dieſen Gerichtsſtuhl verbethen hat, und das, was man daſelbſt wider ihn unternommen, als ein unrechtmäßiges Verfahren anſieht, welches unbefuget und ipſo jure nichtig iſt. Dieſes giebt ihm Anlaß zu hoffen, daß das gerechte und billige gemeine Weſen, durch ſeinen Urtheilsſpruch denjenigen entkräften werde, den die Akademie gefället hat.

Jedoch wir wollen einen Augenblick die hier feſtgeſetzten Grundſätze fahren laſſen, und der Akadenie diejenige Gerichtsbarkeit zugeſtehen, die ſie nicht hat; ſo fraget ſichs: ob ſie in der Art, wie ſie ſich derſelben gebrauchet hat, auch auf die Vorſchriften des Rechtes und die weſentlichen Formalitäten der Juſtiz, recht acht gegeben hat? Das wird ſie ſonder Zweifel behaupten; allein man läugnet es: und damit das gemeine Weſen deſto beſſer davon urtheilen möge, ſo will man ihm hier verſchiedene Stellen vor Augen legen, die ſowohl aus Herrn Eulers Nachricht (welcher in dieſer Sache das Amt eines Referenten bey der Akademie verwaltet hat) als aus dem auf ſeinen Bericht erfolgeten Urtheilsſpruche genommen ſind. Allhier wird man mit Erſtaunen die ſeltſame Ordnung eines Verfahrens ſehen, das ſeines gleichen nicht hat.

Denn da er (Herr König) den Grund der Lehre ſelbſt nicht erſchüttern können, ſo beſtrebet er ſich, dem Herrn von Maupertuis die Ehre der Erfindung ſtreitig zu machen, um ſie dem Herrn von Leibnitz zuzuwenden. Er führet zu dieſem Ende ein Stück eines gewiſſen Briefes an, u. ſ. w. *

Herr von Maupertuis, der dieſen Grundſatz als ihm zugehörig vorgetragen, hat geglaubet: er müſſe fleißig alles aufſuchen, was die Wahrheit dieſer Sache beſtätigen könnte; NB. damit er ſich vor allem Argwohne eines gelehrten Diebſtahls, in Sicherheit ſetzen möchte **.

---

* Siehe oben die 66ſte Seite.

** a. d. 69ſte S.

Herr König hatte ſo wenig im Sinne, die Urſchrift des Leibnitziſchen Briefes herzugeben, daß er ſich vielmehr bemühete, die Akademie von der Unterſuchung dieſer Frage abzulenken, und ſie in andere ganz fremde Streitigkeiten zu verwickeln *.

Daß die von Herrn Königen vorgebrachte Stelle ꝛc. nicht den mindeſten Schein eines Anſehens bey ſich führe, um denen Anſprüchen Eintrag zu thun, die die Mitglieder der Akademie, welche in dieſer Sache verwickelt ſind, haben, diejenigen Grundſätze wieder zu fodern, die ſie, als ihrem Nachſinnen und Forſchen zuſtändig, vorgetragen, ſowohl als alle Folgerungen, die ſie daraus; ſowohl in denen Memoires gezogen, die die Akademie angenommen hat, als in andern von ihnen herausgegebenen Werken *.

In dieſen Stellen, ſowohl als in vielen andern, die einen Theil der Schrift ausmachen, aus welcher man dieſe genommen hat, giebt man drey Sachen vor, davon die zwo erſten, die dritte beſtätigen ſollen. Man ſetzet darinnen zwey Facta, und eine Rechtsfrage feſt, die davon abhängt.

I. Factum. Daß des Herrn von Maupertuis Schriften über die kleinſte Wirkung, eine vortreffliche und erhabene Entdeckung enthalten.

II. Factum. Daß das Fragment vom Herrn König, in der boshaften Abſicht an-

---

* a. d. 74. Seite.

* a. d. 82. S.

geführet worden, dem Herrn von Maupertuis die Ehre der Erfindung zu rauben, um ſie dem Herrn von Leibnitz zuzuwenden; und daß dieſes Fragment in der That zeige, Herr von Leibnitz hätte eben dieſe Theorie beſeſſen, welche Herr von Maupertuis zurück fodert.

Rechtsfrage. Wem gehöret dieſe vortreffliche Entdeckung zu, von welcher man vorausſetzet, daß ſie ſowohl in den Schriften des Herrn von Maupertuis, als in dem Fragmente des Herrn von Leibnitz ſtehe? Gehöret ſie dem Herrn von Leibnitz; oder dem Herrn von Maupertuis?

Hätten nun die Richter, ehe ſie weiter gegangen wären, ſich die Mühe nehmen wollen, irgend einen Rechtsgelehrten um Rath zu fragen; ſo würde er ihnen geſaget haben: daß in jedem Proceſſe, die Facta erſt aus einander geſetzet werden müſſen, ehe man zur Unterſuchung der Rechtsfrage ſchreitet, und daß man nicht eher einen Ausſpruch thun kann, als bis das Factum hinlänglich erwieſen iſt.

Man weis, daß ein Urtheilsſpruch, in einer bloßen Anwendung des Geſetzes auf die That beſtehe; und es iſt ſehr klar, daß dieſe Anwendung nicht eher Statt haben kann, als bis das Factum ausgemachet iſt. Lehret man nicht in den Schulen, daß ein jeder Rechtshandel, auf folgende allgemeine Schlußrede hinauslaufe:

Wer einem andern ſein Gut nimmt, der ſoll es wieder geben, und geſtrafet werden.

Herr König hat dem Herrn v. Maupertuis ein Gut geraubet, was ihm gehöret;

Alſo u. ſ. w.

Kann wohl der Schluß gemachet werden, ſo lange der Beklagte ihn noch durch ein bloßes negatur minor aufhalten kann? wenn er erwiedert: dein Unterſatz iſt falſch, ich habe nie im Sinne gehabt, dem Hn. von Maupertuis was zu rauben; ja ich habe bewieſen, und erbiethe mich noch, es zu beweiſen, daß er niemals etwas gehabt hat, was man ihm rauben könnte, oder möchte?

Hier iſt alſo eine offenbare Ungereimtheit. Gleichwohl haben die Richter kein Bedenken getragen, auf Hn. Eulers bloße Nachricht weiter zu ſchreiten, und einen Schlußſatz ohne Unterſatz gezogen; das heißt, ſie haben die Rechtsfrage entſchieden, ohne vorher von der Wahrheit der Sache verſichert zu ſeyn. Gleichwohl hat man das Herz zu ſagen, dieſe Unterſuchung der Sachen ſey überflüßig, und tauge nur, die Akademie in fremde Händel zu verwickeln; ja, was merkwürdig iſt, dieſes Urtheil ſey erſt nach einer reiflichen Ueberlegung gefället worden. Wir wollen dieſen Artickel ſchließen:

1. Herr König hat in den Leipziger Actis erwieſen, und wird es in einer beſondern Schrift noch weitläuftiger erweiſen: daß die vermeynte Entdeckung des Herrn von Maupertuis auf nichts hinaus laufe.

2. Die Ausdrücke des Fragmentes geben nicht zu erkennen, daß Herr von Leibniß, weder

der des Hn. v. Maupertuis Begriffe, noch Hn. Eulers Auflöſung der Aufgaben, gehabt hat.

3. Herrn Königs Abſicht, da er dieſes Fragment bekannt gemachet hat, kann alſo die nicht ſeyn, die er voraus ſetzet, wie wir gezeiget haben.

Da fallen nun alſo alle Facta dieſes Verfahrens über einen Haufen, und da dieſe zur Grundfeſte des akademiſchen Urtheilsſpruches dienen; ſo fällt dieſer von ſich ſelbſt dahin. Denn, da niemals vor einen Richter eine Rechtsſache ſtatt hat, wo keine Beleidigung iſt; ſo fällt die Sache der Ankläger weg, und iſt kein Proceß mehr.

Es ſey uns erlaubet, im Vorbeygehen anzumerken, wie ſehr eben dieſe Richter, ihre vermeynte Gerichtsbarkeit, ſelbſt über die Analogie der Jurisprudenz und des Rechtes, getrieben haben.

Daß ein jeder Staat eine Gerichtsbarkeit über ſeine Bürger habe, das iſt nicht zu läugnen. Erſtrecket ſich aber dieſe ſeine Gerichtsbarkeit auch über die Gränzen ſeines Gebiethes? Iſt wohl ein Unterthan ſeinem Landesherrn auch von denen Thaten Rechenſchaft ſchuldig, die er auf einem fremden Gebiethe unternommen hat? Ganz gewiß nicht. Wie kann denn die Akademie begehren, ihre Gewalt noch über die Gränzen ihrer Actorum hinaus zu treiben, und über dasjenige zu erkennen, was in den Leipziger Actis gedrucket ſteht, die gar nicht von ihr abhängen: da ſie in einer freyen Stadt heraus kommen, die allemal ein Sitz der Wiſſenſchaften geweſen iſt, und wo man einem jeden

den die Freyheit, alles was er will zu reden und zu ſchreiben erlaubet, dafern er nur die Religion und guten Sitten nicht verletzet.

So weis man auch, daß man in England, in die öffentlichen Blätter, die heftigſten Sachen wider die vornehmſten Leute kann einrücken laſſen; dafern man ſie nur nicht nennet, oder wenn man ſie ja nennet, doch nur die ſtummen Buchſtaben ihres Namens hinſetzet. Herr **König** hätte ſonder Zweifel, in Anſehung des Herrn **von Maupertuis**, eben das thun können; allein ſo viel Freyheit hat er ſich nicht einmal heraus genommen. Man hat es bereits angemerket. In ſeinem ganzen Aufſatze ſteht auch nicht ein einziger Buchſtab, der den Herrn **von Maupertuis** andeuten ſoll, und keine einzige von den Schriften dieſes Gelehrten iſt darinnen angeführet. Der Verfaſſer hat ſeine Behutſamkeit ſo weit getrieben, daß Herr **von Maupertuis** und ſeine Theorie, in ſeiner Schrift niemals anders, als durch Umſchreibungen angezeiget werden, die alle ſo viel, vieleicht gar zu weit getriebene Schmäucheleyen gegen ihn ſind. Man erblicket darinn einen Mann, der recht ungern dem gemeinen Weſen die Irrthümer darleget, die er beſtreitet, und allenthalben ſeine Ausdrücke zu mildern ſuchet, indem er durch hundert Behutſamkeiten zu verhindern trachtet, daß dieſe Irrthümer von niemanden recht deutlich wahrgenommen werden mögen, als allein von dem **akademiſchen Mitgliede**, welchem ſie entwiſchet waren. Es iſt vielmehr eine freundſchaftliche Berathſchlagung mit einem Gelehrten, den man in Ehren hält; als ein gelehrter Streit, als eine eigentliche Widerlegung ſeiner Gedanken. Wer ſollte nun glauben, daß man nach ſo vieler Behutſamkeit, dem Herrn Könige ein Verbrechen daraus machen könne, daß er in den **Leipziger** Actis Sachen entdecket, die dem Hrn. v. **Maupertuis** misfallen hätten? in dieſen Actis, die allezeit allen Gelehrten offen ſtehen? Hier war vielmehr der Ort, allwo Herr von **Maupertuis**, wenn er dem in dergleichen Fällen üblichen Gebrauche hätte folgen wollen, ſeinen Gegner hätte verfolgen und angreifen können; wie ihn denn dieſer ſo rühmlich dazu eingeladen hatte. Dahin hätte ihn die **Akademie** verweiſen ſollen, um die Gränzen ihres gelehrten Gebiethes nicht zu überſchreiten.

Wenn aber dieſe Herren ſich ſo wenig aus den Regeln des Rechtes gemachet, ſo haben ſie gewiß nicht mehrere Sorgfalt auf die Beobachtung der bey einem ordentlichen Verfahren ſo nothwendigen Formalitäten gehabt. Herr von **Maupertuis** ſtellet die **Akademie**, als in dieſen Streit mit **verwickelt** vor; er verſichert, daß es ſeine Sache nicht mehr ſey; daß es der **Akademie** ihre wäre. Iſt nun dieſes; wie kann denn eben dieſe **Akademie** ſich zum Richter eines Streites aufwerfen, der ihre eigene Sache iſt, und ſie ſo viel angeht? Um nicht mehr von den Rechtsregeln zu reden, ſo erlaubet ja der Wohlſtand nicht, daß man in ſeiner eigenen Sache Richter ſey: ſo gut auch die Abſicht wäre, und ſo viel Einſicht man dazu beſitzen könnte. Aus Achtung gegen eben dieſen Wohlſtand, entfernet ſich Herr von **Maupertuis**: allein, was bedeutet dieſe ſeine Entfernung, wenn er leidet, daß eine **Akademie**, deren faſt unumſchränktes Oberhaupt er iſt, ſich verſammele, Sitz halte, und in einer Sache, von welcher er behauptet, daß ſein eigen Beſtes das Beſte dieſer berühmten Geſellſchaft ſelbſt geworden ſey, den Richter ſpiele? Wie kann doch ein Menſch, der nur einiger maßen gewiſſenhaft ſeyn will, ſich entſchließen, ſich auf dieſe Weiſe den Vortheil zu nutze zu machen: daß er in einem Streite, der ſeine Ehre betrifft, Richter habe, die einer Parteylichkeit gegen ihn verdächtig ſind? Und was ſollen wir vom Herrn **Euler** ſagen? was ſpielet er bey allem dieſem für eine Perſon? Bald iſt er des Hn. v. **Maupertuis** Sachwalter, und führet die Sache ſeines **Präſidenten**; bald iſt er Partey, und vertheidiget ſich ſelbſt; bald iſt er Referent, und ertheilet der **Akademie** den Verlauf der Sache, und endlich, wenn man das Urtheil fället, ſo erkühnet er ſich auch als Richter da zu ſitzen?

So ſchön hat man die gemeinſten Regeln des Rechtes, die weſentlichſten Formalitäten der Juſtiz, ja ſelbſt den gewöhnlichſten Wohlſtand, in der Unterſuchung ſowohl, als in dem Ausſpruche, die man beyde gleich unbefuget in dieſem Streite an ſich geriſſen, beobachtet!

Wer ſollte glauben, daß die **königl. Akademie** zu **Berlin**, da ſie durch ſich ſelbſt und mit voller

Freyheit verfährt, ſich jemals auf ſolche Art hätte gebräuchen laſſen? Wer ſollte glauben, daß ſie vor den Augen der ganzen Welt, das gefährliche Beyſpiel einer Verfolgung hätte geben wollen, die den Grundſätzen der Billigkeit nicht minder zuwider iſt, als den Grundgeſetzen, und dem Sinne ihrer eigenen Einſetzung?

Doch, warum reden wir von der Akademie überhaupt? Die Welt irre ſich hierinn nicht; ſie bilde ſich nicht ein, da ſie von dem ehrwürdigen Namen dieſer berühmten Geſellſchaft geblendet wird: daß der **Urtheilsſpruch**, wodurch man den guten Namen eines ehrlichen Mannes ſchmälern wollen, ein Werk der **ſämtlichen** Mitglieder dieſer **Akademie**, oder auch nur der **mehreſten** ihrer Mitglieder ſey. Von einer ſehr großen Anzahl vielleicht von hundert Perſonen allerley Standes, und aller Arten von Gelehrſamkeit, in allen Theilen von Europa, aus welcher ſie beſteht, ſind kaum zwanzig, die von dem Geiſte ihres **Präſidenten** erfüllet geweſen, oder ihm eine blinde Unterwerfung ſchuldig zu ſeyn glauben; welche auf die Richterbank geſtiegen ſind, die ſeine Rachgier wider einen Freund erbauet hatte, der ſich erfrechet, anders zu denken als er, und es zu ſagen. Herr König, der mit einer tiefen Ehrfurcht und einer billigen Bewunderung gegen die Einſicht der Akademie erfüllet iſt, bleibt ganz geruhig über dem, was von ſeinem Bezeigen in dieſer ganzen Sache, diejenigen Gelehrten jedes Standes denken können; deren durchdringende Einſicht und erhabene Verdienſte ihm die Beygeſellung zu ihnen, als eine beneidenswerthe Ehre vorſtellete. Eben dadurch empfindet er die ganze Stärke und das ganze Vorurtheil, welches wider ihn aus dem Urtheilsſpruche der ganzen Akademie insgemein, entſtehen könnte. Andern theils aber kann er nicht glauben, daß dieſe Akademie es übel nimmt: wenn er, ſo viel ihm möglich iſt, einem Vorurtheile vorbeuge und es zerſtreue, deſſen Einfluß ſeiner Ehre ſo nachtheilig werden könnte. Da ja ſelbſt die unumſchränkten Mächte der unterdrückten Unſchuld verſtatten, daß ſie ſich von ihrem erleuchteten Throne, an eben denſelben beſſer unterrichteten Thron wenden dörfe; da ſie alle Tage vergönnen, daß man diejenigen Sachen, welche in der erſten Inſtanz wider Recht und Billigkeit entſchieden zu ſeyn ſcheinen, vor ein höheres Gericht bringe: ſo iſt es wohl nicht wahrſcheinlich, daß eine gelehrte Geſellſchaft, die ohne Gerichtsbarkeit, ihren größten Flor von der Freyheit erhält, die ſie den Wiſſenſchaften, unter dem Schatten eines königlichen Schutzes verſchaffet, ſich entrüſte; wenn ein Mann, der die Ehre hatte ihr anzugehören, ſeine Stimme erhebt und die Welt belehret: daß das wider ihn gefällete unbillige Urtheil, welches man mit dem Namen der Akademie ausgeſchmücket, nur ein ſehr ſeichtes Werk einiger weniger Mitglieder ſey. Herr **König** glaubet, er würde ſeiner Pflicht ſehr zuwider handeln, wenn er, in der Zeit, da er ſich von dieſem Urtheilsſpruche auf das gemeine Weſen beruft, nicht zugleich Sorge trüge, wie er jetzund thut, der ganzen gelehrten Welt kund zu thun, daß dieſer Ausſpruch nicht ein eigenes Werk der ganzen königl. Akademie zu Berlin ſey; ſondern nur irgend von zwanzig Mitgliedern herrühre, denen er auf keine Weiſe ſeine Ehre aufzuopfern verbunden iſt.

Man merke es alſo, und Herr **von Maupertuis** inſonderheit behalte es wohl: daß man die berühmte Geſellſchaft, welcher er vorſteht, nicht für denjenigen Richter erkennet, der das Urtheil gefället hat, worüber man ſich beſchweret. Dieſer Richter iſt er ſelbſt, nebſt zwey und zwanzig Beyſitzern, die von ſeinem Geiſte belebet wurden; ungeachtet ſeine Perſon in dem Augenblicke, da ſie das Urtheil fälleten, nicht an ihrer Spitze ſaß. Dieß iſt nach der richtigſten Wahrheit diejenige Akademie, über welche Herr **König** ſich beſchweren muß. Er ehret und ſchätzet nach Gebühr die Mitglieder davon nach allen andern Eigenſchaften hoch; außer der, die ſie ſich als ſeine Richter, unüberleget haben ertheilen laſſen. Da ſie aber in dieſer letzten allhier auf dem Platze erſcheinen, ſo müſſen ſie natürlicher Weiſe die Unterſuchung erwarten, die man von ihrer Geſchicklichkeit anſtellen wird, ihre Pflichten zu erfüllen: und wir halten ſie für großmüthig genug, daß ſie Hrn. **Königen** die betrübte Nothwendigkeit verzeihen werden, dazu ſie ihn ſelbſt gebracht haben, allhier zu zeigen, (welches wir gleichwohl mit dem größten Widerwillen thun) daß ſie die nothwendig erfoderlichen Eigenſchaften nicht beſeſſen, um mit genugſamer Einſicht der Sachen das in dieſem Handel gefällete Urtheil zu ſprechen, welches ihre Fürſorge bekannt gemacht hat. Dieß machet den dritten Artikel aus, zu welchem man ſich anheiſchig gemachet hat.

Bevor wir weiter gehen, müſſen wir hier eine ſehr wichtige Beobachtung nicht vergeſſen; nämlich daß die Schrift, **Urtheil der Akademie** genannt, (welche hauptſächlich aus zween Theilen beſteht, nämlich aus Hrn. **Eulers** Berichte, und aus dem Ausſpruche oder Urtheile, welches auf dieſen Bericht folget,) durchaus nur ein Ganzes ausmachet: von welchem die vermeynten Richter alle Puncte, ſowohl in Anſehung der Begebenheiten, als in Anſehung der Schlüſſe, angenommen haben. Wäre es nur auf die Unterſuchung angekommen, woher Herr **König** das Stück eines Briefes genommen, welches er in ſeiner Abhandlung als aus **Leibnitzens** Feder gefloſſen, anführet: ſo hätte es einer viel geringern Einſicht gebrauchet, als dieſe Herren beſitzen, um die Sache zu entſcheiden. "Es iſt, ſaget er, aus einem Briefe genommen, "der einen Theil einer ganzen Sammlung ausmachet, die alle vom Herrn **von Leibnitz** ſind, und "die der ſelige Herr Henzy mir gegeben hat." Man fodert ihm dieſen Brief ab: er giebt ihn her. Man bittet ihn zu ſagen, ob er die Urſchrift von des Herrn **von Leibnitz** eigener Hand habe, oder wiſſe, wer ſie beſitze? Auf beydes antwortet er: nein; er wolle ſich aber erkundigen. Er erkundiget ſich auch; andere thun ihrer ſeits ein gleiches: und weder das Original, noch eine Abſchrift davon wird irgendwo gefunden. Bisher ſcheint alles was davon vorhanden iſt, bloß das zu ſeyn, was Herr König beſitzt. Was ſoll man nun hieraus ſchließen? Was man daraus ſchließen ſoll? das darf man nur den erſten beſten fragen, der einem begegnet. Wenn er nur einigen Menſchenverſtand hat, ſo wird er gleich antworten, ohne daß er die Philoſophie, oder Algebra, nöthig habe: daß Herr König dasjenige für eine Abſchrift eines Leibnitziſchen Briefes ausgegeben, was er vom Herrn Henzy, als eine Abſchrift eines Leibnitziſchen Briefes erhalten hat. Er iſt aber todt, dieſer Herr Henzy: und es finden ſich in ſeinen Schriften keine Spuren von Abſchriften Leibnitziſcher Briefe? Was thut das Hrn. Königen? Ihm iſt es nicht möglich, den Todten zu erwecken; und man wird ihm wohl auf ſein Wort glauben müſſen; er iſt befuget dieſes von Rechts wegen zu fodern, nach der Regel: Quilibet præſumitur bonus, donec probetur contrarium. Wenn man alſo nicht beweiſt, daß er ſonſt kein wahrhafter Mann iſt, oder daß das Fragment ſichtbare Merkmaale der Falſchheit habe, ſo muß es vor dem Richterſtuhle der Vernunft ungezweifelt wahr bleiben, daß dieſes Fragment, und der ganze Brief, davon es ein Theil iſt, eine Abſchrift ſey, die der ſelige Herr Henzy Herrn Königen, als eine Abſchrift eines Leibnitziſchen Briefes, gegeben. Dieſes verſteht ſich von ſich ſelbſt. Man brauchet nicht ein akademiſches Mitglied zu ſeyn, um deſſen Wahrheit einzuſehen; die Sache iſt auch dem gemeinen Manne klar und begreiflich.

Da aber Herr Euler in ſeinem Berichte, zum Beweiſe, daß dieſes Fragment erdichtet worden, mit den Worten des Fragmentes, ſolche Begriffe verbindet, und ſolche Folgerungen daraus zieht, die, wenn man ſie verſtehen ſoll, eine ſehr weitläuftige Kenntniß deſſen erfodern, was die Meßkunſt und Metaphyſik erhabenes in ſich ſchließen; und da auf dieſe Nachricht das neue akademiſche Tribunal ſeinen Ausſpruch gethan hat, ſo ſieht man gar wohl: daß wenn es mit Kenntniß der Sachen ſprechen ſollen, und, wie man ſich rühmet, nach reiflicher Ueberlegung, die Richter nothwendig Philoſophen und Meßkünſtler vom erſten Range haben ſeyn müſſen; ohne welches ſie nicht im Stande geweſen wären, von den Gründen des Referenten das mindeſte zu verſtehen, ſondern wie der Blinde von der Farbe geurtheilet hätten.

Was bringt nun ihr Ausſpruch mit ſich? Hier iſt es, ſo wie ſie es als den einhälligen Schluß ihrer Berathſchlagung mitgetheilet haben. Es heißt: * Daß die von Hrn. Königen vorgebrachte Stelle, in der Nachricht, die den leipziger Actis Eruditorum einverleibet iſt, als ob ſie einen Theil eines Leibnitziſchen Briefes ausmachete, der in franzöſiſcher Sprache an Herrn Hermannen geſchrieben worden, offenbare Kennzeichen der Falſchheit an ſich habe; und folglich nicht den mindeſten Schein eines Anſehens bey ſich führe, um denen

---

* Man ſehe oben a. d. 81. 82. S.

denen Anſprüchen Eintrag zu thun, die die Mitglieder der Akademie, welche in dieſer Sache verwickelt ſind, haben, diejenigen Grundſätze wieder zu fodern, die ſie, als ihrem Nachſinnen und Forſchen zuſtändig, vorgetragen; ſowohl als alle Folgerungen, die ſie daraus, ſowohl in denen Memoires gezogen, die die Akademie angenommen hat, als in andern von ihr heraus gegebenen Werken; und daß alſo die Schlüſſe des Herrn Eulers, die er zu Ende ſeiner Nachricht gezogen, für billig und in aller Stärke der Ausdrücke, womit ſie abgefaſſet ſind, für gültig zu halten ſeyn.

Wie viel Sachen in wenig Worten! Man entſcheidet darinnen: daß das Fragment offenbare Kennzeichen der Falſchheit an ſich habe. Man entſcheidet, daß es denen Anſprüchen keinen Eintrag thue, die die Mitglieder der Akademie, welche in dieſer Sache verwickelt ſind, haben, diejenigen Grundſätze wieder zu fodern, die ſie als ihrem Nachſinnen und Forſchen zuſtändig, vorgetragen, ſowohl, als alle Folgerungen, die ſie daraus gezogen ꝛc. Man entſcheidet endlich, daß die Schlüſſe des Herrn Eulers, die er zu Ende ſeiner Nachricht gezogen, für billig und in aller Stärke der Ausdrücke, womit ſie abgefaſſet ſind, für gültig zu halten ſeyn. Die zwey und zwanzig akademiſchen Mitglieder, die zu dieſem Schluſſe, einhällig beygetragen, müſſen alſo allerſeits die Rechte, die Grundſätze, und alle Folgen der Grundſätze einiger unter ihnen, in Anſehung des Jnhaltes derer Materien, davon in dem Fragmente geredet wird, wohl recht gut verſtanden haben! Sie müſſen alle, die Gründe des Herrn Eulers wohl gefaſſet, und die Richtigkeit ſeiner Schlüſſe, in aller Stärke der Ausdrücke, womit ſie abgefaſſet ſind, augenſcheinlich gewahr geworden ſeyn. Kurz, ſie müſſen mit einer des Herrn Eulers Kenntniſſen zum mindeſten gleichen Einſicht erleuchtet geweſen ſeyn, um die Fähigkeit zu haben, das was er ſaget, mit denen Einwürfen zu vergleichen, welchen er in ſeiner Nachricht zu begegnen trachtet; um nachmals mit einer völligen Kenntniß, das, was wir geleſen haben, auszuſprechen. Die Welt würde alſo wie es ſcheint, nichts als was ſehr wahrſcheinlich iſt, muthmaßen, wenn ſie dafür hielte: dieſe 22 Richter wären alle, etwas mehr oder weniger, Philoſophen und Meßkünſtler, die man einem Euler, Maupertuis, Leibnitz, u. ſ. w. an die Seite ſetzen könnte. Und kann man wohl zweifeln, daß ſie ſich ſelbſt dafür ausgeben, wenn ſie, wie wir geſehen haben, die Quæſtionem Juris von der Quæſtione Facti abhängen laſſen, deren Unterſuchung Philoſophie, Geometrie, und Dynamik erfodert; ſo daß es unmöglich geworden iſt, dieſe Fragen zu trennen, die ſo genau verbunden ſind, daß man von der erſten urtheilen könnte, ohne zuvor die letzten auszumachen.

Allein, wenn man den Aufſatz dieſer Richter vernimmt, wenn man der Verſchiedenheit ihres Berufſes und ihrer Aemter nachſinnt; wie erſtaunet man da nicht, deren ſo wenige zu finden, die dieſes Lob verdienen!

An der Spitze dieſes Aufſatzes ſtehen die verehrungswürdigen Namen der **Curatoren**, und zweyer Ehrenglieder der Akademie. Ungeachtet es nun nichts minder als unmöglich iſt, daß ein Herr von hoher Geburt ein Meßkünſtler, ſo wie ein tiefſinniger Metaphyſikus, ſeyn könne: ſo erwartet man es doch nicht, man muthmaßet es nicht, bis man gültige Beweiſe davon hat, wie folgende Rechtsregel mit ſich bringt: Ordinaria præſumuntur, extraordinaria probari debent. Dergleichen vornehme **Akademiſten** ſind durch ihre Geburt und Aemter frey geſprochen, ihren Titel noch mit dem Namen eines bloßen Gelehrten zu verlängern. Man geſellet ſie den Akademien nur bey, um deren Glanz zu erheben, und diejenige Herrlichkeit darüber auszubreiten, die in den Augen des gemeinen Mannes, das bloße Verdienſt ihnen nicht geben kann. Man iſt auch feſt verſichert, daß diejenigen Herren, die man hier vor Augen hat, viel zu gerecht ſind, als daß ſie begehren ſollten, ſie hätten mit Kenntniß der Sache, in einer rechtlichen Sache ausgeſprochen, weil man ihr dieſen Schwung gegeben; und die ſelbſt durch dieſen Schwung, und durch ihre eigene Beſchaffenheit, ganz und gar in die Metaphyſik, Meßkunſt und Dynamik läuft.

Es bleibt alſo übrig, die einzigen gehörigen Richter dieſer Sache unter den eigentlichen Gelehrten aufzuſuchen, die den Richterſtuhl, von welchem Herr **König** verurtheilet worden iſt, ausgemachet haben. Wir wollen die mancherley Claſſen dieſer Gelehrten durchlaufen, und dieſe Richter ausfündig zu machen trachten.

Sollten es wohl die **Chymiſten** ſeyn, die man hier ſieht? alles Leute, die in dem, was ihr Werk betrifft, ſehr bekannte Verdienſte beſitzen. Herr **König** hat einen ſo hohen Begriff von ihrer Redlichkeit und Aufrichtigkeit; daß er ſich gänzlich auf das Zeugniß beruft, was ſie ſich ſelbſt in dieſem Stücke geben werden. Nach der Nachricht, die er von ihrer Geſinnung hat, beſorget er nicht: daß ſie, weil ſie in dieſem Theile der Naturlehre vortrefflich ſind, in welchem ſie ſich durch ihren Fleiß ſo viel Ruhm erworben haben; ſie auch in der Kenntniß des Rechtes, und der Geometrie und Dynamik werden bewandert ſeyn wollen. Wie hätten ſie denn wohl mit Einſicht den Ausſpruch thun können: daß des Herrn von **Maupertuis** vermeynte Entdeckung, eine **erhabene, wunderbare, und an nützlichen Folgerungen fruchtbare Entdeckung** ſey? Wie hätten ſie mit eigenen Augen ſehen können, daß die Schlüſſe in Herrn **Eulers Nachricht, gerecht, und in aller Stärke der Ausdrücke, darinnen ſie vorgetragen worden, gültig** ſeyn?

Ihre Mitbrüder, die Herren **Kräuterkundigen und Zergliederer**, die bey dieſem Urtheile

Sitz genommen, haben vermuthlich nicht mehr Einſichten, die doch ſo nöthig waren, mitgebracht. Man läßt ihrer Redlichkeit Recht widerfahren; man ehret ihr Verdienſt; man bewundert ihre Geſchicklichkeit. Allein, da man weder in den Memoires, noch anderwärts, etwas von ihrer Arbeit geſehen hat, welches ſie als Rechtsgelehrte, und Meßkünſtler kund machete: ſo muß es erlaubet ſeyn, zu zweifeln, daß ſie es ſind, bis ſie die gelehrte Republik mit einigen Werken werden beſchenket haben, die ihren Namen Ehre machen; es ſey nun in Materien des Rechtes, oder in der Wiſſenſchaft über die Bewegung und Kräfte. Man ſchmäuchelt ſich, ſie werden über dieſen gemachten Zweifel, wegen ihrer Fähigkeiten in dieſen beyden Wiſſenſchaften, nicht böſe werden.

Die mathematiſche Claſſe hat alſo bey dem Tribunale, welches wir hier nicht erkennen wollen, nur einen einzigen Richter gehabt, nämlich Herrn **Eulern**, und einige Sternkundige nebſt ihm. Da aber dieſer Meßkünſtler, ohne Widerrede, in dieſer Sache Partey war, ſollte er denn nicht ſo gewiſſenhaft geweſen ſeyn, nicht als Richter darinn zu ſprechen? War es nicht genug, daß er dabey das Amt eines Referenten hatte? Was aber die aſtronomiſchen Akademiſten betrifft, wenn die Redlichkeit, und eine nicht gemeine Gelehrſamkeit in ihrer Kunſt, hinlänglich wären, um dasjenige zu verſtehen, was die Metaphyſik, Geometrie und Dynamik abſtractes und tiefſinniges haben: ſo wären ſie überaus tüchtig geweſen, das Amt eines

Richters zu bekleiden. Allein, ſie wiſſen am beſten, wie dem iſt: und wer weis denn nicht, daß man nicht allemal alles weis, was man fähig wäre zu wiſſen, wenn man ſich darauf befliſſe?

Diejenigen Mitglieder, die zur Claſſe der **Literatur** gehören, werden uns unfehlbar verzeihen, wenn wir von ihnen gar nicht reden. Dieſe Art von Wiſſenſchaften, hat nichts gemeines mit denen Kenntniſſen, davon hier die Rede iſt. Man kann ein ſehr rechtſchaffener Mann ſeyn, und eine unermeßliche Gelehrſamkeit beſitzen, auch einen auserleſenen Geſchmack haben, und dennoch ein ſehr ſchlechter Richter geometriſcher Meynungen ſeyn.

Wo ſollen wir denn nun auf dem akademiſchen Tribunale, welches wider Herrn **Königen** ausgeſprochen, die Richter ſuchen, die mit völliger Kenntniß geſprochen haben? Sollte es wohl etwa in der berühmten Claſſe ſeyn, die nur neuerlich ſo glücklich erfunden worden, in der ſpeculativiſch philoſophiſchen? Man kennet in derſelben gewiſſe Mitglieder, die wohl vortreffliche Bedenken, nicht nur über Rechtsfragen, und die bey einem ordentlichen Verfahren gehörigen Formalitäten; ſondern auch noch über vielerley Sachen hätten geben können, welche die philoſophiſchen Fragen angehen, die in dieſem Streite mit vorkommen: allein dieſe Gelehrten haben unter meinen Richtern nicht Platz genommen. Es wäre zu wünſchen, daß Herr **Formey** es eben ſo gemachet hätte; dieſer geſchickte und höfliche Gelehrte hätte ſich begnügen mögen, als Sekretär die Feder zu führen, und ſich vom Stimmen enthalten ſollen. Man iſt im Stande ihm zu beweiſen, wann er es wird haben wollen, daß er die Schrift des Herrn **Königs**, welche in die leipziger Acta eingerücket worden war, nicht einmal geleſen gehabt, als das **Urtheil** gefället worden.

Um die Sache gerade heraus, und ſo wie ſie iſt, zu ſagen, ſo beliefen ſich alle Richter, denen man die gehörige Einſicht zugeſtehen konnte, um für ſich ſelbſt und mit Kenntniß der Sache in dieſem Handel einen Ausſpruch zu thun, auf Herrn von **Maupertuis** und Herrn **Eulern**: man müßte ihnen denn noch, um ſie zu heben, ein oder zween finſtere **Speculiſten**, ihre guten Freunde, beygeſellen wollen; Weltweiſe von der Art des jungen Verfaſſers der ſeltſamen Schrift, über das Cogito, ergo ſum. Diejenigen, die dieſe letztern kennen, wiſſen, wie weit ſich ihre ſpeculativiſche Wiſſenſchaft erſtrecket; was aber die zween Illuſtres ſelbſt betrifft, ſo wird es vieleicht ſo gar lange nicht mehr währen, daß man mit Erſtaunen ſehen wird, wie wenig ihre Begriffe richtig und vollſtändig ſind, die ſie von einer Materie hegen, von der ſie es gewaget haben, ein ſo großes Geſchrey in der Welt zu machen.

Das iſt hier alſo ein ſeltſamer Anblick: und die Welt, welche von der Erſcheinung eines im Namen einer ehrwürdigen **Akademie** gefälleten **Urtheilsſpruches** gerühret war, wird es vermuthlich nicht wenig verdrießen, wenn ſie hören wird; daß dieſes Urtheil, welches mit ſo vieler Pracht angekündiget, mit ſo vielem Lärmen bekannt gemachet, und von dem **Präſidenten**, ſo vielen Perſonen, von den Großen der Erden bis zu den Zeitungsſchreibern, zugeſchicket worden, nur ein Ausſpruch iſt, der ohne gehörige Unterſuchung von zwey und zwanzig Richtern gethan worden: davon faſt alle offenherzig geſtehen werden, daß ſie nicht im Stande ſind, die Frage zu ergründen, ja vielleicht nicht einmal zu verſtehen. Man hatte ihnen vorgeſtellet: Herr **von Maupertuis** habe die erhabenſte Theorie entdecket, deren **Speculation** jemals den menſchlichen Verſtand beſchäfftiget; man hat Herrn **Königen** beſchuldiget, er hätte ſich unterſtanden, dieſe Theorie in übeln Ruff zu bringen, u. als falſch zu beſtreiten: und, um der **Akademie** die unſterbliche Ehre zu rauben, welche von ihrem Oberhaupte auf alle Mitglieder fiele, habe er ſich eines untergeſchobenen Fragments vom Herrn **von Leibnitz** bedienet, der dieſem großen Weltweiſen die Ehre davon wieder abſoderte. Der Widerſpruch war anzüglich; allein der Glanz von des Herrn **Präſidenten** Ehre hat eine ſo wirkſame Verblendung verurſachet, daß man ihn nicht innen geworden iſt: alle haben alſo einhällig ſeinen Widerſacher verdammet. Und hätte nicht der Herr **Präſident** ſeine Großmuth, als ein großer Weltweiſer kund thun wollen, da er dem Schuldigen zu gute, gewichen iſt: ſo würde man ihn ganz anders, wegen eines Unterfangens voller Unwiſſenheit und Unbilligkeit, beſtrafet haben. Noch einmal, welch ein ſeltſamer Anblick! mit welchem Erſtaunen muß nicht die Welt ein ſo unanſtändiges und neues Schauſpiel anſehen!

4. Das iſt gleichwohl noch nicht alles. Es bleibt noch ein vierter Artikel zu berühren übrig. Man hat verſprochen zu zeigen: daß auſſer den vorſtehenden Betrachtungen über die Unregelmäßigkeit dieſes Tribunals, und die Unbefugniß der Richter, **dieſe Richter einen Ausſpruch gethan haben; ohne daß ſie auf die Natur der Sache genugſam Acht gegeben, oder auf Wahrſcheinlichkeiten die die Gültigkeit eines Fragments beſtätigen oder zernichten, noch auch endlich auf die Nichtigkeit des ganzen Proceſſes, geſehen hätten.**

Was ihre Beſchaffenheit betrifft, ſo gehöret die Sache ganz zur Litteratur. Niemand zweifelt daran; warum alſo, und aus welch einem Grunde hat Herr von **Maupertuis** in einem bloß gelehrten Streite, den Gebrauch derer Formalitäten einführen wollen, die man bey bürgerlichen Gerichtsſchranken beobachtet, wenn Begebenheiten bewähret werden ſollen? In dergleichen Fällen, erfodert das Recht zuvörderſt, daß die Begebenheiten entweder durch Inſtrumente in legaler Forme, oder durch unverwerfliche Zeugen in hinlänglicher Anzahl, oder endlich in gewiſſen Fällen durch Schwüre erwieſen werden. Die Urſache dieſer Behutſamkeit iſt nicht ſchwer einzuſehen. Man hat ſie der unſeligen Obergewalt zu verdanken, welche der Eigennutz, zum Nachtheile der Wahrheit, über die Menſchen hat. Man bedienet ſich ihrer, weil die Sachen, die vor das Tribunal des bürgerlichen Richters gezogen werden, *allezeit den Eigennuß betreffen*, welcher die Glaubwürdigkeit der Parteyen verdächtig machet. War dieſes hier aber wohl ein ſolcher Fall? Was hat eine bloß gelehrte Streitigkeit mit denen eigennützigen Zwiſtigkeiten gemein, die ſo oft machen, daß man die Ehrfurcht vergißt, die uns die Natur gegen das, was wahr und ehrlich iſt, einflößet? Was hat ein Gelehrter von der Veränderung einer Begebenheit, die keinem Menſchen was giebt oder nimmt? Was iſt es alſo nöthig, Formalitäten zu beobachten, wenn die einzige Urſache, welche ſie eingeführet hat, nicht mehr ſtatt hat?

Wenn Herr **von Maupertuis** glaubete, Herr **König** wäre ſtrafbar, ermeldetes Fragment erdichtet zu haben, um ihm ſeine Ehre zu rauben, ſo ſtand ihm ja der Weg der bürgerlichen Gerichtsbänke offen? Hier konnte er ihn angreifen; hier mochte er ihn verfolgen; und wäre dieſer letzte daſelbſt verurtheilet worden, ſo hätte ein einziger Sitztag der **Akademie** hingereichet, um ihn von der Ehre ihr anzugehören abzuſetzen; deren er in dieſem Falle, ſich allen Rechten nach, unwürdig gemachet hätte. Was brauchet aber ein Gelehrter gegen den andern mehr, als das Wort eines ehrlichen Mannes, zu Beſtätigung derer Wahrheiten, die er bezeuget? Ich habe dieſe Abſchrift vom Herrn **Henzy**, ſaget Herr **König** zum Herrn **von Maupertuis**; er hat ſie mir, nebſt verſchiedenen andern gegeben, als Abſchriften ſolcher Briefe, die ehemals vom großen Leibnitz geſchrieben worden. Nein, erwiedert der mistrauiſche Präſident; ich will die Urſchrift ſehen. Er quälet ſich, er ſtellet Nachforſchungen an: man findet nichts, und indem er endlich in ſeinem Zorne, einem Tribunale, das er ſelbſt erſchaffen hat, die Rechte einer bürgerlichen Gerichtsbank ertheilet, läßt er daſelbſt Herrn Königen verurtheilen, welcher niemals geſaget hat, daß er die Urſchrift, die man von ihm begehret, wiſſe oder beſitze. Hier läßt er dieſen Brief, als ein falſches Stück, unter dem Vorwande verdammen, daß man deſſen Urſchrift nicht aufweiſt. Wahrlich ein vortreffliches Verfahren! Ey lieber! was wird bey ſolchem Bezeigen aus dem hiſtoriſchen Glauben werden? Werden etwa von Stunden an die Aerzte, die Naturforſcher und Reiſenden, allenthalben einen geſchwornen Notarius, oder drey bis vier Zeugen mit ſich ſchleppen ſollen, um das zu bezeugen, was ſie ſelbſt geſehen zu haben behaupten? Dann ſind keine geheime Nachrichten, und ſonderbare Sachen mehr glaubwürdig, die ein Gelehrter ſaget. Kein Factum iſt mehr zum Nachtheile oder zur Ehre irgend eines Menſchen, auf die geſchriebene Ausſage ſolcher Perſonen anzunehmen, die nicht mehr vorhanden ſind; dieſe Ausſage müßte denn in einer wohlbekannten und beſtätigten Urſchrift aufgewieſen werden. Es gelten ferner keine ſchriftliche Abſchriften mehr, die die Urſchriften erſetzen, und den wankenden Glauben befeſtigen könnten, wenn man nicht zugleich mit Händen greifen kann. Hat Herr von Maupertuis

tuis etwan auf dieſe Weiſe alles bewieſen, was er der Welt von den **Lappländern** und von **Lappland** geſaget hat? und wenn er künftig ſeinen Glauben den hiſtoriſchen Begebenheiten verſagen will, bis man ihm, nicht die Abſchriften, ſondern die Originale derer Urkunden, vor Augen leget, die ihnen zum Beweiſe dienen: wird man nicht wegen ſeiner Religion unruhig werden müſſen; indem es unmöglich iſt, ihm die Urſchriften der Bibel vorzuzeigen? Man könnte ein ganzes Buch von denen Ungereimtheiten ſchreiben, welche ſein und ſeines Tribunals Verfahren nach ſich zieht.

Ohne weiter dabey ſtehen zu bleiben, ſo wollen wir uns fördern, den **Präſidenten** und ſeine **zwey und zwanzig Beyſitzer**, noch genauer zu verbinden. Wir wollen uns in die Unterſuchung derer Gründe einlaſſen, deren ſie ſich bedienen, die Glaubwürdigkeit beſagten **Fragments** zweifelhaft zu machen. Wir wollen zu dem Ende den ganzen Inhalt ihres **Urtheilsſpruches** durchlaufen, und ihn von Artikel zu Artikel beantworten. Die Arbeit wird nicht lange währen.

Die neunzehn erſten Seiten der akademiſchen Schrift, ſollen uns nicht aufhalten. Man findet verſchiedene Gedanken darinnen, die das prächtige Lehrgebäu des Herrn von **Maupertuis** unterſtützen, und dieſen Schluß mit ſich führen ſollen: daß, da Herr **König** den Grund ſelbſt des Lehrgebäudes des Herrn von **Maupertuis** nicht erſchüttern können, er ſich bemühet, ihm die Ehre der Erfindung zu rauben, um ſie dem Herrn von **Leibnitz** zu geben. Dergleichen Vorgeben ſind Paralogiſmi, die ſich leicht durch förmliche Demonſtrationen widerlegen laſſen. Allein hier iſt der Ort nicht, dieſe Demonſtrationen mitzutheilen. Sie müſſen in der Sprache der Meßkünſtler vorgetragen werden; und Herr **König** wird ſchon ſeine Zeit abzuwarten wiſſen, ſie ihnen vor Augen zu ſtellen.

Eben ſo wenig wird man ſich aufhalten, das nichtige Beſtreben abzutreiben, was man ſich auf der 66. 67. 71. 72. und folg. Seite giebt, in dem Fragmente ſelbſt, Spuren der Falſchheit zu finden. Der Leſer weiß jetzt ſchon, woran er ſich zu halten hat; und man muß ihn durch unnütze Wiederholungen nicht ermüden.

Was man aber mit Stillſchweigen nicht übergehen darf, das iſt eine Stelle auf der 68. und 69. Seite, des Ausſpruches der Akademie; darinnen man, um das Fragment verdächtig zu machen, weitläuftig beweiſen will: es ſey nicht glaublich, daß Herr von **Leibnitz** ſich niemals ſeinem vertrauten Freunde, dem Herrn **Joh. Bernoulli**, wegen des Grundſatzes der kleineſten Wirkung ſollte entdecket haben; wenn er einige Kenntniß von dieſem Grundſatze gehabt hätte. Allein, wie ſehr

zeigen

---

* Wir wollen hier die Stellen bekannt machen, die ſich auf den Calculum Situationum beziehen, und aus des Herrn von **Leibnitz** Briefen an den Huygen gezogen ſind; die auf der leidenſchen Univerſitäts-Bibliothek aufbehalten werden. Sie ſind wichtiger als dieſer ganze Streit. Man hat ſie der Höflichkeit des Herrn **Gronovius**, Bibliothekars dieſer Univerſität, zu danken.

1. In

zeigen diejenigen, die ſo ſchließen, daß ſie von des Herrn von Leibnitz Arbeit unterrichtet ſind.

Dieſer große Mann war ein abgeſagter Feind aller Streitigkeiten. Sobald er nur einigen Widerſtand merkete, ſtand er gleich zurück, und verbarg ſich in ſich ſelbſt. So machete er es mit allen Gelehrten ſeiner Zeit, mit denen er im Briefwechſel ſtand. Er war allezeit gefliſſen, von ihnen zu ſeinem Unterrichte, ſo viel Nutzen zu ziehen, als möglich iſt; er ſuchete, ſie nur von ſolchen Materien zu unterhalten, die ſie verſtunden, darinnen ſie was beſonderes leiſteten; von welchen ſie geneigt waren, ſie zu ergründen. Er war alſo gewohnet, ihnen den **Puls zu fühlen**, damit wir uns ſeines eigenen Ausdrucks bedienen; wenn er ihnen gleichſam von weiten einige ſeiner Begriffe zeigete: und ſobald er merkete, daß man ſie weder begriffe noch genehm befand, ſo trieb er ſie niemals weiter; ſondern ſagete mit dem Xenokrates: non habet hujus rei anſas. Er ſuchete denjenigen, deſſen Briefwechſel er beyzubehalten wünſchete, auf irgend einer andern Seite zu faſſen.

So ſieng er einsmals an, ſich dem Herrn Huygen über ſeinen wunderbaren Calculum Situationum zu eröffnen *; um dieſen tiefſinnigen Meß-

---

1. In einem Briefe der aus Hanover den 8ten September 1679 unterſchrieben iſt, lieſt man: „Nach allem aber, was ich in dieſen Sachen ausgerichtet habe, bin ich mit der Algebra noch nicht „zufrieden, weil ſie weder die kürzeſten Wege, noch „die ſchönſten geometriſchen Conſtructionen dar-

künſtler zu veranlaſſen, daß er ſeine ſtarke Geſchicklichkeit auf eine Materie lenken möchte, die ſolche wich-

„deutl. Wenn es alſo hierauf ankömmt, ſo glaube ich, wir brauchen noch eine andere Analyſin, „die eigentlich geometriſch oder lineariſch iſt; die „uns gerade zu (ſitum) die Lage zeige, wie uns die „Algebra (magnitudinem) die Größe zeiget. Ich „glaube, ich habe das Mittel dazu, und man könne „die Figuren, ja ſelbſt Maſchinen und Bewegungen in Characteren vorſtellen, wie die Algebra „Zahlen und Größen vorſtellet. Ich ſchicke Ihnen „eine Probe davon, die mir merkwürdig zu ſeyn „ſcheint. Niemand iſt ſo geſchickt, davon zu urtheilen als Sie, mein Herr, und Dero Meynung „wird mir ſo viel gelten, als vieler andern ihre.„

2. In einem andern Briefe vom $\frac{10}{20}$ October 1679. ſteht folgende Stelle. „Ich habe ihnen auch „in meinem vorhergehenden, einen Verſuch einer „neuen geometriſchen Characteriſtik zugeſchicket, „davon ich gern Ihre Meynung wiſſen möchte. „Dieß iſt eine Entdeckung, die uns in ihrer Art „eben ſo weit führen muß, als die Algebra in ihrer. „Sie hat große Vorzüge vor der Algebra, welche „viel Umſchweife nöthig hat, um zu geometriſchen „Demonſtrationen und Conſtructionen zu gelangen; „dahingegen dieſe Methode den Figuren genau folget, die Einbildungskraft erleichtert; und man „dadurch eine richtige Beſchreibung einer Maſchine „oder andern erſinnlichen Sache, wird geben können, ſie ſey ſo zuſammengeſetzet, als ſie wolle, „ohne Figuren und Wörter zu gebrauchen; und „gleichwohl wird es demjenigen, der dieſe Charactere „verſteht, leicht ſeyn, die Figuren nach ihnen zu „malen. Das wichtigſte aber, wozu man ſie wird „nutzen können, iſt, daß ſie den Vernunftſchlüſſen zu

wichtige Folgen hätte. Huygen, der voll von ſeinem eigenen Nachforſchen war, hatte nicht ſon-

„zu Hülfe kommen wird. Denn man findt hier „durch eine Art von Rechnung alles, was die Meßkunſt lehret, bis auf die Elemente, auf eine analytiſche und beſtimmte Art. Denn die Algebra, „welche die Elemente vorausſetzet, treibt die Analytik nicht bis aufs höchſte; wie dieſe neue Characteriſtik thut: durch welche ich z. E. beweiſe, daß „die Durchſchneidung zweer ſphäriſchen Oberflächen, „ein Cirkel iſt, und dergleichen Sachen mehr; „ohne die Einbildungskraft zu Hülfe zu nehmen„

3. In einem dritten Briefe, ſonder Zeit, der mit dieſen Worten anfängt: „Ich bin erfreuet geworden, zu hören ꝛc. ſteht: „Ich kann erweiſen, „daß das, was ich vorgegeben habe, aus meiner „lineariſchen oder geometriſchen Characteriſtik folget, davon ich Ihnen einen Verſuch geſchicket habe. Denn erſtlich kann ich durch die Rechnung „die ganze Natur oder Definition der Figur, vollkommen ausdrücken; (welches die Algebra niemals thut: denn wenn man ſaget, $x^2 + y^2 = a^2$ „iſt die Aequation des Zirkels, ſo muß man die Figur erklären, was x und y iſt; das heißt, daß es „gerade Linien ſind, deren eine mit der andern bleyrecht läuft, und daß die eine bey dem Mittelpuncte, „die andere bey dem Umkreiſe der Figur, anfängt.) „Ich aber kann es in allen Figuren thun, weil ſie „ſich alle durch ſphäriſche, zirkelförmige, und gerade Flächen erklären laſſen, darinnen ich es verſuchet habe. Denn die Puncte der andern krummen Linien, kann man durch gerade Linien und „Zirkel finden. Nun ſind alle Maſchinen nur gewiſſe Figuren; alſo kann ich ſie mit dieſen Characteren beſchreiben, und die möglichen Verände-

derlich Luſt, eines andern Begriffen nachzuhängen; und des Herrn von **Leibnitz** ſeine, hatten für ihn die Reizungen nicht, die ihr ſonderbares Weſen zu verdienen ſchien. Dieſer letzte that alſo wie er gewohnet war: er ſchwieg von ſeinem Calculo Situationum, und unterhielt den **Huygen** von ſolchen Dingen, denen dieſer holländiſche Meßkünſtler mehr ergeben war.

Als **Herr von Leibnitz** ein andermal einen Gelehrten ſuchete, dem er ſeine Gedanken von der Specioſa generali, oder von der Art die Schlüſſe durch eine Art von Rechnung auszuführen, entdecken konnte: ſo verſuchte er, etwas davon gegen den Herrn **Marquis de l'Hopital** zu erwähnen.

Allein

„rungen der Lage, das heißt, ihre Bewegung erklären. Zum andern, wenn man vollkommen die Erklärung einer Sache ausdrücken kann; ſo kann man auch alle ihre Eigenſchaften finden. Dieſe Characteriſtik wird ſehr dienlich ſeyn, ſchöne Conſtructionen zu finden, weil der Calcul und die Conſtruction zugleich beyſammen ſind: doch ſage ich noch nicht, daß man damit durchaus die ſchönſten finden könne. Gleichwohl geſtehe ich, daß dieſe Vernunftſchlüſſe nicht rühren, und daß es einem beſſer anſtehe, dergleichen Dinge zu leiſten, als zu beweiſen, daß ſie ſich thun laſſen.„

* „Wenn es mir gelungen iſt, vortreffliche Männer zu Bearbeitung der Infiniteſimalrechnung zu erwecken, ſo iſt es geſchehen, weil ich anſehnliche Proben ihres Nutzens habe geben können. Herr Huygen hat etwas davon aus meinen Briefen erfahren; allein er hat es verachtet, und nicht geglaubet, daß hierhinter irgend ein Geheimniß ſte-

„cken,

Allein, hier gieng es ihm eben ſo. Da dieſer Meßkünſtler nichts von dem verſtand, was dieſer deutſche Weltweiſe ihm ſagen wollte; ſo blieb die Sache dabey, und Herr von Leibnitz ſagete weiter nichts davon *.

Und dieſes iſt gerade der Fall, in welchem ſich Herr von Leibnitz auch mit Herrn Joh. Bernoulli, in Anſehung der Grundſätze der Dynamik befünden. Da dieſer letztere einige Zeit die neue Theorie der lebendigen Kräfte beſtritten hatte, ſo ward er zuletzt des Herrn von Leibnitz Meynung zugethan **. Der Gewinn eines ſolchen Jüngers ſchmäuchelte dem Ehrgeize des Herrn von Leibnitz; er glaubte, er könne weiter gehen, und ſeinem Neubekehrten die wahren Grundſätze ſeiner

---

„cken könnte; bis er erſtaunliche Anwendungen davon ſah, die ihn bewogen, ſich vor ſeinem Ende noch ein wenig darauf zu befleißen. Dieß that der, den ein vollkommen vorzügliches Talent gleichſam berechtigte, alles zu verachten, was er nicht wußte. Ich habe von meiner Speciosa generali dem Herrn Marquis de l'Hopital, und andern, Meldung gethan; allein, ſie haben nicht mehrere Acht darauf gehabt, als ob ich ihnen einen Traum erzählet hätte. Ich müßte ſie durch irgend einen handgreiflichen Gebrauch unterſtützen; zu dieſem Ende aber müßte man zum mindeſten einen Theil meiner Characteriſtik ausarbeiten, welches ſo leicht nicht gethan iſt; inſonderheit in meinen Umſtänden, und ohne den Umgang mit ſolchen Perſonen, die mich ermuntern, und mir in dergleichen Arbeiten hülfliche Hand leiſten könnten.„

* Man ſehe das Commercium Epiſtolic. *Leibnitii* und *Bernoulli*, Tom. I. p. 113.

ſeiner Dynamik bekannt machen, die nicht von ſinnlichen Dingen, welche auf die Einbildungskraft ankommen; ſondern von lediglich intellectualiſchen und abſtracten Begriffen, welche allein zum Verſtande gehören, abhängen. Zum Anfange unternahm Hr. von Leibnitz, dem Herrn Bernoulli durch ein dergleichen Argument, die wahre Schätzung der Kraft zu beweiſen, welches der letzte endlich zugeſtand *. Allein der Verſuch gelung nicht. Herr Bernoulli, der mit Begriffen von ganz anderer Art umgieng, konnte ſo wenig Geſchmack an dem ihm vorgetragenen Schluſſe finden, daß er ihn für einen Trugſchluß hielt, und dem Herrn von Leibnitz auf dieſen Schlag davon ſchrieb **. Dieſer letzte fand dieß Compliment eben nicht angenehm; und konnte ſich nicht enthalten, ſolches dem Herrn Bernoulli zu verſtehen zu geben, den er ermahnete: er ſollte ſich künftig nicht ſo leicht irre machen laſſen ***; und beſſer auf ſeiner Hut ſeyn. Von dieſem Augenblicke an, ſieht man, daß Leibnitz nichts anders thut, als daß er ſich vor der Beſchuldigung des Trugſchluſſes ſchützet. Er giebt ſich weiter keine Mühe den Herrn Bernoulli auf ſeine Grundſätze zu bringen. Man merket ganz deutlich, daß er ſich in jedem Briefe zurück zieht, bis zur 205ten Seite eben dieſes Commerc. Epiſt. allwo Herr Bernoulli von der Natur der Grundſätze und Vernunftſchlüſſe (auf dieſe Fragen war der Streit endlich hinausgelaufen) Sachen vorbringt, die deutlich zu erkennen gaben: daß dieſer große Meßkünſtler ſich niemals die Mühe genommen, dieſe Materien zu unterſuchen. Hier giebt **Herr von Leibnitz** den ganzen Streit auf, und denkt in den folgenden Briefen durchaus nicht mehr daran.

---

* Ebendaſ. a. d. 122. S.

** Ebendaſ. a. d. 123. S.

*** Ebendaſ. a. d. 142. S.

Will man nun noch ſagen: * man könne ſich keine Urſache erſinnen, warum **Herr von Leibnitz** dem Hn. **Bernoulli** ein Geheimniß aus dem vortrefflichen Grundſatze der kleinſten Wirkung machen wollen? Warum? Erſtlich darum, weil der Grundſatz der kleinſten Wirkung nicht vom Hrn. **v. Leibnitz** iſt. Zum andern, weil er am Hrn. **Bernoulli** einen deutlichen Widerwillen gegen die aus ſeinen abſtracten Begriffen gezogenen Grundſätze der Dynamik merkete; deren er ſich gleichwohl nothwendig hätte bedienen müſſen, um ihn von der wahren Schätzung der **einförmigen und reinen Bewegung** zu überzeugen; davon dieſer Meßkünſtler nicht den mindeſten Begriff hatte: indem er beſtändig glaubete, ** in der unveränderlichen und einförmigen Bewegung gäbe es gar keine Wirkung. Drittens, weil er gar zu gewiſſen-

---

* Man ſehe oben die 68. Seite.

** Man ſehe den 11. §. ſeiner Diſſertation von dem wahren Begriffe der lebendigen Kräfte, die in die Leipz. Acta a. d. 1735. Jahr, imgleichen in die Sammlung aller ſeiner Werke, im III. Th. a. d. 239. S. eingerücket ſind.

wiſſenhaft geweſen wäre, mit einem Manne auf Sachen zu dringen, der ſelbſt die wahre Methode erfunden zu haben glaubete, wie man die Schätzung der lebendigen Kräfte durch einen ſinnlichen Weg beweiſen könnte; der des Hrn. v. **Leibnitz** ſeinem weit vorzuziehen wäre *.

Außerdem war Herr **Bernoulli**, ob er gleich noch jung war, dennoch bereits zu dem Alter gekommen, da man ſich bey der Unterſuchung der erſten Begriffe unſerer Erkenntniß nicht mehr aufhalten mag. Herr **von Leibnitz** hingegen ſah deren Folgen ein, und hütete ſich wohl, einen Gelehrten von dieſer Gattung vergeblich bey Unterſuchungen aufzuhalten, die nicht nach ſeinem Sinne waren; einen Gelehrten, von deſſen Einſicht er in ſo vielen andern Fällen Nutzen ziehen konnte. Doch wir wollen auch die übrigen Anklagen ſehen.

Was machet der **Präſident** nicht für unnütze Zänkereyen, über den fruchtloſen Erfolg derer Unterſuchungen, die man angeſtellet, **Leibnitzens** Briefe an **Hermannen**, in **Baſel** oder **Bern**, aufzu-

---

* Man höre ihn ſelber in der Vorrede zu den Geſetzen der Mittheilung der Bewegung im III. Th. ſeiner Werke reden. Er ſaget: "er wollte "ſich bemühen, durch directe Demonſtrationen "die ganz neu wären, eine Wahrheit zu bewei"ſen, die Herr v. Leibnitz ſelbſt niemals anders "als indirecte bewieſen hat." In derſelben Schrift a. d. 40. S. ſaget er: "nicht, als ob mir "des Herrn v. Leibnitz Beweiſe ſtark genug vor"gekommen wären, um mich zu Annehmung ſei-

ner

aufzuſuchen? Wir wollen bey dem ſchönen Schluſſe den Anfang machen, welchen ſein Sachwalter, Herr Euler, * aus der unnützen Mühe zieht, die man ſich zu Baſel gegeben. Hieraus erhellet deutlich genug, daß dieſe Briefe ſchon ſeit langer Zeit in Herrn Königs Händen ſind, und daß es vergebliche Mühe ſey, ſie anderswo zu ſuchen. Hat man wohl jemals einen verwägenern Schluß gemachet, und kann man die Welt für ſo gar einfältig halten? "Man hat zu "Baſel keinen von denen Briefen gefunden, die "Herr v. Leibnitz ehedem an Hrn. Hermannen, "ſeinen Freund, geſchrieben: alſo ſind ſie ſeit lan"ger Zeit in Herrn Königs Händen." Ey! wer hat es denn geſaget, daß ſie nicht ſchon ſeit langer Zeit in noch andern Händen ſind? Beweiſen Sie es doch einmal, mein geſchickter Herr Philoſoph! Herr König fodert Sie auf, es zu thun, und will die ganze Sache willig verloren haben, wenn dieſes Ihnen gelingt. Seinerſeits aber ſey es ihm auch erlaubet, von der mehr als verdächtigen Zurückhaltung desjenigen Handſchreibens Rechenſchaft

zu

"ner Meynung zu bewegen; denn ich geſtehe, daß "da ſie indirect, und gar nicht aus der Materie "gezogen ſind, davon die Rede war, ſie mich auch "nicht überzeugen konnten. Allein ſie gaben mir "Gelegenheit darauf zu ſinnen; und erſt nach ei"ner langen und ernſtlichen Prüfung fand ich "endlich ein Mittel, mich ſelbſt durch directe De"monſtrationen, die über alle Ausnahme ſind, "zu überzeugen ꝛc.

* Siehe vorn die 77. S.

zu fodern, welches Ihnen in dem Briefe, davon Sie reden, * mitgetheilet worden iſt. Dieſes Handſchreiben iſt die Antwort, welche Herr **Hermann**, Bürger und Handelsmann zu Baſel, ein Bruder und Erbe des Herrn **Profeſſors Jakob Hermann**, Herrn **Königen** geſchrieben hat, der ihn hatte erſuchen laſſen, er möchte doch nachſehen, ob unter den Schriften ſeines ſel. Hrn. Bruders einige Briefe von **Leibnitzen** befindlich wären. Es iſt hochdeutſch von der eigenen Hand dieſes wackern Mannes den 10. **März** 1752. geſchrieben. Herr **König** ſchickte es dem Hn. **von Maupertuis** in **Urſchrift** zu. Allein, was enthält es? Antwortet etwa Herr **Hermann** dem Herrn **König** darinnen, daß ihm die Briefe des Hrn. **von Leibnitz** ſchon vorhin wären zugeſtellet worden? Nichts dergleichen. Herr **Hermann** ſaget ſchlechtweg, es gäbe gar keine dergleichen Briefe unter ſeines Bruders Schriften, die er ſich zu zeigen erbiethet. Warum verhölet man denn dieſe Antwort? Warum giebt man vielmehr vor, es **erhelle daraus zur Gnüge, ꝛc. daß die Briefe, ſo man ſuchet, ſeit langer Zeit in Herrn Königs Händen ſind?** Wo bleibt hier die Redlichkeit? Wo bleibt die Aufrichtigkeit bey einem ſolchen Verfahren!

Jedoch vielleicht wird dem hochberühmten **Präſidenten** zu **Berlin**, durch ſeinen Advocaten in demjenigen beſſer gedienet werden, was die zu **Bern** angeſtelleten Unterſuchungen betrifft! Gerade das Gegentheil: man hat niemals ſo ſehr wider den Wohlſtand, noch ſo übereilet geredet. Iſt auch nur ein Schein vom Wohlſtande dabey, wenn er * ſaget: **es wäre verdrießlich, daß das ganze Anſehen des Fragmentes, von dem Zeugniſſe eines Mannes abhängt, der den Kopf verloren; und das ſey eben nicht fähig, es zu beſtärken.** Der Leſer ſieht unfehlbar den unmenſchlichen Streich, den dieſe Worte in ſich faſſen: wen wird man aber wohl überreden, daß ein Mann, der um eines Staatshandels wegen den Kopf verliert, keinen Glauben mehr verdiene? Der niedrige Pöbel mag ſo urtheilen; immerhin! auf deſſen Ausſpruch beruft man ſich hier nicht.

---

* Siehe vorn die 77. Seite.

Allein, erwiedert man, unter des Herrn **Henzy** Schriften, die unfehlbar ſehr ſorgfältig werden aufbewahret worden ſeyn, hat man **nicht nur keinen Brief vom Herrn von Leibnitz; ſondern auch nicht die mindeſte Spur gefunden, daß Herr Henzy jemals dergleichen Briefe in ſeiner Gewalt gehabt hätte.** ** Das iſt wider dieſelbe Logik! dieſelbe Verblendung! Herr **König**, der in vollem Leben iſt, thut dem Hn. **von Maupertuis** den 12. März dieſes Jahres zu wiſſen, daß er eine Sammlung verſchiedener Briefe vom Hn. **von Leibnitz** beſäße, die von des ſel. Hn. **Henzy** eigener Hand abgeſchrieben wären, von dem er ſie hätte: und weil nun dieſer Herr **Henzy**, der nicht mehr vorhanden iſt, keine Abſchrift

---

* Siehe vorn die 71. S.

** a. d. 72. S.

ſchrift davon unter ſeinen Papieren gelaſſen hat; ſo ſchließt man daraus, was? daß er ſie niemals beſeſſen habe. Dieſer Schluß iſt wundernswerth! und vermuthlich wird Herr **König**, der die Kunſt nicht kann, Todte zu erwecken, vor dieſem Streiche erliegen müſſen. Zum wenigſten aber kann er zweyerley Sachen antworten, die ziemlich wahrſcheinlich zu ſeyn ſcheinen. 1. Daß man gewiſſe Abſchriften Leibnitziſcher Briefe unter des Hn. Henzy Schriften nicht gefunden; weil Herr Henzy ſie nicht mehr beſeſſen, ſeitdem er ſie Hn. Königen geſchicket hatte. 2. Daß es nur am Herrn **von Maupertuis** liege, auf ſeine eigene Koſten die Schrift dieſer Sammlung von Abſchriften **Leibnitziſcher** Briefe, die Herr **König** von des ſeligen Henzy eigener Hand geſchrieben zu ſeyn ausgiebt, mit der Hand irgend einiger andern Stücke zuſammen halten zu laſſen, die unſtreitig von dem ſel. Manne geſchrieben worden, welche nicht ſchwer zu finden ſeyn werden. Da die Todten nicht mehr ſchreiben: ſo ſchmäuchelt man ſich von der Großmuth des Hn. v. **Maupertuis**, woſern es ſich ausweiſt, daß dieſe Abſchriften von des Seligen Hand ſind, daß er werde ſo gut ſeyn, und

Schreiben des Hrn. Faßnacht, Bürgers und Handelsmannes zu Bern, an Herrn Königen.

Mein Herr,

„Hier ſind zween ausdrückliche Beweiſe, den „Hn. v. Maupertuis aus allem Zweifel zu ziehen. „Der eine iſt ein ganzer Brief von Ihnen an den „Hn. Henzy, der ſelbſt von ihm bezeichnet, und von und glauben; der Verſtorbene habe ſie geſchrieben, bevor er geſtorben iſt. Allein, werden Leute ſagen, die ſo mistrauiſch ſind als der Herr **Präſident**, und die mindeſten Muthmaßungen für unüberwindliche Beweiſe halten: hätte dieſer Herr Henzy jemals einige Leibnitziſche Briefe oder Abſchriften davon in Händen gehabt, ſo würden ſich doch einige Spuren davon in denen Schriften finden, die er hinterlaſſen hat! Das iſt moglich; es iſt aber auch nichts mehr als möglich: denn wie viele von den Schriften eines ſo unglückſeligen als Herr Henzy geweſen, können durch Zufälle verloren gegangen ſeyn? und was würden unſere weiſen **Akademiſten** ſagen, wenn man ihnen eine hierüber ganz neuerlich gemachte Entdeckung vorlegete, die keinem Zweifel Raum giebt, was man davon denken ſoll? Hier iſt ſie. Man bemühe ſich die Augen auf den Brief zu werfen, welchen Herr **König** von einem ſehr braven Manne, einem Bürger und Handelsherrn zu **Bern** erhalten; den er gebethen hatte, ſich wegen gedachter Briefſchaften einige Mühe zu geben. Wir ſetzen ihn hier unten her *. Der Leſer ſieht daraus, daß man

Hrn.

„von Franeker den 10. May 1745. geſchrieben iſt; „der andere iſt ein Stück eines Ihrer Briefe, an „eben denſelben, den 10. März 1745. Beyde geben durch die dringende Nachfrage, die Sie nach „den Leibnitziſchen Briefen thun, zu erkennen, „daß ſie wirklich in des Hn. Henzy Händen geweſen, der ſie vermuthlich hierauf Ihnen geſchickt „haben wird. Ich habe eben jetzt dieſen Fund un-

ter

Hn. Königen, ganz, oder doch zum Theile, zween ſeiner eigenen Briefe zugeſchicket hat, die ehemals an den Hn. Henzy geſchrieben worden, und darinnen der Leibnizischen gedacht wird. Wenn Herr von **Maupertuis**, der die Urſchriften ſo ſehr liebet, die Reiſe nach dem Haag thun will, ſo wird er darinnen dieſe Worte leſen: **wir erwarten**, (das heißt, Herr **König** und ſein verſtorbener Bruder, welcher damals noch lebte) **die Abhandlung von der Schiffahrt der Alten, nebſt den übrigen leibnitziſchen Briefen**; und im zweyten, als eine Nachſchrift: **ich bitte Sie, die Briefe des Herrn von Leibnitz nicht zu vergeſſen.**

Welch

„ter den Briefſchaften des Herrn Luthard gethan. „Er iſt geſchworner Notar und ein vorgeſetzter Sekretär in der Unterſuchung, die man in dem Vermögen des ſel. Hrn. Henzy, nach ſeinem traurigen Ableben, angeſtellet hat. Herr Luthard hatte mir vor einiger Zeit geſaget, er wolle einmal „in meiner Gegenwart die Briefe verbrennen, die „Sie an den Hn. Henzy geſchrieben hätten; welches er auch wirklich heute frühe in meinem Beyſeyn gethan; nachdem ich dieſe zwo Rechtfertigungen, wegen der vorſchwebenden Sache davon genommen. Ich bin ſehr vergnügt, daß ich Ihnen „dieſe kleine Gefälligkeit habe leiſten können, ꝛc. „und bin

Mein Herr

Bern, den 10. Jul.
1752.

Dero gehorſamer Diener
Sam. Friedrich Fasnacht.

Welch ein glücklicher Zufall der dieſe zwey Stücke wieder geſchaffet hat! hätte der **Notar Luthard** ſein Vorhaben eher ins Werk geſetzet, die Briefe und Handbriefe zu verbrennen, die Herr **König** an den Herrn **Henzy** geſchrieben hat, und in ſeine Hände gefallen wären; ſo hätte Hr. **König** vielleicht nimmermehr einen Beweis von dem Briefwechſel geben können; den er mit dem ſeligen Hn. **Henzy** über die **Leibnitziſchen** Briefe geführet hat. So darf man an nichts verzagen! Vielleicht kommen noch einmal andere Beweiſe aus der Finſterniß zum Vorſcheine, die, wenn ſie alles beſtätigen werden, was Herr **König** vorgebracht hat, diejenigen vollends ſchamroth machen werden, die wunderlich genug geweſen, zu behaupten: eine Sache ſey nie vorhanden geweſen, weil man ſie zu der Zeit nicht hat haben können, da man ſie zu haben begehrte. Wenn aber indeſſen die Herren Verfaſſer von der **berliniſchen** Schrift fortfahren möchten, zu fragen: was aus der Urſchrift desjenigen Briefes geworden ſey, davon das berühmte **Fragment** einen Theil ausmachet? ſo wird man eben ſo, wie ſie ſchreyen: was iſt aus andern Briefen des Hn. **von Leibnitz** geworden; von denen es offenbar ausgemachet iſt, daß Herr **Henzy** die Originale ſelbſt, oder doch Abſchriften beſeſſen hat?

Inſonderheit aber wollen wir die ſo genau beſtimmte Monathsfriſt bewundern, die man Hrn. **Königen** geſetzet hatte; um ein Original zu ſchaffen, welches vielleicht die Zeit allein wird wiederſchaffen können. Wollte man ihn etwa hernach wegen Außenbleibens verdammen? Man bewundere doch den Hochmuth, womit Herr v. **Maupertuis** Herrn **Königen** einer Verzögerung beſchuldiget, und die unaufhörlichen Vorwürfe: er habe nicht hitzig und geſchwinde genug auf dieſe gerichtliche Ladung geantwortet. Mit was für Rechte fodert denn der Herr **Präſident der berliniſchen Akademie**, ein ehemaliger Schulbruder und Freund von Hrn. **Königen**, ſo viel Gehorſam von dieſem letztern? Seit wann iſt denn ein Mann, der gar kein Recht hat, von einem andern irgend eine Handlung zu fodern, berechtiget, ſich über ſeine Saumſeligkeit zu beſchweren, den unbilligen Foderungen, die er an ihn thut, eine Genüge zu thun? Was bewog denn Herrn **König**, dem Hrn. v. **Maupertuis** ſo genau in der Zeit und Ordnung zu antworten, die er ihm geſetzet hatte, daß er alles hätte ſollen ſtehen und liegen laſſen? Das klügſte wäre vieleicht geweſen, eine ſo ſtolze Auffoderung mit einem gänzlichen Stillſchweigen zu bezahlen, weil Hr. v. **Maupertuis** anſtatt in ſich ſelbſt zu gehen, da er den nur gar zu höflichen Brief geleſen, welchen der Herr **Profeſſor** den 10. Dec. 1751. an ihn geſchrieben, vielmehr fortfuhr, den Meiſter zu ſpielen. Als ein blinder Bewunderer ſeiner vermeynten Entdeckung hat er die ganze gelehrte Welt in Bewegung ſetzen wollen; er hat gewollt, es ſollte alles geſchwinde ſeinem Verlangen weichen, und ſeine Bewunderung mit ihm theilen. Herr **König** aber, der dieſe Begriffe nicht hatte, und den Abgott des

Herrn **Präſidenten** als ein Hirngeſpinſt anſah, hat geglaubet: er müſſe die weſentlichern Pflichten und dringendern Geſchäffte nicht verſäumen, um ihm von dem gefälleten **Urtheile** Rechenſchaft zu geben. Er iſt nur mit langſamen Schritten daran gegangen, und vielleicht geſchieht es noch jetzt zu geſchwinde für die Ehre desjenigen; der ſich über einige kleine Verſchube, als über eine abſcheuliche Verletzung ſeiner Rechte, beſchweret.

Will man nunmehr ſehen, daß dieſer ganze Proceß Hrn. **Königen** nur aus Leidenſchaft, weil er die vermeynte Entdeckung des Hrn. **von Maupertuis** nicht herausſtreichen wollen, und unter dem nichtswürdigſten Vorwande zugezogen worden? Man ſetze einmal, was doch nicht iſt, man ſetze, der Grundſatz der kleinſten Wirkung ſey eine Entdeckung vom Hn. v. **Maupertuis**; und eben dieſe Theorie, eben dieſelbe! befinde ſich auch in dem, als ein Brief vom Hrn. v. **Leibnitz**, vorgebrachten Fragmente. Was ſchadete denn nun dieſes der Ehre des Hrn. v. **Maupertuis** und **Euler**? Behauptete etwa jemand, daß ſie dem Hrn. **von Leibnitz** ihre Lehre geſtohlen hätten? War es nicht allemal noch Ehre genug für ſie, daß ſie mit dieſem wunderwürdigen Manne in etwas überein gekommen waren? **Fohy** mag die Arithmetik mit 0 und 1, vier tauſend Jahre vor **Leibnitzen** gekannt haben; **Gregori** mag auch ſchon vor ihm den Begriff von der Rectification des Zirkels, vermittelſt einer unendlichen Reihe von Brüchen, gehabt haben: wird wohl **Leibnitz** deswegen weniger für den Erfinder von beyden gehalten, ſobald man überzeuget iſt, er habe gar keine Kenntniß von des Joby und Gregori Entdeckungen gehabt? Da er durch ſich ſelbſt auf dieſe verborgenen Wahrheiten gekommen war, ſo iſt ſein Ruhm dadurch vor den Augen aller Gelehrten gewachſen; und zu allen Zeiten hat man von den Verdienſten der Erfinder, nach dieſem Grundſatze, geurtheilet.

Wir wollen den Fall ſetzen, es fänden ſich noch Handſchriften vom Herrn von Leibnitz, welche Entdeckungen von unſern zween Akademiſten enthielten, und zwar von Wort zu Wort enthielten; würden ſie ſich wohl deswegen für gelehrte Diebe bekennen? würden ſie ſich wohl den mindeſten Theil von der Ehre rauben laſſen, die ſie, als einen Lohn ihrer Entdeckung, erwarten? Da würde man ſein Wunder ſehen! wie ſie über eine ſolche Ungerechtigkeit ſchreyen, und alsdann eben dieſen Grundſatz würden zu brauchen wiſſen; indem ſie alle erſinnliche Wahrſcheinlichkeiten anführen würden, zu beweiſen: daß die erſtere Erfindung des Hrn. von **Leibnitz**, der ihrigen gar keinen Abbruch thun könnte.

Es iſt was leichtes, einen dieſer Herren auf die Probe zu ſetzen. In dem VIII. Theile der **Commentarien der kaiſerl. petersburgiſchen Akademie**, a. d. 141. S. hat Herr **Euler** eine **Demonſtration** von einer gewiſſen **Eigenſchaft der Grundzahlen** eingerücket, von welcher er ſich für den einzigen und erſten Erfinder hält. Gleichwohl iſt eine Schrift, nicht nur in Abſchrift, ſondern im Originale, von des Hn. v. Leibnitz eigener Hand vorhanden, darinnen eben dieſe Demonſtration von dieſer Eigenſchaft der Grundzahlen ſteht; davon Herr Euler ſich alle Ehre zuſchreibt. Dieſe Schrift iſt gegenwärtig in Herrn Königs Händen, und er iſt bereit, ſie auf Begehren zu zeigen. Was wird nun Herr Euler machen? traun! er wird weder für einen gelehrten Dieb gehalten ſeyn, noch die Ehre der Erfindung verlieren wollen.

Was wird er alſo ſagen? Er wird verſichern: er habe von des Hrn. v. Leibnitz Aufſatze nichts gewußt; er habe aus eigenem Kopfe alles erfunden, was er als ſelbſt erfunden, hergegeben hat; kurz, er wird ſich auf eben dieſelben Gründe ſteiſen, auf die er ſich, ohne die mindeſte Widerſetzung irgend eines Menſchen, wegen des bewußten Fragmentes hätte ſteifen können; um ſich alle die vermeynte Ehre zu erhalten, womit er geglaubet bekrönet zu ſeyn. Warum hat er denn dieſe Gründe gar nicht gebrauchet? Wie iſt es gekommen, daß inſonderheit Herr **von Maupertuis** ſich damit nicht begnüget hat, nachdem er von ſeinem Gegner, der, es möchte koſten was es wollte, Frieden haben wollte, den ſo beſcheidenen als demüthigen Brief vom 10. December des 1751. Jahres * bekommen hatte? darinnen dieſer letzte ihm alle mögliche Genugthuung, und vielmehr thut, als ihm von Rechtswegen gebühret hätte; indem er ihn erlaubet,

---

* Man ſehe ihn im Anhange.

laubet, zu ſeiner Rechtfertigung, dieſen Brief ſo zu brauchen, wie er es für gut befinden würde. Aber nein, der Herr **Präſident** wollte durchaus über einen Feind frohlocken, den er ſchon für niedergeſchlagen hielt, und ſich ein Siegsgerüſt erbauen, davon man in ganz Europa reden ſollte. Immerhin! ſein Verlangen iſt erfüllet. Die Nachwelt wird ſeine Theorie nicht vergeſſen, noch alles was er gethan hat, ſie berühmt zu machen. In den Jahrbüchern der Gelehrten und Wiſſenſchaften wird ſie auf ewig denkwürdig bleiben; man wird ſie allezeit als ein Beyſpiel der Schwäche des menſchlichen Verſtandes anführen.

Jedoch, Herr **König** tröſte ſich über dem was ihm begegnet iſt! Der mistrauiſche **Akademiſt** hat es dem Herrn v. **Leibnitz** mit gewiſſen Schriften nicht beſſer gemachet; welche zum Beweiſe des Alterthums der Unterſuchungen dieſes Gelehrten dienen könnten, welcher gewohnet war, das **Datum** auf diejenigen Papiere zu ſetzen, denen er ſeine Entdeckungen anvertrauete. Herr v. **Maupertuis** hat ſich nicht geſcheuet, Hrn. **Königen** zu ſagen: alle dieſe Schriften könnten wohl nach der Hand von **Leibnitzen** geſchmiedet ſeyn. Ein auf ſo vielerley Art ſchätzbarer Gelehrter, Herr **Algarotti**, hat es gehöret. Viele andere Gelehrte, gegen welche ſich Herr **König** bald darauf, wegen dieſes ſchimpflichen Verdachtes beſchwerete, können bezeugen, daß dieſes kein ſeit kurzem, bey Gelegenheit dieſes Proceſſes, erdichteter Vorwurf ſey.

So weis auch alle Welt, wie Herr **von Maupertuis** mit dem berühmten Herrn **von Haller** verfahren iſt. Dieſer gelehrte Arzt, der ſo tugendhaft iſt, und von jedermann hoch geſchätzet wird, war mehrmalen auf die niederträchtigſte Weiſe von einem Manne (**la Metrie**) beleidiget worden, welchem ſeine laſterhaften Vergehungen die Verachtung aller Menſchen zugezogen hatten. Herr **von Haller** beſchwerete ſich bey dem Herrn **von Maupertuis**, über die abſcheulichen Läſterungen dieſes Menſchen: allein, anſtatt daß er an ihm einen eifrigen Beſchützer der angetaſteten Tugend hätte finden ſollen, ſo gab er ihm (wer ſollte es denken!) dieſe Antwort: **Der Schuldige hätte ein gutes Herz; ſeine Einbildungskraft aber wäre nicht richtig.**

Wenn man nun aber auf die Güte des Herzens ſo viel bauen ſoll: was wird denn Hr. **von Maupertuis** für ſich ſelbſt zu hoffen haben; nach dem, was er wider Herrn **Königen** gethan hat? Es war ihm lange nicht genug, deſſen Ehre beſchnitzen zu laſſen, ohne auf die alte Freundſchaft Acht zu haben. Es war ihm nicht genug, ihn vor den Augen von ganz **Europa** zu entehren, ohne auf den Rang zu ſehen, welchen er, ſowohl als **Profeſſor** der Weltweisheit, und des bürgerlichen Rechtes, als auch als **Rath und Bibliothekar des durchl. Prinzen Statthalters der vereinigten Provinzen**, hat. Er treibt, ſollte man es wohl glauben? die Härte ſo weit, daß er wiederholete Schläge an die ehrwürdigſten Thore thut: nicht, damit man ſie ihm als eine Zuflucht wider die Unterdrückung und das Unrecht öffne; ſondern damit er noch ferner ſeinen Gegner verfolgen, und ſelbſt in ſeiner Freyſtatt umbringen könne; indem er ihm ein ewiges Stillſchweigen, ein Stillſchweigen will auferlegen laſſen, welches ihn auf ewig außer Stand ſetzen ſoll, ſich zu rechtfertigen, ohne in ſein Unglück zu rennen. Welch ein Unternehmen! Iſt Herr **König** ſtrafbar; was verliert denn Herr **von Maupertuis**, wenn er ihn reden läßt? Iſt er unſchuldig; was begeht Herr **v. Maupertuis** für eine Ungerechtigkeit, wenn er begehret, man ſolle ihm den Mund ſtopfen? Unter was für einem Vorwande kann man begehren, daß man jemanden die Mittel benehme, ſich zu rechtfertigen? Zu allem Glücke lebet Herr **König** in einem freyen Lande, unter ſolchen **Herrſchern**, denen es unmöglich iſt, ihr Anſehen anzuwenden, um irgend einem von ihren Unterthanen das Recht einer billigen Vertheidigung zu unterſagen. Zu allem Glücke dienet er einer **Prinzeßinn**, der er die Ehre hat wohl bekannt zu ſeyn; und deren ſo erhabene Empfindungen, als durchlauchte Geburt, ihr niemals erlauben werden, an ihrem Hofe einen Menſchen zu dulden, welcher öffentlich an ſeinen Ehren gekränket wäre, und verabſäumen ſollte, auch öffentlich alles zu thun, was nöthig iſt, um ſich völlig zu rechtfertigen. Unter dieſem hohen Schutze, fürchtet Herr **König** weder für ſeine Freyheit, noch für ſeine Unſchuld etwas. Indem man ihn jene ungeſtöret genießen läßt, ſo wird es ihm nicht ſchwer fallen, auch dieſe aufrecht zu erhalten.

Doch dörfen Herr v. **Maupertuis** und Herr **Euler** nicht fürchten, daß er ſeinen Vortheil misbrauchen werde, um jemals die Macht eines großen **Monarchen** um dasjenige anzuflehen, was der erſte von ihnen mit ſo großer Hitze wider ihn geſuchet hat. Er iſt ſo weit entfernet, einem ſo unrühmlichen Beyſpiele nachzufolgen, oder nur zu wünſchen, daß dieſe Herren von ihm ſchweigen mögen; daß er ſie vielmehr erſuchet, ihm zu antworten: und damit in dieſem gelehrten Streite die Wahrheit gewinne, ſo leget er ihnen hier einige Fragen vor, um ihnen zugleich einen Vorſchmack von demjenigen Werke zu geben, welches er ihnen vorſparet. Vieleicht halten dieſe Herren ſie ihrer Aufmerkſamkeit würdig, und vieleicht läßt ſichs Herr **von Maupertuis** gefallen, darauf zu antworten; ungeachtet er ſich ſo feſt vorgenommen zu haben erkläret, dem Herrn **König** niemals zu antworten.

1. Welch ein Unterſchied iſt eigentlich und weſentlich zwiſchen dem Grundſatze von der **kleinſten Wirkung**, und dem ſo vielen Theologen und Philoſophen ſo bekannten Grundſatze: **daß Gott allezeit durch die einfältigſten Mittel wirke?** Sollte der erſte nicht unter dem letztern begriffen ſeyn, wie eine beſondere Regel in einer allgemeinen?

2. Kann man wohl zweifeln, daß eben dieſer Grundſatz von der **kleinſten Wirkung**, wenn er ſo vorgetragen und verſtanden wird, wie Herr **von Maupertuis** ihn vorgetragen und verſtanden hat,

nicht

nicht ehemals von dem Pater Malebranſche, inſonderheit in unten angeführter Stelle, * gelehret

---

* Hier iſt eine Stelle aus der Recherche de la Verité, p. 139. der Erläuterungen, Genfer Ausgabe von 1691. aus dem Lateine überſetzet.

„Erläuterungen deſſen, was ich in dem IV. Cap. „des 2ten Theils von der Methode und anderwärts „geſaget habe: daß Gott allezeit ordentlich, und „durch die kürzeſten Wege wirke.

„Einige glauben, meine Muthmaßungen wären „verwägen, und ich misbrauchete unbeſtimmete und „allgemeine Ausdrücke, wenn ich ſage: Gott wirke „allezeit der Ordnung gemäß, und verfahre nach „den kürzeſten Wegen in Ausrichtung ſeiner Abſichten. Es wird alſo der Mühe wohl werth ſeyn, „dieſe Wahrheit zu beweiſen und zu erklären; indem ſie nicht nur zu Kenntniß der Natur, ſondern „auch zur Kenntniß der Religion und Sittenlehre „ſehr nützlich iſt.

„Unter dem Worte Gott, verſtehen wir ein unendlich vollkommenes Weſen, deſſen Weisheit und „Einſichten keine Gränzen haben, und dem folglich „alle Mittel bekannt ſind, durch welche er ſeine „Rathſchlüſſe ausführen kann. Dieſes nun voraus „geſetzet, ſage ich: Gott wirke allezeit durch die „einfältigſten Mittel und die kürzeſten Wege.

„Ich will die Sache durch ein merkliches Beyſpiel beweiſen. Man ſetze, Gott wolle, daß der „Körper A den Körper B fortſtoßen ſolle. Da „Gott alles weis; ſo weis er auch gar wohl, daß „der Körper A den Körper B durch eine unendliche „Menge krummer Linien, und durch eine einzige „gerade, ſtoßen kann. Nun will Gott bloß, daß „A den Körper B ſtoße, und wir ſetzen, dieſer Stoß „ſey die einzige Abſicht, die Gott ſich vorſetzet, wenn ret worden? Saget nicht dieſer Pater, als mit ſo vielen Worten: Gott wirket die Veränderungen in der Natur, indem er die kleinſte Größe

„er will, daß A auf B ſtoße. Es iſt daher nothwendig,
„daß A zum B durch den kürzeſten Weg
„oder die gerade Linie gehe. Denn, gienge A zum
„B durch eine krumme Linie, ſo würde dieſes anzeigen,
„daß derjenige, der dieſen Uebergang wirket,
„keinen andern Weg gekannt, oder außer dem Endzwecke
„des Anſtoßes, noch einen andern gehabt
„hätte, der ihn bewogen, dieſen Anſtoß, dieſem
„andern Endzwecke gemäß zu thun, welches aber
„wider unſere Vorausſetzung iſt. Man hat um ſo
„viel mehr Wirkung nöthig, den Körper A zum B
„zu bringen, wenn der Körper A durch eine krumme
„Linie geht, als wenn er durch eine gerade
„läuft, je mehr dieſe Linie länger iſt, als die gerade.
„Wenn alſo Gott den Körper A zum B durch eine
„krumme Linie führete, die zweymal länger wäre
„als die gerade; ſo würde daraus folgen, daß die
„Hälfte der Wirkung Gottes durchaus unnütz wäre,
„und dieſe Hälfte der Wirkung ohne Abſicht,
„ohne Endzweck und Wirkung geſchahe, folgl. u.ſ.w.

„Außerdem beſteht bey Gott die Wirkung im
„Wollen. Gott muß alſo mehr Willen haben,
„wenn A zum B durch eine krumme Linie übergehen
„ſoll, als wenn er durch eine gerade geht. Nun
„aber ſetzen wir, daß relativiſch auf die Bewegung
„von A, Gott nichts anders wolle als gerade, daß
„der Anſtoß des Körpers auf den Körper B erfolge.
„Es iſt alſo nicht Willen genug in Gott vorhanden,
„daß der Körper A ſich durch eine krumme Linie bewegen
„ſollte. Und alſo iſt es widerſprechend, daß
„A ſich in einer krummen Linie gegen B bewege.
„Folglich iſt es ein Widerſpruch, wenn man ſaget,
„Gott

Größe der Wirkung brauchet? Noch mehr, das Beyſpiel, deſſen er ſich bedienet, ſeine Gedanken begreiflich zu machen, indem er ſaget: Gott laſſe einen Körper von einem Puncte zum andern, durch eine gerade Linie, und nicht durch den Weg irgend einer krummen Linie übergehen; weil der Uebergang durch den geradelinigten Weg, die **kleinſte Größe der Wirkung** erfodert. Enthält dieß Beyſpiel nicht genau das erſte **Problema** des Herrn **Eulers**[*]: von welchem dieſe Herren glauben, es ſey ſo weit über **Leibnitzen** ſelbſt weg?

3. Iſt es nicht klar, daß die Werke des **Pater Malebranſche** vom Herrn **Maupertuis** geleſen, und aber geleſen worden; indem er in der kleinen Zahl von Seiten, die ſeine **Theorie** enthält, dieſen Pater dreymal anführet, um ihn zu widerlegen[**]? Noch mehr, ſchmecken nicht alle Einfälle, deren dieſer **Akademiſt** ſich bedienet, ſeine **Theorie** zu erklären, nach des **Pater Malebranſche** Lehrgebäu? oder kann man ſie wohl nur verſtehen, ohne die Begriffe dieſes Weltweiſen damit zu verbinden?

„Gott handele nicht nach den einfältigſten Gründen; man müßte denn voraus ſetzen, daß er in „der Wahl derer Mittel, deren er ſich zu Ausführung ſeiner Abſichten bedienet, etwas anders, als „eben dieſe Abſichten im Sinne haben, welches ein „Widerſpruch iſt. „

[*] Man ſehe Herrn **Eulers** Buch, Methodus inveniendi lineas curvas minimi, maximique proprietate gaudentes, a. d. 312. S.

[**] Man ſehe die **Werke** des Herrn von **Maupertuis**, a. d. 10. u. 15. S. der **Dresdner** Ausgabe.

binden? z. E. wenn er ſaget *: es giebt aber eine (Kraft), die, ob ſie gleich von neuem hervorgebracht und ſo zu reden jeden Augenblick geſchaffen wird, doch allezeit die möglichſte kleinſte iſt.

4. Werden nicht alle Gelehrten zugeben, daß die mathematiſche Schätzung der Wirkung, durch das Product des Raumes und der Geſchwindigkeit, oder durch das Product der lebendigen Kraft durch die Zeit, von deren Kenntniß der **Pater Malebranſche** ſo weit entfernet geweſen, nicht der Haupttheil der bewußten **Theorie** ſey; und zwar derjenige, deſſen Erfindung die meiſte Geſchicklichkeit und Scharfſinnigkeit erfoderte? indem man eines theils ohne dieſe Schätzung, die Wirkung nicht dem Calculo unterwerfen, und ſie anderntheils nicht anders, als durch eine neue **Dynamik**, entdecken konnte; die auf bloß abſtracte und intellectualiſche Grundſätze gebauet wäre, wozu ſo viele Meßkünſtler nicht gelangen können.

5. Da Herr **von Maupertuis** ſein ganzes Lehrgebäu auf dieſe Schätzung gebauet hat: kann er auch für deren Erfinder gelten; wie er will, daß man glauben ſoll? Oder hat er vielleicht, ohne es ſelbſt gewahr zu werden, den Begriff davon bey ſich gefaſſet, als er die **Commentarien der kaiſerlichen Akademie zu Petersburg** geleſen; darinnen ſich dieſe mathematiſche Schätzung, von den Herren **von Leibnitz** und **von Wolf**,

---

* Ebendaſelbſt in der Vorrede.

zum erſtenmale vorgetragen und bewieſen findet [*]. Giebt dieſe Vorausſetzung nicht die Urſache an die Hand, warum dieſer Akademiſt niemals dieſe Schriftſteller angeführet hat? warum er die ganze Welt verführet hat, zu glauben, er ſey es, welcher zuerſt dieſe Schätzung der Wirkung erfunden hat?

6. Noch mehr: wenn man gleich voraus ſetzet, Herr von Maupertuis habe vom Herrn von Leibnitz den Begriff zu dem Stoffe des berühmten Satzes entlehnet, welchen ſein neues Geſetz von der Sparſamkeit enthält, nämlich den Begriff der mathematiſchen Schätzung der Wirkung; und habe vom Pater Malebranſche den Begriff des attributi genommen, das iſt, daß die Größe dieſer Wirkung, in den natürlichen Veränderungen die mögliche kleinſte wird, (welches gleichwohl gar nicht wahrſcheinlich iſt, weil es ein gelehrter

Dieb-

---

[*] Dieſe zwiefache Schätzung ſteht von den Herren von Leibnitz und von Wolf in dem 1. Bande der Commentarien der kaiſerl. petersburgiſchen Akademie in einer Schrift, darinnen der letzte die Grundſätze der Dynamik, nach dem Sinne des erſtern, auf bloß abſtracte Begriffe, feſtſetzet. Auf der 231. Seite, Theor. XIII. lieſt man dieſe Worte: Alſo ſind die Wirkungen in ratione compoſita aus den Maſſen (M und m) aus den Geſchwindigkeiten (C und c) und aus den Räumen (S und s). Und in dem folgenden Corollario: folglich ſind die zu gleicher Zeit vollkommenen Wirkungen, in ratione compoſita der Maſſen und Quadraten

der

Diebſtahl ſeyn würde, gegen welchen Herr von Maupertuis ſo viel Abſcheu bezeuget; da er einem Manne einen Proceß an den Hals wirft, der ihn, wie er meynet, in Gefahr gebracht hat, man könnte ihn einmal, und ſollte es auch erſt über tauſend Jahre ſeyn, in dieſem Verdachte haben) wenn man gleich alles dieſes verausſetzet; hätte dennoch dieſer Akademiſt, nicht als der Urheber einer neuen Theorie geprieſen werden müſſen, inſoweit er die Begriffe dieſer zween Schriftſteller mit einander verbunden, da er das Wörtlein allezeit hinzugefüget hat, um dieſen allgemeinen Satz heraus zu ziehen: die **Wirkung**, nämlich das **Product des Raumes durch die Geſchwindigkeit**, ſey allezeit ein Minimum in den **natürlichen Veränderungen**? Und wenn gleich dieſes Wörtchen allezeit dieſen Satz falſch machete, würde das wohl der Erhabenheit des Begriffes, und dem Werthe der ſinnreichen Folgerungen etwas ſcha-

---

der Geſchwindigkeiten: oder wie die lebendigen Kräfte, nach dem folgenden XIV. Theorem. Auf der 114 Seite führet der Freyherr von **Wolf** einen Brief vom Herrn von Leibnitz an, den ihm dieſer letzte den 12. Jänner 1711. geſchrieben hatte. Dieſer enthält eben die Grundſätze der Dynamik, welche Herr von **Wolf** in dieſer Schrift feſtgeſetzet hatte. Indem Herr von Leibnitz darinnen (A wie PT) das heißt, die Wirkung der durch die Zeit vervielfältigten lebendigen Kraft proportioniret machet; ſo machet er ſie auch dem, durch die Geſchwindigkeit multiplicirten durchlaufenen Raume proportioniret, welches die vom Herrn von Maupertuis angewandte Schätzung iſt.

ſchaden, welche Herr **von Maupertuis**, nach einem tiefen Nachſinnen, daraus gezogen hat?

7. Würde man aber anderntheils dem **Herrn von Maupertuis** wohl Unrecht thun, wenn man voraus ſetzete, daß die Begriffe, welche in ſeine Theorie gehören, dem Herrn **von Leibnitz** ſehr bekannt geweſen? welcher zum wenigſten eben ſo gut, als der Akademiſt, die Werke des **P. Malebranſche** geleſen haben muß, da er uns ſolche gelehrte Kritiken davon hinterlaſſen hat? Wenn alſo Herr **von Leibnitz**, an einer Seite die mathematiſche Schätzung der Wirkung gewußt, da er ſie ſelbſt erfunden hat; und ihm anderntheils nicht unbekannt geweſen iſt, daß des **P. Malebranſche** Lehrmeynung enthielte: **Gott wirke alle Veränderungen durch die mindeſte Kraft**; hätte er denn nicht den ganzen Grundſatz des Herrn **von Maupertuis** beſeſſen, wenn er dieſe zween Sätze durch das Wörtlein **allezeit** hätte vorbringen wollen? indem er geſaget hätte: **das Product der lebendigen Kraft durch die Zeit, oder des Raumes durch die Geſchwindigkeit** (das heißt, die Größe der Wirkung) **wird in den Abänderungen der Bewegungen allezeit ein** Minimum; welches gerade falſch geweſen wäre. Hingegen da er dieſelben Sätze durch das Wort **gemeiniglich** verbindet, indem er ſaget: **daß dieſes Product, oder dieſe Größe der Wirkung gemeiniglich** ein Maximum **oder** Minimum **wird**: hat er da nicht den in dem Fragmente dargeſtellten Grundſatz gehabt, welcher nach

aller Schärfe wahr iſt? Hat alſo wohl Herr **von Maupertuis** in dieſer Sache etwas gewußt, welches Herr **von Leibnitz** nicht eben ſo gut hat wiſſen können, als er; ja noch viel beſſer, als er?

8. Wo finden zudem auch Herr **von Maupertuis** und Herr **Euler** dieſe Unmöglichkeit, daß Herr **von Leibnitz** Herrn **Eulers** Aufgaben, entweder ganz, oder doch zum Theile aufgelöſet habe? Hier haben wir ja den **P. Malebranſche**, der die einförmigſte davon vorträgt, und metaphyſiſch auflöſet. Iſt es denn ſo gar unwahrſcheinlich, daß Herr **von Leibnitz**, da er geſehen, daß nach dieſem **Pater**, die mindeſte Kraft, die die nothwendige iſt, einen Körper von einem Puncte zu einem andern zu bewegen, erfodere, daß er durch eine gerade Linie hinkäme: iſt es ſo wenig wahrſcheinlich, daß, da er dieſes geſehen, er nicht begierig geweſen ſeyn ſolle, dieſe Lehrmeynung mathematiſch zu beſtärken; indem er ſeine Schätzung der Kraft und ſeine Lehrart de Maximis et Minimis zu Hülfe nahm, und nachmals eben dergleichen Unterſuchungen in zuſammengeſetztern Fällen anſtellete? Können die Gelehrten wohl glauben, daß dergleichen Aufgaben einen der größten Meßkünſtler lange werden aufgehalten haben; welcher alles geſehen hatte, was die Herren **Bernoulli** von den **Iſoperimetern** geſchrieben, und der gewiß ihre Lehrart durch eigenes Nachforſchen ſehr erweitert hatte?

9. Iſt es nicht ſehr merkwürdig, daß die zweyte mathematiſche Wahrheit, die Herr **von Maupertuis** neu erfunden zu haben glaubete; nachdem

er derſelben tiefſinnig nachgedacht, und bey deren Gelegenheit dieſer Meßkünſtler ſich ſo billig Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn er ſaget: "nach "ſo vielen großen Männern, die über dem Anſtoße "der Körper gearbeitet haben, ſcheue ich mich faſt "zu ſagen, daß ich den allgemeinen Grundſatz erfunden, auf welchen alle dieſe Geſetze (vom Anſtoße der Körper) gegründet ſind, und der ſich ſowohl auf die harten, als elaſtiſchen Körper erſtrecket, ꝛc." daß dieſe zweyte Wahrheit, ſage ich, welche von der **Minimität der Wirkung oder unbedingten lebendigen Kraft zweener bewegter Körper** handelt, und wegen ihrer Neuigkeit, zu **Berlin** trefflich bewundert worden, wie ſichs ausweiſt; in **Holland** eine ſehr bekannte Wahrheit iſt, die Herr **Engelhard**, ein gelehrter **Profeſſor** der Weltweisheit zu **Gröningen**, ſchon

---

[*] In einem lateiniſchen Briefe vom 25. Jul. 1725. (es ſoll vermuthlich 1752 heißen) ſchreibt Herr **Engelhard** an Herrn **Königen** folgendes: „Da ich „dieſer Tage das **Tagebuch der Gelehrten** vom „letzten **Junius** erhalte, ſo erſtaune ich über den „Artikel, welcher Sie, mein Herr, betrifft. Als „ich zum erſtenmale die **Kosmologie** des Herrn „von **Maupertuis** ſah, ſo kam mir es nicht in Gedanken, ihm die Ehre der Entdeckung ſeines Geſetzes von der Sparſamkeit zu beneiden. Gleichwohl wünſchete ich mir Glück, daß ich dasjenige, „was ſelbiges Gutes enthält, unter dem Namen der „**kleinſten Summe der unbedingten lebendigen** „**Kräfte**, bereits 1732 gelehret habe, da ich einigen „vornehmen jungen Herren aus England, die Anmerkun-

ſchon ſeit zwanzig Jahren ſeinen Schülern vorträgt und erkläret *?

10. Iſt es aber nicht noch viel wunderbarer, daß in der Erfindung eben dieſes Theorematis von der **Minimität** der Wirkung, oder unbedingten lebendigen Kraft, dieſer Akademiſt auch noch, ohne ein Wort davon zu wiſſen, mit einem andern hochberühmten Weltweiſen eins iſt: deſſen Bücher ſowohl in aller Gelehrten als in aller Schüler Händen ſind, und welcher dieſes Theorema ſchon vor jenen dreyßig Jahren erfunden und bekannt gemachet hat? Und wer ſollte wohl dieſer Gelehrte ſeyn? Es iſt der berühmte Wilhelm **Jakob s'Graveſande**, ehemaliger **Profeſſor** der hohen Schule zu **Leyden**, welcher zuerſt 1722. dieſes Theorema in ſeinem **Verſuche einer neuen Theorie über den Anſtoß der Körper** **, dann

---

„merkungen des Clarke über das X. Capitel des „erſten Theils von Rohaults Phyſik erklärete: wie „ich ſolches im Stande bin, auf eine unſtreitige „Art aus meinen Schriften zu beweiſen, die ich aus „dem Staube hervor geſuchet habe, um ſie meinen „Freunden zu zeigen„ u. ſ. w.

** Hier iſt das Theorema, ſo wie es in dem Verſuche über den Anſtoß der Körper, welcher im Haag 1722. gedrucket worden, a. d. 31. S. befindlich iſt:

„XV. Propoſition. Wenn die reſpective Geſchwindigkeit zweener Körper gegeben iſt: ſo iſt „die Summe ihrer Kräfte die kleinſte mögliche, „wenn ihre Richtungen widrig, und ihre unbedingten Geſchwindigkeiten ſich wechſelsweiſe wie die „Maſſen verhalten.

im XII. B. des Journ. Litter. zu **Haag**, nachmals in dreyen lateiniſchen Ausgaben ſeiner **phyſiſchen Anfangsgründe**, bekannt gemachet, und welche man in der franzöſiſchen und holländiſchen Ueberſetzung, und in den Auszügen, die davon gemachet worden, wieder findet? Iſt es nicht ſeltſam, daß Herr **von Maupertuis**, mit einem **Malebranſche**, **Leibnitz**, **Wolf**, **Engelhard** und **s'Graveſande** ſo überein trifft, ohne es zu wiſſen? und iſt es nicht außer Zweifel, daß er nichts davon gewußt hat, weil er nie eine Sylbe davon geſaget hat? Oder könnte man nicht etwa behaupten, daß alle Stellen dieſer Schriftſteller, ehemals aus Vorſehung geſchmiedet worden, um dereinſt dem Herrn **von Maupertuis** die Ehre zu rauben, wenn er von dieſen Dingen ſchreiben würde?

11. Da Herr **König** alle dieſe unſeligen Begegnungen des Herrn **von Maupertuis** mit jeztbemeldeten Gelehrten allezeit gewußt, und dennoch niemals aus der Schule geſchwatzet hat; wie man gegen einen Freund in ſolchem Falle verbunden iſt zu thun: iſt denn wohl die mindeſte Wahrſcheinlichkeit, daß er jemals den Vorſatz gehabt habe, dem Herrn **von Maupertuis** die Muthmaßung

---

Und auf der 33. Seite die XVII. Propoſition. „Zween Körper bleiben nach dem Anſtoße in Ruhe, „wenn vor dem Anſtoße die Summe ihrer Kräfte „die kleinſte mögliche iſt, die ſie haben, wenn ihre „reſpective Geſchwindigkeit gegeben iſt.„

maßung eines gelehrten Diebſtahls, durch Hülfe eines alten Fragments aufzubürden, von welchem es noch ungewiß blieb, ob man es jemals würde leſen, oder irgend ein Leſer dieſe Folge daraus würde ziehen wollen?

12. Und da den XXII. Akademiſten, welche in dieſer Sache Richter geweſen, dieſe Umſtände nicht unbekannt geweſen ſeyn können: iſt es denn endlich nicht zu muthmaßen, daß ſie bey ihrem gethanen Ausſpruche, nur deswegen nicht darauf geachtet, weil Herr **Euler** ſie in ſeiner **Nachricht** nicht deſſen erinnert hat; und daß ſie anjetzt, nachdem ſie beſſer unterrichtet ſind, ſelbſt eine nochmalige Reviſion ihres Ausſpruches verordnen werden?

Jedoch, dieſes ſind der Fragen genug. Ohne ſie alſo ferner zu vervielfältigen, ſo ſind ſchon dieſe hinreichend, die Erläuterung verſchiedener wichtigen Sachen zu erleichtern, und die Neugierde zu ſtillen, die die Welt wegen der Beſchaffenheit des Werkes von Herrn **Königen** haben möchte, welches man an einigen Stellen dieſer Schrift angekündiget hat.

Man endiget dieſelbe hiermit, und begnüget ſich nur, als einen Anhang, den **Briefwechſel** hinzu zu fügen, welchen dieſer ganze Handel zwiſchen

---

In der letzten Ausgabe ſeiner Elemens de Phyſique, handelt der hochberühmte Herr Verfaſſer von der Minimität der unbedingten Kraft oder Wirkung, an mehr als einem Orte, nämlich auf der 265. 278. 334. und 347. Seite. Er machet daſelbſt ſo gar dieſe Wahrheit allgemein, da er ſie auf den Fall verſchiedener Körper erſtrecket.

den Herren von Maupertuis und Formey an einer, und Herrn Königen an der andern Seite verurſachet hat. Der billige Leſer werfe die Augen darauf, und urtheile nachmals, auf welcher Seite die gerechte Sache und das billige Verfahren iſt.

* * *

VIII.

Anhang die Briefe enthaltend, welche die Herren von Maupertuis und Formey an einer, und Herr König an der andern Seite mit einander gewechſelt haben.

Man hat geſehen, daß Herr König ſich eine Pflicht daraus gemachet hatte, als er in Berlin geweſen, dem Herrn von Maupertuis die Handſchrift ſeiner Abhandlungen vorher mitzutheilen, ehe ſie in die leipziger Acta eingetragen ward; daß er, als er ihm dieſe Schrift zugeſchicket, dieſelbe mit einem Briefe begleitet, in welchem er dieſen Gelehrten gebethen, ſie zu leſen, und ſich erbothen, alles zu ändern, was ihm daran misfallen könnte, ja ſo gar die ganze Schrift zu unterdrücken, wenn dieſes ihm ein Vergnügen machen könnte; daß aber Herr von **Maupertuis** ihm den folgenden Morgen ſeine Häfte mit einem Handbriefe wieder geſchicket, deſſen Inhalt man bereits angeführet hat. Damit nun die gelehrte Welt in den Stand geſetzet werde, aus eigener Einſicht zu urtheilen, ſo will man ihm hier alle Briefe vor Augen legen, die dieſe Sache betreffen. Hier ſind die eigenen Worte des Handſchreibens:

Des Herrn von Maupertuis Handſchreiben, als eine Antwort auf Herrn Königs Einladung, den Aufſatz zu leſen, welcher nachmals in die leipziger Acta 1751 eingerücket worden.

"Ich haſſe die Streitigkeiten noch, weit mehr als Sie, mein **wertheſter Herr.** Ich kann gegenwärtig die Zeit nicht erübern, welche nöthig ſeyn würde, eine tiefſinnige Schrift zu leſen, die die ausgelöſchten Stellen und Verweiſungen noch beſchwerlicher zu leſen machen. Allein ich werde es niemals übel empfinden, daß man einer andern Meynung ſey, als ich, noch daß man es ſage, noch daß man es drucken laſſe; und ſo bin ich weit entfernet, die mindeſte Aenderung an meiner Ergebenheit gegen ſie zu verurſachen.

Maupertuis.

Aus dieſem Handbriefchen erhellet zweyerley: 1. Daß der Druck von Herrn **Königs** Abhandlung,

lung, den Herrn von Maupertuis weder Wunder nehmen, noch ihm verdrießlich hat ſeyn müſſen, indem er ſelbſt Herrn Königen angemahnet hat, ſie bekannt zu machen. 2. Daß es dem Herrn von Maupertuis anjetzt übel anſteht *, wenn er vergeben will, das Fragment von des Herrn von Leibnitz Briefe ſey nicht bey der Handſchrift geweſen, die Herr König ihm geſchicket hat. Hat er nicht Zeit gehabt, dieſe Schrift zu leſen: wie kann er denn ſo dreiſt behaupten, dieſes ſey dabey geweſen und jenes nicht? und was kann ſein Wort in einer ſolchen Sache, für ein Gewicht gegen dasjenige haben, was der Urheber der Abhandlung feyerlich bezeuget? Man glaubet, unter rechtſchaffenen Leuten ſey die Sache außer Zweifel.

Nichts war höflicher, wie man in der Berufung hat ſehen können, als das Schreiben, welches Herr von Maupertuis an Herrn Königen erlies, nachdem ſeine Abhandlung im Drucke erſchienen war. Dieſes Schreiben iſt in Berlin den 28. May 1751. unterſchrieben. Hier iſt die Abſchrift von Wort zu Wort.

Des Herrn von Maupertuis Schreiben an Herrn Königen, den 28. May 1751.

Mein Herr,

„Man hat mir dieſer Tagen die Acta Erudit. „von Leipzig zugeſchicket, darinnen Ihre Abhand-
„lung

---

* Man ſehe ſeinen Brief an Herrn Königen vom 9. Febr. 1752.

"lung ſteht, in welcher ich verſchiedene ſchöne Aufgaben gefunden habe. Sie thun mir Recht, wenn Sie glauben, daß ich mich weder jemals entrüſten werde, wenn man anderer Meynung iſt, als ich bin; noch wenn man es mit einer philoſophiſchen Freymüthigkeit ſaget. Ich ſuche nichts, als die Wahrheit: ich wünſchete zwar lieber, daß ich ſie ſelbſt erfände, als daß ein anderer ſie findet; aber ich ſehe doch noch lieber, daß ein anderer ſie findet, als daß ſie gar nicht gefunden werden ſollte. Da ich gar nicht zweifele, daß Sie, mein Herr, eben ſo geſinnet ſind; ſo hoffe ich, Sie werden es nicht übel nehmen, wenn ich auf Dero Abhandlung eine Antwort verfertigen werde, die dieſe Liebe zur Wahrheit mir an die Hand geben wird.

"Ich habe nichts von dem Briefe des Herrn **von Leibnitz** gewußt, aus welchem Sie ein **Fragment** anführen. Ich habe ihn nirgend geſehen, noch unter ſeinen gedruckten Briefen angetroffen. Da ich ihn nun gern auch brauchen wollte, ſo erſuche ich Sie, mir zu ſagen, in welchem Jahre er geſchrieben worden, und wo er anzutreffen iſt.

"Herr **Käſtner** in **Leipzig** hat unſern Preis erhalten. Der **König von England** richtet zu **Göttingen** eine **königliche Societät der Wiſſenſchaften** auf, davon Herr **Haller Präſident** iſt. Er verdienet es. Iſt es wahr, daß **Se. Durchlaucht.** der **Statthalter** ein **Newtoniſches Sehrohr** von zwölf Schuhen hat, das

"in Holland gemachet worden? Ich habe die Ehre
"vollkommen zu ſeyn,

Mein Herr,

Dero

gehorſamſter Diener
Maupertuis.

Auf dieſes Schreiben hat Herr König den 28. Junius aus dem Haag geantwortet, allwo er ſich damals befand; und ungeachtet er keine Abſchrift von dieſer Antwort behalten, ſo glaubet er dennoch, ſo viel er ſich beſinnen kann, daß der Inhalt derſelbe geweſen, den man oben angeführet hat. Man mag hier die Anmerkungen über die böſe Wirkung nicht wiederholen, welche Herrn Königs Antwort gethan hat, die ſo aufrichtig und redlich war. Kaum waren drey Monathe verfloſſen, als er die Folgen davon empfand, indem er vom Sekretär der königlichen Akademie folgenden Brief erhielt.

Schreiben des Herrn Formey an Herrn Königen, den 8. October 1751.

Mein Herr,

"Sie haben in denen Abhandlungen, die Sie in "die Leipziger Acta Eruditorum 1751 haben dru"cken laſſen, geſaget: es ſey ein Brief vom Herrn "von Leibnitz vorhanden, aus welchem ſie auch "eigene Worte anführen, daraus man den Grund-

"ſatz der kleinſten Gröſſe der Wirkung folgern könnte.

"Da nun die Akademie glaubet, es ſey ihr daran "gelegen, von dieſer Schrift alle Kundſchaft einzu"ziehen, die Dero Vorgeben beſtärken, oder ver"nichten, und dieſen Grundſatz dem wahren Urhe"ber wieder zuſtellen kann: ſo hat man mir aufge"tragen, Sie, mein Herr, zu erſuchen; Sie möch"ten doch die Urſchrift dieſes Briefes, mit welchem "Sie ſich ſchützen wollen, vorzeigen, und ſich hie"durch in dieſem Stücke völlig rechtfertigen. Da"mit ſich auch dieſe Sache nicht, ohne Noth, auf die "lange Bank ziehe: ſo werden Sie ſo gut ſeyn, "mein Herr, dieſem Geſuche, in Zeit von vier Wo"chen, nach Empfang dieſes, zu willſahren. Ich "habe die Ehre mit vieler Hochachtung zu ſeyn,

Mein Herr,

Berlin den 8. Octob. 1751.

Dero gehorſamſter ꝛc.
Formey. Sekretär.

Bey dem Empfang dieſes Schreibens befand ſich Herr König in den betrübteſten Umſtänden. Ein frühzeitiger Tod hatte den unvergleichlichen Prinzen geraubet, welchem er das Glück gehabt, ſowohl durch die Bande der Bewunderung, als der Erkenntlichkeit, und treueſten Ergebenheit verbunden zu ſeyn. Dieſer tödtliche Streich hatte ihn in eine Niedergeſchlagenheit des Gemüths verſetzet, die ihm nicht erlaubete, ſich mit etwas anderm als ſeinem gerechten Schmerze zu beſchäfftigen. Er konnte alſo erſt den 10 December antworten, und that es in folgenden Ausdrücken.

Herrn Königs Schreiben an den Herrn von Maupertuis, den 10 December, 1751.

Mein Herr,

"So wie es mich ſehr ſchmerzen ſollte, einer Ungerechtigkeit gegen irgend jemanden ſchuldig zu ſeyn, inſonderheit gegen eine Perſon, die ich ſo hoch ſchätze wie Sie: ſo bemühe ich mich, denen Klagen zuvor zu kommen, die Sie, wie man ſaget, über mich führen. Dennoch kömmt es mir ſchwer an, die Gleichgültigkeit zu überwinden, die ich gegen alles, was nicht mein Herz rühret, in der bittern Betrübniß empfinde, darein der Himmel mich geſtürzet hat; da er uns den beſten und geliebteſten von allen **Prinzen** entriſſen hat.

"Erlauben ſie alſo, **mein Herr**, daß ich Sie verſichere: daß, als ich in meiner Abhandlung das Stück eines Briefes vom Herrn **von Leibnitz** anführete, welches ihnen Verdruß erwecket, meine Abſicht lediglich und allein dahin gegangen iſt, im Vorbeygehen anzuzeigen, daß dieſer vortreffliche Schriftſteller, vermuthlich eine weitläuftigere Theorie von der Wirkung gehabt, die wir wegen ſeiner Widerſacher entbehren müßten; wie ich bereits zum Theile in meiner Antrittsrede geſaget hatte. Daß aber mein Abſehen keinesweges geweſen, ihm zu Dero Nachtheile, die Ehre der Erfindung derer Sätze beyzumeſſen, die Sie, "mein Herr, in Anſehung dieſer Materie, in "Dero Aufſatze von der kleinſten **Wirkung**, vor"bringen. Ich mache mir ein Vergnügen und "eine Pflicht daraus, Ihnen, mein Herr, in "dieſem Stücke alle Gerechtigkeit wiederfahren zu "laſſen; indem ich mich auf die feyerlichſte Art er"kläre: daß es mir niemals in den Sinn gekom"men ſey, es könne oder ſolle Herr **von Leibnitz** "einen einzigen von Ihren Begriffen in dieſer Ma"terie zurück fodern. Dero Redlichkeit, davon ich "allezeit einen ſehr hohen Begriff gehabt, hätte "mir nie erlaubet, dergleichen vorzugeben. Außer"dem wäre es auch ein ausſchweifendes Verfahren "geweſen, indem Sie ja nicht anders, als durch "eine höhere Offenbarung, Sachen hätten wiſſen "können, von denen niemand ſagen kann, daß er "ſie geſehen habe; ja ich hätte als ein Erz-Idiot "gehandelt, indem ich ſolchergeſtalt auf eine thö"richte Weiſe den Herrn **von Leibnitz** mit ſich "ſelbſt uneins gemachet; wenn ich bey ihm eine "Theorie vorausgeſetzet hätte, die ſeinen liebſten "Grundſätzen ſo ſchnurſtracks zuwider iſt, wie die "Ihrige, Dero eigenem Geſtändniſſe nach iſt.

"Ich halte alſo für wahrſcheinlich: daß Herr "**von Leibnitz**, als erſter Schätzer der Kraft und "Wirkung, auch ihre größten und kleinſten Gröſ"ſen in gewiſſen Fällen, eben ſo werde erwogen "haben, wie Sie und andere vor Ihnen gethan; "daß es aber auch nothwendig ſey, daß ſeine Be"griffe, von den Ihrigen in dieſem Stücke, ſehr "müſſen abgewichen ſeyn.

"Es bleibt alſo nichts übrig, mein Herr, als daß Sie ſich die Mühe geben, die Gründlichkeit Ihrer Theorie außer allen Streit zu ſetzen, indem Sie meine Einwürfe beantworten, die ich mit deſto wenigerer Halsſtarrigkeit behaupten werde, als ich mir einen hohen Begriff von Dero Einſicht, und einen ſehr kleinen von der meinigen, gemachet habe.

"Seyn Sie verſichert, mein Herr, daß es Ihnen hierinnen ſo bald nicht gelungen ſeyn wird, als ich, aus einem Triebe der Billigkeit und den Empfindungen der Hochachtung gegen Sie, der erſte ſeyn werde, welcher dasjenige erkennen wird, was Ihnen zugehöret, und Ihnen begierigſt alle mögliche Ehre zutheilen wird, welche die Wichtigkeit

---

* Hier iſt die Anmerkung von Wort zu Wort: LEIBNITIUM multa in Philoſophicis ſcripſiſſe præclara quæ interierunt, certiſſimum eſt . . . . . Fuit hic proprius LEIBNITII character, ut ſuorum Libellorum eſſet negligentiſſimus, dimittens pulcherrima inventa quam primum ſe illa in poteſtate habere ſentiret. Nimis etiam refugiebat contradictiones ignorantiæ; nimis curabat judicium ſuæ ætatis; maxima preſſit, veritus, ne contemnerentur non intellecta. Sic calculum differentialem necturus erat, cum videret eum parvipendi? ad eum rediit excitatus adprobationibus BERNOULLIORUM. *De Theoria virium vivarum, cujus infinitum uſum videbat, brevi ſiluit, ne diſpliceret* PAPINO, CATELANO *et aliis ineptiſſimis judicibus. Earundem cenſuris fatigatus reliqua ſua Dynamica*

„tigkeit der Wahrheiten, die Sie erwieſen haben werden, verdienen wird.

„Dieſes erachte ich für billig, Ihnen vorläufig zu melden, damit Sie ſich beruhigen mögen, indem ich hoffe, Sie werden damit zufrieden ſeyn. Dieſes hindert aber nicht, daß ich mich nicht zu anderer Zeit bemühen werde, Ihre Neugierde zu befriedigen, indem ich die Urſchrift ermeldeten Briefes aufſuchen laſſen will. Mittlerweile werden Sie, wie ich nicht zweifele, meine Ehrlichkeit in Anſehung dieſer Stelle nicht in Zweifel ziehen, zumal da es klar iſt, daß ich ſie bereits in der Anmerkung im Sinne gehabt, die ſich auf der 61. Seite * meiner Antrittsrede befindet, welche verfertiget und gedrucket worden iſt, bevor ich etwas von ihrer Theorie wußte.

Uebri-

---

non dedit, irreparabili ſcientiarum damno. Pleraque Philoſophiæ ſuæ decreta reticuit, ne portenta hominibus ignariſſimis proferre videretur. Si laudes concupivit, concupivit illas in parata quaſi pecunia, poſteras parum curaſſe videtur.

Die letzten Worte des Fragments, darinnen Herr von **Leibnitz** ſaget: **Ich wollte von dieſen Sachen, unter andern, in dem zweyten Theile meiner Dynamik handeln, den ich aber unterdrücket habe; indem mich die übele Begegnung davon abgeſchrecket hat, die der erſte gefunden,** hatten zu dieſer Anmerkung Gelegenheit gegeben. Herr **König** hat alſo dieſes Fragment für gut und zuverläßig gehalten, ehe es ihm noch in den Sinn gekommen war, wider den Herrn von **Maupertuis** zu ſchreiben, ja ehe er noch von ſeiner neuen Theorie reden hören.

"Uebrigens wünſche ich ſo wenig, daß Sie wider mich nicht ſchreiben mögen, daß ich Sie vielmehr einlade, es je eher je lieber zu thun: indem ich überzeuget bin, daß ich unfehlbar von allem, was aus Ihrer Feder fließt, Nutzen ziehen werde.

"Nur eines iſt, **mein Herr**, warum ich Sie eifrigſt bitte, weil ich ein Recht zu haben glaube, es von Ihnen zu fodern. Erweiſen Sie mir nämlich die Freundſchaft, und weichen von dem gebahneten Wege nicht, auf welchem allezeit alle Gelehrte einher gegangen, die über ihre Meynungen uneins geweſen; und mengen Sie ja in unſere Zwiſtigkeiten die **königl. Akademie der Wiſſenſchaften** nicht: die ich unendlich hoch ſchätze und verehre; der ich aber keine Gerichtsbarkeit über mir zugeſtehen kann.

"Man weis, daß die Gelehrten, als Gelehrte betrachtet, freye Leute ſind, die in ihren Empfindungen und Streitigkeiten gar keinen Oberherrn anders erkennen, als durch eine beyderſeitige Bewilligung.

"Ich darf alſo hoffen, **mein Herr**, daß Sie nicht im Sinne haben werden, mir einen Vortheil zu entziehen, den ich mit Ihnen und mit allen denen gemein habe, die die Wiſſenſchaften bearbeiten.

"Die Verordnungen Ihrer Akademie, zu deren Mitgliede Sie, **mein Herr**, mich aus eigenem Triebe zu machen beliebt haben, können eben ſo wenig dieſem Vorrechte zuwider ſeyn. Wäre dieſes aber, ſo erwarte ich von Ihrer Billigkeit, "daß Sie mich es wiſſen laſſen, damit ich mich darnach richten könne.

"Wie leid iſt es mir nicht, daß ich wegen einer Abhandlung, die einzig beſtimmet war, Ihnen angenehm zu ſeyn, indem ich mit Ihnen von einer Sache handeln wollte, die Sie zu lieben ſchienen, die ich in Anſehung der Ausdrücke ſo vielmals nachgeſehen, auch lange Zeit unterdrücket habe, in der Ungewißheit, ob es Ihnen auch zuwider ſeyn möchte; und die ich Ihnen endlich ſelbſt in Abſchrift zugeſtellet habe, mit der Vollmacht, mir zu befehlen, ob ich ſie unterdrücken ſollte, oder alle Aenderungen damit vorzunehmen, die Ihnen belieben würden; wie leid iſt es mir nicht, ſage ich, daß ich wegen einer ſolchen Schrift, mit einem außerordentlichen Rechtshandel in eben der Zeit bedrohet werde, da mein Gemüth mit dem gerechteſten Schmerze erfüllet, und mein Geiſt außer Stande iſt, ſolchen Begriffen nachzuhängen, die ihn von dieſer Empfindung ableiten würden!

"Habe ich Sie, mein Herr, durch das, was ich geſchrieben, beleidiget: ſo ſeyn Sie verſichert, daß es meine Abſicht nicht geweſen; daß es mir ſehr leid iſt, und daß ich, die Rechte der Wahrheit bey Seite geſetzet, mir eine Freude machen werde, Ihnen alle möglichſte Genugthuung zu verſchaffen. Dafern dieſes Schreiben das mindeſte dazu beytragen kann: ſo berechtige ich Sie, mein Herr, ſich deſſelben ſo zu bedienen, wie Sie es für gut finden werden; indem ich nichts

"mehr wünſche, als Sie von der Redlichkeit meiner
"Geſinnungen und von der vollkommenen Hochachtung
"zu überzeugen, mit welcher ich fortfahre
"zu ſeyn, mein Herr,

Dero gehorſamſter Diener König.

Einige Tage nach Ablaufe dieſes Briefes, übergab man Herrn Königen folgendes Schreiben vom Herrn Formey, darinnen eine zweyte Auffoderung befindlich iſt.

Des Herrn Formey Schreiben an den Herrn König, vom 11. December 1751.

Mein Herr,

"Da die Akademie keine Antwort von Dero
"Seite auf das Schreiben erhalten hat, was ſie
"Ihnen, faſt vor zween Monathen, zugeſchicket
"hat, und Ihnen, wie aus Ihrem Empfange erhellet,
"eingeliefert worden iſt: ſo bittet ſie Dieſelben
"nochmals, Sie mögen belieben, ihr die Erläuterungen
"mitzutheilen, die ſie glaubet von Ihnen
"ſodern zu können. Sie hoffet, auf dieſes
"zweyte Schreiben werde bald die Antwort erfolgen,
"auf die man mir befohlen zu dringen. Ich
"habe die Ehre mit vieler Hochachtung zu ſeyn

Mein Herr,

Dero

Berlin den 11. Decemb.
1751.

gehorſamſter Diener
Formey, beſtänd. Sekret.

Da Herr König den Hrn. v. Maupertuis berechtiget hatte, ſeinen Brief vom 10. Decemb. bekannt zu machen, wenn er ſolches zu ſeiner Befriedigung für nöthig erachtete; und folglich glaubete, die Sache wäre ſo gut als geendiget: ſo antwortete er dem Hrn. **Formey** nur folgendes:

Herrn Königs Antwort auf das zweyte Schreiben des Hrn. Formey, im Haag den 18. Decemb. 1751. geſchrieben.

Mein Herr,

"Das Schreiben, welches die Akademie Ihnen aufgetragen, nunmehr vor faſt zween Monathen an mich abzulaſſen, iſt mir zu ſeiner Zeit richtig eingehändiget worden. Ich bin von dem entſetzlichen Streiche, durch welchen Gott uns allerſeits wenige Tage darauf geſchlagen, ganz niedergedrücket und außer Stande geweſen, eher darauf zu antworten, wie es wohl meine Pflicht erfodert hätte.

"Ich darf von der Güte der Akademie wohl hoffen, daß ſie mir dieſe unverſetzliche Verzögerung, um der großen Betrübniß halber, verzeihen wird, die daran Schuld geweſen iſt.

"Da ich anjetzt wieder ein wenig zu mir ſelbſt komme, ergreife ich die Feder, um Ihnen, mein Herr, zu berichten: daß ich für gut befunden, dem Herrn **Präſidenten**, in Anſehung Ihres Schreibens vom 8. October, zu antworten; und daß ich mich bemühet habe, ihm durch eine Erklä-

"klärung meiner Geſinnungen, und der Abſicht, die "ich gehabt habe, als ich in meiner Abhandlung "eine Stelle aus einem Leibnitziſchen Briefe an"geführet, der ihm verdrießlich fällt, ein Genügen "zu thun. Da ich ihn zu gleicher Zeit berechtiget "habe, meinen Brief ſo zu gebrauchen, als er es "zu ſeiner Genugthuung für gut befinden wird: ſo "muß ich vermuthen, daß er ihn der Königl. Aka"demie mitgetheilet haben werde, und daß ſie ſich "bey meiner Erklärung beruhigen und geneigt ſeyn "wird, unſere Streitigkeit ferner nicht von ihrem "natürlichen Laufe abzulenken. Thun Sie mir alſo "die Güte, mein Herr, und eröffnen der Akade"mie den Inhalt dieſes Schreibens, mit der ſtär"keſten Verſicherung meiner ehrfurchtsvollen und "ergebenen Geſinnungen. Ich habe die Ehre mit "aller möglichen Hochachtung zu ſeyn

Mein Herr,

Dero gehorſamſter Diener

König.

Kaum war dieſer Brief an den Herrn Formey abgeſchicket, als Herr König wieder einen von dem Herrn v. Maupertuis erhielt, darinnen er auf vorſtehenden Auffoderungen beſtand; und noch einen andern vom Herrn Formey, in welchem dieſer Herrn Königen berichtet: daß des Herrn v. Maupertuis Schreiben in der Akademie wäre vorgeleſen worden; und daß man den Zeitpunct, welchen man mir geſetzet, dieſer hochberühmten Geſellſellſchaft eine Genüge zu thun, um einen Monath verlängert hätte. Hier ſind beyde Briefe.

Schreiben des Herrn v. Maupertuis an Herrn Königen. Berlin den 23. Decemb. 1751.

Mein Herr,

"Ich habe das Schreiben erhalten, welches Sie "mir die Ehre gethan, den 10. d. M. an mich "abzulaſſen; und wenn es hier nur auf meinen ei"genen Nutzen ankäme: ſo würden mich die ver"bindlichen Sachen, welche es enthält, mehr als "zu ſehr befriedigen. Allein, was Sie in die "**Leipziger** Acta geſetzet haben, das eignet dem "Herrn v. **Leibnitz** Dinge zu, die andere von un"ſern **Akademiſten**, als ihr eigen, in unſere Me"moires und anderwärts ſetzen laſſen. Die **Aka**"**demie** kann ſich alſo nicht entbrechen, ſich um die "Erläuterungen zu bekümmern, was einem jeden "von ihren Mitgliedern zuſteht: und da die Frage "nur auf der Vorzeigung des von Ihnen angeführ"ten Briefes beruhet; ſo hat man Sie erſuchet, das "Original davon herzugeben. Dieſes könnte eine "jede Privatperſon, welche die Sache dergeſtalt "angienge, fodern: wie vielmehr eine Geſellſchaft, "die wegen des Prinzen, der ſie beſchützet, und we"gen derer Mitglieder, aus denen ſie beſteht, vereh"rungswürdig iſt. Nach Erhaltung Dero erſten "Schreibens, haben Se. **Majeſtät**, als Beſchü"tzer der **Akademie**, bereits an die Herren von "**Bern** geſchrieben, und unter den Briefſchaften "des Herrn Henzy, dieſe Sammlung **Leibnizi**ſcher Briefe, davon Sie reden, ſuchen laſſen. Nach der allergenaueſten Durchſuchung aber, hat man nichts dergleichen gefunden: und die Nachforſchungen, welche Herr **Paulmy d'Argenſon** anſtellen laſſen, haben nichts mehr gefruchtet.

"Es iſt alſo meine Sache nicht mehr, mein Herr: ſie geht mich weiter nicht an, als in ſoweit ich ein Mitglied der Akademie bin. Es iſt der ganzen Geſellſchaft ihre Sache, die gewiß berechtiget iſt, von Ihnen die Vorweiſung der Urſchrift eines Briefes zu fodern, woran ihren Mitgliedern gelegen iſt; oder von Dero Unvermögen zu urtheilen: und ſie läßt ſichs gefallen, noch einen Monath auf dieſe Vorzeigung zu warten. Ich habe die Ehre zu ſeyn, Mein Herr, Dero gehorſamſter Diener

Maupertuis.

Schreiben des Hrn. Formey an Hrn. Königen.

Berlin den 25. Decemb. 1751.

"Dieſes Schreiben iſt in der Verſammlung der Akademie Donnerſtags den 23. December 1751. vorgeleſen worden, und die Berathſchlagungen der Akademie ſind damit einſtimmig geweſen.

"Es iſt auch beſchloſſen worden, daß man ſich den monathl. Verzug gefallen laſſen wollte, von der Zeit an, da Sie dieſes Schreiben erhalten, welches Sie, mein Herr, die Güte haben werden, anzumerken.

Berlin den 25. Dec. 1751.

Formey, beſtänd. Sekret.

Bey dem Empfange dieſes Schreibens hielt ſich Herr **König** verbunden, zu Beſchützung ſeiner Ehre, ſich in mehrere Umſtände einzulaſſen. Er ergriff daher die Feder, und richtete an den Herrn **Formey** folgende Antwort, die ihm gleichwohl nicht zugeſtellet worden iſt; indem diejenige Perſon, ſo ihm dieſelbe übergeben ſollte, glaubete: wenn man den Hrn. v. **Maupertuis** noch mehr ſchonete, ſo würde die ganze Sache liegen bleiben. Man theilet hier alſo dieſen Brief nur deswegen mit, damit von denen Gefälligkeiten nichts verſchwiegen bleibe, die man angewendet hat, einem Lärmen vorzubeugen.

Herrn Königs Schreiben an den Hn. Formey, Haag den 24. Decemb. 1751. welches dem Hrn. Formey nicht übergeben worden.

Mein Herr,

"Ich erfahre ſehr ungern, daß mein an den "Hrn. v. **Maupertuis** gerichtetes Schreiben, die "Wirkung nicht gethan hat, die es von Rechts we"gen hätte thun ſollen, und daß man ſich vorberei"tet, mich zu einer endlichen Entſchließung zu ver"binden, wie ſchon Dero Brief vom 8. October "mit ſich brachte. Damit nun dieſe Sache aufs "ſchleunigſte zum Ende komme, ſo iſt ſie hier, ſo "wie ich glaube, daß ich ſie darlegen müſſe.

"So oft es darauf ankommen wird, mein Herr, "der Akademie, oder einem ihrer Mitglieder, ei"nen Gefallen zu erweiſen: ſo werde ich mir alle"zeit ein Vergnügen und eine Pflicht daraus ma "chen, ihr meinen Eifer und meine Ergebenheit, "als ein getreues Mitglied, zu bezeigen. Da man "ſie aber in dieſem Falle dahin gebracht hat, daß "ſie glaubet: ich ſey ihrer Bothmäßigkeit unterworfen; und mir ein förmliches Mandat ausfertiget, "durch welches ich vorgeladen werde, vor ihr, in "Zeit von einem Monathe, einen Proceß anzugehen, davon ich gar keinen Begriff habe: ſo halte "ich mich verbunden, ſie gehorſamſt zu bitten; ſie "möge erlauben, daß ich aus guten, mir bekannten "Urſachen, ihr Tribunal in Anſehung aller Puncte "des Streites, den ich mit ihrem Präſidenten habe, verbitte, und ſie ehrerbiethig erſuche, ſie möge erwägen: daß meine Abhandlung "nicht in ihre Geſchichte eingedrucket iſt; daß "namentlich, weder ihrer, noch eines ihrer Mitglieder, darinnen erwähnet iſt; und mehr als alles dieſes, daß nach einer unſtreitigen Jurisprudenz, in der gelehrten Republik, keine Gerichtsbarkeit anders Statt haben kann, als mit freyer "Einwilligung beyder ſtreitenden Parteyen.

"Damit ich indeſſen der Akademie meine Ehrfurcht bezeige: ſo habe ich die Ehre ſie zu verſichern, wie ich ſchon gehabt habe, dem Hrn. Präſidenten zu melden: daß, indem ich an meine "Abhandlung beſagtes Fragment eines Leibniziſchen Brieſes gehängt, ich nichts anders im "Sinne gehabt habe, als wie ich bereits anderwärts "gethan, anzumerken: daß man den erſten Widerſachern der Theorie von den lebendigen Kräften, "die den Herrn von Leibnitz mit ihren albernen

"Einwürfen endlich müde gemachet haben, die "Schuld beymeſſen müßte, daß wir eines ſo ſchö"nen Theiles der Weltweisheit, nämlich des Lehr"gebäudes von der **Dynamik** beraubet ſind, wel"ches dieſer große Mann erſonnen hatte. Nie"mals war mir es in den Sinn gekommen, es zur "Gelegenheit eines böſen Verdachtes wider die Ehr"lichkeit deſſen oder derjenigen zu brauchen, die von "denen Materien gehandelt haben mögen, davon "die Rede iſt.

"Es iſt aller Welt bekannt, daß die Gedanken "des Herrn v. **Leibnitz** über alle dieſe Sachen, "niemanden bekannt geworden ſind. Wie wäre es "denn möglich, voraus zu ſetzen, daß jemand ſich "dieſelben zu nutze gemachet hätte? Noch mehr: "ſind nicht die Grundſätze desjenigen Gelehrten, "deſſen Rechte die Akademie beſchützen will, dazu "beſtimmet, des Herrn v. **Leibnitz** ſeine zu erhal"ten, oder umzuſtoßen? Es wäre alſo ſehr aus"ſchweifend von mir geweſen, wenn ich dieſen letz"ten mit ſich ſelbſt in Widerſpruch ſetzen, und ihm "die Auflöſung einer Theorie beymeſſen wollte, die "ihm zuwider iſt, und deren Grund ich auf alle "Weiſe läugne. Kurz: Zween ſehr geſchickte "Männer haben zu verſchiedener Zeit über einerley "Materie gedacht: wir wiſſen nicht, wie weit es "der eine gebracht hat; allein man iſt berechtiget, "voraus zu ſetzen, daß ſeine Schlüſſe von des an"dern ſeinen weit unterſchieden ſind.

"Sollte ſich nicht die Akademie ein wenig über"eilet haben, **mein Herr**, ihrem **Präſidenten**

"eine

"eine Ehre zuzuſprechen, die ſie mit ihm theilen "muß? Will ſie dasjenige wieder fodern, was in "ihrer Geſchichte von der kleinſten Wirkung, bloß "als Gedanken eines ihrer Mitglieder, oder unter "irgend einem andern Titel geſchrieben iſt, der die "Frage von ihrer Gründlichkeit unentſchieden läßt; "ſo hat ſie unſtreitig volle Macht dazu: wenigſtens "kann und darf Herr v. Leibnitz ſich dawider nicht "ſetzen; und ich, der ich ſeine Meynungen billige, "darf es auch nicht thun. Sobald ſie aber weiter "geht, und das, was ich geſaget habe, unter dem "Namen von Grundſätzen, folglich gewiſſer Wahr"heiten, ausruft, die nützlich und für die Wiſſen"ſchaften ſehr wichtig ſind, ſo muß ich ſie bitten, "nicht weiter zu gehen.

"Herr v. Maupertuis und ich haben noch vie"le Puncte mit einander auszumachen, bevor die "Akademie berechtiget iſt, die ſinnreichen Begrif"fe ihres Oberhauptes, mit dem Titel: gründlicher "und erwieſener Begriffe, auszupußen. Hier ſind "die vornehmſten davon.

1. "Dieſer Gelehrte trennet den Begriff von "der lebendigen Kraft von dem Begriffe der Wir"kung; ich aber ſage: ſie ſind untrennbar.

2. "Er will, wir ſollen den Grundſatz der le"bendigen Kräfte als ſehr eingeſchränkt betrachten, "und hingegen den Grundſatz von der kleinſten Wir"kung, als einen allgemeinen: ich aber ſtimme die"ſer Propoſition nicht bey, und kehre ſie gerade um.

3. "Er giebt vor: die mindeſte Wirkung ſey "der Urſprung der Geſetze des Gleichgewichtes.

"Ich hergegen behaupte, man müſſe ſie in der un-
"bedingten Nullität der lebendigen Kräfte ſuchen,
"und es gebe gar keine andere; daß wenn die Re-
"geln: de maximis et minimis, in einem Falle die
"Lage finden lehren, die dem Stande des Gleich-
"gewichtes zukömmt: ſo geſchehe es nur durch eine
"Folge eben dieſes Grundſatzes von der unbeding-
"ten Nullität der lebendigen Kraft.

4. "Eben derſelbe nimmt in dieſem Falle die
"augenblickliche Wirkung, oder die lebendige Kraft,
"für ein Minimum; und ich ſage: ſie ſey ein Ma-
"ximum; und in Anſehung der Lage der natürli-
"chen Ruhe, niemals ein Minimum.

5. "Er ſetzet ſich vor, durch eine Demonſtra-
"tion feſt zu ſetzen: daß die Geſetze der Ruhe aus
"ſeinem Grundſatze der kleinſten Wirkung fließen;
"ich läugne die aſſumpta oder Vorausſetzungen die-
"ſer Demonſtration, und behaupte: ſie zeige ganz
"was anders.

6. "Er will die Geſetze des Anſtoßes der Kör-
"per von der kleinſten Größe ihrer Wirkung herlei-
"ten; ich aber behaupte: daß dieſes nicht angeht;
"daß dieſer vortreffliche Mann mit allen Schrift-
"ſtellern, die Phoronomik mit der Dynamik ver-
"menget: daß ſeine Rechnung ihn zu einer bloß
"phoronomiſchen Wahrheit geführet, die man auch
"ſchon lange gewußt hat; daß er aber zu ſehr eile,
"da er ſie uns gleich als eine dynamiſche Wahrheit
"darbeuth, die geſchickt wäre, die Geſetze der Na-
"tur bekannt zu machen.

7. "Aus dieſen Grundſätzen, die ich läugne, "leitet er die Regeln vom Anſtoße vollkommen har- "ter Körper her: ich aber habe unternommen zu "zeigen, daß das aus ſeinem Schluſſe nicht folge.

8. "Endlich glaubet er, er habe den großen "Grundſatz der Continuität falſch befunden. Dieß "läugne ich, und behaupte: daß er in allen Fällen "Stich halte, und man ihn nicht verlaſſen könne, "ohne ſich Hirngeſpinſten zu überlaſſen. Die an- "dern metaphyſiſchen Sätze berühre ich noch nicht "einmal, die aus eben denen Grundſätzen gezogen "ſind, welche ich ihm läugne. Sie ſehen wohl, "**mein Herr**, daß ich genöthiget bin, ſie ebenfalls "zu läugnen, in ſoweit ſie von denen Propoſitionen "abhängen, die ich beſtreite.

"Ich glaube, **mein Herr**, daß dieſes hinrei- "chend ſey, Ihnen begreiflich zu machen: wie viele "Sachen erſt außer Streit geſetzet werden müſſen, "bevor die **Akademie** dieſe neue Theorie, als ein "Lehrgebäude gründlicher Wahrheiten, wiederfo- "dern kann. Doch ich komme wieder auf dieſes. "Meine Abſicht iſt: durchaus nicht von dem gebah- "neten Wege zu weichen, welchen die Gelehrten in "dergleichen Fällen zu gehen pflegen. Wenn alſo "die **Akademie** darauf beſteht, daß ſie in unſerm "Streite Richter ſeyn will; ſo wünſche ich, daß "Sie, **mein Herr**, die Güte haben mögen, mir "zu berichten: worauf ſie ihre Rechte gründet, da- "mit ich ſie in Erwägung ziehen, und mich dar- "nach richten könne. Ich ſchließe, und habe die

"Ehre mit einer vollkommenen Hochachtung und "gänzlichen Ergebenheit zu ſeyn

Mein Herr

Dero gehorſamſter Diener

König.

Als Herr König nun die Urſachen der Behutſamkeit erfuhr: weswegen dieſes Schreiben dem Herrn Formey nicht zugeſtellet worden war; ſo ließ er ſich dergleichen Abſichten aufrichtig gefallen, und ſetzte, aus Hochachtung gegen den Hrn. von Maupertuis, folgendes anderweitige Schreiben auf.

Herrn Königs Schreiben an den Hn. Formey, aus dem Haag, den 15. Febr. 1752. abgelaſſen.

Mein Herr,

"Ich habe die zween Briefe zu ihrer Zeit erhalten, welche die königl. Akademie der Wiſſenſchaften Ihnen aufgetragen, an mich abzulaſſen. "Ungeachtet der Verzögerung meiner Antwort, erſuche ich Sie dennoch, dieſe hochberühmte Geſellſchaft zu verſichern: daß ich ſo ſehr wünſche, in "Anſehung ihrer, alle Pflichten eines Mitgliedes "zu erfüllen, daß mir die mindeſte Wiſſenſchaft "ihres Willens allezeit hinlänglich ſeyn wird, alles "mit eifrigſter Begierde ins Werk zu richten, was "ihr angenehm ſeyn kann, ſo lange es nur in meinem Vermögen ſtehen wird. Wenn ich bey dieſer Gelegenheit nicht ſolche überzeugende Beweiſe

"dieſer Geſinnung geben kann, als ich wohl wünſchete:
"ſo iſt es mir von ganzem Herzen leid.

"Die Akademie dringt darauf: ich ſoll ihr die
"Urſchrift von dem Briefe des Hrn. v. Leibnitz
"zeigen, aus welchem ich eine Stelle in die Leipziger
"Acta geſetzet habe; und ich kann nicht die
"Ehre haben, ihr etwas anders zu zeigen, als eben
"die Erklärungen, die ich bereits ihrem Präſidenten
"von dieſer Sache gegeben. Herr v. Maupertuis
"meldete mir im Monathe . . . des vorigen
"Jahres: er fände die angezogene Stelle in
"den Sammlungen Leibnitziſcher Briefe nicht,
"welche im Drucke heraus ſind. Ich antwortete
"ihm ſogleich alles, was ich wußte: daß der Brief,
"in welchem die von mir angeführte Stelle ſtünde,
"bisher noch nicht gedruckt worden; daß ich nicht
"das Original davon, ſondern nur eine Abſchrift
"beſäße: ſo, wie von verſchiedenen andern ungedruckten
"Briefen dieſes Gelehrten, die ich mir die
"Mühe genommen, zu ſammlen; und ohne zu erwarten,
"daß er die Mittheilung von mir begehrete:
"ſo habe ich ihm alſobald eine Abſchrift davon
"geſchicket.

"Ungeachtet dieſes freymüthigen Verfahrens
"nun, habe ich, einige Monathe hierauf, Dero
"erſtes Schreiben, auf Befehl der Akademie,
"erhalten; worinnen ich aufgefodert werde: die
"Urſchrift desjenigen Briefes zu ſchaffen, davon in
"den Actis ein Stück ſteht, und ſie innerhalb vier
"Wochen einzuſchicken. Sobald die Betrübniß
"und Verwirrungen, in denen ich mich damals

"befand, mir erlaubet haben, an Sachen von dieſer Beſchaffenheit zu denken: ſo habe ich mir die "Ehre genommen, an den Hrn. v. Maupertuis "eine ausführliche Antwort zu ſchreiben, worinnen "ich ihm noch einmal beſtätiget: daß ich die Urſchrift, die man von mir begehrte, nicht beſäße; "daß ich ſie aber wolle ſuchen laſſen, und ihm ſobald davon Nachricht geben wollte, als es mir "glücken würde, ſie zu finden; ungeachtet ich nicht "glaubete: daß ich gehalten wäre, eine Schrift zu "ſchaffen, die gar nicht in der Abſicht angeführet "worden wäre, den Anſprüchen oder Rechten eines "dritten zu ſchaden. Nach der Art, wie ich mich "beſtrebet hatte, mich in dieſem Briefe auszudrücken, konnte ich mir ſchmäucheln: daß ich meinem Verlangen gemäß, dem Hrn. v. Maupertuis und der Akademie völlige Genüge geleiſtet "hätte. Ich habe mit Schmerzen geſehen, daß "ich mich geirret: indem ich von der Akademie "eine abermalige Auffoderung erhielt, die in eben "den Ausdrücken abgefaſſet war; und als ich in "dem Briefe, welchen Herr v. Maupertuis ſich "die Mühe gegeben, beyzufügen, las: daß er für "ſeine Perſon völlig befriediget ſeyn würde, daß "aber die Akademie es nicht wäre.

"Da ich, ſeit vielen Jahren, keine Gemeinſchaft "mehr mit der Schweiz habe: ſo fehlet es mir "auch an leichten Mitteln, eine ſolche Unterſuchung, "als man von mir verlanget, mit gutem Erfolge "anzuſtellen; ich müßte denn Zeit haben, irgend "eine bequeme Gelegenheit abzuwarten. Um "gleichwohl etwas eilendes zu unternehmen, daraus die **Akademie** meine Achtung, gegen ihr Begehren, abnehmen könnte: habe ich ſogleich an einen meiner ehemaligen Bekannten geſchrieben, den ich zu einem dergleichen Geſchäffte für tüchtig hielt, und ihn gebethen: ſich alle mögliche Mühe zu geben, um mir einige Nachricht, in Anſehung dieſes Briefes, zu verſchaffen. Es iſt heute länger, als ſechs Wochen, **mein Herr**, daß mein Schreiben abgegangen iſt, ohne daß ich noch eine Antwort darauf erhalten: ſo, daß ich nicht einmal weis, ob ich mich auch an einen Mann gewandt habe, der vielleicht nicht mehr lebet; oder ob er nur bisher keine Gelegenheit gefunden, mein Geſchäfft auszurichten. Gleichwohl hoffe ich noch immer auf Antwort: indem ich noch einmal deswegen ſchreiben laſſen; und in dieſem Falle will ich der **Akademie** ſogleich Nachricht davon geben, welcher ich Sie, **mein Herr**, bitte, zu bezeugen: wie ſchmerzlich es mir fällt, daß ich ihrer wiederholten Auffoderung keine andere Genüge leiſten kann, und die Antwort, ſo ich ihr ſchuldig geweſen, ſo lange habe ausſetzen müſſen; indem ich ſie erſt von einem andern erwarten muß, die ich unmöglich beſchleunigen kann.

"Glaubet die **Akademie**, nach dieſer Erklärung, noch: es ſey ihr daran gelegen, die Glaubwürdigkeit des in meiner Abhandlung angeführten Fragmentes in Zweifel zu ziehen: ſo erlaube ich von ganzem Herzen, daß ſie, in ſoweit die Sache mich angeht, alles thue, was ihr gefällt. Meine

"Abſicht iſt bloß geweſen, anzumerken, daß Herr
"von Leibnitz von der Dynamik ſehr weitläuftige
"Begriffe gehabt, deren wir, wegen der Hals-
"ſtarrigkeit der erſten Widerſacher der lebendigen
"Kräfte, beraubet ſeyn müßten. Das Schickſal
"dieſer Stelle darf mir alſo keinen Kummer ma-
"chen, da dieſe Sache in Anſehung des Endzwe-
"ckes meiner Abhandlung, bey weitem von der
"Wichtigkeit nicht iſt, daß ich ſie durch koſtbare
"oder beſchwerliche Unterſuchungen und Zänkereyen
"behaupten müßte. Ich habe ſie ſo mitgetheilet,
"wie ich ſie gefunden habe. Ich glaube, daß der
"Brief vom Herrn von Leibnitz iſt: will jemand
"anderer Meynung ſeyn, ſo darf mir das keinen
"Kummer machen. Ich ſetze als feſt voraus,
"daß mein Abſehen nicht geweſen, dadurch jeman-
"den Leid zu thun, und dieſes glaube ich hinläng-
"lich in denen Briefen erwieſen zu haben, die ich an
"den Herrn von Maupertuis geſchrieben, wor-
"auf ich mich in dieſem Stücke beziehe. Es iſt,
"wie mich dünket, augenſcheinlich, daß, wenn
"man auch anjetzt die Urſchrift dieſes Briefes fän-
"de, ja ſo gar die Häfte, worinnen die ganze
"Theorie des Herrn von Leibnitz enthalten iſt;
"dennoch derjenige, oder diejenigen, die von die-
"ſer Materie gehandelt haben, in dem vollen Be-
"ſitze ihrer Rechte bleiben würden; ihre Schlüſſe
"möchten nun mit des Herrn von Leibnitz ſeinen
"einerley, oder von ihnen unterſchieden ſeyn. Es
"iſt ein Satz in der Jurisprudenz, daß derjenige,
"der nichts genommen hat, an keine Wiedererſtat-

"tung gehalten ſey; vielmehr müſſen alſo dieſe Schriftſteller in dem Beſitze ihrer Rechte bleiben, ſo lange man von des Herrn von Leibnitz Kenntniſſen nur aus erwähnter Stelle Nachricht haben wird, die weder von ſeiner Methode, noch von ſeinen Schlüſſen etwas zu erkennen giebt. Es müßten ſich denn Gelehrte finden, die ſichs zum Schimpfe rechneten, daß ein großer Mann, dem ſie nichts abgeborget haben, bereits vor ihnen an die Materie gedacht hat, darüber ſie ihre Unterſuchungen angeſtellet haben. Ich begreife nicht, wie eine ſolche Stelle, die dem Werthe ihrer Erfindung und Arbeit nichts benimmt, ſie verdrießen könne.

"Noch mehr: geſetzt, daß einer, den die Allgemeinheit der Ausdrücke irre machete, und der den Grund der Sachen nicht verſtünde, dem Herrn von Leibnitz den Grundſatz der kleinſten Wirkung zueignen wollte, ſo wie er ſich in der Geſchichte der Akademie befindet: ſo könnten ihm doch auch die eifrigſten Anhänger deſes letztern keinen Dank dafür wiſſen; ſie würden verbunden ſeyn, dieſen Irrthum aufzudecken, welcher des Herrn von Leibnitz Scharfſinnigkeit nachtheilig ſeyn würde: indem er ihm eine ſeinen Grundſätzen zuwider laufende Theorie beymaße, die doch ſo allgemein ſind, und von ſeiner ganzen Philoſophie den meiſten Beyfall erhalten haben.

"Es iſt alſo ganz gewiß, mein Herr, daß auf dieſer Seite gar keine Schwierigkeit iſt. Herr von Leibnitz läßt die Akademie in voller Freyheit,

"heit, den Grundſatz von der kleinſten Wirkung, ſo wie er in ihrer Geſchichte dargeſtellet iſt, zum Behufe irgend eines ihrer Mitglieder wiederzufodern. Sie wird es nemine contradicente thun; dafern ſie nur die Behutſamkeit gebrauchet, die Frage unentſchieden zu laſſen, welche die Gründlichkeit und Wahrheit des entwickelten und angewandten Grundſatzes betrifft. Man kann wiſſen, daß ich dem Gelehrten, der deſſen Erfinder iſt, acht bis zehn Hauptpuncte davon ſtreitig mache; und es würde nicht natürlich ſeyn, daß die Akademie etwas billigete oder verdammete, bevor wir alle dieſe Materien hinlänglich aus einander geſetzet haben.

"Das iſt es faſt alles, mein Herr, was ich ſagen kann, die Neugierde der Akademie zu ſtillen; die ſichs hat belieben laſſen, von dieſer Sache Nachricht einzuziehen. Was ich hier thue, das geſchieht nur in der Abſicht, ihr Proben von meiner Ergebenheit und Ehrfurcht zu geben: da ich übrigens von ihrer Billigkeit vermuthe, ſie werde ſich nicht zum oberſten Richter meiner Abhandlung aufwerfen, die in ihrer Geſchichte nicht eingedruckt ſteht, und in welcher weder von ihr, noch von einem ihrer Mitglieder namentlich die Rede iſt; und daß ſie mir nicht wider das Recht der Freyheit der Gelehrten, als einem ihrer Unterſaßen begegnen werde. Glaubet jemand, er ſey an ſeinen Rechten gekränket, ſo rede er: ich bin bereit, ihm alle gehörige Genugthuung zu geben; darinn aber werde ich nie von der Gewohn-

"heit abgehen, um mich einer Neuerung zu unterwerfen, die nur übele Folgen haben könnte.

"Dieſes, mein Herr, bitte ich Sie, der Akademie gütigſt, als eine Antwort auf die zween Briefe, die ſie an mich geſchicket hat, zu berichten; und ſie dabey aufs ſtärkeſte von meinen Empfindungen und meiner ehrerbiethigen Ergebenheit zu verſichern, indem Sie derſelben bezeugen: wie leid es mir thut, daß eine meinem Sinne ganz widrige Auslegung, Schwierigkeiten erwecke; die mich unfehlbar würden ſchlüßig gemachet haben, meine Abhandlung zu unterdrücken, wenn ich die mindeſte davon hätte voraus ſehen können. Ich bin ein Feind alles unbilligen Verfahrens, und aller bittern Zänkereyen, und wünſche von Herzen: daß die Erklärungen, die ich die Ehre habe, ihr in dieſem Briefe vorzulegen, nebſt denen, die ich ihrem Präſidenten gegeben, ihr eine völlige Genüge thun, und die Redlichkeit meiner Abſichten rechtfertigen mögen, die nicht beſſer hätten ſeyn können. Ich ſchließe, und habe die Ehre mit großer Hochachtung und einer vollkommenen Ergebenheit zu ſeyn

Mein Herr,

Dero gehorſamſter Diener
König.

Zu gleicher Zeit, da Herr König dieſes Schreiben an den Herrn Formey ſchickete, ſchrieb er dem Herrn von Maupertuis in folgenden Worten:

Schrei-

Schreiben des Herrn Königs an den Herrn von Maupertuis, Haag den 18. Februar 1752.

Mein Herr,

"Es thut mir ſehr leid, daß ich aus Dero letztern erſehe, welches Sie mir zur Antwort auf mein Schreiben zugeſandt haben, daß meine Erklärung nicht die Wirkung gehabt hat, die ich davon gehoffet hatte. Sie berichten mir, daß Sie zufrieden ſeyn würden; daß aber die **Akademie** es nicht ſey. Ich geſtehe Ihnen, mein **Herr**, daß ich mir vorgeſtellet hatte, Sie würden unverſtellter mit mir handeln; der ich mich allezeit befliſſen habe, mit Ihnen aufrichtig und ehrlich zu verfahren. Doch ohne die Urſachen zu unterſuchen, die Sie haben können, ſo zu handeln, ſo habe ich die Ehre, Ihnen zur Antwort zu melden: daß, da ich wünſche, der **königlichen Akademie** Merkmaale meines Eifers und meiner Ehrfurcht zu geben, ich nicht angeſtanden habe, ſogleich nach der **Schweiz** zu ſchreiben; um einen Mann, den ich kenne, zu vermögen, daß er alle mögliche Unterſuchungen anſtelle, die Urſchrift des **leibnitziſchen** Briefes aufzutreiben, die die **Akademie** zu ſehen verlanget. Ich dachte, ich würde die Antwort, ſo ich hierauf erhalten würde, im Originale zuſchicken können; aber ſie iſt noch nicht eingelaufen: und aus Furcht, die **Akademie** möchte mein Stillſchweigen für eine Verachtung halten, von der ich weit entfernet

net bin, habe ich die Antwort, die ich ihr ſchuldig bin, nicht länger aufſchieben wollen.

"Es iſt mir nichts leichtes, in dieſer Unterſuchung glücklich zu ſeyn: da ich ganz keinen Briefwechſel nach der Schweiz habe, und nicht jedermann zu ſolchen gelehrten Geſchäfften geſchickt iſt. Erhalte ich noch eine Antwort, wie ich glaube, ſo werde ich nicht ermangeln, der Akademie und Ihnen, **mein Herr**, Nachricht davon zu geben; und dieß iſt es alles, was ich die Ehre haben kann, Ihnen zu ſagen, oder anjetzt zu verſprechen.

"Inzwiſchen, **mein Herr**, dürfen Sie Ihren Weg nur ungehindert fortgehen: **Herr von Leibnitz** verlieret dabey ſo wenig, als ich. Findet man jemals etwas, welches das in der bewußten Stelle enthaltene Vorgeben beſtärken kann, ſo wird alles, was man dawider geſaget hat, ein Streich in die Luft ſeyn, der ihm keinen Schaden thun wird. Findet man aber nichts, ſo iſt es einerley, wie man die Sache anſieht, indem wir in einer völligen Ungewißheit wegen der Methode und Schlüſſe des **Herrn von Leibnitz** bleiben. Was aber mich betrifft, ſo weis ich ſchon etwas, womit ich meine Redlichkeit und die Unſchuld meiner Abſicht rechtfertigen kann; und weiter darf ich mich um nichts bemühen.

"Ich geſtehe gern, **mein Herr**, daß es mir noch nicht in den Kopf will, wie man in dieſer Stelle den Stoff zu einem Proceſſe finden kann. Sie ſagen, **mein Herr**, ſie würde zeigen: **Herr von Leibnitz** hätte Sachen entdecket, die einige

"Mitglieder der Akademie, als ihr eigen vorgetragen
"haben. Aber haben ſie denn nicht ein Recht
"gehabt, ſie für ihr eigen auszugeben, da ſie vom
"Herrn von Leibnitz nichts gewußt, oder entlehnet
"haben, ſo Ihnen auch niemand ſchuld giebt?
"Würde wohl ihr Verdienſt dadurch geſchwächet
"werden, wenn man auch die ganze Folge der Betrachtungen
"des Herrn **von Leibnitz** über dieſer
"Materie in Druck gäbe? Mich dünket, dieſe
"Uebereinſtimmung mit einem ſehr großen Manne,
"könne Ihnen nicht anders, als ſehr rühmlich ſeyn.
"Von dem Schimpfe aber, den die bewußte Stelle
"in ſich halten ſoll, begreife ich nichts. Ich will
"mich alſo gedulden, bis es Ihnen belieben wird,
"ſich darüber näher zu erklären. Es ſollte mir eine
"Freude ſeyn, wenn ich bey dieſer Gelegenheit, ſowohl
"Ihnen, **mein Herr**, den ich hoch achte,
"als auch der Akademie, die ich, wie ich ſoll,
"verehre, alle mögliche Genugthuung geben kann.
"Mit dieſen Geſinnungen, die ich allezeit behalten
"werde, habe ich die Ehre zu ſeyn,

Mein Herr,

Dero gehorſamſter Diener,
König.

Kaum war dieſer Brief abgegangen, als man Herrn **Königen** einen neuen Brief vom Herrn **von Maupertuis** überlieferte, wodurch er ſein und der Akademie bisheriges Verfahren in dieſer Sache, zu rechtfertigen ſuchete. Hier iſt er:

Schreiben des Herrn von Maupertuis an Herrn Königen, Berlin den 9. Februar 1752.

"Ich erfahre, mein Herr, durch den Herrn von Hellen, daß ſie ſich über die Akademie und mich beſchweren. Dieſes verbindet mich noch einmal, die Feder zu ergreifen, um Sie hier alles deſſen zu erinnern, was in der bewußten Sache vorgefallen iſt; damit Sie, wenn Sie der Sache nachdenken, ſelbſt ſehen mögen, ob Sie Urſache haben, ſich zu beklagen. Es iſt wahr, daß Sie mir bey Ihrer Anweſenheit in Berlin ſagten: Sie hätten eine Abhandlung über die Dynamik verfertiget, darinnen Sie andere Meynungen vortrügen, als die meinigen wären. Sie ſchicketen mir ſo gar eine Rolle einzelner Blätter, die den Stoff dazu haben geben ſollen; allein Sie ſageten mir kein Wort von einem Briefe des Hrn. von Leibnitz, auch ſah ich in der Rolle nichts, was deſſen gedacht hätte. Sie erwieſen mir die Höflichkeit, (wenn das anders eine iſt) daß Sie mir die Unterdrückung ihres Aufſatzes anbothen; den Sie geſonnen waren, in die Leipziger Acta eindrucken zu laſſen. Ich hütete mich wohl, dieſen angebothenen Dienſt anzunehmen; ich gab Ihnen Ihre Schriften zurück, und verſicherte Sie: daß Sie freye Macht hätten, Ihren Aufſatz drucken zu laſſen, ohne es im mindeſten übel zu nehmen, daß Sie anderer Meynung wären, als ich.

"Als nun ihre Schrift zum Vorſcheine kam, ſo wurden einige Perſonen, die ſie laſen, nebſt mir erſtaunet, einen Theil eines Leibnitziſchen Briefes darinnen zu finden, woraus man ſehen konnte: daß dieſer große Mann bereit vor uns, die Kenntniß eines Grundſatzes gehabt hätte, den ich als neu angegeben habe; und daß er auch zuerſt die ſchöne Eigenſchaft der durch die Centralkräfte beſchriebenen krummen Linien entdecket gehabt, die Herr **Euler** für ſeine Erfindung ausgegeben.

"Dieſer bisher unbekannte Brief, daraus Sie die eigenen Worte anführen, war ohne **Datum**, und ohne Merkmaale der Glaubwürdigkeit, angeführet. Dieſes alles ſind Behutſamkeiten, die man bey Anführung ſolcher Schriften nöthig hat, die einen Dritten betreffen.

"Ich habe Sie erſuchet, mir zu ſagen, wo dieſer Brief des Herrn von Leibnitz zu haben wäre? Damals war meine Abſicht dieſe: ſo bald Sie mir ſolches angezeiget hätten, dem Herrn von Leibnitz alle Ehre derer Sachen wiederzugeben, die wir beyde mit einander gemein haben könnten; und mir Glück zu wünſchen, daß ich mit einem ſo großen Manne zuſammen getroffen hätte. Das wäre meine Antwort auf ihre Abhandlung geweſen.

"Sie antworten mir erſt in Monathsfriſt: **Ich habe dieſen Brief von dem ſel. Herrn Henzy, der mir eine Abſchrift einer Sammlung Leibnitziſcher Briefe an verſchiedene Gelehrte mitgetheilet hat; die er, nebſt vielen an-**

"dern, die er hinzu zu fügen dachte, in
"Druck geben wollte. Zu gleicher Zeit ſchick-
"ten Sie mir eine Abſchrift desjenigen Briefes,
"aus welchem ſie das Fragment angeführet hatten.

"Da ich nun erfuhr, daß Herr Henzy eine
"ſolche Sammlung beſeſſen; da ich neugierig war,
"ſie zu ſehen, und wußte, daß keine Briefſchaften
"leicht ſorgfältiger aufbewahret werden, als eines
"Mannes ſeine, dem man in einer Republik den
"Proceß machet; ja daß des Herrn von Leibnitz
"Briefe ein beſonderes Aufſehen würden erwecket
"haben: ſo bath ich den Herrn **Marquis** von
"**Paulmy**, damaligen franzöſiſchen Abgeſandten
"in der Schweiz, mit dem ich die Ehre hatte
"bekannt zu ſeyn, er möchte mir doch eine Abſchrift
"dieſer Sammlung verſchaffen. Wie groß war
"aber nicht mein Erſtaunen, als Herr v. **Paulmy**
"mir antwortete: daß der Herr Hauptmann
"**Gaudard**, und Herr **Malacrida**, als Erbe
"des Herrn Henzy, an welche er ſich zu dem Ende
"gewandt, nachdem ſie ſich alle erſinnliche Mühe
"gegeben, weder Briefe vom Herrn von Leib-
"nitz; noch eine Spur gefunden hätten, daß es
"dergleichen unter des Herrn Henzy Schriften
"gegeben hätte.

"Dieſe Sache ward für die Akademie wichtig,
"indem Sie, mein Herr, als eines ihrer Mit-
"glieder, eine Schrift anführeten, nach welcher
"Leibnitz ſchon vor langer Zeit Sachen erfunden
"hatte, die andere ihrer Mitglieder, in denen
"Memoires, die die Akademie für ihr eigen ange-
nommen,

"nommen; als neu vorgetragen hatten. Ich erzählete
"alſo in der Verſammlung alles, was vorgefallen
"war, und die Geſellſchaft glaubete: ſie
"müſſe es ausmachen, was einem jeden zugehöre,
"oder nicht. Ihrer Berathſchlagung vom 7. Oct.
"1751. nach, ließ ſie dieſelben erſuchen, die Urſchrift
"des von Ihnen angeführten Briefes vorzuzeigen,
"und ſetzete Ihnen hierzu eine Friſt von
"vier Wochen an.

"**Se. Majeſt.** als Schutzherr der **Akademie**,
"geruheten ebenfalls an die Herren von **Bern** zu
"ſchreiben, damit unter den Schriften des **Henzy**
"eine gerichtliche Unterſuchung angeſtellet würde;
"ſowohl unter denen, die dem Criminalrichter in
"Händen geblieben wären, als unter denen, die
"man den Erben wieder gegeben hatte. Die Herren
"von **Bern** haben auch dem Könige die zuverläßigſte
"Verſicherung zugeſchicket, daß ſich kein
"Brief vom Herrn von **Leibnitz** gefunden hätte.

"Sie wiſſen alles übrige, **mein Herr**, und
"haben es ſchon vorhin gewußt. Seit dieſem Augenblicke
"iſt die Sache nicht mehr meine Sache;
"ſondern es darf Sie nicht Wunder nehmen, daß
"die **Akademie** ihre eigene daraus machet. Noch
"weniger dörfen Sie ſich wundern, daß ſie dasjenige
"von Ihnen fodert, was jede Privatperſon
"berechtiget wäre, von einer andern zu fodern, die
"einen Brief hätte drucken laſſen, darinnen er
"verwickelt wäre. Allein, die **Akademie** hat
"großes Recht, ſich zu verwundern, daß Sie,

"nachdem die geſetzte Zeit wohl viermal verfloſſen "iſt, ihr noch keine Genüge geleiſtet haben.

"Was Sie in Ihrer Antrittsrede von der großen "Kenntniß geſaget haben, die Herr von Leib"nitz in der Dynamik beſeſſen, ſo zweifele ich dar"an nicht: allein das iſt ein unbeſtimmtes Lob, "welches mit der ausdrücklichen Anführung eines "Briefes nichts zu thun hat.

"Ich habe die Ehre zu ſeyn, mein Herr,

Dero gehorſamſter Diener,
Maupertuis.

Herr König ſchrieb auf dieſen Brief eine Antwort unterm 12. März, davon er keine Abſchrift behalten hat. Hierinnen ſuchete er dem Herrn von Maupertuis begreiflich zu machen, wie wenig man auf den Schluß bauen könne: es haben ſich niemals unter den Schriften des lebenden Herrn Henzy leibnitziſche Briefe gefunden, weil man nach ſeinem Tode keine darunter gefunden hat; indem er, Herr König, deren noch verſchiedene beſäße, die von des Herrn Henzy eigener Hand abgeſchrieben wären. Es müßten alſo nothwendig Briefe von dieſem Gelehrten, entweder im Originale, oder in Abſchriften davon, vorhanden geweſen ſeyn; weil er im Stande geweſen iſt, ſelbſt Abſchriften davon zu nehmen. Zu gleicher Zeit ſchickete Herr König dem Herrn von Maupertuis die Antwort ſeines Freundes in Baſel, welcher Herrn Königs Auftrage zu folge, ſich die Mühe gegeben, in Anſehung des Leibnitziſchen und Hermanniſchen Briefwechſels, Unterſuchungen, wiewohl fruchtlos anzuſtellen. Dieſem Briefe war ein deutſches Handbriefchen beygefüget. Dieß war von der eigenen Hand des Bruders des ſel. Herrn Hermanns, eines Bürgers und Kaufmannes zu Baſel, dem Erben der Bibliothek und der Briefſchaften des verſtorbenen Profeſſors, ſeines Bruders. Durch dieſes bezeugete er, daß er weiter nichts von dieſem Briefwechſel zwiſchen ſeinem verſtorbenen Bruder und dem Herrn von Leibnitz in Händen hätte. In dem Urtheilsſpruche der Akademie, wird weder dieſes Handbriefchens, noch oberwähnter Sache gedacht; nämlich, daß es noch Briefe von Leibnitzen gebe, die von des ſel. Henzy eigener Hand abgeſchrieben ſind.

Nachdem nun Herr König zween Monathe hierauf Nachricht erhielt; daß die Akademie dennoch ein Urtheil über dieſe Sache gefället hätte, dazu er ſie nicht für berechtiget hielt: ſo glaubete er, nöthig ſeyn, folgendes Schreiben an den Herrn Formey abzulaſſen, um ſich eine Mittheilung davon auszubitten. Hier iſt der Brief:

Schreiben des Hn. Königs an den Hn. Formey.

Haag den 6. May, 1752.

Mein Herr,

"Da mich einige glaubwürdige Perſonen verſi"chern wollen, daß die königl. Akademie für gut

beſun-

„befunden hat, ſich zum Richter in der Streitigkeit aufzuwerfen, die ſich zwiſchen ihrem Präſidenten und mir entſponnen, und daß ſie im vorigen Monathe einen Ausſpruch gethan hat: ſo nehme ich mir die Ehre, mich zu Ihnen zu wenden, „mein Herr, um Sie zu bitten; daß Sie mir „die Entſchließungen, welche mich betreffen, bekannt „machen, und mir eine Abſchrift von demjenigen „zuſtellen mögen, was man Ihnen befohlen, wegen dieſer Sache in das Protocoll zu tragen. „Da mein Begehren das billigſte von der Welt iſt, „ſo kann ich von der Gerechtigkeit der Akademie „hoffen: daß ſie ohne Mühe Ihnen vergönnen „werde, mir zu willfahren; und daß Sie, mein „Herr, inſonderheit geneigt ſeyn werden, mir hierunter einen Gefallen zu erweiſen, wofür ich Ihnen „ſehr verbunden ſeyn werde. Ich habe die Ehre „mit vollkommener Hochachtung zu ſeyn,

Mein Herr,

Dero gehorſamſter Diener,

König.

Herr Formey ertheilete auf dieſes Schreiben folgende Antwort:

Schreiben des Hn. Formey an den Hn. König. den 16 May 1752.

Mein Herr,

„Ich habe die Ehre auf Dero Schreiben vom „6. d. M. zu antworten. Was man Ihnen von "dem Urtheilsſpruche der Akademie geſeget hat, iſt richtig, und die Schriften von dieſer Sache ſind gegenwärtig unter der Preſſe. Dero Begehren, mein Herr, Ihnen eine Abſchrift des Protocolls mitzutheilen, ſcheint mir ſehr billig zu ſeyn; und es iſt kein Zweifel, daß auch die Akademie es dafür halten werde. Weil ſie aber gegenwärtig bis zum 1. Jun. feyert, da ſie eine öffentliche Verſammlung halten wird: ſo kann ich Dero Verlangen nicht eher, als in der erſten ordentlichen Verſammlung vortragen, nämlich den 8. Jun. alsdann werde ich Ihnen ſogleich den Entſchluß der Akademie melden. Sie thun mir Recht, mein Herr, wenn Sie glauben, daß ich für meinen Theil ſehr geneigt bin, Ihnen zu dienen. Ich habe die Ehre mit vollkommener Hochachtung zu ſeyn,

Mein Herr,

Dero gehorſamſter Diener,
Formey.

Als nun wenige Tage hierauf, der Urtheilsſpruch der Akademie bekannt ward, und Herrn Königen ein Exemplar davon zu Handen kam, ſo hielt er dafür: ſein erſtes Unternehmen müßte dieſes ſeyn, daß er ſich der Würde eines Mitgliedes einer Geſellſchaft verziehe, mit deren Oberhaupte er ſich in einen Streit einlaſſen müßte. Er hat ſich daher ſogleich entſchloſſen, der Akademie ihren offenen Brief, mit folgendem Schreiben, wieder zu ſchicken.

Herrn

Herrn Königs Schreiben an den Herrn Formey.

Haag, den 18. Jun. 1752.

Mein Herr,

"Da es vielen Leuten geſchienen, daß mein "Stand, als Mitglied der **königlichen Akademie der Wiſſenſchaften**, deren **Präſident** zu "ſeyn Herr von **Maupertuis** die Ehre hat, ſich "mit dem unangenehmen Streite nicht reimete, in "welchen man mich endlich zwingt, mich mit ihm "einzulaſſen: ſo finde ich, daß es ſich für mich nicht "länger ſchicke, eine Würde beyzubehalten, die "mich in Gefahr ſetzen könnte, einen entweder wirklichen oder eingebildeten Wohlſtand zu verletzen. "In dieſem Sinne, **mein Herr**, und in keinem "andern, entſchließe ich mich anjetzt, den offenen "Brief, mit welchem die **königliche Akademie** "mich beehret hatte, in Dero Hände zu übergeben. "Ich erſuche Sie, mir die Güte zu erweiſen, ihn "zu ſeiner Zeit dieſer hochberühmten Geſellſchaft "zuzuſtellen, ihr die Bewegungsgründe zu melden, "die mich verbinden, ihrer Gunſt zu entſagen; ihr "die unendliche Dankbarkeit, ſo ich dafür habe, "und die Betrübniß zu melden, die ich empfinde, "da ich mich eines Titels berauben muß, der um "ſo viel ſchmäuchelhafter für mich war, da er mir "ohne alles mein Suchen angetragen worden.

"Die **königliche Akademie** wird mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn ſie überzeuget "ſeyn will: daß dieſes unvorſetzliche Verfahren, "nichts an denen eifersvollen und ergebenen Em-

"pfindungen ändern wird, womit ich ihr verbunden "bin, und daß ich mir ein Vergnügen und eine "Pflicht daraus machen werde, dieſe Geſinnungen "ſo oft zu zeigen, als es auf ihr Beſtes ankommen "wird, welches unfehlbar alle Gelegenheiten ſeyn "müſſen, die die Wahrheit und die Wiſſenſchaften "betreffen.

"Was Sie, mein Herr, ins beſondere betrifft, "ſo ſeyn Sie verſichert, daß dieſe Verbindung, "die künftighin ein Ende hat, bey mir niemals "die übrigen ändern ſoll, die mir gegen Sie "die Empfindungen der Hochachtung eingeflößet haben, "mit welcher ich allezeit die Ehre gehabt "habe zu ſeyn,

Mein Herr,

Dero gehorſamſter Diener,
König.

Dieß ſind nun die verſchiedenen Briefe, die in währender dieſer Sache von einem und dem andern Theile geſchrieben worden. Hier bleibt man ſtehen, und überläßt nunmehr der Welt die Sorgfalt: ihr Urtheil entweder zu fällen, oder bis auf weitern Unterricht zu verſchieben; wiewohl man glaubet, daß ſelbiger nicht ſonderlich nöthig ſeyn wird. Hätte Herr König das Fragment desjenigen Briefes, der dem Hn. v. Maupertuis ſo viel Verdruß anrichtet, als einen Auszug eines Briefes angeführet, davon er, oder einer ſeiner Freunde, die Urſchrift beſäße, und ſich nachmals geweigert, dieſes Original anzuzeigen, oder herzugeben; hätte er dieſes Fragment in der Abſicht drucken laſſen, die Lehre von der kleinſten Wirkung, ſo, wie Herr v. Maupertuis ſie vorgetragen hat, zu unterſtützen, und folglich dieſem Akademiſten die vermeynte Ehre der Entdeckung zu rauben; wäre dieſes, ſage ich: ſo wäre Herr **König** mit Rechte verdächtig, und müßte den Zorn aller rechtſchaffenen und vernünftigen Leute ſcheuen. Da er aber erwähntes Fragment nur als eine Abſchrift eines Briefes mitgetheilet hat, an deſſen Glaubwürdigkeit er keinen Zweifel trüge, und deſſen Quelle er auch auf Begehren angezeiget hat; da er nichts weniger, als ein Bewunderer der neuen Theorie iſt; ſondern in der Abhandlung, die das Fragment enthält, bewieſen zu haben glaubet, daß ſie voller Trugſchlüſſe, und was das Weſentliche betrifft, handgreiflich falſch ſey: ſo glaubet man nicht, daß ſeine Ehre die mindeſte Gefahr laufe. Freylich hat Herr König zum Beweiſe nichts, als die Hand eines Menſchen, der nicht mehr iſt: allein, wo bliebe der hiſtoriſche Glauben, wenn, ſobald der Tod diejenigen eingeſcharret hat, von welchen man eine Urkunde erhalten, dieſelbe eben dadurch ungültig würde? Es iſt wahr, daß ſich die Urſchrift des ſtreitigen Stückes nicht unter den Schriften des Verſtorbenen befunden; allein noch einmal: was beweiſt dieſes wider Herrn Königs Redlichlichkeit? welcher feyerlich bezeuget, er habe die Abſchrift dieſes und verſchiedener andern Leibnitziſchen Briefe von ihm erhalten; darunter einige von der eigenen Hand des Verſtorbenen geſchrieben ſind. Das einzige, was noch einige Dunkelheit über ſeine Aufrichtigkeit ausbreiten könnte, wäre dieſes: er habe dieſe Abſchrift in der niederträchtigen Abſicht zum Vorſcheine gebracht, die man ihm beymißt; allein ſelbſt der Inhalt des Fragments zeiget: daß er ſie niemals gehabt hat, auch nicht hat haben können. Er verſichert hier ſolches von neuem, den Briefen an den Hrn. von Maupertuis zu folge, auf das feyerlichſte. Dieſer Akademiſt mag zuſehen, wie er ſich wegen des Betragens rechtfertigen werde, dazu er eine ſo ehrwürdige Geſellſchaft, als die königl. Akademie zu Berlin iſt, verleitet hat.

Es herrſchet in dieſer vortrefflichen Societät zu viel Einſicht und Redlichkeit, als daß ſie lange Zeit einen Urtheilsſpruch bekräftigen ſollte, dem die Verblendung auch nicht einmal den geringſten Schein der Wahrſcheinlichkeit geliehen hat.

Briefe des Herrn von Leibnitz.

Damit die Welt in den Stand geſetzet werde, zu urtheilen: in wie weit der wider die Glaubwürdigkeit des Fragmentes geſchöpfte Verdacht wohl oder übel gegründet ſeyn könne? hat man es für gut gehalten, ihm den ganzen Brief, davon das Fragment ein Stück ausmachet, nebſt einigen andern, von eben derſelben Hand geſchriebenen, und die Herrn Königen zu gleicher Zeit mit den andern, als ſo viele Abſchriften Leibnitziſcher Brieſe, geſchicket worden, vor Augen zu legen. Die Namen derer Gelehrten, an welche ſie geſchrieben worden, ſtehen vor den drey erſten nicht. Auf das Zeugniß eines Briefchens aber, welches in dem Häſte lag, und worauf die Namen der Herren: **Bayle**, **Foucher**, **Hermann**, und **Volder** ſtunden, hatte Herr **König** geſchloſſen: daß beſagtes Schreiben, welches hier das erſte iſt, an den Herrn **Hermann** geſchrieben worden; wie das zweyte, von der **Carteſianiſchen** Weltweisheit, an Herrn **Foucher**, und das dritte an den Herrn **Bayle**. Gleichwohl will Herr **König**, wegen dieſer Vorausſetzungen, mit niemanden, wer es auch ſeyn mag, Händel haben. Er hat es ſchon oft erkläret, und wir wiederholen es hier: Die Glaubwürdigkeit dieſer Briefe an ſich ſelbſt, geht ihn gar nichts an; es iſt ihm ſehr gleichgültig, wem man ſie beyleget, und was ein jeder davon denkt. Die einzige Sache, die er ſich vorſetzet zu beweiſen, iſt dieſe: daß er dieſe Briefe, ſo, wie ſie hier ſind, empfangen; daß er ſie ſo mittheilet, wie er ſie erhalten; daß er geglaubet hat, ſie wären gut und zuverläßig; und daß er inſonderheit niemals im Sinne gehabt hat, das beſagte Fragment daraus, zu jemandes Nachtheil anzuführen. Uebrigens bekümmert es ihn wenig, mit Gewißheit zu wiſſen, von wem, und an wem, dieſe Briefe gerichtet worden. Sind dergleichen Stücke für die Weltweisheit wichtig: ſo ſind ſie es nur in Anſehung der Sachen, die darinnen ſtehen, und deren Werth keinesweges auf irgend einen bloß die Neugierde angehenden kleinen Umſtand, beruhet.

Des Herrn von Leibnitz Schreiben, woraus Herr König das Fragment angeführet hat.

MONSIEUR,

Je ſuis charmé d' apprendre, que vous ſoyez rétabli de l' incommodité, dont votre derniére faiſoit mention. Pour l' intérêt des ſciences & celui de vos amis, vous devez vous ménager, & uſer ſobrement du plaiſir des longues méditations, qui peuvent ruïner aiſément la meilleure conſtitution. Je vous ai témoigné dans ma précedente, combien je ſuis aiſe, que vous ſoyez auſſi content de votre place, que ceux qui vous l' ont conférée le ſont de vous. J' eſpère que cet heureux commencement ſera ſuivi d' autres agrémens, auxquels je me ferai un plaiſir de contribuër, toutes les fois que j'en aurai l'occaſion. N' aiant pas eu le tems cette fois de toucher aux matières de Géométrie, que vous me propoſez, je me contenterai de répondre à l' article de votre Lettre, où vous me demandez des éclairciſſemens, ſur mon Principe de Continuité. Aſſurément je penſe que ce Principe eſt général, & qu' il tient bon, non ſeulement dans la Géométrie, mais encore dans la Phyſique. La Géométrie n' étant que la ſcience des limites & de la grandeur du Continu, il n' eſt point étonnant, que cette loi s' y obſerve par-tout: car d' où viendroit une ſubite interruption dans un ſujet, qui n' en admet pas en vertu de ſa nature? Auſſi ſavons-nous bien, que tout eſt parfaitement lié dans cette ſcience, & qu' on ne ſauroit alléguer un ſeul exemple, qu'une propriété quelconque y ceſſe ſubitement, ou naiſſe de même, ſans qu'on puiſſe aſſigner le paſſage intermédiaire de l'une à l'autre, les points d'inflexion & de rebrouſſement, qui rendent le changement explicable; de manière, qu'une Equation Algébraique, qui repréſente exactement un état, en repréſente virtuellement tous les autres, qui peuvent convenir au même ſujet. L'univerſalité de ce Principe dans la Géométrie m'a bientôt fait connoitre, qu'il ne ſauroit manquer d'avoir lieu auſſi dans la Phyſique: puisque je vois, que, pour qu'il y ait de la règle & de l'ordre dans la Nature, il eſt néceſſaire, que le Phyſique harmonie conſtamment avec le Géométrique; & que le contraire arriveroit, ſi là, où la Géométrie demande de la continuation, le Phyſique ſouffroit une ſubite interruption. Selon moi tout eſt lié dans l'Univers, en vertu de raiſons de Métaphyſique, de manière que le *préſent eſt toujours gros de l'avenir*, & qu'aucun état donné n'eſt explicable naturellement, qu'au moyen de celui, dont il a été précedé immédiatement. Si on le nie, le monde aura des *hiatus*, qui renverſent le grand Principe de la Raiſon ſuffiſante, & qui obligeront de recourir aux miracles, ou au pur hazard dans l'explication des Phénomènes. Je tiens donc, pour m'expliquer en ſtyle d'Algèbre, que ſi, à l'imitation de Monſr. *Hudde*, qui prétendoit pouvoir aſſigner une Courbe Algébraique, dont les contours marqueroient les traits d'un viſage connu, on pouvoit exprimer, par une formule d'une Caractériſtique ſupérieure, quelque propriété eſſentielle de l'Univers, on y pourroit lire, quels ſeront les états ſucceſſifs de toutes ſes parties, dans tous les tems aſſignés. Auſſi arrive-t-il qu'on ne trouve pas un ſeul évènement naturel, qui démente ce grand Principe; au contraire tous ceux, qu'on connoit exactement, le juſtifient parfaitement. On a reconnu, que les Loix du Choc des Corps, que nous a laiſſé Mr. *Deſcartes*, ſont fauſſes; mais je puis faire voir qu'elles ne le ſont, que parce qu'elles feroient naître des *hiatus* dans les évènemens, en violant la loi de la Continuïté; & que dès qu'on y fait les corrections, qui la rétabliſſent, on retombe dans ces mêmes Loix, que Mrs. *Huygens* & *Wren* ont trouvées, & que les expériences ont juſtifiées. La Continuïté étant donc un *requiſitum* néceſſaire, un caractère diſtinctif des véritables Loix de la Communication du mouvement, peut-on douter que tous les Phénomènes n'y ſoient ſoumis, ou qu'ils ne deviennent intelligiblement explicables, qu'au moyen des véritables Loix de la Communication du mouvement? Mais comme, ſelon moi, il règne une parfaite continuïté dans l'ordre des Succeſſifs, ainſi il en règne une pareille dans celui des Simultanés, laquelle établit le plein réel, & renvoye aux Régions imaginaires les eſpaces vuides. Dans les choſes, qui exiſtent à la fois, il peut y avoir de la continuïté, quoique l'imagination n'y apperçoive que des Sauts: parce que bien des choſes paroiſſent aux yeux entièrement diſſemblables & deſunies, qu'on trouveroit néanmoins parfaitement ſemblables & unies dans leur intérieur, ſi on pouvoit parvenir à les connoitre diſtinctement. A ne conſidérer que la configuration externe des Paraboles, des Ellipſes & des Hyperboles, on ſeroit tenté de croire, qu'il y a une interruption immenſe d'une eſpèce de ces Courbes à l'autre. Cependant nous ſavons qu'elles ſont liées intimement, de manière qu'il eſt impoſſible de ranger entre deux quelque autre eſpèce intermédiaire, qui nous faſſe paſſer de l'une à l'autre, par des nuances plus imperceptibles. Je penſe donc avoir de bonnes raiſons pour croire, que toutes les différentes claſſes des Etres, dont l'aſſemblage forme l'Univers, ne ſont dans les idées de Dieu, qui connoit diſtinctement leurs gradations eſſentielles, que comme autant d'Ordonnées d'une même Courbe, dont l'union ne ſouffre pas qu'on en place d'autres entre deux, à cauſe que cela marqueroit du desordre & de l'imperfection. Les hommes tiennent donc aux animaux, ceux-ci aux plantes & celles-ci déréchef, aux foſſiles, qui ſe lieront à leur tour aux corps, que les ſens & l'imagination nous repréſentent comme parfaitement morts & informes. Or puisque la loi de la Continuité exige, que, *quand les déterminations eſſentielles d'un Etre ſe rapprochent de celles d'un autre, qu'auſſi en conſéquence toutes les propriétés du prémier doivent s'approcher graduellement de celles du dernier*, il eſt néceſſaire,

ceſſaire, que tous les ordres des Etres naturels ne forment qu'une ſeule chaine, dans laquelle les différentes claſſes, comme autant d'anneaux, tiennent ſi étroitement les unes aux autres, qu'il eſt impoſſible aux ſens & à l'imagination de fixer préciſement le point, où quelqu'une commence, ou finit: toutes les espèces, qui bordent, ou qui occupent, pour ainſi dire, les Régions d'inflexion & de rebrouſſement, devant être équivoques & douées de caractères, qui peuvent ſe rapporter aux espèces voiſines également. Ainſi l'exiſtence de Zoophytes, par exemple, ou comme *Buddeus* les nomme, de *Plant-Animaux*, n'a rien de monſtrueux; mais il eſt même convenable à l'ordre de la Nature, qu'il y en ait. Et telle eſt la force du Principe de continuité chez moi, que non ſeulement je ne ſerois point étonné d'apprendre, qu'on eut trouvé des Etres, qui par rapport à pluſieurs propriétés, par exemple, celles de ſe nourrir, ou de ſe multiplier, puiſſent paſſer pour des végétaux à auſſi bon droit, que pour des animaux, & qui renverſaſſent les règles communes, bâties ſur la ſuppoſition d'une ſéparation parfaite & abſolue des différens ordres des Etres ſimultanés, qui rempliſſent l'Univers; j'en ſerois ſi peu étonné, dis-je, que même je ſuis convaincu, qu'il doit y en avoir de tels, que l'Hiſtoire naturelle parviendra peut-être à les connoitre un jour, quand elle aura étudié davantage cette infinité d'Etres vivants, que leur petiteſſe dérobe aux obſervations communes, & qui ſe trouvent cachés dans les entrailles de la Terre & dans l'abime des Eaux. Nous n'obſervons que depuis hier, comment ſerons-nous fondés à nier à la raiſon, ce que nous n'avons pas encore eu occaſion de voir? Le Principe de Continuité eſt donc hors de doute chez moi, & pourroit ſervir à établir pluſieurs vérités importantes dans la véritable Philoſophie, laquelle s'élevant au-deſſus des ſens & de l'imagination, cherche l'origine des Phénomènes dans les Régions intellectuelles. Je me flatte d'en avoir quelques idées, mais ce ſiècle n'eſt point fait pour les recevoir.

QUANT à mes Principes de Dynamique, que vous ſouhaitez de voir développés davantage, ils ont pris naiſſance dans la même Métaphyſique, trés-différente des celle, qu'on enſeigne dans les Ecoles, ce qui les rend inacceſſibles à bien des Géomêtres, qui mépriſent toute Métaphyſique, hormis celle, qui nait de l'imagination; que je mépriſe à mon tour, après m'y être aſſez longtems attaché dans ma prémière jeuneſſe. Je crois vous avoir déjà marqué dans une autre occaſion, que c'eſt par de ſimples conſidérations abſtraites du tems, de l'eſpace, de la cauſe & de l'effet, &c. que je ſuis arrivé à ma nouvelle manière d'eſtimer la puiſſance ou force vive des Corps en mouvement. Et je ſuis perſuadé, que c'eſt la véritable ſource, où il faut aller chercher l'origine de ces ſortes de vérités. Cependant, comme bien des gens ſouhaitent plutôt de ſentir, que de comprendre, j'approuve qu'on emploie d'autres preuves tirées de choſes ſenſibles, qui peuvent ſervir à convaincre plus facilement des vérités importantes, ceux qui ne veulent pas remonter ſi haut. En général iſt eſt bon, qu'on ſe mette à la portée de tout le monde, pourvu que la vérité n'en ſouffre pas. La force eſt donc comme le produit de la maſſe par le quarré de la viteſſe; & le tems n'y fait rien, comme la démonſtration, dont vous voulez faire uſage, le montre clairement. Mais l'Action n'eſt point ce que vous penſez: la conſidération du tems y entre; elle eſt comme le produit de la maſſe par l'eſpace & la viteſſe, ou du tems par la force vive. J'ai remarqué, que dans les modifications des mouvemens, elle devient ordinairement un *Maximum* ou un *Minimum:* on en peut déduire pluſieurs propoſitions de grande conſéquence; elle pourroit ſervir à déterminer les Courbes que décrivent les Corps attirés à un, ou pluſieurs Centres. Je voulois traiter de ces choſes entre autres dans la ſeconde partie de ma Dynamique, que j'ai ſupprimée, le mauvais accueil, que le préjugé a fait à la prémière, m'aiant dégouté. Mais comme je m'apperçois que ma Lettre devient trop longue, je finis en vous priant de me donner part, le plus ſouvent que vous pourrez, de vos excellentes méditations, & de m'envoyer de tems en tems de quoi orner nos *Miſcellanea.* J'ai l'honneur d'être très-parfaitement

MONSIEUR,

A Hanovre,
le 16. Octobre 1707.

Votre très-humble ſerviteur,
LEIBNITZ.

Schreiben des Herrn von Leibnitz, davon die Abſchrift in der Sammlung in 4to mit dem vorſtehenden von einer Hand abgeſchrieben iſt.

MONSIEUR,

Puiſque vous voulez bien que je vous diſe librement mes penſées ſur le *Cartéſianisme*, je ne vous diſſimulerai rien de ce, que j'en penſe, & qui ſe pourra dire en peu de mots; & je n'avancerai rien ſans en donner, ou pouvoir donner, raiſon. *Prémiérement* tous ceux qui donnent abſolument dans les ſentimens de quelque Auteur, tiennent de l'esclavage, & ſe rendent ſuſpects d'erreur: car de dire que *Descartes* eſt le ſeul des Auteurs, qui ſoit exempt d'erreur conſidérable, c'eſt une ſuppoſition, qui pourra être vraie, mais qui n'eſt pas vraiſemblable. En effet cet attachement n'appartient qu'à des gens, qui n'ont pas la force ou le loiſir de méditer d'eux-mêmes, ou qui ne s'en veulent pas donner la peine. C'eſt pourquoi les trois illuſtres Académies de notre tems, la Société Royale d'*Angleterre*, qui a été établie la prémière, & puis l'Académie Royale des Sciences à *Paris*, & l'Académie *del Cimento* à *Florence*, ont proteſtées hautement de ne vouloir être ni *Ariſtotéliciens*, ni *Cartéſiens*, ni *Epicuriens*, ni ſectateurs de quelque Auteur que ce ſoit.

Aussi ai-je reconnu par expérience, que ceux qui ſont tout-à-fait *Cartéſiens*, ne ſont guères propres à inventer, ils ne font que le métier d'interprétes, ou de Commentateurs de leur Maitre, comme les Philoſophes de l'école faiſoient ſur *Ariſtote*. De tant de belles découvertes qu'on a faites depuis *Descartes*, il n'y en a pas une, que je ſache, qui vienne d'un *Cartéſien* véritable. Je connois un peu ces Meſſieurs-là, & je les défie de m'en nommer une de leur fonds.' C'eſt une marque, ou que *Descartes* ne ſavoit pas la vraie méthode, ou bien qu'il ne la leur a pas laiſſée.

Descartes même avoit l'eſprit aſſez borné; de tous les hommes, il excelloit dans les ſpéculations, mais il n'a rien trouvé d'utile à la vie, qui tombe ſous les ſens, & qui ſerve dans la pratique des Arts. Toutes ſes Méditations étoient ou trop abſtraites, comme ſa Métaphyſique & ſa Géométrie, ou trop imaginaires, comme ſes Principes de la Philoſophie Naturelle. La ſeule choſe d'uſage, qu'il ait cru de donner, c'étoient ſes Lunettes d'approche faites ſuivant la Ligne Hyperbolique, avec lesquelles il promettoit de nous faire voir dans la Lune des animaux, ou des parties auſſi petites que des animaux; mais par malheur il n'a pas ſu trouver des Ouvriers capables d'exécuter ſon deſſein; & même depuis on a démontré, que l'avantage de la Ligne de l'Hyperbole n'eſt pas ſi grand, qu'il avoit cru.

Il eſt vrai, que *Descartes* étoit un grand génie, & que les Sciences lui ont des grandes obligations, mais non pas de la manière, que le Peuple des *Cartéſiens* le croit. Il faut donc que j'entre un peu dans le détail, & que je donne des échantillons de ce qu'il a pris des autres, de ce qu'il a fait lui-même, & de ce qu'il a laiſſé à faire; on verra par-là, ſi je parle ſans connoiſſance de cauſe. Prémièrement, ſa morale eſt un compoſé des ſentimens des *Stoiciens* & des *Epicuriens*, ce qui n'eſt pas fort difficile: car *Senèque* déjà les concilioit fort bien. Il veut que nous ſuivions la raiſon, ou bien la nature des choſes, comme diſoient les *Stoiciens*, dont tout le monde demeurera d'accord: il ajoute que nous ne devons pas nous mettre en peine des choſes, qui ne ſont pas en notre pouvoir; c'eſt juſtement le dogme du Portique, qui établiſſoient la grandeur & la liberté de leur Sage, tant vanté dans la force d'eſprit, qu'il avoit à ſe réſoudre de ſe paſſer des choſes, qui ne dépendent pas de nous, & à les ſupporter quand elles viennent malgré nous. C'eſt pourquoi j'ai contume d'appeller cette Morale *l'Art de la patience.* Le ſouverain bien étoit, ſuivant les *Stoiciens* & ſuivant *Ariſtote*-même, d'agir ſuivant la vertu, ou ſuivant la prudence & le plaiſir

ſir qui en reſulte, avec la réſolution ſuſdite, eſt proprement cette tranquillité de l'ame, ou indolence, que les *Stoiciens* & les *Epicuriens* cherchoient & recommandoient également ſous de noms différens. On n'a qu'à voir l'incomparable Manuel d'*Epictéte* & l'Epicure de *Laerce*, pour avouër que *Descartes* n'a pas fort avancé la pratique de la Morale. Mais il me ſemble, que cet art de la patience, dans laquelle il fait conſiſter l'art de vivre, n'eſt pas encore le tout.

Une patience ſans eſpérance ne dure & ne conſole guères; & c'eſt en quoi *Platon* à mon avis paſſe les autres, car il nous fait eſpérer une meilleure vie par de bonnes raiſons, & approche le plus du Chriſtianisme. Il ſuffit de lire cet excellent Dialogue de l'immortalité de l'Ame ou de la mort de *Socrate*, que *Theophile* a traduit en François, pour en concevoir une haute idée. Je crois que *Pythagore* faiſoit la même choſe, & que ſa Métempſycoſe n'étoit que pour s'accommoder à la portée du Vulgaire; mais parmi ſes Disciples il raiſonnoit tout autrement. Auſſi *Ocellus Lucanus*, qui en étoit un, & dont nous avons un petit, mais excellent Fragment de l'Univers, n'en dit mot. On me dira, que *Descartes* ſeul établit ſi bien l'exiſtence de Dieu & l'immortalité de l'Ame. Mais j'appréhende, qu'on ne nous trompe ſous de belles paroles: car le Dieu, ou l'Etre parfait de *Descartes*, n'eſt pas un Dieu, comme on ſe l'imagine, & comme on le ſouhaite, c'eſt-à-dire, juſte & ſage, faiſant tout pour le bien des Créatures, autant qu'il eſt poſſible, mais plutôt c'eſt quelque choſe d'approchant du Dieu de *Spinoſa*. Savoir le Principe des choſes eſt une certaine ſouveraine puiſſance,où nature primitive, qui met tout en action & fait tout ce qui eſt faiſable. Le Dieu de *Descartes* n'a pas de volonté ni d'entendement: puisque ſelon *Descartes*, il n'a pas le *bien* pour objet de la volonté, ni le *vrai* pour objet de l'entendement. Auſſi ne veut-il point, que ſon Dieu agiſſe ſuivant quelque fin, & c'eſt pour cela qu'il retranche de la Philoſophie la recherche des cauſes finales, ſous ce prétexte ſpécieux, que nous ne ſommes pas capables de connoitre les fins de Dieu: au-lieu que *Platon* a fait voir; que, ſi Dieu eſt l'Auteur des choſes, & qu'il agit ſuivant la ſageſſe, la véritable Phyſique eſt de ſavoir les fins & les uſages des choſes: car la ſcience eſt de ſavoir les raiſons; et les raiſons de ce qui a été fait par entendement, ſont les cauſes finales ou deſſeins de celui qui les a faites, lesquelles paroiſſent par l'uſage & la fonction, qu'elles font, & pour cette raiſon la conſidération de l'uſage des parties eſt ſi utile dans l'Anatomie.

C'EST pourquoi un Dieu, fait comme celui de *Deſcartes*, ne nous laiſſe point d'autre conſolation, que celle de la patience par force. Il dit en quelques endroits, que la matière paſſe ſucceſſivement par toutes les formes poſſibles; c'eſt-à-dire, que ſon Dieu fait tout ce qui eſt faiſable, & paſſe ſuivant un ordre néceſſaire & fatal par toutes les combinaiſons poſſibles ; mais à cela ſuffiſoit la ſeule néceſſité de la matière, ou plutôt ſon Dieu n'eſt rien, que cette Néceſſité ou ce Principe de la néceſſité, agiſſant dans la matière comme il peut. Il ne faut donc pas croire, que ce Dieu ait quelque ſoin des Créatures intelligentes, plus que des autres ; chacune ſera heureuſe ou malheureuſe, ſelon qu'elle ſe trouvera enveloppée dans les grands Torrens, ou Tourbillons ; & il a raiſon de nous recommander la patience ſans eſpérance, au lieu de félicité. Mais quelques-uns des plus gens de bien parmi Meſſieurs les *Cartéſiens*, abuſés par les beaux diſcours de leur Maître, me diront : qu'il établit pourtant ſi bien l'immortalité de l'Ame, & par conſéquent une meilleure vie. Quand j'entends ces choſes, je m'étonne de la facilité qu'il y a de tromper le monde, lorsqu'on peut ſeulement jouër adroitement de paroles agréables, quoiqu'on en pervertiſſe le ſens. Car comme les Hypocrites abuſent de la piété & les Hérétiques de l'Ecriture, & les Séditieux du mot de la liberté ; de même *Descartes* a abuſé de ces grands mots, de l'exiſtence de Dieu & de l'immortalité de l'ame. Il faut donc développer ce myſtère, & leur faire voir : que l'immortalité de l'Ame, ſuivant *Descartes*, ne vaut guères mieux, que ſon Dieu. Je crois bien, que je ne ferai point de plaiſir à quelques-uns, car les gens ne ſont pas bien aiſe d'être éveilles, quand ils ont l'eſprit occupé d'un ſonge agréable. Mais que faire ? *Decartes* veut qu'on déracine les fauſſes penſées avant que d'introduire les véritables. Il faut ſuivre ſon exemple, & je croirai rendre un ſervice au Public, ſi je pouvois les déſabuſer de dogmes ſi dangereux. Je dis donc, que l'immortalité de l'Ame, telle qu'elle eſt établie par *Descartes*, ne ſert de rien, et ne nous ſauroit conſoler en aucune façon. Car ſuppoſons que l'Ame ſoit une ſubſtance, & que point de ſubſtance ne déperiſſe, cela étant, l'Ame ne ſe perdra point, auſſi en effet rien ne ſe perd dans la Nature; mais comme la matière, de même l'Ame changera de forme: & comme la matière, qui compoſe un homme, a compoſé autrefois des plantes, & d'autres animaux; de même cette Ame pourra être immortelle en effet, mais elle paſſera par mille changemens, & ne ſe ſouviendra point de ce qu'elle a été. Mais cette immortalité ſans ſouvenance eſt tout-à-fait inutile à la Morale, car elle renverſe toute la recompenſe & tout le châtiment. A quoi vous ſerviroit-il, Monſr. de devenir Roi de la *Chine*, à condition d'oublier ce que vous avez été? ne ſeroit-ce pas la même choſe, que ſi Dieu, en même tems qu'il vous détruiroit, créoit un Roi dans la *Chine*. C'eſt pourquoi, afin de ſatisfaire à l'eſpérance du Genre humain, il faut prouver, que le Dieu qui gouverne tout, eſt ſage & juſte, et qu'il ne laiſſera rien ſans recompenſe & ſans châtiment. Ce ſont là les grands fondemens de la Morale; mais les dogmes d'un Dieu qui n'agit pas pour le bien d'une Ame, qui eſt immortelle ſans ſouvenance, ne ſervent qu'à tromper les ſimples & à pervertir les perſonnes ſpirituelles.

Je pourrai pourtant montrer les défauts dans la démonſtration prétenduë de *Descartes:* car il y a encore bien de choſes à prouver pour achever. Mais je crois qu'il eſt à préſent inutile de s'y amuſer, puiſque ces démonſtrations ne ſerviroient guères, comme je viens de prouver, ſi même elles étoient bonnes.

Il me reſte de toucher quelque choſe des autres Sciences, que *Descartes* a traitées, pour faire voir des échantillons, de ce qu'il a fait, ou de ce qu'il n'a pas fait.

Je commencerai par la Géométrie, puiſqu'on croit que c'eſt là le fort de Monſr. *Descartes.* Il faut lui rendre juſtice; il étoit habile Géomêtre, mais non pas jusqu'à effacer les autres. Il diſſimule d'avoir lu *Viète*, cependant *Viète* a dit beaucoup; & ce que *Descartes* a ajouté, c'eſt prémièrement une recherche plus diſtincte des Lignes Courbes Solides, où qui paſſent le Solide par le moyen des Equations accommodées aux lieux. Et ſecondement la méthode des Tangentes par les deux racines égales. Cependant il parle dans ſa Géométrie avec une hauteur inſupportable: il dit hardiment que tous les Problêmes ſe peuvent réſoudre par ſa méthode. Cependant il a été obligé d'avouër dans les rencontres, prémièrement, que les Problêmes d'Arithmétique de *Diophante* n'étoient pas dans ſon pouvoir; & ſecondement, que l'Inverſe des Tangentes le paſſoit

auſſi.

auſſi. Cependant ces Inverſes des Tangentes ſont la partie la plus ſublime & la plus utile de la Géométrie. Je crois que peu de *Cartéſiens* entendront ce que je veux dire; car il y a très-peu d'excellens Géomêtres parmi eux: ils ſe contentent de réſoudre quelques petits Problêmes par le calcul de leur Maitre; & deux ou trois grands Géomêtres de notre tems, qu'on compte vulgairement parmi eux, reconnoiſſent trop bien les choſes que je viens de dire, pour pouvoir être jugés *Cartéſiens*.

L'Aſtronomie de *Deſcartes* n'eſt dans le fonds que celle de *Copernic* & de *Kepler*, à laquelle il a donné un meilleur tour, en expliquant plus diſtinctement la connexion des Corps mondains par le moyen de la matière fluide, qui eſt pouſſée par leur mouvement; au-lieu que *Kepler* aïant quelques reſtes de l'école, employoit encore quelques vertus imaginaires. Mais *Kepler* avoit ſi bien préparé cette matière, que l'accommodement, que Monſr. *Deſcartes* a fait de la Philoſophie corpuſculaire avec l'Aſtronomie de *Copernic*, n'étoit pas fort difficile. Je dis la même choſe de la Philoſophie magnétique de *Gilbert*; & je reconnois néanmoins que ce, que dit *Deſcartes* ſur l'Aimant, ſur le flux & le reflux de la Mer, & ſur les Météores, eſt tout-à-fait ingénieux, & paſſe tout ce que les Anciens ont dit là-deſſus: cependant je n'oſe pas encore dire s'il a bien rencontré. Sa Dioptrique a des endroits admirables; mais elle en a d'autres inſoutenables; par exemple, il a bien rencontré en établiſſant la proportion des Sinus, mais c'étoit en tâtonnant, car les raiſons, qu'il en a apportées pour prouver les Loix de la réfraction, ne vâlent rien. Je crois même que les habiles Géomêtres en demeurent à préſent d'accord. Pour l'Anatomie & la connoiſſance de l'homme, Monſr. *Descartes* a bien d'obligation à *Harvée*, Auteur de la circulation du ſang; mais je ne trouve pas, qu'il ait rien découvert qui ſoit d'uſage & démonſtratif; il s'amuſe trop à raiſonner ſur des parties inviſibles de notre corps, avant que d'avoir bien recherché celles qui ſont viſibles. Mr. *Stenon* a fait voir aux yeux, que Mr. *Descartes* s'eſt trompé tout-à-fait dans l'opinion, qu'il avoit du mouvement du Coeur & des Muscles. Et par un grand malheur pour la Phyſique & pour la Médecine, Mr. *Descartes* a perdu la vie, en ſe croyant trop habile en Médecine, & différant d'écouter les autres, & de ſe faire ſaigner lorsqu'il tomba malade en Suède. Il faut avouër qu'il étoit grand homme; & s'il avoit vécu, peut-être ſeroit-il revenu de quelques erreurs (ſi ſon arrogance l'avoit pu permettre;) & il auroit encore pu faire quelques découvertes importantes. Mais auſſi il eſt ſûr, qu'il n'auroit pas la réputation qu'il avoit de ſon tems, où il y avoit peu d'habiles gens capables de lui tenir tête, ou bien c'étoit de jeunes gens, qui ne faiſoient que commencer. Mais depuis on a trouvé des choſes en Géométrie, que *Descartes* croyoit impoſſibles; & en Phyſique on a fait des découvertes, qui paſſent en utilité toutes ſes jolies fictions & ſes tourbillons imaginaires. Outre cela, Mr. *Descartes* ignoroit la Chymie, ſans laquelle il eſt impoſſible d'avancer la Phyſique d'uſage. Ce qu'il dit des Sels, fait pitié à ceux qui ſ'y entendent; & l'on voit bien, qu'il n'en a pas connu les différences. S'il avoit eu moins d'ambition pour ſe faire une Secte, plus de patience à raiſonner ſur les choſes ſenſibles, & moins de penchant à donner dans l'inviſibile; il auroit peut-être jetté les fondemens de la vraie Phyſique, car il avoit le genie admirable pour y réuſſir: mais ſ'étant égaré du vrai chemin, il a fait tort à ſa réputation, qui ne ſera pas ſi durable que celle d'*Archimède*; & l'on oubliera bientôt le beau Roman de Phyſique, qu'il nous a donné. C'eſt donc à la Poſtérité de commencer à bâtir ſur de meilleurs fondemens, que les illuſtres Académies ſont occupées à jetter, en ſorte que rien ne les puiſſe ébranler. Suivons donc leur exemple, contribuons à de ſi beaux deſſeins, ou, ſi nous ne ſommes pas propres à inventer, gardons à moins la liberté d'eſprit, ſi néceſſaire pour être raiſonnable.

Schreiben des Herrn von Leibnitz, welches in der Sammlung, die Herr König beſitzt, unmittelbar nach dem vorſtehenden folget.

MONSIEUR,

J'ai reçu l'honneur de votre Lettre, mais mon Ecrit eſt reſté chez Mr. *Bernoulli*, Profeſſeur de Mathé-

Mathematique à *Groningue*, pour être plus à portée ſi quelqu'un le vouloit voir encore.

Je ſuis bien aiſe qu'il ne vous a point déplu; mais j'aurois tort de retrancher les endroits qui vous rendent juſtice, & qui marquent l'obligation qu'on vous, a d'avoir contribué à développer cette matière, par vos belles & profondes reflexions.

S'il ne vous reſte de la difficulté, Monſieur, que ſur le progrès ſpontané des penſées principalement, je ne deſespèrerois point, qu'elle pourra ceſſer un jour: puisque tout ce qui eſt en action eſt dans un état de paſſage, ou de ſuite, & je ne connois rien dans la Nature, qui ne le ſoit. Sans cela d'où viendroit le changement? Si quelqu'un diſoit, avec certains nouveaux Philoſophes, que Dieu ſeul agit: il faut qu'il avouë, que Dieu au-moins eſt dans un progrès ſpontané d'action en action ſur les Créatures. Ainſi un tel progrès ſpontané eſt quelque choſe de poſſible; & il faudroit maintenant prouver, qu'il n'eſt poſſible qu'en Dieu ſeul: mais pourquoi les Ames ne pourroient-elles pas être en cela des imitations de Dieu? Et pour dire la vérité, ſi on leur ôte l'action, & par conſéquent les ſuites de l'action, ou le paſſage à d'autres actions, je ne vois pas ce qui leur reſte. Mais, quand on diroit que Dieu ſeul agit, il nous ſuffiroit à préſent, que l'Ame, ou quelque autre ſubſtance, eût un progrès ſpontané à cela près, c. à. d. enſorte que ce progrès ſpontané à cet égard, & en ce cas, ne vienne que de Dieu & d'elle. Et ſaiſant abſtraction de ce concours général, pour ne parler que du rapport des Créatures entre elles, il y doit avoir une tendence, ou bien progrès ſpontané, dans toutes les ſubſtances. C'eſt cette force, ou tendence, que je ne puis mieux appeller, que du nom d'*Entelechie*, qui a été ſi peu conſidérée; & cependant il n'y a presque rien de plus conſidérable & de plus important, que cela dans les Principes; quoiqu' *Ariſtote* ne paroiſſe pas avoir aſſez bien conçu, ou expliqué au-moins, ce qu'il appelle de ce nom. Et puisque l'on ſait d'ailleurs, ce me ſemble, que l'Ame a cette ſpontanéité en quelques occaſions, l'hypothèſe, qu'elle en a encore en d'autres, eſt d'autant plus poſſible. Mais dans le fonds c'eſt quelque choſe de plus qu'une hypothèſe auſſi bien que la maxime que j'ai miſe dans mon Ecrit: que *le préſent eſt toujours gros de l'avenir*, ou que *chaque ſubſtance doit exprimer dès à préſent tous ſes états futurs.*

Au reſte je ne dois point me trop preſſer, pour publier cet Ecrit, dont le but n'a été que de donner de l'éclairciſſement à vous, Monſieur, & à d'autres perſonnes, pour en recevoir *vice verſa.* Car je n'écris pas tant pour paroitre, que pour approfondir la vérité; qu'il eſt ſouvent inutile, & même dommageable de publier, par rapport à des profanes, qui ſont incapables d'en juger, & fort capables de la prendre de travers.

Monſieur *Ancillon*, le Juge, me dit que vous méditez un nouveau volume, par manière d'Appendix de votre grand & beau Dictionaire: tant mieux!

Je n'ai pas encore pu voir le Livre du Père *Lami, Benedictin*, de la *connoiſſance de ſoi-même;* & je ne ſai pas même, s'il en a bien ou mal uſé à mon égard, ou plutôt à l'égard de la vérité; c'eſt-à-dire, s'il a chicané, ou s'il a fait paroitre un déſir ſincère de la trouver; cependant je préſume toujours le meilleur. Il ſemble, que vous lui attribuez, Monſieur, l'Appellation d'HARMONIE PRE'E'TABLIE; j'en ſuis fort content, & ce n'eſt qu'à cauſe de la particularité ſuivante, que je vous dirai, que je l'avois donné moi-même à mon Hypothèſe, dans un papier que j'avois fait tenir à Monſr. le Préſident *Couſin* pour ſon Journal, où je m'étois prévalu du rapport que ce même Journal avoit fait de la prémière Edition du Livre de ce Père, & de l'aveu qu'il faiſoit que l'union de l'Ame & du Corps, de la manière qu'il la ſoutient avec les nouveaux *Cartéſiens*, eſt quelque choſe de ſurnaturel. Je m'imagine que ce papier, qui n'a pas été publié, que je ſache, aura été communiqué au Père *Lami*, & aura donné occaſion, à ce qu'il dit ſur mon Syſtème, dans la ſeconde Edition.

Je ne ſai, Monſieur, ſi vous connoiſſez quelque autre, qui ait fait des réflexions ſur mon Hypothèſe. Monſr. de *Volder* en fait de différentes des vôtres. Il demande, ſi les ſimples impétuoſités, qui ſont dans la matière, ne pourroient ſuffire ſans les Entelechies primitives. Mais nous perdrions auſſi les unités de ſubſtance, ſans lesquelles, c'eſt-à-dire, ſans les choſes ſimples, les compoſitions & reſultats ne ſeroient rien. Il y auroit auſſi des modifications, ſans aucun ſujet ſubſtantiel modifiable; car ce qui n'eſt que paſſif ne ſauroit avoir des modifications actives; la modification, bien loin d'ajouter quelque perfection, ne pouvant être, qu'une reſtriction ou limitation variable, & par conſéquent ne pouvant point excéder la perfection du ſujet. Pour ne point toucher à préſent à bien d'autres raiſons, qui m'ont obligé de tout remplir d'ames & d'Entelechies, je crois que la crainte malfondée, qu'on a euë d'admettre l'indeſtructibilité des Ames non raiſonnables, & le peu de connoiſſance qu'on a eu de l'indeſtructibilité entière de l'animal, ou de la machine-même, ou de ce que la mort n'eſt qu'un développement, a détourné ceux qui auroient pu aller auparavant jusqu'à cette Doctrine.

Ce docte *Anglois*, qui m'avoit apporté vos complimens obligeans, va retourner en *Hollande:* il m'a montré ce qu'il vous a écrit, ſur un paſſage de votre Dictionaire, à l'endroit de *Dicearque*, qui ſelon *Cicéron* nioit, que l'Ame eſt une choſe ſubſtantielle, & la réduiſoit à une température ou modification de la matière, ou de la maſſe étenduë, à-peu-près comme faiſoit quelqu'un des Interlocuteurs dans le Phedon de *Platon*, qui diſoit que l'Ame étoit une harmonie. Il me ſemble qu'*Epicure*, *Hobbes* & *Spinoſa* ſont dans le même ſentiment. *Epicure* n'admet qu'un jeu de petits Corps. *Hobbes* réduit tout au Corps, & explique le ſentiment par la réaction, comme celle d'un ballon enflé. Et *Spinoſa* veut, que l'Ame eſt l'idée du Corps; de ſorte, qu'elle ſeroit comme ce, que la figure ou le Corps Mathématique eſt à l'égard du Corps Phyſique. C'eſt ainſi, en quelque façon, que les *Cartéſiens* en effet conçoivent l'Ame des bêtes. Mais ils font bien, de ne lui point donner de perception, ils n'y reconnoiſſent que la machine. Ce ſavant *Anglois* ſemble prétendre auſſi, que la matière peut devenir penſante, comme elle peut devenir ronde, & qu'ainſi certaine organiſation, ou bien certaine figure, pourroit produire la penſée. Et cette organiſation étant détruite, la penſée ceſſeroit. Mais j'ai pris la liberté de lui dire, que la penſée paroit être d'un tout autre genre. Et quand on auroit les yeux auſſi pénétrans qu'on voudroit, pour les moindres parties de la ſtructure du corps, je ne vois pas qu'on en ſeroit plus avancé, & l'on y trouveroit l'origine de la perception auſſi peu, qu'on la trouve maintenant, ou dans une Montre où les parties conſtitutives de la machine ſont toutes viſibles, ou dans un Moulin, où même on peut ſe promener entre les Roues: puisque la différence du Moulin d'une matière plus ſubtile, n'eſt que du plus & du moins. On peut concevoir que la Machine produiſe les plus belles choſes du monde, mais jamais qu'elle s'en aperçoive. Il n'y a rien de plus approchant de la penſée parmi les choſes viſibles, que l'image qui eſt dans un Miroir, & les traces dans le cerveau ne ſauroient être plus exactes; mais cette exactitude de l'image ne produit aucune perception dans l'endroit où elle eſt. On n'y approche pas même, quelque hypothèſe machinale qu'on faſſe, & l'on en demeure toujours infiniment éloigné, comme il arrive dans les choſes abſolument hétérogènes, & comme la ſurface rédoublée, tant qu'on voudra, ne ſauroit jamais faire un corps. On voit auſſi, que la penſée étant l'action d'une même choſe ſur elle-même, cela n'a point de lieu dans les figures & dans les mouvemens, qui ne ſauroient jamais montrer le Principe d'une action véritablement interne: d'ailleurs il faut des ſimples, autrement il n'y auroit point d'Etres compoſés ou Etres par aggrégation; leſquels ſont plutôt des phénomènes que des ſubſtances, & exiſtent plutôt νομῳ que Φυσει (c'eſt-à-dire plutôt moralement ou rationalement que phyſiquement) pour parler avec *Démocrite*. Et s'il n'y avoit point de changement dans les choſes ſimples, il n'y en auroit point dans les compoſées non plus, dont toute la réalité ne conſiſte que dans celles des choſes ſimples. Or les changemens internes dans les choſes ſimples ſont d'un même genre avec ce, que nous concevons dans la penſée; & l'on peut dire, qu'en général la perception eſt l'*expreſſion de la multitude dans l'unité*. Vous n'avez pas beſoin, Monſieur, de cet éclairciſſement ſur l'immatérialité de la penſée, dont vous avez admirablement bien parlé en beaucoup d' endroits. Cependant joignant ces conſidérations avec mon Hypothèſe particulière, il me ſemble, que l' un ſert à donner plus de clarté à l' autre.

Mais je ne demande point, que vous me diſiez votre ſentiment là-deſſus, ni que vous entriez dans un détail, qui vous détourneroit de vos autres occupations ſi utiles au Public, à moins que vous n' y ayez du panchant vous-même. Car, quoique vos conſidérations me ſervent beaucoup, il ſeroit injuſte, de vouloir que vous préféraſſiez mon avantage au vôtre; & je n'aurois garde de le ſouhaiter, quand je ne ſerois pas avec autant de zèle & d'obligation, que je le ſuis,

MONSIEUR,

Votre très-humble & très-obéiſſant ſerviteur

LEIBNITZ.

Schreiben des Herrn von Leibnitz, welches in Herrn Königs Sammlung unmittelbar auf vorſtehendes folget.

Viro doctrina & meritis inſigni Domino B. DE VOLDER, GOTHOFREDVS GULIELMUS LEIBNITZIUS multos annos fauſtos ac felices reprecatur.

Videndum, an de Monadibus inter nos aliquid conſtitui poſſit. Unum, revera interpretaris, quod non poteſt dividi in plura. Fateor, tales eſſe meas unita-

unitates. Sed quæritur, inquis, an tales ſint unitates in Corporibus? hocque ut probem, a me Entelechias advocari: imo ego contra, ut Entelechias probem, unitates advoco, quanquam illud quoque verum eſt: ſi aliunde demonſtrarentur Entelechiæ, etiam unitates veras & reales habitum iri. Cæterum eſſe has ex eo probare inſtitueram, quod alias in Corporibus nihil eſſet: conſequentiam ita oſtendebam. Primo, *quæcunque in plura dividi poſſunt, ex pluribus conſtantia, ſeu aggregata ſunt. Jam* Secundo, *quæcunque ex pluribus aggregata ſunt, ea non ſunt unum, niſi mente, nec habent realitatem aliam quam mutuatam, ſeu rerum ex quibus aggregantur. Ergo* Tertio, *quæ in partes dividi poſſunt, nullam habent realitatem, niſi ſit in iis, quæ in partes dividi non poſſunt: imo, nullam habent aliam realitatem quam eam, quæ eſt unitatum, quæ inſunt.*

Nec video in quo hærere poſſis, præſertim cum concedas, non ideo plura unum reale conſtituere, quod ſibi immediata ſunt, aut quod ad ſe invicem impelluntur.

Unde ergo unitatem eorum duces, aut quam realitatem Toti dabis, præter ea, ex quibus conſtat. Itaque ſic ſentio, Corpora quæ vulgo pro ſubſtantiis habentur, non niſi Phænomena eſſe realia, nec magis ſubſtantias eſſe, quam Parhelia vel Irides, nec tactu magis quam viſu aliud evinci. Monada ſolam eſſe ſubſtantiam, Corpus ſubſtantias, non ſubſtantiam, neque aliter e difficultatibus de com-

compoſitione Continui, & quæ ſunt hujusmodi exiri poſſe.

Ita loqueris, ac ſi non intelligeres, quid mihi velim, cum dico: quod vires derivativæ ſint meræ modificationes, activum vero non poſſit eſſe modificatio paſſivi. An ergo non intelligis quid modificatio, quid activum, quid paſſivum? Interim tibi ipſi neſcio quid obſcuritatis in argumento figurans, ita curſorie libaſti quæ dixeram, ut etiam attribuas mihi quæ non dixi, aut potius, quorum oppoſitum dixi. Cenſes enim a me negari, vires derivativas eſſe activas, cum ais: Non ergo video, cur hæ *(derivativæ)* non ſint activæ. *Ego vero adeo non nego eſſe activas, ut potius ex eo quia activæ ſunt, & tamen modificationes ſunt, colligam: eſſe aliqua activa prima, quorum ſunt modificationes. Motum, ſeu quod reſultat ex mole & celeritate, eſſe, ais, vires derivativas. Ego vero motum non habeo pro vi derivativa, ſed motum, nempe mutationem ex ea ſequi puto. Vis autem derivativa eſt ipſe ſtatus præſens, dum tendit ad ſequentem, ſeu ſequentem præinvolvit; uti omne præſens gravidum eſt futuro. Sed ipſum perſiſtens, quatenus involvit caſus omnes, primitivam vim habet. Ut vis primitiva ſit velut lex ſeriei, omnis derivativa, velut determinatio, quæ terminum aliquem in ſerie deſignat.*

Non memini, qui dixerit ante B. Spinoſam; *in toto univerſo unam eſſe ſubſtantiam; itaque ignoſce, quod hujus in mentem venit, præſertim cum ſerviat ad illuſtrandum. Si corpora non ſunt ſub-*

ſubſtantiæ, quatenus ſunt hæc vel illa corpora, non ſunt ſubſtantiæ ſingulares: ut ſi dicas Petrum, non niſi quatenus homo eſt, ſubſtantiam eſſe, ſeu ſpecies eſſe ſubſtantias, non individua. Cæterum nec univerſitas corporum ſubſtantia erit ſingularis hoc modo. Quid aliud eſt enim, quam corporum ſingularium aggregatum, niſi advoces aliquid aliud, quod perſtet? quod & coactus eſt facere ille, quem dixi, atque id demum ſubſtantia erit, quia & Monas. Verum quod ille utcunque dedit toti univerſo, ejus poterat analogum in partibus agnoſcere ubique, cum ſubſtantiæ non totæ ſunt, quæ contineant partes formaliter, ſed res totales, quæ partiales continent eminenter.

Si nihil ſua natura activum eſt, nihil omnino activum erit: quæ enim tandem ratio actionis ſi non in natura rei? Limitationem tamen adjicis, ut res ſua natura activa eſſe poſſit, ſi actio ſemper ſe habeat eodem modo. *Sed cum omnis actio mutationem contineat, habemus quæ negare videbaris, tendentiam ad mutationem internam, & temporale ſequens ex rei natura. Negas ſcilicet, ex* natura rei ſequi quod ei pro tempore competit, *idque ex natura Trianguli probas: ſed non diſtinguis inter naturas univerſales & ſingulares. Ex univerſalibus æterna, ex ſingularibus temporalia ſequuntur, niſi putas temporalia cauſam non habere. Nec video, inquis, qui ex natura rei in ſe ſpectatæ ulla ſucceſſio ſequi queat. Non poteſt utique, ſi naturam ſumamus, non ſingularem. Niſi inquis* ipſa res ſucceſſiva ſit: *ſed omnes res* *ſingulares ſunt ſucceſſivæ ſeu ſucceſſioni obnoxiæ. Itaque incides in ſententiam meam; nec mihi aliud in eis eſt permanens, quam lex ipſa, quæ involvit continuatam ſucceſſionem in ſingulis, conſentiens ei, quæ eſt in toto univerſo. Cæterum ipſe agnoſcis (in quaſi-ſubſtantiis ut ego loquor) e natura corporis moti ſequi, ut dato tempore, ſi nihil impediat, datum attingant punctum. Agnoſcis ergo ex natura rerum ſingularium ſequi temporalia.*

Quid vero opponas non video. In ſerie (qualis eſt numerorum) nihil ais ſucceſſivi concipi. Quid tum? Ego non dico ſeriem eſſe ſucceſſionem ſed ſucceſſionem eſſe ſeriem, & eſſe hoc omnibus ſeriebus commune, ut lex ſeriei oſtendat, quorſum in ea progrediendo debeat perveniri; ſeu ut poſito initio & lege progreſſus, termini ordine prodeant, ſive ſit ordo aut prioritas naturæ tantum, ſive temporis quoque. Non admitto quod ais, omnes terminos in ſerie contineri unico & invariato modo. *Hoc tantum aliquo modo locum habet in ſerie uniformi. At ſunt ſeries in quibus* maxima, minima, flexus contrarii, &c. *Cum ais*, Deum in principio rerum materiæ indidiſſe tantum vim derivativam. *In materia jam tacite involvis vires primitivas, quia quid materia ſit, niſi per Monades intelligi non poteſt: cum ſemper ſit aggregatum, aut potius reſultans ex pluribus phænomenis, donec ad ſimplicia deveniatur.*

Subſtantias (*inquis*) eiusdem naturæ *in ſe agere nil vetat. Sed ſcis, Philoſophos negaſſe potius* *actionem inter ſimilia. Et quid vetat in ſe agere ſubſtantias diverſæ naturæ? id ubi explicueris videbis, videri in ſe invicem influere ſubſtantias finitas omnes. Ut taceam omnes ſubſtantias eſſe diverſæ naturæ; nec duas res ſolo numero differentes in natura dari, & quæ ſimiles creduntur, tales eſſe fictione mentis, non agnoſcentis diverſitatem, aut diſſimulantis, aut ab ea ſe abſtrahentis. Unus eſt caſus ſubſtantiæ agentis immediate in ſubſtantiam, ſubſtantiæ ſcilicet infinitæ, in ſubſtantias finitas, quæ actio conſiſtit in producendo eas continue ſeu conſtituendo: nam neceſſe eſt cauſam eſſe, cur exiſtant ipſæ finitæ & inter ſe conſpirent; quod a ſubſtantia infinita oriri oportet, quæ per ſe neceſſaria eſt. Quod ſi quis velit reproduci ſemper a Deo alias ſubſtantias, priorum ſuccedaneas, nec manere easdem, de nomine litigaveris; neque enim amplius erit in rebus principium controverſiam decidendi; ſuccedanea illa pro eadem habentur, dum eadem lex perſtat ſeriei, ſeu continuus tranſitus ſimplicis, quæ nobis ejusdem ſubjecti mutati, ſeu Monadis opinionem facit. Legem quandam eſſe perſiſtentem, id eſt, quæ involvat futuros ejus, quos ut idem concipimus, ſtatus, id ipſum eſt, quod ſubſtantiam eandem conſtituere dico. Et ſi quis mihi concedat, infinita eſſe percipientia, in quibus lex ſit certa progreſſus phænomenorum; diverſorumque phænomena conſpirare inter ſe; rationemque & exiſtentiæ horum & conſpirationis eſſe communem in ea re, quam Deum dicimus, nihil aliud ego pono in rebus, vel ponendum puto; ceterasque poſitiones atque quæſtio-*

nes

net ex notionibus non bene reſolutis oriri judico. Et mirabor, ſi quis aliquid addendum oſtendat. Hoc ſi ſemper inter diſputandum in animo habuerimus, multas vitilitigationes effugeremus. Mutationes, *inquis*, fieri experientia docet, quanquam inter nos quærebatur, non quid experientia doceat, ſed quid ſequatur ex ipſa rerum natura? *An ergo putas, me quidquam demonſtrare, aut poſſe aut velle, in natura, niſi mutationes præſupponerentur? ſed ais*, ab intrinſeco manare nulla docet experientia. *Neque id ego pro experimento venditavi.* Mentis, *inquis*, agendi modi obſcuriores ſunt. *Ego putabam clariſſimos eſſe, & claros diſtinctosque pene ſolos. Te credebam admittere, aliquid ſaltem in mente ab intrinſeco eſſe, ſeu non ab alia ſubſtantia finita; atque hinc inferre volui intelligibilem eſſe ſententiam meam. Tu ita accipis, quaſi poſtulaverim omnia in mente talia eſſe. Hoc ſtatuo, fateor, ſed non poſtulo. Equidem cum priores meæ literæ non ſint ad manus, fieri poteſt, ut vager liberius de argumento in argumentum, dum dictorum occaſionem velut . . . Sed ita ſi convenire non liceat (quod tibi fortaſſe ne placeat quidem) ſaltem cogitationes variandi atque proferendi occaſionem damus vel accipimus. Quod mihi quidem jucundum eſt & expeditum, & cuncta aliquando recognoſcere etiam utile erit. Tibi an gratum ſit, non dixerim, importunusque eſſe nolim. Vale.*

Dabam Brunſvigæ 21. Januar. 1704.

* *

IX.

Auszug aus dem londoner Magaſin François, Auguſtmon. 1752 [*].

Schreiben des Hn. T** an den Hn. S**.

Mein Herr,

Sie wollen von dem Streite benachrichtiget ſeyn, welchen Maupertuis und König mit einander haben. Sie wiſſen, daß einige Werke, und eine Reiſe nach Lappland dem Herrn von Maupertuis einen ziemlich ausgebreiteten Ruhm verſchaffet haben. Die Gnadenbezeugungen des Königes von Preußen haben ihn vollends ehrwürdig gemachet. In einer ſo ſchmäuchelhaften Verfaſſung fällt es ſchwer, ſich vor den Stricken der Eigenliebe in acht zu nehmen: man geräth leicht hinein, wenn man glaubet, gewiſſe Ehrenbezeugungen, die die Welt uns erweiſt, kämen unſern Verdienſten und unſerer Geſchicklichkeit zu. Die Liebkoſungen, ſo man uns verſchwendet, verlocken uns allmählich, nur uns ſelbſt zu liebkoſen, und mit verächtlichen Blicken die Gaben dererjenigen anzuſehen, die uns, vielleicht mit mehrerem Grunde, dergleichen thun konnten. Man kennet ſich ſelbſt nicht mehr; man verirret ſich; man will, daß alle Menſchen ſo gar unſere Irrthümer unterſchreiben ſollen: und finden ſich dann ſo edele Gemuther, die uns widerſtehen, ſo kömmt man außer ſich; und es iſt kein Mittel mehr, das man nicht anwendet, ſie zu verſchreyen und zu verderben.

---

[*] Indem Herrn Königs Beruffung auf das gemeine Weſen noch unter der Preſſe war, kam dieſer Artikel in London zum Vorſcheine.

Halten ſie mir dieſe Betrachtungen zu gute. Des **Herrn von Maupertuis** Betragen gegen **Herrn Königen**, hat ſie mir aus der Feder gelocket. Als Oberhaupt einer verehrungswerthen Geſellſchaft, da ihn alles lobete, und ihm ſchmäuchelte; da ihn ein großer Monarch mit Wohlthaten überhäufete, ſcheint er mir an den Klippen der Eitelkeit zu ſtranden. Sie ſelbſt ſollen Richter ſeyn. Warum findet man in den Memoires der preußiſchen Akademie keine Aufſätze vom **Herrn Lieberkühn**, und verſchiedenen andern, die von der Welt gewiß ſehr gut würden aufgenommen werden? Warum ſieht man unter den Mitgliedern dieſer gelehrten Geſellſchaft, ſo viele, deren größtes, ich will nicht ſagen einziges Verdienſt, in dem Schutze des **Herrn von Maupertuis** beſteht? Warum behält darinnen die franzöſiſche Sprache die Oberhand über die lateiniſche? Suchen Sie die Urſachen hiervon, mein Herr! Sie werden finden, daß eine gewiſſe vorzügliche Neigung zu den Franzoſen, die, da ſie in des **Präſidenten** Sold ſtehen, ihm auch nur eine beſtändige knechtiſche Verehrung leiſten können; ein gewiſſer Widerwillen gegen die Deutſchen, deren Philoſophie für dergleichen Geiſter, als des **Herrn von Maupertuis** ſeiner, um ſo viel unverſtändlicher iſt, als bündig, tiefſinnig und gründlich ſie iſt; gegen Deutſche, die er nicht mit kaltem Blute anſehen kann, weil ſie unter das Joch nicht mögen, welches er ihnen gern auflegen möchte; gegen Deutſche, die nothwendig die Achſeln zucken müſſen, wenn ſie ſeine hohen Entdeckungen leſen; und endlich die Begierde in allem der Meiſter zu ſcheinen, die wahren Urſachen davon ſind. Würde er wohl ohne dieſes, die Schmäucheleyen annehmen, anhören, und leiden, womit man ihm ums Maul geht, und die man keine Scheu trägt, ihm in Gegenwart einer zahlreichen und anſehnlichen Verſammlung ins Geſicht zu ſagen? Wenn ſie das, was ich Ihnen zu ſagen habe, werden geleſen und erwogen haben; ſo werden Sie über der Wirkung erſtaunen, die die Ehrſucht bey einem aufgeblaſenen Geiſte haben kann.

Um nicht alle die unhöflichen Streiche anzumerken, die keinem philoſophiſchen Geiſte, und noch weniger einem philoſophiſchen Herzen anſtehen, welche unſer **Präſident** in allen ſeinen Schriften, **Leibnitzen** zu verſetzen ſuchet: ſo wollen wir nur ſehen, mit was für einer ſtolzen Mine, er in der Vorrede zu ſeiner **Koſmologie** (Dresdner Ausgabe) von dieſem großen Philoſophen ſpricht.

Es kömmt darauf an, zu beweiſen, daß die bis auf unſere Zeiten angenommenen Grundſätze der Bewegung, falſch ſind. Nachdem er geſaget, daß **Carteſius** ſich geirret habe, ſo fährt Herr **von Maupertuis** ſo fort: "**Leibnitz** nahm ei-
"nen andern (nämlich einen Grundſatz der Bewe-
"gung) an, nämlich, daß in der **Natur**, die
"**lebendige Kraft ſich immer gleich erhält;**
"das heißt, daß in dem Anſtoße der Körper, die
"Abänderung der Bewegung, der Summe derer
"Maſſen gleich wäre, davon eine jede durch das
"Quadrat ihrer Geſchwindigkeit vervielfältiget,
allemal

"allemal eine gleiche Größe ausmachete. Dieſer
"Lehrſatz war vielmehr eine Folge irgend einiger
"Geſetze der Bewegung, als ein wahrer Grundſatz;
"und **Leibnitz**, welcher immer verſprochen,
"ihn a priori zu erweiſen, hat es nie gethan. Dieſe
"Erhaltung hat wohl in dem Anſtoße elaſtiſcher
"Körper ſtatt: da ſie aber in dem Anſtoße harter
"Körper keine Statt mehr findet, und man nicht
"nur die Geſetze dieſer Körper daraus nicht herleiten
"kann; ſondern auch die Geſetze, denen ſie folgen,
"dieſe Erhaltung verläugnen: ſo ſind die
"**Leibnitzianer** genöthiget geweſen, zu ſagen: es
"gäbe gar keine harten Körper in der Natur, das
"heißt: ſie haben die einzigen Körper daraus verbannen
"müſſen, die vieleicht noch darinnen ſind.

"Soll man nun dieſe vermeynte Erhaltung für
"einen Grundſatz, und zwar für einen allgemeinen
"Grundſatz annehmen?

"Vergebens haben alſo bisher die Weltweiſen
"einen allgemeinen Grundſatz der Geſetze der Bewegung
"in einer unveränderlichen Kraft, in einer
"Größe geſuchet, die in allen Zuſammenſtoßungen
"der Körper ſich erhielte. Es giebt keine einzige,
"die ſo beſchaffen ſey: allein, es giebt eine, die
"ungeachtet ſie von neuem hervorgebracht, und ſo
"zu reden, alle Augenblicke geſchaffen wird, dennoch
"allezeit die kleinſte mögliche iſt.

"**Newton** merkete, daß, da dieſe unveränderliche
"Kraft ſich nicht in der Natur befände, und
"es darinnen mehr Fälle gäbe, darinnen die Größe
"der Bewegung abnähme, als es deren giebt, wo

ſie zunimmt, alle Bewegung zuletzt zernichtet, und die ganze Maſchine des Weltbaues zur Ruhe gebracht werden müßte, wenn nicht ihr Urheber von Zeit zu Zeit dieſelbe wieder aufzöge, und ihr neue Kräfte einprägete.

"Leibnitz und ſeine Anhänger, meyneten durch ihre lebendige Kraft die Sache vor dieſer Gefahr zu verſichern. Dieſe Kraft, die ſich in dem Anſtoße elaſtiſcher Körper, unveränderlich erhält, ſchien ihnen geſchickt zu ſeyn, dieſen ewigen und unbeweglichen Werkmeiſter abzugeben, deſſen ſie benöthiget waren, um nicht alle Augenblicke zur Macht des Schöpfers ihre Zuflucht zu nehmen. Da aber dieſe Kraft bey dem Anſtoße harter Körper, *entweder abnehmen*, oder vernichtet werden müßte; ſo waren ſie genöthiget zu ſagen, es gäbe **keine harten Körper** in der Natur. Das ſeltſamſte Paradoxum, worauf die Liebe zu einem Lehrgebäude, jemals hat leiten können! Denn die urſprünglichen Körper, die Körper, die die Elemente aller andern ſind, können die wohl was anders ſeyn, als harte Körper?"

Iſt es Unwiſſenheit, Verblendung, Vorurtheil, oder ſind es alle drey zugleich, die den Herrn von Maupertuis ſo höhniſch und verächtlich reden laſſen? 1. Beſchuldiget er den Herrn von Leibnitz, er habe nie a priori, wie er doch verſprochen gehabt, den Lehrſatz der lebendigen Kräfte bewieſen. Wie weis er das? Hat er alle gedruckten und ungedruckten Schriften des Herrn von Leibnitz durchſuchet? Er? welcher nicht weis, daß man auf der Hanöveriſchen Bibliothek eine unſägliche Menge derſelben beſitzet? Er, der nicht weis, daß viel Privatperſonen dergleichen beſitzen? daß Herr **Bourguet** viele beſeſſen, von deren einigen er Abſchriften gegeben, und die andern verkaufet hat? Er, der nicht weis, daß Herr **Henzy** dergleichen gehabt? Er, der nicht zu wiſſen ſcheint, daß Herr **von Leibnitz** dem Herrn **Bernoulli** ſeine Grundſätze der Dynamik mittheilen wollen, die er aus ontologiſchen Begriffen gezogen hatte, und daß ihn nur der wenige Geſchmack davon abgeſchrecket, den dieſer daran gefunden, wie aus dem Commerc. Epiſt. Tom. I. p. 122. 123. 140. und 142. erhellet? Er, endlich, der niemals Gelegenheit gehabt, zu einiger Gewißheit in dieſem Stücke zu kommen? Ich fürchte, ich fürchte! daß nicht Herr **König** unſern Gelehrten nöthige, ein betrübtes Klagelied anzuſtimmen.

2. Er begnüget ſich nicht, zu ſagen: die **Leibnitzianer** wären genöthiget geweſen, die harten Körper auszuſchließen; er wiederholet es noch einige Zeilen tiefer, und im erſten Theile ſeines Verſuches zum zweytenmale: Und worauf gründet er ſich? auf die verwirrten Begriffe, die ihm im Kopfe herum gehen, und ihn zu einem ſo leeren als erbärmlichen Geſchwätze verleiten. Denn entweder es giebt gar keinen Grundſatz, oder man muß dieſen Namen einer Wahrheit geben, die andern zur Quelle dienet, und die Urſachen von ihnen angiebt. Wo hat aber Herr **von Maupertuis** gefunden, daß des Herrn **von Leibnitz** Lehrſatz keine Wahrheit von dieſer Art ſey? Indem er in die Luft ſtreicht, indem er ſaget: er ſey **vielmehr**

eine Folge einiger Geſetze der Bewegung; und die Ausſchließung harter Körper, ſey das ſeltſamſte Paradoxum, wozu die Liebe zu einem Lehrgebäude jemals verleiten können. Geſetzt, es ſey ein Paradoxum; aus was für Grunde hat denn Herr **von Maupertuis** die Leibnizianer beſchuldigen können: der Bewegungsgrund, welcher ſie dazu getrieben, ſey die Liebe zum Lehrgebäu geweſen? Iſt das nicht eine bittere Läſterung! Durch was für eine ſonderbare Entdeckung hat Herr **von Maupertuis** heraus gebracht, daß dieſer Lehrſatz von der lebendigen Kraft, vielmehr **die Folge gewiſſer Geſetze, als ein wirklicher Grundſatz ſey?** Welches ſind denn dieſe Geſetze? Sollte es etwa das ſeyn, welches unſer **Präſident das Geſetz der Sparſamkeit** nennet? ein Geſetz, welches er an die Stelle aller andern ſetzet, und uns für allgemein ausgiebt: nach welchem **jede Größe der Wirkung die kleinſte mögliche ſeyn würde?** Es ſey dem alſo; wir wollen dieſen Fall ſetzen.

Geſetzt, in jeder Bewegung hätte die kleinſte Größe der Wirkung Statt; wird denn die Kenntniß dieſes Lehrſatzes hinlänglich ſeyn, um dieſelbe zu ſchätzen? Es iſt eben ſo, als wenn man wiſſen wollte, wie hoch ſich das Capital der Banco beliefe; und ich ſagen wollte: es wäre der kleinſte von den öffentlichen Fundis. Wenn ich die Zahl der Thaler wiſſen werde, daraus das Capital beſteht, ſo würde dieſe Kenntniß mir dienen können, einzuſehen, was dieſer Fundus zahlen kann: und wenn ich dann dieſe Zahl mit der Summe anderer

Caſſen zuſammen hielte, ſo würde mir es leicht ſeyn, zu entſcheiden, ob er mehr oder weniger anſehnlich ſey. Eben ſo iſt es mit der Schätzung der Wirkung; man kann ſie nicht anders ſchätzen, als durch den Grundſatz der lebendigen Kräfte, deren Summe der Thaler ſie iſt; daß in Circulation gebrachte Capital, iſt die Wirkung; folglich iſt die Wirkung von den lebendigen Kräften unzertrennlich; folglich weis Herr von **Maupertuis**, der ſie trennet, nicht, was er thut: folglich iſt ſeine erhabene Entdeckung von dem Geſetze der Sparſamkeit, es nur in ſoweit, als die Entdeckung der lebendigen Kräfte ihr einige Erhabenheit wird zukommen laſſen wollen.

Von wem hat Herr von **Maupertuis** gehöret, daß man die Größe der Kraft nicht durch Vervielfältigung der Maſſen durch die Geſchwindigkeiten ausrechnen müſſe? daß **Carteſius** ſich in dieſem Stücke geirret? ſondern man müſſe ſie durch das Quadrat der Geſchwindigkeiten multipliciren? Von wem hat er ſeine neue Schätzung der Wirkung, durch den Raum und die Geſchwindigkeit gelernet: wenn es nicht von den Herren **Leibnitz**, **Wolf**, und denen **Leibnitzianern** iſt, die aus **Liebe** zu einem **Lehrgebäude**, zu dem **ſeltſamſten von allen Paradoxen geleitet worden?** Wir wollen ſetzen, daß ſein Lehrgebäu wahr ſey; nämlich daß in jeder Bewegung, die Größe der Wirkung die kleinſte mögliche ſey: wird denn dieſe Größe, wie das Product der Maſſe, durch das Quadrat der Geſchwindigkeit in gleichen Zeiten ſeyn, oder nicht? Bejahet man dieß: ſo haben wir den Grundſatz von der lebendigen Kraft; verneinet man es; ſo iſt man ad abſurdum gebracht.

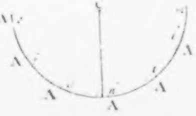
Noch mehr, Herr **von Maupertuis** trägt ſeinen allgemeinen Grundſatz ſo vor: Wenn in der Natur irgend eine Veränderung vorgeht, ſo iſt die zu dieſer Veränderung nöthige Größe der Wirkung, die kleinſte mögliche. Hierauf ſaget er, um ſeinen allgemeinen Grundſatz verſtändlich zu machen, welches er ſonſt nicht ſeyn würde: *daß die Größe der Wirkung, das Product der Maſſe der Körper, durch ihre Geſchwindigkeit und den Raum ſey, den ſie durchlaufen.* Nun frage ich Sie, mein Herr, ob alles dieß nicht auf folgenden Lehrſatz hinaus laufe: *In einer jeden Bewegung, wo man die Zeiten gleich vorausſetzet, iſt die lebendige Kraft die kleinſte mögliche:* und ob dieſer Lehrſatz nicht aus der Schätzung und Erhaltung der lebendigen Kräfte fließe? Dem ſey, wie ihm wolle, ſo iſt es augenſcheinlich, daß Herr **von Maupertuis**, ohne den Lehrſatz der lebendigen Kräfte, niemals an ein Geſetz der Sparſamkeit würde gedacht haben. Denn belieben Sie zu merken, daß er niemals, weder einen Erweis, noch einen Schatten von Erweis, oder Erklärung der Schätzung der Wirkung, hat geben können; ungeachtet die Pariſer ſie ihm mehr als einmal abgefodert haben. Und wie hätte er es auch thun können? Er, der ſie vom Herrn **von Leibnitz** cæca fide, und ohne ſie zu verſtehen, entlehnet hatte?

Es ſcheint ferner, daß der Lehrſatz der lebendigen Kräfte, weit gefehlet, daß er aus dem Geſetze der Sparſamkeit fließen ſollte, wie unſer hochberühmter **Kosmologiſt** will, vielmehr demſelben zum Grundſatze dienet. Nicht alſo das Geſetz der Sparſamkeit muß uns lehren, ob die lebendigen Kräfte ſich erhalten, oder nicht; ſondern die Erhaltung der lebendigen Kräfte, lehret uns, in was für Fällen das Geſetz der Sparſamkeit Statt hat. Es iſt wohl wahr, daß Herr von **Maupertuis** hier ein Mittel findet. Um die Erhaltung der lebendigen Kräfte lächerlich zu machen, berichtet er uns ſehr zierlich: es gäbe eine **Kraft, welche, ob ſie gleich von neuem hervorgebracht, und** NB **ſo zu reden, alle Augenblicke geſchaffen wird**, dennoch allezeit die kleinſte mögliche iſt. Allein, hierinnen vermehret er nur die Irrthümer des **Malebranſche**. Hier iſt die Quelle ſeines Irrthums: 1. Nimmt Herr **von Maupertuis** mit dem Herrn **von Leibnitz** und den **Leibnitzianern** an: daß die Kraft eines bewegten Körpers, wie das Product des Quadrats der Geſchwindigkeit durch die Maſſe iſt; daß ſie ſich in dem Anſtoße elaſtiſcher Körper allezeit erhalte, und uns folglich der Mühe überhebe, zu einer neuen Schöpfung unſere Zuflucht zu nehmen; ſo lange man nur feſte, oder flüßige Körper im Weltgebäude annimmt. 2. Anderntheils nimmt er, wider die Meynung des Herrn **von Leibnitz**, die **Epikuriſchen** Stäubchen, dieſe vollkommen harten Körper an, in deren Anſtoße die lebendige Kraft ſich nicht erhält, ſondern beſtändig abnimmt. Zu folge dieſer zween Sätze, iſt er, um mich ſeiner Worte zu bedienen, zu den **allerſeltſamſten**

Paradoxen genöthiget geweſen, wozu die Liebe zu einem Lehrgebäude jemals verleiten können. Zu Weſen, welches, ſoll ich ſagen, die da denken, oder träumen? Um zu Elementen der Materien, nur harte Körper anzunehmen, und vorzugeben, daß, da die lebendige Kraft, die ſich in ihnen findet, durch den Anſtoß abnimmt, der Schöpfer verbunden ſey, beſtändig einen Zuwachs oder eine neue Kraft nachzuſchaffen (denn Herr von Maupertuis hat vergeſſen, ſich hierüber, wie über viel andere Puncte zu erklären) damit die Maſchine nicht in eine Schlafſucht verfalle. Iſt das nicht ſchön? Wie anſtändig iſt es nicht dem Herrn von Maupertuis? Kurzum, mein Herr, leſen Sie ſein Buch, Sie werden darinnen einen Meßkünſtler finden, der Glauben und einen blinden Gehorſam heiſchet; der von der Größe der Wirkung redet, ohne eingeſehen zu haben, daß ſie von der Kraft abhängt; der allenthalben von harten Körpern redet, ohne den mindeſten Beweis gegeben zu haben, daß es dergleichen giebt; welcher ſaget, daß jede Bewegung, allezeit durch die mindeſte Größe der Wirkung hervorgebracht werde; daß in dem Anſtoße harter Körper die lebendigen Kräfte nicht Statt haben. Kurz, Sie werden einen Kopf darinen finden, der alles entſcheiden will, und doch die erſten Begriffe nicht weis.

Bisher habe ich das Paradoxum des Herrn von Maupertuis als wahr vorausgeſetzet; allein es fehlet viel, daß es auch wahr ſey. Herr **König**, ein Weltweiſer von ganz anderm Schrote und Korne, welcher bündig ſchließt, und mit ſicherm feſten Schritte, allenthalben die Macht der Demonſtrirkunſt zeiget, beweiſt ihm das Gegentheil. Er zeiget ihm, daß das Gleichgewicht nicht aus der kleinſten Größe der Wirkung, ſondern aus der Nullität der Wirkung fließe; daß, wenn es in dem Falle einer gegenwärtigen Bewegung, die aus dem immerwährenden Zuge nach dem Mittelpuncte der Kräfte entſteht, eine lebendige Kraft und eine Wirkung giebt, die Regeln der größten und kleinſten Bewegung gleichviel Statt haben; daß aber alsdann die lebendige Kraft und die Wirkung, nicht ein minimum, ſondern ein maximum hervorbringen.

Um Sie von dieſer Wahrheit zu überzeugen: ſo nehmen ſie einen Körper A. Sein Mittelpunct der Schwere wird in A ſeyn, und nun erwägen Sie ihn in der Lage e. Ueberlaſſen ſie ihn anjetzt ſich ſelbſt: durch die Schwere erlanget er nach und nach eine Geſchwindigkeit, und folglich lebendige Kraft und Wirkung. Er kömmt nach f, und da er in f nicht bleiben kann; ſo fällt er auf g, und ſeine lebendige Kraft wird ſowohl, als ſeine Wirkung zunehmen. Endlich kömmt er in h, allwo der Mittelpunct der Schwere ſich ſo tief geſenket hat, als die Länge des Fadens A C es zuläßt.



Die lebendige Kraft iſt an dieſer Stelle auf den höchſten Gipfel gekommen, und dieſe Stelle iſt zugleich die Lage des Ruheſtandes, indem der Körper hier geblieben ſeyn würde, wenn Sie ihn gleich anfangs hieher gebracht hätten. Daß er nun nach ſeinem Falle von e in f, von f in g, von g in h kömmt, ſo gelanget er dahin mit einer erlangten lebendigen Kraft, die ihn an der andern Seite nach i, l, m, in die Höhe treibt, bis ſie ganz verloren iſt, und da muß er wieder zurück fallen. Daher kommen die Schwankungen um den Punkt, daran er hängt; bis daß das Reiben und andere Urſachen, die ganze lebendige Kraft vernichten, und den Körper in der Lage C h laſſen, allwo er gleich anfangs die Ruhe gefunden haben würde, wenn man ihn dahin geſetzet hätte.

Da man nur die Augen aufthun darf, um zu ſehen, daß bey jeder Schwingung die lebendige Kraft in h am größten iſt: ſo iſt es klar, daß, wenn ich die lebendige Kraft mit einer algebraiſchen Formel ausdrückete, und ihr maximum nähme, ich den Ort C h finden würde.

Das iſt einfältig und augenſcheinlich, werden Sie ſagen: und Herr von Maupertuis hat das nicht geſehen? Mäßigen ſie aber ihr Erſtaunen. Der berühmte Verfaſſer der moraliſchen Philoſophie, hat ſich eingebildet, die lebendige Kraft, oder augenblickliche Wirkung (denn man betrachtet hier die Wirkung allemal in einem unendlich kleinen

Augenblicke) würde ein Minimum, da ſie doch offenbar ein Maximum giebt. Wenn man ſich den Minimis überläßt, ſo iſt es natürlich, daß man die Maxima verliert. Herr **König** beweiſt ihm, daß das, was die kleinſte Größe der Wirkung feſtſetzet, die Lehre von den lebendigen Kräften nicht vernichten kann; daß man zwar in dem Falle, wo der gemeinſchaftliche Mittelpunct der Schwere der aufgehangenen Körper, mit dem Stützungs- oder Aufhängungspuncte nicht einerley iſt, (wie dieſes mit dem gemeinen Hebel geſchieht) durch die Methode der maximorum und minimorum, die der Ruhe eigene Lage, das heißt, die Lage beſtimmen kann, die ein Syſtem, oder ein aus vielen ſchweren zuſammen verbundenen Körpern Zuſammengeſetztes, nehmen wird, wenn es, nachdem es einige Zeit um den Aufhängepunct geſchwebet hat, zur Ruhe kömmt; daß aber in dieſem Falle, die lebendige Kraft ſowohl, als die urplötzliche Wirkung, in dem Stande des Gleichgewichts ein Maximum, und niemals ein Minimum wird, wie ſich unſer Weltweiſer vorſtellet. Er beweiſt ihm ferner, daß ſeine vermeynte Demonſtration von den Geſetzen der Ruhe, ein offenbarer Paralogismus iſt; indem ſeine Rechnung ihn den Mittelpunct der Drehung finden lehret, indem er dem **Galiläus** glaubet, indem er in den Unterſuchungen der Geſetze der Bewegung, dasjenige, was Herr **König** die **Phoronomik**, oder die Wiſſenſchaft der bloßen Uebertragung nennet, mit der **Dynamik** vermenget. Ein Irrthum, welchen man ihm gleichwohl zu gute halten kann; weil er ihn mit allen Schriftſtellern gemein hat, die bisher von der Mechanik geſchrieben haben. Herr König hat ihm bewieſen, daß ſeine Begriffe von dem Anſtoßſe harter Körper, kindiſche Verblendungen ſind; und daß endlich alles, was er aus ſeinem erhabenen Geſetze der Sparſamkeit herleiten will, falſch iſt, oder aus dem Grundſatze der lebendigen Kräfte fließt.

Um nun zu zeigen, daß Herr von **Leibnitz** erweitertere Begriffe gehabt hat, als man wohl denket, ſchließt Herr König ſeine Abhandlung mit dem Fragmente eines Briefes, welchen Herr von **Leibnitz** an Herrn Hermannen geſchrieben, darinnen er ſaget: "Die Wirkung iſt nicht das, was "Sie denken; die Erwägung der Zeit kömmt auch "mit dazu. Sie iſt wie das Product der Maſſe "durch die Zeit, oder der Zeit durch die lebendige "Kraſt. Ich habe angemerket, daß ſie in den "Abänderungen der Bewegung, gemeiniglich ein "Maximum oder ein Minimum wird. Hieraus "kann man verſchiedene wichtige Sätze folgern: "dieſe können dienen, die krummen Linien feſtzuſetzen, welche diejenigen Körper beſchreiben, die "von einem oder mehrern Mittelpuncten angezogen "werden. Ich wollte, unter andern, auch von "dieſen Dingen, in dem zweyten Theile meiner "Dynamik handeln, den ich aber unterdrücket habe, weil die übele Aufnahme, welche der erſte "bey dem Vorurtheile gefunden, mir die Sache "verekelt hat."

Weit gefehlet, daß Herr König Streiche in die Luft thun ſollte, wie der Präſident thut, ſo ſetzet er vielmehr alles auf Sätze, davon er genaue Demonſtrationen giebt. Nichts würde dem Herrn von Maupertuis leichter ſeyn, als Herrn Königen eines Irrthums zu überweiſen, wenn dieſes der Fall wäre; er dörfte ja nur die Propoſition anführen, darinnen der Paralogismus ſteckete. Die Lehrart, welche Herr König gebrauchet, erleichtert ihm dieſe Entdeckung. Allein Herr von Maupertuis iſt weit davon entfernet. Er glaubet, ſeine Ehre ſey angetaſtet; er verlieret die Wahrheit aus den Augen, um dasjenige zu beſchützen, was ihm näher ans Herz geht: "Wie? "Leibnitz! der Leibnitz, welcher nichts, als Un"gereimtheiten vorgetragen, ſollte geſchrieben ha"ben, die Abänderungen der Bewegung lieſen ge"meiniglich auf ein Maximum oder Minimum hin"aus? Er hätte alſo meine Begriffe gehabt? Das "kann nicht ſeyn! das iſt weit über Leibnitzen "erhaben! Herr König hat dieß Fragment er"dichtet, bloß meiner Ehre zu ſchaden. Wir "wollen ihn auffodern, das Original zu ſchaffen. "Das wird er nicht thun können, weil er ſo treu"herzig geweſen iſt, es mir zu ſchreiben: und folg"lich iſt er ein Ehrenſchänder. Unter dieſem Deck"mantel will ich alles andere verantworten. Ja, "meine liebſten Freunde! meine Bundsgenoſſen, "oder vielmehr Unterthanen! Ihr, die ihr unter "dem Schatten meines Schutzes wohnet, kommt "mir zu Hülfe! eilet zu meiner Rettung! und be-

"hauptet meine ſo ſchändlich angetaſtete Ehre. "Sein Fall wird den eurigen verhindern.

"Und du, mein liebſter **Euler**! du geſchickteſter "Algebraiſt, du, den ich künftig an meinen Arbeiten, und an meiner Ehre will Theil nehmen laſſen, "du biſt ſo gut beleidiget, als ich: räche dich "und mich!"

So wie dem **Don Quixote** bey dem Anblicke der Windmühle zu Muthe war: ſo ward dem **Herrn von Maupertuis**, als er das Fragment las. Er ſah nicht, daß Herr **König**, nachdem er ihm ſeine Irrthümer bewieſen, ein Fragment vorbringt, welches ſie anzeiget, und durch des **Herrn von Leibnitz** Anſehen beſtätiget. Er glaubet vielmehr, eine Aehnlichkeit der Begriffe mit den ſeinigen darinnen zu ſehen. Sollten ſie es wohl glauben, mein Herr! er hat ſich dieſes ſo feſt in den Kopf geſetzet, daß nichts im Stande iſt, ihm dieſen Irrthum auszureden. Er beſchweret ſich, daß Herr **König** dem Herrn von **Leibnitz** ſeine erhabene Entdeckung vom Geſetze der Sparſamkeit zueignen will. Herr **Euler** meynet, er ſelbſt verliere ebenfalls hiedurch die Ehre ſeiner Erfindungen, und Sie, mein Herr, werden ſehen, daß ſich hierauf das ganze Verfahren wider Herrn **Königen** gründet. u. ſ. w. *

X. Drey

---

* Weil die Folge dieſes Stückes, lediglich den Verlauf des ganzen Proceſſes enthält, der unſern Leſern ſchon aus obigem bekannt iſt; ſo hat man es hier wohlbedächtig weggelaſſen.

* *

X.

Drey Briefe,
den Urtheilsſpruch der Akademie betreffend.

Schreiben
des Herrn Eulers
an den
Herrn Merian.

Mein Herr,

Ich habe die gelehrten Zeitungen von * Leipzig und Hamburg geleſen, die Sie die Güte gehabt haben, mir mitzutheilen, und bin von der Unverſchämtheit in der That gerühret worden, mit welcher die Herausgeber dieſer Blätter ſich erkühnet haben, von dem Urtheilsſpruche zu reden, welchen unſere Akademie, bey Gelegenheit eines von dem Herrn Profeſſor König dem Leibnitz zugeeigneten Briefes, kund gemachet hat. Ungeachtet alle vernünftige und von der Parteylichkeit entblößete Leute gefunden haben, daß dieſer Urtheilsſpruch mit aller nur möglichen Mäßigung abgefaſſet worden: ſo haben doch dieſe Zuſammenſchreiber neuer Zeitungen, ſich nicht entbrechen können, öffentlich

---

* Man ſehe vorn die 82. u. f. Seiten.

ihre Unwiſſenheit und den ausnehmenden Kützel zu verrathen, der ſie antreibt, ihre Tadelſucht an allem auszuüben, was in der gelehrten Welt vorgeht. Denn alle ihre Klagen über das Unrecht, welches ihrem Vorgeben nach, Herrn **Königen** durch dieſen Urtheilsſpruch zugefüget ſeyn ſoll, zeigen zur Genüge; daß ſie den Sinn der Frage nicht einmal eingeſehen, ungeachtet er in dem Urtheilsſpruche mit äußerſter Deutlichkeit vorgetragen worden iſt.

In der That, nachdem Herr König das Fragment eines Briefes zum Vorſcheine gebracht hatte, welcher, wie er will, ehedem von dem großen Leibnitz an den Herrn Hermann geſchrieben worden ſeyn ſoll: was könnte man wohl rechtmäßigers von ihm begehren, als daß er die Urſchrift dieſes Briefes aufbrächte, oder anzeigete, an welchem Orte ſie aufbehalten würde? In dieſer Frage, darauf gleichwohl die ganze Stärke des Urtheilsſpruches beruhet, iſt wahrlich nichts vorhanden, woran auch der übelgeſinnteſte Tadler etwas auszuſetzen finden ſollte. Denn wer dergleichen Denkmäler anführet, inſonderheit nach einer ſo lange verfloſſenen Zeit, iſt **ohne Widerrede** verbunden, dieſelben vor den Augen der gelehrten Welt glaubwürdig zu machen, indem er die Urſchriften vorzeiget: und er iſt keineswegs befuget zu begehren, daß dergleichen Stücke für zuverläßig ſollen gehalten werden, ſo lange ſie nicht hinlänglich bewieſen ſind. Deſto weniger alſo kann man es der **königl. Akademie**, und ihrem ſo würdigen **Präſidenten** verargen, daß ſie die Unterſuchung des von Herrn **Königen** angeführten

Briefes unternommen haben. Hätte dieſer, als er ein Fragment dieſes Briefes in die **Leipziger** Acta eindrucken ließ, zu gleicher Zeit erkläret, er beſäße das Original davon, oder er habe es wenigſtens geſehen; ſo könnte er es vielleicht übel nehmen, daß man ſeinen Worten nicht ſo gleich Glauben beygemeſſen: gleichwohl wäre er noch nicht im Stande, vorzugeben, man habe ihm das mindeſte Unrecht gethan. Sobald er aber kein einzig Wort ſaget, welches zu verſtehen gäbe, er habe die Urſchrift des **Leibnitziſchen** Briefes geleſen; ſo kann er auch wahrlich von niemanden ſodern, daß man denſelben für ächt halte; und noch viel weniger können ihn die darüber angeſtellten genauen Unterſuchungen verdrießen: vielmehr läge es ihm ſelbſt ob, wenn ihn auch niemand darum erſuchet hätte, ſeinen angeführten Brief vor allem Zweifel in Sicherheit zu ſtellen; wofern es nicht das Anſehen haben ſollte, er trüge in der gelehrten Welt eine von aller Gültigkeit entblößte Sache vor.

Als aber im Anfange dieſe Sache auf einen freundſchaftlichen Fuß, durch Briefe an Herrn **Königen** abgehandelt wurde: ſo vermied er nicht nur allezeit auf die Frage zu antworten, daß er dieſes Fragment durch Beweiſe ſeiner Uebereinſtimmung mit der Urſchrift bewähren möchte; ſondern er bekannte ausdrücklich: er habe dieſe Urſchrift nicht ſelbſt, und habe ſie auch nie geſehen; er hätte nur von dem beruffenen **Henzy**, den man zu **Bern** enthauptet, eine Abſchrift davon bekommen. Die Frage kömmt alſo darauf an: ob dieſe Abſchrift glaubwürdig ſey, oder nicht? und dieſe Frage geht nicht ſowohl Hrn. Königen, als den Henzy an, oder auch dieſen vieleicht nicht einmal, wenn man vorausſetzet, daß er ebenfalls dieſen Brief von einem andern erhalten hat. Wenn alſo gleich Herr König dieſen Brief für glaubwürdig hält: ſo kann er doch, ſo bald er bekennet, er ſey außer Stande, deſſen Glaubwürdigkeit zu beweiſen, unmöglich fodern, es ſey von wem es wolle, daß er ſeiner Meynung ſey; ſondern er muß einem jeden völlige Freyheit laſſen, anders zu denken, ohne daß dieſes ſeiner Ehre ſchade. So können auch, weder er, noch ſeine Sachwalter, auf keinerley Weiſe darthun, daß man unbillig gegen ihn verfahren ſey; indem man erkläret, wie die Akademie gethan hat, daß dieſer Brief durchaus keinen Glauben verdiene: denn die Urſachen, die die Akademie zu dieſem Ausſpruche bewogen, mögen nun ſeyn, welche ſie wollen; ſo gehen ſie doch nur die Schrift ſelbſt an, und Herrn Königs Perſon iſt darunter gar nicht begriffen. Ja wenn die Akademie gar keine Urſache ihres Verhaltens angäbe, ſo könnte man ſich deren doch keine erſinnen, die den Herrn König berechtigte, ſich für beleidiget zu halten.

Nichts

---

[*] Newton hat von dieſer Sache ſo geurtheilet: Si l'on n'a pas encore prononcé de jugement contre lui (*Mr. de Leibnitz*) c'eſt, parce que le Comité n'étoit pas une aſſemblée de Jurés, et que la Societé roïale n'eſt pas une Cour judicatoire. Le Comité s'eſt contenté d'examiner les lettres et les autres vrais Ecrits; il a porté ſon jugement ſur cela ſeul

&

Nichts iſt alſo lächerlicher, als die Klagen dieſer ſtrengen Tadler, die von nichts als dem, dem Hrn. König erwieſenen Unrechte reden, und ſich umſonſt beſtreben, die Perſon der Sachwalter zu ſpielen, die ſie in dieſer Sache wider die Akademie zu übernehmen ſcheinen. Da Herr König ſeine eigene Sache ſelbſt ganz und gar fahren läßt, welche keinen andern Zweck hat, als die Beweiſe der angeführten Schrift: ſo hat er gewiß auch keines Vertheidigers nöthig; und ich ſehe nicht, wie es jemanden einfallen kann, ſeine Vertheidigung zu übernehmen, wenn er ſich nicht bemühet die Urſchrift des Leibnitz zu ſchaffen, wovon die Rede iſt. Aber hiervon ſchweigen die vermeynten Sachwalter ſtockſtille. Sie begnügen ſich, Läſterungen und Schmähungen zu häufen, gleich als ob ſie dieſe Gelegenheit recht hätten ergreifen wollen, ihre Unwiſſenheit und Verwägenheit ausbrechen zu laſſen.

Doch das Uebermaaß der Ungereimtheit iſt dieß, wenn dieſe muthwillige Tadler behaupten, die Entſcheidung dieſer Frage gehöre nicht für die Akademie *, ſondern hätte vor den Richterſtuhl, von Rechtsgelehrten gebracht werden ſollen. So lange

---

& a laiſſé à *Mr. de Leibnitz* une pleine liberté de ſe juſtifier, s'il le pouvoit. D. i. **Wenn man noch keinen Ausſpruch wider ihn (Hn. von Leibnitz) gethan hat, ſo iſt es daher geſchehen, weil die Commißion keine Verſammlung von Geſchworenen, und die Königl. Societät kein Gericht iſt. Die Commißion hat ſich begnüget, die Briefe und alten** man unterſuchet, ob dieſer dem Leibnitz beygemeſſene Brief, durch Aufbringung der Urſchrift beſtätiget werden kann: ſo iſt das Urtheil leicht zu fällen, und erfodert ganz keine Kenntniß des bürgerlichen Rechtes. Man kann ſagen, Herr **König** habe es ſelbſt gefället, da er ſein Unvermögen bekennet, die Glaubwürdigkeit dieſes Fragmentes darzuthun. Denn was die andern Puncte betrifft, die er läugnet, nämlich: ob dieſer Brief nicht die Dinge enthalte, die damals noch unbekannt geweſen? ob nicht in den Ausdrücken ſelbſt, die er enthält, einige Muthmaßung des Unterſchubes ſtecke? ob ſein Inhalt mit andern Briefen einſtimmig ſey, die man von Leibnitzen hat? ob es in den übrigen Schriften dieſes großen Mannes, die mindeſten Spuren, derer ihm in dieſem Briefe beygemeſſenen Entdeckungen gäbe? ob nicht Herr **von Leibnitz** ſelbſt, von dieſen Materien noch an jemanden anders würde geſchrieben haben, als bloß an Herrn **Hermannen**? und andere Fragen ſolcher Art, die in dem Urtheilsſpruche der Akademie entwickelt ſind: ſo ſind dieſelben alle gewiß von ſolcher Beſchaffenheit, daß kein rechtsgelehrtes Gericht, ſich

deſſen

---

alten Schriften zu unterſuchen, hierauf allein iſt ihr Urtheil gegangen, und man hat dem Herrn von Leibnitz volle Freyheit gelaſſen, ſich, wo es ihm möglich iſt, zu rechtfertigen. Recueil de diverſ. pieçes. Tom. II. p. 85. Herr **von Leibnitz** aber ſchreibt am angezeigten Orte a. d. 128. S. ſo: l'Extrait de ſon Journal (*de l'Academie roiale*) du 20me du Mai, fait connoitre, qu'elle ne prétend pas, que

le

deſſen Entſcheidung hätte anmaßen können: ja, da ſie eine tiefe Einſicht in diejenigen Wiſſenſchaften erfodern, worauf ſie ſich beziehen; ſo ſehe ich nicht, wem das Recht, darüber zu erkennen, beſſer zuſtehen könne, als einer zur Aufnahme der Wiſſenſchaften beſtimmten Akademie. In allen dieſen Fragen nun iſt im mindeſten nicht die Rede von Herrn **Königen**; und man entſcheide ſie nun, wie man wolle, ſo kann er darinn nicht die geringſte Gelegenheit zu klagen finden: weil, ſo bald er ſich entzogen hat, die Wahrheit dieſes Briefes erweislich zu machen, auch die darinnen enthaltenen Sachen, dafür zu halten ſind, daß ſie ihn gar nichts mehr angehen. Da alſo dieſes Urtheil gar nicht von der Art iſt, daß es vor einen Richterſtuhl von Rechtsgelehrten hätte gebracht werden müſſen; ſo können ſichs noch viel weniger die Sammler der Neuigkeiten anmaßen, und Herr **König** hat ihres Beyſtandes gar nicht nöthig.

Jedoch, dieſe öffentlichen Zungendreſcher, haben die Unverſchämtheit nicht nur ſo weit getrieben, daß ſie den Urtheilsſpruch der Akademie lächerlich gemachet; ſondern ſie ſind nicht erröthet, ihre Mit-

glieder

le Rapport de ſes Commiſſaires paſſe pour une déciſion de la Societé. Ainſi je ne me ſuis point trompé, en croïant, qu'elle n'y prenoit point de part. D. i. Der Auszug ihres Tagebuches (der Akademie) vom 20 May giebt zu erkennen, wie ſie nicht begehre, daß der Bericht ihrer Commiſſarien für einen Ausſpruch der Akademie gelte. Ich habe mich alſo nicht geirret, da ich glaubete, ſie nähme keinen Theil daran.

glieder unanſtändiger Weiſe anzutaſten: indem ſie ſchmähſüchtiger Weiſe denen, die das Urtheil unterſchrieben haben, beygemeſſen: ſie wären ganz widriger Meynung geweſen, und hätten es gemisbilliget; ein Schimpf, der der **Akademie** ausnehmend empfindlich ſeyn müßte, wenn der außerordentliche Leichtſinn dieſer Läſterer, ſie nicht vielmehr bewöge, denſelben zu verachten. Wie könnte es doch wohl jemanden in den Sinn kommen, daß die Uebereilung, oder Heftigkeit, den mindeſten Antheil an dieſer Sache haben könnten: da ſie mit der aufrichtigſten Art abgehandelt worden, und Herr **König** ſelbſt, durch ſein Zaudern, mehr als ſechs Monathe Zeit zur Unterſuchung gelaſſen hat? Denn da er geſtund, er habe **Leibnitzens** Originalſchreiben nie geſehen; und die genaueſten Nachforſchungen, die man zu dem Ende angeſtellet, hätten nicht die mindeſte Spur davon entdecken können: ſo wuchs der Argwohn der Falſchheit dieſes Briefes von Tage zu Tage, bis er den höchſten Grad der Gewißheit erhielt. Und wer hätte denn damals Anſtand nehmen können, dieſen Brief alles Vertrauens unwürdig zu erklären, und das Urtheil zu fällen: man habe ihn fälſchlich dem großen **Leibnitz** zugeeignet?

Indeſſen, daß ſie ehrenrühriger Weiſe die andern **Akademiſten** beſchuldigen, ihr Ausſpruch reue ſie; ſo wollen ſie noch vorgeben: der Urtheilsſpruch ſey von mir ſelbſt, wider meinen Willen aufgeſetzet, und ich darzu, ich weis nicht durch welch eine Gewalt, gezwungen worden; ja ſie geben inſonderheit an, „man würde ihn mir daher mit Unrecht beymeſſen, weil ich niemals würde geſchrieben haben: der franzöſiſche Geſandte hätte in meinem Vaterlande etwas zu befehlen. Als ich geſaget habe, man hätte den Brief auf Befehl des Königes und des franzöſiſchen Abgeſandten geſuchet, ſo können nur boshafte Ausleger dieſe Worte ſo verſtehen: als ob dieſe Befehle unmittelbar an die Obrigkeit in der Schweiz ergangen wären. Es iſt mir aber niemals in den Sinn gekommen, zu ſagen: der König habe ſeine Befehle wegen dieſer Sache, die er ſeinen Staatsbedienten aufgetragen, an jene Obrigkeiten ergehen laſſen. Ein König giebt unfehlbar ſeinen Miniſtern Befehle über was für Sachen er will; und ihnen gebühret es hernach, den Willen ihres Herrn zu vollſtrecken. Auch der franzöſiſche Abgeſandte, hat nicht durch die Obrigkeiten ſeine Unterſuchungen angeſtellet; ſondern dieſe Sache gewiſſen Privatperſonen aufgetragen, inſonderheit Leuten, die unter ihm ſtehen, und denen er zu befehlen hatte. Ich fürchte alſo nicht, daß Herrn Königs Sachwalter, die hier ſehr unzeitig die Vertheidigung der ſchweizeriſchen Freyheit übernehmen, durch eine dergleichen Anklage auf meine Treue einigen Verdacht bringen ſollten.

Was ſie hinzu ſetzen, daß die Freundſchaft, die ihrem Vorgeben nach, zwiſchen Herrn Königen und mir geweſen ſeyn ſoll, mich von dem gefälleten Urtheile hätte ablenken ſollen, (ein eben ſo irriges Verfahren, als das, nach welchem ſie ſchließen, man habe ihm zu viel gethan) ſo finde ich in der Freundſchaft durchaus nichts, welches mir auferlegete, einen Brief für glaubwürdig zu halten, von welchem Herr **König** ſelbſt geſteht, er könne ſeine Zuverläßigkeit nicht beweiſen; und wenn er, troß dem Mangel der Beweiſe, dennoch dabey ſtehen bleiben will, ſo ſind ſeine Freunde noch eben ſo frey, anders zu denken. Er wird ganz gewiß nicht begehren, daß ſeine Freunde in allen Stücken ſeiner Meynung ſeyn ſollen.

Was endlich meine Abhandlung von der aus dem Grundſatze der kleinſten Wirkung hergeleiteten Bewegung geworfener Körper betrifft; die ich unter der Geſtalt eines Anhanges zu meinem Tractate von den Iſoperimetris hinzu gefüget habe: ſo übereilen ſich die unermüdeten Verfechter des Herrn **Königs** gar ſehr, wenn ſie vorgeben: meine Abhandlung wäre bereits im 1743ſten Jahre in den Händen eines Verlegers zu **Lauſanne** geweſen. Von dem Werke über die Iſoperimetra ſelbſt könnten ſie es mit Rechte verſichern; als welches ich in der That einige Jahre zuvor fertig gehabt, ehe es heraus gekommen iſt. Die Zuſätze aber habe ich nur erſt gemacht, ſeitdem ich die Handſchrift nach Lauſanne geſchicket hatte, und ſie erſt kurz vor dem Drucke des Buches, nach dieſer Stadt geſchicket. Da alſo das ganze Werk erſt zu Ende des 1744ſten Jahres das Licht geſehen, und Herr **von Maupertuis** ſchon im Monathe April deſſelben Jahres, ſeinen Aufſatz von dem allgemeinen Grundſatze der kleinſten Wirkung, in einer öffentlichen Verſammlung der königl. pariſiſchen Akademie vorgeleſen hat: ſo zernichten ſich alle Muthmaßungen, die man daher wider ihn faſſen wollte, und fallen von ſelbſt zu Boden.

Außer daß ich dieſen Zuſatz, vor dem Drucke niemanden mitgetheilet habe: ſo ſteht auch nichts darinnen, was ſich auf gegenwärtige Frage bezöge: in welcher man einzig nachforſchet, ob Herr **Leibnitz** den Brief geſchrieben habe, welchen Herr **König** ihm beyleget, oder nicht? In der That, da dieſer Brief wegfällt, ſo bleibt weiter nicht der geringſte Zweifel übrig: daß Herr von **Maupertuis** der erſte ſey, welcher den Grundſatz von der mindeſten Größe der Wirkung vorgetragen hat. Denn als ich mich der Methode de maximis & minimis bedienete, um die trajectorias zu beſtimmen, welche die von irgend einer Centralkraft gereizten Körper beſchreiben: ſo begehrte ich gar nicht weiter gelanget zu ſeyn, als die Herren **Bernoulli** und einige andere gekommen ſind, wenn ſie die Krümme der Kettenlinie, eines durchnetzeten leinenen Tuches, und anderer dergleichen krummen Linien, durch Hülfe dieſer Methode beſtimmen. Dergleichen Unterſuchungen biethen nur beſondere Grundſätze dar, die ſich nicht weiter erſtrecken, als die Fälle, auf welche man ſie anwendet. Hier hergegen kömmt es auf einen allgemeinen Grundſatz an, aus welchem alle dieſe Grundſätze fließen mußten, und den man als ein, in allen Erſcheinungen der Natur feſtgeſtelletes Geſetz anſehen kann; weswegen denn eben ſeine Abhandlung weniger für die Meßkünſtler, als für die Metaphyſik gehörete, auf deren Grundſätze dieſe Lehre ſich gründen mußte.

So gewiß man auch ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr gezweifelt hat, daß es in allen natürlichen Wirkungen, einen dergleichen Grundſatz de maximis & minimis gäbe, der ſie lenket: ſo hat ſich doch vor unſerm berühmten **Präſidenten** niemand gefunden, welcher nur geargwohnet hätte, in welchen Gründen dieſer Grundſatz verborgen läge, und wie man ihn auf alle Fälle einrichten könnte. Ich wenigſtens habe den Grundſatz, deſſen ich mich zur Beſtimmung der trajectoriarum bedienete, nur à poſteriori auf eine gewiſſe Art gekannt, und auch offenherzig geſtanden: daß ich nicht im Stande wäre, deſſen Wahrheit auf eine andere Weiſe feſt zu ſetzen. Alles, was ich gethan habe, iſt dieſes, daß ich eben dieſelben krummen Linien daraus gezogen, die man nach der gemeinen Art durch die directe Methode findet, wenn man aus den erſten Grundſätzen der Mechanik verfährt. Ich habe ſogar deſſen Gebrauch nicht weiter erſtrecken mögen; als ich ſeine Uebereinſtimmung mit den bekannten Grundſätzen, durch Ausrechnungen habe rechtfertigen können. Eben dieſes hat mich auch bewogen, von dieſem Grundſatze diejenigen Bewegungen, die in einem widerſtehenden Raume vorgehen, und andere vielfache abzuſondern: weil ich gar kein Mittel vor mir ſah, deſſen Wahrheit in Anſehung dieſer Bewegungen, zu entdecken. Wenn übrigens Herr **König** dem Herrn von **Leibnitz** ganz allein den Grundſatz von der kleinſten Wirkung zueignen will: ſo kann ich mich nicht genug verwundern, daß ſeine getreuen Anhänger mich ebenfalls an dieſer Ehre Theil nehmen laſſen, und daß ſie in eben dem Augenblicke, da ſie ihre Galle mit ſo vieler Bitterkeit über die ganze Akademie ausſchütten, gegen mich ſo viel Gutheit blicken laſſen.

Sie rücken endlich der Akademie auch vor, daß ſie nicht mit dem Urtheilsſpruche zugleich alle Briefe kund gemachet hat, die bey dieſer Gelegenheit an Herrn **Königen** geſchrieben worden, nebſt ſeinen Antworten; ungeachtet man wüßte, daß die Briefe bereits in des Druckers Händen geweſen: daraus ſie denn mit ſo vieler Bosheit als Uebereilung ſchließen, daß ſie Sachen enthalten müßten, woraus Herr **König** den größten Vortheil ziehen könnte; und daß die Akademie deswegen, da ſie ihrer Sache nicht getrauet, ſie lieber unterdrücken wollen. Da aber der ganze Inhalt dieſer Schreiben deutlich genug in dem Urtheilsſpruche enthalten iſt: ſo war es ganz und gar unnütz, das Werk dadurch zu vergrößern. Weit gefehlet indeſſen, daß Herr **König** darinnen die mindeſte Hülfe finden könnte: ſo muß er es der Akademie vielmehr Dank wiſſen, daß ſie ſolche offenbare Beweiſe der Unbilligkeit lieber begraben wollen, womit er bey dieſer ganzen Sache gegen ſie verfahren iſt. Dieſelben Schriften ſind ja auch in Herrn **Königs** Händen: und niemand hindert ihn, ſie drucken zu laſſen, wenn er ſie ſeiner Sache im mindeſten für günſtig hält. Ich bin ꝛc.

Berlin den 3. Sept.
1752.

Nachſchrift.

Nachdem ich dieſen Brief geſchloſſen, habe ich Gelegenheit gehabt, die Antwort des Herrn **Königs** ſelbſt, **Beruffung auf das gemeine Weſen** genannt, zu ſehen; und nachdem ich ſie geleſen, bin ich über der Heftigkeit nicht wenig erſtaunet, mit welcher theils er, theils ſeine Vertheidiger auf den **Urtheilsſpruch** der **Akademie** losziehen. Denn, nachdem er ſich ſelbſt erkläret hat, wie ſeine eigenen Briefe beweiſen, die er hat drucken laſſen: es ſey ihm wenig daran gelegen: ob man dieſes Fragmentes des dem Herrn **von Leibnitz** beygemeſſenen Briefes, annehme oder verwerfe, indem er deſſen Gültigkeit nicht beweiſen könne: ſo hat er ja gewiß keine Urſache ſich über den Ausſpruch der **Akademie** zu beklagen, welcher hauptſächlich die Verwerfung dieſes Fragmentes zum Endzwecke hat; eine Sache, die, wie Herr **König** ſelbſt geſteht, ihn nichts angeht. Wenn nachmals die **Akademie** dafür gehalten, daß dieſes verworfene Fragment demjenigen Rechte keinen Abbruch thun könnte, kraft deſſen Herr **von Maupertuis** auf die Entdeckung des Grundſatzes von der kleinſten Wirkung einen Anſpruch machet: ſo muß Herr **König** ſich darüber noch weniger entrüſten, indem er bekennet; daß er bey Anführung dieſer Schrift niemals im Sinne gehabt, dieſe Entdeckung zu läugnen. Nun läuft der ganze Ausſpruch der **Akademie** auf dieſe zween Puncte hinaus, die gewiß von keiner juriſtiſchen Formalität abhängen: und alle Einwendungen die man wider die Einrichtung dieſes Urtheils, und wider die Richter machet, fallen von ſelbſt weg. Da Herr von Maupertuis ſich gleich anfangs entſchloſſen, von dieſem Urtheile, die Streitigkeit über die Wahrheit des Grundſatzes abzuſondern, und bloß dabey ſtehen blieb, daß man unterſuchen ſollte: ob man ihn beſchuldigen könne, daß er ihn aus andern genommen, oder nicht? und da er ſich nicht ſogleich mit Herrn Königen in dieſe Unterſuchung einlaſſen wollen, die derſelbe beſtändig in die Hauptfrage zu miſchen ſuchet: ſo hat ſich auch die Akademie beſonders angelegen ſeyn laſſen, dieſen Streit von ihrem Urtheile abzuſondern. In der That, ungeachtet ich in meiner Nachricht die Schwäche derer Einwürfe klärlich gezeiget habe, die Herr König wider dieſen Grundſatz aufgebracht hat: ſo iſt doch dieſe Unterſuchung ganz und gar nicht in das Urtheil gekommen; und folglich klaget man diejenigen Mitglieder der Akademie, die in der Meßkunſt nicht erfahren ſind, mit Unrechte an, daß ſie ihr Urtheil von Sachen gefället hätten, die ſie nicht verſtünden. Was aber die Ausflucht betrifft, wodurch man den Urtheilsſpruch ſelbſt entkräften will, unter dem Vorwande, die Anzahl der anweſenden Mitglieder wäre nicht groß genug geweſen: ſo iſt ſie ganz lächerlich, indem dieſe Zahl anſehnlicher war, als ſie gemeiniglich zu ſeyn pfleget.

Wie aber Herr König von Anbeginn alles gethan hat, um den Zuſtand der Frage zu verdrehen; ſo machet er auch in ſeiner Berufſung immerwährende Winkelzüge, und bedienet ſich, den Ausſpruch der Akademie anzufechten, gerade eben der Waffen, deren ſich die Zeitungsſchreiber bedienet haben; ſo daß es nicht nöthig iſt, ſie von neuem zu widerlegen. Er ſetzet nicht nur das Anſehen des dem **Leibnitz** beygemeſſenen Briefes auf keine ſtärkere Beweisgründe; ſondern er iſt auch, nachdem er ehmals verſichert: dieſer Brief ſey an Herrn **Hermannen** geſchrieben geweſen, ſobald er erfahren, daß man ihn in **Baſel** aufſuchen laſſen, und drey Briefe vom Herrn **von Leibnitz** an Herrn **Hermannen** hieher geſandt worden, plötzlich anderes Sinnes geworden; ſo daß er anjetzt bekennet, er wiſſe nicht gewiß, an wen der von ihm vorgebrachte Brief gerichtet geweſen: ein Geſtändniß, welches ohne Widerrede dem Ausſpruche der Akademie ein großes Gewicht geben würde, wenn es möglich wäre, daß er noch jemanden zweifelhaft vorkommen könnte.

Herr **König** aber läßt das Fragment fahren, und holet den **Pater Malebranſche**, Herrn **s'Graveſande**, **Engelhard**, und den Freyherrn **von Wolf** hervor; als ob ſie ſich dieſes Grundſatzes der kleinſten Wirkung bereits bedienet hätten. Und ſo oft er bey einem das Wort **Minimum** findet, ſo oft wird er mit eben ſo vielem Rechte, eben dieſe Folge daraus ziehen können. Gleichwohl iſt es offenbar, daß dieſe Schriftſteller, entweder einen ganz andern Begriff mit dem **Minimo** verknüpfen, davon ſie reden; oder ſelbiges doch ganz anders auf die Erſcheinungen in der Natur anwenden; oder endlich (welches das weſentlichſte iſt) dieſe angenommenen Grundſätze, nur als ganz beſonders vortragen. Hr. s'Graveſande z. E. welchem man hier den erſten Platz eingeräumet, redet in den angeführten Stellen nur von den lebendigen Kräften, davon der Grundſatz von der kleinſten Wirkung ſehr unterſchieden iſt. Hernach, wenn er ſaget, daß in dem Anſtoße der weichen Körper, nur die kleinſte Größe der lebendigen Kräfte verloren gehe: ſo verbindet er, außer daß hier von einem ganz beſondern Falle die Rede iſt, dieſen Satz auch mit einer ganz beſondern Bedingung, indem er ſetzet: daß die relativiſche Geſchwindigkeit eben dieſelbe ſey, ſo daß dieſer Verluſt der lebendigen Kräfte nicht anders der kleinſte iſt, als ſo lange die relativiſche Geſchwindigkeit von einerley Größe bleibt.

Was Herrn **von Wolf** betrifft, ſo redet er in der dem 1ſten Theile der **petersburgiſchen Akademiſchen** Schriften eingerückten Abhandlung, nur von den lebendigen Kräften; von welchen er das Maaß aus dem Begriffe der Wirkung herleiten will, ohne im mindeſten an das Minimum zu denken, welches in dieſer Wirkung befindlich iſt. Wenn dergleichen Ausflüchte anzunehmen wären, ſo könnte man niemals etwas neues hervorbringen: denn es würde ſehr ſchwer fallen, daß man nicht in irgend einem Schriftſteller entweder Begriffe, oder wenigſtens Ausdrücke fände, die ihm ähnlich wären; deren man ſich mit eben ſo gutem Fuge bedienen könnte, alle neue Entdeckungen anzutaſten.

Was aber Herr **König** mit ſo vielem Vertrauen in Anſehung der Abhandlung auskramet, die ich in den VIII. Theil der petersburgiſchen Memoires über eine Eigenſchaft der Grundzahlen eingerücket habe, und womit er mich zu Boden zu ſchlagen denkt: ſo zeiget er zur Gnüge, wie nachläßig er ſeine Urtheile abfaſſet, und wie ſchnell er iſt, die mindeſten Umſtände zu ergreifen, um Zänkereyen anzuſpinnen. Denn ich habe mich gleich im Anfange der Abhandlung offenbar erkläret, daß das Theorema, davon ich darinn den Beweis gebe, ſchon vor langer Zeit durch den **Fermat** gefunden worden; welcher auch verſichert, er habe eine Demonſtration davon. Da aber dieſe Demonſtration, ſo viel ich weis, niemals kund gemachet worden: ſo habe ich nur in der Abſicht gearbeitet, dieſen Verluſt einigermaſſen zu erſetzen. Ich war alſo weit entfernet, mir einzubilden, ich könnte einigen Ruhm aus dieſer Demonſtration ziehen; indem ich ſo offenherzig geſaget habe, ſie wäre ſchon vor langer Zeit vom **Fermat** erfunden worden. Wenn alſo Herr **von Leibnitz** ſie ebenfalls vor mir gefunden (wovon ich eben ſo wenig Kenntniß habe, als von **Fermats** Arbeit) ſo meſſe ich Herrn **Königs** Vorgeben ohne alle Schwierigkeit Glauben; bey und ich bin ſehr zufrieden, nur der **dritte** Demonſtrirer dieſes Lehrſatzes zu ſeyn, da Herr **von Leibnitz** der **zweyte** geweſen, und alle Ehre der **erſten** Demonſtration, dem **Fermat** zugehöret. Herr **König** erſchrecket mich daher nicht, wenn er mir ſo viel drohet, das Original dieſes **Leibnitziſchen**

Brieſes aufzuweiſen: ich danke ihm vielmehr dafür, und werde die Kundmachung dieſes Brieſes nicht allein mit Gelaſſenheit, ſondern auch mit Freuden erwarten. Ich werde ihm aber noch vielmehr verbunden ſeyn, wenn er durch ſein unermüdetes Bemühen, die eigenhändigen Schriften groſſer Männer auszuſpähen, auch **Fermats** ſeine entdecken und ans Licht ſtellen könnte; denn ich würde gewiß mancherley Sachen, die Natur der Zahlen betreffend, darinn finden, deren Entdeckung mir viel Mühe gemachet hat: und ich ſchmäuchele mir, noch viel wichtigere darinn zu erblicken, welche mein Beſtreben noch nicht hat erreichen können. Es iſt alſo ſo falſch, daß die Kundmachung ſolcher Schriften mich erſchrecken ſollte, daß ich ſie vielmehr mit außerordentlicher Begierde leſen würde.

Herr **König** greift den **Ausſpruch** der **Akademie** auch darüber noch an, daß man darinnen eines Handbrieſes vom Herrn **Hermann**, eines Bruders des Verſtorbenen, gar nicht gedacht hat, den er ihm geſchrieben, und welchen er der **Akademie** geſendet hat; ungeachtet, ſaget er, dieſes **Hermanniſche** Handſchreiben zeiget: daß Herr **Hermann** ihm niemals die Brieſe mitgetheilet habe, die er vom Hn. **Leibnitz** erhalten, wie der Urtheilsſpruch anzudeuten ſcheint. Allein, ungeachtet dieſes im Grunde der Sache nichts hilft, und Herr **König** ſich wohl dieſe Brieſe ohne Hrn. **Hermanns** Vorwiſſen zugeeignet haben könnte: ſo iſt es genug allhier anzumerken, daß der Verdacht, dieſe Brieſe wären in Hrn. **Königs** Händen, ſich nicht darauf gründe, daß ſie in **Baſel** nicht zu finden geweſen; und man ihn aus ganz andern Anzeigen geſchöpfet habe: allein ungeachtet dieſelben ſtark genug zu ſeyn ſchienen, ſo hat man ihn dennoch nur als eine Muthmaßung vorgetragen, u. es iſt wenig daran gelegen, ob er gegründet ſey, oder nicht?

Was die andern Einwürfe betrifft, welche mit der Frage nichts zu thun haben, oder denen völlig gleichen, die Herr **König** mit einer ſo drohenden Mine wider meine Demonſtration von den Grundzahlen hervor gebracht hat (denn er kann ihnen kein größer Gewicht zutrauen, ſobald er glaubet, er habe mich durch jene niedergeſchlagen) ſo würde es überflüßig ſeyn, die mindeſte Mühe auf deren Auflöſung zu verſchwenden, indem vorſtehender Brief ihnen eine vollkommene Genüge gethan hat, u. dieſer heftige Anfall auf mich, durch das, was ich geſaget habe, genugſam abgetrieben iſt.

Weil übrigens Hr. **König** ſich ſo ſehr über die ehrenrührige Art beſchweret, womit man, ſeiner Meynung nach, in dem Urtheilsſpruche der Akademie wider ihn verfahren iſt: ſo kann ich mich nicht enthalten, nochmals zu wiederholen, daß dieſer Urtheilsſpruch ſeine Perſon nicht angehe, ſondern nur die Schrift betreffe, die er angeführet hat, welcher man aus den offenbarſten Urſachen, allen Glauben verſaget hat; welches er nicht übel nehmen muß. Was aber den in dieſem Urtheile angemerkten Argwohn betrifft, welcher auf eine ziemlich deutliche Art den ſchlimmen Zuſtand ſeiner Sache, u. eine von dem Betruge nicht weit entfernete Gemüthsart, anzeiget: ſo hat er ſelbſt die größte Veranlaſſung dazu gegeben, indem er beſtändig die Hauptfrage verwirren, und ſie auf Unterſuchungen lenken wollen, die gar nichts damit zu thun haben.

Da er alſo der Akademie ſehr unbillig aufbürdet, ſie habe ihre Verurtheilung bis auf ſeine Perſon, oder auf den Grundſatz ſelbſt von der kleinſten Wirkung erſtrecket: ſo findet er ſich mit dem ſchlimmeſten Verdachte beladen; und darf es niemanden beymeſſen, als ſich ſelbſt. Und ſogar anjetzt, da er dieſen Argwohn durch ſeine Rechtfertigung ablehnen ſollte, ſcheint er ihn vielmehr durch die Schwäche und Schmähungen zu beſtätigen, womit alles, was er anführet, erfüllet iſt. Denn gewiß würde er meine Demonſtration von den Grundzahlen, auf keine ſo lächerliche Art angetaſtet haben, weñ er etwas tauglichers zu ſeinem Behufe aufzubringen gewußt hätte. Ich rede hier noch von den nichtigen Zumuthungen nicht, nach welchen er ſich nicht ſchämet, unſern hochberühmten **Präſidenten** eines gelehrten Diebſtahls zu beſchuldigen.

Inſonderheit iſt es ein merkwürdiger Schluß, durch welchen er des Herrn **von Maupertuis** Religion verdächtig machen will, und ſich darauf gründet: daß er denen von Herrn **Königen** vorgebrachten Schriften darum keinen Glauben beymeſſen will; weil weder er, noch irgend ein glaubwürdiger Zeuge ſie geſehen hat. Hieraus nun folgert er, kraft ſeiner vortrefflichen Logik: er könne auch den ehrwürdigen Denkmälern, worauf ſich unſere heilige Religion ſtützet, keinen Glauben beymeſſen, weil er deren Urſchriften nicht ſelbſt geſehen hat. Gleich als wenn die wichtigen Zeugniſſe, von welchen die Gewißheit unſers Glaubens abhängt, nur im mindeſten mit Hn. **Königs** Zeugniſſe, zu vergleichen wären; welches er ſelbſt nicht einmal als ein glaubwürdiges Zeugniß aufweiſen darf?

Schreiben
des Herrn von Maupertuis
an
Herrn Euler.

Mein Herr,

Ich habe mit der größten Zufriedenheit das Schreiben geleſen, ſo Sie an den Herrn **Merian**, wegen derer ehrenrührigen Artikel, haben ergehen laſſen, die man in einigen gelehrten Zeitungen geſehen hat. Sie zeigen mit der ihnen eigenen Deutlichkeit, wie wenig Herr **König** berechtiget ſey, ſich über den **Ausſpruch** der **Akademie** zu beklagen; indem, was deren Befugniß betrifft, es keinen Richterſtuhl giebt, als eine **Akademie** der **Wiſſenſchaften**, vor welchem eine Sache, von der Art wie die obwaltende war, entſchieden werden könnte; und in Anſehung des Grundes ihres gefälleten Urtheiles, bey allen Gerichten der ganzen Welt, alles, was wider die Ehre eines Menſchen angebracht wird, ohne daß der, welcher es vorbringt, es auch beweiſen kann, für falſch gehalten wird.

Andere Zeitungen melden neuerlich, daß ich an die **Prinzeßinn Statthalterinn** der vereinigten Niederlande, und an den **braunſchweigiſchen** Hof geſchrieben, um Herrn **Königen** alle Mittel zu ſeiner Rechtfertigung zu benehmen. Ob nun gleich die Briefe, die ich die Ehre habe, an Perſonen von dergleichen Stande zu ſchreiben, ſolchen öffentlichen Schriften eben nicht zum Stoffe dienen ſollten: ſo halte ich mich doch verbunden, da ſie nun einmal angeführet ſind, hier dasjenige zu melden, was ich von **Ihrer königlichen Hoheit** begehret habe. Indem ich ihr den **Ausſpruch** der **Akademie** überſchickte, und ihr die Urſachen der Klagen zu erkennen gab, die ich über Hrn. **Königen** haben konnte; für welche ich gleichwohl keine Genugthuung begehrete, und ſelbſt die **Akademie** gebethen hatte, ſie möchte ihre Verurtheilung nicht ſo weit treiben, als ſie wohl gehen könnte: ſo bath ich **Ihro königliche Hoheit**, ſie möchten mich auf das künftige vor dergleichen Begegnungen, von ſeiner Seite, in Sicherheit ſtellen, und ihm in dem, was mich beträfe, ein Stillſchweigen auferlegen. Allein es kam mir nicht in den Sinn, zu begehren: man ſolle ihm die Mittel benehmen, ſich zu rechtfertigen; als worauf die **Akademie** ſo lange Zeit gedrungen hätte, daß er ſie geben ſollte, wenn er gekonnt hätte.

Ungeachtet Sie, mein **Herr**, beſſer als jemand von dieſer ganzen Sache unterrichtet ſind: ſo erlauben Sie mir dennoch den rechten Verlauf derſelben für diejenigen hieher zu ſetzen, die dieſen Brief leſen möchten; und vielleicht weder dero Aufſatz, noch das Urtheil der **Akademie** geſehen haben könnten. Ich hielt Herrn **Königen** für meinen Freund, und hatte alle Urſachen es zu glauben; als er eine Abhandlung ans Licht gab, wodurch er ein Werk niederſchlagen

ſchlagen wollte, ſo ich heraus gegeben hatte. So ungerecht auch vieles in dieſer Kritik war, ſo wenig hat es mich doch beweget. Nur ein Artikel war darinnen, worüber wir nicht eben ſo gleichgültig bleiben konnten: und dieſer war das **Fragment** aus einem unbekannten **Leibnitziſchen** Briefe, welches auf nichts minder abzielete, als den Leuten weis zu machen, Sie mein **Herr**, und ich, wären gelehrte Diebe. Ich trug die Sache der **Akademie** vor, die ſich für verbunden hielt, zu unterſuchen: wem denn eigentlich dasjenige zugehöre, was wir, als uns zuſtändig, in ſolchen Werken ans Licht geſtellet hatten, die ſie für ihr eigen erkennet? Nach allen möglichen Erforſchungen, nach den langwierigſten Aufſchüben, und der reifeſten Unterſuchung, that ſie den Ausſpruch: das **Fragment** ſey nicht vom Hn. **von Leibnitz**. Dieſer Ausſpruch hat dem Herrn **König** und ſeinen Anhängern misfallen; ſie haben in verſchiedenen Zeitungsblättern Schmähungen über die **Akademie** ausgeſtreuet. Das iſt unbillig: aber es iſt nicht zu verwundern.

Was mich betrifft: ſo habe ich den Theil, welchen ich an der Sache hatte, lediglich der **Akademie** überlaſſen. Da ich Hrn. **Königen** niemals angefochten, noch auch einige Feindſchaft gegen ihn habe, ſo geſtehe ich, daß ich wünſchen würde: ich möchte dergleichen Begegnungen ferner nicht ausgeſetzet ſeyn, als ich von ihm erdulden müſſen. Kann ich aber dahin nicht gelangen, ſo werden ſie mir weder meine Ruhe ſtören, noch mich um meine Zeit bringen. Was aber die **Akademie** betrifft, ſo iſt ſie viel zu hoch über die Dinge erhaben, die ihr von übelgeſinneten, oder ſchlecht unterrichteten Leuten nachgeſaget werden können, als daß ſie ſich ſolche dörfte anfechten laſſen. Ich habe die Ehre vollkommen zu ſeyn ꝛc.

Nachſchrift.

Ich habe eben jetzt des Herrn **Königs Berufſung auf das gemeine Weſen** erhalten, und auch einige Schriften von Ungenannten geleſen, die mit andern Läſterungen auf die ehrwürdigſten Mitglieder unſerer **Akademie** erfüllet ſind. Indeſſen ändert dieſes meinen Entſchluß nicht. Es iſt doch eine poßierliche Sache um den Grundſatz, welchen man anfangs **Leibnitzen** zueignen wollte, ohne daß man es ſo weit bringen konnte; den man nachmals Ihnen, **mein Herr**, zuwenden wollte, den aber Dero Redlichkeit und erhabenen Charakter ausſchlagen hieß; und der ſich nun endlich im **Pater Malebranſche**, im **s' Graveſande**, im Herrn **Wolf**, und in den **Vorleſungen** des Herrn **Engelhards** finden ſoll, die er den Engländern hält.

Doch es ſey dem alſo: der Grundſatz der kleinſten Wirkung ſey, von ſo langer Zeit her, ſo vielen Schriftſtellern bekannt geweſen! Wäre ich ſo eitel als man voraus ſetzet, ſo würde ich vieleicht noch lieber wollen, daß es ſo wäre. Ich würde es ſchmäuchelhafter für mich finden, daß ich der einzige ſey, der daraus die allgemeinen Regeln der Mittheilung der Wirkung harter und elaſtiſcher Körper hergeleitet hat: indeſſen daß die größten Männer, die mit uns einerley Einſicht beſeſſen, einen Grundſatz vergeblich geſuchet

ſuchet haben, der ganz allein mit dieſem Geſetze verträglich war; und daß ihr Unvermögen denſelben anzugeben, ſie ſo weit getrieben, daß ſie auch ſagen müſſen: es gäbe gar keine harten Körper in der Natur.

Wenn alſo Herr **König** den Brief aufgewieſen haben wird, davon er das Fragment anführet; ſo wird er unfehlbar etwas ſehr heilſames für ſich ſelbſt gethan haben: ich glaube aber nicht, daß es zu des Herrn von Leibnitz Ruhme viel beytragen werde. Denn ich werde allemal den Vorzug behalten *, daß ich mich eines Werkzeuges, welches er in Händen gehabt, glücklicher bedienet habe, als er: wie ich bereits in der Vorrede meiner Kosmologie geſaget habe.

In Anſehung der Entdeckung des Grundſatzes von der kleinſten Wirkung, oder des Gebrauches, wozu ich mich ſeiner bedienet, bin ich ziemlich gleichgültig: und die unanſtändigen Ausdrücke, deren Herr **König** ſich bedienet, rühren mich eben ſo wenig. Ein anderer Artikel ſeiner Beruffung aber würde mich nicht ſo ruhig laſſen, wenn er im mindeſten gegründet wäre. Er will mich meiner Religion wegen verdächtig machen, weil ich die Glaubwürdigkeit ſeines angeführten Briefes in Zweifel gezogen. Nun tadele er meine Werke, ſo lange er will,

---

* Newton ſaget: On ſait que les ſeconds Inventeurs, n'ont pas de droit à l'invention. Man weis, daß die zweyten Erfinder kein Recht auf die Erfindung haben. Rec. de diverſ. pieçes Tom. II. p. 94.

will: ich begehre weder ſeinen Beyfall, noch ſeine Hochachtung. Wenn er aber aus denen logiſchen Regeln, deren ich mich bediene, ſchließen will, daß es mir an Ueberzeugung derer Wahrheiten fehle, die die Religion lehret: ſo iſt dieß eine verhaßte Beſchuldigung, welche zur Gnüge anzeiget, wie weit es mit ihm gekommen iſt.

* *

Schreiben
vom Herrn Merian
an
Herrn Euler.

Mein Herr,

Ich habe mit unendlichem Vergnügen Dero Schreiben geleſen, welches Sie an mich, über die ungeſchickte und unverſchämte Kritik der leipziger und hamburger Zungendreſcher, haben ergehen laſſen. Sie haben das Vornehmen dieſer gelehrten Handlanger ſo beſchämet, daß nichts darüber iſt, und würden ſie zu einem ewigen Stillſchweigen gebracht haben, wenn die Unwiſſenheit das Maul halten könnte. Ja Sie thun noch mehr: Sie kommen faſt allem zuvor, was Herr **König** eben jetzt in einer Schrift kund gemachet hat, die voller Galle und Bitterkeit iſt; in der Abſicht, den Ausſpruch zu ſchwächen, den die **Akademie** gefället hat. Der Ihrem Briefe beygefügete Anhang, läßt nichts zur Aufnahme und Aufrechthaltung der Akademie zu wünſchen übrig, und ſtürzet die boshaften Muthmaßungen zu Boden, welche von übelgeſinneten Leuten haben ausgeſprenget werden wollen. Ich ſchmäuchele mir, daß alle diejenigen, welche die Sachen auf ihren wahren Werth zu ſetzen wiſſen, auf unſere Seite treten werden.

Es mögen ſeichte und unwiſſende Tadler, der Abſchaum und Abſcheu der gelehrten Welt, ihre unverſchämte Wuth an den größeſten Männern auslaſſen; ſie mögen ohne Unterſuchung, ohne Vernunft, mit Verachtung aller Ehrbarkeit und alles Wohlſtandes, das Papier auf ein Gerathewohl mit allem beklecken, was eine überlaufende Galle, eine feile Gemüthsart, oder der Plagegeiſt des Hungers ihnen einbläſt; ſie mögen ganze Akademien vor ihren poßierlichen Areopagus laden, und als ſo viel auf ihren Thronen ſitzende Monarchen, wider dieſelben Befehle ergehen laſſen: ſo wundert mich ſolches gar nicht. Wer die Unverſchämtheit dieſer Herren kennet, den wird es eben ſo wenig Wunder nehmen: es würde einen vielmehr ſtutzig machen, wenn etwas vernünftiges aus ihren Federn fließen könnte. Daß aber ein geſchickter Mann, bey welchem der Umgang mit den Muſen, die Lehren der Weisheit und die Kenntniß der Welt, eine ſanftmüthigere Seele hätten bilden ſollen; daß ein ſolcher Mann, ſage ich, die Aufführung und Sprache jener elenden Rotte von Zeitungsſchreibern nachahmen will, ja ihr ſogar den Vorzug, ſo zu reden, ſtreitig machet, das überſteigt meinen Begriff, und machet mich ſo erſtaunet, daß ich mich kaum wieder zurecht finden kann.

Man durchblättere doch mit kaltem Blute, und ohne daß man ſich von leeren Rednerſprüchen dahin reißen laſſe, Herrn Königs Beruffung, von einem Ende zum andern; man ſondere die ehrenrührigen Spöttereyen, und einen Miſchmaſch von Dingen ab, die nicht zur Sache gehören: ſo wird es einem ſehr ſchwer fallen, das, was übrig bleibt, ausfündig zu machen. Denn ungeachtet er thut, als ob er, ſo zu reden, aus lauter Jurisprudenz zuſammen geſetzet wäre; ungeachtet er uns faſt auf allen Seiten unſere Unwiſſenheit in den Rechten vorwirft: ſo unterläßt er deswegen doch nicht, der erſte zu ſeyn, welcher deren heiligſte Geſetze übertritt. Er überſchreitet nicht nur die Gränzen einer erlaubten Vertheidigung; ſondern er verdrehet auch noch allenthalben den Verſtand der Frage, durch ein fremdes und unnützes Miſchmaſch: kurz man ſieht nicht ein Wort von einer gültigen Antwort auf die Hauptſache.

Der in ganz klaren Worten abgefaßte Urtheilsſpruch der Akademie, geht einzig und allein das Fragment des leibnitziſchen Briefes an. Es herrſchet ein tiefes Stillſchweigen, von der Wahrheit und Wichtigkeit des Grundſatzes der Sparſamkeit darinnen, welchen unſer hochberühmter Präſident entdecket hat. Wir geben ſogar an mehr als einem Orte zu erkennen, daß wir dieſe Materie nicht entſcheiden: alſo genießt denn jeder Akademiſt, das Urtheil, ſo er von dem Fragmente gefället hat, ausgenommen, einer völligen Freyheit von dieſem Grundſatze anders zu denken, als Herr **von Maupertuis** thut; oder auch gar nichts davon zu denken. Mit was für Rechte, oder wenigſtens mit was für Scheine des Rechtes, vermenget denn Hr. **König** allenthalben die zwo Fragen, die ganz und gar von einander abgehen? Unter was für Vorwande darf er uns, wider unſern Willen und mit Gewalt, einen Ausſpruch aufbürden, davon wir verſichern, er ſey niemals gethan worden? Man darf die Urſache dieſes Verfahrens nicht weit ſuchen: es ſollte nämlich eine vortheilhafte Gelegenheit daraus entſtehen, denen Leidenſchaften, die ihn beleben, freyen Lauf zu laſſen; ſie ſollten zu einem Uebergange zu dem großen Vorrathe von Schmähungen dienen, die er wider die Akademie geſammlet hatte: um, wo es möglich wäre, dieſe berühmte Geſellſchaft, auf ewig lächerlich zu machen.

Er beruſſt ſich von dem Ausſpruche der Akademie, auf das gemeine Weſen. Allein, hat denn die Akademie ihren Ausſpruch etwa verhölet? und hat ſie ihn nicht der Welt vor Augen gelegt? haben wir auch jemals begehret, die gelehrte Welt durch Gewalt zu zwingen, daß ſie mit uns einerley Meynung ſeyn ſollte? Wenn, um mich den Begriffen des Herrn **Königs** zu bequemen, die Akademien als moraliſche Perſonen betrachtet werden müſſen, die im Stande der Natur leben: wer könnte denn eine ſolche Perſon abhalten, von dem Fragmente eines **leibnizischen** Briefes öffentlich ihre Gedanken zu ſagen? Nun hat aber die **berliniſche Akademie** nichts anders gethan. Sie hat Gründe und keine Schimpfworte vorgebracht; ſie hat ſich einfältig und deutlich ausgedrücket. Das Urtheil des gemeinen Weſens, auf welches ſie gar nicht ſcheuet, es in denen Sachen, die ſie angehen, ankommen zu laſſen, iſt nicht das Urtheil eines elenden Pöbels, den man durch eine geſchminkte Schreibart und boshafte Spöttereyen gewinnet; es iſt das Urtheil geſchickter und vernünftiger Leute, die von allen Vorurtheilen und Leidenſchaften frey, die Sachen auf der Wage der Billigkeit abzumeſſen wiſſen. Herr König hat ſich ganz anders aufgeführet. Da er ſich allenthalben beſtrebet, die Gunſt des gemeinen Haufens zu erſchleichen, ſo veranlaſſet er einen gewaltigen Argwohn: daß die Richter, an welche er ſeine Berufung ſtellet, von einer Art ſind, deren Beyfall wir ihm nicht beneiden werden.

Aus eben dieſer Quelle fließt auch die Spitzfündigkeit, nach welcher man die **Akademie**, von den 22. **Akademiſten** unterſcheidet, die in Herrn Königs Sache geſtimmet haben. Herr König ſtellet ſich ein erdichtetes Weſen, eine, ich weis nicht was für eine perſoniſirte **Akademie** vor: dieſem Hirngeſpinſte von ſeiner eigenen Schöpfung, machet er allenthalben Complimente, Schmäucheleyen und Liebkoſungen; indem er das ganze Gift ſeiner Seele, für die **wahre** Akademie und diejenigen Mitglieder brauet, aus welchen ſie beſteht. Wer hat aber Herrn **Königen** geſaget, daß 22. **Akademiſten**

ſten, unter dem Vorſitze der **Pfleger und Anführer**, keine **Akademie** ausmachen? In dieſem Stücke ſind unſere Geſetze ausdrücklich: ſie erklären, daß die Stimmen der **anweſenden** Mitglieder, und ſogar die **Mehrheit** dieſer Stimmen, allezeit für den Ausſpruch der **ganzen Akademie** gelten ſollen.

Wenn man Herrn **Königen** höret, ſo ſollte man meynen: wir hätten ein allgemeines Concilium von allen berühmten Männern zuſammen ruffen ſollen, die in ganz **Europa** zerſtreuet ſind, und ſich mit uns durch das allgemeine Band der akademiſchen Beygeſellung vereinigen; oder man hätte ſie durch umlaufende Schreiben um ihre Meynung fragen ſollen: das wird wohl vermuthlich ſeine **wahre Akademie** ſeyn! Eine ſo ungerechte Vorausſetzung vernichtet ſich von ſich ſelbſt. Geſetzt aber, man gienge ſie ein, ſo würde doch Herrn **Königs** Sache dabey gewiß ſehr wenig gewinnen. Die Akademie ſcheuet von dem Urtheile ihrer Mitglieder nichts, ja von dem Urtheile der ganzen gelehrten Welt fürchtet ſie nichts. Wir wiſſen genug aus Briefen, die der Sache von ungefähr gedenken, was die berühmteſten Männer davon halten; deren Namen dieſe Stunde in den vornehmſten Akademien Europens im Anſehen ſind, und ewig in dem Tempel der Ehren glänzen werden: und wir zweifeln keinesweges, daß die andern ſich nicht mit ihnen vereinigen ſollten, wenn ſie eine vollkommene Kenntniß der Sache werden erlanget haben. Doch warum halte ich mich bey Anmerkungen auf, die Herr

König nur zu ſeinem Zeitvertreibe vorbringt? Denn wie wollte er dieſes allgemeine Urtheil im Ernſte begehren? würde er nicht vielmehr der erſte ſeyn, der dieſe Richter verwürfe? Unfehlbar! einige würde er des Mangels der Meßkunſt, die andern des Mangels der Rechtsgelehrſamkeit, und endlich eines Mangels der Philoſophie alle diejenigen beſchuldigen, die nicht zu ſeiner Secte gehören.

Ich bringe hier nichts vor, davon er nicht in demjenigen Theile ſeiner Schrift, der die Kritik enthält, offenbare Proben gegeben hätte. In dieſem beruffenen Theile, worinnen er das Recht eines Dictators ganzer Akademien an ſich reißt, unterfängt er ſich, unſere Gaben und Gelehrſamkeit ſeiner unbeſcheidenen Prüfung zu unterwerfen. Wahrhaftig, ein allerliebſter und für alle Jahrhunderte denkwürdiger Anblick! Wir erſcheinen, ein jeder nach ſeiner Ordnung, vor dem großen und erhabenen Herrn **König**, als vor dem Dreyfuße zu **Delphis**; um das Endurtheil unſeres Schickſales und die heiligen Götterſprüche unſeres **Apollo** zu hören. Die Wage hat er bereits aufgehenket, darinnen er unſere Verdienſte wägen und ſchätzen wird. Bald wird er die Stirne in Falten ziehen; zu gleicher Zeit werden die **Chymiſten** in ihre Schmelzzimmer und in das Feuer, als in ihr Element, gehen. Die **Botaniſten** wird er ſchicken, Blumen zu ſammlen; die **Anatomiſten** Körper zu zergliedern; und die **Sternſeher** werden ſich zu ihren Sehröhren verfügen. Einen jeden ſchicket er in ſeine Heimath, mit irgend einem garſtigen Abſchiede. Was aber den berühmten Herrn von **Maupertuis**, und Sie, mein Herr, betrifft: ſo wird er, ungeachtet er die ausnehmende Gütigkeit hat, ihnen nicht ganz und gar alle Kenntniß der Meßkunſt abzuſprechen, indeſſen doch nächſtens dem erſtaunten Erdballe zeigen: wie viel falſche und unvollſtändige Begriffe Ihnen noch ankleben. Unterdeſſen benimmt er Ihnen, ohne Barmherzigkeit, alle Kenntniß des Rechtes, und iſt weit entfernet, ſich einzubilden, daß Sie jemals bis in das Allerheiligſte der **Metaphyſik** und **Dynamik** dringen könnten, davon er der hohe Prieſter iſt. Die ganze Claſſe der **ſchönen Wiſſenſchaften**, wird in ein ſtolzes Stillſchweigen verwickelt. Und in der philoſophiſchen iſt es ſchwer einen zu finden, dem man den Namen **Philoſoph** beylegen kann. Kurz, das Elend der **berliniſchen Akademie** iſt ſo groß, daß ſie nichts aufweiſen kann, welches dem hochberühmten Herrn **König**, Profeſſorn, Rath, Bibliothekar, Meßkünſtlern, Rechtsgelehrten, und Philoſophen vom erſten Range, gleich käme. Hat jemand das Herz, daran zu zweifeln? Dieſer große Mann giebt ſich ja ſelbſt die Mühe, ungeachtet er es **ausnehmend ungern** thut, uns dieſes zu verſichern, und der Wahrheit dieſes beſcheidene Zeugniß abzuſtatten.

Gott behüte mich! daß ich nicht, nach Herrn **Königes** Beyſpiele, die neidiſchen Zähne wetze, um ſein billiges Lob anzufechten. Ich kann es gern leiden, daß ein jeder der Werkmeiſter und Ausposaumer ſeiner eigenen Ehre ſey: da er aber bittere Klagen darüber

über führet, daß er vermeynet, man unterſtehe ſich den ungerechteſten Argwohn von ihm zu hegen: als ob er entweder dem Ruhme des Herrn **Leibnitz**, oder ſeiner eigenen Ehre, auf die Trümmern eines andern, ein Ehrengerüſt aufbauen wollte; ſo iſt es ja wohl erſtaunlich, daß er deſſen ungeachtet, alles thut und ſchreibt, was darauf abzielen kann, dieſen Argwohn zu vermehren. Wie führet er ſich gegen den Herrn **von Maupertuis** auf? von dem er nie ein böſes Wort erhalten, als welches ſeinem Charakter ganz zuwider iſt; ja von dem er vielmehr lauter Wohlthaten und Ehre genoſſen? gegen einen Mann, den die gelehrte Welt hoch ſchätzet und verehret, und deſſen vortreffliche Schriften, Herrn **Königs** Neide zu trotze! und weit über ſeine Lobſprüche erhaben, auf die ſpäteſte Nachwelt kommen werden? Wie, ſage ich, führet er ſich gegen dieſen auf? er greift ihn mit ſchimpflichen Ausdrücken an, er ſcheuet ſich nicht, mit ihm, als mit einem Manne zu verfahren, der niemals eine wichtige Entdeckung gefunden, um durch die bitterſten Spöttereyen, das ſeinem erhabenen Geiſte gebührende Lob zu beſchmitzen. Dieſen Grundſatz der **kleinſten Wirkung**, den er dem Herrn **Leibnitz** bald giebt, bald wieder nimmt, den bemühet er ſich anjetzt aufs äußerſte, wiewohl vergebens, dem **Pater Malebranſche**, dem **s'Graveſande**, **Engelharden**, und ich weis nicht wem noch zuzuwenden. Sein Haß hat nicht genug, bis er ſeine Beruffung, ohne alle Noth und trotz dem Verſtande der Frage, mit allem ausgeſpicket, was ihm dienlich ſcheint, den Ruhm dieſes großen Mannes zu verkleinern; und kurz, er greiſt ſo gar ſeine Religion an. Er ſchämet ſich nicht, den alten Kohl eines abgeſchmackten Buchhändlers wieder aufzuwärmen; indem er ihm durch eine boshafte Auslegung, den an den Herrn **von Haller** abgelaſſenen Brief vorrücket. Indem er ſich unzeitiger Weiſe zum Sachwalter dieſes vortrefflichen Mannes, aufwirſt: ſo wars ihm unfehlbar nicht bekannt, daß derjenige, deſſen Sache er verficht, mit dem Briefe ſehr wohl zufrieden geweſen, der ein Gegenſtand ſeiner Kritik iſt, und mehr als einmal öffentliche Proben davon gegeben hat. Und was hätte auch Herr **von Haller** mehr begehren können? oder was war ihm vielmehr Herr **von Maupertuis** überhaupt für die Schmähungen eines Menſchen ſchuldig, der damals gar nicht mehr lebete? Jedoch wir ſind in Anſehung dieſes berühmten Mannes überaus gelaſſen, der eines ſolchen Vertheidigers, als Herr **König** iſt, gar nicht nöthig hat; indem wir nicht zweifeln, er werde ſelbſt einen ſolchen Beſchützer verwerfen, ihn ſeiner böſen Sache überlaſſen, und die ehrenrührigen Worte, die er ſowohl wider die größten Männer, als wider eine Akademie ausgeſtoßen, deren Freundſchaft Herr **von Haller** unterhält, lebhaft zu Herzen nehmen. Wir ſind verſichert, daß er des Profeſſor **Königs** Pasquill mit den äußerſten Unwillen geleſen, und ſehr misbilliget.

So verräth Herr **König** ſeine Gemüthsart. Mit Ihnen, mein **Herr**, hat er es nicht beſſer gemachet. Es iſt ihm lange nicht genug, daß er auch Sie auf die niederträchtigſte Art herunter machet, er erröthet auch nicht, Ihnen vor den Augen der ganzen Welt Dinge vorzurücken, daran Sie nie gedacht haben, und davon das Gegentheil mit ausdrücklichen Worten in eben dem Werke zu leſen iſt, welches er von Ihnen anführet. Kann man auch nach dieſem wohl glauben, daß Herrn **Königen** niemals der Neid genaget habe? daß es ihm nie in den Sinn gekommen ſey, jemandes Ehre zu kränken? daß es ihm unmöglich geweſen, durch verbothene Wege, an der Vernichtung des Ruhmes ſeines Nächſten zu arbeiten?

Mich verdreußt die Verachtung keinesweges, die Herr **König** gegen mich und meine Schriften beweiſt; daß er ſich aber hernieder gelaſſen, ſeine Feder an einem jungen unerfahrnen Menſchen zu üben, der in ſeiner Dunkelheit verborgen ſtecket, und daher vor ſeinen Anfällen ſicher zu ſeyn glaubete; ja daß er auf einen ſo geringen Gegenſtand, ſo viel redneriſche Blumen und anmuthige Züge der Schreibart verſchwendet, die er beſſer hätte nutzen können, das nimmt mich wunder. Je mehr ich mich unterſuche, je weniger finde ich, welch ein Verbrechen mir ſeinen Haß und ſeine Schmähreden hat zuziehen können: es müßte denn ſeyn, daß ich unterlaſſen, derjenigen Majeſtät, die er ſich in philoſophiſchen Materien anmaßet, den Zoll der Ehrerbiethung und Unterthänigkeit abzutragen; da ich glaubete, ich könnte in einer freyen **Akademie**, die unter dem glücklichen Schutze eines **philoſophiſchen Prinzen** blühet, auch frey denken. Wofern etwa die Gütigkeit, womit mich unſer berühmter **Präſident** beehret, und Dero Freundſchaft, mein Herr, (denn ich ſehe, man rücket mir beydes vor) dieſes Ungewitter wider mich erreget haben; ſo wünſche ich mir vielmehr Glück dazu, als daß ich mich beklagen ſollte. Herr **König** glaubet ſehr liſtig zu ſeyn, wenn er nebſt einigen meiner Collegen, mich gleichſam zum Widerſpruche, mit dem Herrn **von Maupertuis** und mit Ihnen vergleicht; allein er irret ſich. Ich bewundere mich ſo ſehr nicht, daß ich glauben ſollte, ich gienge mit den größten Männern in einer Reihe: vielweniger, daß ich ſie über die Achſel anſehen ſollte. Wenn ich zu dergleichen Vergehungen fähig wäre, ſo würde man mich nicht für eitel; man würde mich für närriſch halten. Es herrſchet allerdings ein gewaltiges Widerſpiel in dem Bilde, welches Herrn **Königen** vorſtellet, wie er ſich an des Herrn **von Leibnitz** Seite drängt, und ihn mit ſeinem Schilde bedecket. Ich habe einen ſo hohen Begriff von ſeiner Beſcheidenheit, daß ich hoffe, er werde der erſte ſeyn, der mir beypflichtet. Denn würde wohl die Schwalbe mit dem Schwane ſtreiten? und würde wohl das junge Geißchen auf ſeinen ungewiſſen Beinen zitternd, den ſtarken Renner herausfordern?

Die ſeltſame **Schrift**, darinnen ich mich unterfangen, des **Carteſius Enthymema** zu unterſuchen, hat inſonderheit das Unglück, Herrn **Königen** zu misfallen. Allein ich habe die Ehre, ihn zu bitten, er möge wohl verſichert ſeyn, daß alles, was er davon denkt, mir ſehr gleichgültig iſt; indem meiner Feder nie eine Sylbe in der Abſicht entfahren iſt, ſeinen Beyfall zu verdienen; oder ihm meine Art, die Philoſophie abzuhandeln, angenehm zu machen. Der Weg konnte mir nicht unbekannt ſeyn, den ich hätte gehen müſſen, um unter Herrn **Königs** Fahnen und in ſeinem Solde zu dienen, um ſeine Gunſt zu erſchleichen, und Theil an der Ausſpendung ſeiner Wohlthaten zu haben: alſo habe ich mich dieſes koſtbaren Vorzuges freywillig verziehen. Indeſſen, da ich mich zu Ende meiner ſeltſamen Schrift erbiethe, mir die Einſicht dererjenigen zu nutze zu machen, welche die Betrachtungen über eine ſo dunkele Materie, weiter treiben möchten, als ich: ſo wird mir Herr König erlauben, daß ich ihn hier öffentlich einlade, mir die Schatzkammer ſeiner Weisheit aufzuthun, und ſeinen heilſamen Unterricht mitzutheilen. Gelingt es ihm, mich zu überreden, ſo gebe ich ihm mein Wort, alles, was ich geſchrieben habe, auszuſtreichen, und alsdann zu trachten, wie ich meine Philoſophie nach Herrn **Königs** Geſchmacke einrichte. Iſt er aber mit höhern Gedanken beſchäfftiget, und nimmt ſich die Mühe nicht, in die Laufbahne zu treten; ſo hoffe ich, er werde ſich künftig auch die Mühe nicht nehmen, mich auf eine Art anzutaſten, die ſich weder für einen Meßkünſtler, noch für einen Philoſophen, noch für einen Rechtsgelehrten ſchicket: er müßte denn das Rabuliſtenhandwerk treiben. Geſetzt aber, er führe wider mein hoffen, und ohne meine Schuld fort, mir giftige Pfeile zuzuſchießen; oder ſeine Verleger, Clienten, und treuergebene Sclaven,

ven, die Zeitungsſchreiber, wider mich aufzuhetzen, (welches ihm nicht viel koſten wird): ſo bereite ich dieſen Herren einen leichten Sieg zu, da ich nicht geſonnen bin, ihnen ein Wort zu antworten. Nichts iſt leichter, als Bände voller Schmähungen zu verfertigen, allein dieſe Waffen und Künſte überlaſſe ich denen, welchen es an guten Gründen fehlet, und die hierzu ihre Zuflucht nehmen müſſen, um darinnen Schutz, oder Troſt für eine ſchlimme Sache zu finden. Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

* *

XI.

Auszug eines Schreibens

von einem

Akademiſten zu Berlin,

an ein

Mitglied der königlichen Societät

zu London.

Mein Herr,

Hier haben Sie endlich das Summa Summarum der Berathſchlagungen unſerer Akademiſten; hier haben Sie das wichtige Werk, daran ſie mit ſo vieler Gefliſſenheit, in währenden Hundstagsferien gearbeitet haben. Es iſt ein häuslicher

Briefwechſel, zwiſchen den Herren **von Maupertuis, Euler** und **Merian**. Er beſteht in dreyen **Briefen, den Urtheilsſpruch der Akademie betreffend**, welche die Tagebuchſchreiber und Hrn. **Königen** züchtigen ſollen. Die Weisheit, welche dieſe großen Geiſter in der Wahl ihrer Mittel blicken laſſen, iſt etwas außerordentliches. Da die Tagebuchſchreiber ſich erfrechet, das Verfahren des Herrn **Präſidenten** zu misbilligen: ſo hat dieſer große Mann, um ihnen den Kopf zurecht zu rücken, ſich den Fund erſonnen, ſie durch den Herrn **Merian** ſchimpfen zu laſſen; ein Auftrag, den dieſer **junge Schriftſteller ſonderbarer Sachen**, als ein Menſch ausgerichtet hat, der ſein Griechiſch und Latein verſteht. Herrn **Königen** den Garaus zu machen; hat man beſchloſſen: daß man ihn gleich anfangs niederdrücken, und von ſeinem Buche nur in der **Nachſchrift** reden wollte, (eine freylich ſehr geſchickte Art zu antworten; wenn man nicht viel zu ſagen weis) und daß man hernach ſich damit nicht begnügen würde, daß man ihn einen Verfälſcher geſcholten; ſondern ihn auch noch für einen Verführer, einen häßlichen Menſchen ausgeben wollte: der den Journaliſten und Zeitungsſchreibern Gehalte gäbe, damit ſie nur ihm zu gefallen, öffentlich lügen möchten.

Dieß iſt der kurze Inbegriff der Wehrmittel, die dieſe hochberühmten Leute angewandt haben; das übrige ſtimmet mit dieſen großen Theilen ihres Entwurfes vollkommen überein.

Der **Profeſſor** im **Haag** war angeklaget worden: er habe einen Brief in der Abſicht erdichtet, dem Herrn **von Maupertuis** die Ehre einer großen Entdeckung zu rauben. Derſelbe unternahm ſeine Rechtfertigung, indem er zeigete: 1. daß dieſer Brief alle Merkmaale der Wahrheit und Glaubwürdigkeit hätte; 2. daß er von des Herrn **von Maupertuis** Entdeckung nicht handelt; 3. daß er nie im Sinne gehabt, dieſem **Präſidenten** zu beleidigen; 4. und viel weniger ihm die Ehre einer großen Entdeckung zu rauben, die er gar nicht gemachet hätte. Aber alles dieſes ſind Poſſen! Man höret gar nicht darauf. Man antwortet ihm ernſtlich: **Raiſonnire nicht!** Gib das Original des angeführten Briefes heraus; oder bekenne dich eines Betruges, nach der von uns angeführten Regel ſchuldig: daß, **wer ſich einer Schrift bedienet, davon er das Original nicht hat, ein offenbarer Betrüger ſey.**

Darinnen ſtecket gar keine Philoſophie, werden Sie ſagen. Das kann wohl ſeyn! aber iſt es denn wohl vernünftig, daß wir andern Akademiſten das geſtehen, deren Gunſt gefangen genommen wird; da man uns eine Gerechtigkeit widerfahren läßt, die, wie wir wohl wiſſen, unſern Verdienſten gar nicht zukömmt? Es iſt ihnen, mein Herr, nicht unbekannt, mit wie vieler Großmuth man uns der Ehre dieſer ritterlichen Thaten beygeſellet: Man verſichert, daß wir alle nur ein Herz und eine Seele haben; und es ſey keinem von uns jemals in den Sinn gekommen, daß alles, was Herr

Euler von dieſer Sache auf das Papier geklecket hat, nicht der Billigkeit und Vernunft gemäß ſey. Man ſaget es überlaut; und beſtrebet ſich, die Welt davon zu überreden; indeſſen, daß wir über dem: **es werde gedrucket!** welches man auf unſere Rechnung ſchreibt, die Achſeln zucken, in der Hoffnung, daß wir dereinſt unſere Meynung davon werden ſagen können.

Dieſer Tag wird kommen! Indeſſen aber iſt es billig, daß Sie, mein Herr, Sie und Dero Freunde, erfahren, daß die drey Briefſteller, die hier einzeln auf dem Schauplatze erſcheinen, auch ganz allein diejenige Akademie ausmachen, darinnen dieſe ſo ſehr geprieſene Einigkeit herrſchet. Was die andern Glieder dieſer gelehrten Geſellſchaft betrifft: ſo kann ich Sie verſichern, mein Herr, daß ſie keinen Theil an denjenigen haben, was vorgegangen iſt, und ſich ſchmäucheln, daß die billige Welt, ihr Betragen, vielmehr nach den Regeln der Klugheit, als der Gerechtigkeit, beurtheilen werde. Die Herren T***, B***, H***, und viele andere, ſind, ungeachtet ihre Namen in dem Verzeichniſſe der 22. Richter ſtehen, dennoch eines Sinnes geweſen; der demjenigen ſchnurſtracks zuwider iſt, den man ihnen zutrauen ſollte, wenn man Herrn **Eulers Nachricht** lieſt: und ſie ſcheuen ſich nicht, es öffentlich zu ſagen, damit ja niemand zweifeln möge, was ſie thun würden, wenn die Umſtände ihnen erlaubeten, ſich weiter auszulaſſen.

Es iſt um ſo viel mehr zu bewundern, daß man das Herz hat, von dieſer Einhälligkeit der Meynungen und Stimmen in der Abſicht zu reden, daß man dieſen Proceß auf die Rechnung der ganzen **Akademie** ſchieben will: da dieſe ganze Reſidenzſtadt weis, daß eines ihrer Mitglieder, deſſen Namen ebenfalls auf der Liſte der vorgeblichen Einſtimmenden ſteht, in öffentlicher Verſammlung wider den Urtheilsſpruch proteſtiret hat; und man dennoch fortgefahren iſt, ohne auf ſeine Vorſtellungen die mindeſte Achtung zu geben.

Die Sache gieng den 13. **Februar** 1752. ſo zu: weil Sie doch wünſchen, daß ich Ihnen auch die mindeſten Umſtände dieſer poßirlichen Begebenheit berichten ſoll. Nachdem Herr **Euler** ſeine Nachricht mit einem wunderwürdigen Nachdrucke zum Ende geleſen: ſo nahm der Vicepräſident, Herr **von Keith**, ein großer Anhänger des Herrn **von Maupertuis**, das Wort, und redete die anweſenden Mitglieder an, um ſie, einen nach dem andern, zu befragen: ob ſie nicht geneiget wären, das angehörte zu unterſchreiben? Dieſe Frage nahm alle diejenigen Wunder, die nicht wußten, daß man ſie thun würde. Das Stillſchweigen ward allgemein: und diejenigen, die beſonders aufgefodert wurden, glaubten, ſie könnten nicht beſſer aus dem Handel kommen; als daß ſie ihre Verwirrung und Unterwerfung durch ein Kopfnicken zu verſtehen gaben. Qui tacet conſentire videtur. Folglich fuhr Herr **von Keith** geruhig fort, die Stimmen auf dieſe Weiſe zu ſammeln, bis er an den Herrn **S** ** kam.

Dieſer Akademiſt war nicht ſo feig, als die übrigen, und hielt es für billig, ſeine Meynung zu ſagen. Er erkühnete ſich zu reden, und erklärete mit einer Freymüthigkeit, die ihm viel Ehre machete: er könne das, was Herr **Euler** vorgeleſen, weder billigen; noch auf irgend eine Weiſe, ein ſo neues und unregelmäßiges Verfahren unterſchreiben. Als nun dieſe unvermuthete Widerſetzung Lärmen verurſachte, ſo konnte Herr **von Marſchall**, ein Lehrling im Witze, und großer Bewunderer des Herrn **von Maupertuis**, ſeinen Eifer nicht länger bändigen. Er ſteht eilends auf, und ſchreyt mit einer ſo ſtarken als beweglichen Stimme dem Herrn S** dieſe Worte zu, die ſo würdig ſind, in Stahl und Erz gegraben zu werden: **Ach! mein Herr, was machen Sie? Ein ſo großer Mann! Ach! . . . .** Eine dem Demoſthenes ſelbſt ſo anſtändige Rede erfüllete die Verſammlung mit Erſtaunen. Der Herr **Vicepräſident** machete ſich dieſes Stillſchweigen zu nutze, und ſammlete noch einmal die Stimmen; welches denn einige neue Kopfnickereyen nach ſich zog. Allein plötzlich ward die Ernſthaftigkeit dieſes Criminalgerichtes, durch eine glückliche Unordnung geſtöret. Die ſchweigenden Akademiſten wurden der Gewalt überdrüßig, die man ihnen anthat; ſie verließen plötzlich ihre Stellen, und vertheilten ſich über den ganzen Saal: und von dieſem Augenblicke an, redeten ſie alle, und niemand hörete zu. Die Oberhäupter bemüheten ſich einigemal, die Ruhe wieder herzuſtellen: allein da das Geſumſe ihre Beredſamkeit überwältigte: ſo hielten ſie es für rathſam, die Verſammlung zu beurlauben; nachdem ſie den Ausſpruch ſo protocolliren laſſen, als ſie vorausſeßeten, daß er hätte gethan werden ſollen, wenn die Sache ordentlich abgelaufen wäre.

Dieß iſt die ganze Geſchichte. Nunmehr mögen Sie, mein **Herr**, mit vielen andern Leuten; daraus ſchließen: daß das **Protocoll nicht richtig** ſey, ungeachtet dieſe Herren das **Original** davon **aufweiſen** können. Denn es iſt nicht wahr, daß die anweſenden Mitglieder einſtimmig geweſen: und man hat die Welt hintergangen, wenn man verſichert, es ſey alles gar ordentlich, ernſthaft und anſtändig zugegangen.

Die drey fremden Herren, **la Lande, Heſſe** und **Hirzel**, die dieſer Begebenheit beygewohnet, wiſſen ein Liedchen davon zu ſingen. Die leßtern waren zween junge Studirende aus **Zürch**, die ihre Reiſen auf **Berlin** geführet, und gewünſchet hatten, einer Verſammlung beyzuwohnen, um die Feyerlichkeiten davon anzuſehen; welches man den Fremden nicht abſchlägt. Ungeachtet aber dieſe Herren weder Mitglieder noch Correſpondenten der **Akademie** ſind, und ihr ſonſt auf keine Weiſe angehören: ſo hat man doch kein Bedenken getragen, ſie gleich den andern mit unterſchreiben zu laſſen.

Herr **Euler**, welcher gewohnet iſt, in allen Sachen mehr auf die Zahl, als auf die Beſchaffenheit, zu ſehen, und erwog, daß man in dieſer Sache ein plus mehr zum Vortheile der guten Sache haben konnte, hat nicht unterlaſſen, die Namen

men dieſer drey Fremden zu nutzen, um die Zahl der 22. Richter, mit ſo viel Einheiten zu vermehren; die man ohne dieſelben auf 19. hätte zählen müſſen.

Uebrigens haben ſie recht, **mein Herr**, wenn Sie ſagen, Herr **Euler** müſſe ein ſeltſamer Mann ſeyn, der ein großer Zänker von Profeßion iſt, und eigentlich dieſe Sache geführet hat. Sollten Sie es wohl glauben? unter andern Geſchicklichkeiten, die die Natur ihm verſaget hat, bildet er ſich auch ein, er ſey im höchſten Grade ſpaßhaft. Als er den Titel von Herrn **Königs** Buche geſehen, hat er ausgeruffen: **Eine Beruffung an das gemeine Weſen? Was iſt das für ein gemeines Weſen? Das wird wohl der Fiſchmarkt ſeyn! Man trage alſo ſeine Beruffung auf das gemeine Weſen, auf den Fiſchmarkt; um zu hören, was die Fiſcherweiber, dieſe Richter, die das gemeine Weſen ausmachen, dazu ſagen werden.**

Da haben Sie den Witz, der den Ajax unſerer **akademiſchen** Helden ſchildert! dieſer Helden, die ſich zuſammen verbunden, um einem nichts**würdigen Räuber**, den Grundſatz der **kleinſten Wirkung**, dieſen koſtbaren Gegenſtand ihrer Bewunderung und Liebe wieder abzunehmen. Dergleichen Streiche kann ein Mann verſetzen, welcher von der Natur ſo ſchwer als Bley gebildet, und recht dazu gemachet iſt, ſolche derbe Schläge zu verſetzen, als dieſes Metall, wenn das Feuer ſeines Grimmes ihn auf einen Feind treibt.

Den Verfaſſer des dritten Brieſes betreffend, welcher Herr **Johann Bernhard Merian** heißt, ſo iſt er ein **junger Bacalaureus**, der an dem Spiele nichts verderbet. Nachdem er ſich umſonſt bemühet hat, ſich als ein **daſeyendes, denkendes** Weſen, durch Beyhülfe einer Rhapſodie, zu zeigen, die aus einigen Gedanken des Herrn **Locke** über das cogito, ergo ſum zuſammen geflicket war: ſo hat er unternommen, ſich berühmt zu machen, da er ſich unter die berühmten Männer ſchlich, um die Rolle des Therſites zu ſpielen. Von ihm kann man mit Wahrheit ſagen:

> Ipſe tulit pretium jam nunc certaminis hujus.
>
> *Ovid.*

Weil er nur eine Begierde gezeiget hat, den Ruhm des **Präſidenten** zu vermehren, ſo hat ihm der **Präſident** ſein Gehalt mit hundert Thalern vermehret. Ich könnte Sie dieſen kleinen Vorfechter näher kennen lehren: allein, da ſein Schickſal es mit ſich bringt, daß er eheſter Tage von einer Maulſchelle dererjenigen ſterben ſoll, die er geſchimpfet hat *: ſo iſt es der Mühe nicht werth, ſich ſeine Geſchichte bekannt zu machen.

---

* Man weis, daß Therſites von einer Maulſchelle geſtorben iſt.

* *

XII.

Antwort eines Mitgliedes der Akademie zu Berlin, an ein Mitglied der Akademie zu Paris [*].

Den 18. Septemb. 1752.

Hier haben Sie die genaue Wahrheit, die man zu wiſſen verlanget. Herr Moreau Maupertuis wollte in einer Schrift, Eſſai de Coſmologie betitelt, vorgeben, der einzige Beweis vom Daſeyn Gottes, ſey $mAR + nRB$, welches ein Minimum ſeyn ſoll. (Siehe a. d. 82. S. ſeiner Sammlung in 4to.) Er behauptet, daß die Wirkung, in allen möglichen Fällen, ein minimum ſey, welches falſch iſt, und ſaget: er habe dieſes Geſetz vom minimo erfunden, welches eben ſo falſch iſt.

Herr **König** hat, ſo wie andere Meßkünſtler, wider dieſen ſeltſamen Satz geſchrieben, und unter

---

[*] Dieſes Schreiben ſoll vom Herrn von Voltaire ſeyn.

andern auch ein Stück aus einem Briefe des Herrn von Leibnitz angeführet, darinnen dieſer große Mann ſaget: er habe bemerket, daß **in den Abänderungen der Bewegung, die Wirkung insgemein ein Maximum oder ein Minimum werde.**

Herr **Moreau Maupertuis** glaubet, daß man mit Aufbringung dieſes Fragmentes ihn um die Ehre ſeiner Erfindung bringen wollte; ungeachtet Leibnitz gerade das Widerſpiel von demjenigen geſaget hatte, was er vorgiebt. Er zwang alſo einige beſoldete Mitglieder der berliniſchen Akademie, welche von ihm abhängen: ſie ſollten Herrn **Königen** eine Auflage thun, er ſollte die Urſchrift des leibnitziſchen Briefes ausliefern; und da dieſelbe nicht mehr zu haben iſt, ſo ließ er, durch eben dieſe Mitglieder, ein **Urtheil** fallen, welches Herrn **Königen** für ſchuldig erkennet: er habe die Ehre des Herrn **Moreau Maupertuis** angegriffen, indem er einen falſchen Brief erdichtet.

Seit dieſem ſo ungültigen als ungerechtem Urtheilsſpruche, welcher den Herrn **König**, Profeſſorn in **Holland**, und Bücheraufſehern bey **Ihro Königl. Hoheit**, der **Prinzeßinn** von **Oranien**, ſchimpflich iſt, ließ Herr **Moreau Maupertuis** an dieſe **Prinzeßinn** ſchreiben, und ſchrieb auch ſelbſt: damit ſie durch ihr Anſehen die Antwort zurück halten möchte, welche Herr **König** etwa aufſetzen könnte. **Ihro Königl. Hoheit** aber, haben eine ſo unverſchämte Verfolgung verabſcheuet,

abſcheuet, und Herr **König** hat ſich vollkommen gerechtfertiget; nicht nur da er gewieſen: daß das, was in dieſer Theorie dem Herrn **Maupertuis** gehöret, falſch iſt, und nur das, was **Leibnitzen** und andern zugehöret, wahr ſey; ſondern er hat auch **Leibnitzens** ganzen Brief, nebſt andern Briefen dieſes Weltweiſen drucken laſſen. Alle dieſe Briefe ſind in einerley Schreibart abgefaſſet; man kann ſich unmöglich darinn irren, und es iſt niemand, der nicht geſtehen muß, daß ſie von **Leibnitzen** ſind. Alſo iſt denn Herr **Moreau Maupertuis**, vor den Augen der ganzen gelehrten Welt, nicht nur eines Diebſtahls und Irrthums, ſondern auch davon überwieſen worden, daß er ſein Amt misbrauchet: um den Gelehrten ihre Freyheit zu rauben, und einen rechtſchaffenen Mann zu verfolgen; der nichts anders verbrochen hatte, als daß er nicht ſeiner Meynung war. Verſchiedene Mitglieder der **berliniſchen Akademie** haben einem ſo himmelſchreyenden Verfahren widerſprochen, und würden aus der **Akademie** treten, die Herr **Maupertuis** tyranniſch hält, und verunehret, wenn ſie nicht fürchteten, den König zu beleidigen, der ihr Schutzherr iſt.

◆

XIII.

Schreiben
eines
akademiſchen Mitgliedes zu Berlin,
an
ein akademiſches Mitglied
zu Paris.

Seitdem es Gelehrte in der Welt gegeben, ſeitdem hat es auch Streitigkeiten gegeben; weil es frey ſteht, verſchiedene Meynungen zu haben, und ein jeder ſich einbildet, er habe tüchtige Gründe, die ſeinige zu behaupten. Was aber den menſchlichen Verſtand ſehr demüthigen muß, das ſind die durch den Neid erregten Feindſeligkeiten, die Schmähſchriften, Läſterungen; die boshaften Schmähungen ſind es, wodurch kleine Geiſter, den Namen großer Leute zu unterdrücken trachten.

Denken ſie ja nicht, mein Herr, daß ich mich ſelbſt hierüber zu beklagen habe. Mittelmäßige Gaben, ſind gleichſam ein Wall, der uns vor dem Einbruche des Neides ſichert. Ich rede hier nur von dem Herrn **von Maupertuis**, unſerm hochberühmten **Präſidenten**. Sein erhabner Geiſt, ſein Verſtand, ſeine tiefe Einſicht, haben des Herrn Profeſſor Königs Eigenliebe wider ihn aufgebracht. Dieſer Profeſſor, der ſich einem ſo großen Manne nicht gleich erheben kann, hielt dafür: es wäre ſchon genug, wenn er ihn nur erniedrigte. Er ſtritt unſerm Präſidenten die Erfindung des allgemeinen **Grundſatzes von der mindeſten Wirkung** ab, und behauptete, **Leibnitz** ſey deſſen Erfinder. **Herr von Maupertuis** foderte Beweiſe hiervon. Er wollte wiſſen, in welchem Werke des Herrn **von Leibnitz**, man die Spuren dieſer Entdeckung fände? Damit nun **König** in dieſen beſchwerlichen Umſtänden nicht gar verſtummen möchte, ſo brachte er Fragmente von vorgegebenen **leibnitziſchen** Briefen zum Vorſcheine; von deren Urſchriften er vergeſſen zu haben vorgab, wo er ſie geſehen hätte. Dieſer gelehrte Rechtshandel, welchen man in einer Verſammlung unſerer **Akademie** vortrug, ward unterſuchet, und **König** einhällig verurtheilet.

Dieſer **Profeſſor**, welchen es verdroß, daß er beſchämet ward, und inſonderheit böſe war, daß er einem Manne nicht hatte ſchaden können, den ganz Europa bewundert, begnügete ſich nicht damit, daß er ihn mit groben Schmachreden, als der gewöhnlichen Zuflucht derer, die keine gültigen Gründe anführen können, überhäufete; ſondern er geſellete ſich auch mit Schriftſtellern zuſammen, die niederträchtig genug waren, ſich von ihm anwerben zu laſſen, und unter ſeiner Fahne zu fechten. Einer dieſer Elenden, hat unter dem Namen eines **akademiſchen Mitgliedes zu Berlin**, eine ehrloſe Schmähſchrift drucken laſſen, darinnen, er von dem **Herrn von Maupertuis** ſo redet, als ein unvernünſtiger Menſch von einem Unbekannten reden kann, oder wie die unverſchämteſten Betrüger die Tugend zu läſtern gewohnet ſind.

Herr von **Maupertuis** iſt über dergleichen Beſchuldigungen, durch ſeine Gemüthsart, durch ſeine Verdienſte, und durch ſeinen Ruhm, viel zu weit erhaben, als daß er Urſache hätte, darüber böſe zu werden. Er iſt ein gar zu guter Philoſoph, als daß Schmähungen, die nichts ſind, als Schmähungen, ſeine Ruhe ſtören ſollten. Wir andern Mitglieder der Akademie aber, wir müſſen uns wider einen Raſenden ſetzen: der, ob er gleich den Herrn von **Maupertuis** nicht beißen kann, dennoch unſere **Akademie** verletzen könnte.

Es muß den Augen der ganzen Welt offenbar werden, daß es unter uns keinen ſo ungeſchlachten Sohn giebt, der den Arm wider ſeinen Vater aufheben ſollte; noch irgend ein **akademiſches** Mitglied, ſo niederträchtig ſey, daß es ſich zum feilen Werkzeuge der Raſerey eines Neidiſchen gebrauchen ließe. Nein, mein Herr: wir alle geben unſerm **Präſidenten**, den Zoll der Bewunderung, welchen man ſeiner Wiſſenſchaft und ſeiner Gemüthsart ſchuldig iſt; wir unterſtehen uns ſogar, ihn uns zuzueignen, und fodern ihn von Frankreich zurück. Er genießt unter uns, noch bey ſeinem Leben, derjenigen Ehre, die dem **Homer** erſt lange nach ſeinem Tode widerfuhr. Die Städte **Berlin** und **St. Malo**, ſtreiten mit einander, welche von beyden ſein wahres Vaterland ſey. Wir ſehen ſein Verdienſt als das unſrige, ſeine Wiſſenſchaft ſo an, daß ſie unſerer **Akademie** den größten Glanz ertheilet; ſeine Arbeiten, als Werke, deren größter Nutzen auf uns zurück fällt; ſeinen Ruhm, als den Ruhm unſer aller; und ſeinen Character, als das Muſter der Gemüthsart eines rechtſchaffenen Mannes, und eines wahrhaften Weltweiſen. Dieſes ſind die Geſinnungen unſerer **Akademie** insgeſammt. Nun folget die Sprache des Betruges.

Das vorgegebene ungenannte **Mitglied** der **Akademie** ſaget: Herr **von Maupertuis** würde durch ſein unbilliges Verfahren machen, daß alle Mitglieder aus der **Akademie** treten würden, wenn nicht der königl. Schutz ſie noch unterſtützete. So viel Worte, ſo viel Lügen! Es iſt dem ganzen Königreiche und ganz Deutſchland bekannt, daß unſere berühmteſten Mitglieder, durch die Sorgfalt des Herrn **von Maupertuis** hieher gezogen worden ſind; daß er der Haushalter über die Einkünfte ſey; daß er die leeren Stellen vergebe; daß er die Gehalte austheile; daß er die Gaben beſchirme; und daß er in allen dieſen verſchiedenen Theilen ſeiner Verwaltung, allezeit ſeine Uneigennützigkeit, ſeine Ordnung in der Einrichtung der Gelder, ſeine Klugheit in der Wahl derer Perſonen, durch die er die leeren Stellen erſetzet, ſeine Gerechtigkeit in Austheilung der Gehalte und Preiſe, ſeine aufrichtige Ergebenheit für die Ehre der **Akademie**, ſeine Freundſchaft und Treue gegen einen jeden unter uns ins beſondere, und ſeinen allezeit offenen Schutz für diejenigen, ſo ihn bedurften, gezeiget hat: ſo daß, weit gefehlet, daß wir uns über ihn beklagen ſollten, wir ihm mehrentheils unſere Stellen, ſeinen Unterricht, ſeine Rathſchläge, ſeine Einſichten, und ſein Beyſpiel zu verdanken haben.

Der Verfaſſer der Schmähſchrift wider den Hn. **von Maupertuis**, iſt unfehlbar ſehr ſchlecht von dem unterrichtet, was in unſerer Akademie vorgeht, und wie wir alle geſinnet ſind. Wir haben niemals Zänkereyen gehabt; weil wir der Parteylichkeit niemals einen Platz unter uns erlaubet haben. Wenn unſere Meynungen verſchieden ſind, ſo veranlaſſet uns ſolches bloß zu Abhandlungen, niemals aber zu Streitigkeiten. Wir glauben, den Weltweiſen komme es zu, andern Leuten ein Beyſpiel zu geben: und diejenigen, die aus reiner Abſicht die Wahrheit ſuchen, ſind nicht eigenſinnig; ſie ſind weniger von ſich eingenommen, weniger in ihre Gedanken vergaffet, als diejenigen, deren plumper Verſtand unbearbeitet geblieben iſt. Sie richten alle Scharfſichtigkeit ihres Geiſtes darauf, daß ſie die Räthſel der Natur auflöſen mögen; ſie ſind erkenntlich gegen diejenigen, die ſie vom Irrthume abhalten, und voller Bewunderung gegen diejenigen, deren Einſichten ihnen ein Licht anzünden. Daher hat man in unſern Zuſammenkünften niemals die für eine gelehrte Geſellſchaft ſo ſchimpflichen Auftritte geſehen; wie derjenige war, der vor einigen Jahren zu **Paris**, den Aelteſten aller akademiſchen Mitglieder in Europa, verdrießlich machte.

Nachdem nun unſer ſogenanntes **Mitglied** ſolche offenbare Lügen, als ich oben angeführet, vorgetragen, ſo bleibt er auf ſeinem trefflichen Wege nicht ſtehen; und gleich als ob ſeine Unverſchämtheit mit Ausſchütttung ſeines Giftes zugleich zunähme, ſo verſichert er: Herr **von Maupertuis** entehre unſere **Akademie.** Dieſe Lügen hätte ich mir gleichwohl nicht vermuthet. Die Alten haben ſehr weislich die Boshaften **Raſende** genannt, indem die Bosheit eine Art von Wahnwitz iſt, der die Vernunft verwirret. Hat denn dieſer abgeſchmackte Pasquillant, dieſer verachtungswürdige Feind eines außerordentlich verdienten Mannes, keine andere ſcheinbarere Läſterung in der Unfruchtbarkeit ſeiner Einbildungskraft aufbringen können, als eine ſolche Unwahrſcheinlichkeit? Hat er nicht begriffen, daß ein unnützes Laſter, der Gipfel der Ehrloſigkeit iſt; da ſchon ein nützliches Laſter Abſcheu erwecket? Eine ſo niedrige Grobheit, ein ſo alberner Grundſatz, verdienet in Wahrheit keine Antwort. Wen ſoll ich lehren, der es nicht ſchon lange wüßte, daß der Herr **von Maupertuis** in Frankreich für den geſchickteſten Meßkünſtler angeſehen ward, die Wahrheiten zu beſtätigen, welche **Newton** in ſeiner Studierſtube von der Figur der Erde errathen hatte; daß er nach **Lappland** geſendet worden, und daß er durch ſeine geometriſchen Verſuche, eben ſo viel zu ſeiner eigenen Ehre beygetragen, als zu des engländiſchen Weltweiſen ſeiner, den ſeine Beſcheidenheit für ſeinen Lehrmeiſter hielt? Wen ſoll ich es lehren, daß, nachdem ihn der König von Frankreich mit Ehren überhäufet, er vom Könige zu uns beruffen worden? und daß unter ſeiner Anführung, unſere lange Zeit ſchmachtende Akademie, ein neues Leben erlanget hat?

Soll ich es der Welt erſt ſagen (die es zur Genüge weis) daß Herr **von Maupertuis**, durch ſeine Werke von allerley Inhalte, mehr als irgend einer von uns allen, an den Memoires Theil hat, die wir jährlich heraus geben? Wem iſt es denn unbekannt, oder wer ſtellet ſich, als wüßte er es nicht, daß Herr **von Maupertuis** von allen Gelehrten bewundert wird, die ſeine Schriften geleſen haben? daß wir andern ihn lieben und hoch ſchätzen; daß er allen denen theuer iſt, die mit ihm umgehen; daß er bey Hofe in Anſehen ſteht, und daß der König ihm, mehr als irgend einem Gelehrten, mit Gnaden zugethan iſt?

Ich beklage unſern **Präſidenten** nicht; er hat mit allen großen Männern das gemein, daß er beneidet wird, und ſeine Feinde ſo weit gebracht hat, daß ſie Ungereimtheiten wider ihn erſinnen müſſen; allein ich bedaure die unſeligen Schriftſteller, die ſich unbeſonnener Weiſe ihren Leidenſchaften überlaſſen, und die durch ihre Bosheit ſo ſehr verblendet werden, daß ſie zu gleicher Zeit ihre Nichtswürdigkeit, Schändlichkeit und Unwiſſenheit verrathen.

Was meynen Sie aber, mein Herr, was dieſe Leute für eine Zeit erwählet haben, unſern **Präſidenten** anzufallen? Sie denken gewiß, daß ſie als rechtſchaffene Ritter, ihn zum Kampfe werden aufgefodert haben, um ſich mit gleichen Waffen wider ſie zu ſchlagen? Nein, mein Herr; lernen Sie die Niederträchtigkeit und Nichtswürdigkeit dieſer Menſchen beſſer kennen. Sie wiſſen, (und dieß iſt eine Trauer für uns alle) daß Herr von Maupertuis ſeit ſechs Monathen an einer Bruſtkrankheit ſiech liegt, daß er Blut auswirft, daß er oftmals erſticken will, daß ſeine Schwachheit ihn nicht arbeiten läßt, daß er dem Tode näher iſt als dem Leben, daß die Thränen einer Gemahlinn, die ihn liebet, und die Betrübniß aller rechtſchaffenen Leute, ihn erweichen. Dieß iſt nun der Augenblick, den ſie erwählen, um ihm (wie ſie meynen) den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen. Hat man wohl jemals etwas boshafteres, niederträchtigeres und ehrloſers geſehen? Hat man je von einem abſcheulichern Straßenraube gehöret? Wie? indem ein berühmter Gelehrter, der niemals jemanden mit Worten zu nahe gekommen iſt, deſſen Feder ſogar ſeiner Feinde geſchonet hat; indem derſelbe in letzten Zügen liegt, und indem ihm, wie allen rechtſchaffenen Leuten, nichts als der Troſt übrig bleibt: er werde einen gegründeten Ruhm hinter ſich laſſen: der muß erfahren, man greife ihn an, man verfolge ihn, man läſtere ihn; man wolle ihn mit dem Schmerze und der Troſtloſigkeit zu Grabe begleiten; daß er in ſeinem letzten Augenblicke ein Zuſchauer ſeiner Schmach und ſeiner Schande ſey? "Man will, daß er klagen ſoll: "Wozu hat mir mein ganzes Leben gedienet, wel-

"ches ich rein und ohne Tadel geführet habe? wozu nutzen mir die mühſamen Nachtwachen, die "ich dem gemeinen Weſen gewidmet, meine gelehr"ten Arbeiten, die Dienſte, die ich dieſer Akade"mie geleiſtet habe, und die Werke, die mich zur "Unſterblichkeit führen ſollten; wenn meine Aſche "ein Gegenſtand der Verachtung durch die Flecken "wird, wodurch man meinen Ruhm verdunkelt, "und wenn ich den Meinigen kein ander Erbtheil "hinterlaſſe, als meine Schmach und meine Schan"de?" Aber nein, mein Herr, die Feinde des **Herrn von Maupertuis** kennen ihn ſehr ſchlecht; er verachtet ihre ohnmächtige Wuth, und verzeiht ihnen. Er iſt gar zu philoſophiſch, daß er ſich nach dem Eigenſinne ſeiner Feinde ſollte beunruhigen laſſen, und gar zu chriſtlich geſinnt, daß er in ſeinem Herzen eine Rachgier hegen ſollte. Kaum hat er das Geſchrey ihrer Wuth gehöret: und wenn er auch geſund wäre, ſo würde er nicht darauf geantwortet haben.

Dafern die wahre Ehrliebe, die erſte Triebfeder großer Seelen iſt; wofern dieſer Trieb an ſeltenen, und für das Beſte der Welt ſonderbaren Tugenden fruchtbar iſt; ſollte man denn nicht diejenigen für Störer des öffentlichen Beſten, ja für Menſchen halten, die noch gefährlicher ſind, als Mörder ſelbſt, welche großen Männern einen mit Rechte erworbenen Ruhm zu rauben ſuchen? Was wird denn endlich aus der edeln Begierde werden, die uns durch die Anlockung dieſes geringen Lohnes zu großen Thaten treibt, wenn man ſolche Rotten vergeſellſchafteter Böſewichter dulden will, die ſie denen zu rauben ſuchen, welche ſie beſitzen?

Da ſehen Sie, mein Herr, wie ſehr die Feinde des Herrn von Maupertuis ſich geirret haben. Sie haben den Neid für einen Nacheifer, ihre Läſterungen für Wahrheiten, das Verlangen einen Mann zu ſtürzen, für ſeinen wahren Fall gehalten. Die Hoffnung ihn zur Verzweifelung zu bringen, hielten ſie für das unſelige Ende ſeines Lebens, und ihre Thorheit für die wohlerſonnenſte Bosheit. Sie mögen aber endlich einmal erkennen, daß ſie ſich in ihren Anſchlägen und Muthmaßungen betrügen; und daß, wenn es gleich Leute giebt, die niederträchtig genug ſind, große Leute läſtern zu dörfen, es, auch in dieſen Zeiten, noch Tugendhafte genug gebe, die ſie vertheidigen.

* *

XIV.

Antwort

des pariſiſchen Akademiſten,

an den

Akademiſten zu Berlin.

Mein Herr,

Ich habe mit ungemeinem Vergnügen den Brief geleſen, womit Sie mich beehret haben. Man läuft mit Ihnen keine Gefahr. Sie kennen mich ſchon, und ich ſcheue mich alſo nicht, offenherzig mit Ihnen zu reden, und Ihnen unverholen zu ſagen, was ich von demjenigen denke, was Sie mir geſchrieben haben.

Ich hatte von des Herrn **von Maupertuis** Sache einerley Gedanken mit Ihnen. Ich war für dieſen verehrungswerthen Freund eingenommen, und ſtand nicht an, Herrn **Königen** alles Unrecht zu geben. Der **Urtheilsſpruch** der **Akademie**, welcher den hohen Begriff, den ich von Dero **Präſidenten** hatte, noch vermehrete, würde mich auf ewig beredet haben: der **Profeſſor** wäre ein eingebildeter Idiot, ein Neider und Läſterer; wenn ich nicht unglückſeliger Weiſe in die bittere Nothwendigkeit geſetzet worden wäre, ganz anders zu denken.

Vorgeſtern befand ich mich in einer großen Geſellſchaft von Gelehrten, deren die meiſten von unſerer **Akademie der Wiſſenſchaften** waren. Man redete von den Herren, **Maupertuis** und **König**, und dieſer letzte ward faſt einhällig verurtheilet. Wie groß mußte nicht meine Freude ſeyn! Allein ein kleiner Zufall veränderte den Schauplatz: und ich ſah in einem Augenblicke denjenigen überwunden, welcher des Sieges gewiß zu ſeyn ſchien. Ein **Engländer**, welcher ſich ſeit einiger Zeit zu **Paris** aufhält, war mit unter uns. Der **Marquis** L** hatte ihn mit dahin gebracht. Nachdem nun derſelbe mit großer Geduld alles angehöret hatte, was von dem Herrn v. **Maupertuis** und Herrn **Königen** geſaget worden war, und merkte, daß dieſes Geſpräch einem andern Platz machen wollte: ſo lenkte er diejenigen, welche das meiſte davon geredet hatten, noch einmal darauf. "Ich weis nicht, ſprach er, meine "Herren: aber mir kömmt des Herrn **Königs** "Abhandlung als ein ſchönes Stück vor. Mich "dünket, die Grundſätze des Hrn. **von Maupertuis** ſind darinnen ſehr gründlich widerleget, und "was für Hrn. **Königs** Sache noch weſentlicher "iſt, iſt dieſes: daß das Fragment des berliniſchen **Präſidenten** Grundſatz nicht enthält. "Was mich betrifft, fuhr er fort, ſo begreiſe ich "nicht, wie man Hrn. **Königen** die Abſicht zuſchreiben könne, er habe dieſes Stück vorgebracht, "zu beweiſen: daß **Leibnitz** maupertuiſiſch gedacht habe. Beſtreitet denn Herr **König** nicht "das, was **Herr von Maupertuis** vorbringt, "aus **Leibnitziſchen** Grundſätzen? Wie wollen "Sie denn, daß er zu gleicher Zeit dieſe Sachen "dem Hrn. v. **Leibnitz** zueignen ſolle? Wenn "das Fragment ſie enthielte, ſo würde ich nicht anſtehen zu ſagen: Herr **König** ſey ſolches nicht "gewahr geworden; aber ihn noch lange nicht im "Verdachte haben, daß er es vorſetzlich gethan. "Iſt die Sache nicht klar?"

Der **Engländer** erwartete nunmehr eine Antwort; allein keine Seele that den Mund auf. Er drang in uns, und kein Menſch konnte ihm etwas erwiedern. Er vernahm vielmehr zu ſeinem großen Erſtaunen, daß niemand unter uns Herrn **Königs** Schrift geleſen hätte. "Wie? meine "Herren, rief er aus: Sie haben ſie nicht geleſen;

"und Sie wollen urtheilen? Vermuthlich haben "Sie eben ſo wenig Herrn **Königs** Vertheidigung "geleſen, die unter dem Titel: **Beruffung auf "das gemeine Weſen**, heraus iſt?" Er hatte es errathen; wir geſtunden es. Hierauf nun zog unſer **Engländer** über die Unbilligkeit eines ſo leichtſinnig gefälleten Urtheiles los, und trieb die Sache ſo weit, daß man in der feſten Ueberzeugung aus einander gieng: Herr von **Maupertuis** habe Unrecht, und Herr **König** habe Recht.

Was mich betrifft, mein Herr, ſo bekenne ich, daß ich erſtaunete. Ich war gezwungen, wider meinen Willen, allen Gründen beyzuflichten, die der Engländer angegeben hatte. Sie ſchienen mir ſo niederſchlagend zu ſeyn, daß ich ihnen nicht widerſtehen konnte, ſo viel Kraft auch die Freundſchaft anwendete, mich zu verblenden. Was mein Erſtaunen noch vermehrete, war dieß, daß ich vernahm: wie der **Engländer** gar keine Verbindung mit Hrn. **Königen** hatte. Wie? ſagete ich zu dem, der ihn dahin gebracht hatte: er kennet ihn nicht, und vertheidiget ihn? Er kann das Unrecht nicht leiden, erwiederte der **Marquis**; bloß deswegen nimmt er ſich ſeiner an! Ich wiederhole es noch einmal, mein Herr, ich kann mich nicht erholen; und mein Erſtaunen war ausnehmend. Ich ſuchete vergebens Mittel, unſern Freund frey zu ſprechen; ſein Vergehen ſchien mir gar zu offenbar zu ſeyn. Ich mußte alſo dem Strome weichen, der die Ueberzeugung dahin reißt.

Nach dieſem kleinen Eingange werden Sie ſich nicht wundern, wenn ich Dero Briefe nicht beypflichten kann. Er ſcheint mir von der Freundſchaft aufgeſetzet zu ſeyn: allein ich ſehe einen Eifer darinnen, den ich nicht billigen kann. Wir wollen auch billig ſeyn, und deswegen, daß wir Freunde ſind, noch keine Unbilligkeit blicken laſſen. Wie kann man wohl den Irrthum vermeiden, wenn es auf Materien ankömmt, die wir nicht im Stande ſind, einzuſehen? Was den Grund dieſes Streites betrifft, ſo ſind wir darinnen ganz blind. Sie ſehen bloß den Herrn von Maupertuis, und Akademiſten, denen ſein Ruhm am Herzen liegt. Ich wundere mich über den Ton nicht, aus welchem Sie ſprechen; aber iſt dieſer entſcheidende Ton auch gerecht? Sind ſie wohl im Stande für ſich ſelbſt zu urtheilen? Sind Sie bey den Unterſuchungen der Akademie zugegen geweſen? Wiſſen Sie die Meynung aller Mitglieder? Haben ſie Ihnen dieſelbe mit derjenigen Offenherzigkeit entdecket, die vor dem Bekenntniſſe der Wahrheit hergeht? Haben Sie Hrn. Königs Vertheidigung geleſen? Haben Sie Leute gehöret, denen daran gelegen iſt, ihn loszuſprechen? Haben ſie wohl nur einen gehöret, dem nicht daran gelegen geweſen wäre, Ihnen dasjenige zu verbergen, was zu ſeinem Vortheile angeführet wird? Nichts von allem dieſen: Dero eigener Brief weiſt es aus. Ich habe ihn dem Hrn. D** geſchicket, und er antwortet mir folgendes:

"In dieſem Briefe iſt alles falſch; außer das "nicht, was Dero Freund von dem Einfluſſe des "Hrn. **Präſidenten** auf die Mitglieder ſaget. "Ich will es Ihnen beweiſen. Dero Freund ſaget: "Herr **König** habe ſich nicht dem Hrn. v. **Mau**"**pertuis** gleich erheben können; er habe ihn unter"drücken wollen, und ſeinem **Präſidenten** die "Entdeckungen über den Grundſatz der kleineſten "Wirkung ſtreitig gemachet, da er behauptet hätte: "**Leibnitz** ſey deſſen Erfinder.

1. "Es iſt ſehr falſch, daß Herr **König** den "Hrn. v. **Maupertuis** erniedrigen wollen: denn "er lobet in ſeiner Abhandlung den Hn. **Präſiden**"**ten**, und er lobet ihn nur gar zu ſehr.

2. "Es iſt falſch, daß Herr **König** ſeinem "**Präſidenten** die Entdeckung des Grundſatzes der "kleinſten Wirkung ſtreitig machen wollen; indem er "behauptete: **Leibnitz** ſey deſſen Erſinder. Herr "**König** verwirſt ja dieſe Entdeckung ganz und "gar; indem ſie irrige Grundſätze enthalten ſoll: "und weit geſehlet, daß er ſie wieder an **Leibnitzen** "bringen will; ſo beweiſt er an mehr als einem "Orte: daß dieſer Weltweiſe die Meynung des "Hrn. **Präſidenten** gar nicht hat haben können.

3. "Iſt es falſch, daß Herr **König** Frag"mente von **Briefen** vorgebracht hätte, wie "Dero Freund verſichert: es iſt nur von einem "Fragmente die Rede.

4. "Es iſt falſch, daß die von Hn. **Königen** "vorgezeigeten Briefe untergeſchoben ſind. Man "kann ſich in der Schreibart, in dem Schwunge, "und in den Begriffen nicht irren. Alles iſt vom

"Herrn **von Leibnitz**, und kann gar von keinem "andern ſeyn.

5. "Es iſt falſch, daß Herr **König** geſaget "haben ſoll: er habe vergeſſen, wo er die "Originale geſehen hätte. Dieſer Gelehrte "hat niemals vorgegeben, daß er die Originale beſäße. Dero Freund kann keine einzige Stelle aus "Hrn. **Königs** Schriften angeben, woraus er ein "ſo falſches Vorgeben ziehen wollte.

6. "Er beſchuldiget ihn: er habe auf den Urtheilsſpruch mit Schmähungen geantwortet. "Herr **König** hat als ein Republikaner geredet; "aber kein unanſtändiges Wort fahren laſſen. Er "hat ſich ſtark vertheidiget, aber ſich keiner vergifteten Pfeile bedienet.

7. "Dero Freund ſaget ferner: Herr **König** "habe ſich mit verächtlichen Schriftſtellern zuſammen geſellet, die ſich in ſeine Dienſte begeben, um "unter ſeiner Fahne zu fechten. Dieß iſt eine gewagete Beſchuldigung, die mit dem, was man "mir von andern Orten ſchreibt, und mit dem Character nicht überein ſtimmet, den man mir von "Hn. **Königen** gemachet hat. Wie kann man "auch außerdem die Uebereinſtimmung ſo vieler "Schriftſteller an ſo verſchiedenen Orten begreifen, "unter denen ſich einige befinden, die Hrn. **Königen** weder von nahe noch von ferne kennen, ohne "ſolche der Stärke der Wahrheit beyzumeſſen?

8. "Ich weis nicht, wer der **Elende** iſt, von "welchem Dero Feund redet; aber ich kenne viel "**Akademiſten**, ſelbſt unter denen, die mit unter-

"ſchrieben haben, zu **Berlin**, die mit der Akademie, dem Präſidenten, und mit dem Urtheilsſpruche ſehr übel zufrieden ſind. Ich kenne einen ſehr berühmten Gelehrten, welcher ſeinem Titel niemals das Mitglied der Akademie zu Berlin beyfügen mag. Was aber die Art betrifft, wie das Urtheil gefället worden: ſo hat die Akademie keine Ehre davon. Wäre Dero Freund zugegen geweſen, ſo vermuthe ich: er hätte ihr durch eine feyerliche Proteſtation Einhalt gethan.

9. "Dero Freund theilet Ihnen die Meynungen der ganzen Akademie mit, und ſetzet ihnen die Sprache des Betruges entgegen. Hätte er ſich die Mühe gegeben, die Stimmen zu ſammlen, und die Gründe zu erwägen: ſo zweifele ich ſehr, daß er eben dieſe Schlüſſe daraus gezogen hätte. Es iſt wahr, ganz Deutſchland, England, Italien, Frankreich, und ganz Europa endlich weis es auch; Herr **König** aber ins beſondere weis es nur gar zu gut: daß die größte Zahl der Akademiſten, inſonderheit derer, die den Ausſpruch gethan haben, durch des Hrn. von Maupertuis Beſtreben dazu verleitet worden, daß er der Haushälter über die Einkünfte, der Ausſpänder der Plätze, und Vertheiler der Begnadigungen iſt; daß die Akademiſten, und inſonderheit diejenigen, welche das Urtheil geſprochen haben, ihm mehrentheils ihre Stellen, ſeinen Unterricht, ſeine Rathſchläge, ſeine Einſichten, und ſein Beyſpiel zu verdanken haben; und eben dar-

"aus ſchließt man: daß die Akademiſten, denen Herr von Maupertuis die Stellen, ihren Rang, gegeben, und die ihm ſeinen Unterricht, ſeine Rathſchläge, ſeine Einſichten, und ſein Beyſpiel zu verdanken haben, ein Tribunal ausgemachet haben, welches in ganz Europa verdächtig gehalten, und von allen Rechtserfahrnen als unbefuget verdammet werden wird.

10. "Dero Freund machet eine ſchöne Beſchreibung von der Akademie und der Pflicht der Weltweiſen. Es wäre nur zu wünſchen, daß man die Akademie und die Philoſophen zu Berlin darinnen erkennen könnte. Allein es ſcheint wohl, daß er den Verſammlungen nicht beywohnet, und die Philoſophen, von denen er redet, ihm nicht ſonderlich bekannt ſind.

11. "Dero Freund beſchweret ſich über eine Stelle eines Briefes von einem Ihrer Akademiſten, darinnen geſaget wird: Herr von Maupertuis entehre die Akademie zu Berlin, als ob dieſes eine ſchimpfliche, grobe und handgreifliche Falſchheit wäre. Hierauf ſetzet er hinzu: Wen ſoll ich lehren, daß Herr von Maupertuis in Frankreich für den geſchickteſten Meßkünſtler angeſehen ward, die Wahrheiten zu beſtätigen, welche Newton in ſeiner Studierſtube von der Figur der Erden errathen hatte; daß er nach Lappland geſendet worden, und daß er durch ſeine geometriſchen Verſuche, eben ſo viel zu ſeiner eigenen Ehre beygetragen, als zu des eng-

"ländiſchen **Weltweiſen** ſeiner, den ſeine Beſcheidenheit
"für ſeinen Lehrmeiſter hielt?
"Dero Freund iſt von demjenigen nicht unterrichtet,
"was man von dieſer Sache und von dem Verdienſte
"denkt, welches die lappländiſche Reiſe dem Präſidenten
"zuziehen können. Es gehörete eine höhere
"Scharfſinnigkeit und Tiefſinnigkeit des Geiſtes dazu,
"in der Studierſtube durch gegründetes Nachſinnen
"über die Geſetze der Phyſik, die Figur der
"Erden zu beſtimmen; ſie zu beſtätigen aber, dazu
"gehörete nur Richtigkeit, und einige Feldmeſſer-Kenntniß.
"Die Methode, deren man ſich dabey
"bedienet hat, iſt ſchon vor langer Zeit von **Snellen**,
"**Picarden**, **Muſchenbroeken**, und andern
"gebrauchet worden; ſo daß man in dieſer Abſicht
"nichts neues geleiſtet hat. Was aber die Beobachtungen
"betrifft: ſo hat Herr **Clairaut** die Triangel
"ausgerechnet; Herr **Camus** hat die Werkzeuge
"geordnet; die Herren, **Celſius** und **le Monier**,
"haben die Beobachtungen angeſtellet. Alles,
"was Herr **von Maupertuis** dabey gethan, iſt:
"daß er zugeſehen, und die Reiſe, nebſt denen dabey
"vorgefallenen Umſtänden, in gutes Franzöſiſch gebracht
"hat. Wenn man ſein Buch von der Figur
"der Erden lieſt: ſo ſieht man mit Erſtaunen, daß
"er, mit Ausnahme einiger geringen Veränderungen,
"in Rechnungen, die andern Weltweiſen gehören,
"und der Ehre, die er davon getragen zu haben meynete,
"nichts hat, was man ihm zuſprechen könnte;
"wie ich Ihnen bey dem erſten Beſuche zeigen will,
"womit Sie mich beehren wollen.

12. "Wir läugnen nicht, daß Herr von **Maupertuis** durch ſeine Werke zu denen Memoires beygetragen habe, welche die **berliniſche Akademie** jährlich liefert; allein nur nicht mehr, als irgend einer von den übrigen Akademiſten, wie Dero Freund will. Man darf ja nur die Bände durchblättern, um ſich zu überzeugen: daß andere viel mehr beygetragen, als er.

13. "**Wer weis nicht**, ſchreibt Dero Freund, **daß Herr v. Maupertuis von allen Gelehrten bewundert wird, die ſeine Werke geleſen haben?** Ich antworte: ich bin von der Zahl derer, die ihn nicht bewundern. Den Engländern behagen ſeine Werke nicht. Seine **Kosmologie** geht in **London** nicht ab. Viele Gelehrte ſagen: Herr **v. Maupertuis** habe nur das, was andere Weltweiſe ſchon vor langer Zeit gelehret, in gut Franzöſiſch gebracht; und die **Beruffung auf das gemeine Weſen** giebt uns unzweifelhafte Beweiſe davon. Ich ſchätze ihn glücklich, daß er bey dem **Könige von Preußen** ſo wohl ſteht. Ich glaube, ſein größtes Verdienſt iſt dieß: daß er die Gnade eines ſo **erleuchteten Monarchen** beſitzt; allein ich glaube auch: daß wenn dieſer **Monarch** ſein Nachſinnen über die Wiſſenſchaft, daraus der **Präſident** ſein Werk machet, weiter getrieben hätte; oder wenn er ſich nur die Mühe nehmen wollte, die Augen auf die **Beruffung auf das gemeine Weſen** zu werfen, und irgend einige unparteyiſche Gelehrte zu Rathe zu ziehen: ſo glaube ich, ſage ich, daß dieſer **Monarch** ſehr erſtau-

"nen würde, an dem Hrn. v. Maupertuis ſo we-
"nig Wiſſenſchaft zu finden. Ja wenn Se. Maj.
"geruhen wollte, den Freyherrn von Cocceji an-
"zuhören; und dieſer berühmte Rechtsgelehrte, ſich
"unverſtellet über dem Herrn Königen gemachten
"Proceße und über der Art, wie man verfahren iſt,
"zu erklären: ſo zweifele ich nicht, der König würde,
"da er ſo gerecht iſt, den Urtheilsſpruch umſtoßen
"laſſen, und Herrn Königen wie[illegible]r in alle ſeine
"Ehre einſetzen.

14. "Dero Freund beſchweret ſich, daß man den
"Hrn. v. Maupertuis in der Zeit anfalle, da er
"ſeit ſechs Monathen an einer Bruſtkrankheit ſiech
"liegt, die mit den ſchlimmſten Umſtänden verknü-
"pfet iſt. Sie werden ihm alſo zu melden belieben:
"daß Hrn. Königs Stück bereits im März 1751.
"und folglich achtzehn Monathe zuvor gedrucket iſt,
"ehe Herr von Maupertuis krank geworden iſt;
"daß es nur am Hn. v. Maupertuis gelegen hat,
"dieſe Sache im December eben des Jahres, und
"folglich ſechs Monathe eher nach Wunſche zu En-
"de zu bringen, als ſeine Geſundheit geſtöret wor-
"den, indem der Brief, welchen ihm Herr König
"den 10. dieſes Monathes geſchrieben, alles enthielt,
"was er von einem Freunde erhalten und fodern
"konnte. Herr König darf alſo die Wirkung
"nicht verantworten, die ſeine Vertheidigung auf
"des Hrn. von Maupertuis Geſundheit haben
"kann: weil es nicht in ſeiner Gewalt geſtanden,
"die Zeit des Urtheilsſpruches der Akademie,
„und der Berufung auf das gemeine Weſen,
"zu

"zu beſtimmen, welche dieſer Urtheilsſpruch ihm "abgedrungen hat.

15. "Wenn Dero Freund vom Hrn. v. **Maupertuis** redet, ſo ſaget er: **ein ſo berühmter "Gelehrter, deſſen Worte niemals jemanden "beleidiget haben.** Dero Freund gebe ſich doch "nur die Mühe, die Werke des **Präſidenten** zu "leſen: ſo wird er finden, daß Herr v. **Maupertuis** an mehr als einer Stelle, ſich unanſtändiger Ausdrücke bedienet hat, die diejenigen Gelehrten vor den Kopf haben ſtoßen müſſen, welchen "das Andenken großer Männer ehrwürdig iſt.

16. "Dero Freund leget hier dem Hrn. **von "Maupertuis** eine Rede in den Mund; welche "wohl anzeiget, daß er ſeinen Character beſſer kennet, als ſeine Wiſſenſchaft, ſein Herz und ſeine "Neigung. Dieſe Rede unterſchreibe ich von "Wort zu Wort, und bin lange von des Hrn. **von "Maupertuis** Empfindlichkeit, in Anſehung ſeiner gelehrten Ehre überzeuget. Eben dieſe Empfindlichkeit hat ihn zu denen Ausſchweifungen gegen Hrn. **Königen** getrieben. Dieſe Empfindlichkeit hat ihn auf alle die Abwege verlocket, die "ſeine Ehre und ſeinen Ruhm ſtürzen werden. Iſt "ſie aber wohl eine Tugend?

17. "Die Liebe zur Ehre ſey ſo geordnet, als ſie "wolle: ſo muß ſie doch nie der vornehmſte Bewegungsgrund großer Seelen ſeyn. Dieß muß das "gemeine Weſen allein ſeyn. Die Ehre folget auf "ſchöne Thaten. Die ſchönen Thaten entſpringen "aus der Begierde, zum gemeinen Beſten etwas

"beygetragen zu haben. Diejenigen, die der Trieb "nach Ehre leitet, irren ſich oft. Wer ihre Irrthümer, ihre Verſehen, ihre Vergehungen, Fehltritte, und unmäßigen Unternehmungen entdecket, der thut, was alle Menſchen thun ſollen. "Und eben dieſes hat man wider den Hrn. v. **Maupertuis** gethan: und dieſes giebt Dero Freund "für Läſterungen aus.

"Ich füge nur noch ein Wort bey; nämlich dieß, "daß aus dem ganzen Inhalte des Briefes erhellet: "Dero Freund habe eine beſondere Liebe zum Hrn. "**von Maupertuis**; er habe weder Hrn. **Königs Abhandlung**, noch die **Beruffung auf das gemeine Weſen** geleſen; er ſehe die Materien "nicht genugſam ein, die den Grund dieſes Streites ausmachen, um davon urtheilen zu können, "und den Werth der Arbeiten des **Präſidenten** zu "beſtimmen; er kenne weder die Mitglieder der "Akademie, die in Gnaden ſtehen, noch die, welche er haſſet; kurz: er nehme alles für wahr und "unzweifelhaſt an, was der **Präſident** und ſeine "Freunde ihm ſagen, ohne ſich zu erkundigen, was "andere Leute anführen können, die anders geſinnet ſind."

Dieß iſt die Antwort, **mein Herr**, die ich auf Dero Schreiben empfangen habe. Ich habe geglaubet, ich müßte ſie ganz für Sie abſchreiben; damit Sie ſelbſt urtheilen möchten: ob die Gründe, welche mich verhindern, auf die Seite unſers gemeinſchaftlichen Freundes zu treten, hinreichend ſind, oder nicht? So wie ich in eben der Abſicht noch einige beyfügen will, die mich vollends bewogen haben, ſchlüßig zu werden, und die Sie unfehlbar zu Hrn. **Königs** Vortheile lenken werden; ungeachtet des Bandes der Freundſchaft, welches Sie ſo ſtark zu vereinigen ſcheint.

Man giebt Hrn. **Königen** ſchuld: er habe des Hrn. v. **Maupertuis** Ehre angetaſtet, und ihn zu einem gelehrten Diebe machen wollen. Dieſe Anklage gründet ſich darauf: daß ein Fragment eines Briefes, welches er, als von **Leibnitzen**, zum Vorſcheine gebracht, den Grundſatz der kleinſten Wirkung enthalten; deſſen Entdeckung Herr von **Maupertuis** eigen haben will. Hierüber nun merket man an: 1. Daß Herr **König** läugnet, daß dieſes Fragment erwähneten Grundſatz enthalte. Er will: daß die Worte des Fragmentes gerade das Gegentheil ſagen. Ich habe keinen in der Philoſophie geübeten Gelehrten gefraget, der es nicht bejahete.

2. Daß, da die Anklage daher genommen iſt, das erſte, was man hätte beweiſen müſſen, dieß hätte ſeyn ſollen: ob das Fragment erwähnten Grundſatz enthalte, oder nicht? Aber man hat dieſe Unterſuchung als unnütz verworfen. Die **Akademie** hat die Anklage, als erwieſen, voraus geſetzet: und als Herr **König** deren Falſchheit beweiſen wollen; ſo hat man nichts mehr geantwortet, als: er verkehre den Zuſtand der Frage.

3. Man läßt die Glaubwürdigkeit des Fragmentes von der Aufweiſung der Urſchrift abhängen: gleich, als ob dieß das einzige Mittel geweſen wäre, dieſelbe zu beweiſen; da es noch ganz

andere Demonſtrationen giebt, die ſolches verrichten können.

4. Alle in dem **Urtheilsſpruche** angeführeten Gründe, ſind ſo viel unerwieſene Vorgeben, die in der **Beruffung** auf das **gemeine Weſen** gründlich widerleget werden.

5. Die Akademie wiederholet allenthalben: ſie habe nur von dem Facto geurtheilet; da ſie doch dieſes nicht hat thun können, ohne zugleich von dem gelehrten Falle zu urtheilen, der der Grund davon iſt.

6. Man hat ſo wenig Urſache gehabt, Herrn **Königs** Ehrlichkeit im Verdachte zu haben; als man gehabt hat, die Redlichkeit der Geſchichtſchreiber, Alterthumskundigen, Reiſenden, und Naturforſcher, im Verdachte zu haben, denen man niemals Originale abgefodert hat.

7. Die Akademie hat kein Recht gehabt, über dieſe Sache zu erkennen. Diejenigen, die ſichs heraus genommen, ſolches zu thun, ſind von der Zahl derer, die dem Hrn. v. **Maupertuis** ihre **Stellen**, **ſeinen Unterricht**, **ſeine Einſicht**, **ſein Beyſpiel**, u. ſ. w. zu danken haben.

8. Wenn Herr **König** dem Ruhme des Herrn von **Maupertuis** hätte ſchaden wollen; ſo würde er es nicht durch ein dunkeles **Fragment** gethan haben, ſondern er hätte bewieſen, wie er in der **Beruffung** gethan hat: daß Herr v. **Maupertuis** den Begriff von der kleinſten Wirkung, dem **Malebranſche**, wie dem Herrn v. **Leibnitz** und von **Wolf** ihre Schätzung zu danken

habe, deren er ſich bedienet; ſeinem tiefſinnigen Geiſte aber das Unglück: daß er dieſe Begriffe unrecht verbunden hat.

9. Herr von **Maupertuis** hat, ohne es zu wiſſen, die Auflöſung einer ganz andern Aufgabe gegeben, als die er angekündiget hat. Er glaubet, er habe den Mittelpunct des Gleichgewichtes gefunden; da ihm doch die Auflöſung den Mittelpunct des Umlaufes giebt. Die andern Sachen ſind bloß geometriſch, und ſchon vor langer Zeit von den Herren, **s'Graveſande**, **Engelhard**, und andern abgehandelt worden.

Allen dieſen Anmerkungen füget man noch bey: daß Herr **König** eine Sammlung **Leibnitziſcher** Briefe beſitzt, die er wirklich dem Herrn **Henzy** zu danken hat; und darinnen verſchiedene Abſchriften von des Herrn **Henzy** eigener Hand ſind; daß man unter des Herrn **Henzy** Schriften die Spuren von dem Briefwechſel gefunden, welchen Herr **König** mit ihm, über die **Leibnitziſchen** Briefe gehabt hat; daß man an allen Merkmaalen, worauf man die Glaubwürdigkeit der Handſchriften ſteifet, erkennet; daß ſie alle, und inſonderheit derjenige, davon das **Fragment** den Schluß machet, vom Hrn. von **Leibnitz** ſind.

Bey dieſen Gründen will ich ſtehen bleiben, die zum Theile aus der **Beruffung** auf das gemeine **Weſen**, zum Theile aus einigen Briefen, die man mir geſchrieben, zum Theile aus dem neuen **franzöſiſchen Magazin**, aus dem **Briefe** des

Marquis L** N**, aus der unparteyiſchen Bibliothek, u. ſ. w. genommen ſind. Ich zweifele nicht, daß Sie eben ſo wohl erſtaunen werden, als ich, wenn Sie ſich die Mühe nehmen wollen, dieſe Stücke durchzublättern. Sie beweiſen, mein Herr, daß die Freundſchaft verblendet. Gleichwohl werden Sie derjenigen keinen Eintrag thun, die ich gegen den Hrn. Präſidenten habe. Ich erſuche Sie, ihn dieſes zu verſichern, und ihm zu ſagen: daß, wenn die Stärke der Gründe mich verbindet, in dieſem Falle ſein Verfahren zu misbilligen, und ſeine Sache zu verdammen; ich deswegen gegen ſeine übrigen Verdienſte nichts deſtoweniger billig bin. Ich wünſche ihm gute Beſſerung, und daß er noch durch irgend eine wichtige Entdeckung, die Ehre derjenigen erſetzen möge, die er verloren hat. Noch mehr aber wünſche ich ihm einen Grad der Philoſophie, der ihn über die Ehre ſelbſt erhebe. Ich bin ꝛc.

* * *

XV.

Schreiben

des Herrn Marquis von L** N**
an die Frau
Marquiſinn von A** G**,
über den
von dem Herrn Morau Maupertuis,
wider Herrn Königen von der königlichen
Akademie zu Berlin angeſponnenen Proceß.

> - - - - - - - Adſum, videoque trementem,
> Pallentemque metu, & trepidantem morte futura. *Ovidius.*

Gnädige Frau,

Sie wollen wiſſen, warum Herr von **Maupertuis** auf den Herrn **Profeſſor König** ergrimmet iſt? warum er die berliniſche Akademie veranlaſſet hat, ihn zu verurtheilen, ohne ihn zu hören, und ſich vorläufig recht zu erkundigen: ob er auch geſtünde, was man wider ihn aufbrächte? In Wahrheit, Sie fragen mich mehr, als ich ſelbſt meis; gleichwohl aber wollte ich wohl wetten, daß Herr **König** unrecht hat, und mein Schluß klingt ſo:

Herr von Maupertuis iſt ein ſehr geſchickter Mann.
Herr von Maupertuis iſt böſe auf den Herrn König;
Alſo hat der Herr von Maupertuis Recht.

Sie werden ſagen: dieſer Vernunftſchluß taugt gar nichts. Allein, was thut das? Ein jeder Schluß, welcher beweiſen ſoll, daß Herr König Unrecht hat, muß ſehr tüchtig und gut ſeyn: und alſo kann auch ich behaupten, daß dieſer es iſt.

Doch, um Ihnen eine Probe von meinem Gehorſame zu geben, ſo will ich Ihnen die Geſchichte dieſer Streitigkeit ganz einfältig erzählen. Hernach ſollen Sie ſelbſt urtheilen, ob es wohl möglich ſey, daß ein Mann, der ſolche Verdienſte beſitzt, als Herr von Maupertuis, gegen Herrn Königen Unrecht haben könnte? und wenn Sie alsdann noch nicht überzeuget ſind, ſo mögen Sie den Herrn Euler um ſeine Meynung fragen. Dieß iſt der größte Rechner, der ſcharfſichtigſte Mann von ganz Europa, welcher die gelehrten Proceſſe anordnet und vorträgt, die der Präſident der Akademie mit Fuge und Rechte allen denen an den Hals wirft, welche ſich erfrechen, die Feder wider ihn anzuſetzen.

Herr von Maupertuis ſuchete ſchon ſeit langer Zeit irgend eine Aufgabe, die nicht ſonderlich ſchwer wäre; und deren Auflöſung ihm gleichwohl in der gelehrten Welt viel Ehre erwerben könnte. Freylich hatte er dieſes nicht einmal nöthig. Sein Namen

men war ſchon berühmt genug, und von Paris bis nach Lappland zu, war ſein Ruhm hoch erhaben.

Einsmals gieng er ſpazieren (ich weis aber nicht wo) und hatte einen der glücklichſten Einfälle von der Welt. Er glaubete zu ſehen: daß alles, was Gott gemachet hat, gut ſey; und daß die in dem Weltbaue eingeführten Geſetze, ſo einfach, als ſchön wären.

Er glaubete, vor ihm hätte noch niemand darauf gedacht, und es wäre noch niemanden eingefallen, einen metaphyſiſchen Grundſatz zu ſuchen, wodurch man die Urſachen der Veränderungen angeben könnte, die in der Natur geſchehen.

Er war es, **gnädige Frau**, der, nachdem er der Sache **tiefſſinnig nachgedacht** *, (wie er uns ſelbſt berichtet) dieſen Grundſatz erfand: und er erfand ihn nicht etwa ſo in einem wilden Träumen, wie Sie wohl denken möchten; ſondern indem er die Bücher eines großen Weltweiſen, den kein Menſch mehr lieſt, fleißig durchblätterte. Dieſer Weltweiſe heißt **Malebranſche**, und hatte ausgeſonnen: daß **Eure Gnaden**, und ich, und alles was ein Leben in der Welt hat, im Grunde nichts, als bloße Maſchinen wären; bloße Bratenwender, die in dem Augenblicke ſtehen bleiben, da die Hand, die ſie treibt, in ihrer Wirkung nachläßt.

Nach dieſem großen Manne, ſind Sie es nicht, **gnädige Frau**, die da wirken, wenn ſie ſich in

---

* Siehe Memoires de l'*Acad. Roiale* des *Sciences* de *Paris* 1744. pag. 423.

Bewegung ſetzen: Gott iſt es, der durch ſeine Allmacht Ihren Fuß aufhebt, Ihren Arm ausſtrecket, u. ſ. w. Kurz, nach dieſes Philoſophen Meynung, wird ein jeder Körper, der von einem Orte an den andern kömmt, durch die unmittelbare und wundervolle Wirkung dieſes erſten und einzigen Bewegers, dahin gebracht: welcher, da es ihm obliegt, die ganzen Unkoſten der Wirkung über ſich zu nehmen, ſich bemühet, ſo wenig, als möglich, auf die Ausrichtung dieſer Veränderungen zu wenden.

Da haben wir nun den Grundſatz von der **mindeſten Wirkung**, glücklicher Weiſe in dem Winkel eines Buches entdecket; allwo er ſonſt allem Anſehen nach, für die Nachwelt auf ewig verloren gegangen wäre.

Welch eine Menge ſchöner Folgerungen entſtand nicht ſogleich aus einem Begriffe, den ein ſo großer Geiſt befruchtet hatte! Sollten Sie es wohl glauben, **gnädige Frau**? Eine neue Naturlehre und eine neue Metaphyſik, waren die Früchte davon. Man fand, daß Gott nirgend ſichtbar ſey, als in $Aaax - 2Aax + Axx + Bxx - 2Bbx + Bbb = \text{Minimum}$ [*]. In der Natur wurde alles hart: nun gab es keine elaſtiſchen Körper, keinen Mittelſtand, keine überflüßigen Ausgaben der Wirkung mehr; alles geſchieht mit der mindeſten Kraft. Einige wohlgewählte und artig angebrachte Equationen, bewieſen die Wahrheit und Gründlichkeit dieſer denkwürdigen Entdeckung; und verſicherten dem

---

[*] Man ſehe die Sammlung ſeiner Werke, a. d. 24. S.

Herrn von **Maupertuis** die Ehre: daß er auf ewig der Erfinder des **Grundſatzes von der kleinſten Wirkung** ſeyn und bleiben würde.

Die Memoires der **Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris** waren anfänglich die glückſeligen Inhaber dieſes neuen Lehrgebäudes. Im 1744ſten Jahre erſchien es darinnen: allein es war ſo beſcheiden, daß es ſich ſo verborgen hielt, daß kein Menſch was davon erfuhr; und daß man eben ſo wenig davon redete, als ob es von keiner Erheblichkeit geweſen wäre.

Als nun deſſen Urheber ſah, daß er Gefahr lief, alle Früchte ſeines Nachſinnens zu verlieren; und es ihn verdroß, daß man in Frankreich aus ſeinen ſchönen Entdeckungen, ſo wenig Weſen machete, und ſie ſo elend aufnähme, ſprach er zu ſich ſelbſt: Non omnibus datum eſt, habere naſum! **es iſt nicht allen gegeben, eine feine Naſe zu haben!** Wir wollen anderwärts unſer Heil verſuchen. Wie eine andere Bienenköniginn, welche ſich, einen neuen Stock anzulegen, auszieht; ſo wollen auch wir, alle Bienen, die wir nur an uns ziehen können, verſammeln, und über dieſe neuen Unterthanen eigenmächtig herrſchen. Dieß ſaget er: und gar bald wird er das Haupt einer Akademie, die er nach ſeinem Belieben regieret, und deren beſoldete Mitglieder mit nichts anderm beſchäfftiget ſind, als mit der Sorgfalt, ihm zu gefallen. Allhier kam nun das Lehrgebäud von der kleinſten Wirkung noch einmal zum Vorſcheine: es ward ganz der Länge nach, in die Memoires der **berliniſchen Akademie** auf das 1746

Jahr eingerücket. Allhier ſchlief es einige Zeit und verſchied endlich gar: und wenn es dieſem Herrn König nicht eingefallen wäre, auf eine gottloſe Weiſe die Ruhe der Todten zu ſtören: ſo würde es noch im Frieden daſelbſt ruhen. Gleichwohl muß ich Eurer Gnaden auch alles erzählen.

Dieſer Herr König war ein alter Bekannter vom Herrn von Maupertuis. Er wußte, daß dieſer große Mann mit einer Art von Antipathie gegen alles Widerſprechen gebohren iſt: welches denn eine ſehr lobwürdige Verfaſſung des Geiſtes, und eine von allen Widerſprüchen und Streitigkeiten weit entfernete Gemüthsart anzeiget. Zu dieſem Ende, glaubete er: er müſſe dem Präſidenten der Akademie nicht nur ſeine Abſicht, wider dieſes Lehrgebäu zu ſchreiben, berichten; ſondern ihm auch ſeine Schrift zum Durchleſen mittheilen. Er kam daher nach Berlin, er bath den Herrn von Maupertuis, ſeinen Aufſatz zu leſen, alles, was ihm misfallen könnte auszurotten, und, um alle Streitigkeiten abzubrechen, ſo erboth er ſich, ihm auch ſo gar die Luſt aufzuopfern, die er hätte, ſein Lehrgebäu zu beſtreiten; damit er ihm hiedurch unſtreitige Beweiſe ſeiner Hochachtung gegen ihn, und der Furcht geben möchte, ihm zu misfallen. Hr. von Maupertuis aber, als ein gerechter Mann, als ein Mann, der bloß das Aufnehmen der Wiſſenſchaften ſuchet, dankete Hrn. Königen für ſeine Höflichkeit, und bath ihn: er möchte ſeine Einwürfe ohne Bedenken vortragen, und ſie auch drucken laſſen; indem er ihm Hoffnung machete, daß er ihm vieleicht die Ehre thun würde, darauf zu antworten, wenn ſeine Zeit und Geſchäffte es erlaubeten.

Der **Profeſſor** im Haag glaubete, als ein ehrlicher **Holländer**, Herr **von Maupertuis** würde ſein beliebtes Lehrgebäu mit Vergnügen beſtritten ſehen; und fiel hübſch plump in die Falle hinein. Und in der That, wollte er denn etwa, daß Hr. **von Maupertuis** ſagen ſollte: Halt das Maul, wie die andern thun; ſie ſind ſo höflich, und ſagen nichts, mache du es auch ſo! Ein Menſch, der zu leben weis, muß ſchon wiſſen, was er zu thun hat; ohne daß man es ihm vorbethen darf: und ſo bald Herr **König** recht gewiß wußte, daß Herr **von Maupertuis** ſich nicht gern widerſprechen läßt, daß er eine ungemeine Zärtlichkeit gegen ſeine Arbeiten beſitzt (welches meines Erachtens ſehr natürlich iſt) ſo mußte er die Feder nicht anſetzen. Und wozu dienete es denn auch? Dieſes Lehrgebäu iſt entweder wahr oder falſch. Iſt es wahr, ſo iſt es eine Unwiſſenheit oder Bosheit, es anzufechten; iſt es falſch, ſo wird kein Meßkünſtler oder Weltweiſer ſich deſſelben bedienen, und es wird ganz ſäuberlich Todes verbleichen. Es war alſo eine offenbare Ausſchweifung, daß man dem Herrn **von Maupertuis** widerſprechen, und ihn auffordern wollte, vor den Augen der ganzen Welt, mit ſeinem Untergeordneten eine Lanze zu brechen; zumal da noch eine Art von Undankbarkeit hinzu kam. Denn, Herr **von Maupertuis** hatte Herrn **Königen** in ſeine Akademie kurz vorher aufgenommen, ehe Herr **Merian** und viele andere große, eben ſo berühmte Doctoren, hinein kamen. Was war aber der Lohn dieser Aufführung? wir werden es ſehen, und das folgende wird uns lehren, was ein Menſch davon habe, der ſo unbeſonnen iſt, eines Mannes Meynung nicht zu ſeyn; welcher ein in Aemtern ſtehender, und in der gelehrten Welt wegen vieler ſchönen Werke billig bewunderter Gelehrter iſt: z. E. wegen der **phyſikaliſchen Venus**, der **Briefe über die Kometen**, und inſonderheit wegen ſeines **Verſuches einer moraliſchen Philoſophie**.

Herr von **Maupertuis**, welcher (wie jedem Gelehrten gebühret) auf ſeinen Ruhm und auf ſeine Ehre eiferſüchtig iſt, entſchloß ſich, einen Tollkühnen für ſeine Verwägenheit, und für ſeinen Mangel der Ehrfurcht zu züchtigen. Die Wahl der Mittel hierzu, fiel einem ſo vortrefflichen Geiſte nicht ſchwer. Die Feder konnte er ganz und gar nicht anſetzen, um wider Herrn **Königen** zu ſchreiben: das Paar wäre zu ungleich geweſen. Herr **König** denkt und ſchreibt nicht ſo, wie Herr von **Maupertuis**. Der **Profeſſor** treibt alles ins Tragiſche: er begehret, man ſolle alles gründlich einſehen; er will ſtrenge Demonſtrationen haben; er verwirft mit Verachtung, die auch dem Frauenzimmer verſtändlich gemachte Metaphyſik; er will, daß ein Lehrgebäud feuerfeſt aufgeführet ſeyn ſoll: kurz, er ſuchet durchaus nichts als lautere Wiſſenſchaft, und ſchließt das anmuthige und ſcherzhafte aus allen philoſophiſchen und mathematiſchen Werken aus. Sie werden mir zugeſtehen, **gnädige Frau**, daß dieß ein rechter übeler Geſchmack heißen kann.

Herr **von Maupertuis** iſt ganz anders geſinnt. Er ertheilet allem, was er ſaget, eine Anmuth; alles iſt leicht, und geblümt; allenthalben iſt Witz, Scherz, und bezaubernde Scharfſinnigkeit. Leſen Sie nur einmal ſeine **Verſuche der Sittenlehre!** das iſt eine ganz epigrammatiſche Philoſophie! und ſeine **phyſiſche Venus**, die iſt zu gleicher Zeit tiefſinnig und wollüſtig. So, ſo muß man ſchreiben! und die beſchwerliche, widerliche Richtigkeit den Pedanten überlaſſen.

Herr **König** meynet bewieſen zu haben, daß Herr **von Maupertuis** ſich geirret hat; daß ſein Lehrgebäu voller Widerſprüche ſey; daß es auf falſchen Meynungen beruhe; daß es allem dem widerſpreche, was die gute **Dynamik** lehret, u. ſ. w. Geſetzt, daß dieſes alles nun wahr wäre, ſo bewieſe es doch nichts: denn iſt es nicht klar, **gnädige Frau**, daß Herr **von Maupertuis**, in dieſem Falle ſpaßen, und ſich auf Koſten der ſogenannten Gelehrten, habe luſtig machen wollen; welches Leute ſind, die man aus allen guten Geſellſchaften verbannen ſollte? Sie ergetzen einen nicht, und ſind nur dienlich, diejenigen Buchhändler an den Bettelſtab zu bringen; die ſo einfältig ſind, ihre ſchönen Sächelchen zu drucken.

Aber, werden Sie mir ſagen, was wird auf dieſe Weiſe aus Herrn **Eulern** werden? Das iſt eine andere Sache! der gehöret, mit Dero Erlaubniß, nicht hieher.... Herr **von Maupertuis** machet gemeinſchaftliche Sache mit ihm. Dieſer große **Formuliſt** ſchreibt, rechnet aus, und weiter nichts: der **Präſident** aber denkt für ihn. Dieſer **Analyſt**

lyſt giebt ſich für keinen Schriftſteller aus: er ordnet ſeine algebraiſchen Formeln, und zu Ende einer langen Ausrechnung, findet er, aus einer dieſer Formeln, daß ein nach einem Mittelpuncte gezogener Körper ſich unfehlbar vernichten müſſe, wenn er hinkömmt: lachet ihn aber etwa Herr **Robins** * darüber aus; ſo thut er es bloß darum, weil Herr **Euler** kein Engländer iſt.

Da des Herrn von **Maupertuis** Schreibart, ſeine Art, von den Wiſſenſchaften zu denken, ſeine Art des Witzes, und kurz, alles, zwiſchen Herrn **Königen** und ihm, ganz verſchieden iſt: ſo mußte man die Sache auf eine andere Art anfangen; nicht aber der gelehrten Welt, welche alle Sachen verkehrt beurtheilet, und allezeit auf eine Partey, zum Schaden der andern tritt, die Freyheit überlaſſen, dieſe gelehrte Streitigkeit zu entſcheiden. Man mußte daher Herrn **Königen** einen Proceß an den Hals werfen. Aber worüber? und vor was für einem Richter? Das war ein wenig verdrüßlich! Wäre die Frage nur von der Sache an ſich ſelbſt geweſen; das heißt, wäre es nur darauf angekommen, zu entſcheiden: welcher von dieſen beyden Herren, in Anſehung des **Lehrgebäudes von der kleinſten Wirkung**; Recht oder Unrecht hätte? ſo hätte man Abrede nehmen können, die Richter in der **londonſchen oder pariſiſchen Akademie** zu ſuchen. Denn keiner von beyden Widerſachern ſtand bey denſelben

---

* Ein berühmter engländiſcher Meßkünſtler, der verſchiedene Irrthümer des Hn. Eulers unter andern auch dieſen, aufgedecket hat.

ſelben in ſo groſſem Anſehen, daß er durch Rotten über ſeinen Gegner hätte ſiegen können. Da aber Herr von Maupertuis bloß darauf ſann, wie er Herrn **Königen** für die Verwägenheit ſtrafen möchte, daß er ihm widerſprochen hatte; und es nicht leiden mußte, daß ſeine Theorie und die Einwürfe, welche ſein Gegner dawider gemachet hatte, zu einer Unterſuchung Anlaß gäben: ſo mußte man nothwendig einen andern ſichern Weg erfinden, dieſes edele Vorhaben auszuführen. Mit Einbildungskraft und Verſtand bringt man es weit! und erdencket Sachen, die tauſend andern nie in den Sinn gekommen wären.

Wir wollen doch einmal ſehen, was wohl **Eure Gnaden**, an der Stelle des geſchickten Maupertuis gethan hätten? Was hätten Sie wohl erdacht, gn. Frau? Wobey hätten ſie Herrn Königen wohl gezwicket? Wiſſen Sie es? Nein! Nun gut: ich will ſehen, wie weit Dero Scharfſinnigkeit ſich erſtrecket.

Herr **König** endiget ſeine in die leipziger Acta eingerückte Schrift, (darinnen er den Herrn von Maupertuis nicht nennet) mit dieſen Worten: "Zum Schluſſe will ich noch anmerken, daß es ſcheint, als habe Herr von **Leibniz** viel weitläuftigere Begriffe von der Wirkung gehabt, als wir vieleicht heut zu Tage denken: denn man hat von ihm einen Brief an den Herrn Hermann, darinnen er ſaget: Die Wirkung iſt nicht das was Sie denken; die Erwägung der Zeit kömmt auch noch dazu. Sie iſt, wie das

"Product der Maſſe durch die Zeit, oder der Zeit durch die lebendige Kraft. Ich habe angemerket, daß ſie in den Abänderungen der Bewegungen, gemeiniglich ein Maximum oder ein Minimum wird. Hieraus kann man verſchiedene ſehr wichtige Sätze folgern. Sie könnten dienen, die krummen Linien zu beſtimmen, welche die von einem oder mehrern Mittelpuncten angezogenen Körper beſchreiben. Ich wollte unter andern auch von dieſen Dingen, in dem zweyten Theile meiner Dynamik handeln; den ich aber unterdrücket habe: weil die übele Aufnahme, die der erſte bey dem Vorurtheile gefunden, mir die Sache verekelt hat."

Da ſehe ich noch nichts, werden Eure Gnaden ſagen, was mir das anzeigete, was ich ſuche. Ich will Ihnen alſo, um die Luſt zu vergrößern, noch ferner ſagen: daß dieſe Worte, den Stoff zum ganzen Proceſſe, und zur Verdammung desjenigen abgeben, der ſie in ſeine Schrift eingerücket hat. Da haben ſie gegebene Sätze genug. Sie ſind eine Philoſophinn; ordnen ſie dieſes fein logiſch zuſammen, als wenn Sie einen Satz erweiſen wollten: und können Sie ſich nicht heraus finden; ſo ſind Sie in der Kunſt zu erfinden, und was neues hervorzubringen, noch nicht weit gekommen. Sie weichen alſo? Nun gut! ſo will ich Ihnen ſagen, daß das, was weder Sie, noch ich, noch irgend ein Menſch, in dieſen Worten ſieht, doch wirklich darinnen ſtecke. Dieß will mit eben ſo vielen

Worten ſagen: **Herr von Maupertuis** iſt ein Dieb, ein gelehrter Dieb, ein Menſch, der ſich kein Bedenken machet, dem Herrn **von Leibnitz**, einem verſtorbenen und begrabenen Manne, der das ſeinige nicht wieder fodern kann, dasjenige zu rauben, was das ſchönſte, größte und ſeltenſte von der Welt war; und daß Herr **König**, der dieſes ſaget, ohne daß er es beweiſen kann, ein Ehrabſchneider, ein Betrüger, und ein henkenswerther Menſch ſey. Sehen Sie dieſes alles in den angezogenen Worten? Es ſtecket gewiß darinnen! Herr von Maupertuis verſichert es: und Herr **Euler** hat es genau ausgerechnet.

Damit dieß alles aber ſeyn könne, meine gnädige **Frau**, ſo muß man freylich irgend einen kleinen Widerſpruch mit unterlaufen laſſen. Das thut aber nichts; man darf nur vorausſetzen: Herr **König** ſey ihn nicht gewahr geworden, ſo iſt alle Schwierigkeit gehoben.

Dieſer Satz iſt unfehlbar aus des Herrn **von Leibnitz** Lehrgebäude über die Grundſätze und Geſetze der **Dynamik**; und indem er dieſen Grundſätzen zu folge ſchließt, ſo hat er im Sinne, des Hrn. **von Maupertuis** neue Lehre zu ſchwächen. Da nun dieſes iſt, wie könnte er denn dieſen letztern beſchuldigen, er habe eben dieſes Lehrgebäu aus den Schriften des Herrn **von Leibnitz** genommen? Wenn auch übrigens Herr **von Maupertuis** den Brief des Herrn **von Leibnitz** geleſen hätte: was hätte er wohl aus einer Stelle folgern können, die nichts entwickelt, nichts erkläret? Das paſſet ſich nicht. Gleichwohl iſt es ohne Zweifel, daß nach Herrn Königen, der **Präſident** der berliniſchen Akademie Unrecht habe; wenn er ſich für den Erfinder des ſchönen und erhabenen Grundſatzes von der kleinſten Wirkung ausgeben will: indem Herr **von Leibnitz** eben dieſen Grundſatz, mit allen denen Folgen deutlich voraus geſehen, die dieſer letzte daraus gezogen, in der Zeit, da er noch erſt gebohren werden ſollte. Aber nein! ſprechen Sie, ich ſehe dieſes in den Worten nicht, ohne ein faciam te bene venire! ich will dich ſchon heraus kriegen! Ich höre ſogar, daß es Gelehrte giebt, die gerade das Gegentheil darinnen leſen.

Sachte! meine **gnädige Frau.** Ein großer Weltweiſer, der gar wohl weis, was zu einer Demonſtration erfodert wird, iſt überzeuget, daß es ſo, und nicht anders ſey: und Herr **Euler** hat der Akademie die Wahrheit davon bezeuget: folglich wird die Sache doch wohl wahr ſeyn.

Sie ſehen nun wohl, daß eine außerordentliche Genugthuung, für eine ſo ausnehmende Beleidigung nöthig war. Das iſt nicht mehr als billig! Herr **von Maupertuis**, der mit vielem Witze, auch viel Klugheit verbindet, griff die Sache als ein geſchickter Mann an. Damit er dem Herrn **König** einen ernſthaften Criminalproceß zuzöge, mußte man vorläufig wiſſen: wo denn der Brief zu finden wäre, davon Herr **König** ein Stück anführet? Wäre derſelbe zu finden geweſen; ſo hätte man von der Akademie bloß Herrn **Königs** Schrift verurtheilen laſſen, und hätte ihm auferleget: künftighin behutſamer,

hutſamer, niemals anderer Meynung als der **Präſident** zu ſeyn, und wie ſichs gehöret und wohlanſtändig iſt, in verba Magiſtri zu ſchwören. Fände ſich die Urſchrift aber nicht; ſo war die Maus in der Falle, und der **Profeſſor** würde verurtheilet, verdammet, ausgeſtrichen, und als ein garſtiger Menſch fortgejaget.

Dieſem Anſchlage zu folge, ſchreibt Herr **von Maupertuis** an den Profeſſor einen ſehr ſanftmüthigen, höflichen, verzuckerten Brief; ſtreichelt ihm ganz ſachte den Bart; verſichert ihn, er habe ſeine Schrift mit Vergnügen geleſen, unvergleichliche Sachen darinn gefunden, und würde bey müßigen Stunden darauf antworten. Da er aber von Natur auf geheime Nachrichten ſehr begierig wäre, und alles liebete, was einiges Verhältniß mit der **Theorie von der kleinſten Wirkung** hätte: ſo würde es ihn ſehr erfreuen, den Brief des Herrn **von Leibnitz** zu leſen, der dieſes Fragment enthielte. Herr **König** nahm dieſes Säftchen glücklich ein. Die Ehre, die ihm dieſer ausnehmende Gelehrte erweiſen wollte, mit ihm eine Lanze zu brechen, kützelte ihn ſehr. Er ſchickete ihm eine Abſchrift des ganzen Briefes, die ihm ein gewiſſer Herr Henzy in **Bern**, welcher eine Sammlung von leibnitziſchen Briefen beſeſſen, nebſt einigen andern zugeſchicket hatte; die Herr **König** ſich erboth dem Herrn **von Maupertuis** ebenfalls mitzutheilen, wenn er es verlangete. Wo iſt aber das Original dieſes Briefes? fragete der **Präſident**. Das weis ich nicht! ſaget **Herr König**. Wo ſind alle Urſchriften, die **Leibnitz** an Hermannen, an den de l'Hospital, Guillelmini, de **Volder**, und ſo viel andere Gelehrte verſchiedener Länder geſchrieben hat? Wo ſind die Briefe, die Herr **Bourguet** hatte? von denen er einem jeden, der es begehrete, Abſchriften gab, und endlich die Originale für Geld verkaufet hat? Sollen die Abſchriften aller dieſer Briefe etwa falſch ſeyn?

Das iſt alles in den Wind geredet! Nun haben wir alles, was wir brauchen; und du ſollſt tanzen, wie wir pfeifen werden. Nun ſchreib künftig wider den Herrn **von Maupertuis**, du guter Herr **König**! Miſche dich nur ins Tadeln! Nimm dirs nur mehr heraus, einem ſo hochberühmten Manne zu ſagen, er habe gefehlet. Laß dich es nur merken, daß du ihn in Verdacht haſt, er habe geirret. Hier ſiehſt du die Folgen davon! und anſtatt, daß des Herrn **von Maupertuis** ausnehmende Gelindigkeit dich verwegen machet, ſo ſollte ſie dich vielmehr demüthigen und beſchämen.

Vergeben Sie mir, gnädige Frau, dieſe kleine Aufwallung meines Zornes, die Herrn **Königs** Aufführung in meiner Seele erreget. Es iſt gar zu natürlich, ſich des Ruhmes eines großen Mannes anzunehmen. Kaum hatte der **Präſident** dieſe Antwort von ſeinem Gegner erhalten, der ſein Unvermögen, die Urſchrift zu zeigen, klärlich darſtellete; ſo ſiegete er in ſeinem Herzen. Die Rachgier, die ſich zuweilen auch der ſchönſten Seelen bemächtiget, nahm des Herrn **von Maupertuis** ſeine ganz und gar ein. Er zog die Sturmglocke, und alle ſeine Freunde kamen herbey gelaufen.

Der furchtbare Formuliſt, Euler, war einer von den erſten. Sobald der Präſident ihn erblickete, öffnete er ihm die Arme, und ſagete mit einer zugleich ſtarken und beweglichen Stimme zu ihm: Komm her, du würdige Stütze der Akademie! unermüdlicher Ausrechner! der ganz allein meine ſeltene Gabe, Sachen auszurechnen, davon du keinen Begriff haſt, mit mir theileſt; der allein die Philoſophie ſo weis, wie ich; durch einen bloßen natürlichen Trieb, ohne ſie jemals gelernet zu haben; du, vor dem alle Algebraiſten die Knie beugen; du, mein Lieber! der du die Gabe beſitzeſt, die gemeinſten Dinge, durch das Gewirre deiner ſchrecklichen Ausrechnungen erhaben zu machen; du endlich, der du durch die dornichtſten und unzugänglichſten Wege, zu den Auflöſungen der allereinfältigſten Aufgaben zu gelangen weiſt; komm! räche deine und meine gekränkte Ehre! Du allein kanſt es thun, der du, ſo ſchwer wie Bley, recht dazu gemachet biſt, auch ſo hart zuzuſchmeißen, als dieſes Metall, wann dein entflammter Zorn dich gegen einen Feind jaget. Du biſt beleidiget, ohne es zu wiſſen, und man geht mit uns, mit dir und mir, als mit Leuten um, die von aller Vernunft ſo leer ſind, daß ſie eine Meynung von dem alten Knaſterbarte Leibnitz angenommen hätten; da doch alle Welt weis, wie ſehr wir ihn verachten! Und um dieſes zu beweiſen, ſo nimmt man ſeine Zuflucht zu einem untergeſchobenen Briefe!

Es iſt wohl wahr, wenn man ihn recht unterſuchet: ſo redet er weder von dir, noch von mir, noch von unſerm Lehrgebäude. Allein, man hat das Herz gehabt, wider deinen **Präſidenten** zu ſchreiben. Dir alſo, und denen, die hier zugegen ſind, liegt es ob, mich an einem verrätheriſchen Schriftſteller zu rächen. Ich, meine Herren, ſchaffe euch Gehalte; ſchaffet ihr, daß ich Ruhm erwerbe! Ihr ſeyd Philoſophen! ihr wißt, daß nichts der Morale gemäßer iſt, als dieſe gegenſeitige Dienſtleiſtung. Getroſt! ihr ſeyd die einzigen nicht! Die Verfaſſer der **Encyklopädie**, meiſtentheils Leute, die alles hinſchreiben, was man nur will, ſind ehrenhalber verbunden, ſich mit euch zu vereinigen. Als meine guten Freunde, haben ſie mir unter dem Worte, **Action**, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Nun kann meine Ehre nicht ſterben! Zwölf dicke Folianten, werden ſie vor der Gefräßigkeit der Zeit ſchützen, die allein mir ſchaden kann. Getroſt! man verſammle ſich! man richte! man verurtheile! Wer mich lieb hat, der wird meiner Meynung ſeyn.

Den Augenblick laufen ſie alle davon, und ſtimmen, nemine contradicente: daß der **Grundſatz der kleinſten Wirkung**, die höchſte Probe des Verſtandes ſey, die je ein Sterblicher gegeben hat. Herr **König** wird vorgeladen; er antwortet aber nicht ſogleich. Er wird abermal geladen; doch er verwirft unverſchämter Weiſe den Richtſtuhl der **Akademie**, und deſſen Befugniß: noch was ärgers! Indeſſen ſchreibt er an den Herrn von **Mauper-**

tuis einen langen und ausführlichen Brief, darinnen er mit den ausdrücklichſten Worten verſichert und beſtätiget: er habe nie im Sinne gehabt, ihm ſchuld zu geben, daß er dem Herrn von **Leibnitz** etwas genommen hätte; ſondern er behaupte vielmehr, daß dieſer große Mann (mit Herrn **Königen** zu reden) dynamiſche Grundſätze gehabt, die den ſeinigen gerade entgegen geſetzet wären. Dem Herrn von **Maupertuis** allein gehöre das Lehrgebäu von der kleinſten Wirkung, eigen, und mit Ausſchließung aller andern, zu; ſo wie es in den pariſiſchen und berliniſchen Memoires befindlich iſt: und Herr **König** bevollmächtiget ihn endlich, dieſen Brief allen Menſchen vorzuleſen, und ihn zu ſeinem Vortheile, und zu ſeiner Ehre, nach Belieben zu brauchen.

Damit hatte nun Herr **König**, wie er meynete, etwas Rechtes ausgerichtet! Aller Streit müßte von Rechts wegen ein Ende nehmen. Dieſer Brief, den der **Präſident** ſeiner **Akademie** vorleſen, und der in deren Memoires eingerücket werden konnte, ſchien ihm hinlänglich zu ſeyn, den Zorn dieſes großen Mannes zu ſtillen; und er hoffete, daß nunmehr der Frieden auf den Streit folgen ſollte. Allein, wäre Herr von **Maupertuis** hierbey ſtehen geblieben: ſo hätte ſein Lehrgebäu nie geſieget; die Zeitungen hätten deſſelben nie gedacht; kein Menſch hätte nach dieſer erhabenen Entdeckung gefraget: und es wäre der Mühe nicht werth geweſen, tiefſinnig nachzudenken, zu ſchreiben und drucken zu laſſen; ohne jemals dieſes Lohnes zu genießen.

nießen. Nunmehr aber thut eine ganze Akademie von ihrem hohen Throne den Ausſpruch: daß dieſe Entdeckung erhaben, nützlich, und dem menſchlichen Geſchlechte nöthig ſey. Die ganze Welt höret es; wer auch noch ſo wenig Neugier beſitzet, der bekömmt Luſt, ſie zu erlernen und zu ergründen; die natürliche Religion, die Phyſik, Moral, und inſonderheit die Metaphyſik, und kurz alle Wiſſenſchaften, werden dadurch aufgekläret. Die Nachwelt wird nunmehr erfahren, was ſie der Scharfſichtigkeit eines Geiſtes zu danken habe, der der einzige in ſeiner Art war: und der Namen des Hrn. **von Maupertuis** kann nicht vergeſſen werden; ſo lange es noch in der Welt ein Exemplar von dem **Urtheilsſpruche der Akademie** geben wird.

Da alſo Herr **König** nur eine bloße Abſchrift von dem Briefe aufbringen konnte, den er dem Herrn **von Leibnitz** zugeſchrieben hatte; und ſich den Ausſprüchen dererjenigen nicht unterwerfen wollte, die Herr **von Maupertuis** zur Unterſuchung dieſes Handels auserſehen hatte: ſo ward er wegen halsſtarrigen Außenbleibens verdammet; das angegebene **Fragment** ward für falſch und untergeſchoben; und Herr **König** für einen Lügner und Verfälſcher, wenigſtens ſubintelligitur, erkläret. Das iſt trocken und bitter! meine **gnädige Frau**; allein, meines Erachtens, gerecht, wenn auch gleich das Gegentheil wahr wäre.

Herr **König** ſchloß, als er dieſen Ausſpruch erhielt, daß er in der That die Ehre nicht mehr verdiene, ein Mitglied einer **Akademie** zu ſeyn, die auf Befehl des Herrn **von Maupertuis** ihn verdammet hätte. Er gieng beſcheidentlich in ſich. Er empfand die ganze Ueberlegenheit ſeines Gegners, und ſchloß ſich alſo ſein ſelbſt aus; indem er ſein Diplom zurück ſchickete. Nun iſt er, wie er es zu ſeyn verdienet, **meines Herrn Nichts!**

Herr **von Maupertuis** hätte viel ſtrenger mit ihm verfahren können; er hätte ihm die akademiſchen Strafen auferlegen können; er hätte ihn ausſtreichen und für einen Unwiſſenden, einen Läſterer, einen Neider der Ehre desjenigen erklären können, den er das Herz gehabt hatte anzugreifen. Allein die Großmuth des Herrn **Präſidenten** hat ſich begnüget, die Sachen nur zu verſtehen zu geben, ohne ſie ausdrücklich zu ſagen. Die Klugheit wollte überdem: daß man noch was im Vorrathe behielte, womit man den Herrn **König** im Zaume halten könnte; wenn er ſich irgend gelüſten ließe, die Geſetze der Gerechtigkeit zu brechen.

Geſtehen **Eure Gnaden** nur: daß, wenn alle gelehrte Streitigkeiten ſo geſchlichtet würden, die Wiſſenſchaften es in kurzem weit bringen ſollten. Drey oder vier geſchickte Leute würden ſich zu Richtern der Uneinigkeiten aufwerfen, die unter den Gelehrten entſtünden, und den guten Werken ihren Werth beſtimmen. Die ſchlechten ſchicketen ſie unters alte Eiſen; ein jeder würde ſich beſtreben, die Hochachtung und den Beyfall der Herren Cenſoren zu verdienen: und die gelehrte Welt wüßte doch, woran ſie ſich, wegen der Güte der Schriftſteller, und des Werthes ihrer Arbeiten zu halten hätte.

Man verſichert, daß Herr von **Maupertuis** beſchäfftiget ſey, eine Caracteriſtik der ſcientifiſchen **Werke** zu verfertigen: deren Nutzen darinnen beſtehen ſoll; daß man mit einem Blicke an dem Titel und der Vorrede ſehen könne, was an einem Buche ſey, und was man davon halten ſolle. Das wird für Sie, gnädige **Frau**, und für mich hübſch bequem ſeyn! Wehe aber den kleinen Schriftſtellern! inſonderheit den **deutſchen** dunkeln **Metaphyſikern**; dem **Wolf** und den Schülern des **Leibnitz**, und einigen andern! Herr von **Maupertuis** iſt wider euch, ihr verruffenen Doctoren! Oder geht fein erſt auf Reiſen, lernet die artige Welt kennen! Ihr ſollet ſchon noch geleſen werden; wenn ihr erſt wie artige Leute denken und auch ſo ſchreiben werdet!

Man ſaget, Herr **König** habe ſich vorgeſetzet, des Herrn von **Maupertuis** Werke zu zergliedern, und deren Geripp der gelehrten Welt zur Schau zu bringen. Das kann er freylich thun. In Holland und England drucket man alles: woſern er aber glaubet, daß Herr von **Maupertuis** ihm die Ehre thun, und geradezu antworten werde, ſo irret er ſich gewaltig. Er bedenke, daß Leute genug beſoldet werden, dieſen vortrefflichen Mann zu verfechten; und woſern er glaubet: daß, weil ſein vorzügliches Verdienſt ihn mit einigen berühmten Leuten in Frankreich und anderwärts in Feindſchaft gebracht hat, nur lauter ABCſchützen übrig bleiben werden, die ſeine Werke in ihren Schutz nehmen; ſo irret man ſich. Man weis, daß er mehr als einen philoſophiſchen Schüler ernähret, welche gleich dem jungen Speculiſten, an welchen Herr **Euler** einen Brief richtet *, deſſen Flügel ſich täglich verſtärken, bald im Stande ſeyn werden, ihrem Meiſter gleich zu fliegen. Ich bin nicht parteyiſch, gnädige Frau; aber ich glaube, meinem Gewiſſen nach: daß es Herrn **Königen** ſehr übel angeſtanden, ein Werk anzufechten, welches ſeinem Urheber lieb und werth iſt; welches ihm an einem prächtigen Hofe Anſehen ertheilet, und dem unwiſſenden gemeinen Manne Ehrfurcht auferleget. Sie ſehen wohl, gnädige Frau, daß ein Gelehrter, in denen Umſtänden, darinnen ſich Herr von **Maupertuis** befindet, eines überſchwänglichen Ruhmes bedarf; und daß man folglich viele Nachſicht gegen ſeine Arbeiten nöthig habe, geſetzt, daß er in jeder Zeile geirret hätte. Das würden Schwachheiten eines großen Mannes ſeyn, die man den Layen niemals anzeigen muß.

Man ſchreibe immerhin wider einen **Reaumür**, **Clairaut**, **Bernoulli**, **Caßini**, **Mairan**, **Bouguers**, u. ſ. w. das hat nichts zu bedeuten! das ſind nur Handwerksgelehrte! Herr von **Maupertuis** aber ſchreibt zu ſeinem Zeitvertreibe; und nicht, daß er ſich dem Tadel der Pedanten von Profeßion ausſetzen will.

---

* Siehe vorn die 293. Seite.

Ich weis wohl, gnädige Frau, daß eine gewiſſe gelehrte Welt anders denket als ich; und hier iſt der Inhalt deſſen, was man von dieſer Sache ſaget: ich will Ihnen nichts verhölen, weil Sie mir befehlen, daß ich Ihnen alles ſagen ſoll. Man ſaget: ein unbändiger Hochmuth, und eine ausſchweifende Aufgeblaſenheit, hätten den Herrn von **Maupertuis** angereizet, dieſe ganze Jagd über nichts anzufangen. Er ſey ausnehmend vernarret in ſeine Werke, und wer ihm alſo widerſpräche, der würde ein Gegenſtand ſeines Haſſes und ſeiner Wuth. Herr **König** hätte ſich gegen ihn nicht beſcheidener und behutſamer aufführen können, als er gethan: das Fragment des Briefes enthalte dasjenige nicht, was Herr von **Maupertuis** ihm ſchuld giebt; und, wenn gleich Herr von **Leibnitz** ein Lehrgebäu und Grundſätze über die **Wirkungskraft** erſonnen hätte, da er nichts davon bekannt gemachet; Herr von **Maupertuis** noch immer der Erfinder dieſer erhabenen und wunderwürdigen Entdeckung bleiben würde. Daß Herrn **Königs** mit ſo vieler Demuth und Höflichkeit abgefaßtes Schreiben dem Streite ein Ende hätte machen ſollen; daß aber Herr von **Maupertuis** nur die **Akademie** in dieſe Sache zu verwickeln gewünſchet, um ihm die Augen voll Sand zu werfen, und einer Theorie Anſehen und Glanz zu verſchaffen, darinnen nichts gut und wahr wäre, als was bereits in andern Schriftſtellern ſtünde, die Herr von **Maupertuis** nicht gewürdiget hat, zu nennen. Daß die **Akademie** kein Recht gehabt hätte, dieſen Streit abzuthun; daß die pariſiſche Akademie, davon Herr von **Maupertuis** ein Mitglied iſt, über eine ſolche Sache nimmermehr ein Urtheil würde gefället haben; indem, wenn die Akademien ein ſolches Recht beſäßen, die Wiſſenſchaften gar bald ohne Rettung verloren ſeyn, und diejenigen Zeiten, welche einen **Virgilius** [*] und **Galiläus** [**] verdammeten, wieder zum Vorſcheine kommen würden. Das gemeine Weſen allein hätte ein Recht, die Gelehrten und Erfinder zu richten. Herr von **Maupertuis** wäre über dieſes zugleich Richter und Partey; er habe in der berliniſchen Akademie alle Gewalt in Händen; er herrſche darinn eigenmächtig, und Herrn **Königs** Richter wären weder Meßkünſtler, noch Metaphyſiker; ſie wären alſo auch nicht im Stande geweſen, ſo zu urtheilen, wie ſie gethan haben, daß des Herrn von **Maupertuis** Theorie erhaben, wunderbar, und reich an wichtigen Folgen ſey. Man hätte den Proceß bey einer Unterſuchung der ſtreitigen Theorie anfangen, und ſehen müſſen: ob ſie in der That etwas enthalte, das den boshaften Neid erregen könnte? und ob ſie verdiene von einer ganzen Akademie wieder gefodert und ein Gegenſtand eines Nationalſtreites zu werden?

---

[*] Dieß war ein alter Biſchof von Regensburg, den der Pabſt deswegen verdammete, weil er Gegenfüßler glaubete.

[**] Dieſen verdammete eine Congregation von Cardinälen, wegen der Bewegung der Erdkugel, die er gelehret hatte.

Andere endlich beſchuldigen Herrn **Königen** einer Feigheit und verſtellten Beſcheidenheit. Er hätte, ſagen ſie, ohne viele Complimenten, das Maul aufthun, und dem Herrn **Präſidenten** deutſch und trocken ſagen ſollen: Alles, was in deiner ſogenannten erhabenen **Theorie** klein, ſchlecht und übel verſtanden iſt, das iſt von dir; und alles, was Gutes daran iſt, das gehöret berühmten Männern zu, mit denen keine Seele dich jemals vergleichen wird, außer du allein, und deine Freunde. Alles, was ſich in deiner Theorie auf die Lehre von den Kräften bezieht, gehöret dir es denn zu? Biſt du es, der zuerſt die mathematiſche Schätzung der Wirkungskraft, durch das Product des Raumes und der Geſchwindigkeit; oder durch das Product der lebendigen Kraft und der Zeit gelehret hat? Warſt du wohl der Mann zu ſolchem Nachſinnen? Und was haſt du denn jemals erfunden, als das Geheimniß, ein großes Parlaren über Nichts anzufangen, Lappereyen ernſthaft vorzutragen, und ihnen ein ſcientifiſches Anſehen zu geben? Biſt du wohl in irgend einer Sache ein außerordentlicher Mann? Du weiſt in der Meßkunſt das, was tauſend andere wiſſen, und dein Client **Euler**, der dir hoſiert, und vor dir niederknieet, würde wohl ein Wörtchen zu reden wiſſen, wenn er nur dörfte. Haſt du vielleicht mehr Witz und Kenntniß der Welt, als er; ſo iſt er doch allemal in der Kunſt, Formeln zu ordnen, eben ſo ſehr dein Meiſter, als **Voltaire** es über den poetiſchen Bacalaur Arnauld iſt. Glaubeſt du denn, daß alle Menſchen ſo wenig leſen, als du und deine Freunde? und daß der **Pater Malebranſche** und **s'Graveſande**, im ganzen übrigen Europa ſo unbekannt ſind, als in **Berlin** und in der **Akademie**? Herr **s'Graveſande**, der ſo beſcheiden, als geſchickt war, hat niemals das mindeſte Lärmen von den Lehrſätzen über die Minimität der lebendigen Kraft, oder der eigenen Wirkung gemachet: welche Lehrſätze du der ganzen Erden für eine ſo glückliche und erhabene Entdeckung angiebſt. Saget dieſer gelehrte Mann nicht in dem XV. Satze ſeines **Verſuches von dem Anſtoße der Körper**, welcher 1722. gedrucket worden, mit ausdrücklichen Worten: daß, **wenn die reſpective Geſchwindigkeit zweener Körper angegeben iſt, die Summe ihrer Kräfte die kleineſte mögliche ſey; wann ihre Richtungen widrig und ihre unbedingte Geſchwindigkeiten in gegenſeitiger Verhältniß der Maſſen ſind**? und iſt dieß Theorema nicht von Wort zu Worte eben dasjenige, deſſen du dich bedieneſt, die Geſetze des Anſtoßes der Körper (wie du dir einbildeſt) zu beſtimmen? wenn man nur an die Stelle des Wortes Kraft, das Wörtchen **Wirkung**, ſetzet, welches ſich thun läßt, indem in dieſem Falle die Wirkung und Kraft einerley ſind.

Hat der **Pater Malebranſche** dieſe Hypotheſin nicht klärlich gelehret: daß Gott alle Veränderungen in der Welt, durch die **kleinſte Wirkung** bewerkſtellige? Iſt dieſes nicht ſogar eine Folge ſeiner Lehre, daß nicht die Creaturen in kraft ihrer Natur und ihres Weſens wirken, ſondern daß Gott der erſte und einzige Beweger ſey? Iſt dieſes nicht klar, weil er ſaget: Gott ſelbſt ſchaffe einen Körper lieber durch eine gerade, als durch eine krumme Linie, von einer Stelle auf die andere; indem der Uebergang durch den geraden Weg, weniger Wirkung erfodert, als der Uebergang durch irgend einen krummen Weg? Was aber deine Schätzung der Wirkung betrifft: ſo iſt ſie ja nichts von derjenigen unterſchieden, die in dem erſten Bande der **Commentarien der kaiſerlichen petersburgiſchen Akademie** ſteht; darinnen der Freyherr **von Wolf** die Grundſätze der Dynamik, nach den Begriffen des Herrn **von Leibnitz** feſtſetzet, welche in einem Briefe dieſes letztern, vom 12. Jenner 1711. erkläret werden: welcher Brief zeiget, daß Herr **von Leibnitz** eben dieſelben Grundſätze der Dynamik über die reine Wirkung gehabt hat, welche der Freyherr **von Wolf** in ſeinem Aufſatze feſtſetzet? Denn wenn Herr **von Leibnitz** $A = PT$ machet; das heißt, die Wirkung, der durch die Zeit vervielfältigten lebendigen Kraft gleich machet: machet er denn nicht eben hiedurch die Wirkung dem Producte des Raumes durch die Geſchwindigkeit gleich? und haſt du wohl was anders gethan, als daß du dieſes abgeſchrieben haſt? Willſt du dir die Mühe geben, den Herrn **Engelhard**, Profeſſorn in Gröningen, einen ſehr gelehrten, klugen Mann, zu fragen: warum er, da er ſeine Zuhörer die Minimität der Wirkung unter dem Namen der kleinſten Summe der **uneingeſchränkten lebendigen Kräfte** gelehret, mit dieſer Lehre niemals viel Geſchrey gemachet habe? ſo wird er dir antworten: weil alles, was in dergleichen Theorien gut iſt, ſich von der wahren Schätzung der Wirkung herſchreiben muß, die Herr von Leibnitz erfunden hat; und alſo auch dieſem großen Manne allein die Ehre derer Folgen gebühre, die man daraus herleiten kann. Und was haſt du denn mehr gethan, als daß du das Wörtlein allezeit zu demjenigen geſetzet haſt, was Leibnitz ſaget? Und dieſes Wörtlein allezeit, welches von dir iſt, enthält eben einen Theil deſſen in ſich, was in deiner Theorie nicht wahr iſt; und was Herr König nach dem Hn. von Leibnitz beſtreitet. Biſt du nicht alſo, nicht nur ein gelehrter Dieb, ſondern auch ein ſehr ſeichter Kopf, der anderer Leute Theorien ſchlecht faſſet, und ihnen falſche Deutungen giebt? Denn, ſage mir einmal, als ein artiger Mann, wie willſt du dein Verfahren rechtfertigen? Was willſt du in Anſehung des Pater Malebranſche ſagen? Du kannſt doch nicht läugnen, daß du ihn geleſen, angeführet und widerleget haſt? was willſt du demjenigen ſagen, der dir die petersburgiſchen Commentarien verweiſt, der dir des s'Graveſande Buch vor die Naſe leget? Deiner Ehre wegen mußt du ſagen, daß du dieſe Werke nie geſehen, noch geleſen haſt; aber wo bleibt hernach der gelehrte Mann, den du vorzuſtellen bezahlet wirſt? Die Welt erwartet einen dicken Band voller Entſchuldigungen; aber zu allem Unglücke verdammet dich deine eigene Jurisprudenz: weil du feſtgeſetzet haſt, man gäbe dich als einen gelehrten Dieb an, ſobald man die Welt verführete, zu glauben: Leibnitz habe die Sachen gewußt, die du für dein eigen angegeben haſt. Nun iſt es anjetzt außer allem Streite, daß Leibnitz alle dieſe Sachen vor dir gewußt haſt. Was biſt du alſo nach deinen eigenen Grundſätzen? Aber um des Himmels willen! was ſocht dich denn an, einen allgemeinen metaphyſiſchen Grundſatz zu ſuchen, welcher von denen Geſetzen Urſache geben ſollte, die das höchſte Weſen ſich bey Erſchaffung der Welt vorgeſetzet hat? Haſt du denn auch jemals die Metaphyſik gelernet? Wann? Unter welchem Lehrer? Aus was für Büchern? Weis man denn in Deutſchland und Frankreich nicht zur Genüge, daß du nichts davon verſtehſt? Du ſpotteſt über den Freyherrn von **Wolf**, deſſen Bücher du niemals aufgeſchlagen haſt: ungeachtet ſeine kleine **Vernunftlehre** dir viel Frommen ſchaffen konnte. Ne ſutor ultra crepidam! Menge dich nicht mehr in Sachen, die du nicht verſtehſt. Dein Verſuch einer Sittenlehre hat gezeiget, was du für ein Mann biſt; die Löwenhaut hilft dir nichts mehr: du hätteſt ſchweigen ſollen. So wie man geſaget hat, ohne des **Boileau Pult**, hätte man nie behaupten können, daß er ein Dichter geweſen: ſo konnte man auch, ohne deine Aſtronomiam Nauticam, die ganz artig geordnet iſt, und einigen andern mittelmäßigen Stücken, die in die Memoires der pariſiſchen **Akademie der Wiſſenſchaften** eingerücket ſind, dich nimmermehr für einen Meßkünſtler gelten laſſen. Thue dir alſo ſelber Recht: deine nordiſche Reiſe, und der Schwung, den du dem, was du ſchreibſt, zu geben weiſt, (welchen Voltäre jedoch oftmals zu verbeſſern wiſſen würde) und die Gnade eines großen Prinzen, die ſind dein ganzer Ruhm. Uebrigens begehre keine Entdeckungen zu machen, noch erhabene Sachen auszugrübeln. Dein Eifer iſt ſchon zu loben: in magnis voluiſſe ſat eſt; aber das iſt es auch alles. Wofern deine ſpeculativiſche Claſſe dich zum Muſter nimmt, ſo kriegen wir wahrhaftig noch eine für den Johann Hagel verſtändliche Metaphyſik. Im Spazierenfahren, bey Picknicken, Bällen, (ohne ſogar die tragiſchen Begebenheiten im Domino zu befürchten: du verſtehſt mich wohl!) giebt es Gelegenheit, ſehr kurzweilige Philoſophien zu machen, die dem ſchönen Geſchlechte ſehr begreiflich ſind.

Dieſes, meine gnädige Frau, ſind die Gedanken eines großen Theiles unſerer gelehrten Welt, die man in allen Caffeehäuſern dieſer Stadt hören kann; die Eiferſucht, der Erbfeind der Verdienſte, hecket unfehlbar den größten Theil davon aus. Sie aber ſind billig und erleuchtet, Sie werden die Sachen ſchon auf ihren wahren Werth zu ſetzen wiſſen.

Gleichwohl kann ich mich nicht enthalten, noch hinzu zu fügen, daß dieſer gelehrte **Präſident** einen ziemlich ſeltſamen Streich geſpielet hat, der wohl die Wahrheit deſſen beſtätiget, was **Moliere** ſaget: **ein großer Mann hat ein Quentchen Narrheit unter ſeine Weisheit gemiſchet.** Er hat ſichs einkommen laſſen, einen Brief an die königliche Prinzeßinn von England, Statthalterinn der ſieben Provinzen, zu ſchreiben, und ſie darinn flehentlich zu erſuchen: ſie möchte doch Herrn Königen verbiethen, niemals eine Feder wider ihn anzuſetzen; ja er erkühnet ſich von der Gerechtigkeit dieſer Prinzeßinn zu begehren: ſie ſolle einem Menſchen, der die Ehre hat, in ihren Dienſten zu ſtehen, verbiethen: daß er ſich von einer unehrlichen That nicht reinige, die, wenn er fähig wäre, ſie zu begehen, ihn dieſer Ehre unwürdig machen würde. Doch mit dieſem außerordentlichen Einfalle iſt er noch nicht einmal zufrieden geweſen; ſondern unſer Philoſoph hat ſich auch an den Regenten, Herzog von **Braunſchweig**, als Vormund des Prinzen Statthalters gewandt, und erſuchet denſelben, ihm die Zeichen ſeines hohen Schutzes zu geben, und dieſen Menſchen ſchweigen zu heißen. Dieß iſt ein Fehltritt, **gnädige Frau**, der mich ſehr ſchmerzet. Dieſem hochberühmten **Akademiſten** wird alſo bange? Und warum? Bloße Schmähungen, die ſein Gegner ihm ſagen könnte, würden ſeiner Sache mehr Eintrag thun, als das Stillſchweigen, ſo er ihm auferlegen will? Er muß alſo wohl was anders befürchten, ohne welches ein kluger Mann nicht an Fürſten ſchreibt, wie **Rulmann** an **Ludwig** den XIV. Salve Ludovice XIV. Rex lilígere ſalve!

Allein die Sache verhält ſich ſo. Dieſer Streich würde ohne Zweifel lächerlich und unverſchämt ſeyn; aber ich weis, daß Herr **von Maupertuis** an einem ſtarken Fieber krank gelegen, welches mit Schlafloſigkeit und Wahnwitz verbunden geweſen.

Da er nun ein gutes Herz hat, und ein friedliebendes ſanftes Gemüth beſitzt: ſo hat ihn der Gedanken von dem gelehrten Kriege, den der Urtheilsſpruch der Akademie anſpinnen würde, über die Maaßen erſchrecket, und ihn zu ſolchen Unternehmungen angetrieben, dazu er bey geſunder Vernunft unfähig geweſen wäre. Was er alſo gethan hat, das iſt nur eine nothwendige Folge eines mit der menſchlichen Natur verknüpften Zufalles, darüber man eher Mitleiden hegen, als ſpotten ſoll. Hat übrigens Herr von **Maupertuis** einige Schwachheiten an ſich, ſo vergebe ich ſie ihm gern; man muß nicht begehren, daß die Menſchen ganz vollkommen ſeyn ſollen, und ich bin **Plutarchs** Meynung, der irgendwo ſaget: (aber zwingen Sie mich nicht zu ſagen wo) **wenn man die Geſchichte großer Männer lieſt, ſo muß man ſie nicht in der Abſicht leſen, Fehler darinnen zu ſuchen; ſondern ihre ſchönen Stellen und merkwürdigen Thaten zu entdecken: die Götter haben den Menſchen die Vollkommenheit nicht zugetheilet.**

Dieſes habe ich Ihnen zu ſagen gehabt, gnädige Frau. Nun wiſſen Sie den ganzen Proceß, urtheilen Sie anjetzt ſelbſt. Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

Eurer Gnaden

geh orſamſter Diener
L** N**

XVI.

Auszug
eines
Schreibens aus Berlin.

Den 12. Novemb, 1752.

Mein Herr,

Indem ich die Stücke durchlaufe, die den Streit der Herren Maupertuis und König betreffen, die Sie die Güte gehabt haben, mir zu ſenden, habe ich ſogleich geſehen, wie unrecht Herr König gehandelt, da er den Herrn von Maupertuis auf einer ſo empfindlichen Seite angegriffen, indem er ſeine Abhandlung von der kleinſten Wirkung, gar zu offenherzig getadelt, und ſo viel wichtige Schlüſſe daraus gezogen hat. Mich dünket, es iſt mit Händen zu greifen, daß eine Entdeckung, daraus ein eifriger Chriſt, mit einer ſo erſtaunlichen Leichtigkeit, die einzigen Beweiſe vom Daſeyn Gottes, und alles ziehen kann, was die Philoſophie nur erhabenes hat, einem Schriftſteller ſehr lieb und werth ſeyn müſſe, der die Materie nur halbigt einſieht; ohne daß man ihn einer Eigenliebe beſchulſchuldigen könne. Berechtigen dieſe unwiderſprechlichen Grundſätze den Herrn von Maupertuis nicht, einen Menſchen für einen Ehrenſchänder auszugeben, welcher ſich unterfängt, handgreiflich darzuthun: daß dieſe ganze Entdeckung ein Geweb von Trugſchlüſſen ſey, und daß, wenn man dasjenige ausnimmt, was Herr von Leibnitz ſchon vor langer Zeit geſaget hat: "daß "das Product der Maſſe durch das Quadrat der "eigenen Geſchwindigkeit, eine beſtändige Größe "bleibt, das heißt, daß ihr Unterſchied einer Nulle "gleich iſt;" daß das übrige, ſage ich, was wirklich von dem hochberühmten Präſidenten entſprungen iſt, aus ſo viel irrigen Sätzen beſtehe, die ihm eigen bleiben werden, ohne daß jemand ſich wünſchen wird, die Ehre der Erfindung mit ihm zu theilen?

Allerdings iſt dieſes alles hart, um ſo vielmehr, da Herr von Maupertuis ſich die Mühe genommen, allen Gelehrten ausdrücklich zu wiſſen zu thun, daß dieſe erhabene Entdeckung ihm ein tiefes Nachſinnen gekoſtet hätte: und die väterliche Zärtlichkeit, womit er dieſes geliebte Kind ſeines Verſtandes, ſo viel male in rothen Saffian mit verguldetem Schnitt kleiden laſſen, hätte alle Welt überzeugen ſollen; daß er es nicht als eine Misgeburt des Irrthums aufgeben würde. Die Behutſamkeit übrigens, die er angewendet hat, es auf ſchönes Elephantenpapier abdrucken zu laſſen, um es den großen Herren zu überreichen, muß zu ſeiner Dauer nicht wenig beytragen. Die Akademie zu Berlin, will ſich durch ihre Lobſprüche eines Theils desjenigen Zolles entledigen, den das gegenwärtige Jahrhundert ihrem **Oberhaupte** ſchuldig iſt. Der Weihrauch, welchen ſie ihm verſchwendet, iſt eine billige Schadloshaltung der Verachtung des übrigen Theiles ſeiner Zeitgenoſſen; und der beredte Ausgrübler des cogito, ergo ſum, welchem vermuthlich die Verehrung der Schweizernation aufgetragen iſt, hat dieſe Gelegenheit begierigſt ergriffen, uns zu zeigen: nicht nur daß er da ſey, ſondern auch, daß er zuweilen ſchriebe, ohne zu denken. Wenn man nur ſeine ausſchweifenden Schmeicheleyen, und die Art betrachtet, wie er mit Herrn **Königen** redet, ſo ſollte man denken, er wäre wenigſtens der Schweizer (Thorwärter) an dem Tempel des Nachruhms. Es ſcheint in der That, daß Herr **von Maupertuis**, bloß damit er an dem Eingange die Namen derjenigen aufzeichne, die hinein wollen, ihm die Feder in die Hand gegeben, indem er aus ihm einen **Vice-Sekretär** der Akademie erſchaffen, und ihm ſeinen gewöhnlichen Gehalt mit hundert Thalern vermehret habe; um ihn ſowohl wegen der Beſchwerden zu belohnen, die dieſes neue Amt ihm verurſachen wird, als auch für den Muth und die Unerſchrockenheit erkenntlich zu ſeyn, womit er unter ſeiner Anführung, in dem den **deutſchen Weltweiſen**, und inſonderheit Herrn **Königen** angekündigten Kriege, gefochten hat.

Es iſt noch ein ſehr mächtiger Grund vorhanden, welcher zu dem guten Fortgange aller Bücher viel beyträgt, die Herr von Maupertuis herausgeben wird. Dieſes iſt die Auflage, die er auf alle neue Akademiſten, und auf diejenigen von ihren Schriften hat legen laſſen, welche in der Sammlung der Werke der Akademie Eingang finden ſollen; dieſe iſt eine Art von Antrittsgelde, welches in Complimenten und Lobſprüchen gezahlet werden muß. Aus dieſer Urſache hat er es für weſentlich nothwendig befunden, allenthalben auf ſeine Koſten, die Werke überſetzen und drucken zu laſſen, womit er die Welt beſeliget. Die auswärtigen Gelehrten, welche er der Akademie beygeſellet, und die zuweilen nur ihre Mutterſprache können, würden ohne dieſen Fund in engen Schuhen ſeyn, Werke zu loben, die ſie nicht verſtehen, und die an ſich ſelbſt verzweifelt ſchwer zu loben ſind. Dieſe Vorſichtigkeit iſt eben ſo weislich ausgedacht, als die, daß er niemanden um Rath fraget, (um die ſchlechten Rathſchläge zu vermeiden) wenn irgend ein neues Mitglied der Akademie erwählet werden ſoll. Man weis, daß er in Baſel, vor einiger Zeit, einen Fang an einem Paare neuer Speculiſten that, um ſie als neuen Saamen in ſeine philoſophiſche Pflanzſchule zu ſtreuen. Dieſe ſchuff er zu Mitgliedern der Akademie, drey Monathe zuvor, ehe er ſie der Verſammlung vorſchlug: wie man aus der Abhandlung des Herrn Paſſavant, de vi cordis, ſehen kann; in welcher derſelbe ſich einen Akademiſten, drey Monathe zuvor nennet, ehe ihn die Geſellſchaft dazu erkläret hatte. Das kömmt groß heraus! Gemeiniglich halten die Geſandten ihren feyerlichen Einzug nicht eher, als einige Zeit nach erhaltener Würde.

Eben dieſer Regel folget Herr von **Maupertuis** auch, in Verwaltung der akademiſchen Gelder, und in Austheilung der Gehalte. Als unumſchränkter Austheiler der Gnadengelder, zählet er ab, beſchneidet, vermehret, und vermindert er, nach Belieben; welches denn die Zahl ſeiner eigennützigen Bewunderer nicht wenig vermehret.

Dieſe geheime Nachrichten werden Ihnen, mein Herr, vollkommen erklären, warum ſchlechte, oder doch ſehr mittelmäßige Werke, für das non plus ultra des menſchlichen Verſtandes ausposaunet worden ſind. Nicht, als ob die Schreibart und Einrichtung einiger derſelben nicht noch hingienge; wie der Verfaſſer des **Briefes eines Marquis an eine Marquiſinn, über den Urtheilsſpruch der Akademie**, gar wohl anmerket; wenn er von der **nautiſchen Aſtronomie**, und von der **Reiſe nach Lappland** redet. Die Ordnung in dem erſten von dieſen Werken iſt gut, ungeachtet das ganze Werk nur eine Aufgabe der ſphäriſchen Trigonometrie enthält, die man ſo geben kann.

Wenn man drey von dieſen fünf Dingen angiebt: 1. Die Höhe des Sternes; 2. ſein Azimuth; 3. die ſtündliche Declination; 4. ſeinen ſtündlichen Winkel; 5. die Breite des Obſervatorii; ſo finde man die zwey andern. Dieß iſt eine Aufgabe, die ſogar den Schülern in der Sternkunde bekannt iſt; und des Herrn von **Maupertuis**

Formeln ſind die gewöhnlichen Regeln der ſphäriſchen Trigonometrie.

„Was die Reiſe nach Lappland betrifft (ungeachtet viele Leute glauben, man müſſe ein großer Mann ſeyn, um eine große Kugel zu meſſen) ſo iſt es ſehr leicht zu zeigen: daß die dabey vorgefallenen Operationen, viel mehr Mühe als Verſtand erfodern. **Willebrord Snell** hat in ſeinem Eratoſthene Batavo, ſchon vor langer Zeit, denenjenigen ein Muſter geliefert, die dieſe Reiſe thun wollten: und von allen Akademiſten, die ſich dabey bemühet, ſowohl von denjenigen, die unter dem Polarzirkel, als von denen, die unter dem Aequator geweſen, iſt der einzige Herr von **Maupertuis**, welcher dadurch herrlich ſeyn will; da doch die Schwierigkeiten, die ſich jenen unermüdeten Gelehrten dargeſtellet, die dieſes Unternehmen in der heißen Zone ausgeführet haben, überaus wichtig geweſen; Schwierigkeiten, welche nebſt der Gefliſſenheit und den unermeßlichen Behutſamkeiten, womit dieſe letztern zu Werke gegangen, und der unendlichen Anzahl ſinnreicher Beobachtungen, die ſie auf dieſen ihren Reiſen angeſtellet, ihnen auf ewig die Dankbarkeit und Bewunderung der Gelehrten zuſprechen.

Außerdem iſt es leicht, das Verdienſt derer Arbeiten genau zu beſtimmen, womit Herr von **Maupertuis** ſeine polariſche Reiſe unterſtützet hat. Man kann hierüber das Buch: **von der Figur der Erden**, zu rathe ziehen, welches er ſelbſt heraus gegeben hat. Hier ſieht man, 1) auf der 17. Seite, daß Herr Clairaut die Triangel ausgerechnet; 2) a. d. 22. S. daß Herr Celſius und le Monnier die Beobachtungen angeſtellet; 3) a. d. 75. und 174. S. daß Herr Camus, ein geſchickter Mechanikus, die Werkzeuge gemachet und ausgebeſſert hat; und 4) auf der 15. 52. und 78. S. daß Herr von Maupertuis in Lappland die Kälte und Fliegen erduldet hat; indem er Romanen, die in Paris bekannt ſind, zu Ehren irgend einiger von denen Lappländerinnen aufgeſetzet, die ſein Herz gerühret hatten.

Ich würde den Herrn von Maupertuis ſehr beklagen, daß ihn nach dieſen ſchönen Thaten, der Hof zu Verſailles nicht mit der beſondern Achtung beehret hat, die er vor ſeinen Reiſegefährten verdienet zu haben vermeynete: wenn nicht ſein erfindungsreicher Witz demſelben abzuhelfen gewußt hätte, da er dem Herrn Marquis und der Marquiſe von *** einen Ball gab.

Sein Verdienſt hat ihm in der Gegend, wo er ſich jetzt aufhält, mehr Aufmunterung zugezogen; und man hat hier mehr nach ſeinem Willen gethan. Der wackere Marſchall von Schmettau, der vortreffliche Herr von Voltaire, der Herr Profeſſor Griſchov, und Herr Paſſavant, könnten ſagen, wie gefährlich es iſt, ihm zu misfallen. Sie werden ſich noch mit Schrecken desjenigen Ungewitters erinnern, welches er gegen diejenigen zu erregen weis, die ſo unbedächtig ſind, ſich ſeiner Tyranney nicht blindlings zu unterwerfen.

Ungeachtet aller Vorurtheile nun, die ſo viel verehrungswerthe Perſonen erwecken könnten, welche dem Haſſe eines einzigen aufgeopfert worden, iſt es gleichwohl gewiß, daß **Herr von Maupertuis** gegen die Reizungen der Freundſchaft empfindlich ſeyn kann. Das ewige Loben, das er vom **la Mettrie** machet (ungeachtet ganz **Berlin** das Unheil kennet, welches er daſelbſt geſtiftet hat, und davon eine der vornehmſten Familien nur gar zu ſehr die Folgen empfindet) beweiſt zur Genüge, wie viel Zuflucht und Schutz ſeine Vertrauten bey ihm finden. Sie wiſſen es vieleicht ſchon, **mein Herr**, daß dieſe trefflichen Herren es waren, die dem Herrn Legationsrathe **von M . . .** weis gemachet hatten: er wäre der geſchickteſte Cavalier am ganzen Hofe, indem ſie bey den prächtigen Abendmahlzeiten dieſes kleinen Herrn, beſtändig wiederholeten: **Mein Herr, Sie haben den rechten wahren franzöſiſchen Witz, Sie ſind lebhaft wie der Teufel; Ihre Verdienſte finden hier** in Berlin ihr **rechtes Fußgeſtell nicht.** Hierauf verſchwand Herr **von M . . .**, indem er an den König ſchrieb: er käme nimmermehr wieder, weil ſeine Fähigkeit in Berlin nicht beſſer erkannt würde.

Uebrigens ſteht es Herrn **Königen** ſchlecht an, den Herrn **von Maupertuis** von Seiten der Religion anzutaſten. Unſere ganze Stadt weis, daß dieß eben ſeine Stärke iſt; und daß, wenn alle **Akademien** in Europa ſolche eifrige **Präſidenten** hätten, die Sachen für das Heil der Menſchen nur deſto beſſer ſtehen würden. Sie würden wahre Collegia de propaganda, in allerley Verſtande, werden. Wer das nicht glaubet, der leſe nur ſeine Vorrede zu der Rede des Pabſtes, bey Gelegenheit der neuen katholiſchen Kirche zu **Berlin.** Oder wollen ſie noch andere Beweiſe?

Als der Gärtner der Akademie geſtorben war, fragete der eifrige **Präſident**, nicht etwa den **Profeſſor der Botanik**, nach einem Menſchen, der dieſe Stelle erſetzen könnte; ſondern er bath den **Pater Ferdinand**, ſeinen Beichtvater, (welcher auf königlichen Befehl vor einiger Zeit aus dem Lande gejaget worden) er ſollte ihm einen ſuchen, der auf dem Wege der Seligkeit wäre. Der gute **Pater** hat ihm den allerpapiſtiſchen geſchaffet, den er hat kriegen können: und ſo ſind die Pflanzen des **Gartens**, durch die Fürſorge des würdigen **Präſidenten**, auf ewig geborgen. Fragen ſie nur die Frau **von Maupertuis** und ihre Nichte, was ſich zuweilen für Streitigkeiten über die Religion erheben? und wie oft ſie von der Tafel laufen müſſen, wenn er mit Katholiken ſpeiſet und auf dieſe Materie kömmt?

Ich würde nie fertig werden, wenn ich Ihnen hier alle Beweiſe von der Heiligkeit und dem brennenden Eifer dieſes großen Weltweiſen erzählen wollte. Mir iſt dieſe Canoniſation auch nicht aufgetragen; und noch weniger wird mir jemand mein Gehalt mit 100. Thalern vermehren, wenn ich ſie gleich unternähme. Ich breche alſo ab, und bin ꝛc.

XVII.

Schreiben eines Gelehrten

an den

Hn. Marquis L*** N***.

Mein Herr,

Ich habe Dero Brief an die Frau **Marquiſinn A. . . . G. . . .** wegen des Streites des Hn. **von Maupertuis** mit Hrn. **Königen** geleſen. Sie melden darinnen, daß dieſer letzte eine ſcharfe Unterſuchung der Werke des **Präſidenten der berliniſchen Akademie** anſtellen wird. Ich bin gewiß, daß, wann dieſer Gelehrte dieſes Dero Verſprechen erfüllen wird, er die Lobeserhebungen nicht unterſchreiben werde, die Sie ſeiner **nautiſchen Aſtronomie**, und ſeiner **Reiſe nach Lappland** zutheilen. Ich hatte mir vorgeſtellet, der ganze Werth des erſtern dieſer Werke beſtünde darinnen, daß er eine Materie in die Algebra, oder vielmehr in eine räthſelhafte und den Seeleuten fremde Sprache gebracht, die ſie oftmals ziemlich gut verſtehen, und die ſie mit der ſphäriſchen **Trigonometrie** erlernet haben. Außerdem waren ſchon andere Schriftſteller dem Hn. **von Maupertuis** zuvor gekommen. Sehen Sie die zwanzigſte Abhandlung des III. Bandes der Recherches mathematiques de *Mr. Parent*, Ausg. von 1713.

nach. Man findet auch in einer langen Schrift, die 1750. von der Art gedrucket worden, wie man auf der See die Stunden beobachten könne, und die ſich bey dem Preiſe der **Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris**, ein acceſſit erworben hat, verſchiedene Anmerkungen über die **nautiſche Aſtronomie**, die ſehr geſchickt ſind, den Werth dieſes Werkes zu zeigen.

Was die Reiſe nach dem Polarzirkel betrifft, ſo müſſen Sie die 174. Seite des Buches, die **Figur der Erden**, von den Herren **Bouguer** und **de la Condamine** feſtgeſetzet, nicht geſehen haben. Auf dieſer Stelle wird gar ſehr vom Hn. v. **Maupertuis** geredet, ohne ihn zu nennen; und man beſchreibt daſelbſt eines ſeiner Bücher, welches 1738. viel Aufſehens gemachet hat, und 1741. wieder gedrucket iſt. Dieſes Buch iſt das Examen déſintereſſé, welches allein genug iſt zu beweiſen: daß Herr von **Maupertuis** weniger Antheil als jemand an dem guten Fortgange gehabt, den er ſich beymaß. Sein ſogenanntes Examen déſintereſſé enthält nur leere Worte: und der Verfaſſer kann weder die Gründe anführen, welche beweiſen können, daß die Beobachtungen des Polarzirkels gut wären; noch die Fehler anzeigen, die die in Frankreich gemachten Beobachtungen mangelhaft macheten. Man verſetzet indeſſen dem Hn. von **Maupertuis** einen noch härtern Streich; man behauptet gegen ihn, daß, wenn er in eben den Umſtänden geweſen wäre, als andere Beobachter, er ſich ſo gut, als ſie, würde geirret haben. Herr **Graham** that ihm gute Dienſte; hätte man ihm aber aus England einen fehlerhaften Quadranten geſchicket, wie des Herrn Caßini ſeiner in dem nordlichen Theile der franzöſiſchen Mittagslinie geweſen: ſo kann man aus der Art, wie er ſich auf der 30. S. von dem Grade der Mittagslinie zwiſchen Paris und Amiens ausdrücket, ſchließen; daß alle ſeine Beobachtungen ſchlecht geweſen ſeyn würden. Er hätte vermeynet, die Wirkung der Beugung der Stralen zu beſſern, und den Quadranten herum gebogen; allein, dann hätte ſich der Irrthum verdoppelt: und hätte er die Hälfte beyder Bögen genommen, ſo wäre der Irrthum vollſtändig geweſen. Noch eine Noth! Herr von Maupertuis hat ſich zum Herausgeber des Maaßes der Erden, vom Hn. Abte Picard aufgeworfen. Er hat es zu Ende des Grades vom pariſer Meridian geſetzet, und nicht geſehen, daß der Abt ihn nothwendig in Irrthum führen müſſen; wie Hr. Bouguer in ſeiner herausgegebenen Rechtfertigung zeiget.

Ich bin gewiß verſichert, daß dieſe kleinen Anmerkungen Dero Aufmerkſamkeit nicht würden entwiſchet ſeyn, wenn ſie ſich die Mühe genommen hätten, die Sache zu unterſuchen. Allein, da man oftmals verabſäumet, alles zu leſen, ſo habe ich geglaubet, dieſes Schreiben würde Ihnen angenehm ſeyn, darinnen ich keinen andern Endzweck habe, als Ihnen zu bezeugen, wie wahrhaftig ich bin,

Mein Herr,

Dero gehorſamſter Diener.

* *

XVIII.

Vertheidigung
der
Beruffung auf das gemeine Weſen.

Oder

Antwort auf die Briefe
den Urtheilsſpruch der berliniſchen Akademie betreffend.

An den Herrn von Maupertuis gerichtet.

Juſtum iis bellum eſt, quibus neceſſarium.

Nachdem ich meine Beruffung auf das gemeine Weſen heraus gegeben hatte, ſo ſchmeichelte ich mir: daß eine ſo weitläuftige als offenherzige Nachricht von meiner Aufführung und meinen Urſachen dazu, keinen Zweifel mehr über die Richtigkeit derer Verwürfe, die ſie veranlaſſet hatten, übrig laſſen; und mich zu einem Frieden leiten würden, indem ſie den Herrn von Maupertuis und deſſen Freunde bewegen würden, mir, wo nicht Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, dennoch

noch den mir angeſponnenen Streit mit Stillſchweigen zu enden.

Ich ſehe mit Verdruß, daß ich mich in meiner Hoffnung betrogen. **Die Briefe, den Urtheilsſpruch der Akademie betreffend**, welche dieſe Herren wider das, was mir zum Beſten geſchrieben worden, herausgegeben, zeigen zur Genüge: daß, weit gefehlet, daß ſie ihre Meynung in Anſehung meiner ſollten geändert haben; ſie vielmehr unveränderlich auf dem Vorſatze beſtehen, die Gerechtigkeit ihrer Sache, und die Gültigkeit des Urtheilsſpruches, den ſie wider mich abgefeuret, zu behaupten.

Ich ſehe mich alſo genöthiget, noch einmal vor dem Richterſtuhle des gemeinen **Weſens** zu erſcheinen, um mich daſelbſt vor den neuen Anfällen dreyer Gegner in Sicherheit zu ſetzen, die, da ſie in einem Häfte beyſammen erſcheinen, in eine Art eines **Triumvirats** zu treten ſcheinen, welches auf meine Verweiſung, und auf den Umſturz der Geſetze der Ordnung, und der Vorrechte der Freyheit der Gelehrten, abzielet. Ich ſehe wohl, daß das Widerpart zu ſtark ſeyn würde, wenn es hier auf was anders, als ein Gefecht von Gründen ankäme. Allein, da man mit Vermehrung der Anfallenden nicht zugleich die Gründe vermehret hat, ſo bekümmert mich dieſe Vervielfältigung der Widerſacher nicht, wider welche die Wahrheit und der Augenſchein mich ſo ſehr in den Stand ſetzen, mich zu ſchützen. Da dieſes gleichwohl faſt unmöglich gelingen kann, wenn man ihrer vielen antworten ſoll, die zu gleicher Zeit reden: ſo will ich mir einen einzigen ausleſen, mit dem ich zu thun habe. Es iſt wohl billig, daß ich dem Oberhaupte den Rang nicht nehme. Ich werde alſo die Rechtfertigung meiner Vertheidigung an den hochberühmten Herrn von Maupertuis richten. Wider dieſen will ich meine gute Sache vor den Augen aller derer führen, die im Stande ſind, unſern Streit einzuſehen, und zu entſcheiden. Da dieſer Weltweiſe von Natur großmüthig, und geneigter iſt, die Stimme der Vernunft, als hitzige Freunde zu hören, die nur ihrem Eifer folgen: ſo wird er endlich wohl gemäßigtere Empfindungen annehmen, und es genehm halten, daß die unparteyiſche Welt nach ſo vielen Beweiſen von meiner Redlichkeit und Offenherzigkeit, unſern Handel ſchlichte, und mit meiner völligen Losſprechung ſchließe. Ich hoffe es um ſo viel mehr, da ſelbſt in dem Falle, wenn die Gründe auf beyden Theilen gleich wären, die Gerechtigkeit die Wage auf meine Seite neigen müßte; indem ſie die durch die Geſetze vorgeſchriebene Vermeynung hinzufügete, nach welcher ein jeder für einen redlichen Mann gehalten wird, bis man Beweiſe vom Gegentheile hat [*].

Wir ſind alſo, mein Herr, nicht weit von dem Schluſſe unſeres Proceſſes. Sie haben alle Ihre Gründe geſaget, oder ſagen laſſen. Die Briefe, die Sie herausgegeben, enthalten unfehlbar alles, was Sie denen Gelehrten, die Ihr Verfahren nicht gebilliget hatten, ſo wie allem dem haben entgegen ſetzen können, was in der **Beruffung auf das gemeine Weſen**, zu meinem Vortheile war geſaget worden. Das iſt der gerichtlichen Ordnung gemäß, die Sie in unſerm Streite eingeführet haben. Wenn ich nun darauf geantwortet haben werde, ſo wird das Verfahren hinlänglich vollendet, und die Welt im Stande ſeyn, uns zu richten.

---

[*] Quilibet præſumitur bonus, donec probetur contrarium.

Es iſt leicht zu ſehen, daß Sie einen großen Begriff von dieſen Stücken haben, und feſt überzeuget ſind, daß ſie Ihnen die Mehrheit der Stimmen zuwenden werden. Das erſte, welches von Herrn **Eulers** Feder iſt, hat im zweyten, welches Dero Hand geſchrieben, allen Ihren Beyfall erhalten; und man iſt ſo vielmehr berechtiget, zu glauben, daß Sie es für ein Meiſterſtück halten, welches im Stande iſt, das Uebergewicht Ihrer Sache darzuſtellen; da Sie ſo vieler Behutſamkeit, die Sie angewendet haben, daß das, was unter uns vorgegangen iſt, nicht ins Vergeſſen gerathe, noch dieſe hinzufügen: daß Sie eben dieſem Briefe in dem VI. Theile der **Geſchichte Ihrer Akademie der Wiſſenſchaften**, einen Platz eingeräumet haben, der doch von Rechts wegen den Werken der Literatur zukömmt. Warum hätten ſie dieſes wohl gethan, wenn es nicht in der Abſicht geſchehen wäre: der Nachwelt ein ſo ſchönes Denkmaal Ihres Sieges, nebſt dem Andenken eines ſo denkwürdigen Zeitpunctes des Lebens eines Gelehrten zu hinterlaſſen?

Da dem dritten dieſer Briefe keine gleiche Ehre widerfahren iſt, und Sie ihn nicht einmal gewürdiget haben, ſeiner in dem Ihrigen zu gedenken: ſo ſollte man faſt glauben, Sie machten ſich nichts daraus, und hätten ihn nur ſo mitlaufen laſſen, um einem jungen Menſchen, der Ihnen zugethan iſt, das Vergnügen zu gönnen, ſich im Drucke zu ſehen, und Ihnen ſeine Erkenntlichkeit zu bemerken, da er der Welt ſeinen Eiſer für Dero Sache zu erkennen giebt. Da indeſſen dieſer Brief in der Sammlung gleich auf den Ihrigen folget, und zugleich in die Sprache der Gelehrten überſetzet iſt, damit ja niemanden deſſen Inhalt verborgen bleibe; ſo kann man ſicher ſchließen: daß Sie viel darauf halten, und daß Sie im Sinne gehabt, der Verfaſſer ſollte in dieſem peinlichen Proceſſe, den Sie mir an den Hals geworfen, eine anſehnliche Rolle ſpielen. Es wird geſchehen, mein Herr, was Sie belieben. Mir aber, der ich mir nur vornehme, Ihre Sätze zu beantworten, iſt es nicht nöthig, mich bey einem Briefe aufzuhalten, darinnen ich nichts als Galle ſehe.

Ich halte mich nicht einmal verbunden, mich in die Unterſuchung alles deſſen einzulaſſen, was die zween andern Briefe enthalten. Sie greifen verſchiedene Gelehrte an, die ſich erkühnet haben, ihre Meynung von unſerm Streite zu ſagen, und die ſich ſchon zu vertheidigen wiſſen werden. Allein, ich darf für keine von denen Schriften ſtehen, die wider Sie, mein **Herr**, es ſey in Deutſchland oder anderwärts, in dieſer verdrießlichen Sache heraus gekommen ſind. Sie können es auch nicht begehren. Vielweniger darf es mich irre machen, daß es einigen Ihrer Freunde gefallen hat, diejenigen, die ſo großmüthig geweſen ſind, ihre Stimme zu erheben, mir Recht widerfahren zu laſſen, meine **Clienten und treuergebenen Sclaven** zu nennen. Man weis zur Genüge, daß mein Amt mir keinen Einfluß in das Glück anderer Leute giebt, und daß ich weder Gehalte austheilen, noch leere Stellen beſetzen kann. Noch einmal, mein **Herr**, ich nehme gar die Vertheidigung derer ungenannten Schriften nicht über mich, die, wie Sie ſagen *, **voller Schmähungen** ſind; ich habe ſie nicht geſehen, und auch gar keine Kenntniß davon. Da ſie aber kein Bedenken tragen, die **Beruffung auf das gemeine Weſen** auch ſo zu nennen, welches Werk zu meiner Rechtfertigung beſtimmet war, und dafür ich ſtehen muß: ſo bin ich hier bereit, es zu verfechten, indem ich Ihnen, mein **Herr**, und Herrn **Eulern**, über diejenigen Stellen, die ihnen misfallen haben, die gehörigen Erläuterungen geben will. In eben dieſer Abſicht wende ich mich auch gerade an Sie,

---

* Ich habe eben jetzt Herrn **Königs Beruffung auf das gemeine Weſen** erhalten, und auch einige Schriften von Ungenannten geleſen, die mit andern Läſterungen auf die ehrwürdigſten Mitglieder der **Akademie** erfüllet ſind. Man ſehe vorn Herrn von **Maupertuis** Brief a. d. 317. S.

da ich überzeuget bin, daß es mir ſehr leicht fallen wird, Ihnen Ihr Unrecht zu zeigen; ohne doch die Achtung zu verletzen, die Ihnen als einem Gegner gehöret, welchen ſein Ruhm, ſein Amt, und der Schutz, womit man ihn beehret, die wichtigſten Vortheile über mir einräumen.

Zuvor aber erlauben Sie mir, einen Verſuch zu thun: ob Sie nicht den unnatürlichen und unbilligen Schwung erwägen wollen, den Ihre Briefe unſerer Sache geben. Eine Art von Wiederholung der Begriffe, die ſie veranlaſſen, wird Sie vielleicht auf die Wahrheit führen, und folglich geneigt machen, mir etwas mehr Recht widerfahren zu laſſen. Ich will alles, was ich Ihnen hierüber zu ſagen habe, auf drey Hauptpuncte bringen.

I.

1. §. Zuvörderſt geſtehe ich, daß ich nicht weis, was ich von der Art denken ſoll, mit welcher Sie wollen: daß ich den Ausſpruch betrachten ſoll, darüber ich mich beſchwere. Man ſollte denken: es nähme Sie wunder, daß er mir misfallen hat [*]; die Akademie habe gar nicht die Abſicht gehabt, mich zu beſchmitzen, und weit gefehlet, daß ſie mich verdammet haben ſollte; ſo hat ſie nur, wie Herr Euler ſaget: ſich der Freyheit bedienet, anderer Meynung zu ſeyn, als ich [**]. So wie

---

[*] Siehe vorn des Herrn von Maupertuis Brief a. d. 214. Seite.

[**] Siehe Herrn Eulers Brief an Merian. a. d. 296. S.

Sie beyde reden, geht die Frage von der Glaubwürdigkeit des Fragments jenes Briefes des Herrn von Leibnitz, mich gar nichts an. Als die Akademie darüber geſprochen: ſo hat ſie nicht mich im Sinne gehabt, ſie hat keinen Machtſpruch gethan; ſie hat nur eine bloße Erklärung ihrer Meynungen gegeben, und der Welt bekannt gemachet. Dieſe Frage, ſaget Herr Euler, geht nicht ſowohl Herrn Königen, als den Henzy an; oder auch dieſen vielleicht nicht einmal, wenn man voraus ſetzet: daß er dieſen Brief ebenfalls von einem andern erhalten hat. Wenn alſo gleich Herr König dieſen Brief für glaubwürdig hält, ſo kann er doch, ſobald er bekennet: er ſey außer Stande, deſſen Glaubwürdigkeit zu beweiſen; unmöglich fodern, es ſey von wem es wolle, daß er ſeiner Meynung ſey; ſondern er muß einem jeden völlige Freyheit laſſen, anders zu denken, ohne daß dieſes ſeiner Ehre ſchade . . . . Denn die Urſachen, die die Akademie zu dieſem Ausſpruche bewogen, mögen nun ſeyn, welche ſie wollen; ſo gehen ſie doch nur die Sache ſelbſt an, und Herrn Königs Perſon iſt darunter gar nicht begriffen. Ja wenn die Akademie gar keine Urſache ihres Verhaltens angäbe, ſo könnte man ſich deren doch keine erſinnen, die den Herrn König berechtigte, ſich für beleidiget zu halten *.

---

* Man ſehe vorn Herrn Eulers Brief. a. d. 296. S.

Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, wie ich dieſe Worte mit der Sprache, die die Akademie anderwärts führet, mit ihrem Verfahren und mit Dero eigenen Briefen zuſammen reimen ſoll? Ich ſage die Akademie, um mich Dero eigenen Schreibart zu bedienen: und man weis zur Genüge, in was für einem Verſtande ich dieſes Wort nehme.

Wenn alſo die Akademie dasjenige beſchließt, was ſie ſelbſt ihren Urtheilsſpruch nennet, ſo erkläret ſie in ausdrücklichen Worten: daß die Schlüſſe des Herrn Eulers, die er zu Ende ſeiner Nachricht gezogen, für billig und in aller Stärke der Ausdrücke, womit ſie abgefaſſet ſind, für gültig zu halten ſeyn *. Was enthalten aber dieſe Schlüſſe? Hier ſind die eigenen Worte: Bey ſo geſtalten Sachen nun, die man bisher angezeiget hat, da das Ueberbleibſel an ſich ſelbſt verdächtig iſt; und anderntheils Herr König, ſeitdem es kund worden, daß die Urſchrift des Leibnitziſchen Briefes, unter den Papieren des enthaupteten Henzy nicht zu finden wäre, dieſe Urſchrift nicht geliefert hat, auch den Ort, allwo ſie aufbehalten wird, nicht anzeigen können, oder dörfen: ſo iſt es unfehlbar gewiß, daß ſeine Sache eine der ſchlimmſten ſey, und dieſes Ueberbleibſel geſchmiedet worden, entweder um dem Herrn von Maupertuis zu ſchaden: oder um, als durch einen from-

---

* Siehe vorn die 82. Seite.

frommen Betrug, den Ruhm des groſſen Leibniß zu erheben, der ohne alle Widerrede einer ſolchen Beyhülfe nicht bedarf. Nach reiflicher Erwägung alles deſſen nun, ſteht die Akademie nicht an, dieſes Ueberbleibſel für untergeſchoben zu halten, und ihm durch dieſe öffentliche Erklärung alles das Anſehen zu rauben, welches man ihm ſonſt hätte zueignen können *.

Wie, mein Herr? Iſt dieſes die Sprache ſolcher Leute, die ſich nur der Freyheit bedienen, anderer Meynung zu ſeyn, als ich? Hat man wohl jemals gehöret, daß Privatperſonen ihre Meynung, in gerichtlichen Ausdrücken von einer Schrift ſagen, deren Glaubwürdigkeit ſie für nicht genugſam erwieſen halten? hat man gehöret, daß ſie ſie für untergeſchoben erklären, und durch ihre Erklärung ſie alles Anſehens berauben, welches man ihr ſonſt hätte beymeſſen können? Iſt dieß nicht eine richterliche Sprache, die Sprache derer aus ordentlichen Tribunalen geſprochenen Urtheile? Wenn mich aber auch außerdem dieſe Entſcheidung nichts angienge, wie hat denn die Akademie, durch Herrn Eulers Mund erklären können: daß meine Sache eine der ſchlimmſten ſey? Was habe ich denn für eine Sache zu behaupten gehabt, wenn die Rede nicht von mir iſt? und wie kann man vorgeben, daß man bey dem Ausſpruche der ſogenannten Meynung

---

* Man ſehe vorn d. 78. S.

nung, die mir misfallen hat, auf meine Ehre kein Augenmerk gerichtet habe?

Sie wiſſen, mein Herr, beſſer als jemand, was Sie, eine Perſon vom höchſten Stande, verſichert haben *: daß die Akademie, bloß auf Dero Begehren, nicht wider mich gewüthet hätte, wie ſie unfehlbar würde gethan haben, wenn die Sache irgend einen andern Akademiſten betroffen hätte. Und gegen eine andere erklären Sie ſich: daß Sie mir, durch Dero Mäßigung, den Schimpf einer akademiſchen Strafe erſparet hätten **. In Dero Briefe an die Akademie ſchrieben Sie: daß Sie von mir gar keine Genugthuung verlangeten *; und die Akademie ſelbſt, die ſich gnädig und milde gegen mich ſtellet, hat der Welt feyerlich berichtet: daß Sie, in Anſehung des Herrn von Maupertuis, die Sache nicht weiter habe treiben, und die Berathſchlagungen bis auf mein Verhalten in dieſer Sache, und auf die Art, erſtrecken wollen, womit ſie berechtiget wäre, in Anſehung dieſes Verhaltens zu handeln **.

Was heißt denn alles dieß? Ich habe ein Fragment eines Briefes, als vom Herrn von Leibnitz herrührend, angeführet. Sie macheten mir bey der berliniſchen Akademie ein Verbrechen daraus. Dieſe thut den Ausſpruch: dieſes Fragment ſey geſchmiedet worden, um Ihnen zu ſchaden, oder als durch einen frommen Betrug, das Lob des großen Leibnitz zu übertreiben; ſie beſteht darauf: daß ich weder die Urſchrift des Fragments geſchaffet, noch den Ort, wo ſie aufgehoben wird, anzeigen können, oder dörfen; ſie erkläret gerichtlich, daß dieſes Fragment alles Anſehens, welches man ihm ſonſt hätte beymeſſen können, beraubet ſey; ſie ſetzet hinzu, daß ſie, aus Achtung gegen Dero Perſon, die Sachen nicht ſo weit treiben will, als ſie wohl berechtiget wäre zu thun. Ich frage noch einmal: was heißt dieß alles? und wie iſt es möglich, daß Sie, nach dergleichen Erklärungen und einem ſolchen Ausſpruche, anjetzt als ein Mann reden, der ganz erſtaunet iſt, daß dieſer Urtheilsſpruch mir misfallen habe? daß ich ihn anders anſehe, als eine Erklärung von Leuten, die anderer Meynung ſind, als ich; und ſie als einen Ausſpruch anſehe, der mich an meiner Ehre kränket? Erklären Sie ſich, mein Herr! Die Billigkeit und Dero eigene Ehre erfodern, daß Sie der Welt von allen dieſen Widerſprüchen Rechenſchaft geben.

---

* Ein geſchriebener Brief des Hrn. v. Maupert.

** In einem andern geſchriebenen Briefe.

* Siehe im Urtheilsſpruche die 80. Seite.

** Ebendaſ. d. 82. S.

2. §. Ich geſtehe indeſſen: daß dieſe Widerſprüche gegen diejenigen noch nichts ſind, darein Sie und Herr Euler ferner gerathen; wenn ſie der Welt mein Verbrechen und dasjenige vorſtellen, was ich, Ihrer Meynung nach, hätte thun ſollen,

mich davon zu reinigen. In Dero Briefe an Hn. Euler, drücken Sie meinen Fehler mit einer Redlichkeit aus, die mich recht bezaubert. Ich hielt, ſagen Sie darinn, Herrn Königen für meinen Freund, und hatte alle Urſache dieſes zu glauben, als er eine Abhandlung ans Licht gab, wodurch er ein Werk niederſchlagen wollte, ſo ich heraus gegeben hatte. So ungerecht auch alles in dieſer Kritik war, ſo wenig hat es mich doch beweget. Nur ein Artickel war darinnen, worüber wir nicht eben ſo gleichgültig bleiben konnten: und dieſer war das Fragment aus einem unbekannten Leibnitziſchen Briefe, welches auf nichts minder abzielete, als den Leuten weis zu machen, Sie, mein Herr, und ich, wären gelehrte Diebe. Ich trug die Sache der Akademie vor, die ſich verbunden hielt, zu unterſuchen: wem denn eigentlich dasjenige zugehöre, was wir, als uns zuſtändig, in ſolchen Werken ans Licht geſtellet hatten, die ſie für ihr eigen erkennet? Nach allen möglichen Erforſchungen, nach den langwierigſten Aufſchüben, und der reifeſten Unterſuchung, that ſie den Ausſpruch: das Fragment ſey nicht vom Herrn von Leibnitz *.

Das iſt ganz deutlich. Man ſieht ohne alle Zweydeutigkeit daraus, daß ich Dero Freundſchaft verloren habe; weil ich eine Abhandlung ans Licht geſtellet, welche ein Werk vernichtete,

das

---

* Siehe vorn die 82. S.

das Sie heraus gegeben. Gleichwohl wiſſen Sie, mein Herr, daß ich dieſe Abhandlung nicht eher drucken laſſen, als bis ich ſie Ihnen mitgetheilet, und zwar nach Verlauf eines Jahres, und mit Ihrer Genehmhaltung. Man ſieht ferner daraus, daß dasjenige, was Ihnen an dieſer Abhandlung vornehmlich misfallen, nicht ſowohl meine unbillige Kritik, als die Bekanntmachung eines Fragments eines unbekannten Leibnitziſchen Briefes iſt. Endlich ſieht man auch mit eben der Deutlichkeit daraus: daß das, was Ihnen hauptſächlich an dieſem Fragmente unerträglich geſchienen, dieſes geweſen: daß es auf nichts minders abgezielet hat, als den Leuten weis zu machen, Sie und Herr Euler wären gelehrte Diebe, indem es Ihnen ein Ihnen zuſtändiges Gut raubete, und einem Dritten zuwendete.

Mein Verbrechen alſo, nämlich das Verbrechen was Sie mir beymeſſen, iſt gar nicht mehr zweifelhaft. Es beſteht darinnen, daß ich, als durch einen frommen Betrug, wie die Akademie redet, unternommen, die Stirne des groſſen Leibnitz mit denen Lorbern zu krönen, die Sie ſelbſt geſammlet hätten, und die lediglich Ihnen zugehören; oder damit ich unfigürlich rede: es beſteht darinn, daß ich ein untergeſchobenes Fragment, als wäre es vom Herrn von Leibniß, hervorgebracht, um Sie beyde gelehrte Diebe zu ſchelten.

Was ſollte ich alſo thun, um mich von einem ſo verhaßten Verbrechen zu rechtfertigen? Was

könnkonnten Sie beyde natürlicher Weiſe von mir ſodern? Zweyerley; wofern ich nicht irre. Ich mußte beweiſen: 1. Daß ich nie im Sinne gehabt, Sie für gelehrte Diebe auszugeben, als ich das bewußte Fragment zum Vorſcheine gebracht. Zum 2. mußte ich beweiſen, daß dieſes Fragment, ſo, wie es da iſt, in meinen Händen niemals geſchmiedet, noch verändert worden, ſondern daß ich es ſo mitgetheilet, wie ich es empfangen, nämlich als ein Stück eines Leibnitziſchen Briefes, den ich Ihnen ganz, den Augenblick zugeſtellet, als Sie zu wünſchen ſchienen, ihn zu ſehen, und den ich alle Urſache habe für glaubwürdig zu halten. Entweder betriegen mich alle Begriffe, die ich von Dingen habe, oder dieſes iſt es alles, was man rechtmäßiger Weiſe von mir ſodern können; und das habe ich auch gethan.

Urtheilen Sie daher von meinem Erſtaunen, als ich den Herrn Euler in dem Briefe, der unter Ihrer Aufſicht gedrucket iſt, verſichern hörete: ich hätte ſelbſt die größte Veranlaſſung zu dem in dem Urtheilsſpruche angeführeten Verdachte gegeben; indem ich beſtändig die Hauptfrage verwirren, und ſie auf Unterſuchungen lenken wollen, die gar nichts damit zu thun haben *. Urtheilen Sie von meinem Erſtaunen, wenn dieſer Akademiſt hinzuſetzet: da ich alſo der Akademie ſehr unbillig hätte aufbürden wollen, ſie habe ihre Verurthei-

---

* Siehe Herrn Eulers Brief a. d. 306. S.

theilung bis auf meine Perſon, oder auf den Grundſatz ſelbſt von der kleinſten Wirkung erſtrecket: ſo fände ich mich mit dem ſchlimmeſten Verdachte beladen; und dörfte es niemanden beymeſſen, als mir ſelbſt *.

Sollte es wohl möglich ſeyn, daß ich mich verdächtig gemachet hätte, indem ich dasjenige bewies, was ich beweiſen mußte, was man mich gezwungen zu beweiſen? Wie? indem ich bewies, daß ich das Fragment weder geſchmiedet, noch ſchmieden können? indem ich das erſte, ſage ich, durch Beweiſe geſchehener Sachen bewies; und von dem andern eine moraliſche Demonſtration gab, die keiner Antwort Statt läßt? Sie fragten mich, mein Herr, woher ich dieſes Fragment hätte? Ich antworte, ich hätte es vom ſeligen Herrn Henzy, und der Brief, wozu es gehörete, wäre kein Original, ſondern eine Abſchrift, welche mir Herr Henzy, nebſt einigen andern Abſchriften von Briefen, die vom Herrn von Leibnitz ſeyn ſollten, mitgetheilet hätte. Sie klageten mich an, daß ich dieſes Fragment kund gemachet, um Sie und den Herrn Euler als gelehrte Diebe dieſes großen Mannes darzuſtellen. Hierauf erwiederte ich, daß Sie ſich weidlich irreten, daß mir dergleichen nie in den Sinn kommen können: weil ich gar zu wohl wüßte, daß die Grundſätze des Herrn von Leibnitz den Ihrigen ganz zuwider wären; und Dero Theorie über die kleinſte Größe der Wirkung, mit ſeiner Lehre über dieſe Materie eben ſo wenig beſte-

---

* Ebendaſelbſt.

beſtehen könnte, als mit der Wahrheit. Habe ich aber durch dieſe Antworten weit gefehlet, daß ich Sie hätte befriedigen ſollen; den Verdacht von dem ſchlimmen Zuſtande meiner Sache, und einer vom Betruge nicht weit entferneten Geſinnung, nur vermehret: ſo ſeyn Sie doch ſo gütig, und ſagen mir, was ich denn hätte thun ſollen?

Doch wir wollen einen Augenblick bey dieſem Puncte ſtehen bleiben. Es iſt gewiß etwas ſeltſames, daß Sie das Herz gehabt, ſo oft wiederholen zu laſſen: die Akademie habe ihren Ausſpruch nicht auf den Grundſatz von der kleinſten Wirkung erſtrecket: Sie alle hätten gleich beſchloſſen, von dieſem Urtheilsſpruche den Streit über die Wahrheit des Grundſatzes zu entfernen. Kurz, die Akademie habe von einer geſchehenen Sache, und nicht von einem Satze in den Wiſſenſchaften geurtheilet. Ich zeigete alſo eine vom Betruge nicht weit entfer-

---

[*] Weil der Streit, welcher die Ordnung betrifft, darinnen dieſe Sache hätte geführet werden ſollen, von demjenigen abhängt, was die Akademie in Anſehung der Gründlichkeit und Wichtigkeit der Entdeckung ihres Präſidenten feſtgeſetzet hat: ſo bittet man den Leſer, folgende Stellen noch einmal zu leſen:

„Nachdem Herr von Maupertuis, durch ver-
„ſchiedene ſehr überzeugende Beweisgründe, darge-
„than: daß nicht nur in dem wagrechten Stande
„der Körper, ſondern auch in denen durch irgend
„eine

entfernete Geſinnung, da ich beſtändig die Frage verwirren und auf Unterſuchungen lenken wollte, die ganz keine Verwandſchaft damit haben; ja ich befliß mich nur, die ganze Frage dahin zu treiben, daß man die Glaubwürdigkeit des Briefes beyſeite ſetze, und ſich bloß daran halte, die Wahrheit des Grundſatzes aus einander zu ſetzen. Noch einmal, mein Herr, wie können Sie leiden, daß man Ihre Sache auf dieſe Weiſe führe? Was? ſetzet denn die Akademie in ihrem Urtheilsſpruche die Wirklichkeit und Gründlichkeit Dero Entdeckung nicht voraus? Sie hat folglich ſo viel Lärmen über einer Sache gemachet, die vieleicht nicht einmal vorhanden iſt? Sie fodert mit ſo großem Geſchreye einen Grundſatz zurück, der vieleicht nur eine Quelle von Irrthümern und Trugſchlüſſen iſt! Iſt dieſes aber, was bedeuten denn die prächtigen Lobſprüche, die der Urtheilsſpruch der Akademie auf allen Seiten *, Ihrem Grundſatze von

---

„eine Kraft verurſachten Bewegungen, allezeit die „nur möglichſte Sparſamkeit der Wirkung herrſche; ſo daß man alle Urſache hat, dieſen Grundſatz der kleinſten Kraft dafür anzuſehen, daß er „das allgemeinſte Geſetz der Natur in ſich „ſchließe: ſo hat Herr Prof. König auf verſchiedene Art ſich bemühet, dieſe wichtige Entdeckung „zu vernichten. (Siehe vorn d. 62. S.) Denn „da er (Herr König) den Grund der Lehre nicht „erſchüttern können: ſo beſtrebet er ſich, dem Hrn.

der kleinſten Wirkung verſchwendet? Was bedeutet der Ausſpruch, der dieſe Entdeckung auf eine ſo feyerliche Weiſe wieder zurück nimmt? Was bedeuten endlich die Stellen in Dero Briefen *, daß dieſe Sache die Akademie nicht angehe. . . . daß es Dero Sache nicht mehr ſey, ſondern der ganzen Geſellſchaft ihre?

Geſtehen Sie nur, mein Herr, daß man aus allem dieſen ſchließen muß: Sie haben die Akademie veranlaſſet, Ihnen zu Gute, vier Sachen ſehr klar und deutlich zu entſcheiden.

1. Daß Dero vermeynte Entdeckung eine wirkliche Entdeckung ſey. Denn wie kann man ſagen: eine Sache ſey groß, wichtig, und habe Neid, Betrug, u. ſ. w. erwecket; ohne voraus zu ſetzen, die Sache, davon man redet, ſey wirklich?

2. Daß es eine ruhmvolle Entdeckung vom erſten Range ſey. Kann man wohl voraus ſetzen: daß eine verehrungswerthe Geſellſchaft

in

„von Maupertuis die Ehre der Erfindung ſtreitig zu machen, und ſie dem Herrn von Leibnitz „zuzuwenden. Er führet zu dieſem Ende ein „Stück eines gewiſſen Briefes an ꝛc. (66. Seite) „Denn ſonſt verdienet ein ſolch Zeugniß gar keinen „Glauben; inſonderheit in einem ſolchen Falle, wie „gegenwärtiger iſt, der eine ſo gar wichtige Ent„deckung betrifft. (Siehe vorn die 67. S.) Und „ungeachtet der Ruhm des Herrn von Leibnitz „ſich auf verſchiedene Erfindungen von der größten „Wichtigkeit gründet: ſo darf doch der Grundſatz „von der kleinſten Wirkung, keiner von ihnen al„len zu einem ſo außerordentlichen Verfahren, wegen einer Sache von geringer Wichtigkeit, wegen einer nichtigen Sache würde geſchritten ſeyn? und kann man ſagen, man habe jemanden die **Ehre** ſeiner **Entdeckung rauben** wollen, ohne das Urtheil zu fällen: dieſe Entdeckung ſey ehrenswerth?

3. **Sie gehöre Ihnen, als Dero eigenes Gut, zu.** Denn, wer da ſaget: es ſey jemanden etwas genommen worden, und ſich unternimmt, ihm ſolches wieder zu ſchaffen, der muß dieſen Jemand für den wahren Eigenthümer der geraubten Sache halten, für denjenigen, welchem, mit Ausſchließung aller andern, das Recht zuſieht, ſie zu beſitzen, und ihrer zu genießen.

4. **Daß erwähntes Fragment dieſe Theorie enthalte.** Denn wie wollte man behaupten: daß eine Schrift jemanden die Ehre der Erfindung raube, ohne eben dadurch zu behaupten, daß in der Schrift von eben dieſer Erfindung die Rede ſey?

„len nachſtleben. (Siehe die 69. S.) Es iſt unfehlbar gewiß, daß ſeine Sache eine der ſchlimmſten ſey, und dieſes Ueberbleibſel geſchmiedet worden, entweder um dem Herrn von Maupertuis zu ſchaden; oder um, als durch einen frommen Betrug, den Ruhm des großen Leibnitz zu erheben ꝛc. (Siehe vorn d. 78. S.) Daß alſo die Schlüſſe des Herrn Eulers, die er zu Ende ſeiner Nachricht gezogen, für billig und in aller Stärke der Ausdrücke, womit ſie abgefaſſet ſind, für gültig zu halten ſeyn. (S. vorn die 82. S.)

* Man ſehe den Anhang zu Herrn Königs Berufung a. d. 235. S.

Nunmehr frage ich Sie, mein Herr, ob die Entſcheidung, daß die Erfindung eines neuen allgemeinen Geſetzes der Natur, wirklich ſey; daß dieſe Entdeckung rühmlich ſey; daß ſie einem Schriftſteller eigenthümlich zugehöre, und in einer Schrift, die man anzeiget, enthalten ſey; ich frage Sie, ſage ich: ob die Entſcheidung dieſer Stücke nicht eine Entſcheidung über einen Lehrpunct der Wiſſenſchaften heißt? Ich frage Sie ferner: ob Sie wohl läugnen können, daß die Akademie die Entſcheidung dieſer vier gelehrten Puncte zu Dero Vortheile entſchieden habe; und daß hierauf, lediglich hierauf, aller der wider meine Redlichkeit geſchöpfte Verdacht, und der ganze darauf erfolgete Proceß abziele?

Wenn ich alſo wider die Akademie, oder vielmehr wider Sie, mein Herr, der Sie mein Widerpart ſind, dieſe vier Sachen beweiſe:

1. Daß Dero vermeynte Entdeckung eines allgemeinen Geſezes der Natur, nicht wirklich ſey.

2. Daß ſie gar nicht rühmlich ſey.

3. Daß die einzigen zwo Sachen, die noch gut daran ſind, Ihnen nicht gehören; und

4. Daß des Herrn von Leibnitz Fragment ſie nicht enthalte.

Wenn ich dieſe vier Stücke beweiſe, ſo werde ich allen Dero Verdacht und allen Vorwand des mir angeſponnenen Proceſſes, völlig gehoben haben. Sobald ich gezeiget haben werde, daß Sie von Ihrer Seite keine Entdeckung gemachet haben, und ich von meiner Seite ſolches gar wohl gewußt habe; ſo werden nur die bloßen Dummköpfe, oder die Boshaften, mir die Abſicht beylegen können, ich hätte Ihnen hämiſcher Weiſe die Ehre dieſer Entdeckung rauben wollen. Dieß iſt der Hauptknoten der Frage unter uns beyden. Denn was das Fragment an ſich ſelbſt betrifft; was thut es mir? Ich habe es ſchon oft geſaget, und wiederhole es nochmals: es iſt mir nie in den Sinn gekommen, ſelbiges als einen Beweis wider Sie anzuführen. Folglich führet alles nothwendig unſern Streit auf die Unterſuchung Ihrer Theorie. Und wenn ich ſehe, daß Sie verſuchen, dieſe ſo billige und natürliche Art mich zu vertheidigen, für eine bloß eingebildete Zänkerey auszugeben; dadurch ich nur die **Frage verwirren, und auf Unterſuchungen lenken will, die nichts damit zu thun haben**; ſo geſtehe ich: daß ich mich von meinem Erſtaunen nicht erholen kann. Denn ich bitte Sie darum, was kann doch wohl ein Verhältniß mit der Frage haben, wenn es nicht das iſt, daß man wiſſe: ob dieſe große Ehre, die ich Ihnen geraubet haben ſoll, und dafür alle große Leute eines Königreiches die Waffen ergreifen ſollen, als ob ein anderes güldenes Vließ zu erobern wäre, nicht ein Hirngeſpinſt ſey? Setzen Sie doch nur einen Augenblick, daß ſie wirklich ein Hirngeſpinſt iſt. Hätten Sie mir denn wohl um dieſes Hirngeſpinſtes halber, den mir zugezogenen Proceß verhängen wollen? Ich ſehe Dero Antwort ſchon: Sie werden nein ſagen. Wohlan, ich behaupte gegen Sie, mein Herr, daß ihre vermeynte erhabene Entdeckung, der einzige Grund des Proceſſes, über welchen ich mich beklage, nur ein lächerliches Hirngeſpinſt iſt. Ich lade Sie ein, die Beweiſe, ſo ich ſchon davon gegeben, und noch geben werde, zu unterſuchen; ich ſodere Sie auf, mir darauf zu antworten. Sie mögen dieſe Unterſuchung ſo ſehr vermeiden als Sie wollen, indem Sie das, was ich geſchrieben, zu verachten ſcheinen; über kurz oder lang werden Sie doch dazu gezwungen werden. Hier iſt der Ort, wo Sie überwinden oder ſterben müſſen. Sind Sie im Stande Dero Theorie wider meine Demonſtrationen zu behaupten; wohl! ſo will ich für einen Idioten, einen Verfälſcher, einen Neider ausgegeben ſeyn; beraube ich Sie aber, vor den Augen aller Meßkünſtler ſo weit, daß ich Ihnen gar nichts mehr übrig laſſe, als was falſch iſt; ſo geben Sie auch meiner Aufrichtigkeit im Verfahren und Redlichkeit die Ehre. Hernach mögen Sie immerhin, wenn Sie wollen, mich für einen verdrießlichen ungeſtümen Menſchen halten.

Was Herr **Eulern** betrifft, ſo ſcheint es ausgemachet zu ſeyn: daß er meinen Empfindungen dieſe Gerechtigkeit nie werde widerfahren laſſen. Denn nachdem er ſo ausdrücklich geſtanden: daß der ganze Urtheilsſpruch der Akademie auf die zwo Fragen oder zween Puncte hinaus laufe, die ich oben berühret habe: ſo ſcheuet er ſich nicht, nachmals nur einen einzigen daraus zu machen, nämlich die Glaubwürdigkeit des Fragments;

und hat das Herz, als eine ausgemachte Sache vorzugeben: ich hätte meine Sache fahren laſſen, und wohl geſehen, daß ich außer Stande wäre, dieſe Glaubwürdigkeit zu erhärten *.

Wie kann man doch ſo reden? Wir wollen ſetzen, daß Herr Euler, nach den Regeln der Billigkeit und geſunden Vernunft, den Zuſtand der Frage dergeſtalt habe verändern, und ſie ohne Verletzung der Wahrheit auf den Punct bringen können, worauf er ſie gebracht hat; ſo muß er uns doch wenigſtens ſagen: was er unter der Glaubwürdigkeit des Fragments verſteht, wenn er ſich zu ſagen waget: ich ſähe, ich wäre außer Stande, ſie zu beweiſen? Gegenwärtig bin ich freylich nicht im Stande, ſie durch Vorzeigung des Originalbriefes, davon es einen Theil ausmachet, zu beſtärken; das iſt wahr: aber in welcher Jurisprudenz hat Herr Euler denn gelernet, daß die Vorzeigung des Originals einer Schrift, das einzige Mittel ſey, deren Glaubwürdigkeit zu erhärten? Wäre nicht ſelbſt dieſe Art, ſie zu beweiſen, vielen Umſtänden unterworfen? Und wer kann mir denn endlich das Geſetz auferlegen, Beweiſe zu ſchaffen, die nicht in meinem Vermögen ſtehen, wenn es deren genug giebt, die in meiner Gewalt ſind?

Wenn man behauptet, daß die Glaubwürdigkeit einer Schrift, einer Urkunde, oder eines Briefes, nicht anders bewieſen werden kann, als daß man die Urſchriften aufweiſe, ſo ſpottet man; man

---

* Man ſehe ſeinen Brief an den Hrn. v. Maupertuis.

zernichtet ſo gar den Grund aller hiſtoriſchen Wahrheiten, und bringt einen unerhörten Satz vor, dem man nicht im Stande iſt, die mindeſte Wahrſcheinlichkeit zu ertheilen. In gegenwärtigem Falle iſt es möglich, daß die Urſchrift des begehrten Briefes in der That verloren ſey; vieleicht aber iſt ſie nur verſtecket; wer weis ſo gar, ob ſie nicht in die Hände irgend eines von denen gefallen iſt, die mich ſo gern in dieſem Handel unterliegen ſähen? So viel iſt gewiß, daß ich in dieſem Stücke außer allem Verdachte bin, und alle Welt weis: daß ich gleich vom Anfange dieſes Streites an, da Sie, mein Herr, mich fragten, woher ich dieß Fragment des Briefes hätte, deſſen ich mich in meiner in die leipziger Acta eingerückten Abhandlung bedienet hätte? Ihnen gleich die Abſchrift des ganzen Briefes zugeſchicket, wovon es einen Theil ausmachet, und Ihnen dabey geſaget, woher ich ihn hätte; ohne hinzu zu ſetzen, daß ich das Original geſehen, oder wüßte, wo es zu haben iſt. Allein, deswegen iſt das Fragment für mich eben ſo glaubwürdig, indem ich den Brief, wozu es gehöret, und verſchiedene andere, für ſo viel getreue Abſchriften gewiſſer Leibnitziſchen Briefe halte; weil ich ſie alle, als ſolche, von einem Manne bekommen, welcher ſie in der Abſicht geſammlet hatte, ſie dereinſt drucken zu laſſen; und weil ich gar keine aus dem Inhalte dieſer Briefe gezogene Urſache habe, ſie betreffe nun die Sachen, oder die Schreibart, oder den Character deſſen, der ſie mir gegeben hat, warum ich an ihrer Glaubwürdigkeit zweifeln ſollte: ſo wie Sie, mein Herr, keine haben, zu argwohnen, daß ich dieſes Stück nicht von einer derer Abſchriften, ſo wie ich ſie erhalten, habe abdrucken laſſen. So lange alſo, bis man mich einer Falſchheit überwieſen, oder gezeiget hat, es ſey nicht wahr, wie ich ſage, daß ich das Fragment vom Herrn Henzy für ein Stück einer Leibnitziſchen Schrift bekommen; oder daß es doch wahrſcheinlich ſey, ich habe es ſelbſt geſchmiedet, um einem Dritten zu ſchaden; bis dahin, ſage ich, iſt nichts verwägener, noch unbilliger, denn daß man mich als einen Menſchen vorſtellet, der ſich außer Stand erkennet, die Glaubwürdigkeit des Fragments zu erweiſen; und das unter dem Vorwande, weil ich die Urſchrift nicht hergebe.

Allein, mein Herr, heißt das nicht gar zu wenig Zärtlichkeit beſitzen, damit ich nichts ſtärkers ſage, daß man von mir die Aufweiſung der Urſchrift fodert, nachdem Sie bereits beſondere Nachſuchungen, ohne mich, an allen Orten anſtellen laſſen, wo Sie meyneten, daß ſie ſich finden möchte? Als ich Ihnen in meinem Briefe vom 28ſten Jun. 1751. gemeldet hatte: ich beſäße die Abſchrift des bewußten Briefes, welchen ich Ihnen damals mittheilete, von des Herrn Henzy eigener Hand; und dazu fügete, das Original hätte ich nicht; ſo wäre es, wie mich dünket, der Redlichkeit gemäß geweſen, mir zu antworten: dafern ich mich nicht in den Stand ſetzete, dieſes Original verweiſen zu können; ſo ſähen Sie ſich, Ihrer Ehre wegen, genöthiget, als die Sie für beleidiget hielten, mir einen Injurienproceß anzuhängen. Was thaten Sie aber anſtatt deſſen? Sie laſſen mich gar nichts von Ihren Abſichten merken, ſondern fangen an, das Original ſelbſt zu ſuchen. Sie laſſen alle Winkel durchſtören, wo man muthmaßen konnte, daß es ſeyn möchte; und erſt im October deſſelben Jahres, als Sie ſich ſchon für ſehr geſichert hielten, daß ich dieſe Schrift nicht würde aufbringen können, laſſen Sie mich einmal über das andere auffodern, ſie zu ſchaffen. Nach ganzen vier monathlichen Nachforſchungen, die in der Stille, ohne mein Vorwiſſen gemachet worden, begehren Sie von mir, Sie, die mein Kläger ſind, ich ſolle den einzigen Beweis ſuchen, den Sie annehmen wollen; ich ſoll ihn, ſage ich, an eben den Orten ſuchen, allwo Leute, die mir nicht gut ſind, und die ſich einbilden: es läge ihnen viel daran, daß dieſer Beweis nie zum Vorſcheine komme, ſchon vor mir alles durchgeſuchet haben. Ey! mein Herr, ſo leiſten Sie mir auch zuvor Bürgſchaft, daß die Sachen noch alle ſo beſchaffen ſind, wie ſie vor Dero Nachſuchungen waren.

Doch ohne einem böſen Verdachte Raum zu geben, will ich nur ſchlechtweg ſagen, daß Sie auch bey dieſer Gelegenheit, weidlich wider die Rechtsregeln, und die der Gerechtigkeit weſentlichen Formalien, verſtoßen haben; die Sie hätten beobachten müſſen, wenn Sie gerichtlich hätten verfahren wollen. Was würde man wohl bey Tribunalien von einem Manne halten, der ſich bemühet hätte, die Vertheidigungsſtücke ſeines Gegners in die Hände zu bekommen? Nach der Ordnung, hätte ich, und nicht Sie, zuerſt die Schrift ſuchen ſollen, die zum Beweiſe wider Sie dienen ſollte. Sobald Sie vorausſetzeten, ich wäre Dero Ankläger, hätten Sie mir auch die Sorgfalt überlaſſen ſollen, meine Beweiſe vorzubringen; und ihre Gegenwehre in die einzige Verneinung ſetzen müſſen, daß Sie Leibnitzen jemals was genommen hätten. Die Geſetze ſind in dieſem Stücke ganz deutlich: accuſatori, ſagen ſie, incumbit onus probandi, non reo. Nachdem Sie nun eine ſo weſentliche Regel übergangen, nachdem Sie mir Anlaß gegeben eine Klage zu führen, die ich aus Achtung gegen Sie, nicht weiter aufdecken mag: ſteht es Ihnen, mein Herr, denn wohl an, auf die Vorzeigung des beſagten Originals noch ſo ſehr zu dringen? Iſt es wohl gewiſſenhaft, die andern Beweiſe zu verwerfen, die ich von der Glaubwürdigkeit der davon vorhandenen Abſchrift, und von meiner Redlichkeit gegeben habe?

Geſetzt aber, es wäre mir gelungen, zu leiſten, was Sie wünſchen, und ich brächte das Original zum Vorſcheine: iſt es denn wohl gewiß, daß Sie und Dero Freunde, es erkennen würden? Ach! es iſt nichts ſo kützlich und zuweilen ſo ſtreitig, als die Beweiſe, die ſich aus der Bewährung ſolcher Schriften ziehen laſſen. **Die Erfahrung lehret uns,** ſaget ein berühmter Rechtsgelehrter, **daß ſolche Vergleichung der Schriften ſehr gefährlich iſt; indem es viel Leute giebt, die** ſo geſchickt ſind, die Hände nachzumachen, daß man ihre Schrift wirklich für die Schrift derer halten ſollte, die ſie nachahmen [*]. In dem berühmten Proceſſe der Frau von C*** wider den Herrn von O*** darinnen es auf nichts minders, als zwo Millionen ankam, hat man ſechzig geſchickte Leute beſchwören hören: daß das Teſtament, worüber geſtritten ward, ein glaubwürdiges Stück, von der Hand des Verſtorbenen, eines Anverwandten der Dame, geſchrieben wäre; dahingegen funfzig andere ſich anbothen zu beſchwören, daß ihnen die Schrift nachgeahmet vorkäme. Es iſt auch ein bewährter Satz in der Jurisprudenz, daß die Vergleichung der Hände, an ſich ſelbſt kein Beweis iſt, und man ſich ihrer nur in Ermangelung anderer Beweiſe bedienen müſſe [**]. Denn da dieſe Vergleichung ſich nur auf Muthmaßungen gründet; ſo ſehen die Geſetze ſie als ſehr gefährlich und vermögend an, in Irrthümer zu führen [***]; indem es nicht nur was leichtes iſt, Hände nachzuſchreiben, ſondern auch die Hand eines Menſchen, ſich oftmals von ſeiner Jugend bis ins Alter verändert [†]. Kaiſer Juſtinian, der von dieſen Schwierigkeiten überzeuget war, glaubete: er müſſe verordnen, daß jedes Sück, deſſen Zuverläſſigkeit man durch eine Vergleichung bewähren wollte, mit einer Schrift von eben derſelben Hand zuſammen gehalten werden ſollte, die das Anſehen einer öffentlichen Acte hätte [††]. So daß man nach dieſem Geſetzgeber, keinen beſondern Brief mit einem andern beſondern Briefe vergleichen ſoll; indem dieſe Vergleichung nichts beweiſen würde. Und ein gelehrter neuerer Rechtserfahrner berichtet, daß man vor Tribunalen nach dieſem Grundſatze verfüh{re} [†††].

---

[*] Experientia docet hanc (comparationis litterarum) eſſe multum periculoſam; cum multi reperiantur, qui alterius manum ita fingunt, ut illam ipſam ſcripturam eſſe dicamus. MENOZA. ad Leg. 2. de Reb. Judicat. MASCARDVS. de Probat. *Concluſ.* 330 n. 2.

[**] Comparatio litterarum adhibetur in ſubſidium ſi aliæ deſint probationes. CARPZOVIVS. in Reſp. Electoral. Lib. 3. Tit. VIII. Reſponſ. 84.

[***] Quia eſt conjecturalis, et propterea multum periculoſa et fallax. MASCARD. de Prob. Concluſ. 110. 20.

Sie, mein Herr, müſſen einſehen, daß es nicht vernünftig ſey, wenn man mich verbinden will, Beweiſe zu ſchaffen, die nicht in meinem Vermögen ſtehen; da ich andere hinlängliche Beweiſe darbiethe, die in meinen Händen ſind. Die Urſchrift des ſtreitigen Fragments, iſt entweder verleget, oder verſtecket, oder verloren. Man ſodert mir Beweiſe ab, daß meine Abſchrift davon glaubwürdig ſey; allein, bey dieſen Beweiſen ſoll ich nicht die Wahl haben. Es iſt nicht natürlich zu glauben, daß ich das Original an den Orten finden werde, wo Sie es, vor mir, ſo ängſtlich haben ſuchen laſſen; und ich bin nicht verſichert, daß, wenn ich es Ihnen auch vorzeigete, Sie es für ächt erkennen würden. Was bleibt mir nun übrig, Sie zu überzeugen? Das einzige, was ich bewieſen habe, nämlich, daß ich meine Abſichten rechtfertige; daß ich aus des **Fragments**, aus Ihrer, und aus meiner Lehre, Ihnen beweiſe: daß ich Ihnen nicht einmal verdächtig vorkommen kann, als hätte ich das **Fragment** verfälſchet, oder in der Abſicht angeführet, Ihnen durch ſeinen Inhalt zu ſchaden, indem ich Sie für einen gelehrten Dieb des Herrn **von Leibnitz** habe ausgeben wollen. Dieſes habe ich nun gethan, dieſes bin ich geneigt von neuem, auf alle Art wie Sie wünſchen, zu thun; und ich glaube völliges Recht zu haben, mich zu beſchweren, wenn Sie ſich ferner weigern, dieſe Beweiſe anzunehmen: denn wie Demoſthenes ehemals ſagete, als er mit dem Aeſchines rechtete: es iſt billig, nicht nur, daß man einem jeden erlaube, ſich zu rechtfertigen; ſondern ihm auch vergönne, es auf die Art und in der Ordnung zu thun, die er ſelbſt zu Beſchützung ſeiner Rechte für die beſten hält *.

[†] Et litteræ curſu temporis mutantur dum homo aliter ſcribit in juventute, aliter in ſenectute. *Novell. 73. proœm.*

[††] Comparationes litterarum ex chirographis fieri, et aliis inſtrumentis, quæ non ſunt publice confecta, ſatis abundeque occaſionem crimini falſitatis dare et in judiciis et in contractibus manifeſtum eſt. Leg. 20. Cod. de fide inſtrumentor.

[†††] CARPZOVIVS loc. cit.

3. §. Zu gleicher Zeit, wenn Sie dieſes bedenken, ſo erſuche ich Sie noch, mein Herr, ſich die Mühe zu nehmen, mit etwas mehr Aufmerkſamkeit

---

* DEMOSTHEN. Orat. pro Corona.

keit auf die Gründe zu ſehen, die ich wider die Befugniß des Tribunals vorgebracht, vor welches Sie mich gezogen haben. Ich ſehe wohl, daß Sie davon noch nicht überzeuget ſind; aber ich wünſchete, daß Sie mir offenherzig ſageten, was ihnen an Ueberzeugung fehlet. Das Compliment, was Sie dem Herrn Euler darüber machen, beweiſt gar nichts. Sie zeigen mit der Ihnen eigenen Deutlichkeit, ſagen Sie zu ihm, wie wenig Herr König berechtiget ſey, ſich über den Ausſpruch der Akademie zu beklagen; indem, was deren Befugniß betrifft, es keinen Richterſtuhl giebt, als eine Akademie der Wiſſenſchaften, vor welchem eine Sache, von der Art wie die obwaltende war, entſchieden werden könnte *.

Ich habe ſogleich die Stelle in Herrn Eulers Briefe zu rathe gezogen, auf welche dieſe Worte in Dero Schreiben ſich beziehen; aber offenherzig zu reden, ſo habe ich faſt Luſt gehabt zu muthmaſſen: es ſtecke einige Bosheit hinter Dero Lobe, als ich den groben Trugſchluß gewahr ward, welchen dieſer Akademiſt wider mich brauchet. Ich will ihm die Geſtalt geben, die er haben ſoll. Er kömmt lediglich hierauf hinaus.

"Wenn die Akademie eben ſo fähig iſt, als "Rechtsgelehrte, von der Glaubwürdigkeit des "Fragments zu urtheilen; und fähiger als irgend "ein Richterſtuhl, die Fragen zu entſcheiden, die "aus

---

* Man ſehe das Schreiben des Herrn von Maupertuis a. d. 314. Seite.

"aus dem Fragmente entſtanden ſind; ſo darf
"man ſich über die Befugniß der Akademie zum
"Urtheilsſpruche nicht beſchweren.

"Nun iſt die Akademie eben ſo fähig, als die
"Rechtsgelehrten, von der Glaubwürdigkeit des
"Fragments zu urtheilen (weil dieſes ſo leicht zu
"fällende Urtheil, gar keine Kenntniß des bürgerlichen
"Rechts erfodert) und fähiger als irgend ein
"Richterſtuhl die Fragen zu entſcheiden, die aus
"dem Fragmente entſtanden ſind (weil dieſe Fragen
"eine tiefe Kenntniß derer Wiſſenſchaften erfodern,
"dahin ſie einſchlagen.)

"Folglich kann man ſich über die Befugniß
"der Akademie zum Urtheilsſpruche nicht beſchweren *.

Irre ich mich, mein Herr? kömmt Hrn. **Eulers** Schluß, dem Sie beypflichten, nicht ſo heraus? Erkennen Sie nicht ſo gar die eigenen Ausdrücke dieſes **Akademiſten**, mit Dero eigenen Worten zuſammen verbunden, darinnen? Allein, welch eine Logik! Man iſt zu einer Sache fähig; folglich iſt man berechtiget, ſie zu thun! Man iſt noch fähiger dazu, als ein Dritter: alſo hat man mehr Recht dazu als er, ſeine Anſprüche mögen auch ſeyn welche ſie wollen! Alſo wird denn z. E. eine Geſellſchaft von geſchickten Kaufleuten, in einem Proceſſe, der gewiſſe verwirrte Handelsgeſchäffte betrifft, den bürgerlichen Richterſtuhl vorbeygehen, ſelbſt Recht ſprechen, befehlen, daß man ſich unterwerfe, und zum Arme der Regenten ihre Zuflucht nehmen können, damit alles vollzogen werde, ſo bald ſie nur aus Leuten beſteht, die fähig ſind zu urtheilen, und inſonderheit noch fähiger, als die gewöhnlichen Richter des Ortes. Iſt dieſes, ſo iſt in der That die dem Herrn **Euler** eigene Deutlichkeit, eine ſeltſame Deutlichkeit! und ungeachtet Sie dieſelbe mit Dero Beyfalle beehren, ſo werden Sie mir doch erlauben, mein Herr, daß ich ohne Umſchweiſe ihm meine Einſtimmung verſage.

---

* Man ſehe Herrn Eulers Schreiben a. d. 296. S.

Um mich zu überzeugen, daß ich wenig berechtiget ſey, mich über den Ausſpruch der Akademie zu beklagen, was deren Befugniß betrifft: ſo iſt es nicht genug, wenn man überhaupt ſaget: es ſey natürlich, bey einer zur Aufnahme der Wiſſenſchaften beſtimmten Akademie, eher als anderwärts, die tiefen Einſichten zu ſuchen, mit welchen, wie man geſteht, meine Richter ausgerüſtet geweſen. Man müßte beweiſen: 1) daß ſolches beſonders in gegenwärtigem Falle, ungeachtet alles deſſen natürlich ſey, was in der Beruffung auf das gemeine Weſen geſaget worden, um zu zeigen, daß man vernünftiger Weiſe keinem von meinen XXII. Richtern einen hinlänglichen Begriff derer Materien zutrauen kann, worauf unſer Streit ankömmt. Man müßte, welches noch weſentlicher iſt, 2) beweiſen, daß eine Akademie der Wiſſenſchaften ein Tribunal ſey, daß ſie eine Gerichtsbarkeit habe, daß ſie in der menſchlichen Geſellſchaft dafür erkannt und angeſehen werde, als habe ſie ein Recht, jemanden vorzuladen, zu urtheilen, und zu verdammen. Hernach müßte noch bewieſen werden, 3) daß, da die **königliche Akademie zu Berlin**, wie Sie ſagen, und wie ſie ſelbſt geſteht, in der Sache, die mich betrifft, mit verwickelt iſt, ſie mit Wohlſtande und Billigkeit, wider mich das Richteramt verwalten können, ſogar, daß ſie mich von denen ſelbſt unter ihren Mitgliedern richten läßt, die ganz unmittelbar mein Widerpart waren; anſtatt dieſen gelehrten Zwiſt vor irgend eine andere **Akademie** von Europa zu bringen. Ich habe behauptet, daß dieſes Verfahren höchſt ungerecht wäre, ich behaupte ſolches noch, und ſo lange man, anſtatt meinen Klagen, Gründe entgegen zu ſetzen, nur Entſcheidungen dagegen ſetzen wird, ſo werde ich nicht aufhören zu ſagen, man ſey auf die ungeſetzmäßigſte Art, davon es gar kein Beyſpiel giebt, mit mir verfahren.

Hier haben Sie, mein **Herr**, was ich Ihnen am wichtigſten vorzuſtellen hatte. Ich beſchwere mich darüber, daß Sie, indem Sie thun, als ſähen Sie eine Sache für eine Kleinigkeit an, die meine Ehre betrifft, ſich bemühen, der Welt einen falſchen Begriff davon zu machen, um das ungerechte Verfahren, darein Sie mich zu ziehen geſuchet, und die Unbefugniß des Tribunals zu beſchönigen, vor welches Sie mich gezogen haben. Indem ich Ihnen aber über dieſe drey Puncte Erklärungen abfodere, die mir eine Genüge thun: ſo iſt es billig, daß ich auch Dero und Herrn

Eulers Beſchwerden anhöre. Ich eile alſo mich dieſer Pflicht zu entledigen.

II.

Aus den wenigen Umſtänden, darein Sie ſich einzulaſſen beliebet haben, ſehe ich, daß das, was Sie von allem am meiſten verdrießt, allezeit der Vorſatz iſt, den Sie mir andichten, als hätte ich das Fragment des Leibnitziſchen Briefes nur hervorgebracht, um Sie für einen gelehrten Dieb anzugeben. In der Ueberzeugung, ich hätte Dero Ehre angegriffen, ſchließen Sie, ich beſchwerte mich mit Unrecht, daß man mit mir alſo verfahren wäre. Mein Verdruß, den ich darüber bezeiget, kömmt Ihnen albern vor, und wenn man Sie höret, ſo iſt nichts billiger, als der Urtheilsſpruch, der mich beſchmitzet; denn, ſagen Sie, bey allen Gerichten der ganzen Welt, alles, was wider die Ehre eines Menſchen angebracht wird, ohne daß der, welcher es vorbringt, es auch beweiſen kann, das wird für falſch gehalten *.

Ich nehme mit Ihnen dieſen Grundſatz an: allein, ich läugne von neuen deſſen Anwendung. Nein, mein Herr, nein, ich habe nie im Sinne gehabt, Sie durch Beyhülfe dieſes Fragments einen gelehrten Dieb zu ſchelten. Ich habe es nie im Sinne gehabt, ſage ich, und hierüber muß Ihnen mein Wort genug ſeyn. Nachmals

---

* Siehe des Herrn von Maupertuis Brief auf der 314 Seite.

muß nichts in der Welt Sie vermögen zu argwohnen, daß ich es doch hätte im Sinne haben können: denn was iſt für Wahrſcheinlichkeit, daß ich ſollte die Abſicht gehabt haben, Sie für einen gelehrten Dieb vom **Leibnitz** auszugeben, indem ich eine Abhandlung beſchließe, darinnen ich bewieſen hatte, daß Dero **Theorie**, in dem was eigentlich darinn von Ihnen und Ihres Gemächtes iſt, falſch ſey? Noch mehr, wenn ich dieſes gleich unternommen hätte, ſo hätte ich mir doch nicht einbilden können: daß es mir damit durch Vorbringung des Fragmentes glücken würde, indem dieſes **Fragment** nichts von Ihrer **Theorie** ſaget, und weil, geſetzt auch daß **Leibnitz** darinnen mit Ihnen einerley Sprache führete, alles, was man daraus ſchließen könnte, doch nur dieß ſeyn würde: daß ſie beyde zuſammen getroffen, daß Sie, mein Herr, ſo gedacht, und ſo geredet hätten, wie er, ohne es zu wiſſen; welches Ihnen gewiß keinen Schaden gethan hätte: denn hier iſt gewiß der Ort, wo man mit dem **Boileau** ſagen kann:

Qu'on peut avec honneur remplir les ſeconds rangs.

Hat endlich alles dieß in Ihren Augen gar keine Stärke, ſo müſſen wenigſtens die Stellen aus dem **Malebranſche**, **Leibnitz**, **Wolf**, **s'Graveſande**, und **Engelhard**, die ich angeführet habe, um den Urſprung Dero **Grundſatzes von der kleinſten Wirkung** zu entdecken, Ihnen eine beſſere Meynung von meiner Art zu denken und zu handeln beybringen. Sie haben mich genöthiget, der Welt dieſe Quellen Ihrer Entdeckungen bekannt zu machen; eben dieſes aber läßt auch mit Händen greifen, daß ich zu Erfüllung der Abſicht, die Sie mir beylegen, gar nicht nöthig gehabt, zu dem umſchweifenden und ungewiſſen Wege eines nachgemachten Fragments meine Zuflucht zu nehmen; daß ich leicht hätte voraus ſehen können, wie nur eine ſehr kleine Anzahl von Gelehrten es leſen würde, ohne, daß ich darauf rechnen könnte, ob einer von denſelben darunter die Bosheit vermuthen würde, die Sie mir Schuld geben, darunter verborgen zu haben. Wäre mein Neid ſo groß geweſen, als Sie die Welt überreden wollen, ſo hätte ich ihn viel ſicherer und ohne Gefahr vergnügen können. Ich hätte nur ſchlechtweg hinſetzen dörfen, was ich von der Geſchichte des Grundſatzes der kleinſten Wirkung wüßte, ſo würden, ohne ferneres Beſtreben von meiner Seite, alle, die nur Augen im Kopfe gehabt hätten, ſchon die Folge daraus zu ziehen gewußt haben. Geſtehen Sie alſo, daß der **Ausſpruch**, der mich beſchimpfet, auf einen ganz falſchen Grund gebauet worden, deſſen Natur, das Siegel der Akademie, ſo verehrungswerth es auch iſt, nicht wird haben ändern können. Geſtehen Sie, daß, indem Sie denſelben wider mich geſuchet und erhalten, Sie weder meinen Empfindungen noch auch der Achtung, die ich allezeit gegen Sie gehabt habe, kein Recht haben widerfahren laſſen.

Allein, Sie ſagen zum Herrn **Euler**: **es iſt doch eine poßierliche Sache um den Grund-**

ſatz, welchen man anfangs Leibnitzen zueignen wollte, ohne daß man es ſo weit bringen konnte; den man nachmals Ihnen, mein Herr, zuwenden wollte, welches aber Dero Redlichkeit und erhabener Character ausſchlagen hieß; und der ſich nun endlich im P. Malebranſche, im s'Graveſande, im Herrn Wolf, und in den Vorleſungen des Herrn Engelhards finden ſoll, die er den Engländern hält *. Freylich iſt es eine poßierliche Sache: allein, der Grundſatz findet ſich doch darinnen, man müßte denn die Stellen heraus reißen, die ich angeführet habe. Sie haben eine Theorie herausgegeben, die Sie für ganz neu gehalten; und es iſt nur eine alte Mähre, die denen gleicht, von welchen ein deutſcher Profeſſor ** eine große Sammlung gemachet hat. In dieſer Theorie iſt etwas neues; aber von allem dieſem neuen behaupte ich, daß es falſch iſt; es begehrt es auch keine Seele wieder, und man fodert es für niemanden wieder zurück. Was hingegen daran wahr iſt, das iſt ſchon alt; und wenn ein jeder von denen, die ſchon vor Ihnen, mein Herr, dasjenige geſaget haben, was darinn ſtehet, ſein Gut wiederſoderte, ſo würden alle dieſe Gelehrte ihr Theil davon tragen, und vielleicht noch viel andere. Was aber Herrn Eulers Großmuth betrifft, die ihm ein ſo ſchönes Compliment von Dero Feder zugezogen, ſo kömmt ſie ihm nicht hoch zu ſtehen. Da die Theilung groß iſt, ſo wird er begreifen, daß, wenn alle die, die vor ihm ein Recht haben, ihr Theil davon werden getragen haben, ſein rechtmäßiger Theil ſich nicht hoch belaufen wird.

---

* Siehe ebendaſ. a. d. 317. S.

** G. PASCHII Inventa Nov. Antiqua.

Allein, erwiedern Sie, es ſey dem alſo: der Grundſatz der kleinſten Wirkung ſey, von ſo langer Zeit her, ſo vielen Schriftſtellern bekannt geweſen. Wäre ich ſo eitel, als man voraus ſetzet; ſo würde ich vielleicht noch lieber wollen, daß es ſo wäre. Ich würde es ſchmäuchelhafter für mich finden, daß ich der einzige ſey, der daraus die allgemeinen Regeln der Mittheilung der Wirkung harter und elaſtiſcher Körper hergeleitet hat: indeſſen, daß die größten Männer, die mit uns einerley Einſicht beſeſſen, einen Grundſatz vergeblich geſuchet haben, der ganz allein mit dieſem Geſetze verträglich war . . . . Ich werde allemal den Vorzug behalten, daß ich mich eines Werkzeuges, welches er (Herr von Leibnitz) unter Händen gehabt, glücklicher bedienet habe, als er *.

Was ſoll ich zu dieſen Worten ſagen, mein Herr? Ich habe Ihnen in meiner lateiniſchen Abhandlung gezeiget, daß Sie die allgemeinen Geſetze des Gleichgewichtes und der Mittheilung der Bewegung, aus Dero Grundſatze weder hergeleitet haben, noch hätten herleiten kön-

---

* Siehe des Hn. von Maupertuis Brief a. d. 317. S.

nen. Ich habe Ihnen erwieſen, daß Ihre vermeynte Demonſtration, weit gefehlet daß ſie ſich inſonderheit auf die harten Körper anwenden ließe, auch nicht einmal einen Schein der Wahrſcheinlichkeit hat. Ich habe Ihnen, wider alles dieß, Gründe entgegen geſetzet, die aus dem Innerſten der Meßkunſt und Dynamik gezogen ſind; und in der **Berufſung auf das gemeine Weſen**, habe ich in Sie gedrungen, ſie zu beantworten. Was haben Sie aber hierauf erwiedert? Nachdem Sie in der Vorrede Ihrer zu **Dresden** gedruckten Werke ſich erkläret haben: Sie würden nimmermehr darauf antworten; ſo halten Sie Wort. Sie antworten nicht. Ey lieber! wie können Sie denn anjetzt ſo reden, wie Sie thun? Wie können Sie, da Sie außer Stande ſind, nur ein Wort auf die unüberſteiglichen Schwierigkeiten zu erwiedern, die ich Ihnen entgegen geſetzet habe, noch fortfahren, ſich über die **größten Männer** in Anſehung der Art zu erheben, wie Sie Ihren Grundſatz angewandt haben, den ſie nicht vertheidigen können. Wie haben Sie doch die Dreiſtigkeit zu ſagen, **Sie hätten ſich glücklicher, als Leibnitz, eines Werkzeuges bedienet, welches er in Händen gehabt hat?**

Ich habe behauptet, daß unter den großen Männern, die Ihnen in dem, was in Ihrer Theorie wahr iſt, zuvor gekommen ſind, der berühmte **s'Graveſande** einen der erſten Plätze einnehmen müßte. Um ſie hiervon zu überzeugen, habe ich Ihnen ſein Theorema, über die **kleinſte Größe** der eigentlichen lebendigen Kräfte, oder nach der Redensart dieſes geſchickten Weltweiſen, der unbedingten lebendigen Kräfte zweener bewegten Körper angegeben, deren reſpective Geſchwindigkeit dieſelbe bleibt. Ich habe geſaget: eben dieſes wäre recht dieſelbe wunderbare Wahrheit, die Sie ſich rühmen entdecket zu haben *, und aus welcher Sie vermeynen, zuerſt die Geſetze des Anſtoßes der ſowohl elaſtiſchen, als vollkommen harten Körper, hergeleitet zu haben. Auf alles dieſes nun ſehen wir abermals keine Antwort von Ihrer Feder. Herr **Euler** allein hat die ſeinige geſchnitten, Dero Ehre zu beſchützen; und vermuthlich hat er, um ſeiner Pflicht, als Sachwalter, eine Genüge zu thun, Ihnen zum Beſten das Herz gehabt, zween Sätze vorzugeben, die ſo offenbar falſch ſind, als es möglich iſt, in der Geometrie vorzubringen.

1. Saget er **: **Herr s'Graveſande rede in denen von mir angeführeten Stellen, nur von dem Minimo der lebendigen Kräfte, davon der Grundſatz der kleinſten Wirkung ſehr unterſchieden wäre.**

2. Saget er: **daß dieſer Schriftſteller die Wahrheit ſeines Satzes mit einer beſondern Bedingung verbinde, indem er ſetzet: daß die reſpective Geſchwindigkeit dieſelbe ſey.** Hieraus nun würde folgen: daß da die Wahrheit,

---

* Hiſt. de l'Acad. de Berlin T. II. pag. 290.

** Siehe Herrn **Eulers** Brief a. d. 309. S.

die Sie erfunden haben, mit dieſer ſonderbaren Bedingung nicht verknüpfet iſt, dieſelbe nicht nur von des leidenſchen Profeſſors ſeiner durchaus unterſchieden, ſondern auch wegen ihrer Allgemeinheit weit über dieſelbe erhaben wäre.

Nun iſt es aber falſch: 1. daß das *Minimum* der lebendigen Kräfte in dieſem Falle, von dem *Minimo* der Wirkung unterſchieden ſey. 2. Iſt es auch falſch, daß dieſe beſondere Bedingung ſich in Dero Auflöſung nicht finde; ſie ſtecket gewiß darinnen, und ſie iſt ſo nothwendig darinnen, daß das Reſultat eben dieſer Auflöſung, ohne dieſe ſonderbare Bedingung nicht wahr ſeyn kann. Hier ſind die Demonſtrationes davon."

I. "Die Größe der Wirkung, davon Herr von Maupertuis in ſeiner Aufgabe * die kleinſte Größe ſuchet, iſt durch dieſe Formel ausgedrücket,

$$A.\ \overline{a - x}^2 + B.\ \overline{x - b}^2$$

und weil $a - x$ und $x - b$ ihm die eigenen Geſchwindigkeiten der Körper A und B anzeigen, und die lebendigen Kräfte, wie das Product der Maſſen, durch die Quadrate ihrer Geſchwindigkeiten ſind; ſo iſt es klar, daß eben dieſe Formel

$$A.\ \overline{a - x}^2 + B.\ \overline{x - b}^2$$

auch die Summe der eigentlichen lebendigen Kräfte ausdrücket. Woraus denn unläugbar folget: daß die Größe der Wirkung, die er in dieſer Aufgabe

---

* Hiſt. de l'Acad. de Berl. Tom. II. p. 90. 91.

"gabe erwäget, und die Größe der eigentlichen le"bendigen Kraft, in gegenwärtigem Falle, nicht "unterſchieden ſind. Folglich iſt ihr Minimum "auch nicht unterſchieden. Herrn **Eulers** Vorge"ben iſt alſo falſch, daß das Minimum der leben"digen Kräfte, in dieſem Falle, von dem Minimo "der Wirkung unterſchieden iſt. **W.** zum erſten "z. e. w.

II. "Weil Herr **von Maupertuis**, den Kör"pern A und B, die ſich nach einerley Seite bewe"gen, die Geſchwindigkeiten a und b zutheilet; ſo "iſt es offenbar, daß er voraus ſetzet, ihre reſpecti"ve Geſchwindigkeit vor der Veränderung ſey a—b. "Weil er aber voraus ſetzet, daß nach der Verän"derung die Geſchwindigkeit des Körpers A, a—x "wird, und die Geſchwindigkeit des Körpers B, "der ſich in einer widrigen Richtung beweget, x—b "wird; ſo muß er dem zu folge auch voraus ſetzen: "daß die reſpective Geſchwindigkeit eben dieſer Kör"per, (a—x) + (x—b) werde. Da aber "(a—x) + (x—b) nichts anders iſt, als a—b, "das heißt, die reſpective Geſchwindigkeit vor der "Veränderung; ſo iſt es offenbar, daß Herr **von** "**Maupertuis** in ſeiner Auflöſung die reſpective "Geſchwindigkeit unveränderlich voraus ſetzet, und "es unmöglich iſt, daß die Eigenſchaft des Minimi "ohne dieſe Bedingung Statt haben könne. **W.** "zum zweyten z. e. w.

Da ſehen Sie alſo, **mein Herr**, daß die beſondere Bedingung des Herrn **s'Graveſande** augenſcheinlich mit der Auflöſung verknüpfet iſt, aus welcher Sie dieſe neue Wahrheit gezogen zu haben meynen. Iſt unter Ihnen beyden ein Unterſchied, ſo gereichet er lediglich jenem zur Ehre; indem er die determinirende Bedingung ſeines Lehrſatzes mit Deutlichkeit und Richtigkeit vorgetragen hat, welches Sie zu thun verabſäumet hatten.

Nunmehr erlauben Sie mir, mein Herr, Sie zu fragen: wie doch immermehr Herr **Euler** ſolche wichtige Irrthümer für ungezweifelte Wahrheiten ausgeben könne? Und wie haben Sie ſelbſt, die Sie ſeine Schrift ſo oftmals vor Augen gehabt, ſolche grobe Schnitzer darinnen nicht wahrgenommen? Wie haben Sie dieſelben mit Dero Lobe krönen können? Wie haben Sie ſie endlich in dem VI. **Bande der Geſchichte Ihrer Akademie** einrücken können? Sollte es geſchehen ſeyn, damit ſie darinnen ein immerwährendes Denkmaal Dero Scharfſichtigkeit abgäben. Dero Freunde haben dasjenige für eine unverzeihbare Verwägenheit angeſehen, was ich von der Unvollkommenheit Ihrer Einſicht in dieſe Materie geſaget habe *; gleichwohl überzeuge ich hier, ſowohl Herrn **Eulern**, als Sie, zweener groben Verſehen, in den erſten Anfängen, in den einfältigſten Dingen, und die mit Dero vermeynten großen Entdeckungen aufs innigſte verbunden ſind. Was wird alſo aus der Gründlichkeit Ihrer Nachforſchungen, in weit verſtrickteren Fragen werden? Und wenn man Sie ſo auf den erſten Streich zu Boden werfen kann, Sie großen Herren in der Meßkunſt und in Rechnungen, die man mit den ſchwerbewaffneten Kriegern vergleichen kann, die ſich einbildeten, ſie föchten für ihren Heerd und Altäre; was wird man wohl auf die leichten Völker derer Speculiſten halten, die Sie im Gefolge führen?

---

* Was die zween Illuſtres ſelbſt betrifft: ſo wird es vielleicht nicht lange mehr währen, daß man mit Erſtaunen ſehen wird, wie wenig richtig und vollſtändig die Begriffe ſind, welche ſie von einer Materie

Soll ich Ihnen übrigens, mein Herr, die Augen über Herrn **Eulers** Richtigkeit im Schließen öffnen; ſo darf ich Sie nur bitten, einen Augenblick bey zwoen Stellen des Briefes dieſes Meßkünſtlers ſtehen zu bleiben, darinnen die Vergehungen ſeiner Logik, ſo handgreiflich ſind, als es nur möglich iſt. Dieſe Stellen ſind, in Anſehung unſers Streites und meiner Rechtfertigung, nichts weniger als gleichgültig.

Die erſte iſt diejenige, wo Herr **Euler** mir vorwirft: ich bliebe nicht auf einerley Rede, da ich anfangs von dem Briefe des Herrn von **Leibnitz** der das Fragment enthält, als von einem Schreiben redete, welches dieſer Gelehrte an den Herrn **Hermann** in Baſel geſchrieben, und hernach geſtünde: ich wüßte nicht einmal an wen es gerichtet wäre *. Dieß ſind aber gar nicht meine

---

Materie haben, darüber ſie es gewaget, ein ſo groſſes Geſchrey in der Welt zu machen. Man ſehe vorn die Beruffung a. d. gem. Weſen. 156. S.

* Man ſehe Herrn **Eulers** Brief a. d. 308. S.

meine Ausdrücke, und Herr **Euler** ſollte richtiger ſeyn. Was ſtecket für Böſes in dem, was ich geſaget habe? Ehemals habe ich von erwähntem Briefe, als von einem Schreiben des Herrn **von Leibnitz** an den Herrn **Hermann** geredet, weil ich glaubete, es wäre an den letzten gerichtet, und noch nicht voraus ſah, daß dieſe gleichgültige Meynung ſolche verdrießliche Folgen für mich haben ſollte. Die Zeit iſt gekommen, da man mir ein Verbrechen aus dieſer Muthmaßung machet. Ich verändere daher die Sprache; ich lege getreue Rechenſchaft von der Urſache meiner Meynung ab, und verſchiebe hernach mein Urtheil, um mich ins künftige vor dergleichen Sylbenſtechereyen zu ſichern. **Ich bekenne alſo nicht, daß ich nicht einmal wiſſe, an wen dieſes Schreiben gerichtet iſt**; ſondern ich laſſe nur einem jeden die Freyheit, davon zu glauben, was ihm beliebet [*]. Weit gefehlet nun, daß Herr **Euler** dieſe Gelehrigkeit loben ſollte: ſo mutzet er ſie mir auf, und giebt ſie für ein Geſtändniß aus, **welches ohne Widerrede dem Ausſpruche der Akademie ein groſſes Gewicht geben würde, wenn es möglich wäre, daß er noch jemanden zweifelhaft vorkommen könnte.**

---

[*] Hier iſt die Stelle ganz, ſo wie man ſie in den Beylagen zur Beruffung a. d. 244. S. lieſt: **Die Namen derer Gelehrten, an die ſie geſchrieben worden, ſtehen nicht vor dem Anfange der drey erſten Briefe. Allein auf das Zeugniß eines Handbriefchens, welches in dem Häfte lag, und worauf die Namen der Herren: Bayle, Foucher, Hermann und Volder, ſtunden, hatte Herr König geſchloſſen: daß beſagter Brief, welcher hier der erſte iſt, an Herrn Hermannen; der zweyte über die Philoſophie des Carteſius, an Herrn Foucher; und**

Iſt aber in dieſer Art zu ſchließen, die Sie mit Dero Beyfalle beehren, eine große Stärke verborgen; ſo muß ſie unfehlbar kraft einer Logik darinnen ſtecken, die von aller andern Menſchen ihrer weit unterſchieden iſt.

Die zweyte Stelle des Briefes vom Herrn **Euler**, auf welche ich Sie erſuche, einen Augenblick Acht zu geben, iſt die, wo er ſich beſchweret: ich hätte vorgegeben, er ſuche einige **Ehre** [*] als Erfinder einer Demonſtration, die ſchon vor langer Zeit von den Herren **Fermat** und **von Leibnitz** wäre erfunden worden. Dieſes iſt mir gleichwohl nicht in den Sinn gekommen; vielmehr machete ich Herrn **Eulern** dieſes Argument ad hominem, um

---

und der dritte, an den Herrn Bayle geſchrieben wäre. Gleichwohl will Herr König hierüber, es ſey mit wem es wolle, keine Händel haben. Er hat es ſchon oft geſaget, und er ſaget es hier noch einmal: Die Glaubwürdigkeit dieſer Briefe an ſich ſelbſt rühret ihn wenig: es iſt ihm ſehr gleichgültig, wem man ſie zutheilet, und was man davon denkt. Das einzige, was er ſich vorſetzet zu beweiſen, iſt dieß: daß er die Briefe ſo erhalten hat, wie ſie da ſind, u. ſ. w.

[*] Man ſehe ſeinen Brief a. d. 310. S.

um mich zu rechtfertigen, daß ich Sie keinen **gelehrten Dieb** geſcholten hätte.

"Wenn in dieſem Grundſatze etwas Wahres ſte-"ckete: daß alle diejenigen, die eine bereits von ei-"nem andern gefundene Entdeckung liefern, gelehr-"te Diebe ſeyn müßten; ſo müßte man auch ſa-"gen, Herr **Euler** ſelbſt wäre eines gelehrten "Diebſtahls ſchuldig; indem eine gewiſſe Demon-"ſtration, die er in die petersburgiſchen Acta für "ſein eigen ausgegeben, bereits auf einem Zettel "von **Leibnitzen** ſteht, den ich in Händen habe.

"Nun wird gewiß Herr **Euler** nicht bekennen: "er ſey ein gelehrter Dieb von **Leibnitzen**; da ich "gewiß verſichert bin, daß er die Schrift von ihm "nie geſehen hat;

"Folglich muß ermeldeter Grundſatz, ſelbſt nach "Herrn **Eulers** Urtheile, für falſch gelten. "Wenn ich folglich geſaget habe: Herr von **Leib-"nitz** habe die Theorie bereits gelehret, für deren "Erfinder ſich der Herr **von Maupertuis** aus-"giebt; ſo habe auch ich den Herrn **von Mau-"pertuis** keines gelehrten Diebſtahls beſchuldiget."

So habe ich geſchloſſen; und was ſtecket hierinnen zu Herrn **Eulers** Nachtheile? Durch was für ein Blendwerk hat dieſer Akademiſt darinnen etwas entdecken und Ihnen zeigen können, was doch nie darinnen geweſen iſt? In Wahrheit, die Furcht, für einen gelehrten Dieb gehalten zu werden, muß doch ſehr ſeltſame Einflüſſe in den Verſtand haben.

Werden Sie mirs aber wohl verzeihen, mein Herr, wenn ich es Ihnen rund heraus ſage? Es ſcheint, der Groll, welcher bey Ihnen durch die Ueberzeugung erreget worden, als beſchuldigete ich Sie dieſes gelehrten Verbrechens, habe Ihnen die Augen ſowohl als dem Herrn **Euler** verkleiſtert.

Von den gottloſen Abſichten aber, die Sie mir, in Anſehung Ihrer Religion, beymeſſen, kann ich mich gar nicht erholen. Ich begreiſe nicht, was Ihnen dieſen erſtaunlichen Einfall hat beybringen können. **Er will**, ſagen Sie, indem Sie von mir reden, **mich meiner Religion wegen verdächtig machen, weil ich die Glaubwürdigkeit ſeines angeführten Briefes in Zweifel gezogen. Nun tadele er**, fahren Sie fort, **meine Werke, ſo lange er will, ich begehre weder ſeinen Beyfall, noch ſeine Hochachtung. Wenn er aber aus denen logiſchen Regeln, deren ich mich bediene, ſchlieſſen will: daß es mir an Ueberzeugung derer Wahrheiten fehle, die die Religion lehret; ſo iſt dieß eine verhaßte Beſchuldigung, welche zur Gnüge zeiget, wie weit es mit ihm gekommen iſt.** (Man ſehe vorn b. 318. S.)

Sagen Sie mehr, mein Herr, ſagen Sie: dieſe Beſchuldigung allein wäre hinreichend, mich des Wahnwitzes, und zwar des boshafteſten Wahnwitzes, in den Augen aller Vernünftigen, ſchuldig zu machen. Bleiben Sie aber dabey nicht ſtehen; thun Sie noch mehr. Schaffen Sie die Fackel derer logiſchen **Regeln**, deren Sie ſich bedienen, vor meine Augen, damit ich entdecken könne, wo ich dieſe abſcheuliche Beſchuldigung wider Sie aufgebracht habe. Haben Sie keinen andern Beweis, mir dieſelbe aufzubürden, als meine **Berufſung auf das gemeine Weſen**, darauf Sie zu zielen ſcheinen; ſo geſtehe ich, daß ich Sie beklage: denn nur ein unverantwortliches Vorurtheil kann Ihnen darinnen dieſe neue Läſterung aufgeſuchet haben. Das iſt abermals einer von den elenden Schlüſſen ad hominem, den Sie ganz verkehrt verſtanden haben. Ich hatte ſo geſchloſſen:

"Wer den hiſtoriſchen Begebenheiten nicht an-
"ders Glauben beymeſſen will, als daß man ihm
"die Urſchriften derer Schriften ſchaffe, die dieſel-
"ben bezeugen, der muß auch an der Wahrheit
"ſeiner Religion ſelbſt zweifeln.

"Nun zweifelt aber Herr **von Maupertuis**
"an der Wahrheit ſeiner Religion nicht;

"Folglich muß er dem Grundſatze entſagen:
"daß man den hiſtoriſchen Begebenheiten anders
"keinen Glauben beymeſſen müſſe, als in ſoweit
"man die Originale ſchaffen kann, die ſie bezeugen."

Dieſer Schluß iſt förmlich. Alles iſt klar daran, der **Oberſatz**, der **Unterſatz**, der **Schlußſatz**; man brauchet nur Menſchenverſtand, um überzeuget zu werden: daß ich nichts anders im Sinne gehabt, als Sie, wie man in Schulen redet, ad abſurdum zu bringen; indem ich Sie zwänge, zu geſtehen: daß Dero Grundſatz Sie zu einem ſehr ſeltſamen hiſtoriſchen **Pyrrhonismus** führen würde; und gleichwohl ſehen Sie was anders darinnen. Sie ſehen darinnen: daß **ich Sie Ihrer Religion wegen verdächtig machen will, weil Sie die Glaubwürdigkeit meines angeführten Briefes in Zweifel gezogen.** Welch ein Einfall! Ich ſchwöre Ihnen, mein **Herr**, daß mir es nie in den Sinn gekommen ſeyn würde; und ich mich nicht zu tröſten wüßte, wenn ich Ihnen etwas dergleichen ſchuld gegeben hätte. Die Stärke meines Schluſſes ſetzet gerade das Gegentheil voraus. Verſöhnen Sie ſich alſo mit mir. Wir ſind ja eins. Ich thue, was ich thun ſoll, um die Welt zu überreden: daß Sie Ihrer Religion treu ſind; und das eben wünſchten Sie. Sie gehen ja weiter, als ich vermuthet hatte, der Welt zu zeigen: daß die **logiſchen Regeln**, deren Sie ſich bedienen, die allerunſicherſten ſind; und eben das hätte ich als das glückſeligſte wünſchen müſſen, entweder, um dem böſen Verdachte vorzukommen, welchen die Klagen eines ſo eifrigen Chriſten erwecken könnten, als Sie bekanntermaßen ſind, oder, um mich ein wenig über der Verachtung zu tröſten, die Sie gegen meine **Hochachtung und meinen Beyfall** bezeugen.

Noch eines, was mir viel Freude erwecket, iſt die Verläugnung, die ich zu Ende Dero Schreibens von gewiſſen Verſuchen ſinde, die Sie gethan zu haben ſcheinen, mich an der Ehre zu verhindern, Ihnen zu antworten, und mich öffentlich zu vertheidigen. Alles, was Sie geſuchet haben, ſagen Sie, iſt nur dieß geweſen: daß man Sie künftig vor dergleichen Begegnungen von meiner Seite in Sicherheit ſtellen, und mir, in dem, was Sie beträfe, ein Stillſchweigen auferlegen möchte. Allein, ſetzen Sie hinzu, es kam mir nicht in den Sinn, zu begehren: man ſolle ihm die Mittel benehmen, ſich zu rechtfertigen; als worauf die Akademie ſo lange Zeit gedrungen hatte, daß er ſie geben ſollte, wenn er gekonnt hätte *.

Ich geſtehe, mein Herr, daß ich einige Dunkelheit in dieſen Worten ſinde. Denn was für Begegnungen hatten Sie denn vor dem Urtheilsſpruche der Akademie von meiner Seite erlitten? Es iſt wahr, ich hatte mich unterſtanden, anderer Meynung zu ſeyn als Sie; aber mit was für Behutſamkeit? und was hätte ich durch meine gar zu ehrerbiethigen Briefe anders in Ihnen kränken können, als Dero Beſcheidenheit? Mir aber ſeit dem Urtheilsſpruche, in dem was Sie betrifft, ein Stillſchweigen aufzulegen, oder mir zu verbiethen, mich zu rechtfertigen, das iſt gerade einerley. Man hatte mich verdammet, als ob ich ein Fragment geſchmiedet hätte, in der

---

* Man ſehe vorn d. 315. Seite.

der Abſicht, Sie für einen gelehrten Dieb auszugeben. Nothwendig mußte man mir alſo vergönnen, mich des Rechtes einer erlaubten Vertheidigung zu bedienen, und mir, in dem was Sie betrifft, den Mund nicht ſtopfen; ſondern man mußte mir es vielmehr befehlen: denn kurz, von was für andern Mitteln, mich zu rechtfertigen, wollen Sie reden? iſt es noch immer die Vorzeigung vom Originale des Fragmentes, ſo misbrauchen Sie die Zweydeutigkeit der Ausdrücke, und iſt ſie es nicht, ſo ſage ich es noch einmal: ich verſtehe Sie nicht. Es iſt eben, als ob Sie ſageten: Sie hätten angehalten, daß mir erlaubet wäre, zu meiner Vertheidigung dasjenige aufzuweiſen, davon Sie wohl wußten, daß ich es nicht aufweiſen könnte, und mir anbefohlen würde, dasjenige zu verſchweigen, was Ihnen nicht gelegen war, daß ich es ſagen ſollte. Ganz gewiß aber iſt dieſes Dero Meynung nicht geweſen; der Widerſpruch iſt gar zu arg, die Ungerechtigkeit wäre zu grob, und Sie hätten, da Sie ſo höflich ſind, nimmermehr einen ſolchen Vorſchlag vor den Thron derer durchlauchtigſten Perſonen gebracht, an die Sie ſich gewandt haben. Ich komme alſo wieder auf meinen erſten Einfall. Ich ſehe dieſes Stück Ihres Briefes, an den Herrn **Euler**, als verwirrte Ausdrücke an, darein eine etwas gar zu große Uebereilung Sie verwickelt hat.

Weit davon entfernet, mache ich mir, bevor ich ſchließe, eine Pflicht daraus, noch eine Stelle aus Dero Briefe vorzunehmen, die Dero guten Abſichten eben ſo viel Ehre machen muß, als die vorige. **Ich habe,** ſagen Sie, **Herrn Königen niemals angefochten, noch auch einige Feindſchaft wider ihn;** und weiter unten: **In Anſehung der Entdeckung, des Grundſatzes von der kleinſten Wirkung, oder des Gebrauches, wozu ich mich ſeiner bedienet, bin ich ziemlich gleichgültig** *. Das iſt gewiß viel mehr, als man von Ihnen erwarten konnte; allein, nach allem, was vorgefallen iſt, haben Sie es ſelbſt ſagen müſſen, ſonſt hätte es kein Menſch geglaubet. Die Bewegungen, die Sie ſich wider alle Regeln gegeben, das Original des Fragmentes aufzubringen; Ihre Nachforſchungen, das **Urtheil der Akademie**, Dero Briefe an hohe Mächte, und kurz, alles verrieth einen erbitterten Mann, den die Weltweisheit zu demjenigen Grade der Gleichgültigkeit noch nicht geleitet hatte, davon Sie reden. Ich für mein Theil will es Ihnen nicht bergen: ich habe wirklich geglaubet, Sie wären ſehr aufgebracht wider mich, und Sie ſelbſt wären eigentlich der Urheber des ſeltſamen Urtheilsſpruches, darüber ich mich beklage. Allein, weil Sie mich des Gegentheils verſichern, ſo will ich glauben: daß ich mich in dieſem Stücke geirret habe.

---

* Siehe des Hn. von Maupertuis Brief a. d. 316. S.

Wenn es Herrn Eulern eben ſo leicht fiele, die Welt zu überreden: daß dieſer Urtheilsſpruch ordentlich, einhällig, und mit vollkommener Aufrichtigkeit gefället worden; ſo ſollte es mir eine Freude ſeyn; allein der Ruf hat ganz andere Sachen davon ausgebreitet. Man weis die Einwürfe, die ein gelehrter Akademiſt, zu meinem Vortheile, gegen den Entſchluß gemachet hat, der wider ſeinen Willen die Oberhand behielt. Man weis, welch ein Feuer dieſe Einwürfe in der Geſellſchaft angezündet. Man weis, daß man, um die Zahl der Richter zu vergrößern, und den gemeinen Mann zu blenden, man ihnen zween reiſende Studenten beygeſellet, die die Neugierde in dieſe Verſammlung gelocket hatte, und deren Namen ganz dreiſt unter dem Titel: von **Fremde**, in das Protocoll geſetzet hat. Dieſe zween Herren, ein paar witzige und geſchickte Leute, haben ihre Verwunderung, über die unverhoffte Ehre, nicht bergen können, die man ihnen angethan hat. Und es iſt nicht zu muthmaßen, daß dieſer Umſtand, nebſt einigen andern, die in Geſellſchaften was zu lachen machen, ſehr dienlich ſeyn werde, die Ernſthaftigkeit und Ordnung zu erheben, die man bey dieſem Urtheilſprechen beobachtet haben will.

Hier bleibe ich ſtehen, mein Herr. Ich habe meine Beweiſe beſtätiget, Dero Schwierigkeiten beantwortet, und Dero Zweifel gehoben, da ich Fuß für Fuß ſolchen Schriften gefolget bin, die ich ſchon im Sinne hatte, nicht zu achten, wenn Sie mich nicht ſelbſt genöthiget hätten, Sie zu bemerken, da Sie ihnen einen Platz in der Geſchichte der Akademie eingeräumet haben. Nunmehr iſt alſo dieſer Theil unſers Proceſſes abgethan, und ein jeder, der Gerechtigkeit und Einſicht beſitzt, wird im Stande ſeyn, zu entſcheiden: welcher, von uns beyden, zu einer Ehrenerklärung gehalten iſt. Wie ſehr wünſchete ich, daß Sie, bevor alle Stimmen gegeben werden, und in die Tagebücher der Zeiten ein unwiederrufliches Urtheil eingetragen wird, Ihre Ehre in Sicherheit ſetzen, und treuherzig geſtehen möchten: es ſey bey dieſem Verfahren viel Uebereilung mit untergelaufen! Weit gefehlet, daß ein ſolches Inſichgehen Sie erniedrigen ſollte, **mein Herr**, ſo würde es vielmehr Dero Character eben ſo ſehr erheben, als es der höhern Wiſſenſchaft rühmlich ſeyn würde, von der Sie Ihr Werk machen. Sie wiſſen, daß ſowohl in der Ausübung als Speculation, der Weltweiſe aus den Fehlern und Irrthümern ſeinen Nutzen zieht. Er nähert ſich der Wahrheit, indem er durch ſeine Beobachtungen dasjenige beſſert, was er in den Finſterniſſen der Natur, gleich anfangs, unrecht verſtanden hatte; und er kömmt auf dem Wege der Tugend weiter, wenn er, nach weiterm Nachſinnen, dasjenige wieder gut machet, was er in den erſten Anfällen der Leidenſchaften verderbet hatte. Könnten Sie doch, **mein Herr**, dieſe doppelte

Ehre der Philoſophie verdienen! Möchten Sie ſich doch an einer Seite Beyfall erwerben; indem Sie den Grundſatz erkenneten, der die Bewegungen der Natur ordnen muß; noch viel mehrern aber an der andern, wenn Sie ſich plötzlich zu demjenigen kehreten, der die Bewegungen unſers Herzens mäßigen ſoll! Stimmen dieſe meine Wünſche nicht mit Dero Geſinnungen überein: ſo ſoll es mir ſehr leid thun; allein, ich werde nichts deſto weniger thun, was ich ſoll, Sie auf andere Gedanken zu bringen; und ungeachtet Sie ſich aus meiner Hochachtung nichts machen: ſo will ich mich doch bemühen, die Ihrige zu verdienen; indem ich die Nebel vertreiben will, die über Ihrem Grundſatze ausgebreitet ſind, und das Ungewitter zur Welt gebracht haben, welches uns ſo unglückſeliger Weiſe entzweyet hat.

Wenn die Weltweiſen und Meßkünſtler, denen es zukömmt, dieſen Punct zu unterſuchen, geredet haben werden; dann bin ich bereit, Ihnen die Hand zu biethen, und mich bey allem zu beruhigen, was die Vernunft durch den Mund des gemeinen Weſens ausſprechen wird. Bis dahin erlauben Sie mir, an meiner Sache noch nicht zu verzweifeln, und voller Zuverſicht auf meine Unſchuld und Demonſtrationen, Ihnen den Vortheil nicht zu misgönnen, den Dero Stand Ihnen einräumet, und den Sie nach Gefallen brauchen mögen. Nur eine Güte geſtehen Sie mir zu *, die Billigkeit berechtiget mich, Sie darum zu erſuchen: Warten Sie nämlich ſo lange, bis ich verurtheilet bin, ehe Sie mich den Händen des jungen Schriftſtellers überantworten, der hinter Ihnen, als Vollſtrecker Ihrer hohen Juſtiz, folget. Liege ich in dem Proceſſe unter; ſo mag er immerhin auf eine ehrloſe Art zuſchmeiſſen. So lange wir aber noch rechten, und unſere Richter uns hören; ſo iſt es, wie mich dünket, dem richterlichen Wohlſtande gemäß: daß **Mr. Johann Bernhard Merian**, in ſeinem Mantel eingehüllet, im Winkel ſtehen bleibe.

---

* Dieſe ganze Ueberſetzung iſt nach der erſten Auflage gemachet, in welcher gegenwärtige Stelle ſteht, welche, man weis nicht warum, in der andern ausgelaſſen worden.

Diatribe

des

Doctors Akakia,

päbſtlichen Leibarztes;

Decret der Inquiſition,

und

Bericht der Profeſſoren zu Rom

wegen eines vorgeblichen

Präſidenten.

Zueignungsſchrift *

an den

Herrn Peter Ludwig Moreau
von Maupertuis,

aus St. Malo gebürtig,

Präſidenten der königl. Akademie der Wiſſenſchaften
und freyen Künſte in Berlin.

Würdiger Herr Präſident!

Und wenn Sie mir auch ſonſt gar nicht bekannt wären, als aus einem Stammbuche, in welches Sie, wie ich ſelbſt geſehen, außer Ihrem Namen, nichts geſchrieben, als die erhabenen Worte: *J'ai méſuré la Terre:* ſo würde ich doch, bloß aus dieſem Grunde, nicht unterlaſſen können, Ihnen die Ueberſetzung eines Werkes zuzueignen, welches Ihnen ſo viel Ehre macht. Ich weis, daß Sie, aus einer nur den größten Geiſtern eigenen edlen Ruhmbegierde, die Ueberſetzungen derjenigen Schriften in allerley Sprachen, und die verſchiedenen Ausgaben derjenigen Werke lieben, welche Ihren Ruhm ausbreiten. Ihre

---

* Dieſe Zueignungsſchrift ſteht vor einer andern deutſchen Ueberſetzung der Diatribe, die in 4to herausgekommen. Man hat ſie hier mitnehmen müſſen, um unſerm Titel eine Genüge zu thun.

Cosmologie, z. E. iſt nicht nur, auf Dero Befehl, in verſchiedenen Formaten einzeln, nachdem das meiſte davon vorher ſchon in **Paris** und **Berlin** war gedruckt worden, herausgekommen, und hernach in einer Sammlung erſchienen; ſondern ſie iſt auch auf Ihre Veranſtaltung ins Deutſche überſetzet worden. Von Ihrer **beſtimmten Figur der Erde** hat man mehr als eine deutſche, und eine lateiniſche Ueberſetzung. Ihr **Verſuch einer Sittenphiloſophie** iſt etlichemal und an verſchiedenen Orten gedruckt und unter Ihren Augen von einem **General** ins Deutſche, und von einem **Musketier** ins Italieniſche überſetzet worden. Ihre **Briefe über den Fortgang der Wiſſenſchaften** hatten kaum einzeln das Licht der Welt erblicket, ſo erſchienen ſie ſchon mit der **Cosmologie** und der **Sittenphiloſophie** in einer Sammlung, und wurden auch, zu Dero beſonderm Wohlgefallen, ins Deutſche überſetzet. Aber gleichwie nicht nur Ihre eigene Schriften Ihnen allemal Ehre machen müſſen: ſo iſt dieſes auch nicht weniger von denen zu erwarten, welche der Welt Dero Lob kund machen, und worinne der Verfaſſer ſtans pede in uno die faſt unendliche Anzahl Ihrer großen Verdienſte hererzählet. Von dieſer Art iſt der **Brief eines berliniſchen Akademiſten an einen pariſiſchen Akademiſten**, von welchem faſt zu gleicher Zeit das franzöſiſche Original, und eine deutſche und eine italieniſche Ueberſetzung, heraus kamen. Die bekannten Briefe, welche Hr. **Euler** und der berühmte Herr **Merian**, aus der Bärenſtraße unter die Linden, und unter den Linden in die

Bärenſtraße, lateiniſch zu Dero Vertheidigung an einander geſchrieben haben, wurden, nebſt dem Original, zugleich franzöſiſch, auf Unkoſten Ihrer Akademie, wie alles, was Ihnen, als ihrem lieben **Präſidenten**, Vergnügen und Ehre ſchaffen kann, gedruckt. Gegenwärtiges Werk Ihres großen Verehrers, des Herrn **Doctors Akakia**, nebſt dem, was ihm anhängig iſt, verdienet mit größerem Rechte, als alle itzt genannte Schriften, in alle Sprachen überſetzet zu werden, da es Ihre Ehre nachdrücklich gegen einen verwägenen Jüngling rettet, welcher ſeinen *Oeuvres* und *Lettres* Dero bis unter den Polarzirkel berühmten Namen, um durch denſelben gleichfalls berühmt zu werden, vorgeſetzet, und die Welt dadurch bereden wollen, als könnte er Sachen ſchreiben, die eines Mannes würdig wären, welcher die **Erde gemeſſen** und **Lappland** geſehen. Ich hoffe alſo, daß dieſe meine deutſche Ueberſetzung, welcher eine italieniſche, eine engliſche und eine holländiſche bald folgen dürften, von Ihnen nicht nur Dero Beyfalls, ſondern auch eines jährlichen Gehalts, aus der zum gemeinen Nutzen beſtimmten Caſſe der Akademie, würdig geſchätzet werden wird. Dieſes letztere iſt auch hauptſächlich die Urſache, warum ich für Dero Ehre arbeite, und warum ich, bis zu Austrag der Sache, unaufhörlich bin

meines würdigen Herrn Präſidenten

Tripstrille
den 24. Decemb. 1752.

unterthäniger Diener,
Der Ueberſetzer.

* *

XIX.

Diatribe des Doctors Akakia,

pähſtlichen Leibarztes,

Decret der Inquiſition, und Bericht der Profeſſoren zu Rom wegen eines vorgeblichen Präſidenten.

Nichts iſt heute zu Tage gemeiner, als daß junge Leute, und unbekannte Schriftſteller. unter bekannten Namen Schriften herausgeben, die gar nicht verdienen bekannt zu ſeyn. Es giebt Marktſchreyer von allerley Art. Hier iſt gegenwärtig einer, der den Namen eines **Präſidenten** einer hochberühmten **Akademie** angenommen hat, um rechte ſeltſame Tröpſchen zu verhandeln. Es iſt ausgemachet, daß es der ehrwürdige **Präſident** gar nicht ſey, der der Urheber der Bücher wäre, welche man ihm beyleget: denn dieſer vortreffliche Weltweiſe, welcher endecket hat, daß die Natur allezeit nach den einfältigſten Geſetzen handele, und ſo weislich hinzuſetzet, daß ſie allemal auf das Sparen ſehe, würde unfehlbar denen wenigen Leſern, die im Stande ſind ihn zu leſen, die Mühe erſparet haben, in dem Buche, ſeine **Werke** betitelt, und in demjenigen, ſo man ſeine Briefe nennet, zweymal dieſelbe Sache zu leſen. Der dritte Theil wenigſtens einer dieſer zwey Bücher, iſt von Wort zu Wort aus dem andern abgeſchrieben. Dieſer große von aller Marktſchreyerey ſo entfernte Mann, würde der Welt nicht Briefe mitgetheilet haben, die an keinen Menſchen geſchrieben worden; und würde ſonderlich nicht in gewiſſe kleine Fehler verfallen ſeyn, die nur einem jungen Menſchen zu verzeihen ſind. Ich glaube ſo viel als möglich iſt, daß nicht die Neigung zu meiner Lebensart mich ſo reden heißt. Allein man wird mirs nicht übel nehmen, wenn ich es ein wenig verdrießlich finde, daß dieſer Menſch mit den Aerzten ſo umgeht, als mit ſeinen Buchhändlern. Er will, daß wir alle Hungers ſterben ſollen. Er will, man ſoll die Aerzte nicht bezahlen, wenn der Kranke zum Unglücke nicht geſund wird.

Man bezahlet, ſaget er, a. d. 124. S. einen Maler nicht, wenn er ein ſchlechtes Bild gepinſelt hat. O junger Menſch! wie hart und ungerecht biſt du nicht! Bezahlete denn nicht der Herzog **von Orleans**, Regent von Frankreich, das Geſchmier freygebig, womit **Coypel** die Galerie im königl. Palaſte ausgeputzet hatte? Beraubet wohl ein Client ſeinen Sachwalter des billigen Lohnes, weil er ſeine Sache verloren hat? Ein Arzt verſpricht ſeine Bemühung, und nicht die Geneſung. Er thut ſein Beſtes, und man bezahlet es ihm. Wie? ſollteſt du auch ſogar auf die Aerzte eiferſüchtig ſeyn?

Was würde doch, ich bitte dich, ein Mann wohl ſagen, der z. E. zwölf hundert Ducaten Gehalt hätte, weil er von der Meßkunſt und Mathematik geſchwatzet, zwo Kröten zergliedert, und ſich mit einer Pelzmütze hat malen laſſen, wenn der Schatzmeiſter ſo mit ihm reden ſollte: "Mein Herr, man zieht ihnen hundert Ducaten ab, weil Sie geſchrieben haben, daß es Sterne gäbe, die wie Mühlſteine gebildet ſind; hundert andere Ducaten gehen ab, weil Sie geſchrieben haben: es werde ein Komet kommen, uns den Mond ſtehlen, und ſeine Angriffe bis auf die Sonne ſelbſt erſtrecken; hundert Ducaten dafür, daß Sie erſonnen haben, es würden ganz goldene und diamantene Kometen auf unſere Erde fallen. Drey hundert Ducaten ſollen Sie dafür hergeben, daß Sie behaupten, die Kinder bildeten ſich in Mutterleibe durch die anziehende Kraft *; das linke Auge zöge den rechten Fuß an ſich **, u. ſ. w. Man kann nicht weniger als vier hundert Ducaten dafür innenbehalten, daß Sie ſich einbilden, Sie könnten die Natur der Seelen, durch Hülfe des Opii, und im Zergliedern der Rieſenköpfe, u. ſ. w. erkennen." Es iſt offenbar, daß dieſer arme Philoſoph, am Ende der Rechnung, ſein ganzes Gehalt verlieren würde.

Würde er es aber hernach wohl gern ſehen, wenn wir andern Aerzte uns über ihn aufhielten, und verſichern wollten, die Belohnungen wären nur für diejenigen, die was nützliches ſchrieben, nicht aber für die, die in der Welt nur durch die Begierde bekannt ſind, ſich bekannt zu machen?

---

* In ſeinen Werken und Briefen.

** In der phyſiſchen Venus.

Dieſer unbedachtſame junge Menſch rücket meinen Mitbrüdern vor, ſie wageten nicht genug. Er ſaget: * dem **Zufalle** und den wilden Völkern habe man die einzigen bekannten ſpecifica zu danken, und die Aerzte hätten kein einziges erfunden. Man muß ihn belehren, daß nur die Erfahrung allein, die Menſchen diejenigen Mittel hat lehren können, welche die Pflanzen darbiethen. **Hippokrates, Boerhave, Chirac** und **Senac**, würden gewißlich nimmermehr errathen haben, wenn ſie den **Chinabaum** geſehen hätten, daß er das Fieber vertreiben kann; noch bey dem Anblicke der **Rhebarbar**, daß ſie abführet; noch von dem **Mohne**, daß er einſchläfert. Was man ein **ungefähr** nennet, das kann allein zur Entdeckung der Pflanzen dienen, und die Aerzte können nichts thun: als daß ſie dieſe Mittel, nach Beſchaffenheit der Umſtände vorſchlagen. Mit Beyhülfe der Chimie erfinden ſie deren auch noch viele. Sie rühmen ſich nicht, allezeit geſund zu machen; ſie rühmen ſich aber, ihr mögliches zu thun, um die Kranken zu lindern. Hat wohl der junge Spötter, welcher mit ihnen ſo übel verfährt, dem menſchl. Geſchlechte ſo viel Dienſte erwieſen, als derjenige, welcher wider alle Wahrſcheinlichkeit, den **Marſchall v. Sachſen**, nach der Schlacht bey **Fontenoi**, dem Tode aus dem Rachen riß?

Unſer junger Vernünftler will, a. d. 119. S., die Aerzte ſollten lauter Quackſalber werden, und die Theorie fahren laſſen. Was würde man wohl von einem Menſchen ſagen, welcher begehrete: man ſollte ſich keiner Baumeiſter mehr bedienen, um Häuſer aufzu-

---

* a. d. 205. S.

führen; ſondern nur Mäurer nehmen, die auf ein Gerathewohl Steine zuhaueten?

Er giebt uns auch a. d. 120. S. den weiſen Rath, die Zergliederungskunſt zu verabſäumen. In dieſem Falle werden die Wundärzte für uns ſeyn. Wir erſtaunen nur, daß der junge Schriftſteller, welcher den Wundärzten zu **Montpellier** einige kleine Verbindlichkeit, wegen gewiſſer Krankheiten hat, die eine große Kenntniß des innern Zuſtandes des Kopfes, und einiger andern Theile erfoderten, die in die Zergliederungskunſt gehören, dafür ſo wenig Erkenntlichkeit blicken läßt.

Wenn eben derſelbe in den Geſchichten unfehlbar ſchlecht bewanderte Schriftſteller, davon redet, wie man die Todesſtrafe der Uebelthäter nutzbar machen und an ihren Körpern allerley Verſuche anſtellen ſoll, ſo ſaget er a. d. 198. S. dieſer Vorſchlag ſey niemals ausgeführet worden. Er weis alſo nicht, was doch alle Welt weis, daß man unter **Ludwigen** dem XI. in Frankreich, zum erſtenmale an einem zum Tode verurtheileten Menſchen, den Steinſchnitt verſuchet hat; daß die Königinn von England die Einpfropfung der Pocken an vier Verbrechern verſuchen laſſen; und daß es noch andere dergleichen Beyſpiele giebt. Wenn aber unſer Schriftſteller unwiſſend iſt, ſo muß man bekennen, daß er dafür auch eine ſonderbare Einbildungskraft beſitzt. Er will als ein Naturforſcher, wir ſollen uns der vis centrifugæ zu Heilung des Schlages bedienen *, und den Kranken Kreiſel machen laſſen. Der Einfall iſt zwar nicht von ihm, allein er giebt ihm ein ſehr neues Anſehen.

Er

* Man ſehe die 206. S.

Er räth uns *, wir ſollen einen Kranken mit Pech überziehen, oder ihm die Haut mit Nadeln durchſtechen. Wofern er jemals die Arztneykunſt treibt, und dergleichen Mittel vorſchlägt : ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſeine Kranken ſeinem Rathe folgen, und den Arzt nicht bezahlen werden.

Was aber das ſeltſamſte iſt, ſo ſchlägt dieſer grauſame Feind unſerer Facultät, welcher will, man ſoll uns ſo unbarmherzig unſern Lohn vorenthalten, a. d. 208. S. um uns wieder gut zu machen, vor : wir ſollten die Kranken zu Grunde richten. Er befiehlt (denn er iſt ſehr eigenmächtig) ein jeder Arzt ſolle nur mit einer einzigen Krankheit zu ſchaffen haben; ſo, daß wenn ein Menſch die Gicht, das Fieber, einen ſchwachen Magen, Augenſchmerzen, und das Ohrenweh hat, ſo würde er fünf Aerzte, anſtatt eines einzigen bezahlen müſſen. Vielleicht iſt er aber auch geſonnen, daß ein jeder nur den fünften Theil ſeines gewöhnlichen Lohnes empfangen ſoll. Ich ſehe ſeine Schalkheit wohl ein! Bald wird man den Andächtigen rathen, ſie ſollen für jede Sünde einen eigenen Gewiſſensrath annehmen: einen, für die ernſthafte Ehrſucht auf Kleinigkeiten; einen für den unter einer harten und gebietheriſchen Mine verſteckten Neid; einen für die Sucht, über ein Nichts ein großes Geſchrey anzufangen; einen andern, für andere Gebrechen. Doch wir wollen uns nicht verirren, und wieder zu unſern Mitbrüdern zurück kehren.

Der beſte Arzt, ſaget er, **iſt derjenige, der die Vernunft am wenigſten zu Rathe zieht.** Er ſcheint in der Philoſophie dieſem Satze eben ſo getreu zu

---

* Ebendaſ.

zu ſeyn, als ihm der Pater Canaye * in der Theologie war. Gleichwohl ſieht man, troß ſeinem Haſſe wider die Vernunft, daß er über die Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern, ſehr tiefſinnige Betrachtungen angeſtellet hat. Fürs erſte iſt er mit allen vernünftigen Leuten (wozu wir ihm Glück wünſchen) der Meynung, daß unſere Väter acht bis neun hundert Jahre gelebet haben.

Nach dieſem, da er ganz allein, und ohne alle Beyhülfe des **Leibnitz**, gefunden hat: daß **das reife Alter, nicht das ſtarke männliche Alter, ſondern der Tod** ſey; ſo ſchlägt er vor, dieſen Zeitpunct des reifen Alters zu verſchieben: **wie man die Eyer langwierig machet, wenn man ihre Ausbrütung verhindert.** Das iſt ein treffliches Geheimniß! und wir rathen ihm, ſich die Ehre dieſer Entdeckung in irgend einer Hünerbrut, oder durch ein Criminalurtheil irgend einer **Akademie**, ja recht beſtätigen zu laſſen.

Man ſieht aus der Rechenſchaft, die wir bisher gegeben, daß wenn dieſe erdichteten Briefe von einem **Präſidenten** wären, es gewiß der Präſident von **Bedlam** ** ſeyn müßte; und daß ſie unſtreitig, wie wir geſaget haben, von einem jungen Menſchen herrühren, der ſich mit dem Namen eines Weiſen breit machen wollen: welcher, wie man weis, in ganz Europa verehret wird, und ſeine Einwilligung ertheilet hat, für einen großen Mann erkläret zu werden. Wir haben zuweilen auf dem Carneval in Italien, den Arlequin in einen Erzbiſchoff verwandelt geſehen: allein, man erkannte gar bald den Arlequin an der Art, wie er den Seegen ertheilete. Ueber kurz oder lang wird man doch erkannt! Dieſes erinnert uns einer Fabel im la Fontaine:

---

* Siehe St. Evremonds Werke.

** Das Tollhaus in London.

> Ein kleines Stückgen Ohr, das vorgekrochen war,
> Verrieth die Mummerey, und macht den Irrthum klar.

Hier ſieht man die Ohren über und über.

* *

Decret der Römiſchen Inquiſition.

Wir Peter Pankraz, und Inquiſitor des Glaubens, haben die Diatribe des Doctors Akakia, ordentlichen Leibarztes des Pabſtes geleſen, ohne zu wiſſen, was Diatribe iſt; und haben nichts darinn gefunden, was dem Glauben, oder den Decretalien zuwider wäre. Ganz anders iſt es mit den **Werken** und **Briefen** eines **jungen Unbekannten**, der ſich unter dem Namen eines **Präſidenten** verſtecket.

Wir haben, nach vorhergegangener Anruffung des Heil. Geiſtes, in den **Werken**, das heißt in dem Quartbande des Ungenannten, viele verwägene, übelklingende, ketzeriſche und nach der Ketzerey ſchmeckende Sätze gefunden. Dieſe verdammen wir insgemein, ins beſondere und auf alle Art.

Wir anathematiſiren inſonderheit und ausdrücklich, den **Verſuch einer Kosmologie**, darinn dieſer durch die Grundſätze der **Belials-Kinder** verblendete Unbekannte, welcher gewohnet iſt, alles falſch zu befinden, wider die Worte der heiligen Schrift *, vorgiebt, es ſey ein Fehler der Vorſehung, daß die Spinnen Fliegen freſſen; und in welcher Kosmologie der Verfaſſer ferner zu verſtehen giebt, es gäbe keinen andern Beweis vom Daſeyn Gottes, als in Z=B dividirt durch A+B **. Da nun dieſe Zeichen aus dem Zauberbuche genommen und augenſcheinlich teufliſch ſind: ſo erklären wir ſie dem heil. Stuhle für nachtheilig.

Und da wir, der Gewohnheit nach, kein Wort von denen Materien verſtehen, die man **Phyſik**, **Mathematik**, **Dynamik**, **Metaphyſik**, u. ſ. w. heißt, ſo haben wir den ehrwürdigen Profeſſoren, des **Collegii** der **Weisheit**, auferleget, die **Werke** und **Briefe** des **jungen Ungenannten** zu unterſuchen, und uns genaue Rechenſchaft davon zu geben.

Alſo ſtehe ihnen der liebe Gott bey!

* a. d. 9. S.   ** a. d. 45. S.

* *

Urtheil der Profeſſoren des Collegii der Weisheit.

1.

Wir erklären, daß die Geſetze von dem Anſtoße vollkommen harter Körper [*], kindiſch und ein Hirngeſpinſt ſind: da es keinen bekannten Körper giebt, der vollkommen hart wäre; aber wohl harte Köpfe, an denen wir unſere Kunſt vergebens verſuchet haben.

2. Das Vorgeben, daß das **Product des Raumes durch die Geſchwindigkeit, allezeit ein Minimum** ſey [**], hat uns falſch zu ſeyn bedünket; denn dieſes Product iſt auch zuweilen ein Maximum, wie Leibnitz gemeynet hat, und wie es erwieſen iſt. Es ſcheint, der junge Schriftſteller habe nur die Hälfte von Leibnitzens Meynung gefaſſet: und hierinn ſprechen wir ihn von der Beſchuldigung frey, die ihm, wie er ſaget, gemachet worden; als hätte er den ganzen Begriff vom Leibnitz entlehnet.

3. Wir pflichten übrigens dem Urtheil des Hrn. **D. Akakia**, päbſtlichen Leibarztes, bey, welches er und ſo viele andere, von den Werken des jungen **Pſeudonymi**, inſonderheit aber von ſeiner phy-

---

[*] a. d. 4. S.

[**] In den Werken, a. d. 44. S.

ſiſchen **Venus** * gefället haben. Wir rathen dem jungen Schriftſteller, wenn er mit ſeiner Frau (dafern er eine hat) zum Werke der Fortpflanzung ſchreiten wird; daß er nicht mehr gedenke, das Kind bilde ſich in der Mutter durch Beyhülfe der anziehenden Kraft: und wir ermahnen ihn, wenn er die Sünde des Fleiſches begeht, weder das Glück der Schnecken in der Liebe, noch der Kröten ihres zu beneiden; auch des **Fontenelle** Schreibart minder nachzuahmen, wenn ein reifes Alter die ſeinige wird gebildet haben.

Wir ſchreiten zur Unterſuchung der Briefe, von denen wir urtheilen, daß ſie, durch eine unbillige doppelte Anwendung, alles enthalten, was bereits in den **Werken** ſteht; und wir ermahnen ihn, künftig einerley Waare nicht zweymal unter verſchiedenen Namen zu verkaufen, welches einem redlichen Kaufmanne, wie er doch ſeyn ſollte, nicht anſteht.

* *

Unterſuchung der Briefe.

I.

Der junge Schriftſteller muß fürs erſte lernen, daß **Vorſichtigkeit** (prevoiance **) bey dem Menſchen nicht die **Vorſehung** (prévision) genennet wird; daß dieſes Wort die **Vorſehung**, lediglich derjenigen Erkenntniß gewidmet iſt, nach welcher Gott das Zukünftige vorher ſieht. Es iſt gut, daß er die Stärke der Ausdrücke kenne, bevor er ſich zum ſchreiben ſetzet. Er muß auch wiſſen, daß die Seele ihrer ſelbſt nicht gewahr wird. Sie ſieht Gegenſtände, aber ſich ſelbſt nicht; dieß bringt ihr Zuſtand ſo mit ſich. Der junge Schriftſteller kann dieſe Irrthümer leicht verbeſſern.

---

* a. d. 248. S.

** 3. S.

2. Iſt es falſch, daß **das Gedächtniß uns mehr vergeſſen als behalten läßt** *. Der Candidat muß lernen, daß das Gedächtniß das Vermögen iſt, Begriffe zu behalten; und daß der Menſch, ohne dieſes Vermögen, weder etwas zu verſtehen geben, noch ſonſt etwas erkennen, noch ſich in irgend einer Sache recht verhalten könnte; ja daß er ganz dumm ſeyn würde. Der junge Menſch muß hierüber ſeine Lehrer befragen.

3. Wir ſind verbunden, dieſen Begriff ** für lächerlich zu erklären: **daß die Seele gleichſam ein Körper ſey, der, nachdem er beweget worden, ſich wieder in den Stand der Ruhe begiebt; und daß alſo die Seele in ihren Zuſtand des Vergnügens, oder der Betrübniß, welches ihr natürlicher Stand iſt, zurück kehre.** Der Candidat hat ſich übel ausgedrücket. Er hat, allem Anſehen nach, ſagen wollen, ein jeder komme wieder auf ſeine Gemüthsart zurück; ein Menſch, z. E. der durchaus einen Philoſophen hat abgeben wollen, verfällt wieder auf ſeine gewöhnlichen Kleinigkeiten, u. ſ. w. Allein ſolche alltägliche Wahrheiten müſſen nicht aufge-

---

* 5. S. ** 8. S.

wärmet werden. Es iſt ein Fehler der Jugend, daß ſie glaubet, gemeine Sachen können durch ungewöhnliche und dunkele Ausdrücke, eine neue Geſtalt gewinnen.

4. Der Candidat betrügt ſich, wenn er ſaget *, **die Ausdehnung ſey nur ein Begriff unſerer Seele.** Wofern er jemals rechtſchaffen ſtudiret, ſo wird er ſehen, daß die Ausdehnung, nicht ſo wie der Ton und die Farben ſey, die nur in unſern Sinnen vorhanden ſind; ſondern daß die Ausdehnung, außer unſern Sinnen da ſey, wie dieß ein jeder Schüler weis.

5. In Anſehung der deutſchen Nation, die er verachtet ** und ſie mit gleichgeltenden Worten für dumm ausgiebt, ſo kömmt uns ſolches undankbar und unbillig vor. Es iſt nicht genug, daß man ſich irre, man muß auch höflich ſeyn. Es kann wohl ſeyn, daß der Candidat gemeynet hat, er habe etwas nach dem Leibnitz erfunden; allein wir ſagen dieſem jungen Menſchen, daß er derjenige nicht ſey, der das Pulver erfunden hat.

6. Wir fürchten, daß der Verfaſſer ſeinen Mitgeſellen nicht eine kleine Luſt einflöße, den Stein der Weiſen zu ſuchen: denn er ſaget ***, **man betrachte ihn, unter welcher Geſtalt man wolle, ſo könne man deſſen Unmöglichkeit nicht beweiſen.** Es iſt wohl wahr, daß er bekennet, es ſey eine Thorheit, ſein Geld auf deſſen Nachforſchung zu verſchwenden: da er aber, wenn er von dem höchſten Gute redet, ſich erkläret, man könne

---

* 15. S. ** a. d. 50. und 52. S. *** a. d. 84. S.

die chriſtliche Religion nicht beweiſen, und gleichwohl viel Leute ihr anhängen; ſo könnte es noch wohl um ſo viel eher geſchehen, daß einige Leute ſich zur Ausforſchung des großen Werkes zuſammen thäten, weil es nach ihm, möglich iſt, daſſelbe ausſündig zu machen.

7. Wir übergehen verſchiedene Sachen, welche die Geduld des Leſers, und die Einſicht des Herrn Inquiſitors, nur ermüden würden; wir glauben aber, er werde mit großer Befremdung vernehmen, daß der junge Student *, durchaus Köpfe von Rieſen, die zwölf Schuhe hoch ſind, und rauche Menſchen, die Schwänze haben, zergliedern wolle, um die Natur des menſchlichen Verſtandes zu erforſchen; daß er mit dem Opio und mit Träumen die Seele modificire; daß er mit eingerühretem Mehle Aale zeuge, die mit andern Aalen ſchwanger gehen, und mit Getreidekörnern Fiſche hervorbringe. Wir ergreifen dieſe Gelegenheit, dem Herrn Inquiſitor eine Luſt zu machen.

8. Allein das Lachen wird dem Herrn Inquiſitor wohl vergehen, wenn er leſen wird, daß alle Menſchen Propheten werden können. Denn der Verfaſſer ſieht keine größere Schwierigkeit dabey, das Künftige, als das Vergangene zu ſehen. Er geſteht **, daß die Gründe zum Vortheil der Sterndeuterey ſo ſtark ſind, als die Gründe wider dieſelbe. Hierauf verſichert er ***, daß die Begriffe des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen, nur †

---

* a. d. 222. 223. S. ** 147. S. *** 151. S.
† 154. S.

nach dem Grade der Wirkſamkeit der Seele unterſchieden ſind. Er hoffet, daß ein wenig mehr Hitze und Erhebung in der Einbildungskraft, dienlich ſeyn könnte, das Zukünftige zu zeigen, ſo wie das Gedächtniß das Vergangene zeiget. Wir urtheilen alle einhällig, daß ſein Gehirn ſehr erhaben ſey, und daß er bald prophezeihen werde. Wir wiſſen noch nicht, ob er ein Prophet in ſeinem Vaterlande, einer von den großen, oder kleinen Propheten ſeyn werde: aber wir fürchten, er werde ein Unglücksprophet ſeyn; indem er ſogar in ſeinem Tractate vom Glücke, von nichts, als Leidweſen handelt. Er ſaget inſonderheit *, alle Narren wären unglücklich. Wir bezeugen denen, die es ſind, unſer Mitleiden. Wenn aber ſeine erhabene Seele das Zukünftige geſehen hat, hat ſie nicht etwas poſſierliches darinnen erblicket?

9. Er ſcheint uns einige Luſt zu haben, in die unbekannten mittäglichen Länder zu reiſen **: ungeachtet man, wenn man ſein Buch lieſt, Luſt bekömmt, zu glauben, er komme ſchon von da zurück. Indeſſen ſcheint er nicht zu wiſſen, daß man von langer Zeit her, das Land Friedrich Heinrichs kennet, welches über dem vierzigſten Grade der mittäglichen Breite hinaus liegt. Allein wir verſichern ihn, wenn er, anſtatt nach den unbekannten mittäglichen Ländern zu ziehen, etwa gerade unter den Nordpol ſchiffen wollte ***, daß ſich niemand mit ihm an Bort begeben wird. Auch kann er ferner verſichert ſeyn, daß, wenn es ihm gelingen

---

* 9. S. ** 172. S. *** 174. S.

gen ſollte, wie er meynet *, ein Loch bis in den Mittelpunct der Erde zu bohren (darein er ſich unfehlbar vor Schaam verbergen will, daß er ſolch Zeug vorgebracht hat) man ihm in dieſes Loch ſo wenig, als unter den Nordpol folgen werde.

10. Zum Schluſſe bitten wir den Herrn D. **Akakia**, er möge ihm doch erfriſchende Tränke verſchreiben. Ihn ſelbſt aber ermahnen wir, er ſolle auf irgend einer hohen Schule ſtudieren, und da hübſch beſcheiden ſeyn.

Wofern man jemals einen Naturforſcher nach Finnland ſchicket, um, wo es möglich iſt, dasjenige durch irgend eine Ausmeſſung zu beſtätigen, was **Newton** durch die erhabene Theorie der Schwere, und der virium centrifugarum entdecket hat; wofern er ernennet wird, bey dieſer Reiſe gegenwärtig zu ſeyn: ſo ſuche er ſich nicht beſtändig über ſeine Mitgefährten zu erheben. Er laſſe nicht ſich ganz allein abmalen, wie er den Erdball platt drücket, ſo wie man einen Atlas malet, der den Himmel trägt; gleich als ob man die Geſtalt des Weltgebäudes verändert hätte, weil man ſich etwa in einer Stadt luſtig gemachet hat, darinnen es eine ſchwediſche Beſatzung giebt; und führe nicht bey jeder Gelegenheit den **Polarzirkel** an.

Wenn irgend einer ſeiner Mitſchüler ihm mit Freundſchaft eine Meynung vorträgt, die von der ſeinigen abweicht; wenn er ihm anvertrauet, daß er ſich auf **Leibnitzens** und verſchiedener anderer

---

* 186. S.

Philoſophen Anſehen gründe; wenn er ihm inſonderheit einen Brief von Leibnitzen zeiget, der unſerm Candidaten ausdrücklich widerſpricht: ſo bilde er ſich nicht ohne Ueberlegung ein, und ſchreye allenthalben aus: man habe einen leibnitziſchen Brief erdichtet, um ihm die Ehre zu rauben, ein Original zu ſeyn. Er nehme nicht einen Fehler, der ihm in der Dynamik über einen durchaus im Gebrauche unnützen Punct entwiſchet iſt, für eine vortreffliche Entdeckung an.

Wenn dieſer Mitſchüler, nachdem er ihm etliche male ſein Werk mitgetheilet hat, worinnen er ihn mit der höflichſten Beſcheidenheit, und mit Lobeserhebungen beſtreitet, ſelbiges mit ſeiner Bewilligung drucken läßt: ſo hüte er ſich wohl, dieſes Werk ſeines Gegners nicht für ein Laſter der beleidigten akademiſchen Majeſtät auszugeben. Wenn dieſer Mitſchüler ihm oftmals geſtanden hat, er habe den leibnitziſchen Brief, ſo wie viele andere, von einem vor einigen Jahren verſtorbenen Menſchen: ſo mache ſich der Candidat dieſen Umſtand nicht mit Bosheit zu nutze, und bediene ſich faſt eben der Mittel, deren jemand ſich wider einen Mairan, Caſſini und andere wahre Weltweiſen bedienet hat. Er begehre niemals in einem wichtigen Streite, daß ein Todter auferſtehen ſolle, um die Urſchrift eines leibnitziſchen Briefes zu bringen; und verſpare dieſes Wunder bis auf die Zeit, da er prophezeyen wird. Er menge nie andere in ein Gezänk über Nichts, welches nur die Eitelkeit erheblich machen will; und miſche nicht die Götter in den Streit der Fröſche und Mäuſe. Er ſchreibe nicht Briefe über Briefe an eine große **Prinzeſſinn**, um ſeinen Gegner zum Schweigen zu bringen, und ihm die Hände zu binden, damit er ihn nach Gefallen erwürgen könne.

In einem elenden Streite von der **Dynamik**, laſſe er nicht durch ein akademiſches Edict einem Profeſſor gebiethen, er ſolle in Monathsfriſt erſcheinen; er laſſe ihn nicht wegen Außenbleibens verdammen, als ob er ihn an ſeinen Ehren angegriffen, ein Briefſchmieder und Verfälſcher ſey; inſonderheit wenn es offenbar iſt, daß Leibnitzens Briefe von **Leibnitzen** ſind, und es erwieſen iſt: daß die Briefe unter dem Namen eines **Präſidenten**, ſo wenig von ſeinen Correſpondenten empfangen worden ſind, als die Welt ſie leſen mag.

Er ſuche niemanden die Freyheit einer billigen Vertheidigung zu unterſagen, und denke: ein Menſch der Unrecht hat, und denjenigen entehren will, der Recht hat, der entehre ſich ſelbſt.

Er glaube, daß alle Gelehrten einander **gleich** ſind: ſo wird er bey dieſer **Gleichheit** gewinnen.

Er laſſe ſichs endlich niemals in den Sinn kommen, zu begehren, daß nichts ohne ſeinen Befehl gedruckt werden ſolle.

Wir ſchließen mit der Ermahnung, daß er ernſtliche Sachen ſtudiere, und keine nichtigen Cabalen mache. Denn was ein Gelehrter durch Ränke gewinnt, das verliert er am Geiſte: ſo wie man in der Mechanik, was man an der Zeit gewinnt, an Kraft verliert. Man hat nur gar zu oft junge Leute geſehen, die anfangs große Hoffnung von ſich gegeben, und gute Schriften geliefert haben; welche endlich damit beſchloſſen, daß ſie nichts als Thorheiten geſchrieben: indem ſie die Eitelkeit anſtatt des Studierens, und die Zerſtreuung die den Geiſt ſchwächet, anſtatt des Nachſinnens erwählet haben. Man hat ſie gelobet, und ſie haben aufgehöret lobenswerth zu ſeyn; man hat ſie belohnet, und ſie haben aufgehöret Belohnungen zu verdienen; ſie haben ſich wollen ſehen laſſen, und haben aufgehöret, zu ſeyn: Denn wenn bey einem Schriftſteller, eine **Summe von Irrthümern, der Summe des Lächerlichen gleich iſt; ſo iſt ſein Daſeyn gleich dem Nichts.**

XX. Die

* *

XX.

Die merkwürdige Verſammlung.

Den 1. Kalendar. Octobris 1751. verſammleten ſich die Weiſen außerordentlich unter der Aufſicht ihres ſehr weiſen Präſidenten. Als nun ein jeder Platz genommen, las der Präſident das Lob eines der Mitglieder der Geſellſchaft ab, welches ſeit kurzem reif * geworden, das heißt, verblichen war; weil man nicht die Behutſamkeit gebrauchet, ihm die Schweißlöcher zuzukleben, und nach der neuen Methode, es als ein friſches Ey aufzubewahren. Er bewies: daß ſein Arzt ihn getödtet hätte, weil er ebenmäßig verabſäumet hätte, ihn nach den Geſetzen der vis centrifugæ zu pflegen; und er beſchloß: daß der Arzt ausgeſcholten, und nicht bezahlet werden ſollte.

** Zuvörderſt ſtelleten zween Aerzte, ein jeder einen Kranken mit Pech übergoſſen, dar; und zween Wundärzte durchſtachen ihm die Lenden und Arme mit langen Nadeln. Sogleich fiengen die Kranken an, welche ſich vorhin kaum hatten regen können, zu laufen, und aus vollem Halſe zu

---

* Man ſehe die Briefe des Hn. Präſidenten, a. d. 76. S.

** Ebendaſ. a. d. 206. S.

ſchreyen: der neue Vice-Sekretär aber, um ſeine Bedienung anzutreten, trug ſolches in das Protocoll ein.

* Der Apotheker nahete ſich mit einer großen Büchſe voll Opium, und ſetzete ſelbige auf einen Band von des Präſidenten Schriften, um deſſen Stärke zu verdoppeln. Der Herr Vice-Sekretär, welchen ein Eifer für das Aufnehmen der Wiſſenſchaften und der Vollkommenheit der Methoden des Herrn Präſidenten erfüllete, erboth ſich, eine Doſin davon zu nehmen. Man bedienete ihn ſogleich damit; und ſiehe da! zum größen Erſtaunen aller Anweſenden, ſchlief er ein: und in ſeinem Traume empfand er ſein Daſeyn auf eine Art, die dem zu dieſer Feyerlichkeit herzugelaufenem vornehmen Frauenzimmer, angſt und bange machete. Bey ſeinem Erwachen ließ er eine Abhandlung über das: cogito, ergo ſum! ausſchreiben; und die Natur der Seelen ward vollkommen bekannt, wie der Herr Präſident wohl vorher geſehen hatte.

Hierauf ſtelleten ſich alle Arbeitsleute aus der ganzen Stadt ein, um geſchwinde, auf ausdrücklichen Befehl des Herrn Präſidenten, ein Loch zu graben, welches bis in den Mittelpunct der Er-

den

---

* Ebendaſelbſt a. d. 223. S.

** Herr Euler, welcher oftmals rechnet, ohne zu wiſſen, was er thut, hatte ſich eingebildet: er habe durch eine gewiſſe algebraiſche Formel heraus gebracht: daß ein, gegen den Mittelpunct der Kräfte gezogener Körper, auf einer gewiſſen Weite vom Mit-

Mitden gienge. Sein Blick drang ſchon bis dahin; ja er brannte vor Begierde, ſich hinein zu ſtürzen: als aber ein tiefſinniger Rechenkünſtler ** ihm durch eine algebraiſche Formel bewies: daß er, **ſobald er bis auf eine gewiſſe Weite vom Mittelpuncte der Erden hinunter geſunken ſeyn würde, er plötzlich vernichtet** werden würde: ſo beſchloß dieſer weiſe Mann, die Reiſe ſo lange als möglich zu verſchieben. Und da die Arbeit auch länger zu währen ſchien, als man anfangs geglaubet hatte: ſo verlegete man ſie auf ein ander mal; und der neue Vice-Sekretär befahl den Arbeitern, ſich bey den Mäurern des babyloniſchen Thurms einzufinden.

Gleich darauf befahl der **Präſident**, ein Schiff auszurüſten, damit man in den **Auſtral-Ländern** Rieſen, und rauche Menſchen mit langen Schwänzen zergliedern könnte ***. Er erklärete ſich, er wollte ſelber mit reiſen, und daſelbſt ſeine angebohrne Luſt einziehen; worüber die ganze Verſammlung in die Hände klaſchete.

Hierauf ſchritt man, auf ſeinen Befehl und zufolge ſeiner Grundſätze †, zu der Vermiſchung eines wällſchen Hahnes und einer Mauleſelinn, in dem Hofe der **Akademie**; und indeſſen, daß der Dich-

---

Mittelpuncte, plötzlich verſchwinden müßte. Ein Satz, über welchen alle Meßkünſtler geſpottet haben, inſonderheit aber der berühmte Robins, in einem kleinen Buche, darinnen er die Paralogismen dieſes Algebraiſten entdecket hat.

*** Man ſehe die **Briefe des Herrn Präſidenten**, a. d. 174. S.

† Ebendaſ. a. d. 172. S.

ter dieſer Geſellſchaft ihr Hochzeitgedicht verfertigte, ließ der **Präſident**, welcher zu leben weis, das Frauenzimmer mit einem herrlichen Mahle bedienen; welches aus **Aalpaſteten** beſtund, die alle einer im andern ſteckten, und ganz geſchwinde aus der Vermiſchung eingerührten Mehles * entſtanden waren. Es waren auch große Schüſſeln mit **Fiſchen** dabey, die man aus dem Stegreife aus auskeimendem Getreide machete, woran das Frauenzimmer ſeine Freude und Luſt ſah. Als nun der **Präſident** ein Glas Rogum getrunken, ſo bewies er der **Akademie**: es ſey der Seele eben ſo leicht, das Zukünftige als das Vergangene zu wiſſen, und dabey rieb er ſich die Lippen mit der Zunge, ſchüttelte den Kopf, erhob ſeine Einbildungskraft, und prophezeihete. Man theilet hier ſeine Weißagung nicht mit, weil ſie in dem **akademiſchen Kalender** ganz erſcheinen wird.

Dieſe Verſammlung endigete ſich mit einer Rede, die der **beſtändige Sekretär** hielt. **Nur ein Erasmus**, ſprach er, **ſollte dein Lob aufſetzen!** Hierauf erhob er die **Monas** des **Herrn Präſidenten** bis an den Himmel, oder doch wenigſtens bis in den Nebel. Er ſetzete ihn dreiſt neben den **Cyrano von Bergerac**. Man errichtete ihm einen Thron von Blaſen, und er reiſete den folgenden Tag nach dem Monde: allwo **Roland** dasjenige gefunden haben ſoll, was der **Präſident** verloren hat.

---

* Ebendaſ. a. d. 180. S.

XXI. Ver-

XXI.

Vergleich

zwiſchen dem

Herrn Präſidenten v. M***

und dem

Herrn Profeſſor K**.

Da ganz **Europa** über dem gefährlichen Streite, wegen einer algebraiſchen Formel, in Unruhe gerathen iſt; ſo haben die zwo in dieſem Kriege verwickelten Hauptperſonen, um einer Vergießung von Dinte vorzubeugen, die in die Länge unerträglich werden möchte, ſich endlich zu einem **philoſophiſchen Frieden** auf nachſtehende Weiſe verſtanden.

Der **Präſident** hat ſich in den Ort der Verſammlung begeben, und ſich vor ſeinen Mitgliedern erkläret:

1. Nachdem wir Zeit gehabt, unſer Verſehen zu erkennen: ſo bitten wir den Herrn **Profeſſor**, alles Vergangene zu vergeſſen. Es iſt uns ſehr leid, daß wir ein großes Lärmen über eine geringe Sache angefangen, und einen anſehnlichen **Profeſſor** für einen Verfälſcher ausgegeben haben; der doch niemals etwas voraus geſetzet hat, als

Monaden, und die vorherbeſtimmete Harmonie.

2. Wir haben offene, und mit unſerm großen Inſiegel verwahrete Briefe unterſchrieben, durch welche wir der gelehrten Republik wiederum ihre Freyheit ertheilen; und wir erklären uns, daß es von nun an erlaubet ſeyn ſoll, zu beweiſen, daß wir Unrecht haben, ohne deswegen für einen unredlichen Mann gehalten zu werden.

3. Wir bitten den lieben Gott um Verzeihung, daß wir vorgegeben haben: es gebe keinen andern Beweis ſeines Daſeyns, als in A plus B, dividiret durch Z ꝛc. und erſuchen die Herren Inquiſitoren, uns ja in dieſer Sache nicht nach aller Schärfe zu richten, von welcher ſie ohnedem ſo wenig verſtehen, als wir.

4. Wir erlauben hinfort allen Kranken, ihre Aerzte zu bezahlen, und den Aerzten, die Leute an allerley Krankheiten zu heilen: indem, wenn ein Kranker die Cholik hätte, und von ungefähr zu dem Arzte ſchickete, der den Stein curiret, es ſich wohl zutragen könnte; daß dieſer den Steinſchnitt an ihm verſuchete, anſtatt ihm ein Clyſtier zu verordnen. Und alſo mögen die Sachen lieber bleiben, wie ſie geweſen ſind.

5. Wir erklären uns, daß, als wir vorgeſchlagen, eine lateiniſche Stadt zu bauen, wir allerdings voraus geſehen, daß die Köchinnen, Wäſcherinnen, und Gaſſenkehrer, vornehmlich Latein wiſſen müßten; und daß es ſich alsdann wohl zutragen könnte, daß dieſe Leute die Grammatik lehren

wollten, anſtatt die Küche zu beſtellen, oder die Wäſche zu beſorgen; woraus denn allerley gefährliche Rotten entſtehen könnten. Allein, wir haben auch erwogen, daß die Schüler und Lehrenden allenfalls, wie die alten Römer auch gethan, die Hemde und Köchinnen entbehren könnten: und eben dieſes wollen wir noch recht aus dem Grunde überlegen, wenn wir erſt das Latein gründlich werden gefaſſet haben.

6. Wir wollen die Kröten ferner nicht beneiden, noch von ihnen in der Schäferſchreibart reden; indem ja Herr von **Fontenelle**, dem wir nachzuahmen glaubeten, in ſeinen Schäfergedichten niemals die Kröten beſungen hat.

7. Wir überlaſſen Gott die Sorgfalt, die Menſchen, wie er es für gut befindet, zu erſchaffen, ohne uns jemals darein zu miſchen.

8. Wofern wir nach den Auſtralländern reiſen, ſo verſprechen wir der **Akademie**, ihr vier Rieſen, zwölf Schuhe hoch, und vier rauche Menſchen mit langen Schwänzen mitzubringen. Wir wollen dieſelben ganz lebendig zergliedern laſſen, ohne deswegen zu begehren, daß wir die Natur der Seelen beſſer einſehen, als wir jetzt thun. Indeſſen iſt es doch dem Aufnehmen der Wiſſenſchaften allezeit zuträglich, daß man große Menſchen zu zergliedern habe.

9. Wofern wir gerade zu, über das Meer zum Nordpole ſchiffen ſollten, ſo wollen wir niemanden zwingen, mit zu reiſen; ausgenommen den Herrn v. ****, welcher uns bereits in Länder gefolget iſt, die ihm unbekannt waren.

10. Was das Loch betrifft, welches wir bis auf den Mittelpunct der Erden wollten graben laſſen, ſo entſagen wir dieſem Unternehmen auf das feyerlichſte. Denn ungeachtet die Wahrheit unten in einem Brunnen ſitzen ſoll, ſo wäre derſelbe doch zu ſchwer zu graben. Die Arbeiter des **babyloniſchen** Thurns ſind todt. Kein regierender Herr will unſer Loch auf ſich nehmen; weil die Oeffnung ein wenig zu groß ſeyn würde, und man wenigſtens ganz Deutſchland ausgraben müßte; welches denn dem Gleichgewichte von Europa einen merklichen Schaden zufügen dörfte. Wir wollen daher die Oberfläche der Welt laſſen, wie ſie geweſen iſt; und uns allemal ſelbſt nicht trauen, wenn uns die Luſt zum graben, oder uns bey dem Außenſcheine der Dinge aufzuhalten ankömmt.

11. Wir erkennen aufrichtigſt, daß es etwas ſchwerer ſey, das Zukünftige vorher zu ſagen, als den **Livius**, oder **Thucydides** zu leſen. Wir wollen unſere Seele in Ordnung bringen, und ſie nicht ferner erhöhen. Wir bekennen auch, daß wir die Gabe zu weißagen noch nicht beſitzen; ungeachtet wir viel Geſchick dazu haben, dafern die Scharfſinnigkeit zum Prophezeyen etwas helfen kann: und als wir ſageten, es wäre einerley, das Zukünftige oder Vergangene zu wiſſen; ſo haben wir nur zu verſtehen gegeben, daß wir keines von beyden wüßten.

12. Wir halten es indeſſen für ſehr gut, daß man acht oder neunhundert Jahre lebe, indem man ſich die Schweißlöcher und Zugänge zum Athemholen verſtopfet. Allein wir ſelbſt wollen dieſen Verſuch an niemanden unternehmen, aus Furcht, der

Kranke möchte unverſehens zum Alter der Reiſe kommen, welches der Tod iſt.

13. Wir machen uns anheiſchig, von dem Glücke nicht mehr herzbrechend zu ſchreiben; indem wir übrigens einem jeden, wie wir ſchon gethan haben, die Freyheit laſſen, ſich umzubringen, oder ein Chriſt zu ſeyn, u. ſ. w.

14. Wir wollen die **Deutſchen** nicht mehr verachten, und geſtehen, daß ein **Copernikus**, ein **Keppler**, ein **Leibnitz**, **Wolf**, **Haller**, **Maſcov**, und **Gottſched**, auch Leute ſind; ja daß wir ſelbſt von den **Bernoulli** gelernet haben, und noch ferner lernen wollen.

Nach Endigung dieſer ſchönen und weislichen Rede, las der beſtändige **Sekretär**, mit lauter Stimme, die Erklärung des Herrn **Profeſſor K**** ab, welche folgendes enthält:

"Er bekenne, daß er ſo viel Einbildungskraft
"nicht beſitze, als der Herr **Präſident**, indem er ein
"**Schweizer** ſey; aber eben deswegen, und weil er
"ein gutes Herz beſitze, und die Wahrheit liebe, erkläre
"er ſich: daß er nie im Sinne gehabt, **Europa**
"durch einen Irrthum des Herrn **Präſidenten**
"zu verwirren. Er wolle auch, aus Liebe zum Frieden,
"eine Profeßion in der **lateiniſchen Stadt** annehmen,
"die der **Präſident** erbauen wollte, und den
"ganzen Tag nichts als Latein reden: ſollte es gleich
"dem Herrn **Präſidenten** etwas ſchwer fallen, es
"zu verſtehen.

"Er wolle zur **Akademie** ſo viel **Monaden** einliefern,
"als der Herr **Präſident** Rieſen liefern
"würde; und man ſollte beyder Gehirn zergliedern,

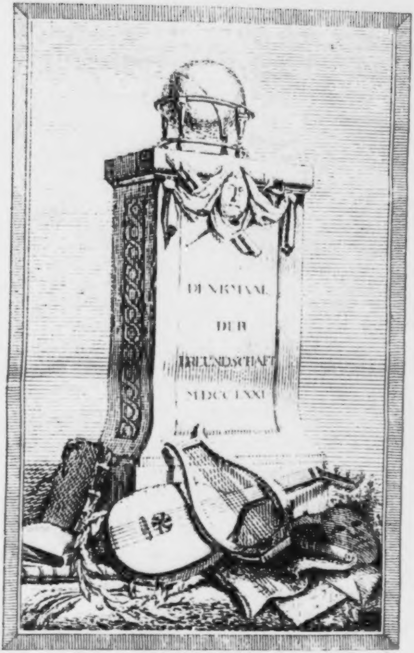
"um daraus die Beſchaffenheit der Seelen vollkommen zu erkennen. Er hoffe aber wenig von dieſer Unterſuchung.

"Alles übrige ſollte als nicht geſchehen angeſehen werden. Alle Kämpfer beyder Parteyen ſollten, ſonder Ausnahme, aufrichtig geſtehen: daß ein jeder ſeines Ortes zuweit gegangen wäre; und daß man da hätte anfangen ſollen, wobey das gemeine Weſen aufhöret, nämlich beym Lachen."

Ueber dieſen Friedensvergleich nun iſt man eins geworden, daß von nun an, alle Gelehrten im Frieden und als Brüder leben ſollten, von dem Tage an zu rechnen, da alles Frauenzimmer, welches auf die Schönheit Anſpruch machet, ohne Eiferſucht ſeyn würde. Man ſang das Te Deum, welches ein Franzos in die Muſik geſetzet hatte, und von Italienern abgeſungen ward. Man hielt eine große Meſſe, die ein Jeſuit las, der einen Calviniſten zum Diakon, und einen Janſeniſten zum Unterdiakon hatte, und der Friede herrſchete bey allen Chriſten.

Per Deum! *Magiſter Ortuine*, ego vellem quod haberet finem illa cauſa, quia eſt nobis multum incommodoſa . . . . . . Dominus Deus tribuat bonum finem! *vid. Epiſtol. Obſcur. Viror. p. 252.*

E N D E.


DENKMAAL
DER
FREUNDSCHAFT
MDCCLXXI

Briefe

der Frau

Louiſe Adelgunde Victorie Gottſched

gebohrne **Kulmus.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächß. gnädigſter Freyheit.

Dresden, 1771.
Gedruckt mit Harpeteriſchen Schriften.

Vorbericht.

Geneigte Leſer!

Ihnen übergebe ich dieſe geſammleten Originalbriefe einer verewigten Freundin, deren Name auch in dieſer Schreibart der Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdient. Es enthält dieſe Sammlung keine zuſammenhängende Lebensgeſchichte der Verfaſſerin, und iſt denen gewöhnlichen Briefſammlungen, welche mehrentheils im Ganzen einen Roman ausmachen, keinesweges ähnlich. Ich hoffe, daß ſie ſich von allen denen unterſcheidet, die bisher im Druck erſchienen; und daß unpartheyiſche Leſer den Vorzug einſehen werden, den dieſe für jenen billig verdienet. Alle diejenigen, ſo beſondere Nachrichten von dieſer vortreflichen Frau zu wiſſen verlangen, verweiſe ich auf das, von dem verſtorbenen Herrn Profeſſor **Gottſched**, weitläuftig entworfene Leben ſeiner würdigſten Gattin, welches in **Breitkopfs** Verlag, 1763. zu Leipzig herausgekommen. Ich will nur kürzlich erwähnen, daß Danzig die Geburtsſtadt unſerer **Gottſched** geweſen, und daß ſie eine gebohrne **Kulmus** war. Ihre Erziehung war vollkommen, weil ſie das Glück hatte von Eltern gebohren zu ſeyn, die ſelbſt Einſicht hatten, und die Bildung des Herzens und Verſtandes

des ihrer Tochter, ſich eifrig angelegen ſeyn ließen. Den Grund zu ihren Wiſſenſchaften hatte ſie alſo ſchon in ihrer Jugend gelegt. Als ſie 1729. ihren Freund und nachherigen Ehegatten kennen lernte, übte ſie ſich immer mehr darinnen, und von dieſem Zeitpunct gehen ihre Briefe an.

Sie ſchrieb reines Deutſch, ehe ſie von dem Meiſter der deutſchen Sprache unterrichtet wurde. Religion, Tugend, Wiſſenſchaft, Beleſenheit, alles was man von einem Frauenzimmer verlangen kann, findet man in ihren Briefen. Es herrſchet mehr ein philoſophiſcher Ernſt darinnen, als der Scherz, und das tändelhafte, welches den Franzoſen eigen iſt, und nur ſelten den Deutſchen in der Nachahmung gelingen wird. Nie würde unſere Kulmus eine muthwillige **Babet** geworden ſeyn, aber in allen Stücken kann dieſelbe einer **Dacier**, einer **Scüderi**, einer **Deshoulieres** und einer **Beaumont** an die Seite geſetzet werden.

Ihre erſten Briefe ſind in ihrem 19ten Jahre an ihren Freund geſchrieben, und mit welcher anſtändigen Beſcheidenheit drücket ſie ſich über alles aus, wovon ſie ſich mit ihm unterhält? Bald ſchreibt ſie zärtlich, ohne in verliebte Schwachheiten zu verfallen; bald iſt ſie über verſchiedene Gerüchte gerührt, ohne aufgebracht zu werden; bald will ſie belehrt ſeyn, und bald fällt ſie ihr Urtheil von denen Schriften, damit ihr Freund ihre Bücherſammlung bereicherte. Alle dieſe Briefe ſind Beweiſe ihrer wahren Tugend und ungeheuchelten Gottesfurcht; ihres reifen Verſtandes in jungen

Jahren; ihrer, von allen heftigen Leidenſchaften gereinigten Zärtlichkeit; ihrer Ehrfurcht und Liebe gegen ihre Aeltern; ihrer Neigung zur Ordnung und Sparſamkeit; ihrer Abneigung von Eitelkeit und allem Ueberfluß; ihrer Aufrichtigkeit und Liebe zur Wahrheit; ihres Sieges über alle Vorurtheile; ihrer Beſchäftigung mit nützlichen Dingen; ihrer Kenntnis in allen Wiſſenſchaften, und ihrer Begierde es einmal ſo weit zu bringen, als es einem Frauenzimmer möglich und erlaubt wäre. Dieſen Zweck hat unſere **Gottſched** erreichet. Ich berufe mich auf das vielgültige Zeugnis vieler noch lebenden Perſonen und groſer Gelehrten. Als ſie ſich verheyrathete, war ſie ſowohl der franzöſiſchen als engliſchen Sprache mächtig. Nachher übte ſie ſich nicht allein noch mehr in dieſen beyden, ſondern wendete auch viel Fleiß und Mühe auf die Erlernung der lateiniſchen Sprache, deren Unentbehrlichkeit ſie bey der Begierde zu den Wiſſenſchaften wohl einſah. Der noch lebende Herr Profeſſor **Schwabe** in Leipzig hatte das Glück, der Meiſter dieſer lehrbegierigen Schülerin zu ſeyn, und welche Ehre hat ſie ihm gemacht! In einem proſaiſchen Schreiben vom Jahr 1737. rühmt derſelbe mit Ueberzeugung „der Frau **Gottſched** „ihren ſcharfſinnigen Geiſt, ihren geübten „Verſtand, ihre geläuterte Vernunft, ihr mit „ſo manchen fremden Sprachen angefülltes Ge„dächtnis, (ſie war auch in der griechiſchen nicht ganz unwiſſend:) „ihre gründliche Erfah„rung in den freyen Künſten, die Fertigkeit, „ihre Gedanken lebhaft, richtig und zierlich

„auszudrücken, ihr von aller Eitelkeit entferntes Herz, ihre Stärke in der Muſik, (darinnen ſie es bis zur Compoſition gebracht, und das Clavier und die Laute mit vieler Fertigkeit ſpielte:) Er ſagt weiter: „daß ſie ſich gewaget, „den **Herodot, Homer, Longin, Plutarch** und **Lucian** zu leſen, Bücher, die „auch vielen Studirenden verſchloſſen, und „manchen ſogenannten Gelehrten kaum den „Titel nach bekannt wären. Daß ihre Feder „die Ausarbeitung einiger Reden mit glücklichem Erfolg unternommen, daß ſie die Sätze „der Weltweiſen unterſuchet, und ſich diejenigen zugeeignet, deren Wahrheit ſie am beſten „gegründet zu ſeyn befunden. Daß ſie beſondere Neigung gehabt, den tiefen und wahren „Grund der Philoſophie, nämlich die Lehren

„der Mathematik einzuſehen.“ Kurz zu ſagen, unſere **Gottſched** ſuchte ihren Ruhm und die **wahre Ehre** darinnen, immer vollkommner und immer klüger zu werden.

Dieſes iſt die Abſchilderung meiner Freundin, und wer findet nicht, daß es ihr Bild iſt, wenn man das weſentlichſte, ich meyne die Eigenſchaften ihres Geiſtes, an ihr betrachtet.

Wie viel Beweiſe ihrer Geſchicklichkeit hat ſie der Welt, durch viele Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, nicht vor Augen gelegt? Wie unermüdet hat ſie gearbeitet? Oft hat ihr ſchwächlicher Körper unter der Laſt gelehrter Beſchäftigungen, die doch die Nahrung ihres Geiſtes waren, geſeufzet. Sie war bey allen gelehrten Arbeiten immer die eifrigſte Gehülfin ihres Mannes. Ein Ruhm, den ihr derſelbe ſelbſt beygelegt, und den ihr niemand ſtreitig machen wird. Ich behalte mir vor, künftig ein genaues Verzeichnis aller ihrer Werke anzuführen.

Herr Paſtor **Brucker** in Augſpurg drückt ſich in einem Brief an meine Freundin vom 1. Nov. 1745. alſo aus:

„Ich habe billig Urſache, unſerm Vaterlande Glück zu wünſchen, daß es durch Dero geübte Feder, **den Aufſeher**, eine Sittenſchrift erhalten hat, aus der es ſich durch den Inhalt in den Sitten beſſern, und durch die Ueberſetzung in den Schönheiten ſeiner Sprache bereichern kann. Wie mancherley Urſachen findet Deutſchland nicht, ſich einer Tochter zu rühmen, Deren ausbündige Gelehrſamkeit ihm ſo viel Ehre bringt, und deren Verdienſte durch das Anbellen der Neider immer kennbarer werden.“ Alles dieſes war aber nicht der einzige Werth unſerer Gottſched. Auch durch ihre Tugend und untadelhaften Sitten konnte ſie ihrem Geſchlechte zum Beyſpiel dienen. In allen ihren Reden und Handlungen beobachtete ſie den ſtrengſten Wohlſtand. Oft, wenn ſich in den Schriften, die ſie überſetzte, etwas fand, was ihr anſtößig zu ſeyn ſchien, ſo wußte ſie ſolches geſchickt zu ändern, um kein Aergernis zu geben. Eine ſolche vollkommne Frau konnte nicht anders als gut und unterrichtend ſchreiben, und im Jahr 1734. war ihren Briefen ſchon das Schickſal, gedruckt zu werden, beſtimmt. Sie lehnte es damals ab, und wollte es bis nach ihrem Tode ausgeſetzt wiſſen. Im Jahr

1752. erlangte ich die mir ewig werthe Bekanntſchaft mit meiner Freundin. Bis dahin hatte ich ſie als eine gelehrte Frau, als Schriftſtellerin, und als Dichterin bewundert; nunmehr lernte ich ihr zärtliches Herz kennen, das ganz zur Freundſchaft gebildet war. Ihre freundſchaftlichen Briefe, davon ich künftig welche liefern werde, ſind Zeugen ihrer Geſinnungen, und brachten mich ſo, wie meine Freundin ſelbſt, auf die Gedanken, der Welt ſolche mitzutheilen. **Wenn jemals meine Briefe gedruckt werden,** (waren ihre eigenen Worte:) **ſo ſollen Sie die Beſorgung davon übernehmen.** Ich habe dieſen Auftrag erfüllt. Möchte ich doch bey der beſten Abſicht auch meinen Zweck erreichen, und meiner Freundin den Beyfall der Leſer zuwege bringen! Man fordert von den Deutſchen ſie ſollen gute deutſche Briefe ſchreiben, und aus Mangel guter Originalbriefe in unſerer Sprache, empfiehlet man dem Frauenzimmer Ueberſetzungen zu leſen, um ihren Styl darnach zu bilden. Die meiſten, und die beſten darvon, ſind Liebesgeſchichten, woraus jungen Perſonen unbeſchreiblich viel Nachtheil zuwächſt. Ihr Herz wird verderbt, und ihr Styl wird immer unnatürlich ſeyn, wenn ſie ihren Vorbildern nachzuahmen ſuchen. Dieſem Uebel habe ich abzuhelfen gewünſcht, und eine Sammlung liefern wollen, die nirgends einen ſchädlichen Eindruck machen wird. Unſere **Gottſched** lehrt, ohne Regeln darüber zu geben, bey mannigfaltigen Gegenſtänden, den, einem jeden angemeſſenen Styl. Jeden Brief, und jeder Sache, darüber ſie ſchreibt, giebt ſie eine eigne Wendung, und das natürliche, das ungezwungene, leuchtet durchgängig hervor. Dieſe Briefe haben noch den vorzüglichen Werth, daß es wirklich Originale, und theils an noch lebende, theils an verſtorbene Perſonen geſchrieben ſind.

Ich ſtatte hierdurch denen würdigen Perſonen, die meine Sammlung, durch die Einſendung einiger Briefe von meiner Freundin, bereichert haben, öffentlich den verbindlichſten Dank ab. Sie werden alle in den folgenden Theilen, auf künftige Michaelismeſſe erſcheinen, und beyde dadurch intereſſanter, als dieſer erſte ſeyn. Man wird die Verfaſſerin immer mehr bewundern, und immer höher ſchätzen. Ich freue mich der

Vorbericht.

Freundſchaft, mit welcher wir im Leben verbunden geweſen, dieſes Denkmal errichtet zu haben; und werde die reichlichſte Belohnung darinne finden, wenn ich durch meinen freundſchaftlichen Eifer, etwas zur Verewigung der Verfaſſerin beytragen kann.

Dresden,
den 19. April 1771.

Dorothee Henriette von Runckel.

Erſter Brief.

An Ihren Freund und nachherigen Ehegatten.

Danzig den 12. Jul. 1730.

Hochzuehrender Herr,

Sie ſind alſo glücklich nach Leipzig gekommen! Sehn Sie was unſere Wünſche für gute Wirkung gehabt haben. Von dieſen ſind Sie aber auch zu Waſſer und zu Lande begleitet worden. Und gewiß wäre es auch das erſtemal, daß die

Wünſche treuer Freunde und die Bitten einer Freundin unerhört vom Himmel zurücke gekommen wären. Eine, und gewiß nicht die kleinſte meiner Hoffnungen wäre alſo erfüllt. Aber = = = doch mein unzeitiges Murren möchte nur mein Verlangen ſpäter befriedigen. Wer weis, ob nicht das Zeichen ihres Schiffs *) von glücklicher Vorbedeutung geweſen iſt? Laſſen Sie uns der Vorſicht trauen, die unſre Bekanntſchaft ſelbſt gefüget hat; iſt es ihr Wille, ſo wird die reinſte und zärtlichſte Freundſchaft durch ſie beglücket werden. Ihr Segen ruhet auf den Tugendhaften. Laſſen Sie uns tugendhaft ſeyn: ſo haben wir einen Anſpruch auf ihre Hülfe. Erzeiget ſie uns dieſelbe ſpäter als wir wünſchen: ſo iſt es Prüfung, die wir verehren wollen. Leben Sie wohl, ſchreiben Sie mir oft, und beruhigen dadurch Ihre treuſte Freundin

Kulmus.

---

*) Das Schiff, auf welchem der Hr. Profeſſor Gottſched von Danzig abreiſete, führte das Bild der Hoffnung.

Zweyter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 20. Sept. 1730.

Hochzuehrender Herr,

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, mit welcher Ungedult wir eine Nachricht von Ihnen erwartet haben. Ihr Stillſchweigen, daran wir nicht gewohnt ſind, machte uns vielerley Kummer, und jeder der in unſerm Hauſe Antheil an Ihrem Wohl nimmt, bemühte ſich die Urſache davon zu errathen. Endlich, da wir eben in einer langen Unterredung von Ihnen noch beyſammen waren, erhielten wir Ihre Briefe. Urtheilen Sie von unſrer Freude. Jedes war begierig den ſeinigen zuerſt zu leſen, und eben ſo begierig die andern zu hören; Stellen Sie ſich die angenehme Verwirrung dabey vor. Alles was Sie mir gefälliges in Ihrem Schreiben den ſagen, iſt eine Vorſchrift wie ein tugendhaftes Frauenzimmer ſeyn ſoll, und auch zugleich ein Beweis wie viel mir, und den meiſten meines Geſchlechts an dieſer Vollkommenheit fehlt. Die Beſchreibung, die Sie von dem ſächſiſchen Frauenzimmer machen, iſt ſehr vortheilhaft. Glücklich iſt das Land, das viel ſolche Töchter aufweiſen kann, aber auch dieſe finden ſich belohnt, wenn ſie von einem Verehrer der Tugend bemerkt werden, der ſie auch Ausländern ſo ſchön zu empfehlen weis. Ich hoffe auf dem Wege der Tugend nicht zurücke zu bleiben, ſondern darauf immer weiter zu kommen. Hierbey iſt das Herz allein geſchäftig, und es darf ſich nur um eine Kenntniß ſeiner Pflichten bemühen, und deren Ausübung ſich laſſen angelegen ſeyn, ſo wird es ſeinen Zweck nie verfehlen. Andere Vorzüge zu erlangen iſt weit ſchwerer. Darzu werden Talente und Fähigkeiten des Geiſtes erfordert. Sehr ſchüchtern und furchtſam habe ich zuweilen einen Blick in das Reich der Wiſſenſchaften gewaget, aber ich bin noch nicht weit darinnen gekommen. Sie haben ſchon oft den Wunſch bey mir erreget, daß Sie mein Mentor und näher bey uns ſeyn möchten; alsdann hofte ich den Grad der Vollkommenheit zu erlangen, den Sie mir ſchon jetzt ſo freygebig beylegen. Ich bin mit aller Hochachtung ꝛc.

Kulmus.

Dritter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 27. Octobr. 1730.

Hochzuehrender Herr,

Wie viel Dank bin ich meinen Eltern ſchuldig, daß ſie mir einen ſo lehrreichen Briefwechſel erlauben. Die Bücher, die Sie mir zu leſen empfehlen, ſind vortreflich. Ein **Fenelon**, ein

Fontenelle haben ſich viel Mühe gegeben, unſer Geſchlecht zu unterrichten und zu beſſern. Vorzüglich aber gefällt mir die Marquiſe von Lambert. Welche unvergleichliche Mutter! Sie lehrt ihre Tochter nicht auf den äußerlichen Reitz ihrer Jugend, ihres Geſchlechts ſich zu verlaſſen, ſondern ihr Herz zu bilden, ihren Verſtand aufzuklären, und ſich wirkliche Vorzüge zu verſchaffen. Ich werde Ihrem Rathe folgen, und mich an die Ueberſetzung wagen*).

Aber warum wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich franzöſiſch ſchreibe? Zu welchem Ende erlernen wir dieſe Sprache, wenn wir uns nicht üben und unſere Fertigkeit darinnen zeigen ſollen?**) Sie ſagen, es ſey unverantwortlich, in einer fremden Sprache beſſer als in ſeiner eigenen zu ſchreiben, und meine Lehrmeiſter haben mich verſichert, es ſey nichts gemeiner als deutſche Briefe, alle wohlgeſittete Leute ſchrieben franzöſiſch. Ich weiß nicht, was mich verleitet, Ihnen mehr als jenen zu glauben, aber ſo viel weis ich, ich habe mir nun vorgeſetzt, immer deutſch zu ſchreiben. Sie werden mich tadeln, und dieſer Tadel wird mich beſſern. Dieſes iſt doch Ihre Abſicht? Die engliſche Sprache hat vielen Vorzug in meinen Augen. Wenn ich mehr davon wüßte, ſchrieb ich Ihnen lauter engliſche Briefe. Ich hoffe es noch ſo weit zu bringen, und Sie ſollen die Erſtlinge meines Fleißes erhalten.

---

*) Dieſes Werk iſt unter dem Titel: der Frau von Lambert Betrachtungen über das Frauenzimmer, 1734 in Leipzig gedruckt worden, und war die erſte Arbeit unſerer Kulmus.

**) Unſere Kulmus hatte oft franzöſiſch geſchrieben.

Jetzt leſe ich Les hommes illuſtres de Plutarque. Ich bin begierig zu wiſſen, welches Ihr Held iſt, und ob wir in unſerer Wahl gleichförmig ſind? = = Ich verſichere Ihnen meine beſtändige Hochachtung.

Kulmus.

Vierter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 7. Januarii 1731.

Hochzuehrender Herr,

Wenn ich geneigt wäre mich zu rächen, ſo würden Sie hier einen engliſchen Brief leſen. Ich wüßte Sie nicht beſſer zu ſtrafen, als in der Sprache zu antworten, darinnen ich noch eine Schülerin bin. Sie haben mir neulich einen Verweis gegeben, daß ich lieber franzöſiſch ſchriebe; Sie ſtellten mir die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und die männliche Schönheit meiner Mutterſprache ſo lebhaft vor, daß ich ſogleich den Entſchluß faßte, mich mehr darinne zu üben, und ich fieng ſchon an, gerne deutſch zu denken und zu ſchreiben. Kaum lege ich der engliſchen Sprache ein ſchwaches Lob bey, ſo glauben Sie, ich bin auf engliſcher Seite, und verweiſen mir mein Unrecht. Auch dieſes laſſe ich mir gefallen; Sie ſind aber damit noch nicht zufrieden und zeigen mir einen Verdacht, der mir nahe geht. Ihr beygelegtes Geſchenk läßt mich vermuthen, daß ſie mich für eigennützig halten; ein Laſter, das ich verabſcheue. Nein, beſter Freund! Nie werden Sie mich durch Geſchenke gewinnen. Wenn die Vorzüge des Verſtandes und Herzens nichts bey mir ausrichten; ſo werden alle Schätze der Welt mir gleichgültig ſeyn, ſo magnetiſch auch dieſe Kraft bey vielen ſeyn mag. Führen Sie mein Herz nicht in die Verſuchung, daß es auf ſolche Sachen falle, davon ich es ganz zu entwöhnen geſucht habe. Schriften, die den Verſtand bilden und das Herz beſſern, werden mir allemal ein ſehr angenehmes Geſchenk ſeyn. So eines, aber kein anders erwarte ich künftig von Ihrer Güte. **Plutarch** beſchäftiget mich immer noch; **Ariſtides** iſt unvergleichlich in ſeinen Handlungen, und ein Muſter der Verſöhnlichkeit gegen ſeine Feinde.

Ich wünſche Ihnen im neuen Jahre alles Glück, was die Vorſehung rechtſchaffenen Seelen nicht verſagen kann. Auch Sie werden gewiß Ihr Theil erhalten. Ich bin unverändert Ihnen ganz ergeben

Kulmus.

Fünfter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig im Octobr. 1731.

Hochzuehrender Herr,

Ich danke Ihnen für das aufrichtige Mitleid, ſo Sie mir über den Verluſt meines beſten Vaters bezeigen, auf das verbindlichſte. Wie gerne möchte ich Ihnen aber auch zugleich ſagen, daß mich Ihre Vorſtellungen beruhiget hätten!

Aber alles, was Sie mir darüber ſagen, iſt nicht hinreichend meinen Schmerz ganz zu ſtillen. Mein Verluſt iſt zu groß, und meine Klagen zu gerecht, als daß ſolche ſogleich aufhören könnten. Es iſt wahr, Gott hat mir noch eine Mutter gelaſſen, deren Beyſtand mir ſehr zum Troſte gereicht, und die bey ihrem Verſtande und vortreflichen Herzen auch Vaterſtelle an mir vertreten wird. Allein einen rechtſchaffenen, einen liebreichen Vater zu verliehren, iſt ein Schmerz, der länger dauert, als die ſeelige Stunde ſeiner Auflöſung dauerte. In dieſer empfand ich alles das nicht, was ich nach ſeinem Tode erſt empfunden habe, und noch täglich empfinde. Sein Andenken, jede gute Lehre, ſo er mir gegeben, ſeine Warnungen, und was weit mehr iſt, ſein unterrichtendes Beyſpiel, alles iſt vor meinen Augen und vor meinen Ohren. Möchte ich ihn doch bald in die ſeeligen Wohnungen folgen, wo er mich vielleicht ſchon mit väter=

väterlicher Freude erwartet! Dieſes iſt jetzt mein einziger Wunſch. Ich bin mit vollkommener Hochachtung u. ſ. w.

Kulmus.

Sechſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 15 Decbr. 1731.

Hochzuehrender Herr,

Die vortheilhafte Meynung, ſo Sie von mir gefaßt, hat ungemein viel ſchmeichelhaftes für mich, und Ihre Wahl macht mir Ehre. Wie glücklich wäre ich, wenn mich meine Verdienſte darzu berechtigten. Ihr Beyfall macht meinen einzigen Werth aus, und ich würde ſtolz darauf, wenn ich nicht von meiner eigenen Ueberzeugung gedemüthiget würde. Eins bitte ich Sie H. H. laſſen Sie meine Trauer ungeſtört zu Ende gehen, ehe ich an vergnügte Tage gedenke. Ich rechne mir es zur Pflicht, gegen meinen Vater auch im Tode die Ehrfurcht nicht zu mindern, die ich ihm im Leben ſchuldig war; und ich kann die Trauer meines Herzens eben ſo wenig verkürzen, als es der Wohlſtand erlaubt, die Farbe der Kleider zu verändern. Erlauben Sie mir immer, eine Freude, zu welcher der Verſtorbene mir großentheils ſelbſt geholfen, ſo lange auszuſetzen, bis die Zeit meinen Schmerz beſieget und mir geſtattet, dieſelbe mit der Traurigkeit über meinen Verluſt zu verwechſeln *). Es iſt dieſer Aufſchub das geringſte Opfer, das ich dem Andenken meines Vaters ſchuldig bin.

Ihr Bild wird mir ſehr angenehm ſeyn: ich werde mich oft mit demſelben unterhalten, und ihm alles klagen, was ich dem Originale nicht ſagen kann. Jetzt bin ich zum Denken, Reden, und Schreiben ungeſchickt, aber auch in dieſem faſt lebloſen Zuſtande, dennoch Ihre

ergebenſte **Kulmus.**

---

*) Der Herr Profeſſor wollte ſchon damals ſeine Verbindung ſchlüſſen.

Siebenter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 9. Januar, 1732.

Hochzuehrender Herr,

Kein angenehmeres Geſchenk, als Ihr Bild, konnte ich von Ihnen bekommen. Ich danke Ihnen recht ſehr dafür. Das Gemählde iſt vortreflich. Es iſt dem mir ewig werthen Originale durch den Mahler weder ein Abbruch, noch durch ſeine Kunſt ein unnöthiger Zuſatz geſchehen. Aber was haben Sie dieſem lebloſen Bilde ſonſt für eine beſondere Eigenſchaft mitgetheilet? Ein jeder, der mich ſiehet, will in meinen Augen eine gewiſſe Zufriedenheit leſen, und alle ſagen, daß ich ſeit wenig Tagen viel vergnügter und munterer geſchienen, als ich ſeit meines Vaters Tode geweſen wäre. Sehen Sie, was Ihr Schatten vor Wunder thun kann. St. Evremond mag Ihnen meine Gedanken darüber ſagen.

Votre image ſera mon plaiſir le plus doux,
A toute heure, en tous lieux j'aurai ſa Compagnie
Et mon fidèle Eſprit, qui demeure avec Vous,
Entretiendra ſouvent Votre aimable Genie.

Sie verlangen, daß ich Ihnen auch eine Copey von meinem Geſichte ſchicken ſoll, und vermuthen, daß ich mich in zwey Jahren ſehr verändert haben würde. Davon ſagt mir mein Spiegel nichts. Meine Länge hat einen Zuſatz von einer Viertel Elle bekommen; weil ich aber keinen Mahler finden kann, der Ihnen dieſe Veränderung (wäre es auch der größte Meiſter) auf dem Bilde zeigen kann, ſo kann ich mich nicht entſchließen, Ihnen mein unvollkommnes Bild zu ſchicken.

Ich danke Ihnen für alle gute Wünſche zum neuen Jahre. Vieles davon iſt mir ganz entbehrlich. Ich wünſche mir kein Glück, als die Fortſetzung Ihrer beſtändigen Neigung gegen mich. Alles andere werde ich als Abwechſelungen eines wandelbaren Schickſals mit gleichgültigen Augen anſehen. Ich bin feſt überzeuget, daß alle ſcheinbare Glücksumſtände gewiſſe Seelen nicht würklich glücklich machen. Nur die Zufriedenheit des Gemüths iſt in meinen Augen das einzige wahre Glück, das wir auf dieſer Welt erwarten können. Und da dieſe aus einen reinen Herzen und tugendhaften Wandel entſpringt; ſo iſt ſie, als das weſentlichſte Gut, aller unſerer Bemühung und aller unſerer Wünſche werth.

Es iſt mit meinem Claviere ein vierwöchentlicher Stillſtand gemacht: ſo bald ich es anrühren werde, ſoll das überſchickte Stück zu Ihrem Andenken ertönen. Ich bin mit wahrer Hochachtung Ihnen ganz ergeben.

Kulmus.

Achter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 3. May 1732.

Hochzuehrender Herr,

Niemals bin ich von der Richtigkeit des Satzes, daß Schweigen eine Kunſt ſey, ſo ſehr überführet worden als jetzt. *) Aber niemals hat mir auch eine Uebereilung mehr Reue gekoſtet als eben jetzt. Warum ließ ich mich doch durch meine Leichtgläubigkeit ſo hinreiſſen? und da es geſchehen war, warum übte ich nicht die wichtige Kunſt aus? Wie viel hätte ich durch Schweigen gewonnen? Ich muß geſtehen, Sirach, der gute Sirach hat mich diesmahl verführet: „Es iſt beſſer frey ſtrafen, als heimlich „Haß tragen.“ Ich hätte dieſem vortreflichen Sit-

---

*) Ein gewiſſes ungegründetes Gerüchte hatte unſre Kulmus zu Klagen bewogen, die ſie hernach bereuete.

Sittenlehrer, aber erſt, darinnen folgen ſollen: „Sprich deinen Freund drum an, vielleicht hat „er es nicht gethan ꝛc.“ Vergeben Sie meine Uebereilung, ſie hat einen gar zu guten Grund. Mein empfindliches Herz konnte nicht gleichgültig bleiben, und ich ſchrieb Ihnen ſehr aufrichtig, was mich rührte, und faſt zu Boden ſchlug. Mein Geburtstag, deſſen Sie ſich ſo gütig erinnern, iſt mir wegen der traurigen Beſchaffenheit meines Gemüths in dieſer ſtillen Woche, und durch den feyerlichen Tag, an welchem er fiel,*) auf mehr als eine Art merkwürdig geworden. Ich habe an demſelben aufs neue den Entſchluß gefaßt, der Tugend noch ferner ein Leben zu widmen, welches durch dieſe allein die heilgen Abſichten ſeines Schöpfers und ſeines Erlöſers erfüllen kann. Ich werde übrigens in Gelaſſenheit von der Vorſehung erwarten, wozu ſie daſſelbe beſtimmt hat. Sind ſie mit dieſem Vorſatz zufrieden?

Kulmus.

---

*) Es war der Charfreytag.

Neunter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 19. May 1732.

Hochzuehrender Herr,

Nachdem wir uns einander überführt, daß wir beyde Unrecht haben, ſo wird die Verſöhnung nicht weit entfernet ſeyn. Die meinige verſichere ich Ihnen hierdurch. Ich ſoll, ſagen Sie, in Zukunft nicht jedem rauſchenden Blatt Gehör geben. Kein rauſchendes Blatt hat mich zitternd gemacht, es war ein recht gewaltiger Sturm, der meine ganze Seele erſchütterte. Man ſagt von dieſer Bewegung in der Natur, daß ſie gewohnt ſey, dasjenige am erſten niederzureiſſen, was ſich ihr am heftigſten widerſetzet. Ich war nicht hartnäckigt und beugte mich gedultig unter ihre Gewalt. Der Sturm legte ſich, und ich ſtehe noch feſte. Nichts ſoll jemals meine Geſinnungen ändern, in allen Fällen ſollen Sie mich ſtets finden als Ihre beſtändige Freundin

Kulmus.

Zehnter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 30. May 1732.

Dir mein verſöhnter Freund, Dir tönen meine Saiten;
Dir will ein zärtlich Herz ſein erſtes Opfer weyhn.
Ich fühle wiederum die Freude voriger Zeiten,
Und kein geheimer Gram nimmt meine Seele ein.
O ſäng ich ſo wie Du! Mein Meiſter, Freund und Lehrer!
Komm! zeige mir den Weg nach Pindus Höhen hin,

So weit war meine Muſe gekommen, und ſie wollte Ihnen noch mehr ſagen, als ich Ihren Brief erhielt, und mit dieſem den **Brutus** vom **Voltaire** und **Junkers** Briefſteller. Ich legte meine Feder nieder, und las begierig, was Sie mir ſchickten. **Voltaire** iſt groß, ſehr groß in meinen Augen, ob ich ihm gleich nicht immer Recht gebe. Im Diſcours ſur la Tragoedie beſchwert ſich der Verfaſſer über die Strenge der franzöſiſchen Poeſie und über das ſchwere Joch des Reims. Wenn dieſe Klagen einem franzöſiſchen Dichter erlaubt ſind, was ſollen die deutſchen thun?

Brutus iſt und bleibt ein wohlgerathnes Stück des Verfaſſers. Nur die Prinzeſſin **Tullia** gefällt mir nicht. Sie bedient ſich ihrer Gewalt über ein unſchuldiges Gemüth zu einen ſehr laſterhaften Verfahren. Dieſes iſt keine römiſche Handlung. Ich möchte an einer Römerin nicht gerne etwas zu tadeln finden.

Junkers Briefſteller mag gründlich genug in ſeiner Anweiſung ſeyn, wenn die Exempel beſſer wären. Es macht mehr Eindruck, wenn nicht allein die Muſter nach allen Regeln richtig ſind, ſondern ſich auch durch den Witz, der darinnen herrſcht, und durch eine gute Wahl der Ausdrücke empfehlen. **Neukirchs** Briefe ſind nicht das Muſter, nach welchem ich mich bilden möchte. Er hat dem **Voiture** ſehr nachgeahmt. Allein von Todten und Abweſenden = = =

Die überſchickten Stücke zum Clavier von **Bach**, und von **Weyrauch** zur Laute, ſind eben ſo ſchwer als ſie ſchön ſind. Wenn ich ſie zehnmal geſpielet habe, ſcheine ich mir immer noch eine Anfängerin darinnen. Von dieſen beyden großen Meiſtern gefällt mir alles beſſer als ihre **Capricen**; dieſe ſind unergründlich ſchwer. Wie gefällt Ihnen **Donna Laura Baſſi**, welche neulich den Doctorhut in Bologna erhalten? Ich vermuthe, daß wenn dieſer junge Doctor Collegia leſen wird, ſolcher in den erſten Stunden mehr Zuſchauer, als in der Folge Zuhörer bekommen möchte.

Sie verlangen meine Meynung über die Schrift: La Femme Docteur ou la Théologie Janſeniſte tombée en Quenouille? Ich finde viel Aehnlichkeit unter den franzöſiſchen Janſeniſten und den deutſchen heuchleriſchen Frömmlingen. Weder die einen noch die andern haben meinen Beyfall. Ich werde mich hüten auf Nebenwege zu gerathen und darauf irre zu gehen. Auf den Weg der Aufrichtigkeit und Freundſchaft werden Sie immer finden, Ihre

Kulmus.

Eilfter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 18. Junius 1732.

Hochzuehrender Herr,

Die Vergleichung in Ihrem letzten Brief iſt zu ſchmeichelhaft um in allen ihre Richtigkeit zu haben. Ich habe den **Bayle** gefraget, was er von der **Laura** und von der **Sappho** gutes ſagt? Auf die erſte antwortet er mir gar nichts, weder von ihr noch von ihren **Petrarch**. Bey der Sappho hält er ſich länger auf. Er erzählt ſo viel Vollkommenheiten von dieſer Dichterin, daß ich mir niemals werde einfallen laſſen ihr nachzuahmen: ſo ſehr ich wünſchte, Sie mein beſter Freund, Sapphiſch zu beſingen und Ihren Werth zu verewigen.

Die Gleichheit unſerer Meynung über die gelehrte Donna **Baſſi** hat mich ſehr erfreut. Möchten doch unſere Geſinnungen künftig allemal ſo gleichförmig ſeyn.

In der Wahl der Plutarchſchen Helden ſind wir doch unterſchieden. Ich laſſe dem Alexander alle Gerechtigkeit wiederfahren, er war ein großer Feldherr und bewieß ein gutes Herz an der Gemahlin und den Kindern des Darius. Ich laſſe Ihnen Ihren Julius Cäſar, er hatte erhabene Tugenden, und begieng wichtige Fehler. Ihren Cicero, er war ein großer Redner wie Sie, Ihren Demoſthenes, und alle die Sie belieben. Ich wähle den Ariſtides, Seneca, Epaminondas, Cäſar Auguſtus, Marcus Cato, Phocion und Plutarch. Dieſes ſind meine Helden. Alle Handlungen dieſer groſſen Männer haben aus der beſten Quelle ihren Urſprung, und werden von der Tugend und Gerechtigkeit immer geleitet.

Wenn Ihre gute **Sophonisbe** Ihnen ſo viel Zeit läßt ſich Ihrer entfernten Freundin zu erinnern, ſo empfiehlet ſich dieſe Ihrem Andenken durch meine Feder. Sie wiſſen, daß dieſes ganz unentbehrlich iſt Ihrer

Kulmus.

Zwölfter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 19. Jul. 1732.

Hochzuehrender Herr,

Ich bin Ihnen für Ihr letztes Schreiben mehr Dank ſchuldig, als Sie vielleicht vermuthen. Sie haben mich dadurch von einer Bahn zurücke

rücke gerufen, darauf mich mein Vorwitz zu weit würde geführet haben. Sie haben mir gezeiget, wie leicht unſer Geſchlecht ſeine Schwäche vergißt, und wie oft es ſich unterfängt ſeinen Meiſter zu tadeln; Wie es an denjenigen Fehler zu ſuchen ſich bemüht, mit deren Erlaubniß wir uns zu einer Stufe erheben, dahin wir ohne ihre Hülfe uns nicht wagen dürften. Ich erſchrack über meine Kühnheit und verſpreche Ihnen mich niemals wieder ſo ſehr zu vergeſſen. Alles was Sie mir mit ſo vieler Gutheit überſchicken, will ich zur Vermehrung meiner Kenntniſſe mir zu Nutze machen, und bey zweifelhaften Stellen will ich Sie mein Mentor um Ihr Urtheil bitten.

Die Frau von Z. kann mit Recht die Aufnahme in die deutſche Geſellſchaft eben ſo hoch ſchätzen, als wenn ſie von irgend einer Academie den Doctorhut erhalten hätte. Aber gewiß, Sie halten mich für ſehr verwegen, wenn Sie mir zutrauen, an dergleichen Ehre zu denken. Nein, dieſer Einfall ſoll nicht bey mir aufkommen,

men. Ich erlaube meinem Geſchlechte einen kleinen Umweg zu nehmen; allein, wo wir unſere Grenzen aus dem Geſichte verlieren, ſo gerathen wir in ein Labyrinth, und verliehren den Leitfaden unſerer ſchwachen Vernunft, die uns doch glücklich aus Ende bringen ſollte. Ich will mich hüten von dem Strom hingeriſſen zu werden. Aus dieſem Grunde verſichere ich Sie, daß ich meinen Nahmen nie unter den Mitgliedern der deutſchen Geſellſchaft wiſſen will. *)

Sie haben neulich für einen Ihrer Bekannten von allen meinen Capricen eine einzige begehret. Dies iſt eben die beſte und erträglichſte von allen übrigen. Ich werde ſie aber nicht überſchicken. Warum nicht?

Ein Lied, das ich nur Dir, und keinem andern ſinge,
Das iſt kein Ständgen, Freund, das ich der Straße bringe.

O!

---

*) Ein Vorſatz den unſre Kulmus genau erfüllet hat. Sie fand mehr Ehre, einen Platz in dieſer Geſellſchaft zu verdienen, als ſich darum zu bewerben, oder ihn anzunehmen.

O! ich bin auf meine Capricen ſo eiferſüchtig, als kein Mann auf die ſchönſte Frau ſeyn kann. Ich will Sie ſolche einmal in aller Vollkommenheit hören laſſen, ſo bald ſie wieder nach Danzig kommen. Wie ſehr wünſche ich Ihren Beyfall zu erhalten, wenn Sie mich in der Muſic vollkommner finden, als Sie mich verlaſſen haben. Wenn wird es doch geſchehen, daß ich Ihnen mündlich und durch alle Töne einſtimmig verſichern kann, wie ſehr ich Ihnen ergeben bin?

Kulmus.

Dreyzehnter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 23. Aug. 1732.

Hochzuehrender Herr,

Meine Begierde iſt viel zu groß, als daß ich die mir überſchickten Schriften nicht bereits durchgeleſen hätte. Die Trauerrede auf den Herrn **Rabner** iſt ſehr gut gerathen. Da dieſe aus der Feder eines die Wahrheit liebenden Mannes gefloſſen *); ſo halte ich alles für wahr, was er von ſeinem Freunde geſagt. Ich glaube der Verſtorbene ſey von denen geweſen, die aus einem heftigen Eifer für die Tugend, die ganze Welt ſo vollkommen wünſchten, als ſie ſeyn ſollte, als ſie nicht iſt, und als ſie nimmermehr werden wird.

Die Vorſchläge zur Verbeſſerung der deutſchen Sprache ſind recht gut; allein der Verfaſſer ſcheint mir ſehr ſonderbar. Er ſchilt auf die, welche das deutſche mit ſo viel fremden Wörtern miſchen, und ſeine Blätter ſind Muſter dieſer vermiſchten Schreibart. Ich will hier nicht die **Orthographie**, die **Etymologie**, die **Syntax** angreifen; er wird ſagen, das ſind Kunſtwörter. Ich ſchenke ihm dieſe. Aber worzu ſind die andern? Z. E. conſtruiren, Nation,

---

*) Der Verfaſſer war der Herr Profeſſor May.

tion, Auctores, excoliren, reformiren, burlesque, Direction u. a. m. Warum ſchreibt der Verfaſſer durchgehends **teutſch** für **deutſch**, da er doch ſein Werk der deutſchen Geſellſchaft zueignet? Wie kann er begehren, daß alle Provinzen in Deutſchland ihre ganze Sprache dem Urtheil dieſer Geſellſchaft unterwerfen ſollen, und er ſelbſt iſt ſo widerſpenſtig in einem Hauptworte? Sein Schluß heißt: aut ſic, aut nunquam! Vortreflich! Mir ahnt es, daß dieſe Worte mit jenes Herzogs **Cäſar Borgia** Worten: aut Cæſar, aut nihil, einerley Schickſal haben werden. Verzeyhen Sie, daß ich mich ſo lange hierbey aufgehalten, er hat mich ganz aufgebracht.

Ich kann mich nicht rühmen die ungereimte Ueberſetzung des verlohrnen Paradieſes durchgeleſen zu haben. Jede Zeile iſt mir eine Kluft, darinnen ich ſtecken bleibe. Das deutſche Ohr verliert gar zu viel, wenn der Wohlklang des Reimes fehlt.

Mit der Ueberſetzung des **Cato**, davon in den Beyträgen zur critiſchen Hiſtorie einige Zeilen beygefüget ſind, iſt es ganz anders. Es wäre zu wünſchen, daß Deutſchland alle ſeine theatraliſchen Gedichte ſo abfaſſen möchte. Ich finde es ſehr unnatürlich, daß in der Oper der Zornige, ſo gut wie der Gelaſſene, der Held und der Feigherzige, der Gebieter und der Sclave, alle ihre Handlungen nach dem Tacte einrichten müſſen. Eben daſſelbe findet auch bey andern Schauſpielen ſtatt. Alles was der Wohlklang dabey verlöhre, würde durch das natürliche vollkommen erſetzet.

Der Anfang zum Trauergedichte auf meines Vaters Tod iſt wohl gemacht, aber ich bin noch nicht weit darinnen gekommen. Hier iſt er:

Verklärter Greiß, der Tag iſt kommen,
Da du der Welt und mir entnommen;
Der Tag, vor den ich längſt gebebt.
Die Stunde, da dein Geiſt geneſen,
Iſt mir die ſchrecklichſte geweſen,
Die ich in meinem Lauf erlebt.

Ich bleibe darbey, ein heftiger Schmerz läßt ſich ſo wie alle heftige Gemüthsbewegungen wohl empfinden, aber nicht beſchreiben. Eben ſo geht es mir, wenn ich Ihnen die Freundſchaft verſichern will, mit welcher ich Ihnen ganz ergeben bin.

Kulmus.

Vierzehnter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 3. Sept. 1732.

Hochzuehrender Herr,

Ich habe in dieſen Tagen eine Ueberſetzung des **Seneca** gefunden, woraus ich mich ſehr erbauet habe. Der Titel heißt: L. Annæi Senecæ ſchönes Büchlein von der göttlichen Providenz, Vorſehung und Regierung, durch Jacobum Stoltershofum. Lübeck Ao. 1642. Welches deutſch! Ein überzeugender Beweis, wie hoch dieſe Sprache in einer Zeit von neunzig Jahren geſtiegen. Bald werde ich den Werth meiner Mutterſprache einſehen. So weit haben Sie mein gütiger Lehrmeiſter mich gebracht; ich hoffe noch weiter durch Ihren Unterricht zu kommen. In wenig Wochen werde ich Ihnen ein Gedicht von meiner Muſe verfertiget überſenden. Dies iſt ein Räthſel. Ihr Hausgeiſt wird Ihnen daſſelbe auflöſen helfen. Ohne einen ſo verborgenen Ohrenbläſer wäre es nicht möglich, daß Sie ſo genau wiſſen könnten, was ich rede, thue, und ſo gar denke. Weil er Ihnen doch alles von mir plaudert, ſo fragen Sie ihn doch einmal, in welchem Grad der Hochachtung ich Sie verehre, und wie ſehr ich Ihnen ergeben bin?

Kulmus.

Funfzehnter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 6 Octobr. 1732.

Hochzuehrender Herr,

Sie verlangen die Ueberſetzung des **Seneca**, die ich neulich erwähnet. Hier iſt ſie. Meine Meynung darüber möchte einem Urtheil ähnlich ſehen, und dieſes wage ich nicht, über die Schriften gelehrter Leute zu fällen. Ich unterwerfe dieſes Werk dem Ihrigen. Alles was ich Ihnen in dergleichen Fällen zu ſchreiben pflege, ſind Gedanken, die nur für Sie und mich allein gelten. Ihre Nachſicht macht mich ſo dreiſte, daß ich Ihnen oft, ſehr oft ſchreibe, was ich nur denken ſollte.

Die Critiken in den Beyträgen zur critiſchen Hiſtorie ſind ſo gründlich und ſo beſcheiden, daß auch diejenigen, die ſie treffen, ſehr zufrieden ſeyn können, auf eine ſo glimpfliche Art beurtheilet zu werden. Das überſchickte proſaiſche Trauerſchreiben iſt ſonderbar. Der tiefgebeugte Wittwer ſagt von der verſtorbenen Helfte ſeines Lebens: Du ſetzteſt dein Chriſtenthum nicht ins Wiſſen, ſondern Gewiſſen; nicht im Schein, ſondern Seyn; nicht ins Leſen, ſondern Weſen; nicht in Brauſen, ſondern Sauſen; nicht in Formalität, ſondern Realität ꝛc. Vortreflich! Was werden die Echo Liebhaber hier für einen Schatz finden. Wenn wird doch die deutſche Proſa von ſolchen Zierrathen und Wortſpielen gereiniget werden?

Die Trauerrede des Herrn **Löw** iſt recht ſchön, ohne ganz wahr zu ſeyn. Ich weis nicht, wie er ſeinen Satz behaupten möchte, daß alle und jede Tugenden den hohen und fürſtlichen Häuſern erblich ſeyn ſollen. Es würde an Beyſpielen nicht fehlen, etwas darwider einzuwenden, und die Geſchichte aus allen Jahrhunderten könnten ihm Beweiſe des Gegentheils anführen. Sagen Sie mir doch, woher es kömmt, daß ich bey Leſung jedes ſchönen Stücks, es ſey in Verſen oder in Proſa, immer wünſche, es möchte aus der Feder meines Freundes gefloſſen ſeyn? Es gieng mir noch vor kurzen mit einer Ode der deutſchen Geſellſchaft im IV. Buche ſo, und wie erfreut war ich, als ich erfuhr, daß Sie wirklich der Verfaſſer davon waren. Die Urſache dieſer Freude iſt mir ſelbſt verborgen. Ich entdecke Ihnen die verborgenſten Gedanken meines Herzens, davon der meiſte Theil auf Sie gerichtet iſt. Sind Sie mit dieſer Aufrichtigkeit zufrieden? Von Ihrer

Kulmus.

Sechzehnter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 15 Octbr. 1731.

Hochzuehrender Herr,

Vor allen Dingen danke ich Ihnen für die überſchickten Muſicalien. Die ſchöne Symphonie von Haſſe ſoll das nächſtemal im Concert geſpielet werden. Ich werde meine Finger fleißig üben um das trefliche Stück dieſes großen Meiſters nicht unkenntlich zu machen. Die Zuſätze bey dem herausgegebenen **Cato** haben mir zu vielerley Gedanken Anlaß gegeben. Beſonders hielt ich mich bey dem Artickel der Eiferſucht lange auf. Ich behalte mir vor Ihnen einmal die Anmerkungen bekannt zu machen, damit ich ihre Zuſätze vermehrt habe. Jetzt lege ich meiner Feder ein Stillſchweigen darüber auf. So viel muß ich Ihnen aber ſagen, daß alle Kenner dieſen **Cato** für ein Meiſterſtück halten. Deutſchland könnte ſtolz ſeyn, wenn es noch ein paar Dutzent dergleichen Stücke aufweiſen könnte.

Warum ich Ihnen mein Bild noch nicht geſchickt? Sie ſollen es gleich hören. Ich ſchrieb Ihnen zwar neulich *), daß ſich mein Geſicht in nichts verändert hätte; aber dazumal, da redete die Eitelkeit, jetzt ſollen Sie ein aufrichtiger Bekenntniß leſen; ich habe mein armes Geſichte noch keinem Mahler in dem Zuſtande zeigen wollen, worein es durch die lange Trennung von meinem Freund geſetzet worden. Der größte Künſtler möchte in ſeinem Colorit die Farben nicht finden, welche die Traurigkeit und der Gram in die Farben meines Geſichts gemiſchet haben. Haben Sie nur eine kurze Zeit Gedult. Die Hoffnung Sie bald, und Sie vergnügt zu ſehen, wird mein ganzes Gemüth aufheitern, und einen ſtarken Einfluß in meine

---

*) Man ſehe den ſiebenten Brief.

Züge haben. Aller Gram wird verſchwinden, Freude und Zufriedenheit werden Sie aus meinen Augen leſen, und in dieſer Verfaſſung will ich Ihnen mein Bild ſchicken. Es ſoll der ſtumme Redner meiner Empfindungen ſeyn.

Ich ſchlöſſe meinen Brief heute gar zu gerne poetiſch; aber alle neun Muſen ſind bey meiner Anrufung taub; ich muß alſo nur in der gemeinen Sprache der Menſchenkinder ſagen, daß ich Sie ſehr hoch ſchätze, daß ich alles was von Ihrer Feder kömmt mit doppeltem Vergnügen leſe, und daß ich Ihnen ganz ergeben bin.

Kulmus.

Siebenzehnter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 29. Octobr. 1732.

Hochzuehrender Herr,

Ihr letztes Schreiben iſt mir doppelt ſchätzbar. Ich finde darinnen die Sprache der zärtlichſten, redlichſten Freundſchaft, und einer faſt unerwarteten Großmuth bey der unvermutheten Veränderung meiner Glücksumſtände. Beydes hat mich empfindlich gerühret. Ich werde Ihnen darauf mit meiner ganz eigenen Aufrichtigkeit antworten, und Ihnen mein Gemüth in ſeiner eigentlichen Verfaſſung zeigen. Sie werden aus meinem ganzen Verhalten bisher geſehen haben, daß der Eigennutz nicht den geringſten Antheil an meinen Entſchließungen gehabt hat. Ich wollte aber auch um alles in der Welt nicht, daß eine Perſon, die ich mir ſelbſt und der ganzen Welt vorverziehe, durch einen Umſtand gedrücket werden ſollte, welcher nicht meine Schuld, ſondern der Fehler meines Glücks iſt. Dieſes würde geſchehen, wenn wir beyde unſere Herzen nur fragen und unſere Vernunft nicht zu Rathe ziehen wollten. Beſäße ich Millionen, oder erhielte ich ſolche jetzt durch einen außerordentlichen Zufall, ſo würde ich keinen neuen Freund ſuchen, noch wählen. Ich verlange mein Glück nicht darinnen zu finden, wo es von den meiſten geſuchet wird. Meine Mutter unterſcheidet ſich durch ihre billige Denkungsart von den meiſten Theil der Eltern, die aller Gewalt über ein Leben ſich bedienen wollen, zu welchem ſie das meiſte beygetragen haben. Allen gerechten Anforderungen, ſo ſie auf dieſes Leben hat, entſaget ſie bey der Wahl, die ſie meinem eigenen Herzen überläßt. Sie hat von dem, was das Glück genannt, und oft bey Verbindungen ganz allein in Betrachtung gezogen wird, die vernünftigſte Meynung, und für eine höhere Führung die tiefſte Ehrfurcht.

Dieſer Vorſehung überläßt ſie den größten Theil meines Schickſals, und auf dem Wege der Tugend hat ſie mich allein glücklich zu machen geſucht. Sie ſehen alſo, daß Sie die Stimme meiner Mutter bey Ihrer Wahl nicht wider ſich haben. Gleichwohl ſehe ich bey den jetzigen Umſtänden unſre Verbindung noch weit hinausgeſetzt. Möchte nur die Vorſehung ſich ins Mittel ſchlagen, und den Entſchluß erleichtern helfen, der ohne ihren Beyſtand noch länger verzögert wird. Ich hoffe alles von Ihrer Güte. Schreibe ich Ihnen nicht lange Briefe? heißt dieſes nicht buchſtäblich, ich bin Ihre gehorſame Dienerin?

Kulmus.

Achtzehnter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 10. Sept. 1752.

Hochzuehrender Herr,

Sie ſcheinen mit der Verſicherung meiner Gedult in Erwartung verbeſſerter Umſtände nicht ganz beruhiget zu ſeyn, und thun mir gewiſſe Vorſchläge, dieſe bald zu verändern, und unſere Verbindung zu beſchleunigen. Ich geſtehe Ihnen mit aller Aufrichtigkeit, daß ich von allen dieſen nichts vortheilhaftes für Sie finde. Ich ſuche mein Glück in Ihnen und nicht in Ihren Würden. Sie allein werden mir ſo, wie Sie ſeyn, immer werth und immer ſchätzbar bleiben. Keine Entſchlüſſung ſoll mich mehr erfreuen, als wenn Sie dem Zuſtand Ihres Glücks um meinetwillen nicht eine ganz andere Lage geben wollen, Der Erfolg könnte fehlſchlagen und ich würde mir einen ewigen Vorwurf machen, die unſchuldige Urſache darzu gegeben zu haben. Ich verlaſſe mich auf die Fügung des Höchſten, und auf meine Gedult. Bey dieſem Vorſatz kann es nicht fehlen, es wird noch alles nach Wunſch gehen.

Der Herr ** zeigt vielen Schmerz über den Tod ſeiner Gemahlin. Nach der Abſchilderung des Wittwers verdienet dieſe auch ſeine Klagen. Ein Ausdruck verhindert, daß ich dieſen Verluſt nicht ſo ſehr beklage, als mein mitleidiges Herz es ſonſt zu thun geneigt wäre. Der Verfaſſer ſagt, er habe ſeine Frau mehr **angebetet** als geliebet. Iſt dieſer Ausdruck einem Chriſten, und noch darzu einem Geiſtlichen wohl anſtändig? Ein höheres Weſen zeiget ihm, wie hinfällig ſein Abgott geweſen. Er wünſchet Ihnen ein beſſer Schickſal. Ich kenne zwar die Kette ſeines Verhängniſſes nicht. Meynt er aber den Tod ſeiner Ehegattin dadurch und wünſcht er Ihnen, daß Sie nicht Wittwer werden möchten; ſo nehme ich mir die Freyheit nicht ſeiner Meynung zu ſeyn. Nein, mein theurer Freund! ich wünſche Ihrer künftigen Gattin, (ſie ſey wer ſie wolle) nimmermehr, daß ſie Ihren Tod erleben möge. *)

Die Blätter des **Bürgers** habe ich ganz durchgeleſen. Dies iſt keine Kleinigkeit, und die Zeit dauerte mir ziemlich lange dabey. Der gute Mann wirft Fragen auf, die er oft ganz unrecht beantwortet. Er nimmt Materien vor, die er nicht abhandelt, oft widerſpricht er ſich ſelbſt, und kurz, er hat mir lange Weile gemacht.

Die Lobrede auf den D. Philippi, und das andere Stück die **gefrorne Fenſterſcheibe** ſind zwey ſcharfſinnige Schriften. Man kann dem Verfaſſer derſelben mit dem D. **Swift** in eine Claſſe ſetzen. Es iſt recht gut, daß

---

*) Dieſer Wunſch iſt erfüllet worden. Die Frau Gottſched iſt vier Jahre vor ihrem Gatten aus der Welt gegangen

Deutſchland in allen Arten große Schriftſteller hervorbringt. Ich will Ihre Gedult nicht mißbrauchen und Ihnen in aller Kürze ſagen, daß ich die Ihrige bin.

Kulmus.

Neunzehnter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 12. Januar. 1733.

Hochzuehrender Herr,

Sie ſenden mir immer gute und lehrreiche Schriften aus Ihrem glücklichen Sachſen, allein ſo etwas vortheilhaftes, als ich Ihnen hier beyfüge, iſt doch noch nicht dort ans Licht getreten. Pommern iſt der Ort, wo dieſe Vorſchläge zur Errichtung eines Heyraths-Collegii ſind erdacht und erſonnen worden. Sie lauten alſo:

1) Müſſen tauſend Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechte, ſo alle noch unverhey-

rathet ſind, darzu angeworben werden; weil die Anzahl der geſchloſſenen Geſellſchaft aus tauſend Perſonen beſtehen ſoll.

2) Jede von dieſen erleget beym Eintritt 7 Thlr. von welchen der Fond gemacht wird. Dieſes Geld wird auf gute Sicherheit ausgeliehen, und von den Zinſen werden die damit beſchäftigten Perſonen für ihre Beſorgung bezahlt.

3) So oft eine Perſon aus dieſer Geſellſchaft heyrathet, muß ein jedes Mitglied einen Thaler Beytrag geben, welches Geld der verheyratheten Perſon nach vier Wochen, wenn ſie ihre Heyrath bekannt gemacht hat, ausgezahlt wird. Sie erhebt alſo gleich 1000. Thlr.

4) Damit dieſe Geſellſchaft beſtehen möge, ſo iſt nöthig, daß allemal Expectanten vorhanden ſind, und jeder, ſo ſich verheyrathet, iſt verbunden ein Mitglied an ſeine Stelle zu ſchaffen.

5) Weil auch eine genaue Ordnung höchſtnöthig iſt, ſo ſollen zehn Inſpectores erwählt werden,

den, davon jeder hundert Perſonen unter ſich hat; an dieſe werden die Heyrathen gemeldet, und dieſe ſammlen die Gelder.

6) An einen von der Geſellſchaft einſtimmig erwählten Hauptdirector werden die eingehobenen Gelder geliefert, und von ihm an die verheyratheten Perſonen ausgezahlet. Man ſetzet zum Voraus, daß dieſer Hauptdirecter ein ſicherer Mann ſey.

7) Stirbt einer aus der Zahl der unverheyratheten, ſo wird von jedem Mitgliede 12 Gr. gegeben. Dieſe Summe wird dem nächſten Verwandten des Verſtorbenen als ein Erbtheil ausgezahlt, doch wird von dieſer Summe der Vierte Theil zur Caſſe abgezogen.

8) Alle Jahr zahlet jedes Mitglied 12 Gr. freywilligen Beytrag zur Caſſe.

9) Wer mit ſeinen Beyträgen länger als einen Monat zurücke bleibt, wird ausgeſtrichen.

10) Die Expectanten bezahlen die Hälfte von allen Beyträgen,

11) Alle Jahre den Tag nach Michaelis, kommt das Collegium zuſammen, da denn die Rechnung der Gelder abgeleget, und ein Theil des Ueberſchuſſes an Nothleidende gegeben wird.

12) Die ganze Einrichtung wird denen Mitgliedern, ſo in dieſe Geſellſchaft treten wollen, bekannt gemacht, auch können diejenigen die was zur Verbeſſerung dieſes Ordens beytragen wollen, ihre Meynung in der erſten Verſammlung ſagen.

Wie gefällt Ihnen dieſer pommeriſcher Einfall? Ich finde den Anſchlag ſehr nützlich und für viel Partheyen vortheilhaft. Zumal wenn zwey Perſonen aus der Geſellſchaft ſich heyrathen, ſo iſt dieſe Ausſtattung ein ganz guter Anfang zu ihrem Glücke, und was meynen Sie, wenn? ⸗ ⸗ ⸗

Sie haben mir die Wochenſchrift der **vernünftige Träumer** zugeſchickt, und ich wünſchte als ich ihn las, daß er wieder aufwachen möchte, ich bildete mir ein, ich läg ſelbſt im

Traum, ſo ermüdete mich ſeine Erzählung. Aber gleich will ich abbrechen, um meinen Brief nicht ein gleiches Schickſal zuzuziehen. Erlauben Sie mir nur, ihn noch mit der Verſicherung einer ewigen Freundſchaft zu ſchlüſſen.

Kulmus.

Zwanzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 16. Januar. 1735.

Hochzuehrender Herr,

Ich habe dieſe Woche eine traurige Woche gehabt. Meine Anverwandten finden für gut, unſern Briefwechſel wohl nicht ganz zu unterbrechen, doch aber mir aufzulegen, nicht ſo oft wie bisher an Sie zu ſchreiben. Es iſt eine der ſtärkſten Proben die man von mir fordert. Doch es ſey auch dieſes. Man machet mir eine Pflicht daraus, ſo will ich ſie erfüllen, es koſte was es wolle. Ich eile Ihnen dieſe Nachricht zu geben, damit Sie mein Stillſchweigen nicht etwa zu meinem Nachtheil auslegen. Die Laſt wird mich am meiſten treffen und mein Geſicht wird ſpäter als bisher aufgeheitert werden. Wie lange werde ich müſſen in Ungewißheit bleiben, ob Sie geſund oder krank, zufrieden oder mißvergnügt ſind? Dieſes iſt ein Opfer, welches ich auf meine Koſten unſerer Freundſchaft bringen ſoll.

Die Cenſur der Lohenſteiniſchen Trauerrede im dritten Stück der critiſchen Beyträge iſt recht nach meinem Sinne, aber was werden die Lohenſteiniſchen Verehrer darzu ſagen?

Die Ode an den König iſt ein Meiſterſtück ihrer Muſe. Ich wünſchte daß meine Ode an die Kayſerin nicht länger gerathen wäre; ſie würde vielleicht eher geleſen oder angehöret worden ſeyn; Jetzt iſt es zu ſpät. Ein andermal werde ich mein poetiſches Feuer nicht ganz ausbrennen laſſen, ſondern es zu rechter Zeit auslöſchen. Ich lege Ihnen hier dieſe Arbeit meiner Muſe bey und erwarte Ihr Urtheil mit Ungedult darüber. Schreiben Sie mir oft und ſchreiben Sie mir lange Briefe, ob ich ſolche gleich ſparſamer als ſonſt beantworten werde. Doch wer weis wie lange dieſes Verbot dauert. Ich bin überzeuget, daß es eher wieder aufgehoben wird, als ich aufhören werde Ihnen ganz ergeben zu ſeyn.

Kulmus.

Ein und zwanzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 15. Febr. 1733.

Hochzuehrender Herr,

Sie haben Recht, bald wäre ich geſtorben. Die Klagelieder, die Ihnen die Freundſchaft gegen mich in die Feder geflößet, erweckten mich aus meiner Lebloſigkeit. Aber welch Unrecht thun Sie mir, wenn Sie mein voriges Schreiben für eine Erklärung meines Willens, nicht aber für das annehmen, was ich der Vorſchrift meiner Anverwandten ſchuldig bin? Was würden Sie von einer Perſon halten, die in dem Hauſe Ihrer Mutter ſich derſelben widerſpenſtig erzeigte, und dieſer nicht ihren ganzen Willen aufopferte? Würden Sie nicht vermuthen, daß dieſe Perſon in Zukunft auch eine widerſpenſtige Frau ſeyn würde? wie unbillig ſind alſo Ihre Verweiſe? Sie nennen mich grauſam, Sie beſchuldigen mich meines Verſprechens vergeſſen zu haben ‥‥ Doch ich will von allen nichts mehr erwähnen, was Sie mir beymeſſen. Haben alle Verſicherungen einer beſtändigen und ewigen Freundſchaft nichts mehr ausgerichtet, als daß Sie bey jedem rauſchenden Blatte ſolche in Zweifel ziehen? Meynen Sie daß ich fähig ſey, einen ſo ernſthaften Briefwechſel zu führen, wie der meinige geweſen? ſolche Verſicherungen zu geben, wie ich mündlich und ſchriftlich gethan, und demohngeachtet mein Wort nicht zu erfüllen? Halten Sie mich keiner ſo unedlen Geſinnung fähig, ich beſchwöre Sie darum; oder hören Sie auf ſich meinen Freund zu nennen. Meynen Sie, daß es mir nicht ſchwer geworden, Ihnen die Nachricht von unſern gehemmten Briefwechſel zu geben, und das Verbot hernach zu erfüllen? Sie irren ſehr, wenn Sie mich ganz gelaſſen bey dieſer Sache glauben, die einen weſentlichen Theil meiner Glückſeeligkeit ausmachte; Glauben Sie mir, es hat mich viel Ueberwindung gekoſtet dieſen Schritt zu thun. Wäre unſre Freundſchaft ein Feuer, das erſtickt werden könnte, ſo wäre es längſt geſchehen. Wäre meine Mutter Ihnen ganz abgeneigt; ſo hätte Sie Ihnen alles abgeſchlagen, und ihre Tochter nicht auf gewiſſe Bedingungen verſprochen. Dieſe hängen von der Zeit und einigen günſtigen Umſtänden ab, und müſſen von unſerer Geduld erwartet werden. Fürchten Sie alſo nichts, wo nichts zu fürchten iſt; und laſſen Sie uns eine Probe unſerer Geduld ablegen, ſo werden wir endlich herrlich belohnet werden.

Ich war krank, traurig, ſterbend; aber dieſen Augenblick erhalte ich ein neues Schreiben, und ſo werde ich wieder munter, geſund und ganz neu belebt. So viel Gewalt hat ein Brief von Ihnen über Ihre

Kulmus.

Zwey und Zwanzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 7. März 1733.

Hochzuehrender Herr,

Sie hören nicht auf meine Büchersammlung zu bereichern. Das muſicaliſche Lexicon war mir noch ganz unbekannt. Ich habe ſchon viele Zweifelsknoten dadurch aufgelöſet, und jedesmal

mal erinnere ich mich dabey an Ihre Güte, die mir ſolches zugeſchickt hat. Auch für die Anmerkung meiner Fehler in der Ode an die Kayſerin, danke ich Ihnen recht ſehr. Ueber die eine Stelle aber werde ich mich gleich rechtfertigen.

Ich habe der Kayſerin den Titel der **Großen** beygeleget. In Ihren Patenten führt Sie dieſen Titel, folglich nennte Sie die Kulmus auch alſo. Es iſt der Kayſerin Ihre Sache, ſich dieſen Namen von der ganzen Welt zu erwerben, oder Ihren großen Nachkommen dieſes Werk zu überlaſſen.*) Mit dieſer und noch einigen kleinen Criticken bin ich durchgekommen, und kann mit einer ſo gnädigen Strafe wohl zufrieden ſeyn.

Man

---

*) Auch hier hat unſere Kulmus glücklich prophezeyet. Einer **Catharina** war dieſer Nahme aufbehalten; der Kayſerin ſo die Bewunderung jetziger und künftiger Zeiten iſt und ſeyn wird.

Man hat dabey meinen Vers noch viel unverdiente Ehre angethan. Sie ſelbſt ſollen dieſe Ode verfertiget und mir zugeſchickt haben. Aergern Sie ſich hierüber nicht, mein philoſophiſcher Freund! Gönnen Sie mir die Freude, daß meine Blätter einer Schrift ähnlich ſehen, die ein Gottſched (und ſollte es auch im Schlafe ſeyn) könnte gemacht haben. Weniger Tadel hoffe ich einſt ausgeſetzt zu ſeyn, wenn ich unter Ihren Augen etwas verfertigen werde. Immer ſollen Sie mein beſter Lehrmeiſter, und ich immer Ihre lehrbegierige Schülerin ſeyn

Kulmus.

Drey und zwanzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 19. März 1733.

Hochzuehrender Herr,

Sie verlangen meine Beſchäftigungen, meine Geſellſchaft zu wiſſen? Ihr Hausgeiſt muß Ihnen alſo nicht viel Nachricht von mir geben können. Was kann er Ihnen auch von meinem Thun ſagen, da ich mit nichts als Gedanken beſchäftiget bin? Ich ſelbſt will Ihnen auf Ihre Fragen am beſten antworten. 1) Ob ich vergnügt bin? = = Nur zuweilen des Poſttages, die übrige Zeit bin ich ruhig und nicht unzufrieden. 2) Ob ich oft an Sie denke? = = Mein Geiſt ſchwebt immer um Sie. 3) Wie ich meine Tage zubringe? = = Mit allem, was meine Pflichten von mir fordern. 4) Mit wem ich umgehe? = = Mit zwey einzigen vertrauten

Freunden, die mich ſeit einiger Zeit keinen Augenblick verlaſſen, ſondern mich wechſelsweiſe auf unterſchiedene Art beſtändig unterhalten. Sie heiſſen Furcht und Hoffnung. 5) Was die D. Seladons für Eindruck auf mein Gemüthe machen? ꞉ ꞉ So lange ich der Meynung ſeyn werde, daß Socrates mir mehr als ganz Athen iſt, ſo lange werden mir alle zierliche Statüen ſehr gleichgültig ſeyn. Hier haben Sie mein Bekenntniß. Ich hoffe, daß alle Ihre Zweifel gehoben ſeyn. Die meinigen werden durch die gute Meynung, die ich von Ihrer Redlichkeit habe, alle in den erſten Augenblicken ihres Urſprungs erſtickt. Nichts, wie es Nahmen hat, ſoll die Geſinnungen mindern, mit welchen ich Ihnen ganz ergeben bin.

Kulmus.

Vier und zwanzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 11. April 1731.

Hochzuehrender Herr,

Ich erfahre bey den Zuſchriften der Jgfr. = = die Wahrheit des Sprüchworts: Wodurch man ſündiget, dadurch wird man geſtraft. Hätte ich mich nicht an den Muſen verſündiget, und ein Gedicht zu machen mich gewaget, ſo wäre ich nimmermehr dieſer Dichterin bekannt worden, und mit ihren Briefen wäre ich verſchont geblieben. Meine Antwort war freylich einigermaßen im Eifer geſchrieben: das verwünſchte Quodlibet *) hatte mich im Ernſt böſe gemacht. Ich halte dafür daß die Ehre der Gelehrſamkeit noch

auf

---

*) Ein Quodlibet, welches dieſe Dichterin auf eine Hochzeit in Danzig gemacht hatte.

auf ſehr ſchwachen Füßen ſteht, und daß eben nicht weibliche Federn das mit vieler Mühe erbaute Gute wieder niederreiſſen ſollen.

Wie gefällt Ihnen die franzöſiſche Schrift Le Glaneur? Da der Verfaſſer im Haag lebet, ſo kann er in dieſen critiſchen Wochenblatt ſeine Gedanken frey und ohne Furcht erklären; ein Vortheil, deſſen ſich nur die Einwohner in Republicken bedienen können. Seine Meynungen über die Schauſpiele ſind Lobreden Ihres Trauerſpiels **Cato**. Möchte doch der vernünftige Verfaſſer dieſer Wochenſchrift ſo viel ausrichten, daß Ihre Feder zu mehr Meiſterſtücken ſolcher Art verleitet würde! Die Ehre Ihres Vaterlandes rühret Sie viel zu ſehr, als daß Sie ſich nicht einer Beſchäftigung widmen ſollten, die ſo rühmlich für Sie und ſo nützlich für Ihre Mitbürger iſt.

Sie haben die Güte gehabt, ſich meines Geburtstages zu erinnern und mir dabey ſowohl in engliſcher als deutſcher Sprache geſagt, wie ich ſeyn ſollte, und wie ich zu meinem Leidweſen nicht bin. O! hätten Sie die **Uranie** nicht ſo vollkommen geſchildert; ſo würde mir es leichter ſeyn ihr nachzuahmen. Das angenehmſte Geſchenk, ſo Sie mir gemacht, iſt dieſes, daß Sie meine Bitte haben ſtatt finden laſſen, mir gar keins zu geben. Was ich aus Leipzig wünſche, iſt auf keiner Meſſe zu Kauf. Ihre Freundſchaft, Ihre Liebe, kann in keinen ſtärkern Grad ſeyn als ich Ihre ergebenſte Dienerin und Freundin bin.

Kulmus.

Fünf und zwanzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 6. Junius 1733.

Hochzuehrender Herr,

Meine Ode auf die Rußiſche Kayſerin iſt glücklicher als ich geweſen; ſie hat der hier reſidirenden Herzogin von Curland eher als ich, ſich gezeiget, und was noch mehr? ſie iſt mit Beyfall aufgenommen worden. Die Herzogin hat hierauf verlangt mich zu ſprechen. Die Baroneſſe von Frensdorf hatte den Auftrag erhalten, mich zu dieſer Fürſtin zu bringen, und wir fuhren zuſammen dahin. Die Herzogin ſprach mit ganz beſonderer Gnade und recht viel mit mir. Sie that mir ſehr viel Fragen: Ob ich mit der Frau von Ziegler im Briefwechſel wäre? Ob nach ihrer Aufnahme in die deutſche Geſellſchaft, noch einem andern Frauenzimmer dieſe

Ehre wiederfahren wäre? In was für einer Verfaſſung die deutſche Geſellſchaft jetzt ſtände? Ob ſie ſich des Schutzes eines regierenden Fürſten zu erfreuen hätte? Ob die deutſche Geſellſchaft viel auf den Tod des Königs geſchrieben? Ob ich ſelbſt meine Muſe nicht hätte klagen laſſen? Ob ich die Muſic liebte? Ob ich die italieniſche Sprache verſtünde? Ob ich beſchloſſen hätte in Danzig zu leben und zu ſterben? = = Ich beantwortete dieſe und noch mehr Fragen mit ehrerbietiger Freymüthigkeit, und der Herzogin gnädiges Bezeigen erheiterte mich ganz, und machte mich aufgeweckter, als ich es vermuthet hatte.

Endlich ſchlug die Glocke halb 7 Uhr. Die Herzogin ſagte: „es iſt mir lieb, daß ich ſie „geſehen habe, wenn künftig was von Ihnen „herauskommt, ſo kenne ich doch die Verfaſſerin. Kann ich ihnen jemals eine Gefälligkeit erzeigen, ſo werde ich mir eine Freude

„daraus machen. Hierauf fuhr ich ſehr zufrieden mit meiner Begleiterin wieder nach Hauſe.

Sie haben mir durch meinen Bruder eine lange Bußpredigt halten laſſen. Dieſe hat eine ſo ſchnelle Wirkung gethan, daß ich Ihnen ſeit 4 Tagen den zweyten Brief ſchreibe, und in ſo kurzer Zeit ſchon zum zweyten mahl wiederhohle, daß ich Ihnen ganz ergeben bin.

Kulmus.

Sechs und zwanzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 8. Jul. 1733.

Hochzuehrender Herr,

Sie ſind mit mir zufrieden. Sie verſichern mich ſolches in Ihrem letzten, mit vielen freundſchaftlichen Ausdrücken angefüllten Schreiben; das iſt faſt alles was ich wünſche. Denn unmögliche Dinge zu wünſchen, bin ich wirklich zu philoſophiſch. Ich faſſe alſo meine Seele in Gedult und wünſche, was denn? Daß die Tage, die wir nach dem Schluß der Vorſehung noch von einander getrennt zubringen ſollen, bald, bald vergehen mögen. Möchten es doch lauter kurze Wintertage ſeyn, ſo verſchlief ich doch einen Theil meines Kummers mehr als jetzt in den langen Sommertagen, wo ich ſehr früh und ſehr ſpät, mit dem Andenken an Sie beſchäftiget bin. Auf die Frage, wegen der Wahl meines Aufenthaltes, antworte ich Ihnen: ich hoffe allenthalben glücklich zu ſeyn, wo ich ein gutes Gewiſſen zur innerlichen Befriedigung, die Tugend zur Gefährtin und Sie, als meinen aufrichtigſten beſten Freund, ſtets um mich haben werde. Ich kenne Leipzig ſo wenig wie G. Wer weis, durch welchen glücklichen Zufall dieſe neue Akademie in größeres Aufnehmen kömmt. Wahrſcheinlich iſt es, und die Zeit wird es lehren, wie weit dieſe Muthmaßung gegründet ſey.

Der Hr. Abt M. Ihr Freund, wird Ihnen gewiß nichts übles rathen. Meine Wünſche begleiten Sie bey allen Ihren Unternehmungen. Die Vorſicht wird ſie ſo gewiß erfüllen als ich bin Ihre aufrichtige Freundin.

Kulmus.

Sieben und zwanzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 20 Octbr. 1733.

Hochzuehrender Herr,

Die Biedermänniſche Eintheilung Ihrer Stunden hat meinen ganzen Beyfall. Die zwey überſetzten Reden habe ich mit vielem Vergnügen geleſen. Von der einen, welche unſere gute Stadt Danzig inſonderheit angehet, wird ſchon viel gutes vermuthet.

Meine Ode hat kein beſſer Schickſal verdient, als ganz mit Stillſchweigen übergangen zu

In der beſten Welt hat es ſo ſeyn müſſen, um mich nicht zu verderben. Wer weis = = ob ich nicht ſtolz geworden wäre. Indeſſen trägt man ſich hier mit einer Zeitung, daß ich ein anſehnlich Geſchenk erhalten hätte. Der Beyfall der Herzogin von Curland iſt mir viel ſchätzbarer, als mir tauſend Rubel geweſen wären. Ich wünſche nur eine Gelegenheit zu finden, dieſer menſchenfreundlichen Fürſtin einen öffentlichen Beweis meiner Ehrfurcht zu geben.

Entdecken Sie mir doch, was das Verzeichniß der Nahmen, die ſich auf **mann** endigen im vierten Stück der critiſchen Beyträge für einen Nutzen haben ſoll? Wer zweifelt wohl, daß deutſche Männer auch deutſche Nahmen und Endigungen durch das ganze Alphabet haben? Welche koſtbare Zeit wird auf ſolche Kleinigkeiten verſchwendet! Ich für mein Theil weis jeden Augenblick gut anzuwenden. Wollen Sie die Berechnung meiner Stunden leſen?

Gleich bey Anbruch des Tages beſchäftige ich mich mit geiſtlichen Betrachtungen, die meine Seele zu ihren Schöpfer erheben; Die Seele, die den Anfang ihres Weſens eben ſo wenig, als ihre Unſterblichkeit ergründen kann, genüßt bey dieſen heiligen Empfindungen einen Vorſchmack der künftigen Seeligkeit, der fröhlichſten Hofnung.

Hierauf ergötzet ſich mein Geiſt an den vortreflichen Werken der Natur. Das kleinſte davon zeigt mir die Gröſſe des Schöpfers, neue Schönheiten, und neue Wunder. Dieſes iſt die allerangenehmſte Beſchäftigung für mich. Ich verliere mich darinnen und rufe voller Bewunderung aus: Welch eine Tiefe des Reichthums! Zuletzt werde ich traurig, wenn ich denke, wie kurz meine Lebenszeit ſeyn kann, und wie wenig ich von dieſer mir ſo wichtigen Wiſſenſchaft entdecken werde.

Will ich mein Gemüth wieder aufheitern, ſo ſetze ich mich ans Clavier, und übe mich ſo vollkomkommen zu werden, als Sie 1729 wünſchten, daß ich ſeyn möchte. Hier denke ich mit doppeltem Eifer an meinen Freund und wünſche ſeinen Beyfall zu erlangen, und daß die Tage unſerer Prüfung zu Ende ſeyn möchten, und daß unſre Gedult belohnet würde. Die übrige Zeit bringe ich mit Leſung nützlicher Bücher hin. Jetzt leſe ich den **la Bruyere**, und den **Horaz**, und beneide einen Dacier alles Vergnügen, ſo er bey dieſer Arbeit gefunden.

So vergehen meine Tage, und meine Stunden, unter welchen ich dieſe vorzüglich glücklich ſchätze, in welchen ich mich mit Ihnen unterhalte und die Verſicherung meiner ewigen Ergebenheit wiederhole.

Kulmus.

Acht und zwanzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 12. Aug. 1733.

Hochzuehrender Herr,

Ich weis nicht Worte zu finden, Ihnen meinen Dank für Ihr Andenken und Ihre Sorgfalt vor das Wachsthum meiner Kenntniſſe und Wiſſenſchaften abzuſtatten. Ich bin Ihnen dafür ewig verpflichtet. Hier haben Sie ſchon wieder die gewöhnliche Formul. Zu der wohlgerathenen Ueberſetzung der franzöſiſchen Lobrede auf den großen **Türenne** wünſche ich Ihnen aufrichtig Glück. Es iſt ein Meiſterſtück und wird Ihnen nach langen Zeiten noch Ehre machen. Ich wünſche Sie gedruckt zu leſen. In Ihrer Lehre der Weltweisheit bin ich im erſten Hauptſtücke des II. Theiles vom Nutzen der Vernunftlehre. Ich bewundere die dritte

Eigenſchaft der guten Lehrart, und die ſchöne Ordnung, dadurch der Inhalt ſehr erleichtert wird. Der Erweis, daß es beſſer ſey unter einem Fürſten, als in einer Republick zu leben, iſt ſo ein Erweis, den man einem Sachſen bey der glücklichen Regierung eines Auguſts verzeihen muß. Sind die Regierungen der Fürſten durchgängig ſo glücklich, als der Verfaſſer ſie beſchreibt? Oder treffen die Unordnungen in einer Republick allemal in einem ſo hohen Grad ein, wie er ſagt? Ich bleibe darbey, daß ſein Erweis ſchwer zu behaupten ſey. Die Regierung eines Salomo iſt freylich des Ruhms der Nachwelt werth; doch iſt eine Römiſche Freyheit, ehe ſich die ungezähmte Begierde zum herrſchen der Gemüther bemeiſterte, auch unter die glücklichſten Epoquen zu zählen.

Das Gedicht des Hrn. Mag. May an den Herrn **Bennemann** iſt ſo ſchön, als man es von der geſchickten Feder eines ſo glücklichen Genies vermuthen kann. Ich glaubte es wäre kaum möglich, nach dem, was Sie dem betrübten Vater ſchon geſagt hatten, noch etwas zu dichten und zu ſagen, was mit Recht Lob verdiente. Ich habe mich aber geirret. Ein Irrthum, den Sie mir in Abſicht auf Ihren Freund verzeihen können.

Mit dem **Sethos** bin ich zwar aus der großen Pyramide glücklich heraus, aber auch nicht viel weiter. Dieſer Spaziergang iſt uns beyden ziemlich ſauer worden, es iſt billig, daß wir ein wenig ausruhen. Ich muß geſtehen, daß es mir leichter und angenehmer ſeyn wird, die erſten Gründe der Weltweisheit von Ihnen, nach Anleitung Ihres neuen Werks zu erlernen, als von dieſen morgenländiſchen Prinzen. Gleichwohl will ich ihm nicht aus der Schule laufen, ſondern bis ans Ende aushalten. Sie verlangen es ja, und ich erfülle Ihren Willen mit Freuden.

Orpheus Reiſe, ſo wie ich ſie im Sethos geleſen, kommt mir nicht recht wahrſcheinlich vor. Nein ich mag keine **Euridice** und Sie ſollen nicht mein Orpheus ſeyn. Laſſen Sie uns unſern Bund nie brechen, ſo werden Sie immer mein auserwählter Freund, und ich immer Ihre ewig treue Freundin ſeyn.

Kulmus.

Neun und zwanzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig, im Sept. 1733.

Hochzuehrender Herr,

Sie haben verlangt, daß meine Muſe ſich an die Verdienſte der Frau von Ziegler wagen ſoll. Auch dieſe leiſtet Ihnen Gehorſam, und ich lege Ihnen ein poetiſches Schreiben an dieſe verehrungswürdige Frau bey. Kein Gedicht kann ich es nicht nennen, denn es ſind lauter Wahrheiten von der einen Seite, und Empfindungen von der andern, obwohl ſehr ſchwach ausgedrückt.

drückt. Ich werde auch nie ein Gedicht verfertigen. Ein Dichter muß reich an Erfindung ſeyn und muß vieles ſchön zu ſagen wiſſen, was er nicht empfindet. Dieſe Gabe habe ich nie gehabt, und entſage alſo aller Ehre, die damit verknüpft iſt. Entſchuldigen Sie meine Freyheit und empfehlen Sie mich dieſer Muſenfreundin auf das beſte. Bey Ihnen bitte ich um Nachſicht meiner Fehler und wünſchte unter Ihrem Antheil es beſſer gemacht zu haben. Ich bin mit wahrer Hochachtung Ihnen ergeben,

Kulmus.

Dieſes poetiſche Sendſchreiben iſt in dem Ehrenmaal der ſeel. Frau Gottſched gedruckt und dieſerwegen nicht hier eingerückt worden.

Dreyßigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 7. Octobr. 1733.

Hochzuehrender Herr,

Die Anfangsgründe Ihrer Philoſophie ſind mir ſehr angenehm, und ich habe bereits das Vte Hauptſtück beendiget. Ich würde viel weiter ſeyn, wenn die Unruhen, welche der Republick Pohlen drohen, mich nicht auch beunruhigten. Ich bin nicht ſtark genug, das Ungemach des uns ſo nahen Krieges und die vielleicht entfernte Hoffnung zum Frieden aus einerley Geſichtspuncte zu betrachten, und eines wie das andere mit gleicher Gemüthsruhe zu erwarten. Wie glücklich ſind ſcharfſichtige Beurtheiler, die durch alle Finſterniſſe hindurch das hellſte Licht erblicken. Dieſe ſind ruhig, weil ſie den Ausgang der verwickelſten Dinge, gleich im Anfang ſang einſehen. Ich will in Gedult erwarten, was die Vorſehung beſchloſſen hat. Indeſſen will ich in Ihre Schule zurücke kehren. Von Ihnen unterrichtet, werde ich mich bemühen als ein vernünftiges Geſchöpf in der Welt zu leben und zu handeln. Den practiſchen Theil dieſes Werks erwarte ich mit Ungedult.

Leſen Sie doch beyliegendes Gedicht von der Igfr. B. Die Wahrheit, die in allen Zeilen herrſcht, hat meinen ganzen Beyfall. Daß der Himmel dieſer Welt weit vorzuziehen iſt; daß uns Gott nicht über Vermögen züchtiget; daß er der beſte Freund im Himmel und auf Erden iſt; dies ſind lauter Wahrheiten, die kein Chriſt läugnen wird. Meine Mutter beſtätiget dieſen Satz durch ihr Beyſpiel. Sie findet in der Freundſchaft mit Gott die Ruhe, die ſo viele Menſchen in dem Getümmel dieſer Welt vergeblich ſuchen. Wenn Ihr Gemüth viel Unruhe erfahren, ſo kehret endlich ihre Seele in die Stille zurücke, in welcher ſie das innere

Gefühl ihres Glücks aufheitert. Ihr Cörper wird bey dem Eifer, mit welchem Ihre Seele arbeitet, geſchwächet, allein er gewöhnt ſich daran, und wird von einer höhern Kraft unterſtützet. Dieſer Beyſtand iſt das gröſste Guth des Gemüths, der Seelen, und des Leibes. Sie empfiehlet mir dieſe Mittel bey allen künftigen Vorfällen meines Lebens. Ich werde Ihren Lehren folgen, und mich alsdenn der guten Hand Gottes ganz überlaſſen. Von dieſer geleitet, wird es niemals fehlen Ihrer

Kulmus.

Ein und dreyßigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 11 Novbr. 1733.

Hochzuehrender Herr,

Es ſcheint daß Sie nicht müde werden mich mit Geſchenken zu überhäufen, ich fürchte eher, daß meine gewöhnliche Dankſagungen Sie ermüden möchten. Ihre Freygebigkeit findet immer neue Arten ſich mir zu zeigen, die Ausdrücke aber, wodurch ich Ihnen meine Erkenntlichkeit verſichere, ſind allgemein und faſt erſchöpft. Ich bin oft ſo beſtürzt, daß ich nicht weis, was ich Ihnen ſagen ſoll.

Sie verlangen mein Urtheil über Ihr neues Trauerſpiel? Meiner Meynung nach, gleicht es den großen Schönheiten, die, ſobald ſie ſich zeigen, aller Augen auf ſich ziehen. Ich habe es mit Vergnügen geleſen, und alle Beredſamkeit

keit darinnen gefunden, die mir fehlet um ſeinen Werth zu erheben. Am Ende dieſes Trauerſpiels habe ich herzlich lachen müſſen. Sie haben in der Vorrede zu Ihrem Cato ſich erkläret, daß Sie in theatraliſchen Stücken die Heyrath nicht leiden könnten; Gleichwohl haben Sie es nicht laſſen können hier Ihre **Iphigenia** zu verheyrathen. Sie thaten auch Recht; und da des guten Kindes Schickſal in Ihrer Gewalt ſtand, ſo konnte es ſich nicht anders als glücklich endigen. Dieſe Anmerkung iſt eine ſüße Rache für die Beſchuldigung, die Sie mir in Ihrem letzten Brief aufbürden. Ich habe mich niemals erkühnet das wichtige Geheimniß der großen Pyramide in Sethos zu errathen; oder eine Sache klar einzuſehen, wo die größten Philoſophen kein Licht finden. Das nenne ich ſchalkhaft, die unſchuldigſten Ausdrücke anders auszulegen und ein Räthſel darinnen zu finden, was ich ohne alle Zweydeutigkeit geſagt habe. Ich räume Ihrer Philoſophie die Ehre willig ein, daß ich etliche, für mich ganz unbegreifliche Stellen darinnen gefunden. Ich erkühne mich auch nicht, jemals einen Anſpruch auf den Grad von Kenntniſſen in der Weltweisheit zu machen, welcher erfordert wird, alle Theile derſelben zu verſtehen. Dieſes iſt den Meiſtern dieſer Lehre vorbehalten. Ich will, wie die Frau von **Sevigne** ſagt, dieſe Wiſſenſchaft, wie das l'Ombreſpiel lernen, nur zum Zuſehen, nicht zum Mitſpielen. Ich will durch dieſe Wiſſenſchaft, mich ſelbſt zu kennen, und durch dieſe Kenntniß meine Fehler zu verbeſſern, mich bemühen. Würde **Sethos**, wenn er noch lebte, nicht vielleicht ſelbſt geſtehen, daß, ohngeachtet ſeiner Fackel, welcher er ſich auf dem Wege in ſeiner Pyramide bediente, er gleichwohl oft im Finſtern getappet, und daß er nur froh war mit dem Leben davon zu kommen? Dieſes iſt ohngefehr ein Theil meiner Geſchichte, und ich glaube der meiſten Leſer ihren ebenfalls. Das Buch vom D. Swift hat meinen ganzen Beyfall, wenn er nur unſern Seelen eine andere Geſtalt gegeben hätte.

Das kleine Luſtſpiel iſt recht gut gerathen. Ich antworte Ihnen darbey auf Ihre Frage, daß ich einen einzigen **Kraſt** allen gefälligen Männern vorziehen würde.

Leben Sie wohl, beſter Freund, und erlauben Sie mir, in Zukunft Ihnen allemal dieſen Namen beyzulegen. Ich bitte mir eben daſſelbe von Ihnen aus; ich weiß nichts reitzenders für mich, als Ihre Freundin zu ſeyn. Denn dieſe Würde wünſchet ſich bis ins Grab zu behaupten Ihre

Kulmus.

Zwey und dreyßigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 6. Jan. 1734.

Nein, beſter Freund, ich habe Sie keines Kaltſinns, keiner Nachläßigkeit beſchuldiget. Dieſe Fehler argwohnet mein Herz nie bey einer Perſon, die ich liebe und hochſchätze. Ich will Ihnen den Troſt ſagen, den ich mir zu meiner Beruhigung über Ihr Stillſchweigen erdachte; er war ſchwach, aber es war doch ein Troſt. Ich bildete mir ein, daß bey den jetzt unordentlich gehenden Poſten, vielleicht ein Schreiben ſey liegen geblieben: Oder, daß Sie, mit Geſchäften überhäuft, verhindert würden, mich Ihres Andenkens zu verſichern. Wie glücklich aber habe ich mich geirret. Den 31ſten Decbr. erhielt mein Vetter Nachricht aus Königsberg, daß Herr Profeſſor **Bock** die Stelle des Herrn

Pietſch erhalten. Wie traurig ich alſo das alte Jahr beſchloſſen, können Sie ſich leicht vorſtellen, denn ich glaubte, daß nunmehro keine Hoffnung zu einer baldigen Beförderung übrig wäre. Nimmermehr hätte ich vermuthet, daß ich zwey Tage drauf einen ſo frohen Morgen erleben würde. Ich erſchrack über die mir ſo angenehme Zeitung eben ſo ſehr, als man ſonſt über eine traurige Begebenheit erſchrecken kann, bald aber empfand ich das vollkommenſte Vergnügen, welches unter uns allen gemein ward. Mein Bruder hat ſich vorgenommen Ihnen dieſes recht lebhaft zu ſchildern; ob es ihm gelingen wird, ſteht dahin. Mein ganzes Herz iſt voll Freude, erſt über die Erfüllung unſerer Wünſche, und denn auch, daß man Ihren Verdienſten an eben dem Orte, wo man ſo wenig darzu geneigt zu ſeyn ſchien, endlich hat Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Ich ſchätze den Mann unendlich hoch, der es gewagt, Ihre Talente, Ihren Eifer und die Vorzüge Ihres redlichen Herzens zu unterſtützen und zu belohnen. Hier könnte ich noch viel ſagen, wenn Sie es nicht wären, mein beſter Freund! würde ich aber nicht partheyiſch ſcheinen, wenn ich aus der Fülle meines Herzens redete? Sie wünſchen daſſelbe ohne allen Anſtrich, ohne Verſtellung zu ſehen. Ich zeige es Ihnen ſo wie es iſt, voller Freude und Vergnügen über Ihre Beförderung; ſeine reinſte und vollkommenſte Zufriedenheit wird es nur in Ihrem Wohl ſuchen und finden. Das Bild des Glücks, welches die Welt unter ſeinen Füſſen liegen hat, ſcheint mir weit unter einer durch die Tugend über ihre Feinde ſiegenden Seele zu ſeyn. Genüßen Sie dieſes Sieges, beſter Freund! aber denken Sie auch in ihren zufriedenen Stunden oft an Ihre

Kulmus.

Drey und dreyßigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 26. Jan. 1734.

Hochzuehrender Herr,

Sie verlangen Nachricht von dem Zuſtand meines Gemüths. Ich eile Ihnen zu ſagen, mein beſter Freund, daß ich noch immer nicht ganz beruhiget bin, und es auch nicht eher ſeyn werde, bis ich weis, ob alle Ihre Geſchäfte in Dresden glücklich geendiget ſind. In den Augenblicken, da ich mein letztes Schreiben abfaßte, hatte ſich die Freude meiner ganzen Seele bemeiſtert, und alle meine Hoffnung ſchien erfüllt zu ſeyn. Kaum aber war mein Brief abgegangen, ſo ſtellten ſich hundert mögliche Hinderniſſe meinem Gemüthe vor. Glauben Sie, beſter Freund, wer ſchon oft die Abwechſelungen des Schickſals erfahren, der iſt ſo ſchüchtern, ſo ängſtlich, daß der glücklichſte Zufall ihn nicht ganz zufrieden macht. Man fürchtet immer, daß ein neuer Unfall uns drohet. In ähnlichen Umſtänden befinde ich mich = = =

Sie ſagen, dieſes ſey der entſcheidende Punct unſers Schickſals und verlangen von mir aufrichtig zu wiſſen, wie weit die Erfüllung Ihrer Wünſche noch ausgeſetzt ſeyn ſolle? Ich überlaſſe Ihnen dieſes einzig und allein, und ich habe keinen Willen als den Ihrigen, Ihre Beſtimmung ſoll meine Vorſchrift ſeyn. Wie lange habe ich dieſen Zeitpunct mit Gelaſſenheit erwartet? Sollte ich jetzt ungedultig werden, da das Schickſal verſöhnt ſcheint, und die Zeit unſerer Verbindung näher kömmt? Nein, beſter Freund, dieſen Fehler ſollen Sie nicht an mir tadeln.

Ihr poetiſches Meiſterſtück iſt ſchön. Es hätte einen hohen Preis verdient, wo anders eine größere Belohnung ſeyn kann, als das Lob und der Beyfall ſo vieler ſcharfſinnigen Ken=

Kenner. Die Reiſen des Cyrus (Les voyages de Cyrus) gefallen mir ſehr. Ich wünſchte, daß dieſes Buch allgemeiner, und der Jugend zu leſen empfohlen würde, um ſich darnach zu bilden. Leben Sie recht wohl, beſter Freund! Ich wünſche Ihnen viel Geſundheit zu denen Verrichtungen, die mit Ihrer neuen Würde verbunden ſind. Erinnern Sie ſich aber auch bey allen Ihren Geſchäften, Ihrer

Kulmus.

Vier und dreyßigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 3. Februar. 1734.

Beſter Freund,

Ihr Stillſchweigen auf meine beyden letzten Briefe fieng mich ſchon an zu beunruhigen. Auf einmal machen Sie mir eine doppelte Freude. Ihre Geſchäfte ſind alſo glücklich geendiget, und meine Wünſche erfüllt. Ich zweifle nicht, daß Ihre Neider ſich bey dieſer Gelegenheit noch zuletzt werden geregt haben. Wir wollen ihnen dieſe traurige Freude nicht mißgönnen; Die unſrige iſt gegründeter und verſpricht glücklichere Folgen. Ihren Freunden bin ich vielen Dank ſchuldig, daß ſie bey dieſem erfreulichen Zufalle Ihnen mein Andenken erneuern, und mich nicht unwerth ſchätzen, Theil an Ihrem Glücke zu nehmen. Hier bemühet ſich jeder, der mich ſieht, von meinen Geſichtszügen auf die innern Bewegungen meiner Seele zu ſchlüſſen: Ob das Glück mich eines Freundes berauben werde, den mir ſo manche Widerwärtigkeiten zu entziehen nicht vermögend geweſen? Die meiſten wünſchen mir Glück zu Ihrer neuen Würde, und vermuthen nicht ohne Grund, daß ich viel Theil an Ihrer Wohlfahrt nehme. Die Veränderung meiner Geſichtsfarbe verräth bey dieſer Gelegenheit alles, was in meinem Herzen vorgeht. Dieſe entdeckt Ihre Wahl und meine Neigung, die mir bey allen Vernünftigen Beyfall und Ehre bringen, und künftig mein ganzes Glück ausmachen werden.

Die Meynung Ihres ſehr würdgen Vaters iſt viel zu vortheilhaft für mich, als daß ſie mich nicht ausnehmend erfreuen ſollte. Wer iſt wohl fähiger, Ihren Werth und Ihre Verdienſte beſſer einzuſehen, als derjenige, welcher den erſten Grund darzu zu legen ſo glücklich bemühet geweſen? Hält dieſer mich nun Ihrer Wahl nicht ganz unwerth, ſo bin ich beruhiget. Sein Beyfall wird mir der ſtärkſte Antrieb ſeyn, ſolchen immer mehr zu verdienen.

Die Vollziehung unſers Bündniſſes überlaſſe ich Ihnen, liebſter Freund, und meiner Mutter. Sie haben ihre Einwilligung und ihren Segen, beydes war zu unſerer künftigen Glückſeligkeit unumgänglich nothwendig. Ich ertheile Ihnen hierdurch ebenfalls mein freudiges Jawort. Die von Ihnen ſelbſt erwählte Mittelsperſon wird Ihnen dieſes ſchon gemeldet haben; ich glaube aber, daß es Ihnen noch lieber ſeyn wird, ſolches von meiner eigenen Hand zu leſen. Jenes iſt ein Zoll, den man nach der Gewohnheit bringen muß, denn mein Herz iſt Ihnen ſchon längſt eigen. Möchte doch dieſes Geſchenk Ihnen nach vielen Jahren ſo viel Freude machen, als es Sie in den erſten Augenblicken entzückte! Es gehöret dieſer Wunſch unter die wenigen, um deren Erfüllung ich die Vorſehung bitte. Meine Geſinnungen ſoll keine Zeit, kein

Zufall verändern: ſo lange ich lebe, und noch jenſeit des Grabes werde ich Ihnen ganz eigen ſeyn.

Kulmus.

Fünf und dreyßigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 17. Febr. 1734.

Allerbeſter Freund,

Ich erfülle Ihr Verlangen und ſende Ihnen mein Bild.

Blickt Treu und Zärtlichkeit hier nicht aus allen Zügen;
Der einzge Werth, der mich dir einſt empfahl:
So ſtrafe die Copey nur Lügen,
Und glaube dem Original.

Ich fürchte, die bevorſtehenden Kriegsunruhen möchten mich vielleicht verhindern, ſo oft als ſonſt zu ſchreiben, deſtomehr aber werde ich an Sie denken und nur für Sie zu leben wünſchen. Mein Bild ſoll mir bey dieſer Gelegenheit den Dienſt thun und Sie oft meiner erinnern; in dieſer Abſicht habe ich Ihnen meinen Schatten nicht eher als jetzt überſchicken wollen.

Bey allen Veränderungen, die ſich auf dem Erdkreyß ereignen könnten, werde ich ſtets als Ihre treuſte Freundin leben und ſterben.

Kulmus.

Sechs und dreyßigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 13. März 1734.

Beſter Freund,

Ich habe nicht gezweifelt, daß mein Bild würde gut aufgenommen werden. Ich danke Ihnen für alle Schmeicheleyen, die Sie mir darüber ſagen. Ich erfahre täglich, daß die Poſten zwar noch ſicher, aber langſamer, als gewöhnlich gehen, und wir ſehen uns beyderſeits genöthiget, uns mit viel Gedult auszurüſten. Unſer Zuſtand iſt, Gott Lob! noch erträglich. Was aber die Umſtände unſerer guten Stadt betrift: ſo verzeyhen Sie mir, wenn ich Ihnen hiervon nichts ausführliches, nichts beſonders, und nichts zuverſichtliches ſchreibe, da dieſes bey jetziger Lage der Sachen zu gefährlich iſt. Daß die Rußiſche Armee ſo nahe vor unſerer Stadt liegt, als es nur möglich iſt, und daß nichts fehlt, als ſolche einzunehmen, dieſes iſt richtig. Daß die vier Generale, Laſcy, Biron, Libensky und Lion, worzu noch der General von Münnich gekommen ſeyn ſoll, nichts unterlaſſen werden, zu ihrem Zwecke zu gelangen, daran iſt kein Zweifel. Daß aber auch in unſerer Stadt alle nur mögliche und nützliche Anſtalten, ſo vorſichtig als ſchleunig, gemacht worden; daß es uns noch an keiner Gattung von Lebensmitteln fehlet; daß die Thore bisher noch nicht geſchloſſen ſind; daß in dreyen Wochen, da der General Laſcy ſchon hier iſt, außer den kleinen Scharmützeln, die zwiſchen den Coſacken und unſern Vorpoſten vorgefallen, doch noch keine förmliche Attaque geſchehen iſt, dieſes können Sie ſicher glauben. Die Vorſtädte ſind noch nicht abgebrannt, und wenn es ja geſchehen ſollte, ſo wird die Garniſon aus der Stadt ſolche ſelber anzünden, damit die Flamme der letztern keinen Schaden zufügen könne. Eins bitte ich: glauben Sie ja nicht allen Zeitungen, die Ihnen aus dieſer Gegend zu Ohren kommen werden. Wir ſelbſt zweifeln hier an vielen, was geſagt wird. Die Rußiſche, Franzöſiſche, und Schwediſche Flotte ſind, dem Gerüchte nach, ſchon ſo oft in unſerm Hafen geweſen, daß es ein Wunder iſt, warum noch kein einzig Schiff ſichtbar geworden. Tauſend anderer Erdichtungen zu geſchweigen, die man in unſern Mauern einander ſelbſt aufbürdet. Wir ſind alſo bisher noch in keiner großen Gefahr geweſen; allein es iſt auch noch nicht ausgemacht, was uns noch begegnen kann; wir fürchten nicht alles, womit uns von unſern Nachbarn gedrohet wird, und hoffen noch immer das Beſte. Jetzt dürfen Sie noch nicht beſorgt ſeyn, daß ich in Rußiſche Hände gerathen bin, aber beten Sie, mein beſter Freund, daß es nicht in der Folge geſchiehet.

Meine, oder vielmehr unſere gute Mutter, (denn Sie gehöret nunmehro Ihnen, ſowohl als mir,) empfiehlt ſich Ihnen. Sie hat Ihnen den 10. März geſchrieben und erwartet nunmehro Ihre Antwort. Ich, die ich mich Ihnen ſchon ſo oft empfohlen, empfehle mich Ihnen aufs neue, und verſichere, daß ich, trotz allen Begebenheiten, und noch ſpäter als bis zur letzten Bombe, niemals aufhören werde Ihnen ganz eigen zu ſeyn

Kulmus.

Sieben und dreyßigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 8. April 1734.

Beſter Freund,

Ihr letzter Brief iſt voller Unwillen, daß unſre Verbindung ſo lange aufgeſchoben worden, bis ſich nunmehro neuere Hinderniſſe gefunden, die ſolche noch länger verzögern würden. Ich antworte Ihnen darauf, daß man alles dieſes nicht vorher geſehen oder vermuthet hat. Die Hauptſache ſtieß ſich an kleine Nebenumſtände, die nicht ſogleich gehoben werden konnten, und jetzt iſt nichts übrig, als das Ende unſrer Unruhen in Geduld zu erwarten. Ich bin in der Lehre Ihrer Weltweisheit bis auf die göttlichen Eigenſchaften gekommen.

Im 1122. §. von der Gerechtigkeit Gottes, ſagen Sie: „Gott theilet nach ſeiner Güte „zwar alles Gute unter ſeine Geſchöpfe aus, „ſie, ſeiner Abſicht nach, vollkommner zu „machen; doch thut er ſolches nach ſeiner Weisheit. Dieſe ſieht aber in jedem Falle, was „für Mittel ſich zu Erlangung der Abſichten „und des Hauptzwecks am beſten ſchicken. Nun „giebt auch die Entziehung gewiſſer Güter zuweilen ein Mittel ab, die vernünftigen Geſchöpfe zu etwas Guten zu lenken; und Gott „bedienet ſich zuweilen dieſes Mittels, dieſelben „vollkommner zu machen, ꝛc.

Dieſe Betrachtung hat mich ungemein beruhiget. Laſſen Sie uns die Abſichten Gottes verehren; der alles ſoweit zu Stande gebracht; „der vermöge ſeiner Güte an alle dem ein Wohlgefallen hat, was zum Beſten der ganzen „Welt und ihrer Theile gereichet ꝛc.“ Der wird auch, zu ſeiner Zeit und Stunde, ſeiner Geſchöpfe ihr Beſtes befördern, und das beendigen helfen, was ſeine Weisheit angefangen und ſeine Güte bisher unterhalten hat. Sehn Sie mein philoſophiſcher Freund, wie ich Ihren theoretiſchen Theil ſchon praktiſch anzuwenden weis? Sie ſehen, daß ich mit Nutzen Ihre Schriften leſe, eine Sache, die mir nicht bey allen Schriftſtellern wiederfährt. Sie beſitzen die Kunſt, alle meine Aufmerkſamkeit an ſich zu ziehen. Leben Sie wohl, Sie ſind ruhiger als wir, an Gedult und Hoffnung aber ſoll niemand übertreffen Ihre gelaſſene

Kulmus.

Acht und dreyßigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 20. März 1734.

Mein einziger Freund,

Ich glaube es Ihnen, daß Sie bey Verzögerung meiner Antworten vielerley Kummer haben, und ich kann Sie unmöglich mit ruhigem Gemüthe länger darinnen wiſſen. Ich eile alſo Ihnen zu ſagen, daß wir noch zwiſchen Furcht und Hoffnung leben, daß wir noch nicht überwunden, noch von aller Gefahr nicht ganz frey ſind. Wir ſind eingeſchloſſen und müſſen unſer Schickſal in Gedult erwarten. Wie kömmt es wohl, daß mir ſeit wenig Monaten alles viel erträglicher als ſonſt iſt? Ich finde ſo viel Erleichterung in allen Plagen, wenn ich ſie nur Ihnen erzehlen kann, daß ich keine einzige weniger zu haben wünſche, weil ich alsdenn ſchon einen Theil Ihres Mitleidens verlieren möchte. Die Rede, welche der Hr. Profeſſor May ins Deutſche überſetzet hat, iſt ein vortrefliches Stück. Man kann nichts ſchöners, gründlichers und beredters leſen. Wenn doch dieſe Ueberſetzung in Deutſchland ausrichtete, was ſie in Frankreich in Vorſchlag gebracht hat *).

Welchen Anſchlag haben Sie auf meine Briefe gemacht? Es iſt am beſten, daß dieſe ganz im Verborgenen bleiben. Ich habe keinen Roman ſchreiben wollen. Tugend und Aufrichtigkeit ſind die Richtſchnur meiner Handlungen und meiner Geſinnungen von je her geweſen; dieſe ſollen auch immer meine Führerinn bleiben. Von ihnen geleitet, will ich die Bahn meines Lebens muthig durchwandeln. Aus der Fülle meines Herzens habe ich geſchrieben, und wem die Art unſerer Freundſchaft nicht gefällt, der wird an dieſen Briefen viel zu tadeln finden.

---

*) Es war die Rede des P. Poree, von den Schauſpielen.

Nur wenig Leſer würden ihnen Beyfall geben. Ein falſcher Anſtrich, ausgeſuchte, nichtsbedeutende Worte ſind der Mode Styl; dieſen werde ich niemals nachahmen, und wenn Sie nur mit meinen Briefen zufrieden ſind, ſo mögen ſolche der ganzen Welt unbekannt bleiben. Sie fragen, was ich überſetze? Viel, ſehr viel, mein beſter Freund. Zuerſt nenne ich Ihnen: Le triomphe de l'éloquence de Madame Gometz. Ehe aber alles zu Stande kommt, habe ich Sie noch viel zu fragen. Sobald die Poſten ſicherer gehen, werde ich den Anfang machen. Jetzt wünſche ich nur, daß dieſes Blatt ſchleuniger in Ihre Hände komme als die vorigen, damit Sie, ſobald als möglich, erfahren, daß ich nur für Sie zu leben wünſche und ganz die Ihrige bin

Kulmus.

Ihr Brief vom 12. März iſt mir auf eine beſondere Art zugeſtellt worden, Das ganze feindliche

liche Lager hat ihn geleſen. Möchten doch dieſe unſere Feinde andere Geſinnungen daraus lernen. Leben Sie wohl, und ruhiger als wir.

Neun und dreyßigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 5. Junius 1734.

Mein einziger Freund,

Wo ſoll ich anfangen, Ihnen beym Abgang der erſten Poſt, die man für ſicher hält, alles das zu erzählen, was mir ſeit dem 16. April begegnet iſt? Allen Verluſt, den ich erlitten, und allen Schmerz, den ich darüber empfinde? Meine beſte Mutter iſt nicht mehr. Die Führerin meiner Jugend, die Mutter, die mir jederzeit mehr mit der Zärtlichkeit einer vertrauten Freundin, als mit der Strenge einer ſo nahen Blutsverwandtin begegnete, die habe ich verloren, und mit ihr alles, alles, was mir die jetzigen Umſtände erträglich machen könnte. Beklagen Sie mich, mein beſter Freund; theilen Sie meinen Schmerz mit mir; helfen Sie mir die beſte Mutter betrauren, die Ihnen Ihren Segen zurück gelaſſen! Auf dieſe Weiſe werde ich einige Linderung finden, die ich bisher vergebens geſucht habe.

Ich will Ihnen die letzten Tage der Verſtorbenen erzählen, denn in ihren letzten Stunden bin ich ſelbſt am Rande des Grabes geweſen. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätten Sie auch mich, und in mir Ihre treuſte Freundin verloren. Den Anfang der Krankheiten in unſerm Hauſe machte ich und meine Schweſter. Es befielen uns die Maſern, die den ganzen Winter in Danzig gewütet hatten. Ich bekam noch ein heftiges Fieber und einen ſtarken Ausſchlag, ſo daß mein Leben einige Tage in Gefahr war. Es beſſerte ſich gegen den erſten May. Wir erhielten dieſen Tag die Nachricht, daß der Generalfeldmarſchall Münnich grobes Geſchütz erhalten, und die Stadt bombardiren würde. Es war nicht rathſam in unſerm Hauſe zu bleiben, und mein Vetter ſuchte uns irgendswo in Sicherheit zu bringen. Er erfuhr, daß der Graf Münnich den hier reſidirenden Holländiſchen Commiſſarius, Hrn. von Bleyswick, hatte ſagen laſſen, die Holländiſchen Schiffe ſollten ſich alle an einem Ort verſammlen, daß er ſie verſchonen könnte. Dieſe nun hatten ſich an die Brabank geleget. Mein Vetter, der einen Schiffer daſelbſt kannte, beſprach ſogleich ein Zimmer für uns, und bat, uns nicht lange zu verweilen. Meine Mutter, die nunmehro bettlägerig war, befand ſich nicht im Stande, ſich auf den Weg zu ihrer Sicherheit zu begeben, ſie verlangte, daß wir voraus gehen ſollten. Den andern Tag wurde ſie in einer Sänfte nachgebracht, und ihr Zuſtand verſchlimmerte ſich jede Stunde. Den folgenden Morgen verkündigte ſie mir ihren nahen Tod, nahm Abſchied von

mir

mir, und dieſe rührende Scene machte meinen noch ohnedem entkräfteten Körper vollends mürbe. Und ach Gott! was empfand meine Seele? Sie wurde von Gram und Schmerz ganz zu Boden geſchlagen, und meine Thränen matteten mich ſo ab, daß ich wieder das Bette hüten muſte.

Den 10. May gefiel es Gott, dieſe meine ewig geliebte Mutter alles Leidens zu befreyen, und ihr in jenem Leben die Crone zu ertheilen, wornach ſie hier ſo ſehnlich gerungen hat. Ihre letzten Augenblicke ſollen, wie man mir berichtet, ruhig, und ihr Tod ſanft geweſen ſeyn. Ich ſage, wie man mir berichtet; denn die zwey letzten Tage ihres Lebens war ich mir ſelbſt ganz unbewuſt. In den Stunden, da meine Krankheit aufs höchſte geſtiegen war, und ſo zu ſagen, Tod und Leben mit einander kämpften, war ich mit lauter Sterbensgedanken beſchäftiget. Ich lag, und erwartete meine Aufiöſung im Stillen. In dieſen Augenblicken fielen Sie, mein beſter Freund, mir ein, und mein Herz wurde bey dieſer Erinnerung noch beklemmter. Ich bat Gott ſehnlich und mit Thränen, er möchte Ihnen wieder eine Braut zuführen, welche, wo es möglich, Sie ſo zärtlich liebte als ich, und alle Glücksgüter beſäße, die Sie verdienen, und mir mangeln. Ich erinnerte mich unter meinen wenigen Juwelen eines Ringes, den ich Ihnen, zum Andenken unſerer reinen Liebe, überſandt wiſſen wollte. Dieſes unterbrach mein Stillſchweigen. Ich rief meinen Bruder, gab ihm dieſen Auftrag als die letzte Bitte einer ſterbenden Schweſter, und nahm von den Anweſenden Abſchied. Alle waren beſtürzt, und in dieſer Beſtürzung ließ man mir noch eine Ader öffnen. Dieſer Aderlaß that die ſchleunigſte Wirkung, meine Seitenſtiche verſchwanden, und ließen mir nur eine unbeſchreibliche Mattigkeit zurück. Ich erwartete immer noch den Tod, und wünſchte von meiner geliebten Mutter auch im Sterben nicht getrennt zu ſeyn, aber jetzt muſte ich dieſe Trennung erfahren. Mein blutendes Herz ſeufzte mit leiſer Stimme, was ich ſonſt oft ſo freudig ausgerufen hatte: Herr, dein Wille geſchehe! Aber bald wird dieſes Herz ſich unter die Hand des Allmächtigen beugen, und dadurch die Ruhe finden, die ich bisher verloren gehabt. Das ganze Haus kömmt mir als eine Wüſte vor, weil ich diejenige nicht mehr finde, die ich darinnen über alles ſchätzte.

Der Abſchied dieſer ſterbenden Mutter wird ſich nie aus meinem Gedächtniß verlieren. Noch jetzt flieſsen Zähren, gerechte Zähren, die ich ihrem Andenken weyhe. Sie rief mich zwey Tage vor ihrem Ende zu ſich; „Mein Kind, „ſagte ſie: ich gehe zum Vater; Gute Nacht! „aber nicht auf ewig. Dort wollen wir uns „wieder ſehen, und denn ſoll unſere Vereinigung „ungetrennt und vollkommen ſeyn. Ich laſſe „dich in einer Welt, darinnen die Gottloſigkeit „aufs höchſte geſtiegen, und ich danke Gott,

„daß er mich dir bis jetzt erhalten, da du hoffentlich das Böſe von dem Guten zu unterſcheiden weißt. Haſſe das erſte und hange dem letzten an, weiche nie von der Bahn der Tugend. „Treue Arbeit bringt herrlichen Lohn. Lebe wohl, „mein Kind! Sey getreu, Gott und deinem Geliebten! Liebe Gott über alles, und zuerſt, „deinen Freund als dich ſelbſt, ſo wird er euch „ſegnen. Gott bringe euch bald zuſammen, „und ſey euch gnädig. Ich habe das Vertrauen „zu deinem Freunde, er werde dich künftig ſo „weislich und liebreich führen, als er dein Herz „mit Klugheit und Redlichkeit gelenket hat. Ich „freue mich, ihm noch, ehe ich ſterbe, meinen „Segen und meine Einwilligung ertheilt zu „haben. Vergiß mich nicht, mein Kind! ſo „lange du lebeſt, und verlaß Gott und die Tugend nimmermehr.“ Hierauf ertheilte ſie mir den Segen, und noch einige Befehle, die ich nach ihrem Tode ausrichten ſollte. = = = In Thränen faſt zerfließend verließ ich ihr Bette, und habe dieſe rechtſchaffene Mutter nicht mehr geſehen.

Nur die Hoffnung, in Ihnen den redlichſten, beſten, treuſten Freund zu beſitzen, kann mich einigermaßen über meinen Verluſt tröſten. Unter den ſchmerzlichſten Empfindungen iſt mein Brief länger gerathen, als ich gedacht. Ich habe unter dieſen Klagen meinem Herzen Luft geſchafft, und ich erfahre den Troſt, daß ich einem Freund meinen geheimen Gram entdecken kann. Ich weis, Sie haben Mitleiden mit Ihrer

Kulmus.

Vierzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 9. Julii 1734.

Mein einziger Freund,

Jede Gelegenheit iſt mir angenehm, durch welche ich Ihnen Nachricht von mir geben, und Nachricht von Ihnen erhalten kann. Schreiben Sie mir alſo immer auf geradewohl. Sagen Sie mir in Ihren Briefen, wie **Plinius** verlangt, nur mit wenig Worten: „Ich lebe, „und bin geſund.“ Die Hoffnung, dieſen oder jenen Tag einen Brief von Ihnen zu erhalten, iſt ſchon tröſtlich; denn die ſichere Ungewißheit über Ihr Schickſal iſt mir ganz unerträglich. O! möchten doch die jetzigen ſtürmiſchen Zeiten durch einen baldigen Frieden wieder ruhig werden! Möchte doch das menſchliche, das mitleidige Herz, der Monarchen, durch die Vorſtellung

ſtellung eines blutigen Krieges, erweichet werden! Möchten dieſe doch, um ſo vieler unſchuldiger Seelen willen, (die nur allzu oft das Schlachtopfer des Krieges werden) einen Frieden eingehen, ehe durch die ſtrenge Ausübung ihrer Befehle, Länder und Völker verarmten, und aufgerieben würden.

Ich läugne nicht, daß ich um mein ſelbſt willen mit doppeltem Eifer den Frieden wünſche. Wenn aber mit dem eigenen Beſten auch die Beförderung des allgemeinen Wohls ſich verbindet, iſt es alsdenn nicht erlaubt, doppelte Wünſche dafür zu thun? = = Ich erwarte mit Sehnſucht ein Schreiben von Ihnen, und Nachricht, was Sie in Ihren Gegenden zu fürchten oder zu hoffen haben. Unter der Regierung eines Auguſts müſſe Sachſen von keiner Unruhe beſtürmt werden. Geſtern, den 8. Julius, iſt den Sächſiſchen Völkern das Oliviſche Thor eingeräumt worden, nachdem am 24. Junii die Weichſelmünde capituliret, und Sächſiſche Troappen eingenommen hatte. Leben Sie wohl, mein beſter Freund! Es mag nun gehen wie es will, ich bleibe doch ewig die Ihrige

Kulmus.

Ein und vierzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 4 Aug. 1734.

Mein theurer Freund,

Wie geht es Ihnen? Leben Sie noch ruhig, oder ſind alle die fürchterlichen Nachrichten, ſo man uns aus Sachſen erzählet, gegründet? Keine derſelben will ich wiederholen, ſie ſind mir ängſtlich zu hören geweſen, warum ſollte ich mich bey ihrer ſchriftlichen Wiederholung aufs neue beunruhigen? Die ſchleunige Abreiſe des Königs nach Dreßden beſtärkte uns in der Meynung, daß es gefährlich in Sachſen ausſehen müſſe. Mit tauſend Wünſchen für die Wohlfarth ſeines treuen Landes habe ich dieſen Monarchen begleitet. Ihr letzteres Schreiben brachte mir den Troſt, daß meine Beſorgniſſe nicht ganz gegründet wären. Gott laſſe es nie ſo weit kommen. Ich wünſche Ihren guten Mitbürgern, welche ich mit den meinigen in gleichem Grad hochſchätze, eine dauerhafte, von denen Gefahren des Kriegs nie geſtörte Ruhe. Sie fragen mich wegen Ihrer zu unternehmenden Reiſe nach Danzig; Allein meinen Einſichten nach; kann die Hauptabſicht derſelben auf dieſes Jahr nicht erreichet werden. Die Belagerung hat dem hieſigen Magiſtrat ſo viel überhäufte verdrüßliche Geſchäffte aufgebürdet, und zurückgelaſſen, daß gegenwärtig einheimiſche Gerichtsſachen gar nicht vorgenommen werden können. Gleichwohl muß ich meine Vermögensumſtände zuförderſt in Ordnung bringen, weil von ſelbigen unſere künftige Einrichtung abhängt. Meine Trauer iſt noch ſehr tief; ich trage ein ordentliches Wittwenkleid. Nach der hieſigen Verfaſſung kann ich ſolche im geringſten nicht ändern, bis ein volles Jahr nach meiner Mutter Tod verfloſſen iſt; und wie gerecht iſt dieſe geringſte Pflicht eines, Kindes, das ſeine Mutter nie genung betrauern kann! Würde ſich alſo wohl ein thränendes Auge, ein blutendes Herz, und ein Brautkleid zuſammenſchicken?

Endlich muß ich Ihnen noch ſagen, daß ich meine Geſundheit noch nicht für ſtark und wiederhergeſtellet genug halte, um eine weite Reiſe unternehmen zu können. Gott habe ich Urſache zu danken, daß ich von einer ſo ſchweren Krankheit in ſo weit geneſen bin, allein ich möchte auch nicht gerne mich neuen, und allemal gefährlichern Rückfällen, durch eigne Schuld ausſetzen, und Ihnen dadurch die Reiſe mit beſchwerlich machen. Sie ſind allemal mein erſtes Augenmerk, und ich rechne die Ihnen daraus unfehlbar zuwachſende Unruhe höher, als meine eigenen Unbequemlichkeiten ſeyn würden.

Dieſes ſind die Schwierigkeiten, welche meine Vernunft der Vollziehung unſerer Heyrath auf dieſes Jahr entgegen ſetzet. Mein Herz hingegen findet gar keine, und dieſes wird alles möglich zu machen ſuchen, was ſchwer und unbequem zu ſeyn ſcheinet. Ich erwarte Ihre Meynung, und Ihren Willen, den ich dem meinigen ganz unterwerfe; denn für mich will ich keinen behalten, als nur Ihnen bis ins Grab eigen zu ſeyn.

Kulmus.

Zwey und vierzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 8. Auguſt 1734.

Mein beſter Freund,

Ihr letzter Brief vom 19. Julii hat mich ſehr gerühret. Sie ſagen mir, daß die Religion uns in ſolchen Gefahren, welchen ich ſowohl am Leibe als Gemüthe ausgeſetzt geweſen, die beſte Hülfe erzeigte. Sie führen mir die ſtärkſten Gründe aus derſelben zu meinem Troſte an, und dieſe richten mich ungemein auf. Eben da ich dieſes Schreiben erhielt, las ich den vortreflichen Abbadie und ſeine Wahrheiten der chriſtlichen Religion. Ich finde dieſes Buch ſo ſchön, daß ich Ihnen eine ganze Stelle daraus herſetzen will. Er ſagt:

„Die Religion zeiget uns alle Sachen in „einer Geſtalt, unter welcher ſie uns vorher „nit=

„niemals erſchienen waren. Sie macht, daß wir unſere Krankheit geduldig ertragen, indem ſie uns ihren Endzweck und Urſprung entdecket. Sie tröſtet uns bey unvermutheten Unglücksfällen damit, daß ſie uns überführt, daß nichts ohne göttliche Zulaſſung geſchehen könne, welche allemal alles zu unſerm Beſten wendet. Sie demüthiget uns im Glück, und unterſtützet uns im Unglück. Sie befreyet unſer Gemüthe von aller Quaal und Unruhe, indem ſie die Heftigkeit ſeiner Bewegung mäßiget. Sie ſtärket uns wider die Schrecken des Todes, und zeigt uns ihn als einen Uebergang zu einem beſſern Leben. Sie tröſtet unſer Gewiſſen durch ihre Verheißungen. Sie begleitet uns in allen Gefahren, um uns Muth einzuſprechen; in der Einſamkeit, um uns vor der Traurigkeit zu beſchützen, die bey der Betrachtung unſers Weſens, und deß, was wir werden ſollen, uns befallen könnte. Am herrlichſten zeigt ſie ſich auf dem Sterbebette, wo

„ſie anfängt unſer Alles zu werden. Hier, „wo die Bezauberung der Sinnen aufhört, und „der Schauplatz der Welt mit allen ſeinem Reitz „verſchwindet.

Eben dieſes las ich, als ich Ihr Troſtſchreiben erbrach. Meine Seele empfand alles, was Sie mir mit der Ihnen ganz eignen Beredſamkeit über das Abſterben meiner Mutter, über die ausgeſtandene Gefahr des Krieges, über meine eigne harte Krankheit ſagten, mit doppelter Rührung. Lange konnte ich die Bewegung meines Gemüths, die dieſe Empfindungen in mir erregten, nicht ſtillen. Ja, beſter Freund! ich habe den Beyſtand der Religion erfahren. Die Lehren meiner ſterbenden Mutter habe ich durch das feſte Vertrauen auf die Hülfe des Herrn erfüllet. In dieſen Geſinnungen wünſche ich bis an mein Ende zu beharren, und durch Sie hoffe ich immer mehr darinnen beſtärkt zu werden.

Leben Sie wohl, mein tugendhafter Freund! Ich werde auch Ihre Lehren befolgen, die ſo nützlich, ſo vortreflich ſind, und nie aufhören Ihnen dafür zu danken.

Kulmus.

Drey und vierzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 21. Aug. 1734.

Mein erzürnter Freund!

Dieſen Augenblick erhalte ich ein Schreiben von Ihnen, worüber ich ungemein beſtürzt bin. Scherz und Ernſt, Liebe und Kaltſinn finde ich darinnen ſo künſtlich vermiſcht, daß ich nicht weis, was ich denken ſoll. Nichts als die unvermeidlichen Umſtände, die mich länger, als ich wünſche, hier aufhalten, ſind die Urſache Ihres Unwillens. Ich bin bereit, Ihnen alle Vortheile aufzuopfern, und nichts, es mag ſo wichtig

tig ſeyn als es will, ſoll mich abhalten, Ihr Verlangen buchſtäblich zu erfüllen. Aber wie können Sie mein Herz ſo empfindlich angreifen, und es beſchuldigen, daß ihm der Aufſchub, den die Umſtände erfordern, lieb wäre? Wie beleidigend wäre dieſer Verdacht, wenn ich Ihren Eifer nicht für eine zärtliche Ungedult anſähe, die ſo ſchmeichelhaft für mich iſt. Iſt es denn meine Schuld, daß das Schickſal gleich im Anfange unſerer Bekanntſchaft ſo viel Hinderniſſe ihrem Fortgange im Weg gelegt, zu deren Ueberwindung Zeit, und viel, viel Gedult erfordert wurde? Verſchonen Sie mich, beſter Freund, mit dem Vorwurf des Kaltſinns, oder lehren Sie mich die Kunſt, ihn mit Gelaſſenheit zu ertragen.

Die zwey Gedichte, ſo Sie während unſerer Belagerung verfertiget, ſind ſchön. Ich danke Ihrer Muſe für den Dienſt, den Sie mir bey dieſer Gelegenheit geleiſtet, und für alles Zärtliche, was Sie Ihnen eingegeben hat. Es iſt kein größerer Troſt in Widerwärtigkeiten, als einen Freund zu finden, der Theil an unſerm Schickſal nimmt.

Ich bin jetzt mit einem Riſſe beſchäftiget, den meine Wißbegierde nachzumachen verſuchet hat. Es iſt mir mit Hülfe eines guten Reißzeuges gelungen, und ich habe mir ganz unvermuthet einen Feind dadurch gemacht, weil ich als ein Frauenzimmer etwas unternommen, was nur für Gelehrte und Künſtler gehöret. Es ſchadet nichts, endlich wird man mir dieſe Beleidigung vergeben.

Doch was ſchreibe ich Ihnen für unnützes Zeug? Es iſt ein Beweis meiner Ueberwindung bey Ihrem eifrigen Brief. Wenn dieſes nicht wäre, würde ich um Verzeihung bitten. Jetzt iſt es an Ihnen, mein beſter Freund! mir Ihren übereilten Eifer ſchön abzubitten. Ich werde Ihnen ſodann herzlich und aufrichtig vergeben, und nach geſchehener Verſöhnung mit doppelter Freundſchaft, Zärtlichkeit, und wie

Sie dieſe Neigung weiter nennen wollen, Ihnen ganz ergeben ſeyn

Kulmus.

Vier und vierzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 30. Aug. 1734.

Mein beſter Freund!

Sie ſind an dem Inhalt meiner Klagelieder ſelbſt Schuld. Künftig bitte ich, mich nicht mehr eines Kaltſinns zu beſchuldigen. Dieſen Angriff auf mein Herz kann ich unmöglich aushalten. Wie iſt es möglich, daß dieſe ungerechten Vorwürfe mit Ihrer Freundſchaft und Billigkeit zuſammen ſtimmen können? Ich freue mich von Herzen, daß Ihnen meine Aufrichtigkeit, in Anſehung meiner Vermögensumſtände, gefallen hat. Konnte ich wohl daran zweifeln, da Sie eben ſo aufrichtig gegen mich handeln?

Was würden wir auch beyderſeits dabey gewinnen, wenn wir uns verſtellten, und unſern Geſinnungen und Handlungen einen falſchen Anſtrich gäben? Endlich würde ſich die Wahrheit entdecken, und wir würden beklagen und zu ſpät bereuen, daß wir uns hintergangen hätten. Nein, beſter Freund! Sie ſollen mich niemals einer Falſchheit beſchuldigen können. Mein Herz hat ſich Ihnen gleich im Anfang gezeigt, wie es immer ſeyn wird und ſeyn ſoll. Ich finde nichts unangenehmer in der menſchlichen Geſellſchaft, als wenn Freunde, immer verſteckt für einander, in einem heimlichen Mißtrauen leben; und ich halte dieſe Verſtellung für die Haupturſache vieler unglücklichen Ehen. Wie ſehr habe ich mich gefreuet, daß, da die Vorſicht uns für einander beſtimmt hat, ſie mir in Ihnen einen aufrichtigen Freund gezeiget, mit welchem ich dieſe mir vorzüglich ſchätzbare Eigenſchaft bis an das Ende meines Lebens ungeſtört fortzuſetzen gedenke.

Les bains de Thermopyles habe ich durchgeleſen. Melierite kömmt mir zu mißtrauiſch vor, aber ich kann mich irren. Mein jetziger Gemüthszuſtand erlaubt mir nicht, die Ueberſetzung zu unternehmen. Kaum ſetze ich mich nieder, mich mit einer oder der andern Arbeit zu zerſtreuen, ſo fallen mir alle die Urſachen ein, warum ich Zerſtreuung ſuche. Alle Angſt und Gefahr, der ich voriges Jahr ausgeſetzt geweſen, der Verluſt meiner Mutter, meiner Lehrerin und beſten Freundin, alles, alles ſtellt ſich mir ſo lebhaft vor Augen, daß ich zu allem ungeſchickt bin, und träge und traurig meinem ganzen Schickſal nachhänge. Ich habe einen Verſuch gewaget, einige Oden aus dem Horaz zu überſetzen. Sobald ich mit abſchreiben fertig bin, werde ich Ihnen dieſe Frucht meiner traurigen Muſe zuſchicken.

Verſichern Sie Ihrem gelehrten Freunde, den Herrn Pr. May, mit aller Beredſamkeit, die ſeiner würdig, und Ihnen ganz eigen iſt, meinen Dank für die Ueberſetzung ſeines neuen Werks. Ich ſchließe von der Vortreflichkeit des Originals auf die Ueberſetzung. Ich habe ihn jederzeit hochgeſchätzt, und er iſt mir doppelt werth, wenn ich ihn als den treuſten Freund meines geliebten G. betrachte.

Für die Gewährung meiner Bitte in Abſicht auf meine Briefe, danke ich Ihnen recht ſehr. Die guten Zeilen haben das ihrige gethan; Sie haben Ihnen mein ganzes Herz gezeiget, laſſen Sie ſolche nunmehro vergeſſen ſeyn. Wenn ſie ganz Deutſchland leſen möchte, ſo würde ich dieſe Ehre nicht mehr empfinden, als daß ſie von Ihnen geleſen worden. Alles, was ich Sie bitte, iſt dieſes: Verhindern Sie den Druck dieſer Briefe, oder verſchieben ihn, bis nach meinem Tode *).

Leben

---

*) Dieſe Beſorgung war mir vorbehalten. Wie glücklich, wenn ich meiner Freundin den Beyfall der Leſer erworben hätte.

Leben Sie wohl! fahren Sie fort, mein beſter Freund zu bleiben, ſo werde ich die Plagen dieſes Lebens nur halb fühlen. Schreibe ich nicht ſehr lange Briefe? und heißt dieſes nicht buchſtäblich, daß ich Ihre gehorſame Dienerin bin?

Kulmus.

Fünf und vierzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 4. Septbr. 1734.

Mein aufrichtiger beſter Freund,

Ich weis keinen Ausdruck zu finden, Ihnen die Beſtürzung zu beſchreiben, die mir Ihr letztes Schreiben verurſacht hat. Sie erzählen mir darinnen eine Läſterung, die mir an ſich ſelbſt nicht empfindlich ſeyn kann; weil ſie gleich andern, die ich bisher erfahren, ganz ohne

Grund iſt. Aber Sie, mein beſter Freund, ſind dadurch beunruhiget worden; und dieſes rührt mich. Ich weiß nicht, warum ſich ſo viel Leute Mühe geben, unſere Freundſchaft zu zernichten? Aber das iſt gewiß, daß man bey mir eben ſo ſehr daran arbeitet, als bey Ihnen. Ich bin noch im Zweifel, wem ich diesmal für den Stöhrer unſerer Ruhe anſehen ſoll. Es iſt mir leid, daß Sie den Brief verbrannt haben, vielleicht hätte man an der Hand den Verläumder errathen. Doch wer ſchon ſo boshaft iſt, der wird auch die nöthige Behutſamkeit brauchen, die darzu erfordert wird.

Sie, einziger Freund, wiſſen am beſten, daß ich ſelbſt die erſte geweſen, die Ihnen alle Umſtände meiner Familie entdecket. Meine heimliche Eigenliebe freuet ſich recht, durch dieſe Aufrichtigkeit meinem Feinde zuvorgekommen zu ſeyn. Vielleicht würden tauſend Perſonen meines Geſchlechts mit eben ſo großer Sorgfalt verborgen haben, was ich Ihnen alles, auch das Widrige zu offenbaren, mich bemühet. Dieſes macht alſo den erſten Punct der Verläumdung zu Schanden. Was den zweyten wegen meiner Geſundheit betrift; ſo habe ich niemals kränklicher und entſtellter ausgeſehen, als bey meines Vaters Tode, und 6 Monate hernach. Es war eben um die Zeit, da die Reihe an mir war, eine Probe der Beſtändigkeit gegen Sie abzulegen. Ich bin ſtandhaft geblieben, ohngeachtet ich von allen Seiten heftig beſtürmet wurde. Ich hatte den Tod eines ſehr liebreichen Vaters, und eine ganz unvermuthete Zerrüttung unſerer Umſtände zu bedauren. Nun zitterte ich ſelbſt vor dem Verluſte meines beſten Freundes. Dieſes ſchlug mich faſt darnieder. Damals legte ich den Grund zu meiner letzten Krankheit. Dieſes und alles allgemeine Elend ſowohl, als der beſondre nagende Kummer über den Tod meiner Mutter, hätte mir beynahe das Leben gekoſtet. Jetzt aber hat ein ſo heftiges Fieber meinen Körper gereiniget, mein Gemüthe iſt viel heiterer, und mein Körper viel geſünder als jemals. Vor vier Jahren hätte man Ihnen ſchreiben ſollen, daß ich übel ausſähe; da kam ich aber meinen Neidern zuvor. Und warum hätte ich das nicht thun ſollen? Sie waren nicht nach Danzig gekommen, ſchöne Geſichter und ſchöne Körper zu ſuchen; dieſe hatten Sie in Sachſen näher. Oder hätten Sie dieſe auch hier verlangt, ſo würde Ihre Wahl nicht auf mich gefallen ſeyn. Geſetzt auch, daß ich jetzt die Blattern gehabt hätte; geſetzt, daß mich dieſe ſehr übel zugerichtet; ſo hätte ich Ihrer Standhaftigkeit doch ſo viel zugetrauet, daß Sie die treue Beſchreibung meines narbigen Geſichts ohne widrigen Eindruck würden geleſen haben. Ich glaube, ich hätte die Gruben gezählet, um Ihnen alles genau zu melden. Aber nein, beſter Freund! dieſe Krankheit hat ſchon im vierten Jahre ihre Wuth an mir ausgeübet. Meine theure Mutter hat mich damals dem Himmel abgedrungen, weil ich eben ſehr krank war. Dieſe Nachricht iſt alſo jetzo ganz falſch. Mein Geſicht iſt noch in eben der Verfaſſung, als ich Ihnen ſolches im Februario, durch die Hand eines guten Meiſters verfertiget, zugeſchickt habe. Was wollen wir aber, treuſter und theuer geſchätzter Freund, mit unſern gemeinſchaftlichen Feinden machen? Ich zittere, wenn ich denke, daß ſie noch ſechs Monate Zeit haben, ihre Läſterungen aufs liſtigſte fortzuſetzen. Doch, ich hoffe, ſie ſollen an uns zu Schanden werden. Sollten ſie fähig ſeyn, das Band zu löſen, welches die Tugend geknüpfet hat? Nein, Theuerſter, an meiner Seite ſollen ſie dieſe Ehre nimmermehr erleben. Mein Herz wird ſich bey den ſcheinbarſten Verläumdungen jederzeit auf die Tugend ſtützen, der ich bis in Tod treu bleiben werde. Meine Liebe wird zu Ihnen das beſte Zutrauen haben; und kein Zufall wird den Entſchluß ändern, bis ins Grab Ihnen ganz eigen zu ſeyn,

Kulmus.

Sechs und vierzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig, den 10. Sept. 1734.

Mein theuerſter beſter Freund!

Laſſen Sie Sich Ihren letzten Brief nicht reuen. Es iſt nichts billiger, als daß ich den Verdruß mit Ihnen theile, den Ihnen unſere Freundſchaft verurſachet. Fürchten Sie nicht, daß dergleichen Läſterungen mich zu ſehr kränken möchten. Ein gutes Gewiſſen beruhiget ſich ſehr leicht, und ſo lange ich dieſen, mir ewig theuren Schatz beſitze, ſo werde ich nichts ſcheuen, und über alles bald zufrieden geſtellet ſeyn. Glauben Sie, liebſter Freund, daß ich Ihnen lieber meine guten Eigenſchaften (wenn ich deren beſäße,) verheelen würde, als meine Fehler. Nach meiner Denkungsart wünſche ich geliebt zu ſeyn, ſo wie ich bin, und nicht, wie ich ſeyn ſollte. Alles, was Sie mir zu meiner Beruhigung darüber ſchreiben, iſt ſo ſchön, ſo ſinnreich, ſo gefällig, daß ich für die ganze Verläumdung ſehr reichlich belohnt bin. Sie iſt der Bewegungsgrund, der mir dieſe angenehmen Zeilen zugezogen hat, und ich weis meinen Läſterern recht viel Dank. Eins bitte ich nur von Ihnen, machen Sie Ihren Freunden kein gar zu reitzendes Bild von mir. Man verliert zu viel, wenn die Beſchreibung zu vortheilhaft gemacht iſt, und ich möchte um alles in der Welt, in den Augen Ihrer Freunde nicht geringer ſcheinen, als die Vorſtellung iſt, ſo Sie Sich von mir gemacht haben.

Wie angenehm ſind Ihre Briefe, beſter Freund! Ich mag ſo traurig, ſo betrübt ſeyn als ich will, ſo werde ich heiter, munter, getröſtet und zufrieden, ſobald ich dieſe leſe. Beſonders danke ich Ihnen für den letzten, der ſo ſchön iſt, daß ich ihn nicht genug leſen kann. Sie drücken Sich über alles ſo vortreflich aus, daß beydes, was Sie fühlen und nicht fühlen, gleich angenehm zu leſen iſt.

Wer iſt die Schöne, die, wie Sie ſagen, ſo viel Vorzug in gewiſſen Stücken vor mir hat, und in andern ſo weit unter mir iſt? Sie bringen auf dieſe Art, wie ich ſehe, die Zeit, da wir noch getrennt ſeyn müſſen, ſehr angenehm zu. Es freuet mich Ihrentwegen, liebſter Freund; denn oft wünſche ich, daß Sie mich weniger lieben möchten, als ich Sie liebe, um nicht ſo viel zu leiden, als ich leide. Sagen Sie einmal, ob dieſes eine kaltſinnige, gleichgültige Liebe iſt, wie Sie ſo oft die meinige nennen? Das Gedicht, welches der zärtliche Bräutigam S. auf ſeine verſtorbene Geliebte gemacht, habe ich aus bloßer Neugier geleſen; ich wollte wiſſen, ob dieſes eine Sache ſey, darüber man ſo viel ſchreiben könne, als man wirklich empfindet. Aber, Himmel! was hat der gute Mann alles geſagt, ich glaube viel mehr, als er empfand. Findet er vielleicht eine zweyte und eine dritte Braut, ſo wird er eben ſo ſchön und zärtlich ſingen, als er bey jener Gelegenheit ſchmerzlich gegirret und geklaget hat. Ein Poet iſt doch ein unerſchöpflicher Mann, es quillt Wahres und Falſches aus einem Brunnen, und das Sprüchwort iſt untrüglich: Le Poëte n'eſt jamais heureux qu'en fiction.

Verſichern Sie doch der Frau von Z. aller meiner Hochachtung. Streuen Sie zuweilen unter Ihren Weyhrauch etwas von dem meinigen, ſo wird dieſer letztere einen angenehmen Geruch geben. Ich wünſchte wohl einigen Antheil an ihrer Gunſt zu haben, und Sie, die Sie geneigt ſind, meine Fehler zu entſchuldigen, Sie können mir ſolche verſchaffen. Leben Sie wohl, mein gütiger Freund, ich will Sie nicht länger ermüden, nur dieſes erlauben Sie mir noch zu ſagen, daß ich Ihnen von ganzem Herzen ergeben bin.

Kulmus.

Sieben und vierzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 22. Septbr. 1734.

Mein allertheureſter Freund!

Vergangenen Sonnabend habe ich das wichtigſte Schreiben, welches ich noch von Ihren Händen erhalten, mit Vergnügen erbrochen, und mit der reinſten Freude, die ein redliches, ein zärtliches Herz empfinden kann, geleſen. Fünf freudenloſe Jahre haben mich durch mancherley Widerwärtigkeiten zu deſſen frohen Empfange bereitet. Dieſe langen Prüfungen haben mich die Beſchaffenheit meiner Liebe, und die gerechten Gründe darzu, in ihrem ganzen Lichte ſehen laſſen. Dieſen habe ich nun auch die Freymüthigkeit zu danken, womit ich nicht allein Ihre, mir ewig theure Zuſchrift erhalten, ſondern mit welcher ich auch dieſe Zeilen aufſetze.

Ich habe nichts von alle dem zu fürchten, was Sie, mein einzig Geliebter, zu erwägen mir anrathen. Iſt es meinem Herzen ſchon damals unmöglich geweſen, den Eindruck zu vergeſſen, ſo Sie bey Ihrem Hierſeyn auf ſelbiges gemacht, da ich, ohne eine ſträfliche Treuloſigkeit zu begehen, meine Neigungen noch ändern konnte; wie ſollte es ſich künftig eines Wankelmuths ſchuldig machen? Eines Fehlers, der nicht anders, als mit der Verknüpfung des ſchändlichen Laſters begangen werden könnte, und der mich ſelbſt in meinen Augen verächtlich machen würde? Das beſtändige Andenken an meinen einzigen und beſten Freund, wird mich alle Augenblicke an meine Pflichten erinnern. Ich bin niemals durch Zwang zur Tugend genöthiget worden; man hat mir ihre Vortreflichkeit und ihren Werth ſehr lebhaft vorgeſtellt; ihr zu folgen aber, hat man meiner eignen Wahl überlaſſen. Indeſſen iſt mir dieſelbe immer ſo unendlich ſchätzbar vorgekommen, daß ich ſie aus eigenem freyen Willen erwählet. Ich hatte mir feſt vorgeſetzt, alles Ungemach, was ihr und ihren treuen Nachfolgern oft zu begegnen pfleget, lieber zu ertragen, als daß ich auf eine laſterhafte Art glücklich zu ſeyn, hätte erwählen ſollen. Die Tugend führet die, ſo ſich ihr überlaſſen, und ganz zu eigen geben, auf den beſten Weg; ſie zeiget ihnen Glückſeligkeiten, die, wenn ſie nicht ſo ſehr in die Augen fallen, dennoch von längerer Dauer ſind, als alle flüchtige ſcheinbare Güter dieſer Welt. Ich nehme hierbey unſere Freundſchaft zum Zeugen. So herrlich hat zuletzt das Ende derſelben werden müſſen. Unſere Wünſche ſind erfüllt. Jetzt liegt es nur noch an mir, Ihnen, mein auserwählter Freund, ein Herz völlig zu übergeben, das Ihnen die Vorſehung ſchon zugedacht hat, und welches durch mancherley Proben Ihrer Liebe würdig gemacht worden iſt. Ich bin feſt überzeuget, daß wir beyde von Gott ſelbſt einander beſtimmt ſind; Ich ſchlüße dieſes ſowohl aus der wunderbaren Art, die unſere Bekanntſchaft veranlaſſet, als auch aus dem geheimen freudigen Verlangen, damit ich immer gewünſchet, Ihnen auf ewig anzugehören.

Nun, im Namen Gottes, verſpreche ich mich alſo Ihnen, mein theuerſter und beſter Freund, auf mein ganzes Leben mit dem feſten Vorſatz, Sie über alles in der Welt zu lieben, und Ihnen treu zu ſeyn bis in den Tod. Bey der Fortſetzung Ihrer Liebe wird mir alles Leiden erträglich ſeyn, und in meinem Gemüthe keine Veränderung verurſachen können. Nächſten Poſttag ſollen Sie ebenfalls ein ſichtbares Zeichen zur Beſtätigung dieſer unſerer Verlobung erhalten, weil ich heute nicht damit habe fertig werden können. Ich habe Sie nicht einen Poſttag über die Gewißheit meiner Geſinnungen unruhig laſſen wollen. Gott laſſe den Segen meiner und auch Ihrer theuerſten Eltern auf uns ruhen, ſo werden auch unſere äußerlichen Glücksumſtände der innern Zufriedenheit unſerer Gemüiher gemäß ſeyn. Ich bitte mir die beſtändige Fortſetzung Ihrer Liebe aus; Die meinige verſpreche ich Ihnen nochmals bis in mein Grab, und mit welchem Vergnügen unterſchreibe ich mich heute zum erſtenmal meines innigſt geliebten Freundes

verlobte Braut
und ewig treue Freundin

Louiſe Adelgunde Victoria Kulmus.

Acht und vierzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Danzig den 29. Sept. 1734.

Mein auserwählter Freund,

Hier iſt endlich das glaubwürdigſte Zeugnis unſerer Verbindung, und der ewigen Liebe, die ich Ihnen, mein Themeſter, in meinem letzten Schreiben mit Freuden verſichert habe. Alles, was ich Ihnen darinnen geſagt, beſtätige ich durch beyliegenden Ring. Bey gutdenkenden Seelen iſt alles dieſes überflüßig. Aber es iſt der Gebrauch; und um in den Augen der Welt recht heilig verbunden zu ſeyn, muß man ſich ſolcher äußerlichen Zeichen bedienen. Sie haben den Anfang damit gemacht, ich folge Ihrem Beyſpiel. Glauben Sie, beſter Freund, mein Herz würde Ihnen ohne alle dieſe Ceremonien auf ewig eigen ſeyn; denn meine eigenen Geſinnungen ſtimmen gar zu ſehr damit überein.

Ich lege noch eine Doſe von Bernſtein bey, die in Ihrer Gegend Beyfall finden wird. Dieſer bey uns einheimiſche Stein iſt bey Ihnen ein Fremder, welche allemal in Sachſen gut aufgenommen werden. Es ſteht Ihnen auch frey, ſolche einer oder der andern Ihrer Bekannten zum Geſchenk zu machen. Loben Sie mich doch, wie gefällig ich bin. Doch ſehe ich am liebſten, wenn Sie ſolche der Frau von Ziegler beſtimmten. Es gehöret zu dem Weyhrauch, den ich Ihren Verdienſten ſtreue.

Herr Mag. S. giebt der Welt einen Beweis von der gewöhnlichen Denkungsart der meiſten Mannsperſonen. Iſt es möglich, über eine Verſtorbene ſo viel Klagen auszuſchütten, und, ſo zu ſagen, Himmel und Erde zu bewegen, und in kurzer Zeit die Verſtorbene, ſeinen Schmerz und ſeine Klagen zu vergeſſen, und eine andere

Perſon zu wählen. Sollte man wohl glauben, daß ein Mann, der über den Verluſt ſeiner Theodore untröſtlich zu ſeyn ſcheinet, ſich jemals wieder verheyrathen könnte? Wie wenig Männer finden ſich in dieſer beſten Welt, die den Herrn von Beſſer gleichen!

Eins bitte ich Sie noch. Stellen Sie mich Ihrem würdigen Vater, in Ihrem nächſten Schreiben, als ſeine künftige Schwiegertochter vor, damit ich ſeines Gebets und ſeines Segens mit theilhaftig werde. Sobald ich erfahre, daß Sie ihm unſere Verbindung gemeldet, ſobald werde ich ihm meine kindliche Ergebenheit eigenhändig verſichern. Es iſt nichts billiger, als dieſem verehrungswürdigen Greis zu zeigen, daß er bey mir eben die Geſinnungen und die Ehrfurcht finden ſoll, die eine leibliche wohlgeartete Tochter für ihm hegen könnte. Eine Pflicht, die ich gewiß aus wahrer Neigung entrichten werde.

Die Lehre Ihrer Philoſophie iſt durchgehends ſchön. Ich bin bey jeder ſchönen Stelle mit meinem philoſophiſchen Freunde immer zufriedner. Laſſen Sie nur der Welt durch unſer Beyſpiel zeigen, daß die wahre Glückſeligkeit nicht auf zeitliche Güter beruhet. Wie zufrieden werde ich im mittelmäßigen Stande mit meinem Freunde leben und ſterben als Seine ganz eigene

Kulmus.

Neun

Neun und vierzigſter Brief.

An die Frau von Ziegler.

Danzig den 13. Oct. 1734.

Gnädige Frau,

Ich wage es ſchon wieder Ew. Hochwohlgeb. ſchriftlich aufzuwarten, und die Verehrung zu verſichern, die ich Ihnen und Ihren erhabnen Eigenſchaften gewidmet habe. Schon oft habe ich den dichteriſchen Geiſt und die geübte Feder bewundert, die Ihrem Geſchlecht ſo viel Ehre macht. Oft habe ich gewünſchet, Ihnen nahe, und wo möglich, ein Augenzeuge dieſer rühmlichen Beſchäftigungen zu ſeyn; Niemals aber habe ich geglaubt, daß die Erfüllung meiner geheimen Wünſche ſobald erfolgen würde.

Ja, gnädige Frau! ich bin der Ehre, Sie bald kennen zu lernen, ſehr nahe. Mein Freund wird Ihnen die Gelegenheit gemeldet haben, die mir dieſes Glück verſchafft. Er hat mich oft verſichert, daß Sie mich der Ehre Ihres Andenkens würdigten, und ich werde mich bemühen, Ihre Huld und Gewogenheit zu verdienen. Ich weis, wie viel Antheil Ew. G. an meinem Glücke nehmen, und ich bin zufrieden und ſtolz, wenn die Wahl meines Freundes Ihres Beyfalls nicht unwürdig iſt. Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen. Stets werde ich dieſes zu verdienen ſuchen, und Ihnen Beweiſe meiner unumſchränkten Hochachtung geben ꝛc.

Kulmus.

Funfzigſter Brief.

Danzig den 11. Oct. 1734.

Mein beſter, liebſter Freund,

Zwey Poſttage habe ich der Ankunft Ihres Briefes ſehnlich entgegen geſehen. Ich machte mir über ſein Außenbleiben viel Sorge, die auf einmal verſchwand, da ich mit einem großen Paquet, geſtern, ſo früh erfreuet wurde, daß es mich noch ſchlafend fand. Alles mir überſchickte nehme ich als Beweiſe Ihrer Freundſchaft, Ihrer Zärtlichkeit, und Ihres guten Geſchmacks an. Sie überführen mich täglich mehr von Ihrer Freygebigkeit, eine Tugend, die mir im Anfange unſerer Bekanntſchaft oft zur Laſt geworden. Jetzt ſcheint es, daß ich ganz daran gewohnt bin. Seit Sie mir Ihr Herz völlig übergeben, und Sich ſelbſt mir geſchenkt haben, ſeit ich dieſes Geſchenk mit Freuden angenommen, ſeitdem finde ich alles übrige weit unter dieſem Werth. Den Gebrauch von allem, was Sie mir geſchickt, ſollen Sie erfahren, wenn ich Sie ſehen, und zum erſtenmal in meinem Leben umarmen werde. Nur für Sie allein wünſche ich reitzend, ſchön und angenehm zu ſeyn.

Für die beyden Bücher danke ich Ihnen vorzüglich. Fontenelle iſt mir ſehr lieb, es iſt ein ſchönes Werk. Das galante Sachſen hat ſo viel Reitz für meinen Bruder, und für eine meiner Bekannten, daß ſie Tag und Nacht darinnen leſen. Jeder Zeile geben ſie lauten Beyfall, und ich habe das Vergnügen, Ihnen Händel darüber zu machen. Es iſt auch wirklich keine geringe Veränderung, wenn ein Mädchen mit eben dem Eifer, als ſie bisher Jacob Böhmen geleſen, nunmehro das galante Sachſen lieſt. Sie ſagen, Sachſen ſey unter der Regierung des jetzigen Königs ganz verändert, allein ich kann mir nicht vorſtellen, daß eine Veränderung in den Sitten, auch ſobald die Leidenſchaften verändern ſollte, und daß dieſes das Werk eines einzigen Jahres ſeyn könnte. Das Herz wird nicht ſo geſchwind gebeſſert, als es verderbt wird, wenn auch gleich die Vernunft den Handlungen der Menſchen Zügel anlegt, ſolche nicht in ihrer Heftigkeit zu zeigen. Oft dient dieſe Verſtellung der Jugend zum Verderben, die von dem Schleyer der Tugend, worunter das Laſter ſich nicht ſelten verſteckt, gar leicht kann hintergangen werden. Vergeben Sie dieſe Betrachtung, mein geliebter Freund, Ihr galantes Sachſen, und die Erinnerung, ſo ſie dabey gemacht, hat ſolche hervorgebracht. Glauben Sie feſt, Sie ſollen mir lieber als der ganze Reſt der Sterblichen ſeyn. Gebe doch der Himmel, daß ich immer von der ununterbrochenen Dauer Ihrer zärtlichen Liebe ſo gewiß verſichert ſeyn möge, als ich in mir ſelbſt fühle, daß Ihnen mein Herz lebenslang treu und ergeben ſeyn wird. Sind ſie nun mit allen Verſicherungen zufrieden? Werden Sie noch

über

über mein Stillſchweigen klagen? Die Liebe, die Zärtlichkeit hat mich beredt gemacht. Das erſtemal hat es mir eben ſo viel Ueberwindung gekoſtet, als es mir jetzt Freude macht, Ihnen aufrichtig zu verſichern, daß ich ewig die Ihrige bin.

Kulmus.

Ein und funfzigſter Brief.

Hochehrwürdiger Herr!

Zärtlichgeliebter Herr Vater,

Mit tauſend Freuden ſpreche ich heute einen mir ſo theuren Namen aus, da die Vorſehung mir in Ihnen den vor wenig Jahren erlittenen ſchmerzhaften Verluſt erſetzet. Sie, mein theureſter Herr Vater, ſollen in mir die kindlichſten Geſinnungen finden. Erlauben Sie mir, mich zu Ihren Kindern zu zählen. Mit Ihrer Erlaubnis und Ihrer Einwilligung habe ich mein Herz Ihrem geliebteſten Sohn überlaſſen. Ich weis, daß er Ihres Segens theilhaftig geworden, und wie würdig iſt er deſſelben! Allein, haſt du denn nur einen Segen, mein Vater? ſegne mich doch auch! Dieſes erbitte ich mir von Ihrer Güte, und erwarte es von Ihrem väterlichen Herzen. Ihr gemeinſchaftlicher Segen, theuerſtes Paar, ſoll die Stütze unſers gemeinſchaftlichen Glücks ſeyn. Ich küſſe Ihnen die ſegnenden Hände, und bin mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe, Ihnen, würdigſte Eltern beyderſeits, bis an das Ende meines Lebens ganz ergeben, als Ihre

gehorſamſte Tochter
Kulmus.

Zwey und funfzigſter Brief.

Danzig den 6. Nov. 1734.

Mein einziger Freund,

Der unordentliche Lauf der Poſten bey Anfang des Winters macht auch eine Unordnung in unſerm Briefwechſel. Meine Einbildungskraft iſt ſo ſinnreich, daß ſie mich glaubend machet, ich ſey um Sie, wenn Sie meine Briefe mit einer gewiſſen Ungedult erbrechen, die ich der ſpäten Ankunft der Poſten gewiſſermaßen zu danken habe. Dieſes geiſtige Vergnügen ergötzet mich ſehr oft, und ich erfahre, daß es in einer ſo weiten Entfernung das beſte Mittel iſt, ſich mit dergleichen Vorſtellung eine kleine Erleichterung zu ſchaffen.

Rathen Sie, auf welche von den überſchickten Schriften meine Neugier zuerſt fiel? Die Ueberſetzung der Griechiſchen Briefe war es, die ich mit großer Begierde las, aber ich fand nicht, was ich erwartete. Glycera kömmt mir als ein hochmüthiges, von ſich eingenommenes Geſchöpfe vor. Menander ſoll ſich nicht einmal lange beſinnen, ein Königreich um ſie zu vertauſchen? Was iſt Menander ohne die Glycera? ſagt ſie: Ich aber ſage, was würde Glycera ohne den Menander geweſen ſeyn? Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie alle ihre Wiſſenſchaften dieſem zu danken hatte. Oder hat nicht vielleicht der Verſatz, ihm zu gefallen, ſie darzu aufgemuntert? Sie lebte in den glücklichen Zeiten, wo Tugend und gute Eigenſchaften allein den Preis erhielten; wo Ueppigkeit und Pracht die Herzen der Jünglinge nicht eingenommen hatte; und eben deswegen das weibliche Geſchlecht nicht zu lauter Eitelkeiten verleiteten, und geputzte Puppen aus ihnen machten. Sie hätte alſo billig ihrem tugendhaften Freunde auch einigen Antheil an der Liebe zur Tugend, die er ihr eingeflößt, laſſen, und nicht alles auf ihre Rechnung ſchreiben ſollen *). Die Schreibart dieſer beyden Briefe hat im übrigen meinen ganzen Beyfall, ſie iſt unverbeſſerlich.

Ich freue mich, daß das Rectorat Sie dieſesmal vorbeygehen wird; und wenn ich ohne einen Glyceriſchen Hochmuth glauben darf, daß Sie ſich einige Mühe darum gegeben, um einige Wochen eher hier zu ſeyn, bin ich Ihnen ungemein verbunden.

Die Dame, an welche ich neulich geſchrieben, wie Ihnen Ihr treuer Hausgeiſt ſo prophetiſch

---

*) Zum Beweis, daß unſere Kulmus ihrem Freund einen groſen Theil ihres Wiſſens dankte, dienen folgende Zeilen, welche ſie im Jahr 1737. verfertiget:

Mein Gottſched! Du allein
Und daß Du mich geliebt, dies ſoll mein Lorber ſeyn.
Daß Du mich haſt gelehrt, daß Du mich unterwieſen,
Das ſey der Nachwelt noch durch manches Blatt geprieſen,
Wer ſolchen Meiſter hat, da ſtirbt der Schüler nicht,
Wenn ihm gleich das Verdienſt der Ewigkeit gebricht.

tiſch geplaudert hat, iſt eine Baroneſſe von Kielmannsegg, eine Hollſteiniſche von Adel. Sie iſt in beſtändigem Briefwechſel mit meiner Mutter geweſen, und ich meldete derſelben meinen Verluſt. Es iſt eine ſehr gelehrte Frau, die viel Vorzüge beſitzt. Sie ſpricht die franzöſiſche, italiäniſche, däniſche und holländiſche Sprache, alle mit gleicher Fertigkeit. Der lateiniſchen iſt ſie ebenfalls ſehr kundig. In allen dieſen Sprachen hat ſie ſehr viel, und was das wichtigſte iſt, mit Nutzen geleſen. Sie hat einen durchdringenden Verſtand, und dabey das redlichſte Gemüth. Kurz zu ſagen, ſie iſt eine Perſon voller Vollkommenheiten, die ein beſſer Schickſal verdient. Sie hat viel Creutz und vielen Gram in der Welt gehabt.

Tis not in mortals to command of Tate;
but we'll do more we'll de ſerve it. *)

Ver-

---

*) Es ſteht nicht bey den Sterblichen, dem Schickſal zu befehlen; nur ſo viel iſt ihnen vergönnt, ſich deſſen zu bedienen.

Verzeihen Sie mir dieß engliſche Blümgen, mein gütiger Freund! wenn es nicht ſchon da ſtünde, ſo wollte ich es nicht hinſchreiben.

Hier folget die Liſte von den Bomben, ſo wie man ſie auf unſerm Hagelsberge gehalten hat. Eine von denen, die den 14. März geworfen ſind, ſchlug in ein Grab zu St. Marien, neben demjenigen, wo unſere ſel. Mutter geleget werden. Die Bombe hat daſelbſt die Särge zerſprengt, und die Leichen zerſtückt in der Kirche herum geworfen. Ich dankte Gott, daß der Körper unſerer Mutter unbeſchädiget geblieben, für welche mein Herz zitterte, ſobald ich die erſte Nachricht erhielt. Leben Sie wohl, liebſter Freund, ich bin ewig die Ihrige.

Kulmus.

Drey und funfzigſter Brief.

Danzig den 10. Nov. 1734.

Beſter Freund,

Nein, ich will Ihnen keine Antwort ſchuldig bleiben, und in dem Eifer, mit welchem Sie mir Ihre Zärtlichkeit und ihre Freundſchaft verſichern, nichts nachgeben. Es iſt zwar ſehr gewiß, daß Sie in vielen Stücken den Vorzug vor mir haben, und es iſt auch billig; allein wenn es auf die Stärke der Freundſchaft ankömmt, ſo werde ich gewiß den Ruhm meines Geſchlechts nicht ſchwächen; hier wird dieſes immer den Vorzug vor dem Ihrigen behaupten, und ich, ich werde mein ganzes Geſchlecht in dieſem Stücke ſuchen zu übertreffen.

Alles, was Sie mir in Ihrem Schreiben über die Geſchenke ſagen, iſt richtig. Der meiſte Theil der Mannsperſonen ſucht das Herz ſeiner Geliebten damit zu gewinnen, oder zu erkaufen. Und wie oft geſchiehet es, daß viele, eine kurze Zeit darnach, doppelt ſo viel darauf wendeten, wenn ſie das ſo theuer erkaufte Herz wieder los werden könnten? Unſere wechſelsweiſe Neigung wird niemals nöthig haben, durch ein ſo ſchwaches Mittel angefeuert zu werden. Wenn Sie mir einen Theil der Welt ſchenken könnten, ſo würde ich ſolches weit unter das Geſchenke Ihres Herzens ſetzen. Dieſes iſt mir koſtbarer als alles, was die reichſten Handelsſtädte in ihren Läden verſchließen. Sie ſind das Glück meines Lebens. So lange ich Ihr Herz beſitze, und Sie mich Ihrer Neigung würdig finden werden, ſo lange werde ich mich glücklich preiſen; das Ende aber derſelben wünſche ich auch nicht einen Augenblick zu überleben. Eine Betrachtung über die Vergänglichkeit aller irrdiſchen Dinge, die mich heute beſchäftigte, bringt mich auf dieſen Einfall. Sie würde mich traurig machen, wenn mein Herz nicht von der Hoffnung, einſt ein unvergängliches Gut zu beſitzen, belebet würde. Sie allein feſſeln mich noch an die Erde; allen übrigen entſage ich mit Freuden. Die lange Prüfung, der unſre Freundſchaft ausgeſetzt geweſen, hat mich oft in der Hoffnung und im Zweifel geübt. Endlich hat doch die erſte geſieget, und viele Hinderniſſe hat unſre Gedult überwunden. Wir empfinden nunmehro doppelt ſtark das Vergnügen unſerer unauflöſslichen Verbindung, welche nur der Tod trennen ſoll.

Alle Ueberſetzungen, die Sie mir anrathen zu unternehmen, verſpare ich, bis ich ruhiger und weniger zerſtreuet, als jetzt, ſeyn werde. Gleichwohl habe ich den 23. Pſalm aus dem engliſchen des Addiſon überſetzet, den ich Ihnen hier beylege. Streichen Sie aus; verbeſſern Sie jeden Ausdruck, zeigen Sie mir meine Fehler, Ihr Tadel iſt mir ſo ſchätzbar als Ihr Beyfall. Leben Sie wohl, beſter Freund, Ich bin ewig die Ihrige.

Kulmus.

Der 23. Pſalm.

HErr! deſſen Güte mich, mit Hirtentreue weidet,
Bey deiner Gegenwart bin ich beglückt und reich.
Du, deſſen Vaterhand mir einen Tiſch bereitet,
Du ſchützeſt, du erhältſt und nähreſt mich zugleich.
Du biſt mein Schild und Schirm bey ſchwüler Mittagshitze,
Und biſt mir Sonn und Licht, wenn ich im Dunkeln ſitze.

Wenn ich in meinem Lauf oft ganz entkräftet ächze,
Und manche lange Nacht von Seufzen müde bin;
Wenn ich auf ſteiler Höh der dürren Berge lechze,
So führet mich mein Hirt auf frohe Auen hin:
Da ſeh ich Berg und Thal und ſanfte Bäche fließen,
Die ſich durch Wald und Feld auf ſein Geheiß ergießen,

Wenn ich aus dieſer Welt den Weg des Todes gehe,
So führt mich dieſer Weg, mein treuer Hirt zu dir.
Wenn ich mit Finſterniß mich ganz umhüllet ſehe,
So biſt und bleibeſt du, o Gott und HErr, bey mir;
Auf deinen Stab gelehnt werd ich niemals ermatten,
Du führſt mich durch die Nacht der fürchterlichſten Schatten.

Wenn ich in Berg und Thal in rauhen Wüſten irre,
So macht mich deine Huld von Noth und Mangel frey;
Wenn ich in Einſamkeit gleich einer Taube girre,
So ſegnet deine Hand die öde Wüſteney,
Mit Nahrung angefüllt, mit Strömen ganz durchwäſſert,
Zeigt ſich das dürre Land, das deine Huld vergrößert.

Vier und funfzigſter Brief.

Danzig den 1. Decbr. 1734.

Mein beſter Freund!

Sie nennen mich hartnäckig, daß ich nicht die Geſchichte der Thermopyliſchen Bäder überſetzen will, und Sie thun mir Unrecht. Der Anfang iſt ſchon gemacht, weil es Ihr Wille iſt, ich habe nur nicht Luſt es zu vollenden. Ich liebe keinen Roman, und ich finde ſo viel in dieſem kleinen Werke, was dem ähnlich ſieht, daß ich ohne Geſchmack an der Ueberſetzung gearbeitet habe. Ich möchte nicht gerne die Anzahl dieſer Schriften vermehren helfen, und dieſes iſt die Urſache, warum ich Sie gebeten, nicht auf dieſer Arbeit zu beſtehen. Nächſtens ſollen Sie eine Ueberſetzung leſen, die ich nach meiner Neigung gewählt. Wie ſehr werde ich mich belohnet halten, wenn ſie Ihnen nicht mißfallen wird. Glauben Sie ja nicht mich eher zu bewegen, wenn Sie eine Dacier, eine Scüderi aus den Eliſäiſchen Feldern zurückrufen, und mich auf dieſes Beyſpiel weiſen. Sie, beſter Freund, haben mehr Gewalt über mich, als der ganze Weltkreyß; und kein Capuciner ſoll während ſeines Noviciats mich an Gehorſam übertreffen; laſſen Sie nur in dieſem Stücke meine billige Einwendung gelten. Erlauben Sie mir den Sieg der Beredtſamkeit von der Frau von Gomez zu wählen. Sie lobten dieſes Stück in einem Ihrer Briefe, ich las es, und fand einen Trieb in mir, es zu überſetzen. Dieſes ſollen Sie erhalten. Vergeben Sie mir immer dieſen kleinen Eigenſinn. Sie haben mir ſchon viel Fehler verziehen. Ich bin Ihnen auch dafür, ſo lange ich lebe, verbunden.

Kulmus.

Fünf und funfzigſter Brief.

Danzig den 15. Decbr. 1734.

Beſter Freund,

Wir ſind alſo verſöhnt. Ich freue mich darüber, und wenn Sie Zeuge von meinen Bemühungen im Ueberſetzen ſeyn könnten, ſo würden Sie ſehen, wie ſehr ich mich beſtrebe Ihnen gefällig zu werden. Ich bin ſehr begierig Ihr Urtheil von meiner Arbeit zu erfahren. Addiſons Cato und meine Gomez ſollen Ihnen gewiß gefallen. Aber nur noch um ein wenig Gedult bitte ich.

Ich ſoll Ihnen auf verſchiedenes noch antworten, allein, mein beſter Freund, es betrift Geſchenke für mich, und dieſes iſt ein Punct, den ich nie beantworten werde. Ich bin beſchämt, wenn ich ſehe, daß ich ſelbſt die erſte Sache bin, die Sie über ihren Werth bezahlen;

und ich fürchte, daß Ihre Freygebigkeit mit den übrigen Nebendingen auch ſo handeln möchte.

Ich überlaſſe Ihnen alſo nur den Schlafhabit für mich zu beſtellen, den Ihrigen werde ich zu beſorgen übernehmen. Das männliche Geſchlecht hat uns die meiſten Eitelkeiten und Spielwerk längſt überlaſſen, und wir beſchäfftigen uns zu unſerer Schande noch ſo emſig damit. Ich werde alſo durch allerley Anſtalten zu unſerer Hochzeit meinem Geſchlechte den Zoll entrichten, den ich ihm ſchuldig bin. Von dem Augenblicke aber, da ich zu Ihrer Fahne werde geſchworen haben, ſollen die meiſten Eitelkeiten aus meinem Sinn und Hauſe verbannet ſeyn. Es giebt deren doch noch unvermeidliche genug, welchen man nicht ganz entſagen kann. Bringen Sie mir nur meinen Gottſched, meinen einzig geliebten Freund, geſund und wohl. Dieſes ſoll mir das angehmſte Geſchenke ſeyn, und in Ihm werde ich die ganze Welt beſitzen. Meine Trauer iſt auf Oſtern erſt halb zu Ende, und um keinen Strich durch die Geſetze zu machen, werde mich Ihnen nicht anders, als in ſchwarz ſeidenem Zeug in meinem gröſten Putz zeigen können. Wenn Sie bloß das äußerliche reitzte, ſo würde ich viel in Ihren Augen verlieren; denn auch zu der Zeit, da mein Geſchlecht ſich bemüht am reitzenſten zu ſeyn, muß ich des Wohlſtandes wegen ganz einfältig erſcheinen. Vielleicht würde meine Eitelkeit alles hervorgeſucht haben, Sie noch einmal zu feſſeln. Allein es ſoll nicht ſeyn, ſondern mein Herz ſoll Ihnen ohne allen äußerlichen Zierrath zu eigen übergeben werden.

Kulmus.

Sechs und funfzigſter Brief.

Danzig den 17. Decbr. 1734.

Mein beſter Freund,

Eben wollte ich wegen meiner Nachläßigkeit um Verzeihung bitten, da mir Ihre Gütigkeit entgegen eilet, mich darüber mit einem ſo ſchönen Weynachtsgeſchenke zu beſtrafen. Haben wir nicht feyerlich Abrede genommen, unſre Liebe, unſre Freundſchaft nicht durch Geſchenke zu unterhalten? Waren wir nicht beyderſeits darüber einig, daß dergleichen Mittel bey Gemüthern von unſerer Art ganz überflüßig wären? Sie aber, mein beſter Freund, Sie, der mit männlicher Standhaftigkeit dieſen Vorſatz behaupten ſollten, Sie ſind der erſte, der das Verſprechen aufhebt. Sollten Sie, mein künftiger Herr und Gebieter, mir nicht beſſere Beyſpiele geben? Das ſchöne Schreibzeug giebt mir einen feinen Verweis über meine Nachläßigkeit! es zeiget die Geſchicklichkeit der Sächſiſchen Künſtler, und es würde mir angenehm ſeyn und meinen Fleiß erregen, wenn es gleich von geringerm Werth wäre.

In den beyden Calendern habe ich die Tage genau angemerket, wenn die Poſten aus Leipzig abgehen, und ich bin nunmehro jedesmal in ſicherer Erwartung Ihrer Briefe. Sehn Sie, daß ich alle Erinnerungen gut anzuwenden weis. Nur eins bitte ich, beſter Freund! Haben Sie mich nicht in dem Verdacht des Eigennutzes oder der Eitelkeit; zwey Fehler, die ich Zeitlebens verabſcheuen werde. Sie haben alles für mich gethan, was Sie thun können, was bleibt mir noch zu wünſchen übrig? Es iſt eine üble Gewohnheit, daß man den Grad des künftigen Glücks von ein paar Verſprochenen, nach dem Werth der Geſchenke zu ſchätzen pfleget, die der Braut in den vergnügten Tagen ihres Noviciats gemacht werden. Kaum iſt die Einkleidung in den Orden des Eheſtandes vorbey, ſo hören die Verſchwendungen auf. Wie viele Frauens halten ſich vor unglücklich, und ihre Männer für kaltſinnig, weil ſie ihre übertriebene Freygebigkeit nicht fortſetzen, die ſie doch bald ins Elend ſtürzen würde, wenn ſie lange dauern ſollte. Worzu dienen alle ſolche Misbräuche? Laſſen Sie uns denen nicht gleich ſtellen, die ihre Neigungen auf nichts als Eitelkeit und Thorheit gründen. Die Unſrige hat einen beſſern Urſprung, ich glaube, ich hoffe, ich wünſche, daß ſie auch glücklichere Folgen haben wird. Alles werde ich darzu beytragen, Sie immer zufriedener zu machen mit Ihrer

Kulmus.

Sieben und funfzigſter Brief.

Danzig den 10. Januar 1735.

Mein einziger Freund,

Hier folget die Ueberſetzung, die ich Ihnen ſtatt der Thermopyliſchen Bäder verſprochen. Es iſt der Sieg der Beredtſamkeit von der Frau von Gomez *). Ich überlaſſe Ihnen dieſe Blätter, machen Sie alles damit, was Sie denken zu verantworten.

Wegen der neuen Ausgabe der Lambertſchen Betrachtungen wünſchte ich ſehr, daß es bey den vorigen beygefügten Gedichten bliebe. Die neuern ſind nicht von dem Werth, daß ſie den

---

*) Dieſes Stück iſt im Jahr 1735. in Leipzig gedruckt, und 1739. erſchien der Triumph der Weltweisheit von der Frau von Gottſched, als eine Nachahmung des Sieges der Beredtſamkeit von der Fr. v. Gomez.

den Druck verdienen, und ihre Anzahl iſt auch geringe. Unſere beyden Calenderſchreiber haben uns hier einen ſchlechten Winter gemacht. Die eifrigen Schlittenfahrer laſſen ſich dieſesmal auf leicht beſchneyten Steinen herumſchleifen. Ich ſehe der Wuth dieſer Menſchen ganz gelaſſen aus meinem Fenſter zu, ſetze mich an meinen Schreibtiſch, und ergötze mich in meinem geheitzten Zimmer und mit meinen Büchern mehr, als alle Schlittenfahrer, mit ihrer froſtigen Luſtbarkeit.

Ich werde Ihnen künftig Rechenſchaft von der Anwendung meiner Stunden geben. Alle ſchöne Stellen aus verſchiedenen Büchern habe ich aufgezeichnet, und ich werde Ihnen bey Ihrer Ankunft eine Sammlung überreichen, aus welcher Sie meinen Geſchmack und meine Beſchäftigung beurtheilen werden. Auszüge aus dem Abbadie, Addiſon, Steele, Bellegarde, la Brüyere, St. Evremond,

mond, Seneca, Horaz u. ſ. w. erheitern meine ganze Seele und ſind meine Ergötzlichkeiten. Was meynen Sie zu dieſer Arbeit? Durch alle meine Handlungen ſuche ich mir Ihren Beyfall zu erwerben, und immer ſuche ich Sie zu überzeugen, daß ich bloß für Sie lebe.

Kulmus.

Acht und funfzigſter Brief.

Danzig den 24. Jan. 1735.

Beſter Freund,

Endlich habe ich das Vergnügen Ihnen meine Arbeit zu überſenden und zuzueignen. Sie, mein beſter Freund, haben mich darzu verleitet, und Ihrem Urtheil übergebe ich dieſe Blätter. Wie ſehr werde ich mich freuen, wenn Sie mit meinem Unternehmen zufrieden ſeyn. Ihr Beyfall iſt mir ſchätzbarer als der laute Beyfall einer Welt. Ich habe einige Oden vom Horaz und ein Stück vom Sammler (Glaneur) gewählt. Beydes war nach meinem Geſchmack, und das letzte haben Sie mir ſelbſt ſehr angeprieſen. Jetzt bin ich noch mit dem Cato von Addiſon beſchäftiget; es ſcheint aber, daß dieſer erſt gegen Ihre Ankunft und unter Ihren Augen vollkommen werden ſoll. Mag doch die Welt immer ſagen, daß Sie meine Fehler darinnen gebeſſert, ich ſchäme mich nicht, die Schülerinn eines ſolchen Meiſters zu ſeyn. Ich will unwiſſend, einfältig, ungeſchickt in den Augen der Welt ſcheinen, wenn ich nur ſicher bin, daß mein Freund dieſe Fehler nicht an mir findet. Sie ſollen und werden dieſe Blätter den 2. Febr. erhalten. Bey allen andern Geſchenken wäre die Hand des Künſtlers geſchäftig geweſen, aber dieſes iſt von meiner, wie ich weis, eigenen und Ihnen angenehmen Arbeit. Jede Zeile iſt mit der heimlichen Freude, Sie angenehm zu überraſchen, geſchrieben worden.

Was ſoll ich Ihnen zu Ihrem Jahrstage ſagen, das nicht auch ein Glückwunſch für mich wäre. Es iſt ein Tag des Dankens, des Betens und der Freude für mich. Alles, was die Vorſehung ihren Verehrern gewähren kann, wünſche ich Ihnen, mein beſter und einziger Freund. Für mich erbitte ich von eben dieſer Vorſehung Ihr langes Leben und die Dauer Ihrer Freundſchaft, Ihrer Liebe, Ihrer Zärtlichkeit..... Wie froh und wie gut angewendet werden die Tage meines Lebens verſtreichen, die ich bis ans Ende Ihnen ganz ergeben zubringen werde

Kulmus.

Folgende 7 Oden des Horaz, und das Stück aus dem Sammler, waren bey dieſem Brief, und ſind alſo hier eingerückt. Die Wahl der erſten wird der Ueberſetzerinn ihre Neigung zur Tugend zeigen, und überhaupt dienen ſie zum Beweis ihres feinen Geſchmacks.

II. Ode des Horaz 1. B.

(Als zu Rom wegen Ermordung des Cäſars viel Unruhe entſtund, wobey man die einzige Hoffnung zu der Aufrechthaltung des Reichs auf den Auguſt ſetzte.)

Schon lange hat Schnee und greulicher Hagel die Erde gedrückt. Schreckliche Strafen, welche der Vater der Götter uns zuſchickte! Er ſchüttelte ſeine mit flammenden Donner gewaffnete Rechte, traf die Tempel, und ſetzte Rom in Schrecken. Erſchrockne Völker zitterten und fürchteten jene angſtvollen Zeiten, welche Pyrrha bey Ueberſchwemmung der Erde durch unek=

unerhörte Wunder erfahren mußte; als Proteus ſeine Waſſerheerden aus der Tiefe des Meeres auf die höchſten Berge führte, die Fiſche auf den Gipfeln der Bäume, dem gewohnten Sammelplatze der Turteltauben, hiengen, und die ſchüchternen Gemſen auf den mit Waſſer bedeckten Wieſen herumſchwammen. Wir ſahen den gelbfärbigen Tyber, wie er in ſeinem Laufe von dem Meere aufgehalten, geſtoßen zurückſtrömte, aufſchwoll, ſeinen gewöhnlichen Gang verließ, das linke Ufer überſtrömte, und des Pampilius Pallaſt nebſt der Veſta Tempel den Umſturz brachte, als er wider Willen des Jupiter die Thränen ſeiner geliebten doch ſchmerzlichklagenden Ilia rächen wollte. Die römiſche Jugend, deren Anzahl durch die Wuth ihrer Vorfahter ſehr verringert worden, wird einſt von unſern Schlachten hören; ſie wird erfahren, wie Bürger gegen ſich ſelbſt wütend die Schwerdter geführet haben, welche ſie doch nur zur Niederlage der Perſer gebrauchen ſollen.

Welche unter den erzürnten Gottheiten ſollen wir wohl bey dem drohenden Untergange des Reichs anrufen? Durch was für Gebethe werden wohl die geheiligten Jungfrauen die erzürnte Veſta zum Mitleiden gegen uns bewegen können, die Veſta, die jetzt alle unſere Geſänge nicht achtet? Wen wird Jupiter auserſehen, durch Verbüßung unſerer Verbrechen ſeinen Zorn zu verſöhnen? Komm endlich, (nachdem wir genug ausgeſtanden haben,) komm, allwiſſender Apoll, wir flehen, ſteige in einer glänzenden Wolke über deinen Schultern zu uns hernieder! Oder, willſt du, lächelnde Ericina, von Liebe und Scherz begleitet, lieber zu uns herunterkommen? Oder du, kriegeriſcher Gott, den nur der Klang der Waffen, ein glänzender Helm, und der Anblick eines mauriſchen Kriegsmanns ergötzt? O Vater des Volks, welches du ganz aus der Acht gelaſſen haſt, biſt du noch nicht müde, dieſem grauſamen und ſchon zu lang gedauerten Spiel zuzuſehen? Oder wirſt du es endlich ſeyn, geflügelter Sohn der erhabenen Maya, welcher unter angenommener Geſtalt des Auguſts, eines jungen Helden auf Erden wandeln, und uns würdigen wird, den Tod des Cäſar zu rächen? Möchteſt du doch ſpät in die Höhen zurückkehren, und lange unter den Nachkommen des Quirinus wandeln. Laß dich unſere Laſter nicht ſogleich zur Rückkehr bewegen! Genieße dagegen unter uns die Früchte deiner Siege! Laß dir die Namen, Vater und Beherrſcher, gefallen, und gieb nicht zu, daß des Meders Roß ungerächt ein Land durchſtreiſe, wo Auguſt herrſchet.

Dieſe Ode hat unſere Kulmus nach der Belagerung von Danzig überſetzt.

XXII. Ode im erſten Buch des Horaz.

(Daß ein redlicher Mann allenthalben geſichert ſey, beweiſt Horaz mit ſeinem eignen Beyſpiel.)

Ein redlicher und unbeſcholtener Mann, mein lieber Fuskus, bedarf keines Mauriſchen Wurfſpießes, keines Bogens, noch eines mit vergifteten Pfeilen angefüllten Köchers. Er gehe gleich durch brennende Lybiſche Wüſten, oder über den unwirthbaren Caucaſus, er wandle durch die Gegenden, welche der, durch fabelhafte Erzählungen der Dichter, berühmte Hydaſpes wäſſert. Mich ſelbſt, da ich meine Lalage in dem Sabinerwald beſang, und ſorgenlos und unbewafnet über die Gränzen heraus mich verirrte, mich flohe ein Wolf, ein Ungeheuer, dergleichen das kriegeriſche Apulien in ſeinen Eichwäldern nicht nähret, noch das heiße Numidien (die Mutter der Löwen) zeugt. Das Schickſal ſetze mich hin, wo auf trägen Fluren kein Baum jemals von einer Sonnenluft erfriſchet wird, in einen Welttheil, voller Nebel und dicker ſchädlichen Dünſte; es ſetze mich in eine Oede, wo der, über unſrer Scheitel nahe Sonnenwagen keinen Aufenthalt verſtattet. Immer werde ich meine Lalage lieben, das ſüß lächelnde Mädchen, das plaudernde Kind.

XXVI. Ode im erſten Buch.

An ſeine Muſe.

So lange ich Freundſchaft mit den Muſen pflege, ſo lange werde ich alle Traurigkeit, alle Gemüthsunruhe mit ſchnellen Winden über das weiteſte Meer ſchicken. Unbeſorgt, welcher König in den Nordiſchen Gegenden gefürchtet wird; bleibt alles, was den Tiritades ängſtiget, mir ſehr gleichgültig und wird meine Ruhe nie ſtören. Du, meine ſtille Muſe, die du dich an reinen Bächen ergötzeſt, ſetze dich an die den Muſen geheiligte Quellen; winde Kränze von friſchen Blumen für meinen geliebten Lamia. Ohne deinen Beyſtand wird mein Geſang keinen Werth erhalten. Durch dich und deine Schweſtern hat er die Unſterblichkeit zu gewarten. Auf, Muſen! weyhet ihm auf neuen Saiten ein Lesbiſches Lied, auf! helfet mir ſeine Tugend verewigen.

XXXI. Ode im erſten Buch.

An den Apoll.

Was für Wünſche heiſcht der Dichter von dem Apoll, an dem Tage der Einweyhung ſeines neuen Tempels? Was verlangt er wohl bey dem Opfer, das er dieſem Gotte durch Ausgießung der Erſtlinge ſeines Weins auf ſeinen Altären darbringt? Ich wünſche mir nicht die fette Saaten des fruchtbaren Sardiniens; nicht die ſchönen Heerden des heißen Calabriens, nicht Gold, noch indiſches Elfenbein, noch die reitzenden Campaniſchen Gefilde, welche die ſtille Liris ſanfte durchſtrömt. Derjenige mag die Trauben des Weinſtocks auf dem Gebürge zu Cales leſen und preſſen, dem das Glück ſolche geſchenkt hat. Der begüterte Kaufmann trinke aus goldenen Schalen ſeinen köſtlichen Wein, den er vor ſyriſche Waaren erhandelt: er iſt ein Liebling der Götter, er, der zu verſchiedenenmalen im Jahre die entfernteſten Meere ohne Gefahr durchſeegelt. Mich ſoll die Olive ſättigen; an der erweichenden Pappel und Eichorie laß ich mich begnügen. Alles, was ich von dir, du Sohn der Latona, erbitte, iſt, daß du mir nur dieſe geringen Güter bey ſtets muntern und geſunden Kräften mögeſt genießen laſſen! ſchenke mir dabey ein heiteres Gemüthe, und bewahre mich für einem trägen mürriſchen Alter, das bey dem Klang der Leyer nicht mehr gereitzet, nicht mehr gerühret werden ſollte.

II. Ode im zweyten Buch.

An den Salluſtius.

Lieber Salluſtius! Du, als ein Feind der verſcharrten Reichthümer, du weißt, daß Gold und Silber keinen Werth hat, als den es durch einen mäßigen Gebrauch erhält. Proculejus wird noch bey der ſpäteſten Nachwelt leben, weil er ſich gegen ſeine Brüder väterlich bezeigte; das Gerüchte wird ſeinen Ruhm in alle Gegenden verbreiten und ihn unſterblich machen.

Größer und rühmlicher wird die Herrſchafft ſeyn, ſich ſelbſt zu regieren und ſeine Begierden zu zähmen, als das entfernte Lybien mit Spanien unter einer Bothmäßigkeit zu vereinigen, und das alte und neue Carthago dem Befehlen eines Einzigen zu unterwerfen.

Ein Waſſerſüchtiger trinkt unaufhörlich ſeinen Durſt zu ſtillen: anſtatt aber ſich damit zu helfen, vermehrt er nur ſein Uebel, wenn er nicht vielmehr dagegen die Urſache der Krankheit

heit angreifen, und die überflüßigen Feuchtigkeiten, welche die Adern aufſchwellen, abführen wird.

Die ſtrenge Tugend urtheilet nicht wie der Pöbel. Sie zählt dem Phrates, der des Cyri Thron vom neuen beſteigen konnte, nicht unter die Glücklichen, ſie entwöhnt das Volk, falſchen Beyfall zu achten, indem ſie eine ſichere Krone und dauerhaften Lorber demjenigen verſpricht, der gehäuftes Gold mit gleichgültigen Augen anſehen, und ungerührt vorüber gehen kann.

X. Ode im zweyten Buch.

An den Licinius.

Wilt du glücklich leben, mein Licinius, ſo hüte dich, nicht immer mit vollen Seegeln das hohe Meer zu durchfahren, noch auch, aus zager Vorſicht für einem Sturm, dich zu früh einem gefährlichen Ufer zu nahen. Wer die güldne Mittelſtraße wählet, lebt ruhig. Er meidet eben ſo ſehr eine unſaubere alte Hütte zu bewohnen, als er ſich des beneideten Hoflebens enthält, und entgeht dem Tadel und dem Neide. Die höchſten Tannen werden von den Winden am meiſten beweget; erhabne hohe Thürme ſtürzen mit heftigen Gepraſſel nieder, und die höchſten Berge trifft der Donner am erſten. Ein ſtandhaftes Herz verzweifelt nicht im Unglück, es hofft in Widerwärtigkeit, und fürchtet im Glück ein ander Schickſal. Denn eben der Gott, welcher den traurigen Winter herbeyführet, ſchicket auch den Frühling an deſſen Stelle. Nicht, weil wir jetzt unglücklich leben, wird es künftig auch ſo ſeyn. Apoll ſpannt nicht immer ſeinen Bogen, er weckt auch zuweilen die ſchweigende Muſe wieder auf, und ſtimmt ſeine Leyer im ſanften Ton.

Laß uns daher ſtets weiſe, ſtets beherzt und ſtandhaft im Unglück ſeyn. Doch fordert die Klugheit, daß wir bey dem günſtigſten Winde die aufgeſpannten Seegel etwas einziehen.

IX. Ode im vierten Buch.

An den Lollius.

(Horaz erhebt die Dichtkunſt, und rühmt des Lollius Tugenden.)

Glaube nicht, mein Lollius, daß die Geſänge des Dichters von den Aufidiſchen Geſtaden, die in einer ganz neuen, bisher noch unbekannten Art, in die Töne meiner Leyer erſchallen, jemals in Vergeſſenheit gerathen werden. Homer

mer nimmt, ich geſtehe es, zwar die vornehmſte Stelle unter den Dichtern ein, und dennoch iſt neben ihm die Pindariſche Muſe nicht unbekannt geblieben. Man ſchätzt den Simonides, Alcäus und Stechiſores ſehr hoch, welche eben wie Homer erhabne Gegenſtände in ihren Gedichten geſchildert haben; ſelbſt Anakreons Scherze beſtehen noch. Die Liebe wird noch oft ſaphiſch beſungen, und das Feuer, das dieſe Dichterinn ihren Liedern mittheilte, behält ſeine Anmuth noch in den jetzigen Zeiten. Helena, die Prinzeßinn von Lacedämon, war nicht die erſte, die von den ſchönen Haarlocken ihres Geliebten entbrannte, und von ſeinen mit Gold gewärkten Kleidern, von ſeinem prächtigen Aufzuge und zahlreichem Gefolge in Verwunderung geſetzet wurde.

Teucer iſt nicht der erſte Bogenſchütze geweſen. Troja iſt mehr als einmal belagert worden. Weder Idomeneus noch Stenelus ſind die einzigen, die ihrer Kriege wegen von den Muſen beſungen zu werden verdienen, noch der ſtreitbare Hektor und der tapfere Deyphobus die erſten, die ſich ihrer keuſchen Weiber und ihrer Kinder wegen aufopferten. Es gab Helden vor Agamemnons Zeiten, Helden, die unbeweint und unbekannt mit ewiger Nacht bedecket werden; denn kein Dichter hat ſie beſungen und der Vergeſſenheit entriſſen. Der verborgene Held und der vergeſſene Feigherzige haben beynahe einerley Schickſal. Du, würdiger Lollius, Du ſollſt in meinen Gedichten leben. Der Neid ſoll nicht ungerochen wagen, Deine Thaten in die Vergeſſenheit zu bringen. Du zeigeſt Weisheit und Muth in deinen Handlungen, und deine ſtandhafte Seele iſt im Glück und Unglück ſich immer gleich. Geitz und Betrug wird von dir ernſtlich beſtraft. Das reitzende Gold, das ſo viele dahin reißt, rührt dich nicht. Alle Tugenden der richterlichen Würde übſt du nicht nur das kurze Jahr ihrer Dauer, ſondern beſtändig aus. Du läſſeſt die Billigkeit dein einziges Augenmerk ſeyn, und weißt das Anſtändige ſtets dem Nützlichen vorzuziehen. Deine Großmuth verachtet die Geſchenke der Verbrecher, du bahneſt dir mit gewaffneter Seele einen Weg durch die aufrühriſchen Laſter und triumphireſt über ſie. Derjenige kann nicht glücklich genennet werden, der viel Güter beſitzt: nein, nur der behauptet dieſen Namen, der das ihm von den Göttern geſchenkte Gut weislich anwendet, der die harte Armuth ertragen kann, der das Laſter mehr als den Tod ſcheuet, der aber dennoch muthig dem Tod entgegen gehet, wenn er ſeine Freunde oder ſein Vaterland retten ſoll.

Aus
dem Sammler (Glaneur)
vom Jahr 1733. den 26. März.

Vergleichung des Theophraſts
und
des Hrn. v. la Bruyere.

Dieſe beyden Schriftſteller haben den Vorzug, daß jeder in ſeiner Sprache, und beyde über einerley Gegenſtand vollkommen wohl ſchreiben. Den Tirtarnes nennt man Theophraſt, welches einen Mann bedeutet, der göttlich ſpricht. Wären bey uns die Zunamen ſo gebräuchlich wie bey den Griechen, ſo würde la Bruyere Goldmund heißen. Der eine hat mehr ſanftes in ſeiner Schreibart, mehr Anmuth in ſeinem Ausdrucke; der andere hat kühnere, lebhaftere und beißende Züge. Man lieſt den Theophraſt gern, um ſich unterrichten zu laſſen, jedoch muß er mit dieſem Vorſatz geleſen werden. Den la Bruyere lieſt man zur Ergötzung; indem er vergnüget, unterrichtet er zugleich, und, ohne daß man es merkt. Sein Werk iſt eine unterhaltende Critik, die man begierig lieſt. Der Grieche zeigt ſich einförmig; der Franzos iſt weit prächtiger, weit mannigfaltiger. Er liefert ein großes Gemälde von Leidenſchaften. Bey dem einen ſind die Abbildungen einer großen Anzahl Menſchen nur im Grundriſſe entworfen; der andre hat ſeine Gegenſtände alle nach dem Leben geſchildert. Könnten die Charactere erſchöpft werden, ſo hätte la Bruyere nichts übrig gelaſſen. Theophraſt hat eine allgemeine Schilderung von den Tugenden und Laſtern geliefert; es giebt aber ein gewiſſes Original, welches weder

Laſter noch Tugend iſt; dieſes hat la Bruyere zu ſeinen Gegenſtänden gewählet und glücklich getroffen. Der erſtere iſt fruchtbar an metaphyſiſchen ſchönen und glücklichen Beſchreibungen; es war der Geſchmack ſeiner Zeit: der andere arbeitete ebenfalls nach dem Geſchmacke der ſeinigen, und übergieng jene. Kurz, Theophraſt war auch ſeinen Sitten nach, ein wahrer Philoſoph; er hatte dieſes der Lebensart zu danken, die er in des Plato und Ariſtoteles Schule angenommen hatte, und bey dieſem Character ſuchte er vielleicht mehr als jener das Laſter auszurotten, welches er mit ſo ausgeſuchten und lebhaften Farben ſchildert. Er iſt ein Prediger der Tugend. La Bruyere, der die Menſchen mehr kannte, war vielleicht auf die Menſchen ſelbſt mehr unwillig, von welchen er das meiſte erdulten mußte. Er iſt ein ergötzender Menſchenfeind.

Dieſe Vergleichung iſt der Entwurf einer ſcharfen Feder. Sie ſchildert uns ſowohl den

Theophraſt, als la Bruyere ſehr lebhaft. Man kann ohne Schmeicheley ſagen, daß ſie zwey verſchiedene Originale geliefert hat; allein ſie ſchildert uns dieſelben nur von der ſchönen Seite, und verfällt dadurch gewiſſermaßen in eben den Fehler, welchen la Bruyere ſelbſt getadelt hat. Aller Werth, den man uns beylegt, ſagt er an einem Orte, iſt Vorurtheil, wenn man uns unſere Schwäche nicht zugleich mit zeiget; ſo wie hingegen der Tadel, der nicht die geringſte gute Eigenſchaft an dem andern ſehen will, Haß oder Bosheit iſt. = = Alle Lobſprüche, die man dieſen beyden berühmten Sittenrichtern giebt, ſcheinen uns gerecht, diejenigen ausgenommen, welche ſie von allen, auch von dem geringſten Fehler freyſprechen. Die Kenner haben allerdings Fehler im Theophraſt bemerkt, und man kann dieſelben nicht anders als mit der gewöhnlichen Entſchuldigung: es war der Geſchmack ſeiner Zeit, vertheidigen; eine Ausflucht, die mit einemmale die voll=

vollſtändigſte Schutzſchrift für die unvollkommenſten Schriftſteller des Alterthums abgeben kann. Mit la Bruyere aber iſt es ganz anders, man kann die Unregelmäßigkeiten in ſeinen Characteren nicht auf dieſe Weiſe entſchuldigen; denn als ſeine Zeitgenoſſen müſſen wir den Geſchmack unſrer Zeiten kennen. Man hat dieſen Schriftſteller heftig genug angefochten; man hat ſeine Schilderungen als unnatürlich tadeln wollen, „es ſind Groteſken, ſagt man, wahre „Ungeheuer, er übertreibt alles; er ſchildert „Hirngeſpinſte, nicht die wahre Natur; ſeine „Gemälde ſind nur mit groben Zügen entworfen; ſeine Sprache iſt weder rein, noch ſein „Ausdruck gewählt; die Schreibart iſt bald gezwungen und übertrieben, bald niedrig und „kriechend; kein geſetzter Styl! er ſchreibt aufs „Geradewohl, und will ſich, indem er den „Ausſchweifungen ſeines eigenſinnigen Genies „folgt, zum Erhabnen ſchwingen, welches ihm „doch ganz verborgen iſt.“ = =

Den la Bruyere ſo zu beurtheilen, iſt keine Critik, es iſt ein Pasquill. Er hat freylich ſeine Fehler, allein es iſt unbillig, wenn man ſie bis zum höchſten Grade übertreibt. Allerdings ſchrieb er in dem Enthuſiaſmus, von welchem er ſo oft begeiſtert ward, nicht mit derjenigen Richtigkeit, die ein Schriftſteller bey kaltem Blute beobachten kann, deſſen Bemühung nur hauptſächlich darauf gehet, wie er ſeine Perioden recht zierlich ausputzen, wohlklingend und paſſend machen will. Eine ſo feurige Einbildungskraft aber, als des la Bruyere, iſt von den Geſetzen ſo einer genauen und gewiſſenhaften Regelmäßigkeit frey. Seine natürlichen Einfälle und ſeine Ideen, welche denen Begeiſterungen gleichen, ſind ſchätzbarer als die richtigſten, ausgeſuchteſten Gedanken, deren ganzes Verdienſt die Kunſt iſt. Mit allen dieſen aber, muß man doch geſtehen, daß ſeine Schilderungen ein wenig zu übertrieben ſeyn. Er ſetzte ſie aus Zügen zuſammen, die er hier und dort entlehnte; daher machen ſie zwar ein Gemälde aus, deſſen einzelne Theile alle wahr ſind, allein das Ganze iſt nicht wahrſcheinlich. Ein weſentlicher Fehler, von welchem man dieſen berühmten Schriftſteller niemals ganz wird freyſprechen können.

Ueber den Nutzen der Schauſpiele.

Freylich dürfen wir bey unſerer Schutzſchrift für die Bühne nicht auf den Beyfall der Stoiſchen Weltweiſen, der Geiſtlichen, der Janſeniſten, Schwärmer, Miſantropen und andrer ſolchen widrigen Leute hoffen. Dieſe vermeynten Weiſen runzeln ihre ernſthaften Stirnen, und ſchaudern ſchon bey dem Worte **Luſt**; und eben auf die Nothwendigkeit dieſer **Luſt**, wollen wir den **Nutzen der Schauſpiele** jetzt gründen.

Wir müſſen alſo vielmehr erwarten, daß dieſer mürriſche Hauſe uns für Epicurer, Moliniſten, Freygeiſter ſchilt, und uns mit einem Heere alter und neuer Beweisſtellen zu Boden zu werfen ſucht. Allein wenn unſere Meynungen auf die Natur ſelbſt ſich ſtützen, wozu werden ihnen ihre Schimpfnamen, und ihre ſtrengen Schriftſteller helfen? Und wenn wir ihnen in aller Form Rechtens beweiſen, daß die Schauſpiele dem Privatmanne, dem gemeinen Weſen, dem Staate nützlich ſind, ja, daß ſie ſelbſt mehr als alle andre Menſchen Nutzen daraus ziehen könnten; ſind ſie alsdenn nicht doppelt ſtrafbar, wenn ſie uns tadeln, und die Kraft unſrer Beweiſe läugnen? Dieß vorausgeſetzt, will ich alſo urtheilen: Alle Menſchen wollen glücklich werden. Glückſeligkeit iſt der Gegenſtand unſerer lebhafteſten Begierden, der Endzweck unſerer emſigſten Sorgen und aller unſerer Beſtrebungen ſind dahin gerichtet. Nun lehrt uns die Erfahrung, daß diejenigen Moraliſten, welche das **Glück** auf die Vernunft haben gründen wollen, dem Anſcheine nach weiſe, aber ſehr wenig glückliche Leute gemacht haben; vielmehr hat dieſe Vernunft nur noch mehr zu ihrer Betrübniß durch Ueberlegungen gedient, welche allemal ſtrenge Ermahnungen ſind.

Die Ruhe des Gemüths, welche dieſe Moraliſten als die ſchätzbarſte Frucht der Vernunft anpreiſen, iſt, wenn wir es recht unterſuchen, nichts anders, als ein Stand der Gleichgültigkeit und Schläfrigkeit, welche mehr ähnliches mit der Traurigkeit und Betrübniß, als mit dem Vergnügen hat; oder vielmehr, er beſteht in einer wahren Unthätigkeit, welche kein Vergnügen vorausſetzt. Ein Menſch alſo, deſſen Leidenſchaften nicht erregt werden, kann keine Luſt empfinden, folglich nicht glücklich seyn. Denn ſobald man ohne Begierden iſt, iſt man auch ohne Vergnügen, und gäbe es nicht eine erlaubte Erregung der Leidenſchaften, ſo würde das Leben nichts als ein Gewebe von langer Weile ſeyn, und zum unerträglichen Eckel werden. Man muß indeſſen nicht glauben, daß derjenige Menſch, welcher glücklich ſeyn will, die Vernunft ſchlechterdings verbannen müſſe; Nein! aber er ſoll ſie nur zum Beyſtande rufen, um die übermäßige Hitze der Leidenſchaften zu dämpfen, nicht, ſie zu erſticken; er ſoll ſich ihrer zur Mäßigung einer ausſchweifenden Wolluſt, nicht zur Unterdrückung des gänzlichen Gefühls bedienen. Mit einem Worte: das einzige Geſchäfte der Vernunft iſt, die übermäßigen Begierden zu mildern, und ihre gar zu heftigen Aufwallungen zu beſänftigen.

Iſt alſo das innere Gefühl ordentlicher und gemäßigter Leidenſchaften, zu dem Glücke des Menſchen nöthig, ſo wird man uns einräumen, daß nichts ſo geſchickt ſey, als die Bühne, dieſe Wirkung hervorzubringen.

Die Bühne, wo der Geiſt angenehm unterhalten, und das Herz auf die reizendſte Art bewegt wird; wo mitten unter Schrecken und Mitleiden die Vergnügungen der Seele entſprießen; Vergnügungen, welche freylich zwar nur Früchte des Irrthums und eines angenehmen Blendwerks ſind; allein, was ſchadet es, daß es Täuſcherey iſt, wenn die durch ſie hervorgebrachte Empfindung noch reitzender iſt, als die Empfindung des Weſentlichen. Ja, die Schauſpiele ſind allen denjenigen nützlich, welche nach einer erlaubten Glückſeligkeit ſtreben, und von dieſem Leben den vortheilhafteſten Gebrauch, welcher zu wünſchen erlaubt iſt, zu machen ſuchen. Man kann ſogar verſichern, daß, je vernünftiger ein Menſch iſt, deſto unentbehrlicher ihm die Bühne wird; denn nach unſerm angenommenen Grundſatze herrſcht die Melancholie in dem Temperamente und Gemüthe in deſto ſtärkerm Grade, je mehr die Vernunft den Geiſt bemeiſtert. Um alſo die ſchädlichen Wirkungen abzuwenden, welche eine verbrannte Galle hervorbringen könnte, iſt kein kräftigeres Mittel als die Schauſpiele.

In der That haben die, in der Vernunft grübelnden Leute mehr als andre nöthig, ſich aufzumuntern, und von dem düſtern Nachdenken ſich abzukehren, in welches ſie die Vernunft ſtürzet. Nichts iſt hierzu nützlicher, als daß man ihrem Geiſte, der ſich lediglich in Betrachtungen vertieft, angenehme Gegenſtände vorſtelle, und daß man ſie durch alles dasjenige zu zerſtreuen ſuche, was ihren finſtern, gallſüchtigen Humor in etwas erheitern, oder ihn in ſeinen Wirkungen ſtöhren kann; nun iſt die Vorſtellung der Leidenſchaften auf der Bühne ein Vergnügen, welches ſehr geſchickt iſt, ſich ihnen ſelbſt zu entreiſſen, vergnügte Ideen zu erwecken und ihr Herz zu vergnügen. Auch denenjenigen, deren zügelloſe Leidenſchaften nicht durch die Vernunft gedämpft werden können, ſind die Schauſpiele nützlich. Auf der Bühne werden dieſe Leute Grundſätze hören, die ihre Rauhigkeit mildern, ihre Aufwallungen mäßigen können. Sie werden bemerken, daß das Laſter ſich hier allemal ſehr ſchüchtern und beſchämt zeiget, oder doch in einer ſolchen

Geſtalt erſcheint, der man das Widrige und Schrecklichſte benommen hat. Z. E. die Liebe wird ihnen nicht anders als eine erlaubte, zärtliche Empfindung vorgeſtellt werden, nicht als eine thieriſche unordentliche Leidenſchaft, ſondern als eine erlaubte Neigung, die zur Tugend reizt, und zu großen Handlungen aufmuntert. Man ſieht wohl, daß ſo eine gereinigte Leidenſchaft niemals laſterhaft ſeyn kann.

Immittelſt iſt der Nutzen der Bühne für Privatperſonen noch nicht hinreichend, wir müſſen denſelben auch in Abſicht auf das gemeine Beſte zeigen.

Die Monarchen, die Prinzen, die Miniſters, die immer von Schmeichlern umgeben ſind, finden faſt niemals einen Menſchen, der ihnen die Wahrheit ſagt; die Wahrheit, die ihnen doch ſo unentbehrlich zu wiſſen nöthig iſt. Nur die Bühne hat dieſes Recht. Im komiſchen oder tragiſchen Gewande tadelt man ungeſtraft auch ihre verborgenſten Fehler. Hier alſo erhalten

halten die Großen die nützlichſten Lehren, welche ſie für den Laſtern, die der Gegenſtand der Satyre ſind, ſchützen. Das Volk hingegen lernt hier Gehorſam und Pflicht. Es findet hier in den Widerwärtigkeiten und dem geheimen nagenden Kummer, mit welchem das Leben der Großen durchflochten iſt, einen Troſt für ſeine Unterwürfigkeit und Niedrigkeit. Es tröſtet ſich über die Verborgenheit, in welcher es lebt, wenn es ſiehet, wie jene ein Spiel des Glücks werden, oder wie Ihre Größe durch tauſend Unruhen und tauſend Gefahren erkaufet wird. Sind dergleichen Gedanken, welche das Volk von der Bühne nothwendig mit zurückbringen muß, nicht allerdings geſchickt, ihnen ihr Joch geduldig ertragen zu helfen? Allein dieſe ſind noch nicht die einzigen Vortheile der Bühne.

Wird nicht jeder Zuſchauer, von was für Stande er auch ſeyn mag, von den großen und edlen Geſinnungen, die man dem Helden in den

Mund legt, ermuntert und angefeuert werden? Ohne Zweifel erheben dieſe ſchönen Beyſpiele die Seele, und erfüllen ſie mit edler Nacheiferung, und alles dieſes fällt am Ende zum Nutzen des Staats aus. Man bemerke die Veränderungen in den franzöſiſchen Sitten ſeit einem Jahrhunderte, und man wird ſie größtentheils dem Theater zuſchreiben müſſen. Die Zeiten der Corneillen, der Racinen, der Molieren iſt die Zeit großer Männer geweſen, Die Ehre der Nation war dazumal auf dem höchſten Gipfel, weil die heldenmäßigen Geſinnungen, welche die Bühne hervorbrachte, ſowohl den Muth des höhern und niedern Adels, als des Volks, anfeuerten und unterhielten. Wir müſſen nun nur noch den mannigfaltigen Nutzen der Schauſpiele in Abſicht auf die Religion beweiſen, ohne daß ſie derſelben den geringſten Nachtheil bringen.

Faſt in jedem theatraliſchen Stücke ſetzt man eine alles regierende Vorſehung, die Unſterblichkeit der Seele, Strafen und Belohnungen jenſeit des Grabes voraus. Man lehrt hier die Ehrfurcht für die Götter, man zeigt gar deutlich den Unterſchied, welchen die Tugend unter den Menſchen hervorbringt, und gemeiniglich hängt von der Ausübung tugendhafter Geſinnungen das gute oder böſe Schickſal der Helden des Stücks ab. Die Tugend wird hier oft gekrönt, und iſt ſie unglücklich, ſo geſchieht es nur, um ſie durch ihre Standhaftigkeit noch mehr zu erheben, und ihre Würde durch die Bewunderung der Zuſchauer zu vermehren, die faſt allemal für die eingenommen ſind, welche unverſchuldetes Unglück ſtandhaft aushalten. Die Erfahrung beſtätiget dieſes; denn gemeiniglich haben diejenigen, welche die Bühne beſuchen, mehr Rechtſchaffenheit und Religion, als diejenigen, welche ſehr darwider ſchreyen. Man bemerkt in den erſtern gemeiniglich nur Fehler, welche Folgen der menſchlichen Schwachheit ſind; allein, jene bittere Eiferer ſind gemeinimeiniglich Schwärmer oder Heuchler, welche in ihrem Innern die ſchädlichſten Laſter für die Ruhe der menſchlichen Geſellſchaft nähren. Verleumdung, Treuloſigkeit, unverſöhnlicher Haß ſind die gewöhnlichen Fehler dieſer gefährlichen Scheinheiligen.

Neun und funfzigſter Brief.

Danzig den 16. Aug. 1734.

Mein beſter Freund,

Ihr letztes Geſchenk iſt mir ſo unerwartet gekommen, daß ich glaube, es iſt eine Verrätherey meiner Anverwandten mit im Spiele geweſen. Eben da ich im Begriff war, meine nöthigen Spitzen zu kaufen, die unſerm Geſchlecht ganz unentbehrliche Zierde, eben in der Stunde erhalte ich ſolche von Ihnen. Sie haben ſehr gut gewählt, und zeigen auch bey dieſer Gelegenheit Ihren guten Geſchmack, ich danke Ihnen doppelt dafür. Der ganze Reitz, den ich durch dieſen Putz erhalte, ſoll Ihnen gewidmet ſeyn. Ihre Verſe, liebſter Freund, ſind mir das angenehmſte Geſchenk. Sie koſten Ihnen am wenigſten, und ich gebe dieſen den Vorzug vor allen Koſtbarkeiten, die ich von Ihnen erhalten könnte. Ich wünſchte, daß Ihre Muſe aufrichtiger ſpräche, und meinen Fehlern nicht immer ſo einen guten Anſtrich gäbe. Sie haben den Sieg über den Tod mit Recht beſungen, da dieſer Menſchenfeind Ihnen ein Leben nicht rauben dürfen, das nur Ihrentwegen die Verlängerung gewünſcht hat. Ich danke Ihnen, daß Sie meinem Namen bey dieſer Gelegenheit ſo viel Ehre gethan, und ihn zum Feldgeſchrey Ihres Gedichtes gemacht haben *).

Meine Ueberſetzung hat alſo Ihren Beyfall? Die Art, mit welcher Sie ſolche loben, übertrift alle meine Wünſche. So viel Mühe ich mir gegeben, vor den Augen eines ſo ſcharfſichtigen Kenners nicht voller Fehler zu erſcheinen, ſo wenig hoffte ich doch, daß es mir ganz gelingen würde. Entſchuldigen Sie die darin-

nen

---

*) Alle Gedichte, ſo bey dieſer Gelegenheit verfertiget worden, ſind in des Hrn. Prof. Gottſcheds Schriften eingerückt, und deswegen hier nicht wiederholet worden.

nen noch befindlichen ſchwachen Stellen, in Zukunft ſoll alles beſſer werden. Bleiben Sie geſund, mein beſter Freund, damit nichts unſere baldige Zuſammenkunft ſtöhre.

Kulmus.

Sechzigſter Brief.

Danzig den 26. Febr. 1735.

Liebſter Freund,

Bald werde ich einer = = gleichen, die mit gereimten und ungereimten Schriften Sie überhäuft. Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie ſo viel Geduld hätten, alle die Papiere durchzuleſen, die ich nur deswegen nach Leipzig ſchickte, weil ich eben ſo viel Platz fand, ſie gelegentlich mit fortzubringen. Es ſind Entwürfe, die ich noch vor unſerer Belagerung gemacht, davon ich aber das meiſte dem Feuer geopfert habe. Die Lehren meiner Mutter habe ich aus Liebe für dieſelbe verwahret. Wie oft hat ſie mir befohlen, dieſe Blätter zu verbrennen, und wie oft habe ich ſie gebeten, mich dieſes zu überheben? Endlich hat ſie mir erlaubt, dieſe Schrift zu behalten, aber nie geſtattet, daß ſolche durch den Druck bekannt würde. Ich handelte alſo ganz ihrem Willen und Abſicht zuwider, wenn ich dieſes geſchehen ließe.

Sie war von den reichen Seelen, die einen Schatz beſitzen, der ewig währet, und die nur einen Zeugen im Himmel, ihres Verhaltens wegen, brauchen und ſuchen. Ihre Lehren von der Gottesfurcht, von der Sanftmuth, von der Unſchuld im Leben und Wandel, ſind in mein Herz gepräget. Ich bitte Gott, alle Bemühungen dieſer rechtſchaffenen Mutter an ihrer Tochter zu ſegnen, ſo werden ſie noch die Früchte davon in unſerer künftigen Ehe erfahren.

Ihre Zimmer ſind zu Ihrer Ankunft fertig und bereit. Kommen Sie, beſter Freund, und ſehen Sie alle Anſtalten, die ich Sie zu empfangen, gemacht habe. Aber bringen Sie mir auch das ädle, zärtliche, rechtſchaffene Herz mit, ohne welches ich Sie ſelbſt nicht zu ſehen wünſchte. Das Herz, deſſen Beſitz mir über alles geht; Ich erwarte dieſes mit der zärtlichſten Ungedult.

Kulmus.

Ein und ſechzigſter Brief.

Danzig den 1. März 1735.

Beſter Freund,

Sie haben Recht, daß Sie unſere Liebe eine philoſophiſche Liebe nennen. Sie iſt von den ſo oft gewöhnlichen Bündniſſen, welchen man zwar auch dieſen Namen beyzulegen pfleget, ſehr unterſchieden. Unſere Herzen waren einig, und wir hatten nicht an die äußerlichen Zeichen unſerer Verlobung gedacht. Um andrer Willen, beſtätigten wir unſre Verbindung auf die gewöhnliche Art; wie oft kann die genaueſte Beobachtung der feyerlichſten Ceremonien den Bruch vieler Bündniſſe doch nicht verhindern? wie oft geſchieht es, daß dieſe, der erſtern ohngeachtet, vor geiſtlichen und weltlichen Gerichten für nichtig erkläret werden? Wir ſind dergleichen Zufällen nicht unterworfen. Wo die Herzen für einander geſchaffen ſind, ſollte da wohl eine Trennung möglich ſeyn? Von Ihnen, mein tugendhafter Freund, hoffe ich das beſte, und von mir verſichere ich alles. Ich mag mich nicht einmal mit der traurigen Möglichkeit eines Unbeſtandes beunruhigen. Ich erwarte Sie mit Ungedult. Werden Sie auch alle meine, mit einer gewiſſen Oeconomie gemachten Anſtalten billigen? Alle überflüßige Pracht, die nur allzuoft bey dergleichen Feſten verſchwendet wird, halte ich für ganz unnöthig. Zu einer wohleingerichteten Haushaltung gehöret nothwendig eine vernünftige Sparſamkeit, und man kann nicht zeitig genug anfangen vorſichtig zu handeln. Wie viele verſchwenden bey dergleichen Gelegenheit in wenig Stunden eines ganzen Jahres Einkünfte. Unſer Hochzeittag ſoll nicht mehr als 100 Thlr. koſten. Mein Aufwand für ganz unentbehrliche Dinge, beläuft ſich nicht viel höher. Wir haben eine weite Reiſe zu thun, und dabey ganz unvermeidliche Ausgaben. Wir müſſen auf unſere Einrichtung in Leipzig denken, und dieſes ſind nöthige Erforderniſſe, bey denen keine Erſparnis ſtatt finden kann. Ich habe es alſo bey denen entbehrlichen und eingebildeten Nothwendigkeiten abzubrechen geſucht. Nicht mehr als achtzehn Perſonen ſollen Zeugen von unſerm Feſte, die ganze Stadt aber von unſerm Glücke ſeyn.

Im Fall Ihre würdigen Eltern Ihres Alters und Ihrer ſchwachen Geſundheit wegen nicht dabey zugegen ſeyn können: ſo erbitten Sie uns Ihren Segen, den Gott ſeinem treuen Knechte für das Wohl ſeiner Kinder nicht verſagen wird. Endlich wird nach langem Warten der glückliche Augenblick kommen, da ich Sie mit der reinſtem Zärtlichkeit umarmen, und Ihnen mit der vollkommenſtem Freude verſichern kann, daß ich kein irrdiſches Glück ſonſt kenne, als ganz die Ihrige zu ſeyn,

Kulmus.

Zwey und ſechzigſter Brief.

Danzig den 11. März 1735.

Mein erzürnter Freund,

Sie ſind unwillig, daß ich dem Feuer aufgeopfert, was nicht aufbehalten zu werden verdiente? Alle dieſe unnütze Schriften, worunter ich auch die Prinzeßin von **Cleve** rechne, waren nicht werth, Ihnen vorgelegt zu werden.

Ich glaubte Ihnen ſelbſt einen Gefallen durch die Vernichtung dieſer Maculatur zu erzeigen, und darum habe ich dis Freudenfeuer angezündet. Wäre es wohl erlaubt, daß eine Perſon, die Ihnen ſo eigen zugehörte, als ich, der Welt ſolche ſehr geringe Schriften lieferte? Ich hoffe, daß Sie, in Betrachtung dieſes einzigen Umſtandes, ſich beſänftigen werden.

Diesmal bin ich doch mit den Eingebungen Ihres treuen Hausgeiſtes zufrieden. Er hat Sie verleitet einen Abdruck von dem Sieg der Beredſamkeit, den ich der Herzogin von Curland zugedacht, ſauber einbinden zu laſſen. Ich fürchtete die Plauderhaftigkeit der hieſigen Buchbinder; und ich hätte nicht gerne geſehen, wenn es erſt von den meiſten andern Einwohnern wäre geleſen und beurtheilet worden, ehe es vor die Augen der Herzogin gekommen wäre. Die Freude iſt ſehr groß, ſo Sie mir auf dieſe Art gemacht, und ich danke

Ihnen auf das verbindlichſte dafür. Dergleichen Gefälligkeiten haben einen großen Reitz für mich; ich nehme ſie ohne Weigerung an, und ziehe ſie allen überſchickten Koſtbarkeiten weit vor.

Dieſes iſt vielleicht der letzte Brief, den ich an Sie nach Leipzig ſchreibe. Er wird noch zu rechter Zeit ankommen, Ihnen die glücklichſte Reiſe und die baldigſte Ankunft in meinem Nahmen zu wünſchen. Fünf gramvolle Jahre einer langen harten Prüfung ſind vergangen. Aber wie lange, wie lange werden mir die wenigen Tage bis zu Ihrer Ankunft dauern? Freude und Ungedult wechſeln unaufhörlich mit einander ab, und meine Wünſche ſind Urſache, wenn die Räder Ihres Wagens geſchwinder als ſonſt rollen. Sie ſagen, Sie wünſchen ſich Flügel, ich thue ein gleiches, auf dieſe Art muß Ihre Reiſe ſehr ſchleunig geendiget werden. Ihre theureſten Eltern erwarten noch einen Zuſpruch von Ihnen, den Sie Ihnen nicht abſchlagen können. Eilen Sie, eilen Sie, mein beſter Freund, die ſehnende Ungedult dieſes würdigen Paares, und meine Wünſche zu befriedigen. Mit gerührtem Herzen, mit offenen Armen, mit dem heiterſten Geſichte werde ich Sie empfangen, und mit Freudenthräne Ihnen verſichern, daß nichts als der Tod unſere Liebe trennen ſoll.

Kulmus.

Drey und ſechzigſter Brief.

Danzig den 4. April 1735.

Mein unſchätzbarer Freund,

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihr Andenken, zu einer Zeit, da ich glaubte, das Vergnügen Ihre würdge Eltern zu ſehen, würde Sie an nichts weiter denken laſſen. Nichts auf der Welt kann mich über Ihre Abweſenheit zufrieden ſtellen. Dieſes aber ſoll Sie nicht unruhig machen. Es iſt nichts billiger, als daß ich Ihren beſten Eltern auch etwas aufopfere, da ich das beſitze, was dieſem würdigen Paare das theuerſte und ſchätzbarſte iſt. Ich will die kurze Zeit Ihrer Abweſenheit mit Gedult ertragen. Bleiben Sie, liebſter Freund, die wenigen Tage von mir entfernt, denken Sie aber auch dabey an mich. Erzählen Sie unſern liebſten Eltern, wie aufrichtig ich ſie verehre und hochſchätze, und wie zärtlich ich Sie, mein beſter Freund, liebe. Dieſe Geſinnungen ſind die ſicherſten Aufſeher ihrer Victorie, und werden ſie beſſer in Acht nehmen, als alle andere, denen Sie dieſe Aufſicht übertragen könnten.

Morgen erwarte ich Sie mit Freuden. Empfehlen Sie mich Ihrer Geſellſchaft, und kommen Sie bald, vergnügt, geſund, und ja bald, in die Arme Ihrer zärtlichen und treuen Braut zurücke.

Kulmus.

Vier und ſechzigſter Brief.

An den Hrn. von Steinwehr.

Danzig 1735.

Hochwohlgebohrner Herr,

Sie beehren mich mit einem mir ungemein ſchmeichelhaften Schreiben. Ich habe dieſes Glück meinem Freunde in Leipzig zu danken, und ich wünſchte mir einen Theil ſeiner Wohlredenheit, um Ew. Hochwohlgeb. in Ausdrücken, die Ihrer eignen Stärke in der Beredſamkeit nicht ganz unwürdig wären, meine Hochachtung verſichern zu können. Jetzt danke ich Ihnen in ganz gewöhnlicher Schreibart auf das verbindlichſte für den Antheil, den Sie an meinem Glücke nehmen. Ich empfinde den Werth deſſelben täglich mehr, und täglich wiederhole ich den Wunſch, mich deſſen und des Beyfalls aller Gönner und Freunde meines geliebten Gottſcheds immer würdiger zu machen. Fahren Sie fort, hochzuehrender Herr, uns beyderſeits Ihre Freundſchaft zu erhalten. Es iſt dieſes die erſte Bitte, die ich an Sie ergehen laſſe, und dieſer füge ich die Verſicherung bey, daß ich nie aufhören werde mit der vollkommenſten Hochachtung zu ſeyn

E. H.

gehorſamſte Dienerin

Kulmus.

Briefe
der Frau Gottſched
nach Ihrer Verheyrathung
an verſchiedene Perſonen.

Fünf und ſechzigſter Brief.

An die Freyinn von Fr.

Leipzig den 25. Jul. 1735.

G. F.

Ich bin beſchämt, daß ich ſo ſpät Ew. Hochwohlgeb. Nachricht von meiner Ankunft in Leipzig gebe; ich bin aber auch von Ihrer Gütigkeit überzeuget, daß Sie mir dieſen

Fehler verzeyhen werden. Die Veränderung des Standes, meine Reiſe, die ganze Einrichtung an einem fremden Orte, den man mit ſeiner Vaterſtadt verwechſelt, alles dieſes giebt Verhinderungen von verſchiedener Art, daß man ſich oft ſelbſt vergißt, und die nöthigſten Pflichten verabſäumet. Endlich ſollen doch Ew. H. erfahren, daß ich noch lebe, daß ich mich in dem vortreflichen Leipzig wohl, ſehr wohl befinde, und in meiner Ehe die glücklichſte und beſte Wahl getroffen habe. Ich beſchäftige mich recht nach meiner Neigung. Mein Freund hat ſelbſt einen guten Vorrath der beſten Bücher, und alle große Bücherſammlungen ſind zu ſeinem Gebrauch offen. Bedenken Sie einmal, wie viel ich Zeit und Gelegenheit zum Leſen habe; ich will mir auch gewiß alle dieſe Vortheile zum Nutzen machen. Nur meine Muſe iſt noch nicht erwachet, die Muſe, von der Ew. H. glaubten, ſie würde niemals ſtille ſchweigen. So viel iſt gewiß, ich werde ſie ſchlafen laſſen, bis zu Ihrem Beylager, meine theure Baroneſſe. Aber alsdenn ſoll ſie alle die Vollkommenheiten der reitzenſten Braut in der erhabenſten Sprache, die ihr nur möglich iſt, ſchildern.

Jetzt will ich Ihnen noch was von Leipzig ſagen. Es iſt ein angenehmer, ſchöner Ort; ſo klein er iſt, ſo viel reitzendes hat er in ſeiner Ringmauer ſowohl als außer derſelben. Die ſchönſten Gärten gehören den hieſigen Kaufleuten, und ein Spaziergang längſt der Pleiße iſt einer der angenehmſten um die Stadt. Die Leipziger ſind ſehr beſcheidene, geſittete Leute; alles, bis auf die geringſte Art Menſchen, beſitzen ein, ich weis nicht, was, das man an andern Orten nicht findet, und nur den Sachſen eigen ſeyn ſoll. Sobald ich etwas mehr als bisher geſehen habe, ſo will ich Ihnen mehr ſchreiben. Ich warte mit Ungedult auf die Meſſe, in welcher ich Nachricht von Ihnen erhalten ſoll. Wie ſehr würde ich mich freuen, wenn ich Ew. H. näher wäre, und oft in Ihrer

Geſellſchaft ſeyn könnte. Ein Vorzug, den ich vor einiger Zeit gehabt, den ich gewiß zu ſchätzen gewuſt, den ich aber leider auf meine ganze künftige Lebenszeit entbehren muß. Leben Sie wohl und glücklich, theuerſtes Fräulein! Ich thue für Ihr Wohl die aufrichtigſten Wünſche. Sie haben mir die Erlaubnis gegeben, Ihnen oft zu ſchreiben, und ich werde mich dieſer bedienen, denn ich kann Ihnen nicht oft genug die vollkommene Hochachtung verſichern, mit welcher ich beſtändig ſeyn werde

E. H.

gehorſamſte Dienerin

Gottſched.

Sechs und ſechzigſter Brief.

An die Freyfrau von Kielmannsegg.

Leipzig den 15. Aug. 1735.

Gnädige Frau,

Ich folge dem Befehl, den Sie mir ertheilet, Ihnen Nachricht von meiner Ankunft in Leipzig zu geben. Verzeyhen Sie, gnädige Frau, daß ich zwey Monate vorbey ſtreichen laſſen, ohne mich an die Erfüllung dieſer mir ſo angenehmen Pflicht zu erinnern. Soll ich von der Schilderung des Glücks anfangen, das ich in der Geſellſchaft eines gelehrten und aufrichtigen Mannes genieße; oder ſoll ich Ihnen die Vorzüge erzählen, welche Leipzig für vielen andern Städten berühmt machen? Ich ſehe, gnädige Gönnerin, Sie wünſchen gleich im Anfange etwas von mir zu erfahren. Ich bin geſund, vergnügt, und recht, nach meiner Neigung, glücklich. Unſere Beſchäftigung ſind, ſo wie unſere Gedanken, immer gleichförmig. Wir leſen ſehr viel; wir machen über jede ſchöne Stelle unſere Betrachtung; wir theilen oft zum Schein unſere Meynung, und beſtreiten einen Satz, bloß um zu ſehen, ob die Meynungen gegründet ſind, die wir von unſern Schriften faſſen. Ich werde täglich die geringe Anzahl meiner Kenntniſſe gewahr, und entdecke immer mehr Mängel meines Verſtandes. Nichts, als der Wille alles zu verbeſſern, kömmt jenem gleich. Addiſons Cato iſt jetzt noch einmal unter die Feder genommen, und er ſoll ſoviel möglich von allen Fehlern befreyet werden. E. G. wiſſen, daß der Anfang ſchon in Danzig gemacht war.

Ich komme auf Leipzig, und ſeine Annehmlichkeiten. Es gefällt mir ſehr. So klein als der Ort in ſeiner Ringmauer iſt, ſo reinlich ſind die Straßen, und wohlgebaut die Häuſer. Die Lebensart der Einwohner iſt artig und einnehmend, ein Lobſpruch, den die Sachſen ſich faſt durchgängig erworben haben. Die hohe Schule iſt zahlreich, und die vielen Fremden, ſo ſich hier befinden, bringen der Stadt Nahrung und Ehre. Leipzig hat ſchöne Kirchen und gute Prediger, ein Vorzug, der in meinen Augen ſehr wichtig iſt. Der Handel iſt in großem Flor, und es fehlet dieſer Stadt nichts als ein ſchiffbarer Fluß, um mit den größten Handelsſtädten um den Vorzug ſtreiten zu können. Die Gärten ſind ſchön, und für die Gärtner einträglicher als für die Eigenthümer.

Es bleibt dem menſchlichen Witz, und der menſchlichen Neugier wenig zu verlangen übrig, das in Leipzig nicht zu haben wäre. Wollen Sie mich mit Ihren Befehlen beehren, ſo werde ich ſolche mit dem größten Vergnügen ausrichten, und alle Gelegenheiten ſuchen E. H. von der ehrfurchtsvollen Hochachtung zu überzeugen, mit welcher ich beſtändig ſeyn werde

E. H.

gehorſamſte Dienerin
Gottſched.

Sieben und ſechzigſter Brief.

An die Frau von K***.

Leipzig den 12. Febr. 1736.

Hochwohlgebohrne Frau,

Ew. H. beſchämen mich mit der ſo gütigen und wiederholten Erinnerung, Ihnen öfter zu ſchreiben. Ich muß bekennen, daß ich alle meine Stunden ſo eingetheilt habe, daß mir nur ſehr wenige zu dieſem Geſchäfte, einem der angenehmſten meines Lebens, übrig bleiben. Um Ihnen aber Rechenſchaft von meinen Beſchäftigungen zu geben, ſo muß ich ſagen, daß ich noch eine Schülerin geworden bin. Ich finde, daß die lateiniſche Sprache ganz unentbehrlich iſt, wenn man die alten Schriftſteller völlig kennen will. Mein Gottſched wünſcht, daß ich auch dieſe gründlich verſtehen möchte. Er hat mir alſo den Vorſchlag gethan, gewiſſe Stunden auf ihre Erlernung zu wenden. E. H. ſind mein Vorbild bey dieſer Bemühung. Ich wünſche eifrig Ihnen nachzukommen, und halte die Kenntnis der lateiniſchen Sprache für nothwendig, ſeit Sie mich überzeuget haben, daß man mit der Latinität bekannt ſeyn könne, ohne pedantiſch zu ſeyn und zu ſcheinen. Darf ich wagen, Ihnen hierbey einen Abdruck von meiner Ueberſetzung des Cato zu überreichen, da Sie dieſes ſchöne Stück in ſeiner Grundſprache leſen, und Addiſon oft bewundert haben? Ich werde mich freuen, wenn ich Ihren Beyfall erhalte. Hin und wieder finde ich, daß Verbeſſerungen nöthig ſind. Sollte eine zweyte Auflage gemacht werden, ſo werde ich vieles ändern. Ich bin jetzt mit einer Arbeit beſchäftiget, darüber ich E. G. zu meiner Richterin wählen werde. Es ſoll eine deutſche Ausarbeitung, und eine Nachahmung der Frau von Gomez ſeyn. Dieſe hat den Sieg der Beredſamkeit zugetheilet: ich habe mich für die

Philoſophie erkläret, und habe den **Triumph der Weltweisheit** unter der Feder. Der Anfang iſt gemacht, da ich aber durch verſchiedene andere Arbeiten gehindert werde, möchte es nicht ſo bald zu Stande kommen. Die Erlernung der lateiniſchen Sprache raubt mir viele Stunden.

Nichts aber ſoll mich abhalten, E. H. von Zeit zu Zeit Nachricht von meinen Beſchäftigungen zu geben. Ich bitte mir die Dauer Ihrer Wohlgewogenheit aus, und bin mit der vollkommenſten Verehrung

E. H.

gehorſamſte Dienerin

Gottſched.

Acht und ſechzigſter Brief.

An die Freyfrau von K***.

Leipzig den 14. Nov. 1736.

Hochwohlgebohrne Freyfrau,

Nein, gnädige Frau, die Vorſehung hat noch nicht für gut befunden, mich mit einem Kinde zu begnadigen. Ich würde es gewiß als ein Geſchenk des Himmels anſehen, allein auch im Fall ich keins von ihm erhalten ſoll, ergebe ich mich in dem Willen Gottes. Ich habe oft gehöret, daß nichts ſchwerer ſey, als Kinder zu erziehen, und gut zu erziehen: wer weis, ob ich die Geſchicklichkeit beſitze, die dazu erfordert wird? Ich will, im Fall mir die Vorſehung dieſe Wohlthat, aus weiſen und mir erſprießlichen Abſichten, verſagen ſollte, mich deſto eyfriger bemühen, meinen Beruf auf andere Art treulich zu erfüllen. Ich arbeite viel, und lerne noch mehr. Ich übe mich in der Muſik, und möchte wo es möglich, mich in der Compoſition feſteſetzen. An allen dieſen würde ich verhindert werden, wenn ich ein Kind hätte, denn auf dieſes würde ich meine ganze Zeit verwenden. Doch, da noch alles möglich, verſpreche ich E. Gnaden einen Gevatterbrief, aber das Kind müßte auch einige, nur einige Vollkommenheiten von Ihnen erhalten. Ich bin mit aller Ehrfurcht

E. H.

gehorſamſte Dienerin
Gottſched.

Neun und ſechzigſter Brief.

Leipzig den zweyten Tag nach meiner
Wittwenſchaft 1737.

Mein lieber Mann,

Die Glocke ſchlägt eben fünfe, und das Verlangen nach einem Brief von Ihnen, weckt mich ſchon früh aus dem Schlafe, worinne Sie vielleicht noch tief vergraben liegen, ohngeachtet ich mich erſt um 1 Uhr zur Ruhe begeben habe. Ich kann mir dieſe Schlafloſigkeit nicht beſſer zu Nutze machen, als mit der mir einzig werthen, und einzig geliebten Perſon auf der Welt, zu unterhalten. Ich muß geſtehen, daß ich, ſo lange ich lebe, nicht ſo viel Unruhe und Furcht ausgeſtanden, als ſeit dem traurigen Augenblicke Ihrer Abreiſe. Ach! mein geliebter Mann, mein zärtlicher Freund! was iſt Ihnen alles auf dieſer Reiſe begegnet? Was haben Sie für

Wetter, was für Weg gehabt? Ich zittre für jedem Schlag, den Sie in Ihrem Wagen, bey dem ſehr üblen Wege mögen empfunden haben; und ich habe niemals geglaubet, daß die Zärtlichkeit unſers Geſchlechts ſo ſchwach ſeyn könnte, ſich über alle, über die geringſte Kleinigkeiten zu beunruhigen. Geben Sie mir doch ſo bald als möglich Nachricht von Ihrer Ankunft in Dresden. In der beſten Welt muß man über das, was uns am liebſten iſt, ſehr lange in Ungewißheit leben. Mein Herz kann ſich in dieſem Stücke mit der Wolfiſchen Philoſophie nicht vereinigen. Sagen Sie aber dem Herrn M = = r. ja nichts von meiner Schwäche: Dieſer möchte zur Vertheidigung der gerechten Sache Sie noch öfterer nach Dresden berufen. Kaum ſpreche ich mit Ihnen, mein Beſter, ſo wird mein ganzes Gemüth heiter, und kaum lege ich die Feder nieder, ſo verſinkt es in ſeine vorige Traurigkeit. Vermehren Sie dieſe kurze Heiterkeit durch baldige Nachricht von der Dauer Ihres Wohlbefindens

dens, und Ihrer Liebe gegen mich. Zehn- und mehrmal will ich abbrechen, um Ihnen alle Empfindungen meiner Seele, bey jeder Zeile darüber zu ſchreiben. Dieſes iſt noch das einzige Mittel, mir Ihre Abweſenheit einigermaßen erträglich zu machen. Leben Sie wohl, mein geliebter Mann, aber denken Sie auch abweſend an Ihre zärtliche und treu ergebne

Louiſe.

Siebenzigſter Brief.

Leipzig den vierten Tag meiner
Einſamkeit 1737.

Mein allerliebſter und beſter Freund,

Ihr vortreflicher Brief, den ich heute früh erhalten, hat mir einen ſehr angenehmen Morgen zuwege gebracht. Ich freue mich herzlich über Ihr Wohlſeyn, und daß Ihnen alle Ihre Verrichtungen, alle Ihre Zerſtreuungen noch ſo viel Zeit laſſen, Ihrer zärtlichen, Ihrer über Ihre Abweſenheit klagenden Frau, ſo viel, und ſo viel angenehmes zu ſchreiben. Sie haben mir befohlen alle Briefe zu erbrechen, und nur die wichtigſten Ihnen zu ſchicken. Ich habe alſo gethan, was ich mich ſonſt nicht erkühnet hätte, und lege hier ein erbrochenes Schreiben von Hrn. P. bey. Sein ſcherzhafter Ton wird Sie zum Lachen bewegen, und eben darum ſchicke ich Ihnen dieſen Brief. Ich habe noch nichts zu unterſchreiben gehabt, abſente marito. Ich habe noch keinen Brief von Danzig erhalten, und nur einen, einen einzigen von Dresden.

Ihre Frau befindet ſich wohl, ſie ißt für dreyßig Perſonen, (die nicht viel Appetit haben:) und es ſcheint, als ob ſich ihr Magen über ihren Gemüthskummer tröſten wollte. Die angenehme Geſellſchafterin, zu welcher mir die gütige Frau Werner*), während Ihrer Abweſenweſenheit verholfen, wendet alle Heiterkeit ihres aufgeweckten Geiſtes an, meine Traurigkeit zu zerſtreuen. Aber nichts, nichts kann mich über die Trennung von meinem einzig geliebten Freund ganz zufrieden ſtellen; ob ich gleich die Verbindlichkeiten, die ich dieſer angenehmen mitleidigen Freundin ſchuldig bin, nie vergeſſen werde. Bis zu Ihrer Rückkunft bleibe ich immer die traurige, die unzufriedene

---

*) Die berühmte Hofmalerin, welche jederzeit eine wahre Freundin des Gottſchedischen Hauſes geweſen, und aus Danzig gebürtig war.

Adelgunde.

Ein und ſiebenzigſter Brief.

Leipzig 1737.

Mein allerbeſter Mann,

Nach Ihrem Willen ſoll ich heiter, vergnügt, zufrieden ſeyn. Sagen Sie mir wie ich es anfangen ſoll, da ich von Ihnen getrennt bin. Sie tröſten mich als Philoſoph, diß ſieht Ihnen, und der Würde, die Sie bekleiden, ſehr ähnlich. Ich klage, ſeufze, weine, wünſche, und dieſes iſt wieder einer zärtlichen, von ihrem Manne getrennten Frau, ſehr natürlich. Wir haben beyde Recht. Sie würden bey Ihren wichtigen Verrichtungen eine ſehr lächerliche Rolle ſpielen, wenn Sie traurig und niedergeſchlagen darüber ſeyn wollten, daß es Ihr Beruf erfordert, ſich einige Wochen von Ihrer Gattin zu trennen. Bin ich nicht ſehr reich an Erfindungen, mich über Ihre Abweſenheit zu tröſten? Gleichwohl verſichere ich Sie, mein beſter Mann, alle dieſe Eingebungen meiner Vernunft thun nicht den geringſten Eindruck auf mein Herz. Dieſes leidet, und leidet ganz allein.

Sie verlangen Neuigkeiten zu wiſſen, und ich kann Ihnen keine ſagen. Das üble Wetter hat uns bisher immer noch verhindert, die Gärten zu beſuchen. Es ſcheint, als wenn alles mit mir trauerte, um mich meines Verluſts immer mehr erinnerlich zu machen.

Der verehrungswürdigen Frau **Werner** bin ich für alle Freundſchaft, die ſie Ihnen und mir erzeiget ſehr verpflichtet. Nehmen Sie alle Ihre Beredſamkeit zu Hülfe, ihr in meinem Namen für den guten Einfall zu danken, der mir das einzige Mittel verſchaffte, was den Gram über Ihre Abweſenheit einigermaßen lindern kann. Ich wünſche Ihnen, liebſter Gottſched, alle die Gelaſſenheit, die mir fehlet, und die einem Mann, einem Philoſophen ſo anſtändig iſt. Laſſen Sie mir meinen geheimen Kummer, der eine gar zu gute Quelle hat, als daß ich ganz gleichgültig zu ſeyn, mir wünſchen möchte. Ich werde bis zu Ihrer Zurückkunft eben ſo gewiß Ihre traurige, als bis zu dem letzten Augenblick meines Lebens Ihre zärtliche Frau ſeyn

Adelgunde.

Zwey und ſiebenzigſter Brief.

Leipzig 1737.

Mein liebſter Gottſched,

Ich danke Ihnen für die öftern Nachrichten die Sie mir geben, um mich über Ihr Befinden zu beruhigen. Der letzte Brief iſt mir ungemein lieb geweſen, da ich ſowohl die Verſicherung Ihrer Zärtlichkeit, als auch Ihrer baldigen Rückkunft darinnen gefunden. Wenn es möglich wäre, ſich über eine Sache, die erſt geſchehen ſoll, ſo lebhaft zu freuen, als wenn ſie bereits gegenwärtig iſt; ſo wäre ich außer mir für Freuden über Ihre baldige Ankunft geweſen. Aber Sie mangeln mir immer noch, und ehe ich nicht meinen geliebten, beſten Freund umarme, ehe bin ich nicht froh. Ich bin fleißig, um mich zu zerſtreuen. Mein Lehrmeiſter *) wird mir das beſte

---

*) Dieſes war damals der noch lebende Herr Profeſſor Schwabe in Leipzig.

beſte Zeugnis geben. Ich wünſchte alle Sprachen zu wiſſen, um in allen Sprachen Ihnen meine Liebe, meine Zärtlichkeit zu verſichern. Leben Sie wohl, mein geliebter Mann, kommen Sie bald, in die Arme Ihrer über Ihre Ankunft ſehr vergnügten

Victoria.

Drey und ſiebenzigſter Brief.

An die Frau Werner in D.

Leipzig 1737.

Hochzuehrende Frau,

Die Höflichkeit, ſo Sie meinem Freund erzeiget haben, iſt ſo ausnehmend groß, daß ich ſolche unmöglich mit Stillſchweigen übergehen kann. Ich danke Ihnen, gütigſte Freundin, mit gerührtem Herzen dafür, und wünſche nur eine Gelegenheit, Sie in eben dem Grade zu verbinden; alsdenn, und nicht eher, werden Sie die Empfindungen meines Herzens recht lebhaft erfahren. Ihre Gütigkeit hat ſich auch auf mich erſtreckt. Sie haben mir die artigſte Geſellſchafterin verſchafft, und mir die Trennung von meinem Freund dadurch erträglicher gemacht. Wir haben unſre Stunden und Tage ſehr gut zugebracht. Bald hat uns das Leſen nützlicher und angenehmer Bücher, bald die Muſik, bald die Geſellſchaft einiger Bekannten und Freunde unterhalten, und die Zeit iſt unvermerkt verſtrichen. Ich wünſchte, daß wir beyde ſo glücklich geweſen, von Ihnen bemerkt zu werden, welche anmuthige Grouppe hätte der vortrefliche Griffel einer Wernerin nicht entwerfen können. Der geringſte Gegenſtand wird unter der Hand eines großen Meiſters wichtig.

Ich wünſche recht eifrig, das ſchöne Dresden und alle ſeine Merkwürdigkeiten zu ſehen. Ich habe die Beſchreibung der vortreflichen Gebäude, des grünen Gewölbes, der königlichen Luſtſchlöſſer, und alles, was dieſe Reſidenz herrlich macht, recht mit Entzückung, theils geleſen, theils aus dem Munde meines Freundes gehöret. Welch Glück für die Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften, die von einem August beſchützet und genähret werden. Aber auch Dresden allein wird die hohe Schule der Mahlerey und der Muſik bleiben, ſo lange der Regent dieſe beyden ſchönen Künſte durch ſeinen Beyfall und Belohnungen unterſtützt und anfeuert.

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung und zärtlichſten Freundſchaft Ihnen ergeben.

Gottſched.

Vier und ſiebenzigſter Brief.

1739.

Hochgeehrteſter Herr,

Ew. Hochedelgeb. verlangen meine Beſchäftigungen zu wiſſen, und ich bin bereit Ihnen Rechnung von der Anwendung meiner Zeit abzulegen. Cornelia, das ſchöne Trauerſpiel der Demoiſelle Barbier*) hat meinen ganzen Beyfall an ſich gezogen, ich habe die Ueberſetzung unternommen, und mir alle Mühe gegeben das Original zu erreichen. Die große Tochter Scipions des Africaners, die vortrefliche Mutter der Gracchen, die Ehre ihres Geſchlechts, hat mich ſchon längſt gereitzet ihr erhabnes Beyſpiel, und ihren tugendhaften Wandel, auch den Deutſchen bekannter zu machen, und dieſelben zur Nachahmung der großmüthigſten Römerin anzufeuern. Möchte das deutſche Theater es doch dem franzöſiſchen nachthun, ſo werden die Auftritte dieſer edlen Römerin mit dem Conſul Lucinius die republicaniſchen Geſinnungen der erſten, in ihrer ganzen Stärke zeigen, die ich mit aller Sorgfalt zu überſetzen, mich bemühet habe. Die Alzire des Hrn. v. Voltaire ſoll nunmehro vorgenommen werden, und E. H. ſollen von Zeit zu Zeit Nachricht von dem Fortgang meines Unternehmens erhalten.

---

*) Dieſes Stück iſt in den 11ten Band der deutſchen Schaubühne zu finden.

Gottſched.

Fünf und ſiebenzigſter Brief.

Schreiben der Wahrheit
an Se. Hochgebohrne Excellenz
dem Hrn. Reichsgrafen v. Manteufel
bey
Ueberſendung einer deutſchen Ueberſetzung von Plutarchs Schrift: daß ein Weltweiſer hauptſächlich mit Königen und Fürſten zu thun habe.

den 22. Jul. 1740.

Du wunderſt Dich vielleicht geprieſner Mäcenat,
Warum Die Wahrheit Dir noch nicht geſchrieben hat?
Wie, da Dein hoher Geiſt ihr Wachsthum täglich treibet, *)

---

*) Der hochſel. Graf hatte die Alethophiliſche Geſellſchaft in Berlin geſtiftet.

Sie Dir den treuen Dank ſo lange ſchuldig bleibet?
Allein ich habe mich der Sprache faſt entwöhnt,
Seitdem die Welt mich haßt und meine Früchte höhnt;
Seit meine Feinde mich von Hof und Stadt getrieben,
Und mir nur hier und da ein redlich Herz geblieben.
Ich ſchweige, daß Dein Amt und Deines Standes Pracht
Noch mehr als alles dieß, mich blöd und ſcheu gemacht.
Wer iſt es doch gewohnt, daß Große dieſer Erden,
Voll Einſicht und Verſtand der Wahrheit Freunde werden?
Die durch Geburt und Glück dem Fürſt zur Seite gehn,
Die pflegen meinen Werth ſehr ſelten einzuſehn;
Und wenn ſie für den Flor vertrauter Länder wachen,

Der Wahrheit Grillenwerk nur ſpöttiſch auszulachen.
Dieß hat mich, großer Graf, bisher noch abgeſchreckt:
Der Staatsmann hatte mir den Wahrheitfreund verdeckt.
Doch hab ich Dich geliebt, und ſchon aus Deinen Thaten,
Womit Du Fürſten dienſt, und Ländern haſt gerathen,
Den hohen Geiſt bemerkt, den nichts Gemeines rührt,
Und den ein Weisheitstrieb zu meiner Quelle führt:
Zum höchſten Weſen ſelbſt. Hier hab ich dich gelehret,
Wie mancher Irrthum noch, der Sachen Werth verkehret;
Den Schöpfer ſelber ſchmäht, und ihn aus Unbedacht,
Zum Urſprung aller Noth, und alles Uebels macht.
So haſt Du, großer Graf, Dein Wiſſen ſtets vergrößert,

Und Dein erhabnes Herz, wie Dein Geſchlecht verbeſſert.

Erlauchter, denke nicht, daß dieſes Heuchelen,
Und jede Zeile nicht von mir entſprungen ſey.
Die Wahrheit ſchreibt dieß Blatt, und nicht ein knechtiſch Heucheln;
Die nie geſchmeichelt hat, die wird auch Dir nicht ſchmeicheln.
Man ſieht Dich als den Schutz von allen Künſten an:
Iſts möglich, daß ich mich des Danks entbrechen kann?
Man ſieht Dein eifriges, Dein redliches Bemühen,
Die Menſchen aus dem Schooß des Vorurtheils zu ziehen.
Wenn ſolch ein Arm mich ſtützt und meine Würde zeigt,
So wird mir jedes Herz und jede Bruſt geneigt,
So wird kein Großer mehr ſich meiner Lehren ſchämen;

So werd ich Ehr und Glanz wie vormals übernehmen.

Was iſt doch wohl ein Menſch, dem mein Erkenntnis fehlt?
Ein unvernünftig Thier, das Wahn und Blindheit quält;
Ein Knecht der Sinnlichkeit, der ſeine Jahre kürzet;
Und eh er ſichs verſieht, in Gruft und Unglück ſtürzet.
Ein Freund der Tyranney, die alles das verdammt,
Was nicht aus ihrem Sinn, aus ihrer Lehre ſtammt.
Die, was ſie nicht verſteht, aus Bosheit unterdrücket,
Die Weisheit ſtets bekriegt, und in der Blüth erſticket.

Was war wohl Schuld daran, daß ein verblendtes Land,
Zuerſt das Gaukelſpiel des Götzendienſts erfand?

Vor Kälbern niederfiel, vor Mond und Sonne tanzte,
Und ſeiner Schande Maal bis auf die Nachwelt pflanzte:
O! hätte ſein Verſtand mein innres Wort gehört,
Wie ſchleunig hätte ſich dieß tolle Thun verkehrt!
Wie tief hätt ich den Satz in ſeine Bruſt geſchrieben:
Ein Gott iſt Herr der Welt, und dieſen mußt du lieben.

Doch, wenn ein blinder Menſch ohn alle Lehren irrt:
So iſt es ein Verſehn, was ſonſt zum Laſter wird.
Wie aber, ſoll man die nicht ungleich ärger haſſen,
Die meinen Werth geſehn, und meine Bahn verlaſſen?

Hier klag ich, großer Graf, blos unſre Zeiten an,
Wo weder die Vernunft, noch Wahrheit ſiegen kann.

Der eine kennt mich nicht, und mag mich auch nicht kennen,
Der andre ſcheuet ſich, ſich meinen Freund zu nennen.
Den nimmt die Finſternis der Alterthümer ein;
Wer Wolfens Schüler iſt, muß gleich ein Ketzer ſeyn;
Er wieſe gern die Welt, um meinen Flor zu hemmen,
Zu der verworfnen Schaar von den getrennten Stämmen.

Dieß, dieß hat mich gequält; doch da Du, Graf, erwachſt,
Und auch durch Deinen Kiel mein Anſehn ſchöner machſt:
So wächſt mein matter Muth, den Neid und Liſt bekämpfen,
So will ich mit der Zeit auch meine Feinde dämpfen.

Ich ſehe ſchon voraus, daß mir mein Wunſch gelingt,
Daß Wahrheit und Vernunft die Finſternis durchdringt?

Und iſt mir nicht bereits in Friedrichs weiten Staaten
Ein ungleich ſchönrer Sieg, als irgendswo gerathen?
Die Stadt, wo alles jauchzt, wo Mars und Pallas blühn,
Die Königliche Stadt, das prächtige Berlin
Ahmt ſeinen Fürſten nach, und ehrt mit edlen Trieben,
Was die Vernunft uns lehrt, und ſucht es auszuüben.
O wem vergleicht man dich, du Preiß der deutſchen Welt!
Wenn ſich der Wahrheit Sitz in deinen Mauren hält?
Wofern kein Wankelmuth den weiſen Eifer wendet,
Und ein gleich ſtarker Trieb das ſchöne Werk vollendet.

Geprieſner Mäcenat! Hier ſieht mein treuer Blick
Auf Dich und Deinen Fleiß mit Dankbegier zurück,

Du haſt zu meinem Flor, der ſich anjetzt verneuet,
Vorlängſt mit weiſer Hand den Saamen ausgeſtreuet.
Und da Dich Dein Geſchick den Fürſten zugeſellt,
Zuerſt in ihrer Bruſt den Wohnplatz mir beſtellt.
Denn, wenn erſt Könige mir Weg und Mittel bahnen,
So folgt mein größter Flor bey allen Unterthanen,
Weil immer ſich ihr Trieb nach jener Beyſpiel mißt,
Und Länder weiſe ſind, wenn es ihr König iſt.

Sehr ſelten kann mein Kiel der Groſſen Lob beſchreiben;
Dir wird durch Dein Verdienſt der Vorzug übrig bleiben.
Da ſoll die Nachwelt Dich in ſtetem Glanze ſehn;
Da wird die Weisheit Dich, ſo wie Du ſie erhöhn.

Und geben Dir gleich Wolf und Reinbeck an der Seiten,
So ſind ſie würdig gnug, Mäcenen zu begleiten.
Wer ſich mit treuen Fleiß zur wahren Tugend kehrt,
Iſt allen Großen gleich, und Kron und Zepter werth.
Und wer durch Lehren erſt, den Menſchen Menſch ſeyn lehret,
Geht dem Gekrönten vor, den nur das Schmeicheln ehret;
Doch innerlich die Furcht von meinem Urtheil ſchreckt.
Es iſt der Weiſen Pflicht mit Fürſten umzugehen.
Dieß hat verlängſt Plutarch, mein Schüler, eingeſehen.
Hier ſchick ich Dir ſein Blatt, und wünſche nur dabey,
Daß es Dir angenehm und überzeugend ſey.
Und daß für meinem Flor Dein Eifer ferner wache,
Der Fürſten Antrieb ſey, und Staaten glücklich mache.

Sechs und ſiebenzigſter Brief.

1740.

Hochgeehrteſter Herr,

Was ſoll ich Ihnen von uns und unſerm Befinden ſagen? Es iſt immer einerley, voller Unruhe und wenig Muße. Eine neue Beſchäftigung wartet auf ihren Freund und mich. Sie wiſſen, daß wir jetzt mit noch einer dritten Perſon an der deutſchen Ueberſetzung **des Zuſchauers** arbeiten; eine Arbeit, die viel Nutzen bringen kann, wenn unſere Abſicht erreichet, und die Leſung dieſer moraliſchen Blätter allgemeiner dadurch wird. Ehe dieſe aber zu Ende kommen möchte, iſt ſchon eine neue veranſtaltet. Es hat Herr **Königslöwe** die Ueberſetzung des **Dictionnaire von Bayle** unternommen. Der Verleger dieſes an ſich ſelbſt ſehr nützlichen Werks wünſcht, daß es von meinem Freund durchgeſehen, und mit Anmerkungen von ſeiner Feder vermehret werden möchte. Dieſes iſt eine Aufgabe, die uns eben ſo viel Arbeit verurſachen wird, als die Vortheile groß ſind, die der Litteratur durch dieſes Unternehmen zuwachſen. Es gehöret das Bewußtſeyn, etwas zum allgemeinen Beſten beyzutragen, zu meiner Beruhigung; und die Zufriedenheit des Geiſtes, die ſo oft geſtöret wird, ſuche ich auf einer andern Seite zu befördern. In dieſer Abſicht, verwende ich den größten Theil meines Lebens auf Arbeiten, die vielen meines Geſchlechts ganz fremd ſind; und meine Geſundheit würde vielleicht beſſer ſeyn, wenn ich mehr Bewegung und angenehmere Zerſtreuung hätte. Dies ſagt mein Arzt, den ich über die Schwächlichkeit meines Körpers zuweilen um Rath frage. Mein eigner Trieb hingegen ſagt mir, daß die Beſchäftigung mit allem, was meine Neigung befriediget, und meinen Geiſt zufrieden ſtellt, meiner Geſundheit nicht ſchädlich ſeyn kann. Dieſen Trieb will ich folgen, ſo lange meine Maſchine nicht ganz baufällig wird. Ich bin mit wahrer Hochachtung

E. H.

ergebenſte

Gottſched.

Sieben und ſiebenzigſter Brief.

Schreiben *)
an die Marquiſe de Chatelet.

1741.

Frau,
deren kühner Geiſt mit Männerſtärke denkt,
Frau, deren Fähigkeit ſich in die Tiefen ſenkt,

Wo

---

*) Es ſteht vor der Ueberſetzung zweer Schriften, das Maaß der lebendigen Kräfte betreffend, vorgedruckt. Weil dieſe aber in wenig Händen ſich befindet, hat man dieſes ſchöne Sendſchreiben hier eingerückt.

Wo Gott, was die Natur ſich heimlich vorgeſparet,
Den Grund deß, was man ſieht, nur Weiſen offenbaret.
Vernimm von deutſcher Hand ein wahrheitliebend Lied,
Das, ſo wie Du gethan, die Vorurtheile flieht;
Und wenn es nicht mit Recht Dich zu verehren dächte,
Wärſt Du auch Königin, kein Schmeicheln vor Dich brächte.
Vernimm, was einem Kiel Dein Werth entwerfen lehrt,
Der ſonder Heucheln lobt, und ohne Neid verehrt:
Und Dich, (ſo ſchwach man auch den niedern Beyfall ſchätzet,)
Hoch über Dein Geſchlecht, und Ludwigs Bürger, ſetzet.

Du ſelbſt für Dich biſt groß. Den nenn ich noch ſehr klein,
Der bloß durchs Vaterland vortreflich denkt zu ſeyn;

Der, was der Ahnen Fleiß den Kindern übergeben,
Durch eigenes Verdienſt nicht weis empor zu heben:
Und, da er jener Ruhm mit trägem Stolze ſieht,
Ihn lebend nie erreicht, und dann zur Grube zieht.
Denn, läßt ſich erſt ein Volk am alten Glanze gnügen,
So liegt das Vaterland mit ihm in letzten Zügen.

Als jeder Römer noch ſich ſelbſt um Ruhm bewarb,
Im Leben römiſch war, mit Römermuthe ſtarb,
Durch nimmer müdem Fleiß die Nebenbürger lehrte,
Und jeder Sohn den Stamm mit einem Helden mehrte:
Da blieb das große Rom der Erden Königin,
Da war ſein hoher Ruhm ein billiger Gewinn.
Als aber Stolz und Luſt die ernſte Zucht verhöhnten,
Und jene Lorbern bloß die leeren Köpfe krönten,

Da ward das ſtolze Rom, der Erden ſchönſte Pracht,
Geſchwinder in Verfall, als ſonſt empor gebracht.
So wie ein leichter Ball, den Luſterfüllte Knaben
Mit froher Munterkeit empor geworfen haben,
Der Lüfte Hindernis im Steigen ſchwer durchdringt,
Im Fallen aber mehr, als doppelt ſchneller ſinkt.

O dörſt ich, (da mein Schluß auch jetzund noch muß gelten)
Das Volk der Gallier durch keinen Vorwurf ſchelten!
Erhabne Chatelet, Du ſelber ſiehſt es ein,
Der Ahnen großer Ruhm wird durch die Enkel klein.
Dein Land, das Vaterland ſo vieler großen Geiſter,
Zählt jetzt nur einzelne, und doch nur halbe Meiſter.
Was dem Carteſius des Forſchens würdig ſchien,

Was Paſcal und Rohault verſucht ins Licht zu ziehn,
Was Regis und Gaſſend, und vieler Fleiß geweſen,
Dem forſcht kein Franzmann nach, er glaubt es ungeleſen.
Dagegen bricht er ſich ein neues Lorberreis,
Aus Poſſen, die bey uns ein Kind zu höhnen weiß.
Der kühnen Ritterzunft, und niedre Liebesgrillen,
Die müſſen täglich faſt Papier und Läden füllen.
Die Dichtkunſt ſoll zwar auch ein Weg zur Ehre ſeyn;
Doch nicht wie Boileau ſchrieb, erhaben, lehrreich, rein,
Der keinen Satz erwählt, den nicht ſein Reim vergrößert,
Und der durch ſeinen Kiel ſein Vaterland gebeſſert.
Der Logogryphen Schwarm, des Endreims Gaukelſpiel,
Die ſind in Frankreich jetzt faſt aller Dichter Ziel.

Jedoch, ich geh zu weit; ganz Deutſchland hats geleſen,
Es wäre mancher ſtets ein großer Mann geweſen;
Wenn ſich ſein reiner Kiel der Dichtkunſt vorgeſpart,
Für höhrer Wiſſenſchaft mit kluger Scheu bewahrt.
Denn hätt er nie der Welt zu eigner Schmach gezeiget,
Wie weit ihm Dein Verſtand im Denken überſteiget.

Du wunderſt Dich vielleicht, daß dieſes fremde Blatt,
Indem es Dich erhebt, dein Volk getadelt hat.
Allein, Du weißt es wohl, die Wahrheit kann nicht heucheln,
Und wer ihr dient, muß nie dem Unrecht ſclaviſch ſchmeicheln.
Ganz Deutſchland denkt wie ich, ſeit eine Afterbrut
Auf Frankreichs alten Ruhm ſo keck und trotzig thut,

Und da nicht Witz, nicht Recht das kalte Blatt begeiſtert,
Sich ſelbſt zum Midas ſetzt, und beßre Völker meiſtert.
Man ſpricht uns Witz und Kunſt, Verſtand und Tugend ab,
Man bricht uns ungehört und ungekannt den Stab:
Als würd ein ganzes Land ſich einſt nach Köpfen richten,
Die ihrer Väter Ruhm durch eignen Schimpf zernichten.

Du ſiehſt, wie wehe dieß dem deutſchen Volke thut,
Das eigner Lorber krönt; dem kein entehrtes Blut
In ſeinen Adern ſchlägt. Wir gehn die Bahn der Alten,
Und putzen ferner aus, was ſie ſo ſchwer erhalten.
Was Keppler, was Hugen und Hevel ausgedacht,

Hat keine neue Zeit noch in Verfall gebracht.
Und was die halbe Welt von Leibnitz neu gelernet,
Hat unſer großer Wolf noch beſſer ausgekörnet.
Was Tſchirnhaus ſich erwarb, was Gerkens Nachruhm nährt,
Hat Herrmanns tiefer Geiſt durch Trägheit nicht entehrt.
Kurz, Deutſchland ſteiget ſtets, und hat nicht zu beſorgen;
Daß es ſein Wiſſen darf von ſeichten Nachbarn borgen.

O hätte manches Werk, das Deutſchlands Fleiß erzeugt,
Vor funfzig Jahren nur in Frankreich ſich eräugt!
Und wäre Sturm bey uns, ein Gallier geweſen,
Was würde nicht die Welt von ſeiner Säule leſen!
Jetzt war ſein ganzer Lohn der Tugend innrer Werth,

Die den, der edel denkt, mit wahrer Ruhe nährt,
Dort wär aus dieſem Grund ihm Glück und Preis entſtanden:
In Deutſchland war für ihn kein Mazarin vorhanden!

Du weißt es, große Frau, daß unſer Vaterland
So groß als Deines iſt. Doch nur den Unverſtand
Vergnügt ein ſolcher Ruhm. Wir ſelbſt, wir müſſen ringen,
Und unſern Ahnen nach mit kühnem Eifer dringen.
Zwar Leibnitz war ja groß, doch nicht die Vaterſtadt,
Er ſelbſt, er war es ſelbſt, was ihn verherrlicht hat:
Und hätt ihn ſein Geſchick zum Gallier erleſen;
So wär er doch nichts mehr, als was er war, geweſen.
Und wäre Civey gleich Dein wahres Vaterland,

So würd es doch durch Dich, nicht Du dadurch bekannt.
Denn Geiſter, welche Gott zur Weisheit auserkohren,
Sind für kein enges Land, ſind für die Welt gebohren.
Dem Pöbel aber fällt der eigne Ruhm zu ſchwer,
Und wer wie dieſer denkt, der iſt ſo ſchlecht als er.

Du, die Du jetzt den Ruhm des Vaterlandes ſtützeſt,
Frau, die Du ihm weit mehr als tauſend Männer nützeſt,
Erhabne Chatelet, o fahre ferner fort
Der Wahrheit nachzugehn. Sie hängt an keinem Ort:
Und wer in Afrika, und in beeiſten Norden
Auf ihre Spuren lauſcht, gehört zum Weiſenorden.
Verdenkt es Dir der Neid, daß Deine Feder frey
Die Wahrheit Wahrheit nennt, ſie ſey von wem ſie ſey:

So biſt Du groß genug, die Scheelſucht zu verlachen;
Sie wird eh ſich verhaßt, als dich partheyiſch machen.

Dieß iſt auch bloß der Trieb, der Dir dieß Blatt gebracht.
Hier haſt Du nun Dein Werk in einer deutſchen Tracht.
Es ſoll die deutſche Welt Dein gründlich Wiſſen lehren;
Und jeder Leſer wird Dich ſo wie ich verehren.

Acht und ſiebenzigſter Brief.

Dresden 1742.

Hochzuehrender Herr,

Mein Freund trägt mir auf, ich ſoll E. H. Nachricht von unſerm Aufenthalte geben? Dieſes würde ein Tagebuch von lauter Ergötzungen, Zerſtreuungen und Arbeiten ſeyn. Alles, was unſere gefällige Freundin *) finden kann, uns das an ſich ſelbſt vortrefliche Dresden noch angenehmer zu machen, das ſucht ſie hervor, und kein Tag vergeht, wo wir nicht eine Seltenheit mehr kennen lernen. Die Stunden, welche mein Freund auf ſeinen Beruf verwendet, bringe ich mit der Arbeit zu, die uns nach dem Ruheſitz der Muſen begleitet hat **). Dieſe

---

*) Dieſes war die königliche Hofzeichnerin Frau Werner.

**) Baylens Dictionnaire.

Vorſtellung machte ich mir von der Reſidenz, ehe ich nach Dresden kam. Ich glaubte, hier könnte man ſich von allen überhäuften Arbeiten erholen; ich erfahre aber, wer ſo gewohnt iſt ſich zu beſchäftigen, wie mein Freund, der findet aller Orten ſeine Neigung zu befriedigen. Alles Merkwürdige habe ich hier geſehen, und ich würde Ihnen eine Beſchreibung von vielen Bogen machen, wenn ich alles das erzählen ſollte, was mir im grünen Gewölbe, im Zeughauſe, in der Kunſtkammer, auf der Bildergallerie, im Holländiſchen Palais, und aller Orten, wo Kenner, Bewunderer und Neugierige ſich befriedigen können, vorzüglich gefallen hat. Die Natur hat aber auch bey der Lage von Dresden nichts vergeſſen. Ehe ich in die Reſidenz kam, und die Kunſt, die ein Heer ihrer Anhänger daſelbſt verſchwendet hat, bewunderte, ward mein ganzes Gemüth bey dem Anblick der angenehmen Gegend von Meißen bis Dresden, erheitert. Mit welcher Ruhe und

Vergnügen (dachte ich bey mir ſelbſt) muß es ſich in einem ſo angenehmen Landhauſe gelehrten Arbeiten obliegen? Wie viel Verhinderungen, ſagte mein Freund, den ich meine Beobachtung erzählte, iſt man bey ſo vielen Gegenſtänden, die das Auge reitzen, auch ausgeſetzt. Er hat nicht unrecht, ich glaube nunmehro daß es ſich auf dem Sperlingsberge *) in Leipzig ruhiger und ungeſtörter arbeiten läßt, als auf irgend einem der geringſten Weinberge in dieſer reitzenden Gegend.

Bayle beſchäftiget uns beyde, in allen Stunden, da wir uns der Arbeit widmen, und der Geſellſchaft entziehen können. Von allem, was die verſammleten Landesſtützen, zum Wohl des Landes berathſchlagen werden, will Ihnen mein Freund ſelbſt Nachricht geben. Jetzt habe ich

---

*) Nicht weit von der Wohnung unſerer Gottſched in Leipzig, wird es der Sperlingsberg genennet.

ich dieſen Auftrag von ihm mit Vergnügen erfüllt, weil ich bey dieſer Gelegenheit Ihnen die Verſicherung meiner Hochachtung geben kann ꝛc.

Gottſched.

Neun und ſiebenzigſter Brief.

Leipzig 1742.

Hochzuehrende Frau,

Meine erſte Beſchäftigung hier in Leipzig, iſt die Erfüllung einer der vornehmſten Pflicht gegen Sie, meine verehrungswerthe Freundin. Sie haben uns zu einer ewigen Dankbarkeit verpflichtet, und von dieſer finden Sie hier die lebhafteſte und heiligſte Verſicherung. Mein Freund wird ein gleiches für ſich thun; denn in Wahrheit, Ihre Verbindlichkeiten, damit Sie uns die untrüglichſten Beweiſe Ihrer Freundſchaft gegeben, ſind jedem Theil zu wichtig, als daß einer für beyde den Dank übernehmen, und dep=

doppelten Regungen Gnüge leiſten könnte. Geben Sie mir Gelegenheit Ihnen die Empfindung meines dankbaren Herzens, anders als in bloßen Worten zu zeigen, denn werden Sie ſagen, daß die Freundſchaft und die Erkenntlichkeit eines fühlenden Herzens alle Proben auszuhalten fähig ſind. Wenn ich an unſern Abſchied gedenke, ſo ruft mein Herz noch heute aus:

O Tag! o Augenblick, ſo reich an Luſt als Leiden,
O theurer Gegenſtand des Schmerzens und der Freuden!

Aber ich werde nicht beruhiget dadurch. Hier warteten die Drucker mit Ungedult auf unſere Ankunft. Alle Muße, die wir in Dresden gehabt, hat ſich in eine ununterbrochne Kette von Arbeit verwandelt. Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht, ſind wenig Stunden übrig, auf die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens zu wenden. Ich muß an das vergangene,

gene, und in Dresden auf ſo vielfältige Art erhaltene Gute zurückdenken, um mich über die gegenwärtigen Beſchwerlichkeiten eines gelehrten Lebenswandels zufrieden zu ſtellen. Doch es iſt mein Schickſal, dieſen will ich mich mit Gelaſſenheit unterwerfen. Es iſt mein Wunſch geweſen, und da ihn die Vorſehung in reichern Maaße, als ich jemals geglaubet, erfüllet hat, will ich nicht murren, ſondern nach allen Kräften meinen Beruf gleichfalls erfüllen. Dieſer Vorſatz wird alles leicht machen, was mir in den finſtern Augenblicken meiner Hypochondrie oft ſchwer ſcheinet. Bey dem Andenken an Ihre Güte, und an Ihre Freundſchaft, werde ich wieder heiter, und in dieſer Verfaſſung des Gemüths, verſichre ich Ihnen meiner ewigen Ergebenheit,

Gottſched.

Achtzigſter Brief.

Leipzig den 17. April 1743.

Hochzuehrende Frau,

Ich danke Ihnen aufrichtigſt für den Antheil, den Sie an meiner ſchwächlichen Geſundheit nehmen; dieſe iſt ſo, wie Sie vermuthen, und wie mein Freund Ihnen eine weitläuftige Beſchreibung davon gemacht hat. Die Aerzte beſchäftigen ſich, meine Maſchine aufrecht zu erhalten, die leider nicht alle Erwartung von ihren Bemühungen erfüllet. Nur die Kräfte meines Gemüths ſtehen einigermaßen in meiner Gewalt, und ich ſuche alles hervor, dieſelben nicht ſinken zu laſſen, ſondern immer mehr zu ſtärken. Geſetzt aber auch, daß mein Lauf in der Hälfte meiner Tage vollendet würde; geſetzt, daß ich mein Leben eher, als viel tauſend meiner Zeitgenoſſen beſchließen ſoll; was iſt es anders, als viel eher zu der Ruhe zu gelangen, wohin wir alle zu kommen wünſchen, und den ſeligen Ort nach einer beſchwerlichen Reiſe bald zu erblicken, wornach wir auf der mühſeligen Wanderſchaft dieſes jammervollen Lebens ſo oft ſeufzen? Ich ſage mit Addiſon: „Die „Vorſtellung eines künftigen Lebens iſt der „geheime Troſt, und die Erquickung meiner „Seele. Sie machet, daß die ganze Natur „um mich herum munter und freudig ausſieht. „Sie verdoppelt alle meine Vergnügungen, „und ſtärket mich in allen meinen Trübſalen. „Ich kann die Widerwärtigkeiten und Unglücks„fälle, Schmerzen und Krankheit, den Tod „ſelbſt, und was noch ärger iſt als der Tod, „den Verluſt derjenigen, die mir auf der Welt „am liebſten ſind, mit Gleichgültigkeit an„ſehen, ſolange ich die Freude der Ewigkeit, „und dasjenige Leben vor Augen habe, in „welchem weder Furcht noch Schrecken, weder „Sorge noch Pein, weder Krankheit noch

„Trennung mehr ſeyn wird ꝛc.“ Sehen Sie, liebſte Freundin, die Beſchaffenheit meines Gemüths, unter den Beſchwerlichkeiten eines ſiechen Körpers. Wer weiß, ob er nicht bald von der gütigen Hand Gottes ſeine völlige Geneſung erhält. In allen Fällen ergebe ich mich ſeiner Vorſorge, und ich mag leben oder ſterben, ſo bin ich immer Ihre treuſte Freundin

Gottſched.

Ein und achtzigſter Brief.

Leipzig 1743.

Hochwohlgebohrne Frau,

Mit thränenden Augen und einem beklemmten Herzen eile ich Ew. Hochwohlgeb. über den Verluſt zu tröſten, den Ihnen die Hand der Vorſehung erfahren läßt. Ich leide mit Ihnen, gnädige Frau, ob ich gleich die unausſprechliche Glückſeligkeit des Verſtorbenen einſehe, und über dieſe mich mit Ihnen freuen möchte. Sie haben keinen Sohn verlohren, ſondern Ihre chriſtliche Ergebung in den göttlichen Willen, hat ſolchen in die treuen Vaterhände zurück geliefert, von welchem Sie dieſes theure Pfand vor wenig Jahren erhalten hatten. Laſſen Sie hier Ihrer ſonſt ſo geläuterten Vernunft nicht zu viel Gewalt; die Religion allein muß ſprechen. Dieſe hat mächtigere Troſtgründe, ſolche Wunden zu heilen, als alle Mittel und alle Zerſtreuung, ſo die Weisheit der größten Geiſter, und ihre Freunde hervorſuchen könnten. Opfern Sie Ihren Schmerz, und die gerechte Urſache Ihres Schmerzens dem Gott, der Ihre Seufzer, und Ihre Thränen für die Geneſung eines geliebten Kindes erhöret, und Ihren Sohn völlig geheilet, und ewig glücklich gemacht hat. War dieſes nicht die Abſicht Ihrer Wünſche, und aller Ihrer Bemühungen? Dieſe innerliche Ueberzeugung wird Ihnen zum Troſt dienen, Sie werden über ſich ſelbſt ſo viel gewinnen, mit dem Sohn Gottes auszurufen: **Vater! nicht mein Wille, ſondern dein Wille geſchehe.** Sind Sie nur ſo weit gekommen, ſo haben Sie überwunden, und Ihre Religion hat über alles, was die Zärtlichkeit einer Mutter ſchmerzliches ſagen kann, geſieget: Sie werden Ruhe und Troſt in demjenigen finden, der unſer Alles iſt. Ihre Gottesfurcht wird Ihnen mehr Troſt einflößen, und Sie eher aufrichten, als die Weiſeſten Ihrer Freunde nicht zu thun vermögend ſind. Sie ſind überzeugt:

> Daß Ihr verklärter Sohn jetzt alles das beſitzet,
> Was unſer Glaube hofft, und hier kein Auge kennt.

Dieß iſt der einzige Troſt, den ich zu E. H. Beruhigung anführen wollen. Ich thue die eifrigſten Wünſche für dieſelbe, und für das dauerhafte Wohl Dero ganzen Hauſes.

Gottſched.

Zwey und achtzigſter Brief.

Leipzig den 27. April 1747.

Hochwürdiger ꝛc.

Den Augenblick erhält mein Freund ein Schreiben, welches in einer Gemüthsverfaſſung geſchrieben zu ſeyn ſcheinet, daraus er Ew. Hochwürd. gern je eher je lieber ziehen wollte. Da ihn indeſſen, theils die letzten Bogen der Muſchenbrockiſchen Phyſic, deren Ausgabe dieſe Woche noch zu Stande kommen ſoll; theils der Befehl vom Hofe, zu einer morgen bevorſtehenden akademiſchen Vorleſung vor unſers Churprinzens Königl. Hoheit, ganz außer Stand ſetzet dieſe Pflicht eigenhändig zu beobachten; ſo hat er mir, als ſeinem unwürdigen Secretair, dieſes aufgetragen. So iſt in der menſchlichen Geſellſchaft kein Vorfall ſo geringe oder ſeltſam, der nicht irgend einem Mitgliede derſelben, zum Vortheil ausſchlüge. Und ſo muß eine Begebenheit, welche viele ſcharfſinnige Perſonen noch unſchlüßig macht, ob ſie ſolche unter die lächerlichen Ebentheuer zählen, oder in die Zahl neuer Erfahrungen ſetzen ſollen, ſich in ein gedrucktes Meßmährchen verwandeln, um mir Gelegenheit zu geben, E. H. diejenige Hochachtung zu verſichern, die ich Ihnen längſt gewidmet.

Was die Hauptſache Dero Schreibens betrift, ſo hat mein Freund die bewußte Geſchichte kaum in ihrem Maculaturkleide erblicket, als er ſogleich den Drucker holen laſſen, und ihn befraget, wer ihm die Freyheit ertheilet, dieſe Schrift bekannt zu machen? Er antwortete, wie alle Leute zu thun pflegen, die ein böſes Gewiſſen haben, und nahm den Verweis, welchen ihn mein Freund zu geben Macht hatte, geduldig an. Da nun bey Durchleſung des Gedruckten kein Umſtand gefunden wurde, welcher nach der Vorſchrift des Hofes, die Bekanntmachung eines Werks verhinderte, ſo konnte mein Freund dem Drucker nicht abſchlagen ſein

Vidit auch noch auf das gedruckte Blatt zu ſchreiben, und der Sache ihren Lauf zu laſſen.

So wenig nun mein Freund hierinnen etwas gethan haben ſoll, welches wider die tiefe Ehrfurcht ſtritte, die er dem Durchlauchtigen B. Hauſe ſchuldig iſt, noch deſſen preiswürdigſten Stiftungen nachtheilig ſeyn könnte; ſo wenig haben Ew. H. inskünftige dergleichen von ihm zu beſorgen. Geſetzt, es wäre auch ſchon eine ganze Ausarbeitung fertig, in den Bücherſaal eingerückt zu werden, ſo würde ein einziger Wink eines Fürſten, der die Liebe zur Gelehrſamkeit unter ſeine Erbrechte zählet, hinlänglich ſeyn, alles zu zernichten. Indeſſen glaube ich, daß das Anſehen des Verfaſſers bey Vernünftigen nicht leiden wird. Man kann ein ſtarker Philoſoph, ja ein tiefſinniger Mathematicus, und dennoch ein Menſch ſeyn, deſſen Seele ihre Erfahrungen durch gar zu betrügliche Werkzeuge machen muß. Die Geſchichte iſt voller Beyſpiele von großen Leuten, die nur in einer einzigen

Sache ſich ſelbſt nicht ähnlich geſehen. Und denn ſagt mein Freund Buttler in ſeinem Hudibras:

Obſtinacy's is n'er ſo ſtief
as whenti's in a wrong belief.

und ich gebe ihm Recht. E. H. ſehen wohl, daß ich trotz meiner Hypochondrie den Geſpenſtern unmöglich die Ehre erweiſen kann, ſie in die Reihe derer Weſen zu ſetzen, vor denen man ſich zu fürchten hätte.

Sobald das Meßgetümmel die verſcheuchten Muſen wieder zu ihrer Ruhe kommen läßt, wird mein Freund ſeiner Pflicht gegen E. H. ſelbſt nachkommen, bis dahin empfehle ich ihn Ihrer Gewogenheit, und verſichere, daß ich mit ganz beſonderer Hochachtung beſtändig ſeyn werde

E. H.

Gottſched.

Drey und achtzigſter Brief.

An den Herrn Cabinetsminiſter Grafen von Manteufel.

Leipzig den 8. October 1745.

Vor Ew. Exc. mitten unter den Bemühungen der wichtigſten Staatsgeſchäfte mit einem Werke zu erſcheinen, welches ſowohl bey den Verfaſſern, als bey der Ueberſetzerin eine Frucht der Muße, und eines unbeſchäftigten Lebens geweſen, iſt allerdings viel gewaget. Allein Ew. Excell. haben ſich ehemals auf die gnädigſte Art für einen Beſchützer der Wahrheit und der Muſen erkläret, und da Dieſelben ſolches auch bey den anſehnlichſten Veränderungen gewiß allezeit bleiben werden, ſo gewinnt mein Unternehmen ein ganz ander Anſehen, und meine Kühnheit iſt entſchuldiget. Ich darf mir kaum ſchmeicheln, daß Ew. E. Dero koſtbare Zeit auf die Durchblätterung dieſes Werks wenden ſollten; und ich bitte mir deswegen nur die Erlaubnis aus, dieſes Merkmal meiner Ehrfurcht auf die äußerſte Ecke ihres Schreibtiſches zu legen. Ich hoffe der lobenswürdigen Neigung des Fräul. v. P. dadurch Gelegenheit zu geben, einige Ihrer Nebenſtunden auf daſſelbe zu verwenden. Ihr ſchon frühzeitig geläuterter Witz, wird aus ſo vielen Materien, die in dieſem Werke vorkommen, diejenigen am beſten ausfindig zu machen wiſſen, die E. E. am angenehmſten ſeyn möchten, und die natürliche Anmuth Ihres mündlichen Vortrags, wird meiner Schreibart die Schönheit ertheilen, die ich ihr nicht zu geben gewußt habe. Auf dieſe Weiſe wünſche ich, daß meine Arbeit E. E. bekannt werde, hauptſächlich der Vorrede wegen. Ich möchte gerne, daß E. E. die menſchliche Schwachheit, die ich darinnen begangen, mit gütigen Augen anſähen, Ich habe mich nicht enthalten können, den ungeſitteten Vorredner der Königſchen Gedichte, (er heiße nun Roſt oder Liſcov) ganz kurz zu ſagen, daß ich ſein Verfahren gegen mich, ſo wie ihn ſelbſt verachte. Dieſes habe ich darum gethan, damit die Welt ſich nicht wundere, wenn ich ihm auf alle Thorheiten, die er künftig wider mich noch vornehmen könnte, nicht ein Wort antworten werde. Dieſe geringe Rache habe ich meiner Ehre ſchuldig zu ſeyn erachtet. Sie wird mich hinlänglich befriedigen, wenn ſie E. E. nicht mißbilligen.

Mein Freund, der E. E. ſeine unwandelbare Ehrfurcht verſichert, hat ſich bey der letzten Zuſammenkunft der Collegiaten ſo bezeiget, wie es E. E. begehret, und wie es die Pflichten eines treuen Clienten erfordern. Er hat ſich allerdings wider einige Feinde gemacht, allein es iſt nicht das erſtemal, daß er aus Eifer gegen Dero Befehle ſich darüber hinausſetzet. Die ganze Akademie beneidet dem Profeſſor W.

den mächtigen und ganz auſſerordentlich ſeltenen Beyſtand, welchen er in dieſer Sache bey den Groſſen findet. Ich beneide nicht ihn, ſondern ſeine Frau. Es muß ein groſſes Vergnügen ſeyn, einen Gatten zu haben, deſſen Verdienſte um das gemeine Weſen, wider alle Anfälle ſo gewaltig beſchützet werden, und ich wüßte ſehr wohl, wem ich ein gleiches Glück wünſchte, wenn nicht ſchon ſeit langer Zeit die billigſten Wünſche auch die fruchtloſeſten wären. Ich würde noch mehr ſagen, wenn ich nicht an E. E. zu ſchreiben die Ehre hätte, die ein gar zu genauer Kenner der menſchlichen Gemüther ſind, und alſo die Empfindungen des Herzens einer Perſon einſehen werden, die ſich in ſolchen Umſtänden, wie ich, befindet. Seit zwey Jahren iſt nunmehro meine philoſophiſche Gelaſſenheit faſt erſchöpfet. E. E. kennen auch die Bosheit der Gegner meines Freundes, und ſeine Unſchuld, (da er ſich L. Haß blos auf höhern Befehl zugezogen) gar zu wohl, als

daß

daß Dieſelben mir dieſen Ausbruch meines geheimen Grams verdenken ſollten.

Es würde dieſer **Aufſeher** nicht in einem ſo ſchlechten Kleide ſich E. E. darſtellen, wenn die überhäuften Meßarbeiten die Buchbinder nicht verhindert hätten, ihm ein beſſeres zu verfertigen. Ich wollte meinen Endzweck erreichen E. E. dieſes Werk zuerſt vor Augen zu legen, ich bitte für den **Aufſeher** um Verzeihung, und bin mit der tiefſten Ehrfurcht

E. E.

Gottſched.

Vier und achtzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Leipzig den 29. Oct. 1745.

Je weniger mein **Aufſeher** die Gnade verdienet hat, womit ihn E. E. aufgenommen, deſto ehrfurchtsvoller und eifriger iſt der Dank, welchen ich Ihnen dafür ſchuldig bin. Hätte ich mir bey denen Staatsgeſchäften, womit E. E. überhäufet ſind, den für meine Ueberſetzung ſo vortheilhaften müßigen Abend voraus vermuthen können; ſo würde ich mir die Freyheit genommen haben, einige Stücke beſonders auszuzeichnen, die vielleicht E. E. Aufmerkſamkeit vorzüglich verdienen. Doch vielleicht hat der gute Geſchmack der Fräul. v. **Putkammer** dieſem Mangel abgeholfen. Dieſe junge Muſe würde mich gar zu ſtolz machen, wenn ich ein Merkmal erhielte, daß ſie mitten unter der

Pracht, und den Ergötzungen des Hoflebens, ſich noch einer entfernten Pedantin erinnerte.

Dürfte ich E. E. im vollkommenen Vertrauen auf Ihre Gnade, uns eine abermalige Probe davon zu geben, bitten; ſo wäre es dieſe: daß E. E. bey Gelegenheit der Fürſtin L. verſichern möchten, daß Dieſelbe Ihren jungen Prinzen in die Hände eines redlichen Mannes geliefert hätte, der ſich eine wahre Freude daraus machte, der ſtudierenden Jugend nach allen Kräften zu dienen. E. E. haben ihm dieſes Zeugnis der Wahrheit ſchon oft aus eigener Bewegnis gegeben; und wie eifrig wird ſich mein Freund angelegen ſeyn laſſen, dieſer vielfältigen Empfehlung ſich immer würdiger zu machen. Ich werde mit vollkommenſter Ehrerbietung lebenslang beharren

E. E.

Gottſched.

Fünf und achtzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Leipzig den 3. Nov. 1745.

Nicht nur die gnädige Aufnahme meiner letzten Bitte, ſondern auch die ſchleunige Erfüllung unſers Wunſches, verbinden mich E. E. meine vollkommenſte Erkenntlichkeit zu bezeugen. Zugleich wird mein Freund ſich ſelbſt von dem Verdachte zu befreyen ſuchen, den man auf ihn hat bringen wollen. Es kann niemand mehr, als E. E. bekannt ſeyn, wie wenig mein Freund zur Zahl der Proſelytenmacher gehöre. Dieſes Angeben komme nun aus Bosheit oder aus Unwiſſenheit her, ſo macht es ſeinem Urheber ſehr ſchlechte Ehre, der Ungrund wird ſich zeigen.

Ich bin beſchämt, daß E. E. meinem **Aufſeher** noch einige Stunden zugetheilt haben.

Auf Dero Befehl nehme ich mir die Freyheit zu melden, daß das 3. 4. 27. 39. 52. 55. 70. 83. 89. 93. 115. 119. 122. und 170. Stück der Aufmerkſamkeit eines großen Staatsmanns und Beſchützers der Wahrheit nicht unwürdig ſeyn möchten: Die meiſten davon ſind Arbeiten des großen Staatsſecretairs Addiſon, und im franzöſiſchen Mentor ausgelaſſen worden.

Es iſt ganz neulich eine Theodicee zum Vorſchein gekommen, zu der man wohl ſagen möchte: aut nomen aut mores muta. Es iſt eine nichtsbedeutende Schrift; und die bündigſten Gründe, womit der Verfaſſer den Herrn v. Leibnitz übertreffen will, ſind alle aus einer gewiſſen Diſputation genommen, mit welcher ſich der Verfertiger derſelben ſo lächerlich gemacht hat.

Die überſetzte Predigt iſt richtig in die beſtimmten Hände gekommen. Beykommendes Dankſagungsſchreiben für die Alethophiliſche Schaumünze, hat der Hofprediger J... an meinen Freund zu beſtellen überſandt. Er iſt ſehr begierig zu wiſſen, wer doch der Ueberſetzer ſeiner Predigt geweſen ſeyn mag? Indeſſen giebt er demſelben das Lob, daß er durch die Ueberſetzung die Predigt noch verſchönert habe; ſo weit ſich ſolches, ohne vom Original abzuweichen, hätte thun laſſen. Dieſen lauten Beyfall werden E. E. alſo, aus einem die Wahrheit liebenden Munde annehmen und ſtatt aller Lobeserhebungen gelten laſſen, die ſo oft dem Range, oder der Geburt, oder aus andern Abſichten ertheilet werden, und gemeiniglich den Verdacht einer Schmeicheley auf ſich haben.

Ich werde nie aufhören mit der tiefſten Ehrerbietung zu ſeyn ꝛc.

Gottſched.

Sechs und achtzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Leipzig den 7. April 1746.

Daß E. E. ein Exemplar Dero ausnehmend ſchönen Ueberſetzung der Jeruſalemiſchen Predigten, für mich gnädigſt beſtimmt, habe ich erſt vor wenig Tagen erfahren. Die unverdiente Ehre, die E. E. hierbey meiner Ueberſetzung des Guardian's erzeiget, hätte ſchon längſt meinen gehorſamſten Dank verdienet; allein ich bin meinem Geiſte und Körper nach, ſeit einiger Zeit in ſo verdrüßlichen Umſtänden geweſen, daß ich mich nicht getrauet etwas aufzuſetzen, das würdig geweſen wäre vor die Augen eines ſo erleuchten Kenners ſchöner Ausdrücke zu kommen.

Was wäre wohl zum Aufnehmen der Wahrheit, der Religion, und zur Ehre der Gelehrſamkeit in Sachſen, jetzt beſſers zu wünſchen, als daß die erledigte Stelle eines Hofpredigers, mit dem Verfaſſer dieſer herrlichen Predigten erſetzet würde? Seine Verdienſte um die deutſche Wohlredenheit, ſind durch E. E. Bemühung in ein ſo helles Licht geſetzet worden, daß er bereits durch ſeine Predigten allen Großen bekannt iſt. Er iſt über dieſes von anſehnlicher Perſon und guten Sitten, und überhaupt ein Mann, der ſich ſehr wohl an dem Hof ſchickt, und mit Beyfall ſchon einige Zeit daſelbſt gelebet hat. Wie viel würden Kirchen, hohe Schulen und die Philoſophie, in Sachſen nicht gewinnen, wenn wir ihn zum Hohenprieſter bekämen? Vielleicht iſt es eben jetzt der rechte Zeitpunct geweſen, daß E. E. ſeine Reden bekannt gemacht. Aus reiner Abſicht, und als ein Mitglied der Alethophiliſchen Geſellſchaft, habe ich für die Aufnahme der Wahrheit, dieſe Gedanken E. E. eröffnen wollen. Ich bin mit aller Ehrfurcht

Gottſched.

Sieben und achtzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Leipzig im April 1746.

E. E. mit dieſen Zeilen aufzuwarten, verbindet mich ein feines Meiſterſtück meines geiſtlichen Wohlthäters Herrn D. K. in W. welcher mich vor einigen Jahren aus gerechtem Eifer, über den Verfaſſer des Horazianiſchen Zurufs an alle Wolfianer ꝛc. mit ſeinem theologiſchen Fluche beleget hat. Ich habe bisher dieſen neuen Chryſoſtomus, nur nach ſeiner Stärke und Eifer im orthodoxen Strafamte, zu kennen die Ehre gehabt; bis ich in beyliegender Probe, auch das ihm verliehene Pfund im Segnen kennen gelernt. Ich ſehe daraus, daß derjenige eben nicht viel einbüßet, wem er dieſes Gut verſaget. Das immerwährende Andenken, darinnen E. E. bey allen Liebhabern der wahren

Weish-

Beredſamkeit, als ein eifriger Beförderer und würdiger Kenner derſelben ſtehen, hat mich bewegen, dieſes Meiſterſtück Ihnen vor Augen zu legen, und E. E. bis in den Sitz der Staatsklugheit, wo die Schickſale ganzer Völker erwogen und beſtimmt werden, mit dem unreifen Gedanken dieſes geiſtlichen Redners zu verfolgen. Eines Mannes, der ſich alle erſinnliche Mühe giebt, daß Omen und Nomen bey ihm nicht einerley ſey. Der ſchon hundert dankvolle Seufzer verſchwendet hat, daß ihm ſein ſeeliges Geſchick des Unglücks überheben, eben ſo zu reden, wie der blinde Heide Cicero *); oder der vom calviniſchen Irrthumsgifte angeſteckte Saurin; oder Werenfels; oder endlich die neuere Quelle alles Seelenkummers der Orthodoxen, unſer unſterblicher Reinbeck. Vielleicht hat er das Glück E. E. nach Dero wichtigen Geſchäf-

ſchäf-

---

*) Dieſes waren die eigenen Ausdrücke des Herrn D. K. in W.

ſchäften ein paar vergnügte Augenblicke zu machen. Eine Ehre, die ihm weit beſſere Schriftſteller misgönnen werden, welches mir aber Gelegenheit giebt, nicht zu bereuen, E. E. mit dieſer Schrift einige Augenblicke geraubet zu haben. Ich bin ꝛc.

Gottſched.

Acht und achtzigſter Brief.

An eben Denſelben.

Leipzig 1746.

Eu. Excellenz verlangen den Aufſatz zu leſen, welchen ich über **die wahre Ehre** entworfen? Ich kann ſolchen vor keinen beſſern Richterſtuhl niederlegen, und erwarte E. E. Urtheil darüber; ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn meine Arbeit des Beyfalls eines ſo erleuchteten Kenners nicht ganz unwerth ſeyn wird.

Von der wahren Ehre.

> Wird Cato auch erſchreckt
> Um daß Vatinius, der Abſchaum aller Thoren,
> Zum Bürgermeiſter Amt vor ihm wird auſerkohren,
> Und ſitzt oben an?
>
> Opitz.

Die Ehre iſt allemal ein Endzweck edler Seelen geweſen, und die Begierde nach Ruhm, iſt die fruchtbare Quelle, der wir die größten Thaten der Sterblichen zu verdanken haben. Nichts iſt natürlicher, als daß wir bey allen unſern Handlungen zuvor den Vortheil erwägen, den ſie uns zuziehen können.

Die Ehre iſt unſtreitig ein Trieb, welcher nur erhabne und groſſe Seelen reitzen kann, bloß in Abſehen auf dieſelbe, und ohne allen fernern Gewinn, ſchwere und wichtige Sachen zu unternehmen. Niemand argwöhne, daß ich hier von thörichten und unvernünftigen Leuten rede, die weder einen rechten Begriff von der wahren Ehre haben, noch die Mittel kennen, welche man zu deren Erlangung anwenden muß. Nein, ich rede von Leuten, welche Verſtand und Klugheit genug beſitzen, das wahre vom falſchen, und diejenige Ehre, welche ſich auf die unſtreitige Tugend gründet, von dem falſchen Glanze zu unterſcheiden, den die Schmeicheley oder das blinde Glück manchen Perſonen ertheilet. Dergleichen Leute ſind in meinen Augen ganz bewunderswerth. Der Trieb, welcher ſie zum Guten führet, iſt einer der edelſten und uneigennützigſten, denn was iſt billiger, als daß Ruhm und Ehre der Tugend auf dem Fuße folgen? Und was iſt unſträflicher, als daß man die Tugend auch um dieſer ihrer angenehmen Folgen liebe? Da uns indeſſen die tägliche Erfahrung lehret, daß die Umſtände der Zeit, die Gemüthsbeſchaffenheit unſerer Mitbürger, und auch die Fügung des höchſten Weſens, aus weiſen Abſichten, der Tugend oftmal das ihr gebührende Lob verſagen; da es uns faſt keinen Tag unſers Lebens an Beyſpielen einer unterdrückten Tugend, und geſchmäheter Verdienſte fehlet; da die Liebe zum Guten aber, und die Ausübung der Tugend, gleichwohl nothwendig ſind: ſo muß man auch bey der Begierde nach Ruhm ſehr behutſam ſeyn. Es iſt zwar gut die Vortheile zu lieben, die aus der Tugend zu entſpringen pflegen; es iſt aber noch viel beſſer, wenn man ſie bloſt um ihr ſelbſt willen liebet. Die innere Vortreflichkeit der Tugend, und ihr ſelbſt eigener Werth, überwiegt noch weit alle Ehre, die uns jemals aus ihr entſtehen kann. Die Begierde nach Ruhm muß uns alſo nur zu einer Wegweiſerin dienen, durch deren Beyhülfe wir zur Tugend gelangen; niemals aber muß ſie die Hauptabſicht unſerer Handlungen werden. Wir müſſen uns in gewiſſen Fällen zufrieden ſtellen, wenn wir gleich durch unſere Tugend keine Ehre erlangen; wenn gleich unſer guter Wille mit ungegründetem Verdachte, unſer patriotiſches Beſtreben mit Leichtſinnigkeit, und alle unſere Verdienſte um das gemeine Weſen mit Undank belohnet werden. In dieſen Fällen müſſen wir der Tugend ihr Recht wiederfahren laſſen, und zugeſtehen, daß ſie uns, auch bloß durch ſich ſelbſt völlig glücklich macht.

Auf dieſe Betrachtungen ward ich geſtern geleitet, da ich einen Beſuch bey einer meiner Freundinnen abgeſtattet hatte. Ihr Sohn, der vor wenig Tagen von ſeinen Reiſen zurücke gekommen war, hatte genug zu thun einem jeden von den Anweſenden, ſeine Fragen über alles was er geſehen zu beantworten. Unter andern beſchrieb er uns die berühmte Bildſäule des Erasmus in Rotterdam. Alle waren der Meynung, daß dieſelbe der Stadt nicht weniger Ehre bringe, als dieſem großen Gelehrten. Dergleichen Denkmäler der Dankbarkeit ehren allemal denjenigen, der ſie aufrichtet, eben ſo ſehr, als den, dem zu Ehren ſie aufgeſtellet,

ſtellet werden. Vielleicht würde man mehrere Muſter außerordentlicher Vorzüge unter uns ſehen, wenn nicht dergleichen öffentliche Belohnungen der Tugend in neuern Zeiten, ſo ſehr in Verfall und Abnahme gerathen wären. Nichts war natürlicher, als daß die Geſellſchaft ſich bey dieſer Gelegenheit des größten deutſchen Weltweiſen, des Freyherrn von Leibnitz erinnerte, und ſich einſtimmig verwunderte, daß deſſen Vaterſtadt ſich gegen ſeinen unſterblichen Namen nicht eben ſo dankbar bewieſen hätte; da gewiß in den Augen aller Verehrer wahrer Verdienſte, Leipzig nicht weniger Ehre von dieſem ſeinen vortreflichen Sohne hat, als von allen ſeinen übrigen Vorzügen. Der jüngſt zurückgekommene Sohn des Hauſes, nahm ſich, ich weiß nicht aus was für Urſachen, in dieſem Stücke der Stadt Leipzig an. Er meynte Leibnitzens Ruhm ſtünde feſter, als daß er Steine und Metall zu ſeiner Verewigung brauche. Einem Mann, dem die gegenwärtigen und zukünftigen Zeiten, das Licht, was ſie erleuchtet, ganz allein zu danken hätten, der würde ohne alle Ehrenſäulen niemals vergeſſen werden, ſolange noch Künſte und Wiſſenſchaften in einigem Flore blieben. Der bekannte ſinnreiche Einfall eines ſolchen öffentlichen Undanks ward nicht vergeſſen; daß es nämlich rühmlicher ſey, wenn man fraget: **Warum einem großen Manne keine Ehrenſäule geſetzet werde?** als die Frage: **Warum ihm eine ſey geſetzet worden?**

Bey dieſer Vertheidigung hatte er nun zwar nicht alle Stimmen auf ſeiner Seite, und man fand vieles darwider einzuwenden. **Calliſte**, die mit mir war, und gerne, wenn es ſich thun läßt, das Geſpräch auf einen feſten Satz lenket, brachte die Frage vor: **Ob es angenehmer ſey eine Ehre zu verdienen, die man nicht erhält? oder eine Ehre zu erlangen, die man nicht verdiene?** So ausgemacht dieſer Satz bey allen Tugendhaften von rechtswegen ſeyn ſollte: ſo vielen Bejahungen und Widerſprüchen war er hier gleichwohl unterworfen. In langer Zeit habe ich kein Geſpräch ſo lebhaft und mit einem ſo partheyiſchen Eifer fortſetzen hören. Da wir nun lauter vertraute Freunde unter einander waren, ſo ſagte auch ein jeder die unverſtellte Meynung ſeines Herzens; und eben daher kam es, daß nach einem zweyſtündigen Gefechte, der Streit noch nicht entſchieden war, und keiner von beyden Theilen ſich des Sieges rühmen konnte. Dieſe Materie ſcheint mir der Mühe werth zu ſeyn, daß man ſie etwas näher unterſuche, und ich werde meine Gedanken darüber ausdrücken.

Die Zufriedenheit des Gemüths iſt ohne allen Streit ein weſentliches Stück unſerer irrdiſchen Glückſeligkeit; und dieſer Satz iſt in der Natur unſerer Seele ſelbſt gegründet. Es giebt kein Vergnügen in der Welt, das uns nicht zur Laſt fallen ſollte, woferu wir es für kein Vergnügen halten. Einer hält ſich bey der Feder, der andere bey dem Degen für glücklich. Cajus liebt das Hofleben, Sempronius die Stadt, und Titus das Land. Chloris iſt gern auf dem Tanzplatze, Sylvia in ihrem Zimmer, und Chloe kann ohne ihre Laute nicht vergnügt ſeyn. Dieſe alle ſchätzen ſich glücklich; dieſe alle würden ſich für die mühſeligſten Perſonen des Erdkreißes halten, wenn man ihre Glückſeligkeiten vertauſchen, die Sylvia zum Tanze, die Chloris zur Muſik, den Titus zum Hofleben, den Cajus zum Landleben zwingen wollte. Wir müſſen alſo nicht nur glücklich ſeyn; das heißt, wir müſſen nicht nur in einem Zuſtande leben, den hundert andre Menſchen für beglückt halten würden; ſondern wir ſelbſt müſſen uns auch beglückt ſchätzen, wofern wir bey unſern Umſtänden einer wahren Gemüthsruhe und Zufriedenheit genießen wollen. Noch nie haben die größten Ergötzungen dieſer Erden, die Kraft gehabt ein unruhiges Gemüth zu beſänftigen. Die heimlichen und unverſtellſtellten Vorwürfe unſers Gewiſſens, wiſſen ſich durch Stand, Vermögen, ja durch unſre Leidenſchaften ſelbſt, einen Weg zu bahnen; und wenn uns gleich das Urtheil der Leute, unſere Eigenliebe, und andere Umſtände eine Zeitlang verblenden; ſo vergiebt doch unſer Gewiſſen nichts von ſeinem Vorrechte. Es fängt dereinſt an, mit uns die Sprache der Wahrheit zu reden, und dieſe iſt oftmals um deſto lauter und furchtbarer, je länger wir ſchon im Irrthum geſteckt haben, und je tiefer wir in einem Labyrinthe irren, deſſen Ausgang uns je länger, je ſchwerer wird. Ein ruhiges Gewiſſen iſt alſo das höchſte Glück, und diejenige Ehre, die mit dieſer Ruhe am beſten beſtehen kann, wird ohne allem Zweifel für uns die angenehmſte und vortheilhafteſte ſeyn.

Das gute Urtheil, welches die Welt von unſern Thaten fället, wird insgemein unter dem Namen der **Ehre** verſtanden. Dieſes nun erlangen wir gemeiniglich, theils durch allgemeine und beſondere Lobſprüche, theils durch wirkliche Belohnungen. Keines von beyden aber, kann uns in ein wahres Vergnügen ſetzen, ſolange wir noch einen Richter in unſerm Herzen tragen, der uns beſtändig unſere Unwürdigkeit vorrücket. Wir wiſſen, daß die Anzahl der Klugen und Verſtändigen zu allen Zeiten die kleinſte geweſen iſt. Die wenigſten Menſchen ſind vermögend, die innre Natur des Guten und diejenigen Handlungen zu unterſcheiden, die aus einer wahren Tugend entſpringen. Daher iſt auch nichts unſicherers als ihr Beyfall. Furcht, Unverſtand, Schmeicheley, und hundert andere Umſtände ſind nur gar zu oft die Quellen des allgemeinen Beyfalls. Dieſe oder jene That wird bis an den Himmel erhoben, weil man albern genug iſt, ſie von einer vortreflichen Tugend herzuleiten; da doch wohl ein ungefährer Zufall, oder gar ein Laſter die Mutter derſelben iſt. Jenen Mann vergleicht man mit den größten Helden des Alterthums:

Warum? Weil er aus einem Hauſe entſproſſen iſt, dem nach den feinen Sitten der neuern Zeiten kein gemeinerer Name beygeleget werden darf. Einer wird gerühmet, weil ſein großes Vermögen nicht **Vielen geholfen** hat; ſondern weil es **Vielen helfen könnte.** Ein anderer wird erhoben, weil ſein großes Anſehen, denen die ihn nicht vergöttern, zu ſchaden pflegt, u. ſ. w. So unſicher iſt es alſo mit dem allgemeinen Beyfalle beſchaffen, mit dem Beyfalle, von dem ſchon einer der vortrefflichſten alten Schriftſteller ſagt: Daß er gerade anzeige, eine Sache tauge nichts. Kann nun wohl eine ſolche Ehre unſer Gemüth in Ruhe ſetzen? Wird unſer Herz ſich an einem unverdienten Ruhm gnügen laſſen? Nimmermehr! Wir wollen aus dem Beyſpiele des Julius Cäſar ſehen, wie wenig auch der eitelſte Menſch mit einem allgemeinen Lobe zufrieden ſey, wenn ſein Gewiſſen ihn überzeuget, daß er es nicht verdiene.

„Keiner von allen Römern iſt wohl jemals der Ehrſucht mehr ergeben geweſen, als Julius Cäſar. Die Liebe zum Vaterlande, zur Freyheit, zu ſeinen Mitbrüdern, ja gar zu ſeinem eigenen Leben hat er dieſer gewaltigen Leidenſchaft aufgeopfert, ſogar daß er auch vergaß, daß er ein Römer war, und ein Wütrich ſeiner eigenen Mitbürger wurde, die doch nichts ſchlechter waren als er ſelbſt. Sollte nun dieſer Menſch nicht vollkommen zufrieden geweſen ſeyn, als er ſeinen Zweck erlangte? Sollte der allgemeine Beyfall, den er mit ſo großer Begierde geſucht hatte, ihn nicht befriedigen, geſetzt daß er von ſeiner Unwürdigkeit innerlich überzeuget wäre? Wir wollen bald das Gegentheil ſehen, wenn wir ihn auf der Stelle betrachten, wo ihm an dem Tage ſeines Todes der gottloſe Antonius die Krone aufſetzte. Cäſar bemerkte die mürriſche Stille des ganzen Volks. Der Unwillen freygebohrner Seelen bey dem Anblick eines Königs, blieb ihm nicht verborgen. Er legte alſo aus verſtellter Großmuth die Krone wieder ab. Sogleich entſtunden tauſend freudige Zuruffe. Man lobte ihn einhällig, und mit lauten Stimmen. Hat nun dieſer Beyfall ihn zufrieden geſtellet? Hat ihn dieſes, obgleich unverdiente Lob, ergötzet? Keineswegs. Cäſar ergrimmte über einen Ruhm, wozu ſein Gewiſſen ihn für unwürdig erklärte. Er entrüſtete ſich ſehr, daß ihm das Volk eine Großmuth zuſchrieb, die ihm nie in den Sinn gekommen war. Als nach abermaliger Aufſetzung der Krone, das Volk ebenfalls ſtille ſchwieg; und bey der zweyten Ablegung derſelben, ein noch ſtärkeres Freudengeſchrey, als das vorige entſtand: So ergrimmte dieſer Ehrſüchtige auf das äuſerſte, und alle ſeine Verſtellungskunſt, darinnen er es in ſeinem Leben ſo hoch gebracht hatte, konnte ihm dieſesmal die Wuth ſeiner Seelen nicht verbergen helfen.

Geſetzt auch, daß es dem Cäſar gelungen wäre; geſetzt das römiſche Volk hätte ſich aus Liebe zu ihm, und in der Zuverſicht, daß er die oberſte und uneingeſchränkte Gewalt nicht mißbrauchen würde, gefallen laſſen, ihn zum Könige anzunehmen: Wie lange würde ſeine Verſtellung gedauert haben? Wie bald hätte ſich ſeine Herrſchſucht und ſein Ehrgeiz nicht verrathen? Wie bald würden ſeine wahren Abſichten ſich entdeckt, und das ihm unverdient erbaute Ehrenmaal wieder eingeriſſen haben?

So und nicht anders gehet es mit einer jeden Ehre, die uns ohne unſer Verdienſt zu Theile wird. Wie können wir doch nur einen Augenblick bey ſolchen falſchen Schimmer zufrieden ſeyn? Die Wahrheit behält ihr ewiges Recht! Sie kömmt endlich an den Tag; und die größten Meiſter in der Verſtellungskunſt, haben es doch dahin nicht bringen können, daß ſie die künftigen Zeiten mit ihren künſtlichen Larven betrogen hätten. Alsdenn aber, wofern es nicht eher geſchiehet, rächen die Enkel ihre Voreltern; ſie reißen mit rächeriſchen Händen die

Ehrenzeichen von den Grüſten ſolcher Feinde des menſchlichen Geſchlechts, und nennen ſie und ihre Thaten der Nachwelt bey dem rechten Namen. Verdruß, Furcht, Unruhe, Scham und Zorn, ſind alſo die Folgen und Begleiter einer Ehre, die wir nicht verdienen: und da ſie unſer Gemüth in Unruhe ſetzen, wie können ſie unſre Glückſeligkeit beförden?

Wir wollen hingegen einen gerechten Ariſtides betrachten, den ſein undankbares Vaterland ins Elend verweiſet. Wie ruhig verläßt er nicht die Thore einer Stadt, die ihm die verdiente Ehre nicht erweiſet. Er hatte ſtets für ihr Beſtes geſorget. Er hatte ihren Flor ſeinem eigenen Wohl vorgezogen. Aus ihrem Sohne war er ihr Vater und Verſorger geworden. Er hatte ſie bereichert und war arm geblieben; er hatte ſie zu Ehren erhoben und ward verachtet; er liebte ſein Vaterland und jederman haßte ihn. Er beſchützte die Nothleidenden, und man verfolgte ihn. Da er ſeine

Vaterſtadt zu einer der glückſeligſten und angenehmſten Wohnungen gemacht hatte, ſo verweiſet man ihn ins Elend. Er geht auch: aber wie? iſt er traurig? iſt er verzagt? iſt er troſtlos? vergießt er Thränen, daß ihm das Volk keine Ehrenſeulen ſetzet? ringet er die Hände, daß ſich die Seinigen, ſo wie er gethan, bloß durch die Tugend allein werden forthelffen müſſen? beklagt er ſich, daß ſein Name möchte vergeſſen werden, und nicht auf den Lippen der Schmeichler ſchweben? O nein! Ariſtides geht ganz unbekümmert von dannen; ich ſage mehr: er geht vielleicht ruhiger und unbekümmerter davon, als er zuvor in Athen gelebt hatte. So ſtandhaft blieb er in dieſem Unglücke, welches er mit weiſen Augen betrachtete. Gerechter Ariſtides! wie iſt das zugegangen? Ach! dein gutes Gewiſſen gieng mit dir. Dieſes verſicherte dich, daß du alle die Ehrenbezeigungen verdienet hätteſt, die dir das undankbare Griechenland verſagte; daß alle deine

Läſterer dich nicht ſtrafbar machen konnten, da du dir eines beſſern bewußt wareſt; und daß du in dem Elende, wohin dich ein ruhiges Gemüth, ein unſträfliches Herz, und das Andenken deiner edlen Thaten begleiteten, nicht elend ſeyn konnteſt.

Man erblicket allerdings das menſchliche Geſchlecht auf einer ſehr häßlichen Seite, wenn man es nach ſeiner Neigung betrachtet, wie oft es pfleget Wohlthaten mit Undank zu belohnen, und die durch wahre Verdienſte errichteten Ehrenmäler mit neidiſchen oder boshaften Händen einzureißen. Indeſſen können alle Menſchen, die nur ihrer innern Tugend gewiß verſichert ſind, ungezweifelt glauben, daß es nicht in der Läſterer Macht ſtehe, die Würde eines weiſen und rechtſchaffenen Mannes zu beſchmitzen.

= = = = Der todtenbleiche Neid
Kömmt nur bis an das Grab, thut keinem weiter Leid,

So viel von Lügen auch durch falſche Läſterzungen
Der Sachen Billigkeit kann werden aufgedrungen,
Hat mißlichen Beſtand, bleibt in die Länge nicht.
Die bloße Wahrheit dringt doch endlich an das Licht;
Reißt durch der Bosheit Dampf, gleichwie der Sonnenwagen
Durch aller Wolken Dunſt pflegt unverletzt zu jagen,
Und treibt den Nebel fort, wie ſehr man ſie verſteckt,
So bleibt ſie von der Zeit doch nicht unaufgedeckt.
Die nach uns kommen wird, die nichts weiß von Schmarotzen,
Die nicht beſtochen wird, die weder Gunſt noch Trotzen
Betreugt, und wiederum betrogen werden kann,

Da wird der ganzen Welt ohn allem Scheu verkündet
Was ſenſt vertuſchet wird: die Fackel angezündet,
Die klärlich offenbart, was beydes ſchlimm und gut
Gehandelt worden iſt, die keinem Unrecht thut.

Opitz.

Freylich haßt ein Narr den Weiſen, und ein Schwelger einen mäßigen Mann. Der Rechtſchaffene und Tugendhafte geht deßwegen ſeinen Gang immer fort, und ſtrahlet wie die Sonne am Firmamente; die ſich in ihrem Laufe durch nichts irre machen läßt, die Sonne, die mit ihren Wohlthaten nicht aufhöret, auch ſogar gegen diejenigen fortzufahren, die ſich hiernieden den Kopf zerbrechen, ob ſie nicht die Hölle, und der Wohnplatz der böſen Geiſter ſey. Ein Läſterer aber wird ewig gehaßt, und geſchiehet es auch, daß er um große Leute geduldet wird, ſo geſchiehet es mehr um ſeine Satyren zu hören, als aus Achtung für ſeine Perſon. Man liebet den Witz der Spöttereyen, und haſſet und fürchtet den Spötter.

Oft finden ſich Gelegenheiten, daß man alles Gute, was die Leute von einem ſagen können, gerne aufopferte, daß ſie nur nichts Uebels ſagen möchten. Da nun aber die Welt ſich nicht ändern wird, da ſie gewohnt iſt den Verdienſten die Gerechtigkeit zu verſagen, und Ehre und Ruhm nach Vorurtheilen, und ſehr partheyiſch auszutheilen; ſo iſt der beſte Rath, daß ein jeder ſich der erſtern um ihrer ſelbſt willen befleißige, und in Abſicht auf die letztere, lieber wünſche mit dem gerechten Ariſtides verachtet, als mit dem Cäſar vergöttert zu werden; daß jeder lieber eine Ehre zu verdienen trachte, ob er ſolche gleich nicht erhält, als nach einem Ruhme ſtreben, den er nicht verdienet. Wem dieſes zu hart vorkömmt, der kehre nur die

Frage um, und prüfe ſich, ob er lieber eine Schmach ertragen wolle, die er nicht verdienet: oder ob er aller böſen Handlung ſchuldig und aller Schande werth ſeyn wolle, und derſelben auf eine Zeitlang entgehen? Ich halte die allermeiſten von meinen Leſern für viel zu tugendhaft, als daß ſie hier einen Augenblick bey ihrer Wahl zweifelhaft, oder unſchlüßig ſeyn werden.

Phyllis.

Neun und achtzigſter Brief.

1748.

Hochgeehrteſter Herr,

Eu. H. haben vor gut befunden, in den Erfurtiſchen Abendſtunden einen Brief an mich einzurücken, in welchem Sie mich zur Beurtheilung Ihrer orthographiſchen Regeln auffordern. Ich kann nicht begreifen, was Sie zu dieſem Entſchluſſe bewogen hat. Unter ſo mancherley Geſtalten ich auch der Welt durch, oder ohne mein Verſchulden, bekannt ſeyn mag: ſo iſt es ſo viel ich weiß, doch niemals unter einer grammatikaliſchen geſchehen. Es iſt, deucht mich, genug, wenn ein Frauenzimmer, das, was ſie ſchreibt, richtig zu buchſtabiren weis: und ich habe oft mit Betrübniß geſehen, daß der Himmel dieſe Gabe, ſo wenig allen Dero Mitbrüdern, als allen meinen Mitſchweſtern ertheilet hat. Allein von einem Frauenzimmer Rechenſchaft ihrer Rechtſchreibung zu fordern: ja ſie ſo gar zur Richterin einer neuen Orthographie zu machen, das iſt, nach meiner Meynung zu viel gefordert.

Ich halte es für etwas ſehr ſchweres eine Orthographie zu ſchreiben; zumal jetzo, da ein jeder ſich, ſo zu reden, eine eigene Leib- und Hausorthographie machet; und ohne, daß er eben anderer Gründe geprüfet hat, die Sache dennoch beſſer wiſſen will, als die Vorgänger; und dieſes bloß um das Vergnügen zu haben, etwas neues auf die Bahne zu bringen. E. H. ſehen wohl, daß ich nicht dieſer Meynung bin. Eine Wiſſenſchaft oder Kunſt, ſie ſcheine ſo geringe zu ſeyn, als ſie wolle, auf feſte Regeln zu ſetzen, das iſt keine Kleinigkeit. Es iſt vielmehr ein ſehr wichtiges Werk im Abſehen auf alle diejenigen, denen durch eine ſolche Vorarbeitung unſäglich viel Mühe und Ungewisheit erſparet wird. Die **Rechtſchreibung** aber, iſt eine Wiſſenſchaft, ohne die man heut zu Tage auch faſt nicht einmal ein elender Scribent ſeyn kann.

Alles was man jetzt für Kleinigkeiten hält, iſt vor Zeiten einmal groß geweſen. Wer iſt Bürge dafür, daß ſie nicht wieder einmal wichtig werden können? Zu König Alfreds Zeiten, war in ganz England kein Menſch, der dieſen jungen Prinzen konnte buchſtabiren lehren, und man muſte einen eigenen Grimbald, mit großen Koſten übers Meer kommen laſſen, dem man neben dem Vortrage des ABC nichts minders aufzutragen wußte, als die Regierung des Landes. Damals hatte die Barbarey die erwünſchte Wirkung für die Herren Orbilios. Wenn ein Grammatikus durch ein Land zog, war es nicht anders, als wenn ein Likurg, Solon oder Numa ankäme, das ganze menſchliche Geſchlecht durch neue Geſetze glücklich zu machen.

Dem ſey wie es wolle: gewiſſen Leuten gelingt es durch Kleinigkeiten groß zu werden. Wer weis, ob nicht auch mir dieſer glückliche Weg noch offen ſteht; da es ſonſt auf keine Art recht fort will. Nur das richterliche Amt verbitte ich auf das äußerſte. Mein Geſchlecht und meine Fähigkeit, ſchließen mich davon ganz aus, und wir leben in einer Zeit, wo man keinem Ausſpruche gehäßiger iſt, als dem entſcheidenden Machtſpruche: ſo ſoll es ſeyn!

Eu. H. haben daher alles, was ich bey Gelegenheit Ihrer Rechtſchreibung ſagen werde, vor nichts anders anzuſehen, als vor das, was etwa dem Vorwitze oder der Erfahrung dabey einfallen könnte. Ich werde aber nichts ſagen, was ich dem allgemeinen Frieden, den ich mit der ganzen Welt zu halten wünſche, ſo ſehr vorziehen ſollte, daß ich mich in den geringſten Krieg darüber einlaſſen würde. In dem kleinen Pfunde, das mir der Himmel verliehen, iſt nicht ein Quentgen von derjenigen

Halsſtarrigkeit befindlich, die zur orthographiſchen Märtyrerkrone erfordert wird. Ich lebe in Oberſachſen, und gehe alle Abende mit ruhigem Gewiſſen zu Bette, ungeachtet ich den ganzen Tag das ſ vor den Mitlauten wie ein ſch ausgeſprochen, und **ſchtehlen**, **ſchterben**, **ſchprechen**, **ſchtampfen** u. ſ. w. geſaget habe. Lebte ich in Niederſachſen, ſo würde ich freylich das Vergnügen der innern Ueberzeugung genießen, wenn ich das ſ ſcharf ausſprechen dürfte. Allein daß ich dieſes Vergnügen, auch allemal der Furcht ein Sonderling zu ſeyn, nachſetze, das würde ich damit beweiſen, daß ich an eben dem Orte, ohne alles Bedenken mit andern auch ſagen würde, der **Swerdtfegerjunge** hat dem **Sneider** ein Fenſter **eingeſmiſſen** und ihn einen **Slingel** geheißen; ungeachtet dieſe Ausſprache gewiß falſch iſt.

Was will ich nun mit allem dieſen ſagen? Nichts weiter, als daß ich in meinem Leben mich allemal befleißigen werde ſo zu buchſtabiren, wie ich es bey den beſten Schriftſtellern finde, und bey denen ich den meiſten Grund ihrer Rechtſchreibung zu finden glaube. Ich werde alſo weder den Cajus noch den Sempronius zu meinen Götzen machen; ſondern in einem Worte wie jener, in einem andern wie dieſer ſchreiben, auch wohl die Meynung beyder verlaſſen, wenn ich in der Rechtſchreibung eines dritten mehr Grund finde.

Allein, eine Rechtſchreibung für die Deutſchen überhaupt zu entwerfen, würde mir nicht in den Sinn kommen; geſetzt, daß ich die allein richtige Orthographie ganz unſtreitig ausgefunden hätte, und geſetzt, daß ich dieſes auch ſo deutlich beweiſen könnte, als daß 2 mal 2. 4 iſt. Ich werde alle Schriften, die anders buchſtabiret ſind, als ich es für recht halte, mit aller Unpartheylichkeit leſen, eines gewiſſen Gelehrten, D. Baumgartens Werke aber, lebenslang ungeleſen laſſen; indem ſeine Rechtſchreibung mit ſeiner ſonſt groſſen Gelehrſamkeit, ein offenbarer Widerſpruch iſt. Jedoch werde ich deswegen diejenige Hochachtung im geringſten nicht mindern, die ich ſeinen Verdienſten ſchuldig bin.

E. H. wagen es, eine Rechtſchreibung für die Deutſchen zu ſchreiben. Sie werden erfahren, ob man ſelbige ſo gelaſſen annehmen wird: und damit Sie je eher je lieber einen Beweis davon erhalten mögen, ſo will ich mit Ihrer Erlaubnis die erſte ſeyn, die in den allerwenigſten Stücken mit Ihnen zufrieden iſt.

Bey dem erſten §. des erſten Artickels, finde ich den Satz, **daß alle Niederſachſen das Hochdeutſche** gleich ausſprechen. Wann dieſes auch wäre, ſo iſt es darum nicht ausgemacht, daß ſie es auch **beſſer** ausſprechen. Vielleicht würde ein Niederſachs, der funfzehn, zwanzig und mehr Jahre in Oberſachſen gelebt hat, das Hochdeutſche **beſſer**, als ein gebohrner Oberſachs ſprechen; daß aber diejenigen Niederſachſen,

ſachſen, die wenig oder gar nicht aus ihrem Lande gekommen, das Hochdeutſche beſſer, als die eingebohrnen Oberſachſen, ſelbſt ausſprechen ſollten, das iſt ein Satz, dazu ein beſonderer Glaube gehöret. Niederſachſen hat ſowohl, als Oberdeutſchland, in jeder Landſchaft eine beſondere Ausſprache, wenigſtens in vielen Wörtern; und es wird uns hier eben ſo leicht, in einer Geſellſchaft bloß nach der Ausſprache zu urtheilen: Der iſt ein Hannoveraner, der ein Hollſteiner, dieſer ein Braunſchweiger, jener ein Mecklenburger, dieſer ein Weſtphäler, jener ein Pommer u. ſ. w. als es ihnen allerſeits anzuhören, daß ſie Niederſachſen ſind.

Das Ende dieſes §. ſcheint mir dem Anfange deſſelben ins Geſicht zu widerſprechen. Es heißt oben: **Man ſoll ſo ſchreiben, wie man ausſpricht**; hier aber ſagen Sie: **Man ſoll keinen Buchſtaben weglaſſen, der in der Ausſprache auch gleich nicht gehöret wird.**

Muß ich alsdenn nicht auch das ſchreiben, was ich nicht ausſpreche?

Dieſer Widerſpruch zeiget ſogleich einen Sohn, der dem Vater gleiches mit gleichem vergilt, und ihn auch Lügen ſtrafet. Es heißt im 2ten §. **Alle überflüßige Buchſtaben, die im Reden nicht gehöret werden, müſſen im Schreiben wegbleiben.** Hierbey habe ich nur ein paar kleine Fragen zu thun: Wo bleibt die Analogie? wo die Etymologie? Wollen wir ſo undankbar ſeyn, und ſie für nichts rechnen? ſie, denen wir gleichwohl den Verſtand der Wörter, ja oftmals wichtige Entdeckungen zu danken haben? E. H. ſagen: **Was man mit einem Buchſtaben verrichten kann, dazu ſoll man nicht zween nehmen.** Wie aber, wenn die Etymologie widerſpricht? Wo wollen Sie Schutz wider dieſelbe finden? Wenn ich z. E. hier in Leipzig täglich höre ſagen, ich **globe**, (für ich glaube), wenn man die **Kleeder**, die **Steene**, die **Beene** (für **Kleider**, Steine, Beine ſpricht: Sollte ich auch ſo ſchreiben? Sie wollen ferner **Lam**, und nicht **Lamm** geſchrieben haben. Ich wäre es gern zufrieden, wenn nur der Pluralis auch **Lämer**, und nicht **Lämmer** hätte. Da es aber in augmento vocis (wie wir Grammatici reden,) Lammes und Lämmer hat; ſo muß es auch nothwendig im Nominativo ſingulari ein doppelt **m** haben. Nicht nur zur Verlängerung des Vocalis; denn die deutſchen Selbſtlauter ſind ſchon an ſich ſelbſt lang, wenn kein doppelter Conſonans folget, ſondern nach der obigen Regel, daß ich ſchreiben ſoll, was ich in der Ausſprache höre. Nun höre ich in dem Worte **Lamm** was anders als **Lam**, z. E. ein lahmes **Lamm**. Es kömmt auch das verdoppelte **m** nicht zum Zeichen des Genitivi, denn dieſes iſt die bloße Sylbe **es**; ſondern weil es keinen ſtummen Buchſtaben gewinnen kann, der nicht ſchon im Nominativo geweſen: Z. E. von **Mann**, **Mannes**, von **Weib**, **Weibes**, von **Menſch**, des **Menſchen**, von Herr des Herrn, und ſo mit allen ſonder Ausnahme. Ganz anders iſt es mit dem Worte **Ambt** vom alten **Ambacht**, welches einen Diener, oder eine Bedienung bedeutete. Hat man nun ſchon die Sylbe acht weglaſſen können, ſo mag das **b** ſich auch abführen. Daß es aber deswegen wegbleiben ſollte, **weil der zehnte die Etymologie des Worts nicht weiß**; das klingt unbarmherzig. **Eben aus der Orthographie** müſſen die neun übrigen die rechte Sippſchaft der Wörter lernen: Daß z. E. der **Aermel** von **Arm**, **Aeltern** von alt, der **Vätter** vom **Vater**, die **Wälſchen** von **Wallen**, **Wahlen**, **Wallonen**, **Walloniſchen**, **Wälliſchen** herkommen, das zeigt das **ä** an, womit man ſie ſchreibt. In dieſem Stücke zünden die alten Handſchriften oft ein Licht an, daß man den Urſprung der Wörter einſieht, davon man oft gar keine Ableitung erforſchen können. So findet man in alten MStis. des XIV. Jahrhunderts, das

Wort **Becher** mit dem ä geſchrieben Es kommt vom **Bache**, daraus man ehedem mit einem **Bächer** geſchöpft, und wie Opitz ſagt, **Bach getrunken.** Was in eben dieſem Abſatze, von den Wörtern **am** und **an** geſaget wird, daß muß ganz allein von Niederſachſen gelten: Alle Thüringer, Schleſier und Meißner ſagen **ahn**, wie **gethan**, die **Bahne**, der **Wahn**. Die Schleſier ſagen gar ich **bihn**; weil **bin** nur ein einfaches **n** hat. **Kann** aber muß eben darum ein doppeltes **n** haben, weil das **a** einen kurzen und ſcharfen Ton hat; zu geſchweigen, daß **Können** ausdrücklich eine Verdoppelung erfordert. Jedoch was ſuche ich eine Sache von neuem zu beweiſen, die in den **kritiſchen Beyträgen** 2. B. a. d. 669. S. bereits gegen allen Widerſpruch gerettet iſt, auch ſeitdem von allen Sprachkennern beobachtet worden.

Bey der vierten Nummer dieſes §. erſchrecke ich über einen unerhörten **Fremdling**, der ſo ausländiſch ausſieht, daß ich faſt zweifle, ob er mit zu unſerer Welt gehöret. Sie merken vielleicht, daß es der **Kontext** iſt; jedoch ich werde weiter unten, von ihm und ſeinen Landsleuten, ein Wort mit E. H. ſprechen.

Von der 5ten Nummer gilt eben das, was von der zweyten galt. Muß man **ſollen**, und nicht **ſohlen** ſprechen; ſo muß man auch ſoll, und nicht ſol ſchreiben, ſo wie oben **Lamm**, und nicht **Lam**. Die Verlängerung verdoppelt die Conſonantes nicht, und wo einerley Urſache iſt, da muß auch einerley Schrift ſeyn. Die **Tonne** klingt ganz anders als die **Tone**.

Bey der 6ten Nummer kann allerdings aller Barden und Druiden Beyſpiel, das ff im Worte **auf** nicht nothwendig machen. **Au** iſt ein langer Doppellaut, und macht die Sylbe ſchon an ſich ſelbſt lang genug: welches meines Erachtens, die wahre Urſache iſt, ſo hier hätte angegeben werden können.

Bey der 3ten Regel bitte ich mir eine Erklärung aus, von welchem Lande E. H. reden. Alle Provinzen verſchlucken einen oder den andern Buchſtaben. Die Herren Niederſachſen habe ich oft ganze Sylben verſchlucken hören, und ſie ſind Ihnen ganz wohl bekommen. Aber dagegen verlängern ſie auch bisweilen die Wörter mit ganzen Sylben. Z. E. ein Weſtphal ſaget für **Menſchen**, **Menſechen** u. ſ. w.

Die Anmerkung, daß man **Fra**, und nicht **Fraw** ſchreiben ſoll, zeigt die ſchönen Früchte von der Folge der Ausſprache. Mir kommt dieß Wort eben ſo vor, wie die ſchleſiſche **Wahme** für **Muhme**. Dieſe ſchreiben unfehlbar auch wie ſie ſprechen; aber iſt es recht? Jener Bayer ſagt: **Jch ſchraib wie ich ſprich.** Euge, belle, bene! Es fragt ſich nur, ob man recht ſpricht? und aus welcher Landſchaft man iſt? Jedoch, es iſt hoffentlich ein Spaß, und für mich ein Beweis, daß die wertheſten Herren Niederſachſen, nicht nur Buchſtaben, ſondern gar **Vocales** verſchlucken; denn **Fra** und **Fraenzimmer** ſagt kein Oberſachs auch kein Oberdeutſcher.

Bey der 2ten Nummer dieſes §. iſt es gewiß, daß die Abkürzung **Ew.** von den Alten auf uns gekommen iſt; nicht aber, daß dieſe Alten das **w** für ein u geſchrieben. Sie brauchten es für ein u und **v** zugleich. So findet man in alten Handſchriften, **euver**, **Treuve.** Sie ſprachen es auch ſo aus, und von ihnen kömmt es her, daß die Engländer das w dubbel u nennen, und es auch ſo ausſprechen. Die Anrede, Ihre **Excellenz**, Ihre **Magnificenz**, für **Eure Excellenz**, **Eure Magnif.** iſt falſch; und wenn es auch alle Ober- und Niederſachſen ſo ſchrieben. Sie ſchreiben es aber nicht ſo; und ich berufe mich auf die beſten Schriftſteller, in beyden Theilen unſers Deutſchlandes. Die Kanzelleyen der großen Herren haben immer **Eu. Liebden**, **Eure Gnaden**, **Eure Durchl.** **Eure Majeſtät**, wie ich ſelbſt dergleichen Schreiben von Nieder- und Oberſächſiſchen Höfen geſehen. Und wenn ja einige Schreiber aus Unwiſſenheit, oder aus übel angebrachter Höflichkeit, Ihre dafür ſetzen; ſo beweißt es doch nichts mehr, als wenn einige Niederſachſen ſagen: Ich komme zu dich, oder einige Oberſachſen, ich bitte Ihnen, oder ich komme zu Sie. Die dritte Perſon kann nicht eher die andere werden, als bis man 1. 3. 2. zählen wird. Zu geſchweigen, daß das Wort Ihre bey einer Mannsperſon einen Mißverſtand machet; indem Ihre **Majeſtät** unſtreitig der Königin Majeſtät bedeuten muß.

In dem 2ten §. iſt die Anmerkung allerdings richtig, daß man gegenwärtig von Gegenwart, bändigen von **Band**, und ſo weiter ſchreiben ſoll: Allein wer hier die Etymologie verehret, der hätte es auch oben bey der 2ten Nummer thun ſollen. Bey der Anmerkung aber, kommt ſchlieſſen nicht von Schloß her, und genießen nicht von Genuß; ſonſt müßte es ſchlüßen, genüßen, heißen: ſondern weil es ein Verbum irregulare iſt, das im Supino en hat. Dieſe Verba verändern die Vocales, wie alle Beyſpiele zeigen. Z. E. ich ſpreche, ich ſprach, ſprich, geſprochen, der Spruch. Ich nehme, ich nahm, nimm, genommen. So auch, ich ſchließe, ich ſchloß, ſchleuß, geſchloſſen, der Schluß. Betrug iſt auch nicht der Urſprung von von betrügen, ſondern der Imperativus treug.

Bey dem 3ten §. iſt noch ein Zweifel unbeantwortet gelaſſen, ob man nämlich Fürſtlich oder fürſtlich, Hannöveriſch oder hannöveriſch ſchreiben ſoll? Das letzte ſcheint mir den Vorzug zu verdienen, weil man ebenfalls göttlich, engliſch und himmliſch als bloße Beywörter klein ſchreibet.

Bey dem 6ten §. verſichere ich E. H. daß unſer y ganz gewiß ein deutſcher, und ſehr nothwendiger Buchſtabe, oder vielmehr Diphthongus ſey; ungeachtet ich es weder ein geſchwänztes i, noch ein Endigungs i nennen kann. Es iſt ein i und j auf einmal. So haben es die Alten gebrauchet, ſo finden wir es in den älteſten Manuſcripten, und ſo brauchen es noch die Engländer und Holländer, wenn ſie es wie ei ausſprechen. Denn eben ſo, wie oben das w aus u und v zuſammengeſetzt war, ſo iſt auch dieſer Buchſtabe aus i und j zuſammengeſetzt. Dieß iſt leicht mit einem Exempel aus dem älteſten deutſchen Dialekt, den wir noch kennen, ich meyne aus dem gothiſchen, zu beweiſen. Wir ſchreiben das Wort **freyen** (einen Freyer) mit einem y, und das iſt ganz recht. Die Ableitung des Wortes kömmt aus dem gothiſchen **frijan**, lieben, davon auch **Frijond**, (ein Freund oder Liebhaber) herkommt. Im 6ten Cap. des Evang. Lucä, im 27. v. heißt es: Frijod thans hatandans irvis, diligite inimicos veſtros, **freyet** (d. i. liebet) die euch haſſen. Davon iſt die Göttin der Liebe **Freya**, ingleichen der ihr geweyhte **Frey-**

tag, dies Veneris hergenommen; und wir müſſen alſo alle dieſe Worte mit einem Y ſchreiben. Das Ypſilon der Griechen hat hier nichts zu thun: und man hat unſer deutſches Y nur darum dazu genommen, weil wir ſonſt keine andre Figur dazu hatten, man müſte denn das ü dazu brauchen. An ſich ſelbſt iſt es ein deutſcher Buchſtab, ja ein Doppellaut, der halb ein Vocal, halb ein Conſonant iſt, z. E. **Eya** klingt nicht anders, als **Ei** *ja*: und ſo in andern; ob es wohl hernach bisweilen gelinder ausgeſprochen worden.

Zum Beweiſe, daß die Alten das y wirklich an denen Orten gebrauchet, wo es die Stelle von ei vertreten ſollte, will ich E. H. ein kurzes Exempel aus einer Handſchrift, von der Hochfürſtl. Gothaiſchen Bibliothek anführen; welche ich in gewiſſer andern Abſicht, mir ſeit einiger Zeit bekannt machen müſſen. Es iſt der **Friegedang** oder **Freydank**, und die Stelle heißt ſo:

Wo ein Dorf iſt one eyt
Do weiß ich daß es öde lyt
Niemand mag zu langer Zeit
Große Ere haben one Lyt ꝛc.

Ich kann nicht läugnen, daß ich das Y für einen wahren Zierrath unſerer Schriften halte. Ein Wort, das ſich mit einem i ſchließt, das kömmt mir wie ein verächtlich kleines Städchen vor, ſo Tag und Nacht offen ſteht. Es wäre mir alſo leid, wenn E. H. an dieſem guten Buchſtaben, zu einem andern Heroſtratus werden ſollten. Doch das wird hoffentlich ſobald nicht geſchehen. Die beſten berliniſchen, hamburgiſchen und andere niederſächſiſche Schriftſteller haben es noch nicht verbannt; und das Anſehen, darinnen ihr guter Geſchmack ſteht, iſt mir Bürge wider meine Furcht.

Nunmehro komme ich an die Herren Ausländer. Mein Gott, welch ein Volk! Konſonant, **Kajus**, **Karzius**, und wenn ich noch einige herbey rufen darf, **Kneius**, **Paterkulus**, **Lukullus**, **Szipio**, **Zizero**, **Disziplin**, **Diskretion**, **konfisziren**, **korrigiren**, u. ſ. w. Dieſe und alle ihre unzähligen Mitgeſellen, die man bey uns anführen will, ſcheinen mir verdächtige Leute zu ſeyn, die ſich mit irgend einer heimlichen Abſicht in unſere Schreibſtuben einſchleichen wollen. Ich habe ſie ein wenig genau betrachtet, und mich dünket, ſie ſind Willens,' das ungeübte Frauenzimmer zu überraſchen. Als ich dieſe Wörter zum erſtenmal anſah, ſo dachte ich bey mir ſelbſt: **Siehe, hier iſt mehr denn Zeſen!** Ich wundere mich, wie E. H. die im Anfange Ihrer Orthographie einen ſo löblichen Eifer wider alle diejenigen blicken laſſen, die **die Reformation zu hoch treiben, und das deutſche Iſrael verwirren**, an den ehrlichen Bruder **Johann**, in dem Mährchen von der Tonne nicht gedacht haben; der mit Vernichtung aller

Zierrathen ſo weit gieng, daß er ſich Löcher ins Kleid riß. Ich halte es mit dem Bruder Martin, der blieb fein in der Mittelſtraße. Dieſe Schleuſe, die E. H. hier öffnen, wird unſere Mutterſprache mit einer Sündfluth ſeltſam geſtalteter Wörter überſchwemmen, zu deren geduldigem Anblicke unſere Geſichtsnerven ſich faſt in andere Falten werden biegen müſſen. Die römiſche Monarchie hat faſt zwanzig Jahrhunderte geſtanden, ihre Sprache iſt, auch nach ihrem Verfalle, von den Gelehrten über die tauſend Jahre geredet und geſchrieben worden; und ſie hat ſich immer noch ohne das griechiſche k behelfen können. Warum wollen Sie denn jetzt dieſelbe mit einem Schatz bereichern, den niemand von ihren Händen fodert? Warum wollen ſie ihr ein Geſchenk darbringen, dafür ſie ſich nicht einmal bedanken kann? Wie wäre es aber, wenn man auf dieſem Wege fortgienge, und nicht nur das c, als einen lateiniſchen Gaſt in unſerer Sprache, ſondern auch das x und ph als einen griechiſchen vertrieb; und folglich nicht **Kontext**, ſondern **Kontekſt**, **Konveks**, **Kſerkſes**, **Kſanthus**, **Kſantippe**, **Kſenofon**, **Konnekſion**, **Kruzifiks**, u. ſ. w. ſchriebe? Was ſagen Sie ſelbſt zu dieſem Zigeunergeſindel?

Was E. H. bey der 8ten Regel ſetzen, das gehöret für den Sprachlehrer, und kann von dem Orthographo nicht ausgemacht werden: als welcher nicht beſtimmet, wie die Wörter heißen und abgeändert werden; ſondern nur bloß, wie man die einmal feſtgeſetzten ſchreiben ſoll.

Es iſt Zeit, daß ich aufhöre, oder der Buchbinder muß meinen Brief eher zu leſen bekommen, als E. H. Finden Sie meine Anmerkungen unnütze und zu weitläuftig, ſo ſind Sie mit mir völlig einerley Meynung. Finden Sie dieſelben zu vorwitzig, ſo belieben Sie ihr ſtrenges Herrſchaftsrecht an ihnen auszuüben, und vernichten ſie ſolche, ehe ſie das Licht der Welt erblicken. Finden Sie dieſelben aber erträglich; und ſind Sie begierig mehrere zu leſen: ſo kann ich Ihnen vielleicht künftig auch über die Folgen Ihrer Orthographie meine Gedanken mittheilen.

E. H. aber fällen von dieſen Blättern welches Urtheil Sie wollen, ſo ſoll mich keines abhalten allezeit zu ſeyn ꝛc.

Gottſched.

Dieſer Brief iſt von der Verfaſſerin im Jahr 1748. geſchrieben worden, ehe noch die Gottſchedſche Sprachkunſt das Licht der Welt erblickte, und war die Antwort auf ein Schreiben, darinnen Sie zur Richterin der Orthographie aufgefordert wurde.

Neunzigſter Brief.

An den Herrn S.

Leipzig den 28. Octobr. 1748.

Hochzuehrender Herr,

Ich habe wohl gedacht, daß das poetiſche Feuer endlich in helle Liebesflammen ausſchlagen würde, und ich habe mich nicht geirret. Ich wünſche Ihnen von ganzem Herzen Glück, und traue Ihrem guten Geſchmack ſo eine gute Wahl zu, daß wir Urſache haben werden, uns über Ihr Glück zu freuen. Die Vorſicht laſſe Ihre Verbindung noch in ſpäten Jahren das Beyſpiel glücklicher Ehen ſeyn, und gewähre Ihnen alle die angenehmen Folgen, die Sie von ſelbiger wünſchen und hoffen.

Den Punct unſers kleinen Freundes übergehe ich jetzt mit Stillſchweigen, um Ihr Vergnügen nicht zu unterbrechen. Ich werde nicht eher mir Ihnen Beyſtand erbitten, als bis meine Ermahnungen nicht mehr fruchten wollen. Aber alsdenn hoffe ich auch an Ihnen einen unpartheyiſchen Freund und bewährten Beyſtand zu finden.

Ich will die angenehme Perſon, in deren Gegenwart Sie dieſes leſen werden, nicht länger hindern, Ihnen viel ſchönes zu ſagen, und ſchlüſſe alſo mit der Verſicherung meiner wahren Hochachtung, und daß ich Ihnen ganz ergeben bin

Gottſched.

Ein und neunzigſter Brief.

An eben Denſelben.

1748.

Hochgeehrteſter Herr,

Wie beſchämen Sie mich, daß Sie mich an ein Verſprechen erinnern, welches ich mir zur Schande ganz vergeſſen hätte. Sie finden hier alſo nicht allein **Popens Lockenraub**, ſondern auch noch zwey andere ganz neue Werke, von welchen Sie die Ueberſetzerin kennen, die aber der ganzen Welt unbekannt bleiben will. Ein ganzer Orden würde ſich wider mich aufſlehnen *), und ich wüßte nichts als meine Neugier vorzuſchützen, die mich verleitet hat, eine Arbeit vorzunehmen, die mir aufgetragen worden. Marivaux hat den Abſcheu, den ich vor allen, was ein Roman heißt, ſo lange ich denken kann, gehabt, ſo weit beſieget, daß ich mich überwunden, ſeinen Paiſan parvenu zu überſetzen, und den Deutſchen einen glücklich gewordenen Bauer geliefert habe. Der Verleger hat mir ein heiliges Stillſchweigen verſprochen, ich zweifle aber, daß es unbekannt bleiben wird. Mein Freund findet vor gut, mich keine Stunde unbeſchäftiget zu laſſen. Der Auftrag, auf alle ſeine Pergamentbände die gehörigen Titel zu ſchreiben, iſt keine geringe Aufgabe; und ich habe deren ſchon eine gute Anzahl verfertiget. Jetzt habe ich den Vorſatz, eine Ueberſetzung zu unternehmen, die nach meiner ganzen Neigung iſt. Le Spectacle de la Nature iſt das Buch, was ich den Deutſchen bekannter, und allgemein zu machen wünſche. Es iſt Schade, daß ein ſolches Werk nicht in alle Sprachen überſetzet wird. Gelehrte und Ungelehrte finden Unterricht und Ergötzung darinne, und wie nützlich wäre es nicht dem Frauenzimmer, von den Werken der Natur beſſer unterrichtet zu werden. Ich hoffe in Berlin einen guten Verleger zu finden. Wenn nur meine Geſundheit nicht ſo baufällig wäre, ſo würde der Geiſt mit mehrerer Heiterkeit ſeinen Beruf obliegen. Vielleicht wird künftiges Jahr eine Reiſe ins Carlsbad unternommen. Die Aerzte ſagen, daß dieſer Heilbrunnen auch meine Hypochondrie heilen würde, ich wünſchte es, und werde alles darzu beytragen, was zur Cur erfordert wird. Die Bewegung auf der Reiſe, die Zerſtreuung, welche jeder neue Gegenſtand verurſachet, die Entfernung von vielen unangenehmen Dingen, und endlich die gute Geſellſchaft, welche gemeiniglich bey Geſundbrunnen und Bädern ſich verſammlet, pfleget nach meiner Meynung die Geneſung zu befördern. Vielleicht thut alles dieſes auch bey mir die gewünſchte Wirkung; ich weiß, wie viel Sie

---

*) Dieſes muß vermuthlich die bekannte Schrift, Les francs maçons écraſés geweſen ſeyn, welche die Frau Gottſched überſetzt.

Theil an meinem Befinden nehmen, und ich werde Ihnen ſowohl den Entſchluß melden, wenn wir unſere Reiſe anzutreten Willens ſind, als auch den Nutzen, den meine Geſundheit davon erfahren wird. Ich wünſche Ihnen alles Glück zu Ihrem Vorhaben, und bin mit aller Hochachtung Ihnen ergeben.

Gottſched.

Ende des erſten Theils.

Briefe

der Frau
Louiſe Adelgunde Victorie Gottſched
gebohrne **Kulmus.**

BIBL
VNIVER
LIPS.

Zweyter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächß. gnädigſter Freyheit.

Dresden, 1771.
Gedruckt mit Harpeteriſchen Schriften.

Vorbericht.

Der Beyfall, mit welchem der erſte Theil dieſer Briefe von dem Publico aufgenommen worden, iſt mir die ſchmeichelhafteſte Belohnung für meine Bemühung geweſen. Ich habe ihn gleichſam als ein Opfer angeſehen, das Deutſchland dem Andenken meiner Freundin gebracht hat, und ich habe mit Vergnügen erfahren, daß man den Verdienſten einer **Gottſched** ſo viel Gerechtigkeit wiederfahren läßt, als man ihrem Werthe ſchuldig iſt.

Ich liefere hier den zweyten Theil ihrer Briefe, ohne weitere Empfehlung deſſelben. Dieſe würde in meinem Munde doppelt partheyiſch klingen; in dem Munde der **Herausgeberin**, der

Freun=

Freundin. — Findet man auch in dieſen Briefen nicht die originelle Schriftſtellerin, die ſcharfſinnige Kunſtrichterin, die erhabenſte Dichterin in der ſtrengſten Bedeutung dieſer Vorzüge: ſo wird man doch die zärtliche Tochter, die tugendhafte Ehegattin, die treuſte Freundin, die Chriſtin, die Philoſophin darinnen nicht verkennen. Sollten dieſe auch von Seiten der litterariſchen Nachrichten damaliger Zeit nicht für wichtig genug geachtet werden: ſo hoffe ich doch, daß dieſer und der künftige Theil, welcher in wenig Wochen folgen wird, von Kennern, als ein nützlicher Beytrag zu der kleinen Anzahl wohlgeſchriebener deutſcher Briefe, werden beurtheilet, und meinem Geſchlechte durchgehends empfehlungswürdig gehalten werden. Unter welch einem vortheilhaften Lichte müſſen dieſe meine **Gottſched.** nicht den Augen derjenigen darſtellen, die entweder ihren Character gar nicht, oder aus nachtheiligen Urtheilen nur kannten; kurz ihre Feinde werden nun billiger denken, und ihre Leſer eine Frau verehren, die ſie vorhero nur bewunderten. Das hier beygefügte **Vorſpiel** iſt ein Originalſtück, und ein Beweis von der Geſchicklichkeit der Verfaſſerin, für welche die trockenſten Arbeiten eben ſo viel reitzendes hatten, als für andre, oft für Männer, für Gelehrte, abſchreckendes. Es zeiget, in wie viele Spähren ſich meine Freundin wagte; und ſollte ihr Geſchlecht nicht einige Nachſicht verdienen, wenn ihr nicht lauter Meiſterſtücke gelungen ſind?

Dresden, am 6. Sept. 1771.

Zwey und neunzigſter Brief.

An Hrn. S. in C.

Leipzig den 9. May 1749.

Hochzuehrender Herr,

Dieſes Schreiben bekommen Sie aus den Händen unſers Freundes M. Ich danke Ihnen, da er nunmehr in Ihre Aufſicht zurücke geht, für das Vertrauen, ſo Sie bey Seinem hieſigen Aufenthalte, auch in mich geſetzt hatten. Ich bin in meinem Gewiſſen überzeugt, daß ich meine Pflichten gegen ihn erfüllet habe. Dieſe Ueberzeugung beruhiget mich ganz allein, ſelbſt alsdann, wenn der Erfolg meiner Bemühungen nicht ſo glücklich ſeyn ſollte, als ich es wünſche. Iſt er nicht ſo geſittet, als er nach einem ſo langen Aufenthalte allhier billig ſeyn ſollte: ſo hat es nicht an Ermahnungen, ſondern blos an ſeinem Willen gefehlet, denſelben Gehör zu geben. Wird er ſeine üblen Gewohnheiten, entweder gar nicht, oder mit der äußerſten Mühe abſchaffen, ſo iſt dieſes blos ſeinem unbiegſamen Eigenſinne zuzuſchreiben. Ernſt und Scherz, Belohnungen und Strafen, ja ſelbſt ſeine eigene Einſicht, daß ſie lächerlich und unanſtändig wären, nichts konnte ihn davon abbringen. Ich habe ihn immer mit unpartheyiſchen Augen angeſehen, und von ſeiner erſten Kindheit an, immer als einen Menſchen betrachtet, der einmal ſein Glück in der Welt ſelbſt und durch eigene Verdienſte machen ſoll. Eins muß ich Ihnen als ſeinem beſten Freund noch entdecken, worauf Sie bey ſeiner fernern Erziehung nie gnugſame Aufſicht anwenden können, woſern er ſich nicht ſelbſt unglücklich machen will. Das iſt ſeine Neigung, von ſeinen beſten Freunden und Wohlthätern, ja überhaupt von allen Menſchen böſes zu reden. Er richtet dadurch unter den beſten Freunden gewaltige Händel an, zeigt ſein Herz von einer üblen Seite, und macht ſich ſelbſt bey allen Menſchen verhaßt.

Sie ſehen wohl, daß ich Ihnen dieſen unverzeyhlichen Fehler, aus keiner andern Abſicht, als zu Ihrer Nachricht und des jungen Herren Wohlfarth ſchreibe. Ich hoffe, er wird ſich meiner allezeit im Beſten erinnern, und wenn auch zuweilen Ernſt gebrauchet worden, ſo iſt es in der beſten Abſicht geſchehen. Auch bey dieſer Gelegenheit habe ich Ihnen Beweiſe meiner Freundſchaft und Hochachtung geben wollen. In dieſen Geſinnungen werde ich beſtändig verharren, Ihre ergebenſte Dienerin

Gottſched.

Drey und neunzigſter Brief.

An das Frl. T. in N.

Regenſpurg den 6. Sept. 1749.

Hochwohlgebohrnes Fräulein,

Mit noch blutendem Herzen und einer Wehmuth, die mir nur allein der Verluſt meiner unſchätzbarſten Freundin verurſachen konnte, melde ich E. H. unſre Ankunſt in dem unangenehmen Regenſpurg. Ich nenne es ſo, weil ich hier von dem angenehmſten Orte entfernet bin, in welchem ich mein Leben ſtets zuzubringen wünſchte, wenn mein Verhängniß mich dieſes Glücks werth hielte. Erwarten Sie hier nicht, liebſtes Fräulein, die Zeugniſſe meiner Dankbarkeit und Zärtlichkeit; dieſe hat mein Herz ſchon lange vorher empfunden, ehe ich noch die Hoffnung hatte, es Ihnen jemals verſichern zu können, und zu jener wird meine ganze Lebenszeit (wenn ſie gleich länger und glückſeliger wäre, als ich ſie hoffen und wünſchen darf) kaum zureichend ſeyn. Seyn Sie verſichert, theureſte Freundin, daß ich diejenigen Tage, ſo ich bey Ihnen zugebracht, für die glücklichſten meines Lebens achte. Nicht in dem gewöhnlichen Verſtande, wie man dieſe Redensart zu brauchen pflegt, ich pflege mich derſelben ſehr ſelten und nur alsdenn zu bedienen, wenn mein Herz völlig davon überzeugt iſt. Ich ſchmeichle mir, daß Sie nach dieſem Eingange neugierig ſind, die Schickſale Ihrer wandernden Freundin zu erfahren. Hier iſt alſo mein Tagebuch!

Unſre Reiſe iſt bis hieher beſtändig durch Klippen, Steine und Abgründe gegangen. Da wir die Nacht in einer elenden Herberge, die ein Poſthaus heißt, zubrachten, hat mein Reiſegefährte ſich mit einem vortreflich geſunden Schlafe erquickt, ich aber mich mit wachenden Träumen ergötzt, und heute Mittag ſind wir glücklich in Regenſpurg angekommen. Unſer Wirth, ein ſonderbarer Mann, und gelehrt wie ein ABC, ſagte, er ſähe lieber, daß wir bey ihm herbergten, als wenn ein Fürſt bey ihm eingekehret wäre. So gut haben es die Gelehrten auf Reiſen! Er hat meine **Alzire** geleſen, und fragte mich, ob ich des Herrn Profeſſors **rechte** Gemahlin wäre? Ich erwiederte: es ſollte mir nicht lieb ſeyn, woferne es noch eine **unrechte** gäbe. Er ſchien damit ſehr zufrieden und reichte mir mit einem beſonders heitern Geſichte einen reinen Teller. Sehen Sie, liebſte Freundin, mit ſolchen Kleinigkeiten muß ich dieſes Blatt füllen, weil uns nichts wichtiges begegnet iſt. Die Geſchichte meines Herzens auf dieſer Reiſe, entwerfe ich Ihnen erſt auf der Donau. Von hier können wir nicht eher als Sonntags früh abgehen. O! wer das in Nürnberg gewußt hätte! Mein lieber Gefährte hat ſchon eine kleine ſchwere Stunde mit mir deswegen ausſtehen müſſen. Allein, was ſoll ich antworten, wenn er mich fragt, ob wir uns der Gefahr hätten ausſetzen wollen acht Tage hier liegen zu bleiben? welches ſehr oft geſchiehet.

Leben Sie wohl, meine auserwählte theureſte Freundin! Die Dinte, das Papier und die Feder, alles bittet um Gnade und Nachſicht. Die Poſt eilet, und ich bin bis in mein Grab

Dero

ganz eigene
Gottſched.

Dieſes und das folgende Schreiben iſt bereits gedruckt. Ich habe aber kein Bedenken getragen, ſolche ſo hier einzurücken, wie ſie mir die ſel. Frau Gottſched zugeſchickt, und wie ſie in der Zeitordnung auf einander folgen. Der ſel. Hr. Profeſſor Gottſched erfuhr zu ſpät, daß ſich noch eine verbeſſerte Abſchrift in meinen Händen befand.

Vier und neunzigſter Brief.

An Fräulein Thomaſius nach der Abreiſe aus Nürnberg.

Auf der Donau unweit Wilßhofen
den 1. Sept. 1749.

Ich weine noch um Dich, du Muſter edler Seelen!
Mein Auge thränet noch von Schmerz und Zärtlichkeit.
Und dieſer bittre Schmerz, dies ſehnſuchtsvolle Quälen
Iſt noch das einzige, was mir jetzt Troſt verleiht.
Ich ehre Gram und Leid in den gequälten Herzen,
Die Thränen ſind mir mehr als tauſend Freuden werth.
Was ich an Dir verlohr, daß kann ich nie verſchmerzen,
O wie ſo ſchleunig hat ſich meine Luſt verkehrt!

Wie ſehnlich wünſcht ich oft das Glücke Dich zu ſehen!
Wie ſtark riß mich der Trieb zu Deinen Mauren hin!
Nun hab ich Dich erblickt; nun iſts um mich geſchehen!
Nun ſchwebt Dein rührend Bild mir ſtündlich in dem Sinn.
Ihr Spötter ächter Treu, empfindungsleere Seelen,
Die ihr den wahren Werth der Freundſchaft ſelten ſchmeckt,
Vor euren Hohne ſollt ich meinen Gram verheelen,
Ihr lacht des Schmerzens nur, der meine Seele ſchreckt.
Doch kenntet ihr das Gut, das mir der Himmel ſchenket,
Dies auserleſne Herz, das mir die Freundin gab,
So lobtet ihr den Gram, den ihr zu tadeln denket:

Und ſprächet ſelbſt zu mir: Bewein Sie bis ins Grab.
Ein andrer Griffel mag, Dich nach Verdienſt erheben,
Der bey der Nachwelt mehr als meine Feder gilt.
Ich ſehe, daß der Harm, der meinen Geiſt umgeben,
Zwar zärtlich fühlen lehrt, doch keinen Dichter bildt.
Der Freundſchaft heilig Band, das uns ſo feſt gebunden,
Eh als Du mich geſehn, eh als ich Dich gekannt:
Das eben ſchlägt mir jetzt die allertiefſten Wunden,
Weil ich weit mehr an Dir, als ich gehoffet fand.
Dein ungemeines Bild will ich ſtets um mich haben;
Ein ewig theures Gut, wird durch kein Schickſal klein,
O Freundin! Dich gekannt und Dich umarmet haben,

Soll mir bis in mein Grab ſtets im Gedächtniß ſeyn.
Eilſt Du bey heitrer Zeit zu Deinen Bücherſchätzen,
Wo Deines Vaters Geiſt gedoppelt groß erſcheint?
So wird ſich auch mein Geiſt an Witz und Kunſt ergötzen,
Die Dein erhabnes Herz in gleichen Maas vereint.
Die Welt verehret ihn, die Zierde ſeiner Zeiten;
Mir ſoll ſein Aſchenkrug beſtändig heilig ſeyn?
Mich muß der ſtärkſte Trieb zu reger Dankpflicht leiten;
Er bildete Dein Herz, und dieſes Herz iſt mein.
Wird Lunens Silberſchein, den blauen Himmel zieren,
Betritt alsdenn Dein Fuß Dein kleines Luſtrevier;
So wirſt du da um Dich, auch meinen Schatten ſpüren
Der voll Vergnügen ſeufzt: Auch hier war ich bey Ihr.

Und wird bey dunkler Nacht, Dein Zimmer Dich umſchließen,
Wo, was Du denkſt und ſchreibſt, viel Kluge neidiſch macht,
So werd ich bey Dir ſeyn, und mich erinnern müſſen,
Hier wünſcht ich Freundin Dir, die letzte gute Nacht.
Gehab Dich ewig wohl, Du Kleinod edler Seelen!
Gieb keinen Zweifel ſtatt, mein Herz bleibt ewig Dein.
Wer ſo vortreflich wählt, der kann nur einmal wählen;
Und Deine Freundſchaft muß mir mehr als tauſend ſeyn.
Komm Theure! fern vom Hof und ſeinem leeren Scheine
Sey meine Bruſt bey Dir, der reinſten Freude voll!
Was trübt der Augenlicht? Wie kommt es, daß ich weine?
Ach ich bin fern von Dir! mein Engel lebe wohl!

Die wahre Freundſchaft braucht keine Entſchuldigung. Wo würde ich ſonſt Worte genug hernehmen, dieſes Geſpräch meines Herzens mit E. H. zu rechtfertigen? Es hat unter den Unordnungen einer Waſſerreiſe, in einem engen Raume der ſechs Ellen lang und drey Ellen breit iſt, nicht beſſer gerathen können. Dieſen kleinen Platz haben wir mit der Gemahlin eines Bayriſchen Cammerherrn, gemein; Sie hat einen Pater und eine kleine wilde wüſte Tochter, (das natürliche Ebenbild von meiner Nanette in der Haußfranzöſin) zu ihrer Geſellſchaft, wo alle Augenblicke eine Abwechſelung vorgenommen und bald gebetet, bald gehüpfet, bald gelärmet wird. So, wie indeſſen mein Klagelied gerathen iſt; ſo überſende ich es Ihnen, meine Theuerſte! es ſoll Ihnen zum Beweis dienen, daß ich meiner Wehmuth auf irgend eine Art Luft machen müſſen; wobey mir denn meine, vielleicht zur Unzeit gefällige Muſe gerne zu Hülfe kam. Sie kennen mich nunmehro und werden an der Aufrichtigkeit meines Herzens nicht zweifeln.

Daß wir in Regenſpurg geweſen, habe ich Ihnen von dort aus berichtet. Wir giengen den Sonntag früh zu Schiffe. So angenehm mir dieſe Fahrt vorhin beſchrieben worden; ſo melancholiſch kommt ſie mir vor. Doch vielleicht iſt nur mein Zuſtand Schuld daran. Den erſten Tag fuhren wir ſechs Meilen; den andern wegen widrigen Windes nur vier, und heute haben wir acht Meilen gemacht. Warlich eine ſehr langſame Poſt. Mein Leben iſt mir von Kindheit an ſo kurz vorgekommen, daß ich nie Zeit übrig zu haben glaubte, und jetzt muß ich ſie mit Vorſatz verſchwenden. Sechs Wochen bin ich von meinem Hauſe entfernt, und in dieſer ganzen Zeit habe ich nur fünf Tage gelebt, die übrigen muß ich für ganz verlohren ſchätzen. Wie wird es noch werden, ehe ich in meinen geliebten Winkel zurückkomme? Der Schiffer tröſtet uns, daß wir den 12. Sept. in

Wien ſeyn ſollen. Ich wünſche es von Herzen aus keiner andern Urſache, als deſto eher wieder in Leipzig zu ſeyn, und meinen vertrauten vier Wänden alles zu erzählen, was ich nicht allen Menſchen ſagen kann.

Dieſe Nachricht ſchreibe ich in Paſſau, dem letzten Orte in Bayern; vielleicht daß ich ſie noch mit einigen Zuſätzen vermehre. Ich glaube, es iſt nichts billiger, als Ihnen von allen was mich betrift, Rechenſchaft zu geben. Leben Sie wohl, recht wohl, auserwählte Freundin! Ich lebe nur halb.

Paſſau den 9. Sept. 1749.

Anjetzo ſind wir in Linz und noch ſechs und dreyßig Meilen von Wien; da indeſſen dieſer Brief von hier abgeht, ſo beneide ich ihm das Glück in Ihre Hände zu kommen. So bald es möglich, ſchreibe ich E. H. von Wien. Wo nicht, ſo verſagen Sie mir den Troſt nicht, daß ich in Leipzig ein paar Zeilen von Ihrer werthen Hand antreffe.

Gottſched.

Vor Linz den 10 Sept. 1749. auf dem Schiffe und einem verwünſchten wackelnden Tiſche.

Fünf und neunzigſter Brief.

An Sr. Exc. dem Herrn Grafen von Seckendorf.

Wien im Octobr. 1749.

Hochgebohrner Reichsgraf
Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz habe ich vor meiner Abreiſe ins Carlsbad geſtanden, wie ſehr ich wünſchte, das glänzende Wien zu beſuchen und die Monarchin zu ſehen, die noch mehr Herzen beherrſcht, als die Gränzen ihrer weiten Reiche in ſich faſſen. Dieſes iſt geſchehen. Ich habe das Glück gehabt, das mir Neider bringen wird, und das ich für viele Schätze nicht miſſen wollte. Ew. Exc. ſind dieſer großen Frau ſo ſehr ergeben, daß ich verſichert bin, die Nachricht, die ich Ihnen von Ihrem ſo außerordentlich gnädigen Bezeigen jetzt geben will, wird alle freudige Regungen erneuern, die das Andenken **Thereſiens** allemal bey Ew. Exc. verurſachet, und davon ich ſo oft Zeugin zu ſeyn das Glück gehabt habe.

Nach unſerer Carlsbader Cur, giengen wir über Bayreuth, Erlangen, Nürnberg bis Regenſpurg zu Lande, wo wir uns denn an allen dieſen Orten etwas aufhielten, um unſre Freunde und Handwerksgenoſſen, nach Handwerksgebrauch zu ſehen und zu grüßen. Den 7. Sept. giengen wir von da ab, zu Schiffe auf der Donau, und kamen über Straubingen, Deckendorf, Paſſau, Linz und Stein, den 12. Sept. glücklich in Wien an. Die Reiſe zu Waſſer hatte uns nicht ſehr ermüdet, und wir brauchten alſo nicht lange Zeit uns zu erholen. Den folgenden Tag genoß ich zum erſtenmal das Glück, das ich ſo ſehnlich gewünſchet: ich ſahe die Kayſerin bey der öffentlichen Proceſſion aus der Burg zur Stephans-Kirche, um Gott im Angeſicht des ganzen Volks, für den im vorigen Jahrhundert verhängten glücklichen Entſatz dieſer Reſidenz, öffentlich zu danken. Die majeſtätiſche Schönheit dieſer Monarchin, die aller Herzen und aller Augen, (gleich als ſähen ſie Dieſelbe das erſtemal;) auf ſich zog, rührte meine ganze Seele. Ich rief die bibliſchen Worte aus: ſelig ſind alle deine Knechte, die immerdar vor dir ſtehen ꝛc. Von dieſer Stunde an kam das Bild Thereſiens nicht aus meinen Gedanken. Ich weis E. E. billigen meine Entzückung!

Wir beſahen alle Seltenheiten; die Kayſerl. Bibliothek, das Münzcabinet und die Bildergallerie. Hier fand ich das Bild der Kayſerin, und mein Herz gab alſo dieſer ſchönen Sammlung den Vorzug, da mein Geiſt den vorherigen alle ſeine Bewunderung gewidmet hatte. Wir beſahen Kloſter Neuburg ſo wie auch das Kayſerl. Luſtſchloß Hetzendorf; und alle Tage wurden unſere Calender mit Beſuchung neuer Merkwürdigkeiten bezeichnet. Der Graf Láſcy war ſo gütig, uns gleich bey unſerer Ankunft ein Freybillet zu den öffentlichen Schauſpielen, für die ganze Zeit unſers Daſeyns zu ertheilen. Ich nahm ſolches mit Freuden an; denn hier hoffte ich mich an der Kayſerin in Ihrer Loge, (wenn ich ſo ſagen darf) ſatt ſehen zu können, ohne durch Ihren majeſtätiſchen Blick geſtöret und ſchüchtern zu werden. Es gelung mir dieſer Kunſtgriff einmal in der Oper; und ich habe nichts von den reitzenden Tönen gehöret, nichts von den beſten Schauſpielerinnen geſehen: **Thereſia** hatte meine ganze Aufmerkſamkeit an ſich gezogen.

Des Grafen Eſterhaſi Exc. bemühten ſich, uns eine Audienz zu verſchaffen, und alle meine Wünſche wurden übertroffen. Wir erhielten Befehl, Sonntags den 28. Sept. früh um 10 Uhr uns zu Schönbrunn im Vorzimmer einzufinden; und wir gehorchten mit freudiger Ahndung dieſem Befehl. Ich ward hierauf der Fürſtin Trautſon vorgeſtellt, welche mich denen drey älteſten Durchl. Erzherzoginnen unter einer ſehr vortheilhaften und alſo ſehr partheyiſchen Empfehlung vorſtellte, und wir erhielten mit dem huldreichſten Blicke die Erlaubniß, Ihnen die Hände zu küſſen. Hierauf wurden wir in ein Zimmer gerufen, welches an der Kayſerin Zimmer ſties, und die Fürſtin Trautſon unterhielt uns, bis zur Ankunft Ihrer Majeſtät. Nun erſchien Sie, die größte Frau von Europa, die durch ihre Regierung nicht allein viele Nationen jetzo glücklich macht, ſondern in Ihren Kindern noch glücklich machen wird. Ich wollte auf das linke Knie fallen, und der Kayſerin

Königin mit dem redlichſten deutſchen Herzen ein ſpaniſches Compliment machen: aber bald hätte ich ganz niedergeknieet, und mit den chriſtlichſten Geſinnungen einer Abgötterey können beſchuldiget werden. Ew. Excel. werden hierbey lachen, allein ich ward würklich von den lebhafteſten Regungen beſtürmet. Beſtürzt, gerührt, voller Ehrfurcht und Freude über die Gegenwart dieſer groſſen Frau, voll Begierde Ihr mein Herz zu Füſſen zu legen, und voller Schmerz, daß dieſe gnädigſte Erſcheinung nur einen Augenblick dauren möchte. Alles dieſes machte mich ganz kraftloß. Die Kayſerin Königin ſprach ſehr viel, theils mit mir, theils mit meinem Manne; als eben jemand ins Zimmer trat, den ich für den erſten und liebenswürdigſten Staatsmann vom Kayſerl. Hofe würde gehalten haben, wenn die Kayſerin nicht geſagt hätte: **dies iſt der Herr.** Hier legten wir uns beyde in der vorigen ſpaniſchen Stellung dem Kayſer zu Füſſen. Er. Majeſtat gaben meinem Manne die Hand zu küßen und hießen uns beyde aufſtehen. Auch des Erzherzogs Königl. H. kamen mit Dero Oberhofmeiſter Grafen Bathyani in dieſes Zimmer, worauf auch noch die Prinzeßin Charlotte folgte. Nach einer kurzen Unterredung über den Hoffnungsvollen Erben ſo vieler Cronen: ſagte die Kayſerin voller Gnade und Güte: **Nun! ſie müſſen meine andern Kinder auch ſehen.** Worauf wir von der Fürſtin von Trautſon zu den übrigen drey kleinen Engeln geführet wurden; die wir in Ihren Zimmern unter der Aufſicht der Gräfin Saura beym Frühſtücken fanden.

Ich verſpare den weitläuftigen Bericht dieſer Unterredung bis ich die Ehre habe Ew. Exc. ſelbſt zu ſehen. Dann will ich Ihnen, gnädiger Graf! durch meine Erzählung die vergnügteſte Stunde machen, und die Freude, die Sie allemal bey der Erinnerung dieſer großen Frau zu haben pflegen, erneuern. Ich habe die Erlaubniß

laubniß erhalten, meine Ueberſetzung, die Geſchichte der Pariſer Academie der ſchönen Wiſſenſchaften, Ihro Maj. der Kayſerin zu Füſſen zu legen: ſo bald ich dieſes gethan und erfahren habe, wie mein Opfer aufgenommen worden, werden wir Wien verlaſſen und nach Sachſen zurückkehren. Ich habe nur Ew. Exc. dieſe für uns ſo glückliche Begebenheit vorläuſig melden wollen. Der gnädigen Gräfin Exc. verſichere ich meine ehrfurchtsvolle Ergebenheit und ich bin mit vollkommner Verehrung

Hochgebohrner Reichsgraf
Ew. Excellenz

unterthänige Dienerin
Gottſched.

Sechs und neunzigſter Brief.

An die Frau Feldmarſchallin, Gräfin v. Seckendorf.

den 11. April 1750.

Ew. Excellenz haben mich, durch Dero gnädige Einladung nach M. auf künftige Feyertage, ungemein erfreuet; ich ſoll dort einen guten Prediger hören, und bin bereit Ihren Befehl zu erfüllen. Ich finde auf dem Lande nichts unentbehrlicher, als einen Mann, der alle Eigenſchaften eines rechtſchaffenen Seelſorgers beſitzt. Es iſt ein unerlaubtes Vorurtheil, daß ein Landprediger eben nicht der gelehrteſte ſeyn dürfte, weil die meiſten ſeiner Zuhörer, einfältige Bauren, denen die ſogenannten gelehrten Prediger mehr ſchadeten als nützten. Ew. Excellenz haben ſich einmal darüber gegen mich erkläret, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen an dieſe Unterredung. Dieſelben behaupteten damals mit Recht, es ſey ein viel wichtiger Amt, und erforderte mehr Einſicht, mehr Gelehrſamkeit, Mühe und Fleiß, einem unwiſſenden und blinden Volke den Weg zu Gott zu zeigen, als gelehrte und erfahrne Leute nur auf dem Wege fortzuführen, den ſie ſchon kennen, und von dem ſie nur nicht abweichen dürfen.

Welch Unglück für eine Gemeine, die nur einen Prediger hat, und oft eine ganze Lebenszeit hindurch keinen andern höret! Welch Unglück, wenn dieſer Mann ſeinen Zuhörern die erhabenſten Wahrheiten auf eine niedere, unordentliche und ſeichte Art vorträgt, und alſo ein ganzes Volk ohne Rührung, ohne Ueberzeugung, die ihm ſelbſt mangelt, aus dem Hauſe des Herrn gehen läßt. Dieſe Lauligkeit iſt unverantwortlich. Ich wünſche, und ich thue dieſen Wunſch nicht zuerſt, daß jeder Guthsbeſitzer ſeinem Prediger die Freyheit erlaubte, eine, auf die Zeit und Umſtände ſich ſchickende, von einem guten Prediger abgefaßte Predigt, jedesmal vorzuleſen, wenn er ſelbſt einmal nicht Trieb genug, oder Verhinderung zu Abfaſſung einer wirklich erbaulichen Predigt fände. Es würde dieſes mehr Nutzen ſtiften, als eine ſchlechte Canzelrede in der Gemeine anrichtet.

E. E. haben die Meynung, die Sie von der Nothwendigkeit eines guten Predigers hegen, durch die Wahl des rechtſchaffenen Mannes beſtätiget, dem Sie das wichtige Geſchäft, die Führung Ihrer Unterthanen anvertrauet; Gewiß, dieſe ſind in den Augen Gottes ſo ſchätzbar, als Seelen der Fürſten und Großen. E. E. vergeben meine Schwatzhaftigkeit; ich weiß aber, daß Dieſelben ſolche, wegen der Gelegenheit, die ſolche veranlaſſet, entſchuldigen.

Mit Verlangen ſehe ich den Tagen entgegen, in welchen Sie, gnädige Gräfin, mir die Erlaublaubnis gegeben, Ihnen mündlich die Ehrerbietung zu verſichern, mit welcher ich bin

Ew. Excell.

unterthänige Dienerin
Gottſched.

Sieben und neunzigſter Brief.

An Mademoiſell Schulz in D.

Leipzig den 9. Aug. 1750.

Die Zufriedenheit, ſo Madame Werner über Ihren Fleiß bezeiget, iſt mir überaus angenehm, und ich verſpreche Ihnen den glücklichſten Erfolg von Ihren Bemühungen, wenn Sie darinnen fortfahren. Ich kann Ihnen keinen beſſern Beweis meines Andenkens geben, als wenn ich mein Verſprechen bald erfülle, und Ihnen Gottſcheds deutſche Sprachkunſt überſende. Es iſt nichts billiger, als daß Sie auch Ihre Mutterſprache gründlich wiſſen, da Sie die franzöſiſche ſprechen und ſchreiben. Sie beſitzen viel Vorzüge vor vielen Ihres Geſchlechts, die mit der eckelhaften Entſchuldigung, ein Frauenzimmer dürfe nicht viel lernen, ihre Unwiſſenheit noch unerträglicher machen. — Fahren Sie fort, liebenswürdige Wilhelmine, auf einige Wiſſenſchaften ſo viel Zeit zu wenden, als es Ihr Beruf erlaubet: Ich meyne, daß Sie Ihre häusliche Wirthſchaft, deren Sie ſich ſo rühmlich annehmen, dabey nicht hintenanſetzen. Ihre Beſtimmung iſt vielleicht, an keinen Gelehrten verheyrathet zu werden. Sie würden alsdenn mit allen Wiſſen, eine gelehrte Frau, und keine angenehme Geſellſchafterin für Ihren Mann ſeyn. So wie Sie ſind, werden Sie immer glücklich ſeyn, und jedem Stand Ehre machen, in welchen Sie die Vorſicht einmal ſetzen wird. Sie thun ſehr wohl, daß Sie Ihre müßigen Stunden aufs Leſen wenden; aber noch beſſer thun Sie, daß Sie einen klugen Freund über die Wahl Ihrer Bücher zu Rathe ziehen. Glauben Sie mir, Mademoiſell', es iſt einer der größten Fehler junger Perſonen beyderley Geſchlechts, daß ſo viele ohne Wahl Bücher leſen, und alſo auch ohne Nutzen viele, an ſich ſelbſt nützliche Schriften, durchblättern. Gar keine Neigung zum Leſen iſt nicht ſo übel, als nachtheilige, der Religion, oder den Sitten anſtößige Schriften, zu leſen. Ich behaupte ſogar, daß eine tiefe Unwiſſenheit, zumal bey unſerm Geſchlecht, viel eher zu entſchuldigen und zu heben, als eine ſchädliche Kenntnis gefährlicher Bücher, die gleich einem ſchleichenden Gift, im Verſtande und Herzen unheilbare Wunden zurücklaſſen. Beharren Sie bey dem Vorſatze, der Tugend ſo treu, wie ihrer Religion zu bleiben, und verſprechen Sie ſich dafür die ſüßeſte Belohnung der innern Zufriedenheit, und des Beyfalls aller Rechtſchaffenen. Ich ſchätze Sie, und Ihre artige Schweſter ungemein hoch; Ihr Beyſpiel wird vieles Frauenzimmer aufmuntern, Ihnen nachzuahmen, und Ihre Vollkommenheiten zu erreichen.

Gottſched.

Acht und neunzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 4. Nov. 1750.

Mademoiſelle,

Dero beyde Schreiben, die ich kurz nacheinander erhalten, verbinden mich zu einer aufrichtigen Dankſagung. Beyde ſind bewährte Proben Ihrer Gewogenheit gegen mich, und zeigen den Eifer, mit welchem Sie meinen wohlgemeynten Rath, zu Erweiterung Ihrer Kenntniſſe, in Uebung bringen. Es wäre unverantwortlich, wenn Perſonen, die ſo viel Verſtand und Geſchicklichkeit, als Sie, lobenswürdige Wilhelmine, beſitzen, nicht damit wuchern, und ihre Fähigkeiten vermehren wollten. Sie haben meine Abſicht erfüllet, die ich bey Ueberſendung der ſchönen Handſchrift der verſtorbenen Frau Foßin hatte. Ihre Copie kömmt dem Original meiner Landsmännin ganz nahe, und ich habe ſchon viele Mannsperſonen über ihre ſchöne Handſchrift in Verwunderung geſetzt. Möchten Ihnen doch die meiſten Ihres Geſchlechts nachahmen, und beſſer zu ſchreiben ſich bemühen.

Beyliegendes Buch *), welches ich vor wenig Jahren überſetzt, wird Ihnen zu einem unterrichtenden Zeitvertreib dienen.

Auch den Zuſchauer empfehle ich Ihnen zu leſen. Unter allen Stücken werden Sie das 6. 7. 15. 19. 33. 34. 37. 38. 45. 49. 54. 55. 57. 58. 66. 68. 73. 79. 80. 93. 99. 100. 101. 104. 107. 110. 111. 123. 133. 139. 143. 146. 147. 153. 163. 169. 172. 177. 188. 192. 195. 201. 206. 207. 210. 213. 216. 222. 224. 225. 230. 231. 237. 238. 243. 245. 248. 255. 256. 257. [illegible] 260.

---

*) Es war der Aufſeher.

260. 263. 280. 282. 289. 292. 293. 302. 307. 312. 313. 316. 337. 342. 346. 348. 349. 350. 352. 353. 356. 368. 373. 374. 375. 379. 381. 382. 385. 391. 400. 404. 408. 411. 414. 431. 441. 447. 448. 455. 459. 465. 471. 472. 483. 487. 494. 499. 505. 506. 522. 531. 532. 535. 537. 549. 564. 565. 574. 580. 587. 600. 606. 607. 610. 615. 621. 622. 628. 631. 633. 634. 635. Ihrer Aufmerkſamkeit werth finden. Ich habe dieſen Auszug für Sie gemacht, um Ihnen gleich zu zeigen, was nach meiner Meynung, der Kern aller 8 Theile des Zuſchauers iſt. Ich erwarte von Ihnen einen andern Auszug, welche Stücke ſowohl in dieſem, als in dem Aufſeher, Ihren Beyfall vorzüglich erhalten haben.

Wie geht es mit dem Zeichnen? Ein ſo glückliches Genie muß nicht auf dem halben Wege zur Vollkommenheit ſtehen bleiben. Die Hand, die ſo meiſterhaft die Feder führet, muß auch die ganze Kunſt der Malerey faſſen. Von einer ſolchen Schülerin hat eine Werner ſich zu verſprechen, und ich zweifle nicht, daß Sie alle unſere Hoffnung übertreffen werden. Ich bin mit aller Hochachtung, die Sie verdienen, Ihnen ganz ergeben.

Gottſched.

Neun und neunzigſter Brief.

An den Herrn S.

Hochzuehrender Herr,

Die erfreuliche Nachricht, ſo Sie mir von der glücklichen Niederkunft Ihrer lieben Frau gegeben, hat einen meiner liebſten Wünſche erfüllet. So aufrichtigen Antheil ich an Ihren bisher ſo betrübten Entbindungen genommen; ſo ſehnlich habe ich einer freudigen Erfüllung ihrer mütterlichen Hoffnung entgegen geſehen. Gott laſſe Sie dieſes erſte lebendige Pfand Ihrer Liebe, bis in ſpäte Jahre mit ungeſtörter Freude um-

umarmen. Ueber das Vergnügen, welches mir dieſe Nachricht gemacht, hätte mich nichts empfindlicher rühren können, als die vorzügliche Ehre, ſo Sie mir bey dieſer Gelegenheit erwieſen, daß Sie mich zu einer Taufzeugin erwählet. Ich wünſchte gegenwärtig zu ſeyn, um Ihnen meinen Dank dafür abzuſtatten, und mich des Vertrauens werth zu bezeigen, das Sie in mich geſetzt. Ich behalte mir vor, ſo wie ich meine Pflichten gegen dieſes liebe Kind durch ein eifriges Gebet an deſſen Tauftage angetreten, künftig demſelben würkliche Proben meiner Zuneigung und Fürſorge zu ertheilen. Gott laſſe es an Kräften zunehmen, bis ſein Verſtand fähig wird, das löbliche Beyſpiel ſeiner würdigen Eltern einzuſehen und nachzuahmen. Ich umarme Mutter und Kind von ganzem Herzen und bin

Ihre

ergebenſte Dienerin
Gottſched.

Hunderter Brief.

An Mademoiſelle S.

Leipzig, den 11. Jul. 1751.

Mademoiſell,

Es wäre kein Wunder, wenn mein langes Stillſchweigen mich bey Ihnen in den Verdacht der Undankbarkeit geſetzt hätte. Allein, da ich bereits Ihrer Frau Schweſter die Urſache gemeldet, die mich bey derſelben in eben dieſen Fehler verleitet hat: ſo will ich Ihnen hier nicht mit Wiederholungen beſchwerlich fallen. Ich hoffe von Ihrer Güte alle Nachſicht.

Für die überſandten ſchönen Zeichnungen ſtatte ich in beyder Nahmen, denen ſie zugedacht ſind, den verbindlichſten Dank ab. Sie machen der Meiſterin und Schülerin gleich viel Ehre, und es wäre ewig Schade geweſen, wenn Ihre Geſchicklichkeit unbearbeitet hätte bleiben ſollen.

Wir hätten alſo beyde keinen glücklichern Einfall haben können, als Sie ſelbſt, und nachher Madame Werner, auf die Gedanken zu bringen, einen Theil Ihrer Fähigkeiten in der Zeichen= und Malerſchule zu üben. Sie verleiteten mich faſt zum Stolz, eine Vollkommenheit mehr in Ihnen ans Licht gebracht zu haben. Ihr ſchönes Geſchenk hat mich in eine Schuld gebracht, die meine Feder abzutragen ſich bemühen wird; aber nie wird es Ihrem Bleyſtifte oder Ihrem Pinſel gleich kommen. Ich bin mit aller Hochachtung, die man ſo vielen Verdienſten ſchuldig iſt, Ihnen ganz ergeben.

Gottſched.

Hundert und erſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 20. Nov. 1751.

Mademoiſell,

Ihre ſchöne Handſchrift hat mich in Verwunderung geſetzt. Jeder Brief gleichet einer Vorſchrift, die eine Meiſterhand verfertiget hat; ſo wie die Schreibart ſelbſt die feinſte Denkungsart verräth. Ich bin dabey auf einen Einfall gerathen, den ich Ihnen entdecken will. Viele große Häuſer wünſchen Perſonen zu finden, denen ſie ihre Kinder anvertrauen können; und ich habe nur neulich einen Auftrag gehabt, eine Perſon zu ſuchen, die zwar eine Franzöſin ſeyn, aber noch ſo viel andre Eigenſchaften dabey beſitzen ſollte, die ich nirgends vereinigt finden können. Die gute Ausſprache, die man gemeiniglich bey einer Franzöſin vermuthet, fehlet vielen, und jede Provinz, die uns ſolche Perſonen liefert, hat ihren beſondern Dialect, der von der reinen Mundart oft ſehr merklich abweichet, und den nichts entſchuldiget, als das Vorurtheil, eine Franzöſin könne nicht anders als gut franzöſiſch ſprechen. Ihre Ausſprache, liebſte Wilhelmine, und Ihr Ausdruck ſind ſo vollkommen, daß Sie ſicher die Lehrmeiſterin adelicher Jugend ſeyn können. Ihre ſchöne Handſchrift, Ihre Geſchicklichkeit im Zeichnen, Ihre Fertigkeit auf dem Claviere, geben Ihnen gerechte Anſprüche auf eine der beſten ſolcher Stellen, in ſo ferne von den Vollkommenheiten des Verſtandes die Rede iſt; und Ihr gutes Herz, Ihre untadelhaften Sitten, werden gewiß Tugend und Weisheit in die Gemüther Ihrer Untergebenen prägen. Darf ich Ihnen einen Vorſchlag thun? Nehmen Sie eine ſolche Stelle an, liebſte Wilhelmine. Sie werden Ehre und Vortheil, ſo wie Ihre Untergebenen mehr Nutzen als von den meiſten gebohrnen Franzöſinnen haben. Wie viele ſchlecht erzogene Perſonen kommen nach Sachſen, um einen reichlichen Gehalt zu ziehen, und die Plage des Hauſes zu ſeyn, wo man ihre Mängel noch mit vielem Gelde bezahlet. Dieſe Klagen ſind faſt allgemein. Ich nehme diejenigen Perſonen von dieſer Zahl aus, die ihre Stellen mit Ruhm begleiten, und würdige Gouvernantinnen ſind. Ich kenne verſchiedene derſelben, die ſich von der erwehnten Art ganz auszeichnen, und vortrefliche Proben ihrer Erziehungskunſt abgeleget haben, und für dieſe habe ich eben ſo viel Achtung, als ich mit denen jungen Perſonen Mitleiden habe, die in ſchlechte Hände fallen.

Oft habe ich gewünſcht, daß rechtſchaffene Prediger, Kaufleute, oder auch Gelehrte, die in ihrem Beruf nichts weiter als ihr Auskommen vor ſich bringen, und oft eine Anzahl hülfloſer Töchter hinterlaſſen, ſo viel auf ihre Erziehung wendeten, daß dieſe hernach, wenn ihre Väter ſtürben, auf eine anſtändige Art ihren Unterhalt fänden. Dieſes würde ungemein viel Nutzen ſtiften, und unſre Landestöchter würden jenen Ausländern vorgezogen werden, die nur allzu oft ſchlechte Sitten, eine ſchlechte Ausſprache, und ſchlechte Neigungen ihren Untergebenen beybringen.

Machen Sie den Anfang eine ſolche Stelle zu übernehmen, auch in dieſem rühmlichen Entſchluße werden Ihnen viel folgen, ob andre gleich weniger Vollkommenheiten als Sie beſitzen. Ueberlegen Sie meinen Einfall reiflich, liebſte Wilhelmine, und wo möglich, laſſen Sie es nicht bloß bey meinem Wunſche bleiben. Ich umarme Sie und bin Zeitlebens Ihnen ergeben

Gottſched.

Hundert und zweyter Brief.

An die Frau S. in C.

Leipzig den 4. Jan. 1752.

Sehr werthgeſchätzte Freundin.

Nichts hätte mir angenehmer ſeyn können, als daß ich von Ihrem Wohlſeyn und zwar durch Ihre eigne Feder verſichert worden. Ich danke der kleinen Caroline, welche mir zu dieſem Vergnügen gewiſſermaßen verholfen, und freue mich, daß ſie ſich in den Verluſt, ihres vormaligen ganz unentbehrlichen Zeitvertreibes, ſo wohl zu ſchicken weis. Ich wünſche Ihnen ſehr viel Glück zu dieſer vollbrachten Arbeit. Sie haben die erſten Pflichten einer rechtſchaffenen Mutter erfüllet, indem Sie ſelbſt die Säugamme Ihres erſten Kindes geweſen, und ich wünſche, das Mutter und Kind Lebenslang die angenehmſten Folgen davon erfahren mögen. Ich bin von der Vorſehung nicht mit ſo einem Segen beglücket worden. Aber ſo viel iſt gewiß, ich würde meine Kinder nie Miethlingen anvertrauet haben; wenn nicht die äußerſte Schwachheit, und aller Mangel an Nahrungsmitteln für ein ſo kleines Geſchöpfe, mich darzu genöthiget hätten. Ich bewundere, daß man in hieſigem Lande die Gewohnheit, Ammen zu nehmen, noch nicht abſchaft; ohngeachtet unzählige unglückliche Folgen es uns täglich anrathen. Die Prinzeßin von Oranien hat allen Müttern ein ſo vortrefliches Exempel gegeben, daß alle und jede nachfolgen ſollten. Tillotſon ſagt, daß die Verſäumniß dieſer Pflicht unter die groſſen himmelſchreyenden Sünden gehöre, welche bey der heutigen Welt auch unter uns im Schwange gehen. Die ſchlimmen Wirkungen dieſer verſäumten mütterlichen Schuldigkeit ſollten die beſten Warnungen ſeyn, und wie viele vornehme Häuſer erfahren dieſelbe? Eben die Mütter, die ſich am beſten warten und pflegen, die alle Bequemlichkeiten bey dieſer angenehmen Pflicht haben könnten, eben dieſe, vernachläßigen ſolche am erſten. Ich wünſchte, daß alle Prediger wider den Mißbrauch der Ammen eifern möchten, vielleicht fänden ſich noch mehr liebreiche Mütter, die Ihrem löblichen Beyſpiel nachahmten, und zärtliche Säugammen ihrer Kinder würden. Wie ſehr wird die kleine Caroline ihrer geliebten Mutter einmal für dieſe Wohlthat danken. Ich ſchätze Sie doppelt hoch, und bin mit zärtlicher Freundſchaft Ihnen ergeben

Gottſched.

Hundert und dritter Brief.

An die Fr. v. R.

Leipzig den 19. Junii 1752.

Hochwohlgebohrne Frau,

Sie ſind, wie ich aus Ihrem unſchätzbaren Schreiben ſehe, glücklich an den Ort, wo Sie zu ſeyn wünſchten, angekommen; ich aber habe mich noch nicht von dem Schmerz über Ihre Abreiſe erholet; und ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß mich deſſen Eindrücke noch jetzt quälen. Das tiefe Stillſchweigen, worinnen Sie mich die drey letzten Tage Ihres Hierſeyns geſehen haben, war ein Zeichen aller traurigen Empfindungen über unſre bevorſtehende Trennung. Warum muſte ich E. H. auf eine ſo kurze Zeit kennen lernen? Warum muſte ich in Ihnen alles entdecken, was ich bisher ſo eifrig geſucht, und noch nie vereinigt gefunden hatte? Warum muſten Sie mir ſogleich Ihre Freundſchaft ſchenken? ein Glück, daß ich in dem Augenblicke Ihrer Bekanntſchaft wünſchte, aber nicht ſo gleich hoffte.

Mein ſtilles Glück, die Luſt von wenig Stunden,
Iſt wie das Glück von einer Sommernacht,
Iſt ohne Spur, iſt wie ein Traum verſchwunden.

Alles, alles dieſes verurſachet mir jetzt das kummervollſte Andenken. Zugleich iſt es mir eine ſo angenehme Traurigkeit, daß ich ſie nicht verbannen mag; und Sie nähren ſolche in mir durch Ihr rührendes Schreiben. Sie haben Recht, es iſt nichts reißender als die Freundſchaft zweyer redlichen Seelen. Laſſen Sie die unſrige ungetrennt und ewig ſeyn. Erlauben Sie mir Ihnen oft zu ſchreiben, und oft meinen Kummer, davon Sie die unſchuldige Urſache ſind, zu klagen. Ich werde allen Ihren

Briefen mit freudiger Ungedult entgegen ſehen, und ſie als eine kleine Genugthuung für Ihre Abweſenheit mit Vergnügen empfangen. Der Himmel laſſe es Ihnen aller Orten ſo wohl gehen, als ich es wünſche: ſo werden Sie die glücklichſte Frau ſeyn. Ich bin mit Zärtlichkeit und Hochachtung, beydes in dem Grad, da Sie es verdienen, Ihnen ganz ergeben.

Gottſched.

Hundert und vierter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 18. Jul. 1752.

Hochwohlgebohrne Frau,

Ich danke Ihnen von Herzen für die treue Nachricht von Ihrem Befinden und von der Beſchaffenheit Ihres Gemüths. Sie wiſſen, wie unentbehrlich mir dieſe iſt. Es freuet mich, daß Sie das Vergnügen haben, mit einem der gröſten Geiſter von Sachſen, täglich in Geſellſchaft zu ſeyn. Dieſes iſt eine Nahrung des Geiſtes, der eben ſo wie der Cörper Erquickung braucht. Wenn ich Ihnen etwas beneiden könnte, ſo wäre es dieſes, und ſodann das angenehme Landleben, die ſchönen Spaziergänge, der wohlangelegte Garten, die belaubten Hecken, die mir in allen Gärten eben ſo vorzüglich reizend ſind, als die nahen Gehölze. Sie klagen über den Mangel der Nachtigallen, und Sie haben Recht; Ihre ſchöne Gegend verliert viel, da dieſe fehlen. Doch bleiben Sie nur lange dort; dieſes melodiſche Geſchöpf wird Ihnen zu Gefallen ſich bald einfinden, Sie werden Sie vor dem Raub ſchützen, Sie werden ihr die Freyheit laſſen, welche dieſe reitzende Sängerin in dem kleinſten Buſch des ärmſten Bauers, dem herrlichſten Kefig in königlichen Gemächern weit vorziehet. Sie wird Ihnen ihren Dank vorſchlagen, und alsdenn finden Sie alles, alles, was Ihr Gemüth erheitert.

und ich fürchte, Sie vergeſſen in dieſer Entzückung Ihrer treuſten Freundin in Leipzig.

Der Beſitzer dieſes irrdiſchen Paradieſes iſt alſo ein Verehrer des Tacitus, und unterhält ſich mit dieſem, ſo wie mit den beſten engliſchen Schriftſtellern? es wundert mich alſo nicht, ihn in der Claſſe der ſchönen Geiſter zu finden, in welche Sie ihn ſetzen. Aber handelt er auch wie ein Engländer? Ich werde mir alle Mühe geben, Ihnen allemal die neueſten engländiſchen Schriften für Ihren Freund zu ſchicken. Sehn Sie nur, welche Liſt Sie brauchen, ſich aller Herzen zu bemeiſtern? Sie haben Recht, den guten ehrlichen Alten ſich gefällig zu machen; aber was ſagt der Herr Gemahl? daß ich ein Asmodi ſey, nicht wahr? aber zu meiner Schande nichts ausrichten würde? Gut, gnädige Frau, ich werde mich rächen und Ihnen noch behülflich ſeyn, Ihre Abſichten zu erfüllen, und ich habe den Vorſatz ſchon ins Werk gerichtet. Sie verlangen den Cromwell mit einen, ihm ähnlichen Kupferſtich. Hier folgt er. Seine funkelnden Augen, ſeine ſpröde Naſe und ſeine drohenden Lippen ſollen ſehr ähnlich ſeyn. Die Königliche Gallerie in Dresden verwahret ſein Bild von einem großen Meiſter gemahlt. Wenn ich gewuſt hätte, daß Ihnen und Ihrem weiſen Freunde ſo viel daran gelegen wäre, ſo hätte ich ſeine Geſchichte mit nach Dresden genommen, um den Kupferſtich gegen das Gemälde zu halten. Jetzt kann ich Ihnen die Gewähr nicht leiſten, daß es nach jenem Bilde geſtochen iſt. Voltaire hat folgende Zeilen auf den Tod des Cromwell aus dem engliſchen überſetzt:

Il n'eſt plus, c'en eſt fait, ſoûmettons nous au ſort;
Le Ciel a ſignalé ce jour par des tempêtes,
Et la voix du tonnére éclatant ſur nos têtes
Vient d'annoncer ſa mort.

Par ſes derniers ſoupirs il ébranle cette Isle,
Cette Isle, que ſon bras fit trembler tant de fois;
Quand dans le cours de ſes exploits
Il briſoit la tête des Rois,
Et ſoumettoit un peuple, à ſon joug ſeul docile.
Mer! tu t'en eſt troublée? oh Mer! tes flots émus
Semblent dire en grondant, aux plus lointains rivages,
Que l'effroi de la terre & ton maitre n'eſt plus.

Ich ſchreibe Ihnen eine deutſche Ueberſetzung hierbey, für die ich um Nachſicht bitte wo ich gefehlt:

Er iſt nicht mehr; ſchon iſt der Schlag geſchehn;
Das Schickſal will, wer kann ihm widerſtehn?
Von oben her kam uns an dieſem Tage
Der wilde Sturm, ein Bothe naher Klage,

Und unſer Ohr taub vor des Donners
Schall.
Erwacht, und horcht und höret Cromwells
Fall;
Sein letzter Hauch erſchütterte dies Land,
Die Inſel, die ſo oft den ſtrengen Arm
empfand,
Wann in dem Lauf von ſeinen Heldenthaten
Die ſtolzen Füß' auf Königs = Scheitel
traten,
Wann er ein Volk, das blos nach Frey=
heit ringt,
Mit kühner Liſt ins Joch der Knechtſchaft
zwingt.
Meer du biſt ſelbſt beſtürzt! die bangen
Wellen
Erkühnen kaum noch brauſend aufzu=
ſchwellen,
Und rauſchen jetzt von deinen Ufern her:
„Die Furcht der Welt, mein Herrſcher iſt
nicht mehr.

Fahren Sie fort G. F. mich mit Ihren Zuſchriften zu erfreuen. Sie ſind das einzige Mittel mir die Trennung von Ihnen erträglich zu machen. Ich bin mit wahrer Verehrung

Ihre

gehorſamſte Dienerin
Gottſched.

Hundert und fünfter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 7. Aug. 1752.

Hochwohlgebohrne Frau,

Sie befinden ſich alſo nunmehro in G.? Ich wünſche viel Glück zu Ihrer neuen Einrichtung, und daß Ihnen der Ort ſo gefallen möge, als Sie und Ihr ganzes Haus Beyfall bey den dortigen Einwohnern finden werden. Sie widmen ſich der löblichſten Beſchäftigung, wenn Sie die Muſe, die Ihnen in einer ſolchen Stadt übrig bleibt, auf die Erziehung Ihrer Kinder wenden wollen. Ich wünſchte nur, daß Sie einige Lehrmeiſter mehr hätten, die Ihnen ohnfehlbar abgehen, und welche Ihnen viel Nutzen ſchaffen könnten. Wie kömmt es doch, daß zwey ſolche einſehende Männer ein R. und ein B. der Stadt und der Schule nicht dadurch aufzuhelffen ſuchen, daß Sie Leute dahin ziehen, die der Jugend ganz unentbehrlich ſind? Alle junge Leute können nicht ſtudiren, und in den Claſſen das ewige Latein lernen; aber in Wiſſenſchaften können alle einige Kenntniß erhalten. Die franzöſiſche Sprache iſt der Jugend beyderley Geſchlechts faſt unentbehrlich geworden und dieſe ſollte man allgemein machen. Ein Sprachmeiſter, ein Schreibe- und Zeichenmeiſter, ein Tanzmeiſter iſt an Orten, wo eine Schule iſt, ſehr nöthig. Dergleichen Perſonen müßen die nöthige Wohnung frey haben. Sie müßen einige unentbehrliche Lebensmittel unentgeldlich von der Stadt erhalten. Der Gehalt kann mittelmäßig seyn, nur etwas müßen sie bekommen, um denen Armen ihre Wiſſenſchaft auf Koſten der Stadtväter zu lernen; das übrige muß ihr Fleiß und ihre Geſchicklichkeit zu erwerben ſuchen. Der Landadel wird ſeine Kinder eher in ſolche Städte ſchicken, wo man verſchiedene Lehrmeiſter findet, als einen mittelmäßigen Informator ins Haus nehmen. Der wohlhabende Bürger, wird die ſeinigen alles lernen laſſen, worzu er Gelegenheit findet, und der Arme kann es auf Koſten der Stadt genüßen. Nur eins iſt noch zu erinnern; daß nemlich wohlgeſittete und rechtſchaffene Leute zu Lehrmeiſtern an ſolche Orte ausgeſucht werden müßen. Wo dergleichen Menſchen in Menge ſind, kann man wählen, aber wo nur ein einziger in jeder Art iſt, ſo ſoll er billig keine groben Fehler haben. Er wird zu ſehr bemerkt, und es thut einen gar zu widrigen Eindruck auf die Jugend, wenn ihr Lehrmeiſter laſterhaft iſt. Es muß alſo kein Mann gewählet werden, der um eines kümmerlichen Unterhalts willen, ſo eine Stelle annimmt; er muß ſein reichliches Einkommen finden. Ich verirre mich, und eifere über eine Sache, die mich nichts angeht. Die Sorge für das Wohl ihrer zwey geliebten Kinder hat mich auf das Beſte vieler andern gebracht. Vergeben Sie dieſe Ausſchweifung. Ich bin E. H. ganz ergeben.

Gottſched.

Hundert und ſechſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 22. Aug. 1752.

H. F.

Cromwell hat alſo Ihres Freundes Beyfall erhalten? das iſt mir ſehr lieb; aber noch lieber, daß ich nicht unter ſeiner Regierung gelebet habe. Nein, ich ziehe die jetzige Zeit der vergangenen weit vor. Sie, theuerſte Freundin, ſind meine Zeitgenoßin, dies iſt mir genug. Ich beſinne mich, daß ich Sie einmal bey der engländiſchen Hiſtorie fand; Sie beklagten mit Thränen das Schickſal einer Maria Stuard, und einer Johanna Gray, aber gleichwohl wünſchten Sie unter der Regierung einer Eliſabeth gelebet zu haben. Eben ſo demüthigend (dachte ich damals bey mir ſelbſt) iſt dieſer Wunſch für ihre Freundin, als rühmlich für die Engländer!

Daß der **Aufſeher** nach Ihrem Geſchmacke ſeyn würde, habe ich vermuthet; und eben die von Ihnen bemerkten Stücke, haben auch mir vorzüglich gefallen. *) Es iſt ein trefliches Buch und für junge Leute hauptſächlich

---

*) Es war das 8. 18. 19. 20. 24. 27. 31. 45. 49. 50. 52. 54 57. 61. 65. 69. 70. 75. 81 Stück im erſten Theil des Aufſehers und im zweyten Theile das 84. 88. 96. 99. 111. 112. 113. 120. 123. 125. 131. 135. 137. 147. 150. 155. 161. 162. 168. 172 Stück.

lich von einen größern Nutzen, als, (laſſen Sie mich es ganz ſachte ſagen) als manches dunkles philoſophiſches Syſtem. Es lehrt die Tugend, zeigt das verabſcheuungswürdige des Laſters und das lächerliche der Thorheiten beyderley Geſchlechts, die ſich leider nur allzuoft in die menſchlichen Handlungen einſchleichen, in dem gefälligſten Tone, und auf die überzeugendſte Art.

Sie werden eine weitläufige Nachricht von der bevorſtehenden Crönung des Freyh. v. S. erhalten. Dergleichen Feyerlichkeiten müſſen vielleicht auf hohen Schulen nicht ganz in Vergeſſenheit gerathen. Nur ich, ich möchte nicht die Perſon ſeyn, die ſich dadurch unvergeßlich machte.

Leſen Sie nicht zu eifrig die **Nachtgedanken**; doch Sie dürfen mehr wagen als ich. Bey einer Anlage zur Hypochondrie, würde ſich mir jedes Bild in noch ſchwärzern Farben zeigen, und mich mit mehr Schwermuth erfüllen, als der Verfaſſer ſelbſt zu erregen wünſcht. Ich wundre mich nicht, daß Ihr Freund in S. bey dem ähnlichen Schickſal, das er mit Young durch den Verluſt ſeiner Tochter erlitten, ſo lebhaft bey ſeinen Klagen gerührt wird. Dieſen Vortheil hat jeder Autor, der mit unſern Empfindungen ſympathiſirt. Ich umarme Sie liebſte Freundin mit aller Zärtlichkeit.

Gottſched.

Hundert und ſiebenter Brief.

An den Herrn S. in C.

Leipzig den 26. Septbr. 1752.

Hochzuehrender Herr,

Ihr Geburtsfeſt iſt nicht unbemerkt bey uns geblieben, ob ich gleich ſolches gegen Sie ſelbſt mit Stillſchweigen übergangen habe. Ich war eben damals ſehr matt und ſchwach, aber ohngeachtet aller Mattigkeit und Schwachheit, habe ich kräftige Wünſche für Ihr Wohl und Ihre Erhaltung gethan. Ich wünſchte unter andern, daß Sie über funfzehn Jahr meine liebe Pathe vortheilhaft verheyrathen, und denn zu gehöriger Zeit bey ihrem erſten Sohne Gevatter ſeyn möchten. Heißt dieſes nicht Ihnen und Ihrem ganzen Hauſe alles mögliche Glück gewünſchet? Mehr Titel, mehr Reichthümer und andre dergleichen Herrlichkeiten hätte ich gewis hinzugeſetzt, wenn ich den Werth derſelben nicht kennte, oder weniger Ihre Freundin wäre, als ich bin. Im Ernſt, ich halte es nicht für freundſchaftlich, jemanden um die wahre Gemüthsruhe zu bringen, oder dieſe nur auf die Probe zu ſtellen. Ich glaube alſo Ihnen einen Beweis meiner wahren Zuneigung auch dadurch zu geben, daß ich Ihnen keinen Ueberfluß wünſche.

Gottſched.

Hundert und achter Brief.

An die Fr. v. R.

Leipzig den 23. Jänner 1753.

H. F.

Bald ſollte ich auf die Gedanken kommen, daß Ihres Gemahls Zorn ſeiner Freundſchaft vorzuziehen wäre: wenigſtens müſſen alle diejenigen ſo denken, die gerne mit ihm in Briefwechſel ſtehen. So lange er unwillig über mich war, erhielt ich dieſe Zeugniſſe von ſeiner eignen Hand; jetzt läßt er mir ſeine friedfertige Geſinnungen durch ihre Feder berichten. Ich will ihm ſeine Trägheit im Schreiben gar nicht übel nehmen, wenn ſie nur nicht anſteckend iſt. Ich brauche zu meiner Zufriedenheit nur eine einzige Correſpondenz in G. dieſe iſt mir aber auch ganz unentbehrlich, und ſo lange mir Ihr Gemahl dieſe erhält, will ich ſeine Glückſeligkeit nicht beneiden, um einer Freundin, die ich über alles ſchätze, näher als ich zu ſeyn.

Alles, was Sie von der Beſchaffenheit der Männerherzen ſagen, ſcheint mir ſeine gute Richtigkeit zu haben, ohngeachtet ein gewiſſer Mann gar ſehr den Kopf darüber ſchüttelt. Indeſſen, da die Männer, ſo wie ihr Herz gegenwärtig beſchaffen iſt, unſre ganze Neigung an ſich zu ziehen wiſſen; was bliebe uns übrig, Ihnen aufzuopfern, wenn ſie uns an Redlichkeit und Treue überträfen? Sie ſind darzu geſchaffen, unſer lebhafteſtes Vergnügen, und unſern bitterſten Gram zu veranlaſſen; darzu mußten ſie recht ſo ſeyn, wie ſie ſind. Ich weiß nicht, wie Ihnen dieſe Philoſophie vorkommen wird, aber ſo viel iſt gewiß, daß man über kurz oder lang darauf verfallen muß; dieß iſt das Vorrecht der Erfahrung.

Herr A. will in Dresden ſein unbeſtimmtes Schickſal abwarten. Vor einigen Monaten wollte er nach Dännemark gehen; es ſcheinet aber, daß ſeine Muſe ſich vor den nordiſchen Gegenden ſcheuet. Die Rangordnung, in welche ihn der Marquis *** ſtellet, wird er nicht ſtreitig machen. Man iſt nicht ganz klein, wenn es der Welt noch gefällt, uns auch im verjüngten Maaßſtabe, neben große Leute zu ſetzen. Vielleicht würde ein wenig Beſcheidenheit ihm manche Unruhe erſparen. Die Welt wird durch ſeltne Verdienſte beleidiget, und läßt ſie dem, der ſie beſitzt, nur ſo lange, als ſie glaubet, daß er ſelbſt daran zweifle. Die wahre Beſcheidenheit iſt nach meinen Gedanken von wirklichen Vorzügen untrennbar.

Die überſchickten Schriften gehören Ihnen alle eigenthümlich zu. Sie ſollen ſolche nicht abſchreiben, und mir dadurch die Zeit entziehen, die Sie zu einer ſchriftlichen Unterredung mit mir anwenden könnten. Iſt aber der Anfang ſchon gemacht, ſo bitte ich um denſelben, und keinen Buchſtaben mehr hinzuzuſetzen. Ich will dieſe Blätter zu den übrigen Heiligthümern legen,

legen, die ich von Ihrer Hand beſitze; mein unerſättlicher Geitz nach allem, was mir daher kömmt, iſt nur ſchwer zu befriedigen. Geben Sie mir ja nichts wieder zurücke, beſte Freundin! ich beſchwöre Sie, was ich Ihnen jemals anvertrauet habe, beſonders denjenigen Theil meines Herzens nicht, darinnen Sie ſo uneingeſchränkt regieren, und wie deutlich ſpüre ich, daß es nur für Sie geſchaffen iſt! Mit dem grauſamen Verhängniſſe, das Ihnen und mir dieſes zu ſpät bekannt laſſen werden, bin ich noch nicht verſöhnt. Den Reſt meiner Tage ſoll mich nichts ſtören Ihnen ganz ergeben zu ſeyn.

Gottſched.

Hundert und neunter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 27. Jänner 1753.

G. F.

Ihr freundſchaftliches Schreiben hat mich abermals an den ganzen Verluſt erinnert, den ich durch Ihre Abreiſe von hier erlitten. Ich danke Ihnen für jedes Andenken, das Sie mir ſchenken. Aber wieviel fordern Sie von mir? Ich ſoll Ihnen in dem Schmerz über unſere Trennung den Vorzug einräumen? ⸗ ⸗ ⸗ Iſt es auch möglich, daß ich Ihnen etwas abſchlagen kann? iſt es möglich nur einen Augenblick anzuſtehen, Ihnen den Vorzug in allen Arten der Vollkommenheiten zuzutheilen? und iſt es möglich, daß ich dieſes bey einer Sache thun ſoll, die zwar ſehr ſchmeichelhaft für mich iſt; dennoch aber mir unmöglich ſcheint; weil ich nicht glauben kann, daß irgend ein zärtlicher Schmerz weiter gehen ſollte, als der meinige über Ihren Verluſt? Ueber dieſes ſo gründet ſich mein Gram auf Ihre Verdienſte, da hingegen Ihre Freundſchaft gegen mich nur Großmuth iſt. Sie verſichern mich, daß ich Ihnen nicht gleichgültig geweſen, auch ehe Sie mich noch gekannt haben. Sie haben mir alſo Ihre Freundſchaft geſchenket, ehe Ihnen noch die treue Verehrung bekannt war, ſo die erſte Stunde in mir erwachte, da ich das Glück hatte, ſie kennen zu lernen. Nun ſchließe ich ſo;

> Eine Freundſchaft, die ſich auf die Kenntniß wahrer Verdienſte gründet, ſchlägt tiefere Wurzel, als eine die auf lauter unverdienter Großmuth beruhet. Nun gründet ſich aber meine Freundſchaft gegen die Frau von R. auf ihre Verdienſte.

Atqui, ergo, ſagen die Logici: (aber ich wage nicht, mit ſolchen Zauberformeln vor Ihnen zu erſcheinen.) Indeſſen ſoll dieſer Syllogismus nichts mehr gelten, als was Sie ihn wollen gelten laſſen. Ach! warum iſt mir denn von ſo vielen Verſuchen, die ich gethan, Sie kennen zu lernen, kein einziger gelungen? Warum mußte erſt die ganze franzöſiſche Nation in Gefahr gerathen, für Freuden *) närriſch zu werden, ehe ich erfahren konnte, daß die Perſon, die ich 15 Jahr in Sachſen geſucht hatte, und zu finden verzweifelte, wenige Straßen von mir anzutreffen wäre? Mein Herz iſt zur Freundſchaft mehr, als zu irgend einer andern Leidenſchaft geſchaffen. Derſelben Verſehung aber, die es mir gegeben hat, hat es zugleich gefallen, mein Schickſal ſo zu beſtimmen, daß dieſe ſeine einzige Fähigkeit ganz müßig bleiben ſollte. Sie hat mir bey meinem [illegible] Auf-

---

*) Die franzöſiſche Ode des Hrn. von Arnaud auf die Geburt des Duc de Bourgogne, gab Gelegenheit zu dieſer Bekanntſchaft; und der verſtorbene Herr Profeſſor Gotſched wurde bewogen, eine deutſche Ode auf die Geburt des Herzogs zu machen, um einige Ausdrücke der franzöſiſchen zu widerlegen.

Aufenthalte allhier, einige ſehr würdige Perſonen gezeiget; allein entweder machte eine Trennung, oder der Tod alle Hoffnung zu nichte, und ebenſo geht es mir auch jetzt. Bald ſollte ich anfangen verdienſtvolle Perſonen zu fliehen, um mir eine unnütze Marter zu erſparen. Was helfen mir dieſe, wenn ſie nicht in Leipzig ſind, und was hilft es mir, wenn ſie hier ſind, und davon reiſen?

Sie haben Le Siecle de Louis XIV. von Voltaire geleſen; aber iſt ihnen auch bekannt, daß jetzt neuerlich in Frankreich eine neue Auflage davon, mit ſehr beiſſenden Noten vom la Beaumelle herausgekommen iſt? die den Hrn. von Voltaire eben ſo ſchmerzen müſſen, als der Akakia den Hr. von Maupertuis.

Ich weiß nicht, was ich heute für eine Gabe beſitze, Bücher zu ſchreiben? Verzeihen Sie doch meinem Geſchwätze, gütigſte Freundin! Laſſen Sie ja mein Andenken bey dem Weiſen in S . . . nicht verlöſchen, es iſt ihrer Hände

Werk, und ich überlaſſe es Ihrer Vorſorge. Inſonderheit erhalten Sie mir die Liebe und Freundſchaft der liebenswürdigen Mutter eines allerliebſten kleinen Paares, von welchen ich lange nichts gehört habe; verſichern Sie dieſelbe, daß unſre reiche Mutterſprache, und vielleicht keine andere einen Ausdruck hat, der mir ſtark genug ſcheinet Sie von meiner Ergebenheit zu überzeugen; denn ich bin ewig Ihre ganz eigene

Gottſched.

Hundert und zehnter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 10. Febr. 1753.

H. F.

Wie viel Ueberwindung hat es mich gekoſtet, Ihnen in langen zehn Tagen nichts von meiner Ergebenheit, von meiner Hochachtung, von meiner Freundſchaft zu ſagen! Ihre Gütigkeit beſchämt mich, und übertrift alle meine Wünſche. Sie beehren mich mit ausführlichen, mit baldigen Antworten, und es ſcheinet, daß Sie eine geheime Ahndung von der Ungedult haben, in die ich allemal gerathe, ſobald ein Schreiben von mir an Sie abgegangen iſt. Mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich mit Ihnen im Briefwechſel einen eben ſo eigennützigen Handel treibe, als die Holländer nach der neuen Welt, welche Gold für Tändeleyen einholen. Dieſer Eigennutz und die Freundſchaft ſtritten heute in mir, die letztere wollte meine Freundin zu einer Zeit nicht beunruhigen, die Sie zu einer Reiſe ausgeſetzt hatte, allein der Eigennutz behält die Oberhand, und ich ſchreibe.

Sie verlangen etwas von dem Hrn. v. B. zu wiſſen? Ich will Ihnen alles ſagen, was ich weiß. Dieſer behauptet gegen alle ſeine Correſpondenten, daß die Diatribe und der Brief eines Marquis an eine Marquiſe von ſeiner

Feder, aber keine Schmähſchriften wären. Ein paar Anecdoten von dieſem großen Dichter werden Ihnen nicht zuwider ſeyn.

Als der Akakia vor ſeinem Fenſter verbrannt ward, war eben der Prinz von W. bey ihm; Ce n'eſt pas le premier de mes ouvrages ſagte er zu ihm: à qui l'on fait cet honneur là.

Ein gewiſſer Hr. v. Prementval deſſen Name Ihnen nicht unbekannt ſeyn kann, und deſſen Verdienſt nicht bloß darinnen beſteht, daß er ein Franzos iſt, kommt zum Voltaire, und ſagt ihm in einem etwas gebieteriſchen Tone: Avoués Monſieur que Maupertuis eſt un grand homme, dans ſon genie. Nach einem boshaften Einhalten von einer halben Minute fähret er gegen den ganz erſtaunten Voltaire fort: et Vous êtes auſſi un grand homme dans le Votre. Hier ſpringt V. ganz aufgebracht vom Stuhl auf; moi? erwiedert er, comment ſerois-je un grand homme? Mr de Maupertuis eſt un grand homme, lui, qui applatit la terre et mange avec le Roi. Dieſes ſind die wichtigen Beyträge zu der geheimen Geſchichte dieſes Dichters, die das Geſpräch aller Geſellſchaften ausmachen.

Doch etwas intereſſanters! Die Predigten des ſel. Coſte ſind nunmehro gedruckt. Sein Bruder hat ſolche, wegen der Zwiſtigkeit mit der W. Handlung, der Armencaſſe, hieſiger reformirten Colonie geſchenkt. Wenn ſie nun gute Predigten leſen, und ein gutes Werk thun wollen, ſo können Sie ſolche gegen 1 Thlr. erhalten. Hier iſt die Grabſchrift, die man auf ihn gemacht, davon Sie den Verfaſſer in Dresden haben *).

COSTE couché dans ce tombeau,
fut un modele de prudence,
de bonnes moeurs et d'eloquence;
Mais ſon éloge le plus beau
ſont les larmes de ſon troupeau.

Wollen Sie die Ueberſetzung davon leſen? Hier iſt ſie:

---

*) Sie iſt aus der Feder des Hrn. Godefroy.

Er war, wird Coſtens Grab dich lehren,
Ein Muſter von Rechtſchaffenheit,
Von Weisheit und Beredſamkeit!
Doch ſchöner loben ihn die Zähren,
Die ihm noch ſeine Heerde weyht.

Er verdient ſie, und ſein Andenken wird nicht allein bey ſeiner Gemeine, ſondern bey allen, die ihn gekannt, unvergeßlich ſeyn. Es iſt zu wünſchen, daß unſere Sprache mit einer guten Ueberſetzung ſeiner vortreflichen geiſtlichen Reden möge bereichert werden. Leben Sie wohl, liebſte Freundin! denken Sie oft an

Ihre

Gottſched.

Hundert und eilfter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 25. Febr. 1753.

H. F.

Wie viel Stunden hat der Tag bey Ihnen liebſte Freundin? So viel iſt gewiß, daß Sie mehr arbeiten können, als ich, in den gewöhnlichen Stunden unſers Tages. Sie haben mehr Zerſtreuungen, als ich, und beſchämen mich doch mit Ihrem Fleiße! Aber was bewegt Sie mich in Verſuchung zu führen? Sie verlangen einen Aufſatz von der Kinderzucht von mir, und ich behaupte, daß ich ganz unfähig darzu bin. Erlauben Sie mir Ihnen zu ſagen, daß ich die Abſichten der Vorſehung, warum ſie mir keine Kinder gegeben, auf keiner andern Seite betrachte, als daß ich ſie für ein ſicheres Merkmal halte, daß ich mich zur Erziehung der Kinder gar nicht ſchicke. Es iſt eine Materie, über die ich oft gedacht, in der ich aber nie die Feder angeſetzt habe. Wenn es geſchähe: ſo würde ich Sachen ſagen, die vielleicht der Welt ſehr paradox vorkämen, weil ich die meiſten Erziehungen tadeln möchte. So viel iſt indeſſen ausgemacht, daß ich nie etwas ſagen könnte, was Ihnen nützlich wäre. Sie beſitzen die trefflichen Gaben, die darzu erfordert werden, um aus Ihren beyden Kindern ein paar vollkommene Weltbürger zu machen. Die glückſelige Probe, die Sie an Ihrem eigenen Herzen gemacht haben, ſetzet alle diejenigen in den Verdacht einer Verwegenheit, die Ihnen den mindeſten Eingriff thun wollten. Unſer Profeſſor May hat vor einiger Zeit ein Werk von der Erziehung der Kinder geſchrieben, darinnen alles vorkömmt, was von dieſer Materie gemeiniglich geſagt wird. Sie urtheilen recht, daß die Theorie das leichteſte, die Ausübung aber das ſchwerſte iſt. Nur Sie allein, beſte Freundin! Sie wiſſen beyde glücklich zu verbinden. Machen Sie ſich Ihren eignen Plan; laſſen Sie ſich durch nichts irren, was ſchon ſo oft geſagt und geſchrieben worden, und was man noch oft ſagen und ſchreiben wird. Folgen Sie Ihren Meynungen, es ſind die beſten, dieſes ſage ich ohne Schmeicheley, auf mein Gewiſſen. Sie werden unter dem Beyſtande Gottes die glücklichſten Folgen in Ihrer Erziehung erfahren. Gott und die Natur haben in Ihre Kinder alles geleget, was die Bemühung einer ſo guten Mutter und Führerin reichlich belohnen wird. Sie haben völlig recht, daß Sie nur die nöthigen Lehrmeiſter zum Unterricht zu Hülfe nehmen; es wäre auch unverantwortlich, wenn Sie bey Ihrer Einſicht, und bey der Muſe, die Sie haben, jemand anders dieſe theuren Pfänder anvertrauen wollten. Sie haben an Ihren würdgen Gemahl den treuſten Beyſtand. Hier fällt mir doch etwas bey, was ich Ihnen eben ſo freundſchaftlich erinnern will, als Sie gewohnt ſind alle Erinnerungen aufzunehmen. Ihr Gemahl weiß aus Erfahrung, wie nöthig die lateiniſche Sprache einem jungen Edelmanne iſt, auch wenn er ſich dem Soldatenſtande widmet. Laſſen Sie alſo dieſe Sprache Ihren Sohn nicht ſeichte erlernen. Ich wünſchte allen jungen Edelleuten entweder auf Schulen, oder von ihren Informatoren recht fleißig im Latein unterrichtet zu werden. Die Grammatik, und alles was darzu gehöret, dieſe vortrefliche Sprache zu verſtehen, müſſen ſie vom 6ten Jahre bis in das 10te erlernen. Die galanten Wiſſenſchaften begreifen ſie mit wenig Mühe. Ihr Sohn wird ein wenig ſcheel ausſehen, aber es ſchadet nichts, er wird in Zukunft den Nutzen davon erfahren, und nachher geſtehen, daß ich ihm gut gerathen habe.

Der weiſe Ariſtippes ſagt: man ſollte den Kindern in der Jugend lernen, was Ihnen im Alter zu wiſſen nöthig wäre. Dieſer Meynung ſind Sie gewiß auch, ſo wie Ihre

gehorſamſte Dienerin
Gottſched.

Hundert und zwölfter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 4. März. 1753.

Hier haben Sie Rouſſeaus Briefe. Es ſind Stücke darinnen, die würdig ſind von meiner ſcharfſinnigen Freundin mehr als einmal geleſen zu werden. Dieß iſt alles geſagt. Dieſer vortrefliche Dichter und noch mehr dieſer rechtſchaffene Mann, hat zwölf und mehr Jahre nach ſeinem Tode den Proceß wider ſeine Feinde und Verläumder gewonnen, die ihn aus ſeinem Vaterlande vertrieben hatten. Welche Ehre für ſeinen Namen! die er aber leider zu ſpät erhält. Es iſt ein Troſt für alle diejenigen, die von ihren Zeitgenoſſen, ein gleiches Schickſal erfahren; Vielleicht ertheilen auch dieſen die folgenden Zeiten die Gerechtigkeit, die ihnen die jetzige Welt verſagt.

— Was habe ich denn geſündiget, daß ich mit einem dreywöchentlichem Stillſchweigen beſtraſet werde? Ich ſuchte meine Ungedult zu bemeiſtern; ich hielt die Beſuche, die Sie während dem Carneval, von den nach Dresden gereißten Fremden bekommen für eine Abhaltung, ſich mit Ihrer Freundin ſchriftlich zu unterreden; ich ſchrieb Ihnen ganz kurze Briefe mit wahrer Selbſtverleugnung um Ihr Vergnügen nicht zu unterbrechen; ich habe nicht geirret. Nunmehro melden Sie mir, daß Sie vor vielen Verhinderungen keinen Augenblick finden können, mir zwey Worte zu ſchreiben. Ach beſte Freundin, Sie wiſſen es recht gut, wie leicht es zween Freunden iſt, den angenehmſten Briefwechſel zu führen; wenn das Herz der Vertraute von beyden iſt. Wie leicht war es Ihnen bey allen Geſchäften, mir vor vierzehn Tagen das zu ſagen, was ich heute erſt erfahren? Sie wiſſen ⸗ ⸗ ⸗ doch was wiſſen Sie nicht, von der Freundſchaft, von ihrer

Gewalt, von ihren Empfindungen? und jetzt haben Sie dieſes nicht befolget und mich drey Wochen ſchmachten laſſen. Der Gott der Freundſchaft vergebe Ihnen dieſes. Ich werde Ihnen trotz allen Hinderniſſen oft ſchreiben, daß Ihnen mein Herz ganz zugehört, und ich wünſche Ihnen ſo viel Geduld es ſo oft unermüdet zu leſen, als ich einen geheimen Trieb in mir finde es Ihnen recht oft zu ſagen.

Erinnern Sie ſich ja, wenn Sie die Briefe des Rouſſeau leſen, daß ich ſie nicht alle für leſenswerth angeprieſen. Es werden Ihnen viele darunter gar nicht gefallen; einige aber ſind der Ueberſetzung in allen Sprachen werth.

Sie haben den Cato des Addiſon begehret, und dieſer hat ſeine Wiedererſcheinung in der Welt, lediglich dieſem Ihren Verlangen zu danken *). Wenn Sie an dieſer Verſicherung zweifeln wollen, ſo wird es nun nicht mehr das

erſte,

---

*) Dieſes hat die Ueberſetzerin auch in der Vorrede zu dieſer neuen Auflage erwehnt.

erſtemal ſeyn, daß Sie mir Unrecht thun. Er bringt ein Frauenzimmer mit, das Ihnen bekannt iſt, und ich verſpreche ihn, um der angenehmen Cenie willen, die Ihren ganzen Beyfall hat, die beſte Aufnahme. Beyde ſind glücklicher als ich, ſie ſind bey Ihnen, und werden ſich nicht von Ihnen trennen, wenn Sie ihnen nicht ſelbſt den Abſchied geben; ich lebe entfernt mit den zärtlichſten Geſinnungen, und werde nie aufhören Ihnen ganz ergeben zu ſeyn

Gottſched.

Hun-

Hundert und dreyzehnter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 31. März. 1753.

Ich erſcheine ſo wie Sie es befehlen, beſte Freundin; ohne alles Gepränge.*) Ich bitte Sie aber feyerlich, ſagen Sie mir mit der Aufrichtigkeit, die Ihnen ſo wohl anſteht, und Ihnen ſo natürlich iſt, wie es mir läßt, ſo nachläßig vor Ihnen zu erſcheinen? Nur Schönheiten pflegen im Neglige noch reitzender zu ſeyn. = = = Wem aber die Natur dieſen Vorzug verſaget hat, der wird faſt unerträglich, wenn er die Reitzungen vernachläßiget, die der Witz des Schneiders, des Friſeurs und der Putzmacherin zu ertheilen weis. Nichts weniger als eine Neigung zur Bequemlichkeit iſt Urſache, daß ich Ihrem Verlangen, beſte Freundin, ſogleich gehorſame. Eine gewiſſe Flüchtigkeit im Denken, die Begierde Ihnen alle meine Gedanken zu entdecken, und das Schreibejoch, welches mir täglich aufliegt, erlaubet mir nicht in dieſem Stücke allemal zu thun, was ich ſoll. Im erſten Falle, jagt immer ein Gedanke, Einfall, **Nonſenſe** (nennen Sie es wie Sie wollen) den andern, die Feder kann nicht nachkommen und ſiehe, da ſtehet was auf dem Papiere, das eben ſo viel Nachſicht erfordert, als die Frau von R. gegen mich bezeiget, um nicht ungeleſen zu Papilloten beſtimmt zu werden. In dem andern Falle iſt meine Maſchine gewohnt etwas aufzuſchreiben, das heute von meinen Setzern geleſen und morgen in den Ofen geworfen wird, daß ich alſo mit dem beſten Vorſatze keine zierliche Schrift herausbringen kann.

---

*) Die Verfaſſerin war gebeten worden, aus ihrem Briefe alle Ueberſchriften wegzulaſſen, und ſolche nicht ſo zierlich zu ſchreiben.

Addiſons **Cato** thut mir mehr Dienſte, als ich um ihn verdienet habe, wenn er meine Freundin bey ſo viel Stellen meiner erinnert. Mit doppeltem Eifer habe ich den dritten Aufzug, und die darinnen angemerkte Unterredung vom **Marcus** und **Portius** geleſen. „Die meiſten Freundſchaften dieſer Erden ſind „oft nichts anders als Verſchwörungen der „Laſter, oder Bündniſſe der Wolluſt; aber unſre „Freundſchaft hat die Tugend zum Grunde, „und dieſe endet ſich nur mit dem Leben.“ Dieſes unterzeichne ich mit freudigem Herzen. Aber auf die Frage des **Marcus**, „ob ich Ihnen in der Liebe nicht nachgeben will?“ antwortet mein Herz mit einem ſtillen tiefen Seufzer: Wollte Gott! Ich habe es Ihnen oft geſagt, und ich wiederhole es noch jetzt: mein Glück überträfe alles mein Hoffen, wenn ich dieſen Proceß gegen Sie verlöre. Ich ſage oft darüber mit **Molierens** Miſantrope:

. . je voudrois, m'en coutât-il grand choſe,
Pour la beauté du fait, avoir perdu ma cauſe.

Gottſched.

Hundert und vierzehnter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig, den 4. April. 1753.

Sie haben mir eine unbeſchreibliche Freude durch das Geſtändniß gemacht, daß Sie die Vorrede zum Aufſeher nicht geleſen, und überhaupt keine Vorreden leſen. Nun bin ich Ihnen, beſte Freundin, doch in einem Stücke ähnlich! ich habe dieſe langweiligen erſten Seiten eines Buchs, ſo lange ich leſen kann, für ſehr überflüßige Ohrenbläſer gehalten, ſie auch einmal öffentlich ſo genennet. Mein Freund hat mich über dieſe Nachläßigkeit oft ausgeſcholten, aber nun mag er mir noch ein Wort ſagen ⸗ ⸗ ⸗ Es lebe der Aufſeher! ⸗ ⸗ ⸗ Gleichwohl habe ich etwas in dieſer Vorrede geſagt, welches Sie leſen ſollen, und jetzt bitte ich darum, auch den Verehrer der Engländer bitte ich dieſe Stelle zu leſen.*)

---

*) Dieſe Stelle aus der Vorrede zum Aufſeher verdient hier angemerkt zu werden:

„Es iſt nicht zu läugnen, daß bey dem mannigfaltigen Guten, welches unſerer Nation, ſeit einigen Jahren, durch die, mehr und mehr üblich gewordene Kenntniß der engländiſchen Sprache, und derer darinnen verfertigten Bücher zugefloſſen iſt, ſich auch viel Böſes eingeſchlichen, welches außer dieſem bey uns vielleicht viel ſpäter bekannt geworden wäre. Man kennet die Freyheit einiger brittiſchen Schriftſteller zur Gnüge, womit ſie das Anſehen der ſittlichen und göttlichen Wahrheiten zu untergraben bemüht geweſen, und zum Theil noch ſind. Dieſes Gift hat bey einigen, und vielleicht nur bey gar zu vielen Gemüthern unter uns, einen ſchnellern Eingang gefunden, als zum Beſten der zukünftigen Zeiten zu wünſchen wäre. Es giebt viel junge, und bereits erwachſene Leute, welche glauben, ein groſer Geiſt und ein Freygeiſt, ein witziger Kopf, und ein Religionsſpötter, ein geiſtreicher Mann und ein Wollüſtling, das wäre einerley: und es iſt zu bedauren, daß dieſer Irrthum nur gar zu oft

ſolche

Sie verlangen meine Meynung, über die, am Friedrichstag in G. feyerlich gehaltenen Reden, hier iſt ſie. Die franzöſiſche iſt ſehr mittelmäßig, die deutſche etwas beſſer. Die lateiniſche aber hat nicht anders als ſchön ſeyn können. Erſtlich hat vermuthlich ein Baumeiſter daran gearbeitet, dem es an gründlicher Wiſſen-

ſchaft

ſolche Köpfe einnimmt, von denen das Vaterland außer dieſem die größten Vortheile, und alle Ehre zu hoffen hätte. Dergleichen Leute werden allhier einen Schriftſteller, oder vielmehr einige der beſten engländiſchen Schriftſteller erblicken, die alles ihr Vermögen anwenden, dieſem Unheile zu ſteuren. Es ſind tiefſinnige Weltweiſen, die ſichs für keinen Schimpf halten, Chriſten zu ſeyn. Es ſind witzerfüllte Männer, die dieſe Gabe nicht zur Verachtung der Diener des Herrn anwenden. Es ſind Leute, die den feinſten Spott in ihrer Gewalt haben, und dennoch damit weder der Unſchuld, noch den guten Sitten zu nahe treten. Es ſind Leute, welche die groſe reitzende Welt geſehen haben, und dennoch nicht glauben, daß es ein Uebelſtand ſey, mäßig, beſcheiden und keuſch in Thaten und Ausdrücken zu ſeyn. Es ſind Perſonen, die gewiß unter den

Ste

ſchaft und Zierlichkeit in dieſer Sprache nicht fehlet. Daß aber auch ein Graf E.... eine ſolche Sache nicht gut machen, und ſchon jetzt zeigen ſollte, was er in Zukunft ſeyn wird, daran iſt nicht zu zweifeln. Die E... ſind gemeiniglich vortrefliche Köpfe, es gehöret zu den Vorrechten ihres Geſchlechts.

Geſchöpfen ihrer Art im erſten Range ſtehen, und dennoch keinen Ruhm der Tiefſinnigkeit darinne ſuchen, an dem Daſeyn ihres großen Urhebers zu zweifeln. Es ſind endlich große Geiſter, die es für kein Zeichen der Dummheit halten, eine ewige Glückſeligkeit oder Unglückſeligkeit zu glauben. Wer weis nun, ob ein ſolcher Anblick nicht einige von unſern neuern Freygeiſtern auf beſſere Gedanken bringt? Oder wofern ja eben dieſes ſie abhalten ſollte, ſich zur Zahl meiner Leſer zu geſellen; ſo wird doch dieſes Werk vielleicht in dieſer Abſicht denjenigen nützlich ſeyn können, die ſich mehr durch fremde Beyſpiele verführen laſſen, und vom Hörenſagen glauben, daß alle Engländer Freygeiſter und Wollüſtlinge ſind. Erreiche ich aber nur dieſen Endzweck, ſo will ich meine Mühe vor hinlänglich vergolten haben ꝛc.“

Mein Sohn *) hat am Friedrichstag abermal öffentlich Ehre eingelegt. Sie werden es meinen mütterlichen Vorurtheilen vergeben, wenn ich Ihnen nächſtens ſeine Ritterthat gedruckt ſchicke. Wiſſen Sie, daß ich mit einem zweyten Sohne **) ſchwanger gehe? Ich werde Ihnen meine Niederkunft melden.

Beyliegende drey Lettres au Public werden hier und in ganz Europa mit Aufmerkſamkeit geleſen . .

Aber etwas ganz neues. Voltaire iſt hier, er ſelbſt iſt hier, ganz gewiß! Er ſtieg zuerſt bey dem Hrn. Breitkopf ab. Ich wuſte es, wollte mich aber nicht ſehen laſſen, weil mein Freund ausgegangen war, und ich ſeinen Entſchluß erwarten wollte. Er kömmt = = Hr. Breitkopf führet ihn zum Voltaire hinein, dieſer fraget: ob es in Leipzig bequeme Zimmer gäbe? = = = Oui Monſieur, je Vous menerai dans une auberge où Vous ſerez parfaitement bien. - - - Man gieng hierauf mit dem ganzen Gefolge fort, der blaue Engel hatte die Ehre dieſen Gaſt aufzunehmen. Voltaire hätte vielleicht lieber bey einem Dichter geherberget; allein es war allerley dabey zu bedenken, davon mein Herr und ſeine Frau ſchon lange vorher geredet hatten. = = = Er iſt krank, und ob er gleich vielleicht nicht ſo krank, als er ſich ſtellet, ſo iſt er doch eine zerbrechliche Maſchine, un homme caſſé qui a le malheur d'avoir 60. ans. Ich habe ihn noch nicht geſehen: er geht nicht aus, weil er kränker thut als er iſt, und ein Buch wider den M . . . und wider die ganze Welt will drucken laſſen. Mein Mann beſucht ihn täglich, und findet mehr Tugend, Gelehrſamkeit, Gründlichkeit und Billigkeit gegen die Deutſchen bey ihm, als er gedacht hat. Wo ich ihn nicht eher ſehe, ſo geſchiehet es künftigen Donnerſtag, da wir zuſammen nach Meuſelwitz fahren. Tout Voltaire qu'il eſt, weis ich wohl, mit wem ich unendlich lieber dahin führe! Er iſt mit Bewilligung des Königs von Berlin abgereiſet, weil er krank und faſt dem Tode nahe gewesen und die Bäder zu Plombieres nöthig zu haben glaubt. ⸗ ⸗ ⸗

---

*) Die Verfaſſerin pflegte einem Freyherrn von S. dieſen Namen beyzulegen.

**) Man wollte einen zweyten jungen Herrn v. S. der Vorſorge der Frau Gottſched empfehlen.

Leben Sie wohl, meine einzige, beſte Freundin! Ihre Abweſenheit fällt mir noch immer unerträglich, und ich ſehe nichts auf der Welt, was mir dieſelbe einigermaßen lindern kann, als wenn Sie feſt überzeuget ſeyn wollen, daß Ihnen niemand mehr ergeben iſt, als Ihre treuſte Freundin

Gottſched.

Hundert und funfzehnter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 18. April 1753.

Nimmermehr hätte ich vermuthet, daß der letzte von meinen Geburtstagen auf eine ſo feyerliche Weiſe ſollte verherrlichet werden. Sie thun mir die Ehre, die Freundſchaft in einem angenehmen Gedichte unter meinen Nahmen zu beſingen. Es iſt eine Verleitung zum Hochmuthe, allein meine Beſcheidenheit iſt zu ſtandhaft, um ſich bey dieſer Gelegenheit zu verläugnen. Eine wahre Schande iſt es für mich, daß ich Ihnen in der Sprache der Sterblichen beantworte, was Sie mir in der Sprache der Götter geſagt haben. Ich kann Ihnen meine Dankbarkeit heute durch nichts zeigen, als daß ich meine liebſte Freundin mit unausſprechlicher Zärtlichkeit umarme und diejenigen Stunden für die rühmlichſten meines Lebens halte, in welchen Sie ſo vorſetzlich, und ſo gütig an mich gedacht haben.

Leſen Sie doch, ich bitte Sie darum, die neue Schrift des Hrn. v. B. die in der Waltheriſchen Buchhandlung in Dresden zu haben iſt. Sie heißt: Suplement au Siecle de Louis XIV.. Sie iſt voller Bitterkeit wider den Beaumelle und alle ſeine Feinde; aber ſtets in ihrer Art leſenswerth. = = = Alles iſt zu ſeiner Abreiſe von hier veranſtaltet, ich habe ihn noch nicht geſehen, und das geht ſo zu: Er hat bisher noch immer den Kranken vorgeſtellt, und ich eine Perſon die eigenſinnig genug iſt, dieſen Kranken, in ſeinem Quartiere nicht zu beſuchen. Sein Secretair vertrat alſo die Stelle eines Geſandten. Er bekam allemal eben ſo viel Klagen über den Unſtern, daß ein paar ſo außerordentliche Leute einander nicht kennen ſollten, (dieſes war ſein Ausdruck) mit zurücke, als er mir überbracht hatte. Endlich beſtimmte ich dieſen eingebildeten Kranken den Tag, wenn ich wollte geſehen ſeyn, und ihn bey mir ſehen.

Lachen Sie nicht über dieſen verwegenen Ausdruck! ich muſte bey dieſer Gelegenheit die Ehre der Deutſchen behaupten, denen die Franzoſen alle Kraft zu denken abſprechen, und ich wollte den Stolz eines B. nicht vermehren. Eine ausgeſuchte Geſellſchaft ſollte dieſen Tag bey uns ſpeiſen, und Hr. v. B. ſollte die gröſſeſte Zierde meines Tiſches ſeyn. Er hatte es auch verſprochen, und ich, ich hatte mich gefaßt gemacht, ihn mit franzöſiſcher Höflichkeit zu empfangen. Wer aber außen blieb, war der Hr. v. B. und wer über dieſen Eigenſinn böſe ward, bin ich. Nunmehro ſetzte ich mir vor, mich nicht ſehen zu laſſen, er möchte kommen, wenn er wollte. Dieſes habe ich gehalten, und bey ſeinem Abſchiede, den er in aller Form genommen hat, bin ich nicht zum Vorſchein gekommen. So bin ich denn wie viele Adamskinder Schuld an meinem Verluſt, einen B. nicht geſehen zu haben. Er iſt gleichwohl noch hier. Seine Staatskrankheit überfällt ihn ſehr oft, und wenn dieſe morgen vorbey iſt, ſo ſehen wir uns am dritten Orte, wie die ſtreitigen Geſandten, nemlich in Meuſelwitz, wo wir acht Tage zubringen und übermorgen dahin abgehen werden. Ich hoffe dort eine ruhige Stunde, um Ihnen auch da ungeſtört zu ſagen, wie ſehr ich Sie liebe und ewig lieben werde.

Gottſched.

Hun-

Hundert und ſechzehnter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 18. April 1753.

Liebſte Freundin,

Sie haben mich mit einem dritten Sohne[*]) recht zu lachen gemacht. Werde ich nicht eine fruchtbare Mutter, mit andrer Leute Mühe, Arbeit und Koſten werden? Von Ihnen nehme ich alles an, Söhne oder Töchter, kleine oder groſſe, ich weis, daß ſie aus guten Händen kommen. Das kleine Paar iſt ſehr glücklich, daß es in Ermangelung eines fremden Hofmeiſters, ſich in den beſten Händen ſeiner eignen Eltern befindet, die darzu gemacht ſind, junge Herzen zu bilden. Wie ſchwer würde es Ihnen aber auch bey Ihrer Einſicht fallen, einen guten Hofmeiſter zu finden, der Ihre Erwartung erfüllte, und Ihr Verlangen befriedigen würde? Sie haben völlig Recht, bey einer ſolchen Wahl, mehr auf Religion, Tugend und gute Sitten, als auf große Gelehrſamkeit und mannichfaltige Wiſſenſchaften zu ſehen, weil der Einfluß, den ein gutes Beyſpiel bey der Jugend wirkt, den Nutzen auf die ganze Lebenszeit verbreitet.

---

[*]) Man wollte der Frau Gottſched einen jungen Menſchen empfehlen, den ſie als ihren Sohn anſehen ſollte.

Sie ſagen ferner mit gutem Grunde: daß viele Gelehrte nicht die Gabe zum Unterricht haben, und daß viel zu wiſſen, nicht für den erſten Verdienſt eines Hofmeiſters gehalten werden ſollte. Aber ſagen Sie mir, ſcharfſinnige Freundin, wie viele finden ſich unter dem groſſen Haufen derer, die ſo gerne Hofmeiſter ſeyn wollen, die durch ihre Tugend und Sitten, jungen Leuten die wohl erzogen werden ſollen, zum Muſter vorgeſtellt werden könnten? Die meiſten ſuchen ein beſſeres Auskommen, wenn ſie einige Jahre kümmerlich auf Univerſitäten gelebt und ihr Selbſt, iſt das erſte Augenmerk ihres Unternehmens. Die Sparſamkeit vieler Aeltern haben dieſe ſonſt wichtigen Stellen ſo unbedeutend gemacht, daß ein armer Candidat, der eben im Begriff war um die vacante Dorfſchulmeiſterſtelle demüthig anzuhalten, das Herz hat, ſich zu der ebenfalls unbeſetzten Hofmeiſterſtelle des kleinen Junkers anzubieten; er glaubet, daß es viel bequemer ſey ein Kind zu unterrichten, als dreyſſig Kinder in der Schule zu haben. Dieſes ſind ſeine ganzen Begriffe von dem Amte, das er noch überdieſes um des guten Herrſchaftlichen Tiſches willen dem ſauren Schulmeiſterdienſt vorzieht. Ich habe ſelbſt vor ein paar Jahren einen ſolchen Auftrag gehabt; wobey man nichts weniger als Ihre Meynung hegte: Daß ein guter Hofmeiſter nicht reichlich genug belohnet werden könnte. Man ſchrieb mir die Erſparnis als eine Hauptſache vor, und mehr als 40 Thlr. wollte man nicht daran wenden. Dieſes war der eigne Ausdruck: dabey ſollte derſelbe gut rechnen und ſchreiben können, um im Nothfall die Verwalterrechnungen zu verfertigen. Ich blieb alſo bey der unterſten Claſſe der Candidaten; denn ich hatte nicht das Herz einen Antrag einem von der Art zu thun, den ich mit billigen Vorſchlägen gewählet hätte. Es meldeten ſich dem ungeacht ſehr viel; und ich ward müde, alle Augenblicke Leute zu ſehen, die entweder ein beſſer Schickſal verdienten und erwarteten, als ich ihnen beſtimmen konnte, oder andere, die ich mit gutem Gewiſſen nicht empfehlen konnte, weil mir dieſe ſo geringe ſcheinende Stelle vielleicht wichtiger war, als den Perſonen, die mich mit dieſem Auftrag beehrten. Ich ſchrieb ihnen, daß der beſtimmte Gehalt für einen tüchtigen Hofmeiſter viel zu geringe, und für ein ſchlechtes Subject noch zu ſtark wäre; ich wollte durch die Wahl eines unwürdigen Lehrers nicht Gelegenheit, zu dem vielleicht daraus folgenden Verderben ihrer Kinder geben.

Und ich ward mit fernern Aufträgen von daher verſchont.

Fahren Sie in der löblichen Bemühung fort, liebſte Freundin! Ihre Kinder ſelbſt zu erziehen. Fällt Ihnen dieſes zuweilen ſchwer; ſo bedenken Sie, daß es die edelſte Beſchäftigung vernünftiger Weſen iſt, der Welt und dem Himmel würdige Bürger zu erziehen. Welche Bemühung kömmt dieſer gleich? und welche belohnet ſo reichlich wie dieſe?

Ich freue mich, daß der Muſenfreund in S.. einen Aeſculap gefunden, der ſeine Geſundheit wieder hergeſtellt hat. Alles was R.... heißt, rührt mich ſo ſehr, daß Sie unbillig wären, wenn mir dieſes nicht für etwas angerechnet würde. Niemand kann Sie zärtlicher lieben als

Ihre

Gottſched.

Hundert und ſiebenzehnter Brief.

Zueignungsſchrift

bey Ueberreichung der königlichen Academie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris, ausführlicher Schriften.

den 1. May 1753.

Durchlauchtigſte Königl. Churprinzeßin

Gnädigſte Fürſtin und Frau.

Ew. Kön. Hoh. gegenwärtigen erſten Band, eines der gelehrteſten und gründlichſten Werke, die das witzige Frankreich aufzuweiſen hat, unterthänigſt zu Füßen zu legen, geſchiehet lediglich in der reinen Abſicht, der Welt ein öffentlich Merkmal von der tiefen Verehrung zu geben, die ich ſchon einige Jahre her, gegen Ew. Königl. Hoh. geheget habe. So gerecht auch die Urſachen geweſen ſind, die mich bisher von einem dergleichen Unternehmen abgehalten, und die ſich bloß auf die Kenntniß meiner Schwäche gründen; ſo billig iſt auch die Furcht, daß die Welt endlich mein Stillſchweigen für eine ſtrafbare Unempfindlichkeit auslegen möchte. Mein eigen Herz, deſſen Vorwürfe ich allezeit am meiſten zu ſcheuen gewohnt bin, drohete mir ſchon mit einem Verweiſe der Undankbarkeit. Die ausnehmende Gnade, deren Ew. Königl. Hoh. mich mehr als einmal gewürdiget haben, erforderte von mir ein öffentliches Opfer und ein lautes Geſtändnis: daß ich eben ſo lebhaft davon gerühret worden, als überzeuget ich bin, daß ich ſie keinesweges verdiene. = = Ich weiß indeſſen ſo ſehr, als irgend jemand, daß aus meiner eigenen Erfindung nichts entſpringen kann, welches die ſcharfſichtige Prüfung einer ſo erleuchteten Prinzeßin ausſtehen, und würdig ſeyn könnte, vor Dero Augen zu kommen. Ich ergreiſe daher mit Freuden die Gelegenheit, an meiner Statt einige der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Männer eines Landes auftreten zu laſſen, deſſen geſchickten Söhnen es ſchon lange Zeit geglückt hat, den Beyfall deutſcher Fürſten davon zu tragen. Sie werden Ew. Kön. H. zwar von keiner Materie unterhalten können, die Denenſelben nicht bereits bekannt, und oftmals geläufiger ſeyn ſollte, als jenen ſelbſt. Sie werden aber auch keine vorbringen können, die Höchſtdieſelben deswegen verachten ſollten, weil Sie dieſelben tiefer einſehen, als ſo viele, die ihr ganzes Leben den Wiſſenſchaften widmen.

Hier muß ich abbrechen, und den weſentlichſten Theil der Schriften von dieſer Art übergehen. Ew. Königl. Hoh. erhabnes Lob überlaſſe ich derjenigen Feder, die von der Vorſehung beſtimmt ſeyn wird, einſt der würdigere Herold Dero vortreflichen Eigenſchaften, und eben dadurch die Ehre ihrer Zeiten zu ſeyn. Ich, die ich die Unfähigkeit meiner Feder nur gar zu oft empfinde, beſitze nicht Verwegenheit genug, mich an das Meiſterſtück der Muſen zu wagen. Zudem ſo ſind die ſeltenen Vorzüge der Schutzgöttin ſächſiſcher Muſen, der Welt viel zu bekannt, als daß ſie eines anderen Zeugniſſes bedürfte, als die unſterblichen eigenen Werke einer Maria Antonia. Ew. Königl. Hoheit werden alſo geſtatten, daß ich die gnädigſte Erlaubnis, welche ich erhalten habe, Dero höchſten Nahmen dieſe Werke vorzuſetzen, durch ein Unterfangen nicht entweihe, zu welchem ein Griffel gehöret, der über die beſten ſeiner Zeit ſo erhaben iſt, als Ew. Königl. Hoheit durch Dero vortreflichen Eigenſchaften über die mehreſten Perſonen Dero Standes erhaben ſind.

Geruhen Sie, Durchlauchtigſte Gnädigſte Frau, mich ferner eines Schutzes und einer Gnade zu würdigen, die alle Geſchicklichkeit erſetzen werden, welche mir fehlet. Mein ganzes Verdienſt werde ich lebenslang in den eifrigſten Wünſchen für das höchſte Wohlſeyn Dero allertheureſten Perſon, und in der tiefſten und treueſten Verehrung ſuchen, mit welcher ich bis an das Ende meines Lebens beharre

Ew. K. H.

unterthänigſte Dienerin
Gottſched.

Hundert und achtzehnter Brief.

An die Fr. v. R.

Leipzig den 22. May 1753.

Liebſte Freundin,

Es iſt mir ganz unmöglich länger in der Ungewißheit zu bleiben, wie Sie ſich befinden; und ob Ihr langes Stillſchweigen eine Frucht des Kaltſinns, oder eine Strafe für mein letztes gar zu weitläuftiges Geſchwätze ſey? Wäre das erſte, ſo würde ich das jetzige Jahr unter die unglücklichſten meines Lebens rechnen. Seit dem Anfange deſſelben quält mich ein Verdruß und Gram nach dem andern, und das bey einer ſolchen Ueberhäufung von Arbeiten, daß meiner Geſundheit dieſes nicht anders als nachtheilig ſeyn kann. Wäre aber das letztere, ſo ſtrafen Sie mich nur nicht ſo hart. Sie können ſich nicht vorſtellen, liebſte Freundin, wie mir bey Ihren Stillſchweigen zu Muthe iſt.

In Meuſelwitz habe ich zwar keinen Augenblick zugebracht, ohne an Sie zu denken, aber auch keinen finden können, Ihnen ſolches zu melden. Sechs lange Predigten beſchäftigten uns die drey Feyertage, und die täglich ab- und zufahrenden Viſiten bey der Frau Feldmarſchallin, den übrigen Theil der Woche bis zu unſerer Abreiſe. Als ich hier ankam, warteten meine Setzer mit leeren Händen auf mich, denen ich Dedicationen, Vorreden, Einleitungen ꝛc. zu ſiebenzig gedruckten Bogen ſchaffen mußte, die dieſe Meſſe von meiner Feder herum laufen. Es ſind die ausführlichen Abhandlungen der ſchönen Wiſſenſchaften, der Königl. Academie zu Paris, davon ich den erſten Band Ihro Königl. Hoheit der Churprinzeßin an vergangener Meſſe zu überreichen, die Ehre gehabt. Da habe ich auf der gelehrten Galeere geſeſſen, und bin doch noch nicht fertig. Ich laſſe aber alles liegen, um nur Ihnen, liebſte Freundin zu ſagen, daß mein Kopf vor Geſchäfte ganz zerrüttet iſt, daß ich keine Nachricht von G.. habe, daß mich dieſes noch mehr beunruhiget, daß ich ohnerachtet ihres Stillſchweigens dennoch die Verſicherung wiederhole, bis an das Ende meines Lebens Ihnen treu und ergeben zu ſeyn,

Gottſched.

Hundert und neunzehnter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 26. May 1753.

Beſte Freundin,

Nichts iſt billiger, als die förmliche Abbitte, die Sie von mir fordern; ſo billig, daß ich Ihnen ſelbſt die Wahl der Ausdrücke überlaſſe. Ich unterſchreibe alles nach allen Sylben und Buchſtaben, und trage meinem gar zu glücklichen Kupferſtiche auf, die demüthigſte und reuigſte Stellung bey dieſer feyerlichen Handlung anzunehmen. Werfen Sie ihn in Ihr Schreibepult, oder gar voller Unwillen auf einige Stunden in eine Ecke Ihres Zimmers: er wird noch allemal an einem Orte ſeyn, den ſein Original ihm beneidet. Ich betheure Ihnen, unſchätzbare Freundin, daß meine Unruhe außerordentlich war, als ich in dem unglücklichen

Schreiben, welches Ihren Unwillen erregt hat, einige Linderung ſuchte.

Wer viel verlieren kann, der hat auch
viel zu ſcheuen *)

werden Sie einmal bey einem ſchlechten Dichter oder Dichterin gefunden haben, und mein leidiges Temperament läßt mich allemal bey jeder Unruhe das ärgſte beſorgen. Ihre Freundſchaft, meine Theureſte, rechne ich unter die weſentlichſten Glücksgüter, die ich gegenwärtig in der Welt beſitze, und ich gerieth über die Vorſtellung, daß ich ſolche verlohren hätte, in einen Kummer, über den ich nicht mehr Meiſter war. Sobald mir aber nur Ihr unſchätzbares Schreiben eingehändiget ward, that ich ſolchem mit hundert Küſſen die erſte Abbitte, und ich wiederhole dieſe jetzt mit dem aufrichtigſten Herzen. Verzeihen Sie der Zärtlichkeit einen Fehler, in Abſicht der redlichſten Geſinnung. Das Nicht mehr thun will ich Ihnen zwar verſprechen, allein

---

*) [illegible]

allein ich fürchte bey meiner täglich zunehmenden Ergebenheit gegen Sie, daß ich nicht genug Stärke beſitzen werde, ein langes Stillſchweigen zu ertragen, wenn man mich nicht bald von den Urſachen deſſelben unterrichtet.

Die kleine Abgötterey, welche Sie mit meinem Bilde treiben, iſt ſchmeichelhaft für mich. Ihr Gemahl könnte mir dabey einen großen Gefallen thun, wenn er dieſen Kupferſtich in den Camin würfe; und auf dieſe Weiſe ein Blatt aus der Welt ſchaffte, darüber ich von Herzen neidiſch und eiferſüchtig bin.

Ich habe Ihnen noch nichts von unſerm Voltaire geſagt. Dieſer iſt in Gotha, befindet ſich daſelbſt ungemein wohl, und wird noch eine kurze Zeit daſelbſt bleiben. Hier ſende ich Ihnen eine Schrift, die M. im Namen des V. wider den Hrn. v. B. in Caſſel hat drucken laſſen. Dieſe beyden Leute beleidigen ſich ſelbſt und ihre eigene Ehre ſo ſichtbarlich, daß dieſe in den Augen der vernünftigen Welt immer

Flecken behalten wird. Ich erwarte mit Verlangen, welche von dieſen drey ſich ſtreitenden Mächten zuerſt Friede machen wird. Es iſt hier nicht die Frage, wer das meiſte Recht hat: ſondern nur wer das ſeinige behaupten wird. Weſſen Parthey wählen Sie? Ich glaube, es kommt hier nicht auf den Grund der Sache an. Die geſchickteſte Feder wird den Sieg erfechten. Ich verſchweige meine Meynungen, aber ich werde mich hüten, mich zu der unbilligen Parthey zu ſchlagen. Das Unrecht ſey ſo ſchön als es wolle geſagt; ſo bleibt es doch Unrecht. Ich liebe die Wahrheit, und unter dem Schutz derſelben, verſichere ich Sie, daß ich Ihr eigen bin.

Gottſched.

Hundert und zwanzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 21. Junii 1753.

Keine Krankheit, ſondern eine ununterbrochene Kette von Arbeit und Zerſtreuungen, wozu unſere nahe Abreiſe Gelegenheit giebt, iſt die Urſache meines dreywöchentlichen Stillſchweigens. Ich wollte Ihnen den eigentlichen Tag meiner Abreiſe beſtimmen, und mir Ihre Antwort an einem dritten Orte erbitten. Jetzt kann ich nur einen Theil meines Vorſatzes erfüllen.

Ihre Betrachtung über den Tod würde mich erſchrecket haben, wenn ich ſolche nicht eher für eine Frucht der Stärke Ihres Geiſtes, als der Schwäche Ihres Cörpers anſähe. Sie verwundern ſich, daß betagte Leute meiſtentheils den Tod mehr ſcheuen, als junge Perſonen; ich glaube die Gewohnheit zu leben, oder das Verlangen

langen alle gefaßten Anſchläge aufs zukünftige noch erfüllet zu ſehen, iſt die einzige Urſache dieſes geheimen Grauens. Ich kenne keinen unſeligern Zuſtand, in welchen der Menſch gerathen könnte, als die Furcht vor dem Tode, und es iſt einer der wichtigſten Bewegungsgründe, warum ich mir kein hohes Alter wünſche, um zuletzt nicht auch in dieſe Schwachheit zu verfallen. Wenn alle Menſchen richtige Begriffe von der Nichtigkeit irrdiſcher Dinge, und von der uns erwartenden grenzenloſen Seligkeit hätten, wenn unſere Maſchine in Nichts zerfällt; oder bibliſch zu reden; wenn der irrdiſche Bau unſerer Hütte zerbrochen wird; wie wäre es möglich, daß ſo viele ſich vor dem Tode ſcheueten, und oft ein ſieches Leben einer baldigen Befreyung weit vorzögen? Es iſt eine wahre Schande für manche Chriſten, daß ſie von vernünftigen Heiden hierinne beſchämt werden. Mit welchem Muthe lößten jene die Bande dieſes Lebens, um der Ewigkeit

ente

entgegen zu eilen? Sie haben mich einmal heute zu Betrachtungen des Todes verleitet, ſo leſen Sie noch folgende trefliche und unterrichtende Stelle aus einem der ſcharfſinnigſten und gründlichſten engliſchen Schriftſteller, welche Ihnen mehr ſagen wird, als noch etliche Bogen von Ihrer ſchwatzhaften Freundin.

Addiſon im **Guardian** ſagt: „Der „Anblick des Todes iſt ſo erſchrecklich und finſter, daß er, wenn er beſtändig vor unſern „Augen wäre, uns alle Süßigkeiten des Lebens „vergällen würde. Der gnädigſte Schöpfer hat „uns daher ſo geſchaffen, daß wir mancher angenehmen Empfindung und Betrachtung fähig „ſind, und vielerley Vergnügungen und Kümmerniſſe erleben können, damit unſere Gedanken abgehalten werden, einem Uebel nachzudenken, welches wegen ſeiner anſcheinenden „Entfernung, in das Gemüthe nur ſchwache „Eindrücke macht. Allein die Zeit unſers Todes ſey ſo fern ſie immer wolle, ſo iſt es doch

„nöthig, weil es gewiß iſt, daß wir ſterben müſſen, einen Theil unſers Lebens zur Betrachtung des Endes deſſelben zu beſtimmen. Es iſt ungemein dienlich, daß man eine gewiſſe beſtimmte Zeit, den Betrachtungen über den letzten Zeitpunct unſers hieſigen Daſeyns ausſetze. Die Selbſtliebe wird uns; da wir Menſchen ſind, ſchon anlocken zu erforſchen, was wohl nach unſerer Auflöſung aus uns werden möchte? und unſer Gewiſſen wird uns, da wir Chriſten ſind, unterrichten, daß wir nach Beſchaffenheit unſerer guten oder böſen Thaten allhier, in die Wohnung der ewigen Glückſeligkeit oder Quaal verſetzet werden ſollen. Wenn man dieſes ernſtlich erwäget, ſo muß man es für eine Thorheit halten, gegen dieſen finſtern Augenblick ſich nicht genug vorzubereiten. Wenn wir vollends gar bedenken, daß dieſer finſtre Augenblick vielleicht heute noch kommen kann, wie wachſam ſollen wir denn nicht ſeyn?

„Mich hat ein gewiſſes Geſpräch, welches „ich unlängſt mit einem bekannten Geiſtlichen „über dieſer Sache hatte, ungemein gerührt. „Die Erwägung, ſagte dieſer fromme Mann, „daß mein Weſen nur gleichſam ein Darlehn „iſt, hat mich ſchon vor vielen Jahren zu einem „Entſchluſſe gebracht, den ich ſorgfältig gehal„ten, und dem ich die gröſte Zufriedenheit ver„danke, die ein Sterblicher genieſſen kann. „Alle Abende, ehe ich mich zu meinem Schöpfer „wende, durchſuche ich mein Herz und frage „mich ſelbſt: ob ich, wenn Gott dieſe Nacht „meine Seele von mir fordern ſollte, wohl Gna„de von ihm hoffen könnte? Die herbe Angſt, „die ich bey dieſer meiner erſten Selbſtprüfung „auszuſtehen hatte, war nicht fähig, mich in „Verzweiflung gegen das Erbarmen zu brin„gen, welches über alle Werke Gottes waltet. „Sie war vielmehr ein neuer Bewegungsgrund „zu einer gröſſern Behutſamkeit in meiner künf„tigen Aufführung. Je öfter ich mich nachher

„auf dergleichen Prüfungen befliſſen, je mehr
„nahm meine Angſt ab; und da ich mir die
„Todesgedanken bekannter machte, ſo iſt nunmehro
„dasjenige, was mir im Anfang ſo furchtbar
„und anſtößig vorkam, das wahre Vergnügen
„meines Lebens geworden. Freylich haben
„mich dieſe Betrachtungen ernſthaft gemacht,
„aber doch nicht mürriſch; ja ſie haben meine
„Gemüthsart ſo wenig verdrießlich gemacht;
„daß, da ich von ganz geſetztem Geiſte bin, und
„eine gewiſſe verborgene Quelle der Freuden
„im Herzen habe, auch mein Geiſt beſtändig
„heiter und mein Umgang angenehm iſt. Ich
„ſchmecke alle unſchuldige Vergnügungen des
„Lebens, lauter und ſo wie ſie ſind; ich nehme
„keinen Theil an denen Ergötzungen, die eine
„Reue hinter ſich laſſen, und keine Art von Luſt
„erfreuet mich, darinnen lauter Angſt verborgen
„iſt."

Ich weis nichts weiter hinzuzuſetzen, als daß ich wünſche, dieſe Geſinnungen möchten allgemein werden! Wie glücklich würde das Leben der Menſchen, und wie glücklich, ſetze ich kühnlich hinzu, ihr Sterben ſeyn. Ich bin auf alle Fälle bereit, und immer Ihr eigen.

Gottſched.

Hundert und ein und zwanzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 26. Junii 1753.

Ich komme Ihnen mit einer Abſchiedsumarmung entgegen, liebſte Freundin, weil ich nur noch wenige Tage Ihnen ſo nahe ſeyn werde, als ich in dieſem Augenblicke bin. Mein Herr und Gebieter will mich noch weiter von Ihnen führen, als Ihr Gemahl, (dem ich mich bey dieſer Erinnerung unmöglich empfehlen kann,) Sie vor einem Jahre von hier führte. Leben Sie wohl, beſte und einzige Freundin! Vergeſſen

Sie mich nicht, wenn ich Sie gleich künftig einige Poſttage ſpäter meiner erinnern werde, als bisher geſchehen iſt.

Das Andenken des Beſitzers von Sch . . iſt mir ſehr ſchmeichelhaft; allein ſeine Gunſt durch Ueberſetzung der **Viſionen** im höchſten Grad zu verdienen, iſt mir nicht möglich. Ich bin auf dieſes Jahr, und alſo auf meine ganze Lebenszeit, (welche ich bey meiner ſchwachen Geſundheit jedes Jahr zu endigen hoffe,) mit Arbeiten überhäufet. Ich muß zu einem Werke von ſechs und dreyßig Bogen, Manuſcript hier laſſen, damit es in meiner Abweſenheit gedruckt, und künftige Meſſe unſrer Durchlauchtigſten Churprinzeßin übergeben werden könne. Geben Sie acht, man wird mich einſt mit der Feder in der Hand begraben, damit ſie, wie Addiſon von den Zungen der Franzöſinnen ſagt, auch im Grabe nicht ruhe. Eine Zerſtreuung iſt meinem Geiſte und meinem Körper höchſtnöthig, und ich werde meine Reiſe mit Vergnügen antreten, wenn ich gewiß hoffen kann, in Caſſel einen Brief von Ihnen zu finden. Dieſe angenehme Erwartung, wird mich auf allen grundböſen Wegen, die ich vor mir habe, begleiten, und mir das unangenehme davon unmerklich machen. Dann will ich mich ganz ungeſtört meiner beſten Freundin erinnern. Mit welcher ſüßen Zufriedenheit will ich dieſen Gedanken nachhängen! Ja, liebſte Freundin, unſre Herzen und unſere Gedanken ſollen immer vereiniget bleiben, ob wir gleich dem Körper nach immer von einander getrennt leben müſſen. Zweifeln Sie alſo getroſt zuweilen an meinem Leben; es iſt nichts unmögliches, in einer fremden Gegend krank zu werden und zu ſterben, zweifeln Sie aber ja niemals an meiner zärtlichſten Ergebenheit, denn dieſe nehme ich mit ins Grab, und werde auch noch jenſeit des Grabes Ihnen eigen ſeyn.

Gottſched.

Hundert und zwey und zwanzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Gotha den 5. Jul. 1753.

Theureſte Freundin,

Was mir in Leipzig, ſo ſehr mein Herz ſich auch darnach ſehnte, ganz unmöglich geweſen iſt, das thue ich hier, wo wir vor zwey Stunden angekommen ſind. Ich nehme von Ihnen auf ein paar Monate Abſchied. Das bedeutet aber nichts mehr, als daß ich meine Zuſchriften nicht ſo ordentlich abſenden, und Ihre Briefe nicht ſo zuverſichtlich erwarten kann als bisher. Kreutz genug für mich! Alles was ich Ihnen noch ſagen kann iſt dieſes: Vergeſſen Sie mich nicht! ! !

Nunmehro will ich Ihnen Bericht von meiner bisherigen Wanderſchaft abſtatten? Wollen

Sie ihn hören? Wir reiſten ⸗ ⸗ ⸗ aber nein! ich muß zuvor wegen meiner ſchlechten Schreiberey um Vergebung bitten. Sie haben mich zuvor ſchon oft im Neglige geſehen, lernen Sie mich alſo auch in meinem Reiſehabit kennen. Feder, Dinte und alles iſt vom Wirthe **zur Schrappe** (das iſt verdollmetſchet: eine Pferdsſtriegel.) Die Feder mag, wie ich aus ihren Zügen ſehe, wohl zuweilen die Stelle der doppelten Kreide vertreten haben. Wir reiſeten alſo den 2ten Jul. früh aus Leipzig, und kamen denſelben Abend nach Naumburg. Den folgenden Tag brachte ich mehrentheils bey der Frau Geheimderäthin von S . . . zu, die eben halb krank war. Wir redeten viel von Ihnen, liebſte Freundin, und Sie bedauerte, daß Sie ſich nicht hätten bewegen laſſen, auf des Hrn. Feldmarſchalls Jubelhochzeit *) zu bleiben ⸗ ⸗ ⸗ Ich ſeufzte ſehr bey dieſer Klage, und wenn es

---

*) Die Frau Gottſched befand ſich auch daſelbſt.

Ihnen nicht einfällt weswegen; ſo ſollen Sie es zur Strafe auch nicht erfahren.

Die Mittwoche kamen wir in der Nacht in Erfurt an; wo ich ungefehr ſechs und dreyßig koſtbare Stunden verſchwendet habe, weil ich keine Seele daſelbſt kenne; das abſcheuliche Regenwetter verhinderte mich auszugehen, um die Merkwürdigkeiten des Orts auszuſpähen. Mein lieber Reiſegefährte hat indeſſen auch für mich alle Erfurtiſche Seltenheiten beſehen, und mir eine genaue Beſchreibung von allen gemacht. So viel habe ich wohl bemerkt, daß es ein Ort voller alter gothiſchen Gebäude iſt, darinnen ich nicht einmal nach meinem Tode wohnen möchte. Eine daſige Poetin habe ich als die einzige Merkwürdigkeit kennen lernen; eine überaus ſtille, niedergeſchlagene Frau, die irgend ein heimlich Hauskreutz zur Dichtkunſt gebracht hat; denn viel poetiſches Feuer habe ich an ihr nicht bemerkt. Heute zu Mittage ſind wir bey erſchrecklichem böſen Wege hier angekommen, und ich mache mir das Vergnügen, mich gleich nach unſerer Ankunft mit meiner liebſten Freundin, von der ich neun und dreyßig Meilen entfernet bin, eher zu unterhalten, als die Perſonen zu ſehen und zu ſprechen, von denen ich nur ſo viel Schritte entfernet bin. Solche unmöglich ſcheinende Dinge ſtehen in der Macht der Freundſchaft. Und das iſt die Geſchichte meiner Reiſe von Leipzig bis Gotha.

Ich lache über mich ſelbſt, und zwar über die Aehnlichkeit, die ich mit einer gewiſſen deutſchen Geſellſchaft habe. Dieſe hat vor kurzem ihre Geſchichte im Druck herausgegeben, ungeachtet niemand glauben will, daß ſie bereits Geſchichten erzählen kann, ſo jung iſt ſie. Ich ſchreibe Ihnen die Geſchichte meiner Reiſe, und bin erſt fünf Tage von Hauſe weg! Cela ſe reſſemble comme deux goutes d'eau. Aber es thut nichts. Soll ſie doch auch niemand leſen, als Sie, beſte Freundin; und hier ſoll ſie auch auf heute beſchloſſen werden. Da ich nicht die geringſte prophetiſche Gabe beſitze; ſo will ich mich in die Geſchichte der zukünftigen Zeit gar nicht einlaſſen, und meine fernern Abentheuer ſollen Sie erfahren, ſobald es mir möglich ſeyn wird, geſchehene Dinge zu erzählen.

Leben Sie wohl, meine einzig geliebte Freundin. Verſagen Sie mir den Troſt nicht, in Caſſel einige Zeilen von Ihrer Hand zu finden. Ich werde es als einen Beweiß, daß ich Ihnen auch abweſend nicht gleichgültig bin, aufnehmen.

Gottſched.

Hundert und drey und zwanzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Caſſel den 16. Julii 1753.

Die freundſchaftlichen Zeilen, welche mich in Leipzig antreffen und gegen die Entfernung von meiner Freundin waffnen ſollten, habe ich erſt in Caſſel erhalten, wo wir nach überſtandenen abſcheulichen Wegen, den 10ten des Abends ſehr ſpät angekommen ſind. Unſer Kutſcher hatte die Geſchicklichkeit uns ſehr glücklich umzuwerfen, denn wir ſind unbeſchädigt wieder aufgeſtanden. Empfangen Sie hier den Dank für die guten Wünſche, womit Sie mich begleitet haben; ſie ſind die Folge einer Zärtlichkeit, deren ganzen Werth ich fühle. Ich will Ihnen noch mehr ſagen: ich ſchreibe Ihren Wünſchen den größten

Theil der glücklichen Begebenheiten zu, die mir ſeit meiner Abreiſe von Leipzig begegnet ſind, und die ich in aller ihrer Stärke fühlen würde, wenn ich bey der immer weitern Entfernung von meiner beſten Freundin, ein reines Vergnügen zu empfinden fähig wäre.

,, Aus Gotha habe ich Ihnen eine ſehr unordentliche Beſchreibung meiner Reiſe zugeſandt. Dies Blatt wird in allen Stücken der Compagnon zu jenem werden. Bey der Lebensart, die ich jetzt führe, iſt es nicht möglich meine Gedanken in Ordnung zu bringen. Eine Luſtfarth, eine Schmauſerey, wird von der andern abgelöſet, und meine Begierde alle Seltenheiten hier zu ſehen, beſchäftiget mich ſowohl als meine Freunde, die ſo gefällig ſind, meine Neugier zu befriedigen.

,, Jetzt da ich dieſes ſchreibe, ſitzt mein Mann und läßt ſich malen. Etliche Kinder ſchwärmen um ihn herum wie kleine Liebesgötter, damit die Langeweile in ſeinen Geſichtszügen nicht Wurzel faſſe. Bey mir würkt ihre jugendliche Freude juſt das Gegentheil . . . Schlieſſen Sie alſo, wie dieſer Brief gerathen kann und wird. Den Tag als mein Schreiben aus Gotha abgegangen war, erhielt ich die Erlaubniß, der Herzogin aufzuwarten. Mein Freund war in gleicher Abſicht nach Hofe gegangen. Ich hatte die Ehre, eine lange und ſehr gnädige Audienz bey dieſer Fürſtin zu erhalten. Sie ſprach viel vom Hrn. von Voltaire und ſchien, ſo wie die Frau von V . . ganz eingenommen für ihn zu ſeyn. Wie ſchmeichelhaft iſt dieſer Beyfall nicht für den Hrn. von Voltaire! Von der Frau von Buchwald muß ich Ihnen noch ſagen, daß ſie ihrem Geſchlechte und ihren Zeiten wahre Ehre macht, und ungemeine Kenntniſſe, weitläufige Beleſenheit, reife Einſicht, kurz, alles beſitzt, was einen erhabnen Geiſt bezeichnet. Ich zähle die Bekanntſchaft mit dieſer Dame unter die glücklichſten Begebenheiten meiner Reiſe. Nach einer guten

Stunde, die ich hier zugebracht, ſagte mir die Prinzeßin Louiſe, daß ich mit Ihr ſpeiſen ſollte, und ich folgte dieſem Befehl. Ihre Herren Brüder, einige Dames und Cavalliers machten die Geſellſchaft aus; und mein Mann ward nach gehabter Audienz bey des regierenden Herzogs Durchl. ebenfalls an dieſe Tafel gezogen. Wir hatten hier Gelegenheit die Glückſeligkeit künftger Völler, unter der Regierung gütiger und leutſeliger Fürſten, in unſern Gedanken zu betrachten.

Nach einigen Tagen ſetzten wir unſern Weg nach Caſſel fort : : :

Den 20ſten Jul.

So weit war ich in meinem Schreiben gekommen, als ich geſtöret ward. Bisher haben wir hier nichts gethan, als die ſeltenſten Wunder der Natur und der Kunſt betrachtet. Die gleich an dieſe Stadt ſtoßende Aue, der Carlsberg oder ſogenannte weiße Stein, die Kunſtkammer, das fürſtliche Bad, des Erbprinzen

Garten, das Modellhaus, haben theils ihres gleichen würklich nicht; theils ſind ſie ſo merkwürdig, daß es eine Schande für einen Fremden wäre ſie nicht zu ſehen. Doch die fürſtlichen Perſonen, die ich zu ſehen das Glück gehabt habe, werden Sie mehr als dieſe lebloſen Schönheiten intereſſiren. Die verwittwete Prinzeßin Max war die erſte, die uns rufen ließ, und in einer gnädigen Audienz uns den vortheilhaften Begriff von den fürſtlichen Perſonen dieſes Hauſes machte. Ihre zwo Prinzeßſinnen waren zugegen. Die Prinzeßin Braut*) kann ohne Schmeicheley eine Schönheit genennet werden. Dabey iſt Sie leutſelig, witzig und auf eine ihrem Range anſtändige Art munter und lebhaft. Auch zu Wilhelmsthal ſind wir geweſen, wo der regierende Herr ſich befindet und die Natur ſeinen Befehlen unterwürfig macht, um der Nachwelt ein Muſter eines fürſtlichen Luſtſchloßes und Gartens zu hinterlaſſen. Mein Mann hatte die Ehre an des Landgrafens Tafel gezogen zu werden, und ich mit der übrigen Reiſegeſellſchaft, wurden in unſerm Quartiere aus der fürſtlichen Küche und Kellerey bewirthet. Nach der Tafel giengen wir in den Garten, wo ich die Ehre hatte den Landgrafen zu ſprechen und den großen Fürſten in ihm zu finden, für den er mir von Kennern beſchrieben worden iſt. Des Erbprinzens Durchl. war auch dabey und luden uns nach Geismar ein, wohin wir morgen abgehen werden. Geſtern ließ Ihro Hoheit die Erbprinzeßin mich zu ſich rufen. Jetzt erfahren Sie von dieſer Unterredung nichts; ich verſpare dieſe Erzählung bis ich das Vergnügen erlebe, Sie zu ſehen und zu ſprechen. Von hier gehen wir nach Göttingen, und alsdenn wird unſere Rückreiſe angetreten. Laſſen Sie mich nicht bis dahin nach einer Nachricht von Ihnen ſchmachten!

---

*) Dieſes war die nachherige Gemahlin des regierenden Fürſten von Zerbſt, die aber den 22. May 1759. verſtorben iſt.

ten! Leben Sie wohl, vortreflichſte Freundin! Ich bin fern und nah mit einer Zärtlichkeit, die ihres gleichen nicht hat, Ihr eigen

Gottſched.

Hundert und vier und zwanzigſter Brief.

An die Frau S.

Hannover den 7. Aug. 1753.

Hochzuehrende Frau,

Ich müßte ſehr undankbar ſeyn, wenn ich Ihnen für die überaus liebreiche Aufnahme, deren Sie mich in Ihrem Hauſe gewürdiget haben, nicht die verbindlichſte Erkenntlichkeit verſicherte. So lebhaft ich bereits in ⸗ ⸗ davon gerühret worden bin: ſo kann ich doch nicht leugnen, daß ich nachhero noch die Wahrheit des alten Sprüchworts erfahren: Man erkennet das Gute nicht eher, als bis man es verlohren hat. Unzählige eckelhafte Gegenſtände erinnerten mich an das Vergnügen, welches ich in Ihrem Hauſe und bey Ihrer angenehmen Bewirthung genoſſen habe. Doch es iſt nicht meine Abſicht, mir oder Ihnen das Herz ſchwer zu machen, und die Betrübniß zu erneuern, davon Sie mir bey meinem Abſchiede ſo rührende Proben gegeben haben. Ich habe dieſe als Zeugniſſe Ihrer freundſchaftlichen Geſinnung angenommen, welcher ich mich auch ferner auf das eifrigſte empfehle.

Ich will Ihnen hier eine kurze Geſchichte meiner Lebensart entwerfen; urtheilen Sie ſelbſt, ob ich mich verbeſſert oder verſchlimmert habe.

Sobald wir unter anhaltendem Regen in * * * gegen 8 Uhr des Abends angelanget waren, ſetzten wir uns zu Tiſche. Nach einer kurzen Mahlzeit, legten wir uns in das uns angewieſene Schlafgemach, in welchem wir vor großer Müdigkeit, das Getöſe der Mäuſe verſchliefen. Die folgenden Nächte wurde ich von meinen Todfeinden, bis gegen Morgen vom Schlaf abgehalten, eine Sache die mir höchſt unangenehm geweſen iſt. Alle Tage unſers Aufenthalts haben wir uns durch die ° ° °er Küchenzeddel durchgeſchmaußet. Wenn ich Ihnen ſage, daß wir faſt täglich vierzehn warme Speiſen und einen weitläufigen Nachſatz gehabt, dabey aber auch über fünf Stunden bey Tiſche geſeſſen: ſo werden Sie leicht ſchlüßen, daß wir nicht Hungers geſtorben ſind. Wie oft habe ich an dieſen reich beſetzten Tafeln, an die ° ° °iſchen Mahlzeiten mit Wehmuth zurücke gedacht! Sonnabends früh; erſchien endlich die von mir ſo lange gewünſchte Stunde, da wir unſern Stab weiter ſetzten. Hier dachte ich ebenfalls an Ihre liebreiche Fürſorge zurücke: Es ward uns zwar ein ſehr artiges Frühſtück aufgetragen, allein da es erſt ſieben Uhr war, konnten wir keinen Biſſen davon genüſſen. Es würde uns beſſer auf der Mittagsſtation zu ſtatten gekommen ſeyn, wo wir nichts als alte

Butter und verdorbnen Käſe bekommen konnten. Die Landſtraße führte uns endlich auf verzweifelte böſe Wege. Sie können errathen, wer darüber ungeduldig ward; ſchimpfte und ſchmählte: ich habe treulich geholfen. Dieſe Wege ſind ordentlich zum Räderbrechen gemacht: Sie werden jährlich mit 20,000 Thlr. nicht verbeſſert, ſondern verſchlimmert. In allen Städten ſind wir bis über die Achſen im Kothe gefahren, aber hier in Hannover iſt das Pflaſter koſtbar. Wenn in dem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe, der Herr Geh. R. v. M. nicht einen gewiſſen Dichter zur Tafel hätte, und in allen Stücken ein ſo gnädiger Herr wäre: ſo könnte den H ⸗ ⸗ Wegen, mit den Oberpfälziſchen leicht einerley Ehre wiederfahren.

Den unermüdeten, fleißigen, dienſtfertigen und redlichen Herrn R ⸗ ⸗ bitten wir beyde, ich und mein lieber Reiſegefährte, uns auf das beſte zu empfehlen. Seine Freygebigkeit hat uns ſogar auf dem Wege begleitet, und wir haben noch geſtern auf ſein Wohl, den edlen Rebenſaft getrunken, den wir ſeiner Güte zu danken hatten. Wir werden uns alle Merkwürdigkeiten hieſiges Orts bekannt machen und auch Herrnhauſen ſehen. Leben Sie wohl, liebſte Freundin; ich umarme Sie mit aller Zärtlichkeit und bin

Ihre

verbundenſte Dienerin
Gottſched.

Hundert und fünf und zwanzigſter Brief.

An die Fr. v. R.

Hannover den 8. Aug. 1753.

Liebſte Freundin,

Hier bin ich nunmehro auf den höchſten Punct meiner Entfernung von Ihnen! Morgen früh fange ich wieder an, mich meiner beſten Freundin zu nähern. Wie ſehr erheitert dieſer Gedanke mein ganzes Geſichte! Sie haben viel Gewalt über meine Gemüthskräfte, das iſt ganz gewiß. Mein Reiſegefährte bemerket viel mehr Zufriedenheit an mir, da es zur Rückreiſe geht, als da wir in Leipzig unſere Ausflucht veranſtalteten. Wir kehren über Braunſchweig, Wolfenbüttel, Hildesheim, Quedlinburg und Halle, in unſer Leipzig zurücke. Vermuthlich werden Sie, oder Ihre Briefe in drey Wochen mich wieder daſelbſt finden. Eins von beyden erwarte ich mit Sehnſucht. Ich weiß nicht, wo ich in meinem Tagebuch geblieben bin, und kann alſo nichts davor, wenn ich Ihnen von meinem Lebenslaufe, der auf dieſer Reiſe wichtiger geworden ſcheint, etwas unterſchlage. Um mich nicht ſelbſt zu wiederholen, melde ich Ihnen, daß wir den 28. Jul. aus Caſſel gereiſet, und denſelben Abend noch in Göttingen angekommen ſind. Hier wurden wir von dem

Herrn Hofrath **Richter**, von dem Herrn Baron von **Wallmoden**, dem Herrn Canzler von **Moosheim**, dem Hrn. geh. Juſtitzrath **Gebauer**, den Hrn. Hofrath **Gesner** und noch vielen andern Gelehrten, ungemein gütig aufgenommen, und alle Tage herrlich bewirthet. Nachdem uns alles ſehenswürdige gezeiget worden, ſind wir den 4ten Aug. von dort abgereiſet und den 5ten zu Mittage hier angekommen. Auch hier wiederfährt uns viel Ehre. Wir haben Herrenhauſen, den königlichen Pallaſt und Garten mit allen daſelbſt befindlichen ſchönen Waſſerkünſten geſehen. Ob dieſe gleich den Caſſelſchen nicht beykommen, ſo ſind ſie doch in ihrer Art auch ſchön und ſehenswürdig. Hier habe ich die Bekanntſchaft des ſo berühmten Hofrath **Werlhof** und andrer würdger Perſonen gemacht. Sie werden ſagen: Warum fragen Sie doch dieſen erfahrnen Arzt nicht um Rath über Ihre zweifelhafte Geſundheit? und ich antworte Ihnen, ich habe nicht Zeit genug, ihm alle meine körperlichen Schwachheiten zu erzählen, und nicht Muße genug, die Mittel, die er mir vorſchlagen möchte, zu gebrauchen; ich möchte alſo dieſen würdigen Mann wenig Ehre mit meiner Cur machen.

Ich habe oft auf dieſer Reiſe die Anmerkung gemacht: welchen Vortheil junge Leute von ihren Reiſen zurückbringen könnten, den ſie oft vernachläßigen, und bey reifern Jahren zu ſpät bereuen. Die Urſache iſt vielleicht dieſe, daß man junge Edelleute zu zeitig in die Welt ſchickt, ehe ſie den Werth des Umgangs mit verdienten Perſonen genug zu ſchätzen wiſſen. Man ſollte keinen jungen Herrn reiſen laſſen, bis er vier und zwanzig Jahr in ſeinem Vaterlande alt geworden wäre. Ein Freund ſeines Hauſes, kein Hofmeiſter ſollte ihn begleiten. Vielleicht brächte dieſes mehr Nutzen, als die meiſten jungen Leute bisher von ihren Reiſen gehabt haben. Ihr Umgang muß gewählt ſeyn. Die gelehrteſten Männer, die beſten Patrioten

(Jedes Land hat die ſeinigen) die größten Künſtler in allen Orten müſſen aufgeſucht und fleißig geſprochen werden. Von dieſen Unterredungen bleibt immer was gutes und nützliches zurücke, und dieſes iſt der wahre Vortheil, den die Reiſen zuwegebringen. Wie wenige erreichen ihre Abſicht?

Ich verliere mich, und werde die Poſt verſäumen. Sie erfahren alſo vielleicht zwey Tage ſpäter, was ich Ihnen dieſen Augenblick zu leſen wünſchte; daß ich hier und aller Orten mit Ihrem Andenken beſchäftiget bin.

Gottſched.

Hundert und ſechs und zwanzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Braunſchweig den 10. Aug. 1753.

Liebſte Freundin,

Jetzt bin ich hier mit Ihrem Andenken beſchäftiget, wo wir geſtern Abends ſpät angekommen ſind. Wir ſind in dem Hauſe des Kayſerl. Reichspoſtmeiſters, Hrn. Baron von Münchhauſen abzutreten genöthiget, und von ihm und ſeiner würdigen Gemahlin ſehr gnädig empfangen worden. Hier ſind wir nun in den Händen der Freundſchaft, die uns mit Höflichkeit und Güte überhäufet. So viel vermuthe ich, daß wir ſobald nicht wegkommen werden. Die eben jetzt eintretende Meſſe, die abwechſelnden Luſtbarkeiten, die Beſichtigung der umliegenden Luſtſchlöſſer, und denn die freundſchaftlichſten Bitten der gütigſten und gefälligſten Wirthin, werden aus den vorgeſetzten acht Tagen unſers Aufenthalts, wohl vierzehn machen.

den 18. Aug.

Ich weiß, daß Ihnen nichts gleichgültig iſt, was mir begegnet; ich muß Ihnen alſo ſagen, daß ich den 12. Aug. die Ehre hatte, eine lange Unterredung mit der Herzogin von Braunſchweig Königl. Hoheit tête à tête zu haben; welche über eine Stunde dauerte. Sie war überaus gnädig, und ihr Geſpräch verrieth einen vortreflichen Verſtand und eine weitläuftige Beleſenheit. Den 14. hatte ich bey der Herzoglichen Frau Mutter und deren zwo Prinzeßinnen gleiche Ehre. Ich fand bey dieſer Durchlauchtigen Frau, zugleich das Andenken der ganzen Kayſerlichen Familie erneuert. Ein vortrefliches Gemälde erinnerte mich des glücklichen Tages, wo ich die Originale dieſer, durch die Hand eines großen Malers glücklich getroffenen Copien, ſelbſt ſah und bewunderte. Sie können ſich leicht vorſtellen wie vergnügt ich bey dieſer Audienz war: Mein gegenwärtiges Glück und das vergangene heiterten mein ganzes Gemüth auf.

Einige Tage darauf gieng ich in Geſellſchaft der Freyfrau von M. auf dem Nicoliniſchen Schauplatz, die Maskerade anzuſehen; weil niemand von uns Luſt hatte, die Zahl der Masken zu vermehren. Wir ſtanden in einer Loge, neben der Herrſchaftlichen. Kaum waren die Herzoginnen herauf gekommen, ſo wandten ſie ſich nebſt den vier Prinzeßinnen zu uns, und unterredeten ſich lange auf das gnädigſte mit uns. Die Gnade und Güte iſt dieſem Hauſe ganz eigen. Ein Vorzug, den alle Fürſten in ihrer Gewalt haben ſich zuzueignen, deſſen Vortheil aber nicht alle einſehen.

Voll Bewunderung werde ich dieſen Ort verlaſſen, und das ehrfurchtsvolle Andenken dieſes fürſtlichen Hauſes ſoll nie aus meinem Herzen kommen.

Von Leipzig werde ich Ihnen meine Ankunft daſelbſt melden. Sie werden mich doch mit ein paar Zeilen dort empfangen, liebſte Freundin? Das hoffe ich von Ihrer Liebe, von Ihrer Freundſchaft. Leben Sie wohl und immer ſo vergnügt, als ich hier geweſen bin. Aber Ihr Vergnügen ſey von längerer Dauer, als das meinige.

Gottſched.

Hundert und ſieben und zwanzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 27. Aug. 1753.

Alle meine Briefe ſind Zeugen, daß ich ohngeachtet der vielen Zerſtreuungen, an jedem Orte wo es mir nur möglich geweſen, Ihnen Nachricht von meinem Zuſtande gegeben habe. Drey Dinge haben mich auf meiner Wallfarth unaufhörlich beſchäftiget: Die Begierde mich mit Ihnen ſchriftlich zu unterreden, die Sehnſucht nach Ihren Briefen, und das Verlangen näher bey Ihnen zu ſeyn. Endlich iſt dieſes erfüllet. Ihr Andenken begleitete mich bis in die Zimmer der Fürſtinnen, denen ich mich zu nähern das Glück hatte. Oft, wenn mein Verſtand bemühet war, dieſen auf ihre Fragen zu antworten, iſt mein Herz mit Ihnen, beſte Freundin! beſchäftiget geweſen. Das meiſte wiſſen Sie, was mir in Braunſchweig begegnet iſt. Nach dreyzehn vergnügten Tagen, die wir daſelbſt zugebracht hatten, giengen wir von da ab. Die gewöhnliche Folge eines ſo angenehmen Aufenthalts war ein trauriger und thränenvoller Abſchied, an welchen ich noch nicht ohne Wehmuth zurücke denken kann. Unſere übrige Reiſe hat wenig Annehmlichkeiten gehabt, außer, daß uns der Herr Regierungsrath Lichtwehr (den Sie als einen vortreflichen Fabeldichter kennen) in Halberſtadt ſehr wohl aufgenommen hat.

Meine erſte Arbeit nach meiner Ankunft allhier, iſt, Ihnen Nachricht davon zu geben, und meine erſte Frage iſt: ob ich noch meinen gewöhnlichen Platz in Ihrem Andenken habe? Halten Sie dieſen Umſtand für keine Kleinigkeit; er iſt zu meiner Ruhe weſentlich nothwendig. Ich habe keine Zeile von Ihnen bey meiner Ankunft gefunden, und ich hatte Sie doch ſo ſehr darum gebeten. Etwas wichtiges muß Sie abgehalten haben; Sie, die ſo gefällig ſind, hätten Sie ſonſt dieſe Bitte Ihrer ergebenſten Dienerin wohl abgeſchlagen?

Gottſched.

Hundert und acht und zwanzigſter Brief.

An den Hrn. Kr. Rath R. in M.

Leipzig den 2. Septbr. 1753.

Wohlgebohrner Herr,

Meine Freundin hat mir eine reitzende Beſchreibung von Ihrem angenehmen Landſitze gemacht, und ich preiſe Sie, und alle diejenigen glücklich, die das würklich beſitzen, was die Dichter ſtets als die bewundernswürdigſte Glückſeligkeit in ihren Geſängen preiſen. Aber kennen Sie auch den ganzen Werth Ihrer Glückſeligkeit? Wir in die Stadt vermauerten, wir ſeufzen oft nach der friſchen Landluft; wir ergötzen uns an einem Gemählde, an einem Kupferſtich, welcher uns allen Reitz nur ſchwach entwirft, den Sie beneidenswerthe Landherren ganz beſitzen und oft undankbar genug nicht bemerken. Wird nicht die prächtigſte Scene der Natur, die aufgehende Sonne, von den meiſten Menſchen in der Stadt verſchlafen? Nur der arbeitſame Landmann, ſcheint den entzückenden Anblick der aufgehenden und untergehenden Sonne, als einen Preis der ſauren Arbeit ſeines Berufs zu genüßen. Ein eben ſo herrlicher Auftritt der unerforſchlichen Natur, iſt das geſtirnte Firmament! Dieſes hat meine Neugier in meiner erſten Jugend unzähligemal erreget. Mit welcher Aufmerkſamkeit habe ich ſolches ganze Stunden lang betrachtet, mich dabey vergeſſen, aber meine Wißbegierde nie befriediget! Alle dieſe Vortheile beneide ich Ihnen, und wünſchte ſie nur die Stunden zu genüſſen, da ſie ſolche ganz vergeſſen. Hier muß ich meine Freundin verrathen: Sie hat mir im Vertrauen gemeldet, daß Sie auf einem vortreflichen Landgute, in einem ſchön gebauten Hauſe, bey einer auserleſenen Büchersammlung, bey der angenehmen abwechſelnden Beſchäftigung des Malens und des Drechſelns immer misvergnügt wären. Sie hat mich gebeten, Ihnen Ihr Unrecht zu zeigen, und Sie zufriedener zu machen. Ich wünſchte vier Wochen in Ihrer Geſellſchaft zu ſeyn, ſo würde ich die Abſicht meiner Freundin erfüllen. Ich würde Ihnen viel Bewegung anrathen. Sie ſollten früh, ſehr früh, aufſtehen, und zu rechter Zeit ſchlafen gehen. Ich würde Ihnen das Anſchauen der Morgenröthe als ein Mittel verordnen, Ihre Hypochondrie zu heilen. Ich würde Ihnen den vortreflichen Horaz vorleſen; Sie würden viel Aehnlichkeit mit Ihrem Zuſtand finden, Sie würden voller Entzückung ausrufen:

Wie mannigfaltig ſind die Wunder der Natur,
O Menſch! wohin du trittſt, betrittſt du ihre
Spur.
Fahr weite Tiefen durch, erſteige grauſe Höhen,
Und überall wirſt du, die Hand des Schöpfers
ſehen.

Für uns iſt, was hier iſt. Von keinem Ohngefähr
Entſtand der Schöpfung Glück und ſtammt mein Antheil her.
Die Welt, dies groſſe Buch, die Nachricht aller Weſen,
Iſt allen aufgedeckt, und jeder kann es leſen.
Hier lernt das fromme Herz, den Satz: daß
Nothwendig [illegible] unſre Welt
Ein Gott hervorgebracht und auch ein Gott erhält.
Wer dies Erkenntniß übt, und hier ſucht groß zu werden,
Den übertrift an Glück, ſelbſt kein Monarch auf Erden.
Er glaubt, was er erforſcht; und er erforſcht entzückt,
Was längſt ſein Herz gefühlt: Wie Gott die Welt beglückt.
Er geht den ſichern Pfad, der ihn zum Schöpfer führet:

Ihm ſeine Wunder zeigt, und zeigt wie er regieret.
Im Halm, den er zertritt, im Staube, der verfliegt,
Im zarteſten Inſect, erblickt er ihn vergnügt. : :

Bey allen dieſen Betrachtungen würden Sie Ihre Glückſeligkeit ganz empfinden, und wer weis, ob Sie nicht Ihr Landgut, noch ſo wie Plinius ſein Lauretanum beſchrieben. Vielleicht bin ich noch einmal Zeuge, Ihrer Zufriedenheit, und wie ſehr würde ich mich freuen, wenn ich den Vorſatz zufrieden zu ſeyn, in Ihnen erreget hätte.

Gottſched.

Hundert und neun und zwanzigſter Brief.

An die Fr. v. R.

Leipzig den 19. Septbr. 1753.

Ich nehme Ihren Glückwunſch zu meiner Wiederkunft mit der zärtlichſten Erkenntlichkeit an; aber nur einzig und allein in ſo fern unſer Briefwechſel wieder ungeſtört fortgehen wird. Meiner Ruhe wegen hätte ich noch länger auf der Reiſe mich aufhalten ſollen. Hier muß ich meinen Kopf täglich mit wahren Kleinigkeiten, mit Haus- und Wirthſchaftsſorgen füllen, die ich von Kindheit an, für die elendeſten Beſchäftigungen eines denkenden Weſens gehalten habe; und deren ich gern entübriget ſeyn möchte. Allein ein weſentliches Theil der vorzüglichen Glückſeligkeit des männlichen Geſchlechts, ſollte in der Ueberhebung dieſer nichtsbedeutenden

Dinge beſtehen; und wir dürfen nicht wider das Schickſal murren, daß uns dieſe beſchwerlichen Kleinigkeiten vorbehalten hat. Sie verlieren nichts, liebſte Freundin, daß wir in einer gewiſſen Entfernung leben, die Ihnen meine Schwäche nur von weiten erblicken läßt. Ich bin jetzt zuweilen ſo verdrüßlich, und ſo niedergeſchlagen, daß ich alsdenn zu dem Umgange mit einer Perſon, der ich niemals mißfallen möchte, gar nicht fähig wäre. Sie haben gefürchtet, mich auf dieſer Reiſe zu verlieren, und wem haben Sie mich zugedacht? Wenn irgend eine von denen fürſtlichen Perſonen, die ich auf dieſer Reiſe geſprochen, mir eine Luſt zur Sklaverey des Hoflebens erwecken könnte: ſo wäre es die Herzogin von Braunſchweig. Allein ich wünſche mir nie einen Hof genauer, als aus der Beſchreibung, oder höchſtens einem kurzen Aufenthalte zu kennen.

Meinen Mann habe ich niemals frömmer geſehen, als da er das Podagra hatte. Ich möchte wohl wiſſen, ob dieſes Uebel bey allen Männern gleiche Wirkung thut? In dieſem Falle könnte manche Frau verleitet werden, dieſe Prüfung der Gedult ihrem Manne zu wünſchen, die ihrige würde zugleich mit bewährt, und doppelter Nutzen aus einem einfachen Uebel entſtehen. Ich bin Ihnen ganz eigen.

Gottſched.

Hundert und dreyßigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 24. Octobr. 1753.

Ich will gleich mit meiner Rechtfertigung anfangen, damit ich nur bald, bald aus dem Verdacht komme, den Sie vermuthlich auf mich geworfen haben. Ich bin nicht länger als zehn Tage ſtrafbar. Eine gewiſſe Begebenheit, hat mein Gemüth dermaßen in Verwirrung geſetzt, daß ich mich alles Umgangs auf einige Tage entzogen habe, und dieſes gieng ſo weit, daß ich auch nichts zu ſchreiben fähig war. So ſieht meine Entſchuldigung aus, beſte Freundin, die Sie gewiß werden gelten laſſen.

Die Beſchreibung der Prager Kirchenſchätze, Reliquien und Heiligen, iſt mir von Ihrer Feder weit angenehmer zu leſen geweſen, als wenn ich ſie ſelbſt geſehen hätte. Ich, die ich von Jugend auf bey Toden ſehr furchtſam geweſen bin, und dieſe Furchtſamkeit bis jetzt noch nicht überwinden können, ſo viel Mühe ich mir darüber gegeben, und ſo wenig ich mich ſelbſt vor dem Sterben ſcheue; ich hätte in der Geſellſchaft der verſtorbenen Electa nicht ſeyn können; ich würde Ihnen durch meine Furcht eben ſo viel Schrecken gemacht haben, als mir die ſeel. Electa auf ihrem Tragſeſſel gemacht hätte.*)

---

*) In den Carmeliterinnen Cloſter zu Prag befindet ſich eine unverweſte Cloſterfrau Namens Electa.

Die Einkleidung der guten Prinzeßin von F**, hat mich mit alle dem Mitleiden erfüllet, welches mich allemal bey dergleichen Nachrichten ganz einnimmt. Wie wenige erwählen das Cloſtergelübde aus freyen Willen? Wie viele hingegen werden theils von ihren Eltern, Anverwandten, Vormündern zu dieſer geiſtlichen Knechtſchaft überredet? und wie viele bringt ein geheimer Gram, ein verborgnes Leiden, auf die Gedanken, aus bloßem Ueberdruß den geiſtlichen Stand zu wählen? Ich weis mir keinen bejammernswürdigern Zuſtand, als eine aus verſchiedenen irrdiſchen Abſichten eingekleidete Cloſterfrau. Wie oft geſchiehet bey dergleichen Fällen, was Haller ſagt:

Daß ein verſtohlner Blick in die verlaßne
Welt,
Mit ſehnender Begier zu ſpät zurücke
fällt.

Sie

Dieſe wird den Fremden als eine Merkwürdigkeit gezeiget, und von dieſer iſt hier die Rede.

Sie ſagen zwar, daß die Prinzeßin von F** viel Zufriedenheit bezeiget, und ihren geiſtlichen, ihren Carmeliterorden, mit keiner Crone hat verwechſeln wollen. Darf ich aber eine Frage thun? Iſt ſie jemals in dieſem Falle geweſen, unter beyden zu wählen? Ich getraue mir zu behaupten, daß das gute Kind bey Anbietung einer irrdiſchen Crone, den Carmeliter Braut-Cranz entſaget, und aufrichtig bekennet haben würde, daß ſie in demſelben Augenblicke mehr Beruf bey ſich ſpürete, in der Welt zu bleiben, als ſich vermauren zu laſſen. Ich zweifle keinesweges, daß nicht einige Menſchen aus eigner Bewegniß, mit wahrer Ueberzeugung in den geiſtlichen Stand treten: Dieſe zähle ich unter diejenigen, von denen der Apoſtel ſagt: „welche er verordnet hat, die hat er auch berufen.“ Ich ſelbſt wünſchte unter denen zu ſeyn, und meines Berufs würdig zu leben; allein ich bin es nicht. Ich ſage auch hier mit meinem Lieblingsdichter:

Von dir, ſelbſtſtändigs Gut! unendlich Gnadenmeer!
Kömmt dieſer innre Zug, wie alles Gute her.
Das Herz folgt unbewußt der Wirkung deiner Liebe,
Es meynet frey zu ſeyn, und folget deinem Triebe.

Ich bin demjenigen gefolget, der mich nach Leipzig geführet hat. Dieſer hat nach vielen müßigen Jahren mir das Glück Sie zu kennen verſchaft; ich bin zufrieden mit ſeiner Führung, wenn er mir nur Ihr Herz erhält. Bleiben Sie meine Freundin, bis ich aufhöre für Sie zu leben,

Gottſched.

Hundert und ein und dreyßigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 10. Nov. 1753.

Hier folget l'Eſprit de Seneque par la Beaumelle. Da Sie das alte Werkchen dieſes Namens haben, hätten Sie dieſes ganz entrathen können. **Beaumelle** hat dieſem nur eine neue Geſtalt gegeben; die Gedanken ſind immer die Gedanken des alten Weltweiſen. Ihre Vergleichungen zwiſchen einem gewiſſen großen Componiſten und dem Seneca ſind unvergleichlich. Beyde haben ihre Einfälle herzlich lieb; des Weiſen Wiederholungen kann ich doch noch eher leiden, als die von dem muſicaliſchen Seneca. Laſſen Sie uns aber davon ganz leiſe reden, man würde unſern Geſchmack ſehr tadeln. In dem neuſten Stücke des **Neueſten**, finden Sie Ihr vortrefliches **Lob der Freundſchaft.** Dieſes habe ich eben ſo ungern und mit ähnlichen Empfindungen zum Drucke gegeben, als die Frau von Sevigne das Bild der Gräfin Grignan zum abcopiren gab.

Ich umarme Sie, liebſte Freundin, in Ihrer Einſamkeit. Oefter als ſonſt, verſpreche ich mir Beweiſe Ihres Andenkens, welches ich über alles ſchätze. Ich verdiene dieſe Gütigkeit, wegen den redlichſten und zärtlichſten Geſinnungen, mit denen ich Ihre eigene treuſte Freundin bin,

Gottſched.

Hun-

Hundert und zwey und dreyßigſter Brief.

Im Novembr. 1753.

Mademoiſelle,

Der Verluſt Ihrer und meiner Freundin, unſrer verewigten Wernern, welchen Sie mir gemeldet haben, hat in mir einen Schmerz erregt, der ſowohl ein Tribut der Freundſchaft, als der Achtung für Ihre Verdienſte iſt. Und wie viele außer uns werden ihr nicht dieſes Opfer bringen! Unſer Geſchlecht, unſer Vaterland, die ſchönen Künſte, alle werden ſie eine Werner, und vielleicht noch lange vermiſſen. Sie, liebſte Wilhelmine, bedaure ich unter Ihren Verehrerinnen am meiſten! Sie war Ihre Lehrerin im Zeichnen, und ſchrieb ich nicht an Sie, ſo würde ich hinzuſetzen, welche Schülerin ſie in Ihnen erzog! allein warum konnte die Selige nicht Sie an das Ende der glänzenden Bahne führen, die ſie ſchon ſo weit und ſo rühmlich an Ihrer Hand gegangen waren? Warum lehrte nicht ein längerer Unterricht, Sie endlich Ihre Lehrerin ſelbſt übertreffen? = = Doch die Vorſicht hat Sie uns entriſſen, und ſo verräth jede ſolcher kummervollen Fragen ein Mißtrauen in deren ewig weiſe, ewig gute Wege. = = =

Der Wink des Himmels führte mich und meine Wernerin aus unſrer gemeinſchaftlichen Vaterſtadt nach Sachſen, und läßt mich nun hier zuerſt über ihrer Aſche weinen. = = = Nur der Troſt ſie in einer beſſern Welt, wer weis wie bald, wieder zu finden, und dann ewig ſie lieben zu dürfen, richtet mich einigermaßen auf, und es iſt auch nur der einzige kräftige, den Ihnen liebſte Wilhelmine geben kann

Ihre

Gottſched.

Hundert und drey und dreyßigſter Brief.

An die Fr. v. R.

Leipzig, den 8. Decbr. 1753.

Ich bin alſo glücklicher geweſen als ich glaubte; Sie haben mich zu einer Zeit Ihres Andenkens verſichert, da ich beſorgte, daß Sie mich gänzlich vergeſſen hätten. Aber mit dem Präger Jubelirer bin ich ſehr unzufrieden. Dieſer hat mich um Ihren Brief, und dadurch um ein Kleinod gebracht, ſo ich gegen das ſchönſte aus ſeinem ganzen Vorrathe nicht vertauſchet hätte. Ich müßte es denn für Sie, liebſte Freundin, haben ausleſen dürfen, dieſen Fall nehme ich aus. Die Faſanen ſind aus Ihren Händen gerade in mein Zimmer geflogen. Auch lebloſe Thiere, wiſſen Sie trotz der beſten Fee abzurichten. Doch Sie mögen Hand und Siegel verſtellen wie Sie wollen, Sie verrathen ſich allemal durch die reitzende Art, mit der Sie Ihre Freunde zu überraſchen wiſſen. Ich danke Ihnen ganz öffentlich dafür.

Der Baron von S . . iſt ein furchtbarer Gegner in dem Streit der Freundſchaft. Er treibt es mit meinem Manne ſehr weit, ich hoffe aber wir wollen doch den Sieg davon tragen. Meine unüberwindliche Begierde, die alles gerne wiſſen mag, was zwo ſcharſſinnige Perſonen an einander ſchreiben, möchte gar zu gerne Ihre beyderſeitigen Briefe leſen. Vergeben Sie meine Neugier, wenn ſie ſtrafbar iſt.

Hr. von Voltaire iſt in Colmar. Was macht er da? Zweyerley. Er läßt daſelbſt ſeine Annales de l'Empire drucken, und führt vor dortigen Gerichten, einen Proceß wider einen Schuldner, den er 20,000 Thlr. geliehen hat. Dieſer reiche Dichter, bleibt im eigentlichſten Verſtande, der einzige in dieſem Jahrhunderte.

Die neuvermählte Fürſtin von Zerbſt iſt mit ihrem Gemahl hier durchgegangen. Die Herzogin von Curland hatte die feyerlichſten Anſtalten gemacht, die würdge Tochter ihrer Freundin aufs beſte zu bewirthen. Die gute alte Frau von Bergkorn hatte ihren kranken Leib en Manteau gekleidet, und ihren bebenden Kopf mit einer Flügelhaube bedeckt. Die ſämtlichen Fräuleins hatten in ihren Feyerkleidern ſich vortreflich geputzt. Der General Hartshauſen, der ſich ebenfalls auf die Bewirthung dieſes fürſtlichen Paares gefaßt machte, und deſſen Küche und Zimmer voller Anſtalten zum Empfange waren, erwartete in der größten Galla ſo wie die Herzogin, den ganzen Dienſtag und die ganze Mittwoch, dieſe hohen Gäſte. Den Donnerſtag Nachmittag, kommt endlich die Fürſtin. So viel weitläuftige Anſtalten, das beſchwerlichſte Warten, die herrlichen Mahlzeiten, der prächtige Nachſatz, alles war verloren und vergebens. Ein halbſtündiger

ger Beſuch ward bey der Herzogin abgelegt, und alles Bitten konnte keinen längern Aufenthalt bewürken. Die Herzogin war von Hubertsburg gekommen, um in drey langweiligen Tagen eine einzige vergnügte halbe Stunde zu haben. So unvollkommen ſind die Freuden der Großen, die mit allen Vorzügen oft viel Unannehmlichkeiten ausgeſetzt ſind. Wer möchte ſie wohl beneiden? Nein!

Das was allein mit Recht, beneidenswürdig heißt;
Iſt die Zufriedenheit, und ein geſetzter Geiſt.

Gottſched.

Hundert und vier und dreyßigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 19. Decbr. 1755.

Ich bin ebenfalls Ihrer Meynung, daß der practiſche Theil von Gottſcheds erſten Gründen der Weltweisheit der beſte iſt. Der Verfaſſer iſt mit dem Beyfall, den dieſes Werk gefunden, ſehr zufrieden, und doppelt vergnügt, daß Sie ſeinen theoretiſchen Entwurf von der Kinderzucht ſo viel Lob beylegen. Er ſagt, er habe nur alles dieſes eſquiſſirt und überließe Ihnen, auf ſeinen Grundriß das herrlichſte Gebäude aufzuführen. Sie haben Recht, daß der beſte Plan, oft durch verſchiedene Umſtände ganz unbrauchbar wird, und daß man jeden derſelben ſich zu Nutzen machen muß, wenn man ſeinen Entzweck erreichen, und ſich nicht vergeblich bemühen will.

„Der ganze practiſche Theil bleibt doch immer nur Theorie, und weil ſie es verlangen werde ich den Verfaſſer in Ihren Namen fragen, wie weit er ſelbſt in der Ausübung ſeiner herrlichen Lehren gekommen? Ich wette, er wird uns die Antwort ſchuldig bleiben. Die Philoſophen und Moraliſten ſcheinen das Vorrecht der Geſetzgeber behaupten zu wollen; ſie ſagen wie es ſeyn ſoll, und glauben ihre Pflichten nach deren ganzen Umfange erfüllet zu haben, wenn ſie durch Lehren unterrichten, ohne eben ſolche durch Handlungen, die mit dieſen übereinſtimmen zu unterſtützen und zu beſtätigen.

Voltaire iſt noch unſchlüßig, wo er ſeinen Aufenthalt erwählen will. Jetzt iſt er noch in Straßburg und nach Frankreich möchte er ſchwerlich zurücke kommen. Seine Art zu denken und zu ſchreiben muß in einen republicaniſchen Boden verſetzet werden. Holland oder die Schweitz wird für ihm die beſte Gegend ſeyn. Irrthümer wird er allenthalben verbreiten und fortpflanzen. ⸗ ⸗ ⸗ Wir folgen der Lehre des Apoſtels: **Prüfet alles und das Gute behaltet.**

Ich vermuthe, daß Sie Ihre Feyertage in der Geſellſchaft von lauter Weiſen zubringen werden. Wenn dieſe ſich bis auf ihre demüthige Schülerin herunterlaſſen, ſo erneuern Sie mein Andenken bey denſelben. Keinen Neujahrswunſch finden Sie hier nicht. Alle Tage im Jahr ſind mit Wünſchen für Ihr Wohl, und mit Bitten um die Erhaltung Ihrer Freundſchaft für mich bezeichnet. Was bleibet mir heute übrig Ihnen zu ſagen, was Sie nicht ſchon ſo oftr gehöret haben? Wie ſehr ſind Sie doch überzeuget, daß ich heute und allezeit Ihnen ganz eigen bin?

Gottſched.

Hundert und fünf und dreyßigſter Brief.

An den Herrn S. in C.

Leipzig den 29. Decbr. 1753.

Hochzuehrender Herr,

Nach allen Regeln des Wohlſtandes und der ſehr alten Gewohnheit, ſollte ich Ihnen billig zum Neuenjahre ein recht zierliches Compliment machen. Allein ich bekenne meine Armuth an ſinnreichen Einfällen, und mein kleiner Vorrath iſt bereits ganz erſchöpft. Länger als acht Tage habe ich nichts als Neujahrwünſche gehört, geſagt und geſchrieben. An guten Wünſchen für meine Freunde, fehlet es mir das ganze Jahr nicht; nur kein förmliches Compliment verlangen Sie von mir. Die Erfindung dergleichen zu drucken iſt nicht übel. Ich lege Ihrer geliebten Frau zwey ganze

Dutzend hierbey, darinnen blättern Sie nach Belieben;

Ließ alle Wünſche durch, den beſten wähl und denke:
Daß ich dir dieſen Wunſch zum Neuen-Jahre ſchenke.

Gottſched.

Hundert und ſechs und dreyßigſter Brief.

An die Fr. v. R.

Leipzig den 2. Jänner 1754.

Bon jour! bonne année.

Könnte ich wohl meine Beſchäftigungen in dieſem Jahre angenehmer anfangen, als an Sie, meine liebſte Freundin, zu ſchreiben? Ich thue es, und will wegen unſerer Freundſchaft aufs neue capituliren. Was werden Sie aber ſagen, wenn? ⸗ ⸗ ⸗ Rathen Sie einmal, was ich auf meinen Herzen habe; etwas das mir ſchwer wird zu ſagen, und noch ſchwerer werden wird zu thun? das mir viel Ueberwindung koſtet, und das ich nicht werde ändern können? Ich ſehe Ihre Ungedult, mit welcher Sie die Nachricht erwarten, die mir ſehr unangenehm war, und die ich Ihnen gleich erzählen will. Ein böſer Brief aus Wien, bürdet mir eine Arbeit auf, die meiner Feder bis Oſtern wenig müßige Stunden übrig laſſen wird. Wer weiß alſo, ob ich nicht ſeltener als bisher in dieſen drey Monaten das Vergnügen haben werde, Ihnen zu ſchreiben. Doch gewiß, keinen Augenblick will ich vorbey laſſen, der ſich mir zu dieſer ſüßen Pflicht darbietet. Sind Sie mit dieſem Verſprechen zufrieden?

Voltaire iſt noch nicht eins, wo er ſich und ſeine Muſe hin verſetzen will. Dieſer reiche Dichter hat kein väterliches Vermögen, ſondern alles dem Fleiße ſeiner Muſe und der engländiſchen Freygebigkeit zu danken, die ihm ſeine

Henriade ſo theuer bezahlt. Kein großer Herr hat noch je einen Dichter zum reichen Manne gemacht. Sie erlauben ihnen dafür, ſich die prächtigſten Palläſte zu ihrer Wohnung, den Beſitz der reizendſten Landgüter und den Genuß der herrlichſten Tafeln zu dichten. Es iſt auch recht gut. Leute, die ſo reich an Erfindungen ſeyn, brauchen nichts weiter. Ihre Einbildungskraft ſchafft ihnen mehr in dieſer Welt, als ſie bekommen könnten. Ein Vorzug bleibt dem Dichter noch übrig. An allen Höfen hat ein Poet das alte Recht zu ſagen was er will, ohne daß er verbunden iſt, das geringſte zu erweiſen.

Wir leſen jetzt: Hiſtoire univerſelle par Voltaire. Dieſes iſt voller Anmerkungen über die Päbſte, die Kreutzzüge, die Religionsſtreitigkeiten u. ſ. w. C'eſt l'hiſtoire ſcandaleuſe du genre humain. Allein, es iſt ſehr angenehm geſchrieben. Man tadelt den beiſſenden Witz, der darinnen herrſcht, kann aber nicht aufhören

ren das Getadelte zu leſen. Ich darf nicht fragen, wie Sie die Feyertage in S. zugebracht haben. Im Heiligthume der Muſen, kann es da wohl der Muſenfreundin an Zeitkürzungen fehlen? und im Angeſicht einer ſchönen Bücherſammlung, könnte da meine unerſättliche Bücherfreundin Langeweile haben?

Ein bekannter hieſiger Prediger hat geſtern über die gedruckten Neujahrswünſche eine große Strafpredigt gehalten. Nie hätte ich geglaubt, daß ſo viel verdammliches auf dieſen Blättern zu finden wäre; einfältig und abgeſchmackt habe ich die meiſten immer gehalten, aber der theologiſche Eifer hat ihren Urſprung aus Sodom und Gomorra hergeleitet. Leben Sie wohl, theureſte Freundin, und empfangen Sie tauſend Küße zum Neuenjahre von Ihrer

Gottſched.

Hundert und ſieben und dreyßigſter Brief.

An die Frau von S.

Leipzig den 1. Febr. 1754.

Hochwohlgebohrne Frau,

Ich werde Ew. Hochwohlgeb. keinen beſſern Plan, zur Erziehung Ihrer Söhne entwerfen können, als der iſt, den Sie mir zugeſchickt haben. Sie haben Recht! die meiſten Eltern laſſen die Kinderjahre ihrer Söhne und Töchter zu lange dauren, und fangen zu ſpät an, dieſe für vernünftige Weſen zu halten. „Jedes „Alter, ſagt die Marquiſe von Lambert, er„fordert eine beſondere Aufmerkſamkeit,“ ich ſetze hinzu, auch eine beſondere Erziehungsmethode. Gewiſſe Grundſätze, müßen in der erſten Jugend gleich eingeflößt werden, weil die Jahre der Zerſtreuung ſolche hernach oft nicht ſtatt finden laſſen. Man fängt bey jungen Edelleuten, mit den ſogenannten galanten Wiſſenſchaften, eher als mit den höchſtnöthigen und nützlichen an. Daher kommt es, daß nur wenige adeliche Knaben, im zwölften oder funfzehnten Jahre dasjenige wiſſen, was ſie wiſſen ſollen, ob ſie gleich ſchon ſo viel gelernt haben, als wenn ſie zwanzig Jahre gelebt hätten.

Wie oft iſt nicht auch die Partheylichkeit des Hofmeiſters ein trauriges Hinderniß? Hat derſelbe zwey oder drey Untergebene: ſo wird gewiß der eine, der entweder angenehmere Geſichtszüge hat, oder gefälliger, geſchmeidiger in ſeinem Betragen als der andere iſt, den Vorzug erhalten; und jener der vielleicht ein beſſeres Herz, ein glücklicher Genie, mehr guten Willen, bey einigen äußerlichen Unvollkommenheiten beſitzt, vernachläßiget, oder auf eine Art die ſeinen Neigungen ganz zuwider iſt, erzogen werden. Der Hofmeiſter ſoll jeden ſeiner Untergebenen, nach dem Maaſe der, von der Natur ihm verliehenen Kräfte bilden, und das, was dieſe Gutes in ihm geleget, ganz ausarbeiten. In dem muthigen, unternehmenden Knaben liegt der Keim zum treflichen Officier; ſo wie im Gegentheil, in dem ſtillen, aufmerkſamen Kinde, die Anlage des nachdenkenden Jünglings und in bürgerlichen Geſchäften ſehr brauchbaren Mannes. Beyde erfordern alſo beſondere Aufmerkſamkeit und Bemühung. Wo gerathe ich in meinem Eyfer hin? Sie verleiten mich meine Meynung über etwas zu ſagen, darinnen ich ſelbſt Unterricht brauche. Es iſt allemal ein Beweis, wie gerne ich Ihnen gefällig bin, ſollte ich Ihnen auch meine ſchwache Seite zeigen. Ich weis Ew. Hochwohlgeb. entſchuldigen auch dieſe von

Ihrer

gehorſamſten Dienerin
Gottſched.

Hundert und acht und dreyßigſter Brief.

An die Fr. v. R.

Leipzig den 9. März. 1754.

Ich laufe dem Plato und Sokrates, mit denen ich mich bisher unterhalten, aus der Schule, um in einem Geſpräche mit meiner liebſten Freundin, mich von allen metaphyſiſchen Grillen zu erholen, womit jene mir den Kopf angefüllet haben. Sie ſind gar zu gütig, daß Sie meine Briefe ſo ſorgfältig verwahren. Die Wunderkraft der Freundſchaft kann alſo elende Ueberbleibſel in Reliquien verwandeln. Wollen Sie mir auch hierinnen nichts voraus laſſen? Hier haben Sie abermals etwas aus der Feder Ihrer Freundin; der innere Werth der Urſchrift, wird Sie vielleicht mit der Ueberſetzung verſöhnen. Es iſt des Herrn Fontenelle Lobſchrift auf den Herrn von Tſchirnhauſen, einen gebohrnen Oberlauſitzer. Werden mir auch Ihre dortigen Herren Landſtände dieſes für etwas anrechnen?

Hr. v. Voltaire lebt dem Leibe nach noch ſo gewiß, als ſein Name in der Henriade, Zaire, Alzire und zwanzig Stücken, ihn und tauſend Dichter überleben wird. Iſt es aber möglich, daß ein Mann, der das Lächerliche des Geizes kennt, und dieſes Laſter vortreflich ſchildern kann, daß dieſen ſelbſt der Geiſt der übertriebenen Sparſamkeit ganz eingenommen hat? Gleichwohl iſt nichts gewiſſer, als daß ihm dieſer nicht erlaubt zu correſpondiren; und dieſes iſt die Urſache, warum auch ich nicht viel von ihm weiß. Man hat indeſſen ſchon Grabſchriften auf ihn geleſen, deren Hauptgedanke dieſer iſt: **Er wäre zu früh für die Wiſſenſchaften, und zu ſpät für die Religion geſtorben.** Welche Wahrheit!

Sobald ich Bolingbrocke geleſen, ſo will ich Ihnen meine Meynung ſagen; aber ganz im Vertrauen: Nur dem Orakel *) kommt es zu, Urtheile zu ſprechen.

Werden Sie künftig mein Herz von allem Verdacht ohne Bedenken frey ſprechen, wenn ich nur wegen der Verhältniſſe, darinnen ich mich befinde, zu beklagen bin? Werden Sie mich auch beſtändig lieben? Ich bin ſchon ſo durch Ihre Güte verwöhnt, daß ſie mir ganz unentbehrlich geworden.

Gottſched.

---

*) Ein gewiſſer ſehr kluger und erfahrner Mann in der Oberlauſitz, wurde von der Verfaſſerin mit dieſem Namen belegt.

Des Hrn. v. Fontenelle

Lobſchrift

auf

den Hrn. v. Tſchirnhaus.

Ehrenfried Walther v. Tſchirnhaus, Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Kislingswald und Stolzenberg, ward den 10. April des 1651. Jahres zu Kislingswald in der Oberlauſitz, von Chriſtoph von Tſchirnhaus und N. von Sterling, die beyde aus einem alten Geſchlechte waren, gebohren. Das Haus derer von Tſchirnhaus, welches aus Mähren und Böhmen entſproſſen war, hatte dieſes Rittergut, welches nahe bey Görlitz liegt, und worauf derjenige, von dem wir reden, gebohren war, damals bereits über vierhundert Jahre beſeſſen.

Man hielt dem jungen von Tſchirnhaus zu Erlernung der Wiſſenſchaften alle Lehrmeiſter, die man Leuten von ſeinem Stande zu halten pflegt; allein er ſelbſt, verhielt ſich bey ihrer Unterweiſung ganz anders, als Leute von ſeinem Stande gemeiniglich zu thun pflegen. Sobald er nur hörte, daß es eine Geometrie in der Welt gäbe, ſo befliß er ſich eifrig darauf, und eilte von derſelben zu den übrigen Theilen der Mathematik, die, da ſie ihm tauſend angenehme Veränderungen darboten, ſich um ſeine Nachforſchung um die Wette beſtrebten.

In ſeinem ſiebenzehnten Jahre ſchickte ihm ſein Vater zu Vollendung ſeiner Studien nach Leiden, wo er eben zu einer Zeit hinkam, als eine anſteckende Seuche in dieſem Ort herrſchte, die den Herren von Tſchirnhaus für ſein Leben fürchten laſſen mußte. Ungeachtet ſeines

Jugend, erlangte er doch bald unter den holländiſchen Gelehrten vielen Ruhm. Als aber im 1672. Jahre der Krieg ausbrach, ſo ward er ein Kriegsmann, und zeigte, daß er eben ſo gut ſeiner Schuldigkeit nachzuleben, als ſeiner Neigung zu folgen wüßte. Ja, eben dieſe herrſchende Neigung zu den Wiſſenſchaften, veranlaſſete ihn zu dem Entſchluſſe, die Waffen zu ergreiffen. Sie hatte zwiſchen ihm und dem Freyherrn von **Neuland**, der gleiche Neigungen hatte, eine vertraute Freundſchaft geſtiftet; und da dieſer Freyherr in holländiſchen Dienſten war, ſo bewog er den Herrn von **Tſchirnhaus**, ebenfalls als ein Freywilliger in dieſelben zu treten, damit ſie ſich nicht von einander trennen dörften. Der Herr von **Tſchirnhaus** diente achtzehn Monate, worauf er in ſein Vaterland zurückkehren mußte. Er verließ daſſelbe wieder einige Zeit darauf, um nach der Gewohnheit ſeiner Landesleute zu reiſen, welche glauben, daß ſie um geſitteter zu werden des Umgangs mit andern Völkern nöthig haben, und alſo noch artiger werden müſſen, als die andern ſelbſt ſind. Er beſah England, Frankreich, Italien, Sicilien und Malta. In allen Ländern, wo er durchgieng, bemühte er ſich die Gelehrten zu ſprechen, und alles was nur die Augen eines Gelehrten reitzen kann, es mochten nun Merkwürdigkeiten aus der natürlichen Hiſtorie, außerordentliche Kunſtwerke, oder beſondere Manufacturen ſeyn, alles machte ihn aufmerkſam. Bey guten Köpfen bleibt eine ſo große Menge verſchiedener; bemerkter Sachen, nicht bloß etwas Geſehenes, oder ein unnützer Zierrath des Gedächtniſſes, ſondern ſie wird der Anfang zu unendlich viel Einſichten, worzu die allerfeinſte Theorie, ohne Erfahrung niemals gelangen würde. Denn je mehr die Augen geſehen haben, je mehr ſieht die Vernunft, und ſucht den beſten Gebrauch zu machen.

Herr von Tſchirnhaus kehrte wieder nach Deutſchland zurück, und brachte einige Zeit an dem Hofe des Kayſers **Leopold** zu: der Weltweiſe kann auch Höfe beſuchen, geſetzt, daß er daſelbſt nur gewiſſe Sitten und eine gewiſſe Art zu denken bemerkte, darauf er ſonſt nicht gekommen ſeyn würde.

Mitten in dieſer unruhigen, oder doch mit allerley Veränderungen vermiſchten Lebensart, beſchäfftigten dennoch die Wiſſenſchaften, und inſonderheit die Mathematik, allezeit unſern Herren von **Tſchirnhauſen**. Er hatte ſich durch lange Uebung angewöhnt, ſich nicht leicht ſtören zu laſſen, und unter den Zerſtreuungen war er abgehärtet. Im 1682. Jahre kam er zum drittenmale nach Paris, und brachte gewiſſe Entdeckungen mit, die er der Akademie der Wiſſenſchaften vorlegen wollte. Dieſes waren die berühmten **Brenngläſer**, die man nach ſeinen Namen nennet, denn man ſagt gemeiniglich die **Tſchirnhauſiſchen Brennſpiegel**, ſo wie man ſagt, des **Archimedes Spirallinie**, die **Conchois des Nicomedes**, die **Ciſſois des**

Diokles, die Huygeniſche Evoluta; und ein Meßkünſtler kann eben ſo ſtolz ſeyn, daß eine krumme Linie ſeinen Namen führet, oder eine ganze Gattung krummer Linien, als ein Fürſt, wenn eine Stadt nach ihm genennet wird. Herr von Tſchirnhaus ward, ungeachtet er noch nicht ein und dreyßig Jahre alt war, von dem Könige von Frankreich unter die Zahl eben dieſer Mitglieder der Akademie aufgenommen, die er gekommen war um Rath zu fragen, und die er gewiſſermaßen zu Richtern annehmen wollte.

Man weis, daß die Brennſpiegel diejenigen krummen Linien ſind, welche aus dem Zuſammenlauf derer Lichtſtralen entſtehen, die von irgend einer andern krummen Linie zurückgeworfen oder gebrochen werden. Sie haben eine merkwürdige Eigenſchaft, nämlich, daß ſie bekannten geraden Linien gleich ſind, wenn die krummen Linien, daraus ſie entſtehen, geometriſch ſind. Herr von Tſchirnhaus fand alſo, daß der Brennſpiegel, welcher in einem Quadranten durch zurückgeworfene Sonnenſtralen entſteht, die gleich anfangs mit einem Durchmeſſer paralel liefen, dreyen Vierteln des Durchmeſſers gleich wäre. Die Rectificationes der krummen Linien, die noch heutiges Tages nicht ſehr gemein ſind, waren damals noch viel ſeltener; und was noch mehr iſt, ſo gereicht es dieſer Entdeckung zu großen Ehren, daß ſie älter iſt als die Erfindung der Infiniteſimalrechnung, wodurch ſie viel leichter geworden wäre. Die Akademie hielt dieſe Entdeckung für würdig, daß ſie insbeſondere von gewiſſen Gevollmächtigten unterſuchet werden ſollte, und dieſe waren die Herren Caſſini, Mariotte und de la Hire. Dieſer letztere beſtritte dem Herrn von Tſchirnhaus eine Beſchreibung, die er von dem Brennſpiegel durch die Zurückprallung des Quadranten gab. Der Herr von Tſchirnhaus, der den Grund ſeiner Methode nicht zeigte, gab dem Herrn de la Hire nicht gewonnen, der auf ſeiner Seite immer darauf beſtund, daß die Erzeugung, davon die Rede wäre, ſehr verdächtig ſey. Der Herr von Tſchirnhaus aber blieb ſo feſt darauf beſtehen, daß er ſie in die Leipziger *Acta* doch ohne Demonſtration einſchickte.

Er begab ſich wieder nach Holland, wo er ſeinen Tractat: *de Medicina mentis et corporis* fertig machte, und ihn in den Händen ſeiner Freunde ließ. Er hatte ſchon ſeit ſeinem achtzehnten Jahre angefangen Bücher zu ſchreiben, mit dem Vorſatze ſie drucken zu laſſen, welcher Vorſatz, als deren erſte Belohnung, mit der Arbeit des Schreibens faſt unzertrennlich iſt. Er hatte zu verſchiedenen Zeiten Werke verfertiget, mit denen er und ſeine Freunde ſehr zufrieden geweſen waren; allein da ſie zu allem Glücke nicht geſchwinde genug gedruckt werden können, ſo hatten ſie ihm, als er ſie noch einmal überſah, dergeſtalt mißfallen, daß er ſich feſt vorſetzte, nichts eher drucken zu laſſen, bis er dreyßig Jahr alt wäre, und alle Früchte ſeiner Jugend zu unterdrücken. Ein Opfer, welches um ſo viel ſeltener iſt, da dieſelben in einer Zeit hervorgebracht wurden, wo man heftiger und mit minderer Kenntniß ſeine Arbeit liebet. Das Alter, welches er ſich vorgeſetzt hatte, war vorbey, als ſein erſtes Werk, welches auch das einzige geblieben iſt, 1687. zu Amſterdam herauskam. Er eignete es dem Könige von Frankreich zu, dem er dadurch ſeine Erkenntlichkeit für die Aufnahme in die Akademie, bezeigte. Der Titel dieſes Buchs verſpricht doppelt ſo viel als der Titel des Buchs *Recherche de la Verité*; denn dieſes ſucht nur den Verſtand zu beſſern, oder zu heilen, jenes aber unternimmt auch die Heilung des Körpers. Bey einer guten Vernunftlehre und einer guten Arzneywiſſenſchaft würden die Menſchen ferner nichts mehr nöthig haben.

Um ein Exempel zu geben, wie man den Verſtand in den Wiſſenſchaften leiten ſoll, ſo daß man immer vom Einfacheren zum Zuſammengeſetzteren gehe, und die Wahrheiten nach dem Maaſe, wie ſie entſtehen, mit einander verbinde, ſo ſchlägt der Herr von Tſchirnhaus eine allgemeine Erzeugung der krummen Linien durch Mittel- oder Brennpuncte an, deren Zahl immer anwächſt und zugleich den Grad der krummen Linie vergrößert. Er meynt hieraus eine allgemeine Methode für die Tangenten, die er ſehr lobet, und viel andere wichtige Aufgaben und Lehrſätze zu ziehen; und bey dieſer Gelegenheit ſagt er, daß er ſich in Abſicht auf den Brennſpiegel vom Quadranten nicht zu betrügen glaube. Seitdem hat der Herr de la Hire im 1694. Jahre in ſeinem Tractate von den Epicycloiden bewieſen, daß dieſer Brennſpiegel ein Epicycloïs wäre, daß ſie zwar die vom Herrn von Tſchirnhaus angegebene Länge hätte, daß ſie aber nicht auf die Art, welche er angegeben, beſchrieben werden könnte. Es iſt gar nicht zu bewundern, wenn man auf einer ganz neuen Bahn, und die man ſich ſelbſt zu erſt eröffnet, Fehltritte thut. Ein Geiſt, der ſelbſt erfindet, der feurig, lebhaft und kühn iſt, kann wohl zuweilen zu heftig und nicht vorſichtig genug ſeyn. Man merkt in dem Buche des Herrn von Tſchirnhaus dieſe Hitze und Kühnheit, die denen zur Erfindung geſchickten Köpfen eigen iſt, ſehr deutlich. Hätte der Verfaſſer deſſelben nicht vieles geleiſtet; ſo würde man gar leicht glauben, daß er zu viel verſpräche und unſere Hoffnung gar zu hoch triebe.

Die theoretiſchen Vorſchriften, die er giebt, ſind nicht ſo ſonderbar als gewiſſe praktiſche, die er hinzufüget, oder vielmehr gewiſſe Gewohnheiten, dabey er ſich wohl befunden. Wir wollen ſie hier anführen; indem nichts ſein Privatleben, in Abſehen auf das Studieren, ſo gut vorſtellig machen kann. Seine Verſuche machte er des Sommers, im Winter aber, den er zum

Nachdenken für geſchickter hielt, brachte er ſie in Ordnung, oder zog gewiſſe Folgen daraus, oder hieng ſeinen großen theoretiſchen Unterſuchungen nach. Zu Ende des Herbſtes, wendete er beſondern Fleiß auf ſeine Geſundheit, und hielt gleichſam eine Muſterung ſeiner Leibeskräfte, um diejenige Jahreszeit geſund anzutreten, die er den wichtigſten Arbeiten des Verſtandes beſtimmet hatte. Er überlas die Aufſätze des vergangenen Winters, brachte ſich die damaligen Begriffe wieder ins Gedächtniß, erweckte in ſich die Luſt ſelbige fortzuſetzen, und alsdann entzog er ſich die Abendmalzeiten, ja auch das Mittagseſſen verminderte er täglich ein wenig. Anſtatt der Abendmalzeit las er entweder etwas von denen Materien, davon er handeln wollte, oder er redete mit irgend einem gelehrten Freunde davon. Um neun Uhr gieng er zu Bette, und ließ ſich um zwey Uhr nach Mitternacht aufwecken. Er blieb einige Zeit in derſelben Beſchaffenheit, darinn er erwacht war, um den Traum nicht zu vergeſſen, den er eben gehabt hatte; und wenn dieſer Traum, welches gar leicht kommen konnte, von derſelben Materie handelte, davon er voll war, ſo ward es ihm deſto leichter dieſelbe fortzuſetzen. Er arbeitete bey der Stille und Ruhe der Nacht. Um ſechs Uhr ſchlief er wieder ein, aber nur bis ſieben Uhr, und dann gieng er wieder an ſeine Arbeit. Er ſaget ſelbſt, er habe es in den Wiſſenſchaften niemals weiter gebracht, er ſey niemals in ſeinem Denken ſtärker und in ſeinen Begriffen geſchwinder geweſen, als wenn er alles dieſes auf das genaueſte beobachtet. Man könnte daraus eine ungemeine Sorgfalt ſehen, ſich alle mögliche Vortheile zu verſchaffen zu ſeinem Zweck zu gelangen; allein alle große Leidenſchaften, gehen, in Abſicht auf ihren Gegenſtand, bis zu einer Art von Aberglauben.

Es begegnete ihm oft, daß er des Nachts eine große Menge ſehr hellglänzender Funken ſah, die in der Luft ſchwebten und ſpielten.

Wenn er ſie recht ſteif anſehen wollte, ſo verſchwanden ſie; allein wenn er ſie nicht achtete, ſo daureten ſie nicht nur faſt ſo lange als ſein Fleiß im Arbeiten, ſondern ſie wurden auch gedoppelt helle und glänzend. Endlich gelangte er ſo weit, daß er ſie auch im hellen Tage ſah, da er zu einem gewiſſen Grade der Fertigkeit im Nachſinnen gekommen war. Er ſah ſie auf einer weißen Wand, oder auf einem Papiere, das er neben ſich geſtellet hatte. Dieſe, nur ihm allein ſichtbare Funken, waren zu gleicher Zeit eine Wirkung und eine Vorſtellung der heftig bewegten Geiſter ſeines Gehirns.

Dieſe ſo brennende Begierde zum Studieren ſollte natürlicher Weiſe einen ungemein ehrbegierigen Menſchen anzeigen; denn man unternimmt keine ſchwere Arbeiten ohne große Bewegungsgründe, und die Gelehrten ſind auf ihren Studierſtuben voller Ehrſucht. Gleichwohl war es der Herr von Tſchirnhaus nicht; mit allen ſeinen Wachen ſtrebte er nicht nach derjenigen Unſterblichkeit, die uns ſo ſehr rühret und auf die wir ſo wenig Anſpruch zu machen haben: ja er hat zu ſeinen Freunden geſaget: er habe ſich ſchon ſeit ſeinem vier und zwanzigſten Jahre von der Liebe zu den Ergötzlichkeiten, zum Reichthume und ſo gar zur Ehre, freygemacht. Es giebt Leute, die ein Recht haben, von ſich ſelbſt ein Zeugniß abzulegen. Er liebte alſo die Wiſſenſchaften mit demjenigen reinen und uneigennützigen Triebe, der ſowohl dem Gegenſtande, der ihn veranlaſſet, als auch dem Herzen, welcher ihn empfindet, ſo viel Ehre bringt; die Art, wie er ſich an gewiſſen Stellen von der Entzückung ausdrückt, die die Ueberzeugung der Wahrheit verurſachet, iſt ſo lebhaft und rührend, daß er nicht zu entſchuldigen wäre, wenn er ſich um einen andern Lohn beworben hätte.

Der Tractat *de Medicina mentis et corporis* enthält zugleich ſeine Gedanken von der Geſundheit. Seine Neigung zu den Wiſſenſchaften beherrſchte ihn nicht ſo gar ſclaviſch, daß er nicht auch zuweilen mit andern Menſchen, und zwar nach ihrer Art lebte, und daß er folglich zu viel eſſen und trinken mußte. Er lehrt aber vielmehr gewiſſe Behutſamkeiten, dieſer Lebensart vorzubeugen, als daß er Mittel angäbe dieſelbe zu heilen; es müßte denn ſeyn, daß der Schweiß, worauf er viel hält und zu dem er immer ſeine Zuflucht nimmt, zu gleicher Zeit ein Präſervativ und ein Hülfsmittel wäre. Uebrigens hält er alles für Gift, was nicht eine Nahrung ſeyn kann. Er begehret, daß man dem einfältigen Geſchmacke, der ohn alle künſtliche Zuſammenſetzung iſt, uns zu gewiſſen Speiſen treibet, oder durch einem gleichen Eckel davon abhält, folgen ſoll; dieſes ſind heimliche Warnungen der Natur, wofern anders die Natur eine ſo genaue Sorge für uns trägt, der man ſich ſicher anvertrauen darf. Er ſagt, daß wenn er ja viel eſſen müſſen, er zum mindeſten ſehr widrige Dinge durch einander gegeſſen, warm und kalt, geſalzen und ſüß, ſauer und bitter, und daß dieſe Vermiſchung, die den andern Gäſten ſehr ſeltſam geſchienen, ja die ſie für eine Unmäßigkeit gehalten, dazu gedienet, daß die zu ſtrengen Eigenſchaften eine durch die andere gemildert worden. Man muß zur Ehre des Herren von Tſchirnhaus geſtehen, daß dieſe Art der Seltſamkeit, dazu ihn die Sorgfalt für ſeine Geſundheit verleitet, nicht ſo groß geweſen als diejenige, wozu ihn die Liebe zum Studieren bewogen.

Nach der Ausgabe ſeines Werkes, und da er zu Hauſe in Sachſen war, dachte er auf die Ausführung eines größen Vorhabens, welches ihm ſchon lange im Sinne gelegen. Er glaubte, daß, wofern man nicht erſt die Optik vollkommner machte, unſere Verſuche in der Phyſik ungefähr da würden müſſen inne halten, wo wir jetzo wären, und daß man, um die Natur beſſer zu erkennen, dieſelbe erſt beſſer einſehen müßte. Uebrigens ſah er, der der Erfinder der Brennſpiegel

ſpiegel war, beſſer als jemand zuvor ein, daß größere und beſſere convexe Gläſer, die man in die Sonne ſtellte, neue Oefen ſeyn und eine ganz neue Schmelzkunſt an die Hand geben würden. Allein es gab in ganz Sachſen keine Glashütte, die zur Ausführung dieſer großen Anſchläge tüchtig geweſen wäre. Er erhielt alſo von dem Könige von Pohlen und Churfürſten zu Sachſen, ſeinem Herren, die Erlaubniß eine anzulegen, und da man gar bald den Nutzen einſah, den das Land davon hatte, ſo legte er bis drey ſolcher Hütten in Sachſen an. Aus dieſen nun erſchienen faſt wunderbare dioptriſche und phyſikaliſche Neuigkeiten. Wir haben ſie, auf das Wort des Herren von Tſchirnhaus, in den *Hiſtoires* von 1699. (a. d. 89. u. f. S. und a. d. 110. u. f. S. der Amſterd. Ausg.) und von 1700. (a. d. 128. u. f. S. und a. d. 163. u. f. S. der Amſterd. Ausg.) angezeiget. Einige waren ſo beſchaffen, daß ſie wohl Ungläubige finden könnten; denn indem ſie die Dioptrik verbeſſerten, ſo ſtießen ſie dieſelbe auch über einen Haufen; gleichwohl iſt der Brennſpiegel, den Sr. Hoheit der Herzog von Orleans von dem Herren von Tſchirnhaus gekauft hat, ein untrüglicher Zeuge eines großen Theiles von dem was er vorgegeben.

Dieſer Spiegel iſt von beyden Seiten hohl; und ein Theil zwoer Sphären, deren Halbmeſſer zwölf Fuß iſt. Er hat drey rheinländiſche Fuß im Durchſchnitte und wiegt 160 Pfund, welches, in Gegenhaltung der größten Holſpiegel, die jemals gemachet worden ſind, eine ungeheure Größe iſt. Die Ränder ſind eben ſo vollkommen geſchliffen als das Mittel, welches daraus erhellet, daß der Brennpunct völlig rund iſt. Dieſes Glas iſt ein Räthſel für die geſchickteſten Leute. Iſt er in Schüſſeln gearbeitet worden wie die gewöhnlichen Geſichtsgläſer? Iſt er in einer Form gegoſſen? Man frage was man wolle; beyde Arten haben ihre großen Schwierigkeiten, und nichts gereichet der

Mechanick, deren der Herr von Tſchirnhaus ſich dabey bedienet haben muß, zu größerm Lobe. Er hat geſaget, vielleicht aber hat er ein Geheimniß nicht entdecken wollen, daß er es in Schüſſeln geſchliffen, und daß der Klumpen Glas, daraus er es gemacht, 700 Pfund gewogen, welches abermal ein Wunderwerk in einer Glashütte wäre. Er hatte auch noch ein ander Brennglas von 4 Fuß im Durchſchnitte verfertigt, allein es ward durch einen unglücklichen Zufall beſchädiget.

Er überreichte ein dergleichen Brennglas dem Kayſer Leopold, welcher zur Erkenntlichkeit für dies Geſchenk, und noch mehr wegen ſeiner Verdienſte, ihm den Titel und die Vorrechte eines Freyherren ertheilen wollte; allein er ſchlug dieſes mit aller der Ehrfurcht aus, die eine ſolche abſchlägige Antwort begleiten muß, und nahm von aller Gnade des Kayſers nichts an, als das Gemälde Sr. Majeſtät nebſt einer goldenen Kette. Damit dieſe That nicht ſo erdichtet ſcheine, wird es gut ſeyn noch eine anzuführen, die dieſelbe beſtätigen wird. Er ſchlug auch die Bedienung eines Geheimdenraths aus, damit ihn der **König Auguſtus** beehren wollte. Man kann zwar muthmaßen, daß derjenige, der die Ehrenſtellen nicht ſucht, ſich entweder die Mühe oder die Schande, ſie nicht zu erlangen, erſparen will; wer ſie aber ausſchlägt, wenn ſie ſich von ſelbſt darbiethen, dem kann auch die allerliſtigſte Bosheit nichts anhaben.

Er kam im 1701. Jahre zum viertenmale nach Paris, und war ziemlich fleißig in der Akademie. Er trug darinnen verſchiedene Methoden vor, die er zur allertiefſinnigſten Geometrie ausfündig gemacht hatte; allein er gab die Demonſtrationen davon nicht an, und war zufrieden, daß er nur eine gewiſſe unruhige Neugierde und vielleicht Zweifel erweckte, die ſeinen Entdeckungen Ehre brachten, wenn ſie eine Gewißheit hätten. Wir haben in den *Hiſtoires* von 1701. (a. d. 89. 90. 112. und 113. S. der Amſterd.

ſterd. Ausg.) ein Verzeichniß dieſer Vorſchläge kund gemachet. Er glaubte, er brauche die ganze Infiniteſimalrechnung nicht, und übergab der Akademie von den Radiis euolutarum einen Entwurf über diejenige, welche er an die Stelle ſetzte. Nichts beweiſet den großen Nutzen der unendlich kleinen Theilchen beſſer, als die Ehre, die man ſich daraus macht, wenn man ſie in gewiſſen Fällen nicht nöthig hat. Ueberhaupt wollte der Herr von Tſchirnhaus die Geometrie leichter machen, indem er überzeugt war, daß die rechte Methode allezeit leicht und die ſpitzfündigſte nicht die wahre ſey, weil ſie allzuſehr zuſammengeſetzt iſt, und die Natur etwas einfältigers hervorbringen muß. Alles dieſes iſt wahr, es bleibt nur übrig, daß man den Grad dieſer Einfalt beſtimme; und man glaubet anjetzt, man habe ihn ausfündig gemacht.

In während dieſem Aufenthalte zu Paris theilte Herr von Tſchirnhaus dem Herrn von Homberg ein Geheimniß mit, das er eben ſo bewundernswürdig fand, als die Kunſt jene großen Gläſer zu ſchleifen; dieſes war ein Porcelan zu machen, das dem chineſiſchen ganz gleich kam und folglich den Europäern viel Geld erſparen würde. Man hat bisher geglaubt, das Porcelan ſey ein abſonderlich Geſchenk, womit die Natur die Chineſer begabt, und daß die Erde, woraus es gemacht wird, nur in ihrem Lande zu Hauſe ſey. Das iſt aber falſch, es beſteht bloß aus der Vermiſchung gewiſſer Erden, die man an allen andern Orten findet, allein die man nur durch die Kunſt mit einander vermiſchen muß. Der erſte Erfinder kömmt gemeiniglich auf ein Geheimniß, ohne daß er es ſuchet; der Folgende aber, der dasjenige ſucht, was der erſte gefunden hatte, kann es ſchwerlich anders als durch Nachſinnen herausbringen. Herr von Tſchirnhaus hatte ſein Porcelan dem Herrn von Homberg zur Vergeltung einiger andern chymiſchen Geheimniße mitgetheilet, die er ihn entdecket; allein er mußte ihm verſprechen, bey ſeinen Lebzeiten ſich deſſelben auf keine Weiſe zu bedienen.

Sobald er wieder zu Hauſe war, ward er beſtändig mit häußlichen Widerwärtigkeiten geplaget, und ſein Leben war eine ganze Reihe von Unglücksfällen. Da die Geſundheit der Seelen von der Geſundheit des Verſtandes abhängt, worauf er ſein ganzes Augenmerk richtete, und es für einen Menſchen, der viel Ueberzeugung beſitzt, viel wenigere, oder doch nicht ſo ſchmerzliche Uebel giebt, als für andere Leute; ſo ertrug er auch die ſeinigen ſtandhaft, und zeigte das, was man in ſolchen Fällen faſt niemals ſieht, nemlich den Nutzen ſeiner Theorie und die Anwendung ſeiner Regeln.*) Seine Gemüthsart ward nicht verändert, noch ſein Studieren unterbrochen. Er unterwarf ſich derjenigen Vorſehung, der man ſich umſonſt

---

*) Möchten doch viele große Geiſter dem Herrn von Tſchirnhaus folgen.

widerſetzt, und mit unendlichem Vortheile unterwirft. Kurz, nachdem er fünf Jahre ſeinen Gram zu bekämpfen und zu beſtreiten geſuchet, ward er krank, vielleicht weil man ihn nicht ſo lange, ohne davon entkräftet zu werden, beſtreiten kann. Er fürchtete weder das Fieber, noch die Schwindſucht, noch die Waſſerſucht, noch die Gicht, weil er gewiß glaubte, daß er dawider Mittel hätte, allein den Stein fürchtete er ſehr, weil er ihm nicht gewiß zu widerſtehen, oder ihn nicht ſo leicht zu heilen hoffte. Gleichwohl hatte er eine Zurichtung von Molken erfunden, die er für ſehr gut hielt, und die er in einer deutſchen Ausgabe ſeines Werkes mittheilet. Allein auch dieſe hinderte nicht, daß er im Monate September 1708. von ſehr großen Steinſchmerzen überfallen ward, denen eine Verhaltung des Urins folgte. Die Aerzte, die ihn in ihren Vorſchriften nicht folgſam genug fanden, weil er ſich ſelbſt zum Arzte gemacht hatte, verließen ihn gar bald. Er curirte ſich alſo ſo gut er wußte, und verlor niemals weder ſeine Standhaftigkeit, noch ſeine Ergebung in den Willen der Vorſicht, noch den Gebrauch ſeiner Vernunft, und ſtarb endlich den folgenden 11. October. Seine letzten Worte waren, **Triumph! Victorie!** Unfehlbar ſah er ſich als einen Ueberwinder der Uebel des menſchlichen Lebens an. Sein Körper ward mit aller Pracht auf eines von ſeinen Gütern beerdiget, und der König **Auguſtus** geruhete die Koſten dazu zu geben.

Er hatte den ihm bevorſtehenden Winter zu großen Zuſätzen beſtimmt, die er zu ſeinem Buche machen wollte, und hatte ein anſehnliches Theil ſeines Vermögens zu ſeinem Vergnügen, das heißt, auf die Wiſſenſchaften verwendet. Er ſchlägt in ſeinem Werke einen Plan zu einer Geſellſchaft von vornehmen Leuten vor, die die Wiſſenſchaften liebten, die den emſigern Gelehrten alles anſchaffen ſollten, was ſie ſowohl für ſich, als zu Beförderung der

Wiſſenſchaften nöthig hätten, und man merket gar wohl, mit wie vielem Vergnügen er die Laſten dieſer Genoſſenſchaft über ſich genommen haben würde. Er verwaltete ſie auch wirklich ſchon, ehe dieſe Geſellſchaft noch zu Stande war. Er ſuchte Leute auf, die ſowohl in den nützlichen Wiſſenſchaften, als in den Künſten vorzüglich geſchickt waren; er zog ſie aus der Finſterniß, in der ſie gemeiniglich verborgen leben, hervor, und war zu gleicher Zeit ihr Mitarbeiter, ihr Aufſeher, und ihr Wohlthäter. Er hat ſehr oft die Mühe und Koſten auf ſich genommen, anderer Leute Bücher drucken zu laſſen, wenn er daraus einen Nutzen für das gemeine Weſen hoffte, unter andern hat er die **Chymie des Herrn Lemery** deutſch überſetzen und drucken laſſen, und dieſes that er, ohne ſich in den Vorreden die Ehre, die ihm zukam, und die ein jeder anderer nicht verabſäumet hätte, beyzulegen, oder beylegen zu laſſen. In wichtigern Fällen, wofern ſie anders für den Ehrgeiz nicht alle gleich wichtig ſind, war er von aller Praleren nicht minder entfernet. Er that ſeinen Feinden recht eifrig Gutes, und ohne daß ſie es wußten, eine Tugend, welche kaum das Chriſtenthum fodert. Er war nicht bloß ein Weltweiſer wegen ſeltener Kenntniſſe, und ein gemeiner Menſch wegen ſeiner Leidenſchaften und Schwachheiten: die wahre Weltweisheit war bis in ſein Herz gedrungen, und hatte darinne diejenige angenehme Gelaſſenheit erweckt, die das größte Gut iſt, und am wenigſten geſucht wird.

Hundert und neun und dreyßigſter Brief.

An die Frau von W.

Im Februar. 1754.

Ich wünſche Ihnen tauſend Glück zu ihrem erſten Sohne. Ich ſtelle mir die laute Freude des vergnügten Vaters, und die ſtille Zufriedenheit der Mutter recht lebhaft vor, und wünſche, daß kein widriger Zufall dieſelben ſtöre. Die Vorſicht hat Ihr Vertrauen erfüllet. Nach einer funfzehnjährigen vergnügten Ehe, erfahren Sie das Glück, was Sie oft gewünſchet, aber nie mit Ungedult errungen haben. Wie oft habe ich Sie mit Gelaſſenheit die Wünſche beantworten hören, die Sie über dieſen Umſtand erhielten! Wenn es der Vorſehung gefällt, mir Kinder zu geben: ſo iſt es immer noch Zeit ꞉ ꞉ ꞉ Gott weis am beſten, was uns gut iſt. Er ſiehet voraus, daß es vielleicht der Kinder ihr Glück nicht wäre, die mich zur Mutter hätten und alſo gebe ich mich zufrieden; auch Ungebohrnen möchte ich kein unglückliches Schickſal verurſachen. = = = Vielleicht ſoll ich alle Fehler ſo bey der Erziehung vorgehen, erſt kennen, und mich dafür hüten lernen, ehe mich die Vorſicht Mutter werden läßt. = = = Dieſes waren Ihre Ausdrücke. Endlich iſt das Verlangen Ihres zärtlichen Gemahls erfüllet. Wie oft pflegte er zu ſagen: ein Kind, ein einziges wohlgerathnes Kind, nur das Glück den ſüßen Vaternamen zu tragen, erbitte ich von Gott. Gott hat dieſe Bitte erhöret; er hat Ihnen einen Sohn gegeben, und Einſicht genug und Mittel genug, dieſen Neugebohrnen einſt vollkommen gut zu erziehen. Jetzt ſind Sie nur für des Säuglings Erhaltung beſorgt. Sie thun recht, liebenswürdige Wöchnerin, Ihrem Kinde eigne Muttermilch zu geben. Gott ſegne dieſes Vorhaben, und laſſe es Ihrer Geſundheit nicht nachtheilig ſeyn. Ich hoffe alles von Ihrer guten Gemüthsart, dieſe wird den glücklichſten Einfluß auf Ihren Cörper und den kleinen Säugling thun. Flößen Sie ihm doch alle die edlen Geſinnungen ihres guten Herzens ein, ſo wird die zukünftige Welt Ihnen noch Dank wiſſen, daß Sie ſich jetzt ſchlafloſe Nächte gemacht. Ich umarme die zärtliche Mutter und den ihr ganz gleichen Sohn von Herzen und wünſche, daß Sie ihm noch einſt vermählt und beerbt umarmen, und ſeine Kinder ſegnen. Ich bin ꝛc.

Gottſched.

Hundert und vierzigſter Brief.

An die Fr. v. R.

Leipzig den 16. März. 1754.

Geſtern bin ich von meiner Galeerenarbeit gekommen, und ich eile um die erſten Süßigkeiten der wieder erlangten Freyheit, in einer ſchriftlichen Unterredung mit meiner beſten Freundin zu genüßen. Ach warum kann es nicht in Ihren Armen geſchehen? Unter einer Menge Briefe, die ſich während jener Kettentracht geſammlet haben, ſuche ich die Ihrigen zuerſt vor; und meine Hand iſt mit meinem Herzen ſo einſtimmig, daß ſie die geliebten Blätter gleich hervorzieht. Haben Sie auch über mein Stillſchweigen gezürnet? liebſte Freundin! Hat mich dieſes etwa aus Ihren Herzen verdränget? Drey Wochen kein Wort von Ihrer Hand! Eine klägliche lange Zeit für mich! Ich glaube immer Sie haben ſo viel Muſe übrig als mir fehlet, und ich bin ungeduldig wenn ≈ ≈ ≈ Nun wiſſen Sie abermal eine neue Unart von mir, werden Sie mich noch nicht haſſen?

Sie ſind alſo mit dem Namen Dorothea eben ſo wenig zufrieden, als ich mit den meinigen. Wenn ich an meinem Tauftage ein Wort hätte darzu ſprechen dürfen: ſo würde ich meine drey Namen verbeten haben. Der freygebohrne Menſch muß gleich in den erſten Tagen ſeines Lebens, ſeinen Willen andern unterwerfen, und erfährt den meiſten übrigen Theil ſeiner irrdiſchen Wallfahrt faſt ein gleiches Schickſal. (Hätten Sie mir heute wohl eine ſo tiefſinnige Anmerkung zugetrauet?) Mir geht es bey Ihnen mit dem Namen Dorothea wie jenem Liebhaber, der in einem gewiſſen Geſichtsfehler ſeiner Schönen etwas recht reitzendes zu finden meynte. Cela lui ſied mieux pourtant, ſprach er, qu'à toute autre.

Sie verlangen Zarine von meiner Feder als ein Trauerſpiel zu leſen? Dieſer Wunſch iſt gewiſſermaßen ſchon erfüllet. Vorm Jahre habe ich einmal ein langes proſaiſches Stück dieſer Mordgeſchichte, aus den *Memoires de l'academie des Inſcriptions & belles Lettres* überſetzet, die im 11ten Theil meiner Ueberſetzung der ausführlichen Schriften dieſer Akademie, ſtehet. Hierauf hat der Freyherr von S. dem ſie zuerſt daraus bekannt worden, ein Trauerſpiel in Verſen verfertigt, welches ohnfehlbar ſchöner iſt, als mir es gelingen möchte. Ich zweifle, daß er es Ihnen abſchlagen ſollte, wenn Sie es zum Durchleſen begehren. Berufen Sie ſich auf mich, daß ich es ausgeplaudert hätte. Wenn der Dichter auch böſe wird: ſo habe ich doch eine kleine Rache, für alle Eiferſucht, die ſeine Muſe mir verurſacht. Sie ſaget meinem Freunde ſo viel zärtliches, und dieſer hat das Herz, ſeine Freundſchaft mit dem Herrn B. v. S. der unſrigen entgegen zu ſetzen.

Aber laſſen Sie alles gut ſeyn. Es wird hier eintreffen, was unſre Sevigne von der Liebe ſagt: c'eſt une fievre trop violente pour durer. Das männliche Geſchlecht iſt in allen Leidenſchaften heftig, aber um der menſchlichen Natur nicht Gewalt anzuthun, geben ſie bald nach. Wir wollen ſehen wie dieſe neuen Oreſte und Pyladen ſich halten werden. Ich hoffe, ich hoffe, wir werden den Preis erhalten und unſere Freundſchaft wird ſiegen. Jene erſchöpfen die Rede- und Dichtkunſt bey den Verſicherungen ihrer wechſelſeitigen Zärtlichkeiten; wir fragen nur unſer Herz, das iſt immer einerley, und das meinige ſagt Ihnen alleweile mit einem ſtillen tiefen Seufzer, daß ich ganz Ihr eigen bin.

Gottſched.

Hundert und ein und vierzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 24. März 1754.

Mein beſte Freundin! Ich kann mich nicht überwinden, Ihnen den Socrates und Plato, die mich bisher in der Gedult geübet, zuzuſchicken. Sollte ich Sie mit zwey und dreyßig gedruckten Bogen plagen? So viel beträgt meine Arbeit von der Neujahrmeſſe bis hieher. Ich will Ihnen den ganzen Inhalt ſagen. Er betrifft lauter griechiſche, römiſche, egyptiſche, und kurz zu ſagen, barbariſche Alterthümer, das ganze Werk iſt voller kritiſchen Grillen. Mitten unter denſelben, finden Sie etwa auf drey Bogen, ein trockenes metaphyſiſches Geſpräche des Socrates mit ſeinen Schüler Theätetus, die mit einander zanken, was das **Wiſſen** iſt, und ob es etwas anders als **empfinden** ſey. Nein, ich verehre Sie viel zu ſehr und Ihre Zeit iſt mir viel zu ſchätzbar, um Sie mit Leſung einer Schrift zu plagen, die mir ſelbſt zum Eckel geworden iſt. Nie habe ich einen ärgern Sophiſten und einen dümmern Lehrling geſehen.

Laſſen Sie uns lieber freundſchaftliche Briefe wechſeln. Dieſes ſey und bleibe unſere reitzenſte Beſchäftigung; ſo lange wir getrennt leben müſſen. Die Vorſicht legt hier der Freundſchaft aus weiſen Abſichten oft Feſſeln an; die Zeit der völligen Freyheit hat ſie erſt in jener Welt zu gewarten. In dieſem Noviciat befinden wir uns beyde.

Gottſched.

Hundert und zwey und vierzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 24. May 1754.

Niemals iſt mir die Zeit nach einer Nachricht von Ihnen ſo lang geworden, als dieſesmal. Ich ſuchte hundert Urſachen Ihres Stillſchweigens, ich baute die ſchönſten Luftſchlöſſer, und hoffte irgends eine unvermuthete Erſcheinung auf unſerer Meſſe, aber nichts von alle dem iſt geſchehen. Endlich fiel mir ein, daß ich mich für Ihren Liebhaber erkläret hatte, und ich fand in Ihrem Stillſchweigen, daß dieſe Rolle Ihren Beyfall nicht hätte. Mir war dieſer Einfall demonſtrativiſch gewiß, und da ich mich in dieſen Zuſtand gar nicht ſchicken konnte, ſo ſetzte ich mich nieder und ſchrieb folgendes Billet:

Madame,

Votre amie, qui ne vivoit que par Vos lettres; ſe voit tuer par Votre Silence dont Vous la régalés comme Votre amant. Si c'eſt ainſi que Vous Vous prenés à ceux qui Vous adorent, j'aime mieux ne pas Vous adorer & reprendre mon ancien caractere. Rendés moi Votre tendreſſe Madame, reprennés Votre empreſſement à me donner de Vos nouvelles & ſoyés perſuadée, que je n'ambitionnerai d'autre titre que celui de Votre amie. C'eſt dans les ſentimens d'une amitié pure & conſtante que je ſerai toute ma vie Votre trés devouée G.

Vielleicht ruhet Ihres Gemahls Fluch auf meinem verwegenen Antrage. Iſt dieſes? ſo ſoll derſelbe künftig mit mir zufrieden ſeyn. Ich begehre ſeine Seufzer nicht auf mich zu laden. Mein ganzes Glück will ich in Zukunft darinne ſuchen, gegen ſeine und meine Freundin alle Empfindungen einer reinen und beſtändigen

Freundſchaft bis ins Grab zu erhalten. Nach dieſer Geſchichte meines Herzens, welche ziemlich lang gerathen iſt, ſchicke ich Ihnen die Ninon l'Enclos. Sie haben ſolche neulich verlangt. Setzen Sie dieſe unter die beſten Schriftſteller, ſie wird ſich mit allen vertragen; ihr ganzes Leben brachte ſie in der Geſellſchaft gelehrter Leute und witzigen Köpfe zu, und doch iſt ſie ſo wenig meine Heldinn, als ſie die Ihrige ſeyn wird. Leſen Sie doch einmal den hier beygefügten Amilec: er gefällt doppelt, wenn man den Schlüſſel weis, daß es eine Satyre auf die Encyclopedie und des Buffons Philoſophie iſt.

Panthea erſcheint auch hierbey mit allen ihren Fehlern. Sie ſollen aber auch dieſes Lieblingsſtück von meiner Feder ausgebeſſert erhalten, ich finde viel zu tadeln an ihr, ehe ich ſie mein wohlgerathenes Kind heißen kann. Der Anfang iſt gemacht, da es aber nur meine Nebenarbeit iſt, werde ich nicht ſobald fertig werden. Lieben Sie mich? ſo iſt mein erſter Wunſch erfüllet.

Gottſched.

Hundert und drey und vierzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 15. Junii 1754.

Sie wollen Ihren Briefen einen neuen Werth beylegen, und mich dieſelben länger als bisher erwarten laſſen? Dieſer Kunſtgriff, meine Ungedult zu prüfen, iſt nicht nöthig, liebſte Freundin. Man kann nicht mehr Vergnügen empfinden, als Ihre Zuſchriften mir verurſachen. Unzufrieden, grauſam werde ich Sie nennen, wenn Sie noch mehr Empfindungen verlangen, und mein armes Herz quälen wollen, da Sie mir jetzt das reinſte Vergnügen verſchaffen.

Wir ſind ſechs Tage in Meuſelwitz geweſen, wo ich Ihr bitterſüßes Andenken in allen Grotten, Alleen, Lauben, Caſcaden und Inſeln herumgetragen habe. Kurz, Sie ſind recht buchſtäblich

Mein Wunſch bey Tag, mein Traum
bey Nacht.

Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen von dort aus dieſe Empfindungen zu ſagen; ich hatte meine kleine Reiſe-Canzley mit mir geführet, aber alles war umſonſt. Man hat mir nicht einen Augenblick Zeit darzu gelaſſen. Die Beſitzerin dieſer ländlichen Annehmlichkeiten hat das Unglück, nicht mehr das geringſte davon zu erblicken *). Sie kennt alle Leute an der Stimme, und lieſet den gröbſten Druck mit ihrem Glaſe dem Schein nach. Gemeiniglich aber weis ſie ſchon alles, was ſie leſen will.

Ihre

---

*) Die ſeel. Frau Feldmarſchallin von Seckendorf hatte das Geſicht verloren, und iſt auch in dieſem Zuſtand bis an ihr Ende verblieben.

Ihre Kräfte ſind bey ihrem hohen Alter noch gut, und ſie durchwandert ihren großen Garten ohne Beſchwerlichkeit. Doch an ihren Gemahl kömmt ſie nicht. Dieſer iſt an Gemüthe, Gedächtnis, Gehör, Geſicht, Appetit, an Kräften und Munterkeit 30 Jahre jünger, als das Kirchenbuch ausweiſt. Welch glückliches Alter hat ſich eine vernünftiggebrauchte Jugend zu verſprechen. Dieſer würdige Greis iſt der beſte Beweis davon. Wiſſen Sie, wie er jetzt lebt?

Er weis, ſein Gott kennt, wählt und wirkt das Beſte:
Das einzuſehn iſt ſeine Luſt und Pflicht;
Und bebte gleich der Welten Bau und Veſte,
So zaget er bey ihrem Einfall nicht.
Er ſtirbt getroſt: er ſegnet ſeine Zeiten
Und heiliget ſein Theil den Ewigkeiten.

Soll ich Sie nicht einmal umarmen, Liebſte Freundin? Ich erwarte dieſes Vergnügen mit Sehnſucht.

Gottſched.

Hundert und vier und vierzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 27. Jul. 1754.

Die Jeremiaden des Hrn. d'A . . haben alſo Ihrem Beyfall nicht? Sie denken wie ich. In einem Gedicht an den nordiſchen Salomon ſagt er ſehr wahr:

Voltaire à ſon couchant
Vaut mieux qu' un autre à ſon aurore!

Gleichwohl bleibt er nicht lange ſo beſcheiden, ſondern bald darauf verſpricht er ſich ſelbſt

d'atteindre à l'eclat de Voltaire.

Dieſes gehöret nun zu der dichteriſchen Einbildung. Ich wünſchte um Voltairens eignen Ruhms Willen, daß er ſeinen Witz niemals auf Unkoſten ſeines Herzens gezeiget, und die Welt mit alle denen Stücken, juſt die Sie nicht leſen wollen, und davon mich Ihre Weigerung muthmaßen läßt, daß Sie ſolche geleſen haben, verſchonet hätte. Alsdenn hätte man ihn ohne Ausnahme als Schriftſteller eben ſo verehren, als bewundern müſſen.

Der unglückliche Tod des Obriſten von B. hat uns ſehr gerührt. Mein Freund, der ihn gekannt hat, ſagt mir, es ſey eine der ſchönſten und angenehmſten Mannsperſonen geweſen. Der Obriſtlieutenant M . . . hat viel von der guten Meynung verlohren, die ich von ihm gehabt. Ich habe in Meuſelwitz viel von ſeiner Beleſenheit, von ſeiner groſſen Geſchicklichkeit auf der Violine, noch mehr aber von ſeiner ungemeinen Erkenntlichkeit für des Feldmarſchalls Schutz gehöret. Die letztere geht ſo weit, daß ich nicht leicht ein Exempel weis. Weiter iſt mir ſein moraliſcher Caracter ganz unbekannt. Nunmehro mag ich ihn auch nicht kennen lernen.

Unſere deutſchen Fakultäten creiren, promoviren und krönen das deutſche Frauenzimmer trotz den Franzoſen. Verſchiedene haben ihre Wälder ſchon bald kahl gelorbert. Man hat vor kurzen ein Frauenzimmer zum Doctor der Arzeneykunſt gemachet; vermuthlich wird ſie auch das Vorrecht erhalten und behaupten einen neuen Kirchhof anzulegen. In Greifswalde wird das Frl. V. auch eheſtens Doctor Juris werden. Ich für meinen Theil habe von dergleichen Ehrenbezeugungen meine eigenen Gedanken. Ich tadele niemand der ſie annimmt, wenn er ſie verdient; allein ich ſelbſt, ich ⸗ ⸗ ⸗ Vor vielen Jahren wollte man mich zum Mitglied der hieſigen deutſchen Geſellſchaft erwählen; ich antwortete: ehe ° ° ° drinnen war, wäre mir die Ehre zu groß geweſen, jetzt iſt ſie mir zu klein. Eine gewiſſe würdige deutſche Geſellſchaft, hatte mein Weigern nicht für Ernſt aufgenommen, und mich unter ihre Mitglieder ſetzen laſſen, worüber ein ganzer

Bogen in ihren Schriften umgedruckt werden mußte. Sie ſehen hieraus, daß man Ihren Wünſchen zuvorgekommen iſt, und bey unſerer erſten Unterredung, hoffe ich Sie von meinen Gründen zu überzeugen.

Wir haben den Conferenzrath von Bar hier gehabt; er iſt nach Wien gereiſt, und die wenigen Stunden die er ſich hier aufhielt, hat er bey uns zugebracht. Man kann den Verfaſſer der Epitres diverſes ſogleich aus der erſten Unterredung erkennen. Folgendes Sinngedicht auf den Baron von Hollberg, iſt von ſeiner Feder auf meinem Schreibetiſch liegen geblieben:

Philoſophe moqueur, comique atrabilaire,
Il mord & divertit tour à tour ſon prochain.
Des Danois cependant, il ſeroit le Moliere,
S'il n'en etoit pas le Jourdain.

Er hat einen Proceß in Wien auszumachen, wobey er 175000 Thlr. gewinnen oder verlieren kann. Man hatte ihn an verſchiedene Höfe ziehen wollen, und an dem einen ihn 4000 Thlr. jährlichen Gehalt angeboten, allein der Kopf der die Epitre à Sancho Panſa

Pain bis & liberté &c.

gemacht hat, konnte ſich nicht entſchließen einen Platz anzunehmen, der ſeiner Denkungsart ſo entgegen wäre.

Hier ſind ein paar Briefe über den verunglückten Dichter. Sie wiſſen, daß die Jeſuiten auf den Canzeln gewaltig wider ihn eifern. Inſonderheit der P. Merat, über welchen er ſich in den erſten Briefe beſchweret. Die Antwort des Jeſuiten iſt ſo fein, daß ſie dem Lojola noch in der Erde Ehre machet. Ich finde nichts billiger, als daß die von der Geſellſchaft Jeſu, die Irrthümer des Dichters beſtreiten. Möchten ſie ihm doch in gewiſſen Fällen auf andere Gedanken bringen! Wünſchen Sie ſolches nicht auch? Ich umarme Sie mit aller Zärtlichlichkeit,

Gottſched.

Hundert und fünf und vierzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 10 Aug. 1754.

Ich ſehe von weiten, wie begierig Sie die Briefe des Grafen Teßin an den Cronprinzen von Schweden leſen, und wie geſchäftig Ihr Bleyſtift bey jeder ſchönen Stelle iſt. Warum wird doch die Erziehung künftiger Regenten nicht lauter Teßins aufgetragen? jedes Land hat die ſeinigen. Die Vorſicht, die den Regenten eines Landes von jeher beſtimmt hat, wird gewiß auch einen Führer ſeiner Jugend, einen Mann, der das junge Fürſtenherz nach dem Herzen Gottes bilden kann, jedem Lande verliehen haben. Es iſt zu bedauren, daß nicht allemal die Wahl der Großen dieſer Erden, auf denjenigen fällt, der die Geſchicklichkeit, die

Wiſſenſchaft, und die Tugenden beſitzt, die zu dem wichtigen Werke, der Erziehung eines Prinzen erfordert werden. Man wird die redlichſten, die einſichtsvolleſten, die größeſten Miniſter finden, die das Ruder des Staats mit Ruhm und Beyfall führen, und den Fürſten die vortreflichſten Rathſchläge geben; allein ich getraue mir zu behaupten, daß ein vollkommener Mentor, für einen Fürſten, ſeltner als ein vortreflicher Miniſter, als ein großer General iſt. Das junge Herz eines Prinzen, ehe er Regent wird, in die Verfaſſung zu ſetzen, wie es das Wohl vieler Länder, und einer ganzen Nachwelt erfordert, iſt warlich keine geringe Sache! Von allen Canzeln, ſollte ein Mann zu dieſer Würde von der Vorſehung erbeten werden. = = = Eine Menge Schmeichler und ſträfliche **Leiſetreter**, (um mit Luthern zu reden) umgeben die Prinzen von der zarteſten Jugend an. Sie lehren ihnen alle ihre oft eingebildete Vorzüge kennen, und verſchweigen ihnen ihre Fehler und ihre wichtigſten

Pflichten. Teßin thut gerade das Gegentheil:

Sans relache d' un Roi, je luis dis ſon devoir,
Aſſés d' autres ſans moi, lui diront ſon pouvoir.

Ich wünſche, daß dieſes groſſen Mannes Bemühung geſegnet, und alsdann andern Höfen zum Beyſpiel dienen möge.

Sie laden mich ſo freundſchaftlich ein, auf meiner Reiſe nach Dresden Sie in G. zu beſuchen; daß ich alles empfinde, was die Freundſchaft empfinden kann, die einen geheimen Trieb zu dem fühlet, was meine Freundin wünſchet. Im Geiſte habe ich ſchon Ihre feurigſte Umarmung empfunden, in Ihrem Zimmer geſchlafen, an Ihrem Tiſche geſeſſen, in hundert Unterredungen mit der gütigſten Wirthin, mich und die vorgelegten Speiſen auf meinem Teller, für Vergnügen vergeſſen, und kurz, ich bin ſeit dem Empfang Ihres letzten Schreibens, ſchon ganz bey Ihnen geweſen. Bey dieſen metaphyſiſchen Genuſſe wird es aber auch diesmal wohl bleiben, zur Strafe, weil mein Freund Profeſſor der Methaphyſick iſt. Er iſt aber auch Profeſſor der Logick, und hier ſind die Gründe die er meinen Bitten entgegen ſetzt:

1) Sechs und zwanzig Meilen ſind gerade noch einmal ſo weit als dreyzehn.

2) Meine Geſchäffte erlauben mir nicht länger als acht Tage von Leipzig abweſend ſeyn, da nothwendig vierzehn Tage zu einer Reiſe nach G. erfordert werden. ergo - - -

Alles dieſes iſt wahr, liebſte Freundin, und ich muß Ihnen noch einen Hauptſatz anführen, der alle meine Einwendungen vereitelt: **Dein Wille ſoll deinen** = = =

Ihre Freundſchaft wird möglich zu machen ſuchen, was mir unmöglich ſcheint. Kommen Sie nach Dresden; mein dortiger Aufenthalt wird mir doppelt angenehm ſeyn; wir wollen uns die wenigen Tage, als wir uns ſehen können,

nen, nicht trennen. Fragen Sie Ihr Herz und antworten Sie mir, ſo wie ich wünſche. Leben Sie wohl, ich bin ewig Ihnen ergeben.

Gottſched.

Hundert und ſechs und vierzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Dresden den 11. Sept. 1754.

Liebſte Freundin,

Mit unausſprechlichen Vergnügen melde ich Ihnen, daß mein beſter Reiſegefährte ſich endlich bewegen laſſen, meine liebſten Wünſche zu erfüllen, und künftige Woche mich in Ihre Arme zu liefern. Urtheilen Sie von meiner Freude, beſchreiben läßt ſie ſich nicht. Auf Befehl der Durchl. Ermelinde, wird man auf ihrem deutſchen Theater künftige Mittwoch ein gewiſſes Stück aufführen, und deswegen kann unſere Abreiſe nicht eher als Donnerſtags früh geſchehen. Freytag Abends hoffe ich bey Ihnen zu ſeyn. Die Eile, die Freude, die mein ganzes Blut in Bewegung ſetzen, werden meine unleſerliche Schrift entſchuldigen. Ich wünſche den Tagen und Stunden Flügel, um den glücklichen Augenblick bald zu erleben, wo meine Zunge beredter, als meine Feder ſeyn, und Ihnen überlaut verſichern wird, daß nichts denen Empfindungen gleicht, mit welchen ich leben und ſterben will, als Ihre ganz eigene

Gottſcheb.

Hundert und ſieben und vierzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Budiſſin den 28. Sept. 1754.

Liebſte beſte Freundin,

Was könnte mein beklemmtes Herz eher aufrichten, was meine Thränen über unſre abermalige Trennung eher ſtillen, als eine ſchriftliche Unterredung mit Ihnen, liebſte Freundin? Ich kann Ihnen meinen Zuſtand nicht beſchreiben. Hier bin ich traurig, unzufrieden und mürriſch. Sie ſind hiervon die einzige Urſache. Wir ſind beyde geſchaffen uns zu lieben und zu quälen. Mein Kummer, und der Schmerz den ich bey unſerer Trennung ebenfalls in Ihren Augen las, dieſe verleiten mich zu klagen und zu ſeufzen, da ich mich niederſetzte Ihnen zu danken. Ich thue es dennoch ſo gut ich kann, und verſichere Ihnen, daß Sie uns aufs neue ewig verpflichtet haben. Sie haben über alles mein Bitten und Vermuthen ſich gefällig bewieſen. Nicht allein haben Sie uns alle Vorzüge von Görlitz gezeiget, und die Bekanntſchaft ſeiner würdigſten Einwohner verſchafft, ſondern auch alles, was dieſe Stadt reitzendes in Ihrer Gegend hat, haben Sie uns kennen lernen. Sch * * und M * * ſind zween auserleſene Landgüter, die durch ihre Beſitzer noch mehr verherrlichet werden. Auch dieſen Muſenfreunden empfehlen Sie uns, und danken Sie ihnen für ihre gütige Aufnahme. Verſichern Sie alle Ihre Freunde in dortiger Gegend, daß unſere Erkenntlichkeit eben ſo groß iſt, als jene verbindlich war. Leben Sie wohl! beſte Freundin, ich bin mit der zärtlichſten Bekümmerniß

Ihre

ganz eigene Dienerin
Gottſched.

Hun-

Hundert und acht und vierzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 2. Octobr. 1754.

Allerbeſte Freundin,

Können Sie Wunder thun? Geſtern da ich zum erſtenmale wieder in Leipzig erwache, und mit blutenden Herzen die Kluft von ſechs und zwanzig Meilen bedenke, die abermals zwiſchen der zärtlichſten Freundſchaft befeſtiget iſt, eben da finde ich auf meinem Theetiſche, den einzigen Troſt der mir in dieſen Augenblicke nöthig war. Ich umarme Sie dafür auf das zärtlichſte. Sie allein ſind fähig die Freundſchaft ſo angenehm zu überraſchen; Auch empfinde ich den ganzen Werth dieſes angenehmen Morgengruſſes mit der gerührteſten Dankbarkeit. Schmerz und Wehmuth machen mir den heutigen Tag noch ſehr trübe; in Görlitz waren die heiterſten meines Lebens für mich aufgehoben. : : : Sie ſind vorbey : : :

Ich finde in Ihrer Zärtlichkeit meine ſtärkſte Beruhigung und ein Mittel wider mein übriges Leiden. Bis jetzt habe ich noch keine Minute an etwas anders denken können; auch die Nächte ſind mir günſtig geweſen. Ich habe ſie entweder ſchlaflos mit Ihrem theuren Andenken, oder mit Träumen von Ihnen und Ihrem Hauſe zugebracht.

Hier folget der verlangte mir einzig ähnliche Kupferſtich. Er bittet um Verzeihung, daß er en Saloppe erſcheinet. Niemals hat er ſich eingebildet in dem Tempel der Freundſchaft einen ſo vorzüglichen Platz zu erhalten, ſonſt würde er ſich von dem erſten Augenblicke ſeiner Exiſtenz an, dieſes Platzes werth zu ſeyn, geſchonet haben *). Ich ſchließe mit einem Seufzer aus Voltairen:

Tendre

---

*) Dieſer Kupferſtich hatte einige Flecken bekommen.

Tendre amitié, don du Ciel, beauté pure,
Porte un jour doux, dans ma retraite obſcure.
Puiſſai-je vivre & mourir dans tes bras!
Loin du mechant qui ne te connoit pas.

Gottſched.

Hundert und neun und vierzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 2. Novbr. 1754.

Liebſte Freundin,

Hier erſcheinet Deſtouches der vortreflichſte komiſche Dichter, welchen Frankreich und vielleicht ganz Europa aufzuweiſen hat. Sie haben Recht, daß der Ruhmredige nicht ſein einziges Meiſterſtück iſt. Sein verheyratheter Philoſoph iſt eben ſo ſchön, und ich wenigſtens bin zweifelhaft, welches von beyden Stücken den

Vorzug verdiene. Auch der **Triumph der Weltweisheit** eilet in Ihre Hände. Leſen Sie ja nicht die drey letzten Reden; es ſind Stücke die wider meinen Willen angehängt werden. Aber da iſt der Wundarzt, welcher mich zur Aderlaß aufruft = = =

Sie iſt vorbey; und hauptſächlich mit in der Abſicht unternommen, ein Leben zu verlängern, deſſen letzte Jahre, oder Tage, und wären es auch nur Stunden, Ihrem Andenken gewidmet ſind. Man hat mich verſichert, daß es zu deren Unterhaltung nöthig wäre. Werden Sie für Ihre Geſundheit eben ſo viel Sorgfalt tragen?

La Monarchie des Sollipses, iſt ein kleiner Tribut aus meiner Bücherſammlung für meinen Schutzpatron, Ihren Gemahl. Ich vermuthe, daß es nach ſeinem Geſchmack iſt, und es braucht alſo keine weitere Empfehlung. Sie verlangen **Rabners** und **Gellerts** Schriften; auch dieſe folgen hier. Deutſchland hat alſo ſeinen eigenen Boileau, und mehr in der Satyre als Boileau, und ſeinen la Fontaine, die es Frankreich entgegen ſetzen kann. So weit gieng mein Bücherverzeichnis.

Ein paar gute Clavierpartien habe ich dem Fleiß Ihrer Tochter beſtimmt. O! was verliere ich, daß ich ſie nicht hören ſoll. Sie können mir nie zu viel von dieſen liebenswürdigen Paare ſchreiben. Unter der ganzen nächſten Nachwelt wird keins auftreten, an deren Jugend ich mehr Theil genommen, und deren Erziehung ich mehr gebilliget habe.

Ich freue mich, daß Kayſer Carl V. Recept wider das Podagra Ihren Gemahl gute Dienſte gethan. Und was ſagen Sie? Iſt Ihre Geduld auch ein wenig geprüfet worden?

Gottſched.

Hundert und funfzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 18. Novbr. 1754.

Seit den 9ten Novbr. haben wir die Gräfin B. hier. Eine Dame, die ungemein viel Verſtand beſitzt, ja man kann ohne Schmeicheley ſagen: elle eſt tout eſprit & un eſprit des plus brillans. Sie hat ein erſtaunendes Gedächtnis, welches alles behält was ſie geleſen, und Sie hat ſehr viel geleſen. Sie prahlet nicht mit ihrem Wiſſen, und nur bey den Gelegenheiten, da wir ſie in den hieſigen Gärten, Cabinetten, Bibliothecken ꝛc. herumgeführet, ſind wir erſtaunet, welche Kenntniß in Naturalien, Mineralien, Schildereyen, Alterthümern, Münzen u. ſ. w. ſie beſitzt. Sie iſt nichts weniger als ſtolz, und denkt keinen Augenblick dran, daß alle Aeſte ihres Stammbaums mit fürſtlichen und den älteſten gräflichen Häuſern prangen. Sie iſt keine Schönheit, und auch jetzt ſchon in den Jahren, wo die größten Schönheiten ihrem Spiegel gram werden; allein ſprechen Sie mit Ihr, ſo werden Sie beydes nicht vermiſſen. Ihre genaue, mehrentheils aus einem vertrauten Umgange entſpringende Kenntniß faſt aller fürſtlichen Häuſer in Europa, machet Ihre Unterredungen ſo intereſſant, ihren Witz und ihre Beredſamkeit aber, ſo lebhaft und einnehmend, daß man nicht Zeit hat, an das äußerliche zu denken. Sie verläßt B. und begiebt ſich zu ihrer Frau Mutter, der verwittweten Gräfin von A.

Daß Deſtouches meine Empfehlung nicht zu Schanden macht, iſt mir ſehr angenehm. Sein verheyratheter Philoſoph, kann mit dem Ruhmredigen um den Vorzug ſtreiten. Erſteres bezieht ſich ſelbſt auf die Schickſale des Verfaſſers; Er hatte ſich in England mit einer Perſon vom Stande verheyrathet, ſahe ſich aber genöthiget dieſe Verbindung einige Zeit geheim zu halten. Alle die darinnen aufgeführte Perſonen ſind nach Originalen geſchildert, und nur wenige Umſtände dem Theater gemäß eingerichtet. Konnte es ihm alſo fehlen, ein Meiſterſtück zu liefern, da Empfindung und Wahrheit ſeine Feder führten? Eben ſo konnte die Schilderung des **Undankbaren** in keine beſſern Hände gerathen. Ihm, der das Laſter des Undanks verabſcheuete, deſſen großmüthige kindliche Liebe ſeinen Vater, der eine zahlreiche Familie hatte, mit vierzigtauſend Livres beyſtand, konnte ihm wohl das Bild des **Undanks** mißlingen?

Mit dem **Cid** von **Corneille** bin ich auch Ihrer Meynung, und ich erkläre mich nicht allein vor ſeine **Horazen**, ſondern ich gebe auch noch ſeinem **Cinna** den gröſseſten Anſpruch auf meinen Beyfall. Wie oft iſt der große **Corneille** Critiquen ausgeſetzt geweſen? Der Cardinal von **Richelieu** ſelbſt, gab Gelegenheit zu dem, was **Boileau** nachher ſagte:

En vain contre le Cid un Miniſtre ſe ligue
Tout Paris pour Chimene a les yeux de
Rodrigue.

und bis jetzt bleiben ſeine Arbeiten Meiſterſtücke des Theaters. Paris hat lange das Sprichwort gehabt: Cela eſt beau comme le Cid. Und nur ſeit eine **Zaire** und ihr Gefolge auch die gerechteſten Anſprüche auf eine allgemeine Bewunderung machen, und ſie von allen Nationen erhalten, ſeitdem iſt es nicht mehr gebräuchlich.

Was haben Sie und die Weiſen in S. geſaget, daß ich Ihnen *le Palais du Silence* ſchickte? Es wurde mir als eine feine Satire angeprieſen, aber wie erſchrack ich, als ich in den erſten Bogen nichts als einen ziemlich abgeſchmackten Roman fand! Niemals hat mich das qu' en dira-t-on? mehr beunruhiget. Es iſt eine Satyre, die ſehr weitläuftig gerathen iſt. Im zweyten

ten Theile finden Sie auf der 59ten Seite, die Urſache von dem Daſeyn dieſer Schrift. Unter dem Pythagoras wird Maupertuis, unter dem Xenophon Voltaire, und unter dem Thales der Herr von Leibnitz verſtanden. Dieſes Stück iſt das beſte im ganzen Buche. Ich umarme Sie, liebſte Freundin, auf das zärtlichſte und bin noch jenſeit des Grabes Ihre eigne treue . . .

Gottſched.

Hundert und ein und funfzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 23. Octobr. 1754.

Beſte Freundin,

Ich habe vermuthet, daß des Grafen Schaftsbury *Characteriſtik's* dem Freund der Engelländer nicht anders als gefallen könnten.

Es iſt einer der größten Geiſter, die dieſe philoſophiſche Inſel jemals hervorbrachte; und Ihr Freund hat ſehr viel verloren, daß er dieſe Schrift, welche den hohen Begriff, den man ſich gemeiniglich von der engliſchen Tief- und Scharfſinnigkeit macht, vollkommen rechtfertiget, erſt ſo ſpät hat kennen lernen. An die Ueberſetzung dieſes treflichen Werks, hat ſich noch bis hieher weder ein Deutſcher, noch in Frankreich jemand gewaget; vermuthlich aus Gründen, die dem Verfaſſer Ehre machen. Welche anſtändige Beſchäfftigung alſo für den Philoſophen zu Sch . . . wenn er dieſen erhabenen Britten, den Franzoſen oder Deutſchen bekannt machen wollte! An einem Verleger wird es gewiß nicht fehlen, da die franzöſiſche Nation jetzt ſehr begierig auf die engländiſchen Schriftſteller iſt, die ihr aber mehrentheils in ſehr unvollkommenen Ueberſetzungen geliefert werden. Alsdenn aber müßte man dieſer Arbeit auch die Kupferſtiche beyfügen, die man in der großen Londonſchen Ausgabe findet. Sie ſind allegoriſch, Gedankenreich und voller Satire. Ich beſitze dieſe Ausgabe. Wie ſehr würde ich mich freuen, wenn ich etwas zu dieſem Unternehmen beytragen könnte! Soll ich das Original ſchicken? Ein paar einzelne Stücke aus dieſem Werke ſind zwar ſchon einmal überſetzt worden, allein dieſe ſind längſt vergriffen.

Hier iſt der dritte Theil der *Epitres diverſes.* Ich habe eine Stelle darinnen ganz auswendig gelernt. Der Verfaſſer ſagt, was ich Ihnen längſt ſo ſchön geſagt hätte, wenn ich könnte; aber was ich ſchon längſt für Sie empfunden;

Sage Henriette, en Votre hiſtoire
Rien ne peut borner Votre gloire;
Aimés les Decrets eternels.
Vantés Vous, Chretienne intrepide,
D'avoir fait le bonheur ſolide,
Du plus ſolide des mortels.
Vantés Vous d'etre mere heureuſe;
Et ſongés que ces Rejettons

De Votre tige vertueuſe,
Sont du Ciel même autant de dons;
Des dons de la bonté divine
Qui deja de leur origine
Les rend ſi dignes ſous Vos mains.

Eine Seite werden Sie finden, wobey Sie von ganzem Herzen lachen werden, und zwar auf Koſten Ihrer gehorſamen Dienerin. *) Ich ſage nicht wo ſie ſolche finden werden, Sie ſollen das ganze Buch vom Anfang bis zu Ende durchleſen.

Beehren Sie mich doch ja, ſo oft es Ihnen möglich iſt, mit Ihren ſchriftlichen Beſuchen. Erheitern Sie durch Ihre Briefe die trüben Tage eines Lebens, das ich noch überdieſes fern von Ihnen zubringen muß. Kein Geſchäft iſt mir ſo wichtig, keine Zeit ſo beſetzt, die hier nicht weichen müßte. Was nennen Sie matte

Aus=

---

*) Es war: la Priere de la femme ſtérile, in des Herrn von Bar Reveries poetiques.

Ausdrücke? Die Freundſchaft kennt dergleichen nicht. Ihre Sprache unterſcheidet ſich eben durch dergleichen Ausdrücke, die allem Witze und allen gekünſtelten Drechſeleyen der Einbildungskraft weit vorzuziehen ſind. So lange ich die Züge Ihres edlen, Ihres freundſchaftlichen Herzen darinnen finde: ſo lange werden Sie immer für mich die ſchönſten ſeyn.

Hier folgen ein paar Briefe, ſo die Gräfin von B. an den Herrn von Voltaire geſchrieben. Sie ſagt in dem einen: le plaiſir d'etre regretté eſt le ſecond plaiſir, après celui de poſſeder ce que l'on aime. - - - Helas! elle dit vrai, mais ce ſecond plaiſir n'égale pas l'autre. Leſen Sie dieſe Briefe, Sie ſchreibt unvergleichlich. Es ſind einige Gedanken darinnen, die ich der Gräfin beneide, und andere, die ich für alle Schätze der Welt nicht gedacht und geſchrieben haben möchte. Ich bin mehr als ich ſagen kann, aber niemals ſo ſehr als Sie verdienen, Ihr eigen.

Gottſched.

Hundert und zwey und funfzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig, den 22. Novbr. 1754.

Sie nehmen Condolenzen an, das weis ich, liebſte Freundin; der Herr v. Hagedorn iſt in Hamburg an der Waſſerſucht geſtorben. Wie viel Sinngedichte und Grabſchriften wird man bey dieſer Gelegenheit ſchreiben und drucken laſſen? Ich geſtehe Ihnen, daß ich nichts beſchwerlicher finde, als bey dergleichen Fällen etwas neues und ſinnreiches zu ſagen. Sie erwarten alſo hier vergebens einige Reime über dieſen Verluſt, aus der Feder Ihrer Freundin. Hier haben Sie dafür einige Zeilen, die dieſer Dichter noch auf ſeinem Krankenbette gemacht hat:

Mein Auge füllt ſich leicht mit freundſchaftlichen Zähren:
Jetzt flößet mir die Dauer eigner Pein
Die Thräne der Betrübniß ein;
Die Weisheit wird ſie nicht verwehren,
Es iſt erlaubt ſein eigner Freund zu ſeyn.

Die Beantwortung findet der Dichter von ſeiner eigenen Feder: ich verweiſe ihn auf dieſelbe.

Mein Sophron nichts geſchieht vergebens,
Uns witziget, uns übt die Widerwärtigkeit
Im Prüfungsſtande dieſes Lebens;
Die Seele ſiegt nicht ohne Streit.
Wenn wir auch nicht den Sieg erwerben;
So hat dennoch das Unglück ſeinen Werth;
Weil es die größte Kunſt uns lehrt,
Die, Glücklichen ſo ſchwere Kunſt, zu ſterben.

Sie müſſen wiſſen, daß dieſes ganz neue Stücke Ihres Helden ſind, die ein hieſiger Hamburger in ſeine Schreibtafel aufgezeichnet hatte; vielleicht daß ſie einer künftigen Auflage ſeiner

Schriften beygefüget werden.*) Um mich gefällig bey Ihnen zu machen, ſchreibe ich alles, was Ihr ſterbender Lieblingsdichter aufgeſetzet hat.

Sie vermuthen, daß die Gräfin B. Sie aus meinem Herzen verdrängen wird? Nein, beſte Freundin, fürchten Sie nichts. Sie hat bisher ihr Herz nur mit Fürſtinnen getheilt, und ihr Stand ſetzet ſie in eine ſolche Entfernung mit mir, daß nichts, was unſerm Bunde nachtheilig wäre, ſich in dieſe Bekanntſchaft miſchen kann. Außer der Ehrerbietung, die ich ihrem Stande, und der Bewunderung, die ich ihren Verdienſten ſchuldig bin, wird ſie keine andern Geſinnungen von mir verlangen. Die arme Sapho!**) iſt oft in großer Verlegenheit. Sie können leicht denken, wie einem ſo feurigem Witze, als der Gräfin ihrer, den man mit einem beſtändigen Feuerwerke vergleichen möchte, das ſtille und dunkle Brennen einer düſtern Nachtlampe vorkommen mag. Auch nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit einer Sympathie findet hier ſtatt. Mein Hausherr ſucht der Gräfin Leipzig auf alle mögliche Art angenehm zu machen, und es gelingt ihm. Alles was ſie bey mir gewonnen hat, iſt eine gnugſame Kenntniß ihrer Vorzüge, und daraus fließet eine gegründete Hochachtung, die ihr niemand verſagen wird. So ſehr ich wünſche, bey meiner einzigen Freundin etwas beſſer zu ſtehen als die übrigen Erdbürger: ſo gewiß werden Sie den Platz in meinem Andenken behaupten, wo Ihnen niemand beygefüget werden ſoll. Sehen Sie, wie glücklich Ihre Ariadne Ihnen aus dem Labyrinthe freundſchaftlicher Zweifel hilft; ſeyn Sie mir aber auch getreuer als Theſeus war? Im Ernſt beſchwöre ich Sie, liebſte Freundin, mir die Empfindungen Ihres beſten Herzens beſtändig zu erhalten. Die lebhafteſte Erwiederung von meiner Seite iſt zwar nur eine ſchwache Erkenntlichkeit: aber hoffen Sie wenigſtens dieſe in aller Stärke von

---

*) Dieſes iſt geſchehen.

**) Es wurde der Frau Gottſched von der Frau Gräfin von B. oft dieſer Name beygeleget.

Ihrer

Gottſched.

Hundert und drey und funfzigſter Brief.

An den Herrn von * * *.

Leipzig den 24. Novbr. 1754.

Hochwohlgebohrner Herr,

Sie wollen Sich vermählen. Sie ſind gütig genug mir dieſes zu melden; allein Sie verlangen, daß ich Ihnen Ihre zukünftige Gemahlin ſchildern ſoll? Eine harte Forderung, in der That. Geſetzt, Sie haben ſchon gewählt. Was werden Sie ſagen, wenn meine Schilderung Ihrem Originale gar nicht gleichet? Geſetzt

ſetzt dieſes iſt noch nicht geſchehen, und Sie ſind mit meinem Gemälde zufrieden; ſo werden Sie mir auftragen, Ihnen das Original zu ſchaffen: dieſes möchte mich in neue Verlegenheit ſetzen. Es mag ſeyn wie es wolle, ich wünſche Ihnen das beſte Glück in Ihrer Ehe: Sie verdienen es, und um ganz glücklich zu werden, ſo müße Ihre künftige Gemahlin folgendem Bilde ähnlich ſehen.

Da die Vorſicht Ihnen ſo viel Mittel gegeben, als eine ordentliche Wirthſchaft erfordert, ſo ſollen Sie nicht auf großes Vermögen ſehen; eine Neigung, die, (mit Ihrer Erlaubniß zu ſagen,) Ihrem Geſchlechte ſo ſehr eigen iſt, daß es oft der Hauptverdienſt der Perſon ſeyn ſoll, die ſie zu wählen pflegen. Ihre Geliebte ſey nicht ſo heßlich, daß man an ihrer Geſtalt, in ihren Zügen merkliche Fehler zu tadeln finde; aber durchaus nicht ſo ſchön, daß jeder ſie für eine Göttin halte, und ihre Eitelkeit durch ſeinen Weyrauch erwecke oder vermehre. Ihr

Herz müſſe ihre äuſſerliche Geſtalt übertreffen und ganz vollkommen gut ſeyn. Ihr Verſtand heiter, richtig und gut gebildet. Sie wird in dieſem Falle eine Kenntniß von allen nöthigen Wiſſenſchaften zu erlangen ſuchen, ſie wird die rechte Anwendung von ihrer Einſicht zu machen wiſſen; nicht zur Unzeit weiſe ſeyn, ſondern die Beſcheidenheit bey den Gaben ihres Verſtandes niemals aus dem Geſichte verlieren. Ihr Anzug ſey nie prächtig, aber nach der Jahreszeit und der anſtändigſten Mode eingerichtet. In ihrem Hauſe ſoll ſie am reitzenſten ſcheinen; und in allen die Ordnung und Reinlichkeit bis zum Eigenſinn behaupten. Ihr Tiſch ſoll mäßig, und ihre Vorräthe nicht überflüßig ſeyn, ſondern ſo wie es eine wohl eingerichtete Wirthſchaft erfordert, in welcher alles zu rechter Zeit eingekaufet, deswegen aber von dem Vorrath kein verſchwenderiſcher Gebrauch gemacht wird. Ihre Bedienten ſoll ſie ſorgfältig wählen, und unter dieſen auf Treue und Ordnung vornemlich halten. Sie ſey dieſen weder zu gelinde noch zu ſtrenge; ſie laſſe ſie niemals müßig, ſondern gebe ihnen ihr gutes Auskommen und viel Arbeit; ihr Auge wird ſelbſt alles in acht nehmen, und ſie wird ihren Bedienten nur ſo viel anvertrauen als ſie verwalten können; ſie wird ſie als unentbehrliche Glieder ihres kleinen Staats anſehen, ſelbſt aber immer das Haupt ſeyn. Dieſes wird ſie beſtändig in Anſehen bey denſelben, und ihr Haus in Ordnung erhalten. Für ihre Kinder ſoll ſie von den erſten Stunden ihrer Exiſtenz an, viel Sorge tragen, und ſolche mit ihrer eigenen Milch nähren, wenn nicht beſondere Umſtände ſie daran verhindern, und es ihre Geſundheit erlaubt. Sie wird ſie zur Furcht Gottes und zum Gehorſam von Jugend auf gewöhnen und ihnen das beſte Beyſpiel geben. Auf dieſe Art wird ihr die Erziehung nicht ſchwer werden. Ihren Gemahl wird ſie für den treuſten Freund und die vornehmſte Stütze ihres ganzen Hauſes halten, und ihre

Pflichten als ſeine treue Gehülfin genau erfüllen. Kurz Religion und Tugend werden der Grundſatz aller ihrer Handlungen ſeyn.

Wie ſehr wünſche ich, daß Ew. Hochwohlgeb. Wahl mit meiner Beſchreibung vollkommen übereinſtimme oder ſelbige gar noch übertreffe; dieſes wird die Zufriedenheit vermehren von

Dero

gehorſamſten Dienerin

Gottſched.

Hundert und vier und funfzigſter Brief.

An die Fr. v. R.

Leipzig den 24. Decbr. 1754.

Liebſte Freundin,

Alles wollen Sie haben was von meiner Feder herrührt? Glauben Sie mir, beſte Freundin!

meine Feder, hat viel unnützes Zeug geſchrieben, und wenig, ſehr wenig, würde von dem vielen Ihren Beyfall erhalten. Sie finden hier ſieben Oden vom Horaz, die ich 1735. überſetzt und lange nachher verbeſſert habe.*) Von meinen poetiſchen Arbeiten, ſind das Schreiben an die Marquiſe von Chatelet, das Dankſagungsſchreiben an die römiſche Kayſerin, ſodann die **Panthea** und einige kleine Gedichte, diejenigen meiner poetiſchen Kinder, deren ich mich noch am wenigſten ſchäme. Der Reim macht mir Mühe, und koſtet mir oft einen guten Gedanken, den ich einen ſchlechtern aufopfern muß. Gleichwohl liegt es nicht an meiner Strenge gegen meine ſogenannten Gedichte, und ich wünſchte, daß ich nur bey allen übrigen Arbeiten, und beſonders bey meinen Ueberſetzungen eben ſo gewiſſenhaft geweſen wäre: ſo würden

---

*) Dieſe ſieben Oden ſind im erſten Theile nach der Zeitordnung eingerückt worden.

ſich nicht ſo viel Fehler eingeſchlichen haben, wie mir Ihre Freundſchaft noch neulich entdecket hat. Die Menge der Geſchäffte nöthigten mich zuweilen, wenn mich die Setzer ängſtigten, mich fremder Hülfe zu bedienen; die freylich, nach Art aller Hülfstruppen, nicht ſo getreu, wie in ihrem eigenen Intereſſe, ihre Pflicht thaten. Die Stelle in der **Geſchichte der königlichen Academie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris**, da für couvert de cuir **Kupfer**, und für cuir jaune **Meſſing** überſetzt worden, iſt ein Beweis davon. Es ſoll mir zur Lehre dienen, in Zukunft entweder lieber weniger und allein zu arbeiten; oder doch in meiner Wahl vorſichtiger zu ſeyn.

Hr. v. S . . . . mag ſchreiben was er will; Man weis, daß er ein falſcher Freund iſt. Seine Feder weis die Züge der Freundſchaft vortreflich zu malen, aber das Original iſt nicht in ſeinem Herzen, folglich wird er nur immer copiren, und nie ein Original liefern. Ich habe mich dies ganze Jahr durch, in Wünſchen für Ihr Wohl ſo erſchöpft, daß ich mich jetzt beym Schluſſe deſſelben, auf keine Art der Glückſeligkeit beſinnen kann, die Ihnen mein Herz nicht ſchon zugetheilt hätte. Nehmen Sie alſo nur jetzt die theure Verſicherung von mir an, daß Ihre Freundſchaft ein unſchätzbar Gut für mich iſt und bleiben wird, und daß der Tod dieſe nur unterbrechen, aber nicht aufheben kann

Gottſched.

Hundert und fünf und funfzigſter Brief.

An den Herrn Hofrath v. M. in H.

Leipzig den 2. Jänner 1755.

H. H.

Die Nachricht von der glücklichen Verbindung Dero älteſten geliebteſten Tochter, iſt mir ſo angenehm geweſen, als E. H. vermuthet. In dem Augenblicke, da ich ſie erhielt, wünſchte Ihnen mein Herz Glück, und mehr als meine Feder auszudrücken vermögend iſt. Dieſe Wahl macht allen Perſonen, die daran Theil haben, Ehre. Der Herr Baron von W* hätte den erſten Schritt, aus freyem Triebe und als ſein eigner Herr, auf keine Ihm rühmlichere Art thun können, als hier geſchehen iſt; und lebte ſein großer Vater noch, er würde auf die Wahl ſeines Sohnes ſtolz ſeyn. Ich bitte, den liebenswürdigen Verlobten, meinen aufrichtigſten Antheil an ihren gleichſeitigen Glücke, zu verſichern. Ich wünſche, daß dieſe Verbindung für das vergnügte Paar eine unerſchöpfliche Quelle der ſüßeſten Zufriedenheit werde, und E. H. von den angenehmen Folgen noch ſpäte Jahre ein Augenzeuge ſeyn mögen. Ich verharre mit vorzüglichſter Hochachtung

E. H.

Gottſched.

Hundert und ſechs und funfzigſter Brief.

An die Fr. v. R.

Leipzig den 4. Jänner 1755.

Jetzt nehme ich endlich die Feder mit Freuden in die Hand, da ich mit meiner einzigen Freundin die Sprache meines Herzens reden kann. Jetzt erhole ich mich von den Complimenten, die der Gebrauch um dieſe Zeit beſtimmt hat; wo die Feder beredter als das Herz iſt, und welche von den meiſten Menſchen unter die weſentlichen Pflichten des Wohlſtandes gerechnet werden. Wie unterſchieden iſt unſere Denkungsart von allen denen, die ſich jährlich wenige Tage zwingen, ihren Freunden, ihren Gönnern, ihren Beſchützern mit vielen Worten ſehr wenig zu ſagen? Unſer Herz iſt immer voller Wünſche; wir ſagen uns täglich dasjenige, was andre kaum des Jahres einmal denken, und was ſie ganz vergeſſen würden, wenn der Neujahrstag ſie nicht daran erinnerte.

Der zwölfte Tag im Monat May
War mir der glücklichſte vor allen;
Dich ſah ich, und geſtand Dir frey:
Daß Dir mein Herz ergeben ſey.
Da mein Geſtändniß Dir gefallen,
So iſt der zwölfte Tag im May,
Für mich der glücklichſte von allen.

Sehn Sie, das iſt mein Feſttag. Wie findet man den **Schaftsbury**? Iſt er noch immer in Anſehen? Er war gewiſſermaßen ein Freygeiſt, aber nicht von denen, die nur zweifeln um gar nichts zu glauben; die nur einreiſſen, und keine Materialien haben, etwas anders an die Stelle zu bauen. In unſern aufgeklärten Zeiten, hat ſich die Seuche der Freygeiſterey nur gar zu ſehr eingeſchlichen. Es giebt viele Leute, welche glauben, ein großer Geiſt und ein **Freygeiſt**, ein **witziger Kopf** und ein **Reli-**

gionsſpötter wären einerley; und das eine könne ohne das andre gar nicht beſtehen. In verſchiedenen engländiſchen Schriftſtellern, finden die Anfänger im Zweifeln viele Nahrung; dieſe Schriften werden begierig überſetzt, gekauft und geleſen. Ich habe darüber meine Gedanken in der Vorrede zum **Aufſeher** geſagt. Es iſt ein Unglück für viele Sterbenden, wenn ſie ihr Leben philoſophiſch endigen wollen, und nicht in den letzten Stunden ihre Zuflucht zur Gnade nehmen. Der Gott, dem ſie ſo oft durch ihre Zweifel beleidiget haben, ſtehe allen bey. Möchte doch auch ein **Voltaire** noch hier von dem Lichte der ewigen Wahrheit erleuchtet werden. Leſen Sie, was er darüber ſagt:

O Dieu de verité, pour qui ſeul je ſoupire,
Uni moi donc à toi, par des forts & doux noeuds.
Je me laſſe d'ouir, je me laſſe de lire;
Mais non pas de te dire:
C'eſt toi ſeul que je veux.

Bleibt er bey dieſen Geſinnungen, ſo hoffe ich noch alles von ihm.

Leben Sie wohl, liebſte Freundin, und vergeſſen Sie nicht Ihre

Gottſched.

Hundert und ſieben und funfzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 29. Jänner 1755.

Nein ich weis es nicht, und außer Ihnen würde ich es niemand glauben, ſo unwahrſcheinlich iſt mir die Sache ſelbſt: daß ich Ihnen ganzer vier Wochen nicht geſchrieben habe. Erſtlich bin ich krank, beſte Freundin, und ſeit drey Wochen nicht aus meinem Zimmer gekommen, und in zwölf Tagen habe ich keine Feder angerühret. Haben Sie Mitleiden mit mir, und loben Sie mich auch, wie folgſam ich bin. Sie haben mir die **Nachtgedanken** vom Young ſo angeprieſen, daß ich mich, ohngeachtet meiner Neigung zur Melancholie, und ohngeachtet des Vorſatzes ſie nicht zu leſen, doch überwunden, ſo ſehr ich darwider mit mir ſelbſt ſtritte, und dieſe geleſen habe. Ich finde lauter Nahrung für meine Traurigkeit darinnen.

„Die ebenſte Bahn der Natur hat ihre Be„ſchwerden; und die treuſten Freunde verwun„den aus Verſehen (oft unwiſſend) unſere „Ruhe. Die Reyhe menſchlicher Trübſalen „ſind unendlich, eher könnten uns Seufzer „mangeln, als Urſachen zu ſeufzen.

„Wir verſchwenden unſere Zeit, aber wir „brauchen ſie nicht. Wir athmen, aber wir leben „nicht ꝛ ꝛ ꝛ

Sind dieſes nicht traurige Wahrheiten? Allein in der Folge richtet mich eine ganz vortrefliche Stelle wieder auf.

„Wenn die himmliſche Glückſeligkeit einmal „herabſteigt um die Erde zu beſuchen, ſo findet

„ſie ein Heiligthum, und nur eins, daß ihr den
„abweſenden Himmel angenehm erſetzen kann = =
„die Bruſt eines Freundes; wo ein Herz dem
„andern entgegen wallt, wo zu einer göttlichen
„Ruhe eins dem andern wechſelsweiſe zum ſanften
„Hauptküſſen dienet. In der Flamme der
„Leidenſchaft ſchmelzen Herzen freylich auch,
„aber ſie ſchmelzen wie Eis, um gleich darauf
„härter zu gefrieren. = = = Die Tugend allein
„rührt uns aufs ganze Leben = = = ſie rührt
„uns auf ewig. = = = Kann Gold Freundſchaft
„gewinnen? Thörichte Hoffnung! Die Liebe
„allein, iſt das Darlehn für die Liebe. Hoffe
„in niemand einen Freund zu finden, als wer
„einen Freund in dir gefunden hat. Alle wollen
„dies Gut gerne beſitzen, wenige wollen es bezahlen;
„und dieß macht eben, daß Freunde
„auf Erden ſolche Wunder ſind. = = = Der
„freundloſe Herr einer Welt, iſt arm. Eine
„Welt für einen Freund hinzugeben, iſt Gewinn.“

Dieſe Stellen haben mich doppelt aufmerkſam gemacht, und mein Glück doppelt bemerken laſſen. Ja, liebſte Freundin, ich habe in Ihnen die Glückſeligkeit gefunden, die den Engländer angefeuert hat, ſo vortreflich von ihr zu ſingen. Dieſe Betrachtungen, ſind die Beſchäfftigungen in meinem Krankenzimmer geweſen, und haben mein ganzes Herz in Bewegung geſetzt. Kurz, ich lebe nur für Sie, um Sie zu lieben, und mein ganzes künftiges Leben aller Freude und allem Schmerze, aller Zufriedenheit und aller tödlichen Unruhe, kurz allen Empfindungen zu überlaſſen, die die Begleiterinnen dieſer göttlichen Leidenſchaft ſind.

Leben Sie wohl, einzige Freundin; Schreiben Sie mir öfter als ich, und längere Briefe als ich, weil Sie mehr Muße haben als ich. Jedes Wort iſt mir theuer, was mir Ihre Feder ſagt. Ungedultig bey jedem Anfang Ihrer Briefe, eile ich das Ende zu wiſſen; und fange ſie wieder an zu leſen, weil ich zu bald fertig damit werde. Lachen Sie, aber lieben Sie mich nur. Ich lebe und ſterbe, Ihre ganz eigene Freundin,

Gottſcheb.

Hundert und acht und funfzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 30. Jänner 1755.

Sie haben den **Menſchen** verlangt. Eine Schrift, von welcher ich viel gehöret hatte. Ich war begierig, dieſes Werk ein wenig durchzublättern; aber wie bin ich über alles, was ich darinnen gefunden, erſtaunet. Von den Verſen halte ich mein Urtheil zurücke, ſie waren für mich zu hoch. Die Proſa aber iſt darneben ſo niedrig und platt, als ob ſie bloß für die geringſten Leſer geſchrieben wäre. Sie erinnerte mich der Alpinniſchen Gegend, wo die Berge den Himmel berühren, und die Thäler der Abgrund ſelbſt zu ſeyn ſcheinen. Wie ſehr ſind die Menſchen zu Widerſprüchen geneigt! Zu einer Zeit, wo alles von matten ſchalen Dichter und von gereimter Proſa ſchreyet; kann man ſolche niedrige und kriechende Proſa leiden!

Ich weis, daß ſie an den Nachruhm des Herrn von Hagedorn viel Theil nehmen; alſo lege ich Ihnen das Ehrenmal bey, welches die Redlichkeit, durch des Herrn Baron v. Bar Feder ihm aufgeſetzet hat; ich verſpreche ihm Ihren Beyfall. Der Verfaſſer hat zu Wien in einer Zeit von fünf Wochen Wunder verrichtet. Er hat vier Proceſſe gewonnen, die ohngefähr 175000 Rthlr. betragen. Il reviendra en Croeſus & ſera reparation d'honneur à Dame Juſtice.

Unſer lieber Feldmarſchall von Seckendorf und ſeine Gemahlin, ſind beyde zugleich vom Schlage gerühret. Allein, ein ſo verſuchter Feldherr ſtirbt vom erſten Streiche nicht, und eine ſo geprüfte treue Ehegattin, trennt ſich auch nicht ſogleich bey der erſten Gefahr. Der Tod hat alſo für dieſesmal nichts ausgerichtet, wenn er wiederkömmt, wird vermuthlich eine neue Kriegsliſt auf ihn lauren. Ich wünſche, daß ihm noch oft ſein Angrif nicht gelinge. Rechtſchaffene Leute können nie zu lange leben.

Der Hr. v. S. hat ein falſches Herz. Wir haben die Beweiſe davon in den Händen. Dergleichen Verluſt kann man ohne Kränkung erfahren. Es geht ſolchen Geſchöpfen, wie den Hummeln; dieſe ſtechen und verlieren das Werkzeug ihres Zorns. Jene haben die Freude einen witzigen Einfall auszuhecken, und verlieren einen Freund darüber. Iſt das auch wohl ein Aequivalent?

Gottſched.

Hundert und neun und funfzigſter Brief.

An den Herrn Profeſſor Schöpflin in Strasburg.

Leipzig den 7 März 1755.

Wohlgebohrner Herr,
Hochzuehrender Herr Profeſſor,

Meine Verbindlichkeiten gegen Ew. Wohlgeb. werden täglich größer. Wem anders, als Dero vielgültigem, aber hier gewiß allzupartheyiſchem Zeugniſſe, könnte ich es zuſchreiben, daß die preißwürdigſte **Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften** zu Paris noch fortfährt, mir Proben ihres Andenkens zu geben? Die abermalige Ueberſendung eines neuen Theils ihrer vortreflichen Werke, iſt mir davon ein neuer Beweis. So lebhaft ich dieſe Ehre empfinde, ſo wenig hoffe ich jemals im Stande zu ſeyn, ſolche zu verdienen. Ich wage es Ew. Wohlgeb. zu bitten, dieſer vortreflichen Geſellſchaft meine lebhafteſte Dankſagung dafür, mit der Ihnen ſo eigenen Beredſamkeit abzuſtatten. Ich ſelbſt kenne meine Pflicht gar zu wohl, als daß ich es allezeit blos bey einem, obgleich ſo vortreflichen Fürſprecher, ſollte bewenden laſſen. Das Ende meiner Ueberſetzung kann mich erſt in den Stand ſetzen, die Verſicherung meiner Erkenntlichkeit, zugleich mit einem Beweiſe davon, zu verbinden. Bis dahin bitte ich, die Akademie meiner vollkommenſten Verehrung zu verſichern, ſelbſt aber von der vorzüglichen Hochachtung überzeugt zu ſeyn, mit welcher ich die Ehre habe mich zu nennen,

Ew. Wohlgeb.

gehorſamſte Dienerin
Gottſched.

Hundert und ſechzigſter Brief.

An die Fr. v. R.

Leipzig den 9. März. 1755.

Eben jetzt, da ich in meiner Carthäuſerzelle recht ſehnlich zu wiſſen wünſche, was meine beſte Freundin macht, lieſt, denkt, erhalte ich ein Schreiben, das mich ſehr erheitert hat. Es iſt in eben der Stunde geſchrieben, da ich Ihnen einen weitläuftigen Brief (der nur für Sie und mich iſt,) ſchrieb. Ein neues Zeichen der Sympathie, die unter uns herrſcht!

Alle Menſchen ſind zum Carneval gereiſet, und die Gräfin B. wollte durchaus, daß wir ſie begleiten ſollten. Es giebt gewiſſe Ergötzungen, die meiner Jugend nicht gefallen haben, und meinen jetzigen Jahren gar nicht anſtehen würden; unter dieſen iſt die Masquerade. Ich habe oft meinen Eifer darüber ausgelaſſen und bin oft getadelt worden, nur wenige habe ich gebeſſert. Jetzt laſſe ich mit philoſophiſcher Gleichmüthigkeit jedem ſeine Meynung, und behalte die meinigen für mich.

Der Hr. v. Voltaire hat ſich bey Genf angekaufet, wo er noch lange zu leben, und ſpät zu ſterben ſich vorſetzt. Es werden Wallfahrten zu dem Orte ſeines Aufenthaltes angeſtellet werden; er hat eine ungezählte Menge Anhänger und Verehrer, aber auch viel Feinde und viel Tadler.

Je mehr ich Menſchen kennen lerne, je mehr finde ich Unterſchied unter den Sterblichen. Wie ſehr freue ich mich, meinen Lauf bald geendiget zu haben! Wären Sie nicht noch ſo nöthig auf der Welt, und hätten Sie nicht Kinder, die Ihren Beyſtand und Ihre Führung nicht entbehren können, und einen Gemahl, den Sie nicht zurücke laſſen müſſen: ſo würde ich Sie bitten meine Reiſegefährtin in jene beßre Welt zu werden. Auch auf dieſem Wege möchte ich nicht von Ihnen getrennt ſeyn. Die Creutzträger haben den Vorzug, daß ſie die unruhige Herberge in dieſer Welt freudiger verlaſſen, als andre, denen dieſer Erdenball ein Paradies zu ſeyn dünket, und die nur für denſelben geſchaffen ſeyn ſollten. Aber auch nur alsdenn, wenn jener ihre Trübſalen ſich hier endigen, alsdenn geht ihre Glückſeligkeit dort an. Wundern ſie ſich nicht über mein ernſthaftes Schreiben. Es iſt in einer melancholiſchen Stunde abgefaßt, aber auch in dieſer, bin ich ſo wie in freudigen, vergnügten Tagen und Stunden ganz die Ihrige.

Gottſched.

Hundert und ein und ſechzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 12. April 1755.

Ich erſcheine vor Ihnen mit zweyerley Neuigkeiten. Erſtlich, Gellerts Fabeln in franzöſiſcher Kleidung. Sehen Sie, ob Sie Ihren Freund ganz darinnen finden werden; hier ſind die Urtheile darüber ſehr getheilet. Zum andern, folget eine neue Erfindung von Notendruck, wodurch der jüngere Breitkopf ſeinen Namen verewigen wird. Es hat ihm dieſe viele Mühe gemacht, und ich wünſche, daß der Beyfall der Welt ihn belohnen möge.

Den Ueberſetzer vom Schaftsbury, wünſche ich viel Glück und viel Gedult zu ſeiner Arbeit. Er hat ein ſchönes Original unter den Händen; es iſt aber auch wahr, daß die Ueberſetzung in vielen Stücken große Schwierigkeiten finden wird. Trockne Materien, laſſen ſich mit aller Mühe nicht in die bündige, kurze Schreibart überſetzen, die man von dem Ueberſetzer verlangt. Jetzt iſt mein Freund mit einer Lebensbeſchreibung des Freyherren von **Wolf** beſchäfftiget. Aber wie viel giebt dieſer große Mann ſeinem Geſchichtſchreiber zu thun! Wie' viel wird unangemerkt bleiben? Seine eigenen Schriften ſind ſeine beſten Lobredner und der ganze Entwurf ſeiner Lebensgeſchichte. Sie zeigen ſeinen frühen Fleiß, ſein unermüdetes tiefes Nachforſchen, ſeine dadurch erlangten Kentniſſe, ſeine erhabene Wiſſenſchaften, ſeine unablößlichen Beſchäfftigungen, die allgemeinen Nutzen geſtiftet haben. Was will ſein Geſchichtſchreiber mehr ſagen, das Beyfall finden könnte?. Dergleichen Werke ſind ſchwere Aufgaben. Ich laſſe Sie in den Betrachtungen über unſers Weltweiſen Verdienſte, und bin deſſen Verehrerin und Ihre ewige Freundin

Gottſched.

Hundert und zwey und ſechzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 10. May 1755.

Wie unglücklich bin ich nicht! Ihr letztes Schreiben läßt mich fürchten, daß Ihre Unpäßlichkeit noch dauert; ob Sie gleich meine Leiden darüber vermindern, und mir nichts ſchreiben wollen. Ich fürchte, daß Ihre nicht allzudauerhafte Leibesbeſchaffenheit, bey ſo vielen Anfällen endlich erliegen möchte! Welch ein tödtender Gedanke! Reiſſen Sie mich doch je eher, je lieber, aus meinem entſetzlichen Zuſtande! Mein Freund und die Gr. B. ſind Zeugen, wie viele und ungeheuchelte Thränen Sie mir koſten. Sie können ſich, liebſte Freundin, die Größe meines Kummers nicht beſſer vorſtellen, als wenn Sie ſich aller zärtlichen Augenblicke,

genblicke, die mir ein günſtiges Schickſal vorigen Herbſt geſchenket, und des bittern Schmerzes meiner zweyten Trennung von Ihnen, recht lebhaft erinnern wollen. Ihr fühlendes Herz wird Ihnen ſagen, was man leidet, wenn man weis, daß eine Perſon leidet, die man hochſchätzt. Wen aber

Wen hab ich mehr, als Dich, geſchätzet?
Wer hat es ſo, wie Du verdient?

Ich erwarte die nächſte Nachricht von Ihren Befinden mit Ungedult. Laſſen Sie mich nicht lange nach dem Bericht von Ihrer Geneſung ſchmächten. Ich kann für Wehmuth und Unruhe, die mich faſt verzehret, nichts mehr hinzufügen, als daß ich immer mehr empfinde, wie ſehr ich Ihnen ergeben bin.

Gottſched.

Hundert und drey und ſechzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 18. May 1755.

Keine angenehmere Nachricht konnten Sie mir geben, als die Nachricht von Ihrer Beſſerung, und die ſo reizende Verſicherung, daß Sie das Mitleiden, das ich Ihnen bezeiget, ſo ſtark empfinden, als es in mir rege war. Ihre Krankheit hat mir viel ſchlafloſe Nächte gemacht, und Ihre Geneſung habe ich erſeufzet. Niemals, ſoll ich es Ihnen aufrichtig geſtehen? habe ich die Stärke meiner Freundſchaft gegen Sie ſo ſtark empfunden, als dieſesmal, und ſchwerlich würde ich für irgend jemand anders dergleichen gefühlet haben. Dem Himmel ſey Dank, daß Sie ſich erholet; Ihr Leben muß noch für Ihre Angehörigen Freunde und Freundinnen,

dinnen, (unter welchen ich die erſte zu ſeyn verlange,) auf ſpäte Zeiten verlängert werden.

Hier folgen die überſetzten Bogen vom Schaftsbury, nebſt einem Brief von dem ſelbſt erwählten Kunſtrichter zurücke. Es läßt ſich von jeder Ueberſetzung mit Grund der Wahrheit viel Gutes und viel Böſes ſagen; ich kann Sie im Vertrauen verſichern, daß ich dieſes Buch für unmöglich zu überſetzen gehalten habe. Die Gedanken ſind treflich, aber kein Addiſon hat die Feder geführet. Wenn nun ein Ueberſetzer, die ungemeine Weitſchweifigkeit des Originals, nicht mit gehöriger Zuſammenziehung und Abtheilungen der Abſätze, (wobey er aber freylich beyder Sprachen, darinnen er überſetzt, völlig Meiſter ſeyn muß,) zu verkürzen und angenehm zu machen weiß; ſo arbeitet er umſonſt. Er liefert eine Schrift, daran die heutigen Leſer, die alle über kurzen Othem klagen, kein Vergnügen finden. Die franzöſiſche Leſewelt iſt noch ſchwerer zu befriedigen als die deutſche, und es iſt allemal ein ſchweres Werk, was Ihr weiſer Freund unternommen hat. Dennoch muß man ihm groſſe Kenntniſſe beyder Sprachen, eine vertraute Bekanntſchaft mit ſeinem Originale und ſeiner Philoſophie zugeſtehn. Ich wünſchte, daß der würdige Verfaſſer ſeine Ueberſetzung ſelbſt drucken lieſſe, aber verhüten Sie ja eine deutſche Ueberſetzung nach der franzöſiſchen. Leben Sie geſund und wohl, wenn ich ruhig ſeyn ſoll.

Ihre

Gottſched.

Hundert und vier und ſechzigſter Brief.

An die Frau von L.

Leipzig den 27. May 1755.

Hier haben Sie die Antwort von der Gräfin W. Ich weis ſo wenig was darinnen ſteht, als ich weis, was Dero Zuſchrift enthalten hat. Die beyderſeitige ſcharfe Verſiegelung ſieht mir einer Pulververſchwörung nicht unähnlich, und wie viel hat meine Neugier nicht dabey ausgeſtanden? Ich hoffte zum wenigſten, da zwey ſcharfſinnige Perſonen mich zum Poſtillon machten, ich würde auch zugleich der Vertraute von beyden ſeyn; wie ſehr habe ich mich geirret! Von Ihnen, meine liebſte Freundin, hätte ich am wenigſten vermuthet, daß Sie mir Ihren Brief an die gefährliche Gräfin würden verſiegelt zuſenden. Werzu aber ſollen die Entſchuldigungen dienen, die Sie mir beyderſeits aufgetragen über Fehler zu machen, die Sie nicht begangen haben. Ich kenne Sie beyderſeits und Dero Vorzüge, ich werde alſo meine geringe Beredſamkeit für mich ſelber, und meine eigenen Schwachheiten zu entſchuldigen, behalten. Wollen Sie mein geringes redneriſches Pfund in Ihrem Dienſt verwenden: ſo tragen Sie mir einmal auf, Ihre Vollkommenheiten zu erzählen, und ſie mit den übrigen Sterblichen, die durch Ihre Vorzüge beleidiget ſind, wieder zu verſöhnen, denn ſollen Sie Wunder ſehen!

Heute kann ich Ihnen nichts mehr ſchreiben, ich bin ſo unzufrieden, daß ich fürchte, Sie möchten es gewahr werden, und ſo gar die Urſache errathen, und dieſes möchte ich nun gerne als ein Geheimniß für mich behalten. Leben Sie wohl, nicht ein Wort ſage ich Ihnen heute mehr.

Gottſched.

Hundert und fünf und ſechzigſter Brief.

An die Fr. v. R.

Leipzig den 29 May 1755.

Ich kann es Ihnen nicht leugnen, daß mein Freund der Verfaſſer des Sonnets auf die Durchl. Ermelinde iſt. Er geſteht Ihnen hinwiederum ſehr aufrichtig, daß er bey deſſen Abfaſſung keinen Beyſtand von ſeiner Hausmuſe gehabt hat. Wie hätte er es auch machen ſollen? Seine eigene Muſe gab ihm ſo viel ein, daß er viel Mühe gehabt, dieſe Eingebungen und die Ehrfurcht gegen ſeinen erhabenen Gegenſtand in die engen Schranken eines Sonnets zu zwingen. Denn einmal ſollte es nur ein Sonnet und keine andere Art von Gedichte ſeyn. Ich bin ſchüchtern vor dieſer Meiſterſängerin mich hören zu laſſen, dies geſtehe ich

Ihnen, immer würde ich furchtſam ſingen, wenn auch alle Ihre erhabene Eigenſchaften ſich meiner Muſe darböten. Der Reim koſtet mir viel Mühe. Meine **Panthea** hat mich ſechs Monate beſchäfftiget, und ich fand noch viel, viel zu tadeln, da ſie gedruckt war; auf Ihre Ausbeſſerung habe ich wieder viel Zeit gewendet. Doch ſo bald ich ein poetiſches Feuer in mir finde, ſo will ich Ihnen den Verſuch eines Sinngedichtes überſenden, weil Sie meine Muſe darzu aufbieten.

Erlauben Sie mir, ein Wort mit Ihrem Gemahl zu ſprechen:

„Ich danke Ihnen für Ihre Apoſtille heute
„nicht mein theurer Herr v. R. Aber dann
„wären Sie mir ein großer Heiliger geweſen,
„wenn Sie mir alle Poſttage von dem Befinden
„meiner, und Ihrer beſten Freundin, zwey
„Worte Nachricht gegeben hätten; Wie ſehr
„hätten Sie mich beruhiget! Die Gr. B. hat
„Ihnen dieſe Federfaulheit recht übel genom-

„men, und ich, ich ſagte ihr: Ne vous étonnés „pas, Madame! les hommes connoiſſent rare„ment la délicateſſe de l'amitié.

Gehorſame Dienerin.

Leben Sie wohl, meine auserwählte Freundin, und denken Sie oft an Ihre treueſte

Gottſched.

Hundert und ſechs und ſechzigſter Brief.

An die Fr. v. H.

Leipzig den 12. Jul. 1755.

Was habe ich geſündiget, liebſte Freundin, daß Sie vor drey Wochen in Leipzig geweſen und nicht zu mir gekommen ſind? Ich! in Leipzig? werden Sie ſagen. Ja, ja in Leipzig. Die ganze geſtrige Geſellſchaft, die mit mir der S . . Hochzeit beygewohnet, wollte mich dieſes verſichern. Ich behauptete dargegen, daß ich die Hand aufs Feuer legen wollte, daß dieſes nicht möglich ſeyn könnte: Sie müßten ſich denn ſichtbar und unſichtbar machen können. Und auch von Ihrem Schatten ſagte ich, daß er mich nicht unbeſucht laſſen würde. Habe ich recht geſagt? Sollte es noch eine Perſon geben, aus deren Augen ſo viel Geiſt, ſo viel Aufrichtigkeit, ſo viel Gefälligkeit ſpräche? Ich ſage nein! = = =

Ich wünſche Ihnen Glück zu Ihrem neu erwählten Aufenthalt in Dresden, und mir gewiß nicht weniger. Ich hoffe Sie daſelbſt öfters zu umarmen, und Sie werden denn auch zuweilen ſo gefällig ſeyn, bey mir eine freundſchaftliche Zuſammenkunft zu veranſtalten. Die Freundſchaft überwindet eben ſo viel Hinderniſſe als die Liebe.

Das Sinngedicht des Herrn von Voltaire über den Tod der vortreflichen Marquiſe von Chatelet, ſo Sie mir neulich zugeſchickt,

ſchickt,*) hat meine Muſe verleitet eine Ueberſetzung davon zu machen; hier iſt ſie: ich erwarte Ihre Meynung darüber.

Früh hat des Todes Hand Emilien entriſſen,
Um ſie weint Wahrheit, Scherz, und aller Künſte Chor.
Die Götter zierten ſie mit allen ihrem Wiſſen,
Nur die Unſterblichkeit behielten ſie ſich vor.

Von dem Leben des Freyherrn von **Wolf** wird faſt durchgängig ein ſehr gütiges Urtheil gefället. In langer Zeit hat mein Freund nicht ſo viel Beyfall und Dank eingeerndtet, als über dieſes Werk. Eine Ehre, die mehr dem

---

*) La mort nous a ravi la ſublime Emilie,
Elle aimoit les plaiſirs, les arts, la verité.
Les Dieux en lui donnant leur eſprit, leur génie,
Ne ſe ſont reſervé que l'immortalité.

Freyherrn von **Wolf**; als ſeinem Geſchichtſchreiber beyzumeſſen iſt. Unterdeſſen iſt auch ein ſolcher Beyfall, für den Verfaſſer allemal eine Belohnung. Ich erwarte die Arbeit des **la Beaumelle**, welcher die Geſchichte der Frau von **Maintenon** verfertiget, mit Ungedult. Es iſt ein weitläuftiges Werk, und er hat Stoff genug, ſeine Heldin in ihrem beſten Lichte zu zeigen.

Gottſched.

Hundert und ſieben und ſechzigſter Brief.

An den Herrn Hofrath von M.

Leipzig den 29. Jul. 1755.

H. H.

Den feyerlichſten Dank, ſoll ich E. H. im Namen der Frau Gräfin von B., für die geneigte Beſorgung der Hamburgiſchen Münzen abſtatten. Dieſe große Kennerin machet ſich eine außerordentliche Freude auf die Eroberung dieſer Alterthümer. Sie wünſchet den Tagen und Stunden Flügel, um bald zu erfahren, wie viel Denkmäler des alten Griechenlands und Roms in Ihre Hände fallen werden. In Deutſchland wird man wenig ihr ähnliche eifrige Liebhaber finden, und ich glaube, in ihrem Geſchlechte iſt ſie beynahe die einzige. Da ich die Ehre habe, in dieſer Sache die Stelle eines Secretairs der Frau Gräfin zu bekleiden, ſo bitte alles an mich zu ſenden, was dahin einſchlägt. Ich wollte nicht gerne die Freude entbehren, die Zufriedenheit dieſer Dame bey dem Empfang der Sachen zu ſehen, die ſie mit ſo brennendem Verlangen erwartet. Gewiß die wichtigſten Bemühungen könnten keine angenehmere Belohnung verdienen und erwarten, als die gnädige Art iſt, mit welcher die Gräfin dieſe geringen Dienſtleiſtungen anzunehmen pflegt. Gegen E. H. welche bey dieſer Gelegenheit alle Mühe gehabt, ſo wie ich allen Vortheil dabey haben werde, wird ſich meine Verbindlichkeit um ein großes vermehren. Möchte ich nur bald Gelegenheit finden, Dieſelben von der vollkommenen Erkenntlichkeit zu überzeugen, womit ich die Ehre habe zu ſeyn

E. H.

gehorſamſte Dienerin

Gottſched.

Hundert und acht und ſechzigſter Brief.

An die Fr. v. R.

Leipzig den 16. Auguſt 1755.

Die Gräfin B., der ich nichts abſchlagen kann, hat meine Bereitwilligkeit auf eine ſtarke Probe geſetzt, und mir eine ſehr ärgerliche Arbeit

beit aufgegeben. Aergerlich? werden Sie ſagen. Ja, hören Sie nur, liebſte Freundin! Ich ſoll Verſe machen, und zwar nicht weniger als drey bis vierhundert Verſe. Die verdrüßlichſte, die unangenehmſte Beſchäfftigung, die ich auf der Welt für mich kenne, und der ich ſchon oft ausgeſetzt geweſen. Ein **Vorſpiel**, das auf dem Geburtstag der verwittweten Fürſtin von Zerbſt (einer ganz vortreflichen Dame,) an daſigem Hofe aufgeführet werden ſoll, iſt dieſe Aufgabe. Dieſes macht mich ſo unruhig, daß ich mich oft vor dem morgenden Tage fürchte. Sie glauben nicht wie ſauer mir die Sprache der Muſen wird, und wie wenig mir hernach meine Arbeit der Mühe zu lohnen ſcheint, die ich in Ihrer Schule zugebracht. Werden Sie dieſe traurige Entſchuldigung gelten laſſen, wenn ich Ihnen ſeltner als bisher ſchreiben kann?

Wie ſehr freue ich mich, daß Ihre Tochter den Zuſchauer lieſt! aber eben nur die, von Ihnen ausgezeichnete Stücken, ſind ihr vorzüglich nützlich zu leſen. Welche Nahrung für ein aufblühendes Genie, und für ein ſo viel verſprechendes junges Herz! Sagen Sie ihr: ſie ſolle bald engliſch lernen, damit ſie ihrer Freundin, (denn dieſen Platz hoffe ich auch bey Ihrer Tochter zu behaupten,) alle die im Ueberſetzen von ihr begangenen Fehler zeigen könne. Wie zärtlich will ich dieſe für ihren Tadel umarmen!

Vor wenig Tagen hatte ich Gelegenheit den Profeſſor Gellert zu ſprechen. O! (höre ich Sie ſagen,) wie ſehr beneide ich Sie! Eben dieſe Schwachheit bey Ihnen zu erregen, liebſte Freundin, melde ich Ihnen dieſes. Sie können nicht glauben, wie ſehr ich mich freue, wenn ich Sie eines kleinen Fehlers überführen kann. Beneidet, oder unbeneidet, bin ich mit dieſem Manne in Geſellſchaft geweſen. Wir haben von der Cramerischen Pſalmen Ueberſetzung geſprochen, die ich ſchön finde, gleichwohl Sprengs überſetzte Pſalmen Davids auch für ſchön halte. Leſen Sie beyde, und ſchreiben

Sie mir Ihre Meynung, zu dieſer will ich mich geſellen. So lange ich lebe, bin ich Ihre eigene

Gottſched.

Hundert und neun und ſechzigſter Brief.

An den Herrn von M. in H.

Leipzig den 3. Septbr. 1755.

Die Gefälligkeit, ſo E. H. der groſſen Münzenfreundin und Kennerin durch Ueberſendung der alten Münzen erzeiget, iſt ſehr wichtig. Die Gräfin hätte die Verſicherung ihrer Erkenntlichkeit, einem beredtern Secretair, als mir auftragen ſollen, denn ich fühle mein Unvermögen. Die Freude war ſehr lebhaft. Sie ſagt: der Herr Hofrath wären der feinſte, artigſte, höflichſte unter allen Sterblichen; und Sie ſey E. H. für Dero angenehmen Beſuch eher Dank ſchuldig, als daß ſie eine Dankſagung annehmen könne. Die Gräfin empfiehlet ſich und ihr Münzcabinet Dero fernerm gütigen Andenken. Ich habe bey Gelegenheit dieſer letzten Ueberſendung ein neues Anſehen bekommen. Meine Würden ſind vermehrt, und ich bin auf die feyerlichſte Weiſe mit dem Titel eines Hochgräflichen Münzjuden beehret worden. Ich fühle, daß mir ſehr viel abgehet, um dieſe Würde würdig zu bekleiden. Den Eigennutz, der dieſer Nation eigen iſt, habe ich von Jugend auf gehaſſet; gleichwohl hat die Gräfin nicht ganz unrecht, wenn Sie dieſen Fehler bey mir argwohnet, und mich der eigennützigen Judenſchaft einverleibet. In Abſicht Ihr zu dienen und Gefälligkeiten zu erweiſen, bin ich eifrig und eigennützig; ich will die Vortheile ihrer dankbaren Empfindungen mit niemand, als mit E. H. theilen. Sie, mein theureſter Herr Hofrath, haben mir bisher ſo treulich beygeſtanden, und Sie allein haben die gerechteſten Anſprüche auf der Gräſin ihre Dankbarkeit. Ich verſichere Ihnen dieſelbe, und zugleich die vorzügliche Hochachtung, mit welcher ich bin

E. H.

gehorſamſte Dienerin
Gottſched.

Hundert und ſiebenzigſter Brief.

An die Fr. v. R.

Leipzig den 5. Septbr. 1755.

Liebſte Freundin,

Der morgende Tag, an welchem Sie dieſes Schreiben erbrechen, iſt ein feyerlicher Tag für mich. Dankbarkeit und Hochachtung würden mich beredt machen, wenn die Empfindungen der Zärtlichkeit und Freundſchaft ſich jemals beſſer, als durch ein beredtes Stillſchweigen ausdrückten. Ohne alle Beyhülfe des Witzes und der Wohlredenheit, umarme ich Sie, an dieſem mir ſo heiligem Tage, mit der reinſten Zärtlichkeit. Mit Thränen im Augen, die ſo oft die ſtummen Redner meiner Regungen geweſen ſind, die mir ſo oft die Sprache unterbrochen, wenn ich Sie ſahe und Ihnen viel ſagen wollte, mit dieſen verſichere ich Ihnen, daß mein Herz doppelt ſchlägt, wenn es Wünſche für Sie und Ihr Wohl thut.

Dort, wo die Seligkeit im reinſten Glanze
thronet,
Steigt mein Gebet zu jenen Höh'n:
Und betet vor dem Gott, der Tugend
gern belohnet;
Für Dich um jedes Wohlergehn.
Wie freudig seh ich ſchon, der frohen Zeit
entgegen,
Die aus der dunkeln Zukunft eilt,
Wie über Dein Geſchlecht, ein ganzes
Meer voll Segen,
In vollen Bächen ſich verweilt.

Sie würden Mitleiden mit mir haben, wenn Sie mich unter der Laſt meiner Arbeit und Zerſtreuung ſehen ſollten. Kaum iſt die Beſchäfftigung vorbey, die mir die Gräfin B. auftrug, ſo iſt eine andre wieder angefangen. Der Abt Terraſſon, ſoll künftige Meſſe in deutſcher Tracht erſcheinen, und mir iſt ſeine Einkleidung aufgetragen. Ich werde Ihnen ſolchen als ein Sühnopfer meiner Saumſeligkeit überſenden, und ich hoffe, daß die Einfälle dieſes ſonderbar ſinnreichen Kopfs, Sie angenehm unterhalten werden. Haben Sie alſo bis zur Meſſe mit mir Gedult, liebſte Freundin! Unter dem Schutze dieſer Gedult, verſchonen Sie mich auch mit dem Verdachte eines Kaltſinns. Argwohnen Sie eher, daß ich nicht mehr athme, denn das wäre wohl möglich; aber zu athmen und Sie nicht herzlich zu lieben, das iſt bey mir widerſprechend. Sie glauben nicht, was eine Gräfin B. und eine Druckerey die Stunden verkürzen, wie viel Sie deren rauben können.

Sie meynen, daß die poetiſche Geburt, welche die Gräfin befördert, auch der Welt unter die Augen treten wird? Nichts weniger, liebſte Freundin! Es werden nur zwölf Exemplare gedruckt, ſo dem Zerbſtiſchen Hofe beſtimmt ſind. Das Dreyzehnde ſoll eine Perſon bekommen, der ich auch meine geheimſten Gedanken nicht verheelen kann. Wenn Sie dieſe nicht errathen, ſollen Sie ſolche zur Strafe auch nicht erfahren.

Wie lange werden Sie noch ſechs und zwanzig Meilen von mir entfernet ſeyn? Wie bald wird mein Wunſch gewähret werden, Sie die Hälfte näher zu wiſſen? Ich zähle Tage und Stunden, und bin ſo ſchwach zu glauben, daß ich viel dabey gewinne; gleich als ob dreyzehn Meilen, nicht eben noch weit genug für mich, ich will hoffen, für uns beyde wären?

Gottſched.

Hundert und ein und ſiebenzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 4. Octobr. 1755.

Meine einzige Freundin,

Brauche ich Ihnen wohl alle die Verhinderungen zu meiner Entſchuldigung anzuführen, die mir ſchon oft die Feder, ſelbſt alsdenn aus den Händen geriſſen, wenn ich im Begriff war, Ihnen dieſelben zu erzählen? Doch ich eile mich und Sie ſchadlos zu halten, ich komme jetzt, Sie, meine liebſte Freundin, noch einmal in G** zu umarmen, in dem G** welches mir nur um Ihrentwillen ſchätzbar iſt; in dem G** welches ich in meinem Leben nicht geſehen haben würde, wenn es nicht der Aufenthalt meines andern Ichs geweſen wäre. Fühlen Sie auch das Vergnügen, welches dieſer Gedanke in mir erregt, ſo lebhaft wie ich? : : : Ich verdiene die Unruhe nicht, welche Ihre Zärtlichkeit über mich gelitten. Mein Herz bleibt Ihnen einzig und allein ganz eigen. Die G = = hat nichts weniger im Sinn, als neue Eroberungen zu machen, da ihr die F. v. Z = = ſtatt allem iſt. Ich ſage es noch einmal, unſer Asmodi iſt ein böſer Bube. Kehren Sie ſich an nichts, was er ſagt; er hat den alten Groll von der überlegenen Freundſchaft des Frauenzimmers noch auf dem Herzen; und wofern Sie ihm trauen, ſo wird er mit Liſt gewinnen, was er durch die Zweydeutigkeit ſeiner Sache nicht erlangen kann. Sein Verſprechen mich noch dies Jahr nach Dresden zu führen, hat er ſchon unter vielerley Vorwand aufgehoben. Geben Sie nur acht, ob die Asmodis Wort halten. Künftig werde ich, trotz aller Hinderniſſe, fleißiger ſchreiben als bisher geſchehen, es wäre ſchlecht, wenn zwo Seelen, die ſich ſo lieben wie wir, die Grundregeln der Freundſchaft

ſchaft von jenem meyneidigen Geſchlechte lernen ſollten.

Wiſſen Sie, daß wir ganz vortreflich jubiliret haben? Am hellen Tage haben viele Stimmen, zum Beweis ihres eifrigen Lutherthums, Vivat Doctor Luther geſchrien, des Abends hat der Lärmen bis in die ſpäte Nacht gedauert.

Alleweile habe ich einen Beſuch von einer Frau von * * * gehabt. Die gute liebe Frau, hat mir zwar in einer fünfviertelſtündigen Unterredung nicht geſaget, daß ſie bey Erfindung der Druckerey keine von den Hauptrollen mitgeſpielet hat; aber ich vermuthe es zuverſichtlich. Der Abſchied von ihr iſt mir nicht ſchwer geworden, ich ſahe immer mit meinen Augen auf dieſes Blatt, und nur meine Ohren überließ ich ihrer Unterredung, ſobald ſie aber vom Stuhl aufſtund, war ich ganz bey ihr, um bald wieder bey Ihnen zu ſeyn, um Ihnen noch etwas zu ſagen, was ich in dieſer Zeit nur gedacht habe. Doch Sie ſollen es errathen, und den Schluß ſelbſt machen.

Gottſched.

Hundert und zwey und ſiebenzigſter Brief.

An die verwittwete Fürſtin von Zerbſt.

Leipzig, den 4. Decbr. 1755.

[illegible] am
3. May [illegible] gestorben

Durchlauchtigſte Fürſtin,
Gnädigſte Frau,

E. H. D. gnädigſtes Schreiben hat mich nicht anders als in die freudigſte Bewunderung ſetzen können. Wie konnte ich vermuthen, daß eines der mittelmäßigſten Werke, welches die deutſche Poeſie aufzuweiſen hat, eine Belohnung erhalten ſollte, auf welche kaum der vortreflichſte Dichter ſich hätte Rechnung machen dürfen? Doch ich beſcheide mich gerne, wie wenig Antheil ich ſelbſt und meine geringe Arbeit, an der vorzüglichen Ehre, ſo E. H. D. mir erzeiget, haben. Mein Herz hat es mir ſchon längſt geſaget, daß ich den Auftrag der bewußten Arbeit unter die erſten Gütigkeiten zu zählen hätte, womit die Frau Gräfin von Bentink mich täglich beſchämet. Dieſe hat mir den Weg zur Unſterblichkeit zeigen wollen, und mit Recht geglaubet, es wäre dieſes nicht anders möglich, als wenn Sie mir das Lob einer Fürſtin übergäbe, welche die künftigen Jahrhunderte dem unſrigen beneiden werden. Daß doch nur die Erinnerung von E. H. D. ſtrengen Beſcheidenheit mich nicht verhindert hätte, alles zu ſagen, was mein Herz von Ihnen, gnädigſte Frau, ſeit der Zeit denket, da ich dieſe Dero erhabene Freundin kenne. Ich leugne nicht, daß außer der tiefen Ehrfurcht, die man allen Perſonen ſchuldig iſt, welche zum herrſchen gebohren worden, ſeitdem ich das Glück habe, ein oftmaliger Zeuge von allen Empfindungen zu ſeyn, die E. D. erhabne Eigenſchaften in den Herzen der Gräfin erregen, ich eine noch größere Verehrung in mir hege, die durch nichts weniger als Dero erhabenen Stand bewirket worden. Ich gebe dieſelben offenherzig für ein Werk der Gräfin Bentink aus, und glaube, daß ſie als ein ſolches, E. D. nicht misfällig ſeyn wird. Dieſes iſt, Durchlauchtigſte Fürſtin, das Königreich über Herzen, zu welchen Dieſelben gebohren ſind, und welches Sie, gnädigſte Frau, noch eher überkamen, als Sie den Fürſtenſtuhl beſtiegen. Wie glücklich bin ich, daß es mir bey dieſer Gelegenheit erlaubet worden, aus der Zahl Dero ſtillen Bewunderer heraus zu treten, und öffentlich die reine und tiefe Verehrung zu bekennen, welche man der höchſten Tugend noch mehr, als dem höchſten Range ſchuldig iſt. Wie gefährlich aber war es auch für mich, mit einer unreifen Arbeit vor dem ſcharfſichtigen Auge einer Prinzeßin zu erſcheinen, die eben ſo ſehr eine Beſchützerin, als die feinſte Kennerin ſchöner Künſte iſt? Einer meiner eifrigſten Wünſche wird immer dieſer ſeyn, mich bis in mein Grab mit unwandelbarer Verehrung nennen zu dürfen

E. H. D.

unterthänigſte Dienerin
Gottſched.

Hundert und drey und ſiebenzigſter Brief.

An die Frau von R.

Leipzig den 23. Decbr. 1755.

Ich habe Ihnen einen Abdruck von dem Vorſpiel zugedacht, hier iſt er, beſte Freundin. O wie glücklich wäre der Menſch, wenn er bloß den Empfindungen ſeines Herzens nachgeben könnte! Allein dieſes iſt für eine beſſere Welt aufgehoben: in der jetzigen muß er zuweilen das, was ihm am liebſten wäre, demjenigen aufopfern, was die Pflichten der bürgerlichen Geſellſchaft und die Umſtände der Zeit ihm vorſchreiben. Dieſes iſt meine Entſchuldigung, liebſte Freundin! reichet dieſe nicht zu, ſo laſſe ich ihr edles Herz meinen Sachwalter ſeyn; ich weis, daß ich mich keinen beſſern Händen anvertrauen kann. An dem Vorſpiel würde ich viel ändern,*) wenn ich es einmal nach meinem eigenen Kopfe drucken laſſen und freye Hände haben ſollte. Die Gräfin hat über dieſem poetiſchen Kinde gewachet, wie eine Henne über den Küchlein. Bald werde ich den Trieb zur Dichtkunſt erſticken, ſie belohnt meine Mühe nicht reichlich genug; Es iſt eine undankbare Muſe, der ich oft gefröhnet habe.

---

*) Dieſes iſt 1758. geſchehen.

Jetzt, wo auch eine neue Mode in der Poeſie ſich hervorthut, mit der ich nichts zu ſchaffen haben will, jetzt iſt es beſſer, daß ich dieſer Arbeit ganz entſage. Nur die Freundſchaft, die wahre Freundſchaft hat das Glück, nicht durch die Mode geſtöret zu werden, und von ihrem Werth etwas zu verlieren. Das Vergnügen wird in der Wiederholung neu, und wir ermüden nie, wiederholte Verſicherungen davon zu leſen. Dieſe ſcheinen in Proſa nicht matt, und die Dichtkunſt kann ſie nicht ſtärker ſagen, als ſie unſer Herz fühlt. Alle Jahrszeiten, alle Zufälle ſind der Freundſchaft gleich. Glück und Unglück rührt uns gleich heftig: kurz ich weiß mir keinen glücklichern Zuſtand, als die glückliche Uebereinſtimmung zweener Freunde, die alle, auch die verborgenſten Regungen ihres Herzens einander entdecken, und wie viel Troſt, Rath und Beyſtand, finden dieſe bey allen Fällen, in ihrer wechſelſeitigen Neigung? Ganz voll dieſer ſüßen Empfindung, ſchlüße ich das zu Ende eilende Jahr, und gleiche Regungen ſollen den Anfang des folgenden heiligen. Leben Sie wohl, liebſte Freundin. Ich brauche Sie nicht zur Nacheiferung aufzumuntern, aber ich will Ihnen auch gewiß nichts nachgeben.

Gottſched.

Der beſte Fürſt.

Ein Vorſpiel

auf das hohe Geburtsfeſt
Ihrer Hochfürſtl Durchl.
der Durchlauchtigſten Fürſtin und Frau
Frau
Johannen Eliſabethen
verwittweten Fürſtin von Anhalt Zerbſt ꝛc.
den 24. Octobr. 1755.

Perſonen:

Die Staatskunſt.
Die Wahrheit.
Die Menſchenliebe.
Die Geſchichte.
Der Schutzgeiſt von Zerbſt.
Das Schickſal.

Im Jahr 1758. ſchickte mir die ſelige Verfaſſerin dieſes Vorſpiel, ſo geändert wie ich es hier liefere. Der Herr Profeſſor hatte vergeſſen, daß ich eine verbeſſerte Abſchrift in Händen hatte, und rückte alſo daſſelbe, nach dem erſten Abdruck, in das Leben ſeiner ſeligen Gattin ein. Ich hoffe man wird finden, daß die Veränderung zum Vortheil des Stückes gerathen iſt.

Der beſte Fürſt.

Ein Vorſpiel.

Erſter Auftritt.

Die Wahrheit. Die Staatskunſt.

Die Staatskunſt.

Gerechte Wahrheit! gieb auf meine Klagen acht!
Ein bittrer Zwiſt hat mich an dieſen Ort gebracht:
Die Menſchenliebe will mir alles Recht verſagen,
Sie ſucht mich von dem Thron der Fürſten zu verjagen.

Die Wahrheit.

Die Menſchenliebe, die, ſeit je die Sanftmuth ziert?
Hat dich dein Eifer auch vielleicht zu weit verführt?

Die Staatskunſt.

Der Eifer treibt mich nie die andern zu entehren,
Du kanſts, hier kömmt ſie ſelbſt, aus ihrem Munde hören.
Ihr allzuweichlich Herz iſt nur von Mitleid voll.
Wenn ſie die Führerin der Fürſten werden ſoll:
So wird es ſtets an Muth, an Macht, an Nachdruck fehlen;
Unnütze Thränen ſtets den beſten Fürſten quälen.
Wer, wo man herrſchen ſoll, von lauter Wohlthun ſpricht,
Der muß in Tempel gehn; regieren kann er nicht.

Die Wahrheit.

Vergönne, daß ich jetzt, mein Urtheil noch verſchiebe.
Sieh deine Gegnerin! hier kömmt die Menſchenliebe.

Zweyter Auftritt.

Die Menſchenliebe und die Vorigen.

Die Menſchenliebe.

Des Himmels ſchönſtes Kind, o Wahrheit! ſey gegrüßt.
Du weiſt, ich ſeh es ſchon, was unſer Zwieſpalt iſt:
Die Staatskunſt, die ich nie um ihren Ruhm beneide,
Daß ſie der Länder Wohl durch Schwerd und Stahl entſcheide,
Verwirft die Menſchlichkeit in jeder Fürſtenbruſt;
Als wär uns außer ihr, was göttlichers bewußt.
Mein wohlgemeinter Rath macht aus den Fürſten Väter,
Durch ihren werden ſie, der Länder Untertreter.
Du Wahrheit ſprich uns Recht! Dein Ausſpruch ſoll allein,
Wer von uns beyden irrt, die ſichre Richtſchnur ſeyn.

Die Wahrheit.

Wer recht entſcheiden will, muß ſich nie übereilen,
Drum ſoll ich meinen Spruch, Göttinnen euch ertheilen,
Und werth ſeyn des Vertrauns, das eure Wahl mir gab:
So ſchildre jede mir den beſten Fürſten ab.
Die ſtrenge Wahrheit wird, nie einem Theile ſchmeicheln.
Die, nie geheuchelt hat, wird jetzt auch euch nicht heucheln.

Die Menſchenliebe.

Ein wirklich weiſer Fürſt, des Himmels ächter Sohn,
Verehrt den Herrn der Welt, durch die Religion.
Er übt auf ſeinem Thron der Herrſchkunſt große Pflichten,
Lebt jetzo für ſein Volk und einſt in den Geſchichten.
Er weis der Völker Treu beruht auf Frömmigkeit;

Wer keinen Gott verehrt, der höhnet Pflicht und Eyd.
Ihn ruft kein Staatsgeſchäft von heilger Andacht Chören,
Er hält ſich nicht zu hoch, Gott demuthsvoll zu ehren.

Die Staatskunſt.

Was ein verjährter Wahn als Gottesdienſt erdacht,
Hat keinen Sterblichen noch tugendhaft gemacht.
Dem Volke kömmt es zu, für Herrn und Land zu beten,
Dafür muß ſie der Fürſt mit weiſen Rath vertreten.
So ſtimmt des Himmels Gunſt mit ihren Flehen ein:
Ihr Wohl wird eine Frucht von ſeiner Sorgfalt ſeyn.
Er täuſcht die Länder nicht: ſucht nicht durch milde Gaben
Das Unrecht gut zu thun, das ſie erlitten haben.

Die Menſchenliebe.

Nein ſie ſind nie die Frucht bereuter Grauſamkeit,
Er giebt mit voller Hand, wenn Pflicht und Noth gebeut.

Die Staatskunſt.

Ein weiſer Fürſt verlacht die bittern Zänkereyen,
Die um ein Hirngeſpinſt die Geiſtlichkeit entzweyen.
Sein weiſer Arm erſtickt in ihrer erſten Brut,
Verfolgung, Haß und Krieg, die Früchte frommer Wuth.
Wer recht, wer unrecht lehrt, das läßt er unentſchieden,
Und ſchlachtet nie ſein Volk um einen Kirchenfrieden.

Die Menſchenliebe.

Ein Fürſt, in deſſen Bruſt die Menſchenliebe ſpricht,
Berechtigt durch ſein Schwerd die Glaubenshändel nicht.

Ihn lehrt die Gottesfurcht nur Huld, nur Sanftmuth üben,
Wer Gott von Herzen liebt, den wird auch er ſtets lieben.

Die Staatskunſt.

Ein wirklich großer Fürſt kennt mehr als eine Pflicht.
Der Länder Flor und Heil blüht durch die Andacht nicht.
Im Frieden furchtbar ſeyn, in Schlachten glücklich ſiegen;
Dies iſt ſein erſter Wunſch, ſein edelſtes Vergnügen.
Doch daß er furchtbar ſey, wirkt blos ſein Heldenmuth,
Und ſeiner Länder Ruh erwirbt er nur durch Blut.
Und dies lehrt ihn mein Rath. Er kann in langen Jahren,
Was wahr iſt, ſelber ſehn, was recht iſt, ſelbſt erfahren.
Was andrer Beyſpiel zeigt, das kann auch ihm geſchehn.

Drum lehrt die Klugheit ihn, auf ſeinen Vortheil
ſehn.
Die Zeiten wollen dies: die Sicherheit, der Frieden,
Wird nicht durch ſanfte Huld, ſie wird durch
Macht entſchieden.
Wer andre Fürſten ſich zu ſehr verſtärken läßt,
Sitzt auf dem Throne nur, ſo lang ſie wollen, feſt.
Drum dringt ſein ſcharfer Blick auch in entfernte
Sachen,
Um nicht durch Schläfrigkeit den Nachbar groß
zu machen.
Der Handel trägt das Gold in ſeiner Länder
Schoos;
Dies macht die Nachbarn arm, und meinem
Fürſten groß,
Der fremden Handel wehrt. Man führt ihm
nicht auf Meeren,
Die theuren Waaren zu, die ſeinen Schatz
verzehren.
Indeß, daß ſeine Macht die äußern Feinde
ſchreckt,

Blüht, wächſt ſein innres Land, durch Sicherheit bedeckt.
Er ſtraft durch ſtrengen Ernſt die murrenden Rebellen,
Die frech von ſeinem Thun ein frevelnd Urtheil fällen;
Der Laſt, die jeder trägt, den ſtarren Hals entziehn,
Und was der Herr gebeut aus Eigendünkel fliehn.
Hier läßt er ſeinem Volk die freye Macht empfinden,
Durch Sanftmuth würde er, nie deſſen Wohlfarth gründen.
Er ſtraft um wohl zu thun. Was nützt der Kinderzucht
Die Sanftmuth? ſie verzeiht, wenn ſie zu beſſern ſucht.
Er muß, dem Arzte gleich, bey lauten Klagen ſchweigen,
Nicht ſonder Mitleid ſeyn; jedoch kein Mitleid zeigen.

Oft hält ein herber Schnitt den nahen Brand zurück,
Und lange Martern ſcheucht ein böſer Augenblick.
Die Folge zeigt zuletzt, wie edel ders gemeynet,
Der feiger Weichlichkeit als ein Tyrann erſcheinet.
Die Richtſchnur ſeines Thuns, iſt ſeine Fürſtenbruſt;
Was er beſchleußt und ſucht, iſt ihm allein bewußt.
Er fraget nie um Rath; ſo wird er nie verrathen.
Er herrſcht durch ſich allein, lehrt durch erhabne Thaten.
So ſtimmt ſein Regiment mit ſeiner Hoheit ein,
Und in Geſchichten wird ſein Ruhm unſterblich ſeyn.

Die Menſchenliebe.

Und dieſes lehreſt du? O ſchäme dich der Lehren!
Durch Blut und Thränen nur ſchwingt ſich dein Held zu Ehren;
Der einem Wüthrich gleich auf ſeinem Thron erſcheint,
Und ſelten eher lacht, bis alles um ihn weint.

Was fühlt ſein Volk für ihn? nur ſcheuer Knechtſchaft Triebe;
Und der Gehorſam ſtammt aus Schrecken, nicht aus Liebe.
Der Unſchuld furchtbar Blut, der Wittwen lauter Schmerz
Rührt zwar des Fürſten Ohr, doch nicht ſein ſteinern Herz.
Nur dann iſt er vergnügt, wenn die geſtäupten Rücken
Sich vor dem ſtolzen Thron mit ſtummen Thränen bücken.
Wenn bey dem Unterthan nur das Gebis noch fehlt,
Daß man ſein Sclavenvolk nicht zu den Thieren zählt.
Und endlich dünkt ihn noch bey der Begierden Menge,
Wie dort Philippens Sohn, die ganze Welt zu enge.
Sein Herz, wo Ehrgeitz, Wuth und Rach im Aufruhr ſtehn,

Nährt der Tyrannen mehr, als ehemals Athen.
Gott der die Fürſten ſchuf, gab ihnen nicht die Waffen
Den Völkern weh zu thun, nein, Ruh und Glück zu ſchaffen.
Dich, Freyheit, die du uns ſo unentbehrlich biſt,
Daß man mit dir zugleich ſein höchſtes Gut vermißt.
Ein freudiges Vertraun wohnt nie bey ſtillem Kränken;
Wer frey und ruhig lebt, nur der kann edel denken.
Was hilft des Fürſten Macht, die ihn ſo furchtbar zeigt?
Dies, daß er auf den Hals gebückter Sclaven ſteigt.
Stahl, Foltern und ein Heer verbürgen keine Cronen;
Nur wer im Herzen herrſcht, herrſcht ſicher auch auf Thronen.
Iſt denn ein Fürſt nur groß, wenn alles vor ihm bebt,

Und ein zertretnes Volk an ſeinen Stufen klebt?
Sein drohender Befehl gleicht ſchrecklichen Gewittern:
Sein Volk wird ſo vor ihm, wie ſeine Feinde zittern,
Sein Volk, das in ſich ſelbſt der Knechtſchaft Rache ſucht,
Zwar ſeinen Zepter küßt, doch ſeinem Herzen flucht.
Der Himmel über uns, zeigt ſich in andern Werken;
An milder Gnade nur, kann man die Gottheit merken.

Ein wahrer Menſchenfreund, der ſeinen Thron beſteigt,
Macht Volk und Nachbarn ſich auch ohne Schwerd geneigt.
Sein Herz iſt voller Ruh; drum herrſcht ſie auch im Lande:
Nur Sanftmuth ſchließt ſein Volk in leicht und feſte Bande.
Denn da, wo Furcht und Schwerd den freyen Geiſt nicht drückt,

Wird ſchon in der Geburt die Zwiſtigkeit erſtickt.
Gewiſſenhaft hält er, den Nachbarn ſein Verſprechen:
Wie ſollten ſie mit ihm den ſichern Frieden brechen?
Selbſt gegen ſeinen Feind verletzt er nie die Treu,
Er weis, daß Falſchheit auch den Cronen ſchimpflich ſey.
Die Rache kennt er nicht; dies Vorrecht niedrer Seelen!
Sein Herz, das fürſtlich denkt, kann nur durch Grosmuth quälen;
Wie Gott den Böſewicht, der ſeinen Zorn erregt,
Mit ſchonender Geduld, mit ſanfter Güte trägt.
Muß ja ſein Vaterarm auch nach dem Schwerde greifen,
Was iſt ſein Zweck dabey? die Laſter nicht zu häufen.
Der Bosheit Untergang verſchaft der Tugend Ruh:
Er ſtraft, damit er viel und mehrern Gutes thu.
Er traut nicht ſich allein; er fragt auch weiſe Räthe,
Die er von ſeinem Gott zu Führern ſich erflehte.

Sein Mund, wo Redlichkeit von frommen Lippen ſpricht,
Macht kein Geheimniß kund, doch täuſchen kann er nicht.
Die Wahrheit, wär ſie auch verbannt von unſrer Erden;
Es würd' in ſeiner Bruſt ihr eine Freyſtatt werden.
Zwar wird ſein Innerſtes nicht allen offen ſtehn;
Doch ſeine Vorſicht wird nur bis zum Schweigen gehn.
Dies, Wahrheit, iſt mein Fürſt! Er iſt nach dieſen Zügen
Einſt ſpäter Zeiten Neid, jetzt ſeines Volks Vergnügen.
Die Nachbarn ehren ihn; ihn liebt der Unterthan:
Ein jeder blicket ihn, als ſeinen Schutzgott, an.
Man hört den frommen Wunſch auf tauſend Lippen ſchweben:
Herr! nimm uns alles hin; nur laß den Fürſten leben!

(Zur Wahrheit.)
Du, Wahrheit, magſt nunmehr den großen Ausſpruch thun:
Was du entſcheiden wirſt, dabey ſoll es beruhn.

Die Staatskunſt. (zur Wahrheit.)
Entſcheide Göttin denn, doch wirſt du es wohl wagen;
Wird deine Einſicht auch, den Beyfall mir verſagen?

Die Wahrheit.
Wohlan, weil ihr mich denn zur Richterin erwählt;
So hört der Wahrheit Spruch: ihr beyde habt gefehlt.
(Zur Menſchenliebe.)
Dein Fürſt iſt zu gelind;
(Zur Staatskunſt.)
Der Deine iſt zu ſtrenge:
(Zur Menſchenliebe.)
Dem iſt ſein Land zu groß;
(Zur Staatskunſt.)
Dem iſt die Welt zu enge.
Den ſieht der Erdkreis nicht mit wahrer Ehrfurcht an,
Der mehr erobern will, als er beherrſchen kann.

Und wollt er ſich auch gleich zum Herrn der Welten ſchwingen,
In Joch und Feſſeln läßt ſich jedes Volk nicht zwingen.
Der Nacken beugt ſich zwar; der Geiſt bleibt immer frey,
Er wartet nur der Zeit, dann bricht er Pflicht und Treu.
Ein friedſam Land mit Huld und Billigkeit beſchützen,
Gilt mehr als Menſchenblut um eine Welt verſpritzen.
Ein Vater ſeines Volks ſpart ſeiner Kinder Blut;
Der ſchönſte Sieg macht nicht des Sieges Unrecht gut.
Er überlegt mit Ernſt die Folgen ſeiner Thaten;
Und findet nur ſein Glück, im Glücke ſeiner Staaten.
Dann klopft ſein edles Herz, ſo oft es wohlgethan;
Dann ſieht er ſich mit Luſt als Landesvater an;

Und glaubet, daß er dann dem Himmel näher rücket,
Wenn ſich ſein Volk durch ihn in freyer Ruh erblicket.
Wer Reiche zwar verdient, doch gleichwohl nicht begehrt,
Geht allen Siegern vor, iſt jeder Crone werth;
Erobern macht nicht groß! In öden Wüſteneyen
Sind ſolche Tyger gnug, die nur der Macht ſich freuen;
Den Schwächern neben ſich, nicht ohne Mordluſt ſehn,
Und durch das Würgen nur, zum Stärkern ſich erhöhn.
Ein guter Fürſt erlaubt von ſeinem Thun zu ſchließen.
Wer andrer Urtheil ſcheut, der fürchtet ſein Gewiſſen.
Die Großmuth ſchätzet ihn; ſein Urtheil ſpricht die Zeit,
Der Tugend Rächerin; ihn krönt die Ewigkeit.

(Zur Menſchenliebe.)

Du, Göttin! glaube nicht, daß nur die Menſchenliebe,
Nur Gütigkeit und Huld, auf Thronen ſicher bliebe.
Wo iſt das ſel'ge Land, da lauter Tugend wohnt?
Der Menſchen gröſſter Theil iſt, der den Laſtern frohnt.
Und wollte ſich ein Fürſt der Strenge gar entwöhnen,
So wird die Bosheit bald den ſteten Glimpf verhöhnen.
Und meynſt du, daß Betrug, Liſt und gebrochne Treu,
Entfernt vom Purpur nur, den Neidern eigen ſey?
O nein! der ſcheele Neid, ruht nahe bey den Thronen;
Wer eine Crone trägt, blickt oft nach fremden Cronen.
Die Staatskunſt ſprach mit Recht: ein Fürſt hat auch auf Macht,
Zu ſeiner Sicherheit, mit weiſen Augen acht.

Er ſelbſt hält allemal den Nachbarn Treu und Glauben;
Doch darf ihm die Gewalt von ſeinem Recht nichts rauben,
Und wenn ein falſcher Freund nicht länger ruhen kann:
Nimmt er, voll Tapferkeit, ſich ſeiner Länder an.
Sein Volk beſchwert ſich nicht, bey ſo gerechten Kriegen:
Ein jeder wagt ſein Blut, und hilft dem Fürſten ſiegen.
Das iſt ein weiſer Fürſt, der ſo auf Erden lebt,
Daß er den Fuß zum Thron, das Herz zum Himmel hebt;
Den mehr ſein hoher Sinn, als ſeine Würde krönet;
Der ſeines Zepters Glanz nur von der Tugend lehnet.
Der ſeine Krone ſo mit jener Welt verbindt,
Daß er ſie, wenn er ſtirbt, dort ewig wieder findt.

Er läßt die ganze Welt ſich um den Erdball ſtreiten
Und hofft ein beßres Reich in jenen Ewigkeiten.

(Zu Beyden).

Göttinnen! ſo voll Ruhm, ſo voller Billigkeit
Herrſcht eine Fürſtenbruſt, wo ihr vereinet ſeyd.
Drum gebt, als Schweſtern, euch die freundſchaftlichen Hände
Und machet eurem Zwiſt, der Welt zum Heil, ein Ende.
Nimm, Staatskunſt, den Verſtand, der Erden Götter ein;
Doch laß die Menſchlichkeit im Herzen Meiſter ſeyn.
Ihr holdes Weſen wird dein ſtrenges Herrſchen mildern;
So kann die ſpäte Welt den beſten Fürſten ſchildern.

Die Staatskunſt.

Jedoch, wo findet ſich ein ſolches Fürſtenhaupt,
Das uns um ſeinen Thron den Aufenthalt erlaubt?

Kannſt du, o Wahrheit, uns dies Wunder kennen lehren;
Gewiß wir wollen es den Göttern gleich verehren.

Die Wahrheit.

Ich weis ein Fürſtenherz, das nimmt euch willig an:
Ich Wahrheit ſag es euch, die niemals trügen kann.
Hier kommt ſein Schutzgeiſt her, den können wir befragen,
Er wachet für ſein Wohl, er wird den Namen ſagen.

Dritter Auftritt.

Der Schutzgeiſt von Zerbſt. Die Vorigen.

Der Schutzgeiſt.

Es iſt Eliſabeth, die alle Welt verehrt,
Mit welcher innern Luſt hab ich euch zugehört!
An dieſen Tugenden kann man ſie nicht verkennen;
Wer einmal ſie genannt, der kann nichts größers nennen.
Ich denke noch der Zeit, als dies verwayſte Land.
In Ihr die Herrſcherin, in Ihr die Mutter fand;

Als ſich des Staates Laſt auf Ihre Schultern ſenkte,
Und ſie des Volkes Wohl mit weiſen Händen lenkte.
Die Stütze unſers Heils, die aller Sorgen trug,
Die weder Sturm noch Liſt, noch Schickſal niederſchlug.
Dem Niedrigſten, wenn ihm ein Ungemach betroffen;
Stand immer Ihr Pallaſt, gleich einem Tempel offen.
Dies iſts, warum man Sie voll treuer Liebe nennt,
Und Ihr erhabnes Lob der Neid ſelbſt nicht verkennt.
Was könnt ein Fürſtenhaupt auch glücklichers erwählen,
Als das, was Sie erwarb, die Herrſchaft über Seelen?
Das mindeſte an Ihr iſt Ihr erhabner Stand.
Die Weisheit macht Sie groß, der Welt iſt dies bekannt.
Was du, o Staatskunſt! lehrſt, das hat Sie ausgeübet,
(Zur Menſchenliebe.)
Wie du die Menſchen liebſt: ſo hat Sie uns geliebet.

Sie ſieht das ganze Volk als Ihre Kinder an;
Das treue Land iſt Ihr, Sie ſelbſt ſich unterthan.
Den großen Geiſt hat nie ein niedrer Trieb bezwungen,
Nur Tugend hat Ihr Herz, Ihr göttlich Herz durchdrungen.
Wohin Ihr Fuß ſich lenkt, wohin Ihr Auge blickt,
Da winkt Ihr großer Geiſt, da macht Sie auch beglückt;
Sie will durch Gütigkeit zur Gottheit ſich erheben:
Sie ſtraft mit ſo viel Huld, als andere vergeben.
So glücklich iſt das Land, ſo ſelig iſt die Stadt,
Die dieſe Fürſtin jetzt zu ſeiner Mutter hat!
Wie klopft mein freudig Herz! wenn ich Sie in der Nähe
Von Ihrem treuen Volk vergnügt umringet ſehe;
Wenn jeder Unterthan ſich ſehnſuchtsvoll bemüht,
Bis er ſein Schutzgeſtirn **Eliſabethen** ſieht.

Die Wahrheit.

Was hier Ihr Schutzgeiſt ſagt: das kann auch ich bezeugen,
Der Undank nur allein kann Ihren Werth verſchweigen;
Der bey der Tugend Lob von innerm Neide brennt,
Und was er nicht beſitzt, an andern auch verkennt.

Der Schutzgeiſt.

Der Tag, der Sie der Welt zum wahren Glück gegeben,
Verſprach uns Fried und Heil, und ein geruhig Leben.
Wie freudig wird das Herz bey Ihrem Wohl erweckt,
Da Sie des Himmels Schutz mit Allmachtsflügeln deckt.
Der Sie ſo himmliſch ſchuf, erhalte Sie der Erden,
Daß Ihre Tugenden noch ſpät verehret werden.

Die Wahrheit.

Mein Geiſt, der unbemerkt auf Ihre Thaten wacht,
Hat die Unſterblichkeit zum Lohn Ihr zugedacht.
Dort nähert ſich bereits die Göttin der Geſchichte,
Sie iſt von mir beſtimmt, daß ſie dies Werk verrichte.

Vierter Auftritt.

Die Wahrheit. Die Staatskunſt. Die Menſchenliebe. Der Schutzgeiſt Zerbſts. Die Geſchichte.

Die Wahrheit.

Geſchichte biſt du noch der Nachwelt Lehrerin;
So führe du jetzt aus, was ich entſchloſſen bin.

Du ſollſt ein Fürſtenherz in treuen Zügen preiſen,
Um ſpäten Enkeln einſt ein Muſter aufzuweiſen.

Die Geſchichte.

Gebeut, o Wahrheit mir, ich kenne meine Pflicht;
Ich muß gehorſam ſeyn, und ſchweigen darf ich nicht.
Allein dir iſts bekannt, wie man mich pflegt zu richten:
Wie oft vermiſcht man mich mit ſchmeichelnden Gedichten.

Die Wahrheit.

Wie oftmals haſt du auch dein Vorzugsrecht verletzt?
Wie oft die Schmeicheley der Wahrheit vorgeſetzt?
Damit nur nimmermehr, der gnug verblendten Erde,
Der Menſchen Schwachheit auch auf Thronen kenntbar werde.
Doch dies Bemühn ſpricht dich von aller Falſchheit loß,
Eliſabethens Ruhm iſt ohne dich ſchon groß.
Sey voller Muth, ich ſelbſt, will mich zu dir geſellen;
Es ſoll kein falſcher Zug dies ſchöne Bild entſtellen.

Bey unſrer Fürſtin trift mein ganzes Wünſchen ein;
Ich will mein Vorrecht ihr, und meine Züge weyhn.
Schreib, wie Ihr großer Geiſt den Fürſtenſtab regieret,
Und ein verwayßtes Volk zum Flor und Ruhe führet.
Wie Sie den Unterthan durch Huld und Ernſt geſchützt,
Und durch Ihr Beyſpiel mehr, als Strengigkeit genützt.
Und wie Ihr großes Herz die eigne Ruh verwachte;
Damit nur Ihr Bemühn die Völker glücklich machte.
Und wie als Mutter Sie, durch weiſe Kinderzucht,
Der ſpäten Enkel Glück zu gründen noch geſucht.
Die Völker, die entfernt, am Wolgaſtrome wohnen,
Sehn Ihrer Weisheit Frucht dereinſt auf Kayſerthronen;
Und zeichnen, was Sie hier zu ihrem Heil gethan,
In ihrer Kinder Bruſt, mit regem Danke an.
Schreib, wie Sie ämſig iſt, die heiligſte der Pflichten,
Die man den Eltern zollt, voll Ehrfurcht zu entrichten.

Wie Sie, der Gottheit gleich, auch Ihre Feinde liebt,
Und wo Sie ſtrafen kann, aus milder Bruſt vergiebt.
O! daß der beſte Lohn die beſten Thaten ziere,
Und ſie im Tode ſelbſt, die Welt nicht ganz verliere.

Die Geſchichte.

Wie freudig ſtimm ich nicht in dein Begehren ein!
Hier werd ich, was ich ſoll, der Wahrheit Herold ſeyn.
Gern nehme ich auf mich, was du mir aufgetragen.
Schon eil ich, Ihrem Werth der ſpäten Zeit zu ſagen.

Der Schutzgeiſt.

O Himmel höre du der treuen Länder Flehn!
Laß ein ſo theures Haupt in deiner Obhut ſtehn!
Laß dieſes große Herz das größte Glück erreichen,
Und Ihres Körpers Kraft des Geiſtes Stärke gleichen.
Ach ſtimmteſt Vorſicht du mit unſern Wünſchen ein,
O könnte, wie Ihr Ruhm, Sie ſelbſt unſterblich ſeyn!
Doch, da der Menſchen Lauf das Ziel nicht überſchreitet,
Und ein zu kühn Gebeth mit deiner Fügung ſtreitet;

So ſchlag o Vorſicht! nur den heißen Wunſch nicht ab:
Es bau der Enkel Hand einſt Ihr bethräntes Grab!

Fünfter Auftritt.

Die Wahrheit. Die Staatskunſt. Die Menſchenliebe. Der Schutzgeiſt Zerbſts und das Schickſal.

(Der hinterſte Vorhang öffnet ſich und das Schickſal zeiget ſich auf einem erhabenen Sitze.)

Das Schickſal.

Du biſt erhört, getreues Land!
Der Himmel willigt in dein Bitten:
Eliſabethen ſoll mehr Gutes überſchütten,
Als je Ihr Herz begehrt, als noch kein Wunſch erſand.
Sie ſehe einſt in kummerfreyen Tagen,
Ihr Cronenwerth Geſchlecht auf Thronen auch verehrt; *)
Und dennoch wird die Welt von dieſer Fürſtin ſagen:
Ihr Glück war kleiner als ihr Werth.

Der

---

*) Welche Prophezeyung iſt jemals glücklicher erfüllet worden?

Was aller Dichter Wunſch geheiſcht
Ließ einſt **Sophiens** Jugend hoffen.
Doch Catharina hat den beſten Wunſch geteuſcht:
Sie hat ihn übertroffen.

Der Schutzgeiſt.

O Zerbſt, beglücktes Land! wenn dich die Himmel hören,
Wie wird ſich nicht dein Glück mit jedem Tage mehren!
Es ziere Zerbſtens Thron, bis Zeit und Welt entweicht,
Ein Haupt, wie Ihres iſt, ein Herz, das Ihrem gleicht.

Schlußrede des Schutzgeiſtes an Ihro Hochfürſtl. Durchlaucht.

Durchlauchtigſte, ſo weit erhob die Ehrfurcht ſich
Mit mattem Flug empor: ſie wagte ſich an Dich,
Und ſtammelte Dein Lob; doch frommer Ehrfurcht Lieder
Sind ſelbſt der Gottheit nicht, ſo ſchwach ſie ſind, zuwider.
Dich rührt ein treuer Wunſch, vom kleinſten Unterthan,
Sieh auch der Kinder Trieb mit milder Nachſicht an.

Ende des zweyten Theils.

Briefe

der Frau

Louiſe Adelgunde Victorie Gottſched

gebohrnen **Kulmus.**

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſ. gnädigſter Freyheit.

Dresden 1772.
Gedruckt bey Joh. Wilh. Harpeters Wittwe.

Verzeichnis

derer reſp. hohen Herren und Frauen Intereſſenten, welche auf die Gottſchediſchen Briefe pränumeriret haben:

Exempl.

1. Ihro Königl. Hoheit die verw. **Churfürſtin zu Sachſen.**

2. Ihro Durchl. die Prinzeßin **Maria** von Anhalt-Cöthen.

1. Ihro Durchl. Prinz **Carl Maximilian** von Sachſen.

1. Ihro Durchl. Frau **Sophie Luiſe**, geb. Prinzeßin von Anhalt-Bernburg, verm. Gräfin von Solms zu Baruth.

---

1. Herr Landrath von Angern.
12. = Kaufmann Anders in Königsberg.
3. Frau Generalin von Arnſtädt.
1. = Obriſtlieut. von Arnſtädt.
1. Herr Geheime Rath von Backhoff.
1. = Hof-Commiſſ. Barth in Großenhayn.
1. Mr. Charl. Frédéric Baſſange l'ainé, Fabricant.
1. - Jaques Iſaac Baſſange, Negociant à Leipzig.
1. - Jaques Louis Baſſange, Negociant.
1. - Baſſange, le Cadet.
1. Herr Ober-Küchenmeiſter von Berlepſch.
1. Mr. des Bordes.
1. = Hofrath Berner in Schwerin.
1. = Canzley-Director Bertram.
2. = Ober-Hofgerichts-Aſſeſſor von Brand.
4. = Cammerjunker von Brandenſtein.
1. = Friedrich Willhelm Brannig.
1. Frau Geheimde Räthin von Buchwald auf Berſtel.
1. Das Kaiſerl. löbl. Poſtamt in Buxtehude.
1. Frau Geheimde Räthin Cautius.
1. Herr Münzmeiſter Croell.
1. = Baron von Dewitz in Strelitz.

Exempl.

1. Frau Diarie, Wittwe.
1. Herr Cammerrath Dietrich in Oſchersleben.
1. Mr. Jaques David Divoux.
12. Herr Kaufmann Dranderff.
1. = Hauptmann von Drosdowsky.
1. = Profeſſor Eck in Leipzig.
1. = Eilbert.
1. = Geheimde Rath von Einſiedel.
6. = von Elterlein in Freyberg.
1. = Cammerrath Bernhard von Ende in Merſeburg.
1. = Heinrich Bernhard Ertel, Kauf= u. Handm. in Leipzig.
1. = M. Faber, Paſtor zu Gottleube.
1. = Salzſchreiber Fiſcher in Dresden.
1. = Flemming, Stud. Jur. in Wittenberg.
1. Fräul. Baronne von Fletſcher.
1. Herr Schw. Hauptmann Baron von Forell.
5. Mademoiſelle Fort.
1. Herr Hauptmann Franck.
1. = Kammerpage von Gablenz.
1. = von Gänzkau aus Curland.
1. = Hofprediger Geißler in Cöthen.
1. = Cammerjunker von Geismar.
2. = Geheimde Rath von Gersdorff.
1. = Hofrath Geſſe in Cöthen.
1. = Lieutenant von Gerſtenberg.
1. = Commiſſionsrath Gervinus aus dem Haſelberg.
12. = Gillet in Berlin.
1. = Canonicus Gleim.
1. = Domprediger Gottſched in Halberſtadt.
1. Mademoiſelle Gottſched in Caſſel.
10. Herr Canzleyrath Kramkau in Kiel.

1. Hr.

Exempl.
1. Herr Friedrich Gratmann.
1. ⸗ Commißionsrath von Gärtler.
1. ⸗ Lieut. Gutkäſe.
12. ⸗ Kaufmann Otto Haack in Kiel.
1. ⸗ Commißionsrath Haaſe in Wittenberg.
1. ⸗ Stadtprediger Haſelau in Thorn.
1. ⸗ Hauptmann Hecht.
1. ⸗ Apothecker Hecht in Halberſtadt.
1. ⸗ Amtshauptmann von Helmold.
1. Frau Herfurthin in Dresden.
1. ⸗ Paſtor Heißin in Halberſtadt.
1. Herr Helbing, Stud. Jur. in Wittenberg.
1. ⸗ Regierungs⸗Secretarius Hellbach.
1. ⸗ Sous⸗Lieutenant Hempel.
1. ⸗ Heſſe.
1. ⸗ Hauptmann Hiller von Gartringen.
1. ⸗ J. J. von Hindenburg, Pr.Lieut. in K. Dän.Dienſten.
1. Die Hrn. von Hoener in Curland, d. ſ. W. beſt. zu Leipzig.
12. Mademoiſ. Hoevelk in Meißen.
2. Das Kloſter Huysburg.
1. Herr Floß⸗Commiſſ. Hunger.
1. ⸗ Iſenſee, Candid. Miniſt.
1 ⸗ Hof⸗Canditor Jungebauth.
1. ⸗ Johann Carl Jungkher jun.
4. ⸗ Kahle in Franckenſtein.
1. ⸗ Hauptmann von Koelbel.
1. ⸗ Guſtav Kerſten.
4. ⸗ Chriſt. Friedr. Klinckhardt.
1. Frau Generallieut. von Klingenberg.
1. Herr Mag. Köhler, Coll. 5. in Wittenberg.
1. ⸗ Cabinetsſchreiber Kohtberg.

Exempl.	
1.	Herr von Kraſſau.
1.	= Secret. Krüger in Hamburg.
1.	= Amtmann Langbein in Radeberg.
1.	= Lieut. von Lange.
5.	= L'Andre' in Caſſel.
3.	= Hofrath von Langenau.
3.	= Gouvernements=Canzelliſt Lenz.
1.	= Legationsrath Leuſching.
3.	= Lichtenberger in Straßburg.
1.	= Salz=Caßier Liebheim.
1.	= Lincke, Cand. Min. in Spremberg.
1.	= Obriſtlieut. von Lindenau auf Siegersdorff.
1.	Ihro Excellenz Fr. Obriſt=Hofmarſchallin von Löwendahl.
1.	Herr Baron von Löwenklau.
1.	= Cabinetsrath Lorber.
1.	= Mag. Lorenz.
1.	= Land=Cammerrath von Lüttichau.
1.	= Hofrath von Madai.
1.	= Manicke.
1.	Frau Majorin von Mannſtein.
1.	Herr Salzſchreiber Marckendorff.
1.	= von Maren aus Schleſien.
1.	Mademoiſ. Mehrmann in Frankfurt am Mayn.
1.	Herr Ober=Poſtmeiſter Meyer.
1.	= Meyer, Candid. Jur. in Leipzig.
1.	= von Miltiz.
1.	= Nicolaus Victor Mühlberg.
1.	= Prediger Nagel.
1.	= Doctor Neuhauß.
1.	= Hauptmann von Nieſemeuſchel.
1.	= Geheimde Rath von Nimpſch.

Exempl.
1. Herr Profeſſor Nöthing in Hamburg.
1. Frau Hauptmannin von Normann.
1. = Hauptmannin von Neſtlz.
12. Herr Lieut. Oehlſchlägel.
1. = Louis Paret.
1. Herr Hof=Capellan Paull.
1. = Cabinetsrath Pfau.
1. = Jacob Heinrich Pfröpfer in Graitz.
1. = Ober=Rechnungsexaminator Pflugk.
1. Mr. Piani des Planes Conſeiller d'Ambaſſade.
1. Herr Geheime Kriegsrath von Ponickau.
1. = Legationsrath Praſſe.
1. = Hauptmann von Rabiel.
1. = Stempel=Factor Rentzſch.
4. = Paſtor Reſewitz in Coppenhagen.
1. = George Reyher aus Thorn, der R. beſl. in Leipzig.
1. = George Willhelm Richter in Leipzig.
1. = Poſt=Secret. Roeder in Wittenberg.
1. = Roever von Drubeck.
1. = Conrad Rücker, in Hamburg.
1. = Accis=Commiſſ. Ruhland.
1. = Stephan Rumpf.
1. = von Rumohr auf Priesdorff.
1. = von Rumohr auf Roeſt.
1. Mr. de la Sale.
1. Herr Regierungsrath Salmuth.
1. = Carl Guſtav von Samſon aus Liefland.
1. = Hauptmann von Schierbrand.
1. = Major von Schleinitz:
1. = Berg=Commißionsrath Schmidt in Eisleben.
1. = Kaufmann Johann Michael Schmidt.

Exempl.
1. Herr M. Schneider in Peritzſch.
1. Fräul. von Schönberg in Cöthen.
4. Herr Kaufmann Schöne.
1. ſ Schrepfer.
1. ſ Albert Nicolaus v. Schröder, Pr.Lieut. in K. Dän. D.
2. ſ Friedrich Auguſt Schulze.
1. ſ Creis=Hauptmann Senft von Pilſag.
1. ſ Chriſtian Ehrenfried Seyffert.
1. ſ Stadtrichter Seyfried.
1. ſ Generalmajor von Schiebel.
1. ſ Johann Ephraim Speck.
1. ſ Hof=Calculator Sproegel.
1. ſ Cammerſchreiber Johann Gottlieb Stange.
1. ſ J. H. Strahlborn in Liefland.
1. ſ Hauptmann von Straubiz.
1. ſ Hofwirthſchafts=Secret. Thielo in Dresden.
1. ſ Appellationsrath Trier.
2. ſ Ufhagen und Gerbner in Hamburg.
1. ſ Hauptmann von Unruh.
1. ſ Doctor Unzer in Altona.
2. ſ Generallieut. von Vitzthum.
1. ſ Goldfabricant Voigt.
1. ſ Werner.
1. ſ Werner, der R. W.
1. ſ Geheime Rath von Wieſe.
2. Madame Willgenrod.
1. Herr Regierungsrath von Winterfeld.
1. ſ Johann Jacob Wirth, Kaufmann in Leipzig.
1. ſ Geheimde Rath von Zech.
12. ſ Zollikofer in Frankf. am Mayn.

Vor=

Vorbericht.

Ohngeachtet die Schriften meiner verewigten Freundin und hauptſächlich ihre Briefe bey jedem Leſer in Anſehung der Güte ihres Herzens und der Vortreflichkeit ihres Charakters überhaupt das günſtigſte Vorurtheil erwecken müſſen: ſo achte ich mich doch verpflichtet, dieſe in ihren Schriften zerſtreuten Züge zu ſammeln und meinem Leſer gleichſam den Geſichtspunkt anzuzeigen, aus welchem eine Gottſched, wie ich glaube, betrachtet zu werden verdienet.

Eine glückliche Miſchung von dem Ernſte, der Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit des männlichen Geſchlechts mit der Sanftmuth, Zurückhaltung und Beſcheidenheit, die die gröſte Zierde des unſrigen ausmachen, verſprach uns bey dem erſten Anblick den liebenswürdigſten Character. Sie konnte auf Kenntniſſe ſtolz ſeyn, die bey Frauenzimmern ſo ſelten angetroffen und deren einige faſt niemals vermuthet, geſchweige verlangt werden. Gleichwohl ſuchte ſie dieſe lieber zu verbergen, als ſich durch unzeitige Beweiſe davon eine neidiſche und unfruchtbare Bewundrung der Geſellſchaft zuzuziehen. Sie trieb dieſe Beſcheidenheit oft bis zur Unzufriedenheit ihrer wißbegierigen Freunde oder ihrer Verehrer. Ihr Fleiß in gelehrten Beſchäftigungen war unermüdet, ihr Hausweſen aber immer dabey in ſolcher Ordnung, als wenn ſie kein Geſchäfte, als dieſes, zu beſorgen hätte.

Nur ihre Freunde können ihrem Herzen im ganzen Umfange Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; und wer hat dieſes Herz beſſer gekannt, als ich! —— Allgemeine Menſchenliebe, das ſtärkſte Gefühl der Freundſchaft, ein unnachahmlicher Eifer im Dienſt ihrer Freunde, Güte und Mitleiden unterſchieden es von jenen alltäglichen ſogenannten guten Herzen, deren größter Lobſpruch oft nur der iſt, daß ſie nicht böſe ſind. In der Wahl ihrer Freunde war ſie vorſichtig und langſam; ſobald ſie aber Freundin ſeyn wollte, das heißt, ſobald ſie es aus Ueberlegung und Erfahrung ſeyn konnte, opferte ſie der Freundſchaft alles auf, Ruhe, Geſundheit, eigne Zufriedenheit. — Höflich, aber zurückhaltend war ſie gegen die, ſo ihr gleichgültig waren, und ſie wendete nicht die geringſte Mühe an, ſelbſt gegen die Großen der Erden ſich zu verſtellen; ein Beweis ihrer Aufrichtigkeit, der gewiß nicht zweydeutig ſeyn kann. Ihre moraliſchen Tugenden erhielten durch ihr thätiges Chriſtenthum einen ſtärkern Trieb und einen doppelten Werth. Die Religion war ihre Führerin im Glück, und oft, nur gar zu oft die einzige Tröſterin im Leiden. Sie kannte keine verächtlichern Geſchöpfe als die Freygeiſter, und keine höhere Würde als die

Würde des Chriſten. Dieſe Religion hatte ſie die Mühſeligkeiten des Lebens ertragen gelehrt, und ſie lehrte ſie ſterben, ehe ſich ihr der Tod nahete. Wie oft wünſchte ſie, daß ihr Ende gekommen wäre, und wie gelaſſen, ja wie freudig ſahe ſie ihm entgegen, da ſie nichts anders als die Trennung von der Welt, von ihrem gerührten Gatten und von untröſtbaren Freunden vermuthen konnte.

Möchte doch dieſes unvollſtändige und ſchwache Gemälde die Welt noch mehr überzeugen, wie ſehr der Verluſt einer Frau zu bedauren iſt, die niemals vergeſſen werden ſollte; man möchte nun von dem Muſter einer gelehrten oder einer tugendhaften Frau reden wollen. Dann würde ich mit Recht hoffen können, daß jede Stadt Danzig um den Vorzug beneiden würde, eine Gottſched in ihren Mauern erzeugt und erzogen zu haben. Jeder Stadt würde alsdenn ihr Andenken jetzt eben ſo heilig ſeyn, als es ihrem Geburtsorte iſt; wo man den Namen einer Gottſched mit edlem Stolze und mit trauernder Bewunderung nennt.

Nachſtehendes Verzeichnis ihrer eigenen Schriften und Ueberſetzungen aus fremden Sprachen kann diejenigen Lobſprüche bewähren, die man ihrem ſcharfſinnigen Verſtande und ihrem unermüdeten Fleiße mit ſo vielem Rechte oft beygelegt hat.

Der Frau von Lambert Betrachtungen über das Frauenzimmer, aus dem Franzöſ. 1734.

Cato, ein Trauerſpiel von Addiſon, aus dem Engliſchen, 1735.

Triumph der Weltweisheit, nach Art des franzöſiſchen Sieges der Beredtſamkeit der Frau von Gomez, nebſt einem Anhange dreyer Reden, 1739.

Zwo Schriften, welche zwiſchen der Marquiſe von Chatelet und dem Herrn von Mairan, das Maas der lebendigen Kräfte betreffend, gewechſelt worden. Aus dem Franzöſiſchen, 1741.

Vo-

Popens Lockenraub, aus dem Engl. 1745.

Der engländiſche Guardian oder Aufſeher, ins Deutſche überſetzt, 1745.

Die geſtürzten Freymäurer, aus dem Franzöſiſchen, 1747.

Geſchichte der Königlichen Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris. Aus dem Franzöſiſchen, 1749.

Neue Sammlung auserleſener Stücke aus Popens, Newtons und Eachards Schriften, aus dem Engliſchen, 1749.

Cenie, ein moraliſches Stück der Frau von Graſigny, aus dem Franzöſiſchen, 1753.

Der Königlichen Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften zu Paris ausführliche Schriften; aus dem Franzöſiſchen, 1754 und 1755.

Des Abts Terraſſons Philoſophie aus dem Franzöſiſchen, 1756.

Nachrichten zu dem Leben der Frau von Maintenon und dem vorigen Jahrhundert gehörig, den erſten Band 1757.

Gedanken über die Glückſeligkeit, oder philoſophiſche Betrachtungen über das Gute und

Böſe des menſchlichen Lebens; aus dem Franzöſiſchen des Hrn. Beauſobre, 1758.

Viele Stücke in der Ueberſetzung des engliſchen Zuſchauers, ſie ſind ſämtlich mit einem * bezeichnet.

Ueberdies hatte ſie an der Ueberſetzung von **Baylens hiſtoriſchem Wörterbuche** einen beträchtlichen Antheil, da ſie außer den darinnen überſetzten Artikeln die Durchſicht des ganzen Werks mit ihrem Manne übernahm. Ich übergehe ihre Arbeiten in verſchiedenen Journalen, als den Bücherſaal der ſchönen Künſte ꝛc. das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit u. a. m. In der deutſchen Schaubühne findet man verſchiedene theils Originalſtücke, theils Ueberſetzungen von ihrer Feder. Von Originalen hat der Leſer den **beſten Fürſt** im zweyten Theil gefunden, und in dieſem liefere ich ihm die **Panthea**, ihre zwey Lieblings- und ohne Zweifel auch ihre vorzüglichſten Stücke!

Beyde erſcheinen in dieſer Sammlung nach denjenigen verbeſſerten Abſchriften, die ich von der Seligen nach und nach erhalten.

Meine Bemühungen, das Andenken meiner verewigten Freundin zu erneuern und zu erhalten, werden, hoffe ich, von dem beſten Theil des Publikums gewiß mit gütigen und nachſichtsvollen Augen aufgenommen werden, des übrigen Tadel oder Gleichgültigkeit kann mir nicht unwillkommner ſeyn als mich deſſen Beyfall geſchmeichelt haben würde.

Dresden im Februar 1772.

D. H. v. Runckel.

Hundert u. vier u. ſiebenzigſter Brief.

An den Freyherrn von S.

Leipzig den 8. Jänner 1756.

Hoch- und Wohlgebohrner Freyherr,

Hochzuehrender Herr,

Von Ew. Hoch- und Wohlgeb. habe ich niemals etwas anders, als was witzig iſt, erwartet; ſo viel Gewogenheit aber, als Dero Glückwunſch zum neuen Jahre mir verräth, hätte ich mir niemals von Denenſelben vermuthet. Fahren Sie fort, Hoch- und Wohlgebohrner Freyherr, auch in künftigen Zeiten ein Gönner desjenigen zu ſeyn, an deſſen Glücke ich aus Pflicht und Neigung Theil nehme, und deſſen Anſprüche auf Dero Gunſt, blos in der Redlichkeit beſtehen, womit er Ihnen jederzeit ergeben geweſen. Dieſes wird zwar nicht die Hochachtung vermehren können, welche ich gegen Dieſelben hege, aber wohl mich veranlaſſen, mit neuer Verbindlichkeit zu ſeyn

Ew. Hoch- und Wohlgeb.

gehorſamſte Dienerin
Gottſched.

Dieſer Brief wird zum Beweis dienen, daß der Freyherr von S * * und der im zweyten Theile erwehnte Herr v. S. zweyerley Perſonen ſind.

Hundert und fünf und ſiebenzigſter Brief.

An die Frau von R.

Leipzig den 26. Jänner 1756.

Liebſte Freundin,

Das unglückliche Liſſabon hat mir viel ſchlafloſe Nächte gemacht. Dieſer ſchreckenvolle Tag iſt eine Gelegenheit zu mannigfaltigen Betrachtungen, denen man aber nicht allzutief nachhängen muß; wenn man nicht in ein Labyrinth gerathen, und da murren will, wo man anbeten ſollte.

Habe ich mich jemals im Namen unſerer allgemeinen Glaubensgenoſſen geſchämet: ſo iſt es heute früh am Theetiſche geſchehen. Ich las einen Artickel aus den Zeitungen von der Frankfurther Judenſchaft, der allen ſeynwollenden Chriſten, die Maſken vom Geſichte und die

Dominos vom Leibe reiſſen ſollte. *) Wir ſind aber leider bey allen Chriſtenthume ſo weit gekommen, daß wir endlich in die Synagoge gehen müſſen, um Demüthigung vor Gott zur Zeit ſeines Eifers zu lernen. Und wie nahe kann nicht ein gleiches Unglück uns ſelbſt ſeyn.

Das, zwiſchen Stauchitz und Meißen eingeſtürzte Stück Felſen, ſcheinet die Dresdner Einwohner wenig zu rühren. Ich ſollte meynen, daß die ſogenannten Carnevalsluſtbarkeiten mit Furcht und Zittern abgewartet würden; gleichwohl höre ich von allen Reiſenden das Gegentheil. Ein Beweis, daß es dem Menſchen, dem vernünftigſten unter den geſchaffenen Weſen, nicht möglich iſt, ganzer vier Vierteljahre vernünftig zu handeln. Der Menſch raubet der kurzen Zeit ſeines Lebens meiſt den vierten Theil, um denſelben kindiſch, oder wild, oder laſterhaft und thöricht zuzubringen. Und

dieſes

---

*) Die Frankfurter Juden hatten nach dem in Liſſabon entſtandenen Erdbeben beſondere Betſtunden angeſtellt.

dieſes thut der Menſch, der vom Schöpfer zu einem Weſen gemacht, woraus Leibnitze, Eugens und Czaar Peters werden konnten.

Vergeben Sie den Eifer, in welchen mich die Betrachtung des Carnevals gebracht, welches ich gewiß dieſes Jahr nicht vermuthete, Bußpredigten und Faſttäge hätte ich eher erwartet.

Sie ſind alſo über die Abreiſe der Gräfin B** nicht mit traurig? Wie, liebſte Freundin! Sie beklagen meinen Verluſt nicht, den ich dabey erlitten? Dieſe kleine Tücke ſieht ihrem Herzen gar nicht ähnlich, ſo ernſthaft mir Ihre Feder dieſes geſchrieben hat; Geſetzt es wäre Ihr Ernſt, ſo werde ich Ihnen in dieſem Falle, in dieſem einzigen Stücke, niemals nachahmen. Ich werde mich über Ihre Freude allemal freuen, und Ihr Schmerz, er fließe her, aus welcher Urſache er wolle, wird auch mich immer betrüben. Sehn Sie, wie unterſchieden unſere Geſinnungen in dieſem einzigen Stücke ſind! Aber wie ſchmeichelhaft iſt nicht ihre kleine

Eiferſucht für mich, und wie ſchön iſt nicht die Quelle daraus ſie fließet? Ich umarme Sie herzlich dafür und bin ewig Ihre

ganz eigene Gottſched.

Hundert und ſechs und ſiebenzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 6. März 1756.

Liebſte Freundin,

Ihr lezter Brief hat mich ganz tiefſinnig gemacht. Die Freundſchaft, die Sie ſo oft mit Meiſterzügen gemalt, ſetzt Sie auf einmal in eine Gemüthsverfaſſung, die der Melancholey nahe kömmt, und was noch mehr iſt, Sie ziehen mich auch mit hinein. Wer hypochondriſch iſt, hat die nächſte Anwartſchaft auf dieſe unglückliche Verfaſſung, und ließe es nicht zu gelehrt; ſo geſtünde ich Ihnen, daß jene Krankheit

heit ſchon ſeit einigen Jahren Ihre arme Freundin heimgeſucht hat.

Den Artickel von der Freundſchaft hat der chriſtliche Philoſoph recht ſchön abgehandelt. Er ſchreibt mit Ueberzeugung und Empfindung davon; ich glaube faſt, er habe das Glück gehabt, einmal in ſeinem Leben einen ſolchen Freund, wie ich eine Freundin, zu finden. Dieſer muß ihn begeiſtert, dieſer muß ſeinen Ausdrücken Wahrheit und Kraft geliehen haben. Ich habe, ich weis nicht wo, Gedanken über die Freundſchaft geleſen und abgeſchrieben: ſie ſind gegründet, ich habe die Erfahrung davon gemacht und Sie werden mir Beyfall geben. Sie müſſen ſie mir zu Gefallen auch leſen:

„Wenn wir mit einer von Natur nicht ungeſelligen Gemüthsart, noch die Vortheile „einer guten Erziehung verbunden haben: ſo „treten wir die Geſchäfte des Lebens und die „menſchliche Geſellſchaft in einem beſſern und „glücklichern Zuſtand an, als wir ſie verlaſſen.

„Wir thun unſern Eintritt in die Welt mit einem „edlen Vorſatz und wohlthätigen Neigungen; „allein die aus der Erfahrung erlangte Kenntnis „der Menſchen, ſetzt den erſten engere Schranken, und erſtickt oft die leztern. Derjenige muß „eine auserordentliche Leutſeligkeit und Nachſicht beſitzen, der nicht in gewiſſem Grade, „noch vor ſeinem Tode ein Miſanthrop wird. „Ich kann noch mehr ſagen, der muß ungemeine Tugend und eine ſeltne Größe des Geiſtes beſitzen, der mit untadelhaften Sitten „und uneingeſchränkten Geſinnungen, in Geſellſchaft ſolcher Begleiter mit verderbtem Herzen „und Sitten, die Bahn des Lebens durchwandeln kann.

„Der Menſch iſt trotz aller ſeiner Vernunſt „ein nachahmendes Geſchöpf. Was er lange „Zeit an andern zu ſehen gewohnt iſt, wird er „ſich ſelbſt nur mit Mühe enthalten. Wenn „wir lange Zeit Auftritten der Feindſchaft, der „Falſchheit, der Verſtellung beygewohnet haben,

„wird die Liebe zur Wahrheit, zur Menſchlich„keit, zur Tugend abnehmen. So lange wir „Aufrichtigkeit und Menſchenliebe zu unſern „Führern wählen, ſo lange werden wir die Be„ruhigung in uns ſelbſt finden, die uns über „alle Thorheit, Falſchheit und Bosheit der mei„ſten Menſchen, mit denen wir zu leben verbun„den ſind, zufrieden ſtellt. Keiner von ihren „Fehlern müſſe ſich unſers Herzens bemeiſtern, „und unſer unvermeidlicher Umgang mit Fehler„haften müſſe uns nicht zu Schaden gereichen. „Unſere Geſinnungen, unſere Handlungen „müſſen immer untadelhaft bleiben. Erwerben „wir uns auch keine Neigung, keinen Beyfall, „bey bösartigen, bey verderbten Seelen: ſo „werden ſie doch nie kühn genug ſeyn uns zu „tadeln. Gezwungen ſind ſie, uns zu ſchonen, „ſo ſchwer es ihnen auch wird, die Larve der „Beſcheidenheit zu tragen und ihren Haß zu „verbergen. So lange der geringſte Grad von „Menſchenliebe und Aufrichtigkeit in der Welt

„noch übrig bleibt, ſo lange wird auch die „Freundſchaft nicht ausgerottet werden. Es „werden ſich immer zwey ähnliche Seelen „finden, die wie David und Jonathan ſich ver„einigen, und deren Bund keine Zeit, keine Ent„fernung trennen kann.

Laſſen Sie uns dieſe ähnlichen Seelen ſeyn, und der Gräfin B** ihre Entdeckung beſtätigen, die unſre Freundſchaft ein Phänomen nennt, dergleichen ſie nur in Sachſen gefunden hätte.

Gottſched.

Hundert und ſieben und ſiebenzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 1. May 1756.

Liebſte Freundin,

Heute erſcheine ich ſehr ſpät mit meiner Antwort, beſchämt von Ihrer Güte und von Ihrem zärtlichen Mistrauen. Sie wiſſen vielleicht nicht, daß ich jetzt Pflichten der Ehrfurcht zu erfüllen habe, Sie wiſſen aber gewiß, welche Pflichten mein Herz mit größern Freuden vorzüglich zu erfüllen wünſchte. Das arme Herz wird oft darüber recht gefoltert; denn ich wollte gerne keine einzige vernachläßigen. Morgen iſt der Geburtstag von der Großfürſtin aller Reußen, und ich ſchreibe in dieſer Woche der Fürſtin zum drittenmale, um derſelben zu einem Tage Glück zu wünſchen, den dieſe verehrungswürdige Mutter mit Freudenthränen feyern wird. Hier haben Sie alſo die Urſache meines Stillſchweigens. Ich lege Ihnen eine Abſchrift von dieſem lezten Briefe an die Fürſtin als eine Piece juſtificative bey.

Sie wünſchen die Tage meines Lebens verlängert, und ſolche glücklich und zufrieden von mir verlebt zu ſehen? Ich danke Ihnen mit aller zärtlichen Empfindung dafür. Die wenigen Tage meines ſchwächlichen Lebens ſollen mir nur alsdenn nicht zuwider ſeyn, wenn ich Ihnen, auſerwählte Freundin, es ſey auf welche Art es wolle, nützlich ſeyn kann. Meine äußerlichen Umſtände ſehe ich gleichgültig an;

Es bettle, wer da will, des Glückes eitle Gaben;
Im Wunſche groß, klein im Genuß.
Von mir ſoll das Geſchick nur dieſe Bitte haben:
Gleich fern von Noth und Ueberfluß.

Gottſched.

Hundert und acht und ſiebenzigſter Brief.

An die verwittwete Fürſtin von Zerbſt.

Leipzig den 1. May 1756.

Durchlauchtigſte Fürſtin,
Gnädigſte Frau,

Der zweyte May, der ſo feyerliche Tag für viele Völker, die durch Ew. H. D. beglücket werden, iſt auch mir allzuwichtig, als daß ich nicht eilen ſollte, die eifrigſten Wünſche für die Erhaltung der Durchlauchtigſten Großfürſtin aller Reuſſen, vor E. H. D. Throne niederzulegen. Sie vereinigen ſich mit unzähligen Stimmen, welche für die Zukunft das Heil ganzer Länder, in der Perſon Ihrer Kayſerl. Hoheit Dero Durchl. Tochter, von dem König aller Könige erbitten. Dieſer kröne E. H. D. und Dero Durchl. Nachkommenſchaft mit allen Vorzügen, die er den Thronen dieſer Erden beſtimmet hat, und laſſe Sie, gnädigſte Frau, noch ſpät die Freude und die Glückſeligkeit Dero eigenen Landes und der Ruſſiſchen Staaten ſeyn.

Möchten doch dieſe Wünſche, dieſe ſchwachen Opfer meiner tiefſten Verehrung von E. H. D. ſo gnädig aufgenommen werden, als ſie aufrichtig und eifrig ſind; Welch ein Glück würde dieſes neue Zeichen Dero Huld für diejenige ſeyn, welche mit unverbrüchlicher Ehrfurcht verharret

E. H. D.

unterthänigſte Dienerin
Gottſched.

Hundert und neun und ſiebenzigſter Brief.

An Mademoiſelle Schulz,

Leipzig den 16. May 1756.

Mademoiſelle,

Sie ſchreiben mir, daß Sie ſeit dem Abſterben unſerer gemeinſchaftlichen Freundin ganz verwayßt ſind. Ich habe Sie und mich bey der erneuerten Erinnerung an dieſen Verluſt bedauret. Vornehmlich Sie, liebſte Wilhelmine, denn Sie hatten an ihr die vortreflichſte Lehrmeiſterin, deren Unterricht als Freundin Ihnen doppelt ſchätzbar war.

Mit ſchöpferiſchem Geiſt den Griffel in der Hand,
Erſchuf ſie die Natur auf tode Leinewand;
Spät wird noch ihre Kunſt bey ächten Kennern leben,
Und ſpät wird noch ihr Herz der Freunde Chor erheben.

Geben Sie indeſſen Ihre Neigung zum Zeichnen nicht ganz auf. Ueben Sie ſich vielmehr fleißig darinnen, es wird immer eine ſehr nützliche und angenehme Unterhaltung für Sie ſeyn. Ihre Einbildungskraft wird genährt und Ihre Hand feſter. Ein **Obbel**, der würdige Schüler Ihrer **Werner**, wird Ihnen dieſe größtentheils erſetzen, da ich von Ihrer Seite ihm Ihren anhaltenden Fleiß verſpreche. Bey ſolchen Lehrmeiſtern müſſen Sie ohnſtreitig vollkommen werden. Ich ſehe noch in kurzen den Ruhm eines **Obbel** ſo ausgebreitet, als vor ihm unſre **Werner** war.

Geſetzt, daß Sie es in Ihrem Fleiß nicht bis zur Malerey bringen wollen: ſo iſt eine mehr als gemeine Fertigkeit in der Zeichenkunſt, Perſonen von unſerm Geſchlechte ſo rühmlich, und wegen ihrer Seltenheit unter dieſen, oft eine der ſtärkſten Empfehlungen, daß dieſe Gründe allein Ihren Fleiß ermuntern müßten, wenn Sie das Vergnügen bey Entwerfung Ihrer Ideen auch nicht in Anſchlag bringen wollten.

Bey allen dieſen freue ich mich überaus, daß ſie der Lectüre und der Muſik einen anſehnlichen Theil ihrer Zeit ſchenken. Auch die Wahl der Bücher macht Ihrem Verſtand Ehre, und ich hätte Ihnen keine beſſern vorſchlagen können. Sie verlangen das Verzeichnis meiner Bücherſammlung? Viel, viel unnützes Zeug iſt darunter, und ich würde manches ſehr gern entbehren, wann dadurch meine Bücherſchränke nicht Lücken bekämen, die vielen Augen eben ſo unangenehm vorkommen möchten, als ein ausgefallener Zahn in einem Munde voller wohlgewachſenen Zähne.

Ich kehre wieder zu Ihrer eignen kleinen Bibliothek zurück. Ihre Eintheilung iſt ſehr richtig, und ich werde mich bemühen Ihnen von Zeit zu Zeit diejenigen neuen Schriften zu überſenden, die Ihre Aufmerkſamkeit verdienen, und damit ich jedes Fach nach Ihrer gemachten Eintheilung vermehrt zu ſehen wünſchte. Ich lege Ihnen Pope *Eſſai ſur l'homme* hier bey und die

Werke beyder **Racinen**, die Ihnen gefallen werden.

Darf ich Ihnen noch eine Erinnerung hinzufügen, liebſte Willhelmine? Leſen Sie langſam und wenig. Ein Frauenzimmer lieſt, um beſſer und weiſer zu werden, nicht um gelehrt zu ſcheinen. Bey nahe falle ich ſelbſt in dieſen Ton; ich will alſo abbrechen, und Ihnen nur noch verſichern, daß ich mit der aufrichtigſten Freundſchaft Ihnen ganz ergeben ſeyn werde.

Gottſched.

Hundert und achtzigſter Brief.

An die Frau von R.

Leipzig den 15. Junii 1756.

Liebſte Freundin,

Ich bin aus Thüringen zurück, wo ich auf den Vorſchlag meines Freundes und Reiſegefährten die Feyertagswoche zugebracht habe. Wie leben

Sie? was machen Sie? haben Sie unterdeſſen ſo oft an mich, als ich an Sie, gedacht? Warum habe ich keinen Brief von Ihnen gefunden? Lauter Fragen, die ich in dem Augenblicke, als ich ſie thue, beantwortet zu haben wünſchte; worauf ich aber leider viel Tage werde hoffen müſſen. Traurige Folge der Entfernung!

Ich muß Ihnen aber doch meine Reiſegeſchichte erzählen: denn ich war auf meiner Wanderung in Gefahr, mein Leben zu verlieren und mit demſelben von Ihnen, beſte Freundin, auf eine lange Zeit, (nicht auf ewig,) getrennt zu werden.

Mein Freund, der Anführer dieſer ganzen Ausflucht, verleitete mich, ihn nach Sangerhauſen zu begleiten. Mit welchem Vergnügen hätte ich eine Reiſe von dreyzehn Meilen anſtatt neun Meilen gethan, um in Ihren Armen das reinſte Vergnügen der zärtlichſten Freundſchaft, die jemals zwo Seelen belebet hat, zu genieſſen! Dieſer Tauſch wäre auch außer dieſem

Vortheile ſehr glücklich für mich geweſen; ich wäre einer Gefahr entgangen, worein wir am dritten Feyertage durch ein entſetzliches Ungewitter geriethen, welches ſo viel Schrecken und Schaden verurſachet hat, daß alle Zeitungen davon reden. Wir waren in Sangerhauſen bey einem unſerer Freunde und ſaßen eben bey Tiſche, als ſich der Himmel fürchterlich umzog. Es entſtund ein heftiges Hagelwetter, und in weniger als zwo Minuten waren alle Fenſter im ganzen Hauſe zerſchmettert. Die Glasſplitter bedeckten die Tafel, und prallten mit dem Hagel zugleich, der zum Theil ein Viertelpfund ſchwer war, bis in die äußerſten Ecken eines langen Zimmers. Die Beſtürzung war allgemein; ich erinnerte mich folgender Zeilen:

Wie ſchrecklich wirſt du uns im Strafen!
Dich, HErr, dich ſehn, dich fühlen wir.
Zu deinem Zorn brauchſt du nicht Waffen,
Denn wir ſind Staub und Spreu vor dir.
Ein einzig Wort: ſo iſts geſchehen;
Ein Wink: ſo muß die Welt vergehen:
Und ſo vergeht, was du belebt.

Kaum werden Donner deine Diener,
So werden Wind und Hagel kühner,
Die deine Macht zur Straf erhebt.

Bey unſerer Rückreiſe ſahen wir die Hoffnung der Erndte, die vollen Halmen, von der zürnenden Hand Gottes bis zur Erde gebeuget. Ein Anblick, der uns mitleidig rührte. Die ganze Gegend ſah einer durch ein feindliches Heer verwüſteten Flur ähnlich.

Alle dieſe Zufälle rührten mein Herz nur aus allgemeiner Menſchenliebe: allein dieſen Augenblick erhalte ich einen Brief, worinnen eine Stelle iſt, die es viel empfindlicher und unmittelbar angreift. Sie ſind krank, liebſte Freundin! und an einem Gallenfieber krank? Wie kömmt Ihre Sanfmuth mit der garſtigen Galle zuſammen? Hüten Sie ſich doch für allem, was den Saamen zu dieſem häßlichen Unkraute hervorbringen kann, und haben Sie die Barmherzigkeit, mir bald von Ihrem Befinden Nachricht zu geben. Ich werde nicht eher ruhig, bis ich Ihre Geneſung

ſung vernehme. Sie wiſſen, ja Sie wiſſen es recht gut, daß ich über die Empfindlichkeit meines Herzens gar nicht Meiſter bin, ſo bald es Sie betrift. Alles, alles, was Ihnen begegnet, rühret Ihre

Gottſched.

Hundert und ein und achtzigſter Brief.

An Mademoiſelle Schulz.

Leipzig den 2. Jul. 1756.

Sie verleugnen ſich nie, liebenswürdige Wilhelmine, und wie freue ich mich, Sie ſo zu finden, wie ich wünſchte, daß Sie ſtets ſeyn möchten, als ich das Vergnügen hatte Sie kennen zu lernen. Das Vertrauen, ſo Sie in mich ſetzen, mich bey einer Gelegenheit um Rath zu fragen, wo nur leider allzuoft junge Perſonen gar zu gern ihrem eignen Willen folgen, den ſie nachher nicht aus Ueberlegung, ſondern aus wahrem Eigenſinne zu behaupten ſuchen, dieſes edle Vertrauen läßt mich alles von Ihnen hoffen, was Sie Ihren Freunden hochachtungswürdig machen und für Sie ſelbſt eine unerſchöpfliche Quelle der reinſten Zufriedenheit ſeyn wird.

Die Neigung gegen eine Perſon, mit der wir uns auf ewig verbinden, iſt freylich die Hauptſache, die bey allen Heyrathen in Betrachtung ſollte gezogen werden. Die meiſten jungen Leute aber nehmen die erſte aufſteigende Leidenſchaft, die entweder einer vortheilhaften Bildung, oder wohl gar der Begierde, durch Rang oder Reichthum zu glänzen, ihr Daſeyn zu danken hat, ſogleich für eine unüberwindliche Neigung an. Sie hängen dieſer ſo ernſtlich nach, daß ſie von ihrem eignen Herzen hintergangen werden, und ihren Irrthum oftmals zu ſpät einſehen, und zu ſpät bereuen. Ich traue Ihnen mehr Ueberlegung bey der Wahl eines künftigen Gatten zu. Sie haben Recht, daß ein Frauenzimmer nicht vorſichtig genug handeln kann. Bey den lauterſten Abſichten finden ſich oft unvermeidliche Uebel, die einer vernünftigen Frau viel geheimen Gram verurſachen. Wenn Sie aber, liebſte Wilhelmine, bey der innerlichen Ueberzeugung, daß Sie dem, der Sie wählet, (nur ſelten ſteht es unſerm Geſchlechte frey in das Vorrecht der Mannsperſonen einen Eingrif zu thun, und uns ſelbſt einen Gatten zu wählen,) Ihre ganze Neigung freywillig ſchenken; wenn Sie mit ſeinen Umſtänden, in welchem Verhältniſſe Sie ſich auch befinden, zufrieden ſind; wenn Sie ſich zutrauen, Ihres Mannes Kinder ſo, wie künftig Ihre eigenen, zu lieben; wenn Sie ſich entſchließen können, Ihre liebſten Neigungen, die Sie bisher mit ſo rühmlichem Fleiß den Wiſſenſchaften gewidmet, nunmehro nur zu Ihrem Nebengeſchäfte zu machen, und den Beruf Ihres künftigen Mannes Ihr Hauptaugenmerk ſeyn zu laſſen; wenn, ſage ich, dieſes Ihnen nicht viel Ueberwindung koſtet, ſondern Sie aus freyem Willen Ihrem Freunde dieſes Opfer bringen: ſo iſt Ihre Neigung gegründet, und Sie werden glücklich in Ihrer Ehe ſeyn. Weiter kann ich Ihnen nichts ſagen. Ich kenne Ihren Freund nicht, und kann Ihnen alſo nicht ſo viel vortheilhaftes von ihm verſprechen, als er von ſeiner Wahl ſicher hoffen kann. Sie werden, es ſey in welchem Stande es wolle, immer das Glück eines rechtſchaffenen Mannes machen, weil Ihr Herz vortreflich und Ihr Verſtand richtig iſt. Fahren Sie in dieſen Geſinnungen fort. Die Ehe iſt der Stand, in welchem Sie alle das Gute, was Sie bisher geſammlet haben, in Uebung bringen können. Sie werden demnach nicht nur die gefälligſte Gattin, ſondern auch eine weiſe und billige Stiefmutter, eine häusliche Wirthin, und wie ich voraus ſehe, die geſchickteſte und treueſte Buchhalterin Ihres künftigen Mannes ſeyn. Die Erfüllung jeder dieſer Pflichten erhält ihre beſondere Belohnung, und dieſe werden Sie alle einſammlen. Sehen

Sie, beſte Wilhelmine, dieſe verſpreche ich Ihnen, und zugleich, daß ich Sie immer hochſchätzen und immer Ihre treue Freundin ſeyn werde.

Gottſched.

Hundert und zwey und achtzigſter Brief.

An die Frau von R.

Leipzig den 15. Jul. 1756.

Beſte Freundin,

Ich dachte Ihnen heute in einem vergnügten Tone zu ſchreiben. Sie ſollten aus dem muntern Inhalte meines Briefes das Vergnügen abnehmen, welches mir jederzeit die Lebhaftigkeit Ihrer Zuſchriften, und beſonders der letztern verurſachet. Allein —— der traurigſte Zufall ändert meinen Vorſatz. Mit einem Herzen, welches die zärtlichſte Freundſchaft bluten macht, verſichere ich Ihnen den aufrichtigſten Antheil, den ich an Ihrem Verluſte nehme. Die Nachricht, daß Gott Ihren Herrn Vater dieſe Nacht zu ſich genommen, hat mir heute früh einen Dolch ins Herz geſtoßen. Ich habe den ganzen Tag meiner ſelbſt vergeſſen, um lediglich an Sie zu denken, und mich mit Ihrem Schmerze ganz zu beſchäftigen. Ach, meine vortrefliche Freundin! Wie viel hätte ich Ihnen bey dieſer Gelegenheit nicht zu ſagen, wenn Sie es nicht wären, mit der ich rede? Die Stärke meines Mitleidens benimmt mir alle Worte, und die Stärke Ihrer geläuterten Vernunft und Ihre treue Ergebenheit in den Willen Gottes brauchet nicht zu dem ſchwachen Troſte froſtiger Wohlredenheit ihre Zuflucht zu nehmen. Gott hat Ihnen einen Greiß entzogen, dem Sie Ihr Leben, und Dero Freunde das reinſte Vergnügen ihrer Tage durch dieſes Leben zu danken haben. Ihre Vernunft wird nicht von der göttlichen Allmacht begehren, den Geſetzen

der

Natur um Ihrer Zufriedenheit willen Einhalt zu thun. Sie haben ohnfehlbar ſchon ſeit einiger Zeit Ihre Ergebung in den göttlichen Willen, auch bey dieſem Ihnen nicht ganz unerwarteten Falle, vor dem Throne Gottes niedergelegt. Er iſt getreu: er wird das Opfer, das Ihr bewährtes Chriſtenthum ihm bey dieſer Prüfung dargebracht hat, in einer **beſſern** Welt, in der wahren beſten Welt belohnen. Er wird, (und dieſes wünſche ich für Sie, auserwählte Freundin, mit mehr Eifer, als ich jemals etwas für mich ſelbſt gewünſcht habe,) mit den Armen der Allmacht an Ihnen und an den Ihrigen alle die Segenswünſche erfüllen, die ſein erblaßter Knecht auf eine ſo würdige Tochter geleget hat. Er wird Ihnen in zufriedenen Tagen zeigen, daß er, der HErr über Leben und Tod, diejenigen nie verlaſſen will, die als Wayſen ihm vorzüglich angehören.

Die Wehmuth erlaubet mir nicht, weiter etwas zu ſchreiben, als mich nur noch zu allen möglichen

Dienſten zu erbieten, wozu dieſer Fall mich vielleicht Ihnen nützlich machen könnte. Brauchen Sie mich zu allem, was ich auszuführen im Stande bin. Sie wiſſen es, und ich wiederhole es jetzt auf das feyerlichſte, daß ich nur alsdenn lebe, wenn ich Ihnen, liebſte Freundin, die ich mit ſo gutem Grunde hochſchätze, mich gefällig erzeigen kann. Ich bin mit der gerührteſten Zärtlichkeit Ihre eigene

Gottſched.

Hundert und drey und achtzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 28. Jul. 1756.

Vergeben Sie mir, würdigſte Freundin, wenn ich Ihnen zwey vortrefliche Schreiben mit einem ſehr matten Brief beantworte. Was ſoll ich zu dem erſten vom 19. Julius ſagen? Der Schmerz redet in demſelben, aber ein ſo verehrungswürdiger Schmerz, den ich jederzeit zu einem der vornehmſten Kennzeichen eines edlen Herzens gezählet habe. Ja, liebſte Freundin, Sie ſind eben ſo ſehr in den heitern Tagen Ihrer Munterkeit, als in den trüben Stunden Ihres Kummers zu bewundern. Kurz, Sie ſind unvergleichlich, und ich bin glücklich, ein ſolch Herz zu kennen, zu lieben, und von ihm wieder geliebt zu werden.

Den 18. des Abends traf die verw. Fürſtin von Zerbſt mit dem Fürſt, ihrem Sohne, und deſſen Gemahlin hier ein. Den 18. hatte ich die Ehre, die Durchl. Frau Mutter in meinem Hauſe drey Stunden lang tête à tête zu ſehen und zu ſprechen, da unterdeſſen mein Mann ihren Durchl. Kindern einige der hieſigen Gärten zeigte. Die Gnade und Leutſeligkeit dieſer Fürſtin läßt ſich nicht beſchreiben, und ich zähle dieſe wenigen Stunden zu den glücklichſten meines Lebens. Sie wollte durchaus meine Aufwartung

wartung bey ihr nicht annehmen, worzu ſie vermuthlich ihre gegründeten mir unbekannten Urſachen hatte. Den 20. ſetzten ſie ihre Reiſe nach Dresden fort, und vor zween Tagen ſind ſie wieder zurück gekommen. Dieſer letzte Aufenthalt hat nur zwo Stunden gedauert. Doch erhielt ich folgendes Billet, welches ich nach den Worten herſetze, um Ihnen zugleich einen Begriff von den gnädigen Geſinnungen meiner Fürſtin gegen mich zu machen. Lachen Sie nicht über den Ausdruck illuſtre Sapho; bewundern Sie, wie einnehmend und herablaſſend dieſe groſſe Frau ſchreibt:

„J'arrive, illuſtre Sapho, en ce moment qu'il eſt trois heures après-midi, je repars dans deux heures, c'eſt-à-dire après avoir diné, voilà ce qui me prive du plaiſir ſeducteur & charmant de Vous voir. Nous ſommes revenuës de Dresde comblées de politeſſes & charmées de toutes les civilités que l'on nous y a temoigné. Au bout de trois jours, après avoir vu les curioſités,

les beaux tableaux & toutes les magnificences du *grün Gewölbe* nous avons été decouverts. Mr. de *Mackenſie* frere du Lord *Duglas* que Vous connoiſſés, nous fut envoyé de la part du premier Miniſtre avec le compliment le plus flatteur de ſa part. Nous avons inſiſté ſur l'incognito, on nous l'a accordé pour les noms à condition d'être vûs. Ce fut dans la maiſon de la Comteſſe *Mozinska* où nous avons ſoupé une fois, & une autre fois chés le Miniſtre. Il nous a fallu ceder à la politeſſe de cet aimable homme, je ne connois rien, qui en approche, pour la civilité, les façons, l'affabilité, enfin tout fait pour le poſte élevé qu' il occupe. J'ai eu les complimens les plus flatteurs de toute la Famille royale, à qui j'ai promis de faire un jour la Cour, ce que je compte de tenir au pied de la lettre. Madame la Princeſſe Electorale nous a fait dire les choſes les plus douces par la Comteſſe *de Mnizcek*, & nous y avons repondu comme toutes ces politeſſes l'exigeoient. Ne ſauriés Vous pas faire ſentir par un de Vos amis à la Cour le regrêt que j'ai, moi en particulier, de n'avoir pû faire ma cour à une Princeſſe auſſi eclairée & ſi aimable. Maniés ce propos de la façon dont Vous êtes capable, & cet encens ſera preſenté au merite elevé de Madame la Princeſſe Royale comme il convient. Votre eſprit, Vos lumieres & Vos talens lui donneront le relief neceſſaire pour être favorablement reçu. Après cela je Vous demande encore une faveur; c'eſt de m'aprendre ſincerement, comment nôtre apparition a été reçue, & ſi les Comteſſes *de Lützau* ont été blamées ou aprouvées? ou ſi l'on eſt auſſi content d'elles, qu'elles de leur coté ont lieu de l'être des avances & des civilités qui leur ont été prodiguées, ce qui eſt fort difficile. D'ailleurs Dresde eſt un lieu enchanté. Les raretés, la Gallerie des Tableaux & tout ce qui ſe preſente aux etrangers eſt d'une magnificence royale & d'un gout exquis. Les arts me paroiſſent avoir atteint leur ſuprême degré.

La maiſon du Miniſtre & ſes jardins, celui de la Comteſſe *Mozinska* annoncent le gout & la magnificence, & un air de liberté & de grandeur qui attire un ſuffrage univerſel. Enfin la Saxe eſt pour ſes païſages & ſes environs un vrai paradis. Dieu veuille qu'il y ait autant d'heureux. Adieu, chere Sapho, je ſuis de coeur & d'ame à Vous

Elisabeth.

Dieſes wird Ihnen genug ſeyn mir alles zu ſchreiben, was Sie zum Lobe dieſer Gräfinnen gehöret haben. Ihren Brief werde ich der Fürſtin ganz überſchicken. Schreiben Sie ihn aber deswegen weder zierlicher als gewöhnlich, noch laſſen Sie einen Ton darinnen herrſchen, der ſich von dem, in unſerm Briefwechſel eingeführten, entfernet. Wenn dieſe vortrefliche Fürſtin nicht ſchon erfahren hätte, daß nicht eben alle Glückſeeligkeit den Fürſtenſtühlen vermacht iſt; ſo würde ſie aus Ihrem Briefe ſehen, daß zwo Freundinnen in ihrer gegenſeitigen Geſinnung alles das genieſſen, was oft, nur allzuoft, den Groſſen dieſer Erde abgeht. Unterdrücken Sie alſo nicht einen einzigen Ausdruck, der Ihre Freundſchaft gegen mich zu verrathen pflegt, und um deswillen ich Sie höher ſchätze, als ich es Ihnen zu ſagen fähig bin.

Gottſched.

Hundert und vier und achtzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 3. Aug. 1756.

Liebſte Freundin,

Jeder Brief von Ihnen hat einen neuen Werth in meinen Augen. Der letzte iſt mir doppelt wichtig, weil ich Sie, liebſte Freundin, in eben der Gemüthsverfaſſung finde, die ich Ihnen wünſchte. Ich habe einen Vater verloren, dem ich eine vernünftige Auferziehung, das iſt, den ganzen Grund meines weſentlichen Glücks, zu danken hatte. Ich kenne alſo aus eigener Erfahrung alle Empfindungen, die ein gleicher Verluſt in Ihrer Seele kann erreget haben. Mein Mitleid iſt durch die edlen Gedanken vermehret worden, die ich in Ihrem Schreiben finde. Wie glücklich iſt nicht ein Mann nach ſeinem Tode noch, wenn er Kinder von ſo vortreflichen Herzen und erhabenen Empfindungen zurücke läßt? Ihre Erklärung über den Tod Ihres verſtorbenen Vaters und die Schilderung ſeines Characters iſt zehen der beſten Leichenreden werth. Was ſage ich? Sie iſt hundert Lobſprüchen vorzuziehen, die oft gedungen, oft aus Gefälligkeit oder Schmeicheley entworfen werden. Hier iſt jeder Zug ein Abriß Ihres guten Herzens, und jeder Ausdruck das reine Lob einer wohlgearteten Tochter. Ein hohes Alter hatte den Seeligen zu einem beſſern Leben reif gemacht. Er hat nach zwey und ſiebenzig Jahren ſeiner Laufbahn ein Ziel erreichet, darnach wir alle noch ringen.

„Das jetzige Leben, (ſpricht eine vortrefliche engliſche Schriftſtellerin,) „iſt ein Stand der „Zubereitung auf die Zukunft, und die Mühſeligkeiten deſſelben, (worunter der Verluſt derer „gehört, die uns am liebſten ſind,) dienen zur „Prüfung und Befeſtigung unſerer Tugend. —— „Laſſet uns alſo, mit Gedult bewaffnet, die Gefahren, denen wir noch ausgeſetzt ſind, verachten. Das Ende iſt gewis, und die Ausſicht „reizend. Er, der bey allem, was er giebt oder „nimmt, gerecht iſt, wird unſere Tritte leiten, „und uns ſicher unſre Reiſe vollenden laſſen. „Alsdenn wird alle Bekümmernis, alle Furcht, „aller Verluſt aufhören, und unſern unſterblichen Seelen ewiger Friede zu Theil werden. „Derjenige, welcher mit Gelaſſenheit vielerley „Leiden ertragen hat, wird eine vollkommene Belohnung erhalten. —— Gedult trägt im Himmel die herrlichſte Crone. ——

Dieſe Verheißung will ich durch keine Zuſätze erweitern, ſondern nur noch den Wunſch für die Verlängerung Ihres Lebens hinzufügen. Es iſt das einzige, was mir nebſt der Dauer Ihrer Freundſchaft am Herzen liegt.

Gottſched.

Hundert und fünf und achtzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 16. Oct. 1756.

Zum viertenmal erinnere ich Sie nun nach einander, liebſte Freundin, daß ich noch lebe, und für Sie nur lebe; ich bin aber ungewis, ob dieſer vierte Brief in Ihre Hände kommen wird, oder ob ich für 20,000 Menſchen ſchreibe. Möchte doch ein gütiger Schutzgeiſt dieſe Zeilen begleiten! Sir Garden verleugnet den ganzen Character ſeiner Nation. Ich ſollte meynen, daß die gute Empfehlung, davon er bereits ſo viele Monate lang die angenehmſten Folgen genießt, eine Feder voll Dank verdiente.

Parmi l'enorme multitude
Des vices, qu'on aime & qu'on ſuit,
Pourquoi garder l'ingratitude,
Vice ſans douceur & ſans fruit?
Reconnoiſſance officieuſe!
Pour garder ta loi precieuſe
En coute-t-il tant à nos coeurs?

Ich ſoll dieſen Winter in meiner Carthäuſerzelle den IX. Theil der Geſchichte der Pariſer Akademie zur Welt befördern. O wie ſehr wünſchte ich Sie zur Gehülfin zu haben! Entſchuldigen Sie heute meine laconiſche Schrift. Wenn das Gemüth leidet, ſo wird die Maſchine leicht zu Boden gedrückt, und wie viel leidet jetzt nicht meine Seele und mein Gemüth!

Gottſched.

Hundert und ſechs und achtzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 26. Novbr. 1756.

Wie viel hätte ich Ihnen nicht zu ſchreiben, beſte Freundin! und wie wenig iſt es mir bey meinen gegenwärtigen Umſtänden möglich! Ich bin krank, voller Gram, und voller Kummer; ohne Schlaf ſeit vier Wochen, und voller Unruhe, Schrecken und Aergernis des Tages; alles ſtürmt von allen Seiten auf mein armes weiches Herz zu, welches blos zur Ruhe und zum Mitleiden gebildet war. Ich ſcheue das Gegenwärtige und zittere für dem Zukünftigen. Ich bin überladen mit Arbeit und untüchtig zu arbeiten; gleichwohl hängt die wenige Zufriedenheit meines Lebens, die mir das Schickſal noch übrig läßt, ganz davon ab. Ich vergieße unzählbare unnütze Thränen, und werde durch ein verdoppeltes Zittern meiner Hände von denjenigen Beſchäftigungen abgehalten, die allein mir dieſes traurige Leben noch erträglich machen können. Hier haben Sie, meine Freundin, ein ſchwaches Bild meines Zuſtandes. Gönnen Sie mir Ihr Mitleiden. Wie ſteht es bey Ihnen? Wie viel leidet Ihr Herz bey dieſen critiſchen Umſtänden? Schreiben Sie mir doch alles um unſerer Freundſchaft willen! Dieſes iſt die Arbeit von zween Tagen. Zehen Zeilen werden mir jetzt ſo ſauer, als ſonſt nicht ſo viel Seiten. Leben Sie wohl. Sie haben keinen vollkomnen Begriff weder von meinem Leiden, noch von meiner Ergebenheit gegen Sie.

Gottſched.

Hundert und ſieben und achtzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 12. Febr. 1757.

Sie thun Wunder. Sie gehn in Ihrer Ueberſetzung mit Rieſenſchritten fort, und wir hätten keine fleißigere Gehülfin wählen können. Warum wollen Sie die Frau **Guion** meinem Freunde überlaſſen? Er trägt mir auf Ihnen zu ſagen, es ſey eine angenehme Schwärmerin, Sie ſollten dieſe mit einigen myſtiſchen Blümchen ausſchmücken, ſo würde Sie auch in deutſcher Tracht reizend ſcheinen. Er hingegen will die letzten Kriege und Staatsgeſchäfte Ludwigs des XIV. nebſt den letzten Beſchäftigungen einer eisgrauen und bejahrten Maintenon für ſich behalten. Sehn Sie nur, wie uneigennützig mein Freund iſt, oder vielmehr, wie er in Ihren Augen ſcheinen will.

Iſt die Nachricht gegründet, daß ein gewiſſer Prediger in Schleſien prophezeyet habe, den 28ſten dieſes Monats würde der Friede wieder hergeſtellet ſeyn? und daß er dieſe Weiſſagung mit ſeinem eigenem Tode verſiegelt habe? Er verdiente canoniſirt zu werden, wenn ſeine Weiſſagung eintrift.

Ich lege Ihnen die Figur des Meſſers bey, mit welchem Damien den König verwundet hat. Die beyden kleinen zackigten Arme des Meſſers ſind mit Gelenken verſehen gewesen, die ſich zuſammen drücken laſſen, ſo daß man das Meſſer nicht aus der Wunde ziehen können, ohne die Verletzung noch tödlicher zu machen. Die hieſigen franzöſiſchen Kaufleute haben ſolche Ausſchnitte von dieſem mörderiſchen Werkzeuge erhalten, die zur ſchaudernden Bewunderung und Abſcheu dienen. Der Böſewicht wird ſeinen Lohn empfangen, und ſchon jetzt, ſagt Haller,

Schlägt über ihm die Noth mit voller Wuth zuſammen,
Verzweiflung brennt in ihm mit nie geſchwächten Flammen,

Und die Unſterblichkeit, das Vorrecht ſeiner Art,
Wird ihm zum Henkertrank, der ihn zur Marter ſpart.
Im Haß mit ſeinem GOtt, mit ſich ſelbſt ohne Frieden,
Von allem, was er liebt, auf immer abgeſchieden;
Gepreßt von jetzger Quaal, geſchreckt von ferner Noth,
Verflucht er ewig ſich und hoffet keinen Tod.

So müſſen denn auch Könige, gute Könige auf ihren Thronen zittern!

Gottſched.

Hundert und acht und achtzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 1. May 1757.

Was der Morgenthau der ſchmachtenden Blume iſt, das iſt mir die Hoffnung deiner Gegenwart, o Freundin! So würde ich Ihnen meine Freude ohngefähr in der Götterſprache ausdrücken, wenn der Freude dieſe Sprache natürlich wäre. Aber in demüthiger, aufrichtiger

Proſa verſichere ich Ihnen, beſte Freundin, daß Ihr Wink, mich vielleicht bald perſönlich zu überraſchen, mich aus einer Trägheit erwecket hat, aus der mich ſelbſt der reizende May nicht reiſſen konnte. Wie vieles hoffe und wünſche und ſehne ich mich Ihnen zu ſagen. Ihr Freund Gellert will Ihnen ſeine geiſtlichen Lieder ſelbſt überreichen, und der Profeſſor May iſt voller Ungeduld die Perſon kennen zu lernen, die ſeine Erziehungsregeln glücklicher ausgeführt hat, als er ſie vorzuſchreiben gewußt.

Kann alles dieſes Sie nicht bewegen, liebſte Freundin, Ihre Reiſe zu beſchleunigen? Können Sie den Bitten des freundſchaftlichſten Herzens widerſtehen? Sie müſſen kommen! Mein Mann ſteht ſchon mit ein paar weißer Handſchuh an der Thüre, und ich voller Sehnſucht an der Treppe. Sie werden mein Geſicht ſehr verändert finden. Der Gram hat alle meine Züge durchwühlet; mein Herz allein kennt keine Verändeänderung. Dieſes iſt immer einerley, und immer Ihr eigen und Ihnen ganz ergeben.

Gottſched.

Hundert und neun und achtzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 16. May 1757.

Alle meine Hoffnung iſt umſonſt, alle meine Anſtalten zu dem freundſchaftlichſten Empfangen ſind vergebens geweſen. Wie oft habe ich nach Ihnen aufgeſehen; mit welcher Sehnſucht habe ich Sie erwartet! Die Ungeduld einer hoffenden Geliebten, die ihren Freund aus dem Feldzug erwartet, kann nicht feuriger ſeyn. Jeder Wagen, den ich rollen hörte, ſchien mir den Gegenſtand meiner Wünſche, meine beſte Freundin zuzuführen, und ſo ließ ich mich drey Tage täuſchen. Wenn Sie mich noch einmal in dieſer Welt ſehen wollen, ſo kommen Sie bald. Der Vorhang wird bald zufallen, und eine lange Nacht mich und diejenige Welt von einander ſcheiden, in welcher ich eine ſo wenig bedeutende Creatur abgegeben habe. —

Sie ſind gar zu gütig, daß Sie mir bey einer Gelegenheit Dank ſagen, wo ich gar keinen verdiene. Ich habe nichts thun können, als veranlaſſen, und dieſes mußte ich aus der wahren Ueberzeugung thun, daß niemand unſerer beſten Fürſtin Aufträge beſſer, als Sie, ausrichten würde. Nicht die Werkzeuge, ſondern die Hand des Meiſters verfertigen ein Kunſtſtück. Die Fürſtin allein verdient allen Dank für Ihr Zutrauen; ſo wie ſie Ihnen keinen einzigen ſchuldig bleiben wird, wenn Sie nach Ihrem Sinne in Ihren Ausrichtungen glücklich ſind. Ich ſehe Sie beyderſeits ſich um die Wette beeifern einander gefällig zu ſeyn, und wäre es möglich Sie zu beneiden, ſo geſchähe es bey dieſer Gelegenheit. Doch nein! wie könnte ich auch nur bey dem Scheine dieſes Laſters Anſprüche auf Ihre Liebe, auf Ihre Freundſchaft machen?

Gottſched.

Hundert und neunzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 5. Jul. 1757.

Sie wollen wiſſen, wie ich in meinem neubezogenen Sommerpallaſt, der nicht geräumiger als eine Carthäuſerzelle iſt, meine Zeit zubringe? Wie gewöhnlich, liebſte Freundin, in der Einſamkeit und mit Beſchäftigungen. Geſtern fand ich einen Geſang von **Thomſon an die Einſamkeit**. Er hat mich ganz entzückt, und ich ſchreibe Ihnen ſolchen faſt ganz her; Sie werden mir es danken.

„Heil dir! ewig angenehme Einſamkeit! du „Geſellſchafterin des Weiſen und Tugendhaften,

„ten, vor deren heiligem durchdringenden Auge „der Schwarm der Narren und die Heerde der „Laſterhaften fliehet.

„Welche Freude empfinde ich mit dir zu „wandeln, und auf dein ſanftes liſpelndes Ge„ſpräch zu hören; deſſen Inhalt Unſchuld und „Wahrheit iſt, und unſchuldige Herzen erweicht. „Tauſend Geſtalten nimmſt du an, und in jeder „gefällſt du. Jetzt ſcheinſt du, in einen geheim„nisvollen Traum vertieft, eine einſame Philo„ſophin. Jetzt fliegſt du vom Hügel ins Thal; „nun ſchwingſt du dich zu dem Gewölbe des „Himmels, und die Natur triumphiret in dei„nen Augen. Dann lagerſt du dich in den „Schatten und neigeſt dein gedankenvolles „Haupt. Als Schäferin durchwandelſt du die „Flur und ſpielſt das Haberrohr. Jetzt biſt du „eine Liebende und trägſt die ganze Anmuth „der ſanften Leidenſchaft in deinem Antlitz. „Dann nimmſt du die Geſtalt meiner Freun„din an, wenn ſie im ſtillen unbeſuchten Thal

„auf die Lieder der Nachtigall ihr lauſchendes „Ohr richtet. Tauſend Geſtalten nimmſt du „an, und in jeder Geſtalt gefällſt du.

„Dein iſt der Hauch des Morgens, wenn „die bethaute Roſe aufblüht; wenn die mittä„gige Hitze herabſtralt, ſo iſt das ſchattigte „ſchweigende Gehölze dein. Doch vornehmlich „iſt, wenn der Abend kommt und die Land„ſchaft verſchwindet, die zweifelhafte Dämme„rung und die dem Nachdenken ſo holde „Stunde dein.

„Herabſteigende Engel ſegnen dein Gefolge, „die Tugenden des Weiſen und des Landmanns. „Die weiß gekleidete Unſchuld, die aufmerkſame „Betrachtung, ſelbſt die Religion mit ihrem ver„ehrungswürdigen Antlitz umgeben dich.

„O laß mich in deinen geheimen Aufent„halt eindringen, und nimm mich in deine ver„borgenen Wohnungen auf. Laß mich immer „von deinen Entzückungen begeiſtert, immer „von der Welt abgeſondert, und von keinen

„Sterblichen geſehen ſeyn, es ſey denn Lycidas oder Dorinde.“ —

Aber den ſüßeſten Vortheil, den die Einſamkeit gewährt, hat der Dichter doch vergeſſen. Vermuthlich kannte er ihn ſelbſt nicht. Sie iſt, und nicht ſelten, die einzige Freundin der Unglücklichen. Ihr opfern ſie in ungeſehner Melancholey ihre Thränen; Thränen, die ſie oft vor keinen Zeugen vergießen dürfen. In der Einſamkeit ſpricht der verborgenſte Schmerz laut und unverſtellt, wo ihn kein peinlicher Zwang feſſelt. Von dieſer Seite kenne ich jetzt vornehmlich die Einſamkeit. Leben Sie wohl, verzeihen Sie Ihrer Freundin, daß ſo viele traurige Gegenſtände ſie in die Faſſung ſetzen ſo traurig zu ſchließen.

Gottſched.

Hundert und ein und neunzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 1. Septbr. 1757.

Beſte Freundin,

Ich ſoll der Fürſtin einen Aufſatz zu Erziehung einer jungen Fräulein ſchicken. Sie iſt verwayſt, und dieſe Dame will ſie in ihren Schutz und in ihre Verſorge nehmen. Sie, meine Freundin, die den glücklichſten Verſuch an Ihrer eigenen Tochter gemacht haben, Sie müſſen mir in dieſem Auftrage helfen. Ich will mich nicht mit fremden Federn ſchmücken, ich will unſerer Fürſtin ſagen, daß die Erziehungskunſt über meine Kräfte geht, und daß die Vorſehung ſelbſt dieſe Wahrheit beſtätiget hat, da ſie mir Kinder verſagte; daß ich aber eine Freundin habe, die alles weis, was nicht allein zur theoretiſchen, ſondern auch zur practiſchen Erziehung erfordert wird, und daß ich mir deren Beyſtand ausgebeten habe.

Sie haben mir oft geſagt, daß äußerliche Verhältniſſe gemeiniglich ſchuld wären, wenn die einſichtsvolleſten Eltern ihren Kindern nicht die vollkommenſte Erziehung geben könnten. Stellen Sie ſich nun einmal vor, daß ſie keine Koſten ſparen wollten, und nach dieſer Vorſtellung machen Sie mir Ihren Entwurf. Eine Fürſtin kann ohne Unbequemlichkeit einige hundert Thaler mehr daran wenden. Ich erwarte den erſten Aufſatz in acht oder zehen Tagen von Ihnen. Dieſer ſoll das Bild einer wohlerzogenen Fräulein nur eſquiſſirt zeigen; ich werde Ihnen hernach zu völliger Ausarbeitung mehr Zeit laſſen. Verſagen Sie mir dieſe Bitte nicht. Ich nehme keine Entſchuldigung an, ohngeachtet Ihre Beſcheidenheit deren ſehr viel finden wird. Die Freundſchaft fordert dieſe kleine Mühe, die Sie zum Dienſt einer Fürſtin übernehmen,

nehmen, deren Werth ihr ein Recht darauf erwirbt. Dies iſt alles, was ich Ihnen ſagen kann, und der ſtärkſte Bewegungsgrund ſich ſo bald als möglich dieſer Arbeit zu unterziehen. Ich erwarte ſolche voller Ungeduld.

Gottſched.

Hundert und zwey und neunzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 4. Septbr. 1757.

Der Wunſch, den Dir die Freundſchaft bringet,
Kommt aus der treuſten Bruſt hervor,
Und ſeine ſtille Stimme dringet
Bis zu der Vorſicht Thron empor.

Ich weis, mit freundſchaftlichem Sehnen,
Willſt Du mein Wohl, mein wahres Glück;
Du weiſt, mit ächter Liebe Thränen
Wünſch ich Dein Wohl, Dein wahres Glück.

Das nahe Feſt von Deinem Leben
Iſt mir willkommen ſo wie Dir;
Die Freuden, die Dein Herz erheben,
Gab auch der gütge Himmel mir.

Ein jeder Deiner künftigen Tage
Sey wie ein heitrer Frühlingstag.
Nur ſchüchtern ſtehe Leid und Klage
Dem Heere aller Freuden nach,

Doch laß die ſeligen Gefühle
Der Freundſchaft ſtets uns heilig seyn;
Ihr noch an unſrer Tage Ziele
Die letzten Augenblicke weyhn.

Sehn Sie, wie ſchwatzhaft heute meine Muſe war; ſie iſt nicht immer ſo gefällig. Es ſcheint, daß ſie ein Verſtändnis mit Ihnen hat, und eben ſo gerne, wie ich ſelbſt, mit meiner liebſten Freundin ſprechen mag. Hier folgt der zweyte Theil von Teſſins Briefen, der Ihnen gewiß eben ſo wie der erſte gefallen wird. Ich wünſchte dieſen Prinzen einſt auf dem Thron zu ſehen, den ihm die Vorſehung beſtimmet hat, und ich wünſchte zu erfahren, ob er der Regent ſeyn wird, zu dem ihn Teſſin als Prinz bildete. Doch wo denke ich hinaus? Dies iſt eine der glücklichen Scenen, die für Ihre Kinder und deren Zeitgenoſſen beſtimmt und aufgehoben iſt. Meine Geſundheit iſt ſehr baufällig. Es würde mit derſelben gewiß beſſer ſeyn, wenn ich das allgemeine Elend und das beſondere Unglück verſchiedener Perſonen, die ich liebe und verehre, mit gleichgültigen Augen anſehen könnte. Ein empfindſames Herz gehört unter die geheimen Beſchwerlichkeiten dieſes Lebens, es leidet bey allen leidenden Gegenſtänden, wenn es ſich außer Stand ſiehet allen zu helfen. Und doch möchte ich dieſer Leiden ohngeachtet, und die kein Arzt heilen kann, kein gleichgültig Gemüth haben. Wie viel wahres Vergnügen entbehren die kalten unempfindlichen Seelen? Jetzt verlaſſe ich Sie, liebſte Freundin, mit der herzlichſten Umarmung, und eile der beſten Fürſtin in einem ehrfurchtsvollen Ton zu ſagen, was ich Ihnen ſo natürlich, ſo aufrichtig und mit dem lebhafteſten Gefühl der Freundſchaft ſage, mit welcher ich Ihnen ganz eigen bin.

Gottſched.

Hundert und drey und neunzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 17. Octobr. 1757.

Liebſte Freundin,

Der nordiſche Salomon iſt bey uns geweſen, dies wiſſen Sie vielleicht ſchon: aber dies wiſſen Sie nicht, daß derſelbe meinen Mann gleich nach ſeiner Ankunft hat rufen laſſen; und daß dieſer die Gnade gehabt, mit dieſem Weltbezwinger ein paar Stunden in Unterredung zu ſeyn. Sie werden eine ganze Erzählung davon erhalten, dieſe ſoll authentiſch ſeyn; wie viel Nebengeſchichte und Fabeln werden ſich auch bey dieſer

Gelegenheit verbreiten! Die Werke der vornehmſten franzöſiſchen Schriftſteller ſind der Hauptgegenſtand dieſer Unterredung geweſen. Der König verlangte endlich von meinem Freund einige Strophen aus einer Ode des Rouſſeau, die er für unüberſetzlich hielt, deutſch zu ſehen. Ich will Ihnen den Verſuch ſogleich überſchicken und Ihnen auch den Erfolg melden. Bey allen dieſen Vorfällen ſitze ich in meiner Zelle, gebe eine Zuſchauerin aller Auftritte ab, die ſich jetzt auf dem Welttheater ereignen, und leide und ſeufze im Verborgnen —

Sie geben ſich alle Mühe der Fürſtin ihre Gedanken zu errathen, ihren Wünſchen zuvor zu kommen, ihren Beyfall zu erhalten, und mich, darf ich es ſagen? mich auszuſtechen. Der Himmel ſey Ihr Lohn für dieſe Emſigkeit, liebſte Rivale. Es müſſe Ihren Kindern für den Eifer noch wohlgehen, den Sie für dieſe vortrefliche Frau bezeigen. Ich empfinde bey dieſen Nachrichten aus Zerbſt eben die Eiferſucht, die ein Vater empfindet, wenn ſein einziger Sohn ihn zu übertreffen ſucht, und ſeinen Zweck erreicht. Er weint wohl, aber für Freuden.

Ich habe jetzt die Stahltropfencur angefangen, hauptſächlich aber in Rückſicht Ihrer, liebſte Freundin. Ich will deren ſo viel und mehr, als mein Arzt verlangt, verſchlucken, damit meine Freundſchaft gegen Sie einen Harniſch bekomme, den der Tod mir nicht entreiſſen ſoll.

Gottſched.

Hundert und vier und neunzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 19. Octobr. 1757.

Ich habe Ihnen verſprochen die Strophe des Rouſſeau und die Ueberſetzung des deutſchen Dichters zu überſenden. Hier iſt ſie:

Sous un plus heureux auſpice
La Deeſſe des amours
Veut qu'un nouveau ſacrifice
Lui conſacre vos beaux jours.
Deja le bûche s'allume,
L'autel brille, l'encens fume,
La victime s'embellit;
L'amour même la conſume,
Le Miſtere s'accomplit.

Ueber-

Ueberſetzung:

Mit ungleich glücklicherm Geſchicke
Gebeut die Göttin zarter Pein,
Ihr deine ſchönen Augenblicke
Zum Opfer noch einmal zu weyhn.
  Der Holzſtoß hebt an aufzugehn;
Der Altar glänzt, des Weyhrauchs Düfte
Durchdringen ſchon die weiten Lüfte;
Das Opfer wird gedoppelt ſchön.
Durch Amors Glut iſt es verflogen,
Und das Geheimnis wird vollzogen.

Was meynen Sie, iſt der Sinn des Originals getroffen? Und für welche ſcharfſichtige Augen hatte der Dichter zu arbeiten! Ich für mein Theil hätte lieber geſagt: Der König habe recht, Rouſſeau ſey unüberſetzlich, als daß ich es gewagt hätte mich der Critik einer matten übel gerathenen Ueberſetzung auszuſetzen. Hier leſen Sie das Königliche Handſchreiben darauf:

„Je vous remercie de la Strophe de Rouſſeau, je m' etonne que vous l'ayés pû rendre en allemand."

Alles dieſes werden Sie von der Hand meines Freundes noch weitläuftiger erfahren, und auch einige poetiſche Zeilen von der Meiſterhand des Königs zu leſen bekommen. Ich habe nur die erſte Nachricht von dieſer meinem Freunde ſo intereſſanten Begebenheit melden wollen. Ich würde nicht ſo gleichgültig dabey ſeyn, wenn nicht das allgemeine Elend mich faſt in Staub legte. Mein Auge kann nur voller Thränen den Sieger erblicken.

Gottſched.

Hundert und fünf und neunzigſter Brief.

An Madam Gottſched.*)

Dresden im Octobr. 1757.

Beſte Freundin,

Sie ſind mit mir einig, daß die Erziehung junger Fräulein und überhaupt aller Frauenzimmer von einem gewiſſen Stande eines der wichtigſten Geſchäfte iſt. Künſte und Wiſſenſchaften ſind bey allen geſitteten Völkern bis zur Vollkommenheit getrieben. Man wendet alles an, dem Staate gute Bürger zu liefern: aber man ſorgt nicht mit gleichem Eifer für gute Bürgerinnen. Denn wie oft, leider wie oft, wird die Erziehung der Töchter vernachläßiget!

---

*) Dieſer Brief iſt die Antwort auf ein Schreiben der Madam Gottſched vom 1 Septbr. wegen der Erziehung eines jungen Fräuleins.

läßiget! Die Folgen dieſer Verabſäumung ſind eben ſo natürlich, als ſie traurig und dem Staate ſchädlich ſind. Denn hängt nicht das Wohl ganzer Familien von tugendhaften Frauen und rechtſchaffenen Müttern ab? Viel groſe Männer und verſchiedene einſichtsvolle Perſonen unſers Geſchlechts haben dieſen Fehler längſt getadelt und durch ganze Bücher voller Anweiſungen verbeſſern wollen. Wie ſelten aber werden die Abſichten, ſo dieſe Menſchenfreunde bey ihrer Arbeit gehabt, erreichet? Es war denſelben leicht, die Mängel der gewöhnlichen Erziehung zu entdecken, und Mittel anzugeben, wodurch ſolche verbeſſert werden könnten: aber unendlich ſchwer iſt es, Perſonen zu finden, die ihre Lehren in Erfüllung bringen können und wollen. Wie ſelten werden die Vorſchriften eines Lock, eines Rollin, Fenelon, einer Lambert und einer Beaumont ausgeübet? Theils liegt der Fehler in den Eltern, theils liegt er oft in dem Mangel der natürlichen

Fähigkeiten bey den Kindern. Und wie ſchwer wird dieſer durch die Kunſt verbeſſert! Es gehöret doppelter Fleiß von der einen Seite und unermüdete Geduld und Nachſicht von der andern darzu; der ganze Zweck wird in dieſem Falle nie erreicht. Oft und am meiſten pflegt man auch die Erziehung ſolchen Perſonen aufzutragen, die nur eingeſchränkte Begriffe davon haben und nichts weniger, als die Geſchicklichkeit Kinder zu erziehen, beſitzen. Durch die üble Wahl ſolcher Perſonen wird der Jugend der größte Nachtheil zugezogen; Zeit und Koſten werden ohne Nutzen verſchwendet. Endlich findet ſich noch ein Umſtand, welcher viele Eltern verhindert, das glücklichſte Genie ihrer Kinder auszubilden: Ihre Mittel ſind nicht hinreichend, die unentbehrlichen Koſten darauf zu wenden. Wie viel Talente bleiben daher unentwickelt, die wie ein durch die Hand des Künſtlers polirter koſtbarer Stein einen doppelten Werth erhalten würden, wenn ſie ſich in ihrem ganzen

Lichte zeigen könnten. Wie glücklich iſt die junge Wayſe, die durch den Schutz einer einſichtsvollen und großmüthigen Fürſtin den frühen Verluſt ihrer verſtorbenen Eltern nicht bemerket, und deren Erziehung in aller Betrachtung ganz vortreflich ſeyn kann und wird? Ich nehme hier das Wort **Erziehung** nicht in dem falſchen Verſtande, darinnen es von den meiſten genommen wird, die ſich dieſer ſchweren Pflicht ohne Kenntnis und Neigung unterziehen; die, wenn ein junges Fräulein eine tiefe Verbeugung machen, ein franzöſiſches Compliment herſagen, in Geſellſchaft ſpielen und auf einem Ball mit Beyfall tanzen kann, den ganzen Umfang der Erziehungskunſt bey ihrer Schülerin erfüllt zu haben meynen. Wie viel fehlet aber, bey allen dieſen äußerlichen Vollkommenheiten, noch zu einer wahren guten Erziehung, bey welcher das Hauptwerk nothwendig dieſes iſt: **Die Fähigkeiten der Seele und die Neigungen des Herzens kennen zu lernen?** Die erſten müſſen weislich beſchäftiget und in Wirſamkeit geſetzet, die andern gebildet oder verbeſſert werden. Die Genies ſind ſo unterſchieden als die Geſichtszüge, und jedes Gemüth erfordert eine beſondere Behandlung; ſo wie zur Bildung des Verſtandes der Aufwand der nöthigen Koſten und die Wahl der beſten Meiſter vorausgeſetzet wird. — Nur auf dieſe Weiſe kann man ſich einen glücklichen Erfolg verſprechen.

Sie verlangen einen Aufſatz von mir, wie eine gute Erziehung eingerichtet werden ſoll. Dieſes Zutrauen, liebſte Freundin, iſt ſehr ſchmeichelhaft, und ich ſollte es faſt nicht wagen, Ihnen einen unvollkommenen Plan zu entwerfen, bey deſſen Ausführung ich ſelbſt nicht zugegen ſeyn kann, und daran vielleicht die Perſonen, denen ſolche aufgetragen wird, viel zu tadeln finden werden. Allein meine Freundin fordert es, und was könnte ich dieſer abſchlagen? Hier haben Sie einen kurzen Entwurf, prüfen Sie ihn, ehe er den Augen einer ſcharfſinnigen

Fürſtin vorgelegt wird. Ihr Beyfall wird mir ſchätzbar ſeyn, und Ihr Tadel mich beſſern. Ich erwarte dieſen ſo begierig als jenen. Der erſte Theil meines Plans ſoll

die unentbehrlichen Wiſſenſchaften enthalten.

In dem zweyten rede ich

von den nützlichen und angenehmen Kenntniſſen.

Ich fange natürlich bey der **Religion** an. Dieſe muß nothwendig das wichtigſte Stück bey jeder guten Erziehung ſeyn. Man kann der Jugend nicht früh genug die Ehrfurcht und Liebe gegen das höchſte Weſen einprägen. Hierzu gehören ſolche Begriffe, die der Größe ihres Gegenſtandes gemäß ſind; und welche ſind dieſe? Keine andere, als erhabene, ſchriftmäßige und überzeugende Begriffe. — Man muß der jungen Schülerin das vornehmſte Stück alles unſers Wiſſens beybringen, nemlich die Beweiſe, daß ein Gott ſey, und daß ſie dieſen nach ſeinem Weſen und Werken, ſo viel es unſer eingeſchränkter Verſtand verſtattet, kennen zu lernen ſich bemühe. Sie muß das Weſen und die Natur der Seele kennen lernen, und von ihrer Unſterblichkeit verſichert ſeyn, ohne welche der Menſch das elendeſte unter allen Geſchöpfen wäre. Die Ueberzeugung von dieſen Wahrheiten wird ihr nicht nur den Werth der geoffenbarten Religion zeigen, ſondern auch zu einem Schilde wider die heutigen Freygeiſter dienen, mit welchen unſere Zeiten ganz überſchwemmet ſind, und die durch ſeichte Vernunftſchlüſſe oder heilloſe Spöttereyen über die Religion den beſten Gemüthern ein Anſtoß werden, und bey einem ungeübten Verſtande Zweifel erregen, die einen unglücklichen Einfluß in das ganze Leben, ja in die Beſtimmung ihres ewigen Schickſals haben können. Hiernächſt muß man der jungen Schülerin durch unumſtößliche Gründe die Göttlichkeit der heilgen Schrift beweiſen, und, daß der Stifter unſerer Religion der Sohn Gottes iſt, überzeugend darthun. Dieſes iſt ein Artikel, nur gar zu oft flüchtig abgehandelt wird, und den man bey der gewöhnlichen Anleitung vieler tauſend junger Seelen auf dem Wege des Heils nur ſeichte zu berühren pfleget; da er doch der erſte, der wichtigſte ſeyn ſollte. Es wäre überflüßig, die Nothwendigkeit eines gründlichen Unterrichts in der Religion hier zu beweiſen; die Sache redet für ſich ſelbſt. Wie unbedächtig muthet man vielen Menſchen zu, ihr Leben, ihr Vermögen für eine Lehre aufzuopfern, von welcher ſie nicht gründlich überzeuget ſind, daß ſie wahr ſey, und ihre Bekenner zeitlich und ewig glücklich mache. Der Zuſpruch eines Geiſtlichen allein beruhiget ſelten ein geängſtetes Gewiſſen; in der Stunde der Anfechtung iſt eine ſeichte Kenntnis ein leidiger Troſt: es gehöret das innere Gefühl einer wahren Ueberzeugung darzu. Von Jugend auf muß dieſe wichtige Unterweiſung vorgenommen werden; es iſt das einzige Nothwendige, das zu unſerer zeitlichen und ewigen Glückſeligkeit unentbehrlich iſt.

Man verknüpfe mit dieſem Unterrichte unmittelbar die allgemeine Sittenlehre und die Anleitung zu deren Ausübung. Dieſe zeiget der jungen Schülerin diejenigen Handlungen und Pflichten, die ſie Gott, ſich ſelbſt, und einem jeden Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft nach dem Grade derjenigen nähern und größern Verbindung ſchuldig iſt, worinnen ſie mit demſelben ſtehet; und nach dem Maaß der Kräfte, das ſie von der Vorſehung zur Ausübung dieſer Pflichten erhalten hat. Dieſer Unterricht ſey ununterbrochen, bis das Fräulejn zu einer vollkommenen Kenntnis und Fertigkeit in Beobachtung dieſer Pflichten gekommen iſt. Es muß derſelbe an keine Lehrſtunden gebunden ſeyn; jede müßige Minute iſt darzu geſchickt. Ich ſetze voraus, daß ihre Hofmeiſterin ſelbſt richtige Begriffe von der Sittenlehre habe; daß ſie mehr auf die Ausübung derſelben in der geringſten Handlung ihrer Untergebnen ſehe, als ſie bey einem langweiligen theoretiſchen Unterrichte aufhalte,

halte, der nicht durch ihr **eignes Beyſpiel** beſtätiget wird.

Sie haben mir das Alter der jungen Fräulein nicht beſtimmt; geſetzt aber, daß ſie ſchon zehn Jahre und drüber wäre: ſo würde ich mich mit derſelben noch beym Leſen aufhalten. Sie lachen, liebſte Freundin. Sie ſagen, das junge Fräulein würde ſich beleidiget halten, daß ich ſo wenig Zutrauen zu ihr hätte, und nicht vermuthete, daß ſie leſen könne. Ich glaube ganz gewiß, daß ſie Worte und Sylben zuſammen ſetzen kann: allein ich verlange, daß ſie deutlich, angenehm und verſtändlich, kurz zu ſagen, daß ſie mit Empfindung leſe, und dem Sinne des Verfaſſers nichts vergebe. Sie ſoll jeder Schreibart ihr Recht wiederfahren laſſen, keines Verfaſſers Schrift durch ihren Ton entſtellen, und ſich nicht auf das Vorurtheil ſtützen: ein Frauenzimmer dürfe nicht ſo gut als ein Gelehrter leſen. Daß manches Frauenzimmer gewiſſe Geſchicklichkeiten nicht hat, beweißt noch gar nicht, daß ſie dieſelben nicht haben könne und ſolle. Ein fleißiges Vorleſen in Gegenwart ihrer Lehrmeiſter wird das beſte Mittel ſeyn dieſe Kunſt zu erlernen, und ſie in der Rechtſchreibung feſtſetzen, die ein zuverläßiger Beweis eines guten Unterrichts iſt. Ich verſtehe darunter, daß ſie den Grund anzuführen wiſſe, warum ſie ein Wort ſo und nicht anders ſchreibt. Hieraus folget eine gründliche Kenntnis ihrer **Mutterſprache**. In dieſer muß ſie die beſten Ausdrücke in ihrer Gewalt haben, und ſich kurz, deutlich und angenehm erklären lernen, ohne in den pedantiſchen, ſchwülſtigen Ton zu verfallen. Eine gute Wahl auserleſener Schriften wird bey unſerer Schülerin nicht allein Luſt zum Leſen erwecken; ſie wird auch ihr Ohr und ihre Zunge unvermerkt zu den beſten Ausdrücken gewöhnen; eine Vollkommenheit, wodurch gut erzogene Perſonen ſich von dem Pöbel auch in der Sprache unterſcheiden ſollen.

Die Schreibekunſt iſt ein Stück, worinnen man nie genug von jungen Leuten fordern kann. Nicht des Nutzens zu gedenken, daß ihre natürliche Flüchtigkeit durch dieſe Uebung, ohne ihren Verſtand anzuſtrengen, einigermaßen gehemmet wird, ſo iſt eine ſchöne Handſchrift für ein junges Frauenzimmer eine groſe Zierde, die ihrem Fleiße und ihrer Aufmerkſamkeit Ehre macht. Sie iſt unſerm Geſchlechte doppelt nöthig. Man vermuthet von demſelben oft nichts, als gedankenleere Zeilen, und ſie können ſich die Geduld und Bemühung ihrer Leſer durch nichts als eine zierliche Schrift, erbitten, die, ſo zu ſagen, ſtillſchweigend eine gütige Nachſicht fordert.

So bald die Hand geübet iſt, ſoll die junge Schülerin deutſche **Briefe** ſchreiben. Hierzu gebe ich keine andere Anweiſung, als daß man ſelbſt richtige Begriffe von allem habe, was man ſchreiben will, und ſeine Gedanken ordentlich, deutlich und in möglichſter Kürze ausdrücke. Mit allen Regeln, ſo man darzu giebt, wird der rechte Zweck nicht erreichet. Die Natur und die Empfindungen müſſen hier die beſten Lehrmeiſterinnen ſeyn; ein natürlicher, ungekünſtelter Vortrag macht den angenehmſten Brief aus, und die Sprache unſers Herzens muß darinnen ausgedrückt ſeyn. Man findet nur wenig witzige Köpfe, die in ihrer Schreibart verſchiedene Charactere zeigen, und deren Stil eben ſo erhaben als natürlich und fließend, eben ſo ſcherzhaft als unterrichtend, eben ſo beißend als freundſchaftlich ſeyn kann. Ich verlange nur, daß meine Schülerin ſich ihrem Character gemäß, ungezwungen, und doch in einer gewählten Sprache ausdrücken lerne. Zu dem Ende würde ich ihr die beſten Briefe aus verſchiedenen Sprachen zu leſen geben, weil wir noch wenig gute Originale in der deutſchen Sprache haben, die einem jungen Frauenzimmer ohne Nachtheil, und ſo wie der Frau von Sevigne ihre Briefe, zur Nachahmung könnten empfohlen werden. Der Character muß in allen Briefen hervorleuchten, und die Natur nur durch die Kunſt in Ordnung gebracht, niemals unterdrückt werden.

Die **Erdbeſchreibung** iſt einem jungen Frauenzimmer gleichfalls unentbehrlich. Es klingt in dem ſchönſten Munde lächerlich, wenn der Sitz des römiſchen Kayſers nach Rom, und der Stuhl des Pabſtes nach Conſtantinopel verſetzt wird. Sie ſoll nicht nur einige Begriffe, ſondern eine gründliche Kenntnis davon haben. Hierzu geſellet ſich die **Genealogie** der deutſchen hohen Häupter und ihrer eigenen Durchl. Landesherrſchaft, nebſt denen mit derſelben verbundenen fürſtlichen Häuſern. Ein wohlerzogenes Fräulein kann ohne dieſe Kenntnis eben ſo wenig, als ohne einige kleine Wiſſenſchaft der Heraldie ſeyn. Da die Verſchiedenheit der Wappen oft Familienangelegenheiten und Vortheile ausmachen, und bey der Wappenſprache, ſo wie bey der Jagd, beſondere Benennungen vorkommen, ſo wird man oft ſehr unwiſſend ſcheinen, und es auch wohl mit Schaden ſeyn, wenn man darinnen ſo fremd, als in unbekannten Ländern iſt. Aus eben dieſen Gründen ſoll die junge Schülerin zur Kenntnis der Geſchichte angeführet werden. Ich nenne hier vorzüglich die Arbeiten einer Beaumont, ſo wohl in ihren Magazins, als den neuern Auszug der Weltgeſchichte, den ein Schlegel zu überſetzen würdig fand.

Die Rechenkunſt muß mit den erwähnten Wiſſenſchaften in gleichem Range ſtehen. Die fünf Species und die Regel de Tri ſind unentbehrlich. Eine in der Rechenkunſt ungeübte Perſon wird, dies wiſſen Sie, niemals eine vollkommene Wirthin ſeyn.

Das Tanzen iſt ſowohl in Abſicht auf die Erziehung, als auf die Geſundheit vortheilhaft. Der beſte Meiſter muß ſowohl in dieſer Kunſt, als in allen übrigen gewählet werden. Die junge Perſon muß geraume Zeit zubringen, blos ihre Stellung, ihr Gehen, Stehen, Niederſitzen, Hinausgehen, Hereinkommen und ihre Verbeugungen einzurichten, bevor noch von einem Pas die Rede iſt. Auf dieſes Pas und die darauf folgenden Figuren muß wieder eine geraume Zeit Mühe und Arbeit verwendet werden, ehe man etwas ganzes unternimmt. Wenn unſre Schülerin glaubt, ſie dürfe nur einige wohl oder übel gebildete S in der Luft ſchneiden, und von dieſer Uebung nicht ſo müde wird, als wenn ſie zwo Stunden getanzet hätte, ſo hat das Menuet nichts getaugt, und ſie wird niemals in ihrem Anſtande und in ihrem Körper diejenige Feſtigkeit der Gelenke bekommen, die die vornehmſte Frucht vom Tanzen iſt und ſeyn ſoll. Ihr Gang, ihre Stellung muß beweiſen, daß ſie den Unterricht, den ſie erhalten, zu gebrauchen weis. Alle Augenblicke kann ſie dieſes zeigen; im Tanzen findet ſich nur ſelten Gelegenheit Beyfall zu erhalten. *)

Die

---

*) Ich glaube dieſen Punct nicht zu viel berührt zu haben. Einige Jahre nachher, als dieſes geſchrieben, fand

Die neuern Sprachen ſind ein Vorzug, ohne welchen ein Frauenzimmer vom Stande faſt nicht wohl erzogen heißen kann. Inſonderheit iſt die franzöſiſche Sprache höchſtnöthig. Dieſe muß ſie bis zur Vollkommenheit zu bringen ſuchen. Von den übrigen wünſchte ich, daß ſie ſo viel davon erlernte, als erfordert wird die vortreflichſten Schriftſteller zu verſtehen, die jede von ihnen aufzuweiſen hat, und die jedes Frauenzimmer leſen ſoll und kann, ohne pedantiſch zu ſcheinen. Sie werden ihren Geſchmack läutern, ihre Seele mit den erhabenſten Empfindungen nähren, und ihr in traurigen oder zufriedenen Stunden das reinſte und dauerhafteſte Vergnügen verſchaffen.

Die Vernunftlehre ſoll eine ihrer wichtigſten und vornehmſten Beſchäftigungen ſeyn. Sie

lehret

fand ich, daß der würdige Verfaſſer der **Frauenzimmer-Predigten** das Tanzen als eine erlaubte und nützliche Zierde des weiblichen Geſchlechts anführet.

lehret uns die Kräfte unſers Verſtandes in Unterſuchung der Wahrheit recht gebrauchen, uns nicht durch Scheingründe verblenden zu laſſen, und Trugſchlüſſe für Wahrheiten anzunehmen. Eine Wiſſenſchaft, die uns in tauſend Fällen des Lebens zu ſtatten kommt, unſerer practiſchen Klugheit die rechte Richtung giebt, ſich über jede unſerer Handlungen verbreitet, und die beſte Richterin über dieſelben oder über deren Bewegungsgründe iſt. Kurz, ſie macht dasjenige, was wir im gemeinen Leben mit einem unbeſtimmten Namen eine vernünftige Perſon zu nennen pflegen.

Dieſes ſind meiner Meynung nach die nöthigen und ganz unentbehrlichen Wiſſenſchaften. Ich fange den Unterricht der nützlichen und angenehmen Kenntniſſe mit der Muſik an.

Ich geſtehe, daß ich bisher immer geglaubet, nicht ein jeder Menſch ſey darzu gebohren, weil ich allezeit ein eignes von der Natur bereitetes Genie darzu verlanget habe. Ein großer

Meiſter dieſer Kunſt aber hat mich nachher verſichert, daß der Schöpfer in jedes Genie ſo viel Harmonie geleget, als zu der Tonkunſt erfordert würde, und daß es blos auf eine gewiſſe Begierde und den nöthigen Fleiß ankäme, dieſes Talent zu üben. So würde ich denn meine Schülerin auch das **Clavier** lernen laſſen. Sie muß aber nicht auf der erſten Stufe ſtehen bleiben; denn daß ſie nur eine Menuet oder Polonaiſe hertrillern lerne, darzu iſt die darauf verwendete Zeit zu edel. Wenn ſie Neigung darzu hat, wird ſie es ſo weit bringen, als ein Frauenzimmer es bringen kann, die es denen nicht gleich thun darf, die Profeſſion davon machen.

Hat die Natur ihr eine Stimme gegeben, ſo thut ſie wohl, wenn ſie ſich auch im **Singen** übet. Die erlernte Tonkunſt wird den Geſängen einen neuen Reitz und Werth für ſie verſchaffen, und es iſt außerdem nichts kläglicher zu hören, als wenn junge Perſonen alle Geſänge in einem Tone ſingen.

Das Zeichnen iſt eine Kunſt, worzu Neigung und Talent erfordert wird, und dieſes wünſchte ich der jungen Schülerin vorzüglich. Dieſe Wiſſenſchaft ſchärft die Aufmerkſamkeit und den Verſtand mehr, als die vorigen. Es iſt gewiß, daß, wenn Perſonen, welche alle Gegenſtände mit Kenneraugen betrachten, nicht nur in dieſelben tiefer eindringen und ſchärfer beurtheilen; ſondern auch die Schönheiten der ganzen Natur ſtärker empfinden, und folglich mehr Vergnügen in dieſer Welt genieſſen, als tauſend Menſchen, die dieſen Vorzug entbehren.

Von der **Poeſie** ſoll ſie nur einige Regeln wiſſen, damit ſie ein Gedicht richtig beurtheilen könne. Es werden wenig Dichterinnen gebohren, und dieſe verrathen ſchon ſelbſt ihren Trieb, und machen ſich mit den tiefern Grundſätzen der Dichtkunſt bekannt. Zu gleicher Abſicht gehöret auch

die **Mythologie**: denn ſonſt verſteht ſie die meiſten Gedichte nur halb. Viele und die beſten

Trauerſpiele und Opern zu verſtehen, wird auch noch eine Kenntnis der alten griechiſchen und römiſchen Geſchichte erfordert. Findet ſich nur der Trieb zum Leſen; ſo wird dieſes eine der angenehmſten Beſchäftigungen für ſie ſeyn.

Wie nützlich iſt ſodann die **Weltbetrachtung**! Es iſt nichts billiger, als daß jeder Menſch den Erdkreis etwas genauer kenne, auf welchem er nach dem Willen der Vorſehung zuweilen ein halbes; oft ein ganzes Jahrhundert ſeine Probezeit zubringen muß. Bey dieſer Gelegenheit findet man viel Stoff

die **Naturlehre** zu berühren, wohin ein vernünftiger Lehrmeiſter ſeinen Unterricht unvermerkt wird zu lenken wiſſen. Des Plüche Spectacle de la Nature iſt hierbey das angenehmſte Buch, das man jungen Perſonen nicht genug anpreiſen kann. Sie erlangen dadurch eine Kenntnis der natürlichen Dinge, welche ein vortreflich Gegengift wider den Aberglauben und die lächerliche Furcht bey den gemeinſten Begebenheiten der Natur iſt. Die Gröſſe des Schöpfers muß ſowohl in dem geringſten Inſect und in der gemeinſten Pflanze, als in dem prächtigen Bau des Himmels und ganzen Syſtem bewundert werden. Durch dieſe und dergleichen Betrachtungen wird unſere junge Schülerin zu der practiſchen Anwendung ihrer bisher gefaßten Lehren geführt. Iſt dieſelbe mit erwähnten Theilen der theoretiſchen Wiſſenſchaften fertig; ſo findet ſie immer ein weites Feld vor ſich, ihre Wißbegierde zu befriedigen. Dieſe wird ſich vermuthlich auch bis auf die **Geſchichte ihres Vaterlandes**, nicht nur des allgemeinen deutſchen überhaupt, ſondern des ihrigen insbeſondere erſtrecken. ——

Iſt man bey der Neigung zur Lectüre auch in der Wahl der Bücher glücklich; ſo können dieſe todten Lehrer den gröſten Nutzen wißbegierigen Gemüthern verſchaffen.

Hier haben Sie, liebſte Freundin, meine Meynung von den Wiſſenſchaften, die einer

Perſon vom Stande nöthig und nützlich ſind; einer Perſon, die ohnfehlbar darzu beſtimmt iſt, an einem Hofe die Stelle einer Staatsfräulein zu bekleiden, wo die Fürſtin ſelbſt Wiſſenſchaften und Kenntniſſe im höchſten Grade beſitzt, und die durch ihre fürſtliche Grosmuth dieſen Erziehungsplan, in Abſicht auf die Koſten, leicht wird ins Werk richten. Der Verſtand der jungen Fräulein wird dadurch entwickelt, ihr Herz zur Tugend gebildet und ihr Wille verbeſſert werden. Soll dieſes nicht die Hauptabſicht bey jeder guten Erziehung ſeyn? Und iſt die **Einflößung guter Neigungen**, die **Gewöhnung zu guten Sitten** nicht eine der vornehmſten Pflichten derjenigen, denen man die Aufſicht über junge Perſonen anvertrauet? Man pfleget ſich in dieſem Stücke zu leicht zu begnügen, und iſt nur gar zu oft mit dem Schein des äußerlichen, bey der Hofmeiſterin ſowohl, als bey der Untergebenen, zufrieden. Wenn eine junge Perſon eine kurze Zeit in Geſellſchaft ſich allen Zwang anthut, um das zu ſcheinen, was ſie ſeyn ſollte, und wovon ſie vielleicht gerade das Gegentheil iſt; ſo wird ſie von Schmeichlern umgeben, und mit großem Beyfall zu ihrem größten Schaden hintergangen. Die Erfahrung hat mich gelehret, daß das meiſte junge Frauenzimmer die Rolle moraliſcher Figurantinnen ſpielen lernet, *) wenn ſie nicht von Jugend auf das Laſter aus Gründen ſcheuen und die Tugend ausüben lernen. Und wenn ihre Vorgeſetzten nicht ſelbſt richtige Begriffe von der Tugend haben und gute Beyſpiele geben; ſo werden die vortreflichſten Lehren ohne Nutzen ſeyn, und die Jugend wird zur Heucheley frühzeitig gewöhnt.

---

*) Lange nach Abfaſſung dieſes Unterrichts habe ich in den Vorleſungen unſers ſel. Gellerts, Deutſchlands Wohlthäter, eben dieſe Gedanken, freylich nach ſeiner Art, das heißt, vortreflich ausgedrückt, gefunden, und mich gefreuet, daß ich darinnen auch mit dieſem Lehrer der Menſchen einſtimmig geweſen bin. S. **Gellerts moral. Vorleſ.** 1. Th. S. 196.

Die Klugheit erfordert, junge Perſonen bey Zeiten auf jeden Beruf vorzubereiten, darzu die Vorſehung ſie beſtimmt hat oder beſtimmen möchte. Ich verlange alſo von einer wohlerzogenen Perſon nicht eben alle oben angeführten Kentniſſe und Wiſſenſchaften. Dieſe ſind einem Hoffräulein unentbehrlich, und müſſen bey einer andern Perſon, nach Beſchaffenheit ihres Standes, ihres Vermögens, ihrer zukünftigen Beſtimmung, erweitert oder eingeſchränkt werden. Es iſt die **Erlernung aller weiblichen Arbeit** auch eine wahre und ganz unentbehrliche Nothwendigkeit. Eine genaue Aufſicht in der Wirthſchaft und eine ſtrenge Ordnung muß ihnen beſtändig angeprieſen und eingeſchärft werden. Welch Unglück, wenn ſolche Perſonen ſich der Willkühr ihrer Kammerleute und übrigen Bedienten überlaſſen, und von dieſen die Vorſchrift ihrer Handlungen, ihrer Kleidung und ihres ganzen Betragens erhalten. Wie unbillig muß man ſeyn, wenn man oft von Leuten, die gar keine Erziehung gehabt, die für einen geringen Lohn in unſre Dienſte treten, wenn man, ſage ich, von denſelben mehr Einſicht, Geſchicklichkeit, Geſchmack und Ordnung verlangen will, als man ſelbſt nicht beſitzt und ausübet?

Welche wichtige Rollen ſind unſerm Geſchlechte beſtimmt und zugetheilt! und wie viel iſt an der guten Ausführung unſers Berufs gelegen! Viele Perſonen ſind ſchon im funfzehnten Jahre auserſehen, reizende und gefällige Gattinnen, kluge Hauswirthinnen und vernünftig zärtliche Mütter zu werden. Die glücklichen oder unglücklichen Folgen dieſer Verhältniſſe entſtehen blos aus der **genauen** oder **nachläßigen** Erfüllung ihrer Pflichten. Und wie ſehr bin ich überzeugt, wenn man alle junge Perſonen nicht nur zu den ſchönen Wiſſenſchaften anführte, ſondern vornehmlich auf **die Bildung eines guten Herzens** und auf **die Vermeidung aller Verſtellung** bedacht wäre; wenn man dieſelben zur fleißigen Arbeit, zur häuslichen Ordnung, zur Eintheilung bey allen unentbehrlichen Dingen und zur Vermeidung eingebildeter Nothwendigkeiten von Jugend auf gewöhnte: ſo würden mehr glückliche Heyrathen geſchloſſen werden, und zufriedenere Ehen daraus erfolgen. Eine Menge rechtſchaffener Männer ſcheuen den Eheſtand, weil ſie fürchten in kurzen zu Grunde zu gehen, wenn ſie ohne Abſicht auf irrdiſche Güter ſich verheyratheten, und blos nach ihrer Neigung wählen ſollten. Die meiſten müſſen Perſonen ſuchen, die ſo viel Einkünfte haben, als die heutige Eitelkeit und unſere verdorbenen Sitten erfordern. Die Nachahmung iſt eine gefährliche Seuche und der Grund zu der Zerrüttung vieler Häuſer. Dieſe Furcht würde vertilget werden, wenn unſerer jungen Welt mehr Neigung zur Ordnung und Wirthſchaft, als zur Eitelkeit und Verſchwendung eingepräget würde.

Die Glückſeligkeit iſt die Hauptabſicht aller Menſchen, und, dieſe zu erlangen, müſſen alle unſre Handlungen auf Vernunft, Religion und

Tugend gegründet ſeyn. Wir verſäumen eine unſerer erſten Pflichten, wenn wir dieſe Grundſätze der Jugend nicht zeitig einflößen und uns bemühen, ſie nicht nur zu vernünftigen Geſchöpfen und nützlichen Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft, ſondern auch zu künftigen Bürgern der Stadt Gottes zu erziehen. Das Glück einer ganzen Ewigkeit hängt von der Erziehung der jetzigen Jugend ab. Wie nöthig iſt es, daß wir ſolche ſtets zu verbeſſern, und die Fehler, die vielleicht bey unſerer eigenen vorgegangen, zu vermeiden ſuchen. Ergötzlichkeiten müſſen der Jugend nothwendig geſtattet werden, damit ſie nicht zügellos darein ſtürzen, ſobald ſie aus der Aufſicht ihrer Eltern oder Vorgeſetzten kommen. Nur die allzuöſtern und allzuſinnlichen Zerſtreuungen müſſen verhütet werden. Es wird dadurch unglaublicher Nachtheil im Wachsthum der Tugend und der Wiſſenſchaften geſtiftet.

Doch wo gerathe ich hin, liebſte Freundin? Ich überſchreite die Gränzen eines Briefes, und der Eifer über eine ſo wichtige Sache, als das Werk der Erziehung iſt, das große Werk, das ſo ſelten und von den wenigſten Menſchen recht behandelt wird, hat mich weiter geführet, als ich im Anfange Willens war. Ich habe Ihnen einen Plan gezeiget, nach welchem ich das junge Fräulein unter dem Schutz einer erleuchteten Fürſtin und zu deren Dienſt bilden würde. Ich kenne die Unvollſtändigkeit und Schwäche meines Grundriſſes; vielleicht ſind auch Fehler darinnen, die ich ſelbſt nicht wünſche, die aber, hoffe ich, doch nicht im Ganzen beträchtlich ſind. —

Noch eins, liebſte Freundin! Willig habe ich ihrem Verlangen gehorchet, und Ihnen die Hauptzüge einer guten Erziehung entworfen. Wenn Sie mich aber nun um eine Perſon fragten, welche alle gute Eigenſchaften einer vollkommenen Hofmeiſterin beſitzt; ſo lege ich die

Hand auf den Mund und ſchweige. Ich zweifle nicht, daß ſich deren noch finden, aber ſie ſind ohne Zweifel noch ſeltner, als die Beyſpiele glücklicher Erziehungen, bey welchen oft eine glückliche Gemüthsart und ein natürliches Genie den Fleiß, die Geſchicklichkeit und den Eifer der Gouvernante erſetzen. Ich behaupte, daß ein Unterricht für angehende Hofmeiſterinnen ein unentbehrliches Werk iſt, und ich wünſchte ſolches aus der Feder einer Beaumont.

Leben Sie wohl, liebſte Freundin, und vergeben Sie dies lange Schreiben

Ihrer

gehorſamen Dienerin
von Runckel.

Hundert und ſechs und neunzigſter Brief.

An die Frau von R.

Leipzig den 15. Nov. 1757.

Sagen Sie mir einmal, meine beſte Freundin! was die Kriegführenden Mächte für ein Intereſſe hätten, unſere Briefe auffangen zu laſſen? Kriegeriſche Neuigkeiten haben uns niemals Papier und Poſtgeld gekoſtet, und was geht die groſſen Feldherren die Geſchichte unſerer Herzen an? Wir unterhalten uns von lauter Menſchenliebe und Freundſchaft; Tugenden, die nichts weniger als heroiſch klingen. Warum höre ich aber keinen Laut von Ihrem Befinden? Haben Sie ſich ſchon von der Beſchwerlichkeit Ihrer Reiſe erhohlt? Sind Sie mit der ziemlich philoſophiſchen Bewirthung Ihrer Freundin zufrieden geweſen? Haben Sie Ihre Familie ſo erfreut über Ihre Ankunft geſehen, als betrübt Sie mich über Ihre Abreiſe verließen? Haben Sie ſich und mich der Durchl. Ermelinde zu Füßen gelegt? Haben Sie die kleine neugebohrne Prinzeßin ſchon geſehen, und Ihre entwickelten Hände geküßt? *) Hat ſie Ihnen zugeweint, oder zugelacht, oder zugeſchlaſen? Fanden Sie bey derſelben

> Der Mutter Sanftmuth in den Zügen,
> Des Vaters Huld in Ihrem Blick;
> Zufriedenheit und ruhig Glück
> Und Grazien zur Seite liegen?

Fragen genug zu beantworten, liebſte Freundin, und keine einzige wird Ihnen geſchenkt. Sie wiſſen, wie begierig ich bin vieles von Ihnen zu hören und zu leſen.

Gottſched.

---

*) Die Durchl. Prinzeßin Amalia von Sachſen.

Hundert und ſieben und neunzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 21. Nov. 1757.

O Gott! welch eine Nachricht! So ſehnlich ich einem Schreiben von Ihnen entgegen geſehen, ſo ſehr hat mich dasjenige erſchrecket, welches ich vor wenig Stunden erhalten. Welcher Schlag für unſer unglückliches Sachſen! Dies arme bedrängte Land wird jetzt durch den Tod der Königin noch tiefer gebeuget. Die Vorſehung nimmt uns eine Landesmutter, welche eine Schutzgöttin der Bedrängten war, und deren eifriges Gebet gewiß den gänzlichen Untergang von einem unter der Laſt des Krieges ſeufzenden Volke bis hieher noch abwenden half. Mit welchem Heldenmuthe hat dieſe große Königin alles Ungemach erduldet! Ihre

Seele ward von der Religion mit unüberwindlichen Waffen ausgerüſtet. Sie war groß durch ihre Geburt, durch ihre Würde, durch alle fürſtliche Tugenden, die jemals Kronen verdienten; aber ihre Seele war in den Augen Gottes ſo werth geachtet, daß er ſie uns entzog, um ihre Prüfungen mit ſeliger Unſterblichkeit zu belohnen. O wie ſelig ſind die Todten, die jetzt in dem Herrn ſterben; deren Augen nicht für ihre eigenen Leiden und die Leiden ihrer Mitbürger Thränen des Mitleidens und des Schmerzens weinen dürfen! Dieß iſt auch das beglückte Loos der Erlauchten Verſtorbenen, aber für Sachſen, wie traurig! Welche zärtliche Gemahlin verliert der König! Welche weiſe Mutter das ganze königliche Haus! Mit welcher Sorgfalt hat ſich dieſe gottſelige Fürſtin die Erziehung ihrer zahlreichen königlichen Kinder angelegen ſeyn laſſen! Religion und Tugend belebten alle ihre Handlungen. Auch jetzt entzog ſie ihre Milde den Dürftigen nicht, da ihre eigenen Unfälle ſie für dem Zulauf der Bedrängten hätten ſchützen ſollen.

Nunmehro wird ſie verklärt der Schutzengel für Sachſen ſeyn, und vor dem Throne Gottes Segen für ihr Land erbitten.

Ich ſchreibe dieſes mit naſſen Augen und gebeugtem Herzen. Zwar iſt und bleibt Antonia der kräftigſte Troſt jener Verwayßten: Allein mein Schmerz iſt zu neu und zu heftig, um ſich durch Gründe jetzt aufrichten zu laſſen: ſonſt fände ich freylich in der Ausſicht auf die Zukunft alles, was mich aufrichten würde.

Heute iſt mein Herz zu ſehr gerührt. Ich weis, Sie weinen mit mir; und um dieſer Thränen willen ſind Sie deſto ſchätzbarer dem Herzen Ihrer

Gottſched.

Hundert und acht und neunzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 30. Nov. 1757.

Der Verluſt der beſten Königin würde nicht aus unſern Herzen kommen, wenn nicht Antonia lebte, und den gerechten Schmerz vieler treuen Unterthanen beſiegte. Ich kenne die erhabenen Eigenſchaften dieſer vortreflichen Fürſtin ſo gut, daß ich dieſen Troſt für unſer Sachſen in ſeiner ganzen Stärke empfinde, und mein Kummer über den Tod der Königin wird durch eine Reihe glücklicher Bilder für die Zukunft gemildert. Jetzt mache ich mir die beſten Vorſtellungen, und dieſe werden durch die täglichen Beweiſe der erhabnen Denkungsart dieſer Prinzeſſin gerechtfertiget. Ich hoffe gewiß, liebſte Freundin, kein Auge wird vor Antonien umſonſt weilten; kein Verdienſt unbelohnt von Ihr zurücke gehen, auch kein Laſter ſich ungeſtraft Ihren Augen nahen. Der lautklagende Arme, der beſcheidene Dürftige, die fromme Wittwe und die verlaſſene Wayſe, werden unter ihrem groſsmüthigen Schutze ihr Elend vergeſſen, Künſte und Wiſſenſchaften werden durch ihre wohlthätige Vorſorge den glücklichſten Fortgang gewinnen, und ich verſpreche dieſen die beſten Zeiten unter dem Schutz Antoniens. Mein Patriotiſmus verfällt in prophetiſchen Ton, und ich vergeſſe, daſs ich einen Brief ſchreibe, in welchem ich Ihnen von der Dauer meiner Freundſchaft die heiligſte Verſicherung gebe.

Gottſched.

Hundert und neun und neunzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 30. Decbr. 1757.

Liebſte Freundin,

Heute bin ich ganz Ceremonie, um nach dem neuern Stil zu reden. Nicht etwa, um bey dem Schluſſe des alten Jahres und beym Antritte des neuen Sie mit quälenden Complimenten zu beläſtigen: nein, beſte Freundin, unſre Freundſchaft kann dergleichen kalte Bekräftigungen entbehren. Es gilt unſrer vortreflichen Fürſtin. Dieſe erhält heute von mir den feyerlichſten und aufrichtigſten Glückwunſch zu der glücklichen, von ihr ſo lange erſeufzeten Niederkunft ihres Lieblings. Machen Sie ſich fertig und helfen Sie uns für Freuden außer uns ſeyn. Bey ſolchen Gelegenheiten iſt Ausſchweifung

Pflicht. Sie werden ſagen: ja wenn es ein Prinz wäre. —— Es ſchadet nichts, daß es eine Prinzeßin iſt. In Rußland wiſſen Sie ja, daß die Geſetze unſer Geſchlecht von der Thronfolge nicht ausſchließen; und was fehlte dieſen Staaten unter dem Zepter einer Catharina?

Den Ueberbringer dieſes Briefs, einen unſrer Freunde und einen großen Künſtler, empfehle ich Ihnen angelegentlich. Fragen Sie den Herrn von H*rn, dieſen um alle Wiſſenſchaften ſo verdienten Mann, und in der Malerey den erſten Kunſtrichter: er wird Ihnen ſagen, ob Hr. G. nicht von Seiten ſeiner Talente eben ſo ſehr, als wegen ſeines edlen Characters die Achtung aller Kenner und aller Rechtſchaffenen verdienet? Mehr brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, ich weis, dieſes Zeugnis iſt Ihnen ſo wichtig als meine Empfehlung. Welch ein Glück für unſern Freund, wenn er Ihre Gütigkeiten nicht blos Ihrer allgemeinen Gefälligkeit zu danken hat.

Gottſched.

Zweyhunderter Brief.

An die verw. Fürſtin von Zerbſt.

Leipzig den 30. Decbr. 1757.

Durchlauchtigſte Fürſtin,
Gnädigſte Frau,

Unter allen denen, die bey der frohen Nachricht von der glücklichen Niederkunft Ihro Kayſerl. Hoheit der Durchl. Grosfürſtin aller Reußen ſich E. H. D. zu nahen die Ehre haben, wünſchet mein Eifer die erſte zu ſeyn. Wie gerne möchte ich ſo glücklich ſeyn, die freudigen Empfindungen E. D. ſelbſt zu verſichern, davon ich jetzt nur einige ſchwache Ausdrücke Ihnen, gnädigſte Frau, zu Füſſen lege. Ich ſehe einen groſſen Theil der Wünſche eines der zärtlichſten Mutterherzen erfüllt, und die glorreiche Nachkommenſchaft einer der vortreflichſten deutſchen Fürſtin vermehret. Keiner von allen, die E. H. D.

verehren, kann ungerührt bey dieſer freudigen Begebenheit ſeyn. Gott laſſe den Wunſch, der für die Erhaltung der hohen Wöchnerin zu ihm abgeſchickt wird, nicht unerhört. Er ſegne die neugebohrne Prinzeſſin und gebe, daß noch einſt ganze Völker Ihnen, gnädigſte Frau, einen Theil ihres Glücks in derſelben danken. Ich werde den glücklichen Zeitpunct nicht erleben: aber meine Wünſche eilen ſolchen zuvor, und mein Geiſt verſpricht Rußland, unter dem Schutz der würdigſten Tochter einer ſo vortreflichen Fürſtin die ſeligſten Zeiten. Die Vorſicht beſtätige dieſen Wunſch. Ich bin in tiefſter Ehrfurcht

E. H. D.

unterthänigſte
Gottſched.

Zweyhundert und erſter Brief.

An die Frau von R.

Leipzig den 4. Febr. 1758.

Beſte Freundin,

Die Ode aus dem Horaz, die mein Freund überſetzt und dem Könige nach Breslau geſchickt, hat Beyfall gefunden. Ich ſoll Ihnen noch mehr ſagen, daß ſie ſehr gnädig aufgenommen und der Ueberſetzer königlich belohnet worden. Eine goldene Doſe iſt der Beweis von des Monarchen Zufriedenheit geweſen und hat meinen Mann in Entzückung geſetzt. — Laſſen Sie ſich alles dieſes von ſeiner Feder viel weitläuftiger, viel prächtiger erzehlen, darzu bin ich nicht geſchickt; gnug, wiſſen Sie doch nun das weſentlichſte.

Es war eine Zeit, da mich die Huld der Großen auch rührte. Wie viel empfand mein

Herz beym Anblick der Kayſerin? Wie viel bey ihren Gnadenbezeugungen? Wie ſtolz war ich damals auf das Glück, die Kayſerinn zu ſehen? Wie gerührt war ich bey der Unterredung, welcher mich dieſe über ihre Kronen erhabne Frau würdigte! Mit eben dem lebhaften Gefühl der Dankbarkeit würde ich einen ledernen Handſchuh von der ſchönſten Hand, die jemals Zepter geführet, angenommen und als ein Heiligthum verwahret haben, als ich nachher die prächtige Haarnadel empfieng, darüber ich meine Empfindungen auszudrücken nicht vermögend war. Jetzt rührt mich nichts mehr. Selbſt Geſchenke der Großen würden mir jetzt wenig, oder gar keine Freude verurſachen: So ſchüchtern hat mich der Krieg, der unſeelige Krieg, gegen alle dergleichen Gnadenzeichen gemacht. Was für Vergnügen könnte mir z. E. eine goldene Doſe aus der Hand eines Monarchen erwecken, der meinen Mitbürgern eben ſo furchtbar als groß iſt? Aber was hilft mich mein Patriotiſmus? Er trägt meinem Arzt und dem Apotheker mehr von mir ein, als er mir ſelbſt Nutzen bringt.

Gottſched.

Zweyhundert und zweyter Brief.

An den Herrn v. R.

Leipzig im März 1758.

Hochwohlgebohrner Herr,

Sie können nicht mehr Vergnügen über die Würde, die Ihnen durch die Gnade der Durchlauchtigen Antonia zu Theil geworden, empfunden haben, als mir die Nachricht davon verurſachet hat. Ihre Laufbahn öffnet ſich glücklich, ich wünſche, daß nichts Sie darinnen aufhalte, und ich bin überzeugt, Sie werden alle Bemühungen anwenden zum Ziele zu gelangen. Das ſchädliche Vorurtheil, ein Officier dürfe nicht viel wiſſen, und ſein Stand ſpreche ihn von aller Beeiferung um die Wiſſenſchaften frey, wird ſich niemals Ihrer richtigen Einſicht, Ihrer beſſern Ueberzeugung bemeiſtern. Sie folgen den Lehren Ihrer beſten Eltern, und dieſe werden Sie auf dem ſchlüpfrigen Wege, den Sie betreten, leiten helfen. Ich weis die Abſicht Ihrer Frau Mutter; ſie wünſcht, daß Sie noch einige Jahre ſich den Wiſſenſchaften widmen möchten, und wie glücklich wird Ihr Schickſal einſt ſeyn, wenn Sie dieſen Plan befolgen. Ein geſchickter Officier iſt zu allen tüchtig. Er kann im Felde und im Lande zu etwas mehr gebrauchet werden, als ſeine gewöhnliche Wache zu thun, und ſeinen Dienſt ſo mechaniſch als der gemeine Soldat zu verrichten. Der Grund zu allen dieſen iſt in Ihrer erſten Jugend durch eine trefliche Erziehung ſchön gelegt. Sie ſind in Sprachen, im Zeichnen, in der Muſik und in allen Leibesübungen unterrichtet worden. Zu allen haben Sie Talent und Neigung gezeiget, und niemand, als ſich ſelbſt, würden Sie einſt anklagen können, wenn Sie es nicht bis zur Vollkommenheit brächten. Eine Vermuthung, die Ihr edler Character und Ihre Wisbegierde mir im voraus widerleget. In einem einzigen Puncte bin ich mit Ihnen uneins; Sie haben von jeher einen Widerwillen gegen die lateiniſche Sprache gezeiget, und dieſes aus dem Vorurtheil, daß ſie für den Officier eine blos unnütze Zierde ſey. Allein ich, und welches Ihnen noch mehr ſeyn wird, ſelbſt alle einſichtsvolle Officiere, halten ſie für eine dieſem Stande faſt unentbehrliche Sache. Wohl tauſend Gelegenheiten finden ſich, wo der junge Kriegsmann entweder ſeine muthwillige Unwiſſenheit darinnen bereuen muß, oder ſich über ſeine erworbenen Kenntiſſe erfreuen kann.

Die Geſchichte in einem weitern Umfange, als man ſie aus dem Privatunterricht eines Hofmeiſters erlernen kann, eine vollſtändige und gründliche Kenntnis der Erdbeſchreibung, Mathematik und Weltweisheit haben einen allzu großen Einfluß auf das ganze Leben und den Dienſt eines Officiers, als daß er ſelbige hintanſetzen dürfte. Wo findet ſich aber auch eine beſſere Gelegenheit zu deren weitern Erlernung, als auf der hohen Schule, wo geſchickte Lehrer in Menge auch dem eigenſinnigſten Geſchmack genug thun können? Folgen Sie alſo dem Rathe Ihrer Freundin und bringen Sie einige Zeit hier zu. Ich verſpreche Ihnen den glücklichſten Erfolg für ein wenig guten Willen. Wie reichlich werden Sie die Wiſſenſchaften belohnen, wenn Sie ſich nur kurze Zeit um ſie bewerben. Ich freue mich im voraus auf die Ankunft des hoffnungsvollen Sohnes meiner beſten Freundin, und verharre mit aufrichtiger Hochachtung

E. H.

ergebenſte Dienerin
Gottſched.

Zweyhundert und dritter Brief.

Leipzig den 14. May 1758.

Mein Herr,

Die Pflicht der Freundſchaft verbindet mich zur Erfüllung eines Verſprechens, das ich Ihrem würdigen Onkel gethan habe. Er hat von mir verlangt, daß ich Ihnen bey Ihrer Abreiſe auf eine auswärtige Akademie mit meinem Rathe beyſtehen ſoll. Ich will ſein Vertrauen damit zu verdienen anfangen, daß ich Ihnen meine Gedanken über den Schritt, den Sie thun, offenherzig mittheile.

Sie haben durch einen lobenswürdgen Fleiß in öffentlichen Schulen und bey Ihren Privatlehrern die Hoffnung von ſich faſſen laſſen, daß Sie Ihre Zeit auf Akademien rühmlich anwenden und nichts verabſäumen werden, um einſt in der Welt als ein brauchbares und nützliches

Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu erſcheinen.

Darf ich Ihnen nun wohl erſt ſagen, mein Herr, daß Ihre erſte, Ihre eifrige Sorge ſeyn muß, dieſe für Sie ſo rühmliche Hoffnung nicht zu täuſchen? Tauſend gute Eigenſchaften und vornemlich ein weiſes Mistrauen in Ihre eignen Einſichten; Vorzüge, die ich bey Ihrem kurzen Aufenthalt allhier in Leipzig an Ihnen entdeckte, laſſen mich nicht zweifeln, Sie werden einige Rathſchläge einer Perſon, die eine Freundin Ihres Hauſes und Ihres wahren Glückes iſt, willig aufnehmen. Und wie reichlich werde ich durch unpartheyiſche Zeugniſſe von Ihrem guten Verhalten mich für meine Mühe belohnt halten!

Junge Leute, oft die glücklichſten Genies, verfallen bey ihrem Eintritte auf die hohe Schule gemeiniglich in einen von zwey entgegen geſetzten Fehlern, deren Folgen gleich nachtheilig ſind. Voll von übel verſtandner Ehrbegierde und eingeſogner Schulweisheit, glauben ſie, ſie könnten nunmehro in jede Sphäre der Wiſſenſchaften eindringen, jedes Feld der Kenntniſſe durchlaufen, und meynen, daß ſie die gerechteſten Anſprüche auf den glänzenden Namen eines Polyhiſtors hätten. Sie erweitern täglich den Plan ihres Studirens, oder vielmehr ſie machen ſich gar keinen. Sie begnügen ſich, von jedem Felde der Wiſſenſchaften eine Blume zu pflücken, vernachläßigen bey dem anziehenden Reize einer Nebenwiſſenſchaft diejenige, welche ihre Hauptbeſchäftigung ſeyn ſollte, und unvermerkt verflieſſen die wenigen Jahre, von welchen ihr künftiger Stand, ihr künftiges Schickſal abhängt; ſie ſind verſtrichen, und der eingebildete Jüngling ſieht ſeinen Irrthum zu ſpät ein —

Andre ſind von dieſen das Gegentheil. Sie betrachten das Studiren als ein mühſames Handwerk, welches ſie aus Furcht vor dem Mangel erlernen müſſen. Ihre ganzen Fähigkeiten ſchränken ſich auf das ſogenannte Brodſtudium ein, und ſie heften ihre Augen ſo feſt darauf, daß ſie für die nothwendigen Hülfswiſſenſchaften, ſo wie für die angenehmen, unempfindlich zu bleiben ſich zur Pflicht machen. Eingeſchränkte trockne Kenntniſſe, ein Verſtand, der vor jeder Sache, die außer ſeinem Geſichtskreyße liegt, zurückbebt, ſind die Früchte dieſer Art zu ſtudieren, und verhindern den Mann oft, diejenigen Stufen der Ehre und des Glücks zu betreten, die ſeiner warteten, wenn er als Jüngling einen beſſern Gebrauch von ſeinen Fähigkeiten und von ſeiner Zeit gemacht hätte.

Sie ſehen, mein Herr, daß dieſe beyden Wege die unrechten ſind, und Sie machen hieraus den natürlichen Schluß: das Beſtreben, ſich ohne Nachtheil ſeiner Hauptwiſſenſchaft mit andern nützlichen Kenntniſſen zu bereichern zu ſuchen, ſey der ſicherſte und zuverläßigſte. Sie haben Recht. Ich nehme an, daß Sie bey Ihrem Hauptſtudium, den Rechten, weder die ſchönen Wiſſenſchaften, noch die Weltweisheit, noch die lebenden Sprachen, noch die Geſchichte hintenanſetzen werden. Die würdigen Männer, denen Sie in G** empfohlen ſind, werden es Ihnen an einer ſpeciellen Anleitung und Eintheilung Ihrer Zeit nicht fehlen laſſen; ich ſetze nur noch zwey Worte bey dieſem Puncte hinzu. Seyn Sie äußerſt gewiſſenhaft, ſowohl in der Befolgung Ihres Hauptplans, als ſtrenge in der Beobachtung der zu jeder Stunde beſtimmten Beſchäftigungen. Laſſen Sie ſich weder durch einige fehlgeſchlagene Hoffnung anderer, die ſich der nehmlichen Wiſſenſchaft widmeten, noch durch einige anlockende Beyſpiele von dem Glücke einiger in einer andern Sphäre von der einmal betretenen Bahn abführen, wenn ſich Ihre Neigung mit Zuziehung erfahrner Männer für diejenige beſtimmt hat, der Sie obzuliegen angefangen.

Die einmal gemachte Eintheilung Ihrer Zeit müſſe Ihnen heilig ſeyn. Kein heitrer Tag, kein gefälliger Freund müſſe durch eine Einladung Ihre Ordnung unterbrechen. Dieſe Ueberwindung wird Ihnen Anfangs viel koſten: allein außer dem innern ſüßen Bewußtſeyn der Erfüllung Ihrer Pflicht wird der Geiſt der Ordnung, der ſich über alle Ihre Handlungen verbreitet, Sie überflüßig belohnen. Sie werden die zum Vergnügen beſtimmten Stunden ohne Unruhe genießen, und ohne Reue auf ſie zurück ſehen. Kurz: Geſundheit, Ruhe und Wachsthum in jeder Wiſſenſchaft ſind die gewiſſen Begleiterinnen eines regelmäßigen Studierens.

Die Beobachtung dieſer Vorſchriften wird Sie alſo zum gelehrten, zum brauchbaren Manne machen. Aber, mein Herr, kann man der letztere vollkommen ſeyn, ohne auf die Namen des Chriſten, des rechtſchaffenen Mannes gerechte Anſprüche machen zu dürfen? Nein, wird Ihr edles, Ihr zur Tugend gebildetes Herz gewiß antworten. Und in der Zuverſicht, daß Sie den Namen des Chriſten für die erſte Würde halten, würde ich Sie kaum zu einer treuen Beſtändigkeit auf den Wegen der Religion und Tugend ermahnen, wenn nicht eine Reihe trauriger Beyſpiele mich von der Nothwendigkeit überzeugte, auch dem beſten Gemüthe ſeine Pflicht erinnerlich zu machen. Laſſen Sie alſo, ich bitte Sie um Ihres zeitlichen Glücks, um Ihrer ewigen Wohlfart willen, laſſen Sie die Liebe zu Gott, Ihrem Schöpfer und Erlöſer, nie aus Ihrem Herzen. Denken Sie ſtets und lebhaft den Umfang Ihrer Pflichten, und beweiſen Sie die Liebe zu ihm durch einen unſträflichen Wandel. Ich hoffe alles von Ihnen, und werde mich freuen, wenn ich von Ihrem Fortgange in Tugend, Weisheit und Wiſſenſchaft hören werde. Ich bin ꝛc.

Gottſched.

Zweyhundert und vierter Brief.

An die Frau von R.

Leipzig den 8. Jun. 1758.

Wären Sie in dieſen Tagen hier bey uns geweſen, liebſte Freundin, ſo wäre ein Theil meiner Wünſche erfüllet. Ich hätte jetzt vielleicht Ihr Bild, wornach ich mich oft geſehnet; ein Bild, das meine Geſellſchaft in den einſamen Stunden meines Lebens ſeyn ſollte, und das mich zu Pygmalions Wunſch verleitet hätte. Sollte die Göttin der Freundſchaft nicht eben ſo erbittlich ſeyn, und mich eben ſo wohl erhört haben, als jenen Künſtler der Gott der Liebe?

Ein Freund aus Caſſel und großer Künſtler in der Malerey erbot ſich, bey ſeinem Hierſeyn, mich zu malen. Er wollte auf ſeiner Reiſe durch Leipzig ein Andenken ſeiner Kunſt zurück laſſen; und ich, ich ſollte der Gegenſtand dieſer

Arbeit ſeyn. Allein theils hielt ich mein Geſicht für zu wenig bedeutend, einen ſolchen Künſtler zu beſchäftigen; theils ſetzte ſich meine Ungeduld, viele Stunden auf einem Ort unbeweglich angeheftet zu ſeyn, darwider. Vielleicht hatte ſich auch ein wenig Eigenſinn, ohne daß ich es gemerkt, in meine Weigerung eingeſchlichen. Kurz, ich ſchlug unſerm Apelles einen Tauſch vor, den er eingieng. Statt meiner hat er eine meiner liebſten Freundinnen allhier, die Profeſſor B**min, durch ein wohlgetroffenes Bild der Vergeſſenheit entriſſen. Gleich nach der Abreiſe des Malers ſchickte ich daſſelbe ihrem Gatten; und ich rechne mir dieſe Höflichkeit zu keiner geringen verdienſtlichen Handlung an, dieſem würdigen Manne, der nach einer vierjährigen Ehe noch immer der vernünftige Liebhaber bleibt, ein ſo unverhoftes Vergnügen verſchafft zu haben.

Soll ich Ihnen das Original ſchildern? Das beſte Herz, ſehr viel Eifer für ihre Freunde, viel Bereitwilligkeit dieſe zu verbinden, viel Gelaſſenheit in allen Fällen beſitzt dieſe gefällige Frau, die durch ihr angenehmes ſtilles Weſen eben ſo gefällt, wie eine andre meiner Freundinnen durch ihre reizende Lebhaftigkeit. Sind Sie nicht ein wenig neugierig dieſe Perſon näher zu kennen? Erfüllen Sie meine Wünſche und beſuchen Sie mich, ich will Ihre Neugier befriedigen und Ihnen dieſe angenehme Frau bekannt machen, die viele Vorzüge beſitzt, und eine beſſere Geſundheit verdiente. Doch vielleicht kennen Sie ſolche nur unter einem andern Namen. „Ein vernünftiger Umgang iſt das Gewürz des Lebens:“ ſagt ein Weiſer, deſſen Schriften ich ſehr hoch ſchätze. Wie unſchmackhaft würde das meinige ſeyn, und wie einſam würde ich mitten in der volkreichſten Stadt leben, wenn ich nicht den Umgang dieſes guten redlichen Paares hätte, dadurch der Geiſt, der ſo oft und auf mancherley Weiſe beunruhiget wird, ſich wieder erholet. Wie ſieht es mit der Durchlauchtigen Ermelinde ihrer Geſundheit? Ich höre nicht auf nach dieſer mir ewig theuren Frau zu fragen, und ihr Andenken, der Dank, den ihr das ganze Land ſchuldig iſt, wird noch einer von meinen letzten Ausdrücken in der Welt ſeyn. Thränen verhindern mich mehr zu ſchreiben, als daß ich Ihnen ganz eigen bin.

Gottſched.

Hundert und fünfter Brief.

An den Herrn von R.

Leipzig den 8. Jul. 1758.

Hochwohlgebohrner Herr,

Werden mir E. Hochwohlgeb. es vergeben, daß ich den Ueberbringer dieſes Briefes einer gütigen Aufnahme in Ihrem Hauſe und aller damit verbundenen Annehmlichkeiten verſichert habe? Sie werden es, wenn ich Ihnen ſage, daß es ein engländiſcher Cavalier iſt, in dem ich den angenehmen Geſellſchafter, den Welt- und Staatsmann, den Gelehrten, den Sprachkundigen Ihnen empfehlen würde, wenn das wahre Verdienſt einer ſolchen Ankündigung bey Perſonen von Verdienſten bedürfte. Ew. Hochwohlgeb. ſollen dieſe Eigenſchaften ſelbſt in ihm entdecken, und ihr Vergnügen darüber wird alsdenn deſto lebhafter ſeyn. Hätten Sie ungefehr Luſt allerley Merkwürdigkeiten zu wiſſen, die in den übrigen drey Welttheilen anzutreffen, und die wir andern Sterblichen nur den Namen nach kennen, ſo dürfen Sie dieſen Sir G. nur darum befragen, er kennt alle dieſe Dinge comme je connois ma main.

Auch das Glück ſcheint gegen unſern Fremden nicht ungerecht geweſen zu ſeyn. Allem Anſehen nach iſt er reich, und hat einen großen Theil ſeines Vermögens auf Reiſen verwendet. Der löblichſte Aufwand und die Nationalneigung der Britten. Er wünſchet alle Seltenheiten zu ſehen, die Dresden und Meißen aufzuweiſen hat, und ich bin überzeuget, daß Ew. Hochwohlg. die Wißbegierde eines Engländers, deſſen ganze Nation Sie ſo ungemein hochſchätzen, zu befriedigen ſich bemühen werden. Ich bin mit vorzüglicher Hochachtung ꝛc.

Gottſched.

Zweyhundert und ſechſter Brief.

An die Frau von R.

Theureſte Freundin,

Leipzig den 13. Oct. 1758.

Gerne wollte ich mich dieſesmal wegen meines Stillſchweigens ſelbſt anklagen, wenn nicht ſo viel traurige Zerſtreuungen, als diejenigen, die mich des Vergnügens an Sie zu ſchreiben beraubet haben, die Urſache davon wären.

Sie werden ohne Zweifel ſchon im voraus Ihre arme Freundin und unſer Leipzig, in jenen fürchterlichen Tagen, bedauret haben, die für eine empfindliche Seele eine der härteſten Prüfungen geweſen ſind. Stellen Sie ſich den ſchrecklichen Tumult der Soldaten am erſten Meßſonntage, die herumſchwärmenden Huſaren, die ſtumme Angſt der Einwohner, die Annäherung und Bedrohung des ſchrecklichſten Schickſals vor. Wir ſahen mit gerührten Herzen den unterbrochenen öffentlichen Gottesdienſt, das unterbliebene Geläute der Glocken, die geſperrten Thore, die furchtbaren Anſtalten zur Abbrennung der Vorſtädte, das Flüchten vieler unglücklichen Einwohner auf die Kirchhöfe, weinende Kinder, troſtloſe Eltern, zitternde Greiſe, wie ſie ihre Häuſer und ihre Habſeligkeiten zum letztenmale zu ſehen glaubten, und nur die Rettung eines kümmerlichen Lebens dem Verluſte jener Güther vorzogen. Sehen Sie, beſte Freundin, hier nur einen ſchwachen Abriß von unſern Leiden, und denken Sie ſich dabey die ſchmerzliche Unruhe Ihrer Freundin, welche für ſich und andre fühlte und bebte. Größtentheils

theils iſt nun wohl, Gott ſey gelobt, das Unglück überſtanden: allein die Erwartung der Zukunft, einer vielleicht noch ſchrecklichern Zukunft, welche vielleicht das wahr machen könnte, was wir jetzt nur vermuthet und gefürchtet haben, dieſe foltert mich und raubt mir die wenigen Augenblicke der Ruhe, die mir überhäufte Geſchäfte und häusliche Sorgen und eine zerrüttete Geſundheit übrig laſſen.

O dächten doch die Großen dieſer Erde das mannigfaltige Elend, welches den Krieg begleitet, das Elend, welches ſich bis auf die Nachkommen erſtrecket, und oft für Jahrhunderte eine Quelle des Jammers iſt; wo Tugend und Künſte und Wiſſenſchaften verwaiſt ſtehen: ſie würden zu ihrem eigenen Vortheile dem blühenden Wohlſtande ihrer Staaten den Durſt der Ehrſucht willig aufopfern. —— Wie würde nicht ein Fürſt lachen, der eben erſt von dem Schlachtfelde triumphirend zurück kommt, wenn er meine frommen Träume, wie er ſie nennen würde, leſen ſollte; aber Sie, Sie lachen nicht, liebſte Freundin. Sie beweinen mit mir das allgemeine Unglück, welches wir der Ehrbegierde einiger Sterblichen zu danken haben. Ach!

Cruelle ambition, dont la noire malice
Conduit tant de monde au trépas.
Et qui feignant d'ouvrir le trône ſous nos pas
Ne nous ouvre qu'un précipice;
Que tu cauſes d'égaremens!
Qu'en d'étranges malheurs tu plonges tes amans,
Que leurs chutes ſont deplorables!
Mais que tu fais perir d'Innocens avec eux
Et que tu fais de miſerables!
En faiſant un ambitieux.

Verzeihen Sie mir meine Strafpredigt. Ich habe dem Triebe, ſie niederzuſchreiben, nicht widerſtehen können, ſo wie auch demjenigen nicht, mit welchem ich Sie mit aller Zärtlichkeit und mit den ſanfteſten Empfindungen der Freundſchaft umarme.

Gottſched.

Zwey=

Zweyhundert und ſiebender Brief.

Leipzig den 4. Jun. 1759.

Meine liebſte Pathe,

Sie haben mir durch Ihren Glückwunſch zum neuen Jahre ein wahres Vergnügen gemacht. Der ungekünſtelte Ton, der darinne herrſcht, iſt der Dollmetſcher Ihres guten und noch unverdorbenen Herzens, und mir ſchätzbarer, als geſuchte Wendungen und Ausdrücke. Es iſt billig, daß ich Ihren guten Wunſch mit Wünſchen vergelte und Sie meiner fortdauernden Liebe verſichere. Weisheit und Gottesfurcht ſind die beyden unſchätzbaren Geſchenke, die ich Ihnen von dem Höchſten erbitte. Um aber dieſe zu erlangen, was wird erfordert, meine liebſte Pathe? Von Ihrer Seite ein folgſames weiches Herz, das ſeinen Aeltern gehorſam und ſchon itzt in der Erfüllung ſeiner kleinen Pflichten treu und ſorgfältig iſt. Jetzt iſt die Zeit, in der Sie ſich zu den reifern Jahren vorbereiten müſſen. Würde der beſte Gärtner nicht Verweiſe verdienen, wenn er an einem zarten Reiſe die Wartung verſäumte und alles von der Güte des Reiſes und des Bodens hoffte? Eben ſo tadelhaft würden Sie ſeyn, wenn Sie jetzt die Bildung Ihres Herzens vernachläßigten, in der irrigen Hoffnung, Ihr gutes Naturell und die Zeit würde Sie für dieſe ſträfliche Unachtſamkeit ſchadlos halten. Nein, meine liebſte Caroline, laſſen Sie meine ſchöne Ausſichten von Ihrem künftigen Glücke ja nicht vereitelt werden! Ich bin bey der erſten und feyerlichſten Gelegenheit Ihres Lebens gebeten worden, in Ihrem Namen dem Allmächtigen Ihre Seele zu übergeben und Ihre Treue gegen ſeine Gebote zu verſprechen. Ich habe ſolches abweſend mit eben dem Eifer gethan, als wenn ich zugegen geweſen wäre, in dem gegründeten Vertrauen, daß Sie einſt in reifern Jahren mein Verſprechen erfüllen würden.

Dieſer Gedanke müſſe Sie zur Tugend täglich ermuntern, täglich gegen die kleinſten Schwachheiten ſtrenge und zur abgeſagten Feindin des Laſters machen. Wie ſehr werden Sie mir dieſe wohlgemeynte Lehren verdanken, wenn Sie die ganze Süßigkeit der Tugend ſchmecken und in ihrer Ausübung Ihre ganze Zufriedenheit finden werden. Ich umarme Ihre geliebte Aeltern, die Ihnen theurer als alles in der Welt seyn müſſen, weil dieſe mehr als jemand in der Welt für Ihr Wohl beſorgt ſind, und ich bin ſo lange ich lebe Ihre

aufrichtige Freundin
Gottſched.

Hundert und achter Brief.

An die Frau von R.

Leipzig im Febr. 1759.

Liebſte Freundin,

Sie wünſchten einmal, daß der **Zuſchauer** oder der **Aufſeher** fortgeſetzt würden; und ihre Wünſche ſind einigermaßen erfüllet. Es iſt ein **nordiſcher Aufſeher** erſchienen, ein Werk, das ſeinem Verfaſſer Ehre macht. Er nennt ſich einen Sohn meines Freundes **Neſtor Ironſide**,*) und ich bin erfreut, einen ſo würdigen Abkömmling dieſes verdienten Mannes zu meinem Zeitgenoſſen zu haben. Ich hoffe, er wird auch in der Zukunft die Ehre ſeines Stammhauſes behaupten, und dann wünſche ich ihm aus Dankbarkeit, daß ſeine Schriften ſo viel Gutes ſtiften, als ſeines Vaters lehrreiche Arbeit gethan hat. Leſen Sie das fünfte Stück. Es enthält das Bild eines Mannes, der alle Pflichten einer gemeinſchaftlichen Aufſicht erfüllen will. Doch da ich nicht weis, ob Sie dieſe Blätter bey der Hand haben, ſo erlauben Sie mir wenigſtens Ihnen folgende Stelle auszuzeichnen.

---

*) Der Name, den ſich der engliſche Aufſeher beylegt.

Er ſagt, daß niemand mehr beneidet zu werden verdiene, als derjenige, welcher ſeine Zufriedenheit in der Tugend ſuche. Wie wenig beneidenswürdige finden ſich von dieſer Art! Er fährt fort: daß ſein Held nicht ſowohl den Ruhm der Tugend, als die Tugend ſelbſt für die größte Belohnung halte ꝛc.

„Es giebt ſtolze Tugenden, die mehr erſchrecken als frölich machen, mehr niederſchlagen als aufmuntern. Seine Tugend hingegen iſt wie ein ſchöner Tag; man ſieht ihn mit Vergnügen anbrechen und freuet ſich über das Licht, welches er über alle Werke der Natur ausbreitet.

Seine Menſchenliebe iſt ſo aufrichtig, ſo groß, ſo geſchäftig und oft noch geſchäftiger, als ſeine Liebe zu ſich ſelbſt. Man ſieht in ſeinem ganzen Betragen den Character einer allgemeinen Güte ausgedrückt. Er fällt kein übereiltes Urtheil, damit er kein falſches fälle; weit entfernt von der Einbildung, daß er auf den erſten Blick überſehen könne, was zu einem richtigen und unwiederruflichen Urtheile nöthig iſt. Er weis nichts von der elenden Freude, die ein boshaftes Herz empfindet, wenn es die Schwachheiten andrer Menſchen entdecket hat, und wird nicht unwillig, wenn er bey einer genauen Unterſuchung findet, daß ſie beſſer waren, als er glaubte. Seine Aufſicht über andre fängt von ſeinem Hauſe an; er ſucht es zur Schule der Tugend zu machen, wie ſein Herz die Wohnung derſelben iſt. Wie ſehr beſſert nicht ſein Umgang! Dieſer iſt die geſunde Luft, in welche man den moraliſchen Kranken bringen muß, ſeine Geneſung zu beſchleunigen. Die Rechtſchaffenheit, die Menſchenliebe und die Heiterkeit erſcheinen mit ihm in allen Geſellſchaften. Das Laſter verbirget ſich, wenn es ihn ſieht, in die innerſten Winkel des Herzens; und auch in ſeinem geheimſten Aufenthalte fürchtet es von ſeinem durchdringenden Blicke entdeckt und beſchämt zu werden. Alle ſeine Geſpräche unterrichten, und ſeine Scherze ſelbſt beweiſen, daß ſein Witz ſo tugendhaft iſt als ſein Herz. ꝛc.“

Sie verlangen vielleicht eine Parallele von dem engliſchen und deutſchen Aufſeher. Ich wage, wie Sie wiſſen, ſelten Vergleichungen; und noch ſeltener fälle ich ein Urtheil. Unterdeſſen will ich Ihnen als meiner Freundin ſagen, daß beyde Schriften entſcheidende und ſeltene Vorzüge haben. Beyde beſchäftigen ſich mit der großen Abſicht, Religion, Tugend und Weisheit unter den Menſchen auszubreiten. Beyde tragen ihre Lehren mit dem ernſten Anſtande eines Sittenlehrers, aber auch zugleich mit der gefälligen Mine eines Freundes vor. Beyde kleiden bisweilen ihre Wahrheiten in das Gewand des Scherzes oder der Satyre. Auch die ſchönen Wiſſenſchaften läſſet der deutſche Aufſeher nicht unbemerkt. Sie werden geſchmackvolle und richtige Critiken über die Werke der größten Genies, ſo wie eigene Gedichte, der Religion geheiligt, darinnen antreffen. Nur die Gemälde von der Familie der Freunde unſers Aufſehers, welche bey dem engliſchen durch ihre Mannigfaltigkeit und Stärke ſo ſehr intereſſiren, werden Sie bey dem deutſchen noch bis jetzt vermiſſen. Vielleicht entſchädigen uns die nachfolgenden Theile, deren ich noch viel wünſche, auch in dieſem Stücke ——

Sind Sie über meine Critik eingeſchlafen? Ohne Zweifel; denn erſt jetzt ſehe ich, daß ich Ihnen Anmerkungen geſchrieben, die Sie bey dem erſten Durchleſen beſſer gemacht hätten. Ich erwarte die Ihrigen mit Verlangen. Leben Sie wohl, liebſte Freundin. Ich bin in den jetzigen unruhigen Zeiten nicht ruhig, als wenn ich mich durch ſchriftliche lange Unterredungen mit Ihnen zerſtreuen und Ihnen ſagen kann, daß ich Sie ewig lieben werde.

Gottſched.

Zweyhundert und neunter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig im April 1759.

Liebſte Freundin,

Sie haben Recht, der 51ſte Pſalm*) iſt vortreflich. Ich habe ihn dieſe Woche ſchon zweymal geleſen, und meine Muſe ſagte mir dabey ins Ohr:

Wenn Ermelindens Hand die hohe Leyer führet,
Dann horchet der Parnaß entzückt ihr neues Lied:
Doch wenn Sie voll Gefühl den Pſalter Davids rühret,
Dann neigen Engel ſich herab, und Phöbus flieht.

---

*) Das bekannte Miſerere von der Meiſterhand der Durchl. Antonia in franzöſiſche Verſe gebracht.

So viel iſt gewis, daß man kein ſächſiſcher Unterthan ſeyn darf; daß man von Ermelindens Hand keine Gnade empfangen zu haben braucht, um ihr das reine Lob der vortreflichſten Fürſtin, ſo wie der erhabenſten Dichterin beyzulegen. Welche Vollkommenheiten ſind in dieſer Prinzeßin vereiniget! Doch was ſchreibe ich Ihnen dieſes? Wie oft haben Sie ihr Lob mit erfülltem Herzen gegen mich geſchildert? Wie oft ſind Sie Zeuge der Empfindungen geweſen, die das Andenken dieſer großen Frau in mir erreget? Aber wie viel verlieren dieſe über uns erhabnen Sterblichen dadurch, daß wir ſo ſelten Gelegenheit haben, alle Empfindungen, die auch Fürſten in uns erregen, ihnen zu entdecken? Regungen, die mehr als Bewunderung ſind, und deren Ausbruch verhindert wird, weil wir nur immer in den Schranken der Ehrfurcht bleiben müſſen, wenn das Herz noch mehr als dieſe fühlt. Sollten Sie das Glück haben der Durchl. Antonia aufzuwarten, und dieſe gernbete ſich eines Atomi, wie ich bin, zu erinnern, ſo bitte ich mich derſelben unterthänigſt zu Füßen zu legen, und zu verſichern, daß ich nicht allein dieſer Prinzeßin ſelbſt, ſondern dem ganzen Lande zu dem Kleinode Ihrer wieder erlangten Geſundheit Glück wünſchte. Vielleicht erlebe ich den Zeitpunct nicht, ſolches jemals ſelbſt zu ſagen. In welches Schrecken muß ihre Unpäßlichkeit ſie nicht alle verſetzet haben? Ich weis, Sie zittern bey dem Gedanken ſie zu verlieren. Auch hier ſympathiſiren unſere Empfindungen.

Gottſched.

Zweyhundert und zehenter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 1 May 1759.

Beſte Freundin,

Ich möchte Ihnen gerne viel neues von allem ſchreiben, was wir hier machen, denken, reden, fürchten und hoffen; allein unſer hieſiger Commandant hat eine abſcheuliche Figur auf dem Markte ſtehen, mit welcher niemand, auch um ſeines beſten Freundes willen, etwas zu ſchaffen haben will. Bey Vermeidung des erſten Platzes auf dieſer hölzernen Creatur iſt verboten, etwas zu reden und zu ſchreiben, was Krieg und Frieden betrift.

Dem würdgen Herrn von Hagedorn empfehle ich folgende Zeile:

Durate et vosmet rebus ſervate ſecundis!

Ich gebe ihm hier einem Rath, dem ich ſelbſt nicht folgen kann: Herr von Hagedorn iſt aber auch ein viel nützlicheres und der menſchlichen Geſellſchaft weit unentbehrlicheres Mitglied, als ich bin.

Eine große Neuigkeit will ich Ihnen doch melden. Wir haben den Cometen gehaſcht. Profeſſor H*** hat ihn endlich geſtern entdecket, nachdem er ihm ſchon ſeit etlichen Wochen bey uns aufgelauert. Dieſer gute Aſtronom iſt ſtolz darauf, daß er ſeiner Prophezeyung gemäs eingetroffen iſt.

Wie gefällt Ihnen Helvetius und ſein Werk de l'Eſprit? Es iſt ohnſtreitig das Werk eines ſehr großen Geiſtes, der allen Vorurtheilen, auch den verjährteſten und geheiligteſten, den Krieg ankündiget. Allein es wird uns beyden immer unbegreiflich ſeyn, wie ein ſo uneigennütziger Philoſoph alle unſere Tugenden aus der Quelle des Eigennutzes herleiten konnte. Ich möchte eines ſeiner Gleichniſſe allegoriſch brauchen, und einige Tauben aus der Arche fliegen laſſen, um zu ſehen, ob die Ströme des Kriegs noch unſre Erde überſchwemmen? ob die fremden Heere, die unſer Land bedecket haben, ſich bald zurückziehen werden? und ob ſich hier und da noch einige Inſeln zeigen, wo Gerechtigkeit und Friede ihre Wohnungen aufſchlagen können. Daſelbſt wollen wir Hütten bauen und ungetrennt beyſammen leben und ſterben.

Gottſched.

Zweyhundert und eilfter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 30. May 1759.

Alle Entſchuldigungen, liebſte Freundin, ſetzen Fehler voraus, und alles, was ich Ihnen über ein vierwöchentliches Stillſchweigen zu meiner Vertheidigung anführen könnte, wären doch nur Entſchuldigungen. Ich will lieber meine Freundin mit einem Opfer zu verſöhnen ſuchen; es ſind die Erſtlinge dieſer Frucht aus meinem Garten, und meine geheime Freude iſt unbeſchreiblich, daß ich meinem Freunde damit zuvorkomme, der Ihnen mit morgender Poſt ſolche zugedacht hat. Eins bitte ich: verſchwenden Sie Ihren Witz nicht mit einem Dankcomplimente, ich kann es nicht erwiedern:

Mein Mund weis weniger zu ſagen,
Allein mein Herze fühlet mehr.

Benei=

Beneiden Sie mir das Vergnügen nicht, das ich bey ſolchen Kleinigkeiten empfinde. Es iſt eine geringe Vergeltung für die mir überſchickten Immertellen. *) Die witzige Allegorie auf unſere Freundſchaft iſt mir ſehr angenehm geweſen. Nur Sie allein wiſſen eine ſo gering ſcheinende Blume in ihrem vollen Werthe zu zeigen. Der würdigen Beſitzerin von L*** bitte ich alle meine Hochachtung zu verſichern. Wenn mich dieſe die perſönlich kennen lernt; ſo werde ich viel dabey gewinnen, und dieſen Vortheil habe ich der vortheilhaften Schilderung meiner Freundin zu danken.

Minuit praeſentia famam,

ein Sprichwort, welches zwar lange vor meiner Zeit iſt geſagt worden; aber eigentlich von niemandem hätte geſagt werden ſollen, als von mir. Dresden werde ich wohl niemals wiederſehen.

---

*) Eine Art kleiner gelber Blumen, die nie verwelken.

ſehen. Meine nächſte Reiſe wird etwas weiter gehen. Ich ſage mit Cato:

> „Die Welt gehört Cäſarn, ich habe nichts
> mehr in derſelben zu thun.“

Gottſched.

Zweyhundert und zwölfter Brief.

An die Frau von ***.

Leipzig im Nov. 1760.

Meine liebſte kleine Ketzerin,

Ja, ja, ich lege Ihnen gewis nicht mit Unrecht dieſen Namen bey. Ihre reitzende, verführeriſche Beſchreibung von Herrenhut hat mich auf den Gedanken bringen müſſen, daß der Herr von R. Sie zur Proſelytin gemacht hat. Wie viel hätte gefehlt, ſo wären Sie mir in Herrenhut geblieben, und ich, ich hätte meine einzige, beſte Freundin auf der mir ſo beſchwerlichen Wallfart dieſes Lebens verlohren. Mit aller Achtung von dieſen guten Leuten geſprochen, ſo wäre dieſer Raub, durch den die Welt und die Freundſchaft ſo viel verlohren hätte, nichts weniger als chriſtlich geweſen. So viel ich gehöret habe, ſo ſollen alle Verbindungen der Liebe, der Freundſchaft, der Zuneigung aufhören, ſo bald man zu jenen guten Leuten tritt; da dieſe keine Gemeinſchaft als unter ihren Gliedern kennen. Das ſtärkſte Band der Anverwandtſchaft, hat man mich verſichert, werde gelöſet, wenn dieſe nicht einſtimmig der Brüder Meynung iſt. Dort finde man in gewiſſem Verſtande andre Väter, Mütter, Brüder, Schweſtern —— Iſt dieſes ſo, wo wäre ich denn geblieben, meine liebſte Freundin? Mir nachgefolget, höre ich Sie ſagen. Ganz gut: aber ich habe noch nicht ſo viel vortheilhafte Begriffe von jener Brüderſchaft, als Sie, und kann ſie auch noch nicht haben. Sie ſagen, der Gegenſtand der Herrenhuterlehre ſey Ihnen viel zu heilig, als daß Sie über eins oder das andere ihrer Glieder, oder ein allgemeines widriges Urtheil über das Ganze fällen ſollten, wenn auch jene nicht allemal in ſolchen der Würde des Gegenſtandes gemäßen Ausdrücken davon ſchrieben. Aber finden die guten Leute allemal Zuhörer oder Leſer, die ſo billig davon urtheilen, als Sie, die ich ſchon im Noviciat zu ſeyn im Verdacht habe? Jeder, der eine Rede hört, erhält, oder der ein Buch kauft, bezahlt zugleich die Erlaubnis, ſein Urtheil darüber zu fällen. Wer alſo, hauptſächlich in Religionsſachen, nicht will übel beurtheilet ſeyn, muß nichts ſchreiben, oder nichts drucken laſſen, was anſtößig ſeyn und eine widrige Meynung erwecken kann. Sagen Sie doch Ihren neuen Freunden, ſie ſollen alle diejenigen Schriften zu vertilgen ſuchen, die uns Weltkindern, aus den angeführten Gründen, nicht anders als anſtößig ſeyn können. Denn nicht blos für ihre Brüder, ſondern auch uns zu bekehren, uns zu überzeugen, ſchreiben dieſelben doch wohl. So lange wir aber in ihren Büchern jene ſinnliche, unſchickliche, zweydeutige, aus der gemeinſten Sprache entlehnten Ausdrücke finden, die dem allerheiligſten Gegenſtand ihrer Lehre gar nicht angemeſſen ſind, erreichen ſie ihren Zweck nicht.

Sie ſind ja von dem Herrn C°° ganz eingenommen. Dieſer große Redner wird, wenn er immer ſo überzeugend in ſeiner Gemeinde ſpricht, viel Proſelyten machen, und nicht nur Kinder und Layen, ſondern auch ſolche Herzen bewegen, die ſeine Gemeinde wider alle Anfälle böſer Zungen vertheidigen helfen. —— Und hiermit behalten Sie die **kurze, bündige, vortrefliche** Rede des Hrn. C°° in Ihrem guten vortreflichen Herzen; ſie wird, wie ich vermuthe, in demſelben hundertfältige Früchte bringen. Ich ſtelle Sie mir als ganz Gehör vor, bey dem Klang der **gedämpften Orgel** und den **ſilbernen Tönen ſanfter Stimmen,** die Sie, wie

Sie ſagen, allen Orcheſters verziehen. Aber wie froh bin ich, daß Ihr Wunſch in jenem Augenblicke nicht eingetroffen. Wie? gleich zu ſterben? Was hät'e ich verlohren? Alles, alles was mich an dieſe Welt feſſelt, und auch Herrenhut hätte verlohren. Ihre reitzende Beſchreibung giebt dieſem Ort einen beſondern Werth in meinen Augen. Aber hören Sie nur nicht auf mich lieb zu behalten. Viel ältere Anſprüche auf Ihr Herz, als alle Gemeinden, Brüder- Schweſterſchaften und Orden in der ganzen Welt, hat

Ihre

Gottſched.

Zweyhundert und dreyzehenter Brief.

An die Frau von R.

Leipzig den 28. Junii 1760.

Nur allzuwahr, allerbeſte Freundin, ach nur allzuwahr iſt die entſetzliche Nachricht aus Paris. *) Die Gräfin B** beſtätiget mir dieſelbe in einem Briefe, den ich den Augenblick erhalten. Man hatte ſich blos in Beſtimmung des Tages geirret, und den Tod der liebenswürdigſten Fürſtin, einer Fürſtin, der jede einzelne Tugend Unſterblichkeit gewähren ſollte, um einige Tage zu früh geſetzt. Aber gewis, liebſte Freundin, Sie iſt unſterblich unter uns. In meinem Herzen, in dem Herzen der Gräfin B** und gewis auch in dem

---

*) Von dem Abſterben der Fürſtin Eliſabeth von Zerbſt.

Ihrigen wird ſie ewig leben. Nur wenige Menſchen können wiſſen, wie viel die Welt, wie viel Tugend, Religion und ihr Land durch dieſen Tod verlieren! So ein vortreflicher Character, gewis der nächſte an der Vollkommenheit; reine und aufrichtige Gottesfurcht; ſo viel Würde in der kleinſten ihrer Handlungen; die gefälligſte Herablaſſung gegen Niedere, die bis zur zärtlichſten Freundſchaft gieng, auf einem Fürſtenſtuhle. Und welch eine heldenmüthige Standhaftigkeit bey den härteſten Unglücksfällen, beſonders in dieſen ihren letzten Jahren der Prüfung! Doch warum ſchreibe ich Ihnen alles dieſes, meine liebſte Freundin? Sie ſind ſo gut als ich von den ſeltnen und glänzenden Vorzügen der Verewigten überzeugt. Sie werden gewiß mit mir weinen; und Sie werden, wenn dieſe Zeichen der aufrichtigen Wehmuth ihr geopfert ſind, mit mir Gott danken, der die Prüfungen dieſer Erlauchten Unglücklichen (denn das war Sie die letzten Jahre) hat ein

Ende gewinnen laſſen, und gewis mit dem ganzen Segen ſeines Himmels gekrönt hat. Leben Sie wohl, meine beſte Freundin! Sehen Sie dieſen Brief für das an, was er iſt, für den Tribut, den ich der beſten Fürſtin bezahlt habe. Um des Himmels willen erhalten Sie ſich noch für mich. Sie müſſen noch meine ausgeweinten Augen ſchließen, noch lange darnach die Welt durch Ihr Beyſpiel beglücken und dann — dann zu uns in die seligen Wohnungen des Friedens kommen. —

Gottſched.

Zweyhundert und vierzehenter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 18. Febr. 1761.

Sehr ſchmerzhafte Tage hat Ihre Freundin verlebt, ſeitdem Sie nichts von ihr gehöret haben, und dieſes iſt der erſte Brief nach meiner Geneſung. Mein Leben iſt nichts als ein abwechſelndes Leiden, bald am Cörper, bald am Gemüthe. Mein Sommer iſt verbey; der raube Herbſt ſammlet die Früchte der verſtrichenen Jahreszeiten, und ich ſehne mich nicht in dem herbeyellenden Winter mich lange aufzuhalten. Ich finde nichts reitzendes in dieſer Ausſicht. Ich kenne die gute und böſe Seite der Welt: die erſtere iſt nicht mächtig genug, mich, länger an ſich zu ziehen. Aller Arzeneyen, die den Cörper herſtellen ſollen, bin ich drüſsig. Noch einen Verſuch will ich wagen und meinen Geiſt zu beſchäftigen ſuchen, ob ich etwa wenigſtens dieſen, wie ſonſt zu geſchehen pflegte, mit Arbeit heilen kann.

Mein Freund hat die Ueberſetzung von des **Freyherrn von Bielefeld Lehrbegriff der Staatskunſt** übernommen, und meine Feder ſoll dieſelbe beſchleunigen helfen, meine Feder, welcher jetzt zehen Zeilen viel Mühe koſten. Kurz

Jetzt fühlet ſchon mein Geiſt die Näherung des Nichts:
Des bangen Lebens Laſt erdrückt die matten Glieder.

— — — — —

Mein Ekel, der ſich mehrt, verſtellt den Reiz des Lichts,
Und ſtreuet auf die Welt den hoffnungsloſen Schatten.
Ich fühle meinen Geiſt in jeder Zeil ermatten,
Und keinen Trieb, als nach der Ruh.

Dieſes iſt mein wahrer Zuſtand, den **Haller** vollkommen ſchildert. Leben Sie wohl, liebſte Freundin, und geſunder und zufriedener, als

Ihre Gottſched.

Zwey-

Zweyhundert und funfzehenter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 9. März 1761.

Beſte Freundin,

Sie ſchreiben meinen unangenehmen Zuſtand blos meiner Hypochondrie zu, und Sie glauben, wenn ich mich von dieſer heilen könnte, ſo würde ich ganz geſund ſeyn. Sie haben nicht Unrecht: allein glauben Sie nicht, daß dieſe Krankheit leicht zu heben iſt; eine Krankheit, die ihren Urſprung einer Reihe von mühſeeligen Jahren zu danken hat. Unter allen Mitteln, die Sie mir zu meiner Geneſung vorſchlagen, wäre eine Reiſe aufs Land das angenehmſte, und, wie ich glaube, auch das wirkſamſte. Aber es müßte in einer Gegend ſeyn, wo man kein feindliches Heer zu fürchten hätte, wo ich nicht Spuren des unglücklichen Krieges fände, wo ich Sie in der Nachbarſchaft wüßte, liebſte Freundin! alsdenn, ja alsdenn glaube ich, würde mein Gemüthe etwas ruhiger werden und mein Cörper weniger leiden. Aber, ſagen Sie mir, wo treffe ich einen Ort, deſſen weite Entfernung nicht gleich den ganzen Anſchlag vereitelt. In der Verfaſſung, worinnen ſich mein Freund befindet, iſt es ganz unmöglich, eine weite Reiſe zu unternehmen, und in der Nähe iſt nirgends Ruhe zu finden. Jener Weiſe ſagt: das ganze Geſchlecht der Sterblichen iſt an das Elend gefeſſelt, dieſer mit einer goldnen, jener mit einer eiſernen Kette. —— Ich will aus jedem zurückgelegten Tage den Troſt ſchöpfen, daß der Tag meiner Erlöſung in kurzen daſeyn und meine Prüfungen mit unvergänglicher Freude krönen wird.

Dieſe Hoffnung und dieſer Troſt bleibt mir allein noch übrig; iſt er aber nicht auch der kräftigſte? Ich bin überzeugt, daß auch Sie dieſes Mittel für das beſte zu meiner Geneſung halten, ob gleich Ihre Zärtlichkeit, wie ich mir ſchmeichle, meinen Tod noch entfernt wiſſen möchte.

Gottſched.

Zweyhundert und ſechzehenter Brief.

An den Herrn von R.

Leipzig den 9. Aug. 1761.

Hochwohlgebohrner Herr,

Sie ſind alſo immer noch mit Helvetius in Unterredung? Ich billige viele ſeiner Maximen, aber ich unterſchreibe auch Mosers Urtheil: „Wäre Helvetius ein Chriſt, ſo ſehr er ein Zweifler iſt, was würde ein Mann, der hier und da ſo lichte Strahlen auf das Bild ſeiner Nation fallen läßt, fähig geweſen ſeyn zum Beſten und zur Erleuchtung des Reichs beyzutragen! Er, der Muth genug gehabt, ſeinen philoſophiſchen Erſcheinungen den Verluſt eines Dienſts aufzuopfern, deſſen reiche Summe zu Errichtung mehr als eines Patriotenſtifts hinreichend geweſen wäre.“

Jetzt iſt nicht die Zeit patriotiſch geſinnt zu ſeyn. Man darf dieſe Lehre nicht vor der Welt bekennen, wenn man ſich nicht der Verantwortung ausſetzen will. Wie unrecht hat der große Staatsmann **Bielefeld**, wenn er ſchreibt: *) „Ich kann nun mit dem Tacitus ſagen: O ſeltne und beglückte Zeiten, in welchen erlaubt iſt, zu denken wie man will, und zu ſagen was man denkt.“ Nein, ich wage es nicht. Nur in den Geſinnungen der Freundſchaft für Ihr Haus und in der Hochachtung für Ihre Perſon bin ich ſehr aufrichtig, und bekenne vor der ganzen Welt, daß ich nie aufhören werde zu ſeyn

E. H.

gehorſamſte Dienerin
Gottſched.

---

*) Institutions politiques Tom. II. p. 1.

Zweyhundert und ſiebenzehenter Brief.

An Madame Gottſched.

den 5. Februar. 1762.

Wie oft, liebſte Freundin, haben Sie aus wahrer Beſcheidenheit und edlem Mistrauen in Ihre Kräfte gegen mich den Wunſch geäußert, ich möchte einigen meiner Freunde, deren Einſichten geprüft und unzweifelhaft wären, Ihre Werke zeigen, und deren Urtheil darüber Ihnen im Vertrauen melden. —— Leſen Sie folgenden Brief; er wird Ihnen die Gedanken eines unparteyiſchen ſcharfſinnigen Geiſtes entdecken, dem ich Ihre **Cenie**, Ihren **Cato von Addiſon**, Ihre **Panthea** und Ihren **beſten Fürſten** zum Durchleſen geſchickt. Dies letzte Stück habe ich ihm in dem erſten Abdrucke gezeigt. Ich hatte Ihr Manuſcript noch unter meinen Papieren verwahret, die ich, ſo lange der Krieg noch dauert, nicht hervorſuchen kann. Sie werden die Stellen getadelt finden, die Sie zum Theil ſchon verbeſſert haben, weil Sie ſelbſt das Matte darinnen fühlten, mit den noch übrigen werden Sie nach eigener Ueberzeugung verfahren.

Hier iſt der Brief meines Freundes von Wort zu Wort.

G. F.

Ich bin Ihnen ſehr verbunden, daß Sie meinen Büchermangel zu Herzen genommen. Ihr Darlehn kommt ohne Intereſſen zurück; ſo bald ich den erſten Dichtertrieb empfinde, werde ich ſie abführen; das wird aber nicht eher geſchehen, als bis mich der verwünſchte Schwindel verläßt. Unter den mitgetheilten Stücken hat die von der Feder Ihrer Freundin überſetzte Cenie der Frau von Grafigny meinen vorzüglichen Beyfall. Es kann ſeyn, daß der ſterbende Cato vom Addiſon in vielen Stücken ſtärker iſt; ich gebe es zu: Sie werden mir aber auch zugeben, daß der Character des **Cato**, ſo wahr ihn die Geſchichte macht, ſeiner übertriebenen Strenge wegen, allemal unwahrſcheinlich bleibt. Hingegen findet ſich kein Widerſpruch, warum nicht auch in unſerm verderbten Jahrhundert hundert großmüthige **Cenien** ſeyn könnten. Addiſons **Cato** iſt für uns Deutſche allzutragiſch. Ein Engländer wird vermuthlich anders urtheilen. Die Ausdrücke **ihr verfluchten Kerle, der gottloſe Junge, Marcia wird ſich die Haare ausraufen**, und andere mehr, ſchicken ſich in einem Trauerſpiele in unſrer Sprache und für unſre Bühne gar nicht. Noch jetzt kann ich ſie nicht verdauen. Alle Charactere der **Cenie** ſind nicht allein möglich, ſondern auch wahrſcheinlich. Auch die Ueberſetzung iſt mehr nach unſerm Geſchmacke. Sie hat mich ungemein gerühret.

Panthea iſt ein ſchönes Gedicht. Es hat ſtarke, viel ſtarke Stellen. Der Schauplatz wird tragiſch, ohne im Blute zu ſchwimmen. Araſpes fällt vor unſern Augen, und dieſem ohngeachtet rührt uns ſein Tod weniger, als der Panthea ihrer: ſonder Zweifel, weil wir geneigter ſind, das Mitleiden in einem höhern Grade, als den Haß zu empfinden. So vielfach und ſo künſtlich iſt in dieſem Trauerſpiele die Verwickelung bey weitem nicht, als in der **Sophonisbe** des Corneille und ihres gleichen, den Sitten der Fürſten aber iſt ſie zuträglicher. Dieſes iſt, deucht mich, kein geringer Vorzug.

Wäre mir, bey den Empfindungen und Begriffen, die ich jetzt habe, der Fürſtenſtuhl zum Theil worden, ſo würde ich meinen Prinzen die große Rolle des Cyrus auswendig lernen laſſen. Zu dem ſtillen Privatleben beſtimmt, ſollen meine Kinder, ſo die Vorſicht mir deren giebt, die rührenden Scenen der Cenie und des Clervalls herſagen, und ich, auf meinem Sopha ſitzend, will ihnen einhelfen, und ſie auf die vortrefliche Rolle des Dorimonds aufmerkſam machen. Sie, G. F., Sie haben dieſes Glück bereits erlebt. Täglich erndten Sie die ſüßeſten Früchte der geſegneten Mühe einer vernünftigen Erziehung ein. Sagen Sie mir, empfinden Sie nicht ein ſtolzes Vergnügen, wenn Ihre wohlerzogene Henriette, Ihre Tochter und Ihre Schülerin, die ausgekernten Stellen der beſten franzöſiſchen und deutſchen Dichter wiederholt? wenn ihr redendes Auge Ihnen ein untrüglicher Bürge wird, daß ihre Seele die Vortreflichkeit der Tugenden ganz fühlt, die der Dichter mit halber oder gar keiner innern Ueberzeugung ſo verwundernswürdig ſchön geſchildert hat? Noch etwas von dem Vorſpiele Ihrer Freundin, **der beſte Fürſt**, muß ich Ihnen ſagen: die Verſe ſind, wenn ich einige Kleinigkeiten ausnehme, rein und ſchön. Die Widerſprüche der Menſchenliebe und der Staatskunſt, dieſer letztern

Entwurf eines allzuſtrengen Helden und jener Bild eines allzugelaſſenen Fürſten, die Verbindung, ſo die Wahrheit unter ihnen zu ſtiften ſucht, alles dieſes iſt im Ganzen und einzeln, den Gedanken und Ausdrücken nach, bey nahe unverbeſſerlich, und macht den Geſinnungen Ihrer Freundin Ehre. Der Auftrag der Wahrheit an die Geſchichte, das Lob der Fürſtin zu verewigen, iſt ſchön, ſehr ſchön und voll Feuer. Schade! daß die letzten zween Auftritte dieſes ſchöne Gedicht verunſtalten. So wie kaltes Waſſer auf glüendes Eiſen gegoſſen ſchnell einen dicken Dampf erzeugt, und die ſonnenähnliche Farbe des erhitzten Metalles dem bewundernden Auge entziehet, ſo verbreiten die letztern zween Auftritte einen düſtern Nebel, in welchem ich die ſcharfſinnige Verfaſſerin ängſtlich ſuche. Was kann man kälteres leſen, als den Schluß des matten Ausſpruchs der Vorſicht:

So groſer Tugend muſt es auch ſo wohl
ergehn. *)

Vergeben Sie dieſen Tadel in Abſicht meiner Aufrichtigkeit. Sie haben mir die Verſicherung gegeben, Ihre Freundin würde ſich gefallen laſſen meine Meynung zu erfahren, und ich erkühne mich Ihnen ſolche zu entdecken. Verſöhnen Sie mich aber auch wieder mit ihr, wenn ſie die angeführte Stelle wird geändert haben.

Welchen Verluſt haben wir an dem in der Aſche liegenden Manuſcript unſers unnachahmlichen **Rabners** erlitten! Wäre es doch diesmal möglich geweſen, den Donner des Jupiters von ſeinen Schriften abzulenken! Die durch den Druck für dem Untergang geſicherten laſſen das vortheilhafteſte von den verlohrnen ſchließen. Ich ſelbſt, ich wollte von meinem

---

*) Dieſes alles iſt geändert worden, und die Frau Verfaſſerin hatte mir ſolche ſchon zugeſchickt.

Büchervorrathe einen anſehnlichen Theil drum geben, wenn ich ſie dadurch aus der Aſche wieder hervorbringen könnte. Empfehlen Sie mich Ihrem ganzem Hauſe, und glauben Sie allerſeits, daß Sie auf dem geraden Wege einer wahren Freundſchaft niemals verfehlen können

Ihren ,

Dresden,
den 2. Febr. 1761.

gehorſamſten Diener
* * *

Ich glaube, liebſte Freundin, Sie können mit dem Urtheile meines Freundes zufrieden ſeyn. Ein kaltes Lob, ohne die Bewegungsgründe die es veranlaſſen, iſt gewiß in Ihren Augen eben ſo geringe, als ein trotziger Tadel, den Vorurtheil und Partheylichkeit erzeugen, Ihnen lächerlich vorkommt. Mein Freund bittet um Ihre Gewogenheit; ich habe ſie ihm verſprochen und Ihre Achtung noch darzu.

v. N.

Zweyhundert und achtzehenter Brief.

Antwort auf vorigen Brief.

An die Frau von R.

Leipzig den 15. Febr. 1762.

Beſte Freundin,

Ich danke Ihnen für die Mittheilung des Briefs Ihres Freundes und für ſein billiges und glimpſliches Urtheil über meine Arbeit. Sagen Sie dieſem ſcharfſinnigen Ariſtarch, daß ich ganz ſeiner Meynung in Anſehung der Cenie und des Cato bin; daß der Geiſt der zwey Nationen in dieſen beyden Stücken herrſche, und daß ich, wenn ich den Cato noch einmal überſetzen ſollte, ich ſeinem Rath folgen und mich mehr nach unſerm Geſchmack und nach dem auf unſerer Bühne üblichen Ausdruck richten würde. Nichts iſt billiger, als dieſe Critik, und ich wünſchte dieſen eben ſo gütigen und gelinden, als einſichtsvollen Kunſtrichter, (zwey ſelten vereinbarte Vollkommenheiten,) in der Nähe gehabt zu haben, ſo wären alle meine Schriften nach ſeinen Urtheilen gebildet werden. Schade, daß meine Arbeit zu Ende; ich werde gewiß in dieſer Welt nichts mehr verfertigen. Konnte ihm nicht zehen Jahr eher einfallen meinen **Cato** zu leſen? ſo hätte die letzte Auflage viel gebeſſerter erſcheinen ſollen.

Sie haben ihm gewiß meine **Panthea** nicht ſo gezeigt, wie ſie in ihrer erſten Jugend ausſah, ſondern wie ich Ihnen ſolche nach genauer Prüfung und ſtrenger Veränderung überſchickt habe. In dieſem Falle danke ich Ihnen recht ſehr. Sie hat niemals mit der **Sophonisbe** vom Corneille um den Vorzug ſtreiten ſollen. Ich fühle, und danke den Muſen, daß ich ihn fühle, den unendlichen Abſtand zwiſchen mir und dem franzöſiſchen Sophocles.

Unſer lobenswürdiger Tadler wird mich zu einer zweyten Verbeſſerung des Vorſpiels: **der beſte Fürſt**, aufmuntern. Die erſte heitre Stunde, die mein Gemüthe ſpüren wird, ſoll darauf verwendet werden. Zeigen Sie ihm doch die verbeſſerte Abſchrift, die Sie bereits von meiner Hand beſitzen. In dieſer ſind die drey letzten Zeilen des fünften Auftritts ganz verändert. Fragen Sie Ihren Freund, ob er mit dieſer Aenderung mehr zufrieden iſt?

Ich dichte nichts mehr, und **der beſte Fürſt** iſt der Abſchied meiner Muſe geweſen. Ich bin zu alt, zu verdrüßlich und vielleicht auch zu unfähig meine Muſe die neuern Pfade gehen zu lehren. Geſchmack, Styl, Versart, alles hat ſich verändert, und wer dieſen nicht folget, wird nicht glimpflich, nein grauſam getadelt. Doch die Marquiſe von Sable ſagte zu meinem Troſt ſchon zu ihrer Zeit: Ce n'eſt ni une grande louange *) ni un grand blâme quand on dit: qu'un eſprit eſt, ou n'eſt plus à la mode. S'il eſt une fois tel qu'il doit etre, il ſera toujours juſte. Le vrai merite ne depend point du tems ni de la mode. Findet man nur meine Denkungsart und die Geſinnungen meines Herzens billig und redlich; ſo bin ich über den Tadel, den man meiner Schreibart beyleget, ſchon ziemlich beruhiget, und wie Sie wiſſen, bin ich jetzt gegen Lob und Tadel ziemlich gleichgültig; der letzte hat mich öfters abgehärtet. Matt und ſchwach fühle ich, wie ſehr meine Kräfte abnehmen, und ſo erwarte ich den Boten des Friedens, der wird meine Ruhe beſchleunigen; möchte ich ihn doch bald erblicken!

Gottſched.

---

*) Es gereicht weder zum wahren Lobe noch zur Schande, wenn es heißt: Der Verſtand dieſes oder jenes Mannes iſt nicht mehr mode. Wenn der Verſtand einmal richtig iſt, ſo iſt er immer wie er ſeyn ſoll. Das wahre Verdienſt iſt an keine Zeit und Mode gebunden.

Zwey=

Zweyhundert und neunzehenter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 4. März 1762.

Theureſte Freundin,

Ich muß Ihnen eine traurige Nachricht melden; ich verliere mein Geſicht faſt gänzlich. Meine Krankheit fängt ſich alſo eben ſo an, als des Profeſſor May ſeine, GOtt gebe, daß ſie ſich auch ſo endige; das heiſt, durch einen baldigen unſchmerzhaften Tod. Und wie ſehnlich wünſche ich die Stunde meiner Auflöſung ſchlagen zu hören! Fragen Sie nach der Urſache meiner Krankheit? Hier iſt ſie. Acht und zwanzig Jahre ununterbrochene Arbeit, Gram im Verborgenen und ſechs Jahre lang unzählige Thränen ſonder Zeugen, die GOtt allein hat fließen ſehen; und die mir durch meine eigene und hauptſächlich durch die allgemeine Noth und die erlittenen Kriegsdrangſalen ſo vieler Unſchuldigen ausgepreßt worden.

Empfehlen Sie mich der Frau Gräfin von Lodron unterthänig, ſagen Sie ihr die Urſachen meines tiefen Stillſchweigens bey einer Gelegenheit,*) daran vielleicht niemand in Sachſen mehr Antheil nehmen kann, als ich nehme. Mein Herz hat der Durchl. Herrſchaft entgegen gewallet, obgleich meine Feder geſchwiegen. Ich bin nicht mehr fähig ein Blatt zu ſchreiben, das ſich vor die Augen der Großen in der Welt ſtellen darf, und einen Secretair habe ich nicht. Ich verlaſſe mich auf Sie, liebſte Freundin, daß Sie auch mich der Durchlauchtigſten Churprinzeßin zu Füſſen gelegt, und ich wünſche, daß Ihr ſo beredter Mund auch für mich möge geredet haben.

---

*) Die Zurückkunft des Durchlauchtigſten Churhauſes aus Bayern.

Heute wird die von meinem Manne verfertigte Cantate zur Probe aufgeführet, bey welcher ich aber, meiner Unpäslichkeit wegen, nicht erſcheinen kann. Allein ich habe dem Churprinzen ein Opfer gebracht, was ich nur Antonien und außer dieſen beyden keinem andern bringen würde. Ich habe meinen Flügel auf den Concertſaal ſchaffen laſſen, der wird ſeine Rolle beſſer ſpielen, als ich.

Wie ſehr freue ich mich, daß ich ſterblich bin; und dieſer Troſt macht mir alles Unangenehme erträglich. Gott laſſe mich, da ſeine Abſichten immer gnädig und ſeiner Weisheit gemäß ſind, nur derſelben recht würdig werden. Von ſeiner Hand hoffe ich für mein kurzes Leiden eine ewige Belohnung; dieſes iſt meine chriſtliche Philoſophie, wie gerne möchte ich ſie allgemein machen!

Gottſched.

Zweyhundert und zwanzigſter Brief.

An eben Dieſelbe.

Leipzig den 10. Junii 1761.

Liebſte Freundin,

Dieſesmal muß ich mich einer fremden Hand bedienen, um Ihnen zu ſagen, daß ich zu allem untüchtig bin. Erſchrecken Sie nicht; freylich bin ich matt, ſehr matt, aber nach Ausſage des Arztes ſoll ich meinem Ende noch nicht ſo nahe ſeyn, als ich es wünſche. Meine Niece macht dieſesmal meinen Secretair: ich verſpreche Ihnen aber nächſtens eine ausführliche Antwort mit eigner Hand, die ihr letzter, mir ſo werther Brief in aller Abſicht verdient. Unterdeſſen bitte ich Sie, liebſte Freundin, behalten Sie mich auch krank, auch meinen Freunden unnütz, noch lieb. Und ſollte dieſe Krankheit mich von der Welt nehmen,*) ſo weyhen Sie manchmal eine freundſchaftliche Thräne dem Andenken Ihrer Freundin, die lebend und ſterbend Ihnen ganz ergeben bleibt.

Gottſched.

---

*) Dieſe traurige Ahndung erfolgte nur gar zu bald. Wenige Tage hernach den 26. Junii ſtarb meine Freundin, ohne daß ich noch eine Zeile von ihrer Hand wieder geſehen. Ihr Andenken wird mir ſtets unvergeslich bleiben.

Dieſe beyden Briefe ſind mir von den um die Wiſſenſchaften ſo verdienten Herrn Profeſſor **Schöpflin** zugeſchickt worden, ich habe ſolche hier einrücken wollen, als einen Beweis von der franzöſiſchen Schreibart der Frau Gottſched.

A Monſieur le Profeſſeur Schöpflin.

à Leipzig ce 17. de Janvier 1751.

MONSIEUR,

La traduction allemande *de l'hiſtoire de l'Academie roïale des Inſcriptions & belles de Lettres*, etant parvenue jusqu'au Tome cinquieme, dont on va commencer l'impreſſion; je n'y ai pas ſitôt apperçu Vôtre nom, que je me ſuis propoſée de Vous ecrire un mot à ce ſujet.

Vous Vous reſſouviendrés, Monſieur, que l'Academie a trouvé bon, d'inſerer dans le dit Tome un fragment de TITE LIVE, copié autrefois par Mr. *Klokius* dans l'Abbaye de Salmansweiler en Suabe, & d'ajouter à cette Piece Vôtre ſentiment & celui de l'Academie, auſſi bien la réponſe de Mr. l'Abbé *Souchay*, à ce que Vous aviés avancé touchant l'Authenticité de ce fragment.

Comme je ne trouve pas les argumens de Mr. l'Abbé *Souchay* aſſés fort, pour qu'un ſavant, tel que Vous Monſieur, n'ait rien à y repliquer; & que je m'imagine que ce n'eſt que par un excès de politeſſe pour un Corps, dont Vous êtes un ſi digne Membre, que Vous avés jugé à propos de laiſſer tomber cette controverſe. D'ailleurs je ſuis perſuadée, que quelque peu conſiderable que ſoit ce fragment par ſon etendue, il importe beaucoup à la Republique des Lettres de ſavoir à quoi s'en tenir; à cet égard, je prend la liberté Monſieur, de Vous offrir dans l'Edition allemande, que je fais de cet excellent ouvrage, une place pour tout ce qu'il Vous plaira d'ajouter à Vos premiers argumens, tant pour defendre Vos conjectures, que pour mettre à couvert l'honneur d'un Compatriote, tel que Mr. *Klockius*. Je Vous ſupplie cependant Monſieur, de faire en ſorte, que tout ce que Vous voudrés bien m'envoyer à cet égard, & qui tournera ſans doute à l'avantage de mon ouvrage, que je le reçoive au mois de Fevrier pour pouvoir être ajouté à l'Article dont il s'agit, avant la fin de l'impreſſion je ſuis avec toute la conſideration due à Votre merité

MONSIEUR

VOTRE
trés humble & trés obeiſſante Servante
Gottſched née *Kulmus.*

Au même.

à Leipzig ce 10. Octobr. 1753.

MONSIEUR,

C'eſt ſans doute un peu tard que j'ai l'honneur de repondre à la Lettre, que Vous avés eu la bonté de m'adreſſer au mois de Mai. J'étois alors ſur le point d'entreprendre un petit voyage de plaiſir, que Mr. *Gottſched* avoit projetté de faire pendant la belle ſaiſon; je renvoyois donc ma reponſe jusqu'à mon retour, eſperant qu'en même tems je trouverois les livres dont Vous faites mention. Je les ai reçu pendant cette foire

&

& je Vous aſſure Monſieur que jamais je n'ai été plus agréablement ſurpriſe que du beau préſent, dont l'Academie roïale des Inſcriptions vient de m'honorer, en me faiſant part des derniers fruits de ſes travaux. Cet illuſtre Corps ne pouvoit m'envoier rien qui me fut plus cher, ni me l'envoier par quelqu'un que j'honoraſſe plus que Vous Monſieur. Jamais je n'ai mis le peu de peine, que me coute la traduction des Ouvrages de cette Academie, à un prix auſſi haut, que celui de ſon attention. Contente d'être capable de l'admirer & m'en felicitant, je ne me ſerois jamais jugé digne de lui être connue.

C'eſt aſſurément, Monſieur, à une idée trop favorable, que Vous avés daignés lui donner de moi, que je dois l'honneur qu'elle vient de me faire. Ce n'eſt pas par fauſſe modeſtie que je parle ainſi, je me connois & ne fais que me rendre juſtice.

Ayés donc à préſent la bonté de Vous montrer auſſi zelé de ſoutenir la reputation de Vos amis, que Vous l'avés été à l'établir: c'eſt un ouvrage digne de Vous & j'en fais Vôtre affaire. Que l'Academie roïale ſoit perſuadée par Vous

Monſieur, que je ſens pour Elle la veneration la plus profonde & la mieux ſondée, & que la marque de ſes bontés envers moi ne peut que fortifier ces ſentimens là, que j'ai ſans doute de commun avec la plupart des gens de lettres, mais que j'éprouve peut-être plus vivement qu'aucun d'eux.

Pour Vous Monſieur, ne doutés pas de la parfaite conſideration & de la vive reconnoiſſance avec laquelle je ſuis

MONSIEUR

VOTRE
très-humble & très-obéiſſante ſervante
Gottſched.

Panthea,

ein Trauerſpiel

in fünf Aufzügen

von

Louiſe Adelgunde Victoria Gottſched.

Aufgeführet zu Wien
auf dem Kayſerl. Königl. privilegirten
Stadt-Theater, 1751.

Perſonen:

Cyrus, König der Perſer.
Abradates, König der Suſianer.
Panthea, deſſen Gemahlin.
Gobrias, Fürſt der Caduſier.
Nikothris, deſſen Tochter.
Araſpes, ein junger Perſiſcher Edelmann.
Hyſtaſpes, ein Perſiſcher Feldherr.
Zween Bothen.

Der Schauplatz iſt im Lager des Cyrus vor
des Abradates Gezelt.

Die Handlung fängt ſich mit dem Aufgange der
Sonne an, und endiget ſich gegen Abend.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cyrus. Hyſtaſpes.

Hyſtaſpes.

Es wird ſich Glück und Sieg mit deiner Macht verbinden,
Bald, Cyrus, bald wirſt du den Cröſus überwinden,
Aſſyrien erliegt, und ſieh! es bebet ſchon
Vor deiner Tapferkeit der ſtolze Mederthron.
Im ganzen Aſien jauchzt alles Volk für Freuden,
Daß einen Fürſt, wie du, ſein Purpur ſoll bekleiden.
Es iſt der Herrſcher ſatt, die, voll von ſchnöder Luſt,
Selbſt zu regieren nie, zu ſchwelgen nur gewußt.
Wie muß es ſich nach dir, erlauchter Held, nicht ſehnen!
Der durch ſein Beyſpiel es zur Tugend kann gewöhnen.

Cyrus.

Der Ausgang jeder Schlacht ſteht in des Schickſals Hand;
Des Glückes falſche Huld iſt dir und mir bekannt.

Kein Held muß, eh er ſiegt, von Sieg und Lorbern ſprechen,
Sonſt kann des Himmels Arm den kühnen Frevel rächen.

Hyſtaſpes.

Du biſt dem Himmel lieb, der dir den Sieg verſpricht:
Des Feindes weibiſch Heer bekämpfet Männer nicht.

Cyrus.

Der wirklich große Held muß keinen Feind verachten,
Er muß nach Tapferkeit, nach Recht und Tugend trachten.
Der Ausgang kömmt allein auf jene Gottheit an,
Die durch verborgnen Wink auch Helden fällen kann.
Erwäg auch, Cröſus Heer iſt meinem überlegen.

Hyſtaſpes.

Dein Heer iſt tapferer! nur dieß laß uns erwägen:
Beym Streite kommts drauf an, wer gern ficht oder nicht,
Und der ficht immer gern, der für den Cyrus ficht.
Dein Heer weis voll Vertraun, daß dir der Preis gehöret;
Dein großes Beyſpiel hat uns Tapferkeit gelehret;
Mit neuem Muthe haſt du jeden Arm verſehn,
Und wo iſt nun der Feind, kühn, dir zu widerſtehn?

Cyrus.

Glaubſt du, dieß ſey genug, den Endzweck zu erreichen?

Hyſtaſpes.

Ein jeder Feldherr muß an Tapferkeit dir weichen.
Du weiſt, daß dieſes viel bey edlen Seelen thut;

Ein jeder Perſer weiht mit Freuden dir ſein Blut,
Sein Arm wird zwiefach ſtark für die gerechte Sache,
Die Cyrus ſelbſt verficht. Er dürſtet nach der Rache,
Die Recht und Tugend heiſcht: und wenn der Feind erliegt,
So hat ihn mehr dein Ruhm, als Schwerdt und Heer beſiegt.
Wir müſſen glücklich ſeyn, und die Aſſyrer ſchlagen:
Wer hat noch über dich den Sieg davon getragen?

Cyrus.

Hyſtaſpes, nicht ſo kühn! Ich kenne meine Pflicht;
Wir müſſen tapfer ſeyn, und ſiegen wir dann nicht,
So iſts der Schickung Wink, die jeden Ausgang lenket,
Und alles weiſer führt, als jeder Menſch es denket.
Wahr iſts, ihr hoher Arm beſchützte ſtets das Recht;
Und findet ſie nur erſt mein Unternehmen ächt:
So wird ihr Beyſtand mich nicht unterliegen laſſen;
So wird der Feind das Schwerdt zum eignen Falle faſſen.
Der Perſer Heldenmuth wird zwar nicht leicht gedämpft:
Doch dem entgeht der Sieg, der ohne Himmel kämpft.
Drum, Freund, ſoll es uns jetzt bey unſrer Schlacht gelingen;
So laßt uns erſt gebückt den Göttern Opfer bringen,
Und dann ins Schlachtfeld gehn. Mich dünket, dieß Gezelt
Gehört dem Abradat. Haſt du ihn her beſtellt,
Wie ich dir anbefahl? Weis er ſein nahes Glücke?
Er nimmt die Panthea auf mein Geheis zurücke.

Hyſtaſpes.

Nein, Herr, er weis noch nichts. Ich dächte, vor der Schlacht
Wär eine ſolche Huld unzeitig angebracht.
Die Liebe dieſes Paars, die glühend ſtarke Liebe,
Bekämpft vielleicht in ihm des Muthes edle Triebe.

Cyrus.

Nein, dieſes fürcht ich nicht. Vermeld ihm meinen Schluß,
Der ihn noch eifriger im Kämpfen machen muß.
Er ſoll mir dankbar ſeyn. Hätt er erſt überwunden;
So wär ich ihm verpflicht; und er nicht mir verbunden.
Dann würd auch dieß Geſchenk, das meine Hand ihm beut,
Ein ſchön erworbner Lohn und meine Schuldigkeit.
Denn nie aus Eigennutz will ich jemand verbinden,
Er ſoll an mir den Freund, ſo wie den Feldherrn finden.
Und wenn er dann durch mich die Gattin küſſen kann,
So treibt die Dankbarkeit ſein Schwerdt noch ſchärfer an.
Ich kenne ſeinen Muth, er kann ſich nicht verwandeln;
Er wird als Held und Freund nur deſto tapfrer handeln.

Hyſtaſpes.

Du giebſt ihm ein Geſchenk, das du noch nie geſehn,
Sieh erſt die Panthea. Sie iſt zwar göttlich ſchön,
Doch muß ihr äusrer Reiz der innern Tugend weichen;
An Weisheit kann ſie faſt dem Cyrus ſelber gleichen.
Und —— ——

Cyrus.

Alles weis ich ſchon, was mir dein Mund erzählt:
Man liebt nichts würdigers; allein ſie iſt vermählt.

Hyſtaſpes.

Wenn dieß dein Einwurf iſt, ſo iſt er leicht zu heben:
Vielleicht kömmt Abradat in dieſem Streit ums Leben.
Du weißt, ſein Ungeſtüm eilt ſo bey jeder Schlacht
Hin, wo Gefahr den Sieg ſchwer, aber rühmlich macht.
Du darfſt ihm, Herr, nur heut den ſchlimmſten Poſten wählen.
So wird ihn im Gefecht der Feinde Pfeil nicht fehlen.
Alsdann iſt Panthea vom Zwang der Ehe frey;
Und was verhindert dann, daß ſie die Deine ſey?

Cyrus.

Hyſtaſpes! welcher Wahn hat deinen Geiſt bethöret!
Ich zittre, daß ich nur den Frevel angehöret.
Kennſt du den Cyrus nicht? entfällt dirs, daß ſein Muth
Viel lieber zehnmal ſtirbt, als einmal ſträflich thut?
Sollt ich am Abradat der Freundſchaft Recht verletzen?
Und ſollen Zähren wohl Pantheens Wangen netzen?
Sollt ich das beſte Paar, das je der Himmel band,
Durch —— —— Weiche, Böſewicht! Wenn ſich dein Geiſt gewandt,

Und Ehe und Tugend flieht: ſo ſollſt du gleichwohl wiſſen,
Daß Laſterhafte ſtets den Cyrus fliehen müſſen,
Und daß den, deſſen Bruſt mit Bosheit ſich befleckt,
Auch meine Gnade nicht vor Tod und Strafe deckt.

Hyſtaſpes.

Verzeih mir, großer Prinz! daß ich aus treuem Triebe
Dir einen Anſchlag gab, den ich doch ſelbſt nicht liebe.
Das Laſter flieh ich ſtets; doch dich beglückt zu ſehn,
Fiel mir dies Mittel bey. Ich will es dir geſtehn;
Wird auch ein Fürſtenherz durch das Geſetz verpflichtet?
Und fehlt es, wenn es ſich nach ſeiner Neigung richtet?

Cyrus.

Ihr Götter, welch ein Herz hat dieſen Satz erdacht?
Iſts denn das Laſter nur, was uns zu Fürſten macht?
Soll die Unſtrafbarkeit, die Mörderin der Erden,
Des Fürſten Führerin zu den Verbrechen werden?
So legt der Schmeichler Schwarm ihr heilig Vorrecht aus:
Solch eine Lehre ſchimpft der Fürſten frevelnd Haus.
Zwar treten freilich viel, was ſie beſchützen müſſen,
Der Unſchuld flehend Recht mit frevelhaften Füſſen.
Doch, ſieht man nicht den Lohn, der ihnen eigen iſt?
Ein jeder haſſet ſie, der ihren Purpur küßt.
Es mag des Himmels Arm, ſollt ich ſo ſtrafbar denken,
Auf mein verbrecheriſch Haupt den ſchärfſten Donner lenken!

Ich laſſe Abradat, was ihm das Schickſal gab.
Es lieb ihn Panthea! ſie lieb ihn bis ins Grab!
Sie mögen mir ihr Glück und ihre Ruh verdanken;
Ich will aus Wolluſt nie von meinem Schluſſe wanken.
Ich ſelber bin vermählt und Caſſandanen treu,
Sie hat mein ganzes Herz, und ſchätzet dieſe zwey.
Du aber, deſſen Herz ich tugendhafter glaubte,
Sey froh, daß Güte jetzt mir meine Strenge raubte;
Der Tod —

Hyſtaſpes.

Ach Herr!

Cyrus.

Genung. Doch dieſes merke wohl,
Daß man mit mir von nichts als Tugend reden ſoll.
Beſtrebe künftig dich, was ſie befiehlt, zu üben;
Wer Fürſten dienen will, muß keine Laſter lieben.
Ich ſchenke dir die Schuld, und ehre deinen Muth,
Es mache heut dein Schwerdt die Schuld des Herzens gut.

Hyſtaſpes.

Ja Herr, mein ganzes Blut will ich für dich vergieſſen,
So will ich deinen Zorn und mein Vergehen büſſen.

Cyrus.

Jetzt geh in dies Gezelt, und ſage Abradat,
Daß Cyrus ihn hieher zu ſich beſchieden hat,

Indeſſen, ehe ſich des Mittags Strahlen heben,
Soll Nahrung, Oel und Wein mein treues Heer beleben,
Damit des Krieges Arm mit doppelt ſtärkrer Kraft
Der Sonnenhitze trotzt, und uns den Sieg verſchaft.
Und du, erhabnes All! du Richter aller Sachen!
Dir opf'r ich erſt, du wirſt für Cyrus Thaten wachen!
(Zum Hyſtaſpes.)
Sey deiner Pflicht getreu! bald bin ich wieder hier.

Anderer Auftritt.

Hyſtaſpes allein.

So hart, ſo ungerecht verfähret man mit mir?
Zwar diesmal muß ich mich gezwungen überwinden;
Doch zittre, ſichres Paar, du ſollſt den Zorn empfinden!
Ha! ſieh den Glücklichen!

Dritter Auftritt.

Hyſtaſpes. Abradat.

Hyſtaſpes.

Willkommen edler Freund!
Komm und beleb ein Heer, das ſelbſt ſich ſtärker ſcheint,

So bald du dich nur zeigſt. Mit dankbarem Vergnügen
Spricht jeder Krieger hier von Abradatens Siegen.
Ja Cyrus ſelbſt erkennt, was er an dir beſitzt,
Wie viel ihm ſchon dein Arm, wie viel dein Herz genützt,
Glaub mir, ihm iſt, da er in dir die Tugend ehret,
Gewiß in deinem Glück ſein erſter Wunſch gewähret.

Abradat.

Ja Cyrus edles Herz iſt dir und mir bekannt,
Was größers nennt man nicht, ſo bald man ihn genannt.
Indeſſen mag mein Arm auch noch ſo feurig kämpfen,
So wird er nie den Ruhm der andern Helden dämpfen,
Die hier im Lager ſind; und deren ſiegend Schwerdt
Nie ſonder Blut und Lob von Schlachten wiederkehrt:
Und Panthea, ſie lebt?

Hyſtaſpes.

Sie lebt, und lebt beglücket.

Abradat.

Beglückt? und ohne mich? hat ſie die Glut erſticket,
Die ſonſt in ihrer Bruſt für Abradat gebrannt,
Für mich, für den ſie ſonſt blos lebte, blos empfand?

Hyſtaſpes. (bedenklich.)

Der Liebe größter Feind war immer das Entfernen.

Abradat. (in Gedanken.)

Kann ihre reine Bruſt der Untreu Laſter lernen?
Nein, weg verhaßter Wahn! (zum Hyſtaſpes) hat Cyrus ſie geſehn?

Hyſtaſpes.

Verdank es mir allein, daß es noch nicht geſchehn.
Noch hab ich beyde, Freund, bisher daran verhindert,
Die ſtärkſte Tugend ward durch Schönheit oft gemindert.

Abradat.

Wie? Cyrus ſollte? —— nein! —— ſein großgeſinnter Geiſt,
Verabſcheut jede That, die ihm ſein Herz verweiſt.

Hyſtaſpes.

Entfällt dirs, Abradat, daß Fürſten Menſchen bleiben?

Abradat.

Der Name Cyrus ſchon kann den Verdacht vertreiben.

Hyſtaſpes.

Wer thun kann, was er will, der thut wohl, was er kann.

Abradat.

So nimmt doch Panthea das Laſter niemals an.
Die Tugend wird von ihr noch mehr als ich geehret.

Hyſtaſpes.

Iſt ſie kein Weib?

Abradat.

Dieß iſts, was ihren Ruhm vermehret!
Ein Weib und ſchön, und treu!

Hyſtaſpes.

Doch Cyrus iſt ein Fürſt!

Abradat.

Beherrſchte er die Welt, Pantheen nicht; du irrſt.
Ihr unbeflecktes Herz, ſtreng gegen kleine Schwächen,
Macht den geheimſten Wunſch ſich ſelber zum Verbrechen.

Hyſtaſpes.

Er jung und kühn, ſie ſchön! —— Doch, Freund, genung hiervon;
Der Himmel iſt gerecht, und Panthea dein Lohn.
Bisher gelang es mir, des raſchen Fürſten Blicken
Durch tugendhafte Liſt die Freundin zu entrücken.
Noch mehr, heut wagt ich es ——

Abradat.

Großmüthiges Bemühn!
Freund, dir ſoll keine Zeit mein dankbar Herz entziehn;

Hyſtaſpes.

Ich ſprach: am Abradat hängt, Herr, Panntheens Leben.
Gieb ſie ihm ſelbſt zurück, die That noch zu erheben.

Abradat.

Freund, wenn Erkenntlichkeit durch Worte gültig wär,
So ſchwüre dir mein Mund ——

Hyſtaſpes.

Still, Cyrus kommt hieher.

Vierter Auftritt.

Cyrus. Abradates. Hyſtaſpes.

Cyrus.

Komm, tapfrer Abradat, du erndteſt mit uns heute
Des Sieges Lorbeer ein, im blutbeſpritzten Streite.

Abradat.

Ja, deine Tugend, Herr, hat mich hieher gebracht,
Und den, den du bezwangſt, zum Freunde dir gemacht.
Du haſt mich mehr durch dich, als deine Macht beſieget:
Und wenn ſich jetzt mein Schwerdt zu deinen Schwerdtern füget,
So feuert meinen Muth nur der Gedanke an:
Das Land, von euch beſiegt, beherrſcht ein Cyrus dann.

Cyrus.

Ein Held muß Menſchlichkeit mit Tapferkeit verbinden.

Abradat.

Wer lieſſe ſich nicht gern vom Cyrus überwinden?

Cyrus.

Jetzt zeigt der Himmel mir das erſte Mittel an,
Wie ich mir Gnüge thun und dich belohnen kann.
Die Gattin, die du liebſt, und die, wie ich gehöret,
Ein jeder, der ſie ſieht, bewundert und verehret,
Die als Gefangne hier ein nahes Schloß bewohnt,
Iſt wohl der ſchönſte Preis, mit dem man dich belohnt?
Ich weis, daß ich durch ſie dein Glück von neuem gründe,
Und keinen höhern Lohn für deine Tugend finde.
Man ſchilderte ſie mir ſo klug, ſo treflich ſchön,
Daß meine Tugend ſich gefürchtet, ſie zu ſehn;
Jetzt darf ich ſie vor dir zum erſtenmal erblicken,
Denn ich will dich durch ſie, und ſie durch dich beglücken.
(zum Hyſtaſpes.)
Hyſtaſpes, ruffe ſie.

Fünfter Auftritt.

Cyrus. Abradates.

Abradat.

O kronenwerther Held!
Der Himmel zeigt in dir die Tugend unſrer Welt;
Wie ſoll mein ſchwacher Dank, Herr, deine Huld erheben?
Bezahlet ſie mein Blut? hier iſt mein Blut, mein Leben,

Cyrus.

Ja, Fürſt, dein edler Muth ſey heut uns ein Beweis,
Daß ein erkenntlich Herz den Dienſt zu ſchätzen weis.
Es iſt ein mächtig Heer, das wir bekämpfen müſſen.

Abradat.

Herr, wenn man auf den Muth den Sitten nach darf ſchlieſſen;
So wird der Sieg ſo ſchwer, als du beſorgſt, nicht ſeyn.
Bey Weiberſeelen iſt die Tapferkeit ſehr klein.
Zur Wolluſt iſt der Leib des Lydiers geübet,
Ein Weib wird von ihm mehr, als ſaurer Ruhm geliebet.
Nichts iſt ſo leicht beſiegt, als ein verzärtelt Heer,
Doch deinen Perſern fällt nie eine Laſt zu ſchwer.
Gern wollen ſie den Sieg mit ihrem Tod erringen,
Und gern mit ihrem Blut den theuern Lorbeer düngen.

Cyrus.

Ihr unerſchrocknes Herz iſt mir nicht unbekannt;
Allein der Ausgang ſteht ſtets in der Götter Hand.

Abradat.

Sie werden ihren Ruhm ſo ſtrafbar nicht entweihen,
Und heut zum erſtenmal dem Laſter Schutz verleihen.
Was hilft ein zahlreich Heer, dem Muth und Luſt entfällt?
Der eine kämpft aus Zwang; der andre kämpft für Geld:

Der weicht bey Streich und Schlag den ſchrecklichen Gefahren,
Das ſchon bezahlte Blut mit Zagheit zu erſparen.
Dem fällt im Sturm der Schlacht, wenn Schwerdter Schwerdtern dräun,
Die kaum verſchlaſne Luſt des letzten Tages ein.
Der Weichling wünſcht mit Angſt dem Streit ein nahes Ende,
Die Wolluſt lähmet ihm die feigen Weiberhände.
Ihr Beyſpiel iſt ihr Fürſt, er deſſen Weichlichkeit,
Schlacht und Gefahr und Tod, nur keine Schande ſcheut.
Nein, Herr, kein Perſer Schwerdt darf jene Kriegsmacht ſcheuen,
Und den, der ihn verdient, wird auch der Sieg erfreuen.

Cyrus.

Ich fürchte jeden Fall, als wär er noch ſo nah,
Und ſuch ihm zu entgehn.

Abradat.

Ihr Götter, Panthea!

Sechſter Auftritt.

Cyrus. Abradates. Hyſtaſpes. Panthea.

(die ſich nach Perſiſcher Gewohnheit vor dem Cyrus niederwerfen will, der es ihr aber nicht verſtattet.)

Panthea.

Herr! —

Cyrus.

Nein, Prinzeßin, nein! du ſollſt dein Knie nicht beugen,
Um Ehrfurcht gegen mich, mich, deinen Freund, zu zeigen.
Wer Tugend über Stand und Macht und Schönheit ſetzt,
Wird als Gefangner auch von mir gleich hochgeſchätzt.
So biſt du jetzo auch bey mir nicht mehr gefangen:
Du wirſt die Freyheit hier und den Gemahl erlangen;
Ihn, dem des Himmels Wink, an der Belohnung Statt
Für ſeine Tugenden, dein Herz geſchenket hat.
Er war allein es werth daſſelbe zu beſitzen;
Nimm ihn von dieſer Hand, ſie ſoll euch ſtets beſchützen.
Ich ſeh den letzten Sieg nun doppelt froher an,
Da ich ein ſolches Paar dadurch beglücken kann.

Panthea.

Herr, deſſen Treflichkeit ich ſchon entfernt verehret,
Von dem ich ſtets, was groß, was fürſtlich war, gehöret;

O Cyrus! wenn mir jezt für deine ſeltne Huld
Des Dankes Ausdruck fehlt; ſo iſts der Freude Schuld.
Du giebſt mir, da ich mich noch als Gefangne kränke,
In meinem Abradat das einzige Geſchenke,
Das mich beglücken kann; iſt meiner treuen Bruſt
Wohl je ein ander Glück, als der Gemahl, bewuſt?
So wie dem Heldenmuth des Cyrus alle weichen;
Wird auch an Tugend ihn kein Sterblicher erreichen:
Nimm hier den ſchwächſten Dank von treuen Lippen hin —

Cyrus.

Was du mir danken willſt, iſt, was ich ſchuldig bin.
Es kann der Grosmuth nie was ſchöners angedeihen,
Als wenn es ihr gelingt die Tugend zu erfreuen.
Die ehr ich jezt in dir; es übertrift dein Werth
Die Nachricht tauſendfach, die ich von dir gehört.
So ſehr auch das Gerücht von Ehr und Nachruhm trüget,
So ſehr hat mich doch jezt ſein wahrer Mund vergnüget.
Sey ferner, wie du biſt, der reinſten Tugend hold;
Der hohen Götter Gunſt iſt ihr gewiſſer Sold.
Sie läßt, wenn ihren Ruhm die Neider auch verſchwiegen,
Das ihr geweihte Lob nicht ganz und gar beſiegen.
Sey, weil dein edles Herz am tapfren Abradat
Durch jenes Schickſals Hand ſein Glück gefunden hat;

Sey ihm noch ferner treu; ihr müſſet noch der Erden
Ein Muſter wahrer Lieb in ſpäter Ehe werden.
Dieß neidenswerthe Glück, nur wenigen bekannt,
Gab mir der Götter Huld durch Caſſandanens Hand:
Drum kann ich eure Luſt und euer Wohl erkennen,
Ich muß euch tugendhaft, ich muß euch glücklich nennen.

Panthea.

Es weis die ganze Welt, o Cyrus, daß dein Geiſt
Die Ehen, was ſie ſind, ein Werk der Götter heißt.
Bis dieſen Augenblick gabſt du davon mir Proben,
Und auch für dieſe Huld muß ich dich dankbar loben.
Als des Araſpes Liſt mit Bosheit in mich drang,
Und mich bey deiner Huld um Schutz zu flehen zwang;
Da haſt du mich für ihm und ſeiner Liſt geſchützet,
Du zeigteſt, daß dein Arm kein Laſter unterſtützet.

Cyrus.

Die Tugend lehrt' es mich, ſie iſt bey jeder That
Mein erſtes Augenmerk. Jetzt will ich, Abradat,
Zu meinem Heere gehn, und deinen ſüßen Trieben
Nicht länger Einhalt thun; genieß das Glück zu lieben,
Das keinen Held entehrt, wenn Tugend und Verſtand
Es ſelbſt gegründet hat. Des Himmels gütge Hand
Läßt, glaub es, ſelbſt im Streit bey drohenden Gefahren
Durch Caſſandanens Bild mein treues Herz bewahren;

Dann ſtößt dies theure Bild mir neuen Eifer ein,
Und ſtärket meinen Arm, um ihrer werth zu ſeyn.

Abradat.

Der Ausbruch unſrer Treu und unſrer Zärtlichkeiten
Wird uns doch ſtets auf dich, als ihren Schutzgott, leiten.

Cyrus.

Lebt wohl, beglücktes Paar. Hyſtaſpes, folge mir.

Siebender Auftritt.

Panthea. Abradates.

(Sie umarmen ſich und ſchweigen einige Augenblicke.)

Abradat.

Geliebte Panthea!

Panthea.

Seh ich dich wieder hier,
Mein theurer Abradat? ach! wie viel tauſend Thränen
Vergoß ich nicht um dich!

Abradat.

Doch gieng dein ſtilles Sehnen
Auch nur nach Abradat? find ich, geſteh es frey,
In meiner Panthea noch jene ächte Treu?

Panthea.

Geliebter Abradat! ſo zweifelnd kanſt du denken?
Soll mich dein Hierſeyn mehr als dein Entfernen kränken?

Abradat.

Verzeihe, Panthea, verzeih der reinſten Glut,
Die zärtlich furchtſam jetzt die kühne Frage thut.
Ich dacht an deinen Reiz, gefährlich für die Jugend,
Ich dacht an die Gefahr, und nicht an deine Tugend.

Panthea.

Nein, nie beſorg etwas, mein theurer Abradat,
Da wird die Treue leicht, wenn, was man wünſcht, auch hat.

Abradat.

Wer kann an Treflichkeit dem groſen Cyrus gleichen?

Panthea.

Er haſſet alle die, die von der Tugend weichen.

Abradat.

Der Schönheit Fehltritt wird nur gar zu leicht verziehn!

Panthea.

So kränkt mich Abradat, verdient ich es um ihn?
Aus Miſtraun ungerecht, und ſinnreich dich zu quälen,
Erniedrigeſt du mich zu jenen ſchlechten Seelen,
Die fremd mit wahrer Treu, bey dem Verdienſte blind,
Aus Zwange tugendhaft, aus Pflicht gehorſam ſind.

Abradat.

Wie ſtrafbar hab ich nicht, o Panthea, gehandelt!
Es hat, ich ſehe es, dein Herz ſich nicht verwandelt;

Es bleibt noch, was es war, mein auserleſnes Glück,
Das allerſchönſte Pfand vom gütigen Geſchick.
Verzeihe meiner Furcht; ſtets will ich ſie bereuen:
Wer viel verlieren kann, der hat auch viel zu ſcheuen.
Und da ich Thron und Reich vor kurzer Zeit verlor,
So ſtellt ich dieſen Fall mir noch weit gröſſer vor.
Doch bleibt dein Herz mir treu, ſo ſoll des Unglücks Wüten
Doch nie mich zittern ſehn; ich weis ihm Trotz zu bieten.

Panthea.

Wenn dieß dich glücklich macht, ſo ſteht dein Wohlſeyn feſt:
Des Himmels Arm, der nie den Tugendhaften läßt,
Führt ſelbſt dich durch den Sturm; du kannſt, die Götter wachen,
Den öffentlichen Feind, den heimlichen verlachen.
Der Götter hohen Schutz trau ich mein Lebenlang.

Abradat.

Ihr Arm iſt unumſchränkt. Doch wofür war der Dank,
Den Cyrus ſich verdient, indem er dich geſchätzet?
Hat deiner Schönheit Glanz ein Perſiſch Herz erhitzet?

Panthea.

Ja, theuerſter Gemahl, was du beſorgſt, iſt wahr.
Mein Reitz, ſo klein er iſt, erregte mir Gefahr:

Ein junger Weichling, der ſich Araſpes nannte,
Und deſſen niedrig Herz ſchnell gegen mich entbrannte,
Entdeckte mir die Glut, die immer ſtrafbar iſt,
Wenn ſie der Ehe Band und deſſen Recht vergißt.
Mit Güte dacht ich erſt den raſchen Sinn zu lenken:
Er, ſprach ich, ſollte nur an Cyrus Muſter denken.
Er, der ſchon auf den Ruf, als wär ich wirklich ſchön,
Aus weisheitsvoller Furcht mich niemals wollen ſehn.
Allein, wenn fruchten je beym Laſter weiſe Lehren?
Er war nicht edel gnung zur Pflicht zurück zu kehren.
Ich gieng zum Cyrus hin: ſo gleich verwies er ihm
Mit nachdruckvollem Ernſt den kühnen Ungeſtüm:
Mich mußt ein Wort von ihm vom Frevler zu befreyen;
Allein ich haß ihn noch, und werd ihm nie verzeihen.

Abradat.

Ich glaub es, Theuerſte, der Tugend größte Schmach
Iſt, wenn das Laſter glaubt, ſie ſtreb der Schönheit nach.
Araſpes konnte dir nichts unverſchämters ſagen,
Als daß er dir ſein Herz ſo ſtrafbar angetragen.
Denn hätt er deine Bruſt recht tugendhaft geglaubt;
Die Ehrfurcht hätte ihm den Antrag nie erlaubt.
Wie aber, wußte er ſein Feuer gleich zu dämpfen,
Und hatteſt du mit Liſt, mit Bosheit nicht zu kämpfen?

Panthea.

Mein Auge hat ihn noch ſeit dieſem nicht erblickt;
Man ſagt, daß Cyrus ihn zur Strafe fortgeſchickt.
Er ſoll des Feindes Zahl durch kluge Liſt erfahren,
Und deſſen Macht alsdann dem Cyrus offenbahren;
Ob jenes ſtolze Heer des kleinen Haufens lacht,
Ob es vielleicht zum Streit mit rüſtgem Arm erwacht.

Abradat.

Ich lebe wieder auf. Ich kann dirs nicht verheelen,
Araſpes quälte ſchon das Innre meiner Seelen.
Ein Buhler in der Näh macht einem Ehgemahl,
Er flehe auch umſonſt, die fürchterlichſte Qual.
Jetzt aber darf ich ihn und ſeine Liſt nicht ſcheuen,
Ich kann mich ungeſtört nun deiner Tugend freuen.

Panthea.

Ach theuerſter Gemahl, benähme doch mein Mund
Des Argwohns Schatten dir; feſt ſteht der treue Bund,
Dich liebet Panthea; was haſt du zu beſorgen?
Was Cyrus weites Reich vom Abend bis zum Morgen
An jungen Helden zeugt, rührt meine Augen nicht.
Und wär es Cyrus ſelbſt, ſo weis ich meine Pflicht,
Und dich, mein Abradat, unendlich mehr zu ſchätzen.
Mein Leben iſt die Treu; ich kann ſie nicht verletzen.

Sey überzeugt und froh; gieb keinem Zweifel ſtatt:
Iſt wohl ein Herz getheilt, wenn Abradat es hat?

Abradat.

Ich glaub es, Theureſte! was du mir jezt verſprochen,
Du biſt zu tugendhaft, dein Wort ward nie gebrochen.
Gezwungen eil ich fort; geh hin in mein Gezelt,
Ich muß beym Opfer ſeyn, das Cyrus angeſtellt.

Ende des erſten Aufzuges.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hyſtaſpes. Araſpes.

Araſpes.

Hyſtaſpes, ſey gegrüßt!

Hyſtaſpes.

Heil dir, Araſpes. Doch
Warum ſobald zurück? wir alle glaubten noch
Dich heute bey dem Feind.

Araſpes.

Hat Cyrus ſchon vernommen,
Daß ich, eh man gedacht, vom Feind zurück gekommen?
Soll ich jetzt zu ihm gehn?

Hyſtaſpes.

Nein, er kömmt ſelbſt hierher.
Indeſſen ſage, Freund, ward dir dein Forſchen ſchwer?
Wirſt du dem Fürſten auch erwünſchte Nachricht bringen?

Araſpes.

O ja, ich zweifle nicht, die Schlacht muß uns gelingen.
Zwar mächtig iſt der Feind: doch mancher Umſtand zeigt,
Es ſey dem Cyrus noch ein höher Glück geneigt.

Hyſtaſpes.

Und dies verdient er auch. Ein Fürſt, der in der Jugend
Die Weisheit liebgewann, der iſt ein Sohn der Tugend;
Und dieſe ſchützet ſtets des Himmels hoher Arm.
Nur kürzlich heilt er noch des Abradates Harm,
Dem unſre letzte Schlacht die Panthea entrückte,
Und deren Raub ihn mehr als alles Unglück drückte.
Er hat ſie —

Araſpes.

Was ſagſt du?

Hyſtaſpes.

Ihm wieder zugeſtellt.
Nunmehr beſitzt dies Paar in ſich die ganze Welt,
Und ſuchet weiter nichts bey den verneuten Trieben,
Als daß es den erhebt, der ihm erlaubt zu lieben.

Araſpes.

Ach Himmel, geht dein Zorn bey meiner Quaal ſo weit?

Hyſtaſpes.

Wie? rührt dich abermals die alte Zärtlichkeit?
Du glaubteſt ſelbſt, ſie wär in deiner Bruſt erſticket?

Araſpes.

Wer liebt wohl ſonſten was, wen Panthea entzücket?
Grauſamer Cyrus, ach!

Hyſtaſpes.

Wie? daß du dich ſo plagſt;
Bedenke nur das Weh, warum du dich beklagſt.
Ein Ehmann hat noch nie die Buhler ſehr gekränket.

Araſpes.

Nur nicht bey Panthea, die nicht gleich andern denket;
Der blinden Liebe Trieb, die ſie dem Gatten weiht,
Stählt ihre harte Bruſt mit Unempfindlichkeit.

Hyſtaſpes.

Dein Zuſtand geht mir nah, und wüßt ich dir zu dienen,
So wollt ich dir zu gut mich alles gern erkühnen.

Araſpes.

Ich danke dir, o Freund. Dieß iſt der letzte Tag,
Auf deſſen Beyſtand ich noch furchtſam hoffen mag,
Wer weis, was heute noch ſich in der Schlacht eräuget.

Hyſtaſpes.

Freund, ich verlaſſe dich, weil ſich dort Cyrus zeiget.

Anderer Auftritt.

Cyrus. Araſpes.

Araſpes.

Mein König, ſey beglückt!

Cyrus.

Was kündigſt du mir an?
Du haſt den Feind geſehn, ſprich, was man hoffen kann.

Araſpes.

Das Lager und den Feind hab ich genau geſehen;
Die Zahl des Volks iſt groß, dieß muß ich frey geſtehen.
Der Cappadocier, der ganze Phryger Strand,
Ciliciens Geſchlecht, und was Aegyptens Land
An braunen Kriegern zieht, ſteht rüſtig in den Waffen;
Auch Paphlagonien will ihnen Beyſtand ſchaffen;
Die Lykaonier und aller Griechen Heer,
Die Aſien erzeugt, ſind da zur Gegenwehr;

Ja was der Araber und Thracien noch ſchicket,
Das hab ich auch zuletzt, wiewohl nur halb, erblicket.
Des Feindes Heer iſt faſt dreymal ſo ſtark, als wir.

Cyrus.

Und dieß vermuthet' ich. Wie gieng es aber dir?
Wie kamſt du ſicher hin? Wie biſt du hergekommen?
Hat ſelbſt vielleicht der Feind dich in den Schutz genommen?

Araſpes.

Ja, Herr, mein Leben hat der Gegner ſelbſt beſchützt,
Es iſt ein uneins Heer, das unſer Feind beſitzt.
Du kennſt den Cröſus ja; kann er den Lüſten frohnen,
So denkt er nicht daran Verdienſte zu belohnen.
Drum hat er manchen Held, der ſeinen Hof verflucht,
Und deine Gnad, o Herr, voll edlen Unmuths ſucht.
Von vielen, die mir dieß dort ingeheim geſtanden,
Meld ich dir zweene nur, ſie ſelbſt ſind hier vorhanden.
Und dieſe haben mich im Lager dort verſteckt,
Und, was ich nur begehrt, mit Redlichkeit entdeckt.
Der ein' iſt Gobrias, ein Fürſt von ſeltnen Gaben,
Mit dem wir ſchon den Sieg dem Feind entriſſen haben;
Der andre iſt Gadat; ſein treflicher Verſtand
Und unerſchrockner Arm ziert der Aſſyrer Land.
Sie beyde haben ſich von Cröſus Heer getrennet,
Da er nicht, wie er ſoll, ihr ganz Verdienſt erkennet.

Sie kommen her zu dir; und noch zehntauſend Mann
Von den Caduſiern ſind ihnen unterthan.

Cyrus.

Doch davon haſt du wohl nicht deutlich gnung gefraget,
Ob unſer Feind zuerſt den Angrif auf uns waget?

Araſpes.

Nein, Herr, das glaub ich nicht. Zwar hab ich nichts gehört;
Jedoch die Wolluſt hat dies Heer zu ſehr bethört.
Vom ſpäten Rauſch erwacht, geht es zum neuen Rauſche;
Glaubſt du, daß es die Ruh für kühnen Angrif tauſche?
Ein Heer von ſolcher Art trug nie den Sieg davon.
Ein Perſer ſchlägt gewiß zehn Mann von Babylon.
Dieß hab ich, großer Fürſt, zu deinem Dienſt erfahren:
Der Himmel ſcheint für dich die Lorbeern ſelbſt zu ſparen.

Cyrus.

Araſpes, habe Dank, daß deine Redlichkeit
Für deinen Fürſten nicht Gefahr und Tod geſcheut.
Ich werde dieſen Dienſt nach ſeinem Werth ermeſſen,
Und bey Belohnungen Araſpen nie vergeſſen.

Araſpes.

Dein Beyfall, König, iſt für mich das höchſte Glück.

Cyrus.

Indeſſen bleibe du von unſrer Schlacht zurück:

Es möchte jemand dich von jenem Heer erblicken,
Und uns durch neue Liſt das Ziel noch mehr verrücken.

Araſpes.

Ach Cyrus! fälle doch den harten Ausſpruch nicht!
Soll ich hier müßig ſeyn, wenn jeder Perſer ficht?
Und ſoll mein Leben [illegible] den ſteten Schandfleck tragen:
Araſpes ſizt in Ruh, wenn andre Helden ſchlagen?
Ach! wenn der treue Dienſt, den ich dir jezt erwies,
Das grauſame Gebot, dich, König, ändern ließ!

Cyrus.

Du fürchteſt dich umſonſt. Ein jeder weis zur Gnüge,
Daß du dein Blut nicht ſparſt und Antheil haſt am Siege.
Drum, bleibt auch heute gleich dein Schwerdt einmal in Ruh,
So ſchreibt es niemand doch Araſpes Feigheit zu.
Es bleibt dabey — —

Araſpes.

Ach Herr! es fehlet nie an Feinden,
Sie richten nach dem Schein.

Cyrus.

Du lebeſt hier bey Freunden;
Ein jeder kennet dich, und keinem fällt es ein,
Daß heut zum erſtenmal dein Arm ſoll zaghaft ſeyn.
Doch dir zur Sicherheit will ich es allen Helden,
Daß es mein Wille ſey, aus Vorſicht ſelber melden.

Araſpes.

Herr, ſo gehorch ich dir. Was Cyrus unternimmt,
Das wird durch weiſe Wahl und Vorſicht ſtets beſtimmt.

Dritter Auftritt.

Cyrus. Araſpes. Hyſtaſpes.

Hyſtaſpes.

Herr! ein gebeugter Fürſt begehret dich zu ſprechen,
Der um am Feinde heut den eignen Schimpf zu rächen,
Zu deinen Waffen tritt. Sein Nahm' iſt Gobrias,
Ein Fürſt Caduſiens. Man ſieht ihm alles das
An Aug und Mienen an, was große Seelen zieret.
Er bringt Geſchenke mit; doch, was uns alle rühret,
Iſt ſeiner Tochter Reiz. Ein jeder muß geſtehn,
Daß man was reizenders auf Erden nie geſehn.
Und gleicht ſie Pantheen an innerlicher Tugend,
So iſt ſie neben ihr ein Muſter edler Jugend.
Durch dieſen Uebergang wird auch dein Heer verſtärkt
Mit vierzigtauſenden, die alle, wie man merkt,
Gleich Cyrus Kriegern ſind. Sie werden alles wagen,
Mit deiner Macht vereint den Sieg davon zu tragen.

Cyrus.

Geh, bringe beyde her. Araſpes, bleibe hier.

Araſpes.

Vielleicht kommt auch Gadat.

Vierter Auftritt.

Cyrus. Gobrias. Nikothris. Hyſtaſpes.
Araſpes.

Gobrias.

Ich beuge mich vor dir,
O Cyrus! deſſen Werth auch fremde Herzen rühret;
Den jeder Vorzug krönt, den jede Tugend zieret,
Die Fürſten nur erhebt, und ohne die kein Held
Verehrungswürdig iſt, und wär er Herr der Welt.
Aſſyrien hat mich in ſeinem Schoos gebohren,
Das Schickſal hat ein Land zum Erbtheil mir erkohren
Das groß und volkreich iſt. Wenn der Aſſyrer Reich
In Krieg verwickelt war, ſo hat mein Volk ſogleich
Den ungeſtümen Feind durch Tapferkeit vertrieben;
Auch iſt ſein König ſtets mein wahrer Freund geblieben.
Jedoch, er ſtarb und fiel im Kriege wider dich;
Sein Sohn betrat den Thron, und dieſer haſſet mich
So ſehr, als jener mich geliebet und geehret:
Drum hab ich, Herr, mich jetzt zu deiner Macht gekehret.
Dir weih ich Thron und Blut, und bin dein Unterthan;
Nur flehet dich mein Mund um Rach und Beyſtand an.
Du ſollſt mein Erbe ſeyn; es werde meinen Staaten
Einſt durch dein Regiment aufs glücklichſte gerathen.

Doch höre erſt was mich zu dieſem Schluſſe treibt:
Die Kränkung, daß kein Sohn mir Armen übrig bleibt.
Nur einen hatte mir des Himmels Huld gegeben,
Und dieſer war es werth, dem Vater nachzuleben.
Es glühte Pflicht und Muth in ſeiner jungen Bruſt;
Er ehrt', er liebte mich, er war mir Glück und Luſt.
Und dieſen ſah das Land jüngſt mit Entſetzen ſterben,
Des Königs eigne Hand ſtürzt ihn in das Verderben.
Mit Abſcheu muß ich jetzt den frechen Mörder ſehn,
Wie könnt ich noch bey ihm als Bundsgenoſſe ſtehn?
Er kann nicht mehr als Freund von nun an auf mich bauen,
Auf kein verſöhntes Blut in meinen Adern trauen.
Denn wenn mein Jammer mich zum bleichen Schatten macht,
So hat ſein Mörderarm mich in die Noth gebracht,
Und meine Ruh geſtört. Die Gottheit, die wir kennen,
Der große Mithra muß ſich ſelber ſtrafbar nennen,
Wo länger noch ſein Arm des falſchen Wüthrichs ſchont,
Und nicht der Frevelthat mit ſeinem Falle lohnt.
Bey dir, erhabner Held, kann jeder muthig fechten,
Die Tugend, die du ehrſt, ficht ſtets zu deiner Rechten.
Drum ſoll mein ſichres Schwerdt nur dir gewidmet ſeyn,
Dir weih ich jetzt mein Blut. Iſt meine Mannſchaft klein,

So kann ich dennoch dir für jeden Streiter ſtehen,
Sie ſind beherzt und treu, du wirſt ſie fechten ſehen.
Wofern mir nur dein Wort zur Rache Hoffnung macht,
So werd ich minder ſchnell zur nahen Gruſt gebracht;
So wird mein Leben doch von keiner Schande wiſſen,
So will ich noch gerächt und froh die Augen ſchließen.

Cyrus.

Spricht jetzt dein Herz aus dir, mein Fürſt, ſo freu ich mich,
Daß du dich zu mir fügſt, ich werde, faſſe dich,
Den Mord an deinem Sohn nicht ungeahndet laſſen.
Wer Laſter nicht beſtraft, der muß die Tugend haſſen.
Dein Beytritt, edler Greis, zu meiner Kriegesmacht,
Erfreut mich deſtomehr, da du ihn mit Bedacht,
Und nicht aus Wankelmuth leichtſinnig unternommen.
Es fehlt an Feinden nicht, die täglich zu mir kommen:
Allein man kann ſogleich aus ihren Sitten ſehn,
Daß ſie aus Uebermuth von den Aſſyrern gehn.
Es heiſcht es die Natur, du biſt zu ſehr gekränket,
Als daß dein Herze fehlt, da es auf Rache denket.
Doch, ſprich, wenn ich mit dir den ſtolzen Feind gebeugt,
Und nun des Kummers Laſt von deiner Stirne weicht;
Wenn ich dir den Genuß von deinen Ländern laſſe,
Das Schwerdt zu ihrem Schutz, nicht zum erobern faſſe:
Was hoff ich, Gobrias, alsdenn für Dank von dir?

Gobrias.

Die größte Dankbarkeit erwarte dann von mir:
Dann ſollſt du unbeſorgt in meine Schlöſſer ziehen;
Was ich Aſſyrien ſonſt an Tribut verliehen,
Das geb ich dir alsdann; und brechen Feinde ein,
So ſoll mein ganzes Heer bey deinem Heere ſeyn:
Noch will ich, und ich kann nichts theureres erdenken,
Dir mein noch einzig Kind aus treuem Danke ſchenken,
Das Neriglossor ſich bereits zur Braut erſehn;
Doch, als der Brudermord von ſeiner Fauſt geſchehn,
So hat ſie, ſo wie ich, ein ſolches Band verfluchet,
Und mehr des Bruders Rach, als Thron und Reich geſuchet.
O, nimm dich künftighin ſo meiner Tochter an,
Wie dir ihr Vater dient, ſo lang er fechten kann.

Cyrus. (giebt ihm die rechte Hand.)

Wenn dieß dein Vorſatz iſt, ſo ſey denn dies Verſprechen
So feſt, als meines bleibt; ich werd es niemals brechen.
Ihr Götter, werdet ſelbſt die Zeugen unſrer Treu,
Und ſteht mit eurem Schutz dem neuen Bunde bey!
Die Gaben, die du bringſt, will ich zwar dankbar nehmen;
Doch wirſt du, Gobrias, dich auch wozu bequemen.
Nimm ſie nunmehr von mir für deine Tochter hin,
Es ſoll ihr Brautſchatz ſeyn: weil ich verſichert bin,

Du werdeſt auch bey mir bald einen Eidam finden,
Mit welchem du ſie kanſt auf ſtets beglückt verbinden.
Zwar wird kein Perſer ſeyn, den dieſer Reichthum rührt:
Ich kenne meinen Hof und hab es oft verſpürt,
Das ganze Babylon mit allen ſeinen Schätzen
Wird, wo die Tugend fehlt, kein perſiſch Herz ergötzen.
Sie folgen meinem Pfad, und ſtreben nur allein,
Großmüthig, tapfer, treu und tugendhaft zu ſeyn.
Solch einen Tochtermann kannſt du dir hier erwählen.
Und wird die Tugend nur in ihrer Bruſt nicht fehlen;
So ſiehſt du eheſtens dein Kind auch hier beglückt.
Araſpes, den allhier dein Auge ſchon erblickt,
Verdienet ſelbſt die Wahl, und wird ſich glücklich ſchätzen,
Den Mangel eines Sohns als Eidam zu erſetzen.
Er iſt beherzt und treu, ſein Werth verdienet ſchon
Solch einen ſchönen Preis, als ſeiner Tugend Lohn.
(Araſpes beuget ſich vor dem Cyrus.)
Ich ſelber bin vermählt und niedre Buhlereyen
Vermögen nicht ein Herz, wie meines, zu erfreuen.

Gobrias.

Herr, deine Tugend gleicht, o Cyrus! deinem Muth.
Wer preiſt dich wohl zu viel? Wie ſchön fließt nicht mein Blut,

Kann ich es nur für dich und für dein Recht vergießen;
So kann ich beſſer nicht mein langes Leben ſchließen.

Cyrus.

Mein Wunſch iſt, edler Freund, daß du mir dienſt und lebſt.
Der Sieg, den heute du mit uns zugleich erſtrebſt,
Soll, wo der Himmel will, kein tapfres Leben enden:
Dich, Mithra, ruf ich an, es ſteht in deinen Händen!
Du weißt, wie theuer mir die Heldenſeelen ſind.
Sie kämpfen für mein Recht, und folgeſt ſie mir blind;
So muß ich doppelt noch für der Gefahr erzittern.
So bebt der Steuermann bey nahen Ungewittern!
Laß, Mithra, dieſe Schlacht mir nicht ſo theuer ſeyn!
Kein Tapfrer büße heut für mich ſein Leben ein!
Und fechten ſie für mich, und meinem Ruhm zu gute;
So nimm die Zahlung auch vielmehr von meinem Blute!

Gobrias.

O ſcheue nicht den Feind! verlache ſeine Liſt:
Der iſt der größte Held, der groß an Tugend iſt.
Und darum wird kein Mann in deinem Heere ſcheuen
Der Ehre deines Siegs ſein Blut beherzt zu weihen.
Indeſſen iſt der Feind doch auch ſo furchtbar nicht,
Daß, wenn ein Perſer gleich mit zehn Aſſyrern ficht,

Er nicht im Stande ſey die Weichlinge zu ſchlagen,
Und feigen Weibern gleich in ſchnöde Flucht zu jagen.

Cyrus.

Drum eben, weil der Feind wohl dreymal ſtärker iſt,
So hoff ich heute viel von einer neuen Liſt.
Der größte Theil des Heers ſoll heute nicht mit Pfeilen,
Vom Feinde weit entfernt, die dichten Glieder theilen.
Sie ſollen ohne Pfeil ihm ſchnell zu Leibe gehn;
Da kämpfe Mann mit Mann: ſo hoff ich, ſoll man ſehn,
Was Schwerdt und Fauſt vermag, und daß Ergötzlichkeiten
Zwar zarte Cörper ziehn, doch keinen Held zum ſtreiten.

Gobrias.

Was glücklichers hat hie die Kriegskunſt ausgedacht;
Der Sieg iſt dir gewiß und dadurch ausgemacht.

Cyrus.

Ich will in Kriegsrath gehn, und, was ich hier erzählet,
Ihm noch zu wiſſen thun, ob der es auch erwählet.
Indeſſen, Gobrias, führ die Prinzeßin nur
Zur Fürſtin Panthea: denn nie ſchuf die Natur
Ein ſeltner Meiſterſtück von Anmuth und von Tugend.
Hier lerne nun dein Kind, daß zwar der Reiz der Jugend

Ein großer Vorzug ſey, doch allen Werth verliert,
Wenn nicht den ſchönen Leib ein ſchöner Herze ziert.
Dieß iſt die größte Zier, die alle Schönen ſchmücket,
Wenn ſich die Tugend auch dem Herzen eingedrücket.

Fünfter Auftritt.

Hyſtaſpes. Araſpes.

Hyſtaſpes.

Hyſtaſpes wünſcht dir Glück zu deiner neuen Braut,
Was ſchöners hab ich faſt noch niemals angeſchaut.
Bey dieſer kannſt du leicht die Panthea vergeſſen.

Araſpes.

Das hoffe nimmermehr: es wäre zu vermeſſen!
Nein, nein! wen Panthea in ihren Feſſeln hält,
Der wird ſo leicht nicht frey. Empfieng ich auch die Welt,
Und gäbe Cyrus mir die Hälfte ſeiner Cronen,
Doch ſollte Panthea in meiner Bruſt nicht wohnen,
Vergeſſen ſollt ich ſie, und, durch ein ander Band
Gefeſſelt, nun ſie fliehn: ſo ſprach ich, dieſe Hand
Hat allemal das Schwerdt mit Luſt für dich geführet,
Und keine Zagheit noch in deinem Dienſt geſpüret:
Nur was du hier begehrſt, dem widerſpricht mein Herz.
Ich liebe ſie noch jetzt, und achte keinen Schmerz.

Du magſt nun über mich ein ſtrenges Urtheil ſprechen,
Ich ſchwür ihr treu zu ſeyn, und kann den Eid nicht brechen.

Hyſtaſpes.

Allein, wenn Cyrus nun die Glut für ſtrafbar hält?
So denke, daß er dir das ſtrengſte Urtheil fällt!

Araſpes.

Und ich, ich bin ein Held! Hat mein Herz nicht gezittert,
Wenn Spieſe, Pfeil und Schwerdt oft um mein Haupt gewittert;
So ſcheu ich auch den Spruch von Cyrus Lippen nicht.

Hyſtaſpes.

Wie kömmt es, daß dein Mund ſo gar verwegen ſpricht?
Iſt Cyrus nicht dein Herr? und Panthea vermählet?
Hat Cyrus jetzo nicht vor allen dich erwählet
Der Schönen Mann zu ſeyn, die jeder, der ſie ſieht,
Auch zu beſitzen wünſcht? Du haſt dich auch bemüht,
Von deiner alten Glut den Cyrus zu bedeuten,
Sie ſey bereits erſtickt. Was kann dich nun verleiten,
Daß du dein Wort verkehrſt, ihn dir gehäſſig machſt,
Und ſeine Wahl an dir ſo undankbar verlachſt?

Araſpes.

Die eben martert mich und ſtürzt mich ins Verderben:
Ich will, er zürne nur! frey lieben, oder ſterben.

Hyſta

Hyſtaſpes.

Es war doch Schönheit blos, die dich an ihr entzückt,
Als du die Zauberin zum erſtenmal erblickt:
Iſt dieſe denn nicht auch an deiner Braut zu finden?
Bey dieſer, ſey gerecht, muß jener Anmuth ſchwinden.
Sie iſt noch unvermählt; es weiht dir ihre Bruſt,
Wenn ſie ſich dir ergiebt, die Erſtlinge der Luſt.
Dieß, kennteſt du dein Glück, kannſt du für höher ſchätzen,
Als bey der Panthea dich in Gefahr zu ſetzen.
Sie iſt ſo ſtreng als ſchön, und liebt den Gatten ſehr:
Thu alles, was du kannſt, ſie hört dich nimmermehr.

Araſpes.

Nein, es gelingt mir noch. Dürft ich dir, Freund, nur trauen.
So wollt ich meinen Wunſch noch heut erfüllet ſchauen.
Allein du wareſt ſtets des Abradates Freund.

Hyſtaſpes.

Man ſchätzt ihn gar zu hoch; ſeitdem bin ich ihm feind.

Araſpes.

O mehr als güldnes Wort! verfolgſt du Abradaten;
So ſoll mein Anſchlag mir noch dieſen Tag gerathen.
Ich will noch glücklich ſeyn, und bringe mit der Zeit,
Die ſtrenge Panthea noch zur Gewogenheit.

Hyſtaſpes.

Entdecke mir, mein Freund, was haſt du jetzt im Sinne?
Das ſchwerſte wird mir leicht, was ich für dich beginne.

Araſpes.

Du ſagſt mit Recht von ihr, daß eigenſinnge Treu
Ihr nicht verſtatten kann, daß ſie mir günſtig ſey:
Drum muß, wofern ſich hier der Widerſtand ſoll heben,
Der Urſprung meiner Quaal, ihr Gatte, nicht mehr leben.
Sieh, hierzu hatt ich heut ſchon alles angeſchickt:
Doch Cyrus hat mir jetzt mein ganzes Ziel verrückt.
Er will mich heute nicht bey dem Gefechte leiden;
Dieß ſtöhret meine Liſt. Darum muß von uns beyden
Der, den des Cyrus Wahl mit in das Treffen nimmt,
Den kühnen Streich vollziehn. Ich hatt es ſo beſtimmt:
Die Achimenider ſind ganz auf meiner Seiten,
Und Abradaten gram; ſie ſollten in dem Streiten,
Weil, wie mir Cyrus ſagt, er ſelbſt ſie führen ſoll,
Ihm ganz entgegen ſeyn, und endlich unmuthsvoll
Ihm, den ſie nicht beherzt und nicht erfahren glauben,
Die Waffen ſchnell entziehn und ihm das Leben rauben.
Arbaz iſt ganz für mich; er kennet meinen Schluß,
Er iſts, der dieſes Volk auf ihn erbittern muß.
Mit dieſem dacht ich mich im Lager einzufinden:
Allein, des Cyrus Wort muß mir die Hände binden.

Drum ſtehe du bey mir, damit noch dieſen Tag,
Wenn alles ſchlägt und ficht, mein Anſchlag glücken mag.
Ich will — —

Hyſtaſpes.

Genung davon. Sein Tod, den du erleſen,
Iſt ohnedem bereits mein Augenmerk geweſen.
Mir ſoll er nicht entgehn. Eh ſucht mein eigen Schwerdt
Des ſtolzen Feindes Tod. Der ungemeine Werth,
Darein ihn Cyrus ſetzt, hat mich zu ſehr gekränket.
Es ſcheint, daß man nicht mehr an ältre Diener denket.
Kurz, zweifle ferner nicht, was du verlangſt, trifft ein.

Araſpes.

Wenn er im Fechten ſtirbt, ſo ſchwindet aller Schein
Von einem Meuchelmord: und iſt er denn erblaſſet;
So werd ich noch geliebt von der, die mich jetzt haſſet.
Komm jetzt, Hyſtaſpes, mit, zu ſehn, wo Cyrus iſt;
Du biſt mein größter Freund, wo du verſchwiegen biſt.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gobrias. Hyſtaſpes.

Gobrias.

Wie groß iſt Cyrus nicht! Im Kriegsrath, wie im Streiten
Stehn ihm die Tapferkeit und Weisheit ſtets zur Seiten.
Wahr iſts, es ſieht kein Menſch der Schickung Rathſchluß ein,
Drum kleidet Helden auch ein weiſes furchtſam ſeyn.
Die Worte, die er ſprach, ſoll keine Zeit mir rauben:
Sollt uns des Himmels Macht den Sieg heut nicht erlauben;
So zeigt auch im Verluſt, daß ihr noch Helden ſeyd.
Im Siege nicht allein zeigt ſich die Tapferkeit.
Der iſt der größte Held, er ſieg, er ſey geſchlagen,
Der, was die Schickung fügt, mit Grosmuth kann ertragen.
Laßt der Partheylichkeit nur heute keinen Raum;
Schlagt den gemeinen Feind, die eignen merket kaum.

Im ſtärkſten Streite denkt, daß ihr mit Menſchen kämpfet,
Und zeigt, daß Menſchlichkeit die wilde Hitze dämpfet.
Wer ſich ergeben will, dem ſchenket gern ſein Blut,
Und macht dadurch den Tod der andern Feinde gut.

Hyſtaſpes.

Ja, Cyrus ſcheut den Ruhm der ſtolzen Afterfürſten,
Die nur aus blinder Wuth nach Menſchenblute dürſten.
Du wirſt ihn künftig noch in größerm Glanze ſehn.
Hör eine neue That, und ſprich: iſt ſie nicht ſchön?
Chryſantes, den der Feind mit Liſt an ſich gezogen,
Blieb doch im Herzen noch dem Cyrus ſtets gewogen,
Und hätte ſich mit Luſt zu unſerm Heer gekehrt,
Wenn nicht die innre Scheu den Zutritt ihm verwehrt.
Nun hat ihn Cyrus ſelbſt zu ſich entbiethen laſſen.
Um einen Fehler kann ich nicht die Tugend haſſen,
(Dieß war ſein Wort zu ihm) du biſt ein tapfrer Mann,
Um den auch Cyrus wohl ſich noch bemühen kann.
Sey wiederum mein Freund, ſo ſollſt du deutlich ſpüren,
Daß ich ſolch einen Held nicht zweymal will verlieren.

Gobrias.

Welch ein erhabner Geiſt! Der iſt nicht blos ein Held,
Den, wenn der Feige bebt, kein Schrecken überfällt,
Die Tugend muß bey dem in voller Stärke wohnen,
Der auch bey Fehlern noch Verdienſte kann belohnen.

Anderer

Anderer Auftritt.

Cyrus. Gobrias. Hyſtaſpes. Araſpes.

Cyrus.

Nun bricht das Heer ſchon auf. Ich ſeh mit innrer Luſt
Ein mutherfülltes Herz in jedes Perſers Bruſt;
Das mehr nach Ehren ringt, als nach dem Morden trachtet,
Des Rechtes wegen kämpft, nicht raſend Menſchen ſchlachtet.
Nun, Freunde, kommt es noch auf euren Beyſtand an:
Ich weis, wie ſehr ich mich auf dich verlaſſen kann,
Hyſtaſpes, du betratſt bereits in früher Jugend,
Durch ſtrenge Lebensart mit mir die Bahn der Tugend.
Du haſt mit mir zugleich die Weichlichkeit verhöhnt,
Die keinen, der ihr frohnt, zum ſtreiten angewöhnt,
Nur blöde Seelen zieht, die Kräfte ſchwächt und lähmet,
Aus Helden Feige macht, die ſelbſt ein Weib beſchämet,
Heut ſammle Lohn und Preis für frühe Tugend ein;
Sey tapfer, ſey mir treu: ich werde dankbar ſeyn.

Hyſtaſpes.

Der Landmann baut ſein Feld, um einſt die Frucht zu ärndten;
Die ſtrenge Zucht, die wir vor dieſem von dir lernten,

Erwirbt uns heut den Sieg, und zeigt den Feinden an,
Was ein geübtes Heer für Lorbeern ſammlen kann.
Ich, Herr, den du dir ſchon als Jüngling auserleſen,
Will zeigen, daß mein Hertz des Vorzugs werth geweſen,
Und daß mein feſter Arm der Feinde Reihn durchbricht,
Tod und Gefahren trotzt, und für dich muthig ficht.

Cyrus. (zum Gobrias.)

Dir werd ich, Gobrias, nichts zur Ermuntrung ſagen.
Ein Herz, wie deins, kann nur ein Held im Buſen tragen,
Das ſich durch kühnen Muth zur wahren Größe ſchwingt,
Und auf des Sieges Bahn den Nahmen Held erringt.
Du biſt mein Freund, du kennſt der Freundſchaft heil'ge Bande,
Komm hole neuen Ruhm und unſern Feinden Schande.

Gobrias.

Ich büſſe gern für dich mein Blut und Leben ein:
Denn keines wird zu viel für deine Wohlthat ſeyn.
Doch, wo ich heut mein Grab bey deinen Siegen finde,
So bitt ich, lohne noch dem Vater in dem Kinde.

Cyrus.

Nein, Fürſt, das fürcht ich nicht. Der große Mithra
wacht,
Für jedes Helden Heil ſelbſt im Tumult der Schlacht.
Nicothris ſoll beglückt an meinem Hofe ſtehen,
Und ſtets an Huld in mir den andern Vater ſehen.
(zum Araſpes.)
Araſpes, junger Held, du, deſſen edles Blut
Beym Ausbruch unſers Volks aus Großmuth neidiſch thut,
Steh hier dem Lager vor, indeſſen daß wir kämpfen.
Zwar ſoll ein Feldherr ſtets die blöde Zagheit dämpfen:
Doch, da der Ausgang nie in unſern Händen ſteht,
So folge dem Befehl. Wofern es übel geht,
So mußt du auf den Wink, wenn du es wirſt erfahren,
Die Prinzeſſinnen dort für größrer Noth bewahren.
Führ gleich die Panthea, weil ich ihr Schutzherr bin.
Mit dieſes (er zeigt auf den Gobrias) Fürſten Kind zu
Caſſandanen hin.
Damit nicht unſer Fall auch ſie zugleich verderbe,
Und jedes Perſers Herz gedoppelt ſchwerer ſterbe.
Vollführe dies genau.

Araſpes.

Du weißt, wie viel dein Wort,
Mein König, bey mir gilt. Es hält mich dieſer Ort,

Blos, weil du es befiehlſt: ich werd auch deinen Willen
An dieſem theuren Paar in allen treu erfüllen.

Cyrus.

So ſind wir denn bereit; es mag der Himmel nun
Vom Ausgang unſrer Schlacht den höhern Ausſpruch thun.
Mir fällt nichts mehrers bey, das weiter übrig wäre:
Die Götter ſind verſöhnt mit mir und mit dem Heere.
Hyſtaſpes gehe nun und ſtelle dich zur Schaar,
Die in dem Kriegesrath dir anvertrauet war.

(Hyſtaſpes und Araſpes gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Cyrus. Gobrias. Nicothris.

Nicothris.

O Cyrus! den ich jetzt als meinen Vater ehre,
Es ſey dir Mithra hold und deinem ganzen Heere!
Er ſtürze jenes Volk, das voller Weichlichkeit
Der wahren Ehre nie ſein feiges Herz geweyht.
Er ſchenke dir den Sieg, damit der Weltkreis ſehe,
Daß ſchon Belohnung hier bey dem Verdienſte ſtehe.

Cyrus.

Mich rührt dein treuer Wunſch, Prinzeßin, bleibe ſo
Der Unſchuld zugethan, und durch die Tugend froh.

Die Götter haſſen nie ein Herz, das deinem gleichet;
Geſetzt auch, daß es ſpät des Guten Lohn erreichet.

Nicothris.

Mein Vater, heute wird dein tapfrer Muth belohnt,
Der Jammer, der bisher in deiner Bruſt gewohnt,
Weicht heute noch von dir. Bald ſiehſt du neben Helden,
Und ringſt um Ruhm und Sieg. Wird dann die Nachwelt melden,
Daß Cyrus dieſen Tag ein furchtbar Heer beſiegt,
So wird zugleich dein Schwerdt dem ſeinen beygefügt.
Mein Vater, ſey beglückt! Es ſteigt mein brünſtig Flehen
So lange himmelan, bis wir dich wieder ſehen.
Mein Vater! lebe wohl! die Wehmuth nimmt mich ein —

Gobrias.

Du weinſt, mein einzig Kind? jetzt mußt du ſtandhaft ſeyn.
Zwar kann kein Sterblicher des Schickſals Fügung wiſſen:
Doch ſollt ich heute gleich die Vateraugen ſchließen,
So ſterb ich doch getroſt, denn Cyrus ſchützt dich hier;
Halt dich zur Panthea, der Königinnen Zier!
Die laß dein Vorbild ſeyn; ſey in der frühen Jugend
Groß, edel, ſo wie ſie, durch Weisheit, Muth und Tugend.
Von ihr erlerne du, daß niemand glücklich iſt,
Der ſeinen Vorzug nicht nach dieſem Ruhme mißt.

Die Wolluſt ſchafft uns nie ein ganz beglücktes Leben:
Zufriedenheit und Ruh kann nur die Tugend geben.
Dieß präg in deine Bruſt; und biſt du ſo geſinnt,
So biſt du meiner werth; ſonſt warſt du nie mein Kind.

Vierter Auftritt.

Panthea. Cyrus. Gobrias. Nicotbris.

Panthea. (zum Cyrus.)

Mein Schutzherr, ſey beglückt! Es ſtehe bey dem Streite
Dir heut der Götter Arm mit ſtarker Macht zur Seite.
Der, der die Tugend ſchuf und ſie dem Menſchen gab,
Der ſchaue voller Huld auf Cyrus Heer herab.
Er laſſe keinen Mann, der um der Tugend willen
Das Heldenſchwerdt gezückt, des Feindes Blutdurſt ſtillen.

Cyrus.

Und dieſes hoffe ich. Muth, Tapferkeit, Beſtand,
Die ſtehn bey uns; der Sieg ſteht in der Götter Hand.
Will dieſe heut den Preis den Feinden übergeben,
Soll jetzt der Perſer Heer die erſte Schmach erleben;
So will ich ſtandhaft ſeyn, ſo iſts des Himmels Schluß,
Dem man, ſo hart er iſt, mit Ehrfurcht folgen muß.
Wo bleibet Abradat?

Panthea.

Er gieng zu ſeinen Leuten,
Und reizet ihren Muth den Perſern gleich zu ſtreiten.

Gobrias.

Noch eine Bitte nimmt mein Vaterherze ein:
Laß dir, o Königin, mein Kind empfohlen ſeyn.
O! leite ſie die Bahn, die deine Tugend wandelt.
Wenn ſo dein Herz an ihr, wie eine Mutter, handelt,
Dann iſt ſie nicht verwayſt, wenn ſie gleich mich verliert:
Da du ihr Muſter biſt, das ſie zur Tugend führt.

Panthea.

Mein Fürſt, du darfſt mir nicht die Tochter anempfehlen,
Es redet ſchon für ſie ein Trieb in meiner Seelen.
Sie ſoll mir theuer ſeyn; ihr Beyſpiel lehre mich,
Daß ſie an Geiſt und Muth dem tapfern Vater glich.

Fünfter Auftritt.

Die vorigen. Abradates.

Abradat.

Nun, Cyrus, iſt beym Heer der größte Muth entglommen,
Ich hab es jetzo noch in Augenſchein genommen.
Der Arteater Volk und der Carmanen Schaar
Steht, wie dein Perſer kühn, und dürſtet nach Gefahr.

Der Dajer muntre Zucht, die kühnen Peſargaden,
Die Achimenider ſehn ſchon des Feindes Schaden
Mit froher Ahndung an, und der Meraphen Muth
Stürzt auf die Feinde los und fordert Streit und Blut,
Die Feinde bebten ſchon vom fürchterlichen Schreyen,
Und jeder ſcheint dir ſchon den Sieg zu prophezeyhen.

Cyrus.

Wohlan, ihr Fürſten, kommt, und nehmt die Zeit in Acht,
Die durch des Mithra Kraft das Heer ſo muthig macht.
O möchte unſer Gott mit reichen Siegeskronen
Ein ſolches Heldenherz in jedem Kämpfer lohnen,
Damit nicht ihre Bruſt, der Wohnplatz edler Treu,
Ein unglücksvoller Raub der Weiberhände ſey.
Helft, Freunde, ſolchen Muth durch euren Muth vermehren;
Dann ſollt ihr mich die Kunſt, euch recht zu danken, lehren.

(Cyrus und Gobrias gehen ab.)

Sechſter Auftritt.

Panthea. Abradates. Nicotris.

(Panthea winkt einem Knaben, welcher eine Rüſtung bringt, die ſie dem Abradates anlegt.)

Panthea.

Empfang hier, Abradat, die neue Heldentracht,
Die deiner Gattin Fleiß für dich bereit gemacht.

Erlaube mir, ſie hier dir ſelber anzulegen.
Was fühlt mein treues Herz! Wie ſorg ich deinetwegen!
Ach theureſter Gemahl, die Zähren zeigen an,
Wie ſchwer man, was man liebt, im Unfall miſſen kann.
Du geheſt in die Schlacht. O könnt ich dich begleiten!
So ſäh ich Tod und Graun getroſt an unſrer Seiten:
Doch hier von dir entfernt in ſtetem Zweifel ſtehn,
Das läßt mich ſchon voraus den herbſten Jammer ſehn.

Abradat.

Dies iſt das erſtemal, daß ich dich je getadelt:
Verbanne doch den Schmerz, der deine Bruſt entadelt;
Schleuß dieſe treue Bruſt vor allem Kummer zu;
Und liebeſt du mein Glück, ſo lieb auch deine Ruh.
Denn glaub, es würde mich die Unruh deiner Seelen,
Bey Leichen, Blut und Todt, mehr als dich ſelber quälen.
Selbſt dieſe Kriegestracht, auf welche deine Hand
Aus treuer Zärtlichkeit ſo vielen Fleiß gewandt,
Soll ein beſtändig Herz voll Muth und Ehre decken,
Und den erhitzten Feind mit Tod und Wunden ſchrecken.

Panthea.

Wohlan, ſo ſtellt mein Sinn die ſchwache Zagheit ein.
Ja, liebſter Abradat, dein Schwerdt muß glücklich ſeyn.
Du wirſt, dem Cyrus gleich, die ſtolzen Feinde zähmen,
Und ihre Weichlichkeit durch Muth und Sieg beſchämen.

Es ſey, wie Cyrus ſprach, es zeige heut dein Muth,
Was wahre Dankbarkeit in großen Seelen thut.
Wir beyde ſind gewiß dem Cyrus ſehr verbunden:
O zahle dieſe Schuld durch der Aſſyrer Wunden!
Er, der mich ſo beſchützt und dich ſich gleich gemacht,
Verdienet, daß dein Herz heut bey Gefahr und Schlacht
An Weisheit und an Muth die andern überſteige,
Und eine Perſertreu im fremden Buſen zeige.
Ihm dank ichs, daß mich nicht die Sclavenkette drückt,
Noch um bedungnen Schimpf der Freyheit Werth beglückt.
Kein Antrag wilder Glut hat mich und dich beleidigt,
Der Held, der mich beſiegt, der hat mich auch vertheidigt,
So geh, und mach uns denn von dieſen Schulden los.
Es werd auch Panthea durch ſeine Siege groß,
Damit mich einſt die Welt bey deinen Thaten nenne,
Und, weil du mich geliebt, auch liebenswerth erkenne.

Abradat.

Wie ſtärkt dein Zuſpruch mich! Ihr Götter, ſteht mir bey!
Daß ich durch eure Gunſt Pantheens würdig ſey.
Du weinſt, und weinſt für mich! Die Zähren zu verdienen,
Muß ein beherzter Arm ſich alles gern erkühnen.
Ihr Feinde zittert nur! das Schwerdt ſiegt gar zu oft,
Das einen ſolchen Lohn für ſeine Siege hofft.

Ach! möchte doch dereinſt die Nachwelt nie vergeſſen,
Daß hier das beſte Weib den treuſten Mann beſeſſen!

Panthea.

Geliebter Abradat! die Wehmuth rührt mein Herz;
O Himmel! wende du mit ſtarkem Arm den Schmerz,
Der heute meine Bruſt mit Martern würde kränken;
Wenn irgend mein Gemahl —— —— Ich kann es nicht gedenken!

Abradat.

Wie quält mich deine Furcht! Des Zagens brauch ich nicht;
Blos auf der Feinde Tod verweiſt mich meine Pflicht.
An dieſen will ich jezt dein zärtlich Quälen rächen,
Und durch die Rückkehr bald dein Leiden unterbrechen.
Nicothris, lebe wohl!

(Er will gehen.)

Panthea. (hält ihn zurück.)

Grauſamer, gehſt du fort?
Und gönnſt mir nicht einmal ein zärtlich Abſchiedswort?

Abradat.

Der Abſchied unter uns iſt ja bereits genommen.
Ich geh zu Schlacht und Sieg; bald werd ich wieder kommen.

Panthea.

Ach mein beklemmtes Herz hofft keine Wiederkehr!
Grauſamer! rühren dich die Thränen ſelbſt nicht mehr?
Und eilſt du nur von mir, um in der Schlacht zu wiſſen,
Daß ſich für Gram um dich mein Leben enden müſſen?

Abradat.

Wie ſehr beſtürmſt du noch durch dieſe Furcht mein Herz!
Gemahlin! faſſe dich! bezwinge deinen Schmerz!
Die Zagheit ſchickt ſich nur für niedre Sclavenſeelen.

Panthea.

Wirſt du den Schmerz ſo tief bey meiner Gruft verheelen?

Abradat.

Wo iſt denn die Gefahr, die mir zu drohen ſcheint?
Iſt Cyrus nicht beglückt, der Himmel nicht ſein Freund?

Panthea.

Es mag der Lorbeer heut um ſeine Schläfe prangen;
Nur ſoll er keinen Ruhm durch deinen Tod erlangen.

Abradat.

Iſt dieſes Panthea, die ſo verzweifelnd ſpricht?
Sie? die vor kurzem noch mir ſelber meine Pflicht
Mit mehr als Männermuth ſo eifrig vorgeſchrieben?
Wo iſt in deiner Bruſt dies edle Herz geblieben?
Soll Cyrus, der dich heut vom neuen mir geſchenkt,
Erfahren, daß mein Herz nicht an Vergeltung denkt?
Nein!

Nein! ſollt ich ihm den Dank durch meinen Tod nur geben;
Es ſey! ich mag vor ihm nicht unerkenntlich leben.
So ſey mein Feind geſinnt, daß ein genoſſen Gut
Sein träges Herz nicht rührt! Heut iſt mein ganzes Blut
Zu ſeinem Dienſt bereit: und fall ich unterm Schlagen,
So wird er mich bereun, und du wirſt mich beklagen.
Was braucht ein Krieger mehr zu ſeiner Grabesſtatt,
Als daß ihn ſolch ein Paar, wie ihr, bedauret hat?
Nicothris, lebe wohl! geh nicht von ihrer Seite,
Bis ihr geſtärkter Geiſt die Furchtſamkeit beſtreite.

Nicothris.

Sey glücklich Abradat!

Siebender Auftritt.

Panthea. Nicothris.

Panthea.

Er eilt dem, was ihm droht,
Dem nahen Unglück zu; er eilt in ſeinen Tod!
Ja, ja! ich ſehe ſchon des Feindes Mörderklingen
Sich um das theure Haupt, mir zum Verderben, ſchwingen!
O Anblick voller Schmerz! Verwegne, haltet ein!
Fehlt euch ein Opfer nun, ſo laßt mein Haupt es ſeyn.
Ich ſterbe, wo er ſtirbt.

(will wegeilen.)

Nicothris. (hält ſie.)

Ach! Königin, bedenke,
Wie heftig dieſer Schluß den theuren Gatten kränke.
Er ſorget für dein Wohl, er bat um deine Ruh:
Und jetzo eilſt du ſelbſt des Todes Schrecken zu?

Panthea.

Auch du, mein Kind, willſt mich dem Abradat entreiſſen,
Und meine Quaal erhöhn?

Nicothris.

Er hat es mir geheiſſen.

Panthea.

So quält ſein Schluß mich auch durch deinen Zuſpruch noch?

Nicothris.

Ach theure Königin! ſey ruhig! hoffe doch,
Der Himmel werde dir nach ſo viel Unglückstagen
Das Glück, das du verdienſt, auch heute nicht verſagen.

Panthea.

Wer keinen Rath mehr weis, und nicht mehr hoffen kann,
Dem ſiehet die Geduld, die träge Großmuth an.

Nicothris.

Was kannſt du in der Schlacht ihm wohl für Hülf erwerben?
Prinzeſſin, denke nach!

Panthea.

Was? ich kann mit ihm ſterben.

Nicothris.

Das eben fürchtet er mehr als den eignen Tod;
Dein Beyſeyn mehrte nur das Schrecken, das ihm droht.
O Fürſtin! laß dich doch mein treues Flehn erbitten!
Erhalte dich, und du wirſt ſeinen Fall verhüten.

Panthea.

Wohlan, er eile denn, wohin ſein Ruhm ihn ruft.
Ich weis nach ſeinem Tod noch einen Troſt, die Gruft.
Indeſſen laß mich gehn; ich küſſe noch den Wagen,
Der nun mein ganzes Glück wird auf das Schlachtfeld tragen.
Dann laß Nicothris uns hin zum Altare gehn,
Und für den Abradat die guten Götter flehn.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Panthea. Nicotris.

Panthea.

Hier will jch voller Furcht und Hoffnung mich verweilen,
Bis eine Poſt vielleicht mir Lindrung wird ertheilen.
O Stunde voller Angſt, voll Schrecken, voller Quaal!
Verzweiflungsvoller Tag, der meinen Ehgemahl
Bey Siegern oder auch bey den Gefallnen ſiehet!
Verhängniß, deſſen Schluß kein Sterblicher entfliehet,
Schließt dein verborgner Wink der Menſchen Schickſal ein;
So laß von deinem Rath mich bald belehret ſeyn;
So laß vom Abradat mir bald die Nachricht ſagen,
Ob ich mich freuen darf, ob ich ſoll einſam klagen.
Unſelge Zärtlichkeit! du Folter meiner Bruſt!
O wäre deine Macht dem Menſchen unbewußt!
Um glücklicher zu ſeyn, hieß uns der Himmel lieben:
Du folterſt unſer Herz mit grauſam ſüßen Trieben,
Verbitterſt das Geſchenk, das uns der Himmel gab,
Und unterm Schein der Luſt lockſt du uns Thränen ab.

Nicothris, ſiehe jetzt den Ausbruch meiner Schmerzen,
Und nimm dein eignes Wohl bey fremder Quaal zu Herzen.
Verwahre deine Bruſt vor aller Zärtlichkeit:
Auch wenn ſie billig iſt, gebiehrt ſie Gram und Leid.
Ach wie viel beſſer iſts ein Glücke nie zu wiſſen,
Als das, was man beſitzt und liebet, zu vermiſſen!

Nicothris.

Du biſt, o Königin, weit glücklicher, als ich:
Ein ungewiſſer Fall wird dir blos fürchterlich;
Allein mir ſteht kein Troſt bey meinem Jammer offen,
Mein Unglück iſt gewiß, und ich kann nichts mehr hoffen.

Panthea.

Und welches Unglück denn?

Nicothris.

Des beſten Bruders Tod,
Der meines Vaters Haupt ein frühes Ende droht.
Ach hätte noch ſein Blut ein ſchleichend Gift geheget,
Und einer Krankheit Wuth ihn in die Gruft geleget:
So würde noch ein Troſt, bey unſrer herben Pein,
So manches Jünglingsgrab bey muntern Jahren ſeyn.
So aber, und dieß mehrt den Jammer und die Klage,
Verkürzt ein Mörderarm des beſten Jünglings Tage!

Panthea.

Wer war der Grauſame? Wie blutet nicht mein Herz,
Beſtürmt von eigner Quaal, gekränkt durch deinen Schmerz!

Nicothris.

Aſſyriens Monarch, zur Menſchheit Fluch gebohren.
Durch ihn hab ich mein Glück, den Bruder, jüngſt verlohren.
Sie waren auf der Jagd: und plötzlich ſpringt ein Bär
Aus dem verwachsnen Buſch mit düſterm Grimme her.
Der Fürſt hat ihn zuerſt durch ſeinen Schuß verfehlet:
Ach dieſer Fehlſchuß macht, daß jetzt mein Herz ſich quälet!
Mein Bruder, der zu kühn auf Treu und Freundſchaft ſchloß,
Erlegt ſogleich das Thier, ſo bald er nach ihm ſchoß.
Verſtellung iſt die Kunſt bey niederträchtgen Seelen:
So wußte jener auch den Zorn erſt zu verheelen,
Dann aber brach er aus zur größten Mörderthat,
Als ein ergrimmter Leu den engen Steig betrat.
Der Prinz ſchießt abermals; und, o verhaßt Geſchicke!
Er fehlt zum andernmal; als in dem Augenblicke
Mein Bruder einen Pfeil von ſeinem Bogen drückt,
Und in des Löwen Bruſt mit ihm den Tod auch ſchickt.

Froh ruft er: beydemal iſt mir mein Schuß gelungen!
Mein ſichrer Pfeil hat ſelbſt des Löwen Bruſt durchdrungen!
Hier wird des Mörders Neid in voller Wuth entbrannt:
Er reißt im Grimm den Dolch den Sclaven aus der Hand,
Stürzt auf den Bruder loß, und ſpricht mit bitterm Hohne:
Nimm mit dem Dolch den Tod für deine Kunſt zum Lohne.
Man trug den todten Sohn dem alten Vater hin.
O Anblick! den ich kaum zu denken fähig bin.
Es wird mir bis zum Schluß von dieſem matten Leben
Das jammervolle Bild vor meinen Augen ſchweben.

Panthea.

Dein Unglück beuget mich zur tiefſten Traurigkeit.

Nicothris.

Und dieſem Mörder war ich ſchon zur Braut geweiht.
Doch eher wollt ich arm, verſchmäht und elend leben,
Als meine treue Hand dem Böſewichte geben.
Er lerne, trotz dem Schmuck, der ſeine Scheitel krönt,
Daß ich mit edlem Stolz des Mörders Thron verhöhnt,
Und daß ich lieber ihn ſamt Kron und Reich verachte,
Als durch dies Bündniß mich des Laſters ſchuldig machte.

Panthea.

Der Schluß iſt deiner werth, Prinzeßin, fahre fort
Der Tugend treu zu ſeyn; ſie lohnet hier und dort.

Es folgt auf dieſe Zeit noch eine Reih von Zeiten,
Zu denen wir uns nur durch Tugend zubereiten;
Da der, der ſie verließ, ſich ſelber einſt verklagt,
Und ſeinen Laſtern flucht, wenn ihn die Reue nagt.

Nicothris.

Kan wohl des Himmels Arm noch dieſes Wüthrichs ſchonen?
Nein dieſes kann er nicht; er wird dem Frevel lohnen.
Dies tröſtet mich allein bey aller der Gefahr,
Darinn mein Vater ſchwebt. Des Cyrus Kriegesſchaar
Wird ſtark im Siegen ſeyn, der Frevler wird beſtritten;
Und dann erfahr die Welt, daß tugendhafte Sitten,
Daß Großmuth, Menſchlichkeit die Fürſten glücklich macht,
Und auf Tyrannen Stolz des Himmels Rache wacht.

Panthea.

Nicht alle ſind bereit der Tugend Pfad zu wählen,
So ſchön er immer iſt. Es giebt noch träge Seelen,
Die voller Wolluſt ſind, der Tugend Werth verſchmähn,
Und Cyrus Muſter nur mit trüben Augen ſehn.
So lebt Araſpes hier, den alles, was er ſiehet,
Nie auf die reine Spur erhabner Tugend ziehet.
Was Cyrus liebt und ehrt, das hält er nie für Pflicht;
Ein ieder ahmt ihm nach, nur dieſer thut es nicht.

Nicothris.

Araſpes ſagſt du?

Panthea.

Ja, ich hab es ſelbſt erfahren,
Daß Wolluſt und Betrug in ſeiner Bruſt ſich paaren.
Als ich vor kurzer Zeit hieher gefangen kam,
Und meine Zuflucht bloß zu Cyrus Großmuth nahm,
Jedoch er naht ſich uns. O Uebermaaß der Plagen!
Muß ich den Anblick noch des Böſewichts ertragen?

Anderer Auftritt.

Panthea. Nicothris. Araſpes.

Araſpes.

Wie glücklich war ich nicht vor jener Streiter Zahl,
Als Cyrus mir den Schutz des Lagers anbefahl.
Ich ſoll hier, Panthea, vor allem dich bewahren,
Und, daß du ſicher ſeyſt, nicht Muth, nicht Leben ſparen.

Panthea.

Die Wahl bringt dir nicht Ruhm, die Cyrus hier gemacht.
Ein Feiger bleibt zurück; ein Held eilt in die Schlacht.
Und du Araſpes ſolltſt dich dieſes Amtes ſchämen,
Da jeder Perſer ficht, bey Weibern Platz zu nehmen.

Araſpes.

O glaube, Königin, dein Vorwurf geht zu weit,
Iſt ſchärfer, als ein Schwerdt, das doch den Tod nur dräut.

Dort kann ein edles Grab mir ewig Lob erwerben:
Hier droht dein Kaltſinn mir ein Foltern ohne Sterben,
Und deine Schönheit mehrt noch täglich meine Quaal.
So elend war ich nie in kühner Streiter Zahl.

Panthea.

So haſt du, Blöder, noch vom Cyrus nicht gelernet,
Daß ſich kein Heldenherz von Ehr und Ruhm entfernet,
Und daß das Laſter nur von ſchnöden Flammen ſpricht,
Wenn Cyrus und ſein Heer für Recht und Tugend ficht?
Geh', ſuch in Babylon des tapfern Cyrus Feinde.
Dort lebſt du unbeſtraft, ach, das ſind deine Freunde.
Dort ſey der Tugend gram, dem Laſter unterthan,
Und ſtreich der Perſer Zucht den erſten Flecken an.

Araſpes.

Beleidigt man mich ſo? Sind dies der Großmuth Triebe?
Doch ſprich, warum gefällt dir Abradatens Liebe?

Panthea.

Beflecke dieſes Wort durch deine Lippen nicht!
Es liebt mich Abradat: doch kennt er ſeine Pflicht.
Er liebet Ruhm und Sieg, die Tapferkeit begleiten,
Und wird in der Gefahr für Cyrus Ehre ſtreiten.

Araſpes.

Vernimm, ich blieb mit dir auf Cyrus ſein Geheiß.

Panthea.

Der Held und Weichling wohl zu unterſcheiden weis.
Doch dieſe Frechheit hat er dir wohl nie erlaubet,
Er kennt dein Herz noch nicht, das mir die Ruhe raubet.
Fleuch dieſen Ort und mich! verehre meinen Stand;
Sonſt mach ich Cyrus dich und dein Vergehn bekannt.

Araſpes.

Wie? Grauſame, verdient mein Schmerz des Hohnes Freuden?
Zu meinen Klagen taub, lachſt du noch dieſer Leiden?
Ach! ſchaue dieſe Bruſt voll Gram und Jammer an,
Und ſprich, ob ſo viel Quaal kein Mitleid hoffen kann?

Panthea.

Nie wird Pantheens Herz mit Feigen Mitleid tragen:
Geh, ficht, ſtirb in der Schlacht! dann will ich dich beklagen.

Araſpes.

Prinzeſſin! halte ein. Wirkt meine Zärtlichkeit
In deiner ſtolzen Bruſt ſo viel Verwegenheit;
Nun ſo verlaß ich dich: allein du ſollſt erfahren,
Daß es oft rathſam ſey die Sprödigkeit zu ſparen.
Vielleicht erfährſt du noch, eh ſich der Abend naht,
Die Wirkung meines Zorns an deinem Abradat.

Dann ſinne nur zurück, und ſuche jene Feigen,
Daß ſie den Heldenmuth bey meiner Rache zeigen.
(geht ab.)

Dritter Auftritt.

Panthea. Nicothris.

Panthea.

Verwegner!

Nicothris. (erſtaunt.)

Panthea! wie hat es mich erſchreckt,
Daß er ſo ungeſcheut ſein Laſter dir entdeckt!

Panthea.

Nun ſiehſt du, daß ich dir nicht ohne Grund erzählet,
Daß ſeiner falſchen Bruſt der Perſer Tugend fehlet.
Und da ihm Cyrus ſchon das erſtemal verziehn,
Sollt er nicht deſto mehr den zweyten Fehltritt fliehn?

Nicothris.

So ſchimpft ſein Leben ſchon ein ähnliches Verbrechen,
Und Cyrus ſucht an ihm das Laſter nicht zu rächen?

Panthea.

Als ich das erſtemal in dieſes Lager kam,
Und Cyrus bald darauf durch ein Gerücht vernahm,
Man könne meinen Stand an meinen Mienen ſchließen;
Als meiner Schönheit Reiz ihm alle Perſer prieſen:

So hat ſein weiſer Geiſt, aus Furcht ſich zu vergehn,
Den edlen Schluß gefaßt, mich niemals ſelbſt zu ſehn.
Araſpes nur allein bezeigte ſich vermeſſen.
Wie kann die Schwachheit doch ſich ſelbſt ſo leicht vergeſſen!
Er trotzt mit frechem Muth auf ſeiner Tugend Kraft,
Und will mein Wächter ſeyn in der Gefangenſchaft.
Er blieb auf kurze Zeit der niedern Triebe Meiſter:
Doch ſich beherrſchen iſt kein Werk für kleine Geiſter.
Die Wolluſt brach hervor; ich ſah mit Schrecken ein,
Hier müßte Cyrus ſelbſt der Unſchuld Retter ſeyn.
Kaum hört er auch die Poſt, ſo ſucht ers ſo zu leiten,
Er ſchickt ihn, um durch Zeit die Neigung zu beſtreiten,
Zu den Aſſyrern fort. Doch, wie ich ſehen kann,
So hat dies Mittel nichts zur Beſſerung gethan.
O Himmel! kannſt du mich durch ſo viel Marter kränken?
Der Bothe ſäumet noch; was ſoll ich davon denken?

Nicothris.

Prinzeßin, faſſe dich, dein Zweifel mehrt die Pein,
Und jeder Augenblick dünckt dir ein Jahr zu ſeyn.
Indeſſen kann ich nicht des Cyrus Sinn ergründen;
Er ſelber will mich noch mit dem Araſp verbinden,
Und pries vor allen ihn heut meinem Vater an:
Sprich, wie ſich dieſes Lob mit ihm vertragen kann?

Panthea.

Dies iſt die Eigenſchaft wahrhaftig edler Seelen,
Voll Großmuth hoffen ſie, daß nach bereutem Fehlen
Die Tugend in der Bruſt nur ſtärkre Wurzel faßt,
Die voll Entſchloſſenheit nie wählt, was ſie gehaßt.
Doch wo verſtellte Reu und Furcht vor ſtrengem Rächen
Des Laſters Ausbruch nur, und nicht das Laſter ſchwächen;
Da folgt der Rückfall bald, die Frucht der Heucheley,
Und der gewohnte Trieb eilt doppelt ſtark herbey.
Vielleicht kennt Cyrus nicht die Schwäche ſeiner Seelen:
Der Böſ' iſt ſchlau genug die Bosheit zu verheelen.

Nicothris.

Du weißt nicht, wie mich jetzt dies neue Bündniß ſchreckt.
Wenn ſich ſein ſträflich Herz ſo freventlich befleckt,
So iſt er mir verhaßt. Viel lieber wollt ich ſterben,
Als mir durch dieſes Band ein elend Glück erwerben.

Panthea.

Ich trüge ſelbſt mit dir um dieſes Bündniß Leid:
Der Himmel hält dir wohl ein edler Herz bereit.
Ihr Götter! könnt ihr mich in meiner Angſt verlaſſen,
Und ohne Nachricht mich bey meinem Zweifel laſſen?
Ach, theurer Abradat! wie mag es dir ergehn?

Nicothris.

Ein Bothe kömmt daher; ich kann ihn hier ſchon ſehn.

Panthea.

Ihr hohen Götter, ach! laßt meinen Wunſch gelingen,
Laßt ihn mir Linderung für meinen Kummer bringen!

Vierter Auftritt.

Panthea. Nicothris. Ein Bothe.

Panthea (zum Bothen.)

Was bringſt du?

Der Bothe.

Königin! des Himmels ſtrenge Macht
Herrſcht mit erzürnter Hand bey unſrer heutgen Schlacht.

Panthea.

Ihr Götter!

Der Bothe.

Voller Muth ſieht man die Perſer fechten;
Doch, welcher Sterbliche kann mit dem Himmel rechten?
Der, wie man ſpürt, den Sieg dem Cyrus jetzt verſagt.

Panthea.

Und Abradates, ſprich!

Der Bothe.

Er hat ſich ſehr gewagt.
Der Feinde dickſter Schwarm hat ſich um ihn geſchlungen,
In die ſein Heldenſchwerdt voll Tapferkeit gedrungen;
Doch weiter weis ich nicht, ob er am Leben iſt.

Panthea.

O Himmel! kann dein Grimm?

Der Bothe.

Auch Cyrus wird vermißt.
Und dieſer Unfall muß bey tauſend andern Schrecken,
Bey unſern Streitenden die größte Pein erwecken.

Nicothris.

Schont, Götter! diesmal nur des Vaters theures Blut!

Der Bothe.

Den hab ich noch geſehn. Er kämpft voll Heldenmuth.
Wenn er ſein Leben nur aus den Gefahren bringet,
So weis ich, daß ſein Arm den Sieg allein erringet.

Fünfter Auftritt.

Die vorigen. Araſpes.

Araſpes (zur Panthea.)

Du weißt den Lauf der Schlacht, verſäume keine Zeit,
Und ſorge, Panthea, für deine Sicherheit.
Nimm die Nicothris mit; ich will zu Caſſandanen,
Mit kluger Vorſicht euch die ſichre Zuflucht bahnen.

Panthea.

Verwegner! quälſt du noch durch dieſen Vorſchlag mich?
Iſt dir dein Leben lieb; ſo eil und rette dich!

Ich flieh zur Wahlſtatt hin, und will nur da verderben,
Wo Abradat erblaßt und Heldenſeelen ſterben.
Nicothris, folge mir. Verſchont ein milder Glück
Das Haupt des Gobrias, ſo bringt er dich zurück.
Nur daß er nicht das Pfand, das er mir anvertrauet,
In dieſes Feigen Schutz mit Furcht und Zittern ſchauet.

Nicothris.

Ich folge, Königin. Da, wo die Tugend leidt
Und unerſchrocken ſtirbt, iſt meine Sicherheit.

(Sie wollen beyde gehen. Araſpes hält ſie zurück.)

Araſpes.

Nein, Prinzeßinnen! nein, ihr könnt nicht euren Willen,
So ernſtlich ihr auch droht, aus eigner Macht erfüllen.
Ich bin im Lager Herr, dies Amt gab Cyrus mir
Und euren Schutz zugleich; drum ſorg ich auch dafür.
Ihr ſollt ſo trotzig nicht in euer Unglück rennen:
Beſchließet, was ihr wollt, ich werd es hindern können!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Ein anderer Bothe.

Panthea (zum zweyten Bothen.)

Was bringſt du für Bericht? Wie geht es in der Schlacht?
Lebt Abradates noch?

Der zweyte Bothe.

Des Himmels holde Macht
Hat unſerm Heer anjezt den ſchönſten Sieg gegeben.
Der Feind iſt auf der Flucht, und Cyrus iſt am Leben.

Panthea.

Ihr Götter! welcher trügt?

Nicothris.

Freund! kann man dir auch traun?
Darf ein erſchrocknes Herz auf deine Nachricht baun?

Der zweyte Bothe.

Wie darf in deiner Bruſt ein Zweifel noch entſtehen?
Das, was ich jezt erzählt, hab ich ja ſelbſt geſehen.
Ich ſelber war dabey, als es zum Treffen kam,
Und durch ein Donnern man des Himmels Wink vernahm.
Wir folgen, Mithra, dir, rief Cyrus bey dem Zeichen:
Und ſchnell bedeckte ſich das Feld mit Blut und Leichen.
So heftig kann kein Streit erhizter Löwen ſeyn;
So ſchnell dringt nicht der Bliz in ſtolze Eichen ein,
Als unſrer Perſer Schwerdt um ſeinen Cyrus kämpfte,
Als ſein entbrannter Muth des Feindes Hochmuth dämpfte.

Panthea.

Wie ſtärkt mich dein Bericht! Durch dieſes Bothen Mund
Ward unſers Heeres Flucht dem ganzen Lager kund.

Der zweyte Bothe.

Wie? welcher Bothe, wer?

Nicotris. (zeigt den erſten Bothen.)

Chryſantes, der hier ſtehet,
Hat uns vor dir belehrt, daß es nicht glücklich gehet,
Daß Cyrus Heer beſiegt und er getödtet ſey.

Der zweyte Bothe. (zum erſten Bothen.)

O Frevler! Biſt du ſo dem beſten Fürſten treu?
Wer hatte dich geſandt? Haſt du die Schlacht erblicket?
Weiſt du, wo Cyrus kämpft? Wo es Hyſtaſpen glücket?
Wie heißt das Loſungswort? Mit wem focht Abradat?
Sprich!

Araſpes.

Schweig! Ich ſchütze ihn.

Panthea.

Entſetzlicher Verrath!
Verwegner! ſuchſt du gar durch feil erkaufte Seelen
Ein jetzt ſchon blutend Herz mit falſcher Angſt zu quälen?
Du ſelbſt erſannſt die Flucht des Heers und Cyrus Grab,
Weil dies dir einen Schein mich zu entführen gab.
Entweiche Böſewicht! ich werde dein Verfahren,
Dein ſchändliches Vergehn dem Cyrus offenbaren.

Araſpes.

Ja, ja! entdeck ihm nur, daß ich, was du begehrt,
Das Schlachtfeld ſelbſt zu ſehn, mit Eifer dir vermehrt.
Der Himmel wird noch einſt dein undankbares Haſſen,
Womit du mich verfolgſt, nicht ungerächet laſſen.

(Araſpes und der erſte Bothe gehen ab.)

Siebender Auftritt.

Panthea. Nicothris. Der zweyte Bothe.

Panthea.

Nun, Freund, erzähle mir, erſtatte mir Bericht
Von meinem Abradat.

Der zweyte Bothe.

Ach, Fürſtin, frage nicht!
Wie gerne wollt ich dich vor dieſer Poſt bewahren,
Du wirſt ſie allezeit nur gar zu früh erfahren.

Panthea.

Gerechte Götter! Wie?

Der zweyte Bothe.

Es iſt um ihn geſchehn!
Er ſtarb; ich hab ihn ſelbſt im Streite fallen ſehn.
Ihn traf das härtſte Loos, er mußte alles wagen,
Des Feindes beſten Theil, Aegyptens Volk, zu ſchlagen.

Kein Perſer iſt im Heer, der nicht bewundert hat,
Was Klugheit, Muth und Treu durch ihn für Wunder
that.
Ein jeder focht ihm nach, und keiner konnt ihm gleichen:
Doch endlich mußt auch er dem Schluß des Schickſals
weichen.
Sein Führer ward erlegt, die Roße wurden ſcheu,
Sein Wagen ſtürzt, und fügt ihn andern Leichen bey.
Man iſt nur jetzt bemüht den Cörper auszuſpüren,
Und wird ihn ungeſäumt zu dir, o Fürſtin, führen.

Panthea.

O ſchreckensvoller Tag! So iſt denn dies dein Schluß,
Daß ich mein ganzes Glück durch dich verlieren muß!
Mein Abradat erblaßt! und muß mit ſeinem Leben
Das theure Löſegeld für Cyrus Siege geben?
O Himmel! theilt dein Grimm den Lohn ſo ungleich ein?
Kann nur ſein Grab der Weg zu Cyrus Lorbeern ſeyn?
Wie haſt du in der Schlacht ſo manchen Held verſchonet?
Hier ſtrafeſt du den Muth, und dort wird er belohnet.
Jedoch was klagt mein Schmerz der Götter Fügung an,
Da, wenn ich ſtandhaft bin, ich ſelbſt mir helfen kann?
Ja! theurer Abradat! der Himmel kann uns trennen:
Doch wieder dein zu ſeyn muß er mir gleichfalls gönnen.

Ich will zur Wahlſtatt hin, wo der geliebte Held
Aus Lieb und Dankbarkeit für ſeinen Fürſten fällt.
Und da will ich der Welt das letzte Zeichen geben,
Ob Panthea verdient mit ihm vereint zu leben?

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cyrus. Gobrias. Hyſtaſpes. Araſpes.

Cyrus.

Nehmt, Helden, meinen Dank, daß euer muthig Schwerdt
Mein Kriegesheer belebt, und mir den Sieg gewährt.
Euch nur, euch ſchreib ichs zu, daß uns die Schlacht gelungen:
Ich hab euch angeführt, und ihr den Feind bezwungen.
Könnt ich erkenntlich gnung für eure Treue ſeyn!
Hier iſt die ganze Macht der Fürſten ſelbſt zu klein:
Denn welcher Schatz vermag den Helden für ihr Leben,
Für Tapferkeit und Treu gerechten Lohn zu geben?

Gobrias.

Was ſonſt kein Fürſt vermag, das ſteht in Cyrus Macht,
Dein Beyfall gilt uns mehr, als reicher Schätze Pracht.
Es pocht kein feiles Blut für dich in unſern Herzen,
Das nur für Lohn und Preis ſein Leben kann verſcherzen.
Wir nehmen deinen Werth und unſre Pflichten wahr:
Wer dich ſo liebt, als wir, den ſchreckt nie die Gefahr.

Cyrus.

O! ſäht ihr jetzt mein Herz, das euren Werth erkennet,
Da man durch euren Muth mich heute Sieger nennet!
Mein ganzes Reich verehr euch ſeinem Cyrus gleich;
Euch preiſe jeder Mund: denn Cyrus lebt durch euch.
Der Anfang meines Danks ſey, daß ihr von den Gaben,
Die uns die Beute ſchaft, die Hälfte ſollet haben.
Die andre wird von mir der Panthea beſtimmt,
Der unſer Siegestag ihr ganzes Glücke nimmt.
O Zufall! der mir faſt die Lorbeern ſträflich machet!
Wie? Mithra! haſt du nicht den Abradat bewachet?
War nicht der Trieb, der ihn in unſer Treffen zog,
So edel, daß er dich zu ſeinem Schutz bewog?
Befiehlſt du Dankbarkeit, und ſtrafeſt ihre Zeichen?
Stürzt ſeine Tugend ihn zu der Aſſyrer Leichen?

Verzeihe! wenn mein Schmerz im Fragen ſtrafbar heißt:
Der Schatz war allzugroß, den mir dein Zorn entreißt.
Wißt ihr, ob Panthea mit dem erblaßten Helden
Schon hier im Lager iſt?

Hyſtaſpes.

Wie mir die Wachen melden,
Trifft ſie in kurzer Zeit an dieſem Orte ein.

Cyrus.

Wer kann bey dieſem Fall wohl unempfindlich ſeyn?
Wer liebt die Tugend noch, und kann die Klagen hindern,
Wenn Helden ſolcher Art ſich in der Welt vermindern?
Um dieſen Held gäb ich Aſſyrien den Sieg,
Und wünſchte, daß ich nie bethränte Lorbern trüg!
So würd ich nicht den Schmerz der keuſchen Wittwe hören,
Und erſt ein ſpäter Tod das ſchönſte Band zerſtören.
Ihr Freunde ſeht mein Leid und dieſen Thränenguß:
Euch bleibt des Sieges Ruhm; mir bleibet der Verdruß,
Daß um mein ſtreitig Recht der treuſte Held ſein Leben
In der erfochtnen Schlacht für meinen Sieg gegeben.

Um mich und meinen Streit büßt er ſein Leben ein:
Verhängniß, muß ich ſo des Unglücks Urſach ſeyn?

Hyſtaſpes.

Er iſt für ſeinen Ruhm, und als ein Held gefallen:
Und dieſes Helden Tod wünſcht jeder von uns allen.
Ich weis, wenn jetzt ſein Herz noch einmal lebend wär;
So fiel ihm auch für dich ein zweyter Tod nicht ſchwer.

Gobrias.

Stets hab ich ihn verehrt; und ſtets wird mir ſein Leben,
Sein Eifer und ſein Tod vor meinem Geiſte ſchweben.

Cyrus.

Doch wer kann Panthea und ihre Thränen ſehn?
Ihr Götter, ſchenket mir die Kraft ihr beyzuſtehn!
Dort —— ja dort kömmt ſie ſelbſt! Was ſoll ich ihr wohl ſagen?
Wie werd ich ihre Qual bey meinem Leid ertragen?

Anderer Auftritt.

Cyrus. Panthea. Gobrias. Hyſtaſpes. Araſpes.

Panthea.

O Cyrus! —— ——

Cyrus.

Panthea, dein ganzes Glück iſt hin!
O Schmerz, daß ich dazu die erſte Urſach bin!

Panthea.

Ja, Cyrus, Abradat iſt für dein Recht geſtorben;
Doch meine Zärtlichkeit hat ihm den Tod erworben.
Ich weis, wie oft mein Mund, o unglücksvoller Rath!
Ihn, deiner Freundſchaft ſtets ſich werth zu zeigen, bat;
Wie ſehr ich ihm den Schutz, den Cyrus mir erwieſen,
Und das beſchützte Recht der Unſchuld angeprieſen.
Dies, dies hat ihn erhitzt, und ihn ſo kühn gemacht,
Daß er aus Dankbarkeit den nahen Tod verlacht.
Daß er dem beſten Fürſt mit ſeinem eignen Leben
Für ſeine Panthea das Löſegeld gegeben.
Du, auch im Grabe noch mir ewig theurer Freund,
Vergieb der Zärtlichkeit, die unſre Bruſt vereint,
Wenn ſie dir, (wüßt ein Menſch den Ausgang aller Thaten!)
Mit kühnem Eifer ſelbſt den Weg zum Grab gerathen.
Der Tugend reger Trieb hat kein verſchloßnes Ohr,
Er wacht, und ſeine Pflicht kömmt jedem Rath zuvor.
Ja, Cyrus, Abradat hat dir geſucht zu dienen;
Sein Leben hat ihm nicht des Schonens werth geſchienen.
Sein Grab, verhaßtes Wort, bey dem mein Herze bricht,
Sein Grab umſchließet ihn: und mich umſchließt es nicht?
Unglückliche! du lebſt, da Abradat erblaſſet?
Wen hat der Götter Grimm ſo grauſam noch gehaſſet?
O Schmerzen!

Cyrus.

Panthea, auch mein verſchloßner Mund,
Und dieſe Zähren thun dir meinen Jammer kund.
Dir muß, (wie theuer kömmt uns dieſe Schlacht zu ſtehen!)
Der beſte Mann, und mir, der beſte Freund entgehen.
Nimm, Panthea, zum Schmuck für ſeine Grabesſtatt,
Die Schätze, die Gadat mir heut geſchenket hat.
Ich werde ſeine Gruft noch mehr zu zieren wiſſen:
Ein herrlich Grabmal ſoll den theuren Leib umſchließen.
Es ſey das Theil des Reichs, wo Abradates ruht,
Vor andern ausgeſchmückt, und ehre ſeinen Muth.
Du, Fürſtin, darfſt indeß dich nicht ganz troſtlos quälen,
Ich ſchätze noch in dir die Hoheit ſeiner Seelen.
Der keuſchen Tugend Macht, die deine Bruſt belebt,
Iſt ſtets ein reizend Bild, das mir vor Augen ſchwebt.
Man wird in kurzer Zeit die Beute mit dir theilen,
Und willſt du dann nicht mehr bey meinem Heer verweilen:
So wähle einen Ort, und zeige mir ihn an;
Dir geb ich eine Schaar, die dich begleiten kann.
Und kann zu deinem Dienſt noch etwas mehr geſchehen,
Dein Wort iſt mir genug, du ſollſt mich dankbar ſehen.

Panthea.

Mein Fürſt, behalte ſtets den beſten Freund ſo lieb,
Der auf der Tugend Wink ein Raub des Todes blieb.
Die Zuflucht, wo ich mich entſchließe hinzuwenden,
Erfährſt du heute noch, eh ſich der Tag wird enden.
(Panthea geht ab.)

Dritter Auftritt.

Cyrus. Hyſtaſpes. Gobrias. Araſpes.

Cyrus.

Wie kränkt mich dein Geſchick, zu früh getrenntes Paar!
Wer nimmt wohl mehr Verdienſt in zwoen Seelen wahr?
Nein, ich begreif es nicht! Wer kann den Grund erkennen,
Warum ein ſolches Band ſich muß ſo zeitig trennen?
Da manches Ehſtandsjoch, das nur der Nutzen ſtift,
Ein ſo vergnügtes Paar an Dauer übertrift;
Da dort Zufriedenheit und Freude ſchüchtern fliehet,
Wo man das Ende wünſcht, und nie das Ende ſiehet.
Hier trennt des Todes Macht der zärtſten Liebe Lauf;
Hier hebt ſein ſtrenger Grimm der Ehen Muſter auf.

O Himmel, warſt du nicht der Stifter dieſer Ehe?
Wie ſchickt ſich deine Huld zu ſo viel herben Wehe?
Iſt etwan dieſe Welt von edlen Seelen voll,
Daß ein ſo treflich Paar nicht länger lieben ſoll!
Wer hat ein beſſer Weib, als Abradat, geliebet?
Wo iſt ein edler Held, der ihm den Preis nicht giebet?
Und ſolchem edlen Paar (iſts möglich? ach!) gebricht,
Des Himmels Retterarm? und er beſchützt es nicht?
Ihr, die ihr nie den Grund von eurem Thun verkündigt,
Ihr Götter! zürnet nicht, wofern mein Zweifel ſündigt,
Der Fall iſt mir zu ſchwer! — Nein, ich begreife kaum —
(er bleibt in Gedanken ſtehen)

Gobrias. (zu den andern.)

Wie ſchön giebt hier der Held der Menſchenliebe Raum!
Wie ſehnlich wünſch ich mir, wie Abradat zu ſterben,
Um bey dem Cyrus mir ſolch Mitleid zu erwerben!

Cyrus. (in Gedanken.)

Als Abradatens Hand, die jener Mörderhieb
Vom Körper abgetrennt, in meinen Händen blieb:
So ſchiens, als könnt ich noch in ſeinen Mienen leſen,
Er ſey bis in den Tod mir treu, mein Freund geweſen.

O Schrecken, welches da mein mattes Herz befiel!
Mein Schmerz war groß genug; der Abſchied war zu viel.
Kein Zufall ſoll mir je, bey meinem ſtillen Grämen,
Dies trauervolle Bild aus dem Gedächtnis nehmen.
(zu den Feldherren)
Ihr Freunde, die ihr jetzt mein wahres Weh verſpürt,
Der kann kein Held nicht ſeyn, den fremder Gram nicht rührt;
Der ſtolz auf ſeinen Ruhm, auf frommer Wittwen Zähren
Sieg und Triumphe baut, und Länder kann verheeren;
Und wenn der Helden Grab der Herrſchſucht gnug gethan,
Des umgeſtürzten Glücks der Armen ſpotten kann,
Mir ſcheint für dieſen Fall mein ganzer Sieg zu wenig!

Gobrias.

Ihr Götter! was iſt das? Nicothris kömmt.

Vierter Auftritt.

Die vorigen. **Nicothris.** (mit einem blutigen Dolche)

Nicothris. (zum **Cyrus**)
Mein König!
Hör, was die Zärtlichkeit in der Verzweiflung that,
Nur jetzt ſtirbt Panthea für ihren Abradat!

Cyrus. (nimmt den Dolch)

Wie?

Araſpes. (erſchrocken)

Große Götter!

Nicothris. (zum Cyrus)

Ach! ihr Geiſt iſt ſchon verſchwunden!
Er hat den ſchönſten Weg zum Abradat gefunden.
Der Dolch hat ſie entleibt.

Cyrus. (will forteilen)

Iſt keine Rettung mehr?

Nicothris. (hält ihn zurück)

Nein Herr, ſie iſt ſchon todt. Ertheile mir Gehör;
Du ſollſt, ſo viel mir nur die Schmerzen nicht verwehren,
Den heldenmüthgen Tod von meinen Lippen hören.
Sobald ſie dich verließ, betrat ſie ihr Gezelt
Mit einem Zährenſtrom um den erblaßten Held.
Sie faßte ſich jedoch, und hieß faſt alles weichen,
Nur ihrer Dienerin und mir gab ſie ein Zeichen,
Daß unſer Anblick ihr allein erträglich wär.
Sogleich nahm ihre Hand dies tödtliche Gewehr

Mit mehr als Heldenmuth. Sie ſprach mit frohem Munde:
„Für eine Gattin iſt die beſte Todesſtunde
„Die, wenn ihr Gatte ſtirbt. Wie glücklich, Abradat,
„Daß noch für meinen Schmerz der Muth ein Mittel hat!
„Der ſchlechte Dolch iſt mir das Liebſte noch auf Erden,
„Er ſoll durch ſeinen Dienſt mein wahres Kleinod werden.
„Dies iſts, was Pantheen mit dir, mein Freund! vereint,
„Dies ſey die letzte Pflicht; ich habe dich beweint.
Es floß ein Thränenſtrom auf ſeine ſtarren Glieder,
Es ſalbten ſeinen Leib die naſſen Augenlieder.
Zwar ſprachen beyde wir ihr jede Tröſtung ein,
Die nur für ihren Schmerz zur Linderung konnte ſeyn:
Allein umſonſt! Sie ſprach: „was kann ich Aermſte hoffen?
„Mir ſteht der Weg zum Tod, nicht ihm zum Leben offen.
„Ich kann nur glücklich ſeyn bey meinem Abradat!
„Schon ſtrafbar, daß mein Arm bis jetzt geſäumet hat!
Hier ſtürzt ſie ſich in Dolch, und endigt ſo ihr Leben,
Ihr treuer Geiſt wird ſchon um ihren Gatten ſchweben.
Drey Sclaven, die ſie ſtets zu ihren Dienſten hat,
Bezeigten ihre Treu durch eine ſeltne That.
Kaum hörten ſie von uns der Fürſtin traurig Ende,
So tödteten ſie ſich durch ihre eignen Hände.
Mein König, ſo geſchah der kläglichſte Verluſt.
Schlug je wohl gleicher Muth in einer Weiberbruſt?

Cyrus.

So ſoll ſich dieſer Tag mit ſo viel Schrecken ſchließen?
Soll ſo viel edles Blut bey meinen Lorbeern fließen?
Ihr hohen Götter! ach! warum hab ich geſiegt?
Hätt ein ſo theurer Sieg doch meinen Feind vergnügt,
So könnt ich unſchuldsvoll des Himmels Zorn ertragen.

Nicothris.

Geſegnet ſey dein Sieg! Nicht du biſt anzuklagen.
Der Lorbeer nicht, o Fürſt! der deine Stirn umlaubt,
Hat uns den Abradat und Panthea geraubt.
Erſt mochte mein Bericht dein Mitleid nur erregen,
Jetzt ſoll er dich, o Fürſt! zu Rach und Zorn bewegen.
Es war ein Meuchelmord, der ihm das Leben nahm!
Ein Bothe, der zuletzt noch von der Wahlſtatt kam,
Hat dieſe Grauſamkeit der Panthea berichtet.
Sein eigner Führer hat dies Bubenſtück verrichtet.
Und ein verfluchtes Herz, das ſich dir ſchlau verheelt,
Hat dieſes Mörders Arm zu ſeinem Tod erwählt.
O Abſcheu der Natur! ich darf ihn dir nicht nennen;
Hat er ein menſchlich Herz, ſo wird ers ſelbſt bekennen.

Cyrus. (ganz erſtaunt)

Was ſagſt du? —— Abradat? —— Ihr Götter, beugt ihr mich
Durch dieſe Bothſchaft noch? Wer iſt der Mörder?

Araſpes.

Ich!

Cyrus.

Araſpes?

Araſpes.

Ja, mein Fürſt, ſieh hier die Frucht der Liebe,
Sie herrſchet über uns mit uneinſchränkten Triebe.
Sie, ſie gab mir den Mord des Abradates ein,
Um bey der Panthea nach ihm beglückt zu ſeyn.
Jetzt, da bey ihrer Gruſt mein kühnes Hoffen fehlet,
(er reißt dem Cyrus den Dolch aus der Hand und erſticht ſich)
So werd auch dieſe Bruſt den andern gleich entſeelet.
Es deck ein frühes Grab die unglücksvolle Treu,
Damit ich nicht zur Schmach allein am Leben ſey:
Und übertrift mein Fehl die Treue meiner Jugend;
So räche Panthea und die erblaßte Tugend.
(er fällt dem Hyſtaſpes ſterbend in die Arme)

Cyrus.

Ihr Götter! trau ich dem, was ich nur jetzt gehört?
Hat ſo viel Strafbarkeit Araſpens Bruſt bethört?
(er bleibt einige Zeit nachſinnend)

Nicothris. (zum Cyrus)
Ach Herr! entſagt jetzt nur der gewohnten Gnade,
Daß deine Nachſicht nicht ſelbſt deinem Ruhme ſchade.

Cyrus.
Er ſoll beſtrafet ſeyn, ſo ſchwer dis Amt mir fällt.
Indeſſen werde gleich ein Ehrenmahl beſtellt,
Das meinen Abradat und Pantheen umſchließe,
Damit dies Paar der Ruh in einer Gruft genieße.
(auf den Araſpes zeigend)
Du Mörder aber ſpür auch nach entflohnem Geiſt,
Daß jedes Laſters Schuld den Fürſten ſtrafen heißt,
Und daß das ſtrenge Recht von deines Königs Throne
Auch an dem Todten nicht des Lebens Bosheit ſchone.

Ende.

Briefe

von

verſchiedenen Perſonen.

Briefe

von verſchiedenen Perſonen.

An die Frau von R.

S***rf im Febr. 1755.

Gnädige Frau,

Ich befinde mich hier in S*** und habe die zufriedenſte Braut und ihren glücklichen Bräutigam mit tauſend Anſtalten zu der bevorſtehenden Vermählung beſchäftiget gefunden. Und dies iſt nemlich das wichtigſte, was ich Ihnen von daher melden kann. Ich denke aber wohl mir von Ihrem menſchenfreundlichen Herzen Dank zu verdienen, wenn ich Ihnen, gnädige Frau, die Geſchichte meiner kleinen Reiſe erzähle, die Ihnen wenigſtens durch einen Zug merkwürdig werden wird.

Ich reiſte von Ihrem Hauſe ab, wo ich in der beſten Geſellſchaft den letzten Mittag ſehr angenehm zugebracht hatte. Ich reiſte ab, voll der erkenntlichſten Empfindungen über Ihres Hrn. Gemahls und Ihr eigenes gütiges Betragen. Der Verwalter des Hrn. von W*** war mein Gefährte. Wir fuhren auf einem ziemlich unbequemen Schlitten, und da wir viel Schnee fanden, ſah ich die Gefahr umgeworfen zu werden vor Augen. Nicht weit von N** geſchah was ich gefürchtet. Wir fielen in eine Windwehe, ich lag unten, der Verwalter fiel auf mich; und es war hier nicht das erſtemal, daß ſich die Dichtkunſt von der Wirthſchaftskunſt unterdrücket ſah. Mit vieler Unbequemlichkeit wälzten wir uns halb erſtarrt in unſern Schlitten, und fuhren den geraden Weg nach L***. Ich fand einen gaſtfreyen Wirth an dem dortigen Buchdrucker, der mich freundſchaftlich aufnahm, und ich hielt mich wider meinen Vorſatz ein paar Tage daſelbſt auf. Mein

Herz lief in dieſem für einen Gelehrten ſo nützlichem Hauſe große Gefahr. Ich fand eine Perſon, die wenn ſie ſich mit einem Dichter hätte verheyrathen wollen, der ſich mit dem Schutz des Apoll und der Gunſt der Muſen ſchmeichelt, der aber weiter keine Empfehlung hat, kein Glück und wenig Verdienſt beſitzt, ſo wäre unſere Verbindung gleich geſchloſſen worden. Beatgen war ſchön, Beatgen war artig, Beatgen verſtund Latein, Beatgen ſprach franzöſiſch, liebte die Muſik, die Dichtkunſt und wer weis – – wer weis hätte ſie nicht auch einen Dichter geliebt. — Das Schickſal unterbrach meine Neigung. Der Schlitten, der mich nach S° ° °rf führen ſollte, kam eher als ich es vermuthete, und holte mich ſchleuniger ab, als ich es diesmal wünſchte.

Die Kälte war heftig und ich empfand dieſelbe ungewöhnlich ſtark. Auf dem Wege begegnete mir ein Reiſender, der noch weit leichter bekleidet war als ich, und von allen Seiten zeigte ſich der Mangel, der ihn drückte. Er nahete ſich meinem Schlitten und ließ ſich mit dem Bauer, der mich führte, in ein Geſpräch ein, um Erkundigung des Weges einzuziehen. Seine Bildung, ſeine Sprache, ſeine Ausdrücke zeigten, daß es ein Mann war, der Erziehung gehabt, und der ein beſſer Schickſal verdiente, als das war, das ihn auf dieſen Weg zu Fuß geführet hatte. Ich bot ihm einen Platz in meinem Schlitten an; er ſetzte ſich zu mir, und wie viel Talente und Wiſſenſchaften entdeckte ich in dieſem Reiſenden! Er war ein Schwede von Geburt, redete viele Sprachen, und verrieth unter ſeinem ſchlechten Kleide ein edles Herz. Er war durch beſondere widrige Zufälle in dieſen Zuſtand gerathen und auf dem Wege nach ſeiner Heimath. Gott! was empfand ich in meiner Seele! Wie ſchwer, wie doppelt ſchwer fielen mir in dieſem Augenblicke meine eignen bekümmerten Umſtände! Bey dem nächſten Wirthshauſe ſtiegen wir ab, um uns ein wenig zu erwärmen. Mein Gefährte entdeckte mir einen Theil ſeiner Widerwärtigkeiten, ohne mir ſeinen Nahmen zu nennen. Ich hatte unterwegens tauſend Betrachtungen angeſtellt und alle leiteten mich dahin, daß mein Zuſtand mit allen ſeinen Unannehmlichkeiten noch nicht ſo hart, als das Schickſal meines Gefährten war. Er war mit einem zerriſſenen Rock nur halb bedeckt, ich doch ganz bekleidet; er war hungrig, ich hatte durch die Güte eines gaſtfreyen Mannes ein gutes Frühſtück genoſſen; er zitterte für Kälte, ich war doch vor der ſtrengſten Witterung verwahret; er hatte einen weiten Weg zu Fuß unternommen, ich that eine kleine Reiſe auf einem Schlitten; ich hatte eine gute Mahlzeit und ein warmes Zimmer zu gewarten, und wie weit, wie ſehr weit, ſahe er ſich noch in der rauheſten Jahreszeit von ſeinem Vaterlande entfernet!

Von Schmerz und Wehmuth übermannt,
Voll Mitleid, das mein Herz empfand,

Voll Thränen, die die Augen netzten,
Und mich in gleichen Jammer ſetzten,
Erblickt ich dieſen Wandersmann;
Und gab ihm, was ich geben kann.
Ich gab mein ganzes Gut um ſeinen Schmerz zu heilen,
Denn dieſes war zu klein, es erſt mit ihm zu theilen.

Ein einziger Gulden war mein ganzes Vermögen. E. G. wiſſen, daß ich oft, ſehr oft nicht ſo reich geweſen bin, aber jetzt war ich es. Ich hätte nicht das Herz gehabt meinem nothleidenden Gefährten dieſes anzubieten, wenn meine Rührung bey ſeinem traurigen Schickſal mir nicht Muth gemacht hätte, und dem redlichen Schweden war dieſe ſchätzbarer und wichtiger, als der Beyſtand, den ich ihm leiſten konnte. Ich las in ſeinen Augen, wie viel Ueberwindung es ihm koſtete, von ſeinem Gefährten ein Geſchenk anzunehmen, deſſen eigene geringe Umſtände er ſchon entdecket hatte und leicht hatte entdecken können. Er nahm es mit Dankbarkeit an, weil er ſonſt ganz hülflos geweſen wäre. O, gnädige Frau, welche rührende Scene! und wie ſehr wünſchte ich, daß Ihr empfindſames Herz Zeuge davon geweſen wäre! Vielleicht iſt er in ſeinem Vaterlande reicher, angeſehener, kurz, glücklicher als ich in dem meinigen: aber er hatte noch einen weiten beſchwerlichen Weg —

Hätte ich eine Goldbörſe gehabt, ich hätte ſie ihm mit gleicher Freude, und mit eben ſo weniger Ueberlegung hingegeben, als ich ihm meinen letzten Gulden darreichte.

Hier in S°°°fr, ſind lauter vergnügte Auftritte, aber ich, ich ſpiele keine ſo wichtige Rolle dabey, als im Gaſthofe zu N°° mit meinem guten Schweden. Oft wünſche ich dieſen unglücklichen Reiſenden hier zu ſehen, und den Platz an einer wohlbeſetzten Tafel einzunehmen, der ſeiner Erziehung, ſeinen Kentniſſen, ſeinen Verdienſten und gewiß auch ſeiner Geburt anſtändiger wäre, als der Zuſtand war, darinnen ich ihn kennen lernte. Hätte ihm der Menſchenfreund in Sch** geſehen; gewiß, er würde die Anzahl ſeiner guten Handlungen vermehrt und das Schickſal dieſes Wanderers erleichtert haben.

Vergeben Sie mein langes Geſchwätz, gnädige Frau. Sie haben befohlen Ihnen Nachricht von meinem Aufenthalte zu geben, und ich kenne keine angenehmere Pflicht, als Ihnen zu gehorſamen. Dieſes Verdienſt beſitze ich vorzüglich und beſtrebe mich mit Eifer Ihnen Beweiſe davon zu geben.

G.

An Madam Gottſched.

L. den 8. May 1759.

Liebſte Freundin,

Ich würde mich jetzt ganz glücklich ſchätzen, wenn ich meine zufriedenen Stunden, die ich hier verlebe, in Ihrer Geſellſchaft zubringen könnte.

Geſchäfte, Zwang und Grillen
Entweihn nicht dieſe Trift;
Ich finde hier im Stillen
Des Unmuths Gegengift. —
Die Thäler und die Höhen,
Die Luſt und Sommer ſchmückt,
Ganz ungeſtört zu ſehen,
Iſt, was mein Herz erquickt.

Jeder angenehme Spaziergang, jeder ſchöne Morgen, jede reizende Ausſicht erneuert immer den Wunſch, dieſe unſchuldigen Ergötzlichkeiten mit Ihnen zu theilen. Wie gerne möchte ich Sie, liebſte Freundin, durch eine Beſchreibung aller dieſer ländlichen Annehmlichkeiten, die durch den Umgang der würdigſten Beſitzerin noch belebter und anziehender werden, einigermaßen entſchädigen; allein ich bin ſo wenig in Beſchreibungen glücklich, und heute ſo wenig darzu geſchickt, daß Ihre ganze Einbildungskraft mir zu Hülfe kommen muß, wenn Sie mein Gemälde einigermaßen redend machen wollen.

Ein ſehr bequemes Landhaus mitten im Garten hat von allen Seiten die ſchönſte Ausſicht. Bey jedem Austritte aus demſelben ſind lange ſchattigte Alleen, ſo daß man im heißen Mittag vor der Sonne beſchirmet iſt.

Am Ende jeder ſolchen Allee iſt ein kleiner Saal angebracht, der ſeine Benennung von der Abſicht erhalten hat, welcher ihm die Beſitzerin gewidmet. Der eine heißt Apollo; wie oft hat die Frau von L ∘ ∘ die Muſen hier angerufen, und wie oft iſt ſie erhört worden! Ein andrer heißt Bellona; fürchten Sie ſich nicht für dem drohenden Namen: man ſchießt aus demſelben nach der Scheibe. Felder, Wieſen, Büſche, Teiche umgeben dieſen reizenden Garten, in welchem alles zum Nutzen und zum Vergnügen angeleget iſt, und wo die ſchönſte Orangerie die erquickendſten Gerüche verbreitet. Bey jedem Ausgange aus demſelben erblicke ich bald eine Heerde Schaafe, bald eine Menge weidender Kühe, die die Auen mit begierigen Zungen abmähen. Der harmoniſche Geſang der Vögel übertrift das prächtigſte Orcheſter und iſt meinen Ohren das angenehmſte Concert, zumal jetzt, da mein Lieblingsvogel, die Nachtigall, durch ihre Zaubertöne uns auch des Nachts ſo angenehm im Schlaf unterbricht. Dieſes unerkaufte Vergnügen führet mich auf den Ausſpruch Hallers:

Das alles, was ich ſeh, ſind Gaben vom Geſchicke,
Die Welt iſt ganz gemacht zu ihrer Bürger Glücke.
Ein allgemeines Wohl beſeelet die Natur,
Und alles, alles trägt des höchſten Gutes Spur.
Und dieſes iſt die Welt, worüber Weiſe klagen,
Die man zum Kerker macht —— ——

Doch Sie ſind vielleicht begieriger, den Charakter meiner gütigen Wirthin, als die Beſchreibung ihres Landguthes zu wiſſen. Gut, ich will Ihnen die Hauptzüge davon entwerfen, aber ich werde weit unter dem Originale bleiben.

Die Frau von L°° vereiniget in ſich alle die Eigenſchaften, die ihr auf die Hochachtung aller Rechtſchaffenen, auf die Liebe ihrer Freunde und auf die Verehrung ihrer Unterthanen die gerechteſten Anſprüche erwerben. In einem Alter, wo viele Damen, wie Pope ſagt, zu ihrem ganzen Zeitvertreibe Karten haben; wo ſie ſich blos durch das Andenken jugendlicher Ergötzungen, oder vielmehr jugendlicher Thorheiten, vergnügen, ſchmeckt dieſe würdige Frau die ganze ſüße Zufriedenheit einer überſtandenen mißvergnügten Jugend. Und obgleich ihre ſchwächliche Geſundheit öfters Anfälle leidet: ſo iſt doch, im Ganzen, ihr jetziges Leben ein heitrer Abend auf einen trüben oft ſtürmiſchen Tag. Die Gottesfurcht iſt die beſtändige Begleiterin ihrer Tage. Ihre Sittenlehre iſt die ſtrengſte gegen ſich ſelbſt, die mildeſte gegen andere. So wenig ſie andre beurtheilet oder verleumdet, ſo genau unterſuchet ſie ihre Handlungen und iſt ihr eigner Richter. Ihre Religion und deren Ausübung iſt ihr ſehr wichtig, und ſie hält die Sorge für die Seelen ihrer Unterthanen und Hausbedienten für eine der erſten Pflichten derſelben. Alle Tage iſt des Abends eine Stunde dem Hausgottesdienſt gewidmet, bey welchem keiner von ihren Bedienten ohne triſtige Entſchuldigungen wegbleiben darf. Mittewochs des Morgens iſt eine förmliche Betſtunde angeordnet; hier müſſen ſich alle ihre Unterthanen einfinden, die durch das Zeichen einer Glocke herbeygerufen werden. Dieſe Einrichtung iſt ſehr ſchön und wird mit vieler Andacht unterhalten. Hier ſind Greiſe und Kinder aufmerkſam auf das, was in gewiſſer Hoffnung der Erhörung Gott vorgetragen wird. Mit aufgehabenen Augen und Händen, mit gebeugten Knien wird Gott um Abwendung des Krieges und um das Kleinod des Friedens gebeten; alles iſt gerührt und in wahrer ungeheuchelter Andacht verſammlet. Nach verrichtetem Gebete kann ein jeder ſein Anliegen vortragen. Wie viele Arme, Kranke und Greiſe eilen zu ihrer Wohlthäterin, und wie viele erhalten Beyſtand und Rath und Erquickung von ihrem mitleidigen Herzen und milden Händen. Sie thut alles mit Freuden und keinen läßt ſie hülflos von ſich. Ein großer Theil des Tages wird auf ihre Wirthſchaft verwendet, die ſie ſelbſt führet, und vom kleinſten bis zum größten alle Ausgabe und Einnahme niederſchreibt. Die übrige Zeit widmet ſie der Lektüre, wodurch ihr Verſtand gebildet und geſchärft worden. Sie ſpricht nicht allein ihre Mutterſprache rein und ſchön, ſondern ſie beſitzt auch in der franzöſiſchen und italiäniſchen eine nicht gemeine Stärke. Beyde ſchreibt ſie vollkommen. In der letzten iſt ſie ſo gar Dichterin. Sie hat den 90 und 91ten Pſalm in italiäniſche Verſe überſetzt, und nach den Urtheilen aller Kenner iſt dieſes nicht das einzige Stück in dieſer Art, was ihr ſehr wohl gelungen. Sie ſollen ihn leſen. *)

Ihre

---

*) Der Herr Profeſſor Gottſched hat ſolchen in das Neueſte der A. G. ganz einrücken laſſen.

Ihre Lieblingsbeſchäftigung iſt ſonſt die Malerey en Paſtell geweſen. Ihre Augen werden ihr aber nicht lange mehr dieſen angenehmen Dienſt erweiſen: ſo lange es aber nur eine Möglichkeit iſt, wird ſie dieſe ergötzende Arbeit nicht ausſetzen. Sie hat einige vortrefliche Stücke nach der Roſſalba und nach Rotari verfertiget, die den Originalen ſehr nahe kommen. Jetzt aber ruhet dieſe Arbeit. Die jetzigen bedrängten Zeiten machen ſo viel Eindruck auf ihr gutes Herz, welches zum Mitleid gebildet iſt, und von jedem leidenden Gegenſtande gerühret wird, daß ſie an keine Ergötzung, an keine Zerſtreuung denkt. Ihre ganze Bemühung gehet dahin, das Schickſal ihrer Unterthanen und vieler Nothleidenden zu erleichtern; ohngeachtet ſie ſelbſt einen beträchtlichen Verluſt an ihren Einkünften leidet. Doch ich ſchreibe ein Buch ſtatt eines Briefes. Verzeihen Sie Ihrer geſchwätzigen Freundin um des Gegenſtandes willen. Die Frau von L°° wünſcht Sie zu kennen, und daß Sie eben jetzt hier ſeyn möchten. Unſere kleine Geſellſchaft ſollte die Panthea oder den beſten Fürſt auf dem angenehmen Theater im Garten aufführen, welches von Hecken formiret iſt, und ſonſt oft zu dergleichen Ergötzungen den verſtorbenen wohlgearteten Kindern der Frau von L * * gedienet hat. Wollten Sie auch dieſes nicht; ſo ſoll ich Ihnen in ihrem Namen Ruhe von Ihrer Arbeit und die ganze ländliche Stille verſprechen, die Seelen Ihrer Art weit ſchätzbarer iſt, als das Geräuſch der großen Welt ohne Freundſchaft. Zwey Meilen im Umkreis ſind wir von allen feindlichen Heeren befreyet. —— Dieſes allein, liebſte Freundin, ſollte Sie bewegen, eine Reiſe nach L. anzuſtellen. Man ruft mich zu einem Spaziergange, und ich lege die Feder eben ſo ungerne nieder, als ein Liebhaber die Stunde ſchlagen hört, da er von ſeiner Freundin Abſchied nehmen muß. Ich bin und bleibe Ihnen ewig ergeben

* * *

An-

An die Frau von R. *)

Leipzig im May 1760.

Beſte Freundin,

Nun iſt es kein Wunder, daß Sie ſo ſelten Nachricht von ſich hören oder leſen laſſen. Bey ſo vielen vergnügten Abwechſelungen können Ihnen kaum einige Augenblicke des Tages übrig bleiben an Ihre ſächſiſchen bedrängten Freunde zu denken. Ihr letzter Brief, der mir Ihren Aufenthalt in L°°°mark ſo angenehm und ſo maleriſch beſchreibt, hat mich gleichſam in jene glückliche Gegenden verſetzt. Mein Geiſt begleitet Sie oft in das angenehme Holz, in das ſtille Holzhaus, und, ſo oft Sie in der kleinen Gondel auf der Schley herumſchwimmen, bin ich in Gedan-

---

*) Dieſer Brief iſt aus Verſehen in der Sammlung zurückgeblieben und verdienet hier nachgeholet zu werden.

Gedanken bey Ihnen. Ihre Anmerkung, daß Ihr gütiger, Ihr gefälliger Wirth das Glück, das mit dem Beſitz eines ſo reizenden Landguthes verbunden iſt, und alle von der Natur und der Vorſicht dabey erhaltenen Vorzüge und Wohlthaten einſähe und erkennte, macht mir ſeinen Verſtand und ſeinen Character doppelt ſchätzbar.

Der ſeinen Zuſtand liebt und niemals wünſcht zu beſſern,
Gewiß, der Himmel kann ſein Glücke nicht vergrößern.

Dieſes iſt das Urtheil von Hallern. Wie viel Reiche und Glückliche ſehen den Werth ihres irrdiſchen Glücks nicht ein, und bleiben mitten unter den Geſchenken des allgemeinen Verſorgers unzufrieden und unempfindlich! Schon das Glück des Friedens, ſo die Hollſteiniſchen Lande unter der Regierung des däniſchen Titus genießen, iſt vorzüglich. Sie ſehen dort nicht den Handel unterdrückt, die Felder unbebauet, die Dörfer öde und die Städte mit bedrängten Einwohnern angefüllt. Ueberfluß und Ruhe wohnet in jenen glückſeligen Gegenden ſowohl in Paläſten als in den niedrigſten Hütten, da unterdeſſen Elend und Warten künftiger noch furchtbarer Dinge unſere Tage verbittert. Doch ich will Ihr weiches Gemüth nicht durch meine Klagen beunruhigen. Ich bin nicht ganz unglücklich, ſo lange Sie glücklich ſind.

Gottſched.

An die Frau * * *

Leipzig im Sept. 1760.

Hätten Sie, Liebſte Freundin, die Freudenthränen in meinen Augen geſehen, die bey der Nachricht, daß Sie eine glückliche Mutter geworden, ſo reichlich floſſen: Sie würden gewiß alles dabey gefühlet haben, was die zärtlichſte Freundſchaft zu empfinden fähig iſt. Wie ſchwer ſind doch die Worte zu finden, die eine rechfühlende Freundſchaft ausdrücken! — Zum Glück haben wir beyde ſolche Herzen, die ſich, ob wir wohl getrennt, dennoch ſo gleichförmig ſind, daß wir auch in der weiteſten Entfernung unſere Geſinnungen errathen können. Beſte, zärtliche Mutter! wie lebhaft drücken Sie Ihre Freude aus! — Wie würdig ſind Sie Mutter zu werden, und wie glücklich iſt der kleine Neugebohrne, eine ſolche Mutter zu haben! Könnte ich Sie doch beyde in dieſem Augenblicke umarmen, und Ihnen beyden Glück wünſchen und Ihnen Rührungen entdecken, die mich Ihnen ſchätzbar machen würden. Von Ihnen, liebſte, edle Seele, geſchätzt zu werden, iſt ein wirkliches Gut, ein Gut, auf welches ich einiges Recht zu haben glaube. Denn ſind zärtliche Empfindungen der aufrichtigſten Freundſchaft nicht auch Verdienſte?

Wie lebhaft ſtelle ich mir Sie, liebſte Freundin, an der Wiege des kleinen Lieblings ſitzend, vor! Wie aufmerkſam betrachten Sie die Züge, die unter ihrem Herzen gebildet worden, und errathen aus denſelben den künftigen Charakter Ihres Sohnes. Sie überdenken die Art und Weiſe, wie Sie einſt dieſen Charakter entwickeln und verbeſſern wollen. Wie oft ſegnen Sie den kleinen Säugling? und mit ſtillen ſanften Thränen bitten Sie die Vorſehung, Ihre mütterliche Segen ganz zu erfüllen. Sie flößen ihm alle dieſe geheimen Wünſche und die Güte Ihres Herzens mit Ihrer Milch ein; Gott erhöre und erfülle dieſelben. Der Allmächtige ſegne Mutter und Sohn, aber auch den glücklichen Gemahl und Vater.

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung und ewiger Freundſchaft ꝛc.

c o c

An Madame * * *

Dresden den 19. Jan. 1761.

Liebſte Freundin,

Sie wünſchen eine tröſtliche Nachricht von mir zu erfahren?

> Noch immer unbeſucht vom Schlummer
> Seufz ich die lange Mitternacht;
> Erwartend, wenn für unſern Kummer
> Die Friedens-Sonn erwacht.

Die Tage unſers Leidens dauren noch immer fort. Nichts, als die Ergebung in den Willen des Allgütigen kann uns tröſten. Dieſe iſt der gewiſſe Hafen für die bekümmerte Seele, wenn die Ausſicht unſers traurigen Schickſals noch grenzenlos iſt. Endlich wird doch die Stunde kommen, die von der Vorſehung zu unſerer Hülfe beſtimmet iſt. Die Zeit derſelben ſcheint uns weit hinaus geſetzt zu ſeyn: aber wie ſüß iſt die Erquickung des Labetrunks für den ſchmachtenden Wanderer! Und wie oft läßt Gott die geringern Uebel, um des größern Nutzens willen, den ſie ſtiften, zu? Wie recht hat Baſedow in ſeiner praktiſchen Philoſophie. „Gott konnte, ſagt er, das Feuer, weil es zuweilen Schaden thut, um des weit größern Nutzens willen, den es giebt, aus der Schöpfung nicht weglaſſen.“ Und wo kämen die höhern Grade der Geduld, der Gelaſſenheit und andrer Tugenden her, wenn ſie nicht durch Trübſal gewirket und in den härteſten Prüfungen bewährt würden. Jetzt leiden wir theils ſelbſt, beſte Freundin, theils leiden wir mit andern; aber eben ſo werden wir uns erfreuen, wenn Sachſens Schickſal wird entſchieden ſeyn, und der Friede (welch erquickender Name!) uns überſtandenes Ungemach vergeſſen laſſen wird. Dieſe Hoffnung iſt die tröſtlichſte, mit welcher man ſich am beſten aufrichten kann, wäre es auch nicht die wahrſcheinlichſte.

* * *

An Herrn * * *

Leipzig 1761.

Geliebteſter Herr Schwager,

Niemals ſind die Klagen eines Vaters gerechter geweſen, als die Ihrigen. Sie haben einen Sohn verlohren, der Ihrer würdig war, und der Ihre ſchmeichelhafteſten Hoffnungen erfüllet hatte. Erwarten Sie keinen Troſt von mir; ich bin mehr geneigt, mit Ihnen zu weinen, als Ihre gerechte Thränen zu ſtillen. Die Standhaftigkeit iſt bey vielen ein Eingriff in die Rechte der Natur, welche ſolche wenigſtens in den erſten Augenblicken des Schmerzens behaupten muß. Und wo iſt dieſes billiger, als bey dem Falle, der Sie und Ihr Haus jetzt betroffen? Nur die Zeit und die Religion kann und wird ihn heilen. Heben Sie Ihre naſſe Augen empor zu Gott, der Sie geprüfet hat. Verehren Sie den Willen des, der Sie gebeuget. Er verwehrt Ihnen die zärtliche Thräne, die Sie um Ihren Sohn weinen, nicht; er verſagt Ihnen aber den Gedanken, als ob er auch nicht hier höchſt gütig, höchſt weiſe handelte. Die Zukunft wird den Nebel von unſern Augen hinweg nehmen und Sie von der Nothwendigkeit, daß es ſo und nicht anders ſeyn konnte, überzeugen. Entbehren Sie alſo einen Sohn, der Ihre Liebe verdiente, gleich eine Zeitlang: Gott giebt Ihnen denſelben, ſo vollkommen er auch hier war, doch einſt vollkommner wieder. Machen Sie ſich dieſer großen Probe als ein Chriſt würdig; ſie war Ihnen mit Ihrem Daſeyn ſchon beſtimmt, und muß Ihnen, ſo kränkend ſie auch gegenwärtig ſcheint, dennoch nutzbar werden. Sie haben noch Kinder, denen Sie Pflichten ſchuldig ſind, und die Ihrer einſt würdig werden können; ſchenken Sie dieſen die Zärtlichkeit und ganze Sorgfalt eines guten Vaters, die Ihr verklärter Sohn nicht mehr nöthig hat; lehren Sie dieſelben, wie jener lebte, zu leben, und einſt zu ſterben, wie jener ſtarb.

Ich bin für Ihre geliebte Tochter beſorgt; ich fürchte, daß derſelben der allzuheftige Schmerz (ich weis, wie ſehr ſie ihren Bruder geliebt hat) ſchädlich werden könnte. Sie ſind ihr ein Exempel ſchuldig, und nichts wird ſie mehr tröſten, als wenn ſie ihren würdigen Vater als einen Chriſten getröſtet ſieht. Ich fordre dieſes Exempel ſelbſt für meine Schweſter, die auf das innigſte gerührt iſt; auch dieſe muß an Ihnen einen Vorgänger haben. Man fordert von einer männlichen Seele mehr als von einer weiblichen. Der HErr wird Ihnen für den Sohn einen Enkel ſchenken; denken Sie an dieſen jetzt Ungebohrnen, auch ihm ſind Sie die Erhaltung Ihrer Geſundheit, die durch zu heftige Kränkungen geſtöret werden könnte, ſo wie Ihrer ganzen Familie und ſich ſelbſt ſchuldig.

David ſtand, ſobald ſein Sohn todt war, auf von ſeinem Faſten und hörte auf zu weinen. Die vollkommne Glückſeligkeit ſeines Sohnes, und der unumſchränkte Wille eines gütigen Gottes, tröſtete ihn.

Wählen Sie dieſen weiſen König zu Ihrem Vorbild, und ahmen ihm in dieſem ſo ähnlichen Falle nach.

R * *

An die Frau v. R * * bey Abſterben Ihres Mannes.

B, im Auguſt 1762.

G. F.

Was für Abwechſelungen ſind wir elenden Sterblichen unterworfen! Kaum war meine geliebte Luiſe von einer tödlichen Krankheit, welche ſie in ihren Wochen überfallen, hergeſtellt, als ich E. G. traurigen Bericht von dem Todesfall Ihres Gemahls erhielt. Dank gegen den Vater der Menſchen, und Freude über eine aus ſeiner Hand durch Gebet errungenen Gattin, las man noch in meinen Augen, da der Tod meines zwanzigjährigen Freundes mein Herz aufs neue mit Wehmuth erfüllt, und mir Zähren auspreßt, welche ſein Gedächtnis allen ehrlichen Leuten abfordert, die Ihn nur nach ſeinen Verdienſten, ich will nicht einmal ſagen, als ihren beſondern Freund gekannt haben. Mit ihm wird ein lehrreiches Beyſpiel erfüllter Pflichten unſerm verdorbenen Zeitalter entzogen. Alle, die den Werth ſeines edlen Herzens zu kennen das Glück gehabt, müſſen mit Ueberzeugung ſagen:

Der tugendhafte Greis, der troſt- und lehrreich lebt,
Stirbt allzeit viel zu früh, ſo alt man ihn begräbt.
Nicht nur die Ihm vertraut, nicht nur die Sie gebohren,
O nein! ein ganzes Land hat dieſen Greis verlohren.

Es iſt für ein Land ein großer, ob zwar ſelten erkannter Verluſt, wenn ein Rechtſchaffener weniger wird. Unter einem Haufen Perlen, die der Beſitzer nach ihrer Menge geſchätzt hat, beſtimmen oft einige wenige auserleſene den Werth der ganzen Zahl. Wer dieſe nicht genug zu ſchätzen weis, wird von den übrigen nicht den gehörigen Vortheil ziehen. So iſt es mit Leuten von reinen Gewiſſen, von edlen Herzen und von wahren Verdienſten. Unſere Zeiten haben ihrer nicht viel aufzuweiſen; die noch hin und wieder zerſtreuten werden unter der Menge nicht bemerkt, und die Erfahrung lehrt doch täglich, daß der gemeine Haufe das Volk ſtolz und ſicher machen, aber nicht retten könne. Auf dergleichen Betrachtungen führt mich der Verluſt Ihres ſeligen Gemahls, wenn ich Ihn als Bürger erwäge. Wenn ich ihn aber als Freund denke:

So macht die Wehmuth mich, die treuſte Wehmuth ſtumm.
Es ſieht mein naſſer Blick ſich ängſtlich nach Ihm um,
Nach Ihm, dem klugen Freund, von dem ich allzeit lernte,
Nach Ihm, dem treuen Freund, den keine Noth entfernte,
Nach Ihm, dem wahren Freund, der mir ſeit zwanzig Jahr
Viel treu und koſtbarer, als zwanzig Freunde war.

Vergeblich ſuch ich Ihn: Er iſt — Er iſt entrückt!
Es wird Sein reiner Geiſt in einer Welt erquickt,
Wo unvergängliche, wo wahre Siegeskronen
Den, der in dieſer kämpſt, in Ewigkeit belohnen;
Wo Redlichkeit und Treu, die hier durchs Feuer gehn,
In ihrem hellen Werth und vollem Glanze ſtehn.

Frau, Kind und Freund und Land, euch raubt ein herber Tod
Den Vater und den Mann, den Freund, den Patriot!
Die insgeſammt von Ihm genau erfüllte Pflichten
Beſchwören insgeſammt; Ihm Eure zu entrichten!
Doch denkt, da Ihr verwaiſt bey Seinem Grabe bebt,
Daß Euer beſter Freund, daß Gott im Himmel lebt.

Dieſes, gnädige Frau, wird Ihr wahrer und beſter Troſt ſeyn. Unter den zeitlichen und unvollkommenen iſt ohne Zweifel das Mitleid eines redlichen Gemüthes der kräftigſte. Die Aufrichtigkeit des meinigen und die eifrige Hochachtung und Freundſchaft, die mich bey allem, was Ihrem Hauſe begegnet, vor tauſend andern empfindlich rührt, läßt mich hoffen, daß auch

Ihnen die Betheurung meines wahren Mitleides zu einigem Troſte gereichen werde. Nehmen Sie dieſen ſo zuverſichtlich an, wie ich zuverläßig und ohne Ausnahme die Ehre habe zu ſeyn

Ew. G.

gehorſamſter Diener

* * *

An Dieſelbe.

B. den 9. May 1763.

G. F.

Mein Herz hat in der Einſamkeit die Ankunft unſers theureſten Landesvaters mit den reinſten Wünſchen gefeyert, ob ich wohl nicht in den Vorzimmern in reichen Kleidern daher gerauſchet habe. Freylich hätte ich gewünſcht, dieſen guten König, nach ſo vielen überſtandnen Drangſalen, in ſeine Erblande einziehen zu ſehen, und gerne wäre ich Zeuge der Freude ſeiner treuen Unterthanen geweſen. Man braucht eben kein anſehnliches Amt zu bekleiden, man braucht nicht in wichtigen Ehrenſtellen zu prangen, man braucht nicht beſondre Wohlthaten empfangen zu haben, um von der Befreyung ſeines Vaterlandes, und der nach ſo vieljähriger Abweſenheit glücklichen Wiederkunft ſeines Regenten freudigſt gerührt zu ſeyn. Chriſtenthum und eine geſunde Moral ſind viel fähiger, zu der Erkenntnis einer ſo heiligen Pflicht zu führen, als es die wichtigſten Beſtallungen und die reichſten Beſoldungen ſind.

Wenn auch keine andre Schwierigkeit ſich geäußert, ſo hätte mich doch die Beſtellung meiner Felder eine Reiſe nach Dresden vorzunehmen gehindert. Ich konnte in den Vorzimmern nicht erſcheinen, ohne mir einige Feyerkleider machen zu laſſen. Ich hätte eine Woche auf meinen Staat warten müſſen, unter welcher Verzögerung die beſte Zeit zum Säen vergangen wäre. Ich mache mir keine Schande daraus, mein erſter Verwalter zu ſeyn, und wenn ich auch nur dieſen Vortheil dadurch erlange, von der künftigen Erndte einige Arme mehr zu ſpeiſen, welche dieſes Jahr ihre Freudenthränen über den hergeſtellten Frieden mit Jammerzähren über den Mangel des täglichen Brods vermiſcht haben. Vielleicht bringen mir meine Felder dieſen Sommer einen Segen, der es dem erſten Landmann in ° ° ° erlaubt, der letzte Hofmann auf den 3. Auguſt zu ſeyn. Alsdenn will ich meinem Schneider auch etliche Malter Korn zuwenden; denn was helfen die beſten Geſinnungen des redlichſten Patrioten, wenn er ſolche nicht in einem mit Gold beſetzten Kleide vorträgt. Ich freue mich im Geiſte auf dieſe Ankunft in Dresden: denn erſtlich ſehe ich die beſte Stadt in Sachſen, dann den beſten König, und dann an Ihnen die beſte Freundin.

Z.

An den Herrn Lieut. R * *

als er im Begriff war, eine See-Campagne zu machen.

Pr. den 12. März 1779.

Liebſter Sohn,

Die Zeit deiner Abreiſe nahet heran, und ich habe nur noch wenige Briefe aus Coppenhagen von dir zu hoffen. Laß mir jeden derſelben, den ich vor deiner Abreiſe noch erhalte, eben ſo willkommen, eben ſo beruhigend für mich ſeyn, als mir dein letzter Brief war. Ich verkenne meinen Sohn nicht in demſelben, und ich hoffe mit freudiger Zuverſicht, daß dieſer auch in der Zukunft bey keiner einzigen Handlung mir unkenntbar werden wird. Ich zittere nicht ängſtlich für denen Gefahren, die von deiner bevorſtehenden Reiſe faſt unzertrennlich ſind; ſo lebhaft auch mein mütterliches Herz ſonſt alles empfindet, was dich angeht. Gott iſt dem rechtſchaffenen Mann, dem Chriſten allezeit nahe, und noch näher in der Gefahr. Betritt alſo das Schiff mit dem Muth eines rechtſchaffenen Mannes, mit dem Muth eines Chriſten, erfüllt mit dem Gedanken, daß es deine Pflicht, dein Beruf heiſcht. Betritt daſſelbe im Namen des dreyeinigen Gottes; nimm den Segen deiner zärtlichen Mutter mit dir, und komme alsdenn (denn Gott wird dich meinem Gebete, meinen Thränen gewiß wieder ſchenken,) mit dem ſüßen belohnenden Bewußtſeyn, dieſe Pflichten gänz erfüllt zu haben, zurücke. Dieſen Troſt mir zu geben, fordre ich von dir zur Belohnung meiner Liebe.

Du biſt zwar in Sachſen gebohren, mein Sohn, aber Dännemark iſt jetzt dein Vaterland, und der König dein Herr und dein Vater. Jede unterlaßne Pflicht, wenn ſie auch nur entfernt zu deinem Berufe zu gehören ſcheint, iſt Verbrechen. Nichts, mein Sohn, muß unerfüllt bleiben, was du deinem zweyten Vaterlande und dem König, deinem Herrn, zu leiſten ſchuldig biſt. Die Grundſätze deiner Religion befehlen dir die Anſtrengung aller deiner Fähigkeiten, und dieſe Anſtrengung wird Erkenntlichkeit gegen die Vorſehung für die dir geſchenkte Talente ſeyn, und von ihr geſegnet werden. Gott wird dir, wenn du um ſeinen Beyſtand ernſtlich bitteſt, dir ſolchen nicht verſagen. Fordre denſelben täglich von ihm, ohne Zurückhaltung und ohne Furcht, in deinem Gebete. Er, der dir dieſen Poſten hier auf Erden angewieſen, kann nicht müde werden, dir immer mehr Weisheit, mehr Erkenntnis, mehr Gedult in Prüfungen, mehr Gleichmüthigkeit und Demuth im Glücke, und mehr Standhaftigkeit in der Gefahr zu ſchenken. Mit innerer Freude kann ich dich hier auf mein Beyſpiel verweiſen; ja, ich kann mit Ueberzeugung ſagen: Gott hat mein Gebet ſchon oft erhöret. Um Gedult und Standhaftigkeit habe ich bey meinen Widerwärtigkeitigkeiten noch niemals vergeblich gebeten, und was brauche ich in meiner Laufbahn weiter, um dieſelbe glücklich zu enden und Theil an den Verheißungen Gottes zu nehmen?

Noch eins, mein beſter Sohn! Geſetzt, es wäre dir etwas unangenehmes begegnet, und geſetzt, es ſchienen mir alle Mittel geraubt dir zu helfen, dir beyzuſtehn: ſo verheele mir dennoch nichts. Ich weis noch ein Mittel, ich kann mit Gott reden, der freylich mein Bitten ungenennt verſteht; aber um mein ſelbſt willen, denn wie viel gehört nicht darzu, erhörlich zu beten, muß ich es nennen können. Die Hoffnung, welche du haſt, auf deiner Reiſe einen würdigen Geiſtlichen zum Reiſegefährten zu bekommen, iſt für mich außerordentlich erfreulich geweſen. Das Feuer des beſten Herzens muß bisweilen angefacht werden, wenn es dauerhafte Empfindungen und eifrige Handlungen hervorbringen ſoll, mit welchen man gerechtfertiget vor dem Thron des Allerhöchſten und uns beſtändig Allgegenwärtigen

tigen erſcheinen kann. Nun Gott lenke dein Herz, mein liebſter, mein einziger Sohn! Hier ſind, mein Gott, die du mir gegeben haſt, will ich dereinſt jenſeit des Grabes ſagen; ich ſage aber auch ſchon hier: Hier ſind ſie, mein Gott, ich laſſe dich nicht, du ſegneſt ſie denn. Lebe wohl, mein Sohn! lebe ſtets ſo, daß auch mein Gebet für dich abweſend wirkſam wird. Verſichere deinen und meinen Freunden die beſten Wünſche. Ich bin ewig

Deine treue Mutter
v. A.

An die Frau von * * *

Pz. im Sept. 1770.

Beſte Freundin,

Hier bin ich wieder zurück in meinen ländlichen Aufenthalt, und denke an die in Ihrer Geſellſchaft wie einzelne Stunden vergangene Tage zurück. Und wo ſind dieſe geblieben, Liebſte Freundin? und was wäre des Menſchen Beſtimmung ſelbſt, wenn uns Gott nicht Seelen zu einer längern Dauer, als für die kurze Zeit dieſes forteilenden Lebens geſchenkt hätte? Aber Dank ſey es dem Schöpfer, daß wir das, was die Religion uns verheiſſt, auch ſelbſt in uns fühlen. Ja, liebſte Freundin, wir fühlen die ewige Dauer unſerer Seelen, die ewige Dauer unſerer Freundſchaft und alles, was unſere Wünſche jenſeit des Grabes befriedigen wird, viel zu lebhaft, als daß es uns gegen die unvollkommenen Freuden dieſer Welt, die uns beſonders ſo eingeſchränkt zugetheilt worden, nicht ſchadlos halten ſollte. Wir ſind es ſchon gegenwärtig und werden es denn noch mehr ſeyn, wenn wir dereinſt mit hellern Augen ſehen, wie wenig das Glück der Glücklichſten dieſer Welt zu beneiden geweſen.

Auch jetzt ſchon würde ich ſehr ſelten geneigt ſeyn, das glänzendſte Glück meinem mittelmäßigen Zuſtande vorzuziehen, wenn mir nicht oft zu dem Genuſſe eines reinen unſchuldigen Vergnügens meine Freundin fehlte. Aber auch hierbey, da uns Gott beyden ein Herz gegeben, welchen die Freundſchaft ſo unentbehrlich, und doch unſern Wünſchen ſo viel dabey entzogen iſt, fordert er uns vielleicht zur Ueberwindung auf. Gedult! die wenigen Augenblicke, die wir beyde, um alle unſere Wünſche erfüllt zu ſehen, zu verleben haben, werden wie ein ſchwerer Traum vorbey eilen. Ja Augenblicke, beſte Freundin, gegen das Meer der Ewigkeit! Wie vollkommen werden wir uns dort erſt lieben! Frey wird unſere Seele von aller Unruhe ſeyn und verklärt unſere Körper; und dann, dann ſind wir ewig ungetrennt beyſammen. Ich weiß, Sie wünſchen dieſes ſo eifrig als Ihre ganz eigene

Dienerin.

° ° °

An die Frau von T * *

St. den 24. Dec. 1770.

G. F.

Wo leben Sie denn in der Welt, würdige Freundin? In D°° oder in B°°? Wenn Sie nur geſund und vergnügt leben, ſo kann es mir einerley ſeyn; aber ich möchte doch auch gerne wiſſen, welches Ihre Beſchäftigungen, Ihre Vergnügungen ſind? Was Ihr Liebling, die kleine Leopoldine, macht? Wie Ihrem Manne ſein neues Amt gefällt? Wie ſich Ihre Frau Mutter befindet? Kurz, alles was bey Ihnen vergeht? Der Antheil, den ich an allem nehme, was ſich nur auf Sie bezieht, iſt zu groß, als daß mich Ihr Stillſchweigen nicht beunruhigen ſollte. Ich will mich alſo an Sie wenden, meine gnädige Frau; Ihr Gemahl möchte nicht Zeit haben, mir gleich zu antworten, und eine Antwort wünſche ich bald. Ich will nicht hoffen, daß meine Abweſenheit ſchon mein Andenken bey Ihnen ſollte gänzlich verdränget haben? Nein! Ihr beyderſeitiges freundſchaftliches Herz iſt mir dafür Bürge.

Seit einigen Wochen befinde ich mich in S** an einem Orte, der etwas größer und lebhafter als D** iſt, folglich auch mehr mannigfaltigere und lebhaftere Vergnügungen darbietet. Aber kein einziges iſt hinreichend, mir das reizendſte unter allem Vergnügen vergeſſen zu laſſen, ich meyne den Umgang mit meinen würdigſten Freunden in Sachſen. Hier bey allen

Beluſtigungen wünſche ich mir oft, ſehr oft, in jener Geſellſchaft das Glück, das ſtille Glück der Freundſchaft zu genießen. Denn was iſt alle Ergötzlichkeit ohne wahre Freundſchaft, ohne die einzige ſüße Empfindung, welche Ruhe und Zufriedenheit in unſern Herzen entſtehen läßt und auf unſer ganzes Leben verbreitet? Was nutzen die größten Schätze und Ehrenſtellen ohne Zufriedenheit? ohne Beyfall des Redlichen? ohne das innere Bewußtſeyn, dieſen Beyfall zu verdienen? Welcher Gutdenkende kann ganz froh ein Glück genießen, wenn er es mit ſeinen Freunden nicht theilen kann? Nur die Art des Genuſſes macht glücklich, nicht der Ueberfluß. In ſtiller Zufriedenheit zu leben, und im Stande zu ſeyn, des Nothdürftigen Elend zu erleichtern, dieſes iſt das wahre Glück, das beſte Glück des Weiſen. Ohne einige Anſprüche auf dieſe Empfindungen machen zu dürfen, wünſchte ich mir kein Menſch zu ſeyn. Ich muß es frey geſtehen, daß ich niemals mehr vereinigte Hochachtung und Freundſchaft gefühlet, als eben für Sie, gnädige Frau; und ich werde niemals weder dies Geſtändnis noch meine Wahl bereuen. Vor der ganzen Welt kann ich mich rechtfertigen, daß Sie die Hochachtung Ihrer Freunde in dem vollkommenſten Grade verdienen. Und welcher Menſch wird nicht Ihr Freund ſeyn, ſobald er die Tugend liebt und Sie kennt? Warum ſollte ich denn nicht auch Ihr Freund ſeyn? Warum ſollte ich Ihnen dieſes nicht geſtehen? Ja, gnädige Frau, ich bin noch verwegener. Ich wünſche mir das Glück, Ihre Freundſchaft in eben dieſem Grade zu verdienen und derſelben würdig zu ſeyn. Aber was werden Sie denken? wird es Ihnen nicht wunderlich ſcheinen, daß ich einen Brief mit Wünſchen für mich ſelbſt anfange, deſſen Innhalt bey dem nahen Wechſel des Jahres Wünſche für Sie und für die Wohlfahrt Ihres ganzen Hauſes ſeyn ſollte? Allein erwarten Sie von mir nichts regelmäßiges, nichts gekünſteltes.

Alles mögliche Gute, was ich Ihnen und Ihrem Hauſe gönne und wünſche, geſchiehet nicht aus Schuldigkeit allein, nicht aus Gewohnheit, blos aus Neigung. Für die Hochachtung, für die Freundſchaft, die ich für Sie und für Ihren Gemahl, für Ihren beſten Freund hege, ſcheint mir der beſte Ausdruck viel zu ſchwach. Wahres Gefühl prahlet nicht mit Worten; wenn das Herz redet, verdränget es alle Kunſt. Auch meine Muſe würde ſich anſtrengen und Ihnen den beſten Wunſch in Verſen ſagen. Aber Empfindungen laſſen ſich nicht ſo enge Schranken ſetzen. Ein freundſchaftlicher Wunſch bey beredtem Stillſchweigen, ein ſchlagend Herz ſagt mehr, als die ganze Dichtkunſt ſagen kann. Dieſes iſt die beſte Sprache der Empfindung, dies iſt ihr rührendes Lied und auch mein Wunſch für Sie zum neuen Jahre. Entſchuldigen Sie mein langes Geſchwätze, ich dachte nicht daran, daß es Ihnen läſtig ſeyn könnte. Ich folge meiner liebſten Neigung vielleicht diesmal zu lange. Aber wer iſt denn allemal Meiſter ſeiner Leidenſchaften? Ich weis wohl, daß mir alle Klagen über den Verluſt der Gegenwart meiner Freunde zu nichts helfen, gar nichts helfen. Ich kann doch dieſes Glück nicht eher wünſchen und hoffen, als am Ende des März. Allein ich erinnere mich eben gewiſſer Zeilen, die ich vor kurzem geleſen habe:

Ein Leiden, das man unterdrückt,
Vermehret den geheimen Schmerz,
Und jede Thräne, die erſtickt,
Gräbt blutig ſich in unſer Herz.

Dieſe Wahrheit und Ihre Güte könnten mich wohl diesmal entſchuldigen; aber alsdenn würde ich nie zu entſchuldigen ſeyn, und kein Menſch und ich ſelbſt würde es mir nie verzeihen, wenn ich jemalen aufhören könnte mit der verzüglichſten Hochachtung Ihr und Ihres Mannes aufrichtigſter und ewiger Freund zu ſeyn

K.

An das Fräulein von R** am Tage ihrer Vermählung.

Liebſte Freundin,

Wenn das Vergnügen des heutigen Tages Ihnen einen Augenblick übrig läßt: ſo fordre ich denſelben für dieſen Brief; ich fordre ihn im Namen der Freundſchaft für Ihre Freundin.

Entfernt erblickt ſie mit Entzücken
Den heutigen Tag, ein Feſt für ſie und Dich!
Und wünſcht gerührt Dir auszudrücken,
Daß ihr Gefühl der Freundin Glücke glich.

Sie, längſt entfernt von Schaaren junger Freuden,
Tritt jetzt ganz unbemerkt zu Hymens ſchönſtem Feſt;
Bald möchte ſie den Sterblichen beneiden,
Der ihrer Freundin nichts zu wünſchen übrig läßt.

Gewiß, liebenswürdige Braut, Ihr Glück iſt ſo vollkommen als Sie es verdienen, und es wird das dauerhafteſte ſeyn, da Tugend und Vernunft es gründen.

Beſchattet von der Liebe Myrthen
Erblick ich Dich umarmt vom zärtlichſten Gemahl;
So glücklich als einſt jene Hirten,
Da noch nicht Zwang die Ehen uns befahl.

Für Sie, tugendhafte Braut! für Sie öfnen ſich die reizendſten Ausſichten. An der Seite Ihres glücklichen, Ihres zärtlichen Gemahls; beglückt mit dem Segen der zufriedendſten Mutter, die nun keine andre Thränen als Thränen der Freude zu trocknen hat; in ungetrennter Geſellſchaft der beſten, der würdigſten Tante, die Sie wie ihr eigen Kind lieben wird, und die Sie als Mutter verehren werden; von einer Familie geſchätzt und geliebt, deren Rang und alles irrdiſche Glück ihre geringſten Vorzüge ſind, muß jeder Ihrer Tage von einer neuen Zufriedenheit bezeichnet werden, und jeden Tag werden Sie die Belohnung der Tugend, der Sie ſo treu gedienet, erfahren. Sie erröthen doch nicht, liebenswürdge Braut, wenn ich Ihnen lebende Pfänder Ihrer Zärtlichkeit und Zeugen Ihres Glücks wünſche? Es iſt dieſes der Wunſch einer eigennützigen Patriotin, welche ihn zum Glücke der Welt thut, wo der Tugendhaften ſo wenig werden.

Ein Sohn, der Mutter gleich, wird ihre Wege gehen,
Den Weg der Tugend und der Pflicht.
Laß uns der Mutter Bild in einer Tochter ſehen,
Das beſte reinſte Herz, das reizendſte Geſicht.

Verzeihen Sie mir die poetiſchen Misbräuche in dieſem Brief. Ich konnte es meiner Muſe nicht verwehren, daß ſie nicht einige Töne gewagt hätte. Seyn Sie froh, daß Sie nicht mit einem förmlichen Hochzeitgedichte heimgeſucht und die ganze Geſchichte mit der Fledermaus, die Geſchichte, die Ihnen ſo viel Ehre macht und Ihnen ſo viel Thränen koſtete, wiederholet worden. Vielleicht geſchiehet es bey dem erſten Sohne —— Doch nein, ich ſinge nicht mehr und ſage Ihnen in der natürlichſten

Sprache meines Herzens, daß ich Sie mit aller Zärtlichkeit umarme und, ſo lange ich lebe, Ihnen ganz ergeben ſeyn werde.

v. N * *

An den Herrn von * * *

Gellert iſt nicht mehr! Sie, alle unſre Freunde, das Vaterland und auch entfernte Gegenden werden dieſem Verluſt Thränen weyhen, der uns vor wenig Tagen betroffen hat. Er iſt todt und von uns getrennt der Freund und Lehrer des menſchlichen Geſchlechts, der Mann, der durch ſein Leben uns das erſte Beyſpiel gab, daß die Ausübung der reinſten Moral möglich ſey; der ein Beweis war, daß man unter Menſchen leben und ihrer Vergehungen nicht theilhaftig werden kann. Doch ich rede mit Ihnen, der Gellerts Vortreflichkeit im in ihrem ganzen Umfange kannte, der ihn gehört und der ſeinen Lehren noch jetzt zu folgen ſeine liebſte Beſchäftigung, ſeine rühmlichſte Bemühung ſeyn läßt. Möchten nur alle ſeine Leſer und Zuhörer gleichen Nutzen aus den Schriften eines Mannes ziehen, der ſich die Verbeſſerung des menſchlichen Herzens mehr als ſeinen Ruhm angelegen ſeyn ließ; der den ſchönen Namen eines lehrenden Menſchenfreundes dem glänzenden Titel eines bewunderten Autors vorzog, und den letztern ohne ſeinen Willen erwarb, und noch weniger gern von ſich hörte. Möchten doch ſeine Schriften noch ſpät nach ihm die wohlthätigen und erhabenen Abſichten ihres Verfaſſers erreichen! Wie viele vom Verderben errettete oder für der Verführung bewahrte Seelen werden ihm dort einſt mit ſeinen eignen Worten entgegen eilen und ihm verklärt zurufen:

Heil ſey Dir, denn Du haſt das Leben,
Die Seele uns gerettet, Du.

Er ſelbſt fühlte ſchon hier die Wahrheit der folgenden Zeilen in ihrer ganzen Stärke:

Ach Gott! wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele ſeyn.

Aber auch ſchon hier genoß **Gellert** die Belohnung ſeiner unermüdeten Liebe zur Tugend. Er hatte das Glück vor vielen, die oft ihr ganzes Leben durch Religion und gute Sitten predigen, und wenig, wenig Nutzen ſtiften. Jene werden aufs höchſte nur in den Stunden angehört, die ihr Beruf zum Reden beſtimmt hat. Dieſer wurde von Freunden, von Zuhörern, von Fremden und Einheimiſchen belagert, und alle ſeine Worte wurden nicht nur ſorgfältig nachgeſchrieben, ſondern gewiß auch von den meiſten ins Gedächtnis, und von vielen ins Herz geprägt. Man drang ſich zu ſeinem Umgange. Der wohlgeartete Jüngling ſuchte denſelben aus Neigung, der rohe, leichtſinnige that es aus Neugier. Kaum hörte er die Lehren der Tugend aus Gellerts Munde, wo ſein Herz dem Ausdruck Wahrheit, Leben und Feuer lieh; ſo ward er aufmerkſam, nachdenkend, gerührt. Die zärtlichen Bitten, die er mit innrer Empfindung, mit einem ihm allein eigenen Gefühl, an ſeine Zuhörer that, bewegten das verdorbenſte Gemüth. Er ſchaffte bey dieſem mehr Nutzen, als oft die treuſten Vermahnungen zärtlicher Eltern, die Warnungen und Verweiſe vieler Lehrer in einer Reihe von Jahren nicht ausgerichtet hatten. Die würdigſten vortreflichſten Männer fanden eine Wolluſt darinne, ſich Gellerts Freunde zu nennen. Und ſeine vornehmſten Zuhörer, die hoffnungsvollſten Jünglinge, beeiferten ſich um die Ehre, Gellerts Lieblinge zu heiſſen. Die Groſſen dieſer Erde lieſſen ihm die Gerechtigkeit wiederfahren, die ſo oft dem Verdienſte verſaget wird. Ohne Zweifel hätte es blos bey ihm geſtanden, von deren Gunſt und Zuneigung mehr Vortheil zu ziehen.

Selbſt der Krieger fand an Gellerts Lehren Geſchmack, und hielt die Zeit, die er denſelben in Leipzig ſchenkte, für beſſer angewandt, als wenn er ſie wilden Vergnügungen gewidmet hätte. Ich habe mir oft mit innigem Vergnügen erzählen laſſen, daß Helden, die im Getümmel der Waffen erzogen waren, Gellerts Vorleſungen, und dann voller Ungeduld ihn ſelbſt beſucht haben. Kennen Sie viele Lehrer der Moral, die dieſes Glücks ſich rühmen können? Gellerts Ende war ſo wie ſein Leben;

Er ſtarb das Ende des Gerechten.
Sein Tod ſagt künftigen Geſchlechten,
Wie wir den Chriſten ſterben ſehn.
Ihm lächelt auf des Todes Wegen
Des Himmels ganzer Lohn entgegen;
Er ſtarb, ſo wie er lebte, ſchön.

v. N * * *

An

An Herrn * * *

L. im April 1770.

Hochzuehrender Herr,

Jetzt, da ich von der traurigen Stelle zurückkomme, welche die Gebeine meiner verklärten Freundin verwahret, jetzt ſetze ich mich nieder, meinen Schmerz mit Ihnen zu theilen, und das Andenken meiner verewigten Gattin auch in Ihrer Bruſt zu verneuen. Sie, liebſter Freund, einer ihrer nächſten Anverwandten, Sie kennen die Größe meines Verluſts und einen Theil des Werths meiner verſtorbenen Geliebten. Ja, dieſes war ſie noch nach einer zehnjährigen Ehe, und ſie würde es nach ſpäten Jahren immer geblieben ſeyn. — Welch vortrefliches Herz bewohnte ihren reizenden Cörper. Ihre Seele übertraf alles äußerliche, was ihre Bewunderer ſo hoch zu ſchätzen und ſo laut zu rühmen pflegten — was ſie ſelbſt aber für eitel, für gänzlich und oft für gefährlich hielt. Auf die Bildung, auf die Verbeſſerung dieſer unſterblichen Seele wendete ſie alle ihre Sorgfalt. Ihr Herz athmete nur Tugend und verabſcheuete auch den Schein des Laſters. Sie fand in Ausübung ſtiller Wohlthaten, in geheimer und öffentlicher Beförderung des Guten das ſüßeſte, ja faſt ihr einziges Vergnügen. Edel auch in der kleinſten ihrer Handlungen, gütig ſelbſt gegen ihre Feinde, leutſelig in ihren Verweiſen, eifrig in der Bemühung, wenn ſie Gelegenheit fand jemanden vom unrechten Weg auf den richtigen zu führen. Ihr Herz brannte in Liebe gegen Gott, und dieſe überwog alles Vergnügen an dem Irdiſchen. An ſeinen Gliedern übte ſie ſeine Gebote, das Gebot der Liebe, gewis nach der genaueſten Bedeutung aus. So lebte ſie nur bekannt ihrem Gotte, ihrer Pflicht, mir und einigen wenigen Freunden. Ihr Haus konnte als ein Muſter der Ordnung, weiſer Sparſamkeit und ungezwungener Zierlichkeit angeſehen werden.

den. Sie fand ihre liebſte Beſchäftigung in den Pflichten der zärtlichſten Gattin und der vernünftigen Hausfrau, da die Vorſicht die Pfänder, die ſie uns kurze Zeit nur geliehen, wieder zu ſich genommen und ſie der Sorge einer guten Mutter überhoben hatte — Wie viel, liebſter Freund, könnte ich Ihnen nicht noch und mit Wahrheit zum Lobe der Verſtorbenen ſagen? Mein Schmerz iſt viel zu groß, als daß er mir dieſe Linderung ganz erlauben ſollte. —

Möchten Sie doch nie, oder ſo ſpät als möglich meinen Troſt bey dem Verluſte Ihrer würdigen Gattin brauchen. Wie wenig iſt man darzu fähig, wenn man durch die Erfahrung dieſen durchdringenden Schmerz bey ſich ſelbſt gefühlt hat. Mit Ihnen leiden würde ich, aber nie Sie tröſten, denn nichts iſt dem Verluſt einer zärtlichen, rechtſchaffenen Frau zu vergleichen. Als das gerührte Herz

Ihres

Freundes.

An die Frau von ***. nach Dresden.

Allerbeſte Freundin,

Allerdings verſüßt mir die Annehmlichkeit des hieſigen Aufenthalts die Entfernung von meinem Vaterlande und von meinen Freunden, ob ſie mich gleich in Abſicht auf Sie, liebſte Freundin, nicht ganz entſchädiget. Sie ſchmälen in Ihrem letzten Brief über meine Trägheit in Beſchreibungen, und drohen mir mit einem Argwohn, der mich unmittelbar aus meiner Schlafſucht zu erwecken die Kraft gehabt hat. So viel Reiz die hieſige Gegend, die vortreflichen Landgüter L°° R°° D°° und G°° in den Augen aller, die ſolche beſuchen, finden; ſo viel Annehmlichkeit wir in dem Umgange der würdigen Beſitzer dieſer ländlichen Schätze genießen: ſo hindert dieſes doch nicht, daß wir nicht oft nach Sachſen denken, uns oft von den Vorzügen dieſes guten Landes unterhalten, und allen

Nachrichten, ſo uns daher kommen, mit Verlangen entgegen ſehen ſollten.

Ich will Ihnen heute L°° beſchreiben, wozu aber billig eine maleriſche Feder erfordert wird; meine Schilderung wird immer groteske ausfallen.

L°° liegt drey Meilen von Schleswig an der Schley. Die Natur hat bey dieſer Lage alles verſchwendet, was der Kunſt nicht möglich geweſen wäre in einem ſo engen Bezirk anzubringen. Der beſte Maler würde die Bewunderung der Kenner erwerben, wenn er dieſe ſchöne Gegend in das Gemälde einer Landſchaft bringen könnte. Stellen Sie ſich das Gartenbergiſche Haus in Dresden an der Elbe vor: ſo haben Sie einen Begriff von dem angenehmen Landhauſe des Herrn von D°°. Statt der dortigen Wieſe iſt hier ein vortreflicher Garten, aus welchem eine angenehme Lindenallee, längs der Schley, in ein dichtes Holz führet, durch welches die anmuthigſten Gänge ausgehauen ſind;

Hier ſitzet der goldne Hämmerling auf dem Haſelgebüſche
Am Eingange des Waldes
Und ſingt immer ſein einförmig Lied. Im dickſten Gehölze
Schlägt der ſchmetternde Fink aus alten hangenden Buchen;
Seinen Geſang begleiten der Holztaube dunkle Klagen,
Die in tiefer Melancholie den Liebling beweinet,
Welchen der mördriſche Habicht von ihrer Seite geraubet.
Hundert Schnäbel picken und hacken an mooſigten Aeſten,
Oder auf blühenden Diſteln, die durch die Waldheyde ſchimmern ꝛc. ꝛc.
Auch die Fürſtin des Sängergeſchlechts, die Nachtigall, ſchlüpfet
In den niedern Geſträuchen herum —— ——
Welche die ſchmeichelhafteſten Seufzer, die edelſten Lieder
Unſerm entzückten Ohr geſungen —— —

Ich nehme mit Recht an, daß Sie mit eben der Empfindung, als dieſer malende Dichter, die Schönheit des Spazierganges genieſſen. Mitten unter dieſen ſüßen Träumen werden Sie durch einen neuen unvermutheten Anblick aus Ihren Betrachtungen erweckt. Sie kommen auf ein kleines Haus, das der Herr von

D°° ſeiner Gemahlin zu Gefallen, mitten im Holze erbauet hat. Es hieß bishieher Frauenwill. Ich fand dieſen Namen für beyde Geſchlechter ehrenrührig. Sie wiſſen, daß die guten Frauen nur mit Bitten herrſchen ſollen, und ich ſchlug einen andern, nach dem Nahmen der Beſitzerin, vor. Mein Einfall ward gebilliget, und das Haus Jeanettenruh genennt. Dieſe kleine Anecdote, die meiner Eitelkeit ſchmeichelt, konnte ich unmöglich verſchweigen, und auf dieſe rechnen Sie dieſe Ausſchweifung. Ueber der Schley liegt, ſo wie bey Ihnen in Dresden der Brühliſche Garten, das Städtgen Cappel, in deſſen Hafen oft zwanzig Schiffe vor Anker liegen. Dieſe reizende Lage erleichtert meiner liebenswürdigen Wirthin, die immer kränklich iſt, die Beſchwerlichkeit ihres Zuſtandes ungemein. Auf ihrem Krankenbette kann ſie, durch Hülfe eines groſſen Spiegels, die ſchiffbare Schley, das Städtchen Cappel, die darneben liegenden Triſten mit allen darauf weidenden Heerden erblicken. Kein Anblick kann bezaubernder ſeyn. Eine Menge auf der Schley herumſchwimmender Kähne, worauf theils unzählbare Heringe gefangen, oder Aale geſtochen werden, machen bis in die ſpäte Nacht den Zuſchauern viel Vergnügen, und ich weis, Sie würden dieſem Schauplatz der Natur für den theuren Schönheiten der ergötzenden Oper den Vorzug geben, welche blos durch die Kunſt gefällt. Jene gefällt bey aller Einförmigkeit, dieſe muß durch immer neue Veränderungen ſich Beyfall erwerben. ——

So leben wir hier in der glücklichſten Ruhe. Jeder neue Morgen verſpricht uns neues Vergnügen auf den ganzen Tag; Vergnügungen, die wir den folgenden nicht bereuen dürfen.

Unſern gefälligen Wirth ſchildere ich Ihnen mit einer einzigen Zeile aus Hagedorn:

Der mit der Höfe Witz das beſte Herz vereint.

Beſcheidne Tugend und verborgne Frömmigkeit machen die Hauptzüge in dem Character der Frau von D** aus. Sie prahlt nicht mit ihren Tugenden, und dringt ihre Grundſätze niemand auf, wer aber beyde kennt, verehrt dieſelben. Niemals habe ich mehr empfunden, daß man in einem kleinen Zirkel von Freunden die ganze Annehmlichkeit des geſellſchaftlichen Umganges mit allen ſeinen Vergnügungen ſchmecken kann, als jetzt. Wir wenden einen Theil unſerer Zeit auf die Lectüre; die Bibliothek des Herrn von D** enthält die angenehmſten Werke für den Geſchmack und den Unterricht. Er ſelbſt widmet den ganzen Morgen dieſer Beſchäftigung, und den Nachmittag ſchenket er ſeinen Gäſten, die aus der Nähe und von der Ferne auf ſein reizendes Landguth kommen, und die alle vergnügt empfangen und gut bewirthet werden. Er iſt ein Beweis, daß der Witz nicht nur an dem Ufer der Seine oder Themſe wohnt. Auf unſern Spatziergängen ergötzen wir uns entweder an den Schönheiten der Natur, oder wir vergleichen jede ſchöne Stelle des Thomſens oder Zachariä mit der Natur.

Warum müſſen Sie doch jetzt ſo weit entfernet ſeyn, und warum können Sie nicht die Schönheiten dieſes Orts genießen? Warum nicht mit uns den Herrn von D** hochachten und ſeine Gemahlin lieben? Wiſſen Sie, daß ich alsdenn ganz glücklich wäre;

Und daß zu meinem Glück mir niemand fehlt,
als Du.

v. R**

Ende des dritten und letzten Theils.